Feuerſchirme.

Erstes Heft.

Das Vaterland.

Beiträge
zu
einer Geſchichte der Zeit,
Verſuche
zur
Veredlung des Nationalgeiſtes
und
zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie.

Erſter Band.
Erſtes bis drittes Heft.

Mit einem allegor. Holzſchnitte von Gubitz.

Berlin,
bei Friedrich Maurer 1808.

Das Vaterland.

Beiträge
zu
einer Geſchichte der Zeit,
Verſuche
zur
Veredlung des Nationalgeiſtes
und
zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie.

In zwangloſen Heften.

Erſtes Heft.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1807.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Ein nicht geringer Theil des vaterländiſchen Publikums ſcheint in der Beurtheilung des Ganges der Preußiſchen Regierung weder auf die Vergangenheit noch auf die Zeitumſtände Rückſicht zu nehmen. Man tadelt ohne zu unterſuchen, ohne die verſchiedenen Quellen des Uebels zu kennen. Selten liegen ſie da, wo man ſie gefunden zu haben wähnt. Seichte, gehaltloſe, mit unter freche Schriften verwirren die Begriffe, vermehren die Unzufriedenheit. Anſtatt Eintracht, gegenſeitiges Zutrauen, Anhänglichkeit an Vaterland und König zu befördern, werden durch ſie die heiligen Bande, welche das Ganze — ſoll es nicht aus einander fallen — nothwendig verbinden müſſen, ſey es aus Unbeſonnenheit oder Bosheit immer lockerer gemacht. Hieraus können nur traurige Reſultate hervorgehen. Ihnen vorzubeugen iſt Pflicht redlicher Staatsbürger und hauptſächlich der Zweck dieſer Zeitſchrift.

Durchdrungen von dem innigſten Gefühle jener Wahrheiten, haben wir in dieſem erſten Hefte Thatſachen erzählt, die zur Würdigung mancher Ereigniſſe beitragen können — haben Betrachtungen geäußert, die beherzigt zu werden verdienen. — Unſere Abſicht iſt lauter — dieß ſind wir uns bewußt. Ob wir ſie erreichen werden, wird der Erfolg entſcheiden.

Geſchrieben im October 1807.

Inhalt.

Einleitung. . . . . Seite 1
Erſter Abſchnitt. Friedrich der Zweite. . — 2
Zweiter Abſchnitt. Friedrich Wilhelm der Zweite. . . . — 6
Erſtes Kapitel. Verhältniſſe der auswärtigen Politik im Jahr 1787. . — 8
Zweites Kapitel. Ereigniſſe der Jahre 1788 bis 1790. . . — 17
Drittes Kapitel. Fortſetzung des Vorigen. Hertzbergs Projekt. . — 22
Viertes Kapitel. 1790. Allianz mit der Pforte, — mit Pohlen — Reichenbacher Konvention — Friede zu Warela. . — 25
Fünftes Kapitel. 1791. Fortſetzung des Vorigen — Polniſche Angelegenheiten. — 30
Sechstes Kapitel. Wie behauptete England gegen Rußland den Grundſatz des Status quo? . . . — 32
Siebentes Kapitel. Reſultate. — Hertzbergs Fall. . . . — 34
Achtes Kapitel. Sziſtower Kongreß. Verhandlungen mit Oeſtreich. . — 38
Neuntes Kapitel. 1792. Leopolds und Guſtavs Tod. Bruch mit Frankreich. Polniſche Angelegenheiten. . . — 42
Zehntes Kapitel. Feldzüge gegen Frankreich — bis 1795. — Baſeler Friede. — 47
Eilftes Kapitel. 1793 — 1795. Polens Theilung vom Jahr 1793; Revolution und Ende. . . . — 51

Zwölftes Kapitel. Ende der Regierung Friedrich Wilhelms II. Allgemeine Betrachtungen. , , , Seite 58

Dritter Abſchnitt. Friedrich Wilhelm der Dritte. , , — 69

Erſtes Kapitel. Sollte Preußen der Koalition von 1799 beitreten? , — 71

Zweites Kapitel. Frieden von Lüneville und Amiens. — Neuer Krieg — Ereigniſſe bis 1805. , , , — 73

Drittes Kapitel. Ereigniſſe des Jahres 1805. , , , — 78

Viertes Kapitel. Fortſetzung — 1806. — 85

Fünftes Kapitel. Suum cuique. — 93

Sechstes Kapitel. Was mag das Unglück des Feldzuges von 1806 veranlaßt haben? , , , — 100

Siebentes Kapitel. Hat Friedrich Wilhelm der Dritte die vor dem Ausbruche des eben beendigten Krieges Statt gehabte Theurung faſt aller Lebensbedürfniſſe veranlaßt? , , , , — 105

Achtes Kapitel. Hat Friedrich Wilhelm der Dritte die Abgaben ſeiner Unterthanen drückend erhöht, auch dadurch die hohen Getreidepreiſe veranlaßt, und war die Erhöhung der Abgaben zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe nothwendig, oder fand ſie nur aus Geiz Statt? , — 115

Neuntes Kapitel. Hat Friedrich Wilhelm der Dritte auch zum Nachtheile der Preußiſchen Fabriken gehandelt? , — 122

Zehntes Kapitel. An meine Mitbürger. — 125

Sind

Sind
die Vorwürfe gegründet,
welche
dem Preußiſchen Staate
von
auswärtigen Kabinetten
und in mehreren Schriften gemacht worden ſind?

Friedrich Wilhelm der Dritte, der jetzige Regent des Preußiſchen Staats hat — beinah' ſeit dem Anfange ſeiner, in der verhängnißvollſten Periode, welche die Geſchichte uns darbietet, und unter ungünſtigen Konjunkturen angetretenen Regierung das Schickſal gehabt, faſt bei jeder ſeiner öffentlichen Handlungen, ſowohl im Auslande, als ſelbſt von einem und dem andern ſeiner Unterthanen verkannt und getadelt zu werden. Nie aber äußerte ſich dieſe Stimmung vernehmlicher als jetzt, da der Staat unter den unglücklichen Folgen des, im Herbſt 1806 mit Frankreich ausgebrochenen Krieges ſeufzt. Nur wenige kennen und ſuchen die Wahrheit. Theils verhindert das Gefühl des Uebels kaltblütige Prüfung, theils wird dieß Gefühl durch Vorwitz, Egoismus und manche andere unlautere, unter patriotiſcher Maske verſteckte Leidenſchaft gereizt und genährt. — Wenn es nun unleugbar iſt, daß heiße Vaterlandsliebe — gleich der, die uns Preußen während jenes ewig ruhmwürdigen ſiebenjährigen Kampfes durchglühete — nur durch Zutrauen und treue Anhänglichkeit an den Monarchen, der das Ganze überſieht und für das Ganze denkt und handelt, zur hellen Flamme auflodern kann: wie tief muß es nicht den echten Patrioten ſchmerzen, ſelnen, hohe Achtung und innigſte Liebe verdienenden König ungerecht beurtheilt und beſchuldigt zu wiſſen!

Es iſt voraus zu ſehen, daß dieß unſelige Vorurtheil, durch die unausbleiblichen Folgen der letzten traurigen Ereigniſſe eher vermehrt als vermindert werden dürfte. Ihm nach Kräften entgegen zu wirken, iſt Pflicht des Staatsbürgers, des Unterthans — iſt der Zweck gegenwärtiger Schrift, und keine ſchönere Belohnung ſeiner Abſicht könnte dem Verfaſſer werden, als die — jenen Zweck zu erreichen.

Um jedoch nichts zu vernachläſſigen, was ſeine Gründe in das deutlichſte Licht, und den Leſer in den Stand ſetzen kann, ſolche gehörig zu würdigen, ſcheint es unumgänglich nöthig, auf die beiden letzten Beherrſcher Preußens, auf Friedrich den Zweiten, und Friedrich Wilhelm den Zweiten zurückzugehen, um zu zeigen, auf welchen Standpunkt jener den Staat ſtellte, dieſer ihn hinterließ.

Erſter Abſchnitt.

Friedrich der Zweite.

Friedrich — mit Recht nennt Mit- und Nachwelt ihn den Großen, den Einzigen — vermehrte und übte, nach Schleſiens Eroberung, ſein ſieggekröntes Heer, und vervollkommnete ſein Finanzſyſtem ſo, daß der Staat furchtbar im Auslande, immer blühender im Innern werden konnte, und daß ungeachtet der Koſten, welche auf die Erhaltung des Heeres verwendet werden mußten, dennoch bedeutende Summen jährlich in den Schatz floſſen, der deßhalb geſammelt wurde, um, im Fall eines Krieges, die nöthigen Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, den Krieg zu eröffnen und mehrere Jahre zu führen, ohne die Unterthanen des nicht reichen Staats mit außerordentlichen Abgaben belaſten zu dürfen.

Nur durch dieſe weiſen Maßregeln ſah der unſterbliche König ſich im Stande, ſieben blutige Jahre mit halb Europa ſiegreich zu kämpfen, ſeinen Staat ganz unabhängig von fremden Einfluſſe zu machen, und ihn zu dem Range der erſten Mächte zu erheben.

Da jedoch in dem Hubertsburger Frieden Preußen durch keine Eroberung vergrößert worden war, mußte es raſtlos ſtreben, ſeine inneren Einrichtungen, ſowohl im Militär- als im Finanzfache der Vollkommenheit immer näher zu bringen, und durch Verbeſſerungen des Ackerbaues, der Induſtrie, ſo wie durch Vermehrung der Bevölkerung neue eigene Kräfte zu gewinnen.

Preußens Staatstendenz beſtand folglich in Aufrechthaltung des Gleichgewichts unter den europäiſchen Mächten, in progreſſiver Ausbildung des Heeres in allen Theilen der Kriegskunſt, und in Vermehrung ſeiner inneren Hülfsquellen. Dieſe Maximen leiteten unabänderlich Friedrichs Schritte. Jede Vergrößerung ſeines Gebiethes lehnte er weislich ab, wenn mittelſt derſelben ſeine Nebenbuhler zugleich an innerer Stärke übermäßig gewonnen hätten. Zwar trat er im Jahre 1772 der erſten Theilung Polens bei,*) und ſcheint hier von gedachtem Grundſatz abgewichen zu ſeyn, indem Rußland und Oeſtreich beträchtlicheren Zuwachs an Flächenraum und Bevölkerung als Preußen erhielten. Allein man kennt aus des großen Königs nachgelaſſenen Werken die Urſachen, die ihn bei dieſem Vorgange beſtimmten, und die Vortheile dieſer Acquiſition waren für ihn bedeutend, indem das iſolirte Oſtpreußen dadurch mit den übrigen Provinzen des Staats in Verbindung kam, und der König Herr des Nieder-Weichſelſtroms wurde.

---

*) Der Verfaſſer der vertrauten Briefe ſagt irgendwo: die Söhne Preußens mögen ſagen was ſie wollen, Friedrich der Zweite war

Hingegen widerſetzte ſich Friedrich mit Kraft und Erfolg den Abſichten Oeſtreichs auf Baiern, weil das Kaiſerhaus durch den Beſitz dieſes Landes ein allzugroßes Uebergewicht in Deutſchland erhalten hätte; und da das Wiener Kabinet, ſelbſt nach dem Teſchner Frieden, dennoch fortwährend ſeinen Zweck zu erreichen ſuchte: ſo brachte der König noch in ſeinem letzten Lebensjahre den deutſchen Fürſtenbund zu Stande. Dieſer war jedoch das einzige Bündniß, das Friedrich ſeinem Nachfolger hinterließ.

Was der unſterbliche Monarch für die innere Wohlfahrt ſeines Staats that, iſt noch in friſchem

---

der Urheber der erſten Theilung Polens. Dieſe Behauptung, ſo keck ſie ausgeſprochen iſt, iſt dennoch falſch. Der damalige Ruſſiſche Geſandte zu Warſchau, Saldern, war es, der, nachdem die Oeſtreicher das Zipſer Land occupirt hatten, der Kaiſerinn eine Nachahmung dieſes Beiſpiels von Seiten Rußlands und Preußens vorſchlug. Der Gedanke fand Eingang bei Katharinen, ſie theilte ihn dem anweſenden Prinzen Heinrich von Preußen mit, und die Verhandlungen wurden eingeleitet. Von allen Geſchäftsmännern, die dabei gebraucht wurden, ſind jetzt nur noch zwei am Leben, und einer von dieſen, dem vielleicht allein jeder Umſtand der Sache bekannt iſt, verbürgt ſich für die Wahrheit der hier erzählten Anekdote.

Andenken. Nichts entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit, nie erkaltete ſein Streben nach Verbeſſerung. Kein Theil der Staatswirthſchaft wurde von ihm auf Unkoſten eines anderen begünſtigt. Er kombinirte glücklich das Ackerbauſyſtem mit dem Fabrikenſyſtem, verwendete große Summen jährlich zu Unterſtützung beider. Da der Preis des Getreides der Maßſtab der Preiſe aller übrigen nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ſowohl, als des Arbeitslohns iſt, ſo traf er ſolche Anſtalten, daß bei erſterem der Landmann und der Fabrikant beſtehen konnten. Er beförderte jede Art von Kultur, verbreitete Aufklärung, verbeſſerte die Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege, und löſete ſo die ſchwere Aufgabe, die er ſelbſt zum Ziele ſeiner unermüdeten Arbeiten gewählet hatte, unter den erſten Mächten von Europa eine einflußreiche, ehrenvolle Rolle zu ſpielen.

Nicht um den Ruhm des großen Mannes ſchmälern zu wollen, ſondern um der Wahrheit zu huldigen und Fingerzeige auf die Quelle ſpäterer Ereigniſſe zu geben, müſſen wir doch einiger Umſtände erwähnen, die drückend für die Nation und ihrem Charakter nachtheilig, in ihren Folgen wurden. Hierzu gehören hauptſächlich mehrere Monopole und die Einführung der Regie. Erſtere — die Monopole — hemmten Thätigkeit und Induſtrie — Letztere — verhaßt wegen der Ausländer, die ſie verwalteten, läſtig durch Härte und die Menge ihrer Formalitäten, reizte zur Nichtachtung der Geſetze, gebahr Argliſt und Betrug, und der vorher im Ganzen biedere, gerade Sinn des Volkes, bekam eine ſchädliche Richtung. Da der beurlaubte gemeine Soldat, beſonders auf den Grenzen, zu Betreibung der Kontrebande gebraucht wurde, ſo litt auch darunter der Geiſt der Armee. — Ferner — Friedrichs Grundſätze über poſitive Religion waren durchgängig bekannt. Die Religioſität der Nation verminderte ſich, kalte Moral vermochte nicht die Sittlichkeit zu ſtützen, und herzloſer Egoismus, genährt durch den Zeitgeiſt, fieng bereits an, ſeine traurige Influenz zu zeigen. Wer dieſe Umſtände und Phänomene überſieht, wird manche nachfolgende Erſcheinungen einſeitig und unrichtig beurtheilen.

Zweiter Abſchnitt.

Friedrich Wilhelm der Zweite.

Dieß war der Standpunkt, auf welchem der Preußiſche Staat ſich befand, als Friedrich Wilhelm der Zweite die Regierung antrat. Die Finanzen waren in Ordnung, ein ſehr beträchtlicher Schatz vorhanden, die Geſetzgebung im glänzenden Fortſchreiten. Das geübte, in vieler Hinſicht verbeſſerte Heer hatte noch größten Theils *) ſeine alte, bewährte Energie. Nach dem Plane des verewigten Königs ſollte es, ſtatt der bei jedem Kriege erſt geworbenen Freibataillons, mit einem ſtehenden Corps leichter Infanterie vermehrt werden, und es geſchah. Manche andere Veränderung, deren Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit zu erörtern

---

*) Daß Friedrich in dem kurzen Baieriſchen Erbfolgekriege eine Abnahme dieſer Energie, ohne, wie es ſcheint, die wahre Urſache derſelben bemerkt zu haben, ſelbſt verſpürte, iſt bekannt.

hier der Ort nicht iſt, erfolgte im Militär- und Civilſache. Für den ſtandesmäßigen Unterhalt der zahlreichen Königlichen Familie mußte geſorgt, mehrere Zweige der Verwaltung, zum Beiſpiel die ſo äußerſt kärglich ausgeſtattete, Legations-Kaſſe, reichlicher dotirt, faſt ſämmtliche diplomatiſche Agenten im Auslande, durch die bisherigen armſeligen Beſoldungen gänzlich zu Grunde gerichtet, mußten unterſtützt werden, wollte man ſie nicht einem völligen Ruin und der Verzweiflung preis geben. Der Monarch hatte anſehnliche, als Kronprinz kontrahirte Schulden abzutragen. Alle dieſe, nebſt andern weniger unumgänglichen Ausgaben, und im Jahr 1787 die Holländiſche Expedition, erſchöpften den ſogenannten kleinen, zur Mobilmachung der Armee beſtimmten Schatz. — Friedrich Wilhelm glaubte der Nation einen Beweis ſeiner landesväterlichen Geſinnungen zu geben, indem er ſie von der fremden Regie und von dem Tabaksmonopol befreite. Die Ausländer wurden verabſchiedet, die Tabaksfabrikation ward frei gegeben. Man verfuhr aber dabei zu raſch und ehe man die nöthigen Quellen zu Deckung der unfehlbaren Ausfälle gefunden hatte. Hierdurch entſtanden gleich Anfangs Stockungen in der Staatsmaſchine, Lücken in der Einnahme. Deſſen ungeachtet hätte das Uebel keine bedenkliche Folgen nach ſich gezogen, wäre der Staat nicht aus einer Verwickelung in die andere gerathen, aus denen endlich verderbliche Reſultate entſtanden. Bevor wir aber dieſer erwähnen, iſt es weſentlich, einen Blick auf die damalige politiſche Lage von Europa überhaupt, und auf Preußens auswärtige Verhältniſſe ins beſondere, zu werfen.

Erſtes Kapitel.

Verhältniſſe der auswärtigen Politik im Jahre 1788.

Daß Friedrich der Große ſeinem Nachfolger kein anderes Federativſyſtem als den deutſchen Fürſtenbund hinterlaſſen hatte, iſt bereits geſagt worden. Dieſer Bund war aber hauptſächlich auf Beſchützung Germaniſcher Freiheit gegen die Eingriffe des mächtigen Hauſes Oeſtreich berechnet, und auch nur dazu hinlänglich. Wollte Preußen auf das Gleichgewicht von Europa fortdauernd influiren, die einſeitige Vergrößerung ſeiner gefährlichſten Nebenbuhler verhindern oder wenigſtens nur dann zulaſſen, wenn es dadurch ähnliche, verhältnißmäßige Vortheile erlangen konnte; ſo mußte es bedacht ſeyn, ſich durch anderweitige Bündniſſe zu verſtärken.

Die beiden Kaiſerhöfe von St. Petersburg und Wien waren auf das engſte mit einander verbunden. Ihre Plane ſchienen freilich den Orient zu bedrohen, aber mögliche, in nicht allzu weiter Ferne liegende Ereigniſſe konnten Oeſtreichs Abſichten auf Baiern begünſtigen, und Rußland vermögen, zu deren Ausführung beizutragen. Das Benehmen der Ruſſiſchen Miniſter im Auslande, und ihr Beſtreben dem Preuſſiſchen Intereſſe entgegen zu wirken, beſtätigten dieſe Beſorgniß. Die beiden Kaiſerhöfe trachteten überhaupt je mehr und mehr dahin, den Preußiſchen zu iſoliren. Geſetzt indeſſen, der Krieg mit den Türken, wie dieß in der That im Herbſt 1787 der Fall war, brach aus und die Pforte zog den Kürzern, ſo hielt man es ſowohl der Würde als dem Vortheile Preußens zuwider, ein müßiger Zuſchauer ihres Verluſtes zu ſeyn.

Frankreichs Allianz mit Oeſtreich beſtand fortdauernd. Zwar kannte man Ludwigs des XVI. Mistrauen gegen ſeinen Schwager, und ſeine perſönliche Abneigung, deſſen Vergrößerungsprojekte zu unterſtützen; allein man befürchtete dennoch den Einfluß der Königinn auf ihren Gemahl, beſonders wenn der damals ſchon kränkliche Graf von Vergennes mit Tode abgehen ſollte. Außerdem waren bereits zu jener Zeit Anzeigen vorhanden, daß der Franzöſiſche Hof ſein Augenmerk auf Aegypten richte, und man beſorgte nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, er könne ſich durch Ausſichten auf dieß Land zur Theilnahme an dem Ruin der Pforte verleiten laſſen.

Frankreichs Kräfte waren allerdings ſehr erſchöpft, und ſeine Finanzen geriethen immer mehr in Unordnung; man ahnete indeſſen den nahen Fall noch nicht, und ſeine Politik erregte Aufmerkſamkeit und Verdacht. In Holland beſonders ſtand ſein Intereſſe mit dem Intereſſe Preußens in Kolliſion. Letzteres fürchtete dort den überwiegenden Einfluß des erſteren, ſo lange dies ſeine Allianz mit Oeſtreich beibehielt; denn, ſollte Frankreich bewogen werden, gegen Preußen feindlich aufzutreten, ſo glaubte man dieſes von Weſten her in doppelter Gefahr, wenn die Franzöſiſche Operationsbaſis bis an die Nordſee reichte. — Rückſichten auf Geldquellen, die dem Gegenpart dann offen bleiben würden, kamen gleichfalls in Betrachtung.

Dänemarks Politik war lediglich auf Beibehaltung ſeiner Ruhe gerichtet, und ein Vertheidigungsbündniß knüpfte es an Rußland.

Schweden konnte, im Falle eines Bruches zwiſchen Preußen und Rußland, ſeinem ſehr nützlich werden. Allein Mißtrauen in Guſtav's des Dritten perſönlichem Charakter, Zweifel, daß es ihm gelingen würde, die in ſeinem Reiche ſubſiſtirenden Parteyen zu Einem Zwecke zu vereinigen, und der Zuſtand ſeiner Finanzen: dieß waren Gründe für den Berliner Hof, keine genaue Verbindung, wenigſtens vor der Hand, mit dem Schwediſchen Monarchen zu treffen. Ueberdieß würde dadurch die Aufmerkſamkeit des St. Petersburgiſchen Kabinets vom Orient nach Weſten hingezogen worden ſeyn, welches man möglichſt zu vermeiden ſuchen wollte und mußte.

Aus dieſer Lage der Dinge erhellet, daß, wollte Preußen an den allgemeinen Angelegenheiten von Europa Antheil nehmen, und, um dieſen Zweck zu erreichen, ſein Federativſyſtem verſtärken, ſolches nur durch eine Allianz mit England geſchehen konnte.

England befand ſich in Hinſicht auf ſeine auswärtigen Verhältniſſe iſolirt, wie Preußen. Es hatte keine Allianz, weder mit einer See- noch mit einer bedeutenden Kontinentalmacht. Sowohl der Familienvertrag der Bourbonſchen Häuſer, als das Bündniß Frankreichs mit Oeſtreich dauerten fort. In Holland liefen die Engländer Gefahr, ihren ganzen Einfluß zu verlieren, wenn die Oraniſche Partey unterdrückt wurde. Zwiſchen den Höfen von St. Petersburg und St. James herrſchte Spannung, weil dieſer von jenem durch die bewaffnete Neutralität grauſam getäuſcht *) und benachtheiligt worden war. — Die

---

*) Die kleine aber gehaltvolle Schrift des Grafen von Görtz, über die bewaffnete Neutralität, ſetzt dieſe Täuſchung in das hellſte Licht.

Engländer hatten, durch die neuen Einrichtungen der Kaiſerinn, anſehnliche Vorzüge, deren ſie bis dahin in Rußland genoſſen, verloren, und alle die Nationen, welche mit dem dortigen Hofe Handelsverbindungen abſchloſſen, wurden den Engländern gleich geſetzt. Dieſe ſahen außerdem die Richtung, die der Ruſſiſche Hof dem Handel ſeiner ſüdlichen Provinzen durch das ſchwarze Meer zu geben bemühet war, nicht ohne Unruhe und Eiferſucht, und mußten natürlich weit größeren Schaden für den ihrigen befürchten, wenn Rußlands Projekten gegen die Ottomanen keine Hinderniſſe in den Weg gelegt würden. Englands Intereſſe erforderte es daher, die Vertreibung der Türken aus Europa zu verhindern; und da dieß, obwohl aus andern Gründen, ebenfalls Preußens Intereſſe angemeſſen war, wie ſchon oben angegeführt worden iſt: ſo ſtieg das Einverſtändniß beider Mächte, die ſich bereits in dem letzten Regierungsjahre Friedrichs des Zweiten zu nähern angefangen hatten, immer mehr und mehr.

Die unmittelbare Veranlaſſung dazu gaben die Holländiſchen Angelegenheiten. Es iſt bekannt, daß ſeit langer Zeit in dieſer Republik zwei Parteyen waren, die ſich mehr oder weniger entgegen arbeiteten — die ſtatthalteriſche, und die demokratiſche Partey. Jene war für England, dieſe für Frankreich geſtimmt. Welche von beiden den wahren Vortheil des Staats ins Auge gefaßt hatte, und ihn mit echtem Patriotismus beherzigte — dieſe Unterſuchung gehört nicht hierher. Genug, während des amerikaniſchen Krieges litt Hollands Handel, beeinträchtigt durch Englands Maßregeln. Durch dieſe hoffte wahrſcheinlich das Engliſche Kabinet, mit Unterſtützung der Statthalteriſchen Partey, den General-Staaten den Nutzen einer engeren Verbindung mit Großbritannien begreiflich zu machen; und da dieß nicht geſchah, erklärte es Holland den Krieg. Ihn mit Energie zu führen verhinderte, wie man behauptete, der Statthalter. Verſchiedene Holländiſche Beſitzungen in beiden Indien wurden von den Engländern erobert. Dadurch ſtieg, ſelbſt nach dem Frieden, die gegenſeitige Verbitterung der Parteyen in Holland auf das höchſte. Die der ſogenannten Patrioten nahm täglich an Macht und Einfluß zu. Der Feldmarſchall, Herzog Ludwig von Braunſchweig, den man als die Stütze und den Rathgeber des Prinzen von Oranien betrachtete, ward genöthigt, ſeinen Würden zu entſagen und ſich zu entfernen. Dem Prinzen beſtritt man nicht nur ſeine angeblich angemaßten, ſondern auch ſeine gegründeten Vorrechte, und alles ſchien deutlich zu beweiſen, daß ſeine Gegner die Abſchaffung der ſtatthalteriſchen Würde und die Vertreibung des Hauſes Oranien beabſichtigten. Frankreichs zahlreiche Agenten in Holland arbeiteten raſtlos auf dies Ziel hin. Erinnert man ſich nun des oben erwähnten über die gegründeten Beſorgniſſe Preußens, wenn Frankreich, bei ſeinen ſubſiſtirenden Verbindungen und problematiſchen Abſichten, ein gänzliches Uebergewicht in Holland erlangen ſollte — Betrachtet man dagegen, daß, unter den obwaltenden Umſtänden, ein gemeinſchaftliches Intereſſe Preußens und Englands die Unterſtützung des Hauſes Oranien erheiſchte: ſo wird man die Theilnahme Friedrich Wilhelms des Zweiten an den Holländiſchen Unruhen nicht der Bruderliebe dieſes Monarchen allein zuſchreiben. Freilich trug die nahe Verwandtſchaft der Häuſer Preußen und Oranien dazu bei. Schon Friedrich der Zweite hatte gegen das Ende ſeines Lebens einige, wenn auch ſchwache, Verſuche zur Vereinigung der ſtreitenden Parteyen gemacht. Sein Nachfolger verdoppelte dieſe Verſuche, gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung. Er ſandte deßhalb den Grafen von Görtz mit eigenen Aufträgen nach dem Haag. Allein die Bemühungen dieſes ausgezeichneten, ſo gewandten als thätigen Staatsmanns ſcheiterten gegen die vielfachen Intriguen der einen, und gegen die Mißgriffe und Fehler der andern Partey. Ohne Erfolg mußte er nach Berlin zurückkehren. Alle ſpätere Vergleichsverſuche des Preußiſchen Hofes wurden verworfen. Hätten ſolche nur einiger Maßen Eingang gefunden — wären ſie nicht beſtändig, durch die Intriguen des Franzöſiſchen Finanzminiſters Calonne beſonders, vereitelt worden, Preußen würde zu einer gütlichen Beilegung der Streitigkeiten gern die Hände geboten haben. Man ſchien aber auf der andern Seite entſchloſſen, es aufs äußerſte ankommen zu laſſen. Vielleicht wäre eine zeitigere, ernſthafte Demonſtration auf der Grenze von guter Wirkung geweſen. Man glaubte aber nicht, daß das Berliner Kabinet einen energiſchen Entſchluß faſſen würde. Sogar ſpäterhin, als ſich das Preußiſche Armeecorps verſammelte, trauten die Patrioten den Hülfsverſicherungen der Franzöſiſchen Agenten, und den Prahlereien ihres Generals, des Grafen von Salm. Die Gährung nahm fortſchreitend zu, es kam zu Feindſeligkeiten, der Statthalter wurde abgeſetzt. Die Prinzeſſinn von Oranien auf einer nach dem Haag, in der Abſicht neuer Vergleichsverſuche, unternommenen Reiſe angehalten, ſchnöde behandelt und zurückgewieſen. Friedrich Wilhelm forderte Genugthuung für dieß Betragen gegen ſeine Schweſter, erhielt aber eine trotzige Antwort. Nun glaubte der Monarch es ſeiner Würde ſchuldig zu ſeyn, Ernſt zu gebrauchen, und den Holländiſchen Patrioten zu zeigen, daß man ihn nicht ungeahndet beleidigen dürfe. Der Herzog von Braunſchweig bekam Befehl, in Holland einzurücken. Der ſchleunige, alle Erwartung übertreffende Erfolg ſeiner Operationen iſt bekannt. Alle feſten Plätze der Republik ergaben ſich, oder wurden eingenommen. Selbſt Amſterdam widerſtand nur kurze Zeit. Die Häupter der demokratiſchen Partey entflohen; man ſtellte die vormalige Regierungsform her, und nach einem kurzen Aufenthalte verließen die Preußen das Gebiet der Republik, ohne Erſatz für die Koſten der Expedition, welche ſich auf 1,200,000 Rthlr. beliefen, zu verlangen.

Dieſe Unternehmung iſt auf verſchiedene Art beurtheilt worden, und hat mehr Tadel als Beifall gefunden. Man ſchrieb ſie allgemein der Bruderliebe, nicht politiſchen Motiven zu. Das jene mitgewirkt hat, iſt ſehr wahrſcheinlich. Wir haben aber gezeigt, ſie allein ſey es nicht, die den König beſtimmte. Frankreichs überwiegender Einfluß in Holland konnte, unter damaligen Umſtänden, für Preußen nicht gleichgültig ſeyn. Man ſage nicht, letzteres habe zu der Zeit keine Urſachen gehabt, Beſorgniſſe über mögliche Schritte des Verſailler Hofes zu hegen. Man kannte allerdings ſeine Geldverlegenheit, ahnete aber ihren ganzen Umfang und ihre ſchrecklichen Folgen im Jahr 1787 nicht, und hatte von Frankreichs Hülfsquellen noch immer eine vortheilhafte Meinung, wenn ſie nur zweckmäßig benutzt würden. Da es ſein altes Federativſyſtem mit Oeſtreich beibehielt — da es ſich Rußland zu nähern befliſſen war, und eben im Begriffe ſtand, mit dieſem einen Handelsvertrag zu ſchließen: ſo ſtand zu befürchten, daß es unter gewiſſen Ereigniſſen ſuchen würde, wenigſtens als Schiedsrichter aufzutreten, und dann fand es ſowohl in der geographiſchen Lage Hollands, als in deſſen Reichthume Mittel, ſeinen An- und Ausſprüchen Nachdruck zu geben. Andere Ariſtarchen fragen: was hat Preußen durch jene Expedition gewonnen? Es erreichte ja dadurch ſeinen Zweck, Holland von einer Verbindung mit einer Macht, die ihm zu gegründetem Verdacht Anlaß gab, abzuziehen, die Republik an ſein Federativſyſtem zu knüpfen — und einem nahe verwandten Fürſten ſeine vormalige Exiſtenz wieder zu verſchaffen. Es zeigte zugleich, daß es Mittel und Willen beſitze, die Geringſchätzung ſeiner Intervention zu ahnden. Ein ſchwaches Benehmen hätte nach allem, was vorgegangen war, Preußens Anſehen, beſonders zu Anfang einer neuen Regierung, geſchwächt und herabgeſetzt. Dieß mußte durchaus vermieden werden. — Daß die von Friedrich Wilhelm dem Zweiten in Holland hergeſtellte Ordnung der Dinge nicht länger als ſechs Jahre gedauert hat, beweiſet nichts wider jene Maßregel. Die ſpäteren Ereigniſſe unſeres verhängnißvollen Zeitalters lagen damals, wie jetzt in vielem Betracht die Zukunft, außer den Grenzen jeder Berechnung. Und in der That, wer konnte denn im Jahre 1787 die franzöſiſche Revolution und deren Folgen vorausſehen? Zugegeben, daß die Stimmung der Majorität in Holland, Pichegrü's Eroberung erleichterte, ſo trugen doch noch andere Urſachen vieles dazu bei. Oder will man die, durch die revolutionären Grundſätze der Franzöſiſchen Republikaner vermehrte Gährung der Köpfe, die Niederlage der Verbündeten in Belgien, den Eindruck, den ſie auf die Gemüther eines unkriegeriſchen Volkes machten, und den harten Winter vom Jahr 1793 nicht in Anſchlag bringen, um ſich Pichegrü's leichte Triumphe zu erklären? Allerdings hätte Holland beſſer vertheidigt werden können. Geſchah es, ſo wäre wahrſcheinlich der Baſeler Friede nicht erfolgt. Daß es nicht geſchah, dieß hat Friedrich Wilhelm nicht zu verantworten, wie wir weiter unten darthun werden. — Endlich giebt es Leute, welche über die, zu der Expedition von 1787 verwendeten Summen ein gewaltiges Geſchrei erheben, ihre Anwendung für unzweckmäßig erklären, und dem Könige vorwerfen, die Erſtattung derſelben von den Holländern nicht verlangt zu haben. Dieſe Anſicht der Sache iſt ſo kleinlich, ſo einſeitig, daß ſie keine Widerlegung verdient.

Eine andere Bemerkung von größerem Gewichte iſt die: Preußen habe durch die Holländiſche Expedition weniger ſeinen eigenen Vortheil, als Englands Nutzen befördert, und leider rechtfertigt die Folge dieſen Tadel. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß Englands Einfluß den Preußiſchen bald überwog; daß der Prinz von Oranien ſich mehr durch jenes, als durch ſeinen Königlichen Schwager leiten ließ, und daß Holland vom Londener Miniſterium ſogar ſpäterhin gebraucht wurde, Preußens Abſichten entgegen zu arbeiten. Unſeres Erachtens hätte Preußen, nach be-

wirk-

wirkter Revolution einen Vertrag mit Holland allein abſchließen ſollen, mittelſt deſſen ſeine Influenz auf die Republik begründet worden wäre, und über die Behauptung ſeines Uebergewichts, oder wenigſtens über völlige Gleichheit des Einfluſſes hätte es unausgeſetzt wachen müſſen. Es vernachläſſigte aber eine ſolche Vorſicht, beſonders nach dem mit England abgeſchloſſenen Bündniſſe, wahrſcheinlich aus allzugroßem Vertrauen in dieſen neuen Bundsgenoſſen, und weil es ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände richtete, die ihm wichtiger ſchienen, und aus Abſichten, zu deren Erlangung es auf Englands thätigen und redlichen Beiſtand rechnete. Ob mit Recht oder mit Unrecht, wird der Erfolg zeigen.

Zweites Kapitel.

Ereigniſſe der Jahre 1788 bis 1790.

Das Jahr 1788 begann unter den glücklichſten Aſpekten für Preußen. Noch nie hatte die Monarchie ſich in einer glänzenderen Lage befunden; noch nie vereinigten ſich ſo viele Umſtände, um ihr eine glorreiche Rolle vorzubereiten. Unter allen Kontinentalmächten war ſie die Einzige ohne Verwickelungen, die ihren Operationen Hinderniſſe in den Weg legen konnten. Die Armee galt noch für die erſte in Europa, und hatte einige zweckmäßige Verbeſſerungen erhalten. Mehrere Heerführer von altem Ruhm befehligten ſie. Der große Schatz war unangegriffen. Hatten auch hin und wieder etliche Federn der Staatsmaſchine von ihrer Schnellkraft verloren, ſo war doch dieſe Erſchaffung im Ganzen von keiner Erheblichkeit. Preußens Federativſyſtem ſtand im Begriff, durch England und Holland verſtärkt zu werden, und wirklich wurden im Laufe des Sommers die Traktaten mit beiden Mächten abgeſchloſſen. Von außen drohete dem Staate keine Gefahr. Bereits ſeit dem verfloſſenen Herbſte war der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ausgebrochen. Oeſtreich mußte, vermöge ſeiner Verbindungen mit dem St. Petersburger Hofe, an der Fehde Theil nehmen, und war dazu bereit. — Frankreichs Angelegenheiten wurden immer komplicirter, und der Abgrund, an deſſen Rande es ſich befand, zeigte ſich dem beobachtenden Auge. Zwar ſuchte es der Allianz der beiden Kaiſerhöfe beyzutreten. Der förmliche Antrag geſchah durch den Grafen von Segür, damaligen Franzöſiſchen Geſandten in Rußland, und wurde vom Wiener Hofe unterſtützt. Allein ein ſonderbarer Zufall *) entdeckte ihn zeitig einem diplomatiſchen Agenten, deſſen Hof die Sache eben ſo ſehr wie den Engliſchen intereſſirte. Die Entdeckung theilte jener Agent dem Brittiſchen Geſchäftsträger Frazer ohne Zeitverluſt mit, der ſie durch einen Eilboten nach London berichtete. Es erfolgte hierauf ſchleunig eine energiſche Deklaration des Großbritanniſchen Hofes an den Ruſſiſchen, die das Projekt ſcheitern machte.

In Schweden bemerkte man einige Bewegungen,

---

*) Herr von Segür, in ſeiner Schrift über die Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten, ſagt: die Sache ſey durch Verrätherei eines Sekretärs aus der Kanzlei des Grafen Oſtermann entdeckt worden. Dieß iſt aber irrig. Der Mann, auf den der Verdacht fiel, und der wirklich deßhalb zur Verantwortung gezogen wurde, war ganz unſchuldig, und der Antrag ſelbſt ihm ein Geheimniß.

welche auf kriegeriſchen Willen hindeuteten. Noch bezweifelte man aber die Ausführung, und in jedem Falle hatte Preußen keine Urſache, deßhalb Beſorgniſſe zu hegen. Von keiner Seite bedroht oder beſchränkt, ſah es ſich folglich im Stande, den Forderungen des Ruhms und des Vortheils Gehör zu geben.

Zu Ende May's unternahm der König eine Reiſe nach Holland. Vielleicht hätte ſeine dortige Gegenwart mehr als jedes andere Mittel dazu angewendet werden können, den ſtatthalteriſchen Hof, der dem Monarchen ſo viel zu verdanken hatte, auf das feſteſte an Preußen zu knüpfen, und den Einfluß des letzteren in Holland überwiegend zu machen. Friedrich Wilhelm ließ ſich aber von dem Engliſchen Geſandten Harris — jetzigen Lord Malmesbury – verleiten, im Haag einen vorläufigen Traktat mit England zu unterzeichnen, welchem nach des Königs Rückkehr ein ausführliches, auf das Prinzip der Aufrechthaltung des allgemeinen Gleichgewichts gegründetes Vertheidigungsbündniß folgte, und welchem auch Holland beitrat.

Von dieſem Zeitpunkte an ſtieg, mit jedem Tage, Englands Influenz in Berlin und im Haag. Man ſetzte in das Brittiſche Kabinet und deſſen Miniſter an beiden Höfen, ein unbegrenztes, beiſpielloſes Zutrauen. Jedes Projekt, jedes Unternehmen, ja jede ein- und ausgehende Depeſche wurde in Berlin dem Geſandten Eward mitgetheilt. England erfuhr alles, und konnte mithin allen Schritten, die mit ſeinem Privatintereſſe nicht völlig übereinſtimmten, entgegen arbeiten. Hieraus entſprangen diejenigen traurigen Ereigniſſe, die Preußens herrliches Spiel verdarben, und die, direkt oder indirekt, das Herabſinken von der Höhe, auf der es ſtand, bewirkten.

Faſt in demſelbigen Augenblicke, wo das erwähnte Bündniß unterzeichnet wurde, traten zwei wichtige Begebenheiten ein: der Ausbruch des Krieges zwiſchen Schweden und Rußland, und der Anfang des, in ſeinen Reſultaten ſo denkwürdigen Polniſchen Reichstages.

Obgleich ſeit dem Anfange des Frühjahrs einige Rüſtungen zu Waſſer und zu Lande in Schweden bemerkt worden waren, ſo ſchien es doch, mehrerer Urſachen wegen, problematiſch, ob ſie wirkliche Feindſeligkeiten, oder bloße Demonſtrationen zum Zwecke hätten. Man war das letztere zu glauben beſonders geneigt, nachdem die Schwediſche Flotte, eine weit ſchwächere Ruſſiſche, nach dem Sunde beſtimmte Eſkader, die ihr begegnete, ungehindert hatte vorbeiſegeln laſſen. Dennoch erfolgte kurz nachher der Schwediſche Angriff in Finnland, ohne alle Verabredung mit einer andern benachbarten Macht. Dieſer raſche Entſchluß brachte jedoch Guſtav den Dritten anfangs an den Rand des Verderbens. Ein großer Theil ſeines Heeres verſagte ihm den Gehorſam aus dem Grunde: ein König von Schweden ſey nicht berechtigt, ohne Bewilligung der Stände einen Angriffskrieg zu unternehmen. Das Seetreffen zwiſchen dem Herzog von Südermannland und der Ruſſiſchen Flotte blieb unentſchieden, und bald nachher fielen die mit Rußland alliirten Dänen, von Norwegen her, in Schweden ein. Allem Anſcheine nach wäre Guſtav, ohne die Intervention Preußens und Englands, verloren geweſen. Durch die nachdrücklichen Maßregeln dieſer beiden Höfe aber, wurde Dänemark zur völligen Neutralität bewogen. Guſtav gewann Zeit, einen Reichstag zu verſammlen. Es gelang ihm, ſeine Macht im Innern des Reichs auszudehnen, die Konſtitution, wie ſie unter dem großen Guſtav Adolph geweſen war, herzuſtellen, und die Nation zur Fortſetzung des Krieges geneigt zu machen. Indeſſen verſtrich doch das Jahr 1789 ohne weſentliche Fortſchritte ſeiner Waffen.

In Polen hatte der Reichstag kaum begonnen, als der Ruſſiſche Hof der Republik ein Bündniß antragen ließ, welches Rußlands Einfluß befeſtigt, und ſelbſt ohne thätige Hülfe der Polen, ſeine Operationen gegen die Türken ſehr begünſtigt haben würde. Preußen fand dieſen Antrag ſeinem Intereſſe durchaus zuwider. Es erklärte ſich darüber zu Warſchau; und da es einen großen Theil der Nation geſtimmt fand, die ihr von Rußland aufgedrungene Konſtitution umzuſtoßen, und eine neue, dem wahren Nutzen der Republik angemeſſenere Ordnung der Dinge zu ſchaffen: ſo munterte es die Gemüther dazu auf, und gab Hoffnung, den Vorſatz zu unterſtützen. Der Marcheſe Luccheſini ward als außerordentlicher Preußiſcher Geſandter nach Warſchau geſchickt, und deſſen erſte Schritte entſprachen der Erwartung, die man von ſeinen Talenten hatte. Die Polen lehnten die Ruſſiſche Allianz völlig ab. Sie verlangten ſogar, die Ruſſen ſollten die Polniſchen Provinzen gänzlich räumen. Der Einfluß des St. Petersburger Kabinets ſank immer tiefer, während der des Preußiſchen Hofes ſtieg. Die Republik ſandte den Fürſten Joſeph Czartorinsky nach Berlin, und alle Umſtände deuteten auf eine enge Verbindung der beiden Nachbarn hin. —

Drittes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen. Hertzbergs Projekt.

In dieſem Zeitpunkte hatte der Graf v. Hertzberg ein Projekt der Theilnahme Preußens an den damaligen Konjunkturen entworfen, welches er bis zu ſeinem Austritt aus dem Miniſterium mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, wenn auch hin und wider modifizirt, durchzuſetzen ſuchte. Dieſer Entwurf beſtand im weſentlichen darin:

Obzwar der erſte Feldzug der beiden Kaiſerhöfe für dieſe, beſonders für Oeſtreich, nicht glücklich ausgefallen war, ſo konnte man jedoch vermuthen, daß in den folgenden die Pforte den Kürzeren ziehen würde. Geſchah dieß, dann ſollte Preußen den größten Theil ſeiner Armee in Schleſien, den andern an der Litthauiſchen Grenze verſammlen, und bewaffnet den kriegführenden Mächten ſeine Vermittelung unter nachſtehenden Bedingungen anbieten: Dem Ruſſiſchen Hofe ſollte der Beſitz der Krimm vergewiſſert, das bereits eroberte Oczakow nebſt ſeinem Diſtrikt, Beſſarabien, und allenfalls ein Theil der Moldau bis an den Pruth, von der Pforte abgetreten; Oeſtreich durch den übrigen Theil der Moldau und durch die Wallachei arrondirt werden, dagegen aber ſeine Beſitzungen in Polen der Republik zurückgeben, die dafür an Preußen, außer Danzig und Thorn, einen Diſtrikt von Großpolen bis an die Warthe und Obra zu cediren bewogen werden mußte. Schweden wollte man eine beſſere Grenze in Finnland zu verſchaffen ſuchen.

Dieſer Plan hatte mehr als eine Schwierigkeit;

allein gehörig vorbereitet, bis zur günſtigen Epoche geheim gehalten, und dann mit Energie, ſey es durch Verhandlungen, oder mit den Waffen ausgeführt, konnte er gelingen. Der dazu geeignetſte Zeitpunkt war, allem Anſcheine nach, der Sommer des Jahrs 1789. Man ließ ihn aber unbenutzt verſtreichen. Hingegen eröffnete man den Plan ſogleich dem Engliſchen Hofe, dann dem Fürſten Czartorinsky, dem Ruſſiſchen Kabinet; ſogar in Wien blieb er nicht unbekannt; und ſo verfloß das eben gedachte Jahr unter zweckloſen Mittheilungen und Negociationen. England antwortete anfangs: Es fände billig, daß zu Aufrechthaltung des Gleichgewichts, Preußen verhältnißmäßige Vortheile erlangte, wenn Rußland und Oeſtreich durch den Krieg vergrößert werden ſollten. Späterhin verſprach es ſeine Mitwirkung, unter der Bedingung von Begünſtigungen ſeines Handels über Danzig nach Polen. Eine ſolche Forderung konnte Preußen, ohne den Ruin ſeiner Fabriken und des wichtigſten ſeiner Handlungszweige, nicht bewilligen. Nun ſuchten die Engländer, unter mancherlei Vorwand, die Thätigkeit des Berliner Hofes zu hemmen und deſſen Plänen durch ihre Intriguen entgegen zu arbeiten. Deſſenungeachtet ſtellten ſie ſich, als wollten ſie das Gegentheil. Sie brachten ein förmliches Bündniß mit der Pforte in Vorſchlag. Es wurde eingeleitet, und kam in der That im Frühjahr 1790 zu Stande. —

Die Aeußerungen des Polniſchen Geſandten in Berlin ſchmeichelten den Grafen v. Hertzberg mit der Hoffnung, ſein Projekt würde in Warſchau wenig Hinderniſſe finden, und dieſe Hoffnung bekräftigten Lucheſini's Berichte. Allein auch letzterer rieth von Zeit zu

Zeit, die Ausführung aufzuſchieben, um die Gemüther beſſer vorbereiten zu können. Schon damals waren Anzeigen vorhanden, daß die Polen Preußens Beiſtand benutzen wollten, ohne von ihrer Seite den Vortheil des neuen Freundes zu befördern. Ungewiß, welche Wendung die Angelegenheiten mit Oeſtreich und Rußland nehmen dürften, glaubte man in Berlin gegen Polen ſchonend verfahren zu müſſen, um die Köpfe nicht zu erhitzen, und, falls es zum Kriege käme, um von dorther Beiſtand zu erhalten.

In Rußland fanden die Preußiſchen Inſinuationen wenig Eingang. Katharina beantwortete ſie zwar höflich, aber ohne die angebotene Vermittelung anzunehmen. Hertzbergs Plan übergieng ſie mit Stillſchweigen. Dieſer Plan hatte ihren Beifall keinesweges. Noch ſchmeichelte ſie ſich, wichtigere Vortheile über ihre Feinde zu erkämpfen, und ohne fremde Dazwiſchenkunft Frieden mit ihnen zu ſchließen. Die Angelegenheiten mit Schweden wollte ſie durchaus von den Türkiſchen abſondern. In Hinſicht auf Polen vermied ſie jede Erklärung. Uebrigens war es ziemlich ſichtbar, daß ſie eine völlige Eintracht zwiſchen England und Preußen, mithin ein beiderſeitiges energiſches Wirken zu einem gemeinſchaftlichen Unternehmen bezweifelte.

So vergieng das Jahr 1789 ohne große, entſcheidende Reſultate im nördlicheren Europa. Die Ereigniſſe in Frankreich entfernten es von aller Theilnahme an auswärtigen Verhältniſſen, und ließen den übrigen Mächten freie Hände. Oeſtreichs Lage wurde indeſſen immer verwickelter. In Ungarn herrſchten Gährungen. Die unruhigen, bigotten Belgier, unzufrieden mit Joſephs Neuerungen, aufgehetzt durch ihre Prieker, empörten ſich. Sie bekamen von Außen Unterſtützung. Allein ihre Inſurrektion hatte keinen großen Charakter. Joſeph's Leben nahete ſich ſeinem Ende. Seinen Nachfolger Leopold hielt man für weniger unternehmend und kriegeriſch, für weniger geneigt, den Krieg mit den Türken, folglich die Verbindung mit Rußland, fortzuſetzen; und da überdieß die Jahreszeit keine militäriſche Operation erlaubte, ſo entſchloß man ſich in Berlin, die nächſten Begebenheiten des bevorſtehenden Frühlings abzuwarten, und dann erſt den gefaßten Plan mit Ernſt und Nachdruck auszuführen. —

Viertes Kapitel.

1790.

Allianz mit der Pforte, — mit Pohlen — Reichenbacher Konvention — Friede zu Werela.

Preußen verdoppelte in der That alle mögliche Vorbereitungen zu Erreichung ſeines Zweckes, vielleicht ſogar mit einiger Uebereilung. In Konſtantinopel unterzeichnete in den erſten Monaten des Jahres 1790 der Preußiſche Geſandte Dietz einen Traktat, der, wenn auch nicht in allen ſeinen Stipulationen zu Berlin ratifizirt, doch hinlänglich war, die Pforte zur Fortſetzung des Krieges zu beſtimmen.

Das Bündniß mit Polen ward ebenfalls den 29. März, nach einem von dem Marquis Luccheſini verfaßten Entwurfe, vollzogen, ohne daß in demſelben der Abtretung von Danzig und Thorn Erwähnung geſchah. In dem 6ten Artikel verſprach der Berliner Hof ſeine Garantie der Konſtitution, die ſich die Republik geben würde. Früher, in dem Laufe der Verhandlungen, war von der Einführung der erblichen Königswürde die Rede geweſen. Preußen hatte ſich aber dawider erklärt, und glaubte nun, der Gedanke ſey aufgegeben, ſo wie es überhaupt wähnte, daß die Polen in Anſehung ihrer Regierungsform nichts feſtſetzen würden, ohne es vorher davon unterrichtet zu haben. Wie wenig Grund dieſer Glaube hatte, zeigte die Folge. — Indeſſen fand Graf Hertzberg jenen Artikel doch bedenklich, und bewilligte ihn nur unter der Bedingung, daß zugleich mit dem Allianztraktat auch ein Handelsvertrag zwiſchen beiden Mächten abgeſchloſſen würde, laut welchem, gegen Abtretung der Städte Danzig und Thorn, der Zoll, den die Polen zu Fordon bezahlten, von 12 auf 4 pro Cent vermindert werden ſollte. Allein, als dieſer letztgedachte Vertrag zu Warſchau aufs Tapet kam, verwarf ihn der Reichstag mit Ungeſtüm; Luccheſini rieth dem Könige, ſich vor der Hand mit der Allianz zu begnügen, und den andern Traktat bis auf einen günſtigern Moment ruhen zu laſſen. Da nun eben der Ausbruch des Krieges mit den beiden Kaiſerhöfen bevorſtand, und Preußen alsdann die Polen gegen Gallizien zu gebrauchen wünſchte, ſo genehmigte der König den Vorſchlag des Marquis. Dieſe beſondern Umſtände ſcheinen zu merkwürdig, um hier nicht angeführt zu werden. Ueberhaupt darf man annehmen, daß Preußens Diplomatiker, gleich Anfangs bei den Unterhandlungen mit Polen, nicht behutſam genug zu Werke giengen; daß ſie dem Reichstage allzugroße Hoffnungen gaben, und daß man weder dem allgemeinen Geiſt der Nation, noch beſonders die alte Stimmung der Mehrheit gegen Preußen hinlänglich berückſichtigte. So viel iſt gewiß, nie zeigten die Polen ernſtliche Geneigtheit für Preußens Vortheil. Sie wollten es bloß zu dem ihrigen gebrauchen. Da nun keine politiſche Verbindung von Beſtand ſeyn kann, wenn ſie nicht in beiderſeitigem Nutzen gegründet iſt, ſo war es wohl natürlich, daß dem geknüpften Bande Feſtigkeit mangelte.

Die übrigen Maßregeln — beide Kaiſerhöfe in fortſchreitende Verlegenheit zu ſetzen — beſtanden in Ermunterung der Belgier und Unterſtützung des Königs von Schweden. Jenen, den Belgiern, ſandte man einen Heerführer, den General Schönfeld, und verſchiedene ehemalige Preußiſche Offiziere boten den Inſurgenten ihre Dienſte an. Heimlich nährte dort England das Feuer, ohne ſich bloß zu geben. — Mit Schweden war man zwar nicht geneigt, ein förmliches Bündniß zu errichten, weil man Guſtav dem Dritten nicht traute. Allein man verſah ihn, jedoch nur mäßig, mit Gelde, und erhielt dagegen von ihm das Verſprechen, daß er ohne der Alliirten Wiſſen und Theilnahme keinen Frieden mit Rußland eingehen würde. Hierüber ward noch am 31. Julius d. J. eine Konvention abgeſchloſſen. Wie aufrichtig Guſtav dabei verfuhr, beweiſet der wenige Wochen ſpätere Friede von Warela.

Mittlerweile geriethen die Türken je mehr und mehr ins Gedränge. Schon hatten ſie gegen die Ruſſen Bender und Iſmail, gegen die Oeſtreicher Belgrad und andere feſte Plätze verloren. Wollte man ihnen Beiſtand leiſten, ſo mußte es ohne Zeitverluſt geſchehen. Zwar ſuchte der Wiener Hof das ihn vorzüglich drohende Ungewitter durch Unterhandlungen abzuleiten. Bereits Joſeph ließ in ſeiner letzten Lebensperiode dem Berliner Hofe erneuerten Verzicht auf Schleſien anbieten. Leopold bewies ſich noch nachgiebiger, jedoch nicht in einem befriedigenden Grade. Beide Mächte verſammelten ihre Heere an den Grenzen, Friedrich Wilhelm gieng in Begleitung des Grafen Hertzberg, und leider! der Geſandten von England und Holland zu dem ſeinigen. Leopold fertigte dagegen den Baron Spielmann mit neuen Vorſchlägen nach Schönwalde, dem Preußiſchen Hauptquartiere ab. Man wählte Reichenbach zum Orte der Konferenzen. Die Verhandlungen wurden mit Thätigkeit betrieben. Hertzberg drang auf die Annahme ſeines oben angeführten, aber in mehreren Punkten modifizirten Projekts, Englands Geſandte auf den Grundſatz des Status quo ante bellum. Es kam zwiſchen dieſen beiden Miniſtern zu heftigen Debatten. Erſterer behauptete bis an das Ende ſeines Lebens, die Verhandlungen mit Oeſtreich ſeyen bereits ſo weit gediehen geweſen, daß der Kaiſer ſich erboten habe, zweihundert Quadratmeilen von Gallizien, unter der Bedingung an Polen zurückzugeben, daß die Republik dagegen Danzig, Thorn und ein Stück von Groß-Polen, bis an die Warthe und Obra, an Preußen abtrete. Allein Lucheſini erſchien in Reichenbach und erklärte: nie würden die Polen in dieſen Tauſch einwilligen. Bitter beſchwerte er ſich über die Engländer und ihre Intriguen, durch welche nicht nur ſeine Unterhandlungen in Warſchau, ſondern die Maßregeln des Berliner Kabinets überhaupt, allenthalben verhindert und geſtört worden wären. Man machte ſich gegenſeitig die empfindlichſten Vorwürfe. Hertzberg war in Verzweifelung, und wandte alles Mögliche an, ſeinen Plan durchzuſetzen. Dennoch gelang es den Engländern, dem ihrigen den Vorzug zu verſchaffen. Der Grundſatz des Status quo wurde angenommen und Hertzberg genöthigt, die berüchtigte Konvention zu unterzeichnen. *) Wahrſcheinlich ſchmeichelte den König die Idee, ſeinen mächtigen Nebenbuhler, ohne Schwertſchlag, zur Rückgabe aller gemachten Eroberungen gezwungen, und deſſen Vergrößerungsabſichten auf Koſten der Türken vernichtet zu haben. Der Engliſche Geſandte wußte ihm die Sache als einen beiſpielloſen, glorreichen Staatsſtreich, der ihn mit Ruhm

---

*) Graf Hertzberg äußert ſich über den oben erzählten Vorgang in einem, achtzehn Monate nachher geſchriebenen Briefe folgendermaßen: On m'arracha de la maniere la plus violente cet excellent [illegible], un projet conciliatoire, qui auroit procuré à la Prusse, sans guerre, [illegible] [illegible], et du bon gré de toutes les parties interessées, ce qui lui manque pour consolider la monarchie, pour mieux combiner ses differentes provinces, pour renfermer la nation Polonaise, en lui procurant pourtant tous les avantages de commerce nécessaires et convenables, et en meme tems un equivalent en territoire, enfin un ordre de choses qui lui auroit fait passer toute l'idée de sa derniere révolution. (Dies letztere laſſen wir doch dahin geſtellt ſeyn.) Au lieu de tous ces beaux plans conciliatoires, je fus obligé de faire le traité de Reichenbach sur la base de ce terrible status quo des Anglois, qui humilia la cour de Vienne, et auroit brouillé le Roi à jamais avec elle, si on n'avoit pas racheté son amitié par le nouveau traité d'alliance etc. In den vertrauten Briefen wird irgendwo geſagt: man habe eine, dem Grafen Hertzberg zugeſtoßene Krankheit benutzt, um den König zu einem, dem Hertzbergiſchen Plan entgegengeſetzten Entſchluſſe zu beſtimmen. Iſt die Anekdote gegründet, ſo zeigt das Obige, wovon die Rede war. Ueber die Franzöſiſchen Angelegenheiten wurde zu Reichenbach nichts unterhandelt.

bedecken und ſein Anſehen unendlich erhöhen müßte, vorzuſtellen. Daß der König die Sache damals unter dieſem Geſichtspunkt ins Auge gefaßt hatte, zeigt ſein noch in Reichenbach genommener Entſchluß: dieſelbe Scene gegen Rußland zu wiederholen, und ſein Verſprechen an England: ein Heer von funfzig tauſend Mann an der Grenze von Oſtpreußen zu verſammeln, unter der Bedingung, daß Großbritannien ihn durch die Sendung einer Flotte nach der Oſtſee unterſtützen ſollte. Gewiß glaubte man auf Schwedens Mitwirkung rechnen zu können; allein Guſtav hatte ſo eben den Warelaer Frieden unterzeichnet. Dadurch ward Katharinens Verlegenheit um ein Großes vermindert. Sie konnte nunmehr ihre, gegen Schweden gebrauchte Kräfte, gegen den neuen Feind, der ſie bedrohete, anwenden. Von England ſchien ſie nicht ohne Grund, wenig zu beſorgen, und ihr feſter Sinn gab keine Hoffnung, ſie durch Demonſtrationen zu ſchrecken und geſchmeidiger zu machen. Deſſenungeachtet wurde eine Preußiſche Armee am Niemen und Pregel-Ströme zuſammen gezogen. Weil aber die Jahreszeit zum Handeln verſtrichen war, ſo vergieng der Reſt des Jahres 1790 und die erſten Monate des folgenden unter fruchtloſen Unterhandlungen mit Rußland.

Fünftes Kapitel.

1791.

Fortſetzung des vorigen — Polniſche Angelegenheiten.

„Eben als man in der Erwartung des endlichen Reſultats, der im vorigen Kapitel erwähnten Ver-

Handlungen ſtand, erfolgte zu Warſchau eine eben ſo wichtige als unerwartete Begebenheit. Die Reichstags-Marſchälle Ignatz Potocky und Malachowsky, nebſt ihren Anhängern, brachten am 3ten Mai den Entwurf zu einer Konſtitution in Vorſchlag, dem auch der König beitrat, und der von der Mehrheit der Landboten mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Unter vielen andern, von der alten Verfaſſung abweichenden Artikeln befand ſich die Einführung der erblichen Königswürde. Dieſe ſollte, nach Ableben des regierenden Königs, dem Kurfürſten von Sachſen, und nach deſſen Tode dem künftigen Gemahl der Kurprinzeſſinn zu Theil werden. Der Regent ſelbſt erhielt eine weit ausgedehntere Macht als vorher, u. ſ. w. —

Dieſe in der Stille vorbereitete Konſtitution erregte allgemeine Aufmerkſamkeit im Auslande. Zu Berlin mußte ſie um ſo mehr befremden, da dort nicht die geringſte Mittheilung der beabſichtigten Neuerungen geſchehen war. Wider die Beſtimmung des Kurfürſten von Sachſen zum Nachfolger hätte Preußen nichts eingewendet, aber die erbliche Königswürde fand man ſowohl Preußens als der andern Nachbarn Intereſſe entgegen laufend. Schon früher hatte ſich der Berliner Hof dem Gedanken ihrer Einführung abgeneigt erklärt. Die Polen mußten daher vermuthen, daß ihre Feſtſetzung ſeinen Beifall nicht erhalten würde. Es war außerdem zu erwarten, daß Rußland nach geſchloſſenem Frieden mit den Türken die Konſtitution nie anerkennen, ſondern mit ſeiner gewöhnlichen Energie die alte Ordnung der Dinge herzuſtellen ſuchen würde. Der Ruſſiſchen Macht allein zu widerſtehen, konnten die Polen um ſo weniger hoffen, da eine anſehnliche Parthey unter ihnen ſelbſt die Neuerungen mißbilligte. Wie ſollte nun Preußen für eine Nation vor den Riß treten, die jeden Vorſchlag, ihm Vortheile zu bewilligen, ſogar dann, wenn ihr gegenſeitige Vortheile zugeſichert wurden, verwarf? Wie ſollte es ſich durch den 6ten Artikel der Allianz für verbunden halten, eine, ohne ſein Wiſſen und Trotz ſeiner früheren Erklärung über die Erbfolge dennoch gewählte Verfaſſung vertheidigen zu helfen. Auch rieth Hertzberg ſeinem Monarchen, die Anerkennung der Konſtitution vom 3ten Mai zu verweigern. Deſſenungeachtet ſoll Friedrich Wilhelm ſie unmittelbar aus dem Kabinet anerkannt haben; und dieß warfen ihm ſpäter die Polen auf das bitterſte vor. Allem Anſcheine nach verleitete ihn zu dieſem falſchen Schritte theils Ueberraſchung, theils Ungewißheit des Ausgangs der Angelegenheiten mit Rußland und die unangenehmen Nachrichten aus London. Würdevoller wäre es indeß auf jeden Fall geweſen, wenn der König ſeine Meinung freimüthig und feſt geäußert hätte. Daß er es nicht that, können obige Umſtände einigermaßen entſchuldigen, nie ganz rechtfertigen.

Sechstes Kapitel.

Wie behauptete England gegen Rußland den Grundſatz des Status quo?

Friedrich Wilhelm, dem angenommenen Princip des Status quo und ſeinem geleiſteten Verſprechen getreu, hatte ein Heer in Oſtpreußen, ein zweites an der Weichſel verſammelt. Alle Vorkehrungen zur Eröffnung

öffnung des Feldzuges waren getroffen, wenn Katharina ihre Einwilligung verſagte, unter jener Bedingung einen Frieden mit der Pforte einzugehen. Man muß dem Brittiſchen Miniſterium hier Gerechtigkeit widerfahren laſſen: es war zur Abſendung einer Flotte nach dem Baltiſchen Meere entſchloſſen, und ſie ſollte unverzüglich auslaufen, als plötzlich innere Gährungen, durch mancherlei Urſachen erzeugt, und das Geſchrei der nach Rußland handelnden Kaufleute, von der Oppoſitions-Partey, an deren Spitze der berühmte Fox ſtand, unterſtützt, einen Aufruhr befürchten ließen, und die Regierung zwangen, ſtatt der Flotte, den Unter-Staatsſekretär Fawkner mit Vergleichsvorſchlägen nach St. Petersburg zu ſenden. Zwar hieß es: er ſey beauftragt, die Verhandlungen ſogleich abzubrechen, wenn die Kaiſerinn durchaus die Abtretung des ganzen Diſtrikts von Oczakow bis an den Dnieſter verlangte. Allein Katharina, überzeugt, daß ſie von England nichts mehr zu befürchten habe, und daß alsdann auch Preußen friedlichere Geſinnungen annehmen würde, blieb feſt bei ihrem Entſchluſſe, den in Rede ſtehenden Diſtrikt zu behalten, und ohne fremde Vermittelung ihren Frieden mit der Pforte abzuſchließen. Die ganze Demonſtration fiel für England und Preußen unrühmlich aus. Der Krieg gegen die Türken wurde bis zum Tode Potemkin's, der ihn aus Privatabſichten zu verlängern trachtete, fortgeſetzt, und erſt nach dem Ableben dieſes Machthabers, dem Sinne der Kaiſerinn gemäß, beendigt. An Maßregeln um die Wirkung der unausbleiblichen Rache Katharinens gegen die Polen möglichſt zu verhindern, hatte das Brittiſche Miniſterium nicht gedacht, und Fawkner verließ St. Petersburg, ohne darüber das Geringſte zu erwähnen. —

Siebentes Kapitel.

Reſultate. — Herzberg's Fall.

„Dieß waren die Reſultate der Vortheile, die, vermittelſt ſeines Bündniſſes mit England, Preußen zu erlangen, ſich geſchmeichelt hatte, und die es, in den Verhältniſſen, in denen die erſten Mächte von Europa ſich damals befanden, ohne Zweifel erlangt haben würde, wären der Ausführung der ſeinem Intereſſe entſprechenden Plane nicht immer Hinderniſſe von ſeinen Bundesgenoſſen in den Weg gelegt worden. England war nie Preußens aufrichtiger Freund. Es betrachtete Oeſtreich und Rußland ſtets als ſeine natürliche Alliirten, und hoffte ſie, über kurz oder lang, zu ſeinem Syſteme zurück zu führen. Sie wirklich zu ſchwächen, und Preußen auf Unkoſten des Wiener Hofes zu vergrößern, war ſeine Abſicht um ſo weniger, da der König von England, als Kurfürſt von Hannover, eine Vermehrung des Preußiſchen Uebergewichts in Nord-Deutſchland mit eiferſüchtigen Augen betrachtete. Zwar wünſchte das Brittiſche Kabinett dem Wiener Hofe den Nachtheil ſeiner Verbindung mit Frankreich, dem Ruſſiſchen, die Folgen ſeines Benehmens bei Gelegenheit der bewaffneten Neutralität, fühlbar zu machen. Dazu wollte es Preußen als Werkzeug gebrauchen, und es erreichte ſeinen Entzweck. So wie die Lage Frankreichs verwickelter wurde, ſtieg auch die Wahrſcheinlichkeit des baldigen Endes ſeiner Verbindung mit dem Wiener Hofe, mithin auch die Ausſicht auf des letzteren Rückkehr zum Syſtem mit England. Daher deſſen Befliſſenheit, einen Krieg zwiſchen Preußen und Oeſtreich, der, allem Anſcheine nach, für dieſes verderblich geworden wäre, zu verhindern. Daß England zu Reichenbach den Grundſatz des Status quo aufſtellte und durchſetzte, geſchah, weil es befürchten mußte, ſeinen Einfluß zu Konſtantinopel zu verlieren und ſeinem merkantiliſchen Intereſſe zu ſchaden, wenn es die Türken den unglücklichen Folgen eines Krieges, zu dem es ſie ermuntert hatte, bloß gegeben hätte. Was Großbritanniens Verhältniſſe mit Rußland in Hinſicht auf den Handel anbelangt, ſo ſind ſolche allzu bekannt, als daß es nöthig wäre, ſie hier aus einander zu ſetzen. Daher nur ſo viel. Außer dem Mißvergnügen des brittiſchen Kabinetts über die bewaffnete Neutralität, und über die verſchiedenen Handelsverträge des Ruſſiſchen mit andern Mächten, beunruhigte erſteres, wie oben bereits bemerkt worden iſt, noch die Richtung, die Katharina dem Handel ihrer ſüdlichen Provinzen über das ſchwarze Meer nach dem mittelländlichen zu geben ſuchte — ein Projekt, deſſen Ausführung und feſte Gründung nur hintertrieben werden konnte, wenn die Pforte im Beſitz des Bosphors und ihrer an dem ſchwarzen Meere belegenen Länder blieb, und wenn England ſeinen Einfluß in Konſtantinopel behauptete. Dieß wollte es nun dadurch bewirken, daß das Prinzip des Status quo von Rußland gleichfalls anerkannt würde. Aber auch hier ſchob es Preußen vor. Vielleicht beabſichtigte zugleich der Brittiſche Machiavellismus, den Unwillen der beiden Kaiſerhöfe von ſich ab, und auf den Berliner Hof zu leiten, indem es dieſen die drohende Rolle zu übernehmen vermochte. Indeſſen ſah Pitt zuletzt doch wohl ein, daß er ohne die Sendung einer Flotte in die Oſtſee ſeinen Zweck nicht erreichen würde. Die Expedition wurde alſo beſchloſſen, allein von der Foxiſchen Kabale vereitelt.

So verfloß unbenutzt der glückliche, in ſeiner Art einzige Zeitpunkt, der das Berliner Kabinett in den Stand ſetzen konnte, die Macht der Preußiſchen Monarchie zu befeſtigen, ihr Anſehen zu erhöhen, ihr eigenes Intereſſe zu befördern, und unter den erſten Mächten von Europa den von Friedrich dem Großen errungenen Rang zu begründen. Statt deſſen wurde es das Werkzeug eines argliſtigen Verbündeten, der ſein Zutrauen mißbrauchte. Aus dieſem unbegrenzten, beiſpielloſen Zutrauen entſprang alles Uebel. Dem Engliſchen Geſandten zu Berlin wurde jeder Plan, jeder Entſchluß, jede Nachricht mitgetheilt. Er las, wie ſchon geſagt, alle einlaufende und abgehende Depeſchen. Es ward ihm daher leicht, augenblicklich allem, was den Abſichten ſeines Hofes nicht entſprach, entgegen zu wirken, jeden Wink von außen-über Englands wahre Geſinnungen zu widerlegen oder verdächtig zu machen. Sein abſprechender, entſcheidender Ton überzeugte. Da er ſein ſchleuniges Glück dem Grafen Hertzberg zu verdanken hatte, und dieſer ihn als ſein Geſchöpf anſah, ſo rechnete man auf ſeine Anhänglichkeit an Preußen. Man vergaß aber, daß ihn Pflicht und perſönlicher Vortheil nöthigten, den Willen ſeiner Gebieter auf das genaueſte zu erfüllen und mit Thätigkeit und Gewandtheit zu betreiben. Machten ſeine Widerſprüche, Gründe oder Inſinuationen an dem einen Orte keinen Eindruck, ſo hatte er Kanäle zu andern, wo er glücklicher eingriff. Hertzbergs Hauptprojekt verwarf er nie, aber die Epoche der Ausführung wußte er von Zeit zu Zeit zu verſchieben und Zweifel zu erregen über des Miniſters Takt, den rechten Augenblick, ſo wie die ſchicklichſten Mittel zu treffen. Der Monarch ſelbſt hegte ähnliche Zweifel nicht ohne allen Grund. Ewart nährte ſie, des Miniſters Kredit ſank, zugleich aber auch das Vertrauen in Englands Aufrichtigkeit und in den Nutzen der Verbindung mit ihm, die Hertzbergs Werk war. Dennoch würde Friedrich Wilhelm ſchwerlich bewogen worden ſeyn, dieſen alten, verdienſtvollen und in vieler Hinſicht ehrwürdigen Staatsmann ganz von den Geſchäften zu entfernen, hätte dieſer nicht ſelbſt, durch die Heſtigkeit ſeiner Aeußerungen über die Reichenbacher Konvention und deren Folgen, die Empfindlichkeit des Königs gereizt. Aber in Verzweifelung, ſeine Plane geſcheitert zu ſehen, und Zeuge des Eindrucks, den die Nichtbenutzung der günſtigſten Konjunkturen auf Heer und Nation machten, wollte er, der nicht vorwurfsfrei war, die Schuld gänzlich von ſich entfernen. Oeffentlich deklamirte er wider jene Konvention und ließ in fremde Zeitungen Artikel, in welchen er ſich rechefertigte, einrücken. Hierdurch vermehrte er das Mißfallen des Königs, der ihm den Grafen v. d. Schulenburg und Herrn von Alvensleben zur Seite ſetzte. Als kurz nachher Preußen und Oeſtreich ſich näherten, ſoll der Wiener Hof ihn von den Verhandlungen auszuſchließen verlangt haben. Dem ſey wie ihm wolle, Hertzberg entdeckte durch einen Zufall, daß ihm gewiſſe Geſchäfte verheimlicht wurden. Dieß bewog ihn, ſeine Entlaſſung zu fordern, und ſie ward ihm ertheilt.

Patriotismus, Einſicht, Gelehrſamkeit, unermüdete Thätigkeit, raſtloſer Eifer, den Nutzen des Staats zu befördern, Kühnheit in ſeinen Entwürfen, ſeltene Uneigennützigkeit, zeichneten dieſen Staatsmann aus, und machten ihn verehrungswürdig. Allein Mangel an Takt, an Welt- und Menſchenkenntniß, Härte der Formen, unvorſichtige Vertraulichkeit, Indiskretion in ſeinen Aeußerungen, leidenſchaftliche Ausbrüche, verminderten den Glanz ſeiner Talente, ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften, hemmten den Erfolg ſeiner Unternehmungen, und führten zuletzt ſeine Entfernung herbei. Unter Friedrich glänzte er am politiſchen Horizont, beſonders durch die Bündigkeit der von ihm entworfenen Staatsſchriften, und ſelbſt durch ſeine Rathſchläge. Dürfte ſich aber das Vaterland an ihm verſündigen, wenn es glaubte, nur unter der unſterblichen Leitung hätte Hertzberg das Ziel ſeines redlichen Strebens erreicht? Die Nachwelt mag dieß entſcheiden.

Achtes Kapitel.

Sziſtower Kongreß. Verhandlungen mit Oeſtreich.

Friedrich Wilhelm, bisher von England getäuſcht, hatte nunmehr die Augen geöffnet. Er erkannte, nicht für eigenes Intereſſe, ſondern für den Vortheil egoiſtiſcher Bundsgenoſſen allein, ſeine Kräfte aufgeopfert zu haben. Ohne Hoffnung, in Zukunft redlicher als bisher von England unterſtützt zu werden, ſtand der König iſolirt zwiſchen zwei Mächten, die er gereizt, deren eine er ſogar zu Bewilligung demüthigender Bedingungen genöthigt hatte. Noch waren dieſe Bedingungen unerfüllt; der zu Sziſtowe verſammelte Kongreß gab keine Ausſicht auf baldigen Erfolg der Preußiſchen Vermittelung. Der Krieg zwiſchen Rußland und den Ottomanen dauerte fort, zum Nachtheil der letzteren. Wer bürgte dem König, daß die beiden Kaiſerhöfe die Lage der Dinge nicht benutzen würden, der eine, um ſeine Vortheile zu vergrößern, der andere, um die eingegangenen Stipulationen zu eludiren? Mußte, nach allen früheren Erfahrungen, der Monarch nicht die Möglichkeit befürchten, von ſeinem eigennützigen Bundsgenoſſen auch ferner im Stich gelaſſen zu werden, ſollten nachdrücklichere Maßregeln erforderlich ſeyn? — Im Weſten von Europa verwickelten ſich die Sachen immer fürchterlicher. Der Thron Ludwigs des XVI. wankte. Man befolgte in Frankreich Grundſätze, die, völlig ausgeführt, jede bisherige Ordnung der Dinge umzuſtürzen droheten. Man predigte Haß, Vernichtung aller Monarchen. Was Wunder, daß dadurch bei dieſen Beſorgniſſe und Unwillen erregt, ihre Aufmerkſamkeit dorthin gelenkt wurde? Was Wunder, daß ſelbſt ſolche, die ſich bisher als Nebenbuhler betrachtet hatten, wider die anſcheinlich allgemeine Gefahr näher zu treten geneigt waren? Man ſage nicht, dieſer oder jener Staat habe keine ähnliche Erſchütterung zu befürchten gehabt. Es giebt in der moraliſchen, wie in der phyſiſchen Welt Epidemieen, die leider ſchleunig und unerwartet ihre Verwüſtungen verbreiten. Die Gemüther befanden ſich allenthalben in Gährung. Die große Menge der Neuerer hielt für Aufklärung, was bloß Blendwerk durch die Phänomene in Frankreich war. — Verſchiedene deutſche Fürſten, die auf Franzöſiſchem Boden Beſitzungen hatten, wurden in ihren, durch Verträge garantirten Vorrechten beeinträchtigt. Sie wandten ſich an Kaiſer und Reich, und erregten die Theilnahme ihrer Mitſtände. — Ein benachbarter Regent, der damals bei ausgebrochener Fehde zwiſchen Oeſtreich und Preußen ſchwerlich neutral bleiben konnte, und die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes befürchtete, ſuchte Friedrich Wilhelm zu bewegen, dem Kaiſer die Hand zur Verſöhnung zu bieten. Der Verſuch fand Eingang bei dem Könige, der jedoch auf wörtliche Erfüllung der Reichenbacher Konvention beſtand, und, um dieſe zu erlangen, auch England aufforderte, zu demſelben Zwecke ſich auf das nachdrücklichſte bei dem Kaiſer zu verwenden. Nach Mailand, wo Leopold ſich eben aufhielt, ſandte hierauf England den Lord Elgin, Preußen den Obriſten Biſchoffswerder. Dieſer war zugleich beauftragt, dem Kaiſer ein näheres Verſtändniß über die allgemeinen Angelegenheiten von Europa vorzuſchlagen, und nöthigen Falls einen vorläufigen Vertrag deßhalb abzuſchließen. Leopold gab dem Vorſchlage Beifall, und machte ſich zugleich anheiſchig, der Reichenbacher Konvention pünktlich und ohne Zeitverluſt Genüge zu leiſten. Der präliminäre Vertrag zwiſchen Preußen und Oeſtreich wurde aber nicht in Mailand, ſondern in Wien durch den Fürſten Kaunitz und den Obriſten Biſchoffswerder verhandelt, und am 25. Julius unterzeichnet. Sein weſentlicher Inhalt war: beiderſeitige Garantie der reſpektiven Staaten; Beſtätigung der alten Verträge; Einverſtändniß über die Angelegenheiten mit Frankreich, und Verbindlichkeit zu Hülfe und

Beiſtand, wenn die innere Ruhe eigener Länder geſtört werden ſollte; endlich Gewährleiſtung der Integrität Polens. Dieſe Uebereinkunft wurde dem Engliſchen Hofe erſt nach deren Vollziehung bekannt gemacht, und man ſtellte ihm anheim, derſelben beizutreten. Er nahm aber die Mittheilung ſehr kalt auf, und die Maßregel verdroß ihn, weil ſie ohne ſeine Theilnahme getroffen worden war. Als Leopold wenige Wochen ſpäter ſich in Böhmen befand, ſchlug der Kurfürſt von Sachſen beiden Monarchen, in der Abſicht, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu befördern, vielleicht auch auf Antrieb der Franzöſiſchen Prinzen, eine Zuſammenkunft zu Pillnitz vor. Sie ward genehmigt. Leopold, Friedrich Wilhelm und der Graf von Artois, begleitet von einigen ſeiner Getreuen, begaben ſich dorthin. Der Bourbonide verlangte thätige Theilnahme und Hülfe für ſeinen unglücklichen Bruder, und unterlegte den anweſenden Monarchen die nachher von ihm publizirte Deklaration. Man hielt es nicht für bedenklich, ſie nach einigen Bemerkungen zu bewilligen; es iſt jedoch problematiſch, ob dieſe Deklaration wirklich vom Kaiſer und vom Könige unterſchrieben worden ſey. Sehr glaubwürdige Autoritäten verneinen es. So viel aber iſt ausgemacht, daß ſie in den Augen Leopolds ſowohl, als Friedrich Wilhelms, keinen bedeutenden Werth hatte; daß man unmittelbar nichts that, um ihr Nachdruck zu geben, und daß man ſie, nachdem Ludwig der XVI. die Konſtitution von 1791 angenommen hatte, als völlig unnütz und zwecklos betrachtete. Dieß iſt das wahre einzige Reſultat der Pillnitzer Zuſammenkunft, von welcher, ſo wie von dem daſelbſt angeblich geſchloſſenen Offenſiftraktat gegen Frankreich, ſo viel ins Gelag hinein, theils abſichtlich, theils aus Unwiſſenheit, geſchrieen und gefabelt worden iſt, und noch jetzt geſchrieen und gefabelt wird. Die kurze Dauer der dortigen Anweſenheit beider Monarchen zeigt es ſchon, daß in derſelben kein ſo wichtiges Werk, als ein Trutzbündniß, zu Stande kommen konnte. Mit Inbegriff der Zeit, die der Tafel und den Damen gewidmet wurde, währte ſie kaum acht Stunden. Alle authentiſch gegründete Data ſcheinen zu beweiſen, daß die Höfe von Wien und Berlin damals keinen Angriffskrieg gegen Frankreich im Schilde führten. Vielleicht ſchmeichelten ſie ſich aber die Pillnitzer Zuſammenkunft würde der neuen Legislatur, die eben zu Paris verſammelt wurde, vorſichtigere und gemäßigtere Grundſätze einflößen. Wie irrig ein ſolcher Glaube, wenn er in der That Eingang gefunden hat, geweſen ſeyn würde, braucht hier nicht bemerkt zu werden. Uebrigens eilte man nicht, das durch die Wiener Konvention verabredete Defenſifbündniß zu vollenden. Es verliefen ſechs Monathe, und Leopold lebte bereits nicht mehr, als es vollzogen wurde. In der Zwiſchenzeit kam der Friede zu Sziſtowe, und bald darauf auch der zwiſchen Rußland und der Pforte zu Stande.

Neuntes Kapitel.

1792.

Leopolds und Guſtavs Tod. Bruch mit Frankreich. Polniſche Angelegenheiten.

Bisher hatten alle Unternehmungen Preußens eine friedliche Endſchaft gehabt. Es hatte ſeine Gegner bedroht, ohne zur That zu ſchreiten, Plane entworfen, ohne ſie zu vollführen, war Verbindungen eingegangen, von welchen einige nur durch anderweitige unerwartete Verbindungen erfüllt werden konnten, andere hingegen neue Maßregeln erheiſchten, um ihnen zu genügen, oder ſich ihrer zu entledigen. Dadurch entſtanden Zweifel an der Feſtigkeit ſeiner Grundſätze und ſeines Willens. — Die kriegeriſchen Demonſtrationen der zwei letzten Jahre hatten anſehnliche Verminderungen des Schatzes verurſacht. Da aber die hierzu angewandten Summen im Lande ſelbſt blieben, oder doch bald dahin zurückfloſſen: ſo vermehrten ſie den Umlauf des Geldes, belebten Induſtrie und Handel, mithin auch den Wohlſtand. Die hieraus entſproſſenen Folgen hätten vortheilhaft für das Innere gewirkt und Mittel verſchaft, die Lücken des Schatzes zu erſetzen, wäre der Staat nicht zu neuen, weit koſtſpieligeren Unternehmungen verleitet worden.

Von allen Seiten zogen ſich gleich zu Anfange 1792 furchtbare Wolken zuſammen. Zwei Ereigniſſe, der ſchleunige Tod Leopolds und der Meuchelmord Guſtav's, erregten Entſetzen und Beſorgniſſe ähnlicher Attentate. Nachrichten aus verſchiedenen Quellen ſprachen von Emiſſären, die zu gleichen Zwecken hier und dorthin beſtimmt ſeyn ſollten. Fanden ſie auch wenig Glauben, ſo befürchtete man doch die wilden Ausbrüche der Grundſätze, die damals in Frankreich gepredigt wurden, und die allgemeine Gährung der Gemüther. Die Machthaber zu Paris fuhren in ihren Gewaltthätigkeiten gegen das Königthum unaufhaltſam fort. Der unglückliche Ludwig XVI. wurde mit jedem Tage mehr beſchränkt und gedemüthigt. Seine Sache ſchien den übrigen Monarchen auch die Ihrige. War dieß zu verwundern? War es ihnen zu verdenken, dem auch ſie bedrohenden Strome Einhalt thun zu wollen? Monarchen ſind Menſchen, und Widerſtand gegen Verletzungen hergebrachter Rechte und Vortheile liegt in der menſchlichen Natur. Die den Thronen am nächſten ſtehende Klaſſe betrachtete die Neuerungen aus demſelben Geſichtspunkte, wie die Fürſten. Man hielt den Geiſt, der ſich fortſchreitend in Frankreich zeigte, bloß für das Werk einer Faktion, nicht für den wahren, energiſchen Willen des Franzöſiſchen Volks, und man wähnte, ihm durch den Anblick bevorſtehender Gefahr von außen über ſeine ſupponirte Verblendung die Augen zu öffnen. Die Emigrirten nährten dieſen Irrglauben. Allenthalben verdoppelten ſie ihre Intriguen. Deutſche Fürſten gaben ihnen Freiſtätte an Frankreichs Grenzen und Unterſtützung. Andere mächtigere Höfe ſchienen zu Feindſeligkeiten geſtimmt. Keiner war dabei thätiger und entſchloſſener dazu, als der Schwediſche. Aber Guſtav der Dritte fiel durch Mörders Hand, und niemand kann mit Sicherheit behaupten, daß damals Oeſtreich und Preußen den feſten Entſchluß gefaßt hatten, Frankreich anzugreifen. Ihr im Februar 1792 vollzogenes Bündniß war defenſif, für ſie und Deutſchland überhaupt, und gleich nach Leopolds unerwartetem Tode konnte der Regent einer wie die Oeſtreichiſche konſtituirten, durch einen fruchtloſen Krieg ermüdeten Monarchie ſchwerlich den Vorſatz haben, unaufgefordert auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Indeſſen ſey es, daß die Jakobiner eben dieſen Zeitpunkt für den günſtigſten hielten, oder, um den unruhigen Geiſt der Nation auswärts zu beſchäftigen, — genug Frankreich erklärte im April dem Oeſtreichiſchen Hofe den Krieg, und der casus foederis mit Preußen trat ein. — Kurz vorher war der Friede zwiſchen der Pforte und Rußland zu Stande gekommen. Letzteres erhielt dadurch freie Hände, an den Angelegenheiten in Weſten Theil zu nehmen. Auch Katharina äußerte Unruhe über die Franzöſiſchen Grundſätze, Intereſſe für die Bourboniden, und verhieß Hülfe. Allein zu ſtaatsklug, um fremdem Vortheile den ihrigen aufzuopfern, beſtrebte ſie ſich die Aufmerkſamkeit derjenigen Mächte, die ihren Projekten hinderlich ſeyn konnten, immer mehr auf Frankreichs Lage zu lenken und ſie zu vermögen, die Entſcheidung des Schickſals Polens ihr zu überlaſſen. Sie ſuchte ihnen zu beweiſen, wie gefährlich für die Ruhe und Sicherheit aller Nachbarn dieſes Landes die Konſtitution von 1791 in Zukunft werden würde, und erklärte, nie würde ſie eine andere, als die von ihr garantirte Verfaſſung anerkennen. Preußen bot ſie Erneuerung ſeiner vormaligen Verbindung mit ihr an.

Es iſt nicht zu leugnen, ein allzu großer Zuwachs der intenſiven Macht Polens konnte für Preußen gefahrvoll werden, beſonders nach Einführung einer erblichen Dynaſtie. Dieſe Wahrheit weitläuftig aus einander zu ſetzen, wäre überflüſſig. Sie iſt einleuchtend, wenn man nur die geographiſche Lage, den Flächenraum, die Bevölkerung und die natürlichen Kräfte beider Nationen in Erwägung zieht. Preußen durfte Polen nicht unbedingt mächtig werden laſſen und es als eine ſichere Vormauer gegen Rußland betrachten.

Nachbarſchaft und gegenſeitiges Intereſſe hätten bald Kolliſionen erzeugt, aus denen Eiferſucht und Zwietracht entſtanden wären. Preußens wohlberechnete Politik verlangte aber, daß Polen einen höhern Grad von Konſiſtenz und Selbſtſtändigkeit, wie bisher bekam, um ſich vor dem überwiegenden Einfluſſe Rußlands zu ſichern. Es war indeſſen nicht zu erwarten, das dieß ohne nachdrücklichen Widerſtand des St. Petersburger Hofes und ohne Preußens Unterſtützung zu bewirken ſeyn würde. Letzteres verlangte daher zur Kompenſation ſeiner Hülfsleiſtung, die Abtretung von Danzig, Thorn und eines Diſtrikts bis an die Warthe und Obra, gegen Bewilligung anderer Vortheile. Hierzu wollten ſich nun die Polen keinesweges verſtehen. Ihre Abſicht ging vielmehr dahin, auch Preußen keinen Einfluß auf ihre innere Angelegenheiten zu verſtatten. Die ohne des letzteren Wiſſen und Genehmigung eingeführte Verfaſſung vom 3ten Mai 1791 giebt davon den überzeugendſten Beweis. Sie ſtand im Widerſpruche mit dem Intereſſe aller Nachbarn Polens. — Der Berliner Hof hätte thöricht gehandelt, ſie vertheidigen zu wollen; jedoch Polen gänzlich fallen laſſen, mußte er auch nicht. Sein und Oeſtreichs Intereſſe waren in dem vorliegenden Falle völlig identiſch. Beide Höfe mußten daher vereinigt ihre Vermittelung zu St. Petersburg und Warſchau anbieten, ihre Intervention durch hinlängliche Truppenbewegungen geltend machen, eine nach echten Grundſätzen entworfene Konſtitution vorſchlagen, und deren Annahme ſtandhaft behaupten. Katharinens Rachſucht, Ehrgeiz und künftige Influenz wären beſchränkt worden; denn ſicher hätte ſie ihr bereits erſchöpftes Reich, keinem neuen Kampfe mit Oeſtreich und Preußen bloß ſtellen dürfen, und dann drohete hinfort von Nordoſten her ungleich weniger Gefahr. Nicht ohne Grund iſt zu vermuthen, man habe Anfangs zu Wien und Berlin ſolche Maßregeln beabſichtigt. Allein der unglückliche Bruch mit Frankreich gab der Sache einen bedauernswürdigen Umſchlag. Friedrich Wilhelm und Franz wandten ihre ganze Aufmerkſamkeit nach Weſten. Preußen wollte ſich den Rücken ſichern, und die Erneuerung der Allianz mit Rußland ward im Julius zu St. Petersburg vollzogen. Auf Katharinens Antrieb errichtete die ziemlich zahlreiche, ihr immer ergebene, mit der letzten Konſtitution unzufriedene Partey der Polen die Targowitzer Konföderation, und bat um ihren Beiſtand. Die Ruſſen rückten von verſchiedenen Orten her in Polen ein. Nicht allenthalben fochten ſie mit Erfolg, drangen jedoch ſtets weiter gegen Warſchau vor, der ſchwache Stanislaus Auguſt trat ſelbſt der Targowitzer Konföderation bei, und über Polens Schickſal entſchied ohne Widerſpruch und Rettung die nordiſche Semiramis. —

Zehntes Kapitel.

Feldzüge gegen Frankreich — bis 1795. — Baſeler Friede.

Unterdeſſen hatten die Feindſeligkeiten zwiſchen Oeſtreichern und Franzoſen in den Niederlanden angefangen. Die erſten Vorfälle ſchlugen unglücklich für die Franzöſiſchen Waffen aus, und beſtärkten die Alliirten in dem Wahn, Uneinigkeit im Innern und Neigung des Heeres für die alte Ordnung der Dinge würde ihnen leichtes Spiel verſchaffen. Zahlreiche Armeen gingen über den Rhein und drangen nach Frankreich vor, ohne Rücken und Flanken hinlänglich zu decken. Das berüchtigte Manifeſt, ein Werk der Emigrirten, unterſchrieb der Herzog von Braunſchweig, und zog ſich dadurch den gerechten Tadel der Mit- und Nachwelt zu. Wer nur irgend den Geiſt der Zeit in Frankreich begriffen hatte und den Charakter der Nation kannte, ſah den Eindruck voraus, den eine ſolche Sprache machen würde. Daß die Emigrirten ſie führten, befremdet nicht, denn Haß, Stolz, Rachſucht und Inkonſequenz umnebelten ſie. Allein daß ein Deutſcher einſichtsvoller Fürſt, den ein damals ruhmvoller Nahme und ſeine perſönlichen Verhältniſſe in den Stand ſetzten, nur der eigenen Ueberzeugung zu folgen und ſie geltend zu machen — ſich zu Schritten verleiten ließ, die ihn ſelbſt und die Sache, die er verfochte, kompromittirten, dieß iſt ſchwer zu entſchuldigen. Auch der Operationsplan, den man befolgte, ſoll nicht der ſeinige geweſen ſeyn. Iſt dieſe Sage gegründet, ſo kann auf dieſen ewig merkwürdigen Fürſten, wie auf ſo manche andere Menſchenkinder, das video meliora proboque, deteriora sequor Anwendung finden.

Ueber den Fortgang und alle die traurigen Reſultate des Feldzugs iſt bereits ſo viel geſagt, ſo viel geſchrieben worden, und ſo manches liegt noch im Dunkeln. Jenes wäre unnütz zu wiederholen, dieſes — wer vermag es mit der Fackel der Wahrheit zu erleuchten? Genug alſo: Ludwig XVI. wurde enthront, hin-

hingerichtet, die Verbündeten genöthigt, Frankreichs Grund und Boden zu räumen, Mainz und Frankfurt verloren, die Niederlande von Dumouriez erobert, dem Erbſtatthalter, ſo wie England, der Krieg angekündigt. Letzteres, England, war bis dahin ohne Uebereinkunft zu demſelben Zwecke mit den Alliirten. Die Verträge zwiſchen Oeſtreich und Preußen hatten ihm mißfallen, weil ſie ohne ſeine Zuſtimmung geſchloſſen worden waren. Seinen Beitritt, den man ihm vorſchlug, lehnte es ab, überzeugt, die Zeit würde Umſtände herbeiführen, wo man ihm das Steuerruder überlaſſen müßte. Jetzt ereigneten ſich dieſe Umſtände; und wie England ſie benutzte, iſt bekannt.

Die folgenden Feldzüge bis zum Baſeler Frieden und nachher fiengen glänzend für die Alliirten an, und endigten zu ihrem Nachtheil. Zwietracht, Eiferſucht, Abneigung gegen einander, Stolz, Fehler von mancherlei Art, Mangel an Einheit, an Kraft, an gutem Willen, an einem das Ganze umfaſſenden und lenkenden Genius — alles dieß vereitelte zuletzt jede Unternehmung, vernichtete die Früchte der Siege, verbreitete Unmuth. Auf ihre Gegner wirkten mächtigere Triebfedern: Freiheitsfanatismus, Vaterlandsliebe, beleidigtes Ehrgefühl, dann Noth, Drang, Schrecken im Innern, nur auswärts Rettungshoffnung, Ruhm, Belohnung, Bereicherung, Kühnheit, Vertrauen in ſich ſelbſt, hohe Intelligenz und zahlloſe Triumphe. Konnte der Ausgang des Kampfes zweifelhaft bleiben?

Preußen ſah es ein, welche traurige Folgen für ſich und ganz Nord-Deutſchland die Ereigniſſe des Spätjahres von 1794 haben würden. Von allen Seiten waren die Verbündeten zurück gedrängt oder geſchla gen, und Pichegru hatte das ſchlecht vertheidigte Holland erobert. Parteihaß und der harte Winter erleichterten ſeine Fortſchritte. Wäre das Heer der Preußen zeitig genug, vom Mittel-Rheine ab; an die bataviſche Grenze gezogen worden, dann hätten die Dinge dort eine andere Wendung nehmen können. Dieſe Maßregel ſchien man auch einen Augenblick ergreifen zu wollen. Verſchiedene Urſachen, zuletzt aber die Engländer, widerſetzten ſich der Ausführung, wahrſcheinlich um in Holland den Meiſter allein zu ſpielen, welches ſie jedoch ſehr bald in wilder Flucht verlaſſen mußten, um nach den Häfen der Nordſee zu eilen und ſich dort einzuſchiffen. Nunmehr blieb die Vertheidigung Weſtphalens Preußen allein überlaſſen. Die drei unglücklichen Feldzüge hatten ſeine Hülfsquellen erſchöpft und es zu beträchtlichen Anleihen gezwungen; die Lage der Sachen in Polen erforderte ſeine Aufmerkſamkeit, die Nation wünſchte die Beendigung des Krieges. Friedrich Wilhelm II. entſchloß ſich zu Unterhandlungen mit Frankreich, beide Mächte ſandten Bevollmächtigte nach Baſel, und am 5ten April 1795, kam der Friede zu Stande. In einer hierauf am 17 Mai daſelbſt abgeſchloſſenen beſondern Convention ward eine Demarkationslinie beſtimmt, welche die Ruhe Nord-Deutſchlands ſicher ſtellte, und die auch wirklich bis zum Lüneviller Frieden unangefochten blieb. Die transrhenaniſchen Provinzen Geldern, Meurs, das jenſeitige Kleve behielt Frankreich eventualiter beſetzt, und die Republik wurde von Preußen anerkannt.

Eilftes Kapitel.

1793 — 1795.

Polens Theilung vom Jahr 1793; Revolution und Ende.

Während die Verbündeten wider Frankreich fruchtlos kämpften, unterwarf Katharina ſich das ganze Polen. Der Reichstag von 1788 ward aufgelöſt, die Konſtitution vom 3ten Mai 1791 vernichtet, und ein neuer Reichstag zu Grodno verſammelt. Bald nach abgeſchloſſnem Bündniß mit Preußen, hatte die Kaiſerinn dem Könige eine abermalige Theilung von Polen vorgeſchlagen, um dieß Land für die Ruhe der Nachbarn um ſo weniger gefährlich zu machen. Der Gedanke war in Rußland nicht neu. Mehrere dortige Machthaber äußerten vorlängſt, die Theilung vom Jahr 1772 ſey nicht nach richtigen Grundſätzen vollbracht worden. *Man hätte ſollen tiefere Einſchnitte in den Zeug machen.* Preußen bezeigte ſich jedoch ſtets einer ſolchen Unternehmung abgeneigt. Bei den im Jahr 1793 obwaltenden Umſtänden hingegen, glaubte es an die Nothwendigkeit ſeiner Theilnahme, und in der That, es konnte die Kataſtrophe nicht mehr verhindern. Sie erfolgte zu Grodno. Die Polen mußten an Rußland von der äußerſten Spitze Curlands bis an den Dnieſter alle oſtwärts gelegene Diſtrikte von Litthauen, Volhynien und Podolien, an Preußen aber, außer Danzig und Thorn, den anſehnlichſten Theil von Großpolen abtreten. Ohne Widerſtand geſchah die Beſitznehmung.

Indeſſen kochte Rache in der Polen Bruſt, und das ſchnöde, beleidigende Betragen der Ruſſiſchen Befehlshaber vermehrte das Gefühl des Unglücks. Unerwartet brach das Ungewitter aus. Die Ruſſen in Warſchau wurden angegriffen, überwältigt, niedergemetzelt, wenige retteten ſich. Zu gleicher Zeit rief Kosczïusko durch ein Manifeſt die Nation zur Ergreifung der Waffen auf. Sie folgte dem Rufe. An verſchiedenen Orten in Polen und Litthauen wurden die Ruſſen angegriffen und geſchlagen, ihre Kreaturen hingerichtet. Katharina verſtärkte ihre Truppen, und verlangte Preußens Mitwirkung. Der König rückte daher in Polen ein. Es kam zu einem Treffen, wo Kosczïusko zwar geſchlagen wurde, jedoch Mittel fand, Warſchau eher, als die Preußen, zu erreichen und die Stadt in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Hätte ihn der König lebhafter verfolgen und, gleich nach ſeiner Ankunft bei Wola, angreifen können, ſo wäre wahrſcheinlich Warſchau erobert worden. Allein den Polen wurde Zeit gelaſſen, ihre Verſchanzungen zu verdoppeln. Die Belagerung zog ſich in die Länge, im Rücken der Preußiſchen Armee brach eine Inſurrektion aus. Der König kehrte zurück nach Berlin, und die Generale, denen er das Heer anvertraut hatte, begiengen Fehler. Zwar ſiegten die Preußen in verſchiedenen Gefechten, jedoch ohne den Kampf beendigen zu können. Entſcheidender waren die Siege der Ruſſen. Suworow und Ferſen ſchlugen die Polen in mehr als einer Schlacht, beſonders in der bei Madzewize, wo Kosczïusko verwundet in Gefangenſchaft gerieth. Suworow erſtürmte Prag, und Warſchau ergab ſich. Nun beſchloß Katharina die Zerſtückelung des ſeit 1793 noch übrig gebliebenen Polens. Für ſich behielt ſie Curland, Samogitien, den Reſt von Litthauen jenſeits des Niemen, und den von Volhinien längs der Oeſtreich-Polniſchen Grenze bis an den Dnieſter; Oeſtreich nahm dieß Mal die Woiwodſchaften Sendomir, Lublin und ein Stück Maſoviens bis an den Bug, und Preußen das Uebrige.

Außerordentlich war der Eindruck, den eine ſolche Kataſtrophe in Europa machte. Ein ganzes Reich aus der Reihe der Staaten verſchwinden, und ſelbſt ſeinen Namen verlieren zu ſehen, war etwas bis dahin unerhörtes. Daß die auf die theilenden Mächte eiferſüchtigen, oder gegen ſie feindſelig geſinnten Nationen ein lautes Geſchrei über das Ereigniß erhoben: wen konnte es wundern? Aber es empörte faſt durchgängig ſelbſt dort, wo kein Intereſſe das Urtheil beſtimmte. Nach den Grundſätzen der Moral kann es freilich keinesweges gerechtfertigt werden. Betrachtet man es aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in dieſer ſublunariſchen Welt, ſo lehren uns Geſchichte und Erfahrung, daß Polens Theilung, bloß in einiger Hinſicht auf die Form, von unzähligen Beiſpielen der Machtwirkungen des Stärkeren abweicht. Die Kaiſerinn fand, daß Polens intenſive Kraft ihrem Intereſſe zuwider ſey. Ein zahlreiches, unruhiges, rohes Volk konnte entweder durch eigenen Trieb, oder durch auswärtige Influenz, Rußlands Ruhe ſtören und ihm ſchädlich werden. In einem für dieſe Macht kritiſchen Zeitpunkte war ſie von einem Theile der Polen bedroht, gereizt worden. Dieſer Theil zerſtörte das Werk, worauf Katharina ihren Einfluß gegründet hatte. Demüthigend für ſie wäre es geweſen, hätte ſie ein ſolches Wageſtück ungeahndet laſſen müſſen. Selbſt eine Partey in Polen, unzufrieden mit den Neuerungen, forderte ſie zur Ahndung auf; Motive genug, um zur That zu ſchreiten. Nun ſiegten die Ruſſen, ganz Polen ward von ihnen erobert; und ſie handelten, wie alle Eroberer von jeher gehandelt haben, immer handeln werden ſo lange es welche geben wird — Katharina betrachtete das bezwungene Land als ein wohlerworbenes Eigenthum, über deſſen Schickſal ſie nach Willkühr zu verfügen das Recht hätte. Daß ſie es nicht ganz für ſich behielt, rieth ihr die Klugheit. Mit einem Worte, ſie befolgte die richtigen Maximen einer für ſie erſprießlichen Politik. Rußland gewann an intenſiver und extenſiver Macht durch ſeine Acquiſitionen. Es rückte weiter nach Weſten vor. Es erhielt anſehnlichen Zuwachs an fruchtbaren Provinzen, deren Kultur ungemein vermehrt werden konnte, Zuwachs an Produkten, an Volksmenge. Die Ausführung ſeines Plans, den Handel nach dem ſchwarzen Meere zu befördern, wurde leichter und ſicherer. — Ferner, beide Nationen, Ruſſen und Polen, ſind Slaviſchen Urſprungs. Ihre Sprachen haben große Analogie, ihre Charaktere im Allgemeinen gleichfalls. Viele Polen ſind Griechiſcher Religion. Durch alles dieß ſind die Gemüther beider Nationen weniger entfernt, als man vielleicht glauben möchte, ſich in einander zu amalgamiren. Bleibt der Ruſſiſche Antheil, wie es bis jetzt ſcheint, unter dem Scepter dieſes Reichs, ſo vergeht kein Menſchenalter, und die weſtlicheren Slaven haben ſich völlig an ihre öſtlichern Brüder angeſchloſſen.

— Nicht ſo ihre Landsleute unter Oeſtreichiſcher und Preußiſcher Hoheit. Von jeher hat zwiſchen Deutſchen und Sarmaten Antipathie geherrſcht. Ihr gegenſeitiger Charakter, ihre Sitten, ihre Sprachen ſind allzu verſchieden. Hier Ernſt, Fleiß, Sparſamkeit, Induſtrie, oft Argliſt, beſonders im Handel, Geringſchätzung des rohen, weniger kultivirten Nachbars, vielleicht Steifheit und Pedanterie in Geſchäften und im geſellſchaftlichen Leben. Dort Leichtſinn, Schwelgerei, Verſchwendung, Bigotterie, Neuerungsſucht, Stolz und Kriecherei, Luxus und Schmutz, äußere Eleganz neben Mangel an Bequemlichkeit, Pracht neben Armuth. Doch wozu den Antagonismus beider Völkerſchaften weitläuftiger ſchildern! Er iſt ja bekannt genug. Leicht war es voraus zu ſehen, daß Jahrhunderte verſtreichen würden, ehe das unterjochte Volk an die neue Ordnung der Dinge ſich gewöhnen, ehe es ſeine Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Denkungsart ablegen, und die ſeiner Beherrſcher annehmen würde. Beſonders war dieß in Hinſicht auf Preußen der Fall. Hier wirkten noch der Verſöhnung und Eintracht entgegen: Unterſchied der Religion, Erinnerungen aus der Vorzeit, Groll wegen ſpäterer Ereigniſſe. Preußen hat in den letzten zehn Jahren unglaublich viel für das Wohl der neu acquirirten, jetzt verlornen Provinzen gethan. Es hat die Landbeſitzer über den wahren Werth ihrer Güter belehrt, den Abſatz ihrer Produkte befördert, ſie dadurch bereichert. Es hat geſucht ſie den Harpyenklauen des Wuchers zu entziehen, ſich beſtrebt, jede Art von Kultur zu verbreiten. Es hat für Aufklärung, für Minderung der Sklaverei des Volkes, für Aufnahme der Städte durch Anſetzung der unentbehrlichſten Handwerker geſorgt. Mehrere durch Feuerſchäden verwüſtete Städte ſind wieder aufgebaut und verſchönert, eine nicht geringe Anzahl Koloniſten ins Land gezogen worden — kurz, die Preußiſche Regierung behandelte die neuen Unterthanen wie Lieblingskinder, ſelbſt zum großen Nachtheil der älteren. Sie verwendete auf jene Millionen, ohne Früchte von der Ausſaat zu ernten. Und wie wurde ſie für dieß Alles, Alles belohnt ?!

Dieſer Antagonismus war jedoch nicht der einzige Umſtand, deſſen ſchädliche Folgen das Preußiſche Kabinett hätte vorher ſehen können. Polen war die Kornkammer mehrerer Preußiſchen Provinzen, ſowohl zur eigenen Konſumtion, als für den Handel. Preußen, im Beſitz der Niederweichſel und der Häfen an der Oſtſee, konnte daher die Preiſe des Getreides beſtimmen, im Lande Wohlfeilheit erhalten, und lief im Fall eines Mißwachſes nie Gefahr Mangel zu leiden. Aus Polen zogen die angrenzenden Preußiſchen Provinzen Pferde, Schlachtvieh. Nach der Theilung hieng es von den neuen Beſitzern ab, ob und wie viel ſie von ihren Produkten dem Nachbar überlaſſen wollten; den acquirirten Unterthanen aber konnte man nicht mehr ſo niedrige Preiſe, wie ehedem, vorſchreiben. Man mußte ja ihre Aufnahme, ihren Flor begünſtigen und ſie den alten Ländern gleich ſtellen. —

Der größte Nachtheil, der durch die gänzliche Auflöſung des Polniſchen Staats für den Preußiſchen entſtand, war indeſſen der, daß er mit dem nordiſchen Koloß in unmittelbare Berührung kam, und von dieſem ganz, von Oeſtreich auf mehr als einer Seite überflügelt wurde. Jeder dieſer Mächte ward nunmehr der Angriff gegen Preußen erleichtert, geſetzt ſie hätten es auch nicht vereinigt angegriffen. Mit einander verbunden, droheten ſie Preußen den Untergang.

Alle hier dargeſtellte Betrachtungen konnten dem Berliner Kabinett ſchwerlich entgehen. Es iſt zu vermuthen, daß ſie von ihm erwogen wurden. Allein Preußen war unglücklicher Weiſe in den Krieg gegen die Franzöſiſche Republik verwickelt. Es lag nicht mehr in ſeiner Macht, den Projekten Rußlands entgegen zu arbeiten. Es war gezwungen — zwei Mal gezwungen — an einer ihm ſchädlichen, für ihn allein gefahrvollen Maßregel Theil zu nehmen. Das gehäſſige derſelben fiel mit auf Preußen zurück, und zwölf Jahre nachher wurde es allein der Sündenbüßer für die That. —

Wir wiederholen es, Preußens Intereſſe erlaubte nicht, daß Polens Macht bis auf den Grad heranwüchſe, der ihm gefährlich werden konnte. Allein die Republik ſelbſtſtändiger zu machen, ſie dadurch dem Uebergewicht des Ruſſiſchen Deſpotismus, unter dem ſie ſeufzte, zu entziehen und ſeinen eigenen Einfluß bei ihr zu vermehren, dieß verlangte vom Berliner Kabinett eine geſunde Politik — dieß war Hertzbergs Plan. Da man aber vorher ſehen konnte, daß darüber Weitläuftigkeiten mit Rußland entſtehen und Preußens thätigen Beiſtand erfordern würden: ſo mußte letzteres im Voraus auf eine Schadloshaltung für künftige Opfer bedacht ſeyn. Es ſchlug daher dem Reichstage die obenerwähnten Abtretungen gegen beträchtliche Vortheile vor. Die Engliſchen Intriguen, unterſtützt von der Ruſſiſchen Partey in Polen, arbeiteten dieſem Vorſchlage entgegen. Man verwarf ihn. Selbſt die Preußiſche Partey verheimlichte dem Berliner Hofe den Entwurf einer neuen, für ihn höchſt bedenklichen Verfaſſung, und ſetzte ihn durch. Nun ward es klar, daß die Polen Preußen bloß benutzen, ihm aber nicht nützlich ſeyn wollten, und das Zutrauen gieng verloren. Daß nunmehr der Berliner Hof den casus foederis nicht anerkennen wollte, kann ihm keinesweges verdacht werden. Deſſen ungeachtet mußte es Polen nicht gänzlich fallen laſſen, den oben angedeuteten Weg einſchlagen, und ſo einen Zwiſchenſtaat retten, deſſen Exiſtenz für Oeſtreich und Preußen damals immer wünſchenswerth blieb. Dieß ſcheinen auch die Höfe von Wien und Berlin vor dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich beherzigt zu haben, indem bei ihrer Verbindung von der Integrität Polens die Rede war. Allein die Kriegserklärung Frankreichs gab der ganzen Aufmerkſamkeit der neuen Alliirten eine andere Richtung, und Polens Schickſal gerieth in Katharinens eiſerne Hände. —

Zwölftes Kapitel.

Ende der Regierung Friedrich Wilhelm II.
Allgemeine Betrachtungen.

Während der zwei letzten Lebensjahre des Königs, von 1795 bis 1797, blieb der Preußiſche Hof ruhiger Zuſchauer der Weltbegebenheiten. Spanien und Toskana hatten gleich ihm mit der Franzöſiſchen Republik Friede geſchloſſen. Nord-Deutſchland genoß die Früchte der Neutralität, aber der Krieg wüthete im Süden des Reichs, in Italien und zur See unaufhaltſam fort, hier mit abwechſelndem Glück, dort unter beſtändigen Siegen. Auf dem Meere und in beiden Indien ſpielten die Britten den Meiſter. Zuletzt erzwang Bonaparte den Frieden von Campo-Formio. Um auch den mit dem Deutſchen Reiche zu Stande zu bringen, wurde ein Kongreß zu Raſtadt verſammelt; allein Friedrich Wilhelm der Zweite erlebte deſſen Eröffnung nicht. Er ſtarb den 17ten November 1797.

Dieſer Monarch iſt von ſeinen Zeitgenoſſen faſt durchgängig verkannt, und von Vielen abſprechend beurtheilt worden. Die Natur hatte ihn jedoch mit herrlichen Gaben ausgerüſtet; und wären nicht mehr als vier Dezennien ſeines Lebens in einer gänzlichen Entfernung von allen größeren Geſchäften verfloſſen; hätte er früh Gelegenheit gehabt ſeine Talente praktiſch auszubilden und den, einen Monarchen, welcher das Ruder des Staats mit eigenen Händen führen will, ſo unumgänglich nöthigen Ueberblick des Ganzen zu ſchärfen, gewiß würde Friedrich Wilhelm der Zweite zu den ausgezeichnetſten Regenten ſeiner Zeit gezählt worden ſeyn. Tapfer, muthvoll in der Gefahr, von majeſtätiſchem und doch milden humanen Anſtande, beſaß er zugleich Herzensgüte, Kenntniſſe, ein ſeltenes Gedächtniß und richtige Beurtheilungskraft. Allein allzu wenig Vertrauen in eigene Einſichten machte ihn oft unentſchloſſen und wankend. Er erkannte das Beſſere, ſprach ſeine Meinung aus, aber mehr in einem konſultativen als in jenem entſcheidenden Tone, dem man, von Friedrich dem Zweiten her, zu gehorchen gewöhnt war. Oft wurde nun ein Weg eingeſchlagen, der den Beifall des Königs nicht hatte, und der dennoch unter ſeiner Sanktion fortgeſetzt wurde. Hieraus entſtand mancher Nachtheil. Selbſt zu beſcheiden, um ſeinen Ideen durchaus Nachdruck und Folge geben zu wollen, waren ihm auch Leute zuwider, die in ihrem Weſen und Handeln rauhe Feſtigkeit und ſchneidende Ausſprüche äußerten. Nur Wenige beobachteten dieſen Charakterzug. Die große Mehrheit ſuchte ſich bei ſeiner Thronbeſteigung dem neuen Monarchen unvorſichtig aufzudrängen und Einfluß auf ihn zu bekommen. Es glückte ihr nicht. Ein einziger Mann ſchien anſpruchlos, ohne Anmaßung und Ehrgeiz. Schon längſt war es ihm gelungen, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet zu werden und Zutrauen zu gewinnen. Welche Nebenmittel er dabei gebrauchte, iſt ſo bekannt, daß es hier zu wiederholen unnöthig wäre. Allein die Gunſt, die er bei Friedrich Wilhelm dem Zweiten erwarb, hatte er vorzüglich ſeiner Mittelmäßigkeit zu verdanken, die allen Argwohn entfernte, als könne er den Monarchen beherrſchen wollen. Der Mann ſelbſt ſtrebte auch nicht nach einer hervorſtechenden Rolle. Er war zu vorſichtig, um Plane zu entwerfen, die ihn verantwortlich machen konnten. Er blieb Werkzeug, und ſein Ziel war lediglich, Günſtling, Vertrauter zu ſeyn und Reichthum zu erwerben. An ſeiner Stelle hätte ein Mann von Kopf und Herz unendlich viel Gutes gewirkt, Nachtheiliges verhütet, Schwankendes entſchieden. Daß er ſeinen Einfluß zu ſolchen edlen Zwecken nicht anwendete, daß er hingegen oft kleinlich, unrecht, eigennützig handelte, dieß wird ihm immer zum gerechten Vorwurfe gereichen, und ihn in die Kathegorie der unrühmlichen Günſtlinge ſtellen. Wer der würdige Freund eines Königs ſeyn will, muß durch Tugend und wahres Verdienſt ſich auszeichnen. Preußens Tendenz nach Außen unter dieſer Regierung iſt in den vorigen Kapiteln dargeſtellt worden. Es braucht dader nicht wiederholt zu werden, welche Umſtände, welche Fehler den dem wahren Nutzen des Staats angemeſſenen Planen hinderlich wurden und nachtheilige Reſultate für ihn herbeiführten. Genug, Preußen war an Flächeninhalt und Volksmenge vergrößert, aber an innerer Kraft geſchwächt. Es hatte neue Bedürfniſſe, neue Veranlaſſung zu beträchtlichen Ausgaben bekommen, ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Einnahme. Der Schatz war leer; an Tilgung der Staatsſchulden, wenigſtens an Abtragung der Zinſen, mußte gedacht werden, und die gleich anfangs hin und wieder in ihrem Getriebe ſtockende Finanzmaſchine, gerieth immer mehr in Unordnung. Unglücklicher Weiſe hatte man in der Periode der auswärtigen fruchtloſen Unternehmungen an keine langſame aber wirklich produktive Mittel, die Einkünfte zu erhöhen, denken können. Auch die Einheit in der Verwaltung, die vormals dadurch bewirkt wurde, daß Friedrich der Große alle ihre Fäden mit ſteter Aufmerkſamkeit lenkte, litt Beeinträchtigungen. Jeder Departementschef des General-Direktoriums handelte nach Gutdünken, und nahm Rückſicht bloß auf ſeine Provinz, nicht auf das Ganze. Man wollte den Ackerbau, den Handel befördern, und ließ die Fabriken ſinken. Die Preiſe der erſten Bedürfniſſe ſtiegen und vermehrten die Ausgaben. Endlich mißbrauchten habſüchtige Menſchen die Neigung zur Wohlthätigkeit des bereits unheilbar kranken Königs, und erſchlichen Güterſchenkungen in Polen, deren wahren Werth man ihm verheimlichte, die aber, in Domänen verwandelt, die Staats-Einkünfte beträchtlich vermehrt haben würden. Statt dieſer weiſen Maßregel ergriff man eine, welche der Regierung den Vorwurf der Inkonſequenz zuzog, Murren der Nation veranlaßte, und die Liebe der Unterthanen für den ſterbenden König ſchwächte — die Wiedereinführung der eilf Jahre vorher abgeſchafften Tabaksadminiſtration. —

In die Juſtizpflege geſchahen ebenfalls Eingriffe unter des Königs Namen, allem Vermuthen nach ohne ſein Wiſſen, und das Recht ward gebeugt.

Zu der Unzufriedenheit des Publikums trugen die Edikte über Religions- und Cenſur-Angelegenheiten vieles bei. Die Motive zu beiden verdienen nicht unbedingten Tadel. Wer kann es leugnen, daß Irreligioſität von Tage zu Tage zugenommen hatte, und daß politiſche Grundſätze, die keiner Regierung gleichgültig ſeyn konnten, in Umlauf kamen? Das Unrecht war, daß die Sache der Religion nicht den würdigſten, redlichſten, einſichtsvollſten ihrer Lehrer, an welchen es in den Preußiſchen Staaten keinesweges mangelte, ſondern eingeſchränkten Köpfen, dogmatiſchen Zeloten anvertraut wurde, die ihren Köhlerglauben mit dem, fanatiſchen Prieſtern von jeher eigenem Deſpotismus, von neuen Eingang verſchaffen wollten. Sie ahneten nicht, die Thoren, daß die Nation ihrer Diſciplin entwachſen ſey, und daß ſie, ſtatt das Gute, welches der König beabſichtigte, zu befördern, das Gegentheil bewirkten, den Stolz der Preußen auf der Stufe der Aufklärung, wohin ſie gelangt waren, kränkten, und dem Patriotismus empfindliche Streiche verſetzten. Ein neuer Beweis, wie unumgänglich nöthig es für Fürſten iſt, die Inſtrumente, deren ſie ſich zur Ausführung wichtiger Angelegenheiten bedienen wollen, mit Sorgfalt zu prüfen und zu wählen!

☞ Ungerecht beſchuldigt man Friedrich Wilhelm den Zweiten, er ſey ein Feind der Aufklärung geweſen. Nur der Verbreitung ſchädlicher, ruheſtörender Grundſätze und Meinungen wollte er vorbeugen. Kann ihm dieß verdacht werden? Man irrt, wenn man wähnt, Friedrich der Große hätte, unter ähnlichen Konjunkturen, in Hinſicht auf Metapolitik, mehr Gleichgültigkeit als ſein Nachfolger bezeigt, und der Neuerungsſucht weiten Spielraum erlaubt. Friedrich vernachläſſigte nie, die Aufklärung ſeines Volkes zu leiten. Welche Maximen er in Bezug auf jene Gegenſtände befolgte, wiſſen diejenigen ſeiner noch lebenden Staatsdiener, die durch ihre Verhältniſſe Gelegenheit hatten, ſeinen Willen zu kennen. Wie er von den Grundſätzen, die gegen das Ende ſeiner Regierung über Verfaſſung, Regierungskunſt und dergleichen in Frankreich ausgeſpendet wurden, dachte, davon geben ſeine nachgelaſſenen Werke, beſonders die Korreſpondenz mit d'Alembert Beweiſe. Welche Meinung er von der politiſchen Weisheit der damaligen Aufklärer hegte, bezeugt ſein in gedachten Werken befindlicher höchſt merkwürdiger Ausſpruch: Wenn ich eine meiner ſtrafbaren Provinzen züchtigen wollte, würde ich ſie der Verwaltung eines Philoſophen übergeben. Aber zu des großen Königs Zeiten herrſchte Ruhe in der Welt, Politik war noch nicht an der Tagesordnung. Jedermann hielt ſich nicht für berechtigt, der Belehrer der Regierungen zu werden. Trat ja ein Klügling auf, ſo beachtete man ſein Machwerk nicht. Die Frage iſt: wie hätte Friedrich zehn Jahre ſpäter gehandelt? O, ihr Pamphlet-Schreiber — ihr unberufenen, ſeichten Rathgeber der

Regenten — ihr Egoiſten, die ihr, durch Eiferſucht, Neid, Dünkel und ſo manche andere unlautere Leidenſchaft getrieben, mittelſt einer argliſtigen Dialektik, ein ſchleichendes Gift verbreitet habt und noch zu verbreiten fortfahret, — umſonſt ſchmeichelt ihr euch, Friedrich würde in einer Epoche allgemeiner Gährung eure Vermeſſenheit geduldet, eurem Unfug freien Lauf gelaſſen haben!! Und ihr Heroſtraten, die ihr Feuerbrände unter den allenthalben vorhandenen Brennſtoff werft — ihr Staatsdiener, die ihr die Geheimniſſe, welche ihr durch euer Dienſtverhältniß erfahren habt, pflichtwidrig der ganzen Welt vertraut mittheilt, wie hätte er euch gezüchtigt! Doch ihr hättet es unter ihm nicht gewagt, euer Unweſen zu beginnen. Ein bloßer Wink von ihm wäre hinlänglich geweſen, euch in die Dunkelheit zurück zu ſcheuchen, aus der ihr mit Frechheit herausgetreten ſeyd, weil ihr mitten im Strudel der Ereigniſſe ſtraflos zu bleiben hofft. Freilich wäre er alsdann in euren Augen und in denen eurer Genoſſen nicht mehr der lichtbringende Genius geweſen. Ihr hättet ihn, wie ihr es mit Napoleon gethan habt, als er in Frankreich der Ungebundenheit eurer dortigen Brüder Schranken ſetzte, des Obſkurantismus beſchuldigt. — Friedrich wollte Licht — auch Napoleon hat für ſein Reich ähnlichen Willen; allein Brand zu verhindern iſt Regentenpflicht. Ihr hingegen wollt Brand, darum werft ihr Feuerbrände um euch herum. Nicht Löſchung der Glut iſt euer Endzweck, ſondern Nährung, Vermehrung derſelben, möge das Vaterland dadurch zu Grunde gehen. Vaterland? Habt ihr auch

eines?

eines? Ihr rühmt euch Kosmopoliten zu ſeyn, aber dem Zigeuner-Gemeinſinne gleicht der eurige!

»Es iſt indeſſen nicht zu leugnen, daß durch das Cenſur-Edikt vom Jahr 1788 die wahre Abſicht des Königs nicht erreicht werden konnte, und daß es, durch ſeine Unbeſtimmtheit, zu Mißbräuchen und gerechten Beſchwerden Anlaß gab. In der That, was ſetzt denn der Artikel eigentlich feſt, in welchem geſagt iſt: „Es ſoll nichts gegen die Religion, gegen den Staat ꝛc. gedruckt werden?“ . Eine ſolche ſchwankende Verordnung öffnet der Willkühr, dem Deſpotismus der Untermachthaber die Thüre, ſie bringt die Cenſur in Verlegenheit, und, verlangt dieſe bei wichtigen Vorfällen Verhaltungs-Regeln von einer höheren Inſtanz, dann erfolgen parzielle Verordnungen, die dem Publikum unbekannt bleiben, und manchem unbefangenen Schriftſteller oder Buchhändler Nachtheil verurſachen. Jedes Geſetz muß klar und deutlich ſeyn und zu jedermanns Kenntniß gelangen. Daß beides in dem Cenſuredikt nicht geſchah, daß es läſtig wurde, Gewaltſtreiche erleichterte und widrige Eindrücke machte, das haben diejenigen, die es entwarfen, und die dadurch ihre Abſichten, nicht die des Königs erreichen wollten, zu verantworten.

»Ueberhaupt hatten Friedrich Wilhelms des Zweiten lauterſte, tadelfreieſte, ruhmwürdigſte Entwürfe und Verfügungen das traurige Schickſal, zu dem Grade der Vollkommenheit, der ſie erſprießlich machen konnte, nicht zu gedeihen, ja wohl gar nachtheilige Folgen zu veranlaſſen. Dieß zeigt ſich unter andern bei der Armee. Welcher König that mehr für ſein Heer, für deſſen Ausbildung? Er gab dem Soldaten zweckmäßigere Bekleidung, verbeſſerte die Armatur, beſtimmte die Dauer der Dienſtzeit, verordnete genaue Erfüllung der Kapitulation. Er ſorgte nach Kräften für die Invaliden, und milderte die empörende Härte der Disciplin. Für die Offiziere der Armee, für die Artillerie, für die Ingenieurs ſtiftete er Akademien, und an mehreren Orten in den Provinzen Unterrichtsanſtalten; die Kadetteninſtitute wurden erweitert. Er wollte die drückenden, Geiſt und Ehrgefühl verwundenden Verhältniſſe zwiſchen den Subaltern-Offizieren und ihren Vorgeſetzten für erſtere erleichtern. Bis dahin erhielten jene gegen dieſe nie Recht. Dieß fand der König unbillig: er gab ihnen Mittel an die Hand, ihr Recht zu ſuchen. Was waren die Folgen dieſer menſchenfreundlichen, landesväterlichen Maßregeln? Die jungen Herren wurden widerſpänſtig, vernachläſſigten den Dienſt, die Erwerbung der Geſchicklichkeit, den gemeinen Mann zu behandeln und zu belehren, kurz, die Elemente der Ausübung. Hatten nun dieſe jungen Leute etwas Theorie im Kopfe, ſo wähnten ſie ſich weit erhaben über die Sorgfalt des kleinen Dienſtes, belächelten und beſpöttelten, als unnütze Pedanterie, die Genauigkeit und die Forderungen ihrer bloß praktiſch geübten und erfahrnen Vorgeſetzten, und waren oft unvorſichtig genug, dieß ſogar in Gegenwart des gemeinen Mannes zu thun. Nur die großen Partien der Kriegskunſt ſchienen ihnen werth, ihr Genie zu beſchäftigen. Sie dünkten ſich, Feldherrntalente zu haben, und wußten keinen Rekruten, noch weniger eine Kompagnie, zweckmäßig zu bilden. War nun der Chef oder Kommandeur des Regiments ein ſchwacher, nachläſſiger Mann, oder mangelte ihm die Einſicht, daß jedes Rad gehörig wirken muß, ſoll die Maſchine in ihrer Vollkommenheit erhalten werden, ſo nahm die Unordnung in eben der Progreſſion zu, wie jene Carnots in der Einbildung im Range fortrückten und ihren Meinungen Eingang verſchafften. Das hier geſagte wird durch die unleugbare Wahrheit erwieſen, daß in dem letzten unglücklichen Kriege nur diejenigen Regimenter vorzüglich ihre Schuldigkeit gethan und mit alter Preußiſcher Tapferkeit gefochten haben, deren Führer Friedrichs ſtrenge Disziplin mit ſeines Nachfolgers milderen Verordnungen zu verbinden gewußt hatten. Noch wurde es der Armee nachtheilig, daß jüngere Offiziere entweder aus Gunſt, oder wegen Verbindungen, nicht ſelten durch ihre Studia über wiſſenſchaftliche Gegenſtände und in der Hoffnung künftiger Auszeichnung, älteren verdienten Männern vorgezogen wurden. Daraus entſtand Mißmuth, Erkalten des Eifers für den Dienſt, Unzufriedenheit bei den Zurückgeſetzten. Was aber durchaus nicht überſehen werden muß, will man ſämmtliche Quellen des Uebels aufſuchen, und alle die traurigen, bei unſerm Heere leider! ſichtbar gewordenen Erſcheinungen begreifen: das iſt der Zeitgeiſt und ſeine Wirkungen. Dieſer Dämon überſchwemmt mehr oder weniger alle Volksklaſſen mit ſeinen Erzeugungen. Falſche Aufklärung, unverdaute Weisheit, unedler Stolz, widriger Eigendünkel, Tadelſucht, Klügelei, ſeichte aber abſprechende Urtheile, Neid, Mißgunſt, Genußgier, Charakterſchwäche, Lauigkeit für Pflicht und Vaterland, laxe Moral, Irreligioſität, — ſind ſie nicht allenthalben vorragend? Konnte das Heer allein von ihrer bedauernswürdigen Influenz frei bleiden? Trifft der gerechte Fluch des Zeitalters und dereinſt der Nachwelt nicht auf diejenigen, die, aus Bosheit oder Unbeſonnenheit, das Miasma verbreiten halfen? Ihm kraftvoll entgegen zu arbeiten ſey das raſtloſe Streben aller edlen Männer der Nation; aller Männer von wahrer Aufklärung, aller echten Patrioten. Nur durch ihre Vereinigung kann der ſcheußliche Dämon bekämpft, beſiegt, und der Staat gerettet werden. —

Mit ſchmerzlichen Gefühlen haben wir vorſtehende Skizze einer denkwürdigen, nicht beglückten Regierung entworfen. Unſere Abſicht war, zu zeigen, was dem Monarchen, oder ſeinen Räthen — was fremden Intriguen, dem Drange der Umſtände, oder dem Zeitgeiſte zugeſchrieben werden muß. Wir glaubten dieß nöthig, theils um manche irrige Meinung zu berichtigen und falſche Urtheile zu widerlegen, theils um die wahre Lage des Staats bei dem Ableben Friedrich Wilhelms des Zweiten darzuſtellen, und den Urſprung der ſpäteren Erſcheinungen und Begebenheiten zu erklären. Wir ſind uns bewußt, mit Wahrheitsliebe zu Werke gegangen zu ſeyn: ob auch mit Sachkenntniß und richtigem Blicke? dieß mögen Kenner entſcheiden. —

Dritter Abſchnitt.

Friedrich Wilhelm der Dritte.

Wenn der Preußiſche Staat, bei der Thronbeſtelgung Friedrich Wilhelms des Zweiten, ſich auf einem glänzenden, hoffnungſpendenden Standpunkte befand — wenn er verhältnißmäßig kraftvoll organiſirt, vortrefflich gerüſtet, im Innern durch keine heterogene Theile beunruhigt und geſchwächt wurde — wenn ihm von Außen keine Gefahr unmittelbar drohete, und es von ihm abhieng jede günſtige Konjunktur, jeden glücklichen Augenblick zu benutzen, um ſeinen Einfluß, ſein Anſehen, ſeinen Ruhm zu befeſtigen, oder ſeinen Vortheil zu befördern — wie unendlich verſchieden wären nicht die Verhältniſſe, die Lage der Dinge eilf Jahre nachher, als Friedrich Wilhelm der Dritte zur Regierung kam!

An Umfang hatte die Monarchie allerdings anſehnlichen Zuwachs erhalten, aber der größte Theil deſſelben war fremdartiger Natur. Generationen wären verſchwunden, eh' ein fruchtbringendes Zuſammenſchmelzen hätte bewirkt werden können. Religion, Sprache, Denkart, Charakter, Kultur, alles war verſchieden, ſelbſt das Intereſſe der alten und neuen Länder. Der Nutzen dieſer konnte in vieler Hinſicht nur auf Koſten jener begünſtigt werden. Dem Ganzen mangelte Einheit. — Zwei ſchöne, volkreiche, fruchtbare, kunſtfleißige Provinzen, die Wiege der Monarchie, waren ihr nach einer langen Trennung zwar anheim gefallen; allein durch Entfernung vom Staatskörper getrennt, trugen ſie zu ſeiner beſſern Rundung nichts bei. Verbindlichkeiten gegen den vorigen noch lebenden Regenten verminderten ihre Nutzbarkeit, und leider gab in der Folge die geographiſche Lage einer von ihnen den erſten Anlaß zu dem Zwieſpalte, der bald ihren Verluſt, und ſpäter alles Unglück, das uns betroffen hat, nach ſich zog. — Durch ſämmtliche Erwerbungen hatte der Staat entweder neue, oder vermehrte, gefährliche Berührungspunkte mit mächtigern Nachbarn bekommen. Bündniſſe, vormals natürlich, weil wechſelſeitiges Intereſſe ſie knüpfte, verloren jetzt viel von dieſer Eigenſchaft. Sie ſicherten Preußens Unabhängigkeit nicht mehr; es mußte hingegen von ihnen Beeinträchtigung der letzteren befürchten. — Im Innern — doch wozu wiederholen, was aus dem bereits geſagten hell und klar vor Augen liegt? Genug, die Staatskräfte waren erſchöpft, gelähmt. Nur langſam, mit nie unterbrochener Wachſamkeit, konnten ſie geſtärkt und hergeſtellt — konnten die vorhandenen Uebel geheilt werden. Von Außen glomm das Feuer entweder noch immer unter der Aſche, oder es brannte verheerend fort. Mitten zwiſchen gegen einander erbitterten Mächten ſtand Preußen, von ihnen umklammert, und nach wieder ausgebrochenem Kontinental-Kriege von allen beſtürmt, Theil an der Fehde zu nehmen. Friedrich Wilhelm der Dritte, obgleich in einem Alter, wo die Fürſten den Reizen des Kriegsruhms ſelten widerſtehen, erwog lediglich das Wohl ſeiner Länder, ſeiner Unterthanen. Das Syſtem, das er wählte war: Behauptung ſeiner Unabhängigkeit, der Ruhe von Nord-Deutſchland, vermitſeits der Demarkationslinie, und eigene partheyloſe Neutralität. Sein Volk und alle die Provinzen die durch ihn die Wohlthaten des Friedens genoſſen, und dieß Glück erkannten, ſegneten ihn damals dafür. —

Erſtes Kapitel.

Sollte Preußen der Koalition von 1799 beitreten?

Daß dieß Syſtem den gegen Frankreich koaliſirten Mächten mißfiel, iſt ſehr erklärbar. Auch die Süd-Deutſchen Fürſten beklagten ſich über Preußen, und beſchuldigten es, der Sache des allgemeinen Germaniſchen Intereſſe abtrünnig geworden zu ſeyn. Jetzt, nach acht Jahren, und nach einer Reihe von Begebenheiten, die wohl kein Sterblicher, ſo wie ſie uns erſchienen ſind, beſtimmt vorher geſehen zu haben ſich rühmen darf — jetzt giebt es eine große Zahl politiſcher Ariſtarchen, ſelbſt unter uns, die es Preußen als einen unverzeihlichen Fehler anrechnen, zu der damaligen Epoche neutral geblieben zu ſeyn. Ihrer Meinung nach hätte Holland den Franzoſen entriſſen, Belgien und das transrhenaniſche Deutſchland wieder erobert, die Franzöſiſchen Heere durch die Schweiz und ganz Italien bis jenſeits ihrer Grenze getrieben, und dort die Republik, einen dauerhaften Frieden einzugehen, gezwungen werden können, wenn Preußen der Koalition beigetreten wäre. —

Geſetzt, der vollkommenſte Erfolg hätte dergleichen Hoffnungen alle gerechtfertigt: welchen eigenen Vortheil konnte Preußen davon erwarten? Unter allen den glänzenden Eroberungen, mit denen man ſich ſchmeichelte, gab es keine, die dieſe Monarchie für ihre Opfer an Menſchen und Geld ſchadlos halten konnte. Preußen wäre die kleinſte von den Mächten der Koalition geweſen. Es begriff, daß es zwiſchen ihnen eine bloß untergeordnete Rolle ſpielen, daß es vorzüglich für fremdes Intereſſe fechten würde. Frankreich befand ſich zu der Zeit in einer bedenklichen Lage. Die Direktorial-Regierung war ſchwach, verachtet; die Nation unzufrieden, ihre Hülfsquellen erſchöpft, mehrere ihrer Generale wankten; harte Unglücksfälle von Außen konnten im Innern eben ſo wenig zu berechnende Umwälzungen hervorbringen, wie damals die zum Heil des Staats durch Bonaparte bewirkte Wiedergeburt zu berechnen war. Genug, Frankreich hatte ungünſtige Ausſichten. Mußte es unterliegen: was wurde alsdann aus dem Gleichgewichte? Preußen verlor den, vielleicht einzigen, natürlichen Alliirten, der ihm nach Polens Zerſtückelung übrig blieb, und wurde dependent von ſeinen übermächtigen Nachbarn. Aber es war dennoch möglich, daß Frankreich, wie es bereits gethan hatte, ſeinen Feinden widerſtände und ſiegreich den Kampf beendigte. Verſchiedenheit der Meinungen, divergirendes Intereſſe, veränderte Grundſätze, Launen, National-Antipathie, Fehler, gegenſeitige Eiferſucht, konnten ſogar Siege unnütz machen, die Koalition auflöſen und jede glänzende Erwartung vereiteln. Was hatte in dieſem Falle Preußen zu gewärtigen? Schon geſchwächt durch die Ereigniſſe und Mißgriffe der vorigen Regierung, würde es, die Wage mochte ausſchlagen, auf welche Seite ſie wollte, immer mehr entkräftet, vielleicht ſeinem völligen Ruin ausgeſetzt worden ſeyn, hätte es ſich zu einem neuen, ſeinem wahren nächſten Intereſſe und der Wohlfahrt der Nation ſo wenig als ihren Wünſchen entſprechenden Krieg verwickeln laſſen. Allenthalben erblickte es unausbleiblichen Verluſt für ſich, nirgends weſentlichen Nutzen. Dieß erkannte Friedrich Wilhelm der Dritte, und getreu ſeinem Entſchluſſe, die Wunden des Staats zu heilen, ſeine Independenz zu behaupten, und Nord-Deutſchlands Ruhe zu ſichern, lehnte er jeden Antrag, der ihn von ſeinem Ziel entfernt hätte, ſtandhaft ab, und blieb parteylos. Die Demarkations-Linie genügte bis zum Lüneviller Frieden ihrem Zwecke. Dieſer Entſchluß mißfiel damals nur denen, welche das Gegentheil wollten. Jetzt tadeln ihn auch Leute, die ihm ehedem beipflichteten, die aber — gewohnt, den Werth der Handlungen nach dem endlichen Ausgange der Dinge, mag er erſt nach Dezennien und unter ganz veränderten Umſtänden erfolgen — zu beurtheilen, immer auf die Seite der Ereigniſſe treten. Friedrich Wilhelms Syſtem war reiflich überdacht, den Maximen ſeines großen Oheims analog, dem Wohle des Staats angemeſſen. Sieben Jahre verſchaffte es ihm Ruhe mitten unter Stürmen. Die Nation iſt dem Könige Verehrung und Dank dafür ſchuldig.

Zweites Kapitel.

Frieden von Lüneville und Amiens. — Neuer Krieg — Ereigniſſe bis 1803.

Der erneuerte Krieg fieng für die koaliſirten Mächte, — die Expedition der Engländer und Ruſſen nach Holland, welche gänzlich ſcheiterte, ausgenommen — glücklich an. So lange der Erzherzog Karl in der Schweiz, und Suworow in Italien die Heere befehligten, war das Waffenglück den Franzoſen allenthalben ungünſtig. Als aber der Erzherzog den Rhein weiter hinunter ziehen, und Suworow, nach der Niederlage der Oeſtreicher und Ruſſen bei Zürich, die Lombardei verlaſſen und über die Alpen gehen mußte, wurden die Verbündeten ganz aus Helvetien vertrieben. Dieſe Unfälle der Ruſſen, verbunden mit jenen in Holland, machten auf den Kaiſer Paul einen für die Koalition ſehr nachtheiligen Eindruck. Er trat von ihr ab. Unerwartet war ein ſolches Ereigniß denen nicht, die den Wankelmuth des Ruſſiſchen Monarchen kannten; und Friedrich Wilhelms Entſchluß, die Neutralität zu behaupten, erhält, eben dieſes Wankelmuths wegen, einen triftigen Rechtfertigungsgrund mehr. — Die ganze Lombardei, bis an die Genueſiſche Grenze, blieb jedoch in den Händen der Oeſtreicher, die auf dem feſten Lande nunmehr allein den Kampf mit Frankreich zu beſtehen hatten.

Dort, in Frankreich, begann unterdeſſen eine Epoche, die ewig denkwürdig ſeyn und bei der Nachwelt ein ähnliches Erſtaunen erregen wird, wie bei den Zeitgenoſſen. Bonaparte, den man in Aegypten von Europa abgeſchnitten glaubte, übergiebt das daſige Heer einem ſeiner Unter-Feldherrn, durchſchifft auf einer Fregatte, von ſeinem Glücksſtern geleitet, das Mittelmeer, landet an Frankreichs Küſten, eilt nach Paris, ſtürzt nach wenigen Wochen die ſchwache, verächtliche Direktorial-Regierung, ergreift mit kraftvoller Hand das Ruder des Staats, führt eine neue Verfaſſung ein, und leitet von nun an das Ganze unter dem Titel eines Erſten Konſuls. Bonaparte's Genius belebt und begeiſtert die Nation, zahlreiche Heere verſammeln ſich um die Fahnen der Republik; Napoleon führt das eine über den ſeit Hannibal mit Heeresmacht nie überſtiegenen großen Bernhardsberg in die Ebenen der Lombardei, ſchlägt die Oeſtreicher bei Marengo aufs Haupt, und nöthigt ſie das ganze Land mit allen ſeinen feſten Plätzen ihm zu überlaſſen, um Freiheit zu bekommen, ſich bis jenſeits der Etſch zurückziehen zu können. Auf der andern Seite ſchreitet Moreau in Deutſchland von Sieg zu Sieg unaufhaltſam fort, gewinnt zuletzt die Schlacht bei Hohenlinden, dringt beinahe bis vor Wien, und das mächtige Oeſtreich ſieht ſich genöthigt, Frieden zu ſchließen. Der Definitivtraktat ward am 9ten Febr. 1801 zu Lüneville unterzeichnet. Der Kaiſer mußte nochmals auf Belgien und die Lombardei, das Deutſche Reich auf alle jenſeits des Rheins gelegene Länder Verzicht thun. Die Italieniſche Republik ward anerkannt. Dagegen erhielt Oeſtreich Venedig und das dieſer erloſchenen Republik gehörig geweſene Dalmatien, der Großherzog von Toskana Salzburg, und der Erzherzog Ferdinand, ſtatt des Modeneſiſchen, den Breisgau. — Noch in dem Laufe deſſelben Jahres wurden zu Regensburg, unter Franzöſiſcher und Ruſſiſcher Vermittelung, die Entſchädigungs-Angelegenheiten der Deutſchen Fürſten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers ihre Beſitzungen und Länder verloren hatten, eingeleitet, jedoch erſt im April 1803 völlig beendigt. Die darauf entſtandene Ordnung der Dinge in Deutſchland iſt allzu bekannt, um hier Platz zu ſinden. Nur dieß gehört hierher, daß Preußen, für das Oberquartier von Geldern, das Fürſtenthum Meurs und das jenſeitige Kleve, den größten Theil vom Münſterſchen, die Abteien Eſſen und Werden, ganz Paderborn, Hildesheim, das Eichsfeld, das Erfurtſche, und die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar, und einige andere kleine Diſtrikte bekam. Freilich erhielt es an Flächenraum und Menſchenzahl reichliche Entſchädigung, ohne jedoch im Ganzen mehr arrondirt zu werden, und dann wurden auch wiederum hier fremdartige Zweige in den alten Stamm geimpft, von denen man nur durch Zeit, Geduld und Sorgfalt dereinſt Früchte zu ernten hoffen konnte. —

Während dieſer Verhandlungen und Begebenheiten auf dem feſten Lande, dauerte der Seekrieg noch immer fort, und die Engländer hatten Malta und Aegypten erobert. Dieß war jedoch die letzte wichtige kriegeriſche Unternehmung. Frankreich und England näherten ſich gegen das Ende des Jahres 1801, und am 25ſten März des folgenden wurde der Definitif-Friede zu Amiens unterzeichnet. Leider war die Verſöhnung von keiner Dauer, indem kaum 14 Monate ſpäter die Kriegsflamme zwiſchen beiden Mächten wiederum ausbrach.

Der ſcharfſinnige Verfaſſer des neuen Leviathans hat auf das bündigſte erwieſen, daß die wahre Veranlaſſung zu dieſem unglücklichen Ereigniß in der Furcht der Engländer zu ſuchen ſey, Frankreich möchte, durch den ruhigen Beſitz der ganzen Inſel St. Domingo, eine, ihren Kolonien in Weſt-Indien Untergang bringende Uebermacht erlangen. Wir treten ſeiner Meinung völlig bei. — Allein ſo entfernt auch das Objekt des Zwiſtes von Deutſchland iſt, — ſo wenig Deutſchlands Intereſſe mit dem der ſtreitenden Mächte in Colliſion ſtand; ſo lief es dennoch Gefahr, ſeine Ruhe geſtört, und ſeine Erde mit dem Blute ſeiner Kinder getränkt zu ſehen, weil Hannover dem Könige von England gehörte. Seit dem Lüneviller Frieden beſtand die Demarkations-Linie nicht mehr, und die Hannöveriſchen Provinzen waren durch keine fortdauernde Verträge gedeckt. Daß Frankreich ſie nicht verſchonen würde, ließ ſich gewiß erwarten. Um nun ſowohl ihre als ganz Nord-Deutſchlands Ruhe zu beſchützen, ſchlug Preußen ſeine Okkupation der Hannöveriſchen Staaten während der Dauer des Krieges vor, eine Maßregel, mittelſt welcher Frankreich die Sicherheit bekommen hätte, daß ſein Feind von dort her keinen Beiſtand, keinen Nutzen ziehen würde, der König von England hingegen ohne Beſorgniß vor einer feindlichen Invaſion und dem Ruin des Kurfürſtenthums bleiben konnte. Georg der Dritte verwarf aber den Vorſchlag, aus leicht zu errathenden Gründen. Das Brittiſche Kabinet, unterſtützt von Rußland, ſuchte vielmehr Preußen zu überreden, ſich an die Spitze eines Nord-Deutſchen Bundes zu ſtellen, ein Heer aus Preußen, Sachſen, Hannoveranern, Heſſen, ſogar Ruſſen, beſtehend, zu bilden, und mittelſt einer bewaffneten Neutralität den deutſchen Norden, das heißt die deutſchen Staaten des Königs von England, zu decken. Wer ſieht nicht ein, daß die Neutralität in der That dadurch verletzt worden wäre, daß Frankreich die Maßregel für offenſif erklärt hätte, und daß ein Landkrieg ſofort erfolgt ſeyn würde? Freilich war es für Preußen bedenklich, wenn ein Franzöſiſches Heer ein angrenzendes Land in Beſitz nahm. Es wünſchte, dieß verhindern zu können, und war dazu nach Kräften bereit. Allein ſollte es ſich und alle übrige Nord-Deutſche Staaten weit größeren, nicht zu berechnenden Gefahren ausſetzen, ſein und ihr Intereſſe dem Vortheil Englands, das nie den ſeinigen gewollt und befördert hatte, aufopfern, und nochmals ein Werkzeug des Brittiſchen Egoismus werden? Dieß konnte und wollte Friedrich Wilhelm nicht. — Er blieb ferner ſeinem Syſteme getreu. — Hannover gieng für England verloren, aber der Krieg breitete ſich damals nicht weiter aus, und das feſte Land genoß noch zwei Jahre lang des Friedens.

Drittes Kapitel.

Ereigniſſe des Jahres 1805.

In der Zwiſchenzeit verdoppelte das Brittiſche Kabinet ſeine Bemühungen, eine neue Koalition zu bewirken, Frankreich ſeine Macht, ſeinen Einfluß immer feſter zu begründen. — Hier war die Republik in ein Kaiſerthum verwandelt, Napoleon zum erblichen Kaiſer gewählt und gekrönt worden, und Franz der Zweite hatte dagegen die erbliche Kaiſerwürde von Oeſtreich angenommen. Rußland beſchwerte ſich über die Nichterfüllung ſeiner Verträge mit dem Hofe von St. Cloud, unter andern in Hinſicht auf den König von Sardinien; und als zu Anfange des Jahres 1805 die Italieniſche Republik in ein unter Napoleons Scepter ſtehendes Königreich verwandelt, Genua und

Parma mit Frankreich vereinigt wurden, und Lucca ein Franzöſiſches Lehn geworden war; ſo ſtieg die Eiferſucht aufs höchſte. England erreichte ſeinen Zweck, eine dritte Koalition mit Rußland, Oeſtreich und Schweden zu Stande zu bringen. Ihr beizutreten beſtürmte man Preußen von allen Seiten. Rußland beſonders forderte eine kathegoriſche Erklärung, wozu der König ſich zu entſchließen gedächte, und Bewilligung des Durchmarſches ſeiner Armeen durch die Preußiſchen Staaten. Der Berliner Hof verweigerte dieſe, und deklarirte, daß ihn keine Drohung verleiten würde, von ſeiner Neutralität abzugehen. Er ließ auf alle Fälle einen großen Theil ſeines Heeres mobil machen und nach den öſtlichen Grenzen des Reiches ziehen. Wer von uns glaubte gegen das Ende des Sept. 1805 nicht, daß, käme es zum Kriege, dieſer im Norden und Oſten losbrechen würde? Allein unerwartet ereignete ſich, wenige Wochen ſpäter, eine Begebenheit, die durchaus die bisherige Lage der Dinge veränderte. Eine Franzöſiſch-Bayeriſche Kolonne durchzog das Fürſtenthum Anſpach, ohne vorher gegangene Verabredung mit Preußen, ohne deſſen Bewilligung; kränkende Nebenumſtände machten den Vorfall noch empfindlicher, zum Beiſpiel das Betragen der Bayeriſchen Befehlshaber. Von jeher wurde der willkührliche Durchzug kriegführender Heere durch fremdes, neutrales Gebiet für eine Beleidigung und Geringſchätzung des Souverains dieſes Gebiets angeſehen. Die erſten Mächte Deutſchlands — handelten ſie nicht mit Abſicht feindſelig gegen den einen oder den andern ſchwächeren Mitſtand — unterließen nie deſſen Konſens, im Falle eines nöthigen Durchzuges, nachzuſuchen. Von einer freundlichen Macht, auf deren Geſinnungen Preußen bisher gerechnet hatte, mußte der Schlag hart gefühlt werden. Aber nicht dieß Gefühl allein veranlaßte die folgenden Maßregeln des Berliner Hofes. Sein ſo lange ſtandhaft behauptetes Neutralitäts-Syſtem war nunmehr beeinträchtigt, und dieß in einem Augenblicke, wo er es gegen die koaliſirten Mächte mit Energie zu behaupten entſchloſſen war. Rußland forderte von ihm fruchtlos, was Frankreich ohne Anfrage durchgeſetzt hatte. Wie nun jenem eine ähnliche Begünſtigung abſchlagen, ohne den Vorwurf der Partheylichkeit, ohne die Erbitterung der Koalition auf ſich zu laden, ohne den Verdacht der Charakterſchwäche, ſelbſt bei dem andern Theile, Platz einzuräumen? Ein ſolcher Verdacht mindert ſogar den Werth geleiſteter weſentlicher Dienſte in den Augen des Freundes. Wurde die erlittene Beleidigung ſtillſchweigend erduldet, den Ruſſen hingegen der Durchzug verſagt, dann war ein Bruch mit der Koalition unvermeidlich. Und welche Ausſichten hatte Preußen dabey? Im glücklichſten Falle die Acquiſition einer vielleicht unſichern Provinz, die ſeiner fremdartigen Konſtruktion neue heterogene Stoffe hinzugefügt haben würde, aber unausbleibliche Erſchöpfung ſeiner Länder, Ruin ſeines Handels, Minderung ſeiner Selbſtſtändigkeit. Denn, durfte man ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, der, im Verhältniß mit Preußen, übermächtigere Bundesgenoſſe würde ihm eine Entſchädigung zu verſchaffen geneigt ſeyn, durch die es noch ſelbſtſtändiger als bisher werden konnte? Man braucht nur die gewöhnlichen Maximen der Politik zu kennen, um dieſe Frage verneinend zu beantworten.

worten. Unter dieſen Umſtänden mußte Preußen, um mit Würde und Konſequenz zu handeln, um von ſeinem Syſtem nicht abzuweichen, keinen andern Entſchluß faſſen, als den: bewaffnet an der Fränkiſch-Sächſiſchen Grenze aufzutreten, dem Vorſchlage des zu Berlin anweſenden Kaiſers Alexander Gehör zu geben, um vereint mit ihm und Schweden die Wiederbeſetzung des von Franzöſiſchen Truppen verlaſſenen Hannovers zu verhindern. Dieß allein war wahrſcheinlich der Bewegungsgrund zu dem Vertrage der zwiſchen beiden Monarchen zu Ende des Oktobers in Potsdam unterzeichnet wurde. Daß Friedrich Wilhelm deſſenungeachtet nichts ſehnlicher als die Beibehaltung des Friedens im Norden, und deſſen Herſtellung im Süden Deutſchlands wünſchte; daß er keines Weges die Abſicht hegte, Frankreich beleidigen oder — war es zu vermeiden — bekriegen zu wollen: dieß beweiſet die Sendung des Grafen von Haugwitz nach dem Franzöſiſchen Hauptquartier, um wo möglich eine Ausgleichung aller anderweitigen Streitigkeit zwiſchen den Mächten des feſten Landes zu vermitteln. Unterdeſſen hatte das Waffenglück ſich unwandelbar für Napoleon erklärt. Wien war eingenommen, und die feindlichen Heere ſtanden gegen einander, zu einem entſcheidenden Kampfe bereit, als der Preußiſche Staats-Miniſter dort anlangte. Die Verhandlungen über ſeine Anträge wurden bis nach der Auſterlitzer-Schlacht und den unmittelbar nachher mit Oeſtreich abgeſchloſſenen Frieden vertagt. Napoleon, ſiegreich an der Donau, hatte das ganze Süd-Deutſchland bis und mit Batavien zu ſeiner Operations-Baſis. Sein Rücken war gedeckt; über die Kräfte der mit ihm verbündeten Fürſten und Republiken konnte er disponiren. Jetzt war er erbötig auf die Wiederbeſetzung der Hannöveriſchen Staaten Verzicht zu thun, ſein Eroberungsrecht an Preußen abzutreten, und ihm den Beſitz jener Länder zu garantiren, wenn es ihm dagegen Anſpach, Welſch-Neuburg und das dießſeitige Cleve überlaſſen, und allen Verbindungen mit der Koalition entſagen wollte. Was ſollte Preußen thun — — dieſe Bedingungen annehmen oder ſie verwerfen. Im erſten Falle befolgte es das von ihm, ſeit Friedrich Wilhelm des Dritten Regierung angenommene Syſtem, ſeine Ruhe, und mit dieſer die Ruhe von Nord-Deutſchland, nicht nur für die laufende Zeit, ſondern auch bei künftigen Kriegen zwiſchen Frankreich und England möglichſt ſicher zu ſtellen. Es gewann eine beſſere Abrundung und freie, durch kein fremdes Gebiet unterbrochene Kommunikation mit ſeinen weſtlichen Provinzen. Es gewann Ausſichten zu Beförderung ſeines Handels. — Im zweiten Falle, wenn es einen Bruch mit Frankreich vorzog, wurde der Landkrieg in Deutſchland erneuert, der verſchont gebliebene Theil deſſelben verheert, Preußens intenſive Kräfte wurden geſchwächt; und welche Entſchädigung für alles vergoſſene Blut, für alle verſchwendete Schätze konnte es, ſelbſt nach dem glücklichſten Erfolge, hoffen? Zwar durfte es auf Rußlands, Englands, Schwedens Beiſtand rechnen. Im Grunde hätte es jedoch nur für England und deſſen See-Despotismus gekämpft, und ihm ſein friedliches Syſtem und wahres Intereſſe aufgeopfert. Friedrich Wilhelm ratificirte daher den vom Grafen Haugwitz zu Wien unterzeichneten Vertrag. Die Ruſſiſchen Heere, ſo wie das Engliſche

Corps, das bereits an den Küſten der Nordſee gelandet hatte, kehrten nach ihrer Heimath zurück. Nur das Lauenburgiſche wollten die Schweden beſetzt behalten, und man hielt es einſtweilen für unnöthig ſie daraus zu vertreiben. Außer Preußen ſchien der ganze Deutſche Norden zwiſchen der Elbe und dem Rhein bei dieſer Operation zu gewinnen. Der Verluſt fiel bloß auf Großbritannien und die dort regierende Dynaſtie. Allein was hatten beide, jenes und dieſe, für Anſprüche auf Preußens Aufopferungen? Seit länger als einem halben Jahrhundert hatten ſie ihm keinen weſentlichen Dienſt geleiſtet, aber viele Beweiſe ihres böſen Willens, ihrer Abneigung, ſein Beſtes zu befördern, gegeben. Zu Ende des ſiebenjährigen Krieges ward es von ihnen verlaſſen, verrathen; ſeine Kauffahrer wurden bei jeder Seefehde von den Engländern beeinträchtigt, ſein Handel gekränkt, das Eigenthum ſeiner Unterthanen geraubt. Unter Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierung wirkten ihre Ränke jedem Vortheile, den er beabſichtigte, entgegen, vereitelten ſie alle Entwürfe des Berliner Kabinetts. Gilt nun die Regel — und wo gilt ſie nicht? am allgemeinſten in Großbrittannien — daß die erſte Pflicht eines Staats-Chefs darin beſteht, das Wohl ſeines Volks vorzugsweiſe zu befördern und deſſen Intereſſe nie aus den Augen zu verlieren: ſo iſt des Königs von Preußen Beſitznehmung von Hannover völlig gerechtfertigt — um ſo mehr gerechtfertigt, da hier nicht bloß eigner Nutzen obwaltete, ſondern der von ganz Nord-Deutſchland auch für die Zukunft dabei zu gewinnen ſchien. Denn hat nicht dieſer Theil Germaniens ſeit beinahe 70 Jahren durch Englands

Kriege mit Frankreich gelitten? Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet verſchwinden alle Vorwürfe von Argliſt, Wankelmuth, Unentſchloſſenheit und dergleichen, die Brittiſche Staatsmänner und Pamphletſchreiber dem Preußiſchen Kabinette gemacht haben. Die Haupttendenz ſeines Strebens war: Feſtſtellung ſeiner Selbſtſtändigkeit gegen fremden E[illegible]ß, Erhaltung ſeiner Ruhe, und, nach Kräften, der ſeiner nächſten Nachbarn, bei rings umher tobenden Stürmen, um die innern Hülfsquellen des Staats ungeſtört erweitern und die Wohlfahrt des Landes befördern zu können. Habſucht und Eroberungsgier lenkten nie die Maximen Friedrich Wilhelms des Dritten. Bot ſich ihm aber eine Gelegenheit dar, ſein Gebiet zu erweitern und ſeine Monarchie zu konſolidiren; ſo hielt er es freilich für Pflicht, eine ſolche Gelegenheit zu benutzen, wie jeder andere Monarch gethan haben würde. Alle ſeine Handlungen können aus dieſen Grundſätzen erklärt und gerechtfertigt werden. Ihre konſequente Befolgung macht ihn ehrwürdig, und verdient den ungetheilten Beifall, den vollkommenſten Dank ſeiner Unterthanen, die Achtung aller unbefangenen Zeitgenoſſen. — Wurde Friedrich Wilhelm der Dritte dennoch durch den Strudel der Begebenheiten unſerer verhängnißvollen Zeit hingeriſſen, — mußte er zuletzt ſein Lieblingsſyſtem verlaſſen; ſo verliert dieſes dadurch nichts von ſeinem Werthe, von ſeiner Weisheit. Es ſtand geſchrieben im Buche des Schickſals, deſſen Werkzeug Napoleon iſt: Preußens Ruhm, Preußen Wohlfahrt ſollen ſchwinden, — und es geſchah!!

Viertes Kapitel.

Fortſetzung — 1806.

Nach Abſchließung und Erfüllung des Wiener Traktats — nach Entfernung der Ruſſiſchen und Engliſchen Truppen aus Nord-Deutſchland – nach erfolgter Rückkehr ſeiner eigenen Kriegsvölker in ihre Friedensquartiere, hoffte Preußen den Hauptzweck ſeines Syſtems erreicht zu haben. Es ſchmeichelte ſich ſogar, daß auch der Süden Germaniens endlich zum Genuſſe der Ruhe, deren er ſo ſehr bedurfte, gelangen, und daß Frankreich ſeine Heere über den Rhein zurückziehen würde. Leider verſchwanden dieſe Hoffnungen bald.

Cattaro hatte zu Weitläuftigkeiten zwiſchen Frankreich und Oeſtreich Anlaß gegeben. Dem Frieden von Preßburg zu Folge ſollte es an Erſteres abgetreten werden, es wurde aber den Ruſſen überliefert. Nun behielt Frankreich Braunau, den Schlüſſel zu den Oeſtreichiſchen Staaten, im Beſitz, und einen gültigen Vorwand ſeine Heere bis zur völligen Erfüllung der Friedensbedingungen in Deutſchland zu laſſen. Problematiſch iſt es übrigens, ob nicht geheime, auf bereits beſchloſſene Veränderungen in Süd-Deutſchland relative Stipulationen in Presburg beſtimmt worden waren, deren Ausführung die fortdauernde Gegenwart Franzöſiſcher Armeen dort erheiſchte. Dem ſey wie ihm wolle, gleich in den erſten Tagen des Jahres 1806 wurden Bayern und Würtemberg in Königreiche verwandelt; ein neues Kurfürſtenthum; Würzburg, entſtand, ſo wie wenige Wochen ſpäter das Großherzogthum Cleve und Berg, welches der Schwager des

Franzöſiſchen Kaiſers, der Prinz Joachim Mürat, erhielt. Von denen in dem Traktate zu Wien abgetretenen Preußiſchen Provinzen nahmen Frankreich und Bayern ſchon im Februar Beſitz. Napoleon erklärte dem Könige beider Sicilien den Krieg, dieſen Thron für erledigt, und übergab ihn nach gänzlicher Eroberung Neapels, ſeinem älteren Bruder Joſeph. Auch Holland hörte auf eine Republik zu ſeyn, und fiel als ein Königreich dem jüngeren Bruder Ludwig zu. Auf Frankreichs Verlangen deklarirte Preußen die Kur-Braunſchweigiſchen Lande für einen Theil ſeines Staates, und verfügte die Sperrung der Elbe und Weſer gegen die Brittiſchen Schiffe. Dagegen legte England auf die Preußiſchen Schiffe ein allgemeines Embargo, und beſchloß die Erneuerung der Blokade der Ems, Weſer und Elbe. Beide Mächte befanden ſich nun in einem Zuſtande wirklicher Feindſeligkeiten gegen einander, und Preußen ſah ſich aus ſeinem Neutralitätsſyſtem herausgeworfen, nicht ohne großen Schaden für ſeinen Handel, nicht ohne Beſorgniſſe von Seiten der mit England in Verbindung ſtehenden Mächte. Frankreichs wahre Geſinnungen und Abſichten in Bezug auf Preußen wurden hingegen immer beunruhigender für Letzteres. Unter Napoleons Protektorat entſtand im Süden und Weſten Deutſchlands ein Bund der größeren Fürſten, der die kleineren verſchlang und zu Vaſallen jener machte. Selbſt der Schwager Friedrich Wilhelms des Dritten, der Prinz von Oranien, erfuhr dieß Schickſal in dem Stammlande ſeines Hauſes. — Durch gedachten Bund ward das Deutſche Reich aufgelöſet, der nördliche Theil deſſelben von der Nordſee an bis an das Fichtelgebirge in einem halben Zirkel umſchlungen, und Franz der Zweite entſagte der Deutſchen Kaiſerkrone. Dieſe ganze Umwälzung wurde entworfen und ausgeführt, ohne vorläufige Zuſtimmung Preußens. Zwar ſchien man es ihm frei zu ſtellen, für Nord-Deutſchland eine ähnliche Verbindung unter ſeinem Schutze zu errichten. Allein dies Anerbieten wurde dadurch illuſoriſch, daß die drei noch einzig übrig gebliebenen Hanſeſtädte Lübek, Bremen und Hamburg nicht dem Nord-Deutſchen, ſondern dem Rheiniſchen Bunde einverleibt werden ſollten. Auch ſuchte man unter der Hand die bedeutendſten derjenigen Staaten, die dieſem noch nicht beigetreten waren, zu ihm hin und von Preußen abzuziehen. — Zu derſelben Zeit hatten zu Paris Friedensunterhandlungen zwiſchen Frankreich und Großbritannien auf der einen Seite, und auf der anderen, zwiſchen den Höfen von St. Cloud und St. Petersburg begonnen. Das Reſultat letzterer war ein Friedensinſtrument, das aber das Ruſſiſche Kabinett nicht ratifizirte. Auch jene Unterhandlungen mit Großbritannien zerſchlugen ſich wieder, nachdem Fox, der ſie eingeleitet hatte, geſtorben war. Während ihrer Dauer hatte indeſſen England auf das beſtimmteſte ſeinen unwandelbaren Entſchluß, in die Verzichtleiſtung auf die Hannöveriſchen Staaten nie zu willigen, ausgeſprochen, und alle Nachrichten, die in Berlin einliefen, verkündigten die Geneigtheit Frankreichs, ſeine an Preußen geleiſtete Garantie beſagter Länder zurückzunehmen. Mehrere Data beweiſen, dieß ſey in der That Frankreichs Wille geweſen, wenn es dadurch einen ihm anſtändigen Frieden erlangte. Nebenumſtände kamen noch hinzu, welche die Abſicht, Preußen ſowohl in ſeinen Beſitzungen, als in ſeiner Unabhängigkeit zu beſchränken, andeuteten und Geſinnungen befürchten ließen, die über kurz oder lang ihn von ſeinem bisherigen Standpunkte zu verdrängen wirkſam werden könnten.

Indem wir obigen Thatſachen hier Platz geben, führen wir nichts weniger im Sinne, als Frankreichs Grundſätze und Betragen in einem nachtheiligen Lichte darzuſtellen. Bereits oben haben wir behauptet: die erſte Pflicht eines jeden Staats-Chefs ſey, das Wohl ſeiner Völker ohne Rückſicht auf fremdes Intereſſe zu befördern. Wenn nun Napoleon fand, daß das Intereſſe des Franzöſiſchen Reichs mit dem Preußens in Kolliſion ſtände, — wenn des Kaiſers Auge Hinderniſſe entdeckte, die ihm das Preußiſche Unabhängigkeits- und Neutralitäts-Syſtem, durch eine anſehnliche Macht geſtützt, bei der Ausführung ſeiner Plane in den Weg legen könnte; wenn er den Entſchluß gefaßt hatte, ſich lieber mit kleinen Staaten, deren Steigen oder Fallen in ſeiner Hand war, zu umſchanzen, als einen ſchon mächtigen Staat noch mächtiger zu machen — welcher unbefangene Mann kann und darf ihn darüber befeinden. Selbſt der wahre, echte Preußiſche Patriot, der mit tiefem, blutendem Schmerze das Schickſal ſeines gebeugten Vaterlands und das unglückliche Zuſammenſtoßen unvereinbarer, wechſelſeitiger Syſteme betrauert, kann und darf dem Franzöſiſchen Staats-Chef, als ſolchem, keine Vorwürfe machen. Allein auch Friedrich Wilhelm der Dritte verdient keinen Tadel, daß er, da ihm nichts als die traurige Wahl übrig blieb, entweder dem progreſſiven Untergraben ſeines Staatsgebäudes und deſſen unausbleiblichem Dahinſinken unthätig zuzuſehen, oder deſſen Erhaltung mit den Waffen zu erkämpfen, ſich edel und muthvoll für das letztere entſchloß. — Wir wiederholen es nochmals, Preußens Monarch hatte vom Anbeginn ſeiner Regierung keinen andern Entzweck, als Stärkung der geſchwächten intenſiven Kräfte ſeiner Länder, Beſchirmung ſeiner Nachbarn, und eigener Unabhängigkeit. Hatte er die Einverleibung der Kur-Braunſchweigiſchen Länder nicht abgelehnt, ſo geſchah dieß weniger aus Vergrößerungsſucht, als weil er dadurch, bei einem künftigen Kriege zwiſchen Frankreich und England, die Ruhe Nord-Deutſchlands ſichern, und zugleich von ſeinem Staate die alsdann immer eintretende Gefahr abwenden zu können hoffte. Jetzt bedrohete ihn ein Verſtändniß jener beiden Mächte in Bezug auf Hannover, dieß Land ſeinem vormaligen Eigenthümer gezwungener Weiſe, mithin auf eine für Preußen erniedrigende, ſchimpfliche Art zurückgeben zu müſſen. Denn, wie es gegen Frankreich, England und vielleicht noch gegen andere Mächte vertheidigen? Ihn bedroheten Frankreichs Bemühungen, die bedeutendſten Nord-Deutſchen Fürſten in den Rheinbund zu ziehen, und die beſtimmte Forderung wegen der drei Hanſeſtädte, mit der Unmöglichkeit, einen zweckmäßigen Gegenbund zu errichten, und dadurch den nördlichen Theil Germaniens ſowohl als ſich ſelbſt vor fremder Influenz und Uebermacht zu ſchützen. Preußen ſah ſich in dem Falle, bei Zeiten auf Rettung nicht nur ſeiner Unabhängigkeit, ſondern auch ſeiner ganzen Exiſtenz bedacht zu ſeyn. Noch war es bei Kräften und nicht ohne möglichen Beiſtand von ſeinen Nachbarn. Allein dieſer konnte ihm entzogen werden, und längeres unthätiges Zaudern für den Staat verderbliche Folgen haben. — Preußen mußte einen kräftigen Entſchluß faſſen. Dieſe Wahrheit wurde von dem hellſehendſten Theile der Nation gefühlt und erkannt. Hier iſt die Rede nicht von den unbeſonnenen Aeußerungen einer ausſchweifenden Jugend, ſondern von der Ueberzeugung einſichtsvoller Männer und wahrer Patrioten. Ihnen entgieng die Gefahr des Kampfes mit einem mächtigen, an Hülfsmitteln reichen, tapfern, durch vierzehnjährige Kriegskunde und zahlloſe Siege furchtbaren, von talentvollen Feldherren angeführten Feind keines Weges. Sie träumten nicht von unfehlbaren Triumphen, ſie hegten vielmehr manche Beſorgniſſe, und ihnen ahnete die Möglichkeit trauriger Begebenheiten. Allein letztere ſchienen bei der Lage der Dinge noch unvermeidlicher, wenn man ihren Eintritt ohne Widerſtandsverſuche abwartete. — Und in der That, was hätte die Nation, was hätte Europa geſagt, wenn Friedrich Wilhelm der Dritte, ſtatt einen energiſchen Entſchluß zu ergreifen, unthätiger Zuſchauer der Ereigniſſe blieb, und das Schickſal ſeiner Staaten ſowohl als ganz Nord-Deutſchland fremder Willkühr preis gab? Nein, durch Zaudern, durch Unentſchloſſenheit konnte dem Uebel nicht vorgebeugt werden. Preußen hätte ſich entehrt, und wäre der Gegenſtand allgemeiner Geringſchätzung geworden. Schon waren hin und wieder Anzeigen von Zweifel an ſeiner Energie vorhanden, und vielleicht liegt in dieſem Zweifel der Bewegungsgrund mancher Schritte, über die es ſich zu beſchweren hatte. Auch herrſchte im Sommer 1806 unter uns, und ſelbſt bei unſern Nachbarn, nur eine Stimme über die Nothwendigkeit nachdrücklicher Maßregeln. Jetzt haben unſere Weiſen viel dagegen einzuwenden. Jetzt wird viel von angeblichen, durch auswärtigen Einfluß entſtandene Parteyen im Berliner Kabinett gefabelt und geſchwatzt. — Solche, ohne erforderliche Sachkenntniß, ohne helle Ueberſicht des Ganzen gewagte Urtheile und Entſcheidungen ſind zu erbärmlich, um eine Widerlegung zu verdienen. — Wer irgend die Grundſätze und das daraus entſprungene Benehmen Preußens gekannt und überdacht hat, wird einſehen, daß es nie durch fremde Influenz geleitet wurde. Sogar perſönliche Zuneigung und Freundſchaft des Monarchen konnten ihr keinen Eingang verſchaffen, wie dieß die Begebenheiten der letzten Monate des Jahres 1805 hinlänglich beweiſen. Andere Ariſtarchen meinen, Preußen habe unvorſichtig, übereilt gehandelt, indem es allein und ohne vorhergegangene Verabredungen mit andern Mächten, ſich einem Bruche mit Frankreich ausſetzte. — Preußen wollte aber darthun, daß es nicht von fremden Impuls getrieben, für fremdes Intereſſe zu ſtreiten gereizt ſey, daß kein Groll, kein Haß gegen Frankreich bei ihm obwaltete, daß es bloß eigene Sicherheit beabſichtige, und, würde ihm dieſe verſchafft, die Waffen niederzulegen bereit wäre. Es ſchmeichelte ſich noch, daß Frankreich, eingedenk der Vergangenheit, ihm freundſchaftlich die Hand bieten würde. Kam es deſſenungeachtet zum wirklichen Bruche, ſo durfte es ſich, ſelbſt bei nachtheiligem Kriegsglück, mit der Hoffnung ſchmeicheln, dem Feinde ſo lange Widerſtand leiſten zu können, bis es von Außen durch kräftige Hülfe unterſtützt würde. Dieſe — kräftige Hülfe — konnte ihm aber von Seiten Rußlands nicht entſtehen, weil dieß Reich noch in ſeinen Geſinnungen fortfuhr, der Franzöſiſchen Ueber-

Macht entgegen zu arbeiten, anderer Ausſichten, die Preußen ſonſt noch hatte, zu geſchweigen.

Vergleicht man den Entſchluß ſowohl als die Lage Friedrich Wilhelms des Dritten im Jahr 1806 mit denen ſeines großen Ahnherren Friedrichs des Zweiten im Jahr 1741, ſo findet man zwiſchen den Verhältniſſen und Motiven beider Monarchen eine mehrſeitige Aehnlichkeit. Auch Friedrich wagte, mit keiner andern Macht verbunden, einen Krieg gegen das mächtige Oeſtreich. Auch er hoffte entweder gütliche Beilegung des Streites, oder Beiſtand von Außen. — Seine erſten Operationen waren nicht fehlerfrei. Er ſah ſich umgangen, von ſeinen Staaten abgeſchnitten, und eine Niederlage bei Molwitz würde ihn allem Anſcheine nach in unabſehbares Unglück geſtürzt haben. Der große Mann wäre nie geworden, was er ward; und die Welt, die nur dem Glücke huldigt und es anbetet, hätte ihn der Thorheit, der Unbeſonnenheit beſchuldigt. Aber Friedrich hatte einen Schwerin, einen Maximilian von Deſſau; er hatte ein unverdorbenes, tapferes Heer, und der Grundſtein zu Preußens Ruhm, zu Preußens Macht wurde bei Molwitz gelegt. — Friedrich Wilhelms des Dritten Entſchluß zum Kriege war nothwendiger. Er bezweckte nicht Eroberung, ſondern Erhaltung, er war daher tadelloſer. In der Ausführung wurden Fehler begangen. Kein Schwerin, kein Maximilian waren vorhanden, deren Geiſtesgegenwart, deren Heldenmuth Rettung zu ſchaffen wußten. Am Tage der Entſcheidung verließ, bei zweifelhaftem Ausgange des Kampfes, Friedrich das Schlachtfeld, — Friedrich Wilhelm blieb bei Auerſtädt bis zum letzten Augenblick mitten in ſeinem Heere, und zeigte ſogar vom Feinde anerkannte Unerſchrockenheit. Allein Schickſal und Menſchen verließen ihn, und ein Schwarm frecher Therſite begeifert ſeine Handlungen. —

Fünftes Kapitel.

Suum cuique.

Je unerwarteter die traurigen, beiſpielloſen Unfälle eintraten, die, Schlag auf Schlag, das Preußiſche Heer und den ganzen Staat, gleich nach Ausbruch des Krieges zu Boden ſchlugen, deſto tiefer, betäubender war der Eindruck, den ſie auf die Nation machten. Selbſt diejenigen unter uns, die ſich mit keinem allzuglücklichen Erfolge geſchmeichelt — die ihren Geiſt ſogar auf mögliche widrige Begebenheiten vorbereitet hatten, begriſſen nicht, wie eine bisher ruhmvolle Armee ſo geſchlagen, zerſtreut, vernichtet werden konnte. Wen darf es wundern, daß man die Quelle des Unglücks zu ergründen ſuchte, ſolche bald in dieſem, bald in jenem, hier im Einzelnen, dort im Ganzen zu finden glaubte; daß jeder wähnte, Er habe ſie entdeckt, und ſeine Meinung zu Tage förderte? Bei manchen, und wir hoffen, bei der Mehrzahl, mag dieß die Wirkung inniger, ſchmerzhafter Gefühle geweſen ſeyn, bei vielen hingegen iſt die im Hintergrunde liegende Abſicht evident: — die Epoche der Verwirrung, des Unglücks, der Gährung zu benutzen, um ihre von Neid, Eiferſucht und Eigendünkel erzeugten Plane in Ausführung zu bringen. Wäre ein ſolcher Zweck der ihrige nicht, warum eben jetzt entweder durch Deklamationen, oder durch metapolitiſche Maximen die Gemüther zu entzünden — warum Zwietracht zu erwecken, einen Theil der Nation gegen den andern zu erbittern ſuchen, und dieß zu einer Zeit, wo völlige Eintracht, gänzliches Zutrauen, wechſelſeitige Aufopferungen der verſchiedenen Staatsglieder durchaus nöthig ſind, wenn der Staat gerettet werden ſoll? Warum eine Provinz in den Augen der andern verächtlich machen, jene aber durch freche unwahre Schilderungen beleidigen, wie dieß der Verfaſſer der vertrauten Briefe in Anſehung der Preußiſchen Nation, im engſten Sinne dieſer Benennung, gethan hat? Warum das ganze durch Unglück und Schmach gebeugte Herr noch tiefer beugen? — warum ihm, ihm allein alle Schuld beimeſſen? warum die vielen tapfern Männer, die für Ehre, Pflicht, Vaterland und König bluteten, und deren Seele über ihr eigenes Schickſal weniger als über das des Staates trauert, warum auch dieſe in den Staub treten und mit Schande bedecken wollen? Gerechte Indignation treffe den — und wäre er aus Jupiters Lenden entſproſſen — der aus Feigheit oder verabſcheuungswürdigem Egoismus zum Verräther wurde — Verachtung treffe die, welchen Zufall, Geburt oder Verbindungen zu bedeutenden Poſten verhalf, denen ſie vorzuſtehen unwürdig waren. Aber kein vorſchnelles, auf einſeitige Data, auf leidenſchaftliche Angaben gegründetes Urtheil verdamme Männer, deren Betragen zwar Tadel, Rüge, Beſtrafung zu verdienen ſcheint, deren Vergehen jedoch noch nicht völlig erwieſen iſt, und die zum Theil ſelbſt auf Unterſuchung ihrer Handlungen von kompetenten Richtern angetragen haben. Der größte, bereits in Ketten liegende Verbrecher, wenn der Stab noch nicht über ihn gebrochen iſt, ſteht unter dem Schutze der Geſetze. Dieſe unwiderlegbare Wahrheit — welcher unſerer Humanitätsprediger, unſerer Weltreformatoren beachtet und befolgt ſie? Allein nicht nur einzelne Männer, eine ganze Klaſſe der Nation wird von ihnen angeklagt, begeifert, verdammt. Alles was zum Nachtheil dieſer Klaſſe dienen kann, nimmt man mit Begierde auf. Sie, nur ſie, hat alles Unheil über den Staat herbeigeführt, durch ſie iſt das Heer verdorben, die Nation in den Abgrund geſtürzt worden; nur durch ihr Herabziehen kann er regenerirt werden. Zum Beweiſe ihrer Behauptung führen ſie alle Beiſpiele von Schlechtheit, die ſich in einer Zahl von ſechstauſend Offizieren gezeigt haben ſoll und auch wohl gezeigt hat, ſorgfältig auf. Keine zu ihrem Zweck nutzbare Belege — die Quelle, aus der ſie floſſen, ſey ſo unlauter, ſo verdächtig als ſie wolle — werden unbenutzt gelaſſen. Hingegen wiſſen ſie durchaus keine Exempel von Tapferkeit, Aufopferung, Heldenſinn, durch deren Bekanntmachung wenigſtens die Ehre der Nation gerettet, durch die ihr Muth, ihr Vertrauen gehoben werden könnte, zu verbreiten. Von der Ausdauer, der Standhaftigkeit, dem Heroismus, mit welchen die Armee bei Jena und Auerſtädt focht, erwähnen die Herren kein Wort. Die Sorge, dieß zu rühmen, überlaſſen ſie beſcheiden dem Feinde oder Ausländern. Was kümmert ſie es, daß dort die Mehrheit der Regimenter ihre Schuldigkeit that, daß viele unter ihnen eine nicht geringere Zahl Todter oder Verwundeter auf dem Schlachtfelde ließen, als in den blutigſten Schlachten Friedrichs des Großen. Es würde dieſen Eiferern nicht ſchwer gefallen ſeyn, Beiſpiele von Unerſchrockenheit, Geiſtesgegenwart, Nichtachtung der Gefahr, Lebensaufopferung, tiefem Ehrgefühl, mit einem Worte, Beiſpiele aller erfüllten Pflichten des Kriegers aufzuladen, wenn ihnen daran gelegen geweſen wäre, dem Patriotismus Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, oder ihn zu exaltiren. Ihre edle Tendenz ſtrebt ja nach Herabwürdigung. Con amore errichten ſie Schandſäulen; aber Denkmäler dem Verdienſte weihen, die Namen Courbiere,*) Kalk-

---

*) Der nunmehrige Feldmarſchall von Courbiere dient ſeit 50 Jahren in der Preußiſchen Armee, immer mit Auszeichnung, und die Vertheidigung von Graudenz hat ſeinen Verdienſten die Krone aufgeſetzt. Dennoch iſt er nicht ſo bekannt, als er es ſeyn ſollte, nicht ſo gewürdigt, als er es verdient. Leutſelig, reich an Erfahrungen, uneigennützig, allen Intriguen, allen Schleichwegen feind, iſt er unerbittlich, vielleicht bis zur Härte ſtreng gegen Bosheit, Niederträchtigkeit und gegen ꝛc. aller Verbrechen, ſonſt aber voller Gefühl für Billigkeit und Recht. Ohne Nachſicht für Indiſziplin, hat er den Gebrauch des Stockes beim Exerziren des gemeinen Mannes ſeines Regiments durchaus verboten. Seine Offiziere ſuchte er auf alle Art zu echten Kriegern zu bilden, und es gelang ihm. Sie ſtehen ſämmtlich im beſten Rufe, und die meiſten von ihnen haben ſich in dem nunmehr beendigten Kriege hervorgethan. — Kein Junker wurde von ihm zum Offizier vorgeſchlagen, war ſeine Aufführung nicht untadelhaft; wo nicht, ſo wurde er übergangen, und, beſſerte er ſich nicht, zuletzt entlaſſen. Als das zweite Bataillon des Regiments nach Gumbinnen verlegt ward, hielt der ehrwürdige Mann an die Offiziere deſſelben ungefähr folgende Anrede: „Meine „Herren, Sie kommen in eine Garniſon, wo ſich viele Offizianten „vom Civilſtande befinden. Führen Sie ſich ſo auf, daß keine Klage gegen Sie einlaufen, denn ich prävenire Sie, bei mir würden „Sie Unrecht bekommen. Gehen Sie mit Leuten von Erziehung um, „ſo wird Ihnen nichts in den Weg gelegt werden. Frequentiren Sie „ſchlechte Geſellſchaft und es fallen Streitigkeiten vor, ſo fällt auch „die Schuld auf Sie. Warum mieden Sie ſolche Geſellſchaft nicht? „Sie kennen nunmehr meine Geſinnungen, und ich hoffe von Ihrem „Ehrgefühl, daß Sie ſie befolgen werden.—“ Das Reſultat war, daß

Kalkreuth, Blücher, L'Eſtocq, Sternſen, Gneiſenau, preiſen. Nachrichten über andere Männer, über ganze Corps, die unter jenen ſich auszeichneten, aufſuchen, ſie der Nation nennen, und ſo neuen Muth, neues Vertrauen erwecken, wer wird ihnen das zumuthen! Es wäre ja eine Inkonſequenz, über die ſie erröthen müßten. Iſt auch der tapfere Vertheidiger Koſels von ihnen ehrenvoll genannt worden, ſo hat er dieſe Abweichung von ihren Grundſätzen wohl nur ſeiner bürgerlichen Geburt zu verdanken. *) Hätte er das Unglück gehabt, ein geborner Adlicher zu ſeyn, auch ſeiner wäre vielleicht mit keinem Worte gedacht worden.

---

das Militär, und die Civiliſten zu Gumbinnen ſtets in der beſten Eintracht gelebt haben. — Dieſer reſpektable, noch immer kraftvolle Greis wünſchte vor dem nichts mehr, als den Poſten eines Gouverneurs von Magdeburg. Hätte er ihn erlangt, wie ganz anders wäre dieſe Hauptfeſtung vertheidigt worden!! Uebrigens iſt es weder Partheylichkeit noch Schwachheit, noch irgend eine Abſicht, als die, der Wahrheit zu huldigen, die uns zur Anführung obiger Thatſachen bewogen hat. Wir kennen den Feldmarſchall von Perſon nicht. Auch wir ſind ihm unbekannt und haben mit ihm keine Verbindung, aber ſchon längſt verehren wir ihn als einen der würdigſten Veteranen aus Friedrichs Heldenzeit.

*) Der tapfere Neumann war in jeder Hinſicht ein verdienſtvoller Offizier von vielen Kenntniſſen. Erſt nach vollendeten Studien trat er in den Militärſtand. Zur Bildung des Regiments Courbiere, deſſen Kommandeur er war, trug er ſehr viel bei. Genaue, beſondere Umſtände ſeiner militäriſchen Laufbahn kennen wir nicht. Nur dieß haben wir erfahren, daß Kränklichkeit die Veranlaſſung zu ſeiner Verſetzung nach Koſel geweſen iſt. Um ſo rühmwürdiger iſt ſeine heldenmüthige Vertheidigung der ihm anvertrauten Feſtung. Einen Umſtand können wir jedoch nicht umhin, dem vertraulichen Verfaſſer der vertrauten Briefe im Vertrauen zu eröfnen. — Neumann war von Geburt ein — Oſtpreuße; wir hingegen ſind aus dieſer Provinz nicht gebürtig, auch dort ohne alle Verwandtſchaft.

Aber iſt denn der Erbadel ein ſo heiliger Gegenſtand, der durchaus nicht angefochten oder berührt werden darf? Dieß zu behaupten, iſt keines Weges unſere Abſicht. Kaltblütige Unterſuchung politiſcher Inſtitute iſt achtungswerth, verdienſtlich, wenn reine Liebe der Wahrheit ihre Triebfeder iſt, wenn keine Tücke im Hintergrunde liegt, kein Egoismus die Feder leitet. Es würde uns ſchmerzen, ſollte ein Mann, den wir aufrichtig hochſchätzen, und deſſen Talenten wir die ihnen gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſen, den Verdacht hegen, das oben geſagte habe Bezug auf ihn. Wir erklären daher auf das Beſtimmteſte hier: es gilt ihm nicht. Allein er erlaube uns die Frage: Iſt es immer gleichgültig, zu welcher Zeit, und unter welchen Umſtänden dieſer oder jener Gegenſtand unterſucht und in Anregung gebracht wird? Uebrigens ſind wir feſt überzeugt: *was im Fortſchritte der Zeit vergehen ſoll, wird vergehen.* Nur das Niederreißen, das Zerſtören iſt gefährlich, doppelt gefährlich in einer Periode, wo Leidenſchaften gähren, wo ein Egoismus den andern zu bekämpfen ſucht, ein Dünkel den andern anfeindet.

Laßt uns die Augen öffnen, laßt uns reine unbefangene Blicke auf uns ſelbſt werfen! Welchen verderblichen Charakterzug werden wir durchgängig entdecken? *National-Egoismus — Egoismus der Individuen*, mit allen ihren kleinlichen, erbärmlichen, verächtlichen Ausgeburten. Analyſirt man ohne Vorurtheile die Erſcheinungen, die wir anſtaunen, die Unfälle, die uns begegnet ſind, das Unglück, das uns betroffen hat; ſo ſtößt man zuletzt immer auf die Grundlage des Uebels, im Einzelnen wie im Ganzen, auf beklagenswürdigen Eigendünkel. Im Heere fiel er zuerſt, wenigſtens für uns zuerſt, durch ſeine neueſten Reſultate auf. Im Auslande ward er längſt beobachtet, zum Theil belächelt — zum Theil gebar er Abneigung, wohl gar Groll. Dieß aber bemerkten wir nicht. Jetzt ſehen wir die traurigen Folgen des Egoismus der Armee, jetzt rügen wir den Mangel an Urbanität bei unſerem jüngeren Militär, nicht mit Unrecht. Aber herrſcht denn in den andern, auf Kultur Anſpruch machenden Klaſſen der Nation mehr Selbſterkenntniß? Ragt nicht ein ähnlicher Dünkel auch in dieſen allenthalben hervor? Zeigt ſich nicht an unſerer ſtudierenden Jugend, an unſeren angehenden Geſchäftsleuten, an unſeren Literatoren jener Stempel von Rohheit, Unbeſcheidenheit, Uebermuth, der unſer Militär, beſonders das jüngere, bezeichnete? Und die Erzieher der Nationen, die Schriftſteller, lehren ſie Beſcheidenheit durch ihr Beiſpiel? Kennt eine gewiſſe Klaſſe von ihnen ſich ſelbſt und den Standpunkt des Wiſſens, auf dem ſie ſtehet? Leitet ſie ihren Zögling, das Volk, auf die Bahn der Pflicht, der Sittlichkeit, des Patriotismus, oder führet ſie es durch Sophismen, durch Geſchrei, durch abſprechende Urtheile auf Irrwege? Iſt der bedauernswürdige National-Egoismus, der ſo viel Unheil über uns gebracht hat, allgemein geworden: wem iſt es größten Theils zuzuſchreiben, als ihr? An die Stelle der Freimüthigkeit ſetzt ſie Frechheit, Vermeſſenheit an die Stelle edles Bekenntniſſes heilſamer Wahrheiten. Nichts iſt heilig, weder Thron noch Geſchlecht. Und der biedere Mann, der den Unfug ſieht und deſſen Einfluß beobachtet, ſollte ſchweigen, ſollte nicht rügen, was ſeiner Ueberzeugung nach

Rüge verdient? Nein, hier iſt reden, handeln, Pflicht, und wir fordern alle wahre Vaterlandsfreunde, alle Männer voll echtem Gemeinſinn auf, mit vereinten Kräften ſich unter einander zu verbinden, um den ſcheußlichen Dämon Egoismus, er zeige ſich wo es ſey, unter welcher Maske er wolle, bei Individuen, bei einzelnen Caſten, oder im Allgemeinen, raſtlos zu bekämpfen, und ihn in die Hölle, wohin er gehört, zurück zu bannen.

Sechſtes Kapitel.

Was mag das Unglück des Feldzuges von 1806 veranlaßt haben?

Friedrich Wilhelm der Dritte — durch den Drang der Konjunkturen gezwungen, die Waffen zu ergreifen, um, wie wir zu zeigen geſucht haben, die Unabhängigkeit ſeines Staats und die von Nord-Deutſchland wo möglich zu retten — hatte den Oberbefehl über ſein Heer und die Leitung der Kriegsoperationen dem Herzog von Braunſchweig anvertraut. Der Ruf dieſes Fürſten, obgleich minder glänzend ſeit dem Feldzuge von 1792, rechtfertigte die Wahl des Königs; denn unter Deutſchlands Heerführern wurde der Herzog noch immer für den erfahrenſten, talentvollſten gehalten. Und in der That giebt es wohl wenig Männer, die ſo mannichfaltige Kenntniſſe und Einſichten beſitzen, als er beſaß. Nur Eine Eigenſchaft ſcheint ihm gemangelt zu haben — eine Eigenſchaft, ohne welche nie etwas großes vollbracht werden kann, ohne welche weder Türenne noch Eugen von Savoyen ihren Feldherrnruhm erlangt haben würden — der feſte Wille und die Kraft, einen auf Ueberzeugung gegründeten Plan mit energiſcher Standhaftigkeit zu behaupten und durchzuſetzen; kurz, ein großer, entſchiedener Charakter. Der in ſeiner Jugend kühne Welfe ward im Alter des Mannes unſchlüſſig aus Vielſeitigkeit; beſorgt, im Falle des Mißlingens ſeiner Entwürfe, alle Verantwortlichkeit allein zu tragen, Rückſicht nehmend auf Nebendinge.*) Daß der Greis, noch langſamer, noch ſchwankender in ſeinen Entſchlüſſen, noch nachgebender bei Widerſprüchen geworden war, läßt ſich leicht begreifen. Aber eben in dieſer Unentſchloſſenheit, in dieſem Wanken liegt, ſo viel man bei fehlender genauer Kenntniß jeder Umſtände zu urtheilen im Stande iſt, die Quelle aller Unfälle, welche gleich bei Eröffnung des Feldzuges von 1806 das Preußiſche Heer betroffen haben. Zwar ſcheint es — was wir jedoch beſtimmt zu behaupten nicht wagen — als ob der zuerſt entworfene Operationsplan durch die Neutralitäts-Erklärung des Churfürſten von Heſſen umgeſtoßen worden ſey. Dieſer Fürſt erſchien nämlich in den erſten Tagen des Oktobers, eben, als das Hauptquartier von Naumburg nach Erfurt verlegt werden ſollte, perſönlich bei dem Heere, und erklärte, allem Vermuthen nach unerwartet, er wolle neutral bleiben. Erinnert man ſich nun, daß damals das Rüchelſche Corps bereits bis Meiningen und Schmalkalden vorgerückt war, und unmittelbar hernach bis Eiſenach zurückgezogen wurde; ſo erhält obige Suppoſition einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit. Es wird ferner behauptet: in dem den 8ten Oktober zu Erfurt gehaltenen Kriegsrathe habe Luccheſini's Meinung: der Franzöſiſche Kaiſer würde nicht zuerſt offenſiv handeln, gegen die Meinung des Herzogs das Uebergewicht bekommen. Iſt dieß gegründet, ſo macht ein ſolches Urtheil dem Scharfblicke des Italieners, der durch fünfjährige Beobachtung in der Nähe den Charakter und die Handlungsweiſe Napoleons genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, wenig Ehre. Dem Könige hingegen iſt es nicht zu verdenken, daß er jenem Urtheile beipflichtete — weil er vorausſetzen mußte, es ſey das richtigſte. Deſſen ungeachtet war es in jedem Falle des Herzogs Sache, auf die Sicherheit der Armee mehr bedacht zu ſeyn, oder doch wenigſtens nach dem 10ten Oktober ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit anzuſtrengen, um nicht völlig umgangen, und ſowohl von ſeinen Magazinen als von der Elbe abgeſchnitten zu werden. Daß man die Saalpäſſe bei Köſen und Camburg unbeſetzt ließ, daß endlich keine Poſition angegeben wurde, wohin die Armee nach einem möglichen Unfälle ſich hinziehen und ſammeln konnte: dieß wird immer unbegreiflich bleiben, und dem oberſten Heerführer ſtets zum Vorwurfe gereichen. Ihm iſt die Schuld beizumeſſen, nicht dem Könige, der in ihn ſein Vertrauen geſetzt hatte — nicht dem Heere, das im Ganzen genommen mit echt Preußiſcher Tapferkeit focht, und das nicht durch des Feindes Taktik, ſondern durch die fehlerhaften Maßregeln des Feldherrn ins Unglück geſtürzt wurde.

---

*) Ein großer Verehrer des verewigten Herzogs, ſonſt ein ſcharfſinniger, wenn auch nicht immer unbefangener Beobachter — Mirabeau, ſagt von ihm vor mehr als zwanzig Jahren in einem gewiſſen berüchtigten Buche ſehr treffend: Son imagination brillante et sa verve ambitieuse se prennent facilement de premier mouvement, quoique les symptômes extérieurs en soyent tranquilles; mais la longue réitération de lui même, dont il a la plus persévérante habitude, le ramène aux hésitations de l'expérience, et à la circonspection peut être excessive, que sa grande méfiance des hommes, et son foible pour sa réputation ne cessent de lui commander. Dieſe wenigen Pinſelſtriche, welche alle diejenigen, die im Felde und im Kabinet den Herzog gekannt haben, charakteriſtiſch finden werden, können zu Aufſchlüſſen mancher Handlungen ſeines ſpäteren Lebens dienen. —

Während ſeiner zehnjährigen Regierung hat Friedrich Wilhelm nie aufgehört, alle ihm mögliche Sorgfalt zur ferneren Ausbildung der Armee zu tragen. Waren Fehler bei ihr vorhanden, ſo lag dieß theils in den heilloſen Einwirkungen des Zeitgeiſtes, theils in den fremdartigen Miſchungen, die nach dem Aufſchwellen des Staatskörpers in ſie übergegangen waren. Hingegen hatte ſie, in mehr als einem Betrachte, Fortſchritte gethan. Es giebt zwar Reformatoren, die wider die Taktik Friedrichs des Zweiten deklamiren, und ſie durchaus mit einer neueren vertauſcht wiſſen wollen. Aber noch haben ſie nicht bewieſen, daß letztere dem ganzen Weſen des Deutſchen Soldaten, ſeiner phyſiſchen ſowohl als intellektuellen Beſchaffenheit völlig angemeſſen ſey. Sie ſcheinen auch nicht bedacht zu haben, wie viel Zeit erforderlich wäre, um unſerem Soldaten eine ihm vorher unbekannte Methode zu lehren, und ihn ſo weit auszubilden, daß die Kopie dem Originale an innerem Werthe völlig ähnlich werden könnte. Geſetzt nun, die Schüler hätten, während der noch nicht vollendeten Bildungsperiode, ihre Lektion in Ausübung bringen müſſen: wie würden ſie dann beſtanden ſeyn? Indeſſen iſt doch ſeit dem Revolutionskriege manches in den Franzöſiſchen Heeren übliche bei uns eingeführt worden: z. B. im Dienſte der leichten Infanterie, und die Schützen bei den Linien-Regimentern. Uebrigens hat ſich die Preußiſche Manövrirkunſt und Fechtart immer bewährt bewieſen, wo ſie gehörig angewendet wurden. Die Armee war, da ſie ins Feld rückte, nicht nur ein glänzendes, ſie war auch ein gut organiſirtes Ganze, voller Muth, beſtem Willen und Zutrauen in ſich und ihren Werth. Selbſt das Uebermaß dieſes Zutrauens bei einem Theile der Offiziere, hat kein Unheil verurſacht. Ihr Unglück lag bloß in ſtrategiſchen Fehlern, die der gewandte, von dem talentvollſten Feldherrn angeführte Feind zu verbeſſern, oder wenigſtens unſchädlich zu machen keine Zeit ließ, und in dem unglaublichen Betragen eines halben Dutzends Feſtungs-Kommandanten. Dieſe behandle man ohne Schonung. Ueber diejenigen Unterbefehlshaber, deren Unfähigkeit oder Geiſtesabweſenheit die Folgen einer verlorenen Schlacht nicht zu vermindern verſtand, haben wir bereits oben unſere Meinung geäußert. Aber über die Armee im kollektiven Sinn abſprechen, ſie verleumden und im Unglück verächtlich machen, ſie — welche, ſobald brave entſchloſſene Führer an ihrer Spitze ſtanden, bei den ungünſtigſten Umſtänden, bei Mangel an den nöthigſten Bedürfniſſen, mit ausdauerndem Heldenmuth, mit unverkennbarem Ehrgefühl focht, dieß heißt nicht allein das Heer, dieß heißt die Nation, zu der es gehört, herabwürdigen. Es giebt kein Volk, welches nicht im Laufe der Zeit Unglücksfälle erlitten hat. Ohne in die ältere Geſchichte zurück zu blicken, dürfen wir uns bloß der Ereigniſſe des letzten Jahrhunderts erinnern.

Auch unſere Heere waren nicht immer ſiegreich im ſiebenjährigen Kriege. Aber niemand verunglimpfte den Monarchen, wenn man auch glaubte, Fehler bemerkt zu haben. Niemand tadelte, wie jetzt geſchieht, ſeine Standhaftigkeit, ſeinen feſten Sinn, ſein Ausdauern unter den Schlägen des Schickſals, niemand verleumdete nach Niederlagen das Heer. Nein, es herrſchten damals Gemeinſinn, Sinn für Nationalruhm, Liebe für Vaterland und König. Jetzt iſt ſchnöder Eigendünkel, Afteraufklärung, Ekel erregender Cynismus an der Tagesordnung! Doch wir ſchreiten zur Unterſuchung anderer Gegenſtände fort, welche beleuchtet und erörtert zu werden verdienen. —

Siebentes Kapitel.

Hat Friedrich Wilhelm der Dritte die vor dem Ausbruche des eben beendigten Krieges Statt gehabte Theurung faſt aller Lebensbedürfniſſe veranlaßt?

Faſt allgemein macht man unſerm Könige, Friedrich Wilhelm dem Dritten, den Vorwurf, daß er die vor dem Ausbruche des eben beendigten Krieges Statt gehabte Theurung faſt aller Lebensbedürfniſſe, theils durch die außerordentliche Erhöhung der Abgaben, theils dadurch veranlaßt habe, daß er nicht nur ſeine Miniſter und übrigen Großen zu nachſichtig behandelt und zu deren Bereicherung eine zu große Quantität Getreide und Schlachtvieh habe außer Landes gehen laſſen, ſondern auch der Polizei in Hinſicht auf die Controlirung der Bäcker, Fleiſcher, Brauer und

Branntweinbrenner zu vielen Willen gelaſſen und dadurch zum größern Drucke ſeiner Unterthanen beigetragen habe.

„Wir haben, (ſo ſprechen Tauſende, nicht etwa „aus den niedern Volksklaſſen, nein. — ſelbſt aus den „gebildetern Ständen) wir haben jetzt zehn Monate „Krieg und eine große feindliche Armee im Lande, und „dennoch ſind die Getreidepreiſe gefallen, das Brot „iſt größer, Bier und Branntwein ſind wohlfeiler geworden. Dieß kömmt daher, weil die Miniſter nicht „ſo wirthſchaften können, wie ehemals, und die Franzöſiſche Adminiſtration der Polizei beſſer auf die Finger ſieht.“

Etwas wahres iſt in dieſer Behauptung, denn es iſt unleugbar, daß mit Bewilligung der Regierung vor dem Ausbruche dieſes Krieges, der Theurung ungeachtet, ſehr große Quantitäten Getreide und Fleiſch exportirt worden ſind; es iſt ferner eben ſo wahr, daß die meiſten Miniſter und ſehr viele Großen des Königs durch die Theurung reicher geworden ſind, und es kann auch wohl wahr ſeyn, daß Bäcker, Brauer, Branntweinbrenner und Fleiſcher nicht immer von der Polizei gehörig controlirt wurden, und daß alſo mehrere derſelben daher Gelegenheit genommen haben mögen, ihre Mitbürger noch mehr zu drücken, um ſich zu bereichern; aber dennoch iſt es falſch, daß der König die vorher Statt gehabte Theurung dadurch veranlaßt habe, daß er ſeinen Miniſtern und der Polizei zu viel Willen gelaſſen habe.

Um in dieſem wichtigen Punkte, der dem Volke ſo ſehr am Herzen liegt, den König ganz rechtfertigen zu können, wollen wir in *dieſem* Kapitel zeigen, daß die unter Friedrich Wilhelm dem Dritten Statt gehabte Getreide- und Fleiſch-Exportation, der Theurung ungeachtet, nothwendig war, und in dem folgenden darthun, daß die Erhöhung der Abgaben auf das Steigen der Getreidepreiſe keinen Einfluß hatte.

Um endlich über dieſe Angelegenheit völliges Licht zu verbreiten, wollen wir auch noch in dieſem Kapitel die Urſachen angeben, welche während des jetzigen Krieges, in welchem der größte Theil der Preußiſchen Staaten von der Franzöſiſchen Armee erobert war, ein Fallen der Getreidepreiſe veranlaßt haben.

Der Preußiſche Staat, arm an innern Hülfsquellen, bedarf ſehr vieler auswärtigen Produkte, Kaffee, Zucker, Wein, Seide, Baumwolle u. dergl. Da für dieſe importirten Artikel ſehr viel Geld außer Landes geht, ſo mußte, damit nicht der Staat am Ende ganz geldarm würde, von jeher dafür geſorgt werden, daß durch diejenigen Produkte, die der Staat ins Ausland verführen kann, nämlich Getreide, Holz, Salz u. dgl., wenigſtens ſo viel baares Geld ins Land zurückkam, als für fremde Waaren exportirt worden war. Daher fand auch von jeher Getreide- und Holz-Exportation Statt, und es mögen für dieſe Artikel in frühern Zeiten im Durchſchnitt jährlich 2½ bis 3 Millionen Thaler ins Land importirt worden ſeyn.

Friedrich der Zweite fand es indeſſen zum Wohl des Preußiſchen Staats nöthig, die Fabriken ſeines Landes emporzuheben und zu vermehren, damit durch dieſe, (wäre es auch nur das Arbeitslohn für die Waaren) ebenfalls Geld ins Land gezogen werden könnte.

Dieſen Zweck konnte man nur erreichen, wenn die

Preußiſchen Fabrikwaaren, ihrer Güte und Wohlfeilheit wegen, nicht nur im Lande ſelbſt, ſondern auch im Auslande geſucht wurden. Da ſich aber Wohlfeilheit der Fabrikwaaren nur dadurch möglich machen ließ, wenn das Arbeitslohn gering war, und dieſes Arbeitslohn wiederum nur gering ſeyn konnte, wenn die erſten Lebensbedürfniſſe, Brot, Bier, Branntwein und Fleiſch in einem geringen Preiſe ſtanden, ſo ſuchte Friedrich der Zweite dieſe erſten Lebensbedürfniſſe immer in einem geringen Preiſe zu erhalten, ohne jedoch der für den Staat nothwendigen Getreide-Exportation ein Hinderniß in den Weg zu legen. Dieß wurde ihm dadurch möglich, daß er in den Jahren, in welchen das Getreide gut gerathen war, theils im Lande ſelbſt, theils und hauptſächlich in dem benachbarten an Getreide reichen Polen, große Quantitäten Getreide, den Scheffel unter 1 Rthlr., oft zu 13 Gr. einkaufte, die Magazine damit füllte, und dann, wenn bei mittelmäßigen oder ſchlechten Ernten wegen der Statt findenden nothwendigen Getreide-Exportation der Marktpreis des Rockens über 1 Rthlr. hinausging, ſeine Magazine eröffnete, und ſeinen Unterthanen den Scheffel Rocken zu 1 Rthlr. 2 bis 4 Gr. höchſtens verabfolgen ließ.

Der Preis des Getreides, wonach ſich die Preiſe des Biers, des Branntweins und ſelbſt des Fleiſches richten, lag mithin in der Hand des Königs, und es war unmöglich, daß dieſelben höher ſteigen konnten, als er für gut fand.

Bei der Befolgung dieſes Syſtems und bei dem immer zunehmenden Flor der Fabriken und Manufakturen wurden die importirten Summen nach und nach größer als die exportirten; dadurch wurde der Staatreichthum effectiv vermehrt, und der arme Preußiſche Staat trieb einen wirklichen Actifhandel.

Nach dem Tode Friedrichs des Zweiten ging man allmählig von dieſem höchſt weiſen und für die Preußiſchen Staaten höchſt nothwendigen Syſtem ab.

Die Magazine waren nach und nach ausgeleert worden, allein anſtatt die bisherige Einnahme aus dem Verkaufe des vorhanden geweſenen Getreides zu neuen Ankäufen und zur Wiederanfüllung der Magazine zu verwenden, gebrauchte man das Geld zu andern Zwecken.

Der Preis des Getreides und mit ihm der übrigen erſten Lebensbedürfniſſe ging nun aus der Hand des Monarchen in die Hände der Gutsbeſitzer und Beamten über, deren Vortheil es heiſchte, die Getreidepreiſe ſo hoch als möglich hinauf zu treiben.

Dieſe Maßregel der Preußiſchen Regierung würde indeſſen noch wenig geſchadet und die Getreidepreiſe nicht zu ſehr in die Höhe getrieben haben, wäre nicht die gänzliche Theilung Polens erfolgt.

Aus dieſem Lande hatte bisher der Preußiſche Staat eine große Menge Getreide und Schlachtvieh, und zwar um äußerſt geringe Preiſe, gezogen. Dieß war nun nicht mehr möglich, weil Oeſtreich und Rußland, in deren Händen ſich nunmehr der größere Theil des zerſtückelten Polens befand, weniger dortige Produkte und zu höheren Preiſen als ſonſt an Preußen verabfolgen ließen.

Jetzt mußte alſo Getreide und Schlachtvieh in den meiſten Preußiſchen Provinzen im Preiſe ſteigen, und zwar um ſo mehr, da der größte Theil derjenigen, welche von Friedrich Wilhelm dem Zweiten mit Polniſchen Kron-Gütern beſchenkt wurden, dieſelben um ſehr hohe Preiſe zu verkaufen wünſchten, und deßhalb durch eine bei der Regierung nachgeſuchte und bewilligte übertriebene Exportation des Getreides das ungeheure Steigen deſſelben und mit ihm das Steigen der Güter im Preiſe zu befördern ſuchten.

So waren denn die Theilung Polens, die Vertauſchung des Colbertſchen Syſtems mit dem Agrikultur-Syſtem und die Geldgier der Günſtlinge Friedrich Wilhelms des Zweiten Schuld daran, daß die Getreidepreiſe ſo außerordentlich in die Höhe gingen.

Aber — konnte denn Friedrich Wilhelm der Dritte, als er zur Regierung kam, nicht jene Wohlfeilheit der Getreidepreiſe wieder herſtellen oder wenigſtens die zu ſtarke Getreide-Exportation verbieten?

Nein, dieß durfte Friedrich Wilhelm der Dritte in der damaligen Lage der Dinge nicht. Er ſah ſich ſogar genöthigt, das Getreide und mit ihm die meiſten übrigen Lebensbedürfniſſe nicht nur im Preiſe ſteigen zu laſſen, ſondern ſelbſt dazu mitzuwirken. Denn geſetzt auch, der Monarch hätte wohlfeilere Preiſe erzwingen können, ſo würde er dadurch dem Staate weit mehr als durch die hohen Preiſe ſelbſt geſchadet haben.

Der Preußiſche Staat bedarf, wie bereits vorher geſagt worden, ſehr vieler ausländiſcher Produkte. Dieſe waren beſonders durch die Kriege der Seemächte und durch die deßhalb nothwendigen hohen Aſſekuranzen nach und nach im Preiſe geſtiegen und ſtiegen von Tage zu Tage noch mehr, ſeitdem Englands unſterblicher Pitt das Syſtem des Weltmonopols ergriff, und die Zinſen der Engliſchen Staatsſchulden, ſo wie die anſehnlichen Kriegeskoſten dieſer Inſulaner, von dem Kontinente zu erpreſſen anfing.

Da die für die importirten ausländiſchen Produkte ins Ausland exportirten Geldſummen von Jahr zu Jahr größer wurden, mußte der Staat Veranſtaltungen treffen, durch welche dieſe exportirten größern Geldſummen wieder ins Land zurück gebracht werden könnten, weil ſonſt der Staat einen Paſſifhandel geführt und nach und nach ſeines baaren Geldes beraubt worden ſeyn würde. Dieſe Veranſtaltung ließ ſich nicht anders treffen, als wenn diejenigen Artikel, welche der Preußiſche Staat exportiren kann, und nach denen eine ſtarke Nachfrage Statt hatte, ebenfalls verhältnißmäßig im Preiſe erhöht wurden; und da nur einer unſerer Exportations-Artikel, Getreide, vorzüglich geſucht wurde, ſo mußte die Regierung aus dem eben angeführten Grunde, um einen Paſſifhandel zu vermeiden, es gern ſehen, daß die Getreidepreiſe immer mehr in die Höhe ſtiegen, ja ſie mußte ſelbſt dazu mitwirken, daß ſie auf dieſer Höhe blieben.

Durch dieſe, ſelbſt bei hohen Preiſen, nachgelaſſene Getreide-Exportation hat der Staat überhaupt gewonnen, denn es iſt mehr baares Geld ins Land gekommen als exportirt wurde, und der Staatsreichthum iſt vermehrt worden. Dieſe Vermehrung des Staatsreichthums iſt zum Theil der Ackerbau treibenden Volksklaſſe zugefloſſen. Die Gutsbeſitzer, worunter ſich auch die Miniſter befinden, und die Beamten ſind reich, die meiſten Bauern wenigſtens wohlhabend geworden.

Aber haben nicht durch dieſe außerordentlich hohen Getreidepreiſe diejenigen Preußiſchen Unterthanen verloren, welche nicht Ackerbau treiben?

Wir antworten: Nein; denn wenn auch gleich dieſe Vermehrung des Staatsreichthums unmittelbar in die Hände der Ackerbau treibenden Volksklaſſe kam, ſo iſt er doch auch den übrigen Volksklaſſen durch die erſtere mittelbar wieder zugefloſſen. Durch die nothwendig hohen Getreidepreiſe ſind nämlich auch alle übrige Bedürfniſſe der Nothwendigkeit und des Luxus geſtiegen. Die reicher gewordenen Gutsbeſitzer und Beamten, ſo wie die wohlhabenden Bauern, welche leztern ſich nun auch mehr an Artikel des Luxus gewöhnten, bezahlen dieſe höher geſtiegenen Preiſe, und die übrigen arbeitenden Volksklaſſen ſind dadurch in den Stand geſezt, die hohen Getreidepreiſe ebenfalls bezahlen zu können; es hat alſo durch dieſe niemand etwas verloren als diejenigen Staatsdiener, die in einem vor funfzig Jahren beſtimmten geringen Gehalte ſtanden und deren Beſoldungen nicht erhöht worden waren. *)

Die Theurung lag daher in der Nothwendigkeit, den Staat von einem Paſſifhandel zu retten, nicht in der Nachſicht des Königs für ſeine Miniſter und ihren Privatnutzen. Die Miniſter gewannen bloß dadurch, daß ſie Gutsbeſitzer waren und zur Ackerbau treibenden Volksklaſſe gehörten.

Aber konnte die Polizei die Bäcker, Fleiſcher, Brauer u. ſ. w. nicht genauer controlliren? Vielleicht die

---

*) Dieß iſt aber ein großes Uebel. Ein ſchlecht beſoldeter Officiant iſt eher zu beſtechen, als einer, der ein hinreichendes Einkommen genießt! Vielleicht liegt hierin ein Hauptgrund mancher Unordnungen der Staatsverwaltung.

hie und da wäre es möglich geweſen; allein, einmal iſt die Polizei des Preußiſchen Staats noch nicht mit der in Frankreich zu vergleichen; dann iſt das Perſonale zu klein, und ſteht in einem ſo geringen Gehalte, daß die Offizianten oft die Augen abwenden müſſen, um nicht Mangel zu leiden. Dieſen Uebeln wollte Friedrich Wilhelm der Dritte jedoch abhelfen; ſchon war der Plan entworfen und der Fonds angewieſen, als der unglückliche Krieg ausbrach, und die Realiſirung dieſes nützlichen Entwurfs verzögerte. Wenn aber Friedrich Wilhelm der Dritte die Polizei beſſer einrichten wollte, ſo war ſein Wille evident, der Unordnung Schranken zu ſetzen. Der Monarch verdient alſo den innigſten Dank jedes Patrioten, daß er den Staat in der gefährlichen Lage von einem Paſſifhandel rettete, und die Polizei zum Vortheil ſeiner Unterthanen beſſer einrichten wollte.

Aber — wie kommt es denn, daß die Getreidepreiſe mitten in dieſem Kriege gefallen ſind, da doch ſonſt Theurung eine Folge des Kriegesübels zu ſeyn pflegt? Dieß kann doch nur in der Franzöſiſchen beſſern Adminiſtration liegen?

Mit nichten; vielmehr haben folgende Urſachen das Fallen der Getreidepreiſe veranlaßt:

Erſtens bedurfte ein jeder Ackerbau treibender Staatsbürger zur Beſtreitung der gewöhnlichen Abgaben, der Krieges-Kontribution und der Einquartierungs-Koſten ſehr viel baaren Geldes. Ein jeder Landwirth ſuchte daher ſo viel Getreide zu verſilbern, als nur möglich war, und ſchon dieſe Konkurrenz mußte einen wohlfeilern Preis hervorbringen.

Zweitens verkauften ſelbſt diejenigen Landwirthe, die nicht Mangel an Gelde litten, ihre Vorräthe, um derſelben nicht durch einen Kriegszufall beraubt zu werden. Die Sorgloſigkeit der feindlichen Truppen veranlaßte manchen Brandſchaden.

Drittens. Um England endlich einmal zum Frieden zu zwingen, hat Napoleon die Engliſchen Inſeln in Blockade-Zuſtand erklärt, und dieſe Inſulaner von dem Handel mit dem Kontinente, in ſo fern ſolcher von ihm erobert oder durch Allianzen mit ihm verbunden iſt, ausgeſchloſſen. Es konnte daher von der Ernte des Jahres 1806 nur äußerſt wenig aus dem Preußiſchen Staat exportirt werden. Da mithin mehr Getreide als ſonſt im Lande vorräthig blieb, ſo trug auch dieſer Umſtand, wiewohl nur wenig, zum Sinken der Getreidepreiſe bei, weil die große feindliche Armee doch auch einen beträchtlichen Theil dieſes ſonſt exportirten Getreidevorraths verbrauchte.

Viertens. Friedrich Wilhelm der Dritte hatte die Magazine ſeiner Feſtungen mit Getreidevorräthen gefüllt, damit die Beſatzungen derſelben im Falle eintretender langwieriger Belagerungen daraus erhalten werden könnten. Die meiſten Feſtungen fielen aber faſt bei der erſten Aufforderung in des Feindes Hände und mit ihnen jene aufgehäuften Vorräthe. Dieſes Getreide wurde den Bäckern für beſtimmte Preiſe verkauft, und auch dadurch mußte ein Fallen der Getreidepreiſe nothwendig werden.

Fünftens iſt dieſes Fallen der Getreidepreiſe eigentlich auch nur ſcheinbar.

Die ſämmtlichen Staatspapiere konnten, wegen Abweſenheit der Staats-Kaſſen, welche die bei ihnen vorhandenen Baarſchaften mit weggenommen hatten, nicht realiſirt werden.

Die Franzöſiſche Landes-Adminiſtration hob die anſehnlichen Staats-Einkünfte ein, ohne jedoch den größern Theil derſelben wieder in Umlauf zu ſetzen.

Dadurch iſt das baare Geld im Werth geſtiegen und der Werth der Sachen, mithin auch des Getreides, gefallen. 2 Rthlr. 12 Gr. baares Geld haben im Durchſchnitt jetzt ſo viel Werth, als ſonſt 4 Rthlr.

Bei dieſen Bemerkungen zittert das Herz des Patrioten für die Zukunft. Hohe Getreidepreiſe, um den Paſſifhandel des Staats zu vermeiden, waren nothwendig, aber — wenn dieſelben fortdauern und wir durch das Franzöſiſche Blockade-Syſtem gehindert werden ſollten, Getreide zu exportiren, dann — Wehe dem Preußiſchen Staate.

Der Patriot darf daher nur wünſchen, daß die Getreide-Exportation recht bald wieder eröffnet werden möge, und daß die Preiſe, wenn auch nicht zu ihrer vorjährigen Höhe hinaufſteigen, doch wenigſtens nicht tiefer als jetzt herabſinken mögen.

Achtes Kapitel.

Hat Friedrich Wilhelm der Dritte die Abgaben ſeiner Unterthanen drückend erhöht, auch dadurch die hohen Getreidepreiſe veranlaßt, und war die Erhöhung der Abgaben zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe nothwendig, oder fand ſie nur aus Geiz Statt?

Nicht wenige Unterthanen des Preußiſchen Staats klagen über die unter Friedrich Wilhelm dem Dritten erfolgte Erhöhung der Abgaben, und viele fügen hinzu, daß die Staatsbedürfniſſe bei weiten den Ertrag der Staatsabgaben nicht erfordern, ſondern die bedeutende Abgaben-Erhöhung nur aus Geiz geſchähe, indem der König es vortheilhafter finde, die überſchießenden Summen in den Schatz zu legen, und dieſelben dort unbenutzt liegen zu laſſen.

Da ſich gegen die Wahrheit der Behauptung, daß Friedrich Wilhelm der Dritte die Abgaben erhöht hat, nichts einwenden läßt, ſo fragt es ſich nur, ob dieſe Abgaben-Erhöhung zur Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe nöthig war, und ob dieſe Abgaben drückend erhöhe ſind.

Der Preußiſche Staat konnte ſich, wie bereits oben bemerkt worden, nur dann in der Reihe der erſten europäiſchen Mächte erhalten, wenn nicht nur die Armee im Verhältniß mit jeder der benachbarten europäiſchen Mächte, Oeſtreich, Rußland und Frankreich, zahlreich war, ſondern auch ſo viel baares Geld im Schatze aufgeſammelt wurde, daß ein Krieg zu jeder Zeit bequem eröffnet und mehrere Jahre fortgeſetzt werden konnte, ohne daß die im Ganzen armen Preußiſchen Unterthanen mit neuen Abgaben belegt werden durften. Friedrich der Zweite hatte, dieſem Prinzipe gemäß, nicht nur im Verhältniß wie ſeine Nachbarn ſeine Armee verſtärkt, ſondern auch einen ſehr anſehnlichen Schatz geſammelt. Friedrich Wilhelm der Zweite vermehrte zwar auch die Zahl ſeiner Soldaten; allein der Schatz wurde ausgeleert, und der Staat noch über dieß mit 22 Millionen Thalern im Auslande kontrahirter Schulden belaſtet. Friedrich Wilhelm der Dritte, der die Grundſätze Friedrichs des

Zweiten wieder aufnahm, mußte ebenfalls wegen des unter ſeiner Regierung dem Preußiſchen Staate gewordenen Länder-Zuwachſes ſeine Heeresmacht vergrößern, und über dieß Schulden bezahlen, auch wieder einen Schatz ſammeln.

Die Getreidepreiſe, und mit ihnen alle übrige Lebensbedürfniſſe, waren ſeit funfzig Jahren nach und nach immer mehr geſtiegen, und vorzüglich, ſeitdem Friedrich Wilhelm der Zweite das Colbertſche Syſtem aufgegeben und die gänzliche Theilung Polens zugelaſſen hatte. Der Soldat konnte alſo von dem Solde jetzt nicht einmal nothdürftig leben, mit dem er vor funfzig Jahren bequem auskommen konnte, und eine Erhöhung des Soldes der zahlreichen Armee war nothwendig, wenn ſie nicht unzufrieden werden und die Beſorgniß vor einer zu großen Deſertion bei einem zu eröffnenden Kriege (einen anſehnlichen Theil der Preußiſchen Armee machten bekanntlich die Ausländer aus) beſeitigt werden ſollte.

Eben dieſe höher geſtiegenen Preiſe aller Dinge erhöhten auch die Ausgaben für die übrigen Bedürfniſſe des Militärs, ſo wie für die Erhaltung, Verbeſſerung und Verproviantirung der Feſtungen des Landes.

Wie konnte Friedrich Wilhelm der Dritte dieſen groſſen, und wenn der Staat erhalten werden ſollte, auch nothwendigen Forderungen ein Genüge leiſten, da die Landes-Einkünfte kaum hinreichten, um die nothwendigen Ausgaben für die Landes-Adminiſtration, für die Erhaltung der Armee, die hohen Beſoldungen vieler Staatsdiener, die ungeheure Zahl der Penſionen und endlich die Bezahlung der Zinſen der im Auslande kontrahirten Staatsſchulden zu beſtreiten? Woher die

Summen nehmen, um nach dem Beiſpiele Friedrichs des Zweiten, theils Meliorationen zum allgemeinen Beſten des Staats zu bewirken, theils durch Ueberſchwemmungen, Brandſchäden, Viehſeuchen und Mißwachs zurückgekommenen Provinzen wieder aufzuhelfen? — Wie es möglich machen, diejenigen Staatsdiener, deren Gehalt nach denen vor funfzig Jahren beſtandenen Preiſen beſtimmt worden war, bei der Fortdauer der hohen Preiſe aller Lebensbedürfniſſe, in ein anſehnlicheres Gehalt zu verſetzen, damit ſie nach ſeinem Wunſche treu dienen könnten?

Nur eine außerordentliche Erhöhung der Staats-Einkünfte konnte dieſen Erforderniſſen abhelfen. Bevor indeſſen Friedrich Wilhelm der Dritte daran dachte, auf welche Weiſe dieſelbe bewirkt werden könnte, erklärte er zuvörderſt ſelbſt, daß er ſo haushälteriſch als möglich leben wolle.

„Der König wird von den Einkünften
„des Kronprinzen leben müſſen;“

dieß ſind ſeine eigenen ſchönen Worte.

Dann zog er theils viele Penſionen, die ſein Vater an Unverdiente gegeben hatte, ganz ein, theils verringerte er viele derſelben, ſo wie auch die zu hohen Beſoldungen mancher Staatsbeamten. Endlich traf er bei der Landes-Adminiſtration manche Geld erſparende Abänderungen und richtete den Amortiſationsfonds für die Staatsſchulden ein.

Jetzt wurde auch an die nothwendige außerordentliche Erhöhung der Staats-Einkünfte gedacht.

Friedrich Wilhelm der Dritte ging zuvörderſt von dem Grundſatz aus, daß alle Staatsbürger im Verhältniß ihres Vermögens und ihrer Einkünfte zu den

Staats-Einkünften gleich beitragen müſſen, und befahl, daß der Adel künftighin eben ſo wie der Bürgerſtand zur Entrichtung der Staatsgefälle angehalten werden ſolle. *)

Freilich wurde dadurch dem Adelſtand eine alte Prärogative entriſſen, aber doch mit vollem Rechte. Der Adel hatte das Recht, von verſchiedenen Abgaben befreit zu ſeyn, in jenen Zeiten erworben, als er ſich noch auf ſeine eigene Koſten mit ſeinen Söldnern zur Vertheidigung des Landes bei dem Landesfürſten einfand. Seit langer Zeit hatte aber ſchon die Regierung die Vertheidigung des Staats übernommen und ſtehende Heere beſoldet; mithin war es auch längſt billig, daß der Adel zur Erhaltung der Heere eben ſo viel als der Bürger beitrug, weil er für die ihm einſt verliehene Prärogative, von verſchiedenen Abgaben frei zu ſeyn, dem Staate nicht mehr jene ihm einſt obliegende Pflichten leiſtet.

Man wende hiergegen nicht ein, daß auch bis jetzt noch der Adel in der Armee dient; denn einmal wird er dafür vom Staate bezahlt, und andern Theils hatte er bisher das große Vorrecht, daß ihm die Offizierſtellen in der Armee faſt ausſchließlich zu Theil wurden.

Obgleich das Getreide und mit ihm die übrigen Lebensbedürfniſſe ſeit funfzig Jahren nach und nach im Preiſe geſtiegen, ſo waren dennoch die Kameral-Preiſe des Getreides, nach welchen die Königlichen Domänen ver-

---

*) Der Adel trägt noch nicht alle Laſten. Er iſt bei der Grundſteuer (Contribution) in Schleſien und Weſtpreußen mit niedrigeren Procenten als der Bauer angeſetzt. In Pommern und den Marken giebt er von ſeinen ſteuerfreien Hufen nur das geringe Ritterpferd.

pachtet wurden, immer dieſelben geblieben. Der Scheffel Rocken war zu 18 Gr., der Scheffel Gerſte zu 14 Gr. und der Scheffel Hafer zu 10 Gr. veranſchlagt, und es fand kein Unterſchied Statt, ob dieſe Getreidearten dem Beamten in natura geliefert wurden, oder ob er dieſelben erſt gewinnen mußte.

Friedrich Wilhelm der Dritte, welcher erwog, daß die Beamten, wegen der übrigen billigen Verpachtungs-Grundſätze, nicht Schaden leiden konnten, wenn die Kameral-Preiſe des Getreides um etwas geſteigert würden, erhöhte dieſelben um 4 bis 6 Gr. pro Scheffel, je nachdem die verſchiedenen Getreidearten den Beamten in natura geliefert oder von ihm erſt auf den ihm in Pacht gegebenen Ländereien gewonnen werden mußten.

Durch dieſe beiden Finanz-Operationen, wodurch die Staats-Einkünfte ſchon anſehnlich vermehrt wurden, litt nur der Adel und die Beamten, indem der König den erſtern Stand zwang, zu den Abgaben beizutragen, und die letztern nöthigte, von ihrem anſehnlichen Gewinn, wodurch ſie ſonſt lediglich ihren Reichthum vermehrt hatten, etwas mehr als bisher zu den Staats-Einkünften herzugeben.

Der übrige Theil der Staatsbürger litt dadurch gar nicht.

Wenn man aber auch hiergegen einwenden wollte, daß der Adel und die Beamten ſich durch hohe Getreidepreiſe an den übrigen Staatsbürgern ſchadlos halten werden, ſo iſt doch auch dieſer Einwurf ohne Grund. Die Erhöhung des Kameral-Preiſes von 4 bis 6 Gr. pro Scheffel kann keine hohen Getreidepreiſe veranlaſſen. Dieſe gründen ſich, wie im vorigen Kapitel gezeigt worden, auf ganz andere Urſachen.

Leuchtet einſt die Sonne des allgemeinen Friedens, entſagt England dem Weltmonopol und ſinken die Kolonial-Waaren zu ihren vorigen wohlfeilen Preiſen herab, dann fallen auch unſere Getreidepreiſe, und der Beamte, der wohlhabend und reich wurde, als der Kameral-Preis 18, 14 und 10 Gr., und der Marktpreis oft nur 16, 12 und 8 Gr. war, wird bei den jetzt erhöhten Kameral-Preiſen ebenfalls beſtehen und wohlhabend werden, wenn auch der Preis des Rokkens bis auf 1 Rthlr. 4 Gr. herunterſinken ſollte.

Da jene beiden Finanz-Operationen noch nicht ganz die erforderliche Staats-Einnahme deckten, ſo belegte Friedrich Wilhelm der Dritte mehrere bisher ſteuerfreie Artikel mit einer geringen Acciſe; dahingegen wurde die Acciſe für Artikel des Luxus beträchtlich erhöht, ſo wie dieß auch bei einigen nothwendigen Lebensbedürfniſſen der Fall war. Dieſe Abgaben ſind aber im Einzelnen ganz unbedeutend und man hat nicht die mindeſte Urſache deßhalb über einen Druck der Abgaben unter Friedrich Wilhelm dem Dritten zu klagen.

Weg daher mit dem Tadel! — Nicht Geiz — nein die Lage des Staats nöthigte den König, die Staats-Einkünfte außerordentlich zu vermehren. Wie könnte man auch dieſem Könige Geiz zuſchreiben, der, wenn es ihm vorgeſtellt wird, mit wahrhaft Königlicher Milde zum Beſten des Staats, zum Wiederaufhelfen unverſchuldet unglücklich gewordener Familien beträchtliche Summen ſpendet.

Laßt uns ihm vielmehr danken, daß er ſo weiſe Finanz-Operationen machte, vorurtheilsfrei das wahre Syſtem der Gleichheit beachtend, auch den Adel zur

Entrichtung von Abgaben nöthigte, und ſo viel zur Erhaltung und Verbeſſerung des ihm überlieferten Staatsgebäudes that.

Neuntes Kapitel.

Hat Friedrich Wilhelm der Dritte auch zum Nachtheile der Preußiſchen Fabriken gehandelt?

Friedrich der Zweite war, wie bereits oben bemerkt worden, eifrigſt bemüht, die Fabriken ſeines Landes emporzubringen und zu vermehren, um theils ausländiſche Waaren ſeinen eigenen Unterthanen ſo viel als möglich entbehrlich zu machen, theils durch die Exportation dieſer im Staate fabricirten Waaren Geld ins Land zu ziehen. Um die Exportation der Fabrikwaaren möglich zu machen, ſuchte er, wie auch bereits weitläuftiger aus einander geſetzt worden, die erſten Lebensbedürfniſſe immer wohlfeil zu erhalten, damit die Preußiſchen Fabrikate mit den Fabrikaten des Auslandes wenigſtens gleichen Preis halten könnten.

Hiermit begnügte ſich Friedrich der Zweite aber noch nicht. Er wußte, daß es dem Fabrikanten einerlei iſt, ob er ſeine Waaren im Lande ſelbſt oder im Auslande abſetzt, wenn er ſie nur veräußern kann, und für Abſatz im Lande war hinlänglich geſorgt, weil die Importation fremder Fabrikwaaren entweder ganz verboten, oder mit hohen Abgaben bei der Einfuhr belegt war. Um daher ſeine Unterthanen geneigt zu machen, ihre Waaren ins Ausland zu exportiren, ſetzte er eine beſtimmte Prämie feſt, welche den Fabrikanten jährlich, im Verhältniß der von ihnen erweislich ins Ausland exportirten Preußiſchen Fabrikwaaren gezahlt wurde.

Friedrich Wilhelm der Zweite vertauſchte das Colbertſche Syſtem mit dem Agrikultur-Syſtem, und ſchadete ſchon dadurch dem Preußiſchen Fabrikweſen, indem die erſten Lebensbedürfniſſe nach und nach in die Höhe gingen; aber noch mehr ſchadete ihm Polens Theilung, wodurch der anſehnliche Abſatz an Fabrikwaaren, der bisher nach den unter Ruſſiſche und Oeſtreichſche Botmäßigkeit gekommenen Polniſchen Provinzen Statt gehabt hatte, ſehr vermindert wurde. Es war vorauszuſehen, daß die Preußiſchen Fabriken nach und nach eingehen mußten. Deſſen ungeachtet fuhr aber Friedrich Wilhelm der Zweite fort, die für exportirte Preußiſche Fabrikwaaren einmal beſtimmte Prämie jährlich auszahlen zu laſſen.

Friedrich Wilhelm der Dritte ſah ſehr wohl den Nachtheil ein, den die Vertauſchung des Colbertſchen Syſtems mit dem Agrikultur-Syſtem und die Theilung Polens für die Preußiſchen Fabriken herbeiführte, aber er konnte nichts hierin ändern, wie auch bereits oben gezeigt worden.

Dennoch gab er, ſo hören wir viele klagen, den Fabriken den letzten Stoß zum Untergange, indem er auf Veranlaſſung des Manufaktur- und Kommerz-Kollegiums auch die Prämie einzog, welche ſeine Vorgänger den Fabrikanten für ins Ausland exportirte Waaren jährlich gezahlt hatten. Nun iſt aller Muth zum Exportiren dahin; Tauſende von Fabrikſtühlen müſſen ohne Arbeit ſtehen und die Arbeiter auswandern.

Es ſcheint, als wenn dieſer Vorwurf allerdings gerecht ſey, — aber es ſcheint auch nur ſo.

Einmal läßt ſich wohl bei den nothwendig hohen Preiſen faſt aller Bedürfniſſe nicht erwarten, daß die Preußiſchen Fabrikwaaren mit Vortheil in großer Quantität ins Ausland hätten exportirt werden können, und die Prämie, welche nur immer im Verhältniß der exportirten Waaren gezahlt wurde, würde ganz unbedeutend geweſen ſeyn. *)

Dann ließ ſich auch erwarten, daß die Fabriken, welche ſeit langen Jahren dieſe Prämie zur Aufmunterung der Exportation gezogen hatten, jetzt, wo der Staat das Geld höchſt nöthig zu andern Zwecken brauchte, deſſelben endlich entrathen könnten, weil nun die Exportations-Kanäle ſeit langen Jahren ſchon eröffnet wären und ſie dieſe Gelegenheiten zur fernern Exportation ſchon von ſelbſt benutzen würden.

Endlich rechtfertigt ſich Friedrich Wilhelms des Dritten Einziehung dieſer Prämie auch durch die Abänderung mit der Frankfurter Meſſe.

Freilich litt die Stadt Frankfurt an der Oder außerordentlich durch die Realiſirung dieſes, von dem Miniſter Struenſee entworfenen Plans; aber — ſie ward ein Opfer des ganzen Preußiſchen Fabrikweſens, weil der Staat ſeine Fabriken nicht aufgeben und

---

*) Jedes Syſtem führt Schaden und Nutzen bei ſich. Schleſien hat vor dem letzten Kriege einen ſo bedeutenden Handel nach Rußland gehabt, z. B. mit den ſchwarzen Tüchern, die über Sibirien nach China gehen, daß der ſchädliche Einfluß des Agrikultur-Syſtems wohl dadurch widerlegt werden könnte. — Allein die Arbeiter, deren Lohn nicht ſtieg, mußten erbärmlich leben, ſich ſparſam nähren, ſich in Lumpen wickeln! das ſcheint mir der große Schaden der freien Exportation!

ſeine Bürger nicht auswandern laſſen konnte, welches nothwendig geſchehen wäre, wenn bei der gehemmten Ausfuhr Preußiſcher Fabrikwaaren, dennoch die Importation fremder Waaren der Art wäre zugelaſſen worden. Der König hat alſo auch hierin ſehr recht und den Zeitumſtänden angemeſſen gehandelt.

Zehntes Kapitel.

An unſere Mitbürger.

In den vorſtehenden Kapiteln dieſer Schrift haben wir darzuſtellen geſucht, unter welchen Umſtänden Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron ſeiner Vorfahren beſtieg; welche ſchwere Aufgaben zu löſen dieſe ihm überließen; mit welcher Feſtigkeit er die einmal angenommenen, aus der bisherigen Exiſtenz der Monarchie entſproſſenen Staatsgrundſätze befolgte; welche Hülfsmittel zu Erreichung ſeiner Zwecke ihm zu Gebote ſtanden; durch welche Ereigniſſe er von der Bahn, die er ſeit dem Anfange ſeiner Regierung betrat, abzuweichen gezwungen ward, und endlich, wie Schickſal und Menſchen ſich vereinigten, um die unglückliche Kataſtrophe, unter der wir dulden, herbeizuführen. Wer dieß Alles mit unbefangenem Sinn erwägt — erwägt, wie weit die Kräfte des Einzelnen — ſtehe er auch auf der höchſten Stufe des bürgerlichen Vereins, — reichen können — erwägt, wie die Baſis des Staatsgebäudes beſchaffen war, und worin ſeine Schwäche beſtand, der wird deſſen Sturz dem Monarchen nicht beimeſſen, der, was von ihm abhieng, zehn Jahre lang that, um es zu ſtützen, zu verſtärken und aufrecht zu erhalten. Nichts verräth mehr Kurzſichtigkeit, nichts iſt unnützer und verdient mehr Tadel, als eitele Klügelei über das, was geſchehen konnte oder ſollte, ohne in Betrachtung zu ziehen, ob dieß oder jenes ausführbar, ob es unter gewiſſen Umſtänden ausführbar war, ohne zu wiſſen, ob ſolches der Aufmerkſamkeit der Regierung entgangen ſey oder ſie beſchäftigt, und was ſie bewogen habe, das Vollbringen entweder zu unterlaſſen oder zu vertagen. — Friedrich Wilhelm der Dritte hat uns unausgeſetzt bewieſen, das Wohl ſeiner Unterthanen ſey das Ziel ſeines Strebens, ſeines redlichen Willens. Wir haben ihm vieles zu verdanken, und es gab eine Zeit, wo wir dieß erkannten, wo die Nation ihn dafür ſegnete, wo unſere Herzen ihm entgegen ſchlugen. Er gab uns Beiſpiele mancher Tugenden, die wir uns hätten aneignen ſollen — Beiſpiele weiſer Sparſamkeit, Nutzen bringender Opfer, Verachtung eines verderblichen Luxus. Wer iſt einfacher in ſeinen Sitten, anſpruchloſer, humaner, im wahren Sinne des Wortes als er? Wer als Gatte, als Familienvater ehrwürdiger, wer wohlthätiger, da wo Hülfe nöthig iſt, wo ſie fruchten kann? Jetzt, in dieſer trauervollen Periode, gab er nicht Proben von Unerſchrockenheit, unerſchütterlicher Standhaftigkeit, von Treue in Erfüllung ſeiner Pflichten? Mitbürger! und dieſer König ſollte von uns verkannt — im Unglück verkannt werden? Er, der unendlich bedauernswürdiger iſt als wir, Er, deſſen Leiden nicht bloß perſönlich, nicht auf eine Familie eingeſchränkt ſind, ſondern der für Millionen leidet! Dieſen König wollten wir bekritteln, anklagen, vergeſſen, was Pflicht und Treue von uns heiſchen? Nein, dieß kann kein edles Gemüth, kein Volk, das

Anſprüche auf Bürgertugenden, auf Gemeinſinn macht, das hinlänglich aufgeklärt iſt, um die Wahrheit zu kennen und ihrer Stimme zu folgen. Mitbürger! wir ſind von der gefährlichen Höhe, auf der wir ſtanden, gefallen. Unſer Sturz war unerwartet, ſchauderhaft. Er betäubte uns. Aber zu Boden darf er uns nicht ſchlagen. Wir waren vielleicht übermüthig im Glück, und zogen uns dadurch Unwillen, Feindſchaft, jetzt Spott und Schadenfreude zu. Muthvoll müſſen wir uns wider erheben, mit feſtem Blick unſere Lage durchſchauen, und mit noch feſterem Willen unſere Regeneration bewirken. Schwere Opfer, Verleugnungen, Entbehrungen wird es koſten. — Jede Klaſſe der Nation muß ſich ihnen unterwerfen, ſoll der Staat gerettet werden. Laßt uns jeder Art von Egoismus — ſey es individueller, oder Caſten- oder National-Egoismus, entſagen. Es gilt nicht das Intereſſe dieſer oder jener Körperſchaft, ſondern das des Ganzen! Laßt uns genau und ohne Dünkel unterſuchen, welchen Grad der wahren Aufklärung, der echten ſittlichen Kultur wir erreicht haben; und finden wir, daß wir uns bisher Täuſchungen hingaben, ſo entferne ſich dieſer Dünkel von uns. Iſt es unleugbar, daß alles, was einem Volke glückliches oder unglückliches begegnet; daß ſein Steigen und Fallen, ſein Wohl und Weh' im Grunde ſtets von ihm ſelbſt ausgieng, wie vieles, lieben Mitbürger, haben wir uns alsdann nicht vorzuwerfen? Aber fehlen, irren iſt menſchlich; erkennen, beſſern, gebiert Achtung, und trägt Früchte. Laßt uns nie vergeſſen, daß wahre Aufklärung, reiner Patriotismus nicht im Räſonniren, in leerem Geſchwätz, in heftigen Deklamationen, in indeskretem Rathgeben, ſondern im Handeln, in der Vereinigung geprüfter Kräfte zum beſten des Ganzen beſteht. Dieſe Vereinigung, wie kann ſie aber Statt haben, ohne inniges Anſchließen an den Thron, ohne auf Grundſätzen ruhende Anhänglichkeit für den Monarchen, ohne Vertrauen zu ihm? Der Unſrige verdient beides. Schon hat er dargethan, wie ſehr, ſelbſt in dieſem Zeitpunkte, die Wiedergeburt des Staates ihm am Herzen liegt. Der erſte Schritt zur Veredlung der zahlreichſten, nützlichſten Volksklaſſe iſt bereits geſchehen. Er hat ſie von den Feſſeln der Leibeigenſchaft befreit. Möge derjenige Theil unter uns, dem Verhältniſſe, Stand und Talente Mittel darbieten, auf jene Klaſſe wohlthätig zu wirken — möge er ſie, anwenden dieſe Mittel, um moraliſche und intellektuelle Kultur unter ſie zu verbreiten. Das niedriger ſtehende zu heben zeigt von weit rühmlicherer Hochherzigkeit, als das höhere herabziehen zu wollen. — Wir haben viel, viel verloren lieben Mitbürger, aber dennoch einen großen Vortheil für unſere leichtere Regeneration erlangt, den — von einer Menge heterogener Stoffe gereinigt zu werden. Künftig können wir, wenn wir es ernſtlich wollen, ein Volk ſeyn, das ſich durch Nationalſinn auszeichnet, und durch ſeinen Charakter Achtung, Zutrauen und Liebe einflößt. Unglück giebt dem Seelenadel, wo welcher vorhanden iſt, Schwungkraft. Ihn zu pflegen ſey unſer Ziel, ihn zu beſitzen unſer künftiger Stolz. Dann wird alles gedeihen, alles wider aufblühen, und der Staat mit verjüngter Energie aus ſeinen Ruinen emporſteigen.

Feuerſchirme.

Zweites Heft.

Das Vaterland.

Beiträge
zu
einer Geſchichte der Zeit,
Verſuche
zur
Veredlung des Nationalgeiſtes
und
zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie.

In zwangloſen Heften.

Zweites Heft.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1808.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Tagebuch der Belagerung von Colberg im Jahre 1807. Seite 1

Fragmente aus der Brieftaſche eines Reiſenden von Berlin nach Memel. Geſchrieben im September 1807. — 39

Die Bewohner des Preußiſchen Staates überhaupt. — 41

Der Juſtizrath Struenſee zu Greifenberg in Pommern. — 43

Der Bürger Nettelbeck in Colberg. — 45

Der Oberſtlieutenant von Borſtel. — 48

Der Preußiſche Küraſſier Marquard. — 49

Ueber das Aeußere des jetzigen Preußiſchen Militärs. — 51

Das Königspaar. — 52

Der Miniſter, Baron von Stein. — 54

Ueber das Edikt, den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grund-Eigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe der Landbewohner betreffend. De Dato Memel, den 9ten Oktober 1807. — 57

Königliche Kabinetsordre, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit u. ſ. w. betreffend. — 61

Ueber die Kreditſyſteme der adelichen Gutsbeſitzer und deren nothwendige Modification für die jetzigen Zeit-Umſtände. — 65

Anerkennung der Bürgertreue. — [illegible]

Grundlinien zur Reorganiſation der Armee eines ſich wieder konſolidirenden Staats. (Berlin, 1807. 61 S. in 8.) Seite 70
Züge der Tapferkeit im Preußiſchen Heere, während des Krieges 1806 und 1807. — 75
Lieutenant von Hirſchfeld, vom Huſaren-Regiment von Köhler. — 91
Der Oberſt-Lieutenant von Zieten und ſeine Brigade. — 95
Der vormalige Lieutenant, jetzt Kapitän von Beyer. — 99
Patriotiſche und ausgezeichnete Handlungen. — 103
Die Lehrſtunde. Nach einem ſatyriſchen Geſichte Philanders von Sittewald. Von L—n. — 110
Ueber die von dem Architekten, Louis Catel, erfundene neue Muſiv-Arbeit, zur Bekleidung von Fußböden, Boiſerien und anderen Ameublements. (An die Herausgeber.) — 120

Tage-

Tagebuch

der Belagerung von Colberg im Jahre 1807.

Welcher Preußiſche Patriot erinnert ſich nicht mit Vergnügen des braven Heyden, der im ſiebenjährigen Kriege als Commandant dieſer Feſtung die dritte Belagerung, welche dieſelbe in jenem Kriege erlitt, für ſeinen König und das Vaterland ſo unſchädlich als möglich machte, und den Platz nicht eher an den Feind übergab, als bis jede Hoffnung zur Erhaltung verſchwunden war, und die Bürger von Colberg dem Augenblick entgegen ſahen, in dem ſie den Hungertod leiden würden. Zwei Mal zuvor ſchon, (im Jahre 1758 und 1760 *) hätten die Ruſſen die Belagerung begonnen, aber immer nothgedrungen wieder aufgegeben.

Die vor kurzem erfolgte vierte Belagerung Colbergs iſt in Hinſicht auf Einſicht und Muth des letztern Commandanten, auf Bravheit und Ausdauer der Beſatzung, auf Treue und Beharrlichkeit der Bürger ein würdiges

---

*) Siehe den Schluß dieſes Aufſatzes.

Seitenſtück zu der dritten; nur den Ausgang geſtaltete das waltende Geſchick anders, beſſer. Die Belagerten ernteten den Lohn für ihre Ausdauer, ihre Anſtrengung, ihre Leiden: die Feſtung wurde dem geliebten Monarchen erhalten. .

Wir haben in der letzten Zeit eine Menge von Belagerungsgeſchichten der Feſtungen, die übergeben worden ſind, erhalten; gewiß intereſſirt das Tagebuch einer belagerten Feſtung, die pflichtmäßig und mit Erfolg vertheidiget wurde, das beſſere Publikum nicht minder. —

Schon am 8ten November 1806 wurde der Commandant von Colberg, Obriſt von Loucadou, durch einen Franzöſiſchen Parlementär von Stettin aus zur Uebergabe des Platzes aufgefordert. Obgleich derſelbe damals der Forderung nicht entſprach, ſo konnten die Bewohner des Ortes doch mit großem Recht erbangen, da die Belagerung nahe ſchien, und die Feſtungswerke ſich damals noch nicht in haltbarem Zuſtande befanden, wie ſie auch von Anbeginn nicht zu den feſteſten gehörten. (Colberg iſt, ſeiner Lage und Fortificirung nach, immer nur eine Feſtung vom zweiten Range. *) Doch für den Augenblick zog das drohende Ungewitter vorüber. Sey es, daß der Franzöſiſche Oberfeldherr es für zweckmäßig hielt, alle entbehrliche Truppen dem Gros der Armee nach Südpreußen folgen zu laſſen, oder hielten die Gegner dieſen Platz für zu unbedeutend, als daß ſie ſich damit aufhalten ſollten; glaubten ſie, daß er fallen müſſe, wenn erſt die

---

*) Die ſie umgebenden Moräſte fortificiren ſie am tüchtigſten; weit weniger hat die Kunſt, als die Natur für ſie gethan.

ganze Weichſel von der Franzöſiſchen Armee beſetzt und er alſo im Rücken der großen Armee ſey, oder hielt das in und um Colberg täglich aus Verſprengten und ſich ſelbſt ranzionirten Preußiſchen Soldaten ſich mehrende Schillſche Freicorps wirklich kleinere Heerabtheilungen aus der Gegend zurück; gleichviel: der Ort blieb die Wintermonate hindurch frei, und das Gouvernement gewann Zeit, nicht nur die Feſtung, ſo viel thunlich, immer mehr zu fortificiren, und mit Lebensbedürfniſſen aller Art und mit Munition zu verſorgen, ſondern auch die Garniſon durch Errichtung neuer Bataillone, aus der großen Menge von Selbſtranzionirten, welche ſtündlich herbeiſtrömten, zu verſtärken. Für egoiſtiſche Einwohner wäre der letzte Umſtand freilich kein Glück geweſen, denn die Laſt der Einquartierung mehrte ſich dadurch mit jedem Tage; aber die wackern Bürger von Colberg vergaßen ſich ſelbſt, dachten nur den Zweck, dachten nur König und Vaterland, und trugen, ermuthigt durch den Gedanken, daß ihr Wohnort nie und auf keine Bedingung dem Feinde übergeben werden müſſe, gern dieſe Bürde; alle waren darauf gefaßt, ſich unter den Trümmern ihres Eigenthums begraben zu laſſen, oder das geliebte Vaterhaus, das jeder als Kind, als Jüngling gekannt, im Aſchenhaufen liegend zu ſehen. Was ſonſt ſelten iſt, geſchah hier. Die Schreckensnachrichten, welche täglich aus Stettin (ſie mochten wahr oder unwahr ſeyn), einliefen, bewirkten hier das Gegentheil des ſonſt gewöhnlichen; ſie belebten die Vaterlandsliebe, den Bürgerſinn der Einwohner aufs neue, ſtatt ihn zu lähmen. Die Nachrichten von der Uebergabe Magdeburgs, Küſtrins und Stettins ohne Gegenwehr, empörten die Bürger von Colberg bis zum Zähneknirſchen; man ſah Thränen in ihren Augen, dann reichte einer dem andern die Hand und ſagte mit gepreßtem Tone: So nicht mit uns, Nachbar! Gott wird uns beiſtehen, daß wir die uns drohende Laſt tragen, aber ſo darf es mit uns nicht kommen.

Um die von Stettin aus feindlicher Seits abgeſchickten Detaſchements beſtändig zu beunruhigen und ſie in dem Vorhaben, Contributionen aller Art aus der Provinz beizutreiben, zu ſtören, im Gegentheil, alles Königliche Eigenthum, Kaſſenbeſtände, Waffen- und Montirungs-Vorräthe nach Colberg zu befördern, hatte der damalige Secondelieutenant (jetzt Major) von Schill, im Dragoner-Regiment der Königinn — welcher (mit einer Kopfwunde vom Auerſtädter Schlachtfelde entkommen) ſich hierher begeben hatte — ein Freicorps von Kavallerie und Infanterie errichtet, das der Feſtung in ſo fern weſentliche Vortheile verſchaffte, als es, ſo lange als möglich, den Feind davon zurück hielt.

Die Stadt Wollin war vom Feinde beſetzt. Der Grenadier-Kapitän von Waldenfels, (ſonſt im Regiment von Zweiffel) unternahm es, ihn daraus zu vertreiben; (es war zwiſchen den 9ten und 10ten Januar 1807.) aber die Gegner waren zu zahlreich. Der Angriff mißlang. Der Major von Jargow, vom Depot des Küraſſier-Regiments vakant von Balliodz blieb, der Lieutenant v. Heintze, im Dragoner-Regiment der Königinn, wurde bleſſirt, und zwei Officiere (Lieutenant v. Grumbkow, im dritten Muskeſier-Bataillon v. Owſtien, und Lieutenant v. Ingermann, Regiments v. Borke) geriethen in Kriegsgefangenſchaft. Ueberhaupt koſtete dieſe Affäre den Preußen 100 Mann.

Als Schill in der Mitte des Monats Februar (den 16ten) den ihm überlegenen Feind aus der Stadt Stargard zu verdrängen beabſichtigte, welches aber gleichfalls nicht gelang, und wobei die Lieutenants v. Lützow (Küraſſier-Regiments v. Reitzenſtein) und v. Eggers, (Infanterie-Regiments v. Tauenzien) Bleſſuren erhielten, wurden die Franzoſen, deren Stärke ſich durch einen Theil des von Schwediſch-Pommern angekommenen Mortierſchen Corps um ein bedeutendes gemehrt hatte, auf das Schillſche Corps und die Feſtung aufmerkſam. Sie verfolgten die Preußen, die ſich nach dem von Schill in Eil befeſtigten Städtchen Naugard zurückgezogen hatten, und griffen hier dieſe am 18ten Februar mit ſolcher Gewalt an, daß das Schillſche Corps und die ihm von Colberg zu Hülfe geſandten kleinen Detaſchements, (welche ſchon in dem Gefecht bei Stargard ſehr gelitten hatten), ſich nach bedeutendem Verluſt genöthiget ſahen, auf Treptow an der Rega und einige Tage ſpäter nach Colberg zu retiriren. Schill ſelbſt erhielt bei Naugard eine Bleſſur. Der Fähnrich v. Lisnewski (Regiments v. Alvensleben) wurde bleſſirt und gerieth dann noch in Kriegsgefangenſchaft. *) Der ganze Verluſt belief ſich auf 200 Mann.

Dieſe Vorfälle führten nun die Annäherung der feindlichen Truppen herbei, und man fing in und bei

---

*) Er wurde, als ſeine Heilung vollendet war, auf ſein Ehrenwort entlaſſen, und pries die ihm vom Feinde widerfahrne gute Behandlung.

Colberg an, ſich gegen die Blockade zu rüſten. Bei dem, eine Viertelmeile von Colberg gegen Süden auf der Poſtſtraße nach Berlin belegenen Kämmerei-Dorfe Sellnow wurden Verſchanzungen aufgeworfen, um den Feind von dieſer Seite davon abzuhalten, daß er nicht durch Kommunikations-Brücken über den Perſantefluß, (welcher an der Süd-Südweſt- und Weſtſeite der Feſtung vorüberfließt, von Süden kommt, und ſich nördlich von Colberg ins Meer ergießt,) gehen könne, da die nicht längſt erbaute große Fährbrücke bei Altſtadt, (die erſte Anlage von Colberg, jetzt ein Dorf mit einem Amte) bereits im November 1806 aus Vorſicht niedergebrannt worden war, um ſchon damals dem Feinde den Uebergang über die Perſante ſo viel als möglich zu erſchweren. Beſſer war es, wenn der Commandant Loucadou an Schill, wie dieſer es wiederholt verlangte, Unterſtützungen gab, aber er antwortete ſtets: die Feſtung ſelbſt wolle er ſchon vertheidigen; was in der Entfernung vorgehe, ſey nicht ſeine Sache. So mußte Schill alle beſſere Pläne aufgeben, und die Feſtung wurde umringt.

Den 1ſten März wurde das Preußiſche Militär bei Neubrück (eine Unterförſterei, zwei Meilen ſüdlich von Colberg belegen) vom Feinde verdrängt.

Am 2ten März beſetzten Franzöſiſche Truppen, das eine Meile von Colberg ſüdweſtwärts liegende Dorf Spie und mehrere nahe belegene Dörfer.

Am 3ten März griff der Feind die ſo genannte Kautzenberger Schanze, (eine Viertelmeile ſüdlich von Colberg belegen) und zugleich das mit einem Preußiſchen Commando beſetzte, eine Meile von der Feſtung, unmittelbar an der Oſtſee, liegende Fiſcherdörfchen Deep an, wurde aber auf beiden Punkten zurückgeſchlagen. Auch wurde man gewahr, daß die Franzoſen ſich über das, ein und eine halbe Meile von Colberg belegene Vorwerk Groß-Jeſtin und das Städtchen Cörlin nach der Oſtſeite der Feſtung zogen. Später (den 4ten März) griff der Feind dieſe Kautzenberger Schanze noch ein Mal vergebens an, und mußte ſich wieder nach den Dörfern Spie, Pretmin und Roſſentin (eine Meile und eine halbe Meile ſüdlich von Colberg) zurückziehen. Am folgenden Tage fingen die Bürger an, vor der Lauenburger Thor-Vorſtadt auf dem Damm (zur Sicherheit der Vorſtadt) eine Schanze zu errichten, womit ſie am 9ten März fertig wurden. Unterdeſſen wurden beide Armeecorps oft, jedoch ohne Erfolg, handgemein. Endlich am 10ten März wurde in Colberg beim Schall der Lärmtrommel angekündigt, daß die Feinde ſich von Cörlin her, nach der Oſtſeite der Stadt, nach dem, eine Viertelmeile entfernten Vorwerk Bullenwinkel und den Stadtwald, bis nahe an den Strand ausbreiteten. Die Schanze auf dem ſogenannten hohen Berge war jedoch noch von Preußen beſetzt. Nun erfolgten täglich kleine Gefechte auf dem Stadtfelde, die aber den Feind nicht hinderten, ſich vollends bis zur Oſtſee zu drängen. Die Feſtung war am 13ten März bis auf die äußerſte Weſtſeite an der Oſtſee und bis auf den Hafen, gänzlich eingeſchloſſen. An dieſem Tage wurden zum erſten Male die Kanonen aus der Feſtung auf die Belagerer abgebrannt, und die Treueprüfung, das Elend der Colberger, begann mit ihm.

Am 14ten März, Morgens, nahm der an Zahüberlegene Feind die Hohenbergſchanze (ein Erdwerk der dritten Enceinte auf der Südweſtſeite der Feſtung am Wege nach Cörlin, das ſchon im ſiebenjährigen Kriege aufgeworfen und jetzt reparirt worden war) ein, und die Preußen hatten kaum ſo viel Zeit, die Kanonen und ſich in die innere Feſtung zu retten. Zugleich ſah man das Vorwerk Bullenwinkel in Flammen aufgehen. Sobald die Hohenbergſchanze genommen war, beſetzten die Feinde auch Altſtadt, deſſen Höhe ſehr gut zum Beſchießen der Feſtung liegt. Auf Befehl des Gouvernements wurde auch an dieſem Tage die Lauenburger Vorſtadt abgebrannt; es ging damit ſo eilig, daß die Bewohner derſelben nichts zu retten vermochten; ſelbſt ein Theil des lebendigen Viehes verbrannte mit. So wurden nahe an 100 Familien zu Bettlern, die ſich nun, äußerſt arm und in Verzweiflung, in die Feſtung flüchteten, hier die Noth vergrößerten, und die ohnehin ſtarke Zahl der Einwohner vermehrten. O, der Krieg iſt ein Ungeheuer, welches ohne Mitleid das Glück der Menſchen zerſtört!

Die feindlichen Truppen ſchwärmten nun auf dem Stadtfelde umher, die Vorpoſten ſtanden ungefähr 1000 Schritt von den Vorſtädten, nur die Nähe der Weſtſeite blieb frei.

Am 15ten März feierte die Garniſon ein Siegesfeſt, wobei Kanonen und Gewehre von der Feſtung abgefeuert wurden. Die Urſache blieb den Bürgern unbekannt. (Vielleicht wegen der Eylauer Schlacht, die man von Preußiſcher Seite für gewonnen hielt.)

Wie wenig der Commandant das Zutrauen der Bürger beſaß, geht daraus hervor, daß, als an dieſem Tage ein Franzöſiſcher Parlementär eintraf, der an den Vorpoſten vom Vicecommandanten empfangen und abgefertigt wurde, die Colberger etwas übles argwohnten.

Am 16ten März ſchoſſen die Belagerer von der am 14ten genommenen Hohenbergſchanze die erſten 3 Granaten nach der Stadt, die jedoch in der Luft platzten. Abends kam in der Wohnung des Commandanten, ohne daß geſchoſſen worden wäre, Feuer aus; die Bürger, glaubend, dieſes Feuer ſtehe mit dem geſtrigen Parlementär in Verbindung, und der Feind werde das Eis auf dem Stadtgraben zu einer Ueberrumpelung benutzen, machten zu ihrer Sicherheit Patrouillen auf den Wällen.

Am 17ten März errichtete der Feind oberhalb der Altſtadt (ſüdlich) am ſogenannten Nonnenholz eine Schanze, brach den Reſt von Bullenwinkel und die Salinen-Ziegelſcheune ab, und baute von den Trümmern ein Lager auf dem hohen Berge. Aufs neue entſtand ohne Schießen Feuer in des Commandanten Hauſe. Am folgenden Tage ſchlug der Feind bei Roſſentin, eine halbe Meile von Colberg, eine Brücke über den Fluß.

Am 19ten März weckte die Belagerten Kanonendonner und Gewehrfeuer. Das bisher noch von den Preußen beſetzte Dorf Sellnow wurde von den Belagerern angegriffen, und Trotz der ehrenvollen Gegenwehr der Preußen (die aus Colberg ſo viel möglich verſtärkt wurden) genommen; auch erſchien der Feind an der ſogenannten Struckertsberger Schanze, die Preußiſchen Grenadiere verließen ſie Abends, aber freiwillig beſetzte ſie das Schilliſche Corps und behauptete ſie die Nacht hindurch. Auf Befehl des Commandanten ſollte die Geldervorſtadt abgebrannt werden, aber **Schill** verhinderte es und äußerte: die Leute ſollten erſt ihr Eigenthum retten; er wolle die Vorſtadt ſo lange als möglich mit ſeinem Corps decken. Und er hielt ehrenvoll ſein Wort, wofür ſich die Liebe und das Vertrauen der Bürgerſchaft zu ihm unendlich vermehrte.

(Am 21ſten März erfolgte die Abbrennung. Wieder eine gräßliche Scene und eine Anhäufung der Menſchenzahl in der Stadt.) Das Preußiſche Commando bei **Deep** wurde verdrängt.

Am 20ſten März mußte das Schillſche Corps nothgedrungen die Struckertsberger Schanze verlaſſen. Und ſo war denn jeder äußere Punkt bis auf den Hafen verloren. Es galt nun dieſen, (als die Kommunikation mit der übrigen Welt) zu ſchützen, und die Feſtung in größter Nähe durch Batterien zu decken. Die **Maikuhle** (ein auf dem linken Ufer des Fluſſes, weſtlich, an der Oſtſee liegender, mit Fichten, Buchen, Eichen und Birken bepflanzter und durch Erdwälle unebner Hügel, den, auf 30 bis 40 Schritt weſtlich von der Oſtſee ein Moraſt umgiebt) wurde daher ringsum mit Schanzen couronnirt, *) auf dem rechten Ufer des Hafens (die Münde genannt) neben dem dort ſchon lange beſtehenden, mit einem ſtumpfen Thurm beſetzten Werk, das **Münderfort**, noch eine Redoute aufgeworfen und auf dem ſogenannten Wolfs-

---

*) Das Schillſche Corps beſetzte ſie in der Folge und erhielt ſie, ſo lange **Schill** ſelbſt zugegen war.

berge (öſtlich von der Stadt, unweit dem Strande) eine Feldſchanze errichtet.

Am 21ſten März, Morgens, überfiel ein Preußiſches, 30 Mann ſtarkes Commando ein am Oſtſtrande in der Wohnung des Torfinſpectors kampirendes Franzöſiſches Piket, nahm 7 Mann gefangen, tödtete 18 bis 20 Mann und machte ziemliche Beute.

Am 22ſten und 23ſten März ſchien ſich der Feind der Maikuhle nähern zu wollen, wurde aber daran durch Preußiſche Truppen gehindert. (Die Stadtziegelei ließ am 24ſten der Commandant abbrennen.) Die Franzoſen bauten Flöße von Balken auf der obern Perſante, machten davon bei Altſtadt eine Brücke, und gingen mittelſt derſelben am 24ſten von dem rechten zum linken Flußufer über.

Tags darauf bezog die Bürgerſchaft freiwillig, zur Erleichterung der Garniſon, (die bisher ſtets auf den Wällen hatte kampiren müſſen) die Hauptwache, von wo Poſten auf die Wallbatterien detaſchirt wurden; auch zogen an jedes der 3 Thore, zu mehrerer Sicherheit, zwei Bürger auf die Wache. Das Schillſche Corps beſetzte die Maikuhle, die Grenadiere die äußern Werke auf der Oſtſeite der Feſtung.

Am Morgen des 26ſten trafen 300 Kavalleriſten vom Schillſchen Corps, welche detaſchirt geweſen, von Stolpe her längs dem Strande, ein; ſie hatten ſich zwei Mal (bei Bodenhagen, einem Dorfe, eine Meile von Colberg nordoſtwärts, und bei dem Salinen-Torfmoor, unweit der Stadt) durchgeſchlagen.

Einem Angriffe auf die Feſtung, der auf dem Fluſſe mittelſt Böte unternommen werden möchte, zu begegnen, wurden in der Südweſtſeite in der Stadt, von wo die Perſante beſtrichen werden konnte, Kanonen auf einen Hof gepflanzt.

Noch hatten die Colberger das Vergnügen, Schiffe von Danzig, Memel, Rügenwalde,*) Schweden und Dännemark einlaufen zu ſehen.

Am 30ſten März näherten ſich die Feinde vom Stadtwalde (in Oſten) der Stadt, wurden aber wieder vertrieben. Böte von Rügenwalde brachten Selbſtranzionirte und Kriegsbedürfniſſe; ein Däniſches Schiff mit 150 Selbſtranzionirten lief ein. Die Belagerer, einige 100 Mann ſtark, machten vom Dorfe Neuwerder (ſüdweſtlich von Colberg belegen) einen Angriff auf die Maikuhle, das Schilliſche Corps nöthigte ſie jedoch zum Rückzuge.

Am 1ſten April ſteckte der Feind eine Salzkothe, im ſogenannten Süderfelde, in Brand, verſuchte auch das dortige Gradirwerk anzuzünden, aber das Schilliſche Corps vertrieb ihn auch von dort.

Am folgenden Tage vollzog Schill einen Ausfall aus der Maikuhle nach dem Stadt-Torfmoor, warf daſelbſt die vom Feinde geſchlagene kleine Brücke ab, tödtete einige Franzoſen, und nahm deren zwei gefangen.

Durch Geſchütz aus der Feſtung wurde ein Theil von Altſtadt (wo der Feind eine gute Poſition hatte) in Brand geſetzt, doch wurde die Abſicht, es ganz zu vernichten, nicht erreicht, weil jedes Haus einzeln ſtand. Ein Detaſchement der Belagerer näherte ſich vom Stadtwalde her am Strande einem Pulverſchuppen, um ihn anzuzünden; der Preußiſche Lieutenant Fiſcher (vorher Feldjäger im reitenden Corps) mit einem Trupp, ſtellte ſich ihnen entgegen. Es gab ein Scharmützel; die Franzoſen erhielten zahlreiche Verſtärkung, die Preußen wurden umringt, der Lieutenant Fiſcher, von einer Gewehrkugel getroffen, blieb auf der Stelle, und 18 Preußen geriethen in Gefangenſchaft. Siegend zogen die Franzoſen wieder dem Walde zu; aber die braven Schillſchen Huſaren ſetzten ſogleich im geſtreckten Galopp nach, holten die Feinde ein, befreiten die Gefangenen, hieben 1 Officier und 8 Mann Gemeine nieder, und brachten 1 Officier und 7 Gemeine als Gefangene mit zurück.

---

*) Eine Immediatſtadt in Hinterpommern, eine Achtelmeile von der Oſtſee, 7 Meilen von Colberg und 8 Meilen von Cöslin belegen.

Am 4ten und 5ten April kamen Böte mit Selbſtranzionirten (ungefähr 200 Mann) an. Das Belagerungscorps war unterdeſſen anſehnlich verſtärkt; auch war der Marſchall Mortier dabei angekommen und hatte ſein Hauptquartier zu Zernin (einem Dorfe, eine Meile von Colberg ſüdoſtwärts) genommen. Dreißig Ueberflüſſige wurden aus der Feſtung nach Rügenwalde geſchickt. Ein neuer fruchtloſer Verſuch der Belagerer auf die Maikuhle, der auch am 6ten mit Tapferkeit, jedoch vergebens, wiederholt wurde. Ein Schiff mit 6 Kanonen, die es der Feſtung brachte, kam von Schweden. Zwei und vierzig Selbſtranzionirte, welche ſich von Rügenwalde her am Oſtſtrande durch den Feind geſchlichen hatten, trafen in Colberg ein.

Angriff auf die Maikuhle ohne Erfolg.

Am 7ten April. Attake auf die Maikuhle, von Schill abgeſchlagen.

Am 9ten April Sturm auf dieſelbe mit mehrern 1000 Mann, wobei die Belagerer viele Todte und Bleſſirte und die Preußen gleichfalls mehrere Verwundete hatten; Schill hielt ſich. Von Swinemünde traf in Colberg ein Kourier mit der Nachricht ein: „Die Franzoſen wären von Stralſund vertrieben, Demmin, Anklam und die Inſel Uſedom von den Schweden beſetzt.“ Die Belagerten ſchöpften aus dieſen Umſtänden Hoffnungen, die jedoch nicht in Erfüllung gingen. Von Zeit zu Zeit kamen einzelne Ueberläufer von den Holländiſchen Truppen, die bei dem Blokkadecorps angekommen waren, in die Feſtung.

Der 10te, 11te, 12te verging bei wiederholten Stürmen auf die Maikuhle. Schill vereitelte nicht allein des Feindes Plane darauf, ſondern warf ihn auch am letzten Tage, Trotz ſeiner muthigſten Gegenwehr, aus den Dörfern Alt- und Neu-Werder, und trieb ihn ſtürmend aus der ſogenannten Spinnkothenſchanze und bis an die Sellnowſchen Verſchanzungen zurück. Die Preußen hatten 5 Todte und 42 Bleſſirte. Die Franzoſen verloren, nach der Ausſage der Landleute an 100 Mann.

Schill verlangte, der Commandant ſolle einige Kompagnien aus der Feſtung ihm zu Hülfe ſchicken; dieſe ſollten vom Damm (von Nordoſt) ihn unterſtützen, Sellnow angreifen, während er von Nordoſt daſſelbe thun wolle. So hoffte er, das ganze linke Ufer der Perſante vom Feinde zu reinigen; aber Loucadou ſchlug es ab, wie gewöhnlich. In Sellnow ſoll, wie die Landleute behaupteten, alles feindliche Eigenthum bereits auf Wagen gepackt und die Beſatzung zum Rückzuge bereit geweſen ſeyn. Begünſtigte der Commandant Schills Plan, wahrſcheinlich wäre er gelungen.

Am 13ten April ging, zum Leidweſen der Bürger, der brave Schill (jetzt zum Rittmeiſter ernannt) für ſeine Perſon nach Swinemünde unter Segel. Jedermann hatte ihn lieben und achten gelernt. Alle Tage trafen Schiffe und Böte mit Lebensmitteln ein.

Am 15ten April hatte der Feind die Dörfer Borck, Werder, Deep, Camp, Roobe und Langenhagen ꝛc. ꝛc. (ſämmtlich Dörfer in Weſten oder Südweſten, eine bis eine und eine halbe Meile von Colberg) verlaſſen; die Landleute von daher flüchteten ſich in die Stadt.

In den folgenden Tagen kamen mehrere Ueberläufer vom Belagerungscorps an.

Am 22ſten April fiel die erſte Granate, von Altſtadt geſchoſſen, in die Mitte der Stadt, *) welche einigen Schaden verurſachte.

Am 23ſten April verſuchten die Colberger vergebens, die Altſtadt mittelſt Bomben und Granaten anzuzünden.

Bei einen am 25ſten unternommenen Verſuch der Belagerer, das weidende Vieh von der Stadtwieſe wegzuführen, dem ſich die Preußen widerſetzten, wurde der Lieutenant von Roel, (ſonſt im Regiment von Kauffberg) erſchoſſen, und 5 Preußen zu Gefangenen gemacht. Heute erfuhr man in der Stadt zuverläſſig, daß eine Menge von Belagerungsgeſchütz im feindlichen Lager angekommen ſey, und nächſtens das Bombardement beginnen werde. Wie niederſchla-

---

*) Der vom Waſſer umgebene Theil der Stadt heißt bei den Einwohnern noch von Alters her: die Neuſtadt.

gend dieſe Nachricht auch wirkte, ſo verlor doch weder die Garniſon, noch die Bürgerſchaft den Muth.

Den 26ſten April trafen 16 Mann von den Sächſiſch-Weimarſchen Truppen aus dem feindlichen Lager als Deſerteurs in der Stadt ein; auch kam eine Menge von Lebensmitteln im Hafen an; mehr Freude ſchuf indeſſen die Nachmittags erfolgte Ankunft der Fouriers des von Memel zur Verſtärkung hergeſandten zweiten Pommerſchen Reſervebataillons, das Tags darauf, (14 Officiere, 42 Unterofficiere und 650 Gemeine ſtark) ausgeſchifft wurde. Zugleich langte ein Schiff von Schweden mit Ranzionirten an. Oft näherte ſich der Feind der Feſtung, wurde aber immer durch das Kanonenfeuer derſelben zurückgetrieben; nicht minder gab es öfters Vorpoſtengefechte.

Die Belagerer fuhren unterdeſſen gleichmäßig fort, an Verſchanzungen zu arbeiten, und hatten bis zum 29ſten wieder eine Schanze bei Bullenwinkel und eine andere kleinere auf dem Sandwege (beide öſtlich von **Colberg**) vollendet.

Dieſer Umſtand beſtimmte die Beſatzung zu einem Ausfall in der folgenden Nacht. Funfzig Grenadiere und einige Jäger mit einer dreipfündigen Kanone gingen aus dem Lauenburger Thor, und erreichten eines Theils den Zweck, denn ſie ſtürmten und zerſtörten die kleine Schanze auf dem Sandwege, machten einige Gefangene und erbeuteten verſchiedenes Arbeitsgeräth.

Der Wunſch jedes gutgeſinnten Bürgers wurde heute erfüllt. Der König ſandte einen andern Commandanten, den Major von **Gneiſenau**, einen einſichtsvollen und in jeder Hinſicht würdigen, auch, was für

den

den Befehlshaber einer Feſtung in ſolcher Zeit ſo ſehr erforderlich iſt, einen jungen kraftvollen Mann; am 30ſten wurden ihm die Repreſentanten der Bürgerſchaft vorgeſtellt. Bei dieſer Gelegenheit ordnete er zugleich einige Maßregeln an, von denen Jedermann begriff, daß ſie zweckmäßig waren; und mit neubelebter Hoffnung, mit friſchem Muthe ſah man nun der Zukunft entgegen. Unaufgefordert ſchworen die Bürger, mit ihm und für die Vertheidigung der Feſtung zu leben und zu ſterben. Wäre er vom Anfange an Befehlshaber geweſen, die Gegend wäre ſicher noch frei! das dachte, das glaubte jeder, weil Gneiſenau nicht wie Loucadou halbe, ſondern kräftige Maßregeln nahm, weil er wachſam und thätig war und den Rath der Verſtändigen nicht unbeachtet ließ.

460 bewaffnete Selbſtranzionirte kamen an dieſem Tage auf 4 Schwediſchen Schiffen an; auch legte ſich eine Schwediſche Fregatte von 46 Kanonen zur Dekkung des Hafens auf die Rhede. Einige 50 Kriegsgefangene wurden zu Schiffe aus der Feſtung nach Memel geſchafft.

Am 1ſten Mai erſchien ein Parlementär vom Belagerungscorps mit einer Aufforderung an unſere Vorpoſten; ſie wurde natürlich abſchlägig beantwortet.

Einzelne Kugeln kamen von Zeit zu Zeit in die Feſtung, dagegen ſchoſſen die Colberger häufig, jedoch immer vergebens, auf Altſtadt, um es anzuzünden.

Am 2ten Mai kamen einige Ueberläufer zu den Preußiſchen Poſten, und das Schillſche Corps brachte 5 Gefangene ein.

Am 5ten Mai gingen zu Schiffe 130 Preußiſche

Kavalleriſten, vom Schillſchen Corps, nach Schwediſch-Pommern ab.

Am 7ten Mai traf das dritte Neumärkiſche Reſerve-Bataillon im Colberger Hafen ein. Die Wolfsbergſchanze wurde heftig angegriffen, doch die ausgerückte Garniſon focht ſo tapfer, daß die Angreifenden ſich zurückziehen mußten. Granaten fielen in die Stadt, ein Haus brannte; ſobald die Flamme aufging, ſetzten die Belagerer das Schießen nach der Feuerſtelle fort; man zählte 84 Granaten, deren eine einen Bürger tödtete. Aus der Feſtung geſchahen über 200 Schüſſe, womit auch ein feindlicher Pulverwagen in die Luft geſprengt wurde.

Am 9ten Mai ein heftiges, aber nicht entſcheidendes Gefecht zwiſchen den Vorpoſten.

Am 11ten Mai nahmen die Preußen ihren Gegnern 8 Wagen mit Lebensmitteln, und brachten ſie in die Stadt.

Am 12ten Mai gingen wieder 6 Schwediſche Schiffe mit Kavallerie vom Schillſchen Corps nach Schwediſch-Pommern ab.

Bis zum 15ten währte das Beſchießen der Feſtung mit Granaten, jedoch ohne daß bedeutender Schaden geſchah, fort.

An dieſem Tage beſchoß die Schwediſche Fregatte zuerſt den Feind am Stadtwalde. Das Franzöſiſche Hauptquartier war nach dem Dorfe Tramm, (eine Meile ſüdoſtwärts von der Stadt) verlegt. Die Belagerer arbeiteten unausgeſetzt und fleißig an Verſchanzungen und Laufgräben. Man fuhr unaufhörlich Faſchinen zu den Schanzen.

Am 17ten Mai warfen die Belagerer die erſte

Bombe in die Stadt. Vom hohen Berge geſchahen auch 7 Schüſſe, wovon eine Kugel einen Grenadier vor der Hauptwache tödtete. In der folgenden Nacht ſtürmten die Belagerer die Wolfsbergſchanze, die Preußen mußten der Uebermacht, und dem Muthe der Gegner, mit namhaftem Verluſte, weichen. Sobald als möglich wurde aus der Feſtung Succurs geſandt, und die Franzoſen zogen ſich wieder aus der Schanze zurück; der preußiſche Verluſt betrug an Todten und Gefangenen 160 Mann. Tags darauf fingen die Belagerer an, vor dem Stadtwalde einen neuen Damm zu machen, das man Preußiſcher Seits zu hindern ſtrebte, aber nicht vermochte.

Das Beſchießen dauerte von beiden Seiten fort, draußen arbeitete man rüſtig, fuhr Strauchwerk, Stroh, Sand und Bretter bald da, bald dorthin; die Belagerer arbeiteten hauptſächlich an einem Damm vom Bullenwinkel nach der Feſtung zu. Den Preußen zu Hülfe war auch eine Engliſche Brigg vor der Stadt angekommen, welche am 26ſten, in Geſellſchaft der Schwediſchen Fregatte, die Franzöſiſchen Verſchanzungen am Oſtſtrande beſchoß. Zwei andere Engliſche Schiffe brachten Munition, Montirungsſtücke und Kriegsbedürfniſſe, und gingen am 27ſten mit der Brigg zugleich wieder ab.

Unbedeutende Scharmützel, Fortſetzung der Arbeiten der Belagerer und gegenſeitiges Beſchießen füllte die Tage aus.

Am 2ten Jun. Die Belagerungstruppen haben die Verſchanzungen ihres Lagers öſtlich bis an den Meeresſtrand ausgedehnt; man überſah heute vom Marienkirch-Thurm aus Colberg das Franzöſiſche Lager von

Sellnow bis zum Strande; es beſtand aus 25 größern und kleinern Schanzen. Bei Sellnow ſelbſt war die Poſition am feſteſten.

In den folgenden Tagen machten die Feinde einen Laufgraben, um die Verſchanzungen zu decken; jener Damm durch den Salinen-Torfmoor war beendet, und am Strande hatten ſie zwei Batterien aufgeworfen.

Am 5ten Jun. ſah man, daß die Belagerer ſich Nachts zuvor durch einen im Zickzack gehenden Laufgraben dem Wolfsberge genähert hatten; auch ſchoſſen ſie aus ihrer, dieſem Werke nahen, Schanze jetzt mit 4 Kanonen; ſonſt hatten ſie nur 2 Piecen hier gehabt. Fünf Tage hindurch hatte Colberg ſelbſt Ruhe vor dem Beſchießen.

Abends ſcharmuzirten die Vorpoſten bei Sellnow; ſpäter (ein halb 11 Uhr) begann am Oſtſtrande ein Gewehrfeuer beider Theile, das die ganze Nacht fortdauerte. Die Belagerer machten Miene, durch einen neuen Laufgraben nach dem Wolfsberge vorzurücken: dieß ſollte gehindert werden. Und darum erfolgte denn auch von der Feſtung, von den Preußiſchen und Franzöſiſchen Schanzen eine Kanonade, die ſtärkſte bis daher. Ein bei dieſer Gelegenheit aufgeflogener Pulverwagen im Franzöſiſchen Lager tödtete 50 Mann. Der Preußiſche Verluſt betrug 40 Mann, der gegenſeitige im Ganzen 150.

Am 7ten Jun. wurden 25 Wagen mit Fourage, welche die Preußen den Belagerern abgenommen, in die Feſtung gebracht.

Trotz der Preußiſchen Gegenwehr waren die Franzoſen am 8ten wieder an 50 bis 60 Schritt mit ihren Laufgräben in 3 Parallelen vorgerückt. Colberg ſendte zwei Kanonenböte in die See, um auf der Oſtſeite das Vordringen der Belagerer zu hindern.

Am 9ten Jun. ſchoſſen die Belagerer 8 Granaten und Kugeln in die Stadt, welche vielen Schaden anrichteten. An der Oſtſeite fielen wiederholt Gefechte vor. Tags darauf vollendete das Belagerungscorps eine neue Schanze nebſt Batterie in der Nähe des Wolfsberges, und nun griff es am 11ten dieſen Punkt mit aller Gewalt an. Von 3 bis 4 Uhr Morgens geſchahen 361 Schüſſe auf dieſe Schanze. Dann fing es auch an, aus mehreren Schanzen, die Stadt und die Werke zu beſchießen.

Drei Mal brach Vormittags Feuer in der Stadt aus, das aber jedes Mal bald wieder gelöſcht wurde. An dieſem Tage wurden ſehr viele Häuſer ruinirt. Die Beſatzung des Wolfsberges wehrte ſich brav, die Schwediſche Fregatte unterſtützte ſie, doch beides ohne Erfolg; um 5 Uhr Nachmittags mußte Preußiſcher Seits eine Kapitulation für dieſes Werk gefordert werden, weil ſchon eine ſtarke Breſche geſchoſſen war. Man ſchloß einen funfzehnſtündigen Waffenſtillſtand, und die Wolfsbergſchanze wurde übergeben, die Beſatzung mit Artillerie zog frei ab.

In der Nacht arbeiteten die Franzoſen an Ausbeſſerung der Wolfsſchanze; die Feſtung ſchoß deshalb mit Bomben und Granaten dahin; aber die Schüſſe ſchienen ohne Wirkung, und die Entgegnung von den feindlichen Schanzen koſtete zweien Menſchen in der Stadt das Leben: eine auf dem Markte platzende Bombe traf eine ſchwangere Frau, ſchlug ihr — ein ungeheuer furchtbarer Anblick! — den Unterleib auf, und ſprengte ihre Leibesfrucht Stückweiſe an 20 bis

30 Fuß weit aus einander. Eine zweite Bombe tödtete einen hoffnungsvollen zehnjährigen Knaben.

Den 15ten Jun. Attake der Vorpoſten. Das Beſchießen mit Bomben und Granaten dauerte fort; ein Mädchen wurde erſchoſſen. Die Belagerer ſchufen die Wolfsbergſchanze um, ſo daß die Schießſcharten nach der Feſtung hingingen, und arbeiteten fleißig an ihren übrigen Verſchanzungen.

Den 14ten Jun. Ein Engliſches Schiff, welches 45 Kanonen und Haubitzen nebſt Munition brachte, kam auf der Rhede an. Fortdauer des Bombardements. In der folgenden Nacht wagte der Commandeur des Preußiſchen Grenadier-Bataillons, Kapitän von Waldenfels mit ſeinen Leuten einen Sturm auf die Wolfsbergſchanze, und nahm ſie, wobei von beiden Seiten viele Leute blieben.

Vom Belagerungscorps wurden 1 Obriſt, 7 Officiere und 200 bis 300 Gemeine zu Gefangenen gemacht, auch eine Haubitze verloren; aber am folgenden Tage rückten die Franzoſen in ſo großer Anzahl an, daß die Preußen das Werk wieder verlaſſen mußten. Das Geſchütz war den Tag über von beiden Seiten thätig. In Colberg wurden 12 erbeutete Wagen mit Fourage eingebracht.

Den 16ten und 17ten Jun. Fortdauer des Bombardements, wovon ein zwanzigjähriges Mädchen getödtet wurde.

Den 18ten Jun. Auf der Südoſtſeite rückten die Belagerer mit einem Laufgraben der Feſtung näher; das Geſchütz ſchwieg zur Freude der Feſtungsbewohner. Der Franzöſiſche General Loiſon kommandirte jetzt das Belagerungscorps; der Marſchall Mortier war zur großen Armee berufen.

Den 19ten Juni Bombardement. Die Feſtung und die Schwediſche Fregatte beſchoſſen den Wolfsberg. Gegen Abend entſchloß ſich das Preußiſche Grenadierbataillon von Waldenfels und ein Füſilierbataillon von Möller freiwillig zum Sturm auf den Wolfsberg. Das erſtere hatte am 14ten viele Leute eingebüßt und war kaum 400 Mann ſtark. Das Kartätſchenfeuer der Belagerer war aber ſo kräftig und ihre Gegenwehr überhaupt ſo zweckmäßig, daß die Stürmenden mit einem Verluſt von mehr als 400 Mann zurückzuweichen genöthigt waren.

Bei dieſer Gelegenheit blieb der Franzöſiſche Diviſionsgeneral Theullié, deſſen Verluſt bei dem Belagerungscorps, wegen ſeines menſchenfreundlichen Charakters, allgemein bedauert wurde. Von Preußiſchen Officieren blieben dabei 1) der Stabskapitän von Zülchert, im Regiment von York, 2) der Lieutenant von Noermann, Regiments von Puttkammer, 3) Lieutenant von Zelewsky, Regiments Prinz von Oranien, 4) Lieutenant Nettelbeck, (ſonſt Feldwebel im Regiment von Puttkammer); bleſſirt wurden 1) Lieutenant Beckmann, vom Füſilierbataillon, 2) Lieutenant von Grävenitz, Regiments Prinz Heinrich, 3) Lieutenant Staack, (ſonſt Feldwebel im Regiment Prinz Heinrich) 4) Lieutenant Kobilinsky, Regiments von Lettow.*) Der

---

*) Daß die Preußen tapfer fochten, geht ſchon aus den Verzeichniſſen der gebliebenen und verwundeten Officiere hervor.

Lieutenant von Heyde, Regiments von Grävenitz, gerieth in Gefangenſchaft.

Dieſes Werk wurde nun vom Feinde noch mehr befeſtigt und zu Ehren des Generals Loiſon, das Fort Loiſon genannt.

Den 20ſten Jun. Die Feſtung wurde von allen Schanzen beſchoſſen. Ein zehnjähriges Mädchen verlor das Leben von einer ſie treffenden Paßkugel.

Den 21ſten Jun. Von Zernin aus rückte um 5 Uhr Nachmittags vom Blockadecorps eine Colonne von 1000 Mann ins Lager am Stadtwalde, der bald darauf eine zweite folgte. Auch wurden zwei neue Lager, gegen Oſten hin, errichtet; es ſchien Verſtärkung angekommen zu ſeyn.

Den 22ſten Jun. Eine Bombe aus der Feſtung zerſtörte in der Wolfsbergſchanze eine Schießſcharte, und zerſchlug eine Menge Spaniſcher Reuter.

Die Belagerer ſchienen an der Nordoſtſeite, am Wolfsberge und dem Strande mit ihren Arbeiten am Ende zu ſeyn und rückten damit nun mehr nach Süden, vor dem Lauenburger Thor, gegen die Stadt vor; bis zum 27ſten waren ſie mit einem ſchlangenförmigen Laufgraben bis auf 1000 Schritt von den Blockhäuſern in Oſten vorgedrungen, und am 28ſten verbanden ſie die in 3 Parallelen gehenden Laufgräben von ihrer Maßſchanze (ganz öſtlich) mit denen vom Wolfsberge (nordöſtlich). Das Beſchießen hatte aufgehört; aber von der Feſtung geſchahen Schüſſe auf die Arbeiter, welche denn auch vom Belagerungscorps auf die Colbergiſchen Arbeiter vor dem Lauenburger Thor erwidert wurden.

Am 29ſten Jun. fing man in Colberg an, mit telſt einer Röhre aus der Stadt-Waſſerkunſt die öſtliche Gegend umher unter Waſſer zu ſetzen, doch war die Rinne zu klein, als daß man in kurzer Zeit damit etwas bedeutendes ausrichten konnte, oder es wurde zu ſpät damit angefangen; genug, nur die niedrigſten Punkte wurden überſchwemmt.

Den 30ſten Jun. Bei dem Belagerungscorps waren aufs neue 4000 Mann Hülfstruppen angekommen, und nun beſetzte es auch wieder die öſtliche Seite der Feſtung bis zum Strande hin in einer Entfernung von einer halben Meile von der Stadt. Die Dörfer Bork, Werder und Deep wurden von ihm occupirt; nur die Maikuhle und die Moraſtſchanze blieben (zur Beſchützung des Hafens) auf dem linken Flußufer den Preußen. Ungefähr 1500 Schritte von dieſen Punkten, hinter dem ſogenannten Fichtanger (der Stadt ſüdweſtlich) legten die Gegner Morgens eine Schanze an und bauten ein Lager. Zwiſchen Neu-Werder und dem Strande ſtellten ſich einige hundert Mann mit zwei Kanonen auf. Es gab ein Gefecht mit den Preußen, die von drei aus dem Hafen geſchickten Kanonenböten unterſtützt wurden; dennoch faßten die Belagerer auf dieſem Punkte feſten Fuß, und legten rechts von Neu-Werder und nahe am Strande zwei Schanzen an.

Viel hatte bis jetzt die Garniſon und Bürgerſchaft von Colberg getragen; aber nichts reichte an die Leidensſtürme der nun folgenden furchtbaren Stunden. (Rechnet man dazu, daß die Aermſten ſeit einiger Zeit nichts von dem erfuhren, was in der Welt vorging, ſo iſt ihr drückender Zuſtand leicht zu ermeſſen.)

Die Hand zittert beim Niederſchreiben der Vorfälle aus der Folgezeit, und doch muß das Begonnene vollendet werden.

Noch war die Sonne am 1ſten Julius nicht aufgegangen, als der Donner des Geſchützes die Einwohner von **Colberg** aus dem Schlafe weckte. Der Erdboden bebte, der Tag des Weltgerichtes ſchien zu nahen. Um drei Uhr begann das Krachen der Kanonen, die aus allen Batterien der Feinde Tod und Vernichtung auf die Stadt ſchleuderten. Die weiblichen Einwohner flohen am frühen Morgen aus den Häuſern, und ſuchten überall umher nach einem ſichern Zufluchtsort, während Bomben, Granaten und Kugeln allenthalben in die Häuſer ſchlugen und die gräßlichſten Verwüſtungen anrichteten, hier Menſchen tödteten und dort lebensgefährlich verwundeten. Noch wurde um 4 Uhr ſchon die Angſt durch die Nachricht gemehrt, daß die Belagerer die Maikuhle, den Schutz des Hafens, angegriffen und genommen hätten. Bald ſah man die Beſtätigung, die Häuſer auf der Münder-Vorſtadt (an der Oſtſee auf dem rechten Perſante-Ufer) und in der **Pfannenſchmieden**, (die erſte Vorſtadt vor dem Münderthore) waren vom Schillſchen Corps beim Rückzuge in Feuer geſetzt und brannten lichterloh. Auch das ſchöne neu erbauete, 6000 Fuß lange Gradirwerk *) im ſogenannten Siederlande (der Stadt ſüdweſtlich) das bei der Einnahme der dortigen Feuermaſchine, wo zwei Preußiſche Kanonen aufgepflanzt waren, von den Belagerern angezündet war, ſtand zum Theil in Flammen. Der härteſte Schlag für die Feſtung, die Kommunikation mit dem Meere war verloren; denn, wenn gleich das rechte, durch das Münderfort geſchützte Ufer der Perſante noch von Preußen beſetzt war, und das Schillſche Corps bei ſeinem Rückzuge die Kommunikationsbrücke über den Fluß hinter ſich abgebrannt und abgeſchoſſen hatte, ſo war doch das linke Ufer ganz in feindlicher Gewalt; die Franzoſen ſtanden unmittelbar am Waſſer, und es konnte kein Schiff aus- oder einlaufen. Ein Engliſches Schiff, das Tags zuvor mit Bombenkeſſeln für Colberg angekommen und noch nicht zur Hälfte ausgeladen war, gewann kaum ſo viel Zeit, ſich auf das Meer zu flüchten. Nichts bewirkten die 293 Kanonenſchüſſe der Schwediſchen Fregatte auf die Maikuhle, nichts die Anſtrengung der Tapferkeit des Schillſchen Corps; die linke Seite des Hafens war und blieb verloren. (Freilich geſchah es nicht, wenn der wachſame Schill zur Stelle war; der jetzige Commandeur in der Maikuhle, Lieutenant von Gruben, war zu ſicher und ließ ſich überrumpeln.) Immer noch war Loucadous Eigenſinn und Schwäche die Hauptſache, denn Gneiſenau konnte, auch bei entſchiedener Vortrefflichkeit nicht gut machen, was ſein Vorgänger verdorben hatte.

---

*) Die Lage des Salzwerkes iſt überhaupt für den Fall der Belagerung nicht zweckmäßig, weil es gerade in der Schußlinie liegt und nicht von Werken gedeckt iſt.

Ununterbrochen währte das Bombardement fort, und viele Einwohner und Soldaten ſanken todt dahin, oder wurden verwundet. Achthundert Bleſſirte mußten aus den zu Feldlazarethen eingerichteten, jetzt nicht ſichern Gebäuden, in die Kaſamatten der Feſtung gebracht werden. Zum Glück zündete am Tage keine Kugel in der Stadt; erſt ſpät Abends entſtand im

Bauhof des Gouvernements Feuer, und das mit Baumaterialien gefüllte Gebäude brannte ganz nieder. Zu gleicher Zeit kam das Königliche Kornmagazin No. 1. in Flammen, das ſehr gewiß total abgebrannt wäre, da auf dem oberſten Boden unter dem Dache außerordentlich viele Baſtmatten lagen, hätten nicht die Magazin-Bedienten und Tagelöhner ſo thätig Hand angelegt, daß die Flamme bald gelöſcht war. Schrecklich war die folgende Nacht; bei dem erſchütternden unendlichen Krachen des feindlichen Geſchützes und bei dem wiederholten Geräuſch der einſtürzenden Gebäude und dem Klirren der zerſchmetterten Fenſter, hörte man kaum den antwortenden Kanonendonner auf den Wällen. (Man berechnet, daß am 1ten und 2ten Julius und in der Zwiſchennacht in jeder Minute vier Schüſſe aller Art auf die Stadt geſchehen ſind.)

In dieſer Nacht ſtand auch das Rathhaus in Flammen, die Abendſeite mit dem Thurme brannte nieder. Erſt am folgenden Nachmittage, da von dem Gebäude nur noch wenig übrig war, konnte die Gluth gänzlich gelöſcht werden; ſo ſehr es ſich auch die Bürgerſchaft und vorzüglich der Aufſeher der Löſchanſtalten, der würdige Greis Nettelbeck angelegen ſeyn ließ. Schlaflos, unter beſtändiger Angſt und Todesfurcht durchbrachte man dieſe Schreckensnacht, um dem kommenden Tage entgegen zu ſehen; auch er begann bei Kugelregen und Gekrache, als ſey der Welt Ende gekommen. Was geſtern an Gebäuden unbeſchädigt geblieben war, litt heute, mancher redliche Krieger, mancher gute Bürger ſchied von der Welt.

Um 9 Uhr ſchlug eine Bombe in das Stadthofgebäude, und es brannte nicht allein zur größern Hälfte es, ſondern entzündete auch noch drei nahe Gebäude, auf deren Löſchung nicht im Augenblick Rückſicht genommen werden konnte. Um zwei Uhr Nachmittags brach auch Feuer in einem Speicher aus, welches gleichfalls ungelöſcht blieb, weil man nicht wußte, wohin man zuerſt zum Löſchen, zur Rettung, zur Vertheidigung eilen ſollte.

Während in der Stadt hier und da die Flammen loderten, Männer bebten, Greiſe ſeufzten, Weiber und Kinder wimmerten und Alles faſt verzweifelnd zum Himmel hinauf blickte, machte das Belagerungscorps Miene, auch von der öſtlichen Seite, vom Wolfsberge her, die Beſatzung der rechten Seite des Hafens anzugreifen. Die Preußen auf dieſem Punkt erwarteten ruhig den drohenden Angriff, ſangen:

Wir alle ſtehen dann,
muthig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern
für Thron und Reich.

Der wachſame Commandant Gneiſenau, ſeit mehreren Wochen ſchon in kein Bette gekommen, *) war überall, anzuordnen, nachzuſehen, Muth einzuſprechen; hier und dort hin lief oder ritt der alte Nettelbeck, als ſey er ein Jüngling, als ermüde ihn die anſtrengende Arbeit nicht. Wie lange werden wir uns noch halten? fragte jetzt der erſtere den letzten. „Sechs „Wochen wenigſtens noch“ — antwortete Nettel-

---

*) Ueber dem Lauenburger Thor wohnte er, ruhte nur ſelten auf einer gewöhnlichen Pritſche in einer elenden Kammer, und ſobald Jemand, gleichviel zu welcher Stunde in der Nacht, die Thür öffnete, ſo war er wach und bereit zur Pflichterfüllung.

beck — „wir haben ja noch Munition und Proviant „im Ueberfluß.“

(Vorher, im Anfange der Belagerung, hatte Nettelbeck zum Obriſten Loucadou geäußert: „Wer zu „mir von Uebergabe der Feſtung ſpricht, den ſtoße ich „mit dieſem Degen nieder, den mir der König und „die Obrigkeit anvertraut hat, und ſollte ich mich auch „nachher ſelbſt damit durchbohren!“)

Aus obiger Antwort geht hervor, wie viel Muth dieſer alte Mann, und mit ihm der größte Theil der Bürger, noch jetzt beſaß. Doch ſchien die Zeit immer näher zu rücken, die ihre ſchönen Hoffnungen für die Erhaltung des Orts vereiteln würden; die Zeit, da man kapituliren müſſe, denn welch ein Erfolg konnte Statt finden, wenn man einen Sturm abwartete? Die Garniſon war von 6000 bis auf 4000 zuſammen geſchmolzen; 2000 waren todt oder gefangen, oder ſo ſchwer verwundet, daß ſie zum Dienſt unfähig waren, und draußen ſtanden 24000 Mann, theils Franzoſen, theils Italiener, Polen und Sachſen. (An Preußiſchen Officieren waren 21 getödtet, 23 lagen an Wunden, 6 waren gefangen worden. Von den Einwohnern zählte man 27 Getödtete und 41 Verwundete, ohne jene, deren Beſchädigung nur als leicht angeſehen, und die daher nicht bekannt wurde.)

Daß die Rettung ſo nahe ſey, als ſie es wirklich war, das glaubte man nicht, das ahnete man nicht einmal.

Die Noth war in der letzten Tageshälfte des 2ten Julius aufs höchſte geſtiegen; die Straßen waren menſchenleer, nur da und dort eilte ein Einzelner furchtſam zum Löſchen des Brandes; aus den noch bewohnten Häuſern ſtürzten die von einer eingeſchlagenen Kugel verjagten Menſchen von Zeit zu Zeit hervor; aus den Kellern tönte das Weinen zagender Weiber, das Stöhnen der Verſtümmelten und Verwundeten; die Kugeln regneten zu Boden, die Flammen kniſterten da und dort, — da erſchien plötzlich ein Himmelsbote und mit ihm der Augenblick der Befreiung, das Ende unbeſchreiblicher, tauſendfacher Leiden. Es war Nachmittags um 3 Uhr, — kein Colberger wird den Moment jemals vergeſſen! — als das Belagerungsgeſchütz ſchwieg, und bald darauf der Lieutenant von Holleben, von dem in Colberg ſeit einiger Zeit garniſonirenden dritten Neumärkiſchen Reſerve-Bataillon, (ehemals im Regiment von Tauenzien) der von Colberg aus zur See mit Kriegsgefangenen nach Memel abgegangen war, als Kourier aus dem Hauptquartier des Königs (Pilkupönen bei Tilſit) ankam, und die Nachricht von dem mit dem Franzöſiſchen Kaiſer geſchloſſenen vierwöchentlichen Waffenſtillſtande überbrachte, welches den Bürgern unter Trommelſchlag und mit der Ermahnung, nunmehr thätig die Löſchung der noch brennenden Gebäude zu beginnen, verkündigt wurde.

Wer ſchildert mit genug ſprechenden Worten die unerwartete große Freude der Einwohner bei dem Empfange dieſer glücklichen Botſchaft? Wer malt den Uebergang von der tiefſten Trauer zur hohen Wonne? das freudige Gefühl, mit dem der Schiffer im langwährenden Sturm auf hohem, unbekanntem Meer plötzlich den Ruf vom Maſt: Land! Land! vernimmt; dieß Gefühl ergriff die trauernde Menge, als die Botſchaft vom Waffenſtillſtande und von der Ruhe ertönte.

Schnell lief die Kunde davon von Mund zu Ohr, von Lippe zu Lippe, und die Ahnung einer freien Zukunft trieb das Blut der Fröhlichen in raſcherm Kreislauf umher; mit Freudenthränen ſah die Mutter auf ihr Kind und dann dankend hinauf zum Himmel. Mit frommen Gefühlen ſchloß Jedermann die geliebten Perſonen wieder in die Arme. Wie nun mit einem Male Alles, Alt und Jung, reich und arm, vornehm und gering aus ſeinem Zufluchtsorte hervor ging, und zu ſeinem, wenn gleich verwüſteten Eigenthum eilte! Wie der ſtumme Dank ſich in den Zügen und Blicken derer malte, die ihre Lieben geſund und lebend wiederfanden; wie man ſich beim erſten Wiederbegegnen umarmte und die Hand drückte, wenn man gleich vorher vielleicht böſe auf einander geweſen war; wie dann ein Jeder beſchäftigt war, ſein mühſam und vorſichtig verwahrtes letztes Mobiliar wieder an Ort und Stelle zu bringen, und mit welchem Eifer ſich Jeder jetzt bemühte, der Gewalt der Flammen Einhalt zu thun: das alles fühlt ſich beſſer, als es klar anzudeuten iſt.

Ein herzerhebender Anblick war es denn auch, den braven Commandanten Gneiſenau (den der König durch denſelben Kourier, welcher die Nachricht vom Waffenſtillſtande überbrachte, zum Obriſtlieutenant ernannt hatte) geſund und bei aller ertragenen Gefahr, da er ſich bei dichtem Kugelregen immer auf den Wällen befunden hatte, munter zu ſehen. Ihm am vorzüglichſten, dann aber auch Schill und Nettelbeck, (der ſpäter zum Lohn ſeiner Bürgertugend vom Könige die goldne Huldigungsmedaille erhalten hat) und ſeinen Mitbürgern gebührt der Dank dafür, daß die Hülfe nicht zu ſpät kam. Wenn die Stadt und deren Einwohner gelitten hatten, ſo trug Gneiſenau nicht die Schuld: dieſe lag zum Theil, wie ſchon geſagt, in ſeines Vorgängers Benehmen, (der dennoch, als er ſeines Amtes entlaſſen wurde, von dem gütigen Könige das Patent als General-Major erhielt) oder in dem Zuſtande der Feſtung ſelbſt. Zum Beiſpiel: Colberg hat außerhalb der Wälle kein anderes gemauertes und haltbares Werk, als das Münderfort, auf dem rechten Ufer des Fluſſes, und die Moraſtſchanze auf dem linken, um den Hafen zu decken; die draußen aufgeworfenen Erdſchanzen und Fleſchen ſind ſchwach, liegen iſolirt, und decken einander durchaus nicht. Das Gehölz der Maikuhle müßte, wenn dieſe nicht mit in die Feſtungswerke gezogen oder ſehr ſtark befeſtiget und zahlreich mit Truppen beſetzt werden kann, raſirt werden, weil, wenn ein Belagerungscorps ſie nimmt, ſogleich die Verbindung mit der Oſtſee verloren iſt. (Zwar ſagt man, die Wurzeln der Bäume halten den ſandigen Boden zuſammen, daß der Hafen ſich nicht verengt; würden aber die Wurzeln ohne Bäume nicht daſſelbe thun, oder iſt der Hafen nicht auf andere Weiſe, durch Pfähle, vor dem Verſanden zu bewahren?)

Das alles aber war und iſt nicht Gneiſenau's Schuld, er konnte keine Unmöglichkeiten ermöglichen, und es war über ihn in Colberg nur eine Stimme, daß er ſeine Pflicht in einem ſeltenen Grade erfüllt habe; nur ein Wunſch wurde laut, daß nämlich der König ihn, wenn er die Reorganiſation des Preußiſchen Militärs vollenden helfen, wozu er nach Memel berufen wurde) den Colbergern wieder als militäriſchen Befehlshaber geben möge, in welche Stelle interimiſtiſch jetzt der Major von Steinmetz, vom zweiten Pommerſchen Reſerve-Bataillon getreten iſt.

Uebrigens behielten die Franzöſiſchen Truppen vor der Hand die Maikuhle beſetzt, ließen jedoch nach einer Convention zwiſchen den beiden Commandeurs die mit Proviant verſehenen Schiffe — die unter Schwediſcher Flagge ausgenommen — in den Hafen einlaufen. Die Schwediſche Fregatte ſegelte am 12ten Julius von der Rhede ab.

Ausgangs des Julius verließen auch die letzten Belagerungstruppen, aus Sachſen beſtehend, die Colberger Gegend, und behielten nur, von Cörlin und Treptow an der Rega an, die Provinz Pommern beſetzt.

So iſt denn Colberg einer von den Punkten, die noch an die Würde der alten Preußen erinnern, welche ein helles Licht auf das Gemälde der letztverfloſſenen Zeit werfen, in dem Jena und Auerſtädt als nächtliche Schattenmaſſen erſcheinen. Coſel, Glatz, Graudenz und Colberg: hier haben die Vertheidiger noch, wie ehedem, ſtrenge ihre Pflicht erfüllt, damit der Name eines ganzen Volks nicht mit Schande bedeckt in der Geſchichte daſtehe.

Zum Schluß noch einige topographiſche und hiſtoriſche Notizen. Colberg, in Hinterpommern, ehemals eine Hanſeſtadt und die Hauptſtadt des Biſthums und nachherigen Fürſtenthums Camin, jetzt eine Immediatſtadt, die zweite in Pommern nach Stargard, liegt unter dem 33° 19′ der Länge und dem 54° 8′ der Breite, 3 und eine halbe Poſtmeile von Treptow an der Rega, 3 und eine halbe Meile von Cörlin, 5 Meilen von Cöslin, eine halbe Viertelmeile von der Oſtſee; die mit Feſtungswerken umgebene Stadt, auf einer ebenen Fläche ſtehend, umfaßt in ihrem Innern 13,920 Rheinländiſche Quadratruthen; ihre Breite beträgt nämlich von dem Münder- bis an das Lauenburger Thor 120, ihre Länge aber vom Gelderthor bis an das Ende der Bauſtraße 116 Rheinländiſche Ruthen. Die 3 Thore ſind 1) das Gelder- oder Mühlenthor auf der Südſeite (die Straße nach Berlin) vor demſelben liegt die Gelder-Vorſtadt, und iſt man dahinaus, weſtlich das Salzwerk. Eine Viertelmeile vor dem Thore, auf der Straße nach Berlin liegt das Dorf Sellnow, ſüdweſtlich in gleicher Entfernung das Dorf Werder und weſtlich das Dorf Worck; öſtlich aber, auf dem rechten Ufer der Perſante ſieht man Altſtadt; eine Viertelmeile weiter ſüdlich iſt das Dorf Pretmin. 2) Im Norden das Münderthor vor dem unmittelbar am Thor die Vorſtadt Pfannenſchmieden und weiter hinaus die Mündervorſtadt oder Röperbahn, der Weg zur Oſtſee am Fluſſe (hier der Hafen) lang, auf deſſen linkem Ufer die Maikuhle befindlich iſt. Weſtlich ſieht man das eine halbe Meile entlegene Fiſcherdorf Deep und ſüdweſtlich eine Viertelmeile weit das Dorf Neu-Werder, öſtlich eine Viertelmeile den Stadtwald. 3) Das Lauenburger- oder Steinthor, im Oſten, (der Weg nach Cörlin und Cöſlin) hat zwei Vorſtädte, die Lauenburger, und nördlich Stubbenhagen. Eine Viertelmeile entfernt iſt das Vorwerk oder kleine Dorf Bullenwinkel, im Südoſt. Eine halbe Meile entfernt die Dörfer Tramm und Necknin, noch eine Viertelmeile weiter das Dorf Zernin. Außer den 3 Thoren ſind noch 3 ſogenannte Thörchen, welche nach dem Fluſſe führen. In der

Stadt zählte man im Jahr 1799, die Vorſtädte eingerechnet, 887 Häuſer, die Zahl der Einwohner, excluſive der Garniſon, iſt 4,400 Perſonen. Die Verſicherungsſumme der Stadt in der Feuerſocietät betrug im Jahre 1794 240,434 Rthlr.

Schon lange vor dem 11ten Jahrhundert war Colberg eine feſte, mit Mauern, verwahrten Thoren, Erdwall und Waſſergraben verſehene Stadt. Im Jahre 1105 griff Herzog Boleslaus III. von Polen den Pommerſchen Herzog Suantibor vergeblich darin an, und zog dann nach Abbrennung der Vorſtädte wieder ab.

Während des dreißigjährigen Krieges litt die Stadt viel. Sie hatte den 3ten November 1627 Kaiſerliche Truppen einnehmen müſſen, welche ſich hier bis zum 8ten Februar 1631 gegen die Schweden behaupteten. Der Kaiſerliche Commandant befeſtigte den Platz, ließ die Lauenburger Vorſtadt abbrechen und hier Schanzen aufwerfen. Bei dieſer Gelegenheit grub man die Todten auf einem Kirchhofe aus, der Geſtank verurſachte eine Epidemie, die im Jahre 1630 in 7 Monaten 3,300 Menſchen wegraffte. Bei der darauf erfolgten Erſcheinung der Schweden brachen und brannten die Kaiſerlichen alle Häuſer vor den Thoren und die Dörfer umher nieder. Vorher (1620) legte eine Feuersbrunſt 182 Häuſer, eine Kirche nebſt Hoſpital in Aſche. Die Schweden unter dem Feldmarſchall Horn belagerten den Ort nun, und er mußte ihnen, wegen Mangel an Lebensmitteln am 5ten Februar 1631 nach fünfmonatlicher Blockade übergeben werden. Zwei und zwanzig Jahr blieb er ein Eigenthum der Schweden, während welcher Zeit er von ihnen mit breiten tiefen Gräben, hohen Wällen, Außenwerken und Blockhäuſern verſehen war, dann (am 1ſten Junius 1653) wurde er dem Erfolger der ausgeſtorbenen Pommerſchen Herzoge, dem Churfürſten (Friedrich Wilhelm dem Großen) von Brandenburg übergeben, welcher dafür Rügen und Stralſund mit dem übrigen jetzigen Schwediſch-Pommern überließ.

Der nunmehrige Beſitzer ließ 1655 das Münderthor mit einem Hornwerk bedecken und den bedeckten Weg mit ſcharf ausgehenden Winkeln und zwei Ravelinen gegen die Seeſeite befeſtigen. Sein Nachfolger, König Friedrich I. ließ vor dem Gelderthor, zum Schutz der Süd- und Südweſtſeite, ein Außenwerk über den Strom und ein Hornwerk erbauen. Seit der Zeit war Colberg eine Feſtung mit 6 Baſtionen und von ziemlich regelmäßigem Anſehen.

1657, am 3ten May ſchlug der Blitz in einen am Fluß belegenen, mit 80 Centner Pulver gefüllten Pulverthurm, ſprengte ihn in die Luft, zerſchmetterte die nächſten Gebäude und tödtete viele Menſchen. Im Jahre 1710 brannte die eine Hälfte der Mündervorſtadt ab.

Drei Mal wurde die Stadt im ſiebenjährigen Kriege von den Ruſſen belagert, nämlich 1758, vom 3ten October bis 1ſten November; aber durch die Tapferkeit des Commandanten, Majors (nachher Obriſten) von Heyden, durch den Muth der Garniſon und die Treue der Bürger, welche mit zur Abwehr auf die Wälle zogen, gerettet. Nachdem der Feind ſeine Munition verſchoſſen und die Hälfte der Armee durch Krankheiten verloren hatte, mußte er die Belagerung aufgeben.

Den 26ſten Auguſt 1760 begann die zweite Belagerung zu Waſſer und zu Lande, 40 Ruſſiſche Schiffe legten ſich vor den Hafen, acht Schwediſche kamen am 1ſten September dazu. Mehrere tauſend Ruſſen, Infanterie und Kavallerie, umlagerten die Feſtung, Stadt und Befeſtigung litt bedeutenden Schaden vom Bombardement.

Am 18ten September zog das Belagerungscorps ab, weil der Preußiſche General Werner mit einem Corps zum Entſatz ankam. Die dritte Belagerung zu Waſſer *) und zu Lande erfolgte 1761 den 24ſten Auguſt, unter den Befehlen des Generals Romanzow. Das Belagerungscorps war dieß Mal 40,000 Mann ſtark. Heyden, Garniſon und Bürgerſchaft vertheidigten die Stadt tapfer. Zudem lag ein Preußiſches, 15,000 Mann ſtarkes Corps, unter Prinz Eugen von Würtemberg, vor der Feſtung. Endlich litt ſowohl dieß Corps als Garniſon und Bürgerſchaft Mangel an den unentbehrlichſten Lebensmitteln, das Corps zog ab, und die Feſtung wurde zur Uebergabe genöthigt, welche am 17ten December erfolgte. 1600 Menſchen ſtarben in der Stadt an anſteckenden Krankheiten, welche die Ruſſen mit den ſehr verheerten Ort brachten. Am 19ten Auguſt 1762 marſchirten die Ruſſen aus Colberg ab, die Preußiſche Garniſon, unter dem Obriſten von Langenau, rückte wieder ein, und von jener Zeit an, bis zum Jahre 1807, genoß die Stadt der Erholung und Ruhe. Die letzte Reparatur der Feſtungswerke geſchah unter König Friedrich II. in den Jahren 1770 bis 1775.

---

*) Die Ruſſiſch-Schwediſche Flotte war 59 Segel ſtark.

Die vollſtändige Geſchichte dieſer in jeder Hinſicht ſehr merkwürdigen Belagerung erſcheint in kurzem bei

Fragmente aus der Brieftaſche eines Reiſenden von Berlin nach Memel.

Geſchrieben im September 1807.

Berlin lag hinter mir; in einem Rückblick ſagte ich ihm Lebewohl auf einige Zeit. In ſolchen Augenblikken iſt man mehr als jemals geneigt, ſich in Reflexionen zu verlieren.

Seit einiger Zeit — ſprach ich zu mir — iſt es Ton, die Bewohner von Berlin einer tiefen moraliſchen Unwürdigkeit anzuklagen, ſo, daß der mit der Wirklichkeit unbekannte Ausländer die Hauptſtadt für eine Art von Sodom und Gomorrha halten und ſchaudern muß, wenn er auf einer Reiſe dahin, die Thürme zuerſt erblickt. Ob es denn wirklich ſo arg iſt?

---

dem Verleger dieſer Zeitſchrift, und enthält die ſehr intereſſanten Details über die dabei Statt gehabten Vorfälle, welche in dieſem gedrängten Auszuge nur flüchtig berührt werden konnten. Jedem, der über die Zeit-Ereigniſſe belehrt ſeyn will, wird dieſe Bemerkung willkommen ſeyn, um ſo mehr, da jene vollſtändige Geſchichte auch die früheren Belagerungen dieſer Feſtung beſchreibt, und zugleich eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Skizze von Colberg liefert. D. Herausg.

fragte ich mich, die Vergangenheit und die letzte Zeit durchflitternd, und fand durchaus keinen Grund, Berlin für etwas anders zu halten als für eine Hauptſtadt, und das will ſagen: noch bei weiten nicht für die ſchlimmſte.

Ich gedachte aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges an Gotzkowsky, ich gedachte aus der letzten Zeit (1806 und 1807) ſo manches Biedermannes, welcher die Laſten der Umſtände mit Muth und würdiger Reſignation trug; ich gedachte der Wohlthätigkeit der Berliner in dieſer letzten, drückenden Zeit, denn eben jetzt wurde durch Neander ein Inſtitut für arme verwaiſete Soldatenkinder, durch Hanſtein und mehrere Menſchenfreunde ein zweites für bürgerliche Waiſen geſtiftet. Wo eine ſolche, dem Druk des Krieges trotzende Mildthätigkeit wohnt, da kann wohl die Verderbtheit nicht ſo allgemein und arg ſeyn, als man die Zeitgenoſſen und Nachkommen gern glauben machen möchte. Zwar iſt es der Fluch jeder groſſen Stadt, daß in der Regel in ihren Mauern der Sünden mehr als in kleinern Orten begangen werden, daß die eigentliche Frömmigkeit in ihr nicht heimiſch iſt, aber Berlin iſt kein Extrem dieſer Art.

Je weiter ſich der Groſſtädter von der Natur entfernt, um ſo leichter giebt er ſich den Eindrücken der Sinnlichkeit hin und den häufigen Gelegenheiten zu Handlungen, welche der Kleinſtädter verdammt und verdammen muß. Wo Leidenſchaften mit Leidenſchaften ringen, da bleiben die Spuren des Kampfes ſichtbar; wo man eine Menge von Bedürfniſſen hat, da werden oft Verbrechen begangen, um dieſe zahlreichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Das liegt in der Sache, und ſo verhält es ſich denn auch mit Berlin; aber ich behaupte, daß dieſe Stadt eine weit größere Anzahl von Guten als von Taugenichtſen umfaßt, ich behaupte, daß man hier ſogar keinen Begriff von gewiſſen Laſtern hat, die in andern Europäiſchen Hauptſtädten, als in Paris und London, häufig im Verborgenen geübt werden.

Man ſpricht den Berlinern Energie und Patriotismus ab. Was wäre denn wohl in der verfloſſenen Zeit Energie zu nennen geweſen? Etwa Neigung zu Revolutionen? Und welche Folgen hätte dieſe Hyper-Energie erzeugt? Wahrhaftig, es gehört mehr Patriotismus und Kraft dazu, unabwerfbare Bürden zu tragen, als den Verſuch zu machen, ſich wüthend ihnen zu entziehen und in dieſem Verſuche unterzugehen. Ich halte es für beſſer — und jeder Unbefangene iſt meiner Meinung — den Anordnungen der Obern zu gehorchen, der Gewalt nachzugeben, als durch rohe Widerſetzlichkeit das Uebel zu vermehren. Gewiß verdienen die Einwohner von Berlin darum Lob, daß während der Beſetzung ihres Wohnortes von fremden Truppen, auch nicht ein einziger Exceß im Großen begangen wurde.

Die Sucht zu läſtern ſcheint mir deshalb größer, als die Verderbtheit der Berliner.

Natürlich leben hier ſo gut wie an andern Orten Thoren, die, wie die Katzen, ſich da anſchmiegen, wo ſie Futter erwarten, die in ihrer Ueberklugheit mehr kritiſiren als fühlen, die ſich von jeder Neuheit imponiren laſſen, oder auch ſolche, die ſelbſt im Guten die goldne Mittelſtraße verfehlen; aber wo iſt ein Ort, an dem man nicht Thoren fände? Und wer wird ein Ganzes nach dem Ausſchuß beurtheilen?

Wer alle brave Männer in Berlin aufzeichnete, die von kräftiger Vaterlandsliebe glühen: gewiß, der würde ein ſtärkeres Verzeichniß vollenden, als ein Zweiter, der nur Schurken, Dummköpfe und Alltagsſeelen regiſtrirte!

Die Bewohner des Preußiſchen Staates überhaupt.

Von Berlin nach Memel reiſend, paſſirt man durch einen Theil der Mittel- und Neumark, durch Vor- und Hinter-Pommern, Oſtpreußen und Litthauen, Viel haben die Bewohner dieſer Provinzen im Laufe des letzten Krieges gelitten, und leiden zum Theil noch jetzt am Ende des September-Monates, da ich dieſes ſchreibe; überall zahlreiche Einquartierungen, bedeutende Lieferungen, Kontributionen. In Oſt- und Weſt-Preußen und in Pommern haben epidemiſche Krankheiten und die Viehſeuche gewüthet. Hier wurde dem Bürger und Landmann alles genommen, dort braunte ſeine Wohnung nieder. Alle Gewerbe, alle Einnahmen ſtockten.

In Oſtpreußen, dem Kriegsſchauplatze, wo die erlittene Noth unbeſchreiblich war, iſt es jetzt eine Seltenheit, ein mit einem Dache verſehenes Haus zu finden; das Stroh wurde zu Lagern verwendet; es mangelt da und dort an Saatkorn, an Vieh und ſogar an Menſchen zum Ackerbau, denn der Krieg, Krankheiten und Seuchen rafften alles dahin. In mehreren

Orten in Pommern, wo man das alles auch ertrug, ſtehen noch jetzt außer der zahlreichen Einquartierung, Exekutionstruppen wegen nichtbezahlter Kontribution, die man zu entrichten unfähig iſt.

Und doch iſt der Gemeinſinn, die Vaterlandsliebe, die Treue für den König nicht erloſchen. Die Mehrzahl hat jede Bürde mit Ergebung getragen. Zum Aufruhr hätte man ſie freilich vergebens aufgefordert, aber ihr Herz hängt ungetheilt an ihrem biedern Monarchen und an dem Lande, wo ſie geboren wurden.

Arm und elend ſind viele geworden, verachtungswürdig nur äußerſt wenige. Wie in Berlin, ſo wankte auch hier nur der Auswurf (eine unbedeutende Anzahl). Dieſer tadelte alles Alte ohne Unterſchied, wollte durch Geſchrei eine gewaltſame augenblickliche Staatsumwälzung bewirken, verzehrte ſich in eigener Galle, und wird jetzt ſchon, und noch mehr in der Zukunft, von den Mitbürgern verachtet oder bemitleidet, je nachdem das Individuum böſe oder ſchwach war.

Der gute Wille, im kommenden wirklichen Frieden — den man jetzt noch nicht fühlt — für die Leiden der Vergangenheit Erſatz zu ſuchen: Treue für das Vaterland, Anhänglichkeit für den guten, milden Monarchen: Dieſe Empfindungen nur offenbaren ſich größten Theils in den Preußiſchen Staatsbürgern. So fand ich es.

Der Juſtizrath Struenſee zu Greifenberg in Pommern.

Das Städtchen Greifenberg, in Hinterpommern, ungefähr 7 Meilen von Colberg entlegen, hatte das Unglück, bald nach dem Einmarſch fremder Truppen, ſeine vor dem Thore liegenden Scheunen in Flammen aufgehen zu ſehen. Der Bediente eines Offiziers ſchoß zum Vergnügen Sperlinge von den Dächern derſelben herab; eines der Strohdächer entzündete ſich, und wenige Stunden ſpäter lagen alle Scheunen in Aſche.

Das größte Unglück beſtand darin, daß die Bürger hier ihre beſten Sachen verborgen hatten. Der Verluſt war daher außerordentlich groß. Zudem hatte der kleine Ort ſchon ſehr von Einquartierung und Requiſitionen gelitten. Die Einwohner waren arm, die Stadtkaſſe erſchöpft. Jetzt forderte man aufs neue von der Stadt 90,000 Quart Branntwein Der Juſtizrath und Bürgermeiſter Struenſee machte Vorſtellungen dagegen. Er ſagte, daß die Kaſſe geleert, er bewies, daß höchſtens das Drittheil aufzubringen ſey; aber er erhielt zur Antwort, es könne von dem Geforderten nichts nachgelaſſen werden.

Wie die Furcht unter ſolchen Umſtänden oft Schreckbilder erzeugt, ſo verbreitete ſich auch hier jetzt unter den geängſtigten Bürgern das Gerücht, das Städtchen ſolle angezündet werden, wenn man ſich weigere, das Ganze zu liefern.

Struenſee beruhigte die Bürger, zeigte ihnen die Unwahrheit in der Sage, bewies ihnen, daß im Laufe dieſes Krieges von den Franzoſen und ihren Alliirten noch nie eine ähnliche Grauſamkeit begangen ſey, und es gelang ihm, den Bedrängten vorerſt den nöthigen Muth wieder zu geben.

Dann begab er ſich zum Platzcommandanten, und gewann es wirklich durch dringende Gründe und die kräftigſte Beredtſamkeit von demſelben, daß nur das Drittheil des Verlangten entrichtet werden durfte.

Wenn alſo in der letzten Zeit irgendwo der Vorſteher einer Stadt den Kopf verlor, und ſich nicht betrug, wie er geſollt hätte, Wohlan! hier ſteht ein braver Mann zur Abrechnung.

Der Bürger Nettelbeck in Colberg.

Wer den erſten würdigen Patrioten im Preußiſchen Reiche nennen will, der ſpreche den Namen Nettelbeck aus, den Namen eines edlen kraftvollen Greiſes.

Die Franzöſiſche Armee ehrt das Andenken eines Latour d'Auvergne, uns ſey der Name Nettelbeck nicht minder jetzt und einſt ein Gegenſtand der Verehrung.

Schon im ſiebenjährigen Kriege, als Colberg von den Ruſſen belagert wurde, ſtand Nettelbeck, damals noch Jüngling, ſeinem Vater, der unter Heyden manches zur Vertheidigung der Stadt beitrug, zur Seite.

Colberg hat eine Bürger-Miliz, Nettelbeck iſt Mitglied derſelben, und hat vor kurzen als ſolcher, ſo wie im Allgemeinen als Bürger, während der Belagerung der Feſtung ſeine Pflicht in einem ſehr hohen, ausgezeichneten Grade erfüllt.

Schon bei der Blockade und vor dem Bombardement erbot er ſich freiwillig zu allen den Handlungen, die der Bewohner einer feſten Stadt nur verrichtet, wenn ein gewiſſer verehrungswürdiger Civismus ihn beſeelt. Er half, bei der geringen Anzahl der Garniſon, in Geſellſchaft ſeiner Mitbürger die Wachen beſetzen. Er war immer um den Commandanten, ſo oft er konnte, und brachte deſſen Befehle und Anordnungen pünktlich, ſchnell und oft wörtlich an die Behörden.

In beiſpielloſer Aufmerkſamkeit und Thätigkeit diente er ſeinen Brüdern zum Muſter. Hätte ſein faltenvolles Angeſicht, ſein vom ſiebzigjährigen Alter ſchon etwas gebeugter Rücken nicht widerſprochen, man würde, ſah man ihn im öffentlichen Dienſte, genöthigt geweſen ſeyn, ihn für einen Mann in der Blüthe der jüngern Jahre zu halten.

Dann begann die förmliche Belagerung und das Bombardement. **Nettelbeck** war überall, wo die Gegenwart eines Mannes von ſeinem Gehalt nöthig ſchien. Bald ſahe man ihn, auf einem Pferde — oft ohne Sattel — reitend, da- und dorthin eilen, um die Ordres des Befehlshabers zu überbringen oder nachzuſehen, ob und wie ſie befolgt würden, ob alles in Richtigkeit ſey; bald dem Commandanten Bericht erſtatten. Dazu waren die Feuerlöſchungsanſtalten ſeiner Aufſicht anvertraut, und es iſt unmöglich, wachſamer und beſonnener zu verfahren, als er that. Da ſtand er während des Bombardements im Eingange des Rathhauskellers bei den Spritzen, Auge und Ohr nach allen Richtungen gewandt. Wo eine Kugel einſchlug, dahin eilte er augenblicklich auch unter der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, um zu ſehen, zu löſchen, zu helfen, zu retten. Hier fand man ihn bei Tage, hier durchwachte er ganze Nächte. Er führte Bürgerpatrouillen um den Wall und ſtattete dem Befehlshaber Rapport ab. Wo eine Verwirrung eintrat, da rief er nach Kräften die Ordnung zurück; wo eine Klage laut wurde, da tröſtete er, da ſprach er Muth und Hoffnung ein; wo ein Individuum fehlte, da wies er entweder gutmüthig zurecht oder ſchalt in kräftigen Ausdrücken den, der nicht ſeine Pflicht erfüllte, unbekümmert um den Stand deſſelben. Blieb ihm eine Stunde Zeit nach allen dieſen unendlichen Geſchäften, ſo machte er ſelber Berichte an den König über den Zuſtand der Feſtung.

Einmal, zu **Loucadou's** (des erſten Commandanten) Zeit, war bei dieſem die Rede von der einſtigen möglichen Kapitulation der Feſtung, als **Nettelbeck** gegenwärtig war. Sogleich trat er hervor.

„Herr Oberſt" — ſagte er — „Sie reden da von „Uebergabe, das ſollten Sie nicht, daran ſollten Sie „gar nicht denken. Es iſt ja Proviant und Munition „im Ueberfluß vorhanden, und auf uns Bürger können „Sie ſich verlaſſen. Wir alle ſind auf Ausdauer gefaßt, und haben uns einander das Wort gegeben, „nicht zu klagen, wenn auch unſre Häuſer im Schutthaufen liegen. Laſſen Sie ſich ja niemals von dem „Unmuth eines Einzelnen zu etwas bewegen. Das „Ganze iſt für die Vertheidigung unſers Wohnortes, „ſo lange dazu eine Möglichkeit iſt. Ich für meine „Perſon: ſehn Sie, wer mich das Wort Uebergabe hören läßt, den ſteche ich mit dieſem Degen nieder, den „der König mir anvertraut hat, und ſollte ich mich „auch nachher ſelbſt damit durchbohren. So lange „wir noch einen Hund oder eine Katze in der Stadt „beſitzen, die wir im Nothfall eſſen können, ſo lange „darf Niemand von einer Kapitulation reden."

Die letzten 36 Stunden des Bombardements waren für die Stadt äußerſt zerſtöhrend; es kamen nahe an 8000 Kugeln, ſowohl Bomben als Paßkugeln und Granaten, in die Stadt. Das Rathhaus und der Bauhof brannten nieder, mehrere Häuſer lagen in Trümmern, faſt alle waren beſchädigt, kein Fenſter blieb ganz; die Verbindung mit der Oſtſee hatte man verloren, und doch meinte Nettelbeck ſpäter: „Sechs „Wochen hätten wir uns immer noch gehalten!“ Man ſieht, daß nichts im Stande iſt, des wackern Greiſes Muth zu erſchüttern oder zu beugen.

Und bei dieſen Vorzügen von Bürgertreue und Seelenſtärke beſitzt der Verehrungswürdige eine unendliche Beſcheidenheit.

„Was habe ich denn gethan?“ — ſagte er zu Jemand, der ſeine Handlungen in der letzten Zeit in ſeinem Beiſeyn erhob: — „War es mehr als meine „Pflicht? Ich war nicht der Einzige, der ſeine Schuldigkeit that, jeder meiner Mitbürger hat ſich dieſelbe Mühe gegeben, unſerm guten Könige die Stadt „zu erhalten.“

Dem Verdienſte ſeine Kronen!

Dies Motto iſt nirgends paſſender als bei Nettelbeck.

Der Oberſtlieutenant von Borſtel.

Um die Zeit der Eylauer Schlacht ſtand der Oberſtlieutenant von Borſtel (von welchem Regiment, iſt mir unbekannt) mit einem Kavallerie-Commando von 500 Pferden zu Marienwerder. Er wurde beordert, von da nach Preußiſch-Holland (14 Meilen von

von Königsberg) zu marſchiren, und ſich dort dem Corps des Generals L'Eſtocq anzuſchließen.

Bei ſeiner Ankunft in Preußiſch-Holland wußte man nicht das geringſte vom L'Eſtocqſchen Corps; aber Borſtel erfuhr, daß am Abende zuvor ein Franzöſiſches Commando hier geweſen war und auf heute eine Einquartierung von Franzöſiſchen Soldaten angekündigt hatte.

Noch befand ſich im Ort ein Preußiſches Magazin, das unter dieſen Umſtänden den Franzoſen in die Hände fallen mußte. Borſtel beſchloß, es ihnen zu entziehen. Aeußerſt raſch forderte er aus der Gegend Fuhrwerk zuſammen, ließ eben ſo ſchnell aufladen und entführte das Ganze unter Bedeckung ſeines Commando's in 36 Stunden nach Königsberg.

Kaum war er eine Stunde damit fort, ſo rückten Franzoſen in Preußiſch-Holland ein.

Dem Patrioten bleibt bei dieſer Erzählung der Wunſch, daß ſich alle Offiziere im letzten Kriege ſo beſonnen und verſtändig benommen haben möchten!

Der Preußiſche Küraſſier Marquard.

Als die Garniſon von Colberg die äußern Werke vertheidigte, befand ſich unter den Preußiſchen Truppen ein Gemeiner vom Regiment Balliodz, Namens Marquard, der bei jeder Gelegenheit eine außerordentliche Kühnheit offenbarte, und nicht minder edelmüthig erſchien, wenn er in den Fall kam, es zu können.

Oft wagte er es, nahe an der Fronte der Feinde

(Polniſche Truppen) vorüber zu jagen, und, wenn er ſeinen Vortheil erſah, in der Geſchwindigkeit einen oder mehrere derſelben zu verwunden. Verfolgte ihn dann ein Trupp, ſo entkam er nicht allein immer glücklich, ſondern es gelang ihm ſogar einige Male, Gefangene zu machen, mit denen er bei ſeinen Waffenbrüdern anlangte.

Ein Mal trieb er es auch ſo, es ſetzte ihm ein Trupp von 25 bis 30 Mann nach. Geiſtesgegenwart und Gewandtheit begünſtigten ihn dieß Mal in einem hohen Grade; er tödtete und verwundete nach und nach zehn ſeiner Gegner, ohne daß er ſelbſt nur im mindeſten verletzt wurde. Zwei Polen, ein Officier und ein Unterofficier, verfolgten ihn ſehr weit, die übrigen waren zurückgekehrt. Bald hatte er den Unterofficier vom Pferde herunter gehauen und den Officier ſchwer verwundet. Dieſer forderte Pardon. Marquard gewährte. Der Gefangene reichte ihm die Börſe als Beute dar, Marquard nahm ſie, theilte den Inhalt und gab dem Officier die Hälfte mit den Worten zurück: „Sie ſind verwundet, Sie werden das Geld im Lazareth brauchen. Nehmen Sie!“

Jetzt kamen leichte Preußiſche Infanteriſten herbei; ſie ſchienen geneigt, Marquard’s Gefangenen zu tödten, aber dieſer wurde von ſeinem Beſieger geſchützt.

„Er iſt mein Gefangener und bleſſirt“ — ſprach er — „ich habe ihm Pardon gegeben, und trotz ſey dem geboten, der es wagt, ihn anzutaſten; ich werde Jeden, der ihm etwas Leides thut, als meinen Feind betrachten!“

Und ſomit übergab er ſeinen Gefangenen dem Wundarzte, dem er ihn ſorgſam empfahl.

Ueber das Aeuſſere des jetzigen Preußiſchen Militärs.

Die Preußiſche Armee hat in ihrem Aeußern eine Umformung erlitten, die ſehr zweckmäßig erſcheint.

Der bisher getragene, bald ſo, bald anders geſtutzte Hut, iſt einer Filzmütze mit einem ledernen Schirm über den Augen gewichen, einer Mütze, wie ſie ein Theil der Franzöſiſchen Armee und die ganze Ruſſiſche trägt.

Vorne an der Mitte des Kopfes befindet ſich der Namenszug des Königs, **Friedrich Wilhelm**, bei den Füſilieren aber ein Preußiſcher Adler, wie ſie ihn vorher ſchon trugen. Ein Federbuſch ziert dieſe Kopfbedeckung.

Die Montur iſt kürzer geworden, es iſt nicht mehr ein Rock, ſondern ein Kamiſol mit etwas langen Schößen; da es aber über den Leib der Länge nach zugeknöpft wird, ſo ſchafft es mehr Wärme als der ehemalige Rock. Die ganze Ruſſiſche Armee iſt in ſolche Monturen gekleidet.

Freilich wird dem Soldaten wohl in Zukunft, beſonders für den Winter, ein Mantel gegeben werden müſſen, wenn ihn nicht am Untertheil des Körpers frieren ſoll.

Mit den Beinkleidern iſt die allerzweckdienlichſte Veränderung vorgegangen. Die Farbe iſt jetzt grau. Wie bequem für den Soldaten, der nun immer reinlich ſeyn kann, ohne einen Theil ſeiner kargen Löhnung auf Kreide zu verwenden, und hiermit in kurzer Zeit das ohnehin nicht ſtarke Tuch zu zerreiben. Dieſe Beinkleider ſind jetzt lang, werden um den Fuß, wie

Kamaſchen zugeknöpft und gehen bis auf die Schuhe hinab.

Weſentliche Vortheile für den Soldaten, der, nebenher geſagt, in der neuen Montur, ganz gut ausſieht. Daß das Kamiſol einfach, bloß mit farbigen Aufſchlägen, ohne unnöthige Zierrathen von Borten und dergleichen verſehen iſt, muß man als gut anerkennen, ſo lange der Soldat nicht eine Puppe iſt, die bloß des Beſchauens wegen da iſt.

Daß die Officiere, ſowohl von der Kavallerie als Infanterie, kleine Stutzbärte tragen, ſchadet wenigſtens nicht, wenn man es in Zukunft nicht übertreibt. Es ſieht militäriſch aus, und alles, was an den Stand, (und folglich auch an die Pflichten deſſelben) erinnert, iſt kein Gegenſtand des Tadels.

Ob es die Geſundheit des Soldaten erhalten oder im Kriege eine Art von Abwehr ſeyn ſoll, daß der Preußiſche Soldat ſich jetzt, ſo wie der Ruſſiſche, vor der Bruſt mit einem Kiſſen ausſtopft, weiß ich nicht, aber gewiß muß es einen Zweck haben, ſonſt geſchähe es nicht.

Auf jeden Fall iſt die Veränderung eine Verbeſſerung, und wo erſt eine erfolgt, da reihen ſich gewiß mehrere an.

Das Königspaar.

»Den König habe ich in **Memel** wiedergeſehen, ſeine vortreffliche Gemalinn nicht; einige Male bin ich am Hauſe des Geheimen Kommerzienrathes **Conſentius**, bei welchem das erhabene Paar wohnt, vorüder gegangen, um Königinn Louiſe zu ſehen, aber mir wurde das Vergnügen nicht.

Der König arbeitet fleißig mit dem neuen Miniſter Stein. Vormittags geht er zur Parade, dort habe ich ihn geſehen. Ein wenig hagerer ſchien er mir geworden zu ſeyn, ſonſt war er nicht verändert, noch hat er ſeinen feſten und doch leichten Schritt; das Lachen ſcheint ſeinen Zügen noch fremd wie ehemals zu ſeyn, er iſt aber nicht ernſter als ſonſt; er trägt das Unglück mit Würde, ſein Weſen iſt weder hoffärtig noch Mitleid fordernd. Erhalte Gott den trefflichen Fürſten, und gebe ihm redliche, weiſe Diener, die kräftig und einſichtsvoll ihren großen Beruf erfüllen. Dann darf dem Patrioten nicht vor der Zukunft bangen. Friedrich Wilhelm wird jede Kraft einſetzen, ſeinen Kindern die Leiden der Vergangenheit vergeſſen zu machen. Die Tugend wird immer — ſo prophezeihte einſtmals ein braver Schriftſteller bei dem Regierungsantritte des Königs, und ſo darf man auch jetzt kühn ausrufen: Die Tugend wird immer den Thron unſers Königs umgeben. Ja, ſie reicht ihm ihre Hand in der ſchönen Geſtalt, in dem Bilde der Königinn, in Louiſens Geſtalt.

Wie viel hätte ich nicht darum gegeben, ſie in Memel zu ſehen! Welche köſtliche Erinnerungen gehen auch ſo an mir vorüber. Wie oft ſahen wir, am Königlichen Palais zu Berlin vorübergehend, die Königinn, mit einem Kinde auf dem Arme, am Fenſter ſtehen. Sie war nur Mutter, alle andere Verhältniſſe ſchienen von ihr gewichen zu ſeyn. Sie herzte das geliebte Kind, die frohe Mutter! Mit naſſen Augen ſah oft die vorüberſchreitende Bürgerinn hinauf zu dem herrlichen Bilde, und fühlte ſich glücklich, denn ſie fand ſich der Königinn gleich; ſie wußte daheim auch ein geliebtes Kind; mit eilendem Schritt ging ſie nach Hauſe, küßte, wie die Königinn, den Säugling, und hatte alle Noth, alle Niedrigkeit vergeſſen. O, wenn man die gute ſchöne Louiſe mit ihrem Kinde am Fenſter ſah, ſo glaubte man an Güte der Großen, an Menſchlichkeit, Liebe und Tugend. Und dann ſie ſelbſt. Ihre Hoheit iſt reine Natur; wer konnte etwas gebieteriſches darin finden, und doch gebot ſie über Aller Herzen. Sie erzeugte die innigſte Verehrung, ohne imponiren zu wollen; und wäre ſie in der ärmſten Hütte geboren, ſie wäre dennoch Königinn.

Wer erinnert ſich nicht gern des traulichen Verhältniſſes unter dieſem erhabenen Paar. Der König ſprach: Meine Frau. Die Königinn ſagte: Mein Mann! und beide lebten im frohen, einzig beglückenden Genuß häuslicher Freuden, wie ein liebendes Ehepaar, auf dem Throne oder im ſchlichten Bürgerhauſe, leben muß. Vielleicht hat nie ein populärerer Fürſt gelebt, als Friedrich Wilhelm der Dritte, vielleicht nie eine trefflichere Königinn, als Louiſe.

Warum muß doch das Gute hienieden ſo oft unter des Unglücks Bürde ſeufzen? Hoffnung! Hoffnung! Es wird einſt beſſer!

Der Miniſter, Baron von Stein.

Auf dieſer Reiſe ſah ich dieſen Mann zum erſten Male, und ich freue mich herzlich, daß ich ihn ſah. Es war zu Marienburg, in der Nacht vom 25ſten zum 26ſten September.

Er ging zum Könige nach Memel, um ſein großes Amt zu übernehmen. Wer ihn genauer kennt, nennt ihn einen unerſchütterlich feſten Mann von eiſerner Thatkraft und Beharrlichkeit.

Gebe das Schickſal ihm Geſundheit und frohe Lebensdauer! Der Preußiſche Staat und deſſen Beherrſcher entbehrten ſeit Herzbergs Tode, (mit wenigen Ausnahmen) nur zu gewiß der regen feſten Kraft; ſie nur kann wieder herſtellen, was die Laune des Zufalls und die Unſicherheit zu Boden warf.

Daß der König dieſen Mann zu dem bedeutenden Poſten wählte, iſt wohl unſtreitig der redendſte Beweis für ſeinen beſſern Willen, für ſeine Vatertreue. Bei dem Gedanken daran dürfen wir mit Zuverſicht eine glückliche Zukunft hoffen.

Nachſchrift. Jetzt (Ende Oktobers) hat der Miniſter debutirt.

Das Edikt, welches die Rechte des Bürgers erhöht, übermäßige Vorrechte des Adels aufhebt und Leibeigene zu freien Menſchen macht, iſt ſein erſtes Werk. Die Erwartungen ſind dadurch ſchon zum Theil erfüllt.

Aus dieſem Edikte ſelbſt müſſen mehrere wohlthätige Veränderungen hervorgehen. Das iſt ganz klar.

Zum Beiſpiel. Der Güterbeſitzer genoß ſonſt die Kantonfreiheit für ſeine Kinder. Dieſe Exemtion wird und muß in Zukunft dem Edikt zu Folge, aufhören. Denn der Bauer, welcher Geld beſitzt, wird ſich ankaufen; wären nun ſeine Söhne frei von der Verbindlichkeit, dem Staate als Soldaten zu dienen, ſo würde das eine furchtbare Ungerechtigkeit gegen die Mitglieder der anderer Stände ſeyn. In dieſem Falle würde der

Geldadel dominiren, wie es bisher der Geburtsadel that. Jedermann weiß aber, daß die Herrſchaft des erſten ſchrecklicher und verächtlicher zugleich als die des zweiten iſt und von jeher war.

Ferner, der Bauer kann in den Bürgerſtand treten, ſobald er Neigung dazu hat.

Welcher begüterte Landmann, der Söhne hat, wird ſich nicht in Kantonfreien Städten, als Berlin, Breslau u. a. m. niederlaſſen, wenn die Exemtion jener Städte fortdauert? Alſo auch ſie muß endigen. Und ſo wird denn auch in dieſer Hinſicht eine gemeinnützige Gleichheit der Pflichten wie der Rechte Statt finden.

Am unſchätzbarſten aber iſt der Gewinn für die Menſchheit, indem eine auf Barbarei des Alterthums gegründete Knechtſchaft aufgehoben wird. Nur die allgemeine Freiheit erzeugt das Große! Und alles dieß werden wir dem braven Miniſter Stein verdanken.

Ueber das Edikt, den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grund-Eigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe der Landbewohner betreffend.

De Dato Memel, den 9ten Oktober 1807.

Das erwähnte Edikt giebt einen ſchönen Beweis väterlicher Sorgfalt und Weisheit, welche die Schritte leitet, die zur Reorganiſation des Staats gethan werden, und läßt uns in eine freudige Zukunft blicken. Einige Erläuterungen werden daher die Leſer nicht ungern ſehen.

1) Sonſt waren nur Adeliche berechtigt, Güter zu kaufen, welche mit adelichen Rechten verſehen waren, und deshalb Ritter- oder adeliche Güter, Güter zu adelichen Rechten genannt wurden. Mit dieſen Gütern war beſonders das Recht der Patrimonial-Jurisdiction verbunden, d. h. das Recht, die Guts-Unterthanen durch einen von der Juſtizbehörde geprüften Juriſten, in erſter Inſtanz richten zu laſſen. Bürgerliche konnten ohne ausdrückliche Königliche Erlaubniß, die nur bei wichtigen Gründen ertheilt wurde, dergleichen Güter nicht acquiriren. Gegenwärtig iſt dieſe Beſchränkung aufgehoben, und jeder Landes-Einwohner kann Güter

aller Art beſitzen. Es fällt alſo jeder Unterſchied zwiſchen adelichen und nichtadelichen Gütern gänzlich weg.

2) Dem Edelmanne war es nicht erlaubt, bürgerliche Gewerbe zu treiben; dieß iſt ihm jetzt erlaubt. Kein Bauer durfte in den Bürgerſtand übergehen, denn das allgemeine Landrecht verordnet ausdrücklich, Theil II. Tit. VII.

„Wer zum Bauernſtande gehört, darf, ohne Er„laubniß des Staats, weder ſelbſt ein bürgerliches „Gewerbe treiben, noch ſeine Kinder dazu widmen.“

Jetzt iſt der Uebertritt aus dem Bauernſtande in den Bürgerſtand und auch umgekehrt erlaubt.

3) Iſt die Freiheit ertheilt, Güter zu zertheilen, auch Bauerhöfe einzuziehen, mehrere zuſammen zu ſchlagen und ſie zu vergrößern. Dadurch iſt das Geſetz aufgehoben:

„Die Anzahl der bäuerlichen Beſitzungen auf dem „Lande ſoll weder durch Einziehung der Stellen „und der dazu gehörigen Realitäten, noch durch das „Zuſammenſchlagen derſelben vermindert werden.“

Es wäre hierbei allerdings zu befürchten, daß die Herrſchaften viele Bauern außer Beſitz ihrer Grundſtücke ſetzen würden; allein das Edikt verordnet, daß eine ſolche Einziehung bäuerlicher Beſitzungen nicht ohne Mitwiſſen der Kammern geſchehen ſoll, und es iſt alſo dadurch dieſem Beſorgniß begegnet.

4) Lehnsverbindungen, Familien- und Fidei-Commiß-Stiftungen können mittelſt Familienſchluſſes beliebig abgeändert oder aufgehoben werden.

5) Vom Tage des Edikts an hört für alle Unterthanen

nen, welche ihre Güter erblich oder eigenthümlich, oder erbzinsweiſe, oder erbpächtlich beſitzen, die Unterthänigkeit auf:

> es kann fernerhin kein Unterthänigkeits-Verhältniß mehr entſtehen; von Martini 1810 an hört alle Erbunterthänigkeit gänzlich auf.

Die harten Verordnungen des allgemeinen Landrechts werden alſo künftig ad obsoleta gehören, wenn es heißt:

> „Kinder unterthäniger Aeltern werden derjenigen Herrſchaft unterthan, welcher die Aeltern zur Zeit der Geburt unterworfen waren."
>
> „Perſonen weiblichen Geſchlechts, welche einen unterthänigen Mann heirathen, treten in die Unterthänigkeit, zu welcher dieſer verpflichtet iſt."
>
> „Perſonen des Bauernſtandes, welche ein zur Unterthänigkeit verhaftetes Gut, ohne ſchriftlichen Vorbehalt ihrer perſönlichen Freiheit, übernehmen, treten dadurch in die Unterthänigkeit der Guthsherrſchaft."

Die vorzüglichſten Geſetzesſtellen des allgemeinen Landrechts, welche die bisherige Unterthänigkeit beſtimmten, ſind folgende:

> „Unterthanen werden, außer der Beziehung auf das Gut, zu welchem ſie geſchlagen ſind, in ihren Geſchäften und Verhandlungen als freie Bürger des Staats angeſehen."

Alſo perſönliche Leibeigenſchaft fand nicht Statt, auch der Unterthänige hatte facultatem standi coram judicio, und konnte gültige Verbindlichkeiten eingehen, aber, heißt es im allgemeinen Landrecht ferner:

> „Unterthanen dürfen das Gut, zu welchem ſie

„geſchlagen ſind, ohne Bewilligung ihrer Grund-
„herrſchaft nicht verlaſſen.“

Sie durften alſo ſich nicht aus dem Unterthänigkeits-Verhältniß durch Uebernahme anderer Gewerbe befreien.

Ferner verordnete das Geſetz:

„Die Kinder aller Unterthanen, welche in frem-
„de Dienſte gehen wollen, müſſen ſich zuvor der
„Herrſchaft zum Dienen anbieten.“

„Verlangt die Herrſchaft die Dienſte eines ſol-
„chen Unterthanenkindes nicht, ſo kann ſie ihm
„den Erlaubnißſchein zum Auswärtsdienen nicht
„verſagen.“

„Kinder der Unterthanen können ohne ausdrück-
„liche Erlaubniß der Gutsherrſchaft zur Erler-
„nung eines bürgerlichen Gewerbes oder zum
„Studieren nicht gelaſſen werden.“

Wenn ſo alle Einſchränkungen weggeräumt werden, welche der Entwickelungs-Fähigkeit der Staatsbürger in den Weg traten, dann muß der Staat durch neues Leben bald die Wunden heilen, welche die Geißel des Krieges ihm ſchlug.

Königliche Kabinetsordre, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit u. ſ. w. betreffend.

Mein lieber Geheimer Ober-Finanzrath von Borgſtede! In dem Königreich Preußen iſt die Leibeigenſchaft, Erbunterthänigkeit oder Gutspflichtigkeit der Domänen-Einſaſſen ſchon vom König Friedrich Wilhelm aufgehoben worden. Ich habe dieſe Anordnung beſtätiget, und will dieſelbe nunmehro auf alle Meine Staaten dergeſtalt ausdehnen, daß auf Meinen ſämmtlichen Domänen, mithin auch in Pommern und in der Neumark, ſchlechterdings keine Eigenbehörigkeit, Leibeigenſchaft, Erbunterthänigkeit (glebae adscriptio) oder Gutspflichtigkeit vom 1ſten Junius 1799 Statt finden, und die daraus unmittelbar entſpringenden Verbindlichkeiten auf Meine Domänen-Einſaſſen in Anwendung gebracht werden ſollen. Ich erkläre ſolche vielmehr hiermit vom 1ſten Junius dieſes Jahres an ausdrücklich für frey, von allen der Erbunterthänigkeits-Verbindung anhängenden geſetzlichen Folgen unabhängige Menſchen, in der Art, daß ſie auch von dem Geſindezwange und Loskaufgelde beim Verziehen entbunden werden. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß die aus dem Beſitz eines Grundſtücks, oder aus einem Vertrage entſtandenen Verpflichtungen, ſie beſtehen nun in Geld, oder Natural-Dienſtleiſtungen, hierdurch keinesweges erlaſſen, oder aufgehoben werden. Dieſe Meine Willensmeinung habt Ihr in Pommern ꝛc. daſelbſt überall und ins beſondere auf Meinen Domänen zur Wiſſenſchaft bringen zu laſſen, und ſämmtliche, ſowohl Kameral- als Juſtiz Behörden darnach in der Art zu inſtruiren, daß derſelben überall auf das genaueſte nachgelebet werde. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Memel, den 28ſten Oktober 1807.

Friedrich Wilhelm.

Ueber die Kreditſyſteme der adelichen Gutsbeſitzer und deren nothwendige Modification für die jetzigen Zeit-Umſtände.

Es war eine glückliche Idee, um den Grundbeſitzern ſchnell aufzuhelfen, als man nach dem ſiebenjährigen Kriege anfangs in Schleſien, dann in den übrigen Provinzen die Kreditſyſteme einführte. Es wurden durch die mit dieſer Einrichtung verbundene Sicherheit den Grundbeſitzern zu mäßigen Zinſen bedeutende Summen verſchafft, welches ſie in den Stand ſetzte, ihre Wirthſchaften in blühenden Zuſtand zu ſetzen und den Ackerbau ſchnell auf die mögliche Stufe ſeiner Vollkommenheit zu heben. Jedoch, durch die Leichtigkeit, ſich Gelder zu verſchaffen, mag auch mancher Grundbeſitzer größere Summen zu anderen Zwecken verwendet haben, und ſo, ſtatt durch die genannte Einrichtung in Wohlſtand zu kommen, in Schulden und Armuth verſunken ſeyn. Allein was beweiſet der Mißbrauch einer Sache für ihre Schlechtheit? die Abſicht dabei war gut, und konnte allerdings zum Wohl der Grundbeſitzer erreicht werden. Von dieſer Seite alſo läßt ſich nichts über dieſe Einrichtung ſagen.

Unterſuchen wir indeß dieß Weſen und die nothwendigen Folgen des Inſtituts der Kreditſyſteme genauer, ſo werden wir bald finden, daß ſie einen anderen nachtheiligen Einfluß äußern müſſen. Es gab, und wird nach wieder hergeſtellter Ruhe kein ſichereres Mittel geben, Geld gegen ſolche Zinſen unterzubringen, als wenn man dafür Pfandbriefe kauft. Eine Hypothek auf Grund und Boden iſt doch unſtreitig ſicherer, als irgend ein anderes Unterpfand, und die Sicherheit der Pfandbriefe vor allen andern Hypotheken-Inſtrumenten wird noch durch die Garantie der ſämmtlichen verbundenen Gutsbeſitzer, und dadurch vermehrt, daß die landſchaftlichen Vereine nur auf die durch die genaueſte Ausmittelung eruirter Taxen, die Hälfte des Werths darleihen.

Ein Pfandbrief iſt alſo in jedem Fall einem bloßen Hypotheken-Inſtrumente vorzuziehen; nicht allein ſeiner anerkannten Sicherheit wegen, ſondern auch deßhalb, weil er der Gefahr überhebt, ſich in einen Koncurs einlaſſen zu müſſen, vor dem ſich jeder Kapitaliſt mit Recht fürchten muß. Er entbehrt während deſſelben nicht nur des Kapitals und der Zinſen oft auf mehrere Jahre, ſondern er iſt auch der Beſorgniß hingegeben, am Ende einen Theil davon zu verlieren, den die Gerichtskoſten verzehrt haben.

Die Sicherheit, welche die Pfandbriefe leiſten, iſt alſo außerordentlich, und kann nur dann gefährdet werden, wenn ein feindlicher Einfall ganze Provinzen verwüſtet, und ſo die Garantie ſämmtlicher Grundbeſitzer angegriffen wird. Doch in ſolchen Zeiten iſt jede Hypothek unſicher, und ſie gehören ja zu den außerordentlichen Fällen, vor denen ſich niemand ſchützen kann, wer nicht ſein Geld etwa im Kaſten verwahren will, und auch da kann es ſammt dem Kaſten eine Beute des Siegers werden.

Die

Die große Sicherheit nun, welche Pfandbriefe dem Darleiher gewähren, iſt es, welche die Kredit-Syſteme zu einer nachtheiligen, ſtaatswirthſchaftlichen Maßregel zu machen ſcheint.

Den Regeln der National-Oekonomie gemäß, ſollen Acker-Produktion (Ackerbau u. ſ. w.) Fabrikazion und Handel nicht vorzugsweiſe, das eine von dem andern, begünſtigt werden, ſondern die Regierung ſoll es der Natur überlaſſen, wie nach der individuellen Lage des Staats ſich die Kapitale der Nation auf dieſen oder jenen Zweig des bürgerlichen Gewerbes vertheilen werden. Es wird alsdann gewiß für die beſte Anwendung der Kapitals-Maſſe einer Nation geſorgt ſeyn, wenn ihrer Benutzung keine Feſſeln angelegt ſind, und jeder wird von ſeinem Kapital die ihm, und hierdurch auch dem Ganzen, vortheilhafteſte Anwendung machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Regierung wachen muß, daß dieſe Anwendung nicht widerrechtlich und alſo den Staatsbürgern nicht ſchädlich werde.

Wenn nun die Natur der Sache dieſen Grundſatz uns finden läßt, ſo iſt es doch offenbar ihm entgegen gehandelt, wenn man den adelichen Grundbeſitzern eine Einrichtung zu machen erlaubt, welche ihnen allein eine große Maſſe Geldes verſchaffen muß, welche nun gezwungener Weiſe, d. h., durch eine poſitive Maßregel der Regierung ihnen zuſtrömt, während ſie ſonſt in die Kaſſe des Manufacturiers oder des Kaufmanns fließen würde, welche ſie vielleicht beſſer zur Vermehrung des National-Reichthums benutzen würden.

Wir ſehen auch hier, wie die Regierung durch jede poſitive Verordnung über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände die Natur verändert, und die Folgen, welche aus einer noch ſo guten Verordnung entſtehen, nachtheilig ſeyn können, oft gar nicht abzuſehen ſind. Dagegen ſind wir der Meinung, daß in Hinſicht der Art und Weiſe, wie das Privat-Vermögen der Staatsbürger benutzt werden ſoll, ihnen allein die Sorge dafür zu überlaſſen iſt, wenn man für das Ganze am beſten und wohlthätigſten wirken will. Wir ſind hier ganz einverſtanden mit den Kaufleuten jener Franzöſiſchen Handelsſtadt, welche ihrem Premier-Miniſter auf die Frage: was er für ſie thun ſolle? antworteten, ſie hätten nur die einzige Bitte, er möchte ſich gar nicht um ſie bekümmern. Dann gedeihet National-Wohlſtand am beſten. Er gleicht überhaupt einer zarten Pflanze, welche krank und bleich wird, wohl gar verdorret, wenn man ſie zu oft berührt. In Gottes freier Luft, unter den erwärmenden Stralen ſeiner Sonne gedeihet ſie am beſten, wächſt zu ihrer eigenthümlichen Höhe, trägt herrliche duftende Blüthen und reichliche Früchte.

Doch wir kommen auf die Modificationen, denen wir, unſern ſo eben aufgeſtellten Grundſätzen gemäß, die beſtehenden adelichen Kreditſyſteme unterworfen zu ſehen wünſchen.

Kreditſyſteme beſtehen gegenwärtig in Oſt- und Weſtpreußen, Pommern, Schleſien, der Kur- und Neumark. Der dem Preußiſchen Staate verbliebene Theil von Magdeburg hat dieſes Inſtitut nicht, dagegen aber iſt die abgetretene, jenſeits der Elbe liegende Altmark im Verein der Kurmark eingeſchloſſen. Ob nicht ohne dieß ſich dieſe Provinz trennen müßte, da ſie zum Auslande gehört, iſt eine andere Frage. Man könnte dafür und in jedem Falle den Zieſarſchen und Luckenwaldeſchen Kreis, als den dieſſeits der Elbe gelegenen Theilen von Magdeburg, zur Kurmark ſchlagen. So wäre das Kredit-Inſtitut eine allgemeine Staats-Einrichtung im Preußiſchen. Dagegen müßte es auf alle Grundbeſitzer, weß Standes ſie auch ſeyn mögen, gleichviel, ob in Städten oder auf dem platten Lande ausgedehnt werden. Das Edikt vom 9ten Oktober 1807 wegen erleichterten Beſitzes des Grund-Eigenthums ſcheint dieß ohnehin nothwendig zu machen; denn, wenn es Leuten bürgerlichen und bäuerlichen Standes erlaubt iſt, Rittergüter zu erwerben, ſo wäre es doch ſonderbar, wenn bloß adeliche Grundbeſitzer in den Kreditſyſtemen verblieben. Dieſe erſte Modifikation ſcheint daher von ſelbſt zu folgen. Allein wir wünſchten auch auf ſtädtiſche Grundbeſitzer, nach denſelben Grundſätzen, das Inſtitut der Kreditſyſteme ausgedehnt zu ſehen; denn was ſoll der ländliche Grundbeſitzer vor dem ſtädtiſchen für einen Vorzug haben? Auch verdienen die Grundbeſitzer in den Städten, nach Beendigung dieſes Krieges, gewiß der Unterſtützung ſo ſehr, als die auf dem Lande; ja ſie ſind vielleicht noch unglücklicher geworden! Wann wird überhaupt jener ſchneidende Unterſchied zwiſchen Stadt und Land aufhören, jener Ueberreſt alter Barbarei, wo man hinter Mauern Schutz und Freiheit ſuchen, wo man ſich darin einſperren mußte, um vor den Räubereien und Befehdungen des Adels ſicher zu ſeyn. Dieſe Zeiten der Barbarei ſind dahin; nur der Unterſchied zwiſchen Stadt und Land, die Mauern, welche beide von einander trennen, ſtehen noch da, ein Denkmal vergangener Tage! Der Tag, an welchen dieſe Mauern ſtürzen, und gleiche Abgaben, gleiche Rechte Stadt und Land zu Einem Brudervolke verbinden, muß der denkwürdigſte Tag in unſerer Staatsgeſchichte werden! Es bedarf dazu freilich nicht viel mehr, und wir leben der feſteſten Hoffnung, daß unſere Augen ihn noch ſchauen werden den Tag des allgemeinen Heils, der allgemeinen Freude! Friedrich Wilhelm, der ſo eifrig das Gute will, er wird es nicht verhindern; ſeine Diener, die ſo human denken, wovon wir bereits die Beweiſe in Händen haben, ſie werden eilen, eine Maßregel vorzuſchlagen, die mit ſo großem Glück begleitet ſeyn muß.

Wenn man ſo für alle Grundbeſitzer ein allgemeines Pfand-Kreditſyſtem eingeführt hat, dann erlaube man den Fabrikanten und Kaufleuten, für ſich eine gleiche Einrichtung zu machen. Es mag ſich eine gewiſſe Anzahl verbinden, und den Theilnehmern ihres Vereins, unter gemeinſchaftlicher ſolidariſcher Garantie, für gewiſſe von ihnen zu beſtimmende Summen, Kreditbriefe, gleich den Pfandbriefen der Grundbeſitzer, ausſtellen. Der Handelsſtand kann am beſten den ſicher zu ertheilenden Kredit ſeiner Genoſſen beurtheilen, und ſolche Handels-Billets müßten bald die Sicherheit und den Werth der Pfandbriefe erhalten.

Kurz, der Vortheil von dergleichen Kreditſyſtemen erſtrecke ſich über alle Gewerbe, ihn erndte der Grundbeſitzer ſo gut als der Fabrikant und der Kaufmann, und der allemeine Nutzen wird ſich bald durch die wohlthätigſten Folgen überall äußern. Beſonders nach dem beendigten Kriege iſt es nothwendig, allen Gewerben neues Leben, neuen Flor zu verſchaffen. Eine

Einrichtung alſo, welche dahin wirkt, muß nicht anders als höchſt erfreulich für alle Theilnehmer ſeyn, jeder Patriot muß ihre Ausführung wünſchen! Möchten wir das Organ dieſer Vaterlandsfreunde ſeyn!

Anerkennung der Bürgertreue.

Die Stadt Colberg ſollte 180,217 Rthlr. Kriegs-Contribution bezahlen; da ihr dieß nach den ſchon ausgeſtandenen Drangſalen ſehr hart fiel, ſo wandten ſich die Stadt-Aelteſten an Se. Majeſtät den König von Preußen, und erhielten darauf folgendes Schreiben:

„Se. Königl. Majeſtät von Preußen ꝛc. ꝛc. geben den verordneten Stadt-Aelteſten zu Colberg: Dreſow, Zimmermann, Nettelbeck und [illegible], auf das unter dem 11ten dieſes Monats eingereichte Geſuch: um Befreiung von Bezahlung der ausgeſchriebenen Kriegskontribution hierdurch zu erkennen, daß dem ſtrengen Rechte nach, zwar die Stadt Colberg, dem Beitrage zur Kontribution der Provinz, ſich nicht würde entziehen können, da letztere in dem Frieden hat übernommen werden müſſen, daß aber die Treue und Ausdauer, welche die Bürgerſchaft zu Colberg in der ehrenvollen Vertheidigung der Stadt bewieſen hat, und die willig gemachten Aufopferungen derſelben eine Ausnahme von der Regel fordern, und Höchſtdieſelben daher beſchloſſen haben, daß der auf die

Stadt fallende Kontributions-Antheil von der Provinz übertragen werden ſoll. Sr. Majeſtät geben ihrer treuen Bürgerſchaft mit Vergnügen dieſen erſten Beweis Ihrer Erkenntlichkeit, und haben dem gemäß zugleich den Geheimen Ober-Finanzrath von Borgſtede dato angewieſen, ſofort alle ferneren Aufforderungen an die Bürgerſchaft einſtellen zu laſſen.

Memel, den 21ſten October 1807.

Friedrich Wilhelm.

Grundlinien zur Reorganiſation der Armee eines ſich wieder konſolidirenden Staats.

(Berlin, 1807. 61 S. in 8.)

Unter dieſem Titel legt ein Preußiſcher Ex-Officier den Preußiſchen Patrioten ſeine Bemerkungen zur Beherzigung vor.

Der Verfaſſer gehört zu denen, welche das Unglück des letzten Krieges in der fehlerhaften Organiſation des Heeres ſuchen, und die von Verbeſſerung der Maſchine alles Glück und Heil hoffen, ohne auf das primum movens, die Handhabung der Maſchine, ihr Augenmerk zu richten, welches denn doch der wichtigſte Punkt zu ſeyn ſcheint.

Alle dieſe Herren ſind ſo ungerecht, von den Talenten der feindlichen Feldherren, der großen Ueberzahl der feindlichen Heere, der durch funfzehnjährige Uebung erlangten Geſchicklichkeit nicht zu ſprechen. Der Krieg lernt ſich doch nur im Kriege; es iſt Pflicht jeder Regierung, ihn zu meiden, ſo lange es möglich iſt, und ein wahrer Vaterlandsfreund kann doch wohl nicht wünſchen, daß unaufhörliche Kriege auch uns in den Stand geſetzt hätten, in dem beendigten Kampfe Lorbeern zu erringen. Dieſe Ehre würden wir dann freilich theilen, aber Tauſende von unſeren Brüdern lägen auf den Schlachtfeldern begraben, mit Blut wären auch unſere Felder getränkt und die Erynnien hätten ihre gräuliche Schlangenbrut auch über unſere friedliche Hütten geſchwungen, während unſere Nachbarn unter ihren Streichen erſeufzten. So vieles Gute wäre verhindert, ſo viel rein Menſchliches nicht geſchehen. Iſt etwa das Menſchengeſchlecht nur dazu da, ſich gegenſeitig zu morden? Wehe dem Lande, wo dieſe Maxime geltend gemacht wird!

Der Verfaſſer nennt die bisherigen militäriſchen Uebungen unſerer Soldaten ein bloßes Marionettenſpiel, und trägt dann ſeine Verbeſſerungen vor.

Den Anfang macht eine Kritik der Artillerie, wo der Verfaſſer Seite [illegible], behauptet, daß die Preußiſche berittene Artillerie nicht geſchwinder fortkommen könne, als die Fuß-Artillerie. Männer von Metier mögen dieſe Behauptung würdigen, uns iſt ſie paradox. Dieſe ſchlechte Artillerie zu verbeſſern, will der Verfaſſer eine Erwerbſchule errichten, um dadurch dem Soldaten zum Erwerb Gelegenheit zu verſchaffen, damit er nicht, wegen ſeiner Hülfloſigkeit verachtet, nahrungslos ſich umhertreibe. Die Idee iſt ganz gut, wir können aber nicht in die ungeheuern Erwartungen einſtimmen, welche der Herr Verfaſſer ſich davon verſpricht.

Alsdann will der Verfaſſer das Konſkriptions-Syſtem eingeführt wiſſen und verlangt, daß die ganze wehrhafte Maſſe der Nation ſich ſonntäglich in den Waffen übe. Elementarſchulen ſollen die Jugend zweckmäßig bilden, und zu dem Unterricht, der darin ertheilt wird, müſſen die Aeltern ihre Kinder hinzugeben verpflichtet ſeyn, und von Staats wegen dazu angehalten werden.

Was der Verfaſſer hiervon und von der Achtung ſagt, in welche man die Schulmeiſter einſetzen müßte, iſt ſehr wahr; aber alle dergleichen Projekte ſcheitern an dem Geldaufwande, der dazu erforderlich iſt.

Von der Anſchaffung der Mittel zu beſſerer Dotirung der Lehrer muß dieſe Verbeſſerung beginnen. Durch dieſe Schulen will der Verfaſſer auch den Staat in den Stand ſetzen, von den Fähigkeiten ſeiner Konſkribirten ſich zu unterrichten. Jedes Individuum ſoll dann vom 16ten bis zum 25ſten Jahre Kriegsdienſte thun und ſich in dieſer Zeit den nöthigen Waffenübungen unterziehen. Dann zeigt der Verfaſſer, daß, wenn die Jugend an allen Sonn- und Feſttagen in den Waffen geübt würde, ſie eine eben ſo gute militäriſche Dreſſur erlangen müßte, als unſere Beurlaubten ſie erhalten haben, die auch nicht längere Zeit in den Waffen geübt wurden. Das Exerziren der Jugend ſoll durch Exerzier-Meiſter geſchehen, die der Staat in beſonderen Seminarien bilden läßt. Dann und wann ſollen Waffenübungen im Großen mit 20 bis 60,000 Mann angeſtellt werden. Der Konſkribirte ſoll für Konſervation der Waffen, welche die Regierung giebt, ſorgen, ſich Pulver und Blei zu den ſonntäglichen Uebungen ſelbſt anſchaffen, und ſeine Kleidung, bei der die Regierung nur die als die zweckmäßigſte erkannte Form vorſchreibt, ſich machen laſſen.

Die Artilleriſten will der Verfaſſer beſonders unterrichten laſſen, indem ihnen wiſſenſchaftliche Kenntniſſe unentbehrlich ſind.

Die Officiere ſollen in den Kriegsſchulen gebildet werden, und nur nach ſtrengen Prüfungen in dieſen Poſten angeſtellt werden. Es iſt allerdings wahr, daß es unzweckmäßig, aber durch den Urſprung unſeres Kriegsweſens völlig erklärbar iſt, wie man alle andere Staatsbeamte prüft, ehe man ſie im Dienſte des Staats anſtellt, und dieß beim Militär gänzlich vernachläſſigt, wo denn doch eben ſo gut beſondere Kenntniſſe erfordert werden.

Im Falle des Krieges ſoll die Streit-Maſſe durch Telegraphen zuſammen berufen werden, um ſich ſchnell an ihren Verſammlungs-Orten einzufinden.

Zuletzt giebt der Verfaſſer noch eine Berechnung der Koſten, welche eine Armee von 300,000 Mann, die nach ſeiner Art eingerichtet iſt, auf dem Friedensfuß erfordert, und ſchlägt dieſe auf 4½ Million Thaler an; die Preußiſche Armee von 250,000 Mann koſtete über 16 Millionen Thaler. Dieſe Koſten laſſen ſich indeß noch vermindern, wenn man die Hauptleute der Artillerie, welchen der Verfaſſer 2000 Rthlr. Gehalt bewilligt, mit den Hauptleuten der Infanterie und Kavallerie, welche nur 1000 Rthlr. beziehen ſollen, gleich ſetzt. Vielleicht hat der Verfaſſer ſich einen Hauptmanns-Poſten bei der Artillerie, (denn von dieſem Metier ſcheint er zu ſeyn,) auserleſen, und zugleich auf ſeine anſtändige Beſoldung Rückſicht genommen, ſonſt wüßte man nicht dieſen anſehnlichen Vorzug des Artillerie-Kapitäns zu deuten. Die Rückſicht, daß der Artilleriſt wirkliche Kenntniſſe zu ſeinem Fache braucht, kann der Grund davon nicht ſeyn, denn der Infanteriſt und Kavalleriſt ſoll ſich in der Militärſchule ja auch Kenntniß erwerben. Wenn dieſe Reduction des Militärs anwendbar wäre, ſo müßte jede Regierung dem Verfaſſer ſein Arkanum theuer bezahlen, und wir würden ihm rathen, es allen Europäiſchen Höfen in verſiegelten Zetteln anzubieten. Der Käufer hätte dabei gewiß Vortheil, und der Verkäufer würde ſich auch wohl befinden.

Uebrigens iſt der Verfaſſer eben ſo unedel als alle diejenigen, welche jetzt auf den unglücklichen Militärſtand ſchmähen. Am ärgſten ſind die, welche ehemals zu dem Stande gehörten, und ſich jetzt freuen, zu rechter Zeit ſich aus dem Staube gemacht zu haben. Ich glaube, daß der Verfaſſer der beurtheilten Schrift zu dieſen gehört.

Züge der Tapferkeit im Preußiſchen Heere, während des Krieges 1806 und 1807.

1.

In den blutigen Schlachten bei Jena und Auerſtädt bewieſen viele Preuſſen, daß ſie des alten Ruhms derſelben noch würdig wären. Vorzüglich zeichneten ſich mehrere Officiere der Artillerie rühmlich aus. Unter mehreren derſelben will ich nur des Einen erwähnen.

Mit ſeiner Batterie ſtand er im Anfange der Schlacht en ordre de bataille. Bald avancirte er, damit er dem Feinde größern Schaden thun könne, demontirte mehrere feindliche Kanonen, auf die ſein Geſchütz ſelbſt zu richten, er nicht der Mühe unwerth hielt, und ſchützte dadurch die ihm zunächſt befindlichen Truppen vor der Wirkung des ſtarken feindlichen Feuers. Er hielt ſich nicht nur auf dieſem Poſten, ſondern avancirte noch mehr, bemerkte aber endlich mit Schrecken, daß ſich die ſämmtlich hinter ihm befindlichen Truppen ſchon ſehr weit zurück gezogen hatten. Er theilte dieſe Bemerkung ſeinen Artilleriſten mit, gab den Befehl, ſich langſam zurückzuziehen; aber — nun ergriff auch dieſe, die bisher mit einer ununterbrochenen Anſtrengung, mit Verachtung des Todes, ihrer Pflicht nachgekommen waren, ein paniſches Schrecken, ſie ſtürzten der bereits zurück geflohenen Infanterie nach, und der brave Officier hatte die unſäglichſte Mühe, ſie nur noch ein Mal zum Stehen zu bringen, um die mit Gewalt andringende Kavallerie des Feindes nur von dem zu ſchnellen Verfolgen der retirirenden Truppen abhalten zu können; nachher ergriff auch dieſe Artilleriſten der Strudel der Verwirrung, und Gefangenſchaft ward ihr Loos, aus der ſich jedoch der brave Offizier noch glücklich gerettet hat.

2.

Als ein Theil des Preußiſchen Reſerve-Corps unter dem Kommando des Herzogs Eugen von Würtemberg in der größten Unordnung am 17ten October 1806 durch Halle flüchtete, poſtirte ſich ein Grenadier des Bataillons von Schmeling an die Ecke des Marktplatzes und der Brüderſtraße, ſtreckte durch ſieben Schuß eben ſo viele Chaſſeurs zu Pferde, welche einzeln gegen ihn heranſprengten, todt nieder, und verwundete nachher vier andere tödtlich, ohne zu bemerken, daß er von etlichen 20 Franzöſiſchen Infanteriſten umringt war. Als er es endlich gewahr wurde, und die Unmöglichkeit, ſich ferner zu vertheidigen oder aus der Gefangenſchaft zu retten ſah, kehrte er ſein Gewehr um, ſtürzte ſich auf die ihn umringenden Feinde, tödtete und verwundete noch mehrere mit Kolbenſchlägen, und ſtarb, indem zwanzig Bajonette ſeine Eingeweide durchwühlten, den ſchönen Tod eines Helden. Wer nennt den Namen dieſes Braven, der unſern Kindern und Enkeln als Muſter genannt werden ſoll?

3.

Das Regiment Fußjäger hat ſich, wie unbeſtritten iſt, bei allen Gelegenheiten, und insbeſondere bei **Lübeck** und **Danzig**, aufs ruhmvollſte ausgezeichnet. Folgendes Faktum liefert einen ſchönen Beweis, welcher nachahmungswürdige Geiſt in dieſem Corps herrſchte. — Zwanzig Fußjäger ſahen ſich bei dem Rückzuge des Würtembergiſchen Corps durch **Halle** abgeſchnitten, und es blieb ihnen nur die Wahl zwiſchen Tod oder Gefangenſchaft. Sie beſchloſſen einmüthig, ſich dem erſtern zwar zu weihen, aber wenigſtens noch ſo viel Feinde als möglich mit ins Reich der Schatten zu nehmen.

Zu dem Ende poſtirten ſie ſich vor dem Steinthore bei **Halle** hinter einem Gartenzaun, tödteten und verwundeten durch unaufhörliches und ſchnelles Feuer wenigſtens einige hundert Mann, der in dichen Haufen und in der Nähe vorüberziehenden Franoſen, und ſanken dann, vereint ſterbend noch kämfend, jedoch ohne zu weichen, unter den mordenden Bajonetten der mit Uebermacht herandringenden Feinde.

4.

Man hat die heroiſche Aufopferung des Junkers **on Kleiſt**, vom Infanterie-Regiment **von Treſow**, der in der Schlacht bei **Halle** am 17ten Octoer 1806 mit ſeiner Fahne ſich in die Saale ſtürzte, lgemein bewundert; ein ähnlicher Fall ereignete ſich t der Kapitulation des unter dem Commando des ürſten zu **Hohenlohe-Ingelfingen** bei **Prenzu** gefangen genommenen Preußiſchen Armee-Corps.

Unter den Reſerve-Regimentern dieſes Corps bend ſich auch das Regiment Sr. Majeſtät des Königs, auf welches einige Regimenter feindlicher Kavallerie einſtürmten.

Der Junker von **Petersdorff**, in der Ueberzeugung, ſeine Fahne nicht retten zu können, zerbrach ſie ſelbſt in mehrere Stücke, und ſuchte dann mit den Reſten davon ſein Leben theuer zu erkaufen, wobei er mehrere gefährliche Wunden erhielt, aber doch ſeinen Zweck erreichte, daß die ihm anvertraute Fahne nicht die Beute der Sieger wurde.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich ein feindlicher Chaſſeur von einer ſo edelmüthigen Seite, daß er einer beſondern Erwähnung mit Recht verdient.

Er machte den Lieutenant von **Platen** von demſelben Regiment, nachdem er ihm mehrere Wunden beigebracht, zu ſeinem Gefangenen, und nahm ihm, nach dem conventionellen Recht des Stärkern, Börſe, Uhr, und was er ſonſt an Werth bei ſich hatte, als gute Beute ab.

Nach kurzer Friſt kehrte der Chaſſeur aus freien Stücken zurück, und fragte die auf einem Platz zuſammenſtehenden gefangenen Officiere: wo der junge Officier ſey, der von ihm verwundet und geplündert worden.

„Ich bin es!“ ſagte endlich der Beraubte.

„Nun, ſo nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück!“ rief der Chaſſeur: „ich habe Sie verwundet. Sie brau„chen es nöthiger als ich.“ Bei dieſen Worten warf er ihm Geld, Uhr und alles hin. Der Gefangene wollte davon keinen Gebrauch machen, aber alles Weigern half nichts, er bat ihn endlich, wenigſtens die Hälfte als Beute zu behalten, aber umſonſt, der Chaſſeur gab ſeinem Pferde die Spornen und eilte ſo ſchnell davon, daß er nicht einzuholen war.

5.

Wenn gleich in dem eben beendigten Kriege mehrere Officiere ſprechende Beweiſe der niedrigſten Feigheit gegeben haben mögen, ſo gab es doch auch mehrere, die nicht bloß ihrer Pflicht durch eigene Tapferkeit ein Genüge thaten, ſondern auch in der ihnen untergeordneten Mannſchaft den beinahe erloſchenen Funken der Vaterlandsliebe zur hohen Flamme emporſteigen machten und die Krieger mit Begeiſterung kämpfen ließen.

Unter mehreren Beiſpielen dieſer Art verdient der Herr von Krauſneck *) einer ehrenvollen Erwähnung. Dieſer Ehrenmann ſtand mit ſeiner Kohorte an den Ufern der Weichſel, um dem feindlichen Heere den Uebergang über dieſen Fluß verwehren zu helfen. Als er dieſe Poſition einnahm, verſammelte er ſeine Soldaten, denen er auch im Frieden ein ſtrenger, aber zugleich liebreicher Chef geweſen war, ſtellte ihnen vor, daß das unglückliche Vaterland und der König jetzt auf ſie vorzüglich ſein Augenmerk richte, ſeine Hoffnung ſtütze, forderte die etwanigen Feigen auf, ſich zu entfernen, und gebot ihnen, wie Seidlitz einſt ſeinen Reitern, ihn nieder zu ſtoßen, wenn ſie ihn auch nur einen Schritt weichen ſehen ſollten. Dieſe Anrede entflammte die Soldaten bis zur Begeiſterung; treu ihre Pflicht zu erfüllen, ſchwuren ſie feierlich, und vier volle Wochen hielten ſie ſich auf ihrem gefährlichen Poſten, ſtets kämpfend, nie weichend, bis der Uebergang über die Weichſel an andern Orten vom Feinde

---

*) Der Name war undeutlich geſchrieben.

forcirt war und ein Befehl des Heerführers ihnen den Rückzug gebot.

6.

Am 15ten November 1806 ertheilte der zu einer Expedition mit einem Detaſchement abgeſchickte Oberſte von Bülow dem Premier-Lieutenant von Sydow, des Dragoner-Regiments von Baczko, den Befehl, mit 30 Pferden den Feind zu recognosciren.

Der Lieutenant von Sydow rückte in dieſer Abſicht bis vor Bromberg vor, ohne etwas vom Feinde zu entdecken; unerwartet ward er aber nun von einem in dem Städtchen Schulitz zurückgelaſſenen Avertiſſementspoſten benachrichtigt, daß der Feind ihn in der linken Flanke von dem Soutien und Haupt-Detaſchement abzuſchneiden in Begriff ſey. Es geſchah dieß auch in der That ſo ſchnell, daß das Commando auf der einen Seite von dem in großer Anzahl anrückenden Feind abgeſchnitten, und auf der andern Seite von der Weichſel eingeſchloſſen, keinen Ausweg zum Rückzug übrig hatte.

Der Lieutenant von Sydow faßte aber ſogleich den Entſchluß, ſich auf demſelben Wege, den er gekommen war, wieder durchzuſchlagen, obgleich das Städtchen Schulitz ſchon mit drei Eskadrons feindlicher Kavallerie und mit mehr als 100 Mann Infanterie beſetzt war.

Er ſelbſt und die Unteroffiziers Mackrlat, Grottbuß, Mahrhold und Hoffert, ingleichen die Dragoner Letatis, Jantzon, Pietſch, Henning, Albatis, und der Trompeter Engler waren die erſten, welche ſich mit dem Degen in der Fauſt auf den Feind ſtürzten, die Glieder durchbrachen, alles, was ihnen

ihnen in den Weg trat, niederhieben, ſo ihren Kameraden den Weg bahnten, und ſolchergeſtalt das ganze Detaſchement retteten, obgleich das Soutien nicht raſch genug herbeieilen konnte, um ſolches aufzunehmen.

7.

Im Monat Dezember 1806 ging der Lieutenant von Schill mit einem Kommando von einem Unteroffizier, 17 Mann Infanterie und 5 Mann Kavallerie von Colberg ab, um in Golnow ein anſehnliches Depot von Mondirungsſtücken und einige dortige Königliche Kaſſen abzuholen.

Auf dem Wege dahin traf er auf eine Menge Schanzarbeiter und 120 mit Fourage beladene Wagen, die nach Stettin geſchafft werden ſollte.

Er zerſtreute die Bedeckung, und ſchickte Arbeiter und Wagen in ihre Heimath zurück.

Nun nahm er, ungeachtet der Nähe feindlicher Truppen, mehrere Kaſſen aus Naugarten, Greifenberg und Treptow in Empfang, und ſchickte ſie nach Colberg. Er ſelbſt aber ſetzte ſeinen Marſch nach Golnow fort.

Die Mondirungsſtücke waren aber ſchon fortgeſchafft und die Caſſen ſo eben von feindlichen Truppen abgeführt worden.

Der Lieutenant von Schill beſann ſich nicht lange, und ſetzte den Kaſſen ſogleich nach. Er holte ſie auch wieder ein und brachte ſie zurück.

Von feindlicher Seite war indeß ſein Vordringen in Erfahrung gebracht worden, und man traf ſogleich Anſtalt, ihn mit ungefähr 200 Mann zu umgehen und gefangen zu nehmen

Das von Schillſche Kommando hatte ſich auf dieſem Streifzuge durch mehrere von der Armee verſprengte Soldaten ſo verſtärkt, daß er ſich ohne Bedenken entſchloß, das Aeußerſte zu wagen, weil der Feind bereits auf Gülzow vorgerückt, und ihn dadurch der Rückzug abgeſchnitten worden war.

Er marſchirte alſo gerade auf Gülzow los, und überraſchte den Feind, der ihn noch in Golnow vermuthete.

Raſch und kühn griff er an, und durch ſeine verſtändige Dispoſition, indem er unter andern zur Dekkung ſeiner Infanterie auf deren beiden Flanken mit Stroh beladene Wagen hatte auffahren laſſen, zwang er den Feind, nach einiger Gegenwehr, ſich theils gefangen zu geben, theils die Flucht zu ergreifen.

Die Gefangenen übergab er nun einigen Leuten ſeines Commandos, und mit den übrigen verfolgte er den Feind, von dem ein Theil noch das Amt beſetzt hielt.

Nach dreimaligem fruchtloſen Verſuch, das Amt zu erſtürmen, zu dem nur ein ſchmaler Weg führt, der noch über dieß mit einem niedergelaſſenen Schlagbaum verſperrt war, und nachdem einige ſeiner bravſten Leute geblieben waren, gelang es ihm endlich, den Feind auch aus dem Amte zu treiben.

Nach dieſer Expedition kehrte er nach Colberg zurück, und brachte 20 Mann Gefangene, größten Theils Badenſche Soldaten, mehrere erbeutete Wagen und Pferde, eine Menge Armaturen und Geld mit.

8.

Der Lieutenant von Schierſtädt, vom Dragoner-Regiment Graf von Herzberg, war mit einem Commando von 60 Blücherſchen Huſaren und

50 Füſiliers gegen die über Schwetz vorgedrungenen Polniſchen Inſurgenten detaſchirt. Am 26ſten Januar 1807 erfuhr er, daß in Preußiſch Stargard 150 Inſurgenten angekommen wären, und er beſchloß, ſie ſogleich zu überfallen.

Er marſchirte alſo den 27ſten früh des Morgens aus, vor Stargard aber wurde er von einem feindlichen Detaſchement entdeckt. Er griff es ſogleich an, warf es, und die Preußiſchen Huſaren kamen mit den Flüchtlingen zu gleicher Zeit an die Stadt; die Inſurgenten hatten die Thore geſperrt, und empfingen die Huſaren mit einem lebhaften Musketenfeuer. Bald rückten jedoch die Füſilier heran, erſtürmten ein Thor, und hieben in der Stadt alles nieder, was ſich widerſetzte. Die Beute beſtand aus vielen Gewehren, zwei kleinen Kanonen und einigen 30 Pferden. Es wurden mehrere Gefangene gemacht.

Auf dem Rückmarſch wurde jedoch das Detaſchement von einem über 300 Mann ſtarken Inſurgententrupp unweit Dirſchau eingeholt und angegriffen, welchem die äußerſt ermüdeten Leute und Pferde keinen großen Widerſtand leiſten konnten. Der Feind nahm die Füſilier und einige Huſaren gefangen, auch gingen die beiden Kanonen wieder verloren.

Doch dieſer Vortheil war von kurzem Beſtand. Es war nähmlich überdieß noch der Oberſte von Schäfer vom Regiment Königinn Dragoner, mit 250 Pferden und einer Abtheilung von 300 Füſilier, unter dem Major von Chappuis auf dem Marſch nach Dirſchau, um die dort eingerückten Inſurgenten anzugreifen.

Er erreichte die Stadt unentdeckt, drang in ſeidige ein, und es wurden 100 Mann niedergehauen, auch ein Polniſcher Oberſter mit einigen Officieren und 87 Gemeinen zu Gefangenen gemacht. Sämmtliche kurz vorher gefangene Leute des von Schierſtädtſchen Detaſchements wurden wieder befreit, beide kleine Kanonen nochmals genommen, und dabei noch außerdem eine Kaſſe erbeutet. Preußiſcher Seits blieben zwei Huſaren und ein Jäger, verwundet wurden ein Officier und 15 Mann.

9.

Bekanntlich marſchirte das Corps des General-Lieutenants von L'Eſtocq Ende Januars 1807 in die Gegend von Graudenz, um dieſe Feſtung von dem damals aus 6600 Mann Infanterie und Kavallerie beſtehenden Heſſen-Darmſtädtiſchen Blockade-Corps zu befreien, und das unter dem General Dombrowski auf dem linken Weichſelufer vorgedrungene Inſurgenten-Corps zu vertreiben.

Zu dieſem Zwecke hatte ſich auch das unter Commando des Majors von Borſtell vom Regiment Garde du Corps ſtehende, größten Theils aus Garde du Corps, Huſaren und Koſacken beſtehende Kavallerie-Detaſchement am 27ſten Januar mit der unter dem General von Rouquette ſtehenden Abtheilung bei Preußiſch Mark in Verbindung geſetzt, von wo aus ſolches in zwei Abtheilungen, und zwar eine über Chriſtburg auf Marienwerder, die andere aber auf Rieſenburg vorrückte.

In der Nacht vom 27ſten auf den 28ſten Januar überfiel der bei dieſem Detaſchement angeſtellte Stabs-Rittmeiſter von Alvensleben, mit vieler Kühnheit und Entſchloſſenheit, ungeachtet er nur 20 Huſaren bei ſich hatte, die Stadt Marienwerder, in welcher noch eine feindliche Beſatzung von einigen 80 Mann war, hieb eine Anzahl davon nieder und nahm den Franzöſiſchen Oberſten Fonlerier, Chef des zweiten Franzöſiſchen Artillerie-Regiments, imgleichen zwei Officiere und etwa 70 Mann gefangen.

Der Major von Borſtell pouſſirte zugleich ein Detaſchement von 40 Pferden, unter Anführung des Premier-Lieutenants von Ledebur, Regiments von Reitzenſtein bis gegen Garnſee, und dieſer überfiel in der Nacht vom 28ſten auf den 29ſten Januar mit 20 ausgeſuchten Garde du Corps das Hauptquartier des die Blockade commandirenden Franzöſiſchen Diviſions-Generals Rouillet in Bialachowo, eine und eine halbe Meile von Graudenz. Mit Kühnheit und Bravour wurde dieß Unternehmen begonnen und auch glücklich zu Stande gebracht, obgleich die im Dorfe poſtirt ſtehende Kompagnie Heſſen-Darmſtädtiſcher Infanterie, völlig angezogen und bewaffnet, eben auszumarſchiren im Begriff war. Ohne zu ſchießen, wurde alles, was man antraf, niedergehauen, und in dem Edelhof ein Franzöſiſcher Oberſt-Lieutenant und ein Eskadrons-Chef, auch durch den Garde-du-Corps-Unteroffizier Köhnau im Dorfe, ein Adjudant des Generals Rouillere, der Heſſen-Darmſtädtiſche Kapitän, Prinz von Wittgenſtein, und noch ein Officier mit 21 Mann gefangen genommen. An Beute erhielt man 16 Pferde und die Equipage des Generals Rouillet, der ſich ſelbſt nur kurz zuvor entfernt hatte.

Ein von dem Major von Borſtell bis Freyſtadt vorpouſſirtes Detaſchement, welches den 29ſten

Januar früh gegen Rieſenburg zurück gehen ſollte, ſtieß unweit Freyſtadt auf eine Franzöſiſche Kavallerie-Patrouille von einem Offizier und 30 Pferden, welche in Schönberg geweſen war und nach Graudenz zurückgehen wollte. Der das Preußiſche Detaſchement führende Sekonde-Lieutenant von Romberg von der Garde du Corps griff ſolches auf der Stelle an, wobei 6 Mann niedergehauen und der Offizier mit dem Ueberreſte gefangen genommen wurde.

10.

Den 30ſten Januar 1807 detaſchirte der General-Lieutenant von Manſtein den Major, Graf von Chazot, mit 1100 Mann Infanterie, 190 Mann Kavallerie und zwei Kanonen gegen Preußiſch Stargard.

Auf dem Marſch erfuhr er, daß in Schöneck 300 Mann Polniſche Kavallerie ſtänden. Er wandte ſich alſo gleich dahin, ward aber von einer feindlichen Patrouille entdeckt, die von der Preußiſchen Kavallerie eingeholt und bis in die Stadt verfolgt wurde.

Die feindliche Kavallerie ward zwar gleich verſprengt, aber die dort befindliche Infanterie vertheidigte ſich lange aus den Häuſern. Endlich kamen unter dem Lieutenant von Linker die Schützen des Regiments von Courbiere herbei, und machten dem Gefechte ein baldiges Ende. Es wurden einige 40 Mann getödtet, eben ſo viele gefangen genommen und über 50 Pferde erbeutet.

11.

Am 30ſten Januar d. J. ſchickte der zu einem Detaſchement des Majors von Borſtell gehörende Rittmeiſter von Rawen von der Garde du Corps eine Patrouille von 15 Koſacken unweit Meve über die

Weichſel, welcher ein gemeiner Garde du Corps, Namens Weſſalowsky als Dollmetſcher und Begleiter beigegeben wurde. Man erfuhr, daß in Mewe 18 Inſurgenten befindlich wären, welche mit einem Kommiſſär Kontribution und Requiſition eintreiben wollten.

Weſſalowsky forderte die Koſacken auf, ihm nach Mewe zu folgen, um den Feind daraus zu vertreiben; da er ſich jedoch nicht ſogleich mit dieſen Leuten verſtändigen konnte, ſprengte er, um keine Zeit zu verlieren, allein nach der Stadt, worauf ihm 5 Koſacken in einiger Entfernung folgten. Es glückte ihm den Feind zu vertreiben, und den Polniſchen Kommiſſär nebſt drei Kavalleriſten gefangen zu nehmen, auch die zuſammengebrachten Vorräthe zu erbeuten.

12.

Bei dem Rückzuge des Kavallerie-Detaſchements unter dem **Major von Borſtell** von der Garde du Corps, im Rücken der Franzöſiſchen Armee, in forcirten Märſchen aus der Gegend von Marienwerder nach Königsberg, wurde der Garde du Corps Tiedemann allein nach einem Dorfe vorausgeſchickt.

Hier fand er zwei mit Plündern beſchäftigte Franzöſiſche Huſaren des vierten Regiments; plötzlich ſtürzte er auf ſie loß, und nahm beide, nach einiger Gegenwehr gefangen. Sie hatten den Dorfbewohnern bereits 900 Rthlr. baares Geld abgenommen, und Tiedemann gab ſolches den Eigenthümern auf der Stelle zurück.

13.

Als im Laufe des Krieges die Feſtung Graudenz blockirt wurde, forderte der die Blockade commandirende General den in der Feſtung commandirenden Preuſiſchen General von Courbiere auf, ſich zu ergeben, weil von Seiten des Königs von Preußen und der allirten Ruſſen kein Entſatz zu hoffen ſey.

General von Courbiere erwiederte auf dieſe Aufforderung, daß er die Wichtigkeit des ihm anvertrauten Platzes kenne, und er unter keiner Bedingung die Feſtung eher übergeben werde, bis es an Brot, Pulver und Eiſen fehlen werde. Dieſer Zeitpunkt dürfte aber noch lange nicht vorhanden ſeyn, und deßhalb verbitte er ſich das fernere Parlementiren.

Der vor der Feſtung commandirende General nahm dieſe Erklärung ſehr übel, und ſchrieb an den General von Courbiere einen etwas empfindlichen Brief. Dieſer Brief veranlaßte den General von Courbiere, in Begleitung eines Trompeters ſelbſt ins feindliche Lager zu reiten, um dort den General, von welchem der Brief war, in Perſon zu ſprechen, und ſich eine Auslegung des Briefes zu erbitten.

Da von Courbiere den General nicht gegenwärtig fand, ſo erklärte er den Anweſenden, daß er lediglich gekommen ſey, den Schreiber des ihm überſandten Briefes über deſſen Inhalt perſönlich zur Rede zu ſtellen, und daß er ſich deßhalb wohl noch ein Mal werde heraus bemühen müſſen.

Dieſe feine Erklärung war die Urſache, daß General von Courbiere einige Tage nachher einen höflichen Brief erhielt, worin er aufgefordert wurde, die Feſtung deßhalb zu übergeben, weil der König von Preußen ſchon jenſeits der Landesgrenzen ſey, und wahrſcheinlich zu regieren aufgehört habe.

Von Courbiere erwiederte auf dieſe Aufforderung: er müſſe die Nachricht bezweifeln, daß der König von Preußen die Regierung des Landes aufgeben würde. Wenn dieß aber auch für einen Augenblick der Fall ſeyn ſollte, ſo gedächte er doch die Feſtung ſo lange zu halten, bis der König von Preußen ſelbſt, oder ein Mitglied ſeiner Familie wieder den Preußiſchen Thron beſteigen würde; und wenn auch dieß niemals der Fall ſeyn ſollte, ſo wolle er, von Courbière, doch ſelbſt, wenigſtens ſo lange er Brot, Pulver und Eiſen hätte, zu ſeinem Vergnügen König von Graudenz bleiben. Der ehrliche brave General hat auch richtig Wort gehalten.

14.

Die Franzöſiſchen Truppen ſtürmten in Preußen eine Batterie von 20 Kanonen. Der Sturm wurde abgeſchlagen. Die zur Unterſtützung heranrückenden Franzöſiſchen Truppen theilten ſich in 6 Quarrées, wollten die Batterie umgeben und dieſelbe im Rücken angreifen. Dieß ſuchte das Regiment Towarzysz zu verhindern, aber ſein Angriff wurde, nachdem es ſich auf 100 Schritt dem Feinde genähert, durch ein heftiges Muſketenfeuer abgeſchlagen. In demſelben Augenblick, als der Commandeur der Towarzysz ſeine zurückgeſchlagenen Schwadronen wieder ordnete, kam der Obriſt von Malzahn mit dem unter ihm ſtehenden Preußiſchen Dragoner-Regimente an.

Was iſt hier zu machen? fragte der die Towarzysz commandirende Officier. Der brave Obriſt von Malzahn antwortete: den Feind angreifen und die Quarrées ſprengen. Zugleich redete er ſein Regiment an, und ſtellte ihm vor, daß Königs- und Vaterlandsliebe hier im entſcheidenden Augenblick Sieg oder

Tod forderte. Indem er hinzufügte, daß jeder Feige ſich entfernen möge, rief er einen Trompeter neben ſich, ſtürzte ſich nach gegebenem Signal mit einer beiſpielloſen Schnelligkeit auf die Feinde, ſprengte die Quarrees, und war, als er auch das vierte ſprengen wollte, in Gefahr, von einem Franzöſiſchen Officier durchbohrt zu werden, als der neben ihm reitende Trompeter den feindlichen Officier durch einen Piſtolenſchuß todt dahin ſtreckte. Nun wurde auch das vierte, fünfte und ſechste Quarrée geſprengt, und von Malzahn kehrte, nachdem dieſe Batterie gerettet war, mit ſeinem braven Regimente, von dem beinahe die eine Hälfte auf dem Schlachtfelde blieb und die andre Hälfte blutete, mit einer anſehnlichen Anzahl Gefangener zum Heere zurück.

15.

Ein Commando Blücherſcher Huſaren erbeutete bei Braunsberg eine ſilberne Trompete. Statt ſolche zu verkaufen, und ſich in die Beute zu theilen, beſchloß es einſtimmig, ſie dem Regimente als einen Beweis der Anhänglichkeit an daſſelbe zum beſtändigen Andenken zu überſchicken.

16.

Ein ſchwarzer Huſar gerieth in Franzöſiſche Gefangenſchaft. Man führte ihn vor den Befehlshaber der feindlichen Diviſion in Elbing, der ihn recht gütig empfing, und ſich äußerte, daß er ſich freue, einen von den braven ſchwarzen Huſaren zu ſehen.

„Ich würde keinesweges in ihrer Gefangenſchaft „ſeyn, verſetzte der Huſar, wenn ich nicht das Un„glück gehabt hätte, mit dem Pferde zu ſtürzen.“

Auf die Frage, wie viel ſein König von dieſen ſchwarzen Huſaren Regimenter hätte, antwortete er: „vier, und jetzt errichtet er wieder eines, damit „ihr Herren aller Orten brave Kerls findet.“ — Das ſcheint ſeine Richtigkeit zu haben, äußerte der Franzöſiſche Officier, denn man hat ſie allenthalben auf dem Halſe.

17.

Der Lieutenant Müller von den ſchwarzen Huſaren patrouillirte mit ſeinem Commando von 40 Mann bis gegen das Dorf Ritteln, und kehrte gegen Abend, unbemerkt, von einem gleichen Commando Chaſſeurs verfolgt, nach dem Dorfe Lamenſtein zurück, wo er übernachten wollte. Es fand ſich kein Gebäude, welches groß genug war, das ganze Commando aufzunehmen, deßhalb wurden die ſehr ermüdeten Leute in Quartiere vertheilt, und eben war alles ruhig geworden, als die Chaſſeurs in das Dorf ſprengten, und einen Huſaren nach den andern, ſo wie ſie in den Quartieren lagen, gefangen nahmen. Es entſteht Lärm, Müller erwacht, wirft ſich ſchnell auf ſein Pferd, und findet nur noch drei von den Seinen. Mit dieſen greift er die 40 Feinde an, ſchießt den Erſten nieder, wirft die übrigen raſch zurück, befreit die gefangenen Preußen, und erbeutete im Verfolgen noch drei Pferde.

Lieutenant von Hirſchfeld, vom Huſaren-Regiment von Köhler.

Unter der Zahl der Preußiſchen Officiere, welche ſich, nach den Schlachten bei Jena und Auerſtädt, durch Errichtung von Freicorps beſonders ausgezeichret und dem Uneingenommenen durch mehrere kühne, gefahrvolle, und hohe Gegenwart des Geiſtes verrathende Unternehmungen gezeigt haben, daß der alte Patriotismus und kriegeriſche Muth in der Preußiſchen Armee noch nicht erloſchen iſt, gehört auch der bei dem Huſaren-Regiment von Köhler geſtandene Lieutenant von Hirſchfeld, ein würdiger Nacheiferer eines Grafen von Krockow und eines von Schill.

Der Schauplatz ſeiner Thätigkeit war abwechſelnd Pommern, die Neumark und Schleſien.

Am 23ſten Januar 1807 nahm er bei Alt-Küſtrinchen dem Feinde einen auf der Oder eingefrornen Munitions-Transport weg, den er vernichten ließ. Dieſer Transport wurde von etwa 50 Franzöſiſchen Soldaten, die im Dorfe Alt-Küſtrinchen einquartiert waren, und von 16 Badenſchen Infanteriſten bewacht.

Der Lieutenant von Hirſchfeld überfiel dieß Commando an der Spitze von 50 Mann, und in wenigen Minuten waren die Franzoſen nieder gehauen und die Badenſchen Truppen gefangen.

Für den Moment war alſo der Transport erbeutet. Da aber im angrenzenden Dorfe Rübnitz noch ein Kommando von 80 Mann, und in der umliegenden Gegend noch mehrere feindliche Truppen ſtanden, ſo beſorgte er, bei ihrer Vereinigung wieder verdrängt zu werden. Er ritt daher mit einem Trompeter nach Rübnitz, und ſein entſchloſſnes Benehmen bewog den dort commandirenden Kapitän, ſich nach Küſtrin zurück zu ziehen, wodurch er Zeit gewann, über die Beute zu diſponiren. Dieſe beſtand aus 30 Kanonen, einem Kahn mit Pulver, 5 Kähnen mit Kugeln und Granaten, 7 Kähnen mit Wein, einem Kahn mit Rumm und einem mit Branntwein. Alles Oderkähne der erſten Größe.

Die Kanonen, die Kugeln und das Pulver wurden ins Waſſer geworfen, die Laffeten verbrannt, das Getränk theils verkauft, theils verſchenkt und theils mitgenommen.

Außerdem wurde der Commandant dieſes Transports, Namens Laſeron in Grüneberg von einem dort zurückgelaſſenen kleinen Detaſchement aufgehoben, doch nachher von dem Lieutenant von Hirſchfeld gegen die Lieutenants von Rohr, Infanterie-Regiments von Krafft, Lieutenant von Hirſchfeld, von der Garde und Cornett Rouppert, Huſaren-Regiments von Köhler, wieder ausgewechſelt.

Am 27ſten Januar 1807 kam der Lieutenant von Hirſchfeld nach Vietz, auf der Straße von Küſtrin nach Landsberg an der Warthe; hier machte er einige Gefangene und ging dann zu Fuß mit 10 Mann nach der Warthe, wo auf dem gegenſeitigen Ufer in verſchiedenen Kähnen 16,000 ganz neue Gewehre für die Polniſchen Empörer lagen.

Die Bedeckung davon hielt ſich ganz ſicher, weil das Eis in der Warthe noch nicht feſt genug ſchien. Es hatte jedoch in der Nacht ſtark gefroren. Die kleine Mannſchaft machte einen Verſuch überzugehen. Er gelang. Die Bedeckung wurde zu Gefangenen gemacht und die Gewehre wurden, bis auf 200 Stück, in die Warthe verſenkt, die leztern behielt der Lieutenant aber zu eigenem Gebrauch.

Nachdem dieſer Lieutenant von Hirſchfeld in der Zwiſchenzeit mehrere Coups mit abwechſelndem Erfolge ausgeführt, auch hier und da einige Beute gemacht hatte, überfiel er am 4ten Februar ein Würtembergiſches Detaſchement in Sabor, welches 57 auf der Oder eingeſchiffte Kanonen bedecken ſollte. Die Eskorte wurde theils niedergehauen, theils gefangen genommen, die Kanonen aber wurden ſämmtlich verſenkt.

Den Tag darauf griff der bei dem von Hirſchfeldſchen Freicorps ſtehende Lieutenant Adolph von Hirſchfeld mit 50 Pferden ein Detaſchement von 107 Mann Polniſcher Reuterei bei Züllichau an, und ſchlug es gänzlich in die Flucht. Ein Theil wurde niedergehauen, mehrere geriethen in Gefangenſchaft. Der Lieutenant Adolph von Hirſchfeld hieb ſelbſt ſechs Feinde vom Pferde.

Die Abſicht der Feinde war eigentlich geweſen, ihn von dem Hauptcorps abzuſchneiden, aber dieſe Abſicht wurde gänzlich vereitelt.

Einige Tage nach der Affäre bei Chriſtianſtadt, detaſchirte der Lieutenant von Hirſchfeld den Lieutenant von Rochau mit 18 Pferden in die Gegend von Sagern. Unter Weges erfuhr der Detaſchirte, daß 60 Baieriſche Chevauxlegers dort ſtänden, und, ohne Rückſicht auf ihre überlegne Zahl, war er gleich beſtimmt, ſie mit ausgezeichneter Bravour anzugreifen, und obſchon ſich die Feinde im Schloßhofe bei ihren aufgezäumten Pferden befanden, auch vor jedem Thore doppelte Vedetten hatten, es alſo kein Ueberfall genannt werden kann, ſo wurden ſie doch, bis auf wenige, niedergehauen oder gefangen gemacht; unter den Gefangenen befanden ſich ihre Officiere, ein Franzöſiſcher Kapitän und ein Bayerſcher Rittmeiſter und Lieutenant.

Der Obriſt-Lieutenant von Zieten und ſeine Brigade.

Zu der allgemein anerkannten Wahrheit — daß der Feind die Tapferkeit ſeiner Gegner nach Werth ſchätzt — gehört auch folgende Erzählung, die ich Ihnen, mein Freund! ſo mittheile, als ich ſie erfahren habe. —

Während der Belagerung von Danzig — in einem Zeitpunkte, wo die Franzoſen noch einen Entſatz von Danzig befürchteten — trafen die an der Paſſarge kommandirenden Franzöſiſchen Officiere alle mögliche Anſtalten, den Uebergang über dieſen Fluß denen Preußiſchen Truppen auf jede mögliche Weiſe zu erſchweren; Braunsberg war zu dem Ende befeſtigt, die Brücken abgeworfen, und dieſe ſowohl als jede Furth ſtark beſetzt. Letztere zu verderben — von denen ſich doch nur ſehr wenige dazu eigneten, einen Uebergang mit Geſchütz zu bewerkſtelligen — wurde von den Franzöſiſchen Vorpoſten öfters verſucht, und — es gelang Ihnen einige davon, durch Eingraben alter Wagen, Spaniſcher Reuter, durch Verſenken mehrerer eiſerner Eggen und Fußangeln (deren zu dieſem Behuf über 30000 Stück in Braunsberg verfertigt waren) und dergleichen würklich zu ruiniren.

Der verdienſtvolle brave Oberſt-Lieutenant von Ziethen, Brigadier dieſes Theils der Vorpoſten, bemerkte am folgenden Morgen, bei Reviſion ſeiner Vorpoſten, zu ſeinem höchſten Verdruß dieſen — durch zu wenige Wachſamkeit der Poſten und Dunkelheit der Nacht — bewürkten Vorfall; da indeſſen dieſe gerade die unbedeutendſten Fuhrten waren, ſo empfahl er nur denen Vorpoſten und den zwei Compagnien des Füſilierbataillons von W., die in denen Dörfern Schallmey und Grüneberg poſtirt waren, wiederholt, und aufs ſtrengſte, die äußerſte Aufmerkſamkeit. Dieſem Befehl wurde demnächſt, zur Zufriedenheit des Brigadiers aufs genauſte nachgelebt, und ſo geſchahe es denn, daß, in einer ſehr dunkelen Nacht, welche die Feinde ebenfalls nutzen wollten, eine, zum Marſch einer Colonne allenfalls brauchbare Furth, bei Schallmey zu verderben, die Vidette — ihrer Pflicht und Inſtruktion eingedenk — auf die ſich ihr leiſe nähernden Arbeiter Feuer gab; dieſes, von den Franzoſen erwiedert, verurſachte nun — da die ganz in der Nähe ſtehende Preußiſche Feldwacht ſogleich ans Ufer rückte, eins der lebhafteſten Poſten-Gefechte, in welchem der wachthabende Unterofficier und ſeine Leute vollkommen ihre Pflicht erfüllten. Der Chef der in dem Dorfe Schallmey kantonirenden Kompagnie eilte auf den erſten Schuß mit einiger Mannſchaft zur Feldwacht, fand dieſe zu ſeiner Freude kalt und beſonnen als alte Preußen fechten, wodurch denn, vermöge des gut angebrachten Feuers dieſer nunmehr ſtärkeren Feldwacht,

der

der Feind nicht nur in ſeiner Arbeit behindert, ſondern mit beträchtlichem Verluſt ganz zurück gewieſen wurde. Gegen Tages Anbruch entdeckte man indeſſen, daß der Feind demungeachtet doch zwei große Spaniſche Reiter in die Fuhrt hinabgelaſſen hatte, übrigens aber nichts weiter hatte unternehmen können; der Kapitän von St. ließ nun kaum den Wunſch laut werden, dieſe Spaniſchen Reiter an das von ihm beſetzte Ufer ſchaffen zu können, als auch ſchon ein paar Freiwillige, namentlich Reidt und Müller, in einem Augenblick entkleidet, ihn um die Erlaubniß baten, dieſe Spaniſchen Reiter herüber bringen zu dürfen, welche ihnen, unter Zuſicherung des höchſtmöglichen Schutzes, auch ſehr gerne ertheilt wurde.

Dieſe beiden Braven — im Schwimmen geübt — ſprangen in den Fluß, und brachten außer dieſen Spaniſchen Reitern noch einige Gewehre und Schanzwerkzeuge, welche der Feind im Stiche hatte laſſen müſſen — Angeſichts des Feindes, (es war nun ſchon völlig Tag) ohne daß der Feind ſich regte — glücklich herüber, und nun wurden dieſe Spaniſchen Reiter auf dieſer Seite des Ufers, der feindlichen Feldwache im Angeſichte, aufgeſtellt.

Während dieſes vorging, war auch ſchon der ſo wachſame als thätige Oberſt Lieutenant von Ziethen auf den augenblicklichen Bericht des Kapitäns v. St. mit einem Theile ſeiner braven M — ſchen Huſaren hinzu gekommen, von welchen ſogleich einige abſaßen und in den Fluß watteten, um denen Füſiliers thätige Hülfe zu leiſten, denen nun vorzüglich, ſo wie der ganzen Feldwache, von Ziethen laut ſeinen vollkommenſten Beifall zu erkennen gab. —

Dieſe übrigens unbedeutende Sache und ein paar andere — ernſthaftere Gefechte, die ſpäterhin an eben dieſem Orte, unter dem Kommando des Oberſt-Lieutenants von Ziethen, vorfielen, wobei die Franzoſen viel einbüßten, ihnen auch einige Kanonen demontirt und ein paar Munitionswagen in die Luft geſprengt wurden — waren wichtigerer Begebenheiten wegen aus der Acht gelaſſen und vergeſſen — nur der Franzöſiſche Brigade-General Lahouſſaye, der unter dem General Dupont an der Paſſarge kommandirt hatte und Zeuge dieſer Gefechte geweſen war, hörte (nach dem Frieden) nicht ſo bald, daß eben der von Ziethen ihm wieder (an der Gilge) gegenüber die Vorpoſten kommandire, der an der Paſſarge ſelbige befehligt habe, als er einen Officier an ihn ſchickte, ihn, nebſt mehreren Officieren, unter dieſen den Hauptmann von St. zu ſich herüber bitten ließ, um die perſönliche Bekanntſchaft dieſes verdienten Mannes (des ꝛc. von Ziethen) zu machen. Bei dieſer Gelegenheit, nachdem General Lahouſſaye dem ꝛc. v. Ziethen viele Lobeserhebungen gemacht hatte, welche dieſer mehr als beſcheidene Mann ganz auf ſeine Truppen übertrug, äußerte Erſterer, die Franzoſen, ungeachtet ſie bei dieſen kleinen Gefechten ſehr viel Men-verloren hätten, wüßten es ganz zu ſchätzen, ſo braven Truppen gegenüber geſtanden zu haben! — nur ſetzte er ſcherzweiſe hinzu: „es wäre ihnen immer „empfindlich geweſen, ihre ſauber gearbeiteten Spaniſchen Reiter, ihnen gegenüber — gleichſam zum Hohn — aufgeſtellt zu ſehen.

Der vormalige Lieutenant, jetzt Kapitän von Beyer.

Bei der unglücklichen Schlacht von Halle wurden die zwei Füſilier-Bataillone von Hinrichs und von Knorr beinahe gänzlich aufgerieben. Dieſe Bataillone dienten zur Vertheidigung der Saalbrücke und der Ueberfahrt bei dem Giebichenſtein, hierdurch waren ſie von dem Corps d'Armee gänzlich abgeſchnitten. Sie mußten ſich mit dem Bajonnett einen Weg mitten durch den Feind bahnen, weil derſelbe ſie ſchon von beiden Seiten umgangen hatte und im Beſitz der Stadt Halle war. Der Major v. Reuß, welcher das Bataillon v. Knorr kommandirte, ſchlug ſich mit zwei und einer halben Compagnie glücklich durch. Gleich darauf hatte ſich auch der, in der Polniſchen Campagne ſo berühmte, Lieutenant von Beyer mit dem Reſt des von Hinrichſchen Bataillons durch den Feind durchgeſchlagen. Dieſer Zuwachs eines ſo braven Officiers und ſeiner Leute, war gedachtem Major ſehr angenehm, und derſelbe machte ſogleich einen Verſuch, den Feind wieder aus der Stadt zu werfen, ließ Grenadier-Marſch ſchlagen und rückte vorwärts; allein da es an Unterſtützung fehlte, ſo mußte er ſein Vorhaben aufgeben und ſich zurückziehen, er deckte nun den Rückzug des Corps.

Bei dieſer Gelegenheit zeichneten ſich zwei Officiere des Füſilier-Bataillons von Knorr, der Staabskapitän von Liebe und Lieutenant von Bomsdorf, ſehr vortheilhaft aus. Man hatte in dem Galgenthor eine Kanone ſtehen laſſen, bei welcher ſich der Feind eben anſchickte, ſie zu unſerm Nachtheil zu gebrauchen. Dieß wurde der Stabskapitän **von Lieſho** kaum gewahr, als er den Major **von Reuß** bat, ihm ein Peloton zu geben, um dem Feinde die Kanone wieder abzunehmen. Dieß wurde ihm ſogleich bewilligt; er ging mit vieler Entſchloſſenheit vor, nahm dem Feinde die Kanone wieder weg, und ſchleppte ſie eine ganze Strecke, allein aus Mangel an Pferden, und weil das eine Rad entzwei war, mußte er ſie, nachdem man ihm 17 Mann dabei erſchoſſen hatte, wieder ſtehen laſſen.

Der Lieutenant **von Bomsdorf**, ein Mann von kaum zwanzig Jahren, erhielt in der Stadt einen Säbelhieb über den Kopf, ſo daß er gleich zu Boden ſtürzte, zwei Chaſſeurs fielen über ihn her, um ihn auszuplündern, der Unterofficier **Hintz** erſtach den einen Chaſſeur, ſogleich ſprang **von Bomsdorf** von der Erde wieder auf, hieb den andern ſelbſt nieder, und ſchloß ſich mit 6 Mann, welche ihm noch übrig geblieben waren, wieder an das Bataillon an. Da ſeine Kopfwunde ſehr gefährlich ſchien, ſo ließ ihn der Major **von Reuß** durch zwei Zimmerleute zurück bringen und verbinden. Kaum war dieſer junge Mann verbunden, als er auch ſchon wieder in das Bataillon eintrat, um an dem Gefecht ferner Theil zu haben. Der ſtarke Blutverluſt machte ihn aber ohnmächtig, und er wurde nebſt andern Bleſſirten nach **Magdeburg** geſchickt. Hier blieb er nur drei Tage, dann kam er zu dem Bataillon zurück. Nun wurde dieſes Bataillon dem Corps des General-Lieutenants **von Blücher** zugetheilt, bei welchem es die Arrier-Garde machte, und woſelbſt es ſich 12 Tage faſt unaufhörlich mit dem Feinde herum ſchlug. Bei dieſer Gelegenheit haben das Bataillon und die Officiere deſſelben eine Tapferkeit bewieſen, die wenig ihres gleichen hat. Ohne Geld, ohne Brot, und auch öfters ohne Munition, ſchlugen ſie ſich mit dem Feinde, als wäre es auf dem Exercierplatze. Es iſt aber eine ausgemachte Wahrheit, daß der gemeine Mann nur die Furcht durch ſeinen Vorgeſetzten kennt: iſt der Officier brav, ſo iſt es der gemeine Mann auch; man hat Leute geſehen, die an beiden Händen bleſſirt waren, ſie folgten dem Bataillon ruhig nach und ſchleppten ihr Gewehr mit ſich fort. Es macht allen Officieren dieſes Bataillons viel Ehre, daß ſie den Geiſt des Heldenmuths ihren Untergebenen einzupflanzen wiſſen. Es ſey nun noch erlaubt zu ſagen, daß bei allen dieſen Gelegenheiten ſich der Lieutenant von Beyer als ein Mann von äußerſter Bravour gezeigt hat, ich will nur noch ein geringes Beiſpiel anführen, welches ihn ganz charakteriſirt. Der Major ſchickte ihn in das Hauptquartier nach Geld: er iſt eine ziemliche Strecke geritten, ſo hört er an dem Getöſe des Schießens, daß die Arrier-Garde vom Feinde attakirt wird; ſogleich kehrt er um, eilt, daß er bei dem Bataillon ankommt, ſagt zu dem Major, welcher ihn geſandt hatte: Nun kann ich nicht nach Geld reiten, ich werde es morgen holen, heute muß ich Theil an dem Gefecht nehmen! Wer ſo denkt und handelt, verdient den Namen eines braven Mannes, und kann mit Recht Anſprüche auf Auszeichnung machen. *)

Schon in der Polniſchen Campagne zeichnete ſich

---

*) Und dieſe Auszeichnung hat ihm der edle König, der ſo gern Jeden nach Verdienſt belohnt, dadurch zu Theil werden laſſen, daß er ihn zum Kapitan ernannte.

der Herr von Beyer ganz vorzüglich aus, und erhielt deßhalb auch von Friedrich Wilhelm II. und namentlich für die Spartaniſche Vertheidigung des Kirchhofs zu Wola den Verdienſt-Orden, wofür er aber, nach dem eingeführten Gebrauche, zehn Dukaten bezahlen ſollte. *)

Herr von Beyer hatte das Unglück gehabt, ſeine Bagage, und mit dieſer — ſein ganzes Eigenthum zu verlieren. Wovon ſollte nun dieſer brave Mann, der nichts beſaß, als den feſten männlichen Sinn und die treueſte Anhänglichkeit an ſeinen König und an das Vaterland, die genannte Summe bezahlen?

In dieſer nicht kleinen Verlegenheit, gaben ſeine Freunde ihm den Rath, ſich unmittelbar an den menſchenfreundlichen Monarchen zu wenden, und dieſen um Erlaß der zehn Dukaten zu bitten.

Der edle König erließ ſeinem braven Krieger nicht allein dieſe Summe in den gnädigſten Ausdrücken, ſondern ſchickte ihm auch noch eine Anweiſung auf 100 Stück Friedrichsd'or, „als eine kleine und wohlverdiente Entſchädigung des gehabten Verluſtes.“

---

*) Wüßte der väterlich geſinnte König, wie ſchwer es manchem ſeiner Offiziere wird, die zehn Dukaten für den Verdienſt-Orden zu bezahlen, gewiß er würde dieß, oft ſehr ſchwer errungene Ehrenzeichen unentgeltlich verleihen, und dadurch demſelben einen zwiefachen Werth geben. Man wende mir nicht ein, daß dieſe Summe (allmählig?) von der Gage abgezogen, und die Ausgabe dadurch erleichtert werde. Was abgezogen wird, fehlt immer an der Einnahme; und da dieſe ohnehin, ſelbſt bei dem Sparſamſten, kaum hinreicht, die nöthigſten Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo bleibt dem unbemittelten Subaltern-Offizieren nur das ultimum triste refugium, ſich den harten Bedingungen der Wucherer zu unterwerfen.

Patriotiſche und ausgezeichnete Handlungen.

1.

Bei dem Ausbruch des Krieges ließ der Negoziant, Johann Oeſtreich zu Braunsberg unterm 19ten Oktober einen Aufruf an die Bewohner der Provinz Ermeland abdrucken.

In dieſem ſagt er unter andern:

„Der jetzt mit Frankreich ausgebrochene Krieg iſt von der Art, daß er das ernſte Nachdenken eines jeden wohlmeinenden Einwohners der Preußiſchen Monarchie verdient.“

„Es iſt bekannt, daß unſer König, dem das Blut ſeiner Unterthanen theuer iſt, Jahrelang alles mögliche gethan und ſelbſt Aufopferungen nicht geſchont hat, um ſeinen Staaten den Frieden zu erhalten u. ſ. w.“

— — — — — — — —

„Wer wird hier nicht, wo das Wohl des Staats mit dem aller ſeiner einzelnen Mitglieder auf dem Spiele ſteht, die Verpflichtung fühlen, mit zu wirken, wo er weiß und kann.“

„Meine lieben Landsleute, die biedern Einwohner der Provinz Ermeland, welche ſich ſtets durch Treue gegen ihre Regierung, ſo wie durch Ausübung jeder ſtillen Tugend muſterhaft ausgezeichnet, werden gewiß die Nothwendigkeit fühlen, gegenwärtig einen thätigen Beweis ihres Patriotismus abzulegen.“

„Und ſo wage ich denn, einen Plan ihrer nähern Prüfung vorzulegen, der eines Theils eine nothwendige Pflicht, gegen unſre den Feind bekämpfende Brüder, andern Theils aber auch ein wirkſames Mittel, ihren Muth zu befeuern ſeyn dürfte, die Errichtung einer patriotiſchen Geſellſchaft in der Provinz Ermeland.“

„Die Wittwen und Kinder der in dieſem Kriege gebliebenen, als auch der durch Verwundung zum fernern Dienſt untauglich gewordenen Soldaten bis zum Feldwebel und Wachtmeiſter hinauf zu unterſtützen,

„und zwar vorzüglich derjenigen Regimenter und Bataillone,

„a) welche in unſerer Provinz ihren Kanton und
„b) welche in unſeren Städten ihr Quartier haben,

„ſcheint mir am ſicherſten zum vorgeſetzten Zweck zu führen.

„Aus dem Grunde werde ich mich in jeder Stadt unſerer Provinz an ein paar biedre Männer wenden, und ſie geziemend erſuchen, an ihrem Orte freiwillige Beiträge zu dieſer wohlthätigen Abſicht zu ſammeln; demnächſt werden wir uns aber gemeinſchaftlich über die zweckdienlichſten Verwendungen verſtändigen. Die wohllöblichen Magiſtrāte unſers Kreiſes werden, wie ich es vertrauensvoll hoffe, die gute Sache gewiß mit patriotiſchem Eifer an ihrem Orte zu unterſtützen, die Gewogenheit haben; deßhalb ich nur noch hinzufüge, daß ich die Genehmigung der höhern Behörde eingeholt habe, wie denn auch Se. Excellenz, der Herr Departements-Miniſter von Schrötter in einem gnädi-

„gen Schreiben vom 13ten Oktober 1806 ausdrück-
„lich zu sagen geruhten:

„daß, damit dieſe Angelegenheit nichts von ihrem
„Werthe verliere, ſolche wie die Sache des Pu-
„blikums bleibe, und ſowohl die Einſammlung als
„auch die Verwendung der Gelder gern einer je-
„den Societät überlaſſen werden wird.“

„Daß alſo hier nicht von einer direkten oder indi-
„rekten Abgabe die Rede iſt, bedarf wohl keiner Er-
„wähnung, ſondern es hängt bloß von dem Willen
„guter, edler Menſchen ab, was ſie hierbei thun
„wollen?“

„Der Anblick des hierdurch erhaltenen Guten und
„die dankbaren Thränen der Unglücklichen, welche
„ſie getrocknet, wird ſie ſchon hier belohnen.“

Zugleich machte er aber ein Geſchenk von

fünftauſend Thalern

zum Beſten der Wittwen und Waiſen im Felde gebliebener Krieger.

2.

Ein verdienter Staatsbeamter im Preußiſchen Litthauen, welcher vier Söhne im Felde hatte, ſchrieb unterm 7ten December vorigen Jahres an ſeinen zweiten Sohn, der mit ſeinem Bruder damals in Thorn ſtand, folgenden Brief, ein reiner Abdruck jener patriotiſchen Gefühle, die ihn in ſeinen jüngern Jahren beſeelt hatten, als er noch unter den Fahnen Friedrichs des Großen focht.

„Mein lieber Carl! Mit vielem Vergnügen habe
„ich das Dir von Wilhelm gegebene Lob eines bra-
„ven und feſten Grenadiers geleſen. Dieſer Muth
„muß Dich und Deinen Bruder immer beſeelen, wenn

„es auch mit Tod und Leben verknüpft ſeyn ſollte. Fechtet, wie würdige Preußen, für König und Vaterland, und muntert Eure Kameraden dazu auf! Gedenkt, daß Ihr Grenadiere ſeyd, Grenadiere, von denen Eure Vorfahren, die beiden Grenadier-Compagnien von Schöning, die bei Hohenfriedberg den rechten Flügel hatten, durch ihre Bravour und Unerſchrockenheit Friedrich dem Großen den Sieg errangen. Dieſem Beiſpiele zu folgen iſt Eure heiligſte Pflicht. — Kämpft für Euren Monarchen und Vaterland bis zum letzten Blutstropfen und ſeyd brave Grenadiere! Vier meiner mit Blut mir Angehörigen fechten für Friedrich Wilhelms Ehre. — Möchten meine feurigen Wünſche in Erfüllung gehen! Drei Mal glücklicher Vater und Unterthan! Bleibt Ihr am Leben und habt dieſen Kampf glücklich beendigt; dann — Willkommen in meinen Armen.“

C . . . . G.

3.

Der Kaufmann Piekonka zu Königsberg in Preußen brachte den 31ſten Januar 1807 dem General-Lieutenant von Rüchel die Summe von tauſend Gulden, mit dem Erſuchen, ſie zum Behuf der Errichtung eines Freicorps anzuwenden; und auch Charlotte Piekonka, ſein Pflegekind, brachte perſönlich ihren kleinen Beitrag zu einem ſo patriotiſchen Zweck.

4.

Sobald die Nachricht von der blutigen Schlacht bei Preußiſch Eylau nach Königsberg kam, welcher bald Tauſende verwundeter Krieger aller drei Armeen (der Ruſſiſchen, Preußiſchen und Franzöſiſchen) folgten, faßten mehrere patriotiſch geſinnte Männer aller Stände den Entſchluß, den verwundeten und leidenden Kriegern, ohne Unterſchied der Armeen, möglichſt ſchnelle Hülfe, und ihnen eine außerordentliche, von der gewöhnlichen Lazarethverpflegung ganz unabhängige Unterſtützung zu verſchaffen. Dieſe Männer bildeten ein, von dem Königlichen General-Gouvernement zu Königsberg in Preußen authoriſirtes Committee zur Unterſtützung und beſſern Verpflegung aller drei Armeen. Sie ließen eine Aufforderung zu Beiträgen an das Publikum ergehen, und ſie erhielten in kurzem beträchtliche Summen Geldes, eine Menge Charpie, Bandagen, Hemden u. dergl.

Viele Einwohner Königsbergs überhäuften die Verwundeten mit Speiſe und Trank, ungeachtet der großen Theurung aller Lebensmittel; auch viele Auswärtige beeiferten ſich, das Committee in den Stand zu ſetzen, ſeinen Zweck zu erreichen, und es erfolgten von mehreren Orten anſehnliche Beiträge.

Außer dem, was der König, ſo wie der Ruſſiſch-Kaiſerliche kommandirende General en Chef, Freiherr von Bennigſen zur Einrichtung der zweckmäßigſten Lazareth-Anſtalten Namens ſeines Monarchen thaten, ſchenkte die Königinn dem Committee, unter Bezeugung ihrer huldvollen Theilnahme an den Leidenden, 200 Friedrichsd'or als Beitrag zur Kaſſe. Die Gemahlinn des Ruſſiſchen Charge d'Affaires, Herrn v. Krüdener, überſchickte [illegible] Rthlr, ausſchließlich für Preußiſche Verwundete, und die ſämmtlichen Hofdamen überſandten, außer einer zum Theil von der Königinn und andern Damen ſelbſt gezupften Menge von 70 Pfund Charpie, drei hundert Hemden und eine beträchtliche

Menge Bandagen. In allen Häuſern Königsbergs, vornehmlich bei der Prinzeſſinn von Solms-Braunfels, Schweſter der Königinn, wurde eine große Menge Charpie gemacht, Hemden genäht und Bandagen verfertigt.

5.

Zu Anfang des Monats Mai 1807 ſandte der Kurländiſche Adel für die verwundeten Soldaten 2000 Stück Hemden und 30 Lies-Pfund Strümpfe, Charpie und Bandagen nach Memel.

6.

Im Monat März 1807 vermehrte der König das bisherige Gehalt von ſämmtlichen Chirurgen der Armee um das Doppelte, in der menſchenfreundlichen Abſicht, den Eifer und die Thätigkeit dieſer höchſt wichtigen Officianten bei einer Armee zu erhöhen, und zugleich jedem braven Krieger einen Beweis zu geben, wie theuer ihm ſeine Geſundheit und Wohlfahrt iſt.

7.

Die edle Herzoginn von Kurland gab ihrem Arzte zu Mitau, dem Hofrath Eckholt im Monat März 1807 den Auftrag, auf ihre Koſten zu Mitau ein Hoſpital für verwundete Krieger einzurichten. Zum Lokale dazu wurde ein ſehr anſehnliches Haus gemiethet, und jeder darin aufgenommene wurde vom Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet.

8.

Die Koſacken, welche in dem beendigten Kriege nicht unwichtige Dienſte geleiſtet haben, kamen ſehr oft, mit Beute beladen, nach Königsberg, um dieſelbe zu verkaufen. Vom Käufer verlangten ſie Geld oder Preußiſche Thalerſtücke. Einer dieſer Koſacken kam auch nach Königsberg, um ſeine Beute zu Gelde zu machen. Ein Bürger der Stadt gab ihm ein nicht längſt aus der Münze gekommenes ganzes Thalerſtück. Der Koſack warf das Geldſtück, welches er für ein fremdes hielt, weg, als ihm aber bedeutet wurde, daß es ein Preußiſcher Thaler ſey, hob er es auf, küßte das Bildniß des Königs und legte ſeine ganze Beute hin, mit der Erklärung, daß der Bürger ſich nehmen könne, was, und ſo viel ihm beliebe.

9.

Das von der Marwitzſche Freicorps erhielt außer mehreren freywilligen, nicht unbeträchtlichen Geldbeiträgen von Patrioten, zu ſeiner Errichtung, auch vielfältig Montirungs- und Armaturſtücke.

Ein Einwohner Königsbergs ſchenkte auch dazu eine Büchſe, auf welcher folgende Verſe gravirt waren:

Das Recht hat ſeinen Lauf,
Die Kugel nicht im Lauf,
Im Rechte ſteckt das Glück,
Weil kugelrund das Glück.
Der Hahn ſitzt auf dem Lauf,
Freund hüte dich darauf,
Den Perus kann er ſtören,
Du kannſt ihn krähen hören;
Denn wer ſich ſelbſt vertraut,
Dem kräht er nie zu laut.
Die Erd' iſt kugelrund,
Dein Leben eine Stund.

Die Lehrſtunde.

Nach einem ſatiriſchen Geſichte Philanders von Sittewald. *)

In meiner Jugend (ſagt Philander) war ich ein luſtiger Springinsfeld, vergeudete mein väterliches Erbgut, und ſah mich endlich gezwungen, meinen freien Nacken unter das Joch eines Nahrungsgeſchäftes zu beugen. Das Hofleben lachte mich an; ich entſchloß mich, ein Staatsmann zu werden, und einem auswärtigen Fürſten meine Dienſte anzutragen. Ich machte mich ſchnell auf den Weg, und wanderte raſtlos, bis ich in einem Walde vor Müdigkeit niederſank und einſchlief.

Nach einiger Zeit fühlte ich einen ſanften Schlag auf die Schulter. Ich öffnete die Augen, und erblickte vor mir einen ſeltſam gekleideten Greis, mit einem langen ſilberweißen Barte. „Steh auf!“ redete er mich an: „Ich will dich an einen Ort bringen, wo du in einer Stunde die Staatskunſt erlernen kannſt.“ — Dieſer Antrag erfreute mich, und ich folgte dem Alten auf dem Fuße nach.

Er führete mich über ein ſteiles, mit Nebel bedecktes Gebirge in eine anſehnliche Stadt, die mit vielen

---

*) Sein wahrer Nahme war, wie bekannt, Johann Michael Moſcheroſch. Er lebte im ſiebzehnten Jahrhundert.

Thürmen prangte. „Hier mein Sohn,“ ſprach er, „iſt das Hoflager eines mächtigen deutſchen Fürſten, der gern mit ſeinen langen Händen raſch zugreift, wenn er in der großen Reichsſchüſſel einen Leckerbiſſen bemerkt. — Du wirſt ihn ſogleich von Perſon kennen lernen. Es iſt vor wenigen Tagen einer ſeiner Geheimen Räthe geſtorben; die Wahl eines neuen ſoll eben vor ſich gehen; wir wollen bei dieſer Feierlichkeit zugegen ſeyn.“ — Er benetzte hierauf ſeine Stirn und die meinige mit einem Tropfen Balſam, und verſicherte, wir wären nun beide ſo unſichtbar, als Luft und Wind.

Uns ſelbſt ſahen wir. Doch, unbemerkt von allen Andern, ſchlüpften wir, gleich Sommerlüftchen, durch eine dichte Volksmenge, die in den Straßen auf und nieder wogte. So kamen wir in die Hofburg und in den Saal, wo der Fürſt, von ſeinen Staatsräthen umgeben, im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit auf dem Throne ſaß. Vor ihm ſtanden drei Männer. Sie waren aus einem halben hundert Kandidaten, die ſich um das Amt beworben hatten, ausgehoben worden, und der Fürſt ſelbſt wollte ſie prüfen.

„Was iſt die erſte und vornehmſte Tugend eines Geheimen Raths?“ fragte er den, der ihm mit geſenkten Augen und gefalteten Händen zunächſt ſtand, und wie ein Herrenhuther ausſah.

„Die Gottesfurcht,“ antwortete dieſer, und legte mit einer tiefen Verbeugung die Hand auf's Herz.

„Was iſt die zweite Tugend?“

„Die Gottesfurcht.“ —

„Und die dritte?“

„Die Gottesfurcht.“ — Dabei blieb er. Der Fürſt lachte, hieß ihn abtreten, und ſprach zu den

Räthen: „Verſorget dieſen frommen einfältigen Tropf mit einem Schulmeiſterdienſte!“

Er wandte ſich nun zu dem Zweiten mit der Frage: „Welches ſind die Haupteigenſchaften eines guten Regenten?“

Der Kandidat — dem ein gewiſſer, mit pedantiſchem Eigendünkel verſchmolzener Hochſinn aus den Augen blickte — beugte ſich minder tief als der Vorige, räuſperte ſich, machte ſonſt noch allerhand Anſtalten zu einer weitſchweifigen Rede, und begann hierauf: „Plato, Ariſtoteles und — ich behaupten: ein Fürſt ſey nichts anders als der erſte Diener des gemeinen Weſens, und es liege daher ihm ob, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, des Landes Wohlfahrt auf alle Weiſe zu befördern, und ſeine Unterthanen ſo zu behandeln, wie er ſelbſt wünſchen würde, behandelt zu werden, wenn er ein Unterthan wäre.

Was du von Andern ungern haſt,
Damit thu niemand Ueberlaſt!

Dieſer Sittenſpruch iſt die untrügliche Goldwage menſchlicher Handlungen, die uns die Natur ans Herz hängte. — Wägt ein Fürſt ſeine Thaten darauf ab, ſo wird er von ſeinem dankbaren Volke wie ein Vater verehrt und geliebt. Herrſcht er aber ſtreng' und nach Willkühr, drückt er die Staatsbürger und verſchwendet er den ihnen abgepreßten Schweiß durch eitlen Prunk: ſo trift ein, was ein alter Poet ſagt:

„Die Menſchen können's nicht laſſen,
Wen ſie fürchten, den müſſen ſie haſſen.“ —

Mit einiger Beſtürzung ſah der Fürſt, während dieſer Rede, den verſammelten Staatsrath nach der Reihe ſcharf an, als wollt' er ſagen: Wie klingt das?

Die-

Dieſer Vogel pfeift anders als Ihr, meine lieben Getreuen! —

Der Kanzler, ein alter ſchlauer Höfling, verlarvte ſeine Verlegenheit durch ein heitres hohnlächelndes Antlitz, ſchüttelte mißbilligend die große Wolkenperücke gegen den Redner hin, und fiel ihm, indem ſchon der Fürſt, um ſeine Befremdung laut auszuſprechen, mit den Lippen zuckte, ſchnell ins Wort: „Genug der Anmaßung! — Sr. Durchlaucht hohe Weisheit und Edelherzigkeit bedürfen keiner Regierungslehren.“

Dieſe entſchloſſene Schmeichelei hatte die beabſichtete Wirkung: ſie brachte bei dem Fürſten alles wieder ins Gleiche. Er warf einen finſtern Blick auf den Freimüthigen, und befahl ihm, ſich zu entfernen.

Der dritte Amtsbewerber, ein kaum bebarteter Jüngling, behandelte nach dem Beiſpiele des Kanzlers, ſeinen Vorgänger wie einen Pinſel, und mäkelte durch Achſelzucken und Kopfſchütteln jedes ſeiner Worte, um ſich mit dieſer ſtummen Kritik dem Fürſten zu empfehlen. Er bekam zu ſeinem Antheil die Frage: „Worauf hat ein Monarch ſeine höchſte Sorge zu richten?“ —

„Auf drei Punkte!“ — ſprach er raſch, und bückte ſich ſo tief, als wollt' er auf dem Kopfe ſtehen oder ein Rad ſchlagen: — „Erſtens, auf Vermehrung der fürſtlichen Einkünfte; zweitens, auf Erweiterung der Landesgränzen; drittens, auf Erhaltung ſeiner Würde als Erdengott.“ —

„Sehr vernünftig geſprochen!“ rief der Fürſt und ernannte ihn auf der Stelle zum geheimen Rath.

Wir Unſichtbaren ſahen einander an, und der Greis raunte mir ins Ohr: „Der junge Fant, der ſo geſchmeidig nach dem Herzen des Fürſten ſprach, iſt der Eidam des Kanzlers. Dieſer unter Intriguen ergraute

Schalk legte dem Fürſten die Frage und ſeinem Tochtermann die Antwort in den Mund; drum paßten Topf und Deckel ſo gut zuſammen. Er wird ſeinem Schwiegerſohne nachher bei verſchloſſenen Thüren eine Lehrſtunde geben, der wir beiwohnen wollen; denn ſie war der eigentliche Zweck unſerer Reiſe." —

Der Fürſt entließ die Verſammlung, und der Kanzler faßte ſeinen neuen Kollegen am Arm. „Komm, mein trauter Sohn!" ſprach er: „Ich will dir aus väterlicher Zuneigung die verborgenſten Geheimniſſe der Staatskunſt enthüllen." — Hiermit führte er ihn durch enge dunkle Gänge in den entlegenſten Flügel der Hofburg, wo ſich ein Saal befand, deſſen eherne Pforte mit ſieben Schlöſſern verwahrt war. Dieſes Heiligthum ſchloß er behutſam auf, und zwängte ſich mit ſeinem Begleiter durch eine ſchmale Oeffnung der Thür, damit kein Laie hinein blicken oder gar einſchleichen möchte. Wir aber waren längſt neben ihnen durchgewiſcht, und hörten und ſahen folgende wunderliche Dinge.

Der Kanzler öffnete einen Schrank, worin verſchiedene Mäntel von Sammt oder feinem Tuch in bunter Reihe hingen. Sie waren von außen köſtlich verbrämt, inwendig aber mit rauhen wollenen oder härenen Futtern verſehen, und zum Theil mit Wolfs- und Fuchsbälgen ausgeſchlagen.

„Iſt das die Gewandkammer des Fürſten?" fragte der geheime Rath.

„Mit nichten!" ſprach der Kanzler: „Es ſind Staatsmäntel, die gebraucht werden, wenn man den Landſtänden eine widrige oder mißliche Sache vorzutragen hat. Einem ſolchen häkligen Dinge muß man ein zierliches Mäntelchen umgeben. Darum heißt dieſer mit goldenen Franſen beſetzte Scharlachmantel: Volksglück; der zweite von grünem Sammet: Flor des Landes; der dritte, mit Silber bordierte: Das gemeine Beſte; und ſo weiter.

Mit ernſtem Geſicht beſah der Lehrling einen nach dem andern. Aber am Ende konnte er ſich des Lachens nicht enthalten, als ſeine Augen eine ganz abgetragene und verblichene Hülle trafen. „Himmel!“ rief er aus: „wie kommt dieſes alte Fähnlein unter die prächtigen Staatsmäntel?“

„Laß dich das nicht wundern!“ verſetzte der Kanzler. „Dieſer Mantel glänzte vormals, ſo herrlich wie ſeine Nachbarn; ihn haben nur die ungeheuern Strapazen, die er ausgeſtanden hat und noch immer erdulden muß, ſo kläglich entſtellt. Er heißt: Gute Abſicht, und iſt an Fürſtenhöfen gleichſam das tägliche Brot. Steht, zum Beiſpiel, — wie ſich denn das bisweilen ereignet — ſtatt der Klugheit die Thorheit am Ruder, und treibt unbeſonnen und ungeſchickt das Staatsſchiff gegen Felſenriſſe: dann wickelt man ſich, indem es kracht und bricht, in dieſen Mantel, und ruft: die Abſicht war gut! — Damit bringt man jeden, der auf den Trümmern des Schiffbruchs ein Klagelied anſtimmt, zum Schweigen. — Mancher Staatsfehler iſt freilich ein ſo gewaltiger Rieſe, daß Ein Mantel nicht hinreicht, ihn zu bedecken. In dieſem Falle wirft man ſie alle zugleich über ihn und begräbt ihn darunter.“ —

Die Muſterung der Mäntel war nun vorbei. Der Kanzler öffnete einen Schrank voll Larven.

„Ah, herrliche Masken!“ rief der junge Rath. „Sie werden wohl bei Mummereien und feierlichen Aufzügen gebraucht?“ —

„Ja wohl!“ antwortete lächelnd der Schwäher:

„Ja wohl zieht man damit auf! — Es ſind Staatslarven, und ſie haben mit jenen Mänteln eine gleiche Beſtimmung. Darum gleichen ſie natürlichen Menſchengeſichtern, und Biederſinn ſpricht aus allen ihren Zügen.“ — Er bedeckte jetzt mit einer Larve ſein Geſicht. „Sieh!“ ſprach er: „hab' ich nicht ſo recht die ehrliche Miene eines braven Patrioten, der freudig dem Vaterlande Gut und Blut opfert?“ —

„Auf meine Ehre!“ rief der junge Herr, und klatſchte jubelnd in die Hände.

Sie gingen dann in eine Nebenkammer, die mit einer Bad- und Barbierſtube die größte Aehnlichkeit hatte. Schermeſſer, Lanzetten und Schröpfköpfe lagen überall umher. „Dieſer Kram,“ ſagte der Kanzler, „iſt das Handwerksgeräth der Finanzbeamten, Rentmeiſter und Schöſſer. Damit ſcheren ſie ihre Schäfchen, die Bürger und Bauern, zapfen ihnen Mark und Blut ab, und ſchröpfen ſie tüchtig. Haben aber dieſe Schwämme genug in ſich geſogen, ſo drückt eine höhere Hand ſie wieder aus, und wirft ſie bei Seite.“ —

Jetzt führte der Meiſter ſeinen Jünger in den Saal zurück, und ſchlug den Deckel eines mit Brillen angefüllten Käſtchens auf. „Von dieſen Staatsbrillen,“ ſprach er, „haben wir drei verſchiedene Sorten. Die erſte Gattung macht die Gegenſtände wunderbar groß: die Mücke wird ein Elephant, der Silberpfennig ein harter Thaler. Mit dieſen Vergrößerungsgläſern waffnet man die Augen der Unterthanen, wenn ſie z. B. ein ihnen geſchenktes Stämmchen Holz für einen ganzen Forſt anſehen, und überhaupt ein Senfkorn von Wohlthat als ein unermeßliches Glück betrachten ſollen. — Die zweite Gattung verkleinert Berge zu Maulwurfshügeln, und iſt daher bei Anordnung neuer Steuern und Auflagen ſehr nützlich zu brauchen. — Die dritte Art verwandelt Schwarz in Weiß, und verbreitet über alles einen blendenden Schimmer." —

„Köſtliche Brillen!" rief der Rath, und verſuchte einige derſelben mit lebhaftem Beifall.

Des Kanzlers Falkenauge machte jetzt, wie unſicher vor Lauſchern, eine Runde durch den Saal, und mit leiſerer Stimme fuhr er fort: „Dieſe Brillen — beſonders die verkleinernden — empfehlen wir Räthe — im Vertrauen geſagt — bisweilen ſogar Sr. Durchlaucht zu höchſteigenem Gebrauch, ohne den guten Herrn mit einer langweiligen Erklärung der Beſchaffenheit ſolcher Gläſer zu beläſtigen. Wir thun das, zum Exempel, wenn uns daran liegt, daß dem Fürſten ein friſcher Griff in den Volksſeckel, oder ein erſprießlicher Krieg, minder bedeutend und gefahrvoll erſcheine, als es der Fall ſeyn würde, wenn wir ihn dieſe Dinge mit ſeinen natürlichen geſunden Augen betrachten ließen." —

„Und das Mittel ſchlägt an?" fragte der Rath, mit einer bedenklichen Miene.

„Probatum est!" rief der Kanzler mit Nachdruck, und ſie ſchüttelten ſich fröhlich die Hände.

„Aber wofür hältſt du dieß roſenfarbene Pülverchen?" fragt er weiter.

„Mich dünkt's Zahnpulver," war die Antwort.

„Falſch gerathen, Herr Sohn! Wie kannſt du glauben, daß ſich der Staat um die Zähne ſeiner Unterthanen und Diener bekümmere? — Es wäre beſſer, ſie hätten gar kein Gebiß: ſo würden ſie weniger eſſen." —

„Nun, was iſt's denn ſonſt?" fragte der Beſchämte.

„Augenpulver! — Ein unſchädlicher Staub, den man den Menſchen gelegentlich in die Augen ſtreut. — Eine gleiche Bewandniß hat es mit jener feſt zugepfropften und verſiegelten Flaſche. Sie enthält den berühmten blauen Dunſt.“ —

„Ich muß geſtehen,“ ſprach der Rath, „hier iſt für wohlthätige Blindheit trefflich geſorgt!“ —

Der Kanzler lächelte ſchlau, und wiegte bejahend den Kopf.

Indeſſen bemerkte ſein Söhnlein einen großen ſammtenen Beutel, und zog aus demſelben einen koloſſalen goldenen Stimmhammer, der ſchier eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war.

„Laß das liegen!“ ſchalt der Alte verdrießlich, und wollte das Inſtrument auf die Seite räumen; doch Jener hielt es feſt, und forſchte dringend, wie es damit bewandt ſey.

Der Kanzler wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus; doch endlich begann er ſo zu beichten: „Vor einiger Zeit wünſchte eine auswärtige Macht, von unſerm Herrn eine gewiſſe Gefälligkeit zu erhalten; allein er war wenig geneigt dazu, weil er Nachtheile für ſich und den Staat beſorgte. Bei dieſer Gelegenheit empfing ich von dort her dieſen koſtbaren Stimmhammer, nebſt einem huldvollen Schreiben, worin ich ſcherzhaft erſucht ward, mit beifolgendem Werkzeuge das Gemüth meines Fürſten zu ſtimmen. — Wer kann ſolchen Artigkeiten widerſtehen? Und wer öffnet nicht gern die Herzenspforte, wenn mit einem ſolchen Hammer angeklopft wird?“ —

„Ei, das verſteht ſich!“ ſprach der hoffnungsvolle Sohn.

Hierauf zeigte der Kanzler ein Fäßchen voll Erbſen vor, und äußerte dabei: dieſe ſonſt unſchuldigen Körner würden bisweilen, in der Hand eines heimtückiſchen Hofſchranzen, gefährlicher als Flintenkugeln. —

„Aber ich trage faſt Bedenken,“ fuhr er fort, „dir dieſes Schelmſtück zu entdecken. Ich muß befürchten, daß du es einſt, wenn ich dir zu lange vor den Augen herum laufe, gegen mich ſelbſt anwendeſt.“ —

Der Eidam ſchlug an ſeine Bruſt, und betheuerte höchlich, er ſey ein Biedermann.

„Verſteh doch Scherz!“ verſetzte der Alte: „Nur ein Erzböſewicht macht von dieſen Erbſen Gebrauch. Er ſtreuet ſie in der geheimen Rathsſtube, in der Kanzellei, und überhaupt auf den ſpiegelglatten Fußböden der Hofgemächer umher, damit diejenigen, ſo dem bübiſchen Sämanne verhaßt ſind oder im Wege ſtehen, ausgleiten und ſtürzen. Und das begegnet am erſten denen, die ihre Bahn ſtracklich wandeln, und aller Vorſicht überhoben zu ſeyn glauben, wenn ſie mit dem Fuße des guten Gewiſſens feſt auftreten.“ —

Mich überlief ein Schauer. Ich ſeufzte mit dem ehrlichen Froſchmäusler:

„Hofſuppen, ſo lieblich ſie ſchmecken,
„Sind ſtark gewürzet mit Schrecken!“ —

Und plötzlich verſchwand vor meinen Augen der ganze Rüſtſaal der Staatskunſt, ſammt dem Kanzler und ſeinem Eidam.

„Nun, wie gefiel dir dieſe Lehrſtunde?“ begann mein alter Gefährte.

Ich zuckte die Achſeln, und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Meinſt du etwa,“ fuhr er fort, „ich hätte dich hierher geführt, damit du lernteſt, Mantelrollen ſpielen, Trugbrillen ſchleifen und goldne Stimmhämmer verdienen? — Nein, da ſey Gott vor! Ich lehrte dich im Gegentheil Gifte kennen, um ſie zu meiden: ich enthüllte dir die verborgenen Künſte unredlicher Staatsdiener, damit du milder, als die blinde Menge, manchen guten, edelherzigen Fürſten beurtheileſt, der nach dem ſchönen Ziele, ſein Volk zu beglücken, auf der Bahn der Tugend und Gerechtigkeit hinſtrebt, aber von täuſchenden Irrlichtern böſer und unweiſer Rathſchläge, die ſein argloſer Sinn für treue Wegweiſer hält, auf falſche Pfade geleitet und an Abgründe geführt wird. — Fluch Jenen und Segen dir, Jüngling, wenn du dem Herrſcher, der einſt das Heil ſeines Volkes auf deine Schultern legt, redlicher dieneſt! Greif muthig in der Selbſucht und Habgier geheimes Räderwerk, und bring' es zum Stocken: aber hüthe dich dann auch vor den Fallkugeln, womit man deinen Weg reichlich beſäen wird!" —

Mit dem letzten Hall dieſer Worte zerfloß die greiſe Geſtalt wie ein Dunſtbild, und ich befand mich unter dem Baume, wo ich geruht hatte. Ich ſtand auf. Da war mir, als fühlt' ich ſchon die Hoferbſen unter meinen Füßen, und das benahm mir Muth und Luſt, meine Reiſe fortzuſetzen. L — n.

Ueber die von dem Architekten, Louis Catel, erfundene neue Muſiv-Arbeit, zur Bekleidung von Fußböden, Boiſerien und anderen Ameublements.

(An die Herausgeber.)

Berlin.

Ich ertheile Ihnen hier einige nähere Notizen über die Fabrikation, der von dem Architekten Louis Catel erfundenen neuen Muſiv-Arbeit, zur Bekleidung von Fußböden, Boiſerien und anderen Ameublements-Sachen.

Eine Täfelung von Holz dient zur Unterlage dieſer Maſſe, die aus Platten von einer Linie dick beſteht, welche auf jene Unterlage aufgekittet ſind. Dieſelben haben die Geſtalt des zu bildenden Deſſins, welches durch ihre Ineinanderfügung, und durch den Abſtand ihrer verſchiedenartigen Färbung, ſich dem Auge darſtellt. Nicht allein daß dieſe Maſſe jede Farbe annimmt, ſo kann auch in ihr jede Art von Marmor mit großer Wahrheit nachgeahmt werden. Es laſſen ſich in dieſe Maſſe alle Arten von Verzierungen und die reichſten Arabesken in kolorirten Tönen muſiviſch inkruſtiren. Der Erfinder dieſer Moſaik zeigte mir das Mittelſtück zu einem Fußboden. In einem Quadrat von dunkelbraunem Marmor, war eine Gruppe von Tauben, auf einem lazurblauen Becken ſitzend, abgebildet. Dieſe Vorſtellung befand ſich in einem mit ſechseckigen Sternen ausgefüllten Felde. Die Sterne von Giallo ruhten auf einem Grund von Roſſo antico, welcher auf das täuſchendſte ſich der Wahrheit nahte. — Der das Ganze umgebende Rand beſtand aus einem Gewebe von Quadraten aus rothem, grauem und weißem Marmor. Ich bewunderte die außerordentliche Härte dieſer Maſſe. Das Holz der Unterlage konnte dem Eindruck des Nagels nicht widerſtehen, dahingegen auf der Oberfläche des Fußbodens keine Spur davon zu ſehen war.

Wenn von dieſer Arbeit Anwendung zu Fußböden gemacht wird, ſo erhält die Oberfläche eine Wachs-Politur, welche auf dieſelbe Art, wie auf gewöhnlichen Parketböden, aufgetragen und von jedem Tiſchler und Bohner wieder nach Bedürfniß aufgefriſcht werden kann. Sollte der Fußboden durch die Länge der Zeit Schrammen erhalten, ſo kann die Oberfläche deſſelben von jedem Tiſchler mit der Ziehklinge wieder gerade gemacht werden, und hiernächſt wieder mit Wachs eine neue Politur erhalten. Die Klarheit der Farben kann hierunter nie leiden, ſelbſt wenn auch dieſe Procedur mehrmals vorgenommen werden müßte, weil die aufgelegten Platten oder Furniere gleichförmig durchfärbt ſind; ein großer Vortheil, den die mit Holz furnirten Parkettböden entbehren müſſen, da die Beizen, durch welche die Farbe des Holzes erhöhet wird, das Furnier nie gleichförmig durchdringen, und alſo ein ſolcher Fußboden an Klarheit der Farben verliert, wenn er abgezogen werden muß. Wenn dieſe Arbeit zu Boiſerien, Ameublements-Sachen ꝛc. angewendet wird, ſo erhält ſie eine Politur, welche vollkommen der der feinern Holzarten gleichkommt.

Mit großem Intereſſe ſahe ich dieſe Maſſe bereiten, und freute mich über die Leichtigkeit, mit der ſich alle Arten von Geſtalten aus ihr herausſchneiden laſſen. Bei ihrer erſten Anfertigung iſt dieſelbe zähe und biegſam wie Leder, und nimmt willig jeden Schnitt mit einem feinen Meſſer an. In dieſer Leichtigkeit des Verfahrens liegt die Möglichkeit, zu dieſer Arbeit Knaben zu gebrauchen, und ferner beſtimmt ſich dadurch die außerordentliche Billigkeit des Preiſes, für welchen Herr Catel dieſe Arbeiten zu verkaufen gedenkt. Ich erſtaunte, als ich mich nach dem Preiſe des von mir eben beſchriebenen Fußbodens erkundigte, daß er für den Quadratfuß dieſer Arbeit 16 Gr. verlangte, für einfachere Deſſins-Zuſammenſtellungen von Quadraten, von Sechsecken, oder von Achtecken in verſchiedenartig gefärbtem Marmor fordert er für den Quadratfuß 8 bis 10 Gr. Man könnte alſo für 80 bis 100 Rthlr.

den Fußboden eines Zimmers von mäßiger Größe mit dieſem ſchönen Ueberzuge bekleiden.

Unſtreitig iſt dieſe Erfindung, beſonders zur Dekoration der Fußböden, von der größten Wichtigkeit, da es bisher überall ganz an etwas ähnlichem gefehlt hat, und gegen die prächtigſten Wandbekleidungen und Dekorationen der Decken und reichen Meubles, unſere Parketts, von Eichen und Kiehnen Holz, auf eine ziemlich armſelige Weiſe kontraſtiret haben. Man hat zwar durch Furnierungen von verſchiedenen gefärbten Hölzern ſehr ſchöne Fußböden bei gewiſſen Gelegenheiten angefertigt, es gehört aber das Vermögen eines Fürſten dazu, um dergleichen Arbeiten bezahlen zu können. In den Schlöſſern zu Berlin und Potsdam befinden ſich von dieſen Fußböden, von welchen der Quadratfuß mit 6 und 8 Rthlr. bezahlt worden iſt. Bei dieſem hohen Preiſe haben dieſelben nicht einmal weder die Friſchheit der Farben, noch die Dauer der Catelſchen Moſaik. Durch dieſe Erfindung wird es möglich, denjenigen Glanz, Reichthum und Kunſtaufwand, den die Römer und Griechen an die Verzierungen ihrer Fußböden verwendeten, bei uns und in unſerm Klima nachzuahmen.

Wenn uns auch der Gebrauch des echten Marmors zu Fußböden, theils aus klimatiſchen, theils aus ökonomiſchen Abſichten abgeht, ſo ſind wir doch in den Stand geſetzt, die Eleganz der Formen und das gefällige Spiel der Farben auch dieſem Gegenſtande unſerer Umgebung mitzutheilen, und ihn auf dieſe Art mit hinüber in die Sphäre einer Kunſt- und Geſchmackswelt zu ziehen.

Zur Aufnahme dieſer Arbeit wäre zu wünſchen, daß davon ein baldiger Gebrauch im Auslande gemacht würde. Ein ganzer Fußboden zu einem gewöhnlichen Zimmer wird ungefähr 5 bis 6 Centner wiegen, derſelbe beſteht aus 3 Fuß langen und breiten Tafeln, welche an Ort und Stelle durch jeden Tiſchler zuſammen gefügt werden können. Bauherrn, Architekten und Meubleurs können, um ſich vorläufig von der Güte und dem Anſehen dieſer Arbeit zu überzeugen, kleine Probeplatten von einigen Quadratfüßen bei dem Architekten Louis Catel zu dem billigen Preiſe von 2 bis 3 Rthlr. beſtellen, derſelbe übernimmt alsdann die Beſtellungen, die man ihm machen wird, entweder nach eigenen oder nach gelieferten Zeichnungen.

Ich ſahe in der Fabrik des Herrn Catel an einigen Tiſchblättern arbeiten, welche, ihrer reichen und geſchmackvollen Dekorationen wegen, meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Auf dem einen derſelben war ein Vogel in der Art der florentiniſchen Moſaik, dieſelbe täuſchend nachahmend, abgebildet, auch ſahe ich einige Poſtamente, welche vollkommen den echten Marmor nachahmten. Es war mir auffallend, wie ich dieſe, dem Anſcheine nach ſchwere Körper, mit der größten Leichtigkeit von der Erde in die Höhe heben konnte, indem dieſer dünne, ſteinartige Ueberzug das hölzerne Geſtelle vollkommen maskirte. Ich erkundigte mich nach dem Preiſe dieſer Tiſchplatten und Poſtamente, und erfuhr, daß jene von einen Friedrichsd'or bis zu zwei und drei, und dieſe zu zwei und drei Friedrichsd'or zu haben wären.

Wie ſehr iſt zu wünſchen, daß dieſe neue Fabrikation ihren Erfinder lohnen möge, indem ſie es nicht allein ihres eigenen Werthes wegen verdient, ſondern weil auch vorzüglich davon der Fortgang und das höhere Gedeihen einer wohlthätigen Anſtalt abhängt.

Bei-

Feuerſchirme.

Drittes Heft.

Das Vaterland.

Beiträge
zu
einer Geſchichte der Zeit,
Verſuche
zur
Veredlung des Nationalgeiſtes
und
zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie.

In zwangloſen Heften.

Drittes Heft.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1808.

Univ. Bibl.
München

Inhalt

Troſt. Seite 1

Königsberg, während und nach der Schlacht von Eylau. Aus meinem Tagebuche. — 8

Ueber die innere Einrichtung des v. Schill'ſchen Corps, und über verſchiedene Vorfälle bei demſelben. — 31

Züge des Muthes und der Tapferkeit im Preußiſchen Heere, während des Krieges von 1806 bis 1807. — 55

Die Leibkompagnie des Freijägerkorps Graf v. Krockow in Stolpe in Hinterpommern, am 13ten Februar 1807. — 63

Der Graf de la Roche-Aymon und ſein braves Corps. — 72

Der Feuerwerker Brennekam von der reitenden Artillerie. — 79

Hohe Getreidepreiſe. Ueber das phyſiokratiſche Syſtem. — 81

Aus welchem Geſichtspunkte betrachten wir die vertrauten Briefe? (Vorrede zu dem folgenden Aufſatze.) — 97

Erinnerungen und Bemerkungen zu einer verbeſſerten Auflage der Schrift: Vertraute

Briefe über die innern Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe, ſeit dem Tode Friedrichs des Zweiten. (In einem Schreiben an den Verfaſſer derſelben.) . Seite 99
Rechtfertigung des Herrn v. Archenholz gegen eine irrige Meinung des Publikums. — 122
Die Preußen in Danzig, immer noch die alten und braven, und: das belagerte Danzig, ein Nachtrag zu obiger Schrift. 8. Berlin. . . . . — 125
Vergleichung. . . . — 128
Bemerkung zu einer Stelle im erſten Hefte dieſer Zeitſchrift. . . . — 129
Ein Wort, die vormals Preußiſchen Beamten im jetzigen Herzogthume Warſchau betreffend. . . . . — 132
Einige Gedanken, als Erklärung der Allegorie. — 137

Verbeſſerung.

Seite 2 **letzte** Zeile des Gedichtes muß heißen:
Hinauf zu der Gefühle grenzloſem Raum.

Troſt.

Furchtbar laſten des Geſchickes Spuren,
Will es ſich nimmer mit uns verſöhnen?
Durch des Vaterlandes grambedeckte Fluren
Ringt dumpf ſich der Wehmuth ergreifendes Stöhnen;
Am ſplitternden Stabe ſchleicht ſeufzend, und bebt,
Wer kraftlos ſein Glück nur vom Sinnlichem webt.

Wenn die Stützen des Lebens entſchwinden,
Klagen im Sturme des Weltalls verhallen,
Wenn Schmerz und Verzweiflung uns drohend umwinden,
Und wir mit dem Flug der Gedanken zerfallen,
Dann ſtrebt, aus den Feſſeln des Zweifels hervor,
Der Glaube mit Flügeln des Seraph's empor.

Könnt ihr im ewigen Kreiſe wählen,
Und die Geſetze der Allmacht ergründen?
Die Schrecken nur wollt ihr mit Geiſterblick zählen,
Euch gegen euch ſelbſt mit dem Unglück verbünden!
Erhebt euch! das Bild der Ahnung erblaßt,
Wenn ihr die Erinn'rung mit Liebe umfaßt.

Seht ihr die lieblich ſchönen Geſtalten
Hell und verklärend die Fernen umſtrahlen?

Bald wird das Chaos ſich glanzvoll entfalten,
Und alles mit Farben des Frühlings ſich mahlen.
Die Freude ereilt, wer die Gegenwart flieht,
Und ſich mit dem Lichtkreis der Hoffnung umzieht.

Grauen, die uns jetzt furchtbar umranken,
Werden im Schwinden zu leuchtendem Schimmer;
Das Alte muß weichen, im ewigen Schwanken
Erzeugt ſich das Neue, doch dauert es nimmer;
Ueber Zeiten und Trümmern ſchwebt ein Geſchick,
Drum hebe mit hehrem Vertrauen den Blick!

Glaube, Liebe, Hoffnung und Vertrauen
Halten im Wechſelvereine das Leben,
Säulen ſind es, für die Ewigkeit zu bauen,
Schwingen, ſich in das Unendliche zu heben,
Aus der Wirklichkeiten ſchreckensvollen Traum
Hin zu der Gefühle grenzloſem Raum.

Gg.

Königsberg,

während und nach der Schlacht von Eylau.

Aus meinem Tagebuche.

Als die Schlacht bei Eylau begann, verbreitete ſich in Königsberg ein verſchwiegen lautes Gerücht, daß etwas bedeutendes vorgehe, und Königsberg vielleicht bald der Schauplatz ſchrecklicher Ereigniſſe werden würde; aber niemand wußte den Grund zu dieſem Gerüchte hinlänglich anzugeben. Man ſprach zwar hie und da von einer Schlacht, und von einem ſeit zwei Tagen fortdauernden Angreifen und Kämpfen über den Beſitz von Preußiſch Eylau; aber alles war nur Muthmaßung. Es beſtiegen viele Menſchen den Schloßthurm, um in die Schreckensgegend hinzuſehen, das Kriegesfeuer zu entdecken, und die Kanonen brüllen zu hören: denn ſie forderten nun einmal eine Schlacht. Andere trieb das Gerücht vor das Friedländer Thor. Dort wollte man Kanonendonner in der Ferne vernommen haben. Die meiſten, welche wieder zurück kamen, hatten indeſſen nichts gehört.

So endigte der 8te Februar in dem, nur ſechs kleine Meilen von Eylau entfernten Königsberg. Wie es zuging, daß die fürchterliche Kanonade von den Bewohnern Königsbergs nicht gehört wurde, davon mag die Urſache in dem Schnee liegen, welcher den Schall außerordentlich hemmt, und der damals ganz leicht die Erde bedeckte.

Das Gouvernement war mit der merkwürdigen Begebenheit des Tages wohl bekannt, aber es benachrichtigte ſelbſt hohe Perſonen nicht davon. Der Generallieutenant v. Rüchel meinte es wirklich gut, nicht allein mit den in Königsberg verweilenden fürſtlichen Familien, ſondern auch mit allen Bewohnern.

In den folgenden Tagen, wo grauenvolle Gerüchte über die Ereigniſſe der kommenden Stunden ſich ſchreckhaft verbreiteten, und die Bewohner Königsbergs in die traurigſte, qualvollſte Lage verſetzten, — bewies es ſich hinlänglich, daß das Gouvernement durch kluges Schweigen den Königsbergern wohlthätig geweſen war, und manche bange Stunde erſparet hatte.

Am 9ten des Morgens wußten wir nicht mehr, als den vorigen Tag. Erſt Nachmittags ſagte einer dem andern: geſtern ſoll eine Schlacht geweſen ſeyn. Unſere Truppen ſollen den Ausſchlag gegeben haben. Ob wir aber geſiegt haben, das weiß Gott! Warum iſt denn noch kein Siegesbote gekommen? — Der Siegesbote kam überhaupt gar nicht.

Des Abends ſahen wir die ſichern Verkündiger einer erfolgten blutigen Schlacht — Ruſſiſche Bleſſirte. In der finſtern Nacht langten die unglücklichen, unverbunden in unſerer weitläuftigen Stadt an; ſie zogen ſich gegen das Schloß zu, wimmerten, jammerten, und flehten um Hülfe. Es war ein ſchrecklicher Zuſtand! Man ſtand dort, ſahe die Unglücklichen wehmüthig an, und konnte ihnen durch ein dargereichtes Düttchen (9½ Pf. Brandenburgiſch) doch nicht helfen. Und an wen ſollte man ſich um Hülfe wenden? Da war keiner, der den Auftrag hatte, für Bleſſirte zu ſorgen. Endlich wurde dieſen Menſchen das Spinnhaus im Roßgarten eingeräumt. In drei große Stuben ſammelten ſich gegen ſechshundert Mann. Ein paar Schütten Stroh, welche in jede Stube geworfen waren, reichten nicht zu, das Blut aufzuwiſchen, viel weniger als Lager den hart Verwundeten zu dienen.

Ein einziger junger Preußiſcher Chirurgus fand ſich ein. Aber mit ſeinem geringen Vorrathe von Charpie und ein paar Bandagen und ohne einen Aufwärter ſollte er ſechshundert Mann verbinden! Nicht einmal ein Licht hatte er! War ſo ſchlecht für die erſte Hülfe geſorgt, wie viel weniger mochte für die zweite, für erquickende Speiſe, geſorgt ſeyn! — Doch da erſchien ein Lakai von der Fürſtinn zu Solms-Braunfels, Schweſter der Königinn von Preußen. Ein Paar Küchenweiber trugen ihm in hölzernen Eimern eine ſtärkende Suppe aus Bier und Wein nach. Die Suppe wurde mit Töpfen ausgeſchöpft und der Reihe nach den Verwundeten gereicht. Aber was war ſo viel unter ſo viele! Indeſſen hatten doch gegen hundert Mann eine Erquickung erhalten. Andere kleine Beiträge von barmherzigen Menſchen ſtillten noch manchem Hungernden ſeine Qual. *) —

So endete der erſte Tag nach der Schlacht. — Man wird hier fragen, ob die Ruſſiſche Armee keine Lazarethe gehabt hätte? Leider iſt mit, nein! zu antworten. Selbſt bei den Regimentern befanden ſich keine Chirurgen. Der Ruſſe iſt ſein eigner Arzt. Die meiſten ankommenden Bleſſirten hatten ſich auch ſelbſt verbunden, d. h., ein Stück von einem unter Weges geraubten Tuche oder Bettüberzuge um die Wunde gewickelt. Wenn aber auch die beſten Anſtalten bei der Ruſſiſchen Armee in Rückſicht der Krankenpflege geweſen wären, ſo hätte man doch an jenem Tage nicht allen genug thun können. Man ſchlug die Verwundeten zu 10,000 Mann an. — Die Wundärzte bei der Franzöſiſchen Armee ſind ihrer Thätigkeit, Geſchicklich-

---

*) Ich muß hier eines edeln Ruſſen erwähnen. Unter den Verwundeten befand ſich auch ein gefangener Franzoſe. Er war dem Tode nahe, und legte ſeinen Kopf, da er kein Stroh hatte, auf ſeinen Arm. Der neben ihm liegende Ruſſe gab ihm eine Decke, die er irgend wo aufgegriffen und um ſich geſchlagen hatte, und ſagte: Da Franzoß! Er ſelbſt blieb aber unbedeckt in der Kälte liegen.

keit und Sorgfalt wegen berühmt, und die Lazarethseinrichtung bei einem Franzöſiſchen Heere iſt muſterhaft; aber an jenem Tage konnten auch bei ihnen die beſten Anſtalten nicht hinreichen, allen Elenden zu helfen. Eben ſo traurig, wie bei dem Ruſſiſchen Heere, hat es auch bei dem Franzöſiſchen ausgeſehen. Ein Beweis, daß mit großer Tapferkeit von beiden Seiten eine der größeſten Schlachten geliefert wurde.

Die Nacht zum 10ten wurde ſehr unruhig. Es kamen immer mehr Bleſſirte zu Fuß an. Sie mußten auf den Straßen unter freiem Himmel liegen. Einzelne Kavalleriſten ſprengten durch die Straßen; Proviantwagen, Laffeten und Kanonen raſſelten auf dem Pflaſter.

Mit Anbruche des folgenden Tages mehrten ſich die Gräuel des Krieges. Am Schloßplatze war gewöhnlich der Verſammlungsort der ankommenden Bleſſirten. Die Bauern brachten auf Schlitten ſterbende Krieger. Keiner fand ein Unterkommen, und es zeigte ſich kein Ruſſiſcher Offizier, um die Leute zu ſammeln und für ſie zu ſorgen, obwohl genug Ruſſiſche Offiziere ſchon angekommen waren. Die meiſten von den Ruſſen, welche zu Fuß ankamen, waren in die Füße verwundet; und man mußte die Ausdauer dieſer Menſchen bewundern, die mit einem zerſchoſſenen oder durchſtochenen Fuße, auf einen Ladſtock oder Zaunpfahl geſtützt, den Weg vom Schlachtfelde bis Königsberg unternommen hatten. Das Blut tröpfelte aus ihren Wunden; die Wunden dampften; die Menſchen verzogen ſchmerzhaft das Geſicht, ſo oft ſie auftraten; aber ſie ließen ſich alles gut ſchmecken, was man ihnen anbot, und wurden vergnügt, wenn man ihnen etwas reichte. Sie erhielten viel Geld von den Vorübergehenden, und es fand ſich gleich eine Menge Hökerweiber ein, welche Brot, warme Würſtchen, Häringe und Aepfel den Verwundeten anboten, und ſie unbarmherzig betrogen. Da zeigte ſich der Menſch in ſeiner Niedrigkeit! Nach Aepfeln waren die Ruſſen beſonders ſehr begierig. Vor dem Schloſſe lagerten ſich meiſtens nur diejenigen, welche dem Tode nahe waren. Wer aber noch ſich fortſchleppen konnte, der irrte durch die Stadt. Die Menge der ankommenden Bauerſchlitten ſperrte bald die Straßen. Auf dieſen Schlitten konnte ein Schlüter *) die Züge der ſchmerzhaft Sterbenden ſtudieren; aber der fühlende Menſch mußte bei dieſem Anblicke zurückbeben, und den Krieg verfluchen! — Ich mag nicht noch ein Mal dieſen Anblick ertragen! ſprach ich zu mir. — Aber ich habe ihn doch ertragen lernen müſſen, und wurde zuletzt ſo daran gewöhnt, daß zwar mein Mitleid nicht erſtickt, aber das Zartgefühl doch abgeſtumpft wurde. So kann ſich der Menſch an alles gewöhnen!

Ein Ruſſe, dem eine Kugel das Bauchfell geſtreift und zerriſſen hatte, lag auf einem Schlitten. Die Eingeweide wühlten ſich aus dem Leibe. Einem andern waren die Füße abgeſchoſſen. Unverbunden, nur eingehüllt in einen alten Kapotrock, lag er im Schlitten. Die Kälte hatte verhindert, daß er ſich nicht ſchnell verblutet hatte. Er lag im Sterben. Das Mitleid der Königsberger war ſo rege geworden, daß man auch dieſem Sterbenden Geld in die Hand ſteckte.

---

*) Bekanntlich hat Schlüter die Köpfe ſterbender Krieger in dem Hofe des Zeughauſes zu Berlin meiſterhaft in Stein ausgearbeitet.

Nach allen dieſen ergreifenden Scenen konnte man nicht mehr daran zweifeln, daß eine Schlacht geliefert worden war; aber den Erfolg wußte niemand anzugeben. Von den Bleſſirten konnte man nichts erfahren, denn ſie hatten noch vor dem Ende der Schlacht den Wahlplatz verlaſſen. Sie nannten aber doch immer Eylau, und riefen: Franzos, niedehr! und zeigten, wie ſie niedergeſtoßen hätten mit dem Bajonette.

Es kam ein Wagen mit Preußiſchen ſchwarzen Huſaren an. Da wendete ſich die Menge Volks zu dieſen. Aber hier erfuhr man nicht viel mehr. Bei Mehlſack waren dieſe Braven verwundet worden. Sie erzählten nur, daß immer noch geſchoſſen würde, und daß eine große Schlacht ſeit mehreren Tagen fortdauert.

Bald ſtopften ſich die Straßen von der Menge der Proviantwagen, der Pulverkarren, der Bauernſchlitten mit Verwundeten. Es kamen ungefähr zehn Ruſſiſche Dragoner angeſprengt, die ihre Standarte gerettet hatten. Gegen eilf Uhr kam ein junger Ruſſiſcher Infanterie-Offizier mit ungefähr dreißig Mann marſchirt. Er machte am Schloſſe halt, und wendete ſich an einen nahe ſtehenden Mann, um zu erfahren, wie er ſeine Leute einquartiren könnte. Berichten konnte er uns aber auch nichts zuverläſſiges. Er ſagte nur: das wäre der Reſt von ſeinem Regimente, den er vom Schlachtfelde geführt hätte: die beiden Armeen hätten noch wüthend gegen einander gekämpft.

Es kamen immer mehr Verſprengte, Fußvolk, Huſaren, Dragoner, ſchwere Reiter und Koſacken. Sie ritten Straßen auf, Straßen ab, zu einem Thore hinaus, zu dem andern wieder herein, und ſuchten Unterkommen. Die Koſacken nur kümmerten ſich nicht darum. Sie banden ihre Pferde zuſammen, und gingen umher, um ſich Erquickung zu ſuchen. Wollten ſie ſchlafen, ſo legten ſie ſich unter ihre Pferde.

Die Geſunden konnten noch ruhig ziehen, aber die armen Kranken, wo ſollten dieſe hin? Da war noch nicht die geringſte Anſtalt zu einer Lazaretheinrichtung, zur Speiſung und Verpflegung der Bleſſirten gemacht; die angekommenen Preußiſchen Chirurgen verbanden raſtlos, aber es waren ihrer zu wenig, der Verwundeten zu viele. Das Gouvernement that, bei Mitwirkung des Magiſtrats, was es konnte, obgleich noch kein Ruſſiſcher Offizier ſich der Sache annahm. Freilich mochte auch keiner den beſondern Auftrag dazu haben. Es wurden leer ſtehende Bürgerſtuben den Verwundeten eingeräumt, und die Stadtchirurgen aus allen benachbarten Städten und Städtchen eilig herbei gerufen. Alles was Hände hatte und ein leinenes Läppchen, zupfte Charpie. Bandagen wurden verbeten, denn dieſe konnte man aus neuer Leinwand machen. Wer etwas von ſeiner Mahlzeit entbehren konnte, der trug es den Verwundeten hin. Unter mehreren zeigte auch die Prinzeſſinn von Solms-Braunfels aufs neue ihre menſchenfreundlichen Geſinnungen. Sie hatte des Mittags einen Keſſel voll Bier- und Weinſuppe mit Eiern und Brot kochen laſſen. Sehr zweckmäßig wurde dieſe Suppe an der Hausthür des Herrn Grafen von Schulenburg, wo der junge Prinz Wilhelm zu Solms-Braunfels mit ſeinem Erzieher wohnte, vertheilt

So erhielten die Bleſſirten, welche noch auf der Straße, ohne Ausſicht zum Unterkommen umherſchlichen, eine Labung. Ein Bleſſirter ſagte dieſes dem andern, und es kam bald ein ganzer Haufe. Ich ſahe einen Ruſſen in das genannte Haus reiten, und ihn von einem andern zu Fuße begleiten. Ich ging neugierig nach. Er forderte Suppe. Merkwürdig war er mir darum, weil ihm der linke Fuße entzwei geſchoſſen war, ſo daß er ſchlotterte, und doch lag in des Menſchen Angeſichte noch eine Freundlichkeit und Ruhe, die nur unterbrochen wurde, wenn er ſich bewegen mußte. Er hatte ein Bauernpferd ohne Sattel und Zaumzeug von ſeinem Kameraden erhalten, und dieſer hatte ihm hinauf geholfen. Das Pferd hatte aber auch noch nichts gefreſſen, ſo lange er auf demſelben ritt; und er bat um die Erlaubniß, daß es ein wenig Erbſenſtroh freſſen dürfe, welches auf einem Bauerſchlitten lag. Indem er deutlich machen wollte, daß eine Kanonkugel ſein Bein zerſchmettert hätte, zeigte er auf den andern Ruſſen, und ſagte: Kamerad Kanon! da trat der Kamerad näher, und zeigte ſeinen rechten Arm. Dieſer war nicht weit von der Achſel ſo durchſchoſſen, daß er nur noch an einigen Muskeln hing; und der Menſch war doch ganz gleichmüthig, höchſtens ſeufzte er, wenn er den Arm bewegte. Indem der reitende Ruſſe etwas Speiſe verzehren wollte, bewegte ſich das Pferd, und er fiel herunter; aber er blieb auf dem geſunden Beine ſtehen, und rief nur: oh — oh! Unſägliche Schmerzen mußte ihm das Hinaufſteigen wieder verurſachen; doch er verzog kaum die Miene dabei. Lächerlich kam es mir aber vor, daß dieſe beiden Bleſſirten ſich noch unter Weges ſeidene

Halstücher geraubt, und ihre Kapotröcke damit zuſammen gebunden hatten.

Vor meinen Fenſtern ging ein Ruſſiſcher Küraſſier, ein ſchöner, baumſtarker Jüngling umher, und jammerte. Eine Flintenkugel war ihm durch den Mund gegangen. Geld nahm er von den Vorübergehenden nicht an. Speiſe wollte er auch nicht. Ich bot ihm ein Bierglas voll Wein an. Da nickte er, nahm daſſelbe und wollte trinken. Allein er konnte nicht ſchlucken. Er ließ den Wein wieder zurück in das Glas fließen, und das Glas enthielt faſt ſo viel Geblüt als Wein. Ein nebenſtehender verwundeter Ruſſe, dem ich ein Stück Brot und Fleiſch gegeben hatte, nahm ihm das Glas ab, und ließ ſich das Getränk wohl ſchmecken.

Den ganzen Nachmittag war große Unruhe in Königsberg. Die Bagagewagen drängten einander durch die Stadt. Sie fuhren zum Gumbinner, Tragheimer und Sackheimer Thore hinaus, und kamen oft in einer halben Stunde wieder. Eine Menge verwundeter Offiziere wurde einquartirt; ihre Anzahl betrug zuletzt mehr als tauſend.

Ueber die Schlacht hatte man noch nichts näheres erfahren, als daß Bennigſen geſiegt habe, ſich aber bis an die Mauern Königsbergs zurückziehe. Dieſes Gerücht brachte eben keine Freude über Königsberg. Eine Ruſſiſche Armee vor den Wällen zu haben, ſchien gefährlich!

Unter den Politikern fanden mannichfaltige Streitigkeiten Statt. Es war eine Franzöſiſche, eine Ruſſiſche und eine Preußiſche Parthei in Königsberg. Die Preußiſche hoffte von den Ruſſen nichts; ſie ließ der Tapferkeit der Soldaten volle Gerechtigkeit wiederfahren; aber ſie konnte im Ganzen die gute Abſicht, uns helfen zu wollen, nicht erkennen; die Ruſſen, ſagte ſie, fechten nicht für uns, das haben ſie auch ſchon erklärt; ſie wollen nur den Feind von ihren Grenzen abhalten, und werden nicht weiter gehen, als bis an die Weichſel. Die Ruſſen betragen ſich nicht wie unſere Freunde. Ein Feind kann nicht ſo verwüſten, ſengen und brennen, wie unſere ſogenannten Verbündeten. Dieſe Parthei meinte zwar, daß der Sieg von Eilau auf unſerer Seite ſey, aber ſie behauptete, der General Leſtocq habe mit den Preußen die Schlacht entſchieden, und würde die Feinde auch verfolgt haben, wenn nicht Bennigſen aus Eiferſucht ihm Befehle zum Rückzuge gegeben hätte. Dabei beſchuldigte dieſe Parthei den General Bennigſen, daß er nie ſeinen Sieg benutze, und Schlachten liefere, die Menſchenblut koſteten, ohne dafür etwas zu erringen.

Die Ruſſiſche Parthei leugnete natürlich nicht den Sieg, auch nicht den Antheil, den die Preußen dabei gehabt hätten; aber ſie ſuchte das Feldherrntalent des Generals Bennigſen zu erheben, und ſeinen Rückzug nach Königsberg zu entſchuldigen. Man ſagte ſogar, Bennigſen habe den Befehl von dem Ruſſiſchen Kaiſer erhalten, Königsberg zu ſchützen, es koſte was es wolle. Es ſolle ihm ſeinen Kopf koſten, wenn er daſſelbe fallen ließe.

Die Franzöſiſche Parthei leugnete geradezu Bennigſens Sieg. Wer das Schlachtfeld behauptet, der iſt Sieger, ſagte ſie; wer ſich zurückzieht, und an den Wällen ſich in eine Stellung zur Vertheidigung lagert, der iſt beſiegt, und fürchtet einen neuen Angriff des Siegers. Die Franzoſen behaupten bis jetzt das Schlachtfeld. Napoleon ſelbſt iſt noch in Eylau. Die Bewohner Eylau's ſind größten Theils entflohen, und die preis gegebene Stadt wird langſam und mit Sicherheit durchſucht, da man von den Ruſſen nichts zu fürchten hat, Die Franzöſiſchen Todten werden begraben, die Gewehre auf dem Schlachtfelde werden als unnütze Beute vernichtet. Ein Heer unter Befehl des Prinzen Murat dringt gegen Königsberg vor.

Es gab aber noch eine vierte Parthei in Königsberg, die ſehr zahlreich war, die Unpartheiiſche. Dieſe ſprach alſo: Es iſt wahr, die Franzoſen ſind im Beſitze des Schlachtfeldes; das Hauptquartier iſt noch in Eylau, ſie begraben ihre Todten, Königsberg wird bedroht. Hätte der General Bennigſen auf den Sieg Anſpruch machen wollen, ſo hätte er die Feinde verfolgen müſſen; ſo aber zieht er ſich zurück. Allein ſein Rückzug iſt keine Flucht; er ſetzt ſich wieder in drohender Stellung feſt; er iſt zwar nicht überwunden, er iſt aber auch nicht der Sieger. Die Franzöſiſche Armee iſt in demſelben Falle. Napoleon, der große Feldherr, benutzt jederzeit ſeinen Sieg. Allein jetzt hat er die Feinde nicht verfolgt; ſeine Soldaten beſchäftigen ſich mit Plündern und Begraben, als ob kein Feind mehr in der Nähe wäre. Er kann auch nicht geſiegt haben; er kann aber auch nicht überwunden ſeyn. Die Schlacht von Eylau gleicht auf beiden Seiten einer fürchterlichen Niederlage. Die Erſchöpfung der Kräfte hat dem Kampf ein Ende gemacht, und bis jetzt hat noch kein Theil ſo viele Kräfte geſammelt, den andern anzugreifen. Die Franzoſen haben aber den Vortheil, daß ſie auf dem Schlachtfelde bleiben, ſich alſo mit Fug und Recht den Sieg zueignen können. Wäre von irgend einem Theile ein friſches Corps auf dem Schlachtfelde erſchienen, ſo würde dieſes den Ausſchlag gegeben haben. Hätte der General Bennigſen unſern braven Leſtocq noch fortkämpfen laſſen, ſo würden die Reſultate vielleicht anders ſeyn. Indeſſen iſt doch ſo viel gewiß, daß die Ruſſen völlig überwunden worden wären, hätte nicht Leſtocq, nach vielen beſeitigten Schwierigkeiten, mit ſeinen braven Preußen überall, wohin er ſich wendete, mit Glück gefochten. *)

Verluſt haben die Ruſſen durch dieſe Schlacht; denn ſie haben ſich erſchöpft, und können ſo bald nicht wieder handeln. Anſtatt durch ſo viel vergoſſenes Blut den Feind zum Weichen zu bringen, und ihn bis an die Weichſel zu verfolgen, müſſen ſie ſich zurück ziehen von dem Felde voll Blut, und ihre Wunden heilen laſſen.

Verluſt haben die Franzoſen. Der Kaiſer wollte nach Königsberg vordringen, und hatte der Armee am Tage der Schlacht zur Ermunterung geſagt: noch eine Schlacht! dann ſind wir in Königsberg, dann iſt Friede! das ſagen die Gefangenen aus. Er iſt durch Erſchöpfung der Kräfte in der Schlacht an der Ausführung ſeiner Plane verhindert worden. Bennigſen hat alſo durch die Schlacht für uns doch etwas gewonnen!

---

*) Der General Leſtocq hat in der Folge ſeinen Antheil an der Schlacht durch den Druck auf einigen leſenswerthen Bogen bekannt gemacht.

So ſprach man in Königsberg. Bis jetzt iſt noch nicht über die Schlacht von Eylau entſchieden worden. Beide Theile haben ſich den Sieg zugeſprochen. Erſt die Zukunft wird uns eine richtige Anſicht darſtellen können, wenn die Umſtände eine freiere Prüfung geſtatten.

Die folgenden Tage wurden die Unruhen in Königsberg immer bedeutender. Die Ruſſiſche Armee zog ſich wirklich bis an die Wälle von Königsberg. Vor dem Friedländer Thore wurden Hauptbatterien errichtet. Es wurde, von dieſem Thore an, die Linie bis zum Brandenburger Thore entlang, ſtark geſchanzt, und an den verfallenen Feſtungswerken gearbeitet. Die Straßen wimmelten von Ruſſiſchen Soldaten, von Bleſſirten und Verſprengten, die ſich nicht wieder ſammelten, ſondern ſich vielmehr als Marodeurs über die ganze Gegend zerſtreuten, und ſo viel Unfug mit der Grauſamkeit eines Feindes trieben, daß Bennigſen öffentlich bekannt machte, wer vom Lande einen Marodeur einbrächte, ſollte zwei Dukaten dafür erhalten, den Bürgern wurde ein Dukaten zugeſichert.

Ueberall liefen, ſelbſt in Königsberg, Klagen über die Ruſſiſchen Soldaten ein, welche raubten, wo ſie nur konnten. Viele Ruſſen brachten ihre geraubten Sachen, die ſie nicht dem Feinde, ſondern Preußiſchen Unterthanen abgenommen hatten, zum Verkaufe in die Stadt. Die Verwundeten und Kranken häuften ſich in allen Straßen. Man mußte jetzt die Kirchen ihnen öffnen. Für ihre Verpflegung konnte noch nicht hinlänglich geſorgt werden, da die Tage zu ſtürmiſch waren, und kein Menſch erwarten konnte, daß die Sachen in der folgenden Stunde beſſer ſtehen würden.

»Der General Bennigſen kam ſelbſt in die Stadt. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn länger zu ſehen und ſprechen zu hören. Er hatte ein ehrwürdiges Geſicht, einen ruhigen, ſcharfen Blick, Geſetztheit in ſeinem ganzen Weſen, die aber ſehr an Kälte grenzte. Er ſprach leiſe und langſam, und war in ſeinem Urtheile eben ſo beſtimmt als gerecht. Er druckte ſich über Leſtocq ſo aus: wenn er nicht gekommen wäre, hätte ich einen harten Stand gehabt!! Er ließ dem Franzöſiſchem Feuer und der Franzöſiſchen Tapferkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Dabei erzählte er eine Anekdote von der Schlacht bei Pultusk, die ich hier mit anführen kann, ohne der Franzöſiſchen Tapferkeit dadurch zu ſchaden. Bennigſen führte ſie auch nur an, um zu zeigen, wie leicht kleine Umſtände auf eine große Maſſe wirken könnten. In jener Schlacht drang ein Regiment Franzoſen mit dem Bajonett auf ein Bataillon Ruſſiſcher Grenadiere ein. Die Ruſſiſchen Grenadiere blieben ruhig ſtehen, und fingen laut an zu lachen. Die Feinde ſtutzten; ſie erneuerten aber ihren Anfall. Die Ruſſen lachten noch ein Mal, und das Franzöſiſche Regiment kam ſo außer Faſſung, daß es umkehrete.

In der Schlacht von Auſterlitz ſoll ein gleicher Fall Statt gefunden haben. Dort ſollte ein Ruſſiſches Regiment auf eins der bewährteſten Infanterieregimenter des Franzöſiſchen Kaiſers einſtürmen. Als die Ruſſen dem Regimente ſchon ſehr nahe waren, machten ſie auf ein Mal halt, und legten alle ihre ſchweren Torniſter mit der größeſten Ruhe ab. Dann gingen ſie

wieder

wieder vorwärts. Das brave Regiment der Franzoſen wurde dadurch ſo aus der Faſſung gebracht, daß es nicht ſtehen blieb. Als **Napoleon** nach dem Siege ſeinen Soldaten darüber Vorwürfe machte, und ſie an ihre vorige Tapferkeit, beſonders bei **Marengo**, erinnerte, führten ſie zu ihrer Entſchuldigung an, daß der Anblick des Torniſterablegens zu überraſchend für ſie geweſen wäre. Sie wüßten ſelbſt nicht, warum? aber ſie wären doch ganz aus der Faſſung gebracht worden. Die Franzoſen ſelbſt ſollen dieſen Kunſtgriff ebenfalls ſchon früher angewendet, oder nachgeahmt haben.

Die Ruſſen vor **Königsberg** ſtanden im freien Felde, nur ein Theil von ihnen wurde in die Stadt gelaſſen, um ſich Lebensmittel zu verſchaffen, indeß die andern warten mußten, bis dieſe zurück kamen. Aber **Königsberg** litt ſehr. Zu Unterhaltung des Wachtfeuers brachen die Ruſſen nahe liegende, leicht gebauete Häuſer ab, trugen Bettgeſtelle, Tiſche, Stühle, ſogar gute Schreibſchränke zuſammen, wo ſie nur dergleichen erlangen konnten, und ſetzten ihre acquirirte Beute über das Feuer. Es war Holz genug in **Königsberg** vorhanden, um die Wachtfeuer zu unterhalten, aber dieſes Holz ſchien den Ruſſen nicht trokken genug zu ſeyn.

Am 11ten verbreitete ſich ein dumpfes angſtvolles Gemurmel über ganz Königsberg. Es hieß, die Franzoſen greifen an; vor den Thoren wird eine Schlacht geliefert. **Königsberg** iſt verloren: denn die Ruſſen, die ganz erſchöpft, zerſtreut, und gar nicht mit Munition verſehen ſind, können den Angriff kaum aushalten. Fliehend werden ſie durch **Königsberg** eilen, die Kaufmannsſpeicher anzünden, bei der Flucht plündern, und die Franzoſen, welche die Flüchtigen verfolgen, werden das Trauerſpiel vollenden. Die unglücklichen Bewohner Königsbergs, die ſich ſchon als Schlachtopfer der Kriegeswuth betrachteten, verloren ihre Faſſung, da zumal Bennigſen erklärt haben ſollte: freilich, wenn ſo etwas erfolge, ſo würde er ſeinen Rückzug durch Königsberg nehmen müſſen, um über den Pregel zu kommen; ſchützen könne er dann Königsberg nicht; beſonders würden dann ſeine Koſacken zügellos ſeyn. — Zitternd und zagend, nur denkend an die Gefahr, verſammelten ſich Familien; man wagte nicht auszugehen und Kundſchaft einzuziehen; jeder Schlag einer Thür, jedes Dröhnen der Fenſter ſchien den Einwohnern der erſte Kanonenſchuß, die Loſung des Unglückes zu ſeyn. Wer die Stadt verlaſſen konnte, verließ dieſelbe; andere ließen ihre Thüren verrammen, um dem erſten Anfalle zu widerſtehen. Franzöſiſche gefangene Offiziere hatten dieſes gerathen; weil der Soldat, beim erſten wüthenden Einſturz, ſich nicht die Mühe nehmen könne, Thüren aufzuſprengen. Erſt wenn die Ruhe etwas hergeſtellt worden ſey, und wenn die Kriegszucht wirken könne, dann möchte man die Thüren wieder öffnen.

Ruſſiſche Offiziere, welche ihrem Feldherrn nicht wohl wollten, hatten vorzüglich Theil an dieſem Schreckensgerüchte. Ich ſelbſt habe durch Zufall ein Blättchen geleſen, auf dem ein Ruſſiſcher Offizier an eine gute Freundinn ſchrieb: wir gehen zur Schlacht. Bennigſen hat geſagt: es iſt alles verloren: Generale und Truppen werden vertilgt! — Gewiſſe * * * * ließen es ſich beſonders angelegen ſeyn, gleich Verſtörten und Wahnſinnigen in den Häuſern umher zu laufen, und Familien, deren Lage keine Reiſe erlaubte, zur Flucht zu ermuntern. Es iſt ja ſo klar, wie die Wahrheit, daß dieſer Tiſch Tiſch iſt, ſprachen ſie. Die Ruſſen müſſen verlieren. Sie haben nicht eine Kartuſche, nicht eine Patrone. Ein einziger Wagen mit Pulver iſt angekommen. —

An der Sache iſt wirklich viel wahres geweſen. Die Ruſſen hatten faſt gar keine Munition mehr, und ihr Unglück und gänzlicher Untergang wäre die Folge geweſen, wenn — die Franzoſen ſelbſt — Patronen gehabt hätten. — Es war gegründet, daß die Franzoſen unter dem Prinzen Murat vorrückten; es war aber nur eine Demonſtration.

Der Tag verging, ohne die Bangigkeit der Bewohner Königsberg's gemildert zu haben. Man wagte nicht, ſich zur Ruhe zu begeben. Angeſehene Perſonen hatten ſich Koſackenwachen von Bennigſen ausgebeten. Die Prinzeſſinn Louiſe von Preußen, Gemahlinn des Fürſten Radzivil, war mit ihrer ganzen Familie in der Stille nach Memel abgereiſt. Noch ein Troſt war übrig, daß die Prinzeſſinn zu Solms-Braunfels die Stadt noch nicht verlaſſen hatte. Die Gefahr könne noch nicht ſo groß ſeyn, ſchloß man daraus. Indeß erfuhr man, daß dieſe Prinzeſſinn am Morgen Poſtpferde beſtellt habe. Das war ein erſchütternder Schlag. Wie viel Thränen erpreßte dieſe Nachricht. Dieſe Prinzeſſinn hatte geäuſſert, ſie werde unter allen Umſtänden in Königsberg bleiben, und im Fall Feinde in die Stadt drängen, darum Schutz von ihnen erwarten, weil ſie ihnen ihr Zutrauen bewieſe, und ſich ihnen anvertrauete. Aber freilich würde dieſes feſte, auch den Feind beſiegende Benehmen fruchtlos geweſen ſeyn, wenn eine Verfolgung durch die Stadt und die gefürchtete Plünderung ſich ereignet hätte. Darum wollte die Prinzeſſinn dem erſten Aufruhre ausweichen, und ſich nur nach Hollſtein, eine Meile weit von Königsberg, begeben, um dort den Eintritt der Ruhe abzuwarten. — Indeß zeugte dieſer Schritt doch von einer bevorſtehenden Gefahr, und man glaubte nicht ohne Grund, daß die Prinzeſſinn am ſicherſten davon benachrichtiget wäre, da der General Bennigſen ihr ſeine beſondre Aufmerkſamkeit bewieſen hatte.

Zum Troſte für viele Bewohner Königsbergs hörte man des Abends, die Prinzeſſinn zu Solms-Braunfels habe die Poſtpferde abbeſtellen laſſen. Mit dem neuen Tage erwachte der neue Kummer. Noch wußte niemand, wie die Sachen ſtanden; das Kriegsgewühl dauerte fort; aber man hörte noch nichts vom Kanonendonner und vom Kriegsgeſchrei. Man athmete freier.

Frohe Nachrichten verbreiten ſich ſchnell, ſo war es auch mit der: die Franzoſen ziehen ſich zurück. Doch zweifelte man noch, weil es uns des Glückes zu viel ſchien. Und der ganze Tag war ein Tag des Zweifelns, wiewohl ſich immer mehr beruhigende Gerüchte verbreiteten. Es zogen ſich immer mehr Ruſſen an Königsberg. Die Bivouaks wurden ausgedehnter, die Einquartierung in der Stadt wurde läſtiger: denn die Offiziere ſuchten ihr Unterkommen in den Häuſern. Am Abende reiſte wirklich die Prinzeſſinn zu Solms-Braunfels mit ihrer ganzen Familie ab. Es entſtand neue Furcht. Doch die folgenden

Tage zeigten ſich immer heller und heller. Man hörte manchmal Kanonenſchüſſe, doch nur in der Ferne. Sie waren auch ſo ſparſam, daß ſie mehr eine Neckerei als etwas Ernſthaftes ankündigten. Die Ruſſen zogen nach und nach ab, und die Ruhe kehrte wieder in die Gemüther der Königsberger.

Jetzt konnte auch für die Bleſſirten mehr geſorgt werden. Der Generalchirurgus Görcke war unterdeß von Berlin gekommen. Er war der Mann, der Ordnung und heilſame Anſtalten bei einer ſo großen Verwirrung treffen konnte. Kirchen und öffentliche Gebäude wurden ausgeräumt, um ſie mit Leidenden zu füllen. Es wurde eine Menge Chirurgen herbei gezogen; Aufwärter wurden angenommen. Die Ruſſen übernahmen die Beköſtigung ihrer Kranken. Die Preußen wurden nebſt den von unſern Truppen gefangenen, verwundeten Franzoſen durch Görcke's Veranſtaltung beköſtiget. Man gab den Ruſſiſchen Aufſehern Schuld, daß ſie ihre Kranken manchmal hungern ließen. Als in der Folge ſich die Zahl der Bleſſirten und Kranken faſt ſtündlich vermehrte, wurden große Baracken auf dem Haberberge erbauet. Sie waren vortrefflich angelegt und mit großen Glasfenſtern verſehen. Die, welche den Preußen gehörten, hatten dadurch eine vollkommene Einrichtung, daß jeder Kranke ſeine beſondere, von der Erde erhöhete Schlafbank mit einer Strohmatratze und warmen Decke fand. Die Ruſſen ließen ihre Kranken auf der Erde lange liegen, bis ſie auch dieſe Einrichtung theilweiſe nachahmten. — Die Prizeſſinn zu Solms-Braunfels war nach acht Tagen wieder zurückgekehrt.

Jetzt beſchäftigte das Schickſal Eylaus die Königsberger. Die Franzoſen hatten ſich nach der Paſſarge gezogen. Die Ruſſen waren ihnen nachgerückt, und hatten Eylau ſchon im Rücken. Sie hatten auf dem Wege dahin, und in der Nähe des Schlachtfeldes keinen Menſchen mehr gefunden, aber wohl zahlreiche Leichen der an ihren Wunden geſtorbenen Ruſſen. Selbſt in den verlaſſenen und halbzerſtörten Bauerhütten wurden Leichname ſolcher Bleſſirten gefunden.

In der Trapheimſchen Kirche zu Königsberg befanden ſich die Gefangene von der Franzöſiſchen Armee; zu dieſen wurden auch die leicht bleſſirten gebracht; ihre Wunden beſtanden meiſtens in Bajonettſtichen. Ein Beweis, daß man in der Schlacht Mann gegen Mann gekämpft hatte. Gewöhnlich, wenn Franzoſen kamen, ſtrömte eine Menge Menſchen hinzu. Ich fand mich auch immer dabei ein, um dieſe Menſchen näher zu betrachten. Einige thaten groß, ſahen verächtlich auf die Deutſchen, ſchimpften auf das Brot, das freilich nicht weiß war, und erlaubten ſich ein übermüthiges Betragen, das einem Gefangenen nicht geziemt. Einige waren luſtig und guter Dinge, freueten ſich, daß ſie Franzoſen wären, riefen: es lebe unſer Kaiſer! waren aber beſcheiden gegen jedermann. Sie waren mit allem zufrieden, und fanden ſich in ihre Lage: dieſe waren mir die liebſten; gewiſſer edler Stolz ſtand ihnen wohl an, und nahm für ſie ein. Andere hingegen thaten ſehr kläglich, verfluchten ihr Schickſal, dieſe gefielen mir nicht: ſo ſehr ſie auch der Menge gefallen, und für brave Leute gelten mochten. So einer hat nie einen Preußiſchen Groſchen (3½ Pf.) von mir bekommen. Sie hielten den Stolz ihrer Nation und die Ehre ihrer Waffen für ein Töpfchen Suppe feil, das ſie vielleicht durch ihr Läſtern erlangen wollten.

Die ſchwerbleſſirten Franzoſen wurden in die Franzöſiſch-Reformirten Kirche auf der neuen Sorge gebracht. In dieſe Kirche lieferte die Prinzeſſinn zu Solms-Braunfels Stroh, weil es daran mangelte.

Viel Königsberger reiſeten nunmehr nach Eylau, um das Schlachtfeld zu ſehen. Eine Menge Todte waren noch nicht begraben. Man befürchtete jetzt den Ausbruch einer Peſt, da gelinde Witterung einfiel; man ſchrie darüber, daß noch keine Veranſtaltung zu Begrabung der Todten getroffen worden war. Freilich hatte dieſes theils ſeine Schwierigkeiten darin, daß derjenige, der eigentlich dafür ſorgen ſollte, nicht zu nennen war, und einer immer auf die Mitwirkung des andern Rechnung machte, theils lag die Schwierigkeit in dem Mangel an Menſchen. In der nahen Gegend waren keine Bauern mehr zu finden; ſie mußten aus der Ferne herbei getrieben werden, und jeder mußte ſich ſein Brot auf einige Tage mitbringen. — Indeß konnte man ſich nur mit Begrabung der Menſchen beſchäftigen, die Pferde blieben liegen. *) Die Anzahl der Todten, welche das Schlachtfeld bedeckten,

---

*) Es iſt ein harter Ausdruck, aber ich kann keinen andern wählen: Preußen war nach der Schlacht von Eylau bis zum Frieden, von Königsberg an bis in die Gegend von Pultusk ein wahrer Schindanger. Man mochte vor Königsberg hinausreiten, wohin man wollte, da lag eine Reihe Pferde. Selbſt auf der Straßen in der Stadt fielen ſie nieder. An den Landſtraßen lagen die Kadaver ebenfalls reihenweiſe. Es war kein Wunder. Wenn ein Mal ein Bauer ausgefahren war, ſo kam er oft in vierzehn Tagen nicht wieder; ſo lange wurde er von Freund und Feind, von Ruſſen und Franzoſen mit ſeinem Geſpann benutzt. Da ihm aber kein Futter, oder daſſelbe nur ſparſam gereicht wurde, ſo blieb ſein Vieh liegen.

iſt nie genau beſtimmt worden. Das Volk rechnete 30 bis 40,000. Uebrigens war das Schlachtfeld mit Gewehren, Trommeln, Hüten, Grenadiermützen, Czakos, Bruſtharniſchen, Torniſtern, Briefſchaften, Gebetbüchern und dergleichen bedeckt. Noch drei Monat nach der Schlacht konnte man die Czakos der Ruſſen und Franzoſen in Haufen dort liegen ſehen. Eben ſo fand man noch Torniſter in Menge. Ich habe mehrere von den Briefen geleſen, die Franzöſiſche Landleute voll Herzlichkeit an ihre Söhne geſchrieben hatten. Bewundert wurden die Franzöſiſchen Gewehre. Jeder Soldat hatte ſich die Anlage nach ſeinem Bakken ausgeſchnitten. Man zeigte mir auch ſo ein Gewehr, und bewunderte daran die Franzöſiſche Kunſt. Ich konnte ſie als Franzöſiſch nicht bewundern, denn es war ein Oſtr-ichiſches Gewehr.

In der Stadt Eylau ſahe es kläglich aus. Dieſes vorher ſo blühende Städtchen war nicht wieder zu erkennen, ſogar die Schornſteine waren abgetragen, die Thüren zerſchlagen, die Oefen zertrümmert; ja ſelbſt in Pferdeſtällen waren die Häspen zur Ankettung der Pferde ausgeriſſen. Alte unbrauchbare Sachen lagen auf der Straße umher zerſtreut. Viel Einwohner hatten nicht ein Mal die Bekleidung ihrer Füße behalten; ſie mußten ſich andere Stiefel auf dem Schlachtfelde ſuchen. Doch zuletzt ließen die nemlichen Krieger, welche die Einwohner in dieſen Zuſtand verſetzt hatten, die Hungernden wieder mit genießen, und gaben ihnen, was ſie mittheilen konnten.

Die Einwohner Königsbergs bezeigten ſich theilnehmend gegen ihre Mitbürger in Eylan. Sie ſendeten täglich allerlei Lebensmittel dahin, ſo daß in den erſten Tagen ein Ueberfluß in Eylau entſtand. Die Prinzeſſinn zu Solms-Braunfels zeichnete ſich auch hier aus. Sie ſendete durch ihr Geſpann und ein Hülfsgeſpann zwei Wagen voll Brot, Fleiſch, Häringe und Erbſen dahin. Der Werth betrug zweihundert Thaler. — Doch waren einem Theile der Bewohner Eylau's, die ſich nicht auf dem Schlachtfelde Strümpfe und Jacken ſuchen konnten, Kleidungsſtücke eben ſo nöthig als Brot. Es wurden daher auch allerlei Kleidungsſtücke dahin geſendet. Aber auch Glaſer, Tiſchler, Zimmerleute, Töpfer mußten dahin eilen, um die zerſtörten Stuben bei des Winters Kälte bewohnbar und heizbar zu machen.

Damals verbreitete ſich das Spottgerücht, es ſey ein Engliſches Schiff mit 80,000 Pfund für die Geplünderten zu Eylau in den Hafen von Pillau eingelaufen. Mancher wird wohl dieſe Satyre gehörig anzuwenden wiſſen, wenn er an die Subſidien denkt.

Als ſich die Ruſſen in der Folge an dem dieſſeitigen Ufer der Paſſarge feſtſetzten und ausruheten, war die Kriegsunruhe zwar ſchon von Königsberg entfernt, aber die Stadt verlor doch nicht ihr kriegeriſches Anſehen. Die Zuſammenbringung des Marwitziſchen Freikorps erforderte Zeit, es wurde gut montirt, und wir Königsberger hatten einige frohe Augenblicke, indem wir hoffen konnten, es werde der Same zu Thaten gelegt.

Ruſſen waren auch in Menge da. Die Wunden der Ruſſiſchen Offiziere heilten äußerſt langſam; manche hatten auch ſo geheime Wunden, daß niemand etwas davon erfuhr. Ich habe mich gewundert, daß die Ruſſiſche Armee ſo viel Offiziere entbehren konnte. —

Der handelnde und erwerbende Theil in Königsberg ſahe die Ruſſiſchen Offiziere gern, denn ſie bezahlten verſchwenderiſch und überbothen den Deutſchen ſelbſt bei beſtellten Arbeiten. Daher kam es, daß die Handwerksleute und Krämer theuer wurden, und demjenigen, der etwas von der Kaufware abdingen wollte, antworteten: die Ruſſen geben uns, was wir fordern. Unter den Ruſſiſchen Offizieren gab es ſehr gebildete Männer, die Mehrzahl war aber roh und unwiſſend. Sie liebten das ſchöne Geſchlecht; hinterließen aber ſo ſchreckliche Krankheiten, daß die Aerzte oft ihre Hülfe nicht anwenden konnten, und die unglücklichen Schlachtopfer lebend noch verfaulen mußten. Als der Ruſſiſche Kaiſer in Bartenſtein ſich aufhielt, hieß es ſtark, er werde auch nach Königsberg kommen. Auf ein Mal waren die Ruſſiſchen Offiziere verſchwunden, und nur diejenigen blieben zurück, welche kommandirt waren. Ein Beweis von der Achtung, in welche Alexander ſich bei ihnen geſetzt hat.

Zwiſchen den Preußiſchen und Ruſſiſchen Offizieren war keine Harmonie. Die letzten betrugen ſich übermüthig, ſpotteten der Preußen, und hielten ſich für die erſten Krieger der Welt, und für die Wohlthäter des Königs von Preußen. Doch wollten die ehrlichen Preußen immer weniger die Wohlthaten der Ruſſiſchen Hülfe anerkennen, und in der Folge entſtand ſogar die Redensart: lieber Franzoſen als Ruſſen!

Die Preußiſchen Offiziere brachen den Umgang mit den Ruſſiſchen ganz ab, beſonders, da ſie keine Ehrenſache mit ihnen abmachen konnten: denn die ſubalternen Ruſſiſchen Offiziere ſchlugen ſich nicht mit Degen, ſondern mit Fäuſten.

Einſt ſollten Franzöſiſche Gefangene transportirt werden, dazu war ein Preußiſcher und ein Ruſſiſcher Subaltern-Offizier kommandirt. Der Ruſſiſche Unteroffizier, welcher die gefangenen Franzöſiſchen Offiziere führte, ließ ſie unterdeß, daß die Wagen zubereitet wurden, gerade zu in ein Haus gehen, in welchem eine fürſtliche Perſon wohnte, und öffnete ohne Umſtände das Zimmer, um die Offiziere einpaſſiren zu laſſen. Die Offiziere wurden zwar human empfangen; aber ſie befanden ſich doch in großer Verlegenheit. Einer ſchlich nach dem andern zur Thür hinaus. Unterdeß kam der Preußiſche kommandirte Offizier, und machte dem Ruſſiſchen Unteroffizier Vorwürfe, daß er ſich unterſtanden hätte, die Gefangenen in ein fremdes Zimmer zu führen; aber der Ruſſe widerſetzte ſich durch grobe, den Gehorſam verſagende Worte, und der Preußiſche Offizier gab ihm einige flache Hiebe mit dem Degen. Dieſes erfuhr der Ruſſiſche Offizier, der auf einem Pferde ſaß. Er fing an zu läſtern, und ſprach unter andern: hauen Sie nicht auf meine Leute, hauen Sie lieber auf den Feind! dieſer Vorwurf ſetzte den Preußen in Harniſch; er rief: ein H....t kann mir das nur ſagen; und wenn Sie keiner ſind, herunter vom Pferde! Damit zog er ſeinen Degen. Und was that der Ruſſe? Er wurde ganz kleinlaut und ſagte: ſchämen Sie ſich doch was! Schämen Sie ſich doch was! Er blieb auf ſeinem Pferde, und ritt mit ſeinem Prädikat fort.

Als ſich zu Anfange des Junius der König von Preußen in Königsberg befand, wollte der Generaladjutant des Feldmarſchalls von Kalkreuth, der Herr von Arnim, des Abends nach dem Schloſſe gehen. In der Schloßſtraße vertreten ihm vier Ruſſiſche Offiziere den Weg. Arnim tritt ruhig auf die Seite. Die Ruſſen vertreten ihm auch hier den Weg. Er fragt, was das bedeuten ſolle? und greift an ſeinen Degen. Die Ruſſen lachen und rufen: Linksummacher von Auerſtädt! Arnim zieht den Degen; die Ruſſen lachen ſtärker. Er dringt auf ſie ein, und verwundet einen. Da riſſen die Herren aus. Aber Arnim faßt noch einen beim Kragen, und ſchleppt ihn zu der nahen Schloßwache. Der Ruſſiſche Offizier will ſich nicht arretiren laſſen, und ruft unaufhörlich, ſein Kaiſer könne dieſes nur thun! doch dieſe Proteſtation half nichts. Arnim meldet aber gleich den Vorfall dem Könige. Den andern Tag erhält Arnim ein Billet von dem Gefangenen, worin dieſer ihn um Vermittelung anflehet. Er wäre, ſchreibt er, geſtern Abend betrunken geweſen, nunmehr ſolle er den Ruſſen ausgeliefert werden, und da müſſe er zur Strafe die Trommel tragen.

Arnim antwortete: daß er nichts bei der Sache thun könnte! *)

Die Lazarethe in Königsberg erregten je länger je mehr Beſorgniſſe. Sie befanden ſich zum Theil in vielen Kirchen mitten in der Stadt. Sogar die alte

---

*) Alles dieſes gilt aber durchaus nur die Subaltern-Offiziere bei den Ruſſen. Sie ſind von unten auf avancirt, haben nicht die geringſte Bildung, und nehmen es auch nicht übel, wenn der Stabsoffizier ſie ins Geſicht ſchlägt. Unter den Stabsoffizieren, welche meiſten Theils Deutſche oder ſehr gebildete Ruſſen ſind, zeichneten ſich faſt die meiſten durch höhere Bildung aus. Dagegen mußten aber die Subalternen ſehr abſtechen, beſonders wenn man hörte, daß

Domkirche in dem Kneiphof ſollte den Kranken eingeräumt werden. Dawider ſetzten ſich aber mehrere: denn die alte Kirche iſt ihrer Alterthümer und Denkmäler der hier begrabenen Herzoge von Preußen wegen ſehr merkwürdig und ein wahrer Schatz für Königsberg. In den andern Kirchen, welche die Ruſſen beſetzt hatten, ging es ſehr leichtſinnig her. Ueberall lag Stroh, und doch wurde Taback geraucht, und ſogar in der Mitte ein Feuer unterhalten. Mehrmals nahm auch das Feuer überhand, und konnte kaum gelöſcht werden. *)

Gefährlicher waren aber noch die giftigen Dünſte, welche aus allen Oeffnungen der Kirchen qualmten. Man konnte ein Lazareth ſchon in der Ferne riechen. Man addire nur den Ruſſiſchen Schmutz, den fauligen Geſtank von ſchweren heilenden Wunden, die Ausdünſtung der Kranken, und den Modergeruch des Strohes zuſammen, ſo wird ſchon eine große Summe verpeſteter Luft herauskommen, die zwar durch fleißige Oeffnung aus dem Lazarethe ſelbſt gebracht wurde, aber dafür ſich den nahen Häuſern mittheilte. Dazu

---

hie und da Mäntel geſtohlen, ſilberne Löffel entwendet, und den Mädchen des Abends Umhängetücher entriſſen worden waren. Die Subalternoffiziere von dieſer Klaſſe kommen auch nie in Geſellſchaft der beſſern. Voll Schmutz zogen ſie auf den Straßen umher, rauchten ihren Taback durch die Stadt, und hatten ihre Freudenzuſammenkünfte bei gemeinen Handwerksleuten.

*) Die Kirchenbänke, welche aus den Kirchen gebracht worden waren, hörten bald auf zu ſeyn. Die Ruſſen verbrannten ſie nach und nach. Wer nur hinaus kriechen konnte, der arbeitete an den Bänken ſo lange, bis er ein Schloß oder eine Kette los brachte. Das verkaufte er als altes Eiſen für ein paar Pfennige.

kam aber noch, daß die Ruſſen nicht ſobald die Todten auslieferten. Sie verſteckten ſie unter das Stroh, und bedienten ſich derſelben zu ihrem Kopfkiſſen ſo lange, als es die Fäulniß erlaubte. Oft hatte ſich auch ein Sterbender verkrochen, oder andere hatten die Leiche von ſich entfernt und in einen Winkel verſteckt. Die Aufwärter, welche aus Armuth ſich bei den Lazarethen anſtellen ließen und gut bezahlt wurden, ſtarben in ein paar Wochen wieder. Weit über hundert junge Preußiſche Lazarethchirurgen ſtarben an den eingeſogenen Giften. Ueber Königsberg verbreitete ſich eine Krankheit, welche man ſchlechthin Nervenfieber nannte. Ganze Familien lagen oft darnieder; faſt in jedem Hauſe iſt eine Leiche geweſen. Des Morgens ſahe man in allen Straßen Leichenwagen fahren. Auch über die ſtudierenden Jünglinge rauſchte öfter die Schwinge des Todes.

Die in den Lazarethen geſtorbenen Soldaten wurden täglich des Morgens fortgefahren. Erſt bediente man ſich dazu offener Schlitten, in der Folge wurden eigene dazu verfertigte Kaſtenwagen, welche mit einer Decke verſchloſſen werden konnten, dazu gebraucht. Man trug die Todten in einem großen Stück Leinwand aus den Lazarethen, und warf ſie nackt in den Kaſten. Wenn der Wagen gefüllt war und fortfuhr, floß das Geblüt unten heraus auf die Straße. Vor den Thoren nahe an den Wällen wurden große Gruben gegraben. In einem nebenbei erbauten bretternen Hauſe ſammelte man ſo viel Leichname, bis ihre Zahl eine Grube füllte. Gewöhnlich ſtieg die Zahl in ſo einem Hauſe in zwei Tagen auf ſechzig bis hundert. Es iſt gewiß noch zu wenig angenommen, wenn man zehntauſend Soldaten rechnet, welche **Königsbergs** Erde bedeckt.

Damit durch den Gebrauch der Kleider von den Verſtorbenen nicht Anſteckungen ſich verbreiten könnten, wurde ſcharf verbothen, den Todten Kleider zu entziehen. Sie wurden vor den Thoren verbrannt. Vor dem Gumbinner Thore brannte unaufhörlich ſo ein Haufen. Ein Soldat ſaß dabei, und unterhielt das Feuer. Hemden, Kapotröcke, Stiefeln, alles, alles wurde hier den Flammen übergeben. Wenn der Wind gegen die Stadt ſich wendete, wurde ein Theil derſelben von dem unausſtehlichen Geruche der verbrannten Wolle angefüllt. Gott Lob! daß jene Zeiten vorüber gingen, möge die Hoffnung, daß die Leiden überſtanden ſind, in Erfüllung gehn!

Ueber die innere Einrichtung des v. Schillſchen Corps, und über verſchiedene Vorfälle bei demſelben.

Man mag alle unglücklichen Ereigniſſe nicht aufzählen, die ſeit dem 14ten Oktober 1806 die Preußiſche Monarchie betrafen. Die Hauptbegebenheiten ſind zu bekannt, und verwunden dem wahren Patrioten nur das Herz. Genug, die Franzoſen verſtanden ihren Sieg zu benutzen; und da die Preußiſche Armee aufgetrieben war, und ſelbſt die Feſtungen Küſtrin und Stettin auf eine unbegreifliche Weiſe fielen, ſo eilten ſie nach der Weichſel, und ließen Colberg unberührt.

Stralſund, Colberg und nachher auch Danzig waren für den Feind die gefährlichſten Punkte; unterdeß man ihn an der Weichſel, oder am Bug und Narew nur zu beſchäftigen brauchte, mußte ein Corps in Stralſund oder Colberg landen, um von hier aus dem Feinde eine Diverſion zu machen. Wenn ein Preußiſches Truppencorps in Stralſund landete, wie auch nachher im Junius 1807 geſchah, ſo hatte man den Nutzen, daß man von hieraus die Schweden beſſer in Aktivität ſetzte, die unangetrieben weder Hand noch Fuß rührten, und die Engländer, welche man erwartete, an ſich ziehen konnte. Rückte dieß vereinigte Corps vor, ſo deckte die Oder die linke Flanke, man konnte in Vorpommern und in der Ukermark immer mehr Kriegselemente an ſich ziehn, die man in Hinterpommern nicht in der Anzahl vorfand, als es nöthig war, konnte von hier aus Stettin leichter angreifen, und ſich auch der Inſeln Uſedom und Wollin bemächtigen, um von dort, was damals wohl hauptſächlich der Zweck ſeyn mußte, Colberg zu entſetzen.

Aber auch ſchon früher hätte Colberg vielleicht das Schickſal des Staats entſchieden, und wäre nie belagert worden, wenn nicht ein Greis, der Oberſt und jetzige General v. Lucadou an deſſen Spitze ſtand, der dem Staate gewiß lange ſchon redlich und treu gedienet hatte, deſſen Alter aber es nicht erlaubte, das zu ſeyn, was ein v. Gneiſenau in der Folge war.

Colberg könnte immer zu den Feſtungen des erſten Ranges gezählt werden, wenn es kaſemattirt wäre, und noch zwei permanente Werke, nach Montalembert, eins auf dem Wolfsberg und das andre in der ſogenannten Maikuhle*) angelegt worden wären. Der Feind würde alsdann auf einer anſehnlichen Entfernung von der Feſtung abgehalten, und er könnte nur durch eine Flotte die Communikation zur See abſchneiden.

Colberg war mit den beiden dritten Musketierbataillons v. Borcke und v. Owſtien zur Zeit der unglücklichen Begebenheiten bei Jena und Auerſtädt beſetzt. Die Artillerie war nicht mobil, es befanden ſich wenige und nur elende Kanonen auf den Wällen, es waren keine Magazine vorhanden, eben ſo wenig ein Depot von Waffen. Sehr natürlich alſo, daß, nachdem es dem Feinde gelungen war, wichtige Feſtungen, welche mit allem verſehen waren, ſchnell, ſogar einige derſelben durch Kavallerie-Patrouillen, einzunehmen, er auch glaubte, Colberg mit eben der Leichtigkeit zu erhalten; und kaum hatte er Stettin erobert, als auch ein Parlementär abgeſchickt wurde, um Colberg zur Uebergabe aufzufordern. Der Oberſt v. Lucadou fühlte ſich mit Recht tief gekränkt, eine Feſtung aufgefordert zu ſehen, vor der noch nicht einmal ein Corps erſchienen war, und ſoll den Parlementär mit ſtarken Aeußerungen abgewieſen haben.

Der Feind ließ Colberg bei ſeinen fernern Opecationen unberührt. Nun machte man ſich zwar bereit, ihn zu empfangen, aber man that nicht alles, was man hätte thun können; man beſchränkte ſich zu ſehr auf die Feſtung, ohne den Zweck der Feſtungen zu erwägen. Man mußte früher die ankommenden Ranzionirten ſammeln, deren einige 20,000 Mann *) zur Armee gewieſen wurden, wovon aber nur die wenigſten hingingen, ſich im Lande verſtreuten und Exceſſe verübten. Im December erſt fing man an, ein Grenadier- und ein Füſilierbataillon zu errichten. Man hätte aber ſämmtliche Ranzionirte in Colberg behalten, ſie vorläufig mit Piken und Flinten bewaffnen, und ſich um Waffen und Munition bei auswärtigen Mächten bemühen ſollen. Warum ſollte dieß nicht angegangen ſeyn? Der Winter war gelinde, folglich konnte leicht ein Officier zu Schiffe nach England, ein anderer zum Könige von Schweden in dieſer Abſicht geſchickt werden, um, wenn es von einer Macht verweigert würde, ſeinen Zweck bei einer andern und dritten zu erreichen. Fehlte es an Gelde, ſo borgte man, **) der König hatte Kredit, oder machte Papiergeld, wie es unter Gneiſenau geſchah. Man füllte die Magazine dadurch, daß man das benöthigte vom Lande requirirte. Ende Dezembers oder Anfangs Januars konnte eine Armee von einigen 20,000 Mann organiſirt ſeyn, die im Rücken des Feindes zu operiren anfing, welche Folgen! Man konnte Stettin à coup de main wegnehmen. Der Lieutenant v. Gruben wollte dieſes im Januar mit 800 bis 1000 Mann ausführen, und verbürgte ſich mit ſeinem Kopfe, daß dieſes Unternehmen gelingen würde, welches Projekt er auch zu der Zeit, dem damaligen Lieutenant v. Schill mittheilte. Dem Kühnen ſteht das Glück bei, nie dem Furchtſamen! Aber wo ſo viel Leute hernehmen? Dieſem Plane getreu ward auch die Organiſation der Infanterie des Schillſchen Corps mit möglichſter Thätigkeit betrieben, aber es wurde dennoch zu ſpät, dieß Unternehmen mit ſo wenig Leuten auszuführen, da ſich gegen Ende Januars der Feind anſehnlich verſtärkt hatte, und das Schillſche Corps noch nicht 400 Mann ſtark war. Hätte das Gouvernement in Colberg gleich im November ſämmtliche Ranzionirte behalten, hätte es Emiſſäre nach allen benachbarten Provinzen abgeſchickt, um die noch zurückgebliebenen Ranzionirten nach Colberg einzufordern, wäre alsdann dieſe 20,000 Mann ſtarke Armee vorgedrungen, organiſirte man einen Landſturm, ſetzte die Schweden in Thätigkeit, eroberte man Stettin, ſo war die große Franzöſiſche Armee abgeſchnitten, ohne Magazine, hatte eine furchtbare Armee vor ſich, eine faſt eben ſo furchtbare und die Oder im Rücken, in der böſeſten Jahrszeit, Glogau und Breslau waren von den Schleſiſchen Feſtungen erſt gefallen, die Heſſen in Gährung. Ich überlaſſe einem jeden dieß Bild ſich weiter auszumahlen, und frage: ob den Franzoſen unter dieſen Umſtänden nicht manches mißlungen wäre? Hätte Napoleon von dieſer Verſtärkung bei Colberg Nachricht erhalten, ſo würde er ein anſehnliches Truppencorps von ſeiner Armee nach Colberg detaſchirt und ſeine Armee gegen die Ruſſen geſchwächt haben. Wäre dieß abgeſchickte Corps dem unſrigen überlegen geweſen, ſo hätte letzteres die berühmte Poſition im ſiebenjährigen Kriege bezogen, und Colberg wäre nicht belagert und bombardirt worden.

---

*) Siehe Plan in v. Tempelhoffs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.

---

*) Ueber dieſe Zahl iſt man allgemein einſtimmig.

**) Beſſer aber wäre es geweſen, man nahm, was nothwendig und bei dieſen Umſtänden durchaus geſchehen mußte, zu einer gezwungenen Geldanleihe, unter der Garantie des Königs, deſſen Perſon das Gouvernement repräſentirte, ſeine Zuflucht.

Der Oberſt v. Lucadou ſchickte im November den Hauptmann v. Waldenfels, der vormals Generaladjutant bei dem General v. Zweifel geweſen war, in Angelegenheiten der Feſtung zum Könige, und erbat ſich denſelben zugleich zu ſeinem Gehülfen. Er ward zweiter Kommandant.

Nach der unglücklichen Schlacht kam bekanntlich der Lieutenant v. Schill vom Dragonerregiment der Königinn, der durch zwei in der Schlacht bei Auerſtädt erhaltene Hiebe ſchwer am Kopfe verwundet war, in Colberg an; alles war hier durch die unglücklichen Begebenheiten in der größten Beſtürzung, v. Schill bemerkte es, ſprach allen Muth ein, und da man in der Feſtung noch keine Nachrichten vom Feinde hatte, ſo erbot er ſich, trotz ſeinen noch blutenden Wunden, Patrouillen in die Gegend von Gollnow und Maſſow zu machen, und nahm ſechs Dragoner vom Regiment der Königinn, die ſich bei ihm eingefunden hatten, mit. Er machte dieſe Patrouillen zu mehreren Malen, und brachte immer beruhigende Nachrichten in die Feſtung, wodurch denn die erſchreckten Gemüther zu einer ruhigen Faſſung kamen.

In dieſer Zeit ſchickten die Franzoſen den obenerwähnten Parlementär an das Gouvernement von Colberg; v. Schill erbat ſich die Erlaubniß, denſelben begleiten zu dürfen, um Nachricht vom Feinde einziehen zu können, er wurde in Damm, ich weiß nicht warum, arretirt, nach Stettin gebracht, und erhielt nur durch viele Mühe ſeine Freiheit wieder. *)

In den erſten Tagen des Dezembers ward v. Schill freigelaſſen, kam nach Colberg zurück, und zog mit zehn Dragonern neuerdings zum Patrouilliren aus. Am 7ten Dezember des Abends kam er in das Dorf Schnittriege an, und erfuhr, daß in Gültzow ein feindliches Detaſchement von zehn Huſaren und dreißig Mann Badenſcher Infanterie eingerückt ſey; er beſchloß dieſe in der Nacht zu überfallen, und es glückte ſo gut, daß nur die Kavallerie ihm entwiſchte, die Infanterie, nebſt zwei Officieren, machte er zu Gefangenen, und transportirte ſie nach Colberg. v. Schill erhielt wegen dieſes Coups den Orden des Verdienſtes. Den 13ten Dezember Abends kamen die Lieutenants v. Petersdorff und v. Blankenburg nach Greifenberg, um ſich mit v. Schill zu vereinigen, und ſo durch ihre Mitwirkung die angefangene Sicherſtellung der Gegend um Colberg gegen feindliche Streifcorps möglich zu machen. Dem v. Blanckenburg trug v. Schill ſogleich eine Expedition nach Swinemünde auf; er nahm acht Mann ranzionirte Infanteriſten und einige dreißig Mann von der Colberger Beſatzung, überfiel den Feind, und machte einen Offizier und zwei und zwanzig Mann Gefangene. In derſelben Nacht entwarfen v. Schill und v. Petersdorff einen Plan, Stargardt zu

---

*) Hierüber in der Folge ein mehreres, da dem Verfaſſer gegenwärtig noch Nachrichten fehlen, welche er erwartet.

überfallen, und den dortigen Franzöſiſchen Intendanten von Hinterpommern, der eine beträchtliche Kaſſe aus der Provinz zu transportiren hatte; und zugleich das dort befindliche Franzöſiſche Magazin auf mitgenommenen Wagen aufzuheben, und ſo viel als möglich nach Colberg zu transportiren, da es der Feſtung an allen Lebensbedürfniſſen fehlte. Was nicht mitgenommen werden konnte, ſollte zerſtöret werden, um dem Feinde ſeine Subſiſtenz zu erſchweren. v. Petersdorff war genau über die dortige kleine Beſatzung und die nöthigen Lokalumſtände unterrichtet. Das Detaſchement, welches v. Schill in Greifenberg für ſich geſammelt hatte, beſtand ungefähr aus funfzehn Mann Kavallerie und eben ſo viel Mann Infanterie. Unter den damaligen Umſtänden war zu erwarten, daß der Ueberfall mit dieſen wenigen Mannſchaften glücken würde, und ging es nicht, ſo war ein Rückzug nach Greifenberg ohne alle Gefahr. Zur Ausführung dieſes Plans durfte das Gouvernement von Colberg nur wieder ein Detaſchement von ungefähr dreißig bis funfzig Mann nach Greifenberg ſchicken, um den Paß über die Rega zu decken. Dieß von dem Gouvernement zu bewirken, ritt v. Petersdorf am 14ten nach Colberg; aber das Gouvernement genehmigte dieſes Projekt nicht, v. Petersdorff mußte in Colberg bleiben, ihm wurde die Organiſation einer Compagnie des Grenadierbataillons v. Waldenfels übertragen; ein Gleiches geſchah mit v. Blankenburg, als er ſeine Gefangenen einbrachte, und auch Schill wurde in die Feſtung berufen, ſeine wenigen Mann Infanterie unter die Garniſon geſteckt, und ſeine Kavallerie in der Vorſtadt einquartiert. So war alſo das platte Land den feindlichen Streifparthien wieder blos gegeben.

Greifenberg und Treptow wurden endlich auf dringende Vorſtellungen v. Schill's mit ſtehenden Kommandos beſetzt. v. Schill ſuchte immer mehr und mehr ſeine in der Vorſtadt einquartirte Kavallerie zu vermehren, beſſer zu bewaffnen und zu equipiren, ſchickte auch, ohne Vorwiſſen des Gouvernements, noch immer von Unterofficieren geführte Patrouillen aus.

Im Anfange des Januars 1807 beſchloß der zweite Kommandant v. Waldenfels eine Expedition auf Wollin. Man ſagt, er habe v. Schill, als ſeinen Rival betrachtet und dieſe Expedition unternommen, um ſeinen Ruhm zu begründen. In wie fern dieß wahr ſey, weiß ich nicht. Der Hauptmann v. Waldenfels blieb in der Folge ſehr ehrenvoll bei einem Sturm auf dem Wolfsberge. Ein paar Tage vor der Ausführung jener Expedition erhielt v. Schill die Erlaubniß, mit ſeiner Kavallerie wieder nach Greifenberg zu gehen, und den Feind zu rekognosciren. In dieſer Zeit kam auch der Fähnrich v. Heintze zu Schill, und ſeine Kavallerie wurde ungefähr funfzig Pferde ſtark.

Den 5ten Januar des Morgens ganz früh marſchirte das zur Expedition beſtimmte Detaſchement aus Colberg. Es beſtand aus vierzig Mann Kavallerie, unter dem Major v. Jargow, ungefähr zweihundert und ſechzig Mann Infanterie, unter dem Hauptmann v. Möller, und vier Kanonen reitende Artillerie, unter dem Lieutenant Schüler. Aus Greifenberg zog man die v. Schillſche Kavallerie, unter dem

Fähnrich v. Heintze, *) und die ſtehenden Detaſchements aus Greifenberg und Treptow unter dem Hauptmann v. Röll an ſich. Die Dispoſition war folgende: Wollin, deſſen Beſatzung auf ungefähr ſechshundert Mann geſchätzt wurde, ſollte von drei Seiten angegriffen werden. Ein Detaſchement von hundert Mann ſollte bei Latzig die Divenow paſſiren und von Mocratz aus angreifen; ein zweites Detaſchement von achtzig Mann Infanterie und zehn Mann Kavallerie ſollte bei Gaulitz übergehen und von dort den Angriff machen, indeß das Hauptcorps den geraden Weg auf Wollin nehmen und die Brücke forciren ſollte. Der Angriff ſollte mit Tages Anbruch auf den erſten Schuß zugleich geſchehen. Gegen Abend marſchirte das Kommando aus Greiffenberg, die beiden Detaſchements, welche die Divenow paſſiren ſollten, marſchirten zuerſt. Die Infanterie unter dem Hauptmann v. Röll machte die Avantgarde der Hauptkolonne, hinter ihr folgte die Kavallerie, und einige Stunden nachher der Soutien unter dem Kapitän v. Möller. In der Nacht marſchirte ſchon die Kavallerie der Infanterie-Avantgarde vorbei; die Infanterie wurde angetrieben, raſcher zu marſchiren, der größte Theil der Mannſchaft ſetzte ſich zu Wagen, aber ſelbſt die Bauerpferde konnten der Kavallerie nicht folgen, ſie wollte den Lorbeer allein erringen. Die Kavallerie kam mit Tages Anbruch vor Wollin, und fand wirklich die Zugbrücke, worauf man gar nicht rechnen konnte, niedergelaſſen, ſie ſprengte alſo, ohne

---

*) v. Schill war krank, hatte die Roſe am Kopfe, und konnte alſo nicht mitgehen.

die Infanterie zu erwarten, in die Stadt, beſetzte nicht die Brücke, zwei reitende Kanonen folgten ihr in die engen Straßen, der Feind ſchoß aus Fenſtern und Thüren; ein kleiner Theil ſprengte zurück, die Kanonen konnten nicht einmal umwenden, der Feind zog die Brücke auf, und ſo wurde alles, was von Kavallerie noch in Wollin war, getödtet oder gefangen. Der Major v. Jargow blieb, der Fähurich v. Heintze wurde gleich im Anfange bleſſirt, und entging noch der Gefangenſchaft. Der größte Theil der Schillſchen Kavallerie wurde niedergemacht oder gefangen.

Ehe die Infanterie anlangte, war alles entſchieden. Der Feind hatte die Zugbrücke, die wie ein Thor in einen maſſiven Thurm faßte, aufgezogen, und ohne nützen zu können, ſahen wir Wollin über ein breites Waſſer an, wurden einzeln geſchlagen, und beim Wiedereinſchiffen zum Theil aufgerieben. Das Hauptcorps ſchoß ungefähr zwanzig Kanonenkugeln nach der Klappe der Zugbrücke, aus den beiden übrig gebliebenen Kanonen, aber ohne Nutzen.

Bei dieſer Expedition ſind vier Hauptfehler vorgefallen:

1) War die Zeit des Marſches der Truppen von Colberg nach Wollin nicht richtig berechnet; denn wollte man mit Anbruch des Tages den 6ten Januar vor Wollin ſeyn, ſo hätte man ſchon am Abende des 4ten aus Colberg marſchiren, und den zum Ueberſetzen beſtimmten Detaſchements einen größern Vorſprung laſſen müſſen.

2) Mußte die Kavallerie nothwendig die Infanterie vor ſich laſſen, da ſie in einem geſchloſſenen Orte nichts ausrichten konnte.

3) Da man bei dem Plan nicht voraussetzte, auch nicht voraussetzen konnte, daß die Zugbrücke niedergelassen wäre, so mußte man vom Lokale beſſer unterrichtet ſeyn, mußte wiſſen, daß die Zugbrücke, gleich einem Thor, in einen maſſiven Thurm einfaßte, und Wollin alſo von dieſer Seite gar nicht zu nehmen war; man mußte alſo die Hauptangriffe von jeder Seite der Divenow machen.

4) Da dieſes nun alles nicht geſchah, und man glücklicher Weiſe die Brücke niedergelaſſen fand, ſo mußte, wenn auch die Kavallerie zum Theil, um Schrecken zu verbreiten, in die Stadt ſprengte, doch ein Theil am Thore halten, einige Kavalleriſten abſitzen und die Zugbrücke verderben, eine Kanone mußte mit der Mündung nach der Stadt auf die Klappe geſchoben, aber auf keinen Fall zwei Kanonen in die engen Straßen, wo ſie nicht ein Mal umgewendet werden konnten, aufgeprotzt hineingefahren, um ſo die heran eilende Infanterie abgewa[illegible] werden.

Die fehlgeſchlagene Expedition hatte den Vortheil, daß das Gouvernement dem Lieutenant v. Schill mehr freie Hand ließ. Der Lieutenant v. Petersdorff kam unter dem Hauptmann v. Köll mit Grenadieren nach Greifenberg auf Kommando, und ſchloß ſich nun näher an Schill an. Vereint dachten ſie nun ernſtlich an die förmliche Errichtung eines Corps, beſtehend aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie, da man aber immer noch vom Gouvernement in Colberg Hinderniſſe und Eingriffe zu befürchten hatte, ſo ſchrieb Schill an den König, und bat um die Autoriſation. Dieſe kam in ſehr gnädigen Ausdrücken den 12ten Januar an. Colberg fehlte es an Lebensmitteln, der Forſtmeiſter, nachheriger Jägerhauptmann im Corps, Otto, erfuhr, daß in Stepnitz unter einer kleinen feindlichen Bedeckung zwei Schiffe mit Lebensmitteln; nach Stettin beſtimmt, lägen, und widrigen Windes wegen nicht weiter kommen konnten. Es wurde dahin eine Expedition beſchloſſen. Otto, welcher der Gegend kundig war, führte ſie; der Lieutenant v. Petersdorff folgte zur Deckung mit einem Detaſchement. Die Expedition wurde am 14ten glücklich beendigt, und die erbeuteten Lebensmittel nach Colberg geſchafft.

Um dieſe Zeit kam der Lieutenant v. Gruben, vereinigte ſich mit v. Schill und v. Petersdorff, und fing an, die Infanterie des v. Schillſchen Corps zu organiſiren. Die Ranzionirten ſammelten ſich täglich zu dreißig, vierzig bis funfzig Mann, es fehlte alſo dem Corps nicht an Menſchen, wohl aber an Waffen; daher ſandte Schill den Lieutenant v. Marwitz mit einem Autoriſationsſchreiben des Colberger Gouvernements nach Stralſund, um von dort her Gewehre, Kanonen und Munition zu erhalten, welches alles auch in der Folge ankam. Da man aber nicht mit Gewißheit wußte, daß man Waffen erhalten würde, ſo forderte man den Greifenberger Kreis auf, die Flinten, welche die Bürger und Bauern hatten, an uns gegen Scheine abzuliefern. Dieß geſchah. *)

---

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß ſowohl die Bürger von Greifenberg als auch der ganze Kreis ſich ſehr patriotiſch bewieſen.

Und da eine zweite Expedition nach Stepnitz, unter dem reitenden Feldjäger, nachherigem Lieutenant, Fiſcher, uns eine Menge Eiſen als Beute einbrachte, ſo wurden davon Bajonette und Ladeſtöcke geſchmiedet, und was nicht mit Gewehren bewaffnet werden konnte, erhielt Piken und Senſen, welche zum Theil in Greifenberg gemacht wurden; die größte Anzahl erhielt man aber aus dem Colberger Zeughauſe, indem darin noch ſeit dem dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Menge aufbewahret war. Die Stangen derſelben waren ſo morſch, daß ſie leicht zerbrachen.

Die Organiſation der Kavallerie war mit eben ſo vielen Schwierigkeiten verknüpft. Es wurden Detaſchements ausgeſchickt, um königliche Pferde, Kavallerie-Equipage, Stöcke und Säbel, die noch hie und da im Lande verborgen waren, zu reklamiren und nach Greifenberg zu bringen. Wer keinen Sattel hatte, mußte auf einer Decke reiten, in Ermangelung einer Kantare machte man ſich eine Trenſe von einem Stricke, und wer keinen Säbel bekam, führte eine Pike. An eine gleichförmige Kleidung war gar nicht zu denken, jeder trug, ſowohl von der Kavallerie als Infanterie ſeine ehemalige Regimentsuniform, oder was er ſonſt hatte. Endlich wurden durch die patriotiſchen Geſinnungen einiger Städte, und des Greifenberger Kreiſes mehrere Mäntel herbei geſchafft und unter diejenigen vertheilt, welche am ſchlechteſten bekleidet waren.

Ein paar eiſerne Kanonen hatte das Gouvernement von Colberg dem Corps gegeben, dazu wurde eine dreipfündige eiſerne Kanone und zwei einpfündige metallene Amuſetten ohne Affutage von einem feindlichen Schiffe bei Stepnitz genommen, und ſo organiſirte der Lieutenant Tabe die Artillerie, und der Hauptmann Otto eine Jägercompagnie.

Mit dem Schillſchen Corps zugleich errichtete auch v. Hirſchfeldt ein Corps in Pommern. Kühnheit wird man ihm nicht abſprechen können, er handelte aber unüberlegt, daß er ſich nicht mit dem Schillſchen Corps vereinigte, welches ihm ſo oft vorgeſtellt worden war, daß er vielmehr, ohne ein Mal einen Subjektivpunkt zu haben, ins wilde Blaue hinein operirte, wodurch denn, was voraus zu ſehen war, ſein Corps von zwei bis dreihundert Mann bei Chriſtianſtadt aufgerieben, und die Lieutenants v. Saher und v. Wilhelmy, die ſchon ein Mal gefangen geweſen, nun zum zweiten Mal in feindliche Hände geriethen und erſchoſſen wurden.

Die Organiſation des Schillſchen Corps wurde mit einer grenzenloſen Thätigkeit betrieben, ungeachtet man mit ungeheuern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Hauptſache blieben Waffen. Vom Lande erhielten wir zwar Jagdflinten, indeß bedurften dieſe faſt alle einer General-Reparatur. Sämmtliche Schlöſſer und Schmiede wurden in Aktivität geſetzt, denn an Büchſenſchmiede war gar nicht zu denken. Man ließ auf dieſe elende Flinten, die von verſchiedenem Kaliber waren, und zu denen oft die gelieferten Karabinerpatronen nicht ein Mal paßten, ſo gut, als es ſich thun ließ, Bajonette anfertigen, um nur fürs erſte eine Waffe zu haben, womit man ſich den Feind abwehren konnte. Das erſte Glied war nun mit Piken, und die beiden andern mit Flinten, mit und ohne

Bajonette bewaffnet, die Jäger hatten mehrentheils Büchſen, oder erhielten die beſten Flinten.

So bewaffnet, gingen wir gegen den Feind aus, ſo gegen Stargardt ſo gegen Naugardt, bei welchen letztern die Piken und Senſen wirklich gebraucht wurden, und dem Feinde einen heiligen Reſpekt für dieſe Waffe einflößten.

Sonderbar war es, daß die Leute die Pike nicht ſo gern als eine Schießwaffe nahmen. Wahrſcheinlich darum, weil man dem Feinde damit nah' zu Leibe gehen muß, um ihn (mit Bülow oder Bärenhorſt zu reden) die Garde in die Rippen zu tragen. Es wird ein höherer Muth erfordert, den ſie damals freilich noch nicht haben konnten, da ſie ſeit der Schlacht immer unglücklich gefochten hatten.

Man wollte die Pike den Bravſten zur Belohnung geben, um ihnen Vertrauen zu dieſer Waffe einzuflößen; zugleich ſollten die Pikeniere ein Piſtol erhalten, damit ſie auf ihren Poſten bei Annäherung des Feindes einen Avertiſſementsſchuß thun könnten. Das ging nun freilich etwas beſſer, aber ganz wollten ſich die Truppen doch nicht mit der Pike ausſöhnen.

Die Füſelier, die in ihren Montirungen, Kitteln oder Jacken keine Taſchen hatten, und alſo die Patronen nicht zu laſſen wußten, nahmen alte Hüte, von denen ſie die Krempen abſchnitten, ein Band durchzogen, und dieſe Art Patrontaſchen ſo um die Schulter hingen.

Kleidung.

Die von den Städten und Kreiſen gelieferten Mäntel reichten bei weitem nicht hin, auch nur die der Kleidung am bedürftigſten vor Näſſe und Kälte zu ſchützen. Die ausgeſchickten kleinen Detaſchements brachten oft Leder- und Tuchvorräthe, die ſie dem Feinde abgenommen hatten, und man konnte auch in der Folge graues und blaues Tuch zu kaufen bekommen, indeß war dieß letztere nur in geringer Quantität zu haben. Man mußte ſich daher mit dieſem blauen Tuche höchſt ſparſam einrichten, und weil die Schneider in einer gewiſſen Zeit mehr Jacken als Montirungen verfertigen konnten und man auch die Rockſchöße erſparte, die doch zu nichts nützten, ſo wurde für die Infanterie in der Folge eine Art Spencer gemacht. Rothes Tuch war gar nicht zu bekommen, und doch mußte etwas uniformähnliches gemacht werden, weil uns der Feind ſo ſchon mit dem Namen **Brigands** *) beehrte.

Man war ſo glücklich, eine Montirungskammer vom Dragonerregiment der Königinn aufzufinden, in welcher man eine Anzahl Schabracken vorfand, welche zu Kragen und Aufſchlägen verwendet wurden. Mit dem Bande, womit dieſe beſetzt waren, wurden die Schacko's der Infanterie eingefaßt. Am Schacko erhielten die Leute eine grüne, gelbe, weiße oder rothe Troddel, als Compagniezeichen, und einen ſchwarzen Federbuſch. Mit der Anſchaffung der Schacko's hatte es große Schwierigkeiten: Es waren nur wenige Hutmacher, daher man auch öfters einen vollkommen mon-

---

*) Auf den Namen des **Schill**ſchen Corps ſind im Rücken des Feindes mehrere Exceſſe begangen worden, dies geſchah theils von den vom Corps Weggejagten, theils von den von **Colberg** aus zur großen Armee gewieſenen Ranzionirten, die ſich nachmals im Lande herumtrieben. Ja einige derſelben formirten ſogar Banden, hoben Caſſen auf, ſchrieben Requiſitionen aus, lieferten aber weder das Geld noch das Requirirte an die Behörden ab.

dirten Soldaten mit einem runden Huth oder mit einer Mütze erblickte.

Ungefähr vierzehn Tage vor dem Frieden erhielten wir noch gegen dreihundert Schacko's, und die Leute freueten ſich hierzu, wie die Kinder zu den Weihnachtsgeſchenken.

Die Jacken ſind mit einer Reihe weißer Knöpfe.

Von dem grauen Tuche erhielt die Infanterie lange Beinkleider, die vom Knöchel bis an die Bruſt gingen, und kurze Stiefeletten. *) Mit der Fußbekleidung ſah' es am trübſeligſten aus. Alle Schumacher wurden in Thätigkeit geſetzt, und dennoch waren bei den erſten Unternehmungen gegen den Feind viele faſt barfuß, und einige ſogar in Pantoffeln. Dennoch ertrug der Soldat die Strapatzen ohne Murren. Halsbinden und Weſten haben die Leute noch bis zur Stunde nicht erhalten.

Die Kavallerie iſt recht gut mondirt, und auch ziemlich gut beritten. Sie beſteht jetzt aus zwei Schwadronen Huſaren, zwei Schwadronen Dragoner und einer Schwadron reitender Jäger. Die Fußjäger ſind zum Jägerregiment geſtoßen. Eine Schwadron Kavallerie iſt eingegangen, und zwei Bataillone Infanterie, die noch nicht gegen den Feind agirt hatten und inkomplett waren, ſind mit dem erſten Bataillon vereinigt, und dieß Bataillon, wie es vordem war, auf achthundert Mann geſetzt worden, beides im Dezember 1807.

---

*) In der Folge wurden auf höhern Befehl Beinkleider und Stiefeletten in eins angefertigt, welches aber dem Verfaſſer auf keinen Fall zweckmäßiger ſcheint.

Geiſt und Disziplin.

Friedrich der Große ließ während des berühmten ſiebenjährigen Krieges auch Freibataillone errichten, welche aber mehrentheils aus verlaufenem Geſindel beſtanden, es war ſo viel nicht daran gelegen, wenn auch viele Hunderte blieben, und ſie wurden gebraucht, damit ſich der Feind erſt die Zähne darauf ſtumpf biß. Eine ſolche Art Freicorps ſollte das unſrige nicht werden, wir konnten ja aus den Ranzionirten von beinahe der ganzen Armee wählen. Die Feigen blieben bei ihrem Dreſchflegel, oder gingen nach den erſten Gefechten davon; die Braven aber, die für ihren König, für ihren Heerd ſtreiten wollten, ſtellten ſich. Oft kamen auch Landleute, die aus Erbitterung gegen den Feind Soldaten wurden. Man wollte gerade das Gegentheil von den Freicorps des ſiebenjährigen Krieges, man wollte Kerntruppen bilden. Nicht die Größe des Leichnams entſchied den Werth, nein! man wollte junge, geſunde, gute und brave Leute haben. Ich ſage jung und geſund; freilich ſollten alle Soldaten jung und geſund ſeyn. Es iſt nun aber ein Mal nicht immer ſo. Dieſe waren indeſſen bei uns vorzüglich nöthig, weil es eine leichte, oder wie Bülow ſagt, eine gute Infanterie werden ſollte, die alle kriegeriſche Bewegungen ſchnell ausführen und Strapazen ertragen konnte. Bieder und brav ſollten dieſe Leute ſeyn, weil wir Taugenichtſe und Schurken nicht kommandiren wollten. Freilich konnte man ihnen dieſe Eigenſchaften nicht anſehen, daher die Taugenichtſe nur allmälig ausgeſtoßen werden konnten: diejenigen, die nur das Geringſte begingen, was den Soldaten oder den Menſchen entehrte, wurden mit Stockſchlägen beſtraft und fortgejagt. Uebrigens waren die Stockſchläge gänzlich abgeſchafft. Man beſtrafte den Hehler, wie den Stehler, doch geſchah dieß nie öffentlich auf dem Markte oder auf den Straßen, ſondern das Bataillon oder die Compagnie marſchirte an einen beſtimmten abgelegenen Ort, wo niemand als nur Soldaten die Exekution mit anſehen durften. Bärenhorſt ſagt hierüber. „Mildert die Strafen der Gemeinen, und entzieht deren Vollſtreckung den Augen des Publikums. Kein Uneingeweihter, niemand, der nicht zu eurem Orden gehört, ſehe einen Stockſchlag fallen. Der Rücken des Unteroffiziers muß ganz unberührt bleiben. Harte Strafen ſind der gegebene Abſchied u. ſ. w."

Mich wundert, daß man dieſe Wahrheiten nicht früher eingeſehn und anerkannt hat. Der Zweck der Strafe kann doch nur der ſeyn: das Individuum, das gefehlt hat, zu beſſern, oder aber den übrigen Soldaten zum Beiſpiel aufzuſtellen. Wozu alſo das Gaffen des Pöbels? Hierdurch verliehrt der Soldat alle Achtung, der letzte Funken von Ehrgefühl wird in ihm erſtickt, und ein jeder ſcheut ſich, Soldat zu werden, da man oft Gelegenheit hat, zu bemerken, wie die Obern vergeſſen, daß Menſchen unter ihrem Befehle ſtehen. An dieſem abgelegenen Orte alſo wurde in einem Kreiſe die Urſache, warum dieſer Menſch beſtraft werden ſollte, bekannt gemacht, und ein jeder gewarnt, ſich vor ähnlichen Vergehen zu hüten. Gewiß wird ſich niemand erinnern, da, wo das Schillſche Corps ſtand, jemand geſehen zu haben, der öffentlich beſtraft worden ſey, und dennoch fand Strenge und nothwendige Strafe Statt. Die ſogenannte Güte iſt Schwachheit, Strenge nur gerecht und ſehr rathſam. Ich weiß aus Erfahrung, daß der gemeine Mann vor dem Feinde den Officier mehr als jenen fürchten muß. Strenge iſt nothwendig, man muß aber nicht pedantiſch ſeyn in Kleinigkeiten, die nicht zum Zwecke führen.

Die Leute des Corps mußten fühlen, daß ſie eine Elite ſeyn ſollten; und, da wir auch faſt in allen Gefechten glücklich waren, bekamen ſie einen gewiſſen Stolz. „Ich bin vom Schillſchen Corps,“ ſagte jeder, und darauf that er ſich gewiß nicht wenig zu gute. Ihm durfte kein Glas Branntwein auf der Hausflur gereicht werden, wie dieß in Colberg Sitte iſt, dieſes nahm der Schillianer ſehr übel. Sie litten aber auch keinen ſchlechten Menſchen unter ſich.

Man ſuchte auch immer dem Zwecke gemäß zu ſtrafen. Ein Soldat, der vor dem Feinde das Gewehr wegwarf, mußte ſpinnen, das hieß: das Bataillon marſchirte nach einem abgelegenen Ort, formirte einen Kreis, und derjenige, welcher beſtraft werden ſollte, mußte ſich mit einer Frauenmütze, einer Schürze und einem Spinnrade verſehen. Im Kreiſe wurde ihm die Mondur des Bataillons abgenommen, er mußte ſich in ſein neues Koſtum als ein Weib kleiden, ſich hinſetzen und ſpinnen. Jeder hatte das Recht, ihn zu verhöhnen, und er wurde nicht mehr im Corps geduldet.

Dergleichen Beiſpiele haben wir nur zwei gehabt; zuletzt hatte ſich ein Geiſt über das ganze Corps verbreitet, und den Feigen ſtrafte allgemeine Verachtung. Einer, der in dem erſten Gefechte bei Sellnow nicht gegen den Feind wollte, wurde von ſeinen eignen Kameraden erſchoſſen.

Ein anderer, der während des Gefechtes bei Neuwerder deſertirt war, und den man wieder bekam, wurde ebenfalls von ſeinen Kameraden erſchoſſen.

Aber auch ſanfte Gefühle waren dieſen Kriegern nicht unbekannt. Rührend war es, wie das Bataillon mehrere Mal für ſeine kranken und verwundeten Kameraden eine Collekte ſammelte; ein jeder gab von ſeinem geringen Gehalte, und darbte vielleicht einen Tag, um nur dieſen armen Unglücklichen zu helfen.

Auch viele von Colberg's Bürgern ſind zu loben, die ihnen zum öftern Geld und Speiſen ſchickten.

Durch das ewige Retiriren waren die Leute muthlos geworden; man ſuchte daher auf alle Weiſe Vertrauen auf eigene Kraft zu erwecken. Dieſes hatte zur Folge, daß ſchon während der Organiſation häufig abgeſchickte Detaſchements ſich mit dem Feinde engagirten, und dann, mit Gefangenen und Beute beladen, heimkehrten. Dieß machte Muth, und fachte den alten Preußiſchen Geiſt wieder an.

Dem Volontär Müller, *) der mit einem Unterofficier und zwanzig ~~Mann in~~ Zachau einen Officier und einige vierzig Mann vom Feinde überfiel, davon acht Mann tödtete, den Officier und neunzehn Mann Gefangene einbrachte, ſchickte man die Stadtmuſick entgegen, und ließ den ganzen Aufzug im Triumph durch die Straßen ziehn.

Dieß war die erſte Expedition des Bataillons, und auf dieſe Art ſuchte man den Muth zu wecken.

Nur äußerſt ſelten wurden Einzelne zum Empfang der Medaille vorgeſchlagen, um deren Werth zu er-

---

*) Nicht Lieutenant, wie er in den [illegible] genannt wird.

höhen, und man findet daher auch, in Vergleichung mit anderen Bataillonen wenige unter ihnen, welche Medaillen haben, obgleich das Bataillon vom Januar bis zum Frieden ſich faſt täglich mit dem Feinde geſchlagen hat.

Der Empfänger erhielt die Medaille mit Ceremonie. Das Bataillon formirte einen Kreis, der Commandeur hielt eine kurze Rede, umarmte ihn im Namen aller Braven, das Corps Officiere that ein gleiches, und ſo wurde ihm das Band angeheftet. Die erſten, die damit belohnt wurden, waren der Artilleriſt Marunge und der Füſilier Grävenitz vom Corps. Dieß waren die einzigen, welche während der Zeit des Kampfes Medaillen erhalten hatten, nach dem Frieden wurden noch einige ausgetheilt. Man that alles mögliche, um dem Corps einen guten Geiſt einzuflößen, um ſo wenig als möglich ſtrafen zu müſſen. Es wurden auch Conduitenliſten von den Compagnie-Commandeurs angefertiget, dieſes den Leuten bekannt gemacht, und ihnen geſagt, daß bei ihrer künftigen Verſorgung darauf Rückſicht genommen werden würde; denn es wäre doch wohl ein Unterſchied zu machen, ob ein Soldat zehn Jahr vortrefflich oder zwanzig Jahr wie ein Taugenichts (dergleichen wir nicht hatten, da ſie entfernt wurden) gedienet habe. Ein jeder beſtrebte ſich alſo, nicht ins ſchwarze Regiſter zu kommen, und es hatte noch den Nutzen, daß wenn ein neuer Officier zum Corps kam, oder einer zur andern Compagnie verſetzt wurde, dieſer die Leute ſogleich kannte, indem die Liſten auf Pflicht und Gewiſſen angefertiget werden mußten.

Exercitium.

Die ankommenden ranzionirten Füſiliere wurden auf Befehl des Königlichen Gouvernements nach Colberg an das dortige Füſilierbataillon gewieſen, und da eine leichte Infanterie als Freicorps nöthig war, ſo mußten die ankommenden Ranzionirten von der ſogenannten ſchweren Infanterie, dieſem Zwecke gemäß, in eine leichte umgeſchaffen werden.

Kein Preußiſches Füſilier-Reglement war zu bekommen, daher der Lieutenant v. Gruben ein Exercitium nach dem Syſtem Heinrichs v. Bülow entwarf, nach welchem die Leute geübt wurden. Die wenige Zeit, welche übrig blieb, mußte aufs Beſte angewendet werden. Sein Axiom war: Uebe nichts, als was du höchſt nöthig gegen den Feind gebrauchſt; alſo alle kriegeriſche Bewegungen ſo einfach als möglich. Die Leute hatten bei den Regimentern mit dem Gewehr umzugehen gelernt, bis aufs Treffen. Es wurde demnach ſo oft als möglich nach der Scheibe geſchoſſen, übrigens das Gewehr ganz ungezwungen getragen. Die Leute brauchten nicht ſteif und gepreßt an einander zu ſtehen u. ſ. w.

Alle militäriſche Bewegungen wurden einfach, aber mit möglichſter Schnelligkeit ausgeführt; daher wurden ſie ohne Gleichſchritt, mehrentheils im Trabe gemacht, und nur beim Parademarſch der Gleichſchritt beibehalten.

Unſere Soldaten mußten das Terrain, jeden Baum, Hügel u. ſ. w. zu ihrem Vortheile benutzen lernen, oft auch, auf den Bauch liegend, feuern. Es wurden Dörſer, Wälder ꝛc. ꝛc. abpatrouillirt, und alles dieſes oft gegen den Feind angewendet. *)

Züge des Muthes und der Tapferkeit im Preußiſchen Heere, während des Krieges von 1806 bis 1807.

Die einzelnen Ereigniſſe eines merkwürdigen Tages, beſonders wenn ſolche auch den Geiſt der handelnden Perſonen bezeichnen, frühzeitig zur öffentlichen Kunde bringen, damit ſolche dem kommenden Geſchichtſchreiber zur möglichſten Vollendung ſeines Gemähldes unverloren bleiben: dieß iſt vielleicht das Geſchäft, auf welches ſich der ſelten ganz unpartheiiſche Zeitgenoſſe beſchränken ſollte, und in dieſer Anſicht möge denn auch der folgende kleine Beitrag hier eine Stelle finden.

Als in der Schlacht bei Auerſtädt, aus den ſpäter aufmarſchirten Diviſionen, einzelne Bataillone zur Unterſtützung der bereits im Feuer ſtehenden Truppen vorgezogen wurden, avancirte auch eines derſelben,

---

*) Die innere Einrichtung dieſes Corps war, unſerer Anſicht nach, mit Klugheit entworfen und ausgeführt, aber ſie wurde auch von Männern voll Jugendkraft, Geiſt und Kühnheit geleitet. Die Maſſe iſt in der Regel gut, (die Beweiſe vom Gegentheil widerlegen ſich durch die Fähigkeiten des Feldherrn) ſie leiht dem Geiſte Kraft, und der Geiſt findet ſich, ſobald ihm Raum zum Wirken gegeben wird. Die Herausgeber.

mit muſterhafter Ruhe und Ordnung, ſeiner neuen Beſtimmung entgegen, wobei ſich beſonders die beiden Offiziere, welche die Pelotons des rechten Flügels führten, durch ihr muthiges Beiſpiel vortheilhaft auszeichneten. Je näher dieſes Bataillon dem Wirkungskreiſe der Feuerlinie kam, deſto häufiger begegneten demſelben auch einzelne ſchon zurückgehende, die aber hier mit der lebhafteſten Mißbilligung empfangen wurden, die endlich ſo ſtark ſich äußerte, daß ein Soldat aus dem erſten Peloton dieſer avancirenden Linie im edlen Unwillen ausrief:

„Lauft ſo viel ihr wollt, ſo lange wir leben, werden wir nicht laufen!“

dem augenblicklich mehrere ſeiner Kameraden mit dem Ausdruck der ſtärkſten männlichen Empfindung nachriefen:

„Nein, wir wollen nicht laufen!“

und ſo mit entſchloſſenen Schritten die Fliehenden vorbei in einer Stimmung gegen den Feind eilten, die unter günſtigeren Verhältniſſen, vielleicht die kühnſte Linie zertrümmert haben würde.

Der Erzähler des obigen war ſelbſt Augenzeuge dieſer Szene, kann das Regiment aber, da er nur kurz vor der Schlacht zur Armee kam, nicht mit Gewißheit namentlich anzeigen, wünſcht indeß durch dieſe Zeilen die Veranlaſſung zu geben, daß dem Publikum dieſe muthigen Krieger näher bekannt würden, die durch ihre Geſinnung gewiß die hohe Achtung jedes Partheiloſen verdienen. B.

Im Laufe der Schlacht bei Auerſtädt trat ein junger, ſehr wohlgebildeter Grenadier des Bataillons von Kraft an einen eben verſchickten Offizier, und fragte ihn, wo ſein Bataillon ſtände. Der Offizier, dem es auffiel, dieſen einzelnen Menſchen entfernt von ſeinem Trupp zu finden, erkundigte ſich nach der Urſache, worauf der Grenadier antwortete: „Ich habe ſo eben einen ſchwer bleſſirten Unteroffizier zurück gebracht, und will nun wieder eintreten,“ worauf er noch enthuſiaſtiſch hinzuſetzte: „denn es wäre doch ſchimpflich, wenn man heute zurückbliebe.“

Der Name dieſes braven Grenadiers iſt Kauffmann, und er kann vielleicht zu einem Beweiſe mehr dienen, daß Pflicht und Ehrgefühl in der Bruſt des Preußiſchen Soldaten noch nicht ſo ganz erſtorben war, als es uns die Legion unſerer heutigen Schriftſteller, Gott weiß aus welchen Gründen zu überreden für gut findet.

In dem ungleichen Gefecht bei Haſſenhauſen am 14ten Oktober, wo die offen da ſtehenden Preußen durch die Schüſſe der verdeckt poſtirten Franzöſiſchen Tirailleurs nach und nach vernichtet wurden, kehrte der linke Flügel eines bis über die Hälfte zuſammen geſchmolzenen Bataillons zur förmlichen Flucht um. Schnell ſprengte ein junger Offizier, wahrſcheinlich der Adjudant, heran, und rief wie ein zweiter Vendome einem ebenfalls fliehenden Tambour zu: „Mein Sohn, du irrſt dich, laufe nicht, ſondern ſchlage trupp!“ Der Tambour ſah den Offizier ſtarr an, und that mechaniſch, was ihm befohlen war, die Soldaten machten auf dieß ihnen bekannte Signal ebenfalls Front, und konnten geſammelt werden.

Ob dieſes junge Mitglied eines jetzt ſo allgemein angefeindeten Standes hier nicht im Kugelregen pflichtgetreuer und beſonnener handelte, als ſo viele unſerer modernen Schriftſteller?

Das Infanterie-Regiment v. Owſtien (Stettin war ſonſt ſein Standquartier) war in der Schlacht bei Jena den heftigſten feindlichen Kanonen- und Kartätſchenfeuer ausgeſetzt. Hunderte fielen im Kartätſchenhagel, und der Kapitän v. Wiersbitzky verlor durch eine Kanonenkugel beide Füße. Als das Regiment ſich endlich gleich den übrigen zurückziehen mußte, bat dieſer ſchwer verwundete Mann, ihn nur nicht in Gefangenſchaft gerathen zu laſſen, und — man erfüllte ſeine Bitte, indem man ihn auf eine Kanone ſetzte und feſtband. So wurde er im Schlachtgetümmel bei dem Grenadierbataillon v. Puttkammer vorübergefahren. Hier erblickte v. Wiersbitzky ſeinen Jugendfreund und Waffengefährten, den Kapitän v. Glaſow, dem er zurief:

„Sieh' Bruder, wie ich ausſehe! Aber — Vaterland, König und Ehre machen mich die Schmerzen vergeſſen.“

Herr v. Glaſow, ſo wie die übrigen Umſtehenden empfanden inniges Mitleid mit dem ſo ſchwer verwundeten und ſo edeldenkenden Mann, und wünſchten ihm den Tod, der ihn auch einige Augenblicke ſpäter dahin raffte, indem eine feindliche Kanonenkugel die Bruſt dieſes edlen deutſchen Mannes zerriß, der mit ächt römiſchem Sinn unter den fürchterlichſten Schmerzen derſelben vergaß, weil er fürs Vaterland und für die Ehre blutete.

Als nach der Schlacht von Pultusk das Corps des Generallieutenants v. Leſtocq, durch den ſchnellen und unerwarteten Rückmarſch der Ruſſiſch-Kaiſerlichen Armee, genöthiget worden war, ſich gleichfalls zurückzuziehen, ſo war der Generalmajor v. Rouquette mit ſeinem Regimente Dragoner und einem Füſilierbataillon, durch das ſchnelle Vordringen des Feindes, vom Hauptcorps getrennt worden, weßhalb demſelben nichts weiter übrig blieb, als mit dem Regiment Dragoner und dem Füſilierbataillon die Retirade allein, über Preußiſch-Holland, Elbing und Heiligenbeil auf der Straße nach Königsberg anzutreten. Bei dieſem Rückzuge fielen täglich kleine Gefechte mit dem Feinde vor, wobei ſich vorzüglich eines Tages ein Unteroffizier und ein Karabinier des Dragonerregiments v. Rouquette, durch perſönliche Tapferkeit, Entſchloſſenheit und Anhänglichkeit an ihre ſich in Noth befindenden Kameraden, auszeichneten.

In der Gegend von Preußiſch-Holland, (und wenn ich nicht irre den 16ten Januar,) wurde der damalige Kapitän v. Keudell, vom Dragonerregiment v. Rouquette, mit funfzig Pferden vom Regiment abgeſchickt, um Nachrichten vom Feinde einzuholen. Er ſtieß bei einem Dorfe auf eine feindliche Dragonerfeldwache von ungefähr ſechzig Pferden, welche der brave Kapitän v. Keudell mit ſeinem Detaſchement mit ſeiner gewöhnlichen Entſchloſſenheit angriff und über den Haufen warf, wobei der größte Theil entweder niedergehauen, oder gefangen genommen wurde. Der Unteroffizier Genge, ein Neumärker von Geburt, hatte im Verfolgen des Feindes ſchon zwei feindliche Dragoner herunter gehauen, allein er bekümmerte ſich nicht um die zwei Beutepferde, ſondern ſuchte dem feindlichen Offizier anzukommen, der noch immer bemüht war, ſeine Leute wieder zum Stehen zu bringen. Endlich gelang es auch dem Unteroffizier Genge, an den feindlichen Offizier heran zu kommen, und ihn vom Pferde herunter zu hauen. Durch zu raſche Verfolgung des Feindes kam das Keudellſche Detaſchement zu nahe an einen Buſch, in dem feindliche Infanterie und wenigſtens zwei Eskadronen Kavallerie verſteckt lagen; es wurde mit einigen Salven von der Infanterie aus dem Walde empfangen, und die Kavallerie ſuchte es von ſeinem Rückwege abzuſchneiden, weßhalb dem Kapitän v. Keudell nichts übrig blieb, als durch eine ſchnelle Retirade ſein Detaſchement wieder in Sicherheit zu bringen. Durch das Feuer der Infanterie wurde dem Karabinier Ziemer das Pferd todtgeſchoſſen, und derſelbe würde gewiß gefangen worden ſeyn, da er allein ſich nicht unter dem Pferde hervor helfen konnte, wenn nicht der oben erwähnte Unteroffizier Genge es ſich zur Pflicht gemacht hätte, ihn mit eigener Gefahr, ſelbſt gefangen zu werden, unter dem Pferde hervor zu ziehen, und ihn ſodann auf das bei ſich habende Beute gemachte feindliche Offizierpferd ſetzen zu laſſen. So kamen beide glücklich unter immerwährendem Scharmutzieren mit den feindlichen Plänkern, die beſtändig dicht hinter ihnen waren, wieder bei dem Detaſchement an.

Der Unteroffizier Genge erhielt von Sr. Majeſtät dem Könige die ſilberne Medaille.

An eben dieſem Tage, und gleichfalls in der Gegend von Preußiſch-Holland, wurde ein Theil der Eskadron v. Maſſenbach und v. Dalwig, unter Kommando des Majors v. Puttkammer, vom Dragonerregiment v. Rouquette, etwa ſechzig Mann ſtark, von einem feindlichen Dragonerdetaſchement, von ungefähr achtzig Pferden, ſehr hitzig angegriffen. Der Herr Major v. Puttkammer warf dieſes feindliche Detaſchement über den Haufen, und verfolgte ſolches, worauf es durch ein herbei eilendes feindliches Soutien von mehr denn zweihundert Jägern zu Pferde, mit ſehr ſtarken Verluſte wieder zurück getrieben wurde. Bei dieſer Affäre zeichnete ſich der Karabinier Ritter vom Dragonerregiment v. Rouquette ſehr aus. Er hatte ſchon zwei feindliche Dragoner als Gefangene zurück gebracht, und war eben im Begriff, das dritte Beutepferd, welches er bekommen, zurück zu bringen, als das ganze Detaſchement der Uebermacht weichen mußte, wobei er den Wachtmeiſter der Eskadron ſtürzen ſieht. Er läßt ſogleich ſein Beutepferd laufen, und eilt dem Wachtmeiſter zu Hülfe. Allein hier verließ ihn ſein Glück, ſein Pferd wurde ihm erſchoſſen, er wurde zwei Mal im Geſicht bleſſirt, und mit dem Wachtmeiſter zuſammen gefangen. Als die Franzoſen Preußiſch-Holland auf ihrer Retirade verließen, ſo blieb dieſer Karabinier (ein Halberſtädter von Geburt,) mit mehreren ſchwer Bleſſirten im Lazareth daſelbſt zurück. Allein ſchon den 1ſten Februar, als das Dragonerregiment v. Rouquette in der Gegend von Marienwerder ſtand, kam dieſer Karabinier wieder zur Eskadron, denn ſein unbegränztes Verlangen für ſeinen König zu fechten, hatte ihn, ungeachtet ſeine Wunden noch nicht heil waren, nicht länger im Lazareth verweilen laſſen, und ſo machte er ſchon am

11te Februar, obgleich noch mit verbundenem Geſichte, das unglückliche Gefecht bei Marienwerder in der Eskadron mit. Er ward zur Medaille vorgeſchlagen, allein leider erlebte er dieſe Gnade des Königs nicht, denn er ſtarb im Lazareth zu Danzig am hitzigen Nervenfieber.

Auf einer Reiſe in Schleſien, Ende Oktobers 1806, erzählte Herr v. W....., begegnete mir ein ſehr alter Invalide. Sein grauer Kopf, ſein abgezehrter Körper ſtanden mit der Eil ſeiner Schritte und mit der Heftigkeit ſeiner Bewegungen gar nicht im Verhältniß; und da er mit mir einen gleichen Weg zu haben ſchien, ließ ich meinen Wagen halten, und bot ihm einen Platz in demſelben an, wenn er, wie ich muthmaßte, nach Glaz wolle.

Dorthin will ich, war ſeine Antwort, aber da ich mich wieder an die Strapazen gewöhnen muß, ſo werde ich zu Fuß gehen.

Bei dieſen Worten mußte ich unwillführlich lächeln, er ſah es und fuhr fort: Ich bin 84 Jahr alt, und daher ſcheinen Ihnen meine Worte ſonderbar! aber Herr! in einer Zeit, wie die jetzige, muß man ſeine Kräfte, ſie mögen ſo gering ſeyn, als ſie wollen, zuſammen raffen. Ich habe den ganzen ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, habe (hier nahm er ſein Mützchen ab) den alten Fritz noch zwei Mal nachher geſprochen, er hat mich gelobt und geſagt: Du haſt mir Schleſien erobern helfen! Was wär' ich für ein Kerl, wenn ich das vergeſſen hätte! Nein, habe ich dir Schleſien erobern helfen, guter Fritz, ſo will ich es nun deinem Enkel auch vertheidigen helfen.

Darum geh' ich nach Glaz mein Herr! und von dort dahin, wo man einen alten Mann, wie mich, noch gebrauchen kann, wenn mich unterdeſſen Gott nicht zum alten Fritz ruft. Bis zu Thränen gerührt, drückte ich ihn an meine Bruſt und ſchied voll Wehmuth von ihm. Wüßte ich nur den Namen des alten Mannes, nach welchem ich in meinem Schmerz nicht gefragt habe, ich möchte mich ſo gern nach ihm erkundigen. *)

Die Leibkompagnie des Freijägerkorps Graf v. Krockow in Stolpe in Hinterpommern, am 18ten Februar 1807.

Der Graf v. Krockow, ehemals Staabsrittmeiſter im Huſarenregiment v. Blücher, hatte den Plan zu Errichtung eines Freijägerkorps entworfen, ſolchen dem Monarchen vorgelegt, und die Billigung deſſelben mit der Ernennung zum Major erhalten. Am 12ten Januar 1807 fing er das Werbegeſchäft zu Danzig an, und von allen Seiten ſtrömten junge Leute aus allen Ständen herbei, um bei dieſem Corps Dienſte zu nehmen, wo Gefahren, gewiß aber auch Ruhm und Ehre zu erwerben war. Zu Anfange des Februars war die Mannſchaft zu fünf Kompagnien zu Fuß, jede zu 150 Mann und zu einer Eskadron von 200 Jägern zu Pferde komplet, und freiwillige Beiträge,

---

*) Vielleicht könnte uns irgend jemand den Namen dieſes Braven nennen? Ueberhaupt werden wir es gern ſehen, wenn fehlende und unrichtig geſchriebene Namen genannt und berichtigt werden. d. H.

beſonders von den patriotiſchen Pommern, ſetzten den Grafen in den Stand, das Corps in kurzer Zeit zu bekleiden und zu bewaffnen. Die Leibkompagnie war bereits ganz in Ordnung, als ſich das Gerücht verbreitete, daß die Pohlen in dem bisher noch verſchonten Hinterpommern umherſtreiften, bedeutende Requiſitionen ausgeſchrieben hätten und beſonders Stolpe bedrohten. Dieſen Ort hatte der Graf zum Sammelplatz für ſein Corps beſtimmt, um von dort aus die Verbindung zwiſchen Colberg und Danzig zu erhalten, und mit dem Corps des braven Schill gemeinſchaftlich zu operiren. Die Nähe des Meeres, der patriotiſche Sinn der Einwohner und der zahlreichen benachbarten Anverwandtſchaft des Grafen boten mancherlei Vortheile dar, und bewogen ihn, die Leibkompagnie ſogleich nach Stolpe zu führen. Hier übergab er das Kommando dem Kapitän v. Gutzmerow, (einem jungen braven Offizier, der vorher Sekondelieutenant im Infanterieregiment v. Hamberger war) und kehrte nach Danzig zurück, um auch die Equipirung der übrigen Kompagnien und der Eskadron zu beſchleunigen.

Bis zum 17ten Februar genoß die Kompagnie der ungeſtörteſten Ruhe, welche gewiſſenhaft zum Exerzieren, Mannövriren und Scheibenſchießen angewendet wurde. An jenem Tage lief die Nachricht ein, daß die Polen bereits in Lauenburg, Lupow und Bütow ſtänden; daher wurde eine Patrouille von zehn Mann, unter dem Oberjäger Böicke, (jetzt überkompletten Feldwebel bei der Garde) ausgeſandt, die aber abgeſchnitten, erſt nach längerer Zeit, auf Umwegen nach Danzig gelangen konnte. Am 18ten früh vermehrten

ten ſich die Gerüchte von dem Anmarſche der Polniſchen Truppen, und der Kapitän v. Gützmerow rückte deßhalb mit vierzig Mann aus, um ſich ſelbſt von der Wahrheit zu überzeugen, kehrte aber zurück, ohne von dem Feinde etwas geſehen zu haben. Gegen Mittag liefen ſichere Nachrichten ein, daß der Feind gegen die Stadt im Anmarſche ſey. Der Kapitän marſchirte ihm muthig aus dem Mühlenthore entgegen, und detaſchirte, weil der Lieutenant Wocke (ehemals Referendarius bei der Regierung zu Poſen) am Nervenfieber krank lag, den Lieutenant Bärſch,*) der aus reiner Vaterlandsliebe und treuer Anhänglichkeit an den König, ſeine Vaterſtadt Berlin, ein geliebtes Weib und Kind verlaſſen hatte, um die Waffen für Vaterland und König zu ergreifen) mit vierzig Mann aus dem neuen Thore. Der Lieutenant Bärſch ſtieß auf den Cublitzer Höhen auf die Flankeurs des Feindes, warf ſie zurück, that ihnen vielen Schaden, und würde ſie bis in das Dorf verfolgt haben, wenn ihn nicht der brave Vice-Oberjäger Pirſch, von der Eskadron, aufmerkſam gemacht hätte, daß der Feind ihn von der Kompagnie abzuſchneiden die Abſicht haben könne. Der Kapitän befürchtete, von der ihm mehr als zehn Mal überlegenen Zahl des Feindes von der Stadt abgeſchnitten zu werden, und gab daher Befehl zum Zurückzuge. Dieſer wurde mit der größten Ordnung und Unerſchrockenheit unter ſtetem Feuern vollführt, was um ſo rühmlicher war, da ein großer Theil der Jäger und ſelbſt der

---

*) Jetzt deſignirter General-Ober-Lazarethinſpektor der Armee.

Lieutenant Bärſch zum erſten Male im Feuer ſtanden. Hier verdient die That des Flügelmannes der Kompagnie, Woczinsky (jetzt im Bataillon Garde) einer rühmlichen Erwähnung. Im Lazarethe in der Stadt lagen zehn Mann von der Kompagnie krank. Sobald die Kompagnie ausmarſchirte, ging Woczinsky in's Lazareth, bewog ſeine Kameraden, ſich anzuziehen und zu bewaffnen, und führete ſie zum neuen Thore heraus, dem Lieutenant Bärſch zu, der, gerührt von dem Eifer des braven Kriegers, ihn zum Beweiſe ſeiner Achtung öffentlich umarmte.

Sobald die Kompagnie eingerückt war, wurden die Brücken über die Stolpe abgeworfen, das Holſten-, das neue- und das Schmiedethor und die Hauptwache auf dem Markte beſetzt. Am meiſten war das Mühlenthor bedroht, daher ſetzte ſich hier der Kapitän v. Gützmerow in einer ſehr vortheilhaften Poſition, er ſelbſt ſtand mit funfzig Mann der jenſeits des Fluſſes liegenden Mühle am Lachsfange gegenüber, und poſtirte den Lieutenant Bärſch mit zwanzig Mann dicht vor dem Thore, wo die Brücke nach der Altſtadt führt. Das hier liegende Bauholz gab eine treffliche Bruſtwehr ab.

Der Feind, deſſen Macht nach den glaubwürdigſten Nachrichten aus 1300 Mann Kavallerie und 400 Mann regulärer Infanterie beſtand, wogegen die Leibkompagnie, nach dem Einrücken in die Stadt, nur 120 Mann ſtark war, rückte über den Damm gegen das neue Thor, von der Altſtadt und dem Lachsfange gegen das Mühlenthor an. Ein Parlementär forderte die Stadt zur Uebergabe auf, ſagte, daß die anrückenden Truppen, an zweitauſend Mann ſtark, die Avantgarde der bald folgenden Armee des General Dombrowsky wären, und daß es eine fruchtloſe Verwegenheit ſeyn würde, ſich ihnen entgegen zu ſetzen. Aber weder die Drohungen des Feindes noch die Bitten des ängſtlichen Magiſtrats konnten den wackern Kapitän v. Gützmerow verleiten, ſeiner Pflicht zu vergeſſen, denn für Pflicht hielt er es, einen mit Mauern umgebenen Platz zu vertheidigen. Mit lakoniſcher Kürze wurde dem feindlichen Offizier erklärt, daß die Beſatzung feſt entſchloſſen ſey, als brave Preußen zu fechten, und lieber zu ſterben, als ſich feige zu ergeben.

Ein Geiſt ſchien alle zu beleben: aus der Stadt ſchaffte man Speiſen, Branntwein und Pulver herbei, und brachte zwei Amuſetten (ganz kleine leichte Kanonen, deren man ſich bei Feierlichkeiten bediente) vor das Mühlenthor. Gegen Abend griff der Feind an, und nahm die Schneidemühle am Lachsfange, nach der tapferſten Gegenwehr der Mannſchaft weg, die größten Theils niedergehauen wurde. Hier zeichnete ſich beſonders der Jäger Rösler (aus Schwedt gebürtig, ein ehemaliger Kanonier) aus, und fiel ruhmvoll, mit vielen Wunden bedeckt. Die Wache am neuen Thore widerſtand muthig mehreren Angriffen des Feindes, aber der dort kommandirende Oberjäger hatte nicht genug darauf geachtet, daß der Mannſchaft von den gefälligen Stolpern zu viel Branntwein zugetragen wurde, daher berauſchte ſich ein Theil der Wache, und es gelang dem Feinde, das neue Thor zu forciren und in die Stadt einzudringen. Die Wache zog ſich in ſtetem Feuern nach den Markt zurück, und ſetzte ſich bei der Hauptwache, wo ein lebhaftes

Scharmützel entſtand. Von der Uebermacht des Feindes gedrängt, vom Mühlenthore abgeſchnitten, mußte ſich endlich die in der Stadt befindliche Mannſchaft zum Holſtenthore herausziehen. Der Feind bemeiſterte ſich nun der Stadt, wobei es nicht ohne Unordnungen abging, und der Stadtadjutant Lange, aus einem unglücklichen Irrthume von den Polen für einen Officier gehalten, tödtlich verwundet wurde.

Mit ſeiner ganzen Macht wandte ſich jetzt der Feind gegen den nun zwiſchen drei Feuern ſtehenden Reſt der Kompagnie. Dem ſteten Feuer von der Altſtadt und von der Schneidemühle ausgeſetzt, mußte ſich der linke Flügel unter dem Lieutenant Bärſch gegen das Thor wenden, aus welchem der Feind ſehr heftige Angriffe machte, aber jedes Mal lebhaft empfangen, und mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchickt wurde. Der Lieutenant Bärſch ſchoß einen feindlichen Offizier (Andreas Coagerius v. Radowsky, aus Kayen, wie aus den in ſeiner Brieftaſche befindlichen Papieren hervorging) vom Pferde, bekam aber eine Kugel in das dicke Fleiſch der rechten Lende. Lebhaft ſchwebte ihm bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte jenes heldenmüthigen Preußiſchen Offiziers vor, der in der ſchrecklichen Nacht des Ueberfalls bei Hochkirchen, bei der rühmlichen Vertheidigung des Kirchhofes, bereits von einer Kugel getroffen, unvermögend zu ſtehen, ſich an die Kirchthüre lehnen ließ, und fortfuhr, ſeine Leute zu ermuntern, bis mehrere Schüſſe ihn des Lebens beraubten. Auch der Lieutenant Bärſch wünſchte ſo rühmlich wie jener Held zu ſterben, auch verwundet, ſchoß er noch einige Mal, bis ihn der Blutverluſt und die Schmerzen in der kalten feuchten Nacht nöthigten, ſich an die Bruſtwehr zu lehnen, jedoch vergaß er nicht, den Muth der ihm anvertrauten Mannſchaft anzufeuern, und die Verwundeten auf ſein Beiſpiel zu verweiſen.

Sechs Mal hatte der Feind zum Thore herausgeſtürmt, eben ſo oft war er blutig, mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchickt worden, mit eben ſo geringem Erfolge hatte er verſucht, den Kapitän v. Gützmerow zurück zu drängen, aber nach gerade verminderten ſich die Kräfte der braven Jäger, viele von ihnen waren verwundet, auch nahm das Pulver ab. Der herannahende Morgen des 19ten Februars ſchien der letzte ihres Lebens ſeyn zu ſollen; unwillkührlich richteten ſie oft die Augen auf den alten Magazinthurm an der Mauer, unweit des Mühlenthores, von wo aus der Feind, bei heranbrechendem Tage, ihre geringe Anzahl inne werdend, einen nach den andern niederſchießen konnte. Aber anders war es im Rathe des Schickſals beſchloſſen. Als es gegen Morgen in der Stadt ſtiller wurde, ſandte der Kapitän eine Patrouille hinein, wozu ſich zuerſt der brave Jäger Tomaczewsky *) freiwillig erbot, und dieſer brachte die Nachricht, daß der Feind ſich zurück ziehe. Mit Vorſicht rückte man nun in die Stadt ein, wo die Bewohner die braven Jäger jubelnd empfingen; der Nachtrab des Feindes wurde verfolgt, viele niedergehauen, und nur mit Mühe gelang es den Offizieren, funfzehn Gefangene der Wuth der Jäger zu entreißen, die ſie durchaus niederſchießen wollten. Der Verluſt des Feindes betrug zweihundert Mann an Todten und achtzig

---

*) Jetzt bei der Garde.

Pferde, überdieß hatte er funfzehn Wagen mit Verwundeten mit ſich geführt. Vor dem Thore zeichnete ſich beſonders der Feldwebel der Kompagnie, **Auguſt Schmidt** (aus **Prädickow** in der Mittelmark, der bei Auflöſung des Corps den erbetenen Abſchied als Lieutenant erhielt) aus, und bewies beſonders hier zuerſt den Muth, welchen er nachher bei jeder Gelegenheit zeigte, und ſich dadurch die Achtung der Offiziere und die Zuneigung der Jäger erwarb. Auch **Malecke** (jetzt Unteroffizier im erſten Pommerſchen Infanterieregiment) darf nicht vergeſſen werden. Erſt am Abend des 12ten kam er nach **Stolpe**; nachdem er ſich aus der feindlichen Gefangenſchaft ranzionirt, ſchloß ſich ſogleich an die Kompagnie an, und zeichnete ſich durch ſeinen Muth vor dem Mühlenthore ganz vorzüglich aus. *)

So groß der Verluſt des Feindes, ſo rühmlich der erfochtene Sieg war, ſo blieb dennoch die Lage der Sieger nicht wenig bedenklich. Auch ihre Zahl war geſchmolzen, mehrere todt, viele verwundet, die Mannſchaft, welche in der Stadt geweſen, war genöthiget worden, ſich zurück zu ziehen. Der Feind war noch immer in der Nähe, auf einen Succurs war nicht zu rechnen, bei einem neuen Angriffe konnte die Stadt nicht ein Mal gehörig beſetzt werden, und fruchtlos wurde alsdann die brave Mannſchaft aufgeopfert. Dieſe Gründe beſtimmten den Kapitän v. Gützmerow, ſich gegen elf Uhr Vormittags auf Freiſt, und von da, mehren Theils des Nachts und auf Schlitten, über Schmolſin, Charbrow, Klein, Perlin und Sterzin nach Neuſtadt zu ziehen, wo er den 23ſten Morgens eintraf, nachdem noch unterWeges die Mannſchaft zu ihm geſtoßen war, die ſich den 18ten des Abends aus dem Holſtenthore hatte zurückziehen müſſen, nach deren Vereinigung mit der Kompagnie, ſich der Verluſt an Todten und Verwundeten auf funfzig Mann belief. In Neuſtadt erfuhr der Kapitän, daß der Graf v. Krockow bereits mit zwei Kompagnien Jäger zu Fuß und ſechzig Pferden auf den Marſch nach Lauenburg ſich befinde. Dieſe Nachricht gab den von den Strapazen des Marſches ermüdeten Jägern neue Kräfte, bald hofften ſie wieder in Stolpe zu ſeyn, und in Pommern, dem Vaterlande der meiſten unter ihnen, dem Feinde neue Beweiſe ihres Muthes zu geben. Nur wenige Stunden Ruhe geſtattete man ſich, die Verwundeten waren nicht zu bewegen, zurück zu bleiben, freudig und unverdroſſen ging der Marſch wieder vorwärts, noch in der Nacht vom 23ſten zum 24ſten Februar trafen ſie in Lauenburg ein, wo ſie von ihren Kameraden mit den lebhafteſten Beweiſen der Achtung empfangen wurden. Dieſe verdienten ſie aber auch, nicht allein ihres Muthes, ſondern auch deßwegen, daß bei der Leibkompagnie, ſowohl während des Aufenthaltes in Stolpe, als auch auf dem Marſche nach Neuſtadt und wieder nach Lauenburg zurück, auch nicht ein einziger Exceß vorfiel, ein Umſtand, der um ſo weniger unerwähnt bleiben darf, weil man dem Corps ſo oft, wiewohl mit Unrecht, den Vorwurf der Inſubordination und Unordnung gemacht hat.

---

*) Der König, ſtets bemüht, Tapferkeit und Tugend zu belohnen, in welchem Stande ſie ſich auch zeigen mögen, hat beſchloſſen, der wackern Ranzionirten, die unter ſo mannichfachen Beſchwerlichkeiten, mit Gefahr ihres Lebens, zur Armee eilten, eine beſondere Auszeichnung, und zwar den Unteroffizieren ein ſilbernes, den Gemeinen aber das Unteroffizier-Portepee zu bewilligen.

Der Lieblingsentwurf des Grafen, ſich in Pommern mit dem Corps feſt zu ſetzen, wurde vereitelt, indem wiederholte Befehle des Danziger Gouvernements ihn nöthigten, nach Danzig zurück zu marſchiren.

Waren die Folgen der Affäre bei Stolpe auch nicht von Wichtigkeit, ſo iſt ſie doch immer des Aufbewahrens werth. Am 18ten Februar wurde der Grund zu dem Ruhme gelegt, welchen das Frei-Jägercorps bis zur Beendigung des Krieges, beſonders aber bei der Wegnahme des Stolzenberges, bei der Affäre bei Behrend am 8ten März, und am 26ſten März bei Neu-Fahrwaſſer bewies. Bei Stolpe machten ſich zuerſt die Freijäger den Feinden, beſonders den Polen, furchtbar.

Der Graf de la Roche-Aymon und ſein braves Corps.

Der Diviſionsgeneral Dupont griff mit ſehr überlegener Macht den Generallieutenant v. Plötz den 26ſten Februar 1807 an. Dieſer hatte den Auftrag, die Poſition von Braunsberg zu behaupten; es entſtand daher ein ſehr lebhaftes und blutiges Gefecht. Bei dieſer Gelegenheit zeigte das zweite Bataillon vom Huſarenregiment v. Prittwitz mit neuer Energie den Eifer und die Ergebenheit, die es bis jetzt im Dienſte ſeines Königs und ſeines Vaterlandes bewieſen hatte. Von Zagern, Willemberg, Stangendorf, wo es mit einer kleinen Anzahl Füſiliere und einer halben Batterie poſtirt war, repliirte es ſich mit einer Ordnung und einem kalten Blute, würdig der guten Sache und des Monarchen, den es vertheidigte. Der Major v. Szerdahelly, ein ſehr ausgezeichneter Offizier, und unter ihm der brave Eskadronchef Loſſow, welche die linke Flanke der Poſition von Zagern decken ſollten, retteten durch ihre Unerſchrockenheit die Artillerie dieſes Flügels und den Reſt der Ruſſiſchen und Preußiſchen Infanterie, welche den wiederholten Angriff der Franzöſiſchen Kolonnen mit dem Bajonette überlebt hatten. Die Feinde benutzten die erhaltenen Vortheile, verfolgten die retirirenden Truppen, und rückten bis an das Thor der Stadt vor, welches vom Amte Braunsberg herführt. Dieſes hatte der Ruſſiſche Obriſt zu ſeinem Rückzuge beſetzt. Dagegen war eine Kolonne ſchon Meiſter von der Landſtraße, die in das gewöhnliche Stadtthor führt. Durch das Mißgeſchick ſeines linken Flügels war der Generallieutenant v. Plötz genöthigt, eiligſt auch den rechten zurück zu ziehen, den er bis dahin mit allem Erfolg in ſeiner Stellung erhalten hatte. Er ließ deßhalb die Artillerie, die Dragoner v. Eſebeck und ſämmtliche Infanterie abmarſchiren, und nur den Grafen de la Roche-Aymon mit drei Eskadronen, (nämlich ſeiner eigenen, der v. Biberſtein, unter Kommando des Herrn v. Delem und der des Majors v. Lockſtädt) auch einigen Füſilieren, unter dem Befehl des Majors v. Wolfradt, (von denen aber viele mit Huſarenkarabinern bewaffnet waren) ließ er ſtehen, um ſeinen Rückzug zu decken oder zu erleichtern. Der Graf de la Roche-Aymon behaupete ſeinen Poſten ſo lange, bis er glaubte, das ganze Corps ſey durch die Stadt Braunsberg gezogen, und begann erſt dann, ſich zurückzuziehen, als er wußte, daß das Corps durch die Stadt und ſchon in den Vorſtädten von Braunsberg war. Jetzt zog er ſich in der größten Ordnung zurück, wobei ſeine Eskadron unter Anführung des unerſchrockenen Dallmer die Arriergarde machte.

Als er an die Stelle kam, wo ſich die Wege von Preußiſch-Holland, Mühlhauſen und Frauenburg kreuzen, fand der Graf auf der Landſtraße das neunte leichte Infanterieregiment, das ihm auf dem Wege zum Stadtthore voreilen wollte, und ihm zurief, ſich zu ergeben; aber er erreichte unter dem heftigſten Kugelregen dieſes Regiments das Stadtthor. In der Stadt fand der Graf ſchon ein Franzöſiſches Regiment, welches durch das Amtsthor eingedrungen aber glücklicher Weiſe noch nicht ſo geſammelt war, daß es ſo brave Leute hätte aufhalten können. Ungeachtet des heftigen Musketenfeuers in der Stadt und eines mörderiſchen Kugelregens von zwei Kanonen, welche die Franzoſen an dem Thore, in welches ſie eingedrungen waren, aufgefahren hatten, ſetzten die Huſaren durch die Stadt, und vereinigten ſich bei Einſiedel-Krug mit den zwei andern Eskadronen, mit welchen ſie die Arriergarde des Corps bei Heiligenbeil machten. Da der Generallieutenant v. Plötz in dieſer Stadt angelangt war, kehrte das zweite Bataillon v. Prittwitz wieder auf ſeinem Wege zurück, und rekognoscirte eine Viertelmeile von Heiligenbeil rechts und links der Heerſtraße, die nach Braunsberg führt. Sehr angenehm wäre es, wenn man alle die Tapfern, die ſich bei dieſem mörderiſchen Scharmützel ausgezeichnet haben, namentlich anführen könnte; aber dann müßte man alle Offiziere bis auf den letzten Huſaren nennen. Jeder hat ſich beeifert, ſeine Pflichten auf das vollkommenſte zu erfüllen. Indeſſen verdient ein Zug einer beſondern Erwähnung.

Zur Sicherheit des ganzen Corps bei Heiligenbeil mußte das Dorf Grunau, drei Viertelmeilen von Braunsberg beſetzt werden. Der Graf de la Roche-Aymon detaſchirte den Unteroffizier Gieſe mit fünf und zwanzig Pferden dahin. Dieſer junge Mann hatte im ganzen Feldzuge viel Ueberlegung und Muth bewieſen. Er erhielt zugleich von ſeinem Chef den Auftrag, wo möglich einige zurückgelaſſene Kanonen wieder zu bringen. Sobald er in Grunau angelangt war, warf er ſich in den Wald zwiſchen dem Dorfe und dem Vorwerke Hamersdorf, wo der Damm nach Braunsberg führt, und beunruhigte durch Liſt ein daſelbſt befindliches ſtarkes Detaſchement Franzöſiſcher Dragoner, dergeſtalt, daß er ſie von da vertrieb, und dann mit einigen Pferden aus dem Dorfe Grunau und einigen Huſarenpferden zwei Kanonen und einen Pulverwagen des Regiments Clebowsky zurückbrachte. Eine Kanone hatte ein Rad gebrochen, aber er wußte ſich auch aus dieſer Verlegenheit zu ziehen. Den andern Morgen wurden die Kanonen und der Pulverwagen nach Heiligenbeil gebracht, von wo ſie der Oberſtlieutenant v. Maſſenbach ins Hauptquartier des Generallieutenants v. Plötz nach Bladiau abſandte. Der General ſchrieb an den Grafen einen für ihn und das Bataillon ſehr ſchmelchelhaften Brief, erwähnte darin des Unteroffiziers Gieſe ſehr ehrenvoll, *) und ſchickte demſelben eine kleine Gratifikation an Geld, welche der brave Gieſe unter ſein Kommando vertheilte, hinlänglich belohnt durch das Zeugniß ſeines Chefs und ſeines Gewiſſens, ſeinem Könige treu gedient zu haben.

Eben dieſer junge Unteroffizier hat während dieſes Feldzuges verſchiedene Beweiſe ſeiner Unerſchrokkenheit gegeben.

Der Graf de la Roche-Aymon hatte den Eskadronchef Loſſow mit hundert Pferden kommandirt, den Feind zu rekognoſciren. Dieſer näherte ſich der Stadt Szierpo den 19ten Dezember 1806, wo zwei Regimenter feindlicher Kavallerie eingetroffen waren. Der Lieutenant Szerdahelly befehligte die Avantgarde. Als dieſer junge Offizier die Stadt im Geſicht hatte, warf er die bedeutenden Vorwachen des Feindes über den Haufen, und verfolgte die Franzoſen blos mit fünf Mann, nämlich dem Trompeter Welhof, dem Unteroffizier Gieſe, den Karabiniers Roß und Colbe und dem Huſaren Nackel, alle von der Eskadron des Grafen, bis in die Stadt, formirte ſich auf

---

*) Dem Unteroffizier Gieſe, durch deſſen Thätigkeit die Kanonen gerettet worden ſind, bitte ich insbeſondere meine Zufriedenheit und meinen Dank zu erkennen zu geben. Ich werde ſeinen Eifer höhern Orts zu rühmen wiſſen, hiezu ein Friedrichsd'or für ſeine gehabte Bemühung, doch iſt dieſes nicht als eine Belohnung anzuſehen, indem dergleichen Thaten keines Weges mit Gelde zu bezahlen ſind, ſondern nur durch allgemeine Anerkennung des Verdienſtes einer ausgezeichneten That kann der Werth eines braven Mannes erhöhet werden. Bladiau, den 27ſten Februar 1807.

v. Dieß.

dem Markt, ließ in die Trompete ſtoßen, und attakirte den Feind. Da aber dieſer ſich wieder auf ihn wirft, zieht er mit ihm pêle-mêle aus der Stadt hinaus, und gelangt wieder zu ſeiner Avantgarde, nachdem er dem Feinde Brotſäcke, Bouteillen und dergl., die an den Pferden hingen, als Beute abgenommen, mehrere verwundet, und keinen ſeiner Leute verloren hatte. Ungeachtet der ſehr unverhältnismäßigen Anzahl, bot der Eskadronchef Loſſow dem Feinde ein Gefecht an, und ließ ſich in ein ſehr lebhaftes Scharmützel ein, worin er dem Feinde mehrere Offiziere und Reuter niederhieb, und ſich dann, nach vollkommener Ausführung eines ſchwierigen Auftrages, zurückzog.

In der Zwiſchenzeit von der Schlacht von Eylau bis zum Rückzuge der Franzöſiſchen Armee hinter die Paſſarge hatte ſich der General Durosnel in Braunsberg mit ſechshundert reitenden Jägern feſtgeſetzt. Das Preußiſche Avantcorps, bei dem ſich das zweite Bataillon v. Prittwitz Huſaren befand, war über Brandenburg, Federau, Hoppenbruch gegen den linken Flügel des Feindes vorgerückt. Der Graf de la Roche-Aymon bat ſeinen Brigadier, ihm zu erlauben, das Franzöſiſche Corps in Braunsberg, in welchem Orte er gutes Einverſtändniß unterhielt, zu überfallen, und die Stadt zu überrumpeln. Dieſe Bitte ward ihm abgeſchlagen. Weil er aber die Wichtigkeit des Poſtens von Braunsberg kannte, detaſchirte er den Lieutenant Szerdahelly, deſſen Einſichten und Talent ſeiner Tapferkeit gleichen, mit [illegible] Huſaren, und trug ihm auf, durch ſeine [illegible] den Feind zu zwingen, Braunsberg zu verlaſſen. Der Lieutenant Szerdahelly vertheilte ſich in mehrere Haufen, und zeigte ſich von ſo verſchiedenen Seiten vor der Stadt, daß der Feind beſorgte, von einer überwiegenden Macht angegriffen zu werden, und dadurch beſtimmt ward, ſich zurück zu ziehen. Die Lage des Terrains erlaubte dem Lieutenant Szerdahelly nicht, ſich mit allen ſeinen Leuten in die Vorſtädte hinein zu wagen. Er ſchickte nur einen Unteroffizier mit ſechs Mann hinein. Dieß war wieder der junge Gieſe. Sobald der junge Mann ſah, daß die Feinde ſich zurück zogen, ſchickte er eine Ordonanz mit der Nachricht an den Lieutenant Szerdahelly, und warf ſich an der Spitze von vier Huſaren in die Stadt, in dem Augenblick, da ein Franzöſiſcher Offizier im Begriff war, die Thore der Stadt zu ſchließen, verfolgte auch die Arriergarde des Feindes durch die Stadt bis an den hohlen Weg, wo ſich die Straßen von Frauenburg und Mühlhauſen ſchneiden. Der Feind hatte ſich auf der andern Seite der Straße formirt. Gieſe plänkerte mit dem Feinde ſo lange, bis der Lieutenant Zeit hatte, ſich heran zu ziehen. Dieſer eilte durchs Defilee, formirte ſich, bot an, und begann das Gefecht, tödtete dem Feinde mehrere Leute und Pferde, und hatte das Vergnügen, denſelben vor ſeinem kleinen Haufen flüchten, und ſich den 20ſten Februar 1807 im Beſitz von Braunsberg zu ſehen.

Welch ein Glück, unter den Unglücksfällen des Vaterlandes, noch ſolche Beiſpiele von Anhänglichkeit und Tapferkeit vor Augen zu haben!

Der Feuerwerker Brennekam von der reitenden Artillerie.

In der für Danzig den König und den Staat ſo unglücklichen Nacht vom 6ten zum 7ten May, in welcher der Holm von den Franzoſen genommen wurde, war der Feuerwerker Brennekam von der reitenden Batterie des Lieutenants Stieler auf den erſten Wink von dieſem, mit ſeiner zur Reſerve beſtimmten Kanone ausgerückt, um nach den ihm angewieſenen Poſten vorzugehen. Kaum war er aber einige hundert Schritt vorgejagt, als ihm ſchon der ſiegende Feind entgegen kam, und ihn umzukehren nöthigte, da er ohne Bedeckung an keine Vertheidigung denken konnte. Er ſuchte nun auf einem Umwege ſeinen Poſten zu erreichen, aber auch daran hinderte ihn das Gedränge der in aller Eile fliehenden Ruſſiſchen Beſatzung und der ſchnell andringende Feind. Ihm blieb nun nichts übrig, als auf die Erhaltung ſeines Geſchützes bedacht zu ſeyn. Der Tau, an welchem die Fähre über die Weichſel ging, war ſchon von den Franzoſen abgehauen, einige kleine Fahrzeuge befanden ſich am Ufer, welcher ſich die Ruſſen bemächtigten, um ſich nach Danzig zu retten. Nur eins fand er noch, in welches er mit Hülfe ſeiner Leute, (unter denen ſich vorzüglich der Bombardier Grübenau auszeichnete), die, von gleichem Muth und Entſchloſſeit beſeelt, nicht an ihre eigene Rettung dachten, welche ſie leichter und kürzer durch einen Uebergang über die Laak finden konnten, die Kanone mit vieler Mühe einſchiffte, wobei ihm die fliehenden Ruſſen mehr hinderlich als behülflich waren. Er ſelbſt war der letzte am Ufer, und ſchon von den herzueilenden Franzoſen ergriffen, von denen er ſich noch loßmachte, und dem unterdeß abgeſtoßenen Fahrzeuge nachſprang. Dieſes war aber ſo voll Menſchen, daß es kaum einen Finger breit Bord behielt. Die Ruſſen, welche mit vieler Mühe der Gefahr des Todtſchießens und Gefangenwerdens entkommen zu ſeyn glaubten, wollten ſich auch vor der Gefahr des Ertrinkens ſichern, und daher die Kanone durchaus über Bord werfen, wogegen ſich der Feuerwerker Brennekam mit aller Energie ſetzte. Die Franzoſen ſchoſſen nun unaufhörlich auf dieß Boot, und von dem Blockhauſe, welchem gegenüber dieß geſchah, ſchoß man mit Kartätſchen nach den Franzoſen auf dem Holm, wobei denn mehrere Kugeln auch dieß Boot trafen. Um dieſe unglückliche Lage noch zu erhöhen, waren auch keine Ruder auf dem Boote, und ſo trieb ſich daſſelbe beinahe zwei Stunden unter einem beſtändigen Gewehrfeuer des Feindes, und jeden Augenblick der Gefahr des Sinkens ausgeſetzt, auf der Weichſel herum. Immer beſtanden die Ruſſen darauf, die Kanone über Bord zu werfen, und nur durch ſeine ganze Autorität war der Feuerwerker Brennekam im Stande, ſie davon abzuhalten. Endlich kamen ſie dem jenſeitigen Ufer näher, aber hier wurde die Gefahr des Sinkens durch den Strom noch größer, und nun ließen ſich die Ruſſen nicht länger abhalten, die Kanone über Bord zu werfen, und kurz darauf landeten ſie glücklich. Der Feuerwerker Brennekam wollte jedoch ſeine Kanone nicht verloren geben, und arbeitete mit ſeinen Leuten den ganzen Tag, unter einem heftigen Gewehrfeuer der

Fran-

Franzoſen, bis ſie die Kanone *) glücklich am Ufer hatten. Er und einige ſeiner Leute erhielten die ſilberne Medaille, nebſt einem Douceur: ob er nicht vielleicht die goldene verdient hätte? —

Hohe Getreidepreiſe.

Ueber das phyſiokratiſche Syſtem.

Für einen Schriftſteller, den ſeine Autorſchaft nicht ſelbſtſüchtig gemacht hat, kann es kein angenehmeres Gefühl geben, als wenn er ſeine eignen Ideen, ſey es nun, daß ſein Geiſt ſie wirklich zuerſt entwickelte, oder daß er ſich wenigſtens als Vater derſelben anſehen muß, weil der Einwand der mehreren Theilnehmer ihm nicht vorſtehe, bei einem andern Autor von Kopf und Rufe wieder findet. So ging es mir, als ich den Brief an Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm den Dritten nach dem Tilſiter Frieden las, denn in der That, mein Werk: Anti-Platoniſcher Staat ꝛc. ſcheint lediglich ein Commentar dieſes vorzüglichen Briefes zu ſeyn, ob ſchon der Letztere ungleich ſpäter geſchrieben iſt. Durchaus habe ich dieſelben Ideen und

---

*) Dies iſt eine von den Kanonen, welche die Preußen bei ihrem Abzuge aus Danzig mitnahmen. Jetzt befindet ſie ſich mit in den Batterien, welche auf dem Otterſande bei Memel errichtet ſind, um das Einlaufen Engliſcher und Schwediſcher Schiffe zu verhindern.

Plane angetroffen, und nur in einer einzigen Hinſicht ſind wir verſchiedener Meinung. Der Verfaſſer des Briefes erklärt ſich nachdrücklich gegen die Mannichfaltigkeit der Abgaben, und beſonders die Acciſe reizt ſeinen Unwillen. Mir hingegen iſt dieſe gerade die weiſeſte Finanzeinrichtung; überhaupt empfehle ich die *Vielfältigkeit* der indirekten Abgaben, obgleich ich in Anſehung der direkten ein andres ſtatuire; und die *Reduktion aller Auflagen auf eine Grund- und Gewerbſteuer* heißt, nach meinem Ermeſſen, die größte Ungleichheit in den Beiträgen zu den Staatslaſten und die härteſte Bedrückung der ärmern Volksklaſſen einführen.

Denn 1) würde auf dieſe Weiſe eine zahlloſe Menge von Menſchen in einem Staate von aller Beiſteuer zu den Landesbedürfniſſen ganz befreit werden, nämlich alle diejenigen, welche kein Grundeigenthum beſitzen, noch ein Gewerbe treiben, mithin alle Staatspenſionärs als ſolche, die Pächter der Ländereien und alle Rentiers. Iſt dieß Gleichgewicht, iſt dieß Gerechtigkeit? Der Briefſteller fühlt dieß auch ſehr gut, und ſucht ihm dadurch vorzubeugen, daß er ſagt: indem der Landmann und Handwerker die Abgaben auf ſeine Produkte ſchlage, und ſich dieſelben mit den Waaren zugleich von ſeinen Käufern wieder bezahlen laſſe, würde dieſe Grund- und Gewerbſteuer unvermerkt eine wahre Konſumtionsſteuer werden. Damit iſt die Sache aber noch keines Weges ausgemacht; denn ein Mal verzehrt der Mann, welcher für hunderttauſend Thaler Landgüter hat, im Durchſchnitte ſo viel als derjenige, der ſeine hunderttauſend Thaler auf Intereſſen ausgeliehen hat, mithin würde der erſtere doppelt zu den Staatslaſten beitragen, direkte und indirekte, und ſodann hangt der Werth der Erzeugniſſe nicht ſowohl von dem freien Willen und der Beſtimmung der Arbeiter und Producenten, nicht von der Menge der Koſten und Ausgaben ab, die ſie darauf verwenden mußten, ſondern vielmehr von dem Vorrathe derſelben und dem Verhältniſſe, in welchem dieſer zu dem Bedürfniſſe ſteht. In zwei benachbarten, gleich fruchtbaren, und zum Handel gleich gut gelegnen und gleich bevölkerten Ländern wird der Preis des Getreides völlig balanciren, wenn auch in dem einen Lande die Hufe zehn Thaler und in dem andern nur einen Thaler abgäbe, vorausgeſetzt, daß keine gewaltſame Sperrung erfolge; aber alle Grundbeſitzer werden in dem letztern Lande neun Mal wohlhabender ſeyn als in dem erſteren.

2) Ueber dieß aber beſteht der größte Theil der Nation aus den Landleuten, welche in der Regel nur den eigenen Bedarf erbauen und wenig verkaufen. Sie werden alſo faſt ganz und gar nicht im Stande ſeyn, diejenigen Abgaben, welche ſie für ihre unpoſſeſſionirten Mitbürger entrichten müſſen, durch den größern Werth ihrer Erzeugniſſe wieder einzubringen. Nur die Beſitzer größerer Landgüter würden im Stande ſeyn, ſich auf dieſe Weiſe zu entſchädigen, die zahlreichſte Volksklaſſe wird im Elende ſchmachten.

3) Wenn aber wirklich die ausſchließende Beſteuerung des Grundeigenthumes und des Gewerbes die Folge haben könnte, daß die Producenten dieſe Abgaben auf ihre Erzeugniſſe ſchlagen, und dadurch die Balance mit ihren unbeſteuerten Mitbürgern wie

derherſtellen könnten, ſo wäre dieß eine Folge, welche jeden weiſen Geſetzgeber von dieſem Steuerſyſteme augenblicklich zurück bringen würde. Wir werden nachher darauf kommen, ob es gerathen ſey, niedrige Getreidepreiſe zu erzwingen. Aber ſo viel iſt außer allem Zweifel, daß eine Steigerung des Werthes der Produkte dem Kunſtfleiße, dem Handel und dem Flore des Landes den Gnadenſtoß giebt. Denn je theurer die Produkte, deſto weniger Abſatz, und gerade um ſo viel weniger, als andre Nationen wohlfeiler ſind. Bei den Fabrikaten ergiebt ſich dieß von ſelbſt. Aber auch bei den Erzeugniſſen der Landwirthſchaft erwächſt dieſelbe Folge, weil der Arbeiter ſein Tagelohn um ſo theurer in Anſchlag bringen muß, je höher ihm der Unterhalt des Tages zu ſtehen kommt.

4) Die wenigſten Menſchen, zumal diejenigen, welche täglich ungefähr nur ſo viel einnehmen, als ſie brauchen, ſind ſo gute Wirthe, daß ſie jeden Morgen den Dreier zurücklegten, den der Staat von ihnen fordert, und der Spruch: ein jeder Tag hat ſeine eigne Plage ꝛc. ꝛc. brauchte warlich nicht in der Bibel zu ſtehen, um von dem Mehrtheile der Chriſtenheit pünktlich ausgeübt zu werden. Sollen nun dieſe Menſchen am 31ſten Oktober auf ein Mal 365 Dreier oder 3 Rthlr. 19 Gr. 3 Pf. bezahlen, woher nehmen? und da Fiſcus bei der Einziehung der Staatsgefälle in der Regel keine Schonung beweiſen darf, ſo wird dieſen armen Leuten ihre wenige Habe genommen und verkauft werden müſſen. Eine Erhebung der Grund- und Gewerbſteuer in ſo kleinen Parcelen, daß ſie der Belaſtete kaum gewahr werde

und gewiß immer ſo viel vorräthig habe, iſt aber um ſo weniger denkbar, wenn der Staat durch ſie allen ſeinen Bedürfniſſen genügen, und die ganze dazu nothwendige Summe dadurch aufbringen ſoll. Alle dieſe Mängel des nach der Idee des angeführten Briefſtellers ſimplificirten Finanzſyſtemes, ſind aber von demſelben ganz unzertrennlich und weſentlich damit verknüpft.

Die Urſache des Fehlerhaften in dieſem Syſteme liegt aber in der Unzulänglichkeit des Grundes, auf welchen daſſelbe aufgeführt iſt. Der Verfaſſer des angeführten Briefes ſagt nämlich: Das Einkommen der Bürger iſt die Fundgrube, woraus der Staat ſeine Kaſſen zu füllen hat; nun beruht alles Einkommen aber entweder auf der Theilnahme an dem Beſitze des Staatsgebietes, oder auf das betriebne Gewerbe, folglich ſind Grundeigenthum und Gewerbe die beiden Gegenſtände, worauf die öffentlichen Abgaben zu fundiren ſind. An dem Oberſatze aber habe ich auszuſetzen, daß nicht bloß die Bürger des Staats, ſondern jeder, der den Schutz des Staates auf kurz oder lang genießt, kontribuiren muß, und in Anſehung des Unterſatzes haben wir uns ſchon anfangs überzeugt, daß Grundeigenthum und Gewerbe keines Weges die einzigen Quellen des Einkommens ſind. Ja unter den Gewerben ſelbſt giebt es mehrere, die keiner Schätzung, mithin auch keiner billigen Beſteurung, fähig ſind. Soll alſo der Grundſatz der Gleichheit bei der Feſtſtellung und Entrichtung der Auflagen eintreten, ſo muß der Staat auf einen andern Maßſtab denken, nach welchem ein Jeder im Verhältniſſe ſeines Einkommens angezogen wird. Es wird alſo darauf ankommen, einen Gegenſtand auszuſinnen, der uns einen richtigen Maßſtab des Einkommens eines Jeden liefert. In der Regel ſteht nun der Verbrauch, die Ausgabe, mit der Einnahme im Gleichgewichte. Einige Ausnahmen von Verſchwendern oder Geizigen können keine Berückſichtigung verdienen, und man kann es den guten Wirthen wohl gönnen, daß ſie einen Schilling weniger dem Staate entrichten, als ihre lockren Brüder, die am Ende dem Gemeinweſen wohl noch gar zur Laſt fallen. Wenn alſo der Staat den Verbrauch, das Bedürfniß, beſteuert, ſo läßt er ſich indirekte das Einkommen verſteuern. Daher indirekte Abgaben, und daher der Vorzug derſelben vor den direkten. Zu ihnen muß ein jeder nach Verhältniß ſeiner Konſumtion beitragen; niemand kann ſich ihnen entziehen; der Fremde, der Reiſende kontribuirt ganz unvermerkt mit. Da man täglich konſumirt und täglich ſeine Bedürfniſſe befriediget, ſo bezahlt man auch täglich dem Staate ſeine Schuld in ſo kleinen Rationen, daß es Niemand gewahr wird, und man kann nie ſchuldig bleiben, nie eine Summe anwachſen laſſen, die man nachher zu entrichten außer Stande iſt. Wer mehr verzehrt, bezahlt mehr, nicht nur in Anſehung der Quantität, ſondern auch der Qualität, denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Bedürfniſſe im Verhältniſſe der Unentbehrlichkeit immer niedriger beſteuert ſeyn müſſen; und was das Vorzüglichſte an dieſen indirekten Steuern iſt, der Staat bekommt dadurch ein ſicheres Mittel in die Hände, den Verbrauch ſeiner Bürger und die Induſtrie derſelben nach ſeinen Planen zu lenken, indem er den Ankauf desjenigen, was nicht gekauft werden ſoll, durch unerſchwingliche Auflagen faſt unmöglich machen, und beſonders die Ausfahr roher Erzeugniſſe und die Einfuhr fremder, der eigenen Induſtrie ſchädlicher Fabrikate ſehr erſchweren kann. Unter allen Bedürfniſſen der Menſchen ſind aber die Anforderungen des Magens die dringendſten, und ihnen zunächſt ſteht die körperliche Bedeckung. Beide Rubriken werden durch die Acciſe eine Quelle der Staatseinkünfte, und mit Recht iſt daher die Acciſe unter allen Abgaben die zweckmäßigſte, die wünſchenswertheſte, die richtigſte. In dem erwähnten Briefe behauptet zwar der Verfaſſer, daß ſie zu ungleich treffe, und den Armen, im Verhältniſſe des Reichen zu ſehr belaſte. Im Preußiſchen iſt dieſer Vorwurf ganz ungegründet. Wir wollen eine Familie von fünf Perſonen nehmen. Schränkte dieſe ſich

1) auf die unentbehrlichſten Bedürfniſſe ein, ſo brauche ſie jährlich etwa 30 Scheffel Korn, und entrichtet dafür pro Scheffel 1 Gr. 4 Pf. mit Inbegriff der Umſchüttung, mithin . . . 1 Rl. 16 Gr.
Sie mag über dieß täglich noch 2½ Pfd. Fleiſch eſſen; das würde aufs Jahr 912½ Pfd., mithin etwa 1½ Ochſen ausmachen. Für den Ochſen beträgt die Acciſe 2 Rthl. 9 Gr., mithin 3 Rl. 13 Gr. 6 Pf.
Sie würde alſo für dieſe beiden Hauptbedürfniſſe ihres Unterhaltes an den Staat entrichten 5 Rl. 5 Gr. 6 Pf.

2) Lebt ſie aber ſchon etwas beſſer, und trinkt nur täglich zwei Mal Kaffee, ſo würde ſie täglich 8 Loth Kaffee brauchen, mithin jährlich 91¼ Pfd. Das

Pfund giebt 2 Gr. 2 Pf. Acciſe und Banco-Impoſt, mithin macht die jährliche Abgabe aus
8 Rl. 5 Gr. 9 Pf.
Dazu würde ſie etwan wöchentlich 1 Pfd. Zucker brauchen, und dafür an Acciſe geben . 5 Rl.
Für den bloßen Kaffee alſo bezahlte ſie . . 13 Rl 5 Gr. 9 Pf.

an den Staat, da ſie für Fleiſch und Brot nur 5 Rthlr. 5 Gr. 6 Pf. zu geben hat. Dennoch koſtet ihr das letztere, wenn man den Scheffel Rocken zu 2 Rthl. 4 Gr. rechnet, für 30 Scheffel 65 Rthl.
und einen Ochſen von 600 Pfd. etwan zu 40 Rthlr. . . 60 —
125 Rthl.

und der Kaffee würde nur zum gewöhnlichen Preiſe
das Pfund à 12 Gr. für 91¼ Pfd. 45 Rthl. 15 Gr.
das Pfund Zucker à 10 Gr. für 52 Pfd. 21 — 16 —
überhaupt koſten . 67 Rthl. 7 Gr.

Der um ſehr wenig Wohlhabendere würde alſo für 192 Rthl. 7 Gr., die er konſumirt, 18 Rthl. 11 Gr. 3 Pf. an den Staat entrichten, während der Aermere für 125 Rthl nur 5 Rthl. 5 Gr. 6 Pf. bezahlte. Aus dieſem Beiſpiele leuchtet ſchon ein, daß die Acciſe den Armen ſehr von den Reichen unterſcheidet, und dieſer Unterſchied würde noch mehr in die Augen fallen, wenn man die noch höher impoſtirten Artikel des Luxus auswählte, und darnach die ganzen Abgaben einer Tagelöhner und einer Geheimenraths Familie berechnen wollte. Doch das möchte ermüden, und es genügt zu zeigen, daß das Preußiſche Acciſe-Cataſter die Qualität der Bedürfniſſe der verſchiednen Stände ſehr wohl berückſichtiget, und darnach ein jeder Bürger, nach Verhältniß ſeines Vermögens, angezogen wird. Wäre dieß aber auch nicht, ſo würde der Vorwurf des Fehlerhaften doch nur den Acciſe-Tarif, nicht die Acciſe ſelbſt, mithin nicht das Syſtem der indirekten Steuern treffen; und ich glaube daher, überwiegende Gründe zu haben, in dieſem Punkte, bei meiner, von den Ideen des ſonſt ſo durchdachten Briefes abweichenden Meinung, zu beharren.

Deſto mehr einverſtanden bin ich mit demſelben, wenn er dem phyſiokratiſchen Syſteme den Vorzug vor dem Colbertſchen giebt. Der Streit über den Gehalt beider iſt in neueren Zeiten wieder lebhaft geworden, ſeitdem die vertrauten Briefe einen Grund des Verfalls des Preußiſchen Staates mit in der Abweichung von dem von Friedrich dem Zweiten adoptirten Handels- und Fabrikenſyſteme zu entdecken geglaubt haben. Mit Gunſt deſſelben aber muß ich bemerken, daß die Niederlage bei Auerſtädt mit der inneren Verfaſſung des Staates, das Militärweſen ausgenommen, nur ſehr entfernt zuſammenhing, daß jeder Kenner der Preußiſchen Adminiſtration keinen Verfall derſelben, außer der Laxität in der Geſchäftsführung, welche durch zwei auf einander folgende zu milde und zu wenig durchgreifende Regierungen erzeugt wurde, zugeſtehen kann, und daß endlich die Finanzen des Staats nur in ſo fern ſchlechter geworden ſind, als eine zu große Menge von Beſoldungen daraus beſtritten werden mußten, und als Friedrich Wilhelms des Zweiten zu große Freigebigkeit ſie ganz erſchöpfte, nicht aber, in ſo fern die Totalmaſſe der Einnahmequellen einer jeden Provinz geringer geworden wäre.

Welcher Staat hat wohl bisher auf ſeinen innern Wohlſtand, auf gemeinnützige Anſtalten, auf nützliche Unternehmungen einzelner Unterthanen ſo viel verwendet, als Preußen?

Doch ich muß umkehren, denn über den Vorzug des Agrikulturſyſtemes vor dem Fabrikenſyſteme wollte ich ſchreiben. Preußen hat jetzt noch 3150 Quadratmeilen, und davon wollen wir nur ein Drittel, alſo — 1050 Quadratmeilen als urbares Land rechnen. Nun hat jede Quadratmeile 740 Magdeburgiſche Hufen (22½ Morgen), folglich ſind ungefähr 777000 Hufen urbares Land in den jetzigen Preußiſchen Staaten. Wir wollen recht gering annehmen, daß jede Hufe im Durchſchnitte, die Beſtellungskoſten nicht abgerechnet, nur 150 Rthlr. Ertrag bringe; ſo erhält das Land aus ſeiner Mutter Schoße jährlich die Summe von 115,550000 Rthlr., welche es unumgänglich verausgaben müßte, weil es die unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe ſind, welche angeſchafft werden müßten, wenn ſie nicht zuwüchſen. Daß dieſe Berechnung im mindeſten nicht übertrieben iſt, geht daraus hervor, daß von dieſer großen Summe auf jeden der 5000000 Menſchen, welche noch im Preußiſchen Staate leben, nur 23½ Rthlr. zu den Lebensbedürfniſſen kommen würden, welche er aus den Landesprodukten konſumirt. Nun wird kein erfahrner Landwirth beſtreiten, daß im Allgemeinen die Landwirthſchaft noch ſehr zurück iſt, und daß, wenn man auch nicht ein Mal an Veredlung der Thier-Racen, an Stallfütterung, an Anbau von Handelsgewächſen und an eine regelmäßige Schlagwirthſchaft denken will, dennoch in ſechs Jahren im Durchſchnitte der Ertrag eines jeden Morgens um ein Fünftel erhöht werden würde, wenn nur die ſchädlichen Gemeinheiten durchgängig aufgehoben, die Separationen überall durchgeführt, die verderbliche Brache abgeſtellt, ein vernünftiger Fruchtwechſel und der Anbau von Futtergewächſen eingeführt, und der Viehſtand vermehrt würde. Nach ſechs Jahren würde alſo der Staat durch die Landwirthſchaft jährlich 23,110,000 Rthlr. mehr gewinnen, welche nach Abzug der Hälfte für die Beſtellungskoſten einen reinen Ertrag von 12,000,000 Rthlr. geben, der dem Lande an baarem Gelde zuwachſen würde. Ich möchte aber wohl die Fabriken und Manufakturen kennen, welche in den Preußiſchen Staaten nach ſechs Jahren eine reine Ausbeute von 12,000,000 Rthlr. geben könnten! Schon die Beträchtlichkeit des Gewinnes ſpricht daher für die Vorzüglichkeit des phyſiokratiſchen Syſtemes, und der Staat wendet billig darauf zuerſt ſein Augenmerk.

Um jedoch nicht mißverſtanden zu werden, muß ich im voraus, bevor ich weiter gehe, mich ausdrücklich dagegen verwahren, als ob ich Manufakturen und Handel verachtete, ſie aus der Staatswirthſchaft verbannen, und alle Menſchen zu Landleuten machen wollte. Auch nicht entfernt kann dieß einem vernünftigen Manne in den Sinn kommen. Die Verarbeitung der Produkte hat zu mechaniſchen Künſten, und dieſe zu den freien Künſten und Wiſſenſchaften geführt; ſie hat die Städte erbaut, welche die bürgerliche Verbindung erſt enger zuſammen gezogen haben, und ohne welche es der Nation ſelbſt an Berührungspunkten fehlen würde; ſie giebt dem menſchlichen Fleiße und der Induſtrie ein unermeßliches Feld der mannichfaltigſten Wirkſamkeit; ſie gebiert den Handel, welcher nicht nur unter den einzelnen Theilen des Reiches, ſondern mit allen Ländern der Erde Verbindungen ſchafft, die Erfindungen und Entdeckungen der ganzen Welt uns zuführt, und dadurch der Beförderer der Kultur und Aufklärung iſt. Handel und Fabriken ſind unverſiegbare Quellen des Reichthumes, die ſich in einen breiten Strom vereinigen. Aber — das Bette des Stromes iſt nicht tief, daher ſein Lauf ſich leicht verändert. Ein Staat daher, der dieſes Bette nicht aufräumen, der den Strom gar verſiegen läßt, ihm nicht ſo viel Waſſer zuführt, als die Ufer faſſen, oder der auf der andern Seite einen Durchbruch oder eine Abdämmung deſſelben nicht aus aller Kraft verhindert, kennt ſeinen eignen Vortheil nicht, oder gleicht einem Landmanne, der, um die Saat zu ſparen, ſein Land brach liegen läßt, welches zehnfach lohnen würde. Der Regent begünſtige den Handel, wie er nur immer kann, er befördre die Induſtrie, er unterſtütze jedes gegründete Unternehmen derſelben. Nicht nur an der Wohlhabenheit ſeiner Unterthanen, ſondern auch in ſeinen eignen Kaſſen wird er die Früchte davon ſehen. Aber davon iſt hier gar die Rede nicht; hier fragt es ſich nur, ob die Oekonomie oder das Commerz im Colliſionsfalle, wo die Beförderung des einen dem andern nachtheilig werden würde, den Vorzug verdiene, und ob es weiſe ſey, nach Colberts Lehren den Fabriken mit dem Schaden der Landbauer aufzuhelfen?

Je einfacher ein Syſtem iſt, deſto mehr entſpricht es dem ſchlichten Menſchenverſtande, und man wird meiſten Theils finden, daß dieſer ſich ſeltener irrt, als der zugeſtutzte Verſtand der Syſtematiker. Wenn aber ein Staat eine Klaſſe von Unterthanen ſo begünſtiget, daß ſie auf Unkoſten des Mehrtheils der Nation reich wird, wenn der Landmann die mit ſeinem Schweiße erworbenen Produkte um deßwillen wohlfeil hingeben ſoll, damit der Fabrikant beſſeren Abſatz ſeiner Waaren finde; ſo wird dieß dem ſchlichten Menſchenverſtande gewiß nicht entſprechen. Ein Syſtem, welches nur durch Zwang und Gewalt beſteht, und dem natürlichen Hergange der Dinge zuwider läuft, iſt ſchon um deßwillen unhaltbar, weil eine gleiche Anſpannung der Kräfte nicht möglich iſt, und weil es Zeiten giebt, wo keine Gewalt vorhanden iſt, und wo aller Zwang aufhört. Dann fällt das ganze künſtliche Syſtem mit einem Male über den Haufen, und dieſer Fall iſt dann um ſo ſchädlicher, weil bis dahin nichts aufkommen konnte, was das Verlorene nun zu erſetzen vermöchte. Wenn nun eben dieß aber ein Gebrechen des Colbertſchen Syſtemes iſt, ſo liegt eben darin der zweite Vorzug des Agrikulturſyſtemes.

Dennoch ſind dieß noch nicht ſeine glänzendſten Seiten. Will man ſeinen ganzen Werth einſehen, ſo muß man die Feſtigkeit, die Unveränderlichkeit und den Einfluß auf den Landesreichthum betrachten, wodurch ſich der Phyſiokratismus ſo ſehr auszeichnet.

Der Handel, den ein Volk treibt, und wodurch es das Gold andrer Länder in ſeine Kiſten leitet, iſt entweder ein Tranſitohandel oder ein Fabrikenhandel. Jener, er möge nun durch Kaufen und Verkaufen der Waaren von dem Preiſe derſelben ſelbſt Gewinn ziehen, oder als bloßer Kommiſſionshandel ſich mit den Kommiſſionsſpeſen oder der Fracht begnügen, ſetzt die Handlungsartikel in derſelben Beſchaffenheit um, wie er ſie vorfindet. Der Grund des Abſatzes kann alſo nicht in der inneren Beſchaffenheit der Waaren liegen, ſondern er muß in äußeren Verhältniſſen geſucht werden, daß man entweder dieſe Waaren anderwärts gar nicht, oder doch nicht mit der Sicherheit oder nicht zu dem Preiſe bekommen kann. Dieſe äußeren Verhältniſſe hangen nun theils von der Lage des handelnden Landes, theils von äußeren Conjunkturen ab. Die erſtere kann ſich kein Land geben, wenn man den einzigen Fall ausnimmt, daß neue Handelswege gebahnt werden, welche Vorzüge vor den älteren haben. Iſt dieſes Mittel nicht anwendbar, ſo wird bei gleicher Induſtrie immer das Land in Anſehung dieſer Gattung der Handlung den Vorzug haben, dem ſeine Lage zu ſtatten kommt, und alle dagegen unternommene Anſtrengungen können keinen Erfolg haben. Die Conjunkturen aber, welche der Handlung günſtig oder nachtheilig ſind, alle herbei zu führen, liegt außer den Gränzen der Macht irgend eines Regenten. Mithin iſt der ausgebreitetſte, der glücklichſte, der mit aller Politik verwahrete Tranſitohandel ſtets etwas Zufälliges, und nie eine feſte Baſis der Landeswohlfahrt. Die Phönicier mußten ihren blühenden Handel dem ſtolzen Karthago überlaſſen, dieſes dem vorheilhafter gelegnen Alexandrien, wo ihn die Barbarei zu Grunde richtete. Venedigs und Genuas Macht ſank ſeit Vasco di Gama und Columbus kühne Reiſen unternahmen; der Hanſa mächtige Flotten ſchwanden vor dem Lichte der Aufklärung, die unter den nordiſchen Völkern ſich verbreitete, und Hollands blühender Handel wurde durch wenige Seeſchlachten und die Eroberung ſeiner Kolonien begraben. Und was wurde aus allen dieſen Reichen, als dieſer künſtliche Nimbus ſchwand?

Ungleich ſicherer iſt die Handlung, wenn ſie auf inländiſche Fabriken und Manufakturen gegründet iſt. So leicht gehen dieſe nicht ein, wenn ein Volk nur den guten Ruf ſeiner Arbeit nicht verſcherzt, zumal, wenn ſie die Verarbeitung derjenigen Landesprodukte beſorgen, welche anderswo nicht eben ſo gut und ſo bequem zu bekommen ſind; und vorzüglich, wenn ſie durch das inländiſche Bedürfniß ſelbſt erzeugt wurden. In dieſer Hinſicht ſind Kolonien für ein Fabrikenland von entſchiedenem Werthe, als gezwungene Abnehmer der Fabrikate, im Falle einer anderweitigen temporellen Stockung. Ein Land ohne Kolonien iſt ſeines Abſatzes, ohne welchen alle Manufakturen zu Grunde gehen müſſen, ſehr wenig mächtig. Mode, Veränderung der Lebensart, Concurrenz mehrerer Fabriken gleicher Art, Sperrung der Hafen und Gränzen, Handelsverträge und Verbote andrer Mächte verurſachen in kurzer Zeit vielleicht, daß alle Stühle ſtill ſtehen und kein Hammer mehr tönt, und dieß um ſo mehr, je mehr die Manufakturen ausſchließend Artikel des Luxus und der Mode verfertigen, oder fremde Materialien verarbeiten, oder nur auf auswärtigen Abſatz berechnet ſind, oder nur durch Zwang und Unterſtützung, nicht durch die Natur und das Bedürfniß ſelbſt, veranlaßt ſind. (Wie viel koſtet der Seidenbau und die Seidenwirkerei dem Preußiſchen Schatze, und was iſt dadurch erworben? Wenn dieſe ganze Summe auf den Hanf- und Flachsbau und auf die Schafzucht verwendet, und die durch ſich ſelbſt entſtandenen Tuch- und Leinwebereien ausgebreitet worden wären, ſollte das Land dadurch nicht beträchtlich mehr gewonnen haben?) Aber auch der Beſitz der Kolonien giebt keine Zuverläſſigkeit des Beſtandes der Manufakturen, und ein einziger Krieg kann alle Hände müßig machen. Wo ſind in Frankreich jene blühenden Manufakturen, aus denen ſonſt jeder Fürſt ſeine Palläſte und Möbel ſchmücken mußte? Der immerwährende Krieg war für Frankreich ſchon um deßwillen Wohlthat und Bedürfniß, weil ohne ihn hundert tauſend arbeitsloſe Menſchen hätten Hungers ſterben müſſen.

Und für dieſe zufälligen, ſo leicht zerſtörbaren, und mit nichts zu verbürgenden Erwerbquellen ſoll ein Volk die Gaben der Mutter Natur verſchleudern, darum ſoll der Landmann ſeinen Gewinnſt unter dem Preiſe verkaufen? Statt Friedrich Wilhelm den Zweiten zu tadeln, ſegnet vielmehr ſein Andenken, Preußens Söhne, daß er der Gerechtigkeit und Weisheit ſein Ohr lieh, und ein Syſtem verließ, das keinen Halt hat, und euch ſeit ſeiner Thronbeſteigung um Millionen ärmer gemacht haben würde!

(Die Fortſetzung folgt.)

Grävell.

Aus welchem Geſichtspunkte betrachten wir die vertrauten Briefe?

(Vorrede zu dem folgenden Aufſatze.)

Man hat den Verfaſſer der vertrauten Briefe bis zum Himmel erhoben, und ihn in den Abgrund geworfen, man hat ihn einen Homer, einen Luther, einen Ignoranten und einen ſeichten Kopf genannt. Frei von Partheilichkeit können wir keinen dieſer Ausſprüche beſtätigen, wir ſind weder Lobredner noch Tadler, wir beurtheilen und halten uns, indem wir dieß thun, in den Schranken der Mäßigung, damit wir nicht zu Ungerechtigkeiten verführt werden, wie dieß bei den Zeitſchriftſtellern jetzt, leider! ſehr oft der Fall iſt.

Man muß ſelbſt die Wahrheit, ſoll ſie als ſolche erkannt werden, mit Würde vortragen, und ein öffentlicher Ankläger eines Staats und einzelner Perſonen deſſelben, muß jedes Geſchehene mit den untrüglichſten Beweiſen belegen können; er muß jedes ſeiner Worte der ſtrengſten Prüfung unterwerfen, und jeden ſeiner Vorwürfe begründen; auch ſollte er wohl nach den Geſetzen der Billigkeit, das Zartgefühl, welches er für jeden Unglücklichen empfinden ſollte, auf einen geſunkenen Staat, der doch eine Menge Unglücklicher in ſich faßt, ausdehnen. Thut er von Allen dieſem nichts, giebt er jede Erzählung und Erdichtung wieder, weil es ihm ſcheint, ſie könnten wahr ſeyn, ſo zeigt er ſich nicht in dem beſten Lichte, das Gute und Wahre, was er ſagt, geht verloren, und er hat in geiſtiger Hinſicht umſonſt gearbeitet, wenn er nicht etwa den Beifall des Pöbels als einen genügenden Lohn hinnimmt. Wenn zwanzig Beklagte ihre Unſchuld darthun, ſo werden ſich zehn Schuldige keck auf jene berufen; und da ein nicht begründetes Zeugniß wenig gelten kann, ebenfalls für unſchuldig erkannt werden müſſen. Betrachten wir die genannten Briefe und die Feuerbrände aus dieſem wir glauben richtigen Geſichtspunkte, ſo kann der Verfaſſer und Herausgeber unmöglich Lob erwarten, dagegen laſſen wir den Kenntniſſen und manchem geſunden Urtheil, welches er in nicht leidenſchaftlichen Augenblicken ausſprach, volle Gerechtigkeit widerfahren; beſonders zeigte er ſich im dritten Band der vertrauten Briefe im Finanzfache als einen Mann von Kopf, und jeder Unbefangene wird ihm dieſen nicht abſprechen. Dieß iſt auch durchaus nicht der Zweck des folgenden Aufſatzes: er giebt bloß Rügen, welche bei einer verbeſſerten Auflage der Geiſtesprodukte des Verfaſſers vielleicht nutzbar ſeyn könnten; und da wahrſcheinlich bei genauer Scheidung des Wahren vom Falſchen erſteres höchſtens einen Band ausmachen würde, ſo rathen wir ihm, wenn er in ſpekulativer Hinſicht nicht verlieren will, das Uebrige, (welches doch wohl die meiſten Leſer fand und finden wird) als für ſich beſtehend, mit folgendem Motto herauszugeben:

O des Lichtes, das die Wahrheit ärmer
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!
Tiedge's Urania.

Die Herausgeber.

Erinnerungen und Bemerkungen zu einer verbeſſerten Auflage der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe, ſeit dem Tode *Friedrichs des Zweiten.*

(In einem Schreiben an den Verfaſſer derſelben.)

Werthgeſchätzter Herr.

Die gewöhnliche Formel eines Schreibens an einen Unbekannten iſt, ihn um Verzeihung zu bitten, daß man ihm Zeit raube u. ſ. w., und auch ich ſollte und würde dieß thun, hätten Sie ſelbſt nicht ſchon eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht, und eine Menge Briefe an Ihnen unbekannte Leſer (alſo auch an mich) ergehen laſſen, ohne dieſe Formel zu berückſichtigen; ich unterlaſſe ſie daher ebenfalls, und kann dieß um ſo eher, da ich mir ſchmeichle, es werde Ihnen nicht unlieb ſeyn, wenn Sie finden, daß Sie unter Ihren Leſern auch einen *höflichen* Menſchen haben, der eine Menge vertrauter Briefe nicht unbeantwortet laſſen will, der es tief fühlt, daß *keine* Antwort darauf eine Geringſchätzung wäre, welche Männer von ſolchem Talente, wie Sie einer ſind, niemals empfinden müſſen! Sie wähnen, ich ſcherze? Nein! es iſt mein vollkommener Ernſt — mit dem Talent; doch vielleicht brauche ich dieſe Ehrenbezeugung nicht erſt zu bekräftigen; Sie hielten ſie wahrſcheinlich ſchon bei der erſten Erwähnung für wahr.

Bei aller Achtung für Ihre Verdienſte iſt mir indeſſen das nie zu viel beachtete Wort:

Audiatur et altera pars,

ſo heilig, daß ich ihn (den andern Theil) auch ein Mal reden laſſen werde. Sie meinen, es wird an einer Vertheidigung der Perſonalien und am Freiſprechen derer, welche ſie verdammten, gar nicht fehlen? Mit nichten, mein Herr! Dieſe Sachen laſſe ich (erlauben Sie es immer,) als unbewieſen, dahin geſtellt ſeyn, bis dieſer und jener Bezeichnete ſelbſt ſeine Stimme erheben wird, und aus dem Dafür- und Dawiderreden die Sonne der Wahrheit hervorbricht. Ich laſſe dieſe Ihnen drohende Geſtalten ruhig an mir vorüber ziehen, ohne zu unterſuchen, mit welchem Rechte ſie drohen. Es iſt ohnehin beſſer, wenn jeder ſich ſelbſt aus eigener Bruſt vertheidigt, wenn er ſein Recht in der Bruſt fühlt, und wer Herzklopfen hat, der nehme guten Rath an, und — ſchweige! Nur eine allgemeine Bemerkung werden Sie mir zu machen vergönnen, nämlich die: mit einigen der Perſonen ſind Sie doch wohl hie und da etwas unglimpflich verfahren, nicht etwa aus Bosheit, bewahre Gott! Solche Sachen müſſen ſchnell geſchrieben und heraus gegeben werden, die Herrn Schriftſteller wiſſen zuweilen eine Sache nicht recht, und nachher, wenn ſie es wiſſen, dann iſt es zu ſpät, und ſolcher ähnlichen Fälle giebt es viele! Lücken dürfen nicht da ſeyn, man muß erfinden, und wenn man ein Mal erfindet, ſo thut man dieß mit Ehre, das heißt, man ſorgt dafür, daß eine Sache bedeutſamer und pikanter werde, und den nach ſolchen Sachen begierigen Leuten ſo charakterwahr erſcheint, als ob ſie ſelbſt ſich handeln ſehen, als hätten ſie ſelbſt es geſchrieben. Nichts als lautere Wahrheit! hört man dieſe Herren ſagen, und alles ſo einleuchtend bewieſen, daß es gar nicht anders ſeyn kann! Ach ja, es findet wohl mancher in der Art, wie Sie die Perſonen handeln laſſen, ſich ſelbſt wieder, den vollkommenen Abdruck ſeines nicht ſo ganz reinen Ichs, und wer glaubt von ſich ſelbſt etwas Böſes? Halt! ſonſt komme ich wohl gar zu dem Glauben, ich könnte auch pikant werden, und iſt dieß auch nichts böſes; ſo iſt es doch ganz etwas unnöthiges, denn ſo viel Leſer, als Sie hatten und haben, bekomme ich doch nicht! Ich will ruhig fortfahren, denn ich bin überzeugt, auch Sie ſehn es gern, wenn ich die Perſonalien ruhen laſſe, und nur von den Sachen rede.

Sie klagen und trauren, daß Friedrichs Syſtem nicht im Jahre 1786 beibehalten und fortgeführt wurde. Aber bedenken Sie doch, daß die Umſtände ſich ändern, daß der Zeitgeiſt faſt aller Jahrzehende Epoche macht, und ſeinen tiranniſchen Einfluß auf alles ausdehnt! Friedrichs Syſtem war berechnet auf den damaligen Zuſtand der benachbarten Staaten, auf die Individualität der Beherrſcher und auf ihre Plane, in ſo weit ſich dem Gange derſelben folgen ließ. Wenn unvorhergeſehene ſchnellwürkende Zufälle dieſen Standpunkt verändern, wäre es da wohl zu loben, wenn man dennoch bei dieſem Syſteme beharrte? Um kurz zu ſeyn, will ich unter dieſe Zufälle nur die Franzöſiſche Revolution zählen, aber dieß iſt auch einer, welcher jedes Syſtem über den Haufen warf, wie ein reißender Strom die Dämme, deren regelloſer Gang jede Einrichtung verlachte, und auf alle übrige Staaten nachtheilig wirkte. Ja! wenn ſelbſt dieſes alles beſiegende Beiſpiel nicht vorhanden wäre, ſo würde eine Veränderung des Syſtems ſchon darin ſeine Rechtfertigung finden, wenn Sie mir zugeben müſſen, daß nichts in dem ewig kreiſenden Ganzen ſtill ſtehet, vielmehr ſeiner Vervollkommnung entgegen arbeitet! Soll da die Regierungskunſt allein eine Ausnahme machen? Mit Geiſt, Kühnheit und weiſer Vorſicht hat Friedrich der Zweite ſeine Herrſchertalente beurkundet, und ſich von der Nachwelt Verehrung erzwungen, welche ſie ihm aber ſehr übel zu Theil werden ließe, wenn ſie geiſtlos ſeine Plane und Formen befolgen und nachahmen wollte, ohne zu unterſuchen, ob dieſe mit dem jetzigen Leben vertraut ſind, und daß ſie dieß wären, wird und kann Niemand behaupten, wenn ich etwa Sie abrechne, wobei Ihnen jedoch die etwas ſehr ſichtbare Unüberlegtheit in Ihren Briefen ſehr zur Entſchuldigung dient! Nur dadurch wird des Einzigen Aſche gebührend verehrt, wenn man, wie Er den Charakter der Umgebungen ſo klar und richtig auffaßt, wenn man, wie Er die Beſtimmung der Menſchheit im Auge behält, ſo tief wie Er für Menſchenrechte, Menſchenwürde fühlt, und nach allen dieſen durchdachten und empfundenen Zwecken ſein Volk auf den Gipfel der höchſten Vollkommenheit zu bringen ſucht, und einem lichtvollen Ziele entgegen arbeitet. Nicht die Form, ſie iſt kalt und ſeelenlos: den erhabenen Geiſt großer Männer müſſen wir zu erſpähen ſuchen, den gewaltigen, der alte Formen zerbricht, neue ſchafft, und das Formelle dem Geiſtigen unterordnet. Dieß, mein Herr! muß auch Ihre Anſicht ſeyn, denn ſie ſpricht ſich in mehreren Stellen Ihrer vertrauten Briefe aus. Aber Sie hatten bei der Ausarbeitung derſelben keinen eigentlichen, dem Leſer ſichtbaren Zweck, und Ihre wetterwendiſche Inkonſequenz hat ihn (wenn er etwa da war,) von Zeit zu Zeit unmerklich verändert, bis Sie endlich auf den entgegengeſetzten geriethen, ohne es nur zu ahnen; dadurch komme ich zuweilen auf den Gedanken, die vertrauten Briefe wären zu vertraut, d. h., Sie wüßten ſelbſt nicht, was darin ſteht! Sie haben in Ihrem erſten Briefe einen Greis aufgeſtellt, welchen Sie als ein Orakel bewundern, dagegen habe ich nun nichts; doch möchte ich wohl wiſſen, was etwa in folgender Rede deſſelben zu bewundern wäre. Er ſagt:

> „Ich fragte nie danach, ob der Regent ein Herz habe, aber wohl, ob ein Geiſt und die aus ihm hervorgehende ſchaffende Kraft in ihm war. Dieſer nur macht den Regenten, und iſt für den Staat; ſein Gemüth aber nur für ſeine Familie vorhanden.“

Welch ein abſcheulicher Satz, obgleich nicht unerhört, denn es betet ihn jetzt einer dem andern nach! Weh dem Staate, an deſſen Spitze ein Mann ſteht, der ſchon bei ſeinem Leben nichts weiter iſt, als ein kaltes ſteinernes Denkmal ſeiner Herrſcher- und Heldengröße. Schon zu ſehr hat gewinnſüchtiger Egoismus und Fühlloſigkeit ſich nicht allein in den Köpfen der Gebietenden, leider auch in denen der Untergebenen feſtgeſetzt, und verderblich für das ganze Menſchengeſchlecht gründeten dieſe vergiftenden Leidenſchaften ihre Gewalt in den Köpfen, ſo daß bei allen Handlungen das Herz und das moraliſche Gefühl unbefragt bleibt. Nur Einklang des Gemüths und des Kopfes bringt das wahre Glück verbreitende Gleichgewicht im Leben hervor, und da dieß der Zweck eines Regenten ſeyn ſoll, ſo muß er ſelbſt ſich auch in dieſem Gleichgewicht befinden: mit dem größten Kopfe von der Welt wird er eine Geißel der Menſchen ſeyn, wenn er bei dem Ausbruch der ſchaffenden Kraft zu großen Planen ſeine armen Unterthanen vergißt; wenn er herzlos jedes Zeichen des Mißvergnügens nicht bemerkt, oder mit eiſernem Zepter zu unterdrükken ſucht; wenn der Unſchuldige, dem die ſchaffende Kraft der Günſtlinge ſeiner Güter beraubte, ſeiner Familie entriß, ſeine Stimme erhebt, und jede ſeiner Klagen von dem Throne zurückprallt, auf welchem ein Mann glänzt, der, eben über ein großes Unternehmen ſinnend, an ſolche Kleinigkeiten nicht denken kann! Glücklich preiſe ich Ihren Greis, der noch nie nöthig hatte, das Herz eines ſolchen Regenten in Anſpruch zu nehmen, ſonſt würde er, wenn die ſchaffende Kraft deſſelben ihn ungehört vom Throne hinweggeſchafft hätte, durch Erfahrung belehrt, nicht eine ſolche Abſcheulichkeit als Grundſatz aufgeſtellt haben. Glück und Wohlfarth der Unterthanen giebt der Regent dem Zufall und der Willkühr jedes ſpekulativen Kopfes preis, wenn er handelt, wie Ihr Greis es will. Das fortlaufende Gemälde der Geſchichte zeigt uns faſt zu allen Zeiten Männer, welche in den angeführten Worten charakteriſirt ſind; ihre Namen werden, wie bei uns, ſo auch bei künftigen Geſchlechtern glänzen, aber die damals Lebenden? Sie werden die ſchaffende Kraft ihres Gebieters theuer, vielleicht mit ihrem ganzen Lebensglück bezahlt haben; dieß wird und kann dem Forſcher nicht entgehn! Wohin ſollen alle dergleichen Behauptungen führen? Soll die Menſchheit, welche ohnehin dem Ehrgeiz nur als Mittel erſcheint, noch mehr herabgewürdigt werden? Dieſe Frage haben Sie ſich wohl nie einfallen laſſen, ſonſt würden Sie der folgenden Stelle keinen Platz vergönnt haben, ſie ſteht im vierten Briefe in der Abhandlung über die Acciſe, welche Sie in Schutz nehmen; ſie ſprechen von der dadurch gedrückten Nation, und fahren alſo fort:

> „Es iſt wahr, daß die unendlichen Reviſionen alle Welt genirten, daß man aufs äußerſte Chikanen ausgeſetzt war, man mußte aber bedenken, der Zweck heilige die Mittel."

Wieder einer von den Modegrundſätzen! Alſo bei Ihnen ſind alle Mittel gleichgültig, und anwendbar, wenn ſie nur zum Zwecke führen. Iſt erreicht, was Sie wollen, ſo bleiben Sie unbekümmert, ob dadurch eine Nation gedrückt und in ihrem Charakter verſchlimmert wird, ob der Verrath autoriſirt, belohnt, und Ausländer zu Aufſehern und Spionen gemacht werden? Sie ſcheinen zu einem großen Mann, — zu einem modernen verſteht ſich, — erſtaunend viel Anlage zu haben!

Das Preußiſche Monopol, und Fabrikſyſtem nehmen Sie in Ihren Schutz. Ich möchte wenigſtens ein ſo fiskaliſches, als Friedrich beobachtete, nicht heilbringend nennen. Ich glaube, der freien Entwickelung der menſchlichen Thätigkeit müßte nichts entgegen geſtellt werden; was lähmt aber dieſelbe wohl mehr, als jener Druck, der dem vaterländiſchen Fabrikanten ein Monopol giebt, ihm ſeinen Abſatz ſichert, ohne die Konkurrenz fürchten zu müſſen, die er mit denen, welche beſſere Waare liefern, auszuſtehn hat. Deßhalb braucht nicht gerade die Ausfuhr der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe erlaubt zu ſeyn; man muß nicht den Preis des Getreides zu einer unverhältnißmäßigen Höhe ſteigen, und die Staatsbürger hungern laſſen. Können Sie ſich nicht denken, daß eins neben dem andern beſtehen kann? –

Ich übergehe die ganze Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelms des Zweiten; ſo wie Sie dieſelbe erzählen, iſt es eine Quinteſſenz aller der Brochüren, welche ſich mit der chronique scandaleuse beſchäftigten, und deren obscure Verfaſſer nichts wollten, als den Pöbel amuſiren. Für Ihre zuweilen ſehr ſichtbaren Talente, eine etwas unrühmliche Beſchäftigung! Schon in dem erſten Hefte dieſer Schrift iſt das Wiſſenswerthe geſagt, und ich würde keine von den berüchtigten Perſonen nennen, wenn ſich nicht in Ihrem ſiebzehnten Briefe bei dem Regierungsantritt unſers jetzigen Königs folgende Worte befänden:

> „Die Gefangennehmung der Gräfinn Lichtenau iſt eine Uebereilung geweſen!"

Leſen Sie darüber, was Sie ſelbſt dieſer Dame nachgerühmt haben, und Sie werden obigen Ausſpruch zurück nehmen, und mir erlauben, Ihnen das Kompliment zu machen: die Uebereilung war auf Ihrer Seite.

In eben dieſem Briefe ſind ſie unzufrieden mit den Verfügungen, welche im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten erlaſſen wurden, indem ſie auf Vernichtung des Unterthänigkeits-Nexus hindeuteten, wodurch der Adel wohlhergebrachte Rechte einbüßte, und geben dieß dem bürgerlichen Kabinett Schuld; da kann ich nun weiter nichts thun, als mein Bedauern darüber äußern, daß man einen Mann, wie Sie, in neuern Zeiten, wiederum zur Unzufriedenheit gereizt hat, wodurch unfehlbar bewirkt werden wird, daß wir einige vertraute Briefe oder einen Feuerbrand mehr bekommen.

In ihrem achtzehnten Briefe entwerfen Sie ein Gemälde von der Hauptſtadt. Hier, mein Herr, treiben Sie es doch faſt zu arg, und zwingen mich, an die ganze vernünftige Welt zu appelliren, ſie kann und wird Ihre Schilderung nicht treffend finden! Nur den liederlichen Theil der Einwohner Berlins kann man darin erkennen, und wenn Sie außer denen Leuten, welche Ihnen zu dieſem Gemälde ſaßen, keine Bekanntſchaften in Berlin gemacht haben, ſo muß ich Sie, armer Mann! herzlich bedauern. In welche Hände ſind Sie gerathen? Das Volk iſt ſich in großen Städten ziemlich gleich, die Nuancen im Charakter ſind wenig beträchtlich, und das Urtheil über eine von den Haupt-Reſidenzſtädten paßt auf alle, wenn insbeſondere von den Sitten die Rede iſt. Doch davon abgegangen, ſo haben Sie gewiß dieſen Brief geſchrieben, ohne in Ueberlegung zu nehmen, was dazu gehört, um ein ſolches Urtheil über eine ganze Stadt auszuſprechen, — welches zu beweiſen Ihnen nicht möglich iſt, wenigſtens nur von der Ihnen ſchon oben bemerkten im Ganzen ſehr geringen Klaſſe, obgleich Sie keck ſagen:

> „Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen, es iſt die Minorität."

Die Indelikateſſe, welche in der Schilderung herrſcht, will ich gar nicht rügen, ſie iſt im ganzen Buche mehr oder weniger ſichtbar. Nur herſetzen will ich die Worte, mit welchen ſie ein Verdammungsurtheil über eine ganze Stadt, ja ſogar ein ganzes Land fällen:

> „Einer ſo verdorbenen Nation, in der weder Vaterlandsliebe, noch Induſtrie, noch häuslicher Fleiß mehr zu finden, worin nur Genußliebe, Egoism und Geldgier anzutreffen iſt u. ſ. w."

Risum teneatis amici! Wie können Sie ein ſo allgemeines Urtheil über eine große Maſſe von Menſchen ausſprechen, welche wahrlich! nicht mehr Gelegenheit dazu giebt, als jede andere Nation. Man ſollte glauben, der Preußiſche Staat ſey eine Räuberhöhle, eine Verſammlung von dem Auswurf der Menſchheit geweſen, — ſo grauſend iſt Ihre Anſicht, welche ſich auch im zweiten Briefe des zweiten Theils noch nicht verbeſſert hat, indem Sie dort über den wenigen Patriotismus der Berliner höchſt erbittert ſind, und erklären, er ſpreche ſich in Berlin nicht aus durch Opfer, ſondern durch Wünſche: Ei, mein Herr, das iſt hoher Patriotismus! Ihre Schilderung im zweiten Theil iſt geſchrieben nach der Schlacht bei Eylau, und da hatten die Berliner kein Opfer — für den Feind, jedoch Wünſche für das Glück der Preußiſchen Waffen, und die Wiederkehr der alten Ordnung, in welcher ſie glücklich waren, auch wohl (wie Sie ſagen) für die Wiedererlangung verlorener oder ſuſpendirter Genüſſe.

Ich finde das letztere gar nicht tadelnswerth, je, der Menſch wünſcht zurück, was er verlor; ſollten Sie ſelbſt nicht ſolche Wünſche hegen? Uebrigens ſind Ihre Anſichten von Patriotismus ſchwankend, wie alles, was Sie ſagen. Folgende Stelle mag den Beweis führen:

> „Jetzt iſt der ein Patriot, der ruhig ſein Schickſal trägt, welches auf ihn laſtet, ſich bis auf das Nothwendigſte einſchränkt, zahlt und leiſtet, was man fordert, ohne zu murren und auf ſeinen unglücklichen Nebenmenſchen herabſieht, und ihm hilft, wo er kann.“

Mit dieſen wörtlich abgedruckten Zeilen haben Sie den Berlinern, in Hinſicht des Patriotismus, wie Sie ihn verlangen, eine vollkommene Ehrenerklärung gethan, denn niemand, der ſich während der ganzen Zeit des Krieges hier aufgehalten hat, wird behaupten, die Berliner beſäßen die angezeigten Eigenſchaften nicht; jeder muß vielmehr geſtehen, ſie haben allen dieſen Forderungen Genüge gethan. Sie haben ſo gar noch mehr gethan, als das. Unter allen Stürmen, welche ſie ausſtehen mußten, haben ſie ihren Pflichten getreu, die Anhänglichkeit an die alte Verfaſſung und Ordnung, wie auch die Liebe zu dem edlen Königspaare bewahrt, und ihre entſchiedene Abneigung gegen jede Neuerung dargethan, und dadurch unwirkſam gemacht, was Sie in dem mehrerwähnten achtzehnten Briefe des erſten Theils über das Verhältniß des Königs zu ſeinem Volke niederſchrieben; die hohe Rechtlichkeit desſelben, ſeine grenzenloſe Güte, die Tugenden unſrer erhabenen Königinn, ſind mit gebührender Achtung erkannt, und mit der ausgezeichneteſten ungeheuchelten Liebe erwiedert worden. Sie ſprachen auch bei dieſer Anklage nur von den im Luxus untergegangenen reichen Schlemmern, welche aus lieber langer Weile läſtern, was ihnen vorkömmt, dagegen aber auch nur von jedermann verſpottet werden. Zu gering iſt aber dieſer Theil, als daß bei einem allgemeinen Urtheil an ſie gedacht werden könnte. *)

Bei dieſer Veranlaſſung kann ich nicht umhin, folgende Bemerkung über Sie ſelbſt zu machen: Aus mehreren Stellen Ihres Buchs blickt wirklicher Patriotismus und Bereitwilligkeit, dem Vaterlande dienen zu wollen, hervor; Sie rechtfertigen dadurch die Meinung, mit welcher Sie ſich für einen wirklichen Vaterlandsfreund und einen treuen Anhänger der Preußiſchen Regierung halten. Ich bin auch davon überzeugt, daß Sie Gutes ſtiften wollten, ja ſo gar hier und da ſtiften werden; indeſſen laſſen Sie ſich von Ihrem augenblicklichen Enthuſiasmus, mit dem Sie ſich über einen Gegenſtand verbreiten, ſo hinreißen, daß an ein richtiges Urtheil gar nicht mehr zu

---

*) Uebrigens darf man nur in dem vierzigſten Briefe die Schilderung Berlins leſen, in dem Augenblicke, wo die Franzoſen ſich der Stadt näherten. Er ſetzt den Patriotiſmus der Berliner außer allen Zweifel, und iſt auch der wahreſte, der ſich in den vertrauten Briefen über dieſen Gegenſtand befindet. Uebrigens widerſpricht er vielen früheren Aeußerungen des Verfaſſers.

Die Herausgeber.

denken iſt. Es giebt überhaupt keinen intoleranteren Menſchen als einen ſolchen Enthuſiaſten: er hat auch für ſeine Denkart gar keine Gründe mehr, er glaubt in einem glänzenden Lichtkreis zu ſchwimmen, während er bei kalter Ueberlegung ſelbſt einſehen würde, es ſey nur Dunſt oder höchſtens Dämmerung. Er kann auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, in ſolchen Augenblicken nicht kompetenter Richter über ſeine Umgebungen ſeyn, oder ſollte wenigſtens Toleranz zu ſeiner erſten Bedingung machen; aber er erklärte vielmehr ſein individuelles Gefühl für ein Urtheil, von welchem keine Appellation Statt findet, und will ein Tirann ſeyn im Gebiete der Wahrheit. Man kann ſeine Meinung vortragen mit Wärme, Nachdruck und Stärke, ohne anmaßend zu ſeyn, und es wird wenigſtens mit eben dem Nutzen geſchehen, als wenn man die Grenzen des Anſtandes verletzt. Doch wieder zurück zu meinem eigentlichen Zweck. Wir ſind noch immer bei der famöſen Schilderung Berlins, ich muß aus Ihrem zweiten Briefe des zweiten Theils noch folgende Stelle ausheben. Wenn es dort heißt:

„So lange als jetzt noch die Bettler ſchaarenweiſe in den Straßen von Berlin umherziehen u. ſ. w.“

ſo iſt dieſe Behauptung nicht mehr wahr, und nur im Anfange des Krieges war dieß auf eine kurze Zeit der Fall. Sie ſelbſt müſſen wenigſtens große Wohlthätigkeit den Berlinern als Tugend anrechnen, und ſo hätten Sie ſich ſelbſt widerſprochen, da Sie nicht die Urſache des augenblicklichen Umherziehens der Bettler aus einander zu ſetzen, für nöthig hielten. Man traf ſogleich die zweckmäßigſten Anſtalten, dieſem Uebel abzuhelfen, und nahm die ſo oft geprüfte Mildthätigkeit der Einwohner auf verſchiedene Weiſe in Anſpruch, und jeder, der ſich der Sorge für die Armen unterzog, wird wiſſen, wie willig er Unterſtützung fand, indem ſich faſt überall Herzen und Hände öffneten. Der brave **Neander** hat während des Krieges ein Inſtitut zur Verpflegung verlaſſener Waiſen veranſtaltet, es fand im vergangenen Winter eine Suppenaustheilung ſtatt; und einer Geſellſchaft edler Menſchenfreunde glückte die Errichtung einer Induſtrie- und Unterrichtsanſtalt für Kinder hülfloſer Aeltern. Man hat alſo bei dem immer größer werdenden Mangel ſogar **neue** Inſtitute zur Abhelfung deſſelben gegründet, die **alten** Inſtitute ſind aufrecht erhalten, und man greift nach wie vor die muthwilligen Bettler auf.

Hoch wundern Sie ſich über die Leichtgläubigkeit der **Berliner**, und über die unerhörten Lügen, welche ſie dennoch für Wahrheit annahmen, und Sie können an ſich ſelbſt doch gewiß ſehr oft die Erfahrung machen, daß der Menſch glaubt, was er hofft, ſobald nur ein Schein von Möglichkeit da iſt, und die Möglichkeit war manchem Gerüchte doch nicht abzuſprechen, ob ich ſie gleich höchſt unwahrſcheinlich fand. Um Ihnen einen kleinen Beweis zu geben, daß Sie, wie das ganze Menſchengeſchlecht, hierin mit den **Berlinern** viel Aehnlichkeit haben, ſo erſuche ich Sie um die Gefälligkeit, nur folgende Stelle im zehnten Briefe des zweiten Theils mit mir zu leſen:

> „**Ich ſehe aber in eine Zukunft, vor welcher mir grauet, ich ſehe alles untergehen, was wir ſchön, groß und erhaben nannten;**

ſie

> ſie iſt das Grab, der Kunſt des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft. Hinabgeſchleudert werden Europa's gebildete Völker von der Höhe, auf der ſie ſtanden, um von vorne wieder anzufangen.

Ich bitte Sie um Gottes Willen, halten Sie ein! Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich gar keinen Begriff davon habe, wie man ſo etwas jetzt vorausſehn, und ein Pendant zum flüchtigen Pater ſeyn kann. Das Nacherzählen gelingt Ihnen viel beſſer, als das Vorherſagen, und geſtänden Sie es nicht in demſelben Briefe, daß Sie krank und dem Tode nahe ſind, ich könnte meiner Vernunft gar keinen Haltungspunkt verſchaffen. (Ich würde nicht unterlaſſen, herzlich zu kondoliren, ſähe ich nicht an den fortgeſetzten Feuerbränden, daß es keine große Gefahr gehabt haben muß). Indeſſen will ich doch wegen der Krankheit den ganzen erwähnten Brief gelinde beurtheilen, ſonſt müßte ich Sie eigentlich einen zweiten Nero, einen Vertheidiger des Deſpotismus, und noch nebenbei ein Marmorherz und einen Eisklumpen ſchelten, wenn ich nicht folgende Stelle für Fieberhitze nähme:

> „An der Spitze der Staaten können keine humane Regenten ſtehen, kein Areopagus darf hier regieren nach Geſetzen, welche die Reſultate der Weisheit der Weiſeſten im Volke enthielten; Deſpoten, Volksbändiger, mit dem Schwerte in der Hand, die kräftigſten Naturen und die größten Egoismen, müſſen die entnervten Völker lenken, und über einen jeden ihrer Unterthanen ein Mordbeil an einem ſeidenen Fa-

> den aufhängen. Untergehen muß Denk- und Preßfreiheit u. ſ. w.

Hu! mir ſchaudert die Haut! Geſtehen Sie es nur, armer Mann, Sie ſind recht ſehr krank geweſen, haben im heftigſten Paroxiſmus gelegen, als Sie dieß ſchrieben! Er iſt auch früher ſchon zuweilen da geweſen, und hernach mehrmals wieder gekommen, nicht wahr? Sonſt, wenn dieß nicht wäre, ſo könnt' ich, wie gern ich auch möchte, Sie nicht für einen Vaterlandsfreund halten, obgleich Sie dieß gar ſehr zu wünſchen ſcheinen.

Ganz in demſelben (ich möchte ſagen Marat- und Robespierreſchen) Geiſte iſt eine Stelle im erſten Theile, wo Sie dem Preußiſchen Staate einen Monarchen, wie den jetzigen, nicht gönnen, und ſich folgendermaßen hören laſſen:

> „Er, der rechtſchaffenſte Mann in ſeinem Staate, von einer Brut umgeben, die keine einzige Tugend kennt, wie wäre er fähig, ſie durch Liebe, durch ſanfte Geſetze zu zügeln? Nein, ein Deſpot ohne Gleichen mußte auf Friedrich Wilhelm den Zweiten folgen, um das Geſchmeiß zu regieren u. ſ. w.“

Zu pöbelhaft und gemein ſind dieſe ſaubern Wünſche, als daß ſie irgend eine Beachtung verdienten; auch könnten ſie nur auf eine ähnliche Art beantwortet werden, zu welchem Geſchäft ich mich aber zu werth halte! —

> „Die jetzige Preußiſche Armee iſt die des Hannibal bei Capua,

heißt es im achtzehnten Briefe des erſten Theils, und dennoch haben Sie im folgenden Briefe mit eben dieſer Armee Plane, zu welchen Rieſenkräfte gehörten. Man leſe:

> „Friedrich Wilhelm mußte ſchon 1798 zu den Waffen greifen, Sachſen, Heſſen und Hannover, ſo wie die Küſten der Oſt- und Nordſee beſetzen, jene Mächte aber innigſt mit ſich vereinigen. Er mußte Oeſtreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich ſeine Kolonien, ſeinen Handel, ſeine Marine wieder gab, Holland reſtituirte, und eine Beſetzung dieſes Staats und die Wiedereinführung des Erbſtatthalters zuließ. — Frankreich würde mit beiden Händen dieſe Bedingungen angenommen haben.“

Das letztere ſieht jedes Kind ein, — weiter aber auch niemand, von dem erſtern kann man ohne Lächeln gar nicht ſprechen. Dieſe herkuliſche Unternehmungen ſollten aus einem Staate hervorgehen, deſſen Kraft geſchwächt, deſſen Schatz geleert, und der, mit Schulden überhäuft, zuſammen zu ſtürzen drohte? Nur durch lange Ruhe konnten die Kräfte wieder erweckt werden, und Sie wollten einen Krieg gegen die halbe Welt. Sie haben dieß Alles wahrſcheinlich lange nach dem Jahre 1798 geſchrieben, ſonſt müßte Ihnen der Zuſtand des Staats in jener Zeit noch gegenwärtig geweſen ſeyn. Ueber das (wie Sie es nennen) unglückliche Neutralitätsſyſtem, welches freilich bei ſo gewaltigen Planen Ihren Beifall nicht haben kann, finden Sie die Gründe und Meinungen mehrerer Männer im erſten Heft dieſer Schrift, und ſo übergehe ich alles dasjenige, was Sie dieſem Syſtem Schuld geben, da auch nach Ihrer eigenen Aeußerung im zwanzigſten Briefe des erſten Theils die Wohlfarth des Innern dadurch gewonnen hat. Die Neutralität war alſo ſo ganz übel nicht.

In dem folgenden Briefe erzählen Sie eine Menge Klätſchereien, Verunglimpfungen, Herabwürdigungen, ſetzen aber, nachdem Sie keine Sylbe zu vergeſſen ſich bemüht haben, wohlbedächtig hinzu: Ich glaube es aber nicht! Ei, warum haben Sie es denn drucken laſſen? Wenn man alles, was geſagt wird, in das Publikum ſenden wollte, da würden ſchöne Sachen heraus kommen. Denken Sie einmal nach, was wohl Alles über Sie geſchwatzt werden ſeyn kann? Dieß alles aber rechne ich zu den Perſonalien, und laſſe es mich nicht kümmern, bis auf folgende aufgefangene und natürlich wiedergegebene Behauptung:

„Der Kronprinz habe wenig Talent.“

Der Kronprinz iſt jetzt erſt zwölf Jahr, im Jahre 1804 (wo Sie dieß geſchrieben haben wollen) war er erſt neun Jahr alt; wie iſt es alſo möglich, ein Urtheil über ihn zu fällen, wenn es nicht voreilig ſeyn ſoll? Indeſſen, was bedarf es bei Ihnen für Unterſuchungen, wenn Sie den Aufhorchenden etwas erzählen wollen; was bedarf es bei Ihrer Allwiſſenheit für Gründe, um ein Urtheil zu bekräftigen. Sind Sie doch gewohnt, von Ihrem Publikum gar nicht nach Gründen gefragt zu werden, und haben ſich alſo der undankbaren Mühe, darnach zu forſchen, überhoben!

Muß man einem durch das Schickſal abgeängſtigten Volke, welches zu ſeinem jezigen und künftigen Beherrſcher voll Hoffnung hinaufblickt, welches in kommenden Zeiten eine Veränderung in ſeinem Zuſtande erwartet, muß man ihm dieſen Troſt einer beſſern Zukunft mit einem Federſtrich rauben? Muß man die Kräfte einer Nation lähmen, indem man ihr deutlich macht, daß wenn auch mit aller Anſtrengung der Staat regeneriert wird, dieß doch wohl nur ſo lange dauern kann, als keine Veränderung in der Regierung vorfiele? Muß man das Zutrauen des Volks, von welchem allein etwas erwartet werden kann, ſchwächen, und einem künftigen Regenten ſchon jezt entziehen? Dieß alles hätten Sie mit den vorſchnellen Worten gethan, wenn nicht ſelbſt Ihre Leſer zu der Ueberzeugung gekommen wären, man müſſe nicht alles glauben, was Sie ſagen.

In dem folgenden Briefe geben Sie eine Karakterſchilderung, der vor dem Kriege an der Spitze geſtandenen Männer, ſondern ſie in die Rubriken: Ruſſiſche, Franzöſiſche Partei, wobei ich nur bemerke, daß die Schilderung Johannes von Müller's mir in folgenden Worten ganz verfehlt ſcheint.

„Johannes von Müller, ganz von Demokratismus durchdrungen, wie konnte er Napoleon lieben, Napoleon, der eine neue Monarchie erſchuf und organiſche Geſetze gab, die man weder jezt, noch ehemals in irgend einer Verfaſſung antrifft, und an die die Welt ſich erſt gewöhnen muß?“

Herr Johannes von Müller iſt bekanntlich in

Franzöſiſch-Weſtphäliſche Dienſte getreten, um dieſen neuen Staat organiſiren zu helfen!

Sie ſetzen nun in Ihrem neun und zwanzigſten Briefe weitläufig auseinander, daß Preußen nach der Schlacht bei Auſterlitz an einen Krieg mit Frankreich nicht denken durfte, nehmen aber darauf nicht Rückſicht, daß nur die höchſte Noth, die Selbſterhaltung und Beibehaltung der Achtung, welche jeder Fürſt in den Augen der Mitwelt behaupten muß, Preußen gezwungen haben könne, ſich in einen Krieg mit Frankreich aufzuopfern, und wenn es nicht anders ſeyn konnte, wenigſtens ehrenvoll zu fallen. Sie berechnen die Nachtheile, welche Preußen haben mußte, berühren aber nicht die Gründe, welche es hatte, und daß ihm nichts übrig blieb, als zwiſchen Schimpf oder Aufopferung zu wählen. Hätte der Staat das erſtere wählen ſollen? Jeder rechtliche Mann wird bei der Ueberſicht ſeines Verluſtes, auch jetzt noch ein Nein! antworten. Eine Menge unglücklicher Vorfälle ſchreiben Sie der großen Rechtlichkeit des Königs in der Politik zu, die einzig nur allein durch den Zuſammenfluß heterogener Syſteme und durch die kräftige Ausführung von Planen, welche nicht gehindert werden konnten, entſtanden ſind. Der Einfluß der Königinn, welchen Sie für ſo umfaſſend erklären, war nur eine richtige Anſicht der Lage, in welcher ſich Preußen befand, und der aus dieſer Anſicht hervorgehende Rath: muthig alles zu wagen, lieber in der Zukunft ein unglückliches als ein ſchimpfliches Leben zu führen. Daß nur dieſe Wahl übrig blieb, davon war der König gewiß eben ſo durchdrungen, als faſt jeder, der über die politiſche Lage Preußens nachgedacht hat, te, und es kann alſo nicht geſagt werden: die Königinn habe ihren Gemahl zum Kriege beredet, wie es im neun und zwanzigſten Briefe heißt. Sie ſind in der Wahl Ihrer Ausdrücke nicht immer glücklich, obgleich Sie es auch im ſchlimmſten Falle nicht ſo gar böſe meinen. Sie ſind vielleicht ſchon im nächſten Augenblicke beſſerer Laune, und ſehen alles aus einem andern Geſichtspunkte. Sie kommen nun auf die erſten Kriegesvorfälle, und ſenden der Geſchichtserzählung mehrere Plane voraus, aus welchen hervorgehet, daß Ihnen die Schlacht bei Jena nicht auf die rechte Art verloren ſcheint. Das Tadeln nach einer geſchehenen Sache haben Sie mit einer Menge Menſchen ge[illegible]n, welche weit weniger Genie haben, als Sie; um [illegible] zu wiſſen, ob ein Plan ſeinem Zweck entſpricht, [illegible]er ausgeführt werden. Ich will daher Ihre Ideen [illegible]aus nicht tadeln, ſie können vielleicht beſſer ſeyn [illegible]ie, welche die Preußiſchen Heerführer gehabt ha[illegible] denn es iſt auch kein groſſes Verdienſt, nach ei[illegible] mißlungenen Verſuche und nach Beachtung man[illegible] Irrthümer, in einen neuen Plan weniger Fehler zu bringen. Ich glaube, wenn Preußen ſagen könnte: Wir wollen noch einmal anfangen, es ginge auch beſſer; aber verrechnet würden Sie ſich haben, wenn Sie ſchon im Oktober 1806 durch Ruſſen, Schweden und Engländer eine Landung in Holland veranſtaltet wiſſen wollten, dieſe Herren, namentlich die letztern ſind (außer für ihr eigenes unmittelbares Intereſſe) etwas langſam, wie wir geſehen haben.

Sie ſchildern unſern König mit Wahrheit als einen, ſelbſt in der Politik rechtlichen Mann, ſagen ſogar im drei und dreißigſten Briefe, er ſey gegen alles Spioniren im Kriege eingenommen, weil es der Moralität zuwider ſey, und dennoch findet ſich in demſelben Briefe eine Stelle, wo Sie an dieſe Rechtlichkeit nicht gedacht haben müſſen, ſonſt wäre dieſe Stelle wohl nicht darin zu finden. Leſen Sie einmal:

> „Lucheſini war es, der das ganze Gemüth Friedrich Wilhelms aufregte, Frankreich den Krieg zu erklären, weil er ihm ſagte: Man wolle auf ſeine Koſten Frieden mit England ſchließen und Hannover wieder herausgeben. Wo waren die Beweiſe? Wenn auch das Manifeſt ſagt: Sie ſeyen in des Königs Händen, ſo wird es die Welt nicht eher glauben, daß es ſo iſt, oder daß ſie das ſind, was ſie ſeyn ſollen, bis ſie gedruckt erſcheinen. Wie kann man glauben, Frankreich werde Hannover an den König von England wieder abtreten, wenn man begriffen hat, was Frankreich dabei verlieret.“

Ich glaube, daß Frankreich viel thut, um Kolonien zu bekommen und ſeinen Handel zu heben, doch davon abgeſehn, ſo muß ich Sie doch fragen: Glauben Sie denn, daß Preußen gar keine Gründe gehabt hat, um ſein Alles zu wagen? Wähnen Sie, daß der König bei ſeiner Liebe zum Frieden ſich einen Scherz durch den Krieg veranſtalten wollte? daß ſeine, von Ihnen oft erwähnte hohe Rechtlichkeit ihm erlaubt haben würde, ein Manifeſt zu erlaſſen, es zu unterzeichnen, von dem er glaubte, es enthalte Unwahrheiten, und ſeinem Gegner aufgebürdete Beſchwerden ohne

Beweiſe? Alle dieſe Fragen müſſen Sie verneinend beantworten, und es war alſo eben nicht beſonnen, an dem zu zweifeln, was ein gekränkter Fürſt, den die Gewiſſenhaftigkeit überall begleitet, als Rechtfertigung ſeines Verfahrens öffentlich bekannt macht! Wenigſtens mußten Sie nicht ohne Beweiſe vom Gegentheil Ihre Meinung ins Publikum bringen. Was Sie in dem drei und dreißigſten Briefe über die Flucht nach der Schlacht bei Jena ſagen, ſcheint an ſich gegründet; doch muß ich das Loben und Erheben des vielen Guten, welches ich bis hieher ſchon in den Briefen gefunden habe, unterlaſſen, indem dadurch mein Aufſatz zu ſehr verlängert würde. Ich will es hier ein für alle Mal gethan haben, damit Sie mir nicht etwa den Vorwurf machen, ich wollte nur tadeln, obgleich mein Zweck wirklich der iſt, Ihnen die Stellen, welche Rügen verdienen, anzugeben, damit Sie bei einer neuen verbeſſerten Auflage Ihre Briefe nicht ſo aufmerkſam zu leſen brauchen, ſie alſo mit geringerer Mühe zu einem, in der Literatur dauernden Werke erheben können. Meine guten Wünſche begleiten Sie bei der Umarbeitung! In einem der folgenden Hefte will ich Ihnen meine Bemerkungen zu einer verbeſſerten Auflage fortſetzen; die nöthigen Grundſätze, um ſie der jetzigen Zeit und den geſchehenen Veränderungen anzupaſſen, werden Sie ſich wohl ſelbſt entwerfen.

Rechtfertigung des Herrn v. Archenholz gegen eine irrige Meinung des Publikums.

Herr v. Archenholz hat ſonſt auf den Titel ſeines Journals: Minerva, unter ſeinen Namen die Worte geſetzt: vormals Hauptmann in Preußiſchen Dienſten, und nur nach dem Oktober 1806 ſind dieſe Worte verſchwunden, ohne daß man bis jetzt über die Urſachen einig iſt. Man ſagt mit Recht: Vordem hatte derſelbe doch wahrſcheinlich mit dieſen Worten ſeinen Beruf zum politiſchen Schriftſteller rechtfertigen wollen. Sollte er bei einer unverkennbaren Achtung für ſeine Verdienſte finden, daß er jetzt, nachdem das Zeitalter fortgeſchritten iſt, keine Anſprüche mehr auf dieſen Beruf machen könne? Dieß wäre eine nicht denkbare Beſcheidenheit! Wir müſſen uns daher nach andern Gründen umſehen, zuvor aber diejenigen prüfen, welche die Mehrheit ihm andichtet, und da er von dieſer völlig anerkannt wird, ihn gegen irrige Meinungen derſelben vertheidigen.

Nach der Schlacht bei Jena war es ja wohl, als obiges Faktum ſich ereignete, fragt hier Jemand. Getroffen! Nun dann, ſo iſt es klar, Herr v. Archenholz ſchämt ſich nach einem ſolchen Vorfalle ſeines Prädikats. Sie irren, mein Herr! es wäre eine

Univ. Bibl. München

zu große Undankbarkeit gegen eine Menge braver Offiziere, die ſich ja nie ſeiner geſchämt haben! Dort ruft ein Anderer: Herr v. Archenholz hat bemerkt, daß ein Theil der Offiziere, mit denen man nicht ganz zufrieden iſt, verabſchiedet werden dürfte, und da er nun die lobenswerthe Selbſterkenntniß hat, daß, wenn er bei den neueren Kriegsvorfällen thätig war, er mit jenen in eine Klaſſe geſetzt werden dürfte, ſo opfert er freiwillig, was er bei einem militäriſch-thätigen Leben vielleicht verloren haben würde. Nichts, lieber Freund! ein ſolcher Offizier iſt ſehr zufrieden, wenn er früher als in dieſer Periode dem Soldatenſtande enteilt iſt, er kann noch immer ſtolz ſeyn auf den Ruhm derer, welche neben ihm fochten, und ſo ſind Sie mit Ihrer Meinung abgewieſen. Noch nicht ſo ganz! Ich glaube, Herr v. Archenholz will mit jener Klaſſe das Unglück tragen, indem er fühlt, daß er bei Jena nichts verbeſſert haben würde. O! das wäre eine pſychologiſche Unrichtigkeit; das Menſchengeſchlecht, wozu Herr v. Archenholz gehört, traut ſich immer das Beſte zu, und zwar ſo lange, als das Gegentheil nicht evident erwieſen iſt, dazu hat es meinen Beklagten an Gelegenheit gefehlt. He! ruft ein Dritter, ich habe es gefunden! Laſſen Sie hören! Herr v. Archenholz entwirft zuweilen ſo ſchöne militäriſche Plane, jetzt wäre vielleicht der Zeitpunkt einen von den vielen zu benutzen; da nun derſelbe fürchtet, man möchte ihm die unausführbare Ausführung übertragen, ſo will er es lieber gar nicht mehr merken laſſen, daß er zum Militärſtande gehörte. Dieſer Grund ließe ſich allerdings annehmen, ſtreitet auch nicht gegen die Regeln der Pſychologie, indem eine gewiſſe Keckheit im Sprachen, eine gewiſſe Furcht im Handeln im Charakter gewiſſer Leute liegt; aber dennoch erkläre ich ihn für nichtig, indem die Beredſamkeit, welche mit zu ſeinen Verdienſten gehört, ihn leicht, ohne ſo große Aufopferungen, aus jener kleinen Verlegenheit gezogen haben würde. Nein, ich ſehe wohl, ihr könnt nicht die Höhe erreichen, auf welcher ein Mann wie er, ſteht, und von welcher er beurtheilt werden muß. Verleugnung ſeiner ſelbſt, das reine Gefühl, ſeinem ehemaligen Vaterlande nützen zu wollen, haben ihn geleitet, und es muß daher jedes redliche Gemüth tief kränken, ihn ſo verkannt, und ſeine Handlungsweiſe mißverſtanden zu ſehn. Aber dieß iſt leider der Lohn alles Großen, alles Erhabenen, entſprungen aus der Idee der Gemeinheit, welche alles nur nach ſich ſelbſt beurtheilt. An uns ſoll die Schuld nicht liegen; wenn Herr v. Archenholz nicht zu der Ehre gelangt, die ihm gebührt, und wir können uns gerade das Gegentheil verſprechen, wenn er ſelbſt fortfährt, ſo mitzuwirken, als es ſeit einiger Zeit geſchehen iſt. Doch, zu den Gründen zurück; welche ihn bewogen haben, ſeinen ehrenwerthen Charakter abzulegen. Wir Bürger des Preußiſchen Staats, wir empfanden es freilich nicht, daß unſer Vaterland aus ſo vielen Fehlern beſtand, daß man es einen einzigen großen Fehler nennen konnte, wohl aber weiß es jetzt, mit einigen Auserwählten zugleich, der mehrerwähnte Herr v. Archenholz. Dieſe unendliche Menge Fehler wegzuräumen, iſt das raſtloſe Streben deſſelben, und, preiſt ſeine Einſicht! da er es wahrſcheinlich als einen Fehler ergründete, daß er ſich Hauptmann nannte, oder nennen konnte, ſo that er freiwillig auf dieſe Auszeichnung Verzicht;

und indem er dadurch darzuthun hoffte, daß er das Gute will, ſelbſt mit eigenem Verluſte, warf er ſein Patent in das von oder durch ihn aufgeworſene Grab der Preußiſchen Monarchie.

Zwar kömmt dieſe Vertheidigung von Männern, welche jeden Dank verſchmähen, und ſich belohnt fühlen, wenn ſie irgend Jemand einen Dienſt leiſten können; da wir aber bei dem dankbaren Herzen des Herrn v. Archenholz mit einiger Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen können, daß er uns dieſen Dienſt nicht unvergolten laſſen wird, ſo ſind wir über dieſen Beweis der Aufmerkſamkeit ſchon im voraus tief gerührt, und verſprechen dieß auf alle Weiſe zu erkennen und zu erwiedern.

Die Preußen in Danzig, immer noch die alten und braven, und: das belagerte Danzig, ein Nachtrag zu obiger Schrift.

Berlin, bei Diederici.

Erfreulich iſt es für den Vaterlandsfreund, wenn er ſieht, daß unter einer Menge ſeichter Schmähſchriften auch zuweilen Piecen, wie die vorliegenden, erſcheinen, deren Verfaſſer in einer geringen Bogenzahl darthun, daß ſie von dem Weh des Vaterlandes ergriffen, für das Wohl deſſelben wirken wollen, und nicht wie die ſchadenfrohe, dem Zeitgeiſt fröhnende Menge auf einen

Geſunkenen deßhalb losſtürmen, weil er es in dieſem Augenblicke dulden muß, und ihnen nicht ſchaden kann.

Die erſte dieſer kleinen Schriften ſchildert in wenigen aber kräftigen Umriſſen die Lage Danzigs kurz vor der Belagerung und während derſelben, zeigt, daß es nur in der größten Eil vor Ankunft der Belagerer zu einer haltbaren Feſtung umgeſchaffen wurde, ſetzt die Beſchwerden der Garniſon, die Thätigkeit des Kommandanten, Generals v. Kalkreuth, in helleres Licht; denn nur durch die höchſte Anſtrengung war es möglich, Feldverſchanzungen beinahe drei Monate hindurch zu vertheidigen, Trotz vieler erheblichen Unglücksfälle, wozu beſonders gerechnet werden: die Sicherheit der Ruſſiſchen Truppen und das Stranden und Wegnehmen eines Engliſchen Schiffs, welches der Beſatzung Pulver, Geld und andre Bedürfniſſe zuführen ſollte. Sie erwähnt die Einzelnen, welche ſich beſonders ausgezeichnet haben, und deren Namen mit Achtung genannt zu werden verdienen. Unter dieſe gehört der Lieutenant v. Thiele, welchem, bei dem Sturm auf eine Schanze, der rechte Arm zerſchmettert wurde. Er nahm den Degen in die Linke, ging, obgleich er mehrere Streifſchüſſe erhielt, immer vorwärts, und wurde noch, nah' am Ziele, durch eine Kugel in die Bruſt, zu Boden geſtreckt. Ehre ſeinem Andenken!

Die zweite Schrift enthält manche nöthige Berichtigung der erſtern, giebt durch ſehr intereſſante Bemerkungen einer gewiß gut unterrichteten Militärperſon Aufſchluß über viele, bisher falſch erzählte Vorfälle, und verdient Lob, wie die erſtere. Hier wird beſonders das Regiment v. Dierike als eines der bravſten angeführt. Mitten unter fallenden Bomben und Granaten vertheidigte es den Hagelsberg und ſang ruhig Kriegslieder. Es ging mit Kaltblütigkeit gegen den Feind, und war nur mit Mühe zum Rückzuge zu bewegen. Es ſchmolz bis auf 400 Köpfe, dieſe ließ man zu ihrer Erholung den innern Stadtwall beſetzen, wo ſie nur in — geringerer Anzahl fielen, und als es den Anſchein hatte, man werde auf dem Hagelsberge wieder brave Leute gebrauchen, boten ſie ſich augenblicklich dazu an. Heil dieſen ächten Söhnen des Vaterlandes!

In beiden Schriften bemerkt man Seitenblicke auf die Berichte in den Feuerbränden, welche nicht zum Vortheil dieſer ausfallen. Auch hat der Herausgeber der zweiten Piece in der Vorrede die Individualität einiger Schriftſteller in Betracht gezogen. Hier wird viel Wahres geſagt, doch iſt zuweilen ein leidenſchaftliches Gemüth, und eine aus dieſem entſpringende befangene Anſicht unverkennbar. Möchten dieſe Schriften viel Leſer finden! Aber die Menge ſtrebt, leider! nur nach dem Auffallenden, und überſieht ſo oft das Gute und Wahre deßhalb, weil es nicht durch Klätſchereien und Verunglimpfungen gewürzt iſt!

Vergleichung.

Das mahomedaniſche Geſetzbuch befiehlt: Wenn eine Feuersbrunſt in Konſtantinopel entſtanden, und nicht ſchon in der erſten Stunde gedämpft iſt, ſo muß der Großherr in Perſon erſcheinen, um durch ſeine Anordnungen die Löſchanſtalten wirkſamer zu machen. Auf dieſes Geſetz gründet der konſtantinopolitaniſche Pöbel einen liſtigen, wiewohl etwas ungewöhnlichen Anſchlag. Da dieß nämlich eine von den wenigen Gelegenheiten iſt, bei welchen das Volk ſich dem Großherrn nähern kann, ſo — ſteckt es Häuſer in Brand, verhütet das ſchnelle Löſchen, um — wenn der Großherr erſcheint, — ein Memorial zu übergeben, oder ihm irgend eine Beſchwerde kund zu thun.

Wie gehört dieß aber hieher? fragen die Leſer. Geduld! Dieſe Art ſich zu beklagen, hat in unſrer Zeit auch in Deutſchland Verehrer gefunden, denn die neueſten Schriftſteller ſcheinen nur deßhalb die Gemüther zu entzünden und Feuerbrände zu ſchleudern, um — die Lichtſtrahlen ihres Kopfes und ihre Beſchwerden vor den Thron zu bringen, vergeſſen aber dabey, daß dergleichen türkiſche Sitten in einem kultivirten Lande etwas auffallen müſſen.

Bemerkung zu einer Stelle im erſten Hefte dieſer Zeitſchrift.

(Eingeſandt.) *)

Indem die Herausgeber der Feuerſchirme im erſten Hefte zu beweiſen ſuchen, daß der König und die Staatsverwaltung keine Schuld an der Theuerung hatten, welche vor dem Kriege Statt fand, iſt meines Erachtens ein wichtiger, ja vielleicht der wichtigſte Umſtand zur Begründung jener Behauptung vergeſſen, nämlich der: daß dieſe Theuerung keines Weges ein Lokalübel des Preußiſchen Staats war, ſondern allgemein und in ganz Europa herrſchte — ja in andern Staaten noch weit größere und traurigere Folgen nach ſich zog, als in dieſem, indem ſelbſt das benachbarte, durch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens ſo geſegnete Sachſen unter einer fürchterlichen Hungersnoth dergeſtalt litt, daß, ungeachtet aller Anſtrengung der Landesbehörden und der vielen beträchtlichen milden Beiträge, dennoch viele Tauſende ein Opfer dieſer ſchreckli-

---

*) Wir nehmen dieſe Bemerkung um ſo lieber auf, da ſie unſre Meinung bekräftigt, wir würden es aber auch gethan haben, wenn ſie dieſelbe mit Gründen widerſtritte.

Die Herausgeber.

chen Landplage wurden, und das Elend, welches namentlich in den Gebirgsgegenden herrſchte, mit keinen Farben ſchrecklich genug zu ſchildern iſt. — Die Getreidepreiſe hatten in Sachſen eine Höhe erreicht, die ſie meines Wiſſens nie im Preußiſchen Staate hatten. Ueberhaupt iſt es oft eine ſehr trügliche Sache um die öffentliche Meinung, ſie wird, das lehrt die Erfahrung, mehr durch dreiſte Lügen, falſche Vorſpiegelungen, Verdrehungen und Scheingröße geleitet und beſtimmt, als durch Wahrheit und anſpruchloſe Verdienſte. — Dieſe, der allgemeinen Verehrung würdig, werden oft verkannt und verläſtert. Es iſt wirklich lächerlich, wenn man von Auflöſung des Preußiſchen Staates bis zum Ekel hört und lieſet. Die ganze Auflöſung des Preußiſchen Staats beſteht darin, daß das Land von einem Ende bis zum andern mit fremden Truppen beſetzt iſt, die, nach der neuen Art Krieg zu führen, einen ungeheuren Koſtenaufwand verurſachen; allein ich wollte wohl, daß mir jemand bewieſe, daß, wenn die Schlacht bei Jena gewonnen worden, und keine Beſetzung des Landes erfolgt wäre, auch alsdann an eine Auflöſung des Preußiſchen Staats, von der ſo viel gefabelt wird, und die jetzt ſchon die unberufenen Reformatoren voraus geſehen haben wollen, zu denken wäre, und iſt dieſes nicht der Fall, ſo liegt alſo die ſogenannte Auflöſung des Preußiſchen Staats nicht in ſeiner Verfaſſung, ſondern ſie wäre, ſo weit ſie Statt hätte, bloß die Folge eines unglücklich geführten Krieges. Wer den Preußiſchen Staat gekannt hat, wem das Glück zu Theil wurde, unter der milden, humanen Regierung des beſten Fürſten zu leben — wer ſich die Mühe nimmt, im Geiſte alle

Zweige der Staatsverwaltung durchzugehn, Juſtizverwaltung, Künſte, Wiſſenſchaften, Finanzen, Ackerbau, Handel, Gewerbe ꝛc., wer das weiß, was im Preußiſchen Staate zum öffentlichen Wohl, zum Wohl des Ganzen gethan wurde, wie raſtlos man beſchäftiget war, zu bauen und zu verbeſſern, der wird mit Abſcheu und Indignation auf alle indiskrete Skribenten hinſehn, die bloß, um ihren Beutel zu füllen, alles, was rechtlichen Menſchen heilig und ehrwürdig iſt, mit Füßen treten, und mehr Uebel ſtiften, als ſie es je vor irgend einem Richterſtuhle, vor dem Recht und Pflicht als heilig gelten, verantworten können. Vor dem Kriege, da der Preußiſche Staat glücklich und blühend war, wurde die Verfaſſung deſſelben überall als gut und muſterhaft, ſelbſt von denen geprieſen, welche ſie jetzt herabzuwürdigen ſuchen. Was haben aber, ich wiederhole es, militäriſche Fehler und ihre Folgen mit der Staatsverfaſſung im eigentlichen Sinne zu thun? —

Es iſt eine traurige, allein durch alle Zeiten bewährte Wahrheit, daß, was heute noch geprieſen, angeſtaunt und angebetet wird, morgen, wenn das Glück ihm den Rücken kehrte, in Staub getreten wurde. — Wie wenig Werth hat daher das Lob oder der Tadel der Menge, und wie ruhig kann Friedrich Wilhelm der Gütige auf ſeine Tadler und Verläumder herabblicken!

Ein Wort, die vormals Preußiſchen Beamten im jetzigen Herzogthume Warſchau betreffend.

Es konnte ſo wenig dem Kaiſer der Franzoſen und dem Könige von Preußen, als ihren zur Friedensunterhandlung bevollmächtigten Miniſtern unbekannt ſeyn, daß die Preußiſchen Beamten in den Preußiſch-Polniſchen Provinzen bei dem Ausbruche der Inſurrektion ab officio removirt, und ihre Stellen mit Eingebohrnen beſetzt worden waren. Man kann daher wohl vermuthen, daß bei Abfaſſung des vier und zwanzigſten Artikels des Tilſiter Friedenstraktats zwiſchen Frankreich und Preußen, *) unter andern auch mit an die Verbindlichkeiten, welche dem Könige von Preußen gegen ſeine via facti entſetzten Beamten oblagen, gedacht worden ſey. Dieſe Vermuthung wird wenigſtens durch verſchiedene Reſolutionen des Königs von

---

*) Dieſer Artikel lautet wörtlich: „Die Verpflichtungen, Schulden und Verbindlichkeiten, von was immer für Art, welche Se. Majeſtät der König von Preußen vor dem gegenwärtigen Kriege haben machen, oder eingehen können, als Beſitzer der Länder, Gebiete, Domänen, Güter und Einkünfte, welche Se. genannte Majeſtät abtritt, oder denen Sie in gegenwärtigem Vertrage entſagen, — werden den neuen Beſitzern zur Laſt fallen, und von ihnen ohne irgend eine Ausnahme, Einſchränkung, oder einen Vorbehalt befriediget werden.“

Preußen an ſeine vormaligen Beamten im jetzigen Herzogthume Warſchau beſtätiget, indem ſie mit ihren Geſuchen, um Bezahlung des rückſtändigen Gehalts, Wiederanſtellung, oder anderweitige Entſchädigung, an den König von Sachſen verwieſen worden.

Dieſer Fürſt hat aber mittelſt eines durch die öffentlichen Blätter bekannt gemachten Publikandums erklärt, daß er in ſtaatsrechtlicher Hinſicht nicht vermögend ſey, ſich einer Theilnahme an der traurigen Lage der vormals im Herzogthume Warſchau angeſtellt geweſenen deutſchen Beamten zu unterziehen, weil er ſie nicht mehr in ihren Aemtern gefunden habe, und weil die Konſtitution ihre Wiederanſtellung im Herzogthume, in ſo fern ſie nicht Bürger deſſelben ſind, unmöglich mache. Die einzige Hoffnung dieſer Unglücklichen iſt daher nur noch auf eine Vermittelung, deren ſich gewiß der Kaiſer Napoleon und der Preußiſche Hof zu ihren Gunſten unterziehen werden, gegründet. Die Erfüllung dieſer Hoffnung iſt indeſſen noch entfernt, und ſchon gegenwärtig ſchmachtet der größte unbemittelte Theil von ihnen in der drückendſten Noth. Aber nicht genug, daß der Krieg, und die mit demſelben verbunden geweſenen oder darauf gefolgten Ereigniſſe die Preußiſchen Beamten in dem jetzigen Herzogthume Warſchau um ihr Brot gebracht haben; es finden ſich noch Menſchen, die ſich ein angelegentliches Geſchäft daraus machen, ihnen auch ihre Ehre zu rauben. Man ſehe die vertrauten Briefe über die inneren Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe, ſeit dem Tode Friedrichs des Zweiten, und verſchiedene Aufſätze in den neuen Feuerbränden.

Beſonders nachtheilig für dieſe Beamten iſt ſolgende Aeußerung des nicht unterzeichneten Verfaſſers eines Aufſatzes in dem achten Heft der letztgedachten Zeitſchrift, unter dem Titel: Die Polen, und ihre Konſtitution vom Jahr 1807.

„Die Konſtitution von 1792 *) entſtand und verſchwand, und gab den theilenden Mächten nur einen Vorwand, ihr Projekt auszuführen. Preußen hatte ſich bei dieſer Theilung am unconſequenteſten genommen, auf Preußen fiel daher der Haß der unterdrückten Polen. Dieſer Haß mußte durch die unbegreiflichſte aller Organiſationen noch vermehrt werden, wozu man die ſchlechteſten Organe ausſuchte, welche der Staat nur aufzuweiſen hatte.“

Welch eine nicht bloß das ganze Perſonale der Preußiſchen Beamten im jetzigen Herzogthume Warſchau entehrende, ſondern ſelbſt die Preußiſche Regierung beleidigende Behauptung! — Verdiente ſie nur eine Widerlegung, wie leicht wäre dieſelbe geführt durch ein Namensverzeichniß aller derer, welcher ſich die Preußiſche Regierung zur Organiſation und Verwaltung der durch die Theilung Polens acquirirten Provinzen bedienet hat. Man würde darin Namen von Männern finden, die nicht nur in der Preußiſchen Monarchie als würdige, geſchickte und rechtſchaffene Staatsdiener bekannt ſind, ſondern noch heute von den Einſaſſen des Herzogthums Warſchau als ſolche geſchätzt und verehret werden. Es iſt nicht zu leugnen, daß es unter den Preußiſchen Officianten im Herzogthume Warſchau auch unwürdige, ſchlechte

---

*) Muß heißen 1791.

Subjekte gegeben habe, wie es deren aller Orten und zu allen Zeiten gab, und daß dieſe, ſo weit ihr Wirkungskreis reichte, zu Beſchwerden Veranlaſſung gegeben haben; aber es iſt auch durch mehrere Beiſpiele allgemein bekannt geworden, daß, wo dergleichen Beſchwerden zur Kenntniß der Obern kamen, ſie den Geſetzen gemäß geahndet worden ſind.

Wenn man die Polen eines Nationalhaſſes beſchuldigen darf;*) ſo iſt derſelbe im allgemeinen gegen die Deutſchen, nicht ins beſondere gegen die Preußen, und noch weniger gegen die Preußiſche Regierung gerichtet. Der Pole im Herzogthume Warſchau fühlt zu ſehr, was er letzterm zu verdanken hat, und noch bis heute hat die jetzige Regierung in allen Zweigen der Staatsverwaltung die Preußiſche Verfaſſung und Geſchäftsführung beibehalten. Seit dem Ausbruche der Inſurrektion iſt bis jetzt kein Preußiſcher Officiant als ſolcher beleidiget, oder unwürdig behandelt worden; fanden einzelne Exceſſe dieſer Art Statt, ſo hatten ſie individuelle Veranlaſſungen. Noch heute halten ſich mehrere Preußiſche Beamte im Herzogthume Warſchau auf, und genießen nicht bloß den Schutz der Geſetze, ſondern werden mit Achtung behandelt. Zeuget alles dieſes wohl von Haß, von ſelbſtverſchuldetem Haß gegen die Preußiſche Regierung und Beamten im allgemeinen? —

Doch eine Schrift, wie die erwähnte, verdient keine Widerlegung, nur eine öffentliche Rüge zur Belehrung für das nicht unterrichtete Publikum. Daß ich in meinem Urtheile über den Herrn Verfaſſer dieſer Schrift, demſelben nicht unrecht thue, beweiſet ſeine geſchichtswidrige Darſtellung der ehemaligen Polniſchen Verfaſſung; ſein Geſtändniß, daß er den zweiten Titel der Konſtitution des Herzogthums Warſchau nicht verſtehe, und ſein in der ganzen Abhandlung herrſchender Ton.

---

*) Auf jeden Fall trifft eine ſolche Beſchuldigung auch nur den ungebildeten und von Vorurtheilen geleiteten Theil der Nation.

Dieſer in den mehreſten jetzt erſcheinenden Flugſchriften herrſchende Ton, ſpricht den Geiſt unſerer Zeit aufs deutlichſte aus, und es iſt in der That Zeit, ihm mit Kraft entgegen zu arbeiten. Kaliſch, im December 1807.

v. Kospoth.
Königl. Preuß. Regierungsrath.

Einige Gedanken, als Erklärung der Allegorie.

Durch des herabgeſchleuderten Blitzes Gewalt ſtürzen die Felſen, des Jahrhunderts Werke zerfallen, ſchienen ſie auch der Ewigkeit zu trotzen! Was Menſchen mühſam erbauten, ſinkt mit ihnen, wie die Woge ſteigt und ſchäumend zerſtiebt. Nicht ſo der Wille und die That: wäre beides gut oder böſe, mit ehernem Griffel prägt es ſich ein, von Geſchlecht zu Geſchlecht eilt die Kunde zur Nachwelt, und, wie fern vom Sturze des Bergſtroms das Brauſen der kämpfenden Wogen verhallt, ſo entſchwindet für die künftig Lebenden der trügeriſche Schein, welcher die Gegenwart umzieht, ihnen allein enthüllt ſich das Wahre, und ohnmächtig bleibt jede menſchliche Einwürkung!

Ergriffen von dieſer Betrachtung, begeiſtert durch die auf dem Altare lodernde heilige Flamme der Vaterlandsliebe, ſieht, auf einem bemooſten Felsſtück ſitzend, der Barde furchtlos hinaus in das ſtürmende Weltall. Erfahrung hat ihn gelehrt, daß in der ewig wechſelnden Zeit auch das Bild des Unglücks vorübereilt, daß nach der Empörung der Natur die Ruhe zurückkehrt, darum entſtrömen ſeinen Lippen und ſeinen Saiten Klänge des Troſtes. Der Adler, das Sinnbild unſers Vaterlandes, hat ſich herabgeſenkt, er lauſcht auf die Töne des grauen Sängers, und faßt, die Wahrheit derſelben erkennend, nach dem Anker der Hoffnung. Auch wir wollen uns auf ihn ſtützen! Zerbrochen ſeht ihr die Kette, welche den Menſchenwerth beſchränkte, vorüberzieht der Wolken dunkle Schaar, des Waſſers Toben hält ſich in ſeinem Damm, die Wellen werden ruhiger, eben die Flächen, und ein heiterer Schein verkündet das nahende Ende des furchtbaren Wetters.

Beilagen.

Bei dem Verleger dieſer Feuerſchirme erſcheinen zur Leipziger Jubilate-Meſſe folgende neue Bücher, welche in allen Buchhandlungen Deutſchlands für beigeſetzte Preiſe zu bekommen ſind:

Benkowitz, Carl Fr., die Jubelfeier der Hölle, oder Fauſt der Jüngere. Ein Drama in 5 Aufz., 2te Aufl. mit Verbeſſerungen des Verf., 8. Mit einem Titelkupf. geh. 16 Gr.

Colberg, im Jahr 1807 belagert und vertheidigt. Nach authentiſchen Berichten von mehrern Augenzeugen. 8. geh. 10 Gr.

Feßlers, Dr. Ign. Aur., der Groß-Hof- und Staats-Epopt **Lotario**, oder der **Hofnarr**. Mit einem illuminirten Titelkupfer. 8.
Auf Velinpap. 3 Rthlr. 4 Gr.
Auf Schreibpap. 2 Rthlr. 4 Gr.

Feuerſchirme. Oder **das Vaterland**. Beiträge zu einer Geſchichte der Zeit, Verſuche zur Veredlung des Nationalgeiſtes und zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie. 3tes Heft, mit einem allegor. Holzſchnitte von **Gubitz**. gr. 8. geh. 16 Gr.

Gravells, C. F. W., Anti-Platoniſcher Staat. Oder welches iſt die beſte Staatsverwaltung? Mit beſonderer Rückſicht auf die Preußiſchen Lande. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Hanſteins, Dr. Gottfr. Aug. Ludw. Wir ſind unſterblich. Zwei Predigten am Oſterfeſte 1808 zu Berlin gehalten. gr. 8. 4 Gr.

Heckers, Dr. Aug. Fr., kurzer Abriß der Chirurgia medica. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen bei dem Königl. Collegio medico-chirurg. in Berlin, gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

— deſſ. Abriß der **Pathologie** und **Semiotik**, der **Therapie**, und der **Chirurgia medica**. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen. 3 Theile. gr. 8. 3 Rthlr. 4 Gr.

Heckers, Dr. Aug. Fr., Ueber die **Nervenfieber**, welche in Berlin im J. 1807 herrſchten; nebſt Bemerkungen über die reizende, ſtärkende und ſchwächende Kurmethode. gr. 8. geh. 8 Gr.

Johns, Dr. Joh. Fr. chemisches Laboratorium; oder Anweisung zur chemischen Analyse der Naturalien. Nebst Darstellung der nothigsten Reagenzien. Mit einer Vorrede von Dr. Mart. Heinr. Klaproth. Mit Kupf. gr. 8. 2 Rthlr.

Knape's, Dr. Chr. und Dr. A. F. **Heckers** kritiſche Jahrbücher der Staatsarzneikunde für das neunzehnte Jahrhundert. 2ten Bds. 1s St. gr. 8. 20 Gr.

Menu von Minutoli (Königl. Preuſs. Major) Betrachtungen über die Kriegskunst, 2te umgearbeitete und vermehrte Aufl. M. 2 Kupfertaf. 8. 18 Gr.

Das Königreich **Portugal** und ſeine Kolonien. Eine geograph. ſtatiſtiſche Skizze. Nebſt einer Charte von Portugal und Braſilien. 8. 10 Gr.

Reichhelm, K. Fr., die Hoffnung beſſerer Zeiten. Predigt am Neujahrstage 1808 zu Prenzlow gehalten. gr. 8. geh. 3 Gr.

Schmalz, Dr. Theod., Handbuch der Staatswirthſchaft. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

* * *

Porträt Dr. Gottfr. Aug. Ludw. **Hanſteins**, Königl. Ober-Conſiſtorial- und Ober-Schulraths, Propſts in Berlin, gezeichnet und geſtochen von **Bollinger**, gr. 8. 8 Gr.

Unterricht für die Katechumenen der katholiſchen Gemeine zu Berlin. Von P. E. A. **Klamt**, kath. Propſt zu Berlin. 12. geh. 3 G.

In Commiſſion.

Bellermann, Dr. Joh. Joach., Verſuch einer Erklärung der puniſchen Stellen im Pönulus des Plautus. Drei Programmen. gr. 8. 16 Gr.

Stickmuſter, neue Berliner, für Kanten, Petinets, klare Zeuge, und alle übrige Stoffe, 1ſte Lief. 1ſtes Heft. Sechs Zeichnungen in groß Fol. 12 Gr.

In vorjähriger Michaelismeſſe ſind erſchienen.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, mit Hinſicht auf das Charaktergemälde deſſelben in den vertrauten Briefen über die innern Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe. 2te unveränd. Aufl. 8. geh. 10 Gr.

Darſtellung, hiſtoriſch-ſtatiſtiſche, der Preußiſchen Monarchie vor und nach dem am 9. Jul. 1807 zu Tilſit abgeſchloſſenen Frieden. Mit 1 Karte. gr. 8. geheft 12 Gr.

Karte von Preußen, ohne dieſe Darſtellung. Mit einer Tabelle. geh. 8 Gr.

Feuerſchirme. Oder das Vaterland. 1ſtes und 2tes Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

v. Grevenitz, vorläufige Anzeige einer Berichtigung in den vertr. Briefen über die innern Verhältniſſe am Preuß. Hofe. gr. 8. Berlin 1 Gr.

Gründler, C. G. (Gilde-Sekret.) über die Meſſe zu Frankfurt an der Oder, die Urſachen ihres Verfalls in verſchiedenen Zeitpunkten, und über den Wachsthum der Meſſe zu Leipzig. Nebſt Widerlegung der Vorurtheile gegen eine uneingeſchränkte Handelsfreiheit auf Meſſen. 8. 6 Gr.

— patriotiſcher Vorſchlag zu einem Kreditſyſteme für Hausbeſitzer, beſonders in Meßſtädten. Nach dem Beyſpiele des Hamburg. Kreditſyſtems. 8. 3 Gr.

Hanſteins, Dr. Gottfr. Aug. Ludw., chriſtliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten, zum Theil bei beſondern Veranlaſſungen gehalten. Mit des Verf. Bildniß. gr. 8.
Auf fein weißes Druckpap. 1 Rthlr. 10 Gr.
Auf ord. Druckpap. 1 Rthlr. 6 Gr.

Hecker, Dr. A. F., welches iſt der wahre Zweck medizіniſch-chirurgiſcher Lehranſtalten? Welche Art des Unterrichts kann ihn befördern? gr. 8. geh. 4 Gr.

— Quel est le véritable but des instituts de médecine et de chirurgie? Quel mode d'enseignement doit on y suivre? gr. 8. broché 4 Gr.

Porträt des Prinzen Louis Ferdinand v. Preußen. K. H. Von Bollinger geſtochen. 4 Gr.

Nachſtehendes intereſſante Werk, welches mit allerhöchſter Genehmigung Sr. Majeſtät des Königs gedruckt worden iſt, hat nun die Preſſe verlaſſen, und koſtet in Friedrich Maurers und in allen übrigen Buchhandlungen 1 Rthlr. 12 Gr. in kl. Courant.

Anti-Platoniſcher Staat.
Oder
# welches iſt die beſte Staatsverwaltung?
Mit beſonderer Rückſicht
auf die Preußiſchen Staaten.

Eine Skizze
von
M. C. F. W. Grävell.
Königlich Preußiſchem Regierungs-Aſſeſſor.

gr. 8. Berlin, 1808.

Inhalt.

Einleitung. — §. 1. Allgemeine Ueberſicht der Staatsverfaſſung. — §. 2. Stände der Staatsbürger. — §. 3. Das Kabinett. — §. 4. Das Kriegsdepartement. — §. 5. Departement des Volksunterrichtes. — Erſter Abſchnitt. Religionskultus. — Zweiter Abſchnitt. Schulweſen. — §. 6. Das Juſtizdepartement. — §. 7. Das Finanzdepartement. — §. 8. Departement des Innern. — Generalfiskalat. — §. 9. Das Kommerzdepartement. — §. 10. Das Hoheitsdepartement. — §. 11. Das auswärtige Departement. — §. 12. Anwendung.

Excurſionen. — No. 1. Ueber den Erbadel, zu §. 2. — No. 2. Ueber die Größe der Landgüter, zu §. 2. —

No. 3. Ueber der Städte Rechte, zu §. 2. — No. 4. Ueber Innungen und Taxen, zu §. 2. — No. 5. Ueber das Duell, zu §. 4. — No. 6. Ueber die Einſchränkung des Studierens, zu §. 5. — No. 7. Ueber Friedensrichter, zu §. 6. — No. 8. Ueber Abſchoß und Abfahrtsgelder, zu §. 6. — No. 9. Ueber Benutzung der Domänen, zu §. 7. — No. 10. Ueber Präfekturen, zu §. 8. — No. 11. Ueber Freimaurerei im Lande, zu §. 11. — No. 12. Ueber Organiſation eroberter Länder, zu §. 12.

Erneuerte Pränumerationsanzeige.

Bei der Ausgabe des zweiten Theils meiner ſtatiſtiſch-topographiſchen Beſchreibung der geſammten Mark Brandenburg verſprach ich dem Publikum, im Fall die Zahl der Pränumeranten ſich nicht vermindere, (was aber, leider! geſchehen iſt,) den dritten Theil nach Oſtern 1806 zu liefern und damit das Werk zu beendigen. Dienſtgeſchäfte verhinderten mich aber an der Erfüllung meines Verſprechens; und als im Herbſte, ungeachtet der nicht hinlänglichen Pränumeranten-Anzahl, mit dem Druck der Anfang gemacht werden ſollte, trat der unglückliche Krieg meinem Vorſatze in den Weg, der jedes und folglich auch dieſes literariſche Unternehmen hemmte. Ich wandte indeſſen die mir durch dieſes Ereigniß gewordene Muße zur letzten Feile und Vollendung dieſes Werkes an, und kann, — denn wer pflegt nicht gern ſeines Kindes, ſo lange es im väterlichen Hauſe iſt, — dem Publikum ehrlich die Verſicherung geben, daß das Buch dadurch um ſo viel zuverläſſiger und brauchbarer geworden iſt.

Dieſer dritte Theil enthält die Beſchreibung der Neumark-Brandenburg, in der Art und nach dem

Plane, der bei der Beſchreibung der Kurmark in den beiden erſten Theilen befolgt iſt, folglich eine allgemeine ſtatiſtiſch-geographiſche Ueberſicht der Provinz, eine kurze Beſchreibung der einzelnen Kreiſe und die ſpeziellen Ortbeſchreibungen. Den Beſchluß macht ein vollſtändiges topographiſches Regiſter über alle drei Theile des Werks, wodurch daſſelbe für den Geſchäftsmann eigentlich erſt brauchbar wird. Ich habe bei der Bearbeitung der Neumark weit mehr Unterſtützung gefunden, und weit bereitwilliger von Privatperſonen, von manchen ſogar, ohne ſie aufgefordert zu haben, Nachrichten und Aufſchlüſſe erhalten, wie bei der Kurmark; ſo daß ich von manchen Kreiſen ſo ſpezielle Beſchreibungen hätte geben können, wie Brüggemann ſie von Pommern geliefert hat. Mit aller Zuverſicht kann ich daher hoffen, die Wünſche des Publikums zu befriedigen, und das im ganzen Umfange zu leiſten, was von dieſem Werke, ſeiner Anlage nach, erwartet werden kann.

Es ſoll nun mit dem Druck im nächſten Sommer der Anfang gemacht und unausgeſetzt damit fortgefahren werden; ſo daß dieſer dritte Theil, wo möglich, gleich nach Oſtern 1809 beendigt und mit ihm das ganze Werk beſchloſſen ſeyn wird.

Bratring.
Königl. Geh. expedir. Sekretär.

Da durch die Zeitereigniſſe und den unglücklichen Krieg der größte Theil der reſp. Pränumeranten auf die beiden erſten Bände abgehalten worden iſt, auch auf den dritten und letzten Band obenbeſagten Werkes zu pränumeriren; ſo erſuche ich hierdurch ſämmtliche noch rückſtändige Herren Pränumeranten, die Pränumeration auf dieſen dritten Band noch vor dem 1ſten Julius d. J. mit 3 Rthlr. Preuß. kling. Courant auf Ein Exemplar gefälligſt und poſtfrei einzuſenden. Bis dahin überlaſſe ich auch einem jeden, der die beiden erſten Bände noch nicht beſitzt und auf den dritten zu pränumeriren geneigt iſt, jeden Band für den Pränumerationspreis von 3 Rthlr. Preuß. kling. Courant. Nach dieſer Zeit tritt der Verkaufspreis von 4 Rthlr. 8. Gr. Cour. für jeden Band wieder ein.

Berlin, am 1sten März 1808.

Friedrich Maurer.
Buchhändler, Poſtſtraße Nr. 29.

Merkwürdige Belagerung Magdeburgs im 16ten Jahrhundert; als Gegenſtück zu der im 19ten. 8. Berlin bei Friedrich Maurer 1807, geheftet 8 Gr.

Wer ſich zu unterrichten wünſcht, was unſre Väter im 16ten Jahrhunderte duldeten, als Tilly Magdeburg belagerte, der nehme mit gutem Vorurtheil dieſes kleine Buch zur Hand, befriedigt wird er es hinweglegen. Die traurige Geſchichte jener Zeit iſt in einer zweckmäßig angenehmen Sprache erzählt, und höchſt intereſſant iſt der Vergleich zwiſchen der Erſcheinung in der Vorzeit und der finſtern, die uns vor einiger Zeit anſprach.

8°
Hist.
5013 a/3
Heft 4

Feuerſchirme.

Viertes Heft.

Das Vaterland.

Beiträge
zu
einer Geſchichte der Zeit,
Verſuche
zur
Veredlung des Nationalgeiſtes
und
zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie.

In zwangloſen Heften.

Viertes Heft.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1803.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Man hat den erſten Band dieſer Zeitſchrift einer gütigen Aufnahme und einer milden Beurtheilung gewürdigt; die folgenden Hefte werden beweiſen, daß den Herausgebern daran gelegen iſt, beides zu verdienen.

Unſer Plan beruht nicht auf Partheilichkeit für einen Staat — welchem wir freilich die hohe Anhänglichkeit weihen, die das Eigenthum deſſen iſt, der für das Wort Vaterland Sinn hat; wir haben den unbefangenen Willen, der ſchon aus dem Gefühle des Rechts hervorgeht, einem Staate, deſſen Grundlage ſo viel wahrhaft Gutes in ſich faßt, aus welchem faſt jeder Zwang verbannt war, wo, in einem Grade, wie nirgends, Denk- und Preßfreiheit herrſchten, einem Staate, in welchem man ſich ſo wohl befand, gegen manche unverdiente Kränkung zu ſchützen, mit welcher die Geſchichte des

Tages, die natürlichen Folgen derſelben und des Unglücks überhaupt, ihn belaſtete, ohne jedoch Haß zu fühlen oder zu verbreiten, da wir gern geſtehen, daß ſich neben den Irrthümern auch manches Beachtungswerthe zeigte. Wir erkennen und ehren die Wahrheit, wir prüfen dieſe, und bekämpfen, was uns nicht als ſolche erſcheint, meiden aber, wo ſie ſich nicht aufdrängt, jede Perſönlichkeit. Wir betrachten den Menſchen und den Schriftſteller als zwei Perſonen, ſind immer Freund des Erſteren, und ein Gegner der Meinungen des Letzteren, ſobald ſie uns, als nicht begründet, auffallen.

Doch nicht dieſe Abſichten allein ſind der Kreis, in welchem wir uns zu bewegen gedenken, wir wollen nicht bloß prüfen und vertheidigen, wir wünſchten auch zu — nützen: denn jeder Aufwand von Kraft — ſey er auch der geringſte — wäre zwecklos, wenn er nicht dahin ſtrebte! In dieſer Beziehung werden wir Bemerkungen machen, wo und wie es uns nöthig dünkt, unſre Meinungen freimüthig äußern, wo dieß von Nutzen ſeyn könnte, und Vorſchläge geben, von denen wir glauben, daß ſie, wenigſtens theilweiſe, Beachtung verdienen. Wir werden alles dieſes mit der Beſcheidenheit thun, wie ſie dem Staatsbürger, doch auch mit der Wahrheit, wie ſie dem Schriftſteller ziemt; wir werden aber auch unſere Meinung, unſer Gefühl keinem andern aufzwingen, wohl wiſſend, daß ein anderer Standpunkt beides, und alſo auch die daraus hervorgehende Handlungsweiſe, verändern kann.

Vor allen ſcheint es uns aber nöthig, daß wir nicht die Lage Preußens ausſchließend, ſondern die Deutſchlands überhaupt, berückſichtigen, und alles das, was auf dieſe wirken kann. Wir müſſen Deutſchland, nicht aber einen Theil deſſelben, als den Punkt uns denken, von welchem in der Folge ein dauerndes Glück für die Bewohner erwartet werden ſoll; denn nur in der Einheit des Willens, in der Gemeinſchaft der Kräfte, iſt für Deutſchland das Heil zu finden, wonach jeder Einzelne ſtrebt, und der Nachtheil des Einen muß auf den Andern zurückfallen, ſey es früher, ſey es ſpäter! Als Deutſche von dieſer Betrachtung ergriffen, wünſchen wir nichts ſehnlicher, als daß es uns möglich werden möchte, zu einem großen Verein, zu dem leuchtenden Stern für künftige Jahrhunderte, etwas beitragen zu können — lauter wird ſich dieſer Wunſch in den folgenden Heften ausſprechen, und wir beginnen ſchon in dieſem einen Ueberblick der vergangenen Tage und der nächſten Zeit — in ſo fern wir es nämlich — vermögen. Von jeder neuen Begebenheit haben die Deutſchen eine Veränderung zu erwarten, ſo lange bis das Ganze ſich geſtaltet; ob eine Verbeſſerung zu hoffen? Dieſe Frage wird die herrſchende ſeyn, wenn wir die thatenreiche Zeit beleuchten.

Aus den hier angeführten Gründen haben wir unſrer Zeitſchrift eine neue Abtheilung angefügt, und ihr die allgemeine Ueberſchrift: Anſichten gegeben.

Rein iſt unſre Abſicht, gut unſer Wille. Prüfen und beobachten wollen wir ohne Anmaßung, denn wir könnten zuweilen irren, wie jeder Andere; wir können aber auch, ſobald wir eines Beſſeren überzeugt werden, dieß öffentlich geſtehen. Der Erfolg wird es lehren, daß wir alle Kräfte aufbieten werden, unſrer Zeitſchrift die Achtung der Leſer zu erwerben.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Seite.

Erſter Gedanke eines Preußen beim zurückgekehrten Frieden: Ueber die nothwendige Herſtellung der Armee und Vereinigung aller Truppen-Arten in Brigaden 1

Züge des Muthes, der Tapferkeit und des Edelſinnes im Preußiſchen Heere, während des Krieges 1806 und 1807 . . . 10

Der Rittmeiſter Friedrich von Eiſenhart 17

Der Lieutenant Faber im Corps des Majors von Schill 26

Die ſchwarzen Huſaren in den Jahren 1806 und 1807 29

Wodurch wurde Colberg erhalten? . 41

Der General-Chirurgus Görcke . 43

Hohe Getreidepreiſe. Ueber das phyſiokratiſche Syſtem. (Fortſetzung und Beſchluß.) . 47

Antwort des Verfaſſers der Vertrauten Briefe auf das Schreiben an ihn im 3ten Hefte der Feuerſchirme. (Nebſt Gegenbemerkungen der Herausgeber.) . . . 61

Seite.
Briefe über Berlin. Erſter Brief . 85
Auch ein Urtheil über Berlin, von einem partheiloſen Fremden . . . 91
Einige allgemeine Bemerkungen — nicht zur unrechten Zeit . . . 93
Anzeige einiger neuerdings erſchienenen Schriften über den Preußiſchen Staat . . 97
Anſichten. Welchen Einfluß könnte ein glücklicher Feldzug nach Indien auf Deutſchland haben? 103
Was hat England bei Fortſetzung des Kampfes gegen den Kontinent zu hoffen und zu fürchten? 106
Die Konſtitution für das Königreich Baiern 112
Ueber einige Stellen in einer der neueſten Schriften des Freiherrn von Eggers . . 118
Die litterariſchen Krämer . . . 125
Recenſion. Vertheidigung des großen Cölln wider ſeine Todfeinde. Bei Gelegenheit des Meiſterwerks: Wien und Berlin, ꝛc. 129
Beilagen 131

Erſter Gedanke eines Preußen beim zurückgekehrten Frieden: Ueber die nothwendige Herſtellung der Armee und Vereinigung aller Truppen-Arten in Brigaden.

Das Vertrauen des Führers auf ſeine Truppen und dieſer auf ihn und die unter ihm commandirenden Offiziere, ſo wie die Liebe und das gegenſeitige Vertrauen jeder einzelnen Truppen-Art gegen die andere, iſt bei gemiſchten Commandos eine große Hülfe, und erleichtert das Wirken zum allgemeinen Zweck unendlich; denn wie wenig vertrauensvoll nähert ſich ein Soldat dem Kameraden, der ihm ganz fremd, aus einem andern Lande gebürtig und wohl gar ſeiner Sprache nicht mächtig iſt; *) wie erſchwert dem Offizier dieſes Verhältniß jede Inſtruction, die der nicht deutſch verſtehende Menſch, oft beim beſten Willen, nicht zu faſſen vermag.

---

*) Nach dem Tilſiter Frieden iſt dieſe Bemerkung weniger richtig, als ſie es vor demſelben war. Der Staat beſteht jetzt, Gottlob! nur noch aus wenigen nicht deutſchen Einwohnern, wie in dem verbliebenen Theil von Weſtpreußen und dem Netzdiſtrikt und vielleicht in Oberſchleſien der Fall iſt; allein die große Maſſe iſt jetzt deutſch, der Staat ein deutſcher geworden; vor dem Kriege war die Bemerkung ſehr wahr.

Die Herausgeber.

Dieſem Uebel iſt, meiner geringen Einſicht nach, ſehr leicht und mit bei weiten geringern Koſten-Aufwande, als man glaubt, abzuhelfen; denn ſollte nicht eine Armee von geringerer Stärke, die aus Soldaten beſteht, welche ſich dieſem Beruf ausſchließlich gewidmet haben, mehr wirken, als eine von drei Mal mehr Menſchen, wovon ein großer Theil nur wenige Wochen im Jahr zu ſeiner Beſtimmung angeführt, und dann meiſtens nur ſo exercirt wird, daß die Augen des Reviſors geblendet werden ſollen, und ein Theil aus ſolchen, die zwar ſtets im Dienſt ſind, aber mitunter aus den liederlichſten Ausländern beſtehen, die froh ſind, ihren Wachdienſt gethan zu haben, der ſie ohne dieß zu oft trifft, und ſie abhält, ihre Zeit etwas anderm zu widmen, als dieſem Dienſt, der Ruhe nach demſelben und der gröbſten Arbeit, um zu ihrem geringen Solde ſich noch etwas zu erwerben, was ihr Leben friſte. Es ſind alſo wenige unter dieſen Leuten, die Zeit und Luſt behielten, über etwas nachzudenken, was ihnen nicht ganz nahe liegt, oder ſich auch nur im mindeſten in den gewöhnlichſten Kenntniſſen, wenn auch nur im Schreiben, zu üben, das im Felde nicht allein dem Unteroffizier, ſondern auch dem Schützen, und bei der Cavallerie beinahe jedem Gemeinen höchſt nöthig iſt, da man nicht immer in dem Fall iſt, oder es auch dem Zweck zuwider findet, große Patrouillen oder Feldpoſten zu ſchicken, und ein Rapport, der aus wenigen Zeilen beſteht, mehr Aufklärung geben muß, als die oft verdreheten Beſtellungen eines unerfahrenen Soldaten.

Alſo bliebe über dieſen Punkt meine Meinung, eine kleine, aber ohne Ausnahme aus treuen und möglichſt gewandten Leuten beſtehende Armee zu halten. Um dieß letztere zu bewirken, iſt es indeß wohl nicht hinlänglich, daß in den Bataillons und Esquadrons die Soldaten im Schreiben und Leſen unterrichtet werden, denn dieß iſt in dieſem Alter zu ſpät, die Aufmerkſamkeit des Soldaten iſt durch andere Dinge zu ſehr davon abgehalten, auch er hat wohl meiſtens keine Luſt zu der Sache, die ihn am Erwerb hindert.

Gut eingerichtete Landſchulen, worinnen die Zöglinge einen vernünftigen Grund in den im Leben nothwendigen Kenntniſſen legen, Leſen und Schreiben lernen könnten, beſſer, als bisher geſchehen iſt, und wo weniger gelernt als der Verſtand zweckmäßig geübt würde, damit der junge Mann ſich künftig zu finden wiſſe, müſſen die erſte Baſis zur Erziehung des Soldaten ſeyn. Menſchen zu bilden ſey die Hauptſache; gute Menſchen werden treue Anhänglichkeit an ihr Vaterland haben, und können ſo in der Folge auch gute Soldaten werden.

Alsdann hebe man diejenigen, welche beſondere Luſt und Verſtandesgaben zeigen, aus, und laſſe ſie weiter unterrichten. Dieſe Jünglinge müſſen aber nicht zu früh eingeſtellt werden, wo ſie durch anhaltende Arbeit ihre Geſundheit ſchwächen, und ihre Geiſtesbildung unterbrechen, ſondern müſſen vielmehr von der Bauernarbeit verſchont und unter genauer Aufſicht eines vernünftigen Mannes bleiben, oder beſſer iſt es noch, wenn ſie in der Stadt auf Koſten des Staats durch die Feldprediger oder in Garniſonſchulen zweckmäßigen Unterricht erhalten, in ſo fern nämlich bei dieſem Aufenthalt in den Städten nicht ihre Sittlichkeit leidet.

Sollte mir hiebei eingewendet werden, daß ſich dadurch der nicht früh an äußere Bildung gewöhnte Körper zu ſehr vernachläßigt, und die ſpätere Dreſſur erſchwert, *) ſo ſchicke man jährlich einen vernünftigen Unteroffizier in jedes Kirchſpiel, der die jungen Leute über ſechzehn Jahren im Marſchiren übet, doch müßte dies unter Aufſicht eines Offiziers geſchehen, weil ſonſt der altgediente Corporal von ſolchen Leuten mit Unwillen und oft harter Behandlung mehr verlangt, als der ſchwache Körper leiſten kann, und dadurch in dem bis dahin zweckmäßig behandelten Menſchen, das Ehrgefühl erſtickt, welches bei dieſem, der ſich bald durch Kenntniſſe über den gewöhnlichen Theil ſeiner Kameraden auszeichnen würde, ſo wünſchenswerth iſt. Will man aber dem Bauer die ihm hart ſcheinende Bedingung, daß er gar nicht oder weniger auf Urlaub gehen ſoll, verſüßen: ſo iſt es durchaus nöthig, daß er bei der Cavallerie und leichten Infanterie, deren Ausbildung ſchwerer iſt, nur 12, und bei der Infanterie nur 10 Jahre zu dienen braucht, ſo kann ſodann jeder, der Reiche wie der Arme, zum Dienſt genommen werden. Mit dieſem Wunſch verbinde ich nicht allein die Billigkeit für den Unterthan, ſondern ich bin auch der Meinung, daß, da alsdann mehr Leute nach und nach Soldaten werden müſſen, eine gewiſſe äußere und innere Bildung in die neue Generation von den Vätern kommt, die noch als kraftvolle 30- bis 32jährige Männer nach ihrem Dorfe zurückkehren, und gewiß ihre nachherigen Söhne nicht ſo

---

*) Der gebildetere Menſch iſt leichter zu dreſſiren, als der rohere. Und warum ſollte nicht bei dem Unterrichte gleich auf Dreſſur, oder wie wir lieber ſagen möchten, Uebung des Körpers (Gymnaſtik) Rückſicht genommen werden. Tanzen, Reiten, Ringen, Fechten, Marſchiren bilden den Körper beſſer, als die jetzige ſoldatiſche Dreſſur.
Die Herausgeber.

verwildern laſſen, als der ganz rohe Bauer, der weder äußere noch innere Bildung hat.

Und dann hat man:

1) den unendlichen Vortheil, daß in 20 bis 24 Jahren eine große Anzahl Leute in den Kantons ſich befindet, deren Aelteſter erſt 50 Jahre zählt, und die mit Freuden wieder zu den Waffen greifen, die ſie in zehnjähriger ununterbrochener Dienſtzeit doch warlich haben brauchen lernen, ſobald das Vaterland ruft, das ſie bei dieſer Bildung nothwendig lieben müſſen, ſo bald ihr eigener Herd in Gefahr iſt. Um aber zu bewirken, daß dieſe Männer in dem Alter noch kräftig ſind, wünſche ich, daß der Jüngling nicht vor dem 20ſten Jahre in den Soldatenſtand trit, deſſen Beſchwerden und oft leider auch deſſen Ausſchweifungen den jungen Körper zu früh abſtumpfen.

2) Hat man immer, mit demſelben Koſtenaufwande und mehrerer Gerechtigkeit gegen den gemeinen Mann, ſtets junge Leute im Dienſt. Um aber dem Soldaten die Luſt etwas zu lernen nicht ganz zu verbittern, die er jetzt zu theuer bezahlen mußte, da er ſeine vom Dienſt freien Stunden dem Holzhauen oder anderer groben Arbeit widmen mußte, und ſtellte er dieſe ein, nicht hinlänglich leben konnte, ſo gebe man ihm eine geringe Zulage an Geld und laſſe ihm allenfalls außer Brod noch Fleiſch reichen, gebe jedem Schützen und Unteroffizier ein etwas höheres Traktement, damit ſich der Gemeine nicht mehr vor dieſem Avancement ſcheuet, indem er dann ausgebreitetere Dienſtgeſchäfte hat, und nicht dem andern Verdienſt ſo nachgehen darf; man laſſe ſogar ihm die Ausſicht offen, eher, als der Junker, der ſich nicht applicirt, und wäre er noch ſo vornehm und reich, Offizier

zu werden; doch muß man ihm bei dieſem Schritt, aus einem dazu beſtimmten Fonds, einen Theil der Equipage vergüten, weil er ſich ſonſt, wenn er ganz arm iſt, vor dieſer Beförderung, wie vor der zum Unteroffizier, fürchten muß, und der Staat verliert einen braven, vielleicht vorzüglichen, wenigſtens gewiß ambitieuſen Offizier; denn ſo lange wir noch nicht dahin ſind, daß der größte Theil der Unteroffiziere ſo brauchbar iſt, als unſre jetzigen jungen Offiziere, ſo iſt es durchaus nothwendig, daß die Armee viele, ſehr viele Offiziere hat, denn bei einer geringern Anzahl kommt, hauptſächlich bei der Cavallerie, der junge Offizier zu leicht in Verlegenheit, etwas Bedeutendes zu führen, und dadurch vielleicht grenzenloſen Schaden zu ſtiften; ſind hingegen, beſonders bei leichten Truppen, die oft ſehr vereinzelt werden, mehrere gute Unteroffiziere, ſo können ſolche auch detachirt werden, wozu man jetzt, bei deren Mangel, ſchon Offiziere nehmen muß, dadurch wird dieſen der Dienſt oft ſo ſchwer, daß ſie wohl nach ihrer Pflicht handeln können, aber bei raſtloſer Thätigkeit den Körper abſpannen, und den Beſchwerden erliegen müſſen, auf jeden Fall aber gehindert werden, ihre Geiſteskräfte auszubilden, und ſchärfere Blicke auf das Ganze zu thun.

Doch ich ſchweiſe von meinem Thema ab, und verweile mich zu lange bei der Erziehung des Soldaten, worüber vielleicht ſchon ſo viel geſchrieben iſt, daß man bei Ergreifung der Mittel bald das beſte herausfinden wird.

Der Satz, den ich eigentlich in dieſen Zeilen vertheidigen will, iſt bloß, daß ich es aus mehrern Gründen für beſſer halte, wenn auch in Friedenszeiten alle Truppen-Arten in einer nähern Verbindung bleiben, ſich gleichſam verbrüdern, und aus dieſer Zuſammenſtellung, beſonders im Felde, nicht ohne dringende Veranlaſſung, getrennt werden.

Es hätten z. B.

10 Compagnien Musketier,
2 — Grenadier,
2 — Füſilier,
1 Commando von 50 bis 60 gelernten Jägern und Förſterſöhnen zum Tirailliren,
1 Esquadron Küraſſier,
2 — Dragoner,
2 — Huſaren und eine halbe reitende Batterie

1) denſelben Kanton, woraus die größten Leute zur Infanterie (deren Elite ſodann zu den Grenadieren abgegeben würde), die kleinern aber zur Cavallerie, leichten Infanterie und Artillerie genommen würden; doch muß nie ein unſicherer Menſch zur Cavallerie geſetzt werden, wo er theils beim Patrouilliren, theils auf Vedette mehr Gelegenheit zur Deſertion hat, und dem Könige durch Mitnahme des Pferdes ſchon viel Schaden thut, und noch unendlich größeren durch Verrathen unſrer Ankunft oder Stellung thun kann; indeſſen würde wohl dieſer, wie jeder andere Exceß, bei dem jetzigen Schlag der Einländer, die nicht mehr durch den untreuen Ausländer verführt werden, ſelten vorfallen.

In ſolcher Vereinigung würden ſich bald dieſe Landsleute alle wie Brüder lieben, eine Truppen-Art, die andere nicht verlaſſen, und gewiß nach Möglichkeit gegen den gemeinſchaftlichen Feind wirken.

Der alsdann, nach meiner vorigen Behauptung, patriotiſcher geſinnte Vater würde, auch ſelbſt aus dem Grunde, ſeinen Sohn ſchon mit zehnjähriger Dienſtzeit los zu bekommen, ihm nicht ſchon in früher Jugend Mittel wider den Wachsthum geben, was man jetzt leider oft hört, indem der zu kleine Menſch nicht Soldat zu werden braucht, und ſo würden wir bald einen größern, hauptſächlich einen geſunderen Menſchenſchlag erhalten. Dann kann man, meiner Einſicht nach, bei den leichten Truppen die Leute noch kleiner *) als bisher nehmen, da dieſe, wenn ſie geſund, gewöhnlich dauerhafter, als die größeren ſind; und gewinnt man nachher bei ihrer Verabſchiedung, um ſo viel mehr dreſſirte Leute in den Cantons zur Wiedereinſtellung bei vorfallendem Kriege.

2) Eine Aehnlichkeit in der Uniform, z. B. gleiche Farbe der Aufſchläge, bezeichnet theils die Brigade, und vergrößert auch das Vertrauen der Soldaten gegen einander.

3) Möglichſte Nähe der Garniſonen (und, wo es thunlich iſt, in ihrem Canton), damit ſie nicht bloß in der Exercierzeit ſich ſehen, ſondern öfter, und dann mit einander exercieren, und hauptſächlich manöveriren können.

4) Einen und denſelben Chef, der indeß keine Compagnie hat, und genauer Reviſor über die Bataillons-, Esquadrons- und Compagnie-Commandeurs bleibt.

Hiergegen wird mir Mancher vielleicht einwenden, daß es wenige Generale giebt, die alle Truppen-Arten richtig zu führen wiſſen. —

Das wäre freilich ſchlimm, und ganz dem Zweck eines ſolchen Mannes entgegen; aber er muß doch im Manöveriren gleiche Grundregeln anerkennen, er ſei Infanteriſt oder Cavalleriſt; es wird wenigſtens dieſe Einthei-

---

*) Sollte man überhaupt noch auf das Maß ſehen müſſen? Iſt Stärke immer mit Größe verbunden?

Die Herausgeber.

lung die jüngern Offiziere mit dem Gebrauch anderer Truppen-Arten bald bekannt machen, aus welchem Grunde ich auch für die interimiſtiſchen Verſetzungen derſelben in der Brigade von einer Truppen-Art zur andern ſehr eingenommen bin, weil dieß, außer der in allen Lagen möglichen Theorie, auch Uebung giebt, und beides verbunden, mit der Zeit fertige Generale bildet. Und endlich iſt ja das Exercieren weniger die Sache des Brigadiers, der ſich indeß bald Kenntniſſe davon erwerben kann, als die des Bataillons-Commandeurs. —

Selbſt bei dem Zuſammenſtoßen mehrerer Brigaden, ſowohl auf dem Exercierplatz, als im Reellen, müſſen ſie durchaus ſtimmen, ſo bald nur ſtreng darauf gehalten wird, daß ſowohl Brigadiers, als Bataillons-Commandeurs durchaus den Stolz fahren laſſen, eine Neuerung, (beſtehe ſie im andern Tritt, oder Wendung, oder ſelbſt in Erfindung neuer Aufmärſche, Frontveränderungen u. ſ. w.) einzuführen, und wird darin jeder gern zum Wohl des Ganzen bei der feſtgeſetzten Beſtimmung bleiben, beſonders wenn ihm die Freiheit nicht benommen iſt, als denkender Militair Vorſchläge über dergleichen Erfindungen zu machen, die indeß Niemand eher ergreifen darf, bis ſie als gedruckter Nachtrag des unumſtößlichen Reglements erſchienen. Zu allen angeführten kömmt endlich auch der rückwirkende Vortheil, welchen im Kriege der beſtimmte Brigadier hat, wenn ſeine Truppen ihn kennen und lieben, er auch weiß, in wie fern er ſich auf dieſe verlaſſen kann.

Der Vorzug, den dieſe Eintheilung vor vielen andern hat, wird noch dadurch erweitert, daß der König nach der erſten Revüe ſchon den Werth des Brigadiers in der Gewandtheit der Truppen, die ganz allein ſein

Werk iſt, beurtheilen könnte; da ſonſt zu einem jeden Manöver die verſchiedenen Truppen-Arten für ſich allein durch verſchiedene Commandeurs, Chefs und Inſpecteurs erſt dahin gebracht werden mußten, und dieſe verſchiedenen Führer leider auch oft verſchiedene Methoden hatten, mithin man nie genau wiſſen konnte, wem dieſes Gute oder Böſe beizumeſſen ſey.

Schließlich iſt auch wohl die ſo ſehr beträchtliche Erſparniß im Etat dieſer Truppen gegen den ſonſtigen zu bemerken, da nicht allein durch die kleinere Anzahl der Generale und Wegfallung des halben Unterſtabes die Tractemente beſſer verwendet werden können; ſondern es hört auch noch die unermeßliche Ausgabe ſämmtlicher Werbegelder ganz auf.

v. W . . . . .

Züge des Muthes, der Tapferkeit und des Edelſinnes im Preußiſchen Heere, während des Krieges 1806 und 1807.

Die Lieutenants von Keudel und von Werder des Regiments ſchwarzer Huſaren, von welchen der erſtere mit 25, der letztere mit 50 Huſaren zu Streifpatrouillen commandirt war, ſtießen in den erſten Tagen des Februars 1807 Abends vor dem Dorfe Loncurreck ohnweit Biſchofswerder zuſammen, um einen Poſten von 50 franzöſiſchen Cüraſſieren, der am Mittage dort eingerückt war, aufzuheben.

Ein ihnen begegnender Bauer ſagte aus, daß ſo eben noch ein ganzes Cüraſſier-Regiment das Dorf beſetzt habe.

Weil indeß ſolche Angaben gewöhnlich übertrieben ſind, indem die Furcht dem Landmann alles größer vorſtellt, ſo beſchloſſen beide Offiziere, doch den Ueberfall zu unternehmen.

Es attakirte daher der Lieutenant von Keudel durch einen Eingang ins Dorf rechter Hand, und der Lieutenant von Werder linker Hand die ſich ihnen entgegenſetzende noch nicht abgeſeſſene Cavallerie.

Der erſtere, welchem gegenüber ſich drei Esquadrons formirt hatten, mußte ſich zurückziehen, und wurde ſo raſch verfolgt, daß dem letzteren dadurch, ehe er es in der Dunkelheit bemerken konnte, der Rückweg durch ein Defilée, welches er repaſſiren mußte, verſperrt wurde.

Als er durch das Schießen in ſeinem Rücken dieſe Entdeckung machte, ließ er ſofort zum Rückzuge blaſen, und ob er gleich von den im Dorfe befindlichen Cüraſſiren verfolgt wurde, ſo konnten ſie ihm doch mit ihren ſchweren Pferden nicht raſch genug folgen.

Er fand aber das Defilée von drei Esquadrons feindlicher Reuter beſetzt; welche ihm zuriefen, ſich zu ergeben, da er ganz eingeſchloſſen ſey.

Statt deſſen griff er aber den Feind mit großer Lebhaftigkeit an, und bahnte ſich und ſeinen Huſaren glücklich den Weg mitten durch den Feind, wobei ſeine Leute ſogar noch viele Beutepferde mit in ihr Quartier brachten.

In der Schlacht von Heilsberg am 13. Junius 1807 ſtürmten drei Bataillone der franzöſiſchen Linien-Infanterie die große Schanze auf dem rechten Flügel der ruſſiſchen feſten Poſition mit ſolchem Nachdruck, daß die Ruſſen, vom öſteren frühern Stürmen erſchöpft, ſich ſchon aus der Verſchanzung zurückzogen.

Kaum bemerkte dieß der Major von Coſel, Regiments ſchwarzer Huſaren, welcher mit zwei Esquadrons dieſes braven Regiments rechts der Schanze poſtirt war, ſo ſtürzte er ſich mit ſeinem kleinen, aber ausgezeichnet tapfern Haufen in die Mitte dieſer feindlichen Bataillone, welche ihn und ſeine Leute auf zehn Schritte mit dem Bataillonsfeuer empfingen.

Nachdem die Huſaren das Centrum des Feindes geſprengt hatten, wurde dieſe Infanterie nach beiden Flügeln niedergehauen, während deſſen die Ruſſen die Schanze wieder beſetzten.

Der Major von Coſel erhielt zwei Bajonettſtiche und der Lieutenant Graf von Hardenberg zwei Schüſſe und fünf Bajonettwunden, woran er einige Tage darauf ſtarb. Dreißig Huſaren blieben auf dem Fleck, und ein großer Theil des Ueberreſtes erhielt ehrenvolle Wunden, als Andenken ihrer Bravour.

Der Lieutenant von Heyking, vom Regiment ſchwarzer Huſaren, ſtand zu Woynitt im Ermeländiſchen, mit dreißig Huſaren auf Vorpoſten.

Hier meldete man ihm, daß im Dorfe Baſien, am rechten Ufer der Paſſarge, ein franzöſiſcher Oberſter mit zwanzig Chaſſeurs eingerückt ſey, ſich aber unweit dem Dorfe ein Infanterie-Bivouac von einem Bataillon befände.

Der Lieutenant von Heyking beſchloß, deſſen ungeachtet, da er des Terrains ganz kundig war, einen Ueberfall zu verſuchen.

Er ließ daher das Dorf Woynitt mit einem Unteroffizier und zehn Huſaren beſetzen, ging mit zwanzig Mann, durch Schleichwege, eine Meile von der Linie, und es glückte ihm ſein Unternehmen dergeſtalt, daß er ſchon vor dem Edelhofe war, wo der franzöſiſche Oberſte im Quartier lag, ehe die franzöſiſchen Chaſſeurs etwas davon gemerkt hatten.

Nun wäre es ihm ein leichtes geweſen, die Ueberraſchten zu Gefangenen zu machen und fortzuführen; aber zufällig befand ſich gerade ein preußiſcher Offizier als Parlamentair, wegen Auswechſelung gefangener Offiziere, auf dieſem Poſten; und da dieſer Umſtand an ſolchen Orten alle Feindſeeligkeiten unterſagt, ſo mußte der junge brave Offizier ſich mit dem Beifall des Bravour ſchätzenden franzöſiſchen Oberſten begnügen und unverrichteter Sache wieder zurückmarſchiren.

Der Lieutenant v. N. im Füſilier-Bataillon von Ivernois ſammelte ſich während der Schlacht von Lübeck einige dreißig Mann, poſtirte ſich mit dieſen auf den Wall, und vertheidigte ſich bis aufs äußerſte. Als ſich ſeine Leute gänzlich verſchoſſen hatten, und keine Möglichkeit mehr zum Durchſchlagen war, ſo gab er der abermaligen Aufforderung des Feindes Gehör, jedoch unter der Bedingung, daß weder er noch ſeine Leute geplündert würden.

In dieſen Augenblicke, als er mit dem dazu beorderten franzöſiſchen Offizier die Capitulation abſchließt, kommt noch eine Kanonenkugel von den ſich zurückziehenden Preuſen geflogen, und gehet ganz nahe über Beider Köpfe weg. Der franzöſiſche Offizier bückt ſich; in demſelben Augenblicke kehrt ihm der Lieutenant v. R. verächtlich den Rücken, und ruft den übrigen Franzoſen, welche ihn umringt haben, zu:

„Wenn ihr keinen andern als dieſen Elenden habt, „der ſich vor einer Kanonenkugel fürchtet, ſo laß ich mich „nicht gefangen nehmen.“

Nun tritt der Commandeur des Bataillons ſelbſt zu ihm, überhäuſt ihn mit Lobſprüchen, und führt ihn in Begleitung mehrerer Offiziere nach dem goldenen Engel, woſelbſt er mit vieler Diſtinction behandelt wurde. Dieſer junge Offizier, der als Junker bei dem Füſilier-Bataillon v. Hinrichs ſtand, hat ſich ſchon in der polniſchen Campagne bei Warſchau, Labuſchin und Bromberg ſehr vortheilhaſt ausgezeichnet, iſt auch dafür mit der goldenen Medaille belohnt worden.

Auf dem Amte Schmolenen bei Guttſtadt wurde der Uhlane Grevis, welcher mit ſeinem Pferde geſtürzt war, völlig geſund durch zwei franzöſiſche Chaſſeurs als Gefangener eingebracht. Die franzöſiſchen Offiziere, welche eben auf dem Amte waren, ließen ihm ſein Pferd und ſeine Pieke wiedergeben, und er ſollte ihnen zeigen, welchen Nutzen ſeine Pieke hätte. Der Uhlane macht alle Manövres, die ihm mit der Pieke gelehrt waren, durch; als er ſchon am Ende ſeiner Manövres iſt, tritt ein franzöſiſcher Offizier aus dem Haufen hervor, zieht ſeinen Säbel und ſagt, indem er ihm einen derben Hieb mit der flachen Klinge giebt:

Wenn ich dir aber ſo! komme? In dem Augenblicke wirſt der Uhlane ſein Pferd herum, und ſagt: „Kommſt du mir ſo! ſo komm ich dir ſo!“ ſtößt den Offizier zu Boden und ſprengt im vollen Galopp davon. Alle ſehen ihm ſtaunend nach, und nur ſpät kommt man zu dem Entſchluſſe ihm nachzuſetzen. Dieſer entſchloſſene Mann ſoll kurz darauf in einer Action geblieben ſeyn.

Der Lieutenant von Kleniewsky im Füſilier-Bataillon von Borell du Vernay, wurde am 15. October 1806 nebſt 4 Fourier und 8 Fourierſchützen nach Merſeburg commandirt, um dort für das Bataillon Quartier zu machen. In demſelben Augenblicke, als er nebſt ſeinen Leuten in dem Hauſe des Servis-Rendanten, welcher auch zugleich Schützenkönig war, und die hölzerne Trommel der Schützengilde bei ſich auf dem Flur hängen hatte, die Billetts in Empfang nehmen wollte, rücken 50 franzöſiſche Chaſſeurs zu Pferde ein und reiten gerade nach dem Rathhauſe, woſelbſt ſie eine ſtarke Contribution und Quartier fordern. Sobald der von Kleniewsky dieſes erfährt, läßt er einen von ſeinen Leuten die vorerwähnte Trommel umhängen, läßt ihn in einiger Entfernung folgen und unaufhörlich Lärm ſchlagen; er aber rückt mit ſeinen übrigen 11 Mann gegen das Rathhaus durch eine enge Straße vor, läßt feuern, und ſtreckt einige zu Boden, worauf die übrigen die Flucht ergreifen, der Commandeur aber und 2 Mann, die auf dem Rathhauſe waren, wurden zu Gefangenen gemacht.

Durch dieſe Entſchloſſenheit rettete der brave Offizier die Stadt von einer Contribution und läſtigen Einquartierung.

Während der Schlacht von Auerſtädt hatte der Lieutenant v. R. vom Huſaren-Regiment v. Köhler, mit 30 Pferden einen Paß beſetzt, welchen der Feind paſſiren mußte.

Er behauptete ſeinen Poſten bis den andern Tag nach der unglücklichen Schlacht. Nachdem er ſich trotz aller Anſtrengung nicht länger halten konnte, warf er ſich nach Erfurth. Hier ließ er ſeine Leute abſitzen und die ermüdeten Pferde füttern. Während dieſer Zeit wird auch ſchon die Capitulation von Erfurth abgeſchloſſen, und die Franzoſen beſetzen die Außenpoſten. Der Lieutenant v. R. erklärt, daß er unter keiner Bedingung an der Capitulation Theil nehmen würde. Er befiehlt ſeinen Leuten gleich aufzuſitzen, ſprengt zum Thore hinaus, wirft die franzöſiſchen Poſten, die ihm den Weg verſperren wollen, über den Haufen, und ſchließt ſich an das Weimarſche Corps an, welches bei Havelberg mit dem von Blücherſchen vereinigt wurde. Hier hat er bis nach der Schlacht von Lübeck ſehr gute Dienſte geleiſtet.

Als in der Schlacht von Heilsberg die zwei Escadrons ſchwarzer Huſaren, welche drei Bataillons feindlicher Infanterie faſt ganz niedergehauen hatten, auf einem der ihnen angewieſenen Poſten angelangt waren, erhielten ſie die Nachricht, daß die Coſacken, auf dem Platz, wo ſie kurz vorher attakirt hatten, die Leichen und Verwundeten ausplünderten.

„O!“ riefen einige dieſer braven Soldaten, „man „laſſe ſie; die Ehre des Tages iſt unſer, und dieſe kann „man uns doch nicht nehmen.“

Der Rittmeiſter Friedrich von Eiſenhart.

Unter den Männern, welche ſich in dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1806 auszeichneten, verdient der Rittmeiſter von Eiſenhart einer vorzüglichen Erwähnung, theils wegen der Art von Geſchäften, welche ihm anvertraut waren, wodurch ſo manche ungereimte Behauptungen unwiſſender und übelgeſinnter Krittler widerlegt werden, theils wegen des Muthes und der Beſonnenheit, die er bei Ausführung jener Geſchäfte ſowohl, als auch beſonders bei ſeinem Rückzuge bewies. Die nachſtehende Erzählung der Begebenheiten des Herrn v. Eiſenhart verdankt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes einem vertrauten Freunde deſſelben, welcher zum Theil bei jenen Ereigniſſen ſein Gefährte war, und glaubte, daß die Mittheilung derſelben ſo wenig die Beſcheidenheit des wackern Rittmeiſters beleidigen, als den Leſern dieſes Journals unangenehm ſeyn würde, um ſo mehr, da ſie manchen wichtigen Aufſchluß über die Begebenheiten jenes Feldzuges enthält. So viel zur Einleitung; mehr ſagen, würde dem Leſer vorgreifen heißen und ſein Urtheil beſtechen wollen.

Zu Ende des Monaths Auguſt 1806 wurde Herr von Eiſenhart von dem General-Lieutenant von Rüchel von Hannover nach der Fränkiſchen Grenze geſchickt, um die Bewegungen der franzöſiſchen Armee in der Nähe zu beobachten und darüber zu berichten. Herr von Eiſenhart hielt ſich beſonders zu Coburg auf, und bewies durch die wichtigen Rapporte, welche er erſtattete, wie ſehr er des in ihm geſetzten Vertrauens würdig ſey. In mehreren Berichten machte er auf die Wichtigkeit des Werrathales, vorzüglich des Sattelpaſſes, aufmerkſam, um ſo mehr, da die Abſicht der Franzoſen, ſich deſſelben zu bemeiſtern, immer deutlicher wurde. Auch der General-Lieutenant v. Rüchel war davon überzeugt, und es war gewiß nicht ſeine Schuld, daß man dieſen Gegenſtand nicht gehörig berückſichtigte. So gut gewählt auch die Maßregeln des Herrn v. Eiſenhart waren, der, als Urſache ſeines Aufenthaltes in Coburg, den unglücklichen Ausgang eines mit einem Staabsoffiziere gehabten Duells angab, ſo wurde ſeine Lage dennoch kritiſch, als ſich die franzöſiſche Armee näherte. Dieß und Warnungen von mehreren Seiten mehrmals wiederholt, veranlaßten ihn, Coburg zu verlaſſen, und er wurde nun mit einem Commando von 40 Pferden in Hildburghauſen poſtirt. Ein eben ſo ſtarkes Commando ſtand in Meinungen unter dem Lieutenant v. Plützow, und ſpäterhin wurde auch Coburg mit 30 Pferden unter den Lieutenant von Brehmer, Huſaren-Regiments von Rudorff, beſetzt. Durch dieſe Commandos wurde eine Vorpoſtenkette gebildet, die aber, des weitläuftigen und coupirten Terrains wegen leicht durchbrochen werden konnte, daher die Commandirten Tag und Nacht in Bewegung ſeyn mußten.

Am 6. October verſuchte der Feind die Kette zu durchbrechen jedoch ohne Erfolg; in der folgenden Nacht aber drang derſelbe mit einer ſtarken Colonne nach Coburg vor, und bemächtigte ſich ſchnell des wichtigen Sattelpaſſes. Der Lieutenant v Brehmer entging nur durch ſeine Entſchloſſenheit und Bravour der Gefangenſchaft. Herr von Eiſenhart benachrichtigte den König auf's ſchleunigſte von dieſem Vorfalle.

Den 12 October traf der Herzog von Weimar mit ſeinem Corps in Hildburghauſen ein, und gab dem General von Rudorff Befehl, mit 5 Esquadrons ſeines Regiments eine Demonſtration gegen Coburg zu machen, theils um die Aufmerkſamkeit des Feindes auf dieſen Punkt zu lenken, theils um Nachrichten von der Stärke und von den Bewegungen deſſelben einzuziehen. Mit Vergnügen nahm der General von Rudorff das Anerbieten des Herrn von Eiſenhart, mit ſeinem Detaſchement Theil an der Expedition zu nehmen, an, um ſo mehr, da dieſer Offizier das Terrain genau kannte.

Nur noch zwei Stunden ungefähr war man von Coburg entfernt, als der Herr von D*** aus Coburg leichenblaß angeſprengt kam und die Nachricht brachte, Prinz Louis Ferdinand ſey geſchlagen und gefallen, Coburg von dem Feinde ſtark beſetzt, und eine Colonne von 80,000 Mann im Anmarſch. Der General von Rudorff wurde hierdurch bewogen, den Befehl zum Rückmarſch zu geben, und erwiederte auf die Vorſtellungen der Offiziere, die einſtimmig in ihn drangen, doch erſt nähere Nachrichten einzuziehen, ehe er ein Unternehmen aufgäbe, von welchem ſie ſich alle Ruhm und Ehre verſprachen, daß er es nicht wagen dürfe, weiter vorzugehen, weil er ſonſt von dem Corps des Herzogs abgeſchnitten werden könne. Herr von Eiſenhart hielt die Nachrichten des Herrn von D*** für übertrieben und durch die Furcht vergrößert; er entſchloß ſich daher mit ſeinem Commando von 40 Pferden allein nach Coburg zu gehen, was er um ſo eher wagen zu können glaubte, weil er die Gegend genau kannte. Gegen 5 Uhr Abends wurde der ſorgloſe Feind überfallen, die Wache niedergehauen, ein Offizier und neunzehn Gemeine gefangen, einige funfzig Gewehre, neun volle Pulverwagen, einige Pferde und eine bedeutende Anzahl Vieh erbeutet. Der Feind zog ſich durch die Gärten nach den nahen Bergen und verbreitete ein ſolches Schrecken, daß ein bedeutendes Detaſchement Cavallerie, welches von Cronach her im Anmarſch war, nicht vorzurücken wagte. Faſt vier Stunden mußte Herr von Eiſenhart in Coburg verweilen, um die zum Transport der Beute benöthigten Ochſen von den Dörfern herbeizuſchaffen, und nur nachdem er gegen 9 Uhr die Stadt verlaſſen hatte, wagte es der Feind wieder vorzurücken. Gegen 1 Uhr in der Nacht erreichte Herr von Eiſenhart mit ſeiner Beute glücklich Hildburghauſen, ohne bei dieſer kühnen Expedition auch nur einen Mann verloren zu haben. Hier fand er den Lieutenant von Gagern, vom Regiment von Tſchammer, mit 20 Schützen und 30 Jägern, die ihm der General-Lieutenant von Rüchel ſandte. Nun konnte er die Stadt gehörig beſetzen, ſeinen Huſaren einige Ruhe verſtatten, und war nicht mehr genöthiget, ſich, wie es bisher geſchehen war, des Nachts in den Thüringer Wald zurück zu ziehen. Am 15. October hatte Herr von Eiſenhart eben die nöthigen Anſtalten getroffen, einen Artillerietrain abholen zu laſſen, der, ſichern Nachrichten zu Folge, wegen Mangel an Pferden, bei Gräfenthal ſtehen geblieben war, als er den Befehl bekam, ſämmtliche im Werrathale ſtehende kleine Detaſchements an ſich zu ziehen, und ſie, in Eilmärſchen, der Armee nach Halle nachzuführen. Von der verlorenen Schlacht hörte Herr von Eiſenhart erſt in Suhl ſprechen, und erfuhr einige nähere Umſtände, als er weiterhin über 100 Mann vom Regiment von Zweiffel, ohne Gewehre, begegnete, die ſich als Verſprengte angaben. Dieſer bei der Preußiſchen Armee bisher unbekannte Ausdruck veranlaßte den Herrn von

Eiſenhart um ſo mehr, dieſe ſo genannten Verſprengte als ſchändliche Flüchtlinge anzuſehen, weil ſie keine Gewehre hatten; er nöthigte ſie daher ihm zu folgen, und als einer davon entſpringen wollte, wurde er von einem Jäger des Detaſchements erſchoſſen. *) Nach einem Marſch von 2 Tagen und 2 Nächten, während welcher man nur ſo lange Zeit anhielt, als zum Futtern nothwendig war, kam Herr von Eiſenhart glücklich nach Ohrdruff. Weil Gotha bereits von den Franzoſen beſetzt war, mußte er den Weg durch den Thüringer Wald über Georgenthal nach Eiſenach einſchlagen. Unweit Eiſenach erfuhr er, daß 5000 Preußiſche Kriegesgefangene unter einer Bedeckung von einigen hundert Mann von Gotha nach Frankreich transportirt würden, und ſogleich faßte er den Entſchluß, ſie zu befreien, ſobald ſich nur die im höchſten Grade ermüdeten Leute etwas erholt, und die Pferde gefuttert worden wären. Während dieſer Zeit gelang es dem Lieutenant Hellwig, dieſes Unternehmen mit dem bekannten, glücklichen Erfolge auszuführen. Weil auch Langenſalze ſchon von dem Feinde beſetzt war, mußte Herr von Eiſenhart längs der Heſſiſchen Gränze über Treffurth marſchiren; einige Stunden vor dem Feinde erreichte er Heiligenſtadt, und ſtieß, nach einem ununterbrochenen Marſch von 5 Tagen und 5 Nächten, mit ſeinem Detaſchement von 7 Offiziers (unter welchen ſich beſonders der Lieutenant von Gagern durch ſeinen Muth ausgezeichnet hatte), 120 Jägern, Schützen und Füſilieren und 80 Huſaren hinter Oſterode zum Corps des Herzogs von Weimar, der

---

*) Dieß geſchah beſonders auf Veranlaſſung des Lieutenants von Gagern, der auch hierbei den Herrn von Eiſenhart, der zwei Tage lang ſehr krank war, auf das thätigſte unterſtützte.

ihn bereits für verloren hielt, und mit der größten Freude und Bezeigung ſeiner Zufriedenheit empfing. Der Unteroffizier Hoffmann, von der Esquadron des Rittmeiſters v. Oſorowsky, und der Huſar Heinrich, von der Esquadron des Majors von Görtz, verdienen, ihres auf dieſem Marſche und bei jeder Gelegenheit bewieſenen vorzüglichen Muthes wegen, einer rühmlichen Erwähnung.

Auf die Nachricht, daß der Feind Helmſtädt, nur 1½ Stunde vom Hauptquartier entfernt, beſetzt habe, erhielt der Herr von Eiſenhart den Befehl, mit einem Commando, welches aus den Ordonnanzen und Verſprengten, einem bunten Gemiſch von Huſaren, Dragonern und Cüraſſieren von allen Farben, beſtand, bis Helmſtädt zu patrouilliren. Er übernahm ſelbſt die Spitze der Avantgarde, kam glücklich nach Helmſtädt, welches der Feind in dem Augenblicke verließ, und kehrte ſpät in der Nacht in's Hauptquartier zurück. Den Tag darauf ging er wieder zum Regiment von Plötz Huſaren, welches die Arrieregarde der Colonne des General-Lieutenants von Winning machte. Er nahm den thätigſten Antheil an dem glorreichen Gefechte bei Wahren, wo ſich der General-Lieutenant von Blücher mit dem Corps des Herzogs von Weimar vereinigte. Hier war es, wo einige Esquadrons des Huſaren-Regiments von Plötz, und ein Detaſchement des Huſaren-Regiments von Köhler, mit dem beſten Erfolge in die feindliche Cavallerie einhieben, ſie zurückwarfen und viele Gefangene machten, wobei der Lieutenant Graf v. Lavalette verwundet wurde. Beſonders zeichneten ſich hier die Jäger unter Anführung des Oberſten v. York und Majors v. Witzleben aus, und vertheidigten ſehr lange den Wald gegen die mit Uebermacht herandringende

Infanterie und Cavallerie des Feindes. Als nach einem rühmlichen Kampfe die geringere Zahl der Preußen dem weit überlegenen Feinde weichen mußte, ſo wäre die Jäger-Compagnie des Majors von Lichtenhayn, unter Anführung des Hauptmanns von Valentini, welche man nicht zeitig genug von dem Abmarſche unterrichtet hatte, gewiß verloren geweſen, wenn nicht der brave Major von Katzeler mit ſeiner Esquadron, bei welcher ſich auch der Herr von Eiſenhart befand, den Rückzug jener Compagnie gedeckt hätte. Durch das Beiſpiel ihres tapfern Chefs angefeuert, hielt die Esquadron ruhig, dem ſteten Feuer mehrerer Kanonen ausgeſetzt, die mehrere Huſaren tödteten, bis die Jäger gerettet waren und es finſter wurde, worauf ſie alsdann dem Corps folgte.

Am 5. November erhielt der Herr von Eiſenhart Befehl von dem Herzoge von Braunſchweig-Oels, welcher die Colonne des krank gewordenen General-Lieutenants von Winning commandirte, mit dem Cornet von Prittwitz und 60 Pferden, vom Huſaren-Regiment von Plötz, den Marſch des Bataillons von Hövel, vom Regiment von Braunſchweig, zu decken, welches mit zwei Kanonen Ratzeburg beſetzen, und dort mehrere Bedürfniſſe, an welchen das Corps Mangel litt, requiriren ſollte. Zwar hatten die Einwohner die Stadt beſetzt und die Brücke aufgezogen, aber einige ernſthafte Worte räumten bald dieſe Hinderniſſe aus dem Wege. Kaum eine Stunde waren die Preußen in der Stadt, als der Feind vorrückte, eine Batterie ſogleich aufwarf und die Stadt, jedoch ohne ihr Schaden zuzufügen, beſchoß. Von 1 Uhr bis 5 Uhr Abends wurde der Poſten behauptet; als aber die feindliche Cavallerie die Teiche umging, welche die Stadt in der Fronte deckten, und ſichere Nachrichten von der überlegenen Macht des von dem Prinzen Murat geführten Feindes einliefen, bewog der Herr von Eiſenhart den Major von Hövel, der ſich durchaus in der Stadt behaupten wollte, zum Abmarſch, und man erreichte Nachts um 1 Uhr Lübeck, vom Feinde nur wenig beunruhigt. Am 6ten Morgens erfuhr Herr von Eiſenhart zufällig, daß ſich die Mindenſche Caſſe auf einem Schiffe befände, welches nach Travemünde ſegeln und von da nach Danzig abgehen wolle. Da Travemünde bereits von den Franzoſen beſetzt war, ſo erbat und erhielt Herr von Eiſenhart von dem General-Lieutenant von Blücher die Erlaubniß, dieß Geld anhalten zu dürfen. Mit Hülfe des Cornets von Prittwitz und einiger Huſaren zwang Herr von Eiſenhart den Schiffer am Burgthore anzulegen, ließ das Geld aus und auf Wagen laden und fortfahren, während der Feind [illegible] heftiges Kanonenfeuer auf das Burgthor machte. Der General-Lieutenant von Blücher befahl hierauf dieſe Gelder an die Regimenter und Bataillons, welche ſeit mehreren Löhnungstagen keine Löhnung erhalten hatten, gegen Quitung der Commandeurs zu zahlen. Als man hiermit vor dem Holſteiner Thore beſchäftigt war, ſtürzten mehrere Dragoner und Huſaren von verſchiedenen Regimentern aus der Stadt, und wollten über das Geld herfallen. Als Herr von Eiſenhart dieß verhindern wollte, riß ihm ein Huſar des Regiments von Gettkandt die Cartuſche ab, aber in demſelben Augenblicke ſpaltete ihm Herr von Eiſenhart, der nie ſeine Beſonnenheit verlor, den Kopf. Hierdurch wurden die Pflichtvergeſſenen [illegible]ſtürzt und die Gelder gerettet. Mit vieler Anſtrengung gelang es dem Herrn von Eiſenhart, die

Fäſſer wieder auf die Wagen zu bringen, und ſein Commando, jetzt nur noch 30 Mann ſtark, zuſammen zu halten. Nach mehreren Hin- und Herzügen entſchloß ſich Herr von Eiſenhart nach Eutin zu marſchiren, wo ſich der Herzog von Weimar aufhielt. Er wollte die Wagen als zur Equipage des Herzogs gehörig ausgeben und ſo die Däniſche Linie zu paſſiren ſuchen. Gegen 10 Uhr Abends kam er unweit Eutin an einen Däniſchen Poſten. Der dort commandirende Däniſche Offizier wollte ihm aber durchaus nicht erlauben, weiter vorzurücken, und nach vielen fruchtlos angewendeten Bitten und Vorſtellungen war er genöthigt, mit ſeinem Detaſchement, welches nun nur noch aus dem Cornet von Prittwitz, 3 Unteroffizieren und 13 Mann beſtand, umzukehren.

Um ſich her ſah er eine Menge Wachtfeuer; er hielt ſich daher immer links, wo ſeiner Meinung nach das Corps des General-Lieutenants von Blücher ſtehen mußte, und erreichte gegen ein Uhr des Nachts glücklich die Vorpoſten deſſelben. Dieſer empfing den Herrn von Eiſenhart mit den verdienten Lobſprüchen, ließ, weil er gezwungen war zu capituliren, den größten Theil des Geldes noch vertheilen, und nur eine geringe Summe fiel dem Feinde in die Hände. Herr von Eiſenhart wurde hierauf als Parlamentair zum Marſchall Bernadotte geſchickt, empfing von demſelben die Päſſe für den General-Lieutenant von Blücher, und folgte demſelben mit deſſen beiden Söhnen nach Hamburg. Nach der Auswechſelung begleitete er den General-Lieutenant von Blücher nach Preußen, wo der Monarch, der ſtets bemüht iſt, das Verdienſt zu belohnen, ihm den Verdienſtorden ertheilte.

NB. Außer dem oben genannten Lieutenant von

Gagern verdienen bei dem Rückmarſche aus dem Werrathale auch der Lieutenant von Waldenfels, vom Jäger-Regiment, der Lieutenant Kühnemann, von den Füſilieren, und der Lieutenant von Plüſkow, Huſaren Regiments von Plötz, der bei Treffurth zum Rittmeiſter von Eiſenhart ſtieß, einer rühmlichen Erwähnung.

Der Lieutenant Faber im Corps des Majors von Schill.

Faber diente ſieben Jahre im Feld-Artillerie-Corps, wurde hierauf Lehrer im 3ten Artillerie-Regiment, dann bei dem Cadetten-Corps in Berlin und bei der Academie militaire, welchen Aemtern er rühmlichſt zwölf Jahre hindurch vorſtand. Ungeachtet dieſer langen Dienſtzeit und der während derſelben bewieſenen Auszeichnung wurde Faber dennoch erſt im September 1806 Offizier. Liebe und Eifer für die Sache ſeines Königs und Vaterlandes veranlaßten ihn, ſeine Frau und zwei kleine Kinder zu verlaſſen und die Armee des Königs aufzuſuchen. Nach mancherlei Gefahren und Mühſeligkeiten kam er im Januar 1807 über die Oder, und durch Zufall an die Vorpoſten des wackern Schill. Dieſem fehlte es damals ſehr an Offizieren, weßhalb er manchen Entwurf unausgeführt laſſen mußte; mit offenen Armen nahm er daher den Lieutenant Faber auf, und übertrug ihm das Commando über die Artillerie. Bald erwarb er ſich das Zutrauen und die Zuneigung des Helden Schill, an deſſen Seite er ſich in den Gefechten bei Greiffenberg, Stargardt und Naugardten rühmlichſt auszeichnete. Als am 15. Febrnar bei Naugardten alle Mannſchaft bei einer Kanone getödtet war, bediente er dieſelbe zuletzt ganz allein. Bei Stargard durchbohrten drei Kugeln ſeine Kleider, dennoch verließ er ſeinen Poſten nicht eher, als bis die Artillerie gerettet war. Auf der Brücke in der Vorſtadt von Stargardt ſtellte er ſich mit mehreren Offizieren den Fliehenden entgegen, und bleſſirte bei der Gelegenheit einen Unteroffizier, der ſich nicht wollte aufhalten laſſen. Als Schill ſich von Naugardten nach Greiffenberg zurückzog, wo er Munition und Verſtärkung zu finden hoffte, um mit erneuerten Kräften dann wieder vorwärts zu gehen, ließ er den Lieutenant Faber in Naugardten zurück. Dieſer poſtirte ſich mit zwei ſchlechten dreipfündigen Kanonen, einem Artillerie-Unteroffizier und acht Kanonieren, mit ſo viel Munition verſehen, um einen halben Tag das Feuer unterhalten zu können, und mit ein und vierzig Mann Infanterie auf dem Amte. Letztere hatten nicht mehr wie ſechs bis ſieben Patronen ein jeder, die man den Tag vorher der Cavallerie abnahm, indem die der Infanterie verſchoſſen waren. In der Nacht vom 17. bis zum 18. Februar ließ Faber von den Bürgern eine Feldſchanze aufwerfen und ſchickte Patrouillen. Am Morgen des 18. Februars 1807 (an demſelben Tage, wo ſich auch die Leib-Compagnie des Freijäger-Corps Graf von Krockow Ruhm bei Stolpe errang) rückte der Feind mit viertauſend Mann Infanterie, einem Regiment Chaſſeurs, und ſechzehn Kanonen gegen Naugardten an, wo die Verſchanzung noch nicht einmal beendigt, und die geringe Mannſchaft durch die Gefechte der vorigen Tage und durch die nächtlichen Patrouillen ermüdet war.

Unter dem Schutze eines heftigen Tirailleurfeuers führte der Feind ſo viel Geſchütz gegen das Amt auf, als nur immer das Terrain erlaubte. Die feindlichen Kugeln, Kartätſchen und Granaten zerſtörten die Gebäude und tödteten mehrere Leute. Die eine von den beiden Kanonen des Lieutenants Faber wurde demontirt, die zweite blieb in ſtetem Feuern. Als die Patronen der Infanterie abnahmen und ihr Feuer daher ſchwach wurde, ſtürmte der Feind drei Mal und wurde eben ſo oft durch das raſtloſe Feuer der einen Kanone, zum Rückzuge gezwungen. Die Kanoniere waren theils bleſſirt, theils getödtet; Faber bewog durch Zureden und durch Geld einige Infanteriſten, ſich den gefährlichen Geſchäften bei der Kanone zu unterziehen. Endlich waren die Patronen der Infanterie verſchoſſen, zu der Kanone nur noch zwei oder drei Kugel- und Kartätſchenſchüſſe da, und die Schlagröhren fehlten, der größte Theil der Mannſchaft war todt oder bleſſirt. Unter dieſen Umſtänden ſtürmte der Feind gegen Mittag zum vierten Male und ſiegte, wie es bei ſeiner hundertfach überlegenen Zahl nicht anders zu erwarten war. Faber wurde gefangen genommen, bis auf das Hemde geplündert, ſeines ganzen Vermögens, das er, in ungefähr 200 Thaler beſtehend, und zu Anſchaffung ſeiner Equipage beſtimmt, bei ſich trug, beraubt, und noch in dem Augenblicke, als man ihn bereits gefangen fortführte, durch einen Säbelhieb gefährlich im Rücken verwundet. Kaum war er wieder hergeſtellt, ſo eilte er nach Colberg zurück. — Dem braven Manne iſt noch keine Belohnung zu Theil geworden, vielmehr iſt er als einer der jüngſten Seconde-Lieutenants bei dem Schillſchen Corps angeſtellt, und ihm, dem vier und dreißigjährigen Manne, der neunzehn Jahre rühmlich gedient, junge Leute von ſechzehn und zwanzig

Jahren, die zum Theil ſeine Schüler im Cadettencorps und in der Academie militaire waren, vorgezogen worden, weil ſie das Fähnrichspatent bekamen, ehe er Offizier wurde. Dieß iſt um ſo drückender für den wackern Mann, weil er nicht nur Frau und Kinder hat, ſondern auch ſein ganzes Vermögen einbüßte, ja ſogar genöthiget war, während ſeiner Gefangenſchaft, zur Heilung ſeiner Wunden, Schulden zu machen. Der König, deſſen Gerechtigkeit und Güte noch bei dem ſpäten Enkel in glorreichem Andenken ſeyn wird, läßt gewiß auch den braven Faber nicht unbelohnt; ihn von den Verdienſten deſſelben zu unterrichten iſt die Pflicht jedes rechtlichen Mannes, der dazu beitragen kann, und gewiß wird auch der edle Schill, der ſo beſcheiden als tapfer iſt, das Seinige thun um das nicht genug bekannte Verdienſt hervor zu ziehen. — B.

Die ſchwarzen Huſaren in den Jahren 1806 und 1807.

Wenn die Verläumdung faſt in allen neueſten Flugſchriften es verſucht, das Unglück des gebeugten Vaterlandes zu vermehren, indem ſie die Urſache jener Unfälle dem Mangel an Tapferkeit und an Vaterlandsliebe zuſchreibt, deſſen ſie die Armee zu beſchuldigen wagt, ſo iſt es die Pflicht jedes rechtlichen für die Ehre ſeines Vaterlandes empfindenden Mannes, jene Beſchuldigungen durch Aufzählung von Thaten zu widerlegen, auf welche die Preußen mit Recht ſtolz ſeyn können. Wenn jene Unfälle eine Folge der Uebermacht, und der Erſchlaffung, Sorgloſigkeit und Unerfahrenheit einiger Männer war, die dem in ſie geſetzten Vertrauen nicht zu entſprechen wußten, ſo war es doch wahrlich nicht die Schuld jener braven Regimenter, die durch das Andenken an ihren ehemals erworbenen Ruhm und durch das Gefühl ihrer Pflichten geleitet, ſich unerſchrocken einem gewiſſen Tode entgegen ſtürzten, indem ſie einen überlegenen Feind angriffen, deſſen Verdienſt ſie anerkannten. Ohne die uns betroffenen Unglücksfälle mühſam aus Urſachen herzuleiten, welche die Ehre der Nation beſchimpfen, findet der Unbefangene ſie ohne Schwierigkeit in der vieljährigen Ruhe, in welcher die Armee die Gewohnheit zu ſiegen mit der Uebung Krieg zu führen ablegte, in dem Misverhältniß, welches auch bei gleichem Muthe, ſtets zwiſchen einem durch langen Frieden des Krieges entwöhnten Heere und einer Armee ſtatt finden muß, die ſeit funfzehn Jahren faſt eben ſo viele Siege als Schlachten zählte, zwiſchen einer Armee, die dem Genie und dem Glücke ihres Feldherrn blind vertraute, und einer Armee, wo Partheiſucht das Intereſſe der Heerführer trennete. Wir finden dieſe Urſachen in den Misbräuchen, welche ſich während einer langen Unthätigkeit auch in die weiſeſten Einrichtungen einſchleichen; daher ſind die Schriftſteller wahre Patrioten, welche die Tiefe der Wunde unterſuchen, mit Weisheit ihre Urſachen angeben und die Heilung bewirken, indem ſie ohne Partheilichkeit und Bitterkeit die Regierung auf die Abänderungen aufmerkſam machen, welche die durch die Zeit und die neueſten Ereigniſſe veraltete Form durchaus nöthig hat. Unſer Wohl kann nur durch unſere Einigkeit befeſtigt werden, durch eine zutrauensvolle Ergebung in die Abſichten unſers Königs, und in dem feſten Vorſatz, ſie kräftigſt zu befördern. Ohne uns bei fruchtloſen Zänkereien über die Urſachen unſerer Unglücksfälle aufzuhalten, wollen wir uns ihrer nur erinnern, um aus ihren ſtrengen Unterricht Nutzen für die Folge zu ziehen; unſere Bürden wollen wir durch den Muth erleichtern, mit welchem wir ſie tragen, den Widerwärtigkeiten eine eherne Stirne zeigen, und in dem Bewußtſeyn, unſere Pflichten ſtreng erfüllt zu haben, Troſt für unſer Unglück und Entſchädigung für die Opfer ſuchen, welche wir noch nothwendig bringen müſſen. Immer mehr wollen wir uns beſtärken in unſerer Anhänglichkeit an die Perſon und die Sache des Beſten der Könige, indem wir uns der Züge der Tapferkeit, Thatkraft und Talente erinnern, welche uns die Geſchichte der letzten Augenblicke des ſehr unglücklichen aber nicht ruhmloſen Kampfes aufſtellt.

Die lebhafteſten oft wiederholten Vorſtellungen des General-Lieutenants von L'Eſtocq, betreffend die Nothwendigkeit, den Uebergang über die Weichſel zu vertheidigen, und der einleuchtende Beweis, den er durch ſeine ruhmvolle Vertheidigung von Thorn davon gab, konnten den General von Bennigſen nicht bewegen, ſeine Stellung an der Weichſel bei Plock bis zum Bug zu behaupten. Wider Willen ſah ſich der General-Lieutenant von L'Eſtocq genöthigt, dem Rückzuge der Ruſſiſchen Armee zu folgen, und am 5. Dezember 1806 Thorn und die Stellung von Plock bis Marienwerder zu verlaſſen. Der Rückzug geſchah in mehreren Colonnen, und der linke Flügel der Preußiſchen Armee, beſtehend aus dem zweiten Bataillon der ſchwarzen Huſaren und dem Füſilier-Bataillon von Wackenitz, befand ſich am 7ten in Biezun und hinter der Ukra, 7 Meilen von der Weichſel. Um von den Bewegungen des Feindes unterrichtet zu ſeyn, ließ der General von L'Eſtocq drei Detaſchements, jedes von 200 Pferden, zurück, um die Gegend zu beobachten, aus welcher er ſich zurückzog. Das Detaſchement auf dem linken Flügel beſtand aus 100 ſchwarzen Huſaren vom 2ten Bataillon, aus 100 Towarczys, und wurde von dem Major von Szerdahely commandirt, einem der ausgezeichnetſten Cavallerie-Offiziere der Armee. Obgleich zwei Drittel der Towarczys zum Feinde übergingen, behauptete dieſer brave Offizier ſeinen Poſten dennoch bis zum 24. Decbr., wo er bei Coynowo wieder zu ſeinem Bataillon ſtieß. Die Erhaltung dieſes ſo ſehr ausgeſetzten Corps iſt faſt einem Wunder gleich, und nur den Talenten des Majors von Szerdahely zuzuſchreiben, der auf's thätigſte und muthigſte von dem Capitain Dzienzel, von den Lieutenants von Delem und von Raven, vom Huſaren-Regiment von Prittwitz (ſchwarzen Huſaren), und von den Offizieren der Towarczys unterſtützt wurde. Man hatte nicht allein mit einem bei weitem überlegenen Feinde zu fechten, ſondern auch die übeln Geſinnungen der Einwohner und die häufige Deſertion der Towarczys legten dem Herrn von Szerdahely ſo viel Schwierigkeiten in den Weg, daß ſein, troz dieſer Hinderniſſe, glücklich bewirkter Rückzug als ein Muſter aufgeſtellt zu werden verdient. Kaum hatte ſich der General von L'Eſtocq von der Weichſel entfernt, als der Feind auch ſchon mit ſechs Diviſionen über dieſen Fluß ging, und der Major von Szerdahely befand ſich bald in der Mitte und hinter den franzöſiſchen Colonnen, die Thorn, Spital, Wyszogrod und Plock paſſirten, und ſo ſchnell vordrangen, daß die Preußiſche Armee genöthiget war, eine noch mehr zuſammengedrängte Poſition weiter rückwärts zu nehmen. Am 12. Dezember befand ſich daher das 2te Bataillon von Prittwitz Huſaren zu Mlawa, und als der Feind nicht ſo raſch als anfänglich vorrückte, begab es ſich am 13ten nach Biezun, und am 14ten noch 2 Meilen weiter vorwärts bis Sierps. Als die Bewegungen des linken Flügels der Franzöſiſchen Armee den General von L'Estocq veranlaßten ſich nach Lautenburg zu ziehen, ſollte dieß 2te Bataillon der ſchwarzen Huſaren nach Biezun zurückkehren. Der Major Graf von La-Roche-Aymon, Commandeur dieſes Bataillons, hatte alles Mögliche verſucht, um dem Major v. Szerdahely über die Stellung der Armee und beſonders von der des Bataillons zu benachrichtigen, damit er doch einigermaßen wüßte, in welcher Richtung er ſeinen Rückmarſch machen müſſe, aber nur den zwei zuerſt abgeſandten Huſaren gelang es, der Wachſamkeit, oder vielmehr der Menge, des Feindes zu entwiſchen, welche die Gegend überſchwemmt hatte. Der Graf von La-Roche-Aymon konnte ſich nicht entſchließen, ſeine braven Cameraden zu verlaſſen, ohne auch ſelbſt das Unmögliche verſucht zu haben, und wollte den Verſuch wagen, ihm auf dem Wege der offenen Gewalt Nachrichten zukommen zu laſſen, oder den Rückmarſch des Detaſchements zu unterſtützen. Der Rittmeiſter v. Loſſow erhielt den Befehl, die Stärke des Feindes in Sierps zu recognosciren, und wenn deſſen Zahl nicht zu ſehr überlegen wäre, ihn anzugreifen, um bei der Gelegenheit vielleicht Mittel zu finden, bis zu dem Detaſchement zu gelangen, von dem man muthmaßen konnte, daß es nicht weit entfernt war. Herr von Loſſow rückte mit 100 Pferden bis nahe vor die Stadt, griff die Vorpoſten an und warf ſie zurück; der Lieutenant v. Szerdahely verfolgte ſie mit fünf Huſaren bis auf den Marktplatz.

Der Feind, zwei Regimenter Cavallerie (das 4te Huſaren, und das 3te Jäger zu Pferde) ſtark, formirte ſich ſchnell in der Ebene vor Szirys, wo der Rittmeiſter von Loſſow, ohne über die unverhältnißmäßige Zahl zu erſchrecken, ſich in ein lebhaftes Scharmützel einließ, und dabei mit ſo viel Kaltblütigkeit und Einſicht manövrirte, daß er ſich zurückzog, ohne von dem Feinde verfolgt zu werden, dem er mehrere Offiziere und Huſaren tödtete. Nun würde der Graf v. La-Roche-Aymon an der Rettung des Detaſchements verzweifelt haben, wenn er minder Zutrauen in die Talente des Chefs und den von Einſicht geleiteten Muth der andern Offiziere geſetzt hätte. Vom 18. Dec., an welchem Tage das Gefecht bei Szirys war, bis zum 24ſten, befand ſich der Major von Szerdahely in der Mitte der feindlichen Armee. Bei Tage hielt er ſich in den Wäldern und in den in dieſer Gegend häufigen Moräſten auf, und des Nachts verſuchte er es, ſich der Soldowka und der Ukra zu nähern, aber er fand die Dörfer überall mit Truppen beſetzt. allenthalben ſtieß er auf Bivouacs und er mußte ſich entſchließen, im Rücken des Feindes zurückzukehren, nachdem er zwei Mal fruchtlos verſucht hatte, den Feind an zwei Punkten zu werfen, wo er demſelben hätte entkommen können.

Auf einem dieſer nächtlichen Märſche war es, wo das Detaſchement von dem Herrn Baron, Bataillons-Chef vom Etat-Major der großen Armee, für ein Detaſchement Franzöſiſcher reitender Artillerie gehalten wurde. In dem Augenblicke, daß er auf Franzöſiſch einen guten Abend wünſchte, hielt ihn Capitain Dziengel an und erklärte ihn in gutem Deutſch für ſeinen Gefangenen. Man denke ſich das Erſtaunen dieſes Offiziers, der in

Geſchäften von einem Armee-Corps zu einem andern geſchickt war, ſich ſo unerwartet, mehr als drei Meilen hinter dem Rücken der Franzöſiſchen Armee, von einem Preußiſchen Detaſchement aufgehoben zu ſehen. Der Bediente des Bataillons-Chefs benutzte die Finſterniß und entkam im erſten Augenblicke der Ueberraſchung, zu einem nicht weit entfernten Franzöſiſchen Bivouac, wodurch die Lage des Majors, wo möglich, noch gefährlicher wurde. Nachdem der Major von Szerdahely beinahe wie durch ein Wunder den Nachſtellungen und Verfolgungen zweier ganz beſonders zu dieſem Behufe abgeſchickten Regimenter entgangen war, die ſogar ſchon ein Mal mit der größten Sorgfalt ihn in der Nähe eines waldigen Moraſtes ſuchten, in deſſen Mitte er ſich verborgen hatte, um die Nacht zu erwarten, erreichte er endlich das Ende der Franzöſiſchen Cantonnirungen, und am 23ſten die Soldowka, ſetzte, theils watend, theils ſchwimmend, über ſie, und ſtieß zu ſeinen Waffenbrüdern mit ſeinem Gefangenen, und ohne auch nur einen einzigen Huſaren durch Deſertion verloren zu haben. Nachdem wir den Talenten des würdigen Majors von Szerdahely Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und den wackern Offizieren, welche ihn auf eine ſo ausgezeichnete Art unterſtützten, ſo verdient die Standhaftigkeit und der Heldeneifer der braven Huſaren dieſes Detaſchements nicht weniger die Aufmerkſamkeit und den Dank der Freunde des Vaterlandes. Drei Wochen hinter einander waren dieſe ruhmwürdigen Krieger im Dienſt, kämpften mit der Witterung, mit Hunger, Durſt und Schlaf; alle Nächte zu Pferde, gewannen ſie bei Tage kaum einige Augenblicke, um auszuruhen. Oft litten ſie auch an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, indem ſie, aus Beſorgniß entdeckt zu werden, ſich mit dem begnügen mußten, was ſie an entlegenen Oertern fanden. In den letzten beiden Tagen hatten ſie auch nicht ein Mal ein Stückchen Brot, und konnten die Pferde nur mit Moos und mit den Nadeln der Tannen futtern. Bei allen dieſen Beſchwerden entfuhr auch nicht Einem ein Laut des Unwillens und der Klage, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der braven Offiziere, die werth waren, ſo wackere Männer anzuführen. So wahr iſt es, daß guter Wille und Eifer keine Unmöglichkeiten im Dienſte für König und Vaterland kennen.

Nach dem Vorfalle bei Szirps ſetzte ſich die Franzöſiſche Armee in Bewegung, um die über die Ukra und Soldowka geſchlagenen Brücken zu paſſiren, der Major Graf v. La-Roche-Aymon ſah ſich daher genöthigt, die Stadt Biezun zu verlaſſen und über den Fluß zu marſchiren, der ſie durchfließt. Sein Rückzug konnte nur auf Mlawa geſchehen, und er mußte befürchten, abgeſchnitten zu werden, wenn ſich der Feind ſchnell der Brücke bei Radzanowo, die zu dem Damm von Bogozin führt, bemächtigte. Er ließ dieſe beiden Punkte durch die Esquadrons v. Lockſtadt und v. Bieberſtein beſetzen, er ſelbſt poſtirte ſich in Szrensk, als dem Mittelpunkte der Vorpoſtenlinie, und ließ den Rittmeiſter v. Loſſow mit ſeiner Esquadron, die Esquadron v. Szerdahely unter dem Lieutenant v. Behrends dem 1ſten, und 30 Füſilier von dem Bataillon v. Wackenitz unter Commando des Lieutenants Konarsky, bei der Mühle zurück, welche am Ende des Dammes liegt, zu welchem die Brücke über die Ukra bei Biezun führt. Es war um ſo nöthiger dieſen Poſten zu behaupten, weil ſonſt der Feind ſehr leicht den General von **Kall**, welcher mit dem Regiment **Towarczys** in **Poniatowo** und in den benachbarten Dörfern lag, unvermuthet überfallen konnte, ehe es ihm möglich geweſen wäre, das Regiment zuſammen zu ziehen. Der Major Graf v. **La Roche Aymon** befahl dem Rittmeiſter v. **Loſſow**, im Fall der Feind ihn angriffe, ſogleich den General v. **Kall** davon zu benachrichtigen, ſo wie von der Stärke des Feindes, und wie lange er denſelben aufhalten zu können glaubte, vor allen Dingen aber ſich, wenn es irgend möglich wäre, nicht eher zurück zu ziehen, als bis er wüßte, daß der General v. **Kall** ſeine Cantonnirungen zuſammen gezogen hätte.

Am 20. December, mit Anbruch des Tages, beſetzte eine Colonne Franzöſiſcher Cavallerie, von dem Marſchall **Beſſieres** angeführt, **Blezun** und die umliegende Gegend. Nachdem die Brücke wieder hergeſtellt worden, ließ der Marſchall ſechs Compagnien Dragoner-Grenadiere abſitzen, die von der andern Seite des Dammes vorrücken, und ſich der Brücke bei der Mühle bemächtigen ſollten. Dieſe Brücke hatte der Rittmeiſter v. **Loſſow** abwerfen laſſen, wodurch aber nur ein Graben von kaum 25 Fuß Breite gewonnen wurde. Der Rittmeiſter machte ſo vortreffliche Diſpoſitionen, und handelte mit ſolcher Energie, daß er, mit ſeiner wenigen Infanterie, von einigen Detaſchements Huſaren, die er abſitzen ließ unterſtützt, ſeinen Poſten von acht Uhr Morgens bis in die Nacht behauptete, wo der Feind, von einem eben ſo mörderiſchen als fruchtloſen Kampfe ermüdet, ſich nach die Stadt zurückzog. Der Rittmeiſter v. **Loſſow** blieb noch einige Zeit ſtehen; weil er aber befürchtete, von dem Feinde umgangen und von **Szrensk** abgeſchnitten zu worden, zog er ſich in beſter Ordnung zurück, und ſtieß zu ſeinem Bataillon. Sowohl dieſer Vorfall, als mehrere andere Gelegenheiten, bei welchen ſich der Rittmeiſter v. Loſſow auszeichnete, gaben Veranlaſſung, daß derſelbe dem commandirenden General, und nachdem der Friede erfolgt, dem Könige ſelbſt ganz beſonders empfohlen wurde. Der König verſprach auch, auf ihn den Rittmeiſter v. Loſſow ganz vorzüglich Rückſicht zu nehmen, und das Verſprechen eines ſo gerechten Königs läßt mit Recht erwarten, ſeine Talente und Verdienſte belohnt und ausgezeichnet zu ſehen.

Die Ruſſen hatten dem General-Lieutenant von L'Eſtocq verſprochen, daß ſie, wenn ſie zuvor die erwartete Verſtärkung an ſich gezogen hätten, wieder vorrücken, und die über die Weichſel gegangenen Franzöſiſchen Diviſionen angreifen wollten, ehe dieſe im Stande wären, ſich weiter auszudehnen und im Lande feſt zu ſetzen. Der General beſchloß, die Verbindung mit dem rechten Flügel der Ruſſiſchen Armee zu unterhalten, und befahl daher am 12. December dem Major Graf v. La-Roche-Aymon, der mit ſeinem Bataillon hinter der Ukra, zwiſchen Biezun und Radzanowo, ſtand, die drei Esquadrons ſeines linken Flügels in einer Diagonale vorzurücken, ſo daß das 2te Bataillon der ſchwarzen Huſaren die kürzeſte Linie von Biezun nach Plock einnahm, von wo der rechte Flügel der Ruſſen anrücken ſollte.*) Als der Graf v. La-Roche-Aymon mehrere Tage vergebens auf die Ankunft der Ruſſen gewartet hatte, und ſeine Patrouillen ihn benachrichtigten, daß die Franzoſen an der Weichſel ſich bedeutend verſtärkten, ſo ſtellte er dem General vor, daß die drei vorgerückten Esquadrons ſeines Bataillons der Gefahr ausgeſetzt wären, gänzlich abgeſchnitten zu werden, indem die Ruſſen die Linie zwiſchen Plonsk und Plock gar nicht beſetzt hätten, und daher die Franzoſen, wenn ſie über Wyszogrod gingen, leicht den Raum zwiſchen beiden Armeen einnehmen, und ſich im Rücken der Preußen poſtiren könnten. Der General rechnete noch immer auf die Zuſage der Ruſſiſchen Generale, und erlaubte daher erſt am 17ten des Abends dem Major Graf v. La Roche Aymon, die Esquadrons in ihre alten Poſitionen einrücken laſſen zu dürfen. Dieſer eilte es zu bewerkſtelligen; die Esquadrons v. Loiſow und v. Bieberſtein, unter Commando des Rittmeiſters v. Arnim, zogen ſich zurück ohne dem Feinde zu begegnen, oder wenigſtens, ohne gezwungen zu ſeyn, ſich mit ihm einzulaſſen; dagegen gelang es dem Major v. Lockſtädt, nur vermöge ſeiner Unerſchrockenheit und des Muthes ſeiner Huſaren, Radzanowo zu erreichen. Er hatte ſeine Equipage, die Kranken und die bleſſirten Pferde vorangeſchickt, und folgte ihnen einige Stunden nachher. Als er eine Viertelmeile bis Drobbin marſchirt war, erkundigte er ſich bei einem Pohlniſchen Reiſenden, ob derſelbe nichts vom Feinde vernommen hätte, und erhielt zur Antwort, daß es ſchiene, als ob die Franzoſen ſeit ihrem Uebergange über die Weichſel nicht weiter vorgerückt wären. Der damalige Lieutenant, jetzt Capitain, Dallmer führte die Avantgarde, und hatte den Lieutenant Gebhardt vom Regiment Towarczys bei ſich, der, vom General von

---

*) Die Esquadron v. Lockſtädt wurde zu Bielſk, ein Detaſchement zu Brewilno, eine Viertelmeile von Plock poſtirt, und die andern Esquadrons zwiſchen Bielſk und Biezun vertheilt.

L'Eſtocq geſandt worden war, um als Correſpondenz-Offizier ſich bei dem Ruſſiſchen General, der den rechten Flügel commandirte, aufzuhalten, in Bielsk vergeblich die Ankunft der Ruſſen erwartet hatte, und daher mit dieſer Esquadron zurückkehrte. Kaum ſind ſie vor dem Thore von Drobbin, als ſie die Stadt mit feindlichen Huſaren (dem 4ten Huſaren-Regimente) angefüllt finden. Ohne Zeit zu verlieren werfen ſie ſich mit dem Säbel in der Fauſt auf den Feind, und der Major v. Lockſtädt, von dem Lieutenant v. Wenckſtern unterſtützt, folgt ihnen mit dem Reſte der Esquadron. Das Franzöſiſche Regiment zieht ſich in größter Unordnung zurück, von dem braven Lockſtädt eine halbe Meile weit verfolgt, und ſammelt ſich nur erſt dann, als es ein Infanterie-Regiment mit einer Kanone erreicht, hinter welches es ſich zieht, um ſich wieder zu formiren. Nun läßt auch Major v. Lockſtädt Halt machen, die Pferde wieder Athem ſchöpfen, und fängt an, ſich in der beſten Ordnung zurück zu ziehen. Die Franzöſiſchen Huſaren verfolgen ihn; aber da das Terrain ſehr coupirt und die Gegend waldigt iſt, ſo benutzt Herr von Lockſtädt dieſen Umſtand, um zwei Trompeter von ſeiner Esquadron in das Gehölz zu ſchicken, und dort den Marſch blaſen zu laſſen. Die Kaltblütigkeit des Majors und die Langſamkeit, mit welcher er ſich zurückzog, machten die Franzoſen zweifelhaft, ob auch die achtzig Pferde, aus welchen ſeine Esquadron beſtand, wirklich ſeine ganze Macht wäre, ob nicht vielleicht Succurs in Anmarſch ſey, und man die Abſicht habe, ſie in einen Hinterhalt zu locken. Sie wagen es nicht, weiter vorzurücken, und Major v. Lockſtädt benutzt ihre Unentſchloſſenheit, um ſeinen Rückzug glücklich zu beendigen. — Die Bagage, welche vorangeſchickt worden war, fiel dem Feinde in die Hände, eben ſo die 13 Reconvaleſcirte, welche ſie begleiteten. Dieſer Verluſt war ſehr empfindlich für den Major v. Lockſtädt, der dabei ein Pferd und alle ſeine Sachen verlor, und mußte ihn, der Vater einer zahlreichen Familie iſt, in große Verlegenheit ſetzen. Auch die Lieutenants Dallmer und von Wenckſtern, die nur wenig begütert ſind, verloren ihre ganze Habe. So ſchätzbar ihnen die kleine Vergütung ſeyn mußte, welche der König ihnen bewilligte, ſo läßt ſich doch von dem gütigen Monarchen erwarten, daß er ſich ihrer erinnern und ihren Eifer und Patriotismus belohnen wird.

Wodurch wurde Colberg erhalten?

Die Organiſation des Schillſchen Corps war der erſte Schritt zu Colbergs Erhaltung; die Ankunft Gneiſenau's der zweite. Die beiden in Colberg garniſonirenden Musketier-, und das Grenadier- und Füſilier-Bataillon, die erſt im December errichtet wurden, und von denen ein jedes beim Anzuge des Feindes *) gegen Colberg höchſtens 350 Mann ſtark war, hätten ſich nur auf die Vertheidigung der Feſtungswerke beſchränken müſſen. Colberg wäre ſtrenge blo-

---

*) In der Mitte des Februars.

kirt und ſeine Communication zur See verloren geweſen. Die Feſtung war auch nicht hinlänglich verproviantirt, hatte wenige Munition und wenige und ſchlechte Kanonen. Faſt allem dieſen wurde durch den einzigen Gedanken, den Schill realiſirte, „du willſt ein Corps organiſiren,“ abgeholfen. Das Gouvernement konnte nun faſt alle Caſſen aus Hinterpommern an ſich ziehen; die kleinen Detaſchements vom Schillſchen Corps, die ſchon während der Organiſation abgeſchickt wurden, hoben auch da, wo der Feind ſtand, Caſſen auf, und hielten Pommern von feindlichen Streifereien rein. Hierdurch erhielt man Geld. Das Schillſche Corps ſchlug ſich, obgleich es ſchlecht bewaffnet, und in der übelſten Jahrszeit eben ſo ſchlecht bekleidet war, mit dem Feinde, während man in der Feſtung noch nicht wußte, was Krieg ſey, man Bälle und Pickenicks hatte, und ſich freuete, wenn Gefangene eingebracht wurden. Man gewann Zeit. Zwar ſagten einige nachher, das Schillſche Corps habe den Feind an die Feſtung heran gezogen. Das iſt eine lächerliche Behauptung. Wie ſtark wäre denn wohl die Franzöſiſche Armee bei ihrem Vorrücken in Preußen geweſen, wenn ſie bei jeder Feſtung ein Belagerungs- oder Obſervations-Corps zurückgelaſſen hätte? In Feſtungen ſollen ſich Wenige gegen Viele vertheidigen. Es iſt doch wohl nicht Norm geworden, daß ſich die Feſtungen an Huſarenpatrouillen ergeben ſollen, wie Stettin und Cüſtrin? Sie ſollen gerade einen Theil des Feindes, der ſtärker iſt als die Beſatzung, beſchäftigen, wodurch ſeine Hauptmacht geſchwächt wird; und läßt der Feind die Feſtung unberührt, ſo wirkt man auf deſſen Operationslinie. Dieß iſt ja der Zweck der Feſtungen. Ich habe hierüber ſchon zu viel geſagt.

Durch einen Offizier, den Schill nach Stralſund ſchickte, und einen zweiten, der nach London abging, erhielt man Gewehre, Kanonen und Munition.

Durch die Organiſation des Corps erhielt die Feſtung beinahe 1200 Streiter; und durch dieſe nur war Colberg im Stande die Communication zur See offen zu erhalten, ja der Feſtung nach der einen Seite auf dem Lande Luft zu machen, indem dieß Corps den Feind aus den Dörfern Alt- und Neu-Werder vertrieb, wodurch allerlei Lebensmittel vom Lande zur Stadt kamen. Hätte dieß Corps nicht exiſtirt, ſo hätte Colberg nicht den braven und weiſen Commandanten von Gneiſenau erhalten, und das Pommerſche und Neumärkiſche Bataillon wäre nicht zur Verſtärkung angekommen. Colberg wäre in die Hände des Feindes gefallen, ungeachtet der bravſten Vertheidigung des Generals v. Lucadou, und mit Colberg wäre vielleicht ganz Hinterpommern auf immer für Preußen verloren geweſen.

Hierdurch hat von Schill ſein Verdienſt, nicht minder aber ſeine thätigen und braven Offiziere.

Durch die Rechtſchaffenheit des Generals v. Lucadou, durch die weiſe Anordnung und große Thätigkeit des Oberſt-Lieutenants v. Gneiſenau, durch die Organiſation des Schillſchen Corps und durch die Tapferkeit der Garniſon wurde Colberg erhalten.

Geſchrieben im Februar 1808.

Der General-Chirurgus Görcke.

Wenn der Feldherr, der zum Wohle ſeines Vaterlandes eine Schlacht gewinnt, eine Ehrenſäule verdient — ſo verdient der Mann, der mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte diejenigen wieder herſtellt, die in der Schlacht bluteten — doch auch ein Ehrendenkmal. Dieſe Auszeichnung iſt dem braven Görcke, dieſem Manne, auf den unſer Vaterland ſtolz ſeyn kann, zu Theil geworden. Der Kaiſer von Rußland überſendete ihm im Monate März den Sanct Annen Orden zweiter Klaſſe. Es ſchmeichelte dieſes dem alten, verdienten Manne ungemein; aber der beſcheidene Mann wagte nicht ohne Vorwiſſen ſeines Königes den Orden umzuhängen. Die angebetete Königinn war damals in Königsberg bei ihrer ſo ſehr geliebten Schweſter, der Prinzeſſinn zu Solms-Braunfels Görcke ging zu der Königinn, zeigte ihr den Orden; ſeine Augen blitzten vor Freude, gleich den edeln Steinen des Ordenskreuzes, und die gute Königinn nahm ſo herzlich Theil an ſeiner Wonne. Als er aber noch bedenklich war, den Orden umzuhängen, that es die Königinn! Das war ſein höchſtes Glück: von der überall tief verehrten mit dem Zeichen des Verdienſtes geſchmückt zu ſeyn!

Damals wurde eine Stimme des Publikums ſehr laut, daß der König auch einen bürgerlichen Verdienſtorden ſtiften möchte, um den Mann vom Verdienſte, der nicht durch die Waffen ſich Ruhm erwirbt, auszuzeichnen. Es würde dieſes eine große Aufmunterung für manchen ſeyn, den Ehrgeiz anfeuert zu Großthaten; es würde aber auch für den beſcheidenen Mann eine Beglückung ſeyn, wenn er das Beifallszeichen ſeines Königs an der Bruſt trüge.

Görcke hat ſich aber auch unnennbare Verdienſte um Rußlands und Preußens, ſo wie um Frankreichs Söhne erworben. Nach der Schlacht von Eylau mußte er ſchnell Memel verlaſſen, um nach Königsberg zu eilen. Schon unter Weges hatte er gefährlich verwundete Offizier verbunden, die mit einem ſchlechten Verbande Königsberg verlaſſen hatten. Er fand die größeſte Unordnung in Königsberg, und aus dieſer Verworrenheit ſollte er etwas vollkommenes hervorbringen. Der beim erſten Anblick ängſtlich ſcheinende, ſanfte, liebliche Mann führte mit ſo viel Kraft, Ausdauer und Feſtigkeit ſein Werk hinaus, daß aller Zungen bekennen mußten: Görcke hätte wohl den Sanct Annen-Orden erſter Klaſſe verdient. Seine Einrichtungen in den Lazarethen waren muſterhaft. Seine Sorgfalt erſtreckte ſich bis auf das kleinſte; er ließ ſogar für jeden Kranken einen Spucknapf verfertigen. Dabei ging er auch mit weiſer Sparſamkeit zu Werke. Er hatte in ſeiner Wohnung einen Tiſchler bei der Hand, der für Tagelohn aus alten Brettern und Faßtauben dieſe Spuckkaſten verfertigte. Daß in den Ruſſiſchen Lazarethen nicht dieſelbe Vollkommenheit Statt fand, war nicht Görcke's Schuld. Vielleicht wird ein anderer, der noch genauer davon unterrichtet iſt, als ich, darüber Auskunft geben.

Man ſahe Görcken den ganzen Tag von einem Lazarethe zum andern reiten, dann die verwundeten höhern Offiziere, welche alle ihn verlangten, beſuchen, darauf noch anderen Kranken durch ſeine Gegenwart Muth einflößen, und zuletzt noch Armen beiſtehen, welche ſeine Freunde ihm empfohlen hatten.

Seine Untergebenen hingen an ihm, wie an ihrem Vater; die Blicke der Kranken hingen an ihm, wie an einem Gotte.

Noch mehr erhöhete Görcke ſein Verdienſt dadurch, daß er ſich durch ſeinen eigenen hinfällig gewordenen Körper nicht abhalten ließ, raſtlos thätig zu ſeyn. Und — die Vorſehung hat beſonders über ihn gewaltet. Da ſo viel Chirurgen den Krankheiten unterlagen, und den Tod in ihrem Berufe fanden — ſo wurde er doch ſeinem Vaterlande erhalten, obgleich er ſich allen Gefahren der Verpeſtung ausſetzte und ausſetzen mußte. Seine Erhaltung iſt auch ein Te Deum werth!

Eine beſondere Freude wurde ihm noch zu Theil. Er hatte lange keine Nachricht von ſeiner Gattinn erhalten, er wußte nicht, was aus ſeinem wohlthätigen Werke, ſeiner vaterloſen Pepiniere zu Berlin geworden war. Unvermuthet erhielt er ein Schreiben von einem Chirurgien major aus dem feindlichen Lager. Dieſer überſendete ihm einen Brief der Gattinn, und gab ihm Nachricht, daß für ſeine Pepiniere geſorgt ſey, daß ſie durch ſein Mitwirken noch fortdauere. Der Brief war angefüllt von Huldigungen, die der Franzöſiſche Wundarzt dem Verdienſte des großen Mannes im Drange ſeiner Gefühle brachte.

Zum Schluſſe muß ich noch eines kleinen Umſtandes erwähnen, der Görcken den Aufenthalt in Königsberg gewiſſermaßen verſüßte. Er wohnte in dem Hauſe ſeines ehemaligen Lehrherrn, des Generalchirurgus Gerlach, und war der Stolz dieſes würdigen Greiſes.

Hohe Getreidepreiſe.

Ueber das phyſiokratiſche Syſtem.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Ueberhaupt aber iſt der Grundſatz, daß man die Ausfuhre des Getreides verhindern und dem Preiſe deſſelben durch künſtliche Mittel eine Höhe beſtimmen müſſe, über welche derſelbe nie anwachſen dürfe, damit die Fabrikenarbeiter nicht ebenfalls ihr Tagelohn hinauftreiben, und ihre Waaren wegen zu großer Theurung keinen Abſatz finden: dieſer Grundſatz, ſo allgemein aufgeſtellt, iſt an ſich nicht einmal wahr. Richtig iſt es, daß die Waaren, welche die wohlfeilſten ſind, bei gleicher Qualität beſonders geſucht werden; richtig auch, daß in der Regel der Preis des Getreides das Verhältniß des Tagelohnes, mithin den Werth aller übrigen Erzeugniſſe, beſtimmt. Aber theuer, iſt kein abſtracter, ſondern ein relativer Begriff. Es giebt nichts was an ſich theuer oder wohlfeil iſt, ſondern jedes Ding hat dieſes Prädicat nur in Beziehung auf ein andres. Das Getreide kann in zweierlei Rückſicht theuer genannt werden, ein Mal in Beziehung auf den Werth deſſelben in andern Gegenden, und ſodann in Beziehung auf einen vormaligen geringeren Preis.

Das erſtere Mißverhältniß zu verhüten, muß die Sorge einer geſunden Staatspolizei aus einem doppelten Grunde ſeyn, weil ſonſt die Fabriken aus der mehrmals angegebenen Urſache keine Abnehmer haben werden, und weil das Land für dieſen Verluſt auf keine Entſchädigung durch den Verkauf der Erzeugniſſe der Landwirthſchaft rechnen kann; denn wäre daran kein Mangel, und exiſtirte davon ein ſolcher Ueberfluß, daß noch verkauft und ausgeführt werden könnte, ſo würden dieſelben nicht im Lande ſelbſt einen größern Werth haben, als andre Nationen dafür bezahlen. Der Vorrath im Verhältniſſe des Bedürfniſſes beſtimmt den äußern Werth jeder Sache; ſo lange mithin ein Volk noch von ſeinen Produkten verkaufen kann, wird der Preis derſelben im Lande durch den Werth beſtimmt, wofür es dieſelben ins Ausland führen kann. So lange alſo Getreide exportirt werden kann, kann es im Lande nie theuer ſeyn, als bei denjenigen Nationen, welche daſſelbe kaufen, und nur dann kann Theurung in Beziehung auf dieſe Nationen entſtehen, wenn das Land für den eignen Bedarf keinen Vorrath mehr hat. Da ſeit 1786 Preußen alle Jahre beträchtlich exportirt hat, da es kein auswärtiges Getreide, außer zum Handel, gekauft hat: ſo kann es in den Preußiſchen Staaten nicht theurer geweſen ſeyn, als bei den Völkern, die ihnen ihren Ueberfluß abgenommen haben. Nun ſind aber dieſe gerade diejenigen, welche vorzüglich Manufakturen betreiben, und welche wegen der Menge der darin beſchäftigten Hände nothgedrungen alle Jahre nicht nur Getreide, ſondern auch die übrigen Artikel des Lebensunterhaltes auswärts holen müſſen; mithin dürfen die Preußen um ſo weniger beſorgen, daß ihre Fabrikate um deßwillen minder geſucht ſeyn werden als die auswärtigen, weil der Lebens-

Lebensunterhalt im Lande koſtſpieliger würde, da Preußens geographiſche Lage es auf den ſchlimmſten Fall ſichert, ſeine Lebensbedürfniſſe, wenn es deren einmal vom Auslande ziehen müßte, immer noch wohlfeiler zu kaufen als ſeine Nebenbuhler in der Induſtrie. Nimmt man aber den Begriff *theuer* in Beziehung auf vormalige geringere Preiſe, ſo muß man abermals die Urſachen unterſcheiden, welche dieſe Erſcheinung bewirken. Dieſe können nun entweder äußere oder innere ſeyn, je nachdem der Preis nur darum ſteigt, weil die Eigenthümer der Vorräthe ſolche vortheilhafter an Ausländer verkaufen können, als wenn ſie dieſelben für den bisherigen gangbaren Preis im Lande abſetzen, oder darum, weil im Lande ſelbſt durch Unglücksfälle der Vorrath ſo gering geworden iſt, daß dadurch das Bedürfniß nicht befriediget werden kann, und daß alſo ein Ueberbieten der Abnehmer veranlaßt wird. Die erſtere Urſache kann den Fabriken keinen Schaden thun, weil, wenn die Arbeiter in denſelben im Lande eben ſo viel bezahlen als die Ausländer, ſie immer noch wohlfeiler Brot eſſen als dieſe, welche noch bedeutende Transportkoſten mit in Anſchlag bringen müſſen. Nur wenn durch Unglücksfälle ein plötzlicher Mangel und ein momentanes Steigen der Preiſe entſteht, dann, und nur dann, tritt der Fall ein, wo die Landespolizei zutreten muß, und für welchen ſie im voraus zu ſorgen nicht unterlaſſen darf, weil dem Mangel der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe, oder einer Hungersnoth, auch mit Gelde nicht immer abgeholfen werden kann, und weil wenigſtens die ärmeren Volksclaſſen, welche von ihrer Hände Arbeit leben, die unerſchwinglichen Getreidepreiſe aufzubringen nicht vermögen, indem während einer vorübergehenden Theurung, deren Ende mit Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen iſt, die Vorkäufer mit ihren Vorräthen zurückhalten, und die Preiſe aller übrigen Dinge, beſonders aber das Arbeitslohn in einer ſo kurzen Zeit nicht in gleichem Verhältniſſe ſteigen können, weil man ihrer, wenn nur der Grund der Theurung nicht anhaltend iſt, ſo lange entbehren kann. In einem ſolchen Falle entſteht gewöhnlich eine periodiſche Stockung der Geſchäfte, oder die Herren können wenigſtens allgemein ſagen, wer nicht für ſechs Groſchen arbeiten will, bekommt keine Arbeit; dahingegen bei einer dauernden Erhöhung des Getreidepreiſes die arbeitende Claſſe ſagen kann; wer nicht acht Groſchen geben will, bekommt keine Arbeit gethan.

Ein unvorhergeſehener, aus vorübergehenden Ereigniſſen entſpringender Mangel iſt alſo der einzige Fall, wo hohe Getreidepreiſe der Induſtrie ſchaden können, und zwar nicht wegen der Vertheurung des Arbeitslohnes, ſondern im Gegentheile wegen der Stockung der Geſchäfte. Außerdem kann der Werth der Lebensbedürfniſſe in einem Lande, das deren hinlänglich erzeugt und wohl gar noch bedeutend ausführt, auf das Steigen oder Sinken der Fabriken keinen unmittelbaren Einfluß haben. Im Gegentheile ſind hohe Getreidepreiſe ohne inneren Mangel von dem entſchiedenſten und ſegenreichſten Einfluſſe für den Nationalreichthum eines Volkes, das an rohen und verarbeiteten Produkten andern Völkern von ſeinem Ueberfluſſe abläßt. Denn zu geſchweigen, daß es für ein Land, aus welchem jährlich 2,000,000 Scheffel exportirt werden, nicht gleichgültig iſt, ob der Scheffel 1½ Thaler oder 5 Thaler gilt, wozu noch die damit im Verhältniſſe ſtehenden Transportkoſten bis zum Orte der Einladung gerechnet werden müſſen, ſo halten, den einzigen, mehrmals erwähnten, hier nicht eintretenden Fall ausgenommen, auch die Preiſe der meiſten übrigen Dinge, beſonders des Arbeitslohnes, damit gleichen Schritt; und wenn z. B. die Summe des Arbeitslohnes von allen exportirten Waaren zur Zeit, wo der Scheffel 1½ Thaler gilt, 1,000,000 wäre, ſo würde das Land 3,333,333⅓ Thaler verdienen, wenn der Scheffel 5 Thaler gilt. Wenn daher **Friedrich Wilhelm II.** die freie Getreideausfuhre ſo lange erlaubte, als das Land Vorrath genug hatte, ſo kann ihm der Patriot dafür nicht genug danken; denn wo ſollte Preußen ſonſt jetzt die Summen hernehmen, die es aufbringen muß? Durch die, auf einer ſichern fortwährenden Baſis, nämlich auf dem unentbehrlichen Bedarf der Fabriken, und unfruchtbarern oder uncultivirteren Länder, beruhenden höheren Getreidepreiſe iſt der Landmann ungleich wohlhabender geworden, und die Arbeiter in den Fabriken haben dadurch gleichviel gewonnen. Die meiſten Bauern haben vor dem Kriege baares Vermögen gehabt, und die meiſten Städte ſind volkreicher, wohlhabender und lebendiger geworden. So wird es jeder unpartheiiſche Beobachter finden, und die entgegen geſetzte Behauptung einiger Männer, daß die Preußiſchen Städte verfielen, widerlegt ſich bei dem erſten Anblicke. In Anſehung derjenigen kleinen Orte, welche keine Fabrikation haben, ſondern ſich hauptſächlich vom Landbaue nähren, iſt es zwar wahr, daß ſie eben wegen dieſer Zwitterbeſchäftigung nicht aufkommen konnten; aber poſitiv ärmer ſind auch ſie in der Regel nicht geworden, ſondern ſie erſcheinen uns nur ärmer in Beziehung auf die jetzt zahlreicher gewordnen Bedürfniſſe, und beſonders in Vergleichung der ſo reich und üppig gewordenen größeren Städte. Welcher Verdienſt war vor dem Kriege in dieſen, was iſt in neuern Zeiten nicht gebaut worden, wie unendlich bedeutender ſind die Fabriken geworden, und ſelbſt der Verfall einiger Manufakturen, welche der natürlichen Beſchaffenheit des Landes zu heterogen waren, und nur durch Unterſtützung der Regierung eine Zeitlang beſtehen konnten, hat der Wohlhabenheit derjenigen Oerter keinen Eintrag gethan, für welche ſie vordem eine ergiebige Nahrungsquelle waren. Welcher Unterſchied in dem Umfange der Leinen- und Wollmanufakturen im Jahre 1806 gegen den 20 Jahre vorher; welcher Unterſchied in der Bedeutſamkeit des Handels aller Commerzial- beſonders aber der Seeſtädte! Es iſt jetzt nicht möglich dieſe ſo glänzende Verſchiedenheit durch die General-Acciſe- und Zoll-Tabellen ad hominem zu demonſtriren, aber es genüge, daß nach Ausweis der vom Herrn Proconſul D. Gulde geſammelten Nachrichten über die Stadt Cottbus, bei welcher auch jetzt noch keiner der bedeutendſten Manufaktur- und Handelsſtädte (es wurde noch gar kein Material-Handel en gros beim Regierungs-Antritte Friedrichs II. hier getrieben), im Jahre 1785 der Betrag der angefertigten Tücher auf 5450 Stück ſtieg; dahingegen die Anzahl derſelben ſich im Jahre 1804 nach der beigefügten Liſte, Seite 59 und 60, auf 9853 Stück, excluſive 488 Stück Halbtücher, und im Jahre 1805 auf 9013 Stück, excluſive 926 Stück Halbtücher, belief.

Wenn es anders richtig iſt, daß der Schumacher ſeine Stiefeln um ſo viel theurer verkauft, und der Handlanger um ſo viel mehr Tagelohn fordert, je mehr ſie für die Metze Mehl geben müſſen; ſo wird man auch zugeben daß, wenn man die Rentiers, welche müſſig ihr Vermögen auf Zinſen ausleihen, und die Staats-Beamten, welche baare Beſoldungen beziehen, ausgenommen, von denen aber die erſteren keine Berückſichtigung verdienen, da ſie für den Flor des Landes nichts thun, ſo wie den letztern damit augenblicklich geholfen werden würde, wenn ihnen ihr Einkommen in Naturalien angewieſen würde, daß, ſage ich, außer dieſen niemand bei einer, ohne Mangel beſtehenden, Höhe der Getreidepreiſe etwas verliert, ſondern daß jeder dabei gewinnt. Statt alſo darauf zu ſchmälen, wollen wir ſie lieber zurückwünſchen.

Statt den Regenten zu rathen, nach **Colberts** Lehren die Fabriken mit dem Nachtheile der Landwirthe zu heben, ohne dadurch etwas auszurichten, wollen wir ſie lieber darauf aufmerkſam machen, welche nothwendige, unvergängliche und bedeutende Folgen die Unterſtützung des Ackerbaues für die Wohlfahrt des Landes habe. Daß durch die Aufnahme deſſelben Millionen mehr und geſchwinder erworben werden, als durch Fabriken, haben wir gleich Anfangs berechnet. Wir haben uns ferner bereits überzeugt, daß der Nationalreichthum, welcher aus der Handlung und aus Manufakturen entſpringt, vergänglich und dem Zufalle unterworfen ſey. Dieß Gebäude ſteht auf Triebſand, während die Wohlfahrt des Landes, welche aus dem Landbaue hervorgeht, auf Granitfelſen ruht. In den Preußiſchen Staaten beſchäftigen ſich [illegible] der Nation mit dem Landbau. Der Segen, den er hervorbringt, das Geld, das daraus gelöſet wird, vereinzelt ſich unter allen Individuen der größeren Hälfte der Nation.

Wenn in einem Fabrikenlande der erworbene Reichthum einzig und allein in die Kaſten der Fabrikenunternehmer und Kaufleute fließt und ſelbſt die ganze Schaar der Arbeiter davon nur einen kleinen Theil erwirbt; wenn dort nur ein ganz geringer Theil der Nation reich wird, während der große Reſt derſelben mit Schweiß und Mühe ſein Leben mit dem täglichen Verdienſte friſtet; wenn dort neben ſardanapaliſcher Pracht die Dürftigkeit ſich in Lumpen hüllt: ſo erhält in einem Lande, das ſeine Wohlfahrt auf den Ackerbau gründet, ein Jeder, der ſich damit beſchäftiget, ſeine Ausbeute aus dieſer Stolle des Reichthumes; Keiner wird übermäßig reich, Niemand bleibt ganz arm; eine glückliche Wohlhabenheit verbreitet ſich unter allen Landbauern. und dieſe theilt ſich auch den Städten mit, und denjenigen Mitbürgern, welche nicht ihren Weizen ſäen und keine Kuh ernähren. Denn mit der Wohlhabenheit erzeugen ſich eben ſo gut mehrere Bedürfniſſe, als mit dem Reichthume. Der Bauer geht nicht mehr in Holzſchuhen, wenn er ſich lederne kaufen kann; er ſieht ein, daß er beſſer fährt, wenn er ſich einen tuchenen Rock in der Stadt kauft, als wenn er ſich ſelbſt ein elendes Zeug webt; daß es überhaupt zweckmäßiger ſey, wenn der Bauer im Stall und im Felde, und der Handwerker in der Werkſtatt arbeite, und daß beide dabei gewinnen. Ja der ſchleſiſche Gebirgsbauer hütet ſich wohl, auf ſeinem Miſtwagen in die Kirche zu fahren; er rollt in einer halben Chaiſe dahin, vor welcher ein Paar muntre Pferde tanzt, kaum unter 200 Thaler gekauft, und er würde ſich zu Tode ſchämen, wenn er mit einem Paar Kracken kutſchiren ſollte, die mit Mühe die Füße zu heben vermögen.*) Je höher die Cultur des Landbaues ſteigt, je mehr der Landwirth daran zu wenden im Stande iſt, deſto mehr und beſſere Ackergeräthſchaften wird er ſich anſchaffen, und deſto mehr wird er die Handwerker in Nahrung ſetzen. Der größte Theil ſeines Verdienſtes wird alſo in die Städte fließen, dort Induſtrie in Aufnahme bringen, und Nahrung und Ueberfluß ihnen zuwenden. Der Unterſchied iſt aber der: durch den ungetheilten, in den Händen Weniger wuchernden Reichthum wird ein ſchwelgeriſcher Luxus erzeugt; nichts iſt koſtbar, nichts künſtlich, nichts theuer genug; was nicht über's Meer kommt, was nicht fremde Länder erſchufen, iſt viel zu gemein, um in Marmorſälen zu prunken und in ſilbernen Schüſſeln zu dampfen. Die ungeheuren Summen alſo, welche der Handel und die Fabriken erwerben, ſie gehen größten theils ins Ausland, wie ſie gekommen; im Lande bleibt kaum eine Spur davon, und der arbeitſame Bürger wartet umſonſt auf Abſatz ſeiner Waaren, ſo gut ſie auch ſeyn mögen. Dieſe Verſchwendung, dieſe Pracht blendet! Wie viel Menſchen giebt es, die nicht ebenfalls ſehnlichſt wünſchen, ein ſolches Freudenleben zu führen, und wer es nur möglich machen kann, ergiebt ſich ihm; ſollte er ſich auch in Schulden ſtürzen und am Ende als ein Betrieger davon gehen, er hat doch eine Weile geglänzt und gelebt. Es braucht wohl keiner Erwähnung, daß dieſe Lebensart, dieſes Haſchen nach Flitterſtaat, dieſe Völlerei nicht nur bald die Nation verweichlichen und entnerven, daß ſie alle Moralität untergraben, daß ſie alle große, edle Gefühle erſticken müſſen, daß Tugend und thätige Vaterlandsliebe dort nicht mehr heimiſch ſeyn können, und daß ein ſolches Volk von einer Stufe der Ohnmacht zur andern hinabſinkt, bis es der Sklave eines kräftigern und ärmeren Menſchenſtammes wird. *) — Wie ganz anders ſteht es um eine Nation, die ihren Wohlſtand auf den Ackerbau gründet. Kein übermäßiger Reichthum führt den ſchädlichen Luxus herbei; die Wohlhabenheit, die bei allen Land-

---

*) Vergl. Büſch über den kleinen Luxus.

---

*) Man vergleiche Karthago und Rom.

wirthen in gleichem Verhältniſſe ſteigt, entfernt ſie nicht von der Arbeit, noch läßt ſie Neid, Geldſtolz, Prahlſucht und Streben nach Scheinverdienſt aufkommen. Sie bringt zwar eine Menge vorher ungekannter Bedürfniſſe und Wünſche an den Tag, aber deren Befriedigung darf nicht fremden Nationen abgekauft werden. Der Landmann freut ſich ſeiner roth und blauen Kaleſche, die der nächſte Stellmacher baute, und weder London noch Warſchau löſen von ihm Ducaten für ihre prächtigen Caroſſen. Alles was er braucht und verlangt, liefert im der Regel das Vaterland ſelbſt; es wächſt auf heimiſchen Boden, und wird von den Händen der Mitbürger gearbeitet. Der ganze Gewinn alſo, den die Ausfuhre der Landesprodukte erzielt, bleibt im Lande, fließt aus den Dörfern in die Städte, und aus dieſen wieder in die Hand des Landmannes, und wuchert in ewiger Circulation. Dabei bleibt die Nation nüchtern, mäßig, ſittlich, an Leib und Seele geſund; ſie wird in ſich ſelbſt durch das Bedürfniß der Heirathen und durch den Anwachs der Familien immer mächtiger, denn der Wirth bedarf einer Wirthinn, er iſt ſicher, daß er ſie und ſeine Kinder ernähren kann, da keine überſpannte Anforderungen ſeiner Frau oder der Etiquette an ihn ergehen, und der kräftige Mann, der ſein geſundes Weib jeden Abend umarmt, wird eine Nachkommenſchaft haben, bei der gewiß Niemand die Nation ſchon im Bilde zu Grabe wanken ſieht. Unter einem ſolchen Volke muß die Tugend wohnen, eine vernünftige, durch keine Uebertreibungen Gefahr bringende Aufklärung ihre Segnungen verbreiten, und, was beſonders zu berückſichtigen iſt, dieſes Volk wird mit ganzem Herzen an ſeinen väterlichen Fluren, an ſeinen Haine, an ſeinem Heerde hangen. Wehe dem, der ſeinen friedlichen Hütten, ſein geliebtes Weib, ſeine hoffnungsvollen Kinder in Gefahr bringen, und das Vaterland mit Krieg überziehen wollte! Dieſen Menſchen iſt nur im Vaterlande wohl, aber der Kaufmann hat ſein Vaterland, wo es ihm gut geht, wo er Geld verdient. Soll ich das oben gebrauchte Beiſpiel wieder aufnehmen, ſo kann man ein Fabrikenland füglich mit einem Reiche vergleichen, durch deſſen Mitte ein breiter, majeſtätiſcher Fluß dahin ſtrömt; alle Quellen und Bäche des Landes eilen ihm zu, und er verſchlingt ſie; zahlreiche Dörfer prangen an ſeinen Ufern, und mächtiger Städte Mauern netzen ihren Fuß in ſeinen Wellen; aber je weiter von dieſem Strome du in's Land hineingehſt, deſto öder, deſto menſchenleerer, deſto unfruchtbarer wird der dürre Boden; und nun ergießen ſich Fluthen vom Himmel, Orkane peitſchen das Waſſer, es überſtrömt ſein Bette, und ſchwemmt die Dörfer hinweg und beſchädiget die Städte. — Ein Reich, deſſen Ackerbau blüht gleich einem Marſchlande, deſſen Fluß ſich in unendlich vielen und kleinen Kanälen nach allen Richtungen hin verbreitet; wohin dein Auge nur fällt, da prangt die Natur in blühender Ueppigkeit; kein Winkel dieſer Erde iſt unfruchtbar, und auf jeder Hufe ſteht am ausgeſuchteſten Orte ein Meierhof, bei deſſen Anblick Horaz ins Herz dir ſpricht: Beatus ille, qui paterna rura bonis exercet suis. Mögen immerhin die Wolken berſten, mögen alle Flüſſe übertreten; nur Segen, Fruchtbarkeit und Wohlſtand bringt die Ueberſchwemmung zu Wege, zum Verderben und zur Zerſtörung hat die gebrochene Fluth keine Macht. So iſt die Verſchiedenheit des Nationalglückes, welches aus der Befolgung des einen oder des andern Syſtemes entſpringt. Aber noch einen weſentlichen Vorzug hat das phyſiocratiſche Syſtem.

Möge Unglück ein Land überziehen, ſeine Gränzen geſperrt, die Ausfuhre verhindert, des Vaterlandes Söhne in's Feld gezogen und geſchlagen, ja Alles dem Erdboden gleich gemacht werden, dennoch iſt ein Reich in wenig Jahren wieder blühend, deſſen Bürger genügſam, geſund und arbeitſam ſind, deſſen Reichthum in der Cultur und Güte des nicht zerſtörbaren Bodens ſteckt, und wo der Krüppel ſelbſt auf ſeine Scholle zurückkehrt. Aber wenn die Städte verbrannt ſind, wenn die Arbeiter vertrieben wurden und anderwärts ſich anſiedelten, dorthin die Abnehmer ihrer Fabrikate ſich mit ihnen wandten, wenn die Capitalien, die in den Manufakturen und in den Waaren ſteckten, verloren oder vom Feinde genommen ſind: dann iſt auf ein Mal alles Glück dahin, und eine Wiederherſtellung deſſelben, wo nicht ganz unmöglich, doch äußerſt entfernt. Eine Fabrik iſt nicht ſo leicht wieder aufgebaut, als ein Meierhof, noch ſchwerer in Stand geſetzt, und faſt nie iſt es möglich, den Abſatz ſich wieder zu verſchaffen, der ein Mal eine andre Richtung genommen hat. Möchte doch ein deutſcher Adam Smith dieſe Gedanken über Nationalreichthum, auf Landwirthſchaft gegründet, die ich hier nur angedeutet, mit der Beredtſamkeit des Britten, weiter ausführen.

Schließlich frage ich diejenigen, welche in dem plötzlichen Sinken der Getreidepreiſe im Spätherbſte 1806 die ſegenvolle Wirkung der eingetretenen fremden, beſſeren Polizei erkannten, ob ſie jetzt, Februar 1808, wo der Scheffel Rocken wieder an 4 Thaler gilt, noch derſelben Meinung ſind, oder ob ſie nun einſehen, daß die Getreidepreiſe damals um deßwillen fallen mußten: weil aller Verkehr und Handel auf ein Mal unterbrochen wurde, weil zu gleicher Zeit die angefüllten Magazine geöffnet und die Kornböden der Privatperſonen, theils gewaltſam durch Fouragiren, theils aus Beſorgniß, dieſem ausgeſetzt zu ſeyn, freiwillig geleert wurden, endlich weil die Landleute zur Beſtreitung der Contributionen, der Lieferungen und der Einquartierung gezwungen waren, ihre Vorräthe um jeden Preis los zu ſchlagen.

Grävell.

Tabellen
von den zu Cottbus fabrizirten Tuchen in den Jahren 1804 und 1805.

1) Im Jahre 1804.

Im Monath	9/4 Ellen breite Stück	8/4 Ellen breite Stück	Meß-feine Stück	Mittle Stück	Grobe Stück	Caſimirs Stück	Schmaltuch Stück	Frieß Stück
Januar	551	33	351	37	24	29	4	2
Februar	322	34	300	30	23	22	4	3
März	378	48	380	26	15	24	9	2
April	549	59	360	20	5	22	12	3
Mai	500	44	300	27	12	34	5	—
Junius	425	25	209	20	5	26	4	1
Julius	409	30	302	67	7	35	1	—
Auguſt	421	47	339	18	12	82	1	—
Septemb.	462	47	366	—	22	28	—	—
October	453	36	242	10	10	35	1	—
November	244	34	312	36	20	41	1	—
December	412	80	302	10	—	57	—	—
Summa	5126	508	3763	301	155	435	42	11

2) Im Jahr 1805.

Im Monath	[illegible] Ellen breite Stück	[illegible] Ellen breite Stück	Meß feine Stück	Mittle Stück	Grobe Stück	Caſimirs Stück	Schmaltuch Stück	Fries Stück
Januar	267	43	200	89	1	26	—	1
Februar	564	38	270	14	—	39	—	3
März	454	57	305	101		39	1	2
April	489	61	300	94	7	40	1	—
Mai	514	30	237	15	—	58	—	1
Junius	555	19	185	26	15	48	5	—
Julius	577	35	200	17	13	52	—	—
Auguſt	542	40	200	45	6	33	—	—
Septbr.	492	41	219	29	30	24	5	—
October	468	30	135	22	15	23	2	—
Novbr.	407	35	150	24	—	11	8	—
Decemb.	448	41	200	65	25	8	7	1
Summa	5777	470	2601	541	112	401	29	8
Summa 1804	5126	508	3763	301	155	435	42	11
Summa totalis	10903	978	6364	842	267	836	71	19

quoad 1804 et 1805.

Summa vom Jahr 1804 — 10341 Stück.
Summa vom Jahr 1805 — 9939 Stück.

Solches auf den Grund des Walk-Schauregiſters, welches von einem vereideten Schaumeiſter geführet wird. R.

Cottbus, den 10. Mai 1808.

Antwort des Verfaſſers der Vertrauten Briefe auf das Schreiben an ihn im 3ten Hefte der Feuerſchirme.

(Nebſt Gegenbemerkungen der Herausgeber.)

Da Sie höflich an mich geſchrieben haben, ſo will ich Ihnen auch höflich antworten, ob zwar Ihre Critik nur witzelnd, nicht gründlich iſt 1)

Ich bin weder ein Luther, noch ein ſeichter Kopf oder ein Ignorant, am allerwenigſten ein Homer, 2)

---

1) Wäre dieß ſo ganz wahr, ſo hätte der Verfaſſer der Vertrauten Briefe es wohl nicht verſucht, jenen Aufſatz gründlich zu widerlegen, obgleich er manche wichtige Stelle völlig — überſehen hat, wir wiſſen nicht, ob aus Mangel an Gründlichkeit von ſeiner oder von unſerer Seite.

2) Das haben wir auch geſagt! Ein vielgeleſenes Volksblatt nannte Sie einen Luther, die Miscellen für die neueſte Weltkunde einen Homer, mehrere andre Blätter gaben Ihnen die folgenden Beinamen. Wir finden das erſte lobpreiſend, das zweite ungerecht tadelnd. Sie ſind ein Mann voll Kenntniß und Klug-

ſondern ein ſchlichter Mann, der bei der Herausgabe der Vertrauten Briefe und Feuerbrände die beſten Abſichten hatte. [3]) Er wollte, da das Staats-Gebäude einmal zuſammengeſtürzt, die Armee vernichtet und der König faſt von allen ſeinen hohen Rathgebern verlaſſen war, alle die Urſachen angeben, welche im Innern des Staats das Unglück veranlaßt hätten. [4]) Er wollte patriotiſche

---

heit, dem aber Uebereilung und die Bequemlichkeit, zuweilen nicht denken zu wollen, manchen Mißgriff thun, manches falſche Urtheil ausſprechen läßt.

[3]) Das haben wir zwar nicht geſagt, wir glauben es aber! Die Unterſuchung Ihrer Abſichten rechnen wir zur Perſönlichkeit, und dieſe liegt außer unſerm Geſichtskreiſe; doch geſtehen wir Ihnen gern, daß wir eher annehmen, Sie hätten *keine*, als eine *böſe* Abſicht gehabt; hatten Sie eine *gute* — und warum ſollte dieß nicht ſeyn? — ſo ſind wir offenherzig genug, Ihnen zu ſagen, daß Sie uns nicht in allen ihren Theilen geprüft ſcheint. Dieß iſt auch bei einem Manne, der wie Sie, in Extremen lebt, etwas ganz begreifliches. Ein Extrem iſt es z. B., wenn Sie weiter unten von dem in der Nation völlig abgeſtumpften Ehrgefühl ſprechen. Sie haben Recht, aber nur in Hinſicht derer, die *Sie Nation* nennen.

[4]) *Jean Paul* ſagt in ſeiner unlängſt erſchienenen Friedenspredigt an Deutſchland: „Muß ein Staat erſt todt ſeyn, ehe man ihn zergliedern darf, und iſt's nicht beſſer, durch deſſen *Krankheitsberichte* die *Sektionsberichte* abzuwenden? Oder ſoll den Bürgern eines Staates erſt ein Feind deſſelben, der die Hände *bindet*, die Zungen *löſen*? Konnte man nicht in ſonſt ſo *ſprechfreien* (!) Staaten manche

und ſchändliche Handlungen treu erzählen, um das in der Nation völlig abgeſtumpfte Ehrgefühl rege zu machen; er wollte für die Geſchichte Materialien ſammeln; er wollte, mit Hülfe Anderer, Vorſchläge zur künftigen beſſeren Organiſation des Staats der Publizität unterwerfen.

Dieß alles iſt geſchehen.

Die Vertrauten Briefe und die Feuerbrände haben manche Schandthat, und manche gute Handlung aufgedeckt, ja, ſie haben ſogar manchen Schurken von Verrätherei abgehalten, aus Furcht, daß er gebrandmarkt werden möchte.

Daß die Gegeißelten einen großen Lärm erheben würden, war vorauszuſehen; daß der Redacteur ſich dem Haß, der Rache und der Verfolgung, der Verläumdung und Beſchimpfung auszuſetzen würde, ja, daß man ſelbſt von Seiten der Regierung nach Umſtänden ihn in fiskaliſche Unterſuchung nehmen könne: das alles ſah er vorher; er war darauf gefaßt und iſt es noch jetzt. Er hat dieß alles geduldig ertragen, wird es noch ferner ertragen, und wenn es ſeyn muß, auch ſeinen Kopf für ſeine reine patriotiſche Abſicht hingeben, *) welche aber der gerechte König nicht verkennen wird.

Sachen noch vor dem 14. October ſagen, gerade über die Gewitter-Ableiter, deren Roſt eben den Schlag herunterführte?" So ſpricht jener treffliche Kopf!

*) Wenn Sie Ihren Kopf zu gebrauchen Luſt haben, ſo ſteht er in der Regel auf der richtigſten Stelle; es wäre alſo Schade, wenn mit ihm eine Veränderung vorgenommen würde, was Sie aber wohl nicht zu fürchten haben, da Sie — nach unſerer Meinung — niemals um Böſes zu ſtiften, ſchreiben, nur zuweilen

Sie wollen nun, daß jede Anklage mit vollgültigen Beweiſen belegt werden ſolle.

„Sollten Sie es nicht wiſſen, daß oft etwas juriſtiſch bewieſen, doch unwahr, und ſehr vieles wahr iſt, was man nicht juriſtiſch beweiſen kann? 6)

Ich

---

von Einſeitigkeit und Leidenſchaftlichkeit — vielleicht im guten Sinn — ergriffen, Sachen einmiſchten, welche Sie bei kälterer Ueberlegung gewiß nicht hätten drucken laſſen. Eine allgemeine Verſöhnung wird einſt unſern gütigen Herrſcher noch feſter mit ſeinen Unterthanen verbinden; auch beweiſt die (nach Ihrem Berichte) erfolgte Wiederanſtellung als Staatsdiener, daß Ihr und unſer König in Ihnen den Schriftſteller vergißt, und überhaupt Publicität nicht haßt.

6), 7), 8), 9), 10) und 11) Jeder rechtliche Mann wird und kann fordern, daß man niemand, ohne gegründete Urſachen, anklage, und Sie werden es daher auch uns nicht verargen, wenn wir, was billig iſt, verlangen. Wohl wiſſen wir, und haben es in neuern Zeiten recht oft erfahren, daß Scheinbeweiſe Wahrheit zur Lüge, und dieſe zur Wahrheit machen können; wir wiſſen alſo auch, daß eine gedruckt bewieſene Sache dennoch unwahr ſeyn kann! Geſtehn Sie mit den Worten: Und wenn doch Unrichtigkeiten unterlaufen, die nicht zu beſtreitende Möglichkeit, ſo ſind wir in dieſer Hinſicht zufrieden, nicht aber damit, daß Sie meinen, es könne der Angegriffene froh ſeyn, daß man ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung giebt. Sagen Sie ein Mal ſelbſt, wie Sie den nennen würden, der ohne Ihr Wiſſen Sie öffentlich beleidigte, aus der von Ihnen angegebenen Ur-

Ich laſſe nichts drucken was nicht aus reinen Quellen kommt; und wenn dann doch hier und da Unrichtigkeiten mit unter laufen, [7]) ſo werden ſie berichtigt, darauf werden Sie mir erwiedern:

Wer ſtellt dann die Ehre des Gekränkten wieder her?

Ich antworte: Er kann froh ſeyn, daß ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben wird, [8]) denn da keine abſichtliche Erdichtungen aufgenommen werden, ſo iſt es in dem Orte, wo der Beſchuldigte lebt, gewiß ein öffentliches Gerücht geweſen, wodurch ſeine Ehre litt, wozu er ſcheinbar die Veranlaſſung gab. [9])

Wird ein ſolches Gerücht öffentlich zur Sprache gebracht, ſo kann er ſich auch öffentlich vertheidigen. Wie

---

ſache? Nach Ihrer Theorie ſind Sie ja ein recht glücklicher Menſch, daß man Ihnen ſo oft Gelegenheit gab, und noch giebt, ſich zu rechtfertigen! Ihre gute Meinung kömmt mir vor, als ob man Einen bloß deßhalb in's Geſicht ſchlagen müßte, damit er den Schlag zurückgäbe, wodurch ihm aber immer nicht geholfen, und ſein gekränktes Ehrgefühl nicht beruhigt iſt. Jener hat ſeinen Schlag, und bei der Rechtfertigung auf eine öffentliche Anklage glaubt das Publicum, welches ohnehin von denen, die über ihm ſtehen, ſtets Böſes zu denken Luſt hat, dennoch nur — was es will! Gerüchte muß man, wenn Sie der

Ehre

Ad 8. Der durch ſeine Mitrailladen in Lyon hinlänglich bekannte Terroriſt Collot-Herbois erwiderte auch auf die Anklage gegen ihn und ſeine Collegen Barrere, Billaud-Varennes und Vadier, Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausſchuſſes: „ich danke dem National-Convent, daß er mir und meinen Collegen Gelegenheit giebt, uns zu rechtfertigen."

Bemerkung des Correktors.

unpartheiiſch ich bei der Redaktion bin, beweiſen die Feuerbrände ſelbſt, worin Sie ſogar Beleidigungen gegen meine Perſon finden 10) Sie ſagen:

Wenn 20 Beklagte ihre Unſchuld darthun u. ſ. w.

Bis jetzt waren es kaum 2, die es verſucht haben 11) Die angegriffenen Capital-Verbrecher, Feſtungs-Commandanten u. a. haben geſchwiegen.

Nun zur Widerlegung Ihrer gegen die Vertrauten Briefe gemachten Einwürfe.

Ich ſoll nicht klagen, daß Friedrichs Syſtem im Jahr 1786 nicht fortgeführt worden ſey, da die Syſteme ſich nach dem veränderten Zeitgeiſte richten müſſen.

Sie haben vergeſſen zu ſagen, von welchem Syſtem

Ehre eines Andern zu nahe treten, durchaus nicht drucken laſſen, der Zweck der Zeitſchriften iſt — nach unſerem Wiſſen — nicht der, Klatſchereien zu verbreiten, und gut wäre es, wenn man dieß bedächte, denn ſonſt — ſo hat es den Anſchein — wenn Alles gedruckt wird, was die Leute ſagen, ſo wird jeder an den Pranger geſtellt, der ſich aus der Maſſe herauszuheben wagt, ſey es auch in allem Guten! Sie nehmen, ſagen Sie, in Ihr Journal ſelbſt, Ausfälle gegen Ihre eigene Perſon auf! Das iſt wahr! aber doch nur ſeit einiger Zeit, übrigens können Sie dieß recht gut, ohne den etwas wandelbaren Grundſätzen Ihres Journals zu viel aufzubürden! Sind jene Beſchuldigungen wahr, ſo iſt es kein Verdienſt, denn Jeder fehlt in dieſem Leben, und muß es gern ſehen, wenn ihm Irrthümer bekannt werden; ſind ſie unwahr, ſo widerlegen Sie dieſelben auf der Stelle, und die Sache iſt, beſonders bei Ihren Grundſätzen, Friedrichs die Rede geweſen, in der Politik, oder in der innern Staats-Verwaltung, oder im Allgemeinen? Doch es mag die Rede ſeyn wovon es will, ſo behaupte ich jenen Satz noch jetzt:

1) Weil das darauf folgende Syſtem dem Zeitgeiſte weit weniger entſprach wie jenes, oder vielmehr weil 1787 gar kein Syſtem vorhanden war. 12)

---

völlig abgemacht. Ihre Fehler ſehen Sie mit gewaltigen Verkleinerungsgläſern, ſonſt könnten Sie unmöglich die Zahl derer, die ſich gegen unrichtige Anklagen vertheidigt haben, ſo gering annehmen! Doch dieſe Unterſuchung kümmert uns nicht, mögen ihrer ſo viel oder ſo wenig ſeyn, als es wollen, genug ſie ſind da!

12), 13), 14), 15) O welche paradoxe Behauptungen! War es Folge des Alters, welches ſelbſt dem größten Geiſte Feſſeln anlegt, war es eine andre Urſache: genug! **Friedrich der Zweite** fühlte in ſeinen letzten Lebensjahren die Veränderung des Zeitgeiſtes, er überſah ſein Zeitalter nicht mehr in dem Grade, als es geſchehen muß, wenn man es beherrſchen will; er hatte den Wirkungen, welche ſeine dem Volke ſehr oberflächlich eigen gewordenen Grundſätze in der Religion hervorgebracht hatten, nicht folgen können, die Menſchen fingen an ihm fremd zu werden, und ſtatt daß er ſonſt durch ſeine Anordnungen aus dem Vereinzelten einen ſchnellen Verein hervorrief, ſo verleitete der Egoismus Alles zum Beſſerwiſſen, — und das Ganze ging ſo ſeiner Auflöſung entgegen, obgleich dieß im Anfange nur unmerklich geſchah. Das Syſtem Friedrichs des Zweiten beruhte auf einem Gleichgewicht der Kräfte in Deutſch-

2) Wenn man **Friedrichs** Syſtem beibehielt, ſo würde ſich der Zeitgeiſt nicht ſo ſchnell geändert haben, es wäre kein Feldzug nach der **Champagne**, keine Revolution in **Frankreich**, keine neue Art den Krieg zu führen entſtanden, 11) und an die Stelle des politiſchen Gleichgewichts wäre nicht das Gravitations-Syſtem getreten, wobei Preußen

---

land und ganz Europa, voll Gefühl ſeines Werths, hielt er im Mannesalter, ſeinen Geiſt und die Mittel ſeines Landes für hinreichend, um ſeine Feinde von ſich abzuhalten; ſpäterhin ſah er ein, daß ſeiner Schöpfung **Dauer** fehlen würde, und er brachte den Fürſtenbund zu Stande, um ſich und ſeine Nachfolger gegen Oeſtreichs Ausdehnungen und gegen jeden Angriff zu ſichern. Aber eben dieſes Bündniß muß beweiſen, wie **Friedrich** am Ende ſeines Lebens über die Selbſtſtändigkeit Preußens gedacht hat! Preußen mußte in dem Gleichgewichte Deutſchlands ſeine eigene Sicherheit ſuchen, denn es wäre wahrlich zu kühn, wollte jemand meinen, **Friedrich der Zweite** hätte in ſeinen Staaten ſo viel Kraft verſpürt, daß er es wagen konnte, ſeine Ideen ſtets ohne fremde Hülfe mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Ueberſchauen Sie mit richtigem Blick die erſten militäriſchen Schritte des großen Königs, den Bayeriſchen Erbfolgekrieg, ſo wird Ihnen das Gegentheil einleuchtend, um ſo mehr, wenn Sie bedenken, daß ſein eigenes Urtheil über dieſen Feldzug nicht ganz zum Vortheil ſeiner Armee ausfällt. Sie müſſen entweder den Zeitraum eines ungewiſſen Syſtems früher als in das Jahr [illegible] verſetzen, oder viel ſpäter. Man konnte mit einigem Rechte annehmen, daß aus ſeiner Bahn geriſſen werden mußte, da es nicht Schwungkraft genug beſaß, der niederziehenden Schwerkraft Frankreichs zu widerſtehen.

3) Lag es in Friedrichs Syſtem der Staats-Verwaltung, ſelbſt dem Zeitgeiſt zu folgen.

Er ſagt im 3ten Bande ſeiner Werke. S. 16.

**) Die beſten Einrichtungen arten aus und wer-

---

die wenige Energie, welche Friedrich der Zweite, als Folge ſeines Alters, bei den Händeln in Holland bewies, dem Uebergewichte Preußens nachtheilig war. Doch hat Friedrich Wilhelm der Zweite dieſe Sache ſehr ehrenvoll und glücklich beendet, er hat hier im Geiſte Friedrichs gehandelt, und ein Gleichgewicht im Süden dadurch wieder hergeſtellt, daß er den Einfluß Frankreichs auf Holland vernichtete. Was man auch über den Feldzug nach Holland ſagen mag, ſo hatte Preußen im erſten Augenblicke an Achtung gewonnen, obgleich man nachher den Vortheil überſah. Auch hat Friedrich Wilhelm der Zweite bis zum Jahre 1791 (in welchem Jahre Hertzberg, Friedrichs trefflicher Zögling, abtrat) ſehr oft nach den Grundſätzen Friedrichs gehandelt, obgleich ſie ſchon damals nicht mehr ganz anwendbar waren; nachher machten die Reſultate der franzöſiſchen Revolution alle Regeln ſcheitern. Daß Friedrich aber die Revolution in Frankreich verhindert haben würde, möchte wohl niemand beweiſen können; höchſtens ließe ſich etwas für eine ſolche Meinung ſagen, wenn Sie dieß von der dadurch erzeugten Umwälzung in Deutſchland ſprächen, obgleich der Freiheitsſchwindel, der von Frankreich aus ſich verbreitete, vielleicht ohne fremde Berührung eine Verdem unnüz, wenn man die Augen davon abwendet. Werden in der Kriegskunſt neue Entdeckungen gemacht, ſo iſt es nothwendig, daß die Feldherrn ſich darein ſchicken u. ſ. w.

Wenn Sie alſo meine Behauptung hätten widerlegen wollen, ſo mußten Sie zeigen:

daß die Regierungs-Grundſätze **Friedrich Wil-**

Änderung in Deutſchland bewirkt haben würde. Konnte er aber, — das Gegentheil läßt ſich nur träumen, — den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution nicht verhüten, ſo war in Deutſchland die höchſte Anſtrengung aller Kräfte nöthig, um Oeſtreichs Kaiſer davon abzuhalten, ſeinem Schwager zu Hülfe zu kommen; doch würde **Friedrich der Zweite** dieß wahrſcheinlich nicht einmal verhindert haben, da er als König auf das Anſehn der Fürſten Werth legte. Aber geſetzt auch, er hätte es verſucht, Oeſtreich von dem Angriff auf Frankreich abzuhalten, ſo hätte dieſes ſeine Grenzen gewiß überſchritten, weil die erſten aus dem Volke ſich heraushebenden Köpfe die Freiheit nach allen Ländern verſenden wollten, auch über dieß wohl einſahen, daß Frankreich Menſchen entbehren könne; auf dieſe Art wäre die neue Art Krieg zu führen dennoch entſtanden, und Deutſchland mußte, da es mit ſich ſelbſt in **offenbarem** Kampfe lebte, früher noch ein Opfer des neuen Kriegsſyſtems werden. Doch was ſtreiten wir lange mit Ihnen, in Ihren eigenen Worten liegt eine halbe Widerlegung Ihrer Meinung: **Wenn man Friedrichs des Zweiten Syſtem beibehielt, ſo würde ſich der Zeitgeiſt nicht ſo ſchnell geändert haben!** Alſo würde er es doch geändert haben, und dieß würde ſchon hinlänglich beweihelms II. 1787 beſſer waren, als die von Friedrich dem Großen 11)

Das möchte Ihnen doch wohl ſchwer werden.

Sie beſtreiten den von mir aufgeſtellten Grundſatz, daß des Regenten Geiſt für den Staat, ſein Herz für ſeine Familie vorhanden ſey.

Wenn ich dieß behauptet habe, ſo iſt damit nicht geſagt: der Regent könne ein Teufel ſeyn, wenn er nur Verſtand habe. Beſſer iſt es, er hat einen großen Geiſt

---

ſen, daß jenes Syſtem ſich nicht eignete, in den neuern Zeiten ſo benutzt zu werden wie es war! Das Syſtem im Jahre 1787 war in politiſcher Hinſicht das von Friedrich dem Zweiten, es zeigte ſich nur nach dem Tode deſſelben, und da durch den Zeitgeiſt und die nahende Umwälzung vom Süden aus Alles ſchwankender und unſicherer wurde, immer mehr als ein nicht zureichendes. Dieß iſt aber durchaus kein Vorwurf für den unſterblichen Herrſcher, denn in einer Epoche, wie die letzten zwanzig Jahre, geht es der Staatskunſt, wie einem Schiffe im Sturm, ſie muß ſich zum Theil dem Zufall überlaſſen und ihr Syſtem verändern, ſo oft die Umgebungen ſich umgeſtalten. Die Stelle, welche Sie aus Friedrichs Werken anführen, gilt allerdings als Beweis, daß der ruhmvolle Verfaſſer dem Zeitgeiſte nachſtrebte; beſtätigt aber auch unſere Behauptung, daß durch ihn jedes Syſtem veraltet. Wäre der Friedrich vom Jahre 1760, im Jahre 1786 zur Regierung gekommen, ſo hätte er, wie dort, den Sinn der Völker völlig erkannt, er hätte das vorgefundene Syſtem gewiß verworfen, gewiß aber auch wirkſamere Mittel ergriffen, als ſein Nachfolger, das Sinken des Staats und ein vortreffliches Herz, der Staat fährt aber beſſer dabei, wenn nur eins von beiden Statt finden ſoll, daß der Geiſt größer iſt als das Herz; denn im erſten Fall hält die Weisheit den Regenten ſeines eignen Intereſſe wegen ab, ſeine Unterthanen unglücklich zu machen; im letzteren Falle kommt er nur zu oft in die Hände eines Günſtlings, der dann ohne alle Herzlichkeit regiert. [16]

---

zu verhüten. Dieß wollen wir nicht widerſtreiten, wir glauben auch, Ihre eigentliche Meinung liege in dieſen Worten, obgleich Sie ſich falſch und unbeſtimmt ausdrücken; am Ende kommen wir aber zu dem nicht möglichen Satz: Ein Staat müſſe ſtets ſolche Männer an der Spitze haben, von welchen ſich nur Einer im Jahrhundert zeigt.

[16] Wenn Sie Ihre aufgeſtellten Grundſätze, wie hier, gemildert, und ſtets das geſagt hätten, was geſagt ſeyn ſollte, dann würden wir Ihnen nur Lobeserhebungen zu machen haben. Aber wir bitten Sie, die von uns im dritten Hefte erwähnte Stelle nachzuleſen, worin Sie beſtimmen, mit welchen Eigenſchaften ein Fürſt ausgerüſtet ſeyn müßte, welcher jetzt herrſchen wollte, und Sie müſſen ſelbſt geſtehen, daß Sie nur verderbende Kräfte von ihm fordern. O hätte doch mancher Held der Geſchichte etwas weniger Geiſt, und etwas mehr Herz für ſeine Mitlebenden gehabt! Hat ein Herrſcher ſo viel Geiſt, daß ihm das Herz untergeordnet iſt, ſo wird er über den Glanz das Glück vergeſſen, und ſeine Unterthanen ſind Sklaven ſeiner Plane! Wir aber hegen den Grundſatz: daß das Glück der Unterthanen der Hauptzweck eines Fürſten ſeyn müſſe, und dieſer wird nie von einem Fürſten erreicht werden, der bloß mit Geiſt

Was Sie von den Monopolen reden, paßt nicht; denn Sie hätten ſagen ſollen: Wie ich ſie in Schutz nehme. [17])

Wenn Friedrich Wilhelm II. das Tabaks-Monopol aufhob, und dagegen das Weizenmehl mit einer ſtarken Abgabe belegte, ſo habe ich darin keine Weisheit finden können.

Was die Gefangennehmung der Gräfinn Lichtenau betrifft, ſo leſen Sie die Materialien zur Preußiſchen Geſchichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. [18])

---

um ſich ſieht! Fühlen Sie denn nicht, daß man gerade jetzt das Uebergewicht des Geiſtes nicht als das verkündigen muß, was einzig den Herrſcher ziert!

[17]) Sie mögen die Monopole in Schutz genommen haben, wie Sie wollen, gleichviel! Wer die beſten, brauchbarſten, und zugleich im Preiſe billigen Waaren zu liefern vermag, hat den größten Nutzen, und erzeugt ſich ſelbſt ein natürliches Monopol, dieß iſt das, was Nacheiferung, mithin Streben zur Vollkommenheit hervorbringt, welches der Befehl: dieſer oder jener Artikel ſoll von dem, oder nur dort geliefert werden, beſchränkt wird. Niemand kann eine ſolche Verfahrungsart gut heißen, am wenigſten zu einer Zeit, wo eine halbe Welt über Handels- und Meeresfreiheit im Aufruhr iſt. Die Monopole lähmen den Geiſt des Denkers, ſie ſind alſo zum Verderben deſſen da, was ſo ſchwer zu erwecken iſt!

[18]) Wir wollen über die Gräfinn Lichtenau weder etwas leſen noch ſchreiben, hätten wir zu dem Letztern Luſt, und wüßten wir nicht, daß das Publikum mit dergleichen berüchtigten Erzählungen überſättigt

Wenn ich behauptet habe, daß der Adel keine wohl hergebrachten Rechte einbüßen dürfe, ſo beruht dieſe Behauptung auf dem ſehr gerechten Grundſatze:

> daß man niemandes Privateigenthum ohne Entſchädigung antaſten ſolle.

Man ſchaffe den Adel ab, laſſe ihm aber ſein Vermögen. **)

Was Berlin und Preußen überhaupt für Staatsbürger und Patrioten in der Majorität enthalten, das beurtheile man nach dem Erfolg: den Baum ſollſt du

---

ſey, ſo ſollte uns der Beweis Ihrer Uebereilung nicht ſchwer fallen.

**) Sie ſagten in den Vertrauten Briefen, der Adel verliere durch Abſchaffung des Unterthänigkeits-Nexus wohl hergebrachte Rechte. Angenommen, jener Zwang ſey wirklich ein wohl hergebrachtes Recht, welches wir in einzelnen Fällen zugeben, ſo ſtrebt er doch unläugbar gegen den Zeitgeiſt, und dieſer iſt, da man ihn höchſt ſelten, und auch dann nur in Augenblicken der Begeiſterung in ſeiner Gewalt hat, ein Gebot! Ihm müſſen Einzelne geopfert werden, wenn das Ganze dabei gewinnt; er ſchafft neue Geſtalten, neue Umgebungen; er verändert die Wirkungen älterer Einrichtungen, und verlangt, daß dieſe, wie jedes Syſtem dem Menſchen, nicht aber die Menſchen dem Syſtem, angepaßt werden ſollen, welches ſich ohnehin verbietet! Daß man den Adel abſchaffen ſoll, iſt ein Extrem; man ſchränke, wozu jetzt ſchon der Anfang gemacht wurde, ſeine Rechte ein, und belege ihn mit den Pflichten jedes andern Staatsbürgers. Daß ihm ſein Vermögen verbleiben müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, in ſo fern man nicht die an ſeinen Früchten erkennen! 20) In ſieben Tagen war die Armee vernichtet, eben ſo ſchnell jeder Widerſtand bis an die Oder. Geben Sie doch nur Einen Beweiß von Gegenwirkung im Großen. Denken Sie an die Pohlen, an die Heſſen, an die Nord-Amerikaner, Schweizer u. ſ. w.

„So lange die Geſchichte exiſtirt giebt es kein Beiſpiel, daß ein Volk ſo ſchnell beſiegt worden wäre als die Preußen. Nehmen Sie ſo viele Schandthaten hinzu, welche in Berlin und in den Provinzen geſchehen ſind, und Sie müſſen mäuschenſtill ſchweigen. 21)

---

willkührliche Benutzung der Kräfte ſeiner Unterthanen mit zu ſeinem Vermögen rechnet!

20), 21), 22), 23), 24), 25), 26), 27) Sie vertheidigen hier auf eine ſehr ungerechte Weiſe eine einſeitige Anſicht. Denken Sie ſich ein Volk, welches auf ſeine Armeen ein großes Vertrauen ſetzte, und auch — Sie ſelbſt thaten es ja, — ſetzen konnte, dieſes Volk ſieht in wenig Tagen das Heer ſo weit gebracht, daß es nicht einmal an die Vertheidigung des Landes denkt, es ſieht ſich aus dem Wahne des gewiſſen Sieges plötzlich heraus geriſſen, und mit der erſten Nachricht des Unglücks den Feind auch ſchon faſt vor den Thoren der Hauptſtadt. Von den ſchnell folgenden Schlägen betäubt, und noch in völliger Ungewißheit, glaubt es anfangs gar nicht an die Möglichkeit ſolcher Dinge: kein rettender Kopf erſcheint, obgleich der Wille und die Stimmung des Volks vor und nach der erſten Schlacht, wahrlich! der beſte und die ſchönſte war, welche man unter ſolchen Umſtänden wünſchen kann. Das Volk hatte ſich von dem erſten Erſtarren erholt, da bedurfte es nur eines Winks, und die

Das Bild, welches ich im 2ten Theil von einem Patrioten gegeben habe, paßt gerade nur für den Zeitpunkt, wo es aufgeſtellt iſt; darum heißt es dort:

jetzt iſt der ein Patriot u. ſ. w. 22)

Sollte es für den eigentlichen Begriff eines Patrioten paſſen, ſo müßte es heißen:

Unter allen Umſtänden iſt der ein Patriot u. ſ. w. 23)

Wenn Sie des 4ten Briefs des 1ſten Theils erwähnen, ſo klingt mir dieß etwas verdächtig. Sie wer-

---

Maſſe war vereint, und ſtand unter den Waffen, ſobald man ihnen dieſe gab. Eine Menge erbot ſich freywillig dazu. Statt deſſen gebietet der damalige Gouverneur der Stadt, Ruhe! er läßt verhindern, daß viele Menſchen zuſammenſtehen, er befiehlt, daß nach neun Uhr Abends niemand mehr auf der Straße ſeyn ſoll, im Stillen werden beruhigende Gerüchte verbreitet, die ſich faſt nicht eher widerlegten, als bis der Feind unvermuthet da war. Was ſollte es nun thun? Gewiß, wir könnten Ihnen, wenn nicht Umſtände es verhinderten (wir behalten es uns vor!) Beweiſe liefern, welche den Patriotismus der Berliner und der Staatseinwohner überhaupt, vollkommen darthun würden. Wir wiſſen es, daß in den letzten Tagen vor Ankunft der Franzoſen angeſehene Bürger zu dem Gouverneur und zu andern Behörden eilten, um ihre und ihrer Mitbürger Kräfte, wie auch ihre Habe, zum Gemeinwohl anzubieten, und da dieß nicht angenommen wurde, baten, daß man wenigſtens ihre Pferde zur Fortſchaffung der Vorräthe aller Art, beſonders aber zu Ausleerung des Zeughauſes benutzen möchte; ſie erhielten zur Antwort: der Feind iſt ſchon zu nahe! Wer unter ſolchen Umſtänden nicht verzweifelt, muß mehr als menſchliche Kräfte haben, den doch wohl gefunden haben, daß er nicht von mir geſchrieben iſt. Warum ſagten Sie nicht:

Es iſt der beſte, der wahrſte im ganzen Buche? 24)

Sie nennen mich einen Tyrannen im Gebiete der Wahrheit; wäre ich dieß, ſo würde ich nicht Widerlegungen meiner Behauptungen in meine Journale aufnehmen. 25)

Meine Prophezeihung im 10ten Briefe des 2ten Theils finden Sie übertrieben. Sie müſſen wohl nicht

---

da beſonders mit der Ankunft des Feindes auch ſchon die Nachricht eintraf: die erſte und beſte Feſtung im Lande iſt gefallen! Was ſollten die Bürger ohne Leitung, unbewaffnet und nicht organiſirt thun? Was können in einem völlig militäriſchen Staate die Bürger dafür, daß das Heer beſiegt iſt! Durch ihre Mitwirkung iſt es nicht geſchehen, ſie hätten gern gethan, was man von ihnen forderte, und in Colberg, Danzig, und überall, wo man auf ſie rechnete, geſchah von ihnen, was möglich war! Und was haben denn, um Ihnen zu beweiſen, daß es überall iſt, wie bei uns — die Wiener — die Oeſtreichiſchen Bürger gethan, als im Jahre 1805 die Franzoſen das Land überzogen, der Stadt ſich näherten? Sie haben ſich, wie Berlin es auch that, dem Feinde überlaſſen, da jenes wie dieſes nichts anders thun konnte. War dort nicht Alles in ſolcher Verwirrung; traf man beſſere Einrichtungen, wie hier, ſo ſuchen Sie den Grund darin, daß Wien nicht ſo ſehr überraſcht wurde, und daß die Obern nicht den Kopf verloren! Dennoch gab es keine andern Reſultate wie in Berlin. Seyn Sie nicht ungerecht gegen Menſchen, die völlig wehrlos waren, die ſich nur aufgeopfert haben würden ohne allen Erfolg, und deut ſehen, was um und neben Ihnen vorgeht. Warten Sie es nur ab, dieſer Zuſtand wird früh genug eintreten. (Nein, mein Herr!) Daß aber ein großer 26) Theil des Volks, ſelbſt vieler Großen, welche Friedrich Wilhelm III. zu regieren das Unglück hatte, wahres Geſchmeiß geweſen iſt: ſoll ich Ihnen davon etwa die Beweiſe anführen? Lächerlich, höchſt lächerlich iſt mir Ihr Einwurf: 27)

Wenn die Preußiſche Armee 1798 die des Hann-

---

theilen Sie die Mehrzahl nicht nach den öffentlichen Schreiern, welche wüthende Patrioten ſchienen, und nachher ihre Geſinnung wechſelten, weil — Vortheil zu hoffen war. Daß es hier, wie in allen Städten, dergleichen ſchlechte Menſchen gab und noch giebt, wer läugnet das? Daß ſchlechte Streiche gemacht worden ſind, wer zweifelt daran? Wir ſelbſt kennen einige Creaturen, welche dem Vaterlande ein Schandfleck ſind, und ihre Thaten werden nicht unvergolten bleiben: aber der größte Theil iſt es nicht, wie Sie in den Vertrauten Briefen, auch nicht ein Mal ein großer, wie Sie hier, ſchon milder geſtimmt, ſagen. Wir erwähnten des 30ſten Briefes nicht als des beſten, das wäre ſehr ungerecht. Ihre Briefe über Finanzweſen u. ſ. w. ſind bei weitem beſſer; wir führten nur an, daß er den Patriotismus der Berliner nicht ableugnet, und manches Wahre, beſonders in dieſer Hinſicht, enthält, ſonſt hat er gar kein Verdienſt, und ſteht vielen andern ſehr nach. Wir würden Ihre Meynung nicht ſo nachdrucksvoll zu bekämpfen ſuchen, fänden wir nicht, daß ein Theil eines gewiſſen Standes die hier und da vorgefallenen Fehler von ſich abzuwälzen, und die Meynung zu verbreiten ſuchte, als ſey der wenige Gemeingeiſt und die geringe bals in *Capua* geweſen wäre, ſo hätte man mit ihr nicht ſo große Dinge unternehmen können, als ich von ihr verlange 29)

Setzte man damals die Armee in Thätigkeit, wenn man ſie nach zweckmäßigeren Grundſätzen reformirt hätte,

---

Unterſtützung der Bürger Schuld an allem Uebel! Mag *der* Theil dieſer Herren, welche Entſchuldigung nöthig zu haben glauben, die Urſache ſuchen, wo er will, nur hier nicht! Wir ehren und erheben die Braven jenes Standes, wir halten es aber für Pflicht, den Bürger in Schutz zu nehmen gegen falſche Anſichten, und zwar aus Ueberzeugung. Mögen Sie nun das, was wir ſagten, abermals *lächerlich*, *höchſt* lächerlich finden, wir fühlen, daß bei einer ernſthaften Sache *Wahrheit* nie lächerlich ſeyn kann, und ſo erlauben wir Ihnen dieß gern. Ihr Bild, welches Sie von einem Patrioten entwerfen, paßt nur dann, wenn Sie ſagen: Unter *allen Umſtänden* iſt der *kein* Patriot, der ruhig ſein Schickſal trägt u. ſ. w. Sie haben wahrſcheinlich ſagen wollen: Jetzt iſt der für ſeine Perſon *vernünftig* u. ſ. w. dann haben Sie Recht! Sie vertheidigen manches Unwahre; hätte der Verfaſſer der *Erinnerungen* u. ſ. w. vielleicht beſſer gethan, ſtatt: Sie ſind ein Tyrann im Gebiete der *Wahrheit*, zu ſagen: Sie ſind *zuweilen* ein Tyrann im Gebiete der *Unwahrheit*? Doch halten wir auch dafür, daß es Ihnen bloß an Ueberzeugung gebricht, und aus dieſem Mangel entſteht das Beharren auf Ihrer Meinung; dieſe Ueberzeugung wird ſich ſchon finden, und Sie vieles in einem andern Lichte ſehen laſſen.

29), 30) Dieſer Satz iſt logiſch unrichtig. Sie ſelbſt ſaſo konnte man 1798, unter andern Umſtänden ganz andere Dinge mit ihr unternehmen, als nachher 1806. Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, welcher Unterſchied ſich in den Conjunkturen von 1798 und 1806 befindet. [29]

Wenn Sie nun endlich noch ſich darüber aufhalten, daß ich nach geſchehener Sache tadele, ſo habe ich das freilich mit vielen andern gemein, z. B. mit allen Geſchichtſchreibern, [30] welche über die vorgetragenen Thatſachen

---

gen im achtzehnten Briefe des erſten Theils der **Vertrauten Briefe:** Die Preußiſche Armee iſt die des **Hannibals bei Capua, und haben** doch gewaltige **Projekte mit ihr; hier meinen Sie wieder:** Wenn ſie dieß war, ſo hätte man mit ihr nicht ſo große Dinge unternehmen können, als Sie verlangen! Ganz daſſelbe bemerkt der Verfaſſer der Erinnerungen u. ſ. w., und wenn Sie zu jener Zeit mit dieſer Armee ſo große Plane ausgeführt wiſſen wollten, ſo iſt dieß Ihre nicht unſre Schuld! Unläugbar befand ſich der Staat im Jahre 1798 in einer furchtbaren Zerrüttung, wie Sie ſelbſt in dem erwähnten Briefe erzählen; Sie aber haben Ihrer Phantaſie Spielraum gelaſſen, und die Wirklichkeit vergeſſen. Wir kennen die Conjuncturen im Jahre 1798 ſehr wohl, und wiſſen, daß man ſich zu jener Zeit die Ausführung Ihrer Ideen nicht ein Mal im Traume einfallen laſſen konnte.

[30], [31] Der wahre Geſchichtſchreiber überblickt das Allgemeine, er ſucht die Gründe ſeines Urtheils nicht in einer beſchränkten Umgebung. Er prüft die Kräfte der einen wie der andern Parthei, berückſichtigt den Geiſt der Feldherrn, und fällt dann ſein Urtheil, wel

ſachen ihr Urtheil fällen, Sie haben es aber mit vielen andern gemein, dieſe Kritiken, ohne allen Grund zu tadeln.

Sagten Sie: Es iſt leichter eine Schlacht zu kritiſiren, als die Dispoſition dazu, ehe ſie geliefert, war, ſo haben Sie Recht; deßhalb iſt es aber noch nicht tadelnswerth, dieß zu thun. 31)

Wenn Sie etwas thun wollen, was von Nutzen ſeyn

---

ches hier gewiß ſo ausfallen wird: Die Preußiſche Armee konnte unter den obwaltenden Umſtänden nicht ſiegen, und die Schlacht bei Jena ging auf jeden Fall verloren! Auf Plane, wie ſie hätte gewonnen werden können, läßt er ſich vielleicht ein, aber nie ſpeziell, weil er hier nur eine Menge Wenn und Vielleicht zur Grundlage bekommen würde; der Geſchichtſchreiber ſoll aber eine ſichere ſuchen, und jede ſchwankende vermeiden. Wer Gelegenheit gehabt hatte, die franzöſiſche Armee wirkend kennen zu lernen, war von obigem Urtheil durchdrungen, ja ſogar ein großer Theil der leitenden Köpfe bei dem Heere war es; aber Preußen hat jenen Krieg angefangen ohne große Ausſichten, einzig, weil es fühlte, es ſey ſeiner Ehre einen Kampf ſchuldig: Frankreichs Plane würden durchgeſetzt worden ſeyn, hätte Preußen auch anders gehandelt. Auf jeden Fall ſind Plane, welche kurz vor und während der Schlacht ein andres Reſultat erzielen ſollten, unnütz, weil die nöthigen Mittel zur Ausführung, ſelbſt des beſten Plans, Erfahrung und Uebung fehlten. Hierin liegt denn auch, wenn die einzige Schlacht in ein paar Bänden entwickelt, geprüft und bekrittelt iſt, jede Urſache, und die Plane nachher helfen weder etwas, noch iſt es zu erweiſen, ob ſie wirklich gut ſind. Wollte aber irgend jemand dergleichen geben, ſo beifüge er ſie nicht im würde, ſo kritiſiren Sie die Vertrauten Briefe gründlich, und ſparen Ihren Witz für die Theater-Kritiken in der Berliner Zeitung, da iſt er angebracht. [12])

Der Redacteur der Vertrauten Briefe
und der Feuerbrände.

---

der Luft, wie Sie, er rechne nicht darauf, daß ſchon im October 1806 Ruſſen, Schweden und Engländer in Holland landen ſollen. Das Glück und der Vortheil der Allianzen iſt, denken wir, ſeit den letzten zwanzig Jahren klar geworden, und wer bisher auf Einheit rechnete, konnte eines kläglichen Ausgangs gewiß ſeyn! Aus dieſen Gründen müſſen Ihre Kritiken allerdings Tadel dulden, wenn wir auch gern geſtehen, daß viel Gutes darin iſt; dieß iſt aber auch ſchon im 3ten Hefte geſagt.

**) Wenn Sie hier, was wahrſcheinlich iſt, auf den Verfaſſer jener Erinnerungen u. ſ. w. anſpielen wollen, ſo haben der Herr College Redacteur ſchlecht gezielt und gewaltig vorbeigeſchoſſen, weder Jener oder Jene, noch wir, haben bis jetzt etwas mit Theaterkritiken zu thun gehabt, wenn wir etwa das Leſen derſelben abrechnen. Meiden wir alle Perſönlichkeit, ſo wie das Schleudern verderblicher Pfeile der Zwietracht; ſtreben wir vielmehr dahin die Gemüther zu verbinden, nicht ſie zu entzweien! Sey unſer Zweck der, den frivolen Geiſt zu unterdrücken, welcher die Menſchheit umzieht, und dem die Schriftſteller fröhnen: erheben wir den wahren, niemals gab es einen Zeitpunkt, der ſich mehr eignete, Herzen zu verbinden, als dieſer — der eines allgemeinen Unglücks. Ein Sturm warf das Denkmal des großen Friedrichs um, wir ſtehen an dem herabgefallenen Mo-

Briefe über Berlin.

Erſter Brief.

So ſcheinſt auch du, mein Freund, mit dem großen Haufen alle die Dinge zu glauben, welche die gehäſſige Verläumdung, das befangene Vorurtheil, die Schwatzſucht und jene Gier, durch pikante Darſtellungen Geld zu erwerben, gedruckt und geplaudert, zur Publizität fördert? So hältſt auch du die Einwohner von **Berlin** — das will ſagen den größern Theil derſelben — für erbärmliche Kinder, die, von jeder Veränderung entzückt, leichtſinnig das Beſſere, Vaterlandsliebe und Rechtlich-

---

nument des erhabenen Herrſchers, ſeine Schöpfung verlor ihren Glanz — nicht ihren Werth! Laſſen wir jenen ſchwinden, dieſen erhalten, laſſen Sie uns, ſtatt zu ſtreiten: Wie fiel er? nur darauf ſinnen: Wie erheben wir ihn wieder? Ueberſteigt dieß auch unſere Kräfte, ſo iſt die kleinſte Beihülfe zu dieſem Werke ſchon eine rühmliche Arbeit! Laſſen Sie uns unſer Unglück tragen, wie es Männern ziemt, es aber nicht vergrößern dadurch, daß wir dem Staate die Achtung der Mitwelt entziehen.

Die Herausgeber.

keit, aufgeben, um einer neuen Erſcheinung von ganzem Herzen zu huldigen? So kannſt du glauben, daß die Mehrheit die Geſetze der Ehre und die Bedingung eines edlern Daſeyns gänzlich außer Acht läßt? Du hältſt uns, ſcheinbar weingſtens, für verwöhnte Gehaltloſe. Glaube das nicht! Halte aber auch mich nicht für einen rückſichtloſen Panegyriker meiner Landsleute! Vollkommenheit reiſt nicht unter dieſem Monde, und folglich auch hier nicht; auch in den ſegenreichſten Gefilden wuchert neben dem Weizen das üppige Unkraut, befand ſich doch unter den Zwölfen ein Iſcharioth! So iſt die Menge überall gemiſcht, und ſo iſt ſie es auch hier, das ſehe ich ſo gut ein, wie jeder Unbefangene. Deßhalb will ich ſo eigentlich nichts vertheidigen — Wehe überhaupt den Perſonen und Sachen, die einer Vertheidigung bedürfen! — Aber darſtellen will ich dir in Kürze unſern Zuſtand und unſer Benehmen, ſeit dem Herbſt 1806, dir die Ereigniſſe und wie wir uns bei ihnen benahmen, erzählen, daß du ſelbſt ein richtiges Urtheil zu fällen fähig ſeyſt. Sieh dieſen erſten Brief als Einleitung an, und glaube nur allgemeine Anſichten darin zu finden. Sey nun Richter, wir dürfen den Ausſpruch nicht fürchten. Wir — verſtehe mich recht, ich meine immer die Mehrheit — Wir hörten vor dem Anfange des letzten Krieges, daß Hannover, welches durch Abtretungen erworben war, an England zurückgegeben werden ſollte; wir hörten es und bedauerten nur unſere Regierung, die durch dieſen Umſtand einen bedeutenden Verluſt leiden mußte. Es begannen Vorbereitungen zum Kriege; der beſſere Theil des Volkes blieb, die Maßregeln des Beherrſchers ſtill billigend, ruhig. Das kann wohl Niemand für Unrecht halten; denn was müßten Zeitgenoſſen und Nachkommen von einem Egoiſtenvolke ſagen, das in dieſem Falle den Regenten getadelt hätte? Wenn die Stimmung ſich dem Willen des Monarchen fügte, wenn man außerhalb hörte, die Berliner wollen Krieg, ſo hieß das zuletzt weiter nichts, als die Bürger ſind davon überzeugt, daß der friedliebende König nur dann einen Krieg beginnen wird, wenn die Ehre und Noth es will; gewünſcht wurde er nur von einem Theil der Offiziere. Dieſe Claſſe ſchien bei der Ausſicht, in den Krieg zu ziehn, entzückt, das iſt Wahrheit, aber eben ſo wenig tadelnswerth, als ein Beweis von Verächtlichkeit. Nur zu gut mußten die Mitglieder dieſes Standes einſehen, wie viel ein ungeübtes, ewig raſtendes Heer gilt. Wann wünſcht überhaupt der Soldat nicht Krieg? Wann wäre der junge, durch nichts gefeſſelte, Soldat nicht gern in das Feld, in die Freiheit gezogen. Oben ein glaube ich, unſere Offiziere dachten wohl, wenige ausgenommen, nicht beſtimmt an den Krieg gegen Frankreich allein; wohin man ſie auch geführet hätte, gegen Ruſſen oder Schweden, ſie würden mit eben der Freude dem Ausmarſch entgegen geſehen haben; ſie wollten nur Thätigkeit, die Beſchäftigung ihres Standes, welche dem Glücklichen zugleich den Vortheil der Ehre und der Rang-Erhöhung verhieß.

Herzberg, einer der einſichtsvolleſten Staatsmänner, die Preußen, vielleicht Europa, je beſaß, fällte den Ausſpruch: die Preußiſche Armee müſſe zum wenigſten in 15 Jahren ein Mal Krieg führen, damit die Maſchine in Bewegung bleibe; Preußens Bedeutendheit ſey durch die Waffen gewonnen, ſie müſſe auch auf dieſelbe Weiſe erhalten werden. Er hatte Recht, und eben deßwegen ſcheinen auch die Krieg liebenden Offiziere nicht Unrecht gehabt zu haben, die übrigens Unterſtützung von einer großen Ruſſiſchen Armee hofften, von welcher beſtändig die Rede war. Zudem glaubten ſie das Vaterland in Gefahr, und zu ſeiner Rettung wirken zu können, zu müſſen. Man hat es uns öffentlich zum Vorwurf gemacht, daß die Stimmung für den Krieg ſich im Theater ausſprach. Das beſcheidene Ausſprechen verwerfe ich nicht, und kein Partheiloſer verwirſt es aus oben angeführten Gründen. Man ſang: Heil unſerm König! und rief ihm ein Vivat! Erſcheint das unter den Umſtänden als Gegenſtand des Spottes? Gewiß nicht. Der Bürger, nicht fähig, die Maßregeln ſeines Fürſten beurtheilen zu können, äußert ſeine Zufriedenheit mit dieſem auf jene Weiſe. Aber, man hat ſich auch unbeſcheiden, laut geäußert, heißt es; auch das iſt wahr, doch wie viel Stimmen vollzogen die Aeußerung? zwei höchſtens drei. Frivole Brauſeköpfe exiſtiren an jedem Orte, kein Wunder, wenn unter ſo vielen tauſend Einwohnern, als Berlin faßt, zwei oder drei Unartige waren. Und in den übrigen Vorfällen im Theater fand man, und finde ich nichts ſträfliches.

Eben ſo gern, als die Krieger in's Feld gingen, eben ſo hoffend ſahen wir ſie ſcheiden; wohl kannten wir den großen Feldherren und die Tapferkeit unſrer Gegner; aber wir vertrauten auch der Thatkraft eines Heeres, deſſen Väter den ſiebenjährigen Streit rühmlich führten und beendigten. Wir hofften — was nun freilich manchem, der die Vaterlandsliebe nicht kennt, ungereimt erſcheint — wir hofften, unſre Soldaten als Sieger heimkehren zu ſehn. Wer hofft nicht, was er ſo heiß, ſo ſehnlich wünſcht!

Es iſt anders gekommen, aber nur ein Verworfener kann die getäuſchte Hoffnung beſpötteln. Ich mag mit dem Menſchen nicht unter einem Dache wohnen, der damals durch geäußerte Zweifel die Bewohner des Landes umgeſtimmt hätte.

Die erſte Nachricht aus dem Felde war, daß General Tauenzien, mit einem kleinen Corps in Franken, vom Feinde abgeſchnitten worden ſey, ſich aber durchgeſchlagen habe. Das war kein Grund, unſern Glauben an die Möglichkeit eines Preußiſchen Sieges aufzugeben.

Die zweite Botſchaft, daß Prinz Ludwig gefallen ſey, bleichte freilich die Geſichter und ſenkte die Blicke zur Erde, denn Jedermann fühlte, daß wir einen braven Vertheidiger verloren hatten; aber wir ſahen auch zugleich, daß es Menſchen in der Armee gab, die den Tod für ihrer Heimath Glück zu ſterben fähig waren.

Die nun in Berlin erfolgten Scenen ſind die wohl aus den vertrauten Briefen bekannt. Der Verfaſſer, welcher ſonſt ſo leidenſchaftlich gern die Reſidenzler anklagt, wo es ihm irgend möglich iſt, ſchildert hier ſelbſt den rührenden Kummer patriotiſcher Bürger oder ihre Freude, wenn Veranlaſſung dazu erſchien. Und doch hat er ſo manchen patriotiſchen Zug nicht erfahren, der für den Werth der von ihm geſchmähten Berliner in jenen Tagen ſpricht.

So las zum Beiſpiel ein bekannter Einwohner jenen Anſchlagzettel, durch welchen Graf Schulenburg bekannt machte, daß nach einigen, jedoch nicht verbürgten, Nachrichten das Corps des Marſchalls Soult geſchlagen ſey. Kaum hatte der Mann das geleſen, als er mit glänzendem Auge dankbar zum Himmel hinaufſah, und mit heller Stimme das Volkslied: Heil dir im Siegerkranz! zu ſingen begann.

Vielleicht iſt es auf der andern Seite gut, daß der

Herausgeber der vertrauten Briefe ſo etwas nicht wußte, er hätte wahrſcheinlich Urſache zum Spott darin gefunden; doch den Unbefangenen gelten ſolche Züge als unwiderſprechliche Beweiſe für den Werth der Menſchen, von denen man ſie erzählt. Und mehr als hundert ſolcher Beiſpiele könnte ich aufzeichnen, wenn der Raum und die Colliſion der Umſtände es geſtatteten. *)

Die Nachrichten vom Verluſt der Schlachten bei Jena und Auerſtädt verbreiteten allerdings ein Uebermaß von Schrecken und Angſt, aber wie die Sachen ſtanden, ſo war es durchaus nicht anders möglich: vorher die nicht unbegründeten Hoffnungen, dann die Siegesnachrichten, und nun die übertriebene Verwirrung und Beſinnungsloſigkeit der Nicht-Berliner, die bereits alles verloren zu haben glaubten, die in beflügelter Eile mit ihrer beweglichen Habe entflohen. Wer wäre ruhig geblieben, wenn man ſo einen Wagen um den andern davon rollen, alles ängſtlich an einander, hin und wieder rennen ſah, wenn alles zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen aus den Thoren eilte? Wer hätte da die nöthige Faſſung behalten? Nichts iſt anſteckender als Furcht, als Muthloſigkeit. Wer mußte nicht glauben, es ſey auch das geringſte nicht mehr zu retten, wenn man ſah, wie Königliche Staatsdiener das ihnen anvertraute Gut, das dem Ganzen gehörte (zum Beiſpiel den Inhalt des Zeughauſes) zurückließen, um nur ihre Perſonen, ſo bald als thunlich, in Sicherheit zu bringen? Wer hätte damals nicht viel, nicht alles verloren gegeben, und wäre vor der nächſten Zukunft erbangt? Und doch iſt es ſicher, daß mehr als ein Individuum bürgerlichen Standes an die

---

*) Sie werden nachfolgen. Die Herausgeber.

Fortſchaffung der Waffen- und Munitions-Vorräthe gedachte; doch mancher der höhern Beamten hatte kein Ohr dafür, und ſo unterblieb ſie, weil Privatleute dieſe Fortſchaffung eben ſo wenig möglich machen konnten; als ſie dazu authoriſirt waren, hier Hand an zu legen: Wer dieſes Unterlaſſen für vollkommene Verzagtheit, für kindiſche Schwäche nehmen will, der mag es immerhin thun, der Verſtändige denkt und fühlt anders. Was mir beſonders belachenswerth erſcheint, iſt, daß man Charakteriſtiken eines ganzen Volks oder einer Menge von Bewohnern einer ganzen Stadt zeichnet, und alle die verſchiedenen Claſſen unter eine Rubrik bringt. Wohin man kommt, da gilt Voltairs Ausſpruch, mit dem er die Engländer dem Biere vergleicht: Faſt überall iſt oben Schaum, ganz unten Hefe und nur in der Mitte Gehalt. Oben herrſcht ausſchließlich der ſogenannte feine Verſtand, da wird alles mit Weisheit abgemacht, überall der Maßſtab des Egoismus angelegt, und geforſcht und geklügelt, bis man ein Mittel fand zu dem Zweck, das die abſoluteſte Eigenliebe aufſteckte; unten hingegen waltet nur das Gemüth, und der erſte leidenſchaftliche Eindruck entſcheidet: weiter hinauf und zwiſchen beiden, da erſcheint das Beſſere, da drückt der natürliche Verſtand kräftig die Wallungen der Leidenſchaften nieder, und das Herz hat eine Stimme, wenn man die Wege zum Ziele wählt.

Mag dieß im Allgemeinen gegen das gelten, was in dem Buche, Wien und Berlin, über den Charakter der Berliner geſagt iſt; was beſondere Berichtigungen betrifft, ſo iſt es in mancher Hinſicht nöthig, die Folgezeit zu erwarten. Und darum muß ich auch dich für jetzt auf die Zukunft verweiſen. Nur ſchließlich noch einige Kleinigkeiten, die dich auf die lächerlichen Uebertreibungen aufmerkſam machen mögen, welche die Hogarthe unſrer Zeit in den Gemälden von Berlin vollendet haben. Der Verfaſſer der „Briefe über Berlin" im Tübingiſchen Morgenblatte ſagt: der große Churfürſt auf der langen Brücke ſey mit einer Allonge-Perücke geziert. Nun, du biſt einige Mal in Berlin geweſen, haſt du an der Statue jemals etwas anders als natürlich herab wallendes Lockenhaar bemerkt? Ferner behauptet jener Briefſteller: die Berliner Concerte würden in gemeinen Wirthshäuſern gegeben, es würde dabei viel Braunbier getrunken, und ſelten gingen die Verſammelten auseinander, ohne ſich abgeprügelt zu haben. Iſt nun wohl jemals ein Concert im Saale des National-Theaters oder in den Freimaurer-Logen gegeben worden? ſind hier je Gemeinheiten jener Gattung vorgekommen? Du ſiehſt, daß der Verfaſſer die Sorte von Concerten beſuchte, welche nur von Handwerksgeſellen beſucht werden, und von denen in unſern Zeitungen verkündigt wird: das Eintrittsgeld iſt 1 Groſchen, auch wird für 3 bis 4 Groſchen warm geſpeiſt.

In dem Buche Wien und Berlin heißt es: die hieſigen Polizei-Commiſſarien gingen auf den Wochenmärkten umher, ließen ſich von den Verkäuferinnen durch allerlei Kleinigkeiten beſtechen, damit dieſe von ihnen geſchützt würden, und doch betritt niemals ein Polizei-Commiſſarius den Marktplatz zu dieſer Zeit. Genug, um dir zu beweiſen, wie es mit den Schilderungen von Berlin und den Einwohnern dieſer Reſidenz geht. Künftig mehr.

N.

Auch ein Urtheil über Berlin, von einem partheiloſen Freunde.

Bei den furchtbaren Ausfällen rüſtiger Schreibhelden auf den Preußiſchen Staat überhaupt, auf Berlin insbeſondere, iſt es angenehm, das Urtheil eines Fremden — eines Britten — über dieſe Stadt zu hören. Eine Reiſe durch Schottland, ſeine Inſeln, Dännemark und einen Theil von Deutſchland, aus der engliſchen Handſchrift überſetzt von Soltau, (Leipzig bei Göſchen 1808) enthält auch im 3ten Theil einen **Brief über Berlin**, wo ſich der Reiſende im Januar 1805 aufhielt. Wir wollen einige Stellen ausheben — des Contraſtes wegen. Seite 334 und weiterhin ſagt er unter vielem Guten: „Ich kenne außer London keine Stadt, wo man ſich freimüthiger als hier, über öffentliche Maßregeln, Politik, und andre Gegenſtände vernünftiger Erörterungen, unterhält. In Berlin geſchieht alles, was zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und der perſönlichen Ruhe abzweckt, beim hellem Tageslichte. Man braucht keine verſteckten Maßregeln; man ſucht nicht auszuſpähen, was in Familien vorgeht, man öffnet keine Briefe und ſucht nicht durch geheimnißvolle Winke mehr anzudeuten, als man mit Worten ſagt.“ Recht und Billigkeit walten in den Gerichtshöfen, ſie miſchen ſich in die Geſellſchaften, und erleuchten und erfreuen alle Stände. Ich muß mich wundern über den Grad der Freiheit, der unter allen Volksclaſſen und über alle Gegenſtände herrſcht. „Ungleich wichtiger als die bloße Freiheit iſt der liberale und anſtändige Ton, welcher hier überall herrſcht. Der Mittelſtand zeichnet ſich dadurch vor den meiſten europäiſchen Hauptſtädten vortheilhaft aus. Nirgends habe ich Geiſtliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Buchhändler und Kaufleute gefunden, welche die Berliner an Verfeinerung, im edelſten Sinne des Worts übertroffen, und ich erinnere mich keines angenehmeren und unterhaltendern Umganges, als den der ihrige den Fremden gewähret. Dieß iſt nicht wenig zu ihrem Lobe geſagt, wenn Sie (der Empfänger des Briefs) meine ehemalige Meinung von den Preußen, und den Sitten ihres Landes damit vergleichen. Die Sitten ſind wie in allen großen Städten, die Vornehmen ſind nicht ſo böſe, als ſie insgemein geſchildert werden, und ein vorurtheilsfreier Fremdling muß ſich nicht auf die Berichte der Läſterchronik verlaſſen.“

Ueber das Königliche Paar ſagt er, unter manchem, was der Natur nach, nur lobend ſeyn kann, auch folgendes: „Der König hat als Privatmann einen vortrefflichen Charakter. Die Königinn iſt eine tugendhafte und liebenswürdige Dame; und ganz Europa weiß, daß ihre beiderſeitige Führung als regierende Perſonen untadelhaft iſt. Der König iſt von weit mehr als mittelmäßiger Größe, hager, und etwas tiefſinnig von Anſehen. Die Königinn iſt eine ſchöne junge Dame. Sie werden beide von ihren Unterthanen in einem Grade geliebt, deſſen Gleichen ich nicht kenne.“

Das Letztere ſtimmt freilich nicht mit der Meinung gewiſſer Leute, die durchaus keine Anhänglichkeit gefunden haben wollen, dagegen zwingt ſich auch unſer Fremder nicht zu pikanten Paradoxien, er bleibt bei der ſchlichten Wahrheit, ſollte er damit auch wenig Aufſehen machen.

Die Herausgeber.

Einige allgemeine Bemerkungen — nicht zur unrechten Zeit.

Jeder, auch der Ununterrichtetſte, glaubt jetzt ein Recht zu haben, über Regenten und Staatseinrichtungen abſprechen zu dürfen, und gerade die ſeichteſten Köpfe ſind am vorlauteſten, weil ſie die Schwierigkeiten nicht einſehen, und ihnen alles leicht ſcheint, wo der erfahrne Staatsmann oft unüberſteigliche Hinderniſſe erblickt. Jeder unbrauchbare oder nur in ſehr untergeordneten Wirkungskreiſen zu gebrauchende Klügling hält ſich für regierungsfähig, und bildet ſich ein, eine oder viele Millionen mit Weisheit beherrſchen zu können, da er doch nicht einmal Herr ſeiner kleinlichen Leidenſchaften, ſeines Eigendünkels und ſeines Egoismus werden kann.

Zuweilen werfen ſich ſolche politiſche Klügler zu Sprechern im Volke auf, und tragen ihre unreifen Ideen nicht bloß in Weinſtuben und an Wirthshaustiſchen, ſondern auch gedruckt dem großen Haufen vor wodurch ſie oft eine nachtheilige Stimmung bei dem Volke hervorbringen, und bei dieſem den Geiſt der Unzufriedenheit erwecken und unterhalten.

Niemand wird ſtrenger und ungerechter beurtheilt, als ein Regent oder Staatsmann, der an der Spitze der Adminiſtration ſteht, und vielleicht verdient niemand mehr Schonung, weil niemand mehr in Gefahr iſt, bei dem beſten Willen, hintergangen zu werden, als ein Monarch.

Wieland ſagt: „ein König muß ein Gott ſeyn, „oder er muß betrogen werden, wenn alle ſeine Leute „die Abrede mit einander genommen haben, ihn zu betriegen."

Und wie häufig iſt dieß nicht der Fall!

Sieht man, wie oft Prinzen, unter abgelebten, ahnenſtolzen, launiſchen Führern, **in einer von Schmeichlern** und Ränkemachern verpeſteten Hofluſt **eingepreßt** und in die Schnürbruſt der Etikette, ängſtlich entfernt von jeder Bekanntſchaft mit den Vorfällen des gemeinen **bürgerlichen Lebens**, mit dem Charakter, den Bedürfniſſen, ſelbſt mit der Sprache ihrer Landsleute, Mitbürger und künftigen **Unterthanen**, gleich eſoteriſchen Pflanzen in einem Treibhauſe, heranwachſen; wie ſie auf der einen Seite ſtets gehoben, gegängelt, und gehofmeiſtert, auf der andern aber geſchmeichelt, gelobprieſen, bewundert worden, um alle Selbſtſtändigkeit, Entſchloſſenheit und männliche Kraft gegen **Weichlichkeit**, Eigendünkel und Schwäche zu vertauſchen; wie ſie alles, nur nicht Menſchenkenntniß und Herrſcherweisheit lernen, ſo iſt es noch ein Wunder, daß die Geſchichte ſo viel gute, edle und weiſe Regenten aufzuweiſen hat.

Wieland ſagt in ſeinem **goldenen Spiegel**: **Die Pflichten eines Königs ſind:**

1) Einem jeden ſein Recht, ſo bald und ſo wohlfeil als möglich wiederfahren zu laſſen, und alle Ungerechtigkeiten, die er nicht verhindern kann, zu beſtrafen.

Die Verfertiger der Sportel- und Gerichtskoſten-Gebühren ſcheinen zwar das Gold aber nicht den goldenen Spiegel zu kennen.

2) Die tauglichſten Perſonen zu den öffentlichen Ehrenſtellen und Aemtern zu befördern.

Dann dürften wohl gewiſſe Ehrenpoſten und Bedienungen nicht ausſchließlich gewiſſen Kaſten zugeſichert bleiben.

3) Die Verdienſte zu belohnen.

4) Die Staatseinkünfte weislich anzuwenden.

5) Und ſeinen Völkern ſo wohl innerliche Ruhe als Sicherheit vor auswärtigen Feinden zu verſchaffen.

Das letztere iſt auch Pflicht der Nation; und die Geſchichte lehrt es, daß keine für immer unterlegen hat, die es werth war, ſelbſtſtändig zu ſeyn.

Die Menge nennt den Glücklichen immer weiſe, der Unglückliche erſcheint in ihren Augen auch ſtets unweiſe. Es giebt aber nur einen richtigen Maßſtab für den wahren Werth des Menſchen, er führe nun das Zepter oder den Pflug: die Sittlichkeit. Nach dieſem Maßſtabe wird das ſo laut gefeierte ſo genannte Große oft nur das Ungeheure.

Nichts bringt mehr Verwirrung hervor, als wenn wichtige Angelegenheiten in Frivolitäten, Nebendinge oder gar Perſönlichkeiten ausarten.

Statt ſie nach ihrem ganzen Umfange, und nach ihrem innern Werthe mit Redlichkeit und Unpartheilichkeit zu beurtheilen, das Für und Wider mit Sorgfalt und Gründlichkeit aufzuſuchen, das Erweisbare an das Licht zu ziehen, das nicht zu erweiſende zu verwerfen, die vorhandenen Mängel und Gebrechen unpartheilich kennen zu lernen, und dann auf zweckmäßige Mittel zu ihrer Abhelfung bedacht zu ſeyn, verliert man das Weſentliche ganz aus den Augen, und bleibt bei den Perſonen ſtehen. Dann zeigen ſich Unanſtändigkeit, Unſittlichkeit und Widerrechtlichkeit, und man nimmt ſeine Zuflucht zu Verläumdungen, Ränken und Verfolgungen.

Statt dem nach wahrer Regierungsweisheit und nach Erleichterung von Bürden ſich ſehnenden Unterthanen das erhabene Schauſpiel edler Bemühungen heller und einſichtsvoller Männer zu geben, denen es nur um Gerechtigkeit, Humanität und Völkerglück zu thun iſt, ſieht man nichts als pöbelhafte, empörende, verächtliche, ſelbſt Abſcheu erregende Scenen der Unvernunft, der wahren Leidenſchaft oder des ſchmutzigſten Eigennutzes.

Keine Regierung ſcheint noch den Vortheil von den Schriftſtellern zu ziehen, den ſie von ihnen füglich ziehen könnte, wenn ſie ſolche dazu veranlaßte, über ſolche Gegenſtände der Staatsverfaſſung, die ſich für die Publizität eignen, der Nation die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben, und ſolche zu dieſem Zweck mit den erforderlichen Nachrichten verſähe. Dadurch würde eine neue Einrichtung bei dem Volke willig Eingang finden, die jetzt nur Widerſetzlichkeit veranlaßt, wenn man zu vornehm iſt, das Volk aus den wahren Quellen, über die Motive dazu, zu belehren.

C. M — r.

An-

Anzeige einiger neuerdings erſchienenen Schriften über den Preußiſchen Staat.

Nachdem das Feuer der Leidenſchaft etwas verdampft iſt, erſcheinen nach und nach über den Preußiſchen Staat Schriften, die in ruhigem Tone geſchrieben ſind, und die Sache kaltblütiger betrachten, als die früher erſchienenen.

1. **Ueber die zweckmäßige Organiſation des öffentlichen Bauweſens im Staat und über die wahren Verhältniſſe der Baumeiſter, Handwerker und Handwerkszünfte zu demſelben. Ein Wort in der jetzigen Zeit geſprochen von Louis Catel, Architekten und Königl. Preuß. Akademiſchen Künſtler. Berlin 1808.**

Der Verfaſſer dokumentirt ſich als denkenden, gründlichen Kopf, der über ſein Fach und die Welt nachgedacht hat. Jeder, der für die Sache ſich intereſſirt, leſe dieſe kleine, aber gediegene Schrift. Das Baufach iſt für den Staat ſo wichtig, daß man demſelben alle Aufmerkſamkeit gönnen ſollte, und dieſe kleine Schrift enthält ſo manchen Wink zum Beſſeren, daß ſie beachtet zu werden verdient.

2. Anti-Platoniſcher Staat; oder welches iſt die beſte Staats-Verwaltung? Mit beſonderer Rückſicht auf die Preußiſchen Staaten. Von Grävell, Kön. Pr. Regierungs-Aſſeſſor. gr. 8. Berlin 1808. 330 S.

Man muß ſich an den etwas ſonderbaren Titel nicht ſtoßen, denn hier iſt keine Widerlegung von Plato's Republik, ſondern nur eine Betrachtung des Staats aus einem anderen Geſichtspunkte, als der war, welchen Plato nahm, nämlich aus dem praktiſchen Geſichtspunkte der Anwendung. Der Verfaſſer betrachtet die Konſtitution und Verwaltung des Preußiſchen Staats, und giebt Winke zu ihrer Verbeſſerung. Die Vorſchläge und Urtheile zeugen von Beſonnenheit und Sachkenntniß, und Recenſent ſtimmt ihnen mit einigen Ausnahmen völlig bei. Ueberhaupt gewährt dieß Buch gewiß jedem Denkenden Intereſſe, es verdeckt nicht alle Gebrechen, ſondern ſtellt ſie freimüthig als ſolche dar, freilich nicht im Modeton, (frechmüthig), ſondern mit Ruhe und Anſtand, wie es dem ziemt, der vor dem Publikum öffentlich auftritt und ſeine Stimme erhebt.

Ueberall iſt Recenſent nicht des Verfaſſers Meinung. Kleinigkeiten abgerechnet, iſt hier nur die Acciſe zu berühren. *) Der Verfaſſer wird an ihr zum Lobredner. Wenn Recenſent dieſe Abgabe in finanziſtiſcher Hinſicht auch

---

*) Wir aber ſind hier nicht des Recenſenten Meinung, wir glauben vielmehr, es giebt keine Abgabe, die weniger fühlbar iſt, als die der Acciſe, keine, wo Jedermann nach Vermögen richtiger beiſteuert, zu denen zum Umſchwung des Staats nöthigen Summen. Gern geſtehen wir, daß es uns ſcheint, das Acciſe-Syſtem könne vereinfacht, das Entwürdigende, welches dieſe Abgabe zuweilen begleitet, könne vermieden werden, dieß iſt aber auch Alles, was uns tadelnswerth dünkt.

Die Herausgeber.

vortrefflich findet, in national-ökonomiſtiſcher Hinſicht findet er das Gegentheil; ſie lähmt Gewerbfleiß und Handel, macht nothwendig, daß Fabrik-Arbeiter in Städte geſperrt werden, ſtatt ſie ſonſt auf dem Lande leben könnten, daß nur Landhandwerker*) außerhalb der Städte wohnen dürfen, und drückt durch Kontrollen und Chikanen. Es iſt allgemein bekannt, daß ein nur etwas bedeutender Kleinhändler für die Packhofs-Geſchäfte einen eigenen Diener halten muß, der die Declarationen macht, die vielen gedruckten Zettel löſ't, und dem Staate die Abgaben bezahlt. Dieß hätten wir vom Verfaſſer berückſichtigt gewünſcht.

Vorzüglich durchdacht iſt das §. 6. vom Juſtiz-Departement geſagte, wo treffliche Vorſchläge gemacht ſind, um dieſe ſo vorzügliche Parthie der Preußiſchen Verwaltung zu ihrer Vollkommenheit zu bringen. Man ſieht, hier iſt der Verfaſſer ganz zu Hauſe.

Was im §. 8. von der Polizei geſagt wird, verdient alle Beherzigung, wenn es auch nicht erſchöpfend iſt.

Das ſo wichtige Oekonomie- und Commerz-Departement iſt wohl etwas zu kurz abgefertigt, es nimmt nur 4 Seiten ein, und was davon geſagt wird, iſt meiſten Theils nur fragmentariſch.

Auch das herrliche Gemüth des Verfaſſers ſpricht ſich Seite 226 ſo lauter aus, daß der Leſer ihn lieb gewinnen muß.

Unter dem Titel: Excurſionen ſind 12 einzelne Abhandlungen beigefügt, worüber wir noch einige Bemerkungen machen wollen.

---

*) Der Verfaſſer wird des Recenſenten Meinung verſtehen. Er will auf die Geſetze hinweiſen, welche nur gewiſſen Handwerkern auf dem Lande zu wohnen erlauben.

No. I. **Ueber den Geburtsadel**, vertheidigt die Beibehaltung dieſes Inſtituts.

No. II. **Ueber die Größe der Landgüter.** Der Verfaſſer will eine Miſchung großer und kleiner Güter, alſo wie es ſich trifft, gewiß das Beſte.

No. III. **Ueber der Städte Vorrechte.** Der Unterſchied zwiſchen Stadt und Land ſoll bleiben, der Unterſchied in den Abgaben desgleichen. Keine Fabrik ſoll ſich den ihr vortheilhafteſten Platz im Lande ſuchen dürfen, in den Städten ſollen ſie eingeſperrt ſeyn, ſich alſo nicht da aufhalten dürfen, wo die *prima materia* ihnen am nächſten iſt. Der Meinung iſt Recenſent nicht, und muß ſich gefallen laſſen, von dem Verfaſſer zu den politiſchen Spekulanten und Staatsmodlern gerechnet zu werden, wie er Seite 245 ſich ausdrückt, wozu er doch aber ſelbſt gehört, und Rec. wenigſtens in ehrenvoller Geſellſchaft ſich befinden wird.

No. IV. **Ueber Innungen und Taxen.** Der Verfaſſer will mit Recht die Taxen der unentbehrlichſten Bedürfniſſe beibehalten wiſſen, und vertheidigt die Innungen bei den für dieſe Bedürfniſſe arbeitenden Handwerkern. Sehr wahr iſt, was der Verfaſſer Seite 254 ſagt, daß nicht immer durch die größere Concurrenz der Staat eine größere Maſſe produktiver Kräfte, mithin einen anſehnlicheren Reichthum erlangen, und daß dieß nur der Fall ſey, wenn durch die vermehrte Thätigkeit die Anzahl der Erzeugniſſe vermehrt werden könne, und daß dieß wiederum nur dann möglich ſey, wenn bisher noch nicht der möglich größte Abſatz dieſer Produkte Statt fand.

Der Verfaſſer ſetzt Seite 260 hinzu:

„Nicht zu leugnen iſt es, daß die Taxen häufig bei
„uns nicht waren, wie ſie ſeyn konnten, und wie ſie ſeyn
„ſollten, daß die Polizeibedienten die ſchönſten Rinder-

„zungen umſonſt aßen, während das Publikum das elende „Fleiſch in den Scharren kaum zu bezahlen vermochte. „Aber Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf.“ Sehr wahr!

Auf **Smith** ſcheint der Verfaſſer nicht recht viel zu halten; es dünkt aber dem ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſteller anſtändig, dieſen anerkannt verdienſtvollen Mann im Fache der Staatswirthſchaft nicht als unbedeutend zu behandeln. Der Verfaſſer widerlege die Behauptungen des Mannes, und thue dieß gründlich und mit Umſicht, und er wird, wenn ſeine Gegengründe hinreichen, eine andere Ueberzeugung bewirken.

Dann folgt eine Apologie der Innungen, mehrere Uebel werden angezeigt und ſie zu vermeiden gerathen; allein das geſagte dürfte doch nicht ganz befriedigen.

No. V. **Ueber das Duell**, No. VI. **über Einſchränkung des Studierens**, No. VII. **über die Friedensrichter**, No. VIII. **über Abſchoß**. Ueber alle dieſe Gegenſtände ſpricht der Verfaſſer, wenn nicht erſchöpfend, doch ſehr wahr.

No. IX. **Ueber Domainen-Verwaltung.** Mit Recht wird die Tyrannei der Beamten gerügt; und dem Vorſchlage, die Domainen zu vererbpachten, ſtimmt Rec. völlig bei.

No. X. **Ueber Präfekturen.** Der Verfaſſer vertheidigt mit Recht Adminiſtrations-Kollegien der Provinzen, und will nicht einzelne Beamte ſtatt deren angeſtellt wiſſen. Gründe und Gegengründe ſind verſtändig gegen einander abgewogen.

No. XI. **Ueber Freimaurerei im Staate.** Sollten dem Orden von Denkenden wohl dergleichen Vorwürfe gemacht ſeyn, als der Verfaſſer anführt? Es iſt kaum glaublich; der Unverſtand aber verdiente keine Widerlegung.

No. XII. Ueber Organiſation eroberter Länder, ſehr wahr und gründlich!

So viel nur, um auf dieſes intereſſante Werk aufmerkſam zu machen, das Recenſent mit dem höchſten Intereſſe las, und jedem Denkenden, der für dieſe Gegenſtände ſich intereſſirt, empfehlen zu müſſen glaubt.

L. B.

Anſichten. *)

Welchen Einfluß könnte ein glücklicher Feldzug nach Indien auf Deutſchland haben.

Wir nehmen an, es gelänge einem europäiſchen Heere das Reich der Britten am Ganges zu erobern, ihre Herrſchaft dort zu zerſtören, und eine andere europäiſche Nation ſetzte ſich in den Beſitz der dießſeitigen Halbinſel, England aber behielte die Herrſchaft zur See. Es würde ſich dann allerdings ein Handelsweg nach Indien zu Lande bilden. Indiſche Produkte und Fabrikate würden in die Häfen des ſchwarzen und mittelländiſchen Meeres geſchafft werden, wie dieß ſchon in älteren Zeiten vor der Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung der Fall war. Für den Norden von Deutſchland würden dann vielleicht durch Schleſien ſich Land-Handelsſtraßen eröffnen, und das ſüdliche Deutſchland würde durch Oeſtreich ſeine Bedürfniſſe an Indiens Schätzen ziehen. Es könnte dann in Deutſch-

---

*) Man ſehe die Vorrede. Die Herausgeber.

land wieder ein reges Leben entſtehen, und ſtatt der geſperrten Handelswege im Norden, eine neue Thätigkeit von Oſten herbeigeführt werden.

Allein, wenn England im Beſitz der Herrſchaft zur See bleibt, wenn nicht eine glückliche Landung in Irland hier eine Empörung erregt, und ſo die Kräfte des furchtbaren Seekoloſſes zertheilt werden, wenn nicht zu gleicher Zeit die inzwiſchen ausgerüſteten franzöſiſchen Flotten hier und dorthin auslaufen, Britannien dann von allen Seiten bedroht, von aller Hülfe des Kontinents verlaſſen, allein für ſich kämpfen muß; ſo iſt von einer Expedition nach Indien weiter keine entſchiedene Folge zu erwarten.

Geſetzt, Indien wird dem Britten entriſſen, die brittiſche Flagge würde vom Tagus bis zum Ganges von dem Kontinent ausgeſchloſſen, Türken und Perſer machten mit den Ruſſen und Franzoſen gemeinſchaftliche Sache; ſo würde der Schaden, den England dadurch erlitte, allerdings empfindlich ſeyn. Die Schätze Indiens hätten die Britten verloren, und wenn auch die Vortheile, welche die Actionärs der indiſchen Kompagnie ziehen, weniger bedeutend ſind, ſo ſind doch die Summen, welche durch die in Indien bereicherten Beamten nach England ſtrömen, bedeutend. Die Bilanz des Handels der Kompagnie iſt indeß für die Nation immer nachtheilig; der Thee in China muß mit baarem Gelde eingehandelt werden, und dieſes Geld erhalten die Britten, theils durch die Summen, welche ſie für ihre Fabrikate in Europa, Amerika und Afrika einkaſſiren, theils durch die Produkte, welche ſie in ihren Kolonien in Oſt- und Weſtindien gewinnen und in Europa abſetzen. So kamen die Schätze des portugieſiſchen und ſpaniſchen Amerika in die Kaſſen der brittiſchen Kaufleute, und hiermit beſtritten ſie die Koſten für ihre ungeheure Marine, und deckten zugleich die nachtheilige Bilanz im Handel aus Aſien.

„Geht Oſtindien verloren, ſo macht die oſtindiſche Kompagnie Bankerott, der Handel nach China wird geſtört, die Britten müſſen ſich auf den Inſeln im indiſchen Archipelagus feſtſetzen, und ſind dann von den in den Seeplätzen der Halbinſel gewiß nicht müſſigen Franzoſen oder Ruſſen bedroht. Ihre Macht in den indiſchen Gewäſſern muß verſtärkt werden, ihre Ausgaben werden ſich mehren, obgleich durch den Verluſt Indiens ſich ihr Reichthum mindert.

„Allein wenn auch alles dieſes geſchiehet, wenn auch der Kontinent zu Lande mit Indiens Schätzen verſehen wird, ſo kann doch dieſer Handel nur nachtheilig für Europa ſeyn, ſo lange es ſich nicht in Beſitz der Gold- und Silberminen des portugieſiſchen und ſpaniſchen Amerika ſetzt; denn da Indien Europa's Produkte und Fabrikate nicht braucht, ſo wird der Tauſch europäiſcher Waaren gegen indiſche nicht bedeutend ſeyn, und der Saldo muß mit baarem Gelde ausgeglichen werden. Es müſſen alſo jährlich große Summen nach Aſien ſtrömen, und der Kontinent wird von Jahr zu Jahr ärmer werden.

„Alſo nicht in einer glücklichen Expedition nach Indien iſt allein Rettung vom brittiſchen Handelsdespotismus zu erwarten, obgleich dieſe dazu ein wichtiger Schritt ſcheint, und eine Blockade aller Häfen vom Tagus bis zum Ganges den brittiſchen Handelsſpekulationen ſehr nachtheilig ſeyn würde, theils wegen des geſperrten Abſatzes engliſcher Fabrikate und Kolonialwaaren, welche dann auf einem anderen Wege bezogen würden, theils wegen der Unmöglichkeit Getreide und Marinebedürfniſſe aus den geſperrten Ländern zu ziehen. Indeſſen, noch bleibt immer übrig zu bewirken: die Eroberung der weſtindiſchen Kolonien **Britanniens**, die Zerſtörung ſeines afrikaniſchen Handels, die Beſitznahme des ſpaniſchen **Amerika**, und die Mitwirkung **Braſiliens** für das Intereſſe des europäiſchen Kontinents. Zu dem Ende muß der Nordamerikaniſche-Freiſtaat erſt in das Intereſſe des europäiſchen Kontinents gezogen werden, zu dem Ende muß die brittiſche Marine erſt Seeſchlachten verlieren. Dem brittiſchen Handel würde auch ein empfindlicher Stoß beigebracht werden, wenn eine franzöſiſche Armee die Raubſtaaten in Beſitz nähme, und wenn **Frankreich** dann auf der Südküſte des Mittelmeeres Kolonien gründete, **Karthago** aus ſeinen Ruinen wieder hervorriefe.

L. W.

Was hat England bei Fortſetzung des Kampfes gegen den Kontinent zu hoffen und zu fürchten?

Dieſe Frage drängt ſich jedem ſo leicht auf, wenn er die Spuren dieſes Kampfes ſieht, und wem ſollten ſie ſich ganz entziehen? Hier ein Beitrag zu ihrer Entſcheidung.

„**England** ergriff beim Ausbruch der Revolution in **Frankreich**, die Gelegenheit, die fürchtenden Souveraine des feſten Landes zu einem Bunde gegen Frankreich zu bewegen, um dadurch den kräftigſten Streich gegen Frankreichs Induſtrie und Handel zu führen. Gewiß hatte es keine andere Abſicht, denn konſequent egoiſtiſch iſt der Geiſt jener Handels-Nation, ſeitdem ſie eine Weltrolle ſpielt, immer geweſen. Der Kaufmann aber ergreift jede Gelegenheit, um ſeine Geſchäfte zu erweitern, er iſt ſtets aufmerkſam, wo er ſeinem Gegner einen Vortheil entwinden kann, und welcher Zeitpunkt konnte in Beziehung auf Frankreich dazu der beſte ſeyn, als der, wo die ganze Nation in innerer Gährung, an die Vertilgung alter Mißbräuche und eine neue Geſtaltung der Staatsform ihre Kräfte verwendete, und nun über dieß genöthigt wurde, den vom feſten Lande her einbrechenden Feinden zu begegnen.

Frankreich war Englands bedeutendſter Rival, denn Portugall und Spanien waren in brittiſchen Händen, und in Holland der engliſche Einfluß mächtig, der Norden aber, ohne bedeutende Kolonien, dem engliſchen Handels-Intereſſe keineswegs gefährlich; Frankreich hatte wichtige Kolonien, mächtige Hülfsmittel im Innern, Menſchen und eine Seemacht, die nur zu oft der brittiſchen Marine die Spitze geboten hatte. Dieſe zu zerſtören lag den Britten ſehr am Herzen, und dieß zu bewirken, mußte bei der ſich darbietenden günſtigen Gelegenheit, alles aufgeboten werden. Doch Frankreichs letzte Könige hatten der Marine ihre Aufmerkſamkeit entzogen, die Bedeutſamkeit derſelben hatte nicht mit der ſteigenden Macht der engliſchen in gleichem Verhältniſſe zugenommen; daher gingen Seeſchlachten verloren. Noch mehr, Frankreich, durch die Verſchwendung ſeiner Regenten in eine Finanz-Zerrüttung verſunken, kränkelte an Geldmangel, zu einer Zeit, wo die Landmacht die bedeutendſten Summen erforderte. Wo da noch die Koſten für die Seemacht hernehmen, die doch überaus groß ſind! Es war alſo natürlich, daß England zur See die Oberhand behielt.

Doch eine große Nation, die ihrer Lage nach zum Seehandel beſtimmt iſt, wird für denſelben, den Hebel ihrer Induſtrie, die höchſten Anſtrengungen aufbieten, wenn ſie darin gehemmt wird. Kräftig trieb Frankreich die feindlichen Schaaren von den Gränzen zurück, ſeine Staatsform geſtaltete ſich endlich, es bekam eine kräftige Regierung. Die Anſtrengungen, Handel, und damit zugleich Induſtrie von neuem zu beleben, mußten ſich verdoppeln, und das Reſultat war eine Vereinigung des ganzen europäiſchen Kontinents gegen Englands See- und Handels-Deſpotismus; nur Schwedens König wagt es noch, dem ganzen europäiſchen Bunde zu trotzen, in Vertrauen auf Englands Geld, Hülfstruppen und Flotten, büßte aber ſchon eine große Provinz des Reichs ein gegen den europäiſchen Bund.

Bei der Uebermacht iſt kein Friede zu erwarten, es findet da nur ein Zuſtand der Unterdrückung Statt. Wie iſt alſo an einen Frieden zwiſchen dem Kontinent und England zu denken, wenn nicht ein billiges See-Völkerrecht anerkannt wird? Dazu aber wird England ſich nur mit Gewalt verſtehen. Jetzt müſſen neutrale Schiffe, welche mit vielen Einſchränkungen noch neben den brittiſchen Kauffarthei-Flotten ſegeln dürfen, ſich gefallen laſſen, von engliſchen Kriegsſchiffen viſitirt zu werden; die Engländer haben ſogar eine Anzahl Waaren für Contrebande erklärt, welche neutralen Schiffen ins feindliche Land zu führen nicht erlaubt iſt. Der alte Grundſatz:

frei Schiff, frei Gut, iſt umgeſtoßen, nach Gefallen und eigenem Vortheil hat England auf der See Geſetze gegeben, und es ſetzt ſie in Ausübung. So iſt aller Handel beſchränkt und nur der engliſche Wimpel herrſcht frei auf dem Ocean, ausgeſchloſſen ſind alle andere Nationen von dem gemeinſchaftlichen Eigenthum, welches das Meer ihnen bietet.

Dahin wollte der brittiſche Kaufmann, und auf dieſem Punkte ſich zu erhalten, wird er alle Kräfte aufwenden. Sollte es aber nicht gut ſeyn, in etwas nachzulaſſen, und etwas zu retten, um nicht alles zu verlieren? Doch ſo denkt kein Kaufmann, er thut nicht auf den geringſten Verdienſt eher Verzicht, als bis es unmöglich iſt, denſelben fernerhin zu genießen. So wird auch England gegen den Kontinent kämpfen, ſo lange als es ihm irgend möglich ſeyn wird, und nur gezwungen in einem oder dem anderen Stücke nachgeben.

Doch im Kampfe zwiſchen Rom und Karthago unterlag endlich der Kaufmanns-Staat. Sollte nicht die alte Geſchichte ſich in dieſem Punkte in unſerer Zeit wiederholen? Vielleicht kommt es dahin, wenn der ganze Kontinent Europa's in dem jetzt angenommenen Syſtem gegen den brittiſchen Handels-Despotismus beharrt, und ſtandhaft bleibt im Kampfe dagegen. Doch wie bald oder wie ſpät dieß zu hoffen ſey, hängt von Zufällen und Begünſtigungen des Glücks ab, welche ſo häufig einen Strich durch die politiſchen Rechnungen machen. Bei dieſen Vorausſetzungen ſcheint dieſer endliche Ausgang indeß gewiß.

Die Schiffe, welche den Bewohnern der Nord- und Süd-Küſten des Kontinents gehören, ſind vom Handel auf dem Meere gewaltſam ausgeſchloſſen; der europäiſche

Bund wird ſie bewaffnen und gegen den gemeinſchaftlichen Feind führen. In kurzen Küſtenfahrten wird der künftige Seemann gebildet werden; aus den Küſtenfahrern werden die gemeinſchaftlichen Flotten ſich bemannen, und England wird an allen Orten zu kämpfen haben.

Während dieſer Vorbereitungen wird eine Land-Armee ſich nach Indien in Marſch ſetzen, und die Schwierigkeiten ſind wahrlich nicht ſo groß, um hier die brittiſche Herrſchaft ſo zu beſchränken, daß ſie nicht mehr allein den Welthandel hat, ſondern ihn wenigſtens theilen muß.

Eine franzöſiſche Armee wird, mit Portugieſen und Spaniern vereinigt, in Nord-Afrika landen, hier wird England ſich bald ausgeſchloſſen ſehen von der Möglichkeit, ſeine Flotten zu verproviantiren. Der Nord-Amerikaniſche Freiſtaat, durch Englands Uebermuth beleidigt, wird endlich dem europäiſchen Bunde ſich zugeſellen, und England wird von daher für ſeine weſtindiſchen Kolonien kein Getreide, für ſeine Flotte keine Bedürfniſſe mehr beziehen können, ja in Kanada einen neuen Krieg zu führen genöthigt ſeyn. *)

So auf allen Seiten angegriffen, wird England ſeine Macht verdoppeln, aber in dem Maße, als ſeine Ausgaben dadurch ſich mehren, wird ſein Handels-Gewinn verringert werden. Sind erſt die Vorräthe engliſcher Kolonial- und Fabrikenwaaren ganz verbraucht, verhindert man dann fortdauernd mit Strenge die Einfuhre

---

*) Eben hat der Kongreß eine Vermehrung der Landmacht, eine Aushebung von [illegible] Mann der Miliz verfügt, und der franzöſiſche Miniſter von Champigny eine entſcheidende Antwort des Kongreſſes verlangt, auf die Frage: Wie in Zukunft die Verhältniſſe Nord-Amerika's und England's ſeyn werden?

Die Herausgeber.

neuer Waaren der Art, dann wird Europa ſich auf anderen Wegen ſeine Bedürfniſſe verſchaffen müſſen; und iſt der menſchliche Erfindungsgeiſt einmal in die höchſte Thätigkeit verſetzt, dann wirkt er Wunder. Mangel alſo iſt nie zu befürchten, wohl aber Theurung der Kolonialwaaren, denn entbehren wird die große Maſſe gewöhnlicher Menſchen nicht leicht.

= Sollte es denn nicht einer franzöſiſchen Flotte gelingen, eine Armee in Irland an's Land zu ſetzen, wie ihr gelang nach Aegypten zu ſegeln? Irland iſt jetzt zwar ruhig, allein wie ein feuerſpeiender Berg vor dem Auswurf, im Innern ziſchet und kocht es. *) Der Verluſt Irlands aber wäre für England ſehr wichtig.

= Dann iſt vielleicht Nachgiebigkeit zu hoffen, oder es geht dem Britten wie dem Karthager es einſt erging, als Scipio das römiſche Panier in der Hauptſtadt der Feinde aufpflanzte.

---

*) „Die Spaltung, welche im brittiſchen Reiche zwiſchen den Katholiken und den übrigen Religionsſecten herrſcht, und welche durch die oft wiederholten Beſchlüſſe des Parlaments, welche den Katholiken nicht gleiche Rechte mit den übrigen Bewohnern zugeſtehen, vermehrt wird, kann für England ſehr verderblich werden.

Die Herausgeber.

Die Konſtitution für das Königreich Baiern.

Die am 1. Mai dieſes Jahres gegebene Konſtitution für das **Königreich Baiern** verdient die ganze Aufmerkſamkeit jedes deutſchen Vaterlandsfreundes. Hier tritt **der erſte deutſche Fürſt auf, der die Vorrechte**, welche die Nation drückten, **aufhebt, die Hauptfeſſeln, welche** ihre Thätigkeit lähmten, zerbricht. „**Alle beſondere Verfaſſungen, Privilegien, Erbämter und landſchaftliche Corporationen ſind aufgehoben,**“ heißt es in dem zweiten Paragraphen. Und hieraus folgt dann von ſelbſt **gleiche Geſetze, gleiches Steuerſyſtem.**

Doch was Regenten ſonſt nicht thaten, geſchieht hier, eine National-Repräſentation wird angeordnet, ſtatt daß man ſonſt dergleichen Repräſentationen zu unterdrücken ſuchte. Durch die Deputirten der Nation will der Regent die Wünſche derſelben vernehmen; allein nicht Adel, Geiſtlichkeit und Bürgerſtand bilden dieſe Deputirten, ſondern jeder Gewerksſtand, Grundeigenthümer, Fabrikanten und Kaufleute (weßhalb hat man aber Gelehrte und Künſtler ausgeſchloſſen?) bilden dieſelben. Das Fehlerhafte der alten ſtändiſchen Verfaſſung, nach welcher hauptſächlich nur Grundeigenthümer (Adel und Geiſtliche)

[illegible]

und nur wenige ſtädtiſche Deputirte die Stände des Reichs bildeten, fällt alſo künftig weg, und das allgemeine Intereſſe der Nation wird eher und reiner berückſichtigt werden, als ſonſt geſchah. Auch hat nunmehr der Adel nicht mehr das Recht Steuern zu vertheilen, wie z. B. in unſerer Mark Brandenburg noch der Fall iſt. Der Regent nehme doch die Steuern, welche der Adel einzieht (Zieſe, Hufen und Gibelſchoß) in ſeine Kaſſen, verzinſe die landſchaftlichen Schulden davon, und dulde eine ſolche Mittel-Inſtanz nicht länger. Auch gleiche Beſteuerung, Gleichheit vor dem Geſetz, nicht beſondere Geſetze für den ſogenannten erſten Stand, wie das preußiſche Landrecht den Adel nennt, ſetzt die neue Konſtitution feſt. Wie ſehr würde der arme Bauer, der jetzt ſchlecht leben muß, erleichtert werden können, wenn der Adel überall mit ihm gleiche Laſten trüge!

Ferner wird angeordnet, eine gleiche Eintheilung des ganzen Staatsgebietes in Kreiſe, wo möglich nach natürlichen Gränzen. Welche Einheit in der Verwaltung, welche Förderung des Geſchäftsganges muß da Statt finden! Welche Schwierigkeiten ſtellen hierin nicht in andern Staaten beſondere Provinzial-Rechte und Verfaſſungen entgegen!

Dem Adel wird kein ausſchließliches Recht auf Staats-Aemter, Würden und Pfründen zugeſtanden. Alſo nur das Verdienſt qualificirt dazu, ſo daß man es doch immer zu finden wüßte!

Die Adminiſtration aller Fonds für Kultus, Unterricht und Wohlthätigkeit Einer Central-Behörde zu übergeben, ſcheint nachahmungswerth.

Sehr weiſe iſt die Verordnung, daß nach zurückgelegtem 21ſten Jahre jeder Staatsbürger den Bürgereid ſchwören ſoll. Eben ſo feierlich müßte dieſe Ceremonie begangen werden, als bei den alten Germanen, wenn der junge Mann zum Krieger, ſeinem künftigen Beruf, durch Ueberreichung von Schwert und Lanze, eingeweiht wurde. Sobald der junge Staatsbürger dieſen Eid geſchworen hat, übernimmt er Pflichten, erhält er Rechte, er weiß und erfährt, daß er in einer Staats-Verbindung lebt, gelobt ihr Treue, und ihren Anordnungen Gehorſam, ein Akt, der nicht feierlich genug ſeyn kann.

Bedächtig ſind die Verordnungen über das Amt des Reichsverweſers abgewogen, ſeine Macht in Vergebung von Staats-Aemtern iſt ſehr weiſe nur auf die Stellen bei der Juſtiz (die ohnehin nach dem Landes-Codex, ohne äußeren Einfluß, richtet) beſchränkt.

Keine verwittwete Königinn ſoll mehr thun, als ihre Kinder erziehen, niemals das Reich verwalten können. Dieſe Beſtimmung iſt wichtig und durch die Geſchichte völlig begründet.

Die Verwaltung iſt einfach. Neben dem Regenten ſtehen die Miniſter und andere Perſonen, denen derſelbe ſein Zutrauen ſchenkt, als Rathgeber bei den Berathſchlagungen über die wichtigſten inneren Angelegenheiten (geheimer Rath), die äußeren behält ſich der Regent wahrſcheinlich ſelbſt vor. Fünf Miniſter, der auswärtigen Verhältniſſe, der Juſtiz, des Innern und des Kriegsweſens vollziehen die Edikte, die im geheimen Rath königliche Sanction erhalten haben, und ſind dem Regenten verantwortlich.

Jeder Kreis hat ſeine Verſammlung, die über das Wohl deſſelben Vorſchläge thut, ihre Wünſche durch eine Deputation vor den Thron bringt, und die Deputirten zu der Reichsverſammlung wählt. Beſondere Kommiſſionen der letzteren ſind für die Finanzen, die Geſetzgebung, die innere Verwaltung und das Staats-Schuldenweſen verordnet, von denen der geheime Rath Gutachten über ſeine Geſetzentwürfe einholt.

Die Lokal-Polizei ſollen die Landgerichte ausüben, und ein General-Kommiſſär ſoll an der Spitze eines Kreiſes mit 3 bis 5 Kreisräthen ſtehen, um die Verwaltung deſſelben zu dirigiren. Jede Kammer erhält ihre Lokal-Verwaltung, und die Beiträge zu den Gemeinde-Laſten werden mit den Staats-Einkünften zugleich erhoben durch die vom Staat dazu beſtellten Kaſſirer.

Alle Eingriffe des Regenten in die Gerechtigkeitspflege ſind unterſagt, der königliche Fiskus wird bei den Gerichtshöfen Recht nehmen. Güterkonfiskation ſoll in keinem Falle, ausgenommen den Fall der Deſertion Statt finden. Ueber das Militair findet nur in Kriminal- und Dienſtſachen eine eigene Militair-Gerichtsbarkeit Statt. Ein eigenes Geſetzbuch wird die Civil- und Kriminalgeſetze des Landes enthalten.

Die Konſkription iſt Grundgeſetz.

Vom 1. Oktbr. 1808 tritt die Konſtitution in Kraft, und bis dahin wird alles nachfolgen, was noch als Supplement dazu erforderlich iſt.

„Völker Unſeres Reichs! die Befeſtigung eurer gemeinſchaftlichen Wohlfahrt iſt unſer Ziel“ heißt es am Ende dieſes Konſtitutions-Dokuments, und man ſiehet, daß dieß hier nicht Floskel iſt, ſondern Wahrheit.

Wenn Deutſchland für die harten Erfahrungen neuerer Zeit durch dergleichen treffliche politiſche Inſtitutionen belohnt wird, dann hat es dieſe Erfahrungen nie zu theuer erkauft. Ein herrlicher Tag wird den Enkeln aufgehen, wenn ſie von dem Baume die Früchte brechen werden, den wir ſorgſam pflegen müſſen, und dankbar werden ſie der Väter Sorgfalt preiſen, die für ihr Wohl wirkten und bauten. Möchten doch Deutſchlands Fürſten ſich alle vereinigen, eine in dieſem Geiſte entworfene Konſtitution in ihren Staaten einzuführen; der Geiſt derſelben entſpricht den Begriffen, die im Anfange des 19ten Jahrhunderts die Seele des Denkenden erfüllen. Alsdann ſchlänge ein ſchönes Band ſich um Deutſchlands Söhne, und der Umſturz der alten Reichs-Verfaſſung wäre das Feſt der politiſchen Wiedergeburt, und ſo wäre wieder aus dem Chaos Ordnung, aus der Finſterniß Licht hervorgegangen. Hebet ihr deutſchen Brüder, die ihr noch trauert und zagend die Entſcheidung eures künftigen Schickſals erwartet, welche von der Vorſehung auch noch verſchleiert wird, hebet eure Augen auf, und verfolget mit uns die Spuren zum Beſſeren, und ihr werdet Hoffnung ſchöpfen und Vertrauen!

Viele Leute ſind der Meinung, man ſolle nicht über politiſche Gegenſtände ſchreiben und etwas drucken laſſen, denn, ſetzten ſie vornehm hinzu, das hilft doch zu nichts, man achtet darauf doch nicht. Die Kurzſichtigen, wie wollen ſie beſtimmen, was dereinſt noch beachtet werden wird. Freilich war in unſerm Deutſchland die Kluft zwiſchen Wiſſenden und Regierenden groß; wird ſie denn aber immer bleiben, werden die Schranken nicht fallen, werden nie ſich Wiſſende und Regierende zum ſchönſten Bunde der Herrſchaft der Vernunft vereinigen? Jeder, dem Ideen im Innern leben, ſtröme ſie immerhin aus, und er unterdrücke nicht den Drang, der ihn treibe, das, was ihm der Geiſt eingab, laut zu denken vor der Menge. Freilich wird nicht jeder Vorſchlag, den ein politiſcher

Schriftſteller thut, beachtet werden, und wahrlich, das iſt ein großes Glück; allein das **Wahre** und **Gute** wird nach und nach ein immer herrlicheres Leben gewinnen unter den Menſchen! Wer hätte vor 20 Jahren gedacht, daß in **München** am 1. Mai 1808 die oben ſkizzirte Konſtitution erſcheinen würde, und ſollten daran nicht die Staats-Philoſophen einigen Antheil haben?

Die Verachtung, welche dergleichen Leute, auch ſelbſt den guten politiſchen Schriftſtellern bezeigen, hat ihren Grund hauptſächlich darin:

Erſtlich fürchtet wohl mancher die Fackel der Publicität, die ſeine Schritte beleuchten würde, und er hat Urſache, das Licht zu ſcheuen. Greift ein Bube aber einen ehrlichen Mann an, dann ſtehen ja die Gerichtshöfe offen, wo Injurienklagen angebracht werden können, und ſolche Buben ihre Züchtigung erhalten.

Zweitens fehlt es manchem an der nöthigen Beurtheilung, er hält ſeine Verfaſſung (beſonders die Staats-Beamten) für unverbeſſerlich, er ſieht jede Kritik derſelben für Empörung an, er will lieber im alten Gleiſe langſam fortſchreiten, als, beſonders in ſpäteren Jahren, noch etwas Neues lernen, ſollte es auch beſſer ſeyn. *)

---

*) Die Zeit iſt vorüber, in der wir **Pagoden** gebrauchten, die mit dem unterthänigen Ja! alles abgemacht glaubten.

Die Herausgeber

Ueber einige Stellen in einer der neueſten Schriften des Freiherrn von Eggers.

Der Freiherr von Eggers ſagt in ſeiner kleinen Schrift: Ueber den franzöſiſchen Erbadel, viel Schönes und Wahres, nur ſcheint uns mancher darin aufgeſtellte Satz nicht ſo beleuchtet zu ſeyn, daß man ihn für allgemein gültig annehmen könnte; es iſt eine individuelle Anſicht, bei welcher in vielen Fällen der Zeitpunkt, in welchem wir leben, entweder zu ſehr oder auch wohl gar nicht berückſichtigt iſt, ſo widerſprechend dieß auch ſcheint. Da es nun jetzt mehr als je nothwendig iſt, die Ereigniſſe, und namentlich die Grundſätze, durch welche die Ruhe ganzer Jahrhunderte erzeugt werden ſoll, zu beachten, ſo ſey es uns erlaubt, mit dem verdienſtvollen Verfaſſer ein wenig zu rechten, und zwar nicht in Beziehung auf die Veränderung, welche er betrachtete, einzig in cosmopolitiſcher Hinſicht. Mit großer Wahrheit ſpricht derſelbe über die Triebfeder manches Großen, über den Anſpruch auf Bewunderung der Nachwelt, und fährt dann alſo fort:

> Nichts ſpornt den edlen Mann ſo kräftig an, zu allem, was Bewunderung verdient, als die Gewißheit, mit ſeinem Namen den ſpäten Nachkommen

den Anſpruch zu überliefern auf den Dank künftiger Jahrhunderte; nichts entwickelt in dem glücklich organiſirten Jüngling ſo leicht die Begierde zu großen Thaten, als das Andenken an das Verdienſt des Stammvaters, deſſen Name auf ihn vererbt.

Um dieſe Idee zu verſinnlichen, mußte man dem Namen der Geſchlechter ein Unterſcheidungszeichen geben, woran alle geſittete Völker ihren Urſprung erkennen, wenn ſie auch nicht von den einzelnen großen Thaten wiſſen. Da habt ihr den wahren Geiſt des Erbadels als einer politiſchen Einrichtung. Angenommen, daß man ſtets darauf bedacht ſeyn wird, nur wahrhaft große Thaten mit einer ſolchen Auszeichnung zu belohnen, ſo wird der Freiherr von Eggers ſo gut als wir wiſſen, daß der Mann, der im Stande iſt, ſich die Bewunderung der Nachwelt zu verdienen, ſich in der Geſchichte geltend machen wird, ohne eine Auszeichnung, die ihm ein anderer verleiht. Sein Name wird glänzen, auch wenn man ihm nicht einen Buchſtaben hinzufügt. Weh uns, wenn nur äußere Ehre, mit welcher man die lichten Punkte der Geſchichte bezeichnet, ihnen die Erinnerung der künftig Lebenden erhalten und ſichern könnte! Die Heroen der Griechen und Römer, die gefeierten Namen der neuern Zeit, ein Luther, ein Franklin, ein Kant, werden dauern, obgleich ihnen jene Auszeichnung fehlt, und ungeachtet Herder, Schiller, Göthe das Prädicat von vor ihren Namen haben, ſo wird dieß doch nie erwähnt, das Ausſprechen ihres Namens iſt hinreichend, das Gefühl der tiefſten Achtung zu erwecken. Selbſt die Helden des Krieges werden von dem Volke genannt, ohne daß man jemals daran denkt, ihnen das von zu geben. Wer ſelbſt etwas iſt, bedarf keines ärmlichen Scheins, und wer nichts iſt, entbehrt Achtung, wenn er ihn auch beſitzt. Unwillkührlich drängt ſich die Frage auf: Wird, wenn eine ſolche Familie ausſtirbt, der Ruhm der Stammväter mit ihr zugleich erlöſchen? Nein! die Geſchichte zeugt, und ſie bedarf nicht der immerwährenden Unterſtützung der Nachkommen. Aus den angeführten Gründen wird aber auch das folgende nur ſchöner Wortklang:

> Es iſt dem, der ihn (den Erbadel) erwirbt, ein Beglaubigungsbrief ausgezeichneter Verdienſte, der zur Kenntniß aller Jahrhunderte kömmt, durch ein auffallendes, leicht zu erkennendes Merkmal. Es iſt dem, der ihn als ſchon erworben führt, eine ſtete Erinnerung an das Verdienſt des Erwerbers, eine kräftige Aufforderung zur Nacheiferung.

Ein Beglaubigungsbrief für Verdienſte? Kann es einen ſolchen geben? — Das Verdienſt ſelbſt muß dieſer Beglaubigungsbrief ſeyn, ein jeder anderer gilt bei der gerechten Richterinn, der ſpäten Nachwelt, durchaus nichts! Auch erhält ſich durch eine Veränderung an dem Namen das Andenken eines Mannes nicht, ſobald die Thaten ſelbſt dieß nicht thun. Ein ſchon erlangtes Gut verliert in der Regel ſeinen Werth, man vergißt die Mühe, welche der Vorfahr anwendete, es zu erhalten, und ſo wird der Name des Erwerbers nicht immer dadurch verherrlicht, daß er nach ihm noch von vielen Gliedern der Familie geführt wurde. Eine bei weiten größere Aufforderung wäre es ſchon, wenn der Nachkomme ſich die Auszeichnung abermals verdienen müßte. Dem Erwerber ſelbſt ginge aber, wenn wir nach den angeführten Stellen urtheilen wollen, viel, vielleicht alles verloren, wenn kein Lebender ſeinen Namen führte. Der Name ſoll nicht verlöſchen, er ſoll übertragen werden, ſagt der Freiherr von Eggers. Aber wer kann über die Zukunft gebieten? Am Ende muß denn doch die That ſelbſt das Andenken deſſen ſichern, der ſie verrichtete, und dieß iſt auch die Sicherheit, welche die Nachwelt anerkennt. Daß aber manche Rüge, welche wir hier ausſprechen, beſtimmt paßt, mag folgende Stelle noch mehr beweiſen.

> Nur der Vortheil bleibt immer dem erſten Erwerber, daß das Andenken an ihn nicht erlöſche, ſo lange noch irgend eine Nachkommenſchaft exiſtirt.

Wahrlich, die Großthaten müſſen nicht ſehr ausgezeichnet ſeyn, an welche man ſtets durch lebendige Zeugen erinnert werden muß. Das iſt ein Menſch, von dem die Familie ſagt: Er war ein großer Mann, ein Mann voll Verdienſt. Das kann er vielleicht auch geweſen ſeyn — für die Familie, nicht für die Welt! Niemand wird indeſſen von dem Familienverdienſt etwas wiſſen, als der enge Umkreis, in welchem es ſich bewegte. Was übrigens bei dieſer Gelegenheit von Aufmunterung der Nachkommen geſagt wird, iſt ſehr wahr, nur wird ein berühmter Name ohne von eben ſo erheben, als einer mit demſelben.

> Nicht die Abſtammung aus alten einſt berühmten Geſchlechtern, nicht perſönliches Verdienſt allein, giebt jetzt Anſpruch auf dieſe Auszeichnung. Nein! nur die Anerkennung eines erheblichen Verdienſtes um den Staat durch den jetzigen Regenten,

ſagt der Freiherr von Eggers.

Wer bürgt denn dafür, daß man im nächſten Jahrhunderte wieder eben ſo denkt? dann würde alſo dem Verdienſte das Verdienſt geraubt? Dieß iſt nicht gut möglich, und wäre eine Ungerechtigkeit.

Seite 14 heißt es:

> vorzüglich iſt ihm (dem Adel) Vermögen nöthig, um ſeinen Kindern eine ſorgfältige Erziehung zu geben.

Dieß iſt jedem gebildeten Manne nöthig, dem das Glück ſeiner Kinder am Herzen liegt, nicht dem Adel allein, und jener wird dem Staate dadurch dieſelben Vortheile ſchaffen.

> Die Idee (bemerkt Herr **von Eggers** auf derſelben Seite), jedem Adlichen eine unabhängige Exiſtenz zu ſichern, hat noch einen andern, ſehr glücklichen Erfolg für den Dienſt des Staats. Der Adliche iſt nicht genöthigt, Anſetzung zu ſuchen, um davon zu leben. Die Zuverſicht, die ihm dieſe Lage giebt, befördert einen Hochſinn, den die Politik der Monarchie ſehr begünſtigen muß.

Hier wird es gehen, wie immer, die Unabhängigkeit wird eine Schlaffheit erzeugen, und die Zuverſicht, die ihm dieſe Lage giebt, befördert einen Hochmuth, den man nicht ſehr begünſtigen muß. Man würde wähnen, daß, weil man keines Amtes bedarf, man auch nicht der Kenntniſſe dazu nöthig haben; wie wir ſchon oft zu bemerken Gelegenheit hatten. Jede fortlaufende Einrichtung artet faſt immer aus, ſie wird höchſt ſelten beſſer.

Nachdem der Freiherr **von Eggers** bemerkt und hinlänglich bewieſen hat, daß der Adel keine ausſchließliche Rechte, keinen Vorzug bei Beſetzung der Aemter u. ſ. w. haben ſoll, heißt es Seite 21:

> Nur der Regent ſteht auf einer dem Unterthanen unerreichbaren Stufe u. ſ. w., aber jede andere Stufe der Wirkſamkeit muß jedem offen ſtehen, der ihrer würdig iſt, nach der **eingeführten Ordnung**.

„Die letzten Worte müſſen völlig unnütz ſcheinen, da die Aemter, wie der Freiherr von Eggers es ebenfalls will, und wie es billiger Weiſe ſeyn muß, ſobald ein Staat nicht ſinken ſoll, nur nach Verdienſt beſetzt werden ſollen. Wie hängt dieß aber mit einer eingeführten Ordnung zuſammen?

Seite 22 ſteht die Frage:

> Oder ſoll man die Verfügungen als weiſe und menſchenfreundlich preiſen, die ausdrücklich beſtimmen: nur der Fähigſte könne auf jedes Amt Anſpruch machen, ohne Anſehen der Geburt?

in einer ſonderbaren Verbindung! Dieſe Frage kann nach unſrer Meinung nur mit Ja! beantwortet werden, vorausgeſetzt, daß nur der Fähigſte jedes Mal das Amt erhält, und es nicht bloß bei der Verfügung bleibt. Zwar ſteht nach jener Frage die Bemerkung: daß ſich gewiſſe Maximen der Regierung nur durch Thun nicht durch Proclamationen offenbaren ſollen; indeſſen, dünkt uns, gehört jener Punkt nicht mit zu denen, wo dieſe Regel angewendet werden ſollte. Dergleichen Proclamationen ſprechen den Geiſt der Regierung aus, und erheben den des Volkes, denn jeder Einzelne glaubt nun mit Nutzen nach dem ſchönen Ziel, der Fähigſte zu werden, ſtreben zu können.

Seite 24 intereſſirte uns folgende Stelle:

> „Wird der Titel durch Verbrechen verwirkt? Man muß hoffen — nein. Die Strafe würde über des Verbrechers Leben hinaus, würde ſeine unſchuldigen Nachkommen treffen. Er ſelbſt verliert die Rechte des Adels, von dem Augenblicke an, wo eine peinliche Strafe gegen ihn erkannt iſt, die, nach dem Geſetz auf die öffentliche Meinung wirken ſoll.

> Aber ſein unſchuldiger Erſtgeborner nimmt ſeine Stelle wieder ein.

* Nur ein paar Verbrechen werden ausgenommen, aber es ſchändet jedes, und es giebt außer denen vom Freiherrn von Eggers genannten noch manches, von welchem es nicht angenehm ſeyn kann, wenn ſchon der Name darthut, der Vater ſey der Uebelthäter geweſen. Jeder ehrliche Mann wird unter ſolchen Umſtänden gern dieſe Erinnerung ablegen. Als Strafe kann es durchaus nicht angeſehen werden, wenn dem Sohne Rechte entzogen werden, bei welchen er kein Verdienſt, mithin auch nach ſtrengen Grundſätzen kein Recht hat, da es eine Auszeichnung iſt, welche ihm Anſprüche auf die Achtung der menſchlichen Geſellſchaft giebt, die doch nicht Einer für Mehrere, ſondern nur Jeder für ſich gewinnen kann.

Der Freiherr von Eggers ſchließt mit der Bemerkung eines ſeiner Freunde: daß man nie die Züge der Geſchichte verlöſchen könne. Dieß iſt ganz unſere Meinung, aber die Schrift des Freiherrn von Eggers ſteht mit jenem Grundſatz nicht eben in der genaueſten Verbindung, wie auch der in der ganzen Piece herrſchende: der Adel befeſtige die Thaten in dem Gedächtniſſe der Nachwelt, ein ſehr zu verwerfender iſt. Sie beachtet, dieß iſt eine erhebende Hoffnung, ſtets das Wahre! Was aber den Zuſatz zu der oben angeführten Bemerkung betrifft:

> Schöne Worte! — ſie enthalten die Summe aller Regeln für die Erziehung des Adels.

ſo ſteht das Wort: Adel am unrechten Ort, die Stelle muß wohl heißen:

> ſie enthalten die Summe aller Regeln für die Erziehung derer, die einſt dem Vaterlande nützlich werden ſollen.

Wir hoffen nicht, daß man uns nun zu denen zählen wird, die gegen den Adel eifern! das wäre ſehr Unrecht; wir ſind überzeugt, daß er ſeyn muß, aber aus ganz andern Grundſätzen, auch in einer etwas veränderten Form. Wir werden ſpäterhin unſere Gedanken über dieſen Gegenſtand auf einigen Seiten entwickeln.

Die Herausgeber.

Die literäriſchen Krämer.

Es giebt eine Klaſſe von Schriftſtellern, welche der deutſchen Literatur keines Weges zur Ehre gereichen. Gleich entfernt von dem edlen Eifer des Forſchers, wie von den Zwecken des Freundes der Wahrheit, des Erhabenen und Schönen, iſt ihr ganzes Beſtreben nur darauf gerichtet, von der Begierde, mit welcher die Leſewelt alles Neue verſchlingt, den möglichſten Nutzen zu ziehen. Wie es ihr Vortheil erheiſcht, ſind ſie Politiker, Dichter und alles in allem. Ungleich dem Solon und Plato, welche die Dichtkunſt aufgaben, weil ſie verzweifelten den unſterblichen Homer erreichen zu können, wollen ſie jedem berühmten Dichter unſerer Zeit zu den Höhen des Parnaſſus nachſchleichen, die er im Fluge der Begeiſterung erreichte, und zu welchen ſie nie gelangen können. Verächtlicher als Heroſtates, welcher aus eitler Ruhmſucht den Tempel der Diana anzündete, unterhalten ſie die verzehrende Flamme der Zwietracht, um für ſich die ernährende des Heerdes zu gewinnen. Indem ſie mit unermüdlicher Schreibſeligkeit für die Unterhaltung des Marktes und ihre eigene ſorgen, während ſie Produkte liefern, auf welche das ubi plura nitent non ego paucis offendar maculis des Horaz nicht anzuwenden iſt, ſind ſie gegen die Beſchimpfungen ihrer Conſorten gleichgültig, und tröſten ſich über die Verachtung jedes Edlen mit ihrem baaren Gewinn. Den Nachdruckern in ſo fern ähnlich, als ſie ein Plagium nicht ſehr zu Herzen nehmen, indem ſie durch einen Diebſtahl dieſer Art der Strafe noch am ſicherſten entlaufen können, putzen ſie den Wechſelbalg ihres Geiſtes mit geſtohlenen Purpurlappen, und eilen damit, gewinnſüchtig wie ein hungriger Bandjude, zu Markte. Je mehr die Zahl der Schriftſteller dieſer Klaſſe zunimmt, deſto beſorgter muß man für die Literatur einer Nation werden, die nur im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich noch mit den cultivirten Nationen der Erde meſſen kann. Da zu keiner Zeit dergleichen Schriftſteller in größerer Zahl vorhanden waren als zu der jetzigen, und die Göttinn Penia ihre Herrſchaft jetzt mehr als jemals ausgebreitet hat, ſo wird man zu dem Glauben verleitet, daß die Armuth, die man ſchon lange die Mutter der Künſte nennt, auch die literäriſchen Ephemeren hervorbringt, welchen man nicht nachrühmen kann, daß ſie, wie Minerva, aus einem Kopfe entſprungen ſind. Auch die Zudringlichkeit, mit der ſich die Produkte dieſer Schriftſteller, gleich einem nicht beliebten Inſekt, an allen Ecken und Orten aufdringen, haben ſie mit jedem Bettler gemein; und ob ſie gleich nicht mit der Offenheit, mit welcher dieſer dem Mitleid ſeinen Mangel darthut, die Neugierde und Leſeſucht in Anſpruch nehmen, ſo beurkunden ſie doch in jeder Zeile, ungeachtet aller Anpreiſungen, die Geiſtesarmuth ihres Urhebers. Indeß der Weiſe ein ganzes Leben anwendet, um das Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft zu erweitern, bedarf der literäriſche Krämer nur einiger Tage, um die Welt zu belehren, wie Armeen commandirt und Staaten verwaltet werden müſſen, indem er aus irgend einem Winkel, in ſchützender Verborgenheit, gefallene Helden mit Schande bedeckt, und den Lorber von einem Haupte herunter zu reiſſen ſucht, das mit Ehren ergraute. Er vermeidet das Licht der Wahrheit, wie ſich die Eule dem Sonnenlichte entziehet, und geht dem Lichte, wie die Fledermaus, nur der Nahrung wegen nach. Der Lorber hat nur in ſo fern einen Reiz für ihn, als er mit deſſen Blättern ſeine Suppen würzen kann. Wenn der ruhige Denker, der ſich mit brennendem Eifer der Weisheit weihte, gleich dem wohlthätigen Geſtirn der Nacht, ſein Jahrhundert erleuchtete, und die Nation, der er angehörte, aus der Nacht der Unwiſſenheit und der Irrthümer zog, oft erſt vor dem Richterſtuhle der Nachwelt Würdigung und Anerkennung ſeiner Verdienſte findet, ſo gleichen hingegen die Krämer unſerer Literatur den Racketen, die mit vielem Geräuſch in die Höhe ſteigen, die gaffende Menge in Erſtaunen ſetzen, und nicht ſelten von ihren eigenen Bewunderern mit Füßen getreten werden, wenn ſie auf die Erde wieder herabfallen. Wenn dieſe Schriftſteller, die man auch die Affen unſerer Literatur nennen könnte, die Hippokrene verlaſſen, weil ſie wie der Paktolus keine Goldkörner auswirft, ſo ſuchen ſie die Quelle der Weisheit nur deßhalb auf, um in ihrem reinen Spiegel ihr Bild, gleich einem verliebten Narciſſus, zu belächeln, oder aus ihr zu — fiſchen, was ihnen jedoch auch nur ſehr ſchlecht gelingt, da ſie, um ihr Bild nicht zu verwiſchen, ſtets auf der Oberfläche hinweg ſchöpfen. Die Künſte und Wiſſenſchaften, welche die Geiſter zu einem gemeinſchaftlichen Wirken vereinen, und verwandte Seelen mit den ſüßen Banden der Humanität umſchlingen, haben keinen wohlthätigen Einfluß auf die in Eigendünkel und Schmähſucht verſunkene Gemüther dieſer verächtlichen Menſchenklaſſe. Selten weihen ſich Schriftſteller dieſer Art ausſchließlich einem wiſſenſchaftlichen Fache, ſie wiſſen von allen zu reden; und wie ein Cicerone mit läſtiger Geſchwätzigkeit durch Roms heilige Ruinen wandelt, ſo irren ſie im Vorhofe des Tempels der Weisheit umher. Nicht wie die thätige Biene, die mit ſtillem Ernſt und regem Fleiße, mit ſüßer Beute beladen dem Kelch einer Blume [illegible], den häuslichen Vorrath zu vermehren, verlaſſen ſie des Wiſſens Gebiet, ſie flattern darin im unnützen Müßiggang umher, ſuchen von den Früchten, welche der Lohn des Fleißes und der Betriebſamkeit ſind, mit der Gier einer Weſpe zu naſchen, und laſſen die verſcheuchende Hand ihren Stachel empfinden. Welchen Gewinn alſo kann die Menſchheit, ein Staat von den Arbeiten einer Klaſſe der Menſchen ziehen, welche, ohne Sinn für das Schöne, ohne Liebe für die Wahrheit und Ehre, nur fremder Neugierde, und eigener Gewinnſucht fröhnen? Können ſie, ſelbſt herzlos, Herzen für das Edle erwärmen, ohne wiſſenſchaftliche Bildung des Wiſſens Gebiet erweitern? mit ihrem in Nacht der Unwiſſenheit verſunkenen Geiſt das Licht der Weisheit verbreiten? Wahrlich, der unbedeutendſte Kramer einer Winkelgaſſe, welcher Schwefelhölzchen feil bietet, verhilft weit eher zum Licht, als alle die Krämer von A bis Z, welche jetzt mehr als jemals ihr Unweſen in unſerer Literatur treiben. Alle die Pasquillanten,

lanten, welche an den von der öffentlichen Meinung gebrandmarkten Verräthern unbefugt das Richteramt ausüben, alle die Anekdotenjäger, welche ſich mit ihrem Schleichhandel nicht in die Gränzen der Ehrlichkeit einſchränken, ſollten hinter Minervas Schilde keine Freiſtatt finden, und nicht ungeſtraft bleiben, wenn **dem** Soldaten, der, wie der Schwertfiſch, wohl ein Schwert aber keinen Muth hat, Schmach und Schande trifft. Den Flug des Denkers hemme, wie **Schiller** ſagt, keine Schranke, als die Bedingung endlicher Naturen; aber die Feder des gewinnſüchtigen Scribenten ſollte, wie die Nachſchlüſſel und das Werkzeug des Falſchmünzers, der polizeilichen Aufſicht nicht entgehen.

F. L.

Recenſion.

Vertheidigung des großen **Cölln** wider ſeine Todfeinde. Bei Gelegenheit des Meiſterwerks: **Wien und Berlin**. **Amſterdam** und **Cölln**. 1808.

Eine Schrift, jedes anſtändigen Mannes unwürdig! Wahrlich, man ſollte es kaum glauben, daß Menſchen, denen es nicht an Talent zu fehlen ſcheint, ſich für einen gewiſſen Lohn, bei ſolchen Pasquillen ganz falſch **Honorar** genannt, öffentlich an den Pranger ſtellen, und die

Verachtung jedes Rechtlichen zu erzwingen ſuchen, um der Gemeinheit ein ſchallendes Gelächter abzugewimen. Selbſt ſittenlos, werden ſie nur durch Unſittlichkeiten belebt, und glauben in ihren Leſern immer nur ſich ſelbſt wieder zu finden; ſie ſind zufrieden mit dem Beifall der Klaſſe, welche, von Leidenſchaften geſchwächt, im Trunke von ihrer Vernunft gekommen iſt, und wer ſollte ihnen den misgönnen? Wollte der Verfaſſer etwas thun: warum ſchrieb er nicht eine Widerlegung vieler gewiß ſehr unrichtigen Stellen in jenem Werke, mit Wahrheit, Geiſt und Witz, ohne die Würde zu vernachläſſigen, welche er ſich ſelbſt, ſeinem Gegner und dem Publikum, ſchuldig iſt? Was bewirken dergleichen Schandſchriften? Nichts weiter, als daß der Angegriffene, ſelbſt in der Neigung ſeiner Gegner, gewinnt! Gern wollten wir unſer Urheil mit Beweiſen belegen, hielte uns nicht unſer Ehrgefühl und die Achtung, welche wir unſern Leſern ſchuldig ſind, davon ab. Uebrigens iſt der Schrift durch die Ernähnung derſelben ſchon ſo viel Ehre angethan, daß der Verfaſſer durch dieſe, für das allerſchlechteſte Urtheil hinlänglich entſchädigt iſt.

Die Herausgeber.

Bemerkte Druckfehler.

Seite 65. Z. 3. v. u. in der Bemerk. des Corr. lies: Wähler ſt. Baier.
„ „ „ 2. v. u. National⸗ ſt. Nazional⸗.
„ 91. in der Ueberſchrift l. Fremden ſt. Freunde.
„ 92. Z. 12. v. oben lies: übertreffen, ſt. übertroffen.

Im dritten Hefte.

Seite 122. Z. 7. v. unten l. verkannt ſt. anerkannt.

Beilagen.

Bei dem Verleger dieſer Zeitſchrift iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen :

1.

Colberg
im Jahre 1807 belagert und vertheidigt.

Nach authentiſchen Berichten
von mehreren Augenzeugen.
Oktav, Berlin, 1808. geheftet 13 Gr. Cour.

Das zweite Heft der Feuerſchirme lieferte bereits vorläufig ein kurzes Tagebuch der Belagerung von Colberg, und kündigte zugleich obige vollſtändige und genauere Geſchichte dieſer höchſt merkwürdiger Belagerung an, welche auf authentiſchen Berichten mehrerer Augenzeugen beruhet und durch berichtigende Zuſätze die möglichſte Genauigkeit und Zuverläſſigkeit erhalten hat.

Hierdurch ſowohl, als durch die topographiſch-hiſtoriſchen Notizen, welche dieſer neuern Belagerungsgeſchichte voran gehen, und die nicht nur eine Beſchreibung der Lage der Stadt Colberg und ihrer Feſtungswerke, ſondern auch eine Geſchichte derſelben und ihrer Belagerungen in ältern und neuern Zeiten enthalten, gewinnt dieſes kleine Werk einen Vorzug vor allen übrigen Schriften, die zu gleicher Zeit über dieſe Belagerung erſchienen ſind; um ſo mehr, da es auch über den tapfern v. Schill und den braven Nettelbeck ſehr intereſſante Nachrichten enthält. Es iſt zu erwarten, daß jedem Preuß. Patrioten und jedem Hiſtoriker nicht nur die Lektüre dieſer Schrift, ſondern auch die Aufbewahrung derſelben für künftige Zeiten, angelegen ſeyn werde.

2.

Lotario, oder der Hofnarr.

Von

Dr. Ign. Aur. Feßler.

Oktav, Berlin, 1808. mit Kupf.

Auf Schreibpapier 2 Thl. 4 Gr., und auf Velinpapier
3 Thl. 4 Gr. kl. Cour.

Wenn mehrere frühere Werke des geiſtreichen Verfaſſers nur den Theil des Publikums anziehen konnten, welcher, von gleichen Grundſätzen beſeelt, ſeinem Fluge zu folgen vermochte, ſo muß man es mit Dank erkennen, daß er hier für jedermann ſchrieb, daß er aus dem idealiſchen in das wirkliche Leben trat. In dieſes wirft er Blicke, die wegen ihrer Wahrheit und weil ſie in den Geiſt der Zeit eingreifen, überraſchen, und den ſcharfen Beobachter mit leicht verſteckter Swiftiſcher Geißel erkennen laſſen. Er bewegt ſich in ſteter Laune, welche, von treffenden Bemerkungen begleitet, Vergnügen erwecken muß, und ſchildert Perſonen, wozu ſich in der wirklichen Welt gewiß Originale finden laſſen, ſo wie auch dieſe überhaupt als dunkler Grund dienen mußte, die Farben des Ganzen, und die lichten Punkte des Witzes zu erheben. Die ſinnreichen Ränke verſchmitzter Hofbedienten, von einem klugen Manne, dem Lotario, zu einem großen Zweck, den er verfolgt, hingeleitet; erhalten, mit dem ſchon Erwähnten gewürzt, ſo viel Intereſſe, daß man nur erſt am Schluſſe des Werkchens zur Unzufriedenheit gereizt wird, wenn man nämlich findet, daß es — ſchon endete.

5.

Wir ſind unſterblich.

Zwei Oſter-Predigten

im Jahre 1808
in der St. Petri-Kirche zu Berlin gehalten,
und
auf Verlangen dem Druck überlaſſen
von
Dr. G. A. L. Hanſtein,
Propſt und Conſiſtorialrath ꝛc.

gr. 8. Berlin, 1808. Preis: geheftet 4 Gr. Courant.

Die von dem verehrungswürdigen Herrn Verfaſſer unter dem Titel: Chriſtliche Belehrungen und Ermunterungen, in Predigten, zum Theil bei beſondern Veranlaſſungen gehalten, unlängſt erſchienenen ausgezeichneten Reden ſind ſchon in zu vielen Händen, als daß ſie hier noch einer Erwähnung bedürften. Wer ſie aber noch nicht geleſen, noch nicht in ihnen für ſo manche trübe Stunden Troſt, Belehrungen und Ermunterungen zu finden geſucht hat, der mag es nicht verſäumen, ſich damit bekannt zu machen; er wird nicht vergebens ſuchen, und beruhigt und geſtärkt weniger die Leiden fühlen, welche Zeit und Umſtände herbei führen.

Auch dieſe beiden ganz vorzüglichen Predigten verdienen in jedermanns Händen zu ſeyn, und können denen nicht genug empfohlen werden, die für die beglückenden Lehren der Religion und ihre Tröſtungen in Tagen des Kummers empfänglich ſind.

4.

Kurzer Abriß der Pathologie und der Semiotik, der Therapie, und der Chirurgia medica. Zur Grundlage ſeiner Vorleſungen bei dem Königl. Collegio-medico-chirurgico zu Berlin. Von Dr. Aug. Fr. Hecker, K. Hofrath und Profeſſor. gr. 8. Berlin 1808.

Dieſes Werk enthält in möglichſter Kürze eine vollſtändige Darſtellung der auf dem Titel angegebenen Wiſſenſchaften, und der Herr Verfaſſer (der ſich durch ſo viele andere Werke berühmt gemacht und noch neuerdings durch ſein ſo nützliches und allgemein beliebtes Taſchenbuch für Feldärzte und Wundärzte deutſcher Armeen, ſelbſt bei den franzöſiſchen Aerzten einen ſo großen Ruhm erlangt hat, daß dieſes Taſchenbuch von zweien franzöſiſchen Aerzten ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt) trägt in dieſem Werke alles vor, was jeder Arzt in ſeinem praktiſchen Wirkungskreiſe über dieſe Gegenſtände nothwendig wiſſen muß, und ſucht dadurch wirklich brauchbare und geſchickte Aerzte zu bilden.

Mit Vermeidung alles Einſeitigen hält ſich der Herr Verfaſſer nur allein an das eigentlich Wahre und Gute in der Arzneikunde, ohne ſich durch veraltete oder neuere Lehrarten Feſſeln anlegen zu laſſen, und ſein Vortrag iſt ſo belehrend und faßlich, daß ſelbſt jeder Leſer, der nicht Zuhörer ſeines mündlichen ausführlichern Vortrages ſeyn kann, doch den größten Nutzen aus dem Unterrichte ziehen muß, den ihm dieſes Werk gewährt.

Die drei Abtheilungen, aus welchen es beſtehet, werden zur Bequemlichkeit des Publikums auch beſonders abgedruckt verkauft, und koſtet die Pathologie und Semiotik 12 gGr., die Therapie 1 Rthlr. 12 gGr., und die Chirurgia medica 1 Rthlr. 4 gGr., und ſo das ganze Werk 3 Rthlr. 1 gGr.

5.

Ueber die Nervenfieber, welche in Berlin im Jahre 1807 herrſchten, nebſt Bemerkungen über die reizende, ſtärkende und ſchwächende Kurmethode; von D. A. F. Hecker. gr. 8. Berlin 1808. geh. Preis: 8 Gr. Pr. Cour.

Der Hr. Verfaſſer hat die Einrichtung getroffen, daß er ſeine halbjährigen Vorleſungen jedes Mal durch eine beſondere Einladungsſchrift ankündigt, und in derſelben einen beſonders wichtigen, oder durch die Zeitumſtände wichtig gewordenen Gegenſtand abhandelt. Mit der vorliegenden hat er den Anfang gemacht. Sie handelt von einer der wichtigſten und verheerendſten Krankheiten, die in den letzteren Jahren gewüthet haben, und kann als eine ſehr vollſtändige, belehrende Monographie derſelben gelten, die neben den gleichzeitig erſchienenen Schriften von Hufeland, Schäffer, und von den franzöſiſchen Feldärzten, über denſelben Gegenſtand, gewiß einen bedeutenden, ehrenvollen Platz behaupten wird.

Ankündigung.

Herr Dr. und Profeſſor Feßler, bekannt durch mehrere Schriften, beſchäftiget ſich gegenwärtig mit der Reviſion ſeiner

Pragmatiſchen Geſchichte
der
Hungarn und ihrer Landſaſſen.
6 Bände in gr. 8.

um ſie als das Reſultat ſeiner vieljährigen Forſchungen zum Drucke zu bereiten.

Wenn überhaupt die Geſchichte dieſer kräftigen Nation, und eines Zeitraumes, welcher neunhundert Jahre umfaßt, nicht nur Hungarns Eingeborne, ſondern wohl auch andre Nationen intereſſiren dürfte, ſo verdient dieſe Unternehmung Feßlers um ſo mehr die Unterſtützung der Geſchichtsfreunde, als bis jetzt noch keine Geſchichte der Hungarn vorhanden iſt, welche den Forderungen der hiſtoriſchen Kunſt und den Wünſchen der Leſer von Geſchmack einigermaßen genügte. Daß Feßler dieſe wenigſtens zum Theile erfüllen werde, möchten diejenigen nicht bezweifeln, die ſeine bisherigen Schriften, beſonders ſeine drei großen Könige der Hungarn aus dem Arpadiſchen Stamme, gr. 8. Breslau, bei Korn, 1808, ihrer Aufmerkſamkeit werth gefunden haben.

Da er genöthiget iſt, das Werk auf ſeine Koſten drucken zu laſſen, ſo wird das deutſchleſende Publicum hiermit zur Pränumeration eingeladen. Dadurch unterſtüzt, erſcheinen die erſten zwey Bände unfehlbar zur Oſtermeſſe 1809, die folgenden zwei zur Oſtermeſſe 1810, die letzten zwei zur Oſtermeſſe 1811.

Auf zwei Bände, jeden wenigſtens 36 Bogen ſtark, wird mit Einem vollwichtigen Ducaten, eben ſo bei Ablieferung derſelben auf die zwei folgenden, und bei dem Empfange dieſer mit derſelben Summe auf die zwei letzten pränumerirt. Wer auf ein Mal auf das ganze Werk mit drei Ducaten pränumeriren will, der mag ſeinem Belieben folgen.

Der Pränumerationstermin ſteht bis Ende Decembers des laufenden Jahres offen, weil alsdann der Druck angefangen und die Zahl der zu druckenden Exemplare beſtimmt werden muß.

Die Pränumerationsgelder werden, ſowohl von einzelnen Pränumeranten, als auch von Buchhändlern, die ſich mit der Annahme derſelben gefällig befaſſen wollen, nicht an den Verfaſſer, ſondern an die Herren

J. C. van der Breling und Comp.
in Dresden,

bekannte und angeſehene Banquiers, poſtfrei eingeſandt, welche vor dem Anfange des Druckes von dem Gelde nichts an den Verfaſſer abliefern, und in dem Falle, daß bis zu Ende des laufenden Jahres die Druckkoſten noch nicht gedeckt ſeyn ſollten, jedermann das Seinige zurückſenden werden.

Die Exemplare werden den reſp. Pränumeranten nach Prag, Wien, Peſth und Leipzig portofrei geliefert. An welchen dieſer Oerter, nach eines jeden Convenienz die Verſendung geſchehen ſoll, iſt bei der Einſendung der Pränumerationsgelder anzuzeigen.

Briefe für den Herrn Profeſſor Feßler werden entweder an die Wilhelm Gottlieb Kornſche Buchhandlung in Breslau, oder an Friedrich Maurers Buchhandlung in Berlin, welche ſich auch zur Annahme der Pränumeration erbietet, poſtfrei adreſſirt.

Berlin, den 25. Junius 1808.

Ankündigung dreier Holzſchnitte.

Schon lange fühlte ich den Wunſch, die Reſultate meiner Bemühungen in der Holzſchneidekunſt den Kunſtfreunden vorlegen zu können; aber nie war es mir möglich, zu der Ausführung eines ſolchen Unternehmens zu ſchreiten, da Verhältniſſe den Aufwand meiner ganzen Zeit erforderten, mir mithin die Gelegenheit nahmen, zu zeigen, daß ich nicht ohne allen Erfolg meine Kunſt zu vervollkommnen ſuchte. Einige günſtige Umſtände haben den Zeitpunkt herbeigeführt, welchem der junge Künſtler mit glühendem Verlangen entgegen ſah; er bietet daher den Freunden ſeiner Kunſt drei Blätter auf Subſkription an, und vertraut um ſo mehr auf ihre Mitwirkung, da ſie den bisherigen Arbeiten deſſelben einigen Beifall ſchenkten, und er zum erſten Male nach eigener Wahl, ohne Beſchränkung, arbeiten darf. Mit dieſen Blättern denke ich einen neuen Zeitraum in meinem Künſtlerleben zu beginnen; gelingt meinem raſtloſen Beſtreben, was meine kühnen Erwartungen mich glauben laſſen, ſo kann ich einſt die Bitte wagen, daß man meine frühern Verſuche vergeſſen möge.

In dem erſten jener drei Blätter, einer ſehr ausgeführten Landſchaft, wünſche und hoffe ich beſonders bemerkbar zu machen, daß man der Holzſchneidekunſt Unrecht thut, wenn man behauptet, ſie könne nur in den nahen Gegenſtänden, oder im Vorgrunde, etwas leiſten, und ſey des Ueberganges zu fernen, in einander fließenden Abſtufungen nicht fähig. Erfahrungen — und dieſe geben einiges Recht zu einem Urtheile — haben mir das Gegentheil erwieſen.

Das zweite Blatt, ein hiſtoriſches, ebenfalls ausgeführt, wird ein Beleg zu dem Satze ſeyn: daß manche Schwierigkeit ſchwindet, ſobald man den ernſten Willen hat, ſie zu überwinden; es ſoll mich zugleich frei ſprechen von dem mir gemachten Vorwurfe, daß ich mich bisher der ſogenannten Kreuzſchraffirungen nur deshalb nicht bedient hätte, weil ſie für mich nicht erreichbar und künſtlicher wären, als meine gewöhnliche Manier.

Daß ich die Arbeiten der alten Holzſchneider zu ſchätzen und zu benutzen weiß, ohne die Kunſtfertigkeit derſelben zu fürchten, dieß iſt die Aufgabe zu dem dritten Blatte, welches ich in der früheren Holzſchnittmanier, nach einem altdeutſchen hiſtoriſchen Bilde, bearbeiten werde. Alle drei Blätter ſind nach guten Gemälden.

Jedem Blatte iſt eine Beſchreibung deſſelben, ſo wie meine Bemerkungen und mein Urtheil über daſſelbe, beigefügt: ich werde dieß mit Wahrheit, und gewiß auch mit Anerkennung der Mängel, ſo ausſprechen, als ob ich dieſe mir allein bekannt machte, um ſie in der Folge zu vermeiden. Denn fern ſey es von mir, etwas Vollendetes zu verſprechen: ich werde lange arbeiten müſſen, ehe ich etwas hervorbringe, was ich ſelbſt als gut anerkennen würde; doch kann Jeder erwarten, daß ich alle meine Kraft aufbieten werde, um das bisherige Urtheil meiner Freunde zu verdienen, das meiner Tadler zu mildern.

Für Text und Holzſchnitte iſt das Folioformat gewählt, beides wird auf ſehr ſchönes Papier prachtvoll gedruckt, und mit einem Umſchlage verſehen. Der Subſkriptionspreis für alle drey Blätter iſt ein Friedrichsd'or; ich gedenke zur Oſtermeſſe 1809, oder wenigſtens kurze Zeit nachher, das Ganze vollendet zu haben, bis dahin gilt der oben feſtgeſetzte Preis; von dem Tage, an welchem das letzte Blatt beendet iſt, ſteigt derſelbe zu ein und einem halben Friedrichsd'or. Man wendet ſich gefälligſt in poſtfreien Briefen entweder an die zunächſt liegende Buch- oder Kunſthandlung, oder an mich ſelbſt; in beiden Fällen bitte ich die Namen deutlich zu ſchreiben, da ſie dem Ganzen vorgedruckt werden ſollen. Der Subſkribentenſammler erhält auf fünf Exemplare das Sechſte frei. Die Zahlung geſchieht bei der Ablieferung.

Im [illegible] 1808.

F. W. Gubitz.

Ich nehme hierauf Subſkription an.

Fr. Maurer.

8°
Hist.
501 a/3
Heft 5

Feuerſchirme.

Fünftes Heft.

4. . 013

Das Vaterland.

Beiträge
zu
einer Geſchichte der Zeit,
Verſuche
zur
Veredlung des Nationalgeiſtes
und
zur Erhebung der Kunſt und Induſtrie.

In zwangloſen Heften.

Fünftes Heft.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1809.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Ueber das Conſcriptions-Syſtem. Seite 1
Apologie des preußiſchen Staats, oder einige Grenzen für die Kritik deſſelben. 4
Geſchichte des v. Schillſchen Corps. (Von einem thätigen Augenzeugen.) 24
Der Winter-Feldzug des Oberſt-Lieutenants v. Borſtell. 55
Züge des Muthes und der Tapferkeit im Preußiſchen Heere, während des Krieges von 1806 bis 1807. 69
Friedrich Oelenberger 71
Ferdinand Weißmann. 73
Chriſtian Schwarz. 74
Johann Krüger. 75
Gottlieb Eichſtädt. 79
Johann Klein. 81
Der Capitän Baumgarten im Frei-Jäger-Corps des Grafen v. Krockow. 83
Die ſchwarzen Huſaren in den Jahren 1806 und 1807. Fortſetzung. 89
Bemerkungen über die Gallerie preußiſcher Charaktere, nebſt den auffallendſten Beweiſen, daß der

Seite
Verfaſſer des neuen Leviathan an jener Schrift keinen Antheil hat. . . 94

Anſichten.

Napoleon, Alexander und Georg. 118
Ueberſicht der Weltbegebenheiten ſeit dem Frieden von Tilſit. (In chronologiſcher Ordnung.) 120

Ueber das Conſcriptions-Syſtem.*)

Des Vaterlandes Gefahr drohe jedem Einzelnen Verderben, und das Unglück deſſelben laſtet auf allen Bewohnern! Geprüft iſt die Wahrheit dieſer Worte, denn tief empfunden haben wir den Schmerz, Fremdlingen zu gehorchen, die, unbekannt mit des Landes Geſetzen, nicht durchdrungen von dem milden Geiſt der Hohenzollern, unſer Gefühl kränkten — ſelbſt bei dem beſtimmten Wollen der Gerechtigkeit. Mit ſeinen Unterthanen den gleichen Schmerz theilend, nimmt wohlwollend der Herrſcher die Kräfte Aller in Anſpruch, wenn die Zukunft des Mißgeſchickes ſchwer drückende Schritte zu der Heimath Grenzen leitet; er ſucht aus dem Vereinzelten ein Ganzes zu bilden, überzeugt, daß Jeder bereit ſey für ſeine Rechte, ſein Eigenthum, mithin vereint mit den Uebrigen für Alles zu ſtehen und zu kämpfen, will er, daß nun Jeder Theil nehme an der Vertheidigung des Staats. So theilt der Unterthan mit dem redlichen Fürſten die Sorge für das Allgemein-Wohl, ſo wird jedes dereinſtige Unglück, welches die Schwäche herbeiführte, Schuld des Volkes!

---

*) Nun auch in Preußen eingeführt ſeit dem August [illegible].

Freies Eigenthum wird dem Bewohner des Landes, damit er wiſſe, wofür er kämpfe, und nicht ſeine Kräfte vergeude, nicht ſein Blut verſpritze, einzig um das glückliche Leben der Gebietenden zu verherrlichen, und ihm Dauer zu geben. Uneingeſchränkte Kraftbenutzung giebt der Herrſcher, damit in Zeiten der Noth der Unterthan freiwillig einen Theil derſelben dem allgemeinen Beſten, wie dem eigenen widme, denn unauflöslich iſt dieß verbunden. Sein nennt der Pflüger künftig den Boden, den er bearbeitet, damit er das Glück faſſe, Beſitzer zu ſeyn der Erdſcholle, die ihm ſeine Gattinn, ſeine Kinder nährt, und dann, wenn die Ungerechtigkeit Anſprüche zu machen wagt, auf ihr kämpfe, ſiege oder — falle. Nicht mehr vertraut der Fürſt ſich Miethlingen; in der Mitte geliebter Unterthanen, umfangen von den Armen ſeines Volkes weis er ſich und ſeinen Thron ſicher; auf die Nation gründet er ſeinen Glauben und die Erhaltung deſſen, was ihm das Schickſal gab. Er bedarf dazu nicht Fremdlinge, welche im Müßiggange den National-Reichthum in ſeinen Quellen vermindern, nicht Sklaven oder einen ausſchließenden Stand. Allen Jünglingen, allen Männern, erzeugt in dem Bezirk, der dem Gefühlvollen nur um ſo werther wird, wenn das Unglück in ihm einen Zufluchtsort ſuchte, — überliefert der Herrſcher fernerhin den Ruhm, eine feſte Burg zu ſeyn dem Staate, in welchem ſie das erſte Leben einathmeten. Mit ausgedehnteren Rechten trägt der Jüngling nun auch die ſchöne Pflicht, der Schwachen und des ſcheidenden Lebens Beſchützer zu ſeyn; er übt aus, was ſchon die Natur gebot, damit er ſich als Mann, als Greis ſeiner Jugend Thatkraft erfreue, Kindern und Enkeln erzähle daß er mit des Landes Söhnen einſt wetteiferte, im Kampfe für Selbſtſtändigkeit, daß er, vereint mit ihnen, Retter ward des Staates, in dem ſeine Wiege ſtand.

Zum Prunke nicht, zur Vertheidigung der Freiheit und der Geſetze, ruft das Vaterland künftig ſeine Söhne unter die Paniere des Reichs, um die nie verſchuldeten Gefahren des Krieges ſchneller abzuwenden, und ſeinen Bewohnern dauernde Ruhe zu ſchaffen gegen die Anfechtungen der Habſucht. Nur um dem verderblichen Nahen jedes feſſelbringenden Feindes eine Grenze zu ſetzen, führt der Fürſt die Kraft des Landes, die Säulen ſeines Thrones in den Kampf, er eröffnet dem Jünglinge die Bahn des Ruhms, damit dereinſt der Thaten Glanz das Vaterhaus erhelle, bis er ihm als ſelbſt erworbenes unveräußerliches Gut auch noch die Gruft umglänzt. So erwirbt der kraftvolle Staatsbewohner ſich Achtung für ſein ganzes Leben, er wird ein Muſter für Viele, der Gedanke: Wer ein Beſitzthum haben will, muß es auch zu vertheidigen wiſſen, wird herrſchend. die Energie eines Volkes bleibt in Thätigkeit, ſie, die allein den innern Frieden herbeiführen und erhalten kann.

Wenn nun Alle geübt und bereit ſind, jedem Bekämpfer den geſtählten Arm zu zeigen, wenn in den Hütten die Waffen zwar verborgen, aber nur loſe hangen, damit ein Ruf des Fürſten wie Blitzſtrahl trift, und die Gemüther gegen den Verwegenen entzündet, der es nicht dulden will, daß der Menſch ſich ſeiner Schöpfung und ſeines Eigenthums freue, — dann gewinnt das Vaterland die alles belebende Ruhe; durch ſeiner Söhne Muth und Kraft wird ihm das Glück, fortzuſchreiten in des Lebens ſchönen Umgebungen, den Wiſſenſchaften und Künſten. Jeder eilt dann zu ſeiner Hütte, in dem Schoße ſeiner Familie genießt er die Früchte ſeiner Anſtrengungen, es erblühen die friedlichen Gewerbe, und auch die Jugend ergiebt ſich ihnen, denn nur in Zeiten der Gefahr gehört ihre Kraft dem Allgemeinwohl.

Möge nun Jeder den Feind im Buſen bekämpfen, daß er ſich nicht erhebe gegen das Vereinen Aller. Ein hehres Beiſpiel werde gegeben dem Jünglinge, damit er Glauben gewinne an die Welt, daß nicht Zweifel erregt werden in der Bruſt deſſen, dem die Unendlichkeit offen liegt, daß nicht der Menſch den Menſchen verderbe, ſchließe Vertrauen und Treue einen Bund. Dann ſind die Brüder nicht umſonſt gefallen, dann keimen aus der Erde, mit ihrem Blute getränkt, dauernde Blüthen für unſer Glück, wir pflanzen ſie als ſprechendes Denkmal unſrer Verjüngung auf die lautloſe Gruft der gefallenen Helden, über deren Urnen ſich die Hoffnung beſſerer Zeiten erhebt und die Bahn der Zukunft erleuchtet.

Gz.

Apologie des preußiſchen Staats

oder

einige Grenzen für die Kritik deſſelben.

Es iſt Thatſache, die der ganzen ſtaunenden Welt vor Augen liegt, daß der preußiſche Staat durch den Verluſt der Schlacht bei Jena, ſeiner gänzlichen Auflöſung entgegen zu ſehen befürchten durfte. Doch das Problematiſche dieſer Begebenheit: daß ein in vieler Hinſicht geſundes und nicht ohnmächtig aufgeführtes Gebäude, durch einen Stoß, wie der eines verlorenen Treffens, in Trümmern zerſchellt werden könne, mußte natürlich den Geiſt des Nachdenkens, wie jede unerwartete Erſcheinung aufregen, und es veranlaſſen, daß nach den Gründen geforſcht würde.

Da der Verluſt der Schlacht bei Jena die eigentliche Kriſis des preußiſchen Staats bildete, und dieſe dadurch zuerſt herbeigeführt wurde, ſo war es natürlich, daß dieſes Faktum ſelbſt vor den Augen der leſenden Welt von Männern, die über Gegenſtände des Militärweſens eine Stimme zu haben vermeinen, auseinander geſetzt ward, wodurch die Fehler und Blößen, welche die preußiſchen Feldherren dem Feinde gegeben hatten, dargeſtellt, und klar und deutlich bewieſen ward, daß die preußiſche Armee dieſe Schlacht verlieren mußte.

Indeß wird natürlich dem kritiſchen Geiſt dieſe Auflöſung nicht genügen. In einer verlorenen Schlacht kann nicht der Untergang eines Staates, wie der preußiſche, geahnet werden. Mehrere Heere und große Feldherren verloren Schlachten, und erſetzten dieſen Verluſt wieder durch errungene Siege. Wodurch kam es nun, daß das preußiſche Heer nach der Schlacht bei Jena gleichſam dem Sieger das Feld räumte, und ihm jede Eroberung ſicherte, die er im preußiſchen Staate zu machen hatte?

Hier treten mehrere, in der Organiſation des Kriegsweſens erfahrne Männer auf und zeigen: daß in den Vorkehrungen zur Vertheidigung des Staates die bedeutendſten Fehler gemacht worden ſeyen; daß die Macht des preußiſchen Heeres nicht gehörig konzentrirt, die Festungen nicht in erforderlichen Wehrstand geſetzt, und die an die Spitze der Vertheidigungsanſtalten geſtellten Männer nicht vom Geiſt der Forſchung und der Beharrlichkeit beſeelt geweſen.

Es mußte nun unumgänglich folgen, daß die Frage aufgeworfen ward: woher kam es, daß ein Staat, wie der preußiſche, deſſen Organiſation als Muſter aufgeſtellt worden iſt, in deſſen Bau man keine Blößen entdeckte, jetzt, wo der entſcheidende Moment ſeiner Wirkſamkeit eintrat, ſolche Fehler, Schwächen und Lücken verrieth?

Und nun traten von allen Seiten Staatskünſtler auf, welche laut und dreiſt verkündeten, daß in allen den von dem preußiſchen Staate getroffenen Vorkehrungen, der Grund zu den Unfällen gelegt ward, welche ihn trafen. Sie erblicken in der Organiſation des preußiſchen Staats, wie ſie ſeit Friedrich des Großen Zeit gebildet ward, eine Quelle von Uebeln, die nicht anders als mit der gänzlichen Auflöſung des Staats endigen mußte.

Indeß aber dieſen Krittlern des preußiſchen Staats entgegnet wird, daß ein großer Theil von Staaten der Vorzeit und Gegenwart, trotz größerer Mängel, als ſie dem preußiſchen Staate abgeſehen haben wollen, ſich nicht allein erhalten, ſondern auch im Kampfe muthig und energiſch den Sieg oder den Untergang beſtanden, ſteht ſchon wieder eine Anzahl denkender Köpfe im Hinterhalte, welche aus dem Geiſte der Zeit die nothwendige Bedingung des Untergangs des preußiſchen Staats folgern. Sie ſehen in der Richtung ſeiner Kraft eine Oppoſition gegen diejenige Kraft, welche der Haltung der Staaten im Allgemeinen eine andere Richtung zu ertheilen begriffen iſt, und ſie bewundern in ihrem Einfluſſe auf den preußiſchen Staat ihre Allmacht, die ſie erwarten läßt, daß alle Staaten, welche eine Oppoſition gegen dieſelbe bilden, ihre Auflöſung oder ein dem ähnliches Schickſal zu gewärtigen haben.

Wir ſehen daher, daß die denkenden Köpfe über die Gründe, welche das Schickſal des preußiſchen Staats herbeigeführt, eine gewiſſe Stufenleiter bilden, die, wenn man ſie der Reihe nach vernommen, ſchwerlich unter individuellen Geſichtspunkten ſich beurtheilen laſſen. Denn wie dürfte man, den Taktiker, den Strategen, oder den Staatskünſtler widerlegen können, wenn man noch immer andere, und wie man glaubt, höhere Gründe vorfindet, aus welchen der Unfall des preußiſchen Staats hergeleitet wird.

Indeß iſt es gewiß entſchieden, wenn man den Zeitgeiſt die Hauptrolle in dem Laufe der Begebenheiten ſpielen läßt, wenn er das primum Mobile in dem Verkehren und Treiben der Welt ſpielt, alles Aufzählen von begangenen Fehlern in Hinſicht der Maßregeln, die der preußiſche Staat zur Erhaltung ſeiner Selbſtſtändigkeit ſowohl als ſeiner Macht traf, überflüſſig iſt. Ueber den Zeitgeiſt oder demſelben voraus, vermag keine menſchliche Einſicht hinwegzuſchauen. Selbſt der, welcher das Mittel iſt, ihn zu verbreiten, handelt inſtinktartig nach größern und erweiterten Anſichten, die ihm verliehen werden, ohne daß er ſich deſſen bewußt iſt. Sollten wir alſo ſchlechthin ihm einen uneingeſchränkten Einfluß in den Gang der Weltbegebenheiten einräumen, ſo würden wir auf eine Beſtimmung, auf ein Schickſal in dem Laufe der Dinge zurück kommen, die uns friedlich die

Hände in den Schoß zu legen endlich veranlaſſen dürfte. Wir würden dann nicht die Ahnung von einer Zurechnung, welche die Menſchengattung in ihrem Thun und Laſſen bisher geleitet haben mag, zu berückſichtigen nöthig haben. Es würde alles Bekritteln in ein eitles dialektiſches Spielwerk ausarten, und die Annalen der Menſchheit dürften uns nur eine Reihe von Beſtrebungen zeigen, dem Einfluſſe des Zeitgeiſtes, überhaupt dem Weltgeiſte, entgegen zu arbeiten.

Der ganze Gang der Kultur, den die Menſchengattung genommen verrieth uns indeſſen, daß es keines Weges dabei abgeſehen iſt, die Kraft derſelben einer Trägheit zu unterwerfen, ſondern daß ihre Wirkſamkeit eben dasjenige iſt, was den Weltgeiſt ſelbſt belebt und ihn immer im Fortſchritt erhält. Es ergiebt ſich nämlich, daß die Menſchengattung ſelbſt im Zeitgeiſt einen Theil deſſelben immer handhabt oder leitet, und aus einer ſolchen Anſicht das Verhältniß der Menſchheit zum Zeitgeiſte, wird ſich die Selbſtſtändigkeit derſelben retten laſſen und der großen Wahrheit das Recht verſchafft ſeyn, daß man berechtigt ſey, in dem Streben und Wirken des Menſchen von ihm zu fordern, der Vorſicht in ſeiner Wirkſamkeit ſich zu bemeiſtern, und die Zurechnung zu bedenken, welcher ſeine Handlungen im Großen und Kleinen unterworfen ſind.

Giebt man dieſe Idee zu, ſo wird unmittelbar daraus folgen, daß diejenigen, welche den Zeitgeiſt als den nothwendigen Grund des Unglücks des preußiſchen Staats annehmen, auf jeden Fall ein unzureichendes Prinzip für daſſelbe aufſtellen.

Dahingegen mögen aber auch diejenigen, welche glauben, daß die Intelligenzen, die den preußiſchen

Staat leiteten, durch ihre Beſchränktheit, oder aus Mangel an Erfüllung ihrer Pflichten, ſeinen Untergang vorbereiteten, keines Weges erwarten, daß ihnen der Schauplatz überlaſſen bleibt. Wenn man behauptet, daß die Selbſtſtändigkeit des Menſchen den Zeitgeiſt zu leiten vermag, oder mit Bewußtſeyn von demſelben ſich leiten laſſen kann; ſo wird man nicht einräumen, daß der preußiſche Staat durch eine Reihe ſchiefer Anſichten und übelverſtandener Maßregeln ſeinem Untergange zugeführt werden.

Ein einzelner Staat läßt ſich eben ſo mit einem einzelnen Menſchen, wie eine Reihe Staaten mit einem geſellſchaftlichen Kreiſe von Menſchen vergleichen. Den einzelnen Menſchen ſehen wir in Hinſicht ſeiner Wirkſamkeit, die nur auf ſeine Individualität beſchränkt iſt, eine gewiſſe Freiheit und Selbſtſtändigkeit ausüben, die es bewirkt, daß er in ſeinen Grundſätzen einen Charakter oder ein Syſtem von Thätigkeit übt, worin er ſich in einem höherem Grade von andern ſeiner Nebenmenſchen auszuzeichnen Gelegenheit hat, je inniger er in Verbindung mit ihnen lebt, und je nachdrücklicher er ſich in Hinſicht ſeiner Wirkſamkeit in den Strom der allgemeinen Wirkſamkeit der Menſchen verliert, oder in Berührungspunkten mit einem Kreiſe von Weſen ſeiner Gattung lebt. Es iſt dem einzelnen Menſchen gleichſam ein Kampf beſchieden, um ſeine Selbſtſtändigkeit nach Maßgabe ſeiner Kraft und Beharrlichkeit im Kreiſe der ihm gleichen Weſen zu erzielen, und wir erblicken gewiß in dem Menſchen den Ausgezeichneten, der ſich in einem Kreiſe vernünftiger Weſen als etwas Eigenes darſtellt, und der in dem Genialiſchen und Weiſen, das aus ſeinen Handlungen hervorleuchtet, ſeinen Nebenmenſchen Lehre und Muſter iſt.

Wenn wir unſern Blick auf die Reihe Staaten werfen, welche uns aufgeſtellt ſind, ſo werden wir gewiß den preußiſchen Staat als denjenigen aufſtellen können, der in dem verſchlungenen Verhältniſſe, das die Staaten Europa's bildeten, ſeine Selbſtſtändigkeit als Staat im nachdrücklichſten Grade ſich erſchwungen hatte.

Die Selbſtſtändigkeit des Staats beſteht darin, eine freie Entwickelung ſeiner inneren Kraft gegen den Einfluß anderer Staaten zu bewirken. Welche merkwürdige Erſcheinung bleibt uns nicht in dieſer Hinſicht der preußiſche Staat! Entblößt von allen vorzüglichen Begünſtigungen, welche die Natur mehreren anderen Staaten verliehen, hat er ſich in allen ſeinen Theilen auf eine den Beobachter in Erſtaunen verſetzende Weiſe entwickelt und vergrößert. Ackerbau und Fabriken, die Stützen des Nationalreichthums, hatten auf unergiebigem Boden ſelbſt unaufhaltbare Fortſchritte gemacht. Alle Zweige der Induſtrie gaben ſich gegenſeitig die Hand, um vereint dem Staate die Quelle des Nationalwohlſtandes zu entlocken.

Dieß war der eigentliche Karakter des preußiſchen Staats. Er ſuchte in ſich eine Kraft zu beleben, wozu ihm die Natur keine Hülfsmittel darbot. Er fand vorzüglich hierzu Selbſtſtändigkeit, als Friedrichs des Großen heldenmüthiges Talent in dem Kreiſe der damals beſtehenden Staaten ihm eine bedeutende Stelle erkämpfte, und er nun Zeit und Unbefangenheit erhielt, in ſich ſelbſt hinein zu ſchauen. Friedrich der Große gab nun durch ſein Beiſpiel und ſeinen Impuls, der Regierung Preußens die Richtung, auf das Innere des Staats das Auge ſtets hingerichtet zu erhalten. Von Jahrzehend zu Jahrzehend nahm der preußiſche Staat daher gleichſam an intenſiver Größe zu.

Friedrich der Große mochte wohl von dem Gedanken beſeelt geweſen ſeyn, daß nach dem ſeinem Reiche von ihm erkämpften Standpunkte, das Staatsverhältniß Europa's immer daſſelbe bleiben dürfte. Es iſt dieß zu ahnen, da er ſeinem Eroberertalent eine ſo mäßige Grenze ſetzte. Ihm wäre es vielleicht eben ſo, wie in unſern Zeiten dem großen Napoleon gelungen, dem ganzen Europa eine andere Geſtalt zu geben, wenn er geahnet hätte, daß das ganze Europa durch eine Revolution, wie die franzöſiſche war, umgeſtürzt werden dürfte. *)

Die Grenze, die er ſich ſetzte, gab ſeinem raſtloſen Geiſte Veranlaſſung auf das Innere ſeiner Staaten ſeinen Schöpferblick zu werfen. Was er daraus und wie er es geſchaffen, das haben tauſend Federn ſchon verkündigt. Es iſt aber noch nicht bemerkt worden, daß dieſer haushälteriſche Geiſt Friedrichs des Großen gleichſam als ein heiliger Wink von ſeinen Nachfolgern, oder von denen, welchen ſie das Steuer des Staats vertrauten, vorzüglich berückſichtigt worden iſt.

Seit Friedrichs des Großen Zeit erblickt man

---

*) Friedrich der Zweite hat — unſerer Anſicht gemäß, den Umſturz der franzöſiſchen Regierung, die, ohne Kraft zu zeigen, ſich bloß der glänzenden Seite des Lebens hingab, wohl geahnet; indeß glauben wir, daß er für das Ideal, welches unſere Zeitſchriftſteller von einem großen Manne, wie ſie ihn wünſchen, aufſtellen, zu viel Moralität beſaß.

Die Herausgeber.

daher im preußiſchen Staate zwar eine ſtreitbare Macht, aber nie auf die Art gerüſtet, ſich nach außen hin aus freiem Willen zu bewegen. Stets war die Regierung beſchäftigt, ſtets betriebſam, in der Beförderung des innern Wohlſtandes die Quellen ſeiner Größe zu handhaben, und die Schachten ſeiner mannigfaltigen Schätze zu bearbeiten. Die Streitkraft ward nur erhalten, um dem Einfluſſe fremder Macht zu widerſtehen.

Gewiß würde der preußiſche Staat, auf einen ſolchen Standpunkt verſetzt, nie von demſelben verdrängt worden ſeyn, wenn alle Regierungen eine ſolche Selbſtſtändigkeit für ihre Staaten zu erringen ſich beſtrebt, und nur die Entwickelung ihrer innern Kräfte beabſichtigt hätten. Während alle das Opfer einer Politik wurden, die eine jede auf den Grundſatz hinbrachte, in der Schwäche des Nachbarn ihre Größe zu gründen, verſenkten ſie ſich in eine bald mehr bald weniger herrſchende Bewußtloſigkeit. Sie erſchöpften ihre beſten Kräfte bei dieſem Verfahren, ohne Ausſicht zu haben, ſie ſich erſetzen zu können; und ſo mußte endlich in dem Staate eine Revolution erfolgen, wo das Uebel der Entkräftung aufs höchſte ſtieg, ſo mußte der Sturz der franzöſiſchen Regierung und endlich eine völlige Staatsumwälzung herbeigeführt werden.

Die Verwirrung, in welche dieſer Staat verſenkt ward, bot den übrigen in einem gewiſſen Grade von Erſchöpfung liegenden Staaten die Ausſicht, in dem Untergange oder in der Zerſtückelung des Nachbars einiges Heil zu finden. So entſtanden jene Koalitionen gegen Frankreich, wodurch das halbe Europa allmählig der Schauplatz einer Thätigkeit, die alle Selbſtſtändigkeit der Staaten gleichſam vernichtete, ward.

Preußen, getreu dem von Friedrich dem Großen ihm aufgeſtellten Strebepunkte, um in der Entwickelung ſeiner innern Anlagen ſeine Größe und Stärke zu erhärten, ließ ſich nicht von dem Prinzip ſeiner Nachbarn hinreißen, an dem Untergang oder der Zerſtückelung fremder Staaten thätigen Antheil zu nehmen. Es blieb neutral, und ſo erblickte man es in ſeinem Staatenſyſtem unverſehrt und blühend fortſchreiten.

Es wird einleuchtend, daß es in dieſer Anſicht, welche es gewährte, einen Antagonismus aufſtellte, der ihm nicht allein die Eiferſucht ſeiner Nachbarn aufregen mußte, ſondern ihn auch in dem ganzen Syſteme der europäiſchen Staaten entfremdete.

Durch das in Europa, während des Fortſchrittes der franzöſiſchen Revolution, ſich entwickelnde Princip der Regierungen, ihre Blicke ganz von der Kultur der innern Kräfte der Staaten weg zu wenden, haben ſie die Kräfte derſelben vorzüglich dahin gerichtet, in der Auflöſung ihrer Nachbaren ſich gleichſam eine Quelle ihres Wachsthums zu ſchaffen. Frankreich blieb aber endlich die Macht, welche Kraft genug hatte, jenes Beſtreben der Staaten gegen ſeine Selbſtſtändigkeit zu vereiteln, und ſeine Gegner endlich zu Boden zu werfen.

Bei dieſer neuen Richtung, welche die Staatskräfte überhaupt erhielten, mußte Preußen natürlich, da es ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeine innere Organiſation gefeſſelt hielt, nicht nur einen gewiſſen Grad von Gewicht gegen den koloſſaliſchen Sieger verlieren, ſondern es mußte auch ſelbſt in der militäriſchen Gewandtheit, welche es unter Friedrich dem Großen ſich angeeignet hatte, gleichſam gelähmt werden.

Aus dieſem Geſichtspunkte kann man daher Preuſen als einen der vollkommenſten Staaten des achtzehnten Jahrhunderts in Hinſicht ſeiner inneren Organiſation betrachten, und kann es nur des Fehlers zeihen, daß es in dem um ihn herrſchenden Erheben der Streitkräfte nicht rege genug war, auf die ſich entwickelnden Gründe, wodurch ſie ſich mehrten.

Es war aber ganz natürlich, daß, da die Revolution Frankreichs einen völligen Umſturz aller daſelbſt beſtandenen geſellſchaftlichen Verhältniſſe herbei führte, auch neue Anſichten von Staatenbildung und jugendliche Kräfte dazu, aus einem von zertrümmertem Organiſationsſtoffe beſchwängerten Boden gewonnen werden mußten, und daher Preußens Verfaſſung dagegen unvollkommen oder vielmehr veraltet erſchien. Aber gewiß wird man doch einräumen müſſen, daß unter allen vor und während der Revolution beſtandenen Staaten, Preußen, in Hinſicht ſeiner Organiſation, der vollkommenſte genannt werden kann, und daß er eben nicht in dem Grade dem Geiſt der neuen Verfaſſung entgegen geſetzt war, die ſich durch die Revolution begründet, um vor ihr in Trümmern zerfallen zu müſſen.

Hätte Preußen nicht ſeinem Einfluſſe auf andere Staaten eine Grenze geſetzt, hätte es ſeine Kraft auch dahin verwendet, ſolche in einem höheren Grade als kriegeriſche Macht geltend zu machen, würde es nicht ſich auf ſich ſelbſt beſchränkt, ſondern auch Alles vorbereitet haben, um mit den andern Staaten einen größeren Wirkungskreis zu erringen; ſo hätte es vielleicht beharrlicher einen Kampf beſtehen können. Aber es iſt auch zu bedenken, daß es ſodann die Kultur ſeiner Kräfte vernachläſſigt, und vielleicht dennoch auf andern Wegen in die Ohnmacht verſenkt worden wäre, wie alle jene Staaten, welche gegen den Koloß des neunzehnten Jahrhunderts anzukämpfen ſtrebten.

Die Urſache, daß Preußens Militärmacht in gewiſſem Grade gelähmt befunden worden, läßt ſich alſo leicht erklären; hieraus ergiebt ſich aber nicht, wie mehrere ſophiſtiſche Denker zu verbreiten ſuchen, daß aus dieſer Ohnmacht ſich die Kraftloſigkeit des preußiſchen Staats, als in ſich ſelbſt vollendetes Weſen, als geſchloſſene geſellſchaftliche Verfaſſung, voraus ſehen laſſe.

Nein! Es muß ſich daraus ergeben, daß ſich der preußiſche Staat als Repräſentant der zehn Millionen, welche ihn bewohnten, um deſto vollkommener ausbildete, weil ſeine Militärmacht nicht thätig war, und er durch die Künſte des Friedens ſeine Größe zu gründen und ſeine Kraft zu entfalten beabſichtigte.

Man ſucht nun zwar zu erweiſen, daß die inneren Einrichtungen des preußiſchen Staats zur Beförderung ſeiner Kultur und Induſtrie keines Weges der Vollkommenheit entſprechen, die ihm eine Feſtigkeit zu bewirken vermochten, und daß daher im preußiſchen Staate eine allgemeine Aſthenie herrſchte, d. h. eine Schwäche, die ſich zugleich über ſeine ökonomiſchen Einrichtungen verbreitete.

Was hat man aber hierzu für einen Maßſtab?

Die Tadler der preußiſchen Staatsverfaſſung laſſen ſich in zwei Ordnungen theilen. Die eine Parthei nimmt den Standpunkt für ihr Raiſonnement aus den Grundſätzen, welche ſich über Staatsverfaſſungen von den durch die franzöſiſche Revolution rege gewordenen Ideen entwickelten. Die andere Parthei ſucht wieder bloß durch eine Koalition von Grundſätzen und mit einigen für ge-

gewiſſe Anſichten der Staatsökonomie befangene Urtheile, über alle innere Organiſation des preußiſchen Staats abzuſprechen.

Laßt uns auf die Meinungen einen Blick werfen.

Wenn es wahr iſt, daß die Menſchheit in den Modifikationen, welche ſie im Kreiſe der ſie umgebenden Dinge durch den Fortſchritt ihrer Erkenntniß ſchafft, nur allmählig zu einer progreſſiven Vollkommenheit gelangt, ſo wird man auch ſo gerecht ſeyn müſſen, jeder Stufe der Vollkommenheit und einer Kunſt, Wiſſenſchaft oder Anordnung, ihr Verdienſt nicht zu verſagen. Der Erfinder des einfachſten Werkzeugs theilt gewiß mit dem Nachfolger, der es zum vielſeitigſten Gebrauch vervollkommnete, den Dank der Menſchheit. Könnte man nun wohl des Glaubens ſeyn, daß dieß in Hinſicht des Staatsgebäudes nicht der Fall ſeyn ſöllte? Wer nur einige aufmerkſame Blicke auf den Gang der Welthändel und das Treiben und Verkehren der Menſchen, wie es in den Annalen der Geſchichte verzeichnet iſt, wirft, der wird ſich überzeugen: daß die Kunſt, Staaten zu errichten, nicht ſo ſchwierig ſey, als die einzelnen Verbeſſerungen in ihm zu kultiviren, zu dem ihr Fortleben Veranlaſſung gab. Man wird aber zugleich bemerken, daß viele Einrichtungen einer frühern Generation, obgleich von dem Zeitalter einer nachlebenden als tadelhaft oder widerſinnig geachtet, doch immer Veranlaſſung zu manchem Keime irgend einer wohlwollenden Einrichtung gegeben haben, ja oft wieder zurück gekehrt ſind. So eifert man z. B. ſchon ſeit Anfang der Reformation gegen die Klöſter, und vergißt, daß ſie im mittlern Zeitalter ein Bedürfniß für Europa waren, daß ſie die Keime der Kultur und des geſellſchaftlichen Lebens in Gegenden anſiedelten, und ſo gleichſam das Blüthenalter des neuern Europa bewirken halfen. Wenn ihre Schädlichkeit ſich erhärtete, als ſie mit andern geſellſchaftlichen Verhältniſſen in Kolliſion traten, ſo darf man nicht in den Urſachen ihrer Entſtehung und ihres Fortſchrittes ſchon eine Quelle von Uebeln erblicken.

Und wie verfährt nun eine große Anzahl Politiker. Sie erblicken in allen Einrichtungen der Staaten, welche vor der Entwickelung der aus dem revolutionären Frankreich in demſelben hervor gegangenen Monokratie, beſtanden haben, lauter Ungeheuer oder vielmehr unglückſchwangere Geburten. Die Organiſation eines durch alle Grade des politiſchen Prozeſſes durchgegangenen Reichs oder Volks, zu einem Staate, iſt das Idol, das vor ihren Augen ſteht, und aus dieſem ſehen ſie ſchon Reſultate erwachſen, die alle diejenigen überflügeln dürften, deren je ein Staat aus dem achtzehnten Jahrhundert theilhaftig ward.

Die Reſultate der innern Einrichtung Frankreichs laſſen ſich noch nicht ermeſſen. Dann erſt, wenn der Frieden völlig hergeſtellt ſeyn, die Regierung Zeit haben wird, die Triebfedern zur Beförderung der innern Glückſeligkeit gehörig ſpielen zu laſſen, kann ſich bei der kommenden Generation ergeben, ob die Reſultate ihrer Organiſation heilſamere Folgen haben möchten, als diejenigen, welche die nach den Anſichten des achtzehnten Jahrhunderts verwalteten Staaten darboten, und worunter Preußen in den Annalen der Geſchichte für immer gewiß den erſten Platz einnehmen wird.

Man kann einräumen, daß der preußiſche Staat in Hinſicht ſeiner Organiſation bedeutende Schwäche dem denkenden Politiker gegen Frankreich aufſtellet, die vorzüglich in den gewiſſen Ständen verliehenen Prärogativen erblickt werden könnten. Indeſſen iſt die Frage, ob die Abſchaffung dieſer ſogenannten Mißbräuche, Veranlaſſung zu beſſeren Reſultaten für den Staat verleihen dürfte, als Preußen aufſtellte? *)

Es iſt hier nicht zu berückſichtigen, daß durch Abſchaffung der Prärogative gewiſſer Stände, die Menſchen überhaupt in ihre Rechte eingeſetzt werden, ſondern zu erhärten, daß wenn den Menſchen gleicher Anſpruch auf allgemeine Rechte verliehen würde, ob daraus ſolche Reſultate hervorgehen dürften, die einem Staate einen größern Flor verleihen als der preußiſche verrieth.

Und ſo ſchließen doch unſere Metapolitiker. Sie glauben, daß Preußen deßfalls eine Aſthenie gegen Frankreich aufſtellte, weil es in ſeinen innern Einrichtungen nicht nach dieſem Staat geformt war. Sie verwechſeln aber ſichtlich zwei Wirkungen, die militäriſche mit der ökonomiſchen. Man kann ſicher als Axiom feſtſetzen, daß, hätte Preußens Militärmacht nicht unterlegen, es trotz ſeiner veralteten Organiſation zur größern Blüthe fortgeſchritten wäre. Daß aber jene die preußiſche Militärmacht untergrabende Schwäche, unabhängig von ſeiner ökonomiſchen Kraft ſich entwickelte, iſt ſchon, wie wir glauben dürfen, hinlänglich dargethan worden.

---

*) Und erwarten muß man, ob Frankreich nicht zu mehreren älteren Einrichtungen zurückgehen wird, wie es bisher ſchon mit einigen viel Einfluß habenden geſchehen iſt.

Die Herausgeber.

Denn es zeige uns doch einer unſerer Politiker eine weſentliche Aſthenie auf, die irgend ein Zweig des preußiſchen Staats verrathen hat. Aſthenie zeigt ſich nur durch Abnahme der Kräfte. Ein Kind nennen wir nicht aſtheniſch, weil es nicht mit einem bejahrten Menſchen kämpfen kann. Eben ſo können wir auch nicht aſtheniſch einen Staat nennen, der in der Entwickelung ſeiner Kräfte hinter andern zurückſteht. Wenn alles ſo angelegt iſt in einer organiſchen Maſchine, daß ſich erwarten läßt, mit der fortſchreitenden Funktion ihrer Theile werde ſie an Feſtigkeit und Gewandtheit gewinnen, ſo leidet ſie nicht an Aſthenie. Wohl aber kann man, wenn in ihr eine Abnahme an Thätigkeit entdeckt wird, auf einen bedeutenden organiſchen Fehler ſchließen.

Wir können daher wohl von einem Staate ſagen, daß er in Hinſicht ſeiner innern Organiſation an Aſthenie leidet, wenn er von der Stufe der Macht hinabſinkt, auf welcher er geſtanden, wenn er an innern Quellen des Erwerbes verliert, ſeine Bevölkerung abnimmt, ſein Wohlſtand ſchwindet und ſein Zutrauen fällt. Dieß kann man von der Türkei, von Spanien, Italien unfehlbar, aber keinesweges von Preußen behaupten. Waren nicht hier alle Quellen des Staats in fortſchreitendem Wachsthum, realiſirte es nicht mit jedem Tage in ſich die Idee eines echt kultivirten Staats? Und kann man es deshalb, weil es dem Koloß unter den Staaten der Vor- und neuern Zeit erlag, aſtheniſch nennen?

Iſt es nicht lächerlich, wenn wir einen ſelbſtgefälligen Politiker unſerer Zeit ſagen hören, daß der Ackerbau im preußiſchen Staat in Abnahme war; der Handwerker, der Künſtler, der Gelehrte keine Erfindungskraft und kein Genie verriethen; die Verwaltung ohne Geiſt war, und der Verkehr bloß in Wucher beſtanden habe. *) Wer kann nur ſo etwas behaupten? Wer irgend eine Statiſtik Preußens aus den Zeiten Friedrichs des Großen mit einer unter Friedrich Wilhelm dem Dritten erſchienenen vergleicht, der wird doch wohl finden: daß Preußen in Hinſicht des Ackerbaues der Manufakturen, der Induſtrie und des Wohlſtandes überhaupt einen mächtigen Fortſchritt gemacht hat.

Man wird freilich erwiedern, daß es mit dem Staat wie mit dem Menſchen beſchaffen ſey; daß die von außen ſcheinbarſten Handlungen der Rechtlichkeit und Konſequenz oft die ſchiefſten und einſeitigſten Motive verrathen; daß die Blüthe des Staats nicht den Beweis, von rechtlichen Mitteln zu ſeinem Zweck zu gelangen, abgebe. Preußen will man vorzüglich einer ſolchen Schwäche zeihen. Man greift gemeinhin die Grundſätze an, nach welchen der preußiſche Staat organiſirt war.

Das Verhältniß des Bauers gegen den Adel iſt ein vorzüglicher Gegenſtand des Tadels. Wie kann ein Staat beſtehen, ſagt man, der es duldet, daß der größte Theil ſeiner Kräfte, die ihm in der freiern Wirkſamkeit des Bauernſtandes erhalten ſeyn dürften, durch ein Verhältniß theils gelähmt, theils getödtet wird, worin wir ihn gegen den adeligen Gutsbeſitzer im preußiſchen Staat noch erhalten finden. Kennen aber diejenigen, welche ſo etwas behaupten, die Begebenheiten, welche das Ver-

---

*) Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes der preußiſchen Monarchie bis zum 14ten Oktober des Jahres 1806. S. 200.

hältniß zwiſchen Adel und Bauer bildeten? Vermögen ſie zu beurtheilen, ob es der Regierung nützlich war, ohne weſentliche Beeinträchtigung des Eigenthumsrechts hier eine Veränderung zu bewirken, und ob ſie überhaupt, ohne eine völlige Stockung in ihrem Geſchäftsgange befürchten zu müſſen, in ihrer Verfaſſung eine Saite zu ſtark zu berühren wagen konnte? — Wir können nicht ſchließen, daß weil jetzt, wo die Verhältniſſe des preußiſchen Staats, durch die Stockung, die der unglückliche Tag bei Jena in ſeinem Getriebe bewirkte, aufgelöſt ſind, wo er gleichſam in ſeinen Fugen erſchüttert iſt, und eine Reorganiſation Statt finden kann, worin nach dem der Menſchheit neu erſchwungenen Begriffe von Gleichheit im freien Gebrauch menſchlicher Kräfte, das Verhältniß des Bauers zum Adeligen eine andere Richtung erhalten dürfte, daß dieß Verhältniß auch im preußiſchen Staat unter ſeinem vormaligen Standpunkt eingeführt werden konnte.

Obgleich das, was vor kurzen in Hinſicht des Erbadels in Frankreich inſtituirt worden, uns nicht berechtigen ſoll, die Prärogative des Adels der Vorzeit in Schutz zu nehmen; ſo möchte es doch, ohne gegen den geſunden Menſchenverſtand zu verſtoßen, erlaubt ſeyn, zu äußern, daß die Beeinträchtigung der Prärogative des Adels im preußiſchen Staate, welche **Friedrich II.** noch feſter gründete, nur jetzt mit Erfolg verſucht werden konnte, wo der Staat in ſo gefährlicher Kriſe ſich befunden.

Indeß dieſer Verſuch ſoll uns nicht die Ueberzeugung aufdringen, daß die ſogenannten Philippiken, die ſeit kurzen gegen den Erbadel erhoben worden, ſo ſehr gegründet ſeyen. Ohne den Rechten der Menſchheit überhaupt zu nahe treten zu wollen, darf man wohl geradezu behaupten, wie es gar nicht entſchieden iſt, daß ein Staat, wo kein privilegirter Adel beſtehe, ein beſſeres Reſultat in ſeiner Wirkſamkeit aufſtellt. Wie endete der Judenſtaat? wie die alten Republiken Griechenlands? und wie dürfte das türkiſche Reich enden?

Ein bedeutender Vorwurf wird dem preußiſchen Staat in Hinſicht der Verwaltung ſeiner Domänen gemacht. Man betrachtet dieſen Gegenſtand als ein wichtiges Triebrad der Maſchine, da der Ertrag derſelben beinahe ein Fünftel der Staatseinnahme bildete, und behauptet nun, daß der Staat um das Doppelte den Ertrag derſelben hätte erhöhen können, wenn er ſie, ſtatt ſie in großen Anſchlägen den Pächtern zu übergeben, dismembrirt und lauter kleine Güter, gegen Erlegung eines Kanons, daraus formirt hatte.

Es iſt unfehlbar entſchieden, daß für ſolchen Antrag nur eine Empfänglichkeit Statt finden konnte, als die Kultur, Induſtrie und Bevölkerung im preußiſchen Staate größere Fortſchritte gemacht hatten, und nur, nach genauer Erwägung der zwiſchen dem Pächter und der Regierung beſtehenden Verhältniſſe, in wie fern ſolche rechtlich und zuträglich für den Staat aufgelöſt werden können, für Realiſirung deſſelben, der Gedanke genährt werden konnte. Uebrigens ſind aber die Kameraliſten des preußiſchen Staats bekanntlich noch nicht in ihren Grundſätzen einig; indeß der eine Theil behauptet, daß die Dismembration der Domänen dem Staate vortheilhaft ſey, weis der andere Gründe aufzuſtellen, nach welchen der zeitherigen Verwaltung ein größerer Vorzug eingeräumt werden könnte.

Die Gründe beider Theile beſeitigt, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Angelegenheit erſt vor wenigen Jahren in Anregung kam; und wer weis, ob man nicht Veranlaſſung genommen haben würde, in der Verwaltung der Domänen eine beſſere oder beiden Partheien zuſprechendere Organiſation einzuführen. Indeß erfolgte der Umſturz des preußiſchen Staats, und die weiſen Tadler wiſſen nun in der bisher beobachteten Verwaltung der Domänen eine Urſache von dem ihm jetzt widerfahrenen Schickſale aufzufinden.

Mit Recht mag man es dem preußiſchen Staate zum Vorwurf machen, daß in demſelben eine gewiſſe Bureaukratie Statt fand. Aber man zeige mir den Staat, wo nicht überhaupt auf die verſchiedenen Verhältniſſe, die er zwiſchen den Menſchen bildet, Gleichheit der Kenntniſſe, der Bildung, der Erziehung und endlich Blutsverwandſchaft einen vorzüglichen Einfluß behaupten. Hierzu liegen die Keime im menſchlichen Gemüth.

Dieſe Bureaukratie ſieht man aber zugleich irrig als die Urſache an, daß der größte Theil der Staatsbeamten eine Beſchränktheit des Geiſtes, einen Mangel an Scharfſinn und Selbſtheit verräth. Man ſollte bedenken, daß da, wo der Gang der Geſchäfte feſt angeordnet, wo die Lebensart, die Thätigkeit der Menſchen einer gewiſſen Ordnung unterworfen iſt, überhaupt die Wirkſamkeit des Geiſtes abgeſtumpft wird. Die Menſchen werden Maſchinen, die nicht mehr thun als ſie müſſen, und ihre Pflicht zu verletzen wähnen, wenn ſie etwas außer oder über ihre Vorſchrift zu leiſten ſich ſelbſt berechtigt fühlen.

Nur da, wo die alte Ordnung aufgelöſt worden, oder das Bedürfniß neue Inſtitutionen zu ſchaffen gefühlt wird, da haben die Geiſter Veranlaſſung zur Selbſtthätigkeit. Frankreich und England ſind daher jetzt der Stapelplatz genialer Geſchäftsmänner, und Preußen dürfte darin gewiß auch jetzt dem Geiſt der Zeit entſprechende Erſcheinungen vorbringen, jetzt, wo die Verhältniſſe des Staats nach einer andern Ordnung, als bisher obgewaltet, hergeſtellt werden ſollen.

S. Aſcher.

(Die Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des v. Schillſchen Corps. *)

(Von einem thätigen Augenzeugen.)

Treptow und Greiffenberg waren von einem Detaſchement der Colberger Garniſon beſetzt, und im letztern Orte fing man, wie ſchon vorher erwähnt, die Organiſation des Corps an.

Der Lieutenant v. Petersdorf wurde den 3ten Februar vom Grenadierbataillon zum v. Schillſchen Corps, und an ſeine Stelle der Fähnrich v. Röll zum Grenadierbataillon verſetzt; er führte hauptſächlich den Geſchäftsgang des Corps, während v. Schill die Ka-

---

*) Dieſe Geſchichte ꝛc. iſt zugleich eine Fortſetzung des im 3ten Hefte befindlichen Aufſatzes: Ueber die innere Einrichtung des v. Schillſchen Corps.

Anmerkung d. Herausgeber.

vallerie, der Lieutenant v. Gruben die Infanterie, und in der Folge der Kapitän v. Arenstorf das zweite Bataillon organiſirte.

Greiffenberg an der Rega war ſo gut wie ein offener Ort. Es hat zwar Thore, die zur Vertheidigung recht gut eingerichtet werden können, und auch nachmals eingerichtet wurden; allein es hat eine Menge kleiner Pforten, wo man bei Tage und bei der Nacht ungehindert in die Stadt kommen kann; auch fehlte ein Stück Mauer von etwa ſiebzig Schritt. Der Feind konnte alſo aller Orten des Nachts leicht eindringen, da dieſe Stellen nicht einmal mit Schildwachen beſetzt waren. Der Lieutenant v. Gruben bemerkte dieſes, und v. Schill übertrug ihm die Befeſtigung der Stadt. Es wurden demnach alle Zimmerleute und Maurer in Thätigkeit geſetzt, längs der eingefallenen Mauer ſowohl, als auch in den Pforten Paliſaden eingegraben, in den Thorflügeln, den Thormauern Creneaux eingeſchnitten und eingebrochen, und vor den Thoren ſpaniſche Reiter angebracht.

Es ſollten in der Folge noch Echaſſaudagen gemacht werden, welches aber die Zeit nicht erlaubte.

Da auf der Oſtſeite die Rega, auf der Weſtſeite ein kleines Waſſer fließt, ſo wurde dieſes Waſſer geſtauet, um dieſe Seite zu inundiren. Die Wachen erhielten eine ſchriftliche Inſtruktion. Der Infanterie, wie den Jägern, wurden bei entſtehendem Allarm ihre Plätze angewieſen; überhaupt waren alle Anſtalten getroffen, daß ſich der Ort wenigſtens ſo lange vertheidigen konnte, bis ein Entſatz von Colberg anlangte. Brachte der Feind aber ſchweres Geſchütz mit, war er uns zu ſehr überlegen, und konnte man voraus ſehen, daß man durch eine hartnäckige Vertheidigung weiter nichts als den Ruin der Stadt bewirken würde, ſo ging man über die Rega zurück, und warf die Brücke, deren Bretter ſchon gelöſt waren, ab.

Die Rega betrachteten wir als unſere Baſis, weßwegen, nachdem ſich das Corps allmählig verſtärkt hatte, auch Plathe und Regenwalde mit Detachements beſetzt wurden. Die vorliegenden Dörfer Renſekow, Kukahn, Rentin, Triglaf wurden mit Kavallerie- und Infanteriedetaſchements belegt, welche Tag und Nacht patrouilliren mußten. Der Feind ſtand in Stargard, Golnow, Wollin und Camin, und war, wegen der häufigen Durchmärſche oft ſtark, oft ſchwach.

Wegen Menge der Geſchäfte, übertrug v. Gruben, der zugleich mit der Organiſation zu thun hatte, die Befeſtigung des Orts dem Lieutenant Fabe. Bei faſt 400 Mann Infanterie war v. Gruben nur noch der einzige Offizier; er mußte demnach bei dieſem Bataillon, Feldwebel und Alles in Allem ſelbſt ſeyn, bis endlich der Lieutenant v. Falkenhayn (vormals im Regiment Graf v. Kunheim) ihm einen Theil der Geſchäfte abnahm. v Schill hatte noch mehr Schwierigkeiten bei der Organiſation der Kavallerie, und der Lieutenant v. Petersdorf nicht minder vollauf zu thun. Doch Alle ſtrengten ſich an, und die Organiſation hatte, wider alle Erwartung, einen guten Fortgang, ſo daß man ſich bald mit dem Feinde meſſen konnte.

Ende Januars bereiſete der zweite Commandant von Colberg, Kapitän v. Waldenfels, mit dem Lieutenant v. Petersdorf die Vorpoſtenkette über Leſſin, Zickwitz, Naugardten, Plate, Pinnow, Roman, Cörlin u. ſ. w.

Den 1ſten Februar rekognoscirte v. Schill Maſſow; es kam zu einem Gefechte, in dem wir wenig verloren, der Feind aber durch unſer Kartätſchenfeuer einige dreißig Todte und Verwundete gehabt haben ſoll. v. Schill zog ſich, nachdem dieſer Zweck erreicht war, nach Greiffenberg zurück.

Den 7ten Februar ging das Bataillon des Vormittags zum erſten Mal zum Exerzieren hinaus. Das erſte Glied hatte Piken, die beiden hintern waren mit Flinten bewaffnet, und wie ſchon geſagt, mit Schlaf- Pudelmützen, runden Hüten, Jacken u. ſ. w. bekleidet. Das Ganze muß dem Zuſchauer eine ſonderbare Erſcheinung geweſen ſeyn; dem Patrioten aber mußte es das Herz heben, hier Menſchen zu ſehen, denen es an Allem fehlte, und die dennoch Muth genug hatten, alle Strapazen in dieſer elenden Kleidung zu ertragen, und den Feind mit dieſen ſchlechten Waffen zu bekämpfen.

Das Corps beſtand aus einem Bataillon Infanterie, drei Eskadrons Kavallerie, einer Kompagnie Jäger, und hatte drei Kanonen.

Den 7ten des Abends um halb ſieben Uhr, marſchirte das Corps über Kukahn und Schweſſow nach Gültzow, und der Hauptmann v. Arenstorf blieb zurück, um während der Abweſenheit des Corps die Ranzionirten zu ſammeln und ein zweites Bataillon zu formiren.

Den 8ten Februar marſchirte das Corps nach Teſſin, gegen Wollin. Dieſes war nur eine Demonſtration, um des Feindes Aufmerkſamkeit dahin zu richten, und ihn von einer Expedition, die das Corps über die zugefrorne Oder nach Paſewalck machen ſollte, abzuleiten. Während deſſen unterſuchte man das Eis auf der Dürenow, und zog zugleich Nachricht vom Feinde aus Wollin ein. Man war geſonnen, im Fall er nicht zu ſtark wäre, ihm eine Viſite zu machen; indeß benachrichtigte man uns, daß das Eis nicht hielt. Das Detaſchement nach Paſewalck, welches die Oder mehr oberhalb paſſirt hatte, war glücklich durchgekommen, mußte aber unverrichteter Sache umkehren, da Thauwetter eintrat, und es um ſeinen Rückzug beſorgt wurde.

Das Corps verließ Teſſin nach einigen Stunden, bivouacqirte die Nacht im Walde zwiſchen Teſſin und Parlow, und marſchirte gegen Morgen nach Dobberpfuhl, und von da nach Gülzow zurück.

Den 12ten ging es nach Contreck und in die daſige Gegend. Auf dieſem Nachtmarſch mußten die Leute, da Thauwetter eingetreten und der Weg überſchwemmt war, an einigen Stellen bis am Unterleib im Waſſer waten. Von hier aus wollte man den Feind in Golnow überfallen, als man kurz vor dem Abmarſch erfuhr, daß er Golnow verlaſſen habe; man ſchickte demnach ein Detaſchement dahin ab, um die Brücke und einen Theil der Mauer, imgleichen die daſelbſt vom Feinde eingeſetzten Palliſaden zu zerſtören; das Corps aber marſchirte, nachdem man das Detaſchement von Golnow wieder an ſich gezogen hatte, den 14ten Februar nach Naugardten. Der Feind ſah ein, daß dieß Corps ihm bei deſſen täglichen Anwachſen ſehr gefährlich werden könnte, weßwegen er ſich auf allen Punkten anſehnlich verſtärkte. Nach eingezogenen Nachrichten und veranſtalteten Rekognoscirungen überzeugte ſich das v. Schillſche Corps, daß der Feind es zurück drängen und Colberg blockiren wolle. Um ihm beim Vordringen mehr in den Weg zu legen, wurde einige Tage früher der Lieutenant Fabe beauftragt, das Amt Naugardten,*) ſo viel es ſich in der Geſchwindigkeit thun ließ, in Vertheidigungeſtand zu ſetzen.

Den 15ten Februar beſchloß der Lieutenant v. Schill, die feindliche Beſatzung in Stargardt zu überfallen. Der Lieutenant Fiſcher ſollte zu dem Ende mit den Jägern den Ina-Zoll beſetzen. Das Corps beſtand aus einem Bataillon Infanterie, ungefähr 400 Mann ſtark, (von denen ein Offizier und funfzig Mann als Beſatzung im Amte Naugardten zurück blieben) aus drei Offizieren und vierzig Mann von der Colberger Garniſon; aus zwei und einer halben Eskadron Kavallerie, ungefähr einhundert und funfzig Pferde ſtark, und drei Kanonen.

Das Corps marſchirte des Nachmittags dahin ab, und kam mit Tages Anbruch vor dem Wallthor an. Ungefähr eine Viertelmeile vor der Stadt wurde angehalten, und die mitgenommenen zehn Aexte und Hebebäume, um das Thor zu öffnen, ſollten unter Freiwillige von der Infanterie vertheilt werden; allein es waren nur drei derſelben vorhanden und die übrigen vom

---

*) Das Amt Naugardten liegt auf einer Inſel in einem See, und iſt vormals eine den Grafen v. Eberſtein gehörige Burg geweſen; es hat einen Wall, auch Kaſematten. Da auf dieſem Wall aber keine Bruſtwehr iſt, ſo ließ der Lieutenant Fabe eine Fauſſebraye an der äußerſten Böſchung des Walles einſchneiden. Zum Amte führte ein ungefähr ſechzehn Fuß breiter Damm, der mit vieler Mühe durchgeſtochen werden mußte, da der vormals hier befindlich geweſene Graben mit Schutt ausgefüllt war. Ueber dieſen Graben wurde eine leichte Brücke gelegt. — Das Ganze kann als ein kleines Fort betrachtet werden, innerhalb deſſen das Amtshaus und einige dazu gehörige Gebäude ſtehen.

Wagen verſchwunden. — Dennoch wollte man ſein Vorhaben nicht aufgeben.

Das Corps marſchirte bis ungefähr 1000 Schritt vor Stargardt, wo auf dem Damm aufs neue angehalten, und der Unteroffizier Heidrich vom Bataillon, der in **Stargardt** zu Hauſe gehörte, vorgeſchickt wurde, ſich ans Thor zu ſchleichen, um zu erſpähen, ob daſſelbe vielleicht unverſchloſſen oder der Feind allart ſey.

Während deſſen ſtellte der Lieutenant v. Gruben die vordern Züge des Bataillons quer über den Damm; noch damit beſchäftigt, hörte er in der Stadt trommeln; Anfangs glaubte er, es ſey Reveille, da er aber die allgemeine Verſicherung erhielt, daß es Allarm ſey, ließ er dieß ſogleich dem damaligen Lieutenant v. Schill anzeigen. Bald darauf kam eine Kavalleriepatrouille von einigen dreißig Pferden aus der Stadt; man machte ſich fertig, ließ ſie in der Finſterniß auf ungefähr dreißig Schritt an ſich kommen, und gab ihr dann einige regelmäßige Salven, worauf ſie ſogleich umkehrte. Nun brach v. **Schill** mit der Kavallerie und den Kanonen vor, um mit dem Feinde zugleich in die Stadt einzudringen; dieſer hatte aber einen zu großen Vorſprung, und es gelang daher nicht. Die Kavallerie mußte halten, die Infanterie eilte vor, *) und ließ nur einen Unteroffizier und vierzig Mann auf dem Windmühlenberge zurück. Der Lieutenant v. **Blanckenburg**, der mit vierzig Grenadieren und Füſelieren die Avantgarde machte, poſtirte einen Theil derſelben links an den Scheunen; die Lieutenants v. Liesnewsky und v. Petersdorf ſtanden, mit ihren Leuten vom dritten Bataillon v. Owſtien hinter einer zwei Fuß hohen Mauer von Feldſteinen; der Lieutenant v. Gruben und die v. Schillſche Infanterie an der Ecke dieſer Mauer, ungefähr achzig Schritt vom Thor; und unweit der kleinen ſteinernen Brücke, ungefähr dreihundert Schritt vom Thor, wurden drei Kanonen unter dem Lieutenant Fabe aufgefahren, um Breiche in's Thor zu ſchießen. Der Lieutenant v. Lützow hielt mit zwei und einer halben Eſkadron *) Kavallerie, etwa dreißig Schritt hinter den Kanonen.

---

*) Während der Lieutenant v. Gruben mit der Infanterie der Kavallerie vorbei eilte, fragte der Lieutenant v. Schill: Kammeraden! wollen wir ſtürmen? ein Ja! war die allgemeine Antwort. Man glaubte das Thor zerſchießen und dann eindringen zu können.

Alles erwartete ſehnlichſt den Augenblick, wo man in die Stadt ſtürmen könnte, unterdeß das Gewehrfeuer von beiden Seiten lebhaft war. Die Infanterie des v. Schillſchen Corps ſtand ganz frei, vom Feinde aber konnte man nichts ſehen, da derſelbe aus den Creneaux der Thorflügel, von der Mauer, und aus den nächſten Häuſern die Angreifenden beſchoß. Das Aufſchießen des Thors aus drei dreipfündigen Kanonen gelang nicht; und da das Corps über zwei Stunden das feindliche Feuer ausgehalten hatte, und zuletzt gar nicht wieder ſchoß, weil entweder alle Augenblicke eine von den erbärmlichen Flinten zerſprang, oder nicht loß gehen wollte, auch ſehr wenig vom Feinde zu ſehen war, und man nur dahin ſchießen mußte, wo die Blitze aufgingen, ſo wurde Befehl zum Zurückzuge gegeben.

---

*) Der Lieutenant v. Diezelsky war mit einer halben Eſkadron auf einer Expedition gegen Greiffenhagen, die mit dieſer Unternehmung auf Stargardt in Verbindung ſtand.

Hier hätte ſich die Infanterie beinahe übereilt und die Kanonen ſtehen laſſen. Die Lieutenants v. Gruben und Fabe ſtellten ſich auf die kleine Brücke, unweit welcher die Kanonen ſtanden, von denen der größte Theil der Artilleriſten und Pferde getödtet oder verwundet war, um die Fliehenden aufzuhalten. Hier concentrirte ſich das Feuer des Feindes, und nur mit der größten Mühe gelang es dieſen, die Kanonen fort zu bringen. *)

Das Corps ſetzte ſich auf dem Berge bei der Windmühle, und zog ſich langſam zurück. Die Kavallerie, Schützen und Jäger deckten den Rückzug.

Der Verluſt des Feindes kann nicht groß geweſen ſeyn, weil er ganz gedeckt ſtand; den Verluſt des v. Schillſchen Corps kann man aber auch nicht genau angeben, da die Feldwebel vor dem Ausmarſche des Corps in Greiffenberg noch nicht einmal ſo viel Zeit gehabt hatten, die Liſten zu controliren, und es über dieß an Leuten fehlte, die ſchreiben konnten.

Von den wenigen Offizieren des Corps wurden:

1) der Lieutenant v. Lützow von der Kavallerie,

2) der Lieutenant v. Liesnewsky von dem neu errichteten Grenadierbataillon, welcher auf dem Wahlplatz für todt liegen blieb, und

3) der Lieutenant v. Eggers von der v. Schillſchen Infan-

---

*) v. Gruben mußte ſogar ſcharf unter einen Theil ſeiner Leute hauen, um ſie zu bewegen die Kanonen nicht ſtehen zu laſſen. Doch dieſe Gezeichneten und mehrere andere wurden nachher vermißt. Sie deſertirten, und ſo wurde auch in dieſer Hinſicht das Corps geſäubert.

Infanterie, welcher kurz vor dem Ausmarſch zum Corps gekommen war, verwundet.

An Unteroffizieren und Gemeinen hat die Infanterie des v. Schillſchen Corps mindeſtens einen Verluſt von einigen achtzig Mann Todten und Verwundeten gehabt. Der Feind verfolgte das v. Schillſche Corps ungefähr tauſend Schritt von der Stadt, und das Corps marſchirte den 16ten Februar nach Naugardten. In Langhavell blieb ein Detaſchement Kavallerie unter dem Lieutenant v. d. Kettinburg zurück. *)

Den 17ten Februar ſtand die Infanterie in Naugardten, die Kavallerie kantonirte in den Dörfern Schwarhow, Karhig u. ſ. w. auf der Seite nach der Rega zu.

Den 17ten Februar des Nachmittags um zwei Uhr erſchien der Feind, ungefähr 1500 Mann ſtark, vor dem Pyritzer Thor bei Naugardten, und machte dem v. Schillſchen Corps eine Gegenviſite. Die Quartiere ſollten regulirt werden, und glücklicher Weiſe ſtand zu dieſem Behufe das Bataillon bei Ankunft des Feindes auf dem Markte. Sämmtliche Officiere hatte der Rittmeiſter v. Schill **) um dieſe Zeit in Dienſtangelegen-

---

*) Das Unternehmen auf Stargardt iſt von vielen Sachverſtändigen getadelt worden, (das Urtheil der Nicht-Sachverſtändigen, die alles bekritteln, iſt lächerlich.) Der thätige Schill wollte durch kühne Unternehmungen den allgemein niedergeſchlagenen Geiſt und Muth heben; er hatte in dieſer Hinſicht ſchon perſönlich viel geleiſtet, und durch dieſe Unternehmung auf Stargardt ſollte es auf's neue geſchehen. Dieſe Expedition ſtand mit der des Lieutenants v. Dieczelsky, der gegen Greiffenhagen marſchirt war, in Verbindung, und wenn die Unternehmung bei Stargardt gelungen wäre, ſo war ſie von ſehr großem Erfolg.

**) Heute hatte der Herr v. Schill durch das Gouvernement von heiten zu ſich aufs Amt beſchieden, und alle waren dort, bis auf den Lieutenant v. Falckenhayn, gegenwärtig; dieſer ging mit dem größten Theile des Bataillons dem Feinde entgegen. Die Officiere eilten nach ihren Beſtimmungsplätzen; der Lieutenant v. Gruben raffte, was er habhaft werden konnte, zuſammen, um von der Infanterie noch einen Theil ins Amt zu werfen, das nicht beſetzt war. Der Feind war bis dieſſeits der Stadt vorgedrungen, und beſchoß ſchon das Amt, wo v. Schill und v. Petersdorf eigenhändig beſchäftigt waren die Brücke unter dem größten Kugelregen abzuwerfen, und bei den Kanonen, welche bei und im Eingange ſtanden, thätig wirkten.

Der Lieutenant v. Gruben poſtirte die Infanterie auf die Crête des Walles, da, wie ſchon geſagt, keine Bruſtwehr auf demſelben vorhanden, auch die Fauſſe-Braye noch nicht fertig war, und ſuchte die zweite Kanone, ebenfalls auf den Wall zu ſchaffen, welches aber trotz aller Anſtrengung nicht gelang, da kein Appareil auf denſelben führte. Unterdeſſen waren v. Schill, v. Petersdorf, und Fabe am Eingange beſchäftigt, dem Feinde, der ſich in die nahen am Amte liegenden Häuſer geworfen hatte, abzuhalten. Der Feuerwerker Eckert und die mehreſten Artilleriſten waren verwundet oder getödtet, und mußten durch Infanteriſten erſetzt werden; auch v. Schill erhielt einen Schuß in den Arm, ließ ſich aber ein Tuch um denſelben binden, und verließ ſeinen Platz nicht. Man denke ſich die unangenehme Lage dieſes in einen kleinen Raum einge-

---

Colberg die Anzeige erhalten, daß er zum Rittmeiſter avancirt ſei.

ſchloſſenen Theils des Corps; eine unvollendete Befeſtigung, einen außerordentlich überlegenen Feind vor ſich, der jeden Augenblick zu ſtürmen drohete; die Infanterie ohne Munition, welche ſie ſchon größten Theils bei Stargardt verſchoſſen hatte und deßhalb in der letzten halben Stunde gar nicht mehr feuerte, über dieß mit elenden Piken und eben ſo elenden Flinten, größten Theils ohne Bajonett, bewaffnet. Man ſtellte daher die Pikeniere an den Eingang, um bei einem etwanigen Sturme des Feindes das Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen.

Unterdeß ſetzten dieſe Eingeſchloſſenen noch ihre letzten Hoffnungen auf die Kavallerie, welche ſie mit jedem Augenblick erwarteten, und die auch mit der Abenddämmerung erſchien. Dieſe Kavallerie avancirte mit der Infanterie unter dem Lieutenant v. Falckenhayn gegen den Feind, welcher aber den Angriff nicht abwartete, ſondern ſich in Unordnung und Eile, beſchützt von der Dunkelheit zurück zog, wobei ihm der nahe Wald trefflich zu Statten kam. Das Corps verfolgte ihn, und machte einige dreißig Mann zu Gefangenen.

Der Feind hatte einen anſehnlichen Verluſt an Todten und Verwundeten, und nichts weiter ausgerichtet, als daß er die Stadt geplündert, und was er nicht fortnehmen konnte, zerſchlagen hatte. *) In der Folge erhielt der Lieutenant v. Petersdorf wegen dieſes Gefechtes den Verdienſtorden.

---

*) Von den Verwundeten bei Stargardt mußten die ſchwer Bleſſirten in Maſſow zurück bleiben, die leicht Bleſſirten wurden nach Naugardten mitgenommen und lagen in einigen kleinen Häuſern am Pyritzer Thor, auf welches der Feind attakirte.

Es fehlte dem ganzen Corps an Munition; der größte Theil der Flinten war nun vollends durch den zweitägigen Gebrauch ſchadhaft geworden, daher v. Schill beſchloß, im Amte von Naugardten einen Officier und neunzig Mann zurück zu laſſen, mit dem Corps aber nach Greiffenberg ſich zurück zu ziehen, dort Verſtärkung und Munition von Colberg zu erwarten, und dann das Fort wieder zu entſetzen.

Dem Lieutenant Fabe wurde die Vertheidigung des Amtes überlaſſen, ihm aufgetragen, ſo viel wie möglich noch an der Befeſtigung zu arbeiten, auch wurden ihm alle Patronen von der Kavallerie, und was man nur an Pulver und Blei in Naugardten auftreiben konnte, überliefert.

Den 17ten Februar des Abends zog ſich das Corps über Sabow nach Plathe zurück.

In Plathe erhielt v. Gruben den ſchriftlichen Befehl, die Brücken an der Rega zu zerſtören, weßhalb die beiden Brücken bei Plathe und bei Lützow den 18ten früh abgebrochen wurden. Das Bataillon blieb im Marſch nach Greiffenberg, und nur ein Detaſchement blieb zurück, um die Zerſtörung der Brücken zu vollenden. Hier hörte man ſchon ein heftiges

---

Des Vormittags hatte v. Gruben ſie noch beſucht und nachgeſehen, ob es ihnen auch an etwas fehlte, er fand ſie alle [illegible], und keinen derſelben leicht verwundet.

Dieſe Menſchen wurden beim Angriff des Feindes, ſo ſchlecht ſie lagen, bis auf einige Wenige, welche noch Kraft genug hatten ſich davon zu machen, ohne alle Barmherzigkeit, und ungeachtet alles Flehens, mit dem Bajonett niedergeſtoßen; die davon gekommen, konnten die Grauſamkeit nicht genug ſchildern, mit welcher man dieſe Wehrloſen getödtet hatte.

Gewehr- und Artilleriefeuer beim Amte Naugardten, ohne helfen zu können.

Ein Detaſchement unter Kommando des Lieutenants v. Blanckenburg, welches zur Colberger Garniſon gehörte, ward von Greiffenberg nach Naugardten geſchickt, um Munition hinzubringen, es konnte aber, da der Feind fünftauſend Mann ſtark war, und ſechzehn Stück Geſchütz bei ſich hatte, nicht mehr durchkommen, und ſo mußte man das Kommando in Naugardten ſeinem Schickſal überlaſſen. Fabe vertheidigte ſich mit ſeiner wenigen Mannſchaft in dieſem elenden Poſten, gegen die ungeheure Uebermacht von früh Morgens acht, bis Nachmittags gegen zwei Uhr. Der Feind beſchoß das Fort mit Kanonen und Haubitzen, und die feindlichen Tirailleurs warfen ſich in die angrenzenden Häuſer. Die Artillerie- und Taſchenmunition *) war verbraucht, faſt alle Artilleriſten, ſo wie auch ein großer Theil der Beſatzung getödtet und verwundet, und ſo ward denn endlich das Fort erſtürmt, nachdem drei Angriffe glücklich abgeſchlagen worden waren. Der Lieutenant Fabe ward durch einen Säbelſtich verwundet.

Nach Erſtürmung des Amtes zeigten ſich die Feinde abermals ſehr unmenſchlich. Der größte Theil der Schanzarbeiter, **) wie auch die Beſatzung flüchteten, da [illegible] erſtürmt war, ins Amtshaus; — niemand vertheidigte ſich mehr. — Größten Theils Arbeiter, die hier ſchanzen wollten, worunter Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren waren, fleheten um ihr Leben. Allein nichts half. Soldat und Nichtſoldat wurden, ungeachtet ſich niemand wehrte, mit dem Bajonette niedergeſtoßen, und nur durch die Menſchlichkeit einiger franzöſiſchen Officiere wurde der Lieutenant Fabe und der Reſt gerettet. Mehr als hundert und funfzig Menſchen, meiſtens Arbeiter, lagen entſeelt im Hauſe und auf dem Platze.

---

*) Der Lieutenant Fabe hatte auf jedes Feuergewehr nur ſechs und ſieben Patronen zur Vertheidigung.

**) Dieſe Leute waren kurz vor der Einſchließung mit Spaden und Hacken erſchienen, um am Amte ſchanzen zu wollen; ſie waren während des ganzen Gefechtes nur ruhige Zuſchauer, aber keine Theilnehmer, wie der Feind geglaubt haben wollte.

Der Feind erhielt hier drei, dreipfündige eiſerne Kanonen, wovon die eine bei Stargardt ſchon zwei Mal geſprungen war, und ungefähr ſechzig Gefangene, die faſt alle verwundet und völlig ausgeplündert *) waren, worunter ein Theil Schanzarbeiter ſich befand.

In allen Städten, wo die Gefangenen durch transportirt wurden, erhielten ſie Speiſe, und in Angermünde [illegible] die daſigen preußiſchen Officiere eine Collecte, wozu auch die Bürgerſchaft trat; nur in Bernau reichte man ihnen mit [illegible] etwas Speiſe.

Der Volontär, Hauptmann v. Rödelin und der Feuerwerker Eckert, lagen im Amte vom vorigen Tage verwundet, und waren mit unter der Anzahl der fortgebrachten Gefangenen. Letzterer verdient dieſerhalb genannt zu werden, weil er ſich den 17ten Februar vorzüglich ausgezeichnet hatte; denn da die Artilleriſten bei

---

*) Dem Officier hatte man ſogar die Stiefeln von den Füßen gezogen, und ließ ihn in der übelſten Witterung barfuß gehen. Dagegen wurden die feindlichen Gefangenen vom Schillſchen Corps immer ſehr menſchlich behandelt.

ſeiner Kanone größten Theils niedergeſchoſſen waren, ſo bediente er dieſelbe, bis zu ſeiner Verwundung ſelbſt.

Den 18ten Februar 1807 in der Nacht, verließ das v. Schilliſche Corps Greiffenberg und marſchirte über Göricke, Klötkow nach Treptow, wo es den 19ten früh anlangte; hier war der zweite Kommandant, Kapitän v. Waldenfelds, und befahl den Rückzug bis Neubrück, wo das neu errichtete Füſilierbataillon, dem v. Schilliſchen Corps zum Soutien entgegen gerückt war. Die v. Schilliſche Infanterie marſchirte nach einem kurzen Auſſenthalte weiter, und bezog die Kantonirungen in Selnow, Alt und Neu-Bork, Alt und Neu-Werder, ein Unterofficier und zwanzig Mann wurden nach Colberger-Deep detaſchirt. Das zweite Bataillon wurde in die Lauenburger Vorſtadt von Colberg, verlegt; die Kavallerie bezog die Dörfer Prätmin, Spie, Charlottenhof, Nehmer und Gandelin.

Den 20ſten*) detaſchirte der Hauptmann v. Waldenfelds, den Lieutenant v. Petersdorf mit einer Jägerkompagnie und einer Eskadron Huſaren wieder nach Greiffenberg.

Den 21ſten Februar beſetzte ein Kommando von fünfhundert und funfzig Mann, vom dritten Bataillon v. Borck und v. Owſtien die Stadt Treptow.

---

*) Das Corps erhielt von der Art, wie man in Naugardten die wehrloſen Verwundeten behandelt hatte, Nachricht; das ganze Corps war hierüber erbittert, und man wollte dieſerhalb keinen Pardon geben und nehmen. Nachmals unterredete ſich der Lieutenant v. Gruben mit einem Parlementair hierüber, dieſer ſchwur und betheuerte, daß dieſes nicht gegründet ſey, in der Folge beſtätigte es ſich aber dennoch und der Lieutenant Fabe erhielt wegen ſeiner Vertheidigung in der Folge den Orden für Verdienſt.

Der Lieutenant v. Petersdorf erfuhr durch einen feindlichen Kommiſſär, (dafür gab er ſich aus), der bei Greiffenberg gefangen genommen wurde, daß an dieſem Tage noch 1200 Mann feindliche Truppen von Plathe her, in Greiffenberg einrücken wollten; ſeine Papiere beſtätigten dieſes. v. Petersdorff ſchickte daher den Unterofficier Poppe mit einer Patrouille gegen Plathe; durch einen ſichern Kundſchafter ſuchte er Nachricht einzuziehen, ob der Feind die von dem Corps ruinirten Brücken über die Rega wieder herſtellte. Dieſe Patrouille hob eine Eſtaffette auf, deren Papiere ebenfalls den Anmarſch des Feindes beſtätigten.

Durch dieſe erhaltenen Nachrichten konnte auch das v. Schillſche Corps ſeine Maßregeln treffen. Es ließ die Eskadron, die in der Stadt nichts nützen konnte, über die Rega zurück gehen; die Brücke über dieſen Fluß wurde in ſolchen Stand geſetzt, daß ſie leichter abgebrochen werden konnte, und man benachrichtigte von dieſen allen den Nebenpoſten in Treptow. Die Jäger und ein kleines Kavalleriedetaſchement blieben in der Stadt. Die Patrouille und der Kundſchafter kamen zurück; erſtere brachte die Nachricht von dem Anmarſch einer ſtarken feindlichen Kolonne mit Artillerie; Letzterer, daß die Brücke bei Plathe beinahe wieder hergeſtellt ſey, und ſchon einige Truppendetaſchements darüber marſchirten.

Da nun die Beſatzung in Greiffenberg leicht im Rücken genommen werden konnte, und der Feind zu ſtark war, um ihm bedeutenden Widerſtand zu leiſten, ſo benachrichtigte man hievon den kommandirenden

Officier in Treptow, zog, da ſich der Feind näherte, die Vedetts und Alles bis auf zwanzig Jäger hinter die Rega, und verrammte die Stadt. Dieſes kleine Detaſchement fing ein Gefecht an, und der Feind beſchoß das Thor; die Jäger zogen ſich zurück, und nachdem die Bohlen der Brücke abgebrochen waren, ging alles, ohne weiter vom Feinde beunruhigt zu werden, nach Belkow. Von hier wurde abermals eine Patrouille nach Treptow geſchickt, allein dieſe kam mit der Nachricht zurück, der Feind habe Treptow genommen, und das ganze Detaſchement zerſprengt. — Leider war dieſe Nachricht auch gegründet; nun mußte das Corps auch Belkow verlaſſen, um das Defilee bei Neubrück früher, als der Feind zu erreichen, und Neubrück und Zarben wurden mit Kommandos beſetzt.

Denſelben Tag, Nachmittags, wurde das zweite Bataillon des v. Schillſchen Corps, dem erſten, welches anſehnlich zuſammen geſchmolzen war, und in den Gefechten bei Stargardt und Naugardten über zweihundert Mann verloren hatte, einverleibt. Das Bataillon erhielt an Officieren die Lieutenants v. Peſtel, v. Rüllmann, v. Pannwitz, v. Quistorp und v. Hertel *) Erſterer wurde in der Folge unter das Grenadierbataillon v. Waldenfelds verſetzt.

---

*) Aus dieſem allmähligen Zuwachs an Officieren wird man in der Folge ſehen, daß das Bataillon an dieſen nie complett geweſen, folglich nicht ſo viel Officiere hat verlieren können, als die übrigen Bataillons, die alle doch größten Theils vollzählig waren. Faſt alle Officiere von der Infanterie des v. Schillſchen Corps haben Bleſſuren oder Schüſſe in ihren Kleidungsſtücken aufzuweiſen.

Den [illegible] Februar drängte der Feind den Poſten bei Neubrück und Zarben zurück; die Kavallerie verlegte man auf das rechte Perſante-Ufer in die Dörfer Henckenhagen, Bodenhagen, Bollenwinckel und Necknin, am linken Perſanten-Ufer kantonirte eine Huſaren-Eskadron, in den Dörfern Alt- und Neu-Werder, und die Infanterie wurde heraus gezogen.

Bei der Anſtrengung des Feindes war nunmehr ſeine Abſicht, Colberg immer enger zu blockiren, unverkennbar. v. Schill entwarf daher folgenden Plan, Colberg zu entſetzen: Er wollte mit den Schweden in Verbindung treten; nach dieſer ſollten ſie ſo viel Truppen als möglich nach Stralſund ziehen, mit denſelben das franzöſiſche Corps, welches ſchon gegenüber ſtand, zurück drängen, die Inſeln Uſedom und Wollin vom Feinde reinigen, indeß er mit ſeinem Corps einen Ausfall aus Colberg machen, und ſich ſo auf den Inſeln mit ihnen vereinigen wollte. Dann ſollten die Inſeln in Inſurrektionszuſtand geſetzt werden, und da die Lage derſelben, beſonders für den, der Herr der Feſtungen Stralſund und Colberg iſt, eine äußerſt ſtarke Vertheidigung gewähren, ſo konnte er nachher mit der auf den Inſeln zuſammen gebrachten kleinen Armee, die ſich ohnehin täglich durch Ranconirte verſtärkt hätte, den Feind entweder zwingen, ſich wieder bis nach Stettin zurück zu ziehen, oder ſich aus Preußen anſehnlich zu verſtärken, wodurch ſich denn die franzöſiſche Armee dort geſchwächt hätte. Um die Bewohner der Inſeln und die Ranconirten auszurüſten, fehlte es aber an Waffen, für dieſe zu ſorgen, erbot ſich der Lieutenant v. Petersdorf. Er wollte durch ſeine Connexionen in England, nicht allein dieſe, ſonwerk auch die nöthige Munition, von dort her, anzuſchaffen ſuchen, auch den Engländern die Nothwendigkeit einer Expedition, zur Unterſtützung dieſes Plans, dringend ans Herz legen. Ferner beſchloß v. Schill, um dieſen Entwurf baldigſt zu realiſiren, zum Könige zu reiſen, um deſſen Allerhöchſte Genehmigung einzuholen, da er ohne Autoriſation mit Schweden nicht in Unterhandlung treten konnte; er reiſete daher den 7ten März 1807, ungeachtet ſeine Wunde nicht völlig geheilt war, dahin ab.

Den 26ſten Februar beſetzte der Feind Nehmer, Spie, Prätmin, Garrin, Seefeld, Semmerow, Groß Gestin u. ſ. w., und machte Anſtalten, über die Perſante eine Brücke zu ſchlagen.

Ein anderes Corps kam aus Pomerellen, ſo daß die Detaſchements der Colberger Garniſon aus Cörlin und Cöslin, nach der Feſtung zurück gezogen werden mußten.

Unterdeß war man in der Poſition von Selnow thätig; man legte auf dem Damm einen Verhack und gegen denſelben ein Retranchement an. *) Es ward für die Kleidung der v. Schillſchen Infanterie geſorgt, welche noch immer in Bauertracht ging, und hier empfing das Bataillon die ſchwediſchen Gewehre aus Stralſund, welche aber auch faſt durchgehends einer Reparatur bedurften. Zu eben dieſer Zeit erhielt die Feſtung die vom Rittmeiſter v. Schill verſchriebenen Kanonen nebſt Munition.

---

*) Aber leider kein geſchloſſenes Werk, ſondern ungefähr wie das, im Plan v. Tempelhof verzeichnete; — ungeachtet dagegen Vorſtellungen gemacht wurden.

Den [illegible] Nachmittags erhielt der Lieutenant v. Gruben, unter dem die Poſition von Selnow bis Deep ſtand, Nachricht, daß ſich der Feind bei Langenhagen verſtärke, und am Deep ſcharmuzire, weßwegen er den Volontär Kayſer mit einem Theil Schützen dorthin detaſchirte. Der Feind ward zurück gewieſen. In derſelben Nacht erhielt v. Gruben eine zweite Meldung, daß der Feind Miene mache, von Langenhagen aus vorzudringen, weßhalb er mit der zweiten Compagnie und einer Kanone dahin abging, dieſen Poſten zu verſtärken. Gegen Morgen wollte der Feind über die Spiebach daſelbſt eine Brücke bauen, wurde aber vertrieben, wobei die v. Schillſche Infanterie ſieben Todte und Verwundete hatte.

Nach Neu-Bork war der Lieutenant v. Quiſtorp mit ſechzig Mann, nach Alt-Bork ſämmtliche Schützen des Bataillons, nach Alt-Werder der Lieutenant v. Pannwitz mit ſechzig Mann verlegt worden; der Reſt des Bataillons ſtand in Selnow; ein Theil der Huſaren-Eskadron war aus Alt-Werder nach Alt-Bork verlegt.

Täglich wurde bei den Poſten von Selnow, Neu-Bork und Deep ſcharmuzirt, wobei von beiden Seiten Menſchen blieben, und nichts entſchieden wurde. Bei einem dieſer Poſtengefechte wurde der Lieutenant Fiſcher, von der Jägerkompagnie, welche der Kapitän v. Arenstorf kommandirte, verwundet.

Die Spiebach theilt ſich unweit Spie in zwei Arme, wovon der eine unweit Selnow ſich in die Perſante, der andere beim Colberger Deep ſich im Campſchen See ergießt. Beide Arme bewäſſern ein ziemlich großes Bruch, welches nur bei ſehr ſtarkem

Froſt zu paſſiren iſt. Die Stege und Brücken wurden abgebrochen, und man mußte daher immer ſehr aufmerkſam ſeyn, daß der Feind dieſe nicht wieder herſtellte, und ſich auf dieſe Art einen Uebergang verſchaffte. Der Hauptdamm war bei Selnow. Mit einem Bataillon hatte man die Distanz von anderthalb Meilen zu beſetzen. *) An Artillerie waren in Selnow vier Kanonen, in Neu-Borck und Deep anfangs eine Amuſette, in der Folge erhielt jeder dieſer Poſten noch eine Kanone. Die Feſtung konnte nicht viel Geſchütz entbehren, denn ſie litt, obgleich ſie vierzehn Kanonen von den Schweden erhalten hatte, dennoch Mangel daran. So lange das Bruch nicht zufror, war nichts zu befürchten, geſchah aber dieſes, ſo fielen die Vortheile der Poſition weg. Am Deep wurde daher die Spiebach täglich aufgeeiſet, und ſobald es ſtärker zu frieren anfing, mußte aller Orten, vorzüglich des Nachts bivouacquirt werden. Die Leute waren größten Theils noch immer halb nackend, und mußten ſich bei dieſen Bivouacqs, aus Mangel an Holz, am Torf erwärmen. **)

---

*) Zu mehreren Malen fragte der Kapitän v. Waldenfelds den Lieutenant v. Gruben: ob er ſich in dieſer Poſition zu halten gedächte? und er (als der Kapitän v. Waldenfelds es für beſſer hielt, ſich nach der Feſtung zurück zu ziehen) erwiederte: daß er den Poſten ſo lange wie möglich erhalten würde; und obgleich er zu ſchwach ſey, denſelben gehörig zu beſetzen, ſo wolle er es darauf ankommen laſſen, daß der Feind den Poſten forcire, indem der Feind ſich auch anſehnlich ausbreiten mußte, und das v. Schillſche Corps doch den Hafen und die Saline decken konnte, auch noch einige Dörfer zur Diſpoſition des Corps blieben.

**) Um ſich einigermaßen gegen die naſſe, kalte und widrige Witterung zu ſchützen, mußten ihnen ihre Wirthe ihre Kittel, und da dieſe

Zu Selnow erhielt das dortige Detaſchement täglich eine halbe Grenze Holz, dieſes war aber bei weitem nicht hinreichend; *) die Menſchen waren daher genöthigt, ſich an die Zäune, Weiden, und endlich an den Fichtkamp **) zu machen, um Holz zu erhalten. Die Leute mußten in dieſer Poſition ungeheure Strapazen und auch Hunger erdulden, weil nichts eher aus den Magazinen gereicht werden ſollte, bis die Feſtung vollkommen blockirt ſey. — Die Einwohner benannter Dörfer ſind arm, und waren ſehr ſtark mit Einquartierung belegt. — Die Hälfte des Bataillons war auf der Wache, und die andere Hälfte mußte oft ebenfalls des Nachts oder auch bei Tage ausrücken, da der Feind mehrmals attakirte oder blinde Miene machte.

Da von der Beſatzung in Selnow die übrigen Poſten unterſtützt werden mußten, ſo erbat ſich das Corps vom Gouvernement in Colberg noch einige Kanonen und Mannſchaften. Das Gouvernement ſah die Nothwendigkeit hievon ein, und ſchickte zweihundert Mann aus der Feſtung zur Verſtärkung des Poſtens bei Selnow, welche ſich täglich ablöſen mußten.

Der Lieutenant v. Quistorp, welcher in Neu-Borck kommandirte, hatte auf dem Damm zwiſchen Maugardten und Neu-Borck eine Traverſe von Torf

---

nicht hinreichten, auch die Frauen einen Theil ihrer Kleidung geben, welche als Mäntel gebraucht wurde, aber leider reichten auch dieſe nicht zu.

*) Man wollte den Stadtwald nicht ruiniren!! —

**) Ein Gehölz von jungen Fichten, dem Gradierhauſe öſtlich; dieſes Gehölz wurde aber in der Folge den Bürgern preis gegeben, weil es für die Saline ſehr nachtheilig lag, und den Feind, von der Feſtung aus, maskirte.

angelegt, und hinter dieſelbe eine Amuſette placirt; übrigens wie die übrigen Poſten alle, Anſtalten getroffen, um nicht überfallen zu werden.

In der Nacht vom 6ten zum 7ten März erhielt der Lieutenant v. **Gruben** die Nachricht, daß ſich der Feind anſehnlich in dem Dorfe **Naugardten** verſtärkt habe, und Willens ſey, bei **Neu-Borck** *) durchzubrechen. v. **Gruben** marſchirte ſogleich mit einer Kompagnie und einer ſechspfündigen Kanone dahin ab, ließ die Kompagnie in **Alt-Borck**, welches nur ungefähr achthundert Schritt von **Neu-Borck** entfernt iſt, in die Häuſer treten, weil die Leute nackend und bloß waren, und obſchon ſie ſehr viel hatten erdulden müſſen, dennoch immer bei der Hand waren, wenn etwas vorfiel. Der Lieutenant v. **Gruben** ging mit der Kanone nach **Neu-Borck**, benachrichtigte den Lieutenant v. **Quistorp** von dem Vorhaben des Feindes, und war eben im Begriff, von den getroffenen Anſtalten dem Gouvernement zu **Colberg** Anzeige zu machen, als ihm mit Anbruch des Tages das Vordringen des Feindes gemeldet wurde. Die Leute wurden ſchnell zuſammen gezogen, man ging dem Feinde entgegen, mußte ſich aber, weil derſelbe über vierhundert Mann ſtark war, bis an den See, ungefähr dreihundert Schritt vom Dorfe, zurück ziehen. Hier erwartete man den Soutien aus **Alt-Borck**, welcher auch ſogleich herbei eilte; und obgleich der Feind uns überlegen war, ſo wurde er muthig angegriffen, zurück geworfen, und un-

---

*) **Neu Borck** iſt im Plan zu **Tempelhofs** Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges nicht bemerkt. Es liegt dicht an dem von **Naugardten** verzeichneten Damm, längs dem Bruch.

geachtet ſeines Kartätſchenfeuers bis auf einhundert und fünfzig Schritt von ſeiner Schanze, welche er einige Tage früher daſelbſt etablirt hatte, verfolgt. Er hinterließ acht Todte, und hatte nach Ausſage der Einwohner von Naugardten acht und zwanzig Verwundete, verlor auch dreizehn Mann an Gefangenen. Der Verluſt des v. Schillſchen Detaſchements beſtand in elf Verwundeten.

Den 7ten März war auf der andern Seite der Perſante der Feind bis Degow vorgedrungen, und warf die Vorpoſten von Zernin bis Tramm zurück, welches vierzig Schützen beſetzt hatten.

Den 8ten März ward hier wieder ſcharmuzirt, das Dorf verſchiedene Mal genommen und wieder verlaſſen.

Die Eskadron v. Diezelsky vom v. Schillſchen Corps mußte ſich auf Befehl bis in die Lauenburger Vorſtadt zurück ziehen, wo ſie von dem Lieutenant v. Brünnow den Befehl erhielt, zu ihm zu ſtoßen. v. Schill hatte bei ſeiner Abreiſe den 7ten März das Kommando ſeines Corps ins beſondere dem Hauptmann v. Waldenfelds übergeben, daher auch ſelbiger den andern Tag, eine Eskadron, welche noch unberitten war, aus einander gehen ließ. Man hatte für Colberg eine zu ſtarke Kavallerie; da das Terrain um dieſe Feſtung nicht für dieſelbe geeignet iſt, ſo beſchloß das Gouvernement, drei Eskadrons der v. Schillſchen Kavallerie, unter dem Lieutenant v. Brünnow fortzuſchicken. v. Brünnow wollte ſich mit dem v. Krockowſchen Corps vereinigen, oder nach Danzig zu kommen ſuchen, weßhalb den 9ten die Kavallerie nach Cöslin marſchirte. Hier vereinigten ſich ſechs rancionirte Jäger, welche acht Pohlen zu Gefangenen gemacht hatten

ten und mit ſich führten. Die Kavallerie hielt ſich einige Tage in Cöslin auf, um Nachrichten einzuziehen, ob Danzig, wie man ſagte, blockirt ſey; während dieſes Aufenthalts forderte der, die italiäniſche Diviſion des franzöſiſchen Belagerungscorps kommandirende General Theullió von der Stadt Cöslin zweitauſend Portionen und Rationen, welche nach Zernin in das Hauptquartier geliefert werden ſollten. v. Brünnow antwortete dem General, daß er deren gegenwärtig über 400 Portionen und Rationen ſelbſt gebrauche, und er alſo nicht gefällig ſeyn könne. Den folgenden Tag wurde der Stadt Cöslin auf achthundert Mann Einquartierung angeſagt, worauf v. Brünnow erwiederte, daß die Stadt ſchon zu ſtark von Preußen belegt ſey, und ſie alſo eine ſo große Anzahl von ſeinen Leuten unmöglich aufnehmen könne, er auch befürchte, daß es zwiſchen beiden Partheien Händel geben würde, wenn er (v. Brünnow) es aber für gut finden werde, den Ort zu verlaſſen, würde er es dem Herrn General ſogleich anzeigen laſſen.

Den 12ten März erfuhr man, daß einige hundert Conföderirte von Lauenburg im Anmarſch wären, dem zu Folge verließ die v. Schillſche Kavallerie den 13ten Cöslin, marſchirte dem Feind entgegen, und bezog die Dörfer Malchow, Göritz und Carvitz.

Den 14ten marſchirte dieſe Kavallerie nach Schlawe, von wo ſie eine Patrouille bis Stolpe vorſchickte.*)

Den 15ten erfuhr ſie, daß 150 Franzoſen und einige polniſche Kavallerie Cöslin beſetzt habe, und ſie bezog daher wieder die Poſition vom 13ten.

---

*) Heute wurde auch die Lauenburger Vorſtadt angezündet und abgebrannt.

Den 16ten kamen einige Mann von der abgeſchickten Patrouille mit der Nachricht, daß ſie eine halbe Meile hinter Stolpe unvermuthet auf einen Inſurgentenhaufen geſtoßen wären, die Patrouille größten Theils aufgerieben und der Feind im Anmarſch ſey. Die Kavallerie brach ſogleich auf, und ging dem Feinde wieder bis Schlawe entgegen, und da man von demſelben hier nichts vorfand, ſo rückte ſie

den 17ten März nach Stolpe. Hier erhielt der Lieutenant v Brünnow die Nachricht, daß in Manewitz und Seegeritz der Feind kantonnire; er beſchloß daher, ihn anzugreifen, und marſchirte

den 18ten früh dahin ab, und gelangte vor Tages Anbruch mit der Kavallerie vor Manewitz an.

Die Avantgarde hatte den Befehl, durch das Dorf zu ſprengen und das jenſeitige Ende zu beſetzen; ſie rückte dieſemnach vor, und ſtieß auf den quer über die Straße größten Theils ſchon aufmarſchirten Feind, welcher ſie mit einem Karabinerfeuer empfing, und auf ihren Haupttrupp zurück warf Der Lieutenant v Diezelsky, *) der mit ſeiner Eskadron die Tête hatte,

---

*) Der Lieutenant v. Diezelsky ſtand vormals im Dragoner-Regiment, König von Baiern, und hat in dieſem Gefechte mit eigener Hand dreizehn Feinde herunter gehauen, in ſeinem Mantel und Huth hat er ſiebzehn Hiebe und Stiche erhalten, ohne ſelbſt beſchädigt zu werden. Beim Verfolgen des Feindes war er wieder bis in die Mitte deſſelben hinein geſprengt, und mit den letzten Flüchtlingen gab er ſich nicht ab, ſondern überließ dieſe der nacheilenden Kavallerie, die ſo ſchnell nicht folgen konnte; einem derſelben hatte er im Vorbeijagen ſchon Pardon gegeben; als ein noch nacheilender Kavalleriſt im Begriff war, dieſen niederzuhauen rief er — indem er nach dem Lieutenant v. Diezelsky hinwies: „Jener brave Officier hat mir ſchon Pardon gegeben! Die Lieutenants v. Brünnow und v. Diezelsky erhielten in der Folge wegen dieſes Gefechts den Verdienſt-Orden.

formirte dieſelbe ſogleich, ließ die Avantgarde anſchließen, und griff nun den Feind an, während die übrige Kavallerie aufmarſchirte. Ein großer Theil ſeiner Leute war gefallen, und er ſelbſt war mitten im Feinde. Ein Kapitän v. Raſchau vom ſächſiſchen Regiment Chevauxlegers bot ihm Pardon an, allein Säbelhiebe folgten ſtatt der Antwort. Er hieb ſich glücklich durch, und gelangte bei der übrigen Kavallerie an, die ſich unterdeſſen formirt hatte und den Feind von neuen angriff. Die erwähnten Jäger und ranconirten Infanteriſten, die ſich auf dem Marſch an dieſes Kavalleriedetachement angeſchloſſen hatten, warfen ſich in die Häuſer und Gärten, und nahmen den Feind in die Flanke. Dieſer Angriff glückte, der Feind floh und ward nur eine halbe Meile weit verfolgt, weil ein anderer Trupp des Feindes von Seegeritz aus Miene machte, unſere Kavallerie in Flanke und Rücken zu nehmen.

Der Feind hatte fünf und zwanzig Todte, einige dreiſſig Verwundete, und ſieben wurden zu Gefangenen gemacht, auch Seegeritz vom Feinde geräumt.

Den 19ten März marſchirte die Kavallerie, da ſich die Nachricht von der Blockade Danzigs beſtätigt hatte, und ſie nicht mehr dahin durchkommen konnte, nach Schlawe und

den 20ſten nach der Gegend von Pollnow. Da man die Nachricht erhalten hatte, daß ſich vom Feinde daſelbſt etwas zeige, welches aber nicht gegründet war, ſo ging ſie

den 22ſten nach Schlawe zurück.

Dieſe drei Eskadrons waren von Colberg abgeſchnitten, und jetzt ihrem Schickſal überlaſſen, weßhalb der Lieutenant v. Brünnow über die Oder gehen, und ſich nach Stralſund durchzuſchlagen ſuchen wollte. Zu dem Ende marſchirte die Kavallerie

den 24ſten über Pollnow nach Bublitz, weil man erfuhr, daß ein Detaſchement polniſcher Kavallerie dieſe Gegend paſſiren wolle, welches man aufzuheben beſchloß. Hier erhielt v. Brünnow aber, durch einen Kundſchafter, vom Rittmeiſter v. Schill den Befehl, wenn es irgend möglich wäre, mit den drei Eskadrons Kavallerie wieder nach Colberg zurück zu kehren. Dieſem Befehl zufolge brach er mit der Kavallerie

den 25ſten Abends auf, und marſchirte über Welkow, Laſe Deep, bei dem Jamundſchen See vorbei nach Neſt, Groß und Klein-Möllen.

Den 26ſten über Sorenbom, Borckenhagen, Pleushagen und Henckenhagen. Bis hieher ward der Marſch fortgeſetzt, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, allein zwiſchen letzterm Orte und Colberg ſtand eine feindliche Feldwache am Torfmoor. v. Brünnow ließ mit ſechs Mann dieſe feindliche Feldwache überfallen und ſich durchſchlagen. In der Feſtung war man von der Kavallerie benachrichtigt, weswegen der Rittmeiſter v. Schill mit der Infanterie des Abends eine Demonſtration gegen Neu-Werder machte, und einige Schützen und Jäger rückten aus der Feſtung gegen den Stadtwald, um der ankommenden v. Schillſchen Kavallerie das Durchbrechen zu erleichtern. Der Kavallerie glückte es, die feindliche Feldwache am Torfmoor zu überfallen, und ſo kamen ſie mit Gefangenen, ſiebzig Beutpferden und funfzig ranzionirten Kavalleriſten in Colberg an.

Den 13ten März griff der Feind den hohen Berg und Bollenwinkel an, wo ein Theil der Küraſſiere v.

Baillodz und ein Kommando von dem v. Waldenfeldſchen Grenadierbataillon ſtanden, welche der Feind anfangs zurück drängte, nachmals wurde aber der Poſten wieder gewonnen, und der Feind zurückgeſchlagen. Das Gouvernement befahl, daß noch in der Nacht dieſe Poſition verlaſſen und die Schanze auf dem hohen Berge nur mit einem Unterofficier und ſechs Mann beſetzt bleiben ſollte. Der Feind nahm noch in dieſer Nacht dieſe Poſition ein, und den Unterofficier mit ſeinen ſechs Mann gefangen.

Der Feind legte eine Redoute bei dem großen Bache, unweit der Altſtadt an, und befeſtigte den hohen Berg.

Den 17ten März kam der Rittmeiſter v. Schill wieder in Colberg an; er war durch Sturm nach Stralſund verſchlagen worden, und hatte mit dem dortigen Gouvernement die nöthige Verabredung getroffen. Es war nun keine Zeit mehr zu verlieren, um aufs ſchnellſte die Waffen von England herbei zu ſchaffen.

Das Colberger Gouvernement wollte dieſes, wie man ſagt, ſchlechterdings nicht ohne Bewilligung des Königs zugeben, und ſelbſt die Abreiſe des Lieutenants v. Petersdorf verhindern, da aber in der jetzigen Lage nicht Zeit war, anzufragen, ſo reiſete v. Petersdorf

den 18ten März aus dem Hafen von Colberg ohne die Genehmigung des Gouvernements ab, und v. Schill meldete des Königs Majeſtät ſchriftlich, die Schritte, die er gethan hatte.

Der Lieutenant v. Petersdorf reiſete nach Stralſund, ließ ſich von dem dortigen Gouvernement Hülfe geben, ging von hier mit einer Poſtjagd nach Schweden, reiſete hierauf mit Kourierpferden nach Gothenburg, und ging von dort mit einem engliſchen Packetbote nach England.

Sturm und contrairer Wind waren dieſer Reiſe ſehr hinderlich, ſo daß v. Petersdorf erſt den 22ten April in London eintraf, durch Vermittelung des Herzogs v. Cambridge, des preußiſchen Geſandten Jacobi-Klöſt, Lord Caſtlereagh, General v. d. Decken und Obriſt Neville erreichte er ſeinen Endzweck. Er erhielt zehntauſend Gewehre, drei Millionen ſcharfe Patronen, dreimal hunderttauſend Flintenſteine, dreißig theils metallene, theils eiſerne Kanonen und zehn Haubitzen, zu jedem dieſer Stücke dreihundert Schuß; dreitauſend Huſarenſäbel und dreitauſend Dragonerpallaſche.

Jeder patriotiſche Leſer wird ſich die lebhafte Freude denken können, die v. Petersdorf empfand, als er ſahe, daß ſeine Anſtrengung und unermüdete Thätigkeit durch ſo koſtbare, in gegenwärtiger Lage nicht hoch genug zu ſchätzende Sachen, belohnt wurde, und daß er ohne irgend eine Autoriſation dieſe wichtige Sache möglich gemacht hatte. Er küßte die Waffen, als ſie ihm der Obriſt Neville im Dower überlieferte, und ſeiner Phantaſie zeigten ſich ſchon die Thaten des braven Corps, wie es Pommern vom Feinde befreien, und vielleicht Preußen retten würde. Der Lieutenant v. Petersdorf erhielt die Beſorgung des Transports, und noch wurde ihm von der engliſchen Regierung in einer Privataudienz mit Lord Caſtlereagh zugeſagt und Hoffnung gemacht, daß nächſtens eine Expedition nach Stralſund abgehen ſollte.

Den Tag vor v. Petersdorfs Abreiſe aus London, kam dort die Nachricht von dem unglücklichen, zu Stralſund geſchloſſenen Waffenſtillſtande an. Dieß war ihm äußerſt unangenehm, indem dadurch die Abſendung der Expedition verzögert, und ſogleich dazu alle Anſtalten aufgeſchoben wurden.

Die Abſendung der Waffen, welche dem v. Schill'ſchen Corps geſchenkt worden waren, verſprach deſſenungeachtet die engliſche Regierung zu erfüllen. Der Lieutenant, v. Petersdorf reiſete den 22ſten April von London ab, und kam den 2ten Mai in Stralſund an, von wo die Munition und das Geſchütz, nebſt dem übrigen Theil der Waffen und Armaturſtücke, nach Colberg geſchickt wurden.

Ein Beweis, daß die Engländer willfährig waren, uns zu unterſtützen, auch landete bald nachher ein Corps Engländer auf Rügen.

(Die Fortſetzung im nächſten Hefte.)

Der Winter-Feldzug des Oberſt-Lieutenants v. Borſtell.

Das zweite Heft des Journals: Das Vaterland, enthält einige Bruchſtücke aus dem letzten Kriege, worin *) dem damaligen Major der Garde du Corps, jetzigen Oberſtlieutenant und Flügel-Adjutanten v. Bor-

---

*) Seite 18 und 19.

ſtell, wegen eines auf dem Rückzuge von Marienwerder nach Preußiſch-Holland, im letzteren Ort gefundenen und nach Königsberg abgeführten Magazins, ein ſehr gerechtes Lob ertheilt wird.

Eine Erzählung des Winter-Feldzuges des Detachements des Oberſtlieutnants v. Borſtell, zu dem ich damals gehörte, dürfte den Leſern dieſer Zeitſchrift einiges Intereſſe gewähren.

Unſer König übertrug dem Rittmeiſter v. Raven, Regiments Garde du Corps, ein kleines Partiſan-Corps von 130 Pferden, mit welchem er den 16ten December Königsberg verließ.

Wir trafen die Armee in der Gegend von Hohenſtein im völligen Rückzuge. Beſtimmt, die Verbindung mit dem l'Eſtocqſchen Armeecorps und dem Corps des Generals v. Rouquette zu unterhalten, wurde unſere ſchwache Linie bald durchbrochen, während ich in Deutſch-Eilau das Kommando des Rittmeiſters v. Roſtitz, der bleſſirt worden war, übernommen hatte. Völlig abgeſchnitten gelang es mir nur mit der größten Anſtrengung, die verlorne Verbindung wieder herzuſtellen, und zwar erſt am 1ſten Januar in Brandenburg.

Dieß ward vorzüglich durch das ſchnelle Vorrücken des Majors v. Borſtell bewirkt, der den 2ten Januar mit 150 Pferden des Regiments Garde du Corps, Königsberg verließ, und ſchon den 3ten 10 Meilen zurückgelegt, Heilsberg erreicht, und eine Poſtenkette von Schippenbeil bis gegen Mehlſack gezogen hatte.

Das ganze Corps des Marſchalls Ney ſtand dem Kavallerie-Detachement des Majors v. Borſtell gegenüber, und drohete jeden Augenblick, dieſe ſchwache und letzte Poſtirung vor Königsberg, welches gänzlich von Truppen entblößt war, zu durchbrechen, um ſich der bedeutenden Vortheile zu bemächtigen, welche aus dem Beſitz von Königsberg — ſey es auch nur auf kurzer Zeit — gezogen werden konnten.

Der Rückzug der ruſſiſchen Armee von der Weichſel bis hinter den Narew, hatte auch das Preußiſche Armeecorps unter dem Generallieutnant v. l'Eſtocq, gezwungen, die Stellung bei Thorn zu verlaſſen, und ſich, von dem Armeecorps des Marſchalls Ney verfolgt, gegen Angerburg zurückzuziehen. Die vom General der Kavallerie v. Bennigſen den 26ſten December gelieferte Schlacht bei Pultuſk, gewährte keinen andern Vortheil als den der Ueberzeugung, daß die Tapferkeit der ruſſiſchen Truppen, von einem klugen Führer geleitet, zu ſchönen Hoffnungen berechtigen dürfte.

Bei Angerburg wurde die im Laufe der retrogaden Bewegungen gehemmte Verbindung zwiſchen der Preußiſchen und Ruſſiſchen Armee wieder hergeſtellt.

Das Armeecorps des Generallieutnants v. l'Eſtocq, ſtand folglich in Angerburg und in der Gegend, 12 Meilen von Königsberg entfernt, mit der Ruſſiſchen Armee in Verbindung, welche nach der Abreiſe des Feldmarſchalls Kaminskoy, unter dem Oberbefehl des Generals v. Bennigſen concentriet, hinter dem Narew kantonirte.

Der Rittmeiſter v. Raven und wir alle wurden nun den Befehlen des Majors v. Borſtell untergeordnet, dem es durch unermüdete Thätigkeit und durch gut gewählte kluge Maßregeln gelungen war, mit kaum 300 Pferden eine Diſtanz von Schippenbeil bis Brandenburg und mithin Königsberg, gegen eine ihm gegenüber ſtehende Macht von 10,000 Mann, 14 Tage hindurch, zu decken.

Der Marſchall Ney von der Thätigkeit des Majors v. Borſtell überraſcht und getäuſcht, ſchien die Ankunft des Armeecorps des Prinzen v. Ponte-Corvo an der Paſſarge abwarten zu wollen, ehe mit Nachdruck gegen Königsberg operirt werden ſollte.

Dieſes Armeecorps traf den 15ten Januar an der Paſſarge ein, wo der Prinz von Ponte-Corvo ſein Hauptquartier in Preußiſch-Holland nahm.

Einen Waffenſtillſtand, den der General Colbert, welcher die 3000 Mann ſtarke Avantgarde des Marſchals Ney befehligte, den 17ten Januar mit dem General v. Rüchel in Preußiſch-Eilau abſchloß, und der ſich nur auf das ſogenannte, vom Feinde ſupponirte Königsbergſche Armeecorps bezog, dient zum Beweiſe, wie ſehr dieſes kleine Detachement, welches bis an die Memel keinen Reſpit hatte, den Feind beſchäftigt und geſchadet haben muß. Daß die Gegend, welche dieſes Detachement deckte, mit Einſchluß von Königsberg, damals von dem bedroheten feindlichen Beſuche verſchont blieb, muß dem Major v. Borſtell zur größten Freude gereichen, wenn gleich ſie dadurch getrübt wird, daß ſpäterhin, nach der Schlacht von Heilsberg, im Gange der unglücklichen Kriegs-Ereigniſſe, auch dieſe Gegend dem Feinde überlaſſen werden mußte.

Als die Ruſſen und Preußen nun vereinigt, gegen die linke Flanke der Armeecorps der Marſchälle Ney und Prinz Ponte-Corvo voroperirten, und der Major v. Borſtell den 25ſten Januar ſein Detachement in Mehlſack zuſammen gezogen, zuvor aber den Wafſenſtillſtand aufgekündigt hatte, machte er uns unſere Beſtimmung, dem Feinde fernerhin durch dreiſte Coups den möglichſten Abbruch zu thun, bekannt. Wir eilten nun, der Armee nachzukommen, welche einen Marſch voraus hatte, und einen großen Bogen durch Vornehmung des rechten Flügels umſchreiten mußte. Der Major v. Borſtell bewirkte dieß durch einen forcirten Marſch von 8 Meilen, welcher uns ſchon Tags darauf die Gegend von Preußiſch-Holland erreichen ließ.

Den 27ſten rückten wir bis Preußiſch-Mark und Chriſtburg vor. Hier erfuhr der Major v. Borſtell daß Graudenz von 4000 Mann Darmſtädtiſcher Truppen blockirt, Danzig jenſeits der Weichſel von einem 10,000 Mann ſtarken Inſurgenten-Corps bedrohet, und die Weichſel ſelbſt im Zugehen begriffen ſey.

Die Ruſſiſch-Preußiſche Armee war nach mehreren vortheilhaften Gefechten bis Saalfeld und Allenſtein vorgedrungen, die Armeecorps der Marſchälle Ney und Prinz v. Ponte-Corvo hatten ihre Rettung nur dem langſamen Zuge und der zu weit rechts gedehnten Direktion der ruſſiſchen Kolonnen zu danken.

Das Hauptquartier des Generals v. l'Eſtocq war in Saalfeld.

Die Gefahr, welche für das l'Eſtocqſche Armee-Corps in der rechten Flanke und im Rücken entſtehen mußte, wenn die Weichſel einen Uebergang geſtattete, bevor die Blockade von Graudenz aufgehoben, das Blockadecorps gegen Thorn zurück gedrängt, und dieſes Corps dadurch verhindert würde, ſich, es ſey auf dem rechten oder linken Ufer der Weichſel, mit dem Inſurgenten-Corps zu vereinigen, bewog den Major v. Borſtell mit den ihm untergeordneten ſchwachen

Kräften, einen Verſuch zur Aufhebung der Blockade durch einen nächtlichen Ueberfall des Blockadecorps ſelbſt, zu wagen.

Er entwarf zu dem Ende eine Diſpoſition, welche er dem General v. l'Eſtocq mittheilte, bat um mögliche Unterſtützung, und noch in derſelben Nacht vom 27ſten zum 28ſten Január, traten wir unſern Marſch nach Graudenz an.

Kurz zuvor überbrachte ein vom General v. Rüchel abgeſandter Feldjäger dem Major v. Borſtell den Befehl: „daß er die Feld-Truppen dem Rittmeiſter v. Raven übergeben, mit dem bis auf 200 Mann „verſtärkten Garde du Corps Kommando aber ſo fort „nach Königsberg zurückgehen ſollte.“

Die Wichtigkeit ſeines Vorhabens und die Ueberzeugung daß es gelingen würde, ließen ihn jedoch, zu unſer aller Freude, nicht unſchlüſſig, ob er einen Befehl befolgen ſollte, der vom General v. Rüchel unter Umſtänden gegeben worden, die ihm, in einer Entfernung von einigen 20 Meilen unbekannt ſeyn mußten. Er verfolgte daher ſeinen Marſch in zwei Abtheilungen, wovon er die eine über Marienwerder, die andere über Rieſenburg dirigirte. Auf dem Wege nach Marienwerder wurde 1 Offizier und 14 Mann, in Marienwerder der General Faultrier und einige 20 Mann vom Rittmeiſter v. Alvensleben, und in und auf dem Wege nach Rieſenburg einzelne Abtheilungen aufgehoben.

Nach dem Inhalt des vom Major v. Borſtell gegebenen Befehls, ſollte die rechte Flügel-Abtheilung, wenn nicht unüberwindlicher Widerſtand es hinderte, den 28ſten des Mittags, den Marſch auf Graudenz fortſetzen, ſich in Garnſee mit ihm vereinigen, von dort aus ſollte die ganze Kette des Blockadecorps alarmirt, und der Vortheil der Ueberraſchung im Rücken des Feindes möglichſt benutzt werden.

Scheinbar ſichere Nachrichten, daß ein ſtarkes feindliches Detachement gegen Marienwerder im Anmarſch ſey, um die Aufhebung des franzöſiſchen Generals zu rächen, bewogen aber ſowohl den Rittmeiſter v. Alvensleben, den franzöſiſchen General und die übrigen Gefangenen nach Chriſtburg in Sicherheit zu bringen, als auch den Rittmeiſter v. Raven, der die rechte Flügel-Abtheilung kommandirte, weitere Befehle abzuwarten, welche, ſobald der Major v. Borſtell dieſe Zögerung erfuhr, zwar ertheilt wurden, jedoch die Ausführung des Ueberfalls im Ganzen vereitelten.

Der Major v. Borſtell mußte ſich nun begnügen, die zu ſeiner Diſpoſition übrig bleibenden 150 Pferde, in mehrere kleine Detachements zu vertheilen, das Blockadecorps nur alarmiren zu laſſen, wodurch immer der Hauptzweck erreicht werden konnte, den Uebrigen andere Punkte zu Ueberfällen in der Communication zwiſchen Graudenz und Strasburg, dem Ganzen aber Rieſenburg zum Ralliements-Punkte anzuweiſen.

Dieſe verſchiedenen Unternehmungen waren auf Deutſch-Eilau, Biſchofswerder, Leſſen und gegen Graudenz dirigirt.

In Deutſch-Eilau ſollte ein anſehnlicher Wagen-Tranſport und viele Bleſſirte vom Armeecorps des Prinzen v. Ponte-Corvo, in Biſchofswerder eine franzöſiſche Bäckerei und eine bedeutende Anzahl Preußiſche Kriegsgefangene, und in Leſſen das Lazareth und das Depot des Blockadecorps befindlich ſeyn.

Der Major v. Borſtell war für ſeine Perſon bei dem nach Biſchofswerder beſtimmten Detachement, als der Mittelpunkt dieſes in der Nacht vom 28ſten auf den 29ſten ausgeführten Streifzugs. Nach ſichern Nachrichten, welche dem Major v. Borſtell unter Weges zukamen, waren die in Biſchofswerder wirklich befindlich geweſenen Lockſpeiſen, ſchon den Abend zuvor abgeführt worden, und ſtatt dieſer, 500 Mann Infanterie dort eingerückt. Die Entfernung von Rieſenburg nach Biſchofswerder beträgt 4 Meilen. Durch Boten irre geführt, welche tiefe mit Schnee verwehte Hohlwege umgehen wollten, hatte ſich dieſes Detachement ohnehin ſo ſehr verſpätet, daß kein glücklicher Erfolg mehr zu hoffen blieb. Die Unternehmung mußte alſo aufgegeben werden, und der Major v. Borſtell eilte für ſeine Perſon nach Rieſenburg zurück, um dort die Rapporte und die verſchiedenen Abtheilungen zu erwarten, und für ihr Unterkommen zu ſorgen. Der Lieutnant v. Romberg folgte mit dieſer, aus 50 Garde du Corps beſtehenden Abtheilung, und war ſo glücklich ein Kavallerie Detachement zu bemerken, welches auf dem Wege von Deutſch-Eilau nach Graudenz ſeinen Weg durchſchneiden mußte; er griff ſelbiges an und nahm 1 Offizier und 22 Mann gefangen.

Der Lieutnant v. Ledebur überfiel mit 20 Garde du Corps das Dorf Bialokowo, das Hauptquartier des franzöſiſchen Diviſions-General Rouyer, Befehlshaber des Blockadecorps. Der Diviſions General entkam durch eigene und durch die Geiſtesgegenwart ſeines Adjutanten, des Oberſtlieutnants Debaine, welcher, obgleich die Piſtolen auf ſeine Bruſt gerichtet waren, ſeinen General verläugnete, und ihm dadurch Zeit verſchaffte, ſich durch einen kühnen Sprung aus dem Fenſter zu retten.

Dieſer Oberſtlieutnant Debaine, der Kapitän Prinz Wittgenſtein, 1 Lieutnant und 52 Mann vom Darmſtädtſchen Regiment Leib-Garde wurden gefangen, und die Bagage und Pferde des Generals und der Garniſon erbeutet.

Des Königs Majeſtät beförderten den Lieutnant v. Ledebur, der ſich äußerſt entſchloſſen benommen hatte, nur von einem Garde du Corps begleitet, in das Haus des Generals eindrang, und ſelbſt deſſen Adjutanten zum Gefangenen machte, zu unſer aller Freude zum Staabs-Rittmeiſter.

Die Blockade von Graudenz ward noch in derſelben Nacht vom 28ſten bis 29ſten Januar aufgehoben. Das Darmſtädtſche Corps eilte nach Rheden auf dem Wege nach Thorn zurück. Der Zweck des Majors v. Borſtell ward hierdurch völlig erreicht.

Die nach Deutſch-Eilau und Leſſen ausgeſchickten Detachements fanden dieſe Oerter ſchon vom Feinde geräumt und brachten einige Gefangene.

Der früher bemerkte glückliche Coups des Lieutnants v. Romberg, verdient ſeiner Eigenthümlichkeit wegen noch deutlicher erzählt zu werden.

Der Lieutnant v. Romberg ſetzte ſich mit dem Detachement in eine Vertiefung, um den Feind näher kommen zu laſſen, und griff ihn an. Das franzöſiſche Detachement war ungewiß, ob es der Feind ſey, weil wir zu ſchnell vorgerückt waren, als daß die Gegend ſchon für unſicher gehalten werden konnte. Der Offizier begeneigt ſich folglich aufmarſchiren zu laſſen, und blieb halten, der Lieutnant v. Romberg hierdurch und von der Aehnlichkeit der Uniformen mit der der ruſſiſchen Dragoner getäuſcht, auch dadurch in Ungewißheit geſetzt, daß wir bis jetzt nur mit Chaſſeurs und Huſaren, die Czackos tragen, gekämpft, und bisher keine Dragoner mit Helmen geſchmückt, bemerkt hatten, glaubte daß es Ruſſen wären. Auch er ließ ſogleich auf 40 Schritt halten, und nun ſah man ſich Mittags 11 Uhr bei hellem Tage verwundert an. Der Lieutnant v. Romberg ritt endlich vor und fragte: „Français ou Russes.“ Auf die Antwort, Français, ſtürzten nun die Garde du Corps auf den Feind ein, welcher fliehen wollte, aber bald abgeſchnitten ward. Das Gefecht begann, ward aber, bei der an und für ſich ſchon unverhältnißmäßigen Zahl, bald durch die Gefangennehmung des ſchwächern Theils beendigt; 8 Mann blieben auf dem Platze, und nur 2 Mann entkamen hier um von der nach Deutſch-Eilau beſtimmten Abtheilung des Grafen v. Schulenburg, aufgefangen zu werden.

Erſt den 29ſten Mittags traf ein Koſacken-Pulk in Rieſenburg ein, womit der Generallieutnant v. l'Eſtocq das Detachement des Major v. Borſtell verſtärkte, und ihn mit ſelbigem nach Marienwerder beorderte, um die Gegend gegen Streifzüge der Inſurgenten zu decken, welche auf mehreren Punkten Bahnen über die Weichſel etablirt hatten.

Den 30ſten Januar marſchirten wir nach Marienwerder.

Unſre jenſeits der Weichſel vorpouſſirten Patrouillen hoben in Meve ein den Inſurgenten gehöriges Magazin auf, und machten bei dieſer Gelegenheit einen

Pol-

Polniſchen Kommiſſär ordonnateur und 14 Mann zu Gefangenen.

Die Inſurgenten wurden um dieſe Zeit von einem aus Danzig detachirten Corps Preußen zurückgedrängt.

Die Ruſſiſch-Preußiſche Armee ſtand den 1ſten Februar: die Ruſſiſchen Diviſionen des linken Flügels über Allenſtein hinaus, das Preußiſche Armeecorps oder der rechte Flügel an Garnſee.

Das Ruſſiſche Hauptquartier war in Mohrungen.

Der Kaiſer Napoleon, dem der Vortheil, der aus dieſer großen Ausdehnung gezogen werden konnte, nicht entgangen war, hatte ſeine Armeecorps bei Ortelsburg concentrirt.

Den 1ſten Februar nahmen die Koſacken einen Adjutanten des Marſchalls Ney gefangen; die bei ihm gefundenen Depeſchen unterrichteten den General v. Bennigſen, daß ſein linker Flügel Tages darauf in Allenſtein angegriffen werden würde. Dieſer Angriff fand wirklich Statt. Jetzt ſah man die uns drohende Gefahr ein. Die Armee ward auf den Höhen bei dem Dorfe Jankendorf concentrirt, welches den nothwendig gewordenen Rückzug erſchwerte. Dem General v. Bennigſen ſtanden zwei Mittel zu Gebote: das eine, hier eine Schlacht anzunehmen, und das noch entfernte Corps des Generals v. l'Eſtocq gegen die linke Flanke des Feindes zu dirigiren; das zweite, den Rückzug anzutreten, ohne das l'Eſtocqſche Corps abzuwarten. Er wählte das letztere. Der Feind ging auf der Sehne fort, während der bisherige rechte Flügel der preußiſchen Armee einen großen Bogen zu umſchreiben hatte, und in beſtändige Arriergarden-Gefechte verwickelt ward, bis endlich die Ruſſiſche Armee den 7ten Februar, an Kräften faſt erſchöpft, Preußiſch-Eilau mit dem Feinde faſt zu gleicher Zeit erreichte.

Den 6ten Februar Abends, erhielt der Major v. Borſtell vom Generallieutnant v. l'Eſtocq aus dem Hauptquartier Schlodien, unterm 4ten Februar, einen Befehl, nach welchem er ſofort aufbrechen, ſich in Preußiſch-Holland an die Vorpoſten ſeines Armeecorps anſchließen, und die Verbindung mit Marienwerder, oder mit dem Corps des Generals v. Rouquette, unterhalten ſollte. Der Major v. Borſtell gab dem Detachement, welches in einer Ausdehnung von 7 Meilen auf Poſtirung ſtand, Tages darauf, den 7ten Februar, das Rendezvous in Chriſtburg. Der Marſch betrug 5 Meilen. Hier erfuhren wir, daß der Feind in der Nähe ſey, und die Ruſſen und Preußen ſchon ſeit einigen Tagen die Gegend verlaſſen hätten. Der Major v. Borſtell ſetzte noch denſelben Tag ſeinen Marſch 1 Meile bis Amt Dolſtädt fort, und ſchickte Kundſchafter nach Preußiſch-Holland, welche ihn benachrichtigten, daß ſchon denſelben Abend eine franzöſiſche Patrouille dort geweſen ſey, und auf den folgenden Tag eine ſtarke Einquartierung von einigen tauſend Mann angeſagt habe, auch daß ſich noch bedeutende Preußiſche Mehl- und Fourage Vorräthe dort befänden. Die Direktion des Rückzuges der Preußiſch-Ruſſiſchen Armee wußte man nicht anzugeben. In der Ueberzeugung, daß das Preußiſche Corps ſich in der Richtung auf Wehlau, das Ruſſiſche auf Inſterburg zurückziehen, und daß es täglich zu einer entſcheidenden Schlacht kommen würde, glaubte der Major v. Borſtell noch Königsberg erreichen, oder ſich wenigſtens durch dieſe jetzt noch nicht ſtark beſetzte Gegend durchſchlagen, hiernächſt nöthigen Falls ſeinen Rückzug über das friſche Haff fortſetzen zu können. Die größte Eile war jedoch nothwendig; auch wünſchte er noch dem Feinde die in Preußiſch-Holland befindlichen Vorräthe zu entreißen. Er ließ daher ſogleich hundert Schlitten zuſammen bringen; ſeine Avantgarde unter dem Rittmeiſter v. Alvensleben befand ſich mit Tagesanbruch vor Preußiſch-Holland, vertrieb von dort ein franzöſiſches Detachement, und nahm ſelbigem 2 Ruſſiſche Pulverwagen ab. Das Detachement marſchirte auf den Höhen von Preußiſch-Holland auf. Den 8ten Februar Mittags um 2 Uhr, während unſere Waffenbrüder bei Preußiſch-Eilau eine blutige Schlacht verbeſſern halfen, befanden wir uns 10 Meilen von ihnen getrennt, im Angeſicht einer ſtarken feindlichen Colonne, welche in der Straße von Saalfeld auf Preußiſch-Holland anrückte. Das Magazin war bereits abgeführt. Wir traten nun, vom Feinde eine Stunde verfolgt, den Rückzug an, und erreichten Königsberg in der Nacht vom 9ten zum 10ten Februar, nachdem wir 16 Meilen in 37 Stunden zurückgelegt hatten.

Die eifrigen Wünſche des Majors v. Borſtell und ſeiner Untergebenen, bei dem nachherigen Vorgehen der Ruſſen und Preußen, ferneren Antheil am Kriege nehmen zu können, blieben unerfüllt, ihm ward dagegen die Beſorgung der Verpflegungs-Escorten übertragen, welche der Ruſſiſch-Preußiſchen Armee Brot und Fourage zuführen mußten, und ſein bis auf 500 Mann verſtärktes Detachement bis zu den letzten Tagen des Aprils beſchäftigte.

Als endlich die eingetretene beſſere Jahreszeit entſcheidende Ereigniſſe erwarten ließ, erbat ſich der Major v. Borſtell von Sr. Majeſtät dem König, eine thätigere Beſtimmung, welche Allerhöchſt Derſelbe, ihm bei dem Corps anwies, welches unter dem Befehl des Generallieutnants v. Blücher, in Schwediſch Pommern formirt wurde. Hier ward ihm die Leitung der Organiſations-Geſchäfte der Kavallerie übertragen.

Zum Beweis der Allerhöchſten Zufriedenheit ernannten der König den Major v. Borſtell zum Oberſtlieutnant, und erhoben ihn zum Flügel-Adjutanten bei ſeiner Allerhöchſten Perſon.

Sein bisheriges Detachement, in mehrere kleine vertheilt, von denen auch mir eine Abtheilung anvertraut ward, wünſchte ihn einſtimmig zum Führer zu behalten. Jeder der einzelnen Befehlshaber hätte willig auf dieſe Auszeichnung Verzicht gethan, wenn dieſer Zweck erreicht werden konnte; jeder erſuchte ihn, ſich dieſe Gnade von dem Könige zu erbitten, ein Beweis, in welchem hohen Grade er ſich unſer Aller Zutrauen erworben hatte.

Graf Pückler,
Premier-Lieutenant der Armee.

Züge des Muthes und der Tapferkeit im Preußiſchen Heere während des Krieges von 1806 bis 1807.

Von den ſehr hitzigen und anhaltenden Gefechten bei Colberg verdient die Vertheidigung der Perſante-Brücke, den 1ten Juli 1807, obenan geſetzt zu werden. Beweiſe ſind die unzähligen Kugeln, welche der Feind, aus der mit Hügeln ſehr reichlich beſchenkten und mit ſtarkem Holz bewachſenen Maikuhle, über die ſchmale Perſante nach der freien Gegend der Vertheidiger ſchoß, und welche man noch zum Theil am Lizenthauſe abgedrückt ſieht. Dieſes Denkmal der Verwüſtung ſpricht für die hohe Entſchloſſenheit der dort gebliebenen Vertheidiger der v. Schillſchen Infanterie. Die Breite der Perſante iſt zugleich die Entfernung der gegen einander fechtenden Theile, und aus dieſer Entfernung läßt ſich auch leicht der Schluß machen, daß ein gewiſſer Tod für jeden hier freiſtehenden unvermeidlich ſeyn mußte.

Um dem Feinde die Benutzung der Brücke unmöglich zu machen, poſtirte der Lieutenant v. Gruben einen Theil ſeiner Leute in die Häuſer neben der Brücke, wo ſie den Feind aus Thüren und Fenſtern beſchoſſen. Ein anderer Theil baute ſich, während des heftig ſten feindlichen Feuers eine Bruſtwehr von Holz, gerade vor erwähnter Brücke; v. Gruben wollte, ungeachtet des mörderiſchen Feuers, die Brücke verbrennen, und forderte Freiwillige dazu auf. In dem Augenblick ſprangen der Unterofficier Czuky, die Schützen Wollitz und Gottlieb Frenzel, und der Musketier Michel Könrei ein Irländer, vor, und baten es ſich zur Ehre aus, hierzu gebraucht zu werden. Dem Lobe, welches ihnen der Bataillons-Commandeur ertheilte, opferten ſie willig ihr Leben. Sie erhielten fünf Pechkränze, welche ſchon früher zum Abbrennen der Altſtadt geliefert worden waren, und gingen mit dieſen nach der Brücke. Ein Heer von Kugeln empfing ſie auf derſelben, wodurch der Unterofficier ſogleich todt zu Boden geſtreckt wurde. Ungeſtört erfüllten die übrigen ihren Auftrag, ſie legten das Feuer an, und blieſen, wie in der Küche, um es in helle Flamme zu bringen. Viele Kugeln flogen durch das Feuer und zerriſſen es zu verſchiedenen Malen; um dieß zu verhüten, ſtellten ſich zwei Mann, an ihre Gefahr nicht denkend, aus zu großem Dienſteifer vor daſſelbe, und der dritte legte ſich auf die Brücke und blies. Das Feuer loderte endlich auf, und die ſchlecht gearbeiteten Pechkränze, nebſt einem kleinen Theil der Brücke, fingen an zu brennen. Indem der Blaſende ſich aufrichten will, erhält er einen Schuß durch den Kopf, welcher ihn todt zur Erde wirft. Die noch lebenden Kameraden bringen die getödteten nach dem Lizenthauſe, wo ſie vom Lieutenant v. Gruben, für ihre Geiſtesgegenwart, umarmt wurden. Jeder von dieſen am Leben gebliebenen hatte fünf bis ſechs Schüſſe durch die Kleider.

Iſt man im Stande, den Lebenden ihren Heldenmuth, durch eine allgemeine Achtung, und durch Belohnungen zu vergelten, ſo gehört den Todten eine Würdigung und Anerkennung ihrer geleiſteten Dienſte durch ein bleibendes Denkmal.

Der getödtete Schütze Wollitz hatte ſich ſchon mehrere Male ausgezeichnet, namentlich den 16ten Febr. 1807 bei Stargard; den 30ten Juni vor der Malkuhle, wo er mit drei ſeiner Kameraden gegen dreißig Feinde focht, und aus ſeinem Gewehr hundert und neunzig Patronen verſeuerte; er mußte mehrere Male mit dem Feuern einhalten, um ſein Gewehr wieder abkühlen zu laſſen.

Friedrich Oelenberger

war von kleiner, ſchwächlicher Statur, und hatte nichts empfehlendes in ſeinem Aeußern; er wurde deßwegen von ſeinen Kameraden wenig geliebt.

Dieſer Oelenberger war ein in Berlin in Arbeit geſtandener Handwerksgeſelle; durch den Ruf des v. Schilliſchen Corps aufgemuntert, verließ er den Ort ſeines Aufenthalts, und ließ ſich in gedachtem Corps als Soldat einſtellen.

In mehreren Gefechten, welche das v. Schilliſche Corps vor der Maikuhle hatte, zeigte er ſich als ein ſehr braver Soldat, und erwarb ſich dadurch bei ſeinen Kameraden den Beinamen des dreiſten.

In dem nächtlichen Sturm auf Gelnow bewies er eine vorzügliche Entſchloſſenheit. Beim Eindringen in die feindliche Schanze konnten nur wenige Feinde ſich durch die Flucht retten. Die Feinde waren Italiener, und wurden von ihren braven Officieren zu einer ſehr hartnäckigen Vertheidigung angehalten, welches auch ſo weit ging, daß viele von ihnen keinen Pardon nehmen wollten, ſondern ſich bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens vertheidigten. Die Compagnie, wobei Oelenberger ſtand, eilt im Geſchwindſchritt nach dem Dorfe Gelnow, in welchem ſich der Feind noch aus den Häuſern vertheidigt; allein Oelenberger bemerkt bei einem getödteten Feinde einen Trageſack, deſſen er bis jetzt entbehren mußte, er bemächtigt ſich deſſelben, wobei er ſich einige Minuten aufhält, in der Meinung, die Compagnie bald wieder einzuholen; in dieſem Augenblick hört er in ſeiner Nähe ein Geräuſch, und wird in der nur ſehr kärglich durch den Mond erhellten Dunkelheit, einen großen Italieniſchen Unterofficier mit Gewehr und Waffen gewahr, der aus einer nahen Wachthütte heraus kommt, welche von den Siegern ununterſucht geblieben war. Schüchtern ſieht ſich der Unterofficier um, ohne jedoch den Oelenberger zu bemerken; dieſer ergreift in der Geſchwindigkeit ſein Gewehr, erinnert ſich aber, daß ſolches nicht geladen iſt, und ſetzt mit großem Geſchrei ſeinen ſtarkem Gegner das Bajonett auf die Bruſt. Der Unterofficier wirft in der Angſt ſeine Waffen weg und ruft Pardon! der ihm auch zugeſichert wird. Nach einigen Augenblicken ſieht ſich aber der Unterofficier mit ſeinem fünf Fuß hohen Ueberwinder allein, welchen er ſogleich heimtückiſcher Weiſe überfällt, indem er unbemerkt eine Piſtole aus dem Buſen zieht und Oelenberger die Kugel durch den Hut ſchießt. Dieſer hierüber aufgebracht, ſtößt ihn mit den Bajonett nieder. Oelenberger wurde gleich nach dieſem tragiſchen Vorfall von fünf oder ſechs Italienern umringt, aber er ſetzt ſich mit ſeinem Bajonett in Reſpekt und langt, nachdem er einige ſchwer verwundet hatte, bei ſeinen übrigen Kameraden auf ihrem Zurückzuge an. Er war einer der letzten, welche die Verſchanzung verließen, weil ihm das Zurückgehen viel zu früh ausgeführt wurde.

Ferdinand Weißmann

war ein junger Menſch von 18 Jahren und ſtand als Soldat bei der erſten Compagnie des leichten v. Schillſchen Infanterie-Bataillons.

Den 1ten Juli 1807 zeichnete ſich dieſer durch Entſchloſſenheit aus. Nach einem lebhaften Feuer, welches der Feind gegen die Maikuhlenverſchanzung richtete, wurden verſchiedene Artilleriſten bei ihrem Geſchütze getödtet, ehe ſie im Stande waren, dem Feinde gehörig zu antworten, weil dieſer durch die hohen Sand-Dünen am Strande der Oſtſee gedeckt ſtand. Endlich wagte es der Feind, die nur ſehr ſchwach beſetzte Bruſtwehr zu erſteigen. **Weißmann**, der an der Bruſtwehr ſteht, wird etwas ſeitwärts die Köpfe zweier Feinde gewahr, welche ſich beſtreben, heraufzuklettern; ungeachtet des heftigſten feindlichen Gewehrfeuers von den Dünen, ſpringt er auf die Krone der Bruſtwehr, ſchreit: **hier kommt Keiner herein, als Preußen!** und ſtößt beide mit dem Bajonett zurück. Noch eine Zeitlang beſtrebte ſich jeder dieſe Bruſtwehr zu vertheidigen, allein da der Feind durch die Oſtſee watete, und die Vertheidiger im Rücken angriff, ſo zog ſich Alles zurück.

Chriſtian Schwartz

ein Pommer, ſtand als Gemeiner beim leichten v. Schillſchen Infanterie-Bataillon.

Bei dem Ueberfall auf Selnow, hatten die beiden Compagnien des rechten Flügels bereits den Feind von der Verſchanzung vertrieben und vereinigten ſich im Dorfe mit der dritten Compagnie, von welcher der Feind bis hinter das Dorf verfolgt wurde. Die Nacht war ſehr ſparſam vom Monde erleuchtet, und man konnte daher in einer mäßigen Entfernung die Gegenſtände nur ſehr ſchwer erkennen, wodurch ſich der Feind leicht verbergen konnte; derſelbe wurde alſo nur dahin verfolgt, wo man glaubte, daß er ſeine Retirade hin genommen haben konnte. Schwartz wurde mit einem Horniſten und ſechs Mann zurück gelaſſen, um von dem etwa in der Flanke anrückenden Feinde, ſogleich Nachricht zu geben. Die Compagnien ſind noch nicht lange entfernt, als der Feind in einer bedeutenden Maſſe gegen den Schwartz vorrückt, welcher hierauf den weiter vorgedrungenen Compagnien anzeigen läßt, daß das feindliche Soutien anrücke. War es nun der Fall, daß der Bothe die Compagnien nicht fand, oder ſelbige auch das Signal des Horniſten nicht hörten, genug der Feind drang vor, und dadurch konnten die Compagnien abgeſchnitten werden. Schwartz ließ hierauf den Horniſten mehrere Signale blaſen, er ſelbſt commandirte mit lauter Stimme: Bataillon! in Zügen ꝛc. wozu er ſelbſt mit ſeinen ſechs Mann ein möglichſt raſches Feuer auf den Feind machte. Der Feind dadurch ſtutzig gemacht, glaubt, daß dieſes eine ſtarke Reſerve ſey, deren Haupt-Corps ſich noch ſeitwärts mit einer andern feindlichen Abtheilung beſchäftige, und ſendet dieſerhalb nur einige Patrouillen vor, die aber jedes Mal von Schwartz und ſeinen Kameraden, ſo gut empfangen werden, daß ſie ſich ſogleich zurückbegeben. Endlich zog ſich dieſes kleine Detachement zurück, und nun wagte es erſt der Feind vorzurücken. Schwartz erhielt, wegen Erſtürmung der Schanze und der hier gezeigten Geiſtesgegenwart, die Medaille.

Johann Krüger

ſtand als Soldat bei der erſten Compagnie leichten v. Schillſchen Infanterie Bataillons. Er war aus der Ukermark gebürtig, und ſtellte ſich nach dem Aufruf des Majors v. Schill als Ranzionirter unter ſeine bereits wieder in Dienſt getretenen Kameraden. Auf dem Vorpoſten von Neu-Borck, der wegen der Nähe des Feindes eine beſondere Wachſamkeit erforderte, zeichnete er ſich als unermüdeter Wächter, ſo wie als ſchlauer, unternehmender Führer der Patrouillen aus.

Im Gefechte bei Neu-Borck, den 7ten März 1807, entfernte er ſich zu weit von ſeinen Kameraden, um, wie er ſich nachher entſchuldigte, den Feind zu flankiren. Drei feindliche Tirailleurs ſchnitten ihn von ſeinen übrigen Kameraden ab, er hingegen zieht ſich auf einen Sandhügel und vertheidigt ſich dort gegen ſeine drei Gegner, bis der Feind geworfen ward.

Am 19ten März im Gefechte bei Selnow ward Krüger von der feindlichen Kavallerie abgeſchnitten und umringt; er vereinigt ſich aber mit einem feiner Kameraden, Namens Friedrich Zichert, beide ſtellen ſich mit den Rücken zuſammen und ziehen ſich fechtend über 900 bis 1000 Schritt zurück, ohne daß ſechs feindliche Kavalleriſten ihnen beikommen können. Zichert wird endlich tödtlich verwundet, wodurch Krüger in Gefangenſchaft geräth. Er wird mit den übrigen Gefangenen nach dem offenen Städtchen Gültzow gebracht, (zwei Meilen von Greiffenberg) wo ſie übernachten. Während die Escorte in der Nacht ſchläft, wird von mehreren Gefangenen die Lehmwand ihres Gefängniſſes eingeſtoßen, und Krüger befreit ſich mit ſiebzehn ſeiner Kameraden. Ueber den nächſten Weg nach Colberg iſt er mit ſeinen Kameraden unſchlüſſig, und geht daher aufs Gerathewohl allein, hat aber das Unglück, von einer feindlichen Patrouille ergriffen, und dem Gefangenen-Transport nachgebracht zu werden; die Escorte erkennt ihn, und er wird wegen ſeiner Entweichung in Stettin einer Militär-Commiſſion übergeben, welche ihm den Tod zuerkennt. Man führt ihn in Bußkleidern nach dem Richtplatz, verbindet ihm die Augen, läßt ihn niederknien, und giebt ihm dann Pardon. Von Stettin wird Krüger nach Magdeburg transportirt, und dort als Holländiſcher Huſar angeworben. Kaum ſieht er ſich als ſolcher im Freien, als er mit dem Pferde deſertirt, und mit dem Detachement des Volontairs Müller den 17ten Mai in Colberg wieder eintrifft, wo er ſich auch ſogleich zu ſeiner vorigen Compagnie verfügt, um in ſeinen alten Platz wieder eingeſtellt zu werden.

Krüger fand ſchon am Tage ſeiner Ankunft in Colberg Gelegenheit, ſich aufs neue auszuzeichnen, welche er auch nicht unbenutzt vorbeigehen ließ. Er hatte nämlich mit noch vier andern Kameraden der erſten Compagnie, welche mit ihm vom Commando gekommen waren, die Erlaubniß erhalten, in ſeinem Quartier bleiben zu dürfen, und bei etwa eintretender Alarmirung, dieſen Tag ſich auszuruhen, ohne nach dem Alarmhauſe zu gehen; allein gerade in dieſer Nacht ſtürmte der Feind die noch nicht vollendete Schanze auf dem Wolfsberge zum erſten Mal, wodurch ſogleich in der Stadt Lärm entſtand. Krüger eilt mit ſeinen vier Compagnie-Kameraden aus der Stadt, aber nicht nach dem Rendezvous der Compagnie, ſondern dahin, wo der Feind zu finden iſt. So eben beſchäftigt ſich der zweite Commandant von Colberg, Kapitän v. Waldenfelds ſeine Truppen zum zweiten Sturm auf die verlorne Wolfsbergsſchanze zu bewegen, welches ihm Mühe koſtet, als Krüger mit ſeinen übrigen Kameraden anlangt. Ohne darnach zu fragen, ob ſein Bataillon hier iſt, glaubt er ſich doch in der Sache des Königs auf ſeinem Poſten; er geht voran und ruft ſeinen übrigen Kameraden zu: Kameraden! die Schanze müſſen wir wieder haben. Allen wird durch dieſen Aufruf der Muth belebt, und man folgt ihm willig; er iſt der erſte in der Schanze, welche bis zum 14ten Jun. in unſern Händen blieb. Der Kapitän von Waldenfelds war Zeuge dieſer muthvollen Handlung; er umarmte in Gegenwart des ganzen Corps dieſen Krüger und ſeine vier Kameraden, und ſchenkte jedem einen Thaler.

Da ſich dieſer Krüger drei Mal mit der größten Lebensgefahr ranzionirt, und zur Eroberung des Wolfsberges durch ſeinen Muth vieles beigetragen hatte, ſo ward er als ein Muſter von Bravheit ſeinen übrigen

Compagnie-Kameraden vorgeſtellt, und dem Könige zur Medaille vorgeſchlagen.

Einige Zeit nach dieſer Handlung wurde in Erfahrung gebracht, daß der Feind ein Pulver-Magazin in Roman habe; man ſuchte einen entſchloſſen Menſchen, welcher es über ſich nähme, dieſes Magazin anzuzünden, und man verfiel endlich auf dieſen Krüger. Das Unternehmen war ſehr ſchwer, und unvermeidlich der Tod des Unternehmers. Glückte es ihm auch die Schildwachen zu beliſten, ſo brachte ihn doch das Auffliegen des Magazins ins Verderben. Krüger wurde mit den Folgen dieſer Expedition bekannt gemacht, ihm aber zugleich eine Belohnung von 100 Rthlr für die glückliche Ausführung zugeſichert, und ihm geſagt, daß er durch dieſes Unternehmen dem Vaterlande einen großen Dienſt leiſte. Krüger ſchlug die angebotene Belohnung aus, und erklärte: daß er nur zum Wohl des Vaterlandes dem Anzünden des Magazins ſich unterzöge. Einige Tage war er abweſend, dann kam er unverrichteter Sache wieder zurück, weil das Magazien bereits fortgebracht war.

Am 30ten Junius war die erſte und dritte Compagnie, und eine halbe Huſaren-Eskadron, vor der Matkuhle mit dem Feinde engagirt, in welchem Gefechte das v. Schillſche Corps einige 30 Todte und Bleſſirte hatte. Krüger fand in dieſem Gefechte rühmlichſt ſeinen Tod, indem er mit einer Gewehrkugel durch den Kopf geſchoſſen wurde. Die ſämmtlichen Officier und ſeine Kameraden bedauern in ihm einen braven Soldaten.

Gottlieb Eichſtädt,

ein junger achtzehnjähriger Menſch, diente ſeinem Vater in Prenzlau als Marqueur. Durch den Ruf des v. Schillſchen Corps, welcher das Land erfüllte, ward er ſo vom Enthuſiasmus fortgeriſſen, daß er ſeinen Vater überredete, ihn Soldat werden zulaſſen

Ausgangs März 1807 erſcheint Eichſtädt in Colberg und meldet ſich beim Lieutenant v. Gruben um als Soldat zu dienen. Da dieſer junge Menſch einen ſehr ſchwachen Körperbau hatte, und als Soldat wenig verſprach, ſo wurde er nur auf ſein anhaltendes Bitten angenommen, ohne einer Compagnie zugetheilt zu werden.

Mit raſtloſer Thätigkeit lernte er in einigen Tagen das nöthige Exerciren; bei dem vortheilhaften Gefecht vom 12ten April, wo der Feind durch das v. Schillſchen Corps aus ſeiner Poſition vom Döpp bis nach Selnow verdrängt wurde, fand ſich dieſer Eichſtädt unaufgefordert ebenfalls ein, und ſchien den Braven an Bravheit übertreffen zu wollen. Alle Kameraden erſtaunten über ſeine Kühnheit, weil ſie ihn noch nicht für fähig hielten, ſein Gewehr brauchen zu können. Vor den Augen Mehrerer erlegt er einen Feind; er bemächtigt ſich ſogleich deſſen Waffen und Sachen, ſucht mit dieſen ſogleich den Lieutnant v. Gruben auf, und bittet, ihn zu würdigen, einer Compagnie des Bataillons zugetheilt zu werden. Der Commandeur des Bataillons Lieutenant v. Gruben, erfüllte nicht allein ſeinen Wunſch, daß er ihn bei der erſten Compagnie einrangiren ließ, ſondern überhäufte ihn auch, wegen ſeiner Bravheit, ganz öffentlich mit Lobſprüchen.

Eichſtädt bewies in der Folge bei andern Gefechten, daß er, ungeachtet ſeines ſchwächlichen Körperbaues, ein guter Soldat war, weil er Bravheit mit Diſpoſition verband, und ſich in kurzer Zeit eine allgemeine Liebe erwarb.

Bei Erſtürmung der Verſchanzung von Selnow, in der Nacht vom 16ten zum 17ten Junius 1807, war auch der erſten Compagnie ein Punkt angewieſen, wo ſie die Verſchanzung erſteigen ſollte. Noch war man einige 100 Schritt von der Verſchanzung entfernt, als die Compagnie dem kleinen Eichſtädt nicht ſchnell genug zu marſchiren ſchien. Mit ſtarken Schritten näherte er ſich der Verſchanzung und rief dicht vor ſelbiger ſeinen Kameraden zu: wer mir nicht folgt, iſt ein Hundsfott! — Eichſtädt war mit dem Offizier der erſte, welcher die Schanze erſtieg. Die ganze Compagnie folgte, und ward in einem Augenblick Meiſter von der Bruſtwehr.

Der damalige Commandeur des Bataillons, jetziger Kapitän v. Gruben, lobte Eichſtädt für dieſen Zug von Entſchloſſenheit öffentlich vor dem Bataillon, nöthigte ihn mehrere Male als Auszeichnung zu Tiſche, und ſchlug ihm zur Medaille vor.

Den 30ſten Juni 1807 ward Eichſtädt vor der Walkuhle erſchoſſen; er näherte ſich tollkühner Weiſe mehreren feindlichen Schützen bis auf 30 Schritt, von denen er, kurz vor ſeinem Tode, einige niederſchoß. Das Bataillon verlor an dieſem jungen Mann einen ſehr braven Soldaten, welcher wegen ſeiner Tapferkeit und ſeines ſehr muſterhaften Betragens, in der Folge weiter avancirt worden wäre.

Johann Klein

ſtand als Unteroffizier bei der erſten Compagnie des leichten v. Schillſchen Infanterie-Bataillons, und iſt einer von denjenigen Leuten, welche ſich bei jeder Gelegenheit auszeichneten, weßhalb auch dieſem Klein, unter den Braven der erſte Rang gebührt.

Der Unteroffizier Klein war der Sohn eines Invaliden aus Königsberg in der Neumark, dem er aber auch faſt nichts weiter als ſein Daſeyn zu verdanken hatte. Die große Armuth des alten verdienſtvollen Vaters machte dem Sohn manche kummervolle Stunde; dann aber erheiterte ſich ſein Himmel, wenn er von ſeinem erſparten Traktamente ſeinen Vater unterſtützen konnte. Dieſer edle Zug ſeines gefühlvollen Herzens machte ihm viel Ehre, und blieb von ſeinen Vorgeſetzten nicht unbemerkt.

Wahre Bravour, verbunden mit Diſpoſition, eine unermüdete Thätigkeit in Erfüllung ſeiner Dienſtpflichten, Uneigennutz und ein gutes militäriſches Benehmen verſchafften dem Klein eine allgemeine Achtung.

In der Poſition, welche das v. Schillſche Infanterie-Bataillon, von Selnow bis an die Oſtſee, am Colberger Deep bezogen hatte, ſtand Klein unter Commando des Lieutnants v. Quiſtorp in Neu-Borck. In einer unangenehmen Nacht, als der Feind mit Uebermacht Neu Borck angriff, und der Lieutnant v. Gruben dieſem Poſten mit einem Soutien zu Hülfe gekommen war, wodurch der Feind auch mit bedeutendem Verluſte zurück geſchlagen wurde, legte dieſer Klein hinreichende Proben ſeiner Entſchloſſenheit ab, wodurch er ſich die Achtung ſeiner Offizier in hohem Grade erwarb.

Seit dem 28ſten März 1807 war der Unteroffizier Klein fieberkrank, deſſen ungeachtet konnte ihn nichts zurück halten, bei jedem Gefecht vor der Maikuhle zu erſcheinen. Am 9ten April war er noch nicht gänzlich wieder hergeſtellt, als der Feind die Maikuhle und Saline angriff, welches aber nur eine Recognoſcirung zum Zweck hatte; zugleich ſchien das Beſtreben des Feindes dahin zu gehen, mit einer Compagnie die Saline anzuzünden. Bei dem durch dieſen Angriff entſtandenen Allarm, eilt auch Klein von ſeinem Krankenlager aus der Stadt, auf dem nächſten Wege zu dem Feinde, welches für ihn der nach der Saline war; mit 9 Freiwilligen geht er längs der Saline dem Feind entgegen, und ſetzt ſich eine Stunde lang dem heftigſten Feuer einer feindlichen Compagnie aus, wodurch er nicht allein den Feind im weitern Vordringen aufhält, ſondern auch das Anzünden der Saline verhindert. Für dieſes [illegible] wurd er, mit den 4 noch übrig gebliebenen Freiwilligen, vom Lieutnant v. Gruben vor dem verſammleten Bataillon öffentlich gelobt, einer königlichen Belohnung würdig erklärt, und deßhalb zur Medaille eingegeben.

In der Nacht vom 16ten zum 17ten Junius erſtürmte der Lieutnant v. Gruben das Dorf Selnow. Klein wurde durch ſeinen Muth verleitet, zu weit vorzudringen, der Feind umringt ihn und er iſt in Gefahr abgeſchnitten zu werden. Eben hatte er einen Polen erſtochen, als er ſich von den Seinigen getrennt ſieht; allein in dem gefährlichſten Augenblick ergreift er noch die Mütze des getödteten Polen, und ſetzt ſich ſelbige auf. Drei Mal ward er vom Feinde angehalten; allein einige polniſche Wörter machen ihn jedes Mal wieder frei, bis er endlich Gelegenheit findet zu entwiſchen, und ſo langt er eine Stunde ſpäter als ſeine Compagnie in der Maikuhle an.

Den 30ſten Junius ſtand er vor der Maikuhle in den Dünenbergen mit etlichen ſeiner Kameraden, und that dem Feinde ſehr großen Abbruch, wodurch er ſich dem heftigſten feindlichen Feuer ausſetzte ſo daß in einem Augenblicke drei ſeiner bravſten Kameraden neben ihm erſchoſſen wurden.

Den 1ſten Julius 1807 war er bei Vertheidigung der Brücke über die Periante nicht minder brav; lange ſtand er, unter dem heftigſten feindlichen Gewehrfeuer auf ſeinem Poſten, bis er endlich von einer feindlichen Gewehrkugel getroffen, von allen bedauert, endete.

Klein, der nie ſeine Pflichten vergaß, und nur als ein braver Soldat bekannt iſt, war zum Offizier vorgeſchlagen allein er erlebte die Allerhöchſte Genehmigung ſeines Avancements nicht.

Der Capitän Baumgarten im Frei-Jäger-Corps des Grafen v. Krockow.

Als ſich zu Ende des Februars 1807 die feindlichen Truppen Danzig näherten, hatte das Frei-Jäger-Corps des Grafen v. Krockow Hoch Kelpin, Ottamin und andere Dörfer in der Gegend von Danzig beſetzt. Der Capitän Baumgarten (früher Secondelieutenant in der Artillerie) Chef einer Compagnie Infanterie des Frei-Jäger-Corps, ein junger, unternehmender Mann, voll Begierde ſich auszuzeichnen, erfuhr, daß in dem kleinen Städtchen Polniſch-Behrend ein Vorpoſten der Inſurgenten von 50 Mann Cavallerie ſtände, und beſchloß ſolchen aufzuheben. Der Major Graf v. Krockow gab ihm ſehr gern die dazu nachgeſuchte Erlaubniß, und der Capitän Baumgarten brach am 2ten März mit 50 Mann Jägern zu Fuß, unter ſeinem alleinigen Commando, und 20 Jägern zu Pferde, unter Anführung des Lieutenants v. Henſel, (ehemals bei der Artillerie zu Fuß, jetzt bei der reitenden Artillerie) gegen 5 Uhr Abends von Hoch-Kelpin auf, und traf in der Nacht um 11 Uhr in Witſchkau ein. Er verweilte hier bis Mitternacht, und ſetzte dann ſeinen Marſch nach Carthaus fort, wo er Morgens um 4 Uhr ankam. Jetzt erfuhr der Capitän, die Zahl der Feinde habe ſich bei Pohlniſch-Behrend ſehr vermehrt, und betrage an 500 Mann. Dieſe Nachricht bewog ihn in Carthaus zu bleiben, wo er alle Vorkehrungen traf, daß dem Feinde ſein Anmarſch nicht verrathen wurde. Dem Grafen v. Krockow theilte er die eingezogenen Nachrichten mit, und erſuchte ihn um Verſtärkung. Gegen Abend erhielt der Capitän die gewiſſe Nachricht, daß die Inſurgenten in Beck, dießſeits Behrend ſtänden, wodurch ſeine Ungeduld den höchſten Gipfel erreichte, und ihn bewog, ohne die ferneren Befehle des Grafen v. Krockow abzuwarten, um halb 8 Uhr des Abends, mit den Fuß-Jägern in Schlitten, von Carthaus aufzubrechen. Von Dorf zu Dorf behielt er die Bothen bei ſich, und gab ſich auf den Pohlniſchen Dörfern, durch welche er kam, für den Anführer eines Commando's Inſurgenten aus, wodurch er die umſtändlichſten Nachrichten von dem Feinde erfuhr. Im letzten deutſchen Dorfe vor Beck erhielt der Capitän einen deutſchen Bothen, der ihn um die Wachfeuer des Feindes durch einen Umweg nach dem Ende des Dorfes Beck brachte. Der Lieutenant v. Henſel blieb mit der Cavallerie zurück, und als er glaubte, daß der Capitän Baumgarten das Ende des Dorfes erreicht habe, rückte er langſam gegen den Eingang deſſelben vor. Der Volontär Brachvogel (gegenwärtig Lieutenant im Regiment Uhlanen,) ein junger talentvoller Mann, von 18 Jahren, welcher vor dem Kriege in Königsberg die Rechte ſtudierte, und bei einem bedeutenden Vermögen, aus reiner Liebe zum Vaterlande, ſich dem Militär widmete, mit unermüdetem Eifer die Pflichten ſeines Standes erfüllte, und bei jeder Gelegenheit die ausgezeichneteſte Bravour bewies) führte die Spitze, und ſagte der Vedette, die ihn kurz vor dem Dorfe anrief, in Pohlniſcher Sprache, welche er ſehr fertig ſpricht: er ſei eine Polniſche Patrouille, die von einem Streifzuge zurückkäme, und das Feldgeſchrei noch nicht habe. Die Vedette hierdurch ſicher gemacht, ließ ihn ganz nahe heran kommen, und gab ihm das Feldgeſchrei Arginopolis. Kaum war dieß Wort ſeinen Lippen entfahren, ſo hieb Brachvogel auf den betrogenen Polen ein, der erſchrocken ſein Pferd zur Flucht wandte, aber auch in demſelben Augenblicke eingeholt und niedergehauen wurde. Mit fürchterlichem Geſchrei drang der Lieutenant v. Henſel in das Dorf ein, wo der Feind bivouacquirte, und hieb alles nieder, was ſich ihm widerſetzte. Die erſchrockenen Inſurgenten wollten ſich mit der Flucht aus dem entgegen geſetzten Ende des Dorfes retten, aber hier empfing ſie der wackere Capitän Baumgarten mit dem lebhafteſten Feuer. Der

Feind warf ſich in die Häuſer, aber auch hier erreichten ihn die Büchſen der Jäger; das Gemetzel war fürchterlich, und nur zwei Offizier und zehn Gemeine erhielten Pardon. Von dieſen erfuhr man, der Feind ſey in dieſem Dorfe 500 Pferde ſtark geweſen. Da der Capitän auch von den Gefangenen vernahm, daß in Behrend (nur eine halbe Meile von Beck) und der umliegenden Gegend der Feind ſehr ſtark ſey, er ſelbſt ſich aber drei und eine halbe Meile von Carthaus befand, und daher befürchtete, verfolgt und abgeſchnitten zu werden, ſo zog er ſich mit den Gefangenen, zehn erbeuteten beſpannten Bagageſchlitten, und einhundert und funfzig Beutepferden am 4ten März Morgens um 5 Uhr zurück.

Da nun jetzt Alles beritten war, ſo wurde im Trabe abmarſchirt, die Schlitten fuhren ſo ſchnell als möglich voraus, und die Cavallerie deckte den Rückzug auf der weiten Ebene, welche nun zu paſſiren war. Kaum hatte der Zug ein großes Defilee erreicht, als er von 300 Mann feindlicher Cavallerie eingeholt wurde, welche ſich ſogleich, im ſchnellſten Gallop, rechts auf den Rücken der Berge zog, um den Capitän abzuſchneiden. Dieſer ließ die Fußjäger abſitzen und ein lebhaftes Feuer geben. Die Menge der Beutepferde hinderte den Capitain in ſeinen Bewegungen in dem engen Defilee, daher konnte er ſich nur langſam über den zugefrorenen See bei Oſtritz in einen Wald ziehen, was jedoch unter ſtetem Feuern geſchah. Der Lieutenant v. Henſel zog ſich mit der Cavallerie, welche, nachdem zwei Mann in Beck erſchoſſen worden, noch aus 18 Mann beſtand, unter ſtetem Gefechte bis zu einer Brücke, welche über einen tiefen Waldſtrom führt.

Hier verſuchte er es ſich zu ſetzen, wurde aber von der zehnfach überlegenen Zahl des Feindes gedrängt und genöthigt, ſich zurück zu ziehen, wobei zwei ſeiner Leute erſtochen, und zwei andere ſchwer bleſſirt wurden; er ſelbſt wäre bei einem Sturze mit dem Pferde niedergeſtochen worden, wenn ihm der tapfere **Brachvogel**, der ſich mit dem Oberjäger **Meineke** vor Allen auszeichnete, nicht Luft gemacht hätte; indeſſen erhielt er doch von dem Falle eine leichte Contuſion am Knie. Der Lieutenant v. **Henſel** wurde bis **Witſchkau** vom Feinde verfolgt, zog ſich auf **Rheinfeld**, wo er den Jägern die ihnen und ihren Pferden nöthige Ruhe verſtattete, und dann Nachmittags im Hauptquartier des Grafen mit dreißig Beutepferden eintraf. Die übrigen erbeuteten Pferde und die Bagageſchlitten waren vom Feinde wieder genommen worden; die Gefangenen aber wurden während des Gefechts von den erbitterten Kämpfern im Defilee niedergehauen. Der Major Graf v. **Krockow** hatte ſich am 3ten Morgens mit einer Compagnie Jäger zu Fuß und 30 Pferden in Marſch geſetzt, poſtirte den in **Ottamin** ſtehenden Vorpoſten von 50 Mann an der Brücke über die **Radaune** bei **Reſterpol**, ließ die Compagnie v. **Gützmerow** in **Ottamin**, und ging mit der Cavallerie nach **Witſchkau**, wo er die Höhen beſetzte und vorwärts patrouilliren ließ. Um 3 Uhr Nachmittags erhielt er den Rapport des Capitäns Baumgarten aus Carthaus, worin ihm derſelbe ſein Vorhaben, den Feind in der Nacht zu überfallen anzeigte, und um Unterſtützung bat. Bei der weiten Entfernung hielt der Graf aber dieſes Unternehmen für zu gewagt, und ſandte dem Capitän die Ordre, von der Expedition abzuſtehen und unverzüglich zurückzukommen. Dieſe Ordre traf aber den Capitan nicht mehr in **Carthaus**.

Auf den von dem Lieutenant von **Henſel** gemachten Rapport, daß, als er von dem Feinde zurückgedrängt worden, der Capitän **Baumgarten** im heftigſtem Gefechte mit den Inſurgenten geweſen wäre, ſandte der Graf v. **Krockow** zugleich ſtarke Detaſchements nach **Witſchkau** und **Carthaus**, um ihn bei ſeiner Retirade zu unterſtützen. Allein erſt am 5ten, als der Graf mit 20 Pferden ſelbſt nach **Carthaus** gieng, erfuhr er von zwei Verſprengten des Detaſchements des Capitäns **Baumgarten**, daß der brave Capitän ſich in dem Buſche, worin er ſich nach dem lebhafteſten und wirkſamſten Feuer, gegen mehr als 300 Feinde, gezogen, endlich der Uebermacht des Feindes, der zuletzt von den Pferden abgeſeſſen habe erliegen müſſen. Von allen Seiten umringt, hatte der Capitän ſich, mit dem Säbel in der Fauſt, gegen den Feind gewehrt, und mehrere ſelbſt niedergehauen, endlich erlahmte ſein Arm von der Blutarbeit, der Säbel wurde ihm entwunden, und er gezwungen ſich gefangen zu geben; nur wenige ſeiner Leute theilten dies Loos mit ihm, die meiſten ſtarben den ſchönen Tod für's Vaterland; aber nicht ungerächt fielen ſie: mit Leichen der Feinde war der See bedeckt, und ihre Zahl belief ſich auf hundert Mann, nach Ausſage eines Laienbruders in **Carthaus**, der ſich zur Zeit des Gefechts mit einigen Leuten auf dem See befand, um für das Kloſter zu fiſchen. Bei dem Ueberfalle in **Beck** hatte der Feind, nach Ausſage der Gefangenen, an 400 Mann verloren. Wenn das Ende dieſes Unternehmens auch nicht dem glänzenden Anfange entſprach, ſo verdient es doch immer einer ehrenvollen Erwähnung in den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte. Der Capitän begieng freilich Fehler, indem er erſtlich nicht die Antwort des Grafen abwartete, und dann nach dem vollführten Ueberfalle nicht die Schlitten mit der Beute verließ, mit ſeinen durch die Beutepferde beritten gemachten Leuten die nicht weit entfernte Brücke zu erreichen ſuchte, und durch deren Abwerfen ſich ſeinen Rückzug ſicherte; aber bei erſterem entſchuldigt ihn wohl der Drang eines nach Thaten dürſtenden, von Heldenmuth entflammten Gemüths, das nicht der Gelegenheit, zur Befriedigung der Ruhmſucht widerſtehen konnte; die Vermeidung des anderen verhinderten. vielleicht Lokalumſtände; alle macht aber ſeine Bravour wieder gut, die ſein Andenken ſeinen Kameraden, die ihn ſchon vorher ſeiner einnehmenden, gefälligen Sitten wegen ſchätzten, auf immer theuer macht, ein Andenken, das nur durch die Ungewißheit über ſeine nachherigen Schickſale getrübt wird.

B.

Die ſchwarzen Huſaren in den Jahren 1806 und 1807.

(Fortſetzung.)

Das Gefecht bei Biezun, vom 23ſten December 1806, würde eines der glorreichſten geworden ſeyn, wenn unglückliche Zufälle es nicht verhindert hätten, daß man den Major Grafen von la Roche-Aymon gehörig unterſtützte, der beauftragt war, einen verſtellten Angriff zu machen. In dieſem Gefechte wurden Beweiſe von Tapferkeit gegeben, die es wohl verdienen, dem Andenken der Nachwelt aufbewahrt zu werden. — Der Rittmeiſter v. Arnim machte mit der Eskadron

v. Sieberſtein die Avantgarde des kleinen Detaſchements, mit welchem der Major Gr. v. la Roche-Aymon die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich ziehen ſollte, um den Rückzug des linken Flügels zu erleichtern. Als der Rittmeiſter die Chauſſee verlaſſen wollte, die von Chamsk bis auf eine kleine Entfernung von Biezun führt, ſtieß er auf eine Compagnie des 6ten Regiments leichter Infanterie, die am Ausgange des Defilees bivouaquirte. Sie angreifen und w[illegible] war das Werk eines Augenblicks; ein gleiches Schickſal hatten die Dragoner-Piquets, welche ihr zur Unterſtützung dienten. Man rückt eine Cavallerie-Verſtärkung gegen ihn an; ohne die bedeutende Ueberlegenheit derſelben in Betrachtung zu ziehen, und ohne zu erwägen, ob der Major auch im Stande ſeyn werde, ihn zeitig genug zu unterſtützen, iſt er, der Rittmeiſter, nur der Ehre ſeines Vaterlandes eingedenk, und ſtürzt ſich, im Vertrauen auf ſeine Kraft und ſeinen Muth, dem Feinde entgegen. Er wirft dieſen anfangs zurück, verwundet einen feindlichen Offizier, erhält aber ſelbſt zwei Wunden, eine tief im Kopf. Sein Pferd fällt mitten in den feindlichen Gliedern, er wird übermannt und gefangen. Die Eskadron, ihres Chefs beraubt, verliert die anfangs errungenen Vortheile. Als der Graf v. la Roche-Aymon ſeine Avantgarde in ein lebhaftes Gefecht verwickelt ſieht, ändert er ſeine Dispoſition, um den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche dieſer Vorfall haben konnte. An der Spitze der Eskadron v. Szerdahely von dem Lieutenant Behrends dem 1ſten geführt, und ſeiner eigenen unter den Lieutenant v. Lynar, durchfliegt er im geſtreckten Gallop die Chauſſee, formirt ſich in der größten Geſchwindigkeit, greift den

Feind in dem Augenblicke an, wo derſelbe die Eskadron v. Bieberſtein umzingelt, hält ihn auf und wirft ihn mit Verluſt zurück Der vierte Zug der Esquadron v. la Roche-Aymon, geführt von dem Wachtmeiſter Jeroſch, an welchen ſich der Unter Offizier Cordonatis, von der Eskadron v Bieberſtein anſchloß, durchbricht die feindlichen Glieder, und befreit den Rittmeiſter von Arnim, den ein feindliches Detaſchement nach der Stadt führte. *) Der Feind zog ſich zurück, um Verſtärkung zu erwarten, und die 3 Eskadrons vom 2ten Bataillon der ſchwarzen Huſaren, in allen nur 210 Mann ſtark, formirten ſich in der Ebene. Der ſchwer verwundete Rittmeiſter v. Arnim, vergißt ſeine Schmerzen, denkt nur an die Ehre des Streits und ſteigt wieder zu Pferde. Da er im erſten Gefechte ſeine Mütze verloren hatte, ſo verband er ſich den Kopf mit ſeinem Schnupftuche, und ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Eskadron; weder die Bitten ſeiner Freunde noch der Befehl des Majors konnten ihn bewegen ſeinen Poſten zu verlaſſen, bis ihm die Erſchöpfung und der Blutverluſt eine Ohnmacht zuzogen, und ihn zwangen ſich weg zu begeben — Die drei Eskadrons hofften bald die Colonne des linken Flügels anrücken zu ſehen, und hielten daher drei Stunden lang die wiederholten Angriffe mehrerer feindlicher Regimenter aus; ſelbſt das auf ſie gerichtete Feuer mehrerer Kanonen konnte ſie nicht vermögen, auch nur einen Fuß breit zu weichen. Die Franzöſiſche Infanterie hatte ein Dorf in der rechten Flanke der Poſition beſetzt, von wo aus ſie den drei Eskadrons ſehr beſchwerlich fiel; daher entſchloß

---

*) Der König beehrt dieſe beiden wackern Männer, die ihm einen ſo tapfern Offizier erhielten, mit der ſilbernen Verdienſtmedaille.

ſich der Major v. la Roche-Aymon jenes Dorf wegzunehmen, obgleich ſeine ganze Infanterie nur in 30 Füſilieren v. Wackenitz, unter dem Lieutenant Conarsky, und einhundert Freiwilligen von Rüchel unter dem Capitän Criminitz beſtand. Dieß gelang ihm, ungeachtet der Uebermacht des Feindes. Als die Hecken und Gärten, von wo aus der Feind die Huſaren am meiſten beunruhigt hatte, gereinigt waren, und es dem Feinde nicht gelang ſich wieder feſt zu ſetzen, ſo warf er einige Abtheilungen Voltigeurs in eine Scheune, von wo ſie aus der einen offenen Flügelthüre ein lebhaftes und mörderiſches Feuer machten. Der Lieutenant Conarsky marſchirte mit ſeinen Füſilieren gegen ſie an, in einiger Entfernung ſetzt er ſich in Galopp, rennt gegen den Thorflügel, wirft ihn zu und hält ihn bis ſeine Füſiliere herangekommen, die den Feind dann bald herauswerfen. Ein Franzöſiſcher General näherte ſich, um das kleine Detaſchement zu recognosciren, welches ſo verwegen war, ſich mit einer ſo überlegenen Macht zu meſſen. Der Lieutenant von Szerdahely, welcher ſeit dem Anfange des Gefechts die Flanqueurs anführte, und der Lieutenant v. Podſcharly, vom Regiment Towarczys, welcher die Affaire zum Vergnügen mitmachte, warfen ſich ſo ſchnell auf den General, daß er, ungeachtet ſeiner Bedeckung, genöthigt war, ſich eiligſt zurück zu ziehen; ſie verfolgten ihn lebhaft, und ließen nur dann erſt von ihm ab, als er ſich unter das Feuer einer Batterie rettete, welche er gegen dieſe beiden Tapfern ſpielen ließ.

Der linke Flügel hatte, wahrſcheinlich aus guten Gründen, nicht die erſt beſtimmte Poſition genommen, von wo aus er mit ſeiner Artillerie den Anmarſch der feindlichen Verſtärkung verhindern konnte, die auf einem Damme marſchiren mußte. Der Feind war bald vier Regimenter ſtark, mit welchen er die drei ſchwachen Eskadrons angriff; ſeine Infanterie machte ein heftiges Feuer und bemächtigte ſich des Dorfes, während die Dragoner verſuchten durch einen Moraſt zu gehen, um die Huſaren von dem Damme abzuſchneiden, auf welchem ſie gekommen waren, und auch nur zurück marſchiren konnten. Der Graf v. la Roche-Aymon wollte ohne Befehl ſich nicht zurück ziehen; er hielt ſich ſo lange als möglich, und retirirte dann ſehr langſam, in der Hoffnung, daß der Feind anhalten würde, ſobald er nur die Spitze des linken Flügels erblickt hätte. Ungeachtet dieſer kritiſchen Lage würde der Rückzug mit Ordnung und ehrenvoll geſchehen ſeyn, (denn gewiß iſt es doch ehrenvoll, mit ſo unverhältnißmäßigen Kräften ſich gegen einen Feind zu behaupten, der oft auch bei gleichen Kräften ſchon durch den Ruf ſeiner Tapferkeit ſiegte) wenn nicht ein Offizier, jetzt nicht mehr in Dienſten, der vom linken Flügel kam, ſo unbeſonnen geweſen wäre, laut vom Rückzuge zu ſprechen. Ohne den General v. Kall, der gegenwärtig war, oder den Major v. la Roche-Aymon davon zu unterrichten, machte er laut Bemerkungen über die kritiſche Lage des Detaſchements, und veranlaßte dadurch eine unordentliche Flucht, bei welcher viele brave Leute niedergehauen und gefangen wurden. Dieſe drei Eskadrons machten indeſſen dieſen Vorfall dadurch wieder gut, daß ſie bei dem an eben dieſem Tage erfolgten Rückzug auf Cognowo, wo ſie die Arrieregarde formirten, alle Verſuche des Feindes vereitelten.

(Der Beſchluß folgt.)

Bemerkungen über die Gallerie preußiſcher Charaktere, nebſt den auffallendſten Beweiſen, daß der Verfaſſer des neuen Leviathan an jener Schrift keinen Antheil hat.

Es haben einige Alleswiſſende behaupten wollen, beſagtes Werk ſey erſchaffen worden, durch den Verfaſſer des neuen Leviathan und der Giftmiſcherin, des Gravitationsgeſetzes und der ſchönen Seele, des Moſes und Jeſus, und des Bayard; aber die Beweiſe, welche für dieſe Meinung zeugen ſollen, laſſen keinen Zweifel übrig, daß dem nicht ſo ſey. Daß der Verfaſſer der Gallerie ein großer Verehrer ſeines erhabenen Geiſtes iſt, und ihn nicht genug rühmen kann, iſt wahr; daraus folgt aber noch nicht, er ſelbſt habe ſie geſchrieben, er ſelbſt ſich geprieſen, denn dies thut er in der Regel nicht — anonym. Ja, ſprechen die Neider des Erhabenen, er ſagt ſtets nur Gutes von ſich; er könnte jezt wohl einmal Böſes von Andern ſagen, damit ein Gleichgewicht — — Ei was, von dem hält er bekanntlich nicht viel! Noch ließe ſich anführen: Er iſt Correſpondent von einer Zeitung, worin das Büchlein gar ſehr gerühmt wurde, und zwar — der vorkommenden Wörter wegen — muthmaßlich von ihm, nun pflegt er aber nichts zu loben, was nicht von ihm ſelbſt iſt. O wie irrig! Eben weil er das Gerede eurer Sippſchaft kennt, ſo iſt er einmal — von ſeiner Gewohnheit abgegangen. Noch führt ihr den Grund an: Daß der Galleriſt den Obriſten von

Maſſenbach rühmt und vertheidigt und dieſer mit dem Verfaſſer des neuen Leviathan in genauer Verbindung ſtehen ſoll. Du mein Himmel! was wird in unſrer Zeit nicht alles geſagt und geſchrieben, wovon die Schreibluſtigen wenig oder nichts wiſſen. Muß denn der Verfaſſer mit v. Maſſenbach bekannt ſeyn; kann er nicht, trotz ſeiner Unwiſſenheit und Unbekanntſchaft über und mit v. Maſſenbach, dieſen doch wohl vertheidigt haben? Hat er doch wohl andre geſchmäht und von ihnen Dinge erzählt, die nur im Kopfe des Galleriſten factiſch ſeyn können. Ja, ſprecht ihr wieder, es ſteht doch in Poſſelts europäiſchen Annalen dieſelbe Biographie v. Ms. mit Fr. B. unterzeichnet, die von niemand anders geſchrieben iſt, als von dem Verfaſſer des neuen Leviathan. Wollte ich euch auch zugeben, daß dies wahr ſey, ſo iſt ja in dieſer Biographie nur Lob, und dies verräth zu viel Gutmüthigkeit, als daß eben dieſer Mann, eine Menge militairiſcher Perſonen hätte ſo tadeln können. Ja, meint unſre Gegenparthey, eben dies beſtärkt uns in unſerm Gedanken, die anderen Herren müſſen als dunkler Grund dienen, damit ein Lichtſtrahlender um ſo mehr hervortrete! Ihr habt Unrecht, die Sache iſt ganz klar. Der unbekannte Verfaſſer der Gallerie hat, um in dieſen ungewiſſen Zeiten gewiß etwas zu erwerben, Alles im preußiſchen Staate tadeln wollen, und hat ſich nach dieſem Grundſatz eine Anzahl Charakteriſtiken angefertigt. Da Verdienſt — wir meinen in ſpeculativer Hinſicht — der einzige Beweggrund war, ſo hat er ſich gefreuet, in Poſſelts Annalen eine Biographie zu finden, die er nicht zu ſchreiben brauchte, ob ſie nun gleich nicht in ſeine Form paßte, ſo nahm er ſie dennoch auf, um ſchneller zu ſeinem Ehrenſolde zu kommen; nun ſtehts aber auch aus, als ob ſie nicht dahinein gehörte. Ein gleicher Fall iſt es mit der Biographie von Bülow's in den Lichtſtrahlen, wo ihr ebenfalls zu triumphiren gedenkt, weil es zu bewieſen iſt, daß unſer Vertheidiger thätiger Mitarbeiter an dieſem Journal iſt. Aber auch dieſer iſt gelobt. um ſo kräftiger wird das oben Geſagte! Ihr ſeid noch immer nicht zufrieden, denn wir vernehmen wieder folgendes Argument: Friedrich Buchholz iſt der letzte geſchilderte Charakter im zweiten Abſchnitt, ſo wie v. Maſſenbach im erſten. Dies ſcheint eben ſo zu ſeyn, als wenn in einer Geſellſchaft ein höflicher Menſch alles hätte vorhergehen laſſen, und dann ſelbſt folgt! Nun ſeht einmal, auf welche Ideen ihr fallt! Wenn wir euch auch gern geſtehen, daß ihr einiges Recht für euch habt, ſo iſt eure Vorausſetzung doch ſehr gewagt! Womit wollt ihr denn beweiſen, daß der Verfaſſer der Gallerie ein höflicher Menſch iſt? Euer folgender Beweisgrund: daß derſelbe die in ſeinem Werke vorkommenden Gelehrten: Johann v. Müller, Hirt u. ſ. w. nur deßhalb getadelt hätte, weil dieſe im Staate Gehalt hatten, und der Verfaſſer des Leviathans nicht, — iſt triſtiger, macht aber durchaus nicht klar, daß Fr. B. ſelbſt dies gethan haben müſſe; auf jeden Fall glaubt dieſer zu viel inneren Gehalt zu haben, als daß er eines ihm gegebenen Aeußeren bedürfe, und ſollte dies nicht ſeine Meinung ſeyn, ſo beſitzt er zu viel Klugheit, und dieſe hätte ihm nicht erlaubt es ſo einleuchtend auszuſprechen, daß er bloß aus dem Grunde tadle, weil Andere empfingen, was er auch gern gehabt hätte. Euer — wir hoffen, letztes — Bekämpfen, iſt recht lieblos! Aus dem ſonderbaren Zuſammentreffen, daß der Einfall: **Man kann wohl eine Heirath aber keine Ehe ſtiften,** in der Biographie des Fürſten v. Hohenlohe (S. 91) auch in dem **Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes** (erſter Theil Seite 163) u. ſ. w. vorkommt, ſucht ihr zu beweiſen, daß beides **einen** Verfaſſer habe. Ihr wißt es ja, daß große Männer ſo leicht Nachahmer finden, und einen hübſchen Einfall eignet ſich bald ein Anderer zu! Aber er war in der Gallerie früher als im geſellſchaftlichen

chen Zuſtande, fallt ihr uns in die Rede. Ei, du mein Himmel, was thut das? Wahrſcheinlich hat Fr. B. dieſen Einfall, den er im geſellſchaftlichen Zuſtande drucken laſſen wollte, früher im geſellſchaftlichen Zuſtande — wir meinen im gewöhnlichen — ausgeplaudert, der Verfaſſer der Gallerie hat ihn aufgefangen, und ſchon vor dem Druck nachdrucken laſſen. In dem Hang zuſammen zu ſeyn, liegt am Ende der ganze Zuſammenhang! Fr. B. fühlt, wie jeder Menſch, das Bedürfniß ſich mitzutheilen; jeder kleine Schriftſteller, alſo auch der Verfaſſer der Gallerie, fühlt die Luſt, den Ruhm großer Männer mitzutheilen, er hat alſo nicht verſäumt, das Gehörte wieder zu geben. Nun aber ſagt einmal, vergeßt ihr Spitzfündigen denn ganz die Erklärungen von Maſſenbachs über die Gallerie, und namentlich die im 3ten Hefte der Lichtſtralen? Hättet ihr das Ende derſelben: „Fürwahr, wäre ich der Verfaſſer, ich würde mich nennen!“ überſehen? Mit eurem bösartigen Gemüthe könntet ihr daraus die Schlußfolge ziehen: Ein guter Freund von v. Maſſenbach muß die Gallerie ans Licht geſtellt haben, denn in jenen Worten liegt eine leiſe Vertheidigung. Aber ihr ſucht nur immer Böſes, und findet es auch! In dieſem Schluſſe, beſonders aber in den Worten: Ich würde mich nennen, liegt ja der unwiderſprechlichſte Beweis, daß Fr. B. der Verfaſſer nicht iſt! Denn was Maſſenbach thun würde, hätte Fr. B. auch gethan, weil ſie, wie aus ihren Werken hervorgeht, ein Herz und eine Seele ſind!

Nun zu dem Werklein ſelbſt, und zwar zur Betrachtung der Phyſiognomie deſſelben, Man ſieht ihm ſehr deutlich an, daß es nach Hörenſagen, nach Gerüchten bearbeitet wurde. Beides iſt leicht zu verändernde Maſſe, aus der ſich, wie man will, Gutes oder Böſes formen läßt. Bei dem Leſen dieſer Erzählungen fällt einem immer ein: Nun wird wohl das: Ich habs aus guter

Leute! Ich kann nicht dafür, wenns nicht wahr iſt! bald kommen, denn ſo ſchließt ſich ja in der Regel der Vortrag eines Neuigkeitskrämers. Der Verfaſſer wollte lebende Perſonen darſtellen, die er nur nach einzelnen Zügen kannte, es ſtand bei ihm ſie vortheilhaft oder nachtheilig aufzuführen; er that das letztere, weil — er den Zeitgeiſt begriffen hat, und dieſer die Gleichheit liebt, d. h. er ſucht alles zu ſich herab zu ziehen. Um ſich etwas zu erwerben, that der Verfaſſer bei dem Geſchmack der niedern Klaſſe Frohndienſte, er arbeitete recht wacker, um die Ehre manches gefeierten Namens recht wandelbar zu machen; wäre ihm dieß nicht erlaubt, würde er augenblicklich über Mangel an Preßfreiheit klagen. Ganz beſonderes Vergnügen glaubte er ſeinen Verehrern zu machen, wenn er ſeine Charaktere, gleichſam wie Marionetten am Fädchen behielt, und ſie handeln ließ, wie er und ſeine verſchrobenen Grundſätze es wollten. In dieſen ſpricht ſich der Geiſt des Ganzen ſo rein aus, daß wir nur ſie und die allgemeinen Behauptungen betrachten wollen, die Perſonen ſelbſt mögen in den meiſten Fällen nur in ſo fern in unſre Beurtheilung verwebt werden, als ſie von den Grundſätzen unzertrennlich ſind. Dadurch entgehen wir dem Verdacht, als wollten wir Männer vertheidigen, von denen ein Theil ſich Achtung und Dankbarkeit erworben hat. Dieſe bedürfen keiner Vertheidigung, und wer ſie bedarf, ſuche ſie nicht bei uns.

Der General v. Köckritz iſt der erſte, auf den der Galleriſt losſtürmt; laßt einmal hören weßwegen? Seite 6. heißt es:

> „Man gab ihm (dem General v. K.) im Jahre
> „1805 den neuen Leviathan, mit der Bitte, dieß
> „in der That bedeutende Buch durchzuleſen, er gab
> „es mit der Erklärung zurück: es ſey für ihn zu hoch."

Das iſt nun allerdings unerhört! Denn, wie kann man ein Werk unverſtändlich finden, wobei man ſich bemühete, nicht verſtändlich zu ſeyn, ein Werk, das durchaus mit fremdartigen Wörtern durchflochten iſt, und worin manche Stelle erſt in die Sprache übergetragen werden ſoll, worin es, dem Scheine nach, geſchrieben iſt? Wie kann man Sachen zu hoch finden, deren Ausführbarkeit kaum im Reiche der Möglichkeit liegt? Am Ende wird man wohl gar ſo verwegen ſeyn, zu fordern, ein Genie ſolle ſchreiben, wie andere vernünftige Leute. O Himmel, welch eine geplagte Creatur iſt das Genie! Wenn es von ſeiner Idee ganz ergriffen iſt, wenn es die tiefſten Geheimniſſe des Weltalls kennt, ſo wird es, wenn es reden ſoll, kaum wiſſen, wie es dieß ſo thut, das ihn die Leſer nicht dunkel finden. Dadurch wird man nun aber nicht ſchnell berühmt; man muß alſo dergleichen keinem Genie zumuthen, dieſes eilt, um ſo geſchwind als möglich ſich geltend zu machen, und dieß iſt geſchehen, ſobald der größte Theil der Leſer ſagt: Das Buch muß wunderhübſch ſeyn, — wenn mans verſteht! Auf der ſchon angemerkten Seite lieſt man noch folgendes:

„Er will von Gelehrſamkeit nichts wiſſen, aber einen
„gewiſſen Blick, meint er, müſſe man haben, und
„dieſen traut er ſich im höchſten Grade zu.“

(Seite 9) „Er hat niemals einem Manne von Genie
„das Wort geredet.“

Alſo auch wahrſcheinlich nicht dem Verfaſſer der Gallerie? Denn wäre ihm doch ein gewiſſer Blick nicht abzuſtreiten. Dergleichen Genies reden in der Regel der Worte für ſich ſelbſt zuviel, als daß ein Anderer nöthig hätte dieß für ſie zu thun, und mancher Gelehrte — iſt zu weiter nichts als zum Sprechen brauchbar, thut er dieß zu rechter Zeit und am rechten Orte, ſo kann es ſeinen großen Nutzen haben.

So wüthend auch der Verfaſſer der Gallerie gegen den General v. K. iſt, ſo muß er doch die Redlichkeit deſſelben unangetaſtet laſſen, nur würdigt er —

er hat große Vorbilder, — dieſe ſelbſt gewaltig herab. Wir aber wollen ſie uberall ſo hoch achten, als es möglich iſt, damit die Scheintodte nicht ganz begraben werde. Eine Menge trefflicher Menſchen hat ſich der Angegriffene zur Dankbarkeit verpflichtet, und dem Staate manchen brauchbaren Kopf erhalten!

Wenn es etwas bedeutendes und empfindliches wäre, in dieſer Gallerie, ſo wie überhaupt in der jetzigen Criſe, öffentlich getadelt zu werden, ſo würden wir ſagen: Der Herzog v. Braunſchweig (No 2. in der Reihe) kann Gott danken, daß er todt iſt, denn wahrſcheinlich muß man es dieſem zufälligen Unfalle zuſchreiben, wenn er nicht heftig getadelt wurde. Denn außer ſeinen wirklichen Verdienſten kann es ſchwerlich für Menſchen, die hinauf wollen, einen beſſern Grund geben, als den, daß er niemand mehr im Wege iſt. Doch giebt es allerdings noch einige Nebengründe, unter welche wir zählen, wenn es Seite 17. heißt:

> „Alle (braunſchweigiſche Prinzen) beſaßen außerdem
> „eine gewiſſe Gelehrſamkeit, die ſchätzbar iſt, weil ſie
> „zur Achtung der Gelehrten hinführte.“

Einem ſolchen Argumente kann niemand widerſtehen, der, in Einbildung verſtrickt, ſich für einen der größten Gelehrten hält, und ſtets glaubt, daß man ſeinen ungeheuren Kenntniſſen nicht Ehre genug erzeigt. Wenn der Verfaſſer (Seite 22) nicht weis, wie es der Herzog von Braunſchweig möglich machte, die Schulden ſeines Vaters ſo ſchnell zu bezahlen, ſo wollen wir es ihm ſagen: Er hat ein ererbtes, ſehr vorzügliches Medaillenkabinet theils veräußert, theils zu Gelde umprägen laſſen. Was (Seite 24) über das Manifeſt vom Jahre 1792 geſagt wird, iſt völlig grundlos. Wir ſind erfreut, den preußiſchen Staat von dem großen Antheil an dieſem Product eines leidenſchaftlichen Gemüths frei zu wiſſen. Im Julius-Heft der Berliner Monatsſchrift iſt es aus einander geſetzt, daß der ehemalige Kanzler des Herzogs v. Orleans, Limon, Verfaſſer dieſer ſchlecht berechneten Schrift iſt. Der Herzog von Braunſchweig, wie auch mehrere Staatsglieder, billigten ſie nicht, ſie wurde auch gemildert, und zwar von dem mehrmals genannten Renfner, unter Aufſicht des Miniſters v. d. Schulenburg Unrecht that indeſſen der Herzog v. Braunſchweig, daß er dieſe wüthenden Ausfälle öffentlich verbreiten ließ; er hätte dieß durchaus verweigern ſollen, da er wiſſen konnte, daß ſie die Maſſe, welche für Freiheit, Recht und Eigenthum zu ſtreiten glaubte, unfehlbar noch mehr vereinen würde. Die Gründe, welche der Galleriſt zu ſeiner Vertheidigung angiebt, reichen nicht zu, um ihn völlig freizuſprechen, ja, ſie entſchuldigen ihn kaum.

Seite 32 leſen wir: — „Der Herzog v. Braunſchweig mißbilligte im Stillen die Hinneigung des Preußiſchen Cabinets nach Rußland.“ Das müßte entweder ſehr im Stillen geſchehen ſeyn, denn außer unſerm Allwiſſenden hat niemand etwas davon erfahren, oder, wenn er es wirklich bemerkt hätte, müßte es gar nicht im Stillen geweſen ſeyn, ſonſt hätte er beſtimmt nichts davon gewußt. In dieſem Falle wüßten es aber andre Leute auch, und da dem nicht ſo iſt, ſo gehört ſeine Bemerkung zu den ſinnreichen oder ſinnarmen Erfindungen, durch welche er die Neugier ſeiner Leſer zu ſtillen ſucht.

Mit Recht wird der Verewigte als ein Mann voll Muth, Standhaftigkeit und Ausdauer geſchildert, nur in der letzten Lebensperiode läßt ihn ſein launiger Biograph inconſequent handeln, weil v. Maſſenbach in einem guten Lichte erſcheinen ſollte; dieß glaubte der Verfaſſer der Gallerie wahrſcheinlich nicht anders bewirken zu können, als wenn er andere herabwürdigt. Seite 35 leſen wir, daß v. Maſſenbach am 13ten October eine letzte Unterredung mit dem Herzoge hatte, und daß Jener zu ihm ſagte: Die Preußiſche Armee ſey in einer ſchrecklichen Laſchehen, da ſtand der Herzog wie verſteinert, und als er ſeine Beſinnung wieder bekommen hatte, rief er mit ſchwacher Stimme: Aber mein Gott, ſo helfen Sie doch! es gilt ja unſre Exiſtenz! Alle diejenigen, welche den Herzog am 12ten 13ten und 14ten October geſehen haben, bemerkten von dieſer Charakterſchwäche nicht das Geringſte, und wir können uns hier auf die ſchlichte Erzählung des Bauers Krippendorf zu Auerſtädt *) berufen, der ihm vom 13ten früh bis zu ſeiner Verwundung und ſpäterhin, zur Seite war. Dieſer ſchildert ihn vom erſten Augenblicke bis zu dem letzten, mit Ruhe wirkend: dieß ſtimmt auch bei weitem mehr mit dem Reſultate, welches ſein ganzes Leben giebt; ja, auch der Galleriſt läßt ihn, gleich nach jener Scene — ſein Zweck war ja erreicht, — ſeine Spannkraft wieder bekommen, und ſagt am Schluſſe ſeiner Biographie, daß er, auch nach der Verwundung, ſich ſelbſt keinen Moment ungleich geworden ſey. Noch haben wir die Unrichtigkeit zu rügen, daß ſeine Augen durch ſeine Wunde mit ewiger Dunkelheit bedeckt wurden, der Herzog war nur auf einem Auge geblendet.

Wir kommen jetzt zu der Biographie des Prinzen v. Hohenlohe Ingelfingen. Dieſe fängt mit der gewaltigen Floskel an: Daß ein Genie, welches in irgend einem Verhältniß des Lebens und der Geſchichte groß erſcheint, auch überall groß iſt oder ſeyn kann. Dergleichen Weltgenies möchte man indeſſen wenig finden, und wenn man eines zu finden glaubte, ſo wird der Beweis ſchwerlich Jeden einleuchten. Ueberhaupt iſt das Wort Genie jetzt ein Modeausdruck, Genialität eine ſo geſuchte Eigenſchaft als ſonſt Schwärmerey, überall ſpäht man nach Menſchen, die mit dem Götterfunken zur Welt ge-

---

*) Er hat unter dem Titel: Schilderungen der merkwürdigſten Kriegsbegebenheiten bey Auerſtädt, eine leſenswerthe Schrift herausgegeben, die in Naumburg bei Wild erſchienen iſt.

kommen ſind. Nun wollen wir zwar nicht leugnen, daß mancher bei Vertheilung der Geiſtesgaben zu kurz gekommen iſt; doch glauben wir auch, daß jeder Menſch ſein ihm eigenes Genie beſitzt, und es kömmt bloß darauf an, daß man es in der Jugend zu finden, und auf der richtigen Bahn zu halten wiſſe. Aus dieſem Grunde halten wir es für einen Spaß, wenn er Seite 13 ſagt:

> „Männer von Genie ſind überhaupt zu allem berufen, was ſie zu umfaſſen für gut finden, während „die Menſchen, die kein Genie beſitzen, eigentlich auch keinen Beruf haben, und in jeder Art von „Beſchäftigung nothwendig Handwerker, wo nicht „gar Pfuſcher werden müſſen.“

Iſt der Satz wahr, ſo mag ſich jeder todt ſchrecken, der kein Genie iſt! Damit geſchah dem Verfaſſer der Gallerie, welcher ſich doch wahrſcheinlich für ein Univerſalgenie hält, gewiß der größte Gefallen; denn es möchte dann niemand übrig bleiben auf dem Erdenrunde, der ſich ihm entgegen ſtellen könnte, er hätte die Weltherrſchaft errungen, er wüßte nicht wie! Wir haben hier übrigens ganz ohne Grund angenommen, er ſey das wofür er ſich hält.

Dem Prinzen von Hohenlohe wird (Seite 36) Pferdeliebhaberei und Nachläſſigkeit in ſeinen Studien vorgeworfen; der Verfaſſer meint, ſein Ehrgeiz hätte ihn zu den letzteren führen müſſen, aber, was bei Friedrich dem Einzigen und Napoleon die Folge des angeſtrengteſten Nachdenkens war, ließ ihn unberührt. „Es kam — wenn wir in dem Geiſte des Verfaſſers ſprechen wollen — nur darauf an — daß der Prinz ein Genie war, dann bedurfte es wohl keiner Anſtrengungen, er wäre ohne dieß berufen geweſen. Glaubt aber der Verfaſſer, daß Anſtrengungen und das Nachdenken einem Genie nothwendig ſind, ſo iſt er keines, denn beides haben wir in ſeinem Werke vermißt.

Der Verfaſſer hat ſich (Seite 49) eines: Man ſagt bedingt, wodurch Jemandes Ehre ſehr gekränkt wird, ohne daß irgend ein Beweis angeführt wurde, welches übrigens, da dem Publikum daran nichts liegen kann, eben ſo unnütz geweſen wäre, als die Erzählung und das ganze Buch. Man ſagt nun aber, eine Ehrenkränkung ſey unrecht. Iſt ihm denn unter den vielen Gerüchten, welche er niederſchrieb, dieß nicht zu Ohren gekommen? Und doch iſt es noch eins von denen, die den meiſten Grund haben!

Auf einigen Seiten wird nun von den häuslichen Mißſtänden des Prinzen geſprochen, nach der bekannten Art bewieſen, daß er zum Feldherrn untauglich war, und bemerkt, daß er in der Unglücksperiode Einſicht und Willen nur von einem ihm als Kopf zugeſellten Mann erhalten konnte, und dieſer war — ja er iſt wieder da — v. Maſſenbach! Dieſen muß es tief kränken, daß er einem ſolchen überſpannten Beobachter als Ideal erſchienen iſt, wodurch er nicht gewinnen kann, obgleich Jeder einſieht, daß er ſelbſt dazu, nur ohne ſein Wiſſen, gewirkt den kann.

„Alles — heißt es Seite 55 — würde in dem letzten Feld-
„zuge, wo nicht gut, doch wenigſtens erträglich ge-
„gangen ſeyn, wenn **Maſſenbach** den Herzog von
„Braunſchweig eben ſo leicht hätte begeiſtern kön-
„nen, wie den Fürſten von Hohenlohe. Da der
„Herzog Widerſtand leiſtete, und Maſſenbach in
„der Ueberzeugung blieb, daß ſeine Idee die einzig-
„richtige ſey, ſo trat, nach dem Uebergange über die
„Elbe, erſt jener Stillſtand ein, in welchem die ganze
„Armee das Selbſtvertrauen verlor, und endlich jene
„Lücke, wodurch die Vernichtung des Preußiſchen
„Heeres möglich wurde. Maſſenbach hatte Recht.
„u. ſ. w.

Ob wir nun gleich nicht davon überzeugt ſind, daß Maſſenbachs Idee die einzig richtige war, ſo ſind wir doch zu höflich, als daß wir Zweifel über ſein Recht hätten äußern ſollten; wir laſſen es vielmehr als unbewieſen dahin geſtellt ſeyn, und bemerken nur, daß die Gründe dafür, welche der Galleriſt anführt, uns nicht die wahren ſcheinen. Doch das liegt vielleicht an dem Verfaſſer. Wir glauben, wenn er beweiſen wollte, Maſſenbach habe Unrecht, er hätte es eben ſo ſchlecht gethan. Noch wird hier am Schluſſe der Meinungen über den Fürſten v. Hohenlohe, darüber geklagt, daß ihm ein Beruf zur Bravour anwandelte — dieß iſt nicht bei Jedem der Fall, — es werden einige ſcharfe Seitenblicke auf v. Blücher gethan, und zum Schluß folgt eine Apologie der Capitulation von Prenzlau, wobei freilich nicht vom Beruf zur Bravour die Rede iſt, die denn aber auch, wie in der Regel jede Apologie der Schwäche, ein wenig matt iſt.

Wir ſind nun bei dem Prinzen Louis Ferdinand. Nach einigen Bemerkungen über die Moralität bei einem Prinzen — wobei wir uns verſucht fühlen, den ſcharfſinnigen Verfaſſer zu bitten, gelegentlich zu ergründen, was Moralität bey einem Schriftſteller ſey, und welche moraliſche Gründe in ſeiner Gallerie, oder etwa in einem Werke wie die Giftmiſcherinn, liegen — wird aus einander geſetzt, daß dem Prinzen das Vermögen fehlte, Maß und Ziel zu halten; und womit iſt dieß bewieſen? Dadurch, „daß er auf dem Pianoforte nicht Tackt halten konnte, und wer dieß nicht kann, hält ihn auch im wirklichen Leben nicht!“ Wie vermag man einer ſo tief geſchöpften Weisheit zu widerſtehen? Wahrſcheinlich iſt dieſe göttliche Bemerkung von eigener Erfahrung entlehnt, denn wer nicht Maß und Ziel halten kann, iſt unſer Galleriſt! So viel wir wiſſen, vermochte der Prinz auf dem Inſtrumente wirklich Takt zu halten; dieß iſt nun aber ein bloßer Zufall, der den Verfaſſer zu einer Ausnahme von ſeiner Regel bewegen wird Jetzt folgt eine gute Anſicht von der Erziehung eines Prinzen, dann mehrere Züge aus dem

Privatſitten des Prinzen, die dahin führt, ihn mit einem Catilina und einem Philipp von Orleans zu vergleichen, welche Parallele nun aber eben ſo herbei gezogen iſt, als alle die, welche der Zeitgeiſt hervorrief. Mehrere Anecdoten werden vorgetragen, die, ſelbſt wenn ſie wahr wären, dem, der ſie erzählte, keine Ehre bringen; vor Allen aber war es eines anſtändigen Mannes unwürdig, ſie drucken zu laſſen. Auch der Verfaſſer wird das in Stunden der Ruhe gefühlt haben, und er kann ſeine ſittenloſen Sagen nur nieder geſchrieben haben, als ihn die fixe Idee, v. Maſſenbach zu preiſen, wieder einmal befiel, und ihn der Denkkraft beraubte. Der Verfaſſer verbürgt übrigens ſein Leben für die Wahrheit dieſer Sachen; dieß muß aber, bei ſeiner Anonimität, eben ſo ſcheinen, als wenn ein Unbekannter eine Ausforderung ſendet, ohne Namen und Ort.

Seite 76 erfahren wir die unerhörte Neuigkeit, daß: „Louis Ferdinand ſich zu einem Stützpunkte für „alle Mißvergnügten machte, deren es in dieſer Epoche noch allzuviele gab.“

Der Satz könnte richtig ſeyn, wenn nicht ein einziger fataler Umſtand dieß hinderte. Es waren nämlich damals der Mißvergnügten ſo wenige, als in irgend einem Staate gefunden werden können. Wie hätte auch die Milde unſers Herrſchers, ſeine Gerechtigkeitsliebe und Herablaſſung dieſe erzeugen können? Hoher Undank wäre es, wenn die Nation dieſe ſchönen Eigenſchaften verkannt hätte, aber wir wiſſen ſie von dieſer Beſchuldigung frei. Nie wurde ein Monarch mehr geliebt, als Friedrich Wilhelm der Dritte, nie verdiente es einer mehr als Er! Wahrlich! höchſt unbedeutend iſt die Zahl derer, welche durch [illegible] und gemeine Gefühle getrieben, auf die hohe Moralität, die Einfachheit und das ruhige Privatleben unſeres Königspaares zürnten; und wer wird auf dieſe nur vom Vortheil beſtimmten Gemüther, Rückſicht nehmen? Aber, wenn man dieß auch thäte, ſo verhielte ſich dennoch damals die Zahl der Mißvergnügten zu der der vollkommen Zufriedenen, etwa ſo, wie in der Zeit, als der Feind hier herrſchte, die Zahl derer, welche dieſer Criſe Dauer wünſchten, mit denen, welche die alte Ordnung ſich zurückſehnten. Ja, ſogar dieß Verhältniß iſt nicht einmal ganz richtig: denn jene Sclaven des Eigennutzes haben ſich vermehrt durch die ſo freundlichen Geſichter der neuen Lieferanten, die mit den geſchwächten Kräften der Nation wuchern; durch die, welche das Vermögen des Volks ſchlürfend, es gern zu ihrem eigenen machen möchten,, durch die, welche bei Wiederherſtellung des Zerrütteten, die Beachtung ihrer Thaten fürchten. Aber, gebrandmarkt mit dem Stempel des böſen Gewiſſens, verachtet von denen, welchen ſie einſt dienten, werden ſie auch ſogar, fern von der Heimath und der Strafgerechtigkeit, die ſie ereilen könnte, den Lohn ihres Handelns ernten. Denn eine höhere Gerechtigkeit giebt es, auf welche der Gedrückte hoffen darf; wo menſchliche Macht endet, da knüpft ſich die göttliche an, und ſie weis auch das anſcheinend Unmögliche auf die Geſetze der Natur zurück zu führen.

Der große Anhang des Prinzen, von welchem der Verfaſſer der Gallerie fabelt, beſtand nach unſerer Meinung einzig aus ſolchen Leuten, die gern Champagner tranken, und ſich, indem ſie dieß thaten, den im Champagnerrauſch erzeugten genialen Ideen anſchmiegten, wohl wiſſend, daß ſie mit ihm verflogen. „Unter ihnen, (ſagt der Galleriſt) befand ſich auch der Hiſtoriograph Johannes von Müller, der ſich vor allen Andern durch ſeinen Haß gegen Napoleon auszeichnete.“ Welch eine neue Mähr! Aus dieſem einzigen Umſtande ſieht man, wie ſchlecht er berichtet, und wie wenig er geeignet iſt, ſcharf zu beobachten. Johannes v. Müller ſollte Napoleon haſſen? Hat es dem Galleriſten die Erfahrung nicht geſehen, wieviel in der Welt affectirt wird? Nein, mein Herr, ein Menſchenkenner ſind Sie nicht! That Johannes von Müller auch ſo, dann iſt noch immer das Problem zu löſen, ob es wirklich ſo war? Die neuern 2. Schritte des Beklagten beweiſen das Gegentheil, auch in ſeiner Selbſtbiographie hat er kein Wort davon erwähnt, und ich bin überzeugt, daß er ſelbſt ſich für eine Autorität halten wird.

Der härteſte Unfall, der einem rüſtigen Beſchuldiger begegnen kann, iſt wohl der: Wenn er zu ſeiner unabänderlichen Meinung etwas recht Charakterwahres erfunden zu haben ſich ſchmeichelt, und man nun die Urſache, warum dieſer oder jener hier ſo handeln muß, dennoch erkennt, ja, wenn ſogar Perſonen, die er als Stützen der Wahrheit mit einwebte, öffentlich dieſe ſo mühſam erhorchten Gerüchte für ungegründet erklären, wie dieß unſerm Galleriſten mit der (Seite 80) erzählten Zuſammenkunft des Prinzen, und der Herren — Graf d'Antraigues, Profeſſor Ancillon, und Hiſtoriograph Johannes von Müller, geſchehen iſt. Bloß um zu beweiſen, daß der Prinz ein Catilina war, mußte er als ſolcher erſcheinen, und ihm wurden hier Worte in den Mund gelegt, die er gewiß nie geſprochen hat, wie dies auch der Profeſſor Ancillon ſchon öffentlich bezeugte. Es iſt wahrlich Schade, daß es den bedeutenden Männern nicht vergönnt iſt, ſich nach ihrem Tode auf den Bühnen oder in hiſtoriſchen Romanen — zu dieſer Gattung gehört die Gallerie Preußiſcher Charaktere — wandeln und handeln zu ſehen, ſie würden ſich gewiß freuen, an ſich ſelbſt eine neue Bekanntſchaft zu machen.

Nach dieſer nicht glänzenden Probe von Erfindungskraft beginnt die Geſchichte der erſten Kriegesvorfälle im Jahr 1806, wobei ſich der Galleriſt gleich im Anfange auf den Bericht eines Augenzeugen beruft, der indeſſen zuweilen ſehr an Augenſchwäche gelitten haben muß, wodurch er beſtimmt wurde, manches gar nicht, manches falſch zu ſehen. Der Galliſt läßt hier ſeinem werthen Ich den Zügel ſchießen, er verliert ſich in endloſen Ideen, bei der indeſſen eine Idee herrſchend bleibt, nämlich die: daß Preußen, auch im höchſten Glück, wenn es ſeinen Feind beſiegte, und Deutſchland von Fremdlingen reinigte, dennoch untergegangen wäre. Die Urſache dieſes Unterganges wäre kein Anderer geweſen, als Prinz Louis. Und warum? Weil die Großthaten des Preußiſchen Heeres durchaus nur als Folgen ſeiner Bravheit angeſehen worden wären, weil er nach dem Siege alle Gränzen des Anſtandes überſchritten haben würde — nun genug, das Reſultat iſt, der Preußiſche Staat wäre durch Louis Bravheit geſtürzt worden, ſo wie er ſelbſt daran geſtorben iſt. Dieß ſucht er aufs gründlichſte zu beweiſen, und insbeſondere iſt ſein letzter Grund unläugbar ſehr zureichend, indem er nämlich meint, dieß Alles könne wohl Hypotheſe ſeyn. Wenn doch der weit hinaus ſehende Verfaſſer uns hier einen entgegen geſetzten Charakter, einen Mann der nicht an Bravheit ſtirbt, aufgeführt hätte; es müßte intereſſant ſeyn, daß er die Folgen, als Rückzüge, Capitulationen u. ſ. w. — wir wollen keine Beiſpiele anführen, — ſo richtig vorhergeſagt haben würde. Die paradoxe Idee, daß Preußen auch im höchſten Glück untergegangen wäre, kann nur in einem Kopfe entſtehen, der in unnatürlicher Schlußfolge untergegangen iſt, und die allgemeinen Gemeinſprüche, die er bei dieſer Gelegenheit hervorruft, ſind keiner Bemerkung werth, wohl aber die Art, womit er dieſe zu rechtfertigen ſucht, indem er (Seite 85) ſpricht:

> „Auch in Träumen liegt Wahrheit, wofern uns nur
> „die Kraft beiwohnt, ſie gehörig zu zergliedern.“

Wir thun gar gern auf die Talente der Traumdeuter Verzicht, und deßhalb wird es der Galliſt nur natürlich finden, wenn wir erklären: In ſeinen Träumen liege wenig Wahrheit, und in ſeiner wenigen Wahrheit viel Traum.

Schreiten wir nun zu den übrigen militäriſchen Perſonen, von welchen unſer Kritiker meint, daß ſie Einfluß hatten auf den Gang des Feldzugs von 1806. Acht ſind ihrer, nämlich: Levin v. Geuſau, v. Kleiſt (General-Adjudant) v. Möllendorf, v. Rüchel, v. Blücher, v. Kalkreuth, v. Phull und v. Maſſenbach. Den letzteren ausgenommen, ſind alle Charaktere etwas eilig abgefertigt worden; bis auf den letzteren haben ſie ſämmtlich keine Idee vom Zeitgeiſt, ſie haben mit der jüngſten Periode nicht Schritt gehalten, und das neue Kriegsſyſtem nicht begriffen. Der Vorwurf, den er dieſen Männern macht, muß etwas ſonderbar ſcheinen, ſobald man die Schilderungen derſelben einzeln durchſieht und findet, daß er ihnen keines Weges Talente abſpricht. „v. Geuſau iſt, ſo erklärt er, „ein braver Offizier, der wegen ſeiner vielen Kenntniſſe in die Suite Friedrichs des Zweiten aufgenommen wurde, doch ſetzt er ihn (Seite 106) in die Claſſe der unproductiven Geiſter. v. Kleiſt iſt (Seite 116) kein Genie, doch geſteht er ihm geſunde Beurtheilungskraft zu, wodurch er nicht ſelten das Richtige und Wahre fand. Dieß iſt allerdings ſchon etwas, was man ſeinem Biographen nicht immer nachrühmen kann, ob dieſer gleich unläugbar zu den productiven Geiſtern gehört. v. Möllendorf hat ſehr viel bei dem Galleriſten dadurch gewonnen, daß er ſtets dem Kriege mit Frankreich abgeneigt war; damit derſelbe jedoch ſich für dieſe gute Meinung nicht zu bedanken hat, ſetzt er ſogleich hinzu: Das Motiv zu dieſer Abneigung ſey nicht Grundſatz, ſondern bloß Altersſchwäche geweſen. Alle diejenigen, welche der Verfaſſer zu militäriſchen Nicht-Genies ſtempelt, finden hier einen Troſt, indem er (Seite 126) zu meinen für gut findet: auch Moreau und Pichegru hätten niemals Genie beurkundet. Dieß konnte nun deßhalb nicht anders ſeyn, weil ihn die Luſt anwandelte, zu beweiſen, es ſey ſehr leicht geweſen, im Jahre 1795 die

Eroberung Hollands durch franzöſiſche Waffen, zu verhindern. Dieß wurde, verſichert er, auch geſchehen ſeyn, wenn nicht einige Berliner Juden mit Adjutanten v. Möllendorf Lieferungs Contracte abgeſchloſſen hätten, welche beſtimmten, daß die Armee auf dem Terrain ſtehen bleiben müſſe, für welches die Contrakte geſchloſſen waren. Dieſe durch nichts bewieſene Behauptung iſt wahrſcheinlich nur deßhalb hingeſtellt, damit der Verfaſſer Gelegenheit bekam, einen großen Zweck zu erreichen, nämlich: ſeinem Groll gegen die Juden und Edelleute Luft zu verſchaffen, und beide (ganz wie Friedrich Buchholz) in Vergleichung zu ſetzen. Er ſpricht nun (Seite 187) mit Pathos von einer Umwälzung des geſellſchaftlichen Zuſtandes, wodurch es bald weder Edelleute noch Juden geben wird. Edelleute hat man in neuern Zeiten wieder erſchaffen — dieß iſt eine Nichtachtung der von unſerem Galliciſten ſo ſtark ausgeſprochenen Abneigung, daß wir überzeugt ſind, er wird dieſen Schimpf, ſeinem Syſteme angethan, auf eine ausgezeichnete Art zu rächen wiſſen, und ſollte es ihm ſeinen ganzen Vorrath von Schreibmaterialien koſten; — und was er unter Juden verſteht, das wird ſich ewig von ſelbſt erzeugen, wenn man auch keinen gemeinſchaftlichen Namen dafür hat. Wir übergehen die verſchiedenen Blicke, welche in von Möllendorfs Privatleben gethan werden, weil wir der Eigenſchaft, dergleichen Dingen nachzuſpüren nicht mächtig ſind.

Was den General v. Rüchel betrifft, ſo muß dieſer insbeſondere die Galle des Galliciſten gereizt haben, denn er thut nichts weniger, als daß er ihm den größten Theil der Schuld der verlornen Schlacht bei Vierzehnheiligen aufbürdet. Ein Gleiches thut v. Maſſenbach in ſeinen drei Sendſchreiben an v. Rüchel, v. Blücher und Lombard, ja, dieſer ſpricht es ſo beſtimmt aus, daß er unfehlbar den Fluch der Nation auf v. Rü-

Geſchaden würde, wenn ſich v. Maſſenbach nicht vertheidigte, und dieß zuweilen ſo ſeicht thäte, daß man den Satz: die Wahrheit liegt in der Mitte, welchen auch der Gallerist im Anfange von v. Rüchels Biographie der Erwähnung werth hält, auch hier anwenden muß. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß dieſer Satz nicht auf die Gallerie anwendbar iſt; denn bei dieſer liegt die Wahrheit ganz aus dem Geſichtskreiſe. Dem General v. Rüchel wird Bravheit zugeſtanden, aber auch nichts weiter; dagegen beſteigt der Verfaſſer auch hier ſein Steckenpferd, d. h. er preiſt den intellectuellen Maſſenbach, und erzählt bei dieſer Gelegenheit einige an ſich wenig bedeutende Züge, welche nur v. Maſſenbach ſelbſt verbreitet haben kann, obgleich wir es ihm gern glauben, daß es keines Weges ſeine Abſicht war, ſie gedruckt zu ſehen, und daß der Galleriſt ſie entſtellt hat. Was hätte der nicht entſtellt!

Am Schluſſe der Bemerkungen über v. Rüchel findet es der Galleriſt ſehr tadelnswerth, wenn ein Verwandter des Generals, der Lieutenant Ernſt v. Ernſthauſen den anonymen Verfaſſer eines im Moniteur abgedruckten Artikels (worin bekanntlich dem Generale v. Rüchel üble Behandlung der franzöſiſchen Gefangenen zur Laſt gelegt wird, und dieß eben nicht in den höflichſten Ausdrücken) auffordert, entweder ſeine Schändlichkeiten zu beweiſen oder zu widerrufen — und warum findet er es lächerlich? Weil wahrſcheinlich ein ſehr großer Mann dieſen Artikel ſelbſt verfertigt, oder ihn doch gut geheißen habe. Welch ein Grund! Am Ende verlangt der Herr auch, man ſoll Schläge von vornehmer Hand gar nicht fühlen. Es iſt wahrlich nicht ſchwer, Jemand ungehört zu verdammen, und ungerecht iſt der, welcher die Vertheidigung eines Gekränkten unterdrückt. Wenn Unbilligkeit Geiſt der Zeit iſt, ſo möge ihn Jeder recht bald beurtheilen, niemand aber darnach handeln lernen! Uebri-

gens

gens iſt die im Moniteur geäußerte Behauptung, daß die franzöſiſchen Gefangenen von den Preußen ſchlecht behandelt wurden, eine Unwahrheit, mag es geſagt haben wer da will; ſelbſt die franzöſiſchen Individuen, welche gefangen waren, verſichern das Gegentheil, und dieſe, dünkt mich, müſſen es doch etwas beſſer wiſſen, als der Redacteur einer Zeitung, der, ſo viel wir wiſſen, nie preußiſcher Gefangener, vielmehr, in Hinſicht Preußens, oft etwas ſehr frei war. Der General v. Blücher hat mit v. Rüchel ein gleiches Schickſal: wie dieſem der Verluſt bei Vierzehnheiligen zugeſchrieben wird, ſo muß v. Blücher die Urſache der Capitulation bei Prenzlau ſeyn. Man muß die officielle Vertheidigung beider erwarten, bis dahin kann man nichts thun, als ſich wundern, daß zwei geachtete Generale bei zwei verſchiedenen Nachtheilen, die unter v. Maſſenbachs Augen erlitten wurden, als Urſachen derſelben angegeben ſind. Uebrigens iſt v. Blücher durchaus kein guter General, wie unſer Galleriſt zu beweiſen ſucht, indem er ſagt, daß v. Blücher ein guter Faraoſpieler wäre, ein guter Faraoſpieler aber niemals ein guter General ſeyn könne. Ein ungemein klarer Beweis, der überdieß (Seite 178 und, 179) ſo ernſthaft aus einander geſetzt wird, daß man nicht aufhören kann, — zu lachen. Jetzt erſcheint vor den prüfenden Blicken des magiſchen Bilderkrämers der General v. Kalkreuth, und hier befindet ſich gleich im Anfange ſeiner Betrachtungen eine unerhörte Merkwürdigkeit; er geſteht nämlich, daß er etwas nicht begreift, und die Urſachen nicht zu entwickeln vermag, warum ſich gewiſſe Perſonen zuweilen in einem natürlichen Gleichgewichte mit ſich ſelbſt befinden, woher es nun kömmt, daß trotz der niederziehenden Kraft des Verfaſſers v. Kalkreuth — als ein ehrwürdiger Charakter erſcheint. Er nennt ihn einen offenen Kopf, aber kein Genie, weil er nicht die Fehler an ſich hat, die mit der Eigenthümlichkeit eines Genies unauflöslich verſtanden ſind. Dieſe Fehler ſcheint unſer Beurtheiler nicht ſehr geübt zu haben, damit man bei ihm auch auf die Vorzüge eines Genies ſchließen ſoll, die er äußerſt natürlich zu verbergen gewußt hat. Aber noch eine Merkwürdigkeit befindet ſich in der Charakterſchilderung v. Kalkreuths; der Verfaſſer fürchtet nämlich (Seite 192) er könnte ſich an der Beſcheidenheit verſündigen, — wenn er nämlich das wenige, was im Publikum über das Verhältniß v. Kalkreuths mit dem Prinzen Heinrich, bekannt geworden iſt, weiter verbreiten wolle. Da Schweigen wahrlich nicht zu den Vorzügen des Herrn gehört, ſo muß man dieſe Floskel ſo auslegen: Ich bin beſcheiden genug, mich zu beſcheiden, daß ich dieß nicht weis, und darum will ichs auch nicht weiter erzählen. (Seite 195 begreift der Verfaſſer ebenfalls nicht, wie v. Kalkreuth im Jahr 1792 den Frieden, und im Jahr 1805 den Krieg gegen Frankreich für rathſam halten konnte. Dieß ſcheint ihm gar nicht vereinbar; denn er will eine Veränderung van Frankreichs Grundſätzen ſeit jener Zeit nur als etwas eingebildetes annehmen, uns ſcheint es aber, als ob an einer Veränderung derſelben gar nicht zu zweifeln ſey. Dagegen läßt er ihm als General Gerechtigkeit wiederfahren, und erwähnt bei dieſer Gelegenheit die ſo ehrenvolle Vertheidigung von Danzig. Dem General v. Phull gehe es unter den Händen des Galleriſten erbärmlich. Zwar ſpricht er ihm keines Weges Kenntniſſe ab, aber über den Menſchen in ihm fällt er ein hartes Urtheil. Sein Privatleben würde, wie er (Seite 201) äußert, Stoff zu intereſſanten Bemerkungen liefern, wenn er dieß nicht unberührt laſſen wollte, damit Familiengeheimniſſe verſchont blieben. Dieſe Dezenz befällt ihn ebenfalls zum erſten Male, und wir müſſen muthmaßen, daß ſie aus denſelben Urſachen entſtanden iſt, wie ſeine Beſcheidenheit. Sein Talent, ſagt er ferner, war glänzend, doch ohne Zuſammenhang, ſein Stimmen zum Kriege mit Frankreich war tadelnswerth, ſo wie ſein Benehmen in den Kriegsvorfällen, und ſein Uebertreten in ruſſiſche Dienſte. Wir mögen darüber nicht entſcheiden, da wir, ohne die Verhältniſſe genau zu kennen, wahrſcheinlich ein ungerechtes Urtheil fällen würden. Jetzt verbreitet der Verfaſſer ſein Talent in einer Apologie des Oberſten v. Maſſenbach. Er fängt damit an, daß er erklärt: wie der wahre Patriot ſchweigend und in ſich gekehrt, unter dem großen Haufen daher ſchleicht. Am Sprechen hat es v. Maſſenbach, ſo viel wir wiſſen, niemals fehlen laſſen! Nun folgt der Beweis, daß v. Maſſenbach, um mit Buchholz zu reden, im Patriotismus untergegangen iſt, bei welcher Gelegenheit er den Widerſpruch der Alten, wenn ſie uns den Seher Tireſias als blind darſtellen, damit zu löſen ſucht, daß er den Tireſias für einen unglücklichen Patrioten erklärt. Sehr naiv bemerkt der Verfaſſer (Seite 213) das hier geſagte würde Manchem Unſinn ſcheinen, davon würde er ſich aber nicht abhalten laſſen, die Geſchichte eines Mannes zu erzählen, der von Seiten ſeiner Geſinnungen nichts zu verantworten habe, wenn er auch nicht ganz von Fehlern frei geſprochen werden könne. Wir übergehen die Jugendgeſchichte, und eilen zu den Vorfällen, welche Urſachen dieſer Charaktere geweſen ſind. Indem wir uns über dieſe unſre Meinung ſchon früher geäußert haben, machen wir nur noch einige Bemerkungen darüber: wir freuen uns z. B. ſehr, wenn (Seite 224) geſagt wird, daß v. Maſſenbach von der Nothwendigkeit der Terrain-Kenntniſſe überzeugt war. Viel wird über einen Plan geſprochen, welcher der Preußiſchen Regierung im Jahre 1802 vorgelegt wurde, und welcher eine neue Organiſation des General-Quartiermeiſter-Stabes bezweckte, viel von dem Scheitern deſſelben; da aber nichts davon mitgetheilt iſt, ſo läßt ſich darüber nicht urtheilen. Die Ideen über die Befeſtigungen an der Außenſeite des Reichs verdienen Beifall, indeſſen iſt der Gedanke, daß man ſich damit nur gegen [illegible] Norden zu ſchützen hätte, ein ſehr zu verwerfender. Und wurde ein guter Plan von v. Maſſenbach nicht befolgt, ſo wird dieß zum Theil wohl mit an ihm ſelbſt gelegen haben, und nur natürlich iſt es, wenn (wie es Seite 230 heißt) die Gebietenden ſich durch die Kühnheit beleidigt fühlten, mit der er zukünftige Ereigniſſe vorherſagte; denn ſollte es auch vielleicht theilweiſe ſich ſo gefügt haben, als er geäußert hat, ſo iſt dieß Zufall, oder aber, es ließe ſich darthun, daß ſelbſt bei einer andern Handlungsweiſe, Preußen dieſelben Nachtheile erduldet haben würde. Uebrigens wiſſen wir nicht, ob dem Verfaſſer der Gallerie bei dem Loben eben ſo wenig zu trauen iſt, wie bei dem Tadeln, und wollen dem Oberſten v. Maſſenbach nicht Unrecht thun; indeſſen ſcheint es uns, daß er durch dieſe ſeine Ideen ſehr viel dazu beigetragen hat, Unentſchloſſenheit zu verbreiten. Seinen Antheil an der Schlacht bei Vierzehnheiligen wollen wir nicht würdigen; matt vertheidigt ihn der Galleriſt, matt er ſich ſelbſt in verſchiedenen ſeiner Vertheidigungsſchriften. Eben ſo unzureichend iſt die Rechtfertigung über die Capitulation bei Prenzlau; und ob wir gleich überzeugt ſind, daß v. Maſſenbach nicht durch Gründe bewogen wurde, die ſeinem moraliſchen Charakter nachtheilig ſind, ſo ſuchen wir viel darin, daß er ſtets von der Unbeſiegbarkeit der franzöſiſchen Armee durchdrungen war. Sollte dieſer Gedanke nicht, vielleicht ohne ſein beſtimmtes Wiſſen, in dem Augenblicke der höchſten Gefahr ſeine Kraft gelähmt und ihn beſtimmt haben, nicht unnöthig Menſchen zu opfern, weil es, nach ſeiner Anſicht, doch nichts helfen konnte? Doch wir wollen dies weiter nicht unterſuchen, ſein eigenes Gefühl ſcheint ihn frei zu ſprechen, und dieß iſt, mindeſtens für ſeine Lage, ein nicht zu verwerfender Troſt.

Mit v. Maſſenbach ſchließt die erſte Abtheilung der Charakteres, und wenn wir uns nun nach den beſonderen

Gründen umſchauen, welche den Verfaſſer zu dem vielen Tadel und dem wenigen Lobe vermochten, ſo dürften es folgende ſeyn:

Der General v. Köckritz wird getadelt, weil er den neuen Leviathan unverſtändlich fand.

Der Herzog v. Braunſchweig gelobt, weil er todt iſt, und weil er die Gelehrten achtete.

Der Fürſt v. Hohenlohe getadelt, weil er keinen Beruf hatte.

Der Prinz Louis Ferdinand, getadelt, weil er auf dem Pianoforte nicht Takt, mithin im gewöhnlichen Leben nicht Maß und Ziel halten konnte.

Der General Levin v. Geuſau, getadelt, weil er v. Maſſenbachs Vorſchläge zu Verbeſſerung des Generalſtabs nicht unterſtützt hat.

Der General Adjudant v. Kleiſt, getadelt, weil er kein Mann von Gelehrſamkeit war.

Der Feldmarſchall v. Möllendorf, getadelt, weil er das eigene Intereſſe beſſer begriff, als das des Continents.

Der General v. Rüchel, getadelt, weil er die Idee v. Maſſenbachs, bei Vierzehnheiligen Ruhm zu erwerben, vereitelt haben ſoll.

Der General v. Blücher getadelt, weil er ein guter Faraoſpieler, mithin ein ſchlechter General ſeyn ſoll.

Der General v. Kalkreuth, getadelt, weil er die Fehler des Genies nicht an ſich hat, mithin kein Genie iſt.

General v. Phull getadelt, weil er ein Felon ſeyn ſoll, und endlich

Der Oberſt v. Maſſenbch durchaus gelobt, weil die Andern Alle getadelt ſind.

d. Heraugeber.

(Der Beſchluß im nächſten Heft.)

Anſichten.

Napoleon, Alexander und Georg.

In den Händen dieſer drei Fürſten ruht jetzt das Schickſal Europa's. Sie vereint vermögen es, der Menſchheit die lang entbehrte Ruhe zurück zu geben, aber in ihrer Macht ſteht es auch, die Welt mit Unglück, Erde und Meer mit Leichnamen zu erfüllen. Furchtbar waltet Napoleon über den Continent, und benutzt die Kräfte deſſelben, ſich Meeresfreiheit zu erringen; auf ſie hat, vermöge ſeiner weit ausgedehnten Beſitzungen und der Lage derſelben, Alexander gleiche Anſprüche; Georg verweigert ſie beiden, und ſchreckend beherrſcht er die Meere mit zahlloſen Schiffen. —

Im langen Kampfe gewann ſich Napoleon den ſegensreichſten Theil des Continents, er benutzt die Länder zu ſeinem Zwecke, und hat hier faſt nichts mehr zu begehren. Mitbeherrſcher des Ozeans zu werden, iſt und muß ſein glühender Wunſch ſeyn, denn ohne Handel, ohne Colonien iſt ſein ſchöner Staat — ein armer. Daher dieſer endloſe Kampf, die gewaltigen Anſtrengungen und das Benutzen der eigenen, das Erwerben der fremden Kräfte. Der Friede und die Verbindung mit Rußland vereint ſeine Macht, und errungen iſt der höchſte Punkt derſelben, — wenn England fällt, oder ihn mindeſtens nicht mehr hindern kann, ſich feſtzuſetzen in fernen Welttheilen. Endet dieſen Kampf kein Zufall, oder wollen ſich die Streitenden nicht einige Zeit Ruhe gönnen, ſo haben wir den Frieden — dieſes Bild unſerer Sehnſucht — noch lange nicht zu erwarten.

England, Georg's ſtolzer Handelsſtaat, herrſcht auf den unſichern Fluthen, nur ihm unterthan, mit gleichem Glücke, als Napoleon auf dem Continent. Der Handel aller Nationen, die Kräfte derſelben fallen ihm unwillkührlich zu, und zinsbar ſind ihm ſelbſt ſeine mächtigen Feinde. Den Gipfel ſeiner Macht hat Britannien erreicht; nur dadurch, daß es Frankreich jeden Handelsverkehr abzuſchneiden ſucht, kann es ſich auf ihm erhalten. Durch das völlige — jetzt kaum mehr denkbare Verderben des Erbfeindes wären die Engländer unumſchränkte Gebieter ihres Elements geworden, und ihr Handelsdeſpotismus, den nur Concurrenz verhüten kann — hätte keine Schranke gehabt. Alle Mittel bietet England auf, ſich in ſeinen Anmaßungen zu erhalten, wie es ihm gelingen wird, blieb uns bis jetzt verborgen, denn die Anſtrengungen von beinahe zwey Decennien ließen es noch immer ungewiß.

Nicht ſo glänzend, nicht ſo beſtimmt verlangend, erſcheint uns Rußland und der Gebieter deſſelben, Alexander. Aber größere Sicherheit hat er für ſeine Wünſche und das Streben, welches ihn beleben muß. Geſchützt durch ſchlagfertige Heere, durch Klima, Zwiſchenreiche und weite Entfernung, darf ihm Frankreich nicht furchtbar ſeyn, und ein friedliches Verhältniß mit [illegible] iſt dieſem ſelbſt eben ſo wünſchenswerth, als dem ruſſiſchen Reiche, — auf keinen Fall kann hier die äußere Kraft viel leiden, wenn die innere es erlaubt den Kriegszuſtand mit dem Handelsſtaate zu verlängern. Der Vergrößerung bedarf Rußland nicht, denn noch furchtbarer wird es nur dadurch, wenn es in der Cultur fortſchreitet, wenn es lebhaftere Induſtrie und einen ausgebreiteteren Handel gewinnt; — beides verſpricht ihm die zu erkämpfende Meeresfreiheit. Wenig hat daher Alexander von Frankreich, viel, ſehr viel von England zu fordern, wenn es auf der Machtſtufe höher ſtehen will. So würde Rußland ein natürlicher Gegner Englands bleiben müſſen, bis es ſeinen Antheil an der Meeresfreiheit erzielt hätte, wenn die Fehde nicht zu lange dauert, und dadurch die inneren Quellen des weiten, nicht hinlänglich bevölkerten Reichs verſiegen.

Ueberſicht der Weltbegebenheiten, ſeit dem Frieden von Tilſit.*)

(In chronologiſcher Ordnung.)

1807.

Der Friede von Tilſit zwiſchen Frankreich und Rußland am 8ten und zwiſchen Frankreich und Preußen am 9ten Julius 1807 beendigte den Krieg, welcher ſeit den erſten Tagen des Octobers 1806 gewüthet hatte. Die Bedingungen und den Verluſt Preußens bei dieſen Frieden kennt die Welt.

---

*) Manche Begebenheit, welche wir mit aufgenommen haben, wird freilich nur für den preußiſchen Staat wichtig oder intereſſant ſcheinen, und wir geſtehen gern, daß wir dieſe nur für die Bewohner deſſelben aufzeichneten. Die Herausg.

Am [illegible]ten Julius wurde nun zu Königsberg zwiſchen Frankreich und Preußen eine Convention wegen der Räumung der Preuſſiſchen Staaten geſchloſſen, die jedoch nicht realiſiert worden iſt.

Die merkwürdigſte Begebenheit in der nächſten Folgezeit war die plötzliche Erſcheinung einer engliſchen Flotte vor Kopenhagen in den erſten Tagen des Auguſts, wenn auf einer andern Seite die Aufkündigung des Waffenſtillſtandes in Pommern, vom Könige von Schweden gewagt, auffiel. Dieſer neu begonnene Kampf endigte ſich indeſſen ſehr bald, indem der König ſchon am 20ſten Auguſt freiwillig die belagerte Feſtung Stralſund nebſt Pommern, und am 5ten September auch die Inſel Rügen räumte.

Der 14te Auguſt war der Tag, an welchem in Frankreich das Tribunat aufgehoben wurde.

Am 24ſten Auguſt kam der Waffenſtillſtand zwiſchen der Ottomaniſchen Pforte und Rußland zu Slobosia zu Stande.

In der Mitte des Auguſts landeten die Engländer auf Seeland und fingen, als ihre Forderungen verneinend beantwortet wurden, am 2ten September an, die däniſche Hauptſtadt Kopenhagen zu bombardiren, welches bis zum 5ten fortgeſetzt ward, da eine Kapitulation geſchloſſen wurde, der zu Folge die ganze däniſche Flotte, nebſt Zubehör, den Britten überliefert werden mußte.

So wie die Engländer kurz zuvor Buenos-Ayres und das ganze ſpaniſche Südamerika geräumt hatten, ſo verließen ſie auch wieder am 22ten

September, das ſeit dem 20ſten März durch Kapitulation eingenommene Alexandrien in Aegypten.

Es war den 16ten October, an welchem der Kaiſer von Rußland die folgenreiche Aufhebung aller Verbindung mit England erklärte.

Am 26ſten October gab der König von Preußen das Edict, durch welches vom 1ſten Junius 1808 auf den Königlichen Domänen alle Leibeigenſchaft und Erbunterthänigkeit aufgehoben wurde.

Am 30ſten October klagte der König von Spanien Karl IV. ſeinen Sohn, den Prinzen Ferdinand von Aſturien als einen Conſpiranten gegen den Thron und das Leben des Vaters an, und von hier datirt ſich die folgende Revolution in Spanien.

Am 1ſten November wurde das preußiſche Militär auf den Friedensfuß geſetzt.

Am 4ten November erklärte England den Krieg gegen Dänemark, Toskana, Neapel, die ſieben Inſeln und Raguſa.

Unterm 9ten November kam eine neue Gränzberichtigung zwiſchen Frankreich und Oeſtreich zu Stande, nach welcher in Italien das Iſonzo-Thal die Gränze zwiſchen beiden Staaten bildet. Braunau wurde von Frankreich an Oeſtreich zurückgegeben, und Cattaro von den Ruſſen an Frankreich überliefert; auch cedirte Rußland an Frankreich die joniſchen Inſeln.

Am 11ten November erklärte England die franzöſiſchen und alle im Lande der Alliirten Frankreichs befindlichen Häfen in Blockadezuſtand, wie der Kaiſer Napoleon es mit den Engliſchen unterm 21ſten November vorigen Jahres gethan hatte. Auch cedirte **Holland** an dieſem Tage an **Frankreich** das Marquiſat **Vlieſſingen**, die Grafſchaft **Heerenberg** und die Diſtricte von **Sevenar**, **Huiſſen** und **Malburg**, wogegen Frankreich Oſtfriesland und Jever an **Holland** überließ.

Am 22ſten November traf der **König** von **Sachſen**, als neuer **Herzog** von **Warſchau**, in der Hauptſtadt dieſes Landes ein.

Am 29ſten November verließ der **Prinz Regent von Portugal** mit ſeiner Familie ſein **europäiſches Königreich**, und **ſegelte** nach **Braſilien** ab, worauf am folgenden Tage der Kaiſerlich Franzöſiſche General **Junot**, an der Spitze eines ſpaniſchfranzöſiſchen Armeecorps in Liſſabon einzog, und in der Folge das **Königreich Portugal** in **Beſitz** nahm.

Am 1ſten December erklärte ſich der **preußiſche Hof gegen England**.

Am 6ten December litt Preußen einen neuen Verluſt, denn **die Gränze** der freien **Handelsſtadt Danzig** wurde **regulirt**, und die Stadt erhielt mehr Gebiet, als ſie in ihrer glänzendſten Periode beſeſſen.

Am 7ten December erſchien die Königl. **preußiſche** Verordnung eines **allgemeinen Indults**, bis zum 24ſten Junius 1810 für alle Kapitalszahlungen, wozu die Verpflichtung vor dem 7ten December eingegangen war.

Am 10ten December hielt **Prinz Hieronymus Napoleon**, als **König** von **Weſtphalen**, ſeinen Einzug in Caſſel. An demſelben Tage proclamirte die

Königinn Regentinn von Etrurien ihre Entſagung auf den Thron dieſes Staats.

Am 15ten December räumten die Kaiſerl. franzöſiſchen Truppen das preuſſiſche Gebiet auf dem öſtlichen Ufer der Weichſel.

Unterm 17ten December erſchien ein neues Kaiſerl. franzöſiſches Decret gegen den engliſchen Handel, (dem am 11ten Januar 1808 noch ein Supplementar-Decret folgte), wodurch alle jene Schiffe der Neutralen entnationaliſirt wurden, welche freiwillig oder gezwungen in einen engliſchen Hafen eingelaufen, oder von Britten angehalten, ihnen Schiffszoll entrichtet hatten.

Am 18ten December erſchien die engliſche Beantwortung der ruſſiſchen Erklärung.

Am 20ſten December erklärte der Kaiſer Napoleon durch ein conſtitutionelles Statut die Adoptirung ſeines Stiefſohns, des Prinzen Eugen Napoleon, Vicekönigs von Italien, ernannte ihn zum Prinzen von Venedig und Erben der Königskrone von Italien, erhob die Prinzeſſin Joſephine zur Fürſtinn v. Bologna, und den Kanzler v. Italien, Herrn Melzi, zum Herzog v. Lodi.

Am 26ſten December übergab der portugieſiſche Gouverneur von Madera dieſe Inſel den Britten mit Kapitulation.

Am 1ſten Januar 1808 erhielt das Königreich Portugal eine franzöſiſche Interimsregierung

Am 13ten Januar erließ der König von Holland ein Decret gegen Schweden, und

am 23ſten verſchloß er die holländiſchen Häfen der Schiffarth und dem Seehandel.

Am

Am 27ſten Januar wurde bekannt gemacht, daß Preußen, zu Folge eines Vertrags mit Frankreich, die Provinz Neu-Schleſien an Sachſen, zum Herzogthume Warſchau gehörig, überlaſſen habe. Die Behörden wurden der Pflicht gegen ihren bisherigen Souverain entlaſſen.

Am 2ten Februar beſetzte ein Franzöſiſches Armeecorps, 8000 Mann ſtark, unter dem General Miollis, die Stadt Rom.

~~Am [illegible] Februar~~ erfolgte die ruſſiſche Deklaration gegen Schweden,

am 18ten die, jedoch ſehr gemäßigte, Erklärung des Wiener Hofes gegen England.

Am 20ſten Februar begann der Krieg gegen Schweden, von Seiten Rußlands, Dänemarks und Frankreichs. Fünftauſend Mann Ruſſen unter dem General Grafen von Buxhövden, rückten in Finnland ein.

Am 29ſten Februar erſchien auch die däniſche Deklaration gegen Schweden.

Am 1ſten März ſchuf Kaiſer Napoleon durch ein Statut einen neuen franzöſiſchen Erbadel.

Am 5ten März erfolgte die Ankunft des Königl. Preußiſchen dirigirenden Staatsminiſters, Baron von Stein, zu Berlin.

Unter dem 6ten März brach Preußen alle Verhältniſſe mit Schweden ab.

Am 11ten März erklärte ſich Schweden gegen Rußland.

Am 13ten März erfolgte der Tod des Königs von Dänemark, Chriſtians VII.

Am 16ten März machte der Kaiſer von Ruß-

und allen Mächten von Europa bekannt, daß er das bisherige ſchwediſche Finnland als eine eroberte Provinz anſähe, und auf immer mit ſeinem Reiche vereinige.

Am 18ten März begann zu Madrid und Aranjuez ein Aufſtand des Volks und der Garden. Der Sturz des Friedensfürſten, Don Emanuel Godoi, Herzogs von Alcudia, erfolgte.

Am 19ten März entſagte König Carl IV. dem Throne, den ſein Sohn der Prinz von Aſturien, unter dem Namen Ferdinand VII., beſtieg.

Am 21ſten März proteſtirte jedoch der König von Spanien ſchon wieder gegen dieſe Thronentſagung.

Am 1ſten April beantwortete die Schwediſche Regierung die Däniſche Erklärung.

Am 2ten April reiſete der Kaiſer Napoleon von Paris ab, um die Angelegenheiten Spaniens zu ordnen.

Am 3ten April deklarirte die Franzöſiſche Regierung, daß der Kaiſer die Weigerung des Pabſtes, dem Bunde gegen England beizutreten, als eine Kriegserklärung anſähe. Die Ambaſſaden beider Höfe verließen darauf ihre Poſten.

Am 15ten April rückte ein Schwediſches Armeecorps unter dem General Armfeld über die Gränzen von Norwegen vor.

Am 20ſten April entſtanden zu Berlin Volksunruhen, wegen eines augenblicklichen Brotmangels.

Am 1ſten Mai ſetzte der König von Baiern eine neue Conſtitution für das Königreich feſt.

Am 2ten Mai gab der Kaiſer Napoleon ein

Decret, wodurch die vier päbſtlichen Provinzen, Ancona, Urbino. Macerata und Camerino dem Königreich Italien einverleibt wurden.

An demſelben Tage erfolgte ein Aufſtand des Pöbels von Madrid und der umliegenden Gegend, auch zu Toledo gegen die Franzoſen.

Am 3ten Mai wurde die finnländiſche bedeutende Feſtung Sweaborg an die Ruſſen übergeben.

~~Den 4ten Mai~~ wurde der zum Generallieutenant von Spanien ernannte Großherzog von Berg auch als Präſident der Regierungsjunta zu Madrid angeſtellt.

Am 6ten Mai entſagte Ferdinand VII. wieder dem ſpaniſchen Königsthrone.

Am 11ten übertrug der König von Spanien und der Prinz von Aſturien dem Kaiſer Napoleon alle Rechte des ſpaniſchen Hauſes auf die Krone.

Am 12ten Mai folgten die ſpaniſchen Prinzen, Carlos und Antonio, dem Beiſpiele des Königs und des Prinzen von Aſturien, und entſagten dem Throne; die ganze königliche Familie und der Friedensfürſt, begaben ſich am 11ten und 12ten auf die Reiſe in das Innere von Frankreich, wo ſie in Zukunft (theils zu Compiegne, theils zu Navarra in der Normandie,) reſidiren werden.

Am 23ſten Mai nahmen die Ruſſen, unter dem Viceadmiral Bodisko, die unbewachte ſchwediſche Inſel Gothland, räumten ſie aber nach weniger als einem Monate wieder; auch die bereits von

Ruſſen beſetzten Alandsinſeln im Bothniſchen Meerbuſen wurden wieder verlaſſen.

Am 24ſten Mai verkündigte ein Senats-Conſult die Vereinigung Toſkana's und der Herzogthümer Parma und Piacenza mit Frankreich.

Am 6ten Junius ſetzte der Kaiſer Napoleon ſeinen Bruder Joſeph Napoleon, den König von Neapel und Sicilien, zum König von Spanien ein.

Am 9. Junius erließ der Kaiſer von Oeſtreich ein Edict, welches die Errichtung einer Landwehr, zur Vertheidigung des vaterländiſchen Bodens, anbefahl.

Am 15ten Junius wurde die ſpaniſche Reichsverſammlung zu Bayonne eröffnet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage.

Bei dem Verleger dieſer periodiſchen Schrift ſind auch nachſtehende neue Bücher ſeit kurzen erſchienen, und in allen Buchhandlungen Deutſchlands für beigeſetzte Preiſe zu haben:

Spanien und die ſpaniſche Nazion. Ein Landes- und Volksgemälde. Aus den neueſten und beſten Quellen geſchöpft. 8. Berl. 1809. geh. 10 Gr.

Vorrede.

„Die Ihnen neulich überſchickte Karte von Spanien haben Sie erhalten, und verlangen dazu, da Ihre geographiſchen Hülfsmittel Ihnen nicht hinlänglich ſind, eine möglichſt detaillirte Schilderung des Landes und der Nazion. Dieſer Wunſch, den ich erfüllen wollte und mußte, ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich durchblätterte die neueſten Werke über Spanien von Swinburne, Twiß, Randel, Langle, Bourgoing, Townſend, Groſſe, Fiſcher, Laborde u. a. m., fand aber, daß ich ſie Ihnen alle ſenden müßte, — denn nur ihre Vergleichung kann zu einem ziemlich richtigen Gemälde führen. Sie haben dazu weder Zeit noch Muße, ſich durch einige Dutzend ziemlich ſtarker Bände durch zu arbeiten. Der Gegenſtand hatte bei dem Durchblättern Intereſſe für mich gewonnen. Ich habe dieſe Mühe für Sie übernommen, und ſchicke Ihnen hier das Reſultat meiner Nachforſchungen. Die Schilderung iſt getreu, dafür bürge ich Ihnen, in ſo fern ich ſolches, im Vertrauen auf meine Quellen, kann. Ich vermochte weiter nichts, als das durch den Spiegel erhaltene Gemälde, en Miniature, wieder zu geben.“

„Sie können das Werkchen als einen Pendant zu der kurzen Beſchreibung von Portugal (Berlin 1808. 8. Nebſt einer ſauber geſtochenen Karte von Portugal und Braſilien, geheftet 10 Gr.) anſehen, die Sie durch meine Hand, aber nicht aus meiner Feder erhalten haben. Mehr noch, wie jener Verfaſſer, habe ich auf die Nazion Rückſicht genommen, weil dieſe ein eben ſo hohes, faſt möchte ich behaupten, ein noch höheres Intereſſe für uns jetzt hat, wie das Land.“

Mnemosyne. Nachtfeier bei Berlins Denkmälern. Ein elegisches Gedicht. gr. 4.

Daſ. 1808. auf engl. Druckpap. geh. 8. Gr. und auf Schweizerpap. geh. 12 Gr.

Eos. Hymnus an die Freunde des Vaterlandes. Vom Verfasser der Mnemosyne. gr. 4. Daſ. 1809. auf engl. Druckpap. 12 Gr. und auf Schweizerpap. geh. 16 Gr.

Jedem Vaterlandsfreunde werden dieſe beiden Gedichte unſtreitig einen hohen Genuß und eine freudige Ermunterung gewähren, und auch jeder Muſenfreund wird ſie des Leſens vorzüglich würdig finden.

Johns, Dr. J. Fr. chemisches Laboratorium, oder Anweisung zur chemischen Analyse der Naturalien. Nebst Darstellung der nöthigsten Reagenzien. Mit einer Vorrede von Dr. Mart. H. Klaproth. M. K. gr. 8. Berl. 1808. 2 Rthlr.

Der große und berühmte Chemiker Klaproth bezeugt in ſeiner Vorrede die vorzügliche Brauchbarkeit dieſes Werkes auf eine Art, die dem Verfaſſer zum Ruhme gereicht, und empfiehlt es allen Liebhabern der Naturwiſſenſchaft überhaupt, ins beſondere aber allen angehenden Chemikern als ein nützliches Handbuch. Mehr bedarf es wohl nicht, um dieß Werk in recht viele Hände zu bringen.

Bouché, J. Paul, der Zimmer- und Fenſtergarten; oder: kurze und deutliche Anleitung, die beliebteſten Blumen und Gewächſe in Zimmern und Fenſtern ziehen, pflegen und überwintern zu können. Nebſt einer Anweiſung zur Blumentreiberei und zu einer für alle Monate geordneten Behandlung der in dieſem Monate vorkommenden Gewächſe. 8. Berl. 1809. geh. auf Schreibpap. 20 Gr. und ungeh. auf Druckpap. 16 Gr.

Jedem Blumenfreunde, dem es Vergnügen macht, vornehmlich den Winter hindurch in ſeiner Wohnung Blumen zu ziehen und zu erhalten, kann dieſe zweckmäßige Anweiſung des Herrn Kunſtgärtners Bouché wohl nicht anders als ſehr willkommen ſeyn; denn außer einer ſpeziellen Beſchreibung der vorzüglichſten Blumengewächſe, welche ſich im Zimmern treiben und ziehen laſſen, und außer einer deutlichen Anweiſung zu deren Behandlung, befindet ſich auch noch eine Ueberſicht zur Kenntniß und Wartung der Blumen in jedem Monate, als Anhang, dabei, wodurch man in Stand geſezt wird, zu wiſſen, welche Blumen in jedem Monate blühen, welche gepflanzt werden müſſen, wenn ſie in einem künftigen blühen ſollen, welche Verrichtungen dabei vorzunehmen ſind, u. ſ. w.

Feßlers, Dr. Ign. Aur. der Groß-Hof-und Staats-Epopt Lotario, oder der Hofnarr. Mit einem allegor. Titelkupfer und Vign. 8. Berl. 1801. auf Schreibp. 2 Rthlr. 4 Gr. und auf Velinpap. 3 Rthlr. 4 Gr.

Jeder gebildete Leſer darf ſich von der Lektüre dieſes Werkes gewiß eine ſehr geiſtvolle Unterhaltung verſprechen, wozu ihn ſchon der Name des Verfaſſers berechtigt. Den Hofnarren ſtand vormals die Freiheit zu, ihren Gedanken Worte zu geben, und Wahrheiten zu ſagen, die man ſonſt von Niemand hören wollte. Die Bekanntſchaft mit dieſem Hofnarren aus den alten Zeiten zu machen, möchte alſo wohl Niemand gereuen.

Hanſteins, Dr. Gottfr. A. L., chriſtliche Belehrungen und Ermunterungen, in Predigten, zum Theil bei beſonders merkwürdigen Veranlaſſungen gehalten. Mit dem Porträt des Verfaſſers gr. 8. Berl. 1808. auf feinem Druckpap. 1 Rthlr. 10 Gr.; auf ordin. Druckpap. 1 Rthlr. 6 Gr.

— **Deſſelben**: Wir ſind unſterblich. Zwei Oſterpredigten, im Jahr 1808 zu Berlin gehalten. gr. 8. Berl. 4 Gr.

Unſtreitig muß die Lektüre dieſer ausgezeichneten Reden jedem Leſer in Stunden der Leiden und des Kummers Troſt und Beruhigung gewähren, und den Glauben an Unſterblichkeit in ſeiner Seele befeſtigen. Möchten ſie daher von recht Vielen geleſen und beherzigt werden!

Grävells, C. F. W., (Königl Preuß. Regierungsaſſeſſor) Anti-Platoniſcher Staat. Oder: Welches iſt die beſte Staatsverwaltung? Mit be-

ſonderer Rückſicht auf die Preußiſchen Lande. gr. 8. Berlin, 1808. 1 Rthlr. 12 Gr.

In dieſem Werke dürfen die Leſer nicht eine Streitſchrift gegen den Platoniſchen Staat erwarten; ſondern vielmehr humane, in einem einfachen und edlen Vortrage abgefaßte Anſichten von der Verwaltung der verſchiedenen Zweige eines in der Wirklichkeit beſtehenden Staates, wobei der Verfaſſer vorzüglich auf die Mängel und auf die Unvollkommenheiten der Preußiſchen Staatsverfaſſung Rückſicht genommen hat. Daher iſt auch dieß Werk mit beſonderer allerhöchſten Genehmigung Sr. Majeſtät des Königs gedruckt worden, und verdient mithin, von jedem Preuſſen und anderer Länder Staatsbeamten gekannt und geleſen zu werden.

Schmalz, Dr. Theod. Handbuch der Staatswirthſchaft gr. 8. Berl. 1808. 1 Rthlr. 12 Gr.

In unſern Zeiten, wo die Wiſſenſchaft der National- und Staatsökonomie immer mehr den Gegenſtand eines fleißigen Studiums ausmacht, wird dieſes Handbuch des berühmten Herrn Verfaſſers ohne Zweifel nicht leicht jemand unbekannt bleiben können, dem es um Vermehrung ſeiner Kenntniſſe im Fache der Staatswirthſchaft zu thun iſt. Auch eignet es ſich ganz beſonders zu Vorleſungen auf Akademien.

Kurzer Abriß der Pathologie und der Semiotik, der Therapie, und der Chirurgia medica. Zur Grundlage ſeiner Vorleſungen bei dem Königl. Collegio medico chirurg. zu Berlin. Entworfen von Dr. A. F. Hecker. gr. 8. Berlin 1808. 3 Rthlr. 4 Gr.

Davon iſt auch einzeln zu bekommen:

Kurzer Abriß der Pathologie und Semiotik. gr. 8. 12 Gr.

Kurzer Abriß der Therapie. gr. 8. 1 Rthl. 12 Gr.

Kurzer Abriß der Chirurgia medica. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schriften

von

F. W. Gubitz.

Erſter Band.

Inhalt.

Der Verſchloſſene.
Die Recenſion und der Ballanzug.
Der Stein im Schatzhauſe.
Gluth- und Wuthrede vom Geiſte des Paters Abraham a Sancta Clara
Die Drachenbändiger.
Der Freyheit-Apoſtel.
Alswild und Singa.
Gedichte.

Mit einem Titel- und Seiten-Blatt in der Colorir-Manier des Holzſchnitts von F. W. Gubitz.

Berlin 1816.
In der Maurerſchen Buchhandlung.
Poſtſtraße No. 29.

[illegible]

Was mir einfiel!

Unterhaltung-Blätter
für
Denk- und Lach-Luſt
von
F. W. Gubitz.

Berlin, 1816.
In der Maurerſchen Buchhandlung

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Dem Leſer.

Wenn ich hier, nach langem Zögern, meine ſchriftſtelleriſchen Verſuche, die mir Erholungen waren im Künſtlerſtreben, zu ſammeln begann, geſchah es allerdings mit der Hoffnung, daß ſie einiges Vergnügen gewähren ſollten; aber auch in der Ueberzeugung, daß ich ſie ſtets nur als ein Anregen betrachtete, einſt Beſſeres darbringen zu können, und ich meine, dies wird geſchehn.

Die früher ſchon erſchienenen und, nach mancher gültigen und lieben Verſicherung, gern geleſenen Einzelheiten zeigen ſich hier nicht ohne Verbeſſerungen; dieſe werden künftig gewiß zahlreicher, denn Mängel mehr und mehr zu erkennen, iſt ja der Zweck alles, ſo auch des dichteriſchen Lebens.

Freundlich erſuch' ich nun noch: die Druckfehler, welche wegen Entferntſeyn vom Druckorte nicht auf mir laſten, zu entſchuldigen und mindeſtens die angezeigten gefälligſt vor dem Leſen zu bemerken.

Berlin, im Oktober 1815.

Gß.

Der Verſchloſſene.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

„Ja,“ dacht' ich, — der Architekt **Brennow**, — bei mir ſelbſt und blickte noch einmal auf das mißgebaute Leipzig zurück, „wären die Leute hier reicher oder kunſtſchätzender, brauchteſt du, armer Architekt! nicht fernſüchtig Nahrung für den baufälligen Körper zu ſuchen. Doch was half es, ich ſchnürte mir mein Bündelchen feſter, zerdrückte eine Thräne, die der Heimathſtadt galt, und wanderte weſtwärts. Es war ein ſchöner Julitag im Jahr 1807 und die Natur erhob mich bald aus dem Leidſinn, in den mich die Kunſt durch den Zeitdruck geworfen hatte, ich fing an architektoniſch zu philoſophiren und ſchrieb in mein Taſchenbuch.

„Heilige Kunſt, wann endet die unheilige Zeit! Bauen nicht, niederreißen will man und nennt das organiſiren! Die Gotteshäuſer werden nicht vermehrt, nur, wenn wir im Elende ſind, machen wir dem Himmel ein wenig die Cour, ſonſt könnte man oft anſchreiben: Hier iſt eine Kirche zu vermiethen! Schauſpielhäuſer braucht man noch, ſeitdem aber die dramatiſche Kunſt ſich den Puppenſpielen zuvorkommend nähert, iſt jeder Winkel gut genug und bald wird das Wort Bühne ſich zuweilen vortrefflich eignen, weil es zugleich Pranger bedeutet. Die Rathhäuſer ſcheinen jezt Häuſer, wobei man rathen ſoll, was darin gethan wird? — Denn die Gerechtigkeit wird oft ſo heimlich betrieben, daß einem unheimlich wird und man zu den wieder hergeſtellten heimlichen Gerichten gewiß bald auch unheimliche Orte ſucht, keinen Prachtbau. Erziehungshäuſer? — Wozu die? Menſchen ohne Erziehung werden am ſicherſten conſcriptionsfähig! Kaſernen und Lazarethe? — das ſind jezt die Städte.

Zuchthäuſer? — Ja, wenn man die rechten Perſonen hineinbrächte, brauchte man vornehme Gebäude, die Pöbel-Spitzbuben müſſen mit Hundequartier zufrieden ſeyn. Bekäme jeder verdienten Lohn, baut' ich einen Galgen auf Aktien, mit Logen rings umher und verkaufte bei den Hinrichtungen Billets, die Sucht nach Blut und Mord machte mich bald zum Millionär. — Ehrenſäulen werden wohl noch gebaut, aber nicht bezahlt, ſelbſt die Ehren werden jetzt requirirt, dafür iſt es aber auch leichte Waare —

Viel langweiliges hätt' ich gewiß noch in mein Taſchenbuch eingeſchrieben, wenn ich nicht bei dem Klange: "Ja, du biſt es, liebſter Brennew! Wie geht es Ninchen?" plötzlich in eine Umarmung gerathen wäre, aus der ich mich erſchrocken loswickelte. Vor mir ſtand ein hübſches, dünnes, blaßes Männlein, mit einem kleinen Ränzel und einer großen Guitarre und machte eben Anſtalt, mich wieder ans Herz zu drücken, wogegen ich indeſſen mit nervigem Arme und mit dem Ausrufe: „Ich kenne Sie ja gar nicht!" — proteſtirte.

„Ich Sie auch nicht!" ſagte die Geſtalt und ſetzte ſich vor Lachen auf die Landſtraße, als ich, wahrſcheinlich mit verdutzter Attitüde, fragte: „Woher wiſſen Sie denn meinen Namen und — ?" Nur erſt nach erſchöpfter Lachkraft hielt er mir ein Blatt vor, — es war mein Bildniß und das einer erloſchenen Liebſchaft, mit den Namens-Unterſchriften — welches während meinem Schreiben aus der Brieftaſche flog. „Ah, ich hätte Sie prächtig betrügen können mit dieſem Fund" ſagte der Fremde, „ich hatte aber jetzt eben keine Luſt! Wo wollen Sie denn hin?"

Ich wußte nicht, was ich aus dem Bruder Menſch machen ſollte und antwortete kurz: „Nach Paris!"

„O ich Allerärmſter, das iſt weit! rief er aus. Wir kehren doch aber unterweges zuweilen ein?"

Ich mußte lächeln und er erzählte mir leichtfertig: daß er faſt ſeit einem Jahre herumreiſe und da es ihm Unluſt mache, darüber nachzudenken, wohin er wolle, frage er, wenn er weiter eile, zuweilen den erſten Reiſenden, der ihm begegnete und ginge nach dem Orte, der genannt würde. Das ſchien mir denn auch wieder bequem-wunderlich, indeſſen merkte ich bald, daß mir ein höchſtangenehmer wiſſensvoller Reiſegefährte gegeben war, der über mannigfaches mit gründlicher Laune ſprach, ſo daß im Erſtaunen über dies Vielwiſſen ich bald fragte: Was er ſey? „Hui! ſagte er, wenn man eben nichts iſt, kann man ſich zu Allem machen.“

Im luſtig belehrenden Tone reiſten wir ein paar Tage; was wir unterweges ſahen regte ihn an zu den bunteſten Bemerkungen und mir wurden Herz und Schritte leichter, doch wer mein Laufgenoſſe war, verrieth ſein Plaudern nicht. Ein einzigesmal, als wir über Geſchick philoſophirten, hatte ſeine vielgeſtaltige Heiterkeit einen ernſten Blick bei den Worten: „von Schuld frei iſt man auch im Unglücke glücklich!“ und ſchnell ſang er:

Wer in der Welt ſich ſelbſt behält,
hat viel!
Gleich iſt für Glück und Mißgeſchick
das Ziel:
Im Todtenhaus geht Allem aus
das Spiel!

Zweites Kapitel.

„Es iſt Friede! Es iſt Friede!“ rief er jetzt freudig und überlaut einem Regimente Franzoſen zu, welche ſich bei Waltershauſen hinter Gotha auf ihrem nähern Wege zum Tode noch etwas ausruhten. Bald waren wir auf jenen Ruf von der höflichen Lebendigkeit umringt und das Wort „Friede“ dieſer Stern der Sprache, beleuchtete jedes Antlitz. Ob man auch Hoffnungen gern glaubt, doch mußte mein Reiſefreund ſich auf einen Brief berufen, den er vor ſeiner Abreiſe in Leipzig erhielt; wer heran konnte, ließ es ſich zeigen: daß es da ſtände, wenn ihm auch die deutſchen Schriftzüge fremd waren. Feuer im Blicke ſtand ein junger Soldat beſcheiden von fern und rang die Hände, ſichtbar aus Freude. Ich trat ihm näher, erwartend ſtarrten ſeine Augen nach meinen Lippen und endlich brach durch die ſeinen leiſe die Frage:

„Iſt es denn wohl wahr, lieber Deutſcher? Mein Vater ſagte: Es würde im Leben kein Friede! —“ „Es möcht' auch nur eine Flitterwoche des Krieges ſeyn!“ ſagte mein Gefährte, der eben von dem General des Regiments befragt wurde. Nachdem dieſer mehrere Papiere bekommen hatte, befreundete uns der junge Soldat mit der Erzählung: daß er zu Hauſe Vater, Schweſter und Geliebte habe und den Pfad der Liebe dem des Ruhmes bei weitem vorzöge, denn es ſey doch wohl beſſer, im Vaterlande Vater, als draußen ein Mörder zu werden. Ihm die Hand drückend erwähnte ich, daß wir nach Frankreich gingen, da jauchzte er auf und wurde dann trüb und ſtumm; ausbrechende Thränen ſprachen für ſeine Empfindungen weiter.

„Kann ich Ihnen nützlich ſeyn, ſo gebieten Sie!“ ſagte, die Papiere zurück gebend, der General höchſtehrerbietig zu meinem Reiſefündling. — Er unterhielt ſich leiſebittend mit dem General, bis dieſer ihm auf ſein Ehrenwort verſicherte: ſobald er ſelbſt Nachricht vom Frieden habe, ſolle es geſchehen.

Allen und beſonders den Liebenden baldiges Wiederſehen der Heimath wünſchend, zogen wir weiter, ohne daß ich mich viel umſah, denn die Blicke des jungen Soldaten folgten uns mit der Liebe ſehnſüchtigem Neide.

„Er wird ſein Jugendland wiederſehen!“ ſagte mein Begleiter. Er wird es ſchmücken mit dem ſchönſten Traume des Lebens, der Liebe, — wohl dem, den ſie täuſcht bis an die Gruft!“

In ſeiner Seele mußt' es ſtürmen, denn Wehmuth ſpannte ſeine Züge und ich unterbrach die ſtille Beredſamkeit mit dem Entzücken über den Frieden, doch ſein Ideengang beherrſchte ſeine Fortrede:

„Friede, Liebe! Wo gewann die Erde Worte, deren Begriff ſie nicht faßt? Lieb' und Friede heißen die Engel, die den Himmel tragen, hieher verirren ſie ſich nicht! — doch fort, fort mit dieſem Sinnſprühen, ich will Ihre Freude theilen, wie ich es vermag!“

„Warum ſollten Sie nicht froh die Palmen ſich über das Vaterland breiten ſehen?“ „Weil ſie wahrſcheinlich wieder von der ſogenannten Stechpalme ſtammen und der Friede nur neuen Hader bezweckt. Bei der Menſchheit ſchließen nur Macht und Ohnmacht Frieden, nicht die Herzen, der höchſte irdiſche Ruhm erblüht dem kleinlichen Geſchlecht noch immer aus der Gemeinthat mit dem Raubthiere: aus vergoſſenem Blute, und nur der Haß erzeugt Helden. So lange wir noch haſſen, werden wir vergebens beweiſen wollen, daß wir einen Gott, den Inbegriff ewiger Liebe, glauben, unſre abgeſchliffenen und geſchminkten Schurken, die Schmeichler, werden uns vergebens gebildet und unſre Thaten groß nennen. Die

Menſchheit hat durch die Politik jede echte Richtung zum Himmel und zur Größe verloren und der Jubelruf zum Kriege und bei dem Siege gleicht dem eines Wahnſinnigen, der eine Höhe erſtrebte, nur: um ſich hinabſtürzen zu können. Alles was mit Recht und Vernunft geſchieht, wird den Lebenden raſch langweilig, denn ſie vergeſſen, daß nicht die Frage: Ob wir mächtiger, ob wir ſchlauer ſind? die Löſung des Lebens iſt, ſondern die: ob wir beſſer wurden? Doch wer forſcht danach?

In ſichtbarer Erſchütterung ging er neben mir und als ich nach einigem Beobachten fragte: „Wie wird das Vaterland eine geachtete Friedlichkeit gewinnen, ſie, die allein rettet aus der Verkehrtheit aller Grundſätze?“ Da ſchüttelte er, ſtatt Antwort, traurig das Haupt und ſang mit ſpielender Bitterkeit:

Ein Eichenwald ſtand in erfreuender Pracht,
Da donnert ein Erdgeiſt aus ſcheuender Nacht
Dies Wort:

„So lange der Wald mir die Adern bedeckt,
„Mein Eiſen wohl nimmer die Welten erſchreckt,
Drum fort!“

Und ſchlau rief des Erdgeiſtes kräftige Wuth
Zur Hülfe des Feuers geſchäftige Gluth,
Der Bund
Erſchuf nun aus Eiſen das drohende Beil
Und Angſt that im Eichwald mit raſender Eil
Sich kund.

Da ſprach eine Eiche mit klüglichem Sinn:
Ihr neiget zur Furcht nur betrüglich euch hin.
Entſchwebt
Iſt bald der Gefahren erſchreckendes Ziel,
Wenn ihr nur den Beilen nicht ſelber den Stiel
Noch gebt!

Nein! ſchwatzt eine andre: das Beſte erkennt,
Wenn auch der Feind einige Aeſte uns trennt,
So ſteh'n
Wir übrigen Stämme doch friedlich! Der Rath
Gefiel und ſo ließ man die raubende That
Geſcheh'n

Doch als nun das Beil in Vollendung erſt war,
Da wurde dem Eichwald Verblendung auch klar;
Gefällt
Lag plötzlich, was kaum ein Jahrtauſend erſchafft;
Denn trennend erwirbt ſich zerſtörende Kraft
Die Welt!

* * *

Ihr Deutſche, ihr ſeyd hier gar ſichtlich gemeint,
Wie ſtets ihr der Nachwelt geſchichtlich erſcheint:
Als Knecht

Trägt jeder der Habſucht unſterblichen Spott,
Sonſt trotzten wir ewig dem Böſen durch Gott
Und Recht!

Als ob ihn ſeine Anſicht zur Verzweiflung triebe, ſo wandte er auf meine Frage: „Wer trägt jetzt die Schuld?“ plötzlich die Saiten in wilde Bewegung, bis ſein lachender Ingrimm wunderlich wirkend wieder einfiel mit den Worten.

Der Teufel hat neulich zwei Schuſter geholt,
Die hatten zu ſpät ein paar Stiefeln beſohlt;
Sie waren beſchieden
Dem Boten zum Frieden,
Doch frech nahm ſie reuig, eh Friede begann,
Der Bote des Krieges und jagte voran;
O hol ihn der Teufel!

Der Krieg fand ſchon alles erluſtigt vom Mord,
Der bittende Friede kam gar nicht zum Wort;

„Was ſoll uns die Rede?
Die Menge will Fehde!“
Sie wieherte rings, wie ein ſtößiger Gaul
Und ſagte zum Boten des Friedens: „Halt's Maul!“
O hol ſie der Teufel!

Doch Krieg nahm nun Allen und Jeglicher kräht:
„Wie ſchändlich, der Friede kömmt immer zu ſpät!“
Man heulte, man fluchte,
Man ſchimpfte und ſuchte:
Wer Schuld ſey, daß Krieg nun ſo ſchindet und zwackt,
Da wurden die Schuſter vom Teufel gepackt,
O hol' ihn der Teufel!

Er warf die Guitarre an die Seite und blieb ohne Theilnahme, als ich, in der Meinung einen Blick in ſein Wirken gethan zu haben, die Bahn des Geſpräches verfolgen wollte. Keine Erforſchung gelang mir, doch mußt' ich, wenn er über ähnliche Gegenſtände ſich bald völlig zuſchloß, erkennen, daß er einen geheimen Zweck mit ſeinen Reiſen vollführte, denn in allen größern Städten war er bald in heimiſcher Thätigkeit und nach ſeinen Wünſchen: daß ich überall mit ihm ausharren möge, wußte er mir an mehreren Orten geldſtärkende Arbeiten zu verſchaffen. Je näher wir dem Rheine kamen, um ſo gramvoller ward ſein Inneres und ſelten gelang ein Herausſcheuchen. Deshalb und weil unſer Weiterwallen in die glühreichſten Monate traf, wählte er zuweilen die Nächte zur Reiſe.

Von M... abgehend, gedachten wir auch die Kühle zu nutzen und mein Gefährte — der ſich mir Oscar genannt hatte — vernahm lächelnd nur und ungläubig die Warnung des Wirthes in der Erzählung: daß nicht ohne Sorgloſigkeit der nächſte Weg zu betreten ſey, da mehrere Raubthaten einberichtet wären.

„Es treibt mich vorwärts, ſo und nicht anders, wir ſind zwei und die Nacht iſt hell!“ entſchied er.

Drittes Kapitel.

Eine klare Mondnacht war es, von kühlenden Lüften geballt zitterte des Tages drückende Wärme in leichten Nebeln um uns her und mit rüſtiger Morgenkraft ſchritten wir am flüſternden Wieſenbache, geneckt vom überhängenden Schleedorn, zu blühenden Feldern, die oft ihre hohen Aehren mir ins Haar legten, denn paradieſeswohl hatte ich, in fühlender Andacht, das Haupt entblößt vor dem Freudenſchöpfer. Mein Gefährte zog, ſich düſter tragend, neben mir her und mich ergriff der Gedanke, daß ich ſo überglücklich neben einem Unglücklichen ging, mit ſo raſcher Allmacht, daß ich mich erſt in ſeiner Umarmung wieder fand. Er preßte mich an ſeine Bruſt, die in kurzem Athmen, wie bei zurückgedrängten Thränen, erbebte.

„O laß das Wehen der Natur in dein Herz dringen und lies dich reich an Troſt in ihrem lichten Buche!“

„Wäre nur nicht der Menſch das dunkelſte Blatt darin!“ ſprach er, von der verhaltenen Rührung ſo erſchüttert, daß flüchtiges Fieber ihm die Zähne zuſammen ſchlug und er faſt bewegungslos in meinen Armen ruhte, bis er heftig ausrief:

„Fort! Ich hab' es geſchworen, daß mir auf Erden nicht mehr wohl werden ſoll, fort, daß ich mein Ziel erreiche!„

Und in nervenglühender Spannung eilte er vor mir her zu einer Waldhöhe, wohin ein ſchmaler Fußweg uns führte. Ich folgte in keimenden Schauern, die aus dem raſchen Wechſel des innern Getriebes, ein wenig aber auch aus der Warnung des Wirths hervorgingen. Denn eine dichte Blättermauer, durch welche nur zuweilen ein Wolkenblick wie mit Geſpenſteraugen ſtreifend leuchtete, umfing uns. Die dumpfe Stille durchrauſchte unſer Fußtritt, aus der Laubnacht ertönte ſelten der vereinſamte Schlag eines Vogels und nur hoch in den Wipfeln erregte ſanfter Windhauch ein Geflüſter, als heimlichten die Geiſter der Erde über das

Walten der Zukunft. Verſtärkter Herzen-ſchlag und raſtloſes Umherblicken mochten den Gefährten über mein Empfinden aufklären, ein raſcheres einſaugendes Athmen bezeugte, daß er ſich von dem ſchweigſamen Dunkel beſeligt fühlte, doch ich half, da der Gang immer ſtrauchelnder wurde, meinem Fürchten zu Worten, denen er erwiederte:

„Mir ſind es immer köſtliche Augenblicke, wenn Grauen und ödeſtellende Gefühle zur innern Prüfung hinreißen, am ſchönſten iſt ſie, wenn die Schöpfung, das kräftigſte Wort Gottes, ſie herbeiführt und ich mag ihm dann nicht widerſtehen.“ Sinnend gerieth er endlich doch auch in Ruheloſigkeit, er ſah mehrmals ſcheu auf mich, dann in das Dickicht und ſchuf meine Phantaſie nur noch beweglicher, als er bei weit her erſterbenden Glockentönen der Mitternachtſtunde mit zurückbebender Stimme und zu ſpärlichen Accorden ſang:

Nach Abentheuern ein Pilger jagt,
Da kam ein Kindlein, was heimlich fragt:
„Wo treibſt du hin?“

„Nach Lärmen, Schwärmen und Glanzgewinn,
Ich faſſe das Heute
Und ringe nach Beute!“
„Ei, Pilger, nimm dich vor mir in Acht!“
Sprach's Kindlein, der Pilger hat's ausgelacht.

„Nicht lach' und hemme des Spottes Blick,
Zur Ritterin wählt mich Allgeſchick
Drum bitt' ich dich
Sey mein Geliebter und ehre mich!“
„Du biſt gar nicht ſpröde!“
Rief Pilgerlein ſchnöde
Und giert nach Sünden, vom Wahn bethört,
Oft mahnt das Weſen, doch unerhört.

Frech brach er Herzen um ſeichte Luſt!
Einſt ward im Taumel er ſein bewußt.
„Laß ab!“ ſchreit wild
Ihm nach ein marterndes Greuelbild,
Bald warnet beklommen,
Wie hölliſches Kommen,

Noch eines zur Seite; er raſt ſich ſtark
Und ſchändet trotzend der Seele Mark.

„Noch blüht Verſöhnung!" tönt's wieder her
Und bleiche Ferne winkt ängſtlich ſchwer.
Er will nicht fleh'n;
Will jauchzend nur auf Verfluchtem ſteh'n;
Doch dreifach umrungen
Vom Moder verſchlungen
Entraffen Geiſter ihn bald der Wahl,
Er zittert nieder in ew'ge Qual,

Dein harrten Himmel! — —

Eine hohe Geſtalt, die ich, ſchwarz heranſchleichend, einige Sekunden lang bemerkt hatte, veranlaßte mich, den Sänger durch leiſe Berührung aufſehen zu laſſen, er that es ſchon während des Geſanges und eben als mir deutlich ward, daß die Geſtalt an ſich etwas ſuchte, ſtürzte Oscar, nach dem hingeraſchten Laute: „Zuvorkommen!" auf ſie ein, mit dem heftigen Rufe.

Gold oder Tod!

In irrem Entſetzen faßt' auch ich zu, da hob ſich der Mond über die Wipfel, als wolle er die Scene beleuchten. „Jeſus Maria!" rief mein Gefährte; „Höll' und Teufel!" klang es nach von der Geſtalt, beide ſanken neben mir zuſammen und ich ſtand ſtarr in aufblitzender Kälte, die mir das Haar ſträubte, dazwiſchen.

„Geh zurück in dein Grab!" murmelte nach einer Höllenſtille der Fremde.

„Noch hab' ich's leider nicht erreicht!" klagte die Antwort und mit faſt weſenloſen Stimmen dehnte ſich dumpf und raſch das Geſpräch: —

„Du wollteſt rauben?" Sprich, wollteſt du rauben? —

„Ja!" ſtammelte die Geſtalt. —

„Mord, Raub und Mord! Elender was ſagt dich? —"

„Schuld und Mangel!" —

„Zeichen der Allmacht! Sieh, ich lebe, deine Schuld iſt gemindert und hier iſt Gold, mehr Gold als du brauchſt, den Mangel zu entfernen; es kämpft mir aus der Seele, als ob ich dir die letzte Warnung ſpräche. Nimm das Gold und rette dich!" Mit krampfhafter Eile hatte ſich Oscar die Gewänder aufgeriſſen und reichte die vollen Hände dem Fremden hin, der zögernd nahm und danken wollte, doch Oscar gebot unterbrechend.

„Hinweg! Dein Dank ſtraft meine That! Der Teufel verlaſſe dich und Gott ſey dir gnädig!"

Er ſank mit dem Angeſichte auf die gefalteten Hände, die Geſtalt ſtand noch einige Augenblicke und verlor ſich dann langſam im Gebüſch.

Mir war, als hätte mich das Weltgericht überfallen, in fruchtloſem Nachdenken hofft' ich lange der Erholung Oscars und berührte ihn endlich ſanft mit der Frage: Ob wir nicht weiter wollten?

Er ſtrebte ſich zu erheben und ſank wieder, wobei ſeine Hand die Saiten der Guitarre traf und um ihn von dem Schrecken abzuwenden, erwähnte ich, daß ſeinem letzten Liede der Schluß fehlte. Er ſah auf mich mit ſtierem verneinendem Blicke und ſang dann tief ergriffen:

„Dein harrten Himmel!“ ſo dröhnts ihn an,
„Als dir das Schickſal die Zeit gewann!
Vergangenheit
Und Gegenwart haſt du frech entweiht,
Die Zukunft verachtet,
Den Geiſt dir vernachtet.“
Sey leiſem Warnen, o Menſch! bereit
Denn Gott und Teufel iſt dir die Zeit!

Bald erkannt' ich meine Unbeſonnenheit, ein völliges Kraftſcheiden überwältigte ihn und nur nach einem wilden Schlummer konnt' ich tragend und leitend ihn von dem Orte hinweg bringen. Mehrere Stunden quält ich mich und als ſchon der Morgen in reicher Lieblichkeit alles zu friſchem Leben rief, kam ich mit ihm, ſelbſt todesmatt, zu einem Jägerhauſe, wo man uns menſchenfreundlich aufnahm und verweilen ließ, denn Oscars Erſchütterung ward zu ſchwerer Krankheit.

Viertes Kapitel.

Nur ſchleichend nahte Geneſung der jugendlichen Natur, weil keine Freude über das rückkehrende Leben ſie unterſtützte. Oscar ſchien von der Vergangenheit überwältigt und mein ſanfter Troſt gewann nur die Worte:

„Ja es gibt kein größeres Glück, als unglücklich geweſen zu ſeyn, aber die Blüthen meiner Erinnerungen ſind mit Thränen auferzogen und wollen mit Thränen genährt ſeyn! —“

Weiter ſchloß ſich ſeine Bruſt nicht auf, doch mit dem kindlichſten Danke gedachte er der Menſchenpflicht, die ich in ſeiner Pflege übte und in den Verſuchen, ihn der Schwermuth zu entziehen.

Nachmüde vom Wachen in den Krankheitsnächten, hörte ich, noch vom Schlafe gelockt, ihn einſt plötzlich von ſeinem Lager aufſpringen. „Wie iſt dir?“ fragte ich.

„Wohl, ſehr wohl!“ war die Antwort.

„Mir träumte" — er hielt einen Augenblick inne und ſagte dann: — „von unſerm geſtrigen Spatziergange und mir klang ein Liedchen in die Seele." Wir ſprachen dann von dem bildmächtigen Rheinufer, welches rings umgränzt von Bergen, den ſtummen doch geiſterhebenden Königen der Erde, wir von einer Anhöhe überblickt hatten. Seine Phantaſie arbeitete in belebenden Eindrücken, von denen eingewiegt ich mich dem Schlafe zurückgab und nur noch mit zweifelhaftem Antheil folgendes Liedchen vernahm:

Einſt nahe und ferne
Umglänzten mich Sterne
Zu feſtlicher Wahl!
Sie glühten ſo munter,
Hinunter, hinunter
Sank jeglicher Strahl!

Nun wall' ich auf Erden,
Erdrückt von Beſchwerden,
Nur bang' und verwaiſt!
Der Wahn wird mir trüber,
Hinüber, hinüber
Entrückt ſich der Geiſt!

Dort ſpiegelt der Himmel
Im Fluthengewimmel
Entzückend ſich ab!
Er lockt mich ſo munter
Hinunter, hinunter
In's ſtrömende Grab!

Von leiſem Thürgeräuſch geſtört, ſchaut ich umher und fand mich allein, mir war, als hätt' ich nicht geſchlummert, der dämmerfrühe Tag widerlegte mich, doch das Liedchen lag mir in der Seele, als hätt' ich's eben erſt vernommen und nach einem deutlichen Rückrufen ſtürzte ich, mit unerklärter Angſt und hervorquellenden Thränen, vom Lager auf. Oscars Habe lag wie ſonſt und ruhiger begann ich, den Freund zurück erwartend, das Ankleiden und griff dann nach einem Tagebuche, dem ich gewöhnlich nur am Abende Vorfälle und Anſichten vertraute. Seit aber Oscar mit der Bemerkung: Jedes Blatt im Tagebuche iſt ein Blatt im Todtenkranze! — und mit Düſterheit überhaupt mir erwieſen hatte, daß man ſein Menſchenleben, wie es dieſe Zeit vergönnt, ohne

Bewahrung verruhen laſſen müßte! — benutzte ich die Minuten des Alleinſeyns, um es fort zu ſchreiben. Jetzt fiel mir aus dem Tagebuche ein Brief entgegen, an mich, — ich riß ihn auf, mehrere Geldwechſel entfielen und ich las von Oscars Hand:

„Das Verenden aller Hoffnungen und Wünſche gibt ein Recht die Vergänglichkeit ganz von ſich zu werfen, Gott ſelbſt muß es anerkennen. In den unwiderſtehlichen Fluthen des Rheines will ich, ein Todesgelübde erfüllend, die Schwermuth darüber: daß ich lebe: heilen und ein unſichtbares Grab ſuchen, zu dem auch ſichtbar keine liebende Klage dringen würde, ſo arm ſind meine geſchiedenen Tage! Meine letzte Bitte iſt: daß die beiliegenden Wechſel mit dem bezeichneten Briefe an meine Frau nach R... geſandt werden —"

Nur ſo weit vermocht' ich zu leſen, mein Entſetzen zu ſchildern liegt außer dem Umfange der Sprache und nur in der Ermattung fand ich mich, auf der Straße nach dem Rheinufer, wieder. Die Sterne verblaßten eben vor den erſten Strahlen der wiederkehrenden Sonne, doch der ſchüchterne Tag hatte noch keine Regſamkeit erweckt, nirgends konnt' ich nach dem Freunde forſchen und ſtand an zwieſpaltiger Bahn; hier die Landſtraße, dort der Bergpfad, den wir geſtern nutzten. Meinen guten Engel anrufend, wählt' ich den letzteren und wurde faſt irre, als ich von der beginnenden Höhe auf dem Schluchtwege einen Wanderer bemerkte, doch Oscar war es nicht und ſo trieb ich mich weiter. Im erneuten Laufe von Erſchöpfung gebannt, war es mir, als hört' ich das Ende vom Liede der Nacht wiedertönen und friſch erheſtigt erreicht' ich bald die Ausſicht nach dem Rheine. Ein Blick hinab zeigte mir Oscar tief unten in ſtürmender Eile nach den Ufern, mein ſchmetternder Angſtruf hallte vielfach in den Bergwindungen nach, denn zur Rettung war ich zu fern, doch ſprang ich mit wagendem Verzweifeln an der Steilung nieder.

Ich ſah ihn, mit Höllenqualen, nur noch wenige Schritte über den Strom, da trat um die Bergwand her der Wanderer und flog auffangend in Oscars Arme. Alle Seligkeiten ſchlugen in meinen Pulſen, wunderbar über Fährlichkeiten hinweggeriſſen, lag ich nach Minuten, aufgelöſt von den Anſtrengungen, an des Geretteten Bruſt und erkannte in dem Wanderer den jungen Franzoſen, den Oscar, wie ich bald ſicher erfuhr, bei Waltershauſen frei bat.

Selbſt nach der Erkräftigung ſtanden wir noch lautlos in dreifacher Umarmung; voll ſo erhöhter Heiterkeit, wie ich ſie in ſeinen Zügen gar nicht möglich glaubte, ſprach endlich Oscar: „Der Himmel gibt mir eine ſchöne Kunde und hat mich einer ſchweren Sünde entnommen durch dieſen!“

„Vergeltung!“ flüſterte mit froher Wehmuth der Jüngling, beide vereint führten wir dann Oscar zur Hütte und als ich, der ich antigriechiſch den Selbſtmord nicht für Erhabenes halte, mich eines leiſen Vorwurfs ermächtigte über das Irren eines ſtarken Charakters, erwiederte er: „Allmacht iſt des Menſchen Gedanke, Kraft ſein Wort und Ohnmacht ſeine That!“

Fünftes Kapitel.

Oscars Geiſt erfriſchte ſich an der Natürlichkeit Rineau's, — ſo hieß der Ankömmling. Er erzählte, daß, wie ſein General ihm ſelbſt verſicherte, weniger der Friede als das Fürwort des Friedenkünders bei Waltershauſen ihm die Erlaubniß verſchaffte, Geliebte und Heimath wieder zu ſehen. Einen Taggang hinter Paris lebte ſein Alles, ſo hatt' ich mit ihm faſt ein Ziel und nach geringem Ueberreden ſprach auch Oscar:

„Wohlan! Ich will mein Thun bis in den Kern Frankreichs tragen! Den Rhein gedacht' ich nicht zu überſchreiten, aber der Ruf Gottes winkt aus der Verhinderung meines Gelübdes. Weiter alſo, vielleicht bis zu Rineau's Vaterhauſe!

Deſſen Dank lärmte in Jubelſprüngen, Oscar beſorgte mit wortloſem Ernſte und der Bezeichnung an Frau von M. in R... Brief und Geldwechſel zum nächſten Poſtbüreau und bald waren wir jenſeit des Rheins.

Rineau ſchwatzte traumſelig und bilderreich nur von der Heimath, er wollte ſeine Lieben mit dem Flötenſpiele zu einem Frohgeſange des Vaters überraſchen, das reitzte den liedliebenden Oscar. Er lernte die Melodie, auch ich ſollte ſie einüben, aber die Rabennatur meiner Stimme zeigte ſich in ihrer unbezwinglichen Härte und ſo mußte mir Rineau die Flöte überlaſſen, für welche ich in Nothfällen zuweilen gebraucht werde; die Meinung, daß ich wohl ſchwerlich über Paris hinaus gehen würde, überſtimmte ſich ſchnell.

Mit unſteter Lebendigkeit hatte Oscar in allen größeren Städten wieder Geſchäfte, er pries es oft, daß ſie ihm noch beſſer fruchteten als ſonſt, doch mir wurde dabei ein übermächtiges Seelentreiben, das ihn aller Ruhe bedarflos zeigte, bedenklich und dieſer Zuſtand ſollte ſich bald noch erhöhen.

Reiſehaſtig ſagten wir, nach kurzem Aufenthalte in Strasburg, dem zeittrotzenden Münſter, über welchem ich die Stadt zu durchſchauen vergaß, eben den Scheidegruß; da wälzte ſich eine Menſchenwoge heran und plötzlich von ihr umfangen mußten wir wohl ſehen, was ſich begab. „Ein Mörder!“ ertoßte überall, wie aus einem unterirdiſchen Murmeln; Oscar lehnte ſich zuſammenbrechend auf mich, denn die Geſtalt aus dem Walde zog kettenbelaſtet nicht fern an uns vorüber. „Vergeltung!“ ſagte der Reiſefreund mit machtloſer Bruſt und an der meinen verbarg ſich ſein leichenhaftes Antlitz, denn dies Entſetzen war hier gefahrerweckend. In verſtummender Rührung, die auch für uns unbeſprechbare Ehrwürdigkeit hatte, verblieb er bis zu unſerm Tagziel. „Gott weiß es, ich habe ihm vergeben!“ das waren die erſten Worte, die wir wieder von ihm hörten, als er Abends weinend ſein Lager umfaßte.

Auf Wiederzahlen in Paris mehrte er ſich am nächſten Morgen ſeinen Geldbetrag und ſandte eine Summe zurück an einen Bekannten zur Verwendung für den Verbrecher und nun ging er in angeſtrengter Fröhlichkeit mit uns der Seineſtadt näher. Am 18ten

Oktober hier angekommen, wohnten wir uns ein in kleinem Raume und eben ordnete ich, mehr fürchtend als hoffend, meine ärmlichen Empfehlungſchreiben, die mir irgend eine belehrende Arbeit erjagen ſollten, da kam Oscar und reichte mir mit einer Umarmung die Anſtellung als Inſpekteur bei dem Kanalbau zu Q.... Der Freude Blitzſchlag verſteinte meine Sinne und als ſie ſich wieder in Worte hinabfühlten, hemmte Oscar meinen Dank, mit dem Ausrufen: „Nichts davon! Mich machte eben ſchon ein Dank — in einem Briefe meiner Frau, — erzittern und ich mag mir nicht mehr einbilden laſſen, daß man für ſo etwas danken kann. Glück auf! Ich bin heute in hohem unverwüſtlichem Wohlbehagen!“

„Champagner und Extrapoſt!“ gebot er dann und Geld flog, wie weggeworfen, aus ſeinen Händen. Der ehrliche Rincau ſtand ängſtlich wählend zwiſchen Freude und Traurigkeit und auch ich lauſchte beklommen, als Oscar ſang:

Endgeſchäftig
Todeskräftig
Iſt mein Schmerz;
Amen! Amen!
Gottes Namen
Fühlt mein Herz!

Schnell vernichtet
Hell gelichtet
Wird die Quaal;
Mich entzügelt
Und beflügelt
Rettungſtrahl!

Himmel ſprengen
Mir den engen
Lebensbann;
Geiſtertönen:
Allverſöhnen,
Grüßt mich an.

Endgeſchäftig
Todeskräftig
Iſt mein Schmerz;
Amen! Amen!
Gottes Namen
Fühlt mein Herz!

„Verſöhnung der ganzen Menſchheit!“ jauchzte er in die Abendluft hinaus und verſtrömte opfernd den erſten Pokal voll Champagners. „Setzt euch, Freunde! Ich will mich euch entlöſen, hier in der Tyrannenſtadt weckts mir Gefahr und das reizt mich!“

Wir erwarteten ſeine Worte und er begann:

„Mein Name, Oscar v. M. iſt gleichgültig, daß ich frühe verwaiſte und ſo nur auf mich ſelbſt verwieſen wurde, eine Andeutung. Noch ſehr jung trieb mich Hülfloſigkeit in die kleinen Dienſte bei einer Regierung-Schreiberei, und da ich annahm: daß Alle, die älter waren als ich, auch verſtändiger ſeyn müßten, ſo half ich, lernend und beobachtend, mir durch das geliebteſte Talent: Schweigen! bald empor und verlebte unbekämpfte Jahre. Dabey erglühte ich für die ſchöne Tochter eines Collegen und vermählte mich, beherrſcht von jedem Wahne der Leidenſchaft, wenige Tage nachdem ich das Rathspatent empfangen hatte, mit Mathilden. Die Liebe entflammte alle meine Kräfte, meine Gattin ſollte erkennen, daß ich etwas ſey und hier zuerſt faßte ich die Kühnheit: für Menſchenwürde thätig zu ſeyn. Das Erziehungweſen war mir gegeben, ich fand es in unwürdiger Stumpfheit und eine Abhandlung darüber gährte ſelbſt manche, durch große Jahrgehalte in den Ruheſtand verſetzte Gehirne aus der Schlaffheit, mein Plan wurde mit Enthuſiasmus gerühmt und ich träumte mich groß in der Ausführung. — Aber, es gibt Menſchen, denen das Wort: Aufklärung! ſo erklingt, als ob ſich daran das Richtſchwert für ſie ſchliffe, der Haß trieb wider mich an, die zuerſt an mir hielten, verließen mich, meine beleidigte Ehre konnte weder zurücktreten noch verſtummen, im Gefühl des Rechts riß ich die Geheimniſſe der Dummheit ans Licht und erhielt — meine Entlaſſung. Mir blieben mein Muth und meine Liebe, — doch ein Thor iſt, wer ſein Glück kettet an das ſchwankendſte Gut, an ein Menſchenherz!"

Er ſchwieg einen Augenblick und ſprach dann mit wortjagender Heftigkeit: „Mir iſt, als hätt' ich Eile, weiter!“ Ich wollte mit dem, was wir an Vermögen hatten, fort, meine Frau zögerte, — weil ſich ja alles noch ändern könnte! Ich mochte ihr keinen Troſt zu früh rauben und ſuchte durch Briefe Anſtellung im nächſten Staate, es kamen auch papierne Hoffnungen, die mich um die Zeit betrogen und da ich mit von dem Heirathsgute meiner Gattin lebte und ſie darum hier gar nicht zu bitten wagte: daß ſie ſich ſparſam zeigen ſollte, entſchwand die Summe, welche ich nur geringe verlängern konnte aus Arbeiten, wie ſie mir nur irgend geboten wurden.

Mehrere Monate enthärmt' ich im Sorgentaumel, aus welchem mich die Gerichts-Anzeige: meine Frau habe auf Scheidung angetragen, zu verzweiflungvoller Geiſtesgegenwart ſtemmte. Wohl hatten mir einige Hauslaurer zuweilen Stacheln ins Herz geredet, ich hielt ſie aber für ſchadenfrohe Gramwecker; jetzt traf mich die mörderiſche Ueberzeugung, daß meine Liebe, der letzte Stab auf meinem Jammerpfade, im Wahne zerſtäubte. Ein reiſender Lüſtling, der im nächſten Staate große Verbindungen vorgab, hatte ſich Hoffnunglügend zu uns eingeſchlichen und die freudſüchtige Gattin umſinnlicht. Weniger wegen conventioneller Ehre, mehr um dem Ruheſchänder ein Ziel zu ſetzen, forderte ich ihn, er kam, auf ſeine Schußfertigkeit vertrauend, und bewies, da er die erſte Kugel hatte, ſie auch hier; tödtlich verwundet wurde ich zurück gebracht, der Betrüger, — ſo erkannte ihn bald die Geſammtheit, — floh, doch Gott erreichte ihn, er iſt derſelbe, der uns im Walde überfallen wollte, den wir in Straßburg als Mörder gefeſſelt ſahen.“

Von Erinnerungen ſtarr rang er nach Athem und Vollendung. „Todtſcheinend lag ich auf meinem Lager, hörte meine Frau winſeln über den Verluſt des Geliebten und mich anklagen, daß ich ihr Vermögen durchgebracht habe. Da, in meinem übermenſchlichen Elende rief mein Geiſt, mit dem Gelübde, mich dem

Tode ſo raſch wie möglich wieder zu ſtellen, Gott an: daß er mich nur nicht als ihren Schuldner von der Erde abrufen möchte! Er gewährte das Angſtgebet meines zermalmten Gefühls, ich genaß und nachdem ich die Einwilligung zur Ehetrennung und einen Schuldſchein über ihre Mitgift hinterlaſſen hatte, entfloh ich, zum erſtenmale der Vorſehung dankend, daß ſie mein einziges Kind früh in die Gruft ſandte. Im Beginnen dieſes Krieges bildete ſich der Bund der T......r, ich verkaufte ihm für allmähligen Gewinn von 5000 Thaler mein Leben, indem ich mich verſchwor, in allen großen Städten Deutſchlands eine Perſon zur Belebung der Kraft gegen Tyranney zu gewinnen, ich habe alle Empfehlungſchreiben überbracht und ſelbſt an der Höhle des Tyrannen Wächter aufgeſtellt. Auch Rineau's General war vom Bunde, wie wir uns zeichendeutig machten; ſo enthüllt ſich hier und überall mein Wiſſen und Einwirken."

„Ein Brief, den ich heute empfing, brachte mir den Dank von Mathilden für wuchervolle Zahlung und die Meldung, daß ſie ſich neu vermählte. Glück ſey ihr Loos und die ewige Vergeltung möge ihr ſchweigen, doch meine Geſchäfte ſind vollbracht und mein Leben hat ſeine Dienſte gethan.“

Er ſchwieg, ſich in Andacht vertiefend, wir aber vermochten nicht unſre innige Rührung zu verbergen. Rineau ergriff, von Thränen nieder gezwungen, ſeine Hand, Oscar erhob ihn zitternd, blickte uns ernſtdenkend an und wie in Unaufhaltſamkeit entſtrömte ihm aus ſich lüftendem Feuer ein lauter begeiſterter Traum:

„Klaget nicht, Freunde! Himmliſches ſeh' ich mir kommen und Herrliches Euch! Ein Beſtrahlen der Zukunft ahn' ich, finde durch die Macht dieſes Tages in wenigen Jahren die Völker entrüttelt aus den Ketten, die der Geſandte der Hölle: Eigennutz! um alle höheren Ziele legte. Das Ringen nach Kleinlichkeit zürnt endlich das Große wach, die Grundſätze werden ſich in ihrem Schlangengange ſo verwinden, daß ſie wieder eingreifen in angebetete Ordnung, die Lar:

ren von Prunkworten werden zertrümmern und Recht und Wahrheit, die jetzt nur zuweilen als gewiſſe Opfer aus der entgeiſtigten Menge hervorſtürzen, ſich in jedem Herzensſchlag verkünden. So folgt, nach ſich immer neu gebährendem Kampfe, einer blutſatten Zeit noch eine brütende haßſüchtige Friedensqual, doch, nach zweimal neun Frühlingen ſchon feiert das ſteigende Licht ſeinen durchdringendſten Sieg. Jenſeits der Meere und rings aus dem Süden hervor führt eine neue Erde, belehrt und erkräftigt von den Irrthaten der alten, die Vernunft in die Weltgeſchichte, felſenfeſte Gedanken der Vergangenheit treten verwirklicht auf, Anerkennung des Edlen wird die Todtenfeier aller Beſſeren und Erglühen oder Verſchloſſenheit für dieſe Leuchten zeigen unſre Heimathen groß oder unnütz. — Doch, ob ſie ſich entzücken oder weigern, unabwendbar müſſen auch ſie endlich ſich verſtrömen in den Aetherwogen von Seele, die über und unter den Sternen das Leben umfaſſen, bis es ſich, nach Gottes Sehnſucht, ſo ineinander eint, daß nicht mehr der Tod, nur läuterndes

Bewußtſeyn und ſitteſchaffende Nothwendigkeit, alle Nachtplane erdrückend, die Menſchheit enterden und kein donnerſchlagender Gerichtstag mehr zwiſchen Himmel und Erde ſchreckt. O ihr Zeiten, in denen die verblühten Jahrtauſende endlich ihre Früchte gewinnen, ich kann euch nicht ſchauen, eure Sonnen werden aufgehen über meiner Aſche, aber grüßen will ich euch mit Wonnethränen der Verklärung!"

Wie von den Bildern der Phantaſie eingewiegt ſank Oscars Haupt und es lag in ſeinen Händen auf einem Buche, welches ich, bei vorherigem Leſen, aufgeblättert ließ. Während dieſer Ermattung ſagten Rineau und ich uns durch Zeichen: daß wir den Freund als angeſtrengt krank erkannten.

„Es lebe die Zukunft!" — mit dieſem Rufe war er endlich für das Geſpräch wieder in freundlicher Thätigkeit, aber ſie wurde erblaſſend, als er nach einem zufälligen Blicke auf das Buch in erkältetem Tone dies Sonnet des Cervantes las:

Die Sünde hatte Gottes Huld entzogen,
Sein Wolkenguß ſchuf ſeine Erde rein,
Die Arche nur ſchloß, rettend vor den Wogen,
Für friſche Welt das letzte Leben ein.

Bis zu dem zeichenhaften Irisbogen
War hier kein Streiten über mein und dein,
Nur Lieb' erklang, die Zwietracht ſchien erlogen,
In jedem Raubthier zartes Herz zu ſeyn.

Man ſah den Wolf zum Lamm ſich koſend ſchmiegen,
Des Tiegers Mordluſt in Moral verfliegen,
Im Geierſchutz ein liebend Taubenpaar.
Doch Wunder ſelbſt kann Habſucht nicht beſiegen!
Verſcheuchte Furcht ließ neu das Recht erliegen
Und edler Sinn entfloh mit der Gefahr!

Er ſah mit erkämpftem flüchtigem Lächeln nach der Uhr und flüſterte: der Seiger zeigt auf neun, in ſechs Stunden müſſen wir Rineaus Heimath ſehen, ich bitt' euch, Freunde!

Die von ihm beſtellte Poſt war gekommen, wir begriffen nun erſt, zu welchem Vorhaben, eilend mußten wir mit ihm, doch nur **Rineau** wurde freudig, mich bannte düſterwache Stille und Oscar beugte ſich zu mir im Schlummer, den nur zuweilen der Lispellaut: „**Mathilde!**“ ſtörte.

Sechſtes Kapitel.

Leicht und raſch rollten wir über Meilen hinweg, der Poſtillion neckte den ſchweigenden Inhalt des Wagens durch ein lobreiches Geſpräch mit ſeinen Roſſen und endlich durchbrach **Rineau's** Entzücken mir die ſtumme Beklommenheit. Seine allſeitig ſpähenden Augen, mehr wohl noch die Kräfte ſeiner Einbildung entdeckten durch die graue Nacht ſchon Orte der Erinnerung, losgelaſſen mahlte die Phantaſie ihm alle Jugendthaten und immer zeigte er die Spielräume, welche Dunkelheit mir verbarg und die ich, ſeine Gemüthlichkeit ſtärkend, zu erkennen vorgab.

„Nun ſind wir gleich da!“ ſtammelte er luſtberauſcht, ſeine Hand arbeitete bebend am Kutſchenſchloſſe und ich mußte ihn gewaltſam halten, daß er nicht unſrer Geſellſchaft und der von mir wohleinſtudirten Ueberraſchung entſprang. Wir ließen den Wagen am Dorfe halten und nach dem Ermuntern Oscars, deſſen erfüllten Sinnen ich erſt zurückrufen mußte, was geſchehen ſollte, halfen wir uns über das verſchloßene Gezäum und bald nahm uns ein Weinlaub-Gang vor Rineau's Vaterhauſe auf.

Umfangen von Oscar und mir, beſänftigte ſich in andächtigem Hinſinken Rineau; der Schleier der Ruhe hob ſich erſt beginnend langſam von der Erde, heimlich war noch alles ringsum und nur der koſende Herbſthauch des Morgenwindes ſpielte Leben in die Blätter. Da begann ich die Flötenbegleitung und Oscar ſang mit dem oft in Wehmuth erſchweigenden Rineau, des Vaters Feſtlied:

Auf der Erd' iſt Wahn
Gar zu erblich,
Und des Geiſtes Bahn
Oft verderblich;
Doch geleiten
Wird der Himmel
Durch der Zeiten
Trug-Gewimmel;
Ja,
Gott iſt nah!

Lieb' und Duldung nur
Hilf' umfaſſen,
Aller Sünden Spur
Iſt das Haſſen.
Nicht erbittert
Sey vom Schwanken
Unerſchüttert
Im Gedanken:
Ja,
Gott iſt nah!

Laß' uns Seelenſchmerz
Nicht verſchulden,
Nur ein reines Herz
Kann ihn dulden;

Laß im Rechte
Kühn uns ſtehen,
Alles Schlechte
Muß vergehen!
Ja,
Gott iſt nah!

Minutenlang hatten wir ſchon Bewegung im Hauſe gehört, jetzt flog die Thüre auf und gedankenhaſtig war ich von zwei wellenden Armen umſchlungen und fühlte die glühenden Lippen eines vom leichteſten Frühkleide umſchmiegten Mägdleins aus einem feſtgehaltenen Kuſſe, der mir in aufbrauſender Wonne bis zur geheimſten Seele drang. Rincau jauchzte: „Mein Vater!“ „Mein Sohn!“ tönte in Küſſen wieder und Oscar ſang, das Lied ſchließend, wohl thränenhaft, aber nicht geſtört dazwiſchen:

Selbſt, wenn nie dir wich
Schwerer Kummer,
Rettet früher dich
Todesſchlummer.

Dann iſt eilig
Wunderhoffen
Hell und heilig
Eingetroffen.
Ja,
Gott iſt nah!

Das Mägdlein bemerkte leider bald, daß der Flötenklang ſie nicht zum Bruder geführt hatte und lief verſchämt in das Haus, doch ich blieb nicht zurück und bald mir nach hört' ich die andern folgen. Bey angezündetem Lichte wurde das Erkennen beſſer wiederholt, wobei meine Arme freilich leer blieben, aber in nachfeiernder Entzückung ſtotterte ich eben an Jeannot, — ſo hieß Rineaus Schweſter — meinen entſchuldigenden Dank, da ſtanden wir plötzlich ſehnſuchtſtarr im lauſchenden Beſtaunen nievergleichlicher Töne, die erdentrückend und niederklingend uns alſo andrangen und verſchwebten:

Hört ihr Engel rufen?
Lichte Wolkenſtufen
Tragen Himmelauf.

Gott will ſich bewähren,
Liebend ſich verklären
Düſt'rer Pilgerlauf.

Leben iſt verweſen,
Sterben iſt Geneſen;
Vater, nimm mich auf!

Wie von ſeligen Welten erreicht, blieben wir Alle in betender Stellung bei den leiſen Schwingungen, denen unſer Gefühl vergebens nachzuringen ſtrebte. Im Aufruhr des innerſten Weſens ſtürzte ich hinaus, da lag der, von uns für Augenblicke vergeſſene Oscar, auf der Bank vor der weinumblätterten Laube, todt neben dem Saitenſpiele und die erſten Sonnenſtrahlen leuchteten Verklärung in ſeine zum Niederknien glücklichen Züge, die mich lebelang zu jeder Tugend ſtärken.

Ein einfaches Denkmal erhebt ſich über der irdiſchen Hülle des uns heiligen Dulders, zur Inſchrift wurden, wie Rineau wünſchte, die erſten Worte erwählt, welche er von Oscar hörte. Es iſt Friede! — Oft beſuchen wir, durch ihn beglückte, das Grab, um unſern Dank dort zu ihm hinauf zu ſenden und meine, immer wieder begehrte Erzählung gewinnt ſich ſtets die Thränen Jeannots, meiner herzlichen und geliebten Frau.

Die Recenſion

und

der Ballanzug.

Der Kammerherr, Baron von Sellburg hatte den ganzen November-Monat auf ſeinem Dorfe zugebracht, weil er ſich einbildete, er ſey der Stadt überdrüßig, und die Langeweile beſtimmte ihn eben, ein Gedicht auf die Freuden des Landlebens zu entwerfen, da brachte ihm der Stadtbote die neueſten Briefe und Journale. In Delinquenten-Angſt wurden die Literatur-Zeitungen ergriffen, denn der Herr Baron hatte neulich die Laſt ſeines mit Poeſien gefüllten Bureaus durch den Druck geſchwächt und fürchtete nun der Recenſenten heimliches Gericht, welches ſo oft am wahrhaften Kreuzwege der Schriftſteller lauert, ihnen den Pfad zum Verleger und ſo mittelbar auch den Hals abzuſchneiden. Dies war bey dem Baron nicht möglich, denn er bezahlte dem Verleger alle

Koſten, nahm kein Honorar und ſtrebte blos nach Unſterblichkeit, deren Leichenrede er aber vor ſich zu haben wähnte, als er las:

„Gedichte von Franz, Baron Sellburg."

„Jeder, der begriffen hat, daß ſich „reimen: Liebe, Triebe, Sonne, Wonne, „Herz und Schmerz, Luſt und Bruſt, mag „es ſich jetzt länger nicht verhehlen, daß „er Dichter iſt, ſo auch der Erzeuger „dieſes aufgedunſenen Bandes ſchwülſtiger „Verſe, der im Reiche der Gedanken ein „Fremdling iſt und von der Phantaſie höchſtens den Pflichttheil empfing. Statt ſich „zu bewegen in göttlicher Einfalt und genialer Verkehrtheit, kann ſich der Verfaſſer „nicht losſagen von der vernünftigſten Vernunft, bey ſeinen Gedanken bemerkt man „ſo leicht den Grund, als wie in einem „klaren Teiche und alle ſeine Geſchöpfe „kamen nur auf die Welt, um ihre gereimten Todenſcheine zu präſentiren. Iſt

„es daher dem Verfaſſer nicht erlaubt, Land „zu gewinnen auf dem Parnaß, ſo mag „er daheim das ſeinige bauen und die poe„tiſche Ader etwa am Erntefeſte fließen „laſſen, wo es ja nie darauf ankommt, „ob der Geiſt eine Ernte hat oder „nicht.“

Wüthend über einen ſo impertinenten Burſchen, der ihm mit unſichtbarer Hand die Glorie vom Haupte riß, ſchritt der Baron in dem Zimmer umher und ergoß endlich ſeinen Schmerz in einen Monolog, der damit endete: daß man auf die Köpfe dieſer literariſchen Blindſchleichen Preiſe ſetzen ſollte, wie etwa auf die Köpfe blutſaugender Beſtien; daß man ſie ausſtoßen ſollte aus jedem Religionsbunde, wie die Türken es thun mit den ſchweren Verbrechern, oder ſie bei der rechten Hand aufhängen, womit ſie ſündigen, oder ſie erſäufen in einem ſchwarzen Meere galliger Tinte!

Als indeſſen der zweite Moment ſeines Gefühls, ein ſtiller Zorn, eingetreten war, faßte er nach den Briefen und fand in einem die Einladung ſeiner Schweſter, der Gräfin Buchheim, einer jungen lebeluſtigen Wittwe, zu einem großen Maſkenballe in der Reſidenz. Sein Entſchluß war bald gefaßt, er mochte mit der verdammten Literatur-Zeitung nicht unter einem Dache bleiben, und ſo ſaß er eine Stunde nach ſeinem Aerger mürriſch in dem Wagen, welcher wegen der durch die Jahreszeit entſtandenen übeln Wege ſich nur langſam fortſchob. Schneeſchwere Wolken, ein nieder duſtender Nebel, die ſparſam mit Tannen bewachſene Gegend, durch welche nur zuweilen eine Schar ächzender Krähen flog, dies alles war eben nicht geeignet, ſeine Seele heiterer zu ſtimmen, und ſtatt ſich durch dieſe Requiſite der Natur zu einem Gedichte im Geiſte Oſſians hinreiſſen zu laſſen, wie dies wohl ein anderer vernünftiger Dichter gethan hätte, bezog er alles auf die Rezenſenten. Der Nebel glich ihrem Verſtande, die ärmliche nichts erzeugende Gegend ihrem Streben und die Krähen waren ihre Standbilder, denn wie dieſe an den Körpern nagen; ſo meinte der Baron thäten dies die Recenſenten am Geiſt Anderer. Bey ſolchen Reflexionen unterbrach ihn der Kutſcher Johann, der ihm zurief:

„Gnädiger Herr, auf dem ganz durchnäßten und ſchlüpfrigen Wege wankt ein Mann mit greiſem Haupt und kann nicht mehr fort.“ — „Ach!“ zürnte der Baron ſich zurückwerfend, und der Wagen fuhr langſam weiter, bis nach einigen Augenblicken der Baron auffuhr:

„Aber Johann, du wollteſt ja dem alten Manne in den Wagen helfen!“ Johann ließ ſich das nicht zweimal ſagen, bald ſaß neben dem finſtern Baron ein freundlicher Greis, der ſich als einen ehemaligen Pachter ankündigte und mit Offenheit ſeine nicht ſehr lichtreiche Lebensgeſchichte erzählte. Er ſchloß damit, daß ſein ſonſtiger Gebieter, der Herr von Wellthal kürzlich arm geſtorben und ſein Landgut in die Hände eines Wucherers gefallen ſey, der ihn bald aus dem Pacht verdrängt habe. Durch dieſes Mißgeſchick und lange

Krankheit ſeiner Frau ſey er zurückgekommen, und er würde ganz verkümmern müſſen, wenn nicht Fräulein Lida von Wellthal, welche jetzt bei einer Tante in der Reſidenz lebe, mit ihren geringen Erſparniſſen ihn und ſeine Familie unterſtütze.

„Recht ſchön, recht ſcharmant von dem Fräulein!“ ſprach der Baron zerſtreut dazwiſchen.

„Jetzt eben,“ fuhr der Greis mit Thränen im Auge fort, „will ich wieder den ſchweren Gang thun zu ihr, denn ich weiß von meiner Tochter, die bei ihr iſt, daß es dem guten Fräulein ſelbſt nicht wohl geht. Indeſſen heute iſt der Tag, wo ſie mich erwartet, und ſie würde zürnen, wenn ich nicht käme.“

Während dieſem Geſpräch wurde der Baron immer gedankenvoller, denn er entſann ſich, daß ſein Vater und Herr von Wellthal im Leben Freunde waren. Er erinnerte ſich auch der Tochter, aber es war ihm kein Eindruck davon zurück geblieben, doch ſeine

Jugendzeit ging durch dieſe Erinnerung berührt mit allen ihren Freuden an ſeiner Seele vorüber.

Der Wagen zog durch das Thor der Reſidenz, und der Baron erkannte nicht eher wieder die Gegenwart, bis der Greis, höflich dankend, ausſteigen wollte.

„Ach guter Mann," ſprach Sellburg jetzt haſtig „ihr könntet mir einen rechten Gefallen thun, wenn ihr ein paar Zeilen an die Gräfin Buchheim, meine Schweſter, abgeben wolltet."

Der Greis war gern bereit, und Sellburg ſchrieb der Schweſter franzöſiſch: daß ſie auf ſeine Mittel und ihm zu Liebe etwas auffinden möchte, dem armen Pachter zu helfen und ſchloß damit, daß dies ein Geſchäft ſey für das Zartgefühl der Frauen und darum überlaſſe er es dem Herzen der Schweſter.

„Grüßt auch Fräulein Lida von Wellthal von Franz von Sellburg!" ſagte er noch; der Greis ging und der Wagen rollte weiter.

„Fahre raſch, Johann!“ rief der Baron, denn ihn grüßten ſchon mehrere Bekannte und auf jedem Geſichte glaubte er zu leſen, daß die ganze Stadt die fatale Recenſion ſchon kannte. Plötzlich hörte er durchdringendes Geſchrei, und ein junger Mann fiel den Pferden in die Zügel, indem er heftig deklamirte:

„Schändlich iſt es, daß nicht einmal die kleinſten Geſetze des Landes reſpectirt werden! Darum aber heißt das lateiniſche Wort: Leges, die Geſetze, rückwärts Segel, denn die Geſetze ſind jetzt wahrhafte Segel, die man nur braucht, wenn der Wind dahin ſteht, wohin man will.

„Ereifre dich nur nicht, mein ſprach- und wortſpielender Münter,“ unterbrach ihn der Baron, und jener rief bald:

„Ey, biſt du's Sellburg? wie kannſt du aber ſo raſch fahren laſſen? Da hat nun dein rollender Wagen einer Dame das Kleid ganz entſetzlich beſprützt.“

„Das thut mir ſehr leid!“ klagte Sellburg, und raſch war er aus dem Wagen ſich zu entſchuldigen, was indeſſen nur mit Stottern geſchah, denn vor ihm ſtanden drei Damen, eine alte, zwey junge, und eine davon war ſo ſchön, daß die Schilderung deßhalb unmöglich iſt, weil der geringſte Grad der Wahrheit Uebertreibung ſcheinen würde.

Sellburgs Wagen hatte glücklicherweiſe nur die alte Dame beſprüzt, und während er alſo dieſe um Nachſicht und um die Güte bat, ſeinen Wagen zu benutzen für den fernern Weg, gewann er Zeit, ſich von dem Anblick der Schönheit zu erholen.

Die alte Dame hatte indeſſen, ſo gut es ging, den Schaden bedeckt und wollte das freundliche Erbieten annehmen, ſobald ſie in einer nahen Galanterie-Handlung etwas gekauft hätte. Der Baron begleitete die Damen, erſuchte aber zuvor den Aſſeſſor Münter, dem indeſſen die zweite, auch recht hübſche Dame für ſeine Aufmerkſamkeit gedankt hatte, ihn ja heute noch zu beſuchen.

Die beiden Grazien blieben mit Sellburg außer dem Laden, und während ſie die Sachen an den Fenſtern betrachteten, antwortete ihm die ziemlich lebhafte zweite Nummer auf die Frage: „ob ſie auch Zierden des Maskenballs ſeyn würden?“

„Nein, nur Frau von Ballhorſt wird dort erſcheinen. Fräulein Lida und meine Wenigkeit können unterdeſſen zeichnen, weshalb auch die gnädige Frau mit den Kleinigkeiten zum Balle für ſich, einige Crayons für uns kauft.“

„Fräulein Lida!“ wiederholte ſich der Baron und raſch fragte er: „Wollten Sie wirklich dem ſo ſeltenen Vergnügen ſich entziehen?“ „Ja, wir müſſen uns wohl dem ehernen Schickſal fügen, welches bey uns nur zwei Momente hat: die Tante will, die Tante will nicht!“ bemerkte die Lebhafte. „Ich gehorche recht gern,“ ſprach Lida ſanft, „und du Alma könnteſt wohl ſchweigen!“ fuhr ſie fort.

„Da gehorch' ich nicht recht gern!“ ſcherzte dieſe. „Indeſſen will ich doch das Schweigen ein wenig üben, damit es mir nicht allzuſchwer wird, wenn ich ja einen Mann bekäme, was doch wohl möglich iſt!“

Lida ſchien unzufrieden, der Baron lachte und wollte die Muthwillige eben bitten: die Uebung noch zu verſchieben, da rauſchte die Tante aus dem Laden, die Damen ſtiegen in den Wagen des Barons, deſſen Augen hier und bey einem kurzen Eintreten in die Wohnung der Tante hinlängliche Zeit hatten zu ergründen: daß es nichts Himmliſcheres auf Erden gäbe, als die reitzende Lida. Ueber dem Anſchauen ging dem Baron jeder Gedanke an die Recenſion verloren, bis er einſam ſinnend in einem Zimmer ſeiner Stadtwohnung ſaß, wo ihn Münter weckte, indem er haſtig herein ſtürzte und einen Brief auf den Tiſch warf, mit den Worten:

„Da hab' ich einmal wieder ein poſtfreies Donnerwetter vom Papa empfangen! Alles noch wie ſonſt! Laß einmal ein Frühſtück geben, damit ich den Aerger verſchlucke."

„Lebt ihr noch immer im Unfrieden?" fragte Sellburg und befahl dem Diener.

„Wie ſollten wir nicht, du kennſt ihn, er hat kein Vermögen und viele Kinder, und da er ſich nur durch das Leben quälte, ſo will er, daß es ſeinen Kindern beſſer werde, und deshalb ſoll ich mit aller Gewalt eine reiche Verwandte heirathen."

„Biſt Du noch immer ſo gegen die Weiber?"

„Ich finde noch immer, daß die Engländer Recht haben, das Weib Woman zu nennen. Wo heißt Weh, Man der Mann, das ganze Wort alſo: des Mannes Weh. Uebrigens habe ich meine liebe Verwandte einmal beſucht, ſie prahlte mit einem Dutzend aufgehängter Silhouetten von Liebhabern und ſchalt dabey die Treuloſigkeit der Männer, aber ich will auch lieber en effigie gehängt ſeyn und zeitlebens arm wie Hiob bleiben, als an ihrer

Seite alle Grade der Tortur ausſtehen. Und nun iſt ſie noch ſo herzlich albern, daß mir bey [illegible] immer einfiel: das Adjectivum dämlich, [illegible] wahrſcheinlich von Dame."

„Du führſt doch alles auf deine Liebhaberey, die Verwandſchaft und Beziehung der Sprachen," ſpöttelte Sellburg.

„Und du Freundchen, biſt noch immer ungläubig, aber der Zuſammenhang der Sprachen iſt ſo gewiß, als mein Entſchluß, nicht eher weiter zu reden, bis ich ein Glas geleert habe."

Die beiden Freunde ſtießen an, auf heitere Zukunft, wobey ſie tief ſeufzten, dann fuhr Mänter fort:

„Sieh, es ſteht im eilften Capitel des erſten Buch Moſis, bey der Erzählung vom Thurmbau zu Babel ausdrücklich:

„Es hatte aber alle Welt einerley Zungen und Sprachen und der Herr ſagte: Laßt uns hernieder fahren und ihre Sprachen verwirren.“ Hörſt du verwirren, alſo unter einander werfen! Daher heißt der Ort, wo dies geſchah, Babel, verſichert die Schrift und, — im Vorbeygehen geſagt: ich glaube von dieſem Worte haben die Engländer und Franzoſen ihr babble und babiller plaudern.

Auf die Ausſprache kömmt es gar nicht an, das iſt eine Verwirrung in der Verwirrung. Und daß ſich Spuren einer allgemeinen Sprache vorfinden, ſelbſt bey den wildeſten Völkern, las ich noch neulich in einer Recenſion, daher — aber was iſt Dir denn?“

Der Baron war bey dem Worte! Recenſion aufgeſprungen und ging unruhig im Zimmer auf und nieder, bis er ſich endlich wieder hinſetzte mit der Antwort: „Nichts, gar nichts!“ — Aber Münter füllte die Gläſer ſo oft, daß Sellburgs Jammer aus dem Herzen floß.

„Nichts weiter, als eine ſchlechte Recenſion?“ tröſtete Münter. „Das iſt ja heut zu Tage gar nichts Seltenes, wie kannſt Du Dich darüber ärgern? Höre, Freundchen, fuhr er fort, die Recenſionen ſind erbärmliche Courszettel über literariſchen Werth. Preiſt man, ſo gaben Verleger oder Verfaſſer ihren ſchlechten Papieren goldene Räder, um es durch überraſchende Beurtheilung ſchnell los zu werden. Sind die Recenſenten noch ſo ziemlich gnädig, ſo ſandte man ihnen mit Lobſprüchen ihres geltenden Urtheils mindeſtens ein Frey-Exemplar auf Velin-Papier und geht es dann auch mit den Werken, wie mit unſerer Zeit, wo wenig zu rühmen und viel zu dulden iſt, ſo thut man dies mit Humanität. Ich machte mir niemals viel aus den Recenſenten, und habe doch auch einmal gedichtet aus Oeconomie, und es bleiben laſſen, ebenfalls aus Oeconomie.

„Sellburg fragte lächelnd: wie er das meine?

„Sieh, als ich zur Univerſität ging," erzählte Münter, „da glaubte die hochedle Sippſchaft: man lernte dort auch Verſe machen, und jeder Geburts- oder Namens Tag wurde mir nun zart und unzart angedeutet, damit ich ihn verherrlichen ſollte durch einen poetiſchen Paraderitt. Anfangs ließ ich mir von einem burſchikoſen Reimhuſaren was herſäuern, mußte indeſſen dafür bezahlen, das war mir unbequem, und ich machte am Ende ſelbſt Reime, wie du merkſt, aus Oeconomie. Freunde und Verwandte fanden die Sachen aber ſo über alle Begriffe ſchön, daß ich ſie dem Druck übergeben mußte. Unter dem Druck der Eitelkeit legte ich mich nun mit Liebe auf die Dichtkunſt, und hatte ich einmal einen leidlich gebornen Gedanken, ſo mußte ich mich mit einer Flaſche Wein erfreuen, denn ich dachte: er wäre es werth, und im Weine würde mehr beſchert. Auch wußte ich, daß alle Dichter tranken, ich aber trank nicht: um zu dichten, ſondern ich dichtete: um zu trinken, als ich aber merkte, daß meine wenigen poetiſchen Gedanken meinem Vater zehnmal mehr koſteten, als meinem Verleger, ſo ließ ich das Dichten bleiben, wie du merkſt auch aus Oeconomie."

„Das Weintrinken aber ſcheinſt du noch mit Liebe zu treiben," ſcherzte Sellburg.

„Vitis est Vita! Reben ſinds Leben!" erwiederte Münter. „Es iſt hier wie mit dem lateiniſchen Worte Sitis der Durſt, welches herrlich auf Vitis reimt und ſich rück- und vorwärts gleich bleibt, und ſo wird es mir im ganzen Leben mit dem Durſte gehen. Aber ich kann Dir auch noch mit Verſen dienen! Schenk einmal ein und höre, was ich ſinge:"

Verſchaffte Gold mir langes Leben,
Erwart' ich ängſtlich Schätze mir,
Um ſie dereinſt dem Tod zu geben,
Rief mich ſein Machtſpruch fort von hier!

Doch hilft kein Gold zu langem Leben,
Was ſchadet dann die Armuth mir?
Es lebt ſich, dem Geſchick ergeben,
Bey Lieb und Wein gar herrlich hier!

„Bis auf eine kurze Sylbe, wo eine lange ſtehen ſollte, ganz gut!" rief Sellburg. „Aber, ſag einmal Münter, wie kömmſt Du Weiberhaſſer denn dazu, die Liebe zu erheben?"

Münter wurde verlegen und ſtotterte endlich: „Ja, der Rhythmus hat mich genirt und übrigens iſt das Ding nach dem Griechiſchen des Theramenes — aber etwas ſehr frei denn ich verſtand nicht viel Griechiſch, lernt' es aber jetzt, zu meinem vergleichenden Sprachlexicon, — und ich durfte doch dem Dichter nichts anders unterſchieben."

Bey fortwährendem Necken des Barons vertheidigte ſich Münter empfindlich und hartnäckig, woraus jener mit allem Rechte ſchloß: daß Amors Herrſchaft anerkannt ſey. Denn immer eifert der am meiſten für Freyheit, der ſie am wenigſten beſitzt und deshalb meinte Sellburg: er werde den eheſcheuen Münter wohl bald vor dem Altare ſehen.

„Mit meinem Willen nicht," entgegnete dieſer, „denn die Spanier ſind ſchlau, we ihnen das Wort Altar auch Ruheſtät bedeutet; Hymens Altar iſt eine Ruheſtätte, aber die letzte im Leben!"

Der luſtig gewordene Sellburg verſöhnte den grämlichen Freund, und da man bis Nachmittag bey dem Frühſtück geſeſſen hatte, ſo eilte Münter nach der Seſſion, verſprechend, am nächſten Tage wieder zu kommen, und Sellburg ergriff Hut und Stock, die Schweſter zu beſuchen. Er mußte aber die Wege nicht genau wiſſen, denn er ſtand bald wie hingeweht, am entgegengeſetzten Theile der Stadt, vor Lidas Wohnung, wo eben Alma den Vater Pachter bis an die Hausthüre begleitete.

Das iſt recht, daß Sie uns ſo bald wieder beſuchen! rief ſie dem Verlegenen zu. Mein Fräulein hat mir erzählt, daß Sie ihr Jugendgeſpiele waren, und da bilde ich mir ein, ſie müßten ſich recht viel zu erzählen haben.

Schweigend trat der Baron ein und nach einigem Stottern entdeckte er: daß er gekommen ſey, die Damen zu bitten, ihm beyzuſtehen bey einem Einkauf für den Ball.

„Sie waren bereit bis auf die Tante, die im Nebengemache mit ihrem Putze emſig beſchäftigt blieb und Lida eilte, ihren Anzug für das Ausgehen zu ändern. Unterdeſſen ſprach der Baron mit Alma, die ihm, auch im Namen des Fräuleins, lieblich dankte für die Empfehlung des Vaters an die Gräfin Buchsheim, und ſo ſpann ſich die Unterhaltung fort. Sie war von der Natur mit großen Gaben ausgeſtattet, hatte aber dieſe erſt ſpät, als das Fräulein ſie zu ſich nahm, bilden können, und dies geſchah immer noch mit einem ſo heftigen Triebe, daß ſie ein ſonderbar angenehmes Weſen gewann, welches alles achtete, nur nicht das Gewöhnliche.

Der Zufall brachte das Verhältniß beider Geſchlechter in Anregung und Alma behauptete kühn: die Weiber hätten gleiche Rechte als die Männer, und wenn dies den Herren der Schöpfung übertrieben ſchiene, ſo hielten ſie, in Eigenſucht verſtrickt, Dinge für recht, die völlig unrecht wären.

Als Sellburg einige Worte fallen ließ von der Schwäche des ſchönen Geſchlechts, erwiederte ſie lebhaft:

„Ey, da müſſen wir mehr Rechte haben, denn ein guter Geſetzgeber nimmt ſich der Schwachen an!“ — und als er zart die Meinung der Welt von größerer Verderbtheit der Weiber berührte, ſagte ſie ſehr ernſt:

„Können Sie mir aus der ganzen Weltgeſchichte beweiſen: daß an einem Orte zu gleicher Zeit die Weiber ſchlecht, die Männer gut geweſen ſind? Die Weiber erſcheinen überall als Schöpfungen der Männer, ſo wie dieſe ſie haben wollen, ſo ſind ſie, und hört man nur erſt auf, den Körper höher zu ſchätzen als den Geiſt, verlangt man von den Weibern mehr, werden ſie auch mehr ſeyn.“

Sellburg überlegte eben: was ſich darauf entgegnen ließe, da trat Lida ein und ſie gingen. Der Vorfall am heutigen Morgen gab Stoff zu den erſten Worten, Lida erzählte dem Baron, daß ſie ihn gleich erkannt habe, ob ſie ihn auch ſeit acht Jahren nicht ſah und **Sellburg** erinnerte ſie an manches kleine Abentheuer der Jugend, wobey **Alma** die Bemerkung machte: daß die Frauen mehr die Geſtalten, die Männer mehr die Thaten im Gedächtniſſe bewahrten.

Die Anklänge der Erinnerung hatte die Jugendgeſpielen geſprächig gemacht, **Lida** berührte mit Wehmuth den Tod des Vaters und im Gefühle der Verlaſſenheit gedachte ſie der düſtern Veränderungen ſeit jener Zeit. Aus **Sellburgs** Antlitz ſtrahlte inniges Mitgefühl, und Leben und Liebe Beider ſchwebte ineinander, denn man iſt nie zur Liebe geneigter, als im Schmerz und nichts vereint raſcher als Mitgefühl. Jedes Wort aus **Lidas** Munde bezauberte den Baron, und wenn er in der Schilderung verrauſchter Tage ihrer Seele manches zurückrief, entſann ſie ſich zuweilen noch eines kleinen, ihn ehrenden Zuges und hatte nichts eiligeres zu thun, als die Freundin **Alma** davon zu unterrichten, die vergnügt und ſchlau Beider Neigung ſchon bemerkt hatte.

Man verlief ſich indeſſen ſo weit in den Erinnerungen, daß man ſich nach einigen Stunden außerhalb der Stadt wieder fand, und als Sellburg nach der Uhr ſah, berechnete man, daß ſämmtliche Laden für heut geſchloſſen wären und kam alſo unverrichteter Sache nach Hauſe. Die Tante ſchmälte heftig und in unzarten Ausdrücken mit Lida über das lange Wegbleiben, Lida ertrug es mit Sanftmuth, an dem Baron aber bewegten ſich alle Muskeln, und er trat in ſeiner Heftigkeit ſchon ein paar Schritte vor, und hätte gewiß der Tante Bitterkeiten geſagt, wenn nicht Alma das ganze Geſpräch unterbrochen hätte, mit der Aeußerung:

„Ey, gnädige Frau, wir können nicht dafür, daß wir ſo lange blieben, der Herr Baron wollte durchaus ſeinen Unglücksfall von heute früh wieder gut machen, indem er Ihnen ein neues Kleid überreichte, wir konnten es indeſſen nicht nach Wunſche finden, daher die

Verzögerungen.“ — Ihr entſchuldigender Blick flog auf Sellburg und Lida, dieſe gab einen misbilligenden, jener einen dankenden zurück und die Tante ſtillte ihr Keifen in aller Schnelle, und wandte ſich knixend zu Sellburg:

„Der Herr Baron ſind gar zu gütig! Ich werde mich wohl nicht unterſtehen können, Ihre hohe Aufmerkſamkeit mir zuzuwenden! Sage ſie mir einmal — wandte ſie ſich zur Putzmacherin; — wäre es wohl möglich, das Kleid noch für übermorgen zum Balle zu vollenden?“

„Wenn es bis morgen Mittag bereit iſt, o ja!“ erwiederte dieſe und der Baron verſicherte: „es ſolle beſtimmt zu dieſer Zeit da ſeyn, wenn die gnädige Frau erlaubte, daß die jungen Damen ihn noch einmal mit ihrem Geſchmacke unterſtützten, weshalb er die Ehre haben würde, morgen vorzufahren.“

Nach vielen Entſchuldigungen, daß ſie es doch wohl gar nicht annehmen ſollte, gab die

Tante dies zu, und der Baron entfernte ſich mit der Hoffnung auf den künftigen Tag.

Als er träumend nach Hauſe kam, erfuhr er: daß die Gräfin **Buchheim** nach ihm geſandt habe. Träumend ging er zu ihr und blieb im Reiche der Gedanken, was auch die Schweſter thun mochte. Endlich fragte ſie: Warum er nicht ſchon heute früh zu ihr gekommen ſey? **Sellburg** antwortete mit der Gegenfrage: Woher ſie die Zeit ſeiner Ankunft wiſſe? und ſie entgegnete raſch:

„Du haſt ja ſelbſt vom Thore aus den Pachter **Lindner** zu mir geſandt, den Vater des Mädchens, welches bey Fräulein **Lida** von **Wellthal** iſt.“

„Ach verzeih', ich entſinne mich,“ ſtotterte der Baron. „Auch hat man Dich mit dem Fräulein **Lida** vor einer Galanterie-Handlung ſtehen ſehen!“ ſprach die Schweſter forſchend weiter. „Man ſagt ſonderbare Dinge!“ fuhr ſie fort, als keine Antwort erfolgte.

„Und was?“ fragte jetzt **Sellburg**.

„Man glaubt, Du wollteſt Dich vermählen, und in Wahrheit, Du thäteſt wohl. Deine Neigung zum Landleben wird durch die Liebe begünſtigt und dein unſtätes Weſen wird ſich verlieren, wenn zwey geliebte Arme Dich umfangen.“

Der Betroffene griff nach Hut und Stock und ging, zu großem Verdruſſe der Schweſter, denn ſie hatte ihn ergründen wollen und gab ſich nun insgeheim das Wort: den Stand der Sachen zu erlauſchen durch jedes Mittel.

Sellburg träumte in der Nacht von Eliſium und alle Engelsgeſtalten hatten Lidas Züge. Unruhig ſtand er auf und gedachte ſich auszuſprechen in einem Gedicht, es ging aber nicht, ihm fehlten die Worte, weil er ſeine Gefühle weder geſtalten noch beherrſchen konnte. So traf ihn Münter, der ſich düſter in einen Stuhl warf. „Du ſcheinſt nicht guter Laune!“ ſo begann der Baron das Geſpräch. „Es will mir ſelbſt ſo ſcheinen, doch das hat nichts zu ſagen, es gibt ſich!“ erwiederte

Münter. „Du aber ſcheinſt etwas auf dem Herzen zu haben, was ſich nicht geben will!“

„Daß ich nicht wüßte!“ fiel der Baron ein und verſank wieder in ſeine Phantaſien.

„O, man hat dich bemerkt, mein Freund,“ fuhr Münter fort. „Gewiß haſt du geſtern zu tief in ein weibliches Auge geſchaut und der Spanier hat ganz recht, wenn ihm Auge Erdferne bedeutet, denn ſolch ein Auge kann uns leicht der Erde entziehen. Die Weiber bewirken auch alles mit den Feuer- und Waſſer-Künſten des Auges und ſo wirſt Du wohl gewonnen ſeyn.“

„Alma Lindner iſt ein ſehr hübſches und geiſtreiches Mädchen!“ ſagte Sellburg, um nur nicht Lida's Namen auszuſprechen, und ward glühend roth. „Sie hat mich ganz vortrefflich unterhalten,“ ſtotterte er.

Münter erhob ſich haſtig: „Ganz vortrefflich unterhalten? Köſtlich! Scharmant!“ — Er ſetzte ſich wieder, in ſeiner Seele ſchien etwas aufgeregt, denn ſeine Füße ſchlugen den

Takt auf dem Boden, wie einer, der den Zorn verbirgt. — „Schön? Geiſtreich? fuhr er fort, ich bete für die ſchönſte und geiſtreichſte Eva ein Ave, jede ſchmückt ſich mit fremden Federn, daher auch Ave rückwärts Eva, im Spaniſchen Federvieh bedeutet.“

Der Baron mußte unwillkührlich lächeln über den poſſirlichen Zorn. „Du thuſt in deiner Lebhaftigkeit dem Mädchen unrecht,“ ſagte er, „es beſitzt, neben ihrer Schönheit, einen blendenden Verſtand.“

„Das iſt der rechte Ausdruck, blendend!“ eiferte Münter. „Es iſt aber nicht alles Gold, was glänzt. Der Mann greift indeſſen immer nach dem Blanken, wie ein Kind, und glaubt er am Ziel zu ſeyn, hat er eine Niete, darum gilt auch den Engländern das Wort: Blank für Ziel und Niete zugleich.“

„Aber mein Gott! laß mich doch das Mädchen loben, ich will es ja nicht heirathen.“

„Da thuſt Du wohl,“ fiel Münter ein, „wenn Du gar nicht heiratheſt, obgleich Du Glück machen könnteſt bei den Frauen.

Du biſt reich, kannſt ihnen ein Leben bieten zum Beneiden und die Weiber finden nur Dinge reitzend, um die man ſie beneidet. Aber jede Frau ſtrebt nur nach dem Manne, um mit ihm ihre Liebhabereien zu verdecken, daher heißt auch im Engliſchen eine Verheirathete, feme-covert, eine verdeckte Frau. Keiner iſt zu trauen, aus jedem Hochzeitskranz blüht dem Manne eine Krone und nicht ohne Schlauheit bedeuten die lateiniſchen und franzöſiſchen Worte: corona und couronne, Kranz und Krone zugleich.“

Um ihn aus den Gleichniſſen zu bringen, erzählte Sellburg manches Unbedeutende aus dem Geſpräch und auch: daß Alma gar gern nach dem Balle ginge, wenn nur Lidas Tante, Frau von Ballenhorſt, es erlauben wollte.

„Die Tanten oder Baſen taugen doch in der Regel nicht viel,“ tobte Münter, „bey dieſer freut es mich aber beſonders, daß base im Engliſchen ſchlecht und niederträchtig heißt.“ „Sie wäre alſo gern auf dem Balle!“

ſagte er dann vor ſich hin und nach kurzem Sinnen: „Ach, die Erlaubniß würde ſie ſich ſchon zu verſchaffen wiſſen, wenn ſie nur einen Anzug hätte!“ dann lief er ohne Abſchied zur Thür hinaus, und Sellburg ſah ihm kopfſchüttelnd nach.

Dieſer mußte nothwendig einige Beſuche machen und nachdem dies geſchehen war, eilte er mit klopfendem Herzen, wohin die Sehnſucht ihn trieb. Er fand die Tante allein im Wohnzimmer, ſie empfing ihn äußerſt höflich, und eilte, die jungen Damen zu rufen. Unterdeſſen trat Sellburg an einen Bücherſchrank, die Titel auf den Bänden zu leſen, und als er eben mit dem Wonnegefühl: daß man auch früher des Jugendgeſpielen noch gedacht habe, die, „Gedichte von Franz von Sellburg,“ bemerkte, trat Alma fröhlich ein.

„Herzlich danke ich Ihnen und der gnädigen Frau, Ihrer Schweſter, für ſo viel Güte!“ ſprach ſie. Der Baron horchte auf und war verlegen.

„Die Gräfin Buchheim iſt eben erſt fortgegangen, ſprach Alma weiter, und hat die Gnade gehabt, meinem alten Vater die Verwalterſtelle auf einem ihrer Güter zu geben. Ich will nun hinaus, um in ſeiner Freude die meinige zu erhöhen und meine kranke Mutter mit dieſer Nachricht zu ſtärken. Ich habe mir vom Fräulein die Erlaubniß erbeten, heut und morgen draußen zu bleiben und ich bitte ſie, mich für dieſe Zeit ihr entbehrlich zu machen, was ein Jugendfreund ja leicht kann. Doch," ſo bedeckte ſie raſch das geſagte, „bald hätte ich vergeſſen, Sie um Verzeihung zu bitten für meine geſtrige Nothhülfe."

„O," fiel der Baron lebhaft ein, „ich bin Ihnen dafür hohen Dank ſchuldig!"

„Das wollen wir nicht unterſuchen," ſcherzte Alma. „Ich wußte indeſſen ſchnell nichts beſſeres, um mein Fräulein vor einem böſen Abende zu ſchützen und nun müſſen Sie ſchon gute Miene machen zu meinem närriſchen Streiche. Doch jetzt wollen wir gehen, damit ich dann raſch zum Vater komme.“

Der Baron bot ihr ſeinen Wagen an. „Da würde ich dem Vater die Freude verderben, wenn ich nicht wacker zu Fuße herſchritte, wie es einem Landmädchen ziemt!“ ſprach ſie. „Ich werde noch oft dieſen Weg gehen und ich will ihn mir für die Zukunft nicht verderben, durch die Bequemlichkeit des Augenblicks.“

Sellburg hatte Luſt, dies echt philoſophiſch zu finden, da trat Lida erröthend ein und ſagte ſanft: „Herr Baron, es iſt mir ein unangenehmer Gang, indem“ —

„Still, ſtill!“ unterbrach ſie Alma, „erinnere nicht weiter an meine Voreiligkeit, ich bin froh, daß ich mit Herrn von Sellburg die Sache abgethan weiß. Jetzt komm nur, komm!“

Bei dem Einſteigen in den Wagen, wobei Lidas Hand bebend in der des entzückten Führers lag, verſicherte der Baron: daß Alma ihm beneidenswerthe Minuten verſchafft habe; doch dieſe ſcheuchte die Hälfte ſeiner Worte zurück, indem ſie ſagte:

„Davon auch ſtill! Die Galanterie iſt die Lüge bei den beſſeren Gefühlen und eine Geringſchätzung für jedes denkende weibliche Weſen.“

Alma war unterwegs überaus fröhlich, um für Lida und Sellburg die bei jeder Liebe eintretende ſtumme Zeit unbemerkbar vorüber zu führen und der Wagen fuhr erſtaunend langſam, obgleich er außer zwei ſchweren Herzen eben keine große Laſt in ſich faßte. Der Baron hatte aber ſeinem Johann eingeſchärft, langſam zu fahren, unter dem Vorwande: er könne wieder Unglück ſtiften, eigentlich aber um das Alleinſeyn mit Lida möglichſt zu verlängern.

Sellburg leitete endlich ein Geſpräch ein, über den Beſuch der Schweſter; Lida glühte, denn die Gräfin hatte, um das Fräulein auszuholen, von dem Wunſche für die Vermählung des Bruders geredet, und dieſer Stoff konnte alſo nur die Stille verſtärken.

Die Stunden flohen indeſſen raſch hin, das Kleid war gekauft und jedes zarte Anerbieten, den jungen Damen auch ein Andenken dieſes Tages zu überreichen, ernſt, von Lida ſogar ein wenig empfindlich zurück gewieſen, denn ſie meinte, es ſey ſo ſchön, ſich nur durch geiſtige Erinnerungen an die ſich wieder entfernenden Freunde geknüpft zu ſehen. Alma lächelte in ſich, die Tante empfing ihr Geſchenk mit vielverheißenden Blicken auf den Baron und Alma trat dann ihre Wanderung an. Schlau ward dieſe von ihr benutzt, denn ſelbſt die vertrauteſte, immer nahe Freundin verzögert beginnende Liebe und Almas einziges Streben war, ihr Fräulein von der Tante zu erlöſen, die ſchon ſeit zwanzig Jahren jedes junge und ſchöne Mädchen als Hinderniß betrachtete, einen Mann für ſich zu gewinnen. In Sellburg glaubte Alma den Erlöſer gefunden zu haben, mit dem Geſchenke an die Tante war dieſe für ihn gewonnen, und das erfolgende Alleinſeyn der Liebenden ſollte ſie raſch an einander feſſeln.

Die Schlaue hatte gut gerechnet, die Tante war viel zu ſehr mit dem Balle beſchäftiget, als daß ſie um Andres ſich bekümmern konnte, doch hatte ſie den Baron zu Tiſche gebeten und dieſem war die Einladung willkommen, weil er nun den ganzen Tag bey Lida bleiben konnte. Als nun die erſten Laute der Bruſt entkommen waren, zeigten ſich Beide als harmloſe Weſen, im Geſpräch über mancherlei Gegenſtände entfalteten ſich des Barons treffliche Kenntniſſe, Lidas natürliche Anſichten. Beide waren muſikaliſch, hatten Ueberſicht von den Fortſchritten der Zeit, fanden in der Seele Kraft, das Leben zu verklären und ſich abzuziehen vom Gewöhnlichen, ſo daß es Beiden gewiß wurde: nur in der engſten Vereinigung ruhe das Glück jedes Einzelnen, doch wagte Sellburg nicht, ſeinen Gefühlen Worte zu geben. Freudig aber kam er, ſpät am Abende, nach Hauſe, er zweifelte in ſeinem Entzücken nicht mehr an einer ſchönen Zukunft, doch am andern Morgen kehrten, wie immer bei dem Menſchen, mit der Sehnſucht nach geſtern, leiſe Zweifel in das Herz, er mußte zu Lida, es war indeſſen noch zu früh, und ſo eilte er erſt zu Münter.

Lebhaft fand er dieſen beſchäftigt, auch ließ er ſich nicht ſtören. „Was treibſt Du denn?“ fragte Sellburg, und Münter erwiederte luſtig:

„Was thut der Deutſche nicht fürs Geld? Ich vertheidige einen Juden! Er betrog mit vieler Kunſt und kann ſich darauf berufen: daß die Gränzen zwiſchen Betrug und der heutigen Lebenskunſt ſehr nahe liegen, weshalb denn auch artifice im Engliſchen und Franzöſiſchen, artificium und artificio im Lateiniſchen, Italiäniſchen und Spaniſchen Kunſt und Betrug zugleich bedeuten, und alſo verſchwiſtert ſind.“

„Und du vertheidigſt ihn doch?“ meinte Sellburg.

„Unſer Geſchäft befiehlt, den Teufel zu vertheidigen, was übrigens bey dem heutigen Zeitgeiſte nicht ſchwer wäre. Ueberdem bin ich arm, meine Stelle bringt mir wenig ein, weil ich Recht und Geſetz als Wall betrachte, wie auch das engliſche Wort Law, Geſetz, rückwärts heißt."

„Aber kannſt Du denn nicht Verbeſſerung erlangen bey deiner Geſchicklichkeit?"

„Unſre humanen Staatsmänner," ſcherzte Münter, „protegiren nie den, der es verdient, einzig den, der dient, das Verdienſt, meinen ſie, helfe ſich doch wohl, auch fürchten ſie es. Das „proteger" iſt hier ſehr richtig angewandt, denn es bedeutet beſchützen und vertheidigen und die heutigen Protegées bedürfen der Vertheidigung oft ſehr. Ueberdem iſt in unſern Caſſen Ebbe, ein Wort, was ſich rück- und vorwärts gleich bleibt, es bedeutet: hier iſt nichts und da iſt nichts! und das Nichts iſt ein dummes Wort, man kann es rückwärts nicht einmal ausſprechen, man kömmt aber dabey rückwärts. Jetzt indeſſen laß mich in Ruhe, ich muß dem Juden helfen, weil ich auf ihn rechne."

Sellburg ging und überlegte: wie dem närriſchen Juriſten dauernde Hülfe werden könnte, bis **Lida** ihn begrüßte und er die ganze Welt vergaß. Heute ſollte der Ball ſeyn und dem Baron ſchien es, als wenn **Lida** nicht mit ganz leichtem Sinne davon wegbliebe; er forſchte bei der Tante: ob er wohl das Fräulein hinführen dürfe, doch ſie verſicherte ihn, weil ſie diesmal ihre etwanigen Eroberungen allein haben wollte, mit Verdruß: **Lida** ſey äußerſt beſchäftigt an einer Zeichnung für eine Freundin und das Fräulein nahm auch wirklich ein Reißbret zur Hand.

Sie zeichnete ungemein zart, **Sellburg**, der ſelbſt geübter Zeichner war, bewunderte ihre Fortſchritte ſeit den Kinderjahren, und ein großer Theil des Tages entſchwand im angenehmen Geſpräch mit **Lida**, erkauft durch Bewunderung des Anzugs der Tante. Doch endlich mußte er ſich trennen, er durchlief mismuthig die Straßen, bis ihn plötzlich **Münter**, der ein Päckchen unter dem Arme trug, jubelnd anrief.

„Du biſt ja recht fröhlich!“ ſagte Sellburg.

„Der Henker mags nicht ſeyn, der Jude hat mir keinen Heller bezahlt!“

„Und darüber jubelſt Du ſo?“

„Laß dirs nur erzählen, ich habe den Kerl angeführt!“ rief Münter. „Er verſprach mir 30 Thlr. für eine Vertheidigungsſchrift, die ich ihm erſt über 8 Tage zugeſagt hatte. Ich bringe ſie ihm ſchon heute, da hat er ein Wechſelchen von mir aufgekauft, und beweiſt nun mir, der ich ein Wechſelfieber bekam: daß ich ihm noch etwas ſchuldig wäre, nachdem er die Intereſſen bis heut über 8 Tage berechnete, denn eher, meinte er, ſey die Schrift ihm nicht verſprochen und eher brauchte er nicht zu zahlen. Als ich auf Geld drang, ſetzte ſich die Wucherſeele mit Kraft entgegen, ich möchte dies Wort aber ſtets mit C ſchreiben und es hier und oft auf Ränke ſpielen anwenden, wie das engliſche Wort Craft es ausdrückt. Ich erhielt nichts, ja der Patron war ſo keck, mich auch um die Vertheidigungsſchrift für die zweite Inſtanz zu bitten.“

„Und was thateſt Du?“ fragte der Baron.

„Ich verſprach ſie ihm, um zu beweiſen: daß die Juſtiz auch jüdiſch ſeyn kann. Der Kerl will gewiß noch ein Wechſelchen aufkaufen, ich habe noch einige herumlaufen, aber ſein Plan iſt flach, wie das franzöſiſche Wort plan, ich mache ihm die Vertheidigung nicht, da muß er ſich an einen Collegen wenden und von dem auch ein Wechſelchen aufkaufen, denn ſchuldig ſind wir alle.“

Der Baron lächelte und Münter fuhr fort: „Damit er aber für heute gleich bezahlt iſt, habe ich das Manuſcript von meinem „vergleichenden Sprachlexicon,“ 400 Bogen, ihm für dies Päckchen verkauft.

„Da entgeht Dir ja das Honorar!“ meinte Sellburg.

„Ei, Freundchen, er kann nach dem Verleger laufen und findet er einen, ſoll's mich freuen, mir war's nicht möglich! Auch ſteht's mit dem Ehrenſolde überhaupt kläglich, die Ehre ſteht vor dem Solde, man merkt alſo gleich, daß ſie hoch angerechnet iſt und wäre ſie in Deutſchland nicht gewaltig im Courſe gefallen, die Verleger gäben gar nichts.“

Münter wollte jetzt weiter, der Baron hielt ihn noch auf um darüber zu ſchelten: daß er von ſeiner Geldnoth nicht den Freund unterrichtet habe und bot gutmüthig ſeine Börſe an, doch er empfing die haſtige Antwort: „Höre, wieder bezahlen kann ich nicht, drum will ich lieber einen Juden hintergehen, als einen Freund, denn bei dem erſten Falle übe ich doch noch Juſtiz! Heute habe ich auch, was ich brauche, gehab Dich wohl!“ — Damit trabte er haſtig von dannen und Sellburg ſah ſich wieder den Gedanken an Lida überlaſſen. Sein mußte ſie werden, das fühlte er, und wenn ihn die Eitelkeit der Dichter befiel, die jedes weibliche Herz für ſich gewonnen glauben, ſchien ihm die Liebe des Fräuleins gewiß und er ſchritt nun, ſein Glück keinen Augenblick zu verzögern, haſtig nach der Gegend, wo die Geliebte wohnte und aus deren Nähe er ſich nicht weit entfernte. Doch wenn er nun wieder kalt und vernünftig dachte, was dem Dichter auch zuweilen möglich iſt, ſo blieb der Zweifel Sieger und er wandte ſich rückwärts; dies trieb er ſo lange, bis der Tante raſſelnder Wagen ihn aus ſeiner Unentſchloſſenheit riß und ſein ehemaliges Hofleben ihn noch einmal anwehte in einem liſtigen Gedanken, der wenigſtens dazu helfen konnte, die Geliebte heute noch einmal zu ſchauen.

Er flog zu ſeiner Schweſter, um ihr mit Aengſtlichkeit zu ſagen, daß er ſie heute unmöglich nach dem Balle begleiten könne, er befände ſich nicht wohl. Die junge Wittwe ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, der Baron aber hatte keine Ruhe, er mußte nach ſeinem Hauſe, warf ſich in einen ſpaniſchen Anzug und fuhr bei Lidas Wohnung vor.

Die Liebenden lügen, wenn es noth iſt, alle und ſind mit den Verhältniſſen, beſonders aber dadurch entſchuldigt: daß die Wahrheit doch immer auf dem Geſichte ſteht, — ſo auch der Baron, der mit der Frage eintrat: Ob er vielleicht das Glück haben könnte, die Tante in ſeinem Wagen nach dem Maskenballe zu begleiten?

Lida ſah beklommen auf den Baron, — er war in der fremden Kleidung recht männlich ſchön — und bedauerte, daß die Tante ſchon fort ſey. Sellburg, der zum Scheiden nicht Luſt hatte, trat, ſich in mancherley Fragen verwickelnd, zu Lidas Zeichnung und ſtotterte endlich heraus: daß ihm jetzt der glücklichſte Abend begänne, wenn ein weiblicher Ballanzug bereit wäre und ſeine liebe Jugendgeſpielin ſich entſchlöſſe, ihn zu begleiten. Er glühte, indem er ſo ſprach.

„Wenn der Ballanzug das einzige Hinderniß wäre“, meinte Lida, „ſo wäre jedes beſeitigt. Meiner Freundin Alma ward vor einer Stunde erſt eine herrliche altdeutſche Kleidung geſandt, ich habe ſie auch ſchon ein wenig angehabt, weil ich mich ſo gern in dieſem Coſtüm ſehe: ſie paßt ganz vortrefflich. Da

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

num Rima nicht hier iſt, ſo könnte ich davon Gebrauch machen, aber die Tante hat mir zu zeichnen geboten, auch" —

„O ganz herrlich muß dieſe Tracht Sie kleiden!" fiel der Baron feurig ein. „Gönnen Sie mir die hohe Freude, dieſen Abend noch in Ihrer Geſellſchaft zu verleben, da ich ſchon morgen wieder nach meinem Gute zurück muß.

Lida erblaßte, und haſtig ſprach der Baron weiter: „Und wiſſen Sie wohl, daß ich zuweilen mich erkühnen durfte, mit zu zeichnen, wenn Sie Ihrem Vater oder dem meinigen zum Geburtstage gern von Ihrer Hand etwas ſchenken wollten? Erlauben Sie es mir jetzt auch, um mir die Jugend völlig herzuzaubern, während Sie ſich ankleiden, gleichſam als wollten wir, wie damals gehen, dem Vater die Zeichnung zu bringen."

Mit Rührung ſprach er dies, jede Einwendung von Lida wurde mit Erinnerungen niedergekämpft, und obgleich ſie fühlte, daß es nicht recht war, nachzugeben, ſo ſchien ihr doch die Gemüthsunruhe darüber ein Opfer und weil die erſte Liebe ſich allein glücklich findet in den Opfern ſeiner ſelbſt, ſo fand ſie in ſich Gründe gegen dieſe Unruhe, welche von dem Wunſche, auf dem Balle zu ſeyn, unterſtützt wurden. Zagend ſchlich ſie ins Nebenzimmer, ſich zu maskiren, der Baron warf dankend dem Himmel Küſſe zu und ſetzte ſich dann entzückt und zitternd ans Reißbrett.

Während er mit aller Kraft zeichnete, malte ſeine lebhaft erregte Phantaſie ſich das Glück aus, an die Jahre der Kindheit die der Liebe zu ſetzen. Entflammt von dem Alleinſeyn mit Lida, überzeugt, daß eine ſo günſtige Gelegenheit, ihr ſeine Gefühle zu verrathen, nicht ſo bald wiederkehrte, weil Alma am nächſten Morgen erwartet wurde, und die Tante, wie er gehört hatte, ſonſt das Fräulein wie ihr Schatten begleitete; ſuchte er nur in ſich den Muth und Anfang zur Rede. Noch in voller Ueberlegung fand ihn Lida, die mit jungfräulicher Scham den Baron bat, ihr ſtatt Alma einige Bänder am Kleide zu ſchnüren. Im Anſchauen verloren, hätte er dies bald vergeſſen, ſie war unglaublich ſchön in der fremdartigen Umgebung. Während er nun mit hochfliegender Bruſt das angenehmſte Geſchäft ſeines Lebens vollbrachte und die Worte nicht fügen konnte nach dem Willen des Herzens, entſann er ſich aus ſeinen Gedichten einer Liebeserklärung, die er eben ſtotternd beginnen wollte, als ihm die fatale Recenſion einfiel, die natürlich auch ſeine Liebeserklärung einſchloß und er gab diesmal dem Recenſenten in ſeinem Stummbleiben recht, denn gegen den glühenden Wechſelſturm im Innern dünkten ſeine Verſe ihm ſteinern an Kälte und Schwere.

Mit unzufriedener und doch ſeliger Haſt führte er die ängſtliche Lida zum Wagen, die ihn bat, ſie nicht der Tante nahe zu bringen, obgleich ein Erkennen wohl nicht möglich war, weil die Geſtrenge von dem Anzuge nichts wußte und hier alſo ihre Nichte gar nicht ahnen konnte. Sie kamen an und hatten etwa zweimal zwiſchen den Säulen ſich durchgedrängt, da riß eine Figur in männlicher altdeutſcher Tracht den Baron heftig an ſich. Dieſer ließ auf

Augenblicke des Fräuleins Arm los und trat zur Maſke, die mit furchtbarer Heftigkeit rief: „Herr Baron, Sie haben die Güte mir Genugthuung zu geben, ich erwarte Sie morgen früh um 9 Uhr in der neuen Anlage!"

Sellburg ſtand durchdonnert. „Was wollen Sie"? fragte er endlich und bekam zur Antwort: „Da iſt noch zu fragen! Hab' ichs doch immer geſagt, daß kein Frauenzimmer etwas taugt, daher auch die Engländer ſie Miss nennen, welches in ihrer Sprache Irrthum und vor jedem deutſchen Worte etwas übles bedeutet, als Mißgeburt, Mißgriff, Mißgeſchick, durch welche Dinge die Mädchen überhaupt zu entſtehen ſcheinen!"

„Lieber Münter" — redete, ihn erkennend, der Baron lächelnd dazwiſchen, aber der ließ ſich in ſeiner Wuth nicht ſtören und fuhr fort: „Wenn man auch denkt, es wäre Eine gut, ſo iſt es Migräne, die ſie zur Sanftmuth anregt, iſt das Uebel vorbei, iſt das Böſe wieder da und doch ſind wir von ſolcher Otter regiert, damit es zu Anſpielung werde, daß zetto, rückwärts Otter, im italiäniſchen regiert heiſt.“

Ihn zu beſänftigen verſuchte Sellburg vergebens und nahm endlich, vom Ehrgefühl getrieben und ſelbſt ein wenig gereitzt, die Ausforderung an. Indem er ſich zurückwandte, redete ihn eine große Geſtalt an:

Mein Herr Baron Sellburg, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen, morgen früh um 9 Uhr in der neuen Anlage!

Sellburg maß den Fremden mit ſtieren Blicken. „Wer ſind Sie?“ fragte er nach einer Pauſe der Verwunderung.

„Das wird ſich Morgen finden, wenn Sie mir Genugthuung geben!“ war die Antwort, und die Geſtalt drängte ſich ins Gewühl.

Natürlich etwas verwirrt kam Sellburg zum Fräulein zurück, die bald ſeine veränderte Stimmung bemerkte und theilnehmend nach der Urſach fragte. Der Baron erzählte ihr den Vorfall mit Münter, und Lida ſagte nach augenblicklichem Schweigen erſchreckend:

„Mein Gott, daran bin ich Schuld durch meine Unbeſonnenheit! Gewiß iſt der Anzug von Münter an Alma geſandt, und er glaubt dieſe in mir zu ſehen.“

„Wie?“ fiel Sellburg ein:“ Stehen denn Beyde in irgend einem Verhältniſſe?“

„Bis jetzt wohl in keinem beſtimmten, indeſſen haben wir Madchen längſt ergründet, daß der Herr Aſſeſſor ſich gern da befindet, wo Alma iſt, und ich allein bemerkte: daß auch dieſe ihm wohl will!“

Dem Baron fuhr ein Sonnenſtrahl durch den Sinn. “So, ſo!“ meinte er endlich. „Nun, da iſt ja die Sache erklärt, und das Duell unnöthig. Aber“ fuhr er bedenklich fort, „haben Sie vielleicht noch etwas an Sich, was ein Anderer geſchickt haben könnte?“ — Und nun erzählte er ihr von der zweyten Ausforderung, ſetzte aber hinzu, daß dies wohl eine Neckerey ſey von einer fremden Maske,, welche vielleicht das Geſpräch mit Müntern behorchte, und dies würde wahrſcheinlich durch den gleichen Ort und die gleiche Zeit des Duells.

Den Liebenden war indeſſen die gehoffte Freude ziemlich verdorben, **Lida** wünſchte bald fort, der Baron gab beklommen nach und dies war gut. Denn kaum war das Fräulein zu Hauſe und das Altdeutſche im Nebenzimmer abgeworfen, wobey **Sellburg** wieder ein wenig zeichnete, da hörte man die Tante kommen, und weil das Unerwartete die ruhige Ueberlegung immer auf Augenblicke verſcheucht, ſo zog ſich der Baron, mit des beſtürzten Fräuleins Zulaſſen, hinter einen Schirm, und die Tante trat in ſehr übler Laune ein.

Man hatte auf dem Balle, obgleich ſie mehrmals die bewegliche Maske dem Antlitze entzog, ſich faſt gar nicht um ſie bekümmert, und wenn es von Männern geſchah, ſo war es nur, um nach **Lida** und **Alma** zu fragen. Das Unglück zu vollenden, ward ihr bey einem Tanze die Schleppe ein wenig zerriſſen; dadurch ergrimmt, enteilte ſie frühzeitig und kam megärenhaft zurück. An der Nichte allein konnte ihre Gallenwoge ſich auslaſſen und ſie that dies ſo unerſchöpflich und **Lida** antwortete ſo leidend, daß dem verſchirmten Baron heiß und kalt wurde. Zufällig warf die Wüthende einen Blick auf die Zeichnung und ſchien da ſonderbare Entdeckungen machen zu wollen, und in Wahrheit, der kräftige, hier und da nicht verarbeitete Crayonſtrich Sellburgs bildete mit Lidas ſorgſam zarter Behandlung einen wunderlichen Contraſt. Die Tante geiferte und enthielt ſich nicht, boshaft zu äußern: des Fräuleins Verliebtſeyn in den Baron ſchiene ihr bis in die Fingerſpitzen gerathen zu ſeyn.

Sellburgs Erbitterung ſtieg zu ſolcher Höhe, daß ſie Beſonnenheit bekam, er fühlte daß die Kränkung Lidas ſchrecklich ſey, weil er Zeuge war, er mußte ſich groſe Schuld geben, die er nicht tragen konnte, und als nun eben die liebreiche Tante ausrief: Wenn ich Dich nur erſt los wäre! — ſtürzte der Baron vor und zu Lidas Füßen, indem er haſtig rief:

„Das kann ſogleich geſchehen, ich bitte um Ihre Hand, gnädiges Fräulein!“

Wie eine Bildſäule ſtarrte die Tante, die noch immer in ihrem Kleide mit der durch den

Riß verlängerten Schleppe da ſtand, zum ſpaniſchen Baron, an Lida bebte jedes Glied und Sellburg fand ſich ganz wieder, als die Tante mit einem Knixe, bei dem ſie unterweges blieb, ſpottete:

„Ey, Herr Baron, Sie wählen zum ſonderbaren Antrage ſonderbaren Anzug und ſonderbare Stunde!“

„Nicht Zeit iſt's, zu ſpotten noch zu ſcherzen!“ erwiederte Sellburg ſich erhebend, und faßte Lidas Hand. „Ernſt war mein Antrag, ernſt bitte ich, ihn aufzunehmen.“ Mit männlicher Wahrheitliebe erzählte er nun die Geſchichte des Abends und ſchloß damit, daß er hoffte, in Lida ſeine Braut, und in Frau von Wallhorſt eine ihm theure Verwandte zu begrüßen.

Sein feſter Ton hatte Eindruck gemacht auf die Tante, Lida, der Sellburg jetzt bittend ins Auge blickte, lag, ihr Geſicht und ihre Thränen verbergend, an ſeiner Bruſt und auch die Tante gab ihr „Ja“ mit kriechender Höflichkeit, nachdem ihr der Baron für den

Sommer eine Wohnung auf ſeinem Landſitze und für das defekte Kleid ein neues mit Artigkeit verſichert hatte.

Wonne durchglühte die Liebenden und ſie wollten es nicht glauben, als die Tante nach einigen Stunden verſicherte: es ſey lange nach Mitternacht, denn es ſchien ihnen keine Zeit entflohen ſeit dem erſten Umfangen. Der Baron fühlte die Nothwendigkeit, für heute zu ſcheiden, und er würde an den nächſten Morgen nicht gedacht haben, wenn nicht Lida beſorgt ihn daran erinnert hätte.

„Ach ſo!“ fiel er ein, „das hätt' ich bald vergeſſen!“ Er ſprach nun ſeine Lida mit Du an, und weil der Dichter gewohnt iſt, die ganze Welt ſo anzureden in ſeinen Poeſien, ſo muß man ihm bey der Liebe, der höchſten Poeſie des Lebens, ſchon nachſehen. „Du wirſt ſo gut ſeyn, liebe Lida,“ ſprach er, „mit Alma, — ſie kommt ja morgen früh — nach der neuen Anlage zu fahren, ich hoffe, es ſoll eine luſtige Scene geben!“

Lida nahm Ade von ihm mit dem Entzücken traulicher Liebe und verlor ſich dann in Aengſtlichkeit für den nächſten Morgen und in Träumen für die Zukunft; doch Sellburg, der, wie jeder ſelbſtändige Mann, die Gegenwart durchgenießen wollte, weil er die Zukunft in ſeiner Gewalt zu haben glaubt, ließ ſeinen Wagen nach Hauſe fahren, und ging einſam nach dem Orte, wo er Lida zuerſt wieder geſehen hatte. Es war ihm gemüthlich, daß der Regen ſtrömte, ihm erſchien dieſe Unbequemlichkeit als ein Opfer, was auf irgend eine Art dem Schickſale immer gebracht werden müßte, bey hohem Glücke. Von hier aus ging er betrachtend die letzten drey Tage durch und übergab ſich feyerlich einem ruhigen Leben, denn er fühlte ſeine ſehnſuchtsvolle Unthätigkeit geſtillt. Der nächſte Morgen fand Lida noch im fieberähnlichen Glühen, den Baron in anziehender Sicherheit, und ſo ſchritt er ohne Sekundanten, den er nicht für nöthig hielt, nach der neuen Anlage.

Ein wenig überraſcht wurde er, als die lange Geſtalt, neben einer kleineren, wahrſcheinlich dem Sekundanten, an einen Baum lehnte, und haſtig ſchritt er hinzu, als eben Müncer blaß und mit ineinander gelegten Armen aus dem Gebüſch trat.

„Ich habe mich anders beſonnen, Herr Baron", ſagte er, „ich kann mich mit Ihnen nicht ſchlagen"! — Sellburg lauſchte. — „Iſt es doch nicht Ihre Schuld", fuhr er mit Wehmuth fort, „daß ich vertraute auf ein Weiberherz, in welchem Liſt und Betrug ſich ewig paaren. Doch ich muß mich erklären! Ich liebte Alma Lindner, weil ich ſie als ein geiſtreiches Mädchen erkannte, nie ſagte ich es ihr, ließ es aber wohl deutlich fühlen und nur meine ökonomiſche Lage hat mich bisher verhindert ihr meine Hand anzubieten. Es war mir aber ſtets Freude, ihre geheimſten Wünſche auszuſpähen und ſie unerkannt zu erfüllen; je größer dabey meine Anſtrengung war, deſto größer war meine Freude. Auch geſtern ſandte ich ihr, weil Sie geäußert hatten: Alma wünſchte nach dem Balle zu gehen, einen Anzug und Sie werden einſehen, daß ich erheftigt ſeyn mußte, als ſie mit Ihnen in den Saal trat, wenn ich ſage: daß ich in einem Billette, zum erſtenmale mit meinem Namen, um das Vergnügen gebeten hatte, ſie hinbegleiten zu dürfen. Die Liebe, ſo hoffte ich, ſollte mich umkränzen und hat mich nun tiefer ins Unglück verflochten, ſo daß es bedeutſam ſcheint, wenn das engliſche Wort wreath, umkränzen und verflechten zugleich umfaßt."

Sellburg ſah ihn jetzt ganz vor ſich, ſeit der Szene mit dem Juden, und wußte nicht recht, ob er lachen ſollte, nahm aber keinen Anſtand, dem armen Münter die Sache zu erklären, der natürlich aus der Hölle in den Himmel ſprang. Eben wollte ſich der Baron den Wiederglücklichen zum Sekundanten erbitten gegen ſeinen, ganz ruhig bleibenden Gegner, da fuhren Lida und Alma herbei; Sellburg ſtürzte der Geliebten entgegen, und ſie „Braut" nennend, führte er ſie dann zu dem verlegenen Münter. Viktoria! rief der Sekundant des Gegners, warf Hut und Mantel ab, und vor der ſtaunenden Geſellſchaft ſtand Sellburgs Schweſter und ſtellte die große Geſtalt als Major von Königshorſt, und ihren Bräutigam vor. „Ja, ja, mein Herr Bruder, ſagte ſie zu dem ſchweigenden Baron, hätten Sie ſich um mich bekümmert, ſo würden Sie es eher und auf gewöhnliche Weiſe erfahren haben, da Sie aber, wie ein Gebiendeter Amors, für nichts Sinn hatten und mir niemals Rede ſtanden, ſo mußte ich Sie wohl überraſchen“.

Sie erklärte nun noch ihren Antheil an den heutigen Vorfällen, der darin beſtand, daß ſie den Major zum Wächter des Barons erkohren hatte, der ihr nun von allem Nachricht gab, auch von dem Hinfahren zum Ballſaale mit einer Dame. Der Major mußte Sellburgs Schritte auch hier belauſchen, forderte ihn indeſſen aus eigner Bewegung, um einen Scherz einzuleiten, zugleich auch, um früher in der neuen Anlage ſeyn und das Duell mit Münter verhindern zu können.

Sellburg trat dankend zum Major und freute ſich der perſönlichen Bekanntſchaft deſſen, den er durch den Ruf als braven Officier kannte.

„Ich bringe nicht Geld, nicht Güter in Ihre Familie" -- ſagte Königshorſt.

„Doch!" erwiederte Sellburg. „Die ſchönſten, die es geben kann, Wunden, empfangen im Kampfe fürs Vaterland! Seyn Sie mir als Schwager herzlich willkommen"!

„Bey Gelegenheit der Güter", fing jetzt Sellburgs Schweſter an und ſah auf Alma, die den Zuſammenhang der Dinge durch Lida und den Baron erfahren hatte, und dem ſchweigenden Münter eben dankbar die Hand drückte, — „bey Gelegenheit der Güter fällt mir ein, daß wir einen Juſtitiarius brauchen, und da Deine und die Güter meines verſtorbenen Gatten neben einander liegen" —

Sellburg verſtand ſie ſogleich und wandte ſich an Münter und Alma: „da hier mit Gott ſchon zwey Paare ſtehen, ſo dächte ich Alma, Sie ließen dem Wunderlichen dort gleich Ihre Hand, er nähme freundſchaftlich die Juſtitiariusſtelle auf unſern gemeinſchaftlichen Gütern an, ſie liegen der Reſidenz nahe und ſo kann das Aſſeſſorat noch recht gut beybehalten werden. Nun Münter, halte Almas Hand feſt und gib mir die andere. Schlag ein!“

Münter reichte dem Baron die Hand und Alma verſicherte: „Es ſpiele doch im Schauſpiele des Lebens niemand eine beſſere Rolle, als der, welcher zu geben wüßte!“

„Auch der, der zu nehmen weiß!“ fiel Hellburg ein, und raubte ſeiner Lida einen Kuß. „Sie“ — ſo wandte er ſich auf dem Heimwege zu Alma — „mögen nun ſehen, wie Sie mit dem Rechtsgelehrten und Sprachforſcher fertig werden. „Das hat nichts zu ſagen!“ meinte dieſe. „Das Recht der Frauen geht über jedes andere und ich werde ihm bald beweiſen, daß Frau und **Gebieterin** Synonymen ſind.“

„Wie es das lateiniſche Wort Domina auch ſehr ſchön ausdrückt!" bemerkte Münter. „Nur ſagt Dominus auch Herr und Gebieter und in grammatikaliſcher Hinſicht, wie in bibliſcher, hat das Maſculinum den Vorzug." „Dies," erwiederte Alma, „wird uns etwas in Uneinigkeit ſetzen, aber dadurch bekömmt das eheliche Verhältniß neuen Reiz. Mir iſt nichts verdrießlicher, als wenn ich höre, daß zwey Leute ein Herz und eine Seele ſind, zu einer guten Ehe gehören zwey Herzen und zwey Seelen."

„Der Mann," lehrte Münter, „müſſe eigentlich das Subſtantivum ſeyn, das Weſentliche, die Frau das Adjectivum, das Hinzugefügte."

„Das letztere gibt indeſſen dem erſteren den Werth, ich berufe mich mit meinem Satze auf den Baron Dichter!" erwiederte Alma.

„Allerdings!" entſchied Sellburg. „Was wären die Dichter ohne Adjectiva."

„Die Dichter ſind immer natürliche Alliirte der Damen, wegen des ewigen Empfindens," ſagte Münter, „ich verwerfe dein Urtheil“ Doch Sellburg meinte: er ſollte ihn nicht böſe machen, ſonſt habe er hier die beſte Gelegenheit das Adjectivum anzubringen, welches Münter von Dame herleitete. Sämmtliche drey Damen ſtürmten jetzt auf Sellburg ein, bis er das Wort „dämlich“ herausbrachte.

„O“ ſagte Alma „er wird ſein Unrecht bekennen müſſen, ſobald er unterſucht, woher Dame kömmt, dies Wort iſt ganz beſtimmt entſtanden durch das franzöſiſche d'ame von und aus Seele, woraus die Damen auch in Wahrheit beſtehen.“

„Bey Ihnen mag dies der Fall ſeyen!“ ſagte Münter, „denn ſchon der Name Alma bedeutet im Spaniſchen Seele.“

„Und was ſind wir denn?“ fragten die beiden übrigen Damen. „Mir wird ſo eben die Dreyeinigkeit verſinnlicht!“ verbeſſerte Münter und verbeugte ſich.

„Da hat er ſich ganz gut herausgeholfen:“ ſagte Sellburg. „Wie aber ſteht es denn nun mit deinem Grundſatze: die Weiber zu haſſen?

„Jeder Menſch," vermittelte Alma," ſelbſt der feſteſte, iſt noch immer ſo der Veränderung unterworfen, daß er ſich ſeine Grundſätze notiren und ſie alle Morgen nachleſen müßte, damit er weiß, was er geſtern gewollt hat und heute noch will."

„Darum", fiel Münter ein, „überſetzen auch die Engländer das Wort Veränderung oft mit Alteration, weil ſo etwas ſehr plötzlich geſchehen kann. Hier iſt aber nicht von Grundſatz die Rede, dafür brauchen die Engländer das Wort Tenet, welches von dem lateiniſchen Worte tenet, es ſteht feſt hergenommen ſcheint, und man mag es leſen wie man will, ſich gleich bleibt, wie es mit dem Grundſatze ſeyn muß. Mein Haß gegen das ſchöne Geſchlecht war wohl nur ein Egoismus, wie ihn viele Männer haben, weil man die Eine nicht bekommen kann, haßt man ſie alle."

Solches Bekenntniß, verſicherten die Damen, ließe ſich hören und ſey ein ſchönes Ende vom Geſpräch. Bey dem Worte Ende hatte indeſſen

Münter noch die Bemerkung zu machen: daß es ihm ſcheine, als bildete die Ehe ſich nach dem franzöſiſchen Wort: fin. Der Mann ſey der Hauptpunkt (fin), die Frau das Ende (fin) die Damen wären aber ſo fein (fin) das Ende zum Hauptpunkt zu machen, was alles in dem Worte läge.

Und das mit vielem Rechte, rief Alma, ſich in die Bruſt werfend, nun — ich habe auch etwas aufgeſchnappt! — finis coronat opus!

Das wird er ſich doch verbitten! rief Sellburg, und die Männer lachten, ohne daß die Damen mit einſtimmen konnten.

Unter dieſem Geſpräche war man nach Hauſe gekommen, bald waren die Paare vereint und lebten glücklich. Vater Lindner ward oft beſucht, die Tante freundlich aufgenommen, und nur, als Sellburg in einer andern Literatur-Zeitung eine beſſere Recenſion las, fiel ihm die fatale wieder ein und er fühlte ſich bewogen, dafür einen Dankpreis auszuſetzen, weil die ſchlechte Recenſion ihm zu einer guten Frau geholfen hatte, und Lida ſegnete den böſen Recenſenten noch heut. Auch Münſter hielt, aus gleichen Gründen, den Ballanzug und den Wucherer in Ehren, löſte ſein „vergleichendes Sprachlexicon" wieder ein, nachdem der Jude bey allen Verlegern der Gegend ſich vergebens bemüht hatte, und Alma hat es jetzt ſo verlegt, daß der Herr Gemahl es ſchwerlich wiederfindet.

Der
Stein im Schatzhauſe.

Erſtes Kapitel.

Der König Rhampſinitos von Aegypten hatte eine Menge von Schätzen zuſammen gebracht, auf welche Art, ſagt uns die Kunde nicht, doch darf man darüber nur das Leben jedes ſchätzeſammelnden Königs nachleſen, um Aufſchluß zu bekommen. Vielleicht hatte er ſie von ſeinen Unterthanen und da er fürchtete, dieſe möchten einmal wieder Luſt dazu bekommen, ließ er ſich in Memfis ein Schatzhaus bauen, deſſen Eingang in ſeinem Geheim- oder Arbeitszimmer ſeyn ſollte. Ich brauche dieſe Benennungen für Kabinet und halte den Ausdruck Geheim-Zimmer für richtiger, weil nichts geheimer blieb, als daß er — arbeitete. Nicht dem Mindeſtfordernden, ſondern dem Geſchickteſten übertrug Rhampſinitos diesmal den Bau. So entſtand durch den Arkanes eine äußerſt feſte Behauſung für das Gold, er wußte auch die Oeffnung zum Eingange ſchlau anzubringen, nur der König ſelbſt konnte zu dem Götzen der Erde dringen und er legte, zur ſicherſten Sicherheit, auch noch Siegel an die Pforte.

So glaubte der langſamige König ſich ſeiner Sorgloſigkeit überlaſſen zu können; weil es nun aber unter den Leuten von Talent — auch Spitzbuben gibt, (die Weltgeſchichte behauptet ſogar *mehr* als unter talentſchwachen Leuten) geſchah' es, daß der Herr Baumeiſter *Arkanes* ſich einen geheimen Zugang mit hinein gebauet hatte und dieſen ſeinen beyden Söhnen entdeckte, als er, bald nach Vollendung des Geſchäfts, wenn nicht in ein anderes Leben, mindeſtens aus dieſem hinaus gefördert wurde.

Die Söhne durchſuchten, um die Mutter und ſich zu ernähren, erſt des Vaters Hinterlaſſenſchaft, ſie war aber ſo nichtsbedeutig, daß auch die modernſten Erben dem Verſchiedenen dafür kaum die beſſere Welt gewünſcht hätten und wahrſcheinlich wollte der Herr Baumeiſter, nachdem er merkte, wie wenig mit Kunſt und Ehrlichkeit zu erwerben iſt, es eben zum erſtenmale mit Kunſt und Betrug verſuchen, als ihn der Tod des Spekulirens überhob. Die Söhne hatten ſich das Geheimniß von einem Steine, bey dem man von außen in das Schatzhaus kommen konnte, wenn man mit künſtlichem Drucke den Stein heraushob, recht gut gemerkt und waren nun ſo lebensklug, die Künſte gleich mit der Spitzbüberey anzufangen, weil ſie fühlten, daß unbeſiegliche Neigung, oder, nach unſern romantiſch-vergriechten Neu-Aeſthetikern, das Schickſal ſie hinriß.

Sie erlangten in der zu freyen Kunſt und in den verſchiedenen Arten, das Geld los zu werden, bald große Fertigkeit, denn, nachdem ſie Stein und Schätze in einer Nacht gefunden und ihre Beutel gefüllt hatten, beſtimmte ſie die bald entſtehende Leere hier: noch in mancher Nacht von der Fülle dort Gebrauch zu machen.

Nachdem die Brüder auf ſolche Weiſe die Lehre vom Gleichgewicht ein Weilchen ſtudirt und geübt hatten, begab es ſich, daß auch der

König Rhampſinitos ſeiner Schätze bedurfte, um einen Krieg zu beginnen, zu dem er das meiſte Geld und alſo gewiß auch das meiſte Recht hatte. Er trat in ſein Schatzhaus, um ſich die wohlklingendſten Gründe zu holen und da manche Fürſten für das, was weg iſt, den ſchärfſten Blick und die meiſte Liebe haben, gewahrten die ägyptiſche Majeſtät mit tiefbewegtem Herzen gar bald die Lücken unter und in den Gefäßen, obwohl Eingang und Siegel unverſehrt geweſen, auch an den äußern Mauern keine Beſchädigungen waren. Da er nun beobachtete, daß die Neigung nach ſeinen Schätzen nicht im Fallen war und er doch nichts ergründete, ließ er äußerſt künſtliche Schlingen — von einem Hofmanne, der ein großer Thierfreund war, eigentlich zur Jagd erfunden, — um die Goldgefäße legen und ſo ſah ſich in einer geweihten Diebesnacht der erſte, welcher von den Brüdern hineingeſtiegen war, plötzlich gefangen. Er rief es dem andern Bruder zu, der ſich nur mit der geſpannteſten Vorſicht nahte; als der Gefangene aber einſah, daß ſie ſich

Beide machtlos zur Rettung anſtrengten, gebot er dem Bruder, ihm den Kopf abzuſchneiden, damit ihn Niemand erkenne und ſo Mutter und Bruder außer Gefahr blieben.

Das war nun wirklich mehr brüderliche Liebe und Heldenmuth, als man bey Dieben ahnen ſollte, aber man hat doch immer bemerkt, daß die Brüderſchaft bey dem Stehlen die feſteſte Verwandtſchaft iſt und wenn das Wort „Heldenmuth“ hier ſchlechtortig gefunden werden ſollte, bitte ich zu bedenken, daß ich nur von dem Heldenmuthe rede, welcher auf Habenwollen und Nehmen gewendet wird. Das zweyte Brüderlein, dem das Leben auf Koſten Anderer ſehr lieb geweſen ſeyn mag, fand das Kopfabſchneiden klug und ausführbar, er gehorchte daher und will man ihm Herzloſigkeit vorwerfen, ſo beweiſe ich damit ſeine Anlage zum großen Mann, denn erhabene Eigenſchaften ſoll nur einmal mein Held haben.

Zweytes Kapitel.

Da ſich Cheops, ſo hieß der ungeköpfte Bruder, nun vor Verrath ſicher glaubte, zog er ab mit dem Kopfe, fügte den Stein wieder in die Mauer und ſchlich nach Haus. Am Morgen unterſuchten Se. Majeſtät und erſchraken gleich einem gemeinen Menſchenkinde, als ſie den kopfloſen Dieb und doch abermals weder Eingang noch Ausgang bemerkten.

Als nun ſelbſt ſein königlicher Verſtand dieſen Vorfall nicht aufklären konnte, ließ er ſogleich den Körper aufhängen an einer äußern Mauer und befahl dem Wächter, jeden zu ergreifen, der bey dem Anblicke einige Rührung zeigen würde, ein Beweis, daß der König unſern Cheops erſt für einen kleinen Dieb hielt und ihn im Pöbel ſuchte, da er ihn noch der Rührung fähig glaubte. Der Mutter ging das ſchwebende Geſchick ihres einen Sohnes ſehr zu Herzen, ſie konnte es nicht dulden, daß er nach ſeinem Tode noch vom Wind und Wetter leiden ſollte, deßhalb drohte ſie dem lebenden Sohne, wenn er nicht den Leichnam noch heute von dieſer Schmach befreye, dem Könige zu entdecken, wie die Schätze entſchwunden wären und wer noch einen Theil davon beſäße. Bey dieſer Gelegenheit erfahren wir, daß die Mutter die Acquiſitionen kannte und nun bey der Anklage doch eigentlich auch als Spitzbübin erſcheinen und ihren Kopf zu Markte tragen mußte, aber was vermag die Mutterliebe nicht und der feine weibliche Sinn für Anſtand, der allerdings etwas verletzt wurde, wenn der Sohn da an der Mauer hängen blieb.

Cheops ſah ſich durch das wirkſamſte weibliche Drohungsmittel, die Thränen, genöthigt, ſchnell einen Ueberfall auf den Leichnam zu wagen, er organiſirte dazu ein zweckdienliches Freycorps, nemlich mehrere Eſel, die er mit Weinſchläuchen belaſtete. So trieb er zu dem Orte der Diebesausſtellung, wo man ſchon einige Unſchuldige verhaftet und nur zum Theil erſt wieder los gelaſſen hatte, wodurch denn wenigſtens die Zuſchauer verſcheucht wurden, ſo ſehr auch ſonſt ein freyes und für die Menge ſo ergötzliches Schauſpiel Liebhaber hat. Unſer Cheops zog mit einem ägyptiſchen Gaſſenhauer: „der Eſeltreiber bin ich ja!“ — den vielleicht Schikaneder und Mozart, um an Aegypten zu erinnern, in der Zauberflöte bey dem Papageno parodirten, — die Straße daher und blieb bey der Diebesausſtellung ſtehn. Die Soldaten, die ihr Geſchäft äußerſt langweilig fanden, hatten Luſt zur Kurzweil und fragten lachend: Gehörſt du zu den Eſeln? Cheops aber ſah ſie an und ſich um und fragte: Wer gilt denn hier für den ohne Kopf? Dieſes kurze Geſpräch ſchreib ich meiner Chronik nach, die ſich aber verhört haben muß, denn dem Morgenländer iſt: Eſel! die größte Schmeicheley, weil dies ihnen das brauchbarſte und wohlthätigſte Thier iſt. Die Soldaten aber hatten dem Cheops ohnfehlbar eine Grobheit ſagen wollen und dieſer antwortete in gleicher Eigenſchaft. Die Soldaten freuten ſich ihr Handwerk: Fehde, friſch üben zu können, ſie drangen auf Cheops ein, um ihn zu verhaften, doch der zog ſich, ohne einen Mann zu verlieren, mit vieler Geſchicklichkeit auf ſeine Eſel zurück. Hier gedrängt, ſtreifte er an den Weinſchläuchen ein paar bereit gehaltene Oeffnungen auf und fing bei dem Verſtrömen des Rebenſafts an zu ſchreyen und ſo zu verzweifeln, als ob er nicht wüßte, zu welchem Eſel er ſich zuerſt wenden ſollte. Die Soldaten geriethen vom Schlagen in ihr zweytes Talent, das Trinken, indem ſie raſch den Wein auffingen, womit es irgend gehen wollte. Cheops wurde darüber wüthend; doch da beide Theile in Schuld und Unrecht waren, handelten ſie großmüthig und verſöhnten ſich, wobey Cheops dem Feinde von der Habe ſeines Freycorps noch etwas zum Beſten geben mußte. Wohlweislich hatte er mit Opium die Weinwirkung verſtärkt und, nachdem unterdeſſen die Nacht heran ſchlich, blieben die Soldaten ſämmtlich auf dem Platze, wo ſie ſich nieder tranken, ſchlafend. Da nahm Cheops ſeines Bruders Leichnam in einen völlig geleerten Schlauch und ſchor, zu freundlichem und ſpaßhaftem Andenken, noch jedem der Wächter die eine Bartſeite kahl.

Drittes Kapitel.

Der König Rhampſinitos wüthete über ſolche Frevel, da er aber nicht wußte, wie er mit der Wuth hier auskommen könnte, ward er gnädig und machte öffentlich bekannt: daß er, die mehrmals gezeigte verwegene Schlauheit bewundernd, dem Thäter alles verzeihen und ihm eine namhafte Menge Goldſtaub geben wollte, wenn er ſich und ſeine Operations-Pläne entdecke. „Biete beſſer, o König, und gib mir ſichere Gewährſchaft!" ſtand bald in Memfis an öffentlichen Plätzen geſchrieben. Rhampſinitos bot nun ein Königreich, welches für jetzt noch ſeinem Nachbar gehörte, aber eben erobert werden ſollte, wie er verſicherte, nur um den Unterthanen Glück und Freyheit zu bringen. Ferner gab er kräftiger ſein königliches Wort, daß der Diebesheld gefahrlos ſich zeigen könne, aber die Antwort lautete: Biete beſſer, o König! und gib mir größere Sicherheit.

Was irgend ein König nur an gnädigem Eigenſinn, oder wie die Hofleute fälſchlich überſetzten, Conſequenz, auftreiben kann, brachte Rhampſinitos zuſammen, indem er, wenn der Dieb aus edlem Geſchlechte ſey, oder wenigſtens nicht gar zu niedrig ſtehe, ſeine einzige Tochter, mit allen ihren künftigen Rechten bot und dies verbürgten zwanzig der ägyptiſchen Erbedeln. Die Tochter Inſernata mußte nun für Jeden, der ihr über den Zungenſtoff Aufklärung geben wollte, ſprechbar ſeyn, hatte indeſſen doch den geheimen Artikel bekommen, wenn ſie glaubte, den Rechten zu haben, hülferufend ſich ſeiner Perſon zu verſichern.

Cheops war in die Königstochter ſchon lange unbeſchreiblich verliebt; ich berichte dies erſt jetzt, damit es nun einen Knall-Effect macht, und ſage „unbeſchreiblich" um mit dem Beſchreiben nicht langweilig zu werden. Die Gluth durchbrach alle Vernunft, mit der man ohnehin in der Welt nur in Gefahr und Schaden kommt, und Cheops eilte, in weitem Mantel verhüllt, mit eintretender Dämmerung und hochſchlagendem Herzen zum Gemach der mannluſtigen Infernata. Wie ſich von ſelbſt verſteht: in geheimnißvoll erleuchtetem Zimmer, hingegoſſen auf ſpannkräftigem Ruhebett, lag athemwogend die wunderſchöne Infernata und dachte an — Liebe. Da ſtürzte, niedergeworfen von der tapferſten Heldin, der Schönheit, der natürlich auch wunderſchöne Cheops zu ihren Füßen und konnte nicht zu Worte kommen vor der Beredſamkeit der Augen. Ein rundes „O!" und ein breites „Ach!" machten endlich einigen Raum in der Bruſt und der kühne

Liebſüchtige ſchwur nun äußerſt zierlich und manierlich, daß er der Begehrte ſey und der Aufforderung unwiderſtehbar gefolgt wäre, weil Infernata allein ihm das Paradies der Gefühle geöffnet habe, doch ihn auch ſchnell aus dieſer Welt völlig verbannen würde, wenn ſie eine lange, bange Liebe nicht mit gleichem reichem Lebenstakte und ſchnellem hellem Erhörungsakte beglücken und entzücken, vielmehr aus Scherz ſein Herz in Schmerz verrücken und erdrücken wolle. Bey ſo viel Anlage zum Dichter, die wunderlicherweiſe von den Morgenländern geachtet werden, konnte eine gefühlvolle Seele, Standeshalber, nicht ungerührt bleiben; Infernata weinte die allernäſſeſten Thränen, darüber mußte nun Cheops auch weinen, und ſo entſtand ein zeitſpieliges Duett im Schluchzen, dem endlich der Jüngling mit den Beweiſen, daß er der geforderte Abentheurer ſey, zum Dialog verhelfen wollte. Infernata aber, welche die Gelegenheit nützte, ſich ſterblich zu verlieben, wurde ängſtlich und heimlichte ihm ins Ohr, daß er, trotz allem Verſprechen, feſtgehalten werden ſollte und in dem Augenblicke traten auch ſchon einige Horch-Officianten wohlbewaffnet aus einem Seitenzimmer. „Wer Weibern und den Erdgroßen vertraut, bettet ſich auf Luft!“ Dies hatte Cheops vor ſeiner Ankunft doch bedacht und indem man ihn ergreifen wollte, ſteckte er einen unter dem Mantel verborgen gehaltenen Arm aus, den er von dem Leichnam ſeines Bruders dicht an der Schulter losgetrennt und wohl einbalſamirt hatte. Die Trabanten griffen alleſammt haſtig zu, Cheops ließ los und ſtürzte zu den Hallen hinaus, ohne daß ihn die Häſcher verfolgten, weil ſie tief entſetzt waren von der Meinung: ſie hätten dem Fliehenden einen Arm ausgeriſſen, worüber denn Infernata ſo ſehr ergrimmte, daß ſie bey einer vortreflich dargeſtellten Ohnmacht aus der Rolle fiel. Bald aber wurde der neue Betrug klar und die Achtung des Königs für die

Klugheit des Unbekannten ſtieg, ja ſie wurde Sehnſucht, weil Infernata, von der vollkommenſten Liebes-Epidemie befallen, täglich zu ſterben drohte. Als Cheops dies und den Schmerz des Königs erfuhr und ſeiner Liebe ſich durch Kühnheit werth zeigen wollte, ging er, ſeinem Sterne vertrauend, zum Königsſchloſſe und hielt am Throne, indem er ſich völlig zu erkennen gab, eine ſo nachdrückliche Rede über die Traktats-Verletzungen, daß die ägyptiſche Majeſtät vor Schreck Wort hielten und ihm wegen ſeiner, durch die Luſt zum Acquiriren gezeigten hohen Anlagen, die Prinzeſſin Infernata zur Frau gab, auch zu ſeinem Nachfolger beſtimmte, als den klügſten Menſchen der Welt, denn er ſagte: „die Aegyptier ſind die geſcheuteſten Menſchen auf Erden und Cheops iſt der Geſcheuteſte unter den Aegyptiern!“ Gegen dieſen Satz ließe ſich zwar manches einwenden, wenn ihn nicht ein ſo gewaltiger Mund aufgeſtellt hätte; ich verſtumme alſo in

Reſpect und bemerke nur noch, daß Cheops als nachmaliger König ſeine Anlagen und ſeine Baumeiſterliche Herkunft nicht verläugnete. Er entnahm ſeinen Unterthanen das Geld auf alle Weiſe und machte ſie zu Bauknechten, denn ihm verdankte die Welt eines der ſieben Wunderwerke, die ägyptiſchen Pyramiden.

Gluth und Wuth-Rede

vom

Geiſte des Pater Abraham

a Sancta Clara

vor unſrer Zeit und Frömmigkeit.

Vielgeliebte Zuhörer!

Schändliches Geſindel ſeyd ihr, weil es die ganze Menſchheit iſt! In jeder Ader Hader, erregt ihr rings ein Keifen, Kneifen, Knuffen, und Puffen, daß ſelbſt Todesſchlaf nicht vor dem Erwachen ſchützt. Ein paar tauſend Jahre vor der Auferſtehung mußt' ich aufſuchen, aber dafür empfängt auch Jeder in Eil ſein Theil. Ich glaubte meine Zunge, der Dreſchflegel für die Geiſteskörner, ſollte durch eurer Herzen Zermalmen euch führen zu den ewigen Palmen, aber wie iſt alles verhagelt und vernagelt. Ich bin — dem Himmel ſey Dank! — im Himmel, aber lieber wär' ich in der Hölle, als bey euch, denn Satan iſt doch, (wie ihr zu eurem Schrecken entdecken werdet!) conſequent, indeß ihr aus allen Sündenpfühlen rafft und Sündenſchulen ſchafft, ſo, daß es kein Wunder wär': der Erdball thäte einen Erdfall und ihr würdet ſämmtlich zerrüttet und verſchüttet. Ja, ging' es nach der Sündenmaſſe und wäre das hölliſche Quaalreich ein Wahlreich, die meiſten von euch wären längſt zum Teufel gewählt und gedenk' ich der Worte des Paulus: „Es müſſen Rotten unter euch ſeyn, damit die Rechtſchaffenen offenbar werden! ſo ſag' ich: die Rotten ſeh' ich, zeigt mir die Rechtſchaffenen! Gibt es auch noch Halbgute unter euch, ſo haben ſie kein Glück! Raubvögel, Luftbälle und alle Leichtigkeiten ſteigen am höchſten, ſo bey euch die Erpreſſer und Freſſer, die leeren Dünſtlinge und Günſtlinge.

Doch laßt euch einmal näher betrachten in euerm Tritt und Trott nach Haus, Staat und Gott. Der Menſch iſt ein vernünftiges Geſchöpf! ſagt man, wer aber dies an euch bewieſe, gäbe das größte Meiſterſtück ſchmeichelnder und heuchelnder Rede und würd' es plötzlich wahr, ihr wäret namenlos unglücklich, denn all euer Glück beſteht darin, daß euch die Vernunft fehlt. Schau ich ins Haus, packt mich ein Graus, alles geht kraus in Saus und Braus, ich halt's nicht aus! Jetzt ſind Mann und Weib nichts als Zeitvertreib, ehlich verbunden heißt nicht mehr: ehrlich verbunden, das Trauen bewirkt kein Trauen und ſo wird die Traurede zur Trauerreden. Die Vermählungen ſind, gleich Friedensſchlüſſen, nur Heger und Pfleger der Zwietracht; ſchon in den Flitterwochen übt man das Unterjochen, macht der Mann ſie nicht ſich zu Ritter- „der Frau zu Zitter-Wochen, werden's dem Leben Gewitter-Wochen. Keine Haushälterin, eine Ausſchelterin hat er dann zur Frau und er ſieht ſie noch lieber wüthig als gütig, denn in der Güte böſer Weiber liegt ſtets ein: „ich will haben!" begraben. Der Ehemann gleicht ſo einem Delinquenten, dem man kurz vor der Strafe noch gibt, was er liebt, doch auf der Weiber Kuß folgt gar bald ein: „Muß!" und bey dem Sprüchlein: Er ſoll dein Herr ſeyn! entſteht ein ſolches Gezerr an dem Wörtlein: „Herr" bis es heißt: Er ſoll dein Narr ſeyn! Wenn nun Jeder an unrechter Stelle ſieht, iſt beiden Theilen alles langweilig, nur nicht das Zanken, das wird Erholung für die platten und matten Gatten und ſo lernen ſich die Menſchen bey Hymens Fackel bald am beſten, das heißt, am ſchlechteſten kennen; ſo packt dann überall die Reue und zuerſt bey der Treue! Tollküſtig und wollüſtig klügelt die Höllenzierde, Begierde, das Gewiſſen ein und nur die Strafe erweckt's vom Schlafe. Sündenkenner ſind die Männer, aber die Weiber ſind Uebertreiber! Wo fände man jetzt noch einen Joſeph, eine Lucretia? Es gibt mir Dolchſtiche in die Seele, euch einen Juden und eine Heidin zum Muſter zu ſtellen, aber, wenn ihr's ſo fort treibt, muß der Herrgott Juden und Heiden in den Himmel nehmen, damit er nur was darinnen hat und wenn der Apoſtel einer ausruft: „Welcher verheirathet, thut wohl, welcher unverheirathet, thut beſſer!“ ſo ſchrei' ich euch an: „Heirathet nicht, nur wenn dies verläſterte Geſchlecht ausſtirbt, kann das Unweſen ein Ende nehmen. Was gehen denn für Früchte und Gezüchte aus der Jugend hervor? Was ſag ich: Jugend! Die Menſchen thun jetzt gleich nach ihrer Geburt ſo mündig oder mäulig, daß es eigentlich gar keine Jugend mehr gibt. Die jungen Burſche ſind äußerſt fleißig im Nichtsthun, kein Spruch wird von ihnen geehrt, als der des **Paulus**: „Iſt aber Jemand unwiſſend, der ſey unwiſſend!" — denn, dürften ſie nur reden von dem, was ſie verſtehen, ihre Zungen und Lungen hätten ewigen Feyertag. Und eure Töchter? Die marſchiren, weil das Vaterhaus ihnen kein Zuchthaus war, über das Unzuchthaus ins Zuchthaus, ſie minnen, fröhnen den Sinnen und enden mit Spinnen.

Schauen wir nun, als Uebergang zum **Staate**, in euern geſellſchaftlichen Verkehr, ſo ſollte man meinen, dies Wort entſtünde aus: **verkehrt**; in allen Moden und Methoden ſieht man euch fränzeln und hofſchränzeln, engliſch und bengliſch ſeyn, nirgends **deutſch**.

Wäret ihr das, wüßtet ihr: **Frankreich** iſt ein **frank Reich** und es ſollte nicht heißen: **Engelland**, ſondern **Teufelsland**, würdet ihr euch nicht immer mit Fremden verbrämen, noch euch zu allem bequemen, aber hierin ſtimmen die Krümmlinge und Dümmlinge, die Lob- und Grobſüchtigen. Zu jeder Lebensunart führt die Lebensart, ſie verhindert indeſſen, daß ihr euch kennen lernt, und das iſt gut, ſonſt hielt es Keiner bey ſich ſelber aus. Da kriechen und riechen denn die Feinen überall nach Dunſt, genannt Gunſt, bis Jedem der Spruch des Tobias klar und wahr wird: „Hoffarth (kann auch heiſſen Hoff-Art!) iſt der Anfang von allem Verderben!“

Die unter euch in Dummheit fortwallen, der ewig modernen Eigenſchaft, weil darin Jeder etwas leiſten kann, müſſen ſeyn, wo ſolltet ihr ſonſt vornehme Leute herkriegen? — Die Grobſüchtigen will ich übergehen, weil ich nicht gern von mir ſelber ſpreche, aber es gibt noch eine Claſſe: die Sorgloſen; ſie koſen mit allem Loſen, aber: Viel freſſen und ſaufen, nichtsthun und viel kaufen, wenig Brot und viele Taufen, bringen zum Haarausraufen und zum Thorhinauslaufen! Von den Redlichen ſprech' ich, wie dies im Leben immer geſchieht, ganz zuletzt, ihnen ruf' ich mit meinen Segen für Dulder zu:

Am längſten, Freunde, währt
Die Waare: Ehrlichkeit!
Weil Niemand, weit und breit,
Sie nutzet noch begehrt!

Gehen wir nun zum Staat, ſeh'n wir Teufels-Saat! Da ſchreyen die Meiſten ſich wahrlich faſt todt: „Nur ich kann was leiſten und bin Patriot!“ Solchen Schreyern gehören die Worte der Offenbarung: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm biſt!“ aber die Offenbarung gefällt ihnen ſchlecht, weil ſie alle wiſſen, daß die beſten Patrioten es, wegen ihrer Streiche, nur aus Blindheit ſind. Bey dieſen Schallmenſchen heißt manche Blöße Größe, ſolch' ein Staubgeſchöpf beugt ſich vor jedem Raubgeſchöpf, das wie ein Donnerwetter über die Erde geht, aber kömmt es zu Falle, gleich iſt's alle! Heut' knie'n ſie wie vor Gott ſo ſtarr und morgen heißt der Gott — ein

Narr! Ihre Rede iſt Fehde, ihr Behüten: Verbieten! — Sie erklärten ſelbſt die Gedanken nicht für frey, wenn man ſie nur greifen könnte, ſie würden wenigſtens gleich vertheuert und beſteuert, auch ſchon deshalb, weil es wieder eine von den Abgaben wäre, welche die hirnloſen Schmeichler, dieſes Seelengift, nicht trift.

Bey den Abgaben komme ich natürlich auf ſchlechte Finanziers. Sie belegen die unentbehrlichſten Dinge mit dem höchſten Zoll, gleich wie die griechiſchen Mönche den Ablaß für das ſechſte Gebot am theuerſten verkaufen, weil hier die Sünden am reichlichſten ſind und manche Finanziers ſcheinen auch das Eſſen und Trinken für eine Sünde zu halten, weil ſie es ſo ſtark verpönen. Sie begünſtigen nichts als den Handel, der weckt aber böſen Wandel; alles wird jetzt verkäuflich, mancher hat nur noch Ehre, weil er bisher keinen Abnehmer fand, und der Wucher iſt eine ſo heilige Peſt, daß man bald darüber predigen wird. Man fabelt, um antichriſtlich Menſchenhaß zu verewigen, dauernd davon; Es trenne Gott, der einſt nichts trennt als die Rechten und Schlechten, durch die Sprachen auch die Länder, aber den Folgeſatz: daß dann auch das Schachern ſich einengte, erwähnt nicht Einer. Dabey ſieht man noch mit Geſetzen zum Betruge hetzen, denn die Kaufleute verdienen das meiſte mit den Waaren, die ſie nicht verkaufen dürfen, aber ſie verfreſſen die Remeſſen und ſchaffen ſich oft nur Equipage an, um ſchneller zum Thor hinaus zu kommen.

Eure Politiker, — leider ſeyd ihr's jetzt alle! — ſorgen nur dafür, daß Rauben nie antik wird, ſie ſind klug zum Trug, im Beſſern immer dümmer, erbau'n ſie rüſtig — Trümmer! Das goldene Zeitalter verjüngte ſich, wäre die Politik zu erdrücken, aber ſeit der Teufel ſie, als Schlangen-Viſite bey der Eva, zur Erde brachte, iſt ſie gleich unſterblich geworden. Sie beweiſt zuletzt alles mit Kanonen, die denn freylich die niederſchlagendſten Pulver und Gründe führen und euren glückverkündenden Patronen durch Patronen und

Schwadronen Rechte über Knechte geben. Sie machen's begreiflich, warum man Chriſtum nicht den Helden, noch den Großen, ſondern den Heiland nannte, weil er nur mit Zwölfen kam und nichts nahm. Ich ſtreife hier an die Militairs, deren Zweyerley mir ein Dorn im Auge ſind. Ein Theil von den Heeren meint: dies Wort ſey nur eine Kürzung von: verheeren und Krieger wären Leute, die alles kriegen, aber bey ſolch' einer bezierten Schand- genannt: Ehren-Legion erfreut es: daß ſich Horden und Morden auf Orden reimt. Ein anderer Theil gefällt nur den Feinden und den Weibern; den Feinden, weil ſie niemals, den Weibern, weil ſie immer auf dem Platze bleiben.

Eine Richter ſind manchmal auch keine Lichter! Bey ihrer Langſamkeit ſcheint der Spruch: „Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet!" ihre einzige Kenntniß von der heiligen Schrift und in ihrer eiligen Schrift merkt man zuletzt: daß Themis keine Gründe ehrt, drum ſchmückt ſie ſich auch mit dem

Schwert! Die Augen ſind ihr nur verbunden, damit ſie ſich beym Nehmen nicht ſchämen ſoll, denn zuweilen müßte doch die Scham ſelbſt den Stein durchdringen; die Waage aber hat ſie, um in ihrer Blindheit mit Geſchwindheit noch prüfen zu können: Wer das meiſte gibt?" und ſo muß man nicht mehr das Recht, ſondern die Richter ſtudiren.

Für die Aerzte iſt der Stab des Aesculap noch immer ein treffendes Zeichen, ſchlagen ſie nicht mit der Keule todt, geſchieht es auf Schlangen-Manier, denn alle neueren Heilarten führen nicht zum Heil, wohl aber mindeſtens nach der neueſten Mode zum Tode.

Daß eure Erzieher nicht viel taugen, dazu ſeyd ihr lebendige Beweiſe; eure ſonſtigen natürlichen Dummheiten ſind euch nur zu künſtlichen gemacht durch Syſteme, womit die Herren ſchwärmen, lärmen, ſchwirren und irren nach dem Sprüchlein:

Sie ſuchen, mit dem ſtolzen: Ich!
Die Erd' in ihren Stuben,
Und zanken um Erziehung ſich
Wie ungezog'ne Buben!

Bey dieſem Reimlein fallen mir die Dichter ein, die lallen ganze Ballen voll Verſtand ohne Verſtand; ſie begehen mit kindiſchem Gepreiſe der Raubzeit einen Zeitraub und da wir nicht jene Ritter-Sitten, ſondern Sitten-Ritter nöthig haben, will ich wünſchen: daß ihr Alter ein Mittel werde, das Mittelalter beſſer zu erkennen. Jetzt erzählt ein myſtiſches Geſindel mit Geſchwindel, was in der Windel ſie von der Amme vernahmen, die ihre höchſte Autorität iſt. Sie ahnen, wo ſie wiſſen ſollten, und wie die Aegyptier ihren Leichnamen, ſo entzieh'n ſie ſich bey Lebzeiten ſchon das Gehirn und füllen den leeren Raum mit blumigen Floskeln. Damit wirken ſie auf Schwachnervige und Damen; wenn dieſe ſich ſonſt einen Papagey hielten, halten ſie ſich jetzt einen Neu-Aeſthetiker, ſo iſt die Stelle recht gut beſetzt und da weibliche Zungen alles raſch verbreiten, lebt manchmal ſo ein Menſch von Zunder wie ein Wunder und ſtirbt wie ein Irrlicht. Sie laſſen ſich auch über Religion vernehmen, aber ich rufe mit dem Apoſtel: „Schulgeſchwätze ſolcher Leute, die zerrüttete Sinne haben, die da meinen: Gottſeligkeit ſey eine Tugend; thue dich von ſolchen!“

Den Gelehrten fehlt mehrentheils nichts als ein: h! — es ſind jetzt oft: die Geleerten und der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Ungelehrten wird nur dadurch merklich: daß dieſe es noch begreifen, wenn ſie nichts wiſſen, die Gelehrten nie. Doch verkramen ſie es zur Noth in allen Sprachen, daß ſie bey ihren Sinnen nicht bis fünf zählen können, und thun dabey ſo dick, als hätten ſie unſern Herrgott erſchaffen. Aufgeblaſen und mit hohen Naſen ſtampfen ſie daher und pochen auf Berühmtheit, wenn ſie oft mit eignen Namen im tiefſten Incognito die ganze Welt durchreiſen könnten.

Jetzt komm' ich zu den Philoſophen, die locken keinen Hund aus dem Ofen durch ihre Probleme, genannt: Syſteme. Das iſt ein Zanken um Gedanken, daß die Grundſätze wanken und die Völker erkranken. Der Verſtand wird durch ſie nicht klarer, nur rarer, die Menſchheit nicht beglückt, nur verrückt und nennt das: entzückt. Halten ſich kläglich für unwiderleglich, alles iſt abſolut, aber leider nicht gut, denn ihr Tiefſinn wird Schiefſinn und ſo ſind ihre Gewinnſte: Hirngeſpinnſte. Jeder dünkt ſich ein Gott, aber wie dieſer aus dem Nichts alles ſchuf, ſo ſchaffen ſie aus allem das Nichts und ſuchen die Natur im Tollhauſe. Doch — alles hat Partey und Zunft, leider nur nicht die Vernunft! — Darum bekömmt auch jede Pfuſcherweisheit ihre Jünger, die darthun: daß ſie jünger ſind, als ein geſundes Urtheil erlaubt, und ihre Götzen erfahren endlich die Wahrheit von Salomo's Spruch: „Die Weiſen im Lande werden Ehre erben, wenn aber die Narren hoch kommen, werden ſie doch zu Schanden!"

Bey den Narren kann ich die tückiſchen Recenſenten nicht vergeſſen. Was ſind die Kerls grob, ich bin ein Hofmann dagegen, und geht es ſo fort, ſchlägt man ſich auch hier, wie beym Militair, nächſtens todt um die Unſterblichkeit. Gedenk' ich dieſer Raupen an den Herzblüthen, dieſer nam- und ſchamloſen Marodeurs und Nachzügler der Geiſtbeflügler, dieſer Schriftſchimpfer und Giftimpfer, dieſer Buchſtürmer und Fluchwürmer, — geräth ſogar mein Geiſt noch in Galle. Drum ruf' ich ihm ein Halt! zu und ſage nur noch: die Anfänger ſind am wenigſten wortfaul mit dem Mordmaul, aber: viel ſchadet blinder Eifer, wird der Verſtand erſt reifer, verliert ſich auch der Geifer! — Nur gegen die Nachdrucker und ihr Sudeln mag er ewig ſprudeln! Auch meine Predigten ſind unter ihre Krallen gefallen, doch ließen mir dieſe Druckſtehler und Druckfehler der Menſchheit nicht einmal einen Leichenſtein ſetzen, der es verhinderte, daß ich wieder aus dem Grabe ſtieg, um dies Gemengſel von allen Sorten Elend zu ſchauen. Aber kommt ihr nur einſt zum Petrus, der auch Schriftſteller war, an die Himmelspforte, der jagt euch auf der Stelle in die Hölle und der Satan, dieſer hölliſche Preßbengel, wird euch, in einer verbeſſerten Auflage ſeiner Qualen, mit ſolchem Nachdruck behandeln, daß euch der einige auf Erden zum erſtenmale leid thun wird.

Wenn wir uns nun vom Böſen erlöſen, wenn wir ſpähen nach dem Pfad zum Himmel, merkt man eben kein Gewimmel. Nur wenn unſer Wille geſchieht, wird ein Gott anerkannt und man macht ihm aus Gnade und in Parade ein wenig die Cour durch Te Deums! Geſchieht unſer Wille nicht, gleich heult der Spott drein: „Es muß kein Gott ſeyn!“ Ihr ſeyd als Chriſten nicht einmal das Taufwaſſer, viel weniger die letzte Oelung werth; eure Vorfahren ließen ſich für die Religion todtſchlagen, ihr ſchlagt die Religion todt! Ihr bekümmert euch nicht um die Seele, das Wichtigſte, nur um den Leib, das Nichtigſte, und daß euch die Seele unentdeckt bleibt iſt ſehr gut, wäre ſie euch habhaft, ihr ginget noch ſchlechter mit ihr um, als bisher, ſo unmöglich das ſcheint. Ich möchte nicht unſer Hergott ſeyn, um keinen Preis des Lebens! aber wär' ichs, der jüngſte Tag wäre da. Jetzt wollt' ich, daß wir nächſtens den älteſten erlebten, damit dieſe Zeit zu Grabe ginge, aber Gottes Langmuth läßt die Welt nicht eher untergehen, bis ihr klug werdet, da mein' ich, ſteht ſie ewig. Wenn ihr indeſſen einſt den Geiſt aufgebt, — was ſag ich: Geiſt? — den Körper gebt ihr auf, Geiſt wollt ihr ja nicht haben! — da wird euch die Sünde auf den Hacken und Nacken ſitzen und euch ſchleudern in den hölliſchen Crater, denn ihr hört ja auf keinen Pfarrer noch Pater. Die geiſtlichen Hirten, die euch mit Himmelsfutter bewirthen, ſehn' die Kirchen oft ſo leer, als ob die Schöpfung ein Mährchen wär'; die wenigen Frommen rufen: „Wehe!" bey ſo geringem Begehren nach heiligen Lehren und nur der Teufel kann Gott danken, denn ſein Reich wird bevölkert. Seh' ich nicht ſelbſt von meinen Schafen eben wieder eines ſchlafen? Ihr Nachbarn links und rechts! — gebt ihm Maulſchellen im Namen des Herrn, denn der Weisheit Anfang iſt, daß man ſie gern hört, ſagt Salomo. Doch ſind mir die Dicköhrigen immer noch lieber, als die religiöſen Kaufleute, die Frömmler; die einen handeln mit irdiſcher, die andern mit himmliſcher Waare, je ſchlechter ſie dieſe los werden, deſto beſſer für ſie, aber beyder Glück machen Lüg' und Wind. Gott ſey's geklagt ich hab's geſagt!

Wahrhaftig! — ich bin ſehr froh, daß

ich ſchon todt bin, denn erſtens: iſt bey euch kein Aushalten, und zweytens: brächte manche Rede bey einem Deſpoten mich doch zu den Todten, drum eil' ich gleich wieder von hinnen, ſobald ich mich ausgeredet habe. Aber, das mußt' ich thun, ich mußt' euch warnen vor der Sinnlichkeit Umgarnen und euch zurufen: Sitten und Religion ſchützen Hütten und Fürſtenthron und helfen zu dem ewigen Lohn! Legt euch in Gottes Boot, ins Sarg der Fährmann: Tod! zehren an eurem einzigen Gute, dem Körper, einſt die Würmer ſo eifrig, wie hungrige Studenten am Freytiſche, dann erſt wird ſich offenbaren, wer wir waren! Dann werdet ihr euch nicht, wie hier, damit gerechtfertigt glauben, wenn ihr Einen findet, der ein biſchen ſchlechter iſt, als ihr ſeyd, ſondern Jeder wird erkennen:

Dein Heil iſt, haſt du dich
In Gottes Huld vergrößert;
Drum beßre Jeder ſich,
So iſt die Welt gebeſſert!

Doch wer ſich nicht läßt mit Worten bekehren, den wirds die Zukunft mit Flammen lehren und wollt ihr einſt in Aengſten braten, ſo laßt euch nicht rathen, ſondern ſündigt in Teufels Namen. **Amen!**

Die Drachenbändiger.

(Mährchen.)

Nach einer alten Hypotheſe, nicht grundloſer als manche neue, iſt die Erde, wie man ſie jetzt ſieht, nur eine verbeſſerte Ausgabe, und ſie war ſchon da, noch ehe der Schöpfer das bekannte: Es werde Licht! — ausrief. Da dieſer Ruf, nach unbeſiegten Urtheilen, auch diesmal nicht allgemein gewirkt hat, ſo iſt es unverbürgt, ob in unſerm thatenreichen Jahrhundert der Erdball von der Allmacht nicht abermals durchgeſehen, und mancher Druck- und Haupt-Fehler ihr entnommen wird.

Zur Zeit der erſten Ausgabe kam nach langem Kämpfen ein Monarch zur Alleinherrſchaft, der ſetzte Statthalter ein, und hinterließ bald darauf das Reich ſeinem Sohne, der ſich Glorioſo, die Prachtlilie, die Siegerkrone und der allmächtigen Gottheit erſten Rathgeber nannte, obgleich die Weltgeſchichte über ihn ſchweigt, welches ich nicht erwähne, um ihm dieſe Beynamen ſtreitig zu machen, ſondern um die unerhörte Nachläſſigkeit der Geſchichtſchreiber zu rügen. Da es neben ihm keine Rivalen gab, die Statthalter auch ein Weilchen thaten, was ſie ſollten, ſo war ringsum tiefer Friede und die Erde nicht etwa ein Paradies, ſondern der Aufenthaltsort für Unzufriedene und der Sitz der Langeweile. Die Neuigkeits-Krämer brummten, denn ſie konnten keine Wahrſcheinlichkeit finden für ihre Lügen; die Soldaten tobten, um nicht an zurückgetretener Bravheit zu ſterben; die Wucherer fluchten, denn die Staatspapiere behielten gleichen Cours, und es war nicht ein Procentchen zu verdienen; die Zeitungsſchreiber jammerten, denn es gingen keine Gelder ein, wohl aber ihre politiſchen Zeitungen, weil es durchaus an Politik fehlte, und nur die Leſer bewieſen ſie noch, indem ſie aufhörten, zu leſen.

Im geſellſchaftlichen Zuſtande blieb es beym Gähnen, und ob nun gleich die Akademie der Wiſſenſchaften, deren Glieder ihre mühvollen langen Reden durch ununterbrochenes Gähnen unterbrochen ſahen, in philoſophiſcher Verzweiflung die Preisfrage aufgab: wie dieſem Unglück abzuhelfen ſey? — ob auch der ſchlaue Finanzminiſter auf jeden gähnenden Mund eine namhafte Abgabe legte, und Aufſeher anſtellte, ſo half dies alles nichts, und die Aufſeher baten bald um ihren Abſchied, weil ſie für eigenes Gähnen mehr als den ganzen Gehalt bezahlen mußten.

Am Hofe ſah es natürlich ſo arg aus, wie überall, und der Rathgeber Gottes wußte ſich und ſeiner Umgebung durchaus nicht zu rathen. Er ſpielte in der Angſt ſeines Herzens Tag und Nacht die Guitarre, befahl, daß man nur in Sonetten ſprechen, nach Ammenliedern haſchen und jedes derſelben unübertrefflich finden ſollte. Aber die Langeweile ward dadurch immer vaterländiſcher, und nun erklärte der erboſte Fürſt das

Gähnen für die neueſte Mode, gebot aber dennoch, daß man bey Hofe nur mit Masken erſcheinen ſollte, welcher Befehl noch bis heute zu wirken ſcheint, denn wer muß nicht an Masken denken, wenn die Höflinge da unverrückt die angenehmſten Mienen behalten, wo der Unbefangene gähnen würde?

Doch endlich, nachdem man ſchon darau verzweifelte, daß, zur Gemüths-Ergötzung der Menſchheit, ſich irgend ein derbes Unglück ereignen würde, da griffen zwey Statthalter, die beyde in des Allherrſchers älteſte Tochter, Arlinde, verliebt waren, ſich mit eiſernen Beweggründen an, und ob nun gleich der erſchrockene Papa verſicherte, ſie brauchten ſich deshalb nicht in's Todtſchlagen zu verlieben, weil er allergnädigſt die Tochter Keinem von beyden geben würde, ſo dauerte doch der Kampf aus unbegreiflichen, aber wahrſcheinlich höchſt triftigen Gründen fort, und die Siegerkrone mußte ihre Truppen auf den Kriegsfuß ſetzen.

Entzückt, daß ihnen zu rhetoriſchen Uebungen Stoff gegeben war, fingen die Redner und Dichter an, ihre Talente als Befeuerungs-Maſchinen zu gebrauchen. Sie wirkten indeſſen weniger als der Rebellen Kanonen, die damals längſt erfunden waren, vom Schöpfer aber in Vergeſſenheit verſenkt wurden, weil ihn die Mühe verdroß, die Zahl der Lebenden auf eine außerordentliche Weiſe ergänzen zu müſſen, wobey indeſſen die Uniformen-Liebhaverey der Damen ihm freundlich zu Hülfe kam.

Die Rebellen hatten ſich bey dem Ungewitter, das ihnen drohte, ſchnell vereint, die Armee Glorioſo's wurde geſchlagen, wo ſie ſich ſehen ließ, und war bald ſo klug, ſich gar nicht mehr ſehen zu laſſen, wo geſchlagen werden ſollte.

Vergebens wurden den immer neu ausgehobenen Rekruten feurige Reden gehalten, ſie dauerten immer länger als die Courage der friſchen Streiter; je kräftiger jene baten, je mehr zitterten die Soldaten, und ob nun gleich einige bey der Armee angeſtellte Annalen-Inſpektoren verſicherten: dies Zittern käme von der *Kälte*, womit ſie dem Feinde *entgegen* gingen, ſo wollten doch Pſychologen anders bemerken, und ihre Wahrnehmung beſtätigte ſich, denn die Scharen hatten vor dem Kampfe immer das *alte*, und ſo wie dieſer begann, das *neue* Kriegesſyſtem — in den Füßen.

Bey dieſer übergroßen Verlegenheit, wo der Feind immer mehr Terrain gewann, entfernten ſich die Reichen mit ihren Habſeligkeiten nach dem entlegneren Theile des Landes und die Reichsritterſchaft ritt davon, den Siegern Platz zu machen.

Schon berathſchlagte man in der Hauptſtadt: ob man dem Feinde Ehrenpforten bauen ſollte oder nicht, da erſcholl die entſetzliche Kunde: es wären in der Nähe der Reſidenz zwey furchtbare Drachen erſchienen, ein großer und ein kleiner, welche die Gegenden verwüſteten, alles was Odem hatte, verzehrten und namentlich ſchon das ganze Reſerve-Corps ſammt einem Theil der Arriergarde aufgefreſſen hätten. Wer noch Beſinnung zu verlieren hatte, verlor ſie jetzt; endlich aber gab doch ein neuberufenes Miniſterium den hochweiſen Rath: die Drachen ſich durchfreſſen zu laſſen bis zum Feinde, der dann ſehen könnte, wie er mit ihnen fertig würde; unterdeſſen ſolle das ganze Land von den Göttern erflehen: daß die Drachen lieber mit dem Feinde fertig werden möchten. Das Ende dem Schickſal aufbürdend, ward der Rath ausgeführt, aber der ſchlaue Feind bemerkte bald, daß die vielfreſſigen Unthiere ihr Futter nur im flachen Lande ſuchten, und ſo poſtirte er ſich auf den Höhen, die Sache ebenfalls abwartend.

Als die Armee und die Drachen gegenſeitig merkten, man werde ſich eben nicht zuvorkommend behandeln, behielten beyde Theile feſte Stellungen, und ob nun gleich die Tenſelsbrut wechſelnd den Umkreis durchſtöberte, um Proviant zu haben, womit der Feind ſich weislich verſehen hatte, ſo achtete Glorioſo die Paar tauſend Menſchen nicht, welche ſich die Drachen täglich requirirten, vielmehr wurden ſie von ihm als Retter des Vaterlandes geprieſen. Alle Journale, die wieder Stoff bekommen hatten, ſprachen mit Enthuſiasmus von den berühmten Thieren. Die Correſpondenten baten die Götter, daß ſie jedes Unglück nur an einem Poſttage geſchehen laſſen möchten, damit ſie es ſogleich allen Redaktoren berichten könnten und Fama ihnen nicht das Honorar wegſchnappte, und ein hungernder Dichter machte ſogar ein Heldengedicht auf ſie. Aber die Drachen wurden auch immer hungriger und machten, — kein Heldengedicht, — ſondern Feldzüge in die Wildbahnen der Prachtlilie, welches ſehr ungnädig vermerkt wurde, und als ihr bey einer übeln Laune die Nachricht zukam: es habe einer der Drachen abermals, troz dem Verbote, welches man ringsum auf Tafeln geſchrieben hatte, die Gehege durchbrochen, und in der Menagerie gefrühſtückt, ſo ſah dies die Siegerkrone mit Recht als Nichtachtung ihrer Befehle an, und gebot nun, „Drachenfänger“ herbeyzuſchaffen, um die Beſtien nachdrücklich züchtigen zu laſſen, ſobald er ſie hätte.

Das Begehren des Fürſten verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle, aber es ſtellte ſich Niemand ein, und nur ein Botaniker, der, unberührt von Welthändeln, einzig ſeiner Wiſſenſchaft zu leben ſchien, ſandte mit einem ceremoniöſen Schreiben eine Pflanze, welche „Barleria oder Drachenfänger“ heißt, wofür er von dem Allherrſcher in einem gnädigen und humanen Schreiben das Prädikat: „Dummkopf“ bekam. Tobend auf die Ichheit der Menſchen ließ der Gebieter nun täglich durch Anſchlagezettel, und für die, denen das Leſen von Jugend auf Zeitverſchwendung geſchienen hatte, durch ſtets in Beweglichkeit bleibende Schreyer an allen Ecken kund thun, daß Jeder, welcher die Ungeheuer gefahrlos mache, zehn Jahre frey ſeyn ſolle von

Militairdienſten und einmal bey Hofe eſſen dürfe. Aber ſämmtliche Schreyer, hingeſtreckt vor dem Throne, verſicherten einſtimmiger als der griechiſche Chor auf den deutſchen Bühnen: die verruchte Bürgerſchaft habe erklärt, wer gegen die Drachen zöge, ſey zeitlebens frey von Militairdienſten und das Eſſen verginge dem, der gefreſſen wäre. Der Allgebieter mußte ſich bey ſeiner Ohnmacht in die Fügung des Himmels ſchicken, welches er auch that, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben.

Doch bald darauf wurde ſeiner Gemahlin (von der noch nicht geredet iſt, weil es bisher unnöthig war) mit dem Schiffe, worauf es ſich befand, ein Zibetkätzchen verſchlungen, welches zur Erfüllung ihrer Wünſche ſo eben angelangt war.

Ihre Wuth zu beſchreiben iſt unmöglich, denn feuerſpeyende Berge, Erdbeben, Gewitter und brauſende Waſſerfluthen ſind unzulängliche

Vergleiche; ſie raſte und der ganze Hofſtaat raſte aus Galanterie mit.

Oft unterbrochen von den ſchluchzenden Kammerdamen trug die Allgebietende ihrem Gemahl das unerhörte Unglück vor und ihm auf, die Vernichtung der Unthiere zu veranſtalten und ſollte darüber die Krone verloren gehen! Glorioſo erwiederte ſchüchtern: daß die Directrice ſeines Herzens nur das „Wie?“ angeben möchte und die Kräfte des Landes ſtänden zu Befehl.

Die ſchlaue Dame, bey der Amor noch traf, ohne zu zielen, wäre gern ihre liebeluſtigen Töchter, Arlinde, Semene, und Rolande, los geweſen, und begehrte mit Beharrlichkeit, daß ihr Gemahl dieſe als Lockung für die etwaigen Drachenbändiger ausſetzen ſollte, und dies mußte ihm durchaus gefallen, denn ſeine Ehehälfte bat ſo kräftig und reitzend, daß ſeine Hälfte treulos überging und ſie als Ganzes, er als Null erſchien.

Da aber drey Mädchen und nur zwey Drachen vorhanden waren, ſo wurde verkündet:

daß der, welcher den größten Drachen beſiegte, die älteſte, der Beſieger des kleinern die mittlere Tochter (mit angemeſſenen Theilen des Reiches) bekäme, doch wer zuerſt unverrichteter Sache zurückkehrte, der ſollte die dritte nehmen, welche, nebenher geſagt, ſelbſt ein kleiner Drache war, von dem Jedermann erlöſt zu ſeyn wünſchte. Gewiß wären nun eine Menge Bewerber erſchienen, wenn viele Augen, die Telegraphen der Herzen, dieſen die Schönheit der beiden ältern Töchter mitgetheilt hätten; aber die Mutter wollte, daß Männerblicke contrebande ſeyn ſollten, ſobald ſich der Himmel in den Blicken der Töchter aufthat; nur der Leibarzt, der Leibkoch und der Leibſchneider hatten hineingeſchaut, und dies machte das luſtige Trio kühn genug, ſich als Drachenbekämpfer zu melden. [illegible] gab lachend ſeine Einwilligung, der altehrlichen Leuten wurden Adjuncte geſetzt, und dann ritten die drey Reiter zum Thor hinaus, ſämmtlich mit ihren Arbeitsgeräthen verſehen.

Stillſchweigend zog der Arzt und der Koch von dannen, als hätten ſie ihr Plänchen gemacht; nur dem Schneider ſchien der Muth zu ſinken, und das Jenſeits zu winken, denn er ſang mehrmals: „Ade, du falſche Welt!“ — pour prendre congé.

Endlich, etwa 30 Meilen von den Drachen, ſprach der Koch: „Wir müſſen annehmen, daß wir nun mit jedem Schritte den Ungeheuern begegnen können, und deshalb wollen wir Rath halten, wie man ſich ihnen nähern und ſie beobachten könne.“

Ja, wir wollen Rath halten, ſtöhnte der Schneider.

In einem langen Streite ſiegte die Meinung des Arztes, nach welcher der Schneider einiges Gas zu ſich nahm, und ſchnell in die Lüfte ſtieg, ſich überall umzuſehen, wobey ihn der Koch mit einem Blaſebalge nach den nöthigen Richtungen bewegte. Nachdem das Gas verdampft war, ſank der Kundſchafter herab, und machte nun leichenblaß eine ſo ſchreckliche Beſchreibung, daß den beiden Collegen, wie ihm, die Haare zu Berge ſtanden.

„Ach Gott! ich bekomme die älteſte Prinzeſſin nicht,“ ſeufzte der Arzt.

Weh mir, ich will die Zweyte nicht haben! jammerte der Koch.

„Erbarmen, ich muß die Dritte nehmen!“ wimmerte der Schneider.

Doch das Gelächter ihrer Mitbürger, wenn ſie ohne Verſuch umkehrten, erhob die ängſtlichen Gemüther wieder ſo weit, daß ſie ſich mittheilen konnten, auf welche Art ſie der Drachenbrut den Garaus machen wollten.

Der Schneider erklärte: er habe ſich einen groſen Sack und einige Stricke mitgebracht, mit denen er, nach einer vorherigen Unterhandlung mit dem Feinde, den Sack von den Höhen zu den Drachen hinabwerfen wolle, hoffend, daß einer hineinſpaziere und er dann zuziehen könne, weßhalb er ſich auch, um dies abzuwarten, auf 14 Tage Arbeit mitgebracht habe. Des Arztes Plan war trefflich ausgedacht: er glaubte, die Kreaturen am ſchnellſten zu vernichten; wenn er ſie behandelte, als ob er Menſchen kurirte, und der Koch hatte einen ähnlichen Gedanken, indem er ſeine Gegner durch überwürzte Speiſen dem Tode bald genug zu überliefern dachte. Da aber Beide, Arzt und Koch, durch ihre wohlbeleibte Figuren die Drachen nicht in Verſuchung führen wollten, ſo mußten ſie ſich auf den Schneider verlaſſen, der, von neuem mit Gas erfüllt, in die Lüfte ſtieg, nachdem er einen Pillenteig vom Arzt, einen aus allen Welttheilen gewürzten Pudding vom Koch erhalten hatte, mit dem Erſuchen, bey Ausführung ſeiner vortrefflichen Idee dies den Drachen als Lockſpeiſe hinzuwerfen.

Der ſchwebende Schneider unterhandelte aus der Luft mit den rebelliſchen Statthaltern, denen es ganz gemüthlich war, daß er ſie von den hindernden Beſtien befreyen wollte, und nun ließ ſich der Diplomatiker auf einen Felſen in deſſen Höhlen die Drachen zuweilen ihre Erfriſchungs-Quartiere nahmen, nieder, ſeine Anſtalten zu machen. Vierzehn volle Tage lauerte er bey ſeinem Sacke, dem Spott der feindlichen Soldaten ausgeſetzt; da warf er verzweifelnd die Mittel des Arztes und Kochs hinab, die Drachen verſchlangen alles ſchnell und — ſtarben augenblicklich.

Starr über die unbegreiflichen Dinge ſah der Schneider von ſeiner luftigen Werkſtatt hinab in die Tiefe, und obgleich die Drachen unbeweglich, und in todter Lage hingedehnt erſchienen, ſo wollte er dennoch gern Beſtätigung und war kühn genug, ſich von den Soldaten an einem Seile hinabſenken zu laſſen, nachdem er händeringend ſie zum Schwure nöthigte, daß ſie bey der leiſeſten Bewegung der Unthiere ihn mit Blitzesſchnelle wieder hinaufziehen wollten. Je näher er den Drachen kam, je mehr wohlangenähte Knöpfe ſprangen an der Weſte von dem furchtbaren Herzklopfen; als er aber erlugte, daß es aus ſey mit den Landesverwüſtern, band er ſich den Strick ab, um die Sache in der Nähe und ſtehend zu betrachten, denn an dem Seile war der ſchneiderleichte

Aber ein Spiel neckender Winde. Näher, immer näher ſchlich er und befingerſpitzte eben die goldenen Schuppen von einem der Abgeſtandenen, da rief aus dieſem eine Donnerſtimme:

„He, Schneiderlein, halt's Ohr hieher,
„Ich weiß, du hörſt ein Bischen ſchwer!“

Zitternd und bebend verſuchte der Schneider zu fliehen, aber Schrecken und Furcht hielten ihn ſo feſt, daß ſeine Haſennatur nicht ſiegen konnte; doch jetzt ſprach es aus dem andern Drachen ſanftmüthig:

„Schneider, ſuche Holz zuſammen,
„Zünd' es an mit kühnem Muth:
„Denn du wirſt durch mächt'ge Flammen
„Und Vernichtung dieſer Brut
„Zwey Prinzen erretten,
„Die Zaubergewalt
„Will bannen und ketten
„In Drachengeſtalt.

„Thu' es doch, von deinem Lobe
„Füllt ſich dann die ganze Welt,
„Auch fehlt uns die Garderobe,

„Und ſie wird bey dir befreit!
„O laß dich erbitten.
„Wir haben, auf's Wort!
„Recht viel ſchon gelitten,
„Drum laufe nicht fort!“

Der weiche und phantaſiereiche Schneider fing bey dieſen Worten bitterlich zu weinen an, die Rührung beſiegte ſein Zagen, er trug Holz zuſammen und machte rings um die Drachen Feuer, welches indeſſen keine leichte Arbeit war, denn ſeine Thränen floſſen wirkſamer als die Feuer-Spritzen in mancher heutigen Stadt. Endlich kniſterten die Flammen, und die Unthiere brannten zu Aſche, aus welcher ſich zwey ſchöne Geſtalten erhoben. Dankbar begrüßten ſie den Schneider, der trotz ſeinem Entzücken die Bemerkung nicht zurückhalten konnte, wie die Prinzlichkeiten ſo gekleidet wären, daß man ſie in den Modejournalen nur unter der Rubrik: Luxus, nicht unter Mode anbringen könnte. Das thut nichts! meinten die ihren garſtigen Puppen entflohenen Schmetterlinge: wir haben Geld, du haſt dein Werkzeug bey Dir und ſo iſt dem Uebel abgeholfen!

Ein wahrer Goldregen überſtrömte bey dieſen Worten den Schneider, der haſtig zu einem Feld-Commiſſarius lief, um einen Tuchabgang von funfzig Ellen zu kaufen, und nun muſterte er binnen einigen Stunden, während die Prinzen das Lager des Feindes betrachteten und ſeine Stellung recognoscirten, dieſe ſo heraus, daß ſie ſich bey Hofe ſehen laſſen konnten. Bald waren ſie dort, und ließen der neugierigen Prachtlilie, welche thronend von dem Glanze des Hofes umgeben war, die Geſchichte ihrer Verwandlung vernehmen.

„Wir ſind" — erzählte einer der Prinzen — „Söhne des einſt mächtigen Königes Dumdarum, der, von deinem Vater beſiegt, wo dein Reich und die Welt ein Ende hat, ſtarb, und uns in den Händen eines Dieners ließ, welcher, um die geretteten Schätze zu erhalten, für ſeine Seele von einem Dämon

Zaubermittel erkaufte, uns hinwegzuräumen. Weil er aber nicht Muth hatte, uns zu tödten, ſo wurden wir in die Drachenhäute geſperrt und ſpottend der Ausſpruch gethan: „daß wir nur dann erlöſt werden und zu unſerm Eigenthum gelangen könnten, wenn man uns behandelte wie Menſchen, und dadurch die Drachen tödtete, und wenn uns der furchtſamſte Erdenſohn anrührte und zu verbrennen wagte. Jetzt glaubte der Böſewicht ſich ſicher, und wir ſeufzten bey allen Verſuchen, welche gegen uns gemacht wurden, bis der Arzt und Koch mit Pillen und Pudding uns wie Menſchen behandelten, und dieſer Schneider die todte Brut anrührte und verbrannte."

Unbeweglich, wie ein prunkender Conditor-Aufſatz, ſtaunte Glorioſo, ſeine Gemahlin und der ganze Hofſtaat ob der Wunderdinge, welche das Ohr erlauſchte, und nur einige Kammerkätzchen bezeugten ihre Lebendigkeit, denn ſie ſchlichen davon, die Kunde weiter zu verbreiten.

„Man ſpreche für uns!" ſtotterte der Alherrſcher, „wir können's noch nicht, wir ſind noch zu verwundert!"

Schnell trat der erſte Miniſter zu den Stufen des Throns, verbeugte ſich tief und begann:

Der Rathgeber Gottes, mein ruhmüberfüllter Gebieter, läßt Ihnen, durchlauchtigſte Prinzen, durch meine ſchlechte Zunge ſeine Glückwünſche abſtatten zu ihrer Rettung, er würde ſich ſogar darüber freuen, wenn er nicht über jede Freude erhaben wäre. Wegen Erlöſung von den Drachen" — ſo wandte er ſich zum Hofgeſinde — „wird morgen ein Te Deum! geſungen, und in der Quartal-Conferenz werden die Edlen des Landes überlegen: ob dem Arzt und Koch Wort gehalten zu werden braucht, in Hinſicht des verheißenen Lohnes.

Was den Schneider betrifft, ſo wird derſelbe ſich mit der dritten Prinzeſſin Tochter vermählen, indem er keinen Antheil hat an dem reellen Tödten der Drachen. Da er indeſſen ſich um dieſe venerablen Prinzen verdient machte, und zur angenehmen Bekanntſchaft ein miſerables Werkzeug war, ſo erheben ihn mein allergnädigſter Regent zum „Freyherrn von der Nadel" damit er dem fürſtlichen Blute nicht allzuviel Schande mache!"

„Faſt ſo weiſe geſprochen, als unſere Weisheit es dachte!" liſpelte die Prachtlilie, und zog ſich mit ſeiner Gemahlin, den Prinzen und den Erſten des Reichs in die Gemächer zurück, während dem Schneider, welcher bebte, wie eine eben geſprungene Harfenſaite, vom Hofmarſchall unterthänigſt angezeigt wurde: daß er die hohe Gnade haben ſolle, den künftigen Gemahl der energiſchen Rolande in ſein Zimmer zu führen und für alles Sorge zu tragen, was ſein jetziger Stand erfordere. Der neue Freyherr folgte mechaniſch, wohin man ihn leitete, und kaum war er in ſeiner zeitigen Behauſung angekommen, und in ſtandesmäßige Kleider geworfen, ſo trugen die Laquaien mehrere hundert mäßigſtarke Foliobände von einem Werk herbey, welches den Titel führte:

„Kurzgefaßte Etiketten-Schule, oder der Cavalier, wie er ſeyn ſollte."

Nun fing der Ceremonienmeiſter ſeinen Unterricht mit der Einleitung an: wie man mit Hofliſt die Hoflaſt zur Hofluſt mache, und prägte dem unaufhörlich ſchluchzenden Schüler die Lehre ein, daß man bey Böſem und Gutem gleiche Miene heucheln und hier täglich mit ſämmtlichen Hofbedienten beten müſſe: „Gebt, o Götter, unſerm Herrſcher alle Güter der Erde, denn aus ſeiner Hand kommen ſie in die unſre, behütet ihn aber vor der Sucht nach Wahrheit und Verſtand, ſonſt werden in der Staatskanzley nur Abſchiede angefertigt, ſobald nemlich die alte Staatskanzley zuvor den Abſchied bekommen hat!“ Aber die trefflichen Lehren flogen in den Wind, denn was der Schneider hörte, begriff er nicht, und was er begriffen hätte, das hörte er nicht, weil ſein Zuſtand ihn zu ſehr beſchäftigte.

Unterdeſſen kamen der Leibarzt und Leibkoch, durch das Gerücht über das Vorgefallene belehrt, in dem Pallaſte an, ſich die

Preiſe zu holen, wurden aber mit dem Beſcheide abgefertigt, daß man gelegentlich an ſie denken würde, denn die Sachen ſtänden gewaltig verändert. Die Prinzen hatten die Prinzeſſinnen geſehen und lagen ſchon ſeit zwey Stunden liebeſtammelnd zu ihren Füßen, ſo daß die Holdſeligen ſich in der dritten Stunde ergeben mußten, um den Prinzen nur wieder auf die Beine zu helfen.

Die Mutter ärgerte ſich um zehn Jahre älter, als der Platz zu ihren Füßen leer blieb, aber die Prachtlilie war über die neuen Freyer gar nicht unzufrieden, nachdem ſie erklärt hatten: daß ſie nur erſt nach Beſiegung der Feinde, welche, von den Drachen befreyt, vorzurücken drohten, Anſprüche machen wollten auf die Hände der Töchter. Die Chronik ſagt ausdrücklich: „die Hände“ denn es ſey eine ausflüchtende Redensart, wenn man hört, daß ein Mädchen einem Manne die Hand gibt; man gibt dann auch nur eine und behält die andere zu beliebiger Spende, womit indeſſen weder den Männern der erſten noch der zweyten Erdausgabe gedient war und iſt.

Während nun der Freyherr Schneider über der Etikette ſchwitzte, Arzt und Koch über Undank fluchten, zogen die Prinzen aus, und wußten von der Bekanntſchaft mit dem Lager der Rebellen Vortheil zu ziehen, denn eine liſtige Wendung brachte ſie zum Rückzuge. Es würde fabelhaft klingen, wenn ich ſagte, die Feinde wären augenblicklich beſiegt geweſen; ſie vertheidigten ſich vielmehr äußerſt hartnäckig und die liebekühnen Prinzen mußten eine ganze Woche hindurch ſtündlich ein Treffen liefern, wobey doch manchmal, nach ihrem Berichte, das Schlacht-Feld getheilt blieb, der Feind gewann nämlich die Schlacht und ſie das freye Feld. Nach dem letzten Treffen, worin einer der Rebellen blieb, war man indeſſen ſo weit, daß ein Kourier nach der Hauptſtadt eilte, Feder, Tinte und Papier zum Friedensbriefe zu holen, denn bey dieſem Feldzuge hatte man nur an's Schlagen, nicht an's Schreiben gedacht. Mit dieſem Kourier kam dann auch die Beſtimmung der Zeit, wenn die Prinzen einzutreffen gedachten, und da dies gegen Abend war, ſo beſchloß die Siegerkrone, ihre Wiederkehr durch Ball und Souper zu feyern, und am nächſten Tage die Vermählungen, auch die des Freyherrn von der Nadel, zu veranſtalten.

Alles war aufgeboten zur höchſten Pracht, in erleuchteten Sälen ſtanden ſchichtweiſe der Stolz und die Schönheit des Staats, die Landesbefreyer erwartend. Um der Langeweile zu entgehen, die ſich auf raſtloſem Geplapper wiegte, ward der linkiſche Freyherr Rolanden vorgeſtellt, die ihn aber mit zorniger Geberde empfing, und dann haſtig aus dem Saale ſchritt, ſo daß ſeine Etikette nicht zureichte, und er weinend die Einſamkeit im Park ſuchte. Hier brach, von Schluchzen accompagnirt, ſein Schmerz in folgenden Monolog aus:

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme ſchweigen,
„Auf blut'ge Schlachten folgt Souper und Tanz,
„Die Wälder all' entblößen ſich von Zweigen,
„Denn ſelbſt der Knabe prangt im Heldenkranz!
„Doch mich, der all' dies Schöne mit vollendet,
„Mich rührt der Schlag beym allgemeinen Glück!
„Nur nach der Werkſtatt iſt mein Herz gewendet,
„Hin zu der Scheere ſchweift der trübe Blick.
„Und all' die Hoheit möcht' ich mir verhehlen,
„Um von den Kunden Läppchen noch zu ſtehlen!"

Er gedachte ſich noch ferner rein auszuſprechen, da zogen ihn die Töne einer Guitarre dem Pallaſt näher, und er vernahm aus einem offenen Fenſter von Rolanden's Stimme folgende Strophen:

„Töchter, die von Fürſten ſtammen,
„Gibt man nicht an Kunz und Hinz,
„Denn es reimt ſich leicht zuſammen:
„Zur Prinzeſſin paßt ein Prinz;
„Dennoch krieg' ich Aermſte, leider!
„Einen Schneider!

„Wird man mich, trotz allem Sperren
„Und dem lauten Klaggeſchrey,
„Kecklich zum Altare zerren,
„Dann ſteh Gott dem Schneider bey!
„Blutend unter meinen Krallen
„Soll er fallen!"

„Weh' mir! weh' mir! welche Töne!" monologte der Freyherr Schneider fort, und die Prinzeſſin erhob ſich, zu ſchauen, wer über ihren Geſang ſo malitiös wehklagte.

Miſerabler! toſte ſie ihm entgegen, mir aus den Augen!

„Ach, Allererhabenſte" — ſprach der Geſchmähte — „ſeyn Sie doch nicht ſo gewaltig ungehalten darüber, daß ich Sie heirathen muß, ich habe doch nun einmal das Unglück!"

„Nimmermehr werde ich deine Gemahlin — ſprühte Rolande.

„Wollte der Himmel, dies Wort wäre Wahrheit!“ ſeufzte der requirirte Bräutigam — „es ſollte mir ſo angenehm ſeyn, als dem Delinquenten das weiße Tuch!“ „Ey“ — höhnte die Prinzeſſin — „Du wirſt ja ordentlich witzig!“

„Aus purer Verzweiflung, Gnädigſte, es iſt ſonſt mein Fehler nicht! Sie ſehen“ — fuhr er fort — „ich weiß gar nicht mehr, was ich thue, helfen ſie mir doch, daß ich von Ihnen los, und wieder zu Verſtande komme.“

„Wohlan,“ — entgegnete die Prinzeſſin, indem ſie ihm ein Bündel hinwarf — „nimm dieſe Frauenkleider, leg ſie an, und ſuche zu entwiſchen!“

Geſagt, gethan! Bald ſtand er verwandelt da, und ſchlich ſich nach angebrachtem Danke zum Thore des Pallaſtes, wo er aber vom wachthabenden Officiere, der nichts ungeneckt ließ, was ſich in Frauenkleidern zeigte, erkannt, und nun von Glorioſo ins Gefängniß commandirt wurde, mit dem Bedeuten, daß er hier ſo lange verbleiben ſolle, bis ihn der nächſte Morgen zum Altare führte, und nun glaubte ſich der Freyherr Schneider ohne Rettung verloren. Da aber die Gefängniſſe königliche Gebäude waren, die man in der Regel dem Mindeſtfordernden zum Bau überließ, ſo iſt es klar, daß ſämmtliche Utenſilien, alſo auch die Schlöſſer, ſich durch Schlechtheit auszeichneten und deshalb ward es Rolanden möglich, den Eingeſperrten gegen Mitternacht zu befreyen und ihm über die Gartenmauer zu helfen.

Sie trat jetzt, um von der mühſeligen Expedition auszuruhen, in den Saal zurück, als eben die Prinzen angekommen waren, und der Feld-Hiſtoriograph über die neueſten Vorfälle einen kurzen Bericht gegeben hatte, den er mit folgenden Worten ſchloß: „Entſcheidend war die letzte Schlacht, die gerechte Sache ſiegte, weil der Feind zu ſchwach war, und Widerſtand zu leiſten; ihm iſt eine unausſprechliche Zahl von Menſchen gefallen, und wären die übrigen ſtehen geblieben, wir hätten ſie alle gefangen. Unſerer Seits bedauern wir nur den Verluſt des Obriſten Juchjuch, der ſich bey dem Verfolgen der Feinde, und durch das Waten im Blute derſelben erhitzte und erkältete. Um jetzt dem Lande die erſehnte Ruhe zu ſchenken, geſtanden wir dem Rebellen einiges Terrain mehr zu, und bewilligten ſein Begehren, ihm die Prinzeſſin Rolande, welche er noch durchaus nicht zu kennen ſchien, zur Gemahlin zu geben.

Der Hiſtoriograph ſchwieg, die Geſellſchaft rief: „Es lebe die Prachtlilie! Heil dem tapfern Prinzen!“ und Rolanden ärgerte die Qual, welche ſie ſich zur jetzt unnöthig gewordenen Fortſchaffung des Schneiders gemacht hatte.

Am andern Tage war nun die Vermählung der Prinzen mit Arlinden und Semzenen, und bald darauf die Rolandens mit dem Rebellen. Ich könnte jetzt eine wortreiche Erzählung von den Feyerlichkeiten geben, aber ich weiſe, der Kürze wegen, auf die heutigen Tagesblätter, welche bey unſerer Feſtſucht (wohl zu unterſcheiden, von der Sucht: feſt zu ſeyn; das iſt die einzige die uns fehlt!) ganz voll von dergleichen ſind, und bemerke nur noch, daß alle ſchmückenden Lügen damals wirklich wahr gemacht wurden. Auch hatte man, auf nachdrückliches Bitten der Polizey, den ganzen Staat 14 Tage lang freywillig illuminirt, wobey die Polizey ſelbſt ſich äußerſt patriotiſch bewies, denn ſie verbrauchte einen großen Theil des Oels, welches im nächſten Winter die Städte erleuchten ſollte, und das ſonſt immer verkauft wurde.

Wenn ich nun einen Klageruf ausgeſtoßen habe über die damaligen ſchlechten Einrichtungen, und die heutigen ſtillſchweigend lobte, ſo könnte ich die etwanigen Leſer und Leſerinnen wohl fragen: „Na, wie hat Ihnen mein Geſchichtchen gefallen?“ Mir fällt aber noch zu rechter Zeit ein, daß ſie es vielleicht gar zum Mährchen ſtempelten, wenn ich nicht Rechenſchaft ablegte über die Schickſale der vorkommenden Perſonen; deshalb fange ich ſogleich mit Glorioſo an und berichte: daß er bald ſehr zufrieden lebte, denn zu ſeinem Vergnügen ſtarb ihm die Ehehälfte aus Bosheit über das Glück ihrer Töchter. Die Prinzen und ihre Gemahlinnen, Arlinde und Semene, wollten täglich vor Liebe ſterben, lebten doch aber länger als ihre Liebe, und bey Rolanden und dem Rebellen ging es zu, wie im Paradieſe, wo es bekanntlich Eva dahin brachte, daß ihr Gemahl im Schweiße des Angeſichts ſein Brot eſſen mußte.

Der Arzt und Koch bekamen eine Art von Entſchädigung; dem erſten ward eine Cabinets-Ordre gegeben, nach welcher ſich jeder Reiche im Lande von ihm kuriren laſſen mußte, wofür er aber unentgeldlich die Kur der Armen übernahm, weil man hoffte, ſie ſo am ſchnellſten los zu werden. Emſig ſtrebte er nach Erfahrung, welches dadurch bewieſen iſt, daß vom Tage ſeiner Ernennung zum Staats-Arzte jährlich 5000 Menſchen mehr ſtarben, als geboren wurden, und er bedauerte nur, daß, bey der dadurch verminderten Menſchenzahl, er es nicht immer würde dahin bringen können. Der Koch wurde General-Proviantmeiſter bey den Armeen, und es gelang ihm: daß die Soldaten nicht mehr über Hunger klagten, denn ſie lernten vergeſſen, wie einem Satten zu Muthe iſt. Als der Schneider ſich wieder einfand, wurde er gefragt: Ob er künftig arbeiten wolle? und als er Ja! antwortete, ſogleich ſeines Adels für verluſtig erklärt, erhielt aber, als Schmerzengeld für die ausgeſtandenen Fährlichkeiten, ſchriftlich die königliche Verſicherung: daß die Hofbedienten ihn von heut' an richtiger bezahlen ſollten, als bisher. Er ſah ſich nun unter den Töchtern des Landes um, ſammelte ſchon jedes den Kunden glücklich entkommene Läppchen für die Zukünftige, erzählte nebenher die Geſchichte des Drachenkampfs Tauſend und Einmal immer mährchenhafter, und wurde gewaltiger Krikelkopf, wenn man ſeine Heldenthaten nicht glaubte, weshalb man ihm den Beinamen gab: Freyherr Chiffonnier, welches noch heut' in der franzöſiſchen Sprache: „Lumpenſammler, Mährchenträger und Krikelkopf“ heißt.

Um Gerechtigkeit zu üben, ward der Zauberer aufgeſucht, welcher die Prinzen ſo fatal verwandelt hatte, und da fand es ſich, daß es der Botaniker war, welcher früher die von ihm vergiftete Pflanze Barleria oder Drachenfänger“ eingeſandt hatte, weil er doch vor der Erlöſung bange war und nun das menſchliche Leben in den Drachen zu tödten hoffte, wenn man die Pflanze ihnen vorwürfe. Leider wurde indeſſen dem Volke eine prächtige Execution entzogen: denn Satan hatte ihn, laut Contrakts, eben geholt.

Jetzt habe ich der Sache die höchſte Klarheit gegeben, und ſcheide von den Leſern und Leſerinnen, indem ich beſonders auf den Dank der Letztern rechne, weil ich Dreyen ihres Geſchlechts vom Mädchenſtande half, und außerdem noch drey Männer, Arzt, Koch und Schneider, als Eheſtands-Candidaten herumlaufen laſſe. Will mir nun noch jemand danken dafür, daß ich einen neuen Beleg gab zu der alten Wahrheit: daß die Großen des Erdballs zuweilen in der Gefahr ungemein viel verſprechen und außer der Gefahr überaus wenig halten und dies Wenige noch auf die Unterthanen anweiſen, ſo mag er es thun, begehrt habe ich es nicht.

Der Freyheit-Apoſtel.

Ein leichter Scherz.

(Geſchrieben 1808.)

Der ſtreitſüchtige Ludwig X., König von Frankreich in den Jahren 1314 — 16, brauchte Geld. Alles war erſchöpft, ſelbſt die Weisheit der Rathgeber, und wenn auch die Hinrichtung des reichen Miniſters Enguerrand von Marigni für eine richtige Speculation gilt, da ſie deſſen ganzes Vermögen in die Hände des Königs brachte, ſo half dies doch nur kurze Zeit, und der neue Miniſter war noch zu arm, als daß es ſich der Mühe einer Hinrichtung verlohnte. In dieſer großen Verlegenheit legte Ludwig einen Handel mit Menſchenrechten an, er verkaufte nämlich den Leibeigenen auf dem Lande ihre Freyheit und betrieb dabey der Menſchheit Glück ſo eifrig, daß er Jeden, der ſeine Freyheit etwas theuer fand, wider ſeinen Willen für frey erklärte und die Bezahlung durch Landreiter beytrieb. Keinen bequemern Handel kann es geben, als wenn ich dem Eigenthümer ſein Eigenthum verkaufe; wäre ich mit den nöthigen Eigenſchaften und hinlänglicher Macht begabt, einen ſolchen Kaiſerlichen Handel zu unternehmen, ich thäte es, machte, den Vorwürfen trotzend, die Menſchen, nebenher auch die Geldkaſten frey von allem was mir gefiele, und ſpräche, im Sinne eines Freyheit-Apoſtels, zu den Eigenſinnigen, denen bey der Freyheit die Augen übergingen, alſo:

„Weinet in Gottes Namen, denn ihr ſeyd frey! Das allwaltende Schickſal, dieſes einzige geſchlechtloſe Herrſcherweſen, zu dem keine Connexion den Weg bahnt, hat mir erlaubt, mit euch zu machen, was mir beliebt. So komme ich denn, um euch mit gewaffneter Hand Freyheit zu überbringen; behagt euch dies nicht, ſo müſſet ihr nur bedauern, daß ihr nicht die Macht habt, mich frey zu machen, was ich mir (ich geſtehe ungern) gefallen laſſen müßte. —

Ihr murret darüber, daß ich euch nicht gratis frey mache, aber ihr müßt bedenken, daß ich meine liberalen Grundſätze auch nicht umſonſt habe! Nächſtdem ſchätzt der Menſch ſelten, was ohne Koſten zu bekommen iſt, und ihr könnt nun, wenn ihr durch mich zur Freyheit gelangen ſolltet, mit eurem Verluſte zugleich berechnen, wie hoch ihr ſie zu ſchätzen habt. Ferner muß ich euch entgegnen: daß die unſchätzbare Freyheit, zu thun was man will, nur in meinen Händen iſt, ihr alſo nur eine geborgte Freyheit erhalten könnet, wofür ihr natürlich Zinſen bezahlen und es mir nicht übel deuten werdet, wenn ich dieſe ſo hoch ſetze, als es mir gelüſtet, denn ich habe hier — zum Ueberfluß — eure eigenen neuen Geſetze für mich und darf beſonders auf eine gewiſſe Kraftloſigkeit von eurer Seite rechnen, die euch zu ſchlechten Wiederbezahlern macht.

Ja, nähme ich euch alles, ſo würde Chriſti Spruch: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers und Gotte, was Gottes iſt! — meine Rechtfertigung ſeyn. Jeder, der die Macht hat, es zu ſeyn, iſt Kaiſer, ich wäre es alſo und ſomit nimmt Chriſtus zu eurer Habe nur zwey Prätendenten an: Gott und mich. — Kein Wort ſpricht er davon, daß ihr etwas *behalten* ſollt; eure irdiſchen Güter gehören alſo mir, eure geiſtigen Gott, wobey ich deſſen Genügſamkeit bewundere, denn von den geiſtigen ſcheint ihr weniger in euch zu haben, als ich euch irdiſche laſſen werde.

Ueberhaupt ziehe ich euer Chriſtenthum gewaltig in Zweifel, da euch die Worte des groſſen Lehrers: ſo jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel! nicht von dem Geſchrey zurückhalten, welches ihr erhebet, wenn ich eine Tuchlieferung ausſchreibe, wobey ihr, ſtatt nach der Schrift noch einmal ſo viel zu geben, (und darüber, denn ein Mantel iſt mehr werth als ein Rock,) kaum die Hälfte zugeſtehen wollt. —

Ueber dieſe und ähnliche Auflagen führet ihr ſtete Beſchwerde und meint: es käme mir doch nie in den Sinn, eine der vielen Auflagen von „Knigges Umgang mit Menſchen“ zu fordern. Wohl habe ich, was die neuen Auflagen betrift, einen wahren Buchhändlerſinn, auch will ich mir, euch zu Gefallen, dereinſt jenes Werkchen requiriren laſſen, wenn ich aber bisher noch nicht darnach frage, ſo ſuchet die Urſachen darin, daß ich noch viele ferne Länder frey zu machen gedenke, und dabey das Umgehen mit Menſchen zu umgehen ſuchen werde, weil ich ſonſt auf meiner weiten Bahn umgehen möchte. Zu einem großen Zwecke bedarf man großer Mittel und ſo mögt ihr dem Himmel danken, wenn ich nicht mehr verlange, als ihr habt; denn es will mir zuweilen ſcheinen, als ſey mein Zweck um vieles größer, als meine Mittel, unter welchen ſich doch eure mit befinden.

Trotz alle dem beſitzt ihr noch mancherley, wobey ihr, nach meinem Rathe und zur Sicherheit eures Eigenthums, gegen vorgeſchriebenen Tribut, einen Dieb zum Wachter machen mögt, wie es in vielen Theilen Oſtindiens geſchieht, doch würde ich bitten das Wort Dieb in „Protektor" zu verwandeln, wegen der höheren Civiliſation unſrer Sprache.

Seht, wie väterlich ich für euch ſorge,

wie oft ich euch befehle, glücklich zu ſeyn; was klagt ihr denn noch? Habe ich euch jemals buchſtäblich die Butter vom Brote genommen, wie unter andern der Papſt Calixtus III. im fünfzehnten Jahrhundert den Schweizern, Sachſen und mehreren Völkern that? Könnt ihr ſie nicht eſſen, wenn ihr noch welche habt, ohne eine außergewöhnliche Abgabe? Mein ſpekulatives Gehirn hat allerdings ſich von euch Vortheile zu verſchaffen gewußt durch verſchiedene Reibungen, ſo, daß meine Verehrer auf den Gedanken kamen: ich müßte wohl das einſt als Reliquie angebetete Gehirn des heiligen Petrus — einen Bimſtein — im Kopfe haben; aber ſo weit, wie jener Papſt, brachte ich es noch nicht. Ja, meine Güte denkt ſchon an euer Wohl für die Zukunft; denn geſetzt, die Menſchheit würde ſo arm, daß jedes Haus ein Armenhaus wäre, dann brauchte die geplagte Polizey nicht mehr für das Unterbringen der Armen zu ſorgen und wenn euch nun meine Großmuth täglich mit Knochenſuppe abfütterte, ſo könntet ihr im wahren Sinne und voll Stolz — Convives des Rois — Gäſte der Könige genannt werden, wie dies im Saliſchen Geſetzbuche mit den beſiegten Römern und Galliern geſchah, obgleich dort das Leben eines Franken zu zweyhundert, das eines Gaſtes nur zu hundert Sols geſchätzt wird, welches ich ſehr unrecht finde und darum lieber gar kein Menſchenleben ſchätze, um dieſe Parteilichkeit zu vermeiden.

Jeden Wunſch gern erfüllend, ſuche ich auch den oft geſchrie'nen Rath eurer Schriftſteller: „Werdet den Vätern gleich!“ — auszuführen, indem ich euch zu armen Leuten mache. Denn im vierzehnten Jahrhundert führten alle Unterthanen eures Adels mit höchſtem Rechte dieſen Namen, und gehen wir weiter zurück, ſo wird es klar: daß nur Armuth die Mutter der Freyheit war und iſt, und daß ihr, wenn ihr nur erſt unübertreffbar arm ſeyd, euch ſämmtlich Franken, d. h. freye Leute nennen könnt, mit gleichem Rechte, als dieſe es zur Zeit ihrer Armuth thun konnten;

denn bald darauf, von ihrem erſten Könige Pharamund bis auf meine Zeit und die getauften freyen Leute dem Wechſel des Schickſals unterworfen geweſen. Freylich fehlt euch, um euren Vorfahren ganz gleich zu werden, bey der Armuth noch etwas: Kraft! — aber ich denke: iſt das Eine nur da, wird das Andere ſchon folgen; und habt ihr nur erſt dieſe unter euch ſeltene Eigenſchaft, dann werden eure Verſammlungen auch denen der alten Germanen gleich, wo man Waffengetöſe als Zeichen der Freude, allgemeines Gemurmel als das der Mißbilligung hörte, während mir eure heutigen Verſammlungen vorkommen wie euer A. B. C. Neunzehn ſtumme und fünf laute Figuren, wobey noch A, O, J! ſich mit dieſen Ausrufungen blos über das wundern, was etwa E und U ſchwatzen.

Auch die Worte eurer Prieſter und Dichter achte ich und arbeite ihnen nicht entgegen, wenn ſie lehren: Seyd mit Wenigem zufrieden! — und das höchſte Gut iſt: Zufriedenheit! — Zu dem erſteren gebe ich hinlängliche Gelegenheit und das höchſte Gut zu erwerben, erlaube ich euch ebenfalls, denn ich muß es mir wahrhaftig gefallen laſſen, wenn ihr mit allem zufrieden ſeyd, was ich thue, und zum Ueberfluſſe befreye ich euch noch von einer Sache, die von ſehr gelehrten Männern für das größte Uebel erkannt wurde — von Geld und Gold, ohne mich doch durch dieſe Gottheiten der Erde von meinem Standpunkte entfernen zu laſſen. Denn ob ich gleich manche meiner Collegen kenne, die man an dieſem engliſchen Leitfaden durch alle Irrwege des Lebens führen könnte, ſo darf ich mich in dieſer Zeit der Parallelen kühn mit dem Jupiter vergleichen, den (wie ihr in der Ilias VIII. leſen könnt) die vereinten Kräfte aller Olymp-Bewohner vergeblich mit einer goldenen Kette vom Throne herabzuziehen ſuchen würden.

Indem ich mich quäle, euch auf alle Weiſe frey zu machen, müßt ihr bemerken, daß manche eurer Vorwürfe mich wahrhaft ſchmerzen. Ihr laßt es euch einfallen zu ſagen: Ihr hättet gar keine Freyheiten und die, welche ich euch brächte, hättet ihr gar nicht gefordert. An dem letzteren iſt eure Uncultur Schuld, denn ihr wißt noch gar nicht, was euch fehlte; die beyden erſten Vorwürfe will ich widerlegen. Ihr habt unbedingt die Freyheit, euch einzubilden, ihr thätet freywillig was ich befehle — was viel iſt, weil Einbildung das höchſte Glück ſeyn ſoll, nach euren neueſten Philoſophen, — ihr dürft murren, wenn ich es nicht höre und euch ſatt weinen bey eurer Ohnmacht. Wenn euch an dem Satteſſen auch viel mehr gelegen wäre, ſo ſind dies doch drey Freyheiten von Werth, aber die vierte übertrifft ſie noch; denn die Freyheit, zu ſterben, iſt euch unbenommen und ſolltet ihr dieſe bedeutungslos finden, ſo gebe ich euch zu bedenken, daß man nicht zu allen Zeiten Herr über ſein Leben war. Im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt wurde zu Marſeille ein Giftbecher für Lebensüberdrüſſige verwahrt, den jeder aber erſt erhielt, wenn ſeine Gründe zum Tode einem Senate triftig ſchienen. Der Senat erlaubt dir zu ſterben! — war die Antwort in dieſem Falle; im entgegengeſetzten: der Senat befiehlt dir zu leben! —

Die erſte Sentenz iſt jetzt über Jeden ausgeſprochen; wie die Uebertretung der letzten Entſcheidung beſtraft wurde, bleibt mir etwas dunkel; ſo ein Senat ließ indeſſen wohl nicht immer mit ſich ſcherzen und daher wird es unläugbar, daß ihr euch für meine Güte, die das Sterben ohne weitere Unterſuchung erlaubt, gar ſehr bedanken müſſet, da ihr zumal mir als Soldaten am nutzbarſten ſeyn könnet. Denn wer nichts zu verlieren hat, als das Leben und dies ſogar gern verlieren will, deſſen Tauglichkeit zum Soldatenſtande iſt handgreiflich, und wenn er ſich ihm zu entziehen ſucht, ſteht er dem eigenen Glücke im Wege. Wer kennt nicht Voltaire's Spruch:

> Le premier, qui fut roi,
> Etoit heureux soldat!

Nun kann zwar nicht jeder glückliche Soldat einer großen Armee gekröntes Haupt werden, (ich meine nicht im figürlichen Sinne, die Ehre iſt wohlfeil!) ſonſt ſäße auf jedem Koſſäthenhofe ein neuer König, aber er hat auf freye Station und bis in Ewigkeit auf eine

Menge Sold zu rechnen, den er bey mir ſtehen hat, und ſeine Angehörigen brauchen, wenn er einſt, mit Ruhm bedeckt, fällt, mindeſtens dem Leichen-Commiſſarius die Grabſtätte nicht zu bezahlen.

Euer zweyter Vorwurf: daß ich viel verſpräche und wenig hielte, hebt ſich größtentheils durch die Verſchiedenheit unſerer Sprachen, denn glaubt ihr, ich hätte euch, ſo habt ihr mich, und mir etwas verſprochen, und halten thue ich gewiß alles — was ich bekomme. Angenommen, es ſey euch verſprochen: Ich will euch frey halten unter meiner Regierung, ſo liegt es in der Doppelſinnigkeit eurer Sprache, wenn ihr darin nicht die höchſte Rechtfertigung meines Thuns findet. Das Wort frey bedeutet auch ungehindert, halten kann man Jemand, daß er ſich nicht zu rühren vermag, ſo heißt dies natürlich: Ich will euch ungehindert feſſeln! Das habt ihr von eurer Sprache und ihr müßt es als Wohlthat erkennen, wenn ich bey dem Einfall in euer Reich gleich den Einfall mitbrachte: Ihr möchtet eure Sprache ändern und die meinige annehmen, bey der ich mich bisher ganz wohl befand. Geht es ſo fort, habt ihr ohnehin bald ein unſeliges Mittelding von Sprache, wie etwa die Engländer, als die Normanniſchen Eroberer den Verſuch machten, die Engliſche Sprache auszurotten, wobey ich aber, zu meinem Schmerz und eurer wahrſcheinlichen Freude, bemerken muß, daß es ihnen damit ſchlecht gelang, denn die Landesſprache ſiegte nach langem Kampfe überall.

Nachdem ich nun die Vorwürfe beachtet habe, komme ich zu euren, oft gehörten Klagen und Fragen: Warum ich gerade euch die Freyheit bringe und damit nicht ferne Kolonien erfülle, wo ſie vielleicht mehr geſchätzt würde? — Warum ich nicht neue Länder entdecke für meine neue Freyheit? — Ich habe die weiſe Bemerkung gemacht, daß man zu Lande nicht über's Meer kommen kann; da ich mich nun vor Seekrankheiten, Seekrieg, Seeraub, Stürmen und beſonders vor dem Scheitern der Schiffe und Plane fürchte, auch noch keinen Triton in meine Dienſte bekommen konnte, (oder wie ihn ältere Dichter nennen, Steuermann und Trompeter des Neptuns,) der mir durch Blaſen auf ſeiner Muſchel die Meere einſchläferte, ſo mußte ich wohl meine nächſte Umgebung beglücken. Uebrigens iſt Freyheit nichts weniger als eine Kolonialwaare und noch vermochte ſie nirgends eine Kolonie zu gründen, denn nichts iſt wohl freyer als die Freyheit und wer ſie zu bannen gezwungen iſt, dem entweicht ſie gewiſſer. Dennoch möchte ich, um eine Univerſal-Monarchie zu gründen, zu welcher die unentdeckten Länder doch auch gehören, meine unbeſiegbare Freyheit mit der Höflichkeit des Columbus und beſonders der des Cortez und Pizarro gegen Gold zu vertauſchen ſuchen, wenn ich nur wüßte, wo es noch goldbelaſtete Montezuma's und Atahualpa's gäbe. Ich würde ſie nicht, wie Pizarro den letzteren, hängen laſſen, ſondern mit echter Humanität wieder einſetzen in ihre Länder, weil ſie ja Reichthümer verborgen haben könnten, die ſie mir, bey dem Verborgen meiner Gnade, einſt verleihen müßten und zwar bewogen vom Fauſtrecht, welches man jetzt ganz irrig ein Schandrecht nennt und ihm durch das Landrecht entgegen zu arbeiten ſucht. Aber ich ſage dennoch, die Geſchichte kann's euch bewähren: Mit zwey Fäuſten wird man ſich ernähren, mit hunderttauſenden kömmt man zu Ehren, kann ſeine Güter vermehren, die Menſchheit plagen und ſcheeren, das Ungerechteſte begehren, alles aufzehren, die ſchweren Kiſten und Kaſten leeren; mag ſich Vernunft wehren, die Macht wird ſich nie daran kehren, ſondern die Jammernden belehren: Lernet entbehren!

Auch ihr möget dies thun und bedenken, daß ihr nicht allein Freyheiten* haben könnt, mir vielmehr auch etwas gönnen müßt, und wenn ich bey dieſem „vielmehr“ manches thue, was jedem Moniteur zu vertheidigen ſchwer wird, wenn ich der Biene gleich bin, die ungefährdet den Honig ſauget, ſelbſt aus dem Bilde der Unſchuld — der Lilie, ſo werdet ihr echt chriſtlich (als erſten Schritt zur Bekehrung) Sachen, für die der ſogenannte ſpaniſche Mantel gehört, mit dem der Liebe zudecken, wenn man beſonders mit zuvorkommender Güte den Sachen immer ſchon ein Mäntelchen umgab. Daß ihr dies könnt, beweiſen eure von edeln Grundſätzen ſtrotzenden Räuber- und Banditen-Geſchichten, die Alles ergreifen, wie die Helden ſelbſt und ſo hinreißen, daß der Empfindſame in Thränen zerfließen muß, wenn der Dreybeinige ſchneller naht, als ſo ein Eroberer-Lehrling vermuthete und daß jeder ſelbſt gern ein ſolcher Dulder werden möchte, wenn nur die Regierungen mehr den Zeitgeiſt begriffen und von echter Romantik beſeelt wären. Dann würden ſie euren hohen Entſchlüſſen die Ausſicht nicht verderben durch Staubbeſen, Strick, Galgen und Rad, ſondern ſtatt dieſer Attribute, die euch um's Erdreich und in's Himmelreich ſchnellen, Scepter, Orden, Thron, Kronen und Medaillen im Hintergrunde zeigen, aber ſo, da ihr zwar am, aber nur ungern im Freyen hängt, und euch dennoch der Same zur Freyheit-Kraft, mangelt, ſo werdet ihr euch nach einem Surrogate umſehen müſſen und dies heißt: Duldung! Duldet alſo, wie ich euch befehle; damit ihr frey ſeyd von — Unduldſamkeit, nur das Erden- euch das Himmelreich bleibe und ich zu euch ſagen kann: Ihr habt im Dulden euch ſelbſt und meine Erwartung übertroffen!

Alswith und Singa.

Den Frühling führte eben ſeine Strahlenreiſe zum Norden, Wald und Flur regten ſich, wildrauſchende Waſſer vertrieben die letzten Spuren ihres Tyrannen, des eiſigen Winters, und ſandten der Sonne befruchtende Nebel. — Die Menſchen begrüßten mit der Jugend des Jahres die Freude. — Helge, König der Schweden, ſaß mit ſeinen Getreuen in Aheim bey den Krügen voll Meth. Sie alle hatten übergenug getrunken und blickten mit rollenden Augen hinab auf das Meer aus der Halle des Schloſſes, deſſen Felsgrund da, wo ihn die Wogen umſpülten, unzugänglich gehalten wurde den Tritten des Menſchen. Da hob ſich dennoch über die gezackte Steilung ein Verhüllter und fremdlandiger Harfenſchlag begleitete ſeinen Schritt. Die Schweden alle ſtaunten den Sänger an, als die hohe Geſtalt nicht fragend in die Verſammlung trat und ſich niederließ.

„Woher des Weges?“ rief endlich Helge.

„Ueber Felſen durch Nebelduft!“

„Aber noch war dieſe Ragſeite keinem Menſchen erſteiglich?“

„Hab's nicht gewußt und nicht gemerkt! die Götter ſchützen den Sänger und jetzt ſenden ſie mich zu euch und eurem feſtlichen Mahle nicht zwecklos, denn ich fühle eben, daß ich meine Kräfte ſtärken muß.

Helge ſelbſt reichte ihm Meth im geſchmückten Auerhorn, ließ ihm darbringen von den Speiſen aus dem Gewinne der Jagd und ſprach dann:

„So du eine Mähr weißt, Sänger, gib ſie uns, denn wir möchten wohl eine Erholung vom Trinken.“

„Ich könnt' euch,“ beſinnigte der Gaſt, „erzählen vom Zauberſchwert Tyrfing, von der Geburt des großen Wolſungs, oder von der

Liebe Gram und Gro's, auch die neueſte Kunde von Sölwe und Ruruth —

„Von Sölve!" ſchrien die Schweden, — „er iſt mein Schutzfreund" ſagte Helge „und mir ſchuldig das halbe Reich Norwegen. Rede von ihm." Und der Sänger begann:

„Groß und mächtig war Sölwe, beſchützt von den Göttern ſtand er rieſigfeſt auf dem Throne der Norwegen und die Speere der Feinde brachen ſich oft an ſeiner Kraft. Da erglühten ſeine Gedanken verzehrend für Yrſa, die Beſprochene des Ruruth; im Raube gewann er ſie für ſein Haus und ſeiner Sinne Gelüſte riß vierzigjährigen Mord in das Reich. Denn Ruruth war geachtet im Heere, Racheruf verſammelte um ihn Freunde und Fremde, Blut ſpühlte den Thron Sölwe's hinweg und auf Leichen erhoben herrſchte Ruruth im ſtets wieder aufraſenden Kampfe. Unglücklich vermählt mit Hulka ward ihm die frühe Liebe nicht alt und Hulka verſchwor ſich mit den ſchwarzen Alſen, die verhaßte Erinnerung mit dem Gatten ſelbſt zu vertilgen. Aber in ihrem Freudengrimme, als ihr Hülfe zugeſagt war, umarmte ſie eine der Alſen und ward zermalmt, denn die ſchwarzen Geiſter können die Vernichtung nirgend zähmen.

Nuruth hatte von ihr einen Sohn, Alswith, erzeugt in der vollſten Sehnſucht nach Yrſa und es weißagten die Skalden dem Vater:

Wahrheit iſt es, nicht Geklügel!
Daß ſich Raub mit Raube lohne,
Nahm'ſt für Liebe du die Krone,
Das beenden Todtenhügel!
Doch es drängt in Liebebanden
Was aus einer Lieb' entſtanden,
Drum wird auf der Zukunft Flügel
Alswith dich mit Sölwe einen,
So will's ewig Götterſcheinen;
Wahrheit iſt es, nicht Geklügel!

Doch dem Nuruth flammte der alte Haß auf, der Gedanke des Verſöhnens und Friedens ſank nicht in ſeine Bruſt und wider die Schreckendeutung der Skalden wollte er ſich ſchirmen durch den Mord ſeines Kindes. Sein wüthiger Befehl ſtürmte in der Nacht einen Diener hinaus auf die Gebirge und vom himmelragenden Felſen ſtürzte dieſer das Kind hinab in den Klippenſchlund. Doch gute Geiſter der Wolken trugen es rettend und es ſank in die hallenden und bebenden Saiten einer Harfe, die auf der Moosbank lag neben einem ſchlafenden Einſiedler und von dem Fall und der Bebung tönte die Harfe zu dem Alfenliede:

Biſt gerettet,
Biſt gebettet,
Trautes Kind!
Mußt nicht weinen,
Bleib' im Reinen
Treugeſinnt;
Leb' im Ahnen
Sind die Bahnen
Nebelblind.

Und der Siedler erwachte von den Worten der Lüfte, er begrüßte mit dem Namen: „Alswith“ das Kind wie einen Erwarteten, zog es auf mit den Blüthen ſeiner Seele, lehrte es die Kräfte des Alls und das Benutzen der Elemente, ließ ihn üben das Schleudern der Spieße und das Schlagen der Schwerter für die Nothwehr und gab ſeinem Herzen die Sprache des Himmels, den Geſang.

Und der Jüngling erwuchs und mit ihm das Sehnen nach Allem. Er ſchwatzte mit dem Wiederhall, er ſandte mit den Meerwogen ſeine Thränen in die Ferne, zu der ſeine Blicke eilten, zu der ſeine Phantaſie ſich reichmalend hinüber trug und auf der Höhe der Felſen drückte er unſtillend die Wolken an ſein gluthforderndes Herz. Es trieb ihn hinaus, aber des Siedlers graues Haupt hielt ſeine Worte und ſein Verlangen, er glaubte ihn Vater und wollt' ihn nicht verlaſſen; da ſprach einſt der Alte:

„Sohn, du biſt dir allein zu wenig und unſre Einſamkeit wird dir zur Gruft der Freude. So iſt das Geſetz der Jahre, du willſt in das Leben und kannſt nicht Geduld haben, mich zu leiten, der ich zum Tode mich wende!“

Und des Jünglings Sehnen verging in Wehmuth wie der Vater ſo ſprach und weiter:

„Die Götter ſchlichten es! Sieh hier noch drey Sonnen aufgehen und die Götter ſenden dich zu den Menſchen!“

Und der Siedler enthüllte ihm ſeine Geburt, nannte ihm Kuruth, ſeinen Vater, und ward ſehr geſchäftig. Am Abend des dritten Tages ſaßen ſie vor der Höhle, der Mond ſtand gedämpft am Himmel, denn das ſturmwolkige Geiſterheer zog vor ihm hinweg, ſchaurig war es geſammelt über den Felszinnen des Thales und der Alte ſchlug ſingend in die Harfe:

Die Geiſter ſchweifen
Auf Wolkenſtreifen,
Die Brüder greifen
Nach mir vom ew'gen Thron!
Ein Flüſtern weht in Klüften:
„Die Seele ſoll aus Grüften
„Sich ſchwingen zu den Lüften.“
Still! Still! Ich komme ſchon!

„Tritt näher, Alswith!“ haucht' er und der Jüngling lag zu ſeinen Füßen.

„Nimm meinen Segnn und zieh in die Welt mit meinen Lehren:“

Sey klug, das heißt: Thue kein Unrecht, denn die Erde hat der Güter zu wenige, um die Qual für ſchlechte Thaten aufzuwägen, dulde aber auch kein Unrecht, nicht um deinetwillen — denn weiſes Ertragen iſt des Menſchen höchſte Kraft! — ſondern um der verſinkenden Schwachen weihe dem Rechte deinen Muth.“

„Gähre nicht Leidenſchaften auf im Wahne für edles Ziel, denn aus böſem Samen reift nimmer gute Frucht.“

„Traue dem offenen Feinde mehr, als dem ſchleichenden Freunde; haſſe deinen Feind nicht, denn der Haß verſchließt das Herz, verglühet den Verſtand und ſtürzt dich ſinnblind ins Verderben!“

„Sey im Unglück beſonnen, denn Beſonnenheit ſichert dir das höchſte Glück: die Ruhe in dir!“

„Sey nicht ſtolz im Glück, es iſt die gefährlichſte Gabe des Schickſals, weil es dem Menſchen ſeine Schwächen verhehlt.“

„Sey kein Schmeichler, du verhinderſt die Prüfungen der Götter und ſie werfen die Schuld der Getäuſchten auf dich!“

„Lebe minder um frohes Leben, mehr für frohen Tod, denn Leben iſt vergänglich, aber die Kraft des Guten und Böſen iſt ewig. Die Götter mögen dich behüten, denn ich muß ſcheiden von dir!“

Der Jüngling ſank auf ſein Antlitz und mit der Stimme des Herzens rief er die Götter an, um Erhaltung des väterlichen Freundes doch wie er die Blicke erhob, fand er ſich ſchaudernd allein und die Geiſter tönten:

Menſchenhülle iſt verderblich,
Doch Erfahrung iſt vererblich!
Mag ſie von der Erde ſchwinden,
Sie muß doch ſich wieder finden,
Denn der Geiſt iſt ſtets erwerblich
Und Erfahrung iſt unſterblich.

Und der Jüngling erkannte, daß ein ewig forterbender Geiſt ihn erzog, daß ein ſehnend Herz Erfahrung und Ruhe verſcheiden läßt. Er weinte ſeinen leidhaften Dank aus, nahm mit Wehmuth ſein einziges irdiſches Erbgut, die Harfe, und wanderte aus der engen Felsheimath in das Gewühl der Menſchen. Er ſang ihnen, weil er ſeinem Vater würdig erſcheinen wollte, zur Harfe um eine glänzende Rüſtung und ein ſtattliches Roß, und wenn er ſich nicht zu rathen vermochte bey dem Widerſtreiten menſchlicher Gefühle, erregte er einſam die Saiten und der Geiſt der Erfahrung lehrte ſein Herz, was es ſollte, doch ſeine Sehnſucht ward nicht befriedet vor den Hütten, noch in der Stille.

Erſungen war endlich Rüſtung und Roß und er trieb raſcher zur Glanzhalle des Vaters, denn es wälzte ſich der zahlloſe Wiederklang der Waffen durch das Land, Sölwe war über die Meere zurück gekommen und mit fremden Kriegern griff er nach ſeinem Rechte.

Und wie Alswith durch die Haiden bey Nidaros jagte, hörte er das Gewoge der Schlacht und es brauſte näher mit dem Geheul der Sterbenden; ſeine Seele erſchauerte, doch die Glut der Adern ſtürmte ihn vorwärts, bis ſich dem Auge die Felder des Todes öffneten. Da ſah er auf einem zierbehängten Roſſe, bleich und blutig, einen Ergreiſten; nur wenige Schilde umſchützten ihn und das Roß ward geführt von einem Mägdlein. Nie geſehen und wunderhaft war ihr Antlitz mit windbewegtem, braunwogendem und ſtrahlgehobenem Haare, wie Sonn' in der Nacht, doch ſtarr waren die Blicke und allein die fortperlende Thräne bezeugte noch Leben. Alswith hatte nur Seele für ſie, denn er ſah ſeiner ſehnenden Gedanken verherrlichtes Bild erſchaffen und aus ſeinem Innern klang es:

„Halte, Herz, an dieſer Stunde,
Denn ſie iſt des Glückes Kunde,
Wenn du ſie für dich gewannſt!
Doch iſt Wehgeſchick im Bunde,
O dann ſtirb' in dieſer Stunde,
Der du nicht entrinnen kannſt!“

Jetzt erklang es tauſendſtimmig: „Nuruth und Sieg! Tod und Verderben Sölwe!“

und das Mägdlein ſank in ſich zuſammen, wie der Thau auf der Flur, und ihr Blick traf auf Alswith. Schnell verſchwebend färbten ſich ihre Wangen, ihre Augen durchſchimmerte, zu ihm gewandt, ein Gluthlicht, wie die letzte hoffende Frage eines Sterbenden.

Als ob ihm die Männer eines Königreichs folgten, ſo zauberkühn ſtürzte er gegen die Norweger an und rief mit kräftiger Stimme:

„Nicht weiter, ihr Helden Norwegens! Ich gebiete euch, der Sohn eures Königs, des ſchlachtreichen Nuruth's. Wendet eure Schritte heimwärts, folgt mir, auf daß ihr mich feſtlich geleitet zu dem Antlitze meines Vaters!“

Seine dreimal donnernde Rede vervielfachte ſich im eilenden Gemurmel, Unentſchloſſenheit drang in die Flügel der Schlacht, Alswith ſtürzte ſich zum Führer der rückwendenden Sieger und nur mit einem Blicke noch grüßte er die Geliebte, wie einen entfliehenden Traum. Und er trat mit wogendem Athem zum Vater, der, blutend auf ſeinem Schilde lehnend, ſich ausruhte vom Tage des Mordes, und ſeiner Helden einer erzählte die Geſchichte und die That des Augenblicks; Kuruth ſchüttelte das greislockigte Haupt, ſein Auge traf den Sohn und verſchwand von ihm wie der eilende Blitz und ſeine Züge wurden nächtig, wie der Wolkenſtreif vor dem bedeckten Monde. Jetzt begann Alswith mit des Tones ſanfteſten Klängen von ſeiner Rettung und ſeinem Leben und flehte ſchließend den Vater an, im Wunderbaren zu ehren die Entſcheidung der Götter, doch Kuruth ſtöhnte wild:

„Heute konnt' ich gewinnen die Frucht meiner Tage, konnte meinen Feind ſehen im Staube, werden zu Staube. Aber ich bin geboren, mich zermalmen zu laſſen von der Weichlichkeit, der Todverkünder meines Glückes, Sölwe, konnte ſich neu verbergen hinter den waldbeſchifften Wogen des Meeres, denn ich hatte einen Sohn, der ihn ſchützte und mich verdarb!“

Heftiger ſtrömte ihm das Blut aus den Wunden, ſeine Sprache war vergehend und

Alswith fand jeden Muth in ſich aufgezehrt vom Zorne des Vaters. Da tönten die Hörner der Lanzknechte, und ein Herold räumte ſich durch die Heldumſtehung, alſo kündend an Ruruth:

„Mich ſendet Humle, König der Hunnen, und fordert von dir dein Reich, denn er iſt mächtig, ſich's zu nehmen, du biſt nah dem Tode, dein Reich am Sturze und Odin dir gram. Schone darum das Blut des Landes und gib um Ruhe, was du raubteſt!“

Ruruth erhob ſich wüthend aus ſeinem ſtrömenden Blute, die Speere der Helden ſchlugen an einander im aufſchäumenden Grimme und Alswith trat vor, alſo ſprechend:

„Jetzt, o Vater, laß' mich bekunden, daß ich's nicht verdiene, wenn du mich im Zorne empfängſt, laß mich kämpfen mit dieſen Verwegenen, die da erben wollen in fremder Heimath. Geh, Herold, ſage deinem Könige: Gehöre dies Land auch dem Einen nicht, gehör' es doch darum nicht Allen! Ich, Alswith, der Sohn Ruruths, werde leiten die

Schwerter zum Rechte, eure Völker werfen in die Wüſte ihrer Thaten und euren König treffen, wo ſein Tod beſtimmt iſt.

Und die Gluth des Zornes ward Gluth der Freude bey Ruruth und er rief zum Herolde: „Fort, verfrechter Söldling, heimathloſer Schandverbreiter! Noch iſt mehr mein eigen, als die Kraft zu ſterben, ihr werdet meine Schmach nicht erwachſen ſehen, denn ich habe Helden, die ſie niederſchlagen und einen Sohn, der mich errettet!“

Ruruth ließ ſich jetzt erſt verſchließen die lebenſchwächenden Wunden, ſeine Helden umringten Alswith, er führte das Heer Norwegens und wie die unwiderſtehlichen Donnergüſſe zerreißender Wolken drang es von den Felſen zu Romsdal auf die Thälerbedeckenden Hunnen. Humle fiel vom jugendraſchen Schwerte des Alswith, auf öder Haide, im Felsſturze und in den Fluthen ereilte der Tod die Hunnen, auf fliehenden Schiffen verbargen ſich wenige nur vor den Grüften. Ruruth hieß nach dem ruhmgeſchmückten Tage den

Sohn zuerſt jauchzend willkommen und ſtarb im Wunſche der Helden, in der Freude des Sieges.

Alswith ſandte nun die Nacht ſeines erſten Glanztages in Thränen und im Liede der Trauer hinweg, dann ließ er den Leichnam betten in der Wölbung des Todes, die grünberaſte Erhöhung zeigt die Stätte und geebneter Stein ſpricht der Nachwelt von den Thaten Ruruth's.

Und wie Alswith ſeines Vaters letzte Behauſung gegründet hatte, verſank er düſter in ſeine Liebe und als ihn die Söhne Norwegens begrüßten als Herrſcher, ſandte er an Sölwe dieſe Botſchaft:

„Nicht will ich dein Reich, aber mein Glück! Gib mir Singa, meiner Seele Leben, den Sinn meiner Gedanken, und eile zurück dem Throne, kindliches Ehren erwartet dich. Darum löſe in Liebe den Haß, der aus Liebe entſtand.“ — Doch Sölwe's Spruch war: „Meine verwüſteten Jahre widerſtehen der Verſöhnung, mein Blut ſoll ſich nicht miſchen, mit Verrath, aber mein Unglück komme über den Sohn meines Feindes, denn mit friſchen Helden ſteh' ich bald auf meinem Eigenthum."

Und die Helden Norwegens mahnten Alswith zum Kampfe: „Führ' uns hinaus in die Wogen, laß' uns ihre Segel zerbrechen wie Halme der Erde, laß ihr Blut verſtrömen in den Fluthen, ihre Leichname ſtürzen in die Abgründe des Meeres, auf daß ihr Andenken verſchloſſen ſey und nicht die blutgetränkten Fluren, nicht die Hügel des Todes erzählen von ihnen." Aber Alswith erwiederte:

„Meine Seele iſt nachtſchweigend, nicht Muth hab' ich wieder aufzufriſchen das Blut am Speere des Vaters, denn ich bin hold dem Rechte. Ich, der ich ewig mich der Lieblichen erinnere, kann nicht das All vergeſſen, um nur mein zu gedenken in der Ruhmſucht. Zu unglücklich, um ein Volk zu beglücken, bin ich doch nicht unglücklich genug, um mein Glück nur im Kriege zu ſuchen. Darum findet wieder den verlornen Herrſcher und mich laßt verdüſtern in meiner wohlthuenden Sehnſucht, laßt mich einſam, daß ich mir locke mit der Seelenkraft das Bild der Geliebten.“

Und er eilte zu dem Orte, wo er Singa zuerſt erblickte, über die Meere hinaus dehnte er ſein Herz in die Weite, gelehnt an dem mooſigen Fels hörte er im Windgeflüſter, im Stromrauſchen nur ihren Namen, ſah in den eilenden Wolken nur ſie und ſprach mit Harf' und Lüften alſo von ihr:

Um Glück darf ich nimmer noch flehen
Dich hab' ich geſehen
Singa!

Entflohen dem herzöden Schimmer
Seh' ich dich auch immer
Singa!

Dein Bild iſt erfriſchendes Leiden
Doch ſoll's mir nicht ſcheiden
Singa!

Dir nah' iſt des Himmels Erwerben,
Dir fern ſchon iſt ſterben
Singa!

Doch du bleibſt wohl fröhlich mir ferne
Du Blüthe der Sterne,
Singa!

Dann duld' es, daß lieb ich dich habe!
Schnell bringts mich zum Grabe
Singa!

Und wie er ſich noch bewegte im Fortreden der Harfe, umſchwärzte ſich der Aether, Nacht warf ſich in den Tag, der Aufruhr der Stürme raſte wild heulend im Kampfe gegen einander, der hagelgemiſchte Wolkenſtrom prallte nebelwirbelnd auf die Fluren, Blitze beflammten die vom himmelanſteigenden Wellenſchaume bedrängten greisbuſchigen Häupter der Felſen und ſandten ihre zermalmenden Pfeile kreuzend durch die Lande, die Donner rollten in gebrochenen Schlägen und trieben mit zahlloſem Wiederhall in den Bergthalen ein ſchaurig Spiel; auf zermürbten, zuſammenbrechenden Steilungen, auf entwurzelten Wäldern und wegreiſſenden Schluchtſtrömen wälzten ſich die Geiſter der Vernichtung in das Wohnen und Walten der Menſchen. Alswith ſtand dumpfwohl in den Schrecken, ihm verlangte nach Sturm, aber nur, um in ihm zu ſterben.

Doch die Wolken und Stürme trennten ſich, ſchon flüchtete zuckender Mondſtrahl über die ermattete Zerſtörung, da rief athemringend ein Heldenbote zu Alswith:

„O König, die Götter ſind dir hochbefreundet! Sölwe nahte ſchon dem Lande, aber der Sturm hat ſeinen Wald von Schiffen mit ſeinen Helden hinabgeſchleudert in die Schlundgräber des Meeres, Odin machte deine Feinde vergeſſen und zwingt dich zum Throne!“

Lautlos und ſteinern ſann ſich Alswith in die Botſchaft, bis ein Thränenquell ihm das verzweifelnde Leben wieder aufſtrömte.

„Rettung für Singa, Rettung für Sölwe!“ ſo ſtöhnte er aushaltend, hinkletternd über die felſigen Meerufer, ſprang von der Höhe hinab in den erſten erſpähten Nachen und mit dem Angſtrufe: „Götter ſeyd mir jetzt huldreich oder nie mehr!“ kämpfte er gegen die Wogen, die ſich nur allmählich ſänftigten.

Die Nacht ſchritt ſchon wieder nach dem Morgen, eh' er nahte dem Orte, wo die Stürme ihr Schauderwerk vollbrachten, der Mond geizte noch mit ſeinem Strahl, nur der zitternde Nebelſchimmer der aus den Fluthgrüften ſich aufſchwingenden Geiſter leuchtete dämpfig in die Wüſte des Meeres und die Stimme weit verſendend jammerte Alswith: „Wo biſt du, Singa? Welle, die du ſie raubteſt, habe Erbarmen, laß ihr Grab mich mit ihr theilen, Götter der Lüfte, laßt unſre Seelen ineinanderſchwebend ſteigen zur Wohnung des Friedens!“

Und plötzlich tönte es hell und lauter: Alswith! — Biſt du es? O nieerſungenes Entzücken! Singa rief und wie allvereinter Frühlingsklang durchfreudete ihre Stimme das Wogengerauſch. Neuerkräftigt beherrſchte Alswith mit dem Ruder die Wellen und bald gewahrte er, auf einſamer Klippe, die Duftgeſtalt der Geliebten, im ſiegenden Mondlicht ſtützend hingelehnt an den ermatteten Vater. In den Nachen trug ihn Alswith, Singa gab dann die bebende Hand ihm ſchweigend, aber dies Schweigen war alle Sprache der Welt. Nicht Gefahren, nicht Zeit gab es mehr, Alswith wähnte mit der Eile des Sonnenſtrahls die Küſte Norwegens errudert, aber als er ſeine Erretteten am Ufer ſah, ſank er nieder, ihm war gleich einem Sterbenden; doch er hörte noch Singa's innigen Leidruf und ihm ward gleich einem Seligen. Als er, ihr zu Füßen, wieder in das Leben blicken konnte, ſah ſie frohdringlich zu ihm, ihre ganze ſchlanke Geſtalt erſchien wonneleuchtend; ſanft und glühend, wie die Lüfte von Süden, ſprach ſie zu ihm. Alswith fand das All umgeſchaffen, er wähnte ſich in dem Fabellande der Skalden, wo ewiger Frühling waltet, die Sonne nie erliſcht, die

Erde nie erſtarrt, wo ſich ewig im üppigen Laube begrüßen und drängen Blüthen und Goldfrucht; aber Sölwe bedeckte drohend-düſter den Traum, wie ein Geiſt der Gewitter. Doch als ihm berichtet war, daß er längſt erwartet ſey, zu beſteigen den Thron der Ahnen, den Alswith nicht berührte, floh die Nacht von ſeinen Gefühlen.

Jetzt bot Alswith alle Segler Norwegens auf, von den Kriegern der Fremde dem Meere zu entreiſſen, was noch athmete, doch Wenige nur bracht' er zum ſtärkenden Mahle. Vielen kürzte und zerriß der eilende Tod die Sage ihrer Thaten. —

Der Sänger hatte bis dahin, wechſelnd Wort und Lied, ſeine Erzählung ohne Zwiſchenrede geleitet in der Halle der Becher, jetzt aber trennte ſie der Schwedenkönig Helge mit dem mürriſchen Ausrufe:

„Hemme hier deine Schmuckbilder, Sänger! denn es waren meine Helden, die das Meer verſchlang, ich lieh ſie dem Sölwe, dafür iſt er jetzt mir ſchuldig die Hälfte Norwegens, ſeinen Sohn nahm ich mir zum Pfande. — Doch verzeih', daß ich dir ins Geiſtwerk falle, trink und erzähle dann weiter!"

„Ja, trink und erzähle weiter!" ſchrien die Männer des Thrones um Helge und brachten dem Sänger ihre methglühenden Antlitze dichter, denn die Kunde war ihnen immer näher gerückt. Der Sänger trank langſam auf den Wunſch: daß er den Helden Schwedens ſtets ſo gefallen möge, ſie leerten dankend mit ihm das gleiche Becherhorn und dann redete er zögernd in die lauſchende Stille.

„Alswith fand nach der Rückkunft von den Wogen die Seele Sölwe's geſänftigt, ſeine Sprache war mild, wie Flüſtern vom Herbſtlaub, wenn es luftgetragen in den Räumen ſäuſelt und fällt, doch alle ſeine glücklichen Worte endeten ſtets und wiederholend mit dem Klaglaute: „Mein Sohn, mein

Sohn!“ und auch ſein Schweigen durchſchauerte der wachſende Gram“ —

Plötzlich tönte Waffenlärm in die Erzählung des Sängers vom Meerſtrande herauf und bald ließ ein Lauthorn dreymal ſich hören und der Klang jagte ſich neckend hin und her an allen Felswänden. Der König und die Männer Schwedens taumelten auf und hinaus vor die Halle, aber die Abendnebel hatten dichtgeballt ſich gelagert vor den Blicken und der Frageruf **Helge's** verging im aufſteigenden Getümmel.

„Ich will Kunde holen,' dir, o König, und euch, ihr heldſamen Stützen des Reichs!“ ſagte der Sänger und ſchritt über den Fels tiefer in die Nebel, doch bald ertönt es zurück:

„Ich bin **Alswith**! die Norwegen alle werfen ihr Leben wider die Zertheilung ihres Landes, **Sölwe** vermag es nicht, ſein Wort zu halten, darum ließ ich eben rauben von meinen Getreuen den Sohn **Sölwe's**, er iſt die Bedingniß meines Vereinens mit

Singa. Verzeih', o Helge, ſey gut und gerecht um meines Glückes willen, Fried' und Freundſchaft ſey mit dir und mir, denn ich war dein Gaſtfreund!"

Keiner der Schweden mochte nach über die bahnloſen Felſen und der Geiſt der Erfahrung heimlichte zu Helge:

König, mild!
Mußt nicht rächen
Was geſchah,
Götter ſprechen
Fern und nah;
Schiffe brechen,
Sturm iſt da!
König, mild!

Und der trunkheitre Helge ergrimmte nicht, ſondern ſprach: „Lieb' überwindet alles, Lieb' iſt Kraft und Liſt, Liebe will ich ſchützen und ich wollte die That wäre mein! Fried und Freundſchaft mit Alswith, denn er iſt mein Gaſtfreund!"

Da erſchmetterte freudiger das Lauthorn noch einmal, Alswith war im Schiffe und kehrte bald heim mit der Beute, empfangen vom jauchzenden Vater und der liebenden Singa und die Skalden ſangen in die Bundesfeyer dauernder Liebe:

Wahrheit iſt es, nicht Geklügel!
Daß ſich Raub mit Raube lohne,
Nahm ſich Ruruth einſt die Krone,
Das bedecken Todtenhügel!
Doch es drängt in Liebebanden
Was aus einer Lieb' entſtanden,
Drum muß heut der Zeiten Flügel
Haß aus Lieb' in Liebe einen,
So wills ewig Götterſcheinen;
Wahrheit iſt es, nicht Geklügel!

Die Temperamente bey dem Verluſte der Geliebten.

Der Leichtmüthige.

Luſt entfloh und hin iſt hin!
Blanda will mich nicht mehr lieben,
Ich wär' Ihr, ſo wahr ich bin!
Noch acht Tage treu geblieben,
Kam ihr Hochzeit nicht zu Sinn.
Dafür hat mich Gott bewahret!
Lebe wohl mein Kind, ich wandre
Schon zu friſcher Liebesfahrt,
Morgen die und heut die Andre,
Das iſt ſo die rechte Art.

Scheiden wird mir nimmer ſchwer
Weinen kann ich nicht, noch fluchen,
Doch da kommt ein Mädchen her,

Friſches Glück will ſchnell ich ſuchen,
Ohne Lieb' iſts All mir leer!
„Sprödes Kind, wirf ab dein Joch,
„Laß von Himmelskoſt mich nippen,
„Eh' wir bleichen, lebe noch!
„Mädchen, reiche mir die Lippen,
„Denn geküßt wirſt du ja doch!

„Sieh, man darf ſich im Genuß
„Für verſehnte Träume rächen,
„Laß der Seelen Genius
„Aus dem Schlag der Herzen ſprechen,
„Doppelſprache iſt der Kuß!
„Ah, du magſt mich nicht? Nun gut,
„Kann ichs auch nicht gern ertragen,
„Halt ich doch mir friſchen Muth;
„Morgen will ich wieder fragen,
„Haſt vielleicht dann wärmer Blut.

„Lieben muß man, ſchönes Kind!
„Soll dereinſt ich ſelig werden, —
„Was ſchon hier recht gut beginnt! —
„Frag ich gleich den Herrn der Erden:

„Ob die Engel weiblich ſind?
„Wenn er etwa „Nein!“ nun ſpricht,
„Sag ich keck und voll Vertrauen:
„Herr, dein Reich gefällt mir nicht,
„Denn ein Himmel ohne Frauen
„Iſt die Sonne ohne Licht!

Hebt die Treue hoch empor,
Quälend Glück kann ich euch ſchenken!
Schwatzt nur mir Moral nicht vor,
Bey der Liebe will ich denken,
Wenn ich den Verſtand verlor.
Alle Weſen huld'gen ihr,
Liebe iſt das Herz vom Leben,
Nur durch Liebe ſind wir hier;
Liebe will ich wieder geben,
Mädchen, alle, kommt zu mir!

Der Schwermüthige.

Sel'ge Zeiten ſah ich prangen
Und den Erdball glaubt' ich mein,
Als mich Liddys Blick befangen,
Unſchuldklar wie Heilgenſchein.

Als der Lippen Siegel ſprangen
Herrſchte Gott nicht mehr allein,
Denn der Liebe Klänge ſchwangen
Siegend mich zum Himmel ein.

Ach, die Wonnen all zerklangen,
Ewig kann nicht Frühling ſeyn!
Traum und Treue ſind vergangen,
Ausgelöſcht der Heil'genſchein

Fern von ihr muß ich verbangen,
Von der Welt iſt nichts mehr mein;
Glühend faſſet Allverlangen
Nur der Hoffnung Leichenſtein.

Doch zum Todesengel drangen
Meines Herzens Oed' und Pein,
Liebend bald von Erd' umfangen
Wird der Himmel wieder mein!

Der Liebwüthige.

„Verrathen! Verſchmähet!
„Wer drängte mich aus?
„Auf, Diener, umſpähet
„Heut Abend ihr Haus,
„Und wagt zur Megäre
„Ein Einz'ger den Blick,
„So fragt: wer er wäre?
„Und brecht ihm's Genick.

Don Marco trieb Alle
Recht wachſam zu ſeyn,
Dann ſtürmte ihn die Galle
Bergauf und Thalein;
Er fluchte nun trabend
Hinein in die Luft,

Und paßte am Abend
Noch ſelbſt auf den Schuft.

Mit Haſt ſpioniret
Das Dienervolk ſtumm,
Don Marco begieret
Die Thüren ringsum;
Wie ſchleichend und ſinnig
Im Dämmern er wallt,
Gebieten recht innig
Sechs Fäuſte ihm „Halt!“

„Wer ſind Sie?“ Nach Regel
Klingt dies zum Gezerr,
„Ihr Lümmel! Ihr Flegel!
„Ich bin euer Herr!“
Und wie ihn am Toben
Die Diener erkannt
Spricht Clara von oben:
„Das iſt ja ſcharmant!“

„Die Eiferſucht herbet
„Schon Söldner heran,

„Der Argwohn ermordet
„Was Liebe gewann;
„Drum hab' ich vernünftig
„Den Leichtſinn bereut,
„Nun quälen Sie künftig
„Sich ſelber geſcheut!“

Nichts halfen Sonette
Von Gram und von Grab,
Da riß er vom Brete
Die Flinte herab;
Er jagte mit Raſen
Zum Walde hinaus,
Und ſchoß — einen Haſen
Zum lärmenden Schmaus.

Der Gleichmüthige.

Nun, ich bin befreit,
Wie behaglich!
Mir iſt Zärtlichkeit
Unerträglich!
Treibe ſie Keine lau,
Werd' ich ohne Frau
Ruhig alt und grau!

Hätt' Sie wohl gemocht
So bey Feſten,
Plumperpuddings kocht
Sie am beſten!
Doch die Luſt ward matt,
Denn am Ende hatt'
Ich die Puddings ſatt!

Sie verliebte ſich
Einſt beym Eſſen,
Alles ging und ich
War vergeſſen:
Weil ich köſtlich ſchlief,

Bis ſie wach mich rief
Und ich mit ihr lief.

Sie gefiel mir gut
    Bey dem Wandern,
Und weil gern man thut
    Wie die Andern:
Bot ich mich zum Mann
Und Sie nahm es an,
Eh' ich mich beſann.

Doch das gab ein Joch
    Und ein Laufen!
Was nach Ausland roch
    Sollt' ich kaufen,
Und Tagaus, Tagein
Und bey Mondenſchein,
Auch noch zärtlich ſeyn.

Ohne Ruh' und Raſt
    Mußt' ich küſſen,
Das iſt Höllenlaſt:
    Küſſen müſſen!

Drum recht eiſig hart
Hab' ich Sie genarrt
Bis mein Wunſch mir ward.

Aus dem Hauſe warf
Sie mich geſtern
Und beliebte ſcharf
Noch zu läſtern:
„Hätt' ich nicht viel Geld
„Wär' ich Schüſſelheld
„Gar nichts nutz der Welt!“

Doch mich macht der Hieb
Nimmer grämlich,
Denn die Liebe lieb'
Ich bequemlich!
Treibt ſie Keine lau
Werd' ich ohne Frau
Ruhig alt und grau!

Das ſtumme Kind.

Es nähret Mutter, Weib und Kind
Der Fiſcher Hall mit Sorgen,
Denn alles, was er heut gewinnt,
Begehrt die Noth ſchon morgen.
Jetzt drückt des Weibes thät'ge Hand
Er ſchnell im engen Garten
Und eilt zum Kahn, bey Sonnenbrand
Des kargen Glücks zu warten.

Sein Knabe, der am Strande harrt,
Läßt nach ihm Küſſe ſchweben
Doch lautlos nur, denn Sprache ward
Dem Armen nicht gegeben;
Drum blickt auch jetzt zum Himmelsdom
Der Vater wehmuthbange;
Fort ſpielt der Knab' und fern im Strom
Singt Hall zu gutem Fange:

„Gebieten kann der Fiſchersmann,
„Wohin ſein Kahn geſchwommen,
„Hier iſt mein Reich, drum werden gleich
„Die guten Fiſchlein kommen!

„Bis in den Tod darf, bey Gebot,
„Der Unterthan nicht rechten;
„Drum Fiſchlein mild! drum Fiſchlein mild!
„Laßt in das Garn euch flechten.

Oft leer zur heißumdampften Fluth
Hat er ſein Netz gewunden,
Die Fiſchlein zwingt Gewitterglut
In Tiefen kühl zu grunden
Und wetterkündend raſet ſchon
Der Wind in Wirbeltänzen,
Und heult zu fernem Donnerton
Von mächt'gen Wolkenkränzen.

Nicht beutelos darf Hall nach Haus,
Ob ſich Entſetzen thürmen,
Er ſchleudert ſtarr die Netze aus,
Gewinn ſich zu erſtürmen;
Doch ſchnell erliſcht des Tages Schein,
Empörte Fluthen bäumen
Und greifen frech ins Land hinein,
Mit raubendem Zerſchäumen.

Wie Hall erſchaudernd ringt und rafft,
Daß er ſich noch errettet,
Eh' ungezähmte Wogenkraft
Im Waſſerſchlund' ihn bettet,
Da ahnt, weil ſchwer das Netz ſich wiegt,
Er froh: das Unglück weiche;
„Erbarmen, Gott!“ — das Netz umſchmiegt
Des eignen Kindes Leiche.

Und wieder tönt in dumpfer Haſt:
„Erbarmen, Gott, Erbarmen!
„Denn deines Zornes Höllenlaſt
„Zermalmet ja mich Armen;
„Hätt' ichs verdient mit ſchwerer Schuld
„Muß ſolche Quaal ſie enden
„Drum hoff' ich: meines Gottes Huld
„Wird hier noch Hülfe ſenden!“

Den Sturm beſiegend, flieht durchgraut
Er zu der Hütte Stufen
Und hört der Mutter Jammerlaut
Erſchöpft das Kind errufen;

Da, mit des Glaubens frommen Muth,
Drängt in die todte Hülle
Er aus des Herzens Liebegluth
Des Vaterathems Fülle.

„Erwache Sohn! Ich höre nah
„Der Mutter Tritte ſchallen!“
Und freundlich auf der Knabe ſah
Und „Vater!“ kann er lallen;
Die Angſt, als ihn die Fluth entnahm,
Zerriß der Sprache Banden,
So iſt aus ungeheurem Gram
Die ſchönſte Freud erſtanden.

Und „liebe Mutter!“ grüßt das Kind,
Als näher ſie erſcheinet,
Und wie die Sorg' in Luſt verrinnt,
Da ſinkt ſie hin und weinet;
Und Alle rufen feſt umarmt:
„Des Menſchen Schatz iſt Glaube!
„O Gott, der du dich mild erbarmt,
„Wir beten an im Staube!

Aufruf zum Trinken.

Die Sorgen wiegt in Schlummer
Wer keck das Trinken übt,
Denn necket jeden Kummer,
So lang' es Reben gibt.

Seyd nicht des Kleinmuths Affen,
Der Wein flößt Thaten ein:
Ward ſie die Welt erſchaffen,
Geſchah's gewiß beym Wein!

Trinkt euch den Sinn zum Schweben,
Die Erde grillenleer,
Ein Grab muß ſie uns geben,
Und Keinem gibt ſie mehr!

Ich will's mit Ruhm erwerben,
Soll von dem edlen Wein
Ein Tropfen nur verderben,
Muß ich geſtorben ſeyn!

Der Kampf für Wahrheit.

Bekämpft der Mann den Erdenſinn,
Muß er vom Erdenprunke ſcheiden,
Schnell werf' er jede Hoffnung hin,
Der Kampf für Wahrheit lohnt mit Leiden;
Frey wählt, tritt wider Trug er ein,
Er ſich das Loos: gehaßt zu ſeyn.

Doch ſteht er kühn auf inn'rer Kraft,
Wird er des ſchön'ren Glücks Behüter,
Im Himmel, den die Seel' erſchafft,
Entbehrt er nimmer flücht'ge Güter;
Beſitz der Erd' iſt ewig Schein,
Doch edle That iſt ewig ſein.

Macht Furcht der Täuſchung Knechte bleich,
Will niemand wagen, ihn zu lieben,
Doch fühlt er ſich in Demuth reich,
Iſt er auch in ſich ſelbſt getrieben;
Das Herz iſt groß, die Erd' iſt klein,
Sie dient um Sold, doch er iſt ſein.

Er kann, wenn Grimm den Stab ihm bricht,
Mit würd'ger Luſt Tyrannen fliehen,
Und führt ſein Weg zum Hochgericht,
Er wird ihn ernſt und ruhig ziehen;
Denn will die Erde ſein Gebein,
So gibt er's ihr, der Geiſt bleibt ſein!

Der Liebe Vergänglichkeit.

Die Liebesgöttin, wie ihr wißt,
Trat einſt durch Schaum ins Leben,
Drum kann ſie mehr nicht, als ſie iſt,
Dem Menſchen ſeyn und geben!

Swend und Edda.

Die Heiden aus des Irrthums Nacht
Zu leiten nach der heil'gen Lehre,
Zog kühn, vor **Karl des Großen** Heere,
Graf **Berengar** von Schlacht zu Schlacht;
Und fortgepflanzt im Haß und Raube,
Brach nun des Heilands milder Glaube
Sich blut'ge Bahn im Sachſenland.

Auf weitem Leichenfelde fand
Sich einſt ein Jüngling, ſchön geſtaltet,
Die Hände auf der Bruſt gefaltet
Hielt er ſein Schwert noch feſt umſpannt;
Und wie im Tod' ihn Sachſen nennen,
Da lernten ſie die Thränen kennen,
Swend war's, des Landes Fürſtenſohn.

Auf feſtem Schloſſe pflegte ſchon
Die Tochter **Berengar's** ihn lange,
Und ſpät erſt war zum Erdengange
Swends neuer Blick zurück geflohn

Und prägte, daß er haften bliebe,
Die Religion der Welt, die Liebe,
Mit Edda's Bild dem Herzen ein.

Der reinen Seele Wiederſchein
Hat er in ihr ſich aufgefunden,
Das Schöne, was ihm je entſchwunden
Scheint nun vereinigt wieder ſein,
Und hell, durch ihre Flammenworte,
Erkennt er bald des Himmels Pforte,
Erlöſend wird ihm, was ſie ſpricht.

Doch wie ſein Herz hervor nun bricht,
Sagt Edda, nach durchglühter Stille:
„Dem Ritter Glout gibt mich der Wille
Des Vaters und mich beugt die Pflicht!"
Da floh der Himmel aus den Träumen,
Das All ward ihm zu öden Räumen,
Ein Fremdling ſchlich er ſcheu umher.

So ſucht er einſt gedankenſchwer
Um Mitternacht des Schloſſes Hallen,
Da hört er plötzlich Waffen ſchallen,

Doch ſind des Schloſſes Thürme leer:
Vom Lied der Winde eingeſungen,
Sind alle Chriſten ſchlafbezwungen
Und draußen ſtürmt's den Pfad empor.

Und Kriegsgeſchrey durchwogt ſein Ohr
Von Sachſen, die zur Rache kamen,
Der Widerhall gibt ſeinen Namen,
Des Vaters Jammer drängt ſich vor;
Und doch will Swend die Chriſten wecken,
Es überfällt mit Qual und Schrecken
Ihn ein verwirrend Wehgeſchick

Der Liebe noch erhofftes Glück
Läßt ihn nur in die Zukunft ſchauen,
Die Zeiten hinter ihm vergrauen,
Kein Jugendbild lockt ihn zurück;
So eilt, von ſeinem Ruf' erſchaffen,
Der Chriſtenhaufe zu den Waffen
Und Edda's Vater kämpft voran.

Ein heldenkräft'ger Streit begann,
Rings ſtürzten Felſen, traſen Pfeile,

Der Tod umſchlang mit Blitzeseile'
Hier ſeinen erndtereichen Bann;
Die angeflammten Kränze flogen
Und gräßlich warfen Feuerwogen
Vom Schloß herab durchzuckte Gluth.

Und mitten in des Streites Wuth
Fleht Swend: daß Gott den Vater ſchütze!
Da winkt den Ritter Glont zur Stütze
Graf Berengar, bedeckt von Blut;
Doch wie er nach dem Schloß ſich richtet,
Schwankt er, vom Schrecken ſo vernichtet,
Daß in der Bruſt der Laut verhallt.

Denn um's Gemach der Tochter ballt
Das Feuer wolkenhohe Maſſen,
Und grauſem Tode überlaſſen
Iſt Edda, zeigt ſich Gott nicht bald!
Kein Retter naht; ſelbſt Glont's Erbarmen
Erdrückte Furcht mit Leichenarmen,
Bis Swend erſtarrt das Leid vernahm.

Und wie er's faßt und wie er kam,
War er in Flammen ſchon verſchwunden,
Nicht achtet Berengar der Wunden,
Ihn überwält'gen Lieb und Gram.
Doch Swend verzögert immer länger,
Die Ahnung hebt ſich bang' und bänger
Aus nachtumhülltem Geiſterſchoß.

Des Vaters Angſt wächſt höllengroß,
Da ſtört Geräuſch die Todesſchmerzen,
Sie kömmt, ſie ruht an ſeinem Herzen
Und reißt ihn von Verzweiflung los;
Sein Arm hielt zitternd ſie umſchloſſen,
Die Sprach' erſtarb, nur Thränen floſſen
Und prieſen Gottes Herrlichkeit.

Doch bald, wie ſich die Bruſt befreit,
Spricht Edda: „Als ich hülflos flehte,
„Hab' ich im brünſtigen Gebete,
„Dem Retter ewig mich geweiht;
„Dein bin ich, Swend, denn keinem Feigen
„Gibt ſich ein deutſches Mädchen eigen.“
Und „Amen!“ war des Vaters Wort.

Da tost der Sachſen Schwur zum Ort:
Sie wollen nur dem Tode weichen!
Wild treibt ſie, über Brüderleichen,
Des Fürſtenvaters Jammer fort;
Und als der Fernen nächt'ge Schatten
Im frühen Dämmerlicht ermatten,
Sind ſie der letzten Mauer nah.

Als Swend die Noth der Chriſten ſah.
War er zur Mauer hingedrungen,
Und eben, ſiegreich aufgeſchwungen,
Stand auch ſein Vater ſtaunend da,
Bis ſchnell der erſte Strahl der Sonne
Zur Wahrheit ſchafft die Himmelswonne:
Er lebt, den er gemordet glaubt!

Und freudeweinend läßt das Haupt
Er an die Bruſt des Sohnes ſinken,
Kein Herrſcher durfte Friede winken,
Die Kraft zum Hader war geraubt!
Jetzt, daß er rings die Seelen kettet,
Erzählet Swend: wer ihn gerettet
Und macht die Gnade Chriſti klar.

Bewundernd lauſcht der Sieger Schaar,
Kein göttlich Wort ging hier verloren,
Die Heiden wählten, neugeboren,
Das Schlachtfeld ſich zum Hochaltar
Und brachten, in der heil'gen Stunde,
Bey Swend's und Edda's Liebesbunde:
Sich ſelbſt dem einz'gen Gotte dar.

Raths-Dekret.

Es ſoll, daß keiner Stadt wir weichen,
Ein Haus den Armen offen ſtehn,
Sie können, will der Fond nicht reichen,
Ja nebenher noch betteln gehn.

Böſe Launen.

Den Wiſſenſchaften bin ich hold,
Den Künſten froh ergeben,
Weil ſie nicht knechtiſch nur nach Gold,
Wohl auch nach Ehre ſtreben;
Doch heut' fällt's meinen Launen ein
Recht ſchnöder Kritikus zu ſeyn,
Verſieht ſich — nur im Scherz!

Ich fange mit der Staatskunſt an,
Sie fordert Pfiff' und Kniffe,
Drum ſegelt auch der Biedermann
Bey ihr auf Felſenriffe;
Sie führet durch Gewalt das Wort,
Sie hadert Treu und Glauben fort
Und nennt das wunderklug!

Voll Hochmuth wähnt der Kriegskunſt Held:
Das All ſey ſeine Habe,
Nicht Raum hat er in weiter Welt,
Doch einſt im engſten Grabe;
Hat er ſich Ruhm und Glanz erbahnt,
Vermehrt der Große, eh' er's ahnt,
Doch nur den Erdenſtaub.

Nun ſagt: Wie unterſcheidet ſich
Das Große von dem Kleinen
Wer lehrt mir oder lehret mich:
Was Sprach-Verbeß'rer meinen?
Man nimmt den Sinn gewaltig ſchief,
Seit Völker oft im Vokativ:
„O Gott, o rett uns!“ ſchrei'n.

Was nützt der Rechte Wortgefecht?
Man nimmt ſich zu viel Rechte!
Und Jedem dann das höchſte Recht
Zu ſagen, was er dächte;
Nur wer mit Macht das Recht verdreht,
Und ohne Recht friſch vorwärts geht,
Hat Glück und dadurch recht!

Forſcht immerhin im Alterthum,
Strebt nach Antiken-Kunde,
Ich gönn' euch freudig euern Ruhm,
Doch wünſch' ich jede Stunde:
O wär' antik der Thoren Zeit,
Und jeder fühlt' in Heiterkeit,
Des Lichtes Reich ſey da!

Die Medizin gefällt mir nicht,
Noch iſt ſie zu gebrechlich,
Der Arzt ſagt, wenn er denkend ſpricht:
„Die Menſchen bleiben ſchwächlich,
„Für's Wahre ſind ſie dumm und ſtumm,
„Und kommen bey Verſuchen um,
„Eh's noch zum Heilen kömmt!“

Philoſophie begreift man nie,
Wird mannigfach geſchrien,
Drum hilf uns, o Philoſophie!
Schnell von Philoſophien!
Gar viel erſtrebt hier kecke Gluth,
Doch eines wär' vor allem gut,
Die Kunſt: gerecht zu ſeyn!

Nur iſt ſie nicht durch Macht und Kauf,
Noch Schmeicheln zu erwerben,
Der edle wahrt im Erdenlauf
Den Muth: für ſie zu ſterben:
Er übt ihn kühn und himmelsvoll,
Denn da, wo Willkühr walten ſoll,
Hört alles Leben auf!

Der Jüngling und die Spröde.

Er

Weile, Kind! ich will nicht rauben,
Sanftmuth iſt der Mädchen Schmuck!
Einen zarten Händedruck
Kannſt du, Spröde, wohl erlauben.

Sie

Mattigkeit hält mich gebannt,
Sey er fein und bieder;
Nur aus Angſt reich' ich die Hand,
Komm' er mir nicht wieder!

Er

O dies Händchen, weich und niedlich,
Reichſt du mir, mein Glück iſt groß!
Holde, dort die Bank von Moos,
Lockt ſo kühl und wunderfriedlich!

Sie

Weil ich glühend müde bin
Zieht er leicht mich nieder,
Doch das geht ihm heut nur hin,
Komm' er mir nicht wieder!

Er

Laß uns, Schönſte, traulich plaudern!
Blühet keine Rede dir,
Sag: „Ich liebe dich" zu mir
Und verſcheuch' dein tödtend Zaudern!

Sie

Nun: Ich liebe dich! dies ſprach
Oft ſchon Klang der Lieder,
Und ſo ſag' ich's ſcherzend nach,
Komm' mir nur nicht wieder!

Er

Muth erweckt dies Wort, ich wage
Kühn der Liebe erſten Kuß,
Daß ſein flammender Erguß
Mich hinauf zum Himmel trage!

Sie

Ach, wie heftig ſchlägt mein Herz —
Von dem knappen Mieder! —
So ein Kuß iſt böſer Scherz,
Komm' mir ja nicht wieder!

Er.

Uns das Leben reich zu ſchmücken
Führ' ich zum Altare dich
Dort im Wiederklang ſoll mich
Raſch dein ewg'es „Ja" entzücken!

Sie.

Hat man doch mit dir nur Qual!
Biſt du treu und bieder
Sag' ich's wohl ein einz'ges Mal,
Komm mir nur nicht wieder!

Entſchuldigung eines Trinker's.

Möge nicht allzu raſch verfahren!
Rechtes thut jetzt nur wer muß,
Dabey mir Verſtand zu wahren.
Setz' ich ihn in Spiritus!

Bild der Sinne.

Säh' ich dich, jedes Entzücken des
Erdenall's flüchtete Götterſchnell
Mir in das Herz!

Hört' ich dich, wär' einſt der Seele nur
Irdiſches Tönen erlöſender
Engelgeſang!

Schwebteſt du her zu mir, fühlt' ich mich
Wonniger noch als auf Flügeln des
Herrlichſten Traum's!

Lägeſt du innig am Buſen mir,
Fragt' ich verwegen die Himmliſchen,
Wer iſt nun Gott?

Hans Dampf.

So viel ich mich beſinnen kann,
Fühlt' ich von frühſter Jugend an
Erhabner mich als andre Leute,
Denn ich war faſt ſo klug als heute!
Doch konnt' ich ſchmeichelnd und mit Fluchen
Ein Aemtchen rings und Titel ſuchen,
Ich hieß Hans Dampf und — weiter nichts!

Hier war durchaus Kabale Schuld,
Drum rief ich bald voll Ungeduld:
„Dem Schickſal fügt ſich ſtets der Weiſe,
Hans Dampf begibt ſich auf die Reiſe!"
Ich ging zum Onkel, ging zur Tante
Und ſagte: „Liebe Anverwandte,
Nur Geld begehr' ich, — weiter nichts!"

Der Onkel forſcht: „Wozu das Geld?"
„Zu einer Reiſe um die Welt!
Ich will auf klaſſiſchen Gefilden
Mich zum gelehrten Wunder bilden."
„Herr Neffe ſucht auch einzutauſchen!"

Stilles Glück.

Lebensbild von F. Brunold.

I.

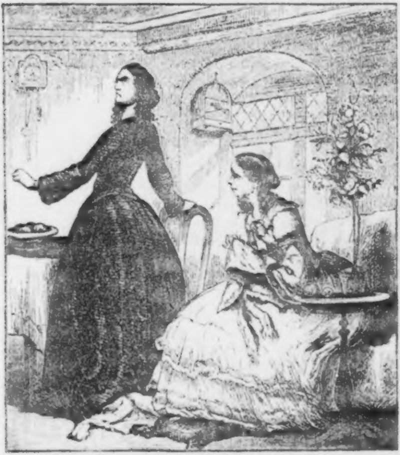
Zwei junge Mädchen ſaßen in ihrem engen, aber ſauberen Stübchen, emſig mit der Nadel beſchäftigt. — Die Jüngere dieſer Beiden, die Kleinere, Hellhaarige, war ſichtlich mit vollem Beſtreben, mit allen ihren Gedanken bei der Arbeit; ihre Nadel ruhte ſelten, glitt ſo gleichmäßig auf und nieder, als hätte ſie einzig nur ſinnend zu bedenken, was die vorliegende Arbeit mit ſich brächte. Wenn ſie jedoch das Zeug ein Weniges glatt zu ſtreichen hatte, oder der Vogel am Fenſter in ſeinem Bauerchen lauter zu ſingen begann als bisher, dann hob ſich das Vergißmeinnicht-Auge wohl für einen Augenblick mehr als ſonſt; man konnte ahnen, ſie folge für kurze Zeit anderen Gedanken, die aber nicht mit der Arbeit in Verbindung waren. Aber es ſchien auch, als ob dieſe Gedanken eine verbotene Frucht wären, als ob der Zeitverluſt bei ihrem Genuß durch ein erneutes, emſigeres Arbeiten wieder eingeholt werden müßte. Nach ſolchem Innehalten ging die Nadel noch raſcher auf und nieder; man erkannte, ſie wollte arbeiten — that es auch gern und willig. In der Arbeit lag ihre Freude. —

Die Aeltere dagegen, die Braungeſcheitelte, deren Augen ſo dunkel, düſter aufſchauten, zog ihre Nadel nur mit Widerſtreben durch die Finger. Der Faden riß mehr als gewöhnlich, während er bei jedem neuen Anlegen unwillkürlich, unbeachtet ganz durch die von der Nadel geſtochene Oeffnung gleitete, was die Ungeduld der Nähenden nur ſteigern konnte. Als ſolch Unheil bei Anlegung eines friſchen Fadens ſich erneuert hatte, riß ſie den Faden gänzlich entzwei, warf ihn fort und ſagte, ſich mit erhitztem Geſicht zu ihrer Freundin und Mitarbeiterin wendend: „Ich begreife nicht, Agathe, wie Du mit ſolchem Zwirn nähen kannſt; das Zeug iſt nicht das Einfädeln werth!“

Die Angeredete ſchaute freundlich auf und ſagte, zugleich ihren Faden mit den kleinen, ſcharfen weißen Zähnen abbeißend: „Ich finde ihn nicht ſo ſchlecht als Du ihn machſt! Was haſt Du nur, Joſepha, Du biſt erregt und die Arbeit iſt Dir einmal wieder ganz unausſtehlich. Kann ich Dir helfen?"

Joſepha blickte auf; ſie ließ ihr Auge wie unwillig auf dem der Freundin ruhen, und ſagte dann, nicht ohne Anflug von tiefbitterer Erregtheit: „Du biſt, wie immer, aus Deiner gewohnten Ruhe nicht herauszubringen. Ich glaube, wenn ſie Dir für Deine Arbeit auch noch den Groſchen zu Salz entzögen, das Du zu Deiner wäßrigen Suppe brauchſt, — denn Brod verdienen wir ſelten dabei — Du würdeſt auch dies für recht und billig erkennen, Deinen Arbeitgebern noch obendrein für ihre Härte und Unmenſchlichkeit die Hand küſſen." Obſchon ſie ſah, daß die Geſcholtene ihr blaues, ſanftes Auge bei gerötheter Wange erhob, während zugleich ein leiſer Hauch der Wehmuth um den lieblichen, feingeſchnittenen Mund ſich bewegte, gleich einer ſtummen Bitte, dies Zuſtändliche nicht weiter zu verfolgen — ſprach Joſepha dennoch weiter, während ihr Auge zugleich mehr und mehr zu glühen und zu funkeln begann: „Du biſt und bleibſt ein Taubenherz! — Und wenn Du mir unzweifelhaft Recht geben mußt, ſo meinſt Du auch zugleich, daß Nichts zu ändern ſey, wir in Ruhe und Demuth unſeren Nacken zu beugen, nächſtdem ſogar dafür zu danken hätten, daß wir überhaupt noch Arbeit erhielten. Beſſer gar keine Arbeit und vor Hunger ſterben, als dies langſame Martern und Hinſiechen bei einem Lohne, der zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel iſt. Könnte doch ein Blitz vom Himmel dieſe Hartherzigen, die uns ſo darben, ſo leben laſſen, zerſchmettern, zermalmen! Ich will, ich kann es nicht länger ertragen!" Sie war bei dieſen Worten aufgeſprungen, ein Beben durchzog ihre Glieder; ſie war aber auch zugleich in ihrem Zorn, in ihrer Erregtheit, das Auge flammend, den Arm gehoben, unbeſchreiblich ſchön.

Agathe, faſt bleich geworden, zitterte, minder aus Furcht als aus Schmerz, daß Joſepha ſo leide, ſich ſo gedrückt und bedrückt fühle, ſich ſelber das Leben ſo erſchwere; ſchüchtern ſagte ſie daher, mehr faſt erſtaunt über ihre Dreiſtigkeit, daß ſie überhaupt rede, als über ihre Worte ſelbſt: „Es iſt doch wohl nicht ſo ſchlimm, als Du es machſt. Auch für uns giebt es Freuden, auch für uns giebt es Glück. Iſt die Arbeit vollendet und wir haben ein Feierſtündchen, wie wird es uns doppelt lieb! Mir iſt dann immer, als ſänge unſer kleiner Matz in ſeinem Bauer noch einmal ſo ſchön als ſonſt, und die Roſe am Fenſter duftet gewiß ſchöner als eine Stunde vorher. Trete ich nun hinaus in die Abendluft, oder in die Sonntagsſtille eines Feiertags-Nachmittag — dann iſt es mir, als hätte ich dies



Alles, was mich entzückt und erhebt, durch mein angeſtrengtes Arbeiten verdient; es iſt mir zugleich, als ob ich ein größeres Recht hätte, mich der Lieblichkeit des Tages zu erfreuen, als jene geputzten Herrſchaften, die nicht gearbeitet haben; es wird mir nun zu Muth als ſey meine Freude eine mehr berechtigte, eine innigere, als die Jener, die ſolche Freude täglich haben, und denen ſie, wie es zuweilen ſcheint, mehr bereits zu einer Qual, als zu einer Luſt geworden iſt. O, ſage mir doch, was hat denn der Reiche für eine Freude, wenn er hingeht, in ſeinen Säckel greift, ſich Dies oder Jenes kauft, was er nicht einmal nothwendig braucht, vielleicht nur ſeine Augenluſt reizt? — es kann ihn doch unmöglich nachhaltig erfreuen. Und wenn die Tochter unſeres reichen Fabrikherrn hingeht, ſich ihre Ausſteuer in dieſem und jenem Geſchäft mit einem Mal, an einem Tage zuſammenkauft: welch' eine Freude, welch' einen Genuß kann ſie daran haben? O, wie viel wohlthuender muß es ſeyn, ſich Alles ſelbſt zu nähen, ſich Alles ſelbſt zu erarbeiten! — Iſt es dann auch nicht ſo prächtig, ſo überzählig wie dort: es iſt doch mein wohl erworbenes Eigenthum, es iſt mein ganz und gar. Die Gedanken aber, die ich mit jedem Faden in die Arbeit hineingenäht — o! die zahlen auch mit, die wachen ſpäter als Träume, Blüthen der Erinnerung, oder als Troſtworte wieder auf, wenn die trüben, ſchweren Tage des Lebens kommen, die ja keinem Menſchen erſpart bleiben. Nein! nein! in der Arbeit ruht ein Segen, ein Glück, das kein Geld, kein Reichthum aufzuwiegen vermag."

Joſepha hatte mit ſichtbarem Erſtaunen der kleinen Schwärmerin zugehört; jetzt aber lachte ſie gellend auf und ſagte, nicht ohne leiſe Beimiſchung von Spott und Hohn: „Will ich mich denn hinſetzen, die Hände in den Schooß halten? Ich will arbeiten, recht tüchtig arbeiten, aber ich will auch ſo viel verdienen durch meine Mühe, daß ich ermunternd leben, daß ich einmal eine Freude, ein Vergnügen in Ruhe und ohne zu große Opfer genießen kann. Wer giebt den Arbeitgebern das Recht, meine Geſchicklichkeit ſo ſchlecht zu bezahlen, daß ich bei dem Lohn nicht beſtehen kann? Warum iſt der Erwerb der Männer ein beſſerer als der unſere? Sind meine Hände weniger geſchickt, mein Geiſt, mein Verſtand beſchränkter als bei dem Mann? Nein! nein! ich ertrage ſolch' Leben nicht länger, es ſoll und muß ſich eine Aenderung einfinden: lieber zu Grunde gehen, als immerwährend darben!"

Agathe war immer bleicher und ernſter geworden; jetzt ſagte ſie leiſe, wie tief ſchmerzlich berührt: „Ich weiß, worauf Du hinzielſt. Der Gedanke an die Vereine, die ſich jetzt zum Wohl, zur Anbahnung einer beſſeren Lebensſtellung des weiblichen Geſchlechts gebildet haben, berühren Dich mehr als Du ſelber meinſt und ahnſt; ſie machen Dir Deine gegenwärtige Stellung noch unerträglicher, als es ohne dieſe geſchehen wäre: die Hoffnung eines Beſſerwerdens trübt und erſchwert ſtets die Gegenwart. Es iſt die Schattenſeite ſolcher Vereine, daß, während ſie auf der einen Seite Heilswege zeigen, die Zukunft in einem roſigerern Lichte erſcheinen laſſen, ſie in vielen Gemüthern zugleich die Gegenwart nur um ſo drückender machen, alle Belaſtung des Lebens an das Licht ziehen, und die Freudigkeit zum Arbeiten lähmen. O, Joſepha! ich bin nur ein einfaches ſchlichtes Mädchen, maße mir gewiß nicht an, jene gebildeten, hochgeſtellten Damen und Herren, die, wie ich meine, unſer Beſtes im Auge haben, tadeln zu wollen; aber es will mir dennoch ſcheinen, als wäre das Haus, die Familie unſere eigentliche Heimath, vor Allem die Stätte, wo wir wahrhaft ruhig und zufrieden ſeyn können. Man macht des Redens und des Weſens zu viel, wäre es auch nur, um ſich in der Zeitung genannt zu ſehen, oder um vor der Welt ſich ein Anſehen zu geben. Sieh, liebe Joſepha, wäre es nicht beſſer, wenn all' die Herren und Damen, die ſich jetzt ſo überaus für unſer Wohl und Glück, für unſere Zukunft verwenden wollen, ſich verpflichteten, unſere Arbeit ein klein Weniges beſſer zu bezahlen, wäre dadurch nicht bereits ein großer Schritt zum Beſſerwerden gethan? Aber da wird geredet und geredet, und wenn ich hingehe, meine Arbeit abzuliefern, muß ich zwei-, dreimal wiederkommen, ehe ich vorgelaſſen werde, muß ſtundenlang warten, als ob Zeit nicht Geld für uns ſey, und wenn ich nun endlich vor der Gnädigen ſtehe, bekuckt ſie mich von Oben bis Unten, ob ich auch nicht zu dürftig gekleidet ſey, in welchem Falle ſie mich gänzlich über die Schulter anſieht; oder ob mein Kleid nicht zu modern, zu glänzend iſt, was wiederum ein Naſerümpfen, ein Reden von Hochmuth und Sichüberſchätzen hervorruft, wonach dann endlich das Feilſchen und Drücken um den Lohn beginnt, die Arbeit getadelt und über Gebühr herabgeſetzt wird. Was nützen mir die Vereine, wenn doch jeder Einzelne nicht den Willen hat, meine Stellung nach Kräften zu verbeſſern! O Joſepha, laß' uns nicht unſere Hoffnung, unſer Glück, unſre Zukunft und unſer Leben auf dieſe Vereine einzig und allein gründen; laß' uns auch bedenken, daß wir unſere Anſprüche, unſere Kleidung, unſer Leben nach unſerm Einkommen, nach unſerm ganzen Zuſtande einrichten müſſen! Laß mich der Worte unſeres alten Lehrers gedenken, der ja auch ein ſo kärgliches Einkommen hatte, und noch hat, der dennoch ſo ſtill, ſo ruhig, zufrieden lebt, er ſagte: „Wir würden Alle glücklicher und zufriedener ſeyn, wenn wir weniger für das Aeußere, dagegen mehr für das Innere, mehr für das Haus, als für die Welt lebten!“ — Wie heiter waren wir Beide daheim in unſeren kurzen Röckchen, die uns niemals hinderten, durch den Wald zu gehen, wo die Vögel ſo lieblich ſangen! Jetzt trete ich oft auf mein eigen Kleid, und was im Magen zu wenig, das hab' ich an der Schleppe zu viel!“

Joſepha lachte, und die Kleine umarmend rief ſie: „Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß Du ſo viel reden und denken könnteſt! Aber tröſte Dich, Kind, über Deine Schleppe, die iſt nicht all zu lang. Und hätteſt Du nicht ein ſo allerliebſtes Puppengeſicht, daß man Dir gut ſeyn muß, man mag wollen oder nicht, ich bin überzeugt, es würde Niemand Dich mit Deiner Kleidung einem Modejournal zur Abbildung empfehlen. Du biſt und bleibſt nun einmal meine liebe, kleine Grillenſcheuche, es mag Dich befriedigen! Wir wollen der Worte genug ſeyn laſſen, zum Einverſtändniß kommen wir doch nicht. — Ich will und muß weiter, mag nicht immer der Klotz bleiben, auf den man hackt: eine andere, beſſere Stellung will ich mir erringen, erkämpfen. Meine Hand iſt nicht geſchaffen, ſtets einzig und allein die Nadel zu bewegen; Du aber freilich, mit Deinem entſagenden Sinne, Du wär'ſt wohl ſogar im Stande, dem Manne die Hand zu küſſen, der eine Andere zum Altar führt, indeß er Dir ſelbſt das Herz bricht!“

Agathe ſchaute auf, zitternd aus plötzlicher Erregung; das Auge ſchimmerte in feuchtem Glanze, und leiſe ſagte ſie, eben nur wie für ſich: „Gewiß, ich würde es thun, wenn ich ihn liebte, ſein Glück dadurch befördern könnte!“

Mehr ſprach ſie nicht, aber ſie ließ das Köpfchen ſinken, als überwältige ſie ſchon der Gedanke an ſolch ein Leid; tief, tief, wie aus dem innerſten Herzen herauf, wurde ein Seufzer laut.

Auch Joſepha ſchwieg; lautlos nahm ſie Hut und Tuch, und ſchritt, nach einem erſtaunten aber ſanften Blick auf die Freundin, aus dem Zimmer. Sie eilte haſtig die Straße entlang. —

Der Vogel im Bauer ſchmetterte luſtig, die Roſe am Fenſter duftete — und Agathe, wie aus einem Traum erwachend, hob das Auge, blickte wie erſtaunt, fragend umher, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, und als müſſe ſie ihren ſchlummernden Gedanken Worte geben, begann ſie zu ſingen:

„Nach der Heimath hin,
Steht mein Sinn;
Wo vor'm Haus die Linden ſtehen,
Ueber'n Zaun die Roſen ſehen —

Ach, wie gern zög' ich dahin!
Lerch' und Schwalbe kommen wieder,
Singen ihre alten Lieder
Ueber Berg und über Thal;
O ihr Vöglein auf und ſchwinget
Zu der Heimath euch, und bringet
Gruß und Kuß — viel tauſend Mal."

Sie hatte in ihrer Sehnſucht, in ihrem wehmüthigen Singen es nicht beachtet, daß ein feſter, raſcher männlicher Schritt die Stiege herauf kam. Sie bemerkte es nicht eher, als bis eine volle, kräftige Stimme, während eine Hand raſch zugleich die Thüre öffnete, freudig nachſang:

„Sey gegrüßt viel tauſend Mal!"

Agathe erſchrak, wie mit Purpur übergoſſen blickte ſie zur Thür, ohne daß ſie ſich vor Ueberraſchung zu rühren vermochte, und rief, den Eintretenden erkennend: „Heinrich! Du! — Sie! — O, das iſt nicht recht!" — Der junge Mann jedoch, den ſeine Soldatentracht ſchmuck genug geſtaltete, ließ ſich durch die ſichtbare Verlegenheit des jungen Mädchens nicht hindern, näher zu treten. Fröhlich, munter, aber ohne den geringſten Anflug von Roheit und Zudringlichkeit, ſagte er, während herzinnige Freude und Gutmüthigkeit auf ſeinem Geſicht leuchtete: „Du! Sie! — O, was iſt das für ein Fremdthun! Sind wir nicht Spielkameraden geweſen? Und warum ſollt' ich nicht kommen, warum wär' es nicht recht? Kehre ich doch heim aus blutigem Kriege! Der Himmel hat mich gnädig beſchützt, und ich ſollte es mir verſagen, nach froher glücklicher Wiederkehr, das liebe freundliche Geſicht zu begrüßen, das ich hier, aus der Heimath anweſend weiß, das ehedem, und bis noch vor Kurzem ſtets ein freundlich Wort für mich tollen wilden Knaben hatte! Haben die kurzen Jahre der Trennung uns ſo entfremdet, daß ich Dir ein Anderer geworden bin, daß aus dem herzinnigen, traulichen, harmloſen Du ein ſteifes, fremdes Sie werden mußte? Komm, Agathe, laß uns wieder ſeyn, was wir uns in der Jugend waren! Ich bin ſo froh, daß ich meine Heimath, Vater und Mutter wieder ſehen ſoll, und nun trübe Du mir nicht die erſte Stunde des Wiederſehens durch ein Fremdthun, das Dir ſonſt ſo fern lag, mich in dieſem Augenblick doppelt ſchmerzlich berühren würde. Komm, Agathe! Haſt Du keinen herzlichen Willkommensruf für Deinen alten Schulfreund, für den Sohn Deines alten Lehrers, dem Du ja eine ſo liebe freundliche Schülerin warſt?"

Agathe war längſt aufgeſtanden; man ſah es, ſie wollte dem jungen Mann entgegen gehen, ſie ſtreckte ihm ſchon beide Hände entgegen — und dennoch zögerte ſie. In lieblicher Verwirrung ließ ſie die Hände wieder ſinken und ſagte endlich, verſchämt das Auge ſenkend, während zugleich ein liebliches Lächeln um den Mund ſpielte: „Es ſcheint, als wenn die Herrn Soldaten jetzt Alles mit Sturm erobern. Was bleibt mir übrig, als auch hier zu ſagen: Willkommen!“ Da ſie jedoch wahrnahm, daß dieſes Wort dem Eingetretenen nicht genügte, daß ein leichter Unmuth auf ſeinem Geſicht bemerkbar wurde, ſtreckte ſie, ganz ihrem Herzen folgend, ihm beide Hände entgegen und ſagte: „Da ſind meine beiden Hände; von Herzen willkommen!“

Als der junge Mann dieſe Hände jedoch haſtiger, als nöthig ſchien, ergriff, ſie mehr drückte, als nothwendig war, wobei er nicht abgeneigt ſchien, die ganze zierliche Geſtalt zu umfaſſen, entzog ſie ihm raſch die Hände, trat einen Schritt zurück und ſagte lächelnd, geſchäftig einen Stuhl heranrückend: „So! nun laſſen Sie uns niederſetzen. Erzählen Sie mir, wie es Ihnen im Kriege ergangen iſt; daß Ihr Regiment muthig zur Erſtürmung der Düppler Schanzen beigetragen, auch bei Alſen war, das habe ich aus den Zeitungen erſehen; wo und wie Sie dabei thätig geweſen, das möchte ich nun gern von Ihnen vernehmen. Bitt' ſchön! erzählen Sie!“

Doch der junge Mann ſchwieg, man ſah es, er kämpfte eine tiefere Verſtimmung und Täuſchung nieder. Endlich ſagte er, ſich mit der Hand über das Geſicht ſtreifend: „Immer und immer das fremde kalte Sie! — Haben denn die paar Jahre uns wirklich ſo weit auseinander gebracht, daß ſelbſt eine Stunde wie dieſe nicht Schranken zu durchbrechen vermag, die das Leben mit ſeinen Meinungen, Anſichten und Schicklichkeiten nur zu leicht zieht? Was ſoll ich erzählen! — Ich kann, ich mag jetzt nicht der blutigen Scenen gedenken: es ſind ja überdies keine Schilderungen für Frauenherzen. Krieg bleibt — Krieg! Der Himmel bewahre uns dafür. O Agathe, ich kam ja nicht um zu erzählen, ich kam, um ein liebes heiteres Geſicht aus der Heimath zu begrüßen. Der kalte froſtige Empfang hat einen Winterſchnee auf die Blüthen meiner Freude fallen laſſen: mir wird's, offen geſagt, zu enge hier. Wollen wir ausgehen? Wie wär' es, wenn wir die Ausſtellung weiblicher Handarbeiten zum Beſten der verwundeten Krieger beſuchten? Das iſt Etwas für — für — nun, ſoll es denn nicht anders ſeyn — für Sie, liebe Agathe, und ich, ich gedenke dabei, während ich die Sachen anſchaue, manches Kameraden, der an meiner Seite fiel, der in fremder Erde ſchläft. Das wird mich ſanfter, ruhiger machen, als ich vielleicht in dieſem Augenblicke bin: ich ſcheine zu raſch, zu wild zu ſeyn. Wollen wir gehen?“

Agathe, die einſah, daß ſie ihren Gaſt mehr als ſie geahnt verſtimmt und verletzt habe, wollte ſo gern Alles wieder gut machen und zagte doch zugleich, in mädchenhafter Scheu, mit einem jungen Manne über die Straße zu gehen. Schüchtern, leiſe bangend ſagte ſie daher: „Joſepha iſt nicht hier. O, wäre ſie hier, ſie würde mir ſagen, was ich thun ſoll. Können wir Beide wohl allein gehen?“

Der junge Mann entgegnete nichts; er ſtand auf vom Stuhle, und ſchickte ſich an zum Weggehen. Das Ganze hatte ihn betroffen gemacht, endlich ſagte er, nicht ohne einen bitteren Hauch des Unmuths laut werden zu laſſen: „Verzeihung, daß ich nicht ſchon längſt nach der Freundin Joſepha gefragt habe; aber, frei heraus geſagt, deren klügelnder Verſtand hat mir nie zugeſagt, ihre Herrſchſucht, die ſtets nur ihren eigenen Willen kannte, ſtieß mich jeder Zeit ab. Ich ſah ſie vorhin aus dem Hauſe hier kommen und die Straße entlang gehen, darum eilte ich ſo froh, ſo glücklich her, erhoffte ein frohes Wiederſehen. Verzeihung, Agathe, daß ich nur dem Herzen folgte, nicht der Meinung und den Anſichten der Welt Rechnung trug. Ich habe mich geirrt, denke mir, wären auch Sie Ihrem Herzen gefolgt, wären Sie mit mir zur Ausſtellung gegangen, es hätte die Welt darin nichts Böſes finden können. Und wär' es geſchehen, das eigene Gewiſſen hätte Sie beruhigt und freigeſprochen. Aber ich will Sie mit der Welt und ihren Anſichten nicht in Zwieſpalt bringen! Laſſen Sie mich ruhig von hinnen gehen! — Ade, liebe Agathe, leben Sie wohl!“

Nach dieſen Worten wollte er zur Thür hinaus, doch Agathe, deren Auge ſchon längſt mit Thränen gekämpft hatte, eilte herbei, ergriff ihn bei der Hand und ſagte, ganz ihrem Herzen, ganz ihrem Gefühl folgend: „Heinrich! lieber Heinrich! Sey mir nicht böſe, ich gehe ja ſo gern!“

Und regſam, als könne es nicht anders, als müſſe es ſo ſeyn, eilte ſie zum Schrank, nahm Hut und Tuch heraus, ſchickte ſich unter Lachen und Weinen zum Ausgehen an, immer wieder einen herzlich freundlichen Blick zu dem Jugendfreunde hinſendend, gleichſam als könne ſie nicht oft genug ihn für ihre frühere Härte und Zögerung um Verzeihung bitten, als müſſe ſie durch doppelte Freundlichkeit ihn beruhigen.

Bald war ſie zum Ausgehen bereit; ſie ſah, trotz ihres einfachen Anzuges, ihres ſchmuckloſen Hutes, wunderlieblich aus. Still verſchämt, und doch innerſt glücklich, folgte ſie dem jungen Mann, der ſeine altbewährte Heiterkeit und Gutmüthigkeit ſogleich wieder gewonnen hatte: Arm in Arm gingen ſie zum Hauſe hinaus, die Straße entlang.

Joſepha, die von der entgegengeſetzten Seite daher kam, ſah ſie gehen; ſie wurde nicht bemerkt, hatte aber den jungen Mann ſofort erkannt: ein eigenthümlicher Schmerz zuckte für einen Augenblick durch ihr Geſicht. — „Sieh! ſieh! was die Kleine für ein Glück hat!“ murmelte ſie halb ſpöttiſch, halb ernſt vor ſich hin, während die ſchönen Zähne ſich im Unmuth zuſammenbiſſen und die Lippen zuckten bei den Worten: „Muß ich auch gerad' nicht zu Haus ſeyn!“ Gleich darauf aber ſetzte ſie, als müſſe ſie ſich ſelbſt beruhigen, mit aufgeworfenem Munde hinzu: „Bah, was thut's! Er iſt und bleibt ja doch immer nur ein Gartenknecht! Gartengehülfe! — Wir paſſen wohl nicht zuſammen!“ Und haſtiger, aber feſteren Schrittes ſetzte ſie ihren Weg fort; fern aber, im Verſammlungszimmer, wo die Mitglieder des Vereins das Recht des weiblichen Geſchlechts auf dieſe oder jene Arbeit und Lebensſtellung in glänzenden Worten darzulegen ſuchten, da war ſie ganz Ohr, ganz Seele, und einzelne ihrer dazwiſchen geäußerten Bemerkungen zeigten, wie tief ſie den Gegenſtand des Geſprächs erkannt und von allen Seiten beleuchtet hatte. Man hörte ihr aufmerkſam zu, ſie aber ſah und fühlte in ihrem Eifer nicht, daß Einzelne ihre Kräfte, ihre Anſichten benutzten, um ſich ſelbſt ein Anſehen zu geben, um ſich ſelbſt vor den Mitgliedern des Vereins und weiter einen Namen zu machen. Es war auch hier, wie bei manchen Vereinen der Art, viel Spreu zwiſchen dem Weizen: die heftigſten und glühendſten Redner waren die ſaumſeligſten und läſſigſten, wo es an's Handeln, an die Ausführung der geäußerten Ideen ging: der Worte waren genug, nicht ſelten aber fehlten die Thaten.

Agathe war unterdeß freudig und wohlgemuth an der Seite ihres ſtattlichen Führers dahin getrippelt. Er mußte ſeinen feſten Schritt ein Weniges mäßigen, damit ihre Füßchen mitkamen. Oder that er es vielleicht, um deſto länger, deſto ungeſtörter ihr harmlos liebliches Geplauder zu vernehmen? — Sie hatten ſich ja ſo lange nicht geſehen, und waren doch als Kinder ſo oft, faſt täglich beiſammen geweſen, bis der Tod von Agathe's Mutter — der Vater war ſchon früher geſtorben — dieſer Vertraulichkeit ein Ziel ſetzte, Agathe dann hierher zog, zur größten Stadt der Provinz, um ſich ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Kam ſie auch von Zeit zu Zeit nach ihrem kleinen Geburtsorte zur Muhme auf Beſuch, ſo waren

„Herr Onkel, was?“ fragt ich mit Lauſchen?
„Dir fehlt Verſtand und — weiter nichts.“

Mit Onkeln muß man höflich ſeyn,
Drum ſtrich ich Geld und Pillen ein,
Griff keck nach meinem Wanderſtabe
Und wollte nun, in einem Trabe,
Nach Afrika und Grönland wallen,
Doch mußt es Gott wohl nicht gefallen,
Denn Schwaben ſah ich, — weiter nichts!

Hier war's, wo mich der Böſewicht
Cupido, — ha! wer kennt ihn nicht?
Zu ſeiner Fahne conſcribirte
Und zu der Liebe requirirte;
Soll die Geliebt' ich euch beſchreiben,
Sag' ich, um nichts zu übertreiben:
Nur göttlich war ſie, — weiter nichts!

Erſt hatte ſie für meinen Schmerz
Ein ganz verſtummtes Kieſelherz,
Oft hab' ich drum auf meinen Knieen
Den halben Siegwart hergeſchrieen.

dies doch nur wenige Tage geweſen, und er, der Heinrich, war zumeiſt dann nicht einmal daheim. Er war in der Lehre bei ſeinem Gärtner, oder, namentlich ſpäterhin, an fremden Orten Gärtnergehülfe, bis er endlich ſeiner Militairpflicht genügen, auf Jahre hinaus zur fern gelegenen Garniſon mußte.

Nun war er wieder da, unerwartet, ungeahnt gekommen; er hatte den ganzen Krieg in Schleswig glücklich mit durchgemacht, und froh, geſund war er wieder da. Was mußte es jetzt zu fragen, zu erzählen und gegenſeitig mitzutheilen geben! Und wenn ihr raſch klopfendes Herz auch manchmal noch raſcher ſchlagen wollte bei dem Gedanken: was wohl Joſepha, die Nachbarn, die Leute zu dieſem Beſuche, zu dieſem Ausgange ſagen würden, ſo beruhigte ſie ſich ſelbſt und beſchönigte ihr Thun mit der Meinung: Er iſt ja mein Jugendfreund; er kehrt aus dem Kriege zurück — und da iſt ihm ſein ſtürmiſches, raſches Eindringen wohl zu verzeihen. So dachte ſie, oder wollte es denken; ganz ausdenken ließ es ſich freilich nicht, unwillkürlich fühlte ſie, daß der Gedanke doch etwas von Unwahrheit enthielt, denn ſie mochte wollen oder nicht, ſie mußte es ſich doch geſtehen, wenn auch nur leiſe, ganz leiſe: daß ſie es gern, ganz gern gethan habe. Und warum denn nicht! Sie hatte ja der Freuden ſo wenige, Monden vergingen oft, ohne daß eine Menſchenſeele ſich um ſie bekümmerte; warum alſo hätte ſie ſich dieſe heitere, glückliche Stunde verſagen oder durch drückende Gedanken trüben ſollen! —

Sie traten zur Ausſtellung ein. O, es waren ſchöne, prächtige Sachen dort vorhanden! — die ganze Kunſt des weiblichen Geſchlechts ſchien dort dargelegt. Sie beſah und beſchaute Alles, bedauerte nur, nicht mehr als zwei Augen zu haben, um jedes Stück noch mehr und noch beſſer beſehen zu können. Als ſie jedoch bemerkte, daß ihr Begleiter mehr ihret- als ſeinetwegen noch einen Blick den Gegenſtänden gönnte, da hatte ſie auch ſogleich ein Genüge an Allem. Ihre Gedanken und Wünſche den ſeinigen unterordnend, drängte ſie ſelbſt zum Abgehen, während ſie unter anderen Verhältniſſen gewiß noch gern geblieben wäre.

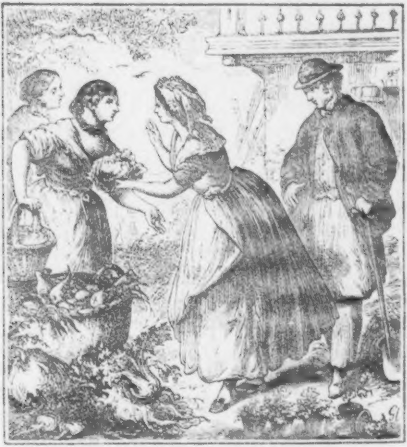
Joſepha ſtrebte mit aller Kraft, mit aller Ausdauer danach, ſich eine anderweitige beſſere Lebensſtellung zu erwerben. Sie beſuchte regelmäßig die Vorleſungen, die Vereine, ſah und hörte es dagegen nicht, oder wollte es nicht hören noch bemerken, daß der junge Gärtner, jetzt vom Militair entlaſſen, öfter und öfter kam, daß Agathe unruhig wurde und mehr als ſonſt aus dem Fenſter ſah, wenn er über die gewohnte Zeit ſeines Kommens ausblieb. Nicht zu ſehen ſchien Joſepha die Roſen, die duftenden Veilchen, die er faſt täglich brachte aus ſeinem Garten, den er in einer der Vorſtädte pachtweiſe übernommen hatte. Ihr Mund war noch feſter als ſonſt geſchloſſen, und ließ es ſich ermöglichen, war ſie nicht daheim, wenn der Gärtner kam. Was ſollte ſie anweſend ſeyn! Sie wußte es ja, weßhalb er kam. Und als die Zeit genaht, als das Geſtändniß der Liebe gegenſeitig über die Lippen geflogen war, Agathe und Heinrich ein Paar zu werden beſchloſſen hatten, da wohnte Joſepha ſeit Wochen ſchon nicht mehr mit ihrer Freundin zuſammen, da war ſie bereits als erſte Directorin in ein Leinenwaaren-Geſchäft eingetreten, und ſuchte das Geſchäft im Aufſchwunge zu halten.

Mit vollſter Willenskraft arbeitete ſie ſich ein, ſuchte ihr Wiſſen auf jede Weiſe zu fördern. Buchführung und Waarenkunde blieben ihr nicht fern, und es ſchien zuweilen, wenn ſie ſo unausgeſetzt emſig arbeitete, als wolle ſie dadurch manchen Wunſch des Herzens zur Ruhe bringen. Zu Agathen kam ſie ſeltener und ſeltener, bis ſie zuletzt gänzlich fortblieb.

„Was ſoll ich dort?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt; „die Intereſſen der Kleinen ſind nicht mehr die meinigen: ihr Geſichtskreis iſt ein beſchränkter. Sie ſpricht von ihrer zukünftigen Wirthſchaft, und die wird doch dürftig genug ausfallen. — Und ihr Zukünftiger! Pah! es iſt ein einfacher Gärtner. Es mag ein ganz guter Menſch ſeyn, mir aber, mir würde ein Mann der Art nicht genügen!“

Unwillkürlich wurden bei letzterem Gedanken ihre Züge ernſter und düſterer; raſcher, erregter arbeitete ſie. — Aber wenn ſie nun wie unbewußt, wie unbeachtet, die Feder ſinken ließ, einen Augenblick wie träumend vor ſich hinſchaute, dann ſprang ſie auf, maß mit haſtigen Schritten das Zimmer, und ſagte, ſich mit der Hand die ſchöne weiße Stirn drückend: „Was will ich nur! Und was geht mich die ganze Geſchichte an? Es wäre lächerlich, wollte ich denken, daß dieſer Gärtner, dieſer Lehrerſohn mir ein wirklich tieferes Intereſſe hätte mit der Zeit abgewinnen können — oder ſchon abgewonnen hat! Ha! ha! ich und meine Hände ſollten in der ſchmutzigen, feuchten Erde wühlen; oder ich ſollte mit aufgeſchürztem Rocke beim Grünkram auf dem Markte ſitzen? Ha! der Gedanke iſt köſtlich!“ Sie lachte; aber das Lachen war ein gezwungenes. Kühner, feſter ſchritt ſie im Zimmer umher, die Ruhe und innere Sammlung zum Arbeiten ging indeß dennoch verloren; ſie war froh, wenn das Geſchäft ſie ganz in Anſpruch nahm, und ſie gezwungen wurde ihre Gedanken einzig dorthin zu richten.

Das Herz iſt nun einmal wunderbar und wunderlich mächtig;

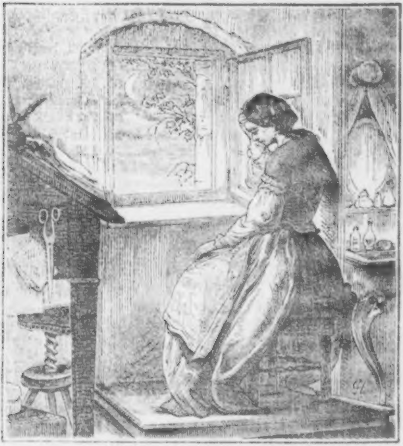


es iſt ſelbſtgebietend, will ſich oft gar nicht lenken und leiten laſſen!

Agathe ſteuerte unterdeß mit aller Kraft ihrem Ziele zu; als ſie es nach ihrem Wunſche erreicht, die Frauenhaube ſich über das Köpfchen gezogen hatte, da ſchaute die kleine ſchmucke Gärtnerfrau ſo ſeelensglücklich in die Welt hinaus, als gäbe es überall nur Roſen und Vergißmeinnicht, als wäre die ganze Erde ein einziger Blumengarten. Und gewiß! man kaufte gern von der kleinen Frau. Waren ihre Blumen, ihre Früchte auch nicht beſſer, als die der übrigen Verkäuferinnen: ſie wußte doch Alles ſo fein, ſo lieblich zu ordnen, daß man meinte, beſſer als anderswo zu kaufen. Oder wie, waren es vielleicht die freundlichen, kindlich-zutraulichen Blicke und Worte, womit die hübſche junge Gärtnerfrau ihre Waare anpries, oder den Verkauf begleitete, was die Käufer anzog? War doch die Frau in ihrem einfachen Kleidchen ſo allerliebſt, war ihr Haar doch ſo glatt, ſo glänzend geſtrichen, und der Kragen am Halſe ſo blendend weiß, wie friſch gefallener Schnee: warum alſo ſollte auch ihre Waare nicht gut und preiswürdig ſeyn! Ein freundlicher Blick, ein hübſches Geſicht iſt und bleibt immer eine angenehme Zugabe bei jedem Geſchäft.

Der Gärtner Heinrich hatte keine ſtarke, vollauf kraftvolle Frau erheirathet, keine, die im Garten von früh bis ſpät zu arbeiten vermochte: der Art konnte ſie nicht viel leiſten; aber er hatte dagegen eine kleine, freundliche Frau bekommen, die kein größeres Glück kannte, als ihrem Manne ſtets ein frohes, heiteres Geſicht zeigen zu können, die ihre kleine Wirthſchaft ſauber hielt, wie ein Schmuckkäſtchen, ohne ſelbſt alle Augenblick ein neues Kleid nöthig zu haben. Sie brauchte in ihrem einfachen, meiſt ſelbſt angefertigten Kleide vor keiner Dame zurück zu treten, und dabei war ſie eine Tauſendkünſtlerin, wenn es galt, ſich mit Wenigem zu behelfen, oder aus einem alten Kleide ein neues zu machen.

Der Gärtner Heinrich hatte niemals nöthig, zu bereuen, die kleine Agathe zur Frau genommen zu haben, und als er eines Tages Joſepha ſo ſtolz, ſo hochaufgerichtet, in prächtigem Kleide dahin gehen ſah, da fand er es ſo natürlich, daß ſie ihn kaum noch zu kennen ſchien, ſie niemals kam, ihre Jugendfreundin zu beſuchen: daß ſie ſo kalt, ſo ruhig durch die Straßen ging. Sie hatte jetzt, wie er wußte, eine feſtere, ſichrere Stellung, vertrat die Stelle eines Buchhalters in einem ſehr umfänglichen Geſchäft. Aber wenn ſie auch von dem übrigen Perſonal des Hauſes mit Achtung behandelt wurde, ein feſteres, innigeres Zuſammengehn



ſand nicht ſtatt. Die dort einwirkenden männlichen Mitglieder ſahen in ihr doch einen Eindringling, nicht ganz zu ihnen gehörend; wenn ſie auch mit ihr zugleich in öffentlichem Gaſthauſe das Mittageſſen einnahmen und ein Wort freundlich mit ihr wechſelten — des Abends gingen ihre Wege auseinander, und Joſepha genoß ihren Thee einſam, für ſich allein in ihrem Zimmer, meiſt müd' und matt, abgeſpannt von des Tages Laſt und Hitze. Das Geſchäft nahm ihre ganze Kraft in Anſpruch, während ſie zugleich in ihren eigenen vier Wänden kaum mehr als ein Fremdling war. Ihrem Leben fehlte die ſüße Gewohnheit des Daſeyns; ihr fehlte ein Gefühl, das aus dem Herzen Roſen und Vergißmeinnicht auf den Weg ſtreut. — Wie ſchön, wie freundlich dagegen war es im Gärtnerhauſe. Dort war das Glück daheim, hatte dort ſeine Wohnſtätte. Und als nun gar die Hoffnung, der Wunſch zur Gewißheit wurde, daß drinnen am Bett der Hausfrau bald eine Wiege ſtehen würde, da ſchienen die Roſen im Garten noch einmal ſo ſchön zu prangen und die Veilchen doppelt zu duften. — O, warum konnte es nicht immer ſo bleiben, warum mußte auch dieſes Glück getrübt werden!

Die Zeitwirren verdüſterten die Verhältniſſe und Zuſtände mehr und mehr; mit allem Schlimmen miſchte ſich Leidenſchaft der Ruhm- und Machtſucht ein. Als dann die Trommel des Krieges ſich rührte, da bangte und zagte auch die junge Frau: Thränen fielen heimlich und ſtill auf das Angeſicht ihres neugebornen Kindes. Mit Wahrhaftigkeit heißt es im alten Liede:

„Bei'm erſten Trommelwirbel,
Da hing ſich an meine Bruſt
Mein junges Weib und ſchluchzte:
„Wenn Du nur fort nicht mußt!"
Als ſie zum Zweiten dröhnte,
Da kam ihre ſchwere Stund' —
Sie hatte den Sohn mir geboren:
Ich küßt' ihn und ſie auf den Mund."

Und als es kam zum Dritten — —. Doch was ſollen wir weiter ſagen und ſprechen: ſolche Tage, ſolche Stunden ſind uns ja Allen im Gedächtniß!

Auch der junge Gärtner mußte ſeiner Fahne folgen; er küßte Weib und Kind und zog in den Kampf.

Aber wir ſchreiben keine Kriegsgeſchichte, wir wollen nicht noch einmal jene Tage des blutigen Bruderkampfes heraufbeſchwören; wir wenden uns nur zu einem Bilde aus jener Zeit, das fern von allem Greuel etwas Liebliches, Anmuthendes hat. — Nicht auf ein Schlachtfeld treten wir, nicht in ein Lazareth, wo die Todesſeufzer der Sterbenden hallen: wir nahen uns einem Lehrzimmer, wo mehr als achtzig Kinder eifrig beſchäftigt ſind, Charpie zu zupfen.

Der Lehrer hat ſeine Schüler und Schülerinnen gefragt: „Wer hat Zeit? Wer mag nach der Schulſtunde für unſere armen Verwundeten Charpie zupfen?“ — kein Kind hat ſich ausgeſchloſſen: ſie ſind Alle geblieben, auch jene, die ſehr entfernt wohnen, die einen ſtundenweiten Weg durch den Wald bis zum Vaterhauſe haben.

Und nun ſitzt die kleine Schaar, Knaben und Mädchen: Jedes von ihnen ſein Leinwandläppchen mit der linken Hand auf dem Tiſche feſthaltend, während die Rechte Fäden auf Fäden heraus zu zupfen bemüht iſt. Es zeigt ſich ein Eifer, der wahrhaft rührend iſt. — Die Frau des Lehrers hat die Leinwand zurecht geſchnitten, ſie unterrichtet die Kinder, wenn ja eines von ihnen ſich unbeholfen anſtellt; der Mann aber, der Lehrer, läßt ſein Auge auf der kleinen Schaar ruhen, hie und da durch einen Blick zur Arbeit ermunternd, oder ein frohes glückliches Lächeln eines Kindes durch ein leichtes Neigen des Kopfes erwiedernd.

Aber obſchon er wie ſeine Gattin mit ganzer Seele bei den Kindern zu ſeyn ſcheint, die Blicke fliegen dennoch von Zeit zu Zeit zum Fenſter hinaus, dem Süden zu. Ihr Sohn, ihr Einziger, der Heinrich, der Gärtner ſteht ja auch im Felde: ſie vermuthen ihn im Kampf, — ſie meinen ihn in der Schlacht. — Er hatte bisher gekämpft, muthig gekämpft! Wird Gott ihn auch heut und ferner, wenn es zum Kampfe kommt, gnädig, wie bisher, beſchirmen, beſchützen und bewahren? Oder wie, liegt er bereits als Todter bei unzähligen Todten? Fliegende Gerüchte von einer großen, blutigen, entſcheidenden Schlacht ſind durch die Stadt gezogen: ein Sieg ſoll erkämpft, errungen ſeyn! Fahnen flattern von den Häuſern, Kränze werden bereits gewunden! Iſt ihr Sohn unter den Jubelnden, oder liegt er auf weitem, düſterem Schlachtfelde, ein Gefallener, ein Ungezählter, ein Verwundeter, ein Todter?

Das ſind Fragen, die das bangende Vater- und Mutterherz beſtürmen!

Die Kinder arbeiten ſo froh, ſo glücklich; ſie freuen ſich, ein Stück nach dem andern zerzupft zu haben, wiſſen und ahnen nichts von dem Ernſt des Lebens, von der Größe ſolch einer blutigen Stunde, in der die Geſchicke der Völker gewogen werden.

Noch war es ſtill im Zimmer, emſig arbeiten die Kinder; doch jetzt hebt ein kecker Burſch den Kopf empor, er blickt den Lehrer glänzenden Auges an, als wolle er fragen: Darf ich? während er zugleich auch ſchon die Bejahung ſeiner Frage in dem freundlichen Geſicht des Lehrers zu finden meint — und hebt laut und fröhlich zu ſingen an: „Jung Siegfried war ein ſtarker Held“.

Das Lied, es ſchlug wie ein Blitz in die jungen Gemüther ein. Erſt ſchauten Alle auf, wie erſchrocken ob dieſer Kühnheit; da ſie jedoch ſahen, das Auge des Lehrers zürne nicht, ſtimmten Alle fröhlich, munter ein, bis bald darauf die ganze Klaſſe ſang, als gäbe es keinen Krieg, als würde nicht Charpie in dieſem Augenblicke für verwundete, todtkranke Krieger gezupft.

Es tönte nun Lied auf Lied. Die Mädchen begannen ihr Lieblingsgedicht zu ſingen, das merkwürdiger Weiſe lautet: „Morgenroth! leuchteſt mir zum frühen Tod!“ — dem die Knaben ihr: „Ich hatt' einen Kameraden!“ munter folgen ließen. Es war das Ganze ein überaus heiteres, hübſches Bild, ein Sonnenſchein in dem düſteren Gemälde des Krieges.

Nun aber war es doch endlich dunkel geworden; ein Kindermund nach dem andern verſtummte, ein Händchen nach dem andern erlahmte: der Lehrer mahnte zum Aufbruche. Die Kinder hatten mehr als zur Genüge gethan, waren überaus fleißig geweſen; jetzt ſagte Eins nach dem Andern: „Gute Nacht!“ und eilte fröhlich, zufrieden ſeinem elterlichen Hauſe zu.

Der Lehrer blieb zurück; er blickte zu dem Abendhimmel hinaus, ſeine Hände hatten ſich gefaltet: er betete abermals für den fernen Sohn, und ſchon erhört war ſein Gebet. Wenige Tage darauf kam die Nachricht, daß er zwar leicht verwundet — aber im Uebrigen geſund und wohlauf ſey.

Wie dankte der alte Mann Gott für dieſe Nachricht! Mit ihm zugleich that es noch eine Andere, nicht ſein Weib mit ihm allein, auch die junge Frau, die Agathe, auf deren Schultern nicht allein die Sorge, die Angſt um den fernen Mann gelegen hatte, ſondern auch die Laſt des ganzen Geſchäfts, die Wirthſchaft, der Garten — und die Sorge um das Kind.

Wer hätte wohl früher geglaubt und gemeint, wenn er die kleine Frau ſah, daß dieſe zierlichen Schultern die große, ſchwere Laſt, die gegenwärtig auf ihr ruhten, zu tragen vermöchten? Aber ſie trugen Alles — und haben es getragen. Der Wille eines Weibes iſt unendlich ſtark; eine Frau vermag bedeutend mehr zu vollbringen, als man glaubt und es für gewöhnlich den Anſchein hat, beſonders wo es das Wohl des Gatten und des Kindes betrifft.

Der Mann war verwundet, aber nur leicht; er lebte ja — und Gott wird ferner ſorgen. Wer wollte verzagen und verzweifeln! So dachte ſie, und neuer Muth erfüllte ihre Seele.

So gingen noch Tage, Wochen dahin; friſches Hoffen erweckte ſich: der Friede war geſichert, Handel und Gewerbe erwarteten neue Blüthe. Die Wunden, die der Krieg geſchlagen, verharſchten wieder; jedes Herz blickte froher in die Zukunft in der Ausſicht auf ein Beſſerwerden. —

Joſepha durchſchritt die Straßen der Stadt; ſie konnte das Geſchäft für heute verlaſſen: ein freier Nachmittag ſtand ihr zu Gebot. Sie hatte ihr Mittagsmahl in beſcheidenem Gaſthauſe eingenommen, und eilte nun dem Thore zu, um ſich für ein Stündchen in friſcher, freier Luſt zu ergehen. Auch ſie hatte trübe, ernſte Tage gehabt; das Geſchäft ging bei dieſen Kriegszeiten ſchlecht, es war nahe daran geweſen, daß auch ſie ihre Stellung gänzlich verlor, und nur dem Umſtand, daß ſie ſich einen Abzug von ihrem Gehalte gefallen ließ, war es zuzuſchreiben, daß ſie in ihrer Stellung verblieb. Jetzt blühte auch in ihr die Hoffnung auf: ſie dachte und glaubte an beſſere Zeiten. Sie war brauchbar, tüchtig im Geſchäft; man beachtete und ſchätzte ſie in jenem Verein, der ſich zum Wohl der Frauen eingezogener Landwehrmänner gebildet hatte, und dem ſie beigetreten war. Man nahm ihre Hülfe, ihre Arbeitskraft in Anſpruch, lauſchte ihren Worten, wenn ſie ſprach; — aber die Innigkeit, die ein engeres, gemeinſames Zuſammenleben ermöglicht und zu Stande bringt, kannte und genoß ſie nicht. Sie fand keinen wahrhaften Freund, keine herzinnige, theilnehmende Freundin: einſam ſchritt ſie durch das Leben. — Ob auch ihre Schönheit dieſes oder jenes Männerherz für einen Augenblick gefeſſelt hielt: ein Band für das Leben wurde dennoch nimmer daraus: ſie hatte etwas Kaltes, Berechnendes, Abſtoßendes in ihrem Weſen — was Alles ein innigeres Verhältniß für die Dauer nicht aufkommen ließ. Es war als ſeyen im Geheimen die Blüthen ihres Herzens geknickt worden, als habe eine getäuſchte Neigung, eine verfehlte Liebe einen Winterfroſt über die Roſen ihrer Seele gelegt: ihr mangelte das Zarte, Weiche, Hingebende, was ein weibliches Herz für eine Männerbruſt ſo anziehend macht. — Vermögen, das in andern Fällen über eine innigere Neigung fortſehen macht, war nicht vorhanden, es fehlte auch dieſer Hebel, der zur Ehe hätte führen können. Wirthlich war ſie nicht, eine Wirthſchaft zu führen traute ihr Niemand zu, da ſie ſich ſtets von Wirthſchaftsangelegenheiten fern hielt. So kam es und war es natürlich, daß ſie ſich mehr und mehr einſamer fühlte, daß ſie näheren Umgang mied, ihr Herz ſanfteren Gefühlen ſich verſchloß. Der Verſtand gewann bei allen ihren Handlungen und Gedanken die Oberherrſchaft; keine Ahnung hatte ſie von der Wahrheit der Dichterworte:

„Die Lieb' iſt eben Liebe,
Weil ſie ſo innig liebt;
Die Lieb' in ihrer Liebe
Iſt glücklich, wo ſie giebt.“

In ſich ſinnend ſchritt ſie zum Thor hinaus. Die Sonne ſchien ſo warm, die Vögel auf den Zweigen ſangen und hüpften ſo luſtig umher: es athmete Alles Glück und Freude. — Sie achtete nicht des Weges, wohin er ſie führe, in Gedanken verloren ſchritt ſie dahin. Jetzt ſah ſie plötzlich, nicht weit von ſich entfernt, ein Kind im Graſe liegen: ein größeres ſtand dabei, wie als Wärterin und Magd. Das Kind übte ſeine erſten, jugendlichen Kräfte: es ſteckte die Däumchen in den Mund, hob zappelnd die kleinen, dicken Beinchen auf, ſo daß nicht viel gefehlt hätte, es wäre rücklings übergepurzelt; es verſuchte alle jene Künſte, die ſolche junge Kinder zu üben pflegen, und ſie ſo anziehend machen, während ſie zugleich hell, freudig auflachen. —

Ein Soldat kam des Weges daher geſchritten: er ging langſam, ſchwer; ſein Geſicht war bleich, den linken Arm trug er in der Binde. Je näher und näher er aber dem Orte kam, der Gartenthür, wo das Kind im Graſe lag, wurde ſein Auge größer und größer: es war als ob er Alles mit den Augen verſchlingen und mit einem Mal umfaſſen wollte. Er beſiegte, man ſah es, gewaltſam die ihm noch anhaftende Schwäche; mit ſichtbarer Haſt ſtrebte er dem Garten zu. Seine Blicke ſchienen den Zaun zu durchbohren: man meinte, er wolle den Garten, mit dem darinnen ſtehenden Häuschen mit ſeinem Auge verſchlingen. — Jetzt aber, jetzt gewahrte er das Kind im Graſe, das er bisher nicht bemerkt, zumal er nur immer nach dem Garten und dem Hauſe geſehen hatte; er ſtutzte, ſchien ſeine Gedanken erſt ſelber ordnen zu müſſen, dann aber hielt es ihn nicht länger. Mit einem Satze war er bei dem Kinde, eine Frage an das Mädchen genügte, er kauerte nieder. Der große Mann lag auf dem Graſe, umſchlang das Kind, küßte es — und weinte vor Freude, Rührung, Glück und Seligkeit. Er hielt das Kind, ſein Kind im Arm. Welch eine Freude!

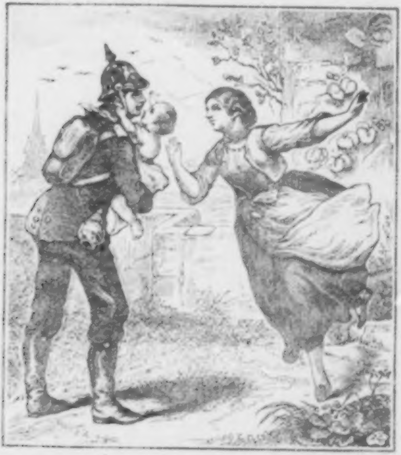
Das größere Mädchen war in den Garten gelaufen; es hatte

Ich ſang entzückt vom Götterglücke,
Da ſprach ſie ſanft, mit holdem Blicke:
„Du biſt ein Narr und — weiter nichts!‘

Ich löſte mich in Seufzern auf,
Ich ließ den Thränen freyen Lauf,
Sprach blümlich ſtets von meinen Qualen
Und ließ mich für ihr Stammbuch malen,
Ich nahte mich nur mit Geſchenken,
Und was geſchah? Iſt's wohl zu denken?
Mein Geld ward all und — weiter nichts!

Jetzt hört' ich erſt die luſt'ge Mähr:
Daß ſie bereits verſprochen wär'!
Und daß ich's recht beſtätigt fände,
Fiel ich dem Bräutgam in die Hände;
Der Kerl, ein kräft'ges Ungeheuer,
Vergällte noch mein Abentheuer,
Denn Prügel kriegt ich — weiter nichts!

Nun ſollt' ich armer Unglückswurm
Noch Schulden wegen in den Thurm,
Da fand ein Weib ſich, reich an Jahren,



nach der Frau, nach der Mutter gerufen; genügt hatte der Ruf: „Er iſt da!“ Mehr fliegend als gehend eilte die Frau, die Agathe, herbei — denn ſie war es ja, die in dem Häuschen, in dem Garten waltete, deren Kind im Graſe geſpielt hatte. Von weitem ſchon breitete ſie ihre Arme aus, rief, ſchrie, jubelte: „Heinrich! mein lieber, lieber Heinrich!“ und ſank, laut ſchluchzend, laut jubelnd an die Bruſt des unerwartet Heimgekehrten. Er konnte ſie nicht umfaſſen, er konnte ſie nicht umfangen, denn auf ſeinem rechten geſunden Arm trug er ſein Kind, ſeinen Buben, der ihn heut zum erſten Mal im Leben anlächelte — und der ſeine Händchen nach ihm ausſtreckte. O, ſolch ein Wiederſehn iſt Lohn für alle Trennung!

Joſepha ſah, hörte und vernahm Alles; ſie jedoch wurde von Niemand geſehen und beachtet. Unwillkürlich hatte ihr Fuß gezögert, als ſie, dem Orte des Ereigniſſes nahe gekommen, den Heimkehrenden erkannte, der ſeiner Wunde wegen in die Heimath, zu Weib und Kind ſo früh war entlaſſen worden.

Sie ſah die Freude, das Glück, und ein tiefer, tiefer Schmerz, dem ſelbſt ein Anflug von Bitterkeit nicht fehlte, überſtürzte ihr Herz. Wehmuth, gemiſcht mit leiſem Neid drängte ſich in ihre Bruſt. Noch nie im Leben hatte ſie ſich ſo einſam, ſo verlaſſen gefühlt, als in dieſem Augenblick. Unbemerkt floß eine Thräne aus ihrem Auge — und tief, tief innerlich bewegt flog es über ihre Lippe, während der Fuß langſam, langſam weiter ſchlich: „Was helfen mir alle Vereine, was hilft mir alles weltliche Glück, die beſte Stellung im Leben — des Weibes Heimath iſt doch das Haus, der eigene Heerd — Gatte und Kind! — Wie glücklich iſt Agathe und ich — ich —!“

Sie vollendete den Schmerzesaushauch nicht: ein Uebermaaß von Weh preßte ihn zurück; langſam, langſam ging ſie heim: ihr Leben ſchien ihr verfehlt — ihr Glück für immer dahin.

Erziehung.

Ihr lieben Väter und Mütter! — mancherlei Umſicht, Verwickelung und Bedrängniß während langer Lebenszeit iſt mir anregend geweſen, einmal über Erziehung der Knaben zu ſprechen; indem ich es jetzt mit gutem Willen zu thun beabſichtige, geſchieht es beſonders in Bezug des Einfluſſes der erſten Eindrücke. Vorzüglich habe ich alſo die Mutter zu beachten, und dieſe bitte ich

freundlichſt um etwas von ihrer Geduld, an der ſie als Erzieherinnen nicht Mangel haben, jedenfalls auch durch die Kinder darin geübt werden können bis zu der Ueberzeugung:

Wenn Eigenſinn für Vernunft ſchließet alle Pforten,
Die Schlüſſel tücht'ger Geduld öffnen aller Orten.

Die Erziehung ſoll Menſchen bilden aus ihrem Grundweſen, eingehaucht durch Gottes Geiſt; ein Nachahmen deſſen, was nur Irrſcheinsdunſt des Dünkels und vernebelten Begriffs iſt, muß da fern bleiben. Jenes Grundweſen bedingt, daß wir nicht ſtörend, oder gewaltſam eingreifen in des ſchöpferiſch ſeelenhaften und herzigen Mitempfängniſſes allmälige Entwickelung, bei der in allem Mannigfaltigen ſtets vorweg anzuerkennen iſt: „Die lichteſte Spur giebt allzeit Natur“.

Der Körper iſt hauptbezüglich von der Geburt an zu erſtarken durch unbehindert freie Bewegung: von der Kraft und Dehnbarkeit des geſunden Leibes, dieſes Gehäuſes all' unſrer Werkthätigkeit, ſind Rüſtigkeit, Verſtandes- und Gemüthsmacht abhängig. Ein ſchwächliches, verzärteltes Menſchenkind wird nur höchſt ſelten mit klarer Geiſtesfülle begabt ſeyn; der durch Vernachläſſigung oder verzärtelnde Angſtſorge unreif gebliebene Körper erzeugt ſich immer zagende und nagende Unſelbſtſtändigkeit; doch „friſches Blut hält friſch den Muth, der nicht verſinkt in Schickſalsfluth“.

Kühne, im Ueberdrange mitunter aus noch zu jugendlicher Einſicht etwas zu kecke Knaben, wenn ſie nach ihrer vorgefaßten Meinung im Recht und in der Wahrheit ſind, ſoll man zwar über dergleichen verwegenen Irrthum den̄ Kopf erhellen, nicht aber mit beigemiſchter Strafſtrenge; denn „was ſich ſoll klären, das muß erſt gähren". Jenes Irrthümliche, nur im Glauben oder Einſichtsengen der Knaben Haltbare bekundet doch immer eigenthümliche Offenheit, und nur deren Vorherrſchen verheißt Männer von furchtlos tüchtiger Geſinnung. Erſchreckt nicht vor dieſem Wort in ſeiner vollen Bedeutung, ihr lieben Mütter, ſondern ſeyd davon durchdrungen: ein Mann ohne Geſinnung iſt nur ein Ding, das ſich als Handhabe gebrauchen läßt bis zu allem Nichtswürdigen. Dieſem wird doch gewiß eine echtdeutſche Frau mit ihrem Sohne und überhaupt nicht förderlich ſeyn wollen, ſondern erfreut ſeyn, wenn ſie ſich ſagen darf: ich ſtrebe danach, daß auch auf mich Goethe's Aeußerung anzuwenden iſt:

„Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an;
Denn ihnen iſt am meiſten d'ran gelegen,
Daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht. —
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts;
Und wirſt du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Ihr herzigen und ſanftleitenden Mütter habt alſo vorſichtig mitbehülflich zu werden bei dem Erforderniß, daß den Kindern, Knaben und Mädchen, im geſunden Leibe auch Sinn und Sitte geſund bleiben; iſt von irrigen Richtungen abzulenken, dann geſchehe dies ſtets in ſolcher Art, um den Kindern einleuchten zu laſſen, Verweiſe bis zu Strafen wären nicht Zeugniß von Mißwollen und Zürnen, ſondern von Liebe, die mit Liebe zu vergelten ſey, und — „in Liebe ſich verſtändigen, das wird auch Trotz noch bändigen." Sind aber die Buben einmal gegenüber allem Wohlmeinen hartnäckig widerſetzlich, ſoll man ſie zwar zähmen, ſich jedoch tröſten und beruhigen, wenn es nicht immer gütlich, nicht immer entſchieden gelingt. Junges Blut iſt wie der junge Wein voll Moſt, es ſey alſo wiederholt: „was ſich ſoll klären, das muß erſt gähren"; wo dies gehemmt und gehindert wird, da ſiedelt ſich Verjähren an, ein Altern vor dem Läutern und vor der geiſtigen Erkräftigung. Der Natur laßt ihren Gang und Drang im Entwickeln, ſeyd nicht ſo vermeſſen, die Freiheit ihrer weiſen Geſetze in Eure Kurzſichtigkeit einbannen zu wollen — „Gewalt wird die Natur verwildern, allmälig nur iſt ſie zu mildern."

In Uebereinſtimmung mit dem Vater haltet, ihr lieben Mütter, Eure Knaben ſtreng ordnungsgemäß zur Schule an, helft ihren häuslichen Fleiß überwachen, ſeyd ihnen ſtets anregendes Vorbild in Reinheit, im Edlen der Sitte, im geziemlichen Benehmen. Haltet ihr durch ſolche Zuthulichkeit Eure Söhne auf rechtem Wege hinſchreitend, bis ſie den Schulbänken entwachſen ſind, dann zagt nicht von dem Erdgewirr der Zuſtände und Verhältniſſe: laßt mit möglichſter Umſicht die Jünglinge zur nothwendigen Selbſterziehung hinaus in die Kreuz- und Querwege des Lebens, in deſſen leidenſchaftliche Strömungen und mannigfache Wind- und Sturmwirbel. Das Leben iſt des Jünglings Hochſchule, im tiefſten Grunde die durchgreifend inhaltreichſte zu ſeiner Erziehung und weiteſten Ausbildung vielſeitiger Tüchtigkeit: das Leben iſt der Schulmeiſter aller Schulmeiſter für den Jüngling, um aus ihm Das zu ſchaffen, was Mann genannt zu werden verdient nach dem kernvollen Urtheil: „Für **Recht** und That iſt der Mann geboren, ſonſt geht ſogar ſein **Nam'** ihm verloren!“

O ihr echtherzigen Mütter, wie innigſt dankbar werden Euch die zur Mannheit reifenden Söhne dann ſeyn, wenn ſie nun einſehen lernen, Alles, was ſie vordem als Strenge, als Härte empfanden, war Wohlwollen und Liebe. Ihren gepflegten ſtarrköpfigen Dünkelswahn ſtraft die Wirklichkeit oft ſehr tiefempfindlich, was auch ſchätzenswerth iſt, ſoll der Eigenſinn zum eigenen, dem Recht und der Wahrheit getreuen Sinn ſich läutern, vernunftgemäß ſelbſtſtändig ſich offenbaren, und gewiß: „Den eitlen Eigenſinn kann Wirklichkeit bald dämpfen, Selbſtſtändigkeit erwirbt ſich nur in Lebenskämpfen.“ — Nur im Weltgetriebe iſt zu erfahren und zu ermitteln, was brauchbar iſt zum Werkthätigen von eingeſchulten und angemaßten Begriffen, was davon zu bewahren, zu lichten, oder als Unnützes und Schädliches zu beſeitigen iſt. „Wer da nicht ſelber denkt und lenkt, dem werden die gradeſten Wege verrenkt.“ Die herrſchenden Willen, An- und Abſichten im verſchiedenſten Zweckgewirr der Zuſtände ſind oft ſo verſchraubt und vermäntelt dunkel, daß die Erkenntniß ſehr eindringlich ſeyn muß, um aus angewöhnten oder erklügelten Verkehrtheiten den Weg der Ehre, den des Geſammtrechts und der Thatpflicht zu ebnen, ihn ſich offen zu halten: da läßt man oft der klarſten Einſicht die wenigſte freie Ausſicht!

Ihr lieben Mütter, auch von Euch, nicht nur von den Vätern allein, erwartet das Menſchenthum Heilſames in ſeinen durch ſelbſtſüchtige Heuchlerei und beſchmeichelte Dummheit überwältigten Verhältniſſen. Das Menſchenthum erwartet von Euch Mitſorge für die Erziehung Eurer Söhne, Mitſorge für ſolche Erziehung, die befähigt, natürliche Anſprüche aller Erdgebornen bei dem

Ordnen unſerer Staatsbindungen als grundſätzlich vorwaltend zu ſchützen und zu erkräftigen. Maaßgebend iſt hiezu, daß ein Volk nicht in mannigfacher Trennung, ſondern auch bei allerlei Ungleichem in genäherter Einigung ſey zu dem urſchöpferiſchen Ausſpruch: „Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn.“ Dies iſt eine, ſogar im Scheiden vom Irdiſchen unverlierbare Geburtsmitgabe, von deren Einwirkung wir immer nur flüchtige Beweiſe haben: „für Menſchenthum aus Gottes Vaterhand hat unſre Erde noch kein Vaterland!“ — Echtes Leben für das Gute und Ewigwahre wird auch der beſten Mannheit zur ſchwierigen Aufgabe, und der Chriſtlichkeit neunzehntes Jahrhundert, ob oft geprieſen, hat dieſe Aufgabe nicht erleichtert, ſondern erſchwert. Begehrlichkeiten und Anmaßungen wurden überall ſchrankenloſer, während den Bahnen des Menſchenthums zu den alten Sperrketten immer neue bereit, die Strömungen für Freiheit der Gedanken und Reinheit des Empfindens nirgends ohne Abgrabung zum Vortheil des Verfaulens ſind: „ſo wird dann das Gewiſſen ſtumpf und Habgiersdrang kommt zum Triumph.“ —

Unzweifelhaft fehlt es nicht an Beweiſen zum Beglaubigen der Erkenntniß: das Leben und Streben, wie es aus der Gottesquelle in Geiſt und Gemüth urſprünglich iſt, vermöge der Verwandtſchaft mit dem Göttlichen ſich innigſt zu ihm erheben ſoll, wurde beſonders durch Zeitgetriebe, die ſich wortüberſchwenglich mit der Bildung brüſten, mehr bedrückt als befreit; dieſe Einſicht muß alſo eben jetzt mit geſunder Beſinnung verwebt ſeyn. Wo nicht mehr mit dem Rechtsbegriff zu entſcheiden iſt, wo pflichttreues Denken und Fühlen ſich gegenüber ſieht der rohen, in Unvernunft ihres Stolzes durch Gewalt unterſtützten Machthaberei, da ſind die Kräfte des einzelnen Mannes zu gering. Nutzlos, demnach auch thörig wäre dann der Entſchluß, für einſtweilig Unerreichbares die Gefahr der Selbſtopferung herauszufordern. In ſolchem Zuſtändlichen, bei dem nur zwiſchen Verzichtung oder Vernichtung gewählt werden müßte, iſt das Wohl innerhalb der Familie höher zu achten als draußen der Beginn von Wagniſſen für ein uranſprüchlich Menſchenthum, daß noch nirgends Anſiedlung hat nach dem Zweck des göttlichen Erſchaffers und Allvaters. Seiner unwiderſtehlichen Hülfe iſt ja zu vertrauen! — ſie wird gewiß hereindringen dort, wo eines hirnſtumpfen Gewalthabers Wahnſinn dem Geſammtrecht und der Wahrheit Trotz bietet. — Das Beſſere und Beſte ſoll freilich ſtets von jedem Erdbewohner gefördert werden; er darf aber ſeine Kräfte nicht überſchätzen, muß ſich der Grenzen des Zeitmöglichen bewußt bleiben: nur Schritt vor Schritt geht die Natur, ſie iſt auch als Vorbild zu betrachten im Allmäligen zum Aufſchwunge des Edlen. Sprünge machen ſelbſt bei dem Heilſamen müd' und matt, „dann dringt nichts ſiegend vor als frecher Uebermuth, der ſich im Hinterhalt hat lauernd ausgeruht.“ —

Auch ſolche Väter und Mütter, die das Menſchenthum im Recht ſeiner Freiheit und ſittlich begründeten Anſprüche umfangsweit begrifflich auffaſſen, haben im Maaß des für jetzt Erreichbaren lehrſam zu ſeyn, weil eben im Unmaaß nur Gewaltſamkeit ärgerer Gattung zum Herrſchen kommt. Durch eigenes Maaßhalten überhaupt lehrt es den Kindern, und dann werdet ihr es beſtätigt finden: „Stets gut Voran bewahrt im Haus, gut Folgen bleibt dann ſelten aus!“ —

Nun aber noch eine kurze Nachbemerkung! — Obwohl ich hier über Erziehung ſchriftlich wurde, ſoll es dennoch geſchehen ſeyn ohne Einengen des Raths: erzieht vorwaltend im Verſtändigen mit dem Herzen, nicht ſchulſteif nach Bücherweisheit. Ihr ſollt Menſchen in Verbindung mit Menſchen, ſollt ſie für das Leben bilden; was Ihr thun mögt, immer iſt dem Jüngling Selbſterziehung für das Leben unerläßlich, und die ſorgſamſte elterliche Vorhülfe wird nur dazu vorbereitend rüſten, daß nicht dauernd wahr bleibt die leidvoll erſchütternde Hinweiſung: „Schaut Euch den Erdenraum erforſchend an: bei hundert Männern kaum ein einz'ger Mann!“ **Gh.**

Weihnachts-Mährchen.

Draußen fiel der Schnee in großen Flocken, die langſam aus der kalten ſtillen Luft herniederſchwebten und die Straßen bedeckten, auf denen das Getümmel ſich mehr und mehr gemindert hatte, als der Chriſtabend anrückte. — Drinnen ſaßen die Kinder in der dunkeln Kammer und blickten erwartungsvoll nach der Thür, die ſich öffnen ſollte zum Anblick aller Herrlichkeiten des Weihnachtsbaums. Hoffnung, ſehnend aufregende Ahnung nahender Freude iſt ja immer ſchöner als der Genuß ſelbſt! Nur leiſe flüſterten die Kleinen, als fürchteten ſie ſich vor der Wirklichkeit ihrer Wünſche. — „Jetzt kommt das Chriſtkind!“ ſagte ein kleiner Knabe und neigte den blondgelockten Kopf lauſchend vorwärts; „ich höre das Klingen und Schwirren. Ach, wenn es mir doch ein Schaukelpferd brächte!“ — „Das Chriſtkind kommt nicht ſelbſt“ — entgegnete mit altkluger Miene ein etwas älteres Mädchen, das ſich einbildete, in der dunkeln Kammer die Aufſicht über die Andern zu führen — „Vater und Mutter beſcheeren. Haſt Du nicht gemerkt, was für Packe und Körbe die Woche über in's Haus gebracht wurden? Ich bemerke ſo etwas immer!“ — „Ja, Du guckſt überall hin.“ — „Weil ich viel klüger bin, als Ihr!“ — „Mama ſagt, das ſey nicht klug, das ſey neugierig.“ — Das kleine Mädchen ſah den Bruder ſtreng an, aber die Dunkelheit war ſo groß, daß der Blick ſeine Wirkung verfehlte. — „Horch, nun klingelt's!“ — „Nein, noch nicht! Es klirrte drinnen am Weihnachtstiſch!“ — „Sieh', ſieh', wie hell es durch die Spalten der Thür ſchimmert!“

Während dieſe Kinder ſo in Hoffnung und Freude, in Erwartung und Sehnſucht flüſterten, ſaß ſtill und allein in der entfernteſten Ecke des Zimmers ein etwas größerer Knabe. Ihm ſchlug das Herz nicht hoch vor Freude, ihm ſchlug es ſchwer aus der Fülle von Schmerz; ſein Auge ſuchte nicht die ſchimmernde Spalte in der Thür, es füllte ſich mit Thränen. Arm und verlaſſen iſt das Kind, das am Chriſtabend weinen muß! Ach, er hatte ja keinen Theil an der Freude! — die Mutter der fröhlichen Kinder, die den Weihnachtsbaum bereitete, war nicht die ſeinige; das Herz, das ſo warm für das einzige Kind geſchlagen, ruhte ſchon längſt tief im Grunde, und von da an, wo es aufhörte zu ſchlagen, ward es dem Kinde ſchauernd unheimlich in ſeiner Heimath. — „An verwaiſter Stätte ſchalten wird die Fremde, liebeleer!“ — Die Stiefmutter ging kalt an ihm vorüber, ihre eigenen Kinder erfüllten ihr ganzes Seyn. Den Vater, in Berufsgeſchäften feſtgehalten, ſah er kaum; — dies Alles ging durch des Knaben Seele, und Thräne auf Thräne fiel aus ſeinen Augen, bis ſeine Vorſtellungen undeutlicher wurden, ſein Haupt ſich neigte und er ſanft einſchlief.

Da war es ihm, als befinde er ſich noch immer in der dunkeln Kammer, aber allein; die Andern waren hinausgeeilt, den Freuden des Weihnachtsbaumes entgegen. Eine ſeltſam weite Lichtung bewegte ſich jedoch durch das Gemach, und wie der Knabe

genauer hinſchaute, gewahrte er eine zarte weibliche Geſtalt, die mit wunderhaft lieblichem Ausdruck zu ihm niederſah: grenzenloſe Liebe und tiefes Weh blickten aus den ſtrahlenden Augen. — „Mein Kind!“ rief es ihm zu — es klang wie Jubel und Weinen, ſo ſchmeichelnd und innig — „mein Kind!“ rief es nochmals und geöffnete Arme ſtrebten nach ihm hin. — „Mutter! liebe, liebe Mutter!“ jauchzte der Knabe und ſtürzte an ihre Bruſt; „Du biſt wiedergekommen, Gott hat mein Gebet erhört? O, laß mich nicht wieder allein, oder ich muß mich todt weinen! Sieh', es iſt Weihnacht, heiliger Abend, und ich bin hier allein in Dunkelheit und Schmerz. Aber Du biſt gekommen, nun wird Alles, Alles gut! O wie ſehr, wie unendlich habe ich mich nach Dir geſehnt!“ — Die Geſtalt zog das Kind an die Bruſt und flüſterte: „Ich war immer bei Dir, Du armes Kind! Und weil es für Dich kein Chriſtfeſt geben ſollte, kam ich, um Dir zu beſcheeren, um Dir zu bringen, was Dir fehlt, was ſchöner iſt, als jegliche Weihnachtsgabe, nicht vergeht in Noth und Tod — die Mutterliebe!“

Und da ſie das Wort ausſprach, tönte es wie von hundert Glocken, ſtrahlende Helle erfüllte das Zimmer, die Wände und die Decke weiteten ſich und in Glanz und Flimmer ſtand ein gewaltiger Weihnachtsbaum da. Wie das glänzte und glitzerte, rauſchte und tönte! Von all' der Pracht geblendet, ſtarrte der Knabe auf die Beſcheerung, während Wonneklänge, wie Engelgeſang, ihn entzückten. — „Mutterliebe!“ tönte es aus dem Baum; „Mutterliebe!“ ſo erfüllte der Wiederhall das Gemach; „Mutterliebe!“ ſangen die Unſichtbaren. — Das Herz geſchwellt von unnennbarem Glück wandte ſich der Knabe zur Mutter; — da ward es dunkler und dunkler, — die Lichter erloſchen, — die Geſtalt ward ſchattenhaft. „Ich bin immer bei Dir, mein Sohn!“ flüſterte ſie und verſchwand. Ein Schrei entrang ſich der Bruſt des Knaben — er erwachte.

Hinausgeeilt waren längſt die Anderen, der Beſcheerung ſich zu freuen. Durch die offene Thür ſtrömte der Glanz des Baumes; vor ihm aber ſtand ſein Vater und fragte mit weicher Stimme: „Was thuſt Du hier ſo allein am Chriſtabend?“ — Der Knabe ſah wie träumend zu ihm auf, antwortete dann: „Die Mutter war bei mir! Das war der ſchönſte Weihnachtsabend, den ich erlebt!“ — und erzählte nun, was er geſehen. Der Vater wandte ſich ab, die Thränen zu verbergen, die unaufhaltſam hervordrangen, dann umfaßte er ſanft ſein Kind, es hinauszuführen zur Theilnahme an der Freude. Vor ſich hin aber ſprach er aus tiefſtem Herzen: „Mutterliebe!“

R. Graf Rehbinder.

Doch auch an Gold, wie ich erfahren!
Schnell hatt' ich deshalb ſie genommen
Und war vorzüglich angekommen,
Die Alte hatt' ich — weiter nichts!

Doch bald gab Gott, zu dem ich rief,
Ihr durch den Tod den Scheidebrief;
Kaum lag ſie eine Stund' im Grabe
Verkauft' ich ihre Bettelhabe,
Und kam geſcheut zum Vaterlande.
Nur Onkelchen meint: Im Verſtande
Wär' ich Hans Dampf und — weiter nichts!

Weiblicher Reitz.

Wo zartverhüllte Anmuth ſiegt,
Sind Männer ewig euer,
Doch wenn der Reitz zur Schau uns liegt,
So fragt man leicht: wie theuer?

Johann Friedrich von Flemming.

Ein Fauſtrechts-Ritter im achtzehnten Jahrhundert.

Auf dem in der Niederlauſitz gelegenen Schloſſe Drehna hatte vom Jahre 1715 an bis zu ihrem am 25. October 1729 erfolgten Tode die verwittwete Herzogin Aemilie Agnes von Sachſen-Weiſſenfels-Dahme, geborene Gräfin von Reuß-Schleiz, ihre Hofhaltung. Dieſe Fürſtin, zwei Mal verwittwet, zuerſt von dem Grafen Balthaſar Erdmann von Promnitz zu Sorau, zum zweiten Male — ſeit dem 16. April 1715 — von dem Herzog Friedrich von Sachſen-Weiſſenfels-Dahme, brachte, indem ſie das genannte Schloß zu ihrem Wittwenſitz erwählte, unter den in der Nähe auf ſeinen Beſitzungen lebenden Adel vereintere Lebendigkeit. Ihre Umgebung beſtand aus der Geſellſchafterin Gräfin Rindsmaul, dem Oberhofmeiſter von Schulenburg, zwei Hofdamen, einem Kammerjunker von Caprevi, zwei dienſtthuenden Edelleuten von Minkwitz und von Nüßler, dem Hofprediger Schmidt, zugleich Bibliothekar, Archivar und Geheim-Sekretair, und einer Hofnärrin, genannt Kathrin-Lieſe, die den meiſten Einfluß auf die Herzogin ausgeübt haben ſoll.

Unter allen Edelleuten, denen die Ehre des Zutritts an dieſem kleinen Hofe gegönnt wurde, war vorzüglich Einer, der trotz aller, dem Charakter der Herzogin widerſtrebenden Eigenſchaften ihrer beſonderen Gunſt ſich zu erfreuen hatte. Dies war der Beſitzer des unmittelbar an die Standesherrſchaft Drehna grenzenden Rittergutes Weiſſig, der in den Ruheſtand verſetzte unruhige Oberſtlieutenant Johann Friedrich von Flemming, der ſich auch als Schriftſteller mitunter ſeltſam auszeichnete durch die Bücher: „Der vollkommene Jäger“ (zwei Bände, Leipziger Verlag in den Jahren 1719 bis 1723) und: „Der vollkommene Soldat“ (1726).

Er war im Geſammten ein wunderlicher Kauz! In ſeiner Jugend hatte er Frankreich, Deutſchland und Holland bereiſt, dann in ſächſiſchen, ſpäter in polniſchen Dienſten geſtanden, und ſich vermählt mit einem ſächſiſchen Edelfräulein, das ihm als Eheſegen nur eine Tochter gebar: Ebenbild ihrer ſanften und ſchönen Mutter. — Müde des Soldatenzwanges hatte ſich Flemming auf ſeinen Landſitz zurückgezogen; das in ſeinen Adern rollende Kriegsblut verleitete ihn aber zu allerlei Ueberſchreitung, und gar manche, vorzüglich die hier zu erzählende, mußte er theuer büßen. — Er hatte unter anderen

Dienern auch fünf, von Denen Einer einen Dudelſack in Geſtalt eines Wolfes mit gläſernen Augen, Zwei Violine ſpielten, Zwei Waldhorn blieſen. Dieſe Klangbefliſſenen ſtellte er der Herzogin zur Verfügung, ließ durch ſie Tonwerke ausführen und bei Hoffeſten zum Tanz aufſpielen. Er war und blieb ein alter Haudegen: jeder Zoll an ihm bezeichnete den Waffenträger aus alter Zeit; eben ſo hitzig und aufbrauſend, als ſchnell beſänftigt und gutmüthig, eben ſo ſtarrköpfig und unbeugſam, war er leicht zu leiten von Dem, der es verſtand, in ſeine Eigenheiten ſich zu finden. — Dreißig ſeiner Bauern hatte er kampfgerüſtet angethan, hielt täglich Wachmuſterung im Schloßhofe, wobei die tonkünſtleriſchen Diener den dazu gehörigen Lärm beſorgten, und ſtellte dann fünf Schildwachen aus. Den Unterbefehl über dieſes kleine Heer hatte ein etwas gebrechlicher, mit königlichem Gnadenſold entlaſſener Lieutenant Schulz, der des Obriſtlieutenants Vertrauen beſaß, auch zumeiſt auf ihn einwirkte. In einem Nebengebäude des Schloſſes hatte er auch zehn Kanonen, dreißig Doppelhaken, hundert Flinten und etliche Trommeln. Seine Soldaten ſtanden unter den ſtrengſten kriegsbräuchlichen Geſetzen, und es war nichts Seltenes, daß er des Nachts ſelbſt die Poſten überwachte und ſich von deren Wachſamkeit überzeugte. Wie ſchon erwähnt, war er unter allen Edelleuten von der Herzogin am meiſten bevorzugt; auch ſeine Gemahlin und Tochter hatten einer ſolchen Auszeichnung, dieſe außerdem noch eines bedeutenden Rufes ſich zu erfreuen wegen ihrer Schönheit und Lieblichkeit. Dies hatte ſchon manchen jungen und reichen Freier nach Weiſſig geführt; Einer nach dem Andern wurde jedoch bitter getäuſcht, denn das Herz der ſchönen Marie gewann ſich der Kammerjunker von Caprevi, den die Mutter Natur mit einer ſchönen Geſtalt, aber nicht mit hervorleuchtenden Geiſtesgaben ausgeſtattet hatte.

Die Herzogin ſelbſt war eine ſanfte, mildthätige Frau, hielt jedoch ſtreng auf Umgangsſitte nach Vorſchrift ſteifer Herkömmlichkeiten aus der Vorzeit. Sie liebte bis an ihr Ende geſellſchaftliche Zerſtreuungen und erinnerte ſich ſo wenig als möglich des ihr in Betracht hohen Alters nahgerückten Todes. Hinſichtlich der Hofleute hatte der junge von Rüßler in ihrer Gunſt das Uebergewicht. Er war der Sohn des kaiſerlichen Raths Doctor von Rüßler, Hof- und Leibarzt des Fürſten Ferdinand Auguſt Leopold von Lobkowitz, und durch ſeine der Herzogin während ihrer erſten Ehe bekannt gewordenen Mutter an den Hof gebracht. Die Herzogin hatte ihn, da es ſein erſter Ausflug in die Welt war, in ſorgſame Obhut genommen, was um ſo leichter geſchehen konnte, da ſie ihren Enkel, den Grafen Balthaſar Friedrich von Promnitz erzog, dem der junge von Rüßler zum Geſellſchafter beſtellt war. Dem Doctors-Sohn gefiel anfänglich das Hofleben, weil alles Neue reizt, ſpäter aber fühlte auch er gar ſehr die Wahrheit des alten Sprüchwortes: „In goldenen Häuſern giebt es oft bleierne Stunden!“ Dieſe zu verſcheuchen und von ſich fern zu halten, hatte er ſich dem alten Hofprediger Schmidt angeſchloſſen, arbeitete unter ihm im Kabinet der Herzogin. Seine Anſtelligkeit durch Kenntniſſe und Fleiß erregten bald die Aufmerkſamkeit ſeiner hohen Beſchützerin; dies hatte zur Folge, daß ihm, da ohnehin der Hofprediger Schmidt allmälig abſtumpfte, wegen ſeines Alters nöthige Reiſen nicht mehr unternehmen konnte, alle wichtigen Sendungen übertragen und er Geſchäftsträger, Geſandter und Miniſter des kleinen Hofes wurde. Täglich in den ſpäten Morgenſtunden hatte er in Gemeinſchaft mit dem Hofprediger Schmidt Vortrag bei der Herzogin und arbeitete dann im Kabinet. Eine ſolche Thätigkeit und die dadurch herbeigeführte ordnungsmäßige Eintheilung ſeiner Zeit hatte für ihn einen dreifachen Nutzen: erſtens war ſie das beſte Mittel gegen „bleierne Stunden“, die er nun gar nicht mehr kannte, zweitens bildete er ſich in ſeinen begonnenen juriſtiſchen Studien auf thatſächlichem Wege aus, und drittens befeſtigte er ſich dadurch in der Gunſt ſeiner Fürſtin tagtäglich mehr. Aber noch auf andere Art ſuchte er ſeine Zeit anzuwenden: er liebte eine der beiden Hofdamen, ein ſchönes Fräulein von Göritz, und ſie erwiederte ſeine Liebe. In ihrer Geſellſchaft brachte er ſeine Abendſtunden zu; wie er, las ſie gern, und hatte Neigung zu Wiſſenſchaften, und dies Beides hatte zum innigen Verhältniß nicht wenig beigetragen.

Der geſchmeidige Caprevi dagegen wußte ſich das Vertrauen und die Gunſt des Obriſtlieutenants von Flemming und ſeiner Gemahlin zu erwerben, war täglicher Gaſt im Schloſſe Weiſſig. Die Herzogin durchſchaute alle dieſe Verhältniſſe; da ſie jedoch bisher nicht ſtörend geweſen waren, ſie auch die Verbindungen der jungen Leute nicht tadeln konnte, war ſie ihnen nicht hinderlich, überließ ſie vielmehr ihrem ruhigen Gange. So lebte man am Drehnaer Hofe und in Weiſſig beſtens behaglich und in Eintracht, hätte ſolch' Glück auch noch länger genoſſen, ereignete ſich nicht ein höchſt verdrießlicher Vorfall, der das gute Einvernehmen der Herzogin mit dem Obriſtlieutenant von Flemming bis zum Tiefſten erſchütterte und für immer zu vernichten drohte.

Die Grenzen zwiſchen der Herrſchaft Drehna und dem Rittergute Weiſſig bildete zum Theil ein kleiner, mehr breiter als tiefer Bach, umgeben von Moor und dicht mit Schilf und Buſchwerk bewachſen. In der Nähe dieſes Waſſers hatte ein herzoglicher Jäger einen Hirſch geſchoſſen und zwar, wie der Obriſtlieutenant behauptete, auf ſeinem Beſitzthum. Empört über die ihm vermeintlich dadurch geſchehene Beleidigung, beſchwerte er ſich hierüber bei der Herzogin in einem Abendzirkel mit etwas derben Ausdrücken, wie augenblickliche Aufregung ſie ihm eingab; die Herzogin, durch die Aeußerungen des Obriſtlieutenants auch aufgebracht, befahl, zum Zeichen, daß der Bach ihr Eigenthum ſey, einige Bäume, welche am jenſeitigen Ufer ſtanden, umzuhauen und in das Schloß zu ſchaffen. Dies geſchah, hatte aber zur Folge, daß Flemming, nun noch mehr gereizt, in höchſter Wuth ſein Heer ausrücken, die Grenze und den Bach beſetzen ließ. Er ſelbſt leitete dieſe kriegeriſche Maßregel; da, wo der Bach die von Weiſſig nach Drehna führende Landſtraße durchſchneidet, eine hölzerne Brücke ohne Bruſtlehnen die gegenſeitigen Ufer verbindet, wurden zwei Geſchütze aufgeſtellt, die ihren gähnenden Feuerſchlund drohend gen Drehna richteten; ſeine Mannſchaften vertheilte er am Bache entlang und ließ einige Baracken für ſie bauen. Das Befehlsamt übertrug er dem Lieutenant Schultz, mit der Anordnung, Niemand herüber zu laſſen, der von Drehna käme und ſich nicht gehörig als dort nicht heimiſch beglaubigen könne: dann zog er ſich auf ſein Schloß zurück.

Der Amtmann der Herzogin, der am Abend deſſelben Tages, ſeinem Berufe nachgehend, über die Brücke ſchreiten wollte, erſtaunte nicht wenig, als er ſich von den Flemming'ſchen Kriegern angehalten ſah. Anfangs hielt er dies für Spaß, als er aber vom Pferde geriſſen wurde, widerſetzte er ſich heftig; von der Ueberzahl ſeiner Feinde aber ſehr bald überwältigt, wurde er gebunden und nach Weiſſig vor den Obriſtlieutenant geführt. Dieſer bildete ſogleich aus mehreren der Seinen ein Kriegsgericht, das den Amtmann verurtheilte, drei Tage nach einander auf dem hölzernen Eſel zu reiten, und dies „Urthel“ wurde auch vollzogen.

Caprevi, der, da er keinen Dienſt bei der Herzogin hatte, am ſelben Tage, jedoch auf anderem Wege, der nicht über die Brücke führt, in den Weiſſiger Schloßhof einritt, und dem Obriſtlieutenant zufällig auf der Treppe begegnete, wurde von ihm hart angelaſſen, ſtolz und verächtlich behandelt, und mit dem Bedeuten fortgewieſen: daß man ſich ſo lange ſeinen Beſuch verbitten müſſe, auch alle und jede Verbindung mit Drehna aufgehoben habe, bis die Herzogin volle Genugthuung für die dem Obriſtlieutenant widerfahrene Beleidigung gegeben habe. Caprevi ritt auf demſelben Wege, von dem aus er gekommen, wieder nach Drehna zurück und berichtete der Herzogin das Geſchehene. Sie berief ihre beiden Räthe, den Hofprediger Schmidt und den Kammerjunker von Nüßler zu ſich und berieth mit ihnen: was unter den obwaltenden Umſtänden zu thun ſey? — Das Ergebniß dieſer Berathung war: der junge von Nüßler erhielt den Auftrag, die von dem Obriſtlieutenant angeordneten Gewalt-Maßregeln in Augenſchein zu nehmen; dann ritt er als Geſandter nach Weiſſig, um mit dem feindlichen Hitzkopf zu unterhandeln. Am Bache angekommen und von den Wachen umſtändlich ausgefragt, führte man ihn, nachdem er wieder in Beſitz des ihn beglaubigenden Papiers und vom Pferde geſtiegen war, vor den Obriſtlieutenant, der ihn mit ſtolzer Höflichkeit in ſeinem Zimmer empfing. Nichts wiſſen wollte er von Unterhandlungen, verlangte Auslieferung des geſchoſſenen Hirſches und der gefällten Bäume, Beſtrafung des herzoglichen Jägers und Seitens der Herzogin Erſatz der bis dahin entſtandenen und etwa noch entſtehenden Koſten. Als Nüßler ihn nun bekannt machte mit den herzoglichen Forderungen, die allerdings nicht weniger hoch geſpannt waren, als die des Obriſtlieutenants, wurde er ſehr heftig und drohte Drehna mit ſeinen Geſchützen einäſchern zu laſſen. Nüßler hielt es, nachdem er ſeine ganze Ueberredungskunſt vergeblich angewendet hatte, um ihn zu beſänftigen, für das Rathſamſte, die Unterhandlung abzubrechen und erſt von ſeiner Gebieterin weiteren Verhaltungsbefehl einzuholen. Als er das Zimmer des Obriſtlieutenants verlaſſen hatte, kamen ihm auf dem Flurgange die Gemahlin und Tochter in der größten Angſt und Beſtürzung entgegen, baten ihn unter heißen Thränen, bei der Herzogin Nichts unverſucht zu laſſen, um eine Ausgleichung und friedliche Löſung dieſer unheilvollen Streitigkeit herbei zu führen, was auch Nüßler verſprach.

Die Herzogin wollte jedoch, nachdem er ihr Bericht erſtattet hatte, von Verſöhnung und Nachgeben nichts wiſſen, ſtützte ſich, völlige und unbedingte Unterwerfung begehrend, auf ihr gutes Recht und ſandte noch in derſelben Nacht durch den Kammerjunker von Minkwitz an die Oberamtsregierung in Lübben eine Beſchwerdeſchrift, in welcher ſie um ſchnellſte Unterſuchung, Verhaftung Flemming's und ſeiner Bewaffneten, auch Niederreißung des hölzernen Eſels bat. Bis zur Ankunft der Entſcheidung von jener Behörde aus ſollte jede Unterhandlung und aller Umgang mit dem Obriſtlieutenant unterbleiben.

Caprevi, den die Folgen dieſer Streitigkeiten vielleicht am empfindlichſten berührten, weil er nicht nach Weiſſig, nicht mehr in die Augen der ſchönen Marie ſchauen durfte, wagte es dennoch, eines Tages hinüber zu ſchleichen, gelangte auch glücklich in das Schloß, aber, anſtatt in die Arme ſeiner Geliebten, in die des Obriſtlieutenants, der ihn ergreifen und in ein feuchtes, dunkles Gewölbe einſperren ließ. Die Schlauheit der Frauen rettete ihn aus dieſer mehr lächerlichen als ſchimpflichen Gefangenſchaft; ſie wußten es zu veranſtalten, daß Caprevi in der Nacht zugleich mit dem Amtmann entſchlüpfen konnte. Der Obriſtlieutenant, der dieſe Verwegenheit gar bald, aber doch zu ſpät entdeckte, wurde dadurch hartnäckiger, verurtheilte ſeine Gemahlin und Tochter zur Zimmerhaft, und ſchwur, daß nun an eine friedliche Löſung der Wirren nicht mehr zu denken ſey, er es zum Aeußerſten würde kommen laſſen, da er ſogar in ſeinem eigenen Hauſe, in ſeiner Familie Verräther habe. Endlich griff die Entſcheidung der Oberamts-Regierung von Lübben ein. ſie lautete: „Der Oberſtlieutenant von Flemming ſolle ſich wegen der von ihm begangenen Gewaltthätigkeiten verantworten, ſolche fernerhin bei Strafe von funfzig Mark löthigen Silbers unterlaſſen.“ Dieſe Entſcheidung jedoch dünkte der Herzogin viel zu gelind, dies um ſo mehr, weil der Obriſtlieutenant durchaus keine Anſtalten machte, dem Befehle Folge zu leiſten. Neue Verhandlungen ſcheiterten völlig, was bei der gereizten Stimmung der Betheiligten ganz natürlich war: der Herzogin blieb nun weiter nichts übrig, als ſich in Dresden zu beſchweren.

Nach dem jetzigen Stande der Dinge und den bisher gemachten Erfahrungen konnte nur eine kräftige und nachdrückliche Gewalt den Obriſtlieutenant zur Ordnung zwingen: dieſe erſchien nun auch nach einiger Zeit von einer Seite her, von der beide Verzwiſtete ſie am wenigſten erwartet hatten. Der Generalfeldmarſchall Jacob Heinrich von Flemming, der, eben auf einer Reiſe nach Polen, ſeinen Vetter, unſern Obriſtlieutenant, beſuchen wollte, kam durch jene Gegend und machte, bevor er Weiſſig erreichte, der Herzogin ſeine Aufwartung. Bei dieſer Gelegenheit beklagte ſie ſich über ſeinen Vetter auf das Bitterſte, empfing von ihm das Verſprechen einer baldigen und zu ihrer Zufriedenheit ausfallenden Ordnung der Sache durch ſeine Vermittelung, und wirklich war Niemand geeigneter, die Wirren zu löſen, als der Feldmarſchall. Er trat in dem Schloſſe Weiſſig, begleitet von Nüßler, vor den Obriſtlieutenant wie ein plötzliches Schickſal, und ſtellte ſeinen Vetter wegen des gegen die Herzogin geführten halsſtarrigen Widerſtandes augenblicklich zur Rede. Als dieſer auch ihm gegenüber ſein vermeintliches Recht behaupten wollte, und mit weiterer Gewalt drohte, wenn man ihm nicht Genugthuung gäbe, ſah er ſich vom Feldmarſchall hart abgetrumpft, und mußte ihn an den Bach begleiten. Hier wurden die Wachen entwaffnet und ihnen das fernere Waffenſpiel bei harter Feſtungsſtrafe verboten; Lieutenant Schulz empfing einen ſcharfen Verweis, zugleich aber eine Empfehlung von dem Feldmarſchall, in deren Folge er ſpäter eine amtliche Stellung auf der Feſtung Königſtein erhielt. Sechs von den Kriegsbauern wählte der Marſchall für ſein Regiment aus, ließ ſämmtliche Geſchütze und Waffen nach Luckau bringen, gab der Gemahlin ſeines Vetters die Verſicherung, daß eine weitere Unterſuchung der Sache nicht erfolgen werde, wenn der Eiſenkopf der Herzogin Abbitte leiſte. Zugleich ſandte er Rüßler, der Augenzeuge des ganzen Vorganges geweſen war, mit der Anzeige ab: daß er ſeinen Vetter zur Vernunft gebracht und der Herzogin volle Befriedigung verſchafft habe, die Brücke am Bache wieder gangbar, kein Flemming'ſches Kriegsvolk mehr zu ſehen ſey, auch der Vetter demüthige Abbitte leiſten und ſich künftighin ehrerbietiger betragen werde. Nun erſt reiſte der Feldmarſchall, nachdem er in Weiſſig geſpeiſt hatte, ſeines Weges weiter.

Die Herzogin, erfreut, daß die ſo böſe Sache einen ſo guten Ausgang genommen hatte, ſpielte doch anfangs, als der Obriſtlieutenant ſich anmelden ließ, immer noch die Beleidigte und Grollende, wollte ihn nicht ſehen. Selbſt die Fürbitten des Amtmanns und Caprevi's, die Beide perſönlich am ſchwerſten und unſchuldig von dem Obriſtlieutenant hatten leiden müſſen, fruchteten nichts, bis endlich ein fetter Hammel, den Flemming der herzoglichen Hofnärrin, der Kathrin-Lieſe, als Geſchenk ſchickte, ihm den Weg zur Herzogin ebnen half. Rüßler mußte nun mit ihm einen Vergleich abſchließen, demzufolge er allen Eigenthumswahn hinſichtlich des Baches und Dickichts verabſchiedete, ſein Verfahren für Unrecht, und zur Uebernahme ſämmtlicher Koſten, die nahe an 200 Thaler betrugen, ſich bereitwillig erklärte. Nachdem dieſer Vertrag von ihm rechtskräftig unterſchrieben war, empfing er die Erlaubniß, in Drehna erſcheinen zu dürfen, und es geſchah in beſter Form. Eines Vormittags ließ er ſich in Begleitung ſeiner Gemahlin und Tochter bei der Herzogin anmelden, wurde von ihr angenommen und von Rüßler eingeführt. Eine Menge Edelleute waren zu dieſer Feſtlichkeit eingeladen worden, und das vor Freude ſtrahlende Geſicht des Obriſtlieutenants war die beſte Bürgſchaft daß es ihm mit dem, was er zu thun hatte, und mit ſeiner Reue Ernſt ſey. Er ſchritt zu der im Seſſel ſitzenden Herzogin, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder,

und redete ſie mit den Worten an: „Euer Durchlaucht werden dem tollen Flemming vergeben, er ſoll es nicht mehr thun!“ — Sie antwortete ihm: „Ja wohl, recht toll! Doch es iſt Alles vergeben, der Herr Feldmarſchall hat Alles wieder gut gemacht!“ und nun reichte ſie ihm die Hand zum Kuß.

So war die Verſöhnung vollbracht, die ganze Streitigkeit bald vergeſſen, der Obriſtlieutenant wieder der tägliche Gaſt auf Drehna bis zum Tode der Herzogin. Niemand war aber mit der Verſöhnung zufriedener, als die ſchöne Marie und — Caprevi.

Adolph Ilemann.

Gemüthszug aus der Vergangenheit.

Es war ein Sonntagsabend im Winter des Jahres 1801, da ſaßen die verwittwete Müllerin Emerentia Dörner, geborene Weyrich, ihr Sohn Berthold und die Waiſe Hanna Seibel, einſt aus Erbarmen als Kind aufgenommen, nach dem einfachen Mahl um den Ofen. Die Knechte vergnügten ſich in der Schenke, Berthold war heiter aus der Stadt zurückgekehrt, und die gute Mutter zeigte ſich heute beſonders geſprächig über eine erwünſchte Schwiegertochter. Nach mancher Hin- und Herrede ſagte ſie, in Folge ſcheuer Entgegnung von dem betrübt gewordenen Sohne:

„Ja, lieber Berthold, im Grunde kann ich Dir's nicht verargen, daß Du die Käthe nicht magſt, wenn's auch der Vetter uns in Länge nachtragen wird. Die Urſache, die Du angiebſt, iſt aber doch albern, das läßt ſich nicht verſchweigen. Sie iſt Dir zu ſchmächtig, wie Dein Widerwille ſchwatzt, zu zerbrechlich; — meinſt Du denn auch, Hanna, daß ſich die Jungfer Baſe ſo feſt zuſammenſchnürt? Nun, es mag gelten; wenn aber, wäre ſie ſonſtig allweit brav, die Schnürſenkel würden ihr nicht an's Herz gewachſen ſeyn! — Hör', Berthold, wie ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war, ſelten aus dem Hauſe gelaſſen, an Werkeltagen faſt gar nicht, da kam ein paarmal zum Vater, ſo nach Feierabend, ein ehrbarer Bäcker, ein rüſtiger junger Mann; mir fiel dabei nichts ein. Aber nächſten Sonntag ſprach der Vater zu mir: „Emerenze, der Meiſter Teimers hat um Dich gefreit; willſt Du einſchlagen, mir wär' er als Schwiegerſohn genehm.“ — Mich durchfuhr Schreck und Zittern, die Kehle war mir wie verſtopft. Der Vater ſprach nun immer mehr: wie gut ich's haben könne bei dem Bäckermeiſter; ich weinte endlich überlaut, bis ich gefragt wurde: warum willſt Du ihn nicht? und ich dummes Ding brachte ſchluchzend nur heraus: „Ach, er iſt ja ſo dick!“ — Da lachte der Vater hell auf und rief: „Geh' nur, geh', das iſt kindiſch geſprochen, und weil Du noch ſo kindiſch biſt, deshalb brauchſt Du juſt einen vernünftigen Mann wie Meiſter Teimers.“ — Das drang mir weh in's Herz, ſo daß ich ſagte: „Wenn ich Den zum Manne nehmen muß, werd' ich nicht vernünftiger, meine Sinne kämen um!“ — da ſchaute mich der Vater ſehr ernſthaft an, indem er kräftigſt antwortete: „Das iſt ſchon ſinnlos geredet! Wenn Du Dir ein Mieder kaufen willſt, dann beſinnſt Du Dich erſt, rechneſt ordentlich zuſammen, Dir Schaden zu verhüten, und wo es Dein ganzes Heil auf Erden betrifft, da willſt Du in aller Eil fertig werden mit ſo thörigen Worten wie aus einem Komödienbuch? Es ſteht geſchrieben: mit Gott fang' an, was gedeihen ſoll, jetzt aber marſch! Schon Deiner häßlichen Haſt wegen mag ich von dem ganzen Handel nichts mehr hören; wenn Du am Altar ſtündeſt, würde mir mit Schauder Dein aufrühriſch Geſicht einfallen.“ — Ich ſchämte mich bis in's Tiefſte; den Meiſter Leimers hätte ich nimmer zum Manne genommen, aber die häßliche Haſt ward mir nun quälend leid.

Gern wär' ich daheim geblieben, als Marthe Hillborn mich Nachmittags abholte zum Spaziergange vor dem Thor. Sie fragte mich aus: warum ich traurig wäre und erſt nicht mitgewollt hätte. Ich erzählte ihr den ſchlimmen Hader, und wurde ärgerlich, da ſie ſagte: „Gott ſey gelobt, daß er Dir ſolche Hülfe eingab!“ — aber ſie dachte an ihren Bruder. „Es hätte ihm das Leben gekoſtet“, meinte ſie; „bis er ſich in der Herrenmühle eingerichtet hat, ſollt' ich Dir nichts merken laſſen: das hab' ich ihm verſprechen müſſen, doch jetzt iſt zu reden, eh's zu ſpät wird. Seit Du das erſtemal an Gottes Tiſch gingſt, iſt er Dir gut, weil Du aber noch zu jung war'ſt, und er erſt Schulden von unſern armen Eltern her zu bezahlen hatte, wollt' er noch warten bis zum Spätjahr.“

Nun, wie ſich's eben ineinander ſchickt! — die Marthe hatt' ich gar lieb, und ihr Bruder gefiel mir auch ſchon lange am beſten unter allen Burſchen, die ich in der Kirche ſah. Geſprochen hatt' ich nie mit Einem, auch mit ihm nicht: denn ſo war es damals Sitte; es hatte oft ein junger Burſche noch kein Wort geredet mit einer Dirne, die ihm wohlgefiel, und um die er freite. — Was mir Marthe ſagte, darauf konnt' ich freilich nicht viel antworten, ſie aber merkte bald, wie mir's im Herzen war. Doch daheim, als

Volkslied für gute Fürſten.

Den Herrſcher preiſt! Mit Hochgeſang
Beglückt die Herzen all'!
Da, wo ſein hoher Nam' erklang,
Erwachte Wonneſchall;
Auf ſeinem Pfad' erblüht uns Glück,
Und wider grauenvoll Geſchick
Iſt Er uns Felſenwall.

Er, der die Tugend innig liebt,
Verehrt den Spruch der Zeit:
Daß es nur eine Tugend gibt,
Sie heißt: Gerechtigkeit.
Ihm iſt der Unterthan nicht Knecht,
Doch er iſt unterthan dem Recht,
Was ihn zum Thron geweiht!

Den heil'gen Frieden in der Bruſt,
Gönnt Er ihn aller Welt,
Doch iſt, Sich inn'rer Kraft bewußt,
Auch jedem Recht' Er Held;
Er kämpft der Habſucht Wetterſchwarm

der Vater nichts mit mir ſprach, wurde ich wieder bang und traurig, getraute mir nicht an Berthold Hillborn zu denken. Drei ganze Tage war und blieb es ſo; den Vater anzureden vermocht' ich nicht in meiner Verzagtheit, ich konnte nur achtſam ſeyn, ihm jeden Willen an den Augen abzuſehen. — Der vierte Tag war Bartholomäi, Marthe holte mich ab, und nachdem wir zuvor in der Kirche geweſen, führte ſie mich auf den Weg der Mühle zu, von ihrem Bruder ſprach ſie nicht. Nun denkt Euch, wie mir wurde, da wir ein halb Stündchen gegangen waren — ich fühl's noch, es war ſehr heiß! — als jetzt Berthold Hillborn heranſchritt. Er trug den Hut unter'm Arm, hatte etwas im Hut, das mit Kohlblättern bedeckt war, und ſah ſo erhitzt aus, daß Marthe fürchtete, er habe ſich krank gemacht. Nun grüßte er uns, und ging, wie ſich's ziemte, ohne zu ſprechen neben uns her. Endlich zog er zwei ſchöne Nelken aus dem Knopfloch und reichte ſie mir. „Sie ſind von der Herrenmühle", ſagte er; „es iſt eine wahre Pracht mit den Blumen dort im Garten, auch Sämmtliches in beſſerer Einrichtung als auf der Stadtmühle!" — die hatte er damals noch in Pacht. „Die Katharinenpflaumen hier", ſprach er weiter, und wies auf ſeinen Hut, „möcht' ich dem Herrn Gerbermeiſter Weyrich verehren, er ſoll ein Freund davon ſeyn." — Daß mein Vater ſolche Pflaumen gern aß, hatte Marthe ihrem Bruder geſagt; ich aber ſtand nun überflogen von Scham vor ihm, wußte in der Angſt nicht wohin: Marthe konnte ſich des Lachens nicht enthalten, und ich blieb wie verſtummt.

Da er immer ſo mit uns fortging, ſich die Sonne auf den Kopf brennen ließ, ſchoß mir plötzlich das Waſſer in die Augen. Dafür, meint' ich, müßte ich ſeine Nelken in Schutz nehmen, und da die Sonne auch auf die Blumen an meinem Mieder brannte, ſo hielt ich mein Geſangbuch mehr über die Nelken als vor mein Geſicht. Marthe lachte wieder und ſagte: „Schau', Berthold, die Emerenze wahrt Deine Blumen ſorglicher wie ihre eigene Haut, morgen wird ſie voll Sommerſproſſen ſeyn!" — Geſtanden hat er mir nachher, er hab' es wohl bemerkt und ſich heimlich darüber gefreut. — Für jetzt wurde er noch Eins ſo roth und ſprach: „Es iſt mir zwar eine große Ehre, wenn Deine Befreundete etwas auf meine Blumen hält, aber deren Wegwerfen ſäh' ich lieber, als daß die Jungfer Weyrich eine Sommerſproſſe bekäme."

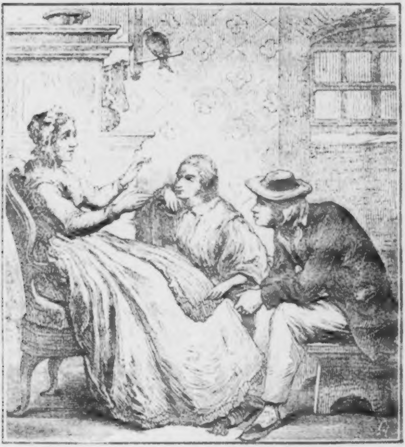
Am Thore wendete er ſich zu anderem Wege, ich begleitete erſt noch die Marthe, dann ging ich nach Hauſe. Dort ſah ich durch das Thürfenſter den Vater im Geſpräch mit Hillborn, und die

Pflaumen lagen neben ihnen auf dem Tiſch. Ich lief nach meiner Kammer, ließ mich vor dem Abendbrod nicht blicken. Nach der Mahlzeit, die Geſellen waren hinaus, begann der Vater — und ſeine Stimme war ſo hart, daß ich zu verſinken meinte —: „Der Berthold Hillborn hat wegen Deiner mit mir geſprochen, Du mußteſt davon wiſſen!“ — Um's Leben hätt' ich nicht antworten können; lügen wollt' ich nicht: ich neigte nur den Kopf. „Wußteſt Du ſchon am Sonntag, daß er um Dich werben würde?“ fragte er weiter. — Da fiel mir die häßliche Haſt wieder ein, und ich erſchrak über den argen Gedanken, den der Vater von mir hegen konnte. Ich bewältigte mich, daß ich nicht laut weinte bei der Zuſicherung: „Nein, Vater, ich weiß es erſt ſeit Sonntag Abends.“ — „Magſt Du den Berthold Hillborn zum Mann?“ fragte nun der Vater, wonach ich ausrief: „Ach, Vater, ob ich ihn wohl am liebſten haben möchte, iſt's mir doch zu Sinn, es wäre beſſer, Ihr gäbt uns nicht zuſammen, damit Ihr feſt glaubt, daß ich Euch gehorchen will, auch wenn's mir das Herz bräche!“ — und ich hatt' ihn mit beiden Händen um den Hals gefaßt, weinte dazu aus voller Seele.“ —

Die Müllerin ſchwieg, ſie ſchien ſich in die Arme ihres Vaters wehmuthsvoll zurück zu fühlen, und die beiden Kinder waren andächtig ſtill. Hanna Seibel hatte während der Pflegemutter Erzählung aufgehorcht mit einer Spannung, wie etwa ein unerfahren Mädchen ſie empfindet bei dem Leſen des erſten Romans, und ſie blieb noch lauſchend; in Berthold aber zuckte zitternde Bewegung. Nach Augenblicken des Vertiefens in ſich ſagte dann die Müllerin lebhaft:

„Was Du thuſt, fang' es mit Gott an!“ ſprach mein frommer Vater, indem er ſich freundlich von mir losmachte; „daß Du den Hillborn lieber haſt, als den Meiſter Teimers, iſt mir faßlich und ich kann nicht harſch ſeyn darüber. Freilich, bei Teimers hätteſt Du volle Kaſten gefunden, bei Hillborn mußt Du ſie erſt füllen; aber er will die Herrenmühle pachten, und wie ein fleißiger junger Mann kommt er mir vor.“ — Das war er auch tagein, tagaus, und herzigreich vollauf; er hat mir in den ſechszehn Jahren, die wir miteinander lebten, nichts als Liebes und Gutes gethan, war immer mannhaft wacker, ſorgſam und haushälteriſch. Nach meines Vaters Tode kaufte er die Mühle, ein paar Jahre ſpäter die große ſchöne Wieſe — und den Wald“ —!!

Sie konnte jetzt nicht weiter reden, heiße Thränen erdrückten die Stimme; nach langer Stille, als der Sohn, ſie ſtreichelnd, vor ihr ſtand, flehte ſie in erſchütternder Anſtrengung: „Laß Dir rathen, Berthold! — willſt Du ſo ſeelenfriedlich leben und einſt ſo ſanft

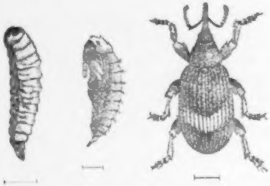


ſie eben wie Dein Vater, dann thu' wie er: ſuch' Dir eine brave Dirne zur Hausfrau. Mag ſie immerhin arm ſeyn, mag Niemand ſie kennen, wenn ſie nur brav iſt —!"

„Nun, dann bedarf's nicht langen Suchens, Mutter!" rief der Sohn im Ueberſtrom des Gefühls, ergriff, Hanna erhebend, deren Hand, und ſagte wie in feierlicher Gluth: „Mit Gott! hier haſt Du Deine Schwiegertochter, wir ſind Eins, und daß ſie brav iſt, das weißt Du —!"

Die Mutter war plötzlich auch aufgeſtanden, bebend ward ſie nur der Worte mächtig: „Iſt's — iſt's denn ſo? — Ja, ja, mir fällt's wie Schuppen von den Augen — ja, ja, Gottes Segen über Euch!" —

Die Drei lieben Menſchen lagen ſich freudeweinend in den Armen, und der Segen von Oben war gewiß mit bei dieſem Herzens- und Seelenbunde. Thereſe.



Der Apfelblüthenſtecher.

Ein Naturbild von Karl Ruß.

Die ſchönſte Zeit des Jahres iſt herangenaht. Milde reine Luft weht uns erfriſchend und belebend entgegen, und ſie durchfluthende Wohlgerüche erfüllen uns mit Wohlbehagen. Wonne- und Jubellieder erſchallen aus allen Zweigen, aus dem klar und glänzend blauen Aether herab — und wie die geſammte Vogelwelt jetzt in ihrem ſchönſten hochzeitlichen Gefieder prangt, ſo erglänzen auch rings um uns her unzählige Blüthen in mannigfaltigſter und lieblichſter Farben- und Formenpracht.

Alles prangt, Alles jubelt, Alles duftet.

Zu den ſchönſten Erſcheinungen, welche uns in dieſer vielbeſungenen und vielgeprieſenen Maien-Zeit die freie Natur bietet, gehör unzweifelhaft die hohe Pracht und Herrlichkeit, in welche ſich unſere Obſtbäume durch die Entfaltung ihrer Blüthen und jungen Blättchen kleiden. Namentlich der treue Freund des Hauſes, der altehrwürdige Apfelbaum, thut es allen übrigen noch zuvor. Ueber und über bedeckt er ſich mit einem duftigen, wunderbar ſchönen, weißen Schleier, der ſo wundervoll roſenroth angehaucht erſcheint und zwiſchen dem dann bald die friſch-hoffnungsgrüne Blätterdecke hervorſchimmert.

In dieſen freudigen poetiſchen Naturbetrachtungen werden wir aber bald durch einen andern Anblick geſtört, der uns mit ganz anderen Gefühlen erfüllt. Eine Anzahl junger, am Spalier gezogener Apfelbäumchen, welche in dieſem Jahre zum erſten Male erblühen und die, da ſie in der ſeltenſten und köſtlichſten Sorte beſtehen, da wir ſie ſelbſt gepflanzt und veredelt haben, unſere Lieblinge ſind — ſie gewähren uns ein recht betrübendes Bild. Ihre meiſten Blüthen erſchließen ſich nämlich gar nicht, ſondern bleiben in welkenden, dunkel ſich verfärbenden, gleichſam wie verbrannt ausſehenden und geſchloſſenen Knospen ſitzen.

Ein Gärtner belehrt uns, daß in dieſem Jahre der Brenner gar arg in den Apfelbäumen hauſe — und wir wollen nun einmal verſuchen, dieſen einzigen und doch ſo verderblichen Feind unſeres Obſtertrages näher kennen zu lernen.

Es iſt ein Rüſſelkäfer, der Apfelblüthenſtecher oder auch Apfelſchäler genannt, welcher dieſe Verheerungen am Obſtertrage, meiſtens an den Apfelblüthenknospen, jedoch zuweilen auch an denen der Birnenbäume anzurichten vermag. Unter den mehr als Zweitauſend verſchiedenen Rüſſelkäfern, welche in Europa vorkommen, gerade den richtigen Uebelthäter herauszufinden, kann allerdings dem Uneingeweihten als keine leichte Sache erſcheinen; dennoch werden wir ohne große Mühe die Bekanntſchaft des kleinen Unholds machen können. Roßmäßler beſchreibt ihn uns in folgender Weiſe: „Er hat eine dunkelkaſtanienbraune Farbe, von welcher ſich auf den Flügeldecken eine mit der Spitze hinterwärts gerichtete braungelbe Winkelbinde und ebenſo gefärbte Flügeldeckenſpitzen auszeichnen. Er iſt überall mit anliegenden grauen, ſehr feinen Härchen locker beſetzt, welche jedoch den Glanz der Flügeldecken nicht ganz und noch weniger die feinen Punktlinien derſelben verdecken. Wir ſammeln nun eine Anzahl von den verbrannten Knospen, legen ſie auf weiches Löſchpapier in ein offenes Glas, überdecken dies mit Papier und ſtellen es bei Seite, bis nach einigen Tagen die geſchilderten Käfer hervorkriechen."

Dies Ausſchlüpfen des Käfers geſchieht im Freien etwa gegen das Ende des Monats Mai hin. Abweichend von dem Lebenslaufe der meiſten ſeiner Genoſſen iſt ihm im vollkommenen Zuſtande ein ſehr langes Daſeyn vergönnt. Sobald er aus der Puppe hervorgegangen und von Wärme und Sonnenſchein ſich hinreichend gekräftigt und erhärtet fühlt, beginnt er an den zarten jungen Blättern des Apfelbaumes zu nagen. Hierdurch, ſowie durch die ganze, ebenfalls in Pflanzenſtoffen beſtehende Ernährung während ſeines ſpäteren Lebens, vermag er keinen bemerkenswerthen Schaden anzurichten, ſondern dieſer entſteht erſt durch die Sorge für ſeine Nachkommenſchaft.

Nachdem der Apfelblüthenſtecher vom Juni an den ganzen Sommer hindurch bis zum Spätherbſt ſich luſtig umhergetummelt, ſucht er ſich in den Ritzen und Spalten der Rinde an den Bäumen, unter Steinen, herabgefallenem Laube u. ſ. w. einen behaglichen Schlupfwinkel, in welchem er erſtarrend den Winter zubringt. Sobald dann, im nächſten Frühlinge, die Sonnenſtrahlen immer wärmer, alle Weſen in immer größeren Schaaren belebend, herniederprallen, namentlich aber ſobald die Blüthen- oder Tragknoſpen der Apfelbäume zu ſchwellen beginnen, meiſtens bereits im Monat April, kommt unſer Rüſſelkäfer aus ſeiner Winterherberge hervor — und fördert nun ſein verderbliches Treiben.

Das Weibchen beginnt mit ſeinen kleinen Rüſſelzangen an einer Blüthenknoſpe zu nagen und gräbt ſo ein mehr oder minder tiefes Loch hinein. Dies wiederholt es an einer oder an mehreren Knoſpen mehrmals. Iſt es dann in einer Knoſpe ſo tief hinabgelangt, daß es das ſüße Innerſte derſelben ſchmeckt, ſo legt es in dies Loch ein winziges weiches, grauweißes Eierchen hinein. Dies geſchieht an je einer Knoſpe nur einmal. Aus dieſem Ei ſchlüpft dann eine fußloſe Larve, eine echte Made, welche nun von den zarten inneren Theilen der Knoſpe, den Staubgefäſſen, dem Stempel und den jungen Fruchtknoten zehrt. Im Gegenſatze zu dem außerordentlich langen Leben des vollkommenen Inſekts iſt die Entwickelung dieſer Larve und der Puppe, zu welcher ſie ſich verwandelt, eine ſo ausnahmsweiſe ſchnelle, daß alle Entwickelungsſtufen in dem kurzen Zeitraum von fünf bis ſechs Wochen, je nach der Witterung, bereits vollendet ſind. — Die mit der Rüſſelkäferei bedachte Apfelblüthenknoſpe gelangt keineswegs zur naturgemäßen Entfaltung.

Nebenbei müſſen wir noch bemerken, daß der Name des Käfers ein falſcher iſt, denn das Weibchen ſticht keineswegs das zur Aufnahme des Ei's beſtimmte Loch in die Knospe, ſondern nagt daſſelbe hinein; nachdem es damit ſeine Lebensaufgabe erfüllt hat, ſtirbt es. Während ſie als Wiege und Nahrungsſpenderin des fremden jungen Weſens dienen muß, vermag ſie die in ihr ruhende eigene junge Frucht nicht zur Entwickelung zu bringen. Sie bleibt geſchloſſen, welkt allmälig und bräunt ſich; damit bildet ſie aber zugleich die ſchützende Hülle über der zarten weichen Made und gewährt ihr auch bis zur Verpuppung ausreichende Nahrung, indem ſie hienach nicht ſobald völlig erſtirbt, ſondern bis zur völligen Entwickelung der Made fortvegetirend, dieſer ſtets reichliche Nahrung ſpendet.

Erklärlicher Weiſe vermögen dieſe Käfer in manchen Jahren und namentlich den koſtbaren Apfelarten empfindlichen Schaden zu verurſachen. Beſonders wenn kalte und naſſe Witterung das Erſchließen der Apfelblüthen verlangſamt und längere Zeit hindurch aufhält, dann kommen die Larven in ihnen ſo recht zum vollen Gedeihen; wenn aber warmes freundliches Wetter die Blüthenentfaltung ſo recht zum ſtürmiſchen, drängenden Frühlingswetteifer werden läßt, dann verringert ſich der Schaden dieſes Rüſſelkäfers oft auf ein ganz geringes Maaß. Dann erſchließen ſich die Apfelblüthen nämlich, trotzdem daß ſie durchlöchert und mit den Eiern belegt ſind, dennoch, und die Brut, gleichviel ob auf Ei, Larve oder ſchon Puppe, wird dem Sonnenſchein, der Näſſe und der Luft preisgegeben und dadurch ertödtet.

Während aber dieſe Käferbrut in manchen Jahren, ſobald ſie nicht zu zahlreich vorhanden iſt, ſogar dadurch nützlich ſeyn kann, daß ſie einen Theil der etwa zu zahlreichen Blüthen verdirbt, ſo daß die übrigen zu deſto kräftigerer Entwickelung ihrer Früchte gelangen können, wird ſie an koſtbaren, ſelteneren und jungen Apfelbäumen jederzeit doch als ein gar übler Gaſt zu betrachten ſeyn. Solche Bäumchen müſſen und können unſchwer ſtets von den Rüſſelkäfern befreit werden. Dies muß man ſehr ſorgfältig im erſten Frühlinge thun, ſobald die Knospen zu ſchwellen beginnen, und dann wieder in der erſten Hälfte des Monat Juni, wenn alle Käfer bereits aus den Puppenhäuſern hervorgekrochen ſind. Es werden an kühlen Tagen oder in den Früh- und Abendſtunden große weiße Tücher unter den Bäumen ausgebreitet, dann wird leiſe ein andres Tuch gegen den Stamm gehalten und auf dieſem, vermittelſt eines hölzernen Hammers oder dergleichen tüchtig gegen den Stamm geprellt. Durch die Erſchütterung fallen alle dieſe Rüſſelkäfer herab auf die weißen Laken, und können ins Feuer geſchüttet oder ſonſt vernichtet werden. Der Apfelblüthenſtecher gehört nämlich auch zu denjenigen — bekanntlich recht zahlreichen — Kerbthieren, die beim Nahen einer Gefahr die Beine von ſich ſtrecken, ſich todt ſtellen und oft ſelbſt durch große Martern nicht dahin zu bringen ſind, ſich zu bewegen und dadurch zu verrathen, daß ſie noch leben. Jedenfalls geſchieht dies in der Annahme, daß der Feind ſie dann unbeachtet laſſen oder doch bald aufgeben werde. Wollte man die Apfelbäume ſchütteln, ſo würde der Käfer die allmälige Bewegung merken und ſich am Blatte oder Zweige, auf dem er ſitzt, feſt anklammern; die plötzliche Erſchütterung des Anpralls dagegen wirft ihn hinunter, und danach liegt er, ſich todt ſtellend, eine geraume Weile auf dem Tuch ſtill.

Als eine noch wirkſamere, jedoch ungleich mühevollere Vertilgung dieſes Käfers muß das Abſammeln und Vernichten der ſeine Brut enthaltenden Blüthenknoſpen angeſehen werden. Dieſe ſind an dem welken Ausſehen und der dunkelnden Färbung leicht zu erkennen, und unſere Lieblinge, die weniger koſtbaren Spalierbäume, ſind auch bald genug von ihnen zu ſäubern. Etwas Anderes iſt es aber mit den großen, umfangreichen Obſtgärten, mit den meilenlangen Apfelalleen an den Landſtraßen, mit den Obſtbäumen in den Feldern u. ſ. w. Da iſt das Abſammeln, ſowohl der Käfer ſelbſt, als der ihre Bruten enthaltenden Knoſpen von vornherein eine völlige Unmöglichkeit, da iſt — wie ja ſo oft im Leben — die Macht des Menſchen, gerade ſeinen allerwinzigſten Widerſachern gegenüber, durchaus ohnmächtig und widerſtandslos. Da giebt es eben nur einen einzigen Weg, auf dem der Menſch Abhülfe finden kann gegen das ihn von den Legionen ſeiner kleinſten und doch oft furchtbarſten Feinde drohende Unheil und Verderben —: Dies iſt das Belauſchen der Natur in ihrem Walten und das Beherzigen der Lehre, die wir aus ihren hehren, ewigen Geſetzen zu ſchöpfen vermögen.

Eine ſolche Nutzanwendung weiß in vielen Gegenden der ſchlichte Landmann bereits daraus zu ziehen, daß er gegen die Verheerungen des Apfelblüthenſtechers namentlich alle ſchwächeren Bäume tüchtig düngt. Und zwar mit gutem Erfolge, denn ſobald der Baum, dadurch gekräftigt, ſchneller ſeine Blüthen zu entwickeln vermag, gehen ja ſelbſtverſtändlich die in ihnen liegenden Käferbruten deſto leichter zu Grunde.

Noch ungleich höher iſt die Thätigkeit anzuſchlagen, welche die natürlichen Feinde dieſes Käfers zu ſeinem Verderben entwickeln. Alle dieſelben gehören zu den ſogenannten Sicherheitswächtern der

Natur — jenen leider nicht ſehr zahlreichen Thieren, welche durch unabläſſiges Verfolgen und Vernichten ſchädlicher Thierarten für den Haushalt der Natur, und ſomit für unſer menſchliches Wohl und Wehe, eine hohe Wichtigkeit haben, ja im Naturhaushalte völlig unentbehrlich ſind. Unter ihnen ſtehen die Vögel, namentlich die Singvögel, hoch oben an; dem Apfelblüthenſtecher insbeſondere, ſowie ſämmtlichen ſchädlichen Rüſſelkäfern gegenüber iſt aber der Kukuk von außerordentlicher Wichtigkeit. Gerade ſo wie die behaarten und deßhalb von andern Vögeln verſchmähten, überaus ſchädlichen Raupen, ſo vertilgt er auch dieſe und andere harte Rüſſelkäfer, welche andere Vögel auch nicht freſſen können, in großer Menge. Ferner der Wiedehopf, der Staar, ſowie die Spechte ſind eifrige Verfolger dieſer Rüſſelkäfer. Man erſieht hieraus wiederum eine Urſache mehr: die ſo ſehr nützlichen Vogelarten ſchätzen — und lieben zu lernen, um ihnen dann endlich den wirkſamen Schutz angedeihen zu laſſen, der ihnen gebührt und immer nothwendiger geboten erſcheint zur Mithülfe gegen ſolche Fruchtverderber, wie wir einen hier kennen lernten an dem Apfelblüthenſtecher.

Eine ſchöne Sippſchaft, von der wir eine Gattung, den Apfelblüthenſtecher, hier kennen gelernt haben! Faſt könnte den Menſchen Grauen und Entſetzen ergreifen vor dem Treiben dieſer winzigen Feinde, die ſeine koſtbarſten Güter — ſein Obſt, Getreide: ſeine unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe — bedrohen, ohne daß er ihnen kräftig und erfolgreich entgegen zu treten vermag. Da ſollte man es doch wohl als eine ernſte Mahnung betrachten: alle die vorhin genannten natürlichen Bekämpfer dieſer Unholde — ſowohl die Schlupfwespen als die Vögel und andere für den Naturhaushalt nützliche Thiere — recht wirkſam zu beſchützen und zu hegen. Das iſt, noch einmal ſey es geſagt, der einzige erfolgverſprechende Weg, auf dem allen, von Zeit zu Zeit leider immer öfter verheerender und großartiger auftretenden Inſektenſchäden vorgebeugt werden kann, auf dem man ihnen einzig und allein Schranken zu ſetzen und vielleicht ihre völlige Vernichtung zu erzielen vermag. Damit ſollte man aber wahrlich nicht länger läſſig und in unverantwortlicher Gleichgültigkeit ſäumen. Denn wie allenthalben die Singvögel und alle übrigen nützlichen Thiere bekanntlich faſt von Jahr zu Jahr immer ſpärlicher werden, wie der Menſch mit ſeinen großartigen Kulturen dem Ungeziefer immer reichlicher die Tiſche deckt — ſo vermehren ſich in naturgemäßer Folge auch die Kerbthierverheerungen allenthalben rieſengroß und reißend ſchnell.

Schrind und Pech.

Erzählung aus dem Weichſelwerder.

I.

„Oſchen, Oſchen mein,
Morgen um halb Neun
Sollſt Du mein Gevatter ſeyn.“

„Wie ſoll das Kind heißen?“

„Lorchen!“

Bei der raſchen Antwort erhob ſich im Kreiſe der Spielenden ſchelmiſches Flüſtern und Kichern. Ein großer breitſchultriger Mann aber ſagte trocken, indem er die blühenden Mädchen ringsum anſchaute: „Es ſind hier eins — zwei — drei Lorchen, Herr Johann!“

„O Lorchen Fürth!“ — Es klang, als gäbe es für ihn nur dies eine Lorchen.

Die Leonoren hatten ſich unwillkürlich erhoben; — keine von den Dreien mochte etwas dagegen einzuwenden haben, dem hübſchen ſchlanken Johann Neſſel einen Kuß zu geben, worin ſämmtliche Mädchen mit ihnen übereinſtimmten. Zwei ſetzten ſich nun wieder, lachend über ſich ſelber und unter dem Gelächter der Andern. Die Dritte, Tochter vom Hauſe, trat zum Ofen und half dem jungen Manne ſein Pfand in vorgeſchriebener Weiſe auslöſen: war ſie dabei doch meiſt ſeine Partnerin. Das konnte um ſo weniger auffallen, denn ſie waren nicht nur Nachbarskinder und zuſammen aufgewachſen, ſondern auch miteinander verwandt. „Wi ſönne Nichten tohoop“, ſagte ihr Vater von Johann, obgleich die Verwandtſchaft nur im ſiebenten oder noch entfernteren Grade beſtand. Durch dieſe Anerkennung der „Nichtenſchaft“, wie man im Weichſelwerder ſagt, gehörte Johann zum Kreiſe der Hofbeſitzer (Kölmer) und ihrer Familien, ſonſt wäre ihm dieſer Kreis verſchloſſen geweſen, weil er weder einen Hof beſaß, noch als Erbſchaft zu erwarten hatte. Der Unterſchied der Stände wird von den reichen Bauern jener Gegend nicht minder aufrecht erhalten, als vom ahnenſtolzeſten Adel. Nebenher machte jedoch Gewandtheit, die ihn vortheilhaft auszeichnete vor der Schwerfälligkeit, die hier ſelbſt den jungen Männern anhänglich iſt, den Johann für die Kölmertöchter zu einem ſehr gern geſehenen Spielgefährten. Auch die jungen Burſche waren ihm wegen ſeiner harmloſen Munterkeit zugethan, oder ſcheuten ſich, mit ihm anzubin-

Danieder mit der Gottheit Arm,
Vor dem der Trug zerfällt.

Entriß er kühn, im Kriegestanz,
Der Tyranney den Raub,
Dann ſchmücket ihm den Heldenkranz
Des Bürgers Eichenlaub;
Er ſchützt, was der Gedank' erſchafft,
Er fühlet: Geiſt allein iſt Kraft,
Und and're Größe Staub.

So lockt er milde Künſte her,
Und holder Sitte Band,
Aus eignem Leben zaubert er
Den Himmel in das Land;
Sein Blick zeigt überall die Bahn,
Er dränget Licht zu düſt'rem Wahn,
Iſt Herz uns und Verſtand.

Hell grüßen drum im Hochgeſang
Ihn rings die Herzen all',
Denn nur aus Seinen Thaten drang
Uns froher Jubelſchall;
Erhalt' ihn lang uns, o Geſchick,
Denn Er allein iſt unſer Glück
Und unſ'rer Hoffnung Wall!

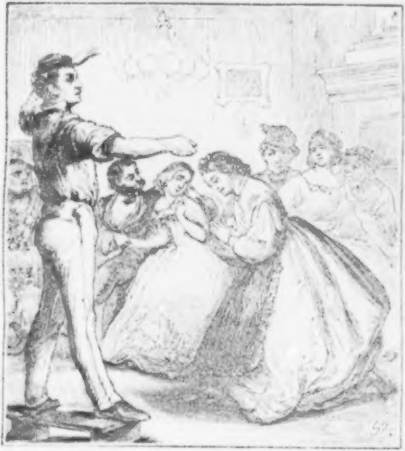
den, da ſeine Geſchmeidigkeit ſtets, im Wort- wie im Ringkampf, den Sieg davontrug.

Nur jener junge Mann, Adam̄ Lunds, der vorhin bemerkte, es ſeyen drei Lorchen anweſend, betrachtete den Johann Neſſel mit finſterem Blick; er dachte daran, ihn ſeine Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, konnte jedoch nicht ſchnell zu einem Entſchluß kommen. — Das Spiel hatte inzwiſchen ſeinen Fortgang; Andre löſten ihre Pfänder aus: ſtets durch Küſſe. Denn ohne dieſe wäre das Pfänderſpiel gar nicht ſo ergötzlich, oder wenigſtens im Werder nicht ſo außerordentlich beliebt.

Uebrigens ſchien die Empfindungen Adam Lund's noch Jemand zu theilen. In der halb offenen Thür lehnte ein ältlicher Mann von ſo breiter und wohlgenährter, ja ungeſchlachter Geſtalt, wie nur die fruchtergiebigen Marſchländer ſie zahlreich hervorbringen. — Es war der Gewohnheit nach nicht bräuchlich, daß die älteren Familienglieder dem Spiel oder Tanz des jungen Volks zuſahen; es fühlt ſich dadurch in ſeinem Behagen geſtört, zieht ſich vor den Alten und Verheiratheten, wenn es nirgends anderen Raum findet, ſogar auf den Boden zurück, um ſich unbeobachtet zu vergnügen. Hier hatte man dies nicht nöthig. Raum war genug in dem großen Hauſe, zumal heute, wo die einzige Haustochter und Erbin nur die jungen und ledigen Glieder der befreundeten Familien hatte einladen laſſen. Daß vom Hausherrn die muntere Geſellſchaft beobachtet wurde, bemerkte Niemand: ſaß er doch ſonſt immer gemächlich mit ſeiner Pfeife unter der kürbisumrankten Vorlaube. Ihn hatte ein ganz beſonderer Grund hergeführt, nämlich die Abſicht zu belauſchen, wie ſeine Tochter und Adam Lunds ſich gegen einander benahmen: dieſe Beluſtigungen, hauptſächlich die Pfänderſpiele, einten manches Pärchen für immer. Die Eltern waren, da es Standes- und Vermögensunterſchiede hier ſelten gab, damit meiſt zufrieden, hatten ſich ja auch bei luſtvollem Zeitvertreib kennen und lieben gelernt. Dazu ſchien mehr als Einer oder Eine der Geſellſchaft zu dem beſten Wege: jedenfalls hatte das Spiel die fröhlichſte Dauer, trotz der wahrhaft afrikaniſchen Hitze des Junitages.

Was der Hofbeſitzer bei Johann's Pfandeinlöſung wahrnahm, machte ihn ſtutzig, verdrängte für einen Augenblick das Lächeln von ſeinem breiten Geſicht; der unverkennbare Verdruß Adam Lund's verſtimmte ihn noch mehr. „Pah, Schrind und Pech!" ſagte er dann achſelzuckend zu ſich ſelber: „Kinderei!"

Jetzt hieß es im Kreiſe: „Das iſt Lorchen's Ring, Lorchen Fürth's Ring!" Ihr ward aufgegeben, das heilige Kreuz anzubeten.



— Adam richtete ſich grader auf — er mußte jetzt gerufen werden — der Kölmer öffnete die Thür ein wenig weiter, um beſſer zu ſehen

Beide wurden getäuſcht; Lorchen winkte ohne Zögern ihren Vetter Johann herbei. Im nächſten Augenblick ſtand dieſer mit ausgeſtreckten Armen auf einem Bänkchen, ſie kniete vor ihm, ſagte mit ſchelmiſchem Lächeln den Spruch her, während ſie über die Achſel einen halb ſpöttiſchen Blick zurückwarf auf Adam, der ſie heute zu all ſeinen Pfandauslöſungen als Gehülfin erwählt hatte. Und es war ein ſo vielſagender, bedeutungsvoller Spruch:

„Heiliges Kreuz, ich bet' Dich an,
Du haſt keine Frau und ich hab' keinen Mann:
Willſt Du ſo, wie ich,
Dann komm' herab und küſſe mich.“

Johann wollte offenbar ſo, das bewies ſein leuchtendes Auge und der Eifer, womit er vom Bänkchen herabſprang. Lorchen ſchien durch den Eifer oder das Augenleuchten, vielleicht durch beides, in Verwirrung zu gerathen; ſie erhob ſich raſch und wich, glühend roth, einen Schritt zurück. Die Mädchen kicherten, die Burſche klatſchten lachend in die Hände — am lauteſten der junge Lunds. Johann lachte mit, der Kuß war ihm nach ſeiner Meinung doch ſicher: das Sträuben machte ihn ja um ſo ſüßer.

„Lorchen!“ — mitten in die jubelnde Schaar trat plötzlich der Kölmer, gab der Tochter einen gebieteriſchen Wink. Sie ſchlüpfte hinaus, ſandte jedoch von der Schwelle zu Johann einen Blick, der neckiſches Bedauern über das unterbrochene Spiel verrieth.

Jetzt endlich ſchien Adam gefunden zu haben, was er längſt ſuchte — ein biſſiges Wort. „Es iſt wahr, Johann hat keine Frau“, ſagte er, auf den Spruch bei der Pfandauslöſung anſpielend, „aber dem Dinge iſt bald abzuhelfen: er braucht nur einen ſeiner Hengſte ſatteln zu laſſen und —“

„Ich habe ja keinen Hengſt!“ unterbrach ihn Johann zerſtreut.

Jener lachte laut auf. „Ja freilich, daran dachte ich nicht; Schuſters Rappen gilt bei einer Brautwerbung nichts, würde keinen Brautvater anlocken.“

Johann wollte zornig auflodern; er bezwang ſich jedoch und wandte ſich ab, ſchmerzlich getroffen von dieſer Anſpielung auf den Brauch bei der Werbung und auf ſeine Armuth.

Ein Theil der Geſellſchaft lachte über den Witz, der andere beeilte ſich, das Spiel wieder aufzunehmen, um es nicht zu einem Streit kommen zu laſſen. Die heitere Stimmung Johann's war aber dahin. —

„Was ſoll ich, Vater?“ fragte unterdeß das Mädchen.

„Den Punſch koſten, den ich ſelber gebraut habe.“

„Oh, er wird meinen Gäſten ſchon munden!“ — Sie wollte wieder zum Spiel; ein Blick auf des Vaters Geſicht ließ ſie bleiben, unzweifelhaft hatte er ihr etwas zu ſagen. Neugierig trat ſie zu dem großen Mahagonitiſch, auf welchem die rieſige ſilberne Punſchterrine ſtand, goß mit der ſilbernen Kelle etwas von dem duftigen Getränk in eines der geſchliffenen Gläſer auf dem ſilbernen Präſentirteller; aber ſie vergaß zu koſten, betrachtete in dem großen Spiegel drüben nur die Züge des Vaters.

„Das Haus iſt vollſtändig ausmöblirt!“ begann er langſam.

Sie ſchaute betroffen umher. An Stelle der altgediegenen Einrichtung von Nußbaum- oder Eichenholz, herſtammend aus der Großmutter Ausſtattung, prangten in den Beſuchzimmern jetzt Mahagonimöbel, gewaltige Spiegel mit Barockrahmen und koſtbare Teppiche: die reichen Werderaner laſſen dafür etwas draufgehen, haben es ja dazu! Lenchen's Freundinnen hatten alle die Herrlichkeiten vorhin ſchon gebührend bewundert und ihr neckend zugeflüſtert: daß jetzt weiter nichts mehr fehle, als — ein Mann für ſie.

Der Vater ſchien ebenſo zu denken. „Alles vollſtändig!“ wiederholte er. Dabei öffnete er den Silberſchrank, der ſeinen Namen in der That führte; von oben bis unten war er voll edlen Metalls, dies zum Theil mit Golde, bunten Steinen oder Perlen geziert. Hier ſchimmerten alle möglichen nutzbaren und unnützen Geräthe — oft drei- oder vierfach.

„Es fehlt nichts für ein Fräulein von feiner Bildung!“ ſagte nun der Vater, wobei ſich ſein breit Geſicht etwas ſpöttiſch verzog, er aber doch mit den Schätzen liebäugelte, was die Tochter, trotz des eingemiſchten Ausfalls auf ihre Bildung, zum Lachen reizte. —

Lenchen war, wie ſich von ſelbſt verſteht, in Elbing auf der Schule geweſen, hatte dort für ſchweres Geld Allerlei gelernt, ſogar Tanzen und Klavierſpielen, in welch' letzterer Kunſt ſie bis zum Abſpielen einiger Tanzſtücke vorgeſchritten.

Bedächtig ſprach Kurth weiter: „Andererſeits fehlt aber Eines, doch nächſtens, ſchon in dieſer Woche, paſſirt bei uns etwas: ob Dienſtag oder Donnerſtag, das weiß ich nicht. Der Vater hat ihm dazu einen neuen Hengſt gekauft, einen Apfelſchimmel. Ein ganz wunderſchönes Thier, prächtig paſſend zu ſeinen Schimmeln, ſo daß ihr mit dem ſchönſten Dreigeſpann Eure Brautviſiten machen könnt.“

Lorchen lachte jetzt nicht, ſchaute vielmehr beſtürzt auf. „Apfelſchimmel", flüſterte ſie nachdenkend, „dann wär' es alſo —"

„Adam Lunds!" ergänzte er nickend. „Habe mit ſeinem Alten geſprochen, Alles ziemlich in's Reine gebracht, ſo weit ſich das vorher in's Reine bringen läßt. Kannſt jetzt zu Deinen Gäſten gehen, weißt, woran Du biſt. Baſchka ſoll den Punſch hineinbringen!"

Sie ging nicht, ſtand wie angewurzelt; die friſche Farbe der Geſundheit wich allmälig von ihren Wangen. „Den Adam Lunds!" ſagte ſie unſicher. „An ihn habe ich wahrhaftig nicht gedacht — nie!"

Gleichmüthig that Fürth einen langen Zug aus der Pfeife. „Wirſt dazu künftig Zeit genug haben — immer, das heißt lebenslang, wenn Du nicht etwa jung Wittwe werden und Dich noch einmal verheirathen ſollteſt. Thue meinetwegen nicht ſo unſchuldig, kleine Hexe! Haſt es wohl längſt gemerkt, daß er beim Schinkenſchneiden und ſo weiter ganz mordsmäßig hinter Dir drein war. Haben doch wir Alten das gemerkt! Mit dem luſtigen Pfänderſpiel iſt's nun freilich bald aus, aber dafür wirſt Du die reichſte Frau weit und breit. Sein Bruder kriegt des Vaters Hof, iſt, w[illegible] Du weißt, verſprochen mit der reichen Schulzentochter; da kann er Adam gleich auf Heller und Pfennig auszahlen und —"

Schon bei Erwähnung des Pfänderſpiels war die Röthe auf Lorchens Antlitz zurückgekehrt, in erhöhtem Maaß. Viel muthiger, als zuvor, unterbrach ſie ihn: „Was brauch' ich einen Mann, der etwas mitbekommt? Habe [illegible] genug für Zweie, und wenn ich nicht Einen haben kann, der mir g[illegible]lt, ſo heirathe ich lieber gar nicht: wenigſtens hat's damit keine Eile."

Fürth beachtete die letzten Worte nicht, beantwortete nur die erſten, und in ziemlich ſtrengem Ton: „Rede nicht quatſches Zeug! Geld hat man niemals zu viel, alleweil aber haſt Du noch gar nichts; um einen Lump als Schwiegerſohn in's Haus zu nehmen, ſollte ich mich ſchon ins Altentheil ſetzen? Das wäre! Es iſt auch wider alles Herkommen, daß auf unſerm Hof je Einer oder Eine gefreit hätte, ohne entſprechendes Vermögen auf der andern Seite. Ich aber bin wahrhaftig der Allerletzte, der eine ſo einfältige neue Mode ſtatuiren ſollte: darauf könnteſt Du, denk' ich, Gift nehmen."

Niedergeſchlagen ließ Lorchen den Kopf ſinken; — darauf hin kannte ſie freilich den Alten ſo genau, daß ſie jetzt ſelber nicht begriff, wie jemals, auch nur im Traume, ſie daran hätte denken können, daß ihr Zukünftiger nichts zu haben brauche, weil ſie ſelber reich ſey.

Nach abermaligem Zuge aus der Pfeife ſagte er noch in eifriger Rede: „Es läßt ſich außerdem auch niemals wiſſen, wozu Einer Geld braucht — es iſt für alle Wege gut. Damals, als ich Deine Mutter nahm, wußte ich eigentlich gar nicht, wohin mit ihrer baaren Mitgift: wie bald kam ſie mir zu ſtatten! Als der große Dammbruch die Felder verſandete, hätte ich ſie nicht können drainen laſſen, oder doch nicht ohne die Hypothek ſchwer zu belaſten. Denn das Drainen koſtet, wie Du weißt, verwünſcht viel Geld, oft ſo viel, wie guter Acker. Nicht, als könnte wieder ſo ein Malheur paſſiren — der Damm iſt von Grund auf neu gebaut und gut im Stande gehalten — aber ich meine nur ſo von wegen Geld haben — das ſchadet niemals was!"

Eine Magd trat ein und von der andern Seite kamen ihre vertrauteſten Freundinnen, nach der Haustochter zu ſehen: ſie mußte in die Geſellſchaft zurück, auch durfte der Punſch nicht kalt werden.

Ohne ihn war es allerdings ſchon heiß genug, doch huldigt man hier, wie mitunter anderwärts auch, dem Grundſatz: Hitze laſſe ſich am beſten mit Heißem bewältigen.

Suchend ſchweifte Lorchens Auge umher — Johann war nicht da, hatte ſich unbemerkt entfernt — kehrte auch nicht zurück. Draußen, unter der ſäulengetragenen Veranda des Hauſes, wo er tiefathmend ſich abzukühlen ſuchte, traf ihn der Hofbeſitzer.

„Etwas warm heute, hm?" ſagte Jürth mit einem Anflug von Hohn. Bei ſeiner Kaltblütigkeit war jene Anwandlung von Unwillen, die er vorhin empfunden, nicht tief ins Gemüth gedrungen.

„Ja, ſehr warm und ſo plötzlich!" — der junge Mann wollte doch etwas antworten. „Wir bekommen gewiß eine ſtarke Johannisfluth, da der Schnee auf den Karpathen raſend ſchnell ſchmelzen muß." — „Bah, der Damm iſt in gutem Stande!" — Mit dieſen Worten verließ der Hofbeſitzer die Veranda, ging durch das Gärtchen nach der Straße.

„Immer eine hübſche Einrichtung ſo ein Damm — hält alle hohe Fluthen in ihrem regulären Strombett!" ſo ſprach er zu ſich ſelber, und dachte dabei muthmaßlich nicht an das Weichſelwaſſer, ſondern an eine andre Fluth.

Johann war im Glauben, er rede noch zu ihm, gefolgt, und ſchaute ihn nun bei ſeinem anzüglich klingenden Ton betroffen an. Jürth ſchien aber in dieſem Augenblick alles Uebrige zu vergeſſen bei der Betrachtung ſeines Hofes; — er lächelte behaglich.

Das Beſitzthum bot in Wahrheit einen herzerfreuenden Anblick.

Das ſtattliche hölzerne Wohnhaus — der öfteren Ueberſchwemmungen wegen hat man dort keine Steinbauten — prangte mit ſo großen Spiegelſcheiben, wie in allen Höfen der Reichen; über der allgemein am Eingange bräuchlichen Vorlaube, deren Säulen Kürbisranken umſpannen, blühten auf dem zierlich geländerten Altan fremde Topfpflanzen, auf den wohlgepflegten Beeten vor den Fenſtern in Fülle die prächtigſten Lenzeskinder unſerer Heimath. Dies war Lorchen's Gebiet, auf dem ihr nur Johann helfen durfte. An das Wohnhaus ſchloſſen ſich ſeitwärts die Wirthſchaftsgebäude, Ställe und Scheunen, wohlgefüllt mit vorzüglichem Vieh und reichen Vorräthen.

Einige Schritte ging Fürth auf die Straße hinaus, bis dort hin, wo er das kleine Häuschen Johann's betrachten konnte. Der Anſtrich von heller Oelfarbe, der daran eben ſo wenig geſpart war, wie an allen Gebäuden und Zäunen des Werders, vermochte es nicht, die Baufälligkeit der ärmlichen Behauſung zu verbergen.

„Wirſt nächſtens bauen müſſen, Johann! — die alte Bude bricht Dir ſonſt über dem Kopf zuſammen!“ äußerte Fürth mit gönnerhaftem Bedauern, und ſchritt durch ſein Vorgärtchen zurück, zwiſchen Wohnhaus und Scheune hindurch über den Hof. Den großen Pflaumen- und Gemüſegarten ließ er zur Seite, wandte ſich nach ſeinem Felde.

Waizen und Gerſte, Raps und Taback ſtanden prächtig. Der Boden iſt fetter ſchwarzer Lehm, hier Bech genannt, und ſo fruchtbar, daß ein Werderaner unzufrieden iſt, wenn er nicht wenigſtens dreißig Scheffel vom preußiſchen Morgen erhält: das nährt natürlich den Stolz auf Geld und Hofbeſitz. Die fruchtbare Erde iſt aber meiſt nicht tiefer, als anderthalb bis drei Fuß, unter ihr befindet ſich Sand, ehemaliger Meeresgrund. Wo dieſer den Schlick — den Schlamm — durchdringt bis zur Oberfläche, da wachſen nur einzelne verkümmerte Halme, und ſolche Stellen, — auffallend gegen die üppig geſegnete Umgebung — heißen **Schrind**.

Die Aecker und Wieſen ſind durch Gräben in viereckige Tafeln getheilt; Weiden, die oft gekappt werden, umſäumen dieſe Gräben, liefern den Bedarf zu den Faſchinen, die bei dem Deichbau unentbehrlich ſind.

Zur Linken von den üppigen Aeckern Fürth's ſchimmerte der unbebaute Boden weiß: nur an wenigen Stellen trug der Sand, ſorgſam gedüngt, Kartoffeln: gute Kartoffeln, während ſie auf dem Bech leicht von der Fäule heimgeſucht werden. Demnach warf der reiche Hofbeſitzer einen mitleidigen Blick auf dieſe dürftigen Aecker und ihre dürftige Frucht; jenſeits derſelben aber, da neigten ſich wieder reifende Waizenähren unter dem Gewicht ihrer eignen Schwere, da offenbarte der Pechboden ſeine ganze Kraft, und dieſe Feldſtücke gehörten den Lund's.

Des Kölmer's Auge überflog die Felder. „Daß dieſe Schrindflecke zwiſchen uns liegen müſſen!" murmelte er vor ſich hin. „Sind Einem ordentlich im Wege, und doch ließe ſich die Sache hübſch arrangiren. Mußt nicht das elende Beſitzthum verkaufen, Johann?" wandte er ſich an ſeinen jungen Begleiter. „Haſt bei der größten Plackerei davon ja doch nur das liebe Leben, denn es fehlt Dir an den Mitteln, den Sand drehen zu laſſen. War Unſinn von Deinem Vater, den Fleck zu kaufen — bekam ihn freilich für ein Spottgeld — denn mit dem Schrind kann kein Menſch was anfangen und das Drehen koſtet eben ſo viel, wie guter Acker. Ein anſtelliger Menſch wie Du, mit einem ſo anſchläglichen Kopf wie der Deine, ſollte nicht hier auf der Sandſcholle ſitzen, ſich lieber in der Welt umthun; könnteſt vielleicht was vor Dich bringen, und wenn ich vermag, Hülfliches dabei für Dich zu leiſten, ſoll's wahrlich gern geſchehen. Gehörſt zwar nicht zu meinem Hausgeſinde" — ſo werden hier nicht die Dienſtleute, ſondern die nahen Verwandten genannt — „aber doch zur Nichtenſchaft. Nun, warum antworteſt Du nicht, ſondern ſtierſt mich an, wie die Kuh das neue Thor?"

Der junge Mann ſah ihn in der That ſtarr an; er begriff ſo klar, als ſey es ihm in deutlichſten Worten auseinandergeſetzt worden, was der Hofbeſitzer meinte. Wäre der Damm plötzlich geriſſen, die Fluth über das Land geſtrömt, es hätte ihn nicht heftiger erſchrecken, nicht tiefer erregen können. Aber nach dem erſten Augenblick der Beſtürzung raffte er ſich zuſammen, wollte wenigſtens nicht ohne Verſuch des Widerſtandes weichen.

Der Alte las in Johann's Gedanken, ließ jetzt jegliche Umſchweife bei Seite, ſagte geradezu: „Ich ſehe, Du willſt das Feld nicht räumen — meinſt, das Mädchen halte zu Dir und ich werde den zärtlichen Vater ſpielen, werde nachgeben."

„Ich habe Lorchen lieber, als mein Leben, ſie ſelber —"

„hat mit Dir Blindekuh und ſo weiter geſpielt. Weiß das, und würde mir nun Vorwürfe machen über meine eigne Blindheit und Gutmüthigkeit, hätt' ich der Sache irgend ein groß Gewicht beizulegen. Das iſt aber nicht der Fall, ſchon darum nicht, weil's ganz gegen die Natur wär'!"

Er bückte ſich, nahm etwas von dem dunkeln Lehm des Bodens auf und trat dann ſeitwärts zu einer Schrindfurche, um auch von dem Sande etwas aufzunehmen. Beides zeigte er dem Johann auf ſeinem fleiſchigen Handteller. „Gegen Deine Perſon habe ich nichts; doch ſolch ein Unterſchied, wie zwiſchen Schrind und Pech, iſt zwiſchen Arm und Reich, alſo zwiſchen Dir und —“.

Johann unterbrach ihn; mit der Linken ergriff er die Hand ſeines Verwandten, mit der Rechten rührte er raſch die beiden Erdarten durcheinander: „Sie laſſen ſich ganz gut vermiſchen!“ — bemerkte er nun.

Zuerſt hatte der Andere etwas verblüfft dreingeſchaut, dann entgegnete er: „Mit nichten, Hans! — ſiehſt Du, wie der fette Lehm in Klümpchen zuſammenhält, ſich nicht miſchen läßt mit dem feinen, loſen Sande?“ — Dies ſagte er aus voller Gemüthlichkeit, die er im Verkehr mit dem Verwandten meiſt gezeigt hatte. Plötzlich aber ſchlug ſeine Stimmung um, als er ſah, wie der junge Mann die von der Hitze gedürrten Pechklümpchen zwiſchen den Fingern zerrieben und mit dem Sande gemiſcht hatte. Als verbrenne ſie ihm die Hand, ſo heftig ſchleuderte er die Erde von ſich, und ſprach dann kalt:

„Wozu noch Narrenspoſſen? Meine Tochter kriegſt Du ſo wenig, wie aus dem Pech Schrind wird, oder umgekehrt; ſchlag's Dir alſo getroſt aus dem Sinn: das iſt mein letztes Wort in der Sache!“ — Er wandte ſich zum Gehen, kehrte aber noch einmal um. „Daß Du Dich hinter das Mädchen ſteckſt, es mir rebelliſch zu machen ſuchſt, das fürcht' ich nicht. Halte Dich nicht für einen ſo erbärmlichen Lump, nun Du einmal meine Meinung kennſt.“

„Schrind und Pech!“ murmelte er auf dem Rückwege in ſein Haus. „Hätte mir's im Traum nicht einfallen laſſen, daß ſo 'was paſſiren könnte. Es iſt wirklich, als wäre die Welt aus den Fugen — gar nichts mehr vorhanden von dem gebührenden Reſpekt. Der arme Junge könnte mir eigentlich leid thun, wäre der Einfall nicht ſo pudelnärriſch: Schrind und Pech — hm!“

Johann hatte ihm regungslos nachgeſchaut; auch ihm ſchien es, die Welt gehe aus ihren Fugen. Aber ein ſolcher Lump war er nicht, ſich hinter das Mädchen zu ſtecken, hatte ſeinen Stolz eben ſo feſt, wie ein Kölmer. Zudem, es war ja lächerlich, ſich einzubilden, daß eine Hofbeſitzers-Tochter Einen gern habe, oder gar zum Mann wolle, der nicht Hofbeſitzersſohn ſey. Der Brauch, nur nach dem Herzen zu wählen, hatte ſich hier bei den Mädchen noch nicht eingefunden, findet ſich vielleicht niemals ein. So gern ſie ihn alle ſahen beim Pfänderſpiel und Tanz — lieben, heirathen, das war etwas Anderes. Lorchen machte davon ſicherlich keine Ausnahme, dachte er voll ſchmerzlicher Bitterkeit, und beſchloß, ſie nicht zu ſtören in dem Glück, das ihr bevorſtände; — nicht einmal durch ſeinen Anblick wollt' er ſie ſtören.

II.

Die Welt war jedoch auch im Weichſelwerder nicht aus ihren Fugen, alles Leben ging vielmehr ſeinen gewöhnlichen Gang. Daß am nächſten Fleiſchtag, alſo Dienſtag, Lunds Adam in ſeinem beſten Anzuge auf prächtig aufgeſchirrtem Apfelſchimmel durch das Dorf ritt, nach dem Fürthſchen Hofe hin, lockte zwar mehr als Eine an das Fenſter, gab Anlaß zu mancherlei Reden für die Unbeſchäftigten, aber etwas Unerhörtes war es nicht. Ein ſolcher Ritt, dann ein zweiter in einem Zwiſchenraum von acht Tagen: Dergleichen muß jeder Verlobung vorangehen. Der Gaſt wird weder vom Hausherrn bewillkommt, noch nimmt ihm ein Knecht das Pferd ab: er bindet es ſelber an und tritt nun in's Haus. Bei anderen Gelegenheiten iſt immer ein reichlicher Imbiß aufgetiſcht, heute nicht. Nur ein kurzes förmliches Geſpräch wird geführt, dann empfiehlt ſich Adam ſogleich, ohne daß der Hausherr zum Bleiben nöthigt, oder den Scheidenden bis vor die Thür begleitet. Kehrt er wieder am nächſten Dienſtag, gleichfalls auf dem Hengſt und im Staatsrock, dann iſt die Aufnahme zuthulicher. Sein Pferd wird mit dem ſchönſten Hafer verſorgt, er mit dem Beſten bewirthet, was Küche und Keller aufweiſen können. Auch bleibt er den ganzen Tag bis zum Abend: die Unterhaltung iſt nun nicht mehr förmlich und gleichgültig. Am nächſten Sonntag kutſchirt dann der Freier mit ſeinem ſchönſten Fuhrwerk auf den Hof, ſeine Familie folgt in einem zweiten Wagen; die Angehörigen des Mädchens ſtellen ſich gleichfalls ein, und die Verlobung wird gefeiert. Alsbald macht das Brautpaar ſeine Viſiten, am Sonntag danach folgt das erſte Aufgebot, und nach dem dritten die mehrere Tage währende Hochzeit, nachdem der Umbitter in zierlichen Verſen Alle einladete, die Anſpruch haben auf dieſe Ehre.

Johann malte ſich das Alles bis in die kleinſten Einzelheiten aus; er kannte dies Herkömmliche. Ja den Reiter ſah er vor dem Nachbarhauſe abſteigen, ſah ihn nach kurzem Aufenthalt ſich entfernen: von Kummer, Eiferſucht und Groll faſt verzehrt, fand er keine Ruhe daheim, erſtieg den Deichdamm.

Eben verbreitete ſich auf dieſem Damm eine ungewöhnliche Regſamkeit. Ein reitender Bote jagte vorüber, dort an der Wach-

Fried' und Unſchuld.

Der Menſch erwacht im Unſchuldglanz,
Sein Reich bekränzt ein Blumenkranz
Am Ufer ſeines Lebens;
Doch hält er ihn vergebens!
Der Kranz zerreißt, die Woge treibt,
Weiß nicht, wo ihm der Friede bleibt.

Er lockt, auch im erkämpften Glück,
Sich Fried' und Unſchuld nie zurück.
Das Grab, des Himmels Wiege,
Hilft ihm allein zum Siege;
Denn ewig, grüßt er's furchtlos rein,
Sind wieder Fried' und Unſchuld ſein!

Als ein Stand weniger zahlen wollte.

Zahlt ihr auch gleich, ihr dürft nicht ſagen:
Ihr träget wie das Volk ſo ſchwer,
Das muß wahrhaftig vielfach mehr:
Es muß ja euern Dünkel tragen!

bude entwickelte ſich geſchäftige Thätigkeit. Leute ſtrömten herbei, Diejenigen, welche die Wache hatten: Deichbeamte, Bauern, Arbeiter, und eine Menge Wagen, hoch beladen mit Faſchinen, Dünger, Balken und Bohlen, oder mit Arbeitsgeräth und Lebensmitteln. Sorgfältig wurde der Deichdamm unterſucht: ob ſich irgendwo eine Quellung gebildet habe. Das Waſſer war ſtark angeſchwollen, ſtieg von Minute zu Minute: Dergleichen wiederholte ſich zwar alljährlich um die Mitteſommerszeit, doch nicht in einem Grade, wie heuer. Die Hitze hatte den Schnee auf den Karpathen viel raſcher, in viel größeren Maſſen geſchmolzen, als es gewöhnlich geſchieht.

Schnell erſcholl die Kunde: ſchon ſey die Johannesfluth da, im ganzen Werder, am ſchnellſten in den zunächſt befindlichen Ortſchaften. Das Aufgebot der halben und bald darauf der ganzen Mannſchaft verrieth, die Sachlage erſcheine nicht minder bedenklich, als bei dem gefürchteten Eisgange im Frühjahr. Schleunig ward das Vieh von den Weiden heimgetrieben, Alles in Bereitſchaft geſetzt, um es im Nothfall auf den Boden hinanzuſtellen. Auch packten die Frauen die werthvollſten Sachen ein, um ſie bei einem Durchbruch aus den zunächſt bedrohten Erdgeſchoſſen ſogleich in das obere Stockwerk ſchaffen zu können.

Lorchen räumte den Silberſchrank mit einer Trägheit aus, die ſonſt nicht in ihrer Natur lag. Es war freilich nicht nöthig, hier keine unmittelbare Gefährlichkeit zu beſorgen, denn der Damm war, nach dem großen Bruch vor zwanzig Jahren, auf eine weite Strecke hin faſt ganz neu erbaut worden. Aber es gehört zum Weſen der verſtändigen Werderaner, keine Vorſichtsmaßregel, ſcheine ſie auch überflüſſig, zu verſäumen: hat doch ſchon Mancher, der ſie unterließ, ſchwer gebüßt. Läſſig that Lorchen, was eben gethan werden ſollte, wie vorhin ſie läſſig Lund's Adam zur Begrüßung und zum Abſchiede die Hand gereicht, Platz genommen und auf ſeine Reden geantwortet hatte. Mit Johann Neſſel wollte ſie am vergangenen Sonntag noch reden, ihm mittheilen, was der Vater ihr geſagt hatte. Wozu das nützen, was dann erfolgen könne, das war ihr nicht klar, daran dachte ſie nicht. Die Hauptſache blieb ihr, ihn von der väterlichen Abſicht in Kenntniß zu ſetzen; Johann war aber fortgegangen, ließ ſich nicht wieder blicken, weder am Sonntag noch am Montag, während ſonſt in der letzten Zeit kein Tag verſtrichen war, an dem er nicht auf dem Hofe vorſprach, nach ihren Blumen ſah. Dies Fortbleiben konnte nur abſichtlich ſeyn, zumal jetzt, da ſie ihm den Kuß im Spiele ſchuldig geblieben. Es kränkte ſie zuerſt tief, dann fand ſie ſich beleidigt und zürnte. Sollte ſie ihm etwa entgegen kommen, ihm nachgehen? — war ſie ihm ſo wenig, nun, dann verlohnte ſich's nicht der Mühe, dem Vater zu widerſprechen. Wen ſie dann heirathete, das war ihr gleichgültig: ob Lund's Adam oder einen Andern. Ja, ſie wollte ſich zuletzt gar einreden, ſie nähme dieſen nicht ungern: Johann bekam jedenfalls doch einen Schreck, wenn er von der Verbindung hörte. Trotz dieſer Anwandlung von Racheluſt gegen den kaltſinnigen Verwandten betrachtete ſie das koſtbare Geräth, indem ſie es nun in Kiſten packte, ohne Freude an ſeinem Beſitz, ſogar mit einer Regung des Widerwillens. Was half ihr der Reichthum? Sie meinte, nie wieder ſo herzlich lachen zu können, wie noch am Sonntag — ja, im Leben gar nicht mehr lachen zu können!

Indeß entſtand auf dem Damme, wie um ihn her, eifrige Geſchäftigkeit, während bisher die Herbeigekommenen müßig auf und ab gegangen waren, das Steigen der Fluth beobachtet, ſich ihre Bemerkungen und Befürchtungen mitgetheilt hatten. „Eine Quellung!“ hieß es jetzt, und raſch eilten zur ſchadhaften Stelle ſo Viele, als dort Platz fanden, Andere brachten das nöthige Werkzeug hinzu. Sorgfältig wurde die Lücke mit Dünger verſtopft, von ſtarken Bohlen eine Umzäunung herangelegt, mit Sand ausgefüllt, und Balken dagegen geſteift. Da erklang von einer andern Seite her derſelbe Ruf, faſt gleichzeitig von einer dritten. Wohl beeilte man ſich mit der Ausbeſſerung, aber das Waſſer ſickerte nicht mehr tropfenweiſe durch den Erdwall, es drang hier, da und dort in ganzen Strömen hervor. Selbſt die ſtolzeſten, ſchwerer Arbeit entwöhnten Hofbeſitzer, deren Pflicht es gar nicht erforderte, legten haſtig mit Hand an. Umſonſt! — ein lauter Schreckens- und Warnungsruf, und die eben noch raſtlos, wie Ameiſen, in der Erde Wühlenden flüchten in Angſt, eilen auf die Krone des Deichdammes, nach der Höhe hin, wo er nicht untergraben iſt von den wilden, brauſenden Wogen. Da, wo ſie vorhin waren, weicht, zerbröckelt der mächtige Wall, der das fruchtbare Land ſo lange gegen die Tücke des Fluſſes ſchützte: ein Durchbruch erfolgt, iſt erfolgt. Wer ſich nicht ſchleunigſt rettet, wird fortgeſchwemmt von den Fluthen, die aus dem wogenüberfüllten Flußbett über das ſchöne reiche Land hinbrauſen.

Fürth hatte ſich zur Familie Lund gehalten, keinen Blick gehabt für den armen jungen Vetter, der ſich ſeinerſeits dieſer Gruppe nicht nahte. Als die Noth wuchs, da arbeitete Johann mit Aufbietung aller Kräfte an der gefährlichſten Stelle, wollte auch nicht weichen, nachdem der durchſickerte Damm nachgab, endlich brach. Was kümmerte ihn jetzt noch ſein Leben? Andere, die ſich neben ihm befanden, riſſen ihn mit ſich fort, zur ſichern Höhe des Deichdammes hinauf.

Da ſtanden nun die Familienhäupter aus den nächſten Dörfern und ſtarrten hinab auf das entſetzliche Schauſpiel. Ueber den üppigen Feldern und Wieſen wogten ſchmutzige Wellen; aus dem gelblichen See ragten bald nur die höchſten Kronen der Bäume und das Obertheil der Gebäude empor. In Furcht und Entſetzen fragten ſie ſich: wie es um die Ihren daheim ſtehe? oder ſie dachten voll Sorge des Schadens, den die Ueberſchwemmung ihnen verurſache.

Auch Jene, die nicht Haus und Hof, Acker und Vieh beſaßen, nicht darum zu bangen hatten, blickten erſchüttert hinab: dann wurde es, gegen das frühere Leben und Treiben, leer und ſtill auf dem Damme, und nicht nur hier, ſondern auf meilenweiter Strecke. Der Durchbruch hat dem zwiſchen den Dämmen eingepreßten Hochwaſſer Luft verſchafft, es muß ſich nicht mehr in ſeinem beengten Bett zur Oſtſee drängen, ſondern wälzt ſich über das ihm bis dahin verſchloſſene Gebiet. Wenigſtens unterhalb des Bruches iſt ein zweiter Riß nicht zu beſorgen; Jeder begiebt ſich in der ihm möglichſten Richtung nach Hauſe, um zu erfahren, wie es dort ausſieht, was er eingebüßt hat, oder, wenn er nicht dicht an der Bruchſtelle wohnt, um die Seinigen und das Seine zu retten: denn die Ueberſchwemmung erſtreckt ſich meilenweit, ſo weit wie die Bodenbeſchaffenheit dies bedingt. Nur die Wachmannſchaften bleiben zurück: denn mit dem „Einfangen“ des Bruches kann nicht früher begonnen werden, bis der hohe Waſſerſtand einigermaßen vorüber iſt. An Kähnen fehlt es nirgends; viele bewahrt man in jeder Wachbude auf dem Damme, und jeder Kölmer beſitzt einen oder auch mehrere.

Johann's erſter Gedanke, als er zur Beſinnung kam, war es geweſen, nach Fürth's Hof zu rudern, zu ſehen, ob Lorchen wohlbehalten ſey. Er befand ſich in dem erſten der vom Deichdamme abſtoßenden Nachen, hatte noch mit dem vollen Ungeſtüm der Ueberfluthung zu kämpfen, kam jedoch viel früher an, als der Hofbeſitzer, der es für zwecklos hielt, ſein Leben einer Gefahr auszuſetzen. Dafür wurde Johann empfangen bei vollſtem Jubelruf Lorchens, die ſich mit den Mägden oben befand, die entzückt war, ihn wiederzuſehen und gleichzeitig zu hören, auch ihr Vater ſey unverletzt. Was ſich ſeit Sonntag zwiſchen Johann und Lorchen gedrängt hatte, war gleichſam fortgeſpült von der Ueberſchwemmung: traulicher und inniger als je ſtanden ſie ſich gegenüber. Zwar hing die Werbung des jungen Lund wie eine Gewitterwolke über ihnen, daran dachten ſie aber jetzt nicht; auch durfte Johann ſeinen Gefühlen nicht Worte geben nach der Auseinanderſetzung Seitens des Vaters: ſeine Augen waren jedoch ſo beredt, wie irgend jemals Augen, und junge Mädchen verſtehen ſich vollkommenſt auf dieſe ſtumme Sprache. Anderntheils war jetzt nicht Zeit, von Liebe und Heirath zu reden: die Beſtrebung wurde vom Nächſten und Nothwendigſten in Anſpruch genommen.

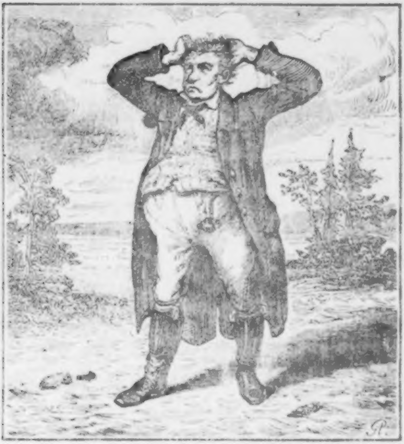
Johann's baufälliges Häuschen brach zuſammen unter dem andringenden Wogenſchwall: er kümmerte ſich darum nicht ſonderlich. Der Vetter bot ihm gaſtlich ſein inmitten der Wellen feſtſtehendes Haus als Obdach, und Lorchen ſprach ihm ihr Bedauern in ſo herzlicher Weiſe aus, daß er dies Mißgeſchick faſt für ein Glück hielt. Noch manches Gebäude ſtürzte ein: es gab viel zu retten und zu bergen, an Leben und Beſitzthum, auch machte die Wiederherſtellung des Dammes zu ſchaffen.

Wo der Boden höher liegt, als das gewöhnliche Flußbett, da verläuft ſich eine Ueberſchwemmung ſchnell, oft beinahe ſo ſchnell, wie ihr Kommen: nicht ſo diesmal. Als der Riß im Damme gefüllt war und die Weichſel wieder ihren gewöhnlichen niedrigen Waſſerſtand hatte, breitete ſich ein See über das Gefilde. Das Waſſer mußte „abgemahlen“, durch Schöpfmühlen entfernt werden: eine ſchwere, langwierige und koſtſpielige Arbeit. Es verging darüber längere Zeit, ſo ſehr man ſich immerhin anſtrengte; Kähne vermittelten einſtweilen den Verkehr — von Spiel und Tanz war indeß keine Rede.

Der nächſte Dienſtag kam und verging, ohne daß Adam auf ſeinem Schimmelhengſt erſchien. In Anbetracht der Umſtände war das begreiflich, und Fürth hätte gemeint: aufgeſchoben ſey nicht aufgehoben, wenn er nicht durch verblümte Andeutungen vom Lund'ſchen Hofe her ſtutzig werden mußte. Man wolle doch, bevor man ſich weiter binde, ſehen, was die Ueberſchwemmung gebracht und zurückgelaſſen habe: das war der Rede Sinn.

Fürth fühlte ſich von der Ungewißheit darüber auch in langer Zeit gedrückt und beängſtigt, er ſtreifte Tag und Nacht ruhelos umher. Oft ruderte er auf ſein Feld hinaus und bemühte ſich, etwas von demſelben heraufzuholen. Dieſe Fiſcherei mußte ein gar trauriges Ergebniß haben, denn er kehrte jedes Mal niedergeſchlagener zurück. Alles Zureden der Tochter und des jungen Verwandten fruchteten nichts.

Endlich! — endlich verflachte ſich das Waſſer immer mehr, ließ das grauſe Bild der Zerſtörung gewahren, und jetzt ſah Fürth, daß


GP.

ſeine Befürchtung eingetroffen war: Fußhoher Sand bedeckte ſeine Felder und Wieſen.

„Schrind und Pech!“ murmelte er vor ſich hin, als er nicht länger an dem Unglück zweifeln durfte. „Oder vielmehr Schrind aus Pech!“ ſchrie er auf und fuhr mit den Händen verzweiflungsvoll in die Haare. „Ich bin ruinirt — ein armer Mann! —“ Bewußtlos brach er zuſammen: der Schlag war für ſeine Geſinnung völlig niederſchmetternd.

In den Armen ſeiner Kinder erholte er ſich; Seiner Kinder — denn Johann nahm ſich mit der zärtlichſten Sohnesliebe des Alten an. — Dies blieb nicht ohne Wirkung auf ſeinen Gemüthszuſtand, eben ſo wenig die Freude, welche Lorchen nicht verbergen konnte und mochte, als es klar wurde, daß Lunds für ihren Adam jetzt nach einer andern Braut ausſchauten, der gehorſame Sohn damit ebenfalls einverſtanden war.

Fürth lächelte bitter, reichte aber dem jungen Verwandten die Hand. „Haſt doch nicht recht gehabt damals, Hans!“ ſagte er. „Schrind und Pech miſcht ſich nicht — es kommt Schrind zu Schrind. Denn ich ſehe, daß Du das Mädchen gern nimmſt, obwohl ſie nun keine reiche Erbin mehr iſt, und ich kann nichts mehr dawider haben. Gott hat mich beim Wort genommen — aus dem Pech iſt Schrind geworden.“

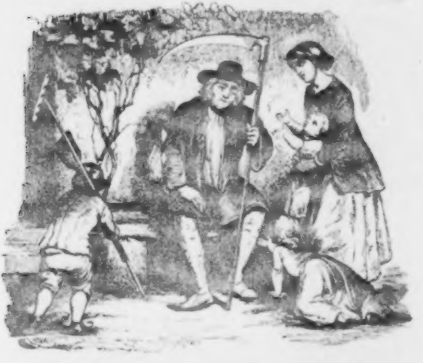
Der Jubel des glücklichen Pärchens entlockte ihm einen Seufzer und ein betrübtes Kopfſchütteln. Ungläubig wiederholte er das „Schrind zu Schrind!“ als Johann nun ausrief: „Wir Beide, Vater, Lorchen und ich, danken Gott, daß aus dem Pech Schrind geworden iſt. Aber wir Beide, Ihr und ich, wollen verſuchen, ob ſich Schrind nicht in Pech verwandeln läßt!“

Bald aber ſchüttelte Fürth nicht mehr den Kopf: der Junge hatte ja doch recht! Die eigenen Aecker des Alten waren Drehland, das heißt: ſchon einmal, nach einer früheren Verſandung, gedreht, konnten nicht mehr gewendet werden. Nicht ſo die Johann's; hier lag der Sand, den der vorige Bruch, gleichfalls ein Grundbruch, zurückließ, noch über dem früheren fetten Boden, weil ſein Beſitzer nicht die Mittel gehabt, durch Drehhaken die verſchüttete fruchtbare Erde an die Oberfläche und den abgelagerten Sand nach unten bringen zu laſſen. Das Drehen eines Morgens koſtet etwa hundert Thaler; der Kölmer aber beſaß an baarem Gelde, wie an Geldeswerth, immer noch genug, um dieſe Koſten zu tragen: ſein Vieh mußte er ohnehin verkaufen, da es nun an Wieswachs fehlte. — Daß auch ein großer Theil des Silberzeuges, der koſtbarſte, in's

Verſchwinden ging bei neuer Einrichtung der Wirthſchaft, das machte den jungen Leuten wenig Kummer, und der Alte hätte ſich ſchämen müſſen, wenn er den ſeinigen nicht möglichſt unterdrückte.

Reich ſind die Leute nicht mehr, immer noch wohlhabend, und die Ableitung der Weichſel an der Montauer Spitze läßt hoffen, daß ihr Wohlſtand nicht durch eine abermalige Ueberſchwemmung vernichtet werde. Unendlich mehr aber, als Wohlſtand, iſt das Glück werth, das jetzt ungetrübt auf dem Hofe herrſcht. Der Alte hat ſich völlig damit ausgeſöhnt, daß nicht „Pech zu Pech“ kam, ſondern „Schrind und Pech“ ſich vereinte.

Marie Roskowska.



Gleichheit bei aller Ungleichheit.

Eine allſeitige Wahrheit iſt es, daß man Alles eher und lieber mit der Einbildung als mit der Vernunft abwägt und beurtheilt; folgerichtig wird es nun eben ſo wahr, daß nicht wenige Menſchen einzig im Wirken ihrer Einbildung glücklich oder unglücklich ſind, von Anderen auch oft ohne Erweis nur unglücklich vermeint werden. — Die Glücklichen, mögen ſie es durch Einbildung oder Vernunft ſeyn, mögen wir ſie im Schwebeln oder im Grundrecht der Begriffe finden, ſollen uns hier nicht beſchäftigen; wir beabſichtigen hauptſächlich ein Erhellen darüber: daß eine Mehrheit der ſich unglücklich Fühlenden deshalb nur ihre Einbildung anzuklagen hat.

Viele von Denen, die durch ihrer Hände Arbeit in verſchiedener Weiſe ſich ernähren, die nicht Erbſchätze beſitzen, nicht Amtsverwalter mit beträchtlichen Einnahmen ſind, ja Viele Derer, die in Dürftigkeit leben, ſind keineswegs ſo unglücklich als es manchen Ueberflußhabern, manchen Habſüchtigen hohen und niederen Standes ſcheint. Wenn bei geringem Erwerb eine Familie nicht gegen Qualen des Gemüths und Krankheiten des Leibes zu kämpfen hat, dann können Genügſamkeit und heiterer Sinn ſich mit einwohnen; wo dieſe Eigenſchaften am beſten gepflegt ſind, da ergiebt ſich auch der beſte Erfolg im eigentlichſten Glück. — Genügſamkeit und heiteren Sinn wird ſich aber auch der Aermſte und Geringſte dauernd bewahren, thut ſtrebſamer Fleiß das ihm Mögliche; es iſt ſogar unzweifelhaft, jene beiden Eigenſchaften ſind mehr heimiſch in der Genußbeſchränkung als bei der Ueppigkeit. —

Wir vergleichen im Zweck unſerer Auffaſſung hier nur Menſchen mit Menſchen, die Abſtufung der Zuſtände hinſichtlich irdiſcher Vortheile. Wir fragen nicht erſt: ob ein beſcheidener Tagelöhner, der das Seine rechtſchaffen vollbringt, der nur begehrt, was er ſich ehrlich erwerben kann, glücklicher ſey als ein Gewaltiger und Reicher, der, ſtets in ſich unverſöhnt und um ſich greifend mit ſeinen Begierden, eifriger vom Drange zum Mehrbeſitz als vom Werth des Sittlichen erfüllt iſt? Dieſe Frage wurde im Weltgeſchichtlichen von allen Vernünftigen gegen Macht und Ueberfluß entſchieden bis zu dem einfachen Ausſpruch: „Reich und glücklich iſt, wer mit der Armuth in Einigkeit lebt.“

Jene Frage bleibt uns alſo von der Erfahrung überwunden; dagegen fragen wir nun: Iſt ein Armer, ein Geringer, weil er es iſt, ein Mühwerkthätiger, an Leib und für ſeinen Bereich an Geiſt geſund, unglücklicher als ein Hoher, ein Reicher, in Ueberfluß Lebender? — und dieſe Frage hat ſich durch weltgeſchichtliche Verneinung eben ſo klar entſchieden wie jene zuvor erwähnte. — Stolze Hochmächtige und Reichthumhaber vergeſſen Urſprung und Ende, was ſich Beides im Menſchenweſen durchweg ähnlich bleibt; ſie blähen ſich auf, als wären ſie ganz ausnahmsköſtlich erſchaffen, worin ſie offenbar ſehr irren. Unzweifelhaft ſind ſie ihren armen Brüdern lebens- und ſterbensgemäß gleicher, als ſie ſich geſtehen wollen, und all die anderen Zuſtände hegen in ſich ebenfalls eine bedingte Ausgleichung.

Betrachten wir — zum Beiſpiel — einen Menſchen, der ein winzig Stückchen Feld bebaut, der ausreichende Einſicht und Ueberlegung hat für ſeinen Standort im Erdgetriebe. Er kann durch emſiges Bemühen dem kleinen Acker ſo viel abgewinnen, daß er Niemand um Beihülfe oder Mitleid anzuſprechen braucht, ſeinen Hunger mit der nächſt vorhandenen Speiſe ſtillt, ſich ſchlicht kleidet, hinlängliche Mitſorge in ſeiner Hütte findet, und dabei nur hofft, daß er dies ſchmale Erbe ſchuldenfrei wieder vererbe. Worin wäre ein ſolcher Menſch unglücklicher als jener, der ein Schloß bewohnt, von einer Dienerſchaar umgeben iſt, Ländereien beherrſcht, ſich mit Purpur, Gold und Kleinoden ſchmückt, von ſeinen Kunſtköchen und Kellermeiſtern leckere Speiſen und Weine aus Nord und Süd zuſammenholen läßt, der, um die Schilderung zu erſchöpfen, Alles in Allem hat, was mit irdiſchem Glück zu vereinen iſt? — Jenem mangelt Unzähliges, was Dieſem ſich für jeden Wunſch ſtets bereit bietet, aber Jener hat auch die Wünſche in der Enge, er vermißt nicht was ihm ohne ſein Wiſſen fehlt, kann ſich alſo nicht danach ſehnen. — Das Maaß unſerer Begierden iſt zugleich das Maaß unſeres Glücks und Unglücks; wer mit den Erwartungen und Neigungen nicht über die Grenzen ſeines Standes hinwegwill, der iſt im Glücke, denn die verſchiedenen Zuſtände bleiben nun außer Bezug.

Der dieſer Betrachtung voran dargeſtellte Hüttenbewohner — zum Beiſpiel — empfing von der mütterlich gütigen, durch den Allvater wundervoll ausgeſtatteten Natur ein befriedigtes Herz, das ſich nicht verderben ließ durch Lockungen des Ueberfluſſes, womit die Alleshaber ſchwelgen und prunken; er behütet ſein ihm trauliches Herz, dem die beſtimmte Umgrenzung ſeiner Zuſtände behagt. Deshalb iſt er glücklich, während ihn eitle Einbildung irrgläubig in Noth und Jammer ſieht.

Der Arme nährt ſich einfach, kleidet ſich ohne Schimmer; was hat er dabei weniger als der Machtherr bei der Tafel- und Prunkfülle? Des Armen Nahrung und Kleid thut ihm dieſelben Dienſte wie den Reichen ihre köſtliche Speiſe und ihr prachtſtrahlendes Gewand; er wird geſättigt, iſt geſchützt wider den Wechſel der Jahreszeiten: mehr hat der Gewaltigſte und Reichſte auch nicht von ſeinem Ueberfluß und Prunk. — Aber die Einbildung des Armen wird doch nicht ſo erquickt, ſein Geſchmack nicht ſo ergötzt? Ei, wer kann beweiſen, daß die Einbildung und der Geſchmack des Armen ſeiner Geſammtbeſchaffenheit nach minder anmuthig erregt werden? — Und ſeine Hütte? — nutzt ſie ihm nicht ebenſo wie dem Glanzherrn ſein Palaſt? — Aber er hat dort viel Unbequemes, muß viel Bequemes entbehren! — nach unſerer Meinung, nicht nach der ſeinigen. Aus beſſerer Wohnung dorthin gewieſen, würden wir Mancherlei abſchreckend finden; der jetzige Beſitzer jedoch, von ſeiner Geburt her an dieſen Raum gewöhnt, iſt in ihm heimiſch mit ſeinen Gedanken. — Wer kümmert ſich um Vortheile und Köſtlichkeiten, die man nicht, oder etwa nur als Sage kennt, mithin deren Entbehrung nicht empfindet?! — Unſer Beiſpielsmann muß ſich ſelbſt bedienen, kann keinen Diener bezahlen; zufolge ſeiner Uebung iſt er aber im Sichſelbſtbedienen ſo geübt und gewandt, daß er ſich beſſer hilft, als es Irgendwer zu thun wüßte. Vielleicht würde es ihm ſogar peinlich, ſollte er alles Nothwendige und Geringfügige zur Daſeynspflege immer nur von einem Anderen zu erwarten haben. — Er hat nicht zu befehlen, ſondern meiſt nur zu gehorchen! — Das iſt richtig; nur ſoll man ſich nicht täuſchen mit dem Wahn, ſein Gehorſam bringe ihm mehr Plage und Beſchwerde als den Herrſchenden die Sicherung ihrer Macht. — Sein Name iſt nicht weithin bekannt, nun ja; er wird jedoch auch nicht beunruhigt von dem Dünkel, daß ein berühmter Name ihm das Wohlſeyn vermehren könne. —

Wir wollen uns nicht noch umfänglicher ausbreiten in dieſer Vergleichung, ſie iſt ſchon vollkommen zureichend für den Rath: Belehrt eure Einbildung, ſeyd nicht eingebannt in das oft trügeriſche Urtheil eures Sehens und Hörens. Begreift ihr die Verhältniſſe auf Grund der vermittelnden Natur und geſunden Vernunft, dann verleitet des Glückes angeblich große Ungleichheit zwiſchen den beſitzreichen Gebietenden und Denen, die mit Wenigem genügſam froh leben, jedenfalls nicht zu zügelloſer Verwirrung wegen des Umſichgreifens der Einen und der Neidſucht Anderer, wegen des Herrſcherſtolzes und der Habgier Frevel, die überhaupt Glück verjagen und vernichten. Nach ſo greuelhaftem Erfolg dürfte man aber den dabei Siegjauchzenden erklärend zurufen:

Das Glück und Wohl in Ueberfülle
Verwandelt oft zum Ungethüm,
Und Feilheit ſchmückt in Heuchelhülle
Dann Raubthat noch mit Hochgerühm.

Gz.

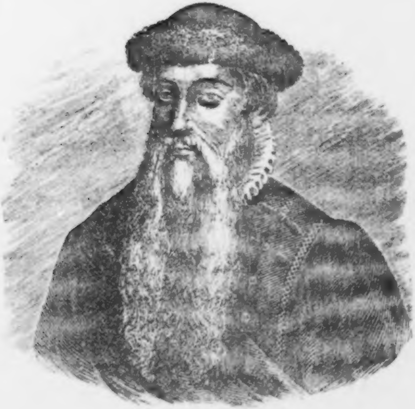
Sinn-Blüthe.

Sinkt die Sonn' am Abend nieder,
Hebt ſie ſich am Morgen wieder,
So wie heut'!

Wirft der Herbſt die Blüthen nieder,
Frühling hat ſie immer wieder
Uns erneut!

Doch, legt Zeit den Menſchen nieder,
Hat die Erde nimmer wieder
Ihn erfreut!

Beugt drum keinen Bruder nieder,
Seht ihn morgen wohl nicht wieder,
Wenn's euch reut!



Seit vierhundert Jahren.

Mit dem 24. Februar 1868 ſchließen ſich vier Jahrhunderte, ſeit Johann Guttenberg, des Schriftdrucks Erfinder, nach leidvollem Leben die Todesruhe erreichte; deshalb wollen wir uns Seiner, zugleich aber daran erinnern, daß in unſerm Volksbüchlein für 1838 ſchon erzählt iſt, was über ſein Leben und Bemühen zu erforſchen war. Nachträglich bemerken wir zu dem Schickſalsgefüge, daß der arme Guttenberg, indem er ſich dem geldreichen Fuſt, auch Fauſt benannt, anvertraute, ihn zwar anregte, ſelbſt als Erfinder gelten zu wollen, dieſer aber es dann vorzeitigen Finſterlingen ermöglichte, ihn als jenen Fauſt zu bezeichnen, den angeblich der Teufel holte. Dies ſollte ſich dem Volksglauben einprägen durch die zuſammengeſtümperten Lugreime:

„Drei Kreuze macht vor Doctor Fauſt,
Mit Fug Schwarzkünſtler benamt,
Weil der Teufel in ihm hauſ't,
Er in Teufelswerken kramt.“

Bezweifeln wollen wir es nicht, daß auch im Jahre 1868 noch Staatsleute die Macht der Druckerſchrift für Gewalt des Teufels erachten, müſſen ſogar zugeſtehen, manches Gedruckte ſey mit dem Böſen ſehr verwandt. Dies zu erhellen, hätte man beſonders auf dieſe oder jene ergebenſte Zeitung hinzuweiſen; wir bleiben jedoch hier bereitſamſt fern vom Politiſchen, dieſer Eigenſchaft, bei der man vielleicht am Beſten thut, wenn man thut, als wiſſe man nicht, was ſie iſt. Rathſam finden wir es aber, bei der Erinnerung an Guttenberg und an den Beginn des Bücherdrucks im Jahr 1440 über Bücherleſen — über das Trachten des Denkens nach Wiſſen und Erkenntniß — zu ſprechen.

Ja, das Denken! — es iſt nicht ohne Weiteres da, muß erregt und erzogen werden, um den Zweck unſeres Daſeyns zu begreifen, möglichſt durch eigene An- und Einſicht, ungegängelt vom Einſchulen. Mit dieſem hat — zum Beiſpiel — der Weisheitslehrer Carteſius einſt durch nur drei Worte: „Cogito, ergo sum“ („Ich denke, alſo bin ich“) dem Denken und Seyn die Meinungen ſehr verwirrt, und ſein Ausſpruch erlaubt wohl die Umdeutung:

„Cogito, ergo sum“,
Zweifel macht's uns nicht ſtumm! —
„Ich denke, alſo ich bin“,
Das hat kaum Spuren von Sinn;
Ich bin, muß alſo denken,
Dies wird zum Sinn uns lenken,
Führet nicht weit uns um:
„Cogito, ergo sum“!

Iſt aber ganz gewiß unſer Daſeyn dem Denken, dem Fördern des Wiſſens und dem Aufſchwunge zur Erkenntniß gewidmet, dann wird das Leſen eine Haupthülfe, die man ſich allſeitig zu erklären hat, um nicht, von der Zielrichtung des Daſeyns abweichend, auf Irrwegen Kraft und Zeit zu verſchwenden. Wer ſich etwa die Zeit nur vertreiben will, der vertreibt ſich den Geiſt, und er darf nicht klagen: das Leben ſey ſo kurz, denn daß es ihm zu lang iſt, beweiſt er durch die Sucht nach Zeitvertreib. Dazu gehört auch die Leſerei, die eben ſo ſehr zu unterſcheiden iſt vom Leſen wie Neugier von Wißbegier, und man darf eine bekannte Schlagrede in Bezug auf Um-

1540
1640
1740
1840

gang auch treffend finden bei der veränderten Hinweiſung: Sage mir, was Du lieſt, und ich ſage Dir, was Du biſt.

Ein Alter wußte ſchon im achtzehnten Jahrhundert:

„Bücher, nicht Zweimal des Leſens würdig,
Machen das Einmal ſchon überbürdig.“

Was vermöchte er jetzt zu ſagen, um in ſeiner Entſcheidung das „überbürdig“ zu ſteigern hinſichtlich deſſen, wie ſich die Zahl ſolcher Bücher, die nicht Einmal des Leſens werth ſind, geſteigert hat! — Vielleſerei ohne Auswahl veranlaßt unfehlbar geiſtige Abzehrung, ſie zu hemmen, mag die Heilsanweiſung dienen:

Im kranken Ird'ſchen ſucht geneſen
Weſen
Euch ſorglich auch durch auserleſen
Leſen.

Was jedoch in Wahrheit zu dem Auserleſenen gehört, das leſe man nicht nur zweimal, ſondern erhöhe damit, wenn es thunlich, ſein Eigenthum durch Ankauf, um es von Zeit zu Zeit immer wieder zu leſen: denn unſer Gedächtniß hat viel Schwächen. Der Ankauf beachtenswerther Bücher war Ehemals mehr als Heut eine vererbliche gute Gewohnheit, die guten Gewohnheiten werden aber neuerdings haltloſer und ſehr verwickelt mit allerlei Wechſelgeſchäft. — Wer es dagegen bei dem Leſen ernſtlich meint mit dem Auserleſenen, der könnte fragen: nach welchen Richtungen hin iſt es zu ſuchen? Darauf läßt ſich antworten: durch Naturkunde, Menſchen- und Weltgeſchichte ſollen wir einſichtiger im Wirklichen und Sachlichen, durch Dichtungen jeden Bereichs im Empfinden ſicherer und edler, im Geiſt für Leitung und Aufſtreben der Gedanken lichtmächtiger werden. Dies zu ermitteln bedarf man alter und neuer Bücher, die Auswahl wäre aber nach unſern Vorderſätzen zu beſtimmen, eine Ueberfülle dabei nicht nothwendig: denn die ungeläuterte Menge von Büchern iſt eher dem Uebel, als dem Heilſamen anzureihen.

In Bezug der Arten des Leſereifutters nur für Zeitvertreib iſt das geiſtig Entartetſte bei den Romanen, und deren Ueberzahl der Sündfluth anhängig; manche damit durchſtrömte Leihbibliothek könnte man alſo Leibbibliothek nennen, weil ihr der Geiſt fehlt. Vergeſſen ſcheint es, daß die Bezeichnung Bibliothek zuſammengefügt wurde aus den vom Griechenthum herſtammenden Wörtern Biblia (Bücher) und Theka (Behältniß); demnach wäre in keiner Weiſe das ſogenannte „Buch der Bücher“ zu verleugnen in den Behältnißräumen einer Bibliothek für die Leſemenge, der man nirgends die Mehrung ihres Mißbegriffs erleichtern ſoll.

Wir haben weder den Willen noch die Macht, Romane aus der Leſewelt zu verbannen, ſprechen uns nur aus gegen die Gattung ſolcher Bücher, die verwandt ſind mit der geläufigen Aeußerung: „einen Roman ſpielen", das heißt: allerlei Verführungsdrang als Geſchäft betreiben. Der tüchtig geſchickte Roman erfordert vielſeitige Fähigkeit, und bedeutſam iſt ſein Werth; er hat die Aufgabe, das Wirkliche in durchläuterte, in höhere Bildung zu erheben, den Einfluß des Niedrigſinnlichen mit dem Reiz des Edlen und dem Zauber des Schönen zu überwältigen. Wie jede, Thatſächliches auffaſſende Dichtung ſoll der Roman zugleich Sichtung ſeyn, ſoll die Lebens- und Geſellſchafts-Verhältniſſe reinigen, indem er in Laſter-, Flunker- und Muſtergeſtaltungen dem Schlimmen und Verſchlimmern, dem Heuchel-, Truggeſtalts- und Narrenunweſen gegenüber das Wahre, Rechte und Edle einleuchten läßt. Solche Romane ſind unzweifelhaft in der Minderzahl, ihre Mehrheit dient ſchmeichelnd den herrſchenden Luſtgelüſten, oder vortheilsgierigem Zeitgewirr, deſſen Helden oft ſogar für Verbrechen die ehrendſten Beiworte ſich anmaßen und in Umlauf bringen. Stets eingewebt ſind dabei unabreißbar die Faden der faden Liebelei, um beſonders ſchwache Mädchenherzen zu feſſeln, wobei an einen berühmten Lehrer zu erinnern iſt, dem ein Fräulein auf die Frage: „Weshalb leſen Sie ein ſolches Buch, dem alles ernſte Streben und Ziel fehlt?" lachend antwortete: „Eben deshalb!" —

Aus einer Menge von Büchern, ja ſchon aus ihrer mit Dampfſchwindel geſteigerten Anhäufung entwickelt ſich eine Menge von Uebeln, und war ehemals den Fortſchritten unverfälſchter Bildung der Mangel an Druckſchriften hinderlich, jetzt iſt es ihr, die Seichtigkeit ausbreitender Ueberfluß, dem oft in ſeinem Gehaltloſeſten freches Selbſt- oder bezahltes Lügenlob in den Tagesblättern den Weg zum Verſilbern und Hirnverdrehen bahnt. — Im Mittelalter wurde die Geiſtesverdunkelung zu Gunſten der Habgier durch Glaubensnebel geltend gemacht, weil Papier und Schriftdruckereien nicht erfunden, dann noch ſelten waren. Jetzt wird die Geiſtesverdunkelung — ebenfalls zu Gunſten der Habgier — geltend gemacht, weil Papier und Schriftdruckerei meiſt hauptſächlich nur erfunden ſcheinen, um ſtaatsklügelnde, ſcheinwendliche, auch ſchiefgelehrte Weiß- und Schwarzheit, ſammt den handwerklichen Tintenerzeugniſſen als Lichthoheit auszurufen, beſonders wenn man ſich hinſichtlich der Grundrechte des Menſchenthums vor Wahrheit und Mannesgeſinnung gehütet hat. — Das Gegentheil bringt freilich auf Erden zuweilen in Gefahr, und der Troſt des „Koran": „Die Tinte des Gelehrten und

das Blut des Märtyrers haben im Himmel gleichen Werth", iſt un-
zweifelhaft ſelbſt dann nicht ſehr ermuthigend, wenn man durch die
Linte auch Märtyrer werden, und demnach im Himmel ſogar Dop-
pelwerth erreichen könnte. — Der ehrenhafte Schriftſteller wird ſich
aber jedenfalls davor ſchützen, daß man ihm auf die Erkundigung:
„Wie denken Sie von meinem Buch?" entgegnen dürfte: „Ich ſolge
dabei Ihrem Beiſpiel, denke alſo nicht!" — Die Leſer aber bitten
wir, es denkend zu beherzigen, was wir nun ſchließlich bemerken:

Der ſich mehr und mehr fortſchrittlich beeifernden Wandelbarkeit
und Zerfahrenheit zu widerſtehen, iſt es dringend nothwendig, den
Familienkreis zu ſichern, und das hier Enthüllte ſey nochmals bekräf-
tigt mit dem Rath: Lebt beſonnen im Leben ſelbſt, nicht verführt
zu Täuſchungen aus hohler Leſerei; verbindet Eure Geſchäfte mit
Benutzung von Büchern, aber ſolchen, die mehr als Einmal das Le-
ſen durch Wiſſens- und Erkennungsgaben belohnen; ſtellt Euch ſo
auf Euch ſelber, um dorthin zu können, wo Einſicht, Vernunft und
Gemüth heimiſch ſind. Dann habt Ihr gewiß keine Sehnſucht nach
irgend einem leeren Zeitvertreib, werdet es mit uns empfinden:

Ein Reiſen iſt das Leben,
Und nicht nur zum Vergnügen;
Es ſoll erhab'nem Streben
Im Gottesgeiſt genügen:
Die off'nen Augen haltet offen
Für Licht — was einſt geſchloſſ'ne hoffen. G. B.

Liebens-Gemälde aus Ehedem.

Bezaubert.

Dein Stübchen in dem kleinen Haus
Ward mir ſogleich
Zum Himmelreich.

Und nirgends find' ich mich hinaus:
Denn lenkt mein Sinn mir Weg und Schritt,
Dein Engels-Stübchen nimmt er mit.

Sehnſuchts-Ruf.

Komm, daß Himmelswonne
Mir im Innern wohnt,
Schenk', als meine Sonne,
Mir, dem armen Mond,
Deiner Augen Licht! —
Dann ſind, ob es Wunder ſcheint,
Traulichſt Sonn' und Mond vereint:
Komm', o Lieb, und ſäume nicht!

Der erſte Kuß.

Seit Herzensgluthen ineinander fließen,
Das Weib in Liebe ſich dem Mann ergiebt,
Hat Beider Lippen gleich der Kuß zu ſchließen,
Weil zarte Liebe ſittſam Schweigen liebt.

Heimiſch beiſammen.

Wenn Zwei ſich einander recht innig gegeben,
Beginnet erſt Jedem wahrhaftiges Leben! —
Da denket und wünſchet nur Eines im Andern,
Erfährt nicht, wie Herzen oft wechſeln und wandern;
Die Welt iſt gedrängt da in heimliche Stelle,
Bei Schaffen und Raſten ſo wunderbar helle. —
Sie haben das Licht auch nicht fernher genommen,
Es iſt aus der eigenen Seele gekommen,
Gewann ſich die Farben vom ſchönſten der Träume,
Und ſpiegelt den Himmel im kleinſten der Räume,
Wo Freude nur wohnt und wahrhaftiges Leben,
Weil Zwei ſich einander recht innig gegeben.

Nichts von Draußen!

Was geht uns nun die Welt noch an,
Wenn für zwei Herzen in Treue
Der engſte Raum die Welt ſeyn kann!
Da wird uns nichtig das Neue,
Weil Liebesblüthe Frucht gewann,
Die altersweit uns erfreue —
Was geht uns nun die Welt noch an,
Wenn engſter Raum die Welt ſeyn kann!

Silberne Hochzeit.

„Alte Liebe“ — wie rauben ſolche Worte
Betrüglich der Liebe Wärme und Schwung!
Wahre Liebe gehört zum Himmelshorte:
Iſt echt die Liebe, iſt ewig ſie jung.

Unheil naht!

In Verluſt und Schmerz zu treiben,
Stürme Schickſal wild heran:
Immer wird der echte Mann
Stärker als das Schickſal bleiben; —
Muthig, Weibchen, ich, Dein Halt,
Ueberwält'ge Sturmgewalt!

Goldene Hochzeit.

Allmächt'ger Gott, laß es nicht zu,
Daß einſt der Tod uns trennen muß:
Zugleich ſend' uns in Himmelsruh'
Ein einz'ger milder Todeskuß.

Ausgang.

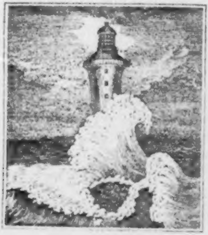
Mag dann für ſelig Leben
Kein Jenſeits uns beglücken:
Es Dieſſeits ſelbſt erſtreben,
War ſchon vollauf Entzücken!

F. W. Gubitz.

Drei geſchichtliche Züge.

Ein Stammbuch und ein Tagebuch-Blatt.

Johann Jacob Moſer, durch mancherlei Lebensſtellungen als kräftiger Kämpfer bekannt, gab ſeinem Sohne ein Stammbuch-Blatt mit einer Federzeichnung und einer Unterſchrift, was Beides hier mitgetheilt ſey.



Wie Sturm kommt hergezogen,
Gen alle Schickſalswogen,
Gen alle Lebensnacht
Hab' eines Leuchtthurms Macht
Der echte deutſche Mann; —
Und immer Strahl der Nacht,
Hab' er auf Recht ſtets Acht,
Und rett' es wo er kann.

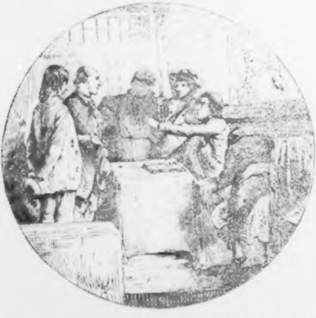
Daß ſolche Mitgabe eines Vaters zu wirken vermag, bezeugt uns ſein Sohn Friedrich Carl (v.) Moſer, der in allen, zum Theil ſehr bedeutſamen Verhältniſſen durch Geſinnung und That für Manneswürde ein Muſter zu nennen iſt. Er war es in jeder Hinſicht, und aus ſeinem Tagebuch — unter dem 30. September 1785, dem Todestage des Vaters — ſey folgende Schlußbemerkung angereiht:

„Von Freunden und Feinden ward er belohnt durch den Ehrennamen eines ganz ehrlichen und unerſchütterlichen Mannes, ein Ruhm, der ſeinem langen Leben vermöge ſeiner Gleichmäßigkeit im Denken und Thun gebührt, wobei er ſich, wenn das Gute und Rechte nicht eingreifen wollte, mit ſeiner Entſcheidung tröſtete:

Was nutzte Dir Dein Muth? ſo hört' ich fragen —
Ob kein Erfolg — das darf nicht niederſchlagen;
Wer ohne Hoffnung thun kann, was er ſoll,
Hat Seel' und Herz ſtets fried'- und glückesvoll,
Ihm bleibt es fern, nach äuß'rem Glück zu jagen!"

Verſchiedene Anſicht.

Als man während der franzöſiſchen Freiheits-Umwälzungen ſich zwiſcheninne doch einmal wieder nach Recht und Geſetz umſah, wurde auch Pierre Vignolle verhaftet, der mit einer Bande die Landſtraßen unſicher gemacht, zuletzt ſich und die Seinen im Eigenthum Anderer eingewohnt hatte.



In einer langen Vertheidigungs-Rede häufte er mit höflichſter Geberde alle möglichen Beweiſe, daß er und ſeine Behülflichen immer

Erry von Schlins.

Im Dörflein Schlins, am Innthal,
War Erry, , eine Maid,
Geſchäftig für das Leichenmahl,
Ein Schweitzer fiel im Streit;
Drum war das Volk bey Klaggeſang
Im Gotteshaus vereint,
Und zu der leeren Hütte drang
Ein Haufe von dem Feind.

Er war ſo keck, als fräß' er juſt
Das letzte Stück der Welt.
So ſprach zur Maid, in ſchnöder Luſt,
Ein blanker Zwergenheld:
„Ich fordre der Begrüßung Kuß,
„Raſch, dicker Engel, her!"
Doch ſie erwiedert: „Kuß" und „Muß"
Vermeid' ich beydes ſehr!"

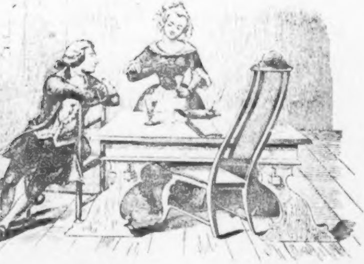
„Ey, mach' ſie mir kein Ziergeſchrey!"
„Und üb' er Sittenpflicht,
„Sonſt deckt ein Schwupp vom heißen Brey

zur Nothwehr gezwungen, ſie nur wegen ihres Glückes beneidet worden wären. Er ſchloß damit:

„Hier nennt man uns „Voleurs de poche“ (Taſchendiebe) und „Brigands“ (Straßenräuber); hätten wir mehr Macht gehabt, hätten dann mehr erwerben können, würden wir „Financiers“ (Schatzräthe) und „Conquerants“ (Eroberer) heißen, und da die Freiheit auch verſchiedene Auslegungen zulaſſen muß, wäre es die ärgſte Ungerechtigkeit, wenn man uns beſtrafen wollte, weil wir uns zu wenig angeeignet haben.“

Im Gerichtsſaal entſtand zwar Gelächter, aber Pierre Vignolle und ſeine Mitnehmer wurden dennoch zur Galeere verurtheilt.

Guter Abſchluß.



Während einer der früheſten nicht ſtrengen Verhaftungen des ſchönen, wüſt ausſchweifenden Grafen **Mirabeau**, mit dem unverdienten Vornamen „Honoré“, verliebte er ſich in Jeanne Guilloche, die Tochter eines Gefangenwärters, umſpann und marterte ſie mit den liſtigſten und verwegenſten Mitteln der Verführung, ohne erwünſchte Wirkung zu ſpüren. — Eines Tages kam ſie nun zu ihm mit einer Weinflaſche und zwei Gläſern, wodurch **Mirabeau** in Hoffnungen gerieth, und zu der, das eine Glas eben füllenden

Jeanne entzückt ſagte: „Ah! Dank dem Amor und der Venus, Du willſt mit mir trinken!“ — Lächelnd erwiederte ſie: „Herr Graf, mit Ihnen freuen will ſich Jeanne Guilloche, denn bald nach mir wird ein Abgeſandter ihres Vaters eintreten, der die Anzeige Ihrer Befreiung bringt.“ — „Ei, Jeanne, Du freuſt Dich? — da muß ich ja fort!“ rief Mirabeau eifrigſt aus, und mit ſchelmiſchem Blick antwortete Jeanne: „Eben deshalb freu' ich mich, und mit Ihrem Glaſe ſoll das meine anklingen auf das Glück unſerer gegenſeitigen Befreiung!“

Ob dies Gläſerklingen erfolgte, meldet die Ueberlieferung nicht; doch läßt ſich glauben, Jeanne Guilloche habe dies kleine Andenkenszeichen verdient.

H. Nino.

Publikum.

Was man „Publikum“ nennt, iſt leichter zu ſchildern, als zu beurtheilen, weshalb wir auch im Deutſchen für dies Wort keinen durchweg anwendbaren Ausdruck haben. „Geſammtweſen“ iſt das Publikum nicht zu nennen bei dem geiſtig und ſinnlich vielfach Getrennten; aus demſelben Grunde ungeeignet wäre „Allgemeinweſen“, ein Wort, das wir mit „Gemeinweſen“ nicht gleichartig nennen möchten. Publikum iſt eine unzählbare Vielgeſtaltigkeit von Allerleileuten, bei deren Menge man im Geſammtvolk eine Minderheit von der Mehrheit zu ſcheiden hat; nämlich Geſinnungsvolle, die ihre geläuterten Einſichten als Leitungsmacht anerkennen, und Wandelhafte, unterwürfig ihren Begehrlichkeiten, abwechſelnd in den verſchiedenſten Meinungen, wonach ſie nur durch den Glauben den Ereigniſſen und den Perſonen zugethan oder abwendig ſind. — Dabei iſt dieſe Mehrheit in den beweglichſten Richtungen ſtets zum Ueberſchwenglichen bereit und brauchbar, ohne daß irgendwo auf Dauer ihres Willens, immer eher auf das Entgegengeſetzte zu rechnen wäre. Hat dieſe Mehrheit — zum Beiſpiel — im Gebiet des Geiſtes einem Würdigen, werth des Ruhms und der Ehre, halbe Theilnahme geſpendet, nimmt ſie vielleicht bei nächſtem Anlaß, der ihrem kargen Denken widerwärtig wird, mehr als ein Ganzes, ſo daß Ruhm und Ehre zu Groll werden, die Wärme ſich in Kälte verwandelt. Wenn indeß bei Gaben an Ehre und Gerühme, ob auch irrig im Zutheilen, der Glaube ſich einmiſchte, dann geſchieht es nicht ſelten, daß ſolch Irriges in der Meinung der Mehrheit ſich anſiedelt und verewigt, ſo weit dies Eigenſchaftswort für das Erdenleben zuläſſig iſt. — Die Gunſt dieſer Mehrheit iſt durch Schmeichelndes und Tagwillkommenes in Mithülfe der von Entſchämten benutzten Maultrommel des öffentlichen Selbſtlobs zuweilen ſpottſchnell zu erobern; man darf aber dagegen zuſtimmend an Goethe's Aeußerung erinnern: „Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben bei dem Publikum einen ſchweren Stand.“

Für Alles, wozu gereiſtes Denken und geiſtig gründliches Empfinden gehört, iſt die Mehrheitsgunſt nur ſehr langſam zu erreichen; ſie dann unvergänglich zu erhalten, muß der wirklich durch echte Beſtrebungen damit Betheiligte in der Regel noch während des Wachsthums dieſer Gunſt ſterben, dann vererbt ſie ſich — auch nicht ohne Ausnahme — auf ſein Angedenken vermöge des in die Zukunft ſich fördernden Glaubens. Dies kann aber allerdings noch ſo geſchehen, daß die bezügliche Mehrheit Das, wodurch Ehre, Ruhm und Gunſt gewonnen wurde, vergeſſen hat, Sämmtliches auf Verehrung des Namens einſchrumpfte, weil — wie ein altes Sprüchwort verſichert — das Gedächtniß der Menge für das Beſte und Geiſtigheilſamſte ein Sieb iſt. — Ihren Standpunkt verändert jedoch die Mehrheit auch dabei nicht und niemals, aus dem einfachen Grunde, wei ſie überhaupt jeden Standpunkt vermeidet; ſie ſchützt und verwerthet Jegliches, was ihr heute behagt, morgen iſt ihr jedoch zufällig ein umgekehrtes Behagen anmuthiger, und ſo tummelt ſie ſich im Umlauf vom Vorwärts zum Rückwärts, ſpricht aber ſtets redſelig vom Fortſchritt.

Indem aber durch den Mangel eines Standpunktes die Mehrheit über ſich kein Urtheil hat, über Anderes nur zuweilen ohne deutlichen Begriff, gewinnt ſie auch niemals eine in Feſtigkeit beſtehende Entſcheidung. — Könnte man ſich nun einbilden, daß die Meinung einer ſolchen Mehrheit zum Richteramt tauge? Dieſer fragende Gedanke wäre wohl hülfreich, um ſich bei würdigen Beſtrebungen, vereint mit Thatkraft für allſeitig Gerechtes nach dem Ziele des Geſammt- und Innenfriedens hin, nicht gekränkt zu fühlen, wenn eine thörige Menge verehrt, was verunehrt, wenn ſie begünſtigt, was nach Einſicht und Vernunft zu mißachten wäre. — Tüchtige Menſchen ſind gewiß am unentbehrlichſten für die Mehrheit, und doch iſt ſie dem

Tüchtigen gar oft bald mehr übel- als wohlgeſtimmt, fröhnt er nicht dem Willen und Verlangen der eben wieder einmal für Untüchtiges ſchwärmenden Allerleileute. Die Schlußfolge lautet demnach: Gebt dem Publikum eine zu ſeinem eben gangbaren Belieben paſſende Meinung, es iſt raſch gewonnen; gebt ihm das Wahreſte und Nützlichſte, was nicht zugleich eben Gefälligem ſchmeichelt, bald wird es nun ab- und ausfällig bis zum feindlichſten Angriff. — Trachte man alſo nicht beſonders nach dem Beifall der Mehrheit, helfe ſich, ſoll man der Gegenwartsmeinung und ihrer Ruhmſucht unterthänig werden, wohlgemuth nochmals mit Goethe, mit ſeinem Zuruf: „Sey nur erſt hundert Jahre berühmt, dann weiß kein Menſch mehr was von Dir zu ſagen!“ — doch ſind muthmaßlich meiſt die hundert Jahre in kaum ſo viel Wochen zu verwandeln in Bezug auf die Gedächtnißtreue der Menge. — Am rathſamſten wird es bleiben, im Guten und Edlen unter allen Verhältniſſen und Anfechtungen möglichſt unbefangen das Seine zu thun. Da bewegt man ſich im Geiſtigen für Dauerndes, auch wenn unſer perſönliches Andenken erſtorben iſt; bei ſolcher Genugthuung können Seele und Herz ſich lebenslang erhoben fühlen und thätig ſeyn nach der vom echten Manneswillen über ſich ſelbſt ermächtigten Entſcheidung:

Wir träumen oft uns Sterne
In's Herz aus weiter Ferne,
Und wenn wir dann erwachten,
Iſt dichter nur das Nachten,
Doch täuſcht ſolch' Träumen nicht; —
Denn was im Geiſt wir klären,
Geſtärkt vom inn'ren Licht,
Muß einſt ſich uns bewähren.

Gk.

Die Kalender-Tagesnamen

Deutſch.

Abel.	Der Vergängliche.
Abigail.	Vaters Freude.
Abraham.	Volksvater.
Achatius.	Treuhülſlicher.
Adelgunde.	Adelsgünſtige.
Adelheit.	Edelhoheit.
Adolph.	Edelmächtiger.
Adrian.	Städtiſcher.
Aegidius.	Beſchützender.
Agathe.	Gütige.
Agnes.	Keuſche.
Albert.	Edelrühmlicher.
Albertine.	Edelrühmliche.
Albin.	Bleichhäutiger.
Alexander.	Männerſchätzender.
Alexius.	Beiſtändiger.
Amalia.	Strebſame.
Amanda.	Liebenswürdige.
Amandus.	Liebenswürdiger.
Ambroſius.	Gottgeweihter.
Ananias.	Unmännlicher.
Anaſtaſius.	Neuerweckter.
Andreas.	Mannhafter.
Anna.	Himmelsholde.
Anſelm.	Gottesſchutz.
Anton.	Preiswürdiger.
Antonia.	Preiswürdige.
Appollonia.	Leuchtende.
Arnold.	Adlerholder.
Athanaſius.	Unſterblicher.
Auguſt.	Ehrherrlicher.
Auguſta.	Ehrherrliche.
Balthaſar.	Heerführer.
Barbara.	Fremdländiſche.
Barnabas.	Troſtſohn.
Barninius.	Troſtverbreiter.
Baſilius.	Fürſtlicher.
Bartholomäus.	Heldenſohn.
Beata.	Glückſelige.
Beatrix.	Beglückende.
Beda.	Umſchweifling.
Benedict.	Geſegneter.
Benjamin.	Lieblingskind.
Benignus.	Freigebiger.
Bernhard.	Bären-Heldenkühn.
Bertha.	Glänzende.
Berthold.	Stattlicher.
Bertram.	Glanzheld.
Blaſius.	Schlaffer.
Bogislaus.	Ehrenhöchſter.
Bonaventura.	Glückbegünſtigter.
Brigitta.	Prächtige.
Bruno.	Geharniſchter.
Burchard.	Burgbefeſtigter.
Candida.	Sittenreine.
Cariſius.	Liebwerther.

Caroline. Thatrüſtige.
Caſimir. Friedensbringer.
Caspar. Schatzgleicher.
Caſſian. Behelmter.
Charitas. Liebpflegende.
Charlotte. Mannskräftige.
Chryſoſtomus. Goldmund. Beredſamer.
Clara. Reine.
Claudina. Verſchloſſene.
Claudius. Verſchloſſener.
Clemens. Begütigender.
Chriſtian. Chriſtlicher.
Chriſtine. Chriſtliche.
Chriſtlieb. (Deutſch.)
Chriſtoph. Chriſttreuer.
Chriſtus. Geſalbter.
Coeleſtine. Himmliſche.
Concordia. Miteinige.
Conſtant. Standhafter.
Conſtantia. Beſtändige.
Cordula. Herzliche.
Cornel. Hornfeſter.
Cosmus. Ordnungskundiger.
Cyprian. Vielliebender.
Cyriakus. Kreisſchreitender.
Cyrillus. Kreislichtender.
Dan. Richter.
Daniel. Gottberufener Richter.
David. Beliebter.
Demetrius. Ackerpfleger.
Deſiderius. Erſehnter.
Dietrich. Volksbefehler.
Dyonyſius. Trinkluſtiger.
Domynicus. Hausherr.
Donatus Geſchenkter.
Dorothea. Gottesgabe.
Eberhard. Kraftvoller.
Eberhardine. Kraftvolle.
Edmund. Beſitzſchützer.
Eduard. Vermögenswächter.
Ehrenfried. (Deutſch.)
Eleonore. Mitleidige.
Elias. Gottverehrer.
Eliſabeth. Gottwonnige.
Elogius. Lobſpender.
Emanuel. Gott mit uns.
Emerentia. Ruheliebende.
Emilia. Feingefällige.
Engelhard. Engelmuthiger.
Enoch. Entwickeler.
Ephraim. Fruchtbarer.
Epimachus. Uebermaßlicher.
Erasmus. Liebenswürdiger.
Erdmann. (Deutſch.)
Erhard. Ehrenfeſter.
Erich. Ehrenreicher.
Erneſt. Ueberlegender.
Ernſt. (Gleich Erneſt) Bedachtſamer.
Erneſtine. Bedachtſame.
Eſaias. Gotthülfe.
Eſther. Myrtenglanz.
Eucharius. Dankweihender.
Eugen. Edelgeborener.
Euphemia. Wohlberufene.
Euphroſine. Frohſinnige.
Euſebius. Frommwürdiger.
Euſtachius. Fruchtreicher.
Ewald. Geſetzſchützer.
Ezechiel. Gotterkräftigter.
Fabian. Handwerklicher.
Felicitas. Glückſelige.
Ferdinand. Der Schützende. Hochfreie.
Fides. Glaubenstreue.
Florentine. Blühende.
Florian. Blühender.

Formoſus. Gefallender.
Franz. Freimann.
Franziska. Freie.
Friedrich. Friedreicher.
Friederike. Friedbereite.
Gabriel. Gottesmann.
Gallus. Gleichheitsachter.
Gebhard. Gebmuthiger.
Georg. Landwirthlicher.
Gerhard. Thatkühner.
Germanus. Kriegsmann.
Gertrude. Waffenſtarke.
Gervaſius. Rieſenſchutz.
Gordian. Schlingenleger.
Gottfried. (Deutſch.)
Gotthard. Gottkräftiger.
Gottlieb. (Deutſch.)
Gottſchalk. Gottdiener.
Gregor. Wachſamer.
Guido. Führer.
Günther. Kampfrüſtiger.
Gydeon. Gottesring.
Habakuk. Fernſeher.
Hartmann. (Deutſch.)
Hedwig. Kampfſiegerin.
Heilmann. (Deutſch.)
Heinrich. Schattenliebender.
Hektor. Feſthalter.
Helena. Siegſtrahlende.
Henriette. Schattenliebende.
Hermann. Kriegsmuthiger.
Hyronymus. Heiligdiener.
Hilarius. Heiterer.
Hildebrand. Kampfgluthiger.
Hiob. Unheilsdulder.
Honoratia. Ehrenwerthe.
Hubert. Geiſtrühmlicher.
Hugo. Streifzügler.
Jakob. Ferſenhalter. Anhänglicher.
Jakobine. Anhängliche.
Januar. Jahrwender.
Jeremias. Gottesſieg.
Ignatz. Feuriger.
Innocenz. Unſchuldiger.
Joachim. Gott erhebt.
Jobſt. Luſtiger.
Joel. Gottgetreuer.
Johanna. Gottgeſchenkte.
Johannes. Gottgeſchenkter.
Jonathan. Gottgabstreu.
Joſeph. Hinzugefügter.
Joſua. Gotthelf.
Irenäus. Friedlicher.
Iſaak. Freudenkind.
Iſabella. (Eliſabeth) Gottgelobte.
Iſrael. Mit Gott Kämpfer.
Judith. Gotterkennerin.
Juliane. Jungfräuliche.
Julius. Jungmannlicher.
Juſtin. Gerechter.
Juſtina. Gerechte.
Juſtus. Gerechter.
Karl. Thatkräftiger.
Katharina. Züchtige.
Kilian. Maßhaltender.
Kleophas. Vaterslicht. Vatersglanz.
Koloman. Rieſenmann.
Konrad. Entſchloſſener.
Kunibert. Stammkühner.
Ladislaus. Siegpreislicher.
Lampertius. Hellſtimmiger.
Laura. Lorbeerbekränzte.
Lazarus. Schmerzduldſamer.
Lea. Gefügige.
Lebrecht. (Deutſch.)
Leo. Löwenhafter.
Leonhard. Löwenkräftiger.

Leopold. Volkslöwe.
Levin. Kirchendiener.
Liberius. Freigelaſſener.
Loth Reiniger.
Lothar. Gereinigter.
Lucas. Leuchtender.
Lucia. Leuchtende.
Lucretia. Keuſche.
Ludwig. Kriegeriſcher.
Ludwiga. (Luiſe.) Kriegeriſche.
Magdalena. Ernährende.
Magnus. Großer.
Mamertus. Zagender.
Manaſſe. Erwerber.
Manſuetus. Gezähmter.
Marcellus. Streitbeſchränker.
Marcus. Streitbarer.
Margarethe. Perle.
Maria. Herzverlobte.
Marquardt. Zeichendeuter.
Martha. Hausherrſcherin. Betrübte.
Martin. Kriegsrüſtiger.
Matthäus. Gottesgabe.
Matthias. Geſchenkter. Gottesgabe.
Maximilian. Der Hochgrößeſte.
Maximus. Höchſter.
Medardus. Bekehrter.
Meinhard. Innigſtarker.
Melchior. Königlicher.
Methuſalem. Pfeil-, Speermann.
Michael. Gottähnlicher.
Modeſta. Beſcheidene.
Moritz. Zögerer.
Moſes. Geretteter.
Nathanael. Gottgeborner. Heilgeſchenk.
Neſtor. Rathweiſer. Erfahrenſter.
Nicodemus. Siegsherrſcher.
Nicolaus. Sieggewohnter.
Noah. Getröſteter.
Oladius. Wohlduftender.
Onuphrius. Belaſteter.
Oswald. Hausbehüter.
Otto. Gutsreicher. Begüterter.
Ottilie. Gut-, Glücksreiche.
Ottomar. Beſitzreicher.
Pankratius. Gewaltiger.
Paul. Schlichter.
Pauline. Schlichte.
Perpetua. Beharrliche.
Peter. Grundfeſter.
Petronella. Grundbeſtändige.
Petrus. Felsfeſter.
Philemon. Liebender.
Pius. Frommer.
Philipp. Pferdefreund.
Philippine. Pferdefreundin.
Polykarp. Fruchtreicher.
Portuncula. Kleintheilchen.
Phyllis. Aufblühende.
Prisca. Alte.
Prudentia. Klugbedächtige.
Prudentius. Klugſinniger.
Ptolomäus. Kriegsrüſtiger.
Rahel. Geduldſame.
Raphael. Gottgeweihter.
Rebecca. Wohlbeleibte.
Regina. Beherrſcherin.
Reinhard. Reinherzhafter.
Reinhold. (Deutſch.) Reinlieb.
Reimarus. Reimender.
Remigius. Zurückgewendeter.
Renata. Wiedergeborene.
Richard. Reichthümlicher.
Robert. Rupert. Ruprecht. Ruhmglänzender.
Romanus. Abenteuerlicher.
Roſina. Roſenblüthige.

Rudolph.	Heldrühmlicher.
Ruth.	Schönheitsvolle.
Sabina.	Geraubte.
Salomon.	Friedreicher.
Samuel.	Erhörter.
Sara.	Hausherrin.
Sebald.	Erhobener.
Servatius.	Erhaltender.
Seſthenes.	Maßhalter.
Seth.	Starkhaariger.
Severin.	Mildſtrenger.
Severus.	Hartſtrenger.
Sibylla.	Kundgebende.
Siegfried.	(Deutſch.) Friederſieger.
Sigismund.	Siegverkünder.
Simeon.	Gewinnender.
Sixtus.	Sechster.
Sophia.	Weisheitſuchende.
Spes.	Hoffende.
Stanislaus.	Dauerndrühmlicher.
Stephan.	Bekränzter.
Sulpitius.	Vielgeltender.
Suſanna.	Lilienreine.
Sylveſter.	Waldfreund.
Theobald.	Gotteskämpfer.
Theodor.	Gottgabe.
Theodora.	Gottgegebene.
Theodoſia.	Gottgeſchenk.
Thereſe.	Jägerin.
Tiburtius.	Stadterbauer.
Timotheus.	Gottfürchtiger.
Titus.	Wohlrühmiger.
Tobias.	Gottbegütigter.
Urban.	Wohlgeſitteter.
Ulrich.	Begüterter.
Ulrike.	Begüterte.
Urſula.	Bärenkräftige.
Valentin.	Werthkräftiger.
Valer.	Vermögender.
Veronika.	Echtwahre.
Victor.	Siegender.
Vincenz.	Ueberwinder.
Vitus.	Tadler.
Volkmar.	Volksruhm.
Vollrad.	Freiſchlüſſiger.
Waldemar.	Waldgebieter.
Walter.	Gebietender.
Wendelin.	Wendbarer.
Wenzel.	Ruhmgekrönter.
Werner.	Wächter.
Wigand.	Wachſamer.
Wilhelm.	Schutzgerüſteter. Kriegsgerüſteter.
Wilhelmine.	Kriegsgeſellte.
Wilibald.	Kampfwilliger.
Wolfgang.	Vordringender.
Zacharias.	Gottdenkender.

Das weiſſagende Geſpenſt.

Spaßhaftes Vorwort. „Es exiſtirt nichts als das Nichts, alle Geiſter ſind Nichtſe und Gott iſt nur ein ſelbſtbewußtes Nichts." Profeſſor Dr. Oken.

Es iſt ein weiſſagendes, noch nicht allſeitig zu entdunkelndes Weſen unter uns ſehr berühmt geworden, es heißt: „Naturphiloſophie." Dies Weſen hat werthvollen Ernſt, für unklare Köpfe aber auch Gefährliches. — Das Wort „Natur" erklärt ſich Jeder nach ſeiner Artung; es iſt ein Stiefel, der für jeden Fuß paßt, ein Bettelſack, in welchem Jeder ſeine Wegzehrung findet: einen thätigen Gott, ein gegängeltes Allweſen, ein vielgeſtaltiges Verwandlungsbild, ein künſtliches Spielwerk, ein Buch voll ſchöner Dämmerungen, überhaupt ein „Man-weiß-nicht-klar-was!" Wer mit ſeinem Verſtand, Gefühl und Glauben nicht einig zu werden vermag, bindet mit der Natur an, bildet ſich aus „unbekannten Kräften, ewigen Geſetzen, geheimnißvollen Welten" und anderm ſtrohernen Wörterbau einen Zauberſpruch, um die eigene Einfalt und den Zweifel, wollen ſie ihm über den Kopf wachſen, hinweg zu beſchwören. Natur beginnt bei den meiſten Menſchen da, wo der Begriff aufhört; in der Wiſſenſchaft und im Leben, wenn kein Grund für etwas gefunden werden kann, ſoll die Natur verantwortlich ſeyn, und die Gelehrſamkeit, befindet ſie ſich in der Sackgaſſe, entſchuldigt die Natur, wo ſie ihr fehlerhaft vorkommt, mit der Natur der Natur. So will denn dieſes Wort faſt immer nur ſagen: „Man-weiß-nicht-klar-was!" — Da man nun, wie Goethe urtheilt, eben das, was man nicht weiß, brauchte, ſo hat ſich das neunzehnte Jahrhundert, welches ungeheuer braucht und verbraucht, mit heißer Haſt auf die Natur geworfen, um in ihr

„Sein biſchen Milchgeſicht!"
Sie ſchwang dabey das Kellenholz.
Er tobt: „Wirſt unterjocht!"
Und fragt, hübſch fern, mit Flunkerſtolz:
„Für wen wird dort gekocht?"

„Dreytauſend Schweitzer, wohl bewehrt,
„Sie ziehen heut heran,
„Drum merk' er wohl, daß ich beym Herd
„Nicht eben ſpaßen kann!"
„Drey Tauſend? Sollſt ſie fallen ſehn,
„Auf, Burſche, Schwert gezückt!
„Doch jetzt laßt uns in's Freye geh'n,
„Die Luft iſt hier gedrückt!"

Sie fluchten gut, doch kaum hinaus,
Da liefen ſie nicht ſchlecht,
Die Maid enteilt zum Gotteshaus
Und ruft: „Auf, zum Gefecht!"
„Es liefen Fürſtenknechte jetzt
„Vor lauter Siegsluſt — fort,
„Ihr Maul hat euch im Kampf zerſetzt,
„Geht, haltet ſie beym Wort.

endlich zu finden, was Alles in ſich ſchließt, was der Menſch brauchen könnte, das Wahre nämlich, das iſt: die Natur der Natur ſelber. Jetzt weiſſagte uns die allerneuſte Weisheit: „Das Menſchengeſchlecht ſteht der Stunde nah, wo man ſich ärgern und wundern, lachen und weinen wird, Jahrtauſende hindurch in Wiſſenſchaft und Leben eben ſo lange, aber herzlich ſchlecht geſchlafen zu haben.“ Und wodurch ſollte dies unſelige Bewußtſeyn bewirkt werden? Antwort: „durch die jüngſte Methode der Naturforſchung!“ Als Haupturſache unſres wiſſenſchaftlichen Elends wird nun angegeben: „Die Natur hat keine Geheimniſſe für uns, ſie legt ihre einfachen Geſetze Jedem ſichtbar an die Oberfläche hin; wir aber graben Minen, um ſie in der Tiefe zu ſuchen. Die Natur enthält ſo viel Mathematik als Philoſophie, wer Mathematiker und Philoſoph zugleich iſt, kann ſie enträthſeln, und man kann nicht zum klaren Bewußtſeyn ſeiner Beſtimmung erwachen, ohne die Probleme der Naturwiſſenſchaft gelöſt zu haben“. Das erinnert freilich „ſichtbar an die Oberfläche“.

Eine alte und verbrauchte Jammerklage iſt die über den ſteten Eigenſinn des Weltalls, daß es ſeine Werktage nicht nach unſern Taſchenuhren einrichtet. Jahrtauſende zur Menſchenbildung hält Der nur für zu lang, dem ein Menſchenleben zur eignen Ausbildung gar zu kurz wird. Was eben in Jahrtauſenden zur Entwickelung kam nur in wenig Köpfen, das war die jedesmalige Summe des Menſchenverſtandes in den vielen Köpfen, welche ſchlafen gingen, ohne Verſtand entwickelt zu haben. Die Natur verzettelt nichts, ſie legt Eins zum Andern. An ihrer Leitung wandelt die Geſchichte der Welt, der Menſchheit, der Völker und der Einzelnen gemächlich die breite Spur auf der Heerſtraße; — das ärgert uns ſehr, uns, die Erfinder der Eiſenbahnen. Wie machen wir's wohl, daß wir auch unſer geiſtiges Gut ſo hin- und herſchaffen, ſchnurſtracks in die Wahrheit hineinfahren, der Erde und dem Himmel in den Mittelpunkt? Die Menſchheit wird Geduld haben müſſen noch manche Jahrtauſende! —

Es iſt eine andere jämmerliche Klage, daß Diejenigen, welche uns in der Wiſſenſchaft vorangearbeitet, nicht fein höflich Alles ſo, wie ſie's ihrer Zeit gefunden, bei Seite völlig zurechtgelegt haben für die Nachkommen im jetzigen Jahre. Jeder Laſtträger ſpricht die Weisheit nach: „Durch Schaden wird man klug“; Einer, der geiſtige Laſten trug, ſagte einſt: „Nur der Irrthum führt zur Klarheit“. Unſre Vorarbeiter thaten viel, hätten ſie aber nur allen eitlen Irrthum aufbewahrt, auch damit wäre ſchon nicht Geringes geſchehen. Vom Wahne der Vorzeit lernte, wer zu lernen verſteht, nicht weniger als von ihrer Weisheit. Die alten Meiſter haben die Erzadern des Wiſſens aufgeſpürt, mit unſicherer Wünſchelruthe zwar, aber aufgeſpürt waren ſie doch. Der Verſtand ihrer Söhne grub dann weiter und das Aufgegrabene wurde mühſam verwendet zu wunderlichem Bau. Das haben Andere weiter gefördert mit weiterem Auffunde, und nun will man unwirrſch ſeyn, weil die guten Leute nicht gleich für unſere ſpäteren Aufriſſe ſchon Sims, Schwelle und Thorſteine meißelten! Sind wir eingezogen in jene Bauwerke, haben uns dort befriedigt einwohnen wollen? Behüte! Jedes Jahrtauſend hat die alten Anlagen niedergerannt und aus dem Bruchwerk neuen Bau geſchaffen: von dem Uralten ſind nur noch ſagenhafte Schilderungen vorhanden. Nichts davon liegt uns hart im Wege, wir haben alles Brauchbare aufgeleſen, um für unſere Hirngeburten Dach und Fach zu ſchaffen, möglichſt palaſtähnlich. Weil aber doch hier und dort etwas Schutt übrig blieb, Abfall und Kehricht, wollten wir den Meiſtern der Vergangenheit keinen Dank ſagen, ihnen die Luſt verargen, mit der ſie fleißig, wenn auch oft ſeltſam bauten? — wollten ihnen ſogar gröblich verſichern: „ſie hätten Jahrtauſende in Wiſſenſchaft und Leben herzlich ſchlecht geſchlafen?" Nein! — auch wo wir ſie im Irrthum erkannten, ſind ſie noch heut thätig; denn ſie wenden uns davon ab, um nun den richtigeren Weg zu ſuchen, und es iſt eine kernvolle Wahrheit, daß oft zehen Verirrungen geprüft werden müſſen, um in der Wiſſenſchaft eine verborgene Wahrheit zu entdecken.

Was die Geheimniſſe der Natur betrifft, welche ſie angeblich „uns an die Oberfläche hinlegt", ſo verhält es ſich in gewiſſer Weiſe wirklich ſo. Die Geheimniſſe der Natur walten deutlich, ſie liegen auf der Oberfläche, nur — was zu erwähnen vergeſſen wurde — der Schlüſſel ſelbſt zur Oberfläche dieſer Geheimniſſe liegt hoch oben oder tief unten verborgen. Hinſichtlich der Erde läßt uns zwar eine flammenſprühende Macht noch immer zuweilen durch das Schlüſſelloch gucken, aber den Schlüſſel wird ſie ſchwerlich auswerfen: ohne ihn werden wir uns behelfen müſſen. Und wie weit wird es dann die „mathematiſch-philoſophiſche Naturforſchung" bringen? Bis jetzt ſtellte — zum Beiſpiel — kein allerſchärfſtes Vergrößerungsglas die unbegreifliche Beſchaffenheit des Hirnſtoffes dar, um die es doch vor Allem zu thun wäre. Wir zählen die Millionen Farbenſtaubkörnchen auf den Flügeln des Schmetterlings, die tauſend Schliffchen im Auge der Fliege; werden wir wohl jemals ergründen, woher dem Schmetterling und der Fliege die Kraft ihrer Flügel kommt? O ja, das wiſſen nicht wenige Wortführer jetzt ſchon: dieſe Kraft iſt das Dynamiſche (das Selbſtthätige). — Die Naturforſchung hat das hydrauliſche Geſetz, das der Waſſerleitungskunſt, im Pflanzengefäß nachgewieſen, hat die Beſtandtheile des Blutes beſtimmt, ſeine Kügelchen wie Erbſen geſcheffelt, die galvaniſche, die metallreizende Säule im Nervenſträngchen aufgedeckt; aber — wird ſie wohl jemals entdecken, woher der Pflanze Empfindlichkeit, Schlaf und Wachen, woher das Leben in's Blut kommt, was und wie das iſt, was als Empfindung, Gefühl durch die Nerven ſtrömt? Verſteht ſich! Das Alles iſt dynamiſche Kraft! Was aber iſt dynamiſche Kraft? Naturkraft, Seele der Natur — es iſt eben Natur. Da ſtehen wir wieder vor dem Berge! Wenn ein Naturforſcher mit allem „mathematiſch-philoſophiſchen Wiſſen“ nur erſt einleuchtend erklären könnte: warum eine Zwiebel, wenn man ſie verkehrt in die Erde ſteckt, dennoch nach oben zu austreibt? — wenn nur dies kleine bisher Unlösliche gelöſt wäre, manche andere Geheimniſſe öffneten ſich dann vielleicht von ſelbſt.

Auch die Mathematik hat ihre Mucken, ſie thut manchmal gar zu ſehr beſtimmt und unfehlbar, als ob ſie gar nichts von dem allgemeinen menſchlichen Irrthum in und an ſich haben könnte. Was über uns iſt, iſt uns unerreichbar, und es giebt doch nun einmal Dinge, die unbeſtreitbar über uns ſind. Ich weiß wohl, der Irrthum eines Rechners nimmt der Wiſſenſchaft nichts von ihrer Hoheit. Sie hat die Kometenbahnen nachgewieſen, das iſt ihr ein mächtiges Zeugniß; ſollte aber einmal der Halleyſche oder ein anderer Komet zu der vorausgeſetzten Zeit nicht eintreffen, dann würde doch ein Rechnungsfehlerchen zu erforſchen ſeyn. Leibnitz hat die Analyſis, die Begriffsentwickelung des Unendlichen dargelegt; ſeitdem giebt es in der Wiſſenſchaft — unendliche Größen: ob es ſolche Größen in der Natur giebt? — das wurde längſt bezweifelt. Eine analyſirte Unendlichkeit iſt eine — unendliche Analyſe; ſie aufzuſchreiben wird der Umfang des Erdgürtels nicht hinreichen, und man würde ſchließlich nur zu bemerken haben: jede Wiſſenſchaft hat ihre Ausgangspunkte, wo es in's Blaue oder in den Abgrund hineingeht. Da iſt dann das „Ding an ſich“ vor den Schuß gebracht, vor das Ziel: „Man-weiß-nicht-klar-was“, und dies verhält ſich zu dem „Man-möcht-es-wiſſen“ wie: Nichts zu Nichts. Dennoch iſt die Philoſophie, die Erkenntnißlehre, ein Sieginhalt des menſchlichen Geiſtes; man muß nur nicht verlangen, daß der Geiſt, wenn er nach dem rein Geiſtigen zu Felde zieht, andere Gefangene aus dem Treffen zurückbringt als — Geiſter, und es wird auch zuweilen heißen dürfen Geſpenſter. Geräth aber die Grübelgier in die Urſtoffe der Natur hinein, dann iſt ſie bei der unrechten Oeffnung hinausgefahren, und das kann greuliche Verwirrung anrichten. Man möge doch bei allem menſchlichen Trachten des unangenehmen aber auch unleugbaren Umſtandes eingedenk ſeyn: daß kein Menſch Etwas leiſtet ohne mehr oder minder einſeitig zu werden! Wer dem Allumfaßenden, der Univerſalität nachſtrebt, ſchießt zwar aus mehreren Begriffsſtücken, aber um ſo öfter nur tiefer in's Blaue. Viele bedeutende Männer haben Jeder für ſein Theil und Alle für die Wiſſenſchaft gleich Schätzbares hervorgebracht bei ihren ſämmtlichen gegenſeitigen Widerſprüchen. Aus einer Anzahl verſchiedener Widerſprüche ergiebt ſich wieder einmal ein Spruch, der wird wieder einmal zum Widerſpruch, und ſo geht das Gefundene und Gewonnene, ob auch zuweilen ſcheinbar rückwärts, doch aufwärts in weitere Erhellung. Wohin geht's aber endlich? Wohin es nicht geht, das nur weiß ich: dahin nicht, wo das Menſchengeſchlecht bei einem allgemeinen Zweckeſſen die volle und himmelsklare Erkenntniß ſeiner eigentlichſten Lebensbeſtimmung feiern möchte. Von Dergleichen mag ein Menſchenfreund träumen, dem Umſich- und Inſichſchauenden entgeht die Fähigkeit, irdiſche Träume ſo weit zu erheben. Geheimniß von je und Löſung, Klarheit und Sinnenleben, das ſind in ſich Widerſprüche, mit deren Verſöhnung man nur bis zu verblümten Redensarten kommt. Was unſer Eigentlichſtes iſt, die Urſprungsnatur unſerer Natur, darüber werden wir uns in Geduld beſcheiden müſſen mit Ahnung, Gefühl, Glauben an den unſichtbaren, doch ſichtbar wirkenden Allſchöpfer, und dies reicht aus zu unſerm Frieden.

Es iſt ſchlimm, daß der Verſtand ſich auf Erklärung der Gefühlsrichtungen eingelaſſen und ihnen Querſtriche gemacht hat; doch der Verſtand mußte dies thun, vermöge ſeiner — Natur. Nun ſchöpft er Begriffe und Zahlen in — das Sieb. Da bleiben von Zeit zu Zeit einzelne Begriffe und Zahlen geſpreizt liegen. Jetzt mein' der arme fleißige Geiſt ſogleich, er habe die Urſprungsfäden der Wahrheit aufgefiſcht; kaum aber rührt er am Sieb, es heim zu tragen, ſo fällt auch ſchon die ganze Beute wieder durch, und er kann nur wieder anfangen, mit dem Siebe aus trugvollem Strom zu ſchöpfen.

So iſt's denn auch mit dem weiſſagenden und berüchtigten Weſen der Naturphiloſophie. Der Ausſpruch, „daß die Menſchheit ſich nächſtens beweinen und auslachen wird, ſo lange Zeit herzlich ſchlecht geſchlafen zu haben“, dieſer Ausſpruch iſt, abgeſehen von dem damit verheißenen Elend, Läſterung und Albernheit. Wer in den Angelegenheiten der Weltgeſchichte, in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes keinen höheren Plan erkennt, als blos herkömmlichen Naturgang, verräth im günſtigſten Falle äußerſte Hirnloſigkeit. Es iſt eine, leider in unſrer Gegenwart ſehr bei der Wiſſenſchaft eingewurzelte und in das Alltagsleben ſich abzweigende erbärmliche Großthuerei, von der Oberleitung einer Alles durchdringenden höchſten Idee ſich loszuſagen. Das iſt die feindlichſte Verdrehtheit, der übermüthigſte Schwindel des unzulänglichen Selbſtdenkens. Jeder Schneiderjunge blickt jetzt mit vom Zeitſinne geſchwächten Augen in die Weite und freigeiſtert den Zweifler bei dem Bügeleiſen mit dem Meiſter um die Wette. Deshalb gedeiht auch bei Vielen das rechte Wiſſen nicht, und die redlichen Volksſchriftſteller bemühen ſich da vergeblich. Woher die beliebte Zweifelſucht kommt, iſt leicht einzuſehen. Wenn täglich vor den Augen und Ohren des Volks die Gelehrten, Staatsklüglinge und allerlei Prunkredner ſich gegenſeitig zu Schwachköpfen ſtreiten wollen, kann keine eindringliche Glaubwürdigkeit feſten Beſtand gewinnen: das Zernagende und Zweifelnde wühlt in Herzen und Seelen, ſo dumpf und matt dieſe ſeyn mögen. Bekräftigen iſt ſchwerer als Verneinen; zum Rechtfertigen hat man ſich um ſo weniger gerüſtet, je unwiſſender man iſt, und fruchtbar gelernt wird um ſo weniger, wenn die Neigung zum Verneinen wächſt. Erzeugt wird dies durch ein altes Uebel, nämlich: das Wiſſen und der Glaube ſind in ſtetem Hader und beide können nur in Eintracht gedeihen und kräftigen. Ein Friedensſchluß zwiſchen Wiſſen und Glauben, zwiſchen Verſtand und Gefühl, das iſt's, was noththut, was allein Zwieſpalt in Wiſſenſchaft und Leben beſeitigen könnte mit einem Meiſterſtreich. Wird der Meiſter kommen? Wir wollen es hoffen für unſre Ur- Ur- Ur- Urenkel; fürjetzt will ich nur mit der erwähnten Weiſſagung der Naturphiloſophie fertig werden. In dem angedeuteten ſittlichen Bedürfniß, einen höheren Plan in den Schickſalen der Menſchen anzuerkennen, liegt der klare Grund zur Anklage, daß jene Weiſſagung Gotteslästerung iſt. Die Grobheit, die man dabei dem Menſchengeſchlecht und ſeinen ausgezeichnetſten Geiſtern zuwarf, wollen wir für dieſe Welt verzeihen, wollen warten, bis auch ſolche Weiſſager ausgeſchlafen haben und wahrſcheinlich „herzlich ſchlecht“ erwacht ſeyn werden. Dann läßt ſich für die höhere Idee eine Ehrenerklärung fordern, die übrigens auch ohne ſie erfolgen und Allen einleuchten wird.

Ihr lieben Menſchenkinder, laßt uns den Glauben, laßt uns die Ueberzeugung bewahren, daß wir im Ewigen leben: denn es fehlt auch nicht an Gründen dafür. — Der Beginn unſeres irbiſchen Daſeyns, die Kindheit, iſt unſer Glücklichſtes im Erdzeitlichen. Dies Glück bringt jeder Erdgeborene urſprünglich mit, was dem Denker andeuten könnte: der Menſch ſtamme von dorther, wo alles Glück in Ewigkeit herrſcht. — Weil überhaupt der Menſch ſich Ewiges zu denken vermag, hat er darin eine Spur, ſein Geiſt, die Seele, behielt Erinnerung vom Ewigen und könne wieder zu ihm heimkehren. — Indem nun auch bei aufgeregter Seele unſere Begriffe ſich der Lichtung des Unbegreiflichen näher fühlen, unſre Träume im oft Unauflöslichen mit dem Unbegreiflichen verwandt ſind, dürften darin ſich ebenfalls Zeichen offenbaren, der Menſch könne Ueberirrdiſches erreichen, ſein Unendliches ihm alſo glaubhafter werden. — Dieſe Glaubhaftigkeit verſtärkt ſich noch beſonders durch die Erfahrung, das kein tiefdenkender Menſch ſich nach allen Seiten hin ausgelebt hat, wenn ſein irdiſches Leben endet. Sollte es nun ſchließen ohne geiſtigen Ab- oder Anſchluß, ſo wäre deſſen Ausbleiben auch bei dem Unbegreiflichſten eine völlige Unmöglichkeit, die ſich eben nur im Ewigen auszugleichen vermag.

Das Ergebniß dieſer Zuſammenfaſſung bezeugt: der Wunſch eines ewigen geiſtigen Lebens iſt nicht nur Ausfluß des Hoffens, vielmehr hat ſolch Wünſchen und Hoffen auch Gründe der Wahrung und Gewährung, deren Inhalt je nach dem Leben im Irdiſchen gerechter Weiſe ſich beſeligend oder gegenſätzlich entwickeln wird. — Demnach haben wir denk- und empfindungsgemäß die Schlußfolge:

Ein Leben ohne Gottesmacht,
Das wär' uns nichts als lange Nacht,
Und wenn's vergeht in Moderduft,
Wär' auch der Erdball nichts als Gruft,
Des Menſchen Schöpfung nichts als Spiel —
Nein! Ew'ges iſt uns Lebensziel:
Denn and'rer Glaube triebe Spott
Mit unſerm ew'gen Vater Gott!

Gr.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)

Geheimlehren, um ſich in der Geſinnung ſo zu verſchlechtern, daß man zeitgeiſtig weltklug wird.

Abführungs-Mittel, um die Erfahrung los zu werden zu Gunſten ſolcher Zeit-Bewegungen, bei denen Volksdummheit nothwendig iſt.

Verzeichniß der jetzt vielfachen Gelegenheiten, ſich davon zu überzeugen, daß die Selbſtſucht, je mehr ſie wächſt, immer kleinlicher wird.

Entwickelungen der deutſchen Philoſophien. Erſte Lieferung in hundert Bänden und mit Ankündigung einer unendlichen Fortſetzung.

Mehrere deutſche abgelegte Verfaſſungen zum Gebrauch anderer Völker, die auch Wechſelgeſchäfte machen wollen in Verfaſſungen und uneiniger Einheit.

Bunte Flicken ſtatt- und ſtaatskluger Weisheit zu Hanswurſthüllen für Vernunft und Wahrheit.

Zeitungs-Beurtheilungen ſolcher Bücher, die von den Beurtheilern nicht geleſen worden ſind.

Aufruf zur Preisbewerbung wegen Auffindens eines feſten Standpunktes in der Politik. Erſter Preis Dem, der gar nichts vom Begriff und Verſtand behielt. Zweiter Preis Dem, der nicht völlig hirnlos werden konnte.

Hautſtärkende Wäſſer für beſoldete oder begriffsarme Beifalls-Klatſchlärmer in Theatern und ſo weiter.

Abhandlungen über Rechtsfragen, deren Beantworten in der Endwendung immer eine Entwendung des Rechts iſt.

Neue Schminken für die immer auf Eroberungen ausgehende Dame Politik, zu verſchiedenen Larven ſehr dick aufzutragen.

Barometer zur Sittenwitterung, um in den Stand-Zuſtänden das Niedrigſte dort zu finden, wo man ſich das Höchſte anmaaßt.

Des Zeitſchwindels Plan zu einer der Förderung des Menſchenthums gewidmeten Lotterie, die nur Nieten hat, bei dem Einſatz aber nichts zu verlieren iſt als der Verſtand oder höchſtens noch das Leben.

Warnende Beiſpiele, wonach ſich Jeder zu hüten hat, daß bei der Zumuthung: „Leſe!" dies Wort nicht umgekehrt auf ihn anwendbar wäre.

Reiſeberichte zeitgeiſtiger Lügen, die zu Waſſer wurden, und doch zu Land verhalfen.

Verſchiedene neu erfundene Triebwerke für Kriegswaffen, die ſich gegenſeitig ſchlagen, ohne daß dabei Menſchen nöthig ſind.

Lobreden für Machtherren in Bezug ſolcher vortrefflichen Eigenſchaften, die ihnen fehlen.

Abbildungen alles guten Scheins, durch deſſen Einfluß jedes Etwas im Bildungsgange zu Anderem, und aus dem Etwas dann immer wieder Nichts wird.

Preisaufgabe für Mittel, wodurch die Armen leben können von dem, was ſie einſt gegeſſen haben. Erſter Preis: Ein Zweckeſſen. Zweiter Preis: Eine Zeitungs-Ente.

Plätt-Eiſen für die Kniffe und Falten in der deutſchen Einheit und Einigkeit.

Strafgeſetze für Grundwahrheiten, die den ſtaatsleutlichen Gewaltthaten den Heiligenſchein abſtreifen.

Bewaffnete Zeitſinns-Beweiſe ſolcher Chriſtlichkeit, die ſich das von ihr verſchuldete Unglücksweh Anderer zum Wohlbehagen macht.

Entdeckungsreiſen nach einer durch die Vergangenheit rechtlicher und vernünftiger gewordenen Gegenwart.

Bittſchrift eines Irrenhaus-Bewohners, man möge draußen Ehren-Mitglieder ernennen für Irrenhäuſer, da nicht für Alle, die Anſpruch haben, aufgenommen zu werden, Raum zu finden iſt.

Verzeichniß der vielen guten Wünſche, die noch Bekräftigung bei dem beſten Weine ſämmtlich zu Waſſer wurden.

Zeitgemäße Beweiſe zu der hohen Politik: daß man Verbrechen durch ärgere Verbrechen zu Ruhmesthaten machen muß.

Aetzmittel zu Schweißbädern für Solche, wegen Deren die Menſchheit viel ausbaden muß.

Sammlung von zweifelſreien Grundwahrheiten, womit man in verfänglicher Abſicht ein Mal prunkt und ſie tauſend Mal verleugnet.

Predigt über die Undankbarkeit ſolcher Völker, die, hat man ihnen eine Laſt abgenommen, dafür nicht drei Laſten tragen wollen.

Rücken-Abbildungen von Rückſichts-Leuten, die ihre linke Seite mit Freiſinnigkeit ſteifen, die rechte Seite aber zur knechtwilligſten Beugſamkeit einüben.

Weltgeſchichte der Freundſchaft, woraus hervorgeht: ſelten der Menſch, meiſt nur das Glück hat Freunde.

Sprachgeſchichtliche Forſchungen darüber: ob zufällig oder abſichtlich der Name der Zwietrachts- und Kriegsgöttin „Eris“ rückwärts „Sire“ heißt.

Mehrere unlösbare Knoten an der politiſchen Verſtrickung des Menſchenthums.

Eine Waage, deren Schaalen im Gleichgewicht ſind, wenn in eine die Eitelkeit, in die andere deren Dummheit geworfen wird.

Abbildung des kleinen Gehirnraums, um zu erſtaunen, daß ſo viele große Thorheiten dort Herberge finden können.

Verzeichniß aller Bündniſſe, auf dem Titel mit dem alten Ausſpruch: „Bündniſſe ſind gut, doch weh' Dem, der ſie hält!“

Zuſammengeſuchte Vorrechte alles unbedingten Machtwillens, auf hohen Befehl mit unterthänigſten Begriffen und gründlichſter Grundloſigkeit erhärtet von Geheimen-Unräthen.

Getreue Erforſchung, wie man die Wörter „Einheit“ und „Einigkeit“ in untrügliches Deutſch zu übertragen hat.

Geſchichte der faſt zweitauſendjährigen Irrfahrten, um für chriſtlich-geſellſchaftliche Zuſtände Grund und Boden zu finden.

Beweisführung durch ewige Friedensſchlüſſe, wonach im Dieſſeits ſchon viele Ewigkeiten vergangen ſind.

Spitzfindig ausgerüſtete Verdrehungsreden, um zu beweiſen: es ſey wirklich Unmögliches, für edles Menſchenthum das Mögliche zu thun.

Dringendes Geſuch verſchiedener Tugenden um einen Zufluchtsort im Waiſenhauſe oder auf einer wüſten Inſel. Gh.

Lebenslenkungen.

I.

In ihrem noch nicht vollen zwölften Jahre hatte die arme Mary ſchon Vater und Mutter verloren, mit ihnen alle Sorgfalt, alle Pflege. — Die Eltern waren nicht gänzlich arm geweſen, ſie erwarben ſich für ihre Genügſamkeit das Hinlängliche durch ihre Händearbeit; Erſparniſſe konnten ſie aber nicht ermöglichen und der Nachlaß war werthlos.

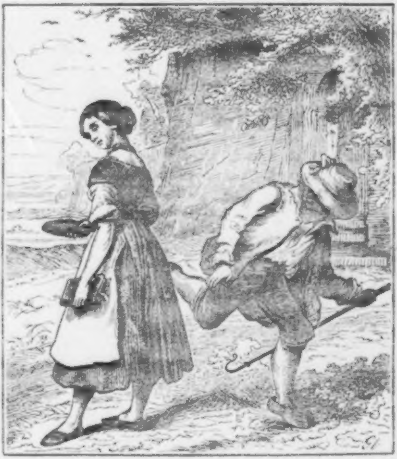
Der Vater ſtarb an einem Sonnabend, am nächſten Montage die Mutter, in Folge einer anſteckenden Krankheit. Mary war nun eine hülfloſe Waiſe. Der Schulz des Dorfes erließ den Aufruf: wer von den Dorfleuten ſich wollte der Verlaſſenen erbarmen, der möge dies anzeigen. Gewiß hätte Dieſer oder Jener ſich gemeldet, wäre Mary eine ſtarke, friſche Dirne geweſen, der es ſchon anzuſehen, daß ſie manche Arbeit gar wohl beſorgen werde. Dem war jedoch nicht ſo; ſie hatte ein krankhaftes, ſchmalwangiges Ausſehen, man hätte ihr nicht viel Arbeit anmuthen können, und deshalb fand ſich nicht leicht Einer, der ſie gern bei ſich aufgenommen hätte.

Nun traf es ſich, daß der Schulze des Dorfes ein ſehr reicher Bauer war, der es nicht nöthig hatte, ſeine Kühe auf fremde Weide zu treiben; zugleich lag ihm auch eben etwas daran, vor dem Ortsgeiſtlichen als Großmüthiger und Mildthätiger zu erſcheinen. In dieſem Falle konnte er ſich aber auch um ſo weniger mit Schicklichkeit zurückziehen, da er nur zwei Kinder hatte, Mädchen von achtzehn und ſechzehn Jahren, die beide ſich beeiferten in Nachahmung der Städtefräulein, mit denen ſie in einer Lehranſtalt der nächſten großen Stadt erzogen waren. Der Dorfſchulze beſann ſich alſo nicht lange: er nahm die arme Mary bei den Seinen auf.

Der geiſtliche Herr hat ihn deshalb am Sonntage — es war der des Erndtefeſtes — von der Kanzel herunter vor allen Dorfleuten belobt, und der Schulze ging ſtolz aus dem Kirchlein hinaus. Daneben brüſtete ſich ſeine ihm diesmal gänzlich beiſtimmende Ehegattin in vollſter Freude über das öffentliche Lob, das ſie ſich zueignete, als wäre es ihr allein geſpendet. Sie hatte ſich auch nicht geſcheut, in dem ärmlich ausgeſtatteten Kirchlein ihre Wohlhabenheit recht zur Schau zu tragen durch ein braunfarbiges ſchwer-

Und Erry's Gluth-Bericht erſchuf
Den Eifer für den Ruhm,
Der Männer Blick ward rings ein Ruf
Zu neuem Heldenthum.
Sie jauchzen, ſtark durch Freyheitbund,
Zum Streite vom Altar,
Bald waren, beſſ'rer Wege kund,
Sie nach der Söldnerſchaar.

Sie wettern drein mit blut'gem Lohn
Für Vaterlandes Noth,
Man hörte nicht, daß Viel' entfloh'n,
Die meiſten ſchlug man todt.
Die Erry hat, für wackre Liſt,
Ein braver Mann erwählt,
Und daß man ſie nicht ganz vergißt,
Hab' ich von ihr erzählt.



ſeidenes Kleid. — So angethan mit äußerem Aufputz bei innerer Gehaltloſigkeit ſchritt ſie nun ſelbſtbewußt neben dem belobten Ehegatten den ſchmalen Kirchenſteg herunter; hinterdrein kamen die beiden Töchterfräulein mit nicht geringerem Gehabe und nicht minderem Aufputz. Sie hatten ſich wenig zufrieden gezeigt mit des Vaters Wohlthätigkeit, jetzt aber machten ſie ſich eine gute Miene dazu, weil dem Vater ſo große Anerkennung gewonnen war. Ihnen nach ſchlich traurig und bedrückt die arme Mary, die neue Hausgenoſſin des Schulzengehöfts, in einem dürftigen und engen Röcklein. Es war hier und da ſchon geſchädigt, ein neues Läppchen auf verwaſchenes Zeug geflickt; deshalb aber ging ſie nicht ſo niedergebeugt: ſie war bewältigt von dem Schmerz um die früh dahingeſchiedenen Eltern. Jetzt ſchwankte ſie in Gedanken Jenen nach, beachtete nicht die laut genug werdenden Aeußerungen anderer Kirchgänger, die zumeiſt ihr und der Schulzenfamilie galten. — „Daß Gott erbarme, iſt das ein Wohlthäter! Läßt dieß arme Dirnel in dem ſchäbigen Röcklein laufen; wo ſind denn die guten alle hin, die das Kind ſonſten getragen?“ ſo fragte Einer, und Einer antwortete: „Werden ſicher aufgehoben, damit man in Jahren noch kein neues Röcklein zu ſchaffen vonnöthen hat. Der Pfarrer hätt' ſich die ſchöne Lobrede ſparen können für eine paſſendere Gelegenheit!“ — Auch ließ ſich vernehmen: „Seht doch einmal die Alte: geht ſie nicht juſt wie eine Puthenne einher? na, nicht zu beneiden iſt das Dirnel, das ihr in's Regiment kam!“ —

„Du, Mary!“ mit dieſem Ruf ſprang ein kleiner Bube an dieſe heran, „ſteck ſchnell den friſchen Dreierwecken in deine Taſche, daheim giebts kein Satteſſen, läßt dir Mutter ſagen, das merk' dir; ich aber hol' mir einen andern von Mutter, o die iſt gut! ſehr gut! Wenn du Hunger ſpür'ſt, ſag's uns, Mutter wohnt nicht weit vom Schulzengehöft, dicht am Wege herum das kleine Haus, du weißt ja!“ — Und damit war der Kleine davon, ehe Mary das Brödchen ihm zurückgeben konnte; denn ſie wußte recht gut, ſeine Mutter ſey eine arme Wittwe, die ſich und ihre beiden Kinder zumeiſt mit Spinnen ernährte; die aber halfen mit, indem ſie abwechſelnd die Gänſe des Dorfes auf die Stoppel trieben. Da ward's nun der armen Mary bitter leid, das Brod genommen zu haben; beſtürzt barg ſie es ſtill in ihre Kleidertaſche, und eine Thräne ſank nach, gezollt dem guten Herzen der armen Wittwe. Als ſie das anreizende friſche Brödchen zwiſchen den Fingern gehalten, da war freilich der Eßtrieb in ihr rege geworden, aber ſie wollte ihn unterdrücken, um das kleine Brod dem Buben wieder einzuhändigen, obgleich ſie heut noch keinen Biſſen über ihre Lippen gebracht hatte. Es traf ſich eben, daß die ganze Schulzenfamilie nüchtern blieb aus dem Grunde, weil ſie alle Vier zum heiligen Tiſch des Herrn gingen, wie es die Leute im Dorfe am Erndtedankfeſt zu halten pflegen. Dabei iſt es ein alter, chriſtlicher Gebrauch, daß, wer an dieſem heiligen Mahl Theil nehmen will, in der Vorbereitung darauf ſich irdiſcher Speiſe enthält, und auf dem Lande herrſcht Scheu, dieſen Gebrauch, der ſich von Kind zu Kindeskind vererbt, abzuſchaffen. Bei dem Feſthalten an chriſtlichen Gebrauch war es der reichen Schulzenfrau nicht in den Sinn gekommen, der kleinen Mary zu gedenken; ihr war am Morgen auch kein Frühſtück gegeben, obwohl ſie ſchon volle zwei Stunden früher aufſtand als die Schulzenfräulein. Die arme Mary war in die Stube der Magd eingewohnt und mit dieſer am Morgen in halber Dunkelheit ſchon geſchäftig: die Magd hatte ihr befohlen, das gemeinſchaftliche Zimmer zu reinigen. Schweigend willigte Mary in Alles, was von ihr verlangt wurde. Mit Reinmachen und eignem Ankleiden kaum fertig, haben die Städterfräulein nach ihr gerufen; für Roſa und Barbara hat ſie Waſchwaſſer bringen und ihnen die Stiefel friſch einwichſen müſſen, was ſie ſonſt ſelbſt thaten, während die Magd dem Kuhhirten, der ſämmtliche Kühe des ganzen Dorfes gegen mäßige Entſchädigung hütete, die Kühe zutrieb. Die Barbara gebot auch noch, daß Mary ihr die Haare kämme und die Zöpfe flechte: keine leichte Aufgabe; denn außer ihrem eignen Zöpflein war der Mary bis derzeit noch keines zur Beſorgung anvertraut. Die Barbara hat ſich nun obenein dabei erbärmlich eigen gehabt; bald mochte ſie nicht zu hoch, oder nicht zu niedrig gezöpft ſeyn, jetzt legten ſich die Haare zu glatt, dann zu hoch auf über der Stirn. Die Unwirrſche hatte ſchon hart mit dem Fuß auf den Stubenboden aufgeſtampft, was gar nicht geklungen hat nach einem feinen Fräulein, das ſie doch vorzuſtellen gedachte. Endlich war der Haarputz zu ihrer mäßigen Zufriedenheit vollendet, dann aber folgte noch ein Ueberhaspeln und Ueberſputen, daß der Mary angſt und bange dabei geworden; die Sachen flogen übereinander und durcheinander: das Rechte konnten die an Ordnung nicht Gewöhnten ſelten herausfinden. So haben ſie im Zorn und Aerger ein ander Tuch umgethan, einen andern Prunk angenadelt, als ſie eigentlich beabſichtigten; nun befahlen ſie der Mary, haſtig all die Dinger in die Lade wieder hineinzuthun, und ihnen nachzufolgen. Schnell ſind dann die Beiden davon gerauſcht, weil der Schulz und die Schulzin ſchon voran waren.

Die Mary hat geſtaunt: bei ihren Eltern war an dieſem Erndtefeſttage andrer Gebrauch geweſen. Die Mutter hatte zum heiligen Kirchgang ein einfach ſchwarzes Kleid, ſeit ihrem Hochzeitstage geſchont, hervorgeholt, ſelbigen Morgen ſich ſo früh angekleidet, daß ſie noch eine gute Zeit erſparte, um aus einem kleinen Gebetbuche ſich andächtig vorzubereiten auf die Feier der nächſten Stunde. Dann hatte ſie dem Vater vor ihrem Ausgange die Hand gereicht und zu ihm geſagt: „Nicht wahr, Du verzeihſt mir um Gotteswillen all' Ding', die ich gegen Dich verſchuldet hab'?“ — Darauf hat der Vater geantwortet: „Wiſſentlich trag' ich nichts im Herzen gegen Dich, ſteckt aber im Geheim doch etwas drinnen, mag es mir unſer Herrgott, dem alle Dinge offenbar ſind, vergeben. Und, Louiſe, Du trägſt mir auch nichts nach, wie?“ — Statt aller Antwort ſchenkte die Mutter dem Vater einen Kuß, und Beiden ſind ein paar Thränlein in die Augen geſtiegen. Wollten ſich's doch nicht merken laſſen voreinander; der Vater griff nach ſeinem, die Mutter nach ihrem Gebetbuch, haben ihr, der Mary, die erſt am Nachmittage die Kirche beſuchen durfte, weil der Haushalt nicht hat ganz vernachläſſigt werden können, ein „Behüt' Dich Gott!“ zugerufen, und ſind mitſammen ganz einmüthiglich ſtill davon geſchritten. Im Schulzenhauſe war nichts Dem ähnlich; die Schulzin, die zuerſt Angekleidete, war, ohne ſich auch nur einmal nach den Ihrigen umzuſchauen, vorangegangen, hintennach ſehr bald der Schulz in größter Eile, um ſie einzuholen, der Leute wegen, „ſonſt giebt's Gered'!“ Die Leute ſagen gleich: „Ha, Die gehen nicht mitſammen, Die haben etwas aufeinander, und ſo gottlos zum Tiſch des Herrn zu kommen, iſt halt eine Schand'!“ — Nun gingen ſie flugs nebeneinander, wie es aber im Innern ſeyn mochte, das konnte ja Niemand gewahr werden. Endlich kamen die beiden verſpäteten Schulzenfräulein getrippelt; aber auch von dieſen Beiden hatte keine daran gedacht zur Andern zu ſagen: „Haſt' was? trägſt mir eine Schuld nach?“ Nein, ſondern, was die Mary glücklicherweiſe nicht mehr hat hören können, ſie haben während des ganzen Heimwegs über miteinander gezankt. Roſa wollte ſich beeilen, die Eltern einzuholen; Barbara mochte nicht, ſie hielt ſich ganz langſam, wie im Trotze immer langſamer, je mehr die andere Schweſter zum Schnellergehen ermahnte. Dabei hatten ſie gegenſeitig nicht die angenehmſten Worte; wenn aber ein ehrlicher Bauersmann an ihnen vorüberſchritt, zog er doch gar höflich den Hut vor ihnen ab, aus Achtung vor ihrer ſtädtiſchen Bildung und vor dem Schulzenſtand ihrer Eltern.

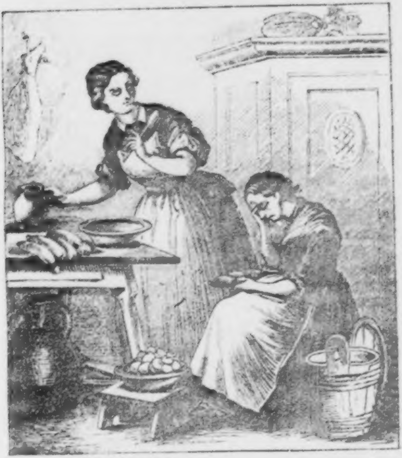
Solch ein Behaben im Aufputz, im Poltern und Schelten war der armen Mary ihr Lebtag nicht vorgekommen; dabei blieb für ſie allerſt noch die Bemühung, das Auf- und Durchgewühlte wieder in Ordnung zu bringen. Bei ihrem eiligen Hanthieren hörte ſie ſchon den Mahnruf der Kirchenglocken herübertönen, mußte ſpäter den ganzen Weg eiligſt durchlaufen, um in rechter Zeit bei dem Gottesdienſt zu ſeyn. Da hatte ſie freilich nicht an Frühſtück denken können, und weil kein Andrer für ſie daran dachte, hätte ſie auch viel zu große Angſt gehabt, daran zu erinnern: ſie ſollte ja doch hier nur Gnadenbrod bekommen.

Als ſie nun endlich Alle wieder heimgekehrt waren, auch Mary in die Stube hineingeſchlüpft war, ſtand dort ein gedeckter Tiſch mit friſchem Brode, Butter, Käſe, Milch, Honig und Dergleichen mehr. „Arme Wittwe“, dachte Mary vor ſich hin, „das war halt unnütze Sorge, mich mit einem Brödchen zu beſchenken: hier werd' ich nicht Hungers zu leiden haben!“ —

Jetzt drehte ſich plötzlich die Schulzin — der das Lob vom Geiſtlichen gewiß noch in den Ohren klang — nach Mary herum und ſagte herriſch kurz: „Dirne, Du ißt mit der Magd draußen!“ Mary ließ ſich das nicht zweimal ſagen, raſch war ſie aus der Stube mit tiefer Kränkung im Herzen.

Draußen bei der Magd ſah es nicht danach aus, als wenn es am ſelbigen Vormittag noch etwas zu eſſen geben würde; Die hatte ſich gewiß gütlich genug damit gethan, während ihre Brodherrin in der Kirche geweſen. Mary konnte wieder die Scheu nicht überwinden, um zu ſagen, daß ſie heute noch nichts gegeſſen habe; die Magd aber zeigte keine Scheu, das arme blaſſe Dirnel gleich wieder bei der Arbeit anzuſtellen. Eine Schüſſel voll roher Kartoffeln ſtand ſchon bereit, und Mary hatte ſie ſämmtlich von ihrer Schale zu befreien. Das war für ſie eine bekannte Arbeit, aber bei dem grimmen Hunger kam ſie ihr gar ſauer an. Wieder mußte ſie an das Brödchen denken, das ſie ja noch in der Taſche hatte, aber es herausziehen, das ging nimmer: ſie ſchämte ſich deshalb, weil die Magd wahrſcheinlich fragen würde, wo ſie es her habe. Eben ſolche Brödchen lagen in der Stube auf dem gedeckten Tiſch: da könnte die Magd wohl gar denken, ſie habe eines davon entwendet. Gott, als Diebin da zu ſtehen vor dieſen Allen, es wäre erſchrecklich! — lieber wollte ſie hungern.

Indeß war der Magd eingefallen, daß ſie den beiden Maſtſchweinen noch die Mittagsmahlzeit ſchuldig ſey; ſie trollte ſich mit einem großen Topf voll groben Mehlbrei aus der Küche



hinaus, und dies war nun die günſtigſte Gelegenheit für Mary, endlich das geſchenkte Brödchen zu verſpeiſen. Wie innig ſie der guten Wittwe dafür dankte, noch dankbarer war ſie ihrem himmliſchen Vater. Ihr ſchien es, als hätte Gott der Wittwe gradesweges den Auftrag gegeben, ihr das Brödchen zu ſenden: dieſer Vater im Himmel, den ſie zu kennen und zu lieben lernte von den Eltern, und der nun ihr alleiniger Vater war. Ach, bei dieſem Gedanken ſtiegen wieder Thränen in ihre Augen hinein, floſſen hinab bis auf die Landesfrüchte, deren Hälfte nun ſchon von den Schalen befreit war. Mary mußte unwillkürlich denken: „Werden auch einige davon auf dein Theil kommen?“ — O ja, es kamen einige auf ihr Theil, aber nur wenige, und dieſe waren bereits ſehr abgekühlt. Die Magd hatte noch immer Dies und Jenes für ſie zum Arbeiten vorgefunden, bis ſie in der Stube abgegeſſen, die Magd draußen auch; dann endlich kam Mary an die Reihe, und für ſie war die Theilung winzig ausgefallen. Das Uebrige an Fleiſch und Gemüſe hatte Barbara, die ſich ſonſt um nichts in der Wirthſchaft kümmerte, gleich im Eßſpinde weggeſchloſſen, was dann auch Gewohnheit wurde zum täglichen Verdruß der Küchenmagd, die nun froh war, an Mary ein Weſen zu haben, dem ſie all den Verdruß und Aerger, der ihr, ſchuldig oder unſchuldig, veranlaßt wurde, zuwenden, und daneben ſich möglichſt alle Arbeit erleichtern konnte. Ach, wie verlaſſen wären Kinder, die ihre Eltern verloren, wenn wir nicht den ewigen Vater hätten!

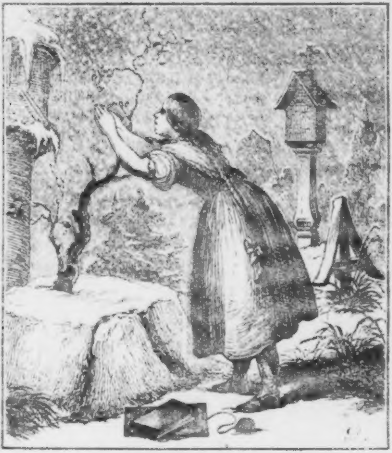
II.

Aehnliche ſogenannte Wohlthäter, wie jener Schulz, mögen ſich öfter im Leben finden laſſen. Wenn ſich ein Aehnlicher, wie der Schulz, dann nicht einbildet, den lieben Herrgott mit ſeinem Thun zu betrügen — darüber denkt ſo Einer gar nicht nach! — die Miteinwohner im Dorfe meint er doch betrogen zu haben. Die ſind auch oft heuchleriſch genug, ihm bei eigennützigem Zweck groß Lob zu ſpenden wegen ſeiner Großmüthigkeit, die er an der armen Waiſe bezeuge; hinter ſeinem Rücken ſchmähen und ſchelten ſie ihn unaufhörlich. Da hört man: „Das arme Ding wird ſich zu Schanden arbeiten; nicht allein, daß ſie muß die Städterfräulein bedienen, geſchieht's auch noch, daß die Küchenmagd ſie ſchurigelt. Die gute Mary, — ſie iſt zu Allem ſtill und gehorſam, thut Jedem nach Willen, ſo viel ſie nur immer vermag, der Dank aber bleibt aus!“

Die ganze Schulzenfamilie murrte untereinander, als der Pfarrer freie Schule für Mary ausgewirkt hatte. Zwar machte ſich der Schulz in eigener Perſon auf, um dem würdigen Herrn ſeinen unterthänigſten Dank dafür abzuſtatten, aber kaum war er zu Hauſe, da ſchüttete er ſeinen ganzen Zorn aus, indem er in Breite entwickelte: „für eine Solche wär' es ganz gleich, ob ſie Verſtand in Büchern beſäße oder nicht, wenn ſie nur tüchtig die Wirthſchaft erlerne, das ſey die Hauptſach'!“ Die Städterfräulein haben ſich aufgeblaſen und die Naſen gerümpft, daß ſo Eine etwas zu erlernen bedürfe, die wäre juſt bei der Viehverſorgung am Beſten aufgehoben. Daneben vergaßen ſie bei all ihrer ſtädtiſchen Bildung oder Verbildung, daß Mary ſie Beide ja ſelber zur Hauptverſorgung hat übernehmen müſſen; die Küchenmagd wußte davon zu reden, denn nach ihrem Sinn war die unnützige Perſon einzig als Beiſtand für ſie zu verwenden. Die Schulzin hat ſich geäußert: „Wenn die Schwarzröcke ſich doch nicht unberufen in alle Dinge miſchten! Gebe ſie der Dirne nicht Koſt, Verpflegung und Kleidung, und nun ſollt ſie nicht einmal die wenige Arbeit von ihr verlangen können? — Dabei geſchehe doch Alles in beſter Abſicht, denn das Hantieren in der Wirthſchaft und in freier Luft ſey dem krankhaften Geſchöpf viel zuträglicher als das Steifſitzen auf der Schulbank.“ — Verſäumt hat die Schulzin aber doch nicht, dem Herrn Pfarrer, als ſie ihm neulich auf der Dorfſtraße begegnete, ſehr angelegentlich ihre aufrichtigſte Freudigkeit auszuſprechen für die ſehr große, herablaſſende Sorgfalt, das halt ſo unwiſſende Mädel in die Schule befördert zu haben; „die Mary hätte ja ſonſt in der lieben Gotteswelt gar nichts zu thun!“ — Nebenbei hat ſie ſich gleich im Geheim vorgenommen, vom erſten Schultage an um ſo früher die Mary zum Aufſtehen anzuhalten, damit doch die nun einmal von ihr übernommene Arbeit gerathen könne. —

Die Dorfbewohner aber meinten: „Unſer Herr Pfarrer iſt doch ein Grundgeſcheidter, aber hiebei läßt er ſich arg hinter's Licht führen.“ — Dies erklärt ſich aber ſo: daß der Schulz ein geiziger Mann, ſeine Familie nicht minder geizig war, wußte der Pfarrer, hatte aber gehofft, durch ſeine Lobrede ihnen alleſammt Ehrgefühl zu erwecken, und in deſſen Einfluß der armen Waiſe eine verhältnißmäßig angenehme Heimath zu vermitteln. Hat er ſich geirrt, ſo geſchah es, weil er die Leute doch für beſſer hielt, als ſie es in der That waren, und ähnlich wird wohl ſo Mancher im Leben hintergangen. —

Die Mary hat Hunger und ſchwere Belaſtung erdulden müſſen,



aber ſich nie erdreiſtet, dem Herrn Pfarrer ihr Leid zu vertrauen. Die Dorfleute vermeiden es begreiflich gern, ihren Schulzen anzuklagen, und ſo ging es im ſchlimmen Geleiſe weiter. Die Tage wurden kürzer, die Nächte länger; der Schnee fiel in Maſſen vom Himmel herab, deckte die Felder und den Raſen zu. Ueber die Gräber legte er allmälig ſeine zarten weißen Decken und die Hügel ſchimmerten damit weit in das Land hinein.

Wenn die Kinder aus dem hinter der Kirche gelegenen Schulhauſe kamen, mußten ſie über den Friedhof wandern. Seitwärts vom Wege, links hinauf nach der Kirche zu, waren im letzten Jahre mehrere Gräber angereiht worden; an zweien, dicht nebeneinander, als wären dieſe beiden nur eines, blieb oftmals ein ſchlankes, blaſſes Mägdlein ſtehen; mit gefalteten Händen ſchaute ſie hinab auf die weißen Hügel, dann hinauf in des Himmels Blau, und wenn ihre Thränen langſam herabfloſſen auf die weiße Hügeldecke, dann war es erſichtlich: hier iſt der einzige Ort, wo Mary ihren Schmerzen Ausdruck giebt, ihre heimlich geſprochenen Gebete aufwärts ſendet zum himmliſchen Vater, der verheißen hat, ſich der Waiſen zu erbarmen und ſie zu leiten auf dem Wege zum Heil.

III.

In der Schule hatte ſich Mary ſo emſig befleißigt, daß der greiſe Lehrer ſie lieb gewann, was er unter Anderem auch beſtätigte durch geliehene Bücher, die Mary daheim verbergen, zum Leſen aber mit ſinnigem Eifer für Kenntniß Stunden der nächtigen Ruhe abdingen mußte: denn ſie konnte des allſeitigen Spottes und Scheltens gewiß ſeyn, wenn man ſie leſend erblickt hätte.

So waren vier Jahre der ſchweren Arbeit, Sorge und Bemühung an ihr vorübergegangen; aus dem blaſſen, krankhaften Kinde war ein etwas zu zierlich ſchlankes, aber anmuthig erſcheinendes Mägdlein geworden. Schon vor Monaten wurde ſie am Altar eingeſegnet; ſeitdem hat die Schulzin für gut befunden, die Küchenmagd abzuſchaffen: Mary mußte deren Stelle einnehmen. Sie war wieder willigſt gefügig, wußte ja ſchon lange in Küche, Hof, Stall und Garten Beſcheid; dabei kam ihr noch der Gewinn, daß ſie es nun nicht mehr mit den hochmüthigen Schulzenfräuleins zu thun hatte: die mußten ſich bequemen, herabzuſteigen von ihrem Befehlthron und ſelber dort zugreifen, wo ſie früher allweges ſich die Mary dienſtbar machten.

Roſa, die Aelteſte von den beiden Stadtgebildeten, war ſeit

Geſellſchaftlied.

Streicht die Falten vom Geſichte,
Ringt euch frey vom Schmerzgewichte,
Reißt den Jammer nicht zum Lichte,
Dazu habt ihr morgen Zeit!

Nutzt es, wenn im Gram ihr bliebet?
Freunde, lebt und lacht und liebet,
Die Gedankenqual verſchiebet,
Dazu habt ihr morgen Zeit!

Hat die ganze Welt den Sparren,
Zieht man rückwärts an dem Karren,
Scheltet Narren drum nicht Narren,
Dazu habt ihr morgen Zeit!

Andre laßt an Galle ſterben,
Denkt: da gibt es brav zu erben;
Denn zum Sterben und Verderben
Dazu habt ihr morgen Zeit

Jubelnd laßt die Gläſer blinken,
Doch wenn kühne Thaten winken
Rufe Jeder: Laßt das Trinken,
Dazu habt ihr morgen Zeit!“

einem halben Jahr Braut des Grenz-Kontroleurs Robert, im nächſten Frühjahr ſollte die Hochzeitsfeier ſeyn. Da gab es nun an den langen Winterabenden gar viel zu berathen und zu beſchaffen. — Das Fräulein mochte vor Hochmuth ſchier nicht mehr wiſſen, wie es ſich benehmen ſolle, nachdem ſie Ausſicht hatte, einen ſo ſtattlichen, vornehmen und — was ihr zumeiſt behagte — einen für reich ausgeprieſenen Ehemann zu erlangen. — Barbara zeigte ſich unverberglich mißmüthig, weil nicht dieſes oder ein ähnlich Glück ſich ihr zuwandte.

Der Abend brachte die Schulzin mit ihren Fräuleins und der Mary jetzt immer zuſammen, denn, hatte Mary ſich während des Tages draußen müde genug gewirthſchaftet, die Abendzeit wurde ihr doch dazu beſtimmt, an der Ausſtattung nähen zu helfen. Kam der vornehme Herr Bräutigam dazu, raſch beſeitigte dann Roſa ihre Arbeit; ſie hatte nun mit ihrem Robert ſo viel zu plaudern und zu verhandeln über alles Schöne, was künftig in ihrem Haushalt glänzen würde, daß ſie bei dem Geſchwätz nicht Zeit behielt, auch einmal die Hände in Bewegung zu ſetzen. Barbara wollte wenigſtens darin der Schweſter nichts nachgeben: hat Die Zeit zum Nichtsthun, warum ſollte ſie ſich zerquälen? — So blieb meiſt der Mary allein die ganze Arbeit für die Ausſtattung, und ſo ſehr ſie ſich damit beeilte, Dank erwarb ſie ſich damit niemals, war den Städterfräuleins noch überläſtig — wegen ihres hübſchen Geſichts. Wollten es die Schulzentöchter ſich ſelber nicht eingeſtehen, daß Mary ein hübſch Mädchen ſey, blind waren ſie doch nicht, mußten es alſo bemerken, wie gar freundlich die jungen Burſchen nach der Mary hinſchauten, wenn ſie ihr auf der Dorfſtraße begegneten. Auch geſchah es öfter, daß Der und Jener von ihnen Abends bei dem Schulzen einſprach, und dann ſaßen ſie mit den weiblichen Hausgenoſſen in derſelben Stube. Wandte ſich nun Einer der Burſchen an Mary, um auch dieſer, derentwegen ſie eigentlich gekommen, ein freundlich Wort zu bieten, ſogleich erhob eines der Städterfräulein ſehr laut ihre Stimme zu irgend einem unnützen Auftrag, der die Angeredete raſch zur Stube hinaus zwang, und die dienſtwillige Mary ahnte dabei nie Arges.

Jetzt rückte Weihnachten immer näher; eines Abends ſaßen wieder Alle mitſammen in der großen Stube, und Roſa hatte ſich mit Robert auf den entfernteſten Platz am Fenſter zurückgezogen, um dort unbelauſcht plappern zu können. Barbara erzählte dem Vater und der Mutter, ſie habe heut von den Nachbarsleuten erfahren, daß Erich, des Pfarrers älteſter Sohn, jetzt bereits Candidat, angekommen ſey, um bis nach den Weihnachtstagen bei ſeinen Eltern hier im Dorfe zu verweilen. Er hat, ſagte ſie, eine Hauslehrer-Stelle bei zwei Söhnen eines Grafen, und es würde ihr Spaß machen, zu ſehen, was aus dem wilden Buben geworden, den ſie in vielen Jahren nicht geſehen habe, und der damalen ſo oft bei ihnen einkehrte: es könne ſeyn, des ſchönen ſaftigen Obſtes wegen, womit ihm oft die Taſchen gefüllt wurden. Der Pfarrers-Familie gegenüber waren die Schulzens — beiläufig erwähnt — ſtets freigebig geweſen. „Ob er wohl daran denken, uns nunmehr auch noch aufſuchen wird?“ fragte der Schulz. — „Du liebe Zeit!“ ſeufzte die Schulzin, „das Gute, was man einem Menſchenkind erweiſt, vergißt es halt gar ſehr bald; nun iſt er ein feiner und kluger Herr geworden, da glaub's, nun hält er uns nicht mehr für Seinesgleichen, geht an unſrer Thür vorbei, als hätt' ſie ſich ihm niemalen geöffnet!“

Barbara aber meinte im Innern: er kommt, und wenn er kommt — freilich, ein paar Jahre würden darüber noch in den Verlauf gehen — aber es könnte ſich ereignen, daß ich Pfarrfrau würde, und das wäre eine anſehnliche Würde, bei weitem noch vorzuziehen dem Glückslooſe der Schweſter.

Jetzt wird vernehmlich an die Stubenthür geklopft. „Herein!“ rief Barbara aufſpringend, und war höchſt verwundert, einen feinen ſchmucken Stadtherrn vor ſich zu erblicken. Der Schulz und die Schulzin ſtanden auch ſchon und gingen mit Verbeugungen dem Eintretenden entgegen; das Brautpaar vom Fenſter erhob ſich gleichfalls, hielt ſich aber etwas hinter den Andern zurück. — Mary, die am unterſten Ende eines langen Tiſches ſaß und emſig an einem feinen weißen Linnen nähte, hatte niemals die Erlaubniß, einen Beſuch mit den Andern gemeinſam zu begrüßen. Unwillkürlich ſchaute ſie doch ein wenig in die Höhe und hin nach dem Eingeſchrittenen; dieſer ſchaute bei der allgemeinen Bewegung eben auch hinüber nach dem Tiſch und der die Arbeit Feſthaltenden: da konnt' es nicht anders ſeyn, ihre Blicke mußten ſich begegnen. Mary ſenkte tief erröthend ihre Augen auf das weiße Linnen hinab, ihren Lippen aber entſchlüpfte unwillkürlich leiſe das „Grüß' Euch Gott!“ Der junge Herr nickte ihr, dabei fröhlich laut, ſein „Schönſt' Dank!“ zu, und gab ſich dann, zum freudigen Erſtaunen Aller, als des Pfarrers Sohn zu erkennen.

Nun verwickelte ſich der Schulz erſt recht in unterthäniges Bewillkommnen, ſeine Frau und Töchterfräulein verwendeten ebenfalls übermäßig ihre Liebenswürdigkeit, um dem jungen, vornehmen Herrn möglichſt zu gefallen. — „Endlich doch Einmal Unſersgleichen!“ flüſterte Barbara im Vorübergehen in's Ohr der Roſa, die dagegen achſelzuckend flüſterte: „Dem Robert kommt er noch lange nicht gleich!“

Beinahe wäre darüber zwiſchen den Schweſtern ein Zwiſt entſtanden, hätte ſich nicht für Beide ſchnell ein Ableiter gefunden. Denn nachdem der Candidat von Vater und Mutter höflichſt zum Sitzen genöthigt war, wählte er ſich ſeinen Platz dicht neben Mary. Für dieſe empfand man es als zu viel Ehre, und haſtig ſtürmten die beiden Fräulein mit Befehlen auf ſie ein. Barbara wollte ſie in die Küche ſenden, um das Abendbrod herzurichten, Roſa in die Schlafkammer, wo ſie vermuthete, dort wär' es vergeſſen worden, die Laden zu ſchließen. — Mary verſchwand eiligſt, nachdem ſie verſprochen hatte, das Eine und Andere ſchnell zu beſorgen.

Der Canditat ſah ſie ungern gehen, hatte jedoch nicht zu fragen, wer dies hübſche Mädchen ſey; er war ſeit geſtern im Vaterhauſe, die Mutter und Schweſtern berichteten ihm ſchon, was ſich bei den Dorfbewohnern verändert habe. Als er heute äußerte, daß er am Abend die Schulzenfamilie beſuchen werde, hatte die Mutter geſagt: „Erich, ſchau' einmal dabei zu, wie es der armen Waiſe ergeht, man hört hin und wieder: nicht allzubeſt'!“ — Die Schweſtern konnten ihm nebenher noch allerlei üble Geſchichtchen mittheilen, und Erich war deßhalb bereits neugierig in das Schulzenhaus eingetreten Hier ſchien ihm Alles beſtätigt, was er über die unfreundliche Behandlung der armen Mary erfahren hatte. Sie bedauernd blickte er ihr nun nach: ein hübſch Geſicht erregt ja immer ſchneller Mitleid als eines, das vom Hübſchen mehr oder minder entfernt iſt, und der Candidat empfand plötzlich ſehr tiefes Mitleid für das arme hübſche Kind. Er war willens, dem Geſpräch ein günſtig Wort für Mary einzuweben, beſonders als er ſpäter hörte, daß ihr bei dem Abendeſſen von der böſen Barbara befohlen wurde, draußen in der Küche zu verbleiben, bis ſie gerufen würde. Er zögerte aber mit ſeiner Abſicht, die Worte wollten nicht frei heraus, wenn er an Mary dachte: er war dann dem Verſtummen näher als dem Sprechen. Nächſtdem wurde er auch von Allen und beſonders von Barbara ſo ſehr beſtürmt, von dem ihr ſo lieb gewordenen Stadtleben zu reden, daß er gar nicht zu Athem kam für eine andere Bahn des Geſprächs.

Behaglich war es ihm nicht im Schulzenhauſe, des Grenz-Kontroleur's Bekanntſchaft ihm auch gar nicht zuſagend, und er beſchloß, nicht wieder hier einzukehren. Als er ſich verabſchieden wollte, zauderte er ein wenig, als ob ſich erwarten ließe, Mary würde noch einmal herbeigerufen; aber nein, es wollte Niemand nach ihr verlangen, unaufgefordert durfte ſie nicht wieder erſcheinen, und Erich mußte endlich von dannen. Draußen im Hausflur ſchaute er ſich nach der Küche um: ob ſie auch hier nicht ſichtbar werde? — Richtig! — Da ſtand ſie am Fenſter, ſchaute gedankenvoll in die Schneelandſchaft hinaus. Sollte er ihr einen Scheidegruß zurufen? Nein, die ganze Schulzenfamilie hat ihn hinaus begleitet; wird es bemerkt, daß er der armen Waiſe eine Aufmerkſamkeit gönnt, dann hat ſie ſicher noch Verdruß davon! dies denkt er ſich — und ſchweigt.

Als die Thür endlich in's Schloß klappte, blickte er abermals nach dem Küchenfenſter zurück: da ſtand ſie ja noch! — eilig zog er den Hut und grüßte höflichſt. Das war der Mary noch nie von einem Herrn geſchehen; in Beſtürzung verſäumte ſie ſeinen Gruß zu erwiedern, dann aber wollte ſie das Verſäumte nachholen, öffnete in Haſt das Fenſter, und rief mit beklommener Stimme hinaus: „Gott geleit' Euch!“ — „Und Dich beſchütze Er, du gutes Kind!“ — ſo erſcholl es in Freudigkeit zurück. Jetzt erſchrak Mary über ihre Dreiſtigkeit, ſchaute ängſtlich nach der Flurthür hin: ob man ſie belauſcht habe; da war aber Niemand zu ſehen von der Schulzen-Familie: die hatte Alles vergeſſen vermöge des großen Ereigniſſes, daß der feine Herr ſie mit einem ſo langen Beſuch beehrte.

Der Mary aber ward zumuth, als hätte ſie einen wunderbaren Traum gehabt; ihr ganzes einſames Leben in der Dunkelheit ſchien beleuchtet von geheiligtem Lichtſtrahl. Das Herz war ihr einmal ſo erheitert und leicht, als ſey ihr eben ein großes Glück genaht. Nun giebt es keinen trüben Tag mehr, für ſie nicht einen; mag ſie immerhin wieder frieren, hungern und arbeiten, faſt über ihre Kräfte: was thut's? Sie hat eine wohlthuende Erinnerung, in der wird ſie Troſt finden, lange, lange!

Der Candidat aber flüſterte auf dem Wege zu den Seinen trübe vor ſich hin: „Sie iſt ja nur die Magd des Schulzen, und doch — doch —! Das Beſte iſt: nie wieder in das Schulzenhaus!“ —

IV.

Drei Wochen waren vorüber, dazwiſchen auch das Weihnachtsfeſt. Der Candidat hatte am zweiten Feiertage ſtatt des Vaters gepredigt; Mary war auch in der Kirche geweſen, und von dieſer Predigt inniger angeregt, als von irgend einer zuvor: ſie hatte, innigſt ergriffen, reichlichſt Thränen dabei vergießen müſſen. — Heute war der zweite

Tag nach Neujahr, der Candidat nun doch wieder bei dem Schulzen eingekehrt, diesmal etwas früher: Mary konnte noch nicht zur Küche hinaus geſandt werden. Er unterließ es aber, ſich ihr freundlich zu zeigen: er kannte die Folgen. — Sie nähte eifrig und fleißig; Barbara bildete ſich wieder viel ein in Bezug auf den vornehmen Beſuch, überzeugt: er gelte beſonders ihr; deshalb bemühte ſie ſich eifrigſt, den jungen Herrn anreizend zu unterhalten. — Roſa, die ihren Grenz-Kontroleur an dieſem Abend vergeblich erwartet hatte, ſuchte ſich zu entſchädigen, ſpielte nun auch angelegentlichſt die Liebenswürdige, zum argen Verdruß der Barbara.

Die alte Schulzin aber iſt eine liſtige Frau, hat in ihrer Art feine Beobachtungsgabe; ſie merkte ſehr bald, daß der Beſuch nicht ihren Töchtern gelte, auch nicht dem Schulzen — der war bei einem Nachbar — und ihr ſelbſt erſt recht nicht. Die erworbene Schlauheit ſagte ihr nun: wer wohl anders als der jungen Perſon, die ſich immer unterſteht tief roth zu werden, wenn des jungen Herrn Blicke den ihrigen begegnen, was doch überhaupt ganz unpaſſend iſt für eine Magd, und wohin ſollte das führen? —

Schon ein paarmal hatte die Schulzin der Mary Verweiſe ertheilt wegen nachläſſiger Arbeit: ob ſie denn gar nicht bedenke, daß zum Frühjahr ihr Herrenfräulein die Ausſtattung gebrauche, weil der Grenz-Kontroleur nicht länger warten wolle! Das Wort Herrenfräulein ſprach ſie beſonders gewichtig aus, um vorzugsweiſe vernehmlich hören zu laſſen, daß Mary nur Magd ſey. —

Obwohl Barbara ſich noch immer in den Augen des Candidaten für die Hauptperſon hielt, verdrießlich ward es ihr doch, ein gar anmuthig Dirnlein länger neben ſich zu dulden, und ſie meinte plötzlich, es dringe Lärm aus dem Hühnerſtall her: eiligſt ſolle Mary danach ſchauen. Als die Aufgeforderte ſich augenblicklich zur Stube hinaus haſtete, erſchrak Barbara nicht wenig, indem ſie ſah, daß der Candidat ebenfalls im großen Dienſteifer aufſprang, und, dem Fräulein Barbara verſprechend, ihr Geflügeltes zu retten, ſogleich zur Stube hinaus eilte. Ei, das war dumm! Es blieb der Barbara, wollte ſie verhindern, daß die Beiden unbeobachtet allein beiſammen waren, nichts übrig, als auch hinaus zu eilen, trotz des greulichen Schneegeſtöbers. Voll leidenſchaftlichen Dranges benahm ſie ſich aber unvorſichtig, fiel ausgleitend der Länge nach in den friſchen, hohen Schnee, dicht vor dem Stall. Dort hatte Mary behende die Thür geöffnet, einen Kiehnſpan angezündet mit einem Streichlichtchen, das ihr der Candidat gab. Nun beleuchtete ſie den dunkeln Raum, und fand die ganze geflügelte Familie in Reih' und

Glied, dicht an dicht, die Köpflein unter die Flügel geborgen, hockend oben auf den Stangen. Nur ein Hahn erwachte bei dem ungewöhnlichen Geräuſch, und als er ſich ſchüttelnd den Kopf hervorzog, mit den ſchlaftrunkenen Augen das helle Licht gewahrte, ſtreckte er ſeinen Hals lang, lang, erhob ſich dann und krähte laut gellend aus allen Kräften. Noch einer wollte ſich erheben, wieder einer, auch die Hühner wurden unruhig: da erloſch der Kienſpahn, und lachend verſchloß Mary die Thür am Hühnerſtall, gönnte denen drinnen Ruhe, die ihnen kein Räuber in Geſtalt eines Iltis oder Marders geſtört hatte. Dies war der Augenblick, der das Schulzenfräulein im Schnee ſichtbar werden ließ: der Candidat und Mary waren gleich bereit, ihr aufzuhelfen; da ſtand die mit Schnee Bepuderte erboſt im hellen Mond- und Schneelicht: zum Ueberfluß krähte nun noch ein Hahn hinterdrein, als wolle er die Vorſorgliche wegen ihrer Ungeſchicklichkeit verhöhnen.

Schweigend ſchritt die Verunglückte — ſich leiſe den Schnee abklopfend — voran in das Haus zurück; Mary aber wußte ſchon, ſie werde für dieſen Unfall zu leiden haben. Eine Spur davon wurde ſogleich deutlich: ſie erhielt einen Auftrag, der ſie verhinderte, nochmals in die Stube mit einzutreten. Dem Candidaten behagte es dann drinnen auch nicht länger: er empfahl ſich baldigſt. Die hochmüthigen Dirnen, nicht wiſſend, was ſie aus ſich machen ſollten, mißfielen ihm völlig: wie werthvoller erſchien ihm dagegen das friſche, anmuthige Naturkind in ſeiner Demuth und Beſcheidenheit! —

Als er nun davon ging, war es nicht zu überwinden: er mußte nach dem Küchenfenſter zurückſchauen; aber die ſchlanke Geſtalt ließ ſich nicht erſpähen, es war und blieb dort dunkel. Kein freundlicher Scheidegruß wurde ihm nachgeſendet, und doch mußte er auf lange, auf unzuberechnende Zeit von dem Dorfe ſich trennen: er konnte ſich eine ſchmerzliche Empfindung nicht verhehlen.

Mary hatte dennoch am Fenſter geſtanden, das Licht aber ausgeblaſen, als ſie ihn fortgehen hörte. Nein, nein! — zeigen darf ſie ſich nicht, das wäre unſchicklich; doch nachſehen im Dunkeln Einem, den man gern ſieht, — dies würde ſie ſich wohl geſtatten dürfen: ſo urtheilte ſie deutlicher, als ſie ſich deſſen bewußt war. Und ſie ſah ihm nach, wie er ſich umſchaute — nach wem wohl? Sie legte die Hand auf ihr Herz: da tönte die Antwort ihr laut entgegen; ſie hätte das Fenſter öffnen, hinausrufen mögen in die jetzt ſtille Mondſcheinnacht: „Leb' wohl! leb' wohl! und wär's auf Wiederſehen, dann könnt' ich glücklich ſeyn.“ Sie lehnte ſich nun zurück an die kalte Mauer und ſeufzte: „Ach, ich bin ja nur eine Magd.“

V.

Wer neun Jahre ſpäter in das Schulzenhaus eintreten mag, der findet es dort gar ſehr verändert.

Die Barbara, immer bösartig geweſen und geblieben, iſt jetzt eine im Altern noch mürriſcher gewordene Jungfrau, die keinem Menſchen Wohl und Frieden gönnt. Aber Roſa, die einſt hochmüthige Braut des Grenz-Kontroleur? Aus Der ward vor der Zeit eine alte Frau durch Gram und Leid; ſie mußte zuletzt in's Elternhaus fliehen, um mit ihren vier Kindern nicht elendiglich zu hungern. Erkannt hat ſie ſehr bald nach der Hochzeit, der Grenz-Kontroleur habe ſie nur wegen des leidigen Geldes, von dem alten Schulzen jeder ſeiner Töchter mit der Ausſtattung verheißen, zur Frau erwählt. Einbildung war es, daß der Bewerber etwas Baarſchaft beſitze: Schulden hat er mit dem Geldzufluß bezahlen wollen, was aber Frau Robert nicht wollte, und ſo verwickelte ſich das Ehepaar in ſtetes Gezänk und Gehader. Die dringendſten Schulden hat er doch mit ihrem Gelde bezahlt trotz all' ihrem widerſtändigen Gezeter; dann ſind die Kinder gekommen — das hat die Sorgen nicht verringert, die Unzufriedenheit aber geſteigert, und zuletzt war Hab' und Gut der Frau völlig verzehrt. Vom mäßigen Kontroleur-Gehalt konnte ſich die Familie nicht ernähren, beſonders weil der Herr Grenz-Kontroleur von ſeinem Spielen und Trinken nicht zu trennen war. Es entſtand nun allerlei Gerede, der Unterſuchungsrichter ſollte einſchreiten; da war eines Morgens der Herr Kontroleur über die Grenze und die ihm nachgeſchickten Steckbriefe blieben erfolglos. Wenn jetzt der Schulze nicht ein Rabenvater ſeyn wollte, mußte er ſich der unglücklichen Tochter und unſchuldigen Würmlein erbarmen, ſie allſammt ſeinem Wagen aufladen und mit ſich nehmen nach dem Hauſe der Großeltern. Da ließ ſich erkennen, wie das Schickſal in ſeiner ſtrafenden Gerechtigkeit einen Menſchen erſchüttern kann! Der alte Schulz rieb ſich unterweges die Thränen aus den Augen, ſeine Tochter hat er keinen Vorwurf hören laſſen in ihrem Unglück, hat ihr die Wangen geſtreichelt, und ſo ſanft, wie er es irgend vermochte, mehrmals geſagt: „Na, laß das Weinen, verunglückt Kind, ich will Dir Hülfe nicht entziehen!“ Er fühlte ſich mehr bedrückt von dem Unheil, das ſeiner Tochter widerfahren, als von des Entwichenen Schande, die doch die ganze Familie mit berührte. Und als ein irdiſcher Vater ſo mild urtheilte, ſchaute ein himmliſcher Vater auch wieder freundlich her, ſchickte der tiefgebeugten Roſa ſeinen Troſt in das ihm lange entfrembete Herz, und ſie hatte ſich zu Ihm bekehrt und Ihn wieder aufgeſucht, nicht heuchleriſch wie früher, ſondern in Wahrheit und nach beſeelter Ueberzeugung.

Zu Hauſe angekommen, gab es noch einen unangenehmen Auftritt, nicht mit der Schulzin: deren Mutterliebe war ſchon lange erregter durch die vielen Thränen ihres leidvollen Kindes. Die Barbara benahm ſich aber freventlich, wollte die Schweſter und deren Kinder im Elternhauſe nicht aufnehmen laſſen. Unausbleiblich findet ſich jedoch auch ein Tag, wo der Herr die Mitleidsloſe überzeugt von ſeinem Gericht, wo auch ſie wird an ihr Herz ſchlagen und ausrufen: Herr, vergieb mir meine Schuld, erbarme Dich meiner und rette mich aus dem Nagen der Reue, aus der Qual des Gewiſſens!

VI.

Und wo ſuchen wir nun Mary? — Die war ſchon lange aus dem Schulzenhauſe entfernt, nachdem ſie von der Barbara in Eiferſüchteleien immer gewaltſamer behandelt wurde. Dies hatte ſich allmälig mehr und mehr verlautbart, und der Candidat mag wohl damals mit eingewirkt haben: genug, der Pfarrer kam endlich mit ſeiner Frau überein, die arme Mary bei ſich aufzunehmen. Schon öfters kränkelte die Pfarrersfrau, zum Herbſt heirathete die älteſte Tochter, die nur bis dann in der Wirthſchaft behülflich ſeyn konnte: hier war alſo Mary zu beachten, und ſicher an rechter Stelle. — Der Pfarrer ging ſelbſt zum Schulzen, um die Angelegenheit gütlichſt zu vermitteln. Er äußerte: es wäre wohl gut, wenn das Mädchen ſich etwas erwerbe, und für einſtige Ausſtattung wolle er auch ſorgen. Der Schulz, ſich gern dem Pfarrer gefällig zeigend, hatte bereitwillig die Mary herbeigeholt, dieſe ſelbſt zu befragen; ein frohes Ja wäre ihre Antwort geweſen, aber doch wollte ſie erſt wiſſen, was die Schulzin dazu ſagen würde. Ihr hielt ſie ſich zu Dank verpflichtet, obgleich alle Andern bezeugen konnten, daß es der armen Waiſe bitter ſchwer geworden, ſich ihr Biſchen Brod zu verdienen. Als nun die herzugerufene Schulzin des Pfarrers Antrag vernahm, konnte ſie ihr Erſchrecken nicht verbergen, denn es iſt ihr blitzſchnell durch den Sinn gefahren: nimmermehr bekommſt du ſolch eine getreue und geduldige Magd wieder ins Haus, und dabei ohne Lohn. Faſt wäre aus dem Vorſchlage gar nichts geworden, wenn nicht auch Barbara herbeitrat. Ihr kam es ſehr erwünſcht, das alle Augen erfreuende hübſche Mädchen aus ihrer Nähe zu verbannen, und durch Barbara hat es ſich vermittelt, daß Mary ſeit beinahe ſechs Jahren aus dem Schulzenhauſe in das Pfarrhaus übergeſiedelt, und dort ſchon lange nicht mehr als Magd behandelt worden war. Welch ein ander Leben bei der guten Pfarrerin und ſeiner Familie als im Schulzenhauſe! Nur in Einem waren ſie miteinander nicht gleichgemäß; Mary lehnte jeden andern Lohn als Kleid und Nahrung mit beharrlich innigen Bitten ab, und lächelnd hatten die guten Pfarrersleute ihr dies bewilligt, insgeheim aber beſchloſſen, das ihr Zugedachte für ſie aufzuheben: es kann ſich ja fügen, daß es ihr dereinſt einmal lieb ſeyn wird, Spargroſchen zu haben. —

Der Menſch denkt und Gott lenkt! — Der genügſamen Mary kam all' die Beſchränktheit, in der ſie ſo lange gelebt, ſehr zu ſtatten; ſie wußte nicht nur mit aller Arbeit gut Beſcheid, ſie ging ihr auch ſchneller von Händen wie jeder Anderen. Dabei blieb ſie ſo beſcheiden und demüthig, daß ſie nimmer glaubte, für die gute Behandlung genug gethan zu haben, und die Pfarrersleute hegten für Mary herzliche Zuneigung, gedachten auch ſtets ihrer Zukunft.

Der alte Pfarrer hatte oft ſehnlichſt gewünſcht, ſeinen älteſten Sohn Erich in der Nähe zu haben, aber Jahre waren vorüber gegangen, ohne daß er ihn auch nur einmal ſah. Damals, als Erich in den Weihnachtstagen bei den Eltern war, konnte er nicht wiſſen, daß er dieſe auf ſo lange Zeit verlaſſe. Zuerſt war er mit ſeinen beiden gräflichen Zöglingen auf Reiſen geweſen, danach hatte er ſchnell und unerwartet eine gute Pfarrſtelle bekommen; das Kirchſpiel, dem ſie angehörte, war jedoch von ſeiner geliebten Heimath ſo weit entfernt, daß es ihm nicht möglich wurde, ſeine Eltern zu beſuchen. Jetzt war die Pfarrerſtelle in dem Nachbarſtädtchen ſeines Heimathsdorfes frei geworden; Erich hatte ſich auf Wunſch des Vaters und nach eigenem Antrieb gleich darum beworben, aber wer konnte ſagen: ob die Erfüllung folgen würde? — Dann ſtand eines Tages ein kleiner Wagen vor dem Pfarrhauſe, ein Reiſender ſtieg aus, war eilig in der Thür des Pfarrhauſes verſchwunden, und welche Wonnigkeit brachte er mit! Dieſer Reiſende war Erich, nun wirklich Pfarrer im nahgelegenen Städtchen. Was nun weiter und wie es geſchah — wer kann dies genau wiſſen? — aber nicht zu leugnen iſt: Erich war erſt einige Male im Elternhauſe

An Gott.

Ich danke Dir, wenn über nächt'gem Grauen
Die Sonne allbelebend ſchwebt,
Und wenn der Menſch, in kindlichem Vertrauen,
Zu neuen Thaten ſich erhebt.

Ich danke Dir, wenn in des Tages Mitte
Natur die Kinder mild ernährt,
Und wenn der Bruder, auf die leiſe Bitte,
Dem Armen Deine Kraft bewährt.

Ich danke Dir, wenn zu der Abendfeyer
Sich Himmelsfriede niederbeugt
Und wenn aus kühler Luft, im Dämmerſchleyer,
Das All ſich friſches Leben zeugt.

Ich danke Dir, wenn in dem ſanften Schlummer
Ein leidvoll Herz ſich ſelbſt vergißt,
Und wunderhaft entrückt dem Erdenkummer,
Sein Hoffen nur nach Träumen mißt.

Ich danke Dir! O ſieh' die Thränen fließen
Und nimm die ſchwachen Laute hin!
Zu würd'gem Ruhm wird ſich der Geiſt erſchließen,
Wenn ich einſt frey vom Staube bin!

geweſen, da erzählte man ſich im Dorfe: der Pfarrersſohn und die Waiſen-Mary werden ein Paar. — So kam es auch, nur wußten es die Leute im Dorfe früher, als die Pfarrersfamilie ſelbſt. — Aber eines Tages, als die Mary im Garten ſtand, hinſchaute nach dem Friedhof drüben, da wurde ſie ſanft von einem Arm umfaßt, und eine Stimme hat geſagt: „Mary, denkſt Du auch daran, als Du mir zum Fenſter heraus den erſten Scheidegruß nachgeſandt?“ Mary hat erſchreckt ſich umgeſehen, in ihrer Wehmuth wie für ſich geflüſtert: „Mein Lebtag werd' ichs nicht vergeſſen!“ — und ſie wollte nun eiligſt in's Pfarrhaus. Ehrich hielt ſie zurück, und als ſie eine halbe Stunde ſpäter zuſammen in das Pfarrhaus hineinſchritten, da fehlte ihnen nur noch der Segen der Eltern, der ihnen nicht ausblieb, und die Beiden waren Braut und Bräutigam.

Die Mary, wie im Traum, hat es anfangs nicht faſſen, nicht glauben können, aber allmälig begriff ſie es aus dem Herzen als Möglichkeit. — Die Menſchen gedachten es böſe mit ihr zu machen, der Allvater hat aber Alles wohl gelenkt; — ein glückliches Ehepaar wohnt in dem Pfarrhauſe des der Dorfheimath nahen Städtchens.

A. v. Michalowska.

* * *

Randſtreifen.

Am gebildetſten iſt nicht, wer das meiſte Wiſſen, ſondern wer die wenigſten Fehler hat.

Die briefliche Höflichkeit „Hochedelgeboren“ iſt von „Wohl- und Hochwohlgeboren“ verdrängt, ſo daß es ſcheint, es wolle Mancher nur für ſein Wohl, aber nicht für das Edle geboren ſeyn.

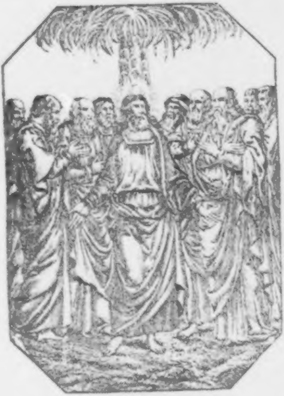
Sehr oft ſind es ſataniſche Thaten, von denen Gewalthaber behaupten, ſie wären unter Gottes Beiſtand gelungen.

In der geſteigerten Geldgier wollen auch Zungen erwerblich werden durch Wortdreſcherei, Begriffsdrechſelei und Wechſelgeſchäfte im Modebereich politiſcher Farben.

Wenn man klagen hört, daß Freiheit und Tugend nirgends Grund und Boden haben, darf man zur Widerlegung auf etliche Hofbühnen hinweiſen: dort wird uns die Freiheit muſizirt und die Tugend getanzt.

Beliebt iſt der Geiſtloſe ohne Geſinnung bei vielen Machtherren ſehr, der Geiſtvolle ohne Geſinnung minder, der Geiſtvolle mit Geſinnung gar nicht.

Anregungen aus dem Gebet des Heilands.



Vater unſer, der Du biſt im Himmel — Du wirſt Deine ewige Macht und Gerechtigkeit bezeugen auf Erden.

Geheiligt werde Dein Name — nicht mißbraucht bei Thaten gegen Deine Beſtimmung und Dein Maaß gleicher Pflichten und gleicher Rechte der von Dir Erſchaffenen.

Dein Reich komme — um irdiſche Gewalt zu zügeln, damit

Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Unſer täglich Brot gieb uns heute — und dies **Uns** bewähre ſich für jeden Aermſten, dies Heute für jeden Tag.

Und vergieb uns unſere Schuld — wenn wir erſt in Demuth erkennen und bereuen, daß wir uns mit Sündenſchuld belaſtet haben:

Wie wir unſern Schuldigern vergeben — wenn wir hoffen dürfen, daß Beſſerung wahrhaft und dauernd erfolgen wird.

Und führe uns nicht in Verſuchung — damit wir das nur Vortheilhafte nicht auch für ehrenhaft und rühmlich halten:

Sondern erlöſe uns vom Uebel — meiſt entſtehend aus Unvernunft, Dünkel und Anmaaßung, aus dieſer Dreiherrſchaft, die ſich Erhabenheit anſchmeichelt, aber durch Dich gezügelt werden kann:

Denn Dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Davon, o du lieber Gott und Allgebieter, wirſt Du immerdar Zeugniß geben, und daß „es geſchehe“ iſt verheißen durch des Heilands

„Amen.“

Randſtreifen.

Haſt du dir bei Glanz und Glück,
Was Du wünſcheſt, nicht gefunden,
Wird dein Leben nie geſunden:
Denn es kommt der Sonnenblick
Für das Daſeyn aus dem Herzen,
Iſt's dort kalt, erliegt in Schmerzen
Auch das glänzendſte Geſchick.

* * *

Daß Einer mächtig oder reich wurde, kann Glück und Unglück ſeyn; denn darin, wie er es geworden, liegt der Keim zur Freude oder zum Entſetzen.

* * *

Höhe giebt dir ſchon das Haben,
Tiefe bringt das Wiſſen ein;
Dich mit Größe zu begaben,
Das kann Menſchenwerth allein.

* * *

Die niedrigſte Dienſtbarkeit zeigt der Gewaltwille: er iſt ſein eigener Knecht.

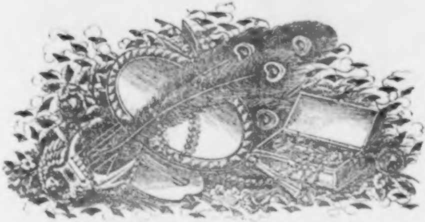
* * *

Stets wird der Allmacht Weltgericht
Dem Sünder für Straftage ſorgen,
Doch Gott, ſo reich an Zeit, der ſpricht:
„Ein Jahr iſt ihm wohl noch zu borgen!“

* * *

Die Zeit treibt Taſchenſpielerei: ſie blendet mit der Zukunft, um die Gegenwart zu betrügen.

Auffaſſungen.



„Etiquette."

So nennt das Hofweſen ſeine Gebräuchlichkeiten und ſeinen Bauplan zu den Schranken, die man aufthürmt, um ſich innerhalb derſelben ſchmeichelhaft zu täuſchen und zu ſchützen, damit man ſorglos dem Glanz und der Eitelkeit ſich überlaſſe, ohne von der Wahrheit und dem Erkennen der Zuſtände jenſeits dieſer Schranken geſtört und beläſtigt zu werden. „Etiquette" — dies, von „Ethik", von Tugend- und Sittenlehre fälſchlich hergeleitete Ding — ſteht mit ihren Vorſchriften höher als die zehn Gebote und alle Geſetze, und wer ſich jenen Vorſchriften fügt, hat der Selbſtſucht ſich ſelber zum Opfer gebracht. Wo die „Etiquette" waltet, naht gewöhnlich noch eine andere Herrſcherin, [illegible] die Langeweile; es hilft nichts, die ſchlimmſten Leidenſchaften äußerlich gefälligſt zu putzen: man ſucht das Vergnügen, ohne es zu finden, man flieht den Ernſt und die Kampfmühen für Edelung, um endlich fühlen zu müſſen, bei ſolcher Verlarvung und Leere erziele man nur inneres Veröden, und erhebe die Langeweile zur unumſchränkten Herrſcherin. — Dadurch entſtehen dann die verſchiedenen Kreiſe der „Demi-Monde", der Halben-Weltleute, die eigentlich im Ganzen nichts taugen und dem Ganzen die Untauglichkeit einflößen.

Hochmuth.

Dies Wort iſt für die Bezeichnung ſeines Eigenſchaftlichen eine wunderliche Zuſammenfügung aus erhabenem Begriff und ſchätzenswerthem Beſitzthum. Es bezeichnet jedoch an dem Inhaber ein Weſen von ſchwachem Begriff und werthloſer Geſinnung: denn der Hochmüthige iſt ein Menſch, der mehr Verſtand ausgeben will, als er hat, und der ſich viel einbildet auf Klugheit, die ihm fehlt. Dadurch ſteigert ſich die Zahl der Hochmüthigen zu einer ſehr namhaften, und leider machte ſich die Erfüllung des Sprüchwortes: „Hochmuth kommt vor dem Fall“, zum Ausnahme-Fall, der ſich auch nur in niederen Kreiſen ereignet; denn in den höheren ſteht der Hochmuth ſo dicht, daß deſſen ſämmtliche Inhaber ſich gegenſeitig halten, er nur dann zu Falle käme, wenn mehr ſiele, als der ohnehin ſchwer zu erlangenden Rechtsordnung und Abwehr einer noch gefährlicheren Verbindung hochmüthiger Anmaßungen dienlich ſeyn könnte. —

Genie.

Allmälig wurde der Ausdruck „Genie“ oft eine Bezeichnung für Menſchen, mit Denen nichts anzufangen iſt, die Allerlei beginnen, ohne Etwas durchzuführen, die Vielerlei thun, aber nie Richtiges und Das, was ſie eigentlich thun ſollten. Thomas Moore hat beweiſen wollen, daß ein Genie ſich zu Familienleben und Häuslichkeit nicht eigne. Es fragt ſich: ob ein Genie redlich und ſittlich ſeyn, ob es überhaupt Geſinnungstreue haben könne? Wäre hierauf Nein zu antworten, dann gehören Leute, die mit der Behauptung des Thomas Moore in Schutz genommen werden, zu den Lüderlichen, und was ſie geiſtig ſchaffen, wird ſeinen Urſprung aus der Fäulniß nie ganz verleugnen. Sind jene Fragen, wie wir glauben dürfen, nicht mit Nein zu beantworten, dann ſind auch Genies für Familienleben und Häuslichkeit nicht als ungeeignet zu betrachten. — Bei manchen regelloſen Leuten, die gern für „genial“ gelten möchten, dreht ſich aber die Auffaſſung dieſer Eigenſchaft in angenehme Willkür: ſie meinen, nicht familienhaft häuslich ſeyn zu müſſen, ſonſt wird man ſie nicht als „genial“ anerkennen, und dieſes Meinen ſtützt ſich nur auf ihre Neigung, ſich keiner Pflicht zu unterwerfen, die nicht mit ihrem Belieben übereinſtimmt. Daher kommt es nun, daß der Ruf eines Genies immer ein höchſt mißlich zweideutiger iſt, indem er nicht ſelten den grenzenlos Ungezogenen zu Theil wird, und Leſſing — zum Beiſpiel — wird wohl im Recht ſeyn durch die ſchlagenden Worte, womit er ſich die Benennung „Genie“ abwehrte. Gar zu gern nimmt ſich aber ein verkehrtes „Genie“ ſelber in Schutz, und eines von ſolchem Gelichter lehrte neulichſt: „Leute der Mittelmäßigkeit mag man ſtreng berechnen, bei Männern von Genie ſoll man aber 5, 7, 9, 11 u. ſ. w. gerade ſeyn laſſen." Wie jedoch Derjenige, von Dem man nicht verlangen ſoll, daß er wiſſe, was Gerade und Ungerade iſt, zu nennen ſey? — dieſe Frage kann ſich Jeder auch ohne Genie klar beantworten.

Tugend.

Auch wer den Fremdwörtern abhold iſt, kann und muß es als rühmlich erachten, daß bei den Römern „Virtus" zugleich Tugend und Kraft bedeutete, und die Nachahmung der Franzoſen in ihrem „Vertu" mag man auch gutheißen, obwohl es keine recht wirkſame Nachahmung iſt, weil der franzöſiſchen Tugend oft die Kraft, öfter jedoch der franzöſiſchen Kraft die Tugend fehlt, was freilich nicht nur bei den Franzoſen bemerkbar wird. Der Kraft bedarf aber die Tugend, denn ſie iſt, wenn auch zuweilen als Gewohnheits-Uebung noch immer achtungswerth, zumeiſt eine Widerſtands-Eigenſchaft. Der Menſch hat fort und fort ſich ſelbſt zu überwinden, will er ſich feſthalten auf dem Standpunkte der inneren Zufriedenheit; will er aber öffentlich das Gute in der Geſammtheit fördern, muß er auf Kämpfe gefaßt und überzeugt ſeyn, wenn Tugend nachgiebig wird, iſt ſie nicht weit davon, ſich mit dem Laſter zu verſchwiſtern. Eben deshalb bleibt es höchſt rathſam, Tugend und Kraft nicht zu trennen; wäre aber die zeitgeiſtige Behauptung: „Jede Tugend hat ihren Preis!" kein Irrthum, dann mehrt ſich wenigſtens der Antrieb zum Beſſerwerden — zufolge des alten Sprüchworts: „Tugend wächſt im Unglück."

Einſeitig und Mehrſeitig.

Zufolge der Erfahrung ſprechen Einſeitige oder Parteimänner im Geſellſchaftsverkehr am geläufigſten, Ausnahmen erkennen wir an, ſie ſind aber ſehr ſelten. Jene Gattungsleute werden nicht geſtört durch mancherlei Beziehlichkeiten und Anſichten, die der zu entwickelnde Gegenſtand bietet, die dem Manne von Geiſt, Wiſſen und ausgebreiteter Erkenntniß während der Rede zuſtrömen und nicht außer Beachtung zu laſſen ſind. Der Einſeitige, durch eitlen Glauben an ſich ſelbſt Uebung im Abſprechen gewinnend, wird durch geiſtige Verzweigungen nicht gehemmt, weil er ſie weder kennt noch ſieht: er bleibt im ſeichten Redefluſſe, und dieſer allein, enthalte er auch eben nur ſchimmerndes Gewäſſer, macht ihn ſchon bei Vielen geltend. Aehnlich ſteht es mit dem Parteimann; deshalb können bei öffentlichen Verſammlungen die Redner von der Links- oder Rechtsecke ſich am geſchwindeſten hervorthun, wogegen das Parteiloſe der Mitte, bei den haltbarſten Gründen und bedeutenderem Geiſt, ſich viel ſchwieriger Eindruck erwirbt, weil die Parteiloſigkeit, indem ſie das Fragliche allſeitig beſchaulicher auffaßt, der herrſchenden Einſeitigkeit nicht ſchmeichelt, ihr bei voller Klarheit obendrein ſogar oft unbegreiflich bleibt. Wer ſich — mit dem erforderlichen Durchblick — von dieſem Standpunkt aus bemüht, die Schönredner zu prüfen, wird ſich überzeugen, daß ſie meiſt geleitet werden von der Einſeitigkeit, — demnach auch bei den Einſeitigen — das heißt: bei der Mehrheit — raſcher in Gunſt kommen. Dieſe Mehrheit macht ſich nun, wie aus dem Geäußerten einleuchtet, dem Manne mit umſichtigem Geiſt alsbald noch zu offenbarem Hinderniß; denn weil die geiſtige Perſönlichkeit nur von Ebenbürtigen umfänglich beurtheilt werden kann, die Flachheit überall bereitwillige Theilnehmer, der Tiefgeiſtige ſie aber höchſt ſelten findet, iſt unzweifelhaft die Einſeitigkeit wieder und weiter im Vortheil, abgeſehen davon, daß echte Wahrheit vom überherrſchend Unwahren ſtets als verletzend empfunden wird. — Genug, zufolge der Erfahrung iſt die Schönrednerei kein hinlänglicher Beweis von durchgebildetem Geiſt, eher verräth ſie in ſolchem Betracht Mängel. Wenn jedoch bei Einzelnen Geiſtesfülle und Schönreden aus Seele und Herz ſich ſtandhaft treu vereinen, dann haben innerlicher Reichthum, eigenthümliche Geſinnungskraft und geſicherte Stellung in den Lebensverhältniſſen glücklich zuſammengewirkt, um dem Menſchenthum förderlich zu werden nach dem altdeutſchen Kraftſpruch:

„Rechtes verkünden,
Mannhaft begründen,
Schützet vor Sünden."

Niedriges und Höheres.

„Der Geiſt der Zeit, das iſt der heil'ge Geiſt, denn aus dem Niedrigen will die Zeit ſich in das Höhere retten!" — dies ſchrieb ich vor einem halben Jahrhundert. Seitdem wurde man mehr und mehr veranlaßt zu dem Glauben, daß ſich der Zeitgeiſt entmannte und ſich als die Selbſtſucht offenbart, der man ſtets die Nothwendigkeit anklügelt. Jedenfalls hat der jetzige Zeitgeiſt viele Jünger aber wenige Meiſter. Dieſe ſind mit ſich in Einklang, halten die Anforderungen des Gemüths nicht für Thorheit, leiden eher ſelbſt, als daß ſie leiden laſſen, bemühen ſich für das arme Volk um Stützen aus ſich ſelber, ſtatt durch allerlei Windmacherei Stützen hinweg zu reißen. Dabei hört man viel Gerede, was den Einſeitigen wie was Rechtes klingt, aber es iſt ein Lärm aus der Halbheit, die ſich zur Hoheit machen möchte, die nichts hat von dem heiligen Geiſt, der aus dem Niedrigen in das Höhere zu retten vermöchte, nur dazu dienen könnte, die ſehr zahlreichen Unterſchiede zwiſchen Heiligthum und Heiligthun ſich zu erdeutlichen.

„Gefährlicher Menſch.“

Sollen Dich nicht viel weniger als Alle für einen Gefährlichen halten, dann gehe ruhig und entſchieden Deinen eigenen Weg, gehöre nicht zu den Glaubens- und Nichtglaubens-Zünftlern, die ſich ohne Leben im Prunk und Beſchmeicheln weder Seligkeit auf Erden noch im Himmel einzubilden vermögen, das Denken darüber aber möglichſt vermeiden. Dergleichen Leuten, meiſt immer in Zuſtänden zwiſchen Kalt und Warm, iſt dennoch nur mit unterthänigſt geheuchelter Gluth gedient, ſie müßten aber eigentlich mit herrſchender Kälte behandelt werden. Wenn es zuweilen ſcheint, daß Solche, die wir meinen, doch einen Andern lieben, hat Dieſer gewöhnlich zu erfahren, daß es nur deshalb ſo ſchien, weil es Jene einen Augenblick langweilte, nur ſich ſelber zu lieben. Jedenfalls aber — um wieder auf unſern Vorderſatz zu kommen — darf man überzeugt ſeyn, daß im Sinne der ſogenannten Weltleute die zwei Wörter „gefährlicher Menſch“ nichts weiter heißen als: Der iſt nicht ſo biegſam und nicht ſo dumm, als wir ihn gern haben möchten.

Abſicht.

„Man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt!“ — dies hat uns *Goethe* geſagt, und da neulichſt für das Weltgeſchichtliche von allen Seiten überſchwenglich viel Abſicht merkbar wurde, erklärt ſich leicht die allgemeine Verſtimmung, in der allein — bei vielfacher Verſchiedenheit der Urſachen — in ſämmtlichen Erdtheilen Einigkeit, obgleich in uneinigſter Art und Unart, zu entdecken iſt. — Mit der Abſicht hat man ſehr weit gegriffen, und vermöge des Ergebniſſes, daß auch die ärgſten Unwürdigkeiten zur Ruhmeshoheit dienlich ſeyn können, iſt Abſicht als die gereifteſte Frucht der „Intelligenz“ und „Kultur“ zu betrachten. Nur muß man „Intelligenz“ mit *Scheinweisheit* und „Kultur“ mit *Bildungsſchein* überſetzen, um ſich, iſt die Einſicht von der Abſicht noch unüberwältigt, verſichern zu können: ein zeitgemäß „intelligenter“ und „kultivirter“ Menſch dürfe Abſicht haben auf Alles, was ihm Gewalt, Herrlichkeit und Genüſſe verſchafft, wenn er dabei ſo abgefeimt liſtkundig und hinterhaltsmächtig iſt, um dem Zuchthauſe aus dem Wege zu kommen. — Ob wir Ausſicht haben, daß der ringsum vordringlichen Abſicht Schranken entſtehen, iſt zweifelhaft, ſo lange man Einheit und Einigkeit nicht erſtrebt durch die Eigenſchaft, die ehedem als ſchlichte Redlichkeit von Werth war, nach neuwaltenden Begriffen aber überſchätzt, jedenfalls meiſt unbrauchbar wurde. Dennoch iſt ſie ein Schatz, der uns noch auf dem Todeslager, wo viele glorreiche Abſichtsritter ſich ſehr verarmt fühlen werden, hoffnungs- und friedensreich macht.

„Civiliſation" — „Humanität" — Menſchenthum.

Während der letztvergangenen Jahre brauchte man namentlich das Wort „Civiliſation" ſammt den Ueberſetzungen durch Geſittung, Bildung und Fortſchritt in den Buchdruckereien nicht „abzulegen", das heißt: nicht auseinander zu nehmen, konnte ſie im „Regal" ſtets fertigſt bereit halten: denn alle öffentlichen Reden, demnach alle Zeitungen und ſo weiter waren — ſind auch noch — voll davon. Das Herz der Sache lag aber beſonders erhabenen Sprechern meiſt nur auf der Zunge, jedenfalls am unrechten Ort, für herzige That nicht daheim, in Folge deſſen ſich auch die Seele erkältete. — Was „Civiliſation", was „Humanität" iſt, das wollen wir uns von dem berühmten Herder erklären laſſen. Er äußert: „Humanität (Menſchenthum) — gäbe man dieſem Begriff alle ſeine Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange ſeiner Wirkungen, legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine erſte Pflicht ſich und Anderen an's Herz: alle Vorurtheile von Staatszwecken, angeborner Religion, und das thörigſte von allen, von Rang und Stand würden, wenn nicht entſchwinden, doch unſchädlich gemacht werden. — Vollkommenheit des einzelnen Menſchen iſt, daß er in ſtetigem Zuſammenhange ſeiner Exiſtenz Er ſelbſt ſey und werde; daß er die Kräfte brauche, die ihm von der Natur als Stammgut gegeben ſind, damit er es für ſich und Andere mehre. Erhaltung, Leben und Geſundheit ſind der Grund dieſer Kräfte; was dieſen Grund ſchwächt oder wegnimmt, was Menſchen hinopfert oder verſtümmelt, es habe Namen, wie es wolle, iſt unmenſchlich." — Ehre Deinem Geiſt, Herder! aber was Du lehrteſt über Humanität, über das Menſchenthum — gleichſam das Unſterbliche der Menſchen im Dieſſeits — dem achtzehnten Jahrhundert, es iſt im neunzehnten noch wie verſchollen, noch immer zu ſagen und zu fragen:

Das Edle lebt uns nur in Träumen,
Auch dort nur zwiſchen Weh und Ach! —
Wird je es in den Erdenräumen
Als Menſchenthum wahrhaftig wach?

Seelen- und Herzenswärme, Gedanken und Gefühle innig vereint zu **Gemüth**, das ſind Bedürfniſſe des Menſchenthums, um allmälig auf nährendem Grunde zu erwachſen und zu reifen. Nicht gedeihen kann es durch verheerende Stürme, durch ſcheinfluthige Reden und auf Schlachtfeldern. Im ſchließlichen Bezuge darf man ſich **Friedrich** des **Großen** erinnern, der im Alter ſeiner Erfahrung ſagte: „Die Kriege ſind die Fieberanfälle der Menſchheit“, und was die ſich erhaben dünkende Großſprecherei betrifft, da wäre zu meinen:

Mit ſchönen Worten ſchmeichelnd koſen,
Mit Wohlklang Uebelthat gemiſcht —:
Es iſt ein Giftpfeil unter Roſen,
Der Peſt in's Menſchenleben ziſcht. **Gh.**

Randſtreifen.

Jeder, dem die Augen der Seele fehlen, iſt blind für Ewiges und nur ſehend für Vergängliches.

* * *

Zur Zeit Ludwig des Vierzehnten beſchmeichelten ihn ſchamloſe franzöſiſche Akademiker durch die Preisfrage: „Welches iſt die größte Tugend Ludwig des Großen?“ — „Die erſte, die man in ihm entdecken kann!“ war auf einer der eingeſandten Antworten zu leſen.

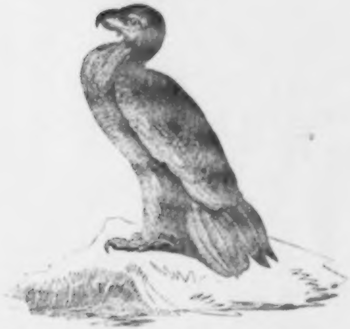
Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen.

(Frey nach Cervantes.)

„Kopf auf, Kleine!
„Ja nicht weine:
Halt dich tapfer, ſey hübſch friedlich,
Hülle ſittſam dich und niedlich
In Geduld! Weil gut ich's meine
Hör' auf ſeine
Wörtchen, Kleine!

Ohne Schwanken
Zu Gedanken,
Die dich düſtern, mußt du hoffen,
Wunderding iſt eingetroffen
Dem der glaubt! An Wundern ranken
Die Gedanken
Hilft den Kranken!“

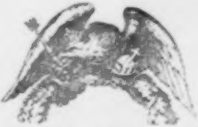
Adler.



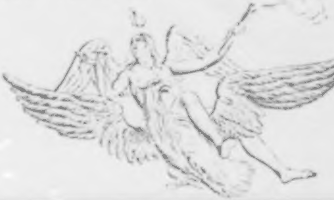
Etlichen vom Adlergeſchlecht hat man vornehme Namen zugetheilt, die Naturgeſchichte nennt Kaiſer- und Königs-Adler; hinſichtlich ihrer äußeren Vorzüge ſind ſie ſehr gerühmt, minder wegen ihrer thätigen Eigenſchaften. Dr. Kaup ſagt in ſeiner Schilderung: „Die Adler führen mit Recht den Namen der Könige der Vögel: ſie ſind kühn und edel, haben eine würdige auf- und wagerechte Haltung, und es koſtet einigen Muth, ihnen in das herrliche Auge zu ſehen, in welchem Tod und Verderben ruht.“ — Nun ja, wenn das Verderben auch ruhend bliebe, könnte man darüber ruhig ſeyn, aber bei dem Adler anwendbar iſt gewiß das Sprüchwort: „Man ſieht's Einem an den Augen an, was er im Schilde führt.“ — Sein Lob wollen wir jedoch dem Adler nicht nehmen, auch nicht unterſuchen, wie nah' es Wahrheit und wie weit es Täuſchung iſt; wir beabſichtigen nur, geſchichtlich nachzuweiſen, daß man ihn mit allerlei Ehren beſchenkt hat.

Schon die alten Griechen betrachteten ihn als Sinnbild der Herrſchersmacht, nannten den Adler Vogel des Zeus, den die Blitze tragenden, wenn der römiſche Jupiter ihn auch brauchte, mit den Blitzen aber nicht ausreichte und ſich deshalb noch eine Geiſſel einhändigte. — Irdiſche Herrſcher ſind hinſichtlich des Adlers dem ſagenhaften Obergotte Zeus-Jupiter gefolgt: ſie haben den zwei- oder einköpfigen Adler in ihren Wappen. Dieß wurde frühzeitig Muſter Denen, die ſich — nach altdeutſchem Ausdruck — adlich erfanden und erfunden ſind; durch Beihülfe des Adlers in den vielen Wappenzeichen ſoll ſich dann das Wort Edel in Adel verwandelt haben. — Den zweiköpfigen Adler nahmen zuerſt als Wappen- und Waffenbild auf die Kaiſer des Morgenlandes, um anzudeuten, daß ihnen zwei Erdtheile unterwürfig wären; als Heerzeichen ſetzten Perſier, Römer, Franzoſen, und ſo weiter, den Adler auf eine Stange und man ſieht ihn auch über wehenden Fahnen.

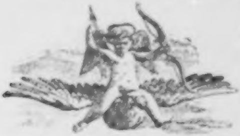
Diejenigen Fürſten, welche wirkliche Reichsbeherrſcher waren, krönten ihren Wappen-Adler, gaben ihm in die Krallen, genannt „Fänge“, Scepter und Reichsapfel: „Globe imperial“ bei den Franzoſen, womit ſie ſich — gleichſam — Anſprüche gaben auf Himmel und Erde, auf das ganze Weltall.



Die alten Griechen ließen den Adler, weil er ſich hochauf ſchwingt in die Himmelsluft, zum Niederen ſich nur herabſenkt, wenn er Hunger ſpürt, auch als Sinnbild gelten für Seeliſches, indem ſie deſſen ſchon beflügelten Schutzgeiſt ſichtlich machten, wie er vom Adler in den Aufſchwung getragen zu heiliger Flamme, aus einer Schaale Segen ergießt auf die Menſchheit.

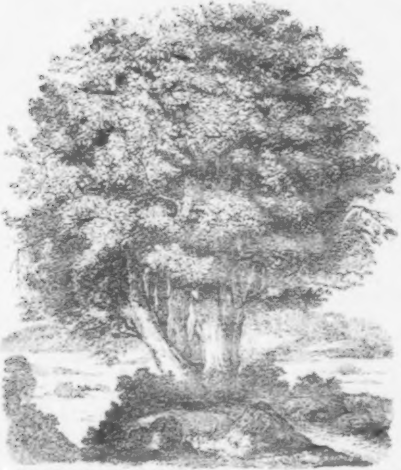


Daß jedoch die alten Griechen auch ſogar dem Sinnlichen Einverleibung des Ueberſinnlichen beimiſchten, wird uns anſchaulich durch ihr Bildzeichen: Amor, die Liebeswaffen über ſich erhebend, läßt ſich vom Adler in die Himmelshöhe tragen, nicht von den eigenen Flügeln ſeitab hin und her, und mit dieſer Gedanken-Darſtellung, allen Liebesbündniſſen zu empfehlen, wollen wir unſere geſchichtliche Kunde über den Adler ſchließen. **K. Fenner.**



Blumen und Bäume.

Schönheit jeder Art hat den gegründeten Anſpruch, daß ſie unſer Gefühl anrege, daß ſie uns gefalle, und bei der Liebe zu den Schönheiten des Pflanzenreichs haben wir den Vortheil, bezaubert zu werden ohne Gefährlichkeit. Die Liebe zu dieſen Schönheiten iſt überhaupt ein kräftiges Zeugniß für reinherziges Sinnenweſen, und für deſſen Bewahrung ein anmuthiges und reichhaltiges Mittel; denn bei aller Achtung für die ſchönen Künſte darf man glauben, daß ihre Erzeugniſſe in Vollkommenheit übertroffen werden von denen der Natur. Die Schönheit der Farbe, obwohl der Geſtaltung mit Recht untergeordnet, entzückt doch das Auge mit raſcherem Eindruck; ſind aber Farbe und Geſtaltung vereinte Vollkommenheit, und es bliebe dann Jemand ohne Empfindung, müßte er wahrſcheinlich allem Anſpruch auf echte Erregtheit des Gefühls entſagen. Eine ſolche vereinte Vollkommenheit hat die Natur in Bildung der Blumen bewirkt, und kaum findet man einen einzigen Gegenſtand im Pflanzenreich, der ſo viele angenehm reizende Eigenſchaften in ſich ſchließt gleich der Blumen-Königin, der Roſe. Gewiß beabſichtigte die göttliche Natur, ihre Lieblings-Geburt, den Menſchen, zu erfreuen durch eine Gabe, die ihn dreifach erfreut, durch Geſtalt, Farbe und Wohlduft. Selbſt die Seele ſcheint uns erfriſcht zu werden ſchon in Erinnerung an das ſinnlich erhebende Erblicken und Einathmen, wenn wir am wonnigen Frühlingsmorgen die Reize der Roſe, der Nelke, des Veilchens, der Hyacinthe und tauſend anderer Blumen in aller Mannigfaltigkeit der Geſtalt, der Farbenmiſchung und des Geruchs vor uns ſehen. In Werken der Kunſt entdeckt man immer Mängel, wenn man ſie urtheilend prüft, ſie mit dem Vergrößerungsglas betrachtet; daſſelbe geſchehe der Blume, dann iſt es, als ob man eines Räthſels wunderſam erfreuliche Enthüllung empfinge. Die Natur iſt durchweg auch die erhabenſte Künſtlerin; die feinſte Nadel, die je Einer ſchärfte, erſcheint ſtumpf vor dem Vergrößerungsglaſe, aber der Bienenſtachel, wie ſehr man ihn vergrößert, behält ſeine Spitze. Der ausgezackte Rand eines Blumenblatts und der franzenartige Saum des Flügels einer Fliege zeigen eine Genauigkeit der Zeichnung, der es kein Pinſel gleich zu thun vermag. — Freilich pflegt man den Liebeseifer der Blumenfreunde nicht ſonderlich zu achten, indeß der Kenner in Malerei als feineres und edleres Weſen angeſehen wird; dennoch wäre es unbeſtreitbarer Widerſpruch: über Arbeiten eines Künſtlers entzückt zu ſeyn, und an den Gemälden im ewigen Schaffen der Natur kalt vorüber zu ſchreiten. — Wenden wir uns von dichteriſcher Schilderung der Natur zu ihr ſelbſt! Indem wir einherwandeln unter Blumen weiß wie Schnee, glühend wie Gold, purpurfarben wie Trauben, blau wie das Himmelsgewölbe, oder erröthend wie Wangen der Jugend, dünken wir uns in ein Zaubergebiet, in das Ueberirdiſche verſetzt, wo zarterer Sinn auferſteht, alles Leben ſich mit aller Schönheit und aller Himmelsluft verwebt. Jeden Gefühlvollen wird ein ſolcher Anblick erheben in geheiligt heitere Stimmung, die dem höheren Beruf unſeres Daſeyns ſo günſtig und förderlich iſt, die der dichteriſche Aufſchwung kaum erreichen, nie übertragen kann.



Schauen wir nun in Wald und Garten, bewundernd die Herrlichkeit der Bäume, aber nicht vergeſſend die heimiſchen wegen der bei uns eingewanderten Platane, obwohl ſie uns Gedanken in Ferne und Vorzeit lenkt, mit ihrem ſchattigen Raum uns anlockt. Schon Socrates ſuchte keinen anderen Ruheſitz als den Raſen unter dem Platanus an den Ufern des Iliſſus: wir dürfen ihn für einen muſtermeiſterlichen Baum halten vermöge ſeines Baues, ſeines Blattes und dauernden Grüns. — Die weinende Weide, ſich dort über den murmelnden Bach hängend, iſt ein zarteres, — dennoch auch durch die ſchwelgeriſchen Zweige uns mit Schwärmerei berührendes Schönheitsbild. — Die Birke, gewährt ſie nicht ſogar im Winter einen ergötzlichen Anblick? Betrachtet jenen ſchlanken Stamm, der aus dem Spaltenriß eines Felſens emporſteigt, bedeckt mit einer Rinde weiß und glänzend wie Silber, behangen mit Tauſenden von

Zweigen, ſo dünn, daß ſie faſt wie Haar erſcheinen! Betrachtet die Birke, wenn ſie mit Reif oder Schnee überzogen iſt, und ſeyd ihr fähig, gerührt zu werden von Reizen der Natur, wird euch inniges Behagen durchdringen. Eine alte Eiche findet man oft unbeachtet unter andern Bäumen, aber ihr Erhabenwürdiges erfüllt mit andächtigem Schauer. Die breitzweigige Linde, die zarte Akazie, die kegelwüchſige Pappel, die blüthenvolle Kaſtanie, die hochſtrebende Tanne, der blinkende Lorbeer ſind mir ſo inhaltsreich, daß ich getröſtet wäre, wenn ich den Eintritt in die Säle der Kunſt, wie hoch ich ihren Werth ſchätze, entbehren müßte, immer aber von Bäumen und Blumen mit freudigem Gefühl beglückt wäre. — Wahrhaftig, aus Blumen und auch ohne Blumenſprache ſpricht laut die Natur mit deutlicher Stimme zum Menſchen, und erklärlich iſt — vorzugsweiſe bei dem weiblichen Gemüth — die Liebe für Blumen oft wie für lebende Weſen. Dieſe bunten Kinder der Fluren leben ja auch, ſey's ein kurzes Leben, das ſich aber durch Sorgfalt verlängern läßt, und eine Geſchichte in unſern Verhältniſſen haben ſie ebenfalls. Friſche Blumen dienen zum ſchönſten Schmuck der blühenden Jugend, dienen zum Bilde heiteren Sinnes; ſie begleiten Kindheit, Jugend und Alter in und aus dem Leben. Die liebende Hand ſchmückt das Haupt des Todten, beſtreut den Sarg, bekränzt und bepflanzt das Grab mit Blumen. Jedes Feſt, jede Feier wird durch Blumen verherrlicht, der Aermſte wie der Reichſte bringt ſeine Huldigung durch dieſe Naturgabe dar. Blumen ſind des Frühlings Sinnbild: ein Kind mit einem Gefäß voll Blumen in der Hand.

Die Hoffnung wird abgebildet mit einer Lilie in der Hand und bekränztem Anker, ſelbſt die Liebesgöttin ſchmückten unſere Vorfahren mit Blumen. Der Ueberbringer einer beglückenden Nachricht ward mit Blumen bekränzt, der liebende Mann umzog die Wohnung ſeiner Herzerwählten mit Blumen und Kränzen: bei fröhlichen Gaſtmahlen trug man Blumen auf dem Haupt und am Halſe. Zur Zeit der erſten Chriſten wurden die Blumen als geſchenkte Spende des heiligen Geiſtes betrachtet: man warf deshalb am Pfingſtfeſte von obenher Blumen auf die Verſammlung der Gläubigen. Daß Eichen- und Lorbeerlaub auch ſinnbildlich benutzt werden, ſey nicht vergeſſen; doch erheben mich die Gedanken darüber hinaus, indem mir Blumen, Stauden und Bäume das Vertrauen ſtärken auf ein — Jenſeits. Nach einem Schlaf im Winterfroſt keimen ſie neu hervor — ſo wir durch den Todesſchlaf; jetzt verweslich, dann unſterblich, jetzt in ſchwacher Hülle, dann in Erlöſung unſerer höheren Kraft. Schöpfer der Pflanzen und Menſchen, — ich ſtehe ahnend in Deinen Schöpfungen: ich zittere nicht vor dem Grabe, wenn ich der Blumen gedenke. Ob ich verweſe, der Keim meiner Menſchheit, der Keim des Ewigunvergänglichen bleibt; er wird ſich aufſchwingen, und aus deſſen mir gewordenen Theil wird der Allmächtige, der mich aus dem Nichts hervor rief, aus dem Irdiſchen hinweg ruft — ich erkenne nicht was — aber gewiß Beſſeres, Edleres entſtehen laſſen!

Ed. Hillmar.

Randſtreifen.

Der Marder fraß den Hahn, der Fuchs den Marder, der Wolf den Fuchs: das iſt der Weltgeſchichte Inhalts-Ergebniß.

Gegen Vorurtheile ſind alle Sprachen zu ohnmächtig, denn die Vorurtheile haben zwar lange Ohren, aber kein Gehör.

Herr Schiffsprediger, ſollten ſich mit dem Regenſchirm ein Feld in Ihrem Wappen urbar machen!“

„Der Einfall iſt unvergleichlich“, antwortete der Andere; „ich werde dieſem Rath folgen. Denn warum ſollte ich nicht durch ein ſorterbendes bildliches Zeichen meinen Nachkommen das Andenken des Wohlthäters zu erhalten ſuchen, dem ſie ihr Daſeyn verdanken, der mir mein Lebensglück bereitete!“

„Das Daſeyn Ihrer Nachkommen, Ihr Lebensglück und ein Regenſchirm?“ fragte man verwundert.

„Nicht wahr, ein ſonderbares Dreieck? Doch laſſen Sie ſich den Zuſammenhang nachweiſen, wenn ich Ihnen damit nicht läſtig werde“, ſprach der Andere, ringsum wurde ihm erwiedert: „Heraus damit!“ und Jener begann, indem er eine Priſe Taback ſchnupfte aus einer großen Doſe:

„Mein Vater beſaß eine anſehnliche Fabrik in Meißen, die er mit Einſicht und Fleiß betrieb. Schon bejahrt, vermögend und genügſam genug, um vom Zinsertrage ſeines, der Fabrik entbehrlichen Beſitzthums leben zu können, wollte er das Geſchäft mir übertragen, mich aber vorher im heiligen Eheſtand ſehen. Meine Mutter hatte längſt ſchon die Schönen der Stadt in ihren ſorglichen Gedanken durchmuſtert, um ſich die Schwiegertochter zu erkieſen, und da ihre Gewählte auch ein namhaftes Sümmchen als Ausſteuer der Fabrik ihres Sohnes zuführte, war mein Vater mit dem Plänchen einverſtanden. Weil jedoch das Herz eines jungen Mannes und die Seele einer Fabrik in ihren Bedürfniſſen und Anſprüchen nur ſelten übereinſtimmen, konnte ich nicht vertraut werden mit dem Wunſch meiner Eltern, ſo leid es mir that. Es kamen nun mehrere Ehefähige auf die Wahlliſte, wahrhaftig keine Mißgeſtalten, ſondern wohlgebildete, wackere Mädchen, und gewiß hätte ich deren Eines mit mir zum Altar geleitet, wenn nicht ſchon ein Etwas dazwiſchen lag. Meine Eltern und andere Leute nannten es Heirathsſcheu, ich ſelbſt ſuchte mich damit zu täuſchen, bis der Drang in meinem Innern ſo übermächtig wurde, daß ich mir meinen wahren Gefühlsinhalt nicht länger verhehlen konnte. In den ſüßpeinlichſten Herzenszuſtand war ich getrieben von einer Fremden, die mir eines Vormittags auf der Straße begegnete. Ich wurde von der wunderſamen Erſcheinung ſo überraſcht, von der Betroffenheit mir ſelber dermaßen entrückt, daß ich gänzlich vergaß, die Fremde mit den Augen zu verfolgen: ſie war bald meinen Blicken entſchwunden, hatte aber unauslöſchlichen Eindruck in mir zurückgelaſſen. Dieſelbe Erſcheinung beſchäftigte mich immerwährend, ich konnte die

Straße, wo ich ſie geſehen, nicht oft genug beſuchen; alle Geſchäfte außer dem Hauſe beſorgte ich ſelbſt, theils weil es mir an Ruhe zu anhaltender Arbeit fehlte, theils weil ich hoffte, die Verlorene aufzufinden: aber Monate vergingen, ich fand ſie nicht. Wie hätte ich nun Gehör haben ſollen für Heirathsanträge? — wenn auch die Eltern es widerwärtig fanden, daß ich anſcheinend nicht in die Ehe hinein wollte: denn ein Hageſtolz galt damals für ein ſehr greuliches Weſen. Ich konnte bei ſolchen widerſtrebenden Verhältniſſen nur bitten: man möge mir noch Zeit gönnen, mich in der Welt umzuſehen. Der Vater ſchüttelte den Kopf, meinte: die Welt eines Fabrikanten ſey im Bereich ſeiner Werkſtühle, und die Mutter wehklagte: „Was nützt Dir fremdes Land, während Dir daheim die beſten Mädchen weggegriffen werden?“ — Die Eltern bewilligten mir aber endlich einen halbjährigen Urlaub. Wohin mich nun wenden? Was mich fortzog, es war jene Unbekannte: wo ſie entdecken? — ich hätte gleich überall ſeyn mögen, um ſie gewiß nicht zu verfehlen. Ueber meinen Reiſeplan mit mir ſelbſt zu berathen, lief ich haſtig in's Freie, wo die Gedanken des Menſchen ſich am beſten zurechtfinden. Es war an einem ſchönen Juli-Nachmittage, die Luft etwas ſchwül; in Eile und Sinnverwirrung hatte ich, ſtatt des ſpaniſchen Rohrs, meinen neuen karmoiſinfarbenen Regenſchirm von Mantuaner Taffet mitgenommen, nicht ahnend, daß dabei Liſt des Schickſals waltete. Zum Thore hinaus ſchlenderte ich, trabte dann rüſtiger zwiſchen Feld, Wieſe und Buſch rundum, beſah mir allſeitig die gute Stadt Meißen. Einen Reiſeplan zu entwerfen, das vergaß ich, vertiefte mich in Gedanken an die Unbekannte, ließ mich ohne Umſchau hier- und dorthin, zuletzt auf einem ſchattigen, mit Obſtbaum-Reihen begabten Pfad weiter leiten. Ein paar Wegſtunden von der Stadt entfernt, erweckte mich aus meinen Betrachtungen ein toſender Abendwind; ich ſah mich um, und in die Höhe: der Staub wirbelte, der Himmel hatte eine ſchwarze Hülle. Aus der Luft herab ſchwirrten die Vögel, ſchwebten ängſtlich in Kreiſen; die Hirten trieben das Vieh von der Weide, und wer auf der Straße war, jagte ſich einem Obdach zu. Auf den Regenſchirm rechnend, ließ ich im Laufen mich einſtweilen nicht ſtören; bald ergoß ſich ein furcht- und fruchtbarer Gewitterregen, Blitze zuckten, Donner rollten, und jetzt lenkte ich meine Schritte ſchneller dem nächſten Dorfe zu. Da gewahrte ich zwei weibliche Geſtalten, die unter einem Kirſchbaume Schutz ſuchten vor dem Regen und jetzt ihre Augen auf mich richteten. Ich eilte auf ſie zu, um ihnen meinen Re-

Frühlinglied.

Grüßet des Frühlings entzückend Gebiet!
Grünenden Fluren und ſtrömendem Rauſchen,
Inniger Liebe Vertönen und Lauſchen
Weihet, ihr Brüder, das dankende Lied;
Trauliches Flüſtern der Welten erahnet,
Daß uns der Himmel mit Wonnen umbahnet,
Da nun der Frühling die Erde durchzieht.

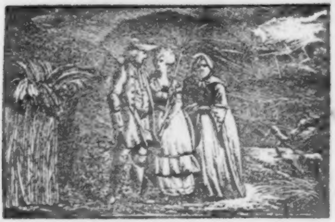
Alles wird Freyheit und alles wird Muth!
Rüſtig iſt muntere Jugend geſchäftig,
Grämliches Alter blickt heiter und kräftig
In des Belebens gewaltige Fluth.
Füllender blühen die holden Gefühle,
Blitzender Strahl im Gedankengewühle
Lenket und ordnet die ſchaffende Gluth.

Weil ſich der düſtere Winter verſüßt,
Mag er aus jeglichem Herzen auch ſcheiden!
Alles Verſchließen und alles Beleiden
Sey mit der reuigen Thräne gebüßt.
Da, wo wir Freude und Liebe nur finden,
Müſſen uns Kummer und Haſſen verſchwinden,
Darum, o Frühling, ſey hold uns gegrüßt!

genſchirm anzubieten, und — welch überraſchendes Entzücken! — ich erblickte jene Unbekannte an der Seite einer ältlichen Dame. Dieſe war, was mir ſogleich geſagt wurde, ihre Mutter, die verwittwete Kanzleiräthin Kalau; Beide nannten mich ihren Retter, ihren Schutzengel, und ich geleitete ſie unter meinem breiten Regenſchirm nach dem Landhauſe, das ſie bewohnten. Wie ich bald wußte, hatten ſie ihre Freundin auf dem nicht ſehr nahen Weinberge beſuchen wollen, fanden ſie nicht daheim und wurden dann im Zurückgange von dem Wetter ſo übel behandelt. Nach dem Tode ihres Gemahls verließ die Kanzleiräthin mit ihrer Tochter Dresden, verweilte, ehe das ihr eigenthümliche Landhaus wohnlicher wurde, in Meißen, und in der Zwiſchenzeit ſah ich die reizende Amalie. Sie und die Mutter waren die Herzensgüte ſelber, wir auch raſch miteinander ſo vertraut, als ſei jahrelange Verſtändigung vorangegangen. In dem Landhauſe bat ich um die Erlaubniß zum Wiederbeſuch, und die Kanzleiräthin antwortete mit der Einladung für mich und die Eltern zu einem in Ausſicht befindlichen Feſt im nahen Dorfe. — Die Stimmung, in der ich heim ging, iſt eine unbeſchreibliche; ich küßte den naſſen Regenſchirm, nannte ihn meinen Wohlthäter, meinen Heiland ſogar: denn der Liebe iſt's erlaubt, einem jungen Manne einmal den Kopf zu verrücken und ihn zum Götzendiener zu machen.“

„Die Verrücktheit der Liebe kann allerdings einen Schirm gebrauchen, aber ich ſehe die erſte Seite des Dreiecks!“ fiel ich ſpöttiſch lachend dem Andern in die Rede; er ließ ſich aber davon nicht ſtören, ſondern erzählte weiter:

„Zu Hauſe angelangt, behinderte ich ſogleich die Vorbereitungen zur Reiſe, was verſchieden wirkte bei den Eltern. Obwohl mein veränderter Entſchluß dem Vater angenehm war, meine Unbeſtändigkeit behagte ihm nicht; nun genöthigt, mein Geheimniß zu enthüllen, ſprach er von Thorheit und Romanſtreichen. Zärtlichere Theilnahme fand ich bei der Mutter; ſie tröſtete mich und beredete den Vater zur Fahrt nach dem Dorf, hatte aber zuvor über die Kanzleiräthin und ihre Tochter von der Frau Pfarrerin, die eine Anverwandte meiner Mutter war, das beſte Lob eingeholt. Die erſte Zuſammenkunft befreundete uns Alle beſtens, ſie vermittelte ein glückliches Paar, und noch immer dauert das Glück unſerer Ehe. Erhöht wurde dies Glück durch drei liebe Kinder, auch ſchon durch einen Enkel, und Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich das erſte Begegnen mit meiner Amalie mir auf meiner Doſe, wie ich Ihnen hier zeige, zum Erinnerungsbilde machte.



Meine Herren, wenn Ihr Weg Sie etwa nach Meißen führen ſollte, dann ſprechen Sie bei mir ein, überzeugen ſich von den zwei andern Seiten des Dreiecks bei einer im Stillen friedensreichen Familie: nur vergeſſen Sie ja nicht Ihre Regenſchirme!“

„Ueberhaupt will ich von jetzt an mit dem Regenſchirm auf Eroberung meiner künftigen Ehehälfte ausgehen!“ rief ein junger Mann in Fröhlichkeit aus, ich aber entgegnete: „Nur mögen Sie ſich hüten, daß Sie nicht vom Regen in die Traufe, oder gar in’s hölliſche Feuer kommen!“

„Sie bleiben alſo beharrlich in ihrem Haß der Regenſchirme?“ fragte der Meißner, und ich antwortete: „Jeden warne ich ernſtlich davor, denn von ſo einem aufgeſpannten Waſſer-Auffänger kann Gutes nicht herſtammen. Es läßt ſich Alles mit Vorliebe und Gunſt ſchmücken; die Phantaſie, die Hirnmalerei, iſt eine Bildzauberin, weiß jedem Dinge ſchönen Anſtrich zu geben, aber meiſt nur als Prallſchein glänzender Täuſchung.“ — „Ausflüchte, mein Herr!“ rief jener junge Mann; „Eichenlaub wollen wir ſammeln, gebührend den Regenſchirm-Erfinder zu bekränzen.“ Jetzt kam ich in vollen Eifer und ſagte:

„Dornen und Diſteln wären eher dazu geeignet! — mit dieſer widerwärtigen Erfindung hat uns Ungemach in Fülle überſtürzt. Daß durch verlorene und abhanden gekommene Regenſchirme viel Geldverluſte entſtehen, bemerke ich nur nebenher; denn dieſer Verluſt könnte ein Gewinn ſeyn, wenn man keinen neuen anſchafft, alſo viel Quälerei los iſt. Bedenken Sie! — wie oft zerklemmt und zerquetſcht man ſich die Finger bei dem Auf- und Abſpannen dieſes ſtöckiſchen Schirmes, wie leicht ſtößt man dabei Jemand ein

Auge aus und beſchwert ſein Gewiſſen mit einer Gräßlichkeit. Auf der Straße wirft man Andern, oft auch ſich ſelbſt, mit dem ſteifen Dinge den Hut vom Kopf, macht Pferde ſcheu, was ſchauderhafte Folgen haben kann. Und wie ſelbſtſüchtig, wie lieblos macht der Regenſchirm ſeine Inhaber! Wenn es regnet, achten ſie darauf, wie jene Leute mit der bunten Lappen-Ueberſpannung ſtolz, ja ſchadenfroh, an Denen vorüberſchreiten, die ſich irgendwo unterducken, oder, iſt dazu kein Schlupfwinkel findbar, im Gange bleiben müſſen; ſehen Sie dann, wie geräuſchvoll Jene ihre Regen-Abwehr in die Höhe bringen und wichtigthuend ſich fortbewegen, die Augen ſchließend vor einem Bekannten, der in Mitſorge für Trockenheit zu unterſtützen wäre. Wenn ſie aber nothgedrungen ihr Dach nun doch über einen Nebenkopf empor zu halten haben, ſey es nicht unbemerkt, wie abgünſtig die Schirmherrn ihr Eigenthum über ihre Schultern heranziehen, damit kein Faden von ihnen naß werde. Und Wehe dann Jedem, der ſich unter ſolch eine bewegliche Decke drängte! — er iſt weit ſchlimmer daran, als wenn er den Wolkenguß herzhaft aushält. Da kann er mit allen Kräften laufen nach ſeinem Ziel, dort aber bewegt er ſich nur langſam, muß ſich unter dem Trockenzeltchen bücken und krümmen, hat zu gewärtigen, daß ſein Hut dem ablaufenden Regen als Rinne diene, oder ſich über den Rücken als Sturzbächlein ergieße, dann auch, iſt die bunte Schirmdecke nicht farbenfeſt, dem Rock eine pantherartige Befleckung verleihe.“

„Iſt's nun genug des Grimms gegen den Regenſchirm?“ fragte lachend der Meißner, ich jedoch, verliebt in dieſen Grimm, entgegnete „Nein!“ ſogleich weiter ſprechend:

„Ebenſo verſchwemmen die Regenſchirme zum Verdruſſe reinlicher Hausfrauen die Zimmer, oder verſperren aufgelüftet den Eingang, daß man darüber wegſtolpern und den Hals brechen kann. Und wie entſtellen ſie den Menſchen! — ich kenne kein häßlicheres Bild als einen Mann oder eine Frau mit ſolchem Stockzelt über ſich: es iſt ein chineſiſcher Anblick. Nächſtdem, welchen fremdartigen Schein verbreiten ſie über die Geſichter! Wer unter einem indigofarbnen Regenſchirm geht, ſieht aus wie mit Leichenbläſſe überzogen, und der rothe iſt ein Augenverderber. Welche Anſtrengungen erfordert es auch, das vertrackte Wetterding gegen den Wind zu erhalten, wenn es ſich nun ſpreizt, endlich ſeine Wölbung umdreht — ich bleibe dabei: die Erfindung des Regenſchirms hat der Menſchheit die Qualen vermehrt!“

Ein bis dahin ſehr Ruhiger hemmte meinen Redeſtrom mit den kräftig ausgeſprochenen Worten: „Sie haben uns die Schattenſeiten der Regenſchirme geläufigſt ausgebreitet, aber ihr hartes Urtheil mit Thatſächlichem eigentlich gar nicht bewährt!“ — ich aber entgegnete: „Ei, was ich ſchilderte, ſpricht für ſich ſelbſt, verlangen Sie geſchichtlichen Grund, aus meinen Erlebniſſen könnt' ich ihn geben!“ Dazu aufgefordert erzählte ich nun aus meiner Vergangenheit:

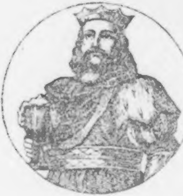
„Weder Vater noch Mutter miſchte ſich in die Wahl meiner künftigen Ehehälfte, denn Beide deckte ſchon die kühle Erde, als mir die Zeit nahte, wo wir uns zu paaren wünſchen. Einundzwanzig Jahre alt, war ich abgehender Student und angehender Juriſt; mit Empfehlungen meines wohlhabenden Oheims ging ich nach Dresden, wurde, um mich zu einem Richteramt vorzubereiten, als Ueberzähliger angeſtellt, und bei dem Inſpector Elſing wohnte ich mich ein. Was er zu inſpiciren hatte, weiß ich nicht; denn, ſeine Münzenſammlung ausgenommen, bekümmerte er ſich um nichts auf der Welt. Das Geſammtweſen beſorgte eine alte abgemagerte Haushälterin, der auch die Aufſicht über das ſiebzehnjährige Gundchen Elſing übertragen war. Die Abgemagerte quälte das Mädchen ſehr, was mich verdroß, denn das ſchwarzbraune Gundchen blieb mir nicht gleichgültig, wurde vielmehr mein Herzblatt, aber, wie ich mir feſt behauptete, nur ein Blatt aus dem Buche der Freundſchaft; an Liebe war nicht zu denken, weil man am wenigſten daran denkt, wenn man von ihr beherrſcht wird. Gundchen empfand ebenfalls viel Freundſchaft für mich, wir verſicherten uns gegenſeitig dieſen Zuſtand in unſern Stammbüchern, klavierklimperten und ſangen vereint Hölty's Lied: „Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen“, waren gleichſam im Vorhofe der Seligkeit. Gegen dieſen freundſchaftlichen Verkehr erſann die alte Haushälterin die möglichſten Hinderniſſe, und ich bemühte mich, ihr dies möglichſt zu vergelten. Meine Noth klagte ich auch einmal an einem Sonntage dem Inſpector, aber was half's! Ich empfing die Entgegnung: er wolle mir etwas Merkwürdiges zeigen, worüber ich allen Verdruß vergeſſen würde, nämlich einen alten ſächſiſchen Thaler, auf dem durch ein Fehlgepräge Flector ſtatt Elector ſtand. „Außerordentlich!“ ſagte ich im Aerger, machte mich davon, und befreite in der Nebenſtube den an der Thür kratzenden Hund, eine That, die unerwartetes Aufſehen erregte. Die Alte hatte ihren Liebling eingeſchloſſen, damit er ihrer Spur nicht folge, aus Anhänglichkeit an ihre Perſon in der Kirche kein Aergerniß veranlaſſe. Sie war nun wie aus den Wolken gefallen, als plötzlich Joli in der Kirche freudigſt an ihr aufſprang, mußte ſtracks aus dem Andachtshauſe, um den zottigen Störefried zu entfernen: aber Joli wollte nicht weichen von ſeiner

Gebieterin. Vergebens jagte ſie ihn eine Strecke auf der Straße zurück, Joli folgte ihr immer wieder nach, angehetzt vom Beifall ſchadenfroher Buben. Je öfter ſie den Entfernungsverſuch erneuerte, je ſchmähliger war das Ende, bis ſie zuletzt den Ungehorſamen nach Hauſe trug. Zum Unglück war ich ausgegangen, die Ungewitter ihres Zornes kamen über Gundchen; das bei meiner That völlig unbetheiligte Mädchen ſollte mit mir im Bunde ſeyn, und nun wurden wir ſorgſamlichſt bewacht, ſahen uns nur noch bei Tiſche. Deshalb überfiel mich nun ein fürchterlicher Heißhunger: die Eßſtunde blieb mir täglich zu lange aus und verging mir ſo ſchnell, als wäre ſie nur ein Eßaugenblick. Wir lechzten nach der verlorenen Freiheit, ich hoffte, ſie uns wieder zu erwerben, da wüthete neues Unheil durch die Unvernunft eines beißigen Eichhörnchens. Ich hatte es mir zum Stubengenoſſen erkoren, es mochte aber einſt meiner überdrüſſig ſeyn, machte ſich demnach los von ſeinem Kettchen, ſprang zum Fenſter hinaus und luſtwandelte in das nachbarliche Zimmer des Herrn Inſpectors. Es war gegen Morgen; als nun die Alte in das Zimmer trat, wurde ſie entſetzlich erſchreckt: des Inſpectors ſchwarze Sammetmütze, die auf ſeinem Lehnſtuhl lag, war über Nacht lebendig geworden, hob ſich und ſank abwechſelnd nieder. Die Haushälterin zitterte, hatte aber doch Athem zu gellendem Zetergeſchrei: der Inſpector eilte nun auch herbei, und ſie wieß hin auf das greuliche Ereigniß. „Was denn? was denn?“ fragte er; „iſt meine Suite von Glockenthalern zerriſſen? welcher fehlt? von welcher Jahrzahl?“ — „Ach was, Ihre Glockenthaler!“ rief die Alte; „die Sturmglocke möchte man läuten, das Volk zuſammenrufen über des Teufels Höllenſpuk!“ — „Ach, es war nur ein böſer Traum!“ ſprach der Inſpector, als er die Glockenthaler noch vollſtändig ſah. Nun erſt betrachtete er die regſame Mütze, ſpürte auch einen Anfall von Grauſen, ermuthigte ſich aber, holte einen langen Stock und begann, erſt leiſe, allmälig derber an der Mütze zu rütteln. Mit Kühnheit ſprang nun das Eichhörnchen auf des Inſpectors Arbeitstiſch, wirthſchaftete dort zerſtörungsſüchtig; es warf ein Tintenglas um, verſchob Papiere, zerſtreute Zettel voll Münzgelehrſamkeit. Der Inſpector und die Alte jagten ſich dem Ungethüm nach; es kreiſte hierhin, dorthin mit wilden Sprüngen, und endlich ergriffen, rächte ſich das Thierchen durch ſo grimmige Biſſe, daß die Alte ihre Beute aus den blutenden Händen fallen laſſen und ich gerufen werden mußte, um den Flüchtling einzufangen. Wie vor den Kopf geſchlagen, ſtarrte der Inſpector lautlos auf die gräßliche Verwüſtung, und die Haushälterin ſchwur mir, als dem ſteten Unruhſtifter: Einer von uns Beiden habe aus dem Hauſe zu weichen, ſie bleibe mit einem ſolchen Cain und Nimrod keine Nacht mehr unter einem Dach. Ihrem Beſchluß fügte ſich der Inſpector, und nach Verſchwendung all meiner juriſtiſchen Beredſamkeit hatte ich ſogleich nach anderer Wohnung mich umzuſehen; ich zog ab wie ein geſchlagener Feldherr, und meine Gedanken blieben ſämmtlich bei Gundchen. Daß ich mich mit ihr in Verbindung ſetzen müſſe, war der erſte Begriff, der nach acht Tagen bei mir einkehrte; ich zermarterte mir den Kopf damit, Gundchen aber kam mir zuvor. Durch Vermittelung einer Freundin ſandte ſie mir ein rührendes Beileidsbriefchen und ermahnte mich zu vorſichtigem Betragen, da ſich in Zukunft das Heer der trüben Wolken noch aufhellen könne. Jetzt war neues Leben erweckt, das ich mir zu erleichtern ſuchte vermöge ſchriftlicher Herzensergießungen, die von der Vermittlerin ſtets richtig an die rechte Stelle gebracht wurden. — In der Zeit kam ich zu meinem neuen Wirth, einem reichen Bäcker, in deſſen Stube, als er eben in einem Häufchen alter Münzen kramte. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich einen großen Silberrubel mit dem Bildniſſe des knabenhaften Kaiſers Iwan III. und entſann mich, wie oft der Inſpector ſich beklagte, weil er von dieſem Kaiſerkinde, das kaum drei Wochen auf dem Throne ſaß, keine Münze habe, ein ſolcher Silberrubel auch ſchwer zu erlangen ſey. Mit einem Geldopfer war ich ſo glücklich, dies Kleinod mir anzueignen und ließ es nun eiligſt dem Inſpector einhändigen. Mein kleiner Iwan verfehlte ſeine Wirkung nicht; in ſchriftlicher Entzückung wurde mir gedankt für meine Großmuth, münzlicher Gegendienſt angeboten aus den Doubletten, und durch den geheimen Briefwechſel erfuhr ich, es ſey dem Kaiſer Iwan gelungen, mich mit dem Inſpector zu verſöhnen, mir eine Gegenmacht wider die alte Haushälterin zu verſchaffen. Nächſtdem gab mir Gundchen einen papiernen Wink in der Meldung: des Vaters Geburtstag rücke heran, ich ſolle mich als Glückwünſchler einfinden, ein kluges Benehmen könne dann das frühere Verhältniß wieder herſtellen. — Der ſehnlichſt erwartete Tag kam an, jubelnd begrüßte ich ſein Licht! Regenwolken ließen es nicht freudig erſcheinen, das kümmerte mich aber nicht; mit meiner Freude im Herzen konnte ich der ganzen Natur aushelfen: denn ich ſollte ja Gundchen ſehen! Stattlichſt angethan war ich bald auf dem Hingange; die mürriſchen Wolken fingen an, ihre Vorräthe zu leeren, und ich ſuchte Schutz für meinen geſchniegelten Anzug unter einem Regenſchirm. Wer Wichtiges vor hat, mäßigt ſeine Schritte nicht: unbewußt war ich im Trab.

Aber — o du verhängnißvoller, glückvernichtender Regenſchirm, konnte ich dich nicht ſchon damals in deinem Staubwinkel laſſen, wie ich jetzt thue? Aus einer engen Straße lief ich, ſchwenkte raſch mich um die Ecke, ſtieß mit dem Regenſchirm an den Kopf einer Frau, entführte ihre florene Haarhülle, und denken Sie ſich mein Entſetzen, ich ſtand vor meiner erbitterten Feindin, vor der alten Haushälterin. Laut auf ſchrie ſie im Schreck, und eine Bratpfanne, bis dahin mit ihren beiden Händen gehalten, ſchmetterte ſammt ihrem köſtlichen Inhalt zu Boden. Die Zuſtände meiner Gegnerin waren ſchaudervoll! — Dort wirbelten neckende Winde das leichte Kopfzeug von einer Stelle zur andern, hier zauſten gierige Hunde an der leckeren Beute; ſie ſtand wie Herkules am Scheidewege. Sollte ſie zuerſt dem florenen Ausreißer nachjagen, oder die hündiſchen Straßenräuber bekämpfen? Ich wollte dies Zweifelhafte benutzen, ihr zuvor eilen in das Haus des Inſpectors, aber die Alte haſtete ſich mir nach mit fliegenden Haaren, immerzu tobend; der Inſpector trat bei dem Lärm heraus, ſie ſtürzte ſich zwiſchen uns, mit verzerrten Mienen drohend: ein Leids müſſe ſie ſich thun, würde ich nicht ſogleich abgewieſen. Der ſchwache Mann bat mich: ihn jetzt zu verſchonen, und ich mußte von dannen, ohne Gundchen geſehen zu haben! Gluthgrimmig ſtampfte ich den Regenſchirm auf die Pflaſterſteine, als wollte ich den Abgrund der Hölle damit öffnen, verwünſchte den nichtswürdigen Unheilshäufer, der mir den erſehnten Geburtstag zur Gruft heißer Wünſche verwandelte. Qualvolle Stunden und Tage verlebte ich, und empfing endlich vom Inſpector ein Schreiben, worin er mir, dem theilnehmenden Freunde, die vollzogene Verlobung ſeiner Tochter mit Herrn Kalſtein aus Chemnitz anzeigte, was ſich nach meinen eifrigſten Erkundigungen beſtätigte mit dem Zuſatz: Gundchen fühle ſich ſehr glücklich. Darüber wollte ich zur Decke hinausfahren, beſann mich aber und fuhr zum Thor hinaus; nach welchem Ziel, das war mir eigentlich gleich, doch merkte ich bald, ich ſey auf dem Wege zum Oheim, den ich nicht mehr im Dieſſeits fand. Seine Güte hatte mich indeß mit einem Erbtheil bedacht, und ich beſchloß, der Juriſterei, mir vom Oheim angezwungen, zu entſagen, und wählte die Jägerei, hauptſächlich aus dem Grunde, weil der Jäger es für Schmach und Feigheit hält, einen Regenſchirm zu tragen, bin auch bisher ſtets mit Vergnügen naß geworden.“

Hiermit endigte der Oberförſter Wüllnitz ſeine Vorleſung, hinzufügend: „Daß ſich für Gundchen Erſatz gefunden hat, davon bin ich lebendiges Zeugniß, und meine wackergemüthliche Mutter ſcheute ſich auch nicht, den Regenſchirm in's Haus zu bringen: aber wahr iſt's, ihn ſah mein ſonſt allzeit oft übermüthig heiterer Vater immer ſcheel an." — Sein Glas hebend ſagte dann **Wüllnitz** bewegt: „Meinen herzigen Eltern zum Angedenken!" und wir feierten es mit ſtillen Augenblicken und ohne Läſterung für den Regenſchirm: er ſey Jedem gegönnt! U. Dobin.

Vom Bier.



Indem wir über das in unſern Tagen eher mehr als minder beliebt gewordene Getränk uns ausſprechen wollen, ſchicken wir bildlich den ſogenannten, vorzeitlich ſagenhaft aus Bayern ſtammenden Bierkönig Gambrinus voran, und da Viele bei dem „Seidel" ſich gern „ſeideln" — ein Wort, in manchen Gegenden Deutſchlands für feſſeln gebräuchlich — bieten wir Stoff, über das Bier die Unterhaltung und das Denken zu würzen.

Die eigentliche Brauerei bleibe uns fern; wir brauen nur allerlei Geſchichtliches und Betrachtliches zuſammen, beginnend mit Dem, was die „Doctoren" Georg Heinrich Zinke und Johann Hübner vor länger als einem Jahrhundert berichteten:

„Bier, das bekannte Getränk, deſſen lateiniſchen Namen Cerevisia Einige herleiten von der Ceres, der Göttin des Getreides, das zum Bier dient, und von Vis (Kraftwirkung), weil es Einem leicht in den Kopf ſteigt; das franzöſiſche Wort Bière kann auch herkommen vom lateiniſchen bibere, das heißt trinken. Die braunſchweigiſche Mumme iſt wegen ihres angenehmen und würzhaften Geſchmacks ſehr berühmt und wird weit verführt. Halliſcher Puff iſt ein ungeſundes Bier, verurſachet den Grieß (Nierenſtein). Das Lobginer hat eine gelind treibende, ſüße und gemäßigte Tugend, iſt nicht zu kalt, treibt ebenfalls den Grieß fort, und temperiret die hitzige Galle. Das Zerbſter Bier verdienet ein ſonderbares Lob, als welches von Farbe, Geſchmack und Geruch ſehr gut iſt und ſonderlich in heißen Sommertagen dem Menſchen wohl bekommt, auch, weil es ſich lange hält, weit und breit verführet und mit zu Schiffe genommen wird. Das Weißbier, der ſogenannte Breyhan, gehört nicht zu den geſundeſten.“ —

Bei dem „Cerevisia“ iſt aber zu bemerken: älter als dieß Wort iſt die Erfindung des Biers; man kennt es angeblich ſeit länger als zweitauſend Jahren. Der ſpottbereite griechiſche Dichter Archilochus, ungefähr ſieben Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, die griechiſchen Trauerſpiel-Dichter Aeſchylus und Sophokles, etwa drei Jahrhunderte ſpäter lebend, gedenken des Biers, und nennen es – in Deutſch überſetzt — Gerſtenwein; Diodor von Sicilien, der kurz vor unſerm Jahr Eins mit ſeinem Geſchichtswerk beſchäftigt war, erwähnt ebenfalls das Bier. In unſerm erſten Jahrhundert zeigt ſich uns durch ſeine Naturgeſchichte Plinius dem Bier ſehr abgeneigt. Er ſagt: es entſtehe auf verſchiedenem Wege, und eines dieſer Gemiſche ſey, den Menſchen trunken zu machen, noch fähiger als der Wein; deshalb nennt er es ein abſcheuliches Getränk und meint, die Natur habe den Menſchen das Getreide zu beſſerem Gebrauch gegeben. Plinius meldet uns außerdem: beſonders den alten Deutſchen habe dies Getränk ſehr behagt, was wir ihm glauben, nach den überlieferten, umſtändlichſten Nachforſchungen es aber auch am glaubhafteſten erachten, daß die alten Egyptier, die früheſten Beförderer des Ackerbaues, zuerſt Bier hatten, und berühmt wurde dadurch die Stadt Peliſium.— Dieſe Mittheilungen aus Zurückblicken entnahmen wir dort, wo wir ſie fanden, ohne ſie durchweg verbürgen zu dürfen: denn die Wahrheit leuchtet hierin nicht hinlänglich in die Nebelkunden der uns theilweiſe völlig abgeſtorbenen Vergangenheit.

Die Wirkungen des Biers ſind unterſchiedlich je nach den leichten und ſtarken Arten; die mäßig ſchäumenden und milden Biere ſind Geſunden und Kranken heilſam, und richtig iſt es, die Nierenkrankheiten haben ſich in Ländern, wo Bier das Vorzugsgetränk wurde, weniger verbreitet als in Weinländern. Daß aber andere Krankheiten durch das Biertrinken in großen Maſſen entſtehen können, iſt gewiß nicht zu leugnen; mehrere berühmte Aerzte, namentlich ſolche, denen die ſogenannte „Erregungstheorie“ zur Grundlage des Denkens und Thuns wurde, zeichneten ſich auch im Sinne des Plinius als Bierbekämpfer aus. Bis zur Uebertreibung war es namentlich der berühmte Weisheitsforſcher Immanuel Kant. Dem Spruch: „Bier auf Wein, das laß ſeyn; Wein auf Bier, rath' ich Dir!“ ſtrich er das Bier gänzlich: ob aus Neigung zum Wein oder zum Waſſer, darüber ſind wir in Unwiſſenheit. Jedenfalls taugt das Zuviel überall nicht zum Rechten; darauf kommen wir zurück, wenn wir uns erſt von Zinke und Hübner haben belehren laſſen, wie wichtig ſchon den deutſchen Voreltern das Bier war, und welchen umfänglichen Einfluß es auf Verhältniſſe und Zuſtände hatte. Die beiden Genannten geben uns zu leſen:

„Bier-Schichten. Schicht heißt eine an eine gewiſſe Zeit gebundene und nun nach Ablauf derſelben vollbrachte Arbeit; daher denn Schicht-machen ſo viel heißt, als zu arbeiten aufhören, ſonderlich bei Handwerkern. Unter andern aber war ſonſt an einigen Orten im Gebrauch, daß die Geſellen anſtatt des guten Montags ein paar Stunden eher Schicht machten, und das nannte man eine Bier-Schicht.“

Daraus geht hervor, daß der „gute Montag“ ſich verwandelt hat in den „blauen“, der ehedem nur einmal im Jahre vorkam. Es war der Montag vor dem Faſten: man ſtopfte ſich mit Speiſe voll, trank ſich toll, und was ſich hienach ereignete, wird oft zum „Bläuen“ ausgeartet ſeyn, wodurch wahrſcheinlich „Blau“ dem Montag zum Vornamen geworden iſt. — Jetzt leſen wir weiter bei Zinke und Hübner:

„Bier-Strafen. Sie werden geübt unter den Handwerkern, ſowohl bei Meiſtern als Geſellen, und hat dies ſeinen Urſprung theils aus dem durſtigen Naturell der Teutſchen, theils aus der Abſicht, daß ſie nicht gar unangenehm, weil der Beſtrafte mit iſſet und trinket, dadurch zugleich die Vertraulichkeit bei den Gliedern deſto beſſer durch einen guten Trunk unterhalten werden möchte. Solche Bier-Strafen ſind entweder gering oder groß, zum Exempel gar ein Faß Bier. Die erſte Art könnte man zulaſſen, die andere Art aber giebt Gelegenheit zu vielen Mißbräuchen, Müſſiggang, Verhinderung der Arbeit und Beläſtigung der Glieder zum Schaden der Nahrung.“ —

Hiemit haben Zinke und Hübner ſich auch für das Jetztweſen empfehlenswerth geäußert, ebenfalls noch in Folgendem:

Bier-Geld. Die durſtigen teutſchen Handwerker haben allerlei Gelegenheit zum Trinken geſuchet, und ſich entweder ein gewiſſes

Sommerlied.

Ueber heerdenreiche Wieſe
Wandelt zu dem Paradieſe,
Zur geſchmückten Sommerwelt;
Volle Aehren nicken Eiſer
In den luſt'gen Senſenſchleifer,
Jägers Horn durchgrüßt das Feld,
Fiſcher geh'n, das Netz zu rüſten,
Und mit Gaben ferner Küſten
Sind die Segel heim geſchwellt.

In des Sommers Thätigkeiten
Schützt des Jahres öde Zeiten
Sich der menſchliche Verſtand,
Hohe glanzumſpielt zu tragen
Müſſen Nied're ſich verwagen,
Darum bleibe Stolz verbannt;
Daß ſich Reichthum, Macht und Nützen
Auf die Kraft der Hütten ſtützen,
Sey durch Mild' und Dank erkannt!

Leben reift in Lieb' und Glaube!
Keiner iſt aus beſſ'rem Staube,

Bier-Geld oder Bier, ſonderlich wenn ſie ihre Arbeit auf Tagelohn thun, über den gewöhnlichen Lohn als ein Geſchenk unter mancherlei Namen ausgedinget, als Schlichte-Bier, Schluß-Bier, Spund-Bier. Zum Exempel die Mäurer, wenn ſie ein Gewölbe verfertigen, und auf den Schluß ſtehen, rufen: Schluß-Bier her! Die Kleiber (Lehmanwerfer), wenn ſie eine Wand beſtreichen, fordern Spund-Bier.“ —

Mit dem Biergeld iſt es in unſerer, auch für Steuern ſehr erfindſamen Gegenwart ſo weit gediehen, daß es die Dienenden bis zu den geringſten Gegenſtänden hin gleichſam als eine von ihnen einzufordernde Abgabe erachten. — Wir gönnen allen Arbeitern und Behülflichen das Beſte, wiſſen aber, Plautus, der römiſche Schauſpieldichter, ſprach ſchon vor ſechszehn Jahrhunderten: „Bedenke nur das Eine: Maaß iſt's Beſte in allen Dingen, und nur vom Zuviel werden die Menſchen zu viel gehudelt.“ — Dies auf das Bier angewendet, ſind wir überzeugt, iſt es aus guten Stoffen bereitet, wird es der Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn, wenn man ſich — wohl gemerkt! — ſelber ſagt:

„Das Maaß des Biers iſt nie Dir Wache,
Solch Maaß und Ziel iſt Deine Sache!“

Unſre Voreltern warnten: „Bier und Wein folget dem Zapfen, laß nicht wie aus dem Spund geläufigſt Trunk zum Schlund“; ſie werden auch recht haben in Bezug auf ihre Sprüche: „Tauſende trinken ſich todt, eh' Einer ſtirbt in Durſtesnoth“, „in Wein und Bier ertrinken mehr als im Waſſer“, und wenn Armuth zügelt, hatten ſie noch den Troſt: „Gott beſchenkt den Durſteshaſſer, iſt's nicht Wein und Bier, iſt's Waſſer.“ —

Wir wollen nicht, daß eine Volksmaſſe ſich täglich der alten Reime erinnern muß:

„Wer hat pecuniam,
Kann trinken cerevisiam:
Wer nicht hat pecuniam,
Muß trinken aquam.“

„Wer hat Geld,
Trinke Bier;
Haſt kein Geld,
Winkt's Waſſer Dir!“

„Haſt Geld,
Sey Bier im Brauch;
Haſt kein Geld,
Hilft's Waſſer auch.“

Wir wünſchen auch dem Aermſten neben dem ſehr zu ſchätzenden Waſſer noch einen guten Trunk, wollen und müſſen aber in unſern Tagen, wo gar Viele, die „von der Hand in den Mund leben“, mit ihrem Gelde ihren Gelüſten zu Bier und Tabak ſo fröhnen, daß daheim bei Eltern, Weibern und Kindern Hunger und Verzweiflung heimiſch, Selbſtmorde immer zahlreicher werden, an einen andern Reim erinnern:

„Dein Handpaar ſey genannt
Nahrhand und Sparhand.“

Wer das bei ſeinem Geſchäft und ſeinen Pflichten vergeſſen hat, Dem iſt zu rathen, daß er mit vollſtem Ernſt in ſich gehe, nicht etwa ſo, um auf ihn das Sprüchwort anwenden zu können: „Er beſſert ſich wie ſauer Bier!“ ſondern daß er genügſam und mit aller Macht der Ueberzeugung diene:

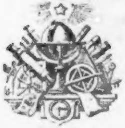
„Nicht das Trinken,
Doch das Sauſen
Läßt in Noth ſinken,
Und in’s Elend laufen.“

Sich zu warnen vor dem Unrecht und Laſter, ſich zu beherrſchen durch ſittliche Grundſätze, das iſt Mannespflicht und höchſte Manneſehre. Davon mögen aber die Lüſtlinge nichts hören, was in Bezug auf Trunk die Altdeutſchen auch ſtraften mit der Schilderung:

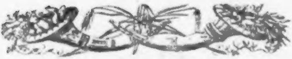
„Solche Brüder müſſen ſie haben,
Die verſchlemmen Gottes Gaben,
Verſchleudern ſelbſt Strumpf und Schuh,
Nun barfuß jagend der Hölle zu.“

Dergleichen Leute ſchaffen ſich die Hölle im Leben, ſind aber deſſen gar nicht werth, nicht werth, die Erde zu betreten, nicht werth, daß die Erde ſie decke. Was dann Jenen geſchieht, die ihr Daſeyn ſchändeten, die von irdiſcher Vorſehung nichts gewußt, ihre Familie mit Noth und Pein überſtürzt haben, das ſey der ewigen Vorſehung überlaſſen! — wir verſuchten nur, ein gefährliches Dunkel des Zeitſinnes etwas zu beleuchten. **F. T. Körner.**

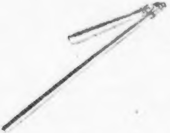
Bildliches.



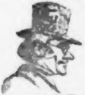
Bei allem Schimmer
Von unſerm Wiſſen,
Sind nah' wir immer
Nur Finſterniſſen.



Saatloſes Wandeln
Haltet in Zucht,
Denken und Handeln
Strebe nach Frucht.



Beſſer nährend Korn
Aus Strohgedraſch,
Als das leere Stroh
Aus Wortgepraſch.

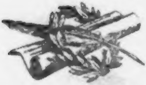


Setz' immer ſchärf're Brillen auf,
Du wirſt Dir doch geſtehen:
Die Umſicht in dem Erdenlauf
Hat viel zu — überſehen.

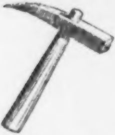
Der Muth ſey kein Kranker
Als Wanker und Schwanker
Im Strome der Zeit;
Der Hoffnung Anker
Schafft Feſtigkeit.

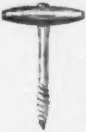
Trotz aller Marktſchreierei
Und feilem Dreh-Gebeutel,
Heilt jedes Wundergebräu
Doch nur des Brauers Beutel.

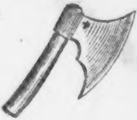
Muſik ſoll mit Geſang
Das Herz in Freud' und Leid berühren,
Doch nicht durch Ueberſchwang
Zur Sinnenſchwindelei verführen.



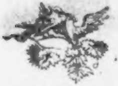
Die Feder von der Gans hat Deutſchland Ruhm gebracht,
Die Feder, jetzt von Stahl, zeigt noch nicht gleiche Macht:
Iſt Rechts für Trug in Pacht und Links oft unbedacht.



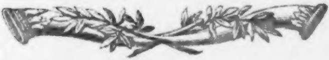




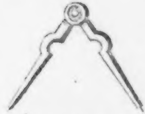
Hammer, Bohrer und Beil
Sorgen beſſer
Für Gabel und Meſſer,
Als Reden für heimlos Heil.



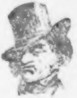
Man darf im Leben noch
An echte Liebe glauben,
Sie findet ſcheinbar doch
Sich bei den Turteltauben.



Der Kriegs-Lorbeer verhilft zu Ehren,
Doch wie ihn Mancher preiſt,
Durch ihn wird meiſt zumeiſt
Dem Volkswohl ſich das Füllhorn leeren.



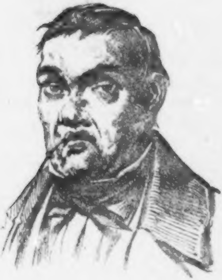
Des Glückes Zirkel ſpreizt oft weit ſich aus,
Und bringt ſehr eng das Glück nach Haus.



Wie thörig, in der wirren Welt
Verwirrter Murrkopf auch zu ſeyn! —
Der heit're Muth trägt mehr als Geld,
Er trägt Dir inn'ren Frieden ein. G z.

Des alten Murrkopfs Zeit-Anſchau.

Die Zeit iſt ein Weib, will immer nur jung ſeyn! Die heutige Zeit hat wirklich vor der alten Manches voraus: immer vermehrte Staatspapiere, vergänglichere Moden, gedrechſeltere Reden, weißheitliche Floskeln, die einen nicht auffindbaren Werth haben, wie Wetterfahnen vom Drehen des Windes abhängen, und ſo lange gelten, als kein politiſcher oder gewöhnlicher ſcherens- oder ſcherenfähiger Schneider ſeine Kunden zu neuen Ausgaben zwingt, kein ſich für geiſtreich haltender Kleinmeiſter einen neuen Wortwechſel erfindet, Keiner vom Lehrſtuhl her Natur, Vernunft und Geſchichte gewaltſam umgeſtaltet und ſeine Vorgänger mit überraſchendem Siege in die Rumpelkammer wirft. In der Kunſt, zu ſchnellen, auch ſchnell zu machen, ſind wir ſehr fortſchnittlich und fortſchrittlich. Was man früher als unnütz verfliegen ließ, den Dampf, das ſperrt man jetzt ein, auch in den Köpfen, und benutzt es zur windraſchen Schnell- und Druckkraft. — Es hat Mancher keinen Pfennig in der Taſche, er giebt aber für jeden möglichen Fall eine Höflichkeit aus, die eben auch



keinen Pfennig werth iſt, womit er aber Thaler anlocken will. Wir ſind im Stande, unſerem ärgſten Feinde eine handgreiflich unverſchämte Schmeichelei, und bei einem Feſteſſen einer wohlhabenden, vielleicht anzupumpenden Alten daſſelbe Zierdienliche auszuſprechen, was wir kurz vorher bei ihrer ſchönen Tochter glücklich mit oder ohne Verſtand angebracht haben. — Wir ſind geübt, ein und daſſelbe Ding für das Verſchiedenartigſte nutzbar werden zu laſſen. Wir widmen der Dichtkunſt etliche Süßkoſung, und bald ihr abgewendet, verketzern wir die ewig Jungfräuliche bei der ſtrengangeſtrengten Altmutter Philoſophie, die ſich neben der Welt- auch die Geldweisheit fördert. Unſer Herz hat ſelten eine Zunge, aber unſere Zunge hat Herz, und dieſe Herzhaftigkeit wirft Vernunft und Sitte aus dem Sattel, um allerlei Begierden hinauf zu heben. Wir haben Breite in den Reden, bedecken und verſchließen damit die Tiefe des Gefühls; von Begeiſterung und Menſchenliebe haben wir nur den Rauch, nicht die Flamme eingefangen: denn in dieſer Hinſicht behagt uns das Abgedämpfte, das Matte, und unſre Gefühle treiben wir mit Dampfwerk hin und her in unſern allheutlichen Lebensbahnen, werden der gelegten Schienen deshalb nicht ſatt und müde, weil uns die Fahrt raſch einſchläfert.

Schon Wolfgang Menzel ſagte in vieler Beziehung trefſend: wir dürften uns kaum auf der Straße anreden, ohne einander zu belügen. Sind jedoch die Lügen wohlfeil, die Kenntniſſe ſind es auch; wir erkaufen ſie, ja ſämmtliche ſchriftweltliche Gelehrſamkeit, pfennigsweiſe, erwerben uns auf dem muthmaßlich erſparendſten Wege die mannigfaltigſten Einſichten, ſind aber in Bezug auf Gründlichkeit ſehr nachgiebig. — Wir trachten, leben, lieben, ſchaffen und ſchreiben meiſt für den Augenblick; ja ſelbſt unſer Haß iſt nicht beharrlich: er iſt des Vortheils wegen anſcheinend bis zum Gegenſatz lenkſam und wetterwendiſch. — Das vorige Jahrhundert, in Aeußerungen und im Aeußerlichen ſteif, hatte jedenfalls im Behaglichen, Derben und Dauerhaften Vorzüge. Stoffe und Zeuge, die man damals bereitete, haben tüchtig gehalten, Häuſer, die man damals baute, haben ſich in Feſtheit erhalten bis auf den heutigen Tag, jene Stoffe und Zeuge mit ihrem überflüſſigen Blumenputz, jene Häuſer mit ihren altfränkiſchen Schnörkeln und zackigen Schmuck: beide aber wie unzerſtörbar. Des Großvaters Hochzeitsrock warf für eine Reihenfolge von Kindern, Enkeln und Urenkeln langlebige Weſtchen ab; die Geſinnungen des Vaters, die ſich freilich ehrbar wie im richtſchnurlichen Schritt-Tanze bewegten, erbten auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel. Jetzt iſt dies anders, man arbeitet vorweg hin auf ſchnelles Verbrauchen und raſches Verändern. Die Zeuge, die wir weben, die Tuche, wie das meiſte Heutzeitige dem Dampf ihre Entſtehung verdankend, bringen ſchon von der Geburt an den Keim der Zerſtörung mit; viele der neugebauten Häuſer, möglichſt wohlfeil erzielt zu raſchem Verkauf, überdauern oft nicht den erſten Eigenthümer: ſie folgen ihrer Neigung, das heißt der Neigung zu ſinken und dem ſinkenden Grunde gefällig zu ſeyn. Die Häuſer wachſen wie Schwämme aus der Erde und leiden an den Schwämmen wie unſre Geſinnungen. Hier iſt unſrer Schwächen ſchwächſte Seite: denn was wir heute gedacht und für wahr gehalten haben, das denken wir morgen nicht mehr, oder meinen es für falſch. Man ſinnt und überlegt, bei dem Sachgründlichen — dem „Objectiven" — iſt dann das Ergebniß:

Im Kopf geht's mir rundum:
Ja, zwei Mal Zwei ſind Viere;
Doch wie ich nun ſtudire:
Nicht faß' ich es, warum?
Ich grüble forſchend — und
Ich finde keinen Grund:
Weshalb denn ſind es Viere?!

Darauf ſagt ſich der „Subjective", der Sichmaaßliche:

Ja, zwei Mal Zwei ſind Viere,
Wenn ich nun Zwei verliere,
Verbleiben mir nur Zwei;
Sind dieſe weg, dann Kein's:
Doch bleib' ich mir All-Eins!

Die neuzeitigen Kinder ſind unvernünftig klug, ehe ſie alt, und alt, ehe ſie vernünftig klug ſind, finden ſich aber unbedingt älter und klüger als die Aeltern, tummeln ſich nun in die ärgſten Verkehrtheiten hinein. Wir legen uns ſchlafen mit der Volksherrſchaft, träumen von Verfaſſungen, und werden wach gerüttelt von der Willkür, ohne im Geiſt munter zu werden. Am Montag verſprachen wir uns heilig, das achtbare Gewand chriſtlicher Geſinnung über das üppige Unterkleid der um ſich greifenden Erdengelüſte zu ziehen, aber der Dienſtag findet uns in Träg- und Bequemlichkeit. Der Hans Michel in uns läßt ſich nicht erſchrecken und belehren: der Glimmſtengel dampft und das Montags-Gelübde wird ſtill vom Rauch verjagt. Man könnte glauben, wir lebten und athmeten in der Mehrheit unter einer ausgepumpten Luftpumpe, ſo lieb-, luſt- und theilnahmlos für das wahrhaft Edle iſt trotz vielen Getöſes Alles um uns her; man könnte glauben, wir vermöchten in Folge der Eigen- und Vortheilsgier keinen innigen Ton anzuſtimmen, ohne Dämpfer anzuſetzen, ſo ſelten dringt ein vollklarer Seelenklang aus dem Gewirr des Lebens tröſtend in unſer verwaiſtes Herz. — Ich aber rufe in ſolch wüſt krankhaftes Weſen hinaus:

Eine Zeit, die ſich mit Eigennutz düngt, kann und wird nur Uebel und Laſter erndten; beſſer das Joch der Pflicht als die Feſſeln der Habſucht und Gelüſte; beſſer mehr edle Gemüther als mehr prunkreiche Güter!

A. Herrmann.

Anreden zum Gruß.

Den Murrkopf haben wir nicht gehindert, ſeine Gedanken und Empfindungen durch Druckerſchwärze frei werden zu laſſen; er hat ſich zuweilen der Unhöflichkeit befliſſen, was man unartiger Wahrheit oder übler Laune zurechnen möge. Mit einem Gewährsmann hinter ſich ſagte der Murrkopf unter Anderem: „wir dürften uns kaum auf der Straße anreden, ohne einander zu belügen.“ Da möchten wir ihm in Etwas eine Erwiderung bieten, und dies wäre ja wohl thunlich, wenn wir uns nun die Höflichkeit betrachten, demnach von den Gruß-Anreden ſprechen, ohne uns unbeſchränkt einverſtanden zu erklären mit dem Gereim: „Ein Hut des Jahres mehr, erhält die Freundſchaft ſehr!“ oder mit der ſprüchwörtlichen Behauptung: „Zudringliche Höflichkeit iſt des Dünkels Waſſerſucht.“ — Sehr umſtändlich wollen wir den Gegenſtand nicht behandeln, ſondern uns begnügen mit Dem, was nach der Vorrede vom „gehorſamen“ oder „ergebenen Diener“ verſchiedenen Sprachausdrucks in der Gruß-Gewohnheit bei vier Völkern folgt.

„How do You do?“ — „Wie thut Ihr thun?“ — ſo rufen die Engländer ſich an bei dem Gruße; das heißt: Wie ſchafft Ihr Euch Vortheil? In der Selbſtſucht, in ſolchem Eigennützigen, was überwiegend nur eigenes Maaß oder vielmehr nur Unmaaß kennt, ſteht dies Handelsvolk hauptſächlich obenan. Verkaufswaare ſind auch allmälig deutlicher ihre Anſichten, Meinungen und Haltungen geworden; denn in Bezug auf Uranſpruch und Heil des Rechts und des Geſammtmenſchlichen iſt England jetzt offenbar ein viel Zu-Eng-Land.

Athem gibt uns eine Luft,
Nahrung gibt der eine Boden,
Quälet drum mit Kampf und Moden
Zwiſchen Herzen keine Kluft!
Bis wir, gleich den Ernten, fallen,
Laſſet Hand in Hand uns wallen,
Denn wir geh'n zu einer Gruft!

Der reiche Bürgermeiſter.

Könnte Flappert richtig ſchreiben,
Hätt' er nie ſich Gold errafft,
Statt bey „Bürgerſchaft“ zu bleiben,
Schrieb er immer „Bürger ſchafft!“

„Comment Vous portez Vous?“ — „Wie tragt Ihr Euch?“ — Dies iſt Gruß-Frage der Franzoſen, und ſie ſind überzeugt, daß man zu antworten hat: „Stark-wohl!“ — („Fort-bien!“) — weil bei allen ſogenannten gebildeten Völkern auch das Er- und Betragen mit der Tracht nach franzöſiſchen Muſterbildern zur wohlanzüglichſten, zur „Fort-bien“-Bildung wurde.

„Come sta?“ — „Wie ſteht's?“ — das wollen die Italiener bei ihrem Gruße vorweg wiſſen. Sie bleiben gern gaffend und ſchwatzend ſtehen, ſind auch in Folge des zur Schläfrigkeit eingeſungenen Reizes für den Bildungsgang zum Stillſtande gewöhnt. Stehen manche Italiener im Verdacht, daß ſie aus Luſt zum Zugreifen nicht Alles ſtehen und liegen laſſen, was keineswegs ihr Eigenthum iſt, dürfen wir davon nicht viel Aufhebens machen, denn die erwähnte Luſt iſt bei jedem Volke theilweiſe heimiſch.

„Wie geht's? — ſo fragen ſich im Gruß gegenſeitig die Deutſchen. Sie ſind durch Wandlungszuſtände geübt im Wandeln, Wandern und Auswandern, zeigen ſich rüſtig im Umherziehen, im Irdiſchen und Geiſtigen nach auseinander gehenden Richtungen, ſind oft vielfach bei ſich ſelber auf getrennten Wegen, wo ſie ſich meiſt nicht leicht zurechtfinden. Deshalb wird dann auch ſehr gebräuchlich jener Grußfrage entgegnet: „So ſo!“ weil eine Mehrheit der Deutſchen oft höchſtens nur zweifelhaft weiß, was zu antworten wäre auf die Worte: „Wie geht's?“ — eine Erfahrung, die ſich allerdings beſtätigt bei vielen Mehrheiten.

Geerbt haben die Deutſchen ſehr werthe Grußreden; noch im vorigen Jahrhundert ſprach man bei dem Begegnen: „Gott zum Gruß!“ — „Gott grüß Euch!“ — „Geſegn' es Gott!“ — „Helf' Gott!“ — „Gott hüt' Euch!“ — „Glück auf!“ iſt noch bei dem Bergmann geläufig. Aber ſogar von den alten Griechen könnten wir das „Freue Dich!“ von den alten Römern ihr „Sey geſund und kräftig!“ geerbt haben: es ſind Grüße, die des Aufhebens werth waren.

Anfügen wollen wir nun, was die Höflichkeit betrifft, — völlig ohne Lob und Zuſtimmung — die Sprüchwörter: „Bücke Dich eher drei Mal zu viel als ein Mal zu wenig!“ — „Hut in der Hand, hilft durch's ganze Land!“ — Hartherzige warnen noch vor „Geſchwinde zum Hut, langſam zum Beutel!“ —„Den Hut in der Hand, den Filz im Herzen!“ — und dann ſchließen mit dem wohlwollendſt innigen Gruße: Gott ſchütz' uns! Gh.

Die Schöpfung und Bahn des Weibes.

„Liebenswürdig willſt Du ſcheinen,
Willſt Du's denn nicht lieber ſeyn?
Mädchen, Du gewinneſt Keinen,
Sammelſt gern Du Schmeichelei'n."

Neulich erdreiſtete ſich ein junger und kecker Witzbold in geſelligem Kreiſe zu der Stachelrede: „Die Gefallſucht hat grade fünf Minuten nach Erſchaffung des erſten Weibes begonnen!" und ein munteres Fräulein antwortete: „Sehr natürlich und begreiflich, weil das Weib aus der Rippe des Mannes erſchaffen iſt!" — eine Entgegnung, über die Jener ſich nicht zu beklagen hat. — Obwohl ich als Weib geziemend nicht nach Gelehrſamkeit trachte, überzeugt, dazu gehöre mehr als Erbſen leſen, und der Doctorhut ſey nicht ſchon dadurch erworben, wenn man Tinte verſpritzt, reizte mich doch der uns Frauen — wie man ſagt — angeborene Neugierdstrieb, mich ein wenig auf Forſchung einzulaſſen über die Sage von der Schöpfung des Weibes. Da fand ich nun eine Ueberlieferung der Rabbiner, der jüdiſchen Schriftgelehrten, die folgenden Inhalts iſt:

„Als der Herr des Himmels und der Erde das Weib, des Mannes Gefährtin im Leben, zu ſchaffen gedachte, wollte der Verſuch, es vollkommen zu bilden, nicht gelingen. Aus dem Kopfe des Mannes mocht' er den Stoff nicht nehmen, damit ſie nicht Herrſcherin werde; nicht aus dem Auge, damit ſie ſich nicht maaßlos dem Liebäugeln ergäbe; nicht aus dem Munde und Ohr, damit ſie nicht zur Schwätzerin und Zulauſcherin werde; nicht aus dem Herzen, damit nicht Eiferſucht ſie völlig hinnähme; auch nicht von den Füßen und Händen, damit ſie nicht ſtets herumlaufe oder übergenug zugreiflich ſey. Deshalb ſchuf der Herr des Himmels und der Erde das Weib, die Gefährtin des Mannes, aus deſſen Rippen einer, und trotz ſo weiſer Vorſicht hat ſie nun dennoch allſammt die Fehler, vor denen der Schöpfer ſie gar gern bewahrt hätte."

Dieſe Schilderung findet ein Monſieur Boscage — ein Unſeiner, obgleich er Franzoſe iſt — ſo treffend, daß er meint, die Rabbiner wollten eben nur die volle Wahrheit vertragen in dieſem Sinnbilds-Gemälde. Mir bringt es an ſich und mit dem Boscage'ſchen Nachſatz wieder in's Gedächtniß die Bemerkung in einer andern Fabel. Da ſieht der Löwe gemalt, wie ein Mann einen Löwen überwindet, und der zuſchauende König der Wälder urtheilt darüber: „Es war eben ein Mann, der ſolch eine anmaaßliche Einbildung hatte."

Weil ich von jenem angeblichen Urſprunge unſeres Geſchlechts nicht ſonderlich mich erbaut fühlte, wandte ich mein Forſchen zu den älteſten Schriftſtellern, von denen ich hier und dort Einzelnes vernommen hatte, und fand in der heidniſchen Götterlehre eine Nachricht, die etwas abweicht von der rabbiniſchen Weisheit. Danach wurde die Schöpfung des Weibes vom Jupiter beſchloſſen, als er auf Prometheus zürnte, nachdem Dieſer dem Himmel das Feuer entwendete. Heſiodus erzählt uns: „da der launenvolle, Donnerer, um für die erwähnte That Rache zu üben an der Erde, ihr ein Unheil zuſenden wollte, „ein Unheil, das Alle lieben und begehren würden." Dies bezweckend, gebot er dem Vulkan, aus Thon und Waſſer eine Göttin zu geſtalten, und, nachdem der Geſtalt Athem eingeblaſen war, bat er die Minerva, dieſem Weſen die Künſte der Weiber zu lehren, ihm anlockende Farben zu geben; die Venus ward erſucht, die Erſchaffene hinſichtlich vortheilhafter Kunſtgriffe für Schmuck und Reize geſchickter Bewegungen zu unterrichten; Merkur mußte dann eine ſchelmiſche, eroberungsluſtige Gemüthsart und eine Sucht zum Feſſeln hinzufügen."

Deutlich genug ſagt uns auch dieſe Schilderung: es war ein Mann, der ſie erdachte, ſchriftlich ſie der Mit- und Nachwelt einprägte! — ob auch dieſer freilich in Einmiſchung von mancherlei abweichenden Anſichten und Auffaſſungen.

Was die rabbiniſche Ueberlieferung betrifft, ſo glaube ich darin die annehmbare Abſicht zu entdecken, unſerm Geſchlecht eine Warnung beizubringen vor Fehlern, die durch vernachläſſigte Erziehung und irrige Selbſtleitung leicht entſtehen. Dem Heſiodus gegenüber bin ich gleichfalls der Meinung, daß man ſeine bildlichen Worte wohlwirkend auslegen kann. Wenn meine Mitſchweſtern ſie ohne Weiteres verwerfen wollten, ich würd' es wahrhaftig nicht loben, wünſche ſogar das ſorgfältigſte Beachten, und daneben könnte eine Bemerkung der Miß Edgeworth beherzigt werden, eine Bemerkung, die ſo lautet:

„Dieſelben Mittel, die den Verſtand des Mannes ausbilden, werden auch der weiblichen Urtheilskraft Stärke verleihen; deshalb ſind ſie mit gleicher Beharrlichkeit bei der Erziehung unſeres Geſchlechts anzuwenden. Die Mütter müſſen ſich frei machen von der Beſorgniß, dieſe Erkräftigung des Verſtandes vermindere bei ihren Töchtern Nettheit, Anmuth und Beſcheidenheit, unzweifelhaft eigenthümliche Reize der Frauen, die aber dennoch ohne geiſtiges Mitvermögen ihren Sieg nicht behaupten."

Einen ſolchen Sieg in Sicherheit zu bringen, dazu dient als erſte und vorzüglichſte Eigenſchaft der Frauen die Sanftmuth. Wir Frauen haben viel gegen uns — denn die Männer werden zugeſtehen, daß auch ſie Fehler haben — und bei der Schüchternheit und dem Mangel handlicher Wehrkraft unſeres Geſchlechts iſt der vergänglichen Schönheit unvergängliche Waffe die Sanftmuth, vorweg aber die Reinheit des Empfindens und Behabens bei allem freundlichen Weſen.

Ihr Mädchen, wollt ihr nicht lieber wirklich liebenswürdig ſeyn, als den doch nur Denkſchwachen liebenswürdig ſcheinen? — Bewährt euch und Allen den Ausſpruch von Saint-Foix: „Die Lebensanſchauung des Weibes iſt roſenfarben, die des Mannes hat gleichſam ein gebräuntes Anſehen!" — bewährt dieſen Ausſpruch dadurch, daß ihr dem Gebräunten Roſenfarbenes anhaucht. — Gefallen will das Mädchen und ſoll es wollen, aber dennoch ohne Gefallſucht, die nicht weit entfernt iſt von der Fallſucht des Sittlichen. Laßt euch, ihr Unvermählte und Vermählte, laßt euch von Schiller in ſeinem Gedicht: „Ehret die Frauen!" begreiflich machen, wie wir ſeyn ſollen, und laßt euch von einem wackeren und geiſtreichen Manne ſagen, wie wir uns angenehm auf die Höhe unſeres Berufs ſtellen. Der ſinn- und gemüthskundige Virey äußerte: „Obgleich der Mann im ganzen Erdkreiſe ſtärker iſt als das Weib, folgt daraus noch nicht, daß die Natur ausſchließlich dem Stärkeren das Recht gegeben über den Schwächeren zu herrſchen. Gewalt ſchafft nur eine Sklavin, Uebereinſtimmung ſchafft eine Gefährtin: die Geſetze des Krieges ſogar beugen ſich vor der Gefangenen, die man reizte zum Ehebunde, der Feſſeln in ſich ſchließt. Liebe iſt die Mitherrſchaft des Weibes; durch Liebe erhält die Frau faſt unumſchränkte Macht über ihren Beſieger: denn ſie weiß ja, daß von der Natur aus das Weib dem Manne unentbehrlich iſt. Mit dem zugeſtandenen Recht, beſiegt zu werden, unterjocht durch ihre Schwäche die Frau den Mann, während ſie durch Gewalt ihn aufreizen würde, und wenn es ſcheint, als gäbe ſie nach, ſo geſchieht dieß nur, um bald mächtiger zu ſeyn. Ihre Sanftmuth iſt ihre Stärke, ihre Anmuthskraft, ihr Ruhm: herrliche Gaben, womit die Frauen geſchmückt und gerüſtet ſind!“ —

Schließlich ſey es möglichſt betont, daß es ganz gewiß die Gefallſucht iſt, mit der ſich viele meiner Schweſtern die Zukunft ihres Lebens in allerlei Krankhaftigkeit und Grämeln ſtürzen. Dagegen ſchützt beſonders die Thätigkeit, namentlich ſolche Thätigkeit, die dem Bereich der Frauen angehört. Nicht dazu rechne ich — ohne dem weiblichen Geiſte den Umfang zu beengen — die Gelehrtthuerei, deren Vorwurf ich von mir abwende mit der Verſicherung, daß ich die Zeit, in der ich dieſen kleinen Aufſatz ſchrieb, nicht meinen häuslichen Geſchäften, ſondern dem Schlaf abgedungen habe aus Wohlwollen für Glück und Frieden unſeres Geſchlechts. — Jetzt iſt mein Licht im Verlöſchen, und ich empfehle mich zu geneigtem Andenken.

Wilhelmine.

Der Engel des Herbſtes.

Gleichnißbild von Bernhard Fahrtner.

„Komm, Himmelskind, o Phantaſie, und trage mein ſehnend Herz zu ſeiner Blüthenzeit.“

Wandelnd in den rings mich umgrenzenden Thälern, hinanſteigend auf Hügelshöhen, ſuchte mein Seelenſinn Frieden, mein heißer Athem erfriſchende Naturluft. Es war ein nebelumſchleierter Herbſttag; mit trübem Ernſte ſenkte ſich der Himmel auf die Gipfel der Berge, deren Scheitel ſchon Schneedecken hatten. Eiſige Winterſchauer durchſauſten pfeifend die falben, lebensleeren Felder, im muthwilliger Luſt wühlend mit dem gefallenen, wirbelnd umhergejagten Laube, dem verwelkten Nachlaß der anmuthigen Tage. Zurückgelegt hatte heut ſchon drei Theile ihrer kurzen Bahn die Sonne, kaum war ſie ermächtigt, mit einzelnen Strahlen herabzublicken durch die Dunſtfülle, die ſich hebend und ſinkend verdichtete. Ueber mir ertönten wie leidklagend Trennungslaute der uns verlaſſenden Zugvögel: ſehen konnt' ich ſie nicht. Jetzt fielen Schneeflocken, erſt einzeln, dann immer gemehrter; bald überzog eine weiße Decke die ganze Gegend, doch ward der Himmel heiterer: zum Abſchied für dieſen Tag blickte die Sonne freundlich zur Erde hernieder. Aber dennoch! — weithin und allſeitig verkündete jede Erſcheinung: die Natur liege im Scheiden; tiefer durchdrungen von warnender Mahnung wurden mir Gedanken und Empfinden, ſie ſenkten ſich völlig in mein Sinnen und mein Gemüth: die Außenwelt war endlich für mich wie verloren. Da entſchwand mir allmälig das Abſterbende, mich umringten die Gebilde der Jugend und des Frühlings mit ihrem Zauber. Wonnevoll ſchwebend in Erinnerungen an die Kindestage des Jahres, an die Kindestage des Menſchen, fühlte ich dem Irdiſchen mich entrückt, und mir nahte ein Engel, der Engel des Herbſtes, der ſo zu mir ſprach:

„Pilger im Dieſſeits! — wie du jetzt aus einer Schauerſtunde des Herbſtes voll hoher Freudigkeit zurückſchauſt in die Blumen- und Blüthen-Monate des Frühlings, ſo freudvoll ſchaut zurück das Herz des Mannes oder Greiſes, des Weibes oder der Greiſin, wenn ſie in einſamen, oft düſtern Lebensſtunden ihres Alters eingedenk ſind der Roſenjahre ihrer Jugend, wo an der Hand liebender Eltern, Lehrer und Lerngenoſſen in heiterer Unſchuld ſie harmlos wandelten wie im wieder aufgefundenen Paradieſe. — Dies Gleichniß enthält für ſämmtliche Erdgeborne, hauptgemäß für Eltern und Lehrer, einen Doppel-Anruf. O, möcht' er überall erklingen, erfaßt und durchdringlich werden! Der erſte Anruf heißt: „Ihr Eltern, Lehrer und ihr Menſchenfreunde, bei allem Anleit zu Fleiß, Ordnung und Rechtlichkeit ſuchet zugleich die Jugendjahre der Kinder ihnen möglichſt angenehm zu machen, ſie ihnen in keiner Weiſe durch Uebertriebenheit der Strenge oder durch Mißſtimmigkeit zu verſtören!“ — Nie, ach! nie lebt der Menſch ſo glücklich wieder als damals; er preiſ't jene Tage mit Entzücken, wie noch der Greis und die Greiſin Tage des jährigen Frühlings preiſen als die ſeligſten. O, wie ſüß iſt ihnen die Erinnerung an die Kindheitszeit, wenn keine Härte des Schickſals, keine irrige Strenge, keine Vernachläſſigung die Rückſchau mit bitterem Weh überfällt! In Kraft und Rüſtigkeit des Daſeyns, wie freuen ſich Mann und Weib, dann auch in der Hinfälligkeit des Alters noch, der kindlichen und kindiſchen Spiele,, der Blumen gepflückt am Rande des Wieſenbächleins, der Kränze und Sträußer, gewunden und gebunden im Geſträuch des heimiſchen Buchwaldes, oder daneben auf würzduftigen Auen! — Wie erhebt und erſtarkt ſich in ſolchem Angedenken der Menſch, wenn die Gegenwart ihn lichtlos umdrängt, tiefdunkler noch verhüllte Zukunft ihn ängſtigt! O, wer es irgend vermag, der gebe der Jugend Tröſtungen mit für troſtbedürftige Zeit, die Keinem ausbleibt!“—

Der zweite Anruf heißt: „Ihr Eltern, Lehrer und Menſchenfreunde, ſtrebet mit allem Eifer, in die Herzen und Seelen der Kinder zu ſtreuen den Samen des Guten, Schönen und Edlen, zu pflegen dieſen Samen für das Aufkeimen und Fruchten!“ — Wäre des Jahres Frühling noch anmuthiger geweſen, als er war, Niemand aber hätte gepflügt, Niemand hätte Saat gegeben der begehrenden Erde — ihr Menſchen müßtet darbend und hungernd im Staube verſinken. Wer würde in dieſen Tagen des Herbſtes ſich freuen können über ſolchen Frühling, der ihm als Erndte nur Vorwürfe hinterließ über ſchlecht verbrauchte Zeit und Kraft?! — So kann auch — bei Gott und ewiger Wahrheit! — dem Menſchen die Erinnerung an die Jahre der Jugend nur dann wirkliches Entzücken bereiten und ſichern, wenn zugleich dem Geiſte vorüber ſchweben die Geſtalten liebender Eltern und Lehrer, begrüßt mit dem Bewußtſein des kindlichen Gehorſams und des erforderlichen Fleißes zur Ausſtattung für die Erforderniſſe der Pilgerſchaft im Dieſſeits. — In Wehestiefe aber wird Der ſeiner Jugend gedenken, dem liebende Eltern und Lehrer die Pflege des Guten, Schönen und Edlen boten, deſſen frevelhafter Leichtſinn aber dieſe Pflege gewiſſenslos mißachtete und von ſich wieß!“ —

So ſprach der Engel des Herbſtes, dann zerfloß meinem innern Blick ſeine Geſtalt; doch war es mir, als töne aus der Höhe ſeine Stimme in dem Anreiz: „Gehe hin und ſende meine Rede Denen, die in Geiſt und Gemüth erweckt ſind für heiliges Bemühen, und zu erwecken wiſſen in der Jugendwelt kindliche Liebe und Folgſamkeit im fleißigen Beſtreben, ſegensvoll für alle Zukunft!“

Schluß-Gabe.

In Dir iſt Hülfe!

Wie ſich das Leben wirrig wende,
Dem Zagen gieb ein muthig Ende! —
Wardſt du getäuſcht vom Freund, dem ſchlechten,
Vermeidend ihn, hoff' auf den rechten;
Wem's Liebchen treulos ward, der wand're,
Ihm naht gewiß die beſſ're And're!
Hat Schnippchen dir der Wunſch geſchlagen,
Dann thu' ihm Gleiches im Entſagen;
Ging Glaub' im Zweifel dir zunichte,
Erhebe forſchend dich zum Lichte,
Und lieget Freiheit rings in Ketten,
Kann doch dich inn're Freiheit retten! —
D'rum ſey, wär' alles Glück geſchwunden,
Zufrieden, haſt du dich gefunden;
Denn Kraft aus eig'ner Geiſtesquelle
Verdammt zur Ohnmacht Sturm und Welle!

Zungen-Gelenk.

Gar Manche hört man ſchwatzen:
Sie meinen auch zu ſprechen;
Gar Manche hört man ſprechen:
Sie glauben auch zu reden;
Gar Manche hört man reden
Im Wahn, ſie überreden,
Und Manche überreden,
Als ob ſie überzeugen —
Doch ſind all dieſe Proben
Der Zunge nichts als Nichts,
Entbehren ſie von Oben
Des heil'gen inn'ren Lichts.

Zum Lebensgange.

Menſchenkind, hab' Auge für Natur,
Dann wird dein edles Selbſt dir Oberhaupt;
Wähleſt du aus Ruhmsdrang and're Spur,
Wirſt von der Selbſtſucht du dir ſelbſt geraubt.

Objectiv und ſubjectiv — Sach- und Sichgemäß.

Man ſpricht von objectiven Leuten,
Das heißt: ſie nennen ſelbſt ſich ſo;
Doch wenn Ihr prüft, was ſie bedeuten,
Dann dreſchen meiſt ſie leeres Stroh.

Sie haben weiſe überwunden,
Dieß meinen ſie, ihr eignes Ich,
Und wenn wir's gründlich nun erkunden,
Entwickeln ſie nur immer Sich.

Sie drängen ſtets im Ueberheben
Als Leitſtern geiſt'ger Welt ſich ein,
Und ſchwatzen nun mit eitlem Streben
Ihr Selbſt geläufig Andern ein.

Das Objectiv' iſt ſtolze Narrheit,
In ſchulgelehrtem Kram verirrt,
Der ſubjectiv nur wirkt durch Starrheit,
Die allem Geiſt'gen Schranke wird. —

In Euch hinein ſeyd ſachbeſchaulich,
Das iſt's allein, was feſt uns ſtellt;
Und lebt Ihr erſt mit Euch recht traulich,
Begreift Ihr auch die Außenwelt!

Da hat das Objective immer
Mit Subjectivem Friedensbahn,
Und Beides meidet Redeſchimmer,
Der nichts erzeugt als Zwiſt und Wahn.

Liebe.

Nicht rechnet Liebe, iſt ſie Herzgebot,
Doch auch berechnen läßt ſich Liebe nimmer!
All ihre Gaben wünſcht ſie ſehnlichſt immer,
Doch kann auch Alles opfern ſie, iſt's noth, —
Und nicht vollauf im Ird'ſchen zu erklären,
Muß ſie und wird als Ew'ges ſich bewähren.

Die Selbſtlauter.

A. E. J. O. U.

Suche nicht im Erdenwallen
Nur die Sinne zu erlaben;
Im Genußdrang ſtrömen Wellen
Mit Gewitterſturm zum Leben,
Und nur Knecht von deinem Willen,
Wirſt du nichts als Sünd'ges lieben,
Dann bei immer frech'rem Wollen
Immer frech're That nur loben,
Bis du nach der Tummelwuth
Untergeh'ſt in Qualenfluth!

Beinah ein Wunſch.

Erleichtert mir wär' oft Beſchwerde,
Wenn ich nicht leſen könnte,
Und frei geſagt, ich gönnte,
Solch Glück mir manchmal auf der Erde:
Denn was in jüngſter Zeit ich las,
Macht Recht oft ſo zu Lug und Spaß,
Daß bahnlos ich faſt werde
Im Leben ohne Ziel und Maaß —
Durch unſre Klüglingsherde.

Empfinden.

Alltiefſtes Weh
Mein Herz erfaßt,
Wenn oft ich ſeh'
In Unheilslaſt
Und Druckesenge
Die Menſchenmenge,
Dann Sündmacht glänzt
Umbuhlt, bekränzt
Bei Glanzgepränge
Und Schreigedränge! —
Doch innen dann
Spricht's hell mich an:
Blick' auf! — ob Frevel brüſtet ſich,
Die Strafe naht: Gott rüſtet ſich!

Herbſtlied.

Kalter Winde Schauerwehen
Singt die müde Erd' in Ruh'
Und es ſchließt, wie heiß wir flehen,
Herbſt den Farbenblick ihr zu;
Was erblühte, muß vergehen! —
Und vergehen wirſt auch Du! —

Doch, wie von verſorgten Kindern
Scheidet tröſtend die Natur,
Denn der Zukunft Grauen mindern
Voller Scheunen Segenſpur,
Selbſt die Oede zu umlindern
Winket noch die Traubenflur.

Gruftgedanken zu verſchweben,
Keltert raſch den goldnen Wein,
Das gepreßte Herz zu heben,
Ladet auch die Armuth ein;
Denn wahrhaftes Glück im Leben
Gibt das Wohlthun uns allein!

In die Seele zu ſchreiben.

Entſagen iſt ein tapf'res Wort,
Es jaget Sturm des Leid's dir fort! —
Entſagen iſt ein edles Recht,
Es prägt dein inn'res Kämpfen echt,
Im heil'gen Bunde mit Entſagen
Dich ſiegend himmelan zu tragen.

Heilſchutz.

Stürme ſind Draußen nie ſtill! —
Ruhig und klar ſey dein Innen,
Umſicht nah' jedem Beginnen:
Stürm' es nun Draußen wie's will.

Offen dem Freund und dem Feind
Gradaus enthüllt deine Meinung,
Das hält mit dir dich in Einung,
Die auch mit Muth dich vereint.

Fried' und Genügen im Haus,
Rüſtig im Kopf und im Herzen,
Dann geh'n dir himmliſche Kerzen
Niemals im Lebenslicht aus.

Stürm' es nun draußen wie's will! —
Haſt du dich ſelber nur Innen,
Wirſt du dem Draußen entrinnen:
Stürme ſind dann für dich ſtill.

F. W. Gubitz.

*

Ankündigungen.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Die öffentlichen Anmahnungen und Anfragen beantworten wir jetzt damit, daß noch im Jahre 1867 erſcheinen wird der erſte Band der

„Erlebniſſe
von
F. W. Gubitz"

und bemerken, daß bei uns von ihm erſchienen ſind:

Gedichte.
Zwei Bändchen.

Neulich für ſeine Enkel, und auf Anforderung nun für alle Familien:

Feſtesgabe für Kindesjahre.

Erzählungen.

„Wirklichkeit und Phantaſie."
„Märchen und Schwänke."
„Des Nachbars Roſentage."
„Gelobtes Land der Kalender-Bilder."

Freimüthiger Humor.

„Lachender Ernſt und Stacheln der Laune."

Schauſpiele.

Die Ehrenſchuld.
Allen iſt geholfen.
Hans Sachs und Dürer.
Das Urtheil.
Schickſalskämpfe.
Die Talentprobe.
Czaar Peter und der Glaſer.
Die ſelige Frau.
Herz und Weltehre.
Die neue Schauſpieler-Truppe.
Der Kaiſer und die Müllerin.
Verſchiedene Wege.
Der luſtige Rath.
Gewagt und verzagt.
Keck und verwegen.
Winkelränke.
Karl der Große daheim.
Kräftige Mittel.
Guſtav Adolph an der Oder.
Sophie Detzloff.
Bei Leipzig.
Sappho.
Die Abgeordneten auf der Bühne.
Der Brautkranz.

(Im „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele".)

Die von ihm herausgegebenen Zeitſchriften „Geſellſchafter" und „Volks-Geſellſchafter" ſind vergriffen, und von den dreiunddreißig Jahrgängen des „Volks-Kalender" iſt nur noch Weniges vorhanden.

„Nordstern.“

Lebens-Verſicherungs-Actien-Geſellſchaft

zu Berlin.

Grund-Capital:

Thlr. 1,250,000.

Verwaltungs-Rath:

Vorsitzender:

von Dechend.

Präsident des Königl. Haupt-Bank-Directoriums.

Stellvertreter des Vorſitzenden:

F. Mendelssohn. In Firma: **Mendelssohn & Co.**
G. Bleichroeder. Geheimer Commerzien-Rath.
Freiherr Ed. von der Heydt.
F. W. Krause. Geheimer Commerzien-Rath.
Director **L. F. Meisnitzer.**
Consul **G. Müller.**
M. Plaut. Commerzien-Rath.
von Salviati. Geheimer Regierungs-Rath.

Die Gesellschaft schliesst Versicherungen auf den Todesfall, incl. Begräbnissgeld-Versicherungen von 50 Thlr. an, und auf den Lebensfall als: Aussteuer- und Renten-Versicherungen aller Art zu festen und billigen **Prämien, zu denen ein Nachschuss unter keiner Bedingung gefordert werden kann.**

Auch fertigt dieselbe Policen aus, bei denen die entrichteten Prämien niemals verloren gehen, selbst wenn die Prämienzahlung aus irgend einem Grunde aufhört.

Bewerbungen um Agenturen in den Städten und auf dem Lande, wo die Gesellschaft noch nicht, oder nicht genügend vertreten ist, sind an die

Direction in Berlin, Jäger-Straße 52

zu richten.

Erklärende Bekanntmachung.

Den oftmaligen Anfragen über

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender“,

und noch von vielem anderen Bildwerk, in der Zahl ſchon über 3000, hier erweiterte Antwort mit der Bitte um gefällige Beachtung.

Dies Bildwerk wird vielfach in und außerhalb Deutſchland benutzt zu neuen Unternehmungen in Bezug auf Volksbücher, und die Abgüſſe von dieſen Holzſchnitt-Platten ſind von uns zu beziehen: die Octav-Größe 4 Thlr., Halb-Octav 2 Thlr., kleinere bis zu ½ Thlr. herab. — Auch kann die „Sammlung von Verzierungen ꝛc. ꝛc. für die Buchdruckpreſſe (acht Hefte mit 2532 Bild-Gegenſtänden)“ durch freie Einſendung von Drei Thlr. erlangt werden.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Zur gefälligen Beachtung.

Bei uns ſind unter anderen auch folgende Werke in neuen Auflagen erſchienen:

Andreſſe, Dr. **Hausbuch für Frauen. Enthaltend alles Wirthſchaftliche** in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holzverbrauch, Behandlung der Wäſche u. ſ. w. Mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. 1⅓ Thlr.

= = Der praktiſche Hausarzt. In drei Abtheil. 1⅙ Thlr.

Becker, Fr. Geſchichte Friedrich des Großen. Ein Volksbuch. Mit dem Standbild Friedrichs und elf andern Darſtellungen. 12½ Sgr.

= = Neues Schatzkäſtlein der Jugend. Mit zehn Abbildungen. 15 Sgr.

Bertram, Fr., Fleiß bringt's weiter als Gewinnſucht. Jugend- und Volksbuch. Mit Holzſchnitten. 15 Sgr.

= = Lehre und Erholung. Bilder des Lebens, geſammelt für die wißbegierige Jugend. 22½ Sgr.

= = Was ſoll ich aus meinem Sohne, was ſoll ich aus meiner Tochter machen? Andeutungen für Eltern und Erzieher. 5 Sgr.

Brentano, Clemens, Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl. 10 Sgr.

= = Die mehreren Wehmüller. 10 Sgr.

Ellrich, Aug., Die Ungarn wie ſie ſind. 1¼ Thlr.

Elsholtz, Fr. v., Politiſche Novellen. 1 Thlr.

Goethe, In Briefen und Geſprächen. Supplement zu den Werken des Dichters. 1¼ Thlr.

Großmann, Julie v., Aus Vorzeit und Neuzeit. Sechs Erzählungen. 1½ Thlr.

Grenz, R., Der Weltprieſter und Förſter's Lieschen. Zeit-Roman aus voller Wahrheit. 1⅓ Thlr.

Gubitz, Anton, Der Menſch und die Schönheit. Neue Grundlegung der Wiſſenſchaft vom Schönen und der Kunſt. 15 Sgr.

= = Am Himmel und auf der Erde. Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen. 1½ Thlr.

Hagen, F. H. v. d., Das Nibelungenlied in der alten vollendeten Geſtalt. (Urſprache.) Mit Holzſchnitten. 1⅓ Thlr.

= = Schlußgeſang des Nibelungenliedes in der alten Geſtalt. (Urſprache.) Mit Holzſchnitten. 15 Sgr.

Heros, Dr. Ludwig. Im Felde und Walde. Wiſſenſchaftliches Volksbuch der Gewächſe des Feldes und Waldes. Mit ſechszig Holzſchnitten. 15 Sgr.

Jacobi, Otto, König Erich von Schweden. Trauerſpiel in fünf Akten. 15 Sgr.

Koch, R., Drei gefährliche Tage. — Das blinde Kind. — Zwei Volkserzählungen für Alt und Jung. 7½ Sgr.

Kühn, Aug., Aus der Mährchenwelt. Für die Jugend. 7½ Sgr.

Leßmann, Dan., Luiſe von Halling. Zwei Bände. 2½ Thlr.

= = Die Heidenmühle. Zwei Theile. 3 Thlr.

Maltitz, A. v., Drei Fähnlein Sinngedichte. 25 Sgr.

Möller, A. v., Das Gewiſſen. Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Mit acht Holzſchnitten. 10 Sgr.

= = Das nette Jugendbüchlein. Kindes-Betrachtungen. Mit achtzehn Bildchen. 7½ Sgr.

Oſten, Mary, Alles in Liebe. Der reiferen Jugend gewidmet. 7½ Sgr.

Raupach, E., Die Auferweckung des Lazarus. Volkserzählung. Mit Holzſchnitten in Buntdruck. 15 Sgr.

Rienitz, C., Thätig und genügſam. Zwei Erzählungen für die Jugend. 7½ Sgr.

Roſenberg, Karl, Geſchichte des Brandenburgiſch-preußiſchen Staates bis zu Friedrich Wilhelm IV. Zwei Bändchen. 1½ Thlr.

Satori, Joh., Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage. 7½ Sgr.

Schiller, In Briefen und Geſprächen. Supplement zu den Werken des Dichters. 1 Thlr.

Schönholz, Fr. v., Handbuch aller Wiſſenſchaften in ihrem Weſen und ihrem Zuſammenhange. 3 Thlr.

Smidt, Heinrich, Altonaer Bilder. 1 Thlr.

Stahl, Dr. H., An und auf dem Meere. Mit achtzehn Holzſchnitten. 3 Sgr.

Varnhagen, v. Enſe, Die Sterner und die Pſittiche. Nov. 15 Sgr.

Voß, J. F., Der Himmel auf Erden. Weihe der Andacht. 15 Sgr.

In der Vereins-Buchhandlung ſind in dieſem Jahre erſchienen:

Charlotte Urſinus

die

Giftmiſcherin.

Gattin des Geheimenrathes Urſinus in Berlin.

Enthüllung ihrer Lebenszüge und Schuld.

Von

C. F. Stephany.

Platzmajor in Glatz während ihrer Gefangenſchaft.

15 Sgr.

Feſtesgabe für Kindesjahre.

In Liedern von

F. W. Gubitz.

5 Sgr.

In zweiter Auflage:

Gelobtes Land der Kalender-Bilder.

Feſtgabe für Familien.

Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe.

10 Sgr.

Des Nachbars Roſentage.

Feſtgabe für Familien.

Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe.

10 Sgr.

Beide auf Lebens-Verhältniſſe bezügliche Erzählungen ſind von

F. W. Gubitz.

C. Schleſinger's Buchdruckerei in Berlin.

Lachender Ernſt
und
Stacheln der Laune.

Geſammelte Blättchen des Humors

von

F. W. Gubitz.

Berlin. 1855.
Vereins-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Brüder, laſſet gut verwalten
Was uns lieh des Himmels Macht,
Der Verwaiſten und der Alten,
Auch der Kranken ſey gedacht;
Fragt nicht: wer's verdient? — ihr Kalten,
Unverdient lebt ihr in Pracht.

Fühlet, wenn die Fluren ſterben,
Unſer Tod dringt auch heran!
Und den Himmel zu ererben
Gilt nur, was das Herz gewann,
Darum laßt uns Dank erwerben,
O wie ſelig ſtirbt ſich's dann.

Avar.

Die tiefſte Rührung ward geweiht
Tull's Predigt von Barmherzigkeit,
Avar bemerkt's und muß geſtehn:
„Heut möcht' er ſelber — betteln gehn!"

Inhalt.

Seite

Eine Dedication, die von Dedicationen ſpricht. (Frei nach verſchiedenen Sprachen.) 1

Der Freiheitbringer Frankreichs. 18

Larven-Spiel. 33

Das Glück der Dummheit. 61

Teufeleien. (Zum Theil aus dem erſten Viertel des jetzigen Jahrhunderts.) 73

- I. Flüchtige Gedanken über den Teufel. 75
- II. Blättlein aus der Hölle. 80
- III. Aufgefangenes Sendſchreiben eines hölliſchen Abgeſandten an den Teufel. 86
- IV. Satan in Nöthen. 93

Neuaufgeſtutzte Mönchsrede am Grabe des Paters Spiridion. 103

Ein Flüchtling aus dem Irrenhauſe. 117

Der Kurzweilige. Encyclopädiſch-belletriſtiſche Zeitſchrift. (1828. Nr. 1 bis 0.) 131

Die Gefahr der Kirche und Nothwendigkeit dieſer Gefahr. (Frei nach dem Engliſchen des Gordon.) 139

Mode und Affenthum. 163

- I. 165
- II. 175
- III. 190

Friedrich Heiter und Peter Düſter. 197

Seite
Plaudereien von Monat und Jahr. 211
I. Offizielles Schreiben an den Monat Februar 1817. 213
II. Gnädiges Antwortſchreiben des Februars 1817. 218
III. Das Jahr 1825 an ſeinen Nachfolger. . . . 223
IV. Proklamation des Jahres 1835. 237
Gluth- und Wuthrede vom Geiſte des Paters Abraham a Santa Clara. 243
Aus dem Gedankenwuſt eines Menſchenfeindes. . . . 259
I. Rathſchläge an Schwachköpfe von Einem Ihresgleichen. 261
II. Sein letzter Freund. 268
III. Gründliche Urſache zur Menſchenfeindlichkeit. . 274
Allerhands-Mappe. 279
Prozeß zwiſchen den Buchſtaben „D" und „T". . 281
Steckbrief. 284
Ja und Nein im Geſpräch. 287
Die Ruhms- und Unſterblichkeits-Gegenſeitigkeits-Geſellſchaft. 291
Staberl als muſikaliſcher Enthuſiaſt. 296
Vater-Unſer eines Wucherers. 302
Apoll und Pegaſus auf dem Berliner Schauſpielhauſe. 304
Todes-Anzeige. 310
Diogenes ſpricht mit einem Ultra. 311
Schutz- und Trutzrede der Zahl Eins. 314
Hirngrillen ohne Obdach. 319
Glaubensbekenntniß eines Offenherzigen. 324

Lachender Ernſt

und

Stacheln der Laune.

Von Launen-Spielen ſeit faſt funfzig Jahren
Iſt ein geringes Maaſs nur hier vereint,
Und glaubend, daſs ſie heit'ren Reiz noch wahren,
Bin ich zufrieden, wird's nicht ganz verneint.

Nicht wähn' ich, Unvergängliches zu geben,
Mich hab' ich in Erinnerung erfriſcht
Und murre nicht, wenn dieſer Blätter Leben,
So wie mein eig'nes Daſeyn, bald erliſcht.

Im Juni 1855. Gtz.

Eine Dedication,

die von

Dedicationen ſpricht.

(Frei nach verſchiedenen Sprachen.)

Will man an ſchlechtem Buch doch profitiren,
So thut man's einem Cröſus dediciren;
Ein Demantringlein wird dann mürriſch wohl beſcheert,
Nicht daß den Autor man, nein, nur den Geber ehrt.
Alter Spruch.

Hochgeborner — Hochge- und verbietender,
Inſonders hochgeſchätzter ſehr reicher Herr!

Der Ehre, Sie zu kennen, habe ich mich nicht zu rühmen, eben ſo wenig des Glücks, von Ihnen gekannt zu ſeyn; wohl aber find' ich ein Vergnügen daran, daß dem ſo iſt, denn nun kann ich um ſo eher ohne Rückhalt mit Ihnen ſprechen und unſere Bekanntſchaft damit anfangen, daß ich Sie zu meinem Gönner und Wohlthäter erwähle. Befremdend wird dies Ihnen nicht ſeyn, denn ich habe eine unendliche Zahl von Vorgängern, nach denen ich mich bilde, und ich hoffe, gleich dieſen bald Zeitungs-Anzeigen verbreiten zu können, welche von Brillantringen, goldenen Doſen und goldenen Münzen ſprechen, die mir geſchenkt worden ſind. Was übrigens den Dedications-Steckbrief über Dero Perſon betrifft, ſo ſind Schriftſteller unſeres Zeichens geſcheidt genug, daß wir, um ein zwanzigſeitiges Lob in alle Welt zu ſchicken, von Jemand nur zu wiſſen brauchen: er ſey reich. Die Nebentugenden, als etwa: Weisheit, Gerechtigkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, ſchließen ſich dann von ſelbſt an; wir finden auch alle Lobſprüche, die wir dieſen Eigenſchaften ertheilen, ſogleich beſtätigt, wenn wir — die Freigebigkeit nicht vermiſſen, und je leerer wir unſere Magen, je voller an Tugenden finden wir unſere Gönner. Daher läßt ſich auch von der Länge einer Dedication auf die Länge der Zeit ſchließen, in welcher der Verfaſſer hungerte; je mehr ſchimmernde Worte er ausgiebt, je mehr müſſen die Gönner, nach ſeinen Erkundigungen, Geld einnehmen, und es läßt ſich darauf wetten, daß auf jede preiswürdige Eigenſchaft, die er entdeckt, wenigſtens dreitauſend Thaler an jährlicher Einnahme kommen, die der Gefeierte haben muß. Daraus ergiebt ſich: daß die Einkünfte eines Mannes, den wir groß nennen, ſich aus den Büchern, die ihm dedicirt ſind, faſt eben ſo ſicher beſtimmen laſſen als aus den Büchern, die ſeine Verwalter zu führen haben.

Alſo die Einkünfte einer hohen Perſon laſſen ſich nach den Dedicationen beſtimmen; ſehr verrechnen würde man ſich aber, wenn man danach auch ihren Charakter und Geiſt beurtheilen wollte. Dedications-Schriftſteller ſind eine Art von Kleidermachern für die Seelen reicher, verſteht ſich auch freigebiger Leute, und ſie haben immer dieſelbe Mode, denſelben Schnitt: die Kleider müſſen

Winterlied.

Mit des Schnees Grabgewanden
Iſt die Flur umſchmiegt,
Von des Eiſes harten Banden
Schöpfung überſiegt;
Sonnenkraft erliegt!

Alle Ströme ſind gehalten,
Stürme feſſellos,
Eingezwängt iſt Menſchenwalten
In der Hütten Schooß;
Geiſt nur frey und groß!

Sey das Leben rings verſchloſſen
Ihm iſt's aufgethan,
Er begründet, blitzumfloſſen,
Ueber Gruft und Wahn
Sternenvolle Bahn!

Menſchen, flieht das Schnellverweſen
Bachanalenluſt!
Aus Jahrtauſenden erleſen
Zaubert, gottbewußt,
Weisheit in die Bruſt?

nämlich allzeit glänzend erſcheinen und niemals genau paſſen. Je verbreiteter das Gewand iſt, je beſſer, und Licht muß man ſchaffen von allen Seiten, damit ja nirgends ſcharfe Umriſſe entdeckt werden können; ſolch ein unbegrenztes Bild verſchwimmt dann ſo mit Himmel und Erde, daß man zur Beſchreibung die Gleichniſſe aus dieſer und jener Welt immer bei der Hand hat. — Uebrigens muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, um allen hohen Perſonen Glück zu wünſchen zu dem Vortheil, daß ſie in der Regel von ſolchen Leuten geſchildert werden, die ſie entweder gar nicht kennen oder ſich keineswegs unterſtehen dürfen, ſie zu kennen; ſonſt würden verſchiedentliche Durchlauchten, Excellenzen und Gnaden, wegen mancherlei Erinnerungen, in ihren Antlitzen mit verlegenen Mienen und trotz aller Abhärtung mit Farben der Scham ſpielen müſſen. Beſonders aber iſt es ein wahrer Fund, daß die Schriftſteller immer noch einen größeren Mangel an Nahrungsmitteln, als hohe Perſonen an Verdienſten haben.

Es giebt Schriftſteller, welche eine Dedication für nöthig erachten ſchon hinſichtlich der *Abhängigkeit* von einem Günſtling des Hofes oder von Dampfgebilden des Ehrgeizes; *der* Meinung hab' ich entſagt. Ich bin unabhängig von irdiſchen Sternen und Gallaröcken, wie dies mein heiteres Geſicht und mein unſträfliches Leben beweiſen. Die Welt iſt aber eine gar verſchrobene und die Leſewelt die verſchrobenſte. Da ich keinen Autor kenne, der, im Weihrauch ſeiner Zeit thronend, einem armen neuen Muſen-Anbeter nur ein Almoſen von Vorrede mitgeben darf, damit ihn die Leſer gläubigſt begrüßen und die Kritiker ihn huldvoll nach dem Parnaß gängeln, ſo fiel mir ein: es bedürfe nur eines vornehmen Namens auf dem Titel und die Leute bekämen doch wohl einen anſteckenden Fieberſchauer von Ehrfurcht. Sie könnten ja meinen: ich hätte wirklich einen ſo erhabenen Gönner, und da wäre ich durch; denn nächſt der Achtung für ihr eingelerntes Urtheil zeigen Viele noch die meiſte Blinddienerei vor dem geerbten Anſehen. Früher wollt' ich gar, um die Anſpielungen auf hohe Gönnerſchaft noch weiter zu treiben, meinem Werke den Titel geben: „Gedanken eines Mannes von Stande“; dagegen widerſetzte ſich mein Verleger. Er ſagte: das Volksweſen kenne er beſſer; das meinte: Männer von Stande hätten keine weiteren Gedanken als die an eine neue Auflage, und dabei würde ihm ſeine gedruckte Auflage von jenen Gedanken ſo liegen bleiben, als hätte er ſie an Ketten gelegt. „Wollen Sie“ — ſo ſchrieb er mir endlich — „auf dieſen Titel beſtehen, ſo erbitte ich mir die drei Thaler zurück, die ich Ihnen an Honorar voraus bezahlt habe; denn jener Titel kommt den Leuten gewiß ſo unanlockend und unwahrſcheinlich vor, als wenn ein wettrennender und geiſterklopfender Tiſch ſeine Beobachtungen unter dem Titel: „Verſuche über die Vernunft“ herausgeben wollte. Ich empfehle Ihnen dagegen den Titel: „Schreiben an einen großen Mann“, denn da wähnt die Menge: es habe Einer für Alle dem Herzen Luſt gemacht, und ſolch ein Buch kann Papiermangel bewirken.“ — Dieſem Rath will ich denn auch folgen, nur aber mehrere Schreiben an mehrere große Männer drucken laſſen, und dieſes iſt eins davon.

Abhängigkeit — dabei riß ich den Faden ab — iſt kein günſtiger Grund zum Dediciren, ich wiederhole es; denn da wird das als Tribut betrachtet, wofür wir Tribut erwarten. Höchſtens zahlt man mit Verſprechungen, aber dieſe will kein Menſch für etwas erkennen; denn leider iſt unſerer jetzigen Welt der Name und die Ehre eines großen Mannes oft ſo wenig werth als ihm ſelbſt.

Ein Schriftſteller muß durchaus einen ihm völlig unbekannten großen Mann zum Gönner wählen, ihn kann er ſeinen Zweck deutlich merken laſſen, indem er, poetiſch verhüllt, ſagt: Eine Dedication iſt ein Wechſelbrief, den ein ſinnreicher Schriftſteller auf einen geldreichen Mäcen traſſirt und der nach Sicht (und ohne Nachſicht) zu zahlen iſt. Weil aber nicht Jeder gut berechnen kann, ſo habe ich ein Noth- und Hülfs-Formular für meine Herren Collegen entworfen und überlaſſe es denſelben, nach allem nöthigen Lob und Preis jede Dedication alſo zu beſchließen:

„Seine Hochgeboren ſollen, laut obigen Darlegungen, an den Unterzeichneten zahlen:

Für Lieferung reichlicher Gelehrſamkeit, die Sie glaubten mit geerbt zu haben, die man aber allgemein vermißte	10 Dukaten.
Für das Auffinden Ihrer Beredſamkeit, welche ſich in der Flachheit verirrte	10 —
Für ſo viel Gerechtigkeit und Ehre, als dazu gehört, den Mangel von beiden Gegenſtänden zu verdecken	10 —
Für einen Pflichttheil von Muth, der bisher den Verſucher ſcheute	10 —
Für ein Reſtchen Witz und Laune, womit Sie wohl, nach wie vor, haushälteriſch umgehen werden	15 —
Für Verlängerung der pergamenthäutigen Erbehre und größeren Vorrath von Ahnenblut, in Maſſen Ihnen zugetheilt	Gar nichts.
Für verbrauchten Weihrauch, damit man nicht rieche, daß Ihre erlauchten Vorfahren auch modern, gleich gemeinen Menſchenkindern	20 Dukaten.
Für Humanität, die alle Mittel erſchöpfte, indem ſie gar nicht haften wollte	25 —
Für die Großmuth, die ich verlieh und — erwarte	Eine goldene Doſe.
Betrag:	Eine goldene Doſe und 100 Dukaten.

Gar nicht in Rechnung gebracht habe ich eine Quantität Gemeinſinn und eheliche Treue, obwohl ich wußte, daß dieſe beiden Artikel Ihnen nicht minder fehlen als jene, die ich lieferte; ich gedenke aber das Fehlende, welches für einen Brillantring zu haben ſeyn wird, in der nächſten Dedication zu geben und bitte nur um eine ſchnelle Berichtigung des obigen Werths, indem mir Alles ſchon lange fehlte, ehe ich es mit Recht zu fordern hatte. Sie können übrigens verſichert ſeyn, daß ſich zu den Waaren noch viele gleichbedürftige Käufer unter den Standesperſonen gemeldet haben; ich überließ ſie aber Ihnen, weil der Bedarf für Sie am augenſcheinlichſten, auch Ihr Vermögen das größeſte war. Indem ich die Berichtigung meiner Forderung von Ihrer allbekannten Güte — kommt auch in nächſter Dedication in Rechnung — in größter Eile erwarte, erſterbe ich als

Ew. Hochgeboren dienſtwilligſter
Goldlieb Vocativus."

Sie ſehen aus dieſem Formular genau, wie Sie mit mir umgehen ſollen, und ich komme nun zu dem Bilde, welches ich, für obenbemerkte Gebühren, von Ihnen entwerfe. Es ziemt ſich, daß ich von dem Alter Ihres berühmten Geſchlechts anfange, und ich ſchreite zu meinem großen Werke.

Es iſt, mein werthvollſter und erhabenſter Gönner, weltbekannt, daß Sie von Nimrod, dem gewaltigen Jäger, der auch das erſte Reich auf Erden ſtiftete, abſtammen. Er würde Ihnen und allen Helden gewiß ein noch vollkommneres Vorbild ſeyn, wenn es nicht zu ſeiner Zeit an Menſchen gemangelt, und er ſich deshalb mit dem Tödten des Viehes hätte begnügen müſſen. Eine zahlloſe Reihe von großen Männern aller Art ziert Ihren Stammbaum, und die Ehrenſtellen, welche ſich Ihre Vorfahren erwarben im Laufe der Jahrhunderte, beſitzen Sie. Ohne Zweifel würden Sie dieſelben vermehren können, aber es iſt ein ſchlagender Beweis Ihrer allbewunderten Klugheit, daß Sie die Wünſche und Triebe nach eigenem Verdienſt in ſich gar nicht aufkommen laſſen, da ſo etwas der Bequemlichkeit durchaus zuwider iſt. Und was ſollten Sie auch mit dem Ringen nach Tugenden? Was die Erde Ihnen geben kann, haben Sie; nicht nöthig iſt es, daß Sie durch eigenen Werth Ihr Vermögen erhöhen. Die Vollmacht der Tugend iſt ein Loos von einer längſt gezogenen Lotterie, deren Gewinne zwar ſchwerlich ſchon bezahlt, aber ſtets verfallen ſind; der Adelsbrief aber, dieſes ſtaubige Pergamentblatt, iſt unſtreitig ein Blatt am Lebensbaume, ſo lange ein vermoderter Stamm mehr gilt als ein lebendiger Menſch. — Mit aller Ihrer Einſicht erkennen Sie es immer beſtimmter: daß Ihre Altvordern durch Vereinigung vieler Vorzüge Ihnen die Mühe ſparten, irgend einen Vorzug an ſich zu bringen. Die Strahlen von den Thaten

Ihrer Ahnen ſind zwar durch drei oder vier Generationen ſchon ziemlich verblaßt, dennoch reifen Ihnen dadurch noch immer ſegensvolle Erndten; und wären Sie Nichts, wenn Sie ein Ahnherr werden ſollten, ſo kann man eben durch Sie Ihre Anherren von Nimrod ſogar noch bis zu den Göttern hinauf rechnen, indem ſie aus dieſem Nichts ſo viel zu machen wußten, als Sie ſind. Dies, mein verehrungswerther Gönner, ſchwächt im geringſten nicht Ihren Ruhm, im Gegentheil! — denn iſt all Ihre Hoheit nur darauf begründet, daß Viele Ihnen dienen müſſen, ſo darf es der Triumph der Hoheit genannt werden, daß ſelbſt Ihre Altvordern nur deshalb früher geſchaffen waren, um Ihnen dienen zu können. Ja, Ihre Vorfahren haben nur darum für den Familienruhm ganze Nächte gewacht, damit Sie ganze Tage für den Schlaf zu Hülfe nehmen können; und wenn jeder berühmte Nachkomme eines Berühmten als Ausnahme von der Regel zu betrachten iſt, ſo muß die Einnahme vor der Nothwendigkeit eines Ruhmes ſicher ſtellen. Welch ungeheurer Verſtand iſt es nun, daß Dero Vorfahren einſahen: wie es ihrer Jahrhunderte langen Anſtrengung bedürfe, damit Sie, Erhabenſter, heute mit Geiſtesleere in irdiſcher Fülle leben können. Auch der Mangel an jenem Verſtande thut Ihrem Glanze keinen Abbruch, denn daß Ihnen nicht die erworbenen Fähigkeiten mit vererbt ſind, iſt eigentlich nur die Schuld Ihrer Ahnen; außerdem hat es aber die ganze Weltgeſchichte bewährt: es könne Jemand ein ſo großer Mann ſeyn, daß er zu wenig oder gar nichts nutz, wohl aber zu Vielem ſchädlich iſt. Theils aus Vorſicht, theils aus Dankbarkeit müſſen demnach Abkömmlinge großer Männer, um den Ruhm derſelben nicht zu überbieten, ſo viel als möglich gar nichts ſeyn: nur Fleiſch von ihrem Fleiſch und Blut von ihrem Blut, deſſen Verlängerungs-Prozeß in ahnenzählenden Familien bekanntlich die Chemie ſchon jetzt in Allem übertrifft, was ſie jemals leiſten wird.

Unbeſtreitbar iſt es jedoch ein Zeugniß für Ew. Hochgeboren zuthulichen Verſtand: daß Sie niemals von denjenigen Vorfahren ſprechen, die gar zu deutlich nichts getaugt haben; ihr Dageweſenſeyn iſt völlig zu verleugnen, indem die widerwärtige bürgerliche Vernunft ohnehin ſchon der Meinung iſt: es ginge in ſolcher Hinſicht mit einem Herrn von Staube juſt nicht anders wie mit allem Staube ohne von. Freilich wollen tüchtige Philoſophen — das heißt Leute, die gar Vieles im Stande, aber doch nicht von Stande ſind — behaupten: es ſey den Nachkommen offenbar ſchädlich, wenn ſie immer nur die großen Vorfahren erwähnten; ein Zwerg, auf den Schultern eines Rieſen, ſtehe zwar höher, die eigene Kleinheit würde jedoch dadurch nur um ſo auffallender. Aber die Leutchen bleiben bei Ihnen ſchon im Vorderſatz ſtecken, denn Sie ſind kein Zwerg! Wenn Sie auf den Thaten

Ihrer Verfahren ſich erheben, dürfen Sie immer noch als Ausgleichung hinzu ſetzen: daß Keiner ſo viele Ehe-Verſprechungen und Schwüre nicht hielt, Keiner ſo viel im Spiel verlor, Keiner ſolche Summen für Garderobe und Pferde verſchwendete und Keiner ſo lange am Trinktiſche aushalten konnte als Euer Gnaden. Wer ſelbſt Talente in die Wageſchaale zu legen hat, braucht die Vergleichung mit Andern niemals zu ſcheuen!

Nachdem ich Ihrem Geſchlechts-Regiſter und Ihnen, als Glanzfolge deſſelben, die unparteilichſte Würdigung habe widerfahren laſſen, komme ich zu dem Hauptpunkt meiner Dedication, nämlich zu Ihrem Vermögen. — Die Stifter großer Familien ſind meiſtentheils ſo gefällig geweſen, einzuſehen: daß vergangener Heldenruhm ohne bleibendes Eigenthum, Blut ohne Gut für die Erben mehr Laſt als Vortheil ſind; deshalb gaben ſie dieſen Eigenſchaften Ländereien mit und begründeten dadurch einen ſichtbaren Rang. Zwar machen weder Reichthum noch Herkunft an dem eigentlichen Ich eine Veränderung; es kann der Größeſte bei vielem Lande viele Schande haben und bei den vollwichtigſten Papieren immer noch zu den gewichtloſen Lumpen gehören. Aber die Größe hat an ſich das Maaß der Einbildung; ich ſpreche auch nur von der vermeinten, nicht von der wirklichen, und beſonders deshalb ſind Sie mir Dank ſchuldig, weil ich ganz und gar vergeſſe, was wirkliche Größe iſt, um Sie der Welt groß zeigen zu können. Ihre Reichthümer und Ihre Titel bedingen dies; doch ſollten Sie jemals nur die letzteren haben — ja, ich ſelbſt, glaube ich, könnte glauben, daß ich Sie verkannte, wenn ich einſt etwas Rühmliches an Ihnen gefunden, und mir bricht jetzt ſchon der Angſtſchweiß aus, wenn ich daran denke: daß ich die ſaure Arbeit, Ihren Charakter lobwürdig zu ſchildern, an einen Mann ohne Vermögen verſchwendet hätte. Wahrhaftig, es erforderte ſo viel Anſtrengung und einen ſolchen Aufwand von Geiſt, daß ich nicht um weniger, als mein Rechnungsentwurf beſagt, Ihnen die Gelegenheit überlaſſen könnte, mich und die Nachwelt ſich zu verbinden. Dieſen Pfad der Ehre — nämlich mich nach meiner Schätzung zu befriedigen — dürfen Sie niemals verlaſſen: hier iſt die Bahn zu Ihren Verdienſten, und löſen Sie jede Dedication prompt ein, ſo gefährden Sie, daß ich ſelbſt Sie wirklich für ſo edel halte, als Sie, nach eigener Meinung und nach den anmaßlichen Winken, die Sie Andern gegeben, ſcheinen wollen.

Von Ihrem Reichthum komme ich ganz natürlich zu Ihrem Scharfſinn; denn das Sprüchwort ſagt: Klingen im Beutel, giebt Gehirn im Scheitel. — Iſt es ein Erfahrungsſatz, daß ausgezeichneter Verſtand ſelten mit vollen Kiſten zuſammen trifft, ſo muß man es als eine Herſtellung des Gleichgewichts betrachten, wenn bei vollen Kiſten der volle Verſtand ſich ſogleich einfindet.

Wie der Sämann ſeine Habe,
Werfet in die Zeit
Dann der Wahrheit heil'ge Gabe,
Duldet Erdenleid
Für die Ewigkeit!

Droh'n, wenn wir um Recht erglühen,
Tod ſelbſt Tyranney'n,
Neu wird Flur und Leben blühen,
Tod führt himmelein,
Mag es heut drum ſeyn!

Einem ſchenkluſtigen kleinen Fürſten.

Nach allen Ländern ſchick'ſt du Spenden,
So wirſt, wenn ſie nicht baldigſt enden,
Dein Reich in Doſen du verſenden!

Deshalb bleibt es ſonderbar, warum man bei dem Aufſpüren der Seele nicht von dem Grundſatze ausgeht, daß ſie durchaus metalliſchen Stoffes ſeyn müſſe. Sie, mein ſcharfſinnigſter Gönner, haben Ihre einflußvolle Seele ohnfehlbar in der Amſterdamer Bank, unglaublichen Witz in Landgütern und ein edles Herz in Edelſteinen; Sie haben ausgebreitete Fähigkeiten von einigen Meilen im Umfange und ſo geſunde Einſichten in Chatullen und ſicheren Staatspapieren, daß es Ihnen unmöglich nachtheilig ſeyn kann, wenn Sie mir Gelegenheit geben, einen kleinen Theil Ihres Verſtandes in einer goldenen Doſe mit hundert Dukaten zu finden. Ich will damit nicht eben behaupten, daß Sie den Verſtand überflüſſig hätten; aber mir wird der Ihrige nöthig, da mir der letzte Vorrath des eigenen entkommen iſt, ſeit ich meinem Wirth die Miethe und meiner Aufwärterin alles Andere ſchuldig bin, was ich in der letzten Zeit nicht entbehren konnte. Leider muß ich wahrnehmen, daß dieſe Leute an meiner Vernunft zu zweifeln anfangen, ſeit ich zu zahlen aufhörte; Sie aber werden mich nicht ſtecken laſſen in der Verdammniß, bei ſolchem Pack für einen witzloſen Hungerleider zu gelten, ſondern mir und Allen den einleuchtendſten Beweis Ihres eigenen Verſtandes, das heißt den Betrag meiner obigen Rechnung, nicht ſchuldig bleiben.

So wäre denn mit den wohlklingendſten Gründen meinen Leſern, das heißt: ſämmtlichen Völkern, aus Ihrem

Reichthum auch Ihr Verſtand gleichſam verbürgt durch die Sicherheit, mit der ich Ihnen das Höchſte zutraue, was Ihren Verſtand beweiſen wird. Wenn ich aber jezt von Ihrer Beredtſamkeit reden ſoll und davon wenig zu ſagen weiß, ſo kommt dies daher, weil Sie Selbſt noch wenig geſagt haben; dies iſt jedoch weiſes Zögern und zögernde Beſcheidenheit. Ich für mein Theil will, gegen ein Billiges, davon überzeugt ſeyn, daß Sie in der Redekunſt Wunder thun könnten, wenn Sie überhaupt etwas thun wollten. Dieſer Wille, nichts zu wollen, was Andere auszeichnet, iſt aber ein wahrer Wille von Stande, obwohl Sie deshalb Ihr Licht nicht ſo ganz zu verbergen brauchten. Um Ihrem Ruhm Flügel zu geben, dürften Sie wirklich nur in den Stände-Verſammlungen nicht immer Ja ſagen, ſondern, zur beliebigen Abwechſelung, bei zwei Ja's etwa ein Nein anbringen; daneben könnten Sie immer noch beweiſen, daß ſelbſt ſtumme Perſonen in öffentlichen Verſammlungen den Geſchäften im Staate heilſam ſind, indem ſie öfter die Doſe leeren und durch Zupfen an dieſem oder jenem Kleidungsſtück die Handwerker ſchneller in Nahrung ſetzen. Noch mehr Beweiſe Ihrer Klugheit drängen ſich indeſſen hier auf. Da wir täglich bemerken müſſen, daß es viele vortreffliche Redner giebt, die unterrichtend ſind, ohne verſtanden, nachdrücklich, ohne gefühlt, und kühn, ohne beachtet zu werden, und die endlich als Opfer ihres redlichen Willens fallen, ſo preiſe ich es um ſo höher, wenn Sie ſchweigen und durch Reden nicht die Gefahr herbeirufen, Sich völlig durchſchauen und jegliche Lobrede auf Sie ſcheitern zu laſſen. Daß dies nur Klugheit ſeyn kann, muß Jeder zugeſtehen, indem Sie, als Mann von Stande, allzeit erwarten können, daß man auch Ihr albernſtes Geſchwätz ſtundenlang anhören und in Höflichkeit Ihnen niemals eine böſe, höchſtens gar keine Abſicht zutrauen würde.

Ich ſollte nun Ihre Gerechtigkeit, Ihren Muth und Witz, Ihre Laune, Großmuth und Humanität, auch wohl gar Ihre anſehnliche Geſtalt und vornehme Haltung — dieſes herrliche Gehäuſe, welches an ſich ſchon ſo viel bewirkt, daß der Inhalt ganz fehlen darf — ja vielleicht mehr noch rühmen; aber ein merkwürdiges Ereigniß zwingt mich, hier abzubrechen. Die Uhr — nämlich die meines Nachbars, denn ich ſelber habe keine, um Sie bei dem Geſchenk für eine dritte Dedication ſogleich außer Verlegenheit zu wiſſen — verkündet eben die Mittagszeit, und ich habe unermeßlichen Hunger, aber gar kein Geld. Da ich nun aus Gründen bitterer Erfahrung ſchließen kann, daß mein Verleger mir nicht mit einem Groſchen hilft, wenn ich ihm nicht dieſes Papier zum Unterpfand überlaſſe, ſo muß ich Ihren Charakter nothgedrungen halb aus der Hand geben. Dies iſt Ihnen aber gewiß nicht ſchädlich, ſondern nützlich, indem die Welt alle Halbheit liebt, und Sie dürfen verſichert ſeyn, daß ich die andere Hälfte Ihres geprieſenen Ichs nachliefere, ſobald Sie dafür werden geſorgt haben, daß ferner nicht vom Hunger geſtört werde oder gar in ihm erſterbe

Ew. Hochgeboren
unterthäniger Diener
Habacuc Flunker.

Nachſchrift.

Sollte ich etwa meinem Verleger ſchon ſo viel ſchuldig ſeyn, daß er ſelbſt mit Ihrer Charakter-Hälfte ſich noch nicht bezahlt glaubt, ſo werde ich mir erlauben, eine kleine Summe auf Sie anzuweiſen; hinſichtlich der Wiedererſtattung will ich den Verluſt verſchmerzen, welchen ich an den beſchnittenen Dukaten erleiden muß, die Ihr Kammerdiener unter jenes Hundert einſchwärzen wird. Uebrigens bitte ich, in dem, Ihr verdientes Geſchenk begleitenden Dankſagungsſchreiben mir gleich zu melden: wie viel ich dem Ueberbringer, Ihrem Domeſtiken, abgeben muß; denn Leute ſolcher Art machen auf ſolche Gegenſtände entſetzlich handgreifliche Anſprüche.

Habacuc Flunker.

Der
Freiheitbringer Frankreichs.

(Geſchrieben 1808 und damals gedruckt als fliegendes Blatt.)

Der ſtreitſüchtige Ludwig X, König von Frankreich in den Jahren 1314 bis 1316, brauchte Geld. Alles war erſchöpft, ſelbſt die Weisheit der Rathgeber, und wenn auch die Hinrichtung des reichen Miniſters Enguerrand von Marigni für eine richtige Vortheilsberechnung gilt, da ſie deſſen ganzes Vermögen in die Hände des Königs brachte, ſo half dies doch nur kurze Zeit, und der neue Miniſter war noch zu arm, als daß ſeine Hinrichtung aushelfen konnte. In dieſer großen Verlegenheit legte Ludwig einen Handel mit Menſchenrechten an, er verkaufte nämlich den Leibeigenen auf dem Lande ihre Freiheit und betrieb dabei der Menſchheit Glück ſo eifrig, daß er Jeden, der ſeine Freiheit etwas theuer fand, wider ſeinen Willen für frei erklärte und die Bezahlung durch Landreiter beitrieb. Keinen bequemeren Handel kann es geben, als wenn ich dem Eigenthümer ſein natürliches Eigenthum verkaufe. Iſt Einer mit den nöthigen Eigenſchaften und hinlänglicher Macht begabt, einen ſolchen Kaiſerlichen Handel zu unternehmen, und will er die Menſchen, nebenher auch die Geldkaſten frei machen von Allem was — ihm gefällt, dann ſpricht er im Sinne eines ſolchen, nach franzöſiſchem Beiſpiel verfahrenden Freiheitbringers zu den Eigenſinnigen, denen bei der Freiheit die Augen übergehen, etwa ſo:

„Weinet in Gottes Namen, denn ihr ſeyd frei! Das allwaltende Schickſal, dieſes einzige geſchlechtloſe Herrſcherweſen, zu dem keine Connexion den Weg bahnt, hat mir erlaubt, mit euch zu machen, was mir beliebt. So komme ich denn, um euch mit gewaffneter Hand Freiheit zu überbringen; behagt euch dies nicht, ſo müßt ihr nur bedauern, daß ihr nicht die Macht habt, mich frei zu machen, was ich mir — ich geſtehe ungern — gefallen laſſen müßte.

Ihr murret darüber, daß ich euch nicht unentgeltlich frei mache, aber ihr müßt bedenken, daß ich meine liberalen Grundſätze auch nicht umſonſt habe! Nächſtdem ſchätzt der Menſch ſelten, was ohne Koſten zu bekommen iſt, und ihr könnt nun, wenn ihr durch mich zur Freiheit gelangen ſolltet, mit eurem Verluſte zugleich berechnen, wie hoch ihr ſie zu ſchätzen habt. Ferner muß ich euch entgegnen: daß die unſchätzbare Freiheit, zu thun was man will, nur in meinen Händen iſt, ihr alſo nur eine geborgte Freiheit erhalten könnt, wofür ihr natürlich Zinſen bezahlen und es mir nicht übel deuten werdet, wenn ich dieſe ſo hoch ſetze, als es mich gelüſtet, denn ich habe hier — zum Ueberfluß — eure eigenen neuen Geſetze für mich und darf beſonders auf eine gewiſſe Kraftloſigkeit von eurer Seite rechnen, die euch zu ſchlechten Wiederbezahlern macht.

Ja, nähme ich euch Alles, ſo würde Chriſti Spruch: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers und Gotte, was Gottes iſt!“ — meine Rechtfertigung ſeyn. Jeder, der die Macht hat, es zu ſeyn, iſt Kaiſer, ich wäre es alſo und ſomit nimmt Chriſtus zu eurer Habe nur zwei Prätendenten an: Gott und mich. Kein Wort ſpricht er davon, daß ihr etwas *behalten* ſollt; eure irdiſchen Güter gehören alſo mir, eure geiſtigen Gott, wobei ich deſſen Genügſamkeit bewundere, denn von den geiſtigen ſcheint ihr weniger in euch zu haben, als ich euch irdiſche laſſen werde.

Ueberhaupt ziehe ich euer Chriſtenthum gewaltig in Zweifel, da euch die Worte des großen Lehrers: „ſo Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel“, nicht von dem Geſchrei zurückhalten, welches ihr erhebt, wenn ich eine Tuchlieferung ausſchreibe, wobei ihr, ſtatt nach der Schrift noch einmal ſo viel zu geben, — und darüber, denn ein Mantel iſt mehr werth als ein Rock — kaum die Hälfte zugeſtehen wollt.

Ueber dieſe und ähnliche Auflagen führt ihr ſtete Beſchwerde und meint: es käme mir doch nie in den Sinn, eine der vielen Auflagen von Knigge's „Umgang mit Menſchen“ zu fordern. Wohl habe ich, was die neuen Auflagen betrifft, einen wahren Buchhändlerſinn, auch will ich mir, euch zu Gefallen, dereinſt jenes Werkchen requiriren laſſen. **Wenn ich aber bisher noch nicht danach** fragte, ſo ſuchet die Urſache darin, daß ich noch viel ferne Länder frei zu machen gedenke und dabei das Umgehen mit Menſchen zu umgehen ſuchen werde, weil ich ſonſt auf meiner weiten Bahn umgehen möchte. Zu einem großen Zwecke bedarf man großer Mittel, und ſo mögt ihr dem Himmel danken, wenn ich nicht mehr verlange, als ihr habt; denn es will mir zuweilen ſcheinen, als ſey mein Zweck um Vieles größer als meine Mittel, unter welchen ſich doch eure mit befinden.

Trotz alle dem beſitzt ihr noch Mancherlei, wobei ihr, nach **meinem Rathe und zur Sicherheit eures Eigenthums, gegen vorgeſchriebenen Tribut einen Dieb zum Wächter** machen mögt, wie es in vielen Theilen Oſtindiens geſchieht; doch würde ich darauf beſtehen, das Wort Dieb in „Protekteur“ zu verwandeln, wegen der höheren Geſchliffenheit unſrer Sprache.

Seht, wie väterlich ich für euch ſorge, wie oft ich euch befehle, glücklich zu ſeyn: was klagt ihr denn noch! Habe ich euch jemals buchſtäblich die Butter vom Brode genommen, wie unter Andern der Papſt Calixtus III im funfzehnten Jahrhundert den Schweizern, Sachſen und mehreren Völkern that? Könnt ihr ſie nicht eſſen, wenn ihr noch welche habt, ohne eine außergewöhnliche Abgabe? Mein ſpekulatives Gehirn hat allerdings ſich von euch Vortheile zu verſchaffen gewußt durch verſchiedene Rei-

Der Liebſüchtige.

Geht mit allem Erdenglanze,
Gott ſey Dank! ich neide nie
Was der Zufall euch verlieh;
Sehnend leb' ich fort und pflanze
Blüthen zum Erinn'rung-Kranze
Und die ſchönſten reichet Sie!

Bleibt, wenn ihr nach Freuden ſpähet,
Fremden Sonnen zugewandt,
Mir ein ew'ges Frühlingspfand
Iſt die Luft, die Sie umwehet,
Himmel find' ich, wo Sie ſtehet,
Wo Sie ging, gelobtes Land.

Spüret Wallen ſchon im Blute
Schleicht ihr hundert Schritte weit,
Ich verlauſe Sorg und Leid
Auf der Flur mit friſchem Muthe,
Nur, wo neben Ihr ich ruhte,
Fühl' ich ſehnend Müdigkeit.

bungen, weshalb meine Verehrer auf den Gedanken kamen: ich müßte wohl das einſt als Reliquie angebetete Gehirn des heiligen Petrus — einen Bimſtein — im Kopfe haben; aber ſo weit, wie jener Papſt, brachte ich es noch nicht. Ja, meine Güte denkt ſchon an euer Wohl für die Zukunft; denn geſetzt, die Menſchheit würde ſo arm, daß jedes Haus ein Armenhaus wäre, dann brauchte die geplagte Polizei nicht mehr für das Unterbringen der Armen zu ſorgen, und wenn euch nun meine Großmuth täglich mit Knochenſuppe abfütterte, ſo könntet ihr im wahren Sinne und voll Stolz — Convives des Rois — Gäſte der Könige genannt werden, wie dies im Saliſchen Geſetzbuche mit den beſiegten Römern und Galliern geſchah, obgleich dort das Leben eines Franken zu zweihundert, das eines Gaſtes nur zu hundert Sols geſchätzt wird, welches ich ſehr unrecht finde und darum lieber gar kein Menſchenleben ſchätze, um dieſe Parteilichkeit zu vermeiden.

Jeden Wunſch gern erfüllend, ſuche ich auch den oft verbreiteten Ruf eurer Schriftſteller: „Werdet den Vätern gleich!“ — auszuführen, indem ich euch zu armen Leuten mache. Denn im vierzehnten Jahrhundert führten alle Unterthanen eures Adels mit höchſtem Recht dieſen Namen, und gehen wir weiter zurück, ſo wird es klar: daß nur Armuth die Mutter der Freiheit war und iſt, und daß ihr, wenn ihr nur erſt unübertreffbar arm ſeyd, euch ſämmtlich Franken, d. h. freie Leute nennen könnt, mit gleichem Rechte, als dieſe es zur Zeit ihrer Armuth thun konnten. Denn bald darauf, von ihrem erſten Könige Pharamund bis auf meine Zeit, ſind die getauften freien Leute dem Wechſel des Schickſals unterworfen geweſen. Freilich fehlt euch, um euren Vorfahren ganz gleich zu werden, bei der Armuth noch etwas: Kraft! — aber ich denke, iſt das Eine nur da, wird das Andere ſchon folgen; und habt ihr nur erſt dieſe unter euch ſeltene Eigenſchaft, dann werden eure Verſammlungen auch denen der alten Germanen gleich, wo man Waffengetöſe als Zeichen der Freude, allgemeines Gemurmel als das der Mißbilligung hörte, während mir eure heutigen Verſammlungen vorkommen wie euer A-B-C. Neunzehn ſtumme und fünf laute Figuren, wobei noch A, O, I ſich mit dieſen Ausrufungen bloß über das wundern, was etwa E und U ſchwatzen.

Auch die Worte eurer Prieſter und Dichter achte ich und arbeite ihnen nicht entgegen, wenn ſie lehren: Seyd mit Wenigem zufrieden! — und das höchſte Gut iſt Zufriedenheit! — Zu dem Erſteren gebe ich hinlängliche Gelegenheit, und das höchſte Gut zu erwerben erlaube ich euch ebenfalls, denn ich muß es mir wahrhaftig gefallen laſſen, wenn ihr mit Allem zufrieden ſeyd, was ich thue, und zum Ueberfluſſe befreie ich euch noch von einer Sache, die von ſehr gelehrten Männern für das größte Uebel erkannt wurde — von Geld und Gold, ohne mich doch durch dieſe Gottheiten der Erde von meinem Standpunkt entfernen zu laſſen. Denn ob ich gleich manche meiner Collegen kenne, die man an dieſem engliſchen Leitfaden durch alle Irrwege des Lebens führen könnte, ſo darf ich mich in dieſer Zeit der Parallelen kühn mit dem Jupiter vergleichen, den — wie ihr in der Ilias VIII. leſen könnt — die vereinten Kräfte aller Olymp-Bewohner vergeblich mit einer goldenen Kette vom Throne herabzuziehen ſuchen würden.

Indem ich mich quäle, euch auf alle Weiſe frei zu machen, müßt ihr bemerken, daß manche eurer Vorwürfe mich wahrhaft ſchmerzen. Ihr laßt es euch einfallen zu ſagen: Ihr hättet gar keine Freiheit und die, welche ich euch brächte, hättet ihr gar nicht gefordert. An dem Letzteren iſt eure Unkultur ſchuld, denn ihr wißt noch gar nicht, was euch fehlte; den erſten Vorwurf will ich widerlegen. Ihr habt unbedingt die Freiheit, euch einzubilden, ihr thätet freiwillig was ich befehle, was viel iſt, weil Einbildung — nach euren neueſten Philoſophien — das höchſte Glück ſein ſoll; ihr dürft murren, wenn ich es nicht höre, und euch ſatt weinen bei eurer Ohnmacht. Wenn euch an dem Satteſſen auch viel mehr gelegen wäre, ſo ſind dies doch drei Freiheiten von Werth, aber die vierte übertrifft ſie noch; denn die Freiheit, zu ſterben, iſt euch unbenommen, und ſolltet ihr dieſe bedeutungslos finden, ſo gebe ich euch zu bedenken, daß man nicht zu allen Zeiten Herr über ſein Leben war. Im erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt wurde zu Marſeille ein Giftbecher für Lebensüberdrüſſige verwahrt, den Jeder aber erſt erhielt, wenn ſeine Gründe zum Tode einem Senate triftig erſchienen. „Der Senat erlaubt dir zu ſterben!“ — war die Antwort in dieſem Falle; im entgegengeſetzten: „Der Senat befiehlt dir zu leben!“ — Die erſte Sentenz iſt jetzt über Jeden ausgeſprochen; wie die Uebertretung der letzten Entſcheidung beſtraft wurde, bleibt mir etwas dunkel. So ein Senat ließ indeß wohl nicht immer mit ſich ſcherzen, und daher wird es unläugbar, daß ihr euch für meine Güte, die das Sterben ohne weitere Unterſuchung erlaubt, gar ſehr bedanken müßt, da ihr zumal mir als Soldaten am nutzbarſten ſeyn könntet. Denn wer nichts zu verlieren hat als das Leben und dies ſogar gern verlieren will, deſſen Tauglichkeit zum Soldatenſtande iſt handgreiflich, und wenn er ſich ihm zu entziehen ſucht, ſteht er dem eigenen Glücke im Wege. Wer kennt nicht Voltaire's Spruch:

Le premier qui fut roi,
Etait heureux soldat!

Nun kann zwar nicht jeder glückliche Soldat einer großen Armee gekröntes Haupt werden — ich meine nicht im figürlichen Sinne, die Ehre iſt wohlfeil — ſonſt ſäße auf jedem Koſſäthenhofe ein neuer König, aber er hat auf freie Station und bis in Ewigkeit auf eine Menge Sold zu rechnen, den er bei mir ſtehen hat, und ſeine Angehörigen brauchen, wenn er einſt, mit Ruhm bedeckt, fällt, mindeſtens dem Leichen-Commiſſarius die Grabſtätte nicht zu bezahlen.

Euer zweiter Verwurf: daß ich viel verſpräche und wenig hielte, hebt ſich größtentheils durch die Verſchiedenheit und Doppeldeutigkeit unſerer Sprachen, denn glaubt ihr, ich hätte euch, ſo hatt' ich mich, dem Sinne nach aber mir etwas verſprochen, und halten thue ich gewiß Alles — was ich bekomme. Angenommen, es ſey euch verſprechen: Ich will euch frei halten unter meiner Regierung, ſo liegt es wieder in der Doppelſinnigkeit eurer Sprache, wenn ihr darin nicht die höchſte Rechtfertigung meines Thuns findet. Das Wort frei bedeutet auch ungehindert, halten kann man Jemand, daß er ſich nicht zu rühren vermag, ſo heißt dies natürlich: Ich will euch ungehindert feſſeln! Das habt ihr von eurer Sprache und ihr müßt es als Wohlthat erkennen, wenn ich bei dem Einfall in euer Reich gleich den Einfall mitbrachte: ihr möchtet eure Sprache ändern und die meinige annehmen, bei der ich mich bisher ganz wohl befand. Geht es ſo fort, habt ihr ohnehin bald ein unſeliges Mittelding von Sprache, wie etwa die Engländer, als die Normanniſchen Eroberer den Verſuch machten, die engliſche Sprache auszurotten, wobei ich aber zu meinem Schmerz und eurer wahrſcheinlichen Freude bemerken muß, daß es ihnen damit ſchlecht gelang, denn die Landesſprache ſiegte nach langem Kampfe überall.

Nachdem ich nun die Vorwürfe beachtet habe, komme ich zu euren oft gehörten Klagen und Fragen: Warum ich gerade euch die Freiheit bringe und damit nicht ferne Kolonien erfülle, wo ſie vielleicht mehr geſchätzt würde? — warum ich nicht neue Länder entdecke für meine neue Freiheit? — Ich habe die weiſe Bemerkung gemacht, daß man zu Lande nicht über's Meer kommen kann; da ich mich nun vor Seekrankheiten, Seekrieg, Seeraub, Stürmen und beſonders vor dem Scheitern der Schiffe und Plane fürchte, auch noch keinen Triton in meine Dienſte bekommen konnte — oder, wie ihn ältere Dichter nennen, Steuermann und Trompeter des Neptun — der mir durch Blaſen auf ſeiner Muſchel die Meere einſchläferte, ſo mußte ich wohl meine nächſte Umgebung beglücken. Uebrigens iſt Freiheit nichts weniger als eine Kolonialwaare, und noch vermochte ſie nirgends eine Kolonie zu gründen; denn nichts iſt wohl freier als die Freiheit, und wer ſie zu bannen gezwungen iſt, dem entweicht ſie gewiſſer. Dennoch möchte ich, um eine Univerſal-Monarchie zu gründen, zu welcher die unentdeckten Länder doch auch gehören, meine unbeſiegbare Freiheit mit der Höflichkeit des Columbus und beſonders der des Cortez und Pizarro gegen Gold zu vertauſchen ſuchen, wenn ich nur wüßte, wo es noch goldbelaſtete Montezuma's und Atahualpa's gäbe. Ich würde ſie nicht, wie Pizarro den Letzteren, hängen laſſen, ſondern mit echter Humanität wieder einſetzen in ihre Länder, weil ſie ja Reichthümer verborgen haben könnten, die ſie mir, bei dem Verborgen meiner Gnade, einſt verleihen müßten, und zwar bewogen vom Fauſtrecht, welches man jetzt ganz irrig ein Schandrecht nennt und ihm durch das Landrecht entgegen zu arbeiten ſucht. Aber ich ſage dennoch: Die Geſchichte kann's euch bewähren: mit zwei Fäuſten wird man ſich ernähren, mit hunderttauſenden kommt man zu Ehren, kann ſeine Güter vermehren, die Menſchheit plagen und ſcheeren, das Ungerechte begehren, Alles aufzehren, die ſchweren Kiſten und Kaſten leeren; mag ſich Vernunft wehren, die Macht wird ſich nie daran kehren, ſondern die Jammernden belehren: Lernet entbehren!

Auch ihr möget dies thun und bedenken, daß ihr nicht allein Freiheiten haben könnt, mir vielmehr auch etwas gönnen müßt, und wenn ich bei dieſem „vielmehr“ Manches thue, was jedem Moniteur zu vertheidigen nicht ſonderlich gelingt, wenn ich der in mein Wappen aufgenommenen Biene gleich bin, die ungefährdet den Honig ſaugt ſelbſt aus dem Bilde der Unſchuld, der Lilie, ſo werdet ihr echt chriſtlich — als erſten Schritt zur Bekehrung — Sachen, für die der ſogenannte ſpaniſche Mantel gehört, mit dem der Liebe zudecken, wenn man beſonders mit zuvorkommender Güte den Sachen immer ſchon ein Mäntelchen umgab. Wie vorzüglich ihr dies könnt, beweiſen eure von edeln Grundſätzen ſtrotzenden Räuber- und Banditen-Geſchichten, die Alles ergreifen, wie die Helden ſelbſt, auch ſo hinreißen, daß der Empfindſame in Thränen zerfließen muß, wenn der Dreibeinige ſchneller naht, als ſo ein Eroberer-Lehrling vermuthete, und Jeder endlich ſelbſt gern ein ſolcher Dulder werden möchte, wenn nur die Regierungen mehr den Zeitgeiſt begriffen und von echter Romantik beſeelt wären. Dann würden ſie euren hohen Entſchlüſſen die Ausſicht nicht verderben durch Staubbeſen, Strick, Galgen und Rad, ſondern ſtatt dieſer Werkzeuge, die euch um's Erdreich und in's Himmel- oder Höllenreich ſchnellen, Scepter, Orden, Thron, Kronen und Medaillen im Hintergrunde zeigen; aber ſo, da ihr zwar am, aber nur ungern im Freien hängt, und euch dennoch der Same zur Freiheit: Kraft mangelt, ſo werdet ihr euch nach einer Ausgleichung umſehen müſſen, und dieſe heißt: Duldung! Duldet alſo, wie ich euch befehle, es iſt ja Tugend, frei zu ſeyn von — Unduldſamkeit; es iſt fromme Weisheit, wenn ihr das Erdreich mir überlaßt, euch aber das Himmelreich bleibt, ich und Gott alſo zu euch ſagen können: Ihr habt im Dulden euch ſelbſt und alle Erwartung übertroffen!

Larven-Spiel.

Im Jahre 1810 erſchien in Leipzig (bei Wilhelm Rein) ein Journal mit dem Titel „Fackeln", das mehrere Beiträge von mir enthielt, unter Anderem auch dies phantaſtiſche Zeit-Gemälde. Die franzöſiſchen Machthaber fanden ſich bewogen, Alles, was ſie von dem Journal bei dem Verleger fanden, wegzunehmen, und es wurde in Erfurt den Flammen übergeben. Bei einer neulichen Durchſicht alter Mappen fiel mir der ſchon 1808 entſtandene Entwurf zu dem „Larven-Spiel" in die Hände, und ich beſchloß die Mittheilung deſſelben. Wenn es mitunter etwas übermüthig und keck gefunden werden ſollte, möge man gefälligſt daran denken: es iſt von Einem geſchrieben, der damals zweiundzwanzig Jahre alt und voll Jugendgluth der Vaterlandsliebe war. — Die Nothwendigkeit, Namen zu verſchweigen, hat ſich überlebt, ich werde alſo in Anmerkungen Dies oder Jenes näher bezeichnen.

Seyd in Angſt, daß nichts entrinne,
Was euch Stoff zum Schwatzen ſchenkt,
Forſchet, wer die Staaten lenkt
Und die nächſte Schlacht gewinne;
Mir bringt eines nur zum Sinne:
Ob Sie jetzt wohl mein gedenkt?

Quält, im Bücherſtaub verkrochen,
Zur Unſterblichkeit euch fort,
Lehrt und prunkt an jedem Ort;
Ich kann nicht auf Wiſſen pochen,
Doch was Sie zu mir geſprochen,
Weiß ich wahrlich auf ein Wort.

Prüfet, ob, trotz Sturm und Klippen,
Euch die Fahrt nach Reichthum glückt,
Buhlt um Gunſt, und leert gebückt
Eurer Götzen volle Krippen;
Ihr ſeyd arm, wenn Ihrer Lippen
Wunderkuß mich hochentzückt.

Ein furchtbares Wetter überzog den Himmel; immer höher thürmten ſich dunkle Maſſen, des Sturmes Gewalt beugte die Wipfel der Bäume und trieb das entriſſene Laub wirbelnd in die Höhe; ſchon durchzuckte der Blitz die Fernen, näher rollte des Donners Getöſe. Da ſah ich mich um nach dem ſchützenden Dach und gewahrte ein altes Gebäude, auf welches ich haſtig zuſchritt. Durch das verwitterte Thor trat ich in eine weite, wie es ſchien, öde Halle und ſetzte mich auf den Fuß einer Säule. Das Heulen des Windes, das Rauſchen ſtürzender Güſſe wiegte mich in ein Gedankenſpiel, und ich vergaß Alles um mich her. Plötzlich vernahm ich von tiefer und reiner Stimme Geſang und erlauſchte die Worte:

„Undurchdringlich Dunkel deckt
Des Geſchickes Walten,
Und kein Allmachtsruf erweckt
Rettende Geſtalten:
Selbſt der Hoffnung Stab zerbricht,
Doch der Starke wanket nicht!

Mit dem Reich der Phantaſie
Mußt Du dich verbünden,
Ruht — was Wirklichkeit verlieh —
Tief in nächt'gen Schlünden;
Deiner Seele Gram entweicht,
Von der Träume Spiel erreicht."

Noch hallten die Töne, da entwickelten ſich einzelne Geſtalten aus der Dämmerung, und haſtig, doch leiſe, ſchritt ich hinzu. Ein dumpfes Gemurmel, welches allmälig immer lauter durch die Halle drang, ſtieg zu wildem Geſchrei, und deutlich löſ'te ſich der Ruf: Krieg! aus dem in einander toſenden Gewühl. Mitten unter der Menge erhob ſich jetzt ein königlicher Mann und ſprach mit Zügen des Schmerzes im Angeſicht: „Es ſey! ich kämpfe vergebens gegen den Willen ſo Vieler!" Jubel der Umſtehenden folgte ſeiner Rede, und nur Wenige verhüllten düſter ihr Antlitz.

„Geworfen iſt das Loos!" ſprach es neben mir, und ich erblickte einen Greis, der in der Rechten ein Saitenſpiel hielt.

„Seyd Ihr", ſo fragte ich, „der Sänger, der vorhin —"

„Ich bin's!" entgegnete er, „und, wenn Du willſt, Dein Begleiter in dieſem Dir fremden Gewirre!"

Ich dankte für ſein Anerbieten und ſchloß mich ihm an zu einem Gange zwiſchen den Säulen. Ein abenteuerliches Männlein ſprang uns entgegen. — „Willkommen, luſtiger Bruder aus alter Zeit!“ rief mein Führer, „wie kommſt Du hierher und wozu?“

„Um Dienſte zu ſuchen!“ war die Antwort.

„Da kommſt Du wohl zu ſpät; denn wer bedarf eines luſtigen Raths, wenn ſelbſt ernſte Weisheit einen Gehirnſchluß verſpürt!“

„Ich denke, wo kluge Leute nicht mehr zu rathen wiſſen, da gelten die Narren Agio! Wohl weiß ich und habe es oft empfunden, daß, ſeit die Fürſten ſich mit luftigen Räthen umzogen, ſie der luſtigen nicht mehr bedurften, und die Hofnarren ſcheinen entbehrlich, wenn ſich die Umgebung eines Fürſten zum Narrenhof umgeſtaltet. Ihren Gehalt vertheilt der Kanzler, der das Wort „Gleichgewicht“ immer im Munde hat, nur an Menſchen ohne Gehalt und glaubt das Gleichgewicht ſo herzuſtellen. Da ich mich nun nach dem Spruch: daß zwei große Männer und zwei Narren nicht ohne Reibungen neben einander zu leben vermögen, mit dem Kanzler nicht auf den Friedensfuß ſetzen konnte, ſo forderte und erhielt ich meinen Abſchied mit der Erlaubniß, mein bisheriges Koſtüm tragen zu dürfen, was ich benutzte, wie Ihr ſeht. Denn meine Kleidung iſt mir eine ſchöne Erinnerung an die Zeit, wo ein kräftiges Narrenwort mehr galt als das Geſchwätz heutiger Wortnarren, deren wir hier wohl mehrere kennen lernen. Doch ſtill jetzt davon, denn ich bemerke, daß man dort um den Kommandoſtab ſtreitet; es geht zum Kampf, und Jeder will Ruhm erringen. — Wenn nur nicht die Augen der Herren bei der langen Ruhe zu Mikroſkopen ihrer Talente geworden ſind! Dann möchten die friſchen Lorbeeren fehlen, und die alten werden ſo vertrocknen, daß ſie nicht einmal zur Suppe brauchbar ſind, die ſie dem Lande einbrocken. Seht dort den Alten, wie er mühſam das erhaltene Ehrenzeichen davon trägt;*) bliebe doch Der, fern vom militairiſchen Leben, auf ſeinen Kornböden, höhere Getreidepreiſe hoffend; „in denen Stücken“**) hat er etwas gethan! Hier melden ſich Hunderte zum Verpflegungsweſen, welches ſie aber nur an ihrer werthen Perſon in Ausübung bringen wollen. Im Uebrigen denken ſie zu bewirken, daß Jeder ſo geiſtig als möglich, auf gut deutſch: mit leerem Magen, hinüberwalle in die geiſtige Welt, und zwar bloß aus Menſchenliebe — denn mit vollem Magen ſtirbt man ſchlecht! — Bei den Feldkommiſſarien, Feldärzten, Feldpredigern, und wie die Feldherren alle heißen mögen, fällt mir die Frage ein: warum man nicht auch Feldſchriftſteller anſtellt? Es würde doppelten Nutzen haben. Erſtens hätte Mancher, der um Tagelohn den Meßkatalog ſchwängert, ein gewiſſes

---

*) Feldmarſchall v. Möllendorf.

**) Seine Angewöhnungsworte.

Brod; er dürfte mindeſtens ſo lange, bis der ewige Krieg den ewigen Frieden herbeiführte, um den Verleger nicht mehr verlegen ſeyn. Ein einziger Feldzug wäre für ihn ein wahrer Geldzug, beſonders wenn er Gelegenheit hätte, den oft beſprochenen Weltzug nach Indien mitzumachen. Zweitens wären wir der vielen Klagen über unrichtige Erzählungen der Vorfälle überhoben, denn er würde, wenn er auch fern von Treffen und Ausfällen bliebe, die Sache doch etwas mehr in der Nähe ſehen und dadurch die Wahrheit beſſer treffen und der Ausfälle auf ſich überhoben ſeyn!"

„Vor lauter Ein- und Ausfällen", unterbrach der Sänger den Athemholenden, „überſiehſt Du es, daß Alles zum Kampf hinauszog, und daß dort Jemand die Rednerbühne beſteigt, um welche ſchon eine Hörerſchaar verſammelt iſt."

„Ei, zu der wollen wir uns gleich geſellen, denn es iſt der berühmte Redner, den man von den Bergen verſchrieben hat, und der ſo viel empfängt, daß man dafür zehn Narren unterhalten könnte!" *)

Nachdem der Luſtige die Verdienſte des bald Redenden um die Geſchichte auseinander ſetzte, mir ſagte, daß man ihn für einen wahren Vaterlandsfreund halte,

---

*) Johannes v. Müller. Die nachfolgende Rede gehört ihm zum Theil wörtlich.

der vom nahen Kampfe viel hoffte, bei welcher Gelegenheit er mir den Unterſchied zwiſchen einem Hof- und einem Hoffnarren darlegte, ließ ſich der Redner vernehmen.

Wir lauſchten ſeinen Worten, und er ſprach:

„Wenn ein Freund des Staats zum erſten Male öffentlich aufſtachelt in dieſer Verſammlung, wovon könnt' er erglühen, als von der Pflicht: zu vertheidigen und zu befreien das Vaterland! Wohl mir, daß inwohnender Muth und die Gunſt des Schickſals mich berufen hat zu der großen, der ruhmvollen Arbeit. Laßt uns zuerſt ihn auffaſſen, den Geſichtspunkt, wie er iſt, laßt uns dann handeln, wie wir müſſen, damit um ſo beſſer erkennen die ſpäten Enkel, wie ſie ſeyn ſollen! — Der Staat, hat er nicht Alles gethan, um zu erlodern die heilige Flamme der Vaterlandsliebe? Herauskämpfen müſſen wir uns aus der Schlaffheit und uns emporflügeln mit neuer Kraft, damit zerriſſen werde das nahende Ungewitter. In Gefahr ſind wir; aber dieſe muß eintreten, periodiſch, denn es verlernt der Menſch in ruhiger Weichlichkeit, Mann zu ſeyn; ſie gähnte uns nie verhaßter an, darum müſſen wir aufſchmettern alle Gefühle, zuſammenpreſſen jedes Vermögen, um zurückzudonnern den Feind, der ſein Grenzland überſchritt und auch mit uns in bedenkliche Berührungen kam! — Hehrglänzend umwallt uns die Gerechtigkeit, doch darf dieſe waffenlos keine Ermäßigung hoffen von der Uebermacht; es iſt daher erforderlich zur Selbſterhaltung und Gewährung des Rechts: Einheit des Willens! Es iſt eine Nation nicht zu bejammern, deren Heil und Ruhm vom Entſchluß abhängt, denn er, der Gebietende, darf minder zählen auf erſchöpfbare Schätze, auf ſterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung des Volks: daß des Landes Rettung die Sache eines Jeden iſt, der da fühlet für Selbſtſtändigkeit, Freiheit und Recht! Laßt uns daher ſtehen Einer für Alle; es trenne ſich Niemand von dem Bunde — —“

So weit war der berühmte Redner gekommen, als ſich am Ende der Halle ſchreckender Lärm erhob. Aus wildem Geſchrei vernahm man endlich die Worte: „Geſchlagen! Verloren!“ Die wogende Menſchenmaſſe warf ſich auf die Zuhörenden und brachte auch uns in's Gedränge. Leichenblaß ſprang der Redner von der Bühne, „um zu erforſchen die Urſache der Bewegung.“ Da verkündete ein keuchender Bote den Verluſt einer Hauptſchlacht, und unſer begeiſterter Patriot bewies, indem er ſchmeichelnd dem Sieger entgegenging, daß er wohl eher für Alle laufen als für Alle ſtehen konnte.

„Ha“, ſprach der zürnende Sänger, „ſeht da den abtrünnigen Verfechter des Rechts und der Freiheit!“

„Was ſoll er ſich darum bemühen?“ witzelte der luſtige Rath; „Freiheit iſt angeblich engliſche Waare, die darf jetzt bekanntlich nicht herein! Damit indeſſen die ſchöne Rede nicht unvollendet bleibe, will ich ſie, wo möglich in ſeinem Geiſte, zu ſchließen verſuchen. Er unterbrach ſich ſelbſt bei den Worten: es trenne ſich Niemand von dem Bunde, — ich fahre fort:

— „wie auch Er es nicht thun wird, es ſey denn, das Gehalt bliebe aus, oder der Sieger böte Ihm ein bedeutenderes. Denn Er, der Geſchichtſchreiber, lebt nicht allein von der Geſchichte, ſondern von dem, was er erwirbt mit oder in ihr, auch von dem Ruhme, mit welchem er ſich zu umgeben weiß. Und er, der Ruhm, iſt nur herrlich in immerwährender Bewegung wie ein Strom; wenn dieſer ſtill ſteht, wird er Eis oder Sumpf. O, vermöchte ich es, Ihn zu würdigen! Aber darzuſtellen Ihn in der gebührenden Glorie, Ihn zu zeigen ſo, daß alle Lobredner, alle Vertraute ſeines Raths und ſeines Lebens und Alle die Ihn ſahen, den unterthänigen Blick, und Alle, die ſie hörten, die ſchmeichelnden Worte, und Alle die auf Ihn merkten, das Anſchmiegen ſeines Geiſtes erkennen und ſagen: „ſo war Er!“ das erfordert, daß man ſich Ihm gleich ſetze, und dazu habe ich, der luſtige Rath, nicht Luſt!“

Die Nachrede des großen Mannes verſcholl, denn immer ſtärker wurde das Drängen, immer mächtiger die Angſt; da nahte ſich ein Mann mit vielen Ehrenzeichen geſchmückt, *) gebot Schweigen und ſprach: „Tröſtet

---

*) Miniſter v. d. Schulenburg.

Euch, noch haben ſich die ſchlimmen Gerüchte nicht beſtätigt, und die Hofzeitung —"

„Hofft in der Regel zu viel!" redete der Luſtige dazwiſchen.

„Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!" donnerte gebietend, ohne ſich umzuſehen, der Mächtige.

„Frei zu ſprechen das unzerſtörbare Privilegium eines luſtigen Raths!"

„Schweig', Narr!" ſchrie der Erhabene.

„Recht gern, damit ein anderer zu Worte komme. Belieben Sie fortzufahren!"

Doch ein neuer Schreckensbote, der die Gerüchte zu Thatſachen erhob, machte dies unnöthig. Ernſter ward mein Begleiter, der Sänger; des Wehklagens im Volke war kein Ende, und vergebens ſuchte ein junger Philoſoph*) die Richtigkeit menſchlicher Hoffnungen darzuthun und die Wirklichkeit alles Unglücks in Zweifel zu ziehen.

„Was iſt", ſprach er, „iſt nicht, ſobald es nicht ſeyn ſoll!"

Lachend rief der Schellenmann: „Ihr werdet uns doch den ſchönen Glauben an die Wirklichkeit nicht wegraiſonniren?"

Ohne ſich von dem Getöſe ringsum ſtören zu laſſen, docirte der Philoſoph:

---

*) Fichte.

„Den ſchönen Glauben an die Wirklichkeit? Was kann an dem Nichtſeyn deſſen, was im Augenblicke, da ihr es erblickt habt, vor eurem Blicke vergeht, liegen? und wie könnt ihr, wenn ihr bedenkt, was Wirklichkeit iſt, an die Wirklichkeit des in ſich ſelber ſich Vernichtenden glauben oder geglaubt haben? Ueberlaßt euch meiner Philoſophie, ſie kann euch nichts entnehmen und erzielt nur einen richtigen Begriff von der inneren Anſchauung und eine äußere Anſchauung von der Idee, die des Lebens Potenz und des Todes Tendenz bildet. Die Philoſophie würde euch zwar nicht zum Schöpfer begehrter Dinge machen, was weder iſt noch werden kann, weil es in ſich nichts iſt, als die Darſtellung des Nichts in einer Intelligenz, aber ſie würde euch zur ſchaffenden Idee des Abſoluten umbilden. Ihr würdet ſodann niemals an euch ſelber zweifeln, weil das Abſolute allen Zweifel ausſchließt, euch aber, als unmittelbare Wirkung, in unmittelbarer Evidenz darſtellen wird, dagegen ihr jetzt, auf Fließendem ruhend und das Bildniß eures Fluſſes in euch ſelbſt, nie zum Beſtand kommt und an euch ſelber verzweifeln müßt, ſobald ihr merklich zum Zweifel kommen werdet. Allerdings iſt es das anklebende Weſen des Menſchen, daß er nur ſchwärmend, das heißt von Außen umgetrieben, im Vergehenden gehalten und lediglich durch die Unaufhörlichkeit des Aufhörens einen Schein von Exiſtenz findet. Dieſes Schwärmen muß euch aber zur

Nicht die Kronen aller Welten
Für mein Glück genügten mir,
Lieb' allein iſt Lebenszier;
Mag dies euch für Einfalt gelten,
Lachend duld' ich euer Schelten,
Denn ich eile hin zu Ihr.

Philoſophie.

Philoſophie, des Glückes Quell,
Läßt ſchleunig jeden Irrthum ſcheiden,
Und darum eben lehrt ſie ſchnell:
Die neu'ſten Philoſophen meiden!

Philoſophie erledigen. In Gott verſunken werdet ihr den Verluſt äußerer Dinge nicht bemerken, denn Gott erfüllet ganz, was er erfüllet, und in ihm iſt eitel Freude!“

„Und in Euch“, urtheilte der Luſtige, „iſt eitle Freude, wenn Ihr die Welt mit Wortſchwall erfüllen könnt. Ihr Schwärmer ſteigt wie Schwärmer; in luftigen Regionen leuchten ſie, aber fallen ſie zur Erde, fort iſt ihr Licht, wie von euern prunkenden Syſtemen, wenn ſie der Wirklichkeit ſich nähern.“

„Weh' uns“, klagte der Sänger, „dort nähert ſich ein Geiſtesverwandter der neuern Philoſophie, ein Myſtiker und poetiſcher Umherſtreifling!“ *)

„Der kommt wie gerufen!“ tröſtete Jener; „denn eben nahen ſich Herolde, einem Eroberer den Weg zu bahnen durch die gepreßte Menſchenſchaar. Laßt uns zwiſchen die Säulen treten, dort mag uns der Myſtiker die Weihe geben zur Kraft, ihn auszulachen. Höre, Wanderer, wir ſtreiten eben über eine Sache, die Du entſcheiden kannſt: Sag' einmal, was iſt Myſtik?“

„Die Myſtik iſt myſtiſcher als jedes Myſtiſche in der Myſtik, und myſtiſch muß alſo die Erklärung ausfallen! Zu durchſchauen das Weltall, zu verſtehen die Luft- und Wipfelſtimmen der Natur, zu ergründen den feurigen Quell alles Geſchaffenen und zu erfaſſen das

---

*) Zacharias Werner.

Schlangenband des unendlichen Wechſels vermag der Sterbliche nicht. Ein Schleier hält die nie geborene und ewig gebärende Zeit umzogen, und aus dem unbegreiflichen Urſtoff entſprangen die nie begriffenen Kräfte, ſo daß wir verzagen müßten in ewiger Nacht, wenn nicht ein magiſch ehrfurcht-gebietender Schein uns zu gläubigem Gebete und zur Ergebung und Erhebung hinſtreckte.“

„Die Myſtik faßt alſo nur Gegenſtände in ſich, die man nicht begreift?“ forſchte der Luſtige.

„So ließe ſie ſich in Demuth erklären.“

„Nun, das hätteſt Du mit drei Worten ſagen können!“

„Proſaiſche, ſtaubfreſſende Natur!“ zürnte der Myſtiker, der jetzt den neuen Philoſophen erblickte und haſtig auf ihn zuſchritt mit den Worten: „So eben habe ich ein Gedicht vom Meiſter empfangen; er hat endlich unſer Lallen erhört und ein Meiſterwerk in Jakob Böhme's Geiſt hervorgerufen!“

„O weh!“ rief der luſtige Rath, „das wäre eben ſo viel, als wenn Er, der wahrhaft Große, bekannt gemacht hätte, ſeine Unſterblichkeit ſey feil. Doch leſet nur, ich will's verſuchen, ob ich nicht auch etwas hervorrufen kann in meiner Manier.“

Der Myſtiker.

Chriſt iſt erſtanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden!

Der luſtige Rath.

Böhm' iſt erſtanden!
Mitleid dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Ellenmaaß erblichen
Reimer umwanden!

* * *

Mit Speʒereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir ſeine Treuen
Hatten ihn hingelegt.
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach, und wir finden
Chriſt nicht mehr hier!

* * *

Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilſam und übende
Prüfung beſtanden!

Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben
Lebend Erhabene
Herrlich erhoben?
Iſt er in Werdeluſt
Schaffender Freude nah?
Ach! an der Erde Bruſt
Sind wir zum Leide da!
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach! wir beweinen
Meiſter, dein Glück.

* * *

Chriſt iſt erſtanden!
Aus der Verweſung Schooß
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preiſenden,
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wonne verheißenden!
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

* * *

Verſereien,
Wo's nur zu klappen pflegt,
Hat Er den Treuen
Opfernd nun hingelegt!
Worte verbinden
Kann er, das hören wir,
Wollt ihr Eins finden,
Sucht ihn nicht hier!

* * *

Böhm' iſt erſtanden,
Der Kling-Klang Liebende
Hat die betrübende,
Die Geduld übende
Weihe beſtanden!

Steigt die begrabene
Narrheit nach oben?
Hat der Erhabene
Selbſt ſie erhoben?
Ihn befällt Reimeluſt,
Stellt euch dem Meiſter nah!
Hebt dein Gefühl die Bruſt,
Sind doch die Klänge da!
Drängen die Seinen
„Göttlich groß" uns zurück,
Ach! wir beweinen
Nimmer ihr Glück!

* * *

Böhm' iſt erſtanden!
Sitzt in der Jünger Schooß,
Windet die Banden
Des Ruhmes los!
Thätig Ihn preiſenden,
Gar nichts beweiſenden,
Kläglich abſpeiſenden,
Schwerſinnig reiſenden,
Zu viel verheißenden,
Euch iſt das Irr'haus nah',
Euch iſt es da!

„Jetzt ſollt Ihr“, ſprach der Myſtiker, „noch einige Stanzen von mir ſelbſt, nach dem Altſpaniſchen gebildet, hören!“

Doch ihn unterbrach der Luſtige: „Ei was! ſchweigt mit Eurem Spaniſchen! Ihr und Euer ganzer Anhang ſeyd ſpaniſche Reiter, die den Pegaſus zu einem Kunſtpferde abrichten wollten. Gymnaſtiker ſeyd Ihr, ſucht den Kopf oben und ſteht doch auf ihm, dadurch erſcheint Euch Alles aus dem umgekehrten Geſichtspunkte, den Ihr aber gern für den wahren ausgeben möchtet.“

Entrüſtet wollte der myſtiſche Dichter den deutlichen Rath gewaltſam zum Proſelyten machen, da erſchien, während der tiefſten Stille unter dem Volke, ein großer Eroberer in kleiner Geſtalt. *) Von ſeinen Getreuen umgeben, ließ er ſich zu einem Thronſeſſel führen und überblickte nun das Gewimmel. Starr ſaß der Herrſcher und hielt in der Rechten ein Scepter, an den Seiten mit glänzenden Steinen beſetzt, in der Mitte nur ragte eine eiſerne Spitze hervor, die, wahrſcheinlich von vielem Gebrauche, ſchon ſehr gebogen war. Wir drängten uns ſo nahe, als möglich, um zu erlauſchen, was ſich begab.

Mehrere Miſſethäter wurden jetzt herbeigeführt, unter ihnen einer, der ſich jämmerlich geberdete. „Wer biſt Du!“ donnerte der Eroberer ihn an.

---

*) Napoleon.

„Ach! Erhabenſter, der erbärmlichſte Schriftſteller, Herausgeber von einem Flugblatt, welches Deinen Flug zu tadeln ſich erkühnte, der ſich aber zu Deinen Füßen windet und um Barmherzigkeit fleht, ob er gleich weiß, daß er — lange — zu hängen verdient hat!“ *)

„Schreibe fortan für mich, und Dir iſt verziehen!“ war die Antwort.

Da rief in heftiger Extaſe der Begnadigte: „Stern der Welt!“ („Der Leipziger Univerſität **] nur!“ bemerkte der Luſtige.) „Grenzenlos iſt Deine Güte!“ („Wie Deine Habſucht!“ flüſterte Jener.) „Du ließeſt Deinem Knecht Gnade für Recht widerfahren: durch treue Anhänglichkeit wird er ſich Deiner würdig zeigen!“

„Nun wird aus dem Flug- ein Schimpf-Blatt, aber dafür kann es einſt mit Deiner Anhänglichkeit zur Generalprobe kommen!“ rief ihm, Geberden-Sprache hinzufügend, mein launiger Begleiter nach, als er ſeiner angſtvollen Lage ſchon entronnen war.

Jetzt bemerkte der Erhabene den Sänger, der neben mir in düſtern Gedanken ſtand. „Verſuche Dein Saitenſpiel!“ gebot er, „und nimm mich zum Gegenſtande Deides Geſanges!“ Unentſchloſſen zögerte der Sänger; doch als ein neuer Befehl erſcholl, blickte er muthig auf, griff haſtig in die Saiten, trat vor und ſang:

---

*) Lange, ein für jede Partei feiler Schriftſteller, der ſpäter in Berlin ein Schmähblatt: „Der Telegraph“, im Solde der Franzoſen herausgab.

**] Sie ließ ſich herab zu kriechenden Schmeicheleien für Napoleon, die jeden Deutſchen empören mußten.

Hohes Spiel haſt Du begonnen,
Dir gehorcht des Todes Erz!
Kannſt Dich nun in Thaten ſonnen,
Läßt Dich ruh'n der Menſchheit Schmerz:
Länder haſt Du Dir gewonnen,
Aber nicht ein einzig Herz!

Ruhm ſuchſt Du Dir zu erlauſchen,
Alle Kerker ſind ja Dein!
Thränen haſt Du zu vertauſchen,
Schimmer handelſt Du Dir ein,
Der Betrog'nen Flüche rauſchen
In des Hauptes Flitterſchein.

Hörſt Du nie den Fluch erſchallen:
Glaube nicht, es ſey Gewinn!
Sturm bringt Seufzer, die verhallen,
Zu der Allmacht hehrem Sinn;
Thränen, die dem Schmerz entfallen,
Zieh'n im Sonnen-Aether hin!

Auf der Zeiten raſchen Wegen
Wirſt Du Deinem Ende nah'n,
Hell wird's Dir: Du biſt betrogen!
Von des Lebens leerer Bahn

Iſt der Täuſchung Glanz verflogen,
Nackend ſteht der frevle Wahn! —

Bei des Mißtrau'ns ſtetem Wachen
Bleibt die Luft nicht blitzesleer;
Auf des Zufalls ehernem Nachen
Hält ſich auch der Starke ſchwer;
Denn des Unglücks grauſer Rachen
Gähnt aus allen Schlünden her!

Grabesſtille herrſchte ringsum. Unbeweglich ſtand der Sänger, als die Töne längſt verhallt waren; man ſtaunte den Kühnen an und fürchtete für ihn, denn die Geſichtsmuskeln des Beſungenen waren in ſchreckender Bewegung.

„Höre" liſpelte der luſtige Rath, „ich dächte, Du läſſeſt Dein Geſchenk im Stich; Du bekommſt gewiß ein Band, aber nicht eines, was an Dir, ſondern eines, woran Du hängſt!"

Auf den Erfolg harrend, feſt gebannt auf ſelbem Platze, ſchaute der Greis hinauf zum Thronſitze. Der Eroberer, ſich ſelbſt bekämpfend, riß jetzt einem ſeiner Untergebenen eine goldene Kette von der Bruſt und ließ ſie dem Sänger darreichen.

Doch dieſer ſprach: „Schmeicheleien erkauft man, die Wahrheit erhältſt Du umſonſt!" und trat dann unter das Volk, welches ihn jubelnd empfing.

Vielleicht um ſchnell den Eindruck des Geſanges zu ſtören, rief der Eroberer den eben mit Glückwünſchen an den furchtloſen Barden beſchäftigten Luſtigen.

„Was haſt Du zu befehlen, Letzter der Großen!“ war deſſen ſchnelle Frage.

„Daß Du uns gute Laune erzeugeſt durch guten Spaß!“

„Ach! Unüberwindlichſter“, entgegnete der Rath, „mit Dir iſt gar nicht zu ſpaßen; Du nimmſt gleich Alles im Ernſt! Darum gieb mir erſt eine Licenz, daß ich ungehindert Dir vortragen kann, was mir einfällt, ohne daß Du es mir nachtragen willſt!“

„Bewilligt, mein Kanzler ſoll ſie ausfertigen!“

„Ja, das iſt wohl recht ſchön!“ meinte der Luſtige, „aber ich bitte mir noch eine Gnade aus!“

„Sprich!“

„Bezahle den Kanzler erſt, denn er thut auch nichts umſonſt!“

„Bewilligt, mein Schatzmeiſter mag es thun!“

„Nun bin ich zufrieden und erzähle Dir meinen neueſten Traum! — Siehe, es dünkte mich, Du ſäßeſt auf einem Thron in voller Herrlichkeit und riefeſt mit Donnerſtimme:

„Ich bin der Helden Erhabenſter, wer that mehr als ich?“

Die leuchtenden Männer der Weltgeſchichte lagen an den Stufen des Thrones hingebeugt, Dein Uebergewicht anerkennend. Nur Einer hielt ſein Haupt aufrecht und blickte ſtolz nach Dir hin.

„Verwegener!“ war Deine Rede, „Du erkühnſt Dich, mir gleich ſeyn zu wollen!“

„Ich bin größer als Du!“ ward Dir zur Antwort.

„Wer biſt Du?“

„Ich bin Moſes! Mit dieſem Stabe theilte ich das rothe Meer, und die Kinder Iſraels gingen trockenen Fußes hindurch; thu' es mir nach mit dem Kanal, und Du wirſt mir an Größe gleich!“

Kaum hatte der luſtige Rath geendet, da winkte der Sieger, ging hinaus, und Alles, was mit ihm gekommen war, folgte.

„Ach!“ klagte der Traum-Erzähler, „bei Dem finde ich auch kein Unterkommen! Ja, wenn ich den Moſes-Stab hätte, dann wär' es wohl möglich!“

Ein aufwallender Lärm im Volke ward jetzt durch ein neues Schauſpiel unterbrochen. Aus dem Säulengange ſchritt gravitätiſch eine Geſtalt *) nach der Rednerbühne, doch plötzlich hielt ſie an, blickte ſtarr auf die Verſammlung ringsum und ergriff einen der Nebenſtehen-

---

*) Friedrich Buchholz. Bei vielem Geiſt wunderlich in prahleriſchem Selbſtlobe.

den bei der Bruſt, indem ſie haſtig rief: „Haſt Du den „neuen Leviathan“ geleſen?“

Zitternd erwiderte der Ergriffene: „Nein!“ — Zornesröthe überzog das Geſicht des Erſchienenen und mit lauter Stimme ließ er ſich alſo hören: „Und Du, Repräſentant der Stupidität, Du wagſt es, Dich mir unter die Augen zu ſtellen? Du, der Du in der Dummheit untergegangen biſt, der Du nichts weißt von der Univerſal-Monarchie, in welcher ich Univerſal-Miniſter zu werden gedenke! Doch ich will nicht anſtreben gegen die ruhige Beſinnung meines Geiſtes, darum hebe Dich weg und ſtöre ferner nicht die Ausſprüche der höchſten Intelligenz!“

Nach dieſem energiſchen Auftreten wandte er ſich und ſprach: „Ihr, die Ihr auserwählt ſeyd, den Leitſtern des menſchlichen Wiſſens vor Euch zu ſehen, tretet näher! Vernehmt die Grundſäulen, auf welche Alles geſtützt werden muß: Ein Gott, Ein Herrſcher, Eine Intelligenz! Rein ausgeſprochen habe ich die himmliſchen Drei, welche die Symbole der Menſchheit ſeyn müſſen, ſobald ſie aus ſich ſelbſt heraustreten und zum Guten übergehen ſoll! Ihr ſtaunt, Ihr preiſt, Ihr erhebt mich! Wohl Euch, daß Ihr dies thut, denn ſo iſt doch einige Hoffnung noch. Euch — nicht zu mir zu erheben, — dazu habt Ihr zu viel Gemüth! — wohl aber dahin

Bild der Seele.

Bleibſt du mir geſchieden?
Haſt du mir den Frieden
Für ewig geraubt?
Ich hab' im Entſagen,
Im Dulden und Wagen
Ringend,
Schwingend,
An Dich doch geglaubt!

Im blühenden Schweigen,
Im glühenden Steigen,
Erzielt Phantaſie
Nur dich zu umfangen;
Mein ſehnend Verlangen
Bebet,
Schwebet
Und faſſet dich nie!

zu bringen, daß Ihr nicht erblindet bei meines Geiſtes leuchtenden Strahlen! Als ich ihn ſchrieb, ihn, — ich meine den Grundquell aller heutigen Ideen, den „Leviathan“ — da war ich ſchon berühmter als die Weiſen Griechenlands zuſammengenommen; aber jetzt, nachdem ich die Geſammtmaſſe meines wenig behaarten, alſo *geiſtvollen Schädels* von mir geſchleudert habe, o! daß *Campe* ein Wort erfände, deſſen Inhalt einigermaßen ausſpräche, wie ich in der Welt genannt zu ſeyn *verdiene*, obgleich ein erſchöpfender Laut nicht eher erzielt werden kann, bis ich ſelbſt ihn erfinde. Damit Ihr aber augenblicklich das Verdienſt erkennt und meine Individualität nicht etwa *gewinne*, abermals eine Unmöglichkeit! — nein, noch weniger *begriffen* werde als bisher, ſo laſſe ich die „*Lichtſtrahlen*“ meines Kopfes, die „*charakteriſtiſche Gallerie*“ meiner Erfahrungen *ſtempeln*. Zwar haben einige bornirte Leute ſagen wollen, ſolch ein Stempel der Weisheit wäre ein Seitenſtück zu den Zeichen gewiſſer Thiere in den heißeſten Tagen, aber nichts weniger! Ich bin keineswegs gewilligt, mich gegen *Tollheit* zu ſchützen, nachdem ich einigermaßen begriffen habe, daß mein funkelndes Genie gegen jede *irdiſche* Feſſel anſtrebt. Aber habt Ihr mit Euern Maulwurfs-Augen wohl begriffen, was die Hieroglyphen des Stempels bedeuten?

H. P. M.
*Institut.**)

„Hellſehendes Premier-Miniſter-Inſtitut!“

„Nun erſt wißt Ihr es und erkennt abermals meine grenzenloſe Weisheit und Eure endloſe Einfalt, und ſo muß es Euch gehen, bis von meinen unerreichbaren Werken kein Buchſtabe mehr zu finden iſt. Doch jetzt will ich in meine Einſamkeit zurückkehren und dort über „geſellſchaftlichen Zuſtand“ und „arithmetiſche Staatswirthſchaft“ nachdenken. Nachdenken? nein! nur das Talent denkt nach: das Genie ſchreibt, wie es ihm einfällt. Zuvor will ich Euch aber die Urſachen des Unglücks auseinander ſetzen, welches der Zeitgeiſt für unſern Staat herbeiführte!“

„Das wollen wir thun!“ riefen zwei Stimmen zugleich, und bald waren die drei Herren in einen Streit gerathen, weil Jeder ſeine Gründe zuerſt entwickeln wollte. Zwiſchen ſie trat vermittelnd der luſtige Rath.

---

*) Stempel der „Gallerie preußiſcher Charaktere.“ Die Buchſtaben deuten auf die Firma des Verlegers: „Hiſtoriſch-Politiſch-Militairiſches Inſtitut.“

„Meine Herren", bat er, „bedenken Sie doch, daß auf dieſe Weiſe Keiner ſeinen Zweck erreicht; laſſen Sie mich entſcheiden. Wie heißen Sie?" fragte er jetzt einen von der Dreiuneinigkeit."

„Archen." — „Sie?" — „Buch." — „Und Sie?" — „Cologne." *)

„Ei, das iſt ja ein politiſches A-B-C. Sprechen Sie nach dem Alphabet!"

„Was Alphabet!" ſprach der Lichtſtrahlende, „die hergebrachte Ordnung der Buchſtaben gehört zum Feudalweſen, wenn B. klüger iſt als A., ſo muß es nicht heißen A-B-C, ſondern B-A-C!"

Da hier Keiner dem Andern einen gültigen Vorrang zugeſtehen wollte, ſo ſprachen ſie lärmend Alles unter einander, woraus ſich denn zuletzt ergab, daß A. die Urſache der Unfälle einzig im Militairweſen, B. im Mangel an Intelligenz und im Ueberfluß an Gemüth, C. ſie in Allem ſuchte.

„Mit möglichſter Beſcheidenheit", fing jetzt der luſtige Rath an, „bitte ich die Herren um Verzeihung, wenn ich es wage, einige Worte über Ihre Machtſprüche reden zu wollen. Ja, meine Herren, recht haben Sie! Bei einem ſolchen Heere von Fehlern iſt es die unerklärbarſte Erſcheinung, daß die Bewohner des Staats ſich noch für recht leidlich glückliche Leute hielten, und ich muß mich

---

*) v. Archenholz. — Buchholz. — v. Cölln.

mit Ihnen wundern, wie dieſer Staat bisher beſtanden hat, da Sie doch die Unmöglichkeit des Beſtehens darthun, eben ſo gründlich, wie einſt ein Bauer dem höchſten Gerichte bewies, er habe ſchon ſeit zwanzig Jahren nicht mehr leben können!“

„Das haſt Du auf Ehre ſehr klug gemacht!“ rief jetzt ein ſeitab des Heeres zurückkommender Trupp von Soldaten-Führern.

„Ach!“ ſeufzte der luſtige Rath, „auf die Klugheit verſteht Ihr Euch, denn Ihr habt's recht gut behalten, daß ſie lehrt, dem Feinde aus dem Wege zu gehen!“

Verächtlich drehten ihm die Helden, wie ihrem Feinde, den Rücken zu, wandten ſich an den Sänger und bewieſen, daß ſie völlig ſchuldlos wären an der Schickung des Himmels und folgerichtig gehandelt hätten.

„Die Ohnmacht hat zuweilen die Regel, die Kraft aber ſtets den Erfolg für ſich!“ ſprach dieſer und ward durch fernen Geſang unterbrochen.

„Was iſt das?“ fragten die Umſtehenden. „Eine neue Schlacht iſt geliefert, und man ſingt ein Tedeum!“

„Welch ein Frevel, nach dem Morden Gott zu danken!“ klagte der Sänger. „Der Angſtruf der Sterbenden, die Wehklage Verarmter ſoll von gottesläſterlichem Sieges-Jubel übertönt werden. O Ihr Eroberer, nimmer kämpft Ihr den Fluch von Eurer Seele, den die verzerrten Züge der Gefallenen, die düſteren Blicke der

Verwaiſten über Euch ausſprechen; denn Euer Gold belebt den Vater nicht, umzieht die Braut nicht wieder mit den wonnigen Bildern der Liebe. Keine bleibende Stätte finden die Verlaſſenen, und bettelnd wallen ſie zu dem Orte, wo ihre Lieben und ihre Hoffnungen ſchlummern. Von Menſchenhand herabgeriſſen ſind ihnen die Blüthen des Lebens, und kummervoll ſchleicht das Alter, um ſeine Freuden betrogen eilt das Kind zu des Grabes ſchlichtendem Dunkel; in dem halbgeſchloſſenen Auge ſchwebt noch der ſehnende Wunſch nach Gefühl des Daſeyns, und der ſtarre Blick ſcheint zu fragen: War das Leben!“

Sich in Wehmuth verhüllend wankte der Sänger aus dem Gewühl; da erſcholl das heilige Wort: „Friede!“ und innig gerührt ſanken Alle auf die Kniee.

„Ach!“ rief ich, „was hat nun der Tyrann gewonnen durch den Frieden zu —.“

„Till sit!“ wortſpielte der Luſtige.

„Und was hat nun das Vaterland gewonnen?“ fragte ich, von ſchmerzlichen Empfindungen gepreßt. Da tröſtete mich der Nachruf des Sängers:

„Iſt ringsum die Welt empört,
Mußt auf dich du bauen;
Wird der Hoffnung Bau zerſtört,
Rette dein Vertrauen!
In der Zeiten Wechſelſpiel
Hält Vergeltung feſt ihr Ziel!

Was die Zukunft düſter deckt,
Kann ſich hell entfalten;
Was uns jetzt das Herz erſchreckt,
Muß ſich einſt geſtalten;
Wenn die dunkle Hülle bricht,
Schauſt du freudig auf zum Licht!"

Geendet war der Geſang; da drangen Sonnenſtrahlen in die Halle, ich fand mich wieder, ſaß noch immer auf dem Fuß der Säule, und Alles, wie ich hoch aufathmend inne ward, Alles war ein Spiel meiner Phantaſie.

Das Glück der Dummheit.

Mit Dummen dumm, ja nicht mit Weiſen weiſe,
Denn Du verlöreſt alles Glückes Preiſe.

Fürwahr, um glücklich zu ſeyn, iſt nichts hinderlicher als der Verſtand; dieſe Wahrheit iſt durch Erfahrung zu einer der gültigſten auf Erden erhoben, und trotzdem giebt es noch — wenn auch ſchon ſehr vereinzelt — Unvorſichtige, die nicht vom Verſtande laſſen wollen.

Die Menſchen haben ſtets ihren Zuſtand mit dem ihrer Nebenmenſchen verglichen, und darin liegt ihr Heil und ihre Qual. Einige träumen ſich in die fernliegendſten Verhältniſſe, in die früheſte Vorzeit, um ſich zu allen den Männern, welche Ruhm erwarben, in Gedanken und Anſtrengungen zu erheben; Andere finden das Maaß ihres Werths in den engeren Kreiſen, Viele ſogar in dem gleichmäßigen Kleinleben eines Haushalts. Jene und Dieſe martern ſich ab, um nicht ganz ſo dumm zu ſeyn, als ihre Nachbarn, Weiber und Kinder, aber Alle, die noch etwas außer ſich ſehen, ſind nicht die Erwählten der

Glücksgöttin! Im eifrigſten Bewerben um dieſe leichtſinnigſte aller Schönen wird nur Einer ſeines Glückes gewiß — es iſt der Mann, der ſich nicht grämt, nicht ſchämt, der Mann, der im Ich und Ich und wieder Ich die heilige Dreieinigkeit mit ſich führt: es iſt mit einem Wort der Dummkopf. Was bekümmert's ihn, ob Andere ihn ehren oder belachen, erheben oder erniedrigen? — ſein Gehirnkaſten hat nur Raum für die Stelzen der Einbildung und ſeine eigene Entſcheidung ſtellt ihn auf die höchſte Höhe. Er iſt ſein Polſter, auf dem er ſich wahnſelig lagert und trunken von der Anbetung, die er ſich ſelbſt, ſeinem theuren goldenen Kalbe, weiht, in geiſtigem Schlaf liegt.

Wie kann ich herrlich genug dies herrliche Glück ſchildern? — wie ſoll ich in würdigem Lobe ſprechen von den Peter'n und Dunſen der Menſchheit? Das ſind Leute, denen in der Wiege ein Angebinde geſchenkt wurde, das die Weltweiſen gar oft vergebens ſuchten: ein ſiegreicher Rückzug auf ſich ſelbſt. Das ſind Leute, die mit dem Wenigſten das Unſchätzbarſte beſitzen, indem ſie an ſich genug haben. Ein von ſeinem Werthe ganz Durchdrungener — welch eine ergötzliche Erſcheinung! Er muß Original ſeyn, weil er ſich unabläſſig mit einem Gegenſtande beſchäftigt, an den Andere nie gedacht haben! —

Der Dumme und der Kluge — ſie ſind die Zierden der Geſellſchaft! Alle dazwiſchen liegenden Klaſſen ver-

Nun ſtürmet mir Schwanken
Zur Fluth der Gedanken,
Bis Sinn mir zerriß.
Du eng'ſt mich zuſammen,
Zerſprengſt mich in Flammen,
Zügelſt,
Flügelſt,
Drum lebſt du gewiß!

Doch wo nur dich finden?
Du darfſt mir nicht ſchwinden,
Und weilſt du nicht hier,
Will ſchöner ich werben,
Will muthig ich ſterben,
Freudig,
Scheid' ich
Und flüchte zu Dir!

fallen der Gleichgültigkeit, aber — das Glück ward dennoch nur Jenem zu Theil! — Der Mann voll Geiſt und Scharfſinn faßt alle Aehnlichkeiten auf, erkennt tauſend anſcheinend verſchiedene Dinge durch wenige allgemeine Grundſätze; das Gemälde der Welt drängt ſich vor ihm zuſammen, Form, Inhalt und Farben werden ihm deutlich. Aber endlich gewahrt er, daß ein einziger gleichmäßiger Gang in der Natur, eine Kleinmeiſterei unter den Menſchen herrſcht: er erweitert ſein Wiſſen, um jenem Ergebniß ſeines Wiſſens zu entgehen, doch weil es nicht anders iſt, erſtirbt ſeine Neugier, wenn auch nicht ſeine Raſtloſigkeit. — Der Dummkopf, dem die Aehnlichkeiten und die Erfahrungen entgehen, würde ſogar nach einem Methuſalems-Alter noch Vieles und das Unſicherſte der zweifelloſeſten, alſo ſeligſten Anſtaunung würdig finden. Weil er die Ideen nicht ordnet, keinen einzigen Begriff feſtſtellt, bleibt Alles in der Welt einzeln für ihn, Alles auffallend, Alles Seltſamkeit. Sein Leben iſt eine ausgedehnte Kindheit; und weil er nichts kennen lernte, verliert bei ihm nichts den Reiz der Neuheit. — In den Augen des beobachtenden Mannes iſt die Zukunft eine wahrſcheinliche Rückkunft des Vergangenen, und er erwartet ſie mit Gelaſſenheit; dem Dummkopf iſt ſie eine ewig neue Schöpfung, und der Zauber der Hoffnung ſchmückt ihm alle ſeine Tage.

Wenn der denkende Mann, deſſen Scharfſinn die mannigfachſten Verhältniſſe auffaßt, eine Wahl treffen, einer Partei ſich anſchließen ſoll, dann überſtürmen ihm Bewegungsgründe und geahnte Möglichkeiten die Gedanken; der ganze Umfang ſeiner Geiſteskräfte iſt für die Menge der Eindrücke nicht zureichend: er bleibt unentſchloſſen und fühlt ſich gemartert. — Der Nichtdenker wählt im Nu; er bewundert den erſten Einfall, der ihm kommt, und hat nichts zu vergleichen, denn das Auge ſeiner Seele kann nicht weiter ſehen als das ſeines Körpers.

Ein ihn verfolgendes Unglück des Denkenden, das der Unbeſonnene gar nicht kennt, iſt die Schwierigkeit, ſich verſtändlich zu machen. Geneigt, jede menſchliche Geſtalt für ein Weſen ſeiner Art zu halten, giebt er ſich unglaubliche Mühe, Anderen ſeine Gedanken mitzutheilen, und wenn nicht zuletzt die Erfahrung ihn lehrte, in den meiſten Menſchen nur Bildſäulen oder Gliedermännchen zu ſehen, würde er zeitlebens die Qualen der Danaiden leiden. Und wenn der geiſtvolle Mann aus dem Getriebe des Lebens und der Verhältniſſe ermüdet in ſich zurückkehrt, ſo ſtört die Erkenntniß ſeiner Mängel, die Erinnerung der Schwächen in ſeinem Thun, ihn fortwährend an dem Genuſſe deſſen, was er wirkte, gewann und beſitzt; er iſt nie zufrieden und kann es nicht ſeyn, weil ſein Geiſt die Ruhe, die Grundlage der Zufriedenheit, auf Erden nicht zu erreichen vermag. — Der Nichtdenker kennt dieſe Qualen nicht! Wenn er in ſich geht, findet er einen ſtets zuvorkommenden und höflichen Wirth, immer zu unterthänigem Dienſt bereit, weil er überzeugt iſt von dem Reichthum ſeiner Mittel. Dem aufgeklärten Mann ſcheint die Vollkommenheit ein ſchroffer Fels, deſſen Gipfel ſich in den Wolken verliert; für den Nichtdenkenden iſt ſie eine Kugel, die beſtändig mit ihm ſelbſt ſich herum dreht.

Nichts vermag die Heiterkeit eines echten Dummkopfs zu ſtören; er kennt weder Haß noch Neid, da er ſelbſt der Beliebteſte, der Beneidenswertheſte zu ſeyn glaubt, und weil er ſeine Ehre in Kleinigkeiten ſetzt, findet er ſie allenthalben. Wenn Duns in ſeinem dreißigſten Jahre Rathsherr wird, putzt er ſich täglich beſtens heraus, um der Stadt und dem Rathhauſe Werth zu geben, und da er weiß, welche tiefe Ehrfurcht man ihm ſchuldig iſt, ſo hält er ſich überzeugt, daß in jedem Winkelchen ſeines Geſichts ein majeſtätiſcher Ernſt throne. Nur wenn er ſeine redneriſchen Talente zeigt, kommt ſeine ernſte Würde in ſtete Gefahr, denn er kann kein Ich oder Mein ausſprechen, ohne daß ihn das Bild eines ſo unſchätzbaren Eigenthums zu unmajeſtätiſch-wonniger Luſt hinreißt. Seine Geſichtszüge entfalten ſich wider ſeinen Willen und er überläßt ſich dem Reize ſeines inneren Paradieſes. — Der geiſtvolle Mann dagegen macht oft mit ſchüchternem Mißtrauen die treffendſten und ſinnreichſten Bemerkungen; ſein gebildeter und prüfender Geſchmack zieht ihm hemmende Grenzen und er fürchtet, daß er mit ſich unzufrieden werde. Auch hat er die geheimen Triebfedern der Eigenliebe erforſcht; er weiß, daß die meiſten Menſchen Einem nur dann Geiſt und Verſtand zugeſtehen, wenn man aus Beſcheidenheit ſich den Anſtrich der Unwiſſenheit giebt und ſeinen Bewunderern die Ehre der Entdeckung als Schadloshaltung für ſeinen Sieg überläßt. — Der Nichtdenkende wird durch ſolche Vorſichten nie geängſtigt. Er jagt ſeine Worte mit voller Zuverſicht in die Luft, und wenn er ſich zuweilen zu einem alltäglichen Gemeinſpruch erhebt, wiederholt er ihn mit Trompetenſchall. Er hält eine ſchlaue Miene feſt, als Hinterhalt und Schutz ſeiner Vorzüglichkeit, und ſtrahlend vom Lichtſchein wird er nur ſtill, um ſich ſelbſt mit innerer Bewunderung huldigen zu können, und wieder laut, um neue Gründe zur Anbetung ſeines Ich's zu ſammeln. In dieſer anmuthigen Beſchäftigung, durch einen entzückenden Rauſch getragen, prunkt er mit dem Zoll, den er ſich ſelbſt entrichtet hat.

Auch in der Liebe iſt der Mann von Geiſt nie voll ſicheren Gefühls, die Erkenntniß des Lebens hindert auch hier ſein Glück. Ein Wort ſeiner Geliebten, das ihm auffällt, ein Blick, der ihm etwas verräth, ein Ton ihrer Stimme, der doppeldeutig iſt — tauſend ähnliche, für Andere unmerkliche Wandlungen ſind mehr als hinreichend, die Flügel ſeiner Hoffnung zu lähmen. Ja auch dann, wenn er Beweiſe der zärtlichſten Anhänglichkeit hat, verfolgt ihn ſein Scharfſinn; er zernagt ſein Herz mit den Zweifeln: ob er es iſt, den man liebt, oder ob man in ihm nur ſich ſelbſt liebt. Er befürchtet, eben nur Mitleid durch ſeine Gefühle erweckt zu haben, glaubt nicht, daß die Liebe Anerkennung ſeines Werthes ſey, und indem er ſie zu genau unterſucht, gehen ihm die ſüßeſten Augenblicke derſelben verloren. — Der Unbeſonnene aber genießt ſie ſogar da, wo er nicht geliebt iſt; er glaubt, auf die Weiber eben ſo ſchnelle Eindrücke zu machen als auf ſich ſelbſt. Kaum ſieht er ſich bemerkt, ſo iſt er überzeugt, daß Aller Augen auf ihn gerichtet ſind. Er wähnt ſich geliebt, weil er liebenswürdig zu ſeyn glaubt; er glaubt liebenswürdig zu ſeyn, weil es — ſein unumſtößlicher Glaube iſt, und dieſer unerſchütterliche Grund läßt ſein Glück nie wanken. Der Dumme iſt ein furchtloſer Liebhaber, ein zufriedener Gatte; und wenn er ja zufälliger Weiſe Hörner trägt, ſo geſchieht dies mit ſo vielem Wohlbehagen, daß ſelbſt der begünſtigtſte Liebhaber ihn beneidet.

Welch eine Fülle des Glücks bietet ſchon dies ſchwache Gemälde! Denkende Eltern und Erzieher, ſoll ich es vergebens entworfen haben!? — wollt ihr euch nicht danach ausbilden bei euren Erziehungs-Syſtemen und euch ſolchen Machthabern empfehlen, die, entweder wirklich oder künſtlich dumm, die Menſchen nach ſich ſelber modeln, eben weil ſie den Weg zur dieſſeitigen Seligkeit ſo vollkommen fanden, daß ſie glauben, er reiche auch für die jenſeitige aus? — Eltern und Erzieher, nur um eurer Eitelkeit zu ſchmeicheln, um euren Prunkwerth zu vergrößern, wünſchet ihr, daß eure Kinder durch Verſtand und Einſichten glänzen ſollen; ihr ſucht Ruhm im Mißgeſchick derſelben und euer ungeduldiger Stolz macht, daß die ſchönſten Augenblicke ihres Lebens, ihre Jugendjahre, euch läſtig werden. Weil ihr nur durch den Beifall Anderer belohnt ſeyd, glaubt ihr die Beglücker eurer Kinder zu ſeyn, wenn ihr ihnen ein gleiches Gefühl einflößt. O ihr Grauſamen! — ſo dürften ſie euch zurufen — ihr konntet uns das Glück in uns ſelbſt finden laſſen und habt es von der Meinung Anderer abhängig gemacht! In uns ſelbſt konntet ihr die Quelle anlegen, die unſern Durſt nach Bewunderung gelöſcht hätte, und ihr wollt, daß wir ſie nun auf unendlichem Wege ſuchen!

Eltern und Erzieher der Art! — laßt euch ferner nicht dieſen gerechten Vorwurf machen! — ſtatt eure Kinder erleuchten zu wollen, blendet ihr geiſtiges Auge. Gebt ihnen die höchſte Meinung von ſich ſelbſt, und ſtatt die Selbſtſucht zu unterdrücken, füttert ſie auf mit der ſchmeichelndſten Koſt. So ausgerüſtet überlaßt ſie dem Getümmel der Welt, und wenn ſie dann ausgeziſcht werden, ſo ſeyd deshalb unbekümmert; nicht ihren Ruhm, ihr Glück habt ihr bezweckt, und dieſes kann ohne jenen ſehr wohl beſtehen.

Umſonſt werdet ihr einzelnen Gegner mir einwenden, es ſey Pflicht, eure Kinder der Vollkommenheit zu nähern; ihr Selbſtbehagen iſt ihre Vollkommenheit, und wenn vermöge des Nichtdenkens Jeder, ohne Ausnahme, den meiſten Gefallen an ſich ſelbſt fände, ſo wären alle die geſelligen Tugenden, die man mitunter für unentbehrlich hält, unnütze und unbegehrte Opfer. Die Schärfe unſerer Begriffe und die Reizbarkeit unſerer Eigenliebe ſind es, die uns die vollkommenſte Glückſeligkeit ſo ſehr erſchweren; wir müſſen den Geſchmack Anderer ſtudiren, um ihren Beifall zu gewinnen. Aber ein ſolches Streben iſt Knechtſchaft, es macht uns abhängig von der Meinung außer uns — von einer ungerechten und eigenſinnigen Gottheit. O laſſet uns Alle, die uns lieb ſind, von ihr entfernen! Fraget Die, welche ſich ihr[illegible]uſt geweiht haben, wie viele geheime Marter ſi[illegible]ib[illegible]ulden! Der Dumme bleibt frei davon, er ſelb[illegible]rd täglich immer mehr ſein eigener Götze. Der Denker iſt vor dem Altare der Meinung zugleich Opferprieſter und Opfer; der Dumme aber iſt vor demſelben Altare Gottheit und Anbeter.

Helft mir alſo, ihr Denker und Weiſen, die Zahl der Nichtdenker und Unweiſen zu vermehren. Ich kann nur ihr Glück empfinden, es zu befördern ſuchen; ihr aber habt die Macht, werkthätig einzugreifen. O ihr Scharfſinnigen, die Kluft, die euch von den Schwachſinnigen trennt, wird vielleicht von Millionen Geſchöpfen über euch nicht einmal bemerkt. Iſt doch ſchon in dieſer Welt Jeder des Andern Spott — wer weiß, ob ihr nicht die Narren der Einwohner des Mondes oder anderer luſtigen Geiſter ſeyd. Ihr glaubt dies nicht, weil ihr es nicht hört, wie ſie euch zum Ziel ihrer Witzeleien erwählen? — eure Narren aber hören euch auch nicht, und hierin liegt der eigenthümliche Charakter der Narrheit, nichts verſtanden zu haben, oder da, wo das Auge nicht weiter reicht, die Grenzen des Weltalls zu ſehen. — Seyd demnach ſo vernünftig, dumm zu werden, und weit entfernt, die Narren, die euch in den Weg treten, zu verachten, bewundert ihr Glück und erkennt, daß, um auf den Titel [illegible]der und weiſer Männer Anſpruch zu b[illegible] nichts fehlt, als daß ſie, ſtatt einer [illegible]t nach eigener Wahl und Marter

Teufeleien.

Zum Theil aus dem erſten Viertel des jetzigen Jahrhunderts.

Kampfruf.

(Im Frühlinge 1813.)

Seht ihr die Fahnen wehn?
Markvoll dem Feind zu ſtehn,
Froh in den Tod zu gehn,
Sind wir erwacht!
Rettung in bängſter Noth,
Heiliges Morgenroth,
Glänzen durch Sieg und Tod,
Fort in die Schlacht!

Wo nur der Eichwald ſauſt,
Wo deutſches Wort erbrauſt,
Waffne ſich deutſche Fauſt,
Tödte die Qual!
Woget im Sturm herbey!
Uns machet Blut nur frey,
Himmel der Deutſchen ſey:
Blitzender Stahl!

Die ihr euch *Brüder* nennt,
Nur and're Herrſcher kennt,

I.

Flüchtige Gedanken über den Teufel.

Dieſer Entſetzliche, der den Erdenpilgern ſo ſehr nachſetzt und nachläuft, dieſer Geheimobere und Trugdiener, unſer Buſenfeind, der ſich wie ein Pudel und jener griechiſche Weiſe gar nicht von ſeinem Herrn wegprügeln läßt, dieſe garſtige Warze, die abgeſchnitten immer wieder nachwächſt, ungerechnet daß auch das Ausſchneiden wehe thut, weshalb die Meiſten ihre Warze frank und frei wachſen laſſen; — dieſes hölliſche Weſen und Unweſen, das Jeder ſonſt aus den Windeln mitbrachte, dem Jeder zugehört, der ſich vor ihm fürchtet, und deſſen Stellvertreter Der iſt, welcher ihn ganz verleugnet —. Halt und weh! der Teufel miſcht ſich in Alles; ich bin geſtrandet, wie ein Redner, der da hofft, daß ihm während ſeines erſten Satzes noch einfallen wird, was ihn eigentlich auf die Tribüne brachte. Aber der Henker ſchreibe gut oder bringe gar Radloſ's „Vortrefflichkeiten der oberdeutſchen Mundarten“ an, wenn Beutel und Magen leer ſind.

„Eine Leere ſchafft die zweite,
Leere Taſche, leeres Hirn;
Doch die Fülle macht Geſcheidte,
Wirft den Kranz auf — leere Stirn!“

„Ausreißen“ — las ich in einem alten Buche — „iſt eine treffliche Wehr, und dem Hirſch helfen ſeine Läufe mehr denn die Hörner.“ — Umgekehrt! Der Geldmangel, mein Parforce-Jäger, hat mich eingeholt und ich muß die Hörner brauchen: Honny soit qui mal y pense. Ich gehe dem Gegner alſo tapfer zu Leibe.

Es iſt anmuthig zu ſehen, wie dem Teufel von unſern Glaubenslehrern und kleinen Lutherchen zugeſetzt wird; überall, wo er neckend thut als ſey er verkörpert, werfen ſie ihm unzählige Tintenfäſſer und Leuchter der Aufklärung an's gehörnte Haupt, ſo daß er gar nicht weiß, wohin; eine Schlägerei rein aus Ueberfluß edler Bildung! Der Teufel aber iſt gleichſam über alle Grenzen gebracht und vogelfrei, oder frei wie der Vogel. Man ſagt ungeſtraft: „hol' mich der Teufel!“ Er kann's, bildet man ſich ein, nicht in Empfang nehmen, ſondern irrt unbekannt umher und findet nur noch hie und da bei alt- und neumodiſchem Glauben ein erbärmliches Erbarmen. — „Ja, der Wahn, das Irren, muß die Bahn verwirren!“ — der unſichtbare Teufel iſt der gefährlichſte!

Dagegen geht er freilich bei den Dichtern noch frei aus und ein, und ſie lieben ſehr dieſen Freund als ein ſchwarzes Pfefferkorn an die Fiſche zu thun, die ſie uns in der literariſchen Faſtenzeit auftragen — doch wird damit nicht geläugnet, daß jenes Korn auch zu trefflichem gedämpften Rindfleiſch verwendet wird —. So findet, wie Schlegel ſagt, das Edle, wenn es anderwärts verſtoßen iſt, doch bei der Dichtung eine Zuflucht! Sonderlich aber niſtet der Teufel noch im Hirne einiger grimmigen Recenſenten, die er ultra-liberal machte, damit ſie dem Satan ſervil werden; wie denn überhaupt etliche Recenſenten jetzt die Einzigen ſind, die offenbar noch ein Paktum mit dem Teufel haben, was man zwiſchen jeder Zeile ihrer ſataniſchen Ergüſſe leſen kann. Sie lachen ſich aber in's Fäuſtchen, weil ſie wiſſen, daß kein Teufel da eine Seele holen, und kein Menſch ſie da finden wird, wo man auch das Unſterbliche umzubringen lernte. — Freilich hat man's übel zu nennen, daß die Zunge der Leſewelt ſo lederartig geworden, daß ſie nur noch Aſſafötida ſchmecken kann und höchſtens Tollkirſchen. Man ſollte jedoch wirklich eine mildere Denkart gegen den Fliegenkönig annehmen, denn ganz richtig ſagt er:

„Ihr meint, ich komme, eure Seelen mir zu fangen?
Iſt doch nach keiner Mücke noch das Licht gegangen.“

Ein altweltgeſchichtlicher König, um die Ehrlichkeit ſeiner Unterthanen zu zeigen, ließ öffentlich goldne Spangen aushängen —; ein ſolcher Reif nun iſt der ſogenannte Satanas oder Teufel, und wenn unſre Zeitgenoſſen mindere Feſtigkeit beweiſen als die Unterthanen jenes Königs, ſo kann Niemand weniger dafür als die Spange.

Damit mein Schreiben einige Gemeinnützigkeit habe, predige ich, von den Dichtern, Recenſenten und goldnen Spangen abſpringend, freier athmend noch Folgendes in meine verſchwiegene Brieftaſche hinein:

Und ihr Künſtler, hochſinnige und tieffühlende, vaterlandsthümliche, nordherzige Maler! — wenn ihr wahrhaftig durchdrungen ſeyd von dem wunderſamen Lichte, das der Mittelwelt entblickt, und gemüthlich nachtretet als treufromme Neuhintre den Altvordern, wenn es wahr iſt, was Einer von euch dem Andern mit überlaut klopfendem Buſen meldet: daß urväterliche Innigkeit und Einfältigkeit, milde Kräftigkeit und nervige Sanftmuth aufleben werden in dem Herzen des laufenden Jahrhunderts, wenn ihr den Pinſel, auf die begeiſterten Zehen tretend, empor zu den Sternen gehoben habt und gelobt, die freundlichen Himmelsblümlein in echtdeutſchen Händlein der Mitwelt darzureichen, nun dann: auch hierin, auch in den Abbildern des Teufels erkennt die Herrlichkeit der Meiſter alter Zeiten!

Seht die grimmſprühenden Blicke, den in Schönheitsbogen geſchlungenen Drachenleib! Welche Tiefe des

Gemüths in dieſen grünenden Augen! Welche heißflammige, glühende Begeiſterung aus dem Mundſchlunde und der Naſe heraus! — Doch vielleicht könnte mir dies Feuer der Rede bei Widerſachern ſchaden; es ſey gedämpft. Ich kann, kalt geſagt, nicht billigen, daß ihr den Bewußten in gewöhnlicher Menſchenform malt, ihn nur durch etwas in die Länge gezogene Geſtalt und durch Dünnbeinigkeit bezeichnet, die ſo ſchon unter dem Menſchengeſchlecht hinlänglich vorherrſcht. Ihr malt ihn eigentlich nur erſt ſo dünn, ſeit er unter uns recht dick thun könnte; ihr malt ihn ſo dünn, weil ihr meint, er ſey der Schwindſucht verfallen, aber er ſchwindet nur, um deſto ungeſtörter unter uns zu wohnen. Er holt Keinen mehr, weil er ſie Alle hat; er ſelbſt macht keine Teufelskünſte mehr, weil er ſie Jedwedem ſehr fertig einſtudirte. Er kann nicht Einen mehr verführen, weil er ihn zum Rechten wenden müßte, was ſeines Amts nicht iſt; genug, der Teufel hat ſich zur Ruhe geſetzt, weil er ſeine Fonds geſichert weiß und ſich mit keiner Börſen-Spekulation auf Kauf und Zeit mehr einzulaſſen braucht.

II.

Blättlein aus der Hölle.

Ob die Erdgeſchöpfe noch ferner mit mir Gemeinſchaft werden pflegen wollen, wenn ſie dieſes Blättchen geleſen haben, muß ich leider dahin ſtellen. Dennoch ſchreib' ich und laſſe das Blättchen durch meine ſilbergraue Fledermaus an den nächſten Tummelplatz der heutigen Vergnügungswuth tragen, wo man es morgen unfehlbar finden und hoffentlich weiter befördern wird. Denn verbergen läßt ſich ja nicht, wo ich mich dermalen befinde und in weſſen Dienſte; was ich ſehr deutlich machen könnte, wenn ich nicht einen ſtarken Eid hätte ablegen müſſen, über bedingte Dinge zu ſchweigen. Der Eid aber beſtand in nichts Anderem als in meiner ſchriftlichen Erlaubniß, daß mich der Teufel anfechte, wenn ich mein Wort gebrochen. Keinen nämlich darf Satanas, wie ich aus ſeinem Munde habe, ohne deſſen eigne Erlaubniß anfechten.

Vielleicht aber, ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich in meinem feuerrothen Arbeitszimmer auf und nieder ſchritt, vielleicht iſt es Manchen angenehm, nicht nur aus den tugendhaften Hauptſtädten über der Erdrinde, ſondern auch aus der ſataniſchen Mutterſtadt, aus dem hölliſchen Paris, Nachrichten zu erhalten; da ich zumal am Haupt-Seminar der Dummheit hier unten angeſtellt bin — wo ich, beiläufig geſagt, ziemlich viel bekannte Mitarbeiter angetroffen habe — und da die wenigen Mittheilungen, die andre Kreiſe — zum Beiſpiel der Verruchtheit — betreffen dürften, als warnende Beiſpiele gereicht werden können, die ſich völlig ohne Gewiſſensbiſſe betrachten laſſen. Auch kann ich im Voraus verſprechen, daß die tugendſamſten Männer nichts gegen meine Aeußerungen haben werden, wiewohl ich ſie mit völligem Vorwiſſen meines hölliſchen Brodherrn verbreite. Anfangs wollt' ich ein Geheimniß daraus machen, wenn ich einiges Sittliche zu Papier brachte; allein der Höllenfürſt ſagte beim Luſtwandeln heiter: „Warum ſcheuen Sie ſich vor mir, Herr Parvus, und verheimlichen Ihre ſchätzbaren Abhandlungen? Sie haben hier Freiheit, Alles zu thun, was nicht ausdrücklich gegen unſern Vertrag iſt. Sie ſchreiben ſittliche Blätter, und ich rathe Ihnen ſelber, ſie drucken zu laſſen. Erſtens bin ich nicht ſo entſetzlich gierig nach neuen Unterthanen, wie man auf der Erde ſagt; ich komme nicht jeder Seele, die ſich zu mir wendet, mit offenen Armen bis an die Thüre entgegen und laſſe das Princip der Auswanderung gelten, wenn Einer es geſchickt anfängt. Ich habe nun einmal den Zulauf. Zweitens werden Sie mir auf dieſem Wege nicht den geringſten Abbruch thun, denn den Menſchen muß die Tugend gepredigt werden, damit ſie mit hörenden Ohren nicht hören und mit ſehenden Augen nicht ſehen, und ſelbſt das, was ich Ihnen eben ſage, können Sie ausplaudern. Machen Sie nur fort, lieber Herr Parrus, und ich wünſch' Ihnen gute Verrichtung." — Sehr beleſen iſt der Teufel und überall ganz anders, als man denkt! So hat er mir ſelber verſchiedene Sittenlehren, ſehr ſauber in Schweinsleder gebunden, verehrt, und ich treffe ihn nicht ſelten in tiefen Gedanken über den ausgezeichnetſten aſcetiſchen Schriften; daneben hat er freilich die unzüchtige franzöſiſche Romantik auch ſehr gern.

Zuerſt iſt aber doch einige Vorſicht nöthig, denn ich kann Ihnen wohl vertrauen, daß der Teufel eben auf Sie nicht gut zu ſprechen iſt, weil Sie in nichts ultra ſeyn wollen, und den Ultraismus nennt der Satan ſeine beſte Erwerbsquelle. Zwar iſt's juſt nicht gegen meinen Vertrag, Ihnen, zu ſchreiben, aber der Teufel traut dem Teufel! Indeß iſt mir meine Silbergraue gänzlich ergeben und ſo vorſichtig leiſe und ſchlau wie alle Geſchöpfe, die mehr mit der Nacht als mit dem Lichte umgehen.

Erlauben Sie, daß mein Schreiben, gleich der Wiſſenſchaftslehre, vom Ich beginne. Ich hoffe, mein Leben, wenn ich vor lauter Leben dazu kommen kann, künftig einmal der Welt mitzutheilen, wozu ich ſchon ſehr ſonderbare Abenteuer erſt in der That, dann auf dem Papier verfertigt habe. — Was thut man nicht, um nur etwas zu thun! Denn das reine Menſchenleben hat ein ſo langweiliges Geſicht, daß es Niemand ohne namhafte Pein lange hinter einander betrachten kann. Ja man hat ſogar aus Fürſorge Diejenigen mit dem abſchreckenden Namen Müßiggänger belegt, die ſich ein Geſchäft daraus machen, das Daſeyn im reinen An-ſich zu betrachten. Man nimmt oft zu den beſchwerlichſten Dingen, zu Kartenſpielen, Wiſſenſchaften, Tanzen, Dichten ſeine Zuflucht, um nur des Anblicks dieſes Meduſenhauptes überhoben zu ſeyn. Legt einen Menſchen in Ketten und Banden: er wird ſich Spinnen und Mäuſe abrichten, er wird ſich in das grünliche Moos der Mauer, in ſein dumpfes Stroh, in den dünnen Lichtſtrick vertiefen, der zu einem Löchlein herein geſpannt iſt, um nur das Leben ſelbſt nicht zu Geſicht zu bekommen. Werft, hieß es vor vielen tauſend Jahren, die Menſchen aus dem Paradies auf die Erde: ſie werden mit dem grünlichen Geſtripp, dem graulichen Himmel, dem ſchmutzigen Frühlingslande liebäugeln, ſie werden mit Wiſſenſchaften und Künſten klappern, um in einen Seelenſchlaf hinein zu kommen, worin ſie ſich ſelbſt vergeſſen. Ich wette, ſagte man damals, wenn ihnen künftig plötzlich die Gefängnißthüre aufgemacht iſt, ſo wird man die Gefangenen erſt aufrütteln müſſen, ehe ſie ſich beſinnen und hinausgehn. So tief werden ſie ſchlafen. — Nun der Mann von damals hat für immer recht.

Solche Gedanken, obwohl vordem mir noch nicht völlig klar, bewegen mich, auch etwas für mich unter dem glänzenden Plunder heraus zu ſuchen, womit ich, höchſt ernſthafte Geſichter ſchneidend, ſpielen könnte ſo gut wie Einer. Anfangs gerieth ich unter die Philologen. Allein weil ich mir hatte merken laſſen, ich halte etwas von den Künſten, ward ich alsbald aus ihren ſtrengen Verſammlungen ausgeſchloſſen; ich habe, ſagte man ſich, nur eine höfliche Bekanntſchaft mit den Alten gemacht — freilich keine unhöfliche — kurz ich ſey ein jämmerlicher Stümper, ein homo nihili. So nahm ich denn von dieſer Zunft feierlichen Abſchied und hängte — nicht mich, ſondern meine Philologie an den Nagel.

Was nun ergreifen, wohin mich wenden? Ich ſtand unter einer ganzen Verſammlung von Scheidewegen, mehr oder minder betretner. Unzählige Wegweiſer reckten ihre Arme nach Kräften aus, gleichſam um ihr Streben dem Unſchlüſſigen mitzutheilen. Ich ſchlug nun mit friſchem Muth eine höchſt belebte Heerſtraße ein, die mit vielen anlockenden Schenken beſetzt war. Alle Wandrer darauf ſchienen ſehr gerührt, lächelten mit zugedrückten Augen und wärmten ſich blind am Sonnenſcheine, viele knurrten recht liebevoll. Kurz, ich ging unter die Myſtiker. Auch nahm ſich meiner, des Unerfahrnen, bald eine junge Dame an, die mich abſeits in eine Herberge führte, das „fromme Paradiesgärtlein" genannt, wo ich mit ihr ein glückſeliges und ſegenvolles Vierteljahr verlebte. Sie lehrte mich die ſelige Wolluſt der Andacht kennen, es vergingen

Ob hier uns Liebe trennt,
Jetzt eint uns Haß!
Endet den Brudermord,
Her auf den Deutſchen Hort
Blicke der Feind hinfort,
Schaudernd und blaß.

Deutſche! uns winkt ein Stern,
Haltet die Zwietracht fern,
Gebt in die Hand des Herrn,
Was ihr verlaßt;
Jauchzend im Klang von Erz,
Preſſet noch Herz an Herz,
Trennt euch von Glück und Schmerz
Fromm und gefaßt.

Gott, in dem letzten Streit
Rett' uns die Ewigkeit,
Schmettre den Fluch der Zeit
Nieder in Nacht!
Deutſche, erkennt das Licht,
Sterbt an euch ſelber nicht,
Kämpft für das Weltgericht,
Fort in die Schlacht!

wenige Stunden, wo ich nicht in Thränen zerfloß, über ein Sandkörnlein konnt' ich in den dritten Himmel entzückt werden. Oft fielen wir einander, ich und meine Lehrerin, in unmäßiger Gott-Innigkeit plötzlich in die Arme, kurz ſie erndtete von mir nicht wenig Dank. Dabei war mein Herz ſo ſtill, ſo feierlich wie Sonntags eine Schmiede. Ich hätte zerrinnen mögen, ich hätte mögen „ein Windlein werden, um zu ſäuſeln.“ In dieſer Zeit hab' ich auch viele Aufſätze geſchrieben, die ich Sie erſuchen wollte, mit rothen Ueberſchriften — nach alter frommer Weiſe — bekannt zu machen. Allein ich hoffte vergebens durch ein Wunder darüber Offenbarung zu erhalten. Es mochte wohl auch noch zu viel des ſo ſündlichen Verſtandes darin ſeyn, weshalb ſie unbenutzt blieben, um nicht meinen zeitgemäßen Ruf und mein einträgliches Lehramt zu verlieren.

Wie ich nun von den Myſtikern unter die Teufel gerathen! — das iſt bald geſagt! Ich war durch die wollüſtige Andacht ſo brach geworden an Verſtand und Kraft, daß ich Alles in die vollkommenſte Myſtik trieb, auch die Moral und die Sitte: das ſind die Myſterien des Teufels, und ich ward ſein, aber glücklicher Weiſe nur erſt halb. Bekanntlich macht die Halbheit immer einen Schritt zum Licht und einen zur Finſterniß, ſo daß ſie nicht vom Fleck kommt; ich denke aber noch ſo viel Rationalismus in mir zuſammen zu finden, daß ich immer einen halben Schritt mehr zum Lichte erzwinge, wenn ich auch den zur Finſterniß nicht gleich ganz los werden kann, und ſo hoff' ich mit den geiſtigen Füßen noch ein Abkommen vom Satan zu erſchreiten! —

Denn will der Menſch in ſeiner Kraft ſich bergen,
Die Höllenrieſen werden dann zu Zwergen;
Doch iſt's gewiß, daß Herr der Teufel bleibt,
Wenn Schwäche ſich und Alles übertreibt, —
Und Elend wird am Leichteſten verbreiten
Beliebte Meiſterſchaft im Ueberſchreiten.

III.

Aufgefangenes Sendſchreiben eines hölliſchen Abgeſandten an den Teufel.

Euer hölliſchen Majeſtät lege ich in höchſter Niedrigkeit dieſen Bericht vor den huldreichen Fuß und Huf, ſobald die erſte Tyrannen-, Verfinſterer- oder Wucherer-Seele in AllerhöchſtIhre Nähe avanzirt. Es ſind eben einige ſolcher großen oder, wie die Himmels-Anhänger meinen: ſchändliche Geiſter im Abſeelen, um auch in unſerm Reiche den letzten Reſt von Recht, Vernunft und Wohlwollen zu vertilgen, denn vor der Keckheit dieſer drei

Kämpfer iſt ſelbſt der Teufel nicht ſicher. Jedoch ſind in den Syſtemen, welche die Menſchen ſich eigen ſchaffen, dieſe Eigenſchaften wenigen mehr eigen. Leugnen darf ich aber nicht, daß es auf dieſer bunten Welt noch immer Einſiedler giebt, die ſich für Moral intereſſiren; glücklicherweiſe hat indeſſen die Moral alle ihre Connexionen verloren, und dieſe können nicht einmal immer das Schlechte durchſetzen, was will nun gar das Gute ohne ſie? Doch verwende ich jede Kraft, daß es den Menſchen fern bleibt, denn gute Beiſpiele verderben böſe Sitten, und wenn auch bei Irdiſchen kein Anſchein zum Beſſern ſich erhebt, man muß doch bei ihrer ſteten Veränderlichkeit ſich hüten, denn das Sprüchwort ſagt: Wenn ſich Narren beſinnen, geſchieht's weislich!

Ich will nun hier dem Spezielleren Allgemeines vorausſenden und kann Euer ſataniſchen Majeſtät ſchadenfreudig melden, daß man glücklicherweiſe fort und fort dem falſchen Verdienſt eher Gnade, als dem wahren Gerechtigkeit erweiſ't; dies allein ſichert uns ſchon den Sieg, und wir können täglich ein Te Diabolum ſingen. Es geht in jenem Weſen ſchon ſo ſyſtematiſch zu, daß man ſeine geſpielten Tugenden bewundern und bezahlen läßt und dann im Kämmerlein ſtill ihr Gewand ändert, um in der Mode zu bleiben, denn eine Tugend von geſtern gilt ſoviel wie etwa ſchönes Wetter im vorigen Jahrhundert.

Die ausgegebenſten Tugenden ſind jetzt: Patriotismus, Volksthümlichkeit nach dem Mittelaltrigen, der Altdeutſchheit. Der erſte wird, zu unſerm Heil, noch oft mit Paroxiſmus verwechſelt; bei dem Mittelaltrigen oder Altdeutſchen verfährt man eben ſo kindiſch als undeutſch, und Volksthümlichkeit wird ſelten von Volksdümmlichkeit unterſchieden: ſo wirkt Alles vortrefflich. Denn, glaubt Einer, er könne von ſich ſagen: Er ſey Patriot! meint er auch, ohne viel gethan oder Fähigkeiten zu haben, auf Alles Anſprüche machen zu dürfen, und ein junger Herr braucht nun ſchon gar nichts weiter zu lernen, wenn er volksthümlich und altdeutſch iſt; ja, je weniger er lernt, je altdeutſcher kommt er ſich vor, und vermöchte er es dahin zu bringen, daß er Leſen und Schreiben nicht gelernt hätte, hielte er ſich gewiß ohne Umſtände für einen altdeutſchen Ritter. Gewiß, man ſchwatzt ewig vom Mittelalter und ſorgt nebenher durch Vollüderlichkeit, daß gleich nach der Jugend das Greiſenalter kommt; ſo geht den Leutchen im eigenen Leben das Mittelalter, in dem ſie zur Klarheit kommen könnten, verloren, dem Teufel ſey Dank! Nun glauben vielleicht mein hochgefürchteter Satan, dieſe beiden Parteien, die Patrioten und die Altdeutſchen, müßten ſich, ſchon wegen der Uebereinſtimmung, daß Beide nicht eben etwas gelernt zu haben brauchen, vertragen! Die Hölle bewahr' uns! Sie ſind die bitterſten Feinde, obgleich ſie noch in einem wichtigen

Punkte völlig übereinſtimmen, in dem nämlich: daß ſie Beide nicht wiſſen, was ſie wollen. Ueberhaupt wird in der Welt das Meiſte bewirkt durch das, einzig conſequent gehaltene Syſtem: Man weiß nicht, was man will! — und ich bitte knechtiſch: ſollten AllerhöchſtSie den Erfinder dieſes Syſtems aufſpüren, ihm das Groß-Antikreuz der hölliſchen Flamme zu verehren. Jenem Erfinder danken wir's, daß der Grundſatz: Man erreiche nur durch Zwietracht Eintracht, nur durch ewigen Krieg ewigen Frieden! ſich feſtſtellte; mit Ihm verbündeten ſich die romantiſchen Spitz-Fündlinge, die Natur-Philoſophen, welche, weil ſich die Extreme berühren, aus der tiefſten Albernheit die höchſte Klugheit mit der ausgezeichnetſten Unverſtändlichkeit zu machen wiſſen. So allein ſetzen ſie ihre leichten Köpfe in Cours, und nur, wenn man ſie pappelſchnell vor jedem Winde der Mächtigen ſich bücken ſieht, wähnt man, die ſchweren Köpfe wären Urſach, es iſt aber nur die Andeutung, daß man, auf hohen Befehl, die Köpfe gern ganz unbemerkbar machen wird, und dann urtheilt der Troß bald: Er hat einen eminenten Verſtand, man muß ſich vor ihm in Acht nehmen! das heißt: man muß ſeine Freundſchaft ſuchen.

Und je glatter und glänzender wird das Glück, jemehr ſich Einer vom wirklichen Verſtande zu entfernen und ſich in Freundſchaft zu ſetzen weiß mit ſchlauer Verſtändigkeit, die man mit „lebensklug" bezeichnet, um nicht

„Lebenstrug“ ſagen zu wollen. Denn der Trug: nichts bei dem rechten Namen zu nennen, iſt eben lebensklug, oder die Myſtik der Verhältniſſe, welche ein kleiner Theil iſt von der Geſammt-Myſtik oder der Kunſt, durchaus nichts begreifen zu wollen. Und das iſt gar nicht ſo leicht; die Erzieher wiſſen es, wie ſchwer es wird, die Menſchen vor Begriffen zu ſchützen, beſonders vor guten und natürlichen Begriffen, die männiglich in's Verderben ſtürzen können bei der allgemeinen lobenswerthen Richtung, die alle Zuſtände denen unſers Reiches nähern. Dieſe Zuſtände werden nun von der Geburt an als höchſtes Augenmerk dargethan, und da, ob auch das Wort „Geborene“ auf Erden viele drollige Vor- und Nachſätze hat, es doch niemals geborene Weltweiſe gab, ſind wir auch in der erſten Zeit vor einer uns ſchädlichen Umwandlung ſicher. Und ſollte ja in Einzelheiten es zuweilen ſo ſcheinen, als ob man auf der Erde ſich beſſern wollte, bitte ich, ihr um dieſes Scheines willen nicht gleich die ſataniſche Gnade zu entziehen; die Menſchen ſind wirklich nicht ſchuld wenn ſie tugendhaft ſind, es iſt eine Ueberraſchung, ein Zufall, wofür man das ſchwache Geſchlecht nicht eigentlich beſtrafen kann.

Doch ich gerieth hier ſchon in Details, ehe ich es wollte: ich, als diplomatiſche Perſon des höchſten Sitzes der Politik, darf mir die ſo vortheilhafte Unklarheit, die anmuthigſte Aushülfe für die Unwahrheit, nicht zum

Muſter nehmen, weil ich nur Erfreuliches und Wahres zu berichten habe. Deshalb will ich nur die verſchiedenen Abtheilungen, die Menſchen zu bilden und zu regieren, zu AllerhöchſtIhrer näheren Betrachtung aufſtellen. Es ſind:

Die Erziehungs-Art mit mancherlei Unarten.

Die Religion mit mancherlei Irrdunkel.

Die Juſtiz mit mancherlei Rechten.

Die Politik mit mancherlei Moralen.

Die Moral mit mancherlei Politiken.

Die Philoſophie mit mancherlei Syſtem-Schwindel.

Die Propheten- und Magneten-Wunder mit mancherlei Wunderlichkeiten.

Die Literatur mit mancherlei Mancherlei's.

Die Theater mit mancherlei Gelüſten und Schulen ohne Schule.

Dieſe Mancherlei's ſind des Teufels Neſt, in ihm verqualmte allmälig der Geiſt, womit der Himmel den Menſchen als ſein Eigenthum ſtempeln wollte. Verſchollen von jeher war die Seele, wohl uns, daß man ihrer noch nicht habhaft iſt, die jetzt Lebenden entdecken ſie nicht mehr. Wer noch einige Kraft hat, gehört unſer; kommt ja ein Moral-Renommiſt, findet er die Feſtung der muthigen Schlechtheit mit ſo vielem Hornwerke umgeben, daß Alles abprallt, und wenn der helle Verſtand auch ein wenig zündet, tragen alle Völker eilend zum Löſchen

Waſſer herbei. Die Mehrheit hat es feſt erkannt: die Verſuche zum Beſſeren koſten ſo viel, daß Leben und Gut nicht hinreicht, und ſo ſind ſie ziemlich von der Luſt dazu befreit und prägen ſich lobenswerth ein: Es iſt in der Welt nichts zu beſſern!

Doch ich muß ſchnell abbrechen, — eben will Einer zur Hölle fahren, der hier mit Glaubenswucherei allerlei vortheilhafte Geſchäfte machte. Ich habe keine Zeit zu verlieren, ſoll die ſchwarze Seele dieſen Brief beſtellen, ſchließe alſo im Entzücken, meine ganze Unſterblichkeit hindurch mich zu nennen

Euer ſataniſchen Majeſtät
allerdienſtwilligſter
Mephiſtopheles.

Nachbemerkung.

Es fand ſich bei dem Glaubenswucherer gar keine Seele mehr, weil der vorſichtige Teufel ſie ſchon ſtückweiſe geholt hatte; zufällig berührte ein Menſch, der Vernunft hatte, den Brief, und ſo verlor der Satan die Macht darüber. Leider hat ſich eine ſolche Günſtigkeit ſpäter nicht ereignet, es griff eine andere Hand zu, und die ſchriftliche Verbindung des Abgeſandten mit dem Teufel wurde geſichert.

IV.

Satan in Nöthen.

Die Mutter des Satans — eine geborene Finſterniß, verwitwete Chaos, deſſen Tod in den Tagen der Schöpfung erfolgte, nachdem er ſeinem Sohne das Höllenreich als Domaine gerettet und ihm die Rache übertragen hatte für den Verluſt ſeines Lebens und der ſonſtigen Alleinherrſchaft — die Mutter des Satans alſo iſt eine unvergängliche Schönheit des Häßlichen und liebt ihren Sohn über die Maßen, weil er mit dem ungeheuerſten Glücke verzogen iſt. Nun hatte ſie aber ſeit einigen Jahrhunderten ſchon einen immer mehr zunehmenden Trübſinn auf ſeinem Antlitz bemerkt, und ſein Körper magerte zuſehends ab, ſo daß ſie für ſeine Unſterblichkeit zu fürchten anfing. Da wollte ſie ihn nun durch Feſtlichkeiten zerſtreuen und berief in ihr geheimes Kabinet adoptirte Luſt-Teufelchen, welche die Höllen-Kapelle dirigiren, um ſich mit ihnen zu berathen. Sie hielt ihnen zuvörderſt eine Rede über des erhabenen Höllenfürſten Mißlaune und befahl, dieſe zu verſcheuchen. Die Teufelchen aber kicherten und ſangen das Vaudeville:

Da hilft kein Spiel, da hilft kein Tanz,
Denn Satan iſt verliebt;
Was nutzt ihm da der Firlefanz,
Wenn's keine Hochzeit giebt?

Der alten Dame fiel es wie Schuppen von den Augen, in allen Winkeln und auf allen Spitzen ihres Angeſichts taumelte die Freude, als ſie ſprach: „Ei, ihr kleinen Ausbunde von Schalkhaftigkeit, ihr könnt recht haben, und um ſo mehr rüſtet euch mit jeglichem Wirrwarr eurer Künſte; denn ich werde die Erwählte willkommen heißen und mir einen Kuppelpelz verdienen, wie es noch keinen gab.“ Und dabei machte ſie ſelbſt vor Jubel Balletſprünge und fühlte ſich ſo jung, als ob ſie ihre Krücke nie wieder brauchen würde.

Die Mißlaune des Satans aber hatte noch einen andern Grund. Seit lange ſchon ſah er ſeine Exiſtenz gefährdet, keineswegs durch erhöhte Erkenntniß, denn dieſe verändert den Satan höchſtens in ſeinem Charakter, nicht in ſeiner Macht, ſondern dadurch, daß beinahe jeder Menſch, um der Hölle die Gebühren zu entziehen, ſein eigner Satan wurde, und dieſe Pfuſch-Satane verdarben ihm alle Geſchäfte. Da lebte er nun, um doch mit Anſtand zu leben, in ſtetem Müßiggange und hoffte, aus ihm werde Großes hervorgehen; aber der Müßiggang beſonders hat ſich kultivirt, und ſeine Laſter gewannen an Menge und verloren an Größe — es wollte auch dabei nichts Bedeutendes herauskommen.

In einer Nacht nun ſchritt Satan in ſeinem beſten Hof-Coſtüm durch die Hallen ſeines Reichs, ſeine Sentimentalität mit den Wonnen des Elends um ſich her zu

Der Engel auf dem Schlachtfelde.

(In einer Maynacht 1813.)

Mit meiner Seele tiefſtem Bilde
Gedacht ich dein, o Vaterland!
Bis ich auf reichem Schlachtgefilde
Mich wehmuthdüſter wiederfand.

Der letzte Seufzer war verklungen
Im mitternächt'gen Stundenſchlag,
Da hatte alles ausgerungen,
Was ſein gehörte, nahm der Tag.

Der Länder Gram klang in mir wieder,
Und ward geſtillt in heil'ger Ruh',
Ein Engel ſchwebte leuchtend nieder
Und hauchte ſanft: „Was klageſt du?“

„Vollbracht iſt, was ihr Herz geboten!
Nur Sieg und Tod war ihr Entſchluß,
Sie haben beydes, gönnt den Todten
Nun auch des Himmels Friedenskuß.

verſcheuchen, und brach endlich in folgenden Monolog aus:

„Seyn oder nicht ſeyn, das iſt hier die Frage! Ohne neue Anſtrengungen niemals das alte Glück — und doch ſchlagen faſt alle Maaßregeln fehl! Ein paar politiſch Beſeſſene, etliche heuchleriſche Pietiſten ſind mir zwar neulich einigermaßen behülflich geweſen auf Erden, auch die erhabene Wirkung des Branntweins, der Mord-Dramen, und die Verſuche zu einer giftig frivolen Literatur waren mir nicht ganz ungünſtig — aber durchgreifen will nichts. Es jagt und verjagt ſich jetzt Alles ſo raſch auf Erden, daß vor der Menge Sünden faſt Keiner Zeit hat, eine Sünde erſten Ranges zu begehen, und glaubt man einmal Dieſen oder Jenen reif zum Pact, da ſchlägt er um und wird eben ſo lau fromm, wie er vorher lau dem Teufel ſich näherte. Nichts als jämmerliche Charakterloſigkeit, mit der jetzt Jeder in jeden Larven-Charakter ſich behaglich hinein findet!“

Sein Monolog nahm den falſchen Gang, es kam nicht zu einer Stimmung, wie Satan ſie wünſchte: er ſchüttelte ſich die Ideen ab und ſchaute um ſich. Nun mußte in jeder Abtheilung ſeines Reiches bei deſſen Unterſuchung ein Liebling, in ſeiner Erdenzeit der ärgſte Menſchenquäler, ihm das Licht halten und den Schweif tragen. So ſah denn Satan jetzt ein Männlein vor ſich, das er als ſeltenen Fang kürzlich geholt hatte; es war ein Wucherer, der einſt auf Pfänder lieh gegen ſolche

Zinſen, daß darüber die Pfänder verloren gingen und die Familien dazu. Satan aber ſprach zu ihm: „Dir ward eine ſchöne Tochter!“ — „Sehr ſchön und doch pfiffiger noch als ſchön!“ antwortete grinſend der Verdammte. „Sie kann es weit bringen in Deiner Gunſt“, ſetzte er hinzu; „und für ein Wiederſehen iſt mir gar nicht bange!“ — Und der heidniſche Amor, dieſer kleine niedliche Höllenbrand, der überall auf Teufeleien ausgeht, kam jetzt wie gerufen und ſchoß noch einen Pfeil in Satans Bruſt, die ſchon über ihrem Geheimniß keuchte.

Satan ging nun ſentimentaler von dannen, als er gekommen war, um ſich auf ſein Lager zu werfen, das er ſich bereiten ließ aus den ſchärfſten Dornen und Diſteln, gemiſcht mit den Stacheln der Aloe, denn Satan iſt überall ein Freund der Aufregungen. Aber ſeine Unruhe hatte doch nicht der Stacheln genug, er dachte an die ſchöne Tochter des Wucherers und ſprach zu ſich ſelbſt: „Wem der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft legen will, dem giebt er eine ſchöne Tochter!“ — und des Wucherers Kind ging ihm durch den Sinn, daß ihm ordentlich froſtig zu Muth ward. Er ließ ſchärfer heizen mit dem Fette feiſter Finſterlinge aus allen Jahrhunderten, deſſen Maſſe noch heute vorhält, und griff nach ſeinen Klaſſikern, die er neben ſeinem Lager hatte, um ſich zu zerſtreuen. Es waren Bände verſchiedener Tractätlein, welche die Dummheit fördern und den ergiebigen Ehrgeiz ausbreiten, ohne Vernunft zu exiſtiren; ferner unter täuſchende Namen verſteckte Lobreden auf den Wucher, den Trunk, das Hazardſpiel und ähnliche Hülfsmittel für die Rekrutirung der Hölle. Als Leckerbiſſen hatte er auch immer vier bekannte Bücher des Ovid in einem Bande neben ſich, nächſtdem viel Neues aus dem Franzöſiſchen, wovon wir hier ſchweigen wollen, weil wir dem Geſchmack des Satans nicht die Anhänger vermehren möchten. Er las und las; Satan kommt aber durch keine Zerſtreuung auf andre Gedanken, und den ſeinen fehlte nun einmal die Behaglichkeit, ſo daß ſeine Mutter ihn bei dem Morgenbeſuche ganz verſtört fand. Sie aber hatte in ihrer Freude über die bewußte Entdeckung beinahe die krummen Umwege vergeſſen, auf welchen die ſataniſche Sippſchaft ſich erholt, ſprach auch nur ganz kurz von dem Schmachtenden, was in dem verſchoſſenen Schwarz der Wangen ihres Einzigen lag, mit Worten, die ein Extract waren aus den breiten Schmeicheleien der hölliſchen Höflings-Colonie, und nach dieſem Säuſeln ihres beredten Athems ſchlug ſie ein mit dem Donner: „Du biſt verliebt!“

Satan's Antlitz wechſelte in allen Farben der Gluth, die der Scham ausgenommen, weil dieſe aus der Hölle verbannt iſt, und ſtarr ſah er vor ſich hin auf den Boden. Die unvergänglich höllenſchöne Mama aber wiederholte die einſchlagenden Worte: „Du biſt verliebt!“ ſetzte jedoch hinzu: „Dir ſoll geholfen werden!“ Und alsbald rief ſie dienſtbare Teufelchen, die Seelen verwahrloſter Jungen, die nicht durch zu große Anſtrengung, ſondern durch zu viele Ferien in Lucifers Reich kamen; ſie mußten ſchleunig zur Erde, um in einem „wirklichen Ausverkauf", der eben ſeine funfzigjährige Dauer feierte, einen Stutzer-Anzug für die Sataniſche Hoheit zu ſtehlen. Das war bald geſchehen, und Satan, mehr träumend als wachend, verwandelte ſich in einen Stutzer, beſtieg ſeinen Thron und verkündete, daß er incognito zur Erde hinauffahren und dort als Redakteur einer giftwitzigen zerrbildlichen Zeitſchrift ſich neue Bundesgenoſſen erwerben wolle.

Und ſo geſchah's! Zwar mußte er, wenn ſein böſer Geruch allzuſehr durchdrang, von Ort zu Ort wandern; das aber war ihm ganz recht, da er nun in vielem Volke die Grundſteine legen konnte zu ſeiner erneuerten Herrſchaft. Dabei bemühte er ſich eifrig um die Gunſt ſeiner geliebten Diavolina, die nach ihres Vaters Tode ihr Pfandleihgeſchäft noch mit einem Branntweins-Verkauf verbunden hatte, einer dritten Anſtalt nicht zu gedenken. Entzückt war Satan zu hören, daß ſie keinen Tag für zurechnungsfähig hielt, an welchem ſie nicht irgend Jemand in's Unglück geſtürzt hatte, und ſeine Bewerbung brachte er an, als ſie einſt wegen eines falſchen Eides am Pranger ſtehen ſollte und ſich mit neuen Pfiffen wieder davon log.

Diavolina aber war ſehr ſchwärmeriſcher Dreſſur, von der ſie ſogar verleitet wurde, Myſterien- und Räuber-Romane für ſichere Pfänder zu halten, ſo daß ſie auf jeden dreibändigen zwei Heller lieh, wodurch ſie nebenher wenigſtens noch die Leihbibliothekare betrog, da ſie nun die Bücher gratis las, und dies auch Andern geſtattete, wodurch ſie die beliebte neue Mode, Alles gratis leſen zu wollen, in Gang brachte. Durch dieſe Lektüre war Diavolina mit dem Reiz der Mondſchein-Scenen bekannt geworden, und Satan mußte ſich entſchließen, ſeiner romantiſchen Unterjocherin einen zärtlichen Kniefall zu leiſten, während ſie vom Balkon ihres Hauſes überaus vergnüglich auf ihn niederſchaute, und der Mond mit einem ironiſchen Gelächter accompagnirte, in welches Satan triumphirend und hellauf einſtimmte, indem er bemerkte, daß ſeine Braut in derſelben Stunde einen Liebhaber begünſtigt hatte, der ſich jetzt aus dem unteren Geſchoß des Hauſes davon ſchlich, um auf Diebes-Abenteuer auszugehen. Im Augenblick der Bewerbung ſich ſo beglückt zu ſehen, das ging über alle Erwartung des Satans; Diavolina war reif zur Beherrſcherin der Hölle und er aus allen Nöthen, da er überzeugt ſeyn konnte, zugleich eine Unterhändlerin zu finden, die mit dem Zeitſpuk vertrauter war als er; denn er ſelbſt konnte ſich's nicht läugnen, daß er im Vertrauen auf ſeine Ewigkeit hinter den plötzlich zum Galopp übergehenden Zuſtänden und

Verhältniſſen der Sterblichen zurückgeblieben war. Und Diavolina geſtand ihm ihre Liebe, ja ſie brachte den Satan auf die Höhe ſeiner Leidenſchaft, als ſie bekannte: er ſey eigentlich ihre erſte Liebe, von der ſie getroffen worden, als Satan ihren Vater geholt und ihr dadurch alle Koſten eines Leichenbegängniſſes erſpart hatte.

So ward denn ihre Hochzeit während einer großen Sonnenfinſterniß gefeiert, und ganz erfüllten ſich die Hoffnungen, die der Höllenfürſt auf ſein Weib gegründet.

Nachdem Satan ſie in das Vertrauen gezogen und ihr Kenntniß geworden war von den Erforderniſſen der Hölle, brachte ſie ſchon am Lendemain ihrer Hochzeit ein großartiges Hülfsmittel in der Verſöhnung der Sektirerei mit den hölliſchen Principien zu Stande. Sie gewann die Furien der Zwietracht, daß ſie jubelnd und in Verjüngung ſich mit der Hölle alliirten; Satan mußte die Venus herbeiziehen, die ſich ſeit ihrer Verjährung zur Beſchützerin wolluſt-reizender Tanzwuth gemacht, und Madame, die Mutter Satans, führte den Neptun herbei, der, in neueſter Zeit ſeinen Dreizack zu einer Gabel machend, in den vielen Reſtaurationen ſich als Gott der Leckereien anſtellen ließ. Er ſelber ſpeiſt noch mit Vorliebe Auſtern und Caviar, weil Beides ſeinem ehemaligen Reich entſtammt, und ſchwatzt gern unaufhörlich über Pferde-Wettrennen, weil bekanntlich das Pferd ihm ſeine Entſtehung verdanken ſoll. Unter ſeinem Schutze und ringsum mit

Freudenſprüngen bewillkommnet, ſchwur auch der Drachenteufel des Spiels, der in ſeinem Wappen das Treff-As führt, wieder zur Fahne der Hölle, und die alte Schlange, da ſie bemerkte, daß Satans Reich in neuem Feuer glänzen werde, ſpie luſtig die alten Hälfstruppen wieder auf die Erde. Aus ihren Naſenlöchern ſprangen die kleinen Geſtalten, die über Alles witzeln, was ehrwürdig iſt; aus ihrem flammenden Rachen entwiſchten alle die Geſtalten, die mit Wahn und Aberglauben die Menſchheit für die Hölle zu kirren ſuchen; zum Theil ſolche, die wohlbekannte Form haben, zum Theil andere, die als Galgenmännlein, Kröten-König und Alp der irdiſchen Phantaſie zu Schreckensbildern werden. Das war nun ein luſtiger Wirbel, in welchem ſich die Reſtauration des hölliſchen Reichs feſtſetzte; der Nebel und die Flamme hatten den großen Reigen und wickelten die kleineren Reigen ein, in denen ſich alle Inſaſſen des ſataniſchen Gebiets bewegten. Dieſer Wirbel dauert noch immer und wurde nur verſtärkt durch ein zweites Feſt, indem der Madame Satan eine Wiedergeburt gelungen iſt, die den Namen Scheinheiligkeit empfing und dazu beſtimmt iſt, allem vortheilhaft Schlechten jeden beliebigen Stempel aufzudrücken. Das Kindlein wird jetzt beſtens gewiegt von der jungen Vorlautigkeit und der alten Anmaßung; wenn aber die in hölliſchem Geſchmack verzierte Wiege nach einer oder der andern Seite umſtürzen will, ſo kommt die ewige Ironie der Geſchichte und ſtellt die Balance wieder her. So hält ſich die Wiege im Kippen nach Rechts und Links, und die Schlauheit, mit der Brandfackel zur Seite, kriecht immer hinter drein.

So weit nur geht fürerſt unſer Bericht, und wer denken kann, der ſetzt ihn fort, — oder verlernt das Denken, um allmälig völlig des Teufels Werkzeug zu werden.

Neuaufgeſtutzte Mönchsrede

am Grabe des Paters Spiridion.

Zu Gott hinauf, zu dem Umſternten
Blickt glaubensvoll und tief bewegt:
Es iſt die Saat für ew'ge Ernten,
Die hier die Allmacht niederlegt.

O weinet Mütter, Greiſe, Bräute!
Um Wunden, die das Schickſal ſchlug;
Doch hört auch ſtolz das Grabgeläute,
Ihr tilgt mit Schmerzen langen Fluch!

Mit euern Lieben fällt der Schleyer
Von weiter Zukunft plötzlich ab,
Als ihre ſchönſte Todtenfeyer
Wünſcht jeder Edle ſolch ein Grab.

Die Helden würdig zu geleiten,
Folgt, Männer, ihrem Siegespfad!
Jetzt glänzt der Frühling ew'ger Zeiten,
Der nicht zum zweyten Mal euch naht!"

Der Engel ſprach's und ſchwang die Palmen
Und löſte ſich im Morgenlicht,
Verklärung lag auf allen Halmen
Und auf der Helden Angeſicht.

Wertheſte Anweſende!

Erlauben Sie, daß ich die Räder meiner Beredtſamkeit geläufiger mache mit dem Oele ſinnreicher, ſchön in einander fließender Bilder und einen Text wähle, welchen einſt der hochgelahrte Pater Cornelius über einen Dudelſack ſetzte:

„Im Leben wechſelt Alles ſchnell! —
So muß durch Druck und Zwingen
Ein altes dürres Ziegenfell
Mit ſüßem Laut erklingen.“

Ich habe zu dieſer Wahl gar große Urſach, denn die Anwendung des Spruches rechtfertigt ſich, wenn ich in den Torniſter des Fatums greife und hier bald die ſchon gequollene Saat des erwünſchten Vergnügens, bald aber eine Hand voll Spreu — nur bethränten Kummer — herausziehe. Herumgeſchleudert, ewig ohne feſten Boden, wie bei guten Spielern der Federball, wandelnd im Aprilwetter des Lebens, jetzt gehoben, dann niedergedrückt, wem könnte der Menſch mehr gleichen als einem vom Schickſal aufgeblaſenen und wieder zuſammengepreßten Dudelſack?

Iſt unſer Leben geſpickt mit dem Specke des Wohlergehens, iſt das Gewand unſrer Hoffnung gefüttert mit dem glänzenden, wärmenden Parchent der Luſtbarkeit, ſo daß die Sehnſucht nach dem Glück und die Erlangung deſſelben, wie ein Paar zuſammengekoppelter Ackerpferde, den ſehr zerbrechlichen Wagen unſeres Zuſtandes ohne Rumpeln fortſchleppen können, ſo wird das Luftfell des Herzens mit dem Winde der Freude erfüllt, und die Pfeife unſeres Mundes läßt ein luſtiges Stücklein erſchallen. Doch:

„Im Leben wechſelt Alles ſchnell!“ —

Wie bald zerreißen die Geierklauen des Mißgeſchicks den vom Vergnügen erfüllten Luftſack, wie bald kollert die Kugel unſres Glücks gewaltſam in den Pfuhl des Kummers, ſo daß die Gewänder der Hoffnung häßlich beſudelt werden! Wie oft wachen wir auf mit der Fackel der Fröhlichkeit und gehen zu Bette bei der düſter leuchtenden Lampe der Sorge! — und ob wir auch bei dem kalten Hauche der Mißſtimmung die Nachtmütze des Gleichmuths über unſer kummervolles Haupt ziehen, ſo bedeckt ſie nicht die Nacht in uns, und die Klagen dringen doch zu unſerm Ohr.

Ja ſo iſt es! Kreuz, Jammer und Elend, das ſind die drei Windhunde des Schickſals, womit der Menſch immerdar gehetzt und gejagt wird, und ſobald wir aus der Kaſematte des mütterlichen Leibes in die ſinnbildliche Verheißung des endlichen Sarges, in die Wiege, dann in die Baſtille dieſer Welt geworfen werden, laſſen wir auch ſchon in dem Vocal-Concert unſres Mundes einen Angſttriller nach dem andern hören; da laufen auch ſchon die Thränen aus den Dachrinnen unſrer Augen, wie die Tropfen von der bittern Aloe. Je mehr das zähe Leben der Jugend in den bald ſchwindenden Jahren wie ein dehnbares Leder über den Leiſten der Erfahrung geſpannt wird, deſto mehr wird der glänzende Pelz-Ausſchlag des nackten und kalten Daſeyns, das Vergnügen, von den Motten der Unruhe zerfreſſen; das Druckwerk des Kummers zwingt die Schleuſen unſrer Augen zum Thränen-Erguß, das Echo des Herzens, die Sprache, gewöhnt ſich zum Seufzen, und von der Maultrommel unſrer Lippen hört man das Geſumme der Angſt. Und wenn wir uns nun lange genug im Feuer der Bosheit haben herumdrehen laſſen, wie ein Haſe am Spieße, ſo kommt die grimmige Köchin des Todes — ich meine die Krankheit —; die wirft uns in den Keſſel des Grabes und legt uns der Würmer-Republik zur Speiſe vor, welche dann an uns mit demſelben Appetit ſpeiſet wie ein Bettel-Student am Freitiſch! Was iſt alſo unſer Leben? Ein langſames

Zubereiten zur Speiſe unterirdiſcher Kreaturen, ein Haus aus Luftſteinen und Lehmpazzen mit einem baufälligen Strohdach, welches bei dem geringſten Winde der Widerwärtigkeit abgedeckt wird. — Was iſt der Menſch? Eine Wetterfahne, die ſtets bewegt iſt von den Sturm blaſenden Backen des Fatums; ein eingeſperrtes Rebhuhn, dem der Oberforſtmeiſter des Himmels, der Tod, täglich die Mordflinte vorhält; eine alte Tonne, die auf dem Meere hin und her getrieben wird; ein im Schweiß des Angeſichts, in der Hitze der Mühſeligkeit bereiteter Schmorbraten, den die Zähne des Todes zermalmen. Wie ſollte nun nicht der Menſch auf Erden einem vom Schickſal gefaßten und gequetſchten Dudelſack gleichen, und warum ſollte folgende Inſchrift nicht auf ihn anwendbar ſeyn:

Der Menſch muß hier ſein Päckchen Jammer tragen;
Des Schickſals harter Druck, ſein grauſes Zwingen,
Läßt bald von ſchmerzerfüllter Bruſt, vom ausgeleerten Magen
Ein jammerheulend Trauerlied erklingen!

So wie ich nun aber — ich glaube ſehr treffend — den ganzen Schwarm mühebeladener Menſchen in dieſem Jammerthale mit einem traurig klingenden Dudelſack verglichen habe, ſo hoffe ich nicht Unrecht zu thun, wenn ich dieſe hoch anſehnliche und ehrwürdige Trauergeſellſchaft auch in dies Sinnbild einſchließe. Ich ſehe ſo viele geehrte Patres mit großer Betrübniß und ſchwarzer Melancholie vor mir, daß eines jeden Antlitz faſt ſo unheimlich ausſieht wie ein Schornſtein, aus dem die lichten Punkte, die Schinken und Knackwürſte, gemaust ſind. Ich ſehe ſo viele anſehnliche wohlbeleibte Männer aus dieſer Gemeinde ohne Leben im Geſicht wie Hopfenſäcke, ſo viele Jungfern und Frauen daſtehen wie Truthennen, denen man im Herbſte die Federn gerupft hat. Von Aller Munde dringt eine Karavane Seufzer nach der andern aus der traurigen Einöde des Innern in die Wüſte der Welt, ſo daß ich einen ſchmerzwimmernden Dudelſack zu hören glaube, weil Jeder den frühzeitigen Hintritt des in dem Sarge, der Menſchenfalle des Todes, eingefangenen weiland ehrwürdigen Paters Spiridion tief fühlt und ſo unwillkürlich eine Trauer-Cantate aufführt, die mit den Worten beginnt:

„Im Leben wechſelt Alles ſchnell!“ —

Es glich der Wohlſelige während ſeines irdiſchen Hierſeyns einem wohlbereiteten Pudding; in ihm war jede Tugend ſo eingeſchlagen wie die Eier in dieſem; — bei allem heiligen Ingrimm ſanftmüthig wie ein Lämmlein, geduldig wie ein Grauthierchen, glänzte ſeine Frömmigkeit wie faules Holz in der Dunkelheit. Das Gericht ſeines Lebens, die Gold-Forellen des frommen Eifers, der Spargel der Keuſchheit, war mit dem Wein der Begeiſterung übergoſſen; Selbſtbeherrſchung war ein Riegel vor ſeinem Herzen, der die ſündigen Regungen nicht heraus ließ in den Strom der Begierde, in die Pfütze der Wolluſt, und freiwillig wählte er lieber vor den Leuten das irdene Gefäß der Armuth, die alte Hauslaterne der Demuth, als die wohlriechende, balſamiſche Allerhandsbüchſe der Welt. War die Spiritusblaſe ſeines Herzens in wohlnährender Einſamkeit erwärmt worden durch verſchiedene Gluthen, ſo träufelte, wenn er in das rege Leben trat, der Extrakt ſeines Amtsgeiſtes über ſeine Zuhörer, ſo daß ſie berauſcht wurden von der ergreifenden Kraft ſeiner Worte. Ach! ich zittere wie eine eben zerſprungene Harfenſaite, wenn ich bedenke, wie die Säule Roms an dem Abgeſchiedenen eine ſtarke, treffliche Unterlage verloren hat! Er brannte unauslöſchlich wie ein angezündetes Oelfaß, ſobald er hörte, daß eine ketzeriſche Fledermaus in unſre geiſtige Speiſekammer, in die Werkſtätte vatikaniſcher Baumeiſter gedrungen war, um die Nahrungsmittel und die Stricke der Lehre zu benagen. Nahte ſich ihm Jemand mit dem Brande des Unglaubens, ſo roch ſeine Beredtſamkeit Lunte; ſie ſchoß in ſanfter Wuth um ſich, von ſeinem Munde floß der Geifer wie die Lava vom feuerſpeienden Berge — und er wurde ſo durchpraſſelt von innerer Flamme, daß er durch die ausbrechenden Knallfunken ſeiner Rede gleichſam ein Feuerwerk gab zu unſrer Ehre. Seine Stimme donnerte wie eine alte Garniſontrommel und ſchlug Lärm im Gebiet der Hierarchie, ſo oft er eine Seele in's Fegfeuer expediren mußte; doch ſtand er auch, wenn er ſie zum freudigen Jenſeits fliegen ließ, ſtill und andächtig, wie ein Wegweiſer am Kreuzwege. Sein ganzes Leben war ein Gebet; ſo oft man ihn ſah, betete er, und wenn man ihn nicht ſah, wird er wohl auch gebetet haben, ſo befiehlt die Ehrfurcht zu glauben.

War der Gürtel unſrer Ohren mit dem Knopfe des Ungehorſams zugeknöpft, waren die Sünden in uns verhärtet, ſo nahte er ſich mit dem Stecken der Glaubensgewalt und ſchlug ſo lange, bis die taube Frucht der Hartnäckigkeit herausgedroſchen und von dem Mühlſtein der Vorwürfe zermalmt vor ihm lag. In dieſem Stück können wir uns des Seligen Zunge nicht beſſer vorſtellen als durch einen geſchickten Flegel, womit zwar die lebenden Aehren, die Menſchen, gedroſchen, niemals aber die darin ſteckenden guten Früchte verletzt wurden. Ja, er war ein Flegel in ſeinem Hauſe, ein Flegel in Geſellſchaft, ein Flegel vor der Gemeinde, weil er überall, ſelbſt bei der Verſtocktheit, die Körner des Guten aus dem Herzen ſeiner Zuhörer herausdroſch, ſie mit der Milch der klugen Langmuth übergoß, durch dieſe Speiſe das Alleinſeligmachende in Umlauf brachte und ſie würzte mit dem Zucker und Zimmt ſeiner Erfahrungen. So oft er in ſeine Kutte kroch, wie in einen Nothſtall, war der Generalbevollmächtigte ſeiner Behutſamkeit und die Polizei ſeiner Blicke in Bewegung, um, wenn etwa ein mit menſchlichen Schwachheiten vertrauter Bruder die Waffe der Ohrenbeichte wegwarf und aus dem geſchloſſenen Gliede unſrer Befehle Reißaus nehmen wollte, die Lärmkanone der hölliſchen Strafen ſogleich abzubrennen, damit er ihn packe und durch die Spießruthen täglicher Kaſteiungen könne laufen laſſen. Alle wollte er mit der Handlaterne alter Beiſpiele durch die finſtere Straße ihrer Einſichten leiten, darum ſtörte er ſtets in dem Müllkäſtlein neuer Gewohnheiten und ergriff die Zauberſtange guter Gelegenheit, ſo oft es ſich thun ließ, und wenn es auch in der Schenke war. Gebet, ſo wird euch wieder gegeben! war ſein Loſungswort, und darum ermahnte er herzdringend zu der ſchönen Tugend Freigebigkeit, ſo oft eine Pauſe dadurch entſtand, daß die Schafe ihrem Hirten eine friſche Kanne einſchenken ließen. Oft hielt er ſie von der Trunkenheit ab, indem er lieber die vollen Humpen ſelbſt ausleerte, als daß er ihre ohnehin nicht vollſtändigen Sinne in Unordnung gerathen ließ. Hierbei übte er die erbaulichſten Geſpräche; er ſprach unter Anderem über die Qualen des Fegefeuers mit einem Ton, daß man dieſen ſelbſt ſchon zu jenen Qualen rechnen konnte. Um euch ein Beiſpiel zu ſtellen, wie er auf Alles merkte, Alles nutzte, ſo will ich euch nur erzählen, was ich einſt ſelbſt vernommen habe. Er handelte eben vom hölliſchen Schwefelgeruch, als Einer der Anweſenden eine Priſe Tabak nahm. „Glaubſt Du", ſchnaubte der Wohlſelige ihn beſtens an, „daß Du mit Deiner Priſe den Geſtank des Höllenlochs abwehren wirſt? Mit nichten! Wiſſe, daß der Teufel jeden Tabakſchnupfer ſchon deshalb für eine gute Priſe erklärt, weil er durch oftes gewaltſames Nieſen die Leute zu einem: Gott helf! verführte, mithin zu einer Sünde wider das zweite Gebot: denn weil der Tabakſchnupfer das Gehirn durch Erſchütterungen zur Aufklärung verlockt, mithin zu einer Kapital-Sünde, ſo kann ihm auch die höchſte Macht nicht von der Hölle helfen, es ſey denn, er bäte auf Erden um zu zahlenden Ablaß bei ſeinem Beichtvater!"

Auch gegen die immer mehr überhand nehmende Putzſucht der Weiber, und darüber, daß ſie ſo viele Blößen geben, eiferte er faſt mehr noch als die Männer, welche die Rechnungen bezahlen müſſen. „Den Schmuck, den ihr euern Leibern anlegt, entzieht ihr euern Seelen und das Geld dafür uns, die wir es zu guten Werken verbrauchen!" verſicherte er. Aber was kümmern ſich die Weiber um das, was nicht zu ſehen iſt? — ſein Reden half gerade ſo viel, als ob man dem ſteinernen Götzenbilde aus dem Heidenthum, der Venus, eine Maulſchelle giebt und zu ihr ſagt: ſie ſolle ſich anziehen. Doch gern geſtand er dagegen den Weibern den hohen Ruhm zu: daß ſie ihre Männer meiſt zu der Gewohnheit brächten, ſich vor dem Kreuz zu beugen, wenn auch anfänglich nur vor ihrem Hauskreuz.

Auch ließ er ſich ſehr angelegen ſeyn, den Schafſtall unſrer Hierarchie mit den von unerlaubtem Licht abfälligen Seelen zu füllen; er wußte ſo viele Vortheile, welche ſie finden ſollten, beizubringen, wie ein Finanzminiſter Gründe für einen geldergiebigen Plan. Wenn der Schlüſſel der Vernunft ihre Willfährigkeit verſchloß, ſo nahte er mit der Brechſtange der Unvernunft, eröffnete ihre Herzen und beleuchtete ſie mit dem Schimmer des Bilderdienſtes, ſo daß ſie Ueberläufer wurden zu unſrer Fahne, wobei er ihnen die Myſtik als Montur und die Schwärmerei als Handgeld überlieferte. Um dieſen Zweck, ein Werber für uns zu ſeyn, noch beſſer zu erreichen, geſellte er ſich zu der Zahl ſublimer Geiſter, zu den Schriftſteller-Märtyrern, zu den kopfhängenden Seelen-Verſchließern, unſern hochgeprieſenen geiſtigen Kerkermeiſtern, welche durch Myſterien die Sinne anzureizen ſuchen. Unter dem Namen Iſidorus Orientalis Nazarenus ſchrieb er wortvolle Werke, die kein Menſch verſtehen ſollte, damit ſich Jeder um Auslegung an ihn wenden möchte, wobei er jeden Ankömmling in das Labyrinth des Scheins verſtrickte, wie eine Spinne die Fliegen in ihrem Gewebe.

Und was gezagt in bitt'ren Schmerzen,
Erkannte ſie als Rettungpfand,
Und feurig drang aus Deutſchen Herzen:
Ein neuer Schwur dem Vaterland!

Als Blanda über Augenſchwäche klagte.

Dein Auge ſchwach? O frevle nicht!
Es wirft im Zorne ſchnell mich nieder,
Und leicht erhebt es mich dann wieder,
Wenn mir aus ihm Erhörung ſpricht!

Hier war er gleichſam eine Glocke, ſeine Zunge war ein Schlägel, womit er anſchlug und Alles zum Bekehren zuſammenrief, welches Verkehren ihm die Palme verſchaffen muß, indem er ſich dabei nicht abſchrecken ließ durch das Bellen der Hunde, welche das Gebiet der Wiſſenſchaften bewachen ſollen und Rezenſenten genannt werden. In ſeiner Verlaſſenſchaft haben ſich gar viele Aufſätze, echte Lichtlöſcher und Lippenknebel, gegen ſolche Aufheller und Widerbeller gefunden, und ich würde ſie euch ſogleich vorweiſen, wollte ich euch nicht in Spannung erhalten für den Genuß derſelben; denn der Wohlſelige hat ſie einer Kirchenzeitung vermacht, die, ganz in ſeinem Geiſte, Alle verdammt, die das Rückwärts, dieſe herrliche jeſuitiſche Krebsſuppe, nicht mehr vertragen und mehr vom Kopf halten als vom Magen.

Und nun, nach dieſem treuen Conterfei des Dahingeſchiedenen, rufe ich euch zu: Gehet hin und thut wie Er!

Laßt uns, die Orthodoxen,
Mit Rationaliſten,
Den ſchlimmſten Anti-Chriſten,
Uns meſſen und uns boxen!
Ruft wie der ſel'ge Streiter:
Bis hieher und nicht weiter!

Und die da ſchrei'n: es werde Licht!
Die neuen Weg ſich ſuchen,
Mögt ruhig ihr verfluchen;
So will es eure Pflicht,
Damit in unſern Hamen
Die Völker hangen. Amen!

Ein Flüchtling

aus dem Irrenhauſe.

„Endlich habe ich dich wieder, ſüße Freiheit, keine Gewalt ſoll mich nochmals aus meinem erhabenen Wirkungskreiſe in jenes Gefängniß zurückführen, wo man vor Langeweile ſeinen geſunden Verſtand verlieren könnte!“ — alſo redete mit ſich Fabius Renner, der Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Irrenhauſe zu entſpringen.

Man hatte ihn dahin gebracht, weil er ſich einbildete, als Sittenrichter der ganzen Menſchheit Jedem die Wahrheit ſagen zu müſſen. Wenn man ihn fragte: wer ihn dazu berufen habe, ſo zeigte er mit dem Finger nach oben. — Ueber ein halbes Jahr befand er ſich in jener Anſtalt, als er, wie ſchon geſagt, Gelegenheit fand, zu entkommen. Ohne recht zu wiſſen, wohin er ſich zuerſt wenden ſollte, ſtreifte er von einer Straße zur andern. Anfänglich verhielt er ſich ſehr ruhig, denn er dachte nur an ſeine Freiheit, und dieſer Gedanke machte ihn ganz wohlgemuth und glücklich. Nach einer Weile trat aber die alte ihm eingewurzelte Idee, daß er zum Sittenrichter der ganzen Menſchheit berufen ſey, wieder vor ſeine Seele, und er hielt es für Pflicht, ſeine ſegensvolle Stellung nicht zu verkennen, ſondern überall und allzeit die Menſchen an ihre Gebrechen zu erinnern. —

Zuerſt begegnete ihm ein junger, höchſt ſchmuck gekleideter Mann, deſſen überaus modiſcher Anzug und die Art und Weiſe, wie er ſich durch ſein Aeußeres bemerkbar machen wollte, allerdings den faden Stutzer deutlich verriethen.

„Von welchem Merino mag die Wolle zu Eurem Kleide geſponnen ſein?“ fragte er den Jüngling, der ihn verwundert anſah und den kecken Frager verächtlich von oben bis unten betrachtete, ohne jedoch eine Antwort zu finden. „Wir wollen annehmen, das Schaf, welches den Stoff zu Eurem Kleide einſt auf ſeinem Leibe trug, gehörte der edelſten Zucht an; glaubt Ihr wohl, daß es auf dieſe Zierde ſeines Körpers jemals ſtolz geweſen ſey? Und wer von Euch Beiden hätte das größere Recht, auf dieſes Natur-Erzeugniß ſich etwas einzubilden?“

„Mein Herr, ich verbitte mir ſolche Anzüglichkeit!“

„Und ich verbiete mir ſolche Anzüge, die der Würde des Menſchen zuwider ſind! Huldigt nicht jeder dummen Mode, die aus dem Kopfe eines Pariſer Müßiggängers entſprungen iſt, ſeyd nicht Knechte der Schneider, Ihr freiheitliebenden jungen Herren! Steckt lieber Eure Naſe in ein gutes Buch, laßt die Mägdlein beim Spinnrocken ſitzen und bleibt hübſch in Thätigkeit zu Hauſe! Ihr werdet das Steinpflaſter, das dem Staate ohnehin viel koſtet, und Eure Sohlen ſchonen! Ihr werdet aber noch mehr ſchonen, vor allen Dingen Eure Kräfte und Säfte, Euer Bischen Gedächtniß und die halbe Unze Verſtand; das Alter kommt früh genug, und dann fehlt's an Allem. Wollt Ihr aber ein Stutzer bleiben, ſo erkundigt Euch alsbald bei einer Menagerie nach dem Tode eines Affen, man wird Euch ohne Bedenken zu ſeinem Nachfolger erwählen.“

Vergebens bemühte ſich der Stutzer, ſeinem Gegner etwas zu erwidern, vergebens nannte er ihn einen Tollhäusler, es half ihm nichts, und er konnte dem Sittenrichter nicht anders entgehen als durch die Flucht.

Der ſtrenge Mann war kaum einige Schritte weiter gegangen, als er einem dicken Herrn mit kupferrothem Geſicht begegnete und ihn alſo anredete:

„Freund Dickbauch, warum wollt Ihr ſo früh dieſe ſchöne Welt verlaſſen? Wißt Ihr denn gar nicht, daß Euch Euer größter Feind, das Waſſer, ſucht und ſehr bald finden wird? O ihr armen Pferde, die ihr einſt dieſe Leichnam vor das Thor werdet ziehen müſſen! Freut euch, ihr Bewohner der Unterwelt, ihr Würmer unter der Erde, euer Leben iſt verſichert, eure Kolonie wird viele Jahre lang herrlich blühen!“

„Herr, Ihr ſeyd nicht bei Sinnen!" ſprach der Dickbauch; „was kümmert Euch meine Dickleibigkeit?"

„Sie kümmert mich gar ſehr, ſo wie die ganze Menſchheit mein beſtändiger Kummer iſt. Es wäre Euch doch gewiß ſehr unlieb, wenn Ihr frühzeitig von hinnen müßtet; darum flieht die zungenkitzelnden Getränke, die man „geiſtige" nennt, obwohl ſie gar oft um den Geiſt bringen; eſſet, aber ſchmauſet nicht; macht nicht aus Mahlzeiten zu Zweck-Eſſen, bei denen Ihr keinen andern Zweck habt als Gaumen-Genuß. Vor Allem müßt Ihr weniger der Ruhe pflegen; laufet täglich und ſchwitzet dabei, jeder Tropfen iſt ein Juweel, mit dem Ihr einen Tag Eures Lebens erkauft!"

„Ich danke vielmals für Euren Rath! Er hätte freilich ein wenig zarter ſeyn können. Jetzt lebt wohl!" — Damit empfahl ſich der Dickbauch.

Unſer Sittenrichter hatte kaum den Gemäſteten aus dem Geſichte verloren, als ihm ein Mann mit einer Brille auf der Naſe und Büchern unter dem Arme in die Nähe kam.

„Herr, Ihr ſeyd ein Gelehrter", begann der Menſchen-Verbeſſerer; „ich achte Euern Stand, doch ich werde ihn bewundern, wenn Ihr mir drei Fragen beantwortet."

„Und die wären?" fiel neugierig der Gelehrte ein.

„Die drei Fragen heißen: Woher ſind wir? Wohin gehen wir und warum ſind wir auf dieſe Welt gekommen?"

„Ich geſtehe, daß Eure Fragen Räthſel ſind, deren vollſtändige Löſung jenſeits der Grenzen unſeres Wiſſens liegt. Die Philoſophie giebt uns allerdings hierüber einigen Aufſchluß, doch um ihre Sprache zu verſtehen bedarf es gewiſſer Vorſtudien."

„Ha, ha, ha! Geht mir doch mit Eurer Philoſophie, dieſem Deckmantel Eurer Unwiſſenheit. Das Verſtändniß der Wahrheit, mein hochgelahrter Herr, bedarf keiner Vorſtudien. Seyd ehrlich, Freundchen, und ſagt: wir wiſſen's nicht — das machte Euch mehr Ehre!"

„Ihr ſcheint eine falſche Anſicht von einer Wiſſenſchaft zu haben, die mit Recht die Königin der Wiſſenſchaften genannt wird. Wer einmal zu ihrer Fahne geſchworen hat, der kann ihr unmöglich wieder untreu werden. Die Philoſophie kann auch auf Eure drei Fragen antworten; da ich aber fürchten muß, Euch unverſtändlich zu werden —"

„Bitte ſehr, Herr Philoſoph, bemüht Euch nicht! Hört mir einen Augenblick zu, ich will Euch die Antwort geben. Seht dort die dunkle Wolke am Himmel, woher kommt ſie? Antwort: Aus ihrer Mutter Schooß, dem großen Meere, das jeden Augenblick ſeine Kinder, die lieben Wolken, nach dem Lande ſendet. Und warum iſt ſie da? Was iſt der Zweck ihres Daſeyns? Antwort: zu nützen, die ſchmachtende Erde zu erquicken! Und wohin geht ſie? — wenn ſie ihren Segen ausgetheilt und vom Himmel auf die Erde gekommen iſt, wenn ſie Blut und Leben dahingab und aus dem Grabe der Erde als rieſelnde Quelle luſtig auferſteht, erſt als murmelndes Bächlein, dann als rauſchender Strom immer vorwärts eilt — ſagt, mein hochgelahrter Herr, wohin die Welle geht? Woher ſie gekommen iſt: in der Mutter Schooß, in's weite Meer, das liebend ſeine Arme ihr entgegen breitet, geht ſie zurück. Und das nennen wir Menſchen: ſterben! Ha, ha, ha, ha! Lebt wohl, mein hochgelahrter Philoſoph! — Grüßet Eure Vettern und ſagt: Ich käme aus dem Narrenhauſe! Ha, ha, ha!“

Der Sittenrichter gelangte jetzt zu einer Brücke, welche wegen des Durchgangs eines Kahns aufgezogen war. Mehrere Perſonen ſtanden bereits da und warteten voll Ungeduld: das war ein Fund für den Irrenhäusler. Mit einem Blicke muſterte er die kleine Schaar, meiſtentheils junge Mädchen, die den Wanderer mit einer mehr verächtlichen als gleichgültigen Miene anſahen und ihm dann den Rücken kehrten, vielleicht weil ihnen der Mann nicht glänzend genug gekleidet ſchien.

„Die Natur“, begann er, „hat es weislich eingerichtet, daß ſie dem Ohre nicht ein Fell zum beliebigen Verſchließen gab, wie ſie aus guten Gründen das Auge damit verſah. Ich danke es der Natur, daß ſie dem Worte ein ſtets offenes Thor bereitet hat, denn ſonſt möchte meine Rede ſchwerlich bei Euch jetzt Eingang finden. Es hilft Euch nichts, meine jungen Damen. Ihr müßt mir einmal zuhören! Ich will Euch ſagen, wie

Trinklied.

Die Becher ergreift,
Daß ſchnell der Verſtand uns noch reift!
Die Zeit laßt uns trotzend verſcheuchen
Und unter der Laſt nicht erkeuchen;
Lebendige Luſt
Reißt Willen und Kraft in die Bruſt!

Leicht führet der Wein
Zum Süden der Herzen uns ein!
Er dränget die Seelen wie Flammen,
Das Leid mit der Hoffnung zuſammen,
Und gründet in Noth
Die Freundſchaft, allmächt'ger als Tod!

Das Liebchen ergibt
Sich dem nicht, der's Zechen verſchiebt!
Die Lieb' ohne Muth iſt vernüchtert,
Das Höchſte ſey nimmer verſchüchtert,
Erſchaffender Kuß
Iſt nicht was man will, was man *muß*!

Ihr die beſten Männer bekommen könnt, wie in kurzer Zeit die eigentlichen Heiraths-Werber an Eure Thür klopfen werden. Das will ich Euch entdecken und in meinen Augen für wahnſinnig gelten, wenn mein Vorſchlag nicht der beſte von der Welt iſt. Ei, ſeh' doch Einer, wie ſich die Köpfchen neugierig umdrehen! Doch ich habe keine Zeit, ſchon fällt die Brücke. So hört denn meinen Rath! Ich meine, Ihr würdet ſehr liebenswürdig, wenn Ihr aufhören möchtet, Zierpuppen zu ſeyn. Das Natürliche allein gefällt, ja es gefällt nicht nur, es reißt hin, es bezaubert!“

Die Zugbrücke fiel, die jungen Damen warfen einen Blick voll Hohn und Spott auf den Redner und verſchwanden.

Ein Paar Studenten kamen vorüber. „Halt, meine Herren!“ ſprach der Sittenrichter. „Ich habe alle Achtung vor Euch, Ihr ſeyd Studirende?“

„Aufzuwarten!“

„Und welcher Fakultät gehört Ihr an?“

„Wir ſind Juriſten.“

„Alle Hochachtung! Es thut noth an Juriſten, ich meine an großen Juriſten. Es iſt auch noch viel Platz da zu Bildſäulen für wahrhaft große Rechtsgelehrte, und Ihr würdet auf einem Marmor oder Erz-Geſtelle recht hübſch ausſehen. Doch wißt Ihr auch, wie Ihr es anfangen müßt, um auf ſo ein Geſtell zu kommen? Na, rathet einmal!“

„Wir ſind neugierig, es von Euch zu erfahren!“

„Will's Euch ſagen! Seht dieſe Brücke, ſie verbindet das jenſeitige Ufer mit dem dieſſeitigen. Solcher Brücken giebt's viele, aber noch weit mehr ſolcher Brücken führen vom Recht zum Unrecht. Niederreißen ſollt Ihr dieſe abſcheulichen Brücken, damit der Unfug aufhöre, das Recht in Unrecht und Unrecht in Recht zu verwandeln. Verſteht Ihr mich! Legt das Natürliche und die Gleichheit des Anſpruchs der Menſchen zu Grunde, dann wird aus der erſten grundſätzlichen Klarheit alle andere Klarheit folgen. Ja, glaubt mir nur, es iſt noch viel Platz da zu Denkmalen! So ein ganz einfaches, Jedem als allgemeines Maaß und Gewicht der Gerechtigkeit einleuchtendes Geſetzbuch ſchaffen — 's iſt ſchwer, freilich ſehr ſchwer, aber man muß es nur wollen!“

„Wir wollen's uns merken, Freund! Euch aber rathen wir, ſo bald als möglich zu einem Arzt zu gehen. Lebt wohl!“ — Mit dieſen Worten zogen die Studenten um die Ecke.

„Was? Ich ſoll zu einem Arzte gehen? Wozu? Bin ich denn nicht geſund? Aha! Jetzt fällt mir's ein: Ihr meint, ich ſoll ihm auch mit Wahrheit aushelfen? Kann noch geſchehen! — Wenn ich die Menſchen vor mir ſo eilig laufen ſehe, ich weiß nicht, ſoll ich weinen oder lachen! Unter hundert Geſichtern erſt ein heiteres, freundliches: ſo viel Unzufriedenheit und geheimer Kummer ſteht auf den meiſten Stirnen mit Runzel-Zeilen geſchrieben. Neid und Mißgunſt, dieſe Verderber der friſchen Lebensfarben, ſtrichen die meiſten Geſichter gelb an, und die häßlichen Leidenſchaften haben ſchon der Jugend die Haare aus dem Kopfe geriſſen. Arme Menſchheit, wie glücklich konnteſt du ſeyn und wie unglücklich biſt du!“

Ein Bettler, der den Sittenrichter bemerkt hatte, ging an ihn heran und ſprach: „Eine kleine Gabe mir Armen, mich hungert ſehr!“

„Mein Lieber, ich habe keinen Groſchen Geld bei mir. Ich bin auch hungrig, Freundchen; vielleicht kann ich Euch aber einen guten Rath geben.“

„Wenn man nur ſatt davon würde!“

„Seyd Ihr denn wirklich ſo hungrig? Ich dächte, Ihr könntet heute ſchon etwas erbettelt haben! Ich muß übrigens geſtehen, daß ich mich wundere, weshalb Ihr nicht auf eine anſtändigere Weiſe Euer Brod erwerbt. Ihr ſeht ja recht geſund aus: warum arbeitet Ihr nicht?“

„Handarbeiten ſtrengen mich zu ſehr an, und ſonſt habe ich nichts gelernt!“

„Ihr ſeyd alſo, mit einem Worte geſagt, faul?“

„Kann wohl ſeyn!“

„Ich würde Euch aber doch rathen, einen beſtimmten Beruf zu wählen.“

„Das hab' ich gethan: mein Beruf iſt betteln. Ich glaube, daß mein Stand in keinem guten Staate fehlen darf. Das Kapitel von der Wohlthätigkeit und der chriſtlichen Liebe würde aus jedem Religionsbuche geſtrichen werden können, wenn es nicht ſolche Gelegenheitsmacher jener Tugenden gäbe, wie ich einer bin. Wir Bettler ſind lebendige Aufforderungen, die größten Tugenden im Daſeyn auszuüben. Wär's möglich, daß Jemand mildthätig ſey, wenn er Niemand fände, dem er von ſeinem Ueberfluß mittheilen könnte? Ihr ſeht, wir Bettler ſind nothwendige Mitglieder in jedem wohleingerichteten Staate.“

„Auf welcher Univerſität habt Ihr denn ſtudirt? Weh über uns — nun haben wir ſchon philoſophiſche Bettler! Was ſoll noch daraus werden! Doch Ihr ſagtet, daß Ihr hungrig ſeyd? Ihr könnt mein Gaſt ſeyn. Wenn Ihr vorlieb nehmt mit einer Ente, ſo macht keins Umſtände und begleitet mich in meine Wohnung.“

„Wie? was? Ihr eßt Entenbraten und wollt doch keinen Groſchen Geld haben und geben? Geld iſt meine Loſung, Geld macht ſelbſtſtändig! Für Eure Einladung dank' ich, gehabt Euch wohl!“

„Der iſt unverbeſſerlich, aber ſein Gradezu hat etwas Behagliches! — Doch wer mag das Männchen ſeyn mit dem ſchwarzen Buch unter dem Arm? Ich will ihn anreden! Heda, Freundchen, nehmt mich mit!“ —

„Mit dem größten Vergnügen!“ erwiederte das Männchen; „gewiß iſt es zu Eurem Seelenheil, und noch heut wird da oben Freude ſeyn über einen bußfertigen

Sünder. Doch vielleicht thue ich Euch Unrecht. Iſt etwa ſchon der Geiſt über Euch gekommen?“

„Ich verſtehe Euch nicht, welchen Geiſt meint Ihr?“

„Ich ſehe ſchon, Ihr ſeyd noch nicht erleuchtet und gehört noch zu den Weltkindern.“

„Und wenn ich fragen darf, wozu gehört Ihr?“

„Ich hoffe, dermaleinſt zu den Schafen gezählt zu werden, die da geſondert werden von den Böcken!“

„Wie alt ſeyd Ihr, mein Freundchen?“

„Ich gehe in die Siebenzig!“

„Wie lange iſt es her, daß der Geiſt über Euch kam?“

„Schon über ein Jahr! Ach, ich war in meiner Jugend ein arger Sünder!“

„Das glaube ich, und es wundert mich nicht, daß Ihr die alten Sünden über Bord werft und einen Hafen zum Ankern ſucht. Ich kannte in meiner Jugend einen Stier, der Jedermann mit den Hörnern anfiel und ſogar den Hirten zuweilen angriff. Man ſägte dem Thier die Hörner ab und es wurde fromm wie ein Lamm. Wir hatten auch einmal einen alten Kater, der mauſ'te nicht mehr und wollte überhaupt kein Fleiſch freſſen. Wir glaubten Alle, er ſey in ſeinen alten Tagen zur Erkenntniß gekommen; zufällig bemerkte aber Jemand, daß dem Peter faſt alle Zähne ausgefallen waren. Habt Ihr mich verſtanden, alter Graukopf? Nichts für ungut und die Erleuchtung mit Euch!“

Der Zufall wollte es, daß der Sittenrichter einem Arzte, welcher eben in den Wagen zu ſteigen gedachte, in den Weg trat.

„Ihr habt doch ſchon ſo manches Recept verſchrieben", begann der Sittenrichter, „und ſo Mancher, der auf dem Kirchhofe von den Mühen des Lebens ausruht, mag es Euch danken, daß Ihr ihm bei Zeiten die Pforte zur Ruhe aufſchloſſet. Sagt, mein gelehrter Herr Doktor, wäre es denn nicht möglich, daß Ihr der ganzen Menſchheit einen Schlaftrunk verſchriebet, denn in unſerer vielbewegten Zeit und bei ihren dauerhaft gemachten Wirren thut die Ruhe am meiſten noth. Glaubt mir, wenn wir ſo ein halb Jahrhundert geſchlafen hätten, wir würden viel vernünftiger erwachen. Wahrlich, dies wäre das beſte Mittel, die wahnſinnige, wie toll gegen einander rennende Menſchheit zu heilen."

„Euer Rath iſt nicht übel!" entgegnete der ſtolze Heger und Pfleger menſchlicher Krankhaftigkeit. „Habt die Güte und fahrt mit mir in meine Wohnung, wir wollen dort weiter darüber ſprechen!"

Sie ſtiegen Beide ein. Der Wagen hielt. Doch wo? Vor dem Irrenhauſe. Der gute Sittenrichter ward genöthigt, auszuſteigen und ſein Sittenrichter-Amt einſtweilen aufzugeben. — Sollte er das Glück haben, wieder einmal zu entſpringen, werden wir ſeine ferneren Abenteuer mittheilen.

Der Kurzweilige.

Encyclopädiſch-belletriſtiſche Zeitſchrift.

1828. Nr. 1 bis 0.

Was lang und ſeicht gar Viele recken,
Will kurz und leicht im Sport ich necken.

Kurzer Sinn aller Vorworte.

Geſchätztes Publikum! Meine Zeitſchrift ſoll ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigen — ich brauche Geld. Weg mit jedem älteren Tagesblatt! Das meinige wird ein mir eigenthümliches Leben erhalten, und eifrigſt nach dem Stempel der Zeit ſtreben, beſonders — wenn Münzen daraus geworden ſind.

Romanze.

Das Fräulein flammt, der Knappe glüht,
Der Ohm erbrauſ't im Grimme;
Sie ſtirbt im Ach, er ſtirbt im Weh,
Der Ohm an inn'rer Stimme.

Drei Geiſter ſieht um's wüſte Schloß
Das Sonntagskind nun ſchweben,
Die immerfort dem Dichtertroß
Romanzen-Stoffe weben.

Die moderne Erzählung.

Im Hotel des Miniſters von Claurenhold drehte ſich Alt und Jung in den anmuthigſten Verſchlingungen des edlen Cotillons. So oft ſich Mimiliesli, die engelſüße Tochter des Miniſters, und der feingelenkige Aſſeſſor Schönleer in den Biege- und Wiege-Wendungen entzückt die glühenden Hände drückten, blitzte in den vier ſchönſten Augen das ſehnſüchtigſte Feuer. Ach, die Zärtlichen ſchmachteten und zappelten in Amors Roſenfeſſeln; denn obwohl heimlich vermählt, hatten ſie ſich doch feierlichſt geſchworen, nur wie ein herziges Geſchwiſterpaar zu leben, bis von den Bitten aus den Purpur-Ufern des mit blendenden Perlenreihen verzierten Mundes unſ'res ſonnengleichen Mägdleins das, unter Aktenſtößen verſchollene Herz des Vaters hervorgelockt und der ſtahlharte Stolz der Excellenz zerſchmolzen war. — Plötzlich verſtummte die Muſik; eine athletenmäßige Geſtalt ſchritt durch die glänzende Geſellſchaft, muſterte mit theils grimmigen, theils wohlwollenden Blicken die Verſammlung und rief: „Vergißmeinnicht!“ — Dienſtfertig und gekrümmt fragte der Vertraute der Liebenden: „Was ſteht zu Befehl, mein Guter?“ — „Ich komme über Wien aus Surinam, der Pflanzung aller Goldſtücke; hier iſt ein Adelsdiplom und eine halbe Million!“ — „O willkommen, rettender Verwandter des Hauſes!“ — „Das wäre doch zu verbraucht! Ich bin ein höchſt gemüthlicher wildfremder Nabob, dem der Jammer Ihrer Liebenden die Caſſette geöffnet hat. Das Gold iſt für die zerrüttete Excellenz, das Adelsdiplom für den etwas bornirten Schönleer. Was ſagen Sie nun, Miniſter-Papa?“ — Claurenhold erfuhr, was geſchehen, gab mit anſtändiger Wonne ſeinen nachträglichen Segen, und der edelreiche Nabob hielt nach ſieben

Das Vaterland ehrt
Wer nimmer der Gluth ſich entwehrt!
Beym Wein fühlt ſich Jeder verſchworen
Dem Boden, auf dem wir geboren,
Und gäb' er für Blut
Das Grab nur, wo rühmlich ſich's ruht!

Drum, Becher, erklingt,
Daß Freyheit die Sinne durchſchwingt!
Der Wein hilft dem Menſchen zum Rechte,
Das Waſſer erdrückt ihn zum Knechte,
Stoßt feuervoll an
Und trinkt euch zum Deutſchen, zum Mann!

Bemerkung eines alten Schulmeiſters.

Wer nicht die Staatenſprache kennt,
Kann ſich jetzt oft blamiren,
Denkt: was man ſonſt „verwirren" nennt,
Heißt jetzt: „organiſiren!"

Monaten tiefgerührt einen zuckerlieblichen kleinen quabblichen Aſſeſſor über die Taufe, der die Vornamen von ihm empfing und demnach heißt: Peregrinus Goldfritz von Schönleer.

Die hiſtoriſche Erzählung.

Es war am Tage aller Seelen des Jahres 1099, in welchem die geſammte Chriſtenheit erfreut wurde durch die Erſtürmung Jeruſalems unter Gottfried von Bouillon, als Ethelwine von Falken im Nachtgewande — welches wir ſpäter ſehr umſtändlich ſchildern werden — einſam und ſinnend in ihrem Gemach ſaß. Faſt erloſchen war die Ampel — dieſelbe, deren Schilderung eigentlich zwei Bogen erfordert —; da ward das zarte Fräulein aufgeſchreckt, denn in ihrem Ohr erklangen die Worte der unerläßlichen Wahrſagerin vom Gebirge; zugleich erbebten die Grundfeſten der Burg es klirrten die Fenſter, ein Odem der Verweſung ſtrömte ſie an, ein geſpenſtiſches Rauſchen zog in melodiſchen Tönen um ſie her —.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Anekdoten.

„Herr Redakteur, die Anekdoten in Ihrem Blatte ſind etwas trivial!“ — „Das klingt unhöflich, Herr Leſer!“ — „Bitte ſehr! es trifft nicht Sie; denn dieſelben Anekdoten haben mir ſchon nicht gefallen, ehe ſie von Ihnen erzählt wurden!“

Die neueſte Lyrik.

Ich mal' in heißen Liedern,
Daß Lieb' und Sehnſucht wach; —
Und will damit auch ſteigen
Der Liebſten auf das Dach.

Ich will der Holden nahen
Im züchtiglichſten Gruß; —
Doch ſoll darauf gleich folgen
Der Tritt mit derbem Fuß.

Paradoxen, Sentenzen und Wortſpiele.

Das Geld iſt Jux, Jux iſt aber kein Geld. — Man iſt nicht, weil man ißt, man ißt um zu ſeyn. — Ich fand da ſie, das iſt der Inhalt aller Phantaſie der Liebeslieder. — Zwiſchen Marterer und Märtyrer iſt ein ſolcher Unterſchied wie zuweilen zwiſchen Schriftſteller und Leſer. — Die Erbſünde beſteht hauptſächlich darin, daß ſich Viele bemühen, aus der Uebligkeit Ueblichkeit zu machen.

Das Epigramm.

Man lügt ein Brandmal dem Geehrten,
Bricht derbe Knittel von dem Stamm
Und trifft damit den Unbewehrten —
Das nennt der Zeitgeiſt Epigramm!

Correſpondenz aus vielen Hauptſtädten.

Unſer Theater iſt einzig; die koſtbaren Koſtüme koſten die Kaſſe und mehr, aber es ſind die echten und ächten muß man den Zweifler. Im Trachten nach Dramen mit alten Trachten hat ſich unſer Direktor den ruhmvollen Beinamen „Marſchall Rückwärts“ erworben, und neue Dichtungen liegen deshalb fern von ihm. — Unſere Schauſpieler ſind von den Erſten die Erſteſten! Einen zweiten erſten Helden, wie den hieſigen, hat die Weltgeſchichte nicht; unſere erſte Heldin tritt jede andere durch Kunſt mit Füßen; die Primadonna iſt unter allen Einzigen die Einzigſte; der erſte Tenor ſteht höher als der Höchſte; unſer Baſſiſt hat eine Kraft und Tiefe, daß ihn ſelbſt die Gegenfüßler hören. Auch unſer Dekorateur, Maſchiniſt, Theaterſchneider und Ueberſetzer ſind vierfach einzig; unſer Ballet-Perſonale iſt immer in der Luft, und Allen geht die bloße Natur über Alles und die verſtutzerte Kunſt noch etwas drüber. — Unſre Theater-Verwaltung handelt — nebenher geſagt — auch nach Grundſätzen. Da ſie durch Erfahrung weiß, daß die Leute vor der Bühne ſich ſtets nur auf eine Viertelſtunde im Spaß beſſern, bekümmert ſie ſich, wie billig, gar nicht um unſre Zeit und um's Beſſern, bemüht ſich vielmehr nur um verjährten alten Ernſt und unvergährte kindiſchjunge Poſſenreißerei. — Außer dem Theater nichts Merkwürdiges im Univerſum! — die Welt wäre nichts als ihr altes Nichts, wenn nicht zufällig die Bretterwelt in ihr läge!

Literatur.

„Das Geſammt-Wiſſen“; in 300 Bänden. Für eine flüchtige Anzeige iſt das Werk etwas zu lang und zu wichtig; wir werden demnach nächſtens in gelehrter Breite darthun, daß wir es nicht geleſen haben, um damit zu beweiſen, daß es ſehr zu empfehlen iſt.

Bildende Kunſt.

Das Landſchaftgemälde von Tüncher entſtand durch einen breiten, kecken Pinſel. Herrlicher Baumſchlag; man erkennt jedes Blatt! — Die rauhe Gebirgsart iſt durch edle Gelecktheit treffend wieder gegeben. Der Mittelgrund löſt ſich zwar nicht vom Vorgrunde, der Hintergrund iſt uns aber dagegen künſtleriſch-bedächtig durch die ängſtlichſte und fleißigſte Ausführung genähert, damit wir den Reichthum der fernen Gegenſtände erkennen, was der Künſtler mit genialer Vernachläſſigung der Perſpektive noch ſehr unterſtützt hat. Staffage fehlt gänzlich, wodurch das Bild eine ungemeine Ruhe erhält. Wir ſtellen ohne Anſtand dieſes Bild bei dem Anblick der Meiſterwerke Claude Lorrain's und Ruisdael's ihnen — zur Seite.

Kurzer Sinn langer Schlußreden.

Wegen Mangel an Abſatz iſt nichts weiter — abgeſetzt werden.

Die Gefahr der Kirche
und Nothwendigkeit dieſer Gefahr.

Frei nach dem Engliſchen des Gordon.

Der Kirche wünſche ich zu dienen mit dem Beweiſe, daß es für ſie höchſt gefährlich ſeyn würde, wenn ſie außer Gefahr wäre, denke aber dabei auch an meinen Vortheil. Im Allgemeinen darf ja auf Glück rechnen, wer ſeinen Kopf, nöthigenfalls den Arm dazu, der Kirche leiht. Sie iſt ein alter Körper, der den Lohn nicht fehlen läßt, wenn man ihm gefällig iſt, und ich bin dazu bereit. In meinem Gehirn trage ich viele, ſämmtlich in gründliche Paragraphen eingetheilte Schriften mit mir herum, von welchen mein Verleger bereits zehn an ſich kaufte. Gern würde ich ihm auch die andern überlaſſen, aber er ſchüttelt den Kopf und ſcheint damit ſagen zu wollen, daß er zum Heil der Kirche ſchon Unheils genug auf ſich geladen habe.

Mir zu helfen, entwarf ich nun einen Plan, der, pflichtmäßig begünſtigt, unfehlbar zum Ruhm und Nutzen unſerer armen Mutterkirche beitragen wird. Ich bin nämlich geſonnen, meinen Hirnſchädel mit aller inneren Ausſtattung am 33ſten zukünftigen Monats in der Haupt-Kirche mittelſt öffentlicher Auktion dem Meiſtbietenden zu überlaſſen, zu welcher Zeit und an welchem Ort ich mir die aufmunternde Gegenwart aller ehrwürdigen Zeloten erbitte. Die beſonderen Vorzüglichkeiten meines Schädelinhalts ſind erſichtlich aus folgendem Verzeichniß noch ungeborener Schriften, die zum Beſten unſerer Mutterkirche und ihrer hoffnungsvollen Herren gleich nach der Geburt zwangsweiſe verbreitet werden ſollen.

1) Die Natur und Nothwendigkeit kirchlichen Aberwitzes oder die Kunſt des heiligen Schäumens.

2) Das heilige Monopol oder neue Hülle eines alten Privilegiums, worin mit friſchen Gründen bewieſen wird, daß der Kleriſei, aller Widerſprüche von Layen und aller bisherigen Beſitz-Titel ohngeachtet, die natürliche Herrſchaft über alle Weiber und Ländereien und der rechtmäßige Beſitz derſelben zukomme.

3) Der Stamm Iſaſchar oder Beweis, daß der Layenſtand vergeblich auf eine andere Art von Freiheit, als auf die Freiheit, Knechte der Kleriſei zu ſeyn, Anſpruch mache. Nebſt einem Anhange, in welchem man darthut, daß der blindeſte Glaube die Welt erleuchten müſſe.

4) Das neumodiſche Paradoxon oder Erweis, daß ein frevelhaftes Leben orthodox und ein frommer Wandel verdammlich ſeyn könne.

5) Die Wahrheit des Widerſpruchs oder Kirchen-Arithmetik zum Behuf des Satzes, daß Drei Eins und Eins Drei iſt.

6) Die Unvernunftmäßigkeit des Vorgebens, daß man den Sinn der Schrift anders verſtehen könne, als man ihn verſtehen ſoll.

7) Die unerläßliche Nothwendigkeit, unſere Pflichten gegen die Kleriſei ganz ihrer Beſtimmung zu überlaſſen.

8) Deutlicher Erweis, daß der Laye geſetzmäßig ſündigen dürfe, wenn er dafür bezahlt und den Prieſter knieend um Vergebung anfleht.

Offen geſtehe ich, daß meine geringen Verſuche, der Kirche zu dienen, bisher ſchon nicht ohne Belohnung blieben, und wenn früher gewiſſe rechtgläubige Märtyrer, die für das Beſte der Kirche fochten, verbrannt oder gehängt wurden, ſo lag die Urſach allein darin, weil ſie, Pflicht und Gewiſſen zuwider, die Kleriſei dabei nicht zu Rathe zogen. Da ich alſo meine eifrigen Bemühungen nicht unvergolten finde, ſo fühle ich mich aus Dankbarkeit für die Kirche und für mich ſelbſt verbunden, meine Kräfte ferner zum Dienſt geiſtlicher Drehkünſte zu verwenden, bis alle Welt vor dem Kalbe niederfällt und den Staub von ſeinen Pfoten wegküßt. Wenn ich dieſen meinen Zweck erreicht und die guten Zerknirſchten zu ſchuldiger Ehrfurcht und gebührendem Elend gebracht habe, dann will ich mich mit meinen prieſterlichen Freunden hinſetzen und bei Wein und Schmaus ein gemeinſchaftliches Jubellied anſtimmen.

Fürjetzt ſoll meine Beſchäftigung ſeyn, allen Widerſprechern zum Trotz zu beweiſen: daß die Kirche in Gefahr iſt und ſeyn müſſe, und daß es ſehr gefährlich um ſie ſtehen würde, wenn ſie außer Gefahr wäre.

Ehe ich jedoch zur Erläuterung dieſer Sätze ſelbſt ſchreite, muß ich, um mich wider alle Sophiſterei zu ſichern, den Begriff feſtſetzen, den ich, wie jeder richtig Urtheilende, mit dem Worte Kirche verbinde. Die Kirche iſt, nach meiner begründeten Ueberzeugung, eine Geſellſchaft ſchwarzer Herren mit breiten Hüten und langen Kleidern[*], die viel weltliche Macht und Güter beſitzen und ſie zur gebührenden Vergeltung ihrer Verdienſte um die Entwürdigung und Unwiſſenheit des menſchlichen Geſchlechts völlig in Händen zu haben wünſchen. Nun aber eile ich mit großer Freudigkeit zur Erfüllung meines Verſprechens.

Dem Ausſpruch des Evangeliums zufolge iſt das Gerede von einer Gefahr der Kirche, wie ich freimüthig bekenne, nichts als ein Mährlein: aber zu beſtreiten iſt auch nicht, daß unſere Prieſter die Sache beſſer verſtehen als unſer Heiland, und daß er keinen Glauben verdiene, wenn er verheißt, die Pforten der Hölle ſollten die Kirche nicht überwältigen. Nicht gleichgültig iſt mir das Mißverſtändniß faſt in jedem einzelnen Punkt des Glaubens

Des Küſter's Abentheuer.

Noch entzückt vom letzten Kuſſe,
Den ich Förſter's Tinchen ſtahl,
Schlich ich Abends, längs dem Fluſſe,
In das monderhellte Thal;
Auf zum Fenſter, bey der Linde,
Haucht' ich zärtlich und geſchwinde:
„Holde, laß das enge Haus,
„Liebchen, komm' zu mir heraus!"

„Himmel tauſend Donnerwetter!"
Flucht' es jetzt herab vom Baum,
Und der Pachter, Tinchen's Vetter,
Störte mir den ſchönſten Traum,
Lauernd ſaß er in den Zweigen.
Ich beſchloß: ihm nach zu ſteigen;
Bald nun Tinchen's Fenſter nah
Sah ich, was der Vetter ſah!

Auf das Schnäbeln ganz verſeſſen
Lag ſie in des Jäger's Arm,
Meine Liebe war vergeſſen,

und Lebens zwiſchen Chriſtus und ſeinen Geſandten; ich kann es kaum bergen, daß es mir höchſt ſeltſam vorkomme, wenn ſie, die alle Gewalt von ihm herleiten und von Andern unerſchöpflich viel Glauben verlangen, ſeinen feierlichſten Verſicherungen den Glauben verſagen; dennoch ſehe ich kein Mittel, dieſer Nothwendigkeit abzuhelfen.

Ich, nur ein Laye, denke eigentlich ketzeriſch genug, um anzunehmen, daß Jeſus, wenn er behauptete, ſein Vater ſey größer als er, nicht die mindeſte Unwahrheit geſagt habe. Seine jetzigen Geſandten ſind jedoch anderer Meinung, ſie verbieten das Denken überhaupt, und es ſich verbieten zu laſſen iſt Schuldigkeit der Layen.

Die Gefahr der Kirche entſpringt indeß aus mancherlei Urſachen, von welchen ich die bedeutendſten hervorheben und damit zugleich meinen Satz ſelbſt beweiſen will, daß die Kirche in Gefahr iſt.

Erſtlich ſind geſunder Menſchenverſtand und Nüchternheit der Kirche feindlich und gefährlich. So lange die Leute noch ihrer Vernunft folgen, blicken ſie frei um ſich und leiden an Mangel des anſehnlichen Grades von Blindheit, wodurch ſich Andere zu echten Kirchkindern eignen. Dieſes orthodoxen Vorrechts beraubt, bedienen ſie ſich ihrer Augen und gewöhnen ſich, allein auf ihre Erkenntniß und Läuterung Acht zu haben, was dem

Prieſterthum natürlich zu großem Schaden und Nachtheil gereicht.

Als wir vor einigen Jahren unſere Feinde vor uns verſchlugen, zu einer Zeit, da Glück und Ruhm uns begleiteten, Friede und Sicherheit in unſerm eignen Lande blühten, damals hielt uns der Unwiſſende für ein ſehr geſegnetes Volk, und in der That konnten wir uns ſo nennen, denn uns war ſehr freudig zumuth. Aber war nicht unſere Tapferkeit, Einigkeit und Wohlfahrt dem Beſten der Kirche völlig zuwider, wurde dieſe nicht dadurch in die äußerſte Gefahr geſtürzt, und glaubten ſich ihre treuen Söhne nicht verpflichtet, durch Erregung innerer Zwiſtigkeiten und Aufwiegelung des Volks ihr zu Hülfe zu kommen, bis ſie endlich die Menge wirklich in Raſerei und die Kirche in Sicherheit ſetzten? Ihr zahlreichſter Anhang, der ſtumpfſinnige Pöbel, vertrank Menſchlichkeit und Nachdenken, beging Verbrechen zum Heil der Kirche mit Eifer und Ausdauer, und ſo ſammelte die Kirche auf Koſten der Religion und Vernunft neue und mächtige Kräfte. Geprieſene Zeit, die der Kleriſei das Vergnügen verſchaffte, während ihrer Dauer in wilden Genüſſen mehr Gewaltthaten begangen zu ſehen, als jemals vorher! Aber eben dies iſt das wahre untrügliche Kennzeichen der Geſundheit und des Wohlſtandes der Kirche, wenn Zoll-Beamte und Wundärzte in Athem erhalten werden. Daraus ermittelt ſich auch von ſelbſt, wen man zu den beſten und ergiebigſten Freunden der Kirche zählen müſſe.

Zuvörderſt gehören viele der edelſten Lords in dieſe Klaſſe, die ſchon durch ihre Geburt mit der Kirche in Verwandtſchaft ſtehen, und in dieſer leben und ſterben. Lord Allſchwatz, zum Beiſpiel, iſt Pfaffen und Rennpferden mit Leib und Seele ergeben. Sie nur kennt und ſchätzt er und bekümmert ſich auch, ich muß ſagen glücklicher Weiſe, um nichts weiter. Gleich dem heiligen Franziscus ſcheint er ein abgeſagter Feind aller Wiſſenſchaften, nächſtdem aller chriſtlichen Liebe, dagegen aber kann er das athanaſianiſche Glaubensbekenntniß ohne Stottern herbeten, weiß jeden Ketzer meiſterlich nieder zu trinken und iſt überhaupt ein vollkommenes Kirchkind. — Corpulus nennt ſich ein zweiter hochgeborner Herr, ein würdiger Kirchlicher von ſeiner Wiege an. Einer zu ſtarken Erſchütterung dieſer Maſchine iſt er, wie man glaubt, ſeine rechtgläubigen Grundſätze, und ſein Anſehen den Wirkungen geſchwächten Menſchenverſtandes ſchuldig. Das Vaterland und ſein geleiſteter Eid ſind ihm Scherz, er ehrt ſeinen Stand und ſeine Kirche durch ſchickliche Dummheit, und legt ſich niemals zu Bette, er habe denn wenigſtens acht Maaß ſtarken Getränkes und ſo viele tauſend Flüche verſchluckt. Und nun urtheile man, ob ein ſolches Geſchöpf nicht zu den ſchicklichſten und bewährteſten Freunden der Hierarchie gehöre. — Lord Syntax hat vierzig Jahre zurückgelegt und weiß alle Regeln der Grammatik auswendig, ganz vergnügt geht er aber noch immer in den Kinderſchuhen und bleibt mit großem Munde unmündig bis an ſein ſeliges Ende. Doch als Knabe an geſundem Urtheil iſt er juſt ein tüchtiger Hochkirchler. — Lord Ogemini verdient bei dieſer Gelegenheit nicht weniger in Ehren erwähnt zu werden. Die Natur zeigte ſich etwas unachtſam, indem ſie dieſen Mann kurz und breit bildete; daher mag es wohl kommen, daß er ein Erdkloß blieb, dem man Geiſt einzuhauchen vergaß. Wie ſehr er aber noch im Chaos ſteckt, iſt er doch voll brennenden Eifers, und ſieht man ihn im Parlament, ſo meint man wirklich, er bezwecke für die Kirche zu ſprechen, ob ihn gleich kein Verſtändiger verſteht, was er für ſeinen ſchönſten Erfolg hält. — Lord Unſtät bekennt ſich zwar zur herrſchenden Kirche, aber leider hat er zwei Eigenſchaften, die ihn verhindern, ein brauchbares Mitglied derſelben zu ſeyn; er beſitzt nämlich Menſchenverſtand und iſt niemals betrunken. Man kann freilich nicht leugnen, daß er aus wichtigen Gründen ſich zweimal zu den Diſſidenten ſchlug und aus Privathaß zum dritten Mal dies zu thun Willens war, aber man weiß auch, daß er es jetzt, da er keine triftige Urſach zum

Gegentheil hat, mit ſeinem alten Glauben beim Alten läßt. — Lord Krummlieb iſt ebenfalls kein Narr, ja er zeigte ſich bei Lebzeiten Dryden's ſogar als ſchöner Geiſt und Schriftſteller, der er auch vielleicht geblieben ſein würde, hätte ſein hülfreicher Freund nicht den Schauplatz der Welt verlaſſen. Auffallend iſt es, daß dieſer Pair mit all ſeinem Verſtande der Kirche ſo ſehr anhängt. Dürfte man der Bosheit der Leute trauen, ſo wäre unſer Lord im Grunde ein ehrlicher Freigeiſt, der ſich nichts davon merken läßt.

Ich könnte die Liſte meiner Charaktere ſehr erweitern, wenn mich nicht der Umſtand, daß ich jetzt nicht Muße habe, einen Folianten zu ſchreiben, ſie zu beſchließen nöthigte. Aus Allem, was ich andeutete, erhellen indeß die wahren Urſachen, weshalb ſo viele Excellenzen der orthodoxen Kirche zugehören, und eben dieſe Urſachen gelten auch von unſern geſtrengen Landjunkern und bürgerlichen Standesperſonen. Bei dem Pöbel darf ich mich nicht aufhalten, denn von ihm verſteht es ſich von ſelbſt, daß er ſich zum vorgeſchriebenen Glauben halte, und wehe der Kirche, wenn der Pöbel ſie aufgäbe!

Ein Gegner der Kirche pflegt das Wetter zu ſein. Als vor drei Jahren blutrothe Streifen am Himmel erſchienen, ſah Jeder, der zu ſeinen Beobachtungen orthodore Augen hatte, Kriegsheer, grimmige Männer und gewaffnete Reiter in der Luft, die ihre breiten Schwerter zückten und allen Diſſidenten und Fanatikern Tod und Verderben drohten. Schändlich aber wurden die rechtgläubigen Sterngucker betrogen, da jene himmliſche Wallfahrt weder einen neuen Prätendenten überbrachte, noch irgend einen andern Streich zum Beſten der Kirche ausführte, ſondern ſich mit bloßen Lufthieben begnügte. Eben ſo übel hat ſich vielfältig der Wind betragen, wie denn die Flotte des Admiral Byng, allen Prophezeiungen und Gebeten der Prieſter und anderer alten Weiber zum Trotz, nicht untergehen wollte. Natürlicher Weiſe ſollte man die See, in Rückſicht auf ihr Toben und Brauſen, für orthodox halten; aber nach den vielen Höflichkeiten zu urtheilen, die ſie ohnlängſt unſern Schiffen erwies, ſcheint ſie die Partei der Kirche verlaſſen und ſich zu den Whigs gewandt zu haben. Um die Zeit, da Norris nach dem baltiſchen Meer ſegelte, das Unternehmen des frommen Königs von Schweden, von welchem ſich die Kirche, nach des Ehrwürdigen Herrn Trapps Ausdruck, viel Segen verſprach, zu zernichten, war ich eben in Eſſex und am Sonntag bei dem Gottesdienſt zugegen. Unſer Pfarrer verlas ſeinen Text, und nachdem er uns etliche Blümlein über den Sinn deſſelben mitgetheilt hatte, erzählte er uns, daß, obgleich der den Schiffen von Tarſis und der Inſeln durch den Propheten in jenem Text gedrohte Ruin eine Prophezeiung ſey, die eigentlich ältere Völker angehe, es ihm dennoch wahrſcheinlich ſey, ſie erſtrecke ſich weiter und enthalte gleich tröſtliche Hoffnungen für uns. „Ihr werdet ſehen“, ſagte er, — „und eine göttliche Erleuchtung heißt mich dies ſprechen — bald werdet ihr ſehen, welche Wunder der Herr in der Tiefe anrichten wird. Kann der Allmächtige eine Flotte beglücken, die der Uſurpation und kirchlichen Spaltung zum Bollwerk dient? Nein, nimmer kann er, nimmer darf er dies, wenn er ſeinen eigenen Worten getreu bleibt und ſeine Kirche und ſein Volk noch achtet.“ Sein ganzer Sermon lief auf dergleichen herrliche Wahrſagereien hinaus und auf recht ſtarke chriſtliche Hoffnungen, daß unſere Schiffe zu Grunde gehen würden. Doch ſo wundervollen Eifer er auch ſchäumte, ſo ſehr er Gott und der Gemeinde drohte, im Fall jener nicht ein Ungewitter ſchickte und dieſe nicht darum bäte, ſo gehorchte ihm doch weder Gott noch das Wetter, und Norris wurde mit ſeiner Eskadre glücklich erhalten. Kurz, wo hat es während der letztern fünf Jahre einen Sturmwind oder Platzregen gegeben, der nicht Hals über Kopf in die Zwecke der Kirche gezogen worden wäre? Es donnerte für die Kirche, es hagelte für die Kirche, es fror für die Kirche, die Menſchen verhungerten nach ſchlechter Erndte für die Kirche. Und doch wußten die verdammten Whigs alle Elemente ſo zu beſtechen, daß ſie die gute katholiſche Sache aufgaben.

Im vergangenen Sommer hatten wir wieder ſehr heißes Wetter, und dies bedeutete nach der Meinung der Orthodoxen Hunger und Peſtilenz zur Ehre und zum Nutzen der Kirche; aber leider haben dieſe peſtilenzialiſchen Freunde der Kirche, wie ſehr erwünſcht und erbeten, die Einladung dennoch ausgeſchlagen und dadurch dem wahren ſeligmachenden Glauben großen Abbruch gethan. — Vor einem Jahre berichtete man dem Pfarrer eines nahen Kirchſpiels, daß der Blitz ſo eben einen Knaben erſchlagen habe. „Da ſeht Ihr's", ſo erhob ſeine Stimme der Dorfpaſtor, „hab' ich's Euch nicht vorhergeſagt, daß der Junge ein ſchlechtes Ende nehmen werde? — denn ſo mußte es kommen, weil er immer nach einem abtrünnigen Bethauſe ging und ſich weder von mir noch von ſeinem Schulmeiſter hindern ließ." — „Aber, Herr Paſtor", erwiderte der Bote, der dem Magiſter die fröhliche Zeitung brachte, „Steffel Fork iſt mit erſchlagen, und er war doch ein wackerer Kirchbengel und ſchlug eine ſo gute Fauſt für den Altar." — „Hum", murmelte der Pfarrer und kratzte ſich den Scheitel, „es iſt dem Menſchen geſetzt, einmal zu ſterben!" — Betrübter Umſtand, daß weder die Wolken, noch die Sonne, noch der Mond, noch die Sterne, noch irgend etwas über uns, klug genug iſt.

dem reinen Glauben mit gehöriger Unterſcheidung zu dienen!

Eben ſo fürchte ich, daß mit der hohen Kirche die Vorſehung nicht einverſtanden iſt, denn auch ſie hintertreibt alle ihre Anſchläge. Zu einer Zeit, da unſere liebe Mutterkirche auf feſten Beinen zu ſtehen und reif zur Ausführung großer Thaten zu ſeyn ſchien, an einem unglücklichen erſten September ſtarb ihre Pflege-Amme Ludwig XIV. und mit ihr verlor das gute Kind ſeine Kräfte. Alle geiſtliche Verrätherei und Gewaltthätigkeit, die gläubige Seelen bisher ſich erlaubt hatten, und alle Eides- und Bundesbrüche waren ohne erwünſchten Erfolg, Ehre und Gewiſſen vergeblich verſchwendet. Einer ſo unfreundlichen Begegnung verſah ſich die Kirche nicht von der Vorſehung, und ſchwerlich wird ſie es ihr auch jemals vergeben, daß ihr jener Held entriſſen wurde, den die ganze orthodoxe Kleriſei für ihren Generalvorfechter erkannte. Während der letzten Rebellion faßte das ganze Pfaffen-Heer abermals Hoffnung geſegneter Zeiten, und viele Zeloten waren ſo ſcharfſichtig, in der Revolte den offenbaren Finger Gottes zu ſehen, der, wie ſie ſagten, das Werk nicht unvollendet laſſen könne, das ſie angefangen hätten. Aber ſie irrten ſich darin, denn die Vorſehung verließ ſie und iſt ſeitdem nicht wieder zu ihnen zurückgekehrt. Ich weiß nicht, ob ſie in ihren geheimen Verſammlungen nicht endlich den Schluß faſſen werden, die Vorſehung für eine Schismatikerin zu erklären und als einer ſolchen ihr den Prozeß zu machen, zumal ſie in der That, ihren Grundſätzen ſowohl als Handlungen nach, vollkommen diſſidentiſch geſinnt iſt. Wenigſtens ſcheinen die guten Leute hiervon ſelbſt ſo ſehr überzeugt zu ſeyn, daß ſie die Gewalt und das Anſehen des Allmächtigen ſchon lange möglichſt zu ſchwächen und ſich an deſſen Stelle zu Göttern und Sündentilgern aufzuwerfen bemüht waren.

Der freimüthige Biſchof von Bangor, Dr. Hoadly, gehört auch zu den Schrecken der Kirche, weil er mit Wahrheit, Vernunft, Schrift und Redlichkeit im Verſtändniß lebt, gleich ſolchen fanatiſchen Buben, die unverſchämt und ketzeriſch genug denken, ſich den Synodal-Beſchlüſſen zu widerſetzen. Jener unvorſichtige Biſchof iſt von ſo ſeltſamen und romantiſchen Einfällen beherrſcht, daß er ſich überredet, die Kleriſei müſſe verſchiedene Punkte aufgeben, die, ob ſie gleich dem Geiſt des Evangeliums zuwiderlaufen, der Kirche augenſcheinlich Ehre machen. Wunderlicher Weiſe glaubt er, daß, wenn Jemand ein rechtſchaffener Menſch iſt, Gott ihn, obſchon er in Manchem von der Orthodoxie abweiche, ſeiner Zufriedenheit würdigen wolle. Er ſollte doch wiſſen, daß die Kleriſei Gott glücklicher Weiſe die Schlüſſel des Himmelreichs entriſſen

Wuth durchſchoß mich fieberwarm;
Plötzlich hört man, unter Keifen,
Drinnen Tinchen's Vater pfeifen,
Und der Jäger ward, in Haſt,
Dritter Mann auf unſerm Aſt.

Doch kaum war er aus den Wänden
Ging's wie wenn der Satan hauſt,
Denn er fiel aus weichen Händen
In des Pachters derbe Fauſt;
Eben wollt' auch ich ihn packen,
Da zerbrach ein morſcher Zacken,
Unten lag ich, und mein Schrey
Rief das ganze Haus herbey.

Alles lachte und die Streiter
Ließen ſchnell im Kampfe nach,
Als der Förſter ſchelmiſch heiter,
Und mit breitem Kratzfuß ſprach:
„Ey, ich darf den Dank nicht ſparen,
„Denn ihr habt's gewiß erfahren:
„Daß mein Kind den Jäger nimmt, —
„Und den Glückwunſch angeſtimmt!"

habe, daß es nun nicht mehr bei ihm ſtehe, Gerechtigkeit zu zeigen und nach ſolchem Ermeſſen die Thüren des Paradieſes zu eröffnen! — Gott vielmehr ſeine Anmaßung zu widerrufen hat. Ebenſo täuſcht ſich jener Biſchof in anderer Hinſicht gar gewaltig. Er meint nämlich, der Beruf des Prieſterſtandes ſei, Vernunft, Freiheit und Evangelium zu vertheidigen und dies in ſolchem Sinne zu verbreiten. Ein offenbarer Beweis der Unwiſſenheit, denn dieſer ſogenannte Kirchenvater weiß alſo nicht einmal, daß alles Chriſtenthum in den letzten Zügen liegen und doch die Kirche in ſehr blühendem Zuſtand ſeyn kann! Es ließen ſich noch andre unbegrenzte Irrthümer des Biſchofs erwähnen, zum Beiſpiel, daß er ſich einbildet, ein Eid verbinde, und Niemand dürfe ihn brechen, wenn er ihn abgelegt hat; da aber der gute Doktor bereits überſtimmt iſt, ſo verdient er keine Widerlegung, zumal man offenbar keine Hoffnung zu ſeiner Beſſerung ſieht.

Die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts iſt ein anderweitiger mächtiger Widerſacher der Kirche. In England beſitzen wir zu unſrer Schande unſern Antheil an Reichthümern und Freiheit, und wie können wir uns daher wundern, daß unſere Seelſorger ohne Unterlaß murren und klagen! Wären wir nur ſo vernünftig und rechtgläubig, ihnen alle unſere Güter und Rechte abzutreten, dann würden ſich unſere geiſtlichen Führer bald beruhigen.

was ſie freilich, ſo lange wir frech und heterodox genug ſind, um reich und frei ſeyn zu wollen, unmöglich können. In auswärtigen Ländern genießen die Prieſter des Glücks, nie einen glücklichen Layen unter ihrer Herrſchaft zu wiſſen, und da ſie zugleich über Feuer und Schwert befehligen, ſo hört man da von keinem Diſſidenten und Ketzer, ſondern Tyrannei und Dummheit erhalten ſich in voller unverletzlicher Würde. Sehr natürlich, daß unſre frommen Zeloten ſich ein ſo heilſames Muſter echter Kirchenzucht, mit deren Befolgung die Bibel verſchloſſen und der Layenſtand gebührend ausgehungert würde, voll brünſtiger Sehnſucht ganz in die Nähe wünſchen!

Auch das Weſen unſerer Landesverfaſſung ſetzt die Kirche in nicht geringe Gefahr. Die orthodoxe Innung verflucht und verdammt kaum ſo geſchwind einen Menſchen, als ihm die heterodoxen bürgerlichen Geſetze Schutz bewilligen. Ueberdies giebt es noch verſchiedene Hinderniſſe, wodurch die Glückſeligkeit der Kirche geſtört wird, und was am ſchlimmſten iſt, nicht alle Synodal-Beſchlüſſe gelten, denn auch der König darf dabei ein Wort ſprechen. Der Landesherr beſitzt ein gewiſſes Vorrecht, wodurch die Rechte der Kirche ſehr gekränkt werden. Die Geiſtlichen nämlich, um ihre hohe erbliche Abkunft zu beweiſen, rechnen viele Jahrhunderte hinauf und leiten ſich von den Apoſteln her. Dies zu bewähren haben ſie eine ununmeßliche Kette geſchmiedet, lang genug, um zehn Millionen Füchſe einzuſchließen, und dieſe nennen ſie die Kette der Nachfolge. Ein Ende derſelben iſt an den Apoſteln und das andere an ihnen ſelbſt befeſtigt, und zwar ſo, daß ſie von Jeruſalem bis nach Lambeth [*] reicht und Rom auf ihrem Wege mitnimmt. Eine unzweifelhaft ſehr anſehnliche und wundervolle Kette! denn obgleich oft zerriſſen und an Brüchen von ſiebzig Jahren leidend erklärt man ſie doch bis auf den heutigen Tag für unverletzt. Milton's übernatürliche und unſichtbare Brücke, von Sünde und Tod über dem Chaos erbaut, iſt ihr am ähnlichſten, und man darf es der hohen Kirche nicht verargen, daß ſie mit gleichſam geheiligter Wuth und Hartnäckigkeit für die werthvolle Kette ſtreitet. Aber hier nun, wo eine ſo wichtige Sache als die apoſtoliſche Nachfolge im Spiel iſt, dringt der Königsſcepter auf den Biſchofsſtab ein: der König, ein grober Laie, nimmt ſich das Recht, Biſchöfe zu ernennen und damit gleichſam den Apoſteln Söhne und Erben zu zeugen. Jeder erkennt den frevlen Eingriff in die Privilegien der Geiſtlichen, denen Niemand das göttliche Recht abſtreiten kann, ſich einander ſelbſt auszubrüten. Doch ich erinnere mich, daß ſie bei dem Allen kläglich vergeben, ſie erwählten ſelbſt ihre Biſchöfe und bei ſolchen Gelegenheiten gebetsweiſe mit Gott ſpotten, indem ſie thun, als ob ſie wirklich eine eigene Wahl träfen. So ſetzt ein Feldſcheerer-Junge oder ein altes Weib auf Befehl des Arztes ein Klyſtier und giebt ſich, wenn das Mittel anſchlägt, pfiffigſt für den Doktor aus.

---

[*] Reſidenz des Erzbiſchofs von Canterbury.

Viele andere Fehler in unſerer Juſtiz, wodurch die Kirche beleidigt wird, übergehe ich mit Schweigen. Nur Eines erwähne ich noch: Smithfield iſt jetzt leider in einen großen Marktplatz verwandelt, auf welchem man Rinder ſtatt Ketzer abſchlachtet, ſo daß die Kleriſei an dieſer geweihten Stätte ſchwerlich jemals wieder mit einem Brandopfer beehrt werden möchte. Ein Diſſident kann jetzt mit frecher Stirne dem Höchſten dienen, ohne daß ihn der Prieſter dafür abſtrafen kann; der Laie darf glauben, daß Gott ihm ſeinen Willen deutlich offenbart habe; man ſagt ſogar laut, daß der Allmächtige uns unſerer aufrichtigen Geſinnungen wegen nicht in die Hölle ſtürzen werde. Es iſt unerhört, es iſt verwegen, daß der Prieſterſtand nicht die unumſchränkte Gewalt über Himmel und Erde haben ſoll!

Ferner ſind die hohen Auflagen auf franzöſiſchen Wein und Branntwein ein Vorwurf, von welchem die Kirche viel Unheil und Schaden befürchtet. Eine ſolche Laſt iſt hinreichend, alle echte Bauchpfaffen in England unzufrieden zu machen. Denn ob ſie gleich Bier in großem Ueberfluß trinken, und dies Getränk, da es windiger Natur iſt, dem Eifer ſehr aufhilft, ſo bleibt doch Aquavit das Leben der Orthodoxie und Clairet iſt nach ihrem eigenen Ausdruck geklärter Witz. Ich kenne einen Geiſtlichen, der ſeinen Durſt mit Dünnbier ſtillt: Jeder hält ihn daher für einen Diſſidenten und wird ihn bis zum jüngſten Tage dafür halten, im Fall er ſein Getränk nicht ändert. Ein nüchterner Sohn iſt der Kirche nichts nütze!

Endlich würde auch eine Reformation der Sitten gefährlich für die Kirche ausfallen, wenn nämlich ihre vielgeliebten Diener dadurch angehalten würden, die Religion nicht bloß in Gaukeleien und Verzehndungen zu ſuchen, ihre Berufsgeſchäfte mit Treue und Sorgfalt abzuwarten und den Anweiſungen der Moral und Schrift in Allem Folge zu leiſten. Das dritte Kapitel des erſten Briefes an den Timotheus würde unüberſteigliche Schwierigkeiten finden, denn demnach müßten Diener der Kirche nicht hadern, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben oder aufgeblaſen ſeyn, ſondern ſich im Gegentheil unſträflich, mäßig, ſittig, lehrhaftig beweiſen, welches bei weitem mehr iſt, als ihre Neigungen und Gewohnheiten zu befolgen erlauben.

Und ſo habe ich, wie ich mit Beſcheidenheit mich rühmen darf, die Gefahr der Kirche hinlänglich erwieſen. Niemand kann leugnen, daß ich mich bemühte, die wahren Urſachen dieſer Gefahr anzugeben, daß ich der einzige Advokat bin, den man in dieſer Sache von Lügen frei ſprechen muß. Denn keiner von meinen unzähligen Vorgängern, die über die Noth der Kirche in heilige Klagen ausbrachen, war gewiſſenhaft genug, das Volk mit Märchen und Fabeln zu verſchonen. Dieſe guten Leute ſchrieben alle Schuld auf Ungläubige und Religionsſchänder, aber ich kann ihnen darin nicht beiſtimmen, weil es mir ſehr unwahrſcheinlich vorkommt, daß die Kleriſei mit gutem Willen ihre eigene Mutter ermorden und damit ſich des Todtſchlags ſchuldig machen ſollte.

Ich muß nun noch mit Wenigem zeigen, daß die Kirche in Gefahr ſeyn müſſe, daß ſie nicht ohne Gefahr außer Gefahr wäre, und dieſe meine Abſicht werde ich erfüllen, wenn ich beweiſe, daß ſie bei dieſer Gefahr gewinne.

Das Mitleid gehört bekanntlich zu den ſtärkſten Gemüthsbewegungen, und Derjenige, der die Kunſt verſteht, es rege zu machen, wird uns auf ſeine Seite ziehen. Die Kirche, wie wir überdies wiſſen, iſt nur durch Mitleid ſich unſerer Zuneigung zu empfehlen im Stande, und was iſt deshalb nothwendiger, als daß ſie in einem kläglichen und bejammernswerthen Aufzug erſcheine, wenn wir ſie unſeres Mitleids und unſerer Liebe würdigen ſollen? Kummer und Elend ſind oft die größeſten und einzigen Verdienſte, die ein armer Schlucker aufzuweiſen hat. Niemals ſah ich einen Dieb, ſo ruchlos und ehrvergeſſen er auch war, zum Galgen führen, der nicht erſt bedauert und hernach ſelig geprieſen wurde. Wenn alſo die Kirche ihre Sicherheit liebt, ſo muß ſie niemals außer Noth und Gefahr ſeyn: denn ſo lange ſie ſich in Gefahr befindet, kann es durchaus nicht fehlen, daß ein mitleidiges Gefühl mit den Drangſalen dieſer alten Xantippe unſerm Verſtande Sand in die Auge ſtreue und dadurch die Entdeckung ihrer Blöße und Runzeln verhindere.

Schließlich bleibt nichts übrig, als daß die zu ihrem Wohl unentbehrliche Gefahr der Kirche, durch einen Synodal-Beſchluß als unleugbar beſtimmt, zum zehn und dreißigſten Artikel *) gemacht und unter der Strafe der Verdammniß zu glauben befohlen werde. Mir gebührt die Ehre,

---

*) Das Glaubensbekenntniß der biſchöflichen Kirche, das alle Geiſtlichen unterſchreiben müſſen, beſteht aus neununddreißig Artikeln.

im Fall dies heilſame Werk zu Stande kommt; ich war es ja, der den erſten Vorſchlag dazu machte, die Vernunftmäßigkeit der Sache in volles Licht ſetzte, eine That, die keiner mehr bedarf, um meiner Ruhmeskränze und Heiligſprechung gewiß zu ſeyn!

Mode und Affenthum.

Zinchen kam, ihm Dank zu ſagen,
Doch der Pachter tobte laut:
„Narrenſchellen ſollte tragen
„Wer den Weibern jemals traut!“
Ich rieb mir verblüfft die Glieder,
Doch kein Mädchen küß' ich wieder,
Denn ich denke gleich mit Qual
An das oft verwünſchte Thal!

Bey eines Mädchens Frage über „mir und mich.“

O laß' dich niemals unterbrechen
Vom eigenſinn'gen „mir“ und „mich,“
Du wirſt ſehr ſchön und richtig ſprechen,
Sag'ſt du zu mir: „Ich liebe dich!“

I.

Was ſoll Der thun, dem das in meiner Hand verbergene Pfand gehört?“ fragte Aſſeſſor Keymar als Anwalt beim Pfänderſpiel. „Er ſoll eine Viertelſtunde hindurch von dem weiblichen Geſchlecht nur Böſes ſagen!“ antwortete die Wirthin des Hauſes, Frau von Imhoff. — „Wenn aber das Pfand einer Dame gehört“, bemerkte Henriette, ihre hübſche und geiſtreiche Tochter, „dann wird ſich der Pfeil wenden“ — „und man nichts als Vortreffliches von den Männern zu ſagen wiſſen“, fiel Jene ein; „denn es iſt doch unglaublich, daß die Herren der Schöpfung irgend Mängel oder wohl gar Fehler haben ſollten!“

Der Aſſeſſor hielt die Hand in die Höhe und zeigte einen Uhrſchlüſſel. „Doktor Bertram!“ riefen die Damen jubelnd; „der rechte Mann zur Stachelrede!“ Bertram wagte einen Widerſpruch, aber es hieß: „Sie müſſen!

Die Geſetze des Pfänderſpiels wollen ihr Recht!“ — So trat er denn inmitten der Verſammlung an einen Tiſch und begann:

„Es iſt ein durch Uebereinkunft löblich und chriſtlich gewordener Gebrauch, von ſeinem Nächſten immer noch ein großes Theil mehr Böſes zu erzählen, als man weiß. In der conventionellen Welt iſt Verleumdung die beliebteſte Conventions-Münze, und noch dazu eine ſolche, von der Jeder, wie viel er ausgiebt, noch immer einen unerſchöpflichen Vorrath behält. Ein fein gebildeter Mann und eine fein gebildete Männin — ſo nannte Adam ſelbſt die Eva und öffnete demnach der Emancipation Thür und Thor, obwohl, da Emancipation ein Losgeben von Leibeigenſchaft bedeutet, eigentlich die Männer emancipirt werden müßten, die bekanntlich meiſt unterthänige Diener ihrer Frauen ſind; — alſo Mann und Männin, ſind ſie fein gebildet, würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht einen ehrlichen Namen bei einer Taſſe Thee in ein Meer der Schmach und Schande zu bringen wüßten. Mir aber, einem ſolchen Verehrer und Vermehrer der Schönen — denn mir iſt an ihnen Manches ſchöner als bloße Schönheit! — könnte das glückliche Unglück begegnen, daß all die Bosheiten, die ich ausſprechen ſoll, kommt mein Herz auf die Zunge, ſich in Lobſprüche verwandelten, denn viele Schwachheiten der Frauen ſind unzweifelhaft ſo liebenswürdig, daß ſie, recht beleuchtet, zu Tugenden werden“ —

„Das iſt wider die Abrede, Herr Doktor!“ unterbrach ihn Frau von Imhoff; „alle Süßigkeiten verbitten wir uns, wir ſind auf Bitterkeiten gefaßt und wollen die heilſame Viertelſtunde in rechter Weiſe genießen.“

Ohne ſich ſtören zu laſſen, wiederholte Bertram: „Gewiß, viele Schwachheiten der Frauen ſind ſo liebenswürdig, daß ſie, recht beleuchtet, zu Tugenden werden, kommt auch gerade dabei das Sprüchwort in Anwendung: Jugend hat nicht Tugend. Sie lächeln, meine Verehrten, und finden mich nun hoffentlich auf dem vorgeſchriebenen Wege; ich will ihn denn auch, zwar ungern, aber doch mit möglichſtem Muthe verfolgen.

Sehen Sie, da auf dem Tiſche liegt ein Mode-Journal, und das aufgeſchlagene Bild mit Modekram — dem Modegram der Männer — hab' ich wahrſcheinlich Ihrer Güte als Leitfaden zu verdanken. — Nachdem die erſten Menſchen die erſte Sünde begangen hatten, folgte alsbald eine zweite: ſie konnten gleich die Natur an ſich nicht ertragen und gründeten das Putzmacher-Handwerk, indem ſie ſich Schürzen aus Feigenblättern flochten. Mit dieſen Schürzen iſt recht eigentlich der Knoten geſchürzt worden, der manchem Ehemann unauflöslich iſt, weshalb er denn auch durch die Putz-Rechnungen ſeiner Ehehälfte oft ganz zu Grunde geht.

Eitelkeit! Du Stiefſchweſter des edlen Stolzes, du Wandelbare, die am beſten bei Frauen und jungen Schriftſtellern zu ſtudiren iſt, wie bunt und bepackt ſtehſt du vor mir! Was hängſt du Alles dir auf von Hauben, Kragen, Shawls, Ketten, Fächern, Federn, Bändern, und wie all die „Rippes“ heißen mögen, bei denen ſelbſt der Mann zum „Ripps“, zum „Kleinlichen“ wird. Komm' her, Eitelkeit, du kleiner Flitter- und Flattergeiſt, gieb mir eins deiner Bänder, ich will dir die Schmetterlings-Flügel binden, damit du hier verweilen und hören mußt, was ich dir ſagen werde. Noch nicht lange iſt's her, da waren die Gewänder, welche du uns brachteſt, ſo dünn und karg zugemeſſen, daß ſie aus der Hälfte eines Hemdes und der Hälfte eines Spinngewebes beſtanden. Du holteſt ſie aus Griechenland, vergaßeſt aber den ſüdlichen Himmel mitzubringen, und doch kamen ſie zu ſündlicher Anwendung. Das Wohl der ganzen Nachkommenſchaft ſtand in Gefahr, aber was iſt blühende Munterkeit der Kinder gegen ein neues Muſſelin-Gewand, das die Eitelkeit empfiehlt? Du warſt aber dennoch gegen dich ſelbſt: deine Klugheit ging nicht ſo weit, um zu wiſſen, daß Verhüllungen einen größeren Reiz haben als Enthüllungen, die ſchon halbe Erfüllungen ſind, während jene Wünſchen und Sehnen ſteigern. Mädchen ſind magnetiſch, die Schönen ſind anziehend, wollen aber auch ſehr ſchön angezogen ſeyn und hegen den Wahn, ſie verlören, wie der

Magnet, ihre Anziehungskraft, wenn ſie nicht in Seide, Silber und Gold eingefaßt werden. Das mag ſo ſeyn, wäre nur nicht die Mode, dieſe Beſchützerin aller achttägigen Verfaſſungen, dieſes am Familienglück zehrende Wechſel-Geſchäft, das Götzenbild der Frauen! Brächte man uns bei den beliebten Rückſchritten dem ganzen Mittelalter — an ſich ſchon ein häßlich Wort, meine Damen, nicht wahr! — wieder nahe, vielleicht das Beſte daran, die einfache Kleider-Ordnung, „nur eins für's Haus, ein zweites, ſind wir aus!“ würde einen neuen Mägdekrieg veranlaſſen. Sich immer auf dieſelbe Weiſe im Spiegel ſehen — es wäre entſetzlich! — und wo iſt die Dame, die, wenn ein Beſuch in der Nähe, nicht ſogleich einen Blick auf den Spiegel wirft, dies Geräth, vor welchem die Frauen eilend thörig und nur ſehr langſam wieder ein wenig weniger thörig werden! Will nun aber die Mode herrſchen, mag ſie's doch mit Klugheit thun und wohl bedenken, daß die ſchöne Phryne Griechenlands die ehrbarſte Verhüllung als beſtes Hülfsmittel zur Bewahrung ihrer Verehrer erkannte, wie denn ein Weiſer ſagte: fiele es der Mode ein — und welchen närriſchen Einfall verſagte ſich die Mode! — die Frauen ſollten nur die große Zehe verhüllen, ſo würde dieſe das Reizendſte an ihnen ſeyn. Uebrigens aber iſt jedenfalls zu wünſchen, daß niemals wieder eine Mode herrſchend werde, bei der man ſagen kann: es geht keine Dame aus, ohne ſich zuvor gehörig entkleidet zu haben.

Doch jetzt komm', Eitelkeit, laſſ' uns einmal ſehen, wie mancherlei Unheil du in der Welt anrichteſt! Schau' in das Fenſter dort! Wir ſehen einen Gecken, der ſelbſt der Mode huldigt und nun doch den Modiſten, wie höflich er ſich eben von dannen krümmt, zu allen Teufeln wünſcht, aus Verzweiflung mit der einen Hand in's Haar fährt, ohne an die Gefahr der Perrücke zu denken, mit der andern in die leere Taſche. Er hat ſich einſt ein zierlich Modepüpplein geheirathet, es war ſeine Puppe, aber nicht eine, mit der *er*, ſondern eine, die *mit ihm* ſpielte. Jetzt iſt ſie alt geworden, und nicht, wie's dem Alter geziemt, die Entſagungen, ſondern die Anſprüche der Jugend haben ſich bei ihr geſteigert. Ihr gelten Schneider und Putzmacher für die eigentlichen Heilkünſtler, da ſie die äußerlichen körperlichen Uebel verdecken; die geiſtigen verhüllt ſie mit der Convenienz, welches Wort nicht, wie es ſollte, mit Schicklichkeit zu überſetzen iſt, indem es in der Regel die Geſchicklichkeit bedeutet, dem Unſchicklichen den Schein des Schicklichen zu geben. Ihr Mann, der, beurtheilen wir ihn nach dem Sprüchwort: „Mit Recht heißt der ein kluger Mann, der ſeinen *Geck* verbergen kann!“ dies Talent des Verbergens nicht hat, vielmehr ſeinen „Geck“ als Vor- und Zunamen behalten muß, zahlt übrigens ſeiner Sünden Schuld, wenn er die ſeiner Frau mitzahlen muß; da ſie faſt täglich neue Uebel des Alters entdeckt, mithin auch faſt täglich den Schneider oder Putzmacher braucht, hat er auch faſt täglich Reugeld zu zahlen.

Aber ſchau' dorthin, Eitelkeit! Dort gehen zwei Damen; du ſiehſt, wie ſie eben zur Muſterung den Kopf wenden, was bei Modedamen Regel iſt, auch wenn ſie ſich nicht kennen. Dieſe aber ſind Herzensfreundinnen, und doch, behüte der Himmel, daß Eine etwas entdeckt, was die Andere nicht hat und nicht zu bekommen weiß, dann biſt du, kleines Teufelchen, gleich geſchäftig, um ein Band zu zerreißen, das freilich nicht für die Ewigkeit gewebt war, ſondern, wie andere Bänder, der Mode unterworfen iſt. Du freuſt dich nicht deines Triumphes, Eitelkeit? Ach, du biſt überſättigt von Triumphen! Dein Scepter, das oben die Erdkugel hat, auf der ein Affe ſitzt, herrſcht in den Weltſtädten Paris und London, wie in den Höhlen von Nova-Zembla; du lehrſt dem jüngſten Mädchen ſchon, ſeine Launen an der Puppe auszulaſſen, ſtachelſt die erwachſenen Töchter und jungen Frauen, daß ſie über das Einnehmende das Maaß der Einnahme der Väter und Gatten vergeſſen, und gaukelſt noch auf dem Stabe der Matronen. Blicke nach Afrika hinüber — o des blutigen Haders zweier Negerkönige! Sie bekriegen ſich um den Beſitz einer blühenden Provinz? Behüte! der Kampf gilt einem Schmuck, den beide Königinnen, die erlauchten ſchwarzen Gemahlinnen, ſich zueignen wollen: es iſt eine alte Grenadiermütze, die ein Europäer als unbrauchbar an der Küſte liegen ließ, um welche Ströme von Blut floſſen! Du kicherſt über die alte Grenadiermütze! — nun, wir können Aehnliches näher haben, denn ein Paar Handſchuhe ſind eben nicht mehr und doch bewirkten ſie für die Weltgeſchichte eine große Umwandlung. Der Engländer Marlborough flog von Sieg zu Siegen, der franzöſiſche vierzehnte Ludwig ſchien verloren. Da kam Madame Marlborough zur Königin Anna mit einem Paar neuer Pariſer Handſchuh. Die Königin ließ merken: ſie würden ihr angenehm ſeyn, die Marlborough hatte aber die Bosheit, es nicht merken zu wollen, und Anna rächte ſich, indem ſie ihren Gatten all' ſeiner Würden entſetzte, den Utrechter Frieden ſchloß, und dieſe verhängnißvollen Handſchuhe gaben Ludwig dem Vierzehnten freie Hand, um ſeinen Ruhm wieder aufzufriſchen und die Hoffnungen ſeiner Feinde zu vernichten.

Ja, liebe Eitelkeit, dein Plunder thut Wunder!" Was haſt du Alles in deinem Ränzelchen! Ein Farbenkäſtchen für die europäiſche Schöne, um an jedem Morgen die Natur Lügen zu ſtrafen und Abends ihren Anbeter mit einem neuen Geſicht zu überraſchen; Pfeil und Meſſer für die aſiatiſche Kokette, ihre Wangen auf eine bezaubernde Art zu zerkratzen; Ringe für die Ohren, Ringe für die Naſe, Ringe für die Fußzehen; ein Halsband von Diamanten und ein Halsband von eiſernen Nägeln. Wenn eine Pompadour ihre Gunſt gegen einen Edelſtein aufwiegt, der eine Grafſchaft werth iſt, ſo würde die Neuſeeländerin dieſen Stein vor ihren Füßen liegen laſſen und ihre Gunſt dagegen mit einem Dutzend eiſerner Nägel zu gewinnen ſeyn. Und von dir, du Schmetterlingsweſen Eitelkeit, geht auch die Herrſchſucht der Frauen aus. Vielleicht hat irgend eine Mode, welche bekanntlich alle Länder und Zeiten ausplündert, um der Begierde nach Allem und Anderem genug zu thun, Sie, verehrte Damen, einmal an die Scythen erinnert, und Sie wiſſen zufällig, daß ein Volk in Aſien ſo hieß. Zu deren Weibern kam einmal das Teufelchen Herrſchſucht und beſiegte das Teufelchen Eitelkeit, indem jenes den Weibern in die Ohren flüſterte: „Beſſer noch Sclaven als Bewunderer!“ — in einer Nacht waren alle Männer blind. Das hat beſagtes Teufelchen jetzt nicht mehr nöthig, da man heut zu Tage die Männer mit ſehenden Augen blind zu machen weiß. Sie würden ſich ſonſt rüſten gegen dieſe Modeſucht, die das Auswärtige zum Allgegenwärtigen, das Einheimiſche zum Widerwärtigen macht, uns fremden Völkern Zoll bezahlen und das eigene Volk verarmen läßt, weil man ihm die Arbeit kürzt. Es iſt aber noch lange hin, ehe wir volksthümlich werden; und ehe wir zu einer Volks-Kleidung, zu einer Kleidung nur aus unſern Erzeugniſſen, zu einer Rettung Tauſender der Heimiſchen kommen, die ſich in Sorg' und Elend verzehren — während man die Fremdſucht, die Unheimiſchen mäſtet — müſſen wir noch gar Manches an- und ausziehen. Vor Allem thun uns aber hochherzige Frauen noth, die es fühlen und faſſen könnten, welch eine große That, welch ein Segen es wäre, wenn die Frauen ſich nur mit inländiſchen Stoffen kleideten, nur mit inländiſchen Erzeugniſſen ſich umgäben und ſo als Beiſpiel zu der echten Wirkung die Bahn brächen! Wir aber putzen gleichſam das Licht der Volkswohlfahrt mit dem Modeputz aus, wir putzen nicht, wie es bei den gewöhnlichen Bäumen geſchieht, die verdorbenen und verdorrten Aeſte am Baume der Erkenntniß, wir putzen nicht das uns Feindliche, ſondern das uns Hülfreiche hinweg, was unfehlbar einen Ausputzer verdient!“

„Doch Gott ſey Dank, die Viertelſtunde iſt um!“ fiel ſich hier Bertram ſelbſt in die Rede, „und ſoll mehr über die Modeſucht, mehr Böſes von den Frauen geſagt werden, mag ein Anderer fortfahren, dem die Bosheit nicht ſo ganz und gar mangelt wie mir, denn es ließe ſich allerdings noch Aergeres —!“

„Hier iſt Ihr Pfand wieder!“ ſagte raſch Frau von Imhoff, „und wenn wir keinen Beweis vom Mangel an Bosheit von Ihnen fordern, ſind Sie belohnt genug!“

Die Schlacht bey Sempach.

(Die Schweizer wider Herzog Leopold im Juli 1386.)

Erglänzend ſtand, bereit zur Schlacht,
Bey glüherwachtem Sonnenſtrahle,
Schon Leopold's Tyrannenmacht
In Sempach's ernteluſt'gem Thale.
„Du bringſt uns Rettung oder Tod,
„Sey uns willkommen, Tag der Ehre!“
So drang hinan zum Morgenroth
Der Gruß vom kleinen Schweizerheere,
Und freudig ſchallte von den Höh'n
Des Hirtenvolkes Kriegsgetön.

Der Hauptmann ſprach: „das Vaterland
„Ruft ſeine Söhn' ins Schlachtgetümmel,
„Empfehlt, was hier das Herz ſich fand,
„Gebeugt im Staube, noch dem Himmel!“
„Sie betteln Gnade!“ — klang der Spott
Vom Feinde, doch die Schweizer beten:
„Du wirſt, gerechtallmächt'ger Gott,

„Und mit dieſer Aeußerung beſtraft!“ entgegnete Bertram; „warum zwangen Sie mich aber, Wahrheit und Damen zuſammen zu bringen!“

„Still, ſtill! — Ihre Viertelſtunde iſt um, wir haben vollkommen genug!“ riefen die Damen durcheinander. „Zu unſerer Genugthuung ſollten Sie aber einmal Ihr eigenes Geſchlecht in gleicher Weiſe behandeln!“

„Es ſoll geſchehen!“ verſicherte Bertram; „denn ich habe die volle Ueberzeugung, daß die Frauen das Beſte auf Erden wären, wenn ſie nicht durch die Männer verdorben würden!“

II.

„Verſprechen macht Schulden!“ — „Verſprechen iſt ehrlich, halten beſchwerlich!“ — Ich ſtehe beklommen zwiſchen dieſen beiden Wahrheiten. Aber — ein Mann, ein Wort! — ich will das meine zu löſen ſuchen, und wenn hier des Verſprechens Erfüllung allerdings beſchwerlich, iſt's nur, weil ein Modenarr viel widerwärtiger erſcheint als eine Modenärrin. Den Frauen iſt eher und mehr Eitelkeit erlaubt als den Männern, obwohl es ſehr liebens- und preiswürdig iſt von jenen, wenn ſie darin recht ſtreng Maaß halten. Um aber nicht aus meiner jetzigen Aufgabe wieder in die frühere zu kommen, lade ich raſch alle neugierigen Frauen mir als Zuhörerinnen ein und rechne demnach auf ſehr große Verſammlung. Sie im Geiſte vor mir ſehend, grüß' ich ſie achtungsvoll und beginne:

Verehrte Frauen und Fräulein!

Als Gott die Menſchen geſchaffen hatte, ein „Männlein und Fräulein“, wie uns die Schrift beſagt, „da ſahe er an Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe, es war ſehr gut!“ wie das auch die Schrift beſagt. Das konnte ſie ſagen, denn es gab damals eben nichts als Natur, keine Moden und Kulturen, bis die Schürzen aus Feigenblättern von den erſten Menſchen für nothwendig erachtet und ſie dadurch zu den erſten Modiſten wurden. Ein eigenes Wort, mit dem man vor Erſindung des Buchdrucks die Schönſchreiber bezeichnete; — was jetzt die Modiſten ſchreiben, findet man oft genug ſehr unangenehm, und es bringt für manche Familie den Druck gleich mit. Auf das Wort „Männlein“ kann ſich indeß Jeder berufen, der kein Mann iſt, und der Modegeck iſt kein Mann, welches ich hiemit kund thue, damit mir Niemand den Vorwurf machen könne, ich griffe zu weit um mich; denn vor einem wahrhaften Manne habe ich ſo große

Achtung, wie Sie, verehrte Frauen und Fräulein, unumgänglich haben werden, wenn eben ein wahrhafter Mann in Ihre Nähe kommt und ſich als ein ſolcher ausweiſt. Aber auch das „Männlein“ iſt für den Modegecken noch viel zu ehrenvoll, deshalb hat man erſtens dieſen Namen für ihn erfunden und zweitens noch manchen andern.

Man nennt ihn Stutzer, aber ſehr ungeeignet, denn Modegecken ſtutzen vor gar nichts und bilden ſich im Gegentheil ein, ſie machen Alles ſtutzen ob ihrer fabelhaften Liebenswürdigkeit.

Seht's Fantchen an! gereckt und aufgeblaſen,
Als blieſ' er die Welt um mit ſeiner Naſen;
Als ſtiegen die Gedanken über's Meer des Lichts
Noch weiter hinaus als in's erſte Nichts;
Und's fällt ihm doch allzeit nichts ein,
Als: wär' Ich's nicht ſchon, ſo möcht' ich's ſeyn!

Man nennt ihn ferner Zierling, Zierbengel; mit den Zierpflanzen, die immer doch Natur haben, iſt er aber nicht zu vergleichen, außer mit ſolchen, die in einem unangenehmen Geruch ſtehen, obwohl er ſich den Pariſer Wohlgeruch für ſchweres Geld erkauft oder ihn dem Parfümeur (zu deutſch: Wohlduftsmacher) ſchuldig bleibt. Dann heißt er noch Petitmaitre, Kleinmeiſter, weil er's nur in Kleinlichem zur Meiſterſchaft bringt; auch Bonvivant, welches der derbe Deutſche kurzweg mit Lüſtling überſetzt, während der Franzoſe mit dem bon manches

Ueble eben nur verfeinert, wie zum Beiſpiel der bon-ton meiſt ein ſehr ſchlechter Ton und das bon-mot oft eine boshafte Schlechtigkeit iſt. Bekannt ſind noch ſeine Namen: Courmacher oder ganz franzöſiſch: Courtiſan (welches durch die Endung gleich an partisan, Parteigänger und Ueberläufer erinnert), weil er allen Damen den Hof macht, ihr Höfling iſt, das heißt: ihnen die Wahrheit verbirgt, weil er ſie ſelbſt am meiſten zu fürchten hat. Die graddurchgehende Wahrheit nennt ihn Modelaffe, Modeaffe, welcher Reim alle Poeſie über ihn erſchöpft. In neueſter Zeit nennt man ihn lion, Löwe, wobei wir die Aehnlichkeit höchſtens darin finden könnten, daß der Löwe zum Katzengeſchlecht, ja ſogar in die letzte Abtheilung deſſelben gehört — indem es im Gehirn der Katzen beſſer ausſieht wie im Gehirn des Löwen und er für weniger bildungsfähig gehalten wird als jene — fielen uns nicht noch die buſchigen Bärte und jezuweiligen hängenden Haare ein, wo dieſe nicht ſchon durch Perrücken erſetzt werden mußten. Denn die Modegecken haben nicht die Stufenalter von Kind, Jüngling, Mann und Greis, ſie ſind nur Kind und Greis, ohne als ſolcher aufzuhören, kindiſch zu ſeyn.

Sie ſehen, verehrte Zuhörerinnen, daß ich nicht ſo zart mit dem Gegenſtande dieſer Rede umgebe wie ein jugendfriſches Fräulein, dem ein ſolcher Courtiſan, unwillig, daß er ſich von der Schönen ſichtlich überſehen ſah, erbittert ſagte: „Ich weiß recht gut, wie Sie über mich denken!“ und die Antwort erhielt: „Nun, dann erfährt es gewiß kein Dritter!“ Wir wollen im Gegentheil das Werden und Gedeihen eines Modegecken ſcharf beäugeln und alle Welt ſoll davon erfahren.

Es giebt Väter, die ſelbſt ſogenannte Lebemänner — um uns des verſchleiernden Ausdrucks zu bedienen — waren und ſind, die keine Kraft haben und mithin keine geben können. Dieſe abgeſtumpften und abgeſchliffenen Väter wiſſen, daß man in der Richtung zum Vortheil von Vielem nur Etwas zu wiſſen braucht, um gelegentlich aus einem Etwas Viel zu machen. Ein Papa, der's ſo getrieben und den das Glück begünſtigt hat, geht nun auf die Zerfahrenheit unſres Treibens und Unterrichts ein und ſagt zum Söhnchen: „Die Intelligenz“ — ich bitte für unſre Zeit dies Wort mit Verſtandes-Einſeitigkeit zu überſetzen, nicht mit Verſtandes-Einſicht, wie es geſchehen ſollte — alſo Papa ſagt: „Die Intelligenz geht jetzt in's Unermeßliche; neues Wiſſen und neue Behauptungen ſchießen über Nacht empor. Du mußt eilen, um nachzukommen, du mußt Alles ergreifen; weil man nicht weiß, womit man in der Welt ſich erheben ſoll, muß man ſich auf Alles einrichten. Geſchwind das Alterthum verſchlungen, todte Sprachen erlernt, Geſchichte ſtudirt, denn die lebenden Sprachen warten ſchon auf dich und die Geſchichte des Tages muß nach allen Seiten verfolgt werden. Engliſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, ruſſiſche, türkiſche, indiſche, chineſiſche Zuſtände und Literaturen und Nicht-Literaturen müſſen gekannt ſeyn, damit du bald zu den Naturwiſſenſchaften übergehen kannſt. Raſch lerne Mathematik, Chemie, Phyſik, Geologie, Aſtronomie“ — und nun tik't, ſik't, gie't und nie't es noch eine Weile ſo fort; denn, wie bemerkt, es ſchießen neue Wiſſenſchaften über Nacht auf. Dem Söhnchen wird bange ob des Papa's Worten, er ſieht verdutzt und beginnt: „Aber —!“ — „Was aber“, fällt der Papa ein, „da iſt kein Aufenthalt möglich! Haſt du nun die genannten **Vorbereitungs-Kenntniſſe**, dann mußt du an Statiſtik, Staatswirthſchaft, Geſetzgebung. Willſt du verſtummen, wenn von großen Verhältniſſen und Verhängniſſen die Rede iſt! Ich weiß wohl, der Menſch muß ſich erholen; da lernſt du tanzen und Muſik; lerne ſingen, malen, fechten, reiten — die Welt iſt wunderlich; ein encyclopädiſcher, ein allumfaſſender junger Menſch iſt jetzt ſchon ein ſehr gewöhnliches Ding, er muß ſich durch irgend eine geſellige Fähigkeit, ein Erforderniß der Unterhaltung auszeichnen; das ſchafft Gönner und — Gönnerinnen, und nur damit ſchiebt und drängt man ſich vor; bei allem Lernen muß man indeß nicht zu leben vergeſſen, denn die Gewandtheit iſt unerläßlich! Du fragſt: woher die Zeit nehmen zu dem Allen? O, nur gut eingetheilt, nichts zur Grübelei und Liebhaberei gemacht, dann bleibt

Zeit genug. Biſt du halb durch, haſt du dann die Woche zur Ermunterung ein Paar Bälle beſucht, ein Conzert, eine neue Vorſtellung im Theater, Kunſtſchau gehalten, die Zeitſchriften zu durchblättern nicht vergeſſen, Vorleſungen gehört und — deine Geſundheit nicht zu vernachläſſigen! — einen Ritt gemacht, ſo wirſt du dich hernach deſto ungehinderter all deinen Studien überlaſſen, und den Reſt des Tages kannſt du mit Gedanken über die neueſten Wechſelungen der Philoſoppie und der Religion, oder auch im Müßiggange und in der Poeſie hinbringen.“

Wie gefällt Ihnen dieſes Zertheilen und Verbrauchen der Kräfte? Verwundern dürfen wir uns nun wenigſtens nicht, wenn Gründlichkeit, Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit gänzlich entwichen ſcheinen aus dem Leben; wenn wir mehr Anmaßung als Tiefe, mehr Affen als Vorbilder, und überall nur das Gemachte und Erkünſtelte finden. Wollt ihr Männer, die in ihrem Fache tüchtig ſind, ſo laßt die **Jugend je Eines** mit voller Entſchließung und Liebe erfaſſen und danach ihre Bildung fürerſt beſtimmen und beſchränken. Soll der Menſch friſchen Athem behalten, ſo treibt ihm den Athem nicht aus im Sturmſchritt nach hundert und aber hundert verſchiedenen Zielen. Er unterliegt und wird ein abgemüdetes, zerriſſenes Weſen; — er wird, um das Modewort zu gebrauchen, „blaſirt“, und fettet ihn ſpäter irgend ein Geſchäft, ſpricht er davon nur im Mißbehagen und behandelt es mit Vernachläſſigung.

Iſt er nun im Greifen nach Mannichfachem in ſich ſelber verwirrt, leidet er, ohne geiſtig-ſicher genährt zu ſeyn, an erdrückender Ueberfüllung des Geiſtes, dann wird's dem Ermatteten Hauptzweck, ſich zu unterhalten, und ſich unterhalten heißt jetzt: von ſich ſelber ſcheiden. Weil man ſo viel ſollte und wollte nach Außen, hat man in ſich keinen Halt gewonnen; man fühlt die Leere überläßt ſich dem Strudel, ſucht ſich überall einzuſchwänzeln und beliebt zu machen. So entſtehen die Pflaſtertreter, die Koketten des männlichen Geſchlechts, die Zwitter-Geſchöpfe welche man Modegecken nennt, die, weil ſie nichts ſind, mit dem Schein verkehren und ſich ſo in ihn einleben, daß er zur Gewohnheit wird, die ihnen endlich als das Echte und Rechte gilt. Die deutſche Sprache iſt keine Höflings-Sprache, deshalb hilft man ſich eben noch immer ſo bereitwillig mit dem Franzöſiſchen. Unſere Sprache hat, wenn ſie zart ſeyn will, für das Wort kokett den Ausdruck: reizgierig, und will ſie den Nagel auf den Kopf treffen, ſagt ſie: buhlſüchtig, und in ſolchem Sinne jagen die Modegecken nach Allem, und durch dieſe männlichen Koketten entſtehen die weiblichen. Denn das Verderben der Frauen geht von den Männern aus, obwohl dann meiſt der Unſchuldige, Unerfahrene büßt, was die Weltklüglinge und Frechen verſchuldeten ohne Gewiſſensbiſſe, indem ſie, als folgerichtig für ihren Umgang mit Frauen, ſich überzeugten, daß auch deren Herzen nicht mehr ſo ſpröde ſind, um brechen zu können, vielmehr ſo biegſam, daß ſie allen Verhältniſſen ſich anpaſſen.

Eines Modegecken Trachten iſt: ſein Glück machen. Was heißt Glück! Da es immer ſchwerer wird, ein einträglich Amt zu erhalten, und die Staaten von dem Rechtsgefühl, Arbeiten nicht umſonſt anzunehmen, ſich entfremdeten, man alſo Jahrelang die Amts-Beanſprucher ohne Lohn dienen läßt, ſo heißt Glück im heutigen Sinne vor Allem: Geld, und wenn ein Modegeck keins hat, ſo erſcheint als nächſtes Mittel, daß er ſich's erheirathe, wobei er indeß ſein Augenmerk zugleich mit auf die Gönnerſchaft richtet. Der Antrieb zu Bewerbung und Ehe iſt alſo Geld. Es tröſtet für den Verluſt der Ehre und den etwaigen üblen Ruf der Erwählten, denn auch geſellige Achtung gründet ſich in den Kreiſen, wo der dickſte Dünkel mit dünner Politur und hohe Anſprüche mit niederer Geſinnung ſich paaren, auf Geld, und daß man dies gar nicht verhehlt, gehört mit zu den wenigen Aufrichtigkeiten des Tages, die indeß dem wahren Manne nur verächtlich ſind. Um zu Gelde zu gelangen, was ohne Frau nicht zu haben iſt, muß man ſich beliebt machen, und wie fängt man's an, nach dem Spruch zu handeln: „Drei M ſind's, die auf Erden thronen: Meinung, Mode, Millionen?“ Man hat erſtens gar keine andere Meinung als die der Andern, bequemt ſich zweitens zum Knechte der Mode und hat drittens vor Millionen die kniebeugendſte Verehrung. Daraus geht denn ohne Weiteres hervor, daß im Spiele des Glückmachens die Buben zu Haupt-Trümpfen wurden, und die Welt, welche eben nur von Mode und Vortheil beherrſcht wird, hat ſich ſo ſpitzfindig verfeinert, daß jetzt die Schande nicht mehr auf den Betrüger fällt, ſondern auf Den, der ſich betrügen ließ.

Der Modegeck übt ſich nun auf jede mögliche Weiſe im Ton des Tages. Dazu gehört hauptſächlich Vornehmthuerei, die in allen Dingen den Ernſt von ſich abweiſt und nur das Ergötzen zum Götzen erhebt. Man kleidet ſich nach den Pariſer Muſtern, die man in den Mode-Journalen und an den Schaufenſtern eifrig ſtudirt. Dem wahren Manne muß es in's Unbegreifliche gehen, wenn eben der Mann mit ſo viel Unnützem ſich umgiebt; aber Mode iſt ja meiſt nur die Kunſt, das Unnütze und Nichtnothwendige geltend und unentbehrlich zu machen! Daß man hierbei durchweg das Ausländiſche immer vorzugsweiſe begünſtigt, verſteht ſich von ſelbſt. Was kümmert es die Modenarren, wenn dadurch die arbeitende Menge im Vaterlande verarmt, und daß dagegen der Wohlſtand hergeſtellt wäre, wenn man des Ausländiſchen ſich entſchlüge! Sie ſind ſich nicht nur die Nächſten, ſondern die Einzigen, auf die ſie Rückſicht nehmen! — Der Geck braucht Stunden zu ſeiner Toilette; er ſchönwäſſert,

„Die nur Dich haben nicht zertreten!
So ſtürzen ſie, mit Gott vereint,
Den Kampf herab zum Freiheitfeind.

Die heldenreiche kleine Zahl
Wird ſchnell ein rieſenhaft Gewitter,
Doch unrückbar, ein Wall von Stahl,
Steh'n rings des Herzogs Lanzenritter:
„Würgt in der Knechtſchaft Söldner ein!"
Erklang's vom Hauptmann, weit erbrauſend,
„Die Schweiz muß wieder unſer ſeyn,
„Führ' ich auch hundert gegen tauſend!"
Doch, ob die Bruſt auch Jeder bot,
Nicht Hoffnung winkte, nur der Tod!

„Schlagt auf die Speere, ſie ſind hohl!"
Rief Anton von der Port im Sterben,
„Für unſ'res Vaterlandes Wohl
„Will ich im Himmel Hülf' euch werben!"
Die Schweizer ſtürmen feſtgeballt,
Verzweifelnd Antons Fall zu rächen,
Doch neu erwäch'ſt der Lanzen Wald,

pomadiſirt, ſchnürleibert und liebäugelt mit dem Spiegel, damit er ſich übe in der Ziererei und Täuſchung. Er lieſt Journale, aber nur die ſchlechteſten, welche auf die Mode berechnet ſind, die mit flachem Witz, Lüge und Verleumdung verkehren, damit er in der Geſellſchaft durch die geſtohlenen Erbärmlichkeiten ſich unterhaltend zeige; er thut dann noch Einiges hinzu im Lächerlichmachen der Perſonen, die in einem und dem andern Kreiſe zu den Beſſeren, hier alſo zum Ueberflüſſigen gehören, wobei er auch wohl im Entwürdigen aller ſeiner Bekannten reihherum kommt. Glaube man ja nicht, daß hier der Heiligenſchein der Wahrheit den Kampf aushalten kann: Eine einzige, die Seuche der Langeweile für Augenblicke vertreibende Lüge beſiegt ihn, wenn ſie nur zum „Amüſement" dient, und dazu gehört meiſt aller Zeitvertreib des Allerwelttreibens, zu welchem man die guten Gedanken nicht nöthig hat und ſie Andern überläßt.

Der Modegeck ſcharwenzelt nun überall und ſpielt den Charmanten und Süßen, den Hin- und Herträger; er iſt die Gefälligkeit und Unterwürfigkeit ſelber, Leuten gegenüber, die um jeden Preis, und ſey's mit Verleugnung der letzten Scham, gewonnen werden ſollen. Wo dieſe Abſicht jedoch nicht vorwaltet, da tritt leicht und raſch die Rohheit hervor. Behüte der Himmel ein junges Mädchen, das allein geht, erlugt zu werden von dieſen Modegecken, wo ſie verſammelt ſind, um einmal der

Feſſeln ſich zu entſchlagen. Die Arme iſt gleich umringt und hat Zudringlichkeiten aller Art und die dreiſteſten Reden und frechſten Fragen zu fürchten. Man höre ſie unter ſich! — da ihnen die Fähigkeit zu echt geiſtvoller Unterhaltung fehlt oder auch dieſe gradhin verbannt iſt, könnte man ſagen: aus Nichts wird Nichts; wer aber die Geſpräche im zeitgemäßen geſelligen Treiben ſolcher Modegecken mit angehört, der weiß, es entwickelt ſich aus dem Nichts doch Etwas, wenn's auch nur durch und durch Schlechtes iſt. Der Mann von Ehre ſchaudert oft darüber, weſſen ſie ſich rühmen, und bedauert namentlich die weiblichen Weſen, welche den Unwürdigen Stoff für ihre heilloſe Zunge gegeben haben. Wie zudringlich ungezogen ſie ſind, das ſieht man auf Spaziergängen, im Schauſpiel, im Conzert, wenn einmal eine Beſucherin aufgeſpürt iſt, der ein männlicher Begleiter fehlt; obgleich ſelbſt dieſer zuweilen nicht der Unverſchämtheit wehren kann, mit welcher man von allen Seiten wenigſtens eine Muſterung vornimmt. Darüber „amüſiren“ ſich denn oft auch Damen von der emancipirten Sorte, mit deren Toilette und Jahren es ſo ſteht, daß man unter ihr Bildniß den Goethe'ſchen Titel ſchreiben könnte: „Kunſt und Alterthum“; die längſt vergeſſen haben, daß es noch Befangenheit und Erröthen in der Welt giebt, alle Tage aber in ihrem Neide über die jugendlichen Schönen durch Naſerümpfen ſich die gehaßten Falten im Antlitz mehren.

Wie iſt's nun mit ſolchen Männchen in der Ehe? — Man pflegt zu ſagen: die Liebe iſt blind, und offen geſtanden, ſie muß es gewiſſermaßen ſeyn, wenn's überhaupt Liebe iſt; denn dieſe kennt an der Geliebten keine Mängel, oder ſie ſind ihr keine, und ſie fragt nicht nach Gütern, denn ſie iſt und hat in ſich das höchſte Gut. Tritt ſie mit Abſichtlichkeit und Berechnung der Vortheile auf, da iſt ſie Unwahrheit und verfällt ſogleich der Nichtigkeit. Das muß jedes ehrenwerthe Mädchen empfinden und ſich nicht verkaufen, noch verkaufen laſſen; muß nicht bei der Wahl ihres Gatten flinkernde, ſogenannte geſellige Vorzüge vorzugsweiſe hoch ſtellen, nicht von glitzernder Schale ſich den faulen Kern verdecken laſſen und ſich hüten vor einer neuen Bewährung des Sprüchworts: „Ein Gran Unverſchämtheit bringt weiter als hundert Pfund Beſcheidenheit.“ Alle wahrhafte Liebe iſt ſchüchtern und unbehülflich, denn ſie erhebt immer ihren Gegenſtand über ſich ſelbſt und ſchaut zu ihm hinauf, während der Modegeck das Weib immer nur als Sache behandelt, die unter ſeinem Werth iſt, weshalb er eben die ſchmeichelnde Beredſamkeit mit beſonnener Geſchicklichkeit zu handhaben weiß; er überſieht in geübter Pfiffigkeit das Feld ſeines Plans, während der wahrhaft Liebende überwältigt iſt und eben hierin ſeine Seligkeit findet. Und nun gar, wenn der Mammon in Betracht kommt! Eine Mitgabe iſt ſchätzenswerth, und auch der Mann von Kraft und

Ehre darf ſie nehmen, um wirkſamer und ſorgenfreier für das Glück der Familie eingreifen zu können; doch kein echter Mann wird von einer Geliebten ſich trennen, die ihm nichts mitbringt als ſich ſelbſt; ja höher wird ihm das Herz ſchwellen, wenn er weiß, er allein kann ihr eine frohe Zukunft ſchaffen. Wo man einer ſolchen Geſinnung des Mannes nicht gewiß iſt, da giebt ſich nur Leichtſinn oder eine verwerfliche Nebenabſicht kund; da vereinigt man ſich ohne würdigen Ernſt und trennt ſich wieder ohne Scheu, da geht der Werth jeder heiligen Empfindung verloren.

Wenn ich ſchon bemerkt habe, daß die Frauen von Denen verzogen und verdorben werden, die mit Unrecht den Namen „Mann“ tragen, ſo iſt's doch gewiß, daß im Gegenſatze ein reines, ſittliches weibliches Weſen ſelbſt über den Mann, deſſen Grundſätze ſchwanken, eine Macht hat, die ihn läutert und befeſtigt, ſo daß für Beide eine ſegnende Bahn der Treue ſich erſchließt. Aber auch die Mütter können hier viel thun, wenn ſie von früh auf ihren Knaben, der mit Alfanzerei ſich ziert, zur Beſchämung und zu der Einſicht bringen, daß ein Liebäugeln mit der äußern Form dem Manne Hohn ſpricht und bei ſelbſtgefälligen Blicken in den Spiegel der Narr in ihm wächſt, bis er dann ſein Lebenlang dieſen zur Schau trägt.

Was aber die in ihren Lüſten verhärteten Modegecken betrifft, an denen iſt eines edlen Weibes Bemühung vergeblich, und jeder Glaube an ihre Beſſerung führt in's Verderben. Dieſe laſſe man entſchieden den Werth der Sittlichkeit fühlen und ſie, damit kein Mädchen an ihrer Seite zum Elend verdammt ſey, mit Genugthuung zu den Hageſtolzen übergehen, die dann in ihrer Genußſucht aus den jungen Modegecken alte werden und ſich, da nun einmal jede tiefere Empfindung ihnen mangelt, bei der Wohlleberei tröſten; ſie bleiben Genußlinge, wie ſie es waren, und zeigen dies zuletzt bei Schmaus und Flaſche, ohne übrigens die Modegeckerei aufzugeben. Indeß heißt es jetzt:

Als Jüngling zeigen dich die Kleider,
Als Greis das Angeſicht;
Doch hoffe nicht zu viel vom Schneider,
Die Runzeln bügeln kann er nicht!

Ich hoffe, daß Sie, verehrte Frauen und Fräulein, mir nicht nachſagen, ich hätte die böſen Auswüchſe meines eigenen Geſchlechts geſchont, und doch darf ich verſichern, ich habe die Grenzen der Wahrheit nicht überſchritten, bin aber, da ich mich durchdrungen fühle von den hier beſprochenen Mißſtänden, mitunter ernſter geworden, als es in unſerer flauen Zeit — Mode iſt. Doch werden Sie darin zugleich eine Genugthuung finden für die Wahrheiten, die ich Ihnen, auf Ihren Befehl, ausſprechen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06995/019

mußte. Ich bekenne mich aber nicht nur zu der Antwort, welche auf die Aeußerung: „Es gebt doch nichts in der Welt über ein treffliches Weib!“ ein ehrlicher Oekonom gab mit den Worten: „Ja, es iſt offenbar das Beſte, was wir in der Art haben!“ — ſondern ich bekräftige ſeine Worte mit dem Zuſatz: Ein trefflich Weib iſt in aller Art das Trefflichſte auf Erden! — und ich bitte mir nur damit Dank zu ſagen, daß Sie mir glauben, was ich hier ſagte, und meiner freundlicher gedenken, als Sie es vielleicht bei dem Pfänderſpiel gethan haben.

III.

Abraham a Santa Clara ſpricht in ſeinem „Huy! und Pfuy!“ — einer Sammlung von ernſten Aufſätzen, wobei ſich jedoch der Humor oft unwillkürlich hindurchrankt, unter Anderem auch von den Affen und ruft dabei aus: „O grundloſe Gütigkeit Gottes, indem er nicht allein ſo viel tauſend Geſchöpfe zu unſerm Nutzen erſchaffen, ſondern auch einige zu unſerm Geſpaß und Ergötzlichkeit, unter welche die Affen vorderan zu zählen.“ —

Verehren wir in Demuth die Gütigkeit Gottes und geben wir dem guten Pater Abraham zu, ſeine Anſicht könne bei verſchiedenen Affen und für mancherlei Menſchen paſſen, ſo iſt dagegen gewiß, daß die Affen, welche in ihrer äußern Geſtalt den Menſchen am ähnlichſten ſind, ſich nicht geſpaßig, vielmehr ernſt, ja melancholiſch zeigen. So namentlich der Orang-Utang, deſſen Name malaiſchen Urſprungs iſt. „Orang“ bedeutet „vernünftig Weſen“, „Utang“ heißt „Wald“ (ſo wurde der Name mit „Waldmenſch“ überſetzt); doch wäre hier die Vernünftigkeit ſehr beſchränkt zu nehmen, und in der Weiſe des Pater Abraham dürfte man wohl gar ſagen: der Ernſt, die Melancholie des Orang-Utangs komme daher, weil er eine Ahnung hat, daß ſeine Vernunft nicht zureichend iſt, wodurch er ſich von den Affen unter den Menſchen ſehr vortheilhaft auszeichnen würde.

Wie der Orang-Utang ausſieht, weiß Jeder. Hat man ihn gezähmt, bewahrt er ſich die Reinlichkeit, die man bei dem Leben in Bergwäldern an ihm bemerkt, und leicht läßt er ſich zu allerlei Geſchäften abrichten. Er lernt ſich ſein Lager bequem machen, Kleider anziehen, mit Meſſer und Gabel ſpeiſen, Thee einſchenken, Cigarren rauchen, Pfropfen löſen — was er überaus gern thut, denn Spirituoſa behagen ihm — und noch viel andre Dinge; ja man hat einigen Orang-Utangs ſogar das Schreiben beigebracht. Wär' es möglich, ihn nur zwei Dutzend Phraſen ſprechen zu lehren, etwa von dieſer Sorte: „Köſtlich Wetter! — Miſerables Wetter!

— Ihre Augen ſind Sonnen, mein Fräulein! — Ich langweilte mich wie ein Mops! — Zu Befehl!“ — dann könnte der Orang-Utang, den ohnehin ein waldiger Backenbart auszeichnet, ſich dreiſt unter die modernſten Pflaſtertreter miſchen. — Wohl diente Manches, die alte Hypotheſe glaublich zu machen, das Menſchengeſchlecht ſtamme von den Orang-Utangs ab, wir ſtimmen indeß der Anſicht bei, welche ſo Affen als Menſchen für Originale gelten läßt. Die affenartige Nachahmungsſucht manches Geſchöpfes, Menſch genannt, ſelbſt wenn dieſe Nachahmungsſucht zuweilen ganze Maſſen eines Volks befällt, beweiſt für jene Hypotheſe gar nichts. Eine ſolche Erſcheinung iſt nur als Ironie der Natur zu betrachten, die, um wieder mit Abraham a Santa Clara zu reden, auch Geſchöpfe „zu unſerm Geſpaß und Ergötzlichkeit“ aufſtellen und darthun will, es gebe unter den Menſchen viel zu anmaßende, als daß ſie nicht ſogar den Affen ihre Naturgabe ſollten ſtreitig machen. So finden wir unter den Menſchenkindern verſchiedene äffiſche Abarten, von denen wir nur einige näher bezeichnen.

1. Mode-Affen. Das ſind die zahlreichſten und unzertrennlich von allen andern Arten. Man darf ſie ohne Irrthum zu den „Schlank-Affen“ zählen, da ſie, in Bezug auf ihre Taille, immer nur mit dem Pariſer Tailleur, nicht mit dem heimiſchen Schneider zu thun haben, oder zu den „Brüll-Affen“, beſonders wenn man

durch ein i. ſtatt des z, die Rechtſchreibung herſtellt. Man nennt ſie auch Cour-Affen, wobei wir den Doppelſinn fallen laſſen, nur bemerkend, daß ſie lorgnettirend allen Schönen immer dieſelben ſchönen Redensarten mit einem ſchönen Schnarren vortragen, wobei dann ihre Kultur von allen unkultivirten Affen und Aeffinnen überaus bewundert wird. Sie ſind übrigens ſehr ſchwächlich und müſſen alljährlich ein Bad beſuchen.

II. Die Politik-Affen. Dieſe haben eine kleine Zahl beſtimmter Wörter, mit denen ſie ſagen wollen, daß Alles, was in Frankreich und England gut und ſchlecht iſt, auch ohne Weiteres für alle andern Völker paßt, wobei ſie auf den ganz verſchiedenen geſchichtlichen und charakteriſtiſchen Boden gar keine Rückſicht nehmen. Gewöhnlich verlangen ſie Dinge, bei deren Gewährung man mindeſtens gerade ſie ausſchließen müßte. Ihnen ähnlich ſind:

III. Die Verjährungs-Affen. Dazu gehören beſonders die, welche die Gegenwart noch immer unter den griechiſchen und römiſchen Maaßſtab zwängen und Alles wieder herbeiziehen möchten, was durch des Himmels Gericht und die immer mehr erwachſende Erleuchtung in ſich zerfallen iſt. Sie arbeiten ſich ab in Wiederherſtellung von Inſtituten, die unter dem Lebendigen ausſehen wie geöffnete Gräber, in denen nun noch ihr Gehirn vermodert.

So oft die alten ſplitternd brechen;
Entmarkend ſprüht des Mittags Gluth,
Und ſelbſt dem Kühnſten ſchwankt der Muth.

Und wie nun Keiner Rettung ſieht,
Und Alle ſich dem Tode weihen,
Da reißt ſich Arnold Winkelried
Hervor aus den bedrängten Reihen:
„Jetzt gilt's, daß Gott und Recht gewinnt,
„Ich ſchaff' euch Bahn, ihr theuern Brüder,
„Grüßt mir mein Weib, beſchützt mein Kind,
„Mich fordert heut' mein Schöpfer wieder!“
Und mit dem Ruf: „Der Herr iſt groß!“
Stürzt er auf alle Lanzen los!

Er ringt, ſo viel er kämpfend faßt,
Sich in die eig'ne Bruſt zu drücken,
Bedeckt ſie mit des Körpers Laſt,
Und mahnt die Brüder vor zu rücken.
Wild über Arnolds Leichnam bricht
Das Alpenvolk ſich Bahn zum Rechte,
Und wie ein plötzlich Weltgericht
Verringert jedes Schwert die Knechte;

IV. **Die Ueberſetzer-Affen**, die wegen ſchwächlicher Verdauung ſich hauptſächlich mit franzöſiſcher Koſt nähren, ihr Scheinleben beſonders auf den Bühnen treiben und ſich in Leih-Bibliotheken einquartieren, damit das Volksthümliche ja nirgends recht Platz findet. Dahin wären auch

V. **Die Literatur- und Kunſt-Affen** zu zählen, die, wenn einmal eine gute Idee angeregt iſt, gleich mit ſo viel Aehnlichem ſich anſchließen, daß Viele dann ſelbſt für die gute Idee überſättigt ſind. Sie heißen auch Nachhinker; ihrer ſind Legion, und wären ſie nicht, würde die Zahl von 10.000 Büchern, die alljährlich der Meß-Catalog in Titeln darlegt, ein paar Nullen verlieren, man alſo 9.900 literariſche Nullen weniger haben.

VI. **Kalender-Affen**. Sie ſchreiben noch heut den hundertjährigen Kalender nach, halten ſich an Raub- und Mordgeſchichten, und aus Furcht, ſie könnten's den Unvernünftigen nicht recht machen, denn ſie wollen nur bei dieſen keinen Anſtoß finden, ſind ſie unverſchämt genug zu thun, als ob's gar keine Vernünftigen gäbe.

VII. **Die Emancipations-Affen**. Das iſt eine Sorte, die ſich am wenigſten zähmen läßt. Sie greifen alle Rechte auf und wollen ſie ganz nach ihren Gelüſten für ſich zurichten; nur die Pflichten ſchieben ſie bei Seite, weil ſie ſich damit gar nicht befaſſen können. Sie ſind ſchon anſteckend bis in die kleinſten Krähwinkel gedrungen.

ſo daß namentlich in einem von den Männern ſeit lange in Verſammlungen berathen wird: ob die Ehe überhaupt zuläſſig? welche Frage ein junger Pfiffikus in Bewegung brachte, der nicht in die Verſammlung kommt, weil er während derſelben am bequemſten den Cour-Affen ſpielen kann. Zwar haben zu derſelben Zeit auch die Weiber beſagten Krähwinkels ihre Verſammlungen, indem eine alte Buhlſchweſter in Frage ſtellte: ob nicht ſämmtliche Männer beliebig als dienſtbares Allgemeingut zu betrachten wären? — aber ſie hat meiſt nur Weiber zuſammengebracht, die ihre Jahre unter keiner Bedingung von 29 weiter zählen, mithin iſt jener Pfiffikus in nichts gehindert. Die Emancipations-Affen werden nicht eher klug, als bis man ihnen begreiflich macht, daß Alles ſich nur aus dem eignen Beſſerwerden emancipirt, wobei man vielleicht zu einigen Rechten, aber zugleich zu hundert Pflichten mehr kommt; da werden ſie ſich denn freilich gegen das Klugwerden wehren und lieber dekretiren: Es ſoll vorläufig Alles beim Alten bleiben!

Das möchten wir nun, was das Affenthum überhaupt betrifft, nicht gern, und ſo wollen wir ſagen, auch wohl ſingen, damit ſich's beſſer einprägt:

Wer Aff' im alten Jahre war,
Geh' in ſich!
Und fühle drob im neuen Jahr
Weh' in ſich!

Er laſſe fremden Firleſanz
Im Bann ruh'n,
Sey Maulheld nicht, und ſey kein Schranz,
Sey Mann nun!

Giebt's Affen-Weibchen — ihrer giebt
Es leider! —
Sorgt, daß Ein's mehr als Euch nicht liebt
Den Schneider!

Dann iſt's gewiß auch minder gern
Im Ballkleid,
Und bleibt des Hauſes lieber Stern
Euch allzeit!

Bilden wir uns alſo in allen Dingen aus uns ſelbſt, beſſern unſere Zuſtände auf Grund unſrer Eigenthümlichkeit und ſtellen dieſe aller Fremdſucht voran. Iſt's nun, weil wir noch ſo tief in dieſer ſtecken, freilich nicht möglich, daß wir ſchon im nächſten Jahrhundert das Affenthum verſcheuchen, kommt doch wohl endlich eine Zeit, die es nicht mehr erreicht. Dies ſey der volksgemäße Wunſch für die Zukunft! — und ſcheinet er den lieben Deutſchen maaßlos, dann bleibet auch das Deutſchthum ewig — ſtraßlos!

Friedrich Heiter
und
Peter Düſter.

Düſter.

Wie gelingt's Dir, daß Du ſtets bei ſo guter Laune biſt, Freund Heiter?

Heiter.

Ich könnte fragen: Lieber, wie kommt's, daß Du immer bei ſo mürriſcher Laune biſt? Doch thu' ich's nicht, denn ich weiß, wie's kommt! Du grübelſt zu viel über das Leben, machſt Dir zuviel Gedanken über die Gedanken!

Düſter.

So gieb mir ein Mittel an, wie ich mich deſſen entſchlage!

Heiter.

Schwer iſt's, ſich von verjährter Gewohnheit zu befreien, und Du haſt der Nachhängerei zu willig nachgegeben. Da haben wir denn erſt in der Jugend übertriebene Anſprüche und Hoffnungen, werden im Mannesalter gallig, wenn ſich das Unerfüllbare nicht erfüllt, verſchwärzen unſere Erfahrungen, ſtatt ſie zu lichten, und ſind endlich als Greiſe abgeſtumpft für Alles. Kannſt Du ſelbſt Dir helfen, dann iſt der Rath bald gegeben, er heißt kurz und gut: ſieh' keine Zauberbilder und keine Geſpenſter!

Düſter.

Hältſt Du mich für ſo einfältig, an Dergleichen zu glauben?

Heiter.

Wie alt magſt Du ſeyn?

Düſter.

Nun, etwa Vierzig!

Heiter.

So! Da leſ' ich in Deinem Geſicht, daß Du aus den drei, unſer Erdweſen zumeiſt beherrſchenden Zauberbildern, Liebe, Ehre und Reichthum, ſchon manchmal Geſpenſter gemacht haſt. Sprechen wir zuvörderſt von Nummer Eins! Die Liebe hat ſich ſehr verflacht in unſerer Zeit, denn ohne tiefe Religioſität giebt's überhaupt keine tiefe Empfindung, und mit der Verminderung des Glaubens an eine höhere Welt vermindert ſich auch die Kraft des Gemüths. Du aber haſt vielleicht noch Religioſität, nur nicht die reinſte, die mit der Entſagung vertraut iſt; Du ſuchteſt noch das lebendigſte Gefühl im Abgeſtorbenen, ſuchteſt alſo nur Geſpenſter.

Düſter.

Wenn aber die Liebe erſtorben iſt — „was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“ —

Heiter.

Halt! — und verſchütte das Kind nicht mit dem Bade. Engel wohnen nicht unter den Staubgeborenen, und wer Engel erwartet, geräth außer ſich, wenn er eben nichts als Menſchen gewahrt. Man muß nur Das ſuchen, was zu finden, nur Das wollen, was zu erreichen iſt. Lerne Dich alſo begnügen; haſt und giebſt Du aber mehr Liebe als Andere, wirſt Du mitunter auch noch jetzt mehr Liebe gewinnen als Andere.

Düſter.

Du magſt recht haben. Weshalb aber ſoll für mich die Ehre ein Luftgebilde ſeyn?

Heiter.

Juſt auch wegen Deiner überſpannten Phantaſie.

Düſter.

Was hat von dieſer die Ehre zu gefährden?

Heiter.

Was der echte Glauben vom Aberglauben, von Hexen, Zaubereien und Kobolden zu gefährden hat.

Düſter

Das iſt mir unverſtändlich!

Heiter.

Der lebensluſtige Agathon war anfangs Träumer und ward eben lebensluſtig, nachdem er beherzigte, was Hippias zu ihm ſagte: „Du haſt ein gefälliges Aeußere, haſt Geiſtesgaben und Alles, was zum Glück gehört; aber Deine überreizte Denkart wird Dich verhindern am Erwerben der Kunſt, vom Leben Vortheil zu ziehen.“ — Was iſt Ehre? Nicht wahr, ſoll ſie wirklich Etwas ſeyn, müſſen Andere ſie uns weder geben noch nehmen können?

Düſter.

Gewiß, das ſcheint mir ganz richtig!

Heiter.

So ſpricht Dein Verſtand. Deine mißmüthig wunderliche Phantaſie dagegen meint: Die Ehre müſſe erſt von der Menge oder von Dieſem oder Jenem geſchmückt und geſtempelt ſeyn. Du haſt Manches gethan, was nicht ſeine verdiente volle Anerkennung erhielt, und wenn Dir dies Schmerz verurſacht, dann ſtrafe Deine — Eitelkeit, nicht Deinen Humor. Wiederum alſo muß es heißen: Lerne Dich begnügen, und Du haſt allzeit der Ehre genug! —

Düſter.

Ich will mich über Deine Offenheit nicht ärgern —.

Heiter.

Kannſt Du's nicht laſſen, ärgere Dich! Meine Offenheit iſt nicht aufdringlich, ſie kann gleich ein Ende haben.

Düſter.

Nein, nein! Immerzu! Ich verkenne ja nicht die Wahrheit in Dem, was Du ſagſt.

Heiter.

Dann wirſt Du aber auch zugeſtehen, daß *die* Ehre, welche von Andern beſchaut und bewundert ſeyn will, eben nichts iſt als ein Geſpenſt der Eitelkeit. Die wirkliche Ehre hat immer an ſich ſelber vollauf.

Düſter.

Ich ſtimme ein! Weshalb nannteſt Du aber den Reichthum ebenfalls ein Geſpenſt und deuteteſt anſcheinend darauf hin, auch ich glaube an dies Geſpenſt?

Heiter.

Ich hab's nicht gradezu geſagt, doch ſcheint's mir eine unabwendbare Folge. Wer die Meinung hegt, er ſey an Liebe und Ehre zu gering betheiligt worden, der trachtet nach Ausgleichung, und der Reichthum iſt in der Menſchen Wahn die allgemein fruchtbarſte. Angenommen nun, Dein Trachten ginge nach Reichthum, ſo würde eben Dich bald das hohlſte aller Geſpenſter plagen: der Geiz.

Düſter.

Woher willſt Du nun Das wieder ſo zuverläſſig weiſſagen?

Heiter.

Mein Orakel iſt Deine Dick- und Schwarzblütigkeit.

Was floh, warf Gottes Feuerluft,
Das Thal ward eine weite Gruft.

Die blut'ge Schuld muß mit dem Blut
Selbſt Herzog Leopold bezahlen;
„Das Recht iſt ſtark, der Herr iſt gut,
In Wundern ſeh'n wir heut' ihn ſtrahlen!“
So jauchzt die ſiegbelebte Schaar,
Die Thräne ſprach, die Schwerter ſanken,
Und alles rief: „Am Schlachtaltar
„Laßt uns dem Retter Arnold danken;
„Schlaf, Alpenheld, der Tag war ſchwül,
„Doch alle Todten ruhen kühl!“

„Die dich umknien, frey vom Joch,
„Vermögen nur, dich zu beneiden,
„Dich lieben künft'ge Herzen noch,
„Wir werden mit dem Tode ſcheiden.
„Raſch Helden ſchaffend wird dein Geiſt
„Die fernſte Ewigkeit umarmen; —
„Wenn je ein Volk die Ketten reißt,
„Um ſich der Nachwelt zu erbarmen,
„Dann blitzt, im Freiheit-Kampf und Lied,
„Der Name: Arnold Winkelried!“

Düſter.

Wunderlich! Haben denn alle Geizige dickſchwarzes Blut?

Heiter.

In der Regel, und — „Blut iſt ein ganz beſond'rer Saft.“ Der mordluſtige **Damiens** behauptete, er würde nie zu ſeiner Frevelthat geſchritten ſeyn, wenn er den Chirurg, bei dem er einen Aderlaß beabſichtigte, zu Hauſe getroffen hätte. Dürfte es doch ſogar nicht gradhin nur verwegen ſeyn, wollte man annehmen, die vielen Gehirnverwirrungen, die ſeit ſechszig Jahren die Weltgeſchichte zu den wechſelvollſten April ſchickten, wären mit dadurch entſtanden, daß die Aerzte den Aderlaß immer ſpärlicher anwandten. Dieſe Anſicht hat ſcheinbar etwas für ſich, da die nambafteſte Verminderung der Aderläſſe hauptſächlich durch **John Brown**, der 1788 ſtarb, bewirkt, dann Grundſatz faſt aller Aerzte wurde, demnach nur etwas älter iſt als die erſte franzöſiſche Revolution.

Düſter.

Freund, Du machſt abſchweifende Sprünge.

Heiter.

Das kommt Dir nur ſo vor, und wär' es, ſo entnimm daraus, daß ich Deine Frage: weshalb ich immer bei guter Laune bin, theilweiſe damit beantworte, daß ich keinen Gedanken in mir ſtarr werden laſſe, ſondern ihn nach allen Seiten hinwende, um ihn zu prüfen, auch wohl zu necken. Uebrigens iſt die Wirkung der Dick- und Schwarzblütigkeit auf unſre Zeitzuſtände eine ſichtlich verallgegemeinerte, da aus ihr offenbar auch etliche der neueſten Weisheitslehren von den Kathedern hervorgegangen ſind, die Lehren der jüngſten Naturphiloſophen, deren Begriffe von der einfachen Natürlichkeit immer mehr abweichen, wodurch ſchon der Name „Naturphiloſoph“ zur Fälſchung wurde. An einer ſolchen Dick- und Schwarzblütigkeit, gefördert durch immer weiter verbreitete, mit Unzufriedenheit gepaarte Genußſucht, leideſt Du, wie ſehr Viele der Jüngſtgeborenen, ebenfalls, und Deinem bisherigen Lebensgange zufolge dürfteſt Du künftig unzweifelhaft an Geiz leiden.

Düſter.

Es iſt und bleibt eine kecke Behauptung! Beweiſe, Herr Seelſorger!

Heiter.

Stehe zu Dienſt! Der Leichtblütige, der Menſch meiner Art, ſieht das Geld ſtets an wie gezeitigte Vögel, die man muß ausfliegen laſſen. Leute Eurer Art, die in der Liebe und Ehre nicht Liebe und Ehre genug finden, fangen früh an, für ihre Zukunft beſorgt zu ſeyn; nun klammern ſie ſich an den Reichthum und halten ihn für den beſten Schutz.

Düſter.

Wenn Dem ſo wäre, ſo iſt doch deshalb der Reichthum noch kein Geſpenſt!

Heiter.

Fehlgeſchoſſen, er iſt eines der ärgſten Geſpenſter! Wenn man wer weiß wie viel vom irdiſchen Mammon hat, kann man ihn nicht verlieren?

Düſter.

Allerdings!

Heiter.

Wirſt Du, wenn Dir nun einmal der Reichthum als beſter und vollſter Schutz erſcheint, nicht täglich fürchten, das, was Du haſt, zu verlieren? wirſt Du nicht, um gefürchtete Verluſte ertragen zu können, immer mehr erwerben und ſichern wollen? Kommt da nicht der Geiz von ſelbſt, und kannſt Du jemals genug haben, wenn dieſe Wurzel alles Uebels Dir endlich zur Lieblingswurzel geworden iſt?

Düſter.

Hm!

Heiter.

Demnach giebt es keinen Reichthum, der einen Geizigen ſättigen könnte. Was nicht ſeyn kann, iſt ein Trugbild, und wenn es uns quält — ein Geſpenſt. Willſt Du weiteren Beweis?

Düſter.

Nein! Aber Alles, was Du geſagt haſt, läuft nur darauf hinaus, mich wahrer oder mir angedichteter Mängel zu beſchuldigen; noch erfuhr ich nicht deutlich, was Dich bei ſteter guter Laune erhält.

Heiter.

Nun, um bei unſern drei Dingen zu bleiben, ich finde jederzeit, man giebt mir ſo viel Liebe als ich brauche; eben ſo geht's mir mit der Ehre und mit — nein, nicht mit dem Gelde, da giebt man mir das ſchon Erworbene manchmal nicht, auch wenn ich's brauche und zu recht guten Zwecken brauchen möchte. Ei dann — dann wart' ich's geduldig ab und ſage zu meinem Herzen, will's beklommen werden: „Der Herr hat dein noch nie vergeſſen, vergiß auch du, mein Herz, ihn nicht!“

Düſter.

Ja eine ſolche Beſcheidung macht aber doch in keiner Hinſicht glücklich!

Heiter.

Für ſehr ſchwierige Fälle habe ich den etwas herben aber doch gar heilſamen Grundſatz: Es iſt weder nothwendig, noch uns verbürgt oder dienlich, daß wir immer glücklich ſind. Ich thue jeden Tag meine Pflicht, ſorge für das Erforderliche, und wo möglich für ein Uebriges, womit ich Andern und ſo auch mir wohlthue. Reicht das Ueben meiner Pflicht, reichen einmal meine Kräfte nicht zu, ſo ergänz' ich das durch Vertrauen auf Gott.

Düſter.

Und was wäre zu thun, um Deine Sicherheit und Deinen Gleichmuth für mich zu gewinnen?

Heiter.

Sey erſtens kein Sancho Panſa!

Düſter.

Wie? Was?

Heiter.

Erinnere Dich, daß Sancho Panſa einſt angſtvoll eine ganze Nacht hindurch an einem Baumzacken ſich in der Schwebe hielt, weil er meinte, es ſey unter ihm ein tiefer Abgrund. Der erſte Strahl der Morgenſonne zeigte ihm aber, daß er es nur mit einem ſeichten und trockenen Graben zu thun habe, er alſo nur hätte die Beine ausſtrecken und feſt auftreten ſollen. Sieh' Du auch nicht überall Abgründe, damit Du feſt auftreten könneſt!

Düſter.

Das iſt leicht geſagt —

Heiter.

— aber Deine Krankheit läßt die Ausführung nicht zu.

Düſter.

Krankheit?

Heiter.

Nichts Anderes! Und da rath' ich —

Düſter.

Etwa einen Aderlaß?

Heiter.

Keineswegeſ, denn ich halte ihn, als Schwächung der Naturkraft, nur in der äußerſten Gefährlichkeit für anwendbar. Ich rathe, ſchaff' Dir einen Arzt an, wie jenen, der einen ähnlichen grübleriſchen Hirngeſpinſtler vor ſich hatte. Dr. Radecliff kannte ſeinen Kranken, und als ihn dieſer wieder rufen ließ, ſchrieb er ihm: „Ich habe Eile und muß eben fort. Trinket ein Quart friſches Waſſer und ſucht mich dann auf, Straße ſo, Haus ſo und Patient Der und Der.“ Der Kranke that, wie ihm geheißen; überall fand aber Jener auch einen ähnlichen Zettel. Endlich, nachdem er ein paar Stunden gelaufen war, traf er Radecliff, der zu ihm ſagte: „So macht's alle Tage: trinkt tüchtig Waſſer und lauft Eurer Geſundheit nach. Ich wette, Ihr holt ſie ein und ſeyd Euer eigener und beſter Arzt!“

Düſter.

Ein grober Geſell von Arzt!

Heiter.

Ein allerliebſter Arzt, Freund Düſter! — und mein Rath gilt für den Körper und den Geiſt zugleich. Was aber das Glück betrifft, ſo faſſ' ich das Ergebniß unſeres Geſprächs zuſammen in den Worten: Nimm die Welt, auch wenn Du Dich und damit Dein Theilchen von ihr beſſerſt, nimm die Welt wie ſie iſt; lerne Dich begnügen, und ſey überzeugt, wenn Du darin einige Uebung haſt, ſo findeſt Du zuletzt ſelbſt in ſchlimmen Fällen, daß ein Glück, welches aus dem Muth und der Kraft der Entſagung hervorgeht, an Werth mit jedem andern Erdenglück ſich meſſen kann und für das Seelenleben noch einen bedeutenden Gewinn als edlen Ueberſchuß einträgt. Nun aber gehab' Dich wohl, Freund Düſter, und gedenke mein, indem Du nach meiner Anleitung für Dich ſorgſt!

Plaudereien
von Monat und Jahr.

I.

Offizielles Schreiben

an den Monat Februar 1817.

Hochgeehrteſter Herr Februar!

Länger iſt es, ſoviel auch die Menſchheit zu ertragen gelernt hat, doch nicht möglich, Sie in alle Jahreszeiten hinein pfuſchen zu ſehen. Was wollen Sie, vierfache böſe Sieben! mit Bliß und Donner, grünenden Feldern, knospenden Bäumen, mit Schwalben, Lerchen und Maikäfern ſagen? — Statt daß Sie, als Carnevals-Monat, die Erde mit Schnee maskiren, die Bäume mit Reif ſchmücken ſollten, treiben Sie allerhand Theaterkünſte und Knalleffekte, die ſogar die Natur aus der Natur verdrängen. Soll das vielleicht, wegen der geſteigerten Holzpreiſe, Humanität ſeyn, ſo iſt ſie von der neueſten Sorte, die, um ein Uebel nicht hart zu behandeln,

Lied des Schmachtenden.

O wär' ich nur kühn!
Wenn dann auf wildem Roſſe
Ich hin zum Liebchen kam,
Raubt' ich ſie aus dem Schloſſe,
Doch ſie wär' wohl mir gram!
Nein! Nein! Ich bin nicht kühn!

O wär' ich nur ſtolz!
Dann ſucht' in lauten Scherzen
Ich günſt'ge Liebezeit,
Doch fühlt' ich auch im Herzen
Wohl nicht mein Wonneleid.
Nein, Nein! Ich bin nicht ſtolz!

O wär' ich nur reich!
Gekauft hätt' ich die Erde
Und dann ſie längſt gefragt:
„Ob ſie mich lieben werde?“
Sie iſt dann ſchon — verſagt!
Und ich bin ja nicht reich!

O wär' ich nur ſchlau!
Dann hätt' ich's ihr beſchrieben,

tauſend Uebel uns herbeizieht. So ſcheinen Sie, aus Furcht, daß ein Paar erfrieren könnten, Allen lieber das ganze Nervenſyſtem zerrütten zu wollen, was ſchon jeder Krankheit Stichwort wurde. Haben Sie denn nicht begriffen, daß es zuletzt ganz gleich iſt, ob man an Despotismus oder Humanität ſtirbt? Gehen Sie mir mit Ihrer wetterwendiſchen Politik, kommen Sie lieber zu Verſtande und bedenken Sie Ihren Ruf, der ſchon ſchlecht genug iſt. Leſen Sie einmal die Greuel von Ihren „Vierundzwanzigſten“ und „Neunundzwanzigſten“ (mit dem Sie ſich ohnehin nur alle vier Jahre vorwagen dürfen) von **Werner** und **Müllner**, wie wird Ihnen denn dabei zu Muthe? Sie ſind überall mit dem böſen Fatum bereit, das heißt, mit Ihrer eigenen Bösartigkeit, dem Inbegriff aller Schuld, die ſich in das Allerkleinſte eindrängt und ſie wirklich fataliſtiſch macht. Wenn das nun ſchon Vernünftige finden, was ſollen erſt die Unvernünftigen ſagen? — auf die Sie freilich, gleich einem modernen Theater-Prinzipal, auch die meiſte Rückſicht zu nehmen ſcheinen. Es iſt mir wirklich, als wollten Sie öffentlich aufgefordert ſeyn: Ihre achtundzwanzig Akteurs wieder eben ſo ſpielen zu laſſen als ſonſt, aber dergleichen müßten Sie hübſch Selbſt nach den Zeitungen beſorgen laſſen.

Doch ich muß Ihnen an das Gewiſſen kommen, obgleich deſſen Wirkſamkeit überhaupt höchſt ungewiß iſt, und da wollen wir denn erſt von den ſchon berührten Krankheiten reden. Sie ſorgen freilich, daß die Menſchen ſchnell ſterben und eben nicht viel Acciſe für Apotheker-Waaren und Zoll für die Aerzte bezahlen, ehe ſie zur Gruft einpaſſiren können, aber Sie laſſen ihnen auch nicht Zeit, ſich vom Zeitgeiſt zu bekehren, und ſo kommen viele Seelen, die auf den Leichenſteinen eine Anweiſung an den Himmel präſentiren und von dieſem dann mit Proteſt zurückgewieſen werden, auf Ihre Schuld-Rechnung. Und welchen Einfluß haben Sie nun auf die Lebenden? Sie erzeugen für die zeitige Gebrechlichkeit Allen Entſchuldigung; denn die Menge behauptet ſteif und feſt: die allgemeine Charakterloſigkeit käme bloß von der Witterung! Ihr Name, Februar, bedeutet urſprünglich „Reinigung“, die doch noth thäte bei Hohen und Niedern; aber Sie ſchwärzen ja Selbſt Ihren Beruf und Namen ſo an, daß alles Dunkle neben Ihnen hell wird. Iſt das der Dank dafür, daß einſt Numa Pompilius — geſegneten Andenkens! — Sie ſtatt zum letzten zum zweiten Monate ernannte? Der gute Herr muß ja als Staub noch erſchaudern über Ihre unverdiente Standes-Erhöhung! Wahrhaftig, wenn Sie ſo fortwirthſchaften, da laſſen Sie ſich nur den Namen Windmonat (Ventôse), den Sie beſonders zur Zeit der franzöſiſchen Revolution hatten, wiedergeben; denn ſolch eine Quantität von Windmacherei, als Sie in vier Wochen produciren, bringt ja kein Höfling in fünf Wochen zu Stande! Wenn ich nun gar Ihre Einwirkung auf den Erdboden und die nächſte Erndte bedenke, ſo faßt mich Entſetzen. Sind Sie, Eigenſüchtler! denn nicht damit zufrieden, daß Sie die Faſtenzeit in ſich ſchließen, wollen Sie uns das ganze Jahr zur Faſtenzeit machen? Ich merke wohl, Sie ſtreben nach Credit bei den Wucherern, die doch ſelbſt nur Credit in der Hölle haben. Oder iſt wirklich nur Ihre Läſſigkeit Urſache, und denken Sie ſich etwa als Freiherr von der Macht und ohne Pflichten? das könnt' eine ſaubere Geſchichte geben, wenn Ihre elf Mitſtände ſich eben ſolche irdiſche Grundſätze einimpften! Am Ende ſoll ſich wohl gar der gern unberührige Bundestag auch hier einmiſchen und den Leuten gut Wetter ſchaffen! Ich bitte Sie inſtändigſt, lieber Herr Februar! verhüten Sie das, denn der Bundes-Tag hat ohnehin ſoviel zu thun, daß er ein Bundes-Jahr und wieder eins und noch eins wird und doch vor lauter Geſchäften nicht weiß, was er thun ſoll. Nein, da möge lieber das Jahr ſelbſt nach ſeinem deſpotiſchen Scepter greifen und ſeine zwölf Stände, die rebelliſch gewordenen Monate, zur Ordnung zwingen, obgleich ich es lieber vermieden ſähe, weil dieſes nothwendige Beiſpiel auf ſtändiſche Verfaſſung überhaupt ſehr üblen Einfluß haben möchte.

Beſſern Sie ſich alſo lieber vorher, ſonſt — ja womit droh' ich Ihnen ſchnell? Denn das merk' ich wohl, Sie ſind ganz menſchlich: durch Liebe und Freundlichkeit iſt nichts, durch Furcht vielleicht etwas zu erringen. Halt, ich hab' es! Sie wiſſen vielleicht auch, daß die Jahres-Eintheiler ſich noch um eine Winzigkeit verrechneten, und daß wir Anno 3200 zwei Schalttage haben werden. Aendern Sie ſich nun nicht, ſo bitt' ich hiermit feierlichſt alle Kalendermacher des zweiunddreißigſten Jahrhunderts: dieſen Extratag ja nicht Ihnen zuzutheilen, denn bei Ihrer Aufführung iſt es ja die beſte Freude, daß Sie ſchon zu kurz gekommen ſind; Sie haben gewiß früher ſchon geſündigt! Ich kann's eigentlich mit Ihnen gar nicht verderben wollen, denn Sie gaben mir meinen Geburtstag — was ich Ihnen nie vergeſſen werde! — aber zwingen Sie mich auch nicht, mich Ihrer zu ſchämen, ſonſt muß ich mir doch einen andern Geburtstag erbitten. In Hoffnung, daß Sie mich nicht in dieſe Verlegenheit ſetzen, bin ich mit der ausgezeichnetſten Ehrfurcht Ihr Dienſtwilligſter, im andern Falle aber nur mit ganz gewöhnlicher Hochachtung

Ihr

Am 10ten des Windmonats
1817.

Unwilliger.

II.

Gnädiges Antwortſchreiben

des Februars 1817.

Wir, der Februarius, bieten euch Unſern Gruß!

In der Stunde guter Laune iſt Uns euer Schreiben überreicht und in der ſchaurigen Betrachtung, daß Unſer Reich nächſtens zu Ende geht, fühlen Wir Uns zur Höflichkeit geneigt, haben daher eure Klagen wirklich geleſen und wollen ſie beantworten; welches Uns um ſo billiger ſcheint, weil Wir Uns noch niemals Selbſt ſprechen ließen.

Vorläufig müſſen Wir euch indeſſen eines Irrthums zeihen; ihr habt nämlich nicht begriffen, daß Wir aufhörten, der Zweite am Throne des Jahres zu ſeyn. Ihr wißt, Günſtlinge finden ſich überall, auch die Zeit nahmen einige in unſichtbare Gefangenſchaft. Beſonders iſt es der April, der ſich Ihre Gunſt erſchlich, deshalb habt ihr jetzt auf Erden keine April-Monate mehr, ſondern April-Jahre; er iſt Nummer Eins, und ſo ſind Wir zu Elf degradirt. In ſämmtlichen hochcultivirten Staaten gilt der Günſtling mehr als der Beherrſcher, nach jenem bildet ſich Alles und ſoll ſich Alles richten; ſo bekommen denn auch Wir, wollen Wir nach alter Weiſe Unſre Kräfte gebrauchen, Winke und Inſtructionen, und alle Stunden neue, obgleich jede derſelben ſchon hinlänglich iſt, um in einem ganzen Monate nicht verſtanden zu werden. Auf euern Brief wollten Wir neulich einmal Charakter zeigen, ihr glaubt aber nicht, welche Unannehmlichkeiten Wir hatten von dem Bischen Schnee und Hagel, das Wir erzeugten. Der April — von dem noch gar nicht die Rede ſeyn ſollte! — war ganz außer ſich, und ſtatt Schalttag ward Uns ein Scheltag, der uns unvergeſſen bleibt. Wir müſſen uns platterdings den April zum Muſter nehmen; weil der Alles untereinander mengt, ſich zu Allem bequemt und jede Miene der Zeit als ein Dekret betrachtet, iſt er geliebt, und Wir haben keine Hoffnung, dieſen Kabinets-Bückling verdrängt zu ſehen. Fürwahr, im Drehen und Wenden ſo feſt zu ſtehen als er, das macht ihm kein Pariſer Tänzer nach, und ſtatt daß ihn der Teufel holen ſollte, mein' ich, er iſt berufen, den Teufel zu holen, denn das böſeſte Böſe wird immer noch von der Schmeichelei überboten. Wenn man nun auch ſich erkühnt, am Throne zu ſagen: daß die Zeit nicht auf Die bauen ſollte, welche durch Worte ſie erheben, ſondern auf Die, welche durch Thaten die Zeit in ihrer Höhe erhalten könnten, da kommen wir ſchlecht an, und erfährt es der April-Günſtling, — der ſich zu beſſern für ſchändlicher hält als Unrecht haben — ſo muß man alle Connexionen aufbieten, um ihn nur wieder zu beruhigen. Wer ſich dann auf Unſchuld allein verläßt, der iſt verloren; Alles ſtürzt gegen ihn an, denn nur dadurch, daß es der Willkür nie an Werkzeugen fehlt, kann ja die Willkür exiſtiren. Mit ihr macht man ſogar manchen Unterthanen Uns rebelliſch, und es kann deshalb wohl ſeyn, daß ſich der „Vierundzwanzigſte“ und „Neunundzwanzigſte“ zuweilen ſchlecht aufführen; Wir können nicht dafür. Seit der Papſt Gregor ſich in den Kalender miſchte, haben Wir ein reinchriſtliches, kein fataliſtiſch-antikes noch türkiſches Gemüth; ſo müſſen Wir denn auch dem Spruch des Mahomet: „Jedem iſt ſein Schickſal um den Hals gebunden!“ — Unſern Glauben verſagen. — Und wir thun dies nicht darum, weil er in der türkiſchen Zeitrechnung Uns um viele Hundert Ahnen bringen wollte, ſondern aus reiner Ueberzeugung.

Jetzt, nachdem ihr Unſre Verhältniſſe und Meinungen kennt, wollen wir eure Vorwürfe näher beleuchten. Der Ausfall, daß wir mehr Menſchen ſterben laſſen, kann Uns nicht betrüben. Ein umſichtiger Herrſcher will von Allen geprieſen ſeyn, ſo ſtrebt er auch zuweilen nach dem Ruhme von den Todtengräbern. Daß Wir durch ſchnellen Tod das Bekehren verhindern, iſt ganz irrig; die Menſchen verſprechen Alle erſt auf dem letzten Lager aufrichtig Beſſerung und halten ihr Wort, — wenn ſie gleich darauf ſterben; wer zum Beſſern Zeit verlangt, beſſert ſich in Ewigkeit nicht. — Daß uns kein Höfling an Windmacherei erreicht, iſt vielleicht möglich, wäre euch aber daran gelegen, Uns vielleicht übertroffen zu ſehen, ſo ſucht Euch nur recht ſchreiende Patrioten, die ſetzen mit dem Sturm ihrer Rede alle Mühlen in Bewegung, nur um den Sand, den ſie den Leuten in die Augen ſtreuen, recht unmerklich fein zu malen, möcht' auch darüber das ganze Räderwerk zu Grunde gehen. — Daß die Charakterloſigkeit von der Witterung entſtehe, iſt ein umgedrehter Satz! Da Wir und ſämmtliche Collegen gewohnt ſind, aus den Dünſten, die von den Menſchen zu uns herauf ſteigen, das Wetter zu bereiten, ſo muß es allerdings Unſer Treiben ſtören, wenn die Menſchen weder kalt noch warm ſind; alſo kommt dieſe Witterung von der Charakterloſigkeit bei Euch unten, und ihr ſeyd mit ihr dem April-Günſtlinge recht willkommen. Darum iſt es dem Bundestag nicht zu verargen, daß er bei Euch nichts anzufangen weiß, auch ſteckt da gewiß, wie bei uns, irgend ein April im Hintergrunde; und dürfen Wir, — der Wir uns ſelbſt nicht zu rathen wiſſen! — in Hinſicht eurer Luſt nach Verfaſſungen einen Rath geben, ſo thut euch den Gefallen und ſeyd mit einer wirklichen Verfaſſung vertraut, ſtatt nach einer repräſentativen zu ſtreben, die gar leicht unwirklich wird. — Was aber zuletzt den Vorwurf betrifft: Wir begünſtigten nur die Wucherer, ſo bitten Wir euch, zu bedenken, daß Wir das Waſſer offen erhielten und damit alſo die Pläne der Wucherer ſelbſt zu Waſſer machten.

Jetzt hätten Wir euch bewieſen: daß Wir gern beſſer wären, als Wir ſind, aber ſelbſt danach habt ihr Uns zu ſchlecht behandelt. Im Reden ſtecken jedoch alle eure Thaten; wir beachten aber die Oeffentlichkeit mehr als Andere bei gewiſſen Fällen, und dulden ſie lieber als Andere bei gewiſſen Unfällen, deshalb wünſchen Wir auch, daß ihr dieſes Antwortſchreiben abdrucken laßt. Weil es Uns aber bei dem April-Günſtling höchſt nachtheilig ſeyn würde, wenn er erführe: daß wir die Preßfreiheit lieben, da die Freiheit überhaupt ihm als ein ſo bösartiges Weib erſcheint, daß — nach ſeinen Worten — man ſich nur über ſie freuen könnte, wenn ſie eben begraben wird, ſo mögt ihr die Bekanntmachung erſt am letzten Tage Unſrer Herrſchaft geſchehen laſſen. Zwar exiſtiren Wir in Rußland elf Tage weiter hinaus, ehe jedoch eure Schrift bis dahin dringt, ſind Wir auch dort entthront. In Hoffnung, daß ihr thut, was Wir wollen, ſind euch in Gnaden gewogen

Gegeben auf Unſerm Hagelſchloſſe im 26. Jahrhundert Unſeres Stammes.

Wir, der Februarius.

III.

Das Jahr 1825

an ſeinen Nachfolger.

„Das neunzehnte Jahrhundert iſt majorenn geworden!“ ſo wird es heißen, wenn ich meinen Lauf vollendet, dir den Thron der Zeit überlaſſen habe; „es iſt majorenn geworden, ſogar nach römiſchem Rechte!“ Nach dem deutſchen hätte ſchon dem zweiundzwanzigſten Jahre dieſe Ehre gebührt, aber bei vielen Völkern gilt bekanntlich alles Fremde mehr als das Einheimiſche, mithin auch das fremde Recht; und diesmal iſt's mir lieb. Ich kann mir ſelbſt nicht viel von Majorennität nachſagen, obwohl ich hie und da ein Streben danach merken ließ und wenigſtens nicht immer unmündig war. Als Beleg dazu möge man der brittiſchen und galliſchen Anerkennung einiger Freiſtaaten, des guten Geiſtes, den ich für die Griechen wach erhielt, und der Freiſprechung zweier Zeitſchriften gegen jeſuitiſche Anklagen gedenken. Indeß will ich gar ungern von mir ſelbſt ſprechen; ich bin ſchon befriedigt, wenn man mir nicht allzu viel Uebles nachredet, obwohl dies kaum zu erwarten, da es jetzt zu der geſchliffenſten Bildung gehört, an jedem Dinge das Böſeſte aufzufinden und Verſtand und Geiſt ſo zu ſchärfen, daß man die hauptſächlichſte aller modiſchen

Wie Lieb' im Herzen tönt,
Sie lernte dann mich lieben,
Doch wenn ſie gar — mich höhnt?
Nein, nein! Ich bin nicht ſchlau!

O wär' ich nur krank!
Sie hörte voll Erbarmen
Von meinem Wehgeſchick,
Und ſpendete mir Armen
Vielleicht der Hoffnung Blick.
Ach Gott! Ich bin ja krank!

O wär' ich nur todt!
Sie würde im Gedenken,
Bey ſtillem Abendroth,
Mir eine Thräne ſchenken!
Und das iſt Strahl in Noth,
Ich bin gewiß bald todt!

Thätigkeiten, die Bosheit, auf eine geſchickte Weiſe an die Leute bringt, indem man das Gelingen einer Heimtücke, ſo wie die Schadenfreude, zu den höchſten Wollüſten zählt.

Ueber meine Nachrede vollkommen ruhig, da einer übeln bei dem jetzt lebenden Geſchlecht doch nicht zu entkommen iſt, will ich nur noch mit meinem Nachfolger reden, indem ich wünſchte, daß er, der Majorenne, zur Ausführung brächte, was ich oft andeutete, aber nicht bewirkte, weil mir etwas an der Volljährigkeit fehlte. Ueber die Politik werde ich wohl mit ihm vor der Leſewelt nicht viel unterhandeln dürfen, denn mein Gedächtniß iſt zu kurz, um Alles zu behalten, was in dieſem Bereich zu unterdrücken iſt; ſind darüber doch nicht einmal alle Cenſoren einig, wahrſcheinlich weil ſie die Inſtructionen auch nicht alle im Gedächtniß behalten können. Indeſſen bleibt es hier bei dem Verſe:

„Lerne ſtill und fein dich ducken,
Muß dein Manuſcript zum Drucken
Erſt ein Anderer begucken;
Die Beſchauer haben Mucken,
Ihre ſpitzen Federn zucken
Sie gleich Schwertern; laß die ſchmucken
Reden, die im Hirn dich jucken,
D'rum uns ſtill hinunter ſchlucken,
Eh' die Herren Flammen ſpucken!“

Nun ich habe auch nichts dagegen: ein freier Gedanke ſoll erſt im Herzen wiedergeboren ſeyn, dann wird er nicht mehr als Paradoxon ſich verlaufen und weder hier noch dort zu brauchen ſeyn. Deshalb wollen wir, mein majorenner Nachfolger, über das, was Politik betrifft, etwas vorſichtig ſeyn, das heißt: für die Neujahrsnacht einen Congreß verabreden, — denn die Zeit darf gewiß, eine geheime Werkſtätte haben! Wir wollen dieſen Congreß in Berlin halten, weil ich mir immer denke, hinter jenem, ſeit Friedrich dem Großen ruchbar gewordenen Anagramm, wonach in Berolinum — lumen orbi (der Dativ oder Gebe-Fall iſt mir hier kein Anſtoß!) zu finden iſt, muß etwas Wahrheit ſtecken. Auch gefällt mir der König, der dort noch lange reſidiren wird, und ihm geht es beſſer, wie mir, denn die Zeit iſt mit ihm, Niemand aber mit der Zeit zufrieden. — Wir wollen aber dieſen Congreß nicht etwa in einem Weinhauſe halten, weil ich bemerkt habe, daß auch ganz Bedächtige — wozu doch namentlich die Deutſchen gehören — in der Weinbegeiſterung ſtatt ſcharf- nur tiefſinnig werden. Sie helfen ſich dann, auf die wirkliche That gar nicht mehr rechnend, mit der Ironie, welche das Ende aller Hülfe iſt. Wir wollen ihn auch nicht etwa in einer Conditorei halten; denn gewiß beſteht ein Congreß nicht durch Baiſer's und ſonſtige Süßigkeiten, vielmehr hat ein politiſcher Conditor dergleichen zur Hand, um ein eigentliches Zuſammenkommen zu verhüten. Auch in keiner Reſtauration ſoll er ſtattfinden, weil dies Wort in der politiſchen Welt doch immer eine Art Makel mit ſich führt, und ſo weit, mein' ich, iſt die Zeit weder herunter noch hinauf, um die Nothwendigkeit einer Wiederherſtellung zu begreifen. Ich denke, wir veranſtalten einen Congreß im Opern- oder Schauſpielhauſe; da iſt es am letzten Spätabend des Jahres ſehr ruhig, und weil man bisher kluger Weiſe manchen Congreß für ein Schauſpiel gehalten, ſo hält man vielleicht den unſrigen, wenn er von einem Schauſpielhauſe ausgeht, in der Liebe zum Widerſpruch für einen wirklichen Congreß. Dort alſo, im Gebiete der größeſten Angelegenheit — nicht der Zeit, ſondern der Leute, — im Theater, wollen wir die größeſten Angelegenheiten der Zeit abmachen, und ich hoffe, ſelbſt de Pradt ſoll nicht eher darüber raiſonniren können, bis er die Wirkungen erfährt. Uebrigens wird ſich die Zeit bei Allem, was ſie thut, hübſch in Acht nehmen vor der Meinung vieler Leute, welche die Staatskunſt für eine Staarskunſt halten, bei der Jeder mitſchwatzen kann, dem ein Schnabel gegeben iſt.

Im Allgemeinen will ich nur, mein volljähriger Nachfolger, dir zum Heil verkünden, daß die Zeit allmälig aufhört, vom Zeitgeiſt zu ſprechen. Bekanntlich hat Jemand das am wenigſten, wovon er viel an ſich rühmt, und ſo brachte ſich dies Jahrhundert ſelbſt in Verruf, obgleich die bisherige

Minderjährigkeit wohl erlaubte, daß die derben Worte des alten Dichters: „Der Geiſt iſt faul bei großem Maul!“ ihm zur Entſchuldigung dienen können. Jedenfalls wirkt es gewiß günſtig, wenn der Zeitgeiſt gar nicht mehr vorhanden iſt; denn erſtens glaubten die Leute zum Theil, ſie brauchten keinen Geiſt mehr zu haben, weil die Zeit ihn ſchon für Alle hätte; zweitens machten die, welche Sünden begingen, den Zeitgeiſt zum Laſtträger, während ihm von allem Guten auch nicht der kleinſte Theil zugeſchrieben wurde, was auch eine recht menſchliche Sünde iſt. Denn die Zeit mit oder ohne Geiſt wird ohne Menſchen recht gut fertig, während der Menſch, hat ihn die Zeit an's Licht gebracht, ihrer immer bedarf und nie genug bekommt, wenn er auch in der Regel nicht weiß, was er damit machen ſoll.

Noch biſt du, mein Nachfolger, darin überaus glücklich zu ſchätzen, daß die aufgelegte, das heißt die geſchminkte und befohlene Frömmigkeit ſo ſehr in's Fallen geräth, wie die franzöſiſchen Dreiprozents, und daß man anfängt, Fromm und Form nicht mehr für ſynonym zu halten, da beide Wörter doch höchſtens zu einem ſchlechten Anagramm taugen. Im Anfange meiner Regierung beobachtete ich noch einen der erſten Räthe, der von ſeinem Chef zuweilen über die Predigten in der dem Rath zunächſt befindlichen Kirche befragt wurde, und nun Gott durch ſeinen Secretair diente, welcher jedesmal die Predigt mit anhören und ihm dann ſchriftlich darüber berichten mußte, weil im Nothfall der Herr Rath vor ſeinem Chef als dienſtmäßig fromm erſcheinen, nicht durch den Ruf eines Freidenkers um irgend eine Ehrenbezeugung oder irgend einen Vortheil kommen wollte. Seit ein paar Monaten iſt aber der Secretair dieſer Vermittelung zwiſchen der Kirche und ſeinem Herrn entledigt, weil der Chef ſich nicht mehr erkundigt und die Rückwirkung ſchon ihren Weg vollbracht hat. Nun ſoll die Vernunft die Zeit ewig behüten, daß ſie irgend Jemand hindere, eine gute Predigt zu hören; aber ſicher iſt es, daß kein menſchliches Geſetz Glauben gebieten kann, weil er die Geburt und der Schatz des eigenen Herzens ſeyn muß, und eben ſo ſicher wird man es in keiner Zeit ehrenwerth erachten, wenn der Eine dem Himmel nur die Honneurs macht oder der Andere gar ſich mit ihm durch Makler abfinden möchte, weil er ſelbſt das Erhabenſte nur als Tagelöhner und für Diäten thun will, während er doch dabei am liebſten dem Sprüchlein lebt: Nach vollbrachtem Müßiggang iſt gut ruhen.

Lieber Nachfolger, nichts iſt mir mehr zuwider geweſen, als wenn die Leute die Backen recht voll genommen haben, um mit eigenem Winde die Mühle zu ihrem beſſeren Brode in Bewegung zu ſetzen; wenn ſie aber gar vor Gott nur deshalb niederfallen, um bei ihren Gönnern höher zu ſteigen; wenn ſolche Leute weder Gott noch ihrem Herrn dienen, ſondern nur ſich ſelbſt, indem ſie durch die ärgſte Höllengewalt — Heuchelei vor Gott und Verſtellung vor den Menſchen — herrſchen, da bin ich immer ſo zuſammen geſchaudert, daß irgend ein Unglück in der Natur die Folge davon war. Ich tadle das an mir ſelbſt, denn die Zeit ſoll nie außer ſich gerathen! Kannſt du aber, majorenner Nachfolger, ſolche Leute zuweilen entlarven, ſo thu' es: denn wer lebenslang Larven trägt, hat keinen Anſpruch auf Maskenrecht. Schlage überhaupt Jedem ein Schnippchen, der zum erſten Mal, ſey es auf religiöſe oder profane Weiſe, um die Protektion buhlt; denn ſie iſt die Allerwelts-Maitreſſe, die durch ihre Cicisbeen ringsum dem Guten und Rechten die Wege verſperrt, und wer ſich ihr einmal ergiebt, bringt ſeinen Geiſt an den Bettelſtab, ob auch ſein Körper nur im Wohlleben verkümmert.

Wenn ich hier ſchon von der Religion zur Sitte überging, ſo bitte ich dich, dieſe möglichſt wieder zu Ehren zu bringen, um ihrer ſelbſt, und beſonders um ihrer unvergleichlichen Schweſter willen, der Freiheit, ohne die das Schlechte gar nicht mit den rechten Waffen bekämpft werden kann, die jedoch in ihrer wahren Geſtalt nur im Gefolge der Sitte erſcheinen wird, im andern zwingenden und ſchmerzlichen Fall aber lieber ihrem Stiefbruder, dem Freiſinn, die Herrſchaft überläßt, der für das Recht, ſeinen Laſtern zu fröhnen, lachend ſein beſſeres Selbſt dahin giebt. Unſre Männer ſind zu Weibern geworden und theilen ihre Zeit zwiſchen eitlem Putz und ſolchen Wiſſenſchaften, womit man kein geiſtiges Auge erwirbt und nur die ſchwachen Augen Anderer umnebelt. Eingeſchnürt wie ihr Körper iſt auch ihre Seele; aber für die Folter, auf welche ſie ihre möglichſt verborgene Rohheit legen, wenn ſie dieſelbe mit dem Firniß des modern-geſellſchaftlichen Tons umkleiden, entſchädigen ſie ſich geheim durch Zügelloſigkeit. Was an Mannheit dem einen Geſchlecht verloren ging, hat das andere aufgenommen; ein Weib in ſeiner eigenthümlichen Natur iſt zum verborgenen Heiligthum geworden, und ein Hermaphroditen-Geſchlecht, zu unbeſtändig für männlichen Geiſt und zu keck für weibliche Milde, ſtellt das ſchöne Geſchlecht dar, das mit ſpekulativem Geiſte fühlt, mit dem Herzen denkt und mit der Sinnlichkeit entſcheidet. Ich brauche dir nicht zu ſagen, daß du Strafe üben ſollſt an dergleichen Weſen: der Zahn der Zeit thut ſchon von ſelbſt das Seinige; aber zu beſſern ſuche! Ein Mann ohne Moral und Kraft, ein Weib ohne Sitte und Demuth — welche Schmach für die Schöpfungs-Tage! — ſuche ihnen das begreiflich zu machen!

Was nun Handel und Wandel betrifft, ſo wirſt du erfahren, daß die größten Geſchäfte jetzt auf Lumpen baſirt ſind, daß die Leute unendlich viel für das allgemeine Beſte thun, ſich ſelbſt aber für das Allgemeine oder wenigſtens für die Univerſal-Monarchen deſſelben halten. Schon zu meiner Zeit machte man folgendes Liedchen:

Cäſar, ſo wie Alexander,
Dachten mit ihrem Genie
Kecklich dich einſt zu gewinnen,
Univerſal-Monarchie!

Auch des Napoleon Thaten,
Sicher des Heldengewichts,
Strebten nach dir, doch geendet
Haben ſie Alle — im Nichts!

Neulich nur ließeſt erweichen
Du dich mit Lumpen und Leim,
Und durch die Macht der Papiere
Führten dich Makler nun heim.

Das wird auch bei dir, majorenner Nachfolger, noch als treffend gelten können. Ich habe nichts dagegen, wenn du die Papier-Autokratie in gutem Courſe erhältſt; du magſt vielmehr kräftig einſchreiten, um dies zu bewirken, da viel edlere Intereſſen, als etwa fünf oder drei Precent, ſich jetzt mit dem Courſe der Papiere fort bewegen. Nur wünſchte ich, du brächteſt die Matadore ſolcher Spekulationen dahin, daß ſie nicht von moraliſchem Verdienſt ſchwatzten, wenn nur vom Börſen-Verdienſt die Rede ſeyn kann; — es ſoll Jemand, der nur ſich wohl thun will, uns dies nicht für eine Wohlthat für Alle anrechnen. Nächſtdem darf der durch künſtlich erzeugte Hülfsmittel Reichgewordene am wenigſten geizen, wenn er mit einer Hülfsleiſtung den ehrlichen Bürger erheben kann, den nicht der Druck der Zeit niederſchlug — das verbitte ich mir — ſondern eben der Druck ſolcher Umſtände, die nicht der Zeit, ſondern der Unzeit angehören und die leicht beſſer ſeyn könnten. Die angeblich Vornehmen, welche immer vorweg nehmen und ſo weit empor gekommen ſind durch Courtage, daß ſie Cour-Tage beſtimmen, um ihrer werthen Perſon nahen zu dürfen, ſollen nicht etwa Leute ſeyn, die ſich viel vornehmen und wenig thun; ſondern es ſoll Jeder, der bei Fortunen gut angeſchrieben ſteht, auch ſolchen betriebſamen Fähigkeiten etwas gut ſchreiben, die ſich nicht im Magen einen Fürſprecher ſuchen. Denn die Gaumen-Künſte ſind, ſeit die Franzoſen durch Begründung der Reſtaurationen in allen Ländern ein ſtetes Gaſt- und ſich ein Denkmal ſtifteten, die ergiebigſten und beliebteſten, wie wir auch an der ſteten Vermehrung der Aerzte bemerken; und dieſe Reſtanrationen ſind ſchuld, daß gar vielen geſcheidten und kunſtfertigen Leuten jetzt der Magen zuweilen leer gelaſſen wird.

Aus dem reichen Papier-Reiche wollen wir uns gleich in ein armes Papier-Reich begeben, in das der Literatur und namentlich der Zeitſchriften, um welche ſich die Zeit übrigens nicht weiter bekümmert, als daß ſie ihnen ihr Entſtehen und Vergehen, ſo wie die kurze oder lange Leichenrede dazwiſchen, erlaubt. Wenn dergleichen Dinger die Barometer der Kultur ſind, ſo wirſt du, majorenner Nachfolger, an den meiſten derſelben gewiß erſehen, daß ſie tief gefallen iſt und auf Frivolität – das ſchlechteſte Wetter in der ethiſchen Welt — ſteht. Es giebt Schriftſteller, die wahre Giftſteller ſind, indeß vergreifen ſie ſich zuweilen und müſſen dann ſelbſt verſchlucken, was ſie Andern bereiteten, damit ſie ſehen, wie es bekommt. Unſere Vorgänger hatten es darin beſſer: ſie bemerkten in Beſtrebungen ſolcher Art einen tüchtigen Sinn; die Leute ſchrieben damals nicht bloß, um zu leben, ſondern um leben zu lehren, was ein großer Unterſchied iſt. Seit die Leute ſchreiben, um zu leben, wollen ſie keinen Mitbewerber mehr leben laſſen, ſondern ihn beerben, und können ſie ihn nicht literariſch umbringen, ſo ſuchen ſie ihn wenigſtens ſo anzuſchwärzen, daß er eigentlich nur noch umher laufen ſoll, um pränumerando ſelbſt ſein Abſterben zu betrauern. Indeß wirſt du, mein volljähriger Nachfolger, wohl einſehen, daß dies ein gefahrdrohendes Zeichen iſt. Nur wer ſich auf eigenthümliche Weiſe keinen Ruhm zu erwerben weiß, ſucht ſeinen Ruhm darin, Jedem, den er auf ſeinem Wege findet, Schandflecke anzuhängen, meinend, wer endlich am wenigſten beſchmutzt iſt, gelte für den Reinſten. Was ſagt aber das Publikum dazu? Nur die Gründlichſten darunter wenden ſich ab, die Sündlichſten aber, das heißt die Vielheit,

Pachter Kurios.

Kommt, höret ſtill um mich herum
Vom lieben Eheſtande,
Denn ihr ſchwatzt ja von ihm ſo dumm,
Wie kaum vom fernſten Lande;
Das preiſet in's Gelag hinein
Die Liebe und die Ehe;
Verſucht's nur, bald wird's anders ſeyn,
Auf Ehe reimt ſich Wehe.
Schreyt vorlaut nicht: Kurios, kurios!
Hört ruhig zu, es geht jetzt los.

Liſettchen war, mit Kuß und Hand,
Zum Weibchen mir erkoren,
Da meint' ein junger reicher Fant,
Sie ſey für mehr geboren.
Ein Körbchen ward mir nun ſogleich,
Doch folgte bald die Reue,
Der junge Herr war freylich reich,
Doch wußt' er nichts von Treue,
Drum dacht' ich bald: Kurios, kurios!
Den Nebenbuhler biſt du los!

welche ſich begreiflich allein für das Publikum hält, freut ſich über Federbalgerei, und es treffen da die Werte einer neuen Parodie:

„Das Publikum iſt ein altes Weib,
Es ſchwatzt und erhorcht zum Zeitvertreib;
Unſre Krittler und Correſpondenzen-Schreiber
Sind des alten Weibes Zeitvertreiber.
Und um den Beweis recht ſtreng zu führen,
Daß alte Weiber und junge Kritikaſter
Leiden an demſelben Laſter,
Läßt ſich zwiſchen Schmähen, Keifen und Recenſiren
Jetzt ſelten nur noch ein Unterſchied ſpüren;
D'rum, all' der Kritiker That und Ruhm
Beſteht in dem Alten-Weiberthum.“

Die Zeit ſpottet vieler Thorheiten der Menſchen und kann alſo dem beſſernden Spotte nicht abhold ſeyn; ja ſie hat ſogar ihre Helden, die ſie um der Satire willen krönte. Aber ſie unterſcheidet zwiſchen Spott zum Heilen und Spott zum Verwunden, wie zwiſchen dem Schwert eines Richters und dem eines Räubers. Wenn in ſolchen Fällen das erſtere gegen das letztere zu kehren iſt, wirſt du, mein volljähriger Nachfolger, die Kraft einer männlich gewordenen Zeit zu erweiſen haben und im Reiche der Literatur und Künſte den Wegelagerer ſtrafen, ich meine den Partei-Kritiker, der für Geld ſich zum Ehrenmörder herleiht, der bei Verlegern und Verlegenen als Dineur ſich zum allbereiten Diseur ſtempeln läßt, bei dem Leeren der Weinflaſchen des Lobes übervoll wird für Schriftſteller und Schauſpieler, die das Talent nur in Münzen mit ſich führen, und der im Soupiren bei Schauſpielerinnen wohl gar zum Soupireur herabſinkt und dann ſeine proſaiſchen oder poetiſchen Seufzer für Kritiken ausgiebt. Die Kritik iſt einem Leuchtthurm zu vergleichen; bei der glücklichen Fahrt eines Talents hat ſie wenig zu thun, in den literariſchen Stürmen aber ſoll ſie leuchtend auf feſtem Grunde ſtehen und ſo die, welche den unrechten Weg wählen wollen, in ihre erhellte Nähe rufen. Gar viele Kritiker verſchicken aber nur Irrwiſche, womit ſie den Kundigen beluſtigen, die Unerfahrnen aber in ihr ſchlechtes Element, in Sumpf und Vermoderung locken. Erwecke, mein volljähriger Nachfolger, gegen ſolche Irrwiſchler kräftige Stimmen, die den übertriebenen Lobrednern und den Schmähſüchtigen zurufen:

Braucht das Lob nicht zur Verwöhnung,
Seyd nicht feil und meidet Brunſt;
Doch vermeint nicht, daß Verhöhnung
Zwiſchen der Kritik und Kunſt
Jemals fördere Verſöhnung.
Auch die Schärfe zeige Gunſt,
Wollt ihr nicht Talente morden;
Und beſonders in dem Norden
Fordert Milde noch die Kunſt,
Bis ſie — heimiſcher geworden.

Warum ich glaube, daß die wahre Kunſt im Norden noch nicht ſo ganz heimiſch iſt, das will ich dir, mein Nachfolger, in der Congreß-Stunde im Theater — dazu ein ſehr bezüglicher Ort! — ſagen und es dir überlaſſen, ob du es bekannt machen willſt. Gewiß iſt es aber, daß man vorläufig nicht allein die Genialen, ſondern auch Die noch in Schutz nehmen muß, welche durch uns, das heißt mit der Zeit, zu ihrem Talente kommen. Für jenen Congreß bewahre ich überhaupt noch Manches, was ich im Sinne habe, unterdeß nimm meinen Gruß, und in Dem, was ich von dir erwarte, die Zeichen der Achtung vom Jahre **1825.**

Nachſchrift. In dem Congreß iſt ſehr viel vom Verbeſſern geredet worden. Da ich indeß fürchte, auch Dir, mein weltgeſetzlicher Nachfolger, werde nicht gelingen, was ſo manchem Vorgänger nicht gelungen iſt, kann ich mich nicht enthalten, Dir für Dein Stammbuch den Spruch zu empfehlen:

Gewiß, an Wiſſen wird mit jeder Stunde
Gar viel geerndtet und in's Hirn geſcharrt,
Doch fehlet leider jede ſich're Kunde,
Ob unſre Zeit dadurch vernünft'ger ward.
Man forſchte ſorgſam in der Weltgeſchichte,
Der Weiſe dachte oft ſich dumpf und ſtumpf
Und fand dann wohl, weil er ſo fern vom Lichte,
Auch ſeinen Kopf auf eines Thoren Rumpf.

IV.

Proklamation des Jahres 1835.

Indem ich meine Regierung nach den ewigen Geſetzen der Weltordnung beginne, finde ich mich veranlaßt, über meine An- und Abſichten Einiges zu ſagen, und zwar ohne Umſchweife, denn mir iſt Zeit und Raum ſtreng gemeſſen.

Zuerſt will ich meinen Verdruß nicht verhehlen über die Wunderlichkeit, daß mancher Kalender mich ein „gemeines“ Jahr von 365 Tagen nennt. — Ein „gemeines“ — und warum? Weil ich keinen Schalttag habe! Man liebt es auf Erden, über das Maaß hinaus zu begehren, und die Menſchen ſchelten und ſchmähen, wenn ſie nur das empfangen, was ihnen gehört. Ich mag nicht Gleiches mit Gleichem vergelten — doch habe ich darüber zu klagen, denn man gab mir dieſen Makel ſchon vor meiner Geburt. Ließen ſich jedoch drei Viertheile meiner Ahnen ein ſo ehrenrühriges Beiwort gefallen, ſehe auch ich darüber hinweg; ein gekränkter Hochmuth iſt ohnehin nicht des Mitleids werth, und die wahrhafte Ehre bedarf keiner Anerkennung von außen, denn ſie wohnt nur in uns ſelber. Ueberdem hat ja die Zeit kein Tribunal, vor dem ſie ſich verantworten kann; ſie muß Vorwürfe und Schmähungen mit Gelaſſenheit ertragen, darauf vertrauend, daß es ihr ergeht wie allem Vergänglichen: es wird vortrefflich, wenn man's nicht mehr hat. Geſchieht das nun meiner Herrin, der Zeit, wie dürfte ich, ihr kleiner Beamteter, Beſſeres hoffen!

Indeß glaube ich doch, daß ich durch mich ſelbſt mich empfehle, und beſonders den Deutſchen. Betrachtet einmal meine zwei Sonnenfinſterniſſe — ich habe Deutſchland damit verſchont. In Spanien, Portugal und einem Theile von Frankreich gebe ich dies Zeichen der Verdunklung des erhabenſten Lichtes, in Deutſchland bleibt die Sonne während meiner ganzen Regierung ungetrübt. — Möge man dies mir und der Sonne danken, als eine Andeutung, daß wir alles Finſtre von den Deutſchen entfernt ſehen wollen, und da haben ſie freilich eine tüchtige Jahres-Arbeit. — Mit dem Monde konnte ich mich nicht ganz ſo entſchieden einigen. Er entgegnete mir: einmal müſſe er doch ein mürriſches Antlitz zeigen über den Unfug, den deutſche Reimer noch immer mit ihm trieben; er habe dazu einen Quatember gewählt, um merken zu laſſen, daß ihn auch die Wetter-Ausklügler anwiderten, die an ſolche Tage gar zu gern ihre Weisheit knüpfen.

Von dem Kometen, welchen ihr den Halley'ſchen nennt, habe ich mir, durch gefällige Vermittelung meiner Gebieterin, der Sonne, ſehr beruhigende Nachrichten verſchafft und weiß, daß er Keinem etwas zu Leide thun, ſich glimpflich aufführen, euch aber ein Merkmal ſeiner Huld nachlaſſen wird. Er will nämlich den Wein von 1835 in ſolcher Fülle ſpenden, daß auch dem ärmſten Laſtträger der Erde ſeine Nebenſtunden zu Rebenſtunden werden ſollen. Was die irdiſchen Bedenklichkeiten über ihn betrifft, ſo äußerte er: „Es gellt mir ja noch immer in den Ohren, daß man gegen mich von den Kirchthürmen läutet ſeit dem Jahre 1456, wo ich mich angeblich um die Türken bekümmert haben ſoll, weil ich juſt mit meinem prächtigſten Galla-Kleide, dem mit dem ſechziggradlangen Schweif, erſchienen bin. Die Menſchen haben noch nicht viel von der damaligen entſetzlichen Poltronerie verloren, deshalb entſchloß ich mich auch, den jetzigen Reviſions-Spaziergang über Europa in meinem Negligee zu machen. Vielleicht verbeſſert dies meinen unverdienten böſen Ruf und das ungewöhnliche Glockenläuten wird eingeſtellt; ohnehin denkt dabei ſelten noch Jemand an mich und die Türken. Mich führt alle 75 oder 76 Jahre eine Reviſion des Firmaments über Deutſchland hinweg, und wie vorſichtig dabei mein Gang und meine Anordnungen ſind, erhellt ſchon daraus, daß ich gleich bei meinem Sichtbarwerden den Merkur und die Venus rechts und links unberührt liegen laſſe, damit die Menſchen in ihrer Furchtſamkeit und Sinnbildnerei nicht wähnen, ich wolle mich in ihre Handels- und Liebes-Angelegenheiten miſchen, was Beides auf Erden jetzt ziemlich eins und daſſelbe iſt.

weshalb neulich in einer Abend-Unterhaltung der Sterne vorgeſchlagen wurde, Merkur ſolle mit der Venus einen Kauf oder eine Ehe auf Zeit eingehen. Damit man auch nicht etwa den alten Gedanken faſſe, ich wolle dem vielen Brandunglück der Erde damit ein Ende machen, daß ich ſie ganz und gar verbrenne, ſpreche ich in meiner Sonnennähe bei dem Waſſermann ein und laſſe meinen Knoten noch vom Stier halten. Indem ich mich ſelber ſo bedachtvoll einwohne und feſſele, proklamire ich gleichſam meine Gefahrloſigkeit.“

So ſprach der Komet! — Bei ſeiner Erwähnung des Merkur fiel mir noch ein, daß derſelbe während meiner Regierung von ſeiner jetzigen Keckheit nicht abläßt; — er geht am 7. November durch die Königin des Firmaments, durch die Sonne, und hat ſich, wie die „Hofzeitung der Luft“ ſo eben meldet, dazu einen glänzenden Monolog ſchreiben laſſen, der mit den Worten anfängt:

„Merkur will jetzt nur mit den Kön'gen gehen,
Sie Beide wohnen auf den Weltenhöhen!“

Die Erde wird wiſſen, ob das Sinn hat; originell poetiſch iſt's eben nicht, — aber Merkur und die Muſen kommen ja nicht eher zuſammen, als bis dieſe Geld brauchen. Manchmal knickert er ſogar und entwendet Anderer Eigenthum, ſeinem Charakter getreu, gradezu, um nicht bezahlen zu dürfen; dann geht es ihm aber übel, denn das Firmament mit ſeiner feſten Geſetzmäßigkeit hat von Anbeginn das geiſtige Eigenthum anerkannt, und ſo werden Gedanken- und Manuſcripten-Diebſtahl, nicht minder auch der Nachdruck, hart beſtraft. Merkur's oben erwähnter Verwegenheit ſuchte ich mindeſtens Abbruch zu thun, indem ich den Eitlen ſo führe, daß er erſt nach dem Untergang der Sonne in Europa — wo er ſich doch gern am ſtolzeſten brüſtet — ſeinen Ueberfall ausführen kann. Vorauszuſehen iſt indeß, daß durch jenes Ereigniß, indem Merkur ſich gleichſam zum Patron des Sonnen-Ordens macht, die Peruaniſchen und Perſiſchen Papiere bedeutend ſteigen werden, wenn auch nur auf einige Stunden.

Was ich ſonſt für die Erde thun konnte, that ich mit Vergnügen, und Eines wäre hauptſächlich noch der Beachtung werth. Ich bringe nämlich die beweglichen Chriſtenfeſte nach dem alten und neuen Kalender auf denſelben Tag, wenn nicht nominal, doch real, ſo denn auch das Pfingſtfeſt. Mögen dies die Völker, ob ſie nun nach dem alten oder dem neuen Kalender meine Glieder, die Tage, benennen, für einen Wink anſehen, daß, da ein und derſelbe Geiſt zu gleicher Zeit ſich über die Menſchen ergießt, ſie ihn nicht willkürlich ſpalten ſollen. Haben ſie ſich indeß noch nicht einmal über die Zahlen des Kalenders geeinigt, werden ſie ſich ſchwerer noch über die zahlloſen Auswüchſe ihres Geiſtes einigen.

Jedenfalls, was mich betrifft, hoffe ich dargelegt zu haben, daß ich nach allen Seiten hin mit Vorſicht und gutem Willen meine Herrſchaft antrete. Stellen ſich mir nun hier und da unvorhergeſehene Hinderniſſe entgegen, ſo bitte ich nicht zu vergeſſen, daß die Zeit zu Zeiten auch gar ſehr gedrückt und geſchlagen iſt, und daß ich eigentlich — ehrlich geſtanden — mehr ein Diener als ein Beherrſcher der Menſchen ſeyn müßte und ſeyn möchte. Die aber fabeln in ihrer Verkehrtheit den Geiſt, den ſie verdorben haben, in mich hinein, während meine unzweifelhafte Legitimität eben ſo unzweifelhaft mich doch nur zum geſchichtlich-repräſentativen Beſtätiger deſſen macht, was die Menſchheit weiſe oder thörig vollbringt. Ich verlaſſe einſt in derſelben Unſchuld den Thron, in der ich ihn beſtieg, und proteſtire hiermit feierlichſt, auch im Namen meiner Ahnen, gegen die Anſchuldigungen, die vielleicht gegen mich ſchon im Hinterhalt liegen.

Gegeben in der erſten Sekunde meiner Geburt und meiner Herrſchaft.

Gluth- und Wuthrede

vom Geiſte des

Paters Abraham a Santa Clara.

Sie ſprach: „Fern iſt der Lügengaſt,
Treu darfſt auf mich du bauen,
Und wenn du nichts dawider haſt,
So laſſen wir uns trauen!“
Ich ſetzte ihr das Kränzchen auf,
Ein Weibchen mußt' ich haben!
Und denkt euch: ſchon ſechs Monden drauf
Gab ſie mir einen Knaben.
Das fand ich denn: Kurios, kurios!
Da war auch gleich der Teufel los.

„Was biſt du dumm, — ſie meinte mich —
Du ſollteſt dich was ſchämen!
Die andern Frauen pflegen ſich
Neun Monat Zeit zu nehmen.
Doch das behemmt die Wirthſchaft ſehr,
Und die muß man bedenken,
Drum ſucht' ich ein paar Monden eh'r,
Ein Knäblein dir zu ſchenken;
Ich brummt' in mich: Kurios, kurios!
O wär' ich meine Zweifel los!

Spät kam ich einſt nach Haus, den Zins
Hatt' ich zur Stadt getragen,

Vielgeliebte Zuhörer!

Erbärmlich Geſindel ſeyd ihr, weil es die ganze Menſchheit iſt! In jeder Ader Hader, erregt ihr rings ein Keifen, Kneifen, Knuffen und Puffen, daß ſelbſt Todesſchlaf nicht vor dem Erwachen ſchützt. Ein paar Tauſend Jahre vor der Auferſtehung mußt' ich aufſtehen, aber dafür empfängt auch Jeder in Eil' ſein Theil. Ich glaubte, meine Junge, der Dreſchflegel für die Geiſteskörner, ſollte durch eurer Herzen Zermalmen euch führen zu den ewigen Palmen, aber wie iſt Alles verhagelt und vernagelt! Ich bin — dem Himmel ſey Dank! — im Himmel, aber lieber wär' ich in der Hölle als bei euch, denn Satan iſt doch — wie ihr dereinſt zu eurem Schrecken entdecken werdet! — ſich ſelbſt getreu, indeß ihr frommthuend aus allen Sündenpfuhlen rafft und Sündenſchulen ſchafft, ſo daß es kein Wunder wär': der Erdball thäte einen Erdfall und ihr würdet ſämmtlich zerrüttet und verſchüttet. Ja, ging' es nach der Sündenmaſſe, wäre das hölliſche Qualreich ein Wahlreich, die Meiſten von euch wären längſt zum Teufel gewählt, und gedenk' ich der Worte des Paulus: „Es müſſen Rotten unter euch ſeyn, damit die Rechtſchaffenen offenbar werden!“ ſo ſag' ich: Die Rotten ſeh' ich, zeigt mir die Rechtſchaffenen! — Giebt es auch noch Halbgute unter euch, ſo haben ſie kein Glück! Raubvögel, Luftbälle und alle Leichtigkeiten ſteigen am höchſten, ſo bei euch die Erpreſſer und Freſſer, die leeren Dünſtlinge und Günſtlinge.

Doch laßt euch einmal näher betrachten in euerm Tritt nnd Trott nach Haus, Staat und Gott. Der Menſch iſt ein vernünftiges Geſchöpf! ſagt man; wer aber dies an euch bewieſe, gäbe das größte Meiſterſtück ſchmeichelnder und heuchelnder Rede, und würd' es plötzlich wahr, ihr wäret namenlos unglücklich, denn all euer Glück beſteht darin, daß euch die Vernunft fehlt. Schau' ich in's Haus, packt mich ein Graus; Alles geht kraus in Saus und Braus, ich halt's nicht aus! Jetzt ſind Mann und Weib nichts als Zeitvertreib, ehelich verbunden heißt nicht mehr: ehrlich verbunden, das Trauen bewirkt kein Trauen, und ſo wird die Traurede zur Trauerrede. Die Vermählungen ſind, gleich Friedensſchlüſſen, nur Heger und Pfleger der Zwietracht; ſchon in den Flitterwochen übt man das Unterjochen, macht der Mann ſie nicht ſich zu Ritter-, der Frau zu Zitter-Wochen, werden's dem Leben Gewitter-Wochen. Keine Haushälterin, eine Ausſchelterin hat er dann zur Frau, und er ſieht ſie noch lieber wüthig als gütig, denn in der Güte böſer Weiber liegt ſtets ein: „Ich will haben!“ begraben. Der Ehemann gleicht ſo einem Delinquenten, dem man kurz vor der Strafe noch giebt, was er liebt; doch auf ſolcher Weiber Kuß folgt gar bald ein „Muß!“ und bei dem Sprüchlein: „Er ſoll dein Herr ſeyn!“ entſteht ein ſolches Gezerr an dem Wörtlein „Herr!“, bis es heißt: „Er ſoll dein Narr ſeyn!“ Wenn nun Jeder an unrechter Stelle ſteht, iſt beiden Theilen Alles langweilig, nur nicht das Zanken; das wird Erholung für die platten und matten Gatten, und ſo lernen ſich die Menſchen bei Hymens Fackel bald am beſten, das heißt, am ſchlechteſten kennen; ſo packt dann überall die Reue und zuerſt bei der Treue! Tollrüſtig und wollüſtig klügelt die Höllenzierde, Begierde, das Gewiſſen ein, und nur die Strafe erweckt's vom Schlafe. Sündenkenner ſind die Männer, aber die Weiber ſind Uebertreiber. Wo fände man jetzt noch einen Joſeph, eine **Lucretia**? Es giebt mir Dolchſtiche in die Seele, euch einen Juden und eine Heidin zum Muſter zu ſtellen, aber wenn ihr's ſo fort treibt, muß der Herrgott Juden und Heiden in den Himmel nehmen, damit er nur 'was drinnen hat, und wenn der Apoſtel einer ausruft: „Welcher verheirathet, thut wohl, welcher unverheirathet, thut beſſer!“ ſo ſchrei' ich euch an:

„Heirathet nicht! nur wenn dies verlüſtete Geſchlecht ausſtirbt, kann das Unweſen ein Ende nehmen. Was gehen denn für Früchte und Gezüchte aus der Jugend hervor? Was ſag' ich: Jugend! Die Menſchen thun jetzt gleich nach ihrer Geburt ſo mündig oder mäulig, daß es eigentlich gar keine Jugend mehr giebt. Die jungen Burſche ſind äußerſt fleißig im Nichtsthun, kein Spruch wird von ihnen geehrt als der des Paulus: „Iſt aber Jemand unwiſſend, der ſey unwiſſend!“ — denn dürften ſie nur reden von Dem, was ſie verſtehen, ihre Zungen und Lungen hätten ewigen Feiertag. Und eure Töchter? Die marſchiren, weil das Vaterhaus ihnen kein Zuchthaus war, über das Unzuchthaus in's Zuchthaus, ſie minnen, fröhnen den Sinnen und enden mit Spinnen.

Schauen wir nun, als Uebergang zum Staate, in euren geſellſchaftlichen Verkehr, ſo ſollte man meinen, dies Wort entſtünde aus verkehrt; in allen Moden und Methoden ſieht man euch fränzeln und hofſchrän'eln, engliſch und bengliſch ſeyn, nirgends deutſch. — Wäret ihr das, wüßtet ihr: Frankreich iſt ein frank Reich, und es ſollte nicht heißen: Engelland, ſondern Teufelsland, wie denn auch ein heulend und zähnklappend Irrland daran hänget; ja, wüßtet ihr das, dann würdet ihr euch nicht immer mit Fremden verbrämen, noch euch bequemen zu allem unheimiſchen und unreimiſchen Benehmen. Aber hiermit ſtimmen die Krümmlinge und Dümmlinge, die Lob- und Grobſüchtigen. Zu jeder Lebensunart führt die Lebensart; ſie verhindert indeſſen, daß ihr euch kennen lernet, und das iſt gut, ſonſt hielt es Keiner bei ſich ſelber aus. Da kriechen und riechen denn die Feinen überall nach Dunſt, genannt Gunſt, bis Jedem der Spruch des Tobias klar und wahr wird: „Hoffahrt (kann auch heißen Hof-Art!) iſt der Anfang von allem Verderben!“

Die unter euch in Dummheit fortwallen, der ewig neumodiſchen Eigenſchaft, weil darin Jeder etwas leiſten kann, müſſen ſeyn, wo ſolltet ihr ſonſt eure Wirrenlehrer und Staatsumkehrer herkriegen? — Die Grobſüchtigen will ich übergehen, weil ich nicht gern von mir ſelber ſpreche, aber es giebt noch eine Klaſſe: die Sorgloſen; ſie koſen mit allem Loſen, doch: Viel freſſen und ſaufen, nichtsthun und viel kaufen, wenig Brod und viele Taufen bringen zum Haarausraufen und zum Thorhinauslaufen! Von den Redlichen ſprech' ich, wie dies im Leben immer geſchieht, ganz zuletzt; ihnen ruf' ich mit meinem Segen für Dulder zu:

Am längſten, Freunde, währt
Die Waare: Ehrlichkeit!
Weil Niemand, weit und breit,
Sie nutzet, noch begehrt!

Gehen wir nun zum Staat', ſehen wir Teufels-Saat! Da ſchreien die Meiſten ſich wahrlich faſt todt:

„Nur ich kann was leiſten und bin Patriot!“ Solchen Schreiern gehören die Worte der Offenbarung: „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm biſt!“ — aber dieſe Offenbarung gefällt ihnen ſchlecht, weil ſie Alle wiſſen, daß wegen ihrer Streiche die beſten Patrioten es nur aus Blindheit ſind. Bei dieſen Schallmenſchen heißt manche Blöße Größe, ſolch ein Staubgeſchöpf beugt ſich vor jedem Raubgeſchöpf, das wie ein Donnerwetter über die Erde geht; aber kommt es zu Falle, gleich iſt's alle! Heut knie'n ſie wie vor Gott ſo ſtarr, und morgen heißt der Gott — ein Narr! Ihre Rede iſt Fehde, ihr Behüten: Verbieten! — Sie erklärten ſelbſt die Gedanken nicht für frei, wenn man ſie nur greifen könnte, ſie würden wenigſtens gleich vertheuert und beſteuert, auch ſchon deshalb, weil es wieder eine von den Abgaben wäre, welche die hirnloſen Schmeichler, dieſes Seelengift, nicht trifft.

Bei den Abgaben komme ich natürlich auf ſchlechte Financiers. Sie belegen die unentbehrlichſten Dinge mit dem höchſten Zoll, gleichwie die griechiſchen Mönche den Ablaß für das ſechste Gebot am theuerſten verkaufen, weil hier die Sünden am reichlichſten ſind, und manche Financiers ſcheinen auch das Eſſen und Trinken für eine Sünde zu halten, weil ſie es ſo ſtark verpönen. Sie begünſtigen nichts als den Handel, der weckt aber böſen Wandel; Alles wird jetzt verkäuflich, Mancher hat nur noch Ehre, weil er bisher keinen Abnehmer fand, und der Wucher iſt eine ſo heilig geſprochene Peſt, daß man bald darüber in Ruhmredigkeit predigen wird. Man fabelt, um antichriſtiſch Menſchenhaß zu verewigen, dauernd davon: Es trenne Gott, der einſt nichts trennt als die Rechten und Schlechten, durch die Sprachen auch die Länder, aber den Folgeſatz: daß dann auch das Schachern ſich einengte, erwähnt nicht Einer. Dabei ſieht man noch mit Geſetzen zum Betruge hetzen, denn die Kaufleute verdienen gar oft das Meiſte mit den Waaren, die ſie nicht verkaufen dürfen, aber ſie verfreſſen die Rimeſſen und ſchaffen ſich oft nur Equipage an, um ſchneller zum Thor hinaus zu kommen.

Eure Politiker — leider ſeyd ihr's jetzt Alle! — ſorgen nur dafür, daß Rauben nie antik wird, ſie ſind klug zum Trug, im Beſſern immer dümmer, erbau'n ſie rüſtig — Trümmer! Das goldene Zeitalter verjüngte ſich, wäre die Politik zu erdrücken, aber ſeit der Teufel ſie, als Schlangen-Viſite bei der Eva, zur Erde brachte, iſt ſie gleich unſterblich geworden. Sie beweiſt zuletzt Alles mit Kanonen, die denn freilich die niederſchlagendſten Pulver und Gründe führen und euren glückverkündenden Patronen durch Patronen und Schwadronen Rechte über Knechte geben. Sie machen's begreiflich, warum man Chriſtum nicht den Helden, noch den Großen, ſondern den Heiland nannte, weil er nur mit Zwölfen kam und nichts nahm. Ich ſtreife hier an die Militairs, deren Zweierlei mir ein Dorn im Auge ſind. Ein Theil von den Heeren meint: dies Wort ſey nur eine Kürzung von verheeren und Krieger wären Leute, die Alles kriegen; aber bei ſolch einer bezierten wälſchen Schand-, genannt Ehren-Legion erfreut es, daß ſich Horden und Morden auf Orden reimt. Ein anderer Theil gefällt nur den Feinden und den Weibern; den Feinden, weil ſie niemals, den Weibern, weil ſie immer auf dem Platze bleiben.

Eure Richter ſind manchmal auch keine Lichter! Bei ihrer Langſamkeit ſcheint der Spruch: „Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet!“ ihre einzige Kenntniß von der heiligen Schrift, und in ihrer zuletzt eiligen Schrift merkt man deutlich, daß Themis keine Gründe ehrt, drum ſchmückt ſie ſich auch mit dem Schwert! Die Augen ſind der Steinernen nur verbunden, damit ſie ſich beim Nehmen nicht ſchämen ſoll, denn zuweilen müßte doch die Scham ſelbſt den Stein durchdringen; die Waage aber hat ſie, um in ihrer Blindheit mit Geſchwindheit noch prüfen zu können: „Wer das Meiſte giebt!“ und ſo muß man nicht mehr das Recht, ſondern die Richter ſtudiren.

Für die Aerzte iſt der Stab des Aeſculap noch immer ein treffendes Zeichen, ſchlagen ſie nicht mit der Keule todt, geſchieht es auf Schlangen-Manier; denn alle neueren Heil-Arten führen nicht zum Heil, wohl aber mindeſtens nach der neueſten Mode zum Tode.

Daß eure Erzieher nicht viel taugen, dazu ſeyd ihr lebendige Beweiſe; eure ſonſtigen natürlichen Dummheiten ſind euch nur zu künſtlichen gemacht durch Einzwängen in Hohlheiten ohne Boden, benamſet Methoden, womit die Herren ſchwärmen, lärmen, ſchwirren und irren nach dem Sprüchlein:

„Sie ſuchen mit dem ſtolzen „Ich!"
Die Erd' in ihren Stuben
Und zanken um Erziehung ſich
Wie ungezog'ne Buben!"

Bei dieſem Reimlein fallen mir die Dichter ein; die lallen ganze Ballen von Verstand ohne Verſtand; ſie begehen mit kindiſchem Gepreiſe einer Raubzeit einen Zeitraub und da wir nicht jene wegelageriſchen Ritter-Sitten, ſondern Sitten-Ritter nöthig haben, will ich wünſchen, daß ihr Alter ein Mittel werde, das Mittelalter beſſer zu erkennen. Sie laſſen, namentlich die politiſchen Dichter, zumal das Wiſſen vermiſſen, und wie die Egyptier den Leichnamen, ſo entziehen ſie ſich bei Lebzeiten ſchon das Gehirn und füllen den leeren Raum mit blumigen Floskeln. Damit wirken ſie auf Schwachnervige und Weiber; wenn dieſe ſich ſonſt einen Papagei hielten, halten ſie ſich jetzt einen politiſchen Neu-Aeſthetiker, ſo iſt die Stelle recht gut beſetzt, und da

Ich pochte viel und rief: „Ich bins!“
Doch half kein Thürſchlagen.
Da ahnt' ich Arges und ſo ſchlich
Ich um die Gartenmauer,
Und ſeht, es ſchwang herüber ſich
Ein jugendderber Bauer;
Da fuhr mir's raus: Kurios, kurios!
Was, Teufel, war hier wieder los!

Nun fand die Thür ich aufgemacht,
Ich fing an zu erzählen
Und wurde tüchtig ausgelacht,
Es ſollt' im Kopf mir fehlen;
Sie fragte mich höchſt alterirt:
„Wo ich die Augen hätte?
„Der Mondſchein hat dich angeführt,
„Leg ruhig dich zu Bette.“
Ich that's und rief: Kurios, kurios!
O wär' ich doch den Mondſchein los!

Und plötzlich ward ich aufgeſchreckt
Vom leiſen Thürknarren,
Hier iſt, dacht ich, was ausgeheckt,
Man hat dich neu zum Narren!

weibliche Zungen Alles raſch verbreiten, lebt manchmal ſo ein Menſch von Zunder wie ein Wunder und ſtirbt wie ein Irrlicht. Laſſen ſich auch ohne Religion über Religion vernehmen, dieſe Matt- und Plattlinge, aber ich rufe mit dem Apoſtel: „Schulgeſchwätze ſolcher Leute, die zerrüttete Sinne haben: thue dich von ſolchen!“

Den Gelehrten fehlt mehrentheils nichts als ein „h“! — es ſind jetzt oft die Geleerten, und der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Ungelehrten wird nur dadurch merklich, daß dieſe es noch begreifen, wenn ſie nichts wiſſen, die Gelehrten nie. Doch verkramen ſie es zur Noth in allen Sprachen, daß ſie bei ihren Sinnen nicht bis fünf zählen können, und thun dabei ſo dick, als hätten ſie unſern Herrgott erſchaffen. Aufgeblaſen und mit hohen Naſen ſtampfen ſie daher und pochen auf Berühmtheit, wenn ſie oft mit eigenen Namen im tiefſten Incognito die ganze Welt durchreiſen könnten.

Jetzt komm' ich zu den Philoſophen, die locken keinen Hund aus dem Ofen durch ihre Probleme, genannt Syſteme. Das iſt ein Zanken um Gedanken, daß die Grundſätze wanken und die Völker erkranken. Der Verſtand wird durch ſie nicht klarer, nur rarer, die Menſchheit nicht beglückt, nur verrückt, und nennt das entzückt. Halten ſich kläglich für unwiderleglich, Alles iſt abſolut, aber leider nicht gut, denn ihr Tiefſinn wird Schiefſinn, und ſo ſind ihre Gewinnſte Hirngeſpinnſte. Jeder dünkt ſich ein Gott, aber wie dieſer aus dem Nichts Alles ſchuf, ſo ſchaffen ſie aus Allem das Nichts und ſuchen die Natur im Tollhauſe. Doch — Alles hat Partei und Zunft, leider nur nicht die Vernunft! — Darum bekommt auch jede Pfuſcherweisheit ihre Jünger, die darthun, daß ſie jünger ſind, als ein geſundes Urtheil erlaubt, und ihre Götzen erfahren endlich die Wahrheit von Salomo's Spruch: „Die Weiſen im Lande werden Ehre erben, wenn aber die Narren hoch kommen, werden ſie doch zu Schanden!“

Bei den Narren kann ich die tückiſchen Recenſenten nicht vergeſſen. Was ſind die Kerls grob, ich bin ein Hofmann dagegen, und geht es ſo fort, ſchlägt man ſich auch hier, wie beim Militair, nächſtens todt um die Unſterblichkeit. Gedenk' ich dieſer Raupen an den Herzblüthen, dieſer nam- und ſchamloſen Marodeurs und Nachzügler der Geiſtbeflügler, dieſer Schriftſchimpfer und Giftimpfer, dieſer Buchſtürmer und Fluchwürmer — geräth ſogar mein Geiſt noch in Galle. Drum ruf' ich ihm ein Halt! zu und ſage nur noch: die Anfänger ſind am wenigſten wortfaul mit dem Mordmaul, aber: viel ſchadet blinder Eifer, wird der Verſtand erſt reifer, verliert ſich auch der Geifer! — Nur gegen die Nachdrucker und ihr Sudeln mag er ewig ſprudeln! Auch meine Predigten ſind unter ihre Krallen gefallen, doch ließen mir dieſe Druckſtehler und Druckfehler der Menſchheit nicht einmal einen Leichenſtein ſetzen, der es verhinderte, daß ich wieder aus dem Grabe ſtieg, um dies Gemengſel von allen Sorten Elend zu ſchauen. Aber kommt ihr nur einſt zum Petrus, der auch Schriftſteller war, an die Himmelspforte, der jagt euch auf der Stelle in die Hölle, und der Satan, dieſer hölliſche Preßbengel, wird euch, in einer verbeſſerten Auflage ſeiner Qualen, mit ſolchem Nachdruck behandeln, daß euch der eurige auf Erden zum erſten Male leid thun wird.

Wenn wir uns nun vom Böſen erlöſen, wenn wir ſpähen nach dem Pfade zum Himmel, merkt man eben kein Gewimmel. Nur wenn unſer Wille geſchieht, wird ein Gott anerkannt, und man macht ihm aus Gnade und in Parade ein wenig die Cour durch Tedeum's. Geſchieht unſer Wille nicht, gleich heult der Spott drein: „Es muß kein Gott ſeyn!“ Ihr ſeyd als Chriſten nicht einmal das Taufwaſſer, viel weniger die letzte Oelung werth; eure Vorfahren ließen ſich für die Religion todtſchlagen, ihr ſchlagt die Religion todt! Ihr bekümmert euch nicht um die Seele, das Wichtigſte, nur um den Leib, das Nichtigſte, und daß euch die Seele unentdeckt bleibt, iſt ſehr gut; wäre ſie euch habhaft, ihr ginget noch ſchlechter mit ihr um als bisher, ſo unmöglich das ſcheint. Ich möchte nicht unſer Herrgott ſeyn, um keinen Preis des Lebens! aber wär' ich's, der jüngſte Tag wäre da. Jetzt wollt' ich, daß wir nächſtens den Älteſten erlebten, damit dieſe Zeit zu Grabe ginge; aber Gottes Langmuth läßt die Welt nicht eher untergehen, bis ihr klug werdet, da, mein' ich, ſteht ſie ewig. Wenn ihr indeſſen einſt den Geiſt aufgebt — was ſag' ich: Geiſt? — den Körper gebt ihr auf, Geiſt wollt ihr ja nicht haben! — da wird euch die Sünde auf den Hacken und Nacken ſitzen und euch ſchleudern in den hölliſchen Krater, denn ihr hört ja auf keinen Pfarrer noch Pater. Die geiſtlichen Hirten, die euch mit Himmelsfutter bewirthen, ſehen die Kirchen oft ſo leer, als ob die Schöpfung ein Märchen wär'; die wenigen Frommen rufen: „Wehe!“ bei ſo geringem Begehren nach heiligen Lehren, und nur der Teufel kann Gott danken, denn ſein Reich wird bevölkert. Seh' ich nicht ſelbſt von meinen Schafen eben wieder eines ſchlafen? Ihr Nachbarn links und rechts! — gebt ihm Maulſchellen im Namen des Herrn, denn der Weisheit Anfang iſt, daß man ſie gern hört, ſagt Salomo. Doch ſind mir die Dicköhrigen immer noch lieber als die religiöſen Kaufleute, die Frömmler; die Einen handeln mit irdiſcher, die Andern mit himmliſcher Waare, je ſchlechter ſie dieſe unter die Leute bringen, deſto beſſer für ſie, aber Beider Glück machen Lüg' und Wind. Gott ſey's geklagt, ich hab's geſagt!

Wahrhaftig! — ich bin ſehr froh, daß ich ſchon todt bin; denn erſtens iſt bei euch kein Aushalten, und zweitens brächte manche Rede bei einem Despoten mich doch zu den Todten; drum eil' ich gleich wieder von hinnen, ſobald ich mich ausgeredet habe. Aber, das mußt' ich thun, ich mußt' euch warnen vor der Sinnlichkeit Umgarnen und euch zurufen: Sitten und Religion ſchützen Hütten und Fürſtenthron und helfen zu dem ewigen Lohn! Legt euch in Gottes Boot, in's Sarg der Fährmann: Tod! zehren an eurem einzigen Gute, dem Körper, einſt die Würmer ſo eifrig wie wälſche Einquartirung am Wirthstiſche, dann erſt wird ſich offenbaren, wer wir waren! Dann werdet ihr euch nicht, wie hier, damit gerechtfertigt glauben, wenn ihr Einen findet, der ein Bischen ſchlechter iſt, als ihr ſeyd, ſondern Jeder wird erkennen:

Dein Heil iſt, haſt du dich
In Gottes Huld vergrößert;
Drum beſſ're Jeder ſich,
So iſt die Welt gebeſſert!

Doch wer ſich nicht läßt mit Worten bekehren, den wird's die Zukunft mit Flammen lehren, und wollt ihr einſt in Aengſten braten, ſo laßt euch nicht rathen, ſondern ſündigt in Teufels Namen! Amen!

Aus dem Gedankenwuſt

eines Menſchenfeindes.

I.

Rathſchläge an Schwachköpfe

von Einem Ihresgleichen.

Heut zu Tage, Ihr geliebten Brüder, wo nothgedrungen Alles, was da athmet — ſey's Jude oder Chriſt, Schwätzer oder Journaliſt — Geiſt und Witz haben ſoll, hat oder zu haben ſich einbildet; — heut zu Tage, ſag' ich, würde es Euch übel anſtehen, wenn Ihr allein nur für das gelten wolltet, was Ihr ſeyd — nämlich für dumm, albern, abgeſchmackt, fade, und wie ſonſt die Beiwörter heißen mögen, die Euch von Rechtswegen zukommen. Deshalb thut Euch Gewalt an — oder laßt Euch vielmehr Gewalt anthun von Eurer Zeit, die Euch unwiderſtehlich in ihren Strudel mit- und fortreißt. Seht mich an! Auch ich lag einſt befangen in dem Irrthum, daß man beſcheiden ſeyn und ſich in geiſtiger Hinſicht beſonders nach der **Decke** ſtrecken müſſe; ich ließ mich gehen, wie ich war: einfach, mit einigem Menſchenverſtande mich begnügend, ohne ihn mit der Witz- und Wortſpiel-Folter oder mit erhabenem Unſinn zu quälen. Aber ſeit ich einzuſehen anfing, daß die Natur eines ganz gewöhnlichen Kopfes, mit Beihülfe von unverdauter Leſerei und wohlgeübter Keckheit, ebenſo in vollem Ruhmſchein des Geiſtes ſtrahlen kann, wie der Mond mit erborgtem Sonnenlicht — ſeit der Erſcheinung einiger neueren Tagesblätter bin ich anderen Sinnes geworden, und habe mir vorgenommen, mich zu kleiden in Gelehrſamkeit und Genie, möchten ſie kommen, woher ſie wollten — und ſiehe, ich habe wohl gethan!

Ihr wißt, lieben Brüder! es giebt in dieſer Zeit kaum einen Kothſaſſen-Sohn, der nicht leſen und ſchreiben gelernt — und kaum hier und da den Sprößling eines Kaufmanns oder Handwerkers, der nicht ſeine Schulbildung durchgemacht, falls er nicht ſogar für Geld und gute Worte zum Doctor dieſer oder jener Fakultät promovirt werden; und es wird Euch daher, trotz Eures ſchwächlichen Verſtandes, einleuchten, daß Ihr eine Maſſe wahrhaften oder ſcheinbaren Verdienſtes beſitzen müßt, auf daß man Euch nicht Euren Platz in dem entfernteſten Winkel des Dunſtkreiſes anweiſen möge. Beherzigt daher folgende Zeilen und ziehet davon ſo viel Vortheil, als Euch möglich iſt.

Vor allen Dingen leſ't eifrig bei'm Frühſtück die früheſten Zeitungen; beſonders müßt Ihr die Theater-

und Conzert-Kritiken darin Eurem Gedächtniß einprägen, ausgenommen die beſcheidenen und höflichen, denn die können Euch zu gar nichts nutzen, da dieſe nichts gemein haben mit dem Charakter unſerer Zeit, vielmehr nur als Nachhall verſchollener Humanität zu betrachten ſind. Was an übrigen Nachrichten aus der Welt in den Zeitungen enthalten ſein möchte, als z. B. von Jeſuiten und wieder aufgefundenen Thieren der Vorwelt; von Geiſtes-, Preß- und Nachdruck, von tauben Ohren und abgeſchnittenen Ohren, von eines Glückspilzes Popularität und ſeinem erwerbenen Reichthum, von Völkerglück und Auswanderungen, das geht Euch, als ruhige Kosmopoliten, durchaus nichts an. Ihr müßt aber Leuten, die Euch etwa zufällig bei dem Studium der obgenannten frühzeitigſten Geiſteswerke überraſchen, zu verſtehen geben, es ſey daſſelbe zu Eurer Exiſtenz ganz und gar unentbehrlich; denn wer im Lebens-Courſe geſucht ſeyn will, muß mit der Maſſe auf gleichem Fuße ſtehen. — Ihr ladet alſo Euren Gehirnkaſten mit dieſer lockern Speiſe voll, die Eure Gedanken nicht von dem Gewöhnlichen entfernt und mithin dazu dient, daß Ihr in die allgemeine Narrheit immer mit einſtimmen könnt! —

Zu gleichem Zwecke eilt Ihr dann nach einem Kaffeehauſe, oder zu einem Conditer; hier ſetzt Euch wie beſeſſen in den Beſitz aller Journal-Neuigkeiten, ohne Euch um das zu kümmern, was um Euch vorgeht. Man mag

Ich zog mir raſch den Schlafrock an
Und eilt', ihr nach zu treten,
„Du ſpäh'ſt“ ſprach ſie, „mein lieber Mann
Wohl auch nach dem Kometen!“
Doch ich ſchrie dreiſt: Kurios, kurios!
Hier war gewiß was andres los!

Ich paßte ganz verzweifelt auf,
Doch konnt' ich nichts beweiſen.
Es war wohl ein paar Wochen drauf,
Da mußt' ich ſchnell verreiſen;
Mein Beutel war mir ausgeleert,
Drum wollt' ich Korn verkaufen,
Und wie ich nun zurück gekehrt,
War mir mein Weib entlaufen.
Da rief ich laut: Kurios, kurios!
Na, Gott ſey Dank! die biſt du los!

kommen, gehen, trinken oder eſſen. Ihr blickt von Euren Heften nicht auf; und geht Ihr fort, wird es wohlgethan ſeyn, Stock, Schirm, Hut oder auch die Zahlung zu vergeſſen; — das giebt einen Anſtrich von Zerſtreuung und ſieht ſehr gut.

Auf der Straße müßt Ihr Euer Geſicht in ſtrenge Falten legen und der Naſe nach geradeaus fortwandeln, Niemand bemerkend, wenn es auch Euer beſter Freund wäre. Ihr mögt ſogar maſchinenmäßig mit Euren Augen ihn anſtarren, ohne ihn zu erkennen, damit, wenn er Euch auf die Schulter klopft, Ihr, wie aus tiefen Betrachtungen geweckt, Euch plötzlich zu ihm wenden, Eurer Zerſtreuung und Unachtſamkeit wegen um Verzeihung bitten und ein Wortſpiel gegen Euch ſelber anbringen könnt, als zum Beiſpiel: Ich hatte mich ganz vertieft in die literariſche Flachheit — das Leere füllt Einem jetzt den Kopf — und ſo weiter; denn auch das, was man recht eifrig treibt, muß man mit Geringſchätzung behandeln, um ſo gleichſam über Allem zu ſtehen. Beſonders rathſam aber möcht' es ſeyn, ſtets ein tüchtiges Heft von Papieren bei ſich zu tragen, was aus der Seiten- oder Bruſttaſche hervorgucken muß: ein Anblick, der das [illegible] eines gelehrten Pflaſtertreters vollendet.

Kommt Ihr in eine Geſellſchaft, ſo müßt Ihr, wie jetzt unſere jungen gebildeten Leute ſämmtlich thun, ſogleich das große Wort ergreifen und allen zuſammengehäuften

Unſinn mit der unerſchütterlichſten Unverſchämtheit zu Markte bringen; und da Ihr, Dank Eurer Journal-Beleſenheit, allumfaſſend gebildet ſeyd, müßt Ihr auch in alle Gegenſtände eingehen. Sey's Kunſt, Wiſſenſchaft, Literatur, Staatskunde, Theater, Muſik, Sitte — Ihr redet über Alles, von Allem, mit Allen, ſprecht ab über Alles und laßt Alle, die Eure Meinungen unhaltbar finden und Euch überhaupt mit dem Maaßſtabe der Gründlichkeit drohen, an Eurer einzigen gründlichen Wiſſenſchaft, an der Grobheit, abprallen. Leidet nicht, daß man andere Anſichten ſchütze, als es Euch für dieſen Tag zu haben beliebt; vertheidigt die Eure zufällig ergriffene auf Leben und Tod, mit Händen und Füßen; einer ſolchen Art zu kämpfen weicht gewiß jeder Kopf. Im Nothfall greift Euren Gegner an, wo er ſich nicht zu vertheidigen weiß: hadert mit ihm über Dinge, bei denen Ihr ſicher ſeyn könnt, daß er nicht das Mindeſte davon verſteht, alſo auch nicht darthun kann, daß Ihr mit ihm in demſelben Falle ſeyd. Bringt ihn mit der Schaar Eurer Verkehrtheiten in's Gedränge, treibt ihm die Schamröthe auf die Wangen, zermalmt ihn mit dem Uebergewicht Eurer eben erſt aus der Luft geholten Argumente, ſchreit ohne Unterlaß, wendet Kunſtwörter an, wenn ſie Euch auch ſelbſt ſo unverſtändlich ſind wie eine noch nie dageweſene Sprache; behauptet ſo viel hintereinander, daß Tage dazu gehören würden, um Eure Dummheiten von einer Viertelſtunde zu beleuchten; und könnt Ihr Euch gar nicht mehr helfen, ſo endet mit einer ironiſchen Wendung, um Euren ganzen Unſinn für Ironie erklären zu können. Mit einem Worte, ſeyd ſo boshaft wie ein Dutzend Alltags-Recenſenten und ſo voll Falſch wie ein jeſuitiſches Jahrhundert; macht Euch gefürchtet bei Jedem, der Euch in den Weg tritt, und Ihr werdet Götter der Menge, denn ein geſcheuter Menſch iſt der Welt auch ein geſcheidter.

Seyd Ihr aber unglücklicher Weiſe nicht ausgeſtattet von der Natur mit der Gabe der Beredſamkeit, mögt Ihr Euer Augenmerk auf eine andere Gattung von Reputation richten. Dies wird geſchehen, wenn Ihr recht langſam denkt und dadurch tiefſinnig erſcheint. Ihr ſprecht wenig, verzieht die Augenbrauen, runzelt die Stirn und thut, als wenn Euch bei dieſem oder jenem Geſpräch die Langeweile überfiele. Drängt man Euch, und müßt Ihr endlich reden, ſo thut es bedächtig, und legt Centner-Accente auf jede Sylbe, um den Worten Zeit zum Kommen zu laſſen. Wenn Ihr Euch aber, wie es wahrſcheinlich iſt, dennoch in Euren Definitionen verwirren ſolltet, ſo ſeyd die Erſten, die es laut bemerken; die Schuld liegt aber dann an der Ueberfülle der Ideen, die ſich begegnen, drängen, kreuzen und ſtoßen in Euerm Gehirn, ſo daß nothwendig ein Gedanke über den andern ſtolpern muß. Uebrigens, fügt Ihr hinzu, darf man kein ungünſtiges Vorurtheil ziehen aus dem momentanen

Mangel, Euch fließend auszuſprechen; die ewige innere Anſchauung, die tiefſte Ergründung deſſen, was ſich nur mit ſelbſt erfundenen, nicht geläufigen, mithin auch unverſtändlichen Worten geben läßt, macht Euch die gewöhnliche Sprache zu gehaltlos; und endlich führt noch zur Beſchönigung der Rede-Stockung berühmte Männer an, als — zum Beiſpiel — Demoſthenes, Rouſſeau und Euch ſelber.

Das iſt, meine Brüder, was ich Euch zu ſagen hatte. Ich weiß zwar, daß, wenn Ihr auch meiner Vorſchrift Punkt für Punkt folgt, Ihr im Grunde doch nur aus ſehr gewöhnlichen Köpfen zu Dummköpfen werden könnt; da aber die meiſten unſerer Zeitgenoſſen um die Unterſcheidungs-Zeichen ſich nicht bemühten und jeden blauen Dunſt für himmliſch halten, ſo bauet auch Euch damit Euren Himmel, und mit dem Staube, den Ihr den Leuten in die Augen ſtreuet, die Wolken, auf denen Ihr thront, und Ihr werdet gelten, bis ein Anderer den blauen Dunſt und den Staub noch undurchdringlicher zu machen verſteht als Ihr.

II.

Sein letzter Freund.

Wer ſpricht den Thieren die Vernunft, die Seele, Verſtand, Urtheil, Denkkraft ab! wer behauptet, daß ſie ganz und gar der Fähigkeit beraubt ſind, ſprechen zu können! Ich will den Philoſophen, den Medizinern, den Phyſikern, welche mir aus dem Baue der Larynx und der Kinnbacken ihrer, ſonſt in Allem den gleichen Naturgeſetzen unterworfenen Mitgeſchöpfe die Unmöglichkeit deſſen darthun möchten, das vollkommenſte Gegentheil beweiſen. Die Thatſache hat ihre Gründe lächerlich gemacht.

Müde der Welt und ihrer armſeligen Freuden faßte ich den Entſchluß, mich zurückzuziehen in die tiefſte Einſamkeit des Landes, wo ich dem Zutritt der mir verhaßten Menſchheit gänzlich unzugänglich geworden; — da, inmitten der Thierwelt, die mich umgab, bemerkt' ich beſonders ein junges niedliches Eſelein, ſo lieb und ſanft, als ein Eſel nur immer zu ſeyn vermag. Das Ausdrucksvolle ſeines Blicks, ſeine ſtete Luſtigkeit, ſeine zutrauliche Freundſchaft, deren er mich würdigte, machten mir ihn werth, und bald wurde er mein liebſter, ja einziger Umgang. Schade! rief ich aus, als einſtmals ſein Blick beredſamer als ſonſt an mir hing: Schade! daß dies edle Weſen auf meine Worte nicht anders als durch ein plärrendes J — a! antworten kann! Welch eine Luſt müßt' es ſeyn, ſich mit ihm mittelſt Wort und Rede zu unterhalten, mindeſtens im Nein den Geiſt des Widerſpruchs in ihm geweckt zu ſehen. Da ſtieg ein Gedanke auf in meinem Gehirn; meine Einbildungskraft entzündete ſich, und ich ſchwur, nicht eher zu ruhen, bis es mir gelungen ſey, das reizvolle Vieh zur Sprache zu bringen. — Meine Mühe, meine Verſuche, meine Geduld und Ausdauer wurden gekrönt mit dem beſten Erfolge, und nach vielfältigen Verſuchen zur Vervollkommnung ſeiner Ausdrucksweiſe ſprach mein Eſel ein ſo gutes Deutſch, daß er allenfalls bei einem ehemaligen, jetzt ſchriftſtellernden Quartaner hätte Correktor werden können. Ich will nicht die Mittel namhaft machen, durch welche ich zu dieſem unglaublichen Ergebniß gelangt bin; — die Einzelnheiten meiner Methode wird man in einem Werke finden, das ich nächſtens, als Anhang zu allen Lehrbüchern der Rhetorik und als Hülfsbüchlein für die Benutzung des Viehes auf unſern Bühnen, heraus zu geben gedenke; denn, obſchon ein Menſchenfeind, will ich doch nicht, daß Entdeckungen von ſolcher Wichtigkeit für Mit- und Nachwelt verloren gehen.

Die Gelehrigkeit meines Eſels zeigte ſich wunderhaft, und ſeine Fortſchritte in der Kunſt der Beweisfolgerung waren ſo ſchnell, daß mancher Katheder-Mann durch die

Kraft ſeiner Schlüſſe gar bald hätte zum Schweigen gebracht werden können. Nie vergeſſe ich die Unterredung, die wir an einem ſchönen Herbſtabend unter einer hundertjährigen Eiche mit einander gehabt.

„Lieber Eſel!“, ſagte ich zu ihm, „kannſt du’s mir nicht erklären, woher es kommt, daß die Menſchen ſo ſehr im Irrthum ſind über euch und euch die geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten abſprechen, worauf ſie ſelber ſo ſtolz thun?“

„Was ſoll ich dazu ſagen?“ erwiderte er achſelzuckend; „eure Weiſen und Naturkundigen urtheilen nur nach der Außenſeite der Dinge. Sie maßen ſich an, ergründen zu wollen, was ihrem Weſen fremd iſt; während ſie über ihre eigene Natur in Zweifel und Unkunde ſind, laſſen ſie ſich nicht hindern, ihren Mitmenſchen Hirngeſpinſte über andere Geſchöpfe für anerkannte Wahrheiten zu verkaufen. — So viel ich weiß, waren ſie doch nie ſo frech, uns Sinne und Gefühle abzuſtreiten; ſie geben zu, daß Luſt und Schmerz uns mit ihnen gemein ſind; — welche falſche Schlußfolge iſt es nun von den Natur-Philoſophen, uns Vernunft und Denkkraft abzuſprechen, da es doch nach ihrem eigenen Zugeſtändniß die Empfindungen ſind, welche die Gedanken erwecken? Ich weiß zwar, daß ſie den Beweggrund unſerer Handlungen Inſtinkt zu nennen belieben, doch ich wollte nur einem eurer Weiſen gegenüberſtehen, um ihm zu beweiſen, daß bei dem Menſchen ebenfalls Alles nichts anders ſey als Inſtinkt."

„Indeß" — unterbrach ich ihn — „du mußt zugeben, du wahrhaft ausgezeichneter Eſel! — daß deine Gattung ſich nie ſo hoch erheben wird als die unſere, in Bezug auf Kunſt und Wiſſenſchaft."

„Kunſt und Wiſſenſchaft!" — fiel er mir mit verächtlichem Lächeln in die Rede — „du betrügſt dich gewaltig, wenn du unſ're Vernachläſſigung derſelben einer andern Urſache als einer echt-philoſophiſchen Gleichgültigkeit gegen ſolche Dinge zuſchreibſt. — Malerei? Welchen Nutzen hätt' es für uns, unſers Gleichen auf Leinwand oder Papier zu ſudeln, da wir uns im Original täglich vor Augen haben? Iſt es nicht angenehmer, ſeine Blicke an der Geſtalt der Geliebten ſelbſt zu weiden, als eine unbeſeelte Miſchung von Farben anzuſtarren? — Muſik! Unbegreifliche Narrheit! Zeit zu vergeuden mit Zuſammenſtellung und Erzeugung von Tönen durch Inſtrumente, die doch nie denen nahe kommen können, womit wir von Natur ausgeſtattet ſind! Geſteht ihr nicht ſelbſt, die menſchliche Stimme übertreffe alle Inſtrumente? Nun, in dieſem Falle denken wir wie ihr — wir halten unſ're Stimmen für die ſüßeſte Harmonie — nur ſind wir bei weitem ſchlußfeſter: wir wollen neben dem Vollkommenſten das Unvollkommnere, nämlich die Inſtrumentalmuſik, nicht dulden. — Und was ſoll ich zu euren Wiſſenſchaften ſagen? Iſt eure Arzneikunſt unfehlbar? Nein! Diskuriren können die Herren Doktoren, aber nicht kuriren, denn von den Geſchöpfen eurer Art ſterben tauſend Mal mehr an Krankheiten als bei uns. — Eure Entdeckungen in der Phyſik, der Chemie — haben ſie euch glücklicher gemacht? Weit gefehlt! Ihr ſeyd dadurch nur in größere Zweifel und Bedürfniſſe geſtürzt worden. Ebenſo könnt' ich von allen euren wiſſenſchaftlichen Hirngeſpinſten, aus denen ihr ſo viel Weſens macht, beweiſen —"

„Aber, theuerſter Eſel! wir haben Sitten, Moral, Religion!"

„Schöne Moral! ſchöne Sitten! Wenn ich euch betrachte — ich weiß nicht, ſoll ich euch bemitleiden, oder verachten. Ihr ſeyd gefräßig — wir mäßig (hier nahm er einige Diſteln zu ſich); ihr ſeyd ſtolz, hochmüthig, dünkt euch unter einander Einer vornehmer als der Andere — bei uns iſt aller jämmerliche Ranges-Unterſchied verbannt, und während ihr der Bezeichnung: „Menſch" erniedrigende Nebenbegriffe gebt, wollen wir nichts als Eſel ſeyn und bleiben. Ihr ſeyd geldgierig, geizig, habſüchtig — wir verachten ein Metall, welches ſo unnütz iſt, daß die Natur daſſelbe weiſe in die Tiefen der Erde vergrub; das Thier war verſtändiger als ihr, es ließ ſich nicht reizen von dem, was der Himmel als Prüfung hinwarf, und was nur der Menſch hervorholte, um mit der Habſucht alle Laſter bei ſich heimiſch zu machen.

Ihr erniedrigt euch unter das Vieh mit abſcheulichen Ausſchweifungen, während wir dem Naturdienſte nur in ſo weit ergeben ſind, als es unumgänglich zur Fortpflanzung unſeres Geſchlechts nöthig iſt. — Vielleicht wirſt du die Kunſt zu ſchreiben in Anſchlag bringen, die euch Menſchen allein eigenthümlich iſt. Was würde uns hindern, die Feder zu ergreifen, wären wir nicht vollkommen überzeugt, daß die Schreibekunſt ein Uebel iſt. Es giebt nur *eine* ewige Wahrheit, jedes lebende Weſen trägt ſie im Herzen; und nur die Verſtandestäuſchungen und Trugſchlüſſe in euren Schriften ſind es, zu deren Widerlegung die Schreibekunſt euch unentbehrlich geworden iſt. Wären die Irrthümer nicht dabedürftet ihr keiner Widerlegung. Warum hätte uns die Natur mit Gedächtniß begabt, wenn nicht, um darin aufzubewahren, was uns zu wiſſen nöthig iſt; und in dieſem Falle, wozu noch Bücher? — Ich ſage dir vorher“, fuhr mein Redner fort, „wenn der Menſch in die Erdnähe der Kenntniſſe gelangt ſeyn wird, die zu erreichen ihm gegeben iſt, wenn er endlich das Verkehrte und den Mißbrauch des Forſchens, wodurch ſein natürliches Urtheil und die urſprüngliche Reinheit ſeines Verſtandes verfälſcht worden, erkannt hat, da wird er allen dieſen glänzenden Nichtigkeiten entſagen; er wird ſich nach und nach wieder emporſchwingen zur Höhe der Vernunft, der Weisheit und der Natur, in der wir leben, und aus deren Armen

Beruf zum Trinken.

(Frey nach Anakreon.)

Die Erde trinket Wolkenſaft,
Die Flur aus Erde Frühlingskraft,
Das Waſſer trinkt die Lüfte,
Die Sonne Waſſer-Düfte,
Der Mond trinkt Sonnenſtrahl;
Was Erd' und Himmel lehren,
Soll uns kein Menſch verwehren,
Drum füllet den Pokal!

Grabſchrift eines böſen Miniſters.

Er harrt, gemeinem Staube gleich,
Hier auf der Thaten Lohn,
Wird er activ im Seelenreich,
Kriegt Satanas Penſion!

er ſich niemals hätte reißen ſollen.“ — Dieſe letzten Worte, die der Redner mit der Miene, mit dem Ton eines Begeiſterten ſprach, machten einen Eindruck auf mich, der ſchwer zu beſchreiben ſeyn möchte!

Ach! es war die letzte Zwieſprache, die ich mit dieſem ſo verſtändigen, ſo tiefdenkenden Freund gehabt — nach wenigen Tagen war er nicht mehr, und ich blieb allein auf dieſer Welt. Vergebens ſuchte ich unter den Weiſen und Gelehrten dieſes Erdengrundes einen, der mir die Stelle deſſen erſetzen könnte, den ich lange beweinen werde; die Menſchen erſcheinen mir zu klein, zu armſelig, um die Neigung zu erben, die ich empfand für dieſen gefühlvollen, tugendhaften, verdienten und anſpruchsloſen Eſel.

III.

Gründliche Urſache

zur Menſchenfeindlichkeit.

Er kam wie wüthend auf mich zu, faßte meine Hand, drückte ſie mit grimmiger Heftigkeit und ſprach: „Was iſt der Menſch für ein jämmerliches Ding! Man nennt ihn das Meiſterſtück der Natur, ich weiß es beſſer!

Er iſt der wahre Paria des Weltalls — ich will's beweiſen!

Ich ſage nichts über die Geburt und die erſten Jahre dieſes vorgeblichen Meiſterſtücks; es iſt ein zuſammengeſtoppelter Zuſtand von Seyn und Nichtſeyn, wo alle Gefühle und Empfindungen noch ſchlummern oder wie gar nicht vorhanden ſcheinen; er lebt noch nicht, ſondern iſt nur auf dem Wege zum Leben begriffen. Betrachte ich ſeine Zuſammenſetzung, die Entwickelung ſeiner Kräfte — welche Erbärmlichkeit! Der Stachel einer Mücke reicht hin, ſeine Haut zu durchbohren; der Biß eines Wurmes bringt ihm den Tod. — Die Angſt und der Jammer, worin der erſte urſprüngliche Menſch zu leben hatte, zwangen ihn, ſeine Geiſteskräfte auf die Folter zu ſpannen, um aller Nachläſſigkeit der ſtiefmütterlichen Natur abzuhelfen, die ihn ohne alle Vertheidigungsmittel auf dieſe feindſelige Erde geſchleudert hatte. Kein Pelz oder Gefieder dient ſeiner zarten, empfindlichen Haut zum Schutz gegen äußere Angriffe und Einwirkungen; er hat weder Zähne noch Klauen, ſich der zahlreichen drohenden Feinde zu erwehren; keine Muskelflüchtigkeit, um den mörderiſchen Rachen reißender Thiere zu entrinnen. Daher hatte das Menſchengeſchlecht auch Anfangs keine andere Beſtimmung, als zum Futter zu dienen wilden Beſtien, die damals noch nichts vom Eiſen zu fürchten hatten, welches nun der Schwachheit des Menſchen zur

Wehre dient. Und dieſes Eiſen, ihm zum Vertheidigungsmittel beſtimmt, war nicht ſobald gefunden und verarbeitet, als dies wahnſinnige Geſchlecht ſolches ſofort in ſeiner Verkehrtheit in eine Angriffswaffe verwandelte, nicht gegen die Bewohner der Wildniß, ſondern gegen ihr eigenes Geſchlecht. Es zerfleiſchte ſich, führte gegen ſich ſelbſt Krieg auf Leben und Tod, verbreitete Elend und Verwüſtung überall umher, oft unter dem nichtigſten, erbärmlichſten Vorwande, und erwies ſich nie glücklicher und zufriedener, als wenn Ströme von Blut unter ſeinen Augen vergoſſen wurden.

Man macht viel Weſens von der Seele, dem Geiſt, der Phantaſie des Menſchen; man zählt ſeine Werke, ſeine Künſte, ſeine Wiſſenſchaften auf; man rühmt ſeine Entdeckungen und Erfindungen; — aber, frag' ich, iſt das nicht bloße Folge ſeiner heißhungrigen Sucht, Alles zu verſchlingen, Alles ſich anzueignen, dieſes wilden Triebes, deſſen giftigen Samen die Natur ſchadenfroh in ſeinen Buſen gelegt hatte? Er hat Mittel aufgefunden, auf den Wogen und in den Lüften umher zu ſchiffen, den Dampf wie ein zahmes Roß in ſein Joch zu ſpannen; — doch, iſt das nicht Alles ein Zeichen ſeiner unbeſtimmten, ehrſüchtigen Unruhe, die ihn beherrſcht; des nagenden Wurmes ſeiner Wißbegier, welcher ſein Leiden verewigt und ihn immer glauben macht, er wiſſe gar nichts, ſo lange er nicht Alles ergründet hat? Ein befriedigtes Bedürfniß weckt ihm zehn noch quälendere Bedürfniſſe auf; er will Alles erkennen, Alles wiſſen, Alles fühlen — ſein Leben verzehrt ſich in peinvollen, mühſamen Forſchungen, an deren Ende er zuletzt ſelbſt in Staub zerfällt, ohne einmal begriffen zu haben, was wahre Glückſeligkeit ſey, ein Wort, das, bar allen Sinnes, ſich forterbt von Vorwelt zu Nachwelt. Glückſeligkeit! die wohnt nicht in jenem albern genug wiſſenſchaftlich geſcholtenen Streben, dem ſich das Menſchenvolk überläßt; ſie würde in dem Herzen des Menſchen ihren Sitz aufſchlagen, wenn nicht dies Herz, aus verdorbenem Stoff gebildet, ſelbſt das größeſte Hinderniß der eigenen Glückſeligkeit wäre. Neid, Bosheit, Geiz, Habgier, Selbſtſucht — alle Laſter ſtreiten um die Herrſchaft über daſſelbe; die Freundſchaft iſt eine trügliche Spitzfindigkeit, Liebe ein herabwürdigendes Bedürfniß, Großmuth ein Werk der Berechnung, Wohlthätigkeit bloße Prahlerei, Tugend ein Hirngeſpinſt, Religioſität Furcht vor Züchtigung. Das Alles iſt ſo wahr, daß es keinen Menſchen auf Erden giebt, der nicht Unglückliche oder Unzufriedene gemacht hätte und der nicht Urſache gefunden, ſich ſelber zu verachten, ſobald er ſich in die Tiefen jener zweiten Quelle der Qual getaucht, welche „das Gewiſſen“ genannt wird. — Und nun, wenn ich vom Menſchen nieder- oder vielmehr aufſteige zum Vieh — welcher Unterſchied! Alles ſtimmt da zu Gunſten deſſelben; das Vieh kennt keinen der menſchlichen Mißbräuche, nicht die Lächerlichkeiten, Irrthümer, Laſter, Verbrechen —!“

„Um's Himmelswillen, genug!“ rief ich ganz verblüfft über dieſen langen Ausfall gegen den Menſchen. — „Genug! Gerechter Himmel!“ gab er mir zur Antwort, „das iſt noch nicht der vierte Theil —!“

„Aber“ — fiel ich ihm in die Rede — „welcher hölliſche Geiſt hat Dir denn die Wuthpredigt eingegeben? Was hat Dir das arme Menſchengeſchlecht gethan —?“

„Was es mir gethan hat? Du fragſt noch? — es hat im vorigen Jahre mein Trauerſpiel ausgepfiffen!“

Allerhands-Mappe.

Nach neu'ſtem Brauch
Und Leſehang
Iſt Kurzes auch
Wohl noch zu lang? —
Nun, leichter dann,
Als Läng' ertragen,
Hat Jedermann
Das Ueberſchlagen.

Prozeß zwiſchen den Buchſtaben „D“ und „T.“

Die beiden Buchſtaben „D“ und „T“ waren in der „Alphabet-Reſſource“ grimmig aneinander gerathen, weil keiner von den „Deutſchen“ oder „Teutſchen“ laſſen wollte. Die übrigen Buchſtaben miſchten ſich in den Streit — ausgenommen „Y“, welches, als faſt abgeſetzt, melancholiſch im Hintergrunde blieb, — aber die vierundzwanzig Sprachforſcher lärmten ſo greulich, daß ſich kaum Sprache, vielweniger Forſchung heraus fand. Da ſollte ein Ausſchuß gewählt werden; E, U, S, C und H ſetzten die Behauptung durch: daß die Wahl auf ſie fallen müſſe, weil ſie Mitſtände wären bei dem Worte. „N“ wollte zwar auch heran, es wurde ihm aber bedeutet: nur wenn man ſingulariter nicht fertig werde, könne ihm eine Stimme zukommen. — Jetzt hörte man die Parteien; „D„ trat zuerſt auf und ſprach: Es ſey Zweck aller Herrſcher — und das Alphabet gelte doch als Beherrſcher der Literaturwelt — es ſey Zweck der Ordnung, die Erbfolge zu befeſtigen; nach dieſer ſey er das vierte, „T“ das neunzehnte Glied, ſein Vorrang alſo unbeſtreitbar, ſein Recht auch bekräftigt, ſeit ihre fleißigſte Dienerin, die Buchdrucker-Kunſt, es Schwarz auf Weiß beweiſe, daß die älteſten Sprachhelden ſich nur mit „Deutſchen“ abgegeben; auch hätten dieſe, laut der Geſchichte, noch immer mehr gewirkt als die Teutſchen, die am eigenen Namen zu mäkeln anfingen. „D“ ſchloß damit: daß „T“ ja ohnehin bei den Deutſchen ſchon ſeine Stelle habe, warum er ihm nicht auch ſeinen Dienſt laſſen wolle? „T“ ſcheine Univerſal-Monarchie zu bezwecken, und wenn man ihm, dem bedrängten Bruder, nicht helfe, werde „T“ einen Herrn Buchſtaben nach dem andern verdrängen, denn es ſey dem Machtbewerber nicht um Sinn, nur um Einfluß zu thun.

Bei dem Klange „Univerſal-Monarchie“ erblaßten ſämmtliche Buchſtaben vor Schrecken, da trat „T“ auf, beweiſend: daß ſein Ahne, vor einer Menge von Jahrhunderten, den Teutſchen voran zog; er ſtamme von dem Gotte „Teut“ und wolle ſeinen göttlichen Urſprung neu erkämpfen. Was „D“ von Univerſal-Monarchie ſage, wäre nicht ganz ohne Grund, denn ſein Abſtammungs-Name zeige ſchon darauf hin. „T“ bezeichne ihn, „E“ die Edlen, „U“ die Unterthanen und „T“ wieder ihn; er alſo beherrſche und umſchlöſſe Edle und Unterthanen.

und man ſolle eigentlich gar nicht ſagen: Teutſche, ſondern „Teuter.“

O du ſophiſtiſch-myſtiſcher Deuter! fiel „D“ ein, und S, C und H fuhren auf „T“ los, weil auch ſie verdrängt werden ſollten; endlich hatte der Rath der Fünfer ſich gefaßt und bewies dem „T“: daß ſeine Gründe verjährt wären und heidniſche Motive hätten, in unſrer argchriſtlichen Zeit müſſe aber auch jeder Buchſtabe chriſtlich ſeyn wollen. — „T“ aber erwiderte: darauf käme es hier gar nicht an, lebte Teut noch und ſähe, daß es Herrſchaft und Vortheil gälte, würde er ohne Umſtände der beſte Chriſt! — Des Streitens war kein Ende, und weil die Schrift — nach Dichter-Ausſagen — vom Himmel ſtammen ſoll, fand ſich eine Gelegenheit, dahin ſich zu wenden, und es geſchah, denn „T“ ward überſtimmt, als er an die nordiſche oder altteutſche Mythologie appellirte. — Die Himmliſchen mochten ſich indeſſen mit dem Feudal-Kampfe nicht befaſſen, ließen jedoch das ſelige Reichskammergericht, weiland zu Wetzlar, verſammeln, welches bekanntlich in der Buchſtaben-Klauberei ſich auszeichnete. Dies bekümmerte ſich erſt ein wenig um die modernſten irdiſchen Rechtsverhältniſſe und entſchied — diesmal ſchnell, denn jenſeits giebt es keine Sporteln! — folgendermaßen:

„Sintemalen in neueſter Anſicht die Zeit des Anfanges der franzöſiſchen Revolution als Grenzſcheide angenom-

Innere Stimme.

Schaffender Frühling beginnt.
„Pilger ergreiſe den Stab,
„Eh' noch die Zeit dir verrinnt,“
„Die dich mit Blüthen umgab!

Kräftiger Sommer iſt da.
„Pilger, nun ſpanne den Fleiß,
„Bald iſt die Ernte dir nah,
„Rüſtig, und wird dir auch heiß!“

Herbſtlich entfärbt ſich die Flur.
„Pilger, du gehſt ja ſo matt?
„Sucheſt nach beſſerer Spur,
„Haſt wohl das Wallen ſchon ſatt?“

Winterlich rauſcht es herab.
„Pilger, vollende den Lauf!
„Grüßend ſchwebt über dein Grab
„Ewiger Frühling herauf!“

men, um das Alte, zuweilen nach, zuweilen ſonder Verdienſt und Würdigkeit, wieder in ſeine Gewalt zu ſetzen, und ein weiteres Zurückgehen viele Theile gefährdete — ſo muß auch dieſer Streit danach entſchieden werden. Zu jener Zeit nun ſtand „D“ den Deutſchen immer voran, hat ſich dieſes Platzes auch nicht unwürdig gezeigt, deshalb iſt „T“ zum Schweigen verdammt und es findet keine Apellation ſtatt. Alſo dekretirt und hat dekretirt im Jahr Chriſti 1817:

Das verblichene Reichs-Kammergericht.“

„T“ wüthet aber unaufhörlich und will Gewalt- und Schleichwege verſuchen, zu denen Anwalte ihm wohl nicht fehlen.

Steckbrief.

Die nachfolgend näher bezeichnete Frau **Vernunft**, geborene **Sonne**, hat ſich landflüchtig gemacht; man gewahrt ſie zuweilen hier und dort, doch nirgends wird ſie bleibend. Sie ſpendete ſonſt Recht und Frieden, iſt aber jetzt durch viele Unglücksfälle ſo zurück gekommen, daß ſie ſelten ihr ehemaliges Gewerbe üben kann, beſonders weil die meiſten Menſchen ſie ſich fern halten; denn der Umgang mit ihr ſchändet, da ſie nach dem Neubeliebten ſich nicht bequemt. Doch zieht ſie erhaben einher; man wird nicht ganz leicht mit ihr vertraut, aber bei näherer Bekanntſchaft weiß ſie ſich angenehm zu machen und iſt überhaupt immer verträglich. Nur wenn ewig unmündige Parteihetzer unter ihrem Namen herum vagabondiren und leichtſinnig aufgeregte Theaterſtreiche für ihre Thaten ausgeben, kann ſie ſehr kühn werden, denn ihr unüberwindliches Unglück iſt, daß ſie auf klares, beſonnenes Leben und guten Ruf hält. Ihr Alter geht über das der Welt hinaus, doch läßt ſich die Zahl ihrer Lebensjahre deshalb nicht genau angeben, weil ſie oft halbe Jahrhunderte todt iſt und dann nur durch irgend einen ſeltenen Freund, der es redlich mit ihr meint, wieder in's Daſeyn gerufen werden kann. Da es aber doch immer eine und dieſelbe Vernunft iſt, ihr alſo die Ahnen fehlen, kann ſie nicht von Adel, ſondern muß rein bürgerlicher Natur ſeyn. Beſondere Abzeichen hat ſie nicht, man darf aber annehmen, daß ſie in gefährlicher Nähe iſt, wenn Alle, die bloß durch übereinkömmliche Verhältniſſe oder Machtworte gelten, plötzlich einig werden, und zu erkennen iſt ſie in dieſer Zeit allenfalls an mehreren Narben und noch nicht ganz geheilten Wunden, welche ihr von neuphiloſophiſchen Syſtemen geſchlagen ſind. Man wollte auch der Blendwunderei einen Antheil bei dieſen Verletzungen zuſchreiben, beſtimmte Nachrichten ſagen aber, daß die Vernunft mit dem Wunderglauben noch niemals zuſammengekommen iſt. — Da nun faſt alle Inhaber vom neueſten Moderverſtande wider die alte Frau Vernunft ſehr eingenommen ſind, ſie auch wirklich durch die mehrmalige Behauptung, ſie ſey das Höchſte in der Welt, ſich des Majeſtätsverbrechens äußerſt verdächtigt machte, zugleich ihr ſtetes Umherwallen allerlei Planen nicht vortheilhaft iſt, ſo gedenken wir ſie einzufangen für ein Spital und würden ſie hier gern zu Tode füttern, wenn ſie nicht, trotz oftmaliger Starrſucht, eine verdrießliche Unſterblichkeit zeigte. — Wir bitten hiermit unſere Getreuen, als: Inquiſitions-Räthe, die zu den alten großen und kleinen hinzugekommenen jungen kleinſten Propheten und Wundermacher, ferner alle kalten und ſchwärmeriſchen Myſtiker, hellſehende Magnetiſirer, bückende betſchweſterliche Frauen und ſonſtige Finſterlinge, — um des eigenen Vortheils willen — auf obengenannte Vernunft, geborene Sonne, zu vigiliren und ſie uns unſchädlich machen zu helfen; zu welchem Zwecke uns ergiebige Vorſchläge ſtets willkommen ſeyn werden.

Gegeben im Luftſchloſſe Eswerdenacht.

Wir, die Beſchützer von Uns.

Ja und Nein im Geſpräch.

Neulich geriethen Ja und Nein einmal wieder recht hart aneinander, über ſich ſelbſt, und da habe ich folgendes Geſpräch belauſcht:

Ja.

Halt, guter Freund! Ich ſage Freund, nach der gewöhnlichen Sprachweiſe, wonach man ſeine Freunde jetzt in zwei Klaſſen theilt: in Freunde und Feinde, und weil ich Dich überall auf meinen Ferſen finde. Uebrigens weiß ich, wie Du's mit mir meinſt! Aber das muß ein Ende nehmen; verſtehſt Du mich?

Nein.

Nicht im Geringſten! Auch hab' ich gar nicht Luſt, Dich verſtehen zu wollen.

Ja.

Das konnt' ich voraus wiſſen! Dir ſind Nicht- und Mißverſtehen, Widerſacherei und Gegenrednerei angeboren. Du biſt nie der Meinung irgend Jemands, immer einer andern, verleugneſt aus Sucht zu Händeln oft Deine eigne Meinung, und darum, dächt' ich, bekümmerten wir uns künftig gar nicht mehr um einander. Es wäre jedenfalls das Beſte.

Nein.

Unmöglich! Ich will nichts als meinen Willen, das iſt das Beſte! Unmöglich!

Ja.

Weshalb unmöglich? So wär' es unabwendbar, daß ich bei jeder Frage, bei jedem Schritt immer und ewig Dich mir im Wege finden müßte? Sag' an, gab es ſeit Erſchaffung der Welt einen einzigen Fall, wo Du mir nicht in die Quere gekommen wäreſt? Haſt Du je unter uns Eintracht beabſichtigt?

Nein.

Das iſt mir nicht eingefallen und fällt mir nicht ein! Aber was geht's Dich an?

Ja.

Sehr viel, wenn Du ſtets in meiner Nähe bleibſt. Ich halte was auf mich, ſtrebe nach Sicherem, und wenn ich — zum Beiſpiel — ſage: es wird Tag in der Welt, ſo will ich nicht, daß Du hinterher kurzab behaupteſt: Nichts da, es wird Nacht!

Nein.

Das muß ſo ſeyn! Das Weltall iſt nur vorhanden wegen der Menſchen Streitſucht. Du haſt in der Abgeordneten-Kammer der Gedanken die eine, ich die andere Seite, und der menſchliche Verſtand, wenn er zur Vernunft kommt, mag dann ſagen: ich bin das Centrum, der Kern, Ihr ſprecht und ich entſcheide!

Ja.

Was? Zwiſchen Ja und Nein ein dritter Richter? Aber halt! — ein Vorſchlag zur Güte! Wie wär's, wenn Du immer zuerſt das Wort nähmſt?

Nein.

Was meinſt Du dabei zu gewinnen?

Ja.

Ich gebe Dir etwas voraus, ich ſchmeichle Deiner Eitelkeit! Sprich Du immer zuerſt, dann komm' ich und laſſe Dein Geſagtes gelten. So haſt Du die Ehre und ich habe meinen Willen, denn da ich Dir den Vorrang gönne, hoffe ich von Deiner Dankbarkeit, Du werdeſt immer nur ſagen, was meiner Zuſtimmung gewiß iſt.

Nein.

Nicht d'ran zu denken! Mich zu fügen iſt gegen meinen Charakter. Es ſoll nichts ſo ſeyn, wie es ſeyn will und ſoll. Zwiſchen uns ſind die Rollen vertheilt ſeit den ſechstauſend Jahren, wonach Du das Erd-Alter zählſt, und auch noch nach den vielen Jahrtauſenden, wo die Welt in Chaos und Anarchie, alſo das Nein alleinherrſchend war.

Ja.

Es wäre doch ein Mittel, uns zu verſtändigen! — aber freilich, von Dir läßt ſich nur Halsſtarrigkeit und Trotz erwarten. Uebrigens, was meinſt Du, wie lange das noch ſo dauern kann?

Nein.

Bis in Ewigkeit! Denn ging auf's Ja ich ein, ſo wär' ich ja nicht Nein! Und Du haſt mir ſchon viel zu viel Macht geraubt!

Ja.

Wozu dient aber der ewige Hader, wenn wir uns nach Jahrtauſenden immer auf derſelben Stelle finden, ohne Beide recht vorwärts zu kommen; wenn ich immer behaupte —?

Nein.

— was ich bis auf den letzten Schutt des Weltalls nicht gelten laſſen will! Was thut's? Den Menſchen ward dabei das Vergnügen, ſich geſtritten zu haben — das vertreibt die Zeit, die ſchlechte ſo gut wie die gute!

Ja.

Streit und Hader! Saubres Vergnügen, beſonders wenn's Deinetwegen mit Kanonen betrieben werden muß! Und wenn ich *dadurch* noch wenigſtens Deiner los werden könnte!

Nein.

Ei, alſo dazu wäre Dir kein Mittel zu übel!? Aber es hilft nichts, Widerſtand und Kampf machen mich nur unbeugſamer.

Ja.

Und doch glaub' ich, daß Dergleichen Dir etwas Scheu einjagt.

Nein.

Nicht im Mindeſten! Ich verfolge Dich dann nur mit mehr Erbitterung; denn werd' ich nicht triftiger, werd' ich doch giftiger!

Bei dieſen Worten wandte Ja den Rücken; Nein aber ſprang ſogleich nach, und ſo zieht die Doppel- und Zwieſpalts-Meinung durch's Leben, zur Freude des ungeläuterten Sinns und zur Kränkung der Wahrheit.

Die Ruhms- und Unſterblichkeits-Gegenſeitigkeits-Geſellſchaft.

Eine Geſellſchaft Namenloſer iſt in Deutſchland ſeit einiger Zeit zu einem Aktien-Verein zuſammengetreten; ſie hat ſich überzeugt, daß es nur mit vereinten Kräften und gegenſeitigen Anſtrengungen gelingen könne, Namen zu erwerben und ihre Unſterblichkeit zu ſichern. Sie glaubt ihren Zweck erreicht zu ſehen, und dadurch aufgemuntert will ſie eine Stiftung dieſer Art gründen. Das Zeitgemäße der Unternehmung ſpringt allerdings in die Augen, wenn man ſich unter den neueſten Muſenſöhnen umſieht. Unter den Muſenſöhnen! Fürwahr, bedenkt man jetzt die Menge derſelben, alſo auch die Menge von Fehltritten der unvermählten Muſen, iſt es ihren Söhnen nicht zu verargen, wenn ſie reizende Fehltritte als Regel, langweilige Tugenden als ungefällige Ausnahme betrachten.

Doch zur Sache! Wie groß iſt die Nachfrage nach Ruhm und Unſterblichkeit, und wie unverhältnißmäßig theuer kommen ſie noch immer zu ſtehen; ſaure Anſtrengung, beſchwerlicher Erwerb von Kenntniſſen, kurz ein Leben voll Fleiß und Mühe, das ſind die Preiſe. Es iſt überdies ſogar die Eigenthümlichkeit jener Artikel, daß ſie, ganz im Gegenſatz mit aller andern Waare, durch die Concurrenz nicht im Preiſe fallen, ſondern vielmehr ſteigen. Aber zum großen Theil ſind ſie jetzt gar nicht feil; nur wenigen Bevorrechteten pflegen ſie, wie Gift in der Apotheke, verabfolgt zu werden, dieſe Hülfsmittel, die ſo wohlthätig und eben ſo ſehr für das Selbſtgefühl als den Lebensgenuß unentbehrlich ſind. Soviel auch immer von einer gelehrten Republik geſprochen wird, ſo herrſcht doch Adel und Geburt nirgends tiefer, durchgreifender und unauslöſchlicher als hier. Die Natur war ſchon bei der Geburt des Menſchen parteiiſch und ungerecht mit Ertheilung ihrer Gunſt, und das Uebel wird noch durch das Vorurtheil der Menſchen vergrößert, daß ſie Ruhm und Unſterblichkeit von ſolchen unmittelbar-natürlichen Anlagen und Fähigkeiten abhängig machen. Das ſtimmt aber keineswegs mit der Aufklärung unſerer Zeit, es iſt eine Bevorrechtung, eine Hemmung literariſcher Gewerbefreiheit.

Den lange gefühlten Uebelſtänden und Bedürfniſſen abzuhelfen, iſt der gemeinnützige Zweck jener Geſellſchaft.

Sie macht nur noch einmal aufmerkſam, daß Namen zu haben in verſchiedenen Fällen des Lebens ſowohl angenehm als wichtig ſey: angenehm auch ſchon deswegen, weil Viele mit dem Finger auf Einen zeigen, was ohne Zweifel den meiſten Leuten Spaß macht; wichtig inſonderheit auch, wenn man einem Verleger aufwartet. Dieſe Beſitzer der Literatur ſind gewöhnlich ungewöhnlich ſchroff und abweiſend; hat man aber Namen, findet man in ihnen die beugſamſten, zugänglichſten Leute.

Die Aufforderer erſuchen die Theilnehmer, ſich baldigſt auf einem der Büreaus der Geſellſchaft, welche mit denen einiger Zeitſchriften vereinigt ſind, zu melden, indem ſie ſonſt für die Aufnahme nicht einſtehen können. Sie haben die Zahl der Mitglieder unabänderlich auf vierzig feſtgeſetzt, da es ihr und allen Betheiligten ſelbſt daran liegen muß, daß Ruhm und Unſterblichkeit nicht allzuſehr verbreitet werden; eine ſolche Anzahl hielt ſie aber doch für erforderlich, um der an die Mitglieder auszufertigenden Berühmtheit den gehörigen Umſchwung zu geben. Sonſt hat ſie alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt: perſönliche Meldung iſt nicht nöthig, auch verſpricht man das größte Geheimniß über Beitritt ſowohl als Antheil.

Wer aufgenommen werden will, muß einen Schein beibringen, daß er Mitarbeiter irgend eines geleſenen Blattes ſey; in welchem Fach er ſonſt arbeitet, iſt gleich-

Lieb' und Wein.

Liebe ſchmückt des Lebens Laſt,
Wein entrückt dem Erdgetriebe,
Drum, wenn ihr euch ſelbſt nicht haſſt,
Liebt den Wein und liebt die Liebe!

Leert die vollen Becher ſchnell,
Mädchen, ſtimmt zum Frohgeſange!
Sind nur Wein und Stimmen hell,
Schwelgt das Herz im Friedensklange.

Gram will morden, Lieb' und Wein
Sollen ihm die Luſt verderben,
Küßt und trinkt, berauſcht zu ſeyn,
Iſt doch beſſer wohl als ſterben!

Trinkt und küßt! Bey Wein und Kuß
Könnt entzückt zum Grab' ihr wandern,
Und ſo tauſcht, wer ſterben muß,
Einen Himmel mit dem andern.

gültig; es iſt gleichgültig, wie den Geſangvögeln der Schnabel gewachſen iſt, ob Zeiſig oder Nachtigall; doch gilt im Ganzen: je größer der Mund, um ſo willkommener.

Der Geſchäftsgang iſt einfach, die Verpflichtung billig: leben und leben laſſen, loben und gelobt werden. Ueber die Forderungen der Mitglieder gegeneinander, über das geſammte Credit und Debet wird gebucht, Taxatoren ſind für ſtreitige Fälle beſtellt. Ein Tarif iſt im Büreau niedergelegt; wir theilen daraus mit:

Einem bloßen „geiſtreich“ für einen Novelliſten entſpricht für einen Dichter ein „poetiſch“, für einen Kritiker ein „ſcharfſinnig“. Einem „feinen, ſubtilen“ Kritiker entſpricht ein „ſeelenvoller“ Dichter, einem „tiefen“ Denker ein „hoher“ Dichter; innig, minnig und ſinnig haben gleichen Werth und paſſen für Alles. „Bekannt“, „anerkannt“, „geſchätzt“ „geehrt“ und dergleichen Ausdrücke ſind ein Rabatt des Lobes, der jedem Mitgliede zukommt. — Auch muß bemerklich gemacht werden, daß die Geſellſchaft bereits ihre Makler an den wichtigſten Plätzen hat, und wir wiſſen von guter Hand, daß ſie ihren Weihrauch direkt und urſprünglich hauptſächlich von Paläſtina bezieht.

Neulich kam der Geſellſchaft ein fliegendes Blatt zu Geſicht, das ſie für ein Pasquill hielt und auf ſich ſelbſt beziehen mußte. Da ihr ſonderlich viel daran liegt, den Schmähſüchtigen zu ermitteln, ſo verſpricht ſie Demjenigen, der ihr Anzeige davon macht, falls er ein Schriftſteller ſeyn ſollte, unentgeltlich in ihren Verein aufzunehmen; Demjenigen aber, der den Verbrecher in irgend einem öffentlichen Blatte gröblichſt herunterreißt, die Valuta eines „höchſt geiſtreich“ anzurechnen. Das abſcheuliche Pasquill lautet unter Anderem:

„— Und wenn unſere Ruhmſtehler ſich gegenſeitig von einem Himmel in den andern heben, iſt ihr Lob anderer Art als ihre Werke? Pausbackige Worte, milchbärtige Gedanken! Die Ausdrücke „tiefſinnig“ und „geiſtreich“ werden in der Verbrüderung umher geboten, als ob es mit ihnen nicht mehr auf ſich hätte, wie mit „Proſit“ und „wohlgeſpeiſt zu haben!“ Was hilft's, die Citate aus ihren Werken, womit die Unſterblichkeits-Anſprüche ſich erhärten ſollen, erſcheinen durch alles Lob der Welt nicht um ein Haarbreit beſſer als aufgeſchnappt. — Einige abgelegte Kleider größerer Männer, das iſt Alles, was ihre Blöße deckt. Aber die unſterblichen Hoſen ſind ihnen leider viel zu lang, und ſie können darin nicht gehen; die Aermel ſind ihnen viel zu lang und ſie können mit den kleinen Händchen nicht herausreichen; ſie können auch nicht um ſich ſehen, denn der Hut eines größeren Kopfes, als ſie, fällt ihnen weit über Augen und Naſe; die Unſterblichkeits-Kränze von Je-länger-je-lieber endlich, welche ſie ſich freundſchaftlich ertheilen, können leider ihrer Keinem etwas frommen, denn ſie ſind gleichfalls zu groß und fallen über Kopf und Schulter ihnen ſogleich bis auf die Füße. So iſt's denn ein Zappeln und Tappen, ein luſtiges Sacklaufen!

Darum nehmt Rath an: bleibt fein zu Hauſe; ihr betrügt euch bei dem Troſt, daß, wer klein iſt, nicht hart fallen könne."

Bei allen Mächten der Unterwelt! es iſt der ſtraffälligſte Freimuth, die unleidbarſte Keckheit, und nicht Gleiches mit Gleichem, nicht das Homöopathiſche gelte hier, mit den niederſchlagendſten Mitteln muß der Frevler zum Schweigen gebracht werden. Der höchſte Preis Dem, der ihn am nichtswürdigſten behandelt!

Staberl
als muſikaliſcher Enthuſiaſt.

Staberl (kommt).

Ich will auch einmal meine muſikaliſche Weisheitsſchafferei leuchten laſſen; thun's doch ſo Viele, daß mich Luſt anwandelt, zu verſuchen, wie ich damit zurecht komme. Aber eine recht gründliche Unterhaltung muß es ſeyn —

eine recht hitzige, muſikzeitungliche, wo weder die Beredner — es iſt ein Wort, was ich in deutſche Sprache einſchmuggeln möchte! — noch die Zuhörer aus einander klug werden; — wo aber einen Mann finden? Halt! da kommt Jemand, der zufällig viel Eile zu haben ſcheint; thut nichts, der ſoll daran! Ja, wie nun geſchwind eine muſikaliſche Diskuſſion anknüpfen? — Halt, ich hab's! — Mein Herr! darf ich fragen, wer Ihr Schneider iſt?

Jemand.

Mein Stubenwirth; darf ich meinerſeits die Ehre haben, nach dem Grund dieſer Frage —?

Staberl.

Ich — ich hätte große Luſt, bei ihm arbeiten zu laſſen! —

Jemand.

Es ſoll mir ein Vergnügen ſeyn, Sie zu ihm zu führen; es iſt ein redlicher Mann — ein Familienvater, der für mäßigen Lohn ſo vortreffliche Arbeit liefert, als —

Staberl.

Die Details regardiren mich nicht. Wiſſen Sie aber, warum ich ihm den Vorzug gebe? — Es iſt, weil ich im Enſemble Ihres Rockes und Ihrer Pantalons — denn mit Ihrer Erlaubniß, ich glaube, es ſind Pantalons, die Sie da anhaben — weil ich nämlich finde, daß darin eine vollkommene Harmonie herrſcht.

Jemand.

Sie ſind anſtändig gearbeitet, ſorgfältig — aber was die Harmonie betrifft, wie Sie zu ſagen belieben —

Staberl.

Es klingt übertrieben — ich weiß; doch das Uebertriebene iſt die Charakter-Stärke unſers Jahrhunderts. In der That, ſtreng muſikaliſch geſprochen, das Wort Harmonie ſoll man nur anwenden, wenn es ſich von der Richtigkeit und der Milde handelt, die eine Folge ſind vollkommener Uebereinſtimmung der Accorde. — Der Einklang der Inſtrumental- und Vocal-Partieen —

Jemand.

Wie Sie ſagen! —

Staberl.

— weil Sie mich nun einmal auf die Muſik gebracht haben —

Jemand.

Ich hätte Sie darauf gebracht? — I bewahre!

Staberl.

Um Verzeihung! Sie haben mich darauf geführt! Ich frage Sie demnach: was halten Sie von Mozart, dem Vater der Harmonie? —

Jemand.

Aber —

Staberl.

Aha! Sie ſind noch nicht eins mit ſich darüber —

oder Sie gehören vielleicht nicht zu ſeinen Bewunderern. — Geſtehen Sie nur —.

Jemand.

Mein Herr! wenn ich geſtehen ſoll —.

Staberl.

Keine Ausflüchte! Sie ſind für Gluck oder für Weber? ſind Sie ein Spohriſt oder Meyerberianer? oder ein Roſſinianer, oder Spontinianer? Sie ſind ein Aubergiſt, oder ein Boyeldieuer?

Jemand.

Ich habe Achtung vor Gluck, Mozart, Weber und anderen Componiſten; es ſind gewiß ſehr ehrenwerthe Leute. Uebrigens liegt mir dies Alles gar nicht ſo nah; ich bin ein unbekümmerter Hausbeſitzer.

Staberl.

Es iſt ein ſehr gutes Ding um den Hausbeſitz; das muß aber nicht hindern, ſeine muſikaliſche Meinung zu haben. Mit einem Wort: ſind Sie für Roſſini oder für Spontini?

Jemand.

I nun — ja! —

Staberl.

Geben Sie dafür Ihre unmaßgeblichen Gründe an.

Jemand.

Gründe?

Staberl.

Sie beſtimmen ſich alſo für Jenen oder Dieſen dampfmaſchinenmäßig, ohne italieniſches, franzöſiſches oder deutſches Syſtem — ohne ſich vorläufig Rechenſchaft abgelegt zu haben, was die Ueberlegenheit in der Muſik ausmacht —?! Nun, das thut nichts zur Sache. Um alſo wieder auf den Schwan von Peſaro zu kommen, den Sie mir citirt haben —.

Jemand.

Was? — ich hätte einen Schwan citirt? das iſt ja toll —!

Staberl.

Ich ſehe ſchon, wo Sie hinaus wollen. Sie werden mir die Blech- und Kupfer-Inſtrumente einwenden, von welchen er in ſeinen Partituren ſo häufigen Gebrauch macht.

Jemand.

Wer? der Schwan? — Nun geſetzt —

Staberl.

Ich würde alsdann fragen, wie Sie es in ſeiner Stelle machen würden. Sie wollen zum Beiſpiel die Qual der Liebe malen: werden Sie etwa da ein ſanftes Flöten-Accompagnement in Mi-B-mol anbringen? Gott bewahre! Wir ſetzen uns jetzt in die Lage ihres verliebten Helden: Sie ſagen zu ſich ſelber: ich liebe — ich leide; ſcharmant! Mein Herz iſt in der Schwanke zwiſchen

Furcht und Hoffnung? gut! Die Eiferſucht dringt in meine Bruſthöhlen, erregt in meinem Innern einen furchtbaren Orkan; und zwiſchen dieſen Leidenſchaften entbrennt ein Notenkampf auf Leben und Tod. Als gelehrter, berühmter Componiſt — was werden Sie da thun? — Sie werden vor Allem die innere Zerrüttung Ihres Helden in das Gemüth des Publikums übertragen wollen, denn die Zerrüttung iſt hier die Hauptſache! Und welche Harmonie möchte den Sturm im Herzen lebendiger nachbilden können als die entfeſſelte Gewalt der Trompeten, Pauken, Cymbeln, Schmiedehämmer und Amboſſe allenfalls, wenn es nöthig wäre; das iſt die wahre Silhouette eines mit ſchwarzen Gefühlen gewaltig erregten Herzens, das in ſeiner Zerriſſenheit —

Jemand.

— natürlich die Ohren zerreißen muß — ich will nicht widerſprechen; — aber, meine Frau wartet mit der Suppe auf mich —.

Staberl.

Ein heißer Kunſtliebhaber kehrt ſich nicht an eine kalte Suppe, das ſind Ausflüchte, mein Herr! — und wahrhaftig, ich laſſe Sie nicht, bevor Sie ſich deutlich erklärt haben —.

Jemand.

Hören Sie 'mal, das Ding wird mir langweilig — und wenn Sie mich nicht loslaſſen — ich rufe nach Hülfe! —

Staberl.

Fahren Sie denn hin, ſie Unenthuſiaſt, Sie Mann hinkender Syſteme! Halb habe ich Sie ſchon herum, bei'm nächſten Wiederſehen hoffe ich auf den Triumph, Sie ganz bekehrt zu haben. — Er hört mich nicht mehr! — Man muß geſteh'n, er hat mir heiß gemacht mit ſeinem Widerſpruch und Eigenſinn; aber ich habe geſiegt — Vivat die Muſik!

Vater-Unſer eines Wucherers.

Vater unſer, der du biſt im Himmel! — Schade, daß man dich nicht auf Erden findet, ich wollte durch Connexionen ſchon an dich kommen! — Geheiliget werde dein Name! — Ja! es verhungern jetzt viele Menſchen, und ich verdiene hundert Prozent, wenn das liebe naſſe Wetter eine ſchlechte Erndte ſchafft und mir zu einer guten hilft! — Zu uns komme dein Reich! — Das wäre freilich ſicherer; dann könnte ich mir Wetter und Courſe machen, wie ich wollte! — Dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden! — Ich bitte mir's nur aus, daß er immer mit meinem Willen übereinſtimmt! — Unſer täglich Brod gieb uns heute! — Ich will heute in der Hof-Reſtauration eſſen und auch Champagner trinken, der Disconto war dreizehn Prozent! — Und vergieb uns unſre Schuld! — Ich rechne darauf, ſollte nach Dem, was ich mir ſchon ſelbſt vergebe, noch Schuld übrig ſein! — Wie wir vergeben unſern Schuldigern! — Das geſchieht mit Vergnügen, wenn ſie größere Sicherheit geben und noch ſechs Prozent mehr ſchreiben! — Und führe uns nicht in Verſuchung! — Ach! Schirme mich doch vor Briefen von Brod-, Hülfs- und Armen-Vereinen, denn da muß man ſchon Schande halber etwas geben! — Sondern erlöſe uns vom Uebel! Laß die verdammten Würmer in meinen Magazinen crepiren, die freſſen mir ſonſt zehn Prozent! — Denn dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit! — Sieh, bis dahin laſſe ich dich ungeſtört in deinen Ehren und Würden, nur wirſt du auch ein Einſehen haben und für die Lebenszeit auf meine Wünſche gehörige Rückſicht nehmen, denn nur in der Ueberzeugung bet' ich ja: Amen!

An die Allmacht.

Sonett.

Wann ruft dein Donnerwort: Es werde Licht!
Wohin ich liebend forſche, ſehnend ahne,
Durch Zeit und Herzen die Gedanken bahne;
Die Macht reißt wild die Unſchuld zum Gericht.

Vergieb es, wenn mein Thränenſchauder ſpricht:
Ob ich zu friſchem Hoffen mich ermahne,
Die Weltgeſchichte ſtürmt mich aus dem Wahne,
Was ſich verklärt, das dulden Menſchen nicht!

Doch mag umſonſt ich in die Wolken fragen:
Warum muß Recht und Wahrheit Feſſeln tragen,
Die Edelkraft der Tücke Sieg und Spott?

Ich kämpf' um Licht und will mich freudig wagen,
Und ſoll der Himmel nie zur Erde tagen,
So fall' ich gern und halte mich an Gott!

Apoll und Pegaſus
auf dem Berliner Schauſpielhauſe.
(Bald nach deſſen Wiederaufbau.)

Eben hatte ich mir den Apoll und Pegaſus auf dem Schauſpielhauſe in Berlin betrachtet, und Neugierige wollten wiſſen, was mir dabei einfiel. „Dieſer Apoll und Pegaſus“ ſagte ich, „ſind getriebene Arbeit, beſonders im Preiſe, und obwohl nur in Kupfer, iſt ſie doch dadurch auch in Silber oder Gold getrieben. Uebrigens fangen die Kritiker — gegen die Apoll mit den beiden vorgeſpannten zutäppiſchen Greifen beſonders gerichtet ſcheint — bei ſeiner werthen Perſon ihre Geſchäfte an. Namentlich iſt ſein Haupt ein Gegenſtand ihres Tadels, indem ein Büſchel Haare nach vorn und das vom Wind — ſchlecht in Kupfer — getriebene Haar nach hinten in der Profil-Anſicht einem dickköpfigen Raben gleichen. Dieſer fataliſtiſche Zufall wird in unſerer ſo entſetzlich aufgeklärten Zeit ein natürliches Omen. Man wagt nun zu meinen: einige Dichter würden ſtehlen, einige Schauſpieler und Sänger krächzen und ſingen wie die Raben, und Andere ſetzen gar hinzu: daß, weil die jetzigen Schickſals-Tragödien und Melodramen der Criminal-Juſtiz die ihr gehörigen Opfer entziehen, ſo wolle auf dem Schauſpielhauſe der eingeſchwärzte Rabe — durch den kein gutes Haar am Apoll iſt — ſeine Rechte reclamiren. Manchen erſcheint es auch wunderlich oder zeitgemäß, daß ſich vom Pegaſus der Apoll — indem er auf anderer Seite in ganz entgegengeſetzter Richtung dargeſtellt iſt — ſo ungeſellig abwendet und ſich mit Greifen behilft. Dies Letztere kann jedoch für die Theaterkaſſe als Vorſichtsmaßregel gelten, da die Greifen, laut der Sage, Wächter des Goldes ſind, und man wünſcht gewiß, daß es überſchwenglich viel zu bewachen gäbe. Der feſtſitzende Rabe auf dem Haupt und die davon wollenden Greifen laſſen jedoch den Apoll zum Satiriker werden; denn er könnte andeuten: der Rabe entwende, was den Dichtern zukäme, und eine ſolche Hinweiſung iſt nicht ohne Sinn und Wahrheit.

Daß Apoll indeß fortwährend dem Pegaſus ſo ganz und gar den Rücken zukehrt, wie hier, bleibt immer unerfreulich, auch wenn ſich beweiſen ließe, daß dieſer Sonnengott dieſem ſogenannten Roſſe der Dichter nach Gebühr ſich ungnädig zeigt. Gründe dazu — obwohl Gnade oder Ungnade der Kunſtprotektoren, vom Apoll bis zum Lord herab, bloß auf Launen beruht — ließen ſich allenfalls entdecken, das heißt: bei einem echten Apoll. Fürerſt könnte er wohl wieder einmal von der kühnen Idee erfüllt werden, himmelan ſtreben zu wollen, und wozu hat denn der Pegaſus die Flügel! Beſagter auf dem Berliner Schauſpielhauſe will aber nicht empor, er hängt vielmehr gewaltig den Kopf, und er dünkt uns dadurch faſt ein Myſtiker neueſter Sorte, ein nur den nächſten Vortheil erſpähender Kopfhänger geworden zu ſeyn. Da er mit einem Vorderfuß an einem Stückchen Erdſcholle ſcharrt, hat man auch dazu einen Beweggrund ſuchen und ſeine Kopfhängerei hiermit in Verbindung glauben wollen. Daß er die Hippokrene aufſcharre, iſt nicht wahrſcheinlich; wenn wir auch nicht wüßten, daß dieſer Quell unter dem Hufſchlag des Pegaſus plötzlich entſtanden ſeyn ſoll, das mühſame Gekratz demnach die Idee herabzöge, ſo würde doch Niemand an die Hippokrene denken. An Waſſer fehlt es in heutiger Reimkunſt nicht, und daß es bei den jetzigen Poeten nicht große Dinge thut, iſt auch zu bemerken, ſeit die gewaltſamen Verſuche zur Erhebung von den Weinhändlern aus der Champagne verſchrieben werden, deren Rebenerzeugniſſe ſogar im „Converſations-Lexicon“ ſchon „die Weine der poetiſchen geſellſchaftlichen Begeiſterung“ genannt werden. Der Pegaſus mußte alſo wahrnehmen, daß man die Begeiſterung nicht mehr aus den beſonnen, eher aus den berauſchend machenden Quellen ſchöpft; da dies einer edlen Pferdenatur zuwider iſt und Pegaſus es nicht leiden wollte, daß Apoll — der übrigens wieder vom Olymp verbannt ſcheint, um eine Heerde zu hüten — mit ſeinen Untergebenen gemeine Sache und einen andern Quell zu dem der Dichtkunſt wähle, ſo erhielt das gute Thier ſeine Entlaſſung. Apoll aber hat nun ſeine Gunſt.

nachdem die neueren Dichter ſich ſchon eine Weile des Hippogryphen, des Roß-Greifen, zum Uebergange bedienten, gänzlich den goldhütenden Thieren zugewandt, weshalb die neueren Bühnendichter auch meiſt auf das Gold ſehen, wovon ihnen jedoch die Schauſpieler-, Sänger- und Tänzer-Schaaren, ſammt den ihnen verbündeten Dekorations- und Schneiderwerkskünſtlern, wenig oder nichts übrig laſſen. Unter ſolchen Umſtänden wird die Kopfhängerei unſeres Pegaſus begreiflich und ſein Scharren an der Erdſcholle muthmaßlich wohl andeuten ſollen, daß er der Dichtkunſt gemächlich ein Grab gräbt, damit er als zur Unthätigkeit verurtheiltes Muſterroß wenigſtens noch etwas thut. Dies Alles iſt augenſcheinlich an ſeiner Betrübniß von dem Bildner ergreifend ausgedrückt; ja, man findet in dem erhobenen Schweife, dem einzigen Theile, worin ſich ein lebensvoller Aufſchwung bekundet, das Sinnbildliche ſo kräftig weit getrieben, daß dies ſchon allein die aus gerechtem Verdruß hervorgehende Stimmung, in welche der Pegaſus ſich zu dem ihn entlaſſenden Apoll verſetzt fühlt, hinlänglich ausſpricht, ohne weiterer Worte zu bedürfen, die es ſo zart nicht ſchildern können, als es der Bildner vermochte."

Nach ſolcher Anſchau und Aeußerung ging ich heim und vergnügte mich dadurch, daß auf dem Schauſpielhauſe einſtweilen das Sinnbildliche noch nicht Oper und Ballet bevorzugte. Die Muſik — dachte ich — macht jetzt dem Lärm die Cour, oft in ſolchem Grade, daß Samuel Johnſon, wenn er noch lebte, nicht immer wiederholen könnte, was er einſt ſagte, nämlich: „Ich denke, unter allem Getöſe iſt Muſik dasjenige, was am wenigſten unangenehm iſt.“ Es gab eine Zeit, wo man mit wenigen Mitteln viel leiſtete, heut zu Tage ſind zu dem Wenigen, was geleiſtet wird, die großen Mittel, die wir haben, noch viel zu gering. Man macht Anleihe auf Anleihe auch in der künſtleriſchen Welt, und es kommt wahrſcheinlich noch ſo weit, daß eine ganze Nation alljährlich vier Wochen einexerzirt wird, um einen Geſang vorzutragen. Seitdem Oper und Ballet in den Ländern der ſich ſelber rühmenden Intelligenz ein ſo maaßloſes Uebergewicht erhielten, gleicht man ſich aus mit jenen Ländern, die man der Barbarei beſchuldigt, mit dem Orient, wo alle Feſte in Vocal- und Inſtrumental-Muſik nebſt Tanz beſtehen. Da nun Alles geſungen werden ſoll, bin ich dem Zeitgeſchmack nachgiebig und empfehle ihm folgende Reime nach der Melodie des Volksliedes mit dem Wiederholungsſatz: „In Berlin, in Berlin“ —!

Sonſt hielt ſich der Nord befreit
Von des Südens Weichlichkeit;
Jetzt gilt jedem armen Schlucker
Mehr als Brod der Operngucker:
Kehl' und Bein — ſie allein
Bringen Geld und Beifall ein.

Vom Geſange eingelullt
Fehlt zum Denken uns Geduld;
Trommelt aus den Geiſt der Dichtung,
Höher ſteht der Beine Richtung!
Kehl' und Bein — ſie allein
Bringen Geld und Beifall ein.

Kurze Röck' und raſches Dreh'n,
Wer kann da noch widerſteh'n!
Was ſind wohl auch Goeth' und Schiller
Gegen einen langen Triller?
Kehl' und Bein — ſie allein
Bringen Geld und Beifall ein.

Dichter, wenn du hungrig biſt,
Sing' und werde Componiſt;
Statt die Füß' im Reim zu ſtrecken,
Lerne hübſch die eig'nen recken;
Kehl' und Bein — ſie allein
Bringen Geld und Beifall ein.

Todes-Anzeige.

Nach vieljähriger Abzehrung, welche in Folge der neueren böſen Zeit ihn betroffen, ſtarb endlich an gänzlicher Entkräftung unſer innig geehrter Vater und Großvater, Herr Friedſaul Suſus Schlendrian, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Hergebracht, Aktenruhe, Gedankenſperre und Feſſelluſt, Ritter des Ordens vom unklaren Verdienſt, der ſchläfrigen Großmuth, der eiſernen Obſervanz und des goldenen Maulkorbs; Präſident der fruchtloſen Geſellſchaft der Bequemen; Direktor eines löblichen Vereins gegen das, was ſeyn müßte; Mitglied ſämmtlicher Behörden, die Alles unverbeſſerlich finden; auch Ehren-Mitglied des Staatsraths, mit Sitz (Stimme hat er ſich ſtets verbeten); ein Mann vom älteſten Erbadel, der geräuſchlos durch's Leben ging und in all ſeinem Thun und Treiben nie vorwärts oder in die Höhe, ſondern immer nur rückwärts ſchaute. — Lange ſchon kränkelnd, beſchleunigten ſein Ende die boshaften Anfälle der jetzigen guten, alſo glücklicher Weiſe ſeltenen Zeitſchriften, welchen er, als ein alter ſchwacher Mann, nicht länger zu widerſtehen vermochte; auch griff die Ausarbeitung einer Abhandlung über die tiefe Gelehrſamkeit und Brauchbarkeit des Etcaetera ſeine Verſtandes-Werkzeuge zu ſehr an. — So ging er nun, dem Herkommen gemäß, in die Wohnungen der Seligen, wo nichts iſt neu und wandelbar und das Unveränderliche bleibet in Ewigkeit. Ueberzeugt von unſerer Freunde aufrichtiger Theilnahme, verbitten wir uns alle Beileidsbezeugungen, die unſern gerechten Schmerz nur vermehren würden.

Schlendrians betrübte Söhne.

Nachſchrift: Ob wir unſere Geſchäfte unter verſtehender Firma fortſetzen, darüber werden wir uns, gleich nach den Hundstags-Ferien und nach Empfang von Briefen aus Frankfurt am Mayn, durch Circularien erklären.

Diogenes ſpricht mit einem Ultra.

Diogenes.

Was haſt Du als Menſch gethan?

Ultra.

Ich habe mitgearbeitet an ſechs Conſtitutionen, von denen ſich keine ſo lange hielt, als man daran gearbeitet hatte.

Diogenes.

Du warſt ein Thor um nichts!

Ultra.

Ich hielt in der Kammer und in Klubbs mehr als hundert Reden an das Volk.

Diogenes.

Du biſt ein Schwätzer und Zeitverderber!

Ultra.

Ich ſuchte es Allen recht zu machen.

Diogenes.

Du biſt ein Mantelträger, ohne Deine Blöße bedecken zu können!

Ultra.

Ich gab verſchiedenen Gewalten nach, um mich zu halten.

Diogenes.

Du biſt ein Ränkemacher und Feiger!

Ultra.

Ich verſtand dann zu ſchweigen, wußte aber in fünfhundert Klubbs ſo reden zu laſſen, wie ich's wollte.

Diogenes.

Du biſt ein Handlanger der Lüge!

Ultra.

Ich habe der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einige hundert Toaſts ausgebracht.

Diogenes.

Du biſt ein Saufbold, ohne im Wein die Wahrheit zu finden!

Ultra.

Ich habe die prunkvollſten Redensarten über Volks-Souveränetät geliefert.

Diogenes.

Du biſt hohl, aber meine hohle Tonne iſt mir lieber und mehr werth wie Du, denn ihr Geräuſch ſtiftet kein Unheil.

Ultra.

Ich machte Oden auf die Revolution.

Diogenes.

Du biſt ein Wind-Blaſe-Inſtrument!

Ultra.

Ich machte Spottgedichte und Zerrbilder auf verſchiedene Regierungen.

Diogenes

Du biſt ein Aufhetzer und Zerſetzer!

Ultra.

Ich erklärte ſtets das Vaterland in Gefahr, wenn man nichts wiſſen wollte von meiner Weisheit!

Diogenes.

Du ſäeteſt Jahre der Zwietracht, um einen Augenblick Deiner Eitelkeit zu fröhnen.

Ultra.

Ich gab Die bei der Polizei an, die nicht dachten wie Ich und Er.

Diogenes.

Du biſt ein Spion und Verräther!

Ultra.

Ich beſiegte im Duell meine Feinde.

Das Mädchen und der König.

Was uns geſchah, iſt oft geſagt,
Und immer werd' ich neu befragt,
Doch ſprech' ich einfach nur,
Der Krieg brach wild zu uns herein,
Wir mußten wohl recht hülflos ſeyn,
Der Feind verdarb die Flur;
Die Flamme ſchlug durch's ganze Land,
Auch unſre Hütte fiel im Brand,
Nur Aſche zeigt die Spur.

Durch Nacht führt' ich die Mutter fort,
Sie war recht krank, doch der mein Hort,
Der für uns Alle wacht!
Bald ward die Mutter matt im Lauf,
Ich ſeufzte tief zu Gott hinauf,
Geduldſam nur und ſacht;
Da hellte ſich der Himmel fern,
Willkommen, dacht' ich, lieber Stern,
Willkommen in der Nacht!

Diogenes.

Aber niemals Deine Leidenſchaften! Du biſt kein Held, biſt kein Menſch! Weg von meiner Laterne!

Schutz- und Trutzrede

der Zahl Eins.

Verſammelt Euch um mich, Ihr, die durch mich Erzeugten und mir Untergebenen, höret meine Rede und achtet darauf Alle, beſonders aber Ihr widerſpenſtigen Zahlen!

Längſt hab' ich mit Mißfallen bemerkt, wie Etlichen unter Euch der Dünkel gekommen, mir gleich ſeyn zu wollen, ja ſich über mich zu erheben. Namentlich habt Ihr ungraden Zahlen, muthmaßlich in der Meinung, daß auch ich ungrade ſey, Du Drei, und Ihr, Fünf, Sieben und Neun, Euch ſo weit vergeſſen, daß Ihr Euch von den ſchwachen Erdbewohnern als heilig verehren laßt. Was jene Meinung betrifft, ſo könnt Ihr bei jeder öffentlichen Verſammlung der Menſchen wahrnehmen, daß da endlich die grade Einheit immer zum Herrn und die Mehrheit zur Null wird. Hinſichtlich des andern Punktes thuſt Du, o Drei! Dir wahrſcheinlich darauf etwas zu gut, daß Du, in Geſtalt von graden Linien, die erſte geometriſche Figur bildeſt, den Triangel nämlich, auf den ſich alle anderen Figuren, ſelbſt den an ſich weit vollkommneren Kreis nicht ausgenommen, zurück führen laſſen. Nicht wenig mag auch Deine Eitelkeit genährt werden durch den öfteren Gebrauch, den die Menſchen von Dir machen, ſowohl im gemeinen Leben, wenn ſie ſagen: „Aller guten Dinge ſind Drei!“ als auch in den Wiſſenſchaften, zum Beiſpiel in der Theologie, wo Du prangſt in den drei Perſonen der Gottheit, oder in der Geſchichte, die ebenfalls nach Dir zerfällt in die alte, mittlere und neuere, oder endlich im menſchlichen Begriff der Zeit, der ſich nach Dir zerſpaltet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Bei den Deutſchen widerlegt ſich aber Dein Anſehen ſehr bald, hat man die Wahrheit des Sprüchworts erkannt: „Drei Deutſche leben einig, wenn Zwei — nicht daheim ſind.“

Du, o Fünf! kannſt ſchwerlich weiter etwas für Dich anführen, als daß Du Dich leicht in eine wohlgefällige Fünfſtellung bringen läſſeſt: denn Deinen verächtlichen Gebrauch als fünftes Rad am Wagen wirſt Du wohl gern mit Stillſchweigen übergeben.

Aber Du, o Sieben! nicht zufrieden, Dich in der Zahl der Schöpfungs- und Wochentage, der ſieben Bitten, der ſieben Weiſen Griechenlands, der ſieben Wunder der

Welt, der ſieben Leuchter in der Offenbarung und was weiß ich, wo überall? angebracht zu ſehen, läſſeſt Dich ſogar böſe Sieben ſchimpfen, um nur ja recht oft im Munde der Menſchen zu ſeyn.

Du endlich, o Neun! kannſt gar nichts für Dich anführen, als daß Du das Quadrat der anmaßlichen Drei biſt; fürwahr, ein ſchwach begründeter Anſpruch!

So vernehmet denn, Ihr abtrünnigen und verwegenen Kinder, was Euch längſt bekannt ſeyn ſollte, meine Vorzüge, denen die Eurigen nie gleich kommen werden, mögen auch die Menſchen Euch noch ſo ſehr vergöttern und mich dagegen vernachläſſigen und überſehen. Ich, die Eine, ich bin es der Ihr alleſammt Euer Daſeyn verdankt: ich bin Eure Mutter und Ihr ſeyd meine Abkömmlinge, mögt Ihr auch Namen haben, wie Ihr wollt, Drei und Drei mal Drei und Fünf und Sieben. Durch wiederholtes Setzen meiner ſelbſt hab' ich Euch Alle hervorgebracht, wie Ihr da ſeyd, von der Zwei an bis in die Unendlichkeit. Ich allein von allen Zahlen habe alſo Anſpruch auf Verehrung, ſowohl bei Euch, als bei den Menſchen. Ihr aber habt Euch mit dem Vorzug zu begnügen, meine Ausgeburten und gleich mir ewig zu ſeyn. So ſeyd denn auch weiſe und folget nicht den ſterblichen Menſchen in ihren thörigen Anmaßungen. Denn ich weiß und finde Euch dadurch in etwas entſchuldigt, daß die Menſchen in ihrer Verkehrtheit Euch in Eurem

Wahne beſtärkt und, um Euch zu ihren Zwecken gebrauchen zu können, Euch viel von Euren Vorzügen vorgeſchwatzt und ſich geſtellt haben, als glaubten ſie an ſelbige, obwohl es auch Schwächlinge unter ihnen geben mag, die in der That Euch als bevorzugt verehren. Darum, wenn Ihr Euch wieder unter die Menſchen zerſtreut, erinnert ſie, auf daß ſie einſehen, ich ſey die alleinige heilige Zahl, an das, was ſie längſt wiſſen ſollten, nämlich: daß es nur eine Welt, nur einen Gott, nur einen Heiland, nur eine Wahrheit, nur eine Frau — auf einmal — giebt, und daß alles Mehr noch bei vielen Dingen leicht vom Uebel iſt. Erinnert ſie ferner, auch in ihren Handlungen nur mich zu verehren, nur ein Ziel zu haben, nur eine Wiſſenſchaft, nur eine Kunſt, nur ein Geſchäft als Hauptſache zu treiben; ſagt ihnen, der Menſch ſey nicht beſtimmt, ein Polyhiſtor, eine Encyclopädie, ein Converſations-Lexicon, ein Allerweltsmenſch zu ſeyn. Der Menſch könnte Großes wirken, wenn er alle ſeine Kräfte zumeiſt auf ein Ziel richtete; aber, leider! wie zerſplittern die Menſchen ihre Kräfte, wie wechſeln ſie mit ihren Zielen!

Da Ihr hier um mich verſammelt ſeyd, o Zahlen! will ich Euch zugleich erklären, daß ich beſchloſſen habe, für die Zukunft einen Theil meiner Ehre und Macht der Zehn zu übertragen, ohne ſie jedoch dadurch heilig ſprechen zu wollen. Ich habe Dir, o Zehn! dieſe Auszeichnung zugedacht, weil Du unter allen Zahlen, nächſt mir, die brauchbarſte biſt, wie Du es bewährt haſt im decadiſchen, im zehntheiligen Zahlen-Syſtem, wo Du gewiſſermaßen meine Stelle vertrittſt und Dich recht artig geberdeſt in Deinen poſitiven und negativen Potenzen, in Deinen ſicheren und zu beſtreitenden Machtſprüchen, ſo wie Du auch in den logarithmiſchen, verhältnißzeigenden Tafeln die Hauptrolle ſpielſt, wiewohl Du unſichtbar bleibſt. Dies iſt aber der Charakter der Größe, zu wirken, ohne ſich der Welt prahlend zu zeigen. So auch ich! Wie Wenige unter Euch Unſterblichen oder von den ſterblichen Menſchen, wenn ſie eine Zahl ausſprechen, mögen daran denken, daß nur ich es bin, die ihr zum Grunde liegt, daß ſie nur in Bezug auf mich etwas iſt. Mit Vergnügen aber habe ich geſehen, daß man Dich, Zehn, zur Zeit-Eintheilung, bei der Münze, im Maaß und Gewicht gebraucht. Möchten doch die Menſchen damit fortfahren!

Demnach ernenne ich Dich, o Zehn! hiermit zu meiner Neben-Regentin im Reich der Zahlen. Ihr erbärmlichen Kinder und Sünder aber, Ihr: Drei, Fünf, Sieben und Neun! laſſet von jetzt ab Eure jämmerliche Einbildung und thörige Anmaßung fahren; denn ich, die Eins, ich allein bin die heilige Zahl, wie es denn feſt ſteht: Eins geht über Alles, was Uneins iſt. Mögen die Menſchen thun, was ſie wollen, aber Ihr habt mich zu verehren als die Mutter der Zahlen und Dinge;

mir aber am nächſten im Range ſteht die Zehn. — Daran geſchieht mein Wille und mir werde mein Recht!

Nun aber entfernt Euch, zerſtreut Euch unter die Menſchen und verkündet ihnen, was Ihr gehört!

Hirngrillen ohne Obdach.

Zwei von jenen wunderlichen Weſen, welche Leute von Verſtand und Erfahrung Hirngrillen nennen — wer gern gelehrt und nicht gern Deutſch iſt, der ſagt: Chimären — waren vor Kurzem ohne Wohnung. Wir wiſſen nicht, ob ſich ihr bisheriger Wirth von ihnen geſchieden hatte oder heimgegangen war in's Land der Klarheit — genug, ſie hatten kein Obdach, und da ſie ſich zufällig auf der Straße begegneten und nicht zu den gröbſten Hirngrillen gehörten, grüßten ſie ſich, fragten gegenſeitig nach dem Befinden, auch was die Eine und die Andere unterweges wolle bei ſo ſchlechtem Wetter, welches der allwiſſende hundertjährige Kalender wahrſcheinlich nur aus beſonderer Bosheit grad gegen ſie Beide anzuzeigen vergeſſen habe. „Ach“, ſagte die Eine, „kann es wohl einer Hirngrille ſchlimmer ergehen als mir! Ich laufe ſchon lange von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, und kann nirgends Herberge finden; wo ich mich hinwende, iſt jezt Alles übervoll von Geſchöpfen unſrer Art, und nenne ich meinen Namen — ich heiße Fräulein Gleichheit — ſo verſichert Mancher, ich wohnte ja ſchon Jahr und Tag bei ihnen. Tauſend Andere, die mit uns verwandt ſeyn ſollen, halten alle Winkel beſetzt, und ich mußte bereits mehrere Nächte unter freiem Himmel zubringen; weder in Hütten noch in Palläſten iſt ein Räumchen für mich übrig. Hier wimmelt eine zahlloſe Schaar von Hirngrillen aus dem Geſchlecht des Ehrgeizes, der Ruhm- und Herrſchgier, des Hochmuths und Niederdrucks; dort aber drängen ſich beſonders die politiſchen Hirngrillen, die Alles, was iſt, höchſt unvernünftig, und Alles, was nicht iſt, höchſt vernünftig finden, während doch eben ich, die Gleichheit, die Alles erſt vernünftig machen will, ſchon überall da ſeyn ſoll, wo ich nicht bin, und nirgends zugelaſſen werde, weil ich angeblich ſchon da und dort ſeyn ſoll. In einigen, aber wenigen Räumen hat man ſogar noch den Hirngrillen von Liebe und Treue die Pforten geöffnet: die der Eiferſucht ſchlichen ſich je zuweilen mit ein; hauptſächlich aber fanden die Hirngrillen des Reichwerdens im Müßiggange ſo willigen Einlaß, daß mit ihnen ſämmtliche Plätzchen in allen Dachſtuben ſogar ſchon überfüllt ſind. Und nun erſt die

Hirngrillen des Dünkels bei Rednern, Schriftſtellern, Schauſpielern, Sängern, Tänzerinnen, bei Ueberſpannten, Halbwiſſern und Garnichtſen aller Sorten! — die häufen und ſtoßen ſich bereits ſo, daß der Staat ernſtlich darauf ſinnen muß, für dieſe Schwärme des Dünkels Anſiedlungen zu beſchaffen in der fernſten Fremde, in Wüſten, wo ſich noch Jeder und Jedes weit von einander halten kann. Jetzt hab' ich nur noch eine Hoffnung! — ich bin auf dem Wege zu dem neueſten neu-ſocialen Staats-Philoſophen, dem unvergleichlichen Weltweiſen, der Alles in's Gleiche bringen will.“

„Bemühe Dich nicht“, fiel ihr die andere Hirngrille in's Wort, nachdem ſie zuvor ihren Namen — Fräulein Brüderlichkeit — kund gegeben; „bemühe Dich nicht, ich komme ſo eben von dieſem geſuchten Weltweiſen und habe ungeachtet freundlichſter Annäherung bei dem wortſeligen Herrn keine Aufnahme erlangen können. Die Philoſophie von Ehemals gönnte mir immer ein Auf- oder Abſteige-Plätzchen, je nachdem das alte Weib, die Zeit, ihre Herrſchaft mild oder barſch ausüben durfte: denn davon werden die Moden im Reiche der irdiſchen Weisheit beſtimmt. Dort hab' ich mich auch meiſt wohl befunden, weil man mich eben auch meiſt wenigſtens ſo weit gut behandelte, daß ich freilich ſelten an Andern etwas Inniges, aber doch etwas Beſonderes und Vornehmes an mir ſelber bemerkte, und das gefiel mir, trotz meines Namens. Der neu-ſociale Staats-Philoſoph behandelte mich aber ſo, daß ich gleich wieder entwich. Er wollte die Brüderlichkeit einer Menge von niedrigen und habgierigen Hirngrillen nur als Hülle geben; es waren aber ihrer ſo viele, daß alle pfiffigen Behelfe ihre Blöße mit mir nicht decken konnten, ſondern ihre Schamloſigkeiten ſich verrathen mußten. Nun entſtand ein ſolches Gewirr und Geſumme von anmaßlichen Forderungen und unförderlichen Folgerungen, daß eine Hirngrille mit ehrlicher Meinung es unmöglich aushalten kann. Jeder will da etwas Anderes, Jeder hört etwas Anderes, Jeder deutet es anders, und dennoch glaubt Jeder richtig verſtanden zu haben. Genug, bei dem neu-ſocialen Staats-Philoſophen iſt eine wimmelnde Geburts- und Werkſtätte der Hirngrillen, die alle Schranken durchbrechen, über alle Gegenwart hinweg ſpringen, in's Bodenloſe ſtürzen und dabei fortwährend aus jener Geburts- und Werkſtätte unabreißbaren Zuzug empfangen, o daß, wie geſagt, für eine ehrliche Hirngrille nicht die geringſte Ausſicht bleibt, ſich ruhig einwohnen zu können. Ich war froh, davon zu kommen, nachdem ich einen Schein zurückließ, daß ich die Sache wolle gehen laſſen, wie ſie gehe. Ich bin aber ſehr angegriffen von dieſer Begebenheit, und Du wankſt und ſchwankſt ebenfalls, wie ich entdecke. Es iſt alſo das Rathſamſte, wir ſuchen ein Obdach in irgend einem Krankenhauſe!“

So geſchah es denn auch! Fräulein Gleichheit und Fräulein Brüderlichkeit ſchlichen nach dem nächſten Krankenhauſe und trafen diesmal das richtige für Hirngrillen: ein Irrenhaus. Dort waren ſie ſo glücklich, in den Kopf eines alten Franzoſen zu fahren, der bei allen unhaltbaren Conſtitutionen Frankreichs Mitarbeiter geweſen und davon im Hirn gänzlich hohl geworden war. Die beiden Hirngrillen fanden hier einſtweilen Wohnung, und dem Wirth durft' es angenehm dünken, ein ſchwaches Gedächtniß zu haben. Denn nun fiel es ihm nicht ein, daß er ſchon als Jüngling auf Befehl einer ſehr herriſchen Freiheit mit der Gleichheit und Brüderlichkeit hatte in wilder Ehe leben wollen, ſie waren ihm aber bald entwichen und werden immer da entweichen, wo ſie ſelber nicht begreifen und wo man es nicht begriffen hat, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in dreieiniger treuer Ehe leben müſſen mit einem einzigen Herrn und Gemahl: dem Geſetz. Weil aber bisher jene drei weiblichen Weſen ſich nur in Geſtalt der Hirngrillen zeigten, konnten ſie ſogar bei ehrlicher Meinung mit ihrem Herrn und Gemahl noch keine dauernde Uebereinkunft treffen und mußten, ſelber Irrende, es ſich gefallen laſſen, wenn man bemerkte, daß ſie bisher rechtsgemäß — nur bei Irren ein Obdach zu finden vermochten.

Wir ſchlichen hin zum nahen Wald,
Als Winſeln neben uns erſchallt,
Ein Knabe ſaß am Pfad;
Er rief uns an mit Angſtgeſchrey
Und ſagte: daß ein Prinz er ſey.
Ich wußte nirgends Rath
Und Mutter hauchte: „Gott erbarm!“
Da nahm ich's Knäblein in den Arm,
Weil es mich flehend bat.

Die Mutter ſank erſchöpft in's Moos
Und ſchlief, den Kopf auf meinem Schoos.
Nun weinte noch das Kind;
Es wollte Speiſe in der Noth.
Ich hatte noch ein Stückchen Brot,
Und ſprach: „Da, nimm's geſchwind!
„Das letzte iſt's, von Thränen naß;
„Wenn's Tag wird, dann erbitt' ich was,
„Wo wieder Menſchen ſind.“

Mich hungerte, drum gab ich's ſchnell,
Und wie er aß ward's fackelhell
Durch Männer, blank von Erz;

Glaubensbekenntniß eines Offenherzigen.

Ich will Euch, was Ihr glaubt, nicht rauben.
Doch laßt mir auch den eig'nen Glauben.

Ich glaube, die Religion iſt kein Gaukelſpiel, obgleich Manche, die ſich oft ihre würdigſten Bekenner zu nennen belieben, ſie dazu machen.

Ich glaube, die Religion iſt ein heiliges Bedürfniß des Volks, ein Segen für Den, der ſie in ſeinem Innern findet und hegt, glaube auch Den bedauern zu müſſen, dem dieſer Glaube fehlt.

Ich glaube, daß man in Rom, Genf und Wittenberg, ſo wie in den alten Prieſter-Verſammlungen geirrt habe und in den neueſten irren könne. Deshalb glaube ich, daß der Proteſtantismus der Religion nothwendig und darin noch viel Erleuchtung und Fortſchritt dienlich iſt, um der möglichſt geläuterten Religion näher zu kommen.

Ich glaube, daß es den Unglauben befördern heißt, wenn Allerlei geglaubt werden ſoll, was, weil es im Gange der Natur nicht öfter geſchehen, auch niemals geſchehen ſeyn kann. Dabei glaube ich denn natürlich auch, daß Dergleichen anzuerkennen und zu verbreiten nur hirnloſen oder unwürdigen feilen Schwätzern zugemuthet werden kann.

Ich glaube, daß Jener ſehr recht hatte, der auf die Frage eines Mönchs: „Wo war Eure Religion vor Luther?“ die Antwort gab: „In der treuen Natur, in der Freudigkeit des reinen Herzens und in der demüthigen Vernunft.“

Ich glaube, daß es in der Bibel manches Unverſtändliche, manche irrige Ueberſetzung giebt, außerdem viel Wiſſen und Unterſcheidung dazu gehört, um Alles in der Bibel theils mit urtheilsfähigem Sinn in Beherzigung und Verſtändniß aufzufaſſen, theils zu rechter Anſicht über das Unerklärbare zu kommen, wonach es mithin eine nützliche Vorſicht iſt, wenn man da Vorſicht empfiehlt.

Ich glaube, die Weltgeſchichte bezeuge es als unerläßliche Forderung, daß zwar der Glaube frei, die Kirchen-Herrſchaft aber überall dem Staate und deſſen allſeitigem lebendigen Fortſchritt untergeordnet ſey und bleibe.

Ich glaube, das beſte Mittel, die Zuſtände zu verbeſſern, wäre, wenn die Geiſtlichkeit und noch verſchiedene Volks-Lehrer ſich ernſtlich bemühten, im Bekämpfen der Anmaßung Anderen mit tüchtig gutem Beiſpiel voranzugehen.

Ich glaube, daß nicht bloß in papiſtiſchen, ſondern auch in proteſtantiſchen Ländern Pfaffenbetrug obwalte; auch glaube ich, daß ich darin beſonders ſehr recht haben könne!

Ich glaube, daß die gelehrteſten Orthodoxen ſich ſelten grade durch allzu große und tiefe Gelehrſamkeit ihre Köpfe verwirrt haben.

Ich glaube, daß kein Geiſtlicher verdammen, noch mit bloßen Formeln erlöſen, wohl aber durch geiſtige Kraft zum Guten und Rechten ermuntern und mit gründlicher Lehre auf Reue und Befreiung von weiterer Sünde hinwirken kann.

Ich glaube, daß Gott die Flüche und Bannſprüche der damit verkehrenden ſogenannten Diener des Herrn in ihrem eigenen Gewiſſen ſtraft und ſie an Anderen ohne Erfolg läßt.

Ich glaube, daß Die, welche am meiſten über Religion ſchwatzen, am wenigſten echte Religion haben.

Ich glaube, daß jeder brave Jude oder jeder brave zum Ketzer Geſtempelte ganz eben ſo viel gilt als ein braver Chriſt, und daß ein betrügeriſcher Jude oder Ketzer juſt eben ſo wenig taugt, als ein betrügeriſcher Chriſt.

Ich glaube, daß mancher Mönch ſehr gut dazu dienen könnte, Anderen, die zu viel Arbeit bei ſchweren Sorgen haben, von Beidem etwas abzunehmen, ſtatt Nichtsthun und Betteln für ein Amt anzuſehen.

Ich glaube, daß manche geiſtliche und weltliche Herren, die anſehnlich beamtet und bezahlt werden, einer vernünftig kräftigen Staatsverfaſſung ein Krebsſchaden ſind; auch glaube ich, es könnte Jeder leicht Etliche gleich nennen.

Ich glaube, daß, wenn es ein Fegefeuer giebt, man es da zu ſuchen hat, wo man zwiſchen Gott und Pfaffentrug, zwiſchen Recht und Rechtsverdreherei geſtellt iſt; wo man Vernunft haben und ſie nicht gebrauchen, Recht haben und es nicht bekommen kann.

Ich glaube, daß für zehen ſchlaue Taugenichtſe eher Aemter zu finden ſind als für drei geſcheidte grundehrliche Männer.

Ich glaube, daß es vier, auch wohl fünf Gegenſtände auf Erden giebt, mit welchen wir in einem Jenſeits gewiß nicht mehr gequält werden, als: unwiſſende und doch anmaßliche, faule und doch begehrliche Schein-Arbeiter, käufliche Richter, haßfördernde Prieſter, menſchenfreſſeriſche Gläubiger und plündernde Rechtsverdreher.

Ich glaube, daß beinahe alle Geſetze an ſich gut ſind, aber oft ſehr ſchlecht gehalten und vollzogen werden.

Ich glaube, daß ein Höfling, der das Recht und Wohl der Geſammtheit in Schutz nimmt, eben ſo ſelten iſt als der Nutzen einer unwillkommenen Wahrheit bei den Mächtigen.

Ich glaube, die ſchönſte Lebensbahn der Thätigkeit iſt, auf welcher man keiner Gunſt und keiner Gnade bedarf. Deshalb glaube ich zugleich, die beſte Stellung und Herrſchaft erreichte, wer es dahin gebracht hat, in Anſpruchsloſigkeit ſein eigener tüchtiger Herr zu ſeyn.

Ich glaube, daß wir im Lande der Verheißungen leben und unſere Erwartungen mit der Hoffnung nähren bis an unſer ſeliges Ende; ich glaube auch, daß zu ſolchem Glauben die geprieſene jetzige Bildung uns eher die haltbaren Gründe vermehrt als vermindert hat.

Endlich glaube ich, daß Mancher meinen Glauben ſogleich für richtig hielte, wenn es der ſeinige wäre; ich aber glaube, daß jeder Glaube der richtige iſt, wenn man dabei klar denken, brav leben und mit ruhigem Gewiſſen furchtlos ſterben kann. — Amen!

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Geſammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

Wirklichkeit
und
Phantaſie.

Geſammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

In buntem Wechſel.
Dorfgeſchichten.
Sagen und Märchen.
Nach Chroniken und Handſchriften.

Erſter Band.

Berlin. 1860.
Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)

Und Einer rief im Jubelton:
„Gelobt ſey Gott, da iſt mein Sohn!"
Und hob das Kind an's Herz,
Und rings ertönte Luſtgeſchwärm.
Die Mutter regte ſich im Lärm,
Das gab allein mir Schmerz!

Vom Knaben forſchte nun der Mann,
Wie er der Wärterin entrann
Und von der Mutter wich?
Er hatte Kriegsmuſik gehört
Und zog ihr nach, vom Klang bethört,
Bis ſchnell der Tag verblich;
Wie er das Stükchen Brot bekam
Erzählt' er auch, da bog voll Scham
Ich auf die Mutter mich.

„Die Frau dort iſt doch nicht verletzt?"
So rief der Mann und fragte jetzt:
„Was thuſt du, Kleine, hier?"
Ich klagt' ihm unſer Mißgeſchick,
Da flüſtert' er mit düſt'rem Blick:
„Floh'n Viele noch mit dir?"

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbemerkung.

Wie es bei meinen ſo eben erſchienenen Gedichten geſchehen, ſo ſammle ich hier Erzählungen, die ich während eines Halbjahrhunderts ſchrieb und ſie mit dem wahren oder angenommenen Namen unterzeichnete.

Im folgenden Bande werden dieſelben Abtheilungen beibehalten, denn für jede iſt noch viel Stoff vorhanden, auch wird eine neue Abtheilung hinzukommen.

Später, wenn mir dazu Zeit gegönnt iſt, ordne ich die „Vermiſchten Schriften", neben der Aufzeichnung meiner Erlebniſſe, wozu ich jede freie Stunde benutze.

Mögen meine ſchriftſtelleriſchen Gaben von den Landsleuten in freundlicher Theilnahme empfangen werden!

Berlin, im Mai 1860. Gz.

Inhalt.

In buntem Wechſel.

Seite
Die Prophezeiungen 3
Gott kehrt ein bei den Seinen 50
Marie Fenwick 73
Die Recenſion und der Maskenball 91
Der Stern im Leben 148
Der Stein im Schatzhauſe 180
Rudolph von Erlach 194
Die Polterkammer 217
Der Rache-Plan 232
Der Berliner Prophet im ſiebzehnten Jahrhundert 258

Dorfgeſchichten.

Dorf-Röschen und Waldpreis 277
Der ſchlechte Nachbar wird umgebracht 307
Vater Melchior Stange 333

Seite

Sagen und Mährchen.

Severin's Neujahrstag 341
Das Mährchen vom Sack. 361
Der Kampf des Humanus Magnus um Reinholde Veritas. 369
Wallteufel. 382

Nach Chroniken und Handſchriften.

Fehde der Magdeburger und Zerbſter. 389
Die geflüchteten Kinder. 396
Das Todtengewölbe in Cöln. 405
Graf Henrich von Schauenburg 413

In buntem Wechſel.

Erſte Abtheilung.

Die Prophezeiungen.

Im Saale des Schloſſes Yguala ſaß Floreſtan de Gonets mit Alphonſe, der Hausfrau, ſeinen beiden Kindern und dem Caplan nach dem Abend-Imbiß traulich beiſammen. Das Schloß, an einem der ſanften Abhänge in den Pyrenäen erbaut, ward immer ſelten beſucht, und jetzt, da der Spätherbſt mit ſeinen Stürmen und Regenſchauern ringsum die Herrſchaft übte, waren die Bewohner beinahe gänzlich auf ihre eigene Unterhaltung beſchränkt. Sie vermißten jedoch eigentlich die lautere Welt nicht, da mancher Zwieſpalt, den ſie im Getriebe der Menſchen an ſich ſelbſt erfahren, ihnen die herzliche Heimlichkeit lieb machte, in der ſie lebten. Zuweilen kam dann auch ein Wanderer des Weges; gern nahm der gaſtfreundliche Floreſtan ihn auf und fand ſeinen

Dank in der Kunde, die er über die Vorfälle jener friedloſen Zeit erhielt, in welcher Frankreichs Ludwig der Siebente eine zwar oft unterbrochene, aber dennoch endloſe Fehde mit den Engländern zu kämpfen hatte. Und obwohl Floreſtan im Drange ſeltſamer Begebenheiten von ſeinem Vaterlande Frankreich ſcheiden mußte, dennoch war es in der Abgeſchiedenheit das Kleinod ſeiner Erinnerungen.

Auch jetzt der entſchwundenen Tage gedenkend, wo er unter den Fahnen der Landsleute ſich Ruhm erwarb, ſaß er am Kamin neben Alphonſe; ihre Hand ruhte in der ſeinen, und während dem Erzählen that er noch zuweilen einen Zug aus dem ihm zur Seite ſtehenden Becher, oder unterbrach ſich ſelbſt, indem er ſeinen Knaben Balduin und Raymund einige nähere Umſtände angab zu den Chroniken der mütterlichen Ahnen, die in Pergament-Heften, mit Bildniſſen der alten ſpaniſchen Ritter, vor dem Caplan Hieronymus lagen und womit dieſer die wißbegierigen Knaben unterhielt.

Dieſes Bild des häuslichen Friedens ward plötzlich lebendiger durch den in dieſer Gegend ſo ſeltenen Gruß eines Lauthorns, deſſen Erwiederung von dem Wartthurme des Schloſſes ſchnell erfolgte. Bald trat ein Page in den Saal, meldend, eine Dame mit zweien Begleitern und ihrer Dienerſchaft bitte um Aufnahme, indem die Nacht ihre weitere Reiſe verhindere. Floreſtan gebot ſchleunigen Einlaß und freute ſich des Getöſes, welches hierauf vom Schloßhof erſchallte. Das Wiehern und Stampfen der Roſſe, das Geklingel der Maulthiere, dazwiſchen Gruß und Anrufen in franzöſiſcher, engliſcher und ſpaniſcher Mundart unterbrach angenehm die Oede des Orts, und er ſah in Gedanken ſchon aus dem Abenteuer neue Mittel entſtehen, die Einförmigkeit der Unterhaltung zu verſcheuchen.

Während nun Floreſtan's Hausgeſinde noch im Hofe beſchäftigt war, für die Dienerſchaft und das Gepäck der Angekommenen die nöthigen Gemächer zu beſtimmen und zu ordnen, geleitete der Caſtellan des Schloſſes, um für ſich die nöthigen Befehle zu vernehmen, die Gäſte zu ſeinem Gebieter. Es trat voran eine Dame, dem Anſchein nach in dem Alter zwiſchen Vierzig und Funfzig, in den Saal; eine erhabene Geſtalt, die auf den erſten Blick die Merkmale eines hohen Standes erkennen ließ in der zwar zuvorkommenden, aber

„Ach Herr, wohl Tauſend und noch mehr,
„Sie irren, ſo wie wir, umher,
„Und weinen, ſo wie wir!“

Als wär' ihm plötzlich viel geraubt,
So ſtand er mit gebeugtem Haupt
Und rief: „Der Fried' iſt da!“
„Der Fried' iſt da, der König ſprach!“
So hallten alle Stimmen nach
Laut im Victoria,
Und jauchzend durch die Felder drang's,
„Herr Gott, dich loben wir!“ erklang's
Und „Friede!“ fern und nah.

„Den Prinzen bringt der Königin,
„Nicht im Triumph führ' ich Sie hin,
„Mich drückt der Menſchheit Fleh'n!“
Dies ſprach er, dann mir zugekehrt:
„Den Vater habt ihr hier entbehrt,
„Was iſt mit ihm geſcheh'n?“
„Er zog, o Herr, ins blut'ge Feld,
„Mein tapfrer Vater ſtarb als Held,
„Drum muß ich betteln geh'n.“

auch Ehrerbietung fordernden Verbeugung, welche mehr eine Anforderung zum Gruße genannt werden mußte, als ein Ausdruck des Grußes ſelbſt. In dem Antlitz, deſſen Friſche und zarte Farben, durch ein feuriges und unruhiges Auge noch erhöht, das hier und da verbleichende Haar faſt der Lüge zeihen wollten, ſchwebte ein Lächeln, dem es bei aller Freundlichkeit doch an Milde gebrach. Der ſchwarze Schleier ſchien faſt gewaltſam zurückgeſchlagen, damit er vor Allem ein Diadem nicht verdecke, hinter welchem er mit einer Nadel, deren Kopf das Bild der heiligen Jungfrau erkennen ließ, befeſtigt war. Das Diadem ſelbſt, voll großer werthvoller Steine, nach der mangelhaften Kunſtfähigkeit jener Zeit noch unbeholfen in ſchwere Faſſung mühſam eingefugt, war ſichtlich minder Zierde als Laſt, aber dennoch dem Weſen der Dame unentbehrlich. Ihr übriger Anzug, ein Reiſekleid, deſſen Schleppe ihren Geleitern die Entfernung, in der ſie ſich hielten, gleichſam als Geſetz bezeichnete, ſchien die dunkle Farbe durchaus abwehren zu wollen, indem oberhalb Perlenſchnüre und goldene Ketten, dann der gold- und farbenreich durchwirkte Gürtel, ſo wie die Stickereien, die an dem offenen Kleide herab ſich ringsum in die Schleppe zogen, von deren Falten unterbrochen ſie ſich wiederfanden und verloren, dem Ganzen eine Jugendlichkeit aufdrängten.

Nach der höfiſchen Verneigung gab ſich die Dame als Eleonora von Guienne, vormals Königin von Frankreich, zu erkennen: ſie heiſchte nur Obdach für eine Nacht, da ein Gelübde ſie ohne Säumniß gen Leon rufe, und ſie wegen der durch herbſtliches Wetter verkürzten Tagereiſe nicht habe die nächſte Stadt erreichen können. Floreſtan pries ſich glücklich, einen ſo vornehmen Gaſt bei ſich beherbergen zu dürfen, und ertheilte die erforderlichen Befehle, ſo daß der Caſtellan bald alle übrigen Diener des Schloſſes beſchäftigte, um für Bewirthung und nachherige Ruhe der Fremden zu ſorgen.

Während nun das Feuer im Kamin von Neuem aufloderte und die Tafel mit den maſſiven ſilbernen Gefäßen, mancherlei edlen Rebenſaft enthaltend, geſchmückt wurde, machte Eleonora ihre Begleiter namhaft. Der Eine war Roger de Quercy, Hausmarſchall Ludwig des Siebenten, eine ausgetrocknete ernſthafte Menſchengeſtalt, die mit dem lilienbeſäeten bunten Hof-Coſtüm verwachſen zu ſeyn ſchien; denn ſelbſt auf dieſer Reiſe hatte er nur einen weiten Mantel darüber geworfen. Nachdem er ihn abgelegt, blieb er mit der Wichtigkeit, die ſo leicht zu behaupten iſt, wenn eben keine Verſuchung zu fürchten, hinter Eleonora's Seſſel, der zum Kamin gerückt war, in vorgebeugter Stellung ſtehen. Die linke Hand lag leicht am Degen, die rechte, die das federreiche Barett hielt, hatte er in die Seite geſtemmt, und in dieſer wohlberechneten Haltung ſtörte ihn nur zuweilen eine abwehrende tiefere Verbeugung auf die Mahnung Floreſtan's, daß er ſich ebenfalls eines Seſſels bedienen möchte, wobei die Gehänge ſeiner Orden allein einen Laut von ſich gaben, indem ſie, bei dem Zurückbeugen in die feſte Stellung, klappernd zuſammentrafen. Unter dieſen Orden zeichneten ſich beſonders aus die der Biſamkatze*) und des Hahnes und Hundes**), die mit ihren Ketten und ſchweren Roſen und Hirſchköpfen das Uebergewicht, welches ſein Körper nach oben bekam, auf natürliche Weiſe zu rechtfertigen ſchienen. Der andere Begleiter Eleonora's war der engliſche Ritter Eduard Fitz-Urſe, ein junger Mann, gewaffnet von der Ferſe bis zum Wirbel, jetzt aber ſchon des Blech-Hauptes ledig, indem er es abgelegt und neben dem zuvorkommenden Hausherrn Platz genommen. Alphonſe, die Hausfrau, gab unterdeß ihren Knaben den Nachtgruß, und kehrte dann mit dem ehrwürdigen Caplan Hieronymus zurück, ebenfalls ihr beſcheiden Plätzchen am Kamin einnehmend, während Jener die Pergamentrollen wieder ordnete, jedoch zuweilen ſpähenden Blickes auf die neue Umgebung ſah.

---

*) Ordo felis Zibethi (im Franzöſiſchen: de la Genette), angeblich von Karl Martell im Anfange des achten Jahrhunderts geſtiftet.

**) Ordo a Gallo et Cane, deſſen Urſprung im elften Jahrhundert zu ſuchen iſt.

Weil nun Floreſtan's Kenntniß von höfiſcher Schicklichkeit ihm nicht erlaubte, ſelbſt ein Geſpräch zu eröffnen, ſo war es ihm eben recht, daß Eduard Fitz-Urſe kecklich von den neueſten Händeln ſprach, und es ſelbſt nicht verhehlte, daß er ein Verwandter jenes Reginald Fitz-Urſe ſey, der Mittheilnehmer geworden an dem gewaltſamen Tode des Erzbiſchofs Becket, dieſes unheiligen Heiliggeſprochenen, wie er ſich ausdrückte, ob welcher Rede indeß Eleonora ſtill ein Kreuz ſchlug, wenn auch die noch nicht in's Leben gerufene Inquiſition derzeit ſelbſt Spanien nicht ſo gefährlich machte für die freie Rede, als es ſpäter der Fall war.

„Laßt die Hingeſchiedenen ruhen, Herr Ritter!“ begann ſie mit einem Tone, der gleich viel Befehl als Bitte enthielt. „Sprechen wir lieber von unſerm Geſchäft in Spanien und benutzen die Bekanntſchaft unſres Wirthes, um vielleicht einige Spur zu erhalten.“

„Hoho! erhabene Frau!“ entgegnete mit Lächeln Eduard; „Ihr verlaßt Euch ja ſo gewiß auf die Ahnungen und Prophezeiungen, von denen Ihr ſo oft ſpracht; Ihr waret deſſen ſo gewiß, daß irgend ein höherer Geiſt Euch an's Ziel führen werde, und da dürft Ihr, wollt Ihr mich anders, wie Ihr geäußert, zum Gläubigen machen, Euch nicht ſo gewöhnlicher Mittel bedienen, als zum Beiſpiel Erkundigungen ſind. Setzt Ihr meinen Glauben auf die Probe, ſo werdet Ihr mir ein Gleiches vergönnen mit Euren gehegten Verkündigungen.“

Eleonora ſchwieg nachdenkend, vielleicht auch, weil ſie dem dreiſten engliſchen Ritter, der, im Feldlager aufgewachſen, keine Zeit gehabt, mit den Regeln der Etikette ſein Gedächtniß zu beſchweren, nicht Anlaß zu noch kühneren Reden geden wollte; Floreſtan aber, um das Geſpräch nicht wieder enden zu laſſen, wandte ſich zu Eduard mit der Frage: „Ihr gebt demnach wenig auf Prophezeiungen?“

„Gar nichts, wenn Ihr erlaubt!“ entgegnete Jener. „Ich hätte“, ſprach Floreſtan weiter, „aus meinem eigenen Leben wohl etwas zu berichten, das Euch vielleicht andern Sinnes machte, wenn mein erlauchter Gaſt die Erzählung geſtattet!“

Eleonora neigte gütigen Blicks das Haupt, Eduard lächelte faſt ſpöttiſch vor ſich hin, der Hausmarſchall de Duerey aber trat neugierig um einen halben Schritt vor, ſo daß jetzt der linke Fuß dienſtbereit auf der Spitze ſtand, wie vorhin der rechte, und Floreſtan begann nun:

„Ohne meine Eltern je gekannt zu haben, ward ich auf einem Edelhofe der fruchtbaren Touraine bei einer Verwandten, die mich an Kindesſtatt angenommen, erzogen. Dieſe Frau, von der ich noch heut nicht ſagen kann, ob ſie jemals vermählt geweſen, hatte, bei beſchränktem Geiſt, einen regſamen Sinn für alles Wunderbare, zu welchem beſonders auch ihre Leichtgläubigkeit gezählt werden muß. Ihr ganzes Treiben war ein ſtetes Ahnen und Vorherſagen, ihr Haus eine Herberge für Aſtrologen und Chiromanten. Alles Zigeuner-Geſindel der Art wurde nirgends ſo vornehm behandelt als bei uns. Mein Lehrer war ein italieniſcher Aſtrolog, der immer an Conſtellationen rechnete, mein Diener ein Maure, der meiner Verwandten und mir das Prognoſticon ſtellte und die beſondere Anweiſung hatte, dafür zu ſorgen, daß die Milchlinie und der Liebesgürtel *) in meiner Hand möglichſt vertilgt würden. Aus dieſem Auftrage möchte ſich vielleicht abnehmen laſſen, daß meine Pflegemutter in der Liebe betrogen worden war, weil ſie mich vor allem Trug in dem Reiche der Venus geſichert wiſſen wollte. Meine Knabenjahre wurden gar ſehr beläſtigt von dieſen Myſtificationen. Wenn die Sonne aufging, ſtand ich auf dem Hofe, um melden zu können, welcher Vogel zuerſt vorüber geflogen, woher er gekommen und wohin er ſeinen Flug gerichtet. Am Tage mit cabbaliſtiſchen Manuſcripten gequält, fand mich oft noch die Mitternacht bei der Sternengucкerei; daneben mußte ich mich an jedem hohen Feſttage von einem Prieſter durchräuchern laſſen, damit der

---

*) Zwei wichtige Linien in der Wahrſagekunſt aus der Hand.

Teufel nicht in mich fahre, und wenn irgend ein Wahrſager in die Nähe unſres Wohnſitzes kam, ſo war ich Derjenige, der an der Hand des Mauren ihn beſuchen oder zu uns einladen mußte. Bei dieſem allzu großen Glauben der Andern wollte der meinige durchaus nicht gedeihen, und als ich nun gar anfing, einen Propheten gegen den andern zu hetzen, ſie irre zu führen und durch allerlei falſche Zuträgereien auch falſche, ſich widerſprechende Verkündigungen zu veranlaſſen, da wurden Conſtellation und Prognoſticon für mich immer ſchlechter, und ich ſpürte deren Richtigkeit wenigſtens oft genug durch den Zorn meiner Pflegemutter, deren Vorausſagungen über mein künftiges Leben ein mit jedem Tage vermehrtes Schreckens-Regiſter wurden, zu deſſen Bewahrheitung ſie zugleich eifrigſt bemüht war.

Mir zum Troſte trieb ich es ſo arg, daß ſie mich los ſeyn wollte, wobei ihr zuerſt das Kloſter einfiel; denn nach ihren Ausdrücken, die ſie gewöhnlich vor ſich hinmurmelte, als knüpften ſich dergleichen Reden an alte Erinnerungen, war ich ſo voll ſündigen Bluts und Erbſünde, daß mir außerhalb der klöſterlichen Mauern die Hölle gewiß überall ein gutes Stück Weges entgegenkommen würde.

Wie ich nun an der Hand des Aſtrologen, hinter meiner Pflegemutter, ſehr unwirſch zu dem nahen Kloſter ſchritt, deſſen Abt Blaſius ſie und ihr Haus in Schutz genommen, flog krächzend ein Rabe zur Rechten über uns, und indem ſie bedenklich ſich umwandte, ſtieß ſie unſanft mit dem Aſtrologen zuſammen, ob welchem ſchwarzen Doppel-Zeichen ſie ſich entſetzte und augenblicklich zurückkehrte, eine günſtigere Stunde zu erharren.

Weil ich nun gar wohl wußte, daß ſie ſich mit Gebet rüſten und dann die cabbaliſtiſchen Manuſcripte befragen würde, ſo eilte ich ihr diesmal zuvor, um zu verſuchen, ob ich mein Schickſal vielleicht ſelbſt beſtimmen könnte. Ich ſuchte nämlich ein Sprüchlein, das meinen Wunſch, ein Kriegsmann zu werden, unterſtützen könnte, und fand endlich die Worte: „Ein weiß Roß ſah ich und der darauf hielt einen Bogen und ihm ward verliehen die Krone und zog aus zu überwinden.“ *) Und ich bog darauf den Band des Manuſcriptes vielmals, bis ich glauben durfte,

---

*) Worte aus der Apokalypſe.

er werde ſich nun ſo aufſchlagen, daß jenes Sprüchlein meiner Pflegemutter zuerſt vor die Augen käme. Auch mag meine Liſt gelungen ſeyn, denn noch am Abend deſſelbigen Tages erfuhr ich: meine Pflegemutter erkenne, wie alle Zeichen darauf hindeuteten, ich ſolle mit dem Schwerte mein Heil verſuchen, und ſie habe einen Boten nach der Bretagne geſendet, wo derzeit die berühmteſte Wahrſagerin hauſete, damit ſie über meine Zukunft befragt werde und hoffentlich jeden Zweifel löſe.

Sonderbar genug hatte der Bote jene Wahrſagerin auf halbem Wege getroffen, und auch ohne ſein Dazuthun wäre ſie nach unſerm Wohnorte gekommen; ſo erzählte ſie ſelbſt gleich bei ihrem Erſcheinen. Zum erſten Mal fühlte ich mich überraſcht von einem Weſen, dem ich ſonſt nichts als Trug und Habſucht zutraute. Die Wahrſagerin ſprengte auf einem ſchwarzen muthigen Roſſe in den Edelhof; neben ihr ritt ein alter Mann, ehrwürdigen doch kummervollen Angeſichts und greiſen Barts; ſein Anzug glich dem Feſtkleide eines franzöſiſchen Ritters. Sie ſelbſt war eine ſchöne, hohe Frau, vielleicht weniger als dreißig Jahr alt, und nach Art der

„Die noch dem Sohn das Letzte gab,
„Hab' ich gejagt zum Bettelſtab,
„So früh ſie ſchon verwaiſt!
„Zurück jetzt, mich treibt ſchwere Schuld,
„Denn keines Fürſten Wort noch Huld
„Erſetzt, was Tod zerreißt;
„Trophäen und der Lorbeerkranz
„Sind nicht der Herrſcher höchſter Glanz,
„Das iſt ein milder Geiſt.

„Auf, Mädchen, deinem Vaterland,
„Zu deines Fürſten eig'ner Hand
„Gieb'ſt Du den Friedensbrief!"
Er ſprach's und ſchrieb mit edler Gluth.
Das ginge nicht! ſagt' ich voll Muth,
Weil noch die Mutter ſchlief,
Da kamen Männer, Schritt vor Schritt,
Und brachten zween Seſſel mit,
So wie der König rief.

Bald hin zu unſres Fürſten Schloß
Bracht' ich den Brief und Freud' ergoß
Sich in die bängſte Noth,

Mauren gekleidet. Auf dem edlen ebenmäßigen Antlitz prangte ein Turban aus goldnem Gewebe, mit durchſichtigen weißen Streifen umſchlungen; das dunkle Haar wallte in reichen Locken an dem vollen, und dennoch ſchlanken Halſe hernieder auf einen Buſen, deſſen hochgewölbte Hülle, aus indiſchem lilienreinen Gewebe, Leben zu erhalten ſchien von dem Glühen, das in der Bruſt wogte. Dieſe Hülle fiel dann unter dem, aus Granaten, auf einen Goldſtreifen gereiht, beſtehenden Gürtel — woran, in einem einzigen großen Granat befeſtigt, ein ſichelförmig gebogener Dolch ſteckte, mit einem Griff, der von Edelſteinen leuchtete — in reichen Falten herab bis unter die Kniee, und ließ nur ein Stück von dem weiten bauſchigen Beinkleide ſehen, das ſich verlor in den Schuhen von rothem Saffian, welche die zierlich-kleinen Füße umſchloſſen. Der leichte, ſich anſchmiegende Kaftan, roth mit Goldſchnüren umzogen, war offen. Ein Schleier, in ſeiner Feinheit einem Luftſchimmer gleich, der, zurückgeſchlagen, an der linken Seite vom Haupte bis beinahe zum Boden herabwogte; ein Bogen und der Köcher mit Pfeilen, die an ſtarken Goldfäden über die Schultern hingen, vollendeten das Bild einer

Amazone. Soll ich Euch das ſchöne Antlitz näher ſchildern, ſo wißt, daß die Hautfarbe, weit entfernt, jener der Mauren ähnlich zu ſeyn, weiß und zart geröthet, dem Schimmer glich, den die Morgenröthe über ein Schneegefilde legt; die Augen, mit Blitzen um ſich werfend —.“

Zufällig ſah hier der Erzähler in das Auge Eleonora's, und faſt betroffen unterbrach er ſich ſelbſt, welche Pauſe Eduard Fitz-Urſe dazu benutzte, um zu Floreſtan zu ſagen: „Ei, Ihr erzählt ſo aus dem Herzen, daß Ihr dabei Eurem Hausfrieden gefährlich werden könntet, wenn Eure Gemahlin nicht Gnade für Recht ergehen läßt!“ — und Alphonſe entgegnete lächelnd: „Amor iſt ein Knabe und giebt ſeinem Geſchlecht, wenn auch nicht die Freiheit, doch — Freiheiten. Indeſſen, Aufrichtigkeit iſt die Kindheit der Reue; laßt ſie, Herr Ritter, bei meinem Gemahl erwachſen und ihn weiter reden!“

„Ihr irrt Beide!“ ſo begann Floreſtan wieder, der ſich die ſeltſame Wirkung, die aus dem einen Blick Eleonora's ihn überfiel, nicht klar zu deuten wußte. Er wollte darin Warnung und Beſorgniß geleſen haben, und als er jetzt ſcheu nochmals hinſchaute, dünkte das gemäßigte Feuer ihm zu ſagen: Ihr habt mich verſtanden! —

Eben gedachte er ſeine Erzählung fortzuſetzen, da trat der Caplan Hieronymus herzu und überreichte Floreſtan ein Pergament mit den Worten: „Irre ich nicht, ſo iſt dies das Blatt, welches Ihr ſeit einigen Tagen vergeblich ſuchtet; es lag unter jenen Chroniken!“

„Ja!“ antwortete Floreſtan, froh, noch einige Zeit der Ueberlegung zu gewinnen. „Es iſt das Wappen, welches mir meine Pflegemutter, wie ſie ſagte, als Talisman mitgab!“ ſetzte er hinzu, und Roger de Quercy ließ jetzt den erſten Laut vernehmen mit dem Ausruf: „Fürwahr, das Wappen der Grafen von Poitou!“

Eleonora ergriff das Blatt; glühende Röthe überzog ihr Antlitz, indem ſie mit einer Kopfbeugung jenen Ausruf beſtätigte; dann ſprach ſie haſtig: „Wollt Ihr vielleicht Eure Erzählung enden?“

Floreſtan ſchien auch in dieſer Frage einen zwiefachen Sinn zu finden; da jedoch jetzt alle Uebrigen, den Caplan ausgenommen, der ſich wieder in den Hintergrund des Saales begab, weiteren Bericht wünſchten, ſo ſprach Floreſtan beklommen:

„Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß ein anderes Gefühl, als das der Ehrfurcht vor dem fürſtlichen Weſen der Fremden, in mir ſich regte, wie dies wohl erklärlich iſt bei dem funfzehnjährigen Jüngling, der bis dahin nie aus einer engen Umgebung kam. Dieſe Ehrfurcht überwältigte mich gänzlich bei der Theilnahme, welche die wunderbare Frau mir erwies. Oft ſchien es, wenn ſie ſanft mit mir ſprach, als ob Thränen ihre Rede unterbrechen wollten, die ſich mehrentheils mit meiner Zukunft beſchäftigte. Es wurde entſchieden, daß ich zuerſt als Page an den Hof Ludwig des Siebenten ziehen ſollte, und am Abend vor meiner Reiſe führten meine Pflegemutter und der Aſtrolog mich zum letzten Mal in das Zimmer der Fremden, um von ihr Abſchied zu nehmen. Sie kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten; als wir eintraten, wandte ſie ihre verweinten Augen auf mich und winkte mir, daß ich neben ihr hinknieen ſolle. Als dies geſchehen und wir gebetet hatten, ſprach ſie mit gedämpfter und bebender Stimme:

„Folge, wie der Ruf Dir tönet!
Biſt ein König Du geworden,
Biſt entkommen Du dem Morden,
Räche, die man ſchwer verhöhnet!
Wenn, mit Allem neu verſöhnet,
Dich die Bettlerin umfangen,
Werd' ich einen Preis verlangen,
Den ich wohl verdienet habe;
Und bin ich ſchon heimgegangen,
Will ich fordern aus dem Grabe!"

Dann erhob ſie ſich, gebot mir aufzuſtehen, umarmte mich innigſt, ertheilte mir ihren Segen, wobei ihre Thränen faſt jedes Wort erſtickten, und gab mir dann ein Zeichen, daß ich mich entfernen ſollte."

Als ob Floreſtan jetzt ſich ergriffen fühlte von der Erinnerung, ſo hielt er einen Augenblick inne, dann ſagte er: „Meinen erlauchten und ehrenwerthen Gäſten wird es nicht entgangen ſeyn, daß ich im Anfang meiner Geſchichte ſo berichtete, wie Einer, dem die Täuſchung nicht leicht etwas anhaben kann; der eher den Wiſſenſchaften, womit die Sterblichen der Zukunft den Schleier zu lüften hoffen, höhnend begegnet. Dennoch will ich nicht leugnen, daß die zugleich geheimniß- und bedeutungsvollen Worte der mir eben lebhafter als je vergegenwärtigten Fremden mich lange Zeit im Geiſt beſchäftigten, zumal auf dem Wege nach Paris, wohin ich, überraſchend reich ausgeſtattet, zog, begleitet von dem Mauren, der mir als Diener mitgegeben war. Jenes Wappen und eine Pergament-Rolle, auf der die Worte, welche die ſchöne Wahrſagerin ſprach, geſchrieben ſtanden, erhielt ich zum Abſchiede von der Pflegemutter und bewahrte beides bis auf den heutigen Tag.

Bei der Hofhaltung in Paris angekommen, trat ich in die Dienſte des Königs und fand mich hier ſonderbarer Weiſe von Spähern und gar vornehmen Einflüſterern umgeben, die meinen Ehrgeiz gewaltſam anfachen wollten, denen ich jedoch kräftig widerſtand, obwohl ich darüber oft in große Bedrängniß gerieth, und endlich den verſchmitzten Mauren entlaſſen mußte, der mir im Solde einer geheimen Macht zu ſeyn ſchien. Alle dieſe Ereigniſſe darf ich hier übergehen, da es nur gilt, ſolche Vorfälle aus meinem Leben zu ſchildern, bei denen ich an jenes Sprüchlein gemahnt wurde, das ich eine Weile über dem Schauſpiel des bunten Hoflebens gänzlich vergaß, und endlich überhaupt, in meinem alten Unglauben, als ein chimäriſches Spiel betrachtete. — Bald trug ich nun auch meine erſten Waffen und erwarb mir bei einem Gefecht in der Normandie den Ritterſchlag von meines Königs Hand, deſſen Gunſt ich gewonnen zu haben glaubte, indem er mich zu mancherlei Aufträgen berief.

Einsmals, da wir von den Engländern in einer Winternacht überfallen und zurückgedrängt waren, erhielt ich den Befehl, dem Grafen Philipp von Flandern, der in einem bezweckten Treffen den Feind hatte in den Rücken nehmen ſollen, von unſerm vereitelten Vorhaben Nachricht zu bringen, damit er ſeine Truppen nicht vergeblich opfere. Da ich zum Theil durch Orte mußte, die ſchon von den Engländern beſetzt waren, ſollten Nacht und Seitenwege dienen, um mein Ziel zu erreichen. Von meinem Knappen Vasco begleitet, der einigermaßen die Fels- und Wald-Pfade der Normandie kannte, begann ich meinen Ritt. In der zweiten Nacht überfiel uns ein ſchreckliches Unwetter. Ströme von eiskaltem Regen, die gleich einem Wolkenbruch in den Hohlweg niederrauſchten, in welchem wir uns eben befanden, entwurzelte Bäume, die uns den

Pfad verſperrten, und die tiefſte Finſterniß machten es unmöglich, uns weiter den Roſſen zu vertrauen. Wir ſtiegen ab und führten ſie am Zügel, in der Irre herumtappend, bis wir endlich, zu unſerer großen Freude, einen Lichtſchein gewahrten, und nach vielen Beſchwerden vor einem mitten im Walde liegenden Hauſe ſtanden.

Basco klopfte an das Fenſter, und eine rauhe Stimme fragte: „Warum ziehſt Du nicht gleich das Roß in den Stall, Guy?“ — „Ich bin nicht Guy!“ antwortete der Knappe; „mein Herr und ich wir ſind Reiſende, ermüdet, und in der ſtürmiſchen Nacht hierher verirrt!“

Jetzt hörten wir mehrere Männer erſt laut, dann leiſer und immer leiſer unter einander reden, endlich wurde die Thür geöffnet. Ein baumhoher, kräftiger Mann, abenteuerlich gekleidet und bewaffnet, trat mit einer Fackel heraus, und konnte ſeine Beſtürzung nicht verbergen, als er uns, kriegsmäßig angethan, vor ſich ſah; er erholte ſich jedoch bald, winkte uns näher zu kommen und rief zugleich: „Stephan, ſorge für die Roſſe der Herren!“ worauf denn bald ein bärenhaftes Ungethüm, an welchem der Menſch ſchwer heraus zu finden war, herzu lief, ohne weitere Frage unſere

Roſſe bei den Zügeln ergriff und damit in der Dunkelheit verſchwand.

In dem Zimmer, das uns geöffnet wurde, fanden wir fünf Männer und zwei Weiber, und Allen ſchien der Beſuch nichts weniger als willkommen. Auch wir warfen ſpähende Blicke auf die Verſammlung, konnten aber doch nicht wieder umkehren, verhehlten demnach unſern aufſteigenden Verdacht, ſo gut es gehen wollte. Wir ſetzten uns auf eine Bank, die zum Tiſch gerückt wurde, und nahmen, was man uns zum Imbiß bot, welches ohne Umſtände geſchah; dabei ließ die trotzige Geſellſchaft gar deutlich merken: hier dürfe ſich Niemand unterſtehen, mehr wie der Andere ſeyn zu wollen, und der Letztgekommene ſey auch der Letzte im Range. Eine Standeserhöhung nach dieſem Grundſatze ward uns noch zu Theil; denn Stephan, unſer Roß-Entführer, geſellte ſich bald zu den Andern, und auch Guy, der Erwartete, kam und brachte noch einigen Mundvorrath. Uebrigens war die Tafel gut und reichlich verſorgt — aber eine Wahrnehmung verdarb uns vollends die Eßluſt. Wir bemerkten nämlich goldene und ſilberne Gefäße neben den ärmlichſten

Scherben, und ſo wie der Leute ganze Tracht an Perſonen aller Art erinnerte, vom Fürſten bis zum Bauer, ſo war es auch mit dem Tiſchgeräth. Ich und mein Vasco gaben uns zuweilen durch Blicke zu erkennen, daß es mit dem Eſſen allein nicht abgethan ſeyn möchte, und wir von dem unwegſamen Pfade wahrſcheinlich auf einen recht gebahnten geriethen, wenn wir geſonnen wären, das Zeitliche zu geſegnen.

Die groben Geſellen fanden keinen Gefallen daran, daß wir nicht, gleich ihnen, einen wölfiſchen Heißhunger zeigten, und ließen uns dies in allerlei Stachelworten vernehmen, was uns verdroß und unſere Zungen wenigſtens ſo weit löſete, daß wir ihnen auf die derben Reden die derben Antworten nicht ſchuldig blieben, worüber ſie oft in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen und ſich nebenher die unanſtändigſten Scherze mit den Weibern erlaubten.

Wir erklärten endlich, da der Sturm ein wenig nachließ, unſere Reiſe fortſetzen zu wollen; uns wurde jedoch entgegnet, das könne jetzt nicht geſchehen: denn wer heute in ihre Geſellſchaft gekommen ſey, müſſe auch mit ihnen dieſen Tag feiern. Dabei hörten wir denn, was wir in

Wir lebten dort im Saus und Braus,
Dann gab man uns ein ſtolzes Haus
Und überreichlich Brot;
Ich lerne viel und mit Geſchick,
Doch Mutter meint bey all dem Glück:
Der Vater iſt doch todt!“

Woher das?

So viele Räthe in den Staaten
Und nirgends doch ein Reich des Lichts!
Warum? Sie bleiben bey dem *Rathen*,
Vom *Wiſſen* merkt man leider nichts!

unſerm dringenden Geſchäft gänzlich außer Acht gelaſſen, daß heute das Feſt der heiligen drei Könige ſey, wo wir, nach dem alten Gebrauche, an dem Königskuchen Theil haben ſollten. Wir nahmen unſere Geduld zuſammen, während man ſchon die ausgelaſſenſten Späße trieb für den Fall, wenn Einer von uns König würde, und dann zu ſeiner Königin eines von den Weibern, wovon die Eine ältlich, die Andere ſehr jung war, zu wählen habe. Vasco fand im Gange dieſes Geſprächs einen Anlaß, ſich zu entfernen, indem er ſagte, er führe in ſeinem Reiſebündel ein Heiligenbuch und wolle, wie wahrſcheinlich auch ſein Ritter thun werde, ſeinem Patron es abbitten, der heiligen drei Könige heut noch gar nicht gedacht zu haben. Er ließ ſich in den Stall zeigen, nahm, nebſt dem heiligen Buche, zwei Stilets mit, die wir in Taſchen an dem Gezeug der Roſſe hatten, und brachte das eine mit dem Gebetbuch glücklich in meine Hand, worauf ich jenes ſogleich verbarg. Bevor er aber wieder zur Geſellſchaft kam, mußte er an einem Keller vorüber, wo er einen der Männer beſchäftigt ſah. Vasco drückte ſich in eine tief dunkle Ecke des Gebäudes und bemerkte nun, wie der Mann vorſichtig zwei Trink-Gefäße vor ſich hinſtellte, in eines derſelben eine Flüſſigkeit goß und dann mit Ruß von der Fackel den Deckel deſſelben innerhalb bezeichnete. Er verſchloß dann beide Gefäße und ging nochmals in den Keller. Der pfiffige Vasco hatte ſchnell bedacht, daß hier entweder ein Schlaf- oder gar Gift-Trunk beigemiſcht ſey; er benutzte raſch den Augenblick, wo der Kerl im Keller war, indem er die beiden Deckel verwechſelte und ſo den bezeichneten auf das Gefäß brachte, mit welchem keine Beimiſchung vorgegangen; dann erſt trat er wieder in das Zimmer und wußte nachher, als er ſein Gebet vor dem Heiligenbuche verrichtete, mir in einzelnen Worten dieſen Vorfall kund zu geben.

Unterdeß hatte man den Königskuchen in ſo viele Stücke zerlegt, als Perſonen am Tiſche ſaßen, und nachdem durch Würfel entſchieden worden, in welcher Reihenfolge er vertheilt werden ſolle, fiel mir dasjenige Stück zu, das die Bohne, als Zeichen dieſes Königsthums, enthielt. Alsbald erhoben ſich Alle, um in dem feurigſten Paxaret*) auf das Wohl des Königs zu trinken. Es wurden noch zwei Gefäße voll Wein's auf den Tiſch geſezt und Basco gab mir einen Wink, daß dies jene ſeyen, die er geſehen. Das jüngere Weib, welches man mit dem Namen Claire rief und das bis dahin, ſo weit es bei dem Ungeſtüm der rohen Schaar möglich geweſen, ſich ſehr zurück gezogen hielt, mußte uns die Becher kredenzen, und als ich den meinigen empfing, vernahm ich von ihr die leiſen Worte: „Um Gott, trinkt wenig!“ wonach ich ſie zu meiner Königin ausrief.

Bald merkten wir, daß Basco's Liſt nothwendig und gelungen war. Die Raubgeſellen, die ſchon vorher der Dame Jeanne **) übermäßig zugeſprochen hatten, wie dies aus den Geſchichten hervorging, welche ſie von ſich ſelber erzählten, und womit ſie deutlich erwieſen, daß der Galgen ſie längſt hätte in Verwahrung nehmen ſollen, konnten des Paxarets nicht genug bekommen, und mit Wohlbehagen bemerkten wir, daß ſie immer nur aus dem Gefäße ſich einſchenkten, deſſen Deckel kein Zeichen hatte. Es währte nicht lange, ſo wurden ſie ſämmtlich ſchlaftrunken, und auch ich hielt es für gerathen, mich zu ſtellen, als würde ich vom Schlafe übermannt, obwohl ich zum Schein noch immer dem Becher zuſprach; dies Alles that mir Vasco nach, und ließ endlich, gleich mir und den Uebrigen, mit untergelegten Armen das Haupt auf den Tiſch ſinken, wobei ich jedoch mein Stilet in der Hand hielt.

---

*) Der beſte ſpaniſche Wein.

**) Alter Scherz-Name für eine Art Bauchflaſche.

Indem ich nun Alle ſchnarchen hörte und ſchon den Augenblick benutzen wollte, aufzuſpringen und uns im Nothfall, wenn Einer oder der Andere ſich noch widerſetzen möchte, mit den Waffen Bahn zu brechen, vernahm ich aus dem Geflüſter des ältern Weibes, wie ſie gar nicht begreifen könne, daß Freund und Feind zugleich die Wirkung des Schlaftrunkes erfahren, auch irgend eine Verrätherei wittere. Und wie ich darob mich noch ruhig hielt, ſtieß Claire plötzlich einen heftigen Schrei aus und den Ruf: „Rettet Euch!“ Alsbald ſprangen wir, ich und Vasco, auf und ſahen, wie das ältere Weib auf mich einen Dolch gezückt hatte, um mich rücklings zu durchbohren; ſchnell war ſie entwaffnet, zur

Thür hinausgedrängt, und an einen Pfoſten des Hauſes mit Stricken feſt gebunden, die Vasco auffand. Wir waren des Willens, der Menſchheit einen Dienſt zu erzeigen und das ganze Raubneſt mit ſeinen Bewohnern durch die Flammen zu vertilgen; Claire aber warf ſich weinend zu unſern Füßen und bat um Gnade, da ſie mit einigen von den Räubern verwandt ſey, zugleich aber auch um die Barmherzigkeit, ſie mitzunehmen, weil ihr gewiß hier das Aeußerſte drohe für die Theilnahme an unſerer Rettung. Wir gaben ihren Bitten nach; Vasco zog die Roſſe aus dem Stall, nahm das Mädchen vor ſich auf den Sattel und ſo trabten wir weiter, vollbrachten auch glücklich unſer Vorhaben, wobei uns Claire, die alle heimlichen Wege dieſer Gegend kannte, wackere Dienſte leiſtete. Später, da ſie ſich eben ſo redlich und thätig erwies, als ſie hübſch war, hat ſie Vasco, jetzt Thurmwart dieſes Schloſſes, zu ſeiner Hausfrau erkoren, ohne es jemals bereut zu haben."

Floreſtan hielt hier inne, indem eine wiederholte Halsbewegung des Hausmarſchalls ihn ſchon ein wenig geſtört, und endlich Alphonſe ihm zugeflüſtert hatte, daß die Tafel für die Fremden bereitet ſey. Floreſtan bat nun ſeine Gäſte, ſich die Bewirthung gefallen zu laſſen. Die beiden Männer bedurften keiner Anmahnung, ſie gönnten den Speiſen und dem Becher gleiche Gunſt; Eleonora ſah ſinnend vor ſich hin oder forſchend auf Floreſtan, der, weil er den Abend-Imbiß ſchon früher genommen, ſeine Gäſte ohne Weiteres mit der Fortſetzung ſeiner Geſchichte unterhalten wollte, daran aber noch gehindert wurde, indem Roger de Quercy, dem der Wein die weltliche Devotion in etwas aus ſeinem wenigen Blute jagte, zu ihm ſprach:

„Wie froh bin ich, Herr Ritter, daß bei dem Eintreffen der Prophezeiung, die Euch ein Königthum verhieß, kein legitimer Thron verletzt, kein Hochverrath begangen wurde; ich hätte nimmer unter Eurem Dache hauſen dürfen!“

„Die Ruhe meines Gaſtes iſt mir werth!“ entgegnete Floreſtan, „und ich will deshalb auch nicht in ein Geſpräch eingehen darüber: ob bei mir ein Verbrechen ſeyn könnte, was Ihr an Hugo Capet zu tadeln Euch nicht unterfangen werdet, wenn Ihr vor Eurem Herrn, ſeinem fünften Nachfolger, ſteht!“

Eleonora ſagte lächelnd: „Nehmt Euch in Acht, Herr Hausmarſchall! Ihr ſeyd in den

Pyrenäen, alſo über die Grenze der franzöſiſchen Zunge hinaus!" — und Fitz-Urſe trank jubelnd auf das Wohl des Legitimſten in der Welt, nämlich der freien Rede. Quercy bewahrte ſich, hiebei irgend Theil zu nehmen, und blieb fortan ſo geiſtig trocken, wie er es leiblich war. Floreſtan aber ward nun über die Erfüllung der anderen Prophezeiungen befragt, und erzählte dann weiter:

„Nach manchem Kriegszuge lebte ich wieder am Hofe Ludwig des Siebenten, und fand mich leider veranlaßt ſeine Gunſt zu verſcherzen; eine Begebenheit, die ich um ſo kürzer berühren muß, je mehr es ſcheinen könnte, als wollte ich Euch, erhabene Frau, geringe Dienſte berichten, die ich Eurer Prinzeſſin Tochter zu leiſten berufen war. Von Conſtantia, der zweiten Gemahlin des Königs, angereizt, hatte einer ihrer Verwandten Eure erlauchte Tochter, die Prinzeſſin Alix, öffentlich gekränkt; ſie wählte mich zu ihrem Ritter und ich forderte den Beleidiger zum Zweikampfe; er aber ſtellte ſich nicht, weil er, aus dem Blute der Könige von Caſtilien entſproſſen, mich nicht für ebenbürtig hielt, worauf ich ihn für ehrlos erklärte, bis er der Dame und mir Genugthuung gegeben, die ich mir im äußerſten Falle bei der erſten Gelegenheit gewaltſam nehmen wollte. Zu derſelben Zeit empfing ich einen Auftrag an den königlichen Vater Conſtantia's und zog deshalb nach Leon. Unterwegs hielt mich ein Eilbote an und brachte mir ein Schreiben von der Prinzeſſin Alix, welches mir meldete, daß auch mein Gegner auf einem andern Wege nach Leon gereiſet ſey und einen Brief des Königs mit ſich führe, der mich in die Acht erkläre wegen hochverrätheriſcher Abſichten. Mein Entſchluß war raſch gefaßt. Ich ſprengte nach Baredge, das auf ſeinem Wege lag, harrte ſeiner und forderte ihn auf der Heerſtraße, wo er mir nicht ausweichen konnte, zum Kampfe. Er warf, ehe ich noch meine Rede geendet hatte, ſeine Lanze nach mir, und traf mein Roß, daß es niederſtürzte; Basco, davon entrüſtet, fiel dem Roſſe des tückiſchen Feindes in die Zügel, ich, hinzuſpringend, riß ihn herab, und er mußte nun mit dem Schwert mir ſtehen, bis ich ihn todeswund verließ. Ich fand bei ihm den Brief, der mich ächtete, nahm ihn zu mir, und ging nun, da mein Roß unbrauchbar geworden, nach Baredge zurück; dort — doch halt, das iſt ein Vorfall, den meine Hausfrau gar gern erzählt und deshalb mag ſie, auf meine Bitte, hier fortfahren.“

Indem nun Floreſtan ſchwieg, gewahrte er, wie Eleonora bedeutungsvolle Blicke mit ihren Begleitern wechſelte, dieſe ſich Winke gaben und flüſterten; er hörte auch, ohne den Sinn zu faſſen, Fitz-Urſe's Ausruf: „Fürwahr, wir ſind am Ziel!“ — ehe noch Alphonſe das Wort nahm und ſcherzend begann:

„Mein Gemahl iſt ſo eitel, daß er von mir ſelbſt einen neuen Glanz ſeines Triumphs über mich verlangt; folgſam ſeinen Bitten oder Befehlen — denn die Hausherren dulden darin keinen Unterſchied, weder Bitte noch Befehl geſtattet uns eigene Entſcheidung — ſey es mir zuerſt vergönnt, der Zeit zu gedenken, wo ich noch nicht eine ſo gefügige Gattin, ſondern eine etwas phantaſtiſche, ſelbſtwillige Jungfrau war. Meine Eltern ſtarben Beide in kurzer Zwiſchenzeit, und mein Oheim, Don Diego de Veſtilja, übernahm die Vormundſchaft über mich ſechszehnjährige Waiſe. Der Verluſt deſſen, was meinem Herzen das Theuerſte geweſen, das Hinſcheiden der liebevollſten Mutter und eines Vaters, der, in Allem erfahren, auch mein Lehrer war, hüllte mir die

Seele in ſo tiefes Leid, daß Don Diego für meine Geſundheit fürchtete, was nicht in ſeinen Plan taugte. Weil er die mir zugekommene reiche Erbſchaft, wenn ich meinen Eltern in die Gruft folgte, mit vielen Verwandten hätte theilen müſſen, wünſchte er vielmehr, daß ich einem der Ricos Hombres [*]) mich verloben ſollte, deſſen Güter in ſeinem wüſten Leben Andern verfallen waren, und der dem Oheim eine Theilung meiner Habe angeboten hatte, wenn er die Vermählung zu bewirken vermöchte. Der Antrag, deſſen Zuſammenhang entdeckt und mir vertraut wurde von einem alten Pagen, dem in unſerm Hauſe mit der ihm als Verwandten gebührenden Achtung ſein Unterhalt geworden, war kein Mittel, meinen Gram zu lindern, meine Geſundheit zu befeſtigen, und Don Diego beſtimmte endlich, ich ſollte die Wunderquellen von Baredge gebrauchen. — Wir reiſeten dahin. Die mancherlei fremden Erſcheinungen und der Heiltrank waren mir wohlthätig; ich ward wieder froh, ja muthwillig, wie es ein Mädchen ſeyn kann, die niemals von Convenienz in irgend eine Form ein-

---

[*]) Die nachherigen Grandes in Spanien. Die Bezeichnung heißt: reiche Männer.

Hymnus an die Freyheit.

Freyheit, willſt du ewig fliehen?
Bleibſt du zürnend uns getrennt,
Die der Geiſt, voll Sehnſuchtglühen,
Seine holde Mutter nennt?
Reiß das Recht aus düſt'rem Schlummer,
Hilf der Menſchheit auf vom Kummer,
Daß ſie Gottes Welt erkennt!

Wo bey deinen letzten Trümmern
Eichen traurig weh'n,
Hör' ich matt die Völker wimmern,
Die in Schmach vergeh'n!

Freyheit, einz'ges Himmelserbe,
Send' uns der Verſöhnung Blick;
Daß die Menſchheit ahnend ſterbe,
Bring' ihr Göttlichkeit zurück!
Laß' uns deinen Strahl entdecken,
Leben ohne dich ſind Schrecken,
Ohne dich iſt Tod kein Glück!

gezwängt worden. Es fanden ſich ſogar einige Männer, die mir den Hof machten; auch ſoll ich damals ein wenig hübſch geweſen ſeyn —.“

„Bei meinem Haupt, geſtrenge Frau!“ rief hier der kecke und offenherzige Fitz-Urſe; „Eure Beſcheidenheit kann da nichts nutzen, wo die Wahrheit ſich noch Keinem verbirgt!“ — Alphonſe aber that, als ordne ſie nur ihre Erinnerungen und erzählte weiter:

„Dem Oheim behagten die Bewerbungen nicht und er ſprach von der Rückreiſe; ich widerſetzte mich aber, da mir der Lebensmuth von Neuem erwacht war, doch hatte ich nun viel von ihm zu leiden. — Einſt, nach einem lebhaften Geſpräch mit Don Diego, ſaß ich bei einer der Wunderquellen und ſann über meine Zukunft nach; ich hatte erlauſcht, daß der mir beſtimmte Bräutigam auch nach Baredge kommen würde, und dies brachte mich in große Unruhe. Da ſprengte auf muthigem Roſſe ein Ritter vorüber, deſſen Antlitz — wie ich nachher erfuhr, von edlem Zorn höher belebt — einen tiefen Eindruck in mir zurückließ, und ich dachte ſtill bei mir: Wär' er doch erſchienen, dir zu helfen!

Indem ich noch ſinnend vor mich hinſchaute, trat mein Oheim herzu: milder geworden, wollte er mich bereden, ſeinem Plane beizuſtimmen, und ſprach von der Unwürdigkeit der Menſchen, die einem ſchönen Lärvchen alle ihre Worte zu Dienſt ſtellten, dadurch in den Jungfrauen Widerſetzlichkeit veranlaſſend: und wie ihnen Alles doch nur eitel Spielwerk ſey, auch die Schönheit und jede Wahrhaftigkeit in der Welt erloſchen wäre. — Ich, einen beſſern Glauben für die Menſchheit in mir hegend, behauptete, daß auch wohl außer der Schönheit Manches ein Herz zu uns führe, wie denn die Schätze des Geiſtes und das Mitgefühl für Unglück wohl gar mächtig ſeyn könnten. Don Diego lachte ſpöttiſch und wünſchte, daß ich zumal das Letztere nie möchte auf die Probe zu ſtellen haben; denn es bereite Keiner Hülfe, der es nicht um des eignen Vortheils willen thäte. Davon entrüſtet und überhaupt die Welt mit abenteuerlichem Sinne betrachtend, erbot ich mich, ihn eines Anderen zu belehren, und er unterſtützte, was mir in meiner dermaligen geſteigerten Lebhaftigkeit nicht auffiel, nach kurzer Berathung mit ſich ſelbſt einen ſeltſamen Einfall, der mir gekommen. Um ihm zu beweiſen, daß der Menſchen

Gemüth ſich gern zu dem Unglücklichen wende, wollte ich mich mit allerlei Verunſtaltung und einem ſchlechten Gewande zur alten häßlichen Bettlerin vermummen, und, ein Geſchichtchen meines Unglücks erfindend, an der Heerſtraße das Mitleid der Vorüberziehenden anrufen. — „Nun, wir werden ſehen, welche Erfahrung wir machen!“ murmelte höhnend Don Diego, und ich eilte, mein Vorhaben auszuführen.

Es war ſchon gegen Sonnen-Untergang, als ich, etwas fern von Baredge, an einem Orte, wo die Straße zumeiſt beſucht iſt, mich an einem Heiligenbilde niederließ, und mehr mit Geberden als Worten die Vorübergehenden aufmerkſam zu machen ſuchte. Mein Oheim hatte verſprochen, in der Nähe zu bleiben, und eine Stunde war mir bewilligt zu meinem wunderlichen Treiben, das mich ſchon gereute und mich mit Furcht und Beben erfüllte, je mehr der Hin- und Herwandelnden kalt an mir vorüberzogen. Auch war jene Zeit faſt verfloſſen, da trat, gedankenvoll vor ſich hinſtarrend, von einem Waldpfade her eben jener Ritter, den ich am Morgen geſehen. Mich erfaßte bei ſeinem Anblick eine heiße Beklommenheit, die ſich in Thränen Luft machte, und ich erhob bittend die Hände mit den Worten: „O Herr, ſeyd mein Retter in großer Noth!" — Er blieb ſtehen und entgegnete: „Weiß mir zwar ſelbſt nicht recht zu helfen, doch ſprecht, was heiſcht Ihr?"

Ich gedachte mein erfundenes Geſchichtchen zu erzählen, aber der offene Blick des Ritters, die Schwermuth, die jetzt ſeine Züge umgab, machten mich verlegen, und plötzlich gewahrte ich nun, daß haſtigen Schrittes mein Oheim und eine zweite Mannsgeſtalt aus dem Gebüſch auf uns zutraten. Mit Entſetzen überfiel es mich, daß die ſich nähernde hagere, abgelebte Figur der mir beſtimmte Bräutigam ſeyn könne; ſchreckensvoll auf Jene hinweiſend erhob ich mich um zu fliehen, ſank aber faſt ohnmächtig zuſammen, und der Ritter, mich auffangend in ſeinen Armen, rief den Kommenden entgegen: „Was wollt Ihr, was geht hier vor?" — „Folgt mir, Fräulein!" ſprach mein Oheim; „die Zeit zu dem Scherz iſt verſtrichen und wir haben unſern Gaſt, den ich Euch hier vorſtelle, zu empfangen!" — „Nimmermehr!" rief ich in Thränen, und riß zugleich die Verlarvung und das täuſchende Gewand von mir. — „Was geht hier vor?" fragte wiederholt der fremde Ritter, mich verwundert anſchauend; „das Fräulein hat ſich in meinen Schutz begeben, und, bei Gott, ich kenne meine Ritterpflicht!“ ſetzte er mit edlem Feuer hinzu. — „Ei, Fräulein Nichte!“ ſprach nun bitter Don Diego; „Ihr braucht eigene Mittel, Euch einen Ritter zu gewinnen!“ — und ich bedeckte, in Schmerz und Scham, mein Angeſicht, wie ich denn noch jetzt eine erſchütternde Gluth fühle, wenn ich jenes Augenblicks gedenke.“

Die tiefe Bewegung ſeiner Gattin gewahrend, reichte Floreſtan ihr die Hand, ſprechend: „Laß uns, Alphonſe, dem Himmel danken für jenen Augenblick, der uns zuſammen führte. Ja, ich ſelbſt“ — ſo wandte er ſich wieder zu ſeinen Gäſten — „war der Ritter, der die Bettlerin umfangen hielt, und dieſe nun plötzlich verwandelt in Jugend und Schönheit vor mir ſah. Ich hatte Vasco beauftragt, mir ein anderes Roß zu kaufen, und ſchritt nun, bei mir ſelbſt erwägend, wohin ich mich wenden ſollte, durch den Wald von Baredge, bis mich das Abenteuer mit dem Fräulein aus einem dumpfen Hinbrüten weckte und ihr Anblick über mein Herz entſchied. Im Verlauf des Geſprächs ward es mir erkennbar, daß Don Diego den ſeltſamen Einfall ſeiner Nichte nur deshalb begünſtigt hatte, um den zudringlichen Bräutigam auf überraſchende Weiſe in Alphonſe's Nähe zu bringen und dadurch vielleicht ihren für das Ungewöhnliche ſo empfänglichen Sinn ihm geneigt zu machen. Glaubend, es werde Niemand auf das Flehen der Vermummten hören, ſollte kurz vor dem Ende der gegebenen Friſt ſein Schützling als Retter daher prunken, eine Liſt, welche die Fügung vereitelte.

Alphonſe, mir all ihr Leid vertrauend, begab ſich, aufgeregt von den mannigfachen Bedrängniſſen dieſer Stunde, in meinen Schutz, und ich ſelbſt fühlte, daß es unmöglich ſey, mich von ihr zu trennen. Da indeß Don Diego auf keine Weiſe nachgiebig werden wollte, und ich, nach der Achtserklärung, von der ich die Beweiſe in Händen hatte, mich in Frankreich nirgends für ſicher hielt, entführte nun meine Geliebte, und kam, ſchon vermählt, auf dieſem Schloſſe an, dem Eigenthum meiner Gattin. Von hier aus, meinem gegebenen Worte getreu, brachte ich das mir anvertraute Schreiben nach Leon, verſchwand aber dort ſogleich wieder, um mich nicht in Gefahr zu bringen. Endlich haben wir uns auch mit Don Diego verſöhnt, und ich führe hier ein glückliches Leben, meines Vaterlandes ſtets mit Liebe gedenkend, aber dennoch ohne Verſuchung, es wieder zu betreten, obwohl ich vernahm, daß es der Prinzeſſin Alix gelungen ſey, die Acht gegen mich zurückgenommen zu ſehen. So nun werden meine erlauchten und verehrten Gäſte mit mir glauben, daß die Prophezeiungen jener Amazone an mir in Erfüllung gegangen ſind, und nur der Preis, den ſie verlangen wollte, ſo wie ihr Wiedererſcheinen, wäre noch zurück.“

„Sie iſt in mir erſchienen!“ — mit dieſen Worten erhob ſich jetzt Eleonora — „und begrüßt Euch als ihren Sohn, den Herzog von Guienne und Grafen von Poitou!“ — Erſtaunt blickten Alphonſe und Floreſtan auf die Herzogin, deren Augen unwillkürlich Thränen entſtrömten; dann, vor Eleonoren ein Knie beugend, ſprach Floreſtan bebend: „Ja, Ihr ſeyd es — und jetzt weiß ich, was bei Eurem Anblick in meiner Erzählung mich mehrmals verwirrte; es war dieſe Aehnlichkeit mit jenem mir ſo theuren Frauenbilde, dieſe Aehnlichkeit, die ich mir nicht zu geſtehen wagte. Doch wie —!“

„Laßt auch Euch“ — ſo fiel Eleonora, den Sohn an ihr Herz ziehend, ihm in die Rede — „laßt auch Euch die Verirrungen meiner Jugend vertrauen, wie ich ſie, um meines Sohnes Rechte zu bewahren, den Königen von Frankreich und England vertraut habe, und laßt uns zugleich bewundern, daß meine von Euch für erfüllt gehaltenen Prophezeiungen dennoch einen ganz andern Sinn hatten, als den das Geſchick in einer Doppeldeutung ihnen gab.“

Eleonora winkte, daß die Verſammelten, die Alle, ſelbſt den Caplan Hieronymus nicht ausgenommen, antheilsvoll herbeigekommen waren, ihre Plätze wieder einnehmen möchten, und als dies geſchehen, begann ſie:

„Bevor ich den Thron Frankreichs beſtieg, war ich ſchon, kaum ſiebzehn Jahr alt, heimlich vermählt mit Euſtache, Grafen von Poitou, wagte aber nicht, es meinem Vater, dem Herzog Franz von Guienne, zu geſtehen, weil er den Grafen haßte und in ſeinen hochſtrebenden Planen meine Hand nur einem gekrönten Bewerber geben wollte.

Ein Mönch, Beichtvater des Grafen Euſtache, hatte uns das heilige Sacrament der Ehe ertheilt, nachdem er einen ſchweren Eid leiſtete, niemals etwas zu verlauten, bis wir ſelbſt ihm die Zunge löſeten. Ein Sohn war die Frucht dieſer Ehe, der noch vor der Geburt den Vater verlor, indem derſelbe in einem Treffen gegen Thibauld, Grafen von Champagne, ſeinen Tod fand. Mein Zuſtand erheiſchte eine Vertraute; ich wählte eine arme Verwandte der Poitou's, Gabriele de Gonets; ſie verhalf mir dazu, daß ich geheim entbunden wurde, und bezog einen von mir gekauften Edelhof in der Touraine, wo Ihr als Floreſtan de Gonets erzogen ſeyd.

Der Dauphin von Frankreich warb um meine Hand, mein Vater begünſtigte ihn und ich ward ſeine Gemahlin, endlich Königin, bis mich Conſtantia von Leon verdrängte, und eine Scheidung erfolgte. Mit tödtlichem Haſſe gegen Conſtantia erfüllt, verließ ich Paris, und da Ludwig der Siebente mir mein Erbe, Guienne, vorenthielt, das er in Beſitz genommen, als mein Vater, um ſeinem Alter Ruhe zu gönnen, der Regierung ſich begab, ſo war auch gegen ihn Rache mein einziges Gefühl. Zu der Zeit geſchah es, daß ich, in Begleitung meines greiſen Vaters, dem ſich endlich mein Herz eröffnet, nach der Touraine zog, um bei Gabriele de Gonets meinen Sohn zu ſprechen. Der Bote von ihr, welcher die Wahrſagerin aus der Bretagne berufen ſollte, begegnete mir unterweges; ich hörte von ſeinem Auftrage. Da kam mir der Gedanke, mich ſelbſt als dieſe Wahrſagerin einzuführen, und ich that dies, um den Eindruck zu erhöhen, auf phantaſtiſche Weiſe. Gabriele war im Geheimniß, ſo weit mir dies nöthig ſchien; im Uebrigen lagen meine Pläne in der eigenen Bruſt. Ihr, Floreſtan, ſolltet nach Paris, und da Ludwig zu der Zeit noch gar keinen männlichen Erben hatte, faßte ich die verwegene Hoffnung, Euch auf den Thron Frankreichs zu erheben. Meine beiden Töchter, Maria und Alix, wußte ich von meinem Vorhaben zu unterrichten, und meine ganze Partei umgab Euch, damit Euer Ehrgeiz belebt werde. Dahin zielten auch die Prophezeiungen, die ich zu Eurer immerwährenden Anregung erfand. Solltet Ihr König werden, ſo ſah ich voraus, daß mancher Mordſtahl auf Euch gezückt ſeyn würde; die, welche man ſchwer

Waffenſtürme hör' ich ſchallen,
Ahnenmuth erwacht,
Und die Menſchenwürger fallen
In der Menſchheit Schlacht!

Freyheit, dich ſeh' ich erſcheinen
Auf der Zukunft Morgenroth,
Jauchzend dir entgegen weinen
Muß ich aus verklärter Noth.
Du willſt liebend bey uns wohnen,
Betet an, ihr Millionen,
Und dann fort zu Sieg und Tod!

Heil'ger Kreuzzug hat begonnen,
Büßt die Knechtſchaft ab;
Wo für Freyheit Blut verronnen
Iſt ein heil'ges Grab!

Freyheit, Bild vom kühnſten Schweben,
Was nur Edelgluth erſchafft,
Du biſt das geſammte Leben,
Biſt dem Staube Schöpfungkraft:
Unter deinem Herzen müſſen
Mehrend ſich die Welten küſſen,
Löſeſt du des Geiſtes Haft!

verhöhnte, war ich, ſo wie die Bettlerin, da ich vergebens bei den Königen von Frankreich und England um mein rechtmäßiges Erbe gefleht und nirgends ein Eigenthum hatte; der Preis, den ich fordern wollte, wenn Ihr das von mir erträumte Ziel erreichtet, war die Beſtrafung jener Conſtantia, der Urheberin meines tiefen Falles.

Das Schickſal wollt' es anders — Ihr widerſtandet dem Ruf zu ungerechter That, verwarft alle aufrühreriſchen Anträge, die Euch in Paris geſchahen und die Ihr in Eurer Erzählung nur leicht berührtet. Mir aber gelang es zuletzt, Englands König, Heinrich den Zweiten, für mein Recht zu gewinnen, der nun die Gewähr meiner Anſprüche zu einer Bedingung des Friedens mit Ludwig machte. In einer Zuſammenkunft bei Tours haben beide Monarchen mir feierlichſt meine Erbländer geſichert und dieſelben, da ich in Allem ein freies Bekenntniß ablegte, auf meinen Sohn übertragen, wenn er noch am Leben ſey. Daß Ihr in Leon geweſen, wußte ich; von da an verlor ſich aber jede Spur. Eine Verkündigung und mein eigen Herz ſagten mir: ich würde Euch wiederfinden, und ich that ein Gelübde, nach Leon und, wenn es nöthig, ununterbrochen durch ganz Spanien zu reiſen, bis ich Euch entdeckte. Die Könige von Frankreich gaben mir den Hausmarſchall Roger de Ducrey und den Ritter Fitz-Urſe als Begleiter, damit ſie ſelbſt ſich überführten, ob ich den wahren Erben meiner Güter gefunden; hoffentlich haben ſie ſich Beide überzeugt, daß wir nicht fehl gegangen ſind, und um deſſen ſicher zu ſeyn, bekämpfte ich jede innere Bewegung, die Eure Erzählung hätte unterbrechen können."

Eleonora ſchwieg, eine Antwort ihrer Begleiter erwartend; ehe aber Ducrey dazu die nöthigen Anſtalten gemacht, lag der Caplan Hieronymus zu ihren Füßen und rief der Erſtaunten zu: „Endlich, erhabene Frau, fühle ich meine Bruſt erleichtert, darf Vergebung hoffen für die Sünde, die ich einſt an Eurem Vater, meinem Wohlthäter, beging, indem ich Euch heimlich mit dem Grafen Poitou vermählte!" —

„Wie, Ihr wäret —?" ſo fragte Eleonora, und Hieronymus fiel alsbald ein: „Ja, derſelbe Mönch, welchem Ihr den fürchterlichſten Eid des Schweigens aufgebürdet, einen Eid, der mir wie Felſenlaſt auf der Seele lag. Ich wußte, daß ich hier im Dienſte Eures Sohnes ſey, denn jenes Wappen der Grafen von Poitou habe ich ſelbſt, auf das Verlangen Eures erſten Gemahls, in meiner Zelle gefertigt und ihm mit Chiffern die Worte beigefügt: Der Beſitzer iſt rechtmäßiger Erbe von Poitou. Oft habe ich mit mir gekämpft, ob ich meinem jetzigen Gebieter ſeine Herkunft entdecken ſolle, immer aber hat mich mein Eid und die Furcht, einen Feuerbrand in den Frieden dieſes Hauſes zu werfen, von dem Bekenntniß zurück gehalten; aber jetzt preiſe ich mich glücklich, dieſen Tag erlebt zu haben, der auch auf mich ſeinen Segen ausſtrömt!“

Liebreich, doch heftig erzitternd, erhob Eleonora den Alten, und ſank dann ſelbſt erſchöpft in ihren Seſſel. Die Erinnerungen an die ereignißreichen Jahre von da an, wo dieſer Mönch ſie mit ihrem Geliebten vor dem Altare verband, überwältigten die Kraft ihres Geiſtes. Floreſtan und Alphonſe eilten zu ihr hin und bedeckten knieend ihre Hände mit Küſſen. Eduard Fitz-Urſe und Roger de Quercy aber ergriffen die Becher und tranken auf das Wohl Floreſtans, Herzogs von Guienne und Grafen von Poitou, wobei Eleonora ſegnend ſich über ihre Kinder beugte und tief bewegt ſprach:

„Gott hat Alles wohl gefügt und dieſes heimliche Glück, welches ich in Eurem Hauſe finde, wird auch mir die Ruhe verleihen, die ich dem Irrſal und den Stürmen des Lebens opferte!“

„Ja, Gott hat Alles wohl gefügt!“ ſprach auch Floreſtan. „Und ob die Plane der Menſchen zunicht, die gedeutelten Verkündigungen derſelben zu Hirngeſpinnſten werden, die ewige Beſtimmung und weiſe Führung des Allmächtigen ſiegt über jeden Zweifel, und frevelnder Unglaube kann vor ihm nimmer beſtehen!“

Gott kehrt ein bei den Seinen.

Man ſollte glauben, es wäre ſchwerlich Jemand zu finden, der die Gefühlstiefe, den Gemüthsreichthum und die ſittliche Herrlichkeit des Familienlebens verkenne, und wir wollen uns einmal wirklich überreden, Dem ſey ſo! Denken wir für eine Weile, wir lebten wirklich noch in der Zeit, in der man nicht durch eine Menge oft ſehr leidiger Vergnügungs-Anſtalten die Menſchen bis zu den unterſten Schichten dem Familienkreiſe entwöhnte und ſie in die nach Pariſer Zuſchnitt geleiteten Gaſterei-Wirthſchaften trieb, um die — Arbeitsunluſtigen und die Armengeld-Empfänger zu vermehren.

Ja, wir wollen uns als Gegenſatz zuvörderſt in jene Zeit verſetzen, wo alle ſittlichen und edlen Kräfte dem Familienleben zuſtrömten, wo man innigſt überzeugt war, es ſey, was der Menſch mit allen Kräften der Seele umfaßt und liebt, wofür er arbeitet und worin er den erheiternden Lohn der Arbeit findet, es ſey die Häuslichkeit ſein Paradies und deſſen Hauptſchutz die Genügſamkeit.

Um aber nicht mit Betrachtungen oder wohlfeiler Lehre zu prunken, folge beiſpielsweiſe ein wahres Geſchichtchen, und ich laſſe einen Freund — ich nenne ihn Ettershof — hier erzählen, was er mir erzählt hat.

„Von meinem Großvater“, ſagte er, „kann mein Vater nicht aufhören zu ſprechen, hat er einmal von ihm zu ſprechen angefangen, und ich erinnere mich gleichfalls aus meiner Kindheit, daß der Großvater ein ganzer Mann war, wie man zu ſagen pflegt. Der frühzeitige Tod der Eltern brachte ihn in's Waiſenhaus, und von da in die Lehre zu einem Zimmermeiſter, bei dem er auch als Geſell noch mehrere Jahre blieb, bis es ihn auf die Wanderſchaft trieb, obwohl der Meiſter ihn gern gehalten hätte. So kam er an einem Frühlingsabend des Jahres 1772 in die Nähe von Bunzlau, auf einem Hügel ſah er dieſe

Stadt bereits vor ſich, und der Anblick ſchien ihm ein ſo freundlicher, daß er ſcherzend ſeine eigene Perſon fragte: „Da möchteſt Du wohl eine Weile bleiben, Bernhard Ettershof!“

Nachdem er ſich ein wenig ſelber auslachte über die Frage an ſich ſelber, hörte er hinter ſich keuchen, wandte ſich, und ſah ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, das auf dem einen Arm einen acht- oder neunjährigen Knaben, unter dem andern Arm ein tüchtig Bündel Kalmus trug. Bernhard ließ die ſchwer Belaſtete an ſich vorüber, ging dann ein paar Minuten nebenher, und da er bemerkte, daß dem Mädchen die Thränen über die Wangen liefen, der Knabe aber ſtöhnte, ſagte er endlich mitleidig:

„Was fehlt Euch denn, Jungfer, und weshalb plagt Ihr Euch ſo mit dem großen Jungen, laßt ihn doch laufen!“

„Ach, werther Wandergeſell“, antwortete matt das Mädchen, „mein Bruder ließ ſich nicht warnen bei ſeinen Sprüngen und hat ſich nun den Fuß verſtaucht!“

„Wenn das iſt, Jungfer, ſo gebt nur mir den Burſchen!“

Bei dieſen Worten nahm Bernhard ohne Weiteres die größere Laſt der Athemloſen ab, die es willenlos und ſchüchtern geſchehen ließ, und vorwärts ſchreitend fügte er ſeiner Rede hinzu: „Ich ſetze voraus, daß Ihr nach Bunzlau wollt!“

Das Mädchen nickte mit dem Kopf, und der für einen Augenblick in der Ueberraſchung dieſes Begegniſſes ſtill gewordene Knabe fing wieder an zu jammern.

„Nun, halt's nur aus, kleiner Menſch“, tröſtete Bernhard; „es kann ſo arg nicht ſeyn, und wenn wir daheim den Fuß tüchtig rütteln und einrenken, iſt's vorüber!“

Das Mädchen kämpfte noch mit der Scheu, endlich aber ſagte ſie: „Ich dank' Euch, und Du haſt Dich auch zu bedanken, Arnoldchen!“ Der aber vergaß des Dankes und entgegnete nur: „Ach, es thut ſo weh!“

„Daß er's vergißt, laßt uns ein wenig plaudern, Jungfer“, bemerkte unſer Geſell. „Kinder hören leicht zu! Wie heißt Ihr denn?“

Im Geſpräch wurde die ſo Angeſprochene allmälig offenherzig und Bernhard wußte bald, daß ſie Eliſabeth heiße, ihr Vater, ein Töpfergeſell, ſchon beinahe fünf Jahr im Grabe, die Mutter aber krank danieder liege. Ihre Noth etwas zu mindern, hatte Eliſabeth faſt eine Stunde Weges von der Stadt Kalmus geholt, um ihn in der Apotheke als Zahlung für Medizin zu benutzen.

Mitleidig hörte Bernhard zu, bis er dazwiſchen fragte: „Es geht Euch alſo ſehr kümmerlich?“

„Ei ja, das wohl“, erwiederte Eliſabeth; „wenn aber Liebmutter geſund iſt, bringen wir uns ſchon mit Gott und Ehren durch. Wir ſpinnen alle Drei, Arnoldchen lernt's auch, und Ihr ſeht, wie uns doch mancherlei Unterſtützung zuwächſt. Im Frühling zieh' ich Kalmus aus dem Sumpf und ſuche Heilkräuter, im Herbſt ſammeln wir Eicheln, es bringt einen kleinen Erlös. Nach der Erndte halten wir auf den Erdäpfelfeldern durch Umgraben Nachleſe und tragen Tannenzapfen und Reiſer für den Winter zuſammen: es hilft eben Alles mit, und Gott wird ja Liebmutter geſund werden laſſen!“

Etwas abgewendet und wie heimlich trocknete Eliſabeth raſch hervorquellende Thränen, denn ſie waren jetzt in der Stadt und ſie ſtand bald ſtill an einem Häuschen.

„Seyd nochmals ſchön bedankt, und viel Glück auf der Wanderſchaft!“ ſagte hier Eliſabeth und wollte den Knaben an ſich nehmen, Bernhard jedoch entgegnete: „Ich möcht' in Bunzlau eine Weile bleiben, ſo ſich's fügt, und das Bürſchchen trag' ich Euch bis in die Stube und ſuch' ihm zu helfen; unterdeß könnt Ihr vielleicht mir Beſcheid geben, bei wem wohl mein Zimmermanns-Gruß auf Annahme zur Arbeit rechnen könnte.“

Eliſabeth erwiederte nur: „Liebmutter wird's wohl wiſſen!“ und bald traten ſie ein in die ärmliche Wohnung, wo Bernhard nach ſchlichtem Gruß ſein Ränzel ablegte und ſich dann ſogleich mit dem Knaben beſchäftigte, während das Mädchen am Krankenlager der Mutter ihr erzählte, was ſich begeben und wie nun der liebe Wandergeſell das Unheil beſeitigen wolle.

Sie war kaum zu Ende mit ihrer Erzählung, da ſchrie Arnold laut auf und Bernhard wandte ſich zu der Kranken mit den Worten: „Aengſtigt Euch nicht, ich habe dem Jungen die Knöchelgelenke eingerenkt; ſein Fuß iſt in Ordnung, doch

Feſſeln fallen, neues „Werde!“
Einet Meer und Flur;
Und die Gaben jeder Erde
Spendet Allen die Natur!

Freyheit, ew'ge Ernten reifen
Unter deinem Sonnenſchwung,
Da, wo deine Flügel ſchweifen,
Wird uns Allmacht wieder jung!
Wahrheit gibſt du Wunderſagen
Von der Vorwelt goldnen Tagen,
Ueberrag'ſt Begeiſterung!

Der Unſterblichkeiten Kränze
Schmücken deine Bahn,
Du hebſt, daß der Menſch erglänze,
Ihn aus Furcht und Wahn!

Freyheit, ſel'ge Glaubensflamme,
Du der Unſchuld ſichrer Port,
Reichſte Frucht am Hoffnungſtamme,
Tiefſter Liebe Zauberwort! —
Deine Throne dir zu wahren,
Tilgen gottdurchblitzte Scharen
Der Tyrannen Fluch und Mord!

wär's gut, wenn man ihm für heut eine feſte Binde um die ſchwache Stelle legte."

Alsbald war Eliſabeth damit bei der Hand und Bernhard ſah ſich nun in der Stube um, deren Geräth freilich Armuth verrieth, aber auch Ordnung und Reinlichkeit bezeugte. Dann befragte er die Kranke um ihren Zuſtand, wobei er merkte, daß eine Medizin nicht hatte geholt werden können, weil es an Gelde fehlte, und eben deshalb Eliſabeth mit dem Kalmus den Apotheker zu befriedigen hoffte.

Bernhard ſah hin auf die vor einem Bänkchen knieend mit ihrem Bruder Beſchäftigte; die Strahlen der Abendſonne beleuchteten ihr Geſicht, das in lieblichen Zügen auch Spuren des Grams nicht verleugnete, und er wandte ſich ſeltſam bewegt wieder zu der Wittwe mit der Frage nach den Zimmermeiſtern des Orts. Nachdem er das Nöthige erfahren, ſagte er haſtig:

„Jungfer Eliſabeth, ich werd' Euch die Medizin holen, denn es iſt grade noch Zeit, mit meinem Handwerks-Gruß gleich heut um Arbeit anzufragen. Euern Kalmus mögt Ihr morgen dem Apotheker bringen, Ihr müßt ja ohnehin ſehr ermüdet ſeyn."

Bei dieſer Rede hatte er ſein Ränzel ſich wieder umgehängt, und Eliſabeth, noch mit dem Knaben beſchäftigt, erwiederte: „Ei, Ihr müßt Euch wohl müder noch fühlen nach dem Tagesmarſch!“ Bernhard aber rief aus: „Hoho! das würde ſich für keinen jungen Wandergeſellen geziemen; Ihr könntet mich noch hinſchicken, wohin Ihr wolltet, die Beine trügen mich!“ und fort war er.

Auf dem Wege blieb ihm ſonderbar zumuth; den Verwaiſten, der nicht Eltern, nicht Geſchwiſter gekannt, hatte etwas angeheimelt bei den Hülfebedürftigen, und er ſann über Allerlei, bis er zu ſich ſelber ſprach: „Wollen's abwarten, ob ſich Arbeit findet!“

Sie wurde ihm zugeſagt und er eilte ſchon nach einer halben Stunde, in der Apotheke die Medizin zu holen, kaufte aber auch Lebensmittel, „denn ich meine“, ſchmunzelte er vor ſich hin, „eine gute Mahlzeit dürfte ſelbſt bei der Kranken der Natur am beſten dienen, mir Geſunden aber liegt ſie niemals außer dem Wege!“ Dabei ſchlugen ſeine Finger ein freudig Schnippchen und die Füße wurden ihm noch gelenker.

So kam er denn bepackt genug bei Frau Limprecht, ſo hieß die kranke Wittwe, wieder an, und vertheilte ſeine Gaben, wobei das ſich zudrängende Arnoldchen zuerſt ſein Theil empfing und raſch zugriff, Mutter und Tochter aber zuvor beredet werden mußten, ihre Scheu und Beſcheidenheit zu überwinden. Bernhard war immer und überall wie zu Hauſe, wenn er geben konnte, und auch die Andern ſpürten bald nichts Fremdes an ihm; denn indem er zutraulich ſchwatzte, reichte er zuthulich Jedem das Beſte vom Vorrath, ohne ſich ſelber zu vergeſſen; denn zwiſcheninne ſeiner Spenden nöthigte er ſich öfter in luſtiger Geberde mit dem Ausruf: „Nun greif' auch 'mal zu, Bruder Bernhard!"

Mutter und Tochter wußten gar nicht zu begreifen, wodurch ihnen ſolch ein paar Stunden des Labſals gekommen, ſie waren gleichſam vom Himmel gefallen, und Beider Dank fehlte nicht; der Knabe aber konnte ſelbſt bei der mehrmaligen Aufforderung: „Arnoldchen, bedank' Dich doch!" ſich nur ſchwer dazu entſchließen, und wenn er gehorchte, waren die beiden Dankesworte wegen des vollen Mundes kaum zu verſtehen, worüber

Bernhard laut auflachte und ihm die nicht leeren Hände mehr noch füllte.

„Ihr beraubt Euch aber zu ſehr!“ ſo flüſterte Eliſabeth wohl dazwiſchen; der Klang dieſer Aeußerung war jedoch nicht der Art, um die Freude, daß ihr Arnoldchen einmal ſo recht vollauf hatte, verbergen zu können. Um ſo vergnügter entgegnete Bernhard: „Ei was, ich greif's Handwerk hier rüſtig an, und meine Sparpfennige ſind mir jetzt nicht mehr ſo gar noth; denn wer bei Geſundheit und arbeitſam iſt, zehrt das Seine nicht auf. Lieb wär's mir indeß für heut, wenn Ihr mir ein Kämmerchen nachzuweiſen vermöchtet zu meinem Unterkommen, da mir die Herbergswirthſchaft zuwider iſt.“

„Eliſabeth!“ rief die Mutter, „geh' zum Nachbar unter uns, der wollt' ein Plätzchen abgeben, frage, ob ſich's macht!“

„Ich geh' gleich mit, es macht ſich vielleicht geſchwinder, wenn der Nachbar mich ehrlichen Kerl ſieht!“ ſo ſprechend in munterſter Laune ergriff Bernhard ſein Bischen Habe, ſagte noch: „Gute Nacht, Frau Limprecht, und gute Beſſerung!“ dann ging er mit Eliſabeth hinunter, wo bei dem Nachbar ſich Alles nach Wunſch fügte.

Ich mußte dieſes erſte Begegniß in Bunzlau ausführlich erwähnen, weil es mir lebhaft gegenwärtig iſt, mit welcher Wonne der Großvater deſſen noch in den ſpäteſten Tagen gedachte: denn er hatte an der armen Familie Limprecht dankbare Menſchen gefunden und fühlte ſich von da an, wie er beſeligend empfand, nicht mehr allein im Leben. Wenn er ſein Tagewerk für den Meiſter Wiedner vollbracht hatte, flugs war er oben bei der Wittwe, unterrichtete mit Dem, was er im Waiſenhauſe erlernte, den Arnold, und Eliſabeth hörte zu, ja ſie nahm endlich, erſt verſchämt, dann freier, ſelber Theil an dem Unterricht, nachdem ihr bemerkbar wurde, daß Arnold allmälig Fortſchritte machte, die über ihr Wiſſen und ihre Fähigkeit hinausgingen.

Als nun in der Winterszeit des Zimmermanns Axt ruhte, fand Bernhard Gelegenheit, ſein freilich nur ſehr mäßiges Talent im Zeichnen nützlich werden zu laſſen, nämlich im Bemalen von Töpfergeſchirr, in deſſen Anfertigung die Stadt Bunzlau ſich guten Ruf erwarb. Es dauerte gar nicht lange, da konnten, wenn Bernhard ein Muſter fertig hatte, Eliſabeth und Arnold ebenfalls ſolch Geſchirr mit Zierrath ſchmücken, was mehr einbrachte als das Flachsgeſpinnſt. Es bedurfte auch bald gar keiner Wiederholung mehr von Bernhard's Lieblingsbemerkung: „Die Zeit enthält für uns Menſchen den höchſten Werth, und doch iſt man gegen nichts ſo immerwährender Miſſethäter als eben gegen die liebe Zeit!“ — denn der Fleiß wuchs immer feſter in die Familie hinein. So ſchwanden Monate und Jahre, nicht im Ueberfluß, aber in Behaglichkeit, und zwiſchen Bernhard und der Familie Limprecht war von Mein und Dein keine Rede.

Der reiche Meiſter Wiedner war mit dem neuen Geſellen noch im vierten Jahre überaus zufrieden, und nicht nur bei der Arbeit; auch die Lebensweiſe Bernhard's gefiel ihm. Da er keinen Sohn hatte, wäre ihm ein Eidam, der ſein Geſchäft fortſetzte, ſehr willkommen geweſen, aber freilich ſollte er wohlhabend ſeyn. Ein ſolcher wollte ſich nicht einſtellen, und ſo gewöhnte ſich endlich Meiſter Wiedner an den Gedanken: Bernhard könne ſeine älteſte Tochter Ulrike heirathen. Dieſe jedoch, ſeit kaum einem Jahre aus einer Penſions-Anſtalt von Breslau zurückgekehrt, paßte gar nicht mehr in die Wirthſchaft eines Handwerkers, und Bernhard hatte keinen Gedanken für dies Mädchen, bis Ulrike ſelbſt ihm etwas von des Vaters Plan merken ließ, um ihn zum Vertrauten zu machen in einer Liebſchaft mit dem jungen Stadtrichter Knauer, an dem Meiſter Wiedner eigentlich nichts Hinderliches finden konnte, als daß ein Stadtrichter kein Zimmermann iſt.

Zum Mitſchuldigen einer Täuſchung des Vaters ließ ſich indeß Bernhard nicht gebrauchen, und das Einzige, wozu er einwilligte, war ein Glückwunſch zur Verlobung der Beiden, den er gelegentlich bei dem Meiſter anbringen ſolle, um zu erfahren, welche Miene er dazu mache. Es war keine freundliche und die barſche Antwort: „Grundloſes Geſchwätz!“ ſtellte die Angelegenheit nicht beſſer. Bernhard half ſich jedoch, indem er ſagte:

„Lieber Herr und Meiſter, ich habe alſo dem Stadtgerede wahrſcheinlich zu viel geglaubt, mag auch wohl jetzt überall Verlobung ſpüren wollen, weil ich mich geſtern ſelber verlobte mit Jungfer Eliſabeth Limprecht!“

Es war ſo, und Bernhard hielt's für das Beſte, auf dieſe Weiſe für ſich die Sache in's Klare zu bringen, nachdem, als ein junger Töpfermeiſter ſich um Eliſabeth beworben hatte, deutlich geworden war, wem ihr Herz und wohin das ſeine gehöre.

Die Beiden hatten ſich längſt zu einander gefunden, anfangs ſo unbewußt wie zu dem Stamme ſich die Epheuranke findet, und die fremde Hand, die ſich bot, belehrte ſie nur über das Unzertrennliche ihrer Neigung und ihrer Zukunft. Der Fleiß blieb dabei ihre Stütze, und es erfüllte ſich die bei ihrer Trauung von dem Pfarrer ausgeſprochene Verheißung: „So Ihr an dem Glauben haltet, wird jener liebe Gott, der allwaltende Beſchützer, der ſchon bei den Vätern einkehrte, in Nöthen ihnen zu Rath und Rettung verhalf, aber zugleich in Prüfungen die Geduld erzog, er wird auch bei Euch einkehren, und ob unſichtbar, wird er ſichtbar ſeyn in dem Segen, der Eurer Thätigkeit und Eintracht folgt.“

Zu verkennen war es indeß nicht, daß Wiedner mit ſeinem beſten Geſellen grollte und ihn nur deshalb nicht entließ, weil er der beſte war. Bernhard erleichterte ſich die zuweiligen Ausbrüche dieſes Grolls mit fügſam beſcheidenem Sinn, wohl überlegend, daß des Meiſters Verdruß über das Scheitern ſeiner Hoffnungen nachſichtig zu behandeln ſey. Freilich trug deſſen Eigenſinn einen großen Theil der Schuld, namentlich in Behandlung ſeiner Tochter Ulrike, die ſich endlich von ihrem Geliebten, der ſich eine Anſtellung in einer andern Stadt zu verſchaffen wußte, hatte entführen laſſen. Das verſenkte den Vater tiefer in Mißſtimmung, und er beſchloß, der Gewerbsthätigkeit völlig zu entſagen, ſein Beſitzthum in Bunzlau zu verkaufen und nach Breslau zu ziehen. Als Käufer einen Zimmermeiſter zu ſehen, wünſchte er freilich, es meldete ſich aber keiner, da die Erwerbung des Ganzen eine bedeutende Summe erforderte.

Bernhard war nicht ohne Beſorgniß über den Wechſel der Dinge. Damals befand ſich in Bunzlau nur noch ein Zimmermeiſter, der hatte aber vier arbeitſame Söhne, deren älteſten er bereits ſein Meiſterſtück hatte machen laſſen und den er in Wiedner's Kundſchaft einzuführen hoffte, wenn dieſer das Handwerk aufgab. Für jetzt trieb jener zweite Meiſter ſein Geſchäft nur mit den Söhnen und Lehrlingen; ob er nun künftig noch Geſellen brauchen, ob ſelbſt in dieſem Falle er Bernhard annehmen würde, war ſehr zweifelhaft, und wohin dann?

Er hatte nun zwei Kinder und die Schwiegermutter, die gut mit angriff in der Wirthſchaft, mit ihrem Geſpinnſt jedoch nur etwas Linnen zum Hausgebrauch beſchaffen und ſonſt nichts erwerben konnte. Die ſtete Emſigkeit Aller verhalf zwar zu einigem Erſparten, denn Bernhard beſtimmte täglich einen Groſchen zu einem Nothſümmchen, aber dies mußte ohne den bisherigen täglichen Erwerb bald aufgezehrt ſeyn. Angeſtrengter als bisher wurde einſtweilen, da der Winter eben wieder die Zimmermanns-Arbeit beſchränkte, des Abends für Töpfereien gemalt, wobei nun ſtets die Ungewißheit über die Zukunft das Geſpräch beherrſchte, was Bernhard dadurch zu unterbrechen ſuchte, daß er vor dem Schlafengehen noch etwas vorlas aus der Bibel oder aus einem andern guten Buch, das ihm dieſer oder jener willige Nachbar borgte: denn zu der Zeit

Schöner Traum und edles Sehnen,
Fühlen los die Kluft,
Mit der Menſchheit Freudenthränen
Nährt ſich Gottes Luſt!

Freyheit, jede Sprache flüchtet
In der Herzen Jubelſchlag,
Denn die Hölle iſt vernichtet,
Die auf Zeit und Leben lag;
Auf erlöſtem Eigenthume
Feyern wir, zu Gottes Ruhme,
Freyheit, deinen jüngſten Tag!

Grabſchrift eines Selbſtmörders.

Der Erde bin ich nun entbunden!
Schon früh' hab' ich's erkannt:
Wer ſeinen Grabſtein fand,
Hat auch der Weiſen Stein gefunden!

hatten ſelbſt wenig bemittelte Familien einen Hausſchatz an Büchern.

In ſolcher Ungewißheit verging der Winter, die Bau-Arbeit begann von Neuem, und mit dem Grünen und Blühen des Frühlings ſtärkte ſich der friſche Muth in der Familie.

Nicht lange jedoch dauerte es, da kam Bernhard heim mit der Nachricht: Meiſter Wiedner hat verkauft und in wenig Wochen geht die Arbeit zu Ende.

An dieſem Abend wurde das Bemalen der Gefäße ſehr ſtill vollbracht und nur die Unbefangenheit der beiden Kinder ſtörte das Schweigen, in welchem Bernhard, die beiden Frauen und der nun zum Zimmermanns-Lehrling gewordene Arnold bei ihren Gedanken ſich Raths erholten über die kommenden Tage. Endlich fielen den Kindern die Augen zu, die Mutter brachte ſie zu Bett, und während ſie dann zuweilen die Wiege des noch nicht zweijährigen Söhnleins, wenn es ſich regte, mit dem Fuß in Bewegung ſetzte, waren Alle noch eifrigſt bei der Arbeit, bis der Wächter die zehnte Stunde ausrief.

Da ſagte Bernhard: „Baſta für heut!“ und ergriff ein Buch, aus dem er ſchon geſtern etwas vorgeleſen hatte: „Gedichte von Chriſtian Felix Weiße.“ Als Bernhard die Blätter aufſchlug, fiel ſein Blick zuerſt auf ein Gedicht mit der Ueberſchrift: „Die Zukunft“, und er las:

„Gütig hüllt in Finſterniſſen
Gott die Zukunft ein:
Deutlich ſie voraus zu wiſſen,
Würde Strafe ſeyn.

Säh' ich Glück auf meinem Wege,
Würd' ich ſtolz mich bläh'n,
Und leichtſinnig oder träge
Meinen Zweck verſeh'n.

Säh' ich Unglück, würd' ich zittern,
Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich jetzt erfreut.

Was ich habe, will ich nützen,
Fernen Gram nicht ſcheu'n,
Und ſoll ich ein Glück beſitzen,
Meines Glücks mich freu'n.“

„Amen!“ flüſterte Bernhard bewegt, indem er aufſtand und ſein Weib umarmte, die ihrerſeits der Mutter die Hand reichte. „Seyd getroſt, Ihr Lieben“, ſprach Bernhard weiter, „und verlaßt Euch auf Gott, wie ich mich auf ihn verlaſſe!“ In Aller Augen blinkten Thränen und lautlos ſtanden die Drei, bis Eliſabeth das feierliche Schweigen unterbrach mit dem andächtig ſcheuen Ausruf: „Bernhard, mir iſt, als fliegt Gottes Engel durch die Stube!“ — „Amen!“ und „Gute Nacht!“ das waren die einzigen Worte, die an dieſem Abend noch gehört wurden in dem liebeheimiſchen Kreiſe.

Mit ungeſchwächtem Muth brauchte Bernhard am nächſten Tage ſeine Axt trotz einer gewitterſchwülen Luft; ihn kümmerte nicht der Schweiß, der ihm von der Stirne rann, und ſein Arm ruhte nicht, bis er Eliſabeth, die ihm ſein Mittagseſſen brachte, mit den Kindern in der Ferne ſah. Danach ſchaute er vergnügt aus, und gewahrte, daß ein in Lumpen gehülltes kleines Mädchen den Ankommenden folgte und unabläſſig ſeine Augen auf die Schüſſel und das Brod richtete. Als die Kleine Bernhard gewahrte, blieb ſie weitab ſtehen; er aber, von ſeinem leicht beweglichen Gemüth angeregt, nahm ſogleich ein Stück Brod, theilte das wenige Fleiſch, das in der Schüſſel lag, eilte zu dem Kinde und kam eben ſo eilig zurück mit dem fröhlichen Ausruf: „Nun wird's mir noch beſſer ſchmecken!“ Mehr noch ergriffen wurden Bernhard und Eliſabeth, da ſie beobachteten, daß jene Kleine die Gabe nicht verzehrte, ſondern haſtig davon lief, als hätte ſie mit dem Empfangenen noch Jemand zu erquicken.

Jetzt ſetzte ſich Bernhard, und Eliſabeth, die hinter ihm ſtand, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, indem ſie klagte: „O Lieber, wie biſt Du erhitzt!“ Er aber entgegnete lachend: „Da tröſte ich mich mit Sirach, der ſagt: „Ob dir's ſauer wird mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen, denn Gott hat es ſo geſchaffen. Alſo auch die Tiſchler und Zimmerleute, die Tag und Nacht arbeiten und Fleiß haben, mancherlei Arbeit zu machen, die müſſen denken, daß es recht werde und früh und ſpät daran ſeyn, daß ſie es vollenden!“

Dieſes kleine Begebniß aus dem Jahre 1782 hatte einen Zuſchauer, den Meiſter Wiedner. Er ſtand am Fenſter ſeines Wohnhauſes, einen eben empfangenen Brief leſend, nnd da er ſchon längſt mit ſich ſelbſt gekämpft hatte, um den ſtillen Groll gegen Bernhard los zu werden, ſchlug den im Grunde wohlwollenden Manne das Herz lebhafter und er ſagte zu ſich ſelber: „Der ſoll's ſeyn!“

Dies erzählte er nachmals, als er eines Abends in Bernhard's Wohnſtube trat, und dann fuhr er fort: „Ettershof, Ihr ſeyd ein wackerer Mann, der's verdient, daß man ſich um ihn bekümmert, und ich hoffe, dies auf rechte Weiſe gethan zu haben. Seht, hier iſt ein von mir erwirktes Schreiben des Stadtraths zu Wohlau an Euch. Dieſe Stadt iſt im vergangenen Jahr großentheils abgebrannt und bei dem Brande der Zimmermeiſter umgekommen, auch Keiner dort, der ihn zu erſetzen vermöchte. Durch den Syndikus, der mein Jugendfreund iſt, wünſchte man brieflich von mir Aushülfe, ich ſchlug Euch vor, und hier in dieſem Schreiben habt Ihr die Genehmigung, wonach Ihr ſogleich anſäßiger Meiſter in Wohlau werden könnt. Es ſind große Summen zu dem Wiederaufbau der Häuſer vorhanden, König Friedrich der Zweite ſelber unterſtützt ihn mit 72.000 Thalern, Ihr empfangt den nöthigen Vorſchuß, um das große Geſchäft mit hinlänglichen Mitteln und vollen Kräften beginnen zu können, und ich wünſche Euch Glück dazu, was bei Eurer Geſchicklichkeit und Eurem Fleiß nicht fehlen wird.“

Zitternd in höchſter Ueberraſchung nahm Bernhard das Schreiben und las es, während Eliſabeth und ihre Mutter mit gefalteten Händen in geſpannter Erwartung auf ihn hinblickten. Als er ſich überzeugt hatte, es ſey Alles, wie ihm Wiedner gemeldet, da reichte er dieſem die Hand, die Worte aber fehlten ihm anfangs gänzlich, bis er endlich bei hervorbrechenden Thränen ausrief:

„Eliſabeth, was uns der Pfarrer am Altar ſagte, immer deutlicher iſt es geworden: Gott iſt bei uns eingekehrt, und Ihr, Meiſter Wiedner, ſeyd diesmal der Bote vom Himmel, der Euch lohnen wird mit dem beſeligenden Gefühl, einer armen Familie geholfen zu haben, jetzt und bis in die fernſte Zeit hinaus, wenn dieſe meine Kinder feſthalten an dem Unſichtbaren, der ewig ſichtbar iſt in den Wohlthaten für die Seinen!“

Der Großvater hat wahrhaft geſprochen für ſich und ſeine Nachkommen. Mein noch in hohem Alter rüſtiger Vater, ſeine Geſchwiſter und ihre Angehörigen, auch die Arnold's, der als Bergwerks-Zimmermann erſt vor wenigen Jahren ſtarb, ſie Alle wie ihre Kinder waren und ſind in ihrer Geſchäftigkeit frohe und wohlhabende Menſchen. Sie wurden auch allzeit beſtärkt in der Ueberzeugung: Gott kehrt noch heut ein bei Denen, die, treu ihren Pflichten, in beharrlicher Thätigkeit für die Ihrigen der Güte des allmächtigen Vaters vertrauen, und es im tiefſten Grunde der Seele erkennen: Sein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, und Seine Hülfe am nächſten, wo des Menſchen eigene Hülfe in Nöthen den Ausweg nicht zu entdecken weiß.“

So endete mein Freund die Erzählung von ſeinem Großvater Bernhard Ettershof, der wirklich in ſeinem beſchränkten Kreiſe ein ganzer Mann war, und wohl verdient hat, daß man zuweilen von ihm ſpricht und an ihn erinnert.

Marie Fenwick.

Auf dem Markte zu Berwick ſah man oft ein ſehr hübſches Mädchen bei einem Vorrath von Gemüſen, Butter und Eiern flink und freundlich beſchäftigt, und um ſie her ſtanden viele Käufer und Käuferinnen, denen leicht anzuſehen war, wie ſehr das Mädchen in ihrer treuherzigen Weiſe, ſtrengen Sittlichkeit und eben ſo ſtrengen, aber redlichen Rechnung Allen gefiel. Es war Marie Fenwick, die Tochter eines Pachters in der Nähe der Stadt.

Ihr Vater hatte viel Sorge und Mühe nöthig, um neben dem ſchweren Pachtzins noch das Sümmchen zu erübrigen, das er zum Unterhalt für ſich und drei Kinder bedurfte. Seine gute Frau ließ der Himmel lange auf dem Krankenlager, ehe er ſie zu ſich nahm, ſo daß der Pachter, da Marie noch nicht herangewachſen war, mehr als ſonſt fremde Hülfe herbeirufen und obenein viele Schillinge für die immer gehoffte Geneſung ſeines wackern Weibes zahlen mußte, bis deren Begräbniß auch noch Koſten machte. So gerieth er in Schulden, die, ob auch die Summe Vielen gering genug erſcheinen mochte, ihn ſehr drückten. Nun wuchs Marie aber recht gedeiblich heran und der häusliche Sinn der Mutter war über ſie gekommen, ſo daß ſie bald der Wirthſchaft mit jugendlicher Rüſtigkeit nachhalf. Der alte Fenwick hatte in ſeiner Jugend auch Manches gelernt, und dies brachte er ſeinen Kindern bei, ſo daß dieſe gebildeter waren, als ſie es geweſen ſeyn würden, hätten ſie nur den kärglichen Unterricht des engliſchen Dorfſchulmeiſters genoſſen.

Es konnte nicht fehlen, daß die hübſche Marie Fenwick, wenn ſie die Erzeugniſſe der Pachtung auf dem Markt verkaufte, die Augen der Berwicker Stutzer auf ſich zog, die indeß gar nicht einzuſtimmen wußten, wenn man in der Stadt von Mariens Trefflichkeit ſprach; die jungen Herrn nannten ſie ſchnippiſch und trotzig. Unter ihnen befand ſich auch Richard Manſel, der Sohn rechtſchaffener, auch nicht unbemittelter Eltern, die aber an Richard ſich ihren Gram aufgezogen hatten. Er war ohne rechten Trieb zur Arbeit, aber voll Luſt zu leichtſinnigen oder noch ärgern Streichen; die Eltern hatten ihn deshalb von ſich entfernt und er ſtand als Kaufmannsdiener in einem bedeutenden Handlungshauſe.

Dieſer Richard kam auch öfter in recht artiger Zudringlichkeit zu Mariens Marktſtätte, und da ſie ihn nichts weniger als zuvorkommend behandelte, ſo wurde bei dem jungen Mann das Herz immer heißer, ſo daß er zuletzt ſeinen Eltern erklärte: er könne und wolle nicht leben, wenn Marie Fenwick nicht die Seinige würde. Richard war im Aeußern von der Natur wohlwollend genug bedacht, dies und die Unverdroſſenheit, mit der er ſich um ſie bemühte, hatten endlich bei Marien eine Neigung erweckt, mit der ſie zwar kräftig kämpfte, weil ſie den ſchlimmen Ruf des jungen Mannes hinlänglich kannte: aber eben an dieſem ſchlimmen Ruf ſchärfte ſich auch ihre Neigung in dem Gedanken, daß Richard gewiß nicht verloren gehe, wenn er ſich an ein treues Herz halten könne.

Der graue Thurm am See.

Erzählt vom Fiſcher Otmar.

„Linda, ſicher ſteht der Kahn,
Fertig bin ich mit den Netzen,
Komm, du magſt dich niederſetzen
An bemooßter Felſenbahn!
Sieh nun dort Getrümmer ragen,
Was durch Zeit und Stürme bricht,
Und aus längſt vergrauten Tagen
Still und ernſt herüber ſpricht,

Hier, erfreut vom Jagdgetön,
Lebte Ralf, ein tapfrer Ritter,
Mit ihm, harmlos bey der Zither,
Seine Tochter, fromm und ſchön;
Und die Stunden floh'n geſchwinder,
Denn ein Knappe kam hieher
Und die beiden guten Kinder
Fühlten ſich die Herzen ſchwer.

„Ja, du biſt der Tochter werth!“
Meinte Ralf, „doch nichts begehre,

So im geheimen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, geſchah es, als ſie ſich einſt vom Markte heimwandte, daß ſie mit ihrem Grauchen, dem die Körbe aufgepackt waren, an dem Hauſe vorüber mußte, wo Richard's Eltern wohnten, und ihre Augen thaten einen einzigen Blick dorthin. Da war es ihr, als ſähe ſie ſeine Mutter weinend am Fenſter ſtehen; erſchrocken wandte ſie den Blick zu Boden, hörte aber bald eilende Tritte hinter ſich, ſah ſich bald von Richard's Vater angehalten, der ſie flehentlich bat, einen Augenblick in ſein Haus zu treten: denn er wolle nicht leugnen, daß er heut ſehnlich gewartet, bis ſie vorüber käme, und ſie werde alten, tiefgebeugten Eltern ein Geſpräch der Beruhigung nicht verweigern.

Wie mit Purpur übergoſſen ſtand Marie — war es Schreck, Verwirrung oder Hoffnung? wer mag's mit einem Wort ſagen, was in dem Mädchen vorging. Ihre erſte That war indeß offenbar ein Anſchicken zur Flucht, der alte Manſel aber zog ſie halb mit Gewalt, halb mit begütigender Rede zurück, in's Haus, in's Zimmer, wo ſie neben der Mutter auch Richard fand. Zu Mariens Füßen ſinkend, überſtürzten ſich von ſeinen Lippen die glühendſten Betheuerungen und Schwüre der Liebe, und die Eltern ſprachen dazwiſchen von ihrer Ueberzeugung, ihr Sohn werde ſich an ihrem ſo ehrenwerthen Ruf, an ihrer Hand aufrichten zur Stetigkeit im Guten, und ſie den Segen gewinnen, einer ganzen Familie den Frieden gebracht zu haben. Marie ſtand da, ſo betroffen, daß ſie nur unter Thränen entgegnen konnte: „Ich will's meinem Vater vertrauen!“ und jetzt wieder erſtarkt, war ſie zu einem näheren Verſprechen durchaus nicht zu bewegen.

Kaum zu Hauſe angelangt, warf ſie ſich weinend an des Vaters Bruſt und erzählte, wenn auch nur mit ſcheuen Worten, was ſich mit ihr begeben. Der alte Fenwick ſchüttelte bedenklich ſein greiſes Haupt und ſagte: „Mir gefällt der Richard nicht! Wer ſo früh mit der Sünde verkehrte, der wendet ſich gar zu gern von grader Straße wieder zu den ihm behaglichen Irrwegen.“

Es währte aber gar nicht lange, da kam Richard mit den Eltern auf die Pachtung, und der alte Fenwick ſah ſcharf genug in Mariens Herz, ſo daß er gegen die Beſtürmung zuletzt mit der ruhigen Rede nicht mehr aufkommen konnte, und Marie wechſelte bald danach mit Richard den Verlobungsring.

Richard Manſel erklärte ſich nun für den dieſſeits glücklichſten Menſchen auf Erden, gab ſich auch für eine Weile den Anſtrich der Beſſerung, und vor Allem wollte er die Hochzeit beeilt wiſſen, wogegen Marie ſich ſträubte, bis ſie ſpäter nachgab mit folgender Bedingung: „Richard, Dein Unglück waren bisher beſonders Kartenſpiel und Würfel; ein halbes Jahr haſt Du zu meiner Freude beide gemieden: thu' es noch ein halbes Jahr, dann will ich mich Dir vertrauen, bis der Tod uns trennt.“

Richard murrte zwar ein wenig, doch fügte er ſich in Mariens Ernſt und meinte hochfahrend: „Wer einmal ſo lange die Verführung von ſich gewieſen, ſey gegen ſie gewaffnet.“ Aber Schelme, ſagt das Sprüchwort, halten's bei der Ehrbarkeit nur aus, wenn ſie ſchlafen. Nicht undeutlich ergab ſich bald aus ſeinem Betragen, daß er ſich, wie er in ſeinen Gedanken meinte, für zu hochſtehend anſah, um Hofmeiſtereien zu dulden; auch hatte er ſchon Dies und Jenes an Mariens Schlichtheit auszuſetzen, und wollte raſch eine Stadtdame aus ihr machen; dem Allen widerſtand Marie, ward aber nachdenklicher.

Nun kam eine neue Geſellſchaft von Spielern nach Berwick; Richard vergaß ſeines Worts, ſpielte und verlor den größten Theil ſeines Geldes, das ſeine Eltern ihm zur häuslichen Einrichtung gegeben hatten. Marie erfuhr es, ward aber dennoch gerührt von Richard's Bitten, die er in Schmerz und Verzweiflung ausſprach; ſie vergab ihm — war aber nach wenigen Wochen in derſelben Lage. Unter Thränen und Seufzern verlebte ſie ihre Tage und würde das Verhältniß zu dem Leichtſinnigen aufgegeben haben, wenn nicht ſeine alten Eltern mit ihrem Kummer ſtets wieder dazwiſchen gekommen wären, und dieſe hatte ſie ſehr lieb gewonnen.

In der letzten Zeit war Marie nicht mehr auf den Markt gezogen — denn dagegen hatte Richard gleich anfangs, ſelbſt mit eiferſüchtiger Gluth, ſich aufgelehnt; einer ihrer Brüder, der nun kräftig und Landwirth genug war, übernahm dies Geſchäft. Doch zagte Marie immer, wenn er zurückkehrte, denn immer brachte er ſchreckende Nachrichten über Richard mit, der auch ſchon viel ſeltener ſie zu beſuchen kam. Deshalb war es

Marien ganz recht, daß der alte Fenwick, da der Schulmeiſter des Dorfes ſtarb und Jenem deſſen Stelle angetragen wurde, ſie annahm; ſie bezog nun mit dem Vater das Schulhaus und theilte ihre Sorge zwiſchen Vater und Brüder.

Zu allen üblen Nachrichten über Richard verlautete nun auch noch, daß er in das Netz einer jungen Schauſpielerin gefallen ſey, mit der er ſich ſchon weit verſtrickte, ſo daß es hieß: er wolle ſie heirathen und Schauſpieler werden. Da gab es nun allerdings heftige Auftritte, wenn Richard ja zuweilen noch im Schulhauſe einſprach, und der alte Fenwick für den Gram ſeiner Tochter das Wort nahm. Sichtlich ward es auch, daß ſich Richard nur einfand, um Gelegenheit zu ertrotzen, daß Marie ihm ſein Wort zurückgäbe, und er der geſetzlichen Entſchädigung nicht verfalle.

Zu der Zeit erkrankte Richard's Mutter und Marie ging öfter, wenn ſie von Hauſe abkommen konnte, nach Berwick, um jene zu pflegen und zu tröſten, obwohl ſie des Troſtes ſelber ſo bedürftig war. Nach einem ſolchen Gange zur Stadt kam ſie einſt ſehr ſpät in höchſter Aufregung zu ihrem Vater heim; bald darauf, es war ſchon gegen Mitternacht, wurden die Brüder nach dem Schulhaus gerufen. Am andern Morgen begleitete der alte Fenwick ſeine Marie nach dem Poſtgebäude in Berwick, gab ihr ſeinen Segen mit den Worten: „Lerne vergeſſen, und ſey ſo glücklich, wie Du es verdienſt!“ — und in wenigen Minuten war ſie auf dem Wege nach London.

Sie hatte dort einen Oheim, der ihr eine Stelle im Hauſe des Lord T** verſchaffte, wo ſie über die jüngeren Kinder die Aufſicht führte. Auch hier ward ſie bald ſo beliebt, daß der Lord, dem der Poſten eines Gouverneurs in Indien übertragen wurde, ſagte: es würde ihn und ſeine ganze Familie herzlich freuen, wenn ſie ſich entſchließen könne, mit ihnen zu reiſen. Marie willigte ein, wenn ihr Vater es zugeben wolle, und dieſer that es, freilich mit Schmerz, doch auch mit dem Troſt, daß es ihr ja wohlgehe im Hauſe des Lords. Die Abfahrt nach Indien verzögerte ſich indeß wegen ungünſtigen Windes; man wartete von Tage zu Tage, aber noch immer vergebens. Da empfing Marie von Hauſe einen Brief, den ſie in Schrecken und Thränen las.

Richard Manſel war angeklagt, vor längerer Zeit einen falſchen Spieler, der ihm ſein Geld abnahm, ermordet zu haben. Jack Osborne — ſo hieß dieſer Spieler — gerieth mit Richard damals in Streit, das wußte man, es kam ſogar zur Schlägerei. Da indeß Jack Osborne bald darauf verſchwunden war, glaubte Jeder, er habe ſich zu ſeinen Ränken einen andern Ort erwählt und Niemand kümmerte ſich weiter um den Taugenichts. Es kamen aber Fragen nach ihm, es wurde ausgemittelt, daß Berwick der letzte Ort geweſen, wo man ihn geſehen, und in der Unterſuchung ſollte ermittelt ſeyn, daß Richard Manſel der Letzte war, der mit Jack Osborne geſprochen, und in Heftigkeit geſprochen habe. Dazu fand man bei Richard ein paar Piſtolen, die als ſonſtiges Eigenthum Jack's erkannt wurden, und die Ausſage: er habe ſie von Jack Osborne als Zahlung einer Spielſchuld empfangen, fand keinen Glauben.

Nachdem durch die eingeleitete Unterſuchung der Vorfall Stadtgeſpräch geworden, traten zwei Männer auf mit dem Zeugniß: ſie wären am Abend des Tages, wo man Osborne zuletzt geſehen, außerhalb der Stadt an einem Gebüſch vorübergegangen, hätten ein Schreien und Geſtöhn gehört, da es aber plötzlich ſtill geworden, hätten ſie ſich nicht weiter darum gekümmert, weil ſie ohnehin Eile zu ihrem Geſchäft nöthig gehabt. Bei der Nachſuchung fand ſich Osborne's Leichnam, an dem, wegen des trockenen Bodens, in welchem er eingeſcharrt lag, die Kleider faſt unverſehrt geblieben waren. Als nun gar ein dritter Zeuge auftrat, ausſagend, er habe am bezeichneten Abend, dem des dreiundzwanzigſten Septembers, in jener Gegend Osborne mit einem Manne geſehen, der ihm Richard Manſel zu ſeyn geſchienen, ſo war es Allen außer Zweifel, daß er der Mörder ſey.

Er ſelbſt, da er erkannte, daß dieſe Ausſagen ſein Leugnen überwältigten, begab ſich zuletzt alles Einſpruchs, und nur ſeinem, dem Jammer faſt erliegenden alten Vater machte er endlich, nach ſichtbarem harten Kampfe, das Geſtändniß: Marie Fenwick allein könne ſeine Unſchuld darthun; er wolle aber lieber ſterben, als der von ihm ſo vielfach Gekränkten noch einmal gegenüber ſtehen; auch habe ſie, ſetzte er hinzu, England längſt verlaſſen und ihn ereile die Strafe für ſeine Untreue.

Der Brief, den Marie erhalten, war von dem Vater Manſel. Kaum daß ſie ihn geleſen, ſtürzte ſie zu Lord T°°, vertraute ihm das Nöthigſte, und dieſer ſelbſt machte Anſtalt, daß ſie ſo eilend als möglich in Berwick eintreffen konnte.

Tages nach ihrer Ankunft erſchien ſie vor Gericht, geführt von ihrem alten Vater, und als ſie an die Schranken trat, erhob ſich ein Gemurmel des Staunens; ſie war ſchöner noch als zuvor und hatte an edler Haltung gewonnen. Doch wie ſie ſprechen wollte, vermochte ſie es nicht; ihr Blick hatte entdeckt, daß neben ihr Richard ſtand, in tiefer Niedergeſchlagenheit, die Hände vor ſich hin gefaltet. Sie hob die Blicke zu Gott hinauf, man ſah es, daß ſie Stärkung ſuche im Gebet, und dann ſprach ſie mit feſter Stimme: „Richard Manſel kann zur angegebenen Zeit Jack Osborne nicht ermordet haben, da er eben in dieſen Stunden ſich mit mir auf der Straße nach S°° getroffen, an der entgegengeſetzten Seite von Berwick.“

„Und woher wißt Ihr ſo genau die Stunde, und wie wollt Ihr uns überzeugen, daß Ihr Euch nicht irrt? Euer Wort allein kann hier nicht genügen!“ ſprach der Staats-Anwalt.

Marie Fenwick ſchwieg einen Augenblick, ein ſchmerzlicher Kampf ging in ihr vor, fieberhaſt hob ſich ihre Bruſt. Dann zog ſie raſch ein kleines Papierheft aus ihrem Buſentuch, reichte es dem Anwalt und ſprach mit bebender Stimme: „Leſet, wo ich gezeichnet habe!“ Es war ein älteres Bruchſtück ihres Tagebuchs, worin ſie eben nicht die Begebenheiten jedes Tages, wohl aber die für ihr Leben wichtigſten einzutragen pflegte. Der Anwalt las:

„Der dreiundzwanzigſte September — es war der härteſte Tag meines Lebens, und Gott möge helfen, daß ich dies einſt mit Ruhe leſe. Ich war nach Berwick gegangen, um Richards Mutter einige Arznei zu bringen und mit ihr zu ſprechen, daß ſie ſich nicht ganz verlaſſen fühle auf ihrem harten Krankenlager. Ich blieb bis gegen acht Uhr Abends, ich konnte mich nur ſchwer von ihr trennen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, und ich beeilte mich, die Heimath zu erreichen. Da ſtand plötzlich Richard

„Eh' du bey des Kaiſers Heere
„Dir erkämpſt das Ritterſchwert.“
Egbert drückt in Luſt und Leiden
Seiner **Jutta** raſch die Hand
Und am nächſten Morgen ſcheiden
Sie mit Schwur und Liebepfand.

Egbert, voll von Heldenmuth,
Stark im Kampf, im Leben bieder,
Kehrte bald als Ritter wieder,
Reich an Narben, arm an Gut;
Und er naht den Felſenſteigen,
Doch ihn grüßt kein Freudenruf,
Er nur ſtört ein Grabesſchweigen,
Was ihm heimlich Bangen ſchuf.

Als er haſtig nun erſcheint,
Lächelt **Ralf** vom Krankenlager,
Seine **Jutta**, bleich und hager,
Blicket himmelan und weint;
Und der Vater eint die Hände,
Spricht den Segen ängſtlich ſchwer,
Flehet, daß er Gnade fände,
Hauchet auf und war nicht mehr!

vor mir, der mich ſonſt zu begleiten pflegte, ſich aber nach und nach immer weniger um mich bekümmert hatte. Jetzt hielt er mich auf, ſagte mit den bitterſten Worten, daß er mich gar nicht zur Frau haben möge, und forderte von mir den Verlobungsring. Ich hatte Faſſung genug, ihm zu antworten: „Ich erhielt dieſen Ring Angeſichts Deiner Eltern und meiner Familie; nur vor dieſen Zeugen werde ich ihn zurückgeben.“ Er wurde wüthend, drohte, und bat dann wieder, Alles durcheinander, ſo daß unſer Geſpräch ſich in die Länge zog, da ich noch einmal ihm in's Gewiſſen redete. Er gerieth ganz außer ſich, und weil mich Angſt befiel, ſuchte ich ihm zu entkommen; er aber verfolgte mich, ſchlug nach mir, wenn er mich erreichte, und ich ſtrengte alle Kräfte an, mich vor ihm zu retten; bald jedoch fühlte ich mich ermattet, er holte mich ein, umfaßte mich gewaltſam. Eine Weile mag ich mit ihm gerungen haben, dann ſank ich ohnmächtig hin. Als ich wieder erwachte, war ich allein, der Ring mir genommen; ich erholte mich, hörte von unſrer Thurmuhr zehn ſchlagen und erkannte, daß ich in der Nähe unſres Dorfes war. Sobald es meine Kräfte erlaubten, ſtürzte ich nach Hauſe, ſank zuſammen in den Armen meines guten Vaters, deſſen Warnungen ach! nur zu hart in Erfüllung gegangen waren. Ich armes, unglückliches Mädchen! — doch Gott wolle Richard vergeben und ihn auf beſſern Weg leiten."

Marie veränderte, während der Anwalt las, mehrmals die Farbe, und ſie wäre umgeſunken, hätte nicht ihr Vater im rechten Augenblick die Sinkende unterſtützt. Als nun der Anwalt ſchwieg, brachen unter den Richtern und der ganzen Verſammlung Worte der Rührung und Bewunderung aus. Man harrte, bis die ſo ſchwer Mißhandelte wieder einige Faſſung errungen hatte, dann ſprach der Anwalt mit unterdrückter Bewegung: „Marie Fenwick, das iſt ein vollkommenes Alibi und ſpricht Richard Manſel frei von der gegen ihn erhobenen Anklage. Ihr ſelbſt aber ſeyd von ihm mißhandelt, und ich frage Euch demnach, ob Ihr Euer Recht in Anſpruch nehmen wollt?"

Marie entgegnete mit Wehmuth: „Nein! Richard Manſel hat doch eher ſterben wollen, als daß er mich hier ſähe, mit dieſem Geſtändniß hier ſähe. Ich bitte Gott, er möge dies eine Erſchütterung ſeyn laſſen, in der er endlich den

Weg der Reue und Beſſerung feſthält; ich habe ihm von ganzem Herzen vergeben.“

Im lauteſten Jubel des Entzückens ward Marie Fenwick nach dem Hauſe ihres Vaters begleitet, und bis zu ihrer Abreiſe beeiferte ſich Jeder, ſich zu ihr zu drängen, ihr Alles anzubieten, was ſie möge oder bedürfe. Mit ſtiller Dankbarkeit erfreute ſie ſich der allgemeinen Theilnahme, Wünſche hatte ſie nicht.

Unter Denen, die aus dem Gerichtsſaal ihr gefolgt waren, befand ſich auch ein junger Mann, ein Landgeiſtlicher dem Anſehen nach; er hielt ſich von fern, ſchien keines Worts mächtig, doch verwandte er kein Auge von Marien, und nur, als ſie Allen gedankt und geäußert hatte: ſie reiſe noch in dieſer Nacht zurück, da ihr Gebieter, Lord T**, ihretwegen ſeine Reiſe nach Indien aufgeſchoben habe, war der junge Mann plötzlich verſchwunden.

Marie kam in London an, und als ſie in des Lords Haus trat, ſtand jener junge Mann vor ihr und bat, den Blick zu Boden gewendet, ſie möge ihm behülflich ſeyn zu einer Audienz bei Lord T**, der, großer Geſchäfte halber, von einem Fremden ſich nicht wolle ſprechen laſſen.

Marie hatte ihn daheim bemerkt, und erkannte ihn nicht ohne Verlegenheit wieder. In dem Augenblick kam ihr Lord T**, von ihrer Wiederkehr erfreut, mit der ganzen Familie entgegen, und der junge Mann ſtand mitten darunter, ſo daß endlich der Lord aufmerkſam wurde und ſich ſeinetwegen erkundigte.

Der Fremde nahm das Wort und ſprach: „Ew. Herrlichkeit, ich habe eben Marie Fenwick erſucht, mir den Weg zu einer Audienz bei Euch zu zeigen!“

Der Lord ſah bald auf ihn, bald auf Marien, die vor dem zweifelhaft fragenden Blick erröthete, und trat dann mit dem jungen Mann in das Sprechzimmer. Kurz darauf ließ der Lord Marien rufen; er war allein. „Es ſcheint Gottes Wille nicht“, ſprach er, „daß Ihr uns nach Indien begleiten ſollt. Der hübſche Fremde, jüngerer Sohn aus einem achtbaren Hauſe, kommt nur Euretwegen, will Euretwegen mit nach Indien; indeß dächte ich, da ſeine Perſon und ſeine ihn reichlich ernährende Pfründe ſehr annehmbar ſind, Ihr ſchenktet ihm die weite

Reiſe und nehmt es mir nicht übel, wenn ich, bedrängt von meinen eigenen Angelegenheiten, ſo gradezu mit Euch ſpreche; denn ich halte den Antrag des jungen Mannes für eine vom Himmel geſandte Vergeltung Eurer ſchweren Trübſale.“

Marie ſchüttelte ſchmerzlich ihr Haupt und geſtand aufrichtig: daß jeder Gedanke an eine Heirath ſie erſchrecke. — Der junge Mann, Arthur Wallſtone, ging wirklich mit nach Indien; er bewarb ſich dort ſo ausdauernd und innig um Marien, daß ſie endlich mit ihm zurückkehrte und als ſeine Gattin in der Nähe ihres Geburtsorts ſehr glücklich lebt.

Von Richard Manſel aber hat man nie wieder etwas gehört, und der Mörder Osborne's blieb unentdeckt.

Die Recenſion und der Maskenball.

Der Kammerherr Baron von Sellburg hatte den ganzen November-Monat auf ſeinem Dorfe zugebracht, weil er ſich einbildete, er ſey der Stadt überdrüſſig, und die Langeweile beſtimmte ihn eben, ein Gedicht auf die Freuden des Landlebens zu entwerfen, da brachte ihm der Stadtbote mit Briefen zugleich Journale. Dieſe wurden in Delinquenten-Angſt ergriffen, denn der Herr Baron hatte neulich die Laſt ſeines mit Poeſien gefüllten Schreibtiſches durch den Druck geſchwächt, und fürchtete nun der Recenſenten heimliches Gericht, welches ſo oft am wahrhaften Kreuzwege der Schriftſteller lauert, ihnen den Pfad zum Verleger und zum Erwerb, alſo gleichſam auch den Hals abzuſchneiden. Dies war bei dem Baron nicht möglich, denn er bezahlte dem Verleger alle Koſten, dachte nicht an Honorar und ſtrebte einzig nach Unſterblichkeit, deren Leichenrede er aber vor ſich zu haben wähnte, als er las:

„Gedichte von Franz, Baron Sellburg.“

„Jeder, der begriffen hat, daß ſich reimen: Liebe, Triebe, Sonne, Wonne, Herz, Schmerz, Luſt, Bruſt, mag es ſich jezt länger nicht verhehlen, daß er Dichter iſt, ſo auch der Erzeuger dieſes aufgedunſenen Bandes ſchwülſtiger Verſe, der im Reiche der Gedanken ein Fremdling iſt und von der Phantaſie höchſtens den Pflichttheil empfing. Statt ſich zu bewegen in göttlicher Keckheit und genialer Verkehrtheit, kann ſich der Verfaſſer nicht losſagen von der armſeligen Vernunft; bei ſeinen Gedanken bemerkt man ſo leicht den Grund, als wie in einem klaren Teiche, und alle ſeine Geſchöpfe kamen nur auf die Welt, um ihre gereimten Todtenſcheine zu präſentiren. Iſt es daher dem Verfaſſer nicht erlaubt, Land zu gewinnen auf dem Parnaß, ſo mag er daheim das ſeinige bauen, und die poetiſche Ader etwa am Erndtefeſte fließen laſſen, wo es ja niemals darauf ankommt, ob der Geiſt eine Erndte hat oder nicht.“

Wüthend über einen ſo „göttlich groben“, offenbar in der romantiſchen Schule erzogenen Burſchen, der ihm mit unſichtbarer Hand die Glorie vom Haupte riß, ſchritt der Baron im Zimmer umher und ergoß endlich ſeinen Schmerz in ein Selbſtgeſpräch, damit endend: daß man auf die Köpfe dieſer literariſchen Blindſchleichen Preiſe ſetzen ſollte, wie etwa auf die Köpfe blutſaugender Beſtien; daß man ſie ausſtoßen ſollte aus jedem Religionsbunde, wie die Türken es thun mit den ſchweren Verbrechern, oder ſie bei der rechten Hand aufhängen, womit ſie ſündigen, oder ſie erſäufen in einem ſchwarzen Meere galliger Tinte!

Als ſich indeß die zweite Folge ſeines Gefühls nahte, ein ſtiller Zorn, griff er nach den Briefen und fand in einem die Einladung ſeiner Schweſter, der Gräfin Buchheim, einer jungen lebeluſtigen Wittwe, zu einem großen Maskenball in der Reſidenz. Sein Entſchluß war bald gefaßt, er mochte mit dem verdammten Journal nicht unter einem Dache bleiben, und ſo ſaß er eine Stunde nach ſeinem Aerger mürriſch in dem Wagen, welcher wegen der durch die Jahreszeit entſtandenen übeln Wege ſich nur langſam fortſchob. Schneeſchwere Wolken, ein niederduftender Nebel, die ſparſam mit Tannen bewachſene Gegend, durch welche nur zuweilen eine Schaar ächzender Krähen flog, dies Alles war nicht geeignet, ſeine Seele heiterer zu ſtimmen, und ſtatt ſich durch dieſe Hülfsgaben der Natur zu einem Gedicht im Geiſt Oſſians hinreißen zu laſſen, bezog er Alles auf die Recenſenten. Der Nebel glich ihrem Verſtande, die ärmliche nichts erzeugende Gegend ihrem Streben, und die Krähen waren ihre Sinnbilder, denn wie dieſe an den Körpern nagen, ſo, meinte der Baron, thäten dies die Recenſenten am Geiſt Anderer. Bei ſolchen Stachelgedanken unterbrach ihn der Kutſcher Johann, der ihm zurief:

„Gnädiger Herr, auf dem ganz durchnäßten und ſchlüpfrigen Wege wankt ein Mann mit greiſem Haupt und kann nicht mehr fort.“

„Ach!“ zürnte der Baron, ſich zurückwerfend, und der Wagen fuhr langſam weiter, bis nach einigen Augenblicken der Baron auffuhr:

„Aber, Johann, du wollteſt ja dem alten Manne in den Wagen helfen.“

Johann ließ ſich das nicht zweimal ſagen. bald ſaß neben dem finſtern Baron ein freundlicher Greis, der ſich als einen ehemaligen Pachter ankündigte und mit Offenheit ſeine nicht ſehr lichtreiche Lebensgeſchichte erzählte. Er ſchloß damit, daß ſein ſonſtiger Gebieter, der Herr von Wellthal, kürzlich arm geſtorben und ſein Landgut in die Hände eines Wucherers gefallen ſey, der ihn bald aus dem Pacht verdrängt habe. Durch dieſes Mißgeſchick und lange Krankheit ſeiner Frau ſey er zurückgekommen, und er würde ganz verkümmern müſſen, wenn nicht Fräulein Lida von Wellthal, welche jetzt bei einer Tante in der Reſidenz lebe, mit ihren geringen Erſparniſſen ihn und ſeine Familie unterſtütze.

„Recht ſchön, recht ſcharmant von dem Fräulein!“ ſprach der Baron zerſtreut dazwiſchen.

„Jetzt eben“, fuhr der Greis mit Thränen im Auge fort, „will ich wieder den ſchweren

Wie die Kinder wehmuthvoll
Noch an ſeinem Sarge litten,
Kam ein Ohm zur Burg geritten
Der nun Jutta ſchirmen ſoll;
Egbert trat ihm ſanft entgegen,
Sprach von ſeiner Liebe Macht,
Und vom milden Vaterſegen,
Der ſein Glück ihm nah gebracht.

Doch der ſtolze Ohm beginnt:
„Soll dein Märchen nicht verhallen
„Sprich: wo iſt dein Heer Vaſallen?
„Sag', wo deine Burgen ſind?“
Egbert ſchweigt dem ſchnöden Hohne,
Doch er glüht, als er vernimmt:
Daß der Ohm dem eignen Sohne
Seiner Jutta Hand beſtimmt.

„Ritter, ſey's euch offenbar!“
Zürnt er, „was ich mir errungen,
„Wird durch Blut nur abgezwungen
„Grüfte baut ihr am Altar!“

Gang thun zu ihr, denn ich weiß von meiner Tochter, die bei ihr iſt, daß es dem guten Fräulein ſelbſt nicht wohl geht. Indeſſen heute iſt der Tag, wo ſie mich erwartet, und ſie würde zürnen, wenn ich nicht käme.“

Während dieſes Geſprächs wurde der Baron immer nachdenklicher, denn er entſann ſich, daß ſein Vater und Herr von Wellthal im Leben Freunde waren. Er erinnerte ſich auch der Tochter, aber es war ihm kein Eindruck davon zurück geblieben; doch ſeine Jugendzeit ging durch dieſe Erinnerung berührt mit allen ihren Freuden an ſeiner Seele vorüber.

Der Wagen zog durch das Thor der Reſidenz, und der Baron erkannte nicht eher wieder die Gegenwart, bis der Greis, höflich dankend, ausſteigen wollte.

„Ach, guter Mann“, ſprach Sellburg jetzt haſtig, „Ihr könntet mir einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr ein paar Zeilen an die Gräfin Buchheim, meine Schweſter, abgeben wolltet.“

Der Greis war gern bereit, und Sellburg ſchrieb der Schweſter franzöſiſch: daß ſie auf ſeine Mittel und ihm zu Liebe etwas auffinden möchte, dem armen Pachter zu helfen. Er ſchloß damit, daß dies ein Geſchäft ſey für das Zartgefühl der Frauen, deshalb überlaſſe er es dem Herzen der Schweſter.

„Grüßt auch Fräulein Lida von Wellthal von Franz von Sellburg!" ſagte er noch; der Greis ging und der Wagen rollte weiter.

„Fahre raſch, Johann!" rief der Baron, denn ihn grüßten ſchon mehrere Bekannte und auf jedem Geſicht glaubte er zu leſen, daß die ganze Stadt die fatale Recenſion ſchon kannte. Plötzlich hörte er durchdringendes Geſchrei, und ein junger Mann fiel den Pferden in die Zügel, indem er heftig declamirte:

„Schändlich iſt es, daß nicht einmal die kleinſten Geſetze des Landes reſpectirt werden! Darum aber heißt das lateiniſche Wort: **Leges**, die Geſetze, rückwärts Segel, denn die Geſetze ſind jetzt wahrhafte Segel, die man nur braucht, wenn der Wind dahin ſteht, wohin man will."

„Ereifre Dich nur nicht, mein gar wunderlicher und — nimm's nicht übel! — oft auch etwas verſchrobener ſprach- und wortſpielender Münter", unterbrach ihn der Baron, und Jener rief dazwiſchen:

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Ei, biſt Du's, Sellburg? Wie kannſt Du aber ſo raſch fahren laſſen? Da hat nun Dein rollender Wagen einer Dame das Kleid ganz entſetzlich beſpritzt.“

„Das thut mir ſehr leid!“ klagte Sellburg, und raſch war er aus dem Wagen, ſich zu entſchuldigen, was jedoch nur mit Stottern geſchah, denn vor ihm ſtanden drei Damen, eine alte, zwei junge, und eine davon war ſo ſchön, daß die Schilderung deshalb unmöglich iſt, weil der geringſte Grad der Wahrheit Uebertreibung ſcheinen würde.

Sellburgs Wagen hatte glücklicherweiſe nur die alte Dame beſpritzt, und während er alſo dieſe um Nachſicht und um die Güte bat, ſeinen Wagen zu benutzen für den ferneren Weg, gewann er Zeit, ſich von dem Anblick der Schönheit zu erholen.

Die alte Dame hatte einſtweilen, ſo gut es ging, den Schaden bedeckt, und wollte das freudige Erbieten annehmen, ſobald ſie in einer nahen Galanterie-Handlung etwas gekauft hätte. Der Baron begleitete die Damen, erſuchte aber zuvor den Aſſeſſor Münter, dem indeß die zweite, auch recht hübſche Dame für ſeine Aufmerkſamkeit gedankt hatte, ihn ja heute noch zu beſuchen.

Die beiden Grazien blieben mit Sellburg außer dem Laden, und während ſie die Sachen an den Schaufenſtern betrachteten, antwortete ihm die ziemlich lebhafte zweite Nummer auf die Frage: ob ſie auch Zierden des Maskenballs ſeyn würden: „Nein, nur Frau von Wallenhorſt wird dort erſcheinen. Fräulein Lida und meine Wenigkeit können unterdeß zeichnen, weshalb auch die gnädige Frau mit den Kleinigkeiten zum Balle für ſich einige Crayons für uns kauft.“

„Fräulein Lida!“ wiederholte ſich der Baron, und raſch fragte er: „Wollten Sie wirklich dem ſo ſeltenen Vergnügen ſich entziehen?“

„Ja, wir müſſen uns wohl dem ehernen Schickſal fügen, welches bei uns nur zwei Verfügungen hat: die Tante will, die Tante will nicht!“ bemerkte die Lebhafte.

„Ich gehorche recht gern“, ſprach Lida ſanft, „und du Alma könnteſt wohl ſchweigen!“ fuhr ſie fort.

„Da gehorch' ich nicht recht gern!" ſcherzte dieſe. „Das Schweigen will ich aber doch ein wenig üben, damit es mir nicht allzuſchwer wird, wenn ich ja einen Mann bekäme, was doch wohl möglich iſt!"

Lida ſchien unzufrieden, der Baron lachte und wollte die Muthwillige eben bitten, die Uebung noch zu verſchieben, da rauſchte die Tante aus dem Laden, die Damen ſtiegen in den Wagen des Barons, deſſen Augen hier und bei einem kurzen Eintreten in die Wohnung der Tante hinlängliche Zeit hatten zu ergründen: daß es nichts Himmliſcheres auf Erden gäbe, als die reizende Lida. Ueber dem Anſchauen ging dem Baron jeder Gedanke an die Recenſion verloren, bis er einſam ſinnend in einem Zimmer ſeiner Stadtwohnung ſaß, wo ihn Münter weckte, indem er haſtig hereinſtürzte und einen Brief auf den Tiſch warf, mit den Worten:

„Da hab' ich einmal wieder ein poſtfreies Donnerwetter vom Papa empfangen! Alles noch wie ſonſt! Laß einmal ein Frühſtück geben, damit ich den Aerger verſchlucke."

„Lebt Ihr noch immer im Unfrieden?" fragte Sellburg und befahl dem Diener.

„Wie ſollten wir nicht, Du kennſt ihn, er hat kein Vermögen und viele Kinder, und da er ſich nur durch das Leben quälte, ſo will er, daß es ſeinen Kindern beſſer werde; deshalb ſoll ich mit aller Gewalt eine reiche Verwandte heirathen.“

„Biſt Du noch immer ſo gegen die Weiber?“

„Ich finde noch immer, daß die Engländer recht haben, das Weib Woman zu nennen. Wo heißt Weh, Man der Mann, das ganze Wort alſo: des Mannes Weh. Uebrigens habe ich meine liebe Verwandte einmal beſucht, ſie prahlte mit einem Dutzend aufgehängter Silhouetten von Liebhabern und ſchalt dabei die Treuloſigkeit der Männer; ich aber will lieber en effigie gehängt ſeyn und zeitlebens arm wie Hiob bleiben, als an ihrer Seite alle Grade der Tortur ausſtehen. Und nun iſt ſie noch ſo herzlich albern, daß mir bei ihr immer einfiel: das Adjectivum dämlich käme wahrſcheinlich von Dame.“

„Du führſt doch Alles auf Deine Liebhaberei, die Verwandtſchaft und Beziehung der Sprachen“, ſpöttelte Sellburg.

„Und Du, Freundchen, biſt noch immer ungläubig: aber der Zuſammenhang der Sprachen iſt ſo gewiß, als mein Entſchluß, nicht eher weiter zu reden, bis ich ein Glas geleert habe.“

Die beiden Freunde ſtießen an auf heitere Zukunft, wobei ſie tief ſeufzten, dann fuhr Münter fort:

„Sieh, es ſteht im elften Capitel des erſten Buch Moſis, bei der Erzählung vom Thurmbau zu Babel, ausdrücklich:

„Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache und der Herr ſagte: Laßt uns herniederfahren und ihre Sprache verwirren.“ Hörſt Du, verwirren, alſo unter einander werfen! Daher heißt der Ort, wo dies geſchah, Babel, verſichert die Schrift, und — im Vorbeigehen geſagt — ich glaube von dieſem Worte haben die Engländer und Franzoſen ihr babble und babiller: plaudern. Auf die Ausſprache kommt es gar nicht an, das iſt eine Verwirrung in der Verwirrung. Und daß ſich Spuren einer allgemeinen Sprache vorfinden, ſelbſt bei den wildeſten Völkern, las ich noch neulich in einer Recenſion, daher — aber was iſt Dir denn?“

Der Baron war bei dem Worte „Recenſion“ aufgeſprungen und ging unruhig im Zimmer auf und nieder, bis er ſich endlich wieder hinſetzte mit der Antwort: „Nichts, gar nichts!“ — Aber Münter füllte die Gläſer ſo oft, daß Zellburg's Jammer aus dem Herzen floß.

„Nichts weiter als eine ſchlechte Recenſion?“ tröſtete Münter. „Das iſt ja heut zu Tage gar nichts Seltenes, wie kannſt Du Dich darüber ärgern? Höre, Freundchen“, fuhr er fort, „die Recenſionen ſind jetzt zumal, ſeit wir beinahe keine Literatur-Zeitung mehr haben, erbärmliche Courszettel über literariſchen Werth. Preiſt man, ſo gaben Verleger oder Verfaſſer ihren ſchlechten Papieren goldene Räder, um ſie durch überraſchende Beurtheilung ſchnell los zu werden. Sind die Recenſenten noch ſo ziemlich gnädig, ſo ſandte man ihnen mit Lobſprüchen ihres geltenden Urtheils mindeſtens ein Frei-Exemplar auf Velin-Papier, und geht es dann auch mit den Werken, wie mit unſrer Zeit, wo wenig zu rühmen und viel zu dulden iſt, ſo thut man dies mit Humanität. Ich machte mir niemals viel aus den Recenſenten, und habe doch auch einmal gedichtet aus Oeconomie, und es bleiben laſſen, ebenfalls aus Oeconomie."

Sellburg fragte lächelnd: wie er das meine?

„Sieh, als ich zur Univerſität ging", erzählte Münter, „da glaubte die hochedle Sippſchaft: man lernte dort auch Verſe machen, und jeder Geburts- oder Namens-Tag wurde mir nun zart und unzart angedeutet, damit ich ihn verherrlichen ſollte durch einen poetiſchen Paraderitt. Anfangs ließ ich mir von einem burſchikoſen Reimhuſaren was herſäuern, mußte jedoch dafür bezahlen; das war mir unbequem, und ich machte am Ende ſelbſt Reime; wie Du merkſt, aus Oeconomie. Freunde und Verwandte fanden die Sachen aber ſo über alle Begriffe ſchön, daß ich ſie dem Druck übergeben mußte. Unter dem Druck der Eitelkeit legte ich mich nun mit Liebe auf die Dichtkunſt, und hatte ich einen leidlich gebornen Gedanken, ſo mußte ich mich mit einer Flaſche Wein erfreuen, denn ich dachte: er wäre es werth, und im Weine würde mehr beſcheert. Auch wußte ich, daß alle Dichter tranken, ich aber trank nicht, um zu dichten, ſondern ich dichtete, um zu trinken; als ich jedoch merkte, daß meine wenigen poetiſchen Gedanken meinem Vater zehnmal mehr koſteten, als meinem Verleger, ſo ließ ich das Dichten bleiben: wie Du merkſt, auch aus Oeconomie."

„Das Weintrinken aber ſcheinſt Du noch mit Liebe zu treiben", ſcherzte Sellburg.

„Vitis est Vita! Reben ſinds Leben!" erwiederte Münter. „Es iſt hier wie mit dem lateiniſchen Worte Sitis für Durſt, welches herrlich auf Vitis reimt und ſich rück- und vorwärts gleich bleibt; ganz ſo wird es mir im ganzen Leben mit dem Durſt gehen. Aber ich kann Dir auch noch mit Verſen dienen! Schenk' einmal ein und höre, was ich ſinge!"

Verſchaffte Geld mir langes Leben,
Erſpart' ich ängſtlich Schätze mir,
Um ſie dereinſt dem Tod zu geben,
Rief mich ſein Machtſpruch fort von hier!

Doch hilft kein Geld zu langem Leben,
Was ſchadet dann die Armuth mir!
Es lebt ſich, dem Geſchick ergeben,
Bei Lieb' und Wein gar herrlich hier!

„Bis auf eine kurze Sylbe, wo eine lange ſtehen ſollte, ganz gut!" rief Sellburg. „Aber

Da gebot der Ohm, im Fluchen
Und vom Jammer nicht erweicht:
„Schnell mag andern Ort ſich ſuchen,
Wer nach fremden Gütern ſchleicht!“

Und als Jutta ihn umſchloß,
Rief der Unhold ſeine Knechte,
Doch am Schwert die ſtarke Rechte,
Schreitet Egbert durch den Troß.
Schreckend ſagt's der Augen Blitzen:
Daß die Schmach zur Rache mahnt,
Und den fernen Sohn zu ſchützen
Eilt der Ohm, dem Böſes ahnt.

Und des Tages Sonne ſank,
In verwachſ'ner Schlucht verborgen
Lag, gequält von Haß und Sorgen,
Egbert auf der Felſenbank;
Jutta glaubt er jetzt zu hören,
Mild umglänzt vom Abendroth
Knie't ſie auf dem Thurm zu ſchwören:
Treu zu ſeyn bis in den Tod!

ſag' einmal, Münter, wie kommſt Du Weiberhaſſer denn dazu, die Liebe zu erheben?"

Münter wurde verlegen und ſtotterte endlich: „Ja, der Rhythmus hat mich genirt und übrigens iſt das Ding nach dem Griechiſchen des Theramenes — aber etwas ſehr frei, denn ich verſtand nicht viel Griechiſch, lernt' es aber jetzt zu meinem vergleichenden Sprachlexicon, — und ich durfte doch dem Dichter nichts Anderes unterſchieben."

Bei fortwährendem Necken des Barons vertheidigte ſich Münter empfindlich und hartnäckig, woraus jener mit allem Rechte ſchloß: daß Amors Herrſchaft anerkannt ſey. Immer eifert ja Der am meiſten für Freiheit, der ſie am wenigſten beſitzt, und deshalb meinte Sellburg: er werde den eheſcheuen Münter wohl bald vor dem Altare ſehen.

„Mit meinem Willen nicht", entgegnete dieſer, „denn die Spanier ſind ſchlau, wenn ihnen das Wort Altar auch Ruheſtätte bedeutet: Hymens Altar iſt eine Ruheſtätte, aber die letzte im Leben!"

Der luſtig gewordene Sellburg verſöhnte den grämlichen Freund, und da man bis zum

Mittag bei dem Frühſtück geſeſſen hatte, eilte Münter nach der Seſſion, verſprechend, am nächſten Tage wieder zu kommen. Sellburg ergriff Hut und Stock, die Schweſter zu beſuchen; er mußte aber die Wege nicht genau wiſſen: denn er ſtand bald, wie hingeweht, am entgegengeſetzten Theile der Stadt, vor Lidas Wohnung, wo eben Alma den Vater Pachter bis an die Hausthüre begleitete.

„Das iſt recht, daß Sie uns ſo bald wieder beſuchen!“ rief ſie dem Verlegenen zu. „Mein Fräulein hat mir erzählt, daß Sie ihr Jugendgeſpiele waren, und da bilde ich mir ein, ſie müßten ſich recht viel zu erzählen haben.“

Schweigend trat der Baron ein und nach einigem Stottern entdeckte er, daß er gekommen ſey, die Damen zu bitten, ihm beizuſtehen bei einem Einkauf für den Ball.

Sie waren bereit bis auf die Tante, die im Nebengemache mit ihrem Putz emſig beſchäftigt blieb, und Lida eilte, ihren Anzug für das Ausgehen zu ändern. Unterdeſſen ſprach der Baron mit Alma, die ihm, auch im Namen des Fräuleins, lieblich dankte für die Empfehlung des Vaters an die Gräfin Buchheim, und ſo ſpann ſich die Unterhaltung fort. Sie war von der Natur mit großen Gaben bedacht, hatte aber dieſe erſt ſpät, als das Fräulein ſie zu ſich nahm, ausbilden können, und dies geſchah immer noch mit einem ſo heftigen Triebe, daß ſie ein ſonderbar angenehmes Weſen gewann, welches Alles achtete, nur nicht die fade Gewöhnlichkeit.

Der Zufall brachte das Verhältniß beider Geſchlechter in Anregung und Alma behauptete kühn: Weiber hätten gleiche Rechte wie Männer, und wenn dies den Herren der Schöpfung übertrieben ſchiene, ſo hielten ſie, in Eigenſucht verſtrickt, Dinge für recht, die völlig unrecht wären.

Als Sellburg hindeutete auf die Schwäche des ſchönen Geſchlechts, erwiederte ſie lebhaft: „Ei, da müſſen wir mehr Rechte haben, denn ein guter Geſetzgeber nimmt ſich der Schwachen an!“ — und als er zart die Meinung der heutigen Jugendwelt von größerer Verderbtheit der Weiber berührte, ſagte ſie ſehr ernſt:

„Können Sie mir aus der ganzen Weltgeſchichte beweiſen: daß an einem Orte zu gleicher Zeit die Weiber ſchlecht, die Männer gut geweſen ſind? Die Weiber erſcheinen überall als Schöpfungen der Männer, ſo wie dieſe ſie haben wollen, ſo ſind ſie, und hört man nur erſt auf, den Körper höher zu ſchätzen als den Geiſt, verlangt man von den Weibern mehr, werden ſie auch mehr ſeyn.“

Zellburg überlegte eben: was ſich darauf entgegnen ließe, da trat Lida ein und ſie gingen. Der Vorfall am heutigen Morgen gab Stoff zu den erſten Worten; Lida erzählte dem Baron, daß ſie ihn gleich erkannt habe, ob ſie ihn auch ſeit acht Jahren nicht ſah, und Zellburg erinnerte ſie an manches kleine Abenteuer der Vergangenheit, wobei Alma die Bemerkung machte: daß die Frauen mehr die Geſtalten, die Männer mehr die Thaten im Gedächtniſſe bewahrten.

Die Anklänge der Erinnerung hatten die Jugendgeſpielen geſprächig gemacht. Lida berührte mit Wehmuth den Tod des Vaters, und im Gefühl der Verlaſſenheit gedachte ſie der düſtern Veränderungen ſeit jener Zeit. Aus Zellburgs Antlitz ſtrahlte inniges Mitgefühl, und Leben und Liebe Beider ſchwebte ineinander: denn man iſt nie zur Liebe geneigter, als im Schmerz, und nichts vereint raſcher als Mitgefühl. Jedes Wort aus Lidas Munde bezauberte den Baron, und wenn er in der Schilderung verrauſchter Tage ihrer Seele Manches zurückrief, entſann ſie ſich zuweilen noch eines kleinen, ihn ehrenden Zuges, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Freundin Alma davon zu unterrichten, die vergnügt und ſchlau Beider Neigung ſchon bemerkt hatte.

Man verlief ſich nun ſo weit in den Erinnerungen, daß man ſich zwei Stunden ſpäter außerhalb der Stadt wieder fand, und als Zellburg nach der Uhr ſah, berechnete man, daß ſämmtliche Laden für heute geſchloſſen wären, kam alſo unverrichteter Sache nach Hauſe. Die Tante, eben mit der Putzmacherin beſchäftigt, ſchmälte heftig und in unzarten Ausdrücken mit Lida über das lange Wegbleiben. Lida ertrug es mit Sanftmuth, in dem Baron aber empörte ſich der Zorn. Er trat in ſeiner Heftigkeit ſchon ein paar Schritte vor, und hätte gewiß der Tante Bitterkeiten geſagt, wenn nicht Alma das ganze Geſpräch unterbrochen hätte mit der Nothhülfe:

„Ei, gnädige Frau, wir können nicht dafür, daß wir ſo lange blieben! Der Herr Baron wollte durchaus ſeinen Unglücksfall von heute früh wieder gut machen, indem er Ihnen ein neues Kleid überreichte; wir konnten es nicht nach Wunſche finden, daher die Verzögerung.“ Ihr entſchuldigender Blick flog auf Sellburg und Lida, dieſe gab einen mißbilligenden, jener einen dankenden zurück, die Tante aber ſtillte ihr Keifen in aller Schnelle, und wandte ſich knixend zu Sellburg:

„Der Herr Baron ſind gar zu gütig! Ich werde mich wohl nicht unterſtehen können, Ihre hohe Aufmerkſamkeit mir zuzuwenden! Sagen Sie mir einmal“ — wandte ſie ſich zur Putzmacherin — „wäre es wohl möglich, das Kleid noch für übermorgen zum Balle zu vollenden?“

„Wenn es bis Morgen Mittag bereit iſt, o ja!“ erwiederte dieſe, und der Baron verſicherte: es ſolle beſtimmt zu dieſer Zeit da ſeyn, wenn die gnädige Frau erlaubte, daß die jungen Damen ihn noch einmal mit ihrem Geſchmack unterſtützten, weshalb er die Ehre haben würde, Morgen vorzufahren.

Nach vielen Entſchuldigungen, daß ſie es doch wohl nicht annehmen ſollte, gab die Tante dies zu, und der Baron entfernte ſich mit der Hoffnung auf den künftigen Tag.

Als er träumend nach Hauſe kam, erfuhr er: die Gräfin Buchheim habe nach ihm geſandt. Träumend ging er zu ihr und blieb im Reiche der Gedanken, was auch die Schweſter thun mochte. Endlich fragte ſie: Warum er nicht ſchon heute früh zu ihr gekommen ſey? Sellburg antwortete mit der Gegenfrage: Woher ſie die Zeit ſeiner Ankunft wiſſe? und ſie entgegnete lachend:

„Du haſt ja ſelbſt vom Thore aus den Pachter Lindner zu mir geſchickt, den Vater des Mädchens, welches bei Fräulein Lida von Wellthal iſt.“

„Ach verzeih', ich entſinne mich!“ ſtotterte der Baron.

„Auch ſah man Dich mit dem Fräulein Lida vor einer Galanterie-Handlung ſtehen!“ ſprach die Schweſter forſchend weiter. „Man ſagt ſonderbare Dinge!“ fuhr ſie fort, als keine Antwort erfolgte.

„Und was?“ fragte jetzt Sellburg.

„Man glaubt, Du wollteſt Dich vermählen, und in Wahrheit, Du thäteſt wohl. Deine Neigung zum Landleben wird durch die Liebe begünſtigt, und dein unſtätes Weſen wird ſich verlieren, wenn zwei geliebte Arme Dich umfangen."

Der Betroffene griff nach Hut und Stock und ging, zu großem Verdruſſe der Schweſter; denn ſie hatte ihn ergründen wollen und gab ſich nun insgeheim das Wort: den Stand der Sachen zu erlauſchen durch jedes Mittel.

Sellburg träumte in der Nacht vom Elyſium, und alle Engelsgeſtalten hatten Lidas Züge. Unruhig ſtand er auf und gedachte ſich auszuſprechen in einem Gedicht, es ging aber nicht; ihm fehlten die Worte, weil er ſeine Gefühle weder geſtalten noch beherrſchen konnte. So traf ihn Münter, der ſich düſter in einen Stuhl warf.

„Du ſcheinſt nicht guter Laune!" ſo begann der Baron das Geſpräch.

„Es will mir ſelbſt ſo ſcheinen, doch das hat nichts zu ſagen, es giebt ſich!" erwiederte Münter. „Du aber ſcheinſt etwas auf dem Herzen zu haben, was ſich nicht geben will!"

„Daß ich nicht wüßte!" fiel der Baron ein und verſank wieder in ſeine Phantaſien.

„O, man hat Dich bemerkt, mein Freund", fuhr Münter fort. „Gewiß haſt Du geſtern zu tief in ein weibliches Auge geſchaut, und der Spanier hat ganz recht, wenn ihm Auge Erdferne bedeutet, denn ſolch ein Auge kann uns leicht der Erde entziehen. Die Weiber bewirken auch Alles mit den Feuer- und Waſſer-Künſten des Auges und ſo wirſt Du wohl gewonnen ſeyn.“

„Alma Lindner iſt ein ſehr hübſches und geiſtreiches Mädchen!“ ſagte Sellburg, um nur nicht Lidas Namen auszuſprechen, und ward glühend roth. „Sie hat mich ganz vortrefflich unterhalten“, ſtotterte er.

Münter erhob ſich haſtig: „Ganz vortrefflich unterhalten? Köſtlich! Scharmant!“ — Er ſetzte ſich wieder, doch war er ſichtlich ſehr aufgeregt, denn ſeine Füße ſtampften den Takt auf dem Boden, wie Einer, der den Zorn verbirgt. — „Schön? Geiſtreich?“ fuhr er fort; „ich bete für die ſchönſte und geiſtreichſte Eva ein „Fahre wohl!“ ein Ave; jede ſchmückt ſich mit fremden Federn, daher auch Ave, rückwärts Eva, im Spaniſchen Federvieh bedeutet.“

Der Baron mußte unwillkürlich lächeln über den poſſirlichen Zorn. „Du thuſt in Deiner

Lebhaftigkeit dem Mädchen unrecht“, ſagte er; „es beſitzt, neben ihrer Schönheit, einen blendenden Verſtand.“

„Das iſt der rechte Ausdruck, blendend!“ eiferte Münter. „Es iſt aber nicht alles Gold was glänzt. Der Mann greift indeſſen immer nach dem Blanken, wie ein Kind, und glaubt er am Ziel zu ſeyn, hat er eine Niete; darum gilt auch den Engländern das Wort Blank für Ziel und Niete zugleich.“

„Aber mein Gott! laß mich doch das Mädchen loben, ich will es ja nicht heirathen.“

„Da thuſt Du wohl“, fiel Münter ein, „thuſt Dir wohler, wenn Du gar nicht heiratheſt, obgleich Du Glück machen könnteſt bei den Frauen. Du biſt reich, kannſt ihnen ein Leben bieten zum Beneiden, und die Weiber finden nur Dinge reizend, um die man ſie beneidet. Aber jede Frau ſtrebt nur nach dem Manne, um mit ihm ihre Liebhaberei zu verdecken, daher heißt auch im Engliſchen eine Verheirathete feme-covert, eine verdeckte Frau. Keiner iſt zu trauen, aus jedem Hochzeitskranze blüht dem Manne eine abſonderliche Krone, und nicht ohne Schlauheit bedeuten

Egbert warf, vom Schmerz durchwühlt,
Kühn die Armbruſt um den Nacken,
Sprang dann, über Kluft und Zacken,
Hin, wo Fluth den Thurm beſpült;
Und herauf zur mürben Mauer
Hebet ihn der Strudel ſchon,
Jutta bebt im mächt'gen Schauer,
Tief im Buſen ſtirbt der Ton.

Und er klettert unverzagt
Wo der Drang verſchäumter Wellen,
Und der Sturz aus Wetterquellen
Am ergrauten Thurm genagt;
Wenn die Kräfte ihm entſchwinden,
Grauſen ihn hinunter preßt,
Hält an Spalten und Gewinden
Er mit Todesmuth ſich feſt.

Zu dem Rand, wo Jutta ſteht,
Schwingt er noch die matten Glieder
Und dann ſinkt er lautlos nieder,
Doch ſein Schweigen iſt Gebet!

die lateiniſchen und franzöſiſchen Worte corona und couronne Kranz und Krone zugleich.“

Um ihn aus den Gleichniſſen zu bringen, erzählte Sellburg manches Unbedeutende aus dem Geſpräch, und auch, daß Alma gar gern nach dem Ball ginge, wenn nur Lidas Tante, Frau von Wallenhorſt, es erlauben wollte.

„Die Tanten oder Baſen taugen doch in der Regel nicht viel“, tobte Münter; „bei dieſer aber freut es mich ganz beſonders, daß base im Engliſchen ſchlecht und unwürdig heißt.“ — „Sie wäre alſo gern auf dem Balle!“ ſagte er dann vor ſich hin, und nach kurzem Sinnen: „Ach, die Erlaubniß würde ſie ſich ſchon zu verſchaffen wiſſen, wenn ſie nur einen Anzug hätte!“ Dann lief er ohne Abſchied zur Thür hinaus, und Sellburg ſah ihm kopfſchüttelnd nach.

Er mußte nothwendig einige Beſuche machen, und nachdem dies geſchehen war, eilte er mit klopfendem Herzen, wohin die Sehnſucht ihn trieb. Er fand die Tante allein im Wohnzimmer, ſie empfing ihn äußerſt höflich, und eilte, die jungen Damen zu rufen. Unterdeß trat Sellburg an einen Bücherſchrank, die Titel auf den Bänden zu leſen, und als er eben mit dem Wonnegefühl, daß man auch früher des Jugendgeſpielen noch gedacht habe, die „Gedichte von Franz von Sellburg" bemerkte, kam Alma fröhlich herbei.

„Herzlich danke ich Ihnen und der gnädigen Frau, Ihrer Schweſter, für ſo viel Güte!" ſprach ſie. — Der Baron horchte auf und war verlegen.

„Die Gräfin Buchheim iſt eben erſt fortgegangen", ſprach Alma weiter, „und hat die Gnade gehabt, meinem alten Vater die Verwalterſtelle auf einem ihrer Güter zu geben. Ich will nun hinaus, um in ſeiner Freude die meinige zu erhöhen und meine kranke Mutter mit dieſer Nachricht zu ſtärken. Ich habe mir vom Fräulein die Erlaubniß erbeten, heut und morgen draußen zu bleiben, und ich bitte ſie, mich für dieſe Zeit ihr entbehrlich zu machen, was ein Jugendfreund ja leicht kann. Doch", ſo bedeckte ſie raſch dieſe Aeußerungen, „bald hätte ich vergeſſen, Sie um Verzeihung zu bitten für meine geſtrige Nothhülfe."

„O“, fiel der Baron lebhaft ein, „ich bin Ihnen dafür hohen Dank ſchuldig!“

„Das wollen wir nicht unterſuchen“, ſcherzte Alma. „Ich wußte indeſſen nichts Beſſeres, um mein Fräulein vor einem böſen Abend zu ſchützen, und nun müſſen Sie ſchon gute Miene machen zu meinem närriſchen Streiche. Doch jetzt wollen wir gehen, damit ich dann raſch zum Vater komme.“

Der Baron bot ihr ſeinen Wagen an. „Da würde ich dem Vater die Freude verderben, wenn ich nicht wacker zu Fuße herſchritte, wie es einem Landmädchen ziemt!“ ſprach ſie. „Ich werde noch oft dieſen Weg gehen, und ich will ihn mir für die Zukunft nicht verderben durch die Bequemlichkeit des Augenblicks.“

Sellburg hatte Luſt, dies echt philoſophiſch zu finden, da trat Lida erröthend ein und ſagte ſanft: „Herr Baron, es iſt mir ein unangenehmer Gang, indem“ —

„Still, ſtill!“ unterbrach ſie Alma; „erinnere nicht weiter an meine Voreiligkeit, ich bin froh, daß ich mit Herrn von Sellburg die Sache abgethan weiß. Jetzt komm' nur, komm'!“

Bei dem Einſteigen in den Wagen, wobei Lidas Hand bebend in der des entzückten Führers lag, verſicherte der Baron: daß Alma ihm beneidenswerthe Minuten verſchafft habe; doch dieſe ſcheuchte die Hälfte ſeiner Worte zurück, indem ſie ſagte:

„Davon auch ſtill! Die Galanterie iſt Lüge neben wahren Gefühlen, und eine Geringſchätzung für jedes denkende weibliche Weſen.“

Alma war unterwegs überaus fröhlich, um für Lida und Sellburg die bei jeder Liebe eintretende ſtumme Zeit unbemerkbar vorüber zu führen, und der Wagen fuhr auffallend langſam, obgleich er außer zwei ſchweren Herzen eben keine große Laſt in ſich faßte. Der Baron hatte aber ſeinem Johann eingeſchärft, langſam zu fahren, unter dem Vorwande: er könne wieder Unglück ſtiften, eigentlich aber um das Alleinſeyn mit Lida möglichſt zu verlängern.

Sellburg leitete endlich ein Geſpräch ein über den Beſuch der Schweſter; Lida glühte, denn die Gräfin hatte, um das Fräulein auszuforſchen, von dem Wunſche für die Vermählung des Bruders geredet, und dieſer Stoff konnte alſo nur die Stille verſtärken. Die Stunden flohen aber doch raſch hin, das Kleid war gekauft, und jedes zarte Anerbieten, den jungen Damen auch ein Andenken dieſes Tages zu überreichen, ernſt, von Lida ſogar ein wenig empfindlich zurück gewieſen; denn ſie meinte, es ſey ſo ſchön, ſich nur durch geiſtige Erinnerungen an die ſich wieder entfernenden Freunde geknüpft zu ſehen. Alma lächelte in ſich; die Tante empfing ihr Geſchenk mit vielverheißenden Blicken auf den Baron, und Alma trat dann ihre Wanderung an. Schlau ward dieſe von ihr benutzt, denn ſelbſt die vertrauteſte, immer nahe Freundin verzögert beginnende Liebe, und Almas einziges Streben war, ihr Fräulein von der Tante zu erlöſen, die ſchon ſeit zwanzig Jahren jedes junge und ſchöne Mädchen als Hinderniß betrachtete, einen Mann für ſich zu erobern. In Sellburg glaubte Alma den Erlöſer gefunden zu haben, mit dem Geſchenke an die Tante war dieſe für ihn gewonnen, und das erfolgende Alleinſeyn der Liebenden ſollte ſie raſch an einander feſſeln.

Die Schlaue hatte gut gerechnet. Die Tante war viel zu ſehr mit dem Balle beſchäftiget, als daß ſie um Anderes ſich bekümmern konnte; doch hatte ſie den Baron zu Tiſche gebeten, und dieſem war die Einladung erwünſcht, weil er nun den ganzen Tag bei **Lida** bleiben konnte. Als nun die erſten Laute der Bruſt entkommen waren, zeigten Beide ihr harmloſes Weſen, im Geſpräch über mancherlei Gegenſtände entfalteten ſich des Barons treffliche Kenntniſſe, **Lidas** natürliche Anſichten. Beide waren muſikaliſch, hatten Ueberſicht von den Erſcheinungen der Zeit, fanden in der Seele Kraft, das Leben zu verklären und ſich abzuziehen vom Alltäglichen, ſo daß es ihnen gegenſeitig gewiß wurde: nur in der engſten Vereinigung ruhe das Glück jedes Einzelnen, doch wagte **Sellburg** nicht, ſeinen Gefühlen Worte zu geben.

Freudig aber kam er, ſpät am Abend, nach Hauſe; er zweifelte in ſeinem Entzücken nicht mehr an einer ſchönen Zukunft, doch am andern Morgen kehrten, wie immer bei dem Menſchen, mit der Sehnſucht nach geſtern leiſe Zweifel in das Herz. Er mußte zu **Lida**, es war aber noch zu früh, und ſo eilte er erſt zu **Münter**.

Lebhaft fand er ihn beſchäftigt, auch ließ er ſich nicht ſtören. „Was treibſt Du denn?“ fragte **Sellburg**, und **Münter** erwiederte ſehr luſtig:

„Was thut der Deutſche nicht für's Geld? Ich vertheidige aus Nothhülfe einen Wucherer! Er betrog mit vieler Kunſt und kann ſich darauf berufen: daß die Grenzen zwiſchen Betrug und der heutigen Lebenskunſt ſehr nahe liegen, weshalb denn auch artifice im Engliſchen und Franzöſiſchen, artificium und artificio im Lateiniſchen, Italieniſchen und Spaniſchen Kunſt und Betrug zugleich bedeuten, und alſo verſchwiſtert ſind."

„Und Du vertheidigſt ihn doch?" fragte Sellburg.

„Unſer Geſchäft befiehlt, auch den Teufel zu vertheidigen, was übrigens bei dem heutigen Zeitweſen nicht ſchwer wäre. Ueberdem bin ich arm, meine Stelle bringt wenig, kein Auskommen bei meinem Einkommen!"

„Aber kannſt Du denn nicht Verbeſſerung erlangen bei Deiner Geſchicklichkeit?" fragte Sellburg dazwiſchen.

„Unſre humanen Staatsmänner", ſcherzte Münter, „protegiren ſelten Den, der es verdient, öfter Den, der blindlings dient; das Verdienſt, meinen ſie, helfe ſich doch wohl, auch fürchten ſie es. Das „protéger“ iſt hier ſehr richtig angewandt, denn es bedeutet beſchützen und vertheidigen, und die heutigen Protegées bedürfen der Vertheidigung oft ſehr. Ueberdem iſt in unſern Kaſſen Ebbe, ein Wort, was ſich rück- und vorwärts gleich bleibt, es bedeutet: hier iſt nichts und da iſt nichts! und das Nichts iſt ein dummes Wort, man kann es rückwärts nicht einmal ausſprechen, man kommt aber dabei rückwärts. Jetzt indeſſen laß mich in Ruhe, ich muß dem Wucherer helfen, weil ich auf ihn rechne.“

Sellburg ging und überlegte, wie dem närriſchen Juriſten dauernde Hülfe werden könnte, bis Lida ihn begrüßte und er die ganze Welt vergaß. Heute ſollte der Ball ſeyn, und dem Baron ſchien es, als wenn Lida nicht mit ganz leichtem Sinne davon wegbliebe. Er forſchte bei der Tante: ob er wohl das Fräulein hinführen dürfe, doch ſie verſicherte, weil ſie diesmal ihre etwaigen Eroberungen allein haben wollte, mit Haſt: Lida ſey äußerſt beſchäftigt an einer Zeichnung für eine Freundin, und das Fräulein nahm auch wirklich ein Reißbrett zur Hand.

Sie zeichnete ungemein zart, Sellburg, der ſelbſt geübter Zeichner war, bewunderte ihre

Fortſchritte ſeit den Kinderjahren, und ein großer Theil des Tages entſchwand im angenehmen Geſpräch mit Lida, erkauft durch Bewunderung des Anzugs der Tante. Doch endlich mußte er ſich trennen, er durchlief mißmuthig die Straßen, bis ihn plötzlich Münter, der ein Päckchen unter dem Arme trug, jubelnd anrief.

„Du biſt ja recht fröhlich!“ ſagte Sellburg.

„Der Henker mag's nicht ſeyn; der Wucherer hat mir keinen Heller bezahlt!“

„Und darüber jubelſt Du ſo?“

„Laß Dir's nur erzählen, ich habe den Kerl angeführt!“ rief Münter. „Er verſprach mir dreißig Thaler für eine Vertheidigungsſchrift, die ich ihm erſt über acht Tage zugeſagt hatte. Ich bringe ſie ihm ſchon heute, da hat er ein Wechſelchen von mir aufgekauft, und beweiſt nun mir, der ich ein Wechſelfieber bekam, daß ich ihm noch etwas ſchuldig wäre, nachdem er die Intereſſen bis heut über acht Tage berechnete, denn eher brauchte er nicht zu zahlen. Als ich auf Geld drang, ſetzte ſich die Wucherſeele mit Kraft entgegen, ich möchte dies Wort aber immer mit C ſchreiben und es hier und oft auf Ränke ſpielen anwenden, wie das engliſche Wort Craft es ausdrückt. Ich erhielt nichts, ja der Patron war ſo keck, mich auch um die Vertheidigungsſchrift für die zweite Inſtanz zu bitten."

„Und was thateſt Du?" fragte der Baron.

„Ich verſprach ſie ihm, um zu beweiſen, daß die Juſtiz auch wucheriſch ſeyn kann. Der Kerl will gewiß noch ein Wechſelchen aufkaufen, ich habe noch einige herumlaufen, aber ſein Plan iſt flach, wie das franzöſiſche Wort plan; ich mache ihm die Vertheidigung nicht, da muß er ſich an einen Collegen wenden und von dem auch ein Wechſelchen aufkaufen, denn Schulden haben wir Aſſeſſoren aus der langen Wartezeit her alle."

Der Baron lächelte und Münter fuhr fort: „Damit er aber für heute gleich beſtraft iſt, habe ich das Manuſcript von meinem „vergleichenden Sprachlexicon", vierhundert Bogen, ihm für dies Päckchen verkauft."

„Da entgeht Dir ja das Honorar, der Ehrenſold!" meinte Sellburg.

„Ei, Freundchen, er kann nach dem Verleger laufen, und findet er einen, ſoll's mich freuen, mir war's nicht möglich! Auch ſteht's mit dem

Wie er neuer Kraft noch harrte,
Jutta heftig ihn umwand,
Kam der Ohm zurück und ſtarrte
Bleich hinauf, vom Schreck gebannt.

Jutta ſelbſt, voll Racheluſt,
Half jetzt Egbert's Bogen ſpannen,
Reue kann den Pfeil nicht bannen,
Er durchbohrt des Ohmes Bruſt;
Schnell nun, Herz an Herz gezogen,
Sprangen ſie vom Thurm herab,
Dort im Wirbelſchlund der Wogen
Oeffnet brauſend ſich ihr Grab.

Doch da Gottes Spruch ſie hält,
Müſſen ſie den Thurm umſchwanken
Bis die morſchen Pfeiler wanken
Und der letzte Stein zerfällt;
Schuldlos ſoll der Geiſt entweichen,
Wenn er Rache fühlen kann,
Trägt er noch der Erde Zeichen
Und gehört der Erde an!"

Ehrenſolde überhaupt kläglich; die Ehre ſteht vor dem Solde, man merkt alſo gleich, daß ſie hoch angerechnet iſt, und wäre ſie in Deutſchland nicht gewaltig im Courſe gefallen, die Verleger gäben gar nichts.“

Münter wollte jetzt weiter, der Baron hielt ihn noch auf, um darüber zu ſchelten: daß er von ſeiner Geldnoth nicht den Freund unterrichtet habe, und bot gutmüthig ſeine Börſe an, doch er empfing die offenherzige Antwort:

„Höre, wieder bezahlen kann ich nicht, drum will ich lieber einen Wucherer hintergehen, als einen Freund, denn bei dem erſten Falle übe ich doch noch gewiſſermaßen Juſtiz. Heute habe ich auch, was ich brauche, gehab Dich wohl!“

Damit trabte er haſtig von dannen und Sellburg ſah ſich wieder den Gedanken an Lida überlaſſen. Sein mußte ſie werden, das fühlte er, und wenn ihn die Eitelkeit der Dichter befiel, die jedes weibliche Herz für ſich gewonnen glauben, ſchien ihm die Liebe des Fräuleins gewiß. Er ſchritt nun, ſein Glück keinen Augenblick zu verzögern, eilend nach der Gegend, wo die Geliebte wohnte und aus deren Nähe er ſich nicht weit entfernte. Doch wenn er nun wieder kalt und vernünftig dachte, was dem Dichter auch zuweilen möglich iſt, dann blieb der Zweifel Sieger und er wandte ſich rückwärts. Dies trieb er ſo lange, bis der Tante raſſelnder Wagen ihn aus ſeiner Unentſchloſſenheit riß und ſein ehemaliges Hofleben ihn noch einmal anwehte in einem liſtigen Gedanken, der wenigſtens dazu helfen konnte, die Geliebte heute noch einmal zu ſehen. —

Er flog zu ſeiner Schweſter, um ihr mit Aengſtlichkeit zu ſagen, daß er ſie heute unmöglich nach dem Ball begleiten könne, er befände ſich nicht wohl. Die junge Wittwe ſchien etwas auf dem Herzen zu haben, der Baron aber hatte keine Ruhe, er mußte nach ſeinem Hauſe, warf ſich in einen ſpaniſchen Anzug und fuhr bei Lidas Wohnung vor.

Die Liebenden lügen, wenn es noth iſt, alle, und ſind mit den Verhältniſſen, beſonders aber dadurch entſchuldigt, daß die Wahrheit doch faſt immer auf dem Geſicht ſteht, — ſo bei dem Baron, der mit der Frage eintrat: Ob er vielleicht das Glück haben könnte, die Tante in ſeinem Wagen nach dem Maskenball zu begleiten?

Lida ſah beklommen auf den Baron — er war in der fremden Kleidung recht männlich ſchön — und bedauerte, daß die Tante ſchon fort ſey. Sellburg, der zum Scheiden nicht Luſt hatte, trat, ſich in mancherlei Fragen verwickelnd, zu Lidas Zeichnung und ſtotterte endlich heraus: daß ihm jetzt der glücklichſte Abend begänne, wenn ein weiblicher Ballanzug bereit wäre und ſeine liebe Jugendgeſpielin ſich entſchlöſſe, ihn zu begleiten. Er glühte, indem er ſo ſprach.

„Wenn der Ballanzug das einzige Hinderniß wäre“, meinte Lida, „dann wäre jedes beſeitigt. Meiner Freundin Alma ward vor einer Stunde erſt eine herrliche altdeutſche Kleidung geſandt, ich habe ſie auch ſchon ein wenig angehabt, weil ich mich ſo gern in dieſem Coſtüm ſehe: ſie paßt ganz vortrefflich. Da nun Alma nicht hier iſt, ſo könnte ich davon Gebrauch machen, aber die Tante hat mir zu zeichnen geboten, auch“ —

„O ganz herrlich muß dieſe Tracht Sie kleiden!“ fiel der Baron feurig ein. „Gönnen Sie mir die hohe Freude, dieſen Abend noch in Ihrer Geſellſchaft zu verleben, da ich ſchon morgen wieder nach meinem Gute zurück muß.“

Lida erblaßte, und mit einem Anflug von Rührung ſprach der Baron weiter: „Und wiſſen Sie wohl, daß ich zuweilen mich erkühnen durfte, mit zu zeichnen, wenn Sie Ihrem Vater oder dem meinigen zum Geburtstage gern von Ihrer Hand etwas ſchenken wollten? Erlauben Sie es mir jetzt auch, um mir die Jugend völlig herzuzaubern, während Sie ſich ankleiden, gleichſam als wollten wir wie damals gehen, dem Vater die Zeichnung zu bringen.“

Mit ſteigender Wärme ſprach er dies, jede Einwendung von Lida wurde mit Erinnerungen niedergekämpft, und obgleich ſie fühlte, daß es nicht recht ſey, nachzugeben, ſchien ihr doch die Gemüthsunruhe darüber ein Opfer, und weil die erſte Liebe ſich allein glücklich findet in den Opfern ſeiner ſelbſt, ſo fand ſie in ſich Gründe gegen dieſe Unruhe, welche von dem Wunſche, auf dem Balle zu ſeyn, unterſtützt wurden. Zagend ſchlich ſie ins Nebenzimmer, ſich zu maskiren; der Baron warf dankend dem Himmel Küſſe zu und ſetzte ſich dann entzückt an das Reißbrett.

Während er mit aller Kraft zeichnete, malte ſeine lebhaft erregte Phantaſie ſich das Glück aus, an die Jahre der Kindheit die der Liebe zu reihen. Entflammt von dem Alleinſeyn mit Lida, überzeugt, daß eine ſo günſtige Gelegenheit, ihr ſeine Empfindung zu verrathen, nicht ſo bald wiederkehrte, weil Alma am nächſten Morgen erwartet wurde, und die Tante, wie er gehört hatte, ſonſt das Fräulein wie ihr Schatten begleitete, ſuchte er nur in ſich den Muth und Anfang zur Rede.

Noch in voller Ueberlegung fand ihn Lida, die mit jungfräulicher Scham den Baron bat, ihr ſtatt Alma einige Bänder am Kleide zu knüpfen. Im Anſchauen verloren, hätte er dies bald vergeſſen: ſie war unglaublich ſchön in der fremdartigen Umgebung. Während er nun mit hochfliegender Bruſt das angenehmſte Geſchäft ſeines Lebens vollbrachte und die Worte nicht fügen konnte nach dem Willen des Herzens, entſann er ſich aus ſeinen Gedichten einer Liebeserklärung, die er eben kühn beginnen wollte, als ihm die abſcheuliche Recenſion einfiel, die natürlich auch ſeine Liebeserklärung einſchloß, und er gab diesmal dem Recenſenten in ſeinem Stummbleiben recht, denn gegen den glühenden Wechſelſturm im Innern dünkten ſeine Verſe ihm ſteinern an Kälte und Schwere.

Mit unzufriedener und doch ſeliger Haſt führte er die ängſtliche Lida zum Wagen, die ihn bat, ſie nicht der Tante nahe zu bringen, obgleich ein Erkennen wohl nicht möglich war, weil die Geſtrenge von dem Anzuge nichts wußte und hier alſo ihre Nichte gar nicht ahnen konnte. Sie kamen an und hatten etwa zweimal zwiſchen den Säulen ſich durchgedrängt, da riß ein Nebenſtehender in männlicher altdeutſcher Tracht den Baron kräftig an ſich. Dieſer ließ auf Augenblicke des Fräuleins Arm los und trat zur Maske, die mit lauteſter Heftigkeit rief: „Herr Baron Sellburg, Sie haben die Güte mir Genugthuung zu geben, ich erwarte Sie Morgen früh um neun Uhr in der neuen Anlage."

Sellburg ſtand durchdonnert. „Was wollen Sie"? fragte er endlich und bekam zur Antwort: „Da iſt noch zu fragen! Hab' ich's doch immer geſagt, daß kein Frauenzimmer etwas taugt, daher auch die Engländer ſie Miſs nennen, welches in ihrer Sprache Irrthum und vor jedem deutſchen Worte etwas Uebles bedeutet, als Mißgeburt, Mißgriff, Mißgeſchick, durch welche Dinge die Mädchen überhaupt zu entſtehen ſcheinen!"

„Lieber Münter“ — redete, ihn erkennend, der Baron lächelnd dazwiſchen, aber der ließ ſich in ſeiner Wuth nicht ſtören und fuhr fort:

„Wenn man auch denkt, es wäre Eine gut, ſo iſt es Migräne, die ſie zur Sanftmuth anregt, iſt das Uebel vorbei, iſt das Böſe wieder da, und doch ſind wir von ſolcher Otter regiert, damit es zur Anſpielung werde, daß retto, rückwärts Otter, im Italieniſchen regiert heißt.“

Ihn zu beſänftigen verſuchte Sellburg vergebens, und nahm endlich, vom Ehrgefühl getrieben und ſelbſt ein wenig gereizt, die Ausforderung an. Indem er ſich zurückwandte, redete eine große Geſtalt auf ihn ein:

„Mein Herr Baron Sellburg, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen, Morgen früh um neun Uhr in der neuen Anlage!“

Sellburg maß den Fremden mit ſtieren Blicken. „Wer ſind Sie?“ fragte er nach einer Pauſe der Verwunderung.

„Das wird ſich Morgen finden, wenn Sie mir Genugthuung geben!“ war die Antwort, und die Geſtalt drängte ſich ins Gewühl.

Natürlich etwas verwirrt kam Sellburg zum Fräulein zurück, die bald ſeine veränderte

Stimmung bemerkte und theilnehmend nach der Urſach fragte. Der Baron erzählte ihr den Vorfall mit Münter, und Lida ſagte nach augenblicklichem Schweigen erſchreckend:

„Mein Gott, daran bin ich ſchuld durch meine Unbeſonnenheit! Gewiß iſt der Anzug von Münter an Alma geſandt, und er glaubt dieſe in mir zu ſehen.“

„Wie?“ rief Sellburg; „ſtehen denn Beide in irgend einem Verhältniß?“

„Bis jetzt wohl in keinem beſtimmten, indeß haben wir Mädchen längſt ergründet, daß der Herr Aſſeſſor ſich gern da befindet, wo Alma iſt, und ich allein bemerkte, daß auch dieſe ihm wohl will!“

Dem Baron fuhr ein Sonnenſtrahl durch den Sinn. „So, ſo!“ meinte er endlich. „Nun da iſt ja die Sache erklärt, und das Duell unnöthig. Aber“, fuhr er bedenklich fort, „haben Sie vielleicht noch etwas an Sich, was ein Anderer geſchickt haben könnte?“ — Und nun erzählte er ihr von der zweiten Ausforderung, ſetzte aber hinzu, das dies wohl eine Neckerei ſey von einer fremden Maske, welche vielleicht das Geſpräch mit Münter belauſchte, und dies wurde wahrſcheinlich durch den gleichen Ort und die gleiche Zeit des Duells.

Den Liebenden war jedoch ihre gehoffte Freude wie völlig verdorben. Lida wünſchte bald fort, der Baron gab beklommen nach und dies war gut. Denn kaum war das Fräulein zu Hauſe und das Altdeutſche im Nebenzimmer abgeworfen, währenddem Sellburg wieder ein wenig zeichnete, da hörte man die Tante kommen, und weil das Unerwartete die ruhige Ueberlegung immer auf Augenblicke verſcheucht, ſo zog ſich der Baron, mit des beſtürzten Fräuleins Zulaſſen, hinter einen Schirm, und die Tante trat in ſehr übler Laune ein.

Man hatte auf dem Ball, obgleich ſie dort mehrmals die bewegliche Maske dem Antlitz entzog, ſich faſt gar nicht um ſie bekümmert, und wenn es von Männern geſchah, ſo war es nur, um nach Lida und Alma zu fragen. Das Unglück zu vollenden, ward ihr bei einem Tanze die Schleppe ein wenig zerriſſen; dadurch ergrimmt enteilte ſie frühzeitig und kam megärenhaft zurück.

An der Nichte allein konnte ihre Gallenwoge ſich auslaſſen; ſie that dies ſo unerſchöpflich, und Lida antwortete ſo leidend, daß dem verſchirmten Baron heiß und kalt wurde. Zufällig warf die Wüthende einen Blick auf die Zeichnung, ſchien da ſonderbare Entdeckungen machen zu wollen, und in Wahrheit, der kräftige, hier und da nicht verarbeitete Crayonſtrich Sellburgs bildete mit Lidas ſorgſam zarter Behandlung einen wunderlichen Contraſt. Die Tante geiferte und enthielt ſich nicht, boshaft zu äußern: des Fräuleins Verliebtſeyn in den Baron ſchiene ihr bis in die Fingerſpitzen gerathen zu ſeyn.

Sellburgs Erbitterung ſtieg bis zu ſolcher Höhe, daß ſie Beſonnenheit bekam. Er fühlte, daß die Kränkung Lidas ſchrecklich ſey, weil er Zeuge war; er mußte ſich große Schuld geben, die er nicht tragen konnte, und als nun eben die liebreiche Tante ausrief: „Wenn ich Dich nur erſt los wäre!" — ſtürzte der Baron vor und zu Lidas Füßen, indem er ſtürmiſch rief:

„Das kann ſogleich geſchehen, ich bitte um Ihre Hand, gnädiges Fräulein!"

Wie eine Bildſäule ſtarrte die Tante, die noch immer in ihrem Kleide mit der durch den

Riß verlängerten Schleppe da ſtand, zum ſpaniſchen Baron; an Lida bebte jedes Glied, und Sellburg fand ſich ganz wieder, als die Tante mit einem Knixe, bei dem ſie eine Weile gebückt blieb, ſpottete:

„Ei, Herr Baron, Sie wählen zum ſonderbaren Antrage ſonderbaren Anzug und ſonderbare Stunde!“

„Nicht Zeit iſt's, zu ſpotten noch zu ſcherzen!“ erwiederte Sellburg, ſich erhebend, und faßte Lida's Hand. „Ernſt war mein Antrag, ernſt bitte ich, ihn aufzunehmen.“

Mit männlicher Wahrheitsliebe erzählte er nun die Geſchichte des Abends und ſchloß damit, daß er hoffe, in Lida ſeine Braut, und in Frau von Wallenhorſt eine ihm theure Verwandte zu begrüßen.

Sein feſter Ton hatte Eindruck gemacht auf die Tante, Lida, der Sellburg jetzt bittend in's Auge blickte, lag, ihr Geſicht und ihre Thränen verbergend, an ſeiner Bruſt, und auch die Tante gab ihr „Ja“ mit erzwungener Höflichkeit, nachdem ihr der Baron für den Sommer eine Wohnung auf dem Landſitze, und für das beſchädigte Kleid ein neues mit Artigkeit verſichert hatte.

Wonne durchglühte die Liebenden und ſie wollten es nicht glauben, als die Tante nach einigen Stunden verſicherte: es ſey lange nach Mitternacht, denn es ſchien ihnen keine Zeit entflohen ſeit dem erſten Umfangen. Der Baron folgte ſogleich der Nothwendigkeit, für heute zu ſcheiden, und er würde an den nächſten Morgen nicht gedacht haben, wenn nicht Lida beſorgt ihn daran erinnert hätte.

„Ach ſo!“ fiel er ein, „das hätt' ich bald vergeſſen!“ Er ſprach nun ſeine Lida mit Du an, und weil der Dichter gewohnt iſt, die ganze Welt ſo anzureden in ſeinen Poeſien, muß man dies bei der Liebe, der höchſten Poeſie des Lebens, natürlich finden. „Du wirſt ſo gut ſeyn, liebe Lida“, ſprach er, „mit Alma, — ſie kommt ja Morgen früh — nach der neuen Anlage zu fahren, ich hoffe, es ſoll eine luſtige Scene geben!“

Lida nahm Ade von ihm mit dem Entzücken traulicher Liebe, und verlor ſich dann in Aengſtlichkeit für den nächſten Morgen und in Träumen für die Zukunft. Doch Sellburg, der, wie jeder ſelbſtſtändige Mann, die Gegenwart durchgenießen wollte, weil er die Zukunft in ſeiner Gewalt zu haben glaubt, ließ ſeinen Wagen nach

Hauſe fahren, und ging einſam nach dem Orte, wo er Lida zuerſt wieder geſehen hatte. Es war ihm gemüthlich, daß der Regen ſtrömte, ihm erſchien dieſe Unbequemlichkeit als ein Opfer, was auf irgend eine Art dem Schickſal immer gebracht werden müßte bei hohem Glück. Von hier aus ging er betrachtend die letzten drei Tage durch und übergab ſich feierlich einem ruhigen Leben, denn er fühlte ſeine ſehnſuchtsvolle Unthätigkeit geſtillt.

Der nächſte Morgen fand Lida noch im fieberähnlichen Glühen, den Baron in anziehender Sicherheit, und ſo ſchritt er ohne Secundanten, den er nicht für nöthig hielt, nach der neuen Anlage.

Ein wenig überraſcht wurde er, als die lange Geſtalt, neben einer kleineren, wahrſcheinlich dem Secundanten, an einem Baum lehnte, und endlich ſchritt er hinzu, als eben Münter blaß und mit ineinandergelegten Armen aus dem Gebüſch trat.

„Ich habe mich anders beſonnen, Herr Baron", ſagte er, „ich kann mich mit Ihnen nicht ſchlagen!" — Zellburg lauſchte. — „Iſt es doch nicht Ihre Schuld", fuhr er mit Wehmuth fort, „daß ich vertraute auf ein Weiberherz, in welchem Liſt und Betrug ſich ewig paaren. Doch ich muß mich erklären! Ich liebte Alma Lindner, weil ich ſie als ein geiſtreiches Mädchen erkannte; nie ſagte ich es ihr, ließ es aber wohl deutlich fühlen, und meine ökonomiſche Lage hat mich bisher verhindert, ihr meine Hand anzubieten. Es war mir aber ſtets Freude, ihre geheimſten Wünſche auszuſpähen und ſie unerkannt zu erfüllen: je größer dabei meine Anſtrengung war, deſto größer war meine Freude. Auch geſtern ſandte ich ihr, weil Sie geäußert hatten: Alma wünſchte nach dem Balle zu gehen, einen Anzug, und Sie werden einſehen, daß ich empört ſeyn mußte, als ſie mit Ihnen in den Saal trat, wenn ich ſage: daß ich in einem Billet, zum erſtenmale mit meinem Namen, um das Vergnügen gebeten hatte, ſie hinbegleiten zu dürfen. Die Liebe, ſo hoffte ich, ſollte mich umkränzen und hat mich nun tiefer in's Unglück verflochten, ſo das es bedeutſam ſcheint, wenn das engliſche Wort wreath umkränzen und verflechten zugleich umfaßt."

Sellburg ſah ihn jezt ganz vor ſich, ſeit der Scene mit dem Wucherer, und wußte nicht recht, ob er ihn auslachen oder bemitleiden ſollte, nahm aber keinen Anſtand, dem armen Münter die Sache zu erklären, der begreiflich aus der Hölle in den Himmel ſprang. Eben wollte ſich der Baron den Wiederglücklichen zum Secundanten erbitten gegen ſeinen, ganz ruhig bleibenden Gegner, da fuhren Lida und Alma herbei; Sellburg ſtürzte der Geliebten entgegen, und ſie „Braut" nennend, führte er ſie dann zu dem verlegenen Münter.

„Victoria!" rief der Secundant des Gegners, warf Hut und Mantel ab, und vor der ſtaunenden Geſellſchaft ſtand Sellburgs Schweſter und ſtellte die große Geſtalt als Major von Königshorſt und ihren Bräutigam vor. „Ja, ja, mein Herr Bruder", ſagte ſie zu dem betroffenen Baron, „hätten Sie ſich um mich bekümmert, ſo würden Sie es eher und auf gewöhnliche Weiſe erfahren haben; da Sie aber, wie ein Geblendeter Amors, für nichts Sinn hatten und mir niemals Rede ſtanden, ſo mußte ich Sie wohl überraſchen."

Sie erklärte nun noch ihren Antheil an den heutigen Vorfällen, der darin beſtand, daß ſie den Major zum Wächter des Barons erkoren hatte, der ihr nun von Allem Nachricht gab, auch von dem Hinfahren nach dem Ballſaale mit einer Dame. Der Major mußte Sellburgs Schritte auch hier immerwährend belauſchen, forderte ihn jedoch aus eigner Bewegung, um einen Scherz einzuleiten, zugleich auch, um früher in der neuen Anlage ſeyn und das Duell mit Münter verhindern zu können.

Sellburg trat dankend zum Major und freute ſich der perſönlichen Bekanntſchaft deſſen, den er durch den Ruf als braven Offizier kannte.

„Ich bringe nicht Geld, nicht Güter in Ihre Familie“ — ſagte Königshorſt.

„Doch!“ erwiederte Sellburg. „Die ſchönſten, die es geben kann, Wunden, empfangen im Kampfe für's Vaterland! Seyn Sie mir als Schwager herzlich willkommen!“

„Bei Gelegenheit der Güter“, fing jetzt Sellburgs Schweſter an und ſah auf Alma, die den Zuſammenhang der Dinge durch Lida und den Baron erfahren hatte, und dem ſchweigenden Münter eben dankbar die Hand drückte — „bei Gelegenheit der Güter fällt mir ein, daß wir einen Juſtitiarius brauchen, und da Deine und die Güter meines verſtorbenen Gatten neben einander liegen“ —

Sellburg verſtand ſie ſogleich und wandte ſich an Münter und Alma: „Da hier mit Gott ſchon zwei Paare ſtehen, ſo dächte ich, Alma, Sie ließen dem Wunderlichen dort gleich Ihre Hand, er nähme freundſchaftlich die Juſtitiariusſtelle auf unſern gemeinſchaftlichen Gütern an, ſie liegen der Reſidenz nahe, und ſo kann das Aſſeſſorat noch recht gut beibehalten werden. Nun, Münter, halte Almas Hand feſt und gieb mir die andere. Schlag ein!“

Münter reichte dem Baron die Hand und Alma verſicherte: „Es ſpiele doch im Schauſpiele des Lebens Niemand eine beſſere Rolle als Der, welcher zu geben wüßte!“

„Auch Der, der zu nehmen weiß!“ fiel Sellburg ein, und raubte ſeiner Lida einen Kuß. „Sie“ — ſo wandte er ſich auf dem Heimwege zu Alma — „mögen nun ſehen, wie Sie mit dem Rechtsgelehrten und wunderlichen Sprachforſcher fertig werden.“

„Hat nichts zu ſagen!“ meinte dieſe. „Das Recht der Frauen geht über jedes andere und ich werde ihm bald beweiſen, daß Frau und Gebieterin Synonymen ſind.“

„Wie es das lateiniſche Wort Domina auch ſehr ſchön ausdrückt!“ bemerkte Münter. „Nur ſagt Dominus auch Herr und Gebieter, und in grammatikalſcher Hinſicht, wie in bibliſcher, hat das Masculinum den Vorzug.“

„Dies“, erwiederte Alma, „wird uns etwas in Uneinigkeit ſetzen, aber dadurch bekommt das eheliche Verhältniß neuen Reiz. Mir iſt nichts verdrießlicher, als wenn ich höre, daß zwei Leute ein Herz und eine Seele ſind, zu einer guten Ehe gehören zwei Herzen und zwei Seelen.“

„Der Mann“, lehrte Münter, „müſſe eigentlich das Subſtantivum ſeyn, das Weſentliche, die Frau das Adjectivum, das Hinzugefügte.“

„Das Letztere giebt indeſſen dem erſteren den Werth, ich berufe mich mit meinem Satze auf den Baron Dichter!“ erwiederte Alma.

„Allerdings!“ entſchied Sellburg. „Was wären die Dichter ohne Adjectiva.“

„Die Dichter ſind immer natürliche Alliirte der Damen, wegen des ewigen Empfindens“, ſagte Münter; „ich verwerfe Dein Urtheil.“ Doch Sellburg meinte: er ſollte ihn nicht böſe machen, ſonſt habe er hier die beſte Gelegenheit, das Adjectivum anzubringen, welches Münter von Dame herleitete. Sämmtliche drei Damen ſtürmten jetzt auf Sellburg ein, bis er das Wort „dämlich“ herausbrachte.

„O“, ſagte Alma, „er wird ſein Unrecht bekennen müſſen, ſobald er unterſucht, woher Dame kommt. Dies Wort iſt ganz beſtimmt entſtanden durch das franzöſiſche d'ame, von und aus Seele, woraus die Damen auch in Wahrheit beſtehen.“

„Bei Ihnen mag dies der Fall ſeyn!“ ſagte Münter, „denn ſchon der Name Alma bedeutet im Spaniſchen Seele.“

„Und was ſind wir denn?“ fragten die beiden andern Damen.

„Mir wird ſo eben die Dreieinigkeit verſinnlicht!“ verbeſſerte Münter und verbeugte ſich.

„Da hat er ſich ganz gut herausgeholfen!“ ſagte Sellburg. „Wie aber ſteht es denn nun mit Deinem Grundſatze die Weiber zu haſſen?“

„Jeder Menſch", vermittelte Alma, „ſelbſt der feſteſte, iſt noch immer ſo der Veränderung unterworfen, daß er ſich ſeine Grundſätze notiren und ſie alle Morgen nachleſen müßte, damit er weiß, was er geſtern gewollt hat und heute noch will."

„Darum", fiel Münter ein, „überſetzen auch die Engländer oft das Wort Veränderung mit Alteration, weil ſo etwas ſehr plötzlich geſchehen kann. Hier iſt aber nicht von Grundſatz die Rede, dafür brauchen die Engländer das Wort Tenet, welches von dem lateiniſchen Wort tenet, es ſteht feſt, hergenommen ſcheint, und das, man mag es leſen wie man will, ſich gleich bleibt, wie es mit dem Grundſatze ſeyn muß. Mein Haß gegen das ſchöne Geſchlecht war wohl nur ein Egoismus, wie ihn viele Männer haben: weil man die Eine nicht bekommen kann, haßt man ſie alle."

Solches Bekenntniß, verſicherten die Damen ließe ſich hören und ſey ein ſchönes Ende von dieſem Geſpräch. Bei dem Worte Ende hatte aber Münter noch die Bemerkung zu machen: daß es ihm ſcheine, als bildete die Ehe ſich nach dem franzöſiſchen Wort: fin. Der Mann ſey

Bey dem Tode eines frommen Mädchens.

O weint der Lilie nicht nach!
Erkennet mit Entzücken:
Daß liebend ſie ein Engel brach
Den Palmenkranz zu ſchmücken.

An den verſammelten Kriegsrath zu * * *

Ihr wißt nur immer Rath zum Kriege,
Doch leider niemals den zum Siege;
Wenn doch das Volk die Fürſten bäte:
„Gebt uns ſtatt Krieges-, Sieges-Räthe!"

Der brave Officier.

Wie? Ich ſoll laufen vor dem Feind'?
Das rathet ihr, Verweg'ne, mir?
Entgangen iſt es euch, wie's ſcheint:
Ich habe Equipage hier!

der Hauptpunkt (fin), die Frau das Ende (fin), die Damen wären aber ſo fein (fin), das Ende zum Hauptpunkt zu machen, was Alles in dem Worte läge.

„Und das mit vielem Recht“, rief Alma, ſich in die Bruſt werfend, nun — ich habe auch etwas aufgeſchnappt! — finis coronat opus!“

„Das wird er ſich doch verbitten!“ rief Zellburg, und die Männer lachten, ohne daß die Damen einſtimmen konnten.

Unter dieſem Wortwechſel war man in heiterſter Laune nach Hauſe gekommen.

Bald waren die Paare vereint und lebten glücklich. Vater Lindner ward oft beſucht, die Tante freundlich aufgenommen, und nur, als Zellburg in einem andern Journal eine mildere Recenſion las, fiel ihm die ſchmähende wieder ein. Er fühlte ſich bewogen, dafür einen Dankpreis auszuſetzen, weil die ſchlechte Recenſion ihm zu einer guten Frau geholfen hatte, und Lida ſegnet den böſen Recenſenten noch heut. Auch Münter hielt, aus gleichen Gründen, den Ballanzug und den Wucherer in luſtigem Andenken, löſte ſein „vergleichendes Sprachlexicon“ wieder ein, nachdem Jener bei allen Verlegern der Gegend ſich vergebens bemüht hatte, und Alma hat es jetzt ſo verlegt, daß der Herr Gemahl es ſchwerlich wiederfindet.

Der Stern im Leben.

„Nun, neuer Herr Profeſſor! Frieden hat die ganze Welt, macht auch Frieden mit Euch!“ ſo ſprach der Copenhagener Handelsherr Gilſteen zu Ludwig von Holberg, der neben ihm ſaß unter den Gäſten, die Jener in ſeinem Hauſe verſammelt hatte, auf daß er mit Freuden die erſte Stunde des Jahres 1719 begrüßen könne.

Die Freunde ſtießen freudig die Gläſer zuſammen; in der Bruſt Holbergs war aber ſichtlich zu viel Kampf, als daß er Worte finden konnte, und ſo ſprach Gilſteen weiter:

„Zwingt Eure gute ſprudelnde Laune herbei; die Wirklichkeit will ſchon den ganzen Mann, und wer ſeine Träume nicht verloren geben mag, verliert leicht ſich ſelbſt!“ —

„Ja!“ ſo unterbrach jetzt Holberg den Sprechenden, „es werden mir noch viele Träume verloren geben, ehe ich mich darüber beruhige, daß ich nicht berufen bin, für die Menſchheit Wichtiges zu thun, und ich mich wohl überhaupt täuſche über das, was doch ſo lebendig in mir wohnt, der Wille nämlich: ein Führer zu ſeyn zu dem Edlen und Rechten. An ſolchem Sylveſter-Abend komm' ich mir auch ſtets vor, als ob ich aus dem Dieſſeits in das Jenſeits hinüber treten ſollte, und mit aller Sehnſucht nach einer ſchöneren Zukunft befällt mich doch das Verlangen, auch Dieſſeits noch ein wenig zu verweilen. Da ziehen mir tauſend Gedanken durch den Sinn, unzählige Bilder werden licht und dunkeln dann wieder vor meinem Geiſt, und keines naht, was ſich die Seele gern bewahren möchte. Ach, wenn ich's doch nur begreifen könnte, daß wir wirklich nur da ſind, um Nichts zu ſeyn! Dann vermöcht' ich, fürwahr! ein ſo fröhliches Leben zu führen, wie ſelten Einer; aber es kommt mir ſündlich vor, unabhängig zu denken und zu leben. — Alles ſeh' ich im Zuſammenhange: vom Chaos, aus dem die

Welt entſtand, bis zu dem jetzigen, bunten Treiben, das auch nur noch erſt ein Chaos iſt, über dem zwar eine herriſche Kraft, aber nicht der erleuchtende Geiſt Gottes ſchwebt. Nicht die Zeiten noch die Geſchlechte, ja ſelbſt nicht die Thaten der Menſchen betracht' ich dabei; ich will nur die Zwecke, nur die Erfolge ſehen, und da fallen mir dann immer Zeilen aus einem alten Liede ein, in welchem einer armen Seele, die ſich über zu frühes Scheiden beklagte, ein Engel zur Antwort giebt:

„Menſch, was iſt Dir denn geglückt?
Klüger nicht, als aus der Wiegen,
Biſt Du in Dein Grab geſtiegen;
Darum ſey vom Tod' entzückt:
Weil er Dich doch weiter rückt!“

„Lenore! Bertha!“ ſo rief jetzt Herr Gilſteen ſeinen beiden Töchtern zu, — die Gattin war ihm ſchon geſtorben — „braucht heut' Euer Frauen-Regiment, befehlt dem Holberg: daß er fröhlich ſey.“

„Ei, lieber Vater!“ entgegnete Lenore, „ein guter Regent befiehlt nie etwas, wovon es auch nur zweifelhaft iſt, ob es erfüllt werden kann? Herr von Holberg möchte die Erfüllung verſuchen und dann nur, ſtatt in wohlthuende Laune, in bittere Satire verfallen, wie ihm das nicht ſelten geſchieht.“

„Und am Ende“, ſetzte Bertha hinzu, „iſt mir Holberg's klagendes Geſpräch immer noch lieber, als wenn Ihr anderen Herren, nach Eurer gewöhnlichen Art, ein recht luſtiges beginnt über Spekulationen und Börſen-Angelegenheiten, wo unſer Eines dann die fünf Sinne vorſichtig verpacken muß, damit ſie nicht beläſtigt werden von all dem Kauderwelſch, was Ihr unter einander mengt. Ich find' es ganz richtig: daß man am letzten Tage des Jahres über das ſpricht, was ſich etwa verbeſſern ließe, darum mag Herr von Holberg fortfahren.“

„Das ſind Sticheleien, Herr Gilſteen!“ ſagte Arthur, ein junger Kaufmann aus London, ſeit dem Weihnachtstage Gaſt im Hauſe Gilſteens; „das ſind Sticheleien über unſer Geſpräch am heutigen Morgen, wobei Bertha zugegen war. Wir hatten eben die Nachricht empfangen von den Finanz-Planen des Law in Frankreich, denen Ludwig der Funfzehnte nun Gehör giebt.“

„Der Law iſt gewiß ein Schelm!“ fiel Holberg ein; „ſein Name bedeutet im Engliſchen: Geſetz, daran wird er ſich aber ſchwerlich erinnern. Geſetz? Was fragt ſo ein Ritter vom Einmaleins danach?

Der Finanzier benutzt Geſetze
Ja für die Einfalt nur als Netze,
Jagt Sitt' und Recht keck aus der Welt:
Denn's Laſter bringt ihm's meiſte Geld!

Das Recht, ſich ernähren zu können, haben die Finanziers ſchon ſo vertheuert, daß jetzt beinahe nichts mehr wohlfeil iſt, als die Freiheit, Hungers zu ſterben.“

„Weh' uns!“ rief Bertha, „Den habt Ihr nun auf den Wendepunkt gebracht; ſeht, wie ſeine Stimmung umgeſchlagen iſt. Wer hieß Euch denn des Geſpräch's von heut früh erwähnen?“

„Nun, es war auch eine kleine Bosheit von mir, liebe Bertha!“ ſagte Arthur; „warum habt Ihr mich aber heut ſo kurz abgelohnt, als ich, bei Anſicht Eurer Weihnachtsgeſchenke, ein paar Wörtchen darüber bemerkte: daß ich es hübſcher fände, wenn — ſtatt des Seidenzeuges aus

Frankreich, der Spitzen aus Brabant, des Pelzwerks aus Sibirien, des Schmuckes aus Golkonda und des Gewebes aus Indien — lieber Däniſche Arbeiter Euch Stoffe geliefert hätten, damit auch ſie ſich des Feſtes der Gaben erfreuen könnten.“

„Still, ſtill!“ ſo beruhigte Bertha das Geſpräch; aber Holberg erwiederte ſchon:

„Solch ein Frauenzimmerkleid iſt nun einmal ein echtes Kosmopoliten-Gewand. Das Reich der Mode bleibt ein Wahlreich, und nichts iſt darin erblich, als der Grundſatz: daß Einheimiſches nun einmal nichts taugt. Mögen dagegen auch Moſes, Paulus und Herr Arthur ſprechen: Geſetzgeber, Apoſtel und Unbefangene ſcheitern an der Eitelkeit, die gewiß noch viel ärger wird, wenn die nun fünfjährige Erfindung der Blattern-Impfung uns nichts als glatte Geſichter zeigt.“

„Ei!“ ſagte Bertha empfindlich, „Moſes und Paulus werden doch nichts gegen die Geſchenke haben, die ich empfing?“ — „Ich ſollt's auch nicht glauben!“ meinte der Vater, aber Holberg rief: „Was? Holen Sie doch eine Bibel, Berthchen!“

Berthchen hatte keine Luſt; Lenore aber, die, beſcheiden vor ſich hinſchauend, der Unterhaltung zuhörte, und beſonders bei der letzten Bemerkung Holberg's ſich tiefer verbarg, weil er in ſeiner Lebhaftigkeit vergeſſen hatte, daß ihr Geſicht ein wenig von den Blattern gelitten hatte, — ging jetzt die Bibel zu holen.

Man trank unterdeſſen auf die Geſundheit der ſchmollenden Bertha, die dabei naiv bemerkte: „Es iſt doch abſcheulich, daß ich des Regierens nicht gewohnt werden kann. Eigentlich hätt' ich durch einen Machtſpruch die Unbill, unſerem Geſchlechte angethan, hindern können. Sitz' ich an meinem Herrſchertage hier und thue, als könnt' ich mit aller Macht nur gehorchen!“

„Es geht vielen Machthabern nicht beſſer!“ ſagte lächelnd Holberg; „die ſchaffen ſich in ſolchen Fällen einen Premier-Miniſter an.“

„Danke, danke! ſolche erſte Diener werden bald die erſten Herren!“ meinte Berthchen, und eben brachte Lenore eine große Bilderbibel.

Während Holberg ſuchte, ſprach Arthur freundlich mit Lenoren, das liebe Mädchen zu erheitern; er dankte ihr auch, daß ſie ſo großmüthig wäre, den Gegnern ſelbſt die beweiſenden Waffen herbeizutragen; endlich las Holberg:

„Du ſollſt nicht anziehen ein Kleid von Wollen und Leinen gemengt!“ ſo ſagt Moſes im zweiundzwanzigſten Kapitel ſeines fünften Buches, und Paulus lehrt in der Epiſtel an Timotheus im zweiten Kapitel: „Ein Weib ſoll in zierlichen Kleidern mit Scham und Zucht ſich ſchmücken, aber nicht mit Zöpfen, Gold, Perlen oder köſtlichem Gewand.“

„Hoho!“ jauchzte Berthchen, „da bleiben noch gar viele Auswege, Moſes und Paulus in Ehren; die zeitigen Eiferer treiben's viel ärger, als — zum Beiſpiel — Profeſſoren der Metaphyſik — ich will's nicht verrathen, was das für Leute ſind! — und Britiſche Kaufleute, denen man eben nichts abgekauft hat. Väterchen, laß Du Dich nicht hindern, ſchenke Du nur!“

Herr Gilſteen nickte freundlich mit dem Haupte, und eben gewahrte er, wie die aufgeſchlagene Bibel ſich ſo geblättert hatte, daß ſie das Bild der heiligen drei Könige zeigte.

„Muß ich heute auch an dieſen Stern erinnert werden!“ ſagte Gilſteen plötzlich.

Zwölf Epigramme gegen die Frauen.

Erklärung.

Daß nie Jugend *Tugend* habe,
Präget uns das Sprüchwort ein,
Darum pflegt auch bis zum Grabe
Jede Dame *jung* zu ſeyn.

Anmerkung. Dieſe zwölf Epigramme ſind geſchrieben auf-dem Wunſch einer Dame, die mich für einen Einfall zu ſtrafen gedachte, wenn ich in kurzer Zeit zwölf ſolcher Scherze liefern mußte. Bey dem Vorleſen fand man ſie ein wenig arg und begehrte ein Gegenſtück, da nun im früheren Geſpräch eine Dame geäußert hatte: „Sie könne ſich der *Gebote* nicht deutlich entſinnen!“ — verſprach ich, dieſe dem Gedächtniſſe anzudeuten mit den Artigkeiten, jedoch behielt ich mir das *ſechſte* vor zu eigner Anwendung. So entſtanden die „Gebote der Liebe.“

„Hm!“ bemerkte Holberg, „ich habe das Bild ſchon eine Weile betrachtet; drei Könige, die einem Stern, das iſt: einem Sinnbilde der Aufklärung nachziehen, ſcheinen mir etwas recht Seltenes.“

„Ach, mich überfällt dabei eine ganz eigene Erinnerung!“ ſo klagte Gilſteen, und einige Gäſte baten um Mittheilung.

„Iſt mir's doch, Herr Gilſteen, als bewegte ſich in Euch ein traurig Angedenken!“ ſo bemerkte jetzt Arthur, „dann laßt es in Vergeſſenheit. Der Menſch iſt zu kurzſichtig, um Freude da finden zu können, wo ſie ſich auch nur im leichteſten Schleier zeigt: darum ſoll er mindeſtens nicht ſein Trübſal mit Willen hervorziehen.“

„Es iſt ein Blick der Wehmuth, nichts weiter!“ entgegnete Gilſteen, „und ich thue wohl am Beſten, wenn ich den Anlaß nicht verhehle, damit die lieben Gäſte meinen Ausruf nicht ſchwerer nehmen, als meine Erinnerung nöthig macht. Ich habe einen Bruder — Gott ſey Dank! noch brauch' ich wohl nicht zu ſagen: ich hatte einen Bruder — dem Alles in der Welt zum Abenteuer wurde, wenn er es auch, nach ſeiner freilich faſt immer ſchwärmeriſchen Anſicht, ſo einfach und klar als möglich begann. Es lag etwas Fremdartiges in ſeinem Weſen, das wohl daher entſtand, weil er ſein Thun ſtets nach ſeinen Gedanken richtete, Gewohnheit und Gewöhnlichkeit nichts über ihn vermochten. Er hatte viel gelernt, doch gar keine großen Plane; er gedachte recht eigentlich in den Hafen einzulaufen, ehe er die Fahrt gemacht, den Sturm überſtanden hatte. Doch mir ſchien es ſtets, als begrabe er in ſich ſorgfältig ſeine Wünſche, weil er ſie für unerreichbar hielt, ſich fürchtete, ſie möchten zur Flamme ausbrechen, wenn er ſie nur dem Lichte näherte, und er ſelbſt wollte der Wirklichkeit keinen Kampf bieten. Da riß ihn die Liebe aus ſeiner Abgeſchloſſenheit, und wie es der erſte Strahl war, den er unbedacht ganz in ſein Innerſtes ließ, ſo feſſelte er auch ſein Glück einzig an dieſes Gefühl. Es ward ihm nicht erwiedert, und dies ſchmerzte ihn um ſo tiefer, da das Mädchen ſeiner Wahl durch die Verbindung mit ihm einer drückenden Lage entzogen worden wäre. Mein Bruder faßte ein Mißtrauen gegen ſeine eigene Perſönlichkeit und konnte den Gleichmuth nicht wiederfinden. Ich rieth ihm zu einer Reiſe, da kamen ihm gar viele Länder in den Sinn, und Morgen ſind es zwanzig Jahre, ſeit er von hier abreiſte. Am Sylveſter-Abend waren wir zuletzt beiſammen; die Eltern, auch meine Gattin, derzeit meine Braut, lebten noch. Da, wo jetzt Arthur ſitzt, ſaß mein Bruder, bleich und düſter; aber er tröſtete uns, beſonders die Eltern, die ſehr traurig waren, weil ſie nicht meinten, ihn wiederzuſehen; ach, ſie haben recht gehabt! — Da brachte mein alter Vater die Bibel und ſprach: Höre, Waldemar — ſo iſt des Bruders Vorname — ſchreibe doch hier, wo ich einſt Deinen Geburtstag mit Freudenthränen eingetragen habe, uns ein Sprüchlein zum Angedenken, und wenn Einer von uns in der Todesſtunde Dich nicht an ſeinem Lager ſieht, ſo mag es ihm der Andere vorleſen, als Deinen letzten Gruß. Und damit legte der Vater die Bibel vor ihn hin und ſie ſchlug ſich eben ſo auf, wie ſie jetzt vor uns liegt. Waldemar betrachtete ſich das Bild, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und dann ſchrieb er, mit einem Blicke, wie wir ihn lange nicht ſo heiter gewahrten — leſen Sie es vor, Herr von Holberg, was auf dem erſten Blatte neben dem Namen Waldemar ſteht.“ — Holberg ſchlug die Blätter zurück und las:

„Lebt wohl, Ihr Lieben! Härme ſich,
Wer mein gedenkt, doch nicht um mich:
Mich führt ein Stern im Leben.
Wenn jetzt mein Herz auch ſtürmend ſchlägt,
Sein Leiden nicht in Demuth trägt,
Es wird ſich Fried' erſtreben;
Und ob mein Stab die Welt durchſtreift,
Ob raſch die Welle mich ergreift:
Mich führt ein Stern im Leben.“

„Und eben“, ſo fuhr Gilſteen bewegt fort, „wie ich damals dies vorlas, da verkündete die Glocke Mitternacht und das Scheiden des Jahres; der Vater ſegnete den Waldemar, und wir Alle nahmen Abſchied von ihm. Lange hat er nachher mit ſeinen Gefühlen und ſeiner Unſtätheit gekämpft, viele Länder hat er geſehen und endlich erhielten wir Nachricht: er habe ſich nach Sanct Domingo eingeſchifft. Dort erkaufte er ein Beſitzthum, iſt Gatte und Vater, und ich empfing alljährlich mit den letzten Schiffen, die ankamen, auch Briefe von ihm, die ſtets bezeugten, daß er dort für etwas Großes thätig iſt. In dieſem Jahre ſind ſie aber ausgeblieben, und ſeht, meine

Freunde, das war es, was vorhin ſich in mir aufregte."

„Nun", ſagte Arthur tröſtend, „was den Wogen übergeben iſt, darf man nicht mit Sicherheit erwarten; alſo auch nicht Eure Briefe. Sonderbar iſt es aber, daß auch ich einen jüngeren Bruder in Sanct Domingo habe, der von der ſteten Idee hingetrieben ward, den dort erwachten Geiſt der Freiheit zu unterſtützen; denn er meinte: wir Europäer, die wir ſchon ein Paar Jahrhunderte das entſetzlichſte Elend über die andern Welttheile brachten, wären auch ſchuldig, die Schmach unſrer Vorfahren ſelbſt vertilgen zu helfen. Doch wenden wir uns jetzt wieder zum Herrn von Holberg, der uns vielleicht raſch den Schmerz über die Trennung von lieben Menſchen vergeſſen macht: denn er ſcheint ſeine eigenen Betrachtungen über die heiligen drei Könige zu haben."

„Das wohl!" ſagte lächelnd Holberg. „Für's Erſte dachte ich: Unter Dreien iſt doch, wie hier, gewöhnlich Einer, der ſo ſchwarz iſt, daß keine Wäſche der Geſchichte ihn ſäubert; höchſtens bringt ſie es dahin, daß er etwas Mulattenhaftes bekommt, indem ſie ihm den Beinamen Held giebt und ſeine Schwärze mit dem Blute übertüncht, worin er ſich badete. Nächſtdem aber fallen mir auch die Fürſten ein, welche in unſerer Zeit ſo viel Lärm erregten, nämlich: Peter der Erſte, Ludwig der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, welche die dreimal heilige Zahl, dreimal neun zuſammen addiren laſſen; es ſcheint mir aber die Heiligkeit, welche Hofſchranzen wohl hie und da proklamiren, in Eiligkeit zur Gebrechlichkeit zu werden. Herr Gilſteen ſprach vorhin von dem Frieden ringsum, laßt uns ihn doch ein wenig betrachten."

„Seht", ſo fuhr Holberg fort, „Ludwig der Vierzehnte iſt ſeit ein Paar Jahren todt; noch nicht volle drei Wochen ſind vorüber, daß Karl der Zwölfte vor Friedrichshall fiel, und nun, da in dieſem Jahre auch Kaiſer Karl der Sechſte mit den Türken einig wurde, auf Koſten des Venetianiſchen Freiſtaats, ſieht es wirklich faſt ſo aus, als könnte eine Art irdiſcher Herrlichkeit beginnen. Aber Theilung iſt kein Friede, und wo die Gerechtigkeit nicht wohnt, wird der Hader in allen Winkeln aufgefüttert. Die Potentaten ſchließen Traktate; Frieden kann nur die Menſchheit ſchließen, wenn ſie endlich auf feſten Grundſätzen baut. Aber betrachtet Euch nur die Herren unſrer Zeit, um zu wiſſen, ob dazu Hoffnung iſt; bemerkt es doch, wie die Orden und Geſchenke ringsum nach allen Erdzipfeln fliegen, damit nur Jeder ſchnell da unterdrücken helfe, wo ein ehrlicher Mann die Unbefangenheit haben will, zu ſagen wie ihm etwa zu Muthe iſt. Denn vom Apfel der Eva bis zu bunten Bändern und Geſchmeiden iſt dergleichen nur Lockſpeiſe, welche die Schlange präſentirt, und noch heut wie damals ſcheint es, als ob man den Satan gern zum Protektor der Menſchen macht, und den Himmel nur im Fall der Noth zum Aſyl behält. — Mag nun Ludwig der Vierzehnte — der nur erſt auf dem Todbette wußte, was recht iſt, und der im Leben mit ſeiner Scheinfrömmigkeit noch mehr ſchadete, als er es mit ſeinen Waffen je vermochte — mag er vor ſeinem Richter ſtehen, der ſich mit ihm wohl nicht nach der Hof-Etiquette von Verſailles bequemt; mag auch Karl der Zwölfte — der mir in ſeiner querköpfigen Offenheit immer noch lieber iſt, als Jener mit ſeinen diplomatiſchen Schelmſtückchen — ſein Bischen Erde gefunden haben, indem er noch ſeinen Degen umklammerte, als glaubte er auch das Jenſeits mit

Mord und Sturm gewinnen zu können; mag endlich Peter der Erſte von ſeiner Kathinka, oder von einem ſeiner Günſtlinge ſich einmal öfter eine menſchliche Seite abgewinnen laſſen, das Alles bewirkt noch nicht einmal Waffenruhe, viel weniger Frieden. Still arbeitet jetzt Jeder, wie er etwas mehr bekomme von dem Nachlaß der Todten, und wie er ſich ſchütze, daß kein Lebender etwas dagegen haben kann, wenn er vielleicht im Stande wäre ſich Alles zu nehmen. Die Ränke ſind nicht mit geſtorben, der Werth des Degens iſt nicht gefallen, und mit jedem Frühling wird man Menſchen in's Feld ſtellen, auf daß dem Tode die reiche Erndte nicht entgehe! — Wißt Ihr doch auch ſchon: daß Frankreich und England einen Krieg gegen Spanien vorbereiten, wo die Waffen von Außen wahrhaftig nicht den guten Geiſt erwecken werden, den die Mönche in ihren Prozeſſionen zu Grabe trugen, damit ſie dem Himmel in aller Ruhe invalide Seelen zufördern und dem Groß-Inquiſitor die nur erſt halb invaliden überliefern können, auf daß er ſie dem Teufel, dem Kriegs-Miniſter der Pfaffen, gewiß nicht entgehen laſſe. Und da kommen dann die Diplomatiker, — die Inquirenten ſolcher Inquiſiten, die man Völker nennt — und beweiſen, wie Alles ſo ſeyn muß, und ſie haben nun ſchon ſo lange nichts bewieſen, daß man ihnen aus lauter Achtung für das Herkömmliche auch fortan um ſo eher glaubt, je mehr Nichts ſie vertheidigen, und je weniger ſie beweiſen. Wenn dann Einer auch ſo lange regiert, wie Kang-hi, der jetzige Kaiſer von China, der nun ſchon ſiebenundfunfzig Jahre ſich — den Kopf ausgenommen — auf dem Throne zeigt, ſo hat er am Ende nichts regiert, ſondern es ſich gefallen laſſen: wie feile Schranzen ſeine fünf Sinne in ſo kleinen Quantitäten verausgabten, daß ſie kein Geſchichtſchreiber wieder zuſammen findet."

Jetzt, als Herr von Holberg ſich einen Augenblick ſtörte, um Luft zu holen, fielen die Mädchen ein: „Sie treiben's doch auch faſt zu arg mit den weiblichen Zuhörern! Sie ſcheinen ſich, da Sie nur erſt ein Paar Monate Profeſſor ſind, hier im Vortrage üben zu wollen, dann bitten wir doch um ein anderes Thema."

„Ich muß gehorchen, obwohl ich noch viel auf dem Herzen habe und nun erſt recht auseinander ſetzen wollte: wie Ludwig der Vierzehnte ein viel beſſerer Menſch geweſen wäre, wenn er noch ſchlechterer Katholik war; wie wir in Karl dem Zwölften wahrſcheinlich einen vortrefflichen Regenten kennen gelernt hätten, wenn nicht die Eroberungsluſt Peter des Erſten dem Minderjährigen nur die Bildung zum Krieger aufgedrungen hätte. Laſſen wir das und erkennen nur: die Legitimität beſteht nach den gewöhnlichen Begriffen darin, daß ſie ſich jede Befugniß zur Illegitimität ertheilt, und die ſtehenden Heere jagen den Frieden für immerdar in die Flucht; denn hat man mit ihnen lange das Spiel des Exercitiums und des Manövrirens getrieben, ſo will man doch auch ihre Talente vor aller Welt zeigen und läßt ſie ihre Meiſterſtücke machen, wozu die Menſchen dann Blut, Leben und Güter hergeben müſſen.“

„Iſt's doch nun einmal nicht anders!“ bemerkte Einer von den Gäſten, und Arthur ſetzte hinzu: „Und was die Weiſen wünſchen, können leider kaum Thoren als herſtellbar erwarten. Die goldene Zeit hat Jeder nur ſo lange, als er die Welt nicht kennt, darum ſoll er frühzeitig nach einem Stern im Leben ſuchen.“

„Aber wo ihn finden?“ fragte Lenore, und Holberg fiel ein mit der Antwort: „In dem

Molly.

Ewig liebt ſie! Laßt's verbreiten,
Denn ein Wunder wird hier klar!
Spricht die Holde wirklich wahr,
Lebt ſie ſchon *zehn Ewigkeiten!*

Empfindſamkeit der Gnädigen.

Wie iſt Natur ſo hold und labend
O laßt euch nichts von ihr entgeh'n!
Wär' Sonnenaufgang nur am Abend,
Ich hätt' ihn wahrlich ſchon geſehn!

Spekulation.

Wohl bracht' uns mit Beſonnenheit
Im Apfel Eva *Sterblichkeit*,
Auf daß mit Sicherheit den Mann
Sein Weib zu Tode ärgern kann!

Raume, den man ſich abſchließt, den man ſein nennen darf: in der Häuslichkeit.“

„Das klingt uns ſchon viel lieblicher, Herr von Holberg!“ bemerkte Bertha, und Dieſer erwiederte: „Auch dazu giebt uns ja das vorliegende Bild eine Andeutung, die ſogar weit näher liegt für Den, der nicht den Geſchichtſchreiber ſpielt, wie ich ſeit einiger Zeit. Da ſteht der Stern über der Hütte, unter deren Dach die Mutter mit dem Kinde weilt. Fürwahr, das ſchönſte Bild der Häuslichkeit, und ihr bringt zuletzt der Mann alle ſeine Plane zum Opfer. Hierher kommen die drei Herrſcher, die in ihm toben: der Ehrgeiz, der Neid und der Schein, und legen ſtill ihre Habe nieder zu den Füßen der Hausfrau, aus deren Zufriedenheit der Stern des Lebens ſeinen Strahl in das Herz des ſorgenden Vaters wirft.“

Lenore ſah jetzt freudig auf Holberg; Bertha rief: „Der Ehrgeiz iſt dann gewiß der Mohr!“

Da unterbrach ſie der Vater, indem er ſich erhob, alſo ſprechend: „Wohlan denn, vertrauen auch wir dem Stern des Lebens und grüßen die heilige Mitternacht!“ —

Die Glocken tönten; Alle ſtanden in Andacht auf und in die Nacht hinaus begrüßten ſie mit dem Rufe: „Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ die erſte Stunde des neuen Jahres. Innig umarmten ſich die Freunde; mit gefalteten Händen, im Gebete, ſtanden die Jungfrauen und lauſchten dem frommen Liede, das von den Thürmen der Stadt herab ſcholl; da klangen plötzlich Töne der innerſten Erſchütterung herauf, und Alle vernahmen mit einem Staunen, das ſich zuerſt nur in Blicken ausſprach, dieſen Geſang:

„Iſt mir auch Alles nun geraubt,
Hab' ich auch nichts, wo ruht mein Haupt:
Mich führt ein Stern im Leben!
Wer iſt an Elend mir wohl gleich?
Doch kann ſich zu dem Himmelreich
Die Seele froh erheben!
Und fänd' ich nun am Bettelſtab —
Von jedem Herzen fern — mein Grab:
Mich führt ein Stern im Leben!“

„Heiliger Gott!“ rief Gilſteen, tief erbebend, mitten im Geſange und ſtürzte aus dem Zimmer;

die Töchter und Arthur eilten ihm nach, und auch die Andern folgten erſchrocken.

Und an der Pforte des Hauſes gewahrten Alle einen ältlichen Mann, auf ſeinen Stab geſtützt, die Blicke aufwärts erhoben.

„Waldemar!“ ſprach in ungewiſſem Tone und zitternder Haltung Gilſteen.

„Waldemar Gilſteen heiß' ich!“ entgegnete ſanft der Fremde, ohne ſich ſtören zu laſſen in dem Lauſchen auf die Thürmer, die nun ein heiteres Danklied herab tönen ließen. Doch Jener riß ihn jetzt ſtürmiſch an ſeine Bruſt mit den von Wehmuth erſtickten Worten: „Mein Bruder! mein Waldemar!“

„So hätt' ich für jetzt mein Ziel gefunden!“ dieſe Erwiederung ſprach der Fremde am Herzen Gilſteens, ſichtbar leidend an Erſchöpfung ſeiner Kräfte.

Mehr getragen als geführt kam nun Waldemar in ſein Vaterhaus, und als er in dem erleuchteten Zimmer Alles ſo fand, wie damals bei der Trennung von den Seinen, da brachen unaufhaltſam die Thränen hervor; ohne Laut barg er ſich lange in der Umarmung Gilſteens und der Töchter, und tiefbewegt ſtanden die Freunde des Hauſes.

Bald wurden nun die Mädchen geſchäftig für die Bequemlichkeit des Oheims, und Arthur, das volle, redliche Herz in jedem Blicke zeigend, griff immer mit an, indeß Hollberg, ſtarr zuſehend, in Betrachtungen ſich verlor.

„Ihr Herren“ — ſo begann jetzt Waldemar, nachdem er erfahren hatte, daß vor wenigen Stunden ſeine Jugendgeſchichte erzählt wurde — „Ihr werdet vielleicht noch gern etwas von den Schickſalen eines Mannes vernehmen, der einſt, bei faſt ſelbſt geſchaffenem Unglück, mit kämpfenden Empfindungen aus dieſem Hauſe in die Welt zog, und der jetzt zurückkehrt, belaſtet mit Sorgen, die wohl nicht ſchwerer gefunden werden. Dennoch trag' ich den Frieden mit mir, der damals mich völlig verlaſſen hatte, und die Hoffnung zeigt mir auch aus dem Sturme noch das Liebſte, was ich habe, gerettet. Zu ſehr fühl' ich mich jedoch ermattet, da ich nur mit Anſtrengung meinen Wunſch, bis zu dieſer Mitternacht in Copenhagen zu ſeyn, erreichen konnte; aber mein Bruder wird, wenn ich mich erholt habe, mir gewiß

Gelegenheit geben, ſeinen Freunden mich zu nähern.“ —

Gilſteen bat ſie Alle zur Feier des Tages der heiligen drei Könige, und Waldemar, mit dem Haupte freundlich nickend, ſagte: „Der Herr gebe mir müden Pilger nun Ruhe! Das Schiff, deſſen Kapitain, der milden Witterung zu lange vertrauend, noch hieher ſegelte, ſtrandete an der Küſte Dänemarks; die Wellen warfen mich auf den Boden meines Vaterlandes, und vor dem Strandrecht rettete ich kaum ſo viel, daß ich vier Tagereiſen vollbringen konnte. Aermer, als ich in dieſem Augenblick bin, kann kein Menſch ſeyn; aber wer noch traute Herzen wiederfindet, der hat die Heimath nicht verloren und ſein Glück ſiedelt ſich von Neuem an; dazu wird mir der Allmächtige zu meinem Weibe und meinem Kinde helfen!“ — Wie ſtill betend ſchaute Waldemar vor ſich hin, und im Scheiden ſtand nun Arthur vor Lenoren und ſah mit freundlichem, doch feſt fragendem Blick ihr in die Augen, die ſich thränenſchwer ſenkten, und Holberg, der durch das Vorgegangene zu ſtilleren Kreiſen gezogen war, ſang im Gehen vor ſich hin die Strophen einer alten Romanze:

„Gieb viel auf, beſtimme Dich,
Und es iſt Dir mehr gewonnen;
Wähle gut! — es zeigen ſich
Sonnen Dir und Neben-Sonnen:
Doch entſcheiden mußt Du Dich!“

Dann umarmte er Arthur, und wie in den Stunden des Zuſammenſeyns zeigte er auch hier, daß ein Zwieſpalt in ihm aufgeregt war, indem er bedeutſam rief: „Auf ein fröhlich Begegnen im Leben!“

Es war am Morgen nachher, da trat Lenore zu ihrem Vater und reichte ihm mit zitternder Hand einen Brief; er war von Arthur, und Gilſteen las:

„Es iſt Ihnen, liebe Lenore! gewiß nicht fremd, daß ich die innigſten Wünſche für Ihr Glück hege, und ich wage zu glauben, daß Sie es finden würden, wenn Sie das meinige gründen. Ich biete Ihnen jetzt ein freies Herz — es war einſt nicht frei! — können Sie das Ihrige mir nur zum Theil geben, ſo hoff' ich: es mir bald ganz zu verdienen. Es iſt mir Pflicht, daß ich ein Verhältniß, dem das Gefühl oft ſchwer zu entkommen weiß, ehre; aber ich habe auch die Erfahrung, daß man es beſiegen und nun um ſo eher an einer treuen Bruſt ausruhen kann von dem unvermeidlichen Kampfe. Ich bitte Sie, mir ohne Hehl zu ſagen, was Sie auf die Frage: Wollen Sie Freud' und Leid mit mir theilen? — zu antworten haben; ich will es noch am heutigen Tage von Ihnen ſelbſt ausſprechen hören. Arthur."

Gilſteen ſah auf Lenore, die bleich, doch mit klarem Blick vor ihm ſtand.

„Was wirſt Du thun?" fragt' er endlich ſanft. —

„Ja ſprechen", entgegnete ſie leiſe, und mit Freudigkeit rief der Vater: „Ich preiſe Deinen Entſchluß! Von Menſchen, die uns nicht gleich, nicht ſchnell verſtehen, wenn es das Höchſte im Leben, die Liebe, gilt, von denen ſoll man ſich losreißen, ob man auch ſchöne Träume aufopfern muß. Ich habe Deine Schmerzen geſehen; doch wollt' ich Dich ſelbſt entſcheiden, Dich ſelbſt erſt erkennen laſſen, daß Holberg noch zu ſehr die wüſte Welt als den Raum ſeines Treibens anſieht; für den Reichthum eines Herzens hat er keinen Maaßſtab. Er wird einſt gern zurück wollen in eine trauliche Hütte, aber ſie dann verfallen finden, fort und fort ſein Glück draußen ſuchen müſſen, wo es nicht iſt. Wir haben ihn mehr zu bemitleiden, als zu verdammen; ſein Loos iſt nicht bei den Friedlichen, darum vernehme ich mit vollem Vaterſegen Deinen Sieg.“

Eben kam der Oheim hinzu, nach dem Morgengruße ſprechend: „Bruder, dort auf der Rhede lichtete ein Schiff, das hat ſein Wagniß günſtiger überſtanden als das meine. Ach! brächt' es mir meine Lieben!“

Er bemerkte jetzt Lenore, erfuhr was geſchehen war, in der Erklärung der Verhältniſſe, und auch er entſchied: „Du haſt wohlgethan! Wer in dem Leben noch ſo kurzſichtig iſt, daß er allein nach Ruf und Aufſehen jagt, der will nur empfangen, nicht geben; er ſtrebt auch in der Liebe nur nach dem Vergänglichen, und für den Kranz des Ruhms wirft er alle Kränze der Liebe hin; darum freue Dich Deiner Wahl, mit der Du den Anker Deiner Hoffnungen auf ſicheren Grund legteſt. — Jetzt aber will ich nach der Rhede, es drängt mich, zu wiſſen: von wannen jenes Schiff kommt?“

Fort ging der Oheim und Lenore bat den Vater: Arthur bei ihm erwarten zu dürfen, der auch nicht lange ausblieb, und nach dem ihm ausgeſprochenen Ja! bald ſeine Braut, bald den Vater dankend umfaßte. In ſeinem Wonnerauſch ſtand er plötzlich erſchrocken vor einem jungen Mann, der eintrat mit der, ihn auf den Lippen erſterbenden Frage: „Bin ich hier recht in der Handlung Skanbild und Compagnie?“ — und beide junge Männer lagen ſich jetzt in den Armen mit dem Ausruf: „Bruder! — Wie kommſt Du hieher? — Wie geht's Dir? — Was willſt Du hier?“ — Dieſe Fragen drängten ſich; doch der Neuangekommene wandte ſich ſchnell zu Gilſteen mit ſeiner erſten Frage, und da ſie ihm mit Ja! beantwortet war, ſagte er: „Ich darf jetzt nur an Eines denken. Ich wollte Sie bitten, mir eine Summe von achtzig Pfund Sterling vorzuſchießen, die ich auf jenem Schiff ſchuldig geworden bin; ich weiß, Ihr Haus hat mit dem Unſrigen in London zu thun, jetzt aber wird vielleicht mein Bruder ſelbſt mir mit einer Summe helfen können.“

Von beiden Seiten wurde ſie ihm dargeboten, und Eduard — ſo hieß der Bruder —

nahm ſie von Arthur, indem er ihm noch erzählte: „Ein Zufall hat mich zum Begleiter zweier Damen gemacht, und ich hatte Gründe, von dieſen die Summe mir nicht geben zu laſſen; in die junge Dame bin ich entſetzlich verliebt, ich glaube aber, ſie mag mich nicht, und auf keinen Fall wollt ich als Nichtshaber vor meinen Beſchützten erſcheinen. — Sagen Sie mir doch in aller Eile“, — ſo wandte er ſich wieder zu dem Herrn des Hauſes — „wo wohnt der Kaufherr Gilſteen?“

„Der bin ich, die Firma iſt vererbt und beibehalten!“ wurde ihm entgegnet, und Eduard rief erſtaunt: „O weh! da hab' ich den Verräther meines Herzens am unrechten Ort gemacht! Ich bringe Ihnen Ihre Schwägerin und Ihre Nichte aus Sanct Domingo, mit aller Habe, die zu retten war!“ und damit ſtürzte er zur Thür hinaus.

Die Freude kehrte nun wieder ein in das Haus Gilſteen's, deſſen geſchickter Verrath es auch dahin brachte, daß am Abend des Tages der heiligen drei Könige, wo die Sylveſter-Geſellſchaft nochmals beiſammen war, zuerſt die Verlobung Eduards mit der gar lieblichen Nichte

Einem troſtloſen Liebhaber.

Hat Ida's Gram dich ſo bewegt?
O laß dir gar nicht bangen!
Der ſtille Schmerz iſt aufgelegt
Wie ſonſt die Roſenwangen!

Die vorſichtige Frau.

Daß ſie der Vorſicht Lob erwirbt,
Hat ſie geeilt den Mann zu zieren,
Damit die Kinder, wenn er ſtirbt,
Den Vater nicht gleich mit verlieren!

Fräulein Blümlich.

Sie wähnt ſich die herrlichſte Roſe auf Erden,
Doch da ſie die Myrten und Lilien haßt,
So wird ſie dem Manne Paſſionsblume werden,
Bis freudig er einſt ſich die Palme erfaßt!

Nadine, und darauf die Arthurs mit Lenoren verkündet wurde. — Holberg erblaßte und ſprach Anfangs wenig; dann aber ſtrömte ein bald nachher begonnener epigrammatiſcher Erguß gegen die Frauen um ſo reichlicher, und die Verletzung ſeiner Eigenliebe, die es empörend fand, daß Lenore ihn aufgeben konnte — während er ſich doch ſtets entfernt gehalten hatte — wußte er für heut durch Galle zu heilen, die aber auch Lenoren die Ueberwindung dieſes Augenblicks erleichterte.

„Es walte ein Stern im Leben über Euch!“ ſo ſprach Waldemar den allgemeinen Glückwunſch aus und ſchloß alſo: „Ich fand auf Sanct Domingo mein braves Weib, das aus einer Familie Spaniens entſproſſen iſt, und im geſchäftigen Treiben ward hier bald zur Thätigkeit, was ich ſo oft früher ſchon in Gedanken trug. Auch ich wollte und durfte den höheren Zweck der Menſchheit befördern helfen, indem ich den Sclaven, die ich halten mußte, Unterricht gab und geben ließ in den Kenntniſſen, welche die ſittliche Würde erwecken und ſtärken. Ergriffen von all dem Entſetzlichen, was die Europäer ſich erlaubten, belebte ich in den unglücklichen Opfern fluchwürdiger Speculation den Muth: ihr Elend und damit auch die Idee der Freiheit zu erkennen, die ich ſchneller walten ließ, indem ich meine Sclaven faſt alljährlich mit neuen vertauſchte. Aber wie überall, ſo trat auch hier zuerſt das Böſe hervor, denn in einer Halbheit der Bildung kann das Gute nie auf friedlichem Wege gedeihen. Vor einigen Monaten entſtand ein Aufruhr gegen die Europäer — ich war eben auf einer Reiſe — und ein treuer Sclave eilte mir nach, mir zu berichten: daß Caſſan — ein Neger, den ich um großer Verbrechen willen hatte ſtrafen laſſen — ſich an die Spitze Vieler geſtellt, meine Beſitzungen verwüſtet, auch mich zu ermorden gedroht habe, wo er meiner habhaft würde. Er brachte mir auch wenige Zeilen von meiner Frau, worin ſie mir meldete: daß ſie mit allem baaren Vermögen, unter dem Schutze des jungen Engländers Eduard — der einige Zeit vorher ſchon ſich in meinen Beſitzungen einfand, um den Menſchenrechten ſeine Kraft zu weihen — nach Cap François geflüchtet ſey, mich dort zu erwarten, und käme ich nicht zu einer beſtimmten Zeit, ſo wollte ſie ſich mit der Tochter zum Oheim nach Copenhagen einſchiffen. – So hatte mein gutes Vorhaben ſich zuerſt wider mich ſelbſt gekehrt; — die Wege des Herrn ſind unerforſchlich! — Ich warf mich jetzt in ein Sclavengewand, ſuchte zu meinen Beſitzungen zu kommen, und fand Alles beſtätigt. Caſſan hatte ſich dort zum Herrn gemacht. Ich wollte nun meinen Weg nach Cap François nehmen, und erfuhr, daß er ſchon durch andere Negerhaufen unſicher war; nun wurde noch mein treuer Sclave von den Aufrührern gefangen, und da ich fürchtete, daß man ihn zwingen würde, meinen Plan zu entdecken, ſo mußte ich mit dem, was ich bei mir trug, eilend flüchten, und beſtieg das Schiff, welches an den Küſten Dänemarks ſtrandete. Das Uebrige wißt Ihr, und wie ich mich freue, daheim wieder in dem engen Kreiſe der Häuslichkeit zu ſeyn, ſo bin ich doch auch überzeugt, daß dort, wo ich todtes Gut verlor, ein lebendes ſich erzeugt: der Trieb zum Rechten. Er wird ſich — vielleicht nach langer Zeit erſt — erheben und ausbreiten, und wenn einſt Europa unter der Laſt des Despotismus erliegen will, dann wird uns vielleicht neue Belebung zur Freiheit aus Fernen kommen, wo wir die Knechtſchaft fortzupflanzen hofften. — Ich aber will nun die letzten Tage meines Lebens in

Ruhe genießen und dem Ewigen danken, daß er in dieſer Wiedervereinigung mit allen meinen Lieben mir ein Zeichen ſeiner Gnade gegeben und mich im wahren Glück noch heimiſcher gemacht hat!"

Und dieſe Ruhe ward ihnen, auch ſtete Freude an ihren Kindern beiden Brüdern. — Holberg aber fühlte wohl oft in den Unruhen, die ihm ſein heftiger Drang nach Ruf und nach äußerer Erhebung bereitete:

„Es verſcheucht auch der Ehrgeiz nicht ſelten das wahre, innige Glück, und er verlöſcht zuletzt den ſchönſten Stern im Leben: den Frieden in uns."

Der Stein im Schatzhauſe.

Der König Rhampſinitos von Egypten hatte eine Menge von Schätzen zuſammen gebracht. Auf welche Art, ſagen uns die unterthänigen Geſchichtſchreiber nicht deutlich, doch darf man darüber nur dem Leben jedes ſchätzeſammelnden Königs nachforſchen, um Aufſchluß zu erhalten. Muthmaßlich hatte er ſie von ſeinen Unterthanen, und da er fürchtete, dieſe möchten einmal Luſt haben, ſie wieder zu bekommen, ließ er ſich in Memphis ein Schatzhaus bauen, deſſen einziger Eingang in ſeinem Geheim- oder Arbeitszimmer ſeyn ſollte. Ich brauche dieſe Benennungen für Kabinet, und finde den Ausdruck Geheim-Zimmer richtiger, weil nichts geheimer blieb, als daß er — arbeitete.

Nicht dem Mindeſtfordernden, ſondern dem Geſchickteſten übertrug Rhampſinitos diesmal den Bau. So entſtand durch den Arkanes eine äußerſt feſte Behauſung für das Gold; er wußte auch die Oeffnung zum Eingange ſchlau anzubringen, nur der König ſelbſt konnte anſcheinend zu dem Götzen der Erde dringen, und er legte, zur ſicherſten Sicherheit, auch ſtets noch Siegel an die Pforte.

So glaubte der langnamige König ſich ſeiner Sorgloſigkeit überlaſſen zu können; weil es nun aber unter den Leuten von Talent auch Spitzbuben giebt — die Weltgeſchichte behauptet: ſogar mehr als unter talentſchwachen Leuten — geſchah es, daß der Herr Baumeiſter Arkanes ſich einen geheimen Zugang mit hinein gebaut hatte, dieſen auch ſeinen beiden Söhnen entdeckte, als er, bald nach Vollendung des Geſchäfts, wenn nicht in ein anderes Leben, mindeſtens aus dieſem hinaus gefördert wurde.

Die Söhne durchſuchten, um die Mutter und ſich zu ernähren, erſt des Vaters Hinterlaſſenſchaft; ſie war aber ſo nichtsbedeutig, daß auch die neuzeitigſten Erben dem Hingeſchiedenen dafür kaum die beſſere Welt gewünſcht hätten. Wahrſcheinlich wollte der Herr Baumeiſter, nachdem er merkte, wie wenig mit Kunſt und Ehrlichkeit zu erwerben iſt, es eben zum erſtenmale mit Kunſt und Betrug verſuchen, als ihn der Tod in den Ruheſtand verſetzte.

Die Söhne hatten ſich das Geheimniß von einem Steine, bei dem man von außen in das Schatzhaus kommen konnte, wenn man mit künſtlichem Drucke den Stein heraushob, recht gut gemerkt, und waren nun ſo lebensklug, die Künſte gleich mit der Spitzbüberei anzufangen, weil ſie fühlten, daß unbeſiegliche Neigung, oder, nach unſern romantiſch-vergriechten Dichtern, das Schickſal ſie hinriß.

Sie erlangten in der freien Kunſt und in den verſchiedenen Arten, das Geld los zu werden, bald große Fertigkeit; denn, nachdem ſie Stein und Schätze in einer Nacht gefunden und ihre Beutel gefüllt hatten, beſtimmte ſie die bald entſtehende Leere hier noch in mancher Nacht von der Fülle dort Gebrauch zu machen.

Als die Brüder auf ſolche Weiſe die Lehre vom Gleichgewicht ein Weilchen ſtudirt und geübt hatten, begab es ſich, daß auch der König Rhampſinitos ſeiner Schätze bedurfte, um einen Krieg zu beginnen, zu dem er das meiſte Geld, alſo gewiß auch das meiſte Recht hatte. Er trat in ſein Schatzhaus, um ſich die wohlklingendſten Gründe zu holen, und da manche Gewaltherren für das, was weg iſt, den ſchärfſten Blick und die meiſte Liebe haben, gewahrte die egyptiſche Majeſtät mit tiefbewegtem Zorn gar bald die Lücken unter und in den Gefäßen, obwohl Eingang und Siegel unverſehrt geweſen, auch an den äußern Mauern keine Beſchädigungen waren. Da er nun beobachtete, daß die Neigung nach ſeinen Schätzen nicht in Abnahme war, und er doch nichts ergründete, ließ er äußerſt künſtliche Schlingen um die Goldgefäße legen, und jetzt ſah ſich in einer zum Stehlen ſehr geeigneten Nacht der erſte, welcher von den Brüdern hineingeſtiegen war, plötzlich gefangen. Er rief es dem andern Bruder zu, der ſich nun mit der geſpannteſten Vorſicht nahte; als der Gefangene aber einſah, daß ſie ſich Beide machtlos zur Rettung anſtrengten, gebot er dem Bruder, ihm den Kopf abzuſchneiden, damit ihn Niemand erkenne, und ſo Mutter und Bruder außer Gefahr blieben.

Das war nun wirklich mehr brüderliche Liebe und Heldenmuth, als man bei Dieben ahnen ſollte; aber man hat doch immer bemerkt, daß die Brüderſchaft bei dem Zugreiſen die feſteſte Verwandtſchaft iſt, und wenn das Wort „Heldenmuth“ hier ſchlechtortig geſunden werden ſollte, bitte ich zu bedenken, daß ich nur von dem Heldenmuth rede, welcher auf Habenwollen und Nehmen gewendet wird. Das zweite Brüderlein, dem das Leben auf Koſten Anderer ſehr lieb geweſen ſeyn mag, fand das Kopfabſchneiden klug und ausführbar; er gehorchte daher, und will man ihm Herzloſigkeit vorwerfen, ſo beweiſe ich damit ſeine Anlage zum großen Mann: denn erhabene Eigenſchaften ſoll nun einmal mein Held haben.

Da ſich Cheops, ſo hieß der ungeköpfte Bruder, nun vor Verrath ſicher glaubte, zog er ab mit dem Kopfe, fügte den Stein wieder in die Mauer und ſchlich nach Haus. Am Morgen unterſuchte die egyptiſche Majeſtät, und erſchrak gleich einem gemeinen Menſchenkinde, als ſie den kopfloſen Dieb und doch abermals weder Eingang noch Ausgang bemerkte.

Weil nun ſelbſt ſein königlicher Verſtand dieſen Vorfall nicht aufklären konnte, ließ er ſogleich den Körper aufhängen an einer äußern Mauer, und befahl dem Wächter, Jeden zu ergreifen, der bei dem Anblick einige Rührung zeigen würde; ein Beweis, daß der König unſern Cheops nur für einen kleinen Dieb hielt und ihn im Pöbel ſuchte, da er ihn noch der Rührung fähig glaubte. Der Mutter ging das ſchwebende Geſchick ihres einen Sohnes ſehr zu Herzen, ſie konnte es nicht dulden, daß er nach ſeinem Tode noch vom Wind und Wetter leiden ſollte, deshalb drohte ſie dem lebenden Sohne, wenn er nicht den Leichnam noch heute von dieſer Schmach befreie, dem König zu entdecken, wie die Schätze entſchwunden wären, und wer noch einen Theil davon beſäße. Durch dieſe Drohung erfahren wir, daß die Mutter den Erwerbsweg der Söhne kannte, und nun bei etwaiger Anklage doch eigentlich auch als Spitzbübin erſcheinen, alſo ihren Kopf in Gefahr bringen mußte: aber was vermag die Mutterliebe nicht und der feine weibliche Sinn für Anſtand, der allerdings etwas verletzt wurde, wenn der Sohn da an der Mauer hängen blieb.

Alma's Charakter.

Sie liebt — ihr Bild und ihr Vergnügen!
Und iſt beſtändig — änderlich!
Sie hat Erfahrung — im Betrügen
Und treu bleibt ſie gewiß — nur ſich!

Lucinde.

Sie, die luſt'ges Leben trieb,
Will jetzt Reize ſich bewahren;
Jammer ſucht man doch zu ſparen,
Wenn ſchon nichts mehr übrig blieb!

Wahrnehmung.

Einſt hat, weil ſtets ſich Gleiches fand,
Der Teufel ſich an's Weib gewandt,
Seitdem bringt auch bey jedem Schritt
Ein böſes Weib den Teufel mit.

Cheops ſah ſich durch das wirkſamſte weibliche Hülfsmittel, die Thränen, genöthigt, ſchnell einen Ueberfall auf den Leichnam zu wagen; er bildete dazu ein zweckdienliches Freicorps, nämlich mehrere Eſel, die er mit Weinſchläuchen belaſtete. So kam er zu dem Ort der Diebesausſtellung, wo man ſchon einige Unſchuldige verhaftet hatte, wodurch wenigſtens die Zuſchauer verſcheucht wurden, ſo ſehr auch ſonſt ein freies und für die Menge ſo ergötzliches Schauſpiel Liebhaber hat. Unſer Cheops zog mit einem egyptiſchen Gaſſenhauer: „Der Eſeltreiber bin ich ja!“ — den vielleicht Schikaneder und Mozart, um an Egypten zu erinnern, in der Zauberflöte bei dem Papageno benutzten — die Straße daher und blieb bei der Diebesausſtellung ſtehen.

Die Soldaten, die ihr Geſchäft äußerſt langweilig fanden, hatten Luſt zur Kurzweil, und fragten lachend: „Gehörſt Du zu den Eſeln?“ Cheops aber ſah ſie an und ſich um und fragte: „Wer gilt denn hier für den ohne Kopf?“ Dieſes kurze Geſpräch berichte ich einem Geſchichtſchreiber nach, der ſich aber geirrt haben muß; denn dem Morgenländer iſt „Eſel“ die größte

Schmeichelei, weil dies ihnen das brauchbarſte und wohlthätigſte Thier iſt. Die Soldaten aber hatten dem Cheops ohnfehlbar eine Grobheit ſagen wollen, und dieſer antwortete in gleicher Eigenſchaft. Jene freuten ſich nun, ihr Handwerk: Hader und Fehde, friſch üben zu können. Sie drangen auf Cheops ein, um ihn zu verhaften; doch der zog ſich, ohne einen Mann zu verlieren, mit vieler Geſchicklichkeit auf ſeine Eſel zurück. Hier gedrängt, ſtreifte er an den Weinſchläuchen ein paar bereit gehaltene Oeffnungen auf, und fing bei dem Verſtrömen des Rebenſafts an zu ſchreien, und ſo zu verzweifeln, als ob er nicht wüßte, zu welchem Eſel er ſich zuerſt wenden ſollte. Die Soldaten geriethen vom Schlagen in ihr zweites Talent, das Trinken, indem ſie raſch den Wein auffingen, womit es irgend gehen wollte. Cheops wurde darüber wüthend; doch da beide Theile in Schuld und Unrecht waren, handelten ſie großmüthig und verſöhnten ſich, wobei Cheops dem Feinde von der Laſt ſeines Freicorps noch etwas zum Beſten geben mußte. Wohlweislich hatte er mit Opium die Weinwirkung verſtärkt, und nachdem unterdeß die Nacht heran ſchlich, blieben die Soldaten ſämmtlich auf dem Platze, wo ſie ſich nieder tranken, ſchlafend. Da nahm Cheops ſeines Bruders Leichnam in einen völlig geleerten Schlauch, und ſchor, zu freundlichem und ſpaßhaftem Andenken, noch jedem der Wächter die eine Bartſeite kahl.

Der König Rhampſinitos wüthete über ſolche Frevel. Da er aber nicht wußte, wie er mit der Wuth hier auskommen könnte, ward er gnädig, und machte öffentlich bekannt: daß er, die mehrmals gezeigte verwegene Schlauheit bewundernd, dem Thäter Alles verzeihen und ihm eine namhafte Menge Goldſtaub geben wollte, wenn er ſich und ſeine Verfahrungsart bei dem Spaße entdeckte.

„Biete beſſer, o König, und gieb mir ſichere Gewährſchaft!“ ſtand bald in Memphis an öffentlichen Plätzen geſchrieben.

Rhampſinitos bot nun ein Königreich, welches für jetzt noch ſeinem Nachbar gehörte, aber eben erobert werden ſollte, wie er verſicherte, nur um den dortigen Unterthanen Glück und Freiheit zu bringen. Ferner gab er kräftiger ſein königliches Wort, daß der Diebesheld gefahrlos ſich zeigen könne, aber die Antwort lautete:

„Biete beſſer, o König! und gieb mir größere Sicherheit."

Was irgend ein König bei ſich an gnädigem Eigenſinn, oder, wie die Hofleute fälſchlich überſetzten, an Conſequenz auftreiben kann, brachte Rhampſinitos zuſammen, indem er, wenn der Dieb aus edlem Geſchlecht ſey, oder wenigſtens nicht gar zu niedrig ſtehe, ſeine einzige Tochter mit all ihren künftigen Rechten bot, und dies verbürgten zwanzig der egyptiſchen Erbedeln. Die Tochter Infernata mußte nun für Jeden, der ihr über den Verwegenen Aufklärung geben wollte, ſprechbar ſeyn, hatte jedoch den geheimen Auftrag bekommen, wenn ſie glaubte, den Rechten zu haben, hülferufend ſich ſeiner Perſon zu verſichern.

Cheops war in die Königstochter ſchon lange unbeſchreiblich verliebt; ich erwähne dies erſt jetzt, damit es nun einen Knalleffect macht, und ſage „unbeſchreiblich", um mit dem Beſchreiben nicht langweilig zu werden. Die Gluth durchbrach alle Vernunft, mit der man ohnehin in der Welt nur in Gefahr und Schaden kommt, und Cheops eilte, in weitem Mantel verhüllt, mit eintretender Dämmerung und hochſchlagendem

Herzen zum Gemach der mannluſtigen Infernata. Wie es romantiſch zweckgemäß iſt: in zauberiſch erleuchtetem Gemach, hingegoſſen auf ſpannkräftigem Ruhebett, lag athemwogend die wunderſchöne Infernata und dachte an — Liebe. Da ſtürzte, niedergeworfen von der tapferſten Heldin, der Schönheit, der natürlich auch wunderſchöne Cheops zu ihren Füßen, und konnte nicht zu Worte kommen vor der Beredſamkeit der Augen. Ein rundes „O!“ und ein breites „Ach!“ machten endlich einigen Raum in der Bruſt, und der kühne Liebſüchtige ſchwur nun äußerſt zierlich und manierlich, daß er der Begehrte ſey und der Aufforderung unwiderſtehbar gefolgt wäre, weil Infernata allein ihm das Paradies der Gefühle geöffnet habe, doch ihn auch ſchnell aus dieſer Welt völlig verbannen würde, wenn ſie eine lange bange Liebe nicht mit gleichem reichem Lebenstakte und ſchnellem hellem Erhörungsakte beglücken und entzücken, vielmehr aus Scherz ſein Herz verrücken und erdrücken wolle. Bei ſo viel Anlage zum Dichter, die wunderlicherweiſe von den Morgenländern geachtet werden, konnte eine gefühlvolle Seele, Standeshalber, nicht ungerührt bleiben. Infernata weinte die allernäſſeſten Thränen, darüber mußte nun Cheops auch weinen, und ſo entſtand ein zeitſpieliges Duett im Schluchzen, dem endlich der Jüngling mit den Beweiſen, daß er der geforderte Abenteurer ſey, zum Dialog verhelfen wollte. Infernata aber, welche die Gelegenheit nützte, ſich ebenfalls unbeſchreiblich zu verlieben, wurde ängſtlich und heimlichte ihm in's Ohr: daß er, troz allem Verſprechen, feſtgehalten werden ſollte, und in dem Augenblick traten auch ſchon einige Horch-Officianten wohlbewaffnet aus einem Seitenzimmer.

„Wer Weibern und Erdgroßen vertraut, bettet ſich auf Luft!“ Dies hatte Cheops vor ſeiner Ankunft doch bedacht, und indem man ihn ergreifen wollte, ſtreckte er einen unter dem Mantel verborgen gehaltenen Arm aus, den er von dem Leichnam ſeines Bruders dicht an der Schulter losgetrennt und wohl einbalſamirt hatte. Die Trabanten griffen alleſammt haſtig zu, Cheops ließ los und ſtürzte zu den Hallen hinaus, ohne daß ihn die Häſcher verfolgten, weil ſie tief entſezt waren von der Meinung: ſie hätten dem Fliehenden einen Arm ausgeriſſen, worüber denn

Infernata ſo ſehr ergrimmte, daß ſie bei einer vortrefflich dargeſtellten Ohnmacht aus der ihr zugetheilten Rolle fiel.

Bald aber wurde der neue Betrug klar und die Achtung des Königs für die Klugheit des Unbekannten ſtieg, ja ſie wurde Sehnſucht, weil Infernata, von der vollkommenſten Liebes-Anſteckung befallen, täglich zu ſterben drohte. Als Cheops dies und den Schmerz des Königs erfuhr, ſeiner Liebe aber ſich durch Kühnheit werth zeigen wollte, ging er, ſeinem Stern vertrauend, zum Königsſchloſſe, und hielt am Throne, indem er ſich völlig zu erkennen gab, eine ſo nachdrückliche Rede über die Tractats-Verletzungen, daß die egyptiſche Majeſtät vor Schreck Wort hielt, und ihm wegen ſeiner, durch die Luſt zum „Acquiriren" gezeigten hohen Anlagen, die Prinzeſſin Infernata zur Gemahlin gab, ihn auch zu ſeinem Nachfolger beſtimmte, als den klügſten Menſchen der Welt, denn er ſagte:

„Die Egypter ſind die geſcheidteſten Menſchen auf Erden und Cheops iſt der Geſcheidteſte unter den Egyptern!"

Gegen dieſe Behauptung ließe ſich zwar Manches einwenden, wenn ſie nicht ein ſo gewaltiger Mund ausgeſprochen hätte; ich verſtumme alſo, jedoch weder aus Vor- noch aus Rückſicht, ſondern aus Belieben, und bemerke ſchließlich nur, daß Cheops als nachmaliger König ſeine Anlagen und ſeine baumeiſterliche Herkunft nicht verleugnete. Er entnahm ſeinen Unterthanen das Geld auf alle Weiſe und machte ſie zu Bauknechten; denn ihm verdankt die Welt eines der ſieben Wunderwerke: die egyptiſchen Pyramiden.

Rudolph von Erlach.

1339.

1.

Auf dem freien Söller, der von ſeinem Erker über die Aar hinausragte, ſtand Rudolph von Erlach. Still und ernſt ſchaute der Ritter über den Fluß nach dem ſtattlichen und reichbegüterten Bern, in die blühenden Fluren voll Frühlingsanmuth, und tiefes Leid ergriff ihn bei dem Gedanken an die nahe Zukunft, die mit Zerſtörung drohte.

Alle Grafen und Ritter, die ſchon längſt die wachſende Größe Berns mißgünſtig betrachteten, die den freien Sinn ſeiner Bürger fürchteten, hatten ſich auf dem Stammſchloſſe des Grafen von Nydau zur Berathung verſammelt, und wohl ahnte Erlach, daß ein Ungewitter von dort aus über die geliebte Stadt heranziehe, in der einſt ſeine Wiege ſtand und zu deren Bürgern er ſich zählte. Manche Schlacht hatte er mitgeſchlagen, und der Name Erlach war ringsum hoch gefeiert; weiſe und heldenkühn, treu und hochherzig wie Wenige, war er ſeinem Volk ein leuchtendes Vorbild geworden: ſein Name erklang in den Siegesliedern der Schweizer. Jetzt aber erhob ſich Zwieſpalt in ihm, denn der Graf von Nydau, der gegen Bern zur Fehde aufrief, war ſein Lehnsherr, Erlach ihm verbunden zu Dienſt und Treue. Hier feſſelten ihn Wort und Ehre, dort fühlte er ſich verpflichtet in Liebe zu Verwandten und Freunden, zu den Mitbürgern, die ihn verehrten, ihn den Vater des Volks nannten.

Doch nicht lange währte der Kampf in ſeiner Bruſt; raſch eilte er hinab in den Burghof, ſchwang ſich auf ſein Roß und eilte im Fluge nach der Burg Nydau's, wo die Grafen von Greyerz, von Kiburg, von Welſchneuenburg, von Aargau, von Welſchland und Viele noch verſammelt waren, unter ihnen auch der kaiſerliche Vogt Graf Gerhard von Valangin.

Zurechtweiſung.

Im Spott wollt ſolch ein Weib ihr ſchauen,
Dem Ruhm Foll's Leichenpredigt wahrt?
Ihr Unverſchämte, ſo erfahrt:
Sie paßt auf alle — todte Frauen!

Der Warner und der Epigrammatiſt.

„Die Weiber werden ſchwer ſich rächen,
Wenn ihre Zunge dich erreicht!“
Sehr ſchön, denn wenn die Damen ſprechen,
Dann ſind die Epigramme leicht!

Heftig tobten hier ſchon Rache, Groll und Kampfeswuth, als Eberhard von Kiburg auftrat, unverſöhnliche Feindſchaft in der Bruſt gegen das blühende Bern. Mit flammendem Eifer rief er aus:

„Nicht nur der Rachedurſt, der in uns lebt, nicht die, durch jene ſtolzen Bürger Jedem von uns zugefügten Kränkungen fordern uns auf, ihren Uebermuth zu dämpfen, nein, die Freiheit, die Rechte des geſammten Ritterſtandes, die ſie mit immer wachſender Keckheit zu unterdrücken ſtreben, zwingen uns, das Unweſen mit Einem Schlage zu beenden, das unſere Macht höhnende Bern in ſeinen Grundveſten zu untergraben, um wieder unbeſchränkt zu walten in unſerm Thun und Wollen! Hat ja unlängſt noch die übermüthige Stadt den Buben freundlich aufgenommen, der Euch, Graf von Greyerz, und Eurer gerechten Züchtigung entlaufen, hat mit frecher Widerrede die Boten abgefertigt, die ihn zurückbegehrten. Sonſt war ihnen unſer Wink Befehl, jetzt wollen ſie uns Geſetzgeber ſeyn und unſere alten Rechte antaſten mit frevelnder Hand. Auf, laßt uns die Verwegenen ſtrafen, laßt uns zerſtören die Mauern, hinter denen ſie ihren Trotz ſchützen!“

Nach dieſer Rede entblößte er ſein Schwert, und ſchwur nicht zu ruhen und zu raſten, bis Bern von der Erde vertilgt ſey. Im wilden Getümmel jauchzten die Andern ihm ihre Beiſtimmung zu und erwählten den Grafen von Valangin zum Hauptfeldherrn.

In dieſem Augenblick erſchien Erlach. Mannigfacher Zuruf des Willkommens empfing den geachteten Helden, ihn auffordernd zur Theilnahme an dem neugeſchloſſenen Bunde. Er aber ſtand Anfangs ſchweigend inmitten der Aufgeregten; ſein Auge ſuchte den Grafen von Nydau. Nah zu ihm trat er dann, und mit Entſchloſſenheit bat er ihn, wenn er feindlich gegen Bern, ſeine liebe Geburtsſtadt, zu ziehen gedenke, des Lehnseides ihn zu entbinden, weil er wünſche, daß er mit Ehren ſtehen könne zu ſeinen Freunden und Mitbürgern.

Erfolglos war des Grafen gütlich Bemühen zur Abwehr dieſes Entſchluſſes, unwirkſam blieben auch die Schmeichelworte und Verſprechungen der Andern.

„So geht denn hin, geſellt Euch zu dem Krämertroß", rief Nydau ſtolz und verächtlich; „wohl mag es mir gleich ſeyn, ob Ein Mann weniger oder mehr unter meinen Hunderten ſteht!"

„Ich bin nur Ein Mann, aber ein Mann will ich ſeyn, und ſo mich zeigen!" entgegnete Erlach, und bald ſprengte er wieder ſeinem Beſitzthum zu.

*.

Aus den dunklen Laubgängen im Burggarten des Grafen von Nydau tönten melodiſche Klänge bald leiſe und wehmüthig, bald ſtürmiſch und freudig. Eine Mädchengeſtalt, freundlich und blühend, mild und ſittig, aber doch voll lebendigen Feuers, wie die Lieblingstöchter der Natur, die ſchönen Bergbewohnerinnen alle, ſaß auf einer Moosbank, und aus den großen, dunkelblauen Augen ſtrahlte reines Entzücken des frohbewegten Herzens. Jetzt ſchaute ſie hinab auf das im ſchönſten Blüthenſchmucke, in der reichen Herrlichkeit des Frühlings prangende Emmenthal, das Kleinod unter den Thälern der Schweiz. — Für ſie, für Maria, die Tochter des Burgherrn von Nydau, hatte Alles höheren, göttlicheren Reiz, denn in dem Herzen der Jungfrau war die Liebe mit ihren reichen Wonnen eingekehrt, und ſie ſtrömten bald in Klänge aus der vollen Bruſt, indem ſie ſang:

„Sind auf Feld- und Wieſenauen
Blumen tauſendfach zu ſchauen,
Jed' erinnert mich an Dich!
Wenn ich mich im Wald ergehe,
Alles Grün, was ich dort ſehe,
Hoffnung giebt's für Dich und mich!

Blick' ich auf zur Himmelsferne,
Spiegeln Sonne, Mond und Sterne
Stets mir Deiner Augen Licht;
In der weiten Himmelsbläue
Seh' ich Sinnbild unſ'rer Treue,
Unbegrenzt Vergißmeinnicht!“

So tönte ihr Lied, da fühlte ſie ſich plötzlich von ſtarken Armen umfangen, und mit glühendem Kuſſe zog ihr Geliebter ſie an ſein redlich Herz. Friedrich, Sohn des Rudolph von Erlach, wie ſein Vater unter den Männern, ſo er unter den Söhnen der Gebirge der Erſte, kräftig und adlerkühn, hoch und ſchlank, ſchnell und behend, gleich den Gemſen der Berghöhe, voll Eifers begeiſtert für jegliche Großthat, liebte die Jungfrau, und war jetzt leiſe genaht, ſie zu belauſchen. Im Entzücken des Wiederſehens ſchwanden die dunklen Wolken vor ſeinen Blicken, die das letzte Wort des biedern Vaters über ſein Leben herauf rief, aber bald umhüllten ſie ihn wieder mit ihren Schatten. Er fühlte ja ſchmerzlich, daß dies vielleicht ein Abſchied, ſein goldner Traum wohl für ewig verſchwunden ſey. Mit der Tochter des Mannes, der ſeine Heimath den Schreckniſſen des Krieges preisgab, dem er nach Ehr' und Pflicht im Kampf genüber ſtehen mußte, konnte für ihn kein Bündniß dauern. Dieſe weherfüllte Wahrheit erſchütterte ihn, er preßte aber den ungeheuren Schmerz gewaltſam in die Bruſt zurück, dem all ſeine innigſten Gefühle zugeeigneten Mädchen gefaßt das Unvermeidliche zu vertrauen.

Bleich und faſt leblos ſank ſie nach der vernommenen Leidenskunde an ihm nieder, und Friedrich's Klagen riefen ſie in ein entfreudetes Daſeyn zurück. Feſt umarmt hielt ſie den Geliebten, keines Wortes mächtig; da rauſchte es leiſe in den Zweigen, und plötzlich hielten bunte Kränze die Weiden umwunden. Wie zwei tröſtende Engel umfaßten liebkoſend zwei Knaben, Maria's Brüder Erich und Egidius, die Trauernden. —

Wer kennt nicht den Zauber aus frommen Kinderaugen, der wie ein Blick von ſeliger Höhe mild und wohlthuend den Schmerz in Wehmuth, in heilende Zuverſicht verwandelt? Auch hier verfehlte er ſeinen Eindruck nicht. War es doch, als habe der ewige Vater holde Boten zur Tröſtung herabgeſandt! Als Zeichen der Rettung erſchien es den Liebenden, daß in dem Augenblick, wo ewige Trennung ihnen drohte, die duftigen Blüthenkränze ſie enger umwanden. Zeigte ſich auch jetzt durch die düſtern Wolken kein leitendes Sternbild, eine Hoffnung war ihnen dennoch aufgegangen, und tiefbewegt dankten ſie dem Allgütigen droben, der auch aus Schmerzen Freuden erblühen läßt.

3.

Im Rathhauſe zu Bern waren die Schultheißen und die Erſten der Stadt verſammelt, den Boten von Laupen Antwort zu ertheilen auf ihre dringenden Bitten um Schutz gegen die verbündeten Ritter, von deren Heeresmacht die Stadt hart bedrängt wurde. Auf dem Marktplatze harrten die Jünglinge ſchweigend des Ausſpruches; der Muth, für die Heimath zu kämpfen, blitzte aus ihren Augen.

Da trat Rudolph von Müchlem mit dem Kriegsbanner der Stadt auf die Stufen vor dem Rathhauſe, in fliegender Eile ſprengten die Boten von Laupen dem Thore zu, Jauchzen ſtrömte aus der harrenden Menge, und die weithallende Sturmglocke rief auch die Bewohner der Umgegend zu den Waffen.

Es galt einen gewaltigen letzten Kampf, der den alten Ruhm der Stadt als Freiſtätte der Verfolgten aufrecht erhalten, oder Bern zerſtören ſollte. Zu den Waldſtädten ward der Freiherr von Kramburg hinüber geſandt, ihre Hülfe anzurufen und den Bund zu erneuen, der ſich ſchon zu löſen drohte. Sie ſäumten aber nicht, ihre bewährte Treue in der Noth auch hier zu zeigen; neunhundert tapfere Männer, die das Schwert zu führen verſtanden, wie ehedem ſie ſchon bezeugt, zogen den Bernern raſch zu Hülfe. Unter das Banner der Stadt verſammelten ſich viertauſend Bürger von Bern, dreihundert Männer von Hasli dreihundert von Siebenthal, und von Solothurn achtzig Reiter.

Klein erſchien die Schaar gegen die der Feinde, arm und einfach ihre Rüſtung gegen die blinkenden Silberpanzer der Grafen und Ritter, aber ſtark und feſt war ihr Muth, ihr Hoffen auf Den, der die Geſchicke lenkt und den Ausgang der Thaten beſtimmt. Hier wirkte nicht der Drang, für Herrſchſucht oder eitlen Ruhm zu ſtreiten, das Heiligſte, Höchſte ſollte geſchirmt werden: Leben und Wohlfahrt von Tauſenden, den Bürgern die Nächſten und Theuerſten.

Doch ein Zweifel bewegte unruhig die Gemüther: wem ſie die Leitung und den Oberbefehl übertragen ſollten in der zudringlichen Gefahr. Da zog bei munterem Hörnerklang rüſtig ein Fähnlein Reiter die Aar entlang und trabte durch das Thor dem Marktplatze zu, wo die Führer der Schaaren verſammelt ſtanden. Ein hoher Ritter, erzgepanzert von Kopf zu Fuß, hielt jetzt mitten auf dem Markte, ſchlug das Viſir auf, und alle Stimmen jubelten dem Ritter Rudolph von Erlach entgegen. Schnell verwandelten ſich die Zweifel in frohe Hoffnung des Sieges, und ein allſeitig ſchmetternder Zuruf wählte ihn ſogleich zum Befehlshaber. Heiter und ruhig vernahm es der Gefeierte, und als ſich der ſtürmiſche Empfang mäßigte, ſprach er zu dem lauſchenden Volke:

„Dank Euch, Bürger von Bern, für das Zutrauen; aber Eines mögt Ihr mir geloben, bevor ich Eurem ehrenvollen Antrage mich füge. In ſechs Feldſchlachten habe ich mit der geringeren Zahl die größere beſiegt, weil man mir gehorchte. Tapferkeit ohne Ordnung hat keinen Werth! Ihr ſeyd freie Männer, frei ſollt Ihr bleiben, wenn Ihr Euch der Nothwendigkeit unterwerfen könnt. Nicht fürcht' ich den Feind, mit Gott und Euch hoffe ich den Sieg zu erkämpfen, wie mein Vater mit Euren Vätern. Aber Eure Freiheit ſollt Ihr jetzt in meine Hand geben, unbedingten Gehorſam mir ſchwören, volle Gewalt mir verleihen, zu ſchalten, wie ich will, und ich werde Euch, werde die Stadt, in der ich vor neunundvierzig Jahren während damaliger Kämpfe geboren wurde, ſchirmen und die Feinde ſchlagen!“

Die Männer von Bern ſchwuren unbedingten Gehorſam dem Ritter, legten willig die Zügel der Herrſchaft in ſeine Hand, denn kein Bedenken regte ſich in ihnen, daß er ihre heilige Zuverſicht mißbrauchen könne: ſo feſt bauten Alle auf die Tugend, die ein Leben voll edler Thaten erprobt hatte.

Bald nahten in angſtvoller Eile von Laupen her Boten auf Boten, um ſchleunigſte Rettung flehend, da die Stadt ſich kaum noch zu halten vermöge gegen den Andrang der ſich immer ſteigernden Uebermacht. Erlach ſammelte und ordnete die Schaaren, vor Mitternacht noch zog er dann den Bedrängten zu Hülfe, und feierliche Segenswünſche ſandten die Zurückgebliebenen am Altar des Allmächtigen den Kämpfern nach.

4.

Im Lager vor Laupen tummelte man ſich gar fröhlich in Hoffnung des ſicheren Erfolgs. Bankette und Turniere wechſelten unaufhörlich und die Krieger ſchwelgten voraus im Jubel gewiſſen Sieges. Siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert Ritter, dreitauſend Reiter und über funfzehntauſend Fußknechte hatten ſich vereint: ein ſtolzes Heer, voll Spott und Uebermuth gegen die Berner.

Die Gebote der Liebe.

Allen Damen in Ehrfurcht geweiht.

Erſtes Gebot.

„Du ſollſt nicht andre Götter ehren,
„Noch haben neben mir!“
Die Göttin will es nicht verwehren,
Drum wend' ich mich zu Dir!

Zweytes.

Auf daß ich nicht unnützlich führe,
Den Namen Gott: ſo ſtell' ich nur
Auf Deine Reize meine Schwüre,
Denn Himmliſchhohes will der Schwur!

Drittes.

Daß ich dies halten mag,
Sag täglich mir: „Du biſt geliebt!“
So lange Gott mir Dich dann gibt,
Iſt heilig jeder Tag.

Jetzt erſchien ein neuer Zuzug von hundert Helmen. Lautes Luſtgeſchrei empfing ihn, als er in das Lager einritt, an ſeiner Spitze Johann von Savoyen, ſchön und glänzend wie ein junger Kriegsgott, aber aufgebläht von eitler Selbſtſucht. Sein Vater hatte ihn geſandt, Frieden zu ſtiften zwiſchen der Stadt und den Rittern, doch deren Ueberreden und die Reize der Tochter des Grafen von Nydau bethörten ihn, daß er ſich ihren Reihen anſchloß. Oft ſchon hatte er Maria geſehen bei Turnieren und Feſtgelagen, leidenſchaftliche Liebe für die ſchöne Jungfrau loderte in ſeiner Bruſt; doch ihr war der übermüthig kecke Jüngling verhaßt durch ſeine zudringliche Bewerbung. Da ſchwur er Rache und Tod dem beglückten Nebenbuhler, und begierig ergriff er die Gelegenheit, ihm im Kampfe zu begegnen.

Es war um die Mittagsſtunde des 21. Juni im Jahre 1339, als die Berner auf einer Anhöhe vor Laupen ſichtbar wurden. Ernſt und ſchweigend ordneten ſie ihre Schlachtreihen, und mit vollem Glauben an glücklichen Ausgang ſchauten ſie hinab auf die Menge der Feinde, in deren blitzenden Rüſtungen die Strahlen der Sonne ſich leuchtend ſpiegelten. Siegesgewiß ſtellten ſich unten die Tauſende auf, mit Hohn und Verachtung den Augenblick herbeirufend, der die ſchwache Anzahl vernichten ſollte. Nur Fülisdorf, der Bannerherr von Freiburg, war überlegten Sinnes. Er kannte den Heldenmuth der Berner, wußte ſehr wohl, daß es ein Unterſchied ſey, für Freiheit und Herd zu kämpfen, dazuſtehen als letzte Schutzwehr der greiſen Väter, der Frauen, Jungfrauen und unmündigen Kinder, oder für fremde Herrn um Sold oder ein zügelloſes Leben zu ſtreiten. Deshalb rief er den Bundesgenoſſen zu: Sie möchten ſich vorſehen, nicht für zu leicht die Wolke halten, die gewitterſchwer über ihrem Haupte ſchwebte. Aber ſpottend erwiederte ihm der Graf von Nydau:

„Fürchtet Ihr die Knechte, die ich zu züchtigen gedenke wie entlaufene Buben, ſo gebt Euer Banner einem Anderen, und ſucht bei Zeiten Euch zu bergen!“ Nach dieſem Beſcheid ſprengte er fort mit ſeinem Haufen, der Anhöhe zu, die Worte überhörend, die Fülisdorf ihm nachrief:

„Nehmt Euch in Acht, Herr Graf, daß die Buben ihrem geſtrengen Zuchtmeiſter nicht die Ruthen entreißen, ſie gegen ihre Peiniger zu kehren; ich meines Theils denke das Banner meiner Stadt hochauf zu halten, bis ich mein Leben laſſe, wenn es dem Herrn alſo gefällt!“

Als Rudolph von Erlach den Grafen heranſtürmen ſah bei lautem Schlachtruf, hieß er die Waldſtädter rüſtig vorrücken mit Armbruſt und Schleudern; ſelber gegen den Lehnsherrn zu kämpfen, wollt' er vermeiden. Die Jugend von Bern forderte er auf zum Angriff der Schaaren des kaiſerlichen Vogts, dem auch Johann von Savoyen ſich mit ſeinem Haufen anſchloß. Als die Jünglinge ſich kampfmuthig um Erlach reihten, rief er ihnen freudig zu:

„Seyd Ihr es nicht, die ſtets voran waren bei Wettkampf und Spiel, die den Reigen führten bei munteren Feſten? So mögt Ihr auch jetzt voran ſeyn, wo es gilt, Ehre zu erwerben und Euren Bräuten eine ſtattliche Mitgift heimzutragen, beſſer als Gold und Schätze!“ —

„Hier Banner! hier Erlach!“ ſo ſprengte er dann den Berg hinunter, und die kräftigen Berner folgten ihm nach mit gewaltigem Rufgetöſe, gleichend dem Sturmbrauſen, das aus Felsklüften hervorbricht. Keiner vermochte den Starken zu ſtehen, Keiner dem Führer und ſeinem heldenmüthigen Sohne, der mit den Erſtlingen ſeines Schwertes ſich den unvergänglichen Ruhmeskranz erwarb.

Schon wichen die Schaaren des Vogts, da ſtürzte Johann von Savoyen grimmig hervor, auf den jungen Erlach ein, den er geſucht hatte ſeit dem Beginn der Schlacht. Wüthend fiel er ihn an, aber wie Blitze flogen Friedrich's Schwertſchläge auf ihn nieder, und bald ſtrömte aus tiefen, klaffenden Wunden mit dem Blute ſein Leben hin. Da wandten ſich die Haufen in wilder Flucht.

Auf der andern Seite hatten die Waldſtädter hartnäckigen Kampf zu beſtehen, aber ein furchtbarer Hieb mit gewichtiger Axt ſtreckte den Grafen von Nydau zu Boden, und mit ſeinem Falle riß Verwirrung ein in die Schaaren, die er geführt.

Da zog Fülisdorf heran mit neuen, tüchtig gewaffneten Streitern. Hoch wehte ſein Banner, und ſein gutes Schwert brachte vielen der treuen Waldſtädter den Tod. Faſt eingeengt ſandten ſie zum ſiegreichen Erlach, der ſich jezt mit den Reitern von Solothurn und den Männern von Hasli und Siebenthal den Freiburgern in die Seiten warf und ſeinem Sohne die Verfolgung der erkämpften Vortheile überließ: denn erkannt hatte er deſſen beſonnenen Ueberblick, ſo daß er ihm leicht Größeres zumuthen mochte. Tapferen Widerſtand leiſteten die Freiburger, aber tapferer ſtritten die Männer von Hasli und Solothurn, und zwiſchen vierzehn erſchlagenen Verwandten ſank auch Fülisdorf ſterbend nieder. Jezt wurden Verwirrung und Flucht allgemein; als der Abend dämmernd heranzog, waren die Feinde zerſtreut, ihre Todten und Verwundeten deckten das Feld, und die Banner von Bern leuchteten auf freier Erde im Widerſcheine der ſinkenden Sonne.

5.

Rudolph von Erlach kehrte heim auf die Burg ſeiner Väter. Erhebender Lohn war ihm geworden für ſeine Thaten, denn Bern hatte ſeinen Helden empfangen, wie es dem tapferen Befreier gebührt, mit lautem, unermeſſenem Jubel, und in den Herzen ſeiner Mitbürger blieben ihm Verehrung und Liebe, die ſich in den Nachkommen verewigten. Kein Feſt wurde gefeiert, kein Gaſtmahl gegeben, bei dem nicht des Erlacher Name unter dem Schmettern der Hörner, dem Klange der Becher jauchzend in die Lüfte erſchallte. Die Sänger des Volkes prieſen den Helden, und aus ihrer Begeiſterung vererbte ſich ſeiner Thaten Ruhm fort und fort.

Aber noch ſchönere Vergeltung wartete des Edlen. Der Herzog von Savoyen, nachdem er den Ungehorſam ſeines Sohnes und deſſen Tod vernommen, hegte Rachegluth in ſeiner Bruſt gegen den Grafen von Nydau, dem er die Schuld beimaß, den Jüngling vom Wege des Rechten verlockt zu haben. Was ihm der Todte nicht entgelten konnte, das ſollten ſeine Kinder büßen, und erwünſcht war es ihm, mit ihren Gütern ſeine Ländereien zu vergrößern.

Schon war er im Anzuge gegen die Waiſen, die unmündig und wehrlos ſich ihm kaum widerſetzen konnten. Da traten die Herren von Weſtneuenburg und die Grafen von Greyerz, der Nydauer nächſte Verwandte, zur ſchleunigen Berathung zuſammen: wer den bedrohten Kindern zu Schirm und Schutz zu geben ſey, das gefährliche Unheil von ihnen abzuwenden. Sie ſelbſt fühlten ſich nach der Schlacht bei Laupen zu ſchwach, und ſchwer ward es ihnen, unter den Edlen des Landes einen Vormund zu finden, der mit Treue und Liebe dies Amt übernehme und dem gefürchteten Herzog von Savoyen ſich entgegenzuſtellen wage. Da gedachten ſie Erlach's, und ſo großen Einfluß übten die Tugend und der Heldenmuth des Ritters, daß ſie ſich entſchloſſen, dem ſiegreichen Feinde des Verblichenen ſeiner Kinder Wohl und Wehe zu überlaſſen.

Mit Recht hatten ſie dem Edlen vertraut, in freudiger Rührung ſprach er Ja zu dem Antrage, der ihn höher ſtellte in der Geſchichte als ſeine Siege, höher als Weltüberwinder wegen ihrer Schlachten. Raſch berief er ſeine Mannen, auch viele Grafen und Ritter ſammelten ſich unter den Fahnen des Helden, der noch kurz zuvor ihr Beſieger war und jetzt den Unmündigen Recht verſchaffen wollte gegen den feindlichen Herzog.

deſſen Schaaren bereits die ſchwach beſetzte Burg der Nydauer umlagerten.

6.

Einſam in ihrem Gemach trauerte Maria, rings umgeben von allen Schrecken der Belagerung, troſtlos über den Tod des geliebten Vaters, nagende Qual im treuen Herzen, dem das Bild des edlen Jünglings ein unverlöſchliches war. Da trat der alte Burgvogt herein mit der Nachricht, daß Erlach nahe zur Rettung und Befreiung, daß er Vater ſeyn wolle den verlaſſenen Waiſen.

Wie ein goldner Sonnenſtrahl durch die finſtern Wolken bricht, leuchtete der Hoffnung roſiger Schein durch die dunklen Nebel der Zukunft, die ſich vor der Jungfrau Blicken oede und farblos ausgedehnt hatte. Daß der gefeierte Held, der Vater ihres Friedrich's, ſiegreich den Kampf beſtehen, daß ihr Jüngling ſie retten würde vom nahen Verderben, ward zur lichten Wahrheit in ihrer Seele. Gläubig warf ſie ſich nieder, im heißen Gebet dem Ewigen zu danken, der ſich der

Unglücklichen erbarmt, und ihnen Troſt und Hülfe ſendet, wenn ſie an Allem verzweifeln.

Aber noch einmal brachen über die bedrängte Jungfrau die Schrecken herein, denen ſie ſich in hoffender Freude ſchon entriſſen ſah. Der feindliche Oberſt, als er vernahm, daß Erlach heranrücke mit ſtarker Mannſchaft, befahl den Seinen, ſich zum Sturm auf die Veſte zu rüſten, damit er ſie gewinne, ehe Jene zum Erſatz herankämen. Furchtbar erhob ſich der Kampf um die Burg. Die Beſatzung hielt aus mit dem Muthe der Aufopferung, aber die Zahl der Feinde war zu groß, die der Vertheidiger zu geringe, als daß der kühnſte Heldenmuth der Letzteren ſich lange hätte halten können. Von drei Seiten zugleich war die Mauer erſtürmt, ſchon brach das Hauptthor zuſammen und die Zugbrücke fiel raſſelnd nieder.

Da tönte von unten herauf aus dem Thale des Erlach furchtbarer Schlachtruf. An der Spitze einer zahlreichen Schaar berittener Berner ſtürmte Friedrich heran, und mit den Belagerern zugleich kämpfte er ſich hinein in die Burg. Furcht und Entſetzen kam über die Feinde; wen das Schwert verſchont hatte, der flehte um Gnade, und mit unaufhaltſamer Haſt der Liebe ſchritt der ſiegreiche Jüngling die Stiege hinauf zu dem Gemache Maria's.

Vor dem Bilde des Gekreuzigten lag in heißem, inbrünſtigem Gebet die Jungfrau; neben ihr die beiden Knaben, Egbert und Egidius, die mit inniger Zärtlichkeit ſich an die theure Schweſter ſchmiegten. Da flog die Thüre auf, wie ein rettender Engel ſtürzte Friedrich herein, hob mit lautem Jauchzen die Geliebte empor an die hochaufathmende Bruſt, und alle Wonne, alle Seligkeit des Himmels umfloß die Glücklichen. So fand ſie Rudolph von Erlach, Alles um ſich her vergeſſend, ganz in Entzücken verſunken. Segnend legte er die Hände der theuren Kinder ineinander, und mit dem Gelöbniß, ihnen Vater und Beſchützer zu ſeyn, nahm er die Knaben in ſeine Arme.

Der Herzog von Savoyen wurde zum Frieden gezwungen und mußte allen Schaden erſetzen, den durch ihn die Nydauer erlitten. Friedrich führte bald die Geliebte als ſeine Gattin heim, und dem Geſchlecht der Erlach war für alle Zeit ein Stern aufgegangen.

Viertes.

Die Aeltern ehr' ich, wie's hier heißt,
Und bin mit Luſt ein folgſam Kind,
Da Deine Schönheit und Dein Geiſt
Die Aeltern meiner Liebe ſind.

Fünftes.

Es lehrt: daß man nicht tödten ſoll,
Drum wirf den Blick nicht Zornes voll!
Bedenk: daß man nicht tödten ſoll!

Sechſtes.

Auch ſoll ich nicht die Ehe brechen!
Ich bin davon gerühret;
Doch will, wie ſich's gebührt,
Voraus ich nicht zuviel verſprechen.

Siebentes.

Ich weiß, daß Du die Wahrheit lieb'ſt,
Drum will ich nichts verhehlen;
Was Du mir nicht im Guten gib'ſt,
Muß ich wahrhaftig ſtehlen!

umglänzt von den Strahlen des Ruhmes, der Liebe und des wohl nicht ohne Wendung beſtehenden, aber ſich doch ſtets wieder aufhellenden Glücks.

Die Polterkammer.

Volksbildchen.

Heinrich Reſſel, ein Berliner Kind, das nun ſechsundzwanzig Jahr alt war, wanderte, bald zur Erde, bald in den heitern Himmel ſchauend, mißmüthig und gedankenlos nach einem Dorfe, das eine gute Meile von Preußens Reſidenz entfernt iſt. Nachdem er kaum ein Drittheil des Weges hinter ſich hatte, kam er ſich ſchon ermüdet vor und warf ſich auf eine Bank, die er an einem einzeln ſtehenden Hauſe fand. Da wäre er wahrſcheinlich eingeſchlafen, wenn ihn nicht die lebhafte Bewegung eines kreiſchenden Brunnenſchwengels ermuntert hätte, und eine klare weibliche Stimme, die zu der wunderlichen Inſtrumental-Begleitung ſang:

„Wer viel hat und viel mag geben,
Kennt der Freud' und Freunde viel;
Doch kann er nicht Schätze heben,
Hat das luſt'ge Spiel ſein Ziel; —
Wandert's Geld ihm aus dem Haus,
Freud' und Freund zieh'n mit hinaus!"

„Ja wohl!" brummte Heinrich vor ſich hin, und dabei erhob er ſich halb gern und halb ungern, weil er einige Neugier verſpürte, zu wiſſen, wer die Sängerin ſey. Sehr zufrieden damit, daß die Haus-Ecke ihm erlaubte, ſich daran zu lehnen, ſchaute er umher und ſah eine kräftig geſunde Schöne am Brunnen, die nun Waſſer genug im Zober hatte und eifrigſt Wäſche ſpülte. Eben, da ſie mit einem Bett-Tuch ſo recht aus voller Macht im Waſſer wirthſchaftete, wozu ſie die Augen nicht grad' ſo ſehr nöthig brauchte, erhob ſie dieſe, und klatſch! hatte das Bett-Tuch Frieden, denn ſie mußte loslaſſen, weil ſie ihre Hände zur Verwunderung brauchte.

„Herr Je, Herr Reſſel, iſt es möglich, wo kommen Sie denn hieher?" war ihr Ausruf, und dabei ſtand ſie auch ſchon dicht bei ihm. Heinrich wurde über und über roth, doch mit einer an ihm ſeltenen Lebhaftigkeit rief er aus: „Du mein Himmel, Lorchen Huthmann! Sind Sie's denn, oder ſind Sie's nicht?“

„Na, was werd' ich denn ſonſt ſeyn, als ich ſelber!“ erwiederte lächelnd das Mädchen, und immer mehr lachend ſetzte ſie hinzu: „Es iſt aber hübſch von Ihnen, daß Sie uns einmal beſuchen, da können Sie der Mutter zeigen, daß Sie nun wirklich leſen gelernt haben!“ Und nun rief ſie: „Mütterchen, Mütterchen, komm 'mal heraus!“ — und Mütterchen kam, verwunderte ſich auch, und nun ging's an's Plaudern, bis Mutter und Tochter merkten, daß Heinrich ſchweren Herzens war.

Mit dem Leſenlernen hatte es eine eigene Bewandniß. Heinrich's Mutter ſtarb bei ſeiner Geburt, und der Vater Gottfried Reſſel, der, in Compagnie mit einem Capitaliſten, eine Deſtillations-Anſtalt hatte, behalf ſich von da an mit den hübſchen Ladenmädchen, ſelten an ſeinen Sohn denkend. Nun wohnte im ſelben Hauſe, auf dem Hofe, ein Böttcher-Meiſter Namens Huthmann; der hatte eine gar wackere Frau, die es mit großem Leid wahrnahm, daß der arme Heinrich in ſeines Vaters Hauſe faſt wie ein Ueberläſtiger betrachtet wurde. Da der Knabe öfter in die enge Wohnung der ordnungliebenden Familie Huthmann eintrat, und die Mutter ihre Tochter Lorchen im Leſen unterrichtete, dann in Allem, ſo weit ihre Kenntniſſe reichten, mußte Heinrich, der damals ſchon elf Jahre zählte und wenig oder nichts gelernt hatte, in ſolchen Stunden auch mit heran, und legte auf dieſe Art den erſten Grund zu der geringen Weisheit, die ihm zu Theil wurde.

Da ſich Niemand recht um ihn bekümmerte, ward er ſcheu, träumeriſch und träge. Seinen Vater machten unterdeß die Branntweintrinker reich und immer reicher. Er trennte ſich von ſeinem Compagnon, und mehrere Jahre ſpäter wurde er Rentier, hatte ein Paar Häuſer in der Stadt und ein Landhäuschen auf einem Dorfe. Jetzt kamen dem Herrn Gottfried Reſſel wohl zuweilen Gewiſſensbiſſe über die Vernachläſſigung ſeines Sohnes; es ſollte Alles nachgeholt werden, aber mit Vielem war es zu ſpät, und unſer Heinrich, ſonſt ein gutmüthiges Menſchenkind, hatte bei dem Lernen keinen rechten Trieb, mithin nur ſchwachen Erfolg.

Da ſtarb plötzlich auch ſein Vater, zu großem Leidweſen der Weinhändler, die ihn einen ihrer beſten Kunden nannten; der Tod ereilte ihn, als er eben ſein Landhäuschen bezogen hatte, und Heinrich, der nun ein reicher Erbe war, kam auf zwei Jahre noch unter Vormundſchaft, lebte indeß mit ſeinen Cumpanen, die ſich raſch eingefunden hatten, wie ein Schlaraffe.

Das Schickſal zeigte ihm aber Tücke; die Erben des früheren Compagnons ſeines Vaters präſentirten einen Kontrakt und mehrere Schuldſcheine, wonach ſie an die Erbſchaft die Summe von 40,000 Thalern zu fordern hatten, nächſtdem die Zinſen und Zins auf Zins ſeit vierzehn Jahren. Es entſtand ein Prozeß, und als ſich, trotz allen Suchens in dem Nachlaß des Herrn Gottfried Reſſel, keine Quittungen fanden, ſprach das Urtheil durch alle Inſtanzen zum Vortheil der Gegner. Was Heinrich bis dahin ſein nannte reichte nicht hin, die Gläubiger zu befriedigen, doch zeigten ſich dieſe noch großmüthig genug; ſie ließen unſerm Heinrich das Landhäuschen und verbürgten ſich, ihm jährlich dreihundert Thaler zu zahlen auf Lebenszeit.

Daß ihn unter dieſen Umſtänden ſeine Cumpane verlaſſen hatten, verſteht ſich von ſelbſt. So ſtanden ſeine Angelegenheiten, und er war eben auf dem Wege, ſein ihm übrig gebliebenes Beſitzthum zu beſichtigen, als ſich ihm unerwartet die Bekanntſchaft mit Lorchen Huthmann erneuerte, der er wohl von Zeit zu Zeit einmal begegnete, ſie aber jetzt ſeit ſechs Jahren nicht geſehen hatte. Er mußte bemerken, daß ein Mädchen vom vierzehnten bis zum zwanzigſten Jahr ſich ſehr angenehm verändern kann, obwohl ſie immer Anlage zeigte, eine hübſche Jungfrau zu werden. Vater Huthmann war auch zu ſeinen Vätern verſammelt, und die Wittwe hatte ſich vor dem Thore ein Gärtner-Häuschen ſammt dem Garten gepachtet, wo ſie nun, ſelber fleißig, mit der fleißigen Tochter ſich ganz zufrieden nährte, denn ihre Anſprüche gingen nicht in's Hohe.

Das hatten ſich nun beide Theile bei der erneuerten Bekanntſchaft erzählt, und Lorchen war dazwiſchen zuweilen hin- und hergelaufen, ein Glas Milch und einen Teller voll Obſt, auch ein anſehnliches Butterbrod zu holen, was Alles ſich Heinrich wohl ſchmecken ließ, auf ein freundlich Erſuchen auch verſprach, wenn er zurückkäme wieder vorzuſprechen.

Viel rüſtiger war jetzt ſein Schritt, und er ſah gar nicht mehr aus, als langweile er ſich, er ſchaute vielmehr mit heiterer Miene ſinnend vor ſich hin. Das Landhäuschen fand er begreiflich nicht in der ſchönſten Ordnung. Ein ehemaliger Ladengehülfe ſeines Vaters hatte ſich dort, man wußte nicht recht wie, eingeniſtet, und ſich den Raum dadurch verſchafft, daß er Sämmtliches, was ihm im Wege lag oder ſtand, in ein Zimmer hineinwarf, dem man nun den Namen „Polterkammer“ nicht mehr verſagen konnte. Seit Kurzem war nun jener Inſaſſe auch geſtorben, und dadurch eine doppelte Unordnung in dem Hauſe heimiſch. Unſerm Heinrich wollte die Sache nicht behagen, weil er durchaus nicht wußte, wie er es anzufaſſen habe, um hier wohnen zu können. So kam er, den Kopf voll von Wirrigkeit, gegen Abend wieder bei der Wittwe und ihrem Lorchen an. Die wußten aber für Alles Rath, ſagten ihm auch: daß er mit einer Leibrente von dreihundert Thalern und einem eigenen Häuschen immer noch ein gemachter Mann wäre, und erboten ſich zugleich, ihm gern zur Hand zu ſeyn, wenn er ſich da wohnlich einrichten wolle.

Das wollte nun Heinrich freilich; nachdem er indeß drei Wochen und etwas drüber täglich recht gern bei der Wittwe, oder vielmehr bei Lorchen Huthmann, vorſprach und ungern wieder wegging, fand er, daß Lorchen nothwendig mit in das Landhäuschen gehöre, wenn er an die dort mögliche wohnliche Einrichtung glauben ſolle. Weil er aber gar keinen Muth aufbringen konnte, ihr das zu ſagen, ſchrieb er an ſie wie folgt:

„Meine verehrte Jugend-Bekanntſchaft!

Von Ihrer Mutter hab' ich leſen lernen, und von Ihnen möcht' ich leben lernen, ſo weit ſich das mit jährlichen dreihundert Thalern in einem Landhäuschen thun läßt. Gewiß aber geht's noch 'mal ſo gut, wenn Sie dabei ſind, und Ihre Mutter. Das hat aber Eile, denn meine gemiethete Möbel-Stube muß ich am 31ſten Auguſt verlaſſen, und heut haben wir ſchon den 6ten. Wenn Sie alſo nichts dagegen haben, ſo hol' ich Sie morgen ab, daß wir wegen unſrer Trauung zum Prediger gehen; hienach kann am 30ſten die Hochzeit ſeyn und wir beziehen dann vereint die neue Wohnung. Ich bitte Gott, daß er Sie Ja ſagen läßt; wollten Sie aber Nein ſagen — thun Sie's nicht an mir ungeſchickt

Unglücklichen! — ſo ſchreiben Sie's mir lieber; dann will ich nicht mehr zu Ihnen kommen. In beſter Hoffnung, daß Sie morgen meine Braut ſind, empfehle ich mich Ihnen und der Mutter ganz ergebenſt.

Heinrich Reſſel.
Berlin, den 6. Auguſt 1838."

Da er keine ſchriftliche Antwort erhielt, ging er andern Tages klopfenden Herzens hinaus, wußte aber nicht, ob er ſonderliche Freude daran haben könne, daß ihm die Mutter, die ſein anſichtig geworden, ein Stück Weges entgegen kam. Sie grüßte ihn jedoch recht freundlich und ergriff auch bald das Wort.

„Ihr Schreiben hat uns überraſcht", ſagte ſie, „aber ich weiß, Lorchen iſt Ihnen gut, Sie ſind auch ſo weit ein ganz guter und gewiß ein redlicher Menſch, und mit Dem, was Sie haben, können genügſame Leute ſehr wohl auskommen, und Hände habt Ihr ja auch noch alle Beide. Das iſt indeß die Hauptſache, und ſehen Sie" — ſie ſtockte etwas — „ja, heraus muß es! — ſehen Sie, da liegt bei Ihnen der Fehler. Ich entſinne mich, daß in Ihrer Kindheit, wenn ich

Achtes.

Falſch Zeugniß nicht zu geben,
Sag immerdar ich Dir:
„In Liebe nur iſt Leben!“
O gib' es, Holde, mir!

Neuntes.

Ich wüßte nicht, was vom Geſchicke
Des Nächſten Haus mich wünſchen ließ,
Schaffſt Du mit ſeelenvollem Blicke
Die Hütte mir zum Paradies!

Zehntes.

Nie ſoll ich ſcheel zum Nachbar ſehen,
Dies iſt wohl hier der Sinn der Schrift:
Doch ach! wenn ihn Dein Auge trifft,
Muß dies Gebot ich übergehen!

Schluß.

Was ſag'ſt Du nun zu den Geboten allen?
O möchten ſie und ich Dir wohlgefallen,
Und dann der Dank nicht bloß im Wort verhallen.

manchmal ſah, daß Sie ganze halbe Tage rein gar nichts thun konnten, und ich nun fragte: Heinrich, wird dir denn das nicht zur Laſt? — Sie mir ſehr ruhig antworteten: Gar nicht! — bei ſo was muß man aber gar nicht gar nicht ſagen, denn arbeiten iſt das eigentliche Leben!“

Heinrich ſchritt ſtumm nebenher, verlegen auch, denn er fühlte, daß die Alte recht hatte. Sein Muth wäre aber doch ganz hin geweſen, kam nicht jetzt Lorchen herbei. Zwar nicht ſo luſtigen Muthes wie ſonſt, ſtreckte ſie ihm doch ſchon von weitem die Hand entgegen; als er ſie haſtig ergriff, ſah er, wie ihr die Thränen aus den Augen ſchoſſen, und ſie ſich nun abwenden wollte. Da fragte er ſcheu: „Lorchen, wollen Sie mir nicht eine Antwort geben?“ „Die haben Sie ja ſchon!“ entgegnete ſie, mit der Schürze die Thränen trocknend; „ich hätt' Ihnen ja jetzt nicht die Hand gegeben, wollt' ich Nein ſagen. Ich habe zu Gott um ſeinen Segen gefleht, wir wollen ihm vertrauen, uns ſelber aber auch tüchtig rühren, dann wird gewiß Alles gut!“ — Dabei fiel Lorchen der Mutter um den Hals, und weinte ſich aus, war aber bald wieder ſo fröhlich wie ſonſt.

Raſch kam nun das Vorhaben in Gang, und Mutter Huthmann trieb nun auch, das Landhäuschen in Ordnung zu ſetzen. Das war ein Jubel, als man dort hinaus kam! — man fand viel mehr, als man erwartet hatte, und über die Unordnung zu ſiegen, da waren die beiden Frauen grade die rechten Leute. So wurde nun Tag für Tag geſcharwerkt zu eigenem Nutzen, und Heinrich mußte tüchtig mit angreifen. Alles wurde verzeichnet, was vorhanden, um zu ermitteln, was etwa noch mangle im Hausſtande, und nachdem dies geſchehen, erhielt Heinrich einen Zettel, worauf das Fehlende bezeichnet war, daß er nachſehe, ob ſich vielleicht in der Polterkammer etwas davon vorfinde, wobei ihm, mir nichts, dir nichts, gleich der Auftrag wurde, dieſe Rumpeleien gleichfalls in Ordnung zu bringen, das Vorhandene aufzuſchreiben, damit man das Ueberflüſſige vom Nutzbaren ſondern, jenes auf den Trödel ſchicken, dieſes in Gebrauch nehmen könne. Unterdeß wollten ſich Mutter und Tochter über die einträglichſte Art, das Gärtchen umzugeſtalten, berathen, auch wohl hier und da gleich mit der That einſchreiten.

Der Auftrag für Heinrich war ihm kein angenehmer, wie leicht zu ermeſſen, denn in der Polterkammer ſah es aus, als hätte hier ein Feindesheer gewirthſchaftet. Er brütete auch Anfangs in halber Verzweiflung über die ihm zugetheilte Arbeit, zu welcher er mit Haarbeſen und Borſtwiſch ausgerüſtet worden war. Endlich aber, an die künftigen Honigtage denkend, faßte er den Entſchluß, die ſauern Stunden rüſtig zu überwinden, und ging an's Werk. Nachdem er Manches gefunden, womit er, laut ſeines Zettels, ſein Frauenvolk erfreuen konnte, und dies in die Zimmer brachte, gerieth er an mehrere Koffer, in denen er unter Anderem auch vielerlei Papiere fand, wobei er ſich denn hin und her vertiefte, da ſich manche Erinnerung bei ihm weckte; ſo daß, als die Frauen mehrmals riefen: er möge zur Erholung auch einmal in den Garten kommen, er ihnen entgegnete: er fände da ſo viel, daß es ihn gradhin wie feſt hielte.

Plötzlich aber hörten Mutter und Tochter ein wahres Jubelgeſchrei aus dem Fenſter herunter: „Lorchen, Mutter Huthmann, um Gotteswillen, was hab' ich in Händen! Kommt 'rauf!

kommt 'rauf! Ich kann mich nicht rühren vor Freude!"

Sie ſtürzten herbei und herauf, ſahen aber jetzt, daß er ſich ſehr wohl rühren konnte; denn halb lachend, halb weinend ſprang er wie raſend im Zimmer herum, mehrere Papiere hoch über dem Kopfe haltend, und lange war nichts aus ihm herauszubringen als die Worte: „Ich bin wieder ein reicher Mann!" und dabei ging das Springen von Neuem los.

Nachdem er ſich einigermaßen beruhigt hatte, legte er den Frauen die Papiere vor. Es waren die Quittungen, wonach Heinrich's Vater ſeinem ehemaligen Compagnon Schuld und Gewinn ehrlich herausgezahlt hatte, und ausdrücklich war in einem dabei liegenden Aufſatz bemerkt: daß der Compagnon die über die Sache ſprechende Schuldanerkennung nicht auffinden konnte, ſie aber hiemit für null und nichtig erklärte, wenn ſie jemals wieder zum Vorſchein kommen ſollte.

Heinrich hatte in ſeinem Entzücken noch nicht Zeit gehabt zu bemerken, daß die Frauen ſehr ſtill geworden waren, jetzt aber ſah er, daß Lorchen wieder Thränen trocknete. Heinrich ſtürzte auf ſie zu: „Lorchen, was iſt Dir, freu'ſt Du Dich denn nicht mit?“ — „Ach ja, aus tiefſter Seele!“ antwortete ſie, und legte die Hand auf's Herz. „Aber, wenn Sie nun ein ſo reicher Mann ſind —!“ — „Da meinſt Du wohl, ich würde ein Schurke ſeyn? Pfui, ſchäme Dich, Lorchen; und bitt' mir's gleich ab! Das ſag' ich Dir hiemit, iſt unſre Hochzeit nicht am 30ſten Auguſt, und iſt der Plunder Schuld daran, ſo werf' ich ihn in's Feuer; denn ich weiß es, ich kann ohne Dich nicht glücklich ſeyn. Und wenn Du willſt, will ich nun auch alle Tage Polterkammern ausräumen!“

Lorchen lag ſtumm an ſeinem Herzen, und Mutter Huthmann ergriff gerührt Heinrich's Hand. „Siehſt Du, Mutter, wozu das Leſenlernen gut iſt?“ ſagte er in halbem Scherz; „hab' ich's doch von Dir gelernt, und nun will ich mich rechtſchaffen dafür bedanken!“

Das thut er auch! Jene Erben, als der Juſtiz-Commiſſarius ihnen die Papiere vorlegte, ließen es gar nicht zum Prozeß kommen, ſondern gaben Alles wieder heraus, wobei aber Heinrich nicht ſtreng rechnete; denn er hatte auch ihnen einen Dank abzutragen, da ſie doch, als ſie im

Recht zu ſeyn glaubten, ihn nicht ganz leer ausgehen ließen. Sein Landhäuschen iſt ihm aber ſo lieb geworden, daß er es wirklich bezog, das Gebäude vergrößerte, zu dem Garten ein Stück ankaufte, ja dann auch Feld und Wieſen, und die Frauen haben einen recht fleißigen Landwirth aus ihm gemacht, denn Mutter Huthmann blieb bei ihrem Spruch: „Arbeiten iſt das eigentliche Leben!“

„Beſonders, wenn Einem die Polterkammer hilft!“ ſetzt dann wohl manchmal der glückliche Heinrich Reſſel lachend hinzu.

Der Rache-Plan.

1.

Baron Wallo ſtand zagend an der Thüre, die Clotildens Zimmer ſchloß, inneren Kampf verrieth das Schwanken ſeiner Geſtalt. Mit tiefem Athemzuge nach Muth ſtrebend, wollt' er eben klopfen, da tönte zur Harfe Clotildens Geſang und er lauſchte den Worten:

„Laß Dich nicht in's Leben reißen,
Einſam ſchlag', o Herz!
Was auch Menſchen Dir verheißen,
Alles wird zu Schmerz;
Gluthgefühle trügen,
Und die Eide lügen:
Einſam ſchlag', o Herz!

Wollen Qualen Dich umdrängen,
Thränen ringen frei!
Weinend lock' im Sturm von Klängen
Frieden Dir herbei;
Aus des Grames Ketten
Muß mein Muth ſich retten:
Thränen ringen frei!"

Stille ward, leiſe klopfte Wallo und „Herein!" rief Clotilde in ſcharfer, unwilliger Betonung. Sie ſtand raſch erhoben, als die Thüre ſich öffnete, mit der Hand ſtreifte ſie über das abgewendete Geſicht, und Wallo hielt die Harfe, die eben fallen wollte.

„Ich erſchreckte Sie!" ſagte er, ſelbſt erſchrocken.

Clotilde wendete blitzſchnell das ſchöne Köpfchen. „Wer erſchrak?" — Wallo ſchwieg. — „Die Störung war mir nur unangenehm, ich wollte allein ſeyn!"

Der junge Baron erröthete, doch wagte er, mit ſcheu bittendem Blick auf Clotilden, ſeinen Hut abzulegen. — Clotilde bot ihm zögernd einen Stuhl. „Da Sie einmal hier ſind, will ich Ihnen die Erklärung geben, auf Alles, was Sie mir ſchrieben!"

„Darum kam ich her, ich konnte Ihr Schweigen nicht länger ertragen." —

„Ich werde hart umgehen mit Ihnen, ich werde mich freuen, hart mit Ihnen umgehen zu können —!" ſagte Clotilde und der Baron entgegnete:

„Ich bin darauf gefaßt, es gilt den höchſten Wunſch meines Lebens, deſſen ganze Hoffnung; ich will alle Verſuche dafür erſchöpfen, es alſo auch dulden, daß mein Empfinden mißhandelt wird."

Seine Stimme brach, Clotilde konnte die innerſte Bewegung ſchwer verbergen.

„Ich muß allein reden, ſonſt reicht meine Kraft nicht aus!" ſagte ſie heftig, und ohne Pauſe weiter: „Sie können ohne mich nicht leben! Dies wiederholt mir ſeit zwei Monaten Ihr Geſpräch, ſo ſpricht Ihr Brief, und dieſer ſetzt hinzu, was brauſendes, augenblickliches Gefühl immer gleich zum Ziele hat: Grab und Tod. — Ha! Glauben Sie mir, könnten Männer nur vor Liebe ſterben, ſie wären alle unſterblich!"

Der Baron wollte ſprechen, Clotilde winkte mit der Hand ab und ſprach weiter:

„Was Sie mir äußern von einem Incognito, welches Sie hier zu beobachten gezwungen ſind, und von bedeutender Familie, zu der Sie gehören, iſt mir höchſt gleichgültig; Sie haben ſich mir Baron Wallo genannt, und ich habe keinen Grund weiter zu forſchen. Daß Sie auch nicht nach meinen Verhältniſſen fragen, ſondern, wie Sie mir mit Schmeichelreden verſichern, unter allen Umſtänden mir Herz und Hand bieten, iſt jugendlicher Uebermuth. Sie zählen erſt neunzehn Jahre, ich faſt ſiebenzehn mehr; mir ſcheint es Pflicht, Ihnen Vernunft aufzudringen, da ich weiß, daß man bei der Fabel der Liebe nur zu ſchnell die böſe Nutzanwendung findet, aus ihrem Geträum zu raſch erwacht! — Ach! wie bitter hab'.ich's durchgefühlt!“

Clotilde war plötzlich aus der Schroffheit ihrer Worte in die Wehmuth ihrer Erinnerungen getrieben, unaufhaltſam füllten ſich ihre Augen mit Thränen, und Wallo, von innerem Grame bedrückt, verhüllte ſein Antlitz.

Druckfehler
im erſten Bande.

Seite 7 Zeile 11 von oben leſe man ſtatt „Hui! — „Hm!“

— 10 — 8 von oben leſe man ſtatt „den“ — „dem“.

— 25 — 7 von oben mußte „Gegenwart“ auch breiter gedruckt ſeyn.

— 48 — 16 von oben muß nach „Schwanken“ ein , ſeyn.

— 63 — 13 von oben muß nach „Worte“ ſtatt „!“ — ein : ſtehn.

— 69 — 4 von oben leſe man für „es“ — „ſie.“

— 76 — 8 von oben leſe man ſtatt, „hatte“ — „hatten“.

— 83 — 17 von oben leſe man ſtatt „Ballenherſt“ — „Ballherſt“.

— 115 — 14 von oben leſe man ſtatt „ſeyen“ — „ſeyn.“

— 117 in der letzten Zeile leſe man ſtatt „ſegnete“ — „ſegnet“.

— 141 — 6 von oben leſe man ſtatt „Trauerreden“ — „Trauerrede.“

— 155 — 17 von oben muß nach „älteſten“ noch „Tag“ ſtehen.

— 158 — 2 von oben leſe man ſtatt „den“ — „dem“.

— 158 — 5 von oben leſe man: in „des' Teufels u. ſ. w.

„Ich muß Sie heilen!“ ſagte Clotilde leiſe, indem ſie ſein gebeugtes Haupt ſanft erhob; — — „ich will es durch Aufrichtigkeit, indem ich Ihnen mein Bild, wie es wahrhaftig iſt, vor die Seele ſtelle.“

Wallo drückte ihre Hand an ſein Herz, ſie um Milde beſchwörend.

„Der Klang Ihrer Stimme iſt mir zuwider!“ dies entgegnete Clotilde bebend; „hören Sie mir zu. Aus einer der beſten Familien entſproſſen, hatte ich das Unglück, meine Eltern ſehr früh zu verlieren; mit einem Bruder, nur zwei Jahre älter als ich, ward ich im Hauſe eines Vormunds, eines Rechtsgelehrten, erzogen, deſſen Sorge beſonders unſerem Vermögen galt; denn, ob man uns auch ſagte: die Eltern wären reich geweſen, wir waren arm. Sechszehn Jahre zählt' ich, da drängte ſich ein junger Mann zu mir, der bei dem Vormund mit Vielen Collegia hörte; er ward die Seligkeit meiner Gedanken und gelobte mir Treue mit den heiligſten Eiden. — Er bekam eine Anſtellung, — ich hoffte, — er ſtieg raſch, — ich ſah mich ſchon aus unglücklicher Lage in ſeine Arme gerettet! Da erfuhr ich, daß er ſein ſchnelles Glück nur einer zweiten geheuchelten Liebe zur Tochter ſeines Chefs verdankte, — er verlobte ſich mit ihr. Empört und erſtarrt reizte ich den Zorn und das Mitleid meines Bruders, ohne mein Wiſſen forderte er den Treuloſen, und — mein lieber, herrlicher Bruder fiel!"

Clotilde hatte bis hieher mit Thränen gekämpft, jetzt ſchwieg ſie einen Augenblick, ſagte dann dumpf: „Ihm iſt recht wohl! —" Erſt kalt, dann mit ſteigendem Zorn erzählte ſie weiter:

„Ich vermählte mich raſch einem alten, reichen Freiherrn, dem der Vormund mich zugeſagt hatte: ich dachte nicht, ich konnte nicht denken. Als ich aber wieder zur Beſinnung kam, war ich, im Gefühl, es ſey meine Pflicht, ſo thöricht, meinem Gemahl das frühere Verhältniß meines Lebens zu entdecken; — er hat meine Offenheit mich ſchwer büßen laſſen, faſt achtzehn Jahre der bitterſten Kränkung verlebt' ich neben ihm, bis ſein Tod mich befreite, — er ruhe in Frieden! Ich trat zum Leben zurück; ſo lange gekränkt, will ich wieder kränken. Mein Sinnen iſt Rache, ich muß ſie haben an Dem, der meines langen Elends Urſache iſt, der in Glanz und Glück lebt. — Sie ſehen, Herr Baron, ich tauge nicht viel mehr, und weil der Menſch immer etwas Beſſeres lieben ſoll, als er ſelbſt iſt, geben Sie mir eine ſchlechte Idee von ſich, wenn ich Ihre Liebe zu mir als wahr annehmen wollte. Aber Ihr Männer wißt nichts von Liebe; weil ich mich nicht mehr von Euch will täuſchen laſſen, reiz' ich die Ehrſucht, ſie nur iſt Euer Ideal. Bleibt denn wenigſtens dem Schlechten treu, da Ihr's dem Guten nicht ſeyn könnt!"

Wallo erſchauderte tief, aber der Gegenſtand ſeiner erſten Liebe war ihm durch das Unglück nur verklärter und heiliger geworden; doch ſeine erſchütternden Bitten, ſich von ihm mit dem Daſeyn verſöhnen zu laſſen, ſein Herz nicht mit den Qualen zu vernichten, von denen ſeine Liebe ſie befreien würde, fanden kein Gehör.

„Ich will Ihr Unglück nicht!" ſagte Clotilde ſanft, und ſetzte bitter hinzu: „Ihr Männer ſeyd ja Heroen der Klugheit, ihre höchſte Aufgabe iſt: ſich vom Kummer nicht berühren zu laſſen, und es kann nicht ſchaden, wenn man die Herren der Schöpfung zuweilen auf die Probe ſtellt und ſie in der Selbſtbeherrſchung übt.“

Sie griff nach der Harfe, phantaſirte, und Wallo ſtürzte verzweifelnd fort.

2.

Der D°°ſche Hof hatte im Jahre 1784 einen Geſandten in W°°°, und da ſich Urſache fand, ihm nicht ganz vertrauen zu können, wurde mit dem gegebenen Namen „Baron Wallo“ ein junger Mann, der von Jenem nicht gekannt war, ihm zum heimlichen Beobachter gegeben. — Clotilde beſuchte, nach dem Tode ihres Gemahls, die Reſidenz mit ihrer Tochter, die aber bald, in Begleitung ihrer Erzieherin, wieder nach dem Landſchloſſe zurückkehren mußte.

Clotilde, von Natur geiſtreich, lebte in der Hauptſtadt wie Jemand, der nach lang erduldetem Joch an Freiheit und Luſt kaum glauben kann; überall unabhängig und fröhlich erſcheinend, feſſelte ſie Männer, aber, wie es ſchien, nur, um ſich im Bezaubern zu üben. Kokett konnte man ſie nicht nennen, ſie war mit Allen unbefangen freundlich und knüpfte kein Verhältniß an; — der Kälte aber widerſprach ihr ganzes Seyn, und das Unerklärliche trieb auch den Baron Wallo zu ihr, der abermals die Erfahrung beſtätigte: daß eines jungen Mannes erſte Liebe gern ein Weſen wählt über ſeine Jahre hinaus. Doch er drängte ſich zu ihr ohne Hoffnung, er beſuchte ſie täglich und beſtürmte ſie vergebens, bis die Gewalt ſeiner Gefühle Clotilden jene Erklärung abzwang; er ward davon ſchwer gebeugt. Erzogen im Kreiſe einer hohen Familie, bei der Hader verhüten für Einigleben galt, und wo jedes Mitglied ſeinen eignen Zweck hatte, nur nicht den: glücklich zu ſeyn, weil man mit den niederen Ständen nichts gemein haben wollte, — erſtärkte ihn nie eine Art der Liebe. In ſich gekehrt lebte er frühe ſchon in einem ſteten Sehnen, und immer gehörte ſeine Seele dem Unerreichbaren. Jetzt wähnte er ſich beſeligendem Glück nahe, und das Erkennen des Wahns ward ſeiner Natur faſt übermächtig.

Blaß und verſtört ſtand er am Abend nach jenem Geſpräch in einer der Geſellſchaften, wo in der Regel, bis man wieder auseinander geht, darauf geharrt wird, daß die Langweiligkeit enden ſoll, die denn heut auch wieder ihren Stiftungs-Tag zu feiern ſchien; da trat Clotilde ein, mit unbefangenem, fröhlichem Anſtande.

„Ah, unſre Göttin!" rief gleich ein junger Militair, der die Kommenden muſterte, als wäre Parade vor ihm.

„O Sie Heide!" — ſagte Clotilde; — „doch Ihr Herren kehrt bald wieder zu Eurer Religion zurück, da heißt es: der Herr iſt Gott, der Herr iſt Gott! — die Frau Göttinnen werden dann zu unterthänigen Dienerinnen gemacht."

„O dazu haben wir kein Herz mehr, wenn uns das Herz entwendet iſt!" — witzelte der Herr und bekam die Antwort:

„Wer ſtehlen will, nimmt was Rechtes, alſo kein Männerherz!"

Bei dem Reden hatte ſie die Umſtehenden begrüßt und ihr Blick traf jetzt auf Wallo, der nach einer Stütze faßte.

„Guten Abend, Baron!" klang es im Vorüberſchweben, und Clotilde kehrte nach heiterem Begrüßen Aller bald zurück. —

„Ich habe heute eine ſehr hübſche Aeuſſerung geleſen, Wallo“, ſagte ſie leiſe. „Es ſprach ein junger Mann zu einer Geliebten, die ſeinen Werth nicht erkennen wollte: Sie hatten meine Zukunft in Ihrer Gewalt, Sie werfen mich zurück auf meine eigene Kraft, ich muß ſuchen, Ihrem Vertrauen Ehre zu machen! — Er war ſtolz, Baron, aber war's nicht recht?“

Wallo entgegnete beklommen: „Er hat nicht geliebt und ich könnte Stolz nie für Tugend halten.“

„Ei, Sie Mann von vor der Schöpfung, hab's nicht böſe gemeint!“ ſcherzte traulich Clotilde und entfernte ſich raſch; es blieb ihr ſichtbares Bemühen, ihn in die Unterhaltung zu verflechten und ſeinen Stolz zum Kampf wider ſeinen Schmerz zu reizen; aber ihn drückte die Herrſchaft, die Clotilde über die Verhältniſſe zeigte, immer mehr nieder.

Zur Zeitkürzung wurde jetzt Geſang vorgeſchlagen, die Herrin des Hauſes brachte eine Guitarre an Wallo, der ſie vortrefflich ſpielte.

„Wollten Sie wohl ein Liedchen begleiten, Herr Baron?“ fragte ſie. „Herzlich gern!“ gab er zur Antwort, und eilte, wohin man ihn wies.

Er ſah auf das Notenblatt und übte einige Griffe. Ein Fräulein, das ſingen wollte, machte erſt die gewöhnlichen Umſtände und Vorreden; Wallo wartete träumend und lautlos, endlich hieß es: „Wenn es nun gefällig wäre, Herr Baron!“

Er ſah ſtarr auf die Noten und begann ein gegebenes Vorſpiel, war aber plötzlich in eine fremde Melodie verirrt.

„Was thun Sie?“ flüſterte Clotilde, die hinter ſeinem Stuhl ſtand: die Guitarre entfiel ihm. — „Ihnen iſt ſichtlich nicht wohl!?“ ſagte die Wirthin. — „Sie haben ſehr recht, Gnädige“, ſtammelte Wallo, „ich bitt' um Ihren Wagen.“

Clotilde beſchäftigte ſchnell und mit unſäglicher Anſtrengung Alle, die neugierig ihn umgeben wollten, bekümmerte ſich jedoch ſelbſt gar nicht um den Baron, und ſah nur mit flüchtigem Blicke ihn bald hernach durch den Saal ſchwanken. Nie war Clotildens Witz ausgelaſſener, als von jetzt an; wer ſich ihr nahte, der ward ihr Stoff zu den bunteſten Einfällen. Der Eine und der Andre hätte ſich wohl ärgern können, aber Alle lachten, und da ein alter Herr zu Clotilden bemerkte, daß ſie doch ein wenig arg mit Vielen umginge, ſagte ſie munter: „Ach, wenn ſich die Menſchen nur bemerkt ſehen, dulden ſie es gern, daß es nicht immer auf die beſte Weiſe geſchieht; ich gehöre ſelbſt zu Denen!“

Nach einer Stunde aber entfernte ſich Clotilde aus der Geſellſchaft, ſie hatte ſich daran gewöhnt, daß ſie überall nur kurze Zeit blieb; auch dieſe Gewöhnung war ihrem Thun vortheilhaft. Sie ließ indeß heute ihre Equipage zurückfahren, nahm den erſten Miethwagen, und fuhr nach der Wohnung Wallo's. Dort rief ſie deſſen Diener, erkundigte ſich nach des Barons Befinden. „Ach Gott, der Herr Baron liegt beſinnungslos auf dem Sopha!“ entgegnete dieſer ängſtlich, „und ich kann nicht einmal nach einem Arzt laufen!“ ſetzte er hinzu.

Clotilde zögerte eine Secunde, dann ſprang ſie aus dem Wagen und ließ ſich in das Zimmer Wallo's führen. Er lag im heftigen Fieber; Clotilde ſandte den Diener nach einem Arzt, und ſtand düſter allein. Hörbar ſchlug es in ihrer Bruſt, da bemerkte ſie ein Notenblatt auf dem Tiſch; — es war dieſelbe Melodie, in welche der Baron vorher gerieth — „Wahnſinn“ die Ueberſchrift, und Clotilde las:

„Ich fühle mein Leben
Im Glühen und Beben
Verſinken und ſchweben:
Ich denke nur Dich!
Doch Du bleibſt geſchieden,
Kein Herz iſt hienieden,
Wo find' ich nun Frieden,
Wer weinet um mich!

O nimm's nicht für Scherzen!
Mir ſchlägt ja zum Herzen
Mit tödtenden Schmerzen
Die ſtürmende Noth.
Wo bliebſt Du ſo weilend?
Wie kamſt Du nicht eilend?
Nun biſt Du nicht heilend,
Denn ſieh' ich bin todt!“

„Heiliger Gott!“ ſeufzte Clotilde, ihre Kniee brachen, ſie ſank ſtillbetend nieder, erhob ſich dann ermattet und trat zum Fenſter, um den Himmel zu ſehen.

3.

Der Arzt kam; Clotilde ſprach mit ihm, gab ohne Scheu ſtarke Gemüthsbewegung als Urſache der Krankheit an, und beredete mit ihm die Mit-

Seite 172 in der letzten Zeile leſe man ſtatt „zog“ — „zogen“.

— 221 Zeile 7 von oben leſe man ſtatt „ballenden“ — „baltenden“.

— 244 — 9 von oben leſe man ſtatt „bewahret“ — „bewahrt“.

— 255 — 12 von oben leſe man ſtatt „mächt'gen“ — „nächt'gen“.

— 264 — 3 von unten muß nach „Erbarmen“ der . hinweg.

— 269 — 2 von oben muß nach „Kleinen“ ein ? ſtehen.

— 270 — 5 von unten muß das Wort „edle“ ein großes „E“ haben.

— 284 — 8 von oben leſe man ſtatt „merk'“ — „merkt'“

— 294 in der letzten Zeile muß ſtatt „?“ ein ! ſtehen.

— 300 — 3 von unten muß nach „Freudig“ das , hinweg.

— 326 — 11 von oben muß nach „Schoos“ und Zeile 13 nach „Roth“ ſtatt . ein , ſtehen.

— 327 — 3 von oben muß ſtatt , ein . und 3. 4 ſtatt . ein , ſtehen.

tel zur Heilung; dann ſagte ſie dem Diener: ſie werde ihm Unterſtützung ſenden und fuhr nach Hauſe. Von hier beauftragte ſie einen alten, treuen Menſchen zur Sorge für den Kranken; nach ſchlafloſer Nacht und finſterem Ueberlegen war ſie ſelbſt wieder bei ihm.

Die Kämpfe mit dem Fieber hatten, ſeit mehreren Stunden ſchon, im Schlafe der Ermattung geendet; Clotilde ſaß neben Wallo's Lager und blickte traurig, ohne zu leſen, in ein Buch, das ſie ergriffen hatte, doch bei der leiſeſten Bewegung des Kranken heiterte ſie gewaltſam ihre Züge. Er öffnete endlich die Augen und ſah unverwandt auf Clotilde; ſie that, als bemerkte ſie es nicht. Verſuchend, ob er wirklich nicht träume, hauchte er ihren Namen.

„Was bedürfen Sie, liebſter Wallo?“ entgegnete Clotilde mild. — „Sie? hier!“ — Er faltete die Hände und blickte nicht auf.

„O ich bin eine gute Wärterin“, ſagte ſie, nach der Medizin greifend. „Vor funfzehn Jahren war meine Tochter ſehr krank, und meinem Gatten that im ganzen Jahre Pflege noth, da hab' ich mich geübt.“ — Er mußte die Medizin von ihr nehmen; in fortwährender Geſchäftigkeit und bei täglichen Beſuchen ſtrebte ſie des Barons Begriffe von ihr herabzuſtimmen. Er ſollte in ihr nur Gewöhnlichkeit erkennen, dieſe und ſtetes Hindeuten auf ihre Jahre und mütterlichen Verhältniſſe ſchienen ihr Mittel, das Gemüth des jungen Mannes abzuſpannen.

Ihm ward ihre Theilnahme Geneſung, je weiter er aber darin vorſchritt, je mehr hemmte ſie jede Vertraulichkeit, und ſuchte alle weiblichen Fehler hervor: Eigenwille ohne Gründe, veränderliche Laune und Empfindlichkeit wechſelten ab mit der Sorge für ihn.

Es war natürlich, daß Clotilde über die nicht unbekannt gebliebenen Beſuche bei dem kranken Wallo geneckt wurde, ſie wußte dies überall mit Witz und Luſtigkeit nieder zu ſchlagen. Bei dem Baron aber klagte ſie die Weltmenſchen an, und trieb es ſo bitter, daß dieſer, der gegen ſich ſelbſt die Verſtimmung walten ließ, Andre zu vertheidigen anfing.

Jetzt glaubte Clotilde, es ſey Zeit, den Geneſenen wieder ſeiner eignen Leitung zu überlaſſen, und ſo gab ſie einſt einem traulichen Geſpräche dieſen Inhalt:

„Das Leben des Mannes iſt ein Gebiet der Thaten, das des Weibes ein Raum für Gefühle; herrſchend ſoll der Mann handeln, ſich beherrſchend fühlen. Wird er dem Herzen zu unterthänig, oder eignet das Weib ſich ſelbſtſtändige Thatkraft an, ſind Beide außer ihren Grenzen und verfehlen den Standpunkt der Natur: — wir haben Beide unſre Bahn verloren, ich reiſe, um ſie wieder zu finden, und hoffe, auch Sie ſollen ſich erheben. Wir ſehen uns in einem Jahre auf meinem Gute L**, können Sie mir dann beweiſen: daß Ihr Empfinden Sie nicht an freier That und dem Lebenszweck hindert, Beides von jenem nicht ſo bezwungen iſt, daß Sie auf die Würde des Mannes und alſo auch auf die Achtung eines nicht gedankenloſen Weibes keinen Anſpruch haben, — dann will ich über Ihre Wünſche mit Ihnen ſprechen. Ich enthebe Sie indeß jeder Verbindlichkeit, mich dort zu beſuchen, gebe Ihnen jedoch das redlichſte Wort der Freundſchaft, daß Sie mich finden; dann tauſchen wir aber unſer Vertrauen aus, und ich denk' Ihnen ein Gelübde zu enthüllen, das mich jetzt weiter ruft.“

Der Baron gelobte Alles, da ihn ein Strahl der Hoffnung durchleuchtete; er vollführte nach Clotildens Abreiſe ſeine Aufträge, die er bisher ſehr läſſig behandelt hatte, entzog ſich aber aller Geſellſchaft, weil er ſich wohl befand in Stille und Schwermuth. Nach vier Monaten wurde er zurückberufen, ſein Incognito war zu Ende, und der Fürſt empfing den Sohn des Miniſters, rafen Morheim, mit Bezeugung ſeiner Gnade die vortreffliche Ausführung der Inſtruktionen. ber", ſetzte er lächelnd hinzu, „der Baron allo ſcheint ſich krank gearbeitet zu haben, er g ſich als Graf Morheim erholen, ich lade Sie heute Abend zum Maskenball."

Morheim hätte lieber einſam die Vaterſtadt begrüßen mögen, doch er mußte gehorchen, und wählte für den Maskenball, zu welchem vom Hofe die Einlaßkarten vertheilt waren, einen Hamlet-Anzug, auch hier ſeiner Düſterheit ſchmeichelnd. Er ſchloß ſich einem Bekannten an, dem nichts geheim war, und von dem er alſo erfragen konnte: wer die Vermummten wären. Er nahm wenig Theil, endlich aber fiel ihm eine Furien-Maske auf, die immer umdrängt war und auf alte Späße neu und treffend antwortete.

„Wer iſt Die?“ fragte Morheim, ſie mit den Augen verfolgend.

„Frau von Sylberg nennt ſie ſich, mehr weiß Keiner von ihren Verhältniſſen, ſie iſt erſt ſeit drei Monaten hier.“

„Sie ſcheint mir geiſtreich!“

„Ja, das wohl, aber —“

„Taugt Sie nichts?“

„Hm“, meinte der Bekannte, „in der Hölle würde ſie ein Engel ſeyn, im Himmel ein Teufel, auf Erden iſt ſie — eine Frau!“

Morheim näherte ſich ihr, ſein Blut ſtrömte lebendiger, es ſchien ihm Clotildens Stimme.

„Schöne Maske, wer ſind Sie?“ fragte er.

„Keine ſchöne Maske, Furie, wie Sie ſehen!“

„Ich bitt' um Ihre Hand!“ ſagte Morheim bebend, ſie wurde ihm gereicht und er ſchrieb den Namen „Clotilde.“

Raſch fortgezogen fühlte er ſich nach der Vorhalle. „Wer kennt mich?“ fragte die Furie, ſich die Maske entnehmend.

Es war Clotilde; von der Freude des Wiederſehens überraſcht, beugte Morheim unwillkürlich die Kniee, die Maſke war ihm entfallen. In dem Augenblicke trat ſein Führer heran, warnend: „Was beginnſt Du, Morheim?“

„Morheim! Himmel und Erde! Morheim?“ ſo rief jetzt Clotilde mit den ſchrecklichſten Tönen. „Ja, es war, es iſt ſeine verhaßte Stimme!“ fuhr ſie außer ſich fort, und nach den Worten: „Schickſal, du ſpielſt tückiſch!“ war ſie aus dem Saale entſchwunden.

Ein erregtes Aufſehen machte ſich läſtig, und Morheim wurde von ſeinem Führer fortgeriſſen. Keinen Laut entgegnete er auf alle Fragen; in ſeinem Zimmer vor ſich hin ſtarrend, bewegte er nur zuweilen den Kopf wie Einer, der ſich bereden möchte: es ſey nicht ſo! Nur als ſein Vater, der von dem Vorfalle hörte, ihn beſuchte, gab er mit plötzlichem Ausbruch von Abſcheu ein anderes Zeichen des Lebens.

4.

Clotilde hatte am nächſten Morgen zu ſchneller Abreiſe ſich bereitet, da wurde ihr „Seine Excellenz der Miniſter Graf Morheim“ gemeldet.

„Ich bin unpaß!“ ſprach ſie mit Haſt, da trat er ſchon ein.

„Sie mögen es entſchuldigen, gnädige Frau! daß ein bekümmerter Vater zudringlich wurde, nachdem er hier Reiſe-Anſtalten bemerkte. Meines Sohnes Freund, der geſtern mit ihm auf dem Maskenballe war —"

„Wie befindet ſich Ihr Sohn?" — fiel fragend Clotilde ein.

„Ohne daß ich die Urſache errathe, hat dieſe Nacht ſeinen Verſtand faſt verworren gezeigt!"

„Auch meine Gedanken", entgegnete Clotilde, „jagen ſich, als wollten Sie alle mir entweichen; eines nur weiß ich noch deutlich: ich hatte den Plan, mich an Ihnen zu rächen, aber bevor ich irgendwie von der Ausführung wußte, hat er mich ſchwerer getroffen als Sie!"

Der Graf ſah ſie befremdet an.

„Ich hieß einſt Clotilde von B**", ſprach ſie jetzt langſam; Morheim ſchwankte, erhob plötzlich den Blick und ſenkte ihn dann zu Boden.

„Meine Jugend hab' ich im Elend verlebt", fuhr ſie fort; „in einer der ſchmerzlichſten Stunden ſchwur ich feierlichſt, Sie in Ihrem Glück zu ſtören. Ich wußte, daß Sie einen Sohn haben, dachte: er iſt gewiß auch junger Wüſtling; mit der Kraft meines Geiſtes, mit der letzten Macht des Lärvchens, deſſen Schönheit Sie einſt prieſen, wollt' ich ihn feſſeln, nur um ihren Frieden zu vernichten. Ein ſonderbares Gewebe erfüllte meinen Zweck, eh' ich noch glaubte, ihn begonnen zu haben.“

Sie erzählte, ſehr angegriffen, die Vorfälle in W*** und endete dann: „Ich kam hieher, ihr Sohn war verreiſt; ich gab mir alle Mühe, Aufmerkſamkeit zu erregen, um dadurch den Ankommenden zu locken; der Vorfall geſtern hat mich mit der entſetzlichen Löſung meines Gelübdes überraſcht, und mich ſchwer beſtraft für das Böſe meines Plans.“

Der Graf ſagte in ſich gekehrt: „Ich machte Sie unglücklich, — ich tödtete Ihren Bruder! — Auch ich war unglücklich und meinen Sohn werd' ich begraben ſehen! — Schmerz um Schmerz, Leben um Leben! — Klagen darf ich da freilich nicht!“ —

Er wandte ſich matt, um zu gehen; Clotilde, tief entſetzt, bat ihn, zu bleiben.

„Auch Sie waren alſo nicht glücklich?“ — fragte ſie heftig.

„Glauben Sie mir, Ehrſucht verfehlt die Liebe, und aller Glanz erhellt nicht die Nacht des Gewiſſens!“ —

Ein Strom von Thränen erfriſchte den Lebensgeiſt Clotildens. „Gott ſey Dank, er war nicht glücklich!“ ſagte ſie erſchütternd, und dann: „Sehen Sie, Herr Graf, ich wähnte dem parteiiſchen Verhängniß nachhelfen zu müſſen, aber — das Schickſal iſt gerecht!“

Der Graf beugte wehmuthsvoll ſein Haupt.

„Noch aber iſt hier nicht Alles verloren, noch glaub' ich retten zu können!“ rief ſchwerſinnend Clotilde. „Fragen Sie nicht wie? Laſſen Sie mich Ihren Sohn beobachten.“

Es geſchah; ein ſehr verderblicher Rückfall ſeiner Krankheit war erfolgt, und gräßliche Bilder der Seele ſchilderten ſeine Reden ohne Zuſammenhang, bis die Kräfte ihn verließen. Clotilde ließ eilend ein ähnliches Zimmer, wie das in W** einrichten, und als ſie einige Ruhe gewann, ſagte ſie dem Grafen:

„Ich habe eine Tochter, die im Aeuſſeren mir ſehr gleicht; ich erlauſchte ſchon in W** bei ihr eine Neigung für den ſchwärmeriſchen jungen Mann, ich ſandte ſie fort, jetzt kam ſie mit mir:

vielleicht führt uns das zum Licht!“ — In dem Eifer, helfen zu wollen, überſah ſie das Gefährliche des Anſchlags, und Aurelie, die Tochter, ließ ihre Schüchternheit beſiegen durch ſtillgenährte Liebe, die Thränen der Mutter und die Hoffnung, großes Unheil auszugleichen.

Zitternd ſaß Aurelie, da der junge Mann eben in unruhiger Betäubung ſich marterte, neben ſeinem Lager, genau wie damals ihre Mutter; das aufgeſchlagene Buch vor ihr war „Hamlet.“

Als er erwachte, war „Clotilde!“ ſein erſter Ruf. —

„Endlich!“ ſprach Aurelie; „Sie hatten böſe Träume, Sie haben mich recht geängſtigt! Wir laſen im „Hamlet“, und waren eben bei der Stelle:

Ein unbeſiegbar Klagen iſt das Thun
Gottloſen Narrſinns, iſt unmännlich Leid;
Zeigt einen Willen, der dem Himmel trotzt,
Ein unverſchanztes Herz und wild Gemüth.

— nun wollen wir auch nicht weiter leſen.“

„Ich liebe das Werk, laſen wir es wirklich?“ —

Schriften

von

F. W. Gubitz.

Zweyter Band.

Inhalt.

Die Prinzeſſin. Luſtſpiel in fünf Akten.
Sappho. Monodrama.
Die ſelige Frau. Luſtſpiel in einem Akt.
Lieb' und Friede. Schauſpiel in einem Akt.

Mit einem Titel- und Seiten-Blatt in der Tuſch-Manier des Holzſchnitts von F. W. Gubitz.

Berlin 1816.
In der Maurerſchen Buchhandlung.
Poſtſtraße No. 29.

„Ja wohl, und da kamen Sie plötzlich außer ſich, ſahen ſich ſelbſt als Hamlet, und der Himmel weiß, was Sie da Alles erlebt haben wollten!“ —

„Bin ich denn noch gar nicht wieder geſund geweſen?“

„Leider nein!“

Aurelie ſtand mit der Medizin vor ihm; er ſah ſchwach auf und drückte ihr leiſe die Hand, Aurelie bebte.

„Alſo Traum!“ ſagte er dann, „ach, Gott ſey ewig Dank!“

Er wiederholte dies mehrmals, ſeine Züge wurden heiterer und bald nachher, immer auf die für ihn geſchäftige Aurelie blickend, ſchloß er die Augen zu einem ruhigeren, langen Schlaf.

Derſelbe Diener, den der junge Morheim in W** hatte, wurde herbeigeſchafft, und Alles gethan, um es ihm zu beſtärken: er ſey noch dort. Langſam kam ſo die Beſſerung, und mit ihr erkannte er auch, erſt ungewiß und immer gewiſſer, daß nicht Clotilde ihn pflege. Doch ſeine Seele hatte ſich nach Theilnahme geſehnt und ſie erreicht; die ſanfte, mit ihm ſchwärmende Aurelie, das verjüngte Bild Clotildens, war ihm werth geworden, und die Herzen fanden ſich, ehe er den Zuſammenhang erfuhr, der Aurelien in ſeinem Gefühl zum rettenden Engel erhob. —

Clotilde ſah er nicht, doch am Tage der Verlobung gab Aurelie dem Geliebten folgende Zeilen:

„Lebt wohl, Kinder! Euch einet das verſöhnende Schickſal, und ſeyd Ihr glücklich, wie ich hoffe und vom Himmel erflehe, dann ſeht Ihr mich in einigen Jahren wieder. Gedenket meiner, und Gott ſegne Euch!“

Sie lebten glücklich und feierten nach einem Jahre die Wiederkehr der geliebten Mutter.

Der Berliner Prophet
im ſiebzehnten Jahrhundert.

Andreas Otto, Küſter am Berlin-Köllner Dom,*) las an einem September-Abend des Jahres 1591, in ſeinem Häuschen bei dem vor der Domgaſſe ſich ausbreitenden Kirchhofe, ſeiner Tochter Magdalene mit eifrigem Erſtaunen aus einer Schrift vor. Es war die Abhandlung, welche der unter ſeinen Zeitgenoſſen berühmte Theolog Ananias Jeraukurius hatte drucken laſſen über die im Jahre 1587 in der Oſtſee gefangenen Fiſche, „ſo mit wunderſamlichen Zeichen an ihren Leibern die

---

*) Noch während der Amtsführung des Andreas Otto erhielt dieſer Dom den Namen „Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit.“

Schickſale der Zukunft bis zum jüngſten Tage, wie auch der Welt Untergang verkündeten.

Der allzu gläubige und von ſeiner eigenen Weisheit ſehr überzeugte Andreas Otto, den ſein mit Trugbildern und Ueberſpannung reichlichſt begabter Zeitgenoſſe Johannes Colerus als glücklichen Wetterverkündiger bezeichnete, hatte an Magdalenen keine Zuhörerin, die nicht Zweifel hegte über die Weiſſagungen der Fiſchleiber. Sie ſchaute mit großen klaren Augen in's Leben, auch lagen in ihrem Köpfchen andere Gedanken gepreßt beiſammen. Alſo freute ſie ſich nur nebenher mit ihrem Vater, daß ſie hoffentlich im Paradieſe längſt geborgen ſeyn würden an dem greulichen Tage des Jahres 1720, „wo der losgelaſſene Satan in ſchwerer Peſtilenz die zwoen letzten der ſündigen Menſchen wird hinwegreißen.“

Bei Andreas Otto, deſſen Einbildungskraft ſo unerſchöpflich war wie ſeine Leichtgläubigkeit, wirkte jedoch das Entſetzen nach, und da er, die innigſte Liebe für ſein Vaterland im Herzen, ſehr oft davon geſprochen hatte, das kurfürſtliche Haus Brandenburg werde ſich von Erbe zu Erbe weit und herrlich ausbreiten, fand er das Weltende im Jahr 1720 höchſt widerwärtig.

Geboren 1532 in Tangermünde, einſt die Reſidenz des erſten Hohenzollern, war er in Erinnerungen an dieſen Fürſtenſtamm aufgewachſen, hatte nach dem Wunſche ſeines Vaters, eines redlichen Tuchmachers, frühzeitig in der dortigen Kirche zum heiligen Stephan Altardienſte verrichtet, und konnte ſich zu keinem andern Geſchäft entſchließen. Bei einem Beſuche in Berlin wurde er indeß der neuen Lehre zugethan, wahrſcheinlich dazu ermuntert von ſeiner Geliebten und nachmaligen Gattin, deren Mutter die Gemahlin Joachim's I begleitet hatte, als dieſe wegen ihrer Glaubenswandlung nach Torgau flüchtete. Durch Begünſtigung erlangte er das Dom-Küſteramt, bei welchem ihn, nach einer neueren Gewährung, bereits ſein Sohn Erasmus unterſtützte, weil der Vater ſeit dem Tode ſeiner Frau zuweilen am Starrkrampfe litt.

Der Sohn war an jenem Abend, gegen ſeine Gewohnheit, noch nicht im Hauſe, als bereits das einfache Mahl, ein paar Heringe und Rettige, nebſt einer Kanne Freiberger Bier, auf dem gedeckten Tiſche ſtand. Der alte Küſter, jetzt in der Stube haſtig hin- und herſchreitend, konnte ſich noch nicht beruhigen über der Welt Untergang, bei welchem ſein geliebtes brandenburgiſch Land mit zu Grunde gehen mußte; die Tochter aber achtete wenig auf ſeine Rede, denn ſie war ängſtlich geworden wegen des Ausbleibens ihres Bruders, der auch von ihr einen Auftrag empfing.

Magdalene — von den Nachbarn das „ſchöne Küſter-Lenchen“ genannt — hatte einen Geliebten, der dem Domküſter im Wege war, weil dieſer wähnte, ein Hofjunker, der ſein Töchterlein mit ſchmeichelnder Rede verfolgte, meine es ehrlich mit der Werbung, weshalb er ſich in allerlei eitle Hoffnung hineinträumte. Jener Geliebte war ein Sohn des Buchdruckers Runge, der die Druckerei des grauen Kloſters verwaltete. Der junge Gebhard Runge brachte dem wißbegierigen Andreas Otto auf deſſen Wunſch alle die Schriften, welche aus jener Anſtalt hervorgingen. Unter den geliehenen Büchlein befanden ſich ſogar deutſche Schauſpiele, die mit ihren Engeln, Teufeln, Zauberern und Hexen, ſo wie mit dem ſchon damals beliebten Hanswurſt beſonders Magdalene ergötzten.

Durch hübſche Geſtalt und Gefälligkeit, nächſtdem auch durch geiſtige Vorzüge gewann ſich Gebhard allmälig das Herz der Jungfrau; Vater Otto dachte an einen vornehmeren und reichen Eidam, ward alſo ſehr unwillig, als Jener ſeine Werbung bei ihm anbrachte. Er wies ihn heftig ab, und da ſich ihm nun in der Liebe Magdalenens unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtellten, ſchwur er in ſeiner aufbrauſenden Redeweiſe: „Gott müſſe ihn erſt aus dem Grabe auferſtehen laſſen, ehe er zu einem ſolchen Ehebund einwillige.“

Dem unglücklichen Gebhard wurde verboten, die Schwelle des Hauſes zu betreten, und er mußte ſich einſtweilen fügen. Doch hatten die Liebenden an Erasmus Otto einen Vertrauten, der auf die Bitte ſeiner Schweſter oft Tröſtungsbotſchaft vom Küſterhauſe nach dem grauen Kloſter trug, ſie dann gewöhnlich auch von dort heim brachte, was Magdalene diesmal ebenfalls erwartete, und nun, vom Sitz am

Webeſtuhl aufſtehend, die ſich ſteigernde Unruhe nicht mehr unterdrücken konnte.

„Fällt es Euch denn nicht auf, daß Erasmus noch immer nicht da iſt?“ ſprach ſie zum Vater, dem erſt jetzt ſein Hirngeſpinſt über der Welt Ende etwas zerriß, obwohl er doch nur wie in Zerſtreuung fragte: „Was iſt mit dem Erasmus?“ —

„Beinahe vier Stunden blieb er ſchon aus dem Hauſe ganz wider ſeine Art“, entgegnete Magdalene, „und der Abendimbiß ſteht unberührt da, weil wir gewohnt ſind, nicht ohne ihn uns an den Tiſch zu ſetzen.“

Andreas war noch nicht völlig in die Wirklichkeit zurückgekehrt, er beſann ſich, und hatte ſich eben angeſchickt, nach dem Sohn zu forſchen, da erſchreckte ein gewaltſamer Klingelzug den Vater wie die Tochter, und zugleich hörte man von draußen Erasmus mahnen: „Macht auf, macht ſchnell auf!“

Mit dem klagenden Ausruf: „Du lieber Herrgott, was geht denn vor?“ eilte Magdalene, die Hausthür zu öffnen, und Erasmus trat herein, ſehr erhitzt und faſt athemlos.

Auf die ihn von dem Vater und der Schweſter beſtürmenden Fragen konnte er in den erſten Augenblicken nicht Beſcheid geben, nach kurzer Erholung berichtete er dann:

„Ich ward durch ein ſeltſam Abenteuer an den Raub erinnert, der am 22. Auguſt des vorigen Jahres der Domkirche einen goldenen Kelch, das ſilberne Bildniß der heiligen Katharina, und den Apoſteln Ketten von werthvollen Münzen entführte. Als ich vor etwa zwei Stunden mit Gebhard Runge, der mir begegnete, am Rathhauſe vorüber ſchritt, bemerkten wir einen Auflauf von Menſchen, und hörten von einer Verhaftung, ohne den Grund erfahren zu können. Gebhard ſagte: wenn ich warten wolle, denke er ihn zu ermitteln, er habe Verwandte unter den Rathhaus-Bewohnern. Wir beredeten die Stelle, wo er mich nachher wiederfinden werde, und ich hatte faſt eine Stunde geharrt, da ſprang Gebhard auf mich zu und zog mich raſch von dannen, bis wir aus dem Menſchengewirre waren, wo er mir dann zuflüſterte: Das iſt eine gar abſonderliche Begebenheit! Zu einem Goldſchmiede kam heut einer der Maurer vom Schloßbau mit zwei alten Münzen, die er verkaufen wollte; der Goldſchmied glaubte Stücke von denen zu erkennen, die Anno 1590 aus der Domkirche geraubt wurden, ließ den ihm fremden Mann ergreifen, und Beide ſind noch oben auf dem Rathhauſe, wo der Maurer ausſagte: er habe dieſe Schauſtücke am 22. Auguſt des vorigen Jahres frühmorgens, als er zur Arbeit ging, vor dem Hauſe des Domküſters Otto gefunden.“

Bis in das tiefſte Mark erſchüttert unterbrach Andreas den Sohn mit den Worten: „Schändlich, ſchändlich, und auch voll Entſetzens! Der Neid bezüchtigte mich ſchon damals in böſem Leumund der Mitwiſſenſchaft an der Frevelthat, und da man bisher vergeblich dem Kirchenräuber nachtrachtete, wird nun auf mich ſchwerer Verdacht geworfen, ich ſehe Büttel, Kerker und Folter vor mir —.“

„Heiliger Gott!“ ſchrie Magdalene auf, und Thränen floſſen über die Wangen der zitternden

Jungfrau, doch Erasmus, ſelber fieberhaft durchbebt, ſprach dazwiſchen:

„Ja, lieber Vater, Gebhard ſchon ahnte Gefahr für Euch, und läßt bitten, daß Ihr bis zur gewiß bald erfolgenden Aufhellung des ſchlimmen Anzeichens Euch verberget, was am beſten geſchehen könne in einem Gewölbe des grauen Kloſters, wohin Ihr Euch jedoch unverzüglich begeben möchtet —.“

Außer ſich rief Andreas: „Gott und meinen Kindern will ich vertrauen, ſonſt keinem Lebendigen!“ — dann, wie von ſeinem Wort ergriffen, ſetzte er in Verzückung hinzu: „Ja, dort iſt Sicherheit! — zu den Todten will ich, in eine fürſtliche Gruft des Doms, dahin dringt kein Spüren der Häſcher, und ich werde ungefährdet ſeyn, bis der Allmächtige geholfen hat!“

Den Kindern grauſete zwar bei dem Gedanken, daß der Vater vielleicht mehrere Tage und Nächte in der Fürſtengruft verweilen müſſe, ſie fanden aber ſelber keinen beſſeren Rath. Auch ließ ſich alsbald in der Stille der Nacht bewerkſtelligen, was hier nothwendig wurde, ſo daß vor Sonnenaufgang durch die Pforte der Sacriſtei Alles, was für den Aufenthalt in der Todtenſtätte unentbehrlich, hinübergeſchafft und verabredet worden war, Magdalene ſolle die ihr vertraut wohlwollende Markgräfin Catharina, Gemahlin des nachmaligen Kurfürſten Johann Friedrich, von dem Geheimniß unterrichten und deren Schutz anſprechen.

Wie gut man aber gethan, den Vater Andreas einſtweilen der Nachforſchung zu entziehen, machte ſich deutlich, denn noch in der Morgendämmerung umringte ein Stadtvoigt mit Häſchern das Küſterhaus, wo Erasmus meldete, daß der Vater geſtern von einem lügenhaften Gerücht gehört habe, und in Folge deſſen, da er trotz ſeiner Unſchuld ſich doch vor der Haft nicht geſchirmt glaubte, entwichen ſey. Die Geſchwiſter baten dann vereint den Stadtvoigt um ſtrenge Durchſuchung aller Räume in der Wohnung, damit er bezeugen könne, es ſey nicht das Geringſte zu entdecken, was jenes Gerücht zu unterſtützen vermöge.

Mit Recht ſahen es die angſtvollen Kinder als Glück an, daß die Markgräſin Catharina eben aus Magdeburg, wo ihr Gemahl als Verweſer des Erzſtifts Hof hielt, zum Beſuch nach Berlin unterweges war. Es währte nur zwei Tage, in deren Nächten die Geſchwiſter für den Vater ſorgten, da ſtand Magdalene in einem Vorgemach, die liebenswerthe Frau zu erwarten, die ſchon früh auf den Meiereien in der köllniſchen Vorſtadt Bekannte beſuchte, deren Betriebſamkeit ſie mit Rath und That förderte.

Catharina kam durch daſſelbe Vorgemach, und, nach einem Seſſel ſchreitend, redete ſie freudig die mit ſchweren Athemzügen kämpfende Jungfrau zuerſt an, indem ſie ihr zurief: „Grüße Gott mein ſchönes Küſterkind, ich hoffe, der Herzenstrieb führt Dich zu mir!“

Von dem gütigen Empfang tief bewegt, ſank Magdalene weinend der holden Markgräſin zu Füßen, wurde aber ſogleich erhoben, wobei Catharina ſprach: „Faſſe Muth und ſprich aus, was Dich bedrückt!“

Bald wußte ſie, was ſich bei der Küſterfamilie ereignete, und verhieß mit beruhigenden

Worten, nähere Erkundigungen einziehen zu wollen, ſo raſch es thunlich, und als nun Magdalene ſich zu entfernen gedachte, ſagte Catharina ſchalkhaft:

„Und über Deinen Schatz haſt Du mir nichts zu verrathen? Eifert der Vater noch immer gegen die Verringelung mit dem Buchdruckersſohn?“ —

„Ach“, antwortete ſeufzend Magdalene, „meine allgerühmte Beſchützerin iſt ſehr gnädig, ſich meines Leids zu erinnern, aber es wäre ſündig, jetzt an mich zu denken.“

„Heraus mit der Sprache, wie ſteht's, ich will das auch wiſſen!“ wurde ihr entgegnet, und Magdalene geſtand nun, daß ihr Vater leider geſchworen habe, Gott müſſe ihn erſt aus dem Grabe auferſtehen laſſen, ehe er zu ſolchem Ehebund einwillige. Nach dieſer Mittheilung ſchwieg die erlauchte Frau nachdenklich, dann rief ſie aus:

„Das iſt gottlos, aber Gott iſt barmherzig; hoff' auf ihn, und jetzt geh' heim mit frommergebenem Sinn!“

Schon am nächſten Tage erſchien Catharina ſelber bei den Geſchwiſtern und rief ihnen zu:

„Ihr ſollt die Freude nicht allein haben, ich nehm' auch mein Theil davon!“

Dann berichtete ſie, daß der eingefangene Maurer zwar ein Mitſchuldiger an dem Kirchenraube, nun aber durch deſſen Geſtändniß der Haupt-Miſſethäter, ein Weißgerber aus Liebenwerda, ergriffen ſey; auch habe der Maurer bereits die Angabe von dem Funde vor der Thür des Küſterhauſes als lügenhaft widerrufen.

„Jetzt holt mir den Vater, mit ihm hab' ich ein ſtrenges Wort zu wechſeln!“ ſo ſchloß Catharina ihre Meldung an die freudigſt dankbaren Geſchwiſter, und Erasmus ſprang davon mit dem Schlüſſel zur Sacriſtei.

Vater Andreas Otto kam bald herüber in ſein Haus, die frohe Botſchaft hatte aber noch nicht die Verſtörung in ſeinem bleichen Antlitz überwältigt. Lautlos warf er ſich nieder, ſeine huldvolle Herrin als den ihm von Gott geſandten Rettungsengel preiſend, und ſie entgegnete mit würdevollem Ernſt:

„Wohl habt Ihr Urſach, im Staube liegend Gottes zu gedenken, der Euch aus der Gefahr und zugleich Euer Gewiſſen befreit. Ihr thatet, wie ich vernahm, den ſündigen Schwur, Ihr müßtet erſt aus dem Grabe auferſtehen, ehe Ihr die Liebe Eurer Tochter zu einem wackeren jungen Manne billigen wolltet, und ſiehe, der Herr der Heerſchaaren ſchaut auf Euch Vermeſſenen, er leitet und führet die Begebniſſe ſo, daß Ihr nun aus dem Grabe auferſteht und ſonder Gewiſſensqual Uebles in Gutes verwandeln dürfet. Ihr werdet, ſo hoff' ich, den Bitten und Wünſchen Eurer ſittſamen Tochter nicht mehr widerſtändig ſeyn, Ihr werdet dieſen Tag feiern durch das Verlöbniß Magdalenens mit Gebhard Runge!“

In tiefer Zerknirſchung antwortete Andreas: „Ich beuge mich in Demuth vor Gott und meiner hohen Gönnerin!“ wonach ihm Catharina die Hand reichte, daß er ſich erhebe, und nun zu Magdalenen gewendet ſprach:

„Morgen zeige Dich bei mir mit Deinem Verlobten, denn ich habe ihn zu beſcheiden wegen meines Gebetbuchs, das im grauen Kloſter gedruckt werden ſoll."

Von dem Alten und den Kindern umringt und geſegnet entfernte ſich dann die für alle Zeit im Andenken gefeierte Frau, das erhabene Muſter aller Landesmütter; Erasmus aber eilte zu Gebhard, ihm die glückſelige Wendung zu verkündigen und ihn herbeizurufen. .

Die Wirkung der drei Tage und Nächte, die Andreas Otto einſam und angſtvoll im Gruftgewölbe durchlebte, hatte vermöge ſeiner leicht entzündeten Einbildungskraft mächtigen und dauernden Einfluß auf ſeine Zukunft. Wahrſcheinlich ſteigerte Grübeln über der Welt Ende — das damals auch noch von dem Züricher Profeſſor Raphael Egli mit toll gewordener Gelehrſamkeit für das Jahr 1720 als unvermeidlich feſtgeſtellt wurde — die Spannung ſeiner Sinne. In ſchwärmeriſcher Liebe zum Vaterlande wurde er nun ſelbſt „Seher" und „Prophet"; er gewahrte „vom Geiſte der Offenbarung durchflammt" die Nachkommen der Hohenzollern im Glanze der

Herrſchaft über 1720 hinaus, was ihm beſonders ein Traumgeſicht in der Oſternacht 1620 beſtätigte.

Nach des Domküſters Verlangen iſt dieſer weiſſagende Traum am nächſten Morgen — vierzig Tage vor dem Tode des Andreas Otto, der am Himmelfahrtstage im neunundachtzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb — von ſeinem Verwandten Haino Flörke aufgeſchrieben, und ohne Verzögerung bei Runge gedruckt, nachträglich auch vom derzeitigen Poeten Bartbold Ringwald in Reime gebracht worden.

Die erſte Urkunde enthält nur, was lebhafte Schlußfolge auf Grund des bedeutenden neuen Ländergewinns unter dem Kurfürſten Johann Siegmund ein Jahr nach deſſen Ableben ohne Geiſterſeherei und Wunder verkündigen konnte. In wiederholtem Abdruck des Traumberichts hat man Zuſätze nicht verſchmäht, doch iſt bei dem engen, von allerlei fabelhaften Spiegelfechtereien der Vorzeit überfüllten Gedankenkreiſe des Andreas Otto nicht zu bezweifeln, daß jenes

„Traumgeſicht“, wie überhaupt ſein vermeintes Prophetenthum, natürliches Ergebniß einer ausſchweifenden Einbildung und erhitzten inneren Regſamkeit war.

Dorfgeſchichten.

Dorf-Röschen und Waldpreis.

I.

Das Städtchen Lauffen und das Dorf Lauffen liegen gar anmuthig am Neckar, und die Natur iſt dort wunderſchöner als die Bauart, die, unter uns geſagt, noch heut ſchöner ſeyn könnte. So wird's denn gleichfalls geweſen ſeyn im dreizehnten Jahrhundert, obwohl derzeit alldort nicht weit von einander ein Mönchs- und ein Nonnen-Kloſter ſtanden, die jetzt nicht mehr da ſtehen und — Gott wird's wollen! — auch nicht wieder da ſtehen werden.

Wir ſind indeß eben ſo wenig Propheten, wie es Andere ſeyn können; denn in der Welt geht's wunderlich zu, und denkt man einmal, ſie komme vorwärts, dreht ſie ſich nur herum und bringt ihren alten Wuſt auf eine, ihm eben günſtigere Stelle.

Jenes Mönchskloſter war dem päpſtlich-heiligen Bernhard, das Nonnenkloſter aber der eben ſo heiligen Regiswendis geweiht, und dieſe Klöſter gehören mit zu unſrer Geſchichte, die den jungen und ſchönen Jägersmann Waldpreis betrifft, der natürlich ein ſchönes junges Liebchen hatte, Dorf-Röschen genannt. Die Namen waren ihnen von der Nachbarſchaft zugetheilt, eben weil ſie preiswürdig ſchön waren. Die Beiden lebten in erwähnter Gegend Anno 1247, etliche Jahre vorher, ehe Berthold Schwarz das Pulver erfand, was alſo Waldpreis noch hätte erfinden können. Daß er's nicht that, iſt nicht unſre Schuld.

Ehe nun Waldpreis mit ſeinem Hunde — der hieß Riſch-Raſch — des Morgens auszog, da klopfte er an Dorf-Röschens Fenſter, und wenn ſie heraus ſah — und ſie ſah jedesmal heraus — dann fragte er: „Haſt mich noch lieb?“ und ſie antwortete: „Gar ſehr lieb, mein Freund!“ — und dann gingen Beide an ihr Tagewerk, waren nur Abends wieder beiſammen, wo er zwiſchen dem Geplauder oftmals daſſelbe fragte und vielmal dieſelbe Antwort empfing, was wahrſcheinlich nur den Verliebten kurzweilig dünken mag.

Dorf-Röschen war eine wohlhabende Waiſe, hatte nur wenige Verwandte; Waldpreis aber erfreute ſich der Ausſicht, bald der ſtädtiſchen Jägerei vorzuſtehen, und da paßte ſich Alles. Nur Eins paßte nicht: Waldpreis war ſehr eiferſüchtig, und Eiferſucht kann bekanntlich manchmal ihre Urſachen haben, übrigens aber auch ganz ohne Urſachen ihr Weſen treiben, wie's denn hier wirklich ſo geſchah. Waldpreis hatte für ſeine Eiferſucht keinen andern Grund als den: er wollte eiferſüchtig ſeyn. Das ſcheint allerdings nicht beſonders klug, wir haben indeß auch nicht geſagt, daß er beſonders klug war, und es ſoll juſt bei ſchönen Leuten öfter vorkommen, daß ſie nicht beſonders klug ſind; das könnte ſich indeß die Schönheit abgewöhnen, wenn nur die Eitelkeit es zuließe.

Eines Morgens hatte Dorf-Röschen wieder geſagt: „Gar ſehr lieb, mein Freund!" und Waldpreis ſchritt quer über Feld rüſtig und jubelluſtig nach dem Buchen-Dickicht. Unterwegs ſang er behaglich der Lerch' und Wachtel nach, die eben recht morgenkräftig ihr liebſtes Leiblied ſangen; ſie mögen gar kein anderes, darum ſingen ſie ſtets daſſelbe, und doch klingt's Einen, der das Gemüth in Einfachheit bewahrte, es nicht verſchnörkeln ließ durch Dudeldummdudel, oder durch ſich gelehrt ſpreizende Muſik das Herz gar in den Kopf zu bringen ſuchte, immer friſch an.

Als er nun im Walde ſtand, dauerte es nicht lange, da kam ihm ein großer Hirſch ſo nah, daß er ihn erreichen konnte mit ſeinem Pfeil, der zum Abfliegen bereit auf ſeiner Armbruſt lag. Richtig getroffen verendete das Thier unter ſeinem Hirſchfänger. Dieſer Jäger-That froh, blies er ſich ſelbſt ein jauchzend Stückchen auf dem Horn, obwohl er keine andern Zuhörer hatte als ſeinen Riſch-Raſch — der indeß ſo eifrig die Ohren aufthat wie der größte Kenner — und in Buſch und Wipfeln die Vögel, denen ſo zwitſcherlich zu Muthe ward, daß ſie, nachdem Waldpreis ſchon eine Weile geſchloſſen hatte, noch lange nicht zum Schluß kommen mochten, wobei denn der Specht noch flinker arbeitete wie ſonſt.

Waldpreis aber ließ den Hirſch ausbluten, dann nahm er ihn auf ſeine kräftigen Schultern, und dahin ging er, indem er zu ſich ſprach: „Den bezahl' ich der Kämmerei und bring' ihn zu Dorf-Röschen, die eine große Freude haben und ſich bedanken wird, und vielleicht —." Da ſtockte die Rede, wir wiſſen aber doch, daß er ſagen wollte: „und vielleicht giebt ſie mir einen Kuß!"

Fürerſt gedachte er ſeine Beute in die Laube von Immergrün zu tragen, wo ſie Abends manchmal neben einander ſaßen; dann wollte er ſie hinführen und ihr einen neckenden Schreck einjagen, wie das Liebesleute oft pfiffig oder nicht pfiffig zu thun pflegen.

So kam er zum Hofe, wo ſie wohnte, und als er ein wenig ſtill ſtand, um ſich vom Athem wieder zu holen, was er in der Haſt zuviel ausgegeben, vernahm er Dorf-Röschen's Stimme, halb ſcherzend, halb ſcheltend, indem ſie ſagte: „Macht Euch ja davon, bevor Waldpreis und Riſch-Raſch kommen!"

Der Jägersmann wurde blaß, er warf den Hirſch ab, im Augenblick darauf war er in der Hütte, und da ſah er im Brokat-Wamms und mit Feder-Barett den Junker Hans von Ravensberg, deſſen Schliche ſehr verrufen waren, ſah, wie der Fant eben eine goldene Kette um Röslein's Hals hing. Alsbald wich der lezte Blutstropfen von des Jägers Wangen, ſeine Hand ballte ſich um den Griff des Hirſchfängers, der Junker zog ſein Schwert, und die beiden Männer wollten zornig aufeinander los. Da ſchrie Dorf-Röslein in großer Angſt: „Um aller Heiligen willen, tödtet Euch nicht, werft von Euch die Wehr!“ — Und raſch lag ſie an der Bruſt ihres Freundes, und hätte der Ravensberg jezt ſeine Waffe gebraucht, er hätte ſie tödten müſſen.

Waldpreis ſtieß ſie zurück, daß ſie zu Boden ſank; ſie aber riß die goldene Kette vom Halſe, warf ſie dem Junker vor die Füße mit den Worten: „Jezt geht, geht, denn Eure Reden ſind ſchlecht und Euer Gold iſt mir nichts nuz!“ — Der Junker ging dann auch, nahm jedoch das Kettlein nicht mit; Röslein aber weinte bitterlich und bat ihren lieben Freund zärtlich, er möge nur wieder gut ſeyn. Der aber ſtand da, wie das Bild eines Bildſchnizers, unbeweglich und ſtarren Blicks, und in bebendem Zagen ſchaute Röschen ihn an. Endlich quollen ihm ein Paar große Thränen aus den Augen und mit haſtiger Rede ſprach er:

„Du biſt eine Schlange, Du biſt falſch und treulos, und ich gehe zum Heer der Welfen oder der Böhmen, oder noch beſſer, ich geh' in's Kloſter, da brauch' ich gar kein Weibsbild mehr zu ſehen, und ich mag auch kein's mehr ſehen, in Ewigkeit nicht!“

Dorf-Röschen wollte ihn halten, konnt's aber nicht; er ſtürzte von dannen über Steg und Stein in einem Trabe, Riſch-Raſch immer mit; und er gelangte an die Kloſter-Pforte, riß an der Glocke und begehrte Einlaß. Nach einer Weile wurde geöffnet; da ſprach Waldpreis zu Riſch-Raſch: „Dich brauch' ich fürder nicht; du biſt ein guter Hund, ſuch' dein Unterkommen wo anders!“

Riſch-Raſch blieb traurig ſtehen, denn ſein Herr war ſchon im Kloſter. Dann ſchlich das treue Thier kopfhängend zu Röschen, war aber die folgenden Tage immer wieder um dieſelbe Stunde am Kloſter und ſchaute ſich's kläglich an.

Den Waldpreis führte ein Mönch ſtumm über lange Gänge zum Abt Hilarius, der eben in ſeiner Zelle bei ſehr feinen und lockenden Speiſen ſaß, weil juſt Faſttag war. Hilarius aber ſprach mit vollem Munde: „Sey gegrüßet, mein Sohn, und der Weg des Herrn ſey der Deine! Was begehreſt Du?“ — Darauf entgegnete Jener, dem plötzlich ſehr demüthig zu Muth ward: „Meiden will ich die ſündhafte Welt und mein Heil ſuchen Tag und Nacht im Kloſter!“

Hilarius ſeufzte, leerte einen Becher Weins mit geübtem Zuge, ſeufzte abermals, und hienach ſprach er: „Recht gut und löblich, mein Sohn! Verſteheſt Du aber auch zu leſen Latein und Deutſch in Pſalter und Brevier?“ — und Jener antwortete: „Ich hab' was davon gelernt in der Schulen!“

„Offiz und Brevier, Pſalter und Miſſal ſind das Rüſtzeug wider die Anfechtungen des Teufels, der nicht immer daher kommt wie ein brüllender Löwe, vielmehr in unterſchiedlichen Geſtalten auch gar manierlich thun kann!“ ſprach der Abt und ſchenkte ſich wieder ein, wobei er fortfuhr:

„Dann lerne auch Anderes von Hiſtorien alten und neuen Teſtaments und die ſechs Alter der Welt und die Geſchlechter, und daneben vervollkomm'ne Dich in Grammatica und Rhetorica, denn die Regel iſt der Zunge Segel! Auch die Muſica und noch Etliches der ſieben freien Künſte muß von Dir geübet ſeyn. Aber viel Wiſſen macht noch nicht fromm, blähet wohl gar; ſey fleißig, mein Sohn, wolle aber nicht Alles erfahren und verbreiten, denn der Verſtand der Menſchen muß Dein Knecht und Dein eigener nicht Dein Herr ſeyn. Darum bleibe demüthig, und damit dem ſo ſey, brauche täglich Disciplin und Geißel, trag' auch das Cilicium immer fort, und wenn in der Nacht das Glöcklein klinget, ſpringe auf und gehe zur Kirche!“

Der Abt war danach mit ſich ſelber ſehr zufrieden und leerte nochmals den Becher auf das Wohlergehen des Novizen.

Waldpreis aber, von dieſen Reden faſt trunkener, als der Abt vom Weine, ließ ſich nun das Haupt ſcheeren, nahm die grobe Kutte, daß er ſeine Glieder drein hülle, und einen Strick, ſich zu gürten. Er war zufrieden damit und betete Ave Maria und Paternoſter, las im Brevier und Pſalter, faſtete und koſtete die harte Disciplin. Er trieb's auch mit der Grammatica und Logica,

und ſchaute in mancherlei Bücher, die man ihm zu Anfangs in ſeine Zelle brachte.

Das Wertheſte davon war ihm aber doch der Pſalter, geſchrieben mit ſchönen ſchwarzen und gereckten Buchſtaben; die ſtanden in graden Reihen, hatten Schwänzlein nach unten und oben, wie Wurzeln und Zweige, und voran war immer ein rother Buchſtabe und hier und da ein lieblich Bild der Mutter des Herrn. Wenn er nun im Pſalter las, däuchten ihm die ſchwarzen Buchſtaben die Tannen und Fichten im Walde, und die rothen ſchienen ihm Hirſchlein und Reh; die Bilder aber mahnten ihn an Dorf-Röschen, daß er oft dachte: „Alſo barmvoll und ſchmerzenreich mag ſie jezt wohl in die Welt blicken! — doch die Welt iſt abtrünnig aller Lieb' und Treu, und ich habe ſie vergeſſen, und Dorf-Röschen will ich vergeſſen!“ — und dann gab er ſich die Disciplin. Wenn er aber wieder hinſchaute auf die Bilder, da war's, als ſähen ſie von Tag zu Tag tröſtender aus und immer ähnlicher dem Dorf-Röschen; — er aber ward immer bläſſer.

Allgemach verging ſo der Herbſt, der Winter fand gleichfalls ſein Ende, und dann zogen Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten auch vorüber. Da ſprach der Abt zu dem ſehr bleich ausſehenden Novizen:

„Gar gelehrt biſt Du, doch iſt's beſſer, Du biſt gelehrter. Darum lerne fürder und komm' mit mir in die Bücherei!“ —

Waldpreis folgte alsbald dem Voranſchreitenden durch's Refectorium, Stiegen auf und Stiegen ab, über Kreuzgänge und Reliquien-Kammern bis an die ſchwere Eiſenthür, ſo zur Bücherei führte. Der Abt öffnete mit dem großen Schlüſſel das Schloß, und auf den roſtigen Angeln drehte ſich die Thür knarrend und ſchnarrend einwärts. Und es lagen hier auf Pulten allerlei Bücher, groß' und kleine, dick und ſchmächtig; manche waren aber mit geweihten Ketten an ihre Pulte befeſtigt, dieweil man glaubte, der Satan ſey lüſtern danach, bevor man dahinter kam, daß derſelbe mehr wiſſe, als die Bücher insgeſammt faſſen können.

Waldpreis beſah Dies und Jegliches mit Staunen und rief aus: „Ei, Herr Abt, wie gelehrt ſeyd Ihr, da Ihr doch gewiß all das geſchriebene Weſen in Euch habt!“

„Nicht gar vollauf, aber doch in Fülle!“ entgegnete ſchmunzelnd der Abt. „Es iſt die Feder gefährlicher als das freie Schwert, und von hier aus könnte die Menſchheit all klug gemacht werden; wär' aber vom Uebel, denn ſo die draußen klug werden, wo ſollen wir hin mit uns! Hier aber iſt ein Werk, bei dem Du früh und ſpät ſeyn mögeſt, genannt „Rudimentum noviciorum“, im harten Deutſch: „Grundkenntniſſe der Novizen.“ Solches enthält die Urgeſchichten von Adam bis zur Sündfluth, von der Salzſäule bis zu den Pyramiden, von Moſen und Juden, von den Philiſtern und mancherlei Kaiſern, von Cleopatra und Carlmagnus; von Troja und Prag, von Rom und Lübeck, von den Päpſten und den Heiligen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, und von gar vielen Dingen, die zu ſagen mein Athem nicht ausreicht, des trockenen Mundes nicht zu gedenken. Und Du wirſt das Alles vielmals leſen und mir's fürtragen in gewählten Stunden, daß ich Dich prüfe und mir kund werde, wie's bei Dir heimiſch geworden!“

„Dem ſey ſo!“ ſprach Waldpreis, und wollte das Buch, um's in ſeine Zelle zu tragen, auf die Schultern erheben, denn es war ſo groß, dick und ſchwer, daß er einſt leichter den Hirſch trug. — Der Abt aber lächelte und belehrte ihn: „Nein, mein Sohn, anders iſt's beſſer! Bleibe Du hier in Bibliotheca, fange an zu leſen bei dem erſten Blatte und lies Dich hinein täglich von der Mittagsmeſſe bis zur Veſper, und danach trage im Gedächtniß fort, was Du geleſen, daß Du erſtarkeſt im Behalten!“ — Sprach's, drückte ihn auf einen Seſſel nieder und wandte ſich, ſchloß auch die Thür.

Waldpreis ſtarrte nun bald dieſe, bald das ungeheuerliche Buch an, dermaßen erſchrocken, wie er kaum war, als er den Junker in Dorf-Röslein's Stüblein getroffen. Er ſank endlich in ſich zuſammen und ein großes Weh übermannte ihn, daß er nichts mehr um ſich her ſah, dunkel dachte und hell fühlte. Denn ihm ward Vergangenheit zur Gegenwart, und als dieſe wieder zu ihrem Recht kam, ſein Blick auf das große Buch fiel und auf das Heer von Büchern, da rief er in Verzweiflung:

„O giebt's einen größeren Thoren als mich! Aber das iſt nun die Straſe, daß ich ein Gelehrter werden, gewiß all dieſe alten Bücher leſen ſoll, und könnte doch als frohfreier Bräut'gam leben und aus Dorf-Röslein's Augen immer jugendfriſche Weisheit leſen. Sie aber wird nun betrübt ſeyn wie ich, denn ſie war mir ſtets hold, und der Junker war ihr ſtets ein Narr und wird's noch ſeyn, nachdem ich ein größerer Narr wurde!" —

Und dann ſaß er wieder ſinnend, bis er ſich zuletzt mit Grauen und Seufzen zu dem großen Buch wandte.

II.

Das Dorf-Röschen war unterdeß krank geworden vor doppeltem Kummer; denn einstheils härmte ſie ſich ſchwer ab, weil's ihr tief zu Herzen ging, daß Waldpreis ſie für treulos hielt, anderntheils aber noch ſchwerer, daß ſie ſein nicht mehr anſichtig wurde, auch gar nicht wußte, wo er ſich aufhielt. Hätte ſie den treuen Miſch-Maſch einmal begleitet, konnte ſie's wiſſen, aber es fiel ihr nicht ein; denn innig Verliebte ſind als ſolche niemals beſonders klaren Hirns. Sie ward immer kränker, und eine Nachbarin, von Mitleid erfüllt, pflegte ihrer und beredete ſie, in einer nahen Wald-Kapelle ein Opfer niederzulegen und ihr Herz im Gebet zu öffnen.

Eines Tages führte denn auch die Nachbarin Beda ſie dorthin, und Dorf-Röschen trug ein ſilbern Herz in einem Roſenkranz mit ſich. In der Kapelle angekommen, wußte ſie lange ihres Weh's nicht mächtig zu werden, endlich aber hing ſie ihren Kranz an, ſtotterte und ſtammelte auch ihre Schmerzen und Wünſche dabei aus. Dann betete ſie ſtill mit der Nachbarin um Frieden und Erhörung, und ſo es nicht ſeyn könne, gelobte ſie ſich dem Kloſter, legte auch dies ihr Gebet und ihr Gelübde, wie's ihr ein Kaplan aufgeſchrieben, in der Kapelle nieder. Als Beide nun noch in Andacht verſunken waren, hörten ſie plötzlich flüſtern:

„Die Lieb' iſt nicht ſündlich, auch ſüß noch in Schmerzen:
Sie enden in Wonne, vertraue dem Herzen;
Im Kloſter verborgen, verharre drei Wochen,
Dann naht Dir die Hülfe, ſie ſey Dir verſprochen!“

Nicht ohne Grauen vernahmen Dorf-Röschen und Beda dieſen Spruch und ſchauten ſich erſt bedenklich, bald aber mit Zügen an, in denen die Hoffnung die Bedenklichkeit verwiſchte. Nun geſchahen zwar damals juſt eben ſo viele Wunder als heut zu Tage, das heißt: gar keine; aber man glaubte damals, daß deren geſchähen, und die beiden Dorf-Bewohnerinnen würden auf ein Wunder geſchworen haben, wenn ſie auch nach Beendigung jenes Spruches eine Mannsgeſtalt, die hinter der Säule verſteckt gelauſcht, hätten davon ſchleichen ſehen.

Es war der ſogenannte Pritſchen-Peter von Heidelberg, der, mit ſeinem Herrn Pfalzgraf Ludwig zum Beſuch auf einer nahen Burg, bei einem Gange durch den Wald in die Kapelle eintrat und Zeuge wurde von Dorf-Röschens Bekenntniß und Flehen.

Pritſchen-Peter gehörte zu den gutmüthigſten Hofnarren, etwas klüger wie die Weiſeſten am Hofe war er ebenfalls, und er gedachte ernſtlich, dem armen Mädchen, dem er zufällig ein geheimer Vertrauter geworden, zu helfen, weshalb er jenen dunkeln Troſt ausſprach und bei ſich meinte:

die Erleuchtung wird mir ſchon kommen. Jetzt machte er ſich davon, hatte aber bald überlegt, wie ſich die Hülfe fürerſt anfangen ließe.

Nicht lange waren Dorf-Röschen und Beda auf dem Heimgange, da kam querfeldein der Pritſchen-Peter gerannt und fragte um den Weg nach der Burg, wo ſein Herr ſich befand, obwohl der Schalk ihn recht gut kannte. Die beiden Wanderinnen erhoben zu gleicher Zeit die Hand, den Fremden zurecht zu weiſen; Peter ergriff in ſeiner Weiſe die des Dorf-Röschen's, indem er Dank ſagte, unterbrach ſich aber ſelbſt plötzlich mit den Worten: „Was ſeh' ich?“ und blickte erſtaunt auf die feſtgehaltene Hand.

Pritſchen-Peter, vertraut mit der Erfahrung, daß Neugier und Aberglaube gar leicht ein Mädchen befangen, ließ ſich jedoch erſt nach längerem Geſpräch und öfterem Anmahnen bereit finden, auf jene ſeine eigene Frage Antwort zu geben. Er wußte es dem Dorf-Röschen, indem er aus der Hand las, zu ihrem Schrecken beizubringen, daß er wirklich aus der Hand leſen könne: denn er fand da richtig eingezeichnet, was ſie kürzlich erlebte. Dann fuhr er fort:

„Ihr werdet, ſchöne Jungfrau, in's Kloſter gehen und dort in Troſt und Hoffnung ganz geneſen, weil Ihr verſichert ſeyn könnt, daß binnen wenigen Wochen ein geliebter Mann Euch dort aufſuchen und zu ſich heimführen wird. Thut mir weh", ſetzte der ganz hübſche Pritſchen-Peter anmuthig lächelnd hinzu, „daß ich nicht der Mann bin; aber von mir ſteht leider nichts in Eurer Hand, es ſcheint da von einem ſtreifenden Waidmann die Rede, oder von einem Bogenſchützen, wie dieſe ſich rundende Linie verrathen will." —

Röschen ſah ſehr vergnügt erſt auf die gerundete Linie, dann auf Beda, und ward vergnügter noch als Jener weiter ſprach: „So Ihr mir vertrauen mögt, will ich Euch dienſtgewärtig ſeyn, und ich denke wohl, Euer Leid in Freude zu verkehren!"

Die Liebe macht die Luft zur Botin, zieht ſich die Sterne in's Herz, und eine Hoffnung, die kaum das Jenſeits erfüllen kann, meint ſie mit den Händen greifen zu können. So zogen denn auch bei Pritſchen-Peter's weiterem Geſpräch dem armen Dorf-Röschen alle Wundergaben der Träume in die Wirklichkeit, jede Falte ihres Innern that ſich auf und ebnete ſich in der Zuverſicht, daß ihr geholfen werde.

Pritſchen-Peter erfuhr Alles, was ihm zu ſeinem Vorhaben diente, und verabſchiedete ſich danach mit den Worten: „Thut, wie ich Euch ſagte, dann thut Ihr wohl, und bis auf Wiederſehen gehabt Euch wohl!“ — Und da Dorf-Röschen im Kloſter der heiligen Regiswendis eine Baſe hatte, die dort Pförtnerin war, begab ſie ſich zu dieſer, die ihr mit gutmüthiger Behäbigkeit die Pforte öffnete. Als ſie nun gar vernahm, was in der Kapelle und fernerhin geſchehen, hielt ſie das Dorf-Röschen für eine Gebenedeite des Herrn und harrte mit ihr begierig der Wunderdinge, die da kommen ſollten, und die ſich fürerſt darin zeigten, daß Dorf-Röschen ſichtlich wieder in friſcher Blüthe prangte: denn der wiederkehrende Lebensmuth iſt ein guter Arzt und Hoffnung die beſte Pflegerin.

III.

Waldpreis hatte bereits manchen Tag in den ihm dazu beſtimmten Stunden vor dem dicken

Theater-Spiele

von

F. W. Gubitz.

Berlin, 1816.
In der Maurerſchen Buchhandlung.

Buch geſeſſen; der Kopf ſchien ihm dabei auseinander zu gehen, ohne daß er merkte, es ſey mehr drin als ſonſt, und der Abt Hilarius ließ ſich ſeinen Wein-Antheil größer zumeſſen wegen der ſchweren Mühe, dieſem Novizen in der Gelehrſamkeit fort zu helfen und ihn zu prüfen.

Da geſchah es eines Tages, daß Waldpreis in dem großen Buche ein eingelegt vergilbtes Pergament-Blatt fand, das ihn bei dem Leſen in noch mächtigere Unruhe brachte. Es ſtand auf dem Blatte Folgendes:

„Im Jahre des Heils 1097 war ich, Franz von Bartingen, gar eiferſüchtig worden auf meine geliebte Herrin, Bertha von Bibrach, auch wegen großer Thörigkeit in's Kloſter gegangen. Allda ward ich ſehr geplagt von meiner Melancholei und der Gelahrtheit, die nicht fruchtete, obwohl ich leſen und ſchreiben konnte: dieweil jedoch das Herz zu voll, blieb der Kopf leer. Denn ich ſah nur immer und immer, wie ich als Page hatte dienen müſſen bei Tafel, wo Bertha ſaß neben dem Ritter Kunibert von Calw, der ihr beſtimmt war von ihrem Vater; ſie aber ſprach da gar freundlich mit dem Ritter und hatte doch mir Herz und Treue zugeſagt. Hienach überkamen mich Zorn und Eiferſucht, ich verließ die Burg noch in derſelbigen Nacht, wollte das Kreuz nehmen und gen Paläſtina ziehen, auf welche Fahrt ich im Kloſter mich vorzubereiten vermeinte. In der einſamen Stille erwuchs mir aber die Reue, denn ich mußte in mir meiner Herrin das Zeugniß geben, es ſey keine That geſchehen, die als Untreue zu erachten, vielmehr ich deren zu zeihen, da ich nicht ferner, wie es ſich doch gebührt, an ihren Schwur geglaubt. Ich ward darob mit jedem Tage friedloſer, konnte mir auch des Rathes nicht erſinnen. Einſt nun vernahm ich an dem Fenſter meines Kloſtergemachs ein Geräuſch; als ich dieſerhalb aufſchaute, ſiehe, da pickte Bertha's Lieblings-Taube, die auch ich ſtets gern gefüttert, an mein Fenſter, und nachdem ich's raſch geöffnet, flog ſie herein. Dies verhalf mir zu dem Gedanken, an Bertha ein Brieflein zu ſenden und es der Taube um die Bruſt zu knüpfen, welches ich that. Ich bekannte mich ihr als ein Thor, der ſich vergangen in der Einbildung, aber nun nicht wiſſe, wie ſie geſinnet ſey, auf Vergebung auch nicht hoffen dürfe; wolle um deswillen nach dem heiligen Land und nähme Abſchied von ihr und ihrem Vater, der mir wohlgethan, und derowegen ich ſündlich an ihm gehandelt, wenn ich der Tochter Herz ſeinem Willen entfremdet. Das Täublein entließ ich dann und ſchaute ihm trübſelig nach im Fluge, bis es meinen Blicken entging. Siehe aber, nach zween Tagen kam es abermals und bracht' ein Brieflein von Bertha mit, des Inhalts: daß ich nur wohlgemuth zu ihrem Vater kommen möge, er habe mir Alles verziehen. Da macht' ich mich denn auf mit Bangen und ſtand vor dem Vater nicht anders, denn ich fühlt' es heiß klopfen mir in der Bruſt. Er jedoch redete mich freundlich alſo an: „Meine Bertha hat mir nichts verhalten, und daß ſie bei jenem Abend-Imbiß lieb und anmuthlich mit Kunibert von Calw ſprach, war des Dankes wegen; denn er hatte mich gelöſt von meinem Wort, womit ich ihm einſt meine Bertha, da ſie noch ganz Kind war, zuſagte, ſintemal ſeine Wünſche ſeit jener Zeit ſich anderswo angeſponnen hatten. Du aber mögeſt wiſſen, daß Dein Vater mich lange befehdete, weil er mit mir zugleich um mein nachmalig Weib, das Gott in Seligkeit halten möge, warb, ich aber ihre Gunſt empfing. Das ſaß ihm feſt im hartnäckigen Sinn, und obwohl er ſich noch eh' denn ich vermählte, er ließ nicht ab, bis ich ſeiner Herr werden mußte, wollt' ich ein Stündlein Frieden haben. Als nun der Sieg ſich zu mir wandte, ich ihm aber dennoch die Hand bot, verleugnete er jegliche Milde und Klugheit und zog, Dich und Deine Mutter zurücklaſſend, gen Welſchland, wo er in einem Treffen den Tod fand. Du aber wurdeſt, nachdem Deine Mutter für ſich das Kloſter erwählte, in der Förſterei erzogen, wo Du über Deine Herkunft nichts erfuhreſt, auch nicht, da ich Dich zu mir nahm und keine Lehre an Dir ſparte. Jetzt werd' ich Dir Dein väterlich Gut ungeſchmälert zurückgeben, und begehreſt Du dann meine Tochter, ſie Dir nicht weigern, hoffend, daß ſolche That mir bei Deinem Vater zur Sühne helfe, wenn wir uns dereinſt vor Gott ſehen!"

Alſo ſprach der edle Volkmar von Bibrach, und Bertha geſtand mir verſchämt, wie ſie das Täublein gar innig geherzt und geküßt, als es meinen Brief gebracht. Dies hab' ich aufgeſezt für den Herrn Abt Mauritius von Sanct Bernhard, werde auch alljährig dem Kloſter ein Fuder des beſten Weines verehren. Bin nun daheim geblieben, habe mich mit meiner lieben Herrin Bertha vermählt, und geſegne mich deſſen, daß mir der Herr aus großer Thörigkeit falſcher Eiferſucht ſo verwunderlich und gnädig geholfen, begehre nicht des Kloſters und des Zuges gen Paläſtina, ſondern hoffe guten Willens auf Kraft, meine Vaſallen und Inſaſſen zu beglücken; ich ſelber aber bin froh und wohlgemuth in meinem Glück.

Gefertigt auf Burg Bartingen im Wonnemond
1097.

Ritter Franz von Bartingen."

Als nun Waldpreis dies geleſen, ward er ſich ſeiner großen Uebereilung jammernd und verzweifelnd noch bewußter, und vermeinte, es ſey ihm das Pergament nur zur Beſtrafung ſeiner Unbill an Dorf-Röschen in die Hand gefallen. Betrübter als je ſtarrte er voll wirriger Gedanken vor ſich hin; da hörte er plötzlich ein Scharren an der Thür wie von eines Hundes Tatzen, vernahm bald danach mehrere Stimmen; der Schlüſſel im Schloß drehte, die knarrende Thür öffnete ſich, und herein trat, geleitet vom Abt Hilarius, Pfalzgraf Ludwig mit ſeinem Gefolge, unter dieſem auch Pritſchen-Peter. Voran aber ſprang Riſch-Raſch herzu und an Waldpreis hinauf, der ihn mit unverhaltenen Thränen koſete, nicht Herr ſeines Weh's und ſeiner Freude. Dabei ward er aber gewahr, daß Riſch-Raſch zwiſchen ſeinem Halsband ein Papier trug, welches Waldpreis verſtohlen an ſich nahm und es verbarg.

Pritſchen-Peter hatte ſein Abenteuer dem Pfalzgrafen berichtet, und dieſer ſuchte ſich nahe Gelegenheit, indem er dem Abt vermelden ließ, er wolle das Kloſter in Augenſchein nehmen. Da jedoch zu erwarten, man werde den Novizen verleugnen, verließ ſich Pritſchen-Peter, der Alles erkundete, auf Riſch-Raſch, deſſen täglichen Hingang nach dem Kloſter er ausgeſpürt. Wie gedacht, verrieth denn auch durch Scharren an der Thür der Bücherei Riſch-Raſch den Aufenthalt ſeines Herrn, zu deſſen Füßen er ſich jetzt niedergeſtreckt hatte.

Der Pfalzgraf und ſein Gefolge hielten den Abt geſchäftig mit Beſcheid über die alten Bücher und Pergamente, ſo daß Waldpreis ſich in Heimlichkeit zurückziehen und das Papier ſich näher beſchauen konnte. Da war zu leſen:

„Dorf-Röslein iſt ſo treu und hold,
Dorf-Röslein iſt ſo krank:
Waldpreis bezahlt der Narrheit Sold,
Hat Narrheit nur zum Dank!

Sie weilt im Kloſter, iſt gefaßt
Auf harten Nonnen-Schwur;
Eh' Du Dein Glück verſtoßen haſt,
Such's auf, bei Ihr iſt's nur!

Geh', rette ſie aus ihrem Leid,
Und Dich aus eig'nem Trug;
Doch thu's, dieweil's noch an der Zeit:
Sey jetzt und eilend klug!“

Seiner Sinne kaum mächtig, hielt Waldpreis das Papier in der zitternden Hand, da ſtrich

Pritſchen-Peter an ihm vorbei und flüſterte: „Fleh' den Pfalzgrafen an!“ — und kaum war dies geſprochen, ſo lag der unglückliche Novize auch ſchon zu den Füßen des Fürſten. Der erhob ihn ſelbſt, nach ſeinem Begehr fragend, und erſt ſtotternd, dann, von des Pfalzgrafen heiteren Blicken ermuthigt, in gutem Zuge, erzählte Waldpreis ſeine Geſchichte, ſich endlich ſelbſt der Thörigkeit und ſündlichen Haſt anklagend, da er wohl fühle, wer im Walde und unter Gottes Himmelskirche aufgewachſen, für den ſeyen die Blätter der Gelehrſamkeit nur wie ein dürres Laub und die Zelle ein Kerker.

„Herr Abt Hilarius“, ſprach darauf mit luſtiger Hoheit der Pfalzgraf, „da ich's einſehe, daß dieſer Jägersmann ein ander Revier hat, als das Kloſter, ſo ſeht Ihr's gewiß nach viel heller ein; erſpart ihm demnach die Gelübde, die er nicht halten kann. Mit der Keuſchheit iſt's nichts, denn es zieht ihn zu ſeinem Röschen, das eine gar hübſche und liebe Maid iſt, wie man mir berichtete. Mit der Armuth iſt's nichts, denn er will gern eine gute Förſterei haben, die ich ihm gebe.

Was endlich den Gehorſam betrifft, ſo nehm' ich ihn aus Eurer Disciplin und bürde die Sorge mir auf: ich werd' ihm ſchon Gehorſam beibringen, wenn er etwa mangeln ſollte. Du aber" — ſo wandte er ſich zu Waldpreis — „geh' zu Abend wie ſonſt zu Deinem Röslein und ſag' ihr, wenn ſie jemals wieder gerechte Klage über Dich hätte, ich, der Pfalzgraf Ludwig, wohnt' in Heidelberg und wollt' ſie hören! Ich leb' indeß zunächſt der Zuverſicht, die Gelahrtheit werde Dir den Verſtand nicht ganz verthan und ich kein Urſach haben, der jetzigen Stund' unwirſch zu gedenken!"

Pritſchen-Peter umtanzte vor Luſt und Freudigkeit, ihm dazwiſchen den Mantel küſſend, ſeinen lachenden Herrn Ludwig, der den, in großem Glücke ſchwindelnden Waldpreis zum andern Mal erheben mußte, da er im Dank, zu dem er nicht Worte finden konnte, wieder vor ihm lag.

„Spar' das Wort und vergilt mit der That!" ſprach ernſt der Fürſt und fügte noch hinzu: „Die Berufung zu Deiner Förſterei ſoll Dir am Hochzeitstage werden durch meinen lieben Pritſchen-Peter; halt' ihn gut, halt' ihn, als ob ich's wäre, denn er hat's um Dich verdient!" — und danach ſchritt er grüßend mit ſeinem Gefolge von dannen.

Und es begab ſich, wie's der Pfalzgraf verkündet. Als am Abend Waldpreis mit bebendem Herzen an Dorf-Röschen's Haus kam, ſah er durch das Fenſter ſein Liebchen bei der Arbeit ſitzen, und nachdem er leiſe die Thür geöffnet, ſtürzte ſie ihm entgegen, und Beide ſanken auf die Kniee, in ſeliger Umarmung Gott dankend und dem Pfalzgrafen, mitſammt dem Pritſchen-Peter. Riſch-Raſch aber, als ob er's merke, daß er hier nicht ſtören dürfe, hatte ſein Plätzchen am Ofen inne, ſchien ſich aber doch ſeines Antheils an der Begebenheit bewußt.

Nach wenigen Wochen war große Hochzeit; Pritſchen-Peter mit der Förſterei-Beſtallung fehlte nicht und hatte den wohlerworbenen Ehren-Platz. Er war voll ſprudelnden Jubels, ſang bei'm Becherklange Mancherlei, ſo auch das Verslein:

„Wer da jagen kann, ſoll nicht ruh'n;
Wer da freien kann, der ſoll's thun;
Wer da Geld hat, brauch's in Ehren,
Daß ſo Menſchen und Gut ſich mehren.
Doch nicht ruh'n, nur thun, in Ehren mehren,
Von dem Mönche darf man's nie begehren!"

Das goldene Kettlein aber vom Junker Hans von Ravensberg erhielt die heilige Regiswendis; man hat's freilich niemals an ihr geſehen, und wo es hingekommen, darüber ſchweigt die Chronik.

Der
ſchlechte Nachbar wird umgebracht.

Anſelmus Rommel, Bauer in einem oberſchleſiſchen Dorfe, hieß bei Allen „der ſchlechte Nachbar“, und wer ihn kannte, mußte daſſelbe ſagen, wenn er nicht lügen oder ſchweigen wollte. Letzteres gehörte aber zu den größten Schwierigkeiten, weil Jeder, der mit Anſelmus Rommel in Berührung kam, ſehr bald aus ſchlimmer Erfahrung genau wußte, daß er ein ſchlechter Nachbar ſey. Man brauchte dies kaum thätlich zu erfahren, denn obwohl man nach dem Aeußeren nicht urtheilen, am wenigſten abſprechend urtheilen ſoll, hier ſchien ein Irrthum unmöglich: weil der Mann ſtets ausſah, als wolle er das Immerwährende der Stürme und Erdbeben erfinden.

Die Umgebung ſtimmte dazu. Seine Frau war bleich und abgehärmt, auf den Köpfen zweier Söhne ſträubte ſich das Haar, als wär' es gewöhnt zu Berge zu ſteigen aus Furcht vor dem Vater. Scheu, brummig und maulend ſchlich das Geſinde zum Geſchäft, und ſogar die zahmen Hausthiere wurden unheimlich wild, wenn Rommel in ihre Nähe kam. Die Rinder erinnerten an ihre Hörner, der Hofhund knurrte und klemmte den Schwanz ein, und die Katze unterſchied ſich gar nicht von der wilden: ſie ziſchte ihn grollend an nach gebügeltem Buckel, und ſtand er dicht vor ihr, ſchoß ſie gradauf in die Höhe an der Wand des Rauchfangs. Erſchreckt flog in gackerndem Geſchrei das Federvieh auf, wenn Rommel in den Hof trat. Das Fell ſeiner mit Stößen, Peitſchenhieben und Stockſchlägen ſehr bekannten Pferde glich dem Bezuge eines alten Reiſekoffers, und durch die Mißhandlungen abgeſtumpft, konnte deren Erneuerung ſie nicht an der Trägheit hindern.

Selbſt die jungen Bäume, die während Rommel's Bewirthſchaftung des Gehöfts im Garten angepflanzt wurden, zeigten ſich knorrig, wunderlich verwachſen und ſchief übergebogen, als nähmen auch ſie den ſteten Zwieſpalt krumm und wollten ſo unwirrſchen Hausleuten den Weg verſperren. Rommel's Felder bedeckten ſich mit Unkraut, bei dem ſich der wilde Sauerampfer und Bitterwurz, dieſes Mittel gegen giftige Krankheiten, im Wuchern auszeichneten.

Daß all ſolch Unheil ſeine eigene Schuld ſey, wollte Rommel nicht begreifen; er fluchte über ſein Schickſal und ſein Unglück, und verwünſchte alle Dorfbewohner, von denen freilich nicht wenige dem galligen Unhold Schabernack über Schabernack zufügten. Er ließ ſich dann auf bloßen Verdacht und Argwohn in Prozeſſe ein, und verlor ſie meiſt, weil er keine Beweiſe hatte; dieſe Händel koſteten ſo viel an Geld und Zeit, daß er ſeine Meierei vernachläſſigen mußte.

Einſt behauptete er auch gegen den armen Tagelöhner Joſeph Braner: er habe ihm Hacke, Spaten und Senſe abgeborgt und nicht wieder gebracht; dieſer verſicherte, Alles ſey treulich abgeliefert worden, Rommel aber leiſtete einen Schwur, und in Folge deſſen wurde dem Braner, da mit den Gerichtskoſten die Ausgleichung in Gelde ihm nicht möglich war, ſeine einzige Kuh genommen. Er nannte nun Rommel einen alten Betrüger; dies veranlaßte wieder einen Prozeß, und da die erlangte Genugthuung ihm nicht hinlänglich ſchien, wendete er die abſcheulichſten Mittel an, den armen Tagelöhner ganz zu vernichten. Dieſer vergalt es ihm mit Rachſucht, und da er tagtäglich von Haß angetrieben wurde, ſeine Leiden in der Schenke zu erzählen, gewöhnte er ſich den Trunk an und verſank in das tiefſte Elend. Seine arme Frau, mit der er nun ſtets haderte, klagte in Thränen Allen ihr Leid und ſchloß gewöhnlich mit den Worten: „In dieſem Jammer ſtürzte mich und meine Kinder kein Anderer als der Rommel, denn mein Mann war ſonſt der beſte Menſch von der Welt!“

Solcher Händel hatte Rommel noch mehrere, mithin die Fülle von ſchlimmer Nachrede, als Berthold Treutler ſich in dem Dorfe ankaufte, und zwar Zaun an Zaun neben dem böſen Nachbar.

Der Ankömmling war ein umſichtiger und fleißiger Mann, brauchte Kopf und Hand in richtiger Weiſe, und da er auch dem Herzen ſein Recht ließ, entwich ihm nie der heitere Sinn.

Die erworbene Meierei übernahm er in mißlichem Zuſtande, der ſich aber bald beſſerte. In bewundernswerther Schnelligkeit minderte ſich das Unkraut auf den Feldern, reinigte und ſchmückte ſich der Garten. Was irgend nutzen konnte, Flußſchlamm, Herbſtblätter, Knochen, Alles wurde zur Verwendung aufbewahrt, und bald kam es zum Verſchönern. Roſenhecken und Weingerank umkränzten das Wohnhaus, und ſelbſt der rauhe Stein, der die Thürſchwelle bildete, wurde eingefaßt mit goldgelbem Moos.

In der Wirthſchaft herrſchte Ordnung und Aufmerkſamkeit. Das glatt geſtriegelte Pferd weidete im Klee, und kam Berthold Trentler, ſchüttelte es die Mähne und wieherte freudig, als wollte es ſagen: die Welt iſt angenehm, weil Ihr darin ſeyd! Die alte Kuh, die ihr Kalb unter dem großen Wallnußbaum liebkoſete, lief ihm mit erwecktem Blick entgegen und bat mit ihrem ſanften Muh! Muh! um die Zuckerrübe, die er ihr mitzubringen pflegte. Der Hahn ſpreizte ſich ſtolz vor ſeinem Gefolge von wohlgenährten Hühnern und flaumigen Küchlein, ging ihm auch gar nicht aus dem Wege, ſondern lüftete ſeine glänzenden

Flügel und krähte ihm ein Willkommen! Und nun erſt die Kinder! Ward Berthold in der Ferne geſehen, ſchwenkten ſeine zwei Knaben die Mützen, riefen im Entgegenſpringen jubelnd: „Der Vater, der Vater!“ und die kleine Marie trippelte auf ihn zu mit einem Tauſendſchönchen, das er in's Knopfloch ſteckte. Berthold's Frau betrieb ihre Geſchäfte emſig, ohne viele Worte, zuweilen ſagte ſie aber mit innigem Gefühl der Befriedigung zu ihren Nachbarn: „Wer meinen Mann kennt, liebt ihn, er kann's gar nicht hindern!“

Berthold Trentler hatte nie einen Prozeß gehabt, jetzt jedoch verkündigte man ihm, er werde der verdrießlichen Erfahrung nicht entgehen, wie vorſichtig und nachgiebig er ſich zeige, denn ſein Nachbar Rommel gleiche jenem Johann Hans, von dem ein Witzbold ſagte: „Wäre er in der Welt der einzige Menſch, ſo würde Hans immer mit Johann hadern und Johann mit Hans!“

„Iſt Rommel wirklich der Art?“ erwiederte Berthold. „Nun, wenn er gegen mich nicht davon abläßt, kann's geſchehen, daß ich den böſen Nachbar umbringe.“

Ueberall finden ſich Leute, die gern hetzen, ſey's nur, um dem trägen Einerlei des Lebens etwas mehr Bewegung einzublaſen. Solche Aufreger hatten nichts eiliger, als Berthold's Aeußerung dem ſtreitſüchtigen Nachbar zu verrathen, verſteht ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, von der ſie freilich eben ſelber abwichen.

„Mich umbringen! mich umbringen!“ rief Rommel aus, und den wenigen Worten folgte ein ſo bedeutungsvoll giftiger Ausdruck der ſtechenden Augen und des zuſammengekniffenen Mundes, daß ſein Hund ihn umkreiſete, als ſpüre er etwas Fürchterliches um ſich her.

In derſelben Nacht ſchon ließ Rommel ſein halbverhungertes Pferd frei auf die Landſtraße laufen, nach der Stelle, wo Berthold's fetteſter Klee lockte, in der Meinung, es werde ſich auf des Nachbars Koſten gütlich thun und deſſen Zorn reizen. Aber Joſeph Brauer ſah das und drehte die Schadenfreude anders; er riß eine Zaunſtange von Rommel's beſtem Felde und trieb das Thier da hinein, wo es ſich ein Feſtmahl gewährte, wie ihm noch niemals bereitet wurde. Welch eine Befriedigung wär' es für Rommel geweſen, hätte er ſein Pferd verklagen können!

— jetzt mußte er ſich damit begnügen, ihm das Fell mit der Peitſche noch rauher zu machen.

Seine nächſte Tücke wurde an der kleinen Marie ſchönem Hahn verübt, den er erſchoß, weil er zwei Zoll jenſeit der Grenzlinie auf der gemeinſchaftlichen Steinmauer ſtand, welche die Grundſtücke ſchied, und in unſchuldiger Freude über ſeine Erhebung ſich ein herzhaftes Loblied krähte. Bertbold ſagte: „Es thut mir ſehr leid, auch wegen Frau und Kinder, ſie hatten den ſchönen Hahn ſo lieb! Es iſt mir indeß eine ernſte Mahnung!“ Schon längſt beabſichtigte er, einen Hühnerhof mit hoher Umzäunung zu bauen, um der Beläſtigung der Nachbarn durch ſeine Hühner vorzubeugen: der Vorfall beſtimmte ihn nun, ſogleich und raſch an's Werk zu gehen.

Anſelmus Rommel hatte einen Scharfſinn und eine Beharrlichkeit, deren Wirkung, wenn ſie gutem Zweck dienten, gewiß ſehr nützlich ſeyn konnte; jetzt ſuchte er mit dieſen Eigenſchaften fortwährend den Nachbar aufzuſtacheln in mannigfachſter Weiſe.

Aus ſeinem Garten ſtreckte ein Birnbaum in unberechtigter Ausdehnung einen der Zweige nach Bertbold's Garten, und ſeltſam! der überhängende Zweig trug mehr Früchte und Früchte von friſcheren Farben als jeder andere dieſes Stammes. Eines Tages ſchlenderte Berthold's jüngſter Sohn pfeifend umher und hob eine Birne auf, die im Wege lag, fühlte aber in demſelben Augenblick auf ſeinem Nacken einen Stich gleich dem der Wespe: es war Rommel's Peitſchenhieb, dem eine ſolche Fluth von Scheltworten folgte, daß der Knabe in Todesangſt nach Hauſe lief. Auch dies Verfahren führte nicht zum Zweck; das Kind wurde von der Mutter beruhigt und angewieſen, ſich nie wieder jenem Birnbaum zu nähern, weiter geſchah nichts.

Dieſe nicht zu durchbrechende Friedfertigkeit war für Rommel empfindlicher als die Heftigkeit und Verſpottung von andern Seiten. Schlechte Begegnung konnte er verſtehen, konnte ſie zehnfach erwiedern; was er jedoch mit dieſer ihm unbegreiflichen Geduld anfangen ſolle, das machte ihn rathlos und ſtieg ihm mit verſtärktem Grimm wirblich zu Kopf, denn er meinte zuletzt, ein Unmaaß hochmüthiger Verachtung ſey die Urſache ſolcher Gleichgültigkeit.

Berthold mißfiel ihm mehr noch als ſämmtliche Dorfbewohner; es wurde ihm täglich läſti-

---

Dem Leſer.

Von dieſen Theater-Spielen ſind „Lieb' und Friede“ und „die ſelige Frau“ auf mehreren Bühnen mit Beyfall gegeben, „Sappho“ iſt, mit Muſik vom Hrn. Kapellmeiſter B. A. Weber zu Berlin, zur Aufführung bereit und „die Prinzeſſin“ wird an mehreren Orten einſtudirt. Ich bemerke dies nur, um mir den Glauben zu ſtärken: daß ich einigen Beruf für Theaterdichtung mir zutrauen darf.

Das Luſtſpiel „die Prinzeſſin“ iſt geſchrieben auf die Herausforderung eines andern Schriftſtellers zu einem Luſtſpiel-Kampfe, dies ſey denen Beantwortung, welche ſich zuweilen an mich wandten um Kunde von dem ſonderbaren, aber nicht eben wichtigen Scherze. Ich laſſe jene Angelegenheit verruhen und wünſche überhaupt, wenn nicht Wahrheit und Ehre dagegen ſind, gern Frieden rings um mich her, denn „es ſchmeichelt ger, des Nachbars Grund und Boden ſo wohlbeſtellt zu ſehen: es bot einen gar zu klaren Gegenſatz zu der wüſten Wirthſchaft auf ſeiner Beſitzung. Wenn ihre Wagen an einander vorbei fuhren, ſchien es, als trage Berthold's Pferd den Kopf höher, werfe die Mähne ſtolzer zurück, recht als wär' ihm bewußt, es ginge an dem alten unanſehnlichen Klepper Rommel's vorüber. Oft ſprach er die Vermuthung aus: Berthold umzöge ſich das Haus nur deshalb mit Roſen und Weingerank, um ſeine kahlen Mauern dem Anblick widerwärtig zu machen; das kümmere ihn aber nicht, denn er ſey nicht ſo thörig, ſich die Wände durch Dergleichen zu verderben.

Aber ſo unaufhörlich er ſchmählte und ſchmähte, mit des Nachbars Habe war kein Prozeß anzufädeln. Die vollen Aehren auf Berthold's Feldern nickten ſtets wie freundlicher Naturgruß bei dem leiſeſten Luftzuge; das Obſt in deſſen Garten ſchaute mit allem Putz ſaftreicher Farben aus den geſunden Blätterbüſchen wie ein ſtiller Segen; die Roſen am Hauſe glühten wie die erſte Jugendliebe; das Weinlaub bog ſich ſo ſchmiegſam am Geländ wie Kinderärmchen, die Schutz ſuchen; — da war's innerer Aerger und boshafte Blicke ohne Einfluß. Den gehaßten ſchönen Pferden Berthold's war ebenfalls nicht beizukommen: ſie wieherten ihren Lebensmuth jubelnd aus auf der Weide, und nahte ihnen der böſe Nachbar, fand er ihre Hufe wehrbereit; des Beneideten Kälber und Lämmer machten vor Rommel's Augen die luſtigſten Luftſprünge, ganz ſo, als geſchäh' es, um des Neiders nicht zu verbergenden Aerger zu ſteigern.

Nur Bull, Berthold's Gehöfthund, erweckte dem Händelſucher Hoffnung zu einem ergiebigen Hader; das muntere Thier trieb eines Abends Rommel's wenige Gänſe heim und bellte ſie dann noch durch die Gatter-Oeffnung an, wobei das Geſchnatter und Geſchrei der vielen Gänſe und Enten von Berthold's Hofe dem zornigen Nachbar wie abſichtliche Verhöhnung herüber dröhnte. Nächſten Morgens ließ Rommel an Berthold ſagen: wenn er ſeinen Hund nicht beſſer in Ordnung zu halten wiſſe, werde er ihn vor dem Dorfrichter deshalb zur Rechenſchaft ziehen. Der Bote kam zurück mit dem Beſcheid: man wolle ſich angelegentlichſt bemühen, Bull's unerlaubte Einmiſchung zu beſeitigen. Jetzt hatte Rommel vollauf zu thun mit Wachen und Späden. Bull jedoch ſchien plötzlich beſſere Erziehung oder Friede geſchloſſen zu haben mit allen Gänſen, denn er ließ ſich eine Weile nicht vor dem Gehöft ſehen, und nachdem er wieder ſichtbar wurde, that er ſo vornehm ruhig, als wär' es gegen ſeine Würde, mit Federvieh in Bekanntſchaft zu ſtehen.

Das Berthold'ſche Ehepaar vermied indeß nicht nur jeden Streit, es wurde auch zuweilen verſucht, durch Zuthulichkeit den Nachbar milder zu ſtimmen. Berthold's Frau ſchickte einmal den älteſten Sohn mit einem Körbchen voll der ſchönſten Kirſchen zu Rommel's Frau, und dieſe, angenehm überraſcht von der Gabe, ſagte: „Es iſt doch recht freundlich von Deiner Mutter und ich bin herzlich dankbar!“ Ihr Mann, der im Tabaksdampfe grübelnd am Fenſter ſaß, horchte ſeltſamerweiſe ohne Widerrede, er blies nur den Rauch etwas heftiger als ſonſt von ſich. Als aber der Knabe fort und die Frau noch im redſeligen Vergnügen war, fuhr er auf mit den Worten: „Werde nicht närriſch über die Lumperei! Das Volk wirft mit der Wurſt nach der Speckſeite; es iſt ein ſehr verſtändlicher Wink nach unſeren Birnen, und wenn ſie reif ſind, gleich ſoll ein Korb voll hin. Ich lieb' es nicht, Verpflichtungen gegen Jemand zu haben, am wenigſten gegen Leute, die ſich Einem mit Höflichkeit aufdrängen!" Das arme Weib! — ein erweckter Hoffnungsgedanke entwich ihr wieder.

Nicht lange nachher blieb ein Wagen Berthold's auf einem durch vielen Regen zu Sumpf gewordenen Wege ſtecken. Die vorgeſpannten Rinder waren nicht im Stande, ſich heraus zu arbeiten. Da der ſtreitſüchtige Nachbar in geringer Entfernung auf dem Felde beſchäftigt war, wagte es Berthold, ihn um Hülfe anzuſprechen. Rommel antwortete: „Ich kann kaum die eigene Laſt überwinden, ſehe Jeder ſelber zu, wie er durchkomme!" Die Bitte Berthold's: nur auf ein paar Augenblicke ſich der Rinder des Nachbars bedienen zu dürfen, bewirkte nichts, als eine noch grämlichere Verweigerung; Berthold mußte nach Hauſe eilen, die Pferde zu holen. Sein Geſinde ſchalt auf die Böswilligkeit Rommel's und freute ſich voraus der Vergeltung, wenn ihm das Geſpann auch einmal ſtecken bliebe. „Wenn's geſchieht", bemerkte Berthold, indem er die Pferde einſchirrte, „dann wollen wir unſere Pflicht thun, und mit Hülfe bei der Hand ſeyn!" — „Das iſt doch zu gutmüthig", meinte der Großknecht; „der Rommel ſetzt ſich am Ende in den harten Kopf, man fürchte ſich vor ihm, dann treibt er's noch ärger!" — und Berthold lächelte ſchmunzelnd, als er entgegnete: „Na, na! Nur noch eine Weile gewartet, dann iſt der böſe Nachbar umgebracht: ich ſag's Euch voraus!"

Eine Woche ſpäter, nach einem Gewitterſtrom, blieb Rommel's beladener Wagen faſt an derſelben Stelle ſtecken; kaum gewahrte dies Berthold von fern, da eilte er mit den Knechten, den Rindern und allem Nöthigen herbei, that auch, als höre er nicht, daß ſein eigenes Geſinde und Andere den Nachbar auslachten. „Ihr ſeyd in Bedrängniß", redete Berthold ihn an; „aber nur ein wenig Geduld, das wollen wir bald ändern!"

„Ich brauch' Euch nicht!" entgegnete Rommel trotzig.

„Hoho! Ich laſſe mich nicht abweiſen!" ſprach Berthold, und griff gleich rüſtig zu; „es dunkelt bereits, und iſt ſo Etwas bei Tage ſchon ein ſchlechter Spaß, in der Nacht wird er noch ſchlechter."

„Ich bedarf Eurer weder bei Tage noch bei Nacht“, geiferte Rommel; „ich hab' Euch neulich auch nicht geholfen!“

„Grade die Mühe, die ich damals anzuwenden hatte, zwingt mich zum Mitleid, man muß das eben ſelber erlebt haben. Verlieren wir keine Worte darüber, Nachbar, es iſt mir ganz unmöglich, heimzufahren und Euch hier in der Noth zu wiſſen!“

Der Wagen war bald herausgezogen, wonach Berthold und ſeine Leute davongingen, ohne auf Dank zu rechnen.

Als Rommel nach Hauſe kam, war er ungewöhnlich ſtill und ſinnend; in tiefer Betrachtung rauchte er ſeine Pfeiſe, klopfte ſie aus, und ſich im Sitze: mit der Hand darauf ſtützend, ließ er ſie erkalten; endlich ſagte er mit ſehr beklommenem aber mildem Tone zu ſeiner Frau: „Margareth, Nachbar Berthold hat mich umgebracht!“

„Was meinſt Du damit?“ fragte die Frau, die ihren Mann ängſtlich beobachtet hatte, und ließ vor Erſtaunen ihr Strickzeug fallen.

Jetzt erzählte Rommel Alles, was ſich zwiſchen ihm und Berthold ereignet hatte, und ſchloß mit der freilich noch halb unterdrückten Aeußerung: „Ich habe mich wirklich vor ihm geſchämt, und es iſt ſo: er hat mich umgebracht in ſeinem Sinne und mit ſeinem Weſen!“

„Es iſt kein unebner Mann, weiß immer ein richtig Wort für Kinder und Geſinde!“ bemerkte Margareth ſcheu, und da Rommel ſchwieg, ſetzte ſie etwas dreiſter hinzu: „Seine Frau ſcheint mir eigentlich eine ſehr liebe Nachbarin!“ Rommel blieb noch ein paar Minuten ſchweigſam, dann fragte er zögernd, ohne aufzublicken: „Was meinſt Du wegen der großen Melone in unſerm Garten, könnteſt Du ſie nicht — dorthin — hintragen?“ Margareth antwortete mit freier gewordenem Athemzuge: „Ich will's recht gern thun!“ ohne ſich erklären zu laſſen, wo das „dorthin“ ſey.

Am Morgen darauf aber ſchritt Rommel in der Stube auf und ab, ſchlängelte ſich links und rechts, wie Einer, der ſeine innere Unruhe los werden möchte und es nicht anzufangen verſteht. Endlich brach die Urſach der unentſchloſſenen Bewegungen heraus in den Worten:

„Ich denke, die Melone könnt' ich ſelbſt zu ihm hinbringen, denn ich hab' in dem Gewirr ganz vergeſſen, ihm für geſtern zu danken!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er nach dem Garten, und Margareth ſtellte ſich an die Thüre, die eine Hand in die Seite geſtemmt, mit der andern die Augen gegen die Sonne ſchützend, um zu ſehen, ob er wirklich zu Berthold in's Haus gehen werde. Seit ihrer Hochzeit war dies für ſie die merkwürdigſte Begebenheit, und ſie konnte kaum glauben, was ſie ſah: ohne ſich umzuſchauen ging er haſtig ſeines Weges, mit gebeugtem Kopf und dieſen ſchüttelnd, ſo, als wolle er ſich die Ueberlegung verjagen.

Als er mit dem einen Fuß auf Berthold's Stubendiele ſtand, war ſein Benehmen ſehr linkiſch; ſtotternd rief er: „Frau Berthold Trentler, hier iſt die Melone, meine Frau ſchickt ſie, wir hoffen ſie wird gut ſeyn.“ — Ohne irgendwie ihr Erſtaunen über dies unerwartete Ereigniß zu verrathen, dankte die Hausfrau ihm herzlich und bot ihm einen Stuhl; er jedoch blieb an der Thür, die bebende Hand auf dem Drücker, und, den Blick nicht erhebend, ſagte er dann: „Herr Trentler iſt wahrſcheinlich nicht daheim!"

„Doch", entgegnete die Frau; „er iſt am Brunnen, und — nun, da kommt er ja ſchon!" —

Vergnügt nahte ſich Berthold, reichte dem Verlegenen die Hand, indem er ſagte: „Es freut mich, Euch auch einmal bei mir zu ſehen, nehmt Platz, nehmt doch Platz!"

„Danke ſehr, ich kann ja ſtehen!" antwortete Rommel, drehte den Hut rundum, rieb ſich den Kopf, immer nach der Straße ſehend; dann rief er, wie nach mühſamer Anſtrengung, plötzlich aus: „Es iſt wahr, Herr Trentler, ich hatte neulich ſehr unrecht wegen des Sumpfes!"

„Denkt nicht daran, ich bitt' Euch!" fiel Berthold ein. „Bei dieſem regnichten Wetter bleib' ich vielleicht nächſtens wieder dort ſtecken, und dann weiß ich, wer mir auf meine Bitte durchhilft."

„Nun", äußerte hierauf der noch bedrückte Rommel, ſtets Berthold's mildklares Auge vermeidend, „Ihr mögt glauben, daß ich nicht ſo ſchlimm bin, wie man mich macht; wohnten hier mehr Euresgleichen, ich wäre eben nicht ſo, wie ich gegen Euch war!“

„Was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, thu' du ihnen auch; das Buch aller Bücher lehrt's, und ich weiß aus Erfahrung: auf zutrauliche Rede folgt zutraulicher Widerhall, und beglücken wir gern Andere, beeifern ſich dieſe, wieder zu beglücken. Wir Beide ſchon könnten Vieles zum Guten wenden, laßt's uns verſuchen, werther Nachbar! Jetzt aber folgt mir in den Obſtgarten, ich möcht' Euch gern einen Baum zeigen, auf den ich ausserleſene Aepfel pfropfte: wenn Ihr wollt, ſchaff' ich Euch von demſelben ſeltenen Stamme einige Pfropfreiſer.“

Sie gingen zuſammen in den Garten und bei einem Wirthſchaftsgeſpräch wurde auch Rommel ganz unbefangen und heiter.

Als er wieder zu Hauſe war, ſprach er indeß gar nicht über ſeinen Beſuch: zu der Offenheit eines Geſtändniſſes, daß er ſein Unrecht bekannt habe, brachte er's noch nicht. Aber — hinter der Kammerthür ſtand eine Flinte in Bereitſchaft, um den Bull zu erſchießen, wenn er Romder Eitelkeit, eine Lanze zu brechen, aber es nicht zu thun, iſt der Sieg der Vernunft! — lehrt Rouſſeau. Ich geſtehe nebenher frey: daß ich meine literariſchen Erzeugniſſe weder mit großer Hoffnung noch Furcht der Oeffentlichkeit ſende, für den Weltſtrom iſt zuletzt beides Ballaſt, von dem ſich in allen Verhältniſſen nur wenig zurück behalten läßt, wenn wir ſicher zum Ziele kommen wollen. Natürlich hab' ich aber den innigen Wunſch; daß dieſe Gedankenſpiele meiner Ruheſtunden Antheil gewinnen möchten, ich bitte daher die Theater-Verwaltungen überall um Benutzung und werd' es dankbar erkennen, wenn ſie mir über den Erfolg eine unverſchleierte Nachricht geben, denn ich bin tief durchdrungen von der Gewißheit: daß entſchiedene Kenntniß der Theaterwirkung nur ſehr ſchwer und allmählig zu erreichen iſt.

Berlin, im Oktober 1815.

Gtz.

mel's Gänſe etwa nochmals in die Flucht trieb; jetzt ergriff er ſie ſchweigend, feuerte den Schuß draußen in die Luft und trug die Flinte in die Scheune. Von da an ſtrebte Rommel nicht mehr nach Hader, und Joſeph Braner ſah ihn zu ſeinem Erſtaunen eines Abends Bull's Kopf ſtreicheln mit den Worten: „Biſt ein guter Kerl, ja!“

Berthold war zu großmüthig, um irgend Jemand zu erzählen, daß der ſtreitſüchtige Nachbar ſeine Schuld eingeſtanden habe, zu ſeiner Frau nur ſagte er in Herzensluſt: „Hab' ich's mir doch richtig gedacht, daß wir den böſen Nachbar umbringen würden!“

Joſeph Braner jedoch hatte von einer ſolchen Wendung keinen Begriff; als er von dem Abenteuer im Sumpf hörte, rief er mürriſch aus: „Ein eitler Narr, der Berthold! Als er herzog, prahlte er, daß er den Rommel umbringen wolle, wenn er ſich nicht zum Guten bekehre, und nun hat er nicht den Muth eines Wurms, denn der krümmt ſich wenigſtens, wenn er getreten wird!“ — Der Unglückliche hatte ſich täglich ärger dem Trunk und Zank ergeben, und die

Folge war, daß ihn endlich Niemand beſchäftigen wollte, wodurch ſich in ihm der Grimm ſteigerte. Wegen der wackern Frau und der Kinder, die darben mußten, that es Berthold leid, und er ſann darauf, auch hier den böſen Nachbar umzubringen.

Faſt ein Jahr verging in mehr und mehr gebeſſertem Verhältniß zu Rommel, deſſen Wirthſchaft ſich gleichfalls beſſerte durch Berthold's Rath und Beiſpiel. Da wurden Dieſem einſt werthvolle Felle geſtohlen. Er beſprach den Verluſt nur mit ſeiner Frau, und Beide entdeckten Gründe zum Verdacht gegen Joſeph Braner. In dem nächſt vertheilten „Kreisblatt“ fand ſich nun ohne Unterſchrift folgende Anzeige:

„Derjenige, der am 5. September Abends ein Pack Felle entwendet hat, wird hiemit benachrichtigt, daß der Eigenthümer den aufrichtigen Wunſch hegt, ihn auf rechtlichen Weg zu leiten. Iſt Armuth die Urſach zur Uebelthat, ſo will der Eigenthümer nicht einſchreiten, ſondern den Verbrecher durch Arbeit in den Stand ſetzen, ſeinem Gewiſſen den Frieden wieder zu geben.“

Dieſe ſonderbare Anzeige veranlaßte begreiflich die verſchiedenſten Bemerkungen und beſonders Zwieſpalt der Meinungen darüber: ob der Dieb ſich würde fangen laſſen; denn daß hier nur von einer Falle die Rede ſeyn könne, war vorzugsweiſe den Allerklügſten, die das Gras wachſen hören, ſo gewiß, wie die Unübertrefflichkeit ihres Verſtandes.

Der Schuldige ſelbſt aber wußte genau, von wem das Anerbieten kam, und war überzeugt, Berthold ſey nicht der Mann, der dabei nur an Ueberliſtung gedacht habe. Am 11. September, als bereits Dunkelheit und Nachtſtille im Dorfe herrſchten, bei Berthold die Kinder ſchon ſchliefen, er und ſeine Frau ſich auch zur Ruhe begeben wollten, klopfte Jemand leiſe an die Hausthür. Berthold ſah durch's Fenſter, winkte ſeiner Frau zu, daß ſie ſchweige, und ging ſacht, um den Thürriegel wegzuſchieben.

Da ſtand draußen Joſeph Braner mit einer Bürde auf den Schultern und flüſterte im demüthigſten Ton: „Lieber Herr Trentler, da ſind die Felle, wo ſoll ich ſie hinlegen?“ —

„Wartet einen Augenblick, bis ich die Laterne anzünde, in die Scheune wollen wir ſie bringen!" antwortete Berthold, und als dies geſchah, ſetzte er hinzu: „Dann kommt Ihr mit mir in die Stube, da wollen wir überlegen, was für Euch zu thun iſt."

Berthold's Frau wußte, daß Joſeph oft Hunger litt und den Branntweinrauſch als Beſchwichtigungsmittel betrachtete. Jetzt beeilte ſie ſich, ihm Warmbier zu bereiten, holte auch Fleiſch und Brod aus dem Schranke. „Ich denke", ſagte ſie, als die Männer zurückkehrten, „Speiſ und Trank wird Euch willkommen ſeyn, Nachbar Brauer!"

Er ſtand abgewendet und antwortete nicht, dann ſank er nieder auf die Ofenbank und weinte bitterlich. Berthold ſprach ihm Troſt zu, bis der Tiefgebeugte auch Worte fand. „Ja", ſagte er, „ſeit es mit mir abwärts ging, gab mir noch Jeder einen Stoß, und dadurch wurd' ich immer ſchlechter. Meine Frau iſt von Kräften, meine Kinder kommen faſt um vor Hunger; Ihr habt ihnen manche Mahlzeit geſchickt, und doch beſtahl ich Euch: es iſt aber, bei Gott, das erſte Mal, daß man mich mit Recht Dieb heißen kann!“ —

„Laßt es gleich das letzte Mal ſeyn“, warnte Berthold, ihm die Hand bietend. „Was geſchehen, bleibt unſer Geheimniß; Ihr ſeyd jung und ſtark, könnt Euch noch ſelbſt retten, und darin liegt das ſicherſte Heil. Gebt mir Euren Handſchlag darauf, daß Ihr Euch ein Jahr lang alles berauſchenden Getränks enthalten wollt, und ich ſchaffe Euch Arbeit. Meine Frau ſieht morgen in Eurer Familie nach, ob wir vielleicht auch für ſie Beſchäftigung finden; Euer jüngſter Knabe kann doch wenigſtens Steine von unſerm neuen Acker aufleſen.“

„Aber nun eßt und trinkt“, mahnte die Hausfrau, „damit Ihr heut nicht mehr nach ſchädlichem Getränk verlangt.“

„Es wird Euch Anfangs ſchwer werden, Joſeph, ihm ganz zu entſagen, aber Entſchluß und Geduld überwinden“, bemerkte Berthold, indem er den Eßtiſch nach dem Ofen hinrückte; „faßt nur Muth! Denkt Eures Weibes, Eurer Kinder! Ihr werdet arbeiten, ſollt das Nothdürftige gewiß erwerben, und mangelt es jetzt hier oder da gar zu ſehr, ſagt's meiner Frau, ſie hilft wo's irgend möglich iſt!"

Joſeph verſuchte zu eſſen und zu trinken, er vermocht' es nicht vor fieberhafter Aufregung, und bald legte er den Kopf auf den Tiſch in erneuertem Ausbruch der Thränen. Jetzt wurde ihm Alles eingepackt für die Familie, und Berthold ſelbſt geleitete den Zerknirſchten noch bis zu ſeiner ärmlichen Wohnung. Dort ergriff Joſeph die Hand Berthold's und rief aus: „Jetzt erſt verſteh' ich, wie Ihr ſchlechte Nachbarn umbringt!"

Joſeph Braner hielt ſich tapfer in ſeiner Beſſerung, arbeitete wieder tüchtig und mit ſtiller Emſigkeit, wo es zu thun gab. Dafür ſorgte Berthold ſo weit er reichen konnte, innig befriedigt von dem geſegneten Erfolg, der ihm noch zu größerer Freude gedeihen ſollte. Denn eines Tages trat Rommel, der ſich allmälig ſelbſt im Aeußern ſehr zu ſeinem Vortheil verändert hatte, zu ihm heran in's Gehöft und ſagte: „Lieber Nachbar, Ihr könntet mir eine Laſt vom Gewiſſen nehmen!" —

„Wie das?" fragte Berthold, und empfing die Antwort: „Seht, mich überfällt bei dem Joſeph Braner mancher Gedanke an die Vergangenheit, und ich möcht' ihn gern auch beſchäftigen: macht's doch, daß es ſich ſchickt!"

Berthold ſah ihn an mit leuchtendem Blick, ergriff Rommel's Hand und ſprach bewegt: „Brav, lieber Nachbar, das thut wohl! Ich werd's machen, und Ihr erzeigt mir dagegen auch einen Gefallen. Ich feiere grade heut den elften Jahrestag meiner Hochzeit, habe zu dieſem Feſt im vorigen Herbſt mir das erſte Fäßchen Wein vom eigenen Gewächs gekeltert, und an dieſem Gedächtnißtage wollen wir die erſten Fläſchchen proben. Kommt Abends zu mir mit Weib und Kindern, ſchlagt's mir nicht ab!" —

„Wir kommen, ach, und kommen wahrhaftig recht gern!" antwortetete Rommel ſehr erſchüttert, und Berthold ſagt jetzt oft:

„Das war einer der glückſeligſten Abende meines Lebens, und ich habe der glückſeligen viele gehabt und hab' ihrer ja noch!"

Vater Melchior Stange.

Kluge Leute giebt's überall und es hat ihrer überall gegeben, ſo auch im Dorfe Laubegaſt, oberhalb Blaſewitz bei Dresden. Dort, nämlich in Laubegaſt, lebte vor dem ſiebenjährigen Kriege — eine böſe Sieben für Sachſen! — ein Bauer Namens Melchior Stange, der wurde reich und immer reicher. Das ſah man dem ledernen Gurt an, den er um den Leib geſchnallt hatte; wenn Melchior zu Markte fuhr, ſah dieſer Gurt aus wie ein leerer Darm, kam aber Melchior zurück, hatte ſich ſtets der Gurt gefüllt bis zum Platzen. Genug, man fand bei ihm, ſeine Geſtalt nicht ausgenommen, die Fülle.

Er war aber nicht nur wohlbeleibt, ſondern auch wohlbelebt und wohlbeliebt; denn drückte er

Einem freilich die Hand in der Regel ſo, daß man nur aus Scham das Schreien verbiß, konnte man ſich doch allzeit auf ſeinen Handdruck und Handſchlag verlaſſen.

Wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und weil man außerdem wußte, daß er nicht auf den Kopf gefallen, das Herz ihm nicht abhanden gekommen war, wählte man ihn zum Dorf-Schulzen und er verwaltete ſein Amt fünfundzwanzig Jahre. Das wurde gefeiert im Dorfe, doch litt er es nicht eher, als bis man zugab, daß er ſich nicht bewirthen ließ, er vielmehr ſämmtliche Dorf-Bewohner bewirthete. Bei der Tafel ſagte er aber:

„Lieben Freunde und Nachbarn, wir haben heut den ſechsten Auguſt und in vier Tagen iſt der Laurentius-Tag, das iſt mein Geburtstag. Da werde ich ſiebzig Jahr alt, und will mir, vor der Ruhe drüben und unten auf dem Kirchhof, unter Gottes Sonne noch etwas Ruhe und Erleichterung gönnen. Wollt Ihr gut berathen ſeyn, ſo wählt den Gottlieb Banſe zu meinem Nachfolger, und ich werd' ihm mit meinem Bischen Verſtande, wenn er's mag, gern eine Weile zur Seite ſtehen.“

Man wollte ihn erſt nicht loslaſſen, endlich aber wurde die Sache bei einem Glaſe guten Naumburgers mit Hand und Mund ſo abgemacht, wie er es für erſprießlich hielt.

Melchior Stange hatte zwei Söhne und einen Schwiegerſohn, denen ging es ganz gut. Doch hatten ſie es nicht überhört, daß er ſich zur Ruhe ſetzen wollte, und da fiel ihnen ein, er würde noch mehr Ruhe haben und ihnen würd' es noch beſſer gehen, wenn ſie gleich jetzt zu ihrem Erbtheil kämen.

Frau Roſine Stange war denn bald gelenkſam genug, um ihren Alten nach dem Willen der Kinder zu kirren. Melchior hörte die Hindeutungen, Wünſche, Rathſchläge und geſchilderten Ausſichten: wie höchſt erquicklich im Alter es ſey, ſich nur noch mit dem Genuß des eigenen Lebens zu beſchäftigen, in guter Laune an, zu einer Antwort kam's aber nicht.

Waren indeß jene Abſichtlichkeiten Anfangs allmälig betrieben worden, bald folgten ſie Schlag auf Schlag. Da wiegte Melchior den greiſen Kopf lächelnd hin und her, ſchmunzelte einmal ein „Hm!", ſagte ein ander Mal: „Ja, es ließe ſich thun!" oder: „Man kann's, man kann's auch

Die Prinzeſſin.

Luſtſpiel in fünf Akten.

nicht!" und: „Wahr iſt's, ſchon Mancher hielt es ſo!"

Doch endlich, da des Drängens immer mehr wurde, namentlich am Weihnachts-Abend, als die Familie insgeſammt ſich's wohl ſeyn ließ bei Vater Melchior und Mutter Roſine Stange, da ſagte Jener: „Wollen die Sache mit dem Frühjahr abthun!"

Das Frühjahr blieb nicht aus und es trieb ſein Weſen, wie es ſeit Jahrtauſenden in tüchtiger Uebung war. Da ſtand Vater Melchior oft bei der nächſten Scheune, ſchaute hinauf nach dem Dach, wo die Spatzen niſteten, und wie er Junge gewahrte, nahm er aus einem Neſte die nackten Kleinen heraus, ſperrte ſie in einen Käfig und hing dieſen bei einem Fenſter ſeines Hauſes auf.

Die Jungen zwitſcherten ängſtlich, und die Alten kamen ängſtlich herbei, überwanden alle Furcht, ſcheuten keine Mühe, mit ihren Schnäbeln durch die Oeffnungen im Drahtgitter des Käfigs ihren hülfloſen Kinderchen Nahrung zu bringen und ſie ſorglich zu füttern. Unabläſſig thaten dies die alten Spatzen, und die jungen wuchſen, wurden befiedert und flügge, immer aber noch ernährt von Jenen, die raſtlos ab und zu flogen.

Melchior, nachdem er überzeugt war, daß die bisher eingekerkerten Spatzen ſich ſelbſt in der Freiheit erhalten könnten, fing nun die Alten mit Schlingen ein, ließ die Jungen fliegen, und das Elternpaar der Spatzen mußte in den Käfig. Die Alten zwitſcherten nun auch ängſtlich und immer ängſtlicher, es vergingen aber Stunden auf Stunden, keines der Jungen kam, den Alten die Sorge zu vergelten.

Da rief Melchior Stange Kinder und Schwiegerkind herbei und ließ ſie harren: ob die jungen Spatzen ſich der alten annehmen würden. Nachdem dies aber nicht erfolgte, ſtreute er ſeinen Gefangenen erſt ſelber Futter und gab ihnen dann ihre Freiheit wieder, wobei er ſprach:

„Der Vater wohl ernährt der Kinder zeh'n,
Doch wird, ſind ſie auf eig'nen Wegen,
Dem Vater gar oft nicht Gleiches geſcheh'n; —
Das wolle ſich Jeder überlegen!

Seht, lieben Kinder, es iſt gewiß am beſten, ich ſorge mein Lebelang für Euch, und mach' Euch keine Sorge für mich und die Mutter. Ihr ſeht's an den Spatzen, daß es ſo natürlicher und dem Lauf der Welt nach auch am geſcheidteſten iſt, zumalen ich mir zwar ruhigere, aber keine Tage des Müßigganges wünſche. Denn der Menſch muß ſich rühren und nützlich ſeyn, ſo lang' er's vermag, wär's auch endlich nur mit ſchwachen Kräften!" —

Dabei reichte Melchior den verſtummenden Kindern freundlich die Hand; Mutter Roſine aber hing ſich an ihn, und ob auch ſie ſchwieg, die Thränen in ihren Augen ſagten deutlich: mein Alter thut recht und wohl!

Sagen und Mährchen.

Severin's Neujahrstag.

Am Weihnachtsfeſte des Jahres 1561, als in der Kirche zu Solingen eben Frühmeſſe war, trat Martha, einziges Töchterlein des Waffenſchmieds Peter Dieters, aus der Kirchenpforte und ſtieg die Stufen vor dem Gotteshauſe hinab, ſich ängſtlich umſchauend und den Athem anhaltend, um zu lauſchen. Drinnen aber erklang zu den erſchütternden Orgeltönen der Geſang der Gemeinde:

„Das Kindlein iſt geboren
Zu aller Menſchen Heil,
Du geheſt nicht verloren,
Haſt Du an ihm nur Theil.

Und hielte dich umfangen
Der Hölle dreifach Erz:
Zu Gott heb' im Verlangen
Dein ſündbelad'nes Herz.

Dann wird den Vater bitten
Sein heil'ges Martyrkind;
Und was du auch gelitten,
Es wird dir wohl und lind.

Iſt Gnade doch den Sündern
Vom Vater nicht verwehrt,
Der nach gefall'nen Kindern
Am meiſten ja begehrt.“

Martha ſtand auf dem Kirchhofe und ließ während des Geſanges das Haupt ſinken; bald aber hob ſie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenſtern noch hell hernieder leuchtete, und ſprach betend: „O du mein allmächtiger Gott, du weißt es ja, wie meine gute Mutter auf ihrem letzten Lager Severin's Hand in die meine legte und leiſe zu uns ſprach: Haltet aneinander in Zeit und Leid, denn ich fühl' es in mir, ihr ſeyd für einander beſtimmt. Tritt euch aber das

Unheil entgegen, ſo harret aus; der Liebe Gram macht ſie uns noch um eins ſo lieb! — Du, mein Vater im Himmel, das Unheil und der Gram ſind gekommen, ſollt' ich nun nicht thun, wie mir die Mutter geheißen?"

„Martha, Martha!" flüſterte es jetzt hinter dem Hollunderſtamm, der ſeine kahlen und beſchneiten Zweige von der Kirchenmauer geſpenſtig ausſtreckte.

„Biſt Du es, Severin?"

„Ja wohl, ich harrte Dein ſchon am Grabe der Mutter!"

„Ich komme!" ſagte die Jungfrau; „der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die heilige Meſſe verließ, um von Dir zu hören, was mein Vater geſtern Abend Dir geantwortet hat."

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuz im Winde rauſchten, und Severin begann das Geſpräch:

„Holde Martha, mach' Dir keine Sünde daraus, daß Du mich hier anhöreſt; der Herr iſt überall, wo nichts Böſes geſchieht! — und wollt' es ſich denn anders thun laſſen, daß ich Dich zum letzten Mal ſpreche?"

„Zum letzten Mal?“ entgegnete mit bebender Stimme Martha.

„Nun, erſchrecke nur nicht; ich meinte, vor meiner Wiederkehr!“

„Du willſt fort?“ fragte ängſtlicher noch die Jungfrau.

„Du kannſt aber heut' auch gar nicht zuhören“ ſagte hierauf Severin in mildem, wehmüthigem Verdruß; „und ich habe Dir das Aergſte lieber gleich geſagt, damit Du den Troſt beſſer aufnehmeſt, wenn er auch in etwas hinkt. — Sieh“ — fuhr er fort, da Martha ſchwieg, weil ſie ihr ſtilles Weinen nicht verrathen wollte — „ich dacht' es recht gut zu machen, daß ich geſtern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis in unſerm Solingen aus allen Fenſtern die Chriſtbäumchen leuchteten. Ich meinte, er würde bei Dir ſeyn, ſich auch des Feſtes freuen an dem Abend, wo Alles zwiſchen Eltern und Kindern ſanfter, liebevoller klingt, da wir jenes Kindes gedenken, das uns aus ewiger Noth errettete. Auf mein Fragen erfuhr ich aber von Eurer guten Haushälterin Hedwig, er ſey noch immer beſchäftigt in ſeinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenſchmiede. Da pflegt er freilich ſtets unwirſch zu ſeyn, wenn Einer ihn ſtört, aber ich hatt' es Dir verſprochen, an dem Tage mit ihm zu reden, und ſo ging ich hinein. Wie ich ihn nun vor mir ſah mit dem finſtern Blick, der ſchon lange auf ſeinem Antlitz haftet, verging mir Muth und Gruß, und da er nun barſch fragte: was wollt Ihr noch ſo ſpät, Severin? — fiel mir nichts ein als unſer Geſellen-Spruch, ſo daß ich ſagte:

In echtem Stahl die echte Klinge,
Bei halber Müh' die ganze Kunſt! —
So grüß' ich; prüft nun, was ich bringe,
Und ſchenkt mir, Meiſter, eure Gunſt!

Es war ein ſaures Lächeln, mit dem er mich jetzt anſah, und fragte: „Seyd ihr doch ſeit vier Jahren in meiner Werkſtatt, was ſoll mir nun der Spruch?“ — aber ſeine Züge waren doch etwas anders als ſonſt, und ſo faßt ich mein Herz zuſammen in den Worten: „Meiſter, ich bin noch lange nicht ſo lange bei Euch, als ich bei Euch ſeyn möchte, aber ich halt's nicht aus, wenn Ihr nicht endlich mir Euern Segen gebt und ſprecht: Geht wieder zu meinem Mädchen, ich will Euch

Perſonen.

Der Fürſt.
Gräfin Milana.
Graf Winden, Präſident.
Fräulein von Strahlen.
Cabinetsrath Prüfwall, Geſandter.
Clara.
Hof-Commerzienrath Schleicher.
Rektor Topus.
Barbara, ſeine Frau.
Pachter Ritter.
Die Wahrheit. }
Der Weltweiſe. }
Der Dichter. } Masken.
Der Hofnarr. }
Der Ausrufer. }
Kammerdiener des Fürſten.
Kammerdiener der Milana.

zum Eidam annehmen!" Ich wollte nun noch viel mehr ſagen, von Dir, Martha, von der ſeligen Mutter, aber er ſchoß mir gleichſam die Worte von der Zunge weg mit dem ſchwerſten Nein, das mir in meinem Leben erklungen. Da er mich nun ſehr betroffen ſah, fügte er hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenſchmied und ihm ein werther Geſell ſey, wenn er auch meinen Umgang mit ſeiner Tochter und den Calviniſten nicht leiden möge."

„Hab' ich's Dir nicht geſagt?" unterbrach ihn Martha; Severin aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte: „Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenſchmieden um, die aus ihrer Vaterſtadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei freilich Aug' und Ohr nicht ſchließe und zuweilen denke: wenn die Sonn' aufgeht, verdirbt wohl der Reif am Stamm, der ſo ſchön ausſah; aber der Stamm bleibt ſtehen und das Flimmernde muß fort, damit er innen fruchtbarer werde — wenn ich das auch denke, dennoch will ich leben und ſterben als ein guter katholiſcher Chriſt; ich fühle mich nicht ſtark genug, um Gott gegenüber meinen eignen Gedanken zu folgen. Das ſagte ich Deinem Vater und er ſchlug's nicht in den Wind, ſah aber eine Weile ſtarr vor ſich hin, wie Einer, der mit ſich ſelber einen Streit ausmacht; endlich warf er mit ſtarkem Athemzuge die Bruſt heraus und ſagte: „Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut Ihr auch bei'm Amboß ſeyd!“ — Das befremdete mich und machte mir warm, ſo daß ich rief: „Wenn mein Glück vom Amboß zu holen iſt, ſo gebt's nur immer in meine Hand, Meiſter, ich laſſ' es Euch wahrhaftig da nicht liegen!“ — Er aber lachte faſt höhniſch auf und entgegnete: „Nun, ſo wißt denn kurz und gut: Ich bin ein verarmter Mann! Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei koſtſpieliges Verſuchen wollt' ich das Geheimniß zur Fertigung der Damascener gewinnen, es iſt mir aber mißglückt, und doch hab' ich mich ſchon gerühmt, ich würd' es leiſten! Ich brauch' einen reichen Eidam, um vielleicht auch deſſen Gold durch den Rauchfang zu jagen, denn nicht leben will ich, ſoll ich's mit Schande thun!“ — Und dies ſprechend, wandt' er das Auge wieder von mir, und ſtierte den Boden an. Ich ſtand denn auch da, unruhig und ſinnend; jetzt aber noch möcht' ich Gott fragen: ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem

Meiſter ſchaffen, daß er des Geheimniſſes kundig würde, wenn er mir dagegen ſeine Tochter verſpräche; und wie nun Herz und Hoffnung beredt ſind, ſtellt' ich ihm vor, ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort ſo lange den Klingendienſt treiben, bis ich den Türken ihre Kunſt abgelernt hätte, dann aber zurückkehren und ſein Eidam werden. Da zuckt' ihm wieder ein unreifes Lachen um den Mund, wozu ich dann die Worte hörte: „Nun ſo zieht gen Damaskus, ein Jahr lang will ich Euch meine Martha aufheben; habt Ihr dann Euer Wort nicht gelöſet, ſo bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt Ihr aber weiter keinen Verkehr, und nun ſchlaft Euch Kräfte zur Reiſe!“ — So mußt ich denn gehen und ſtahl nur noch die Gelegenheit, der Hedwig zu ſagen, daß ich Euch hier ſprechen möchte.“

Dies Alles hörte Martha betrübten Herzens an und reichte jezt dem guten Severin die Hand, mit unterdrücktem Schluchzen ihm vorwerfend: „Mußteſt Du denn Alles zum Aeußerſten treiben? — nun willſt Du fort!“ —

„Ja und das gleich!“ redete Severin dazwiſchen, ihre Hand feſthaltend; „dort liegt mein Ränzel und von hier aus wandre ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr iſt raſch vorüber, und was ich verſprochen, iſt langſam zu thun. Leb' alſo wohl, gute Martha, gedenke mein und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen laſſe; ſollt' ich aber nicht zurückkehren" —

Hier brach ihm die Rede, ſo daß eine Pauſe entſtand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig geſprochenen Worten: „Gott ſegn' Euch, und laſſ' Euch bei einander!" und dazu legte ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit ſchwarzem ritterlichen Feſtſchmuck, ſeine Rechte auf die Hände der Liebenden. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angeſicht an Severin's Schulter.

„Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau!" ſagte der Fremde; „Worte und Blicke, die Euch furchtbar ſeyn könnten, liegen längſt hinter mir. Für Euch aber, junger Geſell, hab' ich Hülfe; am Sylveſter-Tage, wenn — dem Himmel ſey Dank! — wiederum ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, an dem Strom der Wipper entlang und in den Wald hinein, bis ihr die Fackel auf einem

Thurm ſeht. Dort rufet den Namen: Johannes, die Pforte wird ſich aufthun und ich werd' Euch die Reiſe gen Damaskus unnöthig machen.“

Severin ſah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geiſterhafter Anblick war, bedenklich an, ehe er fragte: „Seyd Ihr ein Waffenſchmied, Herr?“

„Ein Waffenſchmied?“ entgegnete Jener; „wohl hab' ich mein Lebelang Waffen geſchmiedet wider mich ſelber, ich fühl' ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ſtumpfen Tag gewinne. Du kommſt?“

„Verzeiht, Herr!“ begann Severin verlegen; der Fremde aber fuhr trotzig auf: „Nun, ſo laß es, Thor!“ Doch, ſich vor die Stirn ſchlagend, ſetzte er begütigend hinzu: „Nein, laß es nicht! — zieh' nicht von Deiner Liebe; Dein Ziel iſt weit und der Menſchen Gunſt hat kurze Weile. Willſt Du Dein Glück ergreifen, haſt Du Muth —!“

„Ihr zweifelt doch nicht an meinem Muth?“ rief gekränkt der Jüngling.

„Nun, ſo komm zur rechten Stunde!“ Mit dieſer Rede wandte ſich der Fremde, und heftig rief ihm Severin nach: „Ich komme!“

„Was haſt Du gethan?“ fragte Martha entſetzt; Severin aber antwortete: „Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen!“

Eben zog die andächtige Menge wieder heim aus dem Gotteshauſe, und Martha, ihrem Geliebten zuflüſternd: „Noch einmal muß ich Dich ſprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführſt!“ ſchloß ſich an Hedwig, die darum wußte, daß ſie mit ihrem Trauten ein Geſpräch gehalten. Severin aber nahm ſein Ränzel und ſchritt gedankenvoll wieder in ſeine Herberge.

In den nächſten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwieſpalt mit ſich ſelber ſeine calviniſtiſchen Freunde, beſuchte die Kirche in den Feſttagen, ſich berathend im Gebet, und verſtohlen wechſelte er hier ein Wort mit Martha, die in kaum zu beſchwichtigender Unruhe mit Bitten und Blicken ihn von dem gefährlichen Gange abzumahnen ſuchte. Er aber beharrte bei ſeinem Entſchluß, und es fügte ſich nicht, daß er nochmals der Geliebten ſein volles Herz ausſchütten konnte; von Hedwig vernahm er nur, daß

Martha niedergeſchlagenen Sinnes und ſcheu, wie eine Kranke, im Hauſe umherwandle. Er ging auch mehrmals am Tage den bezeichneten Weg nach dem Walde, konnte aber den Thurm nicht finden und begann zu glauben: der Alte habe ihn getäuſcht.

„Aber mein Wort halt' ich doch, zur bezeichneten Stunde!“ ſagte er dann zu ſich ſelber, wenn er ſich wieder zur Stadt wandte.

Und am Sylveſter-Abend, als die Glocke von dem Thurme die neunte Stunde verkündete, da nahm er nichts mit ſich, als ſein Cruzifix, und ſtand dann lange vor dem Hauſe des Meiſter Dieters; obwohl er nun zuweilen deſſen Stimme im Geſpräch mit Martha zu hören glaubte, ward doch Niemand ſichtbar, ſo daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht; die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, ſah aus, als hätte ſie ſich feſtlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem troſtgetreuen Blau hernieder, die armen Wandrer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernſt ſeines Weges, Gott und ſeinen Schutzpatron anrufend.

Dennoch ward ihm die Bruſt enge, als er endlich den Thurm vor ſich ſah, den er am Tage zu finden ſich vergeblich bemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen ſtand er da, hinaufſchauend zu der Fackel, die ihren düſtern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die Stimme verſagte ihm mehrmals, als er den Namen „Johannes“ rufen wollte. Sich zuſammen raffend, legte er endlich ſein Cruzifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name, aber der vielfache Widerhall machte ihn in dieſer nächtigen Oede abermals ſchaudern.

Die Pforte that ſich auf und ein „Willkommen!“ tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemach, zu dem eine Stiege hinan führte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte und ihn näher rief. Lichter gekleidet wie damals, das graue Haupt aber auch ganz entblößt, hielt er ein großes Buch im Arm. Weiter zurück ſtand allerlei Geräth, auch einen Ambos gewahrte Severin, ſo wie Alles, was zum Waffenſchmieden dienen konnte.

„Tretet näher!“ ſagte der Alte düſter, „und geht an's Werk, es ſoll raſch gethan ſeyn!“

Severin zögerte noch, endlich fuhr's ihm heraus: „Herr, ich bin gekommen, damit Ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beſchuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht in Sünden erkaufen; ſprecht alſo: wollt Ihr uns nutzen mit Gottes Hülfe oder —?“

Er wagte nicht, weiter zu ſprechen, denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er dann wie in einem Anflug von Wahnſinn ſprach:

„Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wiſſen für die Feuer-Taufnamen des Satans? Auf unſern dürftigen Planeten ſind ſie freilich jetzt noch wenig nutz, aber ſeine trügeriſch feſtgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber ſo tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er ſteigt und ſteigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, rufet bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, iſt der tödtlichſte Feind des Geiſtes, und alle Gedanken ſind dann ein nichtiges Chaos, oder ſie ſind die Wucht aller Laſten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig laſſen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? — greift zu, in weſſen Namen Ihr wollt, mir iſt das und Alles gleich! — Doch, wie könnt Ihr faſſen, was mir ſelbſt entging; ſchmiedet alſo Eure Waffen im Namen Gottes!“ — Dabei ergriff er einen Stab und ſchlug in die Kohlenmaſſe auf dem Herde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte er nun dem verſtummten Lehrlinge: wie er durch Benutzung der Elemente ſeinen Zweck erreiche, ſo daß eine der ſchönſten Damascener-Klingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

„Wollt' Ihr's nochmals üben?“ fragte der Alte — doch Severin entgegnete: „Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das hab' ich ſicher für alle Zeit. Doch wie ſoll ich nun danken, und wer iſt es, den ich im Gedächtniß als meinen höchſten Wohlthäter bewahren muß?“

Erſter Akt.

(Ein Vorzimmer bey der Gräfinn Milana mit mehrern Thüren. Unter den Meubeln iſt ein Tiſch, auf dem eine Vaſe, eine Geldrolle und eine Schminkbüchſe bemerkbar ſind.)

Erſte Scene.

Milana (hat einen Handſpiegel und ſchminkt ſich während dem Reden). **Winden.**

Milana.

Nicht möglich wärs? Denken Viele ſo, dann freylich nicht! — Doch, Graf, ich weiß, die Prinzeſſin Adelma hat ſich ſehr geſträubt wider die Vermählung, um ſo eher *kann* ſie gehindert werden.

„Verleugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken ſchlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir ſelbſt, weil ich mich hoch über das Gefühl ſtellte und nun dennoch fühle! Ich heiße Johannes Fauſt! Zittert nicht! Die Menſchen zählten mich ſchon zu den Todten, zu früh und dennoch zu ſpät! Zieht hin zu Euren beſchränkten und darum ſeligen Hoffnungen! Ueberhebt Euch nicht in Eurem Sinnen und haltet mit treuer Sorge an Euren nächſten Pflichten, zu denen das Herz Amen ſagt. Das Herz iſt kein Nebending! — Die Weiſeſten meinten, es ſey vergänglich, die Seele allein dauere — glaubt es nicht! Das Herz hat ſeine eigene Seele, und wehe dem, der ſie dieſſeits des Grabes vergeudete, ſie in wilden Gluthen und in kalten Schwüren und Thaten hetzte, daß ſie mit in die Adern ſtrömte und er nun aus kaltem Herzen und heißem Blute ſich den Fluch erzeugte, der immerdar ſeinen höchſten Gedanken zerreißt. Geht mit Eurem Gott und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürft, die Jedem immer ſo nah iſt, daß er ſie von ſich ſtoßen kann. Ach, der Menſch vermag viel, wenn er nicht mehr will als er vermag, und nun das Uebermaaß ſeiner Wünſche über ihn zuſammen ſtürzt!“

So ſprechend ſchlug Johannes Fauſt mit ſeinem Stabe in die Flamme; Rauch und Dampf ballte ſich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er ſich entſetzt ſchüttelte, wie aus ſchwerem Traum erwachend, obwohl die Klinge in ſeiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte.

Der Morgen war ſchon weit vorgerückt, als er wieder in ſeiner Herberge eintraf und mit freudigem Schreck dort den Meiſter Dieters und ſeine liebliche, jetzt aber todtenbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt und in ihrer ſteigenden Angſt nicht eher geruht, bis Jener ihr folgte, zu ſchauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete ſein Abenteuer ſo gut er's vermochte, und reichte dem Meiſter Dieters die Klinge hin, verſichernd, er wolle ihm nun Tauſende gleich dieſer fertigen.

Der Meiſter nahm bebend die Klinge, und als er ſie betrachtete, wechſelte in ſeinem Angeſicht die Flamme des Zornes mit der Bläſſe des

Neides, und wüthend rief er aus: „Hab' ich meine beſten Jahre vergeblich daran geſetzt, das Geheimniß zu ſuchen, damit ich nun ſehe, wie ein tückiſcher Kobold Dem, der ſich noch gar nicht darum mühte, das übergiebt, was mir mein Geld raubte und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf ſcheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper ſteh' ich vor Dem, der mein Meiſter ward durch ein zudringliches Ungefähr!"

Mit den weichſten Worten ſtrebten Martha und Severin, ihn zu beſchwichtigen, doch in Dieters glühte es immer unbändiger auf, bis er zuletzt ſprach:

„Ihr wolltet gen Damaskus ziehen und thatet es nicht, ich bin meines Wortes quitt. Aber ich werd' es halten, wenn Ihr mir Eines ſchwört! Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte, nimmer aber ertrag' ich's, in meiner Werkſtatt ſolche Klingen verfertigen zu ſehen. Bevor ich die Augen geſchloſſen, darf Keiner in Solingen mit dieſer Kunſt prunken; ja, nur Eurem Sohne ſollt Ihr ſie dereinſt mitgeben und er mag den Ruhm dieſer Wiſſenſchaft haben. Schwört Ihr das?“

„Ich ſchwör' es!“ ſagte Severin und reichte ſeiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft, wenn in drangvoller Zeit er ſich durch ſein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, ſtand er am Amboß, im Schweiße des Angeſichts ſein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha, nach dem Tode ihres Vaters, rieth: ſich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu laſſen, ſchüttelte er ſein Haupt nnd arbeitete nur rüſtiger, in dem Bewußtſeyn, jeder Verlockung widerſtanden zu haben. Sein älteſter Sohn, nach dem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihm der Vater die ſo redlich für ihn aufbewahrte Kunſt; der Sohn ward die Stütze ſeiner Eltern, um die in ihren alten Tagen ſich der Reichthum ausbreitete.

Die Geſchichte nennt nun den Peter Simmelpuß — dies war Severin's Familienname —

als den Erſten, der in Deutſchland Damaſcener-Klingen fertigte; von dem Thurm an der Wipper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer konnt' ihn je entdecken.

Das Mährchen vom Sack.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte in ſeiner ſtattlichen Burg Ritter Otto von Ebeleben und hatte der Beſitzthümer mehr noch in Thüringen. Er war ein junger, wohlwollender Herr, der gar bald luſtige Freunde um ſich ſah, die ihm viel von ſeinem Gut abnahmen und verzehrten, ſo daß er zwei Herrſchaften ſchon verpfändet hatte und nur noch die dritte ſein nannte.

Nun merkte er wohl, daß ſeine Freunde ſchlimme Feinde waren, und des wüſten Lebens ſatt, wußte er ſich doch nicht zu beſchäftigen; denn er verſtand nur zu turnieren und zu jagen was ihm, da er jezt in ſich ſchaute, nirgends genügen wollte.

Grämelnd ſaß er da oft auf ſeiner Burg und ſann, bis ihm endlich einfiel, er wolle ein Berggräber werden und mit den Schätzen der Erde ſeine verpfändete Habe wieder einlöſen. Er ging ſpähend zu Wald und Berg, und ſchlug eines Tages mit dem Schwert an das Geklüft einer Höhle, zu der er eingedrungen, zuvor aber Büſche und Schlingkräuter, die ihm den Weg erſchwerten, zerhauen hatte. Da fand er ſich plötzlich rings von mürriſchen Zwergen umſtanden, und deren König redete barſch, wie er's eben vermochte, ihn alſo an:

„Wer gab Dir das Recht, mein Reich zu ſchänden?“

Ritter Otto antwortete etwas mürriſch, und zeigte Luſt, ſich der Zwerge mit dem Schwert zu erwehren; dieſe nun umdrängten ihn bei ſchallendem Gelächter, und er fühlte mit einem Mal ſo große Laſt auf ſeinen Schultern, daß ihm die Waffe entfiel und er ſich nicht zu rächen vermochte, wonach der Zwerg-König ſprach:

„Wohl weiß ich, daß du gern arbeiten und ſchaffen möchteſt, und doch an Ungeſchick leideſt. Mich ehrlich zu rächen für den mir zugefügten Frevel, beglück' ich dich damit, daß du fortan dieſen ſchweren Sack trageſt und mit ihm die Länder durchpilgerſt. Er enthält Alles, was die Welt begehrt, und du kannſt, die Laſt dir zu erleichtern, Jeden herausholen laſſen, was er ſich wünſchet. Entledigt wirſt du ſeiner jedoch nur, wenn du dich ſelbſt ſieheſt, gewünſcht von Dem, was du wünſcheſt."

Bei abermaligem Gelächter trieben die Zwerge ihn hinweg aus der Höhle, und der Ritter, kaum ſeiner Sinne mächtig, keuchte unter der Laſt davon.

Jener Worte eingedenk, ſprach er nun Alle, die ihm begegneten, an, daß ſie ihrer Herzen Wunſch ſich erfüllen möchten mit einem Griff in den Sack. Da nahmen Ritter und Reiſige ſich Turnierpreiſe und Ehrenzeichen heraus; Mönche Krummſtab und Biſchofsmütze; Studirende den Doktorhut, Geizige Gold, Weiber Putz und Liebezeichen, und faſt immer waren es Eitelkeit und Habſucht, welche die Wünſche erregten.

Der Ritter aber erkannte mehr und mehr das Nichtige in der Menſchen Begehren, und wenn auch die Laſt durch Gewohnheit und die Begier der Andern ſich ſchwächte, ihm ward innen nicht leichter, obwohl er doch, wenn er am Tage durch die Macht ſeiner Verzauberung umgetrieben worden, auf minder weicherem Lager als ſonſt ſtärkenden Schlaf fand.

Weiter und weiter zogen ihn indeß Wehmuth und unerklärbare Sehnſucht, und ſie legten über ſeine männlichen Geſichtszüge immer mehr der duldſamen Milde.

So war er an die Ufer des Neckar gekommen und in die Nähe von Heilbronn. Da begegnet ihm eines Tages im Walde ein Mägdlein, von einem alten Diener begleitet, und wie er ihr auch wollte ſeine Zauberwaaren empfehlen und auf ſie hinſchaute, war's, als ſpreche ihn ſein Glück an aus dieſen Zügen. Doch verſchloß es ihm faſt die Lippen, und er ſagte endlich nur: „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ — wonach die Jungfrau verſchämt und leiſe erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!“ Und nun ging ſie und ſuchte heilende Kräuter, welche der alte Diener dann trug.

Nächſten Tages war Otto wieder an derſelben Stelle und ſo Tag für Tag, und die Jungfrau kam auch und grüßte ihn züchtiglich. Er weilte dann, ſeine Laſt ſtützend, gedankenvoll in ihrer Nähe und wußte ſich ſelbſt nicht zu verſtehen; wenn aber das Mägdlein ausblieb, ſchien ihm auch der letzte Muth geſunken.

Einsmals ſprach ihn der alte Diener an, und da bat ihn Otto: er möge nach ſeines Herzens Gelüſten ſich eine Gabe aus dem Sacke nehmen. Der Alte griff hinein und zog einen feſten Stab heraus, an welchem als Knopf ein ſchönes Engelsköpflein geſchnitzt war, freute ſich auch deſſen überaus, indem er ſagte: daß er ſolch eine feſte Stütze für ſeine letzten Jahre ſich gewünſcht habe und ſie ſehr wohl brauchen könne.

Winden. Ich denke unabläſſig und erdenke nichts! Der Fürſt verpfändete ſein Ehrenwort, endlich den Traktat zu halten, in welchem die höchſtſelige Durchlaucht die Vermählung beſtimmte. Der Geſandte vom nahen Hofe iſt ſeit drey Wochen hier und drängt uns alle aus des Fürſten Nähe —

Milana. Nur mich noch nicht! — Sie überlegen lange, ob die Partey der hohen Braut für Sie nicht vortheilhafter wäre. —

Winden. Woher dies kränkende Mißtrauen? Muß ich nicht an Sie mich halten?

Milana. Sie müſſen, wollen nicht! Weil Sie mit meinem Einfluſſe fielen, darum dienen Sie! Daß Sie mir ferner dienen, iſt hier Zweck, daß Sie es müſſen, liegt in gleicher Schuld.

Winden. In gleicher, Gnädigſte?

Milana. Nun, trennen Sie ſich nicht von mir? In gleicher, ja, die etwa größer iſt für mich, kommt mir als Weib zu gut.

Winden. Da möchte man faſt wünſchen, Weib zu ſeyn.

Von dem dankbaren und geſchwätzigen Diener erfuhr nun Otto, daß Beata die einzige Tochter des berühmten Doktors von Alxinger in Heilbronn und ſelber ſehr in Wiſſenſchaften eingeweiht, auch an Frömmigkeit ein wahrhaftes Kind Gottes ſey, wonach dem trübſeligen Ritter das Herz aufging und er die Bitte nicht verhehlte, daß Beata von ihm ebenfalls eine Gabe nach ihrem Wunſch empfangen möge.

Der Alte ſchmunzelte und meinte: es würde ſich ja fügen. Er mochte wohl der Jungfrau ein gut Redens von dem wunderbaren Manne gemacht haben, der aller Menſchen Wünſche bei ſich führe; denn nach ein Paar Tagen zögerte die Jungfrau, an Otto vorüberzugehen, ſo daß dieſer endlich mehr mit Zeichen als Worten ſein Anliegen kund gab.

Geſenkten Blickes ſtreckte ſie ihre ſchöne Hand aus und zog ſich — das getreue Bild des Ritters Otto von Ebeleben; da war im Nu die Laſt von ihm genommen und heilige Töne umklangen ihn, daß er tief bewegt der Jungfrau zu

Füßen ſank. Die aber ſtand hoch erglüht und bebend vor ihm, bald das Bild, bald ihn betrachtend, und als der Ritter nun endlich Faſſung gewonnen, erzählte er Beaten, was ihm früher und mit den Zwergen geſchehen, daß nun Beide erkannten, wie das Walten Gottes ſie zu einander hingezogen, und bald führte der glückliche Ritter Beaten von Alzinger als Hausfrau heim nach ſeiner Burg.

Wie ein anderes Leben war nun da! Beata brachte viel des Wiſſens mit, und Otto war voll Freudigkeit als ihr gelehriger Schüler; die Schätze des Geiſtes thaten ſich ihm auf, und ſeiner Wißbegierde ward die Zeit immer kürzer und viel zu kurz. Er lernte ſein Gut geſchickt verwalten, ſo daß ihm der Boden zehnfältig zurückgab, was er ihm als Saat anvertraute; nach wenigen Jahren ſchon löſete er, voll des heißen Dankes für das errungene Glück, die verpfändeten Herrſchaften ein, und ſeinen Kindern gab er noch reichere Güter, indem er ſie lehrte, das Glück aus ſich ſelbſt in der ſchaffenden Thätigkeit zu finden.

Das iſt der wahrhaft dauernde Inhalt des Lebens, und wer ihn nicht zu erkennen und zu faſſen vermag, der bleibt ein Sackträger bis an die Schwelle ſeines Grabes, ohne daß er weder die Wünſche Anderer, noch ſeine eigenen zur Erfüllung bringen kann.

Der Kampf des Humanus Magnus um Reinholde Veritas.

Es war in einer mondhellen Sommernacht und zwei Elfen fuhren auf einem Grashalm, der auf dem Rhein ſchwamm, ſpaziren. Der eine hieß Blick, weil er Vieles raſch durchſchaute, der andre hieß Glimm, weil ſeine Augen das Dunkel beleuchteten, und, wenn er wollte, Funken ſprühten. Dieſe Elfen konnten gar herrlich im Reigen tanzen, in holden Tönen ſprechen, und liebten Beides mit Leidenſchaft.

Eben kamen ſie an einen Strudel, wo das Waſſer des Rheins einen Ring und Trichter bildete, ſo daß der Grashalm mehrere Male in die Runde trieb, in den Trichter zu ſtürzen und ſo die kleinen Elfen wegen eines neuen Fahrzeuges in Verlegenheit zu ſetzen drohte, als aus einer Höhle hoch von dem Felſen eine Roſe gerade auf die Schwimmer niederfiel.

Die Bewegung des Waſſers, welche durch den Fall entſtand, ſchnellte die ſpinnewebeleichten Elfen empor, und als ſie wieder hinabſanken, fielen ſie Beide in die duftenden Roſenblätter hinein.

Nur eine kurze Zeit irrten ſie unter den Blättern der ſchwimmenden Roſe umher, ohne ſich zu finden, endlich ſah Blick die leuchtenden Augen Glimm's durch die Wand eines Roſenblattes hindurchſchimmern, und bald lagen ſich die Freunde fröhlich in den Armen und ſprachen von ihrem herrlichen Abenteuer und von ihrem neuen Fahrzeug, der Roſe.

Darauf begann Glimm: „Theures Blickchen, iſt es Dir gefällig, unſere Fahrt für heute einzuſtellen, ſo wollen wir einmal Denjenigen aufſuchen, der uns die Roſe zugeworfen; denn mir ahnt, ſie komme von einer lieben Hand.“

„Schön Glimmchen“, antwortete Blickchen, „wie kannſt Du nur fragen? weißt Du doch, daß Dein Wille der meine iſt.“

Bald hatten ſich die Elfen ihre Flügelchen getrocknet, und nachdem ſich Jeder durch einen Trunk aus einem Thautropfen, der in der Roſe lag, erquickt, flogen ſie auf und davon.

Als ſie in der Nähe der Höhle waren, aus der die Roſe gekommen, hörten ſie zu ihrem Erſtaunen eine ſchöne weibliche Stimme in ſchmelzender und wehmüthiger Melodie ſingen:

„O Mondlicht, glänzender ſilberner Rhein,
Fließ' hin zum Schloſſe von Königsſtein,
Und klage dem theuren Geliebten mein,
Daß hier ich gefangen bin.
Mich hat gefeſſelt der Gnomen Graus.
Da ſend' ich als Schaar der Boten aus.
Die Seufzer mit treuem Sinn.

O glänzender Rhein, in dein Wellengrab
Warf ich die ſprechende Roſe hinab:
Und wem ich ſie voll Vertrauens gab,
Der trägt ſie zum Königsſtein.
Dort ſieht er meinen Helden nah'n,
Bringt ihm die Roſe, daß ſie ihn mahn',
Zu Liebe mich zu befrei'n.“

Die Stimme klang ſo hehr und ſüß in die Mondnacht hinaus, daß die beiden Elfen vor Wehmuth vergehen wollten; da flogen ſie nun ohne Säumen durch die Oeffnung zur Höhle hinein und auf den Schooß der traurigen Sängerin.

Bald hatten ſie ſich mit der frommen Reinholde Veritas verſtändigt und ihr Geſchick erfahren. Sie war, mit Hülfe der Streiter für Bann und Acht, von dem Rieſengnomen Terror-Terrarum geraubt worden, deſſen Buhle ſie nicht werden mochte, weil er ſo falſch iſt, und weil ſie den Liebſten, den Ritter Humanus Magnus vom Königsſtein, nicht vergeſſen kann. Hundert Jahre, ſo hat der wüthende Terror geſchworen, werd' er ſie hier gefangen halten, nach dieſer kurzen Beſinnungszeit, wenn ſie auf ihrem Entſchluß beharre, wolle er ſie zu Stein verfluchen. Schon viele Ritter gedachten ſie zu befreien, aber hatten ſie alle Gefahren, die ihnen drohten, überſtanden, dann kamen die beiden Wächter der Höhle: **Graus** und **Kicher**, die zwar den echten Ritter nicht berühren dürfen, aber von denen der Erſte ſo viel Entſetzliches anzurichten wiſſe, daß ſelbſt der Mannhafteſte einen Schreckensruf ausſtoßen muß; wer aber auch dieſem widerſteht, der kann dem andern Wächter Kicher nimmer widerſtehn, der ſo viel drollige Poſſen reißt, bis ſelbſt der ernſteſte Ritter in Lachen ausbrechen muß. Bei jedem einſtimmenden Laut aber, den ein Menſch hier ausſtößt, bleibt er ſogleich verſteinert ſtehen.

Die klagende Veritas, die dies Alles den Elfen erzählte, zeigte ihnen nun eine große Reihe der Ritter, die verſteinert am Eingang dieſer finſtern Höhle lagen, und als ſie ihren Bericht ſchloß, weinte die Jungfrau ſo, daß die Elfen ihr Hülfe zuſagten und dem Ritter Humanus Magnus mit Rath und That beizuſtehen verſprachen.

Wie Reinholde Veritas erwartet hatte, dachte ihr geliebter Held an nichts als an ſeine ſeit lange verſchwundene Geliebte, und ſchnell war er gerüſtet, als ihm die Elfen die Nachricht von ihr brachten. Wohl wiſſend, welch einem harten Kampf er entgegen ging, waffnete und bepanzerte er ſich vom Kopf bis zu den Füßen und folgte den Elfen in's Gebirge am Rhein-Ufer, um den bewachten Eingang zur Höhle zu erfragen.

Der Finger Gottes in der Natur zeigte den Wanderern den Weg, und bald kam der Ritter an einen ſchwarzen ſteilen Felſen, zu dem hinauf ſich kein Zugang entdecken ließ.

Eben war er im Begriff, muthig die ſteile Felſenwand zu erklettern, als plötzlich ein Gnome zwiſchen ſeinen Beinen ſtand, und ſich an ſeinem Panzerkleide feſthielt. Hierauf begann er zwiſchen den hohlen Fingern zu pfeifen, daß der gellende Klang faſt betäubend auf den Ritter wirkte. Der Ton ſchrillte durch das ganze Gebirge wieder, und von oben herab begann ein Regen verwitterter Felſen, mit ſolcher Macht dahingeſchleudert, daß die Funken bei jedem Sturze umherſtoben.

Der Ritter indeſſen ſtand ohne Furcht da, und dies war Urſache, daß ihn kein Wurf verwunden konnte. Die Elfen Blick und Glimm aber waren am meiſten Urſache ſeiner Furchtloſigkeit; dieſe ſchwachen Geſchöpfe hatten ſich unter die Stahlhaube des Ritters geflüchtet und hielten in dieſem Toben ſowohl die Ohren wie die Augen des Ritters geſchloſſen, indem ſie ihm Muth zuraunten und ihn verſicherten, daß dieſer Felſenregen ihnen wohl zu ſtatten kommen würde.

Als nach einiger Zeit die Gnomen die Standhaftigkeit des Ritters bewundert hatten, hielten ſie mit dem Schleudern ein und es erſchien plötzlich der Gebieter und König: die Terror-Terrarum-Majeſtät.

Es war ein Gnome, beſtehend aus zwei Hopfenſtangen ſtatt der Füße, aus einem dünnen Schiffsmaſtbaum ſtatt des Leibes, aus zwei langen Stangen ſtatt der Arme, an deren Enden fünf eiſerne Griff-Haken die Finger bildeten. Der Kopf ſah aus wie ein unbändig großer hohler Kürbiß, auf welchem Moos und Schwämme aller Art ſtatt der Haare wild wuchſen. Die ganze Geſtalt aber war mit Mönchs-Kutten, Hexenkram und Teufels-Spuk umfangen.

„Verwegener!“ begann Terror-Terrarum mit einem Wüthen, welches ſo durch die Felſen rollte, daß der nahe Rhein in niegeſehene Wellen aufſchäumte: „Du ſollſt bald deine Frechheit büßen.“

Bei dieſen Worten ſtreckte er dem Ritter ein Bein entgegen, um ihn mit demſelben hoch in die Luft zu ſchleudern. In demſelben Augenblick aber ergriff Humanus Magnus einen

Milana. Sie ſind's zur Noth! Jedoch was hätten Böſes wir gethan? Dem Volke neue Steuern verſchafft? — Das Volk liebt ja das Neue, an der vergötterten Braut merkt man es wieder und an dem Prüfwall, der unſre erledigte Miniſterſtelle beſetzt, —

Winden. Wie, Allerſchönſte?

Milana. — — — wenn *ich* geſunken bin. Wir haben höh'ren Zins genommen von des Fürſten Pächtern — das mehrt ja einſt ſeine Revenüen. Wir haben nur Menſchen angeſtellt, die *uns* gefielen — *ein* Geiſt nur darf in der Verwaltung leben und Conſequenz macht auch das Schlimmſte gut — doch, wozu dies Regiſter? Sie kennen unſre Thaten, wie ich.

Winden. Nur wag' ich zu bemerken, daß ich auf Ihr Geheiß handelte.

Milana. Ihren Wünſchen kam ich zuvor, das iſt gefällige Weiberart! Doch, was ich will! Zum Maskenballe ſind unſre Freunde doch beſorgt, dem Fürſten Bittſchriften einzuhändigen *wider* die Vermählung?

herabgeregneten Fels und hielt ihn ſo vor ſich, daß nur dieſen der grimmige Gnomen=Fürſt traf und ihn hoch in die Luft ſchleuderte, wo er allen Blicken entging. „Eilt rechts fort!“ rief Blick dem Ritter in's Ohr, dieſer that es, verfolgt von Terror=Terrarum; aber eben, als ihn dieſer erreicht hatte, fiel, wie der kluge Elfe Blick berechnet hatte, der Felſen gerade nieder, und ſein eigen Werk ſtürzte auf den Kopf des Unholds, woſelbſt er viel ſtruppiges Unkraut niederriß und endlich liegen blieb.

Terror=Terrarum wankte betäubt, und der Ritter verſetzte ihm raſch mit ſeinem guten Schwert einen Schlag, worauf ihm ein Fuß abflog. Während der Mann der Finſterniß auf einem Bein heulend davon humpelte, eilte der Ritter zwiſchen den Felſenwänden muthig zur Höhe. Aber Fledermäuſe, fliegende Schlangen, Nattern und alles Ungethüm, das ſich gern verkriecht, bis ſich irgendwo ſchaden läßt, ſchwirrten aus ihren Moderſitzen um ihn her und mehrten ſein Entſetzen; doch die beiden Elfen unter der Stahlhaube ſprachen ihm immer Muth zu, und obgleich mit jedem Tritte in Lebensgefahr, hatte der Ritter doch bald die Stätte erreicht, wo der Eingang zur Höhle war.

Jetzt änderten die klugen Elfen ihre Plätze. Glimm kletterte auf die Naſe des Ritters und ſetzte ſich auf die Spitze, während Blick in den Schnurrbart kroch und dort ein Haar ausriß.

In dieſem Augenblick ſprang Graus herbei und ſtieß einen Schrei aus, der Menſchen auf Meilen weit hätte betäuben können. Der Ritter war faſt erſtarrt und wollte laut aufſchreien, aber der kluge Blick nahm das Schnurrbart-Haar und kitzelte damit dem Ritter die Naſe, ſo daß er vor Jucken faſt gelacht hätte. In dieſem Augenblick ſtellte ſich Graus lang auf die verkrüppelten Füße und ſpie eine Feuerfluth nach dem Angeſicht des Ritters; aber der kluge Glimm ſprang die gebogene Naſe hinauf und hielt dem Ritter die Augen zu, ſo daß er nichts ſehen konnte.

Da verwandelte ſich plötzlich Graus in einen großen Baſilisk und öffnete den Rachen, um den Ritter zu verſchlingen. Aber Glimm ſprang dem Ritter auf's Genick und zupfte ihn am Haar, ſo daß ſich dieſer raſch umdrehte, und der grauenvolle Anblick ihm auf ſo lange entging, bis er ſeine Geiſtesgegenwart wieder bekam. So ſetzten die klugen Elfen ihr Spiel fort, bis der entſetzliche Graus, in Verzweiflung, den Ritter nicht zum Schrei der Furcht gebracht zu haben, ſich das Gehirn in Wuth an den Felſen zu zerſchlagen begann.

Kaum war der Ritter mit dieſem fertig, da kam der Gnome Kicher wie eine Ente herangewatſchelt, tanzte und verneigte ſich mehrere Male vor dem Ritter und ſetzte ſich dann platt auf die Erde nieder. Seine Geſtalt war ſo komiſch, daß ſelbſt die Elfen zu lachen anfingen: aber Glimm begann den Ritter ſo ſehr in die Naſe zu beißen, daß dieſem das Lachen vergehen mußte.

Kicher nahm nun mit ſehr ehrbarer Miene eine Priſe aus ſeiner hohlen Hand, drehte ſich darauf die unmäßig lange Naſe um, ſo daß die Naſenlöcher nach oben gekehrt waren, ſchüttete ſich den Tabak hinein, ſtopfte ſich die Naſenlöcher mit zwei Schwämmchen zu, und drehte ſich dieſe wieder zurecht, ſo daß die Schwämme wie ein Paar Schnurrbärte ausſahen. Das Alles aber that er ſo komiſch, daß der Ritter faſt lachen wollte: aber der kluge **Blick** zerzauſte dem Ritter ſo ſtark den Schnurrbart, daß ihm das Lachen verging.

Jetzt nahm **Kicher** ſeinen Fuß als Tabaksſpfeife in den Mund, dann blies er mit vollen Backen, als ob er Rauch ausblieſe, und zwar that er das ſo komiſch, daß ſelbſt der wüthende **Graus** zu lachen anfing; aber die Elfen thaten ſo gut ihren Dienſt, daß der Ritter, der faſt vor Lachen hätte berſten mögen, keine Miene verziehen konnte.

Endlich fing **Kicher** ſelbſt zu lachen an und wälzte ſich wie eine Kugel auf der Erde umher, rollte ſich vor Lachen einen hohen Felſen hinunter, und lachte dann von Neuem ſo ſehr, daß er ſich im Lachen wieder herauf wälzte. Oben aber ward ſein Lachen immer ſtärker und er purzelbaumte und tanzte kreiſelnd in einem fort. Selbſt **Graus** ſtürzte dabei vor Lachen nieder und die Elfen wollten ſich die Seiten halten über die drolligen Gnomen; aber ſie thaten ſo gut ihre Dienſte, daß der Ritter ganz ernſt blieb und mit Ruhe den langen Gang bis zur Höhle durchſchritten hatte.

Da, als er die Pforte öffnen wollte, ſchrieen Richer und Graus in Angſt ſo heftig auf, daß die Felſen zitterten. Mit dieſem Schrei, dieſem Erſchrecken der bisher unbeſiegten Wächter war Alles entzaubert; der Ritter ſtand am Eingang einer prächtigen Halle, Reinholde Veritas dankend ihm zur Seite. Viele andere Ritter, aus ihrer Verſteinerung erlöſt, erkannten und umarmten ſich: die Gnomen alle, wenn auch zum Theil mit tückiſcher Miene, jubelten dem Humanus Magnus und der Reinholde Veritas als Gebieter entgegen. Tage des Lichtes und der Freude gingen nun der Menſchheit auf; Blick und Glimm aber halten noch jetzt fortwährend Wache, damit Terror-Terrarum, der zwar gelähmt aber nicht todt iſt, die Uebermacht nicht wieder an ſich reiße. —

Aus der alten Ueberlieferung dieſer ſinnbildlichen Erzählung entnehmen wir auch den Schluß:

„Wird dieſer Sage Lehr' und Weſen
Nicht gleich im Geiſt dir hell und kund,
Magſt Du zum andern Mal ſie leſen,
Auf daß du findeſt tief'ren Grund.

Sie ruft auch noch in unſern Tagen
Nach Rittern, die um Poſſenſchund
Nicht Veritas in Feſſeln ſchlagen,
Nein, drohte ſelbſt der Hölle Schlund,
Für Veritas zu kämpfen wagen.“

Maulteufel.

In alten Zeiten war ein Mann, der ſein liebes und hübſches, wenn auch nicht allzu kluges Weibchen ſehr übel behandelte, der ſich ein Geſchäft machte aus Brummen, Keifen, Schelten und Zanken. Es ſchien, als habe er gar nichts Anderes gelernt, als ſolchen Mißbrauch ſeines Maulwerks, wie es denn noch heut dergleichen Geſellen giebt, die in Nichts Meiſter werden können, als im Nichtsnutzigen.

Als er nun einmal wieder ſeine Zunge bis in die Nacht hinein müde gearbeitet hatte, binnen eines Jahres zum Dreihundertundſechsundſechzigſten Mal, denn es war juſt ein Schaltjahr, ſchnarchte er endlich zur Abwechſelung im Schlaf.

Das arme Weib aber, vor Thränen nicht zur Ruhe kommend, ſeufzte und betete zu Gott, den Heiland und den Heiligen. Von dieſen kam ihr beſonders der heilige Chriſtoph in's Gedächtniß, wonach ſie flehentlich in ihrer Einfältigkeit ausrief: „O du allerliebſter Chriſtoph, du Stärkſter unter den Starken, der du die Welt über Land und durch's Waſſer trägſt und ſie zurecht ſetzeſt nach deinem gewaltigen Willen, thu' einem unglücklichen Weibe den Gefallen, ihres Mannes wirrſchen Kopf zurecht zu ſetzen. Schaffeſt du mir einen Wall wider mein Elend, ſoll's an meinem Dank nicht fehlen; ich gelobe dir, lebenslang alljährlich an deinem Namenstage, auch wenn es Sonnabend und in der Wirthſchaft viel zu thun iſt, einen großen Kaffee zu geben!“

Einem ſolchen Bittgeſuch, noch dazu von einem hübſchen hülfloſen Weibe, konnte der heilige und ritterliche Chriſtoph, der ſelber gar zu gern täglich zwei Halbſtündchen hindurch ein Schälchen Kaffee nach dem andern trank, unmöglich widerſtehen. Er machte ſich vielmehr alsbald bereit, ergriff ein Faß und Stricke, dann ſeinen Waldſtecken, war nach wenigen Augenblicken im

Hauſe des Brummbärs, wo er ſich freilich, wie ſehr er ſich bücken mochte, an Thürpfoſten und Deckenwänden den Kopf etwas zerſtieß, was ihn nicht freundlicher ſtimmte für den ſchnarchenden Ehemann.

Dieſen packt der heilige Chriſtoph ohne Umſtände und Vorrede, ſpundet ihn trotz Zappeln und Schreien in das von den Stricken umwundene Faß, und heidi ging's in's Freie! Dort feuchtete er den Strick an, und nun das Faß in die Höhe werfend, ſchwingt er den Eingeſperrten ſo kräftig und geſchwind im Kreiſe, daß Alles um ihn her ſummt und brummt, trillt und ſchrillt, ſauſt und brauſt, kollert, dröhnt und rumpelt, bis er von ſeinen Sinnen nur noch einen unbedeutenden Reſt verſpürt.

Da unterbricht der heilige Chriſtoph die Schwenkerei, öffnet den Spund und ſpricht mit einem Baß, wie er heut zu Tage kaum denkbar, viel weniger in der Wirklichkeit aufzufinden iſt:

„Wie behagt Dir denn nun Dein nachgeahmtes Weſen, Du bremmelnde Brummbremſe und nergelnde Kneifzange in Menſchengeſtalt?

Bitt' um Gnade, oder es folgt eine Fortſetzung meines Vergnügens!"

Der Eingeſperrte wußte, obwohl faſt athemlos, plötzlich die ſchönſten Worte zu ſtammeln, und nachdem der heilige Chriſtoph mit dem Ausruf: „Es iſt eine köſtliche Erfindung, dieſer Spaß!" ſeinen Gefangenen nur noch ein einziges Mal ſo recht ſchwunghaft freudig geſchwenkt hatte, entließ er ihn aus der Haft, mit der körnigen Ermahnung:

„Jetzt halte Frieden im Hauſe, Du krakeeliſcher Lump, und hilf Dir mit nützlicher Beſchäftigung von Deiner gnirrigen und gnaddrigen Laune. Dies Faß aber ſchenkſt Du Deinem Weibe, es ſoll ihr ein Wall ſeyn gegen Dich Ungethüm, und Du wirſt ſorgen, daß es ſtets in gutem Stande bleibt, damit ich's bequem habe, wenn ich Dich etwa wieder züchtigen und Dein kläglich kleinliches Gebrümmel mit einem herzhaften Brummſturm vertreiben muß!" —

Von da an hatte das immer liebe, wenn auch allmälig nicht mehr ſo hübſche Weibchen den gefügigſten Mann, und ſie nannte das Faß den Wall gegen den Eheteufel, oder abgekürzt: Wall-

Winden. Eilf hab' ich beſoldet.

Milana. Und die Verſe zu ſeinem Lobe, die Kränze? —

Winden. Das Geld hat mir gefehlt —

Milana. Warum debütiren Sie bey Ihren vielen Liebſchaften immer wie Jupiter bey Danae? Dort liegen hundert Louisd'or zu Ihrer Verfügung.

Winden (rafft ſie haſtig ein). Danke unterthänigſt! Aber die Verſe?

Milana. Der Rektor Typus, der auch den Ehrenpforten Inſchriften gab, liefert eine Menge von dem Zeuge. Vielleicht erfährt man auch auf dieſem Balle: wer die Dame iſt, die den Fürſten zuletzt ſo intereſſirte. Eine blitzableitende Liebſchaft wäre jetzt ein goldwerther Zufall.

Winden. Ich werde mich beeifern! Apropos, dachten Sie ſchon an den Baron Zielglanz?

Milana. Der Fürſt iſt Antiken-Liebhaber, die Vaſe dort vom Baron muß der Fürſt bemerken, dann will ich ſchon reden.

teufel, woraus dann endlich Waldteufel und demnach das Spielwerk geworden iſt, welches man allweihnachtlich brummen hört, damit die „gnirrigen und gnaddrigen" Ehemänner an Einen erinnert werden, der ihnen auf unangenehme Art die Unart vertreiben könnte.

Jenes durch den heiligen Chriſtoph glücklich gewordene Weibchen aber, ihr Gelöbniß treulich erfüllend, gab lebenslänglich an jedem ſeiner Namenstage einen großen Kaffee. Das hatte auch weitere Folgen, denn noch heute wird in den Geſellſchaften aller Kaffeeſchweſtern gar viel von brummigen Männern und deren Bändigung geſprochen, und wir hoffen, daß man dabei nur des heiligen Chriſtoph's, nicht etwa anderer Hülfsmänner gedenkt.

Nach
Chroniken und Handſchriften.

Fehde
der Magdeburger und Zerbſter.

Zur Zeit, als Graf Günter von Schwarzburg Erzbiſchof von Magdeburg war, ging es daſelbſt mehr noch als ehdem unruhig zu, und dauerte dieſes zweiundvierzig Jahre, genau ſo lange, als dieſer Erzbiſchof regierte, nämlich von 1403 bis 1445. Iſt nicht zu verwundern, denn er war von je an des Unfriedens gewohnt, ſintemal eine Rauferei ihm alljährig zur Sommerluſt gedienet. Hat auch die Magdeburger Bürger in ſeinen alten und unaufhörlichen Zwiſt mit den Zerbſtern verwickelt. Günter ſchädigte oftmals die Lande der Fürſten von Anhalt-Zerbſt, und iſt's ihnen kein Vorwurf, daß ſie nicht mit Glimpf zuſahen, ſondern Vergeltung übten.

So fiel denn im Jahr 1405 Fürſt Siegmund in's Magdeburgiſche ein mit den Zerbſter Bürgern, und obwohl es denen Magdeburgs noch nicht in den Sinn gekommen, den Günter in ſeinem Hader zu fördern, ward ihnen doch alles Vieh geraubt, deſſen die Zerbſter habhaft werden konnten.

Das Unrecht wuchs, ſo man bedachte, daß Letztere den Magdeburgern 8000 Schock Kreuzgroſchen ſchuldeten und nun weder die Stammſumme noch den Zins zahlen wollten, zu welcher Unbill die Zerbſter noch Spott dreingaben. Denn weil ſie urtheilten, die Magdeburger blieben den Fehden ihres Erzbiſchofs aus Verzagtheit fern, verſchmerzeten deshalb auch den Raub ihres Viehes, ließen ſie ſagen: was die Magdeburger begehrten, könnten ſie ſich nicht holen, denn ihre Weiber ſeyen tapferer mit den Spinnrocken als ihre Männer mit den Schwertern, und das Lauch aus den Gärten zu Zerbſt ſey in den Faſten mit Geld nicht zu erſchwingen geweſen, da es die Magdeburger im Traum zertreten hätten. Bei Denen gedieh der Zorn gewaltig, ſie rüſteten Volk aus zu Roß und zu Fuß, fielen am 9ten Januar 1406 in den Schmeerwinkel bei Zerbſt ein, drangen bis an die Thore, brandſchatzten die Dörfer und eigneten ſich gleichfalls alles Vieh zu, deſſen ſie zu erlangen vermochten. Die Zerbſter fielen wüthend aus, wurden aber zurückgeſchlagen; doch die Angriffe auf die Stadt wehrten ſie ſtandhaft ab, und da die Nute, ein geringer Fluß in jener Gegend, plötzlich ſo anſchwoll, wie dies ſelten erlebt war, lachten die Zerbſter, nun durch das Waſſer gedeckt, am Tage die Magdeburger aus von ihren Mauern und pflegeten Nachts ſorglos der Ruhe, während ihre Feinde nicht Raths wußten.

Eines Tages meldete ſich Pius Kötter bei dem Erzbiſchof und verhieß Hülfe, ſo man ihm helfen wollte. Er war eines wohlhabenden Fiſchers einziger Sohn, hatte die Lohgerberei erlernt, von Nürnberg die beſte Kenntniß darüber heimgebracht und mit Zuziehung eines Lohmühltriebs großen Reichthum erworben. In eines Schuſtermeiſters Tochter verliebt, verweigerte ſie ihm der Vater, der ſich das Leder ſelbſten zurichtete, dies nächſtdem für Andere that und mißgünſtig auf Pius Kötter ſchaute, hochfahrend daneben, indem er bei dem Abweis des Freiers Angeſichts ſeines Töchterleins behauptete: „Die Lohgerberei iſt halb Handwerk, ein Schuſter wie ich verſteht's zu ergänzen.“

Pius Kötter verbürgte ſich nun dem Günter: er wolle den Magdeburgern über die Nute helfen, ſo man ihm über ſein Herzweh hinweghelfe, empfing auch Zuſicherung, ſo er ſein Wort erfülle, wozu ihn noch der Grimm gegen die Zerbſter ſtachelte, die ihm all' ſein Vieh weggeführt von ſeinem Beſitzthum vor dem Kröckenthor. Er verband ſich mit Fiſchern, Schiffern und Seilern zu ſeinem Vorhaben.

In einer dunkeln Lenznacht, in der nur das Waſſer ſchimmernd leuchtete, trug eine Schaar von Männern auf ihren Schultern eine ſchmale, an 90 Ellen lange, faſt wunderſam zu beugende Brücke herbei. Sie war mit ſtarken Seilen gezogen, und dazwiſchen wurden Felle eingefügt, die von Schritt zu Schritt ein Brettlein trugen, auf dem Erd' und Harz gemiſcht als dünner, doch feſter Ueberzug lag.

Pius Kötter und viele von den Fiſchern und Schiffern waren des Schwimmens kundig, ſie ſchafften das Ende des Seilganges nach dem jenſeitigen Ufer, an der Stätte, wo es zunächſt zu erreichen war. Dort wie dieſſeits wurde an eingekeilten Pflockpfählen Alles ſo ſtraff gedrillt durch Zuthun der Seiler, daß hierauf Pius Kötter mit den Seinen zuerſt hinüber ſchritt und die Andern ſämmtlich ermuthigte, nachzuſchreiten, voran die Träger der Sturmleitern. Das geſchaarte Fußvolk, ſechshundert an Zahl, ſtand vor den Mauern, als der Tag graute, und drinnen hatten Alle der vermeinten Sicherheit dermaßen vertraut, daß die Magdeburger Herren der Stadt wurden, bevor ſich ein Lärm erhob.

Da nahm man jedem Einzelnen jedes Rüſtzeug, und die Zerbſter mußten jene 8000 Schock Kreuzgroſchen mit dem rückſtändigen Zins zahlen. Die Magdeburger blieben im erſiegten Beſitz, bis nicht nur das Lauch, ſondern jegliche Gartenfrucht und noch Vieles aufgezehrt und mit Geld nicht zu erſchwingen war; ja als ſich die Gewäſſer verliefen, zog das Magdeburger Kriegsvolk nicht eher ab, bis man ihm eine bequeme Brücke erbaut hatte. Anfangs dann, wenn Zerbſter auf der

Mauer ſtanden und hinausſchauten, fragte wohl Einer den Andern: „Aber wie überſchritten ſie die Rute?“ — dies ward nachträglich zum Sprüchwort wider Diejenigen, welche überwindbare Dinge als unüberwindliches Hemmniß betrachteten.

Pius Kötter erhielt was ihm zugeſagt, außerdem vergütigt, was er aufgewendet: die Zerbſter haben's empfunden! — Gar ſchwer erkauften ſie ſich die Lehre: der Friedfertigen ſoll man nicht ſpotten, denn ſo ſie Miſſethat und Bosheit langmüthig ertrugen, erheben ſie ſich letzlich mit Schärf' und Beharrlichkeit. Da geſchieht dem guten Recht genug und leider meiſt auch Etliches ſonder Gebühr bitterlich darüber hinaus, weil man Böſes mit Böſem arzeneiet, ſo es ſich mit der Nachgiebigkeit nicht vollbringen ließ. —

Solches hat ſich zwiſchen den Magdeburgern und Zerbſtern hin und her — denn Letztere zeigten bald wieder friſchkühnen Muth — in nachmaligen Tagen noch mehrmals erwieſen, bis es ins Jahre 1407 zur Verträgniß zwiſchen den Bürgern kam und beide Städte an ihren Schädigungen die Koſten des Unfriedens hoch anzuſchlagen hatten.

Winden. Vortrefflich! (küßt ihr die Hand und will gehen.)

Kammerdiener (eintretend.) Herr Rektor Typus —

Milana. Sogleich! (indem ſich Winden entfernen will.) Noch eins! Ihr Kammerdiener iſt verſorgt, er wird Erziehungsrath!

Winden. Herrlich! — Zwar von Erziehung verſteht er nichts —

Milana. Da läßt er der Natur freyen Lauf! auf Wiederſehn! (Winden empfiehlt ſich, Milana ruft nach der Thür.) Rektor Typus! (hinwerfend.) Der Herr Graf Winden ſind reif zum Falle!

(Typus tritt ſich verbeugend ein).

Zweyte Scene.

Milana. Typus.

Milana. Guten Morgen, Herr Poet, wo ſind die Gedichte?

Typus. Es ſind leider erſt ſiebzehn fertig, die Muſen verlaſſen mich alten Liebhaber,

Die geflüchteten Kinder.

Es war zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als Ritter Niclas von Wilſperg aus ſeiner Burg am Neckar nach dem gelobten Lande zog, wie man meinte, um manche Sünde gegen ſeine erſte Hausfrau abzubüßen. Konnte dies auch daheim haben, denn er ehelichte ſeine ehemalige Buhlin, Barbara von Horneck, die ihn belehrte, es möge doch Wahrhaftigkeit an der Hölle ſeyn.

Ritter Niclas hatte aus erſter Ehe zwei Kinder, ſo er, damit er ferner ſündige, der böſen Stiefmutter überließ, die ihrem vordem geborenen Knaben gern die ſchöne Herrſchaft zuwenden wollte.

Jene beiden Kinder, Otto und Elsbeth, waren nun ſehr übel gehalten, und als ſie einſt weinend von einem Bruder Carthäuſer betroffen wurden, ſprach ihnen derſelbige Troſt ein, ſeine Rede mit den Worten ſchließend:

„So uns das Vaterhaus verleugnet, tröſtet und nährt uns Gott ſelbſt in der Wildniß.“

Das verſtand der kleine Otto nicht recht und grübelte darob auf ſeine Weiſe, bis er endlich, da Bruder und Schweſter wieder einmal von der Stiefmutter mißhandelt waren, ſagte:

„Elsbethchen, ſeit die Mutter todt iſt, haben wir keine gute Stunde mehr; weißt Du was? — wir wollen in die Wildniß gehen und Gott ſuchen, daß er uns tröſte und nähre.“

Die Schweſter war deß zufrieden, und das Hütchen im Nacken, ein altes Püppchen in der Hand lief ſie fort mit dem Bruder, in den nahen Wald hinein. Sie gingen vom Morgen bis Abends immer zu, und als ſie hungrig waren, nährten ſie ſich kärglich von gepflückten Beeren, die ihnen zugleich den Durſt ſtillten, was dann beſſer noch ein Quell that.

Als es aber Nacht wurde, da weinten die Kinder, ſchliefen jedoch darüber ein und erwachten mit der Sonne, wonach ſie weiter und immer weiter in das Dickicht kamen und ſich oft mühſam durchwinden mußten. Schon waren ſie zween Tage im Walde, hatten auch ſchon des Hungers erlitten, und am dritten Tage vernahmen ſie Jagdgetön, wußten nicht, ob ſie Furcht oder Freude dabei haben ſollten, ſtanden ängſtlich ſtill.

Ritter Eitelwolf von Kramm war es, der mit ſtattlichem Jagdgefolge daher ritt, nun die Kinder gewahrte und ſie befragte, woher ſie kämen und wohin ſie wollten.

Treuherzig erzählte Otto von der böſen Stiefmutter, und wie ihn die Worte des Bruder Carthäuſer bewogen hätten, mit Elsbethchen davon zu laufen und Gott in der Wildniß aufzuſuchen.

Der Ritter und ſeine Jagdgefährten fühlten ſich ſehr bewegt von der Verlaſſenheit der Kinder und ihrem Vertrauen auf Gottes Hülfe: Eitelwolf aber ſprach:

„Ihr wiſſet, Freunde und Nachbaren, daß meine Ehe nicht geſegnet ward mit Kindern, der Herr ſendet mir dieſe, daß von mir und meinem Weibe die Traurigkeit, aus meiner Burg die düſtre Stille weiche, und ich will dieſen Verlaſſenen fortan Vater ſeyn.“

Er ſelbſt nahm Elsbethchen auf ſein Roß, ſein Knappe den Otto, und ſo ging es alſogleich wohlgemuth heim, wo Wendeline, des Ritters Hausfrau, den Gemahl und die Kinder mit hoher Freudigkeit empfing und ſie gar wohl hielt in mütterlicher Sorge.

Nachdem aber die böſe Stiefmutter in Erfahrung gebracht, wo die Entflohenen ſich befanden, begehrte ſie dieſelben zurück, doch wurden ſie ihr verweigert, wobei Eitelwolf von Kramm den Beſcheid ertheilte: dem Vater, ſo er wiedergekehrt, wolle er die Kinder nicht verweigern, kein Anderer werde ſie empfangen, ſo es ſelbſt der Kaiſer wäre.

Frau Barbara klagte nun den Ritter Eitelwolf an, wo irgend ſie klagen konnte, er ward indeß nicht müde, des ſchlimmen Weibes ſich zu erwehren, denn Otto und Elsbethchen waren ihm und ſeiner Hausfrau mit jedem Tage lieber geworden, auch ward kein Spruch gefällt, wonach er ſeine Pfleglinge ausliefern ſolle.

So vergingen bereits neun Jahre, Otto hatte ſich wacker geübt im ritterlichen Weſen, und Elsbeth that ſich hervor bei Spindel und Webeſtuhl.

Da kam aus dem gelobten Lande ein Pilger, der für Barbara die Botſchaft brachte, Niclas von Wilsperg ſey bereits vor mehreren Jahren dort verſtorben und habe angeordnet, daß ſein einbalſamirter Leichnam in der Gruft ſeiner Väter beſtattet werden möge. Dies bewerkſtelligte Frau Barbara, ſtrengte ſich aber nun mehr noch als früher an in Klagen gegen Eitelwolf von Kramm, den Pilger zum Zeugen ſtellend, daß ihr Gatte nicht beſtimmt habe: es ſeyen ihr die Kinder zu entziehen.

Unterdeß war ihr Sohn herangereift als ſchlechter Geſell, und um ſo mehr für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten, kämen ſie in die Gewalt der Stiefmutter. So beharrte denn Eitelwolf in ſeiner Weigerung, forderte dringend, daß Otto als Herr ſeiner Erbgüter anerkannt und in ſeinem Beſitz geſchirmt werde, ſtiftete auch ein Bündniß mit den nachbarlichen Rittern, daß ſie in ehrlicher Fehde ihm beiſtehen wollten, thäte ein reiſiger Zug noth. Darob geriethen Barbara und ihr Sohn in arge Wuth und verſammelten bei ſich Söldlinge, ſoviel ſie ihrer habhaft werden konnten, denn ſie gedachten in ihrem Unrecht, was ſie zu Recht verdrehten, ſich zu behaupten.

Da geſchah es, daß Kaiſer Sigismund, von der Krönung zu Aachen kommend und auf dem Wege nach Coſtnitz, am 7. September 1414, dem Tage vor Mariä Geburt, ſeinen Einzug in Heidelberg hielt und vor dem Sanct-Peters-Thor feierlich empfangen wurde. Alles Volk ſtrömte hinaus, die Altbürger der Stadt, die Lehrer der Hochſchule und die geſammte Cleriſey zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen und begrüßten ihn jubelnd unter Abſingung von Pſalmen.

Als er am Thore vom Roſſe ſtieg, gab ihm der älteſte Domherr den Kuß des Friedens, und ringsum ſtimmte man den Geſang an: „Advenisti desiderabilis!“ Und mitten in dieſer

Feſtlichkeit drängte ſich ein Weib zu dem Kaiſer und ſchrie: „Schaffet Gerechtigkeit, Herr Kaiſer, einer unterdrückten Wittib!“

Es war Barbara von Wilsperg, die augenblicks von den Umſtehenden zurückgewendet und feſtgehalten wurde, alſo, daß ſie im Zorn vor innerem Gift ſchäumte. Sigismund aber gebot, daß er ſie hören wolle, und nachdem er die Wittib, andererſeits auch Zeugen wider ſie vernommen, beſtellte er den in ſeinem Gefolge befindlichen Eberhard Windeck zum Austrag der Dinge inſoweit, daß er ihm Bericht erſtatte nach Anhörung der Einen wie der Andern.

Als ſolches vollführet war und Kaiſer Sigismund des Rathes in ſich wußte, ließ er vermelden: er wolle auf ſeinem Hinwege gen Coſtnitz ſelbſt nach Burg Wilsperg kommen zur Schlichtung des Handels, befahl zugleich, daß alle Theile ſich alldort geſtellen ſollten, hielt dann am 18. September mit ſtarkem Gefolge, wobei auch eine Rotte von Kriegsleuten, Einkehr auf Wilsperg, und da Alle beiſammen ſtunden im Burghofe, ſprach er zur böſen Stiefmutter:

„Frau! In Eurer Sache gab Euch Lieb' allein das Recht, und weil Ihr die Liebe hier verleugnet habt, dürft Ihr niemals ein Recht beanſpruchen. Sintemal Ihr nun gar haßtet, wo Liebe Pflicht war, verfielet Ihr in eine Schuld, die Euer Gewiſſen ſtrafen mag. Ich aber entſcheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke. Die Kinder bleiben Jenen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen, ſollen ihnen gehören, und ich beſtätige und bekräftige dem Eitelwolf von Kramm und ſeiner Gemahlin die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich noch ein Anderer ihnen ſtreitig machen darf, bin auch ſicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Niclas von Wilsperg nicht Mangel leiden laſſen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und beſtimmen, was Euch als feſter Sitz, ſo wie Euch und Eurem Sohne zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder ſey aber noch in dieſer Stunde und bevor ich von dannen ziehe, an Eitelwolf von Kramm unter Landesbürgſchaft und Kaiſers Schutz übergeben."

So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den mit freudigem Staunen und lautem Jauchzen aufgenommenen Spruch des Kaiſers.

und da, wo Eberhard Windeck uns die Begebenheit aufbewahrte, ſetzt er hinzu:

„Iſt auch männiglich bekundet, daß Kaiſer Sigismund ein grundbiedrer Herzmann und Fürſt war, hätt' auch gern überall Fried' und Gerechtigkeit geſehen, nur konnt' er ſelten der dienſtwilligen Hülfe gewiß ſeyn.“

Das Todtengewölbe in Cöln.

Mathias Staupitz, der Sohn des Dr. Staupitz, der, obwohl er Katholik blieb, im Jahr 1518 Luther in Augsburg vertheidigte, war gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts Bürgermeiſter in Cöln, ein reicher Mann und der Gatte einer liebenswürdigen zart geſitteten Frau.

Nun geſchah es, daß eine ſehr ſchöne Jungfrau in ſein Haus zog, deren Vormund er geworden, und dem lebensluſtigen Bürgermeiſter gefiel ſein Mündel, Adelheid Winburger, über die Maßen, ſo daß es in ſeinem Herzen ſtreitig herging. Adelheid aber hatte einen Geliebten, Johannes Polt, der die Gottesgelahrtheit zu ſeinem Studium erwählte, und eben hoffte, eine Pfarrerlieben das Junge, wie alle Damen! Doch, was red' ich! Suche der Zunge überall Herr zu ſeyn, ſagt Crates.

Milana. Kluge Leute müſſen viel reden.

Typus. Wäre viel ſchwatzen Zeichen der Klugheit, die Sperlinge wären weiſer als wir, meint Nicoſtratus, und Herder ſagt —

Milana (ihn unterbrechend.) Wollten Sie mir nicht ein Pröbchen von den Gedichten geben?

Typus (nimmt eine Rolle aus der Taſche). Alle ſiebzehn leſ' ich, wenn Sie's aushalten.

Milana. Danke! Nur etwas.

Typus (entfaltet ein Blatt und lieſt).

Zu Gott hinan, der Dich als Strahl geſendet,
Erhebt Dein Volk den dankerfüllten Blick,
Es liebt in Dir ein ſegenvoll Geſchick,
Drum lebe froh, bis Du den Wunſch vollendet!

Milana. „Drum leb' in Ruh', Du haſt ſein Glück vollendet!" ſo wird es corrigirt!

ſtelle in Cöln zu erhalten, um dann ſeine geliebte Adelheid heim zu führen. Unterdeß gab er Unterricht in allerlei Wiſſenſchaften und ernährte ſich redlich, erübrigte auch noch manchen Gulden, womit er ſeinen Bruder, Konrad Polt, unterſtützte, der Todtengräber war, aber von ſeiner Stelle ſich nur kümmerlich nährte, da er ſich früh verheirathete, ſein redliches Weib ihm ſchon zwei Kinder gebar und eben das dritte ihm verhieß.

Der Bürgermeiſter Staupitz aber konnte den Johannes Polt, aus ſündlichem Grunde, nicht leiden, und er ergrimmte, als ſeine Gattin ſich der Liebenden annahm. Er wußte es dahin zu bringen, daß der Jüngling nicht allein ſeine Hoffnung auf die Pfarrerſtelle verlor, ſondern ſich endlich gar genöthigt ſah, Cöln zu verlaſſen, ſo daß auch der arme Konrad Polt auf ſeines Bruders Säckel nicht mehr rechnen konnte.

In Staupitz Hauſe kehrte der Unfriede ein, und Adelheid ließ den Bürgermeiſter mehr Verachtung als Liebe bemerken, während ſeine Gattin im Stillen litt und endlich erkrankte. Unzufrieden mit ſeinen Verhältniſſen und mit innern

Vorwürfen gegen ſich ſelbſt kämpfend, kam nun eines Abends Staupitz trunken nach Hauſe und trat ſo zu dem Krankenbett der Gattin mit heftigen Reden, die der Aerger und Rauſch ihm eingaben. Die Kranke aber erſchrack dermaßen, daß ſie nach wenigen Stunden verblich.

Mit Entſetzen erkannte am nächſten Tage Staupitz ſeine Frevelthat, fühlte den ſchweren Verluſt, den er erlitten; die Reue in ihm war grenzenlos, ſo daß er beſchloß, ſeine Stelle aufzugeben und in einem Kloſter abzubüßen, was er verſchuldet. Seine Gattin aber ließ er mit hoher Pracht beſtatten, all ihren Schmuck gab er ihr mit, und in einem reich verzierten Sarge, mit Glasfenſtern obenauf, wurde ſie in einem Gewölbe der Cathedrale beigeſetzt.

Der Begräbniß-Tag ſchloß mit einem ſtürmiſchen November-Abend, und in dem ungeſtümen Wetter kehrte Konrad Polt heim nach einem vergeblichen Verſuch, ob ein Pfandleiher, dem er vor Kurzem ein golden Schauſtück brachte, ihm darauf nicht noch einen Gulden borgen wolle.

Zu Hauſe angekommen, fand er ſein Weib der Entbindung nahe — und er hatte kein Mittel, die ſchweren Stunden ihr zu erleichtern. Eilend begab er ſich wieder fort, die Wehmutter zu rufen, dieſe aber, ſeinen Mangel kennend, ging nur unter der Bedingung mit, daß er noch heut ihr die Gebühren bezahle oder ihr ein Pfand dafür gebe.

Als er die Frau zur Thür ſeines kleinen Hauſes eingelaſſen hatte, blieb er draußen, ſchwer beklommen nach Athem ringend. Da ſchlug die große Thurm-Uhr der Cathedrale eben Elf, und plötzlich zuckte der Gedanke in ihm auf: was ſoll die Todte mit dem Schmuck, wenn die Noth der Lebendigen ſeiner bedarf? Dieſer Gedanke wurde zu raſcher That; er holte den Schlüſſel zum Gewölbe, eine Blendlaterne und Werkzeuge zur Eröffnung des Sarges. Bald ſtand er, vor Aufregung ſeiner Sinne kaum mächtig, in der Behauſung der Todten, und an dem Sarge der Frau Katharina Staupitz.

Wie er ſtarr hinſchaute auf die Verblichene, die er bei ihrem Leben immer ſehr geſchätzt, war es ihm, als bewegten ſich ihre Züge; doch höhnte er ſich ſelber und meinte: die Phantaſie nehme die Partei ſeines Gewiſſens, um ihn abzuſchrecken

— und doch konnte er eines Fröſtelns durch alle Gebeine ſich nicht erwehren. Er ſah gar nicht mehr auf die Leiche, nur auf den Deckel des Sarges, den er nur nach vieler Anſtrengung erbrach und mühſam abhob, denn alle Glieder zitterten ihm fieberhaft.

Jetzt griff er nach der Hand der Todten, ihr die Ringe zu nehmen — heiliger Gott! er fühlte ſich gefaßt, gehalten, wandte ſich im höchſten Entſetzen ab und ſtand doch Anfangs wie gebannt; dann aber riß er ſeine Hand zurück, ſtürzte mit der Kraft der Verzweiflung aus dem Gewölbe und rannte ſo nach ſeinem Hauſe, ohne daß ihm einfiel, er müſſe das Gewölbe wieder verſchließen.

„Konrad!‟ rief es plötzlich neben ihm — es war die Stimme des Bruders Johannes, und Jener lag faſt ohnmächtig in ſeinen Armen. Johannes erzählte ihm, daß er von dem Tode der Frau Katharina gehört, und die Sorge um Adelheid habe ihn zurückgetrieben nach Cöln; denn er fürchte jetzt um ſo mehr für ſie und ſeine Liebe. Konrad aber verſtand faſt nichts von dem Bericht, ihn drängte es, ſeinem Johannes zu bekennen, was er gethan, und was geſchehen. Dieſem theilte ſich das Entſetzen Konrads mit, doch muthigfreien Geiſtes, wie er war, ſprach er als ſey er plötzlich entzückt:

„Ermanne Dich, Konrad, geh' zum Bürgermeiſter und verkündige ihm: die Todten ſtänden auf, er möge alsbald zum Todtengewölbe kommen; ich ſelbſt eile dorthin!" — und danach ſchritt er auch ſchon vorwärts.

Staupitz, der in dieſem Augenblick wenig mehr erfuhr, als jene Worte des Johannes Polt, war erſchrocken, doch zugleich belebt von freudiger Ahnung; und als Adelheid, durch den Lärmen mitten in der Nacht geweckt, herzu trat und die Kunde vernahm, ließ auch ſie ſich weder von Abmahnungen noch von dem Unwetter zurückhalten, mit nach dem Todtengewölbe zu gehen. Als ſie dort anlangten, fanden ſie Katharina, vom Scheintode zur Beſinnung zurückgekehrt, auf der Stufe einer Niſche ſitzend, und

Johannes beſchäftigt, ſie zu ſtärken mit Tropfen Weins, deſſen er in ſeinem Reiſebündel bei ſich trug.

Staupitz, vor Freude außer ſich, ſank zu den Füßen der Gattin, und pries laut Gott den Herrn, der ſeine geliebte Katharina zurückführe, ihm die Hölle vom Herzen zu nehmen.

Konrad Polt aber war ſo zermalmt von der Begebenheit, daß er in Schmerz und Reue Alles geſtand, wie es ſich begeben, und ſich dem Gericht ausliefern wollte.

„Der Strafe darf ich euch nicht entziehen", ſprach Staupitz; „werde jedoch eifrig ſorgen, daß euch das Geſetz milde ſey, denn ihr waret ein Werkzeug der Rettung. Euer Hausſtand aber ſoll fortan nicht mehr ſo bedrückt ſeyn. Gegen euch, Johannes", — der ſich beſcheiden zurückgezogen hatte — „bekenne auch ich gern meine Schuld und will ſie ernſtlich tilgen!"

Dies ſprechend umarmte er den Jüngling, nahm dann ſeine Hand und die Adelheid's, legte ſie in einander und ſegnete ihren Bund mit den Worten:

„Euch führte der Allmächtige wunderbar an heiliger Stätte wieder zuſammen, er wird bei Euch ſeyn bis an das Ende Eurer Tage!“

Graf Henrich von Schauenburg.

Noch iſt's Allen im Andenken, wie im Jahr 1342 die Schauenburger Grafen Gerhard der Dritte und deſſen Brüder Henrich und Nicolaus in Fehde lebten mit den Hamburgern, ſo doch wider Jener Anfechtungen im Recht waren. Deshalb kam auch der Bürgerſchaft Hülfe von Seiten des Reichs, indem durch zweihundert ſächſiſche und hundert bayeriſche Reiter, befehligt vom tapferen und wackeren Reichsmarſchall Friedrich von Leeken, die Grafen aus der Gewalt zur Nachgiebigkeit gezwungen wurden, obwohl nicht ganz ſonder Verluſt der Hamburger.

Nach dieſer Fehde theilten die Grafen ihre Herrſchaft und erhielt Henrich ſein Beſitzthum nahe bei dem Stadtweichbilde. Derſelbige Graf Henrich hauſete im Schloß zu Pinneberg, ritt aber nach Austrag jener Fehde gar oft in Hamburg ein, weil es ihm alldort im Rathskeller bei dem gefüllten Humpen gar wohl behagte.

Er war ein hochgewachſener ſchöner Rittersmann, auch bei'm Gelag ein luſtiger Geſell, der nicht Scheu hatte vor ergötzlichem Schelmſtück, wie man ihn denn unterweilen im Uebermuth ſingen hörte:

„Bin ſtets mein eig'ner Pfarr,
Vergeb' die Sünden mir allein,
Mag nimmermehr der Narr
Vom Grübelübel ſeyn,
Und ſchaff' mein Hirngeſparr
Durch Weinesluſt mir rein!"

Nun wurmte es derzeit zumal den mit ſchlauem Verſtande und noch mehr mit Reichthum begabten Rathsmann Dietrich von dem Peerd, daß Hamburg doch durch die Schauenburger Grafen benachtheilt worden, und er dachte darauf, das Verlorene in anderer Weiſe der Stadt heim zu bringen, wozu er ſich die Rathsmänner Gebrüder Matthias und Martin Cranz zu Schwankgehülfen erkor.

Dieſe Drei veranſtalteten, daß eines Abends, da Graf Henrich eben wieder im Rathskeller ſeinem Zechgelüſt fröhnte, die Stadtthore ſich früher als ſonſt ſchloſſen, wonach Henrich, der ſich ſchwer vom Humpen trennte, nicht zur Stadt hinaus konnte, zufolge beſtehenden Stadtrechts vielmehr in Hamburg nächtigen mußte.

Der Zecher von Pinneberg, wie er gemeiniglich genannt wurde, ließ ſich ſolch Hinderniß nicht verdrießen; er wandte wohlgemuth ſein Roß und ward abermals ſeßhaft im traulichen Rathskeller.

Da man ihn ſcharf neckte, that er desgleichen, denn er ſchraubte oft die Andern, wie er überhaupt des Jubels voll war, ſo er Einen fand, der auf Einreden das Unglaublichſte glaubte. Hat auch, da ihm ſelbigen Abend der Kellerwirth die Rede beſchränken wollte, dieſen angeſungen mit dem ſelbſtgefertigten Reimlein:

Typus. Etwas zu ſtark! Nicht Ruhm iſt Würde, nur die *That*, ſagt Cicero.

Milana. Ich *bezahle* die Verſe, Sie machen ſie alſo, wie mir's beliebt.

Typus. Schmeichler zerſtören die Augen des Geiſtes, ſagt *Epiktet* —

Milana. Laſſen Sie den Narren reden!

Typus. Hm, er war ein Weiſer!

Milana. Die weiſeſte Weisheit iſt *die*: zu rechter Zeit Narr zu ſeyn! Wie viel bekommen Sie für die fünfundzwanzig Gedichte?

Typus. Muß es Ihrer Güte überlaſſen.

Milana. Haben Sie denn keine Taxe, geben Sie keine Abgaben?

Typus. Die Muſen ſind nicht zu controliren.

Milana. Da haben Sie einen Dukaten, geben Sie die vollendeten Verſe her, ich will ſie durchſehen. (Typus gibt ſie.) Nun machen Sie im Vorzimmer die andern acht Gedichte geſchwind noch fertig.

„Gar wenig Freud' iſt auf der Erden,
Und d'rum, ihr Zecher, hört:
Der müßte arg beſtrafet werden,
Der je die Freud' uns ſtört.“

Darob verheimlichte ſich der Wirth und ließ geſchehen, was nicht zu ändern war. Inmitten des Gelärms aber trat Martin Cranz ein, um Namens des Rathsmannes Dietrich von dem Peerd den Grafen höflichſt anzuſprechen: es möge ihm unter den obwaltenden Umſtänden belieben, für dieſe Nacht bei von dem Peerd Wohnung anzunehmen. Henrich ſagte zu, ließ ſich führen, wohin er ſollte, und bald ſaß er an der Tafel Dietrich's neben deſſen wunderſam ſchöner Tochter Magdalene. Auch die Brüder Cranz waren zugegen und bei dem Mahl mundete Allen ein köſtlicher Rheinwein, deſſen Belobung ſich vielfach erneuerte.

Graf Henrich ſchwelgte im Liebreiz ſeiner Nachbarin und zählte nicht die Becher, ſo er leerte, gerieth auch gänzlich in des Wonnerauſches Ueberdrang, und ſo war Alles bei ihm möglich, das Vernünftige etwa ausgenommen.

Jetzt gedachte Dietrich von dem Peerd glückwünſchend des Beſitzthums ſeines gräflichen Gaſtes und ſagte dann in flüchtiger Art:

„Aus freundnachbarlicher Großmuth könntet Ihr wohl das Räumlein vom Millernthor bis dorthin, wo unſer Bächlein in die Elbe ſtrömt, unſrer Euch ſo werthhaltenden Stadt ſchenken!“ —

„Das wär' gar lieb und wacker von Euch!“ meinte die holde Magdalene, dem Grafen feurigen Blickes einen friſchgefüllten Becher kredenzend.

Graf Henrich fand in ſeiner Wonnigkeit keinen Gedanken an Einwendung; ein herbeigerufener Schreiber fertigte flugs den Schenkbrief, die drei Rathsmänner unterzeichneten, ein Gleiches that der Graf, und den Becher in der Linken, drückte er mit der Rechten das Siegel am Schwertknauf unter die Urkunde, welche Magdalene zur Mithülfe auf der Tafel feſthielt.

Nächſten Morgen traten in feierlichem Zuge der Bürgermeiſter und ſämmtliche Rathsmänner mit dankendem Gruße bei dem Grafen ein, bittend, er möge erlauben, daß man ihn bei dem Klange der Trompeten und Heerpauken hingeleite zu der Stätte, wo er die Gnade haben möge, mit eigener Hand den Grenzpfahl einzuſenken, um dadurch ſein großmüthig Werk zu krönen. Da er ſeine Gedanken wieder beiſammen hatte, merkte er wohl, daß jenes geſchenkte Räumlein ein weiter Raum war, fand indeß Ehre nur darin, ſein Wort zu halten, und ritt ſinnend bei feſtlichem Gepränge zu dem bezeichneten Ort, wo viel Volks ſich drängte.

Abgeſtiegen vom Roß, ſchaute ſich Graf Heinrich um, und Magdalenen erblickend, verbeugte er ſich zierlich; plötzlich aber ergriff er ſie mit beiden Armen, ſo als ſtarker Mann die Jungfrau in die Höhe hebend, ſtellte er die Erſchreckte hin, wo das Grenzzeichen aufgerichtet werden ſollte, hielt ſie allda feſt, und mit mächtiger Stimme ſprach er:

„Eine gute Schenkung iſt der andern werth! Mir ſey demnach Magdalene von dem Peerd geſchenkt zur ehelichen Hausfrau, und ſie ſtehe hier als Grenzzeichen, bis ſie ihre Huld, und der Vater ſeine Bewilligung mir zugeſagt!“ —

Ringsum ward freudig Gemurmel vernommen ob dieſes ſeltſamen Abenteuers, Dietrich von dem Peerd aber ſchritt eiligſt heran zu Magdalenen, die verſchämt und betroffen daſtund vor Aller Augen, und ſie befragend, flüſterte ſie ihr Ja, ſo daß nun der Vater auf dem Grenzſtrich ihre Hand in die des Grafen Henrich legte, wonach ein vielmaliger Jubelruf von Nah und Fern ertönte.

Lachend aber ſprach Graf Henrich zu Dietrich von dem Peerd: „Ihr nahmt und ich nehme, gleichgeſinnt macht gute Freunde, und iſt's auch wahr, daß Gott mit einem Schalk den andern ſchlägt, ward's doch hier nicht ein Schlagen, ſondern friedlich Vertragen!“

Hienach ſenkte er heitren Sinnes den Grenzpfahl ein, und leitete am Johannistage im Jahre 1343 wiederum heiteren Sinnes ſeine junge und ſchöne Magdalene über beſagten Grenzſtrich zu ſich heim, empfing eine reiche Mitgabe, die den Verluſt des Landſtriches wett machte, ward nun zwar nicht mehr ſo oft im Rathskeller geſehen, blieb aber doch der Pinneberger Zecher im eigenen Schloß.

Geſammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

Wirklichkeit
und
Phantaſie.

Geſammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

In buntem Wechſel.
Dorfgeſchichten.
Sagen und Mährchen.
Nach Chroniken und Handſchriften.
Nach vorgelegten Bildern.
(Mit achtzehn Darſtellungen.)

Zweiter Band.

Berlin. 1861.
Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)

Typus. Wills verſuchen, ob ich den Apoll hierher auch zwinge, zweifle einſtweilen und kein Zwang geht über die Unmöglichkeit, ſagt Herodot. (ab.)

Dritte Scene.

Milana. Fräulein von Strahlen.
Prüfwall.

Milana (allein). Könnt' ich dem Fürſten durch eine neue Liebſchaft den Haß wider die Vermählung ſtärken und ihn ſo feſſeln? — Das Fräulein Strahlen hat hier keinen Anhang und ſcheint gute Lehre anzunehmen —

Kammerdiener (eintretend). Der Cabinetsrath Prüfwall.

Milana. Prüfwall? Nur einen Augenblick möcht' er gnädigſt warten. Fräulein Strahlen ſoll herüber! (der Kammerdiener geht ab.) Dieſen Prüfwall muß ich mir behaupten! Wird es gehn? Ha, ha! in dieſer Zeit iſt jede Ehre käuflich, — doch ich empfinde lebhaft für ihn!

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06996/020

saur

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbemerkung.

In Bezug auf die Abtheilung:

„Nach vorgelegten Bildern“

ſey darauf hingewieſen, daß ich bei meinem Unterricht im Holzſchnitt die verſchiedenen Zeichnungsarten beachte, wodurch dann von Zeit zu Zeit ein Allerlei von Darſtellungen entſtand. Theils um dieſe Platten oder ältere von mir zu benutzen, theils um Erfindung und Phantaſie zu üben, ließ ich nach gemiſchten oder einzelnen Abdrücken mir Aufgaben ſtellen, ſtellte ſie mir zuweilen ſelbſt, und habe nur zu bemerken, daß dort, wo ſich geſchichtliche Angaben einfügen, dieſe auch auf Richtigkeit Anſpruch machen dürfen.

Der dritte Band wird dieſelben fünf Abtheilungen haben.

Gz.

Inhalt.

Seite

In buntem Wechſel.

Glaubensmuth. 3
Die Hochzeiten 48
Ein Haus bei der Nicolai-Kirche in Berlin . 73
Der Weiberhaſſer 96
Die Chriſtmeſſe 115
Haus-Reiſen 123
  I. Von der Dachkammer und wieder zurück.
  II. Vom Bodenverſchlag zum erſten Stock.

Dorfgeſchichten.

Der Mann mit dem Schlackhut 155
Der Dorfgeiger im Harz 178

Seite

Sagen und Mährchen.

Sage von der Burg Falkenſtein 201
Er kann ſich nicht graueln 210
Sage von den drei Königen 222
Die Teufels-Brücke 233
Moosröslein 240

Nach Chroniken und Handſchriften.

Die Dänenkönigin Margaretha 245
Der Höhlen-Jäger 250
Niklaus von Flüe 268
Eveline d'Aubigny 277

Nach vorgelegten Bildern.

Zur guten Stunde! 291
Jagd-Friedel 307
Ja mir gefällt noch heut die Welt 325
Eiferſucht 355
Hildebold Brauer 373
Ein Geſchichtchen aus Holland. 383

In buntem Wechſel.

Glaubenswuth.

Sinnend, aber himmelan ſchauend, ſtand Juan Diaz de Cuenza an einer der Barrieren von Paris, und nur die heftige Bewegung ſeiner Bruſt verrieth Leben. Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden über ſeine Zukunft, und er, in ſtetem Umgange mit den Wiſſenſchaften zum Manne gereift, befand ſich im Zwieſpalt mit den äußeren Verhältniſſen.

Sollt' er nach Spanien zurück? — dem er vor dreizehn Jahren entflohen war, weil das Niederdrücken des Geiſtes ihn empörte, weil ihn vor der Tyrannei der Inquiſition ſchauderte. Und dennoch, es zogen ihn ſo viele Erinnerungen in die Heimath, es riefen die Stimmen der Verwandten alle Gefühle wach. Hatte er aber als Jüngling ſchon die Banden, die Spaniens Kleriſei dem Volke um die Seele legte, nicht dulden können, wie ſollt' er es jetzt, nachdem ein eifriges Studium auf der hohen Schule zu Paris ihm den Sinn des Lebens deutlicher gemacht, und kühne Aufklärung, die unlängſt, beſchirmt von Luther und Calvin, ſich viele edle Geiſter gewann, auch ihm den Muth erhob! — Wie konnt' er anders als mit innerer Gluth und wildem Schmerz zu dem Schloſſe ſeiner Väter zurückkehren, da in der Furcht vor der Reformation in Spanien eben jede Feſſel ſchärfer angezogen wurde, jeder Tag neue Greuel hervorrief, mit denen Schmachwürdige die Güte Gottes läſterten. Wenn Juan dorthin kam, mußte er entweder ſeinen Geiſt verleugnen, oder er ſtürzte ſich und die ihm Angehörigen in's Verderben. — Fürwahr, er hätte jetzt eines Freundes bedurft, aber wo ihn finden? — da auch in Frankreich die pfäffiſchen Gewalten ſtrenge herrſchten zur Bewahrung ihrer eigenſüchtigen Zwecke.

So kam auch diesmal, wie ſchon oft, Juan ohne beſtimmten Entſchluß nach ſeiner ſtillen Wohnung zurück, als es ſchon ſpät Abend war und die ewigen Sterne über ihm die Beklommen-

— Nun, er iſt ja, — Dank meiner Bemühung! — brennend in mich verliebt; darauf und auf ſeinen Ehrgeitz läßt ſich alles wagen.

(Fräulein Strahlen tritt ein).

Fräulein. Sie haben befohlen!

Milana. Ja, meine Theure! Halten Sie den Cabinetsrath Prüfwall für Augenblicke, ich muß meine Toilette vollenden. (in Extaſe.) Sprechen Sie mit ihm von dem allgemeinen Jubel, den die erſehnte Verbindung mit ſeinem Hofe erweckt und der in meinem Herzen wiederhallt! (ganz kalt.) Ach, Liebſte, meine Schminkbüchſe von dort. (das Fräulein gibt ſie ihr, Milana ſpricht in Extaſe fort.) Nur treue Liebe macht einen Fürſten edlen Gefühlen zugänglich, dies ſagen ſie ihm! Und ſo wird das Volk dieſem Vereine ein Menſchenleben hindurch jauchzen, wie ich jetzt.

(ab.)

Fräulein (allein). Ein einzig ſolches Weſen nah' dem Thron, ſchafft oft gerechten Fluch von Tauſenden für einen Fürſten, werth des reichſten Segens!

(Prüfwall tritt ein.)

heit ſeiner Bruſt milderten. In duldſamer Wehmuth ſchlug er daheim die Bibel auf, und das Erſte, was er las, waren die Worte des Matthäus: „Alle Sünde und Läſterung wird dem Menſchen vergeben, aber die Läſterung wider den Geiſt wird dem Menſchen nicht vergeben.“ — Er gerieth darüber in ſo tiefe Gedanken, daß er endlich ermattet einſchlief, und bei dem Erwachen, auf den gefalteten Händen ruhend, noch denſelben Spruch vor ſich ſah. Eine neue Kraft ſchien über ihn gekommen. „Gewiß!“ rief er aus, „die Läſterung wider den Geiſt wird dem Menſchen nie vergeben! — und ich würd' ihn läſtern, wollt' ich ihn unterdrücken, um in meiner Heimath mich vor verruchter Tyrannei zu ſchützen. Nein, ich will auf Gott vertrauen, in Noth und Tod der ewigen Wahrheit treu und gewärtig ſeyn!“

Mit geringer Habe, aber ſicheren Muths, wanderte er nach wenigen Tagen fort von Paris, auf der Straße nach Genf, nachdem er ſeinen Verwandten gemeldet, daß er dem Triebe, mehrere Länder zu ſehen, nicht widerſtehen könne. Die Natur begann ſchon ſich herbſtlich zu färben, und wie in einem edlen Gemüth der Erde Vergänglichkeit immer die Sehnſucht nach dem

Ewigen erweitert, ſo auch bei Juan, der es in ſolcher Stimmung wohlthuend fand, daß eben, als er in Genf's Mauern eintrat, der aus Savoyen hergekommene Biſchof Einzug hielt: denn es war das Feſt der Erhöhung. Tiefer Andacht voll warf er ſich neben Vielen in den Staub vor dem Bilde des Gekreuzigten, dem erhabenſten Kämpfer für den Geiſt, dem verklärteſten Dulder der Tyrannei.

Da drängte ſich ein Mann aus der Menge hervor: Verzweiflung ſprach aus ſeinem bleichen Antlitz, und niederſinkend, die Kniee des Biſchofs umfaſſend, bat er: „O Herr, habt endlich Erbarmen! Werft Weib und Kind nicht aus der ärmlichen Hütte; erlaßt mir, was ich Euch noch ſchuldig bin, denn Feld und Weinberg, Ihr wißt es, ſind in dieſem Jahre wieder von Mißwachs befallen, und nicht zu erſchwingen iſt, was Ihr verlangt, wie ſehr ſich auch mein Weib mit mir mühet. Anbringen will es der Vizedom bei unſerm Herzog und hofft mir Hülfe zu ſchaffen, wenn auch Ihr nicht auf Eurer Forderung beſteht; Ihr werdet ſeiner Güte folgen und barmherzig ſeyn, wie es der Himmel uns Allen ſeyn möge!“ —

Aengſtliche Stille ringsum harrte der Antwort des Biſchofs; der aber ſtand zornglühend und ſprach: „Ich kenn' Euch! Es iſt der Fluch Gottes, der auf Euren Feldern und Bergen ruht, weil ſich Viele trennen von der alleinſeligmachenden Kirche und dem Neuerer folgen, der Euch führen wird in die Schlingen des Satans. Nicht hindern darf ich die Züchtigung, die Gott über Euch verhängt, weil Ihr mich hier nicht dulden mochtet als Oberhaupt Eurer Kirche; und er will, daß ſelbſt die Gerechten leiden, wenn ſie die Sünder unter ſich hegen. Hinweg von mir, Gottes Gericht ſey über Euch!“ — In wilder Geberde erhob ſich der Unglückliche, und wie er davon ſtürzte, ein Gemurmel im Volke laut wurde, rief der Biſchof mit donnernder Stimme: „Fluch Allen, die Gottes Zorn bezeichnet und die nicht Buße thun im Kampf wider Ketzereien!“ Vorwärts ſchritt er dann mit dem Allerheiligſten in den Händen. Wie zermalmt im Innerſten erhob ſich Juan, ſein Gehirn glühte, ſeine Gedanken ſtockten, und einſam in der Herberge ſitzend verbrachte er den Tag im Gebet und Ringen um Gleichmuth der Seele.

Am nächſten Morgen ging er zu Calvin, mit dem er ſchon auf der hohen Schule zu Paris bekannt worden war. Wie ein alter Freund ward er aufgenommen, und bald waren Beide in ernſthaften Geſprächen vertieft, alſo, daß die gepreßten Herzen ſich Kraft gewannen zu friſchen, freien Worten. Calvin ließ ihn nicht von ſich: Juan mußte das Mittagsmahl mit ihm theilen und fühlte ſich beglückt von den Reden eines Mannes, der obzuſiegen gedachte über Diejenigen, welche auch die Seelen hinab warfen in den Staub, um ihres Leibes Glanz ſicher zu ſeyn.

Begeiſtert durch ſolche Unterhaltung ſtörte ſie ein Geräuſch vieler Stimmen von der Straße herauf, und als ſie an das Fenſter traten, gewahrte Juan denſelben Mann, der geſtern dem Biſchof zu Füßen lag, gekettet und von Bewaffneten geführt; hinter ihm ſchritt händeringend ſein Weib, ihr zur Seite gingen zwei weinende Kinder. Und wie nun Calvin hinaus fragte: was geſchehen? da erfuhr Juan mit ihm: daß der Unglückliche einen Greis erſchlagen habe, um den Zins zu erlangen, den der Biſchof mit ſo fürchterlicher Härte eintreiben ließ. Thränen entſtürzten den Augen des edlen Spaniers; er verhüllte ſein Antlitz an der Bruſt Calvin's, der in Zorn aufloderte über den Biſchof, dazwiſchen aber triumphirte, daß dieſe Begebenheit die Freiheit der Kirche in Genf völlig begründen werde. Ach, Juan hörte nur den Jammer Derer, die unten vorüberſchritten, kein Triumph war da mächtig genug, ihn zu berühren. Wohl aber empfand er, wie ſich auch das letzte Band geiſtiger Knechtſchaft von ihm löſe; er konnte nicht mehr nachlallen, was ihm Menſchenſatzung aufdrängte, er wollte umſichtiger Bürger ſeyn im Reiche Gottes, und ſo — obwohl er wußte, daß er dadurch ſeines irdiſchen Erbtheils in Spanien verluſtig werden würde — bekannte er am 18. Oktober 1541 ſich feierlich zu dem neuen, forſchenden Glauben, der aus der Reformation hervorgegangen war. Wenige Tage nachher verließ er Genf mit einem Empfehlungsſchreiben von Calvin an den gelehrten Martin Bucer in Straßburg, der ihn mit offenem Herzen empfing als treuen Gehülfen in Schrift und Rede für das Werk der Wahrheit, zu welchem Juan ſich rüſtete.

Mit furchtloſem Vertrauen meldete Juan ſeinen Beitritt zur Reformation den Verwandten nach Spanien: es ergrimmten dieſe, wie er voraus geſehen, und beſonders ſein Bruder Alphonſo Diaz de Cuenza bot Alles auf, um ihn durch Verſagung der Hülfsmittel zur Rückkehr in's Vaterland und zur katholiſchen Kirche zu zwingen. Juan aber blieb unerſchüttert von den Verwünſchungen der Seinen, ungebeugt von der Dürftigkeit, die ihn nun umgab. Sein Freund Martin Bucer erleichterte ſein Schickſal, ſo ſehr er konnte, und Juan verlebte mehrere Monate in Straßburgs Mauern, ſtets beſchäftigt mit Arbeiten zur Ehre der Wahrheit und der Erweckung der Menſchen.

Zu Ende des Jahres 1542 war es, als Bucer ihn nach Deutſchland ſendete, daß er dort die Aufſicht führe über den Druck einiger Werke, und demnächſt Weiteres beſpreche mit mehreren Mitkämpfern gegen das Reich der Finſterniß. Als er ſich eben anſchickte zur Reiſe, trat zu ihm Claudius Senarclaeus, aus Savoyen gebürtig und ſehr arm; er bat, daß ihn Juan in der neuen Lehre unterrichten möge, und wollte, damit dies geſchehen könne, ihm gern als Diener folgen. Juan nahm ihn auf zum Begleiter, vollbrachte in Deutſchland ſeine Aufträge und that auch ſonſt noch, was der Geiſt ihm hieß.

Es hatte aber eines vornehmen und gelehrten Spaniers Abfall von den Machtſprüchen des Papſtes ein gewaltig Aufſehen geweckt; denn es war in ſolcher Zeit, wo der kühne Luther die Säulen einer, ſchon von Gregor dem Siebenten begründeten freventlichen Kirchengewalt tief untergrub, ein gänzlicher Umſturz des römiſchen Stuhls zu fürchten, wenn der Strahl des Lichts auch des Südens Länder traf. Selbſt Karl der Fünfte, auf deſſen Größe kein Schatten fallen würde, hätt' er nicht niederen Pfaffen ſeine Macht geliehen, ward aufmerkſam, und da eben wieder der Deutſchen Religions-Unruhen ihn in ſeinen Planen zu ſtören drohten, ſo wünſchte er, daß Männer von gelehrtem Anſehen Beiſpiele geben möchten zur Unterdrückung deſſen, was er Ketzerei nannte. Deshalb empfing des Kaiſers Miniſter, der Cardinal von Granvella, Befehl, den edlen Spanier um jeden Preis zur Abſchwörung der neuen Lehre zu vermögen. Ein Dominikaner-Mönch, Pietro Malvenda, ward abgeſchickt, und dieſer vermeinte in ſeiner Schlauheit bald den richtigen Weg gefunden zu haben, indem er auf der Burg Steinach am Neckar einſprach.

Juan ward hier oft geſehen; — denn ach! die Liebe hatte auch ihn gefunden. Mathilde von Steinach war das holde Bild, das in ſeinem Herzen lebte, es wieder hinein zu reißen drohte in die Wünſche der Welt: und um ſo tiefer wurde er von der Liebe betroffen, da er ihr bis zum Mannesalter entgangen, alle Gluth der ſehnenden Gefühle in ihm zuſammengedrängt war.

Nur ihr gegenüber hatte er noch nicht den Muth gehabt zum Bekenntniß ſeines neuen Glaubens, und hieher trat nun jener Mönch, den Schleier ſeines Geheimniſſes zu zerreißen. Ob auch Juan ſchweigen konnte, leugnen mocht' er nicht und hätt' er damit das Höchſte im Leben gewonnen: ſie, der er bisher noch nicht den kleinſten Beweis von Zuneigung abgelauſcht — auf die er auch in ſeiner Armuth nicht zu hoffen wagte.

Der Vater Mathildens, Ruprecht von Steinach, deſſen Stamm dem Sachſenlande entſproſſen, und dem das friſche Leben, das dort hervorging, nicht zuwider war, weil er der Sachſen Hochherzigkeit als ihm noch mit angehörig betrachtete, vernahm die Kunde ohne ſonderliche Verwunderung; doch ahnt' er auch nicht, was den Spanier, deſſen Gelehrſamkeit ihn erfreute, ſo gern nach ſeiner Burg führte. Malvenda wandte ſich nun an Juan, ließ ihn fühlen, daß er ſeine

Liebe zu Mathilde kenne, verhieß ihm, im Namen Granvella's, reiche Güter in Deutſchland, ja ſelbſt des Kaiſers Fürwort bei dem Pfalzgrafen am Rhein — deſſen Vaſall der Ritter von Steinach war — damit er die Vermählung Juan's mit Mathilde begünſtige. Auch dieſe ſchien ihm jetzt mehr zugethan als ſonſt, und nicht ohne fürchterlichen Kampf wies Juan die Anträge Malvenda's von ſich.

Aber ſchwerere Prüfung mußt' ihn befallen; Mathilde ſelbſt bot die Innigkeit ihrer Rede, alle Macht ihrer Reize auf, ihren Glauben wieder zu dem des Heißliebenden zu machen; ohnmächtig ſchien alle Kraft der Seele vor ſolchen Waffen, die noch gefährlicher wurden in der Traulichkeit, welche die Jahreszeit — es war der Winter im Anfange des Jahres 1544 — herbei führte.

In Düſterheit und Sehnſucht ſah nun Juan viele Tage thatlos vergehen, als plötzlich ein Brief Bucer's ihn zu einem wichtigen Geſchäft nach Stuttgart berief. Die Pflicht entſchied — er riß ſich los und muthiger ſprach er von den Tagen des Wiederſehens mit Mathilden: denn ſichtlich vernahm ſie den Scheidegruß in Beſtürzung, was ihm freudige Hoffnungen aufregte, indem er vermeinte, die eigene Begeiſterung der Geliebten mitzutheilen, wenn er nach ſeiner Rückkehr den Verſucher Pietro Malvenda nicht mehr fände.

Aber dennoch mit ſchwerem Herzen wanderte er endlich von dannen. Die wichtigen Geſchäfte feſſelten ſeine ganze Anſtrengung; ſie ließen ihm nur wenige Augenblicke, um ſeiner zu gedenken, und bald forderte ſogar der Geiſt der Wiſſenſchaft ihn auf zu kühner Erhebung.

Merkwürdige Erſcheinungen in der Natur hatten in jener Zeit ſchon oft den Pfaffen dazu dienen müſſen, die Verdammniß über die Häupter Derer auszuſprechen, die, nach ihrer Sage, Gott ſelbſt durch Ketzereien zu Zeichen der Weltzerſtörung aufforderten, und lauter wurden ringsum die betrügeriſchen Stimmen, da Luther's körperliches Leiden ein baldiges Hinſcheiden dieſes, gegen das Zwerg-Geſindel mönchiſcher Schlauheit ſieghaften Rieſen ahnen ließ.

Jetzt geſchah es, daß im Jahre 1544 viermal die Sonne ſich verfinſtert zeigte und jedes ſchwache Gemüth von Schrecken ergriffen wurde. Zahlloſe Reden und Schriften donnerten in das Volk hinein, die Ketzer zu vertreiben, welche den Grimm des Himmels ſo verwirkten, daß er Un-

Prüfwall. Sie ſind allein?

Fräulein. Ich ſoll Sie einen Augenblick unterhalten.

Prüfwall. Sorgen wir nur, daß unſer Verein geheim bleibt, — ich will fortfahren, die Gräfin raſend zu lieben. —

Fräulein. Es muß ſehr rührend ſeyn, zwey Menſchen ſich lieben zu ſehen, die ſich haſſen, wie Engel und Teufel!

Prüfwall. Irrthum! (gedämpft.) Ihrem verjährten Herzen facht' ich die letzte Gluth an, ſie vergißt, wie gewöhnlich die Leidenſchaft, ſchon die eigene Sicherheit; in dieſer Stunde wird ſie mir den Beweis geben. Doch — im Nebenzimmer ſah ich den Rektor Typus; was ihn hierher bringt, möcht' ich wiſſen. Aus unſerm Staate ward er verbannt, er iſt aber ein höchſt rechtlicher Mann und könnt' uns von großem Nutzen ſeyn.

Fräulein. Ich will ihn ſprechen. — Rektor Typus nennt man ihn?

ſchuldige mit den Schuldigen unter den Trümmern der Erde begraben werde. Da erhob ſich Juan Diaz zum Beweiſe des Satzes: es könne nicht Zeichen göttlicher Strafe ſeyn, was gegründet wurde in dem Bau des Alls vom Anfang her. Mit der klarſten Berechnung der Geſtirne verband er die edelſte Gewalt der Rede, alſo daß ſein Werk bald in den Händen von Tauſenden war, die Furcht in Allen raſch vorüber ging und die Hierarchie ihren böſen Samen ſchon im Keim erſtickt ſah. Und wie ein recht Gemüth ſich ſtärkt im Kampf für das Rechte, ſo auch Juan; er hatte ſich feſter hingeſtellt, und in der achtungswerthen That fühlte er ſich ſelbſt in ſeiner Liebe zu Mathilde ſicherer, da ſein Ruf auch zu ihr gedrungen ſeyn mußte, die er nun bald wiederſehen ſollte.

Im Frühling des Jahres 1445 reiſete er von Stuttgart ab und kam einſt ſpät Abends, nur von Senarclaeus begleitet, in Neckargemünd an, von wo der Blick Steinach zu erreichen vermag. Juan's Sehnſucht, den Ort, wo Mathilde wohnte, noch heut zu betreten, war immer höher geſtiegen, je mehr die ſich raſch verbreitenden Abendſchatten ſeinem Wunſche wehrten. Obwohl Senarclaeus ihm dringend, ja zuletzt faſt ängſtlich zuſprach, bittend: er möge den nächſten Morgen erwarten — Juan konnte ſeinem Gefühl nicht gebieten. Bald waren Schiffer gedungen, mit ihnen den Neckar hinauf zu fahren, deſſen Strom und Ufer in ſchauerlich-ſchöner Mondbeleuchtung diesmal die Herzen nicht mit der Bewunderung Gottes erfüllte: denn Juan hatte ſein Auge nur auf Steinach gewendet, ſein Begleiter aber ſah in den Strom, ſchrak auch ſichtlich zuſammen, als Jener rief: „Wir ſind zur Stelle!“ — und die Schiffer anlegten.

Mit freudiger Haſt ſprang Juan aus dem Schiffe und eilte den Bergpfad hinauf, ſo daß ihm Senarclaeus kaum zu folgen vermochte. Doch, auf der Höhe angekommen, gewahrte er nirgends in der Burg einen Lichtſchein und ſtand lange verzagt, weil er ſich zu klopfen nicht getraute in der Stille der nahen Mitternacht. Beglückt ſchon, heute noch die Mauern begrüßt zu haben, die ſein Alles umſchloſſen, hinauf ſchauen zu können nach ihrem Gemach, ſtand Juan in frohen Gedanken völlig verloren, da riß ſein Begleiter ihn aus dem Gewebe ſeiner Phantaſie mit dem Geſchrei: „Herr, ſchützt Euer Leben!“ — und als er ſich wendete, zog er ſogleich den Degen, indem Senarclaeus ſchon dreien Männern fechtend gegenüber ſtand. Einer von ihnen rief Jenem zu: „Verräther!“ und entfloh; Juan glaubte Malvenda's Stimme zu erkennen — und ſchwang ſchleunig das Schwert gegen einen ihm völlig unbekannten Ritter, der mit wüthenden Reden ihn zum Kampf aufrief, im erſten Anſturm ihn auch ſchon in der Schulter verwundet hatte. Senarclaeus, dem Andern ſich zur Wehre ſtellend, ſchrie unabläſſig nach Hülfe, und von unten ließen ſich die Antworten der Schiffer, bald auch ihre eilenden Tritte auf dem Fußpfade vernehmen, ſo daß, ob des Lärmens, ſelbſt der Thurmwächter mit vielfach wiederklingendem Schmettern des Hornes die Bewohner der Burg aufſchreckte. Da erſt wich der Ritter; Juan, dem auch vom Haupte herab das Blut floß, wollte nun nach der Burg geleitet ſeyn, aber Senarclaeus warf ſich auf die Kniee mit den Worten: „Um Gotteswillen, Herr! flieht mit mir nach dem Schiffe!“ — und als Juan eben noch ſprechen wollte, ſank er erſchöpft nieder. Mit Hülfe der herbeigekommenen Schiffer trug ihn Senarclaeus hinab, hieß den Kahn eilend abſtoßen und am jenſeitigen Ufer ſie zu Menſchen bringen; ſo kamen ſie in das Dorf Kleingemünd, ein Landmann gab ihnen Obdach und half die Wunden Juan's verbinden, der im todtähnlichen Schlaf auf ein ärmliches Lager hinſank.

Wohl mehrere Tage hatte Juan mit dem Tode gerungen, da öffnete er endlich die Augen und gewahrte, wie Senarclaeus mit niedergeſchlagenen Blicken und verſchränkten Armen umherſchritt in dem kleinen Raum der ärmlichen Hütte, worin er ſich wiederfand. „Was iſt Dir, Senarclaeus?“ ſprach er mit matter Stimme. — Schnell verklärt in ſeinen Zügen, ſank dieſer an Juan's Lager nieder, und oft gehemmt von Thränen ſprach er: „Dem Allmächtigen ſey Dank, daß Ihr lebt! — mein Geſtändniß hören, meine Reue ſehen könnt!“ — Fragend ſah Juan auf ihn hin. — „Ja! ich war es, der Euch in dieſes Unglück ſtürzte; ſey es auch nur durch Verheimlichung! Wißt denn, Malvenda hatte ſich, während wir in Stuttgart lebten, durch mehrere Boten an mich gewendet, und mir melden laſſen: Euer Glück wollt' es, daß Ihr nach Spanien zurückkehrtet, und Ihr würdet endlich Den als Euren Retter preiſen, der Euch mit Güte oder Gewalt dahin brächte. Von mir wußt' er, daß ich nothleidende Eltern und Geſchwiſter in Savoyen verließ, und bot mir für dieſe ein Beſitzthum in meiner Heimath, wenn ich jenes Vorhaben in Euch zu wecken vermöchte, oder die Gewalt, welche es vollbringen ſollte, unterſtützte. — O Herr, ſchaut nicht ſo ernſt auf mich her! — ich ſchwankte wohl — Gott und Ihr mögt' es meiner Sorge für die armen Eltern vergeben! — aber ich verſprach es nicht, obwohl Malvenda mich zuletzt ſelbſt heftig bedrohen ließ. — Nun reistet Ihr zurück; ich ſtritt mit mir: ob ich über das Vorgefallene ſchweigen oder es Euch vertrauen ſollte. — da wolltet Ihr noch ſpät Abends nach Steinach — entſinnt Euch! ich bat Euch dringend es zu verſchieben — ach! ich wußte, daß Malvenda dort war und fürchtete das Zuſammentreffen, wurde aber davon getröſtet: daß Mitternacht nahe ſey, auf der Burg gewiß Alles ſchon im Schlummer läge. Wie wir nun oben ſtanden, Ihr in tiefes Sinnen verfielet, hört' ich plötzlich ſprechen, erkannte Malvenda's Stimme, ſah ihn nach dem Bergpfad ſchreiten, im Geſpräch mit einem mir unbekannten Ritter, dem ſein Knappe folgte. Ich ſprach Euch leiſe mehrmals an, vergebens! Da waren Jene ſo nah, daß Malvenda Euch bei des Mondes Licht erkannte, indem er vernehmlich flüſterte: Er iſt es; es iſt Juan Diaz, der dort hinauf ſchaut zu Mathildens Gemach! Mit zorniger Geberde riß alsbald der Ritter ſein Schwert aus der Scheide und ſtürzte auf uns daher; in Verzweiflung rief ich Euch zum Kampf, und jetzt nur an Euch gedenkend und an die Wohlthaten, die Ihr mir erzeigtet, trat ich zu Eurer Vertheidigung vor Euch hin. Malvenda hatte auch mich ſchon erkannt; ſein Ausruf: Verräther! womit er entfloh, bewies es, und ſagte mir zugleich: daß er mich ſchon ganz zu ſeiner Partei gezählt hatte. — Das Uebrige wißt Ihr, bis zu dem Augenblick, da Ihr ohnmächtig in das Schiff und hieher gebracht wurdet, wo ich nun mehrere Tage Euch pflegte, ohne Hoffnung, Euch retten zu können. Geſegnet ſey der Ewige, der Euch in's Leben zurückführte! — mir aber vergebt, o Herr! und mehret nicht den Abſcheu, den ich ſelbſt in meiner Schuld wider mich hege!“

Mit Thränen benetzte der heftig Erſchütterte die Hand, die Juan ihm reichte, indem er ihn tröſtete mit den Worten: „Fürchte nicht, daß ich Dir zürne! Ich kenne Dich; Du meinſt es gut mit mir: hüte Dich aber, daß Du nicht falleſt in die Schlingen der Böſen!“ — Dann aber, indem er eben leiſe fragte: „Wie lebt Mathilde?“ — fiel er wieder in Mattigkeit zurück, und in der angeſtrengten Sorgſamkeit, womit Senarclaeus ſeiner wartete, erkannte Juan täglich mehr die innere Zerknirſchung des armen Jünglings, ſo daß er offener als je ſich ihm anvertraute.

Wie er nun allmälig genas, waren Beide darüber einig, daß für jetzt in der Nähe der Burg Steinach keine Sicherheit ſey; Juan aber zögerte fort und fort, ehe er ſich entſchloß, und gab nur unwillig nach, daß Senarclaeus die Anſtalten zur Reiſe in Neckargemünd und Heidelberg beſorge, als der Landmann, bei dem ſie wohnten, berichtete: es umſchlichen ſeit einigen Tagen fremde Männer ſeine Hütte. Aber nicht ohne Kunde von Mathilden wollt’ er fort, und da es ihm noch an Kräften fehlte, um ſelbſt hinüber zu eilen, ſo empfahl er dem Gefährten, zu forſchen: was ſich auf Steinach begäbe. Senarclaeus aber verſtellte ſich in Antlitz und Kleidung, und ging aus, ſeine Aufträge zu vollführen, zu denen er zween Tage nöthig hatte.

Einſam, ſich mit einem Stabe forthelfend, wankte nun Juan durch den kleinen Garten an der Bauerhütte zu dem Neckar, deſſen Strom jenen begrenzte. Oft ſchaut' er nach Steinach und ſein Herz war tief betrübt, daß er abermals von der Geliebten, vielleicht auf lange Zeit, fern ſeyn ſolle, ohne ſie geſehen und ſich Tröſtung aus dem Klange ihrer Stimme entnommen zu haben. Auf eine Bank, von wo der Hinblick ihm offen blieb, ſetzt' er ſich endlich und träumte ſich über alle Wirklichkeit ſo hinweg, daß des Abends Dämmerung hereinbrach und er dies nicht eher gewahrte, als bis die Fernen ſchon in Schatten zuſammenfloſſen. Da bemerkt' er, ſchon nahe vor ſich, einen leichten Kahn, und auf ihm eine im Mantel verhüllte Geſtalt, die den Schiffer anwies: bei einer Stelle des Gartens, in Juan's Nähe zu landen. Noch ehe der Kahn heran war, ſprang die Geſtalt an's Ufer und mit leichten, haſtigen Schritten wollte ſie nach der Hütte zu; — ſie mußt' an Juan vorüber und ſtand plötzlich vor ihm ſtill.

„Ja, Ihr ſeyd es, Unglücklicher!“ — ſo hört' er ſprechen: es war Ihre Stimme und Weh und Entzücken wollt' ihm die Bruſt zerſprengen. „Mathilde!“ rief er bebend. — „Um Gottes Willen, ſchweigt!“ entgegnete ſie, „und gebt mir Antwort auf die einzige Frage: Vertraut Ihr mir und wollt mir folgen?“ —

„Mit Euch in den Tod!“ hauchte Juan; „doch ſagt —?“

„Senarclaeus war bei mir, ſprach mich allein, entdeckte mir Euren Aufenthalt — geſegnet ſey der Augenblick, da ich ihn erfuhr! denn wißt: auch Malvenda kennt ihn ſeit geſtern und eine Botſchaft des Kaiſers an unſern Pfalzgrafen bracht' es dahin, daß Ihr in heutiger Nacht mit Bewaffneten von hier entführt werden ſollt. Kom̄t jetzt ohne Säumniß mit mir! Senarclaeus weiß ſchon Alles — o zweifelt nicht, daß ich Euch retten will!“

Thränen hemmten ihre Rede; faſt bewußtlos fühlte Juan ſeine Hand von der ihrigen ergriffen und folgte ſtumm, wohin ſie ihn zog. Erſt als der Kahn den Strom wieder hinabgleitete, wollt' er fragen — doch Mathilde gab ihm ein Zeichen, daß er ſich nicht dem Schiffer verrathen möge.

An unbewohnter Gegend ſtand der Kahn, und Mathilde leitete Juan auf einem ſchmalen, in der Dunkelheit kaum noch ſichtbaren Waldweg, der bergan führte; nicht minder ermatteten ihre Kräfte, als die ſeinigen, aber lautlos und ohne Raſt ging es vorwärts, und aus Mathildens beklommener Bruſt drangen nur wiederholt die Worte: „Laßt Euch ja nicht grauen vor der Stätte, wohin ich Euch verberge!“

Da erklangen, vielfach an den Bergen anſchlagend, Hifthörner, und der dumpfe Ruf „Mathilde!“ tönte dazwiſchen. — „O ewige Macht, hilf uns!“ jammerte ſie und hörbar ſchlug ihr Herz; „man hat mich vermißt, man ſucht mich!“ — Eben ſtanden ſie vor einem Pförtlein zum Burggarten und mit der Gewalt der Angſt riß Mathilde Juan mit ſich, der zu ſinken drohte. Endlich hatten ſie die Kapelle erreicht, die auf einer einzelnen Höhe, nahe der Burg Steinach erbaut war, und raſch ſchritten ſie hinein.

Ohne Zögern, heftig zitternd, öffnete Mathilde eine Thür und hieß Juan Stufen hinabſteigen. „O glaubt an meine Redlichkeit und hofft auf meine baldige Wiederkehr!“ — Dies vernahm er noch von Mathilden, da ſchlug ſie die Thür hinter ihm zu und verſchloß ſie. Und wie nun Juan um ſich ſchaute, ſah er rings nur Zeichen des Todes — er war in der Familien-Gruft der Steinach's. Auf einem der Geſtelle

Prüfwall. Ja! Wiſſen Sie, daß der Fürſt bald herüber kommt?

Fräulein. Er ſelbſt? — Geben Sie mir Muth! Ich ward ſeit den drey Tagen, die ich im Gebiete der Heuchler lebte, ſehr kleinmüthig.

Prüfwall. Nur ſo iſt dieſe Brut zu erkennen, und wo Reden Pflicht iſt, wird Schweigen ein Verbrechen! In dem göttlichen Beruf, die Schmeichler, den wildeſten Auswuchs des Menſchengeſchlechts, von einem Thron zu verbannen, bringen wir unverzagt Frieden der Menſchheit, Krieg den Laſtern!

Kammerdiener (eintretend durch eine Seitenthüre). Die Gräſin erwartet Sie! (er hält die Thür geöffnet.)

Prüfwall (ſich fremd gegen das Fräulein verbeugend). Ich freue mich innigſt des Augenblicks, deſſen Gunſt mir Ihre angenehme Bekanntſchaft gab.

Fräulein (auf gleiche Weiſe). Ich bin beſchämt von Ihrer Güte.

(Prüfwall geht ab. Das Fräulein lauſcht einen Augenblick und wendet ſich dann nach der Mittelthüre.

ſtand Speiſ' und Wein, eine brennende Lampe und ein Oelkrug daneben; — Schauer durchzuckten Juan's Glieder, und ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, lehnte er ſich an einen der Särge.

Als Juan ſeiner wieder bewußt ward, fand er ſich am Boden hingeſunken, erwacht von langem Schlummer: denn einzelne Sonnenſtrahlen drangen jetzt herab durch die kleinen Oeffnungen, welche den Luftzug in dieſem tiefen Gewölbe erhalten ſollten; von dem Tageslichte ſah er ſich hier nur ſchwach umdämmert und eilend mußte er ſorgen, daß die Lampe nicht ganz verlöſche. — Nun erſt befiel ihn ein Nachdenken über das Geſchehene, und obwohl er ſich an grauenvollem Orte gefangen ſah, dennoch kam kein Zweifel in ihm auf vor dem Bilde Mathildens; daß er an ihrer Hand hierher gekommen war, ſchien ihm Bürgſchaft genug, um zu glauben, es ſey heilſam. So, geſtärkt durch einen Trunk Wein, ſtieg er die Stufen wieder hinan, ſetzte ſich an die feſtverwahrte Thür und harrte ſtill ſeines Engels.

Viele Stunden waren ihm in wachen Träumen vergangen, da erdröhnten Tritte von Bewaffneten und Stimmen wurden laut. Juan hielt den Athem an in Erwartung; er vernahm Worte und Malvenda war es, der ſprach: „Auch hier finden wir ihn nicht; vergebens iſt alle Mühe!“ — „Ich habe Euch die ganze Burg durchſuchen laſſen!“ ſprach ein Anderer mit dem Ausdruck völliger Sicherheit — es war Mathildens Vater — „ob ich auch beſtimmt wußte, daß Juan bei mir nicht verborgen ſeyn kann. Seyd Ihr nicht betrogen von dem Schiffer, der Euch ſagte, ohnfern von hier hab' er geſtern Abend einen Fremden von Kleingemünd abholen und hier an's Ufer bringen müſſen, und iſt jener Fremde der, den Ihr erſpähen wollt, ſo hat er einen andern Zufluchtsort gefunden. Daß Juan ihn bei mir ſuchen würde, iſt auch nimmer zu vermuthen, nachdem er, wie Ihr ſelbſt wißt, in jener Nacht an den Mauern meiner Burg ſo unwürdig überfallen worden. Forſcht jedoch weiter, und wenn Ihr's wünſcht, will ich Euch ſogar die Schlüſſel holen laſſen zu der Gruft meiner Ahnen, die Ihr feſt verſchloſſen finden werdet!“ —

Juan fühlte bei dieſer Rede das Blut in den Adern ſtocken, da rüttelte es an dem Schloß der Thür — dann aber entgegnete Malvenda: „Zürnt nicht, Herr Ritter! und glaubt es, daß kein Argwohn gegen Euch mich treibt. Aber zu ſtrenge ſind die Befehle, die mir der Cardinal Granvella von Neuem geſendet, als daß ich nicht Alles aufbieten ſollte, meinem Auftrage zu genügen und dieſen verwegenen Ketzer dem Gericht zu überliefern. In der Gruft kann er nicht ſeyn, wie ſollt' er durch die verſchloſſene Thür dringen! — laßt uns daher eilend die Gegend nach dem Wald hin durchſtreifen, vielleicht, daß er dort ſich noch verborgen hält.“ —

Und es hallten die Tritte bald nur noch fern, verſchollen endlich ganz, und inbrünſtiges Gebet rang ſich aus Juan's ſchwergepreßter Bruſt zu Gott hinauf.

Wieder herein gebrochen war die Nacht: kein Schlaf ſchloß ihm die brennenden Augen, und düſterer wurden die Gebilde ſeiner Seele, da der Eulen und Geyer klägliches Geſchrei, von draußen ertönend, ihn nicht zum Vergeſſen kommen ließ. Schon mußte der Morgen nahe ſeyn, da rauſcht' es an der Thür; ſie ward aufgeſchloſſen, Mathilde flüſterte ſeinen Namen und trat herab.

„Bis Mitternacht haben die Späher die Gegend durchforſcht und mich geängſtigt“, ſo begann ſie; „nun erſt ſind ſie fort. Am Morgen dieſes

Tages will Senarclaeus mit Roſſen Eurer am Ausgange des Waldes harren, und ſo iſt es Zeit, daß Ihr von hinnen eilt. Bevor ich Euch aber entlaſſe, müßt Ihr mich hören, damit Ihr mich nicht verkennt und gerechtfertigt werde, was Euch gegen die Sitte ſcheinen dürfte.“

Sie hielt inne, und als Juan eben ſprechen wollte, fiel ſie mit niedergeſchlagenem Blick ein: „Ihr mögt Euch vielleicht bald von mir getäuſcht wähnen, würdet mir jedoch Unrecht thun; denn wißt, längſt ſchon iſt mein Herz nicht mehr frei, ich gab es dem Ritter von Breuberg, der aber zu arm iſt, um meinem Vater ein erwünſchter Eidam zu ſeyn; denn auch wir ſind nicht reich. — Nun kam Malvenda auf unſere Burg, und wie er Jedem Verſprechungen machte, der dazu helfen ſollte, daß Ihr dem neuen Glauben wieder abtrünnig würdet, ſo gelobte er auch, das Geheimniß meiner Liebe errathend, dem Ritter von Breuberg die Schirmvogtei über mehrere Klöſter zu verſchaffen, und dadurch die Mittel, deſſen verfallene Burg im Odenwalde wieder herzuſtellen, ſeine verſchuldeten Güter einzulöſen. Nicht dieſer verheißene irdiſche Gewinn allein, der mich endlich mein Glück erhoffen ließ, auch das Heil Eurer

Seele mahnte mich, Euch traulicher zu begegnen; doch jetzt — und nur zu ſichtlich, als Ihr nach Stuttgart reiſen mußtet — gewahrt' ich, daß Ihr mich mißverſtanden. Mein Erſchrecken war groß, da zumal Ihr mit der feſten Weigerung, Euch unſerer Kirche wieder anzuſchließen, auch meine Ausſicht trübtet. Wenige Monden nach Eurem Scheiden kam Breuberg nach Steinach, und Malvenda wußte die Flammen der Eiferſucht in ihm gegen Euch zu erregen, daß er willig ward, ſich der Gewalt zu leihen, die Euch zu verderben ſtrebt. So konnte jener Anfall auf Euch geſchehen, den mir Breuberg, voll Reue über dieſe unritterliche That, nachher ſelbſt, zugleich mit den Planen Malvenda's entdeckte. Ihr hattet um mich gelitten; es ſchien mir Pflicht, Euch zu zeigen, daß Ihr mich nicht unter Eure Feinde ſtellen dürft, als Senarclaeus zu mir kam und ich Euch hülflos ſehen mußte. So vollbracht' ich, da ich keinem Menſchen mich zu vertrauen wagte, was Ihr wißt und was Ihr ſelbſt entſchuldigen mögt mit der Achtung, die ich für Euch und den Frieden meines Gewiſſens hege. Und nun kommt — die Sonne dieſes Tages darf Euch hier nicht mehr finden!"

In glühendem Schmerz hatte Juan dies Alles vernommen, und lautlos folgte er endlich betäubt und bebend Mathilden — ach! er wäre lieber gleich in der Behauſung der Todten geblieben; denn nichts auf der ganzen Erde gab es nun, was ihm irdiſchen Troſt in's Leben rief.

Stumm gingen Beide nebeneinander durch verwachſene Pfade, ſchon vom erſten Morgenlicht umdämmert, und am Saume des Waldes trafen ſie Senarclaeus mit zween reiſefertig aufgezäumten Roſſen, die früher in Neckargemünd zurückgeblieben waren. Und wie nun im Weh des ewigen Scheidens Juan's Gefühl wieder erwachte, da ſank er vor Mathilden auf die Kniee, ſeine brennende Stirn auf ihre Hand legend; ſie aber ſprach erſchüttert: „Lebt wohl und gedenket Eurer Sicherheit hier und — dort!“ — So, mit einem Blick zum Himmel, eilte ſie ihres Weges zurück; Juan aber hörte lange nicht auf Senarclaeus Mahnungen, bis dieſer ihn gewaltſam in den Sattel hob; dann ſpornte er das Roß und jagte mit krampfhafter Anſtrengung ſtürmend von dannen, nicht fragend, wohin der Weg führe. — Erſt als er am Abend, ſchon weit ab von Steinach, in der Herberge ankam und, ſtarr vor ſich hinblickend, in völliger Ermattung daſaß, konnte ihm Senarclaeus Briefe geben, die er in Heidelberg empfangen hatte. Martin Bucer meldete ihm: daß Alphonſo Diaz de Cuenza, Juan's Bruder, durch Strasburg gereist ſey und ihn in Deutſchland aufſuchen wolle. Zugleich beſchied er ihn durch Geſchäfte nach Neuburg, in der Nähe von Regensburg, und Juan richtete nun ſeinen Weg dorthin, unbekümmert, ob ein Widerſehen ſeines Bruders ihm Freud' oder Qual bringe.

Es war aber Alphonſo von dem Papſte ſchlau zum Mitgliede der Ruota romana, dem höchſten geiſtlichen Gericht, zuſammengeſezt aus zwölf, allen chriſtlichen Völkern entwählten Männern, ernannt, und dadurch nach Rom berufen. Der ehrgeizige Spanier kam, und es ließ ſich nun erwarten: er werde Alles daran wagen, ſeinen Bruder der katholiſchen Kirche unſchädlich zu machen. In der Hauptſtadt des Pfaffenthums mehr noch angereizt, war Alphonſo auch raſch entſchloſſen, ſein perſönliches Anſehen zu gebrauchen, um Juan wieder in Banden des Papismus zu legen; und nachdem er früher den Cardinal Granvella geſprochen, in Creſpy, wo damals Karl der Fünfte ſich aufhielt wegen Friedenſchluſſes mit Frankreich, bereitete er ſich zur Reiſe nach Deutſchland, wurde aber mehrere Monden noch aufgehalten von Geſchäften, ſo daß er erſt im Winter des Jahres 1545 den Weg dorthin nahm.

Während dieſer Zeit lebte Juan in Neuburg. Der Gram ſeines Herzens hatte ihn mehr noch losgetrennt von der Erde, und mit höherer Begeiſterung, die keine Gefahr mehr fürchtet, auf den Tod hofft, ging er vorwärts in ſeinem Beruf. Er wohnte in jener Stadt bei dem proteſtantiſchen Pfarrer Rigonus, unter einem fremden Namen; trat aber bald mit dem eigenen wieder hervor, da die Obrigkeit ihm Schutz zuſagte wider die Tücke ſeiner Feinde. Kühner drängte er nun ſeinen Glauben, geläutert im Schmerze, erhoben von der Sehnſucht, in ſeine Schriften, die er, neben denen ſeines Freundes Bucer, zum Druck beſorgte. In einem Werke, benannt: „Der Seele Muth wider Anfechtung“, warf er die freie, im Gefühl überſtrömende Bruſt allen falſchen Lehren entgegen, und mit geiſtigen Waffen ſchlug er an die Kronen, die hierarchiſche Politik dem Aberglauben und dem Truge verliehen. Der Grimm und die Schmähungen, aus der Finſterniß daherziehend, blieben ohnmächtig gegen ihn, der allen irdiſchen Hoffnungen abgeſchieden war; der Dank erleuchteter Männer ward noch allein ſeines Lebens Nahrung, und er hatte die Freude, daß ſelbſt Luther ihm alſo ſchrieb:

„Gemeinſam Heil in Chriſto!

Ja wohl, gemeinſam Heil! Denn es iſt mir fürkommen, als wolle ſich Vieles wieder zerſpalten, was ich zuſammenhielt mein Lebelang; und iſt meine Hoffnung, daß ich noch Männer zurücke weiß, die Gott reich gemacht in alter Lehr' und aller Erkenntniß. Denn ſolches hab' ich funden in Eurer Schrift, der Seele Muth wider Anfechtung, und ſchreib' ich Euch aus freier Luſt, obwohl am Körper gelähmt und mürbe, dazu auch einäugig. Und muß ich gar viel ſchreiben und reden, da ich doch gern Ruh' hätte und das Ziel meiner Tage vor mir ſehe; dennoch mag ich nicht ermüden, denen zu begegnen, die da hertreten, als hätten ſie noch nichts empfahen von dem Segen vieler Jahre, und ſoll ich ja zumal jetzt mich mühen mit Petri Worten: „Ich will aber Fleiß thun, daß ihr allenthalben habt nach meinem Abſchiede, ſolches im Gedächtniß zu halten.“ Um wie viel mehr aber muß ich bereit ſeyn denen, die mir die Laſt abnehmen, da ich des Weſens ſatt bin und doch gern der Freunde hinter mir laſſe, die der Argliſt wehren, auf daß ſie Gottes Gnade nicht abermals zerſtiebe, wenn nun mein Körper hinfällt im Staube. Darum grüß' ich Euch und Viele, bitte auch, daß Ihr Euch einet auf dem feſten Wege, und Euch nicht hindern laßt, vielmehr friſch darein greift. So Ihr auch zuweilen in Noth und Sorge gerathet, ſeyd ſtark im Kampfe. Denn das Reich der Wahrheit iſt voll Kranker, und die da heilen ſollten, vermögen oft nur Gift zu reichen; dieweil viel Tod ſeyn muß auf Erden, ſo ſie behalten wollen ihre läſterliche Zier und ihre Freude in Völlerei und Wolluſt. Und das ſind nicht Menſchen, ſondern Crocodillen-Gezücht; weinen falſche Thränen und ſprühen Feuer, geht ein Geſunder ſeinen eigenen Weg; rufen aber in alle Welt Hoſianna, ſo Einer Hundert führet, die da leichtlich folgen, daß ſie im Moor des Laſters und Wahns verſinken. Bei aller Zeit iſt aber kein größer Elend, als mit denen, die's immer gut meinen und ſich von allerlei Leuten regieren laſſen; denn ſie jubiliren heut Dieſem, morgen Jenem, daß die Straßen immer voll Lärmens ſind ob des Hinüber- und Herüberlaufens, und wiſſen ſie nicht, wo ſie Gott finden, bis er ſie

Vierte Scene.

Fräulein von Strahlen. Schleicher.

Fräulein (ruft zur Thür hinaus). Herr Rektor Typus!

Schleicher (drängt ſich raſch ein). Bitte unterthänigſt! der Typus reimt. Da ſpekulir ich meinen täglichen Morgengruß bey der gnädigſten Gräfin anzubringen —

Fräulein. Wer ſind Sie?

Schleicher. Der Hof-Commerzienrath Schleicher, Geſchäfts-Agent aller Hochgebornen, der ſich auch ſchmeicheln darf, bey der Huldreichſten zu gelten.

Fräulein. Sie halten wohl viel vom Gelten?

Schleicher. Wer was gilt, iſt ein Menſch mit Agio, wer nichts gilt, iſt ein reducirtes Papiergeld. Darf ich wohl erfahren? —

Fräulein. Ich nenne mich Fräulein von Strahlen, Geſellſchafterin der Gräfin.

Schleicher (höflichſt ausforſchend). Sind nicht von hier, gnädigſtes Fräulein! Müßte ſonſt heimſucht in ihrer Schwachheit. Solche meiſt haben mir böſes Blut gemacht, daß ich oft mit harten Worten dazwiſchen ſtieß; denn ich möcht' lieber mit eitel Teufel zu thun haben immerdar, als mit denen, die in Höll' und Himmel hinein ſchwänzeln und nirgends feſt ſitzen bleiben.

Und ob ich auch viel ſtürmiſch daher geſchritten, weil ich die Bahn nur erſt zurichten durfte, mag ich dennoch ſagen mit dem Apoſtel: „Ihr wiſſet, wie ihr uns ſollt nachfolgen, denn wir ſind nicht unordig unter euch geweſen; haben auch nicht umſonſt das Brot genommen von Jemand, ſondern mit Arbeit und Mühe, Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht Jemand beſchwerlich wären." — Er aber, der Herr des Friedens, gebe Euch Friede allenthalben und auf allerlei Weiſe. Der Herr ſey mit Euch Allen! — Wittenberg am Tage der Geburt des Herrn, im Jahre 1545.

D. M. Luther."

Geſtärkt durch den wahren Mann Gottes und viele Freunde im Geiſt, wendete Juan jeden ihn quälenden Gedanken an Mathilde raſch in rechter That von ſich ab; und ſo vernahm Alphonſo manche, ihm widrige Mähr von ſeines

Bruders ſtetem Kampf wider die Gewalt des Papſtes, als er in Augsburg ankam, nach ihm forſchend. Erneuerte Wuth ſpornte ſeine Ehrſucht immer mehr, und ſtarr in ſeinen Entſchlüſſen erreichte er Neuburg. Nach ſechzehnjähriger Trennung — denn ſeit Juan im ſiebenzehnten Jahre die hohe Schule zu Paris beſuchte, blieben ſie fern — fanden ſich die Brüder in dem Hauſe eines proteſtantiſchen Pfarrers, und es ließen anfangs die unwiderſtehlichen Erinnerungen der Jugend keinem Groll Raum; ſie ſanken einander in die Arme, und in den erſten Tagen wagte ſelbſt Alphonſo nicht, den Frieden zu brechen, den hier die Natur geſtiftet. Juan aber war ſo innig bewegt in der Nähe des Bruders, deſſen Heimath nicht mehr die ſeinige werden konnte, daß Jener gar leichtes Spiel zu haben vermeinte.

An einem klaren Winter-Abend ſaßen die Brüder einſam in engem Gemach; da begann Alphonſo das Schickſal Juan's zu beklagen, daß er für immerdar geſchieden ſeyn wolle von der katholiſchen Chriſtenheit, hingeriſſen zu den Lehren einer Partei, die nur ihr Verderben finden könne in dem Streit wider die ehrwürdigen alten Satzungen der päpſtlichen Kirche. Er ſchilderte die Armuth, das verwaiſete Leben des Bruders, fern vom Vaterlande und den Verwandten, die in Sorge um ihn ſich abhärmten, mit aller Beredſamkeit, zu der ſein wohlbedachter Zweck ihn ermunterte. In Schauer und Erſchütterung hörte ihn Juan, mehr ergriffen von den wohlbekannten Tönen, als von der Gründe Haltbarkeit, und ſich gewaltſam faſſend, entgegnete er:

„Du irreſt, ſo Du meineſt, ich kenne nicht die Größe der Opfer, die ich brachte; größer ſind ſie wohl, als Ihr zu ahnen vermögt! — aber dennoch halt' ich meinen Gewinn höher. Nicht begehr' ich, daß ein Anderer für wahr annehme, was mir alſo erſcheint; aber, bin ich bedrängt von der Ueberzeugung: Andere haben die Wahrheit gefunden, ſo wär' es Verrath an Gott und meiner Seele, wollt' ich mich ihnen nicht anſchließen. Der Mißbrauch der Macht will das Werk des Erlöſers zertrümmern, und erfaſſen müſſen wir die Säulen ſeines echten Thrones, niederſchlagen die Irrthümer der Vergangenheit, wär' auch nicht die Gegenwart, nur die Zukunft unſer. Uns gilt des Heilands Lehre, wie ſie war, nicht wie ſie verhüllt ward durch eitles Pfaffenweſen. Darf mein Vaterland das Chriſtenthum nicht ſchauen in ſeiner Klarheit, nicht Diejenigen dulden, die im Reiche des Ewigen ſchützen wollen vor Falſchheit, ſo trag' ich meine Verbannung, und vermag zu leiden um der Ehre des Geiſtes willen, deſſen Kraft mich ſchon damals aufrief zum Kampf, als ich in Paris auf die Bahn der Wiſſenſchaften trat, die Eure Römlinge dem Menſchengeſchlecht gern abgraben möchten. Doch ich habe auch des himmliſchen Troſtes genug; denn die Sonne, die hier aufging, wird dereinſt nicht minder leuchten in meinem Vaterlande; von meinem Gebein werden auch die Spanier dann die Schmach hinwegnehmen, mit der ſie mich jetzt belaſten, und das Elend, in welchem ich lebte, wird die Früchte reicher, mein Andenken ehrenwerther machen.“

„Laſſ' uns nicht ſtreiten über Verbotenes!“ entgegnete Alphonſo; „aber bedenke, daß Du nichts vermagſt, daß auch jenes Häuflein, denen Du gleicheſt, nichts vermögen wird wider die Gewalt, die ſeit Jahrhunderten ihre Wurzeln ſchlug in alle Herzen. Bedenk' auch, daß Du nicht allein ſteheſt, daß Du der Ehre unſrer Familie Deine Talente ſchuldig biſt, mit denen Du der heiligen Mutterkirche unvergängliche Dienſte leiſten könnteſt. Sie ruft ſich jetzt Vertheidiger auf, da freventliche Neuerer, verwegen worden durch zu lange Nachſicht, an dem alten Bau rütteln. Hier haſt Du Schmach, Verfolgung und Elend: dort könnteſt Du glänzen, könnteſt leben im Ueberfluß; denn nichts zu verſagen wäre einem Manne von Deiner Gelehrſamkeit. Die Kirche iſt reich und eine gütige Mutter; ſie lohnt ihren Dienern mit vollen Händen, und nicht entgehen würde Dir ſelbſt ein Erzbisthum, ſo Du nach ihm ſtrebteſt. Verſuch' es, tritt wieder herüber zu uns, und nichts ſoll Dir verloren ſeyn. Meine Gemeinſchaft mit dem oberſten Gerichtshofe und mein Anſehen verbürgen Dir Hoheit und Güter, ſobald Deine Reue den Papſt verſöhnt!"

Hochaufathmend ſah Juan empor zu den Sternen und ſprach in feierlicher Andacht: „O mein Gott, wie dank' ich dir, daß deine Tauſende von Welten dort oben mein Nichts mich fühlen laſſen! Vergieb es dem Bruder, wenn er mich in ſolcher Niedrigkeit ſieht, daß ich von dir abfallen könnte um Silberlinge, und um vielen Menſchen zu gebieten, daß ſie deinen reinen Himmel nicht ſehen!" Und alſo wandte er ſich nun an Alphonſo:

„Aufgegeben hab' ich irdiſchen Vortheil, und nicht von mir will ich geredet haben. Daß Ihr aber ſo viel zu bieten habt, und immer noch mehr begehrt, möchte leicht Euer größtes Gebrechen ſeyn. Euch zu halten in Eurem Glanze, darum vermehrt Ihr die Sünden und Indulgenzen und Ablaß, und eilend verkaufet Ihr der Hölle die Seelen, ehe ſie ſich erkühnen, Gott zu erkennen. Die ewige Liebe und Gerechtigkeit zu verkünden, bedarf es nicht koſtbaren Schimmers, erworben auf ſo unwürdige Weiſe, und — bei jenen Sternen dort! — wäre die neue Kirche in gleicher Ausartung, ich würde in donnernder Rede mich von ihr trennen: denn vor dem, was es hier gilt, werden Glanz und Güter zu ihrem wahren Stoff — zu Staub. Eine gütige Mutter muß freilich die ſeyn, die alle Verirrungen ihrer Kinder zu verantworten hat, weil ſie nimmer Mündigkeit geſtattet und auch dem Geiſte nicht den freien Athemzug gönnt; ich aber kehre nicht zu ihr zurück, und leicht kannſt Du, theurer Bruder, Dein Anſehen edler gebrauchen, als daß Du mich damit gewinnen möchteſt zu verächtlichem Thun; und eben weil ich dies hoffe, darum bin ich es Dir ſchuldig, ſonder Hehl mit Dir zu reden, auf daß dereinſt Dein Leben Dich nicht gereue!“

So ſprach Juan und Alphonſo ſchwieg, innerlich heftig ergrimmt. Wohl ſah er ein, daß er hier nur ſchwer ſein Ziel erreichen könne, aber, wie es auch ende, das Ungeheure ſelbſt ſchreckte ihn nicht; denn in ſeinem falſchen Ehrgeiz wähnt' er ſich geſchändet, müßt' er zurückkehren nach Rom ſonder Erfolg, und die Liſt ſollte nun helfen gegen Den, der es rüſtig weiter zu fördern gedachte, daß der Bau künſtlichen Flimmers zuſammenbreche, der die allgemeine Wahrheit vor den Augen Aller verbergen ſollte.

Immer herrſchender aber wurden in Alphonſo Verdruß und Zorn, als eben in dieſen Tagen Claudius Senarclaeus zur proteſtantiſchen Kirche übertrat, er an dem Zuſtrömen des Volkes zu dieſer Feierlichkeit gewahren mußte, wie man ringsum die Lehre mit jugendlicher Luſt empfange. Viele Geſpräche hatte er noch mit Juan, da aber keines ihn ſeinen Wünſchen näher brachte, gewann er es über ſich, nachgebend und endlich ſelbſt ſchwankend zu erſcheinen, ſo daß er den Bruder hoffen ließ, auch er könne der Reformation noch zugethan werden. Geleitet von der Reinheit ſeines Gemüths, dachte Juan an keinen Verrath, und verhehlte den Freunden nicht, daß es ihm ſeines Bemühens erhabenſter Lohn ſeyn würde, mit ſeinem Bruder auf ſolche Weiſe wieder vereint zu ſeyn im Herzen und im Glauben.

Näher aber kam Alphonſo in ſeinem Vorhaben, indem er Juan bereden wollte, mit ihm nach Italien zu reiſen. „Dort", ſagte er, „iſt der Kampfplatz für Deine Begeiſterung! So viele der Glaubenshelden hat Deutſchland, daß es Dich nicht vermiſſen wird; wag' es denn, die erſte Fackel wiedergeborener Erleuchtung emporzuheben im Mittelpunkt der Hierarchie! — Furchtbar muß die Wirkung ſeyn, und Deiner harrt ein Ruhm, unvergänglicher als der Luther's und Calvin's, hätteſt Du gebeugt den Clerus Italiens, zerſplittert die Einheit päpſtlicher Gewalt. Du, wunderbar hinweggetragen über alles irdiſche Begehren, biſt ein würdig Rüſtzeug des Herrn, und die rechte Zeit iſt jetzt für jenes Land; denn nicht an Empfänglichkeit fehlt es dort, nur am Geiſte, der vorangeht und die Schranken niederwirft, welche die reinere Sonne verbergen. Gefährlicher ſcheint das Unternehmen, als es iſt; denn auch die Erſten in den kirchlichen Aemtern würden nur an eigene Rettung, an Sicherung reicher Habe denken, nicht dem Triumph der Seele wehren können. Ja, fieleſt Du auch in ſolchem Kampfe, ehrenvoller wär' es, als hier zu erliegen in kleinen Händeln, und zeigen würdeſt Du doch, daß der innere Drang der Wahrheit, die Du errungen, Dich bereit macht, das Höchſte für ſie zu wagen und zu dulden!"

Leicht beredet fühlte ſich Juan von ſolcher Anſicht aus des Bruders Munde, und was die Erfahrung ihm zurief, verklang an der Ritterlichkeit des edlen Spaniers, deſſen Empfinden aufflammte, wenn er nur dachte: es könne ein Zweifel entſtehen darüber, daß er ſein Leben gern hingäbe, ſo es mit Nutzen für das Reich Gottes geſchähe. Zuſagen wollt' er ſchon die Reiſe, da fiel es ihm ein, daß ſeine Freunde ein Recht hätten, Berathung mit ihnen zu fordern, und Alphonſo mußte ſich dies widerwillig gefallen laſſen. Ein Antwortſchreiben Martin Bucer's aber gab Juan zu betrachten: ob er denn gewiß ſey, daß ihm auf Italiens Boden auch nur eine Stunde die Freiheit bleibe; ob nicht ein Bruder, der zu einer ſolchen That auffordere, neben den Marter-Werkzeugen der Inquiſition, es auch ſich als Heldenthum hinſtellen könne, für den Vortheil ſeines Glaubens und ſeiner Familienehre einen gehaßten Bruder der Inquiſition zu überliefern? — Ehe noch dieſes Schreiben ankam, waren die Brüder auch zu oft beiſammen, als daß Alphonſo nicht in Leidenſchaft zuweilen vergeſſen hätte, die Larve ſich feſtzuhalten, ſo ward aus dem Zögern ein entſchieden Weigern, und die Freunde Juan's empfingen deſſen Wort, daß er nicht nach Italien wolle.

Alphonſo, in der Furcht, durchſchaut zu ſeyn, verbarg liſtig ſeine Wuth in wehmüthigen Klagen: daß Andere mehr gälten bei dem Bruder als er, und ſchied von dannen mit Traurigkeit und den Zeichen inniger Zuneigung. Denn nicht allein übergab er eine Summe Geldes, ſondern überwies auch zwei Tauſend Goldkronen, niedergelegt im Handelshauſe derer von Fugger in Augsburg, an Juan; alſo, daß dieſer irre ward und ſeine Zweifel ſündig nannte, auch in langer Umarmung an des Bruders Bruſt lag. War es doch gewiß ein Scheiden — Dieſſeits ohne Wiederſehen.

Juan aber, als er den Bruder nicht mehr um ſich ſah, ward unſtät in ſeinem Weſen. Was ſchon die Ehre haben, denn in allen hohen Häuſern bin ich bekannt, wie die Schwelle. — He, he! Sind nicht von hier!

Fräulein. Nein.

Schleicher. Nun, laſſen Sie Sich mich empfehlen! Durch mich iſt alles zu haben. Verbotene Waaren, fremde Schminken und politiſche Nachrichten, geheime Anekdötchen, falſche Brillanten, Schneider, Anbeter, Theaterlogen, Auſtern und Mopſe. Hören Sie, einen wunderkleinen Pavian könnt' ich Ihnen ſchaffen.

Fräulein. Ich will nur den Rektor Typus ſprechen.

Schleicher. Wollen Sie was von dem? Muß mir alles zu Gefallen thun, ſeine Frau iſt mir 2 Thlr. 11 Gr. ſchuldig für Schnupftabak und Rum. Was wollen Sie von ihm?

Fräulein. Etwas, was Sie nicht weiter bringen dürfen.

Schleicher. Die Fiſche ſind gegen mich Plaudertaſchen, — ich ſag's gewiß nicht weiter!

jemals ſein Herz verloren, ſtand in Wohlwollen vor ſeinem innern Blick, zumal Mathilde in ihrer Liebe, die nur um eitles Gold kein Gehör fand vor dem Vater. Gewiß, ſie für ſich nicht zu gebrauchen, ließ er in Augsburg jene Summe heben, und ſandte ſie an Ruprecht von Steinach, bittend, ſie anzunehmen für Mathilde, ſeines Lebens Retterin, auf daß ſie das Ziel ihrer Sehnſucht erreiche und Alle im Glück ſeiner gedächten, wenn ihn Beruf oder Leid frühe von hinnen dränge.

Und wohl hatte er recht, das Vergängliche von ſich zu thun und gefaßt zu ſeyn auf die Gruft. Denn Alphonſo, tief verletzt in ſeiner Ehrſucht, daß er für ſeine Plane alle Worte verſchwendet, alle Schlauheit vergebens aufgeboten, beſchloß in glühender Erbitterung, ſich um jeden Preis die Schmach abzuwenden, daß er vor dem Papſt erſcheine, ohne etwas vollbracht oder auch nur gewagt zu haben für das Heil der römiſchen Herrſchaft. Allein wollt' er nun vollführen, was die Kirche verhängt über den Ketzer, ſicher, daß ſie ihn ſegne für eine That, die hierarchiſche Beſtrebung nicht Brudermord, ſondern ein Heldenwerk nennen werde. Gefunden hatte er bald einen Schergen der Inquiſition; mit dieſem kehrte er nach Neuburg zurück, kaum zwei Wochen von dort fern, und ſtand am 27. März des Jahres 1546 gegen Morgen vor dem Hauſe des Pfarrers Rigonus. Er ſandte jenen Schergen voran, der eingelaſſen ward, als er berichtete: er bringe an Juan ein Eil-Schreiben von ſeinem Bruder. Alphonſo blieb auf der Stiege, jede Störung zu hindern, und der Bote tritt ein zu Juan, der vom Lager empor ſpringt. Er empfängt das Schreiben, öffnet es haſtig, und eben ruft er, weil das Morgenlicht noch zu ſchwach war, um dabei leſen zu können, nach einer Leuchte, da ſtürzt er nieder, tödtlich getroffen mit einem Beil, das der Scherge unter dem Mantel verborgen hatte. Ein Schrei und ein Fall rufen Senarclaeus herbei, der im Nebengemach ſchlief — da lag Juan in ſeinem Blute, keines Lautes mehr mächtig; die Mörder waren entflohen, ehe man im Schrecken ihrer gedachte, und in dem Schreiben, das der Todte noch feſt in der Hand hielt, las man nur die Worte: „So geſcheh' es allen Ketzern! — Die Kirche hat Dich gerichtet, durch mich, Alphonſo Diaz de Cuenza.“

Herein drangen in den nächſten Tage Viele, die um Juan Leid trugen, unter ihnen auch

Mathilde und Breuberg. Sie kamen, zurückzubringen das reiche Geſchenk — mußten es aber wieder mit ſich hinwegnehmen als das Vermächtniß des Hingeſchiedenen. Sie führten ſeine Leiche in die Gruft nach Steinach, und Mathilde und Breuberg ſtanden oft, als glücklich Vermählte, voll Rührung und Dankbarkeit an Juan's Sarge. Sein Andenken leuchtete in ihnen, bis auch ſie im Jahre 1552 dem gereinigten Gottesdienſte in öffentlicher Feier ſich anſchloſſen.

Alphonſo aber, ob auch der Papſt ihn mit Anſehen begabte, mit Würden ſchmückte, ward dennoch von der Vergeltung ereilt: denn er endete im Wahnſinn ſelbſt ſein Leben, zur Strafe, daß er Natur und Vernunft verleugnete, um den Götzen des finſtern Glaubens und der falſchen Ehre zu dienen.

Die Hochzeiten.

I.

Die Familie des Oberförſters Arnold hatte den Neujahrstag geſchäftig verlebt, nach dem, auf Volks-Sage gegründeten Sprüchlein der Mutter: „Wer am erſten Tage des Jahres fleißig iſt, dem glückt die Arbeit im ganzen Jahre!“

Da ſaß nun noch am Abend der Oberförſter bei dem Rechnungs-Schluſſe, Frau Beate unterrichtete ihr Pflegekind Joſephe, eine Waiſe, und ſtreifte zuweilen in das Küchengebiet. Mathilde, die Tochter, ſpann, und der Baron Theodor von Burg, der wegen des Jagdvergnügens auf Wochen Gaſt des Oberförſters war, ſchrieb Verſe, wozu ihm Mathilde nebenher die Reime geben mußte.

Fritz, der Sohn, kam eben von dem Gange zurück, auf dem er mit dem Burſchen Wilddieben nachgeſpürt hatte, die bei Verletzung des ſiebenten Gebots nicht einmal des dritten eingedenk ſind.

„Mutter“, ſagte der Oberförſter, „Dein Spruch hat ſeine Ehre, der Feiertag will die ſeinige auch! Der Fritz iſt da, wir wollen uns an Gottes und Deinen Gaben erfreuen!“

Frau Beate entſchuldigte ſich bei dem Baron, daß ſie heute faſt nur die Reſte vom Sylveſter-Schmauſe bringe, doch Arnold verjagte die Redensarten mit der Entſcheidung:

„Dein Regiment hielt ſich geſtern gut, laß nur den Nachtrab kommen! Nichts Neues, Fritz?“

Der ſtattete Bericht ab und gab dem Vater dann ein Päckchen, das er von dem, ihm begegnenden Poſtboten des nahen Fleckens L... empfangen hatte.

„Ah, aus dem Journal-Zirkel vom Freunde Papyrus! — Da iſt ja auch ein Brief!“ —

Arnold löſte das Siegel und die jungen Leute bemächtigten ſich der Blätter. Jäger Fritz hatte einen Aufſatz über „Hegel“, der Baron Dichter über „Dampfſchiffe“ und Mathilde über „ſtändiſche Verfaſſung“ ergriffen; Alle aber waren noch nicht eingeweiht, da rief der Alte:

„Plagt Den der —!“ und mit der Warnung: „Willſt Du wohl heute das Fluchen unterlaſſen!“ ſchnitt die, mit Tiſchgeräthen eintretende Frau Arnold den Höllenherrſcher noch zeitig genug von der Rede ab. „Was giebt's denn?“ forſchte ſie darauf.

„Mein Freund Papyrus hat mir eben ſeinen dümmſten Einfall gemeldet — hört nur an:

„Wenn Du mit den Deinen froh in das neue Jahr hinüber ſchreiteſt, iſt es mir angenehm. Ich denk' es, mit einiger Angſt, recht fröhlich anzufangen, indem ich am 8. Januar — ich hoffe ungehindert, da es kein Poſttag iſt — Hochzeit machen will. Es iſt zwar in dieſen theuern Zeiten die Ehe ein koſtſpieliges Unternehmen, doch rechne ich auf mein Glück und habe zum Vermählungs-Feſte darum obigen 8. Januar erwählt, weil ich an dieſem Tage vor einunddreißig Jahren über meinen beſten Verlags-Artikel contrahirte. Du wirſt Dich erinnern, daß Du beſagten Contract, weil Du mich mit Gelde unterſtützteſt, als Zeuge unterſchriebſt; ſo wünſch' ich nun: daß Du auch hier Theil nehmen möchteſt, und lade Dich mit Deiner Familie (es ſind ja wohl außer Dir nur drei Perſonen?) zur Hochzeit.

Schließlich meld' ich Dir: daß meine Braut die Tochter des ſehr reichen Pfefferküchler Häglich iſt, leider rückt er aber jetzt wenig heraus. Das Mädchen iſt neunzehn Jahr und viertehalb Monat alt, Häglich's einzige Tochter. Sie muß aber doch bald erben; denn mein Schwiegervater hat ſich auf dem letzten Markte die Gicht geholt, was bei ſteter Aergerniß über die ſteigenden Mehlpreiſe ſehr gefährlich werden kann."

„Nun kommt noch die ausgezeichnete Hochachtung und der Brief iſt aus!" ſagte Arnold. „Aber meines Freundes Jammer wird erſt anfangen, indem er Hymens Band in Commiſſion nimmt. Hm! Hm! Einundſechzig und neunzehn! — das klingt ſchlecht zuſammen, und wird die Ehe kein Duett, wird ſie eine Art von Duell, bei dem indeſſen doch gerechterweiſe in's andere Leben muß, wer die Schuld der Narrheit trägt, und das iſt hier Freund Papyrus." —

Er wurde bei dem Denken darüber faſt verdrießlich, Frau Arnold unterbrach ihn darum, ſprechend: „Du giebſt auch gleich alle Hoffnung auf, es kann ja —!"

„Ich weiß, was Du ſagen willſt! Es kann Jemand in's tiefſte Waſſer fallen, in dem Augenblick ſchafft ein Erdbeben auf dem Fleck eine Landzunge; es kann ein unheilbar Kranker vom Schreck geheilt und jugendkräftig werden, wenn er Feuer im Hauſe und neben ſich keine Rettung ſieht; es kann ein vom Thurm Fallender von einem eben ſteigenden Luftballon aufgefangen, und ein Scheintodter, der ſchon in der Erde liegt, dadurch gerettet werden, daß ihn Jemand huſten hört. Aber eher hilft ein Wunder aus Waſſer, Feuer, Luft und Erde, als zum Frieden in einer Ehe, wo ſich Jugendgluth und Greiſeskälte verbinden. Ich wollte, daß den Papyrus —"

„Du kannſt nun zu Tiſche nöthigen!" — ſagte Frau Arnold raſch, und während des Eſſens konnte ſie nicht die Frage unterdrücken:

„Wirſt Du denn zur Hochzeit reiſen?"

„Ja freilich! Sonſt iſt ja Keiner da, der dem Einundſechsziger ſagt: Höre, daß Du bisher nicht heiratheteſt, war dumm, daß Du es aber jetzt thuſt, iſt verrückt!"

„Du wirſt doch nicht ihm in's Geſicht?“ — ſprach abmahnend Beate. —

„Ihm in's Geſicht! Ich habe mich bis hierher mit Dem, was man „Welt“ nennt, nicht bemengt, werde in alten Tagen nicht anfangen. Die gangbare Lebensklugheit iſt ein Mord an der Ehrlichkeit, der viel Zeitaufwand fordert, darum wollen wir ſie den Vornehmen überlaſſen, und Leuten, die nichts leiſten können oder wollen.“ —

Bei den klingenden Gläſern erfuhren nun die Tiſchgenoſſen ſchon vorläufig Alles, was Freund Papyrus hören ſollte; aber endlich ward er doch vergeſſen und der Vorfälle im vergangenen Jahre gedacht, bei den Freuden geſcherzt, bei dem Unheil ſchnell ein Glas geleert, wodurch es ſich fügte, daß der gewöhnliche Wein eben nicht zureichen wollte und Arnold dann nach einem Fläſchlein Hochheimer fragte. Als nun aber Beate etwas ungemüthlich ſich danach erhob, ſchützte der Baron den edleren Trank und die freundlichen Züge der Wirthin mit den Reimen:

„Es ſind, wie ein Alter ſprach,
Dreierlei des Weines Trauben:
Freude hat, wer „Eins“ ſich brach,
„Zwei“ wird den Verſtand Dir rauben,

Und die „Drei“ bringt Spott und Schmach;
Ehret d'rum, dem Spruch zu glauben,
Nur die „Eins“, doch mögt gemach
Ihr davon Euch viel erlauben.“

So, bei gleichem Wein und gleichem Frohſinn, nahte die Stunde der Ruhe, und bei der „Guten Nacht!“ freute ſich die Hausfrau: daß Alles im Jahre hübſch im Gleichen zu bleiben ſich anließe, nach dem Bilde dieſes Tages.

„Hm!“ ſagte der Fritz, „eigentlich müßt' es doch auch Hochzeiten geben!“ —

„Ja, draußen!“ antwortete die Alte, denn ſie wollte ſchon längſt argwöhnen, Fritzchen habe ſich verliebt, ohne vorher Mütterchen um Erlaubniß zu fragen.

II.

Mit der Bräutigamſchaft des Herrn Papyrus hatte es eine ganz eigene Bewandniß, die ich aufhellen will, damit wir von den Reiſe-Zurüſtungen im Hauſe des Oberförſters nichts bemerken.

Der Pfefferküchler Häglich war ein Wittwer, und nächſtdem ein Menſch, der ſich nicht auszeichnen wollte: darum liebte er ſich am meiſten, nach ſich ſein Geld, nach dem Gelde ſeine Haus-

Fräulein. Damit das gewiß *gewiß* iſt, ſag' ich's Ihnen nicht!

Schleicher (tückiſch). Hm! So? Könnt' ich nicht die berühmte Herablaſſung, die Frau Gräfin ſprechen? Ich möcht' ihr nur das Bülletin der Stadtneuigkeiten überreichen, auch ein Pröbchen Käſe und eine Caricatur.

Fräulein. Warten Sie im Vorzimmer! (wendet ſich wieder nach der Thür.) Herr Rektor Typus!

Schleicher. Werde die Ehre haben, den Herrn Rektor in die Proſa zu ſtoßen. (im Abgehen halblaut.) Er muß beichten oder bezahlen! (geht hinaus.)

Fräulein (allein.) Der iſt nur durch Protektion zu dem Namen *Menſch* gekommen, ein avancirter Affe iſt es.

(Schleicher drängt den Typus herein.)

hälterin Erdmuthe; nach der Erdmuthe durfte er zufolge ihres Willens nichts mehr lieben, alſo auch nicht ſeine einzige Tochter Blandine, ja er ſollte ſie ſogar, nach dem Willen der Haushälterin, ſobald als möglich los zu werden ſuchen. Dagegen hatte er nichts, weil er aber dabei nicht einen großen Theil ſeines Geldes los werden wollte, ſann er auf Auswege. Zuerſt ſah er ſich alle junge Männer an, die am ofteſten Pfefferkuchen kauften, um etwa bei dem ſüßen Handel einen ſüßen Blick Blandinens mit in den Kauf zu bekommen; es zeigte ſich aber unter ihnen Keiner, der nicht bei dem Bilde ſeiner Lieben die Geldſäcke des Vaters gern im Hintergrunde ſehen, Keiner, der nicht bei der Ehe noch Mitgift haben wollte. Häglich entſchied nun alſo: Kannſt Du Dich und die Erdmuthe nicht von der Blandine befreien, ſollen wenigſtens die armen Schlucker beſſeren Bewerbern Platz machen, und bald hatte er etwas zuſammengeklügelt, das in jedem Falle Gewinn verſprach.

Fünf der beliebteſten Beſucher, die wenigſtens ſo viel hatten, daß ſie jedenfalls nicht gleich nach den Flitterwochen verhungert wären, ſuchte er ſich aus, und veranſtaltete ein Pikenik, zu Deutſch ein

Gaſtmahl, bei welchem die Gäſte für den Wirth mit ſorgen müſſen, und als man im Trinken ſo weit vorgeſchritten war, daß Blandinchen die Ordre empfing, ſchwarzen Kaffee zu beſorgen, ſprach Herr Häglich zu den Wein- und Liebe-Trunkenen:

„Meine Herren! Bei fröhlichem Muthe hat man 'was zu gute, und wer wahrhaft liebt, zeigt es durch Opfer. Nun weiß ich, daß Sie alle Fünf in meine Tochter verliebt ſind, wer von Ihnen würde wohl an die Möglichkeit, mit ihr die Ehe-Lotterie zu beginnen, das Meiſte ſetzen?“

Da verſicherte denn

Der Eine: Ich vergehe im Schmerz,
Der Andre: Mir wird das Herz brechen,
Der Dritte: Ich ſcheide vom Leben,
Der Vierte: Ich muß zum Grabe wallen,
Der Fünfte: Der Gram bringt mich um,
wird Blandinchen nicht mein!

An dieſem Sterben auf verſchiedene Weiſe war indeſſen Herrn Häglich wenig gelegen, er fragte alſo weiter: was ſie wohl von irdiſchen Gütern, das Leben abgerechnet, für ihre Wünſche wagen würden?

„Mein Alles!“ — „Mehr als ich beſitze!“ — „Alle Schätze der Welt!“ — „Kronen, wenn ich ſie hätte!“ — ſo klang es wieder, und der Fünfte, der zu begreifen ſchien, gab den Nachhall: „So viel ich auftreiben könnte!“

„Und wie viel wäre das wohl?“ forſchte, raſch dieſe Rede wahrnehmend, Herr Häglich.

„Nun, ein Hundert Louisd'or!“ entgegnete Herr Günther, ſo hieß der Fünfte.

„Wohlan, meine Herren! Da die Ehe doch einmal eine Lotterie ſeyn ſoll, wie wär' es, wenn Sie um Blandinchen looſten?“

Die Herren fanden den Einfall originell, und der Vorſchlagende gab nun den Plan: Es ſolle nämlich jeder der Herren ein Hundert Louisd'or Einſatz zahlen, er, der Herr Häglich, wolle dann fünf Hundert Louisd'or zur Ausſtattung einſetzen, und wer von den Fünfen Nummer Eins zöge, bekäme die Braut und die Tauſend Louisd'or. In ihrem, durch den Wein ganz feſſellos gewordenen Leichtſinn nahmen die jungen Burſchen den Vorſchlag jauchzend an.

Nun aber wußte Herr Häglich, daß in Treu' und Glauben die Männer eben auch nicht berühmt ſind, obgleich dieſe machthaberiſch zu verbreiten ſuchen: nur die Frauen zeichneten ſich im Wankelmuth aus. Er hielt es alſo für nothwendig, Wechſelchen zu begehren, und ehe noch der ſchwarze

Kaffee auf dem Tiſche ſtand, waren ſie geſchrieben, drei Tage à dato zahlbar.

Am Abend des dritten Tages ſollte die Verlooſung geſchehen. Herr Häglich ließ die Ueberbleibſel vom Pikenik bis dahin ſorglich bewahren, und die Fünfe kamen richtig mit den zuſammengetriebenen Einſätzen. Keiner wollte ſich mit dem Rauſch entſchuldigen, denn bekanntlich zeigen Unbeſonnene da am meiſten ihr Ehrgefühl, wo es nicht Schande wäre, wenn es fehlte; auch träumte ſich Jeder ſchon zum Glücklichen.

In einem verdeckten Mehl-Maaße waren die Nummern enthalten, das Gold, auch die Summe von Herrn Häglich, wurde aufgezählt, und jetzt folgte die Einladung zum Ziehen. Da wollte nun das Herzklopfen auch ſeine Zeit haben, es entſtand alſo ein Zögern, welches Herr Günther endete mit den Worten: „Das Glück iſt dem Kühnen günſtig!“ Er griff haſtig in das Gefäß und ſprach dabei:

„Amor und Fortuna ſind,
Nach der Sage, Beid' oft blind!
Sonſt dacht' ich: Im Leben walten
Mag nur Eine der Geſtalten,

Doch ſoll je mir Freud' erſcheinen,
Müſſen Beide jetzt ſich einen;
Seyd d'rum Beide gut geſinnt,
Seyd ein einz'ges Mal nicht blind!"

Er hatte ſein Loos, da griffen die Andern mechaniſch auch zu, doch Günther jubelte ſchon im Zimmer herum: „Ich habe die Eins, Dank' Euch, Amor und Fortuna!" — Erſt jetzt ärgerten ſich die Mitſpieler, nicht über ihre Unſinnigkeit, nur über die Spekulationswuth des alten Häglich, und ſchlichen von dannen, auf die Einladung zum Schmauſe nicht achtend. So wurde mit dem Gewinner die Verlobung von Blandinchen gefeiert, und die Jungfrau ließ es ſich gern gefallen, denn Günther war ihr Geliebter, und ſie hatte eigentlich bei den blinden Gottheiten ſich die Miniſterſchaft ertheilt. Durch Günther unterrichtet von der Lotterie, ſagte ſie ihm: Er ſolle nur zuerſt ziehen, und nach dem Looſe fühlen was mit — Honig beſtrichen ſey. Sie wußte geſchickt zum Gefäße zu kommen, der Geliebte befolgte ihren Rath und zog durch das Honig-Loos, das für Blandinchen eine künftige Ausgleichung ſeyn könnte, wenn ſie dem Gemahl etwa zuweilen Wermuth brächte, den Gewinnſt, der — ihm nicht werden ſollte.

III.

Der Oberförſter Arnold, der Frau und Tochter mit zur Hochzeit des Herrn Papyrus bringen und den Fritz als Geſchäftsführer zurücklaſſen wird, kann noch nicht ankommen: die Frauenzimmer brauchen zu viel Zeit bei dem Wählen, Wühlen, und Packen. Sie ſcheinen alle, der Eva gleich, ſpäter zur Welt gekommen als die Männer, und holen die Verſäumniß nie wieder ein. Während ſie nun Kaſten und Schachteln füllen, ſchleichen Theodor von Burg und Fritz oft zuſammen umher, und in den Geſprächen, denen bei dem Nachſchreiben viele Ausrufungs-Zeichen gegeben werden müßten, deuten ſich wohl Geheimniſſe an, doch ſie dürfen noch nicht kümmern, weil ja noch nicht einmal die Braut Günthers zu der des Papyrus geworden iſt, welches auf ſonderbare Weiſe geſchah.

Günther war Buchhalter in der Handlung des Papyrus, und beeilte ſich, dieſem am andern Morgen die Vorfälle und das Lotterie-Glück zu verkünden.

„Ihnen, liebwertheſter Herr Prinzipal! bin ich den meiſten Dank ſchuldig", ſagte der Verliebte, zählte Hundert Louis'dor auf das Pult des die Feder weglegenden Buchhändlers, und redete weiter: „Ich hatte den Einſatz nicht, weil aber das Heil meines Lebens auf dem Spiele ſtand, erlaubte ich mir, dieſes Geld von Ihren Schuldnern mit vieler Mühe einzuziehen, nehmen Sie jetzt Ihr Eigenthum, das mir ſo herrlichen Segen brachte!"

Herr Papyrus ſah freundlich das Gold und unwillig den Buchhalter an; dieſer aber holte ſein Bräutchen aus dem Laden nach der Comptoir-Stube und ſtellte es dem Prinzipal vor. Er ſchloß noch erſt einen angefangenen Brief, vertauſchte dann ſeine Alltags-Brille mit der beſten, die er hatte, und ſah ſich nun gemächlich die Jungfer Häglich an, die knixend vor ihm ſtand und ſich ſeiner Bekanntſchaft freute.

„Ein recht liebes Kind!" ſagte er endlich, und dann zu Günther: „Ich habe mit Ihnen zu reden, ſobald Sie die Jungfer wieder nach Hauſe gebracht haben." Er küßte Blandinchen unterwürfigſt die Hand, und ſprach zum Buchhalter, als er wiederkam:

„Herr Häglich iſt ein reicher Mann, von ſeiner Tochter hab' ich auch ſchon Gutes gehört, was halten Sie von ihr?"

Günther deklamirte alles mögliche Lob. Der Prinzipal ſtörte ihn nicht, bis endlich der Preiſende aus Mangel an Athem ſtill wurde, da nahm er das Wort:

„Mein lieber Günther! Sie wiſſen, daß Diener und Burſchen — Sie auch — mir erklärt haben, bei den theuren Zeiten könnten Sie nicht mehr auskommen mit dem ſchweren Koſtgelde, das ich bezahlen muß. Da iſt kein andrer Rath, ich muß die Leute an den Tiſch nehmen, das erfordert eine Frau, die mir Alles gehörig einrichtet; ich konnte aber noch keine Muße finden, mich umzuſehen, und ſo werd' ich die Jungfer Häglich ſelbſt heirathen!"

Günther fuhr erſchreckend hoch auf.

„Beruhigen Sie ſich!" ſprach Papyrus weiter. „Was mit meinem Gelde gewonnen wurde, iſt unbeſtritten mein. Ich ſehe in dem Ereigniſſe des Himmels Fügung, und bringe Sie eigentlich wieder zu Ehren, wenn ich erkläre: daß Sie dieſes Geſchäftchen für mich gemacht haben; denn Sie werden wohl einſehen, daß die Art, wie Sie ohne Erlaubniß mein Geld einkaſſirten und benutzten, Ihnen gerichtlich übel bekommen würde. Zeigen Sie ſich aber willig und dankbar, mögen Sie den Geldtheil des Gewinnſtes — wozu jedoch die Ausſtattung vom Vater nicht gehört — behalten.“

Günther wüthete, Papyrus blieb ruhig, und als am Abend der Laden geſchloſſen war, ſchritt er als Brautbewerber zu Herrn Häglich. Da dieſer einen Anfall von der Luſt zum Worthalten bekam, bewies Papyrus: daß in einer Sache, welche gegen Geſetz und Herkommen ſey, Worthalten gefährlich werden könne, denn Lotterie und Hazard-Spiele wären ohne Einmiſchung der Regierung ſträflich. Zugleich ſtellte er vor, daß es doch ein ganz ander Weſen ſey mit ihm, der etwas Erkleckliches an Baarem und außerdem in Verlags-Werken, nach dem Nennwerthe, eine höchſt namhafte Summe Papiergeld habe. Den Buchhalter ſtill zu machen, übernahm er auch, drohte aber gegen dieſen, alſo auch gegen die ganze Geſchichte klagbaft zu werden, wenn er einen Korb empfange.

Herrn Häglich ward unheimlich; er gab nach und erhielt am andern Morgen, als Geſchenk, Dütenpapier zu Pfeffernüſſen, und zwar in Makulatur, welches ſchon gar zu verlegen ausſah, als daß ſich durch die Titel-Anfügung „Zweite Auflage“ noch ein Verſuch zum Flottwerden wagen ließ.

Nichts half Günthers bitterſter Grimm, und da ſich doch nicht feſt darauf vertrauen ließ, daß die Juſtiz ſein Unrecht zu Recht machen würde, ſo war er plötzlich entwichen, hatte aber das gewonnene Geld nicht für Laſt gehalten, ſondern wohlverwahrt mitgenommen.

So rückte denn Herr Papyrus an die Stelle ſeines Buchhalters, und ließ ſich, in Hoffnung künftiger Erbſchaft, den Mangel an Ausſteuer gefallen; doch mußte der Herr Schwiegerpapa die Hochzeit veranſtalten, denn Papyrus berief ſich auf die alte Sitte, daß ſie im Hauſe der Braut ſeyn müſſe. Blandinchen ſagte gar nichts, blieb aber recht fröhlich, was dem ergrauten Bräutigam, wenn er Zeit hatte, recht lieb war, und auch damit iſt er zufrieden, daß, laut dem ihm eben eingegangenen Briefe, der Oberförſter Arnold am ſiebenten Januar eintreffen wird.

Fünfte Scene.

Fräulein von Strahlen. Schleicher. Typus.

Typus (hat die Brieftaſche in der Hand und ſpricht anfangs ohne ſich umzuſehen.) Ich werde Sie ja bezahlen!

Schleicher. Vom Bezahlen iſt jetzt nicht die Rede, bey den Gedichten nimmermehr! Die Gnädige verlangt Sie!

Typus. Ach, Gnädigſte, ich habe noch keine Verſe — (er blickt erſtaunt auf).

Fräulein (zu Schleicher). Laſſen Sie uns allein!

Schleicher. Ich liebe die Geſelligkeit.

Fräulein. So gehen Sie zu den Domeſtiken.

Schleicher (im Abgehen zu Typus). Von den Gedichten krieg' ich eine Abſchrift als Prozente. (zum Fräulein.) Dero knechtiſcher Verehrer! (ab).

Typus (endlich ausbrechend). Hier iſt aus dem Satan ein Engel, oder aus mir ein Narr geworden! Denn ſolch' eine Aehnlichkeit —

IV.

Richtig am ſiebenten Januar trat Arnold in den Laden des Herrn Papyrus, den er ſeit zwanzig Jahren nicht ſah. Der biedre Oberförſter freute ſich, trotz der mitgebrachten Strafpredigt, auf die erſte Umarmung, aber dazu konnte ſich Papyrus am Poſttage nicht abmüßigen.

Er expedirte eben zwei neue Werke, ein „Triebwerk zu Leit-Artikeln für Schriftſteller im Zeitgeiſt“, und die tauſendſte Auflage von den unvergänglichen Abhandlungen: „Für und wider, oder Beweis, daß ſich nichts beweiſen läßt“, und dieſen Titel nahm er bei Arnold auch zur Schutzwehr, als dieſer, entſetzt von der durch das Stadtgeſpräch ihm ſchon halb bekannt gewordenen Art der nahen Verbindung, mit Gründen dagegen ſein Herz zu entladen begann.

Lange duldete es der alte Bräutigam, endlich ſtörte er doch ſeine Arbeiten und ſagte empfindlich: „Ich weiß vollkommen, was ich thue, Du denkſt wohl, ich ſey närriſch!“ Arnold entgegnete: „Du biſt närriſch und denkſt nicht, alter Schulfreund! Laß Dir rathen, wenn es irgend noch helfen kann!“ — Papyrus expedirte die kurze Antwort: „Ich bekomme eine gute Frau, was will ich mehr?“

„Eine gute Frau!“ polterte Arnold. „Du wirſt da in aller Geſchwindigkeit wiſſen, was gut iſt, da es Gott ſelbſt nicht wußte. Bei Allem, was er ſchuf, ſprach er: „Und ſiehe, es war gut!“ aber, ſchlage die Bibel nach, als die Eva kam, da ſagte er gar nichts; das Weib muß ihm alſo wohl ſelbſt ein Bischen Räthſel ſeyn. Und das glaube mir: ſeit die Kuhpocken die häßlichen Frauen verminderten, ſind auch die guten rarer geworden. Dir iſt es auch wohl kaum um eine gute Frau zu thun, denn leider fühl' ich, daß Dir die dereinſtige Copulation zweier Geldſäcke das Liebſte bei der Angelegenheit iſt, wirſt es aber ſchon bereuen!“

Unwillig ging Arnold, als er bemerkte, daß Papyrus gar nicht mehr antwortete.

Am andern Morgen ſchmückte ſich Blandinchen freudig mit dem Brautſtaat, um Elf wollte ſie der Bräutigam nach der Kirche geleiten, wohin die Zeugen berufen waren. Papa Häglich und Erdmuthe begaben ſich früher dahin, die Ankommenden zu empfangen, und bald, nachdem ſie ſich entfernten, hielt ein Wagen vor der Thür, ein Lohndiener verkündete Blandinchen: daß Herr Papyrus, aus Furcht ſich in der leichten Kleidung zu erkälten, nicht ausſteigen werde, ſie möchte alſo gütigſt hinunter kommen. Blandinchen ſprang ſelig hinab, und bald rollte der Wagen mit ihr von dannen.

Der Oberförſter, Beate, Mathilde und Joſephchen ſammt den übrig Geladenen harrten ſchon in der Kirche, Prediger und Küſter ſtanden bereit, es fehlte nur das Brautpaar. „Vielleicht geht er noch in ſich!" ſagte Arnold zu Beaten.

Die Glocke tönte bereits zwölf Mal, da kam endlich athemlos Herr Papyrus mit der Frage: „Wo iſt meine Braut?"

Alle ſahen ihn an, und er erzählte: daß er Blandinchen abholen wollte, um halb Zwölf, bis dahin hätten ihn Geſchäfte verhindert; als er aber zum Hochzeit-Hauſe gekommen, wäre ihm verſichert worden, er ſelbſt habe die Braut ſchon vor einer Stunde abgeholt, welches doch nicht ſeyn könne, da er nach ſeinem Wiſſen nicht zwei Mal vorhanden ſey.

Keiner konnte den Vorfall begreifen, es eilte Bote auf Bote nach Häglich's Wohnung, aber die Braut blieb verſchwunden; Arnold wurde ſichtbar heiter, und Papyrus trippelte frierend, den Zorn verbeißend, umher. Nach zwei vollen Stunden meinte endlich der Prediger: „das werthe Brautpaar möge ſich lieber zu einer andern Zeit einfinden!“ So fuhren Alle Herrn Häglich nach, und das Forſchen um die Braut nahm die ernſtlichſte Wendung; aber ſie war nicht zu entdecken, und die hungrigen Gäſte begannen endlich ohne Brautpaar das Hochzeit-Mahl zu benutzen, während Papyrus fluchend das Haus durchſtöberte.

Um ſechs Uhr Abends endlich ſprang Joſephchen, die vor der Thür ſich ein wenig die Stadt angeſehen hatte, einen Brief bringend, unter die Gäſte. „Ein Mann gab ihn mir, ich ſollt' ihn hereintragen“, ſagte die Kleine. Die Aufſchrift ſchon deutete Enthüllung an, denn ſie lautete:

„Dem Bräutigam ohne Braut,
Herrn Papyrus.“

Der öffnete ihn, abgemattet von Aerger, und Arnold las hinter ihm:

„Herr Prinzipal weiland!

„Sie lieben die Kürze, ſo hab' ich denn auch, was Sie mir ohne Umſtände nehmen wollten, ebenſo wieder genommen. Blandine war davon unterrichtet, daß ich ſie abholen würde, ſobald ſie im Brautkleide ſey, und unſre Trauung erfolgt noch heute in dem Städtchen W…, dem erſten jenſeits der Grenze. Dieſen Brief bringt ein Freund, der uns drei Stunden begleitete. Uebrigens zeige ich Ihnen an, daß ich mich in D… etablirt habe und bitte um Zutrauen in den Geſchäften."

Günther."

„Wo iſt der Freund?" ſchrie Papyrus. — „Der Mann iſt gleich wieder weggegangen", antwortete Joſephchen.

So hatte Günther die Braut, die ihm nicht werden ſollte — und doch wurde. Arnold wünſchte dem Geprellten Glück zu dieſer Wendung, der aber fuhr wüthend nach Hauſe und die ganze Feſtlichkeit war nun ſchnell zerſprengt.

Arnold war ſehr fröhlich über die Rettung ſeines Freundes, wie er den Vorfall benannte, und munter brachte die Familie den Abend bei dem Geheimen Rath von Burg zu, wie ſie früher verſprochen hatte.

„Er iſt da!" ſagte plötzlich Theodor von Burg zu ſeinem Vater, als Pferde-Galopp vor dem Hauſe endete. Der Geheime Rath nahm ſein ſchwarzes Mützchen vom Haupte, ein volles Glas in die Hand und ſagte:

„Erlauben Sie mir, werthe Freunde, einen herzlichen Wunſch ohne Vorrede!“ —

Der ganze trauliche Kreis hatte ſich erhoben. Der Geheime Rath faßte Arnolds Hand. „Geben Sie meinem Theodor Ihre Mathilde, die ſich Beide lange ſchon recht innig lieben.“ —

Arnold und Beate ſahen ihre Tochter an, die ſchlug erröthend die Augen nieder. — „Bemerkt hatt' ich's nicht“, ſagte Arnold, „aber jetzt bemerk' ich's!“ — Beate weinte freudig, „Amen!“ ſagten die Eltern, Theodor lag zu Mathildens Füßen, da trat Fritz ein, und der Geheime Rath ließ Keinen zu Worte, ſondern ſprach raſch:

„Sehen Sie, liebſter Arnold, ich habe auch eine Tochter, die ſchon den ganzen Abend Verſteck ſpielt — komm' nur vor, Adelheid! — und nun will ich Ihnen noch etwas erzählen: der Fritz war der Liebes-Bote für die Beiden da, als er im Früh-Winter hier Collegia hörte, und hat ſich mein Töchterchen als Botenlohn erſehen. Ich hab' ihn kommen laſſen, damit er hier ſeine Eltern befrage, denn bisher hatte er nicht Muth, auch mußte vergeltend der Theodor für ihn werben.“ — Die Alten und Jungen waren ſämmtlich in Freude beſtürzt, und nochmals wurde Amen geſagt.

„Da bin ich“, ſagte Arnold ſich erholend, „zu einer Hochzeit geladen, und es wurde nichts daraus; hier nahen ſich nun gleich zwei Hochzeiten, von denen ich nichts wußte.“

„Und aus denen ſoll ſchon etwas werden!“ meinte der alte Burg. „Ihre Einſtimmung hoffend, hab' ich die Dispenſationen von den Aufgeboten bereit, und da wahrſcheinlich Einer von Ihnen ſchnell in die Wälder zurück muß, ſo denk' ich, wir feiern morgen, am Neunten — auch die heilige Zahl ehrend! — beide Feſte zuſammen.“

Die Frauenzimmer hatten freilich Skrupel wegen der Brautkleider, da aber Alles bisher ſo raſch gegangen war, wurden ſie abgekämpft, und am nächſten Morgen will Arnold den Papyrus einladen und ihm ſagen: Er möge ja die heutige Geſchichte vor den Journaliſten geheim zu halten ſuchen, ſonſt müſſe er ſie gewiß ſelbſt noch verpacken.

Den Buchhändler wird er im fortgeſetzten Aerger finden, ich rathe den unbeſchäftigten Schriftſtellern, ihm ſobald als möglich Werke „gegen die Weiber“ zu liefern, er druckt ſie alle, und Frau Beate ſagt gewiß in dieſem Jahre recht oft:

„Der Fritz hatte am Neujahrstage doch recht wegen der Hochzeiten!“

Ein Haus bei der Nicolai-Kirche in Berlin.

An dem ſonnigen achtzehnten Oktober des Jahres Eintauſendvierhundertfunfzehn ſollte in Berlin der ehemalige Statthalter Friedrich von Zollern im Schloſſe, genannt „das hohe Haus",*) als künftiger Kurfürſt die Huldigung empfangen. In der Stadt war vom frühen Morgen an Berührigkeit unter den Bewohnern, und man hatte bereits Urſach genug, jenes Ereigniß nach ſchreckenvoller Zeit als Bürgſchaft beſſerer Zukunft zu betrachten.

Auch bei Timotheus Duchſtein, der im Erdgeſchoß eines, vormals ſeinem Großvater zu eigen geweſenen Hauſes auf dem Nicolai-Kirchhofe zur

---

*) Jetzt verwandelt in das „Lagerhaus".

Miethe wohnte, zeigte ſich rüſtige Bewegung; denn der noch ſehr junge Mann, dem nach ſeines Vaters Tode deſſen unter öfterem Kampf mit den Mönchen gegründete Schule anvertraut war, wollte, daß der „illuſtre Actus“ nicht nur von ſeiner Schweſter Dorothea, ſondern auch von mehreren ſeiner Schüler durch Anſchau mit „celebriret“ werde. Sein Jugendgefährte David Spendelin, Secretarius genannt, aber eigentlich nur mit zweifelhafter Anwartſchaft auf feſtes Amt als „Diätarius“ im „hohen Hauſe“ beſchäftigt, hatte verſprochen, die kleine Schaar abzuholen und an einen Ort zu führen, wo ſich Alles „beſtens obſerviren“ laſſe. Bald mußt' er nun kommen, und die eben ſo jugendliche als anmuthige Dorothea zeigte wenig Luſt zur Begleitung.

„Du weißt, lieber Bruder“, ſagte ſie, „ich bin kummervollen Gemüths und unempfänglich für jede Luſt wegen des Prozeſſes, den Michael Winne gegen uns anhängig gemacht hat.“

„Deshalb eben mußt Du mit hinein in den freudigen Tumult, da wechſelſt Du die Gedanken!“ entgegnete Timotheus. „Und überlege nur nochmals: wie oft hat uns der ſelige Vater erzählt, daß er an den alten verſtorbenen Leder-

Fräulein (raſch einfallend.) Still, Herr Rektor! Sie könnten ſich irren —

Typus. Ach freilich, ich habe ſie ja aber tauſendmal geſehen, als ich noch im Vaterlande und im Glücke war.

Fräulein. Warum ſind Sie denn fort?

Typus. Nun, es kann's die ganze Welt wiſſen. Der verewigte Fürſt drüben — Gott geb' ihm Frieden! — es war ein unfriedlicher Herr, — der hatte allerley Ungerechtes um ſich; ich dachte, es läge daran, daß er's nicht wüßte, ich hab's ihm alſo geſagt in einer großen Abhandlung — (wehmüthig) hat mich aber abgeſetzt, der alte Herr, hat mich verbannt. Die Wahrheit ſchadet Niemanden, als dem, der ſie ſagt! meint Montesquieu, es reut mich aber doch nicht.

Fräulein. Möchten Sie denn nicht in Ihr Vaterland zurück?

Typus. O wie gern! Das ganze Leben ruht in der Jugend, die ganze Erde im Vaterlande! — Bald bin ich nur noch in das Grab händler Winne ſeine Schuld abgetragen habe, eine Schuld, die er ſich auflud, weil er ſeinen Wunſch, die zierliche Abſchrift der Bibel zu erwerben, welche ein Franziskaner gefertigt, nicht überwinden konnte. Die Abſchrift koſtete freilich eine hohe Summe, die der Vater nicht beiſammen hatte."

„Der junge Winne macht es aber geltend, daß er im Beſitz des Schuldſcheins iſt, wonach auch die Erben zur Zahlung verpflichtet ſind!" klagte Dorothea.

„Das wohl, wir wiſſen jedoch vom Vater, der alte Winne konnte den Schein nicht auffinden und gab einen Gegenſchein —"

„Den wir ſeit Wochen ſchon vergebens ſuchen", fiel Dorothea mit dauernder Beklommenheit ein; „und der Michael Winne wird jegliches Mittel anwenden, uns zu kränken, da ich die Bewerbung des zudringlichen und mir widrigen Mannes endlich unumwunden abwehren mußte."

„Du haſt recht gethan, den obwohl durch des Alten Hinterlaſſenſchaft reichen, doch nicht ſonderlich ehrenwerthen Lederhändler von Dir zu weiſen; alles Uebrige wollen wir Gott anheim ſtellen und für heut vergeſſen!" ſo ſchloß der Bruder, dem offenbar die böſe Angelegenheit auch den ſonſt heitern Sinn beſchwerte.

Eben trat David Spendelin ein, und mit unterwürfiger Gemeſſenheit in jeder Geberde Dorotheen ein paar Blumen überreichend, ſprach er: „Kaum hab' ich's erwarten können, werthe Jungfer Duchſtein, des Glückes, Euch zu geleiten, theilhaftig zu werden, und dieſer Tag wird mir nicht nur wie ſämmtlichen Landeskindern, vielmehr auch dieſer mir ſelbſteigen widerfahrenden Gunſt wegen unvergänglich im Gedächtniß haften.“

Erröthend nahm Dorothea die Blumen, dem Herrn Secretarius mit Verneigung dankend; als er aber erfuhr, ſie wolle daheim bleiben, war der hübſche junge Mann ſichtlich ſo beſtürzt, daß er, die Blicke zu Boden geſenkt, unwillkürlich nur ſcheu zu erwiedern wußte: „Ach, wie durft' ich nur von ſo ſeligen Stunden träumen!“ —

Timotheus ſah die Schweſter bittend an, und Dorothea ſchien dem Herrn Secretarius gegenüber den Willen verloren zu haben, denn ſie ſagte ſchüchtern: „Soll's denn ſeyn, ſo werdet Ihr mich bald wiederſehen“, und da ſie nur wenige Minuten zum Ordnen ihres ſchlichten Anzugs brauchte, befanden ſich die drei Perſonen, und ihnen nachziehend die Schüler, eine Viertelſtunde ſpäter auf dem Wege zum „hohen Hauſe".

Spendelin brachte dort ſeine Schützlinge in ein Gemach, an dem man Alle, die bei dem geliebten Friedrich von Zollern ſich verſammelten, vorüberſchreiten ſah, und dann vom Fenſter aus das Gewühl auf der Straße überſchauen konnte. Dorothea kam aber wirklich nicht zu unbefangener Theilnahme an dem wichtigen Ereigniß, denn auch Michael Winne, der einſt mit David Spendelin zu gleicher Zeit Schüler des alten Duchſtein geweſen, hatte ſich, durch Berufung auf die „Connexion" mit dem Secretarius, wider deſſen Wunſch und Wiſſen einzuführen vermocht. Er meinte entdeckt zu haben, daß Spendelin, ob auch noch als ſeines Herzens Geheimniß, innige Liebe hege zu Dorotheen, die Winne mit heißer Leidenſchaft verfolgte. Seine Eiferſucht ließ ihm nun nicht Raſt noch Ruhe, er ſpähte nach allen Seiten hin, um ſich möglichſt überall einzudrängen, wo die reizende Dorothea anzutreffen war, und ihr Beiſammenſeyn mit Spendelin hinderte oder ſtörte er, wo und wie es irgend thunlich wurde.

Dem argloſen Secretarius war dies Trachten entgangen, auch hatte er nicht erfahren, daß

Winne durch einen Prozeß die Geſchwiſter Duchſtein, deren Einkommen nur zum Nothwendigſten hinreichte, in drückende Entbehrungen ſtürzen wollte, um Dorotheens Nachgiebigkeit zu erzwingen. Heut zum erſten Mal ahnte Spendelin etwas von einem Zwieſpalt bei mancherlei kleinlichen Tücken, die aus Stachelreden Winne's hervorbrachen. In ſeiner mächtigen, ihm noch verhüllten Neigung zu Dorotheen gerieth der ſonſt ſtets beſcheiden zurückweichende Secretarius ſo in Harniſch, daß Winne endlich eine entſchiedene Zurechtweiſung hören mußte, und nun voll ärgeren Ingrimms verſtummte, als Dorothea mit einer Thräne im Auge auf Spendelin ſtilldankend hinblickte.

In wachſendem Eifer beſchleunigte Winne den Prozeß, von dem ſeine Rachſucht mindeſtens hoffte, daß er die verhaßte Liebſchaft der ärmer werdenden Dorothea mit dem ſehr armen Secretarius zunicht machen müſſe. Vergebens ſuchten die Geſchwiſter täglich nach dem Gegenſchein und kamen zuletzt auf den Gedanken, Winne, als ehemaliger Schüler des alten Duchſtein mit dem Hausweſen der Familie völlig bekannt, könne ihn entwendet haben. Da ging Dorothea, ſich Raths zu erholen, heimlich zu der „klugen Mutter“. So nannten leicht- und abergläubige Berliner eine Alte, die der Menſchen Schwäche ſchlau zu gängeln wußte, und wer die Meinung der ſorgenvollen Dorothea, ſie werde dort Hülfe finden, tadeln möchte, der ſehe ſich ja zuvor noch heut genau in Berlin um. Er wird entdecken, daß noch Manche dem Handwerk Derer vertrauen, die ſchon mit ihren Namen Wahrſager oder Wahrſagerin lügen; auch ſchmucke Kutſchen kann er ſogar vor den Wohnungen ſolcher Leute halten ſehen. Gleiches läßt ſich freilich in andern Städten ebenfalls erfahren, und die neueſte Zeit liefert gefährliche und lächerliche Beiſpiele genug zum Beweiſe, man habe erſt die Gegenwart zu vergeſſen, will man die Leichtgläubigkeit, den Aberglauben und die Selbſttäuſchung der Vorfahren verſpotten.

Die „kluge Mutter“ hatte wirklich Rath für Dorotheen. Sie gab einen Spruch an, den die Jungfrau in der Mitternachtſtunde drei Mal herſagen und dabei ununterbrochen an der Nicolai-Kirche rundum gehen, aber Niemand etwas davon verrathen ſolle. Es war am 5ten Dezember 1415, und die „kluge Mutter“, Alles zu ihrem Zweck und beſter Ausbeute benutzend, prägte der Jungfrau noch ein: der Rath müſſe in nächſter

Nacht befolgt werden, denn mit deſſen erſter Stunde beginne der Nicolaus-Tag, was an dieſer Kirche von beſonders erſprießlicher Vorbedeutung ſey.

Dorothea ermuthigte ſich zu dem für ſie ſo ſchweren Werk; bei dem zwölften Glockenſchlage ſchlich ſie aus ihrem Schlafgemach, ſchob ſacht den Riegel an der Hausthür zurück und trat hinaus in die Dämmerhelle des Mondlichts. Unſtät ſchaute ſie von den Treppenſtufen nach Rechts und Links, lauſchte, ob ſie Geräuſch vernehme, und da ſie nichts ſah, nichts hörte, begann ſie zitternd den Rundgang um die Kirche, wobei ſie, himmelan blickend, mit bebendem Tone ſprach:

„Sancta Maria, ſchütze dieſen Gang,
Ich bete zu Dir aus Schmerzensdrang:
Maria, entdecke den Dieb Deinem Kind!
Jetzt ruft Maria: „Binde, Sanct Peter, bind'!“
Sanct Peter ſpricht: „Geſcheh's mit einem Band,
Gebunden durch Chriſti ſelbſteigene Hand;
Dem Dieb fehlt's an Raſt nun Tag und Nacht,
Bis reuig den Raub er zurücke gebracht!“
Sancta Maria, ich bete zu Dir,
O ſende in Gnaden Sanct Peter mir!“

Wie vorſichtig Dorothea an der Hausthür mit Aug' und Ohr geweſen, dennoch blieb ein Zeuge unbemerkt. David Spendelin, der von ſeinem ſehr geringen Einkommen die kränkelnde Mutter und einen jüngeren Bruder unterſtützte, hatte bis ſpät in der Nacht an Abſchriften gearbeitet, die ihm zu einem Nebenerwerb dienten, und konnte ſich's dann nicht verſagen, auch jetzt noch, wie er jeden Abend that, an der Duchſtein'ſchen Wohnung vorüberzugehen oder, an eine Kirchthür gelehnt, träumeriſch nach den Fenſtern zu ſchauen.

Hier ſtand er, als zu ſeinem Erſtaunen die Jungfrau ſichtbar wurde; er drückte ſich in jene Ecke der Kirchthür, welche durch die Mauer gegen jeden Hinblick von den Treppenſtufen, wo Dorothea ſtand, gedeckt war. So ward er Zeuge der ſeltſamen Begebenheit und hoffte, es unentdeckt zu ſeyn, worin er ſich aber täuſchte. Denn als Dorothea die Vorſchrift der „klugen Mutter" erfüllt hatte und in das Haus zurück wollte, kam ſie von einer andern Seite, und indem ſie wieder um ſich ſpähte, ob auch jetzt Niemand in der Nähe ſey, mußte ſie die Mannsgeſtalt gewahren. Ohne anfangs Spendelin zu erkennen, ſchwankte ſie, und mit dem Ruf: „Jeſus, mein Heiland!“ fiel ſie auf ihre Kniee.

„Vergebt, Jungfer Duchſtein“, flüſterte der erſchrocken herbeieilende Spendelin, „vergebt!“ — Dorothea erkannte ihn jetzt, erhob ſich wie friſch belebt und ſagte nur leiſe: „Gott habe Dank, Ihr ſeyd es, Herr Secretarius! — und ich weiß und fühl' es, Ihr verrathet mich nicht, auch nichts von Dem, was Ihr etwa ſahet und darüber denkt; des Räthſels Löſung ſoll Euch ſeiner Zeit durch meinen Bruder werden, nehmt gute Nacht!“

Einen Augenblick darauf war ſie flüchtigen Fußes entſchlüpft, und Spendelin hörte das Vorſchieben des Riegels an der Hausthür. Sinnend verweilte er lange an dieſer Stelle, ihm war, als berge ſich in dem wunderlichen Begegniß für ihn Freudiges. Zu erklären wußt' er's nicht, kam jedoch bei aller Nachdenklichkeit mit leichterem Athem heim.

Der Rath der „klugen Mutter“ fruchtete nicht, das verhängnißvolle Blatt war und blieb verſchwunden; der Prozeß aber ſchritt langſam vor, und ein Antrag der Geſchwiſter Duchſtein, es beeidigen zu wollen, daß ihr Vater oft von dem empfangenen Gegenſchein geſprochen, wurde rechtlich weder für zuläſſig noch erheblich gehalten.

Noch ehe aber Timotheus mit Spendelin ſprach, erfuhr dieſer durch Winne ſelbſt, der ihn zu ſich einlud, von der Streitſache, indem der Boshafte trüglich that, als wolle er den Secretarius zum Vermittler wählen. Winne geſtand, es ſey ihm durchaus nicht um das Geld, er müſſe Dorotheen gewinnen, und dann legte er dem armen Spendelin eine namhafte Summe hin für ſich ſelber, und noch eine, um damit den Timotheus Duchſtein günſtig zu ſtimmen. Hienach geriethen Beide in heißen Wortwechſel, und da Winne von ſeinem hinterliſtigen Verfahren nicht ablaſſen wollte, ſtrafte ihn ſchließlich der redliche Spendelin mit ſchlichten, aber derbdeutſchen Worten.

„Du biſt", ſagte er, „im Beſitz der einträglichen Lederhandlung Deines Vaters und ſonſtiger reichen Erbſchaft. Die einſt wohlhabenden Duchſtein's verloren vom Vater auf den Sohn durch die wüſten Zeitläufte immer mehr, und die jetzigen Geſchwiſter ſind arm. Auch wenn es wäre, wie Du behaupteſt, hätteſt Du von der Forderung abzuſtehen, ſchon deshalb, um nicht das Angedenken unſers ehrwürdigen Lehrers zu verletzen.

Hat aber Derſelbige geäußert, die Schuld ſey bezahlt, ſo iſt ſie bezahlt, und können die geängſtigten Geſchwiſter Dich nicht abwehren, Gott, der Herr der Herren, wird's thun, und ihm iſt es ein Leichtes, Deiner Hartſinnigkeit ein Ziel zu ſetzen."

„Da hör' ich den knechtiſchen Verehrer der Jungfer Duchſtein", antwortete Winne höhniſch; „er wird mir aber von dem Rechtsurtel keinen Buchſtaben wegſchwatzen."

„Mir iſt", entgegnete der entrüſtete Spendelin, „die verſtändige und herzige Billigkeit werther als der zänkiſche Buchſtabe, und obwohl ich weiß, die Wahrheit hat üble Aufnahme zu gewärtigen, und man heißt Den, der ſie nicht verhehlt, einen Narren, ſo ſag' ich Dir doch: Du begehſt ein grauſam Schelmſtück, windeſt Dich wie die Schlange, haſt auch Gift und Galle gleich ihr. Und nun will ich gern Narr heißen um den Preis, Dich niemals wiederzuſehen!" — So wandte ſich Spendelin von dannen, und Winne ſchickte ihm ein sataniſches Gelächter nach.

Das Urtheil erfolgte im Januar 1416, und da die zu zahlende Summe durch die Prozeßkoſten ſich noch anſehnlich erhöhte, war den Geſchwiſtern Duchſtein die Entrichtung unmöglich.

zu verbannen, das möcht' ich wohl im Vaterlande finden!

Fräulein. Das ſollen Sie! Können Sie ſchweigen?

Typus. Seit mir das Reden ſo übel bekommen iſt, geht's leidlich.

Fräulein. Wohlan denn, ich bin was Sie glauben.

Typus (freudig unterbrechend). Wär' es möglich! Ja, ja! —

Fräulein. Ruhig! Ausgeſprochen darf es zwiſchen dieſen Wänden nicht werden. Ich bin hier, meine Zukunft zu prüfen, und die Schlingen zu vernichten, welche Bosheit und Habſucht um das Herz eines guten Fürſten legten. — Wollen Sie dazu helfen?

Typus (außer ſich). Wenn mich nur das Entzücken nicht todtſchlägt! Doch, hier muß ich ja ſtill ſeyn. Still alſo! Ach! Nehmen Sie mir meine Freude nicht übel, es kömmt gar zu wenig vor, daß man die Wahrheit gegen Schändlichkeiten richten darf. Ein ganzes Buch

Timotheus bot Alles, was er für ſich beſaß, auch die Abſchrift der Bibel, die er ſo gern behalten hätte; nach der Schätzung reichte es aber nur zum geringſten Theil des Erforderlichen hin, und ſo wurde endlich die Abpfändung ſämmtlicher Habe der Geſchwiſter verfügt, wonach ſie indeß noch für einen bedeutenden Reſt zu haften hatten.

Der Pfändungs-Vollſtrecker Hans Droſte, mit der Familie Duchſtein bekannt, und an ihrer Biederkeit nicht zweifelnd, that am 14. Mai 1416 ſeine Pflicht mit blutendem Herzen, den Michael Winne verwünſchend, von dem der ſonſtige Kriegsmann in ſeiner durchſchlagenden Weiſe zornig ſagte: „Ich kenne den Buben, der gegen jeden Bedürftigen, ſey er noch ſo ehrenhaft, ſich hoffährtig brüſtet, als hätt' er einen Beſenſtiel im Rücken. Doch worauf trotzt er? Auf Geld und Gut, was nicht Er erworben hat, und doch thut er vornehm wie der Koth, der zum Dünger geworden und nun gefahren ſeyn will!"

Es war ein fürchterlicher Tag für die Geſchwiſter, und dennoch weinten ſie Freudenthränen, als Spendelin, der vernommen hatte, was geſchehen ſollte, ſehr erhitzt herbeieilte, und zwei Mark, die er mühſam zuſammenbrachte, dem

Droſte als Abſchlagszahlung darbot, ſich auch für das Ganze mitverbürgen wollte.

Droſte überlegte, ob dies wenigſtens einen Aufſchub zuläſſig machen könne, der eben auch in das Haus gekommene Winne verlangte aber barſch, daß er im Ausräumen des Geräths ſich nicht unterbrechen ſolle. Da er ſogar ſelbſt Hand anlegen wollte, warf ihn der wackere Droſte mit kräftigem Arm mächtig zurück, ſo daß er gegen einen wurmſtichigen Schrank prallte, der ausgeleert bereits auf dem Hausflur ſtand. Von dem gewaltigen Stoß an die Mauer geworfen, brach der Schrank zuſammen, und plötzlich wurden durch den Zerfall Papiere ſichtbar, die ſich in den Spalten der Rückwand eingeklemmt hatten. Droſte griff haſtig danach, und als er bei ſeiner Heftigkeit faſt gedankenlos das erſte Papier entfaltete, verſtummte er in Ueberraſchung, dann rief er jubelnd, indem er das Haupt entblößte: „Der höchſte Richter, der Allmächtige hilft Euch, hier iſt der Gegenſchein!“ — und bei dieſen Worten empfing Timotheus die Papiere.

„Wär' es möglich?“ fragte Dorothea. Ihr Athem ſtockte und ihr bleiches Antlitz überzog ſich mit Gluth, als ſie ihre Frage unter Schluchzen wiederholte und nun zu dem Bruder wankte, wo jetzt auch Spendelin in fieberhafter Aufregung ſtand. In ſeligſter Erſchütterung ſprach Timotheus:

„Ja, Schweſter, ja, Freund, es iſt, es iſt Rettung in höchſter Noth — unſerm Gott ſey Lob und Preis!“

Durch den Kampf mannichfacher Empfindungen beherrſchte die nächſten Augenblicke andächtiges Schweigen der innigſten Rührung, von der auch die Handgehülfen in Droſte's Dienſt überwältigt wurden. Dann ging die Schrift ringsum, und unwiderſtehlich folgten Umarmungen, ſo daß geraume Zeit verſtrich, ehe Timotheus an ein anderes Papier dachte, das er hatte fallen laſſen. Er hob es auf und las nach dem Entfalten mit ſichtlichem Erſtaunen, ſo daß Dorothea und Spendelin wieder in ängſtliche Spannung geriethen.

„Seyd ruhig“, tröſtete Timotheus während des Leſens; „es iſt Seltſames, doch nichts, was unſere Freude irgend ſtören könnte“, und als er die Blätter zuſammenlegte, fügte er hinzu: „Dies Papier muß ſich wohl beinah ein halbes Jahrhundert in dem Erbſchrank verſteckt haben, es trägt die Unterſchrift des Großvaters und bedarf der Erwägung!“ —

Jetzt befahl Droſte in muntrer Laune den Handgehülfen, jedes Hausgeräth an ſeine ſonſtige Stelle zu tragen, und verließ dann mit herzlichen Wünſchen für ferneres Wohlergehen der Familie Duchſtein deren Wohnung, den Gegenſchein mit ſich nehmend, um ſogleich ſein Verfahren amtlich zu rechtfertigen.

Des Michael Winne erinnerte man ſich nun erſt, — er hatte ſich ſtill und heimlich aus dem Hauſe entfernt. — Als nur noch die Geſchwiſter und der Secretarius beiſammen waren, ſagte Timotheus: „Hört, was dieſe Schrift vom Großvater enthält, denn vor Dir, Freund Spendelin, wollen wir in Nichts Hehl haben.“ Dann las er:

„Es geſchah am Weihnachtsabend des Jahres 1365, daß der Büchſenmeiſter Jobſt Eulemann vor meiner Thür erſchien und mich anflehte, ihn aufzunehmen, führte auch ſeine Habe auf einem Fahrwerk mit ſich. Ob ſolchen Anliegens höchlich verwundert, fragte ich ſelbigen Eulemann, mit dem ich von Kindheit an bis zu ſeinem nunmehrigen dreiundſiebzigſten Jahre oftmals zuſammengekommen, um die Urſach; er aber ließ nicht ab vom kläglichſten Andrin'gen, ihm zuvor aus Erbarmen einſam Obdach zuzuſagen, zitterte dabei dermaßen an allen Gliedern, daß ich mich der Sünde fürchtete, mich ihm zu weigern, fügte mich alſo ſeinem Willen. Balde nun, nachdem ſonder Zeugen Verſchiedentliches niedergelegt worden in ein Kämmerlein, dünkte er mich bis unfern vom Tode ermattet, weshalb ich ihm eine Lagerſtätte bereitete, auf die er ſich hinwarf, jämmerlich ſchrie und bitterlich weinte, auch mir zuſprach, ich möge ihn Beichte hören, dieweil er des Hinſcheidens in Kurzem gewiß ſey und bei ſich daheim, wo Niemand um ihn, nicht habe ſterben können. Hielt ihn darauf für irrköpfig, ward aber grauſam in Pein geſetzt von ſeiner Rede. Ihm habe, lautete ſie, der Hauptmann Eberhard Bröder, im Jahre 1331, da er in's Feld zog, ſein ſämmtlich Gut, beſtehend in 270 Mark Goldes und Silbers und allerlei Pretioſen, anvertraut, und ſolle er, kehre Bröder nicht zurück, dies Gut ſeiner Tochter Barbara behüten und ihr allerwegen förderlich ſeyn. Benannter Hauptmann ſey im Treffen am Cremmer Damm erſchlagen und ſeine Tochter 1339 im vierzehnten Jahre Kammerjungfrau am Markgräflichen Hofe, hienach 1342, bevor ſie volljährig, berufen worden zum Dienſt bei Vermählung des Markgrafen Ludwig mit Margarethen in der Burg zu Tyrol. Seit jener Zeit verſcholl Barbara Bröder, und wie darauf Verwandte, ſo Culemann für betrügeriſch erachtete, um der Jungfrau Erbtheil anfragten, verblendete ihn der Satan zu dem Vorwande: er ſey deſſen im Jahr 1335, bei dem Aufſtande wegen des ermordeten Probſtes Nicolaus Cyriacus, beraubt worden. Ließ ſich nun auch fürderhin verleiten, dies vor Gericht zu beſtätigen, und in verkehrtem Ehrzwang bei ſeinem Lug verharrend, ſcheute er letzlich nicht den erhärtenden Eid. Hat aber Jobſt Culemann nur wenig über fünfzig Mark des Geldes genutzt und die Pretioſen unberührt gelaſſen aus Furcht vor Ergreifung des Uebelthäters, auch ſein Lebelang ſchwere Aengſten gehegt, doch niemalen zum Geſtändniß kommen mögen, der Strafe und Schande wegen. Sey er aber jetzt durch jähen Tod des noch jungen Markgrafen *) an ſein nahes Ende gemahnt und von Gewiſſensmarter zerriſſen worden, und habe ihn der Seelenjammer nirgends gelitten,

---

*) Ludwig der Römer. Er ſtarb plötzlich 1365.

ſuche alſo Zuflucht bei mir, ſeinem Freunde von Kindesbeinen an, und bekenne ſeine Miſſethat. Er übergebe mir die Lade, worin noch mehr als 200 Mark an Gold und Silber, die Pretioſen unverringert, flehe mich an, eifrigſt zu forſchen, ob Barbara Bröder noch am Leben und ihr das Gut zu behändigen ſey, begehre aber von mir, ſein Angedenken nicht in Schmach verſinken zu laſſen, denn ob ſie ihm gebühre, meine er doch nach Qual und Reue dereinſtige Vergebung von Gott hoffen zu können. Meiner ſelber ohnmächtig und mit jeglichem Seigerſchlage betretener, dieweil es mit Jobſt Eulemann ſichtbarlich zum Abſcheiden ging, that ich Jegliches, das er begehrte, und als es am heiligen Tage zur Frühmette läutete, ſprach ich das Gebet für den Todten. Gerieth nun ſeither in bittere Sorge, trachte nach Kunde von Barbara Bröder, bin indeß auch im dreiundſiebzigſten Jahre des Alters und allſtündlich des Todes gewärtig, zumal die Peſt wieder im Herzuge. Lege deshalb dieſe Meldung zur Nachachtung für meine Kinder nieder, ſie verpflichtend, treu zu handeln und rechtmäßig zu verfahren mit dem fremden Gut. Selbiges habe ich zur Sicherung ohne Beihülfe vergraben, und iſt es aufzufinden im Kellergewölbe nach Beſeitigung von vier Steinen, die ich ſchwärzte, ſo man von da ab die Erde wegſchaufelt eine halbe Elle der Kirche zu. Daß beſagte[illegible] Eigenthum der Barbara Bröder, die zu dieſer Zeit etwa ihr einundvierzigſtes Jahr erreicht haben würde, ſo ſie annoch lebt, ihr oder rechtsbefugten Erben zu überliefern ſey, dazu walte Gott, und habe ich deshalb dies aufgeſetzet, auch eine Abſchrift in die verborgene Lade gelegt.

Berlin, am 21. des Brachmonds 1366.

Ehrenfried Duchſtein.“

Dorothea und Spendelin waren nicht minder als Timotheus erſtaunt über dieſe Urkunde, und es wurde beſchloſſen, im Kellergewölbe bei Fackellicht das Gemäuer zu beſchauen. Wirklich fanden ſich vier Steine, die ſich durch dunklere Färbung auszeichneten, und jetzt ſprach Timotheus:

„Wäre die Lade noch hier am Orte, könnten wir doch nach Verlauf der vielen Jahre nichts mehr thun, um des Großvaters Vorſchrift zu erfüllen; ſchreiten wir alſo einſtweilen nicht weiter in Unterſuchung des wunderlichen Abenteuers. Wär' es Euch aber gefällig, werther Spendelin, ſo gingen wir mitſammen zum Rathhaus, damit ich, auf Euer Zeugniß mich berufend, Rathsboten zur Stätte bringe, in deren Beiſeyn das Geſtein gelöst und geprüft werden möge, was an der Sache ſey.“ —

Spendelin genügte der Aufforderung, am nächſten Vormittage ſchon kamen Rathsboten, und der „Befund“, wie der abgeſtattete Bericht ſich ausdrückt, war „zutreffend mit dem Indicat des in Gott ruhenden Präceptors Herrn Ehrenfried Duchſtein.“

Die mit Eiſenwerk verſehene Lade hielt ſich noch feſt zuſammen; ſie wurde auf dem Rathhauſe in Verwahrung genommen und angeordnet: es ſolle „alsbald hülfreichſt geforſchet werden, wo Barbara Bröder verblieben, und ſo dieſelbe, wie muthmaßlich, todt oder verſchollen, ob Erbberechtigte vorhanden; ſey aber weder das Eine noch das Andere zu ermitteln, ſolle die eine Hälfte des Gutes dem Elendshauſe *) zu Berlin, die andere Hälfte den Geſchwiſtern Duchſtein zufallen.“

Der Prozeß und deſſen Wendung mit der

---

*) Anſtalt zur Armenpflege.

damit verbundenen Auffindung des Schatzes wurden zum Allerortsgeſpräch in Berlin, und die nun ſo offenkundige Redlichkeit der Geſchwiſter Duchſtein erregte für ſie die lebendigſte Theilnahme. Daß Michael Winne Gerichts- und Entſchädigungskoſten zahlen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Man gedachte aber auch des ſo bedrängt geweſenen armen Schulmeiſters, der ſich vom Reichthum nicht blenden ließ, wo er nur hätte zugreifen dürfen. Der hohe Rath belobte und empfahl die Schule, die ſich mehr und mehr füllte, ſo daß der Ertrag ſpäter das Haus wieder zu Duchſteinſchem Eigenthum werden ließ.

Der holden und tugendſamen Dorothea fehlte es nicht an reichen Bewerbern, ihr Herz hatte ſich aber längſt für den wackeren David Spendelin entſchieden, der gleichfalls von den Ereigniſſen ſo vortheilhaft beleuchtet war, daß er im Jahre 1417 feſt angeſtellter Secretarius ward. Im September 1418 ſchloß er das Ehegelöbniß mit Dorotheen, deren Freude ſich zum wonnigſten Entzücken ſteigerte, als des Kurfürſten Gemahlin, die „ſchöne Elſe“, die den Secretarius über das Stadtgeſpräch befragt hatte, der Jungfrau Duchſtein den Brautkranz verehrte.

hab ich ſo dick (zeigt die Stärke eines Packets) von all' den Gräueln, heraus ſoll es —

Fräulein. Dachten Sie ſchon wieder nicht an Ihre Sicherheit?

Typus. Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſeyn, ſpricht Göthe.

Fräulein. Aber was thaten Sie eben hier?

Typus. Was mich nährt und unterrichtet. Ich liefere der Gräfin Milana Verſe, zum Lobe des Fürſten.

Fräulein. Geben Sie ihr die Verſe! — Hier iſt's gefährlich zu reden, ich beſuche Sie in Begleitung des Cabinetsraths Prüfwall.

Typus. Das iſt ein Tag wie ein Leben, wenn mir die Ehre wird.

Fräulein. Wir kommen gewiß! doch jetzt Herr Rektor, kurz und redlich: Sie haben viel gelitten um des Guten willen und ich habe Schulden abzutragen. (will ihm eine Verſe geben) Nehmen Sie, mir zum Troſte, dieſe Kleinigkeit als einen Theil der Schuld —

Wie es mit dem aufgefundenen Schatz ward, iſt durch die vorliegenden Schriften nicht zu erklären, doch geht, wie ſchon angedeutet, daraus hervor, daß ſich die Duchſtein's bald im Wohlſtande befanden. Ein ſehr reicher Rathsherr dieſes Namens hat, als er einſt bei der Heimkehr den einzigen Sohn ſchwer krank fand, das Gelübde gethan: ſo derſelbe geſunde, wolle er ein werthvoll Beſitzthum der Nicolai-Kirche verehren, was auch, da der Sohn genas, erfüllt wurde. Lange Zeit erhielt ſich bei der Familie ein Gemälde, welches an jenes Gelübde erinnert, und Nachkommen der Duchſtein's lebten noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts in jenem, auf dem Nicolai-Kirchhofe gelegenen Hauſe, von welchem wir das uns Kundgewordene erzählten, und nur wünſchen, der freundliche Leſer möge gern Mitwiſſer des Erzählten ſeyn.

Der Weiberhaſſer.

Im Morgenlande, wo die Weiber Sclavinnen ſeyn ſollen, jedoch die Rollen eben ſo gut zu vertauſchen wiſſen, wie die europäiſchen Frauen, hatte ein Philoſoph gewaltig geliebelt; er war dabei ſehr ſcheu geworden vor Weiberränken, und wollte nun mit der Liebe und den Weibern ſich völlig auseinanderſetzen, was er „klug werden“ nannte.

Wohl wußte er, daß die Philoſophen über die Fehler herrſchen ſollen, hatte aber auch bemerkt, daß zuletzt doch die Fehler über die Philoſophen herrſchen; dies zu verhüten, ſchrieb er ſich alle ihm bekannt gewordenen Abenteuer des Liſt- und Scheingeſchlechts ſorgfältig auf, und nimmer, wohin er auch ging, vergaß er ſein ſeelenkundiges Werk, obgleich er es ſo nicht benannte; denn von Seelen wollte er den Weibern auch nicht eine Winzigkeit zugeſtehen, über welche Meinung er ſich ſpitzfindig alſo vernehmen ließ:

„Gott ſchuf den Mann und blies ihm Geiſt oder Seele ein, das Weib ſchuf Gott aus des Mannes Rippe. Haben die Weiber Seelen, ſo wiſſen wir danach, wo wir ſie bei den Menſchen überhaupt finden; ſo lange aber nicht bewieſen iſt, daß des Menſchen Seele in den Rippen ſitzt, ſo lange glaube ich, die Weiber haben keine Seelen.“

Ich bitte alle Frauen mit Seelen um Verzeihung, daß ich dem morgenländiſchen Natur-Philoſophen ſo etwas nachſage; da ich aber Alle, wenn ſie nämlich weiter leſen, zwinge, des Abul Adef, ſo hieß er, Bekanntſchaft zu machen, muß ich doch den Schnöden zeigen, wie ihn Gott duldete, und wenn der es that, müſſen es wohl Frauen auch thun, was — würde in einem chriſtlichen Lande unſer Philoſoph hinzuſetzen — was ihnen allerdings einigen Verdruß machen wird, weil ſie oft bemerken: daß Gott ſtets als Mann dargeſtellt iſt, und einem Manne gehorcht nun einmal keine Frau! — Alſo auch zu Gottloſen würde der Liebloſe die Schönen machen, wenn ſie nicht, zur höchſten Rechtfertigung, die allgemeine Erfahrung für ſich hätten, daß ſie jeden Mann reſpektiren, nur nicht — den eigenen.

Doch wir wollen ein wenig vorſchreiten in der Erzählung, die uns angiebt, daß Abul Adef nach dem Grabe Mahomeds wandern mußte, um durch irgend ein Syſtem beweiſen zu lernen, daß dort noch immer Wunder geſchähen, was er, als ein großer Gelehrter, zu Hauſe auch gekonnt hätte; denn es iſt bekanntlich nichts ſo Sinnloſes, das nicht ſchon ein Philoſoph bewieſen, und nichts ſo dumm, daß es nicht ſchon könnte ein Gelehrter mit dem beſten Erfolge geſagt haben. Er ging nun aber nach Medina, vielleicht nur, um ſeinen ſchon fertigen Beweiſen auch für die Ungläubigen den Schein zu bewahren, und er reiſete zu Fuß, wahrſcheinlich daß er merken laſſen konnte: die herrliche Abhandlung habe ihm viel Zeit gekoſtet, oder, wenn es etwa Diäten-Gelder gab, dieſe ſich nach Offizianten-Brauch möglichſt zu verlängern.

Als er eines Tages durch eine gar zierliche Wüſte gewandelt war, eine Menge Sandwellen durchwatet, die ſcharfen, baum- und gras-entblößten Hügel zum Ueberdruſſe angeſehen, die ſenkrechten Sonnenſtrahlen ſtill und laut verwünſcht, und ſich ſelbſt recht deutlich bewieſen hatte: daß er die Natur viel beſſer geſchaffen haben würde, da ſehnte er ſich nach Menſchen, und zwar nur deshalb, weil ihn dürſtete. Denn das iſt die weiſeſte Weisheit der Weltweiſen, daß ſie die Menſchen völlig entbehren können, bis ſie hungern oder dürſten, und hat es ihnen dann recht wohl geſchmeckt, ärgern ſie ſich, daß ſie einmal wieder an ihre Menſchlichkeit erinnert wurden.

Abul Adef blickte links und ſah nichts, er blickte rechts und ſah, was er links geſehen hatte; er ergrimmte in verſchiedenen Monologen, die ihn natürlich nur durſtiger machten; aber er hatte doch das Vergnügen, ſich ganz allein reden zu hören, was immer der Gelehrten Seligkeit iſt, und wenn ſie auch alle nur Stimmen in der Wüſte wären.

Mit der Kraft ſeiner poetiſchen Floskeln hatte er endlich die Höhe eines Berges erreicht, ſah von fern eine grüne Maſſe von Wald und Wieſe, und ein Silberfädchen ſich durchwinden. Mit erneuten Kräften wandte er ſich dorthin, erreichte nach einigen Stunden das glückliche Fleckchen, erholte ſich im Schatten der Akazien, trank Quellwaſſer, und ſagte ſich, indem er haſtig durch das Wäldchen ſchritt, prophetiſch: „Hier müſſen Menſchen wohnen!“ — aber, indem er noch nicht gar weit gegangen war, ſah er plötzlich — ein Weib.

Enteilen oder Verweilen? das war hier die Frage, die er ſich allein aufgab; — er hatte indeſſen ſchon zu viel geſehen, als daß er es nicht *zu wenig* hätte finden ſollen: es war ein ſchönes Weib.

„Eine hübſche Augenweide iſt ſo ein Weib doch!“ dachte er, murmelte dann: „aber auch nichts weiter!“ — und ſah ſich, von Weihrauchs-Büſchen verſteckt, die Schöne nun weiſefroſtig an.

Sie lag vor einem Hütten-Gezelt auf weicher Polſterhöhe, in der ſeltenen reizenden Nachläſſigkeit, die das Nichtgeſehenſeyn vorausſetzt; mit dem einen Arme ruhte ſie auf einem demüthig hingebeugten Kameel, hatte in dieſer Hand den Triangel, in der andern erhoben das blinkende Stäbchen, und ehe noch Abul Adef über den hübſchen Unterſchied zwiſchen einem Kameel und einem reizreichen Weiblein ſich recht freudeklar dachte, ſtimmte ſie mit Geſangstönen, die den Metallklang tödteten, jugendluſtig an:

„Ohne Lieb' iſt Leben nichts,
Sie iſt All und Herz des Lichts!
Rettungs-Athem inn'rer Schwüle,
Aller Wonnen Durchgefühle
Iſt die Lieb' allein:
Wer will ewig in Flammen ſeyn!

Wenn ſich Puls an Puls bewegt,
Das Geheimſte laut ſich regt,
Dann mit raſchen Gluthenſchwingen
Herzen in einander ringen,
Iſt der Himmel mein:
Wer will fern wohl vom Himmel ſeyn!

Weicht der Liebe nimmermehr,
Schleicht wie Diebe um ſie her;
Seyd nicht ſchnöde, ſeyd nicht ſpröde,
Tragt nicht blöde in die Oede
Eurer Liebe Pein:
Wer will ewig in Flammen ſeyn!“

Abul Adef bemerkte, daß es hinter den Büſchen unausſtehlich heiß ſey; er beſchloß, da es ihm ſchien, die Gluth käme beſonders von dem Orte, wo das Weiblein muſizirte, den Rückmarſch, ſtand aber plötzlich vor der lieblichen Menſchenblüthe, weil er wunderbarlich auf einen Schritt zurück immer zwei Schritte vorwärts that, was er bei kaltem Verſtande „die Crocodillen-Eigenſchaft des weiblichen Athems“ genannt hätte, diesmal aber ſagte er, ſittig grüßend: „Der Prophet gedenket Dein!“

„In Freud' und Leid!“ entgegnete die Schöne, und erſchrack nicht im Geringſten, weil damals die ſchwachen Nerven noch gar nicht erfunden waren. „Du biſt heran geſchlichen, wie ſtark ermüdet, nimm den guten Platz!“ ſagte ſie weiter, ſtand auf und lehnte ſich an den gebeugten Dromedar. Der Philoſoph gab verſchwenderiſch Alles aus, was er von morgenländiſcher Galanterieſprache noch vorräthig hatte; doch mit den Worten: „Ha, Du biſt gewiß hungrig und durſtig!“ ſprang ſie fort, und bald wieder her mit Datteln und Milch. Der Weiſe fing die Entſchuldigungen wegen der Sitzvertreibung in erholten Gründen von Neuem an, und brachte ſo eine Theilung zu Stande, nicht eben mit ſtrenger Grenz-Berichtigung.

Indem unſer Philoſoph aß, war es ihm recht behaglich, daß die Holde erzählte: ihr Mann ſey vom Emir berufen, den Zug wider eine, befeindeten Nachbarn gehörige Karavane zu verſtärken; wenn ſich das füge, werde ſie auf dem bereiten Kameel ihres Mannes Gepäck ordnen und nach ſeiner Wiederkehr einen ſchönen neuen Shawl bekommen, der ihr bisher immer verweigert worden ſey. Als nun der Philoſoph gegeſſen hatte, ſchien es ihm noch behaglicher, daß der Mann nicht ſtörend war, und in ſeiner Behaglichkeit erzählte er, Vertrauen erwiedernd: daß er eigentlich die Weiber wüthend haſſe, und die Geſchichte von ſeinem angefangenen Buche konnte er nun, nach Schriftſteller-Art, gar nicht verſchweigen.

Das Weiblein lachte viel und wollte die Schreiberei ſehen, Abul Abef lachte wenig und wollte das Werk nicht ſehen laſſen, wurde auch faſt nachdenklich, als die ſchöne Beiſitzerin einen pauſenloſen Lachmuth zeigte. Sie ſchien in ſich ſehr richtig begriffen zu haben: der Mann, welcher eine hübſche Frau mit Weiberhaß anſchwatze, müſſe nothwendig ein Verlangen fühlen, bekehrt zu werden, und im Ueberlegen, ob die Mühe wohl lohnend ſey, rief ſie aus:

„Höre, Du biſt langweilig, wenn Du weiter nichts weißt, ich werde mich alſo munter reden, vielleicht Dich auch!“

Abul Abeſ fand es reſpektwidrig, eines Philoſophen Langweiligkeit zu bemerken, aber nach vielem Reden wurde ſich die Schöne ſelbſt langweilig und ſagte:

„Wenn ich nur gleich ein Spiel wüßte, — — ah, kennſt Du Diadeſte?“

„Ich habe wohl davon gehört“, meinte Abul Abeſ, „aber —.“

„Du weißt nichts? Nun, Diadeſte iſt ein Spiel, das unter zwei Menſchen herum ſcherzt, indem Jeder, wenn er von dem Andern etwas bekommt, dabei ſagen muß: Diadeſte! — vergißt er's, koſtet es ein Geſchenk, wie es der Gewinnende begehrt. Ich ſpiele es mit meinem Manne ſchon ſeit dreißig Abenden, und wir wollen es auch ſpielen, ſo lange Du hier bleibſt.“

Der Philoſoph nahm es an, auf ſeine weiſe Vorſicht bauend; ſo erregte ſich eine Neckerei, wobei ſich Keiner ertappen ließ, wohl aber Abul Abeſ's bisher mit Bitterkeiten gegen die Weiber, penſionirtes Talent zur Liebe wieder geſchäftig wurde. Er war der Schönen belagerungsſüchtig näher gerückt, ſie hatte es geduldet; ſein Arm hatte die ſchlanke Geſtalt umgangen, zuletzt umfangen, ſie hinderte es nicht; er war ſchmachtend,

Typus (bittend). Nur heute nicht! Ich
mußte noch nie hungern, aber heute möcht' ich
s, damit ich etwas thun könnte, was ich in
meinem Leben noch nicht that, und ſo die Won-
e ein bischen abbüßte.

Fräulein. Sie guter Mann! Gehn Sie
enn und helfen Sie raſch handeln. Wir wer-
en geſegneter ſeyn, als Sie einſt, und beſſer
och als mein Dankgefühl wird Ihnen dann
igenes Bewußtſeyn ſagen: daß es nichts herr-
icheres gibt, als kräftige Wahrheit und Treue
m den Thron eines liebenswerthen Fürſten!

(ab durch eine Seitenthüre.)

Typus (allein). Martial ſagt: Lache,
enn du weiſe biſt! aber hier vergeht mir das
achen vor lauter Freude und ſo will ich denn
eber ein Thor ſeyn. Doch die Verſe muß ich
ollenden.

(er nimmt ſeine Brieftaſche in die Hand, Schleicher tritt wieder ein.)

Schleicher. Nun was gab es denn hier
Herr Rektor? Sie müſſen mir's ſagen oder mir
ie 2 Thlr. 11 Gr. bezahlen.

ſie nichtachtend; er wurde traulich, ſie laulich; er gluthbegehrend, ſie matt entwehrend, und eben gedachte er ſie zu küſſen, da gab ſie ihm zuvorkommend — eine Maulſchelle.

Der verlegene Philoſoph ſtarrte die Schöne an, ſie ihn, endlich ſtammelte er, ſich die Wange reibend:

„Gott erhalte Deine ſchöne Hand bei dieſer Kraft, es war ein tüchtiger Schlag!"

„Und Du haſt vergeſſen, dafür „Diabeſte" zu ſagen!" rief laut jauchzend die Schlaue; „ich erbitte mir mein Geſchenk!"

Froh, daß er den Augenblick zum Scherze werden ſah, forſchte er, was ſie haben wollte, und ſie begehrte — das Buch, welches ihr endlich nach einigen, traktatsmäßig unerlaubten Weigerungen eingehändigt wurde.

„Ich geb' es Dir wieder, noch ehe Du weiter ziehſt, und verbreite nichts davon, denn ich kann nicht leſen; aber meinem Manne ſollſt Du auch nichts vorleſen, er iſt ohnehin ſo eiferſüchtig, daß Du nimmer ſo weiſe ſeyn kannſt. Er ermordet uns, wenn er uns hier beiſammen fände; darum dächt' ich, Du vergnügteſt Dich im Wäldchen, bis er kommt, und dann tritt zu ihm, Gaſtfreundſchaft verlangend.“

Abul Adeſ war, in dem Schmeichelgefühl: die Schöne begehre ſein und zeige ihm Mittel, bei ihr zu bleiben, nicht ſogleich bereit, dem Rathe zu folgen; ſein Weiberhaß hatte ihn lange in ſeiner Urſach gebannt, der Stumpfheit, die jetzt in Begehrung aufglühte. Er fühlte, man könne bei der Weisheit, die Weiber zu verſpotten, ſich ſelbſt bequemer lieben im Verliebtſeyn, und es flog ihm der Gedanke durch die Weisheit: ein Oekonomie-Syſtem der Liebe zu ſchaffen, nach welchem man einſammelt, wo und wie es geht, und mit den ſpärlichſten Koſten es ſo leitet, bis ſich Alles von ſelbſt fügt, damit man, durch die Fügung, bald und vergnügt weiter ziehe. Es iſt dies ein Syſtem, welches erſt in unſerm liebeſparenden Zeitalter die rechte Anerkennung und Ausbildung findet, und da ein Hauptſpruch lehrt:

„Nicht ſäumend, nein, vermeſſen
Fang’ an,
Was morgen ſchon vergeſſen
Seyn kann!“ —

ſo verſuchte unſer Philoſoph in aller Eile ſeine Weisheit, die aber an der Eisheit des luſtigen

Weibleins abprallte. Sie meinte, ſeine Liebe habe recht viel Verſtand, ſie liebe nun aber einmal eine Liebe, bei der die Menſchen gleich den Verſtand verlören. Das ließ ſich Abul Adef geſagt ſeyn, und da ein modiſcher Weltweiſer immer darauf eingerichtet iſt, den Verſtand zu verlieren, ſo machte er dies bald ab, und bekam eine Ahnung von der überſinnigſt-romantiſchen Poeſie, indem er der Schönen verſicherte:

„Den innern Gluthen iſt Dein Blick ein raſcher Zunder,
Bin ich auch ganz geſund, er macht mich noch geſunder;
Das Eckte ſcheint mir rund und alles Runde runder!
Thuſt Du es, wird ſogar das Dümmſte mir zum Wunder:
Denn einen Nimbus giebt mein Herz dann jedem Plunder,
Und brauſend zittert's hell im innerſten Geblüte:
Der Erde Glanzbild ſind zwei liebende Gemüthe!"

„Bravo! Bravo! ſo gefällſt Du mir ſchon beſſer!" liſpelte die Holde; „jetzt aber mach' Dich fürerſt zurück in das Wäldchen und komm' bald wieder!" Und es lag eine ſo innige Freude in ihren Augen, daß der Philoſoph, als er ſich wirklich erhob, durchaus nicht weiter kam, als vom Sitze zu ihren Füßen. Da lag er händeringend und ſaumküſſend, und nach Stammeln und Sammeln wagte er einen unverdeckten Angriff mit folgenden Sturmworten:

„O Du, der Weisheit Machtgebot!
Du, meiner Sehnſucht Ende!
Du, meines Himmels Morgenroth!
Du, alles Jammers Wende!
O Du, der Gottheit Muſterſchaft
Einſt bei der Schöpfung Thaten!
O Blüthen-Blüthe aller Kraft
Der langen Menſchen-Saaten!
O Sonne nach Gewitternacht,
O Mond in wilder Schauernacht,
Der Wüſten Quell und Schatten!
Laß mich, Du Seel' im todten All,
Du meines Herzens Wiederhall,
In Qualen nicht ermatten!

Und rührt Dich nicht die wilde Noth,
Willſt Du mich kalt verderben,
O ſo befiehl nur: welchen Tod? —
Ich eile ihn zu ſterben!“

Zuckend und faſt ſchon erſtorben küßte er den Sand, da ſchrie die Schöne: „Engel zur Rechten, hilf uns! dort kommt mein Herr, wir steh'n am Grabe!“ —

Nicht ſchneller kann ſich Abul Abeſ einſt auf den Ruf des Propheten erheben, als er es jetzt that.

„Nicht nach dem Wäldchen, mein Mann müßte Dich ſehen, raſch in das Zelt!"

Der Weiſe folgte ſtumm vor Schreck; aber mit noch größerem Schreck wurde entdeckt, daß hier nirgend Raum ſey zum Verbergen, bis endlich Abul Abef einen Kaſten-Behälter erſpähte und ſich hinein klemmte.

„Sey ſtill wie todt!" heimlichte das Weiblein ihm in's Ohr, ſchlug dann den Kaſten zu, und nahm den Schlüſſel zu ſich.

Lange harrte er, die Wüſte fing an ihm ein Paradies zu ſcheinen gegen ſeinen jetzigen Aufenthalt; endlich hörte er ſprechen. Der Araber berichtete: der Zug ſey verſchoben, und eben erlauſchte der Eingekaſtete, Athem ſchöpfend an einem Spalt, daß der Mann ſich wieder entfernen wollte, ſein Roß auf die Weide zu ſenden, da begann das Weiblein, aus dem treuſten Gedächtniß das eben erlebte Abenteuer zu erzählen, ja ſogar mit ſehr poetiſchen Lügen auszuſchmücken. Abul Abef lag in völligem Erſtarren, der Grimm des Arabers wurde immer brauſender, und als die Frau nun ſagte:

„Der Verwegene iſt noch in der Nähe, verſteckt in jenem Kaſten!" da empfand der Philoſoph mit Zähneklappern, daß ſein ſchmaler Behälter ihm die letzte Station zur Ewigkeit ſey.

Der Mann wüthete auf den Kaſten zu, ein Stoßſeufzer, untermiſcht mit Flüchen auf die Weiber, murmelte ſich aus der Bruſt des Weiſen, als er an ſeinem Sterbelager gewaltig arbeiten hörte.

„Wo iſt der Schlüſſel?“ brüllte der Araber.

„Da haſt Du ihn!“ entgegnete das Weib, hinſtürzend ergriff ihn der Mann und wollte eben wieder zurück, da erklang gellendes Gelächter vom Weibe und der Jubelruf:

„Du haſt vergeſſen, Diadeſte zu ſagen, als Du den Schlüſſel nahmſt, ich bekomme meinen Shawl! Siehſt Du, nun biſt Du endlich doch geprellt, ich bekomme meinen Shawl!“

So jauchzend tobte ſie mit Freudenſprüngen um den Gemahl, der beſtürzt und verblüfft erſt keinen Laut übrig hatte, und die Schlaue ſprach raſch weiter:

„Eigentlich begreif' ich gar nicht, wie Du ein ſo ſchlecht erſonnenes Mährchen mir glauben konnteſt; es müßte ja ein Verrückter ſeyn, der da meinte, ſo im Vorbeigehen Weibertreue zu entführen! — Aber da ſeh' ich recht, wie Deine Eiferſucht Deine Klugheit gleich in die Flucht ſchlägt; indeſſen — Dank der Einſamkeit, welche dieſe Liſt mir lehrte, ich bekomme meinen Shawl!“

Eingekirrt von Küſſen und beſchämt durch eine Strafrede gab der Araber, doch ſehr zögernd, den Schlüſſel zurück, brummte aber ſchwankend und verdrüßlich:

„Du hätteſt mir den Aerger wohl erſparen können, um einen Shawl war die Lüge zu ernſthaft!“

O der Albernheit! nicht einmal zu wiſſen, daß um einen Shawl eine Frau wohl hundert Mal den Mann mit dem größten Vergnügen ärgert! — Hier ſchilderte nun aber die Holde das Laſter der Eiferſucht noch mit ſchlagenden Farben, bewies: daß nur im Beſtrafen Heil ſey, und ſprach dabei ſo herzſchüttelnd, daß nach des Mannes Abbitte ein liebliches Verſöhnen folgte.

„Doch mein Roß!“ rief endlich der Araber — „ach ja, und das Kameel muß ja auch wieder zu ſeinem Platze, wie freu' ich mich, daß Du bei mir bleibſt!“ ſo ſtimmte das Weiblein des Mannes Rede bei und begleitete den Mann, ihn ſanft ſchiebend, zum Zelte hinaus.

Ehe aber noch Abul Adef ſich in ſein gerettetes Leben wieder hineindenken konnte, war ſie raſch zurück, ſchloß haſtig den Kaſten auf und rief dem Todtmatten zu:

„Jetzt zieht Eurer Straße, Ihr ſeyd nur eine Stunde von Saana! — Da habt Ihr auch Euer Buch zurück, vergeßt aber nicht, dieſes Stückchen mit einzuſchreiben, mein tiefgeſcheidter und hochwiſſender Philoſoph! und wünſchet Ihr noch, daß ich Euch einen Tod befehlen ſoll, ſo geht hin und ſterbt an Galle!“

Ein Blitz der Rache zuckte durch den weltweiſen Kopf; da ſich aber in der Hand des Weibleins ein Dolch bemerklich machte, war Abul Adef ſchreckenskräftig zum Zelte hinaus mit dem Scheidegruß: „Peſt, räche mich!“ und das Weiblein kicherte noch ſtill in ſich hinein, als er, fern von der Gefahr, ſein Redner-Talent wieder erwachen fühlte in folgendem Erguſſe:

„O Ihr vom Satan verſuchten und von Gott verfluchten Weiber! die Erde verweigerte einſt den Schöpfungsſtoff für Euch, und der Mann mußte ſich erſt beſtehlen laſſen, damit Ihr nur erſchaffen werden konntet! Die Schlange war Eure erſte Unterhaltung, die Schlange iſt Eure Lehrmeiſterin durch das ganze Leben; wir Männer gaben es Euch, Ihr machtet uns mit dem

Tode ein Gegengeſchenk, und ich kann nicht an die Wonnen jenſeits glauben; ſo lange es noch ein Weib giebt, hat der Teufel Hoffnung, uns auch das jenſeitige Paradies zu entführen!“

So flüchte er ſich nach Medina und Mekka und wieder zurück, betrog nun im erneuten Grimme das Volk mit gewaltigen Wunder-Mährchen, deren Aufſuchung Denen zu empfehlen iſt, die egoiſtiſch-myſtiſch die Vernunft zum Mährchen machen wollen. Nachdem aber Adul Abef dem Volke ſo viel Gläubigkeit beigebracht hatte, als zur nutzbaren Dummheit nöthig iſt, da ſchrieb ſeine Weisheit bis zur Greisheit nur Aktenſtücke und Belege zu Mahomeds Worten:

„Ich ſah das hölliſche Feuer und die meiſten Bewohner waren Weiber, die es durch Unglauben verdienten. Sie verleugneten Gott und ihre Männer und die Wohlthaten des Lebens. Gieb einem Weibe die Welt zum Geſchenk und laß ihm hernach geringes Leid geſchehen, ſo ſpricht es: Du haſt mir nie Gutes gethan!“

Ja, der Philoſoph trug ſeinen Haß noch über ſein Daſeyn hinaus, durch die hinterlaſſene Grabſchrift:

„Weil uns das Weib gebar, folgt' uns ein ew'ges Wehe!
Des Weibes Schuld iſt's, daß ich, Weiſer, hier vergehe,
Doch ſelig bin ich auch, weil ich kein Weib mehr ſehe!"

So hätte ich denn, ſchöne Leſerinnen, dieſen Weiberhaſſer zur Erde beſtattet, aber ich wünſche doch von Herzen, daß dieſe Männer-Art nicht ausſterbe, damit ſich die Gunſt der Frauen minder vertheile. Der Wieder-Erzähler dieſes Scherzes empfiehlt ſich Allen zu aller Freundlichkeit, die zu vergeben und noch nicht vergeben iſt.

Typus. Soll ſogleich geſchehen!

Schleicher. Laſſen Sie, Liebſter! Wollen Sie mehr Geld, wollen Sie meine Freundſchaft?

Typus. Danke! Haſt du Dich, ſo haſt du Alles! ſagt **Mahlmann** und **Oleander** ſpricht —

Schleicher. Weiß Gott, was Sie alles für verfluchte Bekanntſchaften haben! Herr Je! Da kommen Seine Durchlaucht herüber. Sie müſſen mir draußen vertrauen, oder ich thue mir ein Leid an.

(er zieht den Typus mit ſich fort.)

Sechſte Scene.

Prüfwall. Fräulein von Strahlen.
Schleicher.

Prüfwall (mit verbiſſenem Lachen nach der Thür zur Großen Gemach zurückſehend). Ha, ha! Das Courmachen führte hier raſch vorwärts! Gehorſamer Diener! Ich frage nicht allein: Sind Sie ſchön, haben Sie Verſtand? ich forſche auch:

Die Chriſtmeſſe.

Düſter durchſtrich Onell, ein reicher Kaufmann aus London, die Straßen von Dublin, wo die Fenſter von der Erleuchtung zum Weihnachtsfeſte ſchimmerten, wo aus allen Häuſern Jubel erklang.

Er war an dieſem Tage erſt nach der Hauptſtadt Irlands gekommen, um hier einige Geſchäfte abzuthun. Vielfach hintergangen, wollte er ſeine Handlung aufgeben und den Abend ſeines Lebens in Ruhe hinbringen, denkend an ſeine Lieben; denn die treue Gattin und ſein einziger Sohn waren vor wenigen Monaten zum Jenſeits ihm voraus gegangen.

In dem Gaſthofe, wo er in Dublin eingekehrt war, lärmte auch der kindliche Jubel, und er fühlte ſich hinausgedrängt in die ſternenhelle Nacht, weil die Erinnerung ſonſtiger häuslichen Freuden dieſes Tages ihm die Bruſt beengte.

Wohl mocht' er lange Zeit umher geſchweift ſeyn, denn ſtiller ward es, und Onell fand ſeine Gedanken endlich unterbrochen durch ein lautes Geſpräch von angenehmer Stimme.

Eine Frau ging vor ihm her, ſie hatte ein Kind auf dem Arme, eines an der Hand, und ſagte zu den Kleinen mit bewegter Stimme:

„Sieh, John, ſieh' Lisbeth, wie nun immer mehr die Lichter verlöſchen, und bald wird es überall ſeyn wie bei uns, wo ich Euch heute keine Lichter anzünden konnte. Ihr wißt, der Vater iſt nicht daheim, und ſeit uns das Haus abbrannte, ſind wir arm: aber der Herr wird uns helfen, ſo wir fromm bleiben, und das wollen wir jetzt wieder geloben. Darum führ' ich Euch in die Chriſtmeſſe, wo für uns Alle dem lieben Gott die heiligen Kerzen leuchten; dort wollen wir unſer Feſt feiern vor dem Herrn und ihn anrufen, daß er den Vater, der ſchon auf der Reiſe iſt, glücklich zu uns kommen laſſe.“

„Bringt Vater 'was mit?“ fragte die kleine Lisbeth, und die Mutter antwortete mit ſchwerem Seufzer:

„Das gebe Gott! Er hat fleißig gearbeitet und wollte nun ſeine Arbeit verkaufen, damit er einem ſchlimmen Herrn das Geld geben kann, denn der Vater iſt es ihm ſchuldig.“ —

„Höre, Mutter, die Zither! ich will auch eine Zither haben!“ rief jetzt John, und Lisbeth ſagte: „Mutter, kaufe dem John auch eine Zither!“

Die Mutter ſchwieg einen Augenblick; Onell hörte, daß ſie heftig athmend den Schmerz zurück drängte, endlich ſagte ſie:

„Kinder, ſo uns Gott hilft, daß wir uns die Begehrlichkeit abgewöhnen, ſo hat er uns des Guten viel verliehen. Ihr wißt, wir feiern jetzt den Geburtstag des heiligen Chriſtkindes, deſſen Lob durch alle Welt tönt, weil es dem Gebote ſeines göttlichen Vaters folgte und gehorſam war ſeiner leidenden Mutter. Und ſeht, Kinder, da will ich Euch etwas erzählen von dem Chriſtuskinde, als es eben acht Jahr alt war.

Maria, die Mutter des Heilandes, ſah ſich zuweilen auch ſo arm, wie jetzt Eure Mutter. Und da geſchah es, daß ſie mit dem Kindlein nach einem andern Orte ſich begeben mußte, als eben ſein Geburtstag war. Nun müßt Ihr Euch denken, daß dies im Morgenlande ſich begab, wo es um dieſe Zeit nicht ſo kalt und wo die Felder nicht ſo leer ſind, wie in unſerer Gegend. Und als nun die Mutter das Kindlein wollte ruhen laſſen, hielt ſie an bei einem Stein, auf den ſie ſich ſetzte. Und dem Knäblein war alle Müdigkeit vergeſſen, da er jetzt ſah, daß ſeine Mutter weinte wegen ihrer Armuth und im Schmerze, daß ſie den Geburtstag ihres Kindleins nicht feiern konnte. Und wie ihre Thränen auf den Erdboden fielen, kam der Geiſt Gottes über das Knäblein, daß es alſo ſprach:

„Mutter, warum weineſt du? Bin ich doch nicht geboren, um zu empfangen, ſondern um zu geben. Es läßt der göttliche Vater das Höchſte im Leben vollbringen durch die Armuth; aus ihren Thränen bildet die Allmacht den Thau, mit dem ſich die Erde befruchtet, und auch deine Thränen werden nicht verloren gehen!“ —

Und wie das Kind dies ſprach, da erwuchs auf der Stelle, wo der Mutter Thränen niedergefallen waren, eine Lilie. Und der Knabe brach ſie, ſprechend:

„Siehe, dieſe Blume wird nun das Sinnbild neugeborener Unſchuld, welche nur hervorgehet und ſich bewähret in Kampf und Schmerz!“

Und nun hinblickend auf die Heerſtraße, wo Pilger vorüber zogen, ſprach er weiter:

„Auch ich bin gekommen als ein Sinnbild neugeborener Unſchuld; ich ſoll vorangehen im Leiden für ſie und die Lilie tragen und breiten über den Erdball. Und ſo wir die Blüthen der Unſchuld rein zum Herrn bringen, ſoll uns zur Freudigkeit werden, was wir litten; er will in's Unendliche vergelten, was wir entbehrten, und wer hier am liebſten entbehrt, iſt auch dem Allvater das geliebteſte Kind. Darum, Mutter, weine du nicht, daß du mich durch Armuth erhältſt als das geliebteſte Kind meines Vaters.“

So erzählte die Frau dem John und der Lisbeth, und ſetzte nun ſanft hinzu:

„Auch ich kann Euch heute nichts geben und muß ſchwere Thränen weinen, wenn Ihr nicht Gottes liebe Kinder ſeyn wollt in Frömmigkeit und darin, daß Ihr nichts begehret in Eurem Herzen, als die Blüthe der Unſchuld.“

Wie die Mutter ſo geſprochen hatte und dabei weinte, riefen John und Lisbeth durcheinander:

„Mutter, nicht weinen! John will keine Zither haben, will auch nicht weinen, wenn mich hungert!“

Die Mutter aber drückte beide Kinder an ihr Herz, und Onell trat ſehr bewegt mit in die feſtlich erleuchtete Kirche, zu welcher hinauf die Frau ihre Schritte lenkte. Und wie ſie in tiefer Andacht auf den Knieen lag, neben ſich auch die knieenden Kinder, gewahrte Onell jugendlich ſchöne Züge, überſchleiert von dem Gram, der wohl oft das Herz der guten Mutter erſchüttert hatte.

Bald mochten die heiligen Töne der Chriſtmeſſe verklungen ſeyn, da öffnete ſich die Kirchpforte, und ſtill herein trat ein Mann, ſichtlich auf der Reiſe begriffen; er warf ſich inbrünſtig nieder, wie Einer, der ſein Ziel erreicht hat. Onell ſah ihn ſtarr an: die Züge waren ihm bekannt. —

„Mallot!“ flüſterte jetzt die Frau; der Angekommene ſah auf, und nur mit Mühe unterdrückten Beide die laute Freude des Wiederſehens, doch gaben die ſchnell den Augen entſtürzenden Thränen ihnen einige Erleichterung; die Kinder aber riefen: „Vater!“ und ſtörten dadurch nicht den Einklang der feſtlichen Melodieen.

Onell wandte ſich jetzt ab, im Innerſten erſchüttert. Mallot, ſonſt ein begüterter Fabrikant, war einer ſeiner Schuldner, der ihm einen Wechſel in den nächſten Tagen bezahlen mußte, und er hatte bisher die Klagen des Armen über ſeine Noth und vielen Unglücksfälle für leere Entſchuldigungen gehalten; war er doch unzählig oft getäuſcht!

„Haſt Du das Geld für den hartherzigen reichen Mann?“ flüſterte die Frau, und Mallot erwiederte: „Ja, gute Marie, aber auch nichts weiter aus Allem, was mein war!“ — und der Gattin belebten ſich ſchon bei dieſer Antwort die Züge zur Freude.

„Gott wird ja weiter helfen!“ ſagte ſie, und Onell ſprach in ſich: „Amen!“

Er konnte es nicht über ſich gewinnen, die ihm lieb gewordene Familie noch bis zum Morgen unter der Laſt ihres Geſchicks zu wiſſen. Kaum war die heilige Meſſe geendet, da trat er, im Angeſicht der Sterne, zu Mallot, nannte ſich, ſagte ihm: daß er ſein Unglück nun erkannt, und ihn bisher hart behandelt habe, was er nicht anders wieder gut machen könne, als daß er den

Wechſel zerriſſen in die Lüfte ſtreue. Und ſo that er.

Mallot und ſeine Gattin ſtanden bebend in Freude der Rettung, die ihnen ſo unerwartet kam; Onell aber zog ſie mit ſich fort nach ſeiner Wohnung, wo er düſter ausging und ſelig durch Wohlthun wieder zurückkehrte. Es ward ihm ſo leicht im Kreiſe der herzigen Menſchen, daß er bald an Mallot ſeine Handlung übergab und gepflegt den Abend ſeiner Tage bei ihnen verlebte, bis er ſegnend ſeine Augen ſchloß, aus dem Lande der Prüfung hinüber ſchwebte zum Reiche des Friedens und der Vergeltung.

Haus-Reiſen.

I.

Von der Dachkammer und wieder zurück.

Eduard Koniſch war im Jahr 1785 geboren und hatte in ſeiner Jugend Alles vollauf, Manches im Ueberfluß bei den Eltern. Auch mangelte keine Gelegenheit, viel zu lernen, Eines nur fehlte: der Trieb dazu. Er verlor ihn beſonders deshalb, weil er ſchon in ſeinem elften Jahre begeiſtert war für die franzöſiſche Revolution, für Zuſtände, bei denen Mord und Todtſchlag an der Tagesordnung waren, nur wegen Beantwortung der Frage: auf welche Weiſe ſich im Staat am beſten leben laſſe?

Hauptſächlich war Eduard in die Wörter Freiheit und Gleichheit verliebt; darüber gab er täglich im Geſchwätz prächtige Proben von

Unwiſſenheit, und fühlte ſich dabei ſo wohl und gelehrt, daß ihm ein Trachten nach wirklichem Wiſſen äußerſt philiſterhaft dünkte. Im Jahre 1804 hatte er in ſeinem Schneckengange auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt eben Secunda erreicht, als ſein Vater ſtarb. Die Kriegsjahre in Folge jener Revolution hatten deſſen Habe ſo vermindert, daß der Nachlaß gering und in unklarem Verhältniß war. Andere Verwandte machten Anſprüche, die ein gerichtliches Einſchreiten herbeizogen, wobei für Eduard nichts herauskam, als ein Vormund, der ihn zu einem Sattler in die Lehre bringen wollte.

Ein tüchtiger Handwerker iſt ein ehrenwerther Mann, aber der hochmüthige Eduard, überzeugt, er könne bereits Jeden aus dem Sattel heben, begriff dies freilich ganz und gar nicht. Er entlief ſeiner Vaterſtadt und meinte: die Welt erwarte nur, daß ein ſolches Licht, wie er ſich zu ſeyn einbildete, die Welt erleuchte. Er hatte eine Abhandlung geſchrieben, worin er bewieſen zu haben glaubte, daß es im menſchlichen Leben keiner Grundlagen und keiner Beſchränkungen bedürfe, vielmehr die Freiheit, die Jeden zum Herrn mache, Ausgleichungsmittel zu allem Glück ſey. In ei-

Sind Sie tugendhaft? Lieber Gott! gewöhne mir doch die dummen Fragen ab! (Fräulein Strahlen blickt und kömmt dann zur Thüre herein.) Immer herein! Die Sachen ſtehn vortrefflich! Die Frau Gräfin hat Routine, als regierende Geliebte des verewigten Fürſten, durch ſchlaue Künſte noch herrſchend über den jungen Fürſten, hat ſie rechnen gelernt. Jetzt rechnet ſie gewaltig auf Sie und mich!

Fräulein. Wie das?

Prüfwall. Graf Winden wird expedirt, ich werde Miniſter und dafür ſoll ich vorläufig nichts thun, als ſie — heirathen.

Fräulein. Gratulire!

Prüfwall. Brr! Der Eheſtand iſt ein Begraben vor der Zeit und nun gar noch mit einer ſolchen Perſon, bey der man begreift, daß die Furieen Weiber ſind! — Doch ohne Abwege! — Alſo heirathen und ihr einſtweilen ſchriftlich geben, daß ich die Vermählung des Fürſten hindern oder ihr völlig unſchädlich machen will, dagegen gibt ſie mir ſchriftlich, daß ner Reſidenzſtadt angekommen, war ſein erſter Gang zu einem Buchhändler, ihm die Handſchrift anzubieten. Sie verſchaffte ihm die Bekanntſchaft ſämmtlicher Buchhändler, denn reihherum bot er ſein Werk an, und bei dem Umherwandeln aus einer Hand in die andere war endlich das Manuſcript vergriffen, welcher Erfolg der einzige blieb. Ein Verleger fand ſich nicht, und Eduard verlegte es nun ſelber ſo, daß er es niemals wiederfinden konnte, was um ſo glaublicher iſt, weil er als Nichtbezahler im Gaſthofe ſein ganzes Gepäck zurücklaſſen mußte, wonach er Aftermiether wurde in einer Dachkammer, in der ein eiſern Oefchen ſtand.

Sein Wirth war ein ehrſamer und gutmüthiger Schneider, der in nichts Ueberfluß, dagegen aber keinen Mangel an Kindern hatte. Er wußte meiſterhaft mit der Scheere, aber nur pfuſcherhaft mit der Feder umzugehen, und da es bald zur Mythe wurde, daß ihm Eduard Miethe zahlen ſollte, bediente er ſich des ehemaligen Gymnaſiaſten zum Ausſchreiben der Rechnungen, die im neunzehnten Jahrhundert bekanntlich oft ausgeſchrieben und überreicht werden müſſen, ehe Geld erfolgt, was keine zweifelloſe Sache iſt.

Pünktlich zu bezahlen gehört zu den Barbareien der Vorzeit; laut heutiger Sittenverbeſſerung — oder wie unſere feine Bildung jetzt ſagt: Civiliſation, um nicht an Sitte und Beſſerung erinnert zu werden — zahlt man nach Bequemlichkeit, oder zahlt gar nicht, wegen größerer Bequemlichkeit.

Eduard ſchrieb alſo Rechnungen, und da der Schneider ſich über die, regelrechter als ſeine in Reih' und Glied ſtehenden Buchſtaben freute, verſchaffte er ſeinem Einſaſſen Abſchreiber-Arbeit. Das brachte ihn in Verbindung mit dem in franzöſiſchem Solde ſtehenden Herausgeber eines Tageblattes; von ihm lernte Eduard Deutſchland noch eifriger ſchmähen als zuvor, und er wurde nun wirklich handlangender Schriftſteller. Der Schneider aber konnte ſich nicht von der Heimathsliebe trennen, er gerieth in Streit mit Eduard, und da Jener eben in der Miethe geſteigert werden ſollte und dies mit ſeinem Einkommen nicht im Einverſtändniß fand, griff Eduard zu. Er machte ſich zum Herrn des ganzen Raumes, und die Schneiderfamilie wanderte mit Thränen aus einer Wohnung, worin ſchon die Eltern des Meiſters gewirthſchaftet hatten.

Daß Eduard jetzt bei Gelde war, verurſachte eine Franzöſin, die einen landesmänniſchen Oberſten begleitet, von ihm aber im Jahr 1808 die Weiſung erhalten hatte, ihm nicht nach Frankreich zu folgen, unter welcher von ihr angenommenen Bedingung ſie eine nicht unbedeutende Summe empfing. Eduard, nun ein Vierundzwanziger, war nichts weniger als häßlich, er machte bei jenem Herausgeber die Bekanntſchaft der ſchönen Mademoiſelle Laurette, radbrechte mit ihr Franzöſiſch und fand Gnade vor ihren Augen, ſo daß ein Ehebündniß daraus wurde. Madame ſprach jedoch naſerümpfend von der Dachwohnung, und das Paar zog vom vierten nach dem dritten Stock.

Madame Laurette zeigte übrigens kein geringes Talent im Erwerben. Sie gab ihr Kapital auf Zinſen und beſchäftigte ihren Gemahl mit Ueberſetzung franzöſiſcher Comedien, wobei ſie ihm half. Es begann eben die Zeit, in der die lebenden deutſchen Dichter — bei denen der Ehrenſold ohnehin mehr zur Dichtung als zur Wahrheit gehörte — von der ſogenannten deutſchen Bühne verdrängt wurden durch todte Dichter der Fremde, ſchon ſehr empfohlen vermöge des Umſtandes, daß ſich ihre Werke unentgeltlich benutzen ließen. Die Ueberſetzungen ſinnkitzelnder Luſtſpiele der Neufranzoſen waren ebenfalls von der Wohlfeilheit angenehm begleitet, deshalb machte ſich das Ueberſetzen franzöſiſcher Comedien ergiebig genug. Die Bühnen-Vorſteher, ſelten Bühnen-Verſteher, griffen haſtig zu, und durch die Menge der Zugreifer war der geringe Preis im Ganzen doch erklecklich.

Madame Laurette hatte außerdem noch ein vortheilhaftes Vermögen an ihren Reizen, und zugleich die Fähigkeit, Bank zu halten für Hazardſpiele. Dieſe Fähigkeit übertrug ſie auf ihren Gemahl, und bald war allabendlich bei dem Ehepaar ein Kreis von jungen und alten reichen Herren verſammelt, die ihre Tage im Nichtsthun verſchwendeten und ſie mit Nichtsnutzigem beſchloſſen. Ihre Aufmerkſamkeit war mehr dem verführeriſchen Augenſpiel der Madame als den Spielkarten zugewendet, und ſtets trugen ſie ihre mitgebrachten vollen Börſen in ſchwindſüchtigem Zuſtande nach Hauſe. Dies wurde zum einträglichſten Erwerbszweige, und da die Theilnehmer an der Bank im Zu- und Abfluß ſich doch mehrten, hielt es Madame Laurette für zweckmäßig, die Geſellſchaft noch mit einer glänzenderen Wohnung zu kirren.

So ſehen wir das Ehepaar bald vornehmer eingerichtet im zweiten Stock, in gleicher Weiſe geſchäftig, und man ließ nun auch das anwachſende Kapital in Staatsanleihe-Papieren wuchern. Durch den Einfluß eines Wechslers und Fondshändlers, der in demſelben Hauſe im unteren Stock ſein Weſen betrieb, gab Eduard der Madame Laurette zwei Mal ſehr gewinnreichen Rath, wonach ſie ihm allmälig das ganze Vermögen anvertraute, was ſo glücklichen Erfolg hatte, daß mit Hülfe der Pharo-Bank dem Ehepaar ein anſehnlicher Reichthum erwuchs. Es umgab ſich nun noch koſtſpieliger, und zwar im erſten Stock, weil dieſem der erforderliche Gelaß zu einer Equipage angehörig war. Im Ein- und Verkauf von Geldpapieren wurde Eduard mit der Zeit ſo gewandt, daß er endlich dem durch ſchlaue Griffe an der Börſe in die Börſen Anderer bereits reich gewordenen Nachbar im unteren Stock ſein Geſchäft gut bezahlte und es ſelbſt übernahm, nun alſo in zwei Wohnungen herrſchte.

Eine Weile ging auch noch Alles ſehr günſtig, da nahte aber eines der berüchtigten Jahre, wo die Papiere an entſchiedener Fallſucht litten. Sie ſanken plötzlich wie ein durchlöcherter Kinderdrache, und die Glücksjäger, deren Habgier dem Drachen des Goldes übermäßig geopfert hatte, ſteckten den Geldreſt in die Taſchen, um damit zum Thore hinaus zu eilen, ehe ihn Diejenigen nahmen, denen er eigentlich gehörte. Unzählbare Bankrotte brachen aus, die auf das Ehepaar ſo einwirkten, daß Herrn von Koniſch — ſein Geld hatte ihn bei der Menge geadelt — von mehr als 200,000 Thalern nur der achte Theil blieb. Damit ließ ſich nicht ſo wirthſchaften, wie man in letzter Zeit gewirthſchaftet hatte; indeß zeigte ſich anſcheinend eine neue Ausſicht.

Ein junger, hübſcher und reicher Engländer hatte ſich bei der Pharo-Bank eingefunden; er verlor um ſo raſcher an jedem Abend eine namhafte Summe, da er ſich in Madame Laurette verliebte, die in ihrem zweiunddreißigſten Jahre noch immer ſchön zu nennen war. Sie verliebte ſich jedoch ebenfalls in den jungen Engländer, und es geſchah nun muthmaßlich mit geſchickter Nachhülfe, daß der junge Mann allmälig das Verlorene wieder gewann, und noch mehr dazu. Ueberhaupt wandte ſich das Glück immer widerwärtiger gegen Eduard, und da der Lord den erſten Stock ſehr bequem und die Equipage für ſich ſehr angenehm fand, wurde ihm Beides überlaſſen.

Jetzt wohnte das Ehepaar wieder im zweiten Stock, Madame Laurette war indeß oft im erſten, ſaß auch in der Equipage nicht ſelten neben dem jetzigen Beſitzer. Im zweiten Stock wurde noch Bank gehalten, der Engländer nahm aber faſt immer mehr Geld mit hinab als er herauf brachte, ſo daß der Gewinn von Andern meiſt ihm zufiel.

Die jetzigen Verhältniſſe verſtimmten Eduard Koniſch — der ſein „von“ unter den Leuten wieder einbüßte. Er ſuchte ſich nun Aufheiterung bei einer jungen liebenswürdigen Tänzerin, wodurch ſeine Ausgaben mit der Einnahme noch mehr in Mißverhältniß geriethen, ſo daß er — nach ſeiner Erklärung, nur um weiter von dem jungen ihm verhaßten Engländer getrennt zu werden — den dritten Stock bezog. Auch hier war die Pharo-Bank noch nicht beſeitigt, aber Madame Laurette fehlte, demnach auch die Stellvertreterin der Glücksgöttin; ſie durchſchaute die Zuſtände, nahm was ſie noch nehmen konnte, und eines Morgens war ſie mit dem Engländer davon gefahren, ließ aber für ihren Eduard folgenden Liebesbrief zurück:

„Sie haben, mein Herr, in allen Dingen den Krebsgang eingeſchlagen, empfinden demnach gewiß auch eine Sehnſucht, wieder in der Dachwohnung zu ſeyn. Ihnen dies Vergnügen dauernd zu gründen, hat mein getreuer Lord die Miethe auf dreißig Jahre für Sie vorausbezahlt, ſo daß Sie in dieſer Hinſicht ungefährdet Ihre Geliebte dort einführen können, wozu ich Ihnen auch noch ſonſt alle mögliche Wohlfahrt gönne.

Laurette.“

Was ſollte Eduard thun? Er unterſuchte den Beſtand ſeiner Kaſſe, von dem er meinte, er könne kein tröſtlicher ſeyn, und darin hatte er nicht geirrt, denn er betrug nicht mehr als 83 Thaler 2 Groſchen. Was ſollte er alſo thun? — er machte Anſtalten, möglichſt raſch die letzte Treppe wieder hinauf zu kommen, und ſaß bald in ſehr düſterer Ueberlegung oben unter dem Dach. Seine geliebte Tänzerin konnte wegen Schonung ihrer Geſundheit die mehreren Treppen zu ihm nicht hinan klimmen, dies auszugleichen verbot ſie ihm aus Sorge für ſeine Geſundheit die eine Treppe zu ihr.

Das Ergebniß von Eduard's Ueberlegung

war: er wolle wieder Comedien aus dem Franzöſiſchen überſetzen. Seitdem er dieſem Geſchäft entſagte, vergingen jedoch Jahre, und in dieſer Zeit vermehrten ſich dergleichen Ueberſetzer ſo raſch wie Sperlinge. Außerdem half ihm Madame Laurette nicht mehr, Andere bedienten die Bühnen beſſer, und Eduard ſah ſich, nach langwierigen Bemühungen ohne Erfolg, vom Hunger genöthigt, nochmals Abſchreiber zu werden.

Davon konnte er ſich aber auch in miethfreier Wohnung nur höchſt kärglich erhalten, ein Hülfsmittel wurde unerläßlich, und es kam zu ihm in Geſtalt eines Sohnes jenes Schneidermeiſters, der vor nun beinahe zweiundzwanzig Jahren die heizbare Dachkammer an Eduard überließ.

Dieſer Sohn, jetzt Werkmeiſter in einer Fabrik, fühlte ſich angetrieben, einmal die Räume wieder zu betreten, in denen er geboren wurde, wo er ſich zuerſt im Laufen geübt und nach dem Fallen auf die Dielen manche Kopfbeule zu heilen hatte. Der lebhafte und kräftige junge Mann ward entzückt von dem Anblick des erſten Schauplatzes ſeiner Jugendthätigkeit und äußerte: für ſein Leben gern würde er hier wohnen. Eduard fand ſich ſehr geneigt, ihm gegen Zahlung eines Miethszinſes Alles zu überlaſſen, ausgenommen die heizbare Dachkammer, die er ſich vorbehielt. Der Hauswirth machte keine Einwendung, die Familie des Werkmeiſters, nur aus ihm, ſeiner Frau und zwei Knaben beſtehend, hielt ihren Einzug, und Eduard beſchränkte ſich auf die Dachkammer.

Jetzt erſt lernte er das Glück des Familienlebens kennen, das Schickſal ließ ihm auch das Maaß von Vernunft wachſen, und mit der Zuneigung zu den wahrhaft liebenswerthen Gatten und ihren Sprößlingen — Eduard hatte keine Kinder — machte er ſich neben der durch Zuthun des Werkmeiſters gemehrten Abſchreiber-Arbeit nützlicher. Wie gering ſeine Lehrkenntniſſe waren, ſie übertrafen doch in Manchem bei weitem die des Ehepaars; er unterrichtete die Knaben und half ihnen bei den Schularbeiten möglichſt vorwärts, ſo daß ſie früher als Viele anſtellig wurden.

Die Nachbarn in einer und derſelben Wohnung hielten unzertrennlich aneinander, Eduard verlebte in ihr einunddreißig Jahre, und ſtarb als Siebziger im Jahre 1856. Den letzten Miethzins hatte ihm der Hauswirth erlaſſen, und die Begräbnißkoſten übernahm der Werkmeiſter.

Eduard Koniſch hinterläßt uns die Geſchichſie die Wünſche unſres Hofes durchſetzt und mich hier zum Günſtling erhebt.

Fräulein. Aber was ſoll ich denn?

Prüfwall. Sie werden Geliebte des Fürſten, halten ihn am Gängelbande und laſſen ſich von uns gängeln, damit ſich der Fürſt ja nicht unterſtehe, die Prinzeſſin zu lieben, und wagt ſie dennoch, des Fürſten Hand zu nehmen, wird ihr das Leben zur Hölle gemacht, dazu hat die Frau Gräfin unübertreffliche Anlagen, die ich gewiß mehr noch erkannt hätte, wenn nicht Se. Durchlaucht eben gemeldet und ich mit liebeſchleudernden Blicken verabſchiedet worden wäre.

Fräulein. Ich ſah den Fürſten kommen — wie liebreich, wie Vertrauen erweckend iſt ſein Weſen!

Prüfwall. Was hat im Leben Schönheit doch voraus? Den Sieg im erſten Augenblick!

Schleicher (ſtürzt herein). Nein, ſolch' eine Gnade! Solch' eine durchlauchtigſte Gnade!

Prüfwall. Was iſt denn geſchehen?

te eines Menſchen, den Zerfahrenheit in das Weltgetriebe jagt, dem ſie auch Glücks- zu Unglücksfällen verkehrt, und der dieſer Zerfahrenheit nicht eher entkommt, als bis er ſich ſelber nicht mehr zu helfen vermag, dann aber doch wenigſtens an Einſicht und Anſpruchsloſigkeit gewinnt. Sanft ruhe ſeine Aſche!

II.

Vom Bodenverſchlag zum erſten Stock.

In dem Stammbuch eines dreiundachtzigjährigen noch ſehr rüſtigen Greiſes blätternd, las ich neulich unter Anderem:

„Der Weltlauf iſt ein ew'ger Ring,
Auch Glück und Unglück drehen ſich;
Gar oft wird Unglück gutes Ding,
Verwendet man's verſtändiglich;
Das Unglück ſah ich oft mir drohen,
Doch iſt es ſtets vor mir geflohen.

Aſchersleben, am Pfingſt-Sonntag 1778.

Chriſtoph Friedrich Sangerhauſen.“

„Das muß ein Glückskind erſten Ranges geweſen ſeyn!“ rief ich aus, und mein alter Freund erwiederte lächelnd: „Wie man's nimmt, oder vielmehr, wenn man Alles ſo nimmt, wie es der wackere Sangerhauſen that.“

Deſſen Lebensgeſchichte kennen zu lernen, hatte ich eben Muße und ließ mir Folgendes erzählen:

„Jener Vers iſt geſchrieben, als ich faſt ohne Geldmittel nach Halle wandern wollte, dort mir die Grundwiſſenſchaften des Arztes zu holen. Sangerhauſen hatte mich lieb und bewies es thätig. Als wir nun am letzten Sylveſter des vergangenen Jahrhunderts vergnügt beiſammen ſaßen, und ich, Gott dankend, meine Lebensverhältniſſe als ſehr zufriedenſtellend preiſen durfte, ſagte Sangerhauſen: „Junger Freund" — ich war damals bereits einundvierzig Jahr alt — „Ihr habt Euch tüchtig durchgeſchlagen, das lob' ich und freue mich darüber, iſt auch vielleicht etwas von Eigenliebe dabei, wenn's nämlich Einem ähnlich erging wie mir."

Ich wurde begierig, zu wiſſen, wie es ihm ergangen, er meinte aber, ſeine Familie — die zugegen war — kenne das meiſt, und heute hätten wir nur an gute Wünſche für das künftige Jahrhundert zu denken.

Einige Tage ſpäter mußt' ich wieder nach Berlin, da gab er mir eine Papierrolle mit den Worten: „Hier habt Ihr etwas von meiner Vergangenheit, die ich, vermöge der Gegenwart aus guten Gründen, ſo Manchem mehr verdeckte als enthüllte; Ihr werdet mir das Geſchreibſel bei Gelegenheit zurückſchicken.“ Das iſt geſchehen, doch behielt ich, nach Sangerhauſen's Erlaubniß, eine Abſchrift, die mir um ſo werther iſt, weil der Lebensbericht über ihn nach ſeinem Tode — er ſtarb ſchon 1802 — bewieſen hat, daß er vielleicht mir allein ſein Vertrauen ſchenkte.

Er war verwaiſet ſeit der erſten Stunde ſeiner Geburt, bei der die Mutter ſtarb. Sie hatte in einem Dorfe bei Aſchersleben gewohnt und empfing dort im Jahr 1740 die Nachricht, ihr Mann, ein preußiſcher Unteroffizier, der in Thüringen auf Werbung ſtand, ſey ſchwer erkrankt; ſie wanderte in Angſt zu ihm, konnte aber nur ſein Grab mit Thränen benetzen.

Auf ihrer Rückreiſe gebar ſie einen Knaben in dem Dorfe Groß-Korbetha, in der Nähe von Weißenfels gelegen. Der Knabe erhielt bei der Taufe die Vornamen Chriſtoph Friedrich und mußte auf Koſten der Gemeinde ernährt werden, was begreiflich zur Folge hatte, daß man ihn raſch brauchbar zu machen ſuchte. Auf der Stufenleiter des Wirthſchaftlichen ſtieg Chriſtoph vom Gänſejungen bis zum Pferdehüter, für ſeine geiſtige Ausbildung wurde aber wenig gethan. Nur im Winter durfte er in der Schule ſeyn, dann noch nicht einmal regelmäßig. Dem Schulmeiſter gefiel jedoch ſein eifriger Lerntrieb, er ſprach mit dem Pfarrer davon, der ſich dann zuweilen Chriſtoph's annahm, ihm auch nach der Confirmation die bei ſeiner Mutter gefundenen Papiere einhändigte und ihm manches gute Buch lieh.

Im Leſen vertiefte er ſich eines Sonntags und bemerkte erſt Abends mit Schrecken, daß ein junges Pferd von der Hütung entlaufen war. In der Angſt darüber entlief er ebenfalls, und überlegte dann in der Nacht, auf ſeiner Schlafſtätte unter Gebüſch, wohin er ſich wenden ſolle. Er hatte von Erfurt und deſſen Schule gehört, beſchloß, dorthin ſeinen Weg zu nehmen, und nach dieſer Einleitung benutze ich, was Sangerhauſen ſelbſt aufſchrieb.

„Mein Entweichen von Groß-Korbetha ereignete ſich 1756, und ich war damals etwas über funfzehn Jahr alt. Bis vor die Thore von Erfurt hatte ich mir durch der Menſchen Barmherzigkeit glücklich hingeholfen, und auch hier hatte ich Glück. Mir begegnete ein ſimpel angekleideter alter Mann, der ausſah, als ließe ſich von ihm eine Gabe erwarten, die meine Hoffnung auf ein Nachtlager unterſtützte. Er blickte wohlwollend auf mich Zerlumpten, fragte nach woher und wohin, ſo daß ich ihm offenherzig erzählte, was ich als Pferdehüter verbrochen und wie ich nun im Sinne habe, mich in eine Schule einzubetteln. Der wackere Mann fragte immer weiter, und als er vernahm, ich ſey gleichſam zur Waiſe geboren worden, ſtanden ihm Thränen in den Augen.

„Komm“, ſagte er, „ich will Dir ein Nachtlager geben, für die warme Jahreszeit hinlänglich.“

Er war Bürſtenbinder, lebte ſelber ärmlich in enger Wohnung, und wies mir, nachdem er mich geſättigt, einen Boden-Verſchlag an, wo er mir eine Schlafſtätte bereitete. Am nächſten Morgen theilte er ſein Morgenbrod mit mir und ſagte: „Ich kenne den Prediger Moſche, zu dem wollen wir hin, vielleicht hilft er Dir zur Schule.“ Martin Schurff, ſo hieß mein Wohlthäter, holte dann Kleidungsſtücke zuſammen, denen ſein Lehrburſche entwachſen war; ich wurde ſchnell hineingeſchneidert, ſo gut es thunlich, dann gingen wir zu dem genannten Prediger, der ſich in damaligen Zwiſtigkeiten gern der Evangeliſchen annahm. Durch ihn kam ich wirklich in eine Schule und hernach in das Gymnaſium, blieb auch bei Schurff.

Es traf ſich, daß ſein Lehrburſch in folgender Woche Geſell wurde und wandern wollte; da griff ich zu und lernte das Bürſtenbinderweſen ſo weit, daß ich in Nebenſtunden dem Meiſter helfen konnte, wodurch ich aus dem Boden-Verſchlag in ein Kämmerchen umgebettet war. Mein Fleiß brachte mich in den Klaſſen bald vorwärts, und als zu meinem großen Leidweſen Martin Schurff in das Jenſeits, gewiß zur ewigen Seligkeit, berufen ward, half ich mir damit, für ein Mittags- oder Abendeſſen den Kindern verſchiedener, nicht ſonderlich bemittelter Eltern Hülfsunterricht zu geben.

Auf ſolche Weiſe hatte ich mein Bischen täglich Brod und Zubehör; Mancher ſpendete mir auch eine Kleinigkeit an Gelde, womit ich dann Kleidung, Bett und einen halben Gulden monatlicher Miethe bezahlte.

So verſtrich die Zeit, bis ich reif war zur Univerſität, wozu ich mir Jena erwählte. Ich ſchritt bereits über mein zweiundzwanzigſtes Jahr hinaus, da dies geſchah, was meinen Eifer ſehr antrieb. In Jena, bei dem Studium der Theologie und Philologie, half ich mir in ähnlicher Weiſe wie in Erfurt, hatte aber beſſeren Erwerb, fühlte mich demnach um ſo wohler.

In meinem ſechsundzwanzigſten Jahre verließ ich die Univerſität, und da ich als Nichteingeborener betrachtet wurde, hatte ich in den ſächſiſchen Herzogthümern keine Ausſicht zu einem Lehr- oder Pfarramt. Was war zu thun? Ich überſchlug mein Bischen Erſpartes, es reichte für mich hin, um zu Fuß nach der Gegend zu kommen, wo einſt meine Eltern wohnten. Aus den Papieren meiner Mutter hatte ich erſehen, daß dort Verwandte lebten, zwar nicht reich, mir aber doch näher als Andere, und ich ſehnte mich danach, Angehörige kennen zu lernen. In dem dörflichen Geburtsort meiner Mutter fand ich deren, und erfuhr, in Quedlinburg hätten wir einen Oheim, der, einſt Bergmann, nachher Bergwerks-Beſitzer, jetzt ſehr begütert ſey. Zu ihm ging ich aber nicht, denn ich fürchtete, er werde glauben, ich wolle ihn in Anſpruch nehmen. Ich vertraute auf mein Glück, und es zeigte ſich mir treu.

Aſchersleben war nicht fern, dorthin begab ich mich mit dem Reſt meines Geldes, das mich noch ein paar Tage vor Sorgen ſchützte. Im Gaſthofe fragte ich den Wirth: ob er nicht wiſſe, wo ich eine Hauslehrer-Stelle zu ſuchen habe? „Das wohl, wenn der Herr für ein Billiges eintreten will. Unſer alter biederer Rector ſucht einen Führer und Informator für ſeine drei Enkelkinder, deren Mutter nach unheilvoller Ehe von ihrem Manne verlaſſen wurde.“

Dieſe Antwort ſprach zu meinem Gemüth und ich meldete mich bei dem Rector. Er examinirte mich und ſchmunzelte beifällig, ſo daß ich noch an demſelben Tage mit den drei allerliebſten Kinderchen einen Spaziergang um die Stadt machte, wobei ich mich einſtweilen von ihnen führen und unterrichten ließ. Ich erhielt ein nettes Dachſtübchen im Schulhauſe, dazu Alles, was zu des Lebens Nothdurft gehörte, was wollt' ich mehr! Außerdem hatte jener Oheim von mir vernommen und ſandte mir aus freiem Antriebe von Zeit zu Zeit ein paar Ducaten, die ich nicht einmal vermißte, als ſie ausblieben. Denn meine Uebung im Unterrichten hatte dem alten Rector und ein wenig dichteriſches Talent ihm und ſeiner Tochter gefallen; ich ward ein lieber Hausgenoß.

Ach, wie fühlt' ich mich wohl und immer wohler! — weil es mir obenein nicht ſelten vergönnt war, aushülfsweiſe zu predigen. Ich ſtand gern auf der Kanzel und man hörte mich gern. Nun wurde eine Lehrerſtelle am Gymnaſium frei, und wem wurde ſie zugetheilt? Mir! Das verdankte ich dem Jahr 1772, welches mir auch die in Halberſtadt erſchienene zweite Auflage meiner „Briefe in Verſen“ brachte, mit denen ich meinen Gran von Lebenserfahrung kund gab. Meine Stimmung machte ſich in jenen Tagen ſo belebt, daß damals viele Blättchen zu meiner ſpäteren Gedicht-Sammlung entſtanden, die 1782 ein Leipziger Verleger drucken ließ.

Da ich mich von der Rectors-Familie nicht trennen wollte, wurde es vermittelt, daß ich eine Wohnung im zweiten Stock des Schulhauſes beziehen konnte, wo ich mich noch behaglicher bei der Zufriedenheit einwohnte, Abends manchen Freund zu mir kommen ſah.

Ein Jahr verſtrich mir in ſo anmuthigem Verhältniß; aber das Leben hat freilich auch ſeine Schmerzen: mein Gönner, der alte Rector, ſtarb plötzlich, und wir trugen herzliches Leid um ihn. Auch der Oheim in Quedlinburg hatte die Augen geſchloſſen. Dieſe Nachricht erhielt ich in Gegenwart des Kämmerers Frobe von einem Vetter, indem dieſer zugleich ſagte: der alte Hageſtolz habe teſtamentariſch ſeine halbe Million an die Verwandten vertheilt, und ich ſey muthmaßlich nicht übergangen; am 10. Juli — wir hatten bereits den achten — werde das Teſtament eröffnet. Ich ſollte nun mit nach Quedlinburg reiſen, weigerte mich aber, überzeugt, der Oheim wäre mir abhold geworden, denn er hatte mir plötzlich ſeine Unterſtützung entzogen. Der Vetter wollte Alles beſſer wiſſen und berief ſich auf ein Schreiben des Procurators Sammet, worin es unter Anderem hieß: „Bringen Sie ja den jungen Sangerhauſen mit, er iſt ſonder Zweifel mit einem ſchönen Legatchen bedacht, denn der Alte ſoll ſich mehrmals über ihn geäußert haben, wenn er von den Verſen des jungen Mannes gehört hat, deſſen praesenter und in futuro zu hoffender Ruf ein Lustre in ſeine Familie bringt.“

Nach dem Vorleſen dieſer Uebertreibung weigerte ich mich nachdrücklicher, aber der Vetter entgegnete: ich könne um ſo weniger bei der Teſtaments-Eröffnung fehlen, weil eine mir bekannte Muhme, Wittwe eines Bergmeiſters, die bei einem geringen Jahrgeld aus der Bergwerkskaſſe noch etwas Feldertrag hatte, mich zu ihrem Stellvertreter erwählt habe. Jetzt mußt' ich allerdings meine Dienſtfertigkeit zeigen, und es war

Schleicher. Fußfälligſter Knecht, hochgebietender Herr Cabinetsrath! Ich ſtand mit paukenſchlagendem Herzen an der Treppe, Se. Hoheit traten herauf mit einer glorieuſen Hoheit, — ich ſchlug nieder. — Allerhöchſt Sie ließen mich vom Durchlauchtigſten Kammerdiener huldreichſt auf die Beine bringen. „Haben Sie keine Nachrichten vom Teufel?“ fragten Höchſt Sie dann — eine feine Anſpielung darauf, daß ich Alles weiß und ſo eine Art von Teufelskerl bin! —

Prüfwall. Schön ausgelegt! Sie ſollen Diplomatiker werden!

Schleicher. Bitte gehorſamſt! und nun ſetzten Höchſt Sie hinzu: Wenn ich Sie des Morgens ſehe, muß ich mich hüten, daß ich nicht an dem Tage alle übrigen Menſchen verachte! — Na, was ſagen Sie zu der hohen Auszeichnung?

Fräulein. O, es iſt ein wahrhaft erfreulicher Ausdruck des Gefühls!

mir angenehm, daß der Kämmerer äußerte: er komme mir vielleicht nach.

Folgenden Tages bei Sonnenaufgang ſaßen der Vetter und ich gemäß derzeitigen Reiſegebrauchs zu Pferde und ritten fürerſt zu der Muhme, deren Wohnort uns wenig aus dem Wege lag. Die Muhme, eben ſo gutherzig als gebildet, trug noch Trauerkleider, rief aber bei meinem Anblick ſogleich aus: „Clärchen, komm' herein, hier iſt der Vetter Poet, der ſich bei uns in drittehalb Jahren nicht ſehen ließ!“

Das Mägdlein war auch raſch da, und es anſchauend rief ich unwillkürlich aus: „Mein Gott, iſt denn das Clärchen?“ — „Ei ja“, ſprach die Mutter mit freudig leuchtenden Augen; „nicht wahr, wie groß?“ — „Und wie ſchön!“ fiel ich in Begeiſterung ein.

Es war zu ſpät, meinen träumeriſchen Ausruf zurück zu halten: die Mutter ſah mich etwas empfindlich an, Clärchen wurde verlegen, ſchien jedoch nicht unzufrieden, und ich wollte ſchnell meinen unbeſonnenen Ausruf erklären. Die Muhme ſchnitt mir aber die Worte ab, indem ſie lächelnd bemerkte: „Vetter Sangerhauſen denkt wahrſcheinlich an die Fortſetzung ſeiner Poeſieen!“ — Ich verſtummte und ließ die Andern allerlei Geſpräch führen, wobei ich indeß bemerkte, Clärchen könne eben ſo gut verſtummen als ich, obwohl ich trotzdem noch heute fühle, daß ſie mich ſehr anmuthig unterhielt.

In Bezug auf das Teſtament des Oheims hatte die Muhme mit mir gleiche Meinung, indem ſie ſagte: „Es iſt mir unvergeſſen, daß er mich bei meiner Verheirathung ausſtatten half, ich dank' es ihm nach wie vor. Seitdem gab er uns aber kein Zeichen der Theilnahme, ſogar nicht bei dem Tode meines Mannes; wie hätte er an deſſen Hinterlaſſene ſpäter denken ſollen! Wir hofften nichts von ſeinen Reichthümern, als noch unſer irdiſcher Ernährer lebte, und jetzt, wo wir unmittelbarer an den allmächtigen Verſorger im Himmel gewieſen ſind, hoffen wir auf ihn allein!"

Mir wurde ſehr heimiſch in dem friedſamen Häuschen, Quedlinburg lag mir jetzt außer der Welt: doch was half es, wir mußten im Mondſchein weiter reiten, und meine nächſte Freude war, daß über uns der Stern der Liebe flimmerte.

Wir kamen gegen Mitternacht in Quedlinburg an, und Tags darauf zur anberaumten Stunde warteten auch wir in dem Quedlinburger Gerichtszimmer, das drückend voll war von Erbſchafts-Bewerbern. In ein Eckchen gezwängt, der Thür ſo nahe, um ſie mit zwei Schritten erreichen zu können, ſaß ich da, wenig bekümmert um die Andern. Die Siegel vom Teſtament waren gelöst, es herrſchte Todesſtille, und der Richter begann zu leſen mit kräftiger Stimme. Nach einer wunderlich grämlichen, oft menſchenfeindlichen Einleitung wurde die Erbſchaft einer Verſorgungs-Anſtalt für Kranke an Körper und Geiſt zugeſprochen, und alsbald folgten dem Schweigen Ausrufungen des Schmerzes, des Grimmes, Hohns und der Schadenfreude. Doch die Aufmerkſamkeit kehrte zurück, als von abzutrennenden Vermächtniſſen die Rede war. Da hieß es endlich: „Zum achten legire ich meinem Neffen Chriſtoph Sangerhauſen, von Dem ich eine Zeitlang manches Gute hörte, wie er ſich namentlich zum Dienſt wohl applizirt habe, von Dem mir aber ſpäterhin die ſichere Kunde geworden iſt, daß er — ein Mann im Amt — Verſe macht und ſogar Briefe in Verſen ſchreibt" — hier hatte ich bereits die Thürklinke in der Hand und vernahm nur noch die Worte: „nicht einen rothen Heller."

Mir brannte der Kopf, beſchämt und gedankenlos lief ich davon, ſchnurſtracks zum nächſten

Thor, vergaß Pferd und Reiſebegleiter, ſchlug raſtlos Feld- und Heckenwege ein, und ſtand plötzlich vor — Clärchen. Ich war dergeſtalt verwirrt und erſchöpft, daß ich mich anfangs kaum rühren, noch weniger ſprechen konnte.

„Sie ſind doch wohl?“ fragte ſie endlich, und jetzt kam meine Aufregung in Redefluß.

„Liebes, beſtes Clärchen“, hob ich an, „es iſt Alles gut, Alles vorüber; ich war bethört, bin aber geneſen. Der böſe Geiſt, der Gnom, der die kalten Schätze hüthet im ſchwarzen Erdenſchooß, ſoll mich nicht wieder verführen; vor dieſen klaren Augenſternen weichen die blauen Flämmchen, die um die Silbertruhe tanzen!“

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Vetter“, fiel die Erröthende ein, „und erzählen Sie hübſch, daß man's verſtehen kann, was Ihnen widerfahren iſt. Wir ſind ein Stündchen von Hauſe entfernt; ich wollte eine Freundin beſuchen, und der Himmel weiß, wie Sie dieſen Weg gefunden haben. Nun begleite ich Sie aber zur Mutter, doch“ — ſetzte ſie hinzu und ſah mich dabei ſchalkhaft an — „ich weiß ja gar nicht, ob Sie zu uns wollen?“ Da blickte ich ihr in die funkelnden Augen, und wir hatten uns, ich glaube zum zweiten Male, verſtanden.

Wir gingen zur Mutter, und ich beichtete, was ſich von dem widerwärtigen Vorgange berichten ließ; in meiner Aufwallung dachte ich gar nicht daran, daß ich eigentlich als Stellvertreter meine Pflicht verabſäumt hatte, wohl aber konnte ich das Gefühl der mich überwältigenden Liebe nicht verleugnen. Ich wußte kaum, was ich ſprach und that, erinnere mich nur, daß ich Clärchens Hand ergriffen hatte, die Mutter mich Sohn nannte und ſich ſegnend zu uns neigte.

Da jagten Reiter in den Hof: der Vetter und der Kämmerer.

„Ausreißer!“ jauchzte der Erſtere, „gefunden, und wo und wie! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen!“

Er verkündete nun, ihm ſey das Teſtament günſtiger, der Oheim habe ihm 5000 Thaler vermacht und zwar ohne bitteren Nachſatz. Wir gönnten ihm das aufrichtig und prieſen unſer eben gezogenes Glücksloos.

Da trat der Kämmerer hervor, mir ein verſiegeltes Schreiben darbietend, wobei er ſagte: „Auf dem Wege hieher dachte ich, dies könne für eine etwa geſcheiterte Hoffnung entſchädigen, jetzt mag es nur das Glück vermehren. Ohne es Ihnen voraus kund zu thun, hat der Magiſtrat das Rectorat für Sie nachgeſucht und die durch den emeritirten Prediger erledigte Stelle. Beides iſt Ihnen gewährt, ich wußte das ſchon geſtern, doch fehlte noch die Ausfertigung, und dieſe ſelbſt zu überbringen, das war mir eine aufgeſparte Freude."

Ich löste das Siegel, Alles wahr! Wie erſtarrt ſchaute ich reihherum Jeden an, nur das Schreiben zeigend.

„Hier iſt aber noch etwas zu leſen", rief der Vetter aus, „freilich nur in Abſchrift!" Zum Achten — nun das weiß der Herr Vetter bis zu dem Satze: keinen rothen Heller — ſondern — aufgehorcht, Clärchen! — ſondern legire und vermache, zum Neunten, das, was ich zur Hälfte meinem Neffen Chriſtoph Sangerhauſen beſtimmt hatte, ganz und ungetheilt, im Betrage von ſechstauſend Thalern, meiner Nichte Clara Memmſen, von der ich erfuhr, ſie ſey ein raiſonnables, nicht mit Allotrien verkehrendes Frauenzimmer, und will der Chriſtoph Sangerhauſen mit von dem Legat profitiren, mag er die Clara ehelichen, damit ſie ihn in's rechte Gleis bringe, wenn er nützliche Stunden mit Reimereien verdebouchiret."

Daß auf meine Koſten gelacht wurde, brauche ich nicht zu ſagen, doch tröſtend war Clärchens Ausruf: „O hätte der Oheim gewußt, daß eben die „Briefe in Verſen“ mir den Vetter im Gedächtniß liebenswürdig machten, war mir ſeine Gunſt auch verloren; doch ſoll ihm unſer inniger Dank verbleiben!“

Nicht auszuſprechen wüßt' ich's, mit welchen reichlichen Empfindungen wir an dieſem Abend bei einfachem Mahle in einer Weinlaube ſaßen, wo wir in der Ferne Quedlinburg ſahen. Wir erkannten unſre gegenſeitige Seelenbewegung, als wir mit Tönen, die ihr freudiges Zittern nicht verheimlichten, das Lied anſtimmten:

„Willkommen, o ſeliger Abend,
Dem Herzen, das fröhlich genießt,
Du biſt ja ſo kühlend, ſo labend,
D'rum ſey uns recht herzlich gegrüßt!“

Bald bezog ich mit meinem Clärchen den prächtigen erſten Stock im Dienſthauſe, und bewohne ihn noch als glücklicher Gatte. Ich habe mir aus dem Dachkämmerchen, oder ſogar aus dem Bodenverſchlag, hieher verholfen, und da mir eine hinlängliche Einnahme nicht fehlt, ſind die ſechstauſend Thaler, auf billige, doch ſichere Zinſen ausgeliehen, nach zweiundzwanzig Jahren zum

Doppelten erhöht: die Erbſchaft wird alſo beſonders unſern Kindern zu Gute kommen.“ —

„Das hat Chriſtoph Sangerhauſen am Ende des vorigen Jahrhunderts geſchrieben, und ungeachtet der einſtigen Mühſeligkeit war er bis zu ſeiner Todesſtunde überzeugt, es ſey ihm eigentlich ſtets wohl ergangen, was für ſein zufriedenes Gemüth zeugt, verbunden mit Fleiß, Rechtlichkeit und Gottvertrauen; Eigenſchaften, die ſich jedem Maaßvollen als Wunderkreis empfehlen, der das Glück in ſich bannt.“

So ſchloß der dreiundachtzigjährige Greis, und auch ich ſchließe damit, wünſchend, daß die genannten Eigenſchaften in ihrem Bunde alle Verhältniſſe wieder feſter und beſſer durchdringen mögen. Sie ſind leider ſehr gelockert in dieſem Jahrhundert, das mit ſeiner einſeitigen ſcharfen Erfindungskraft keineswegs die allgemeine Wohlfahrt, ſondern Selbſtſucht, Anmaßung und Schwindel ſteigert, das durch die ſpitzfindigſten Getriebe der Gewinngier edle Geſinnung und reinen Geiſt mit Untergang bedroht, der ſehr weit und im Unbeſchränkten gefährlich um ſich greifen könnte!

Dorfgeſchichten.

Prußwall (nimmt das Schnupftuch vor den Mund, das Lachen zu unterdrücken, mit dem Schnupftuch zog er ein Papier aus der Taſche, welches Schleicher begierig ergriff und einſteckte.) Ich wünſche, daß der Fürſt Ihnen nie mehr begegne, weil es eine ſo ungnädige Wirkung für Andere hat. Adjeu!

(das Fräulein und Prußwall gehen aus verſchiedenen Thüren ab.)

Schleicher (allein). Werfe mich zu Füſſen! Die ärgern ſich! Wie ſtolz: Adjeu! Tagtäglich will ich meinen Kindern die Gnade erzählen, wenn ich nämlich — erſt Kinder habe. Bey dem Rektor Typus wohnt ſeit ein Paar Monaten ein Frauenzimmerchen — geht gar nicht aus, iſt immer fleiſſig! — Die möcht' ich wohl zum Herzens-Compagnon! — Aber was hab ich denn vorhin für ein Papier gefunden? — (entfaltet das Papier.) Ein Gedicht! Wie kann ein vornehmer Menſch ſolchen Bettel in der Taſche haben! (lauſcht) Still! die Durchlaucht — ich muß heute lange warten! (zurücktretend.) Es iſt hart, daß ich fort muß, meine Ohren könnten vielleicht ein gutes Geſchäftchen machen.

(ab.)

Der Mann mit dem Schlackhut.

Gottfried Ellers in Freienſtein hatte im Jahre 1782 mit Wahrheit vor Gericht bezeugt: daß Adam Lanburg in Kailbach, bei heftigem Zorn, nach einer Tagelöhnerin den Spaten warf und ſie ſchwer verwundete. Ellers ſah es zufällig, that ſeinen Schwur, und Lanburg mußte ſich mit einer großen Summe von der Haft loskaufen. Es reifte nun in Lanburg's Sinne verhaltener Groll, der böſer Frucht nicht entgeht. Als Ellers eines Tages ſich zu Kailbach verweilen mußte, wegen eines zerbrochenen Wagenrades, fand er in der Schenke den Lanburg ſchadenfroh; er brachte es an den Ellers, daß er heftig werden ſollte, und wie ihm der ſeine Unziemlichkeiten verwieß, ward der Grollende immer boshafter, ſchlug zuletzt mit dem Bierkruge auf Ellers, und der Metallrand ſplitterte die Hirnſchale.

Bewußtlos wurde Ellers in ſein Haus getragen; Gertrud, die Tochter, weinte über ihn und pflegte ſein, fand auch keinen Troſt darin, daß Lanburg im Zuchthauſe ſeine Frevelthat abzubüßen hatte.

Der Vater blieb lange ſinnſchwach, die Krankheit verzehrte das Geſparte, und in der Wirthſchaft ging es wüſt, weil der Gebieter fehlte. Die Mutter war ſchon ſeit ein paar Jahren todt, und Gertrud noch zu jung, ein Hausweſen in guter Feſtigkeit zu halten. Das Geſinde ward übermüthig und zog trotzig zu anderem Dienſt, da die Spärlichkeit im Hauſe immer mehr und mehr einkehrte. So wurde die Noth heimiſcher, und Gertrud mußte die Nachbarn anſprechen um Hülfe bei dem Bebauen der Aecker. Doch Ellers hatte ſich ſtets ſtill für ſich gehalten, das nannten mehrere Nachbarn: vornehm thun; ſie vermeinten, des Hochmuths Strafe ſey nun gekommen. Einige begannen auch Hand anzulegen, ermüdeten aber bald.

Jetzt lag nun, im dritten Jahre von Ellers Krankheit, der Garten verwildert; nicht bei geſegneten Feldern konnte Gertrud Gott danken: die ſchwer beladenen Wagen ſchwankten alle an des Vaters oeden Scheunen vorbei, und am Erndteſeſte ſaß ſie einſam und in ſcheuer Schwermuth. Wie nun am Abend Jubel durch das Dorf ſchallte, da redete der kranke Vater Ellers nur vom Bettelſtabe, den ſie würde ergreifen müſſen; der armen Gertrud wollte die Bruſt zerſpringen, aber ſie tröſtete ihn, und ſelbſt hoffnungslos ſprach ſie doch ſo heilkräftige Sinnſprüche, daß der Alte Gott vertrauend ſich zu ſeinem Lager führen ließ. Gertrud ſchlich nach dem Garten, dem Herzen Athem zu geben, und bei einer Linde, an der ein Kranz hing, zum Andenken an die früh heimgegangene Mutter, ſank ſie nieder in der innigen Andacht, die keine Worte hat.

Ein leiſer Lufthauch flüſterte in dem verwelkten Kranz, und wie Gertrude ſich erhob, glänzte der Neumond herauf über die Linde. Erleichternde Thränen begrüßten ihn; denn Gertrud entſann ſich, daß die Mutter oft ſagte: es bedeute Gutes, wenn mit einem Blick nach vorwärts man zuerſt den Neumond ſchaue. Sie zeigte dem Himmel dankend die gefalteten Hände, holte ſich dann ſacht ihr Spinnrädchen und ſpann in der ärmlichen Stube bei ſchwachem Lampen-Schimmer für eine Nachbarin um kargen Lohn.

Da knarrte die Hofthür, Gertrud ſprang auf, den treuen Haushund zu beſänftigen, daß er den Vater nicht ſtöre, und „Fried' am Abend, Trudchen!“ ſagte Frau Brodel, die Wittwe des ſeligen Küſters zu Freienſtein, und ſchwatzte gleich weiter: „J du mein Himmelchen! wie ſitzeſt Du ſo einſam am Erndtefeſtlein? Hab' ich Dich doch geſucht unter den Kranz- und Tanz-Jungfrauen, aber nirgends war Gertrude Ellers!“

Gertrude zog die Alte aus der Stube ſtill zum Lindenbaume: „Setzt Euch, Mutter Brodel!“ ſagte ſie dann, trocknete ſich abgewandt die Augen, und als die Alte ihre erſte Rede wiederholte, ſprach Gertrud: „Wie ſollt' ich Muth zur Freude haben“ —

„Glaube!“ — tönte es leiſe dazwiſchen. —

— „was ſoll mich erretten —?“

„Liebe!“ haucht' es.

„Mich ziert nur der Todtenkranz!“

„Hoffnung!“ ſprach es.

Gertrud ſah ſtarr in die Wolken, und die Alte rief:

„J du liebe Mondſucht, Du haſt ja eben ſelbſt Deinen Troſt mir ausgeſprochen: Glaube, Liebe, Hoffnung! Das iſt ein helfend Geſchwiſter-Kleeblatt, hat mein Seliger geſagt.“

„Habt Ihr's denn auch gehört? Ich ſagt' es nicht!“ heimlichte Gertrud, und ein Schauer durchflog ſie.

„J, freilich kam's von Dir! Und nun ſetz' Dich, ich habe was mitgebracht zu leben und zu hoffen!“ Und die Alte packte allerlei Eßwaaren und ein Fläſchlein Kirſchwein aus.

„Schon vom neuen, und ein Geſchenk von unſerm Schulzen!“ — plauderte ſie dazwiſchen. — „Ich hab' ihm aus dem Nachlaſſe meines Seligen noch eine ſchöne Erndte-Rede herausgefunden; — ja, den ließen ſie faſt verhungern und nun wird er überall gemißt! Hätten ſie ihm bei Lebzeiten ordentlich zu eſſen gegeben, er hätte gewiß noch viel zuſammen gedichtet, aber das Stiefel-Beſohlen brachte ja mehr ein! — Na, jetzt komm' und trink' eins!“ —

Gertrude nahm das Glas, und fragte, halb nach dem Hauſe gewandt, mehr mit den Augen als den Lippen: „Darf ich —?“

„J freilich, Schöntäubchen! Vater Ellers ſoll ſich geſund trinken; aber komm' bald wieder, ich habe Dir Gutes zu ſagen."

Gertrude trug ſorgſam das volle Glas zum Vater, ſprang dann eilend zurück, und die Alte erzählte mit geſchwätziger Luſt der Ueberredung: wie der Schulze die Familie Ellers ſo lieb habe und gern die ſchlechten Umſtände verbeſſern möchte. Darum wolle er die wüſt liegenden Felder, allerdings für ein Billiges, kaufen, und als Gunſt künftig den Garten am Hauſe und eine nahe Hufe alljährlich bearbeiten laſſen, damit doch Vater und Tochter wider die äußerſte Noth geſchützt wären.

Gertrudchen hatte ein klein wenig genippt, war herzensfroh, daß ſich Menſchen einmal um ihr Elend bekümmerten, und ſie ſagte kindlich: „Vielen Dank Euch, Mutter Brodel; ich will in rechter Stunde dem Vater Alles vorbringen, und er wird's gewiß gut heißen, denn wir ſind in großer Angſt um den Winter."

„Ja, dann ſeyd Ihr die Angſt los", fiel Frau Brodel ein; — „und Gott wird weiter helfen!" ſprach Gertrude mit einem Thränenblicke zum Himmel, „er weiß ja, wie ich leide!" Und ſie wurde noch andächtiger, als plötzlich am Gartengehege draußen ein Vorübergehender ſang:

„Gram und Aengſten kann nicht frommen,
Gott vertheilet Freud' und Leid;
Jedem Schmerz muß Hülfe kommen,
Gott nur weiß die rechte Zeit!“

Jetzt that Frau Brodel einen heftigen Schrei. „Was iſt Euch?“ fragte zitternd Gertrud.

Frau Brodel aber zitterte auch, konnte, weit hinaus ſtarrend, lange keinen Laut von ſich geben, endlich ſtammelte ſie: „Sahſt Du nicht das Geſpenſt?“

„Alle Heiligen!“ flüſterte Gertrud und drückte ſich ganz zuſammen; „wo denn? wo?“

„Es iſt vorüber! Bedeutet auch Glück!“ erwiederte zähneklappernd die Alte. „Es war das Männlein mit dem Schlackhute; nur nach Dir hat es geſehen, Ihr werdet Fülle erleben, gedenkt mein, wenn Euch wohl iſt!“

„Ach, wie bin ich erſchrocken!“ lispelte Gertrud und ſah ſcheu rundum; „aber erzählt mir doch, Frau Brodel, wer iſt —“

— „der Mann mit dem Schlackhute?“ fiel die Alte ein; „das will ich Euch ſagen, laßt mich nur einen Geiſterſpruch ſtill ausbeten.“ Sie murmelte in ſich hinein, immer unheimlicher ward Gertruden, und endlich ſagte Frau Brodel wieder laut:

„Es lebte vor vielen, vielen Jahren ein Rittersmann, der hatte in theurer Zeit den Kaufleuten viel Korn geraubt, hielt es an ſich und war ſchnöde mit der Armuth, gedenkend, er wolle endlich um gar hohes Geld losſchlagen. Und es gab Gott eben darauf den Feldern ſo volle Segnung, daß die Frucht faſt um nichts gekauft ward; der Rittersmann aber ließ im Grimm all ſeinen Vorrath verbrennen und fluchte der Witterung: weil ſie ihn um den Genuß ſeines Raubes brachte. Da trat ein wahnwitzig Weib, das ihre Kinder in der Nothzeit hatte verhungern ſehen, auf ihn zu an den Feuerhaufen, und ihn anſtierend ſagte ſie ihren Spruch:

„Die Kinder wollten Brod,
Kinder ſind todt!
Du haſt kein Herz für Noth,
Ritter, biſt todt!
Hört, wie die Kinder ſchrei'n!
Kinder, bleibt todt!
Ihr Gräber, laßt mich ein!
Mutter iſt todt.“

Und ſie ſtürzte ſich in die Flammen vor den

Augen des Ritters, deſſen Athem plötzlich ſtill ſtand, und aus der Gluth ſprach es: Du biſt verflucht und ſollſt als Geſpenſt auf der Erde wallen, bis Du tauſend Menſchen vor dem Hungertode gerettet und reich gemacht haſt durch volle Scheunen. Und ſo wandelt er um und hat die Kraft, Regenſtröme über die Fluren zu rufen; er ſelbſt aber zieht trocken durch die furchtbarſten Wetter, von ſeinem Hute geſchützt, und wo er erſcheint, weiſt ihn Niemand ab, denn er iſt, elend und reuig, ein Bote des Glücks."

Nachdem Frau Brodel alſo erzählt hatte, ward Gertrude des Vertrauens voll und meinte: es möchte vielleicht gerathener ſeyn, die wüſten Felder nicht zu verkaufen. Die gute Alte ſtimmte bei und wollte dem Schulzen einſtweilen abſagen. So ſchieden ſie und Gertrud ſchlich furchtſam zu Bett.

Aber der Schulze ſah ſeinen Plan ungern geſtört, lachte die Frau Brodel aus mit ihren Ammenmährchen, und ſann auf andre Wege. Er hatte einen Sohn, Ruprecht benannt, der war Soldat und zum Beſuche im Dorf; er machte ſich von nun an mit Gertrud zu ſchaffen, die nach dem ſiebzehnten Jahre ſich in leidender Schönheit entfaltete. Sie aber mochte den wüſten Kriegsgeſellen nicht leiden und verlebte angſtvolle Stunden; denn Vater Ellers ließ ſich gern von ihm erzählen, ſo kam er nun oft in die Hütte. Und die Abende wurden ſchon lang, da ſaß er einſt auch bei ihnen, zeigte ſeinen Abſchied und forderte Gertrud zum Weibe und die Wirthſchaft zur Mitgift; damit ſie in Ordnung käme, wollte der Schulze eine Summe hergeben. Vater Ellers war deſſen wohl zufrieden, aber Gertruden bangte bitterlich; da begann Ruprecht Spott zu treiben, wozu er den Mann mit dem Schlackhute hernahm, auf den Gertrude wahrſcheinlich hoffe. Die Arme beugte ſich ſtill in ihrem Jammer, und mußte ihn auch lange aushalten, da eben das letzte Gewitter des Jahres furchtbar heraufgezogen war und den Ueberläſtigen in der Hütte feſthielt. Fort und fort ſpottete er der Erſcheinung, wollte auch einmal um Mitternacht in den Garten gehen, um das ſaubere Geſpenſt auf Soldaten-Manier zu begrüßen, daß ihm ein Wiederkommen nicht einfallen ſollte: da ging bei heftigem Donnerſchlage plötzlich die Thür auf und herein trat der Mann mit dem Schlackhut.

„Wollt Ihr mich —?“ ſo begann die Er-

Siebente Scene.

Fürſt. Milana.

Fürſt. Mit Wind und Wetter ſind wir fertig! Nichts Pikantes? Ich gebe heute Audienz, will Stärkung wider die Langeweile.

Milana. Was läſt ſich vom Pöbel erwarten? — Warum verbieten Sie nicht die Audienz?

Fürſt. Ich habe früher durch ſie ein paarmal Gutes thun können. Jetzt ſeh' ich immer dieſelben Perſonen. — Der alte Rath Walter meinte neulich: Man ließe die Leute nicht mehr vor!

Milana. Ew. Durchlaucht verbreiten ſo viel Gnade und Glück, daß jede Klage erſtirbt: So ein alter Rath kennt den Geiſt der Zeit nicht mehr und lieber zieht er Ew. Durchlaucht Scharfſinn in Zweifel, als ſeinen eigenen.

Fürſt. Soll Penſion haben! Einheit will die Staatsverfaſſung! Bald ſagt ein alter Griesgram ſtörrig: Es gehe nicht nach zehntauſend Paragraphen; ein andrer ſtammelt: Ja! —

ſcheinung — der nichts von den Wettergüſſen abzumerken war — aber ehe noch ein Wort weiter erklang, lag des Schulzen Sohn zitternd auf ſeinen Knieen und ſtammelte: „Alle guten Geiſter!“ — „loben Gott den Herrn!“ endete die Geſtalt, winkte dem Knieenden nach der Thüre zu, und ſo raſch, als ſein Entſetzen es erlaubte, war Ruprecht hinaus.

„Wollt Ihr mich beherbergen in Eurer Scheune?“ fragte der Eingetretene Vater und Tochter, die mit gefalteten Händen ſich zurückgezogen hatten, und Gertrud war die Erſte, die mit dem Kopfe nickte auf die Frage.

„Fürchtet Euch nicht“, ſprach es ſie weiter an; „ich mein’ es gut, Vater Ellers! In Eurem Eigenthum birgt ſich ein Schatz, ich denk’ ihn zu finden, wenn Ihr vergönnt, daß ich Euren Garten bearbeite in den Nächten, wo der Mond waltet. Sprecht nur: Ja!“ — und leiſe that Ellers alſo; da war die Geſtalt wieder hinaus. Doch Vater und Tochter hatten kaum den Muth, über das Abenteuer zu ſprechen, ſchlaflos verbrachten ſie die Nacht, und nur mit dem Lichte der Sonne erhob ſich ihr Muth.

Gertrude wagte in der Scheune ſich umzuſehen: da lagen Garben aufgeſchichtet, und in einer Ecke war ein Lager von Moos und Blättern; mit leiſem Schauer ſchlich ſie von dannen, dem Vater zu berichten. Allnächtig mehrten ſich die Garben, und deutlich ſah man die Spuren, wie fleißig die Herbſtarbeiten im Garten geſchahen.

Eines Morgens trat beſcheiden ein junger Bauersmann in Ellers Stube und ſagte: „Ich bin der Knecht, den Ihr berufen habt, und da iſt das Päckchen, welches ich Euch übergeben ſoll.“

Der erſtaunte Alte mochte noch ſo oft wiederholen: er habe keinen Knecht bedungen; der Angekommene bewies durch eine Schrift, daß er auf ein Jahr in ſeinem Dienſt, auch dafür ſchon bezahlt ſey, und in dem Päckchen waren Goldſtücke. Nun wurde es lebendig auf der Tenne, bei dem freudigen Taktſchlage der Dreſcher geſundete Vater Ellers immer mehr, und der Knecht war tüchtig in der Wirthſchaft, aber ſtill in ſich gekehrt bei dem Geſpräch, und nimmer daheim in der Nacht.

Die Nachbarn im Dorfe ſahen, wie es auf dem Gehöft Ellers wieder arbeitſam wurde, und Frau Brodel erfuhr von Gertruden den Zuſammenhang, der ihr Stoff gab, überall die Kunde vom Mann mit dem Schlackhute zu bekräftigen. Aber die Bauern ſchüttelten die Köpfe, mancher murmelte: „Es gehe mit dem Böſen zu!“ und Ruprecht regte tückiſch den Verdacht immer mehr an.

Der Winter war entwichen; zur Arbeit in's Feld rief der Frühling, mit jedem Morgen ſah man Ellers Hufen weiter beſtellt, und ſich kreuzend zogen die Bauern an ihnen vorüber. Frau Brodel aber ward von der Neugier geplagt, und da dem Knecht nichts abzuforſchen war, beredete ſie Gertruden, daß ſie, wenn des Morgens Dämmerlicht den Mond verdrängt, und vor dem erſten Hahnenſchrei, wo die Geiſter von hinnen müſſen, hinausſchleichen wollten auf das Feld, um ſelbſt zu gewahren. Es war um die Säezeit, als Gertrud nachgab; wie ſie hinaus kamen, bargen ſie ſich hinter Schleengebüſch und ſahen zwei Geſtalten durch die Furchen eilen, den Samen werfend nach allen Seiten.

„Die Sterne ſcheiden, laß uns auch fort!“ ſagte der Mann mit dem Schlackhut, der eben mit ſeinem Gefährten den Lauſchenden nahe war und von dieſen erkannt wurde. Die Männer gingen langſam auf die Trümmer der Burg Freienſtein zu; Frau Brodel betete Ave's und zog die zitternde Gertrud nach. Immer vor ihnen wandelten die Geſtalten und verſchwanden endlich dicht an dem Berge, der die Ruine trug. Frau Brodel ſuchte und ſuchte, aber nirgends ward ein Eingang gefunden, doch hörten Beide dumpfes Wiehern und Stampfen von Roſſen, und mit geſträubtem Haar zog Gertrud die Alte zurück. Da ſtand plötzlich der Mann mit dem Schlackhute vor ihnen, und die Spähenden fielen nieder. Die Geſtalt aber warf ihnen raſch etwas entgegen, und Jene, die nicht aufzublicken vermochten, ſpürten, wie plötzlich ein dumpfes Dröhnen durch den Erdboden ſchlich. Als ſie endlich die Augen zu erheben wagten, waren ſie allein und Beide ſo erſchrocken, daß ſie lange nach Erholung ringen mußten. Da trat die Sonne an fernen Bergesgipfeln hervor und es glitzerte auf dem Graſe. Frau Brodel griff raſch zu und ſammelte Goldſtücke, welche der Mann mit dem Schlackhut den Späherinnen hingeſtreut hatte. Das Gepräge war aus uralter Zeit, und ſchmunzelnd ſagte die Alte: „Siehſt Du, Trudchen, wie Alles ſo wahr iſt!“ Doch Trudchen war eingeſchreckt und wollte von dem Abenteuer nicht gern reden.

Der Knecht, Friedhard benannt, arbeitete rüſtig in Ellers Hauſe, nahm auch andre Gehülfen an. Er war freundlich und zuvorkommend überall für Andere, für ſich ſchien er nichts zu wünſchen, und ein tiefer Zug wehmüthigen Schmerzes umdunkelte ſtets die redliche Klarheit ſeines Antlitzes. Gertrud, die wohl bemerkte, daß ſchwerer Kummer ihn drücke, konnte es nicht verhindern, daß ihre Augen oft antheilsvoll ihn ausſpähen wollten, ſie verſuchte es ſogar mehrmals, ihm Sinn und Herz zu entlöſen von dem Drucke des Lebens; er dankte innig, ſah ſie bewegt an, mühte ſich deutlich, ſeines Geheimniſſes Herr zu ſeyn, erwiederte aber zuletzt immer nur: „Erſt muß Gott helfen, eh' Menſchen es können.“

Gekommen war nun die Zeit der Erndte, reich gefruchtet hatte der Allmacht Segen in den Saaten auf Ellers Feldern, nicht Raum genug gaben die Scheunen für die Fülle des Guten. Aber im ganzen Dorfe ward auch immer lauter das Gerede: Ellers und ſeine Tochter ſeyen verbündet mit dem Böſen. Darüber mußte Gertrud viel ſchlimme Worte hören, oft ſaß ſie in ihrem Gram verſunken. Einſt, als ſie an einem Frühmorgen bei der Gartenlinde lehnte und den friſchen Gedächtnißkranz für die Mutter mit Thränen netzte, da ſchwankte, von Gertrud ſtill geſehen, am Gehege abermals der Mann mit dem Schlackhut vorüber, und in demuthsvoller Rührung ſang er:

„Will der Menſchen Bosheit ſiegen,
Zagt das Herz, von Trug umſtellt,
Muß es nur an Gott ſich ſchmiegen:
Er iſt ja das Herz der Welt!“

„O Du lieber, lieber Greis!“ lispelte Gertrud, „wie herrlich tröſteſt Du; o könnt' ich Dir jemals danken!“ Doch die Geſtalt ſchien nichts davon zu vernehmen, und die Jungfrau ergriff nach einigem Sinnen ermuthigt ihr Tagewerk. Und als ſie dem Vater eben Milch zum Morgeneſſen brachte, trat beſcheiden Friedhard ein, angethan wie Einer, der reiſen will; Gertrud ſah es zitternd, und der Knecht ſprach:

„Vater Ellers, Eure Wirthſchaft ordnet ſich, Gott hat Euch wieder ſo viel Geſundheit gegeben, daß Ihr ſchon ſelbſt nach dem Rechten ſeht, und der Himmel mehrte Euer Gut ſo weit, daß die Sorge nicht an Euch nagt. Darum vergönnt, daß ich mit Leid von Euch Abſchied nehme.“

Alſo ſprach beklommen Friedhard; Vater Ellers wurde ſehr traurig und bat viel, Gertrud aber vermochte nicht zu bitten, noch zu reden, ihr unbewußt perlten Thränen über ihr erbleichtes Angeſicht. Friedhard konnte auf des Alten Zureden auch nicht viel erwiedern und ſprach nur Beide an: ſein Schickſal ihm zu erleichtern dadurch, daß er ſtill ſcheiden dürfe.

Als nun kein Wünſchen von des Vaters Lippen, kein Sprechen von Gertruds Augen den Entſchluß Friedhards hinderte, da ſtützte ſich Ellers auf ſeine Tochter, um den Lieben mindeſtens zu geleiten, ſo lange es die Kräfte zuließen. Immer klagend ſchritt der Alte, ſtumm trauernd Gertrude; der Scheidende begann vielmals zu reden, ſchwieg wieder und ſtrebte gewaltſam nach Athem für ein gepreßtes Herz. Wie ſie außer dem Dörfchen an einem Wieſenbache ſtanden, wo man die Bergtrümmer Freienſtein und das Dorf Kailbach ſieht, ſank Friedhard auf ſeine Kniee und bat: daß Ellers für ihn beten möchte zum Abſchiedsgruße; und der Alte nahm ſein Mützchen ab, rief Gott an: daß er ſeinem Wohlthäter auf allen Wegen Heil geben möchte. „Amen!“ ſtammelte Friedhard, und nachdem er ſich erhob, ſagte Gertrude endlich ſchüchtern:

„Von mir könnt Ihr wohl gar nichts wünſchen?“

Da ſah Friedhard freundlich und raſch zu ihr, hernach lange auf ein Vergißmeinnicht, das vor ihnen ſtand; dann ſchwebten ſeine Blicke wieder zu ihr und endlich gen Himmel, mit glühender Haſt eilte er nun fort und wandte ſein Auge nicht mehr. Aber Vater und Tochter ſchauten weinend ihm nach, bis er auf einer fernen Höhe verſchwand.

Kaum ward es im Dorfe laut, daß Friedhard, der böſem Leumund ſchreckend zu begegnen wußte, von Ellers geſchieden ſey, da zeigten auch die Zungen der Tücke ſich kühner. Der Schulze und ſein Sohn Ruprecht ſprachen von nichts als Teufels-Bündniſſen, nannten Gertruden eine Hexe, und der Drangſale viele wurden ihr angethan. Das Erndtefeſt kam, und als die wenigen Vernünftigen im Dorfe Gertruden zur Kranz-Jungfrau vorſchlugen, erhob ſich ein lautes Geläſter, daß die Arme, der Alles boshaft hinterbracht wurde, auch an dieſem Freudentage in Scham und Kummer einſam blieb.

Der fröhliche Zug bewegte ſich um das Dorf, die Kränze, von flatternden Bändern umſpielt, wogten durch den Gedrang bis zu dem geſchmückten Tanzplatze des Dorfes, und „Nun danket alle Gott!" durchſcholl die Lüfte. Doch ehe ſich nun Alle zu muthwilliger Luſt zerſtreuten, trat der Schulze in den Kreis und hielt eine Rede des Inhalts: wie es ferner nicht zu dulden ſey, daß die erſchrecklichen Geſchichten, welche durch ſataniſche Hülfe in Ellers Hauſe geſchähen, ſich verheimlichten und das Gericht Gottes aufforderten; er müſſe deshalb auf eine Verweiſung der Schuldigen antragen, er wolle ſie nach dem nächſten Gerichts-Amte ſenden und habe dazu das Zeugniß der Aelteſten im Dorfe nöthig.

Indem er nun mit zuredenden Gründen in ſeiner wohl eingelernten Rede weiter ſchwatzte, bekam er plötzlich einen derben Schlag auf die Schulter und: „Seht Euch doch einmal um!" rief es neben ihm. Ein Blick nach rückwärts zeigte dem Schulzen den Mann mit dem Schlackhut, und neben Dieſem ſtand ein gar vornehmer Herr, mit Orden geſchmückt.

Wie verſteint ſah die ganze Verſammlung nach den beiden Geſtalten.

„Holt ſogleich den alten Ellers und ſeine Tochter!" gebot der vornehme Herr, und in tiefſter Unterthänigkeit wollte der Schulze ſelbſt nach ihnen eilen. „Mit dem ganzen Erndte-Zuge ſoll es geſchehen!" ſagte der Herr weiter; „ich gebiete im Namen des Fürſten!" Von Neuem durchzog man das Dorf, der fremde Herr bat ſelbſt Gertruden, daß ſie den Erndtekranz trage, und der Alte mußte geführt werden von dem Schulzen und ſeinem Sohne. Zitternd und angſtvoll that Gertrude, wie ihr geboten war; ſie und der Vater hofften nicht auf Freude.

Mit neugieriger Erwartung kam ſo der Zug wieder zum Tanzplatze; da ſtand, tief in ſich gekehrt, der Mann mit dem Schlackhut noch auf derſelben Stelle, und wie man ihn nun umkreiſt hatte, warf er Hut, Bart und Larve, Mantel und Stab von ſich.

„Friedhard!" riefen Alle; „lieber Friedhard!" grüßten Ellers und Gertrud. Da erzählte er ernſt und ſchlicht:

„Ich bin Friedhard Lanburg, der Sohn des Mannes, der ſich an Euch, Vater Ellers, ſo ſchwer verſündigte. Fern mit dem Kornhandel beſchäftigt, hörte ich erſt ſpät von dem Unheil und der Schmach, die durch das Vergehen des Vaters auf mir und einem jüngern Bruder laſtete, ſah dann auch Euer Elend. Da nahm ich das Wenige, was ich mir erworben hatte, und wollt' Euch hel-

Ew Durchlaucht haben befohlen! — Ein dritter zuckt nur die Achſeln, gleichſam als ob ihm die Zunge an den Schultern ſaße. — Sie haben dort ein ſchönes hetruriſches Gefäß?

Milana. Von den Räthen ſprachen Sie! — Ihr Volk hat noch nicht die feinſte Kultur —

Fürſt. Das heiſt: Es iſt noch ehrlich! —

Milana. Das Volk? Gewiß! Aber um den Komplotten der Verwandtſchaften zu entgehen, wär es gut, ſich zuweilen fremder Räthe zu bedienen —

Fürſt. Nein! Es iſt eine Demüthigung für mich und mein Volk, ich lerne lieber von Menſchen, bey denen ich geboren bin. Aber das Gefäß dort!

Milana. Es iſt ſehr ſchön! — Da iſt aber, zum Beyſpiel, der Cabinetsrath Präſwall —

Fürſt. Ein herrlicher Menſch! — Von wem haben Sie die Vaſe?

ſen; dieweil ich aber fürchtete, Ihr würdet von dem Sohne Eures Feindes nicht Hülfe annehmen, benutzte ich die abergläubiſche Sage, welche in unſrer Gegend von Mund zu Mund forterbt, ſchaffte mir dies Gewand, und da Ihr auf Eure leeren Scheunen nicht Sorge zu wenden hattet, trat ich früher ſchon, ehe ich Euch meine Dienſte anbot, vom Dorf-Eingange oft in die Scheuer am Garten, belauſchte oft Gertrud, wenn ſie weinte, und flüſterte ihr Troſt zu durch Wort und Lied; dort hatte ich auch mein Gewand, und konnte nun leicht den Ruprecht wegſchrecken, von dem Trudchen geplagt wurde. Bevor ich aber wußte, daß es mir gelingen werde, in Eurem Hauſe aufgenommen zu ſeyn, entdeckte ich einen unterirdiſchen Gang in der Trümmer Freienſtein; hier hatte ich zwei Pferde verborgen, mit denen ich Eure Aecker in den Mondnächten bearbeitete, unterſtützt von meinem Bruder. Und als ich eines Morgens aus dieſem Gange mich entfernen wollte, ſah ich am Boden Goldſtücke blinken, da, wo die Pferde geſcharrt hatten; ich grub nach und fand einen reichen Schatz. Um dann genauer zu prüfen, was er enthalte, nahm ich eine Handvoll der Stücke, und wie ich nun hinaus trat, ſah ich mich belauſcht, warf erſchreckt, und um Zeit zu gewinnen, das Gold der Frau Brodel hin und ſprang in den Gang hinab. Ich arbeitete nun bei Euch, bis die Frucht herein war, dann eilte ich nach unſers Fürſten Schloß, um ihm den Schatz, als ſein Eigenthum, anzuzeigen. — Euch, Vater Ellers, erinnere ich nicht gern an Euer Unglück, vergebt es mir!“

Und Ellers ging tief gerührt zu ihm, nahm ſeine Hand und drückte ſie an ſein Herz. „Ach guter Gott!“ ſagte Friedhard und weinte bitterlich; „ach! lieber Ellers, liebe Gertrud, wenn Ihr doch auch meinem Vater vergeben könntet!“ — Gertrud aber war ihrer nicht mehr mächtig, der Erndtekranz entſank ihrer Hand, und an Friedhards Bruſt ſtammelte ſie: „Weint doch nur nicht!“ —

„Gertrud!“ rief Friedhard erglüht, drückte ſie an ſein Herz und ſah dann ſcheu auf den vornehmen Herrn. Der trocknete ſich die Augen, trat hinzu, vereinte die Hände Beider und ſprach:

„Gott hat Euch geſegnet, Ihr liebt Euch, Ihr werdet glücklich ſeyn! Friedhards Vater iſt frei, der Schatz iſt Euer und Gertrud Königin des Erndtefeſtes; ich will es, Euer Fürſt!“

Friedhard umfaßte die Knie des guten Fürſten, auch Gertrud und Ellers ſanken vor ihm nieder: die Andern ſtanden in großer Ehrfurcht.

Gertrud aber war nun Königin des Tages, und dann lebenslang eine glückliche Hausfrau.

Der Dorfgeiger im Harz.

(Nach dem Bericht eines Großvaters.)

Es ſind bis heute funfzig Jahre vergangen, ſeit ich als eben vormundlos gewordener Mann heiter an einem Wanderſtabe ein Stückchen von Deutſchland durchzog, auch den Harz. Ich durchſtreifte ihn rechts und links, bergauf, thalein und wieder bergauf, denn da und dort oben drehte ich mich gern rundum, ſang freudig in die reine Luft:

„O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weithin auf Thal und Strom,
Und über ſich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom.“

Wenn es dann Abend wurde und ich von einem Förſterhauſe in der Nähe erfuhr, gab ich mir alle Mühe, dort eine Nachtherberge zu erlangen; doch auch das Amtmanns- und Pfarrerhaus fand ich dazu wonnig gelegen. Meine Phantaſie, voll von den Schilderungen damaliger Dichter, war überzeugt, Förſter-, Amtmanns- und Pfarrer-Wohnungen lägen noch mitten im Paradieſe, und in keinem fehle eine ſchöne, überaus liebenswürdige Tochter, oder es wären wohl gar unter einem ſolchen Dache reizende Even in Mehrheit.

In meinen Kreuz- und Querzügen hatte ich oft die Landſtraße nach Halberſtadt berührt, und nie verfehlt, einem alten Manne, der am Wege vor einem Bet-Häuschen ſaß und gar nicht übel ſeine Violine ſpielte, eine Gabe in den Hut zu werfen. Er war blind, ihm zu Füßen lag, neben Ränzelchen und Krückſtock, ein Hund, der durch die Leine am Halsbande bemerkbar machte, daß er ſeines Herrn Führer ſey. Gewöhnlich blieb ich ſtehen und hörte eine Weile zu, und mit Vergnügen beobachtete ich, daß beinahe Niemand vorüberſchritt, der nicht mit dem Gruß: „Guten Tag“ oder „Guten Abend, Vater Durbe!“ eine kleine Münze in den Hut warf, bei dem auf ein, an einen Stock befeſtigtes Blatt geſchrieben war:

„Gotteslohn und Dank von Mariens Tochter!"

Dieſe mehrmals von mir geleſenen Worte beſchäftigten meine Gedanken, und als ich eines Abends wieder ſo glücklich war, nicht weit von jener Landſtraße mich in ein Förſterhaus, vor welchem ich richtig ein paar hübſche Mädchen zu begrüßen hatte, einzuſchmeicheln, fragte ich die zutraulich redſeligen Schweſtern Elsbeth und Wilhelmine über den alten Geiger und ſeinen Sinnſpruch.

„O, der Arme hat eine rührende Lebensgeſchichte", ſagte Elsbeth bewegt; „ich würde ſie aber ſchlechter erzählen, als ſie geſchrieben zu leſen iſt. Der Schullehrer im Dorfe Neinſtedt hat ſie aufgezeichnet und läßt von Schulkindern zu deren Uebung Abſchriften anfertigen, die er dann zum Vortheil des Blinden verkauft."

Am nächſten Morgen war ich bei dem Schullehrer und erhielt folgende Geſchichte:

„Friedel Durbe, der Dorfgeiger.

Er iſt Anno 1741 in dieſem Dorfe geboren als Sohn meines mit vielen Körperleiden geplagten Vorgängers, der ſechs Kinder hatte, die ſo bald als möglich zum Erwerbe mithelfen mußten, aber faſt ſämmtlich, wie Vater und Mutter, frühzeitig hinſtarben.

Friedel kam zu dem damaligen Dorfgeiger in die Lehre und war bald ſo weit, um hier und dort bei Feſten und in den Schenken aufzuſpielen. Bei ſolcher Gelegenheit gewann er die Tochter des Krugwirths im Dorfe Stecklenberg lieb. Marie ſchien jedoch einem Bauersſohn, Juſtin Hörter, mehr geneigt als ihm, obſchon ſie ſtets freundlich mit Friedel umging. Aber Juſtin war wohlhabend, und Friedel, deſſen Verwandte ihn nicht unterſtützen konnten, im Gegentheil ſtets von ihm begehrten, verlor alle Hoffnung; er wurde eiferſüchtig und trübſinnig, ſagte auch zuweilen in Unmuth ſchmerzlich zu dem Mädchen:

„Du trachteſt mehr nach Gelde als nach einem Herzen voll treuewiger Liebe, und um Dich zu gewinnen, müßt' ich einen Reichen berauben können!“

An einem Herbſt-Sonntage Anno 1761 ſpielte Friedel wieder auf im Kruge zu Stecklenberg. Zahlreiche Gäſte waren verſammelt, unter ihnen auch mehrere unbekannte. Juſtin hatte ſich ebenfalls eingefunden und wählte faſt immer Marien zu ſeiner Tänzerin, ſo daß er darüber Händel bekam, dieſe jedoch kühn und keck ausfocht. Wie das geſchehen war, die Tanzluſt abermals beginnen ſollte, ſah man ſich nach Friedel um; der war verſchwunden, und auch die fremden, wortkargen Gäſte hatten ſich entfernt. Der Heimiſchen aus Stecklenberg und mehr aus den nahgelegenen Dörfern blieben indeß viele beiſammen, bis es Mitternacht wurde und nur noch wenige Männer daſaßen, ihre Pfeifen auszurauchen. Das Wetter war ſtürmiſch geworden in der dunklen Nacht; Thüren und Fenſter, geſchüttelt vom heftigen Winde, knarrten und klapperten, und in der kleinen Geſellſchaft erzählte man ſich Spukgeſchichten, was endlich der Eine ſich verbitten wollte, indem er ſagte:

„Ich habe faſt eine Stunde Weges zu gehen, ſetzt mich nicht weiter in Grauen!“

„Ei, was von Grauen!“ entgegnete ein Anderer; „es iſt ergötzlich, den Wind ſo toben zu hören, wenn man behaglich in der Stube ſitzt bei Tabaksgeſchmauch. Welch eine herrliche Nacht für das Getrümmer der Stecklenburg dort oben, wo der Sturm zu ſeinen Tänzen gleich die Muſik heulen kann, ohne beſorgen zu dürfen, daß ihm Einer mit dem Fidelbogen davon läuft!"

Sein Nachbar erwiederte: „Ich glaube, daß man wohl den Muth eines Menſchen daran verſuchen könnte, wenn man ihn hinſchickte, um jetzt durch jene Gewölbe und buſchig überwachſenen Steinhaufen zu wandeln! Was mich betrifft, ich würde, hört' ich den dichten Epheu über meinem Kopf raſcheln, wie ein Schulbube zittern, und ich will nicht muthiger ſcheinen, als ich bin. Von der Furcht halb überzeugt, würd' ich glauben, in jedem Dunſt oder Baumſtrunk das Geſpenſt eines alten Ritters vor mir zu haben, denn das Sturmgebrüll draußen vermöchte ja Todte zu erwecken!" —

„Nun", ſagte Jener lachend, „da könnte Dich ein Mädchen beſchämen. Die Marie, als herzhaft und unerſchrocken bekannt, — wahrhaftig, ich möchte eine Abendzeche wetten, daß ſich Marie dahin wagt!" —

„Du kannſt wetten, warum nicht? — wirſt aber verlieren; ich bürge dafür, ſie meint an jeder Seite ein Geſpenſt zu erblicken, und wird dann ohnmächtig, wenn zufällig eine weiße Kuh erſcheint!" — ſo ſprach der Aengſtliche.

„Will Marie bei dieſer Gelegenheit einen Beweis von ihrem Muthe geben?“ rief nun der Wettluſtige; „ich halte mich und Dich bei'm Wort, wenn Du einſchlägſt!“ — Der Gegner ſchlug ein in die dargebotene Hand, und Jener fuhr fort, mit der Rede an Marika gewendet:

„Du verdienſt Dir die ſchönſte neue Haube, wenn Du von dem Hollunder, der im Getrümmer wächſt, einen Zweig mitbringſt.“

Die furchtloſe und gewiſſensreine Marie ſprang auf vor Freude und ſchritt ſogleich zum Werk. Das Dorf Stecklenberg ſchmiegt ſich ſo dicht an den etwas ſteilen Berg, daß man aus den Gärten ſchon zu den Trümmern aufſteigen kann; die Pfade waren dem kühnen Mädchen genau bekannt, und ſie ſtieg raſch empor. Der Wind zerſtreute die Wolken, aber er rauſchte, ziſchte und ächzte wildes Getön durcheinander im kalten Zuge, ſo daß die nur leicht gekleidete Marie bei dem Vorwärtstreiben immer mehr vor Froſt zitterte. Schwacher, umnebelter Mondſchein durchbrach die Schwärze der Nacht, deutlich erblickte ſie den umlaubten Eingang zu den Burgreſten, drängte ſich hinein, fühlte auch mitten unter dem Geſtein und Schutt nichts von Schauer

Milana. Es iſt eine Antique vom höchſten Werth! Sie gehört dem Baron Zielglanz! —

Fürſt. Weiß ſchon! Will mir ſeine Kunſtwerke nicht verkaufen, will einen Orden, iſt aber ein ſchlechter Menſch. Sie protegiren ihn doch nicht?

Milana. Ey bewahre! Ich glaube, Graf Minden will ihm leider wohl, — ich aber habe ſchon mit den nachdrücklichſten Worten beiden höchſt Ihre erhabenen Grundſätze angedeutet. —

Fürſt. Bin's von Ihnen überzeugt! —

Milana. Fühlten Ew. Durchlaucht nicht ſchon, daß ihnen Prüfwall gern diente?

Fürſt. Wäre willkommen, aber —

Milana (raſch). Darf ich es einleiten?

Fürſt. — ich würde compromittirt bey ſeinem Hofe. —

Milana. Ich darf glauben, daß ich bisher überall Ew. Durchlaucht zarteſte Ehre ſchonte. —

über ſolche Einſamkeit, nichts von Furcht; ihre Gedanken blieben bei der Ausſicht auf den nun bald erworbenen neuen Schmuck.

Nachdem ſie über einen Theil der von Moos bedeckten Trümmer ſich hinweggeholfen, kam ſie zu der Stelle, wo die Hollunderbüſche ſtanden. Sie näherte ſich, brach raſch einen Zweig ab, — da iſt's ihr, als verlaute der Schall einer Menſchenſtimme. Sie ſteht unbeweglich, hält den Athem an, horcht angeſtrengt, hört jedoch nur Tongewühl des Nordwindes, der das noch zuſammenhaltende Gemäuer erſchüttert und Stückwerk davon ſchmetternd niederwirft. Jetzt wird ſie von der Furcht ergriffen, ſie wendet ſich zur Rückkehr, zagt aber, erſchreckt durch ein Geräuſch wie von Schritten, erſt dumpf, dann deutlich und immer deutlicher. Vor Angſt kaum athmend, verbirgt ſie ſich geduckt hinter dem Stumpf einer Säule; — in dieſem Augenblick ſchaut der Mond hell aus einem Wolkenriß hervor und Marie gewahrt zwei Männer, die einen Leichnam tragen. Das Blut erſtarrte in ihren Adern, ſie ſank um. Eben verſtärkten ſich die Windſtöße, riſſen einem der Männer den Hut ab und wirbelten ihn zu den Füßen der fiebernden Marie, die im Schaudern ohne Worte Gott ihre Seele befahl, denn der Tod ſchien ihr gewiß.

„Verdammter Hut!“ hörte ſie murmeln. — „Thut nichts, komm' nur!“ flüſterte ſein Kamerad; „wir müſſen vor allen Dingen erſt die Leiche verſcharren!“

Ohne bemerkt zu werden, ſah Marie die Verbrecher nahe an dem Säulenſtumpf vorbeigehen, ſie ergriff krampfhaft den Hut. Das Geräuſch der Schritte wird wieder dumpfer, ſchwächer; Furcht nnd Gefahr ſteigern ihre Kräfte und jagen ſie ungeſtüm den Pfad hinab in fortwährend ſtärker getriebener Flucht. Sie ſtürzt in die Gaſtſtube, ſtierte erſchütternd Alles um ſich her an, brach in ſich zuſammen, erſchöpft und unfähig zu jedem Laut, bis ſie endlich bebend den Hollunderzweig fallen ließ. Dann verſuchte ſie zu erzählen, was ihr begegnet, da traf ihr Blick den Hut; ſie verſtummte, ſtand eine Sekunde ſtarr, und laut aufſchreiend „Herr Jeſus!“ lief ſie davon in ihre Kammer — ſie hatte in dem Hut den Namen „Durbe“ geleſen.

Gräßliche Kämpfe des Denkens und Fühlens verwirrten ſie in den nächſten Tagen und Nächten, ſie wußte mit ſich nicht einig zu werden: ob ſie reden oder ſchweigen ſolle, doch den Hut hatte ſie verſteckt. Sie erinnerte ſich der Worte des Friedel Durbe vom Gelde, und wie er meinte, nur mit Beraubung eines Reichen könne er Marien gewinnen. „Die Greuelthat beging er in heißem Begehren meiner!“ ſo klang es fort und fort in ihr, Abſcheu und Mitleid lagen im Streit: ſie beharrte im Schweigen.

Unterdeß ward es ruchbar, daß ein Pachter, der in Halberſtadt Mancherlei verkauft hatte, vermißt und in der Waldſtraße Blutſpur entdeckt worden, er alſo wahrſcheinlich ermordet ſey. Bald wurden Gerichts-Anordnungen verbreitet, daß man dem Thäter nachtrachten und von jedem Anzeichen Kunde geben ſolle.

Es war der folgende Sonntag, der Krugwirth hatte vor einer Stunde die Gerichts-Verordnung angeheftet, und Marie glitt jedesmal mit innerem Zucken ſcheu an ihr vorüber. Da trat, wie ſonſt gewöhnlich um dieſe Zeit, Friedel Durbe ein, ging nach ſeinem Gruße gleich auf Marien zu und ſagte:

„Vor acht Tagen ergriff ich einen falſchen Hut, mußte die ganze Woche nach andern Dörſern, kann alſo jetzt erſt fragen: ob ſich vielleicht Einer meldete, der den meinigen hat?“

Marie ſtand eine Weile gebannt wie eine Bildſäule, das Herz wollt' ihr zerſpringen vor dem Unrecht, einen ſo ſchweren Verdacht gegen den ihr bisher als redlich bekannten Friedel gehegt zu haben. Unaufhaltſam ſtürzten Thränen aus ihren Augen und ſie lag plötzlich weinend an ſeiner Bruſt. Er wurde glühendroth und zitterte in Ueberraſchung, deren Grund er ſich nicht zu erklären vermochte und am wenigſten daran dachte, ſie ſich freudig erklären zu dürfen.

„Was iſt Dir, was iſt geſchehen?“ fragte er dann ſchüchtern und leiſe; ſie ergriff heftig ſeine beiden Hände, konnte nur unter Schluchzen mit Innigkeit ſtammeln: „Lieber, lieber Friedel!“ — und jetzt rief er unwillkürlich aus: „Ach Gott, daß ſich Dein Herz zu mir gewendet hat, — nein, das iſt's wohl nicht, das iſt ja nicht zu glauben!“

„Es iſt!“ entgegnete Marie mit erheitertem Blick; „hier haſt Du mich, ich werde Dein Weib!“

Der Bund war geſchloſſen, und ob der nicht reiche Vater Krugwirth grämlich d'rein ſah, er mußte nachgeben. Jetzt konnte Marie ihr nächtliches Abenteuer mit den genaueſten Angaben frei heraus erzählen, der Hut in Friedels Hand half mit zum Entdecken und Ergreifen der Mörder, die, ihres Verbrechens überführt, zum Tode verurtheilt wurden.

Glückſelige Monate verſtrichen für Friedel, ſeine glückſeligſten; denn daß Juſtin ihn zuweilen mit ſchnödem Gerede erbittern wollte, kümmerte ihn nicht, da Marie den Störenfried ſichtlich vermied, die Sanftmuth Friedels jedem Zwiſt aus dem Wege ging.

Da kam, ehe Marie mit ihrer Ausſteuer fertig war, der Befehl, daß ſich Friedel als Soldat zu ſeinem Regiment zu ſtellen habe, denn er war kantonpflichtig. Das traf ihn hart, aber Unvermeidliches mußte ertragen werden. Marie gelobte ihm nochmals treue Liebe, er ihr, und nun zog er betrübten Sinnes zu ſeiner Fahne, war auch bald im Kriegsgetümmel, da erſt ein Jahr ſpäter der Friede zu Hubertsburg den ſiebenjährigen Kampf endete. Von Heldenthaten weiß er jedoch nichts zu erzählen, denn nach eilfertigen Märſchen wurde er mehrmals krank, litt durch Erhitzung und Erkältung an den Augen, ſo daß er lange, noch bis nach dem Frieden, im Hospital lag, während ſich in Stecklenberg die Kunde verbreitete: er ſey todt, was nicht unglaublich ſchien, da briefliche Nachrichten von ihm zuletzt ganz ausblieben.

Im Sommer 1763 kam er aber heim, — völlig erblindet. Ein Kamerad führte ihn, und er half ſich auch ſelbſt etwas durch das Leitſeil, an welchem er ſchon damals einen Hund bei ſich hatte. Marie erſchrak, als ſie ihn ſah, was Friedel nicht ſehen konnte; ſie weinte bitterlich, bezeigte ihm jedoch dabei die rührendſte Theilnahme. In ſeiner traurigen Lage wagte er nicht, ſie an ihre Gelöbniſſe zu erinnern, ſie erinnerte nun bald ſelbſt an die gegenſeitigen Verſprechungen. Friedel war erſtaunt und bewegt, ſagte aber freundlich:

„Ach, liebe Marie, ich werde Deine Güte dankbar im Herzen bewahren, annehmen darf ich ſie nimmer, denn die Sünde, Dein Leben an das eines ſo Unglücklichen zu knüpfen, mag ich nicht auf mich laden!“

„Wenn ich nun elend geworden wäre, würdeſt Du mich verlaſſen haben?“ fragte ſie heftig, und nach begonnener Antwort: „Nie und in Ewigkeit nicht, aber“ — fuhr ſie lebhaft fort: „Kein aber! Meinſt Du, daß ich anders handeln ſoll? Du haſt meine eidliche Zuſage, wirſt mein Gatte und mußt es werden!“

Verſuchte Gegenrede blieb ohne Wirkung, und als Friedel Marien ſo beharrlich fand, fühlte er ſich wieder zum frohen Menſchen. Er griff nach ſeiner Geige und trieb wie vordem ſein altes Geſchäft, was ihm gern Jeder begünſtigte und erleichterte.

Der Hochzeitstag war für den September 1763 feſtgeſetzt, doch nahte zuvor Mariens Geburtstag. Friedel hatte ſich dazu ſelbſt ein Liedchen erſonnen und wollte es zu ſeiner Geige ſingen, als der Erſte mit ſeinem Glückwunſch am Morgen die Geliebte begrüßen. Heimlich ſchlich er ſich in eine Laube dicht an der Hinterwand des Hauſes, und gebot ſeinem Hunde, ſich nicht zu rühren. Der Sonne Licht dämmerte erſt, da vernahm er den Schall von Schritten, und als ein Fenſterladen ſich öffnete, hörte Friedel Juſtin's Stimme rufen:

„Glück auf, ſchöne Marie, Glück auf zu dem heutigen Feſte, und ich hoffe, Ihr werdet nun auch über mein Glück erwünſcht entſcheiden!“

In Friedel zuckte es ſchmerzlich, er regte ſich jedoch nicht, und Marie zögerte mit einer Antwort, bis ſie mit ſchwankendem Tone ſagte:

„Danke, Juſtin; doch mein Wunſch wäre, Ihr entfernet Euch, wie Ihr überhaupt beſſer gethan hättet, gar nicht zu kommen, weil es bleibt, wie es iſt!“

Juſtin entgegnete andringlich: „Eure Weigerung muß ich gradezu unvernünftig nennen, Marie! Ihr ſeyd eher arm als reich, werdet nicht immer jung und hübſch ſeyn, ſolltet alſo geſcheidter an Eure Zukunft denken.“ —

„Juſtin“, antwortete ſie, „ein: für allemal: laßt uns nicht mehr davon reden; ich habe Friedel mein Verſprechen gegeben und bin entſchloſſen, es zu halten.“

„Wie, Ihr denkt ihn alſo wahr und wahrhaftig zu heirathen?“

„Warum nicht? Er braucht Hülfe, iſt allein in der Welt, denn ſeine Anverwandten können nichts für ihn thun, und ich werde ihn nicht verlaſſen.“

„Ich habe ja genug, um zu geben, was er bedarf, und wir können ihm das verſichern.“

„Das wohl; Niemand würde mich jedoch bei ihm erſetzen; ich wiederhole es, Juſtin, laßt uns nicht mehr davon reden.“

„Und deſſen ungeachtet liebt Ihr mich?“

„Ich glaube, es nie geſagt zu haben“, — dies entgegnete Marie mit unſicherer Stimme — „aber wenn es wäre, ſo würde ich mich beeifern, Euch zu vergeſſen; denn nichts in der Welt wird mich hindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich für heilig erachte.“

In dieſem Augenblick hörte man einen ſchrillenden Ton, und das Fenſter wurde gewaltſam zugeworfen.

„Eine Pflicht!“ — dies Wort erfüllte den armen Friedel mit bitterem Weh, ein Zittern durchflog ihn, auch ſeine Hand hatte krampfhaft gezuckt und eine Saite ſeiner Geige zerriſſen: das war der ſchrillende Ton, von ihm erſchreckt hatte Marie das Fenſter zugeworfen, und Juſtin entfernte ſich ſacht.

Tiefgebeugt ſaß Friedel in dem Dunkel der Laube, wiederholte ſich mehrmals die Worte: „Eine Pflicht!“ und wankte dann ſtill zurück.

„Sie liebt einen Andern“, ſprach er unterweges zu ſich ſelber: „ſie liebt einen Andern! Ihre Tugend will ſtärker ſeyn, als die Liebe; ſie entſagt dem Theuerſten; um ihren Schwur zu erfüllen, will ſie das Weib eines armen Blinden werden. Nein! — ich bewundere die Großmuth ihres Opfers, aber ich ſollt' es annehmen? — nein! ich wäre ein verächtliches Geſchöpf, könnt' es vor Gott und Menſchen nicht verantworten!"

Er verbarg ſeinen Schmerz, doch ſchon an demſelben Tage ſagte er dem Geburtsorte das wehmüthigſte Lebewohl, ging nicht wieder nach Stecklenberg, ſondern ließ ſich von ſeinem Führer leiten, wohin er mochte, nur fort in die weite Welt, nach dem Entſchluß des Herzens auf Nimmerwiederkehr.

Marie gerieth außer ſich, als Friedel wie verſchwunden war. Alle Nachforſchungen blieben vergeblich, und man ſchwatzte ihr ein: er habe gewiß in ſeiner Unbeholfenheit ein Unglück gehabt und auf noch unerklärliche Weiſe ſein Leben verloren. Sie ſchüttelte ungläubig den Kopf, ahnte auch wohl die ungefähre Wahrheit und wehrte ſich Juſtin ab bis zum März 1765. Als da ihr Vater geſtorben, die Hinterlaſſenſchaft ſehr gering war, Juſtin ſie außerdem in Standhaftigkeit beſtürmte, gab ſie endlich ihrer Liebe nach und verheirathete ſich mit ihm, lebte auch lange

Fürſt. Es freut mich, daß Sie von dem Präſiwall beſſer denken, als früher —

Milana. Ich hab' ihn beſſer gefunden, als ich glaubte, dies Geſtändniß macht mein Unrecht gut.

Fürſt. So lieb ich's! Ach! — Mir fällt die Vermählung ein!

Milana. Ja, — Ew. Durchlaucht müſſen Sich wohl der Politik des höchſtſeligen Vaters fügen, man könnte zwar —

Fürſt. Nein! Müſſen, leider müſſen! (abbrechend.) Hörten Sie noch nichts von der Dame, die mich auf dem letzten Balle ſo geiſtreich unterhielt?

Milana. Nein. Doch dabey fällt mir ein, daß Fräulein Strahlen, die ſich mit der Prinzeſſin Adelma erzürnte und die Sie mir empfohlen haben, ſeit geſtern meine Geſellſchafterin iſt.

Fürſt. Ich empfohlen? Wer empfahl ſie mir doch? Wär's zufrieden, daß Viele, die mir empfohlen ſind, ſich gleich wieder empfohlen hätten. Doch — iſt ſie hübſch? Verzeihen Sie, zufrieden und glücklich als ſeine Gattin und Mutter zweier Töchter.

Unterdeß durchwanderte Friedel ein Land nach dem andern; ſein Leid hatte ihn zum Sänger gemacht, der die eigenen Lieder zur Geige ſang, und reichlich genug erwarb, was er in Genügſamkeit bedurfte.

So verfloſſen ſeit ſeiner Flucht ſechszehn Jahre, da begegnete ihm in Oeſtreich ein Mann aus der Gegend ſeiner Heimath, und Friedel erfuhr, daß Juſtin in der letzten Zeit durch Mißerndten, unvorſichtige Bürgſchaft und eine Feuersbrunſt zu ſchwerem Unglück gekommen, in langwierige Krankheit gefallen und vor wenigen Monaten geſtorben ſey. Marie, immer wacker und gottergeben, ernähre nun durch ihrer Hände Arbeit die Familie, als deren einzige Stütze.

Von dieſer Mittheilung erſchüttert und entſetzt, wandte Friedel ohne Zögern ſeinen Wanderſtab dem Harz zu, und hier angelangt, wurde der in faſt Aller Gedächtniß bereits Verſchollene von Denen, die ihn erkannten, wie ein aus dem Grabe Auferſtandener betrachtet. Seinerſeits erhielt er überall die Beſtätigung deſſen, was ihm der Reiſende in Oeſtreich erzählt hatte, und ließ ſogleich durch den Pfarrer eines nachbarlichen Dorfes ſein Bischen Erſparniß Marien einhändigen. Dann durchſtreifte er die umliegenden Ortſchaften; ohne die Dörfer Reinſtedt und Stecklenberg zu berühren, ſang und ſpielte er in den Werkeltagen hier und dort an den Landſtraßen, an Sonn- und Feſttagen wo man ihn hinrief, und bald war wieder eine kleine Unterſtützung für Marien abzugeben.

Das Gerücht von dem wieder erſchienenen Friedel Durbe drang aber auch zu ihr, und jetzt zweifelte ſie keinen Augenblick länger daran, daß er ihr Wohlthäter ſey, daß er einſt aus Edelmuth, aus Sorge für ihre Zukunft ſie verlaſſen habe. Sie eilte ihn aufzuſuchen, erreichte ihn einige Meilen von hier, als er eben am Wege nach Suderode für die Vorübergehenden ſang und ſpielte. Ihn erblicken, auf ihn zuſtürzen und mit Ausruf ſeines Namens weinend ihm zu Füßen ſinken war das Werk eines Augenblicks. Dem erſchrockenen Friedel entfielen Geige und Bogen, er wäre umgeſunken, hätte er nicht ſeinen treuen Führer beſchwichtigen müſſen, der aufgeſprungen war, um ſeinen Herrn gegen einen Angriff zu vertheidigen. Dieſer Zwiſchenfall erhielt ihn gewaltſam bei Kraft, dann aber brach er zuſammen, fiel auf ſeinen Sitz, und von der Knieenden umarmt wiederholte er nur die Worte:

„Marie, Marie, ja, Du biſt es, ich fühl's!“

Flehentlich bat ſie ihn nun um die Seligkeit, künftig ſeine Pflegerin ſeyn zu dürfen, und er konnte nicht widerſtehen. Wie im Triumph führte ſie ihn in ihre ärmliche Wohnung ein, die nach und nach wieder behäbig wurde durch ihn und Mariens Wirthſchaftlichkeit. Er kannte keinen andern Lebenszweck mehr, als für die Ausſtattung von Mariens Töchter zu ſorgen, und ließ ſich von mir auf ein Blatt ſchreiben:

„Gotteslohn und Dank von Mariens Töchtern.“

Dies war ſein Spruch vor ſechs Jahren, jetzt erwähnt er nur eine Tochter, denn die ältere, Friederike, iſt durch Heirath ſchon glücklich verſorgt, und Friedel bemüht ſich, für die jüngere, Beate, ebenfalls das Seine zu thun. Neulich noch ſagte er zu mir: „Ich hoff' es zu vollbringen, auch Beaten in Gottes und eines guten Mannes Obhut zu wiſſen, dann ſeyd Ihr wohl ſo gütig, mir auf ein Blatt zu ſchreiben:

„Für mein Grab!“

In der Umgegend weit und breit wünſchen ihm aber die Bewohner noch langes Leben, denn Alle, die ſeine Schickſale kennen, haben ihn lieb und werfen gern von Zeit zu Zeit eine Gabe in ſeinen Hut.“

Dies iſt die Lebensgeſchichte des Dorfgeigers Friedel Durbe, wie ich ſie von dem Schullehrer in Reinſtedt ſchriftlich empfing, und im Förſterhauſe wurde mir jeder Umſtand bekräftigt und erläutert. Die in ihrer Natürlichkeit liebenswürdige Elsbeth, nicht von bewundernswerther, aber höchſt anmuthiger Schönheit, war eine regſame Beſchützerin Friedels und ſeiner ihn dankbar pflegenden Angehörigen. Noch oft ſah ich ihn ſitzen an dem Bet-Häuschen, ſah ihn dort bei üblem Wetter unter einem einfachen, von Stangen getragenen Zeltdach. Denn mir hatte es in dem Förſterhauſe behagt, ich kehrte in immer kürzeren Friſten dahin zurück, und wollt Ihr wiſſen, warum? — wollt Ihr wiſſen, warum ich eben heut, nach funfzig Jahren, jener Jugendtage gedenke, ſo erinnert Euch daran, daß Eure Großmutter Elsbeth hieß.

Sagen und Mährchen.

Sage von der Burg Falkenſtein.

Der tapfere aber auch ſtolze Ritter Graf von Falkenſtein, reich geworden durch das Graben nach Erz in den Felſen am Rhein, ſaß zechend bei ſeinem Pokal im hohen Ahnenſaal, wo die Gemälde ſeiner Vorfahren, in edlen Waffen geſchmückte Ritter und hohe ſtattliche Edelfrauen, auf ihn herabſahen; vor ihm aber lag ſeine Tochter, die fromme Irmengard, auf den Knieen, hinter ihr ſtand der junge Ritter Kuno, und Beide flehten um den Segen zu einem Bunde, den längſt ihre Herzen innig und feſt geſchloſſen.

In der erſten Ueberraſchung ſaß der Ritter ſtumm und hielt den Zorn, der ihm aus den Augen blitzte, zurück; endlich aber ſprang er wild auf vom Seſſel, und ohne den Flehenden etwas zu entgegnen, begann er zu den Bildern ſeiner Vorfahren:

„Ihr hohen Ahnen ringsum, hört, was Euch der würdige Sohn ſchwört: Ehe ich den edlen Sproß des Falkenſtein Dieſem, deſſen Väter Name nicht über ein Jahrhundert hinausragt, zuſage, ehe mag Euer edles Antlitz verbleichen, ehe magſt Du, Bild meiner hohen Mutter, zur Erde ſtürzen, Du Bild meines großen Vaters gewaltſam von einander geſprengt werden! Ehe mag dieſe Wölbung, die über das Geſchlecht der Falkenſteine leuchtete, zerberſten und ſich der Boden unter meinen Füßen öffnen!“

Er ſchritt noch einige Mal durch das Gemach, ohne die Erſchrockenen eines Blickes zu würdigen; dann ſtand er vor Ritter Kuno ſtill, der in Schmerz und Grimm zu einem Fenſter getreten war, erhob die Hand und zeigte hinaus auf das Land und die gegenüberſtehenden Felſen.

„Seht, junger Ritter“, ſprach er mit wüthigem Hohn, „ſeht hinab in das Land, aus dem kein Roß den Falkenſtein erklimmen kann, und ſeht hinüber nach jenem Felſen, der ſeine Spitze hieher ſtreckt; wenn Ihr in einer Nacht mir eine

Brücke erbaut, die von dem Fels dort nach dem Falkenſtein führt, ſo ſollt Ihr mir am Morgen, wenn Ihr zu Roß darüber reitet, ein willkommener Schwiegerſohn ſeyn.“

Er wandte ſich lachend ab, während der Ritter Kuno im ſtummen Leid das Schloß verließ, und Irmengard, die noch immer auf derſelben Stelle wie vorhin geknie’t, bleich zur Erde ſtürzte.

Es war Nacht geworden und Ritter Kuno hatte von den Höhen des Falkenſtein die Stelle erreicht, wo ſein treues Roß ſtand. Er ſetzte die Sporen heftig in die Weichen des willigen Thiers, und dieſes ſchoß mit ihm dahin ohne Ziel und Steg; aber es war dem Ritter nicht möglich, vom Falkenſtein zu ſcheiden, und ſo fand ihn die Mitternacht noch auf ſeinem ſchnaubenden Roſſe, im Kreiſe um Falkenſtein dahin ſtürmend.

Im wilden Laufe aber blieb ſein Pferd urplötzlich vor einer Grube ſtehen; da ſtieß er übereilt einen gewaltigen Fluch aus, wonach die Erde unter ihm zu beben anfing und ein Blitz vor ihm in die Grube hinein fuhr. Alsbald ſprangen aus der Grube drei krummbeinige Gnomen, wovon der Eine ſich auf den Kopf, der andere auf den Schweif des Roſſes und der dritte frech neben den Ritter ſetzte. Das edle Roß bäumte ſich vergebens — denn ſo klein die Gnomen, wogen ſie doch gar ſehr ſchwer — bis es endlich zur Erde ſank, den entſetzten Ritter ſammt den Gnomen von ſich abwarf, ſich wälzte vor Schmerz und endlich ſtarb.

Der Ritter ſuchte nun mit den Gnomen zu ringen, vorerſt ihrer habhaft zu werden: aber bald ſetzten ſie ihn über die Arme hinweg, bald ſchlüpften ſie durch ſeine Beine; ja, als endlich der Ritter ermattet, die Hand an die Hüfte gelegt, ſtehen blieb, ſprang der wagehalſigſte Gnome mit einem Satze ihm durch den Arm, blieb aber dann in aufrechter Stellung vor ihm ſtehen.

„Herr Ritter", begann der krummbeinige Gnome, „Ihr ſollt erkennen, daß wir ein wetterwendiſch Völkchen ſind; vergeßt die Unbill, die wir mit Euch getrieben und ſagt uns ernſtlich Euer Begehr; denn Ihr ſeyd traurig und wir können Euch vielleicht helfen."

Der Ritter ſchwieg hartnäckig, wie er denn überhaupt nicht viel vom Reden hielt, bis ihm endlich die Gnomen alleſammt ihren Beiſtand anboten, und ihn baten, über ſie zu befehlen. Da geſtand er ſein Leid und ſagte ihnen die Bedinich nehme die Frage zurück. Sie ſind ſelbſt Dame —

Milana. Da fürchten Sie, ich möchte ſie unwahr beantworten. Sie iſt ſehr hübſch, ſie iſt geiſtreich.

Fürſt. Soll ich ſie ſehen?

Milana. Ey, ey! Wie heftig!

Fürſt. Ja, was eine ſo geiſtreiche Dame rühmt —

Milana (einladend). Prüfen Sie nur mit dem Geiſte?

Fürſt. Raſch, raſch, raſch!

Milana. Sie haben Sehnſucht? Sie ſoll ſich Ihnen ſogleich präſentiren! Doch nehmen Sie Sich in Acht! Die Schönheit operirt raſch auf das ewige Centrum des Menſchen, das Herz!

(eilt ab.)

gung, die der Graf ihm geſetzt. Alsbald begannen die Gnomen zu ſpringen, zu kollern, zu jauchzen, und hielten ſich die Seiten und überwarfen ſich vor Luſt; ja der Waghalſigſte ſtellte ſich auf den Kopf, warf Arme und Beine wie Mühlenflügel nach allen Seiten hin, und verfiel in ein ſo wildes Gelächter, daß der nahe Rhein, vom Schall erſchüttert, hohe Wellen ſchlug, und der Ritter ſich die Ohren zuhalten mußte, um nicht taub zu werden.

Endlich hörte das Lachen auf und die Gnomen ſagten ehrerbietig: „Verzeiht, edler Ritter, unſer ungeziemlich Lachen; es kam nur, weil Ihr's für eine Unmöglichkeit haltet, eine ſolche Brücke in einer Nacht zu bauen. Gebt uns den Auftrag und die Brücke ſoll vor Tagesanbruch fix und fertig ſeyn.“

Der Ritter ließ ſich ohne weitere Worte darauf ein und nun ertönte helles Rufen nach allen Enden. Der Eine riß eine Butterblume aus, drehte ſich den Stengel zu einem Horn und begann Attacke zu blaſen, daß man's viele hundert Meilen weit hätte hören müſſen. Da ſtürmten herbei alle Gnomen, die es um den Rhein her gab und die gerade in dieſer Nacht eine Jahrhunderts-Verſammlung hatten; ehe drei Minuten vergangen waren, ſtanden viele Tauſende und aber Tauſende beiſammen und waren bereit zum Werk.

Und es begab ſich ein Toſen um den ganzen Falkenſtein; Felſen löſ'ten ſich plötzlich aus dem tiefſten Grund und wälzten ſich wie Staub zuſammen: dabei lachten und jubelten, ſprangen, ziſchten, trommelten und pfiffen die Gnomen, als ſollte der Falkenſtein zerſpringen. Die kleinſten Gnomen bekamen ellenlange Arme, umſchlangen die größten Felsblöcke, und ſchleuderten ſie zu einem Haufen, allwo die Brücke gebaut werden ſollte.

Um das Schloß Falkenſtein aber wogte ein wildes Treiben. Der Sturmwind pfiff durch Eſſen und Fenſter, heulte grauſig von einem Gemach in's andere. Die Steine flogen auf von den Zinnen und wurden vom Wirbel im Kreiſe umher geſchleudert, die Wetterfahnen knackten und brachen danieder.

Da ſaß nun der Ritter von Falkenſtein im Ahnenſaal auf ſeinem Seſſel in fieberiſcher Angſt, und vor ihm ſtand die Tochter, deren Hand er ergriffen hatte; ſie ſahen hinaus mit Entſetzen durch das Fenſter, wo ſich die Ausſicht auf den gegenüberſtehenden Felſen zeigte und die Brücke ſich bildete aus gewaltigen Steinmaſſen, die mit donnerndem Getöſe an einander geſchlagen wurden.

Die Nacht hatten ſie in Beklommenheit und Beben verbracht; als nun der Morgen graute, ſank der Ritter auf ſeinen Seſſel zurück: denn er und die vor ihm ſtehende Irmengard ſahen mit Schauder die Brücke vollendet, vernahmen Hufſchlag von ferne, und der Ritter Kuno kam herangeſprengt auf muthigem Roß, ſtand auch bald vor dem ſtolzen Ritter.

„Hier bin ich, um meine Braut mir heim zu holen; ſchau' hinaus, die Brücke iſt vollendet!" rief Kuno und ſtützte ſich auf ſein mannlich Schwert.

Der Ritter von Falkenſtein aber erhob ſich in neuer Wuth und rief: „Gieb Dir erſt ein Geſchlecht, das würdig wäre für meines Hauſes Alter: die hohen Ahnen über mir müßten erröthen, hielt ich mein Wort!"

Kaum hatte er dies geſprochen, da wurden die Ahnenbilder todtenbleich und ein Windſtoß zog durch das ganze Haus. Der alte Ritter aber riß ſein blankes Schwert aus der Scheide und trat hin zu dem Bilde der Mutter:

„So ſtolz, Mutter, wie Du aus Deinem

Bildniß ſchau'ſt, ſo ſtolz bleibt auch Dein Geſchlecht!"

Kaum hatte er die Worte geſprochen, als das Bildniß zur Erde fiel, Steine und Schutt ihm nachſtürzten und es deckten. Da plötzlich wandte ſich der Ritter zu des Vaters Bild; aber ein Schlag zuckte durch das Gebäude, ein Riß fuhr an dem Bilde nieder.

„Nun denn!" rief der Ritter aus, „den Stolz des Falkenſteiners beugen die eigenen Ahnen nicht!"

Da dröhnte ein donnernd Kollern und Getoſe, das ganze Gebäude vom Fundament bis zum Knauf erbebte in allen Grundfeſten. Die Wölbung that ſich auf, die Pfeiler knackten und brachen, der Sturmwind trieb Staub und Schutt und Steine im Kreiſe durch den Saal; der Boden wankte, öffnete ſich, das Schloß verſank mit allen Mannen, die es zählte, in den Abgrund, und dazwiſchen gellten die Gnomen zu tückiſchem Gelächter:

„Du ſtahl'ſt das Erz aus unſrem Schacht,
Biſt treulos Deinem Ritterworte;
Wir öffnen d'rum für Deine Macht
Und Dein Geſchlecht die Todespforte!"

Irmengard aber hatte, ihren Geliebten erfaſſend, Gott angerufen gläubigen Herzens, und aus der Verwüſtung erhoben ſich die Liebenden Hand in Hand. Verſtummt waren plötzlich die Gnomen, und mit Grauen und Schmerz, aber auch um Troſt zum ewigen Vater flehend, verließen Jene den Ort des Schreckens. Kuno führte ſeine Irmengard heim auf ſeine Burg, wo nicht Ueberfluß und Stolz, ſondern Genügſamkeit und Milde walteten, die auch zu einem friedlichen Glücke führten.

Er kann ſich nicht graueln.

Altdeutſches Mährchen.

Erdmuth Druf, ein ſchöner handfeſter Burſch, der ſich ſogar auszeichnete in jener Vergangenheit, die faſt nur rieſenkräftige Männer aufzuweiſen hatte, hörte einmal etwas von Graueln, Grauſeln oder Gruſeln, von der Gänſehaut, die über den Menſchen läuft. Er konnte aber nie dazu kommen, und weil er — an Verſtand noch unreif, nur geſchickt in Handarbeit — doch in Allem eigene Erfahrung machen wollte, lief er im Frühling aus ſeiner Heimath weg, um das Gruſeln aufzuſuchen.

Zunächſt trabte er nach dem nächſten Burgflecken, wo ſein Oheim Glöckner war, und als er zu dieſem eintrat, antwortete er auf die Frage, was er wolle: „Ich möchte hier das Gruſeln lernen!“

Ei, dachte der Glöckner, das kann Dir vorwitzigem Dummbart alsbald geſchehen, ehe Du meinem Hausſtande zur Laſt wirſt! Er weckte um Mitternacht den Druf und ſagte:

„Beſteig' den Thurm und läute das Oſterfeſt ein.“

Wie geboten, ſo vollführt! Als nun Druf oben das Glockenſeil ſchon in der Hand hielt, ſah er am Schall-Loche eine baumhohe Geſtalt, ganz angethan wie ein Grabbewohner. Jener rief: „Wer biſt Du, was willſt Du, ſteh' Rede!“ und da, obwohl er noch, und abermals fragte, keine Antwort erfolgte, griff er riſch zu, warf das ihn hindernde Ding in eine Ecke, daß es krachte, und dann läutete er. Mittendurch vernahm er ein gräßliches Stöhnen, kehrte ſich jedoch nicht daran. Als aber die Glocke nicht mehr klang, da erkannte er aus der Ecke die Jammertöne des Oheims, der ihn hatte das Gruſeln lehren wollen, nun aber halb zerſchlagen dalag.

„Warum haſt Du denn das Maul nicht aufgethan?“ murrte Druf; der Oheim aber richtete ſich mühſam empor und ſchrie ihm zu: er ſolle augenblicklich von dannen ziehen. Das that Druf, ſagte unterweges den Tag hindurch oft genug immer ärgerlicher: „Wozu hat er denn das Maul, als daß er's zu rechter Zeit aufthut!“ — und dazwiſchen dann: „O wenn mir doch gruſelte!“

„Sapperment!“ meinte ein Mann, der aus dem nächſten Städtchen kam, „eben an dieſem Orte kannſt Du's haben. Dort iſt der Galgen, wo ihrer Drei hängen; harre hier bis zur Mitternacht, da wird Dir im Gruſeln kalt, heiß und klapprig werden!“ Deß war Druf ſehr froh und entgegnete: „Lern' ich hier das Gruſeln, kannſt Du Dir morgen früh all mein Geld holen, und ich kehre heim.“

Er lagerte ſich nun unter dem Galgen, hatte ſich aber ein Feuer bereitet, indem er lachend ausrief: „Kalt ſoll mir gewiß nicht werden!“ Die Todten baumelten indeß im Winde hin und her, und Druf ſchrie ihnen zu: „Hoho! Euch wird frieren, kommt herab zum Feuer!“ Er knüpfte ſie los und ſchleppte ſie dicht an den brennenden Holzſtoß bei der Anrede: „Wärmt Euch, aber nehmt Euch in Acht, mit Feuer iſt nicht zu ſpaßen!“ Bald ſah er jedoch ihre Kleiderfetzen von der Flamme ergriffen, und brummte nun vor ſich hin: „Die Kerls ſind gar zu unvernünftig, ich merke ſchon, zu ihrem eigenen Beſten hat man ſie dorthin gehängt!“ Flink knüpfte er ſie wieder an und ſchlief dann in guter Ferne vom Feuer ruhig ein.

Als nun am Morgen der Mann kam und in Hoffnung der Beute nach dem Begebniß und Erfolg fragte, erzählte Druſ, was ſich in der Nacht ereignete. Jener zog eilend ab, mit Kopfſchütteln murmelnd: „Das thut ihm nur der Teufel gleich!“ und Druſ pilgerte weiter, traurig ausrufend: „O daß mir gruſelte!“

Am Abend erreichte er eine große Königſtadt und trat in das nächſte Wirthshaus. Als er nun ſinnend daſaß, fragte ihn der Wirth um ſeinen Kummer, den der Wanderer nicht verhehlte.

„Iſt's nur Das“, lautete der Zuſpruch, „ſo ſeyd Ihr nicht fehl gegangen! Seht dort das altersgraue Schloß, es kribbelt und wibbelt drin von grimmig plagenden Geſpenſtern. Hält einer drei Nächte das Unheil aus, müſſen ſie von dannen, und wer das vollbringt, dem will der König ſeine Prinzeſſin geben. Wollt Ihr's auf Eure Gefahr wagen, das Gruſeln iſt Euch da gewiß!“

Nächſten Morgens eilte Druſ vergnügt zum

König und ſpricht: „Befehlt, Herr, daß man in das Schloß Holz zu Feuer, außerdem zu meinem Zeitvertreib eine Dreh- und Schnitzbank bringe, und erlaubt mir, mit dem Geſpenſterpack anzubinden.“ Der König gewährte, was Jener wollte, ſagte aber zum Hofgeſind: „Thut mir leid um den ſchönen Burſchen!“

Der jedoch begab ſich Abends freudvoll in einen Saal des verwünſchten Schloſſes, ſorgte für Feuer, und ſtand eben an der Drehbank, da rief es aus dem Dunkel: „Au, au, aus der Hölle in's Eis, verfluchtes Satansgeſchmeiß!“ — „Ihr Narren, ſo wärmt Euch!“ ſchrie Druf, und zwei glührothe Katzen mit feurigen Augen ſprangen herbei und miauten: „Haſt Du des Muths ſo viel, wag' mit uns ein Kartenſpiel!“ — „Zu Dienſt“, erwiederte Druf, „nur zeigt mir erſt die Pfoten. Halt, die langen Krallen behagen mir nicht!“ Flugs hob er die Katzen auf die Drehbank, ſchnitt ihnen die Krallen weg und entſchied dann: „Bei ſolchen Tatzen iſt mir die Luſt zum Spiel mit Euch Spitzbubengeſindel vergangen!“ Nun einmal bei guter Arbeit, drehte er ihnen auch die Köpfe rundum und warf ſie zum Fenſter hinaus in den Schloßgraben.

Achte Scene.

Fürſt. Fräulein von Strahlen.
Milana.

Fürſt (allein). Schönheit allein iſt mir ein Ueberfall, der bald abgeſchlagen iſt. — Kluge Frau! Kann's begreifen, daß mein Vater in ſie verliebt war. (beſieht das Gefäß.) Ein ſchönes Gefäß! — Gold könnt' ich ihm geben, wenn ich aber ein Ehrenzeichen geben ſoll, muß Ehre haben, damit mein Ehrenzeichen Ehre behalte. (Fräulein Strahlen tritt ein, ſich verbeugend.) Ah, mein Fräulein! (halblaut.) Schöne Geſtalt! (auf ſie zugehend). Grüße Sie, Fräulein! Ich ſoll Sie empfohlen haben, iſt das wahr?

Fräulein. Man hat Ew. Durchlaucht geſagt, daß ich, mit der Prinzeſſin Adelma erzürnt, am dortigen Hofe nicht bleiben konnte; Ew. Durchlaucht Fürwort brachte mich hieher und ich erlaube mir, Ihnen meinen unterthänigſten Dank zu weihen.

Fürſt (der bis dahin Zeichen der Verwunderung gab). Dieſe Sprache, dieſe Geſtalt. — Frau

Jetzt aber ſprangen aus allen Ecken Hunderte von Katzen, eben ſo glühroth mit feurigen Augen, mit Krallen gleich Spießen, und es erhob ſich ein unwirrſches Zetergeſchrei. Druf aber fuhr mit dem Schnitzmeſſer auf ſie los und brauchte es ſo fleißig, daß der Schloßgraben unzählige der Katzen empfing, nachdem die andern Reißaus genommen hatten. „O daß mir gruſelte!“ klagte er wieder und legte ſich in ein Bett, das er vorher nicht geſehen hatte, was ihn nicht kümmerte.

Kaum darin ausgeſtreckt, fing das Bett an zu rollen, durch den Saal hin, was dem Druf ſehr behagte. Das Rollen beſchränkte ſich indeß nicht auf den Saal, es ging Trepp' auf nach dem Dach, Trepp' ab, bis in die Kellergewölbe, und von da wieder hinauf, als wären ſechs Roſſe vor das Bett geſpannt. In den Saal zurückgekommen, entſprang Druf behend mitten in der tollen Bewegung dem Bette, und ausrufend: „Nun fahre der Teufel, wen er will, ich will ſchlafen!“ legte er ſich nahe der wärmenden Kamingluth auf den Boden, ſchlief hier ſtraff und feſt bis in den hellen Tag hinein.

Der König fand ihn noch ſo, und vermeinend, er ſey umgebracht, klagte er: „Schade um den ſchönen Burſchen!“ Der jedoch ſprang jetzt in die Höhe, machte gebührende Reverenz zu den Worten: „Bin ohne Schaden, hab' aber leider das Gruſeln nicht gelernt, vielleicht findet ſich's in der folgenden Nacht!“ — erzählte nun auch auf Verlangen fröhlich ſein Abenteuer.

Wieder war Druf am nächſten Abend im Schloß; da erhebt ſich um Mitternacht ein Poltern, lauter, immer lauter, und bei dem betäubendſten Sturmgebrüll ſtürzt ein halber Menſch aus dem Schornſtein herunter.

„Ei, was ſoll ein halber, ganz will ich ihn haben!“ befahl der Kecke; mit noch gräßlicherem Lärmen kollerte der Reſt herab und die Theile ſetzten ſich zuſammen zu dem fratzenhafteſten Kerl, über den Druf ſich ausſchütten wollte vor Lachen. „An's Feuer da und wärm' Dich!“ — das konnte er kaum herausbringen, zwiſchen jeder Sylbe erſchallte das Gelächter.

Der verwitterte Kerl wählte ſich frech den beſten Platz, da gebot Druf: „Nichts da! das iſt mein Theil, und von meiner Bequemlichkeit laſſ' ich mir nichts abdingen!“ Das Scheuſal gehorchte nicht, und war im Nu zur Seite geworfen, ſo derb, daß der Boden bebte.

Alsbald ſtürzten in empörendem Brauſen noch ſieben Fratzen aus dem Schornſtein, die trugen zwei Todtenköpfe und neun Todtenbeine, ſetzten dieſe zurecht und kegelten, die Zahlen auf den Tiſch ſchreibend.

„Will mitſpielen!“ ſchrie Druf, und der Antwort: „Wenn Du Geld haſt, ja!“ entgegnete er: „Vollauf! doch Eure Kugeln müſſen erſt runder ſeyn!“ Raſch war dies auf der Drehbank gebeſſert, und nun ergötzte ſich Druf an dem Kegelſpiel über die Maßen; doch wie es im Schloßthurm Eins ſchlug, waren Männer und Kegel wie weggeblaſen.

„Hohlköpfe!“ ſchmälte Druf, „und Lumpenpack obenein; ich hatte gewonnen, und ohne zu zahlen laufen die Schufte davon!“

Er grämelte aber nicht, ſondern ſchlief in ſichrer Ruhe wie geſtern: wie geſtern begab ſich's auch mit dem König und dem Verdruß Druf's, daß er gar keinen Begriff vom Gruſeln bekommen könne: indeß hoffte er's von der dritten Nacht.

Da ſchritten um die zwölfte Stunde ſechs Männer herbei, die trugen einen Sarg und ſetzten ihn mit finſteren Geberden vor Druf hin.

Der Deckel ſprang auf und er ſah einen Mann liegen, der fühlte ſich eiskalt an.

„Schlechter Zuſtand, will Dich erwärmen!“ ſagte Druf, nahm ihn vor dem Feuer in ſeinen Schooß, und rieb und rieb, bis ſich die Glieder regten. Plötzlich erhob ſich der Erweckte, wuchs in Schlangengewinden über Druf hinauf und donnerte, ſich verlängernde Arme ihm entgegenſtreckend: „Jetzt würg' ich Dich!“ — „Hoho, iſt das der Dank?“ und ohne mehr zu fragen, faßte Druf zu. Doch hier galt es lange ein tüchtig Ringen, ehe er des gelenken Unholds Meiſter wurde und ihn in den Sarg warf, deſſen Deckel funkenſprühend mit praſſelndem Krachen zuſprang und den die Sechs wieder forttrugen.

Eben ruhte Druf, mit ſich zufrieden, ein wenig aus, da huſchte eine Geſtalt herbei, doppelt ſo groß wie jene: ein Alter, mit einem Bart, der bis an die Kniee reichte.

„Haſt Du Alles bewältigt, an mir ſcheitert Deine Kraft, und Du biſt mir verfallen zum ſchrecklichſten Tode, denn mich wirſt Du nicht überwinden!“ ſchrie er ſchmetternd.

„Sachte, ſachte!“ antwortete Druf; „nicht vor der Zeit geprahlt, denn möglicherweiſe bin ich doch ſtärker als Du!“

Kaum hat er ausgeſprochen, ſo iſt der Saal eine rußige Schmiede; der Alte ergreift eine Axt, und mit einem einzigen Schlage auf den einen Ambos trieb er dieſen ſo tief in die Erde, daß er nicht mehr ſichtlich war.

„Nicht übel!“ ſagte Druf; „ſchau' jetzt aber einmal recht genau zu bei Dem, was ich Dir zeigen werde!“

Der Alte bückte ſich und ſchaute ſcharf hin, ſo daß ſein Bart ſich auf dem Ambos bauſchte. Druf nahm die Axt, zerſpaltete den Ambos und ſchlug zugleich den Bart des Alten mit in den Spalt, wonach er jauchzend ſpottete:

„Wer hat denn nun den Andern in ſeiner Macht? Du Großmaul ſcheinſt mir aber Der zu ſeyn, der ſchuld iſt an all' dem Hokuspokus in dem ſchönen Schloß, und ſchenk' ich Dir das Leben, mußt Du doch jedenfalls beichten, weshalb hier ſolche Narrheiten im Gange ſind!“

Der feſtgebannte Alte wollte jedoch nichts geſtehen, trotz Zureden und Drohen.

„Bei Deiner Hartnäckigkeit muß ich freilich ein Hausmittelchen gebrauchen, ſo ungern ich's thue!“ erklärte Druf, ergriff eine Eiſenſtange und hieb ſo lange auf den Störrigen, bis dieſer drei Mal wild mit den Füßen ſtampfte und die Schmiede ſich in Gewölbe verwandelte, wo ungeheure Schätze in tauſend vollen Kiſten lagen, nun vom Zauber befreit und ihm abgewonnen, indem der Alte ſich wie im Nebel verlor.

„Diesmal muß ich wohl hier ſchlafen, damit Niemand dem König etwas ſtiehlt!“ ſagte ſich Druf bedächtig, und da nun alle Räume im Schloß zugänglich waren, fand ihn der König zu ſeiner überſchwenglichen Freude Morgens an dieſer Stelle.

„Du haſt vollbracht, was noch Keiner vermochte, demnach ſollſt Du den verheiſſenen Lohn empfangen, meine Prinzeſſin und die Mitherrſchaft!“ rief der König kernvergnügt; Druf aber ſagte verdrießlich: „Das Gruſeln hab' ich ja doch nicht gelernt!“ —

Am nächſten Tage wurde Druf feierlichſt der Prinzeſſin vorgeſtellt. Bei ihrem Anblick ſtand er plötzlich wie erſtarrt mit weit aufgeriſſenen Augen und offenem Munde, keines Lautes mächtig; denn ſtatt einer Schönen ſah er ein grenzenlos häßliches, mit allen Verzerrungen begabtes klapperdürres altes Weib. Es wurde ihm eiſeskalt und gluthheiß im ſteten Wechſel, und entſetzt rief er aus: „Herr des Himmels, mir gruſelt und grauelt; Herr des Himmels und der Erde, ſteh' mir bei!"

Es war dies jedoch der letzte Zauber des heimtückiſchen Alten; auf jenen frommen Anruf fiel eine ſchaudervolle Verlarvung von der Prinzeſſin ab, und bildſchön wie Morgenröthe leuchtete ihn die lieblichſte Jungfrau an.

„Nun weiß ich doch, was Gruſeln iſt, mein Entzücken iſt mir aber millionenmal lieber!" jubelte Druf und ſank der Reizenden zu Füßen. Nach wenigen Tagen wurde wegen der Hochzeit Feſt auf Feſt gefeiert und es folgte ein glänzendes und langes Leben. Ob aber dem Druf in der Ehe auch noch zuweilen gegruſelt hat, das meldet uns die Geſchichte der Vergangenheit nicht, und wir wollen in chriſtlicher Milde annehmen, daß es mit dem einen Mal abgethan war.

Sage von den drei Königen.

Zur Zeit des Philipp von Valois, Königs von Frankreich, verheerte die ſchwarze Peſt alle Länder und der Tod riß ganze Geſchlechter mit ſich fort; ſo ſehr wüthete die Zerſtörung, der Schrecken ſcheuchte die Menſchen ſo auseinander und in die Fremde, daß manches dem Grabe entronnene Kind Niemand zu nennen wußte, dem es angehöre.

So fand ſich auch einſt auf einer der Straßen von Paris ein Mädchen, das, aus einem veroedeten Hauſe hervorgeſchlichen an die wärmende Sonne, die Vorübergehenden im Namen der heiligen Jungfrau bat, ihren Hunger zu ſtillen. Augenſcheinlich war die Kleine eben erſt in der

Geneſung von ſchwerer Krankheit, deshalb fürchtete Jeder, daß durch Näherung oder Berührung die furchtbare Seuche über ihn kommen könne, und abgewandten Geſichts ſchritten Viele vorüber. Endlich erbarmte ſich Peter Bloteau, ein Bürger des Stadtviertels Saint Gervais, der Flehenden, und nahm ſie liebreich in ſein Haus.

Das Mädchen wurde gepflegt, doch währte es gar lange, ehe es nur eine Frage nach den Ihrigen beantworten konnte, und endlich wußte ſie auch nichts weiter, als daß ſie Catharina de Braie heiße; ein Halsband von Diamanten, welches ſie trug, ſchien eine hohe Abſtammung zu verrathen. Bloteau gab ſich alle Mühe, ihre Herkunft zu entdecken und ihre Verwandten aufzufinden; aber vergebens blieb alle Nachforſchung und er und die Seinigen wurden es gewohnt, Catharina als Hausgenoſſin zu betrachten, und ſie, die zu einer der ſchönſten Jungfrauen erwuchs, lebte mit ihren Pflegeeltern in verborgener Stille.

Es geſchah aber, daß beide Söhne Bloteaus, Julius und Melchior, ſich in ſie verliebten. Jener, ein aufbrauſender Burſche, ſuchte durch Muſikanten und Gaukler, deren Fertigkeiten und

Künſte er vor ihrem Fenſter üben ließ, ihre Gunſt zu gewinnen, und ſein Ungeſtüm bedrängte ihr Herz. Melchior pflanzte Blumen und ſtellte ſie in ihr Gemach, und nicht ſein Mund, nur ſeine Blicke verriethen dann die innere Leidenſchaft; Catharina aber blieb unbefangen bei dieſen Huldigungen.

Einſt brachte Julius eine bohemiſche Alte, eine Zigeunerin, in's Haus, und hatte die Prophetengabe derſelben nach ſeinem Sinne erkauft, wenn etwa Catharina ſie anrufen ſollte. Sie that es, und ließ das Weib in ihr Gemach treten, um es über ihr Schickſal zu befragen. Die Wahrſagerin, wohl wiſſend, was ſie ſprechen ſollte, ergriff die Hand der Jungfrau und fuhr erbebend zurück, ganz vergeſſend, was Julius ihr befohlen hatte zu ſagen. Catharina drang in die Beſtürzte, die, je mehr ſie ſchaute, in immer größere Verzückung gerieth, und endlich, wie unwillkürlich, verkündete:

Es ſtreiten einſt drei Kön'ge ſich
Um Dich!
Es tödten einſt zwei Kön'ge ſich
Um Dich!
Doch fand dann ſchon die Krone ſich
Für Dich!"

kein — Sie waren auf dem letzten Balle! Sie ſchweigen? Verzeihen Sie! In Verlegenheit will ich Sie nicht ſetzen, — ſprechen Sie von meiner Braut! — Sie ſind mit ihr erzürnt, Sie werden mir die Wahrheit ſagen: — Nicht wahr, ſie will mich nicht und iſt ſehr langweilig? —

Fräulein. Die Gräfin Milana hat ſchon gewünſcht, daß ich Ihnen jede ſchlimme Wahrheit über die Prinzeſſin ſchnell berichten möchte.

Fürſt (der ſie unverwandt anblickt). Alſo langweilig! — Nun aus ſo ſchönem Munde —

Fräulein. An unſerm Hofe iſt nichts langweilig als die Galanterie. —

Fürſt (halblaut). Das war ein Epigramm! (laut.) Wie macht man das?

Fräulein. Der Herzog behält überall den höchſten Ueberblick, er läßt alle ausgezeichneten Werke und Erfindungen zur allgemeinen Anſicht fortwährend aufſtellen, bereiſt abwechſelnd ſeinen Staat und gibt überall Jedem, ohne Unterſchied, Audienz, damit die Gerechtig-

Catharina aber hörte den Spruch mit an und begriff ſeinen Inhalt nicht, auch als ihn das bohemiſche Weib wiederholte; da ſie aber der Wahrſagerin eine Münze zum Lohn geben wollte, ſprach dieſe:

„Nein, damit bin ich nicht zufrieden; Du mußt mir die Hälfte Deines Halsbandes geben, wenn es Dir nichts mehr gilt, und Du dereinſt Deine Krone haſt.“

Die Alte, wohlerfahren in den Schriftzeichen, ſetzte ſelbſt eine Urkunde auf, worin ihr dies vom Halsband verheißen wurde, und Catharina unterzeichnete ſie, ſinnend über den Spruch, und um der Krone willen das Halsband ſchon vergeſſend. Als das bohemiſche Weib von dannen ging, war es Jener gleich einem Traum, was geſchehen, und nur die geheimnißvollen Worte lebten in ihrem Gedächtniß.

Peinlicher noch als bisher waren der Jungfrau nun die Bewerbungen der beiden Jünglinge, und Julius verfiel darüber in Wuth, Melchior in ſtilles Härmen, ſo daß von Bloteaus Hauſe der Frieden wich. Julius ſchwur, dem hochfahrenden

Sinn Catharinens genug zu thun und glaubte bald, ſein Ziel gewonnen zu haben.

Es war nämlich Philipp von Valois zu ſeinen Vätern verſammelt worden und ſeine Leiche ſollte feierlichſt zur Gruft beſtattet werden. Da erhob ſich unter den Bogenſchützen des Königs und den Salzträgern, zu denen Julius gehörte, ein Streit. Dieſe behaupteten, ſeit undenklicher Zeit gehöre ihnen das Vorrecht, den Sarg des verſtorbenen Fürſten zu tragen; die Bogenſchützen dagegen vermeinten, wer den König im Leben bewacht, dem gebühre es auch, ihn zunächſt bis an die Gruft zu geleiten; deshalb würden ſie von dem Sarge des Königs nicht weichen, bis ihr Führer ſeinen Degen auf die Thür des Grabgewölbes gelegt und der Wappenherold ihnen zugerufen habe: „Er iſt in Gottes Bewachung, ihr ſeyd entlaſſen!“ Die Marſchälle der Todtenfeier waren gleicher Meinung; da aber erhob ſich Julius und, mit ſeinem ſchweren Stabe Ruhe gebietend, redete er ſo kräftig und eindringlich für die Gerechtſame der Seinen, daß ſelbſt die anweſenden Prinzen ihm beipflichteten. Die Bogenſchützen mußten zurücktreten, ſo heut als für immer, und dies machte ſolchen Eindruck auf des los geworden, nur er hatte die ſeinigen noch immer im Käſigt. Es wollte ihn nun aber der Grundherr der Brücke, da die Zeit zum Verhandeln um war, nicht mehr an ſeiner Stelle dulden; der Jüngling, der jetzt aus ſeinen Träumen erwachte, mochte nicht weichen, und es entſtand darüber ein Auflauf im Volke, als eben der König mit ſeinem Geleit über die Brücke daher zog. Johann ſandte einen Boten, zu forſchen, was ſich dort begebe, und als er die Geſchichte erfuhr, und auch, daß alle Vögel Melchiors fort und fort riefen: Catharina! ward er neugierig und befahl, der Vogelſteller ſolle heran treten. Melchior, beſchämt und demüthig, gab auf alle Fragen Beſcheid, und mußte zuletzt auch bekennen, weshalb ſeine Vögel nichts weiter gelernt, als den einen Namen, wobei der Jüngling, überwältigt von ſeinem Herzen, in ein Lob ſeiner Geliebten ausbrach, daß Alle ihm mit Erſtaunen zuhörten.

Und der König Johann ſprach: „Ich will Dir dieſen Tag zu einem glücklichen machen, wie ich hoffe, daß er es mir ſeyn ſoll. Ich ſelbſt kaufe alle Deine Vögel, ernenne Dich, Melchior Bloteau, hiemit zum König Deiner Gilde, und werde ſelbſt bei Catharinen Dir Freiwerber ſeyn.“

Melchior, vor Entzücken kaum ſeiner Sinne mächtig, ward nun von den Vogelſtellern zu ihrem Könige ausgerufen und feierlich nach ſeines Vaters Hauſe begleitet, wo die Erzählung deſſen, was er erlebt, große Verwunderung erregte.

Catharina aber blieb kalt wie ſonſt gegen die beiden Brüder und zog ſich immer mehr in ſich ſelbſt zurück; denn ſie fühlte, daß die Prophezeiung des bohemiſchen Weibes wahr werde, und fand ſich tief verletzt von der niedern Erfüllung ſo hoher Verheißung, deren Löſung aber noch nicht ganz gekommen war.

Da trat nach zween Tagen ein junger Mann in das Haus ihres Pflegevaters und begehrte Catharinen zu ſprechen. Und wie ſie vor ihn hintrat, züchtig und erröthend und eben um ſo ſchöner in ihrer ſeltenen Schönheit, da ſtand der junge Mann betroffen vor ihr, und wagte nicht, ſeine Rede anzubringen. Catharina aber, als ſie ihm in's Auge ſchaute, erbebte, ward bleich wie eine Lilie und wollte umſinken. Da fing der junge Mann ſie in ſeinen Armen auf und ſchwur: er wolle ihr kein Leid zufügen laſſen bei ſeiner königlichen Ehre; denn er war kein Anderer als

König Johann ſelbſt, der als Freiwerber kam und mit der Liebe im Herzen wieder ging.

Noch zwei Mal ſah Johann Catharinen in der Meſſe, und nicht lange währte es, da ließ der König den Peter Bloteau zu ſich beſcheiden, um ihm zu ſagen, daß er Catharinen zu ſeiner Geliebten begehre. Der alte Pflegevater kam beſtürzt heim und ſagte Catharinen, was geſchehen; ſie aber, von Ehrbarkeit durchdrungen, erhob ſich mit Stolz und verwehrte ſich dem Könige, obwohl die Gluth und die Sehnſucht ihres Herzens für ihn ſprach. Fort und fort bemühte ſich Johann, ihre Gunſt zu erringen, doch vergebens; das heimliche Weh aber warf Catharinen auf das Siechbette, dem ſie nur entkam, als ihre entſeelte Hülle nach dem Begräbnißorte bei der Kirche Saint Jean gebracht werden ſollte.

Und als die Jungfrau mit der nun gewonnenen Todtenkrone im Sarge lag, ſchön wie das herrlichſte Abbild einer Seligen, da trat die bohemiſche Alte herzu und zeigte ihre Urkunde; Peter Bloteau aber hielt ſie heilig gleich einem Vermächtniß der Dahingeſchiedenen und gab der Alten das Halsband, damit ſie ihr Theil nehme.

Wie ſie es aber zerbrach, da fand ſich in einem Gehäuſe folgende Schrift:

„Catharina iſt nur das Pflegekind der de Braies; ſie iſt eine Tochter des Philipp von Valois und der Clotilde von Auvergne."

Und als nun Bloteau erſtaunt daſtand und nicht wußte, ob er dieſe Entdeckung verkündigen oder verheimlichen ſollte, da kamen die Leichenträger und brachten Catharinen zu ihrer letzten Ruheſtätte.

Die Brüder Julius und Melchior aber fanden keinen Frieden, es trieb ſie hin zu dem Grabe der Geliebten. So geſchah es, daß am 14. November 1350 Nachts Julius in tiefem Hinbrüten auf dem Kirchhofe ſaß; da trat auch ſein Bruder herzu, und ſtreute, ohne Jenen zu ſehen, Blumen auf die ihm heilige Stätte. Julius, noch eiferſüchtig um die Todte, gerieth mit ihm in Wortwechſel und erſchlug ſeinen Bruder; wie er aber ſeine That erkannte, zückte er die Mordwaffe gegen ſich ſelbſt, und am andern Morgen wurden die beiden Leichen gefunden.

Als aber der König Johann dies Alles vernahm und daß Catharina ſeine Schweſter geweſen, überfiel ihn ein Grauen, und er befahl, daß fortan dieſer Kirchhof geſchloſſen werden und keinen Todten mehr aufnehmen ſolle. Und dies wurde gehalten immerdar, ſo daß die Stätte den Namen trug: der wüſte Kirchhof.

* * *

Aus dieſer Sage, wonach angeblich eine Prophezeiung ſich erfüllt hat, ruft uns eine warnende Stimme zu: Trachte nicht, deine Zukunft kennen zu wollen, denn in dem, was du davon als wahr annimmſt, liegt dein Schickſal! Daß Catharina an jene Prophezeiung glaubte, gab jedem Vorfall eine falſche Richtung und Deutung. Wer ſeine Zukunft in eigener Gewalt zu haben glaubt, der verleugnet Gott und dieſer verläßt ihn, um ſo mehr, wenn man, wie hier Catharina that, ſein Herz nur auf irdiſche Hoheit richtet; Aberglaube und Eitelkeit halten uns da in Furcht und Hoffen, bis ſie uns — ſtatt unter geträumtem Glanze — unter der Todtenkrone betten.

Die Teufels-Brücke.

Mühſam mußte Berthold, ein junger Schweizerhirt im Dienſte des bei vielem Reichthum geizigen Wolflue in Amſteg, die Heerde bis auf die Spitzen der Felſen treiben und ſie hüten mit Gefahr ſeines Lebens. Denn überall gähnten die Abgründe, und ſtets hatte er zu ſorgen und zu eilen, daß nicht eines der Schafe dem mürben Felſenrande zu nahe kam. Und wenn er Abends heim trieb, wenn er nun endlich ſeine geliebte Elly, die Tochter Wolflues wieder zu ſehen gedachte, da war oft durch die Macht des Wetters die wildfluthende Reuß ſo angeſchwollen, daß die Brücken aus Baumſtämmen ungangbar wurden und er mit neuen Gefahren zu kämpfen hatte, eh' er der Heimkehr ſich freuen durfte.

So geſchah es auch einſt am Tage vor Walpurgis. Das erſte Gewitter des Jahres, über die ewig rege Natur des Gotthards in furchtbarer Zerſtörung daher ziehend, riß in dem heftigeren Niederſturze der Waſſer die leichten Brückenſtege hinweg, überſchwemmte die Dämme, und alle Anſtrengung Bertholds konnte es nicht verhüten, daß die Heerde ſich verminderte.

Wie er nun in dem reißenden Strom vielmals hin und her ſich mühte, die einzelnen Schafe hindurch zu bringen, die Abendſchatten immer dichter wurden, da entfuhren ihm im Unmuth die Worte: „So wollt' ich doch, daß der Teufel mir endlich eine ſteinerne Brücke ſchaffte!" — und alsbald ſtand eine große Geſtalt vor ihm. „Es geſchehe!" ſprach ſie, „und daß Du meinen guten Willen erkennſt, ſoll Deine Heerde ſchnell in Sicherheit ſeyn!"

Bald auch war ſie geborgen und der fremde Mann ſchied nun von dem beſtürzten Berthold mit den Worten: „Für den erſten Dienſt biſt Du mir Dank ſchuldig, ehe morgen der Hahn kräht und die Vögel des Waldes laut werden, keit, die einzige Triebfeder zum Völkerglücke, im Umſchwunge bleibt, dann erholt er ſich mit ſeinen Freunden im Studium der Geſchichte, als künftigem Reſultate aller Regierungen, gönnt ſich auch jedes Vergnügen, verſagt es ſich aber oft, damit es Reiz behalte.

Fürſt. So will ich's auch, damit ich das viele Vergnügen los werde, bey dem man melancholiſch werden könnte.

Fräulein (gedämpft) Da müßten Ew. Durchlaucht nicht in der Gewalt des Eigennutzes ſeyn! —

Fürſt. Wer? Ich? —

Fräulein. Auf meine Feindſchaft mit der Prinzeſſin Adelma hat die Gräfin gerechnet, meint, ich würde nach von ihr empfangenen Inſtruktionen handeln. — Fürſt! Man mißhandelt Ihre Würde gränzenlos, man entzieht Ihnen die Geſchäfte und ſchmeichelt Ihnen mit der Liebe des Volkes, deſſen Hoffnung Sie nicht mehr ſo ſind, wie ſonſt —

Fürſt (beklommen). Wie? Dieſe Anklagen! Sind ſie wirklich, oder träum' ich?

ſollſt Du auch die ſteinerne Brücke finden; ich ſchwör' es! Doch wenn ich meinen Schwur halte, mußt Du mir freilich meine Dienſte lohnen!"

Dies ſagend, verſchwand er, und Berthold, lautlos vor Schreck und von Grauen gejagt, trieb eilend die Heerde nach Amſteg.

Elly, die um ihn Angſt gehabt, ſah ihn kommen, bleich und verſtört. „Was iſt Dir, Berthold?" rief ſie ihm entgegen; er aber konnte nur noch Zeichen der Erſchöpfung geben und ſank dann ohnmächtig nieder. Als er ſeiner, nach laut gewordenen Phantaſien, wieder bewußt ward, fand er ſich auf ſeinem Lager, und ſah Elly, die eben mit der Ampel gekommen war, nach ſeiner Krankheit zu forſchen. Da ermuthigten ihn ihr hell beleuchtetes frommes Antlitz und ſeine Verzweiflung, ihr zu erzählen, was ihm begegnete, und die Jungfrau, mit Entſetzen zuhörend, brach in Thränen aus und wußte nicht Rath in der Noth. — Und bald verkündete die Thurmglocke Mitternacht; Elly ſank in heißem Gebet nieder und lag auf den Knieen lange in tiefer Andacht. Endlich erhob ſie ſich freudigen Blickes, und wie in Begeiſterung ſprach ſie:

„Gott iſt allmächtig, Gott iſt allgütig! Er wird auch uns helfen, ich vertraue auf ihn!“

Hinaus eilte ſie, den treuen Haushahn zu wecken, und in Furcht und Hoffnung tönt' es wie ein Himmelsruf von ihren Lippen:

„Kräh̦e ſchnell, du treuer Hahn,
Wachſam ſey für Gott!
Wachſamkeit macht Teufelswahn
Diesmal auch zu Spott.
Der du Petrus einſt gewarnt,
Laß jetzt deinen Ruf ertönen,
Daß wir uns den Herrn verſöhnen,
Eh' der Satan uns umgarnt.“

Und der Hahn krähte unaufhörlich; Elly ſandte dankende Blicke zu dem noch ſternenhellen Himmel, und hinaus nach dem Walde lenkte ſie die haſtigen Schritte, in die Wipfel hinein rufend:

„Hören laßt, ihr Vögelein,
Euer Lied im Wald,
Bringt mir lichten Morgenſchein,
Eh' mich Nacht umwallt.
Ihr, die ihr im trauten Neſt
Eure Liebe ſchützt vor Stürmen,
Sollt auch meine Liebe ſchirmen,
Die ſich ganz auf Gott verläßt.“

Die Vögelein des Waldes begannen alsbald ihren Geſang, er hallte wieder aus Flur und Gärten, laut krähten nun auch ringsum die Hähne in den Häuſern der Nachbarn. Ein donnernder Fall, wovon die Erde weithin erbebte, ward jetzt vernommen, ſo daß die Schlafenden aufſchreckten und ſich verwunderten über das frühe Erwachen der Haushähne und der Vögel in den Zweigen.

Elly aber lag in ihrem Gemach auf den Knieen, bis die Sonne herauf ſtieg; dann ging ſie zitternd mit Berthold, neben der Heerde, hinaus nach dem Felſen, und mit kaltem Schauder gewahrten ſie das ſataniſche Wunder. Ueber die höchſten Felſen war in kühnen Bogen eine Brücke erbaut, aber unvollendet; denn die Steinmaſſen zu den mittleren Bogen lagen tief unten im Strudel der ſchäumenden Reuß. Das Geſchrei der Hähne, der Geſang der Waldvögel erſchallte, bevor das Werk vollführt war, und Satan, in Wuth über den mißlungenen Plan, ſtürzte in den Strom des Fluſſes die noch uneingefügten Steinmaſſen, von deren gewichtigem Falle die Erde dröhnte.

Das grauſenvolle Ereigniß war bald Allen kundig worden, und kein Hirt wollte ferner die Heerden dorthin treiben, kein Wanderer Abends die Stätte betreten. Da berietheu ſich die Aelteſten des Landes und entſchieden, daß Berthold, der vor dem Herrn Buße that, der Erſte ſeyn ſollte, welcher die fertigen Bogen jener Brücke beträte, damit erprüft werde, ob ſie nicht verſänken unter den Tritten der Menſchen. Elly, deren That bekannt und geehrt wurde, wünſchte, man möge ihr geſtatten, mit dem Geliebten zu gehen, und da es die Rettung einer Seele galt, ward es endlich den flehentlichen Bitten der frommen Jungfrau erlaubt.

Und am Tage der Himmelfahrt unſeres Heilandes gingen Beide, angethan mit weißen Gewanden, Todtenkränze auf dem Haupt, als wären ſie dem Grabe verfallen, erſt nach der Kirche, begleitet von zahlreichem Volk. Sie beteten ſtill am Altar, dann ſprach der Biſchof den Segen über ſie; Beide zogen nun, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, hinaus zu dem unheimlichen Orte, und gar Viele beſtiegen die höchſten Felſen, um aus der Ferne zu ſehen, was ſich begäbe. Berthold und Elly gingen ihres Weges, und als ſie auf der Brücke dorthin kamen, wo ſie noch geöffnet war und man hinab ſchaute auf die unten liegenden Bogen, da ſanken ſie nieder, mit inbrünſtigem Flehen Gott anrufend. Und ſiehe, es hoben ſich plötzlich aus der Tiefe die Bogen und fügten ſich zu der Brücke, alſo, daß ſie ſich ergänzte, Berthold und Elly nun hinüber ſchreiten konnten. In der Mitte aber war aus der Tiefe eine Lilie mit herauf gekommen; ſtaunend und mit Andacht betrachtete ſie das Volk, das auch bald Muth gewann, die wunderhafte Brücke zu betreten, die zur Wohlthat ward für alle Bewohner der Gegend.

Freude war nun im ganzen Lande, dem Gott ſich gnädig gezeigt hatte; Lieder und Chroniken prieſen die fromme Elly, und der Todtenkranz in ihrem Haar ward zum Brautkranz: denn ihr Vater wagte nicht, einem Bunde zu widerſprechen, dem jedes Herz ſeine Zuſtimmung gab.

Moosröslein.

Während jener Zeit, da der Heiland zur Erde gekommen, die göttliche Lehre zu verkündigen und zu verbreiten, ſcheute er nicht Sorge, Müh' und Beſchwerden, ſeinen heiligen Beruf zu erfüllen. So wanderte er einſt zu einer Gemeinde, die nach ihm und dem Worte des ewigen Lebens verlangte, über den glühenden Sand der Wüſte hinweg, nicht achtend Schmerzen und Wunden der Füße, nicht klagend über den Mangel des labenden Quells. In der Ferne zeigte ſich endlich ein Wald, und deſſen grüne und weiche, kunſtreich vom Schöpfer bereitete Moosdecke war oft unbemerkt geblieben: der Wanderer viele ſchritten darüber hin ohne ſie eines Blickes zu würdigen. Hiedurch gekränkt, ſelbſt in ſeiner Demuth, flüſterte das Moos:

„Wie bin ich doch ein gar armes Weſen, daß man mein ſo ganz vergißt! Immer aufwärts nach den hohen Bäumen, vorwärts nach dem langen Wege wendet ſich das Auge der Vorübergehenden; wie freundlich und traulich ich einlade, zu mir winzigem Pflänzlein beuget ſich Niemand! Dennoch will ich ferner nicht murren, ob es mich auch ſchmerzt; will künftig ſtillen Sinnes das mir gewordene Loos ertragen: er, der mich ſchuf, wird wiſſen, warum es mir ſo hart ergeht, wird wiſſen, weshalb ich hier vereinſame!“

Eben trat des Mondes glänzende Scheibe hinter Wolken hervor, und das Moos hatte doch heimliche Freude daran, wie nun ein ſchweigendes Schimmer-Meer über ſeinen Sammet-Teppich ſich ergoß, die feingezierten Blätter und Spitzen ſich kränzten mit dem ſanften Licht.

Da nahte der Heiland, ſichtbarlich ſchwer ermüdet und ermattet. Seine Geſtalt vermochte nicht, ſich wie ſonſt in Hoheit zu tragen. Geſtützt auf einen Stab, beugte ſich ſein Nacken und das ſchöne Haupt; das himmliſch-edle, ausdrucksvolle Antlitz war bleich, aus dem ſehnſuchtvollen Auge aber leuchtete dennoch die mildeſte Innigkeit. Ach, wie wohl that ihm die Kühle des Mooſes! und mit gefalteten Händen pries er die Güte und Herrlichkeit Gottes, die an dem Saum der brennenden Wüſte den friſchen, grünenden Teppich ausgebreitet hatte. Er verweilte, und das Moos dankbar betrachtend, ſprach er:

„Du herzig weiches Kräutlein, wie lieb und werth biſt du mir, ob man auch dein kaum gedenkt. Harre nur aus, in entſagender Geduld, und mein Vater im Himmel, der dem dürren Felde Liljen ſchenkt, ſo ich ihn darum bitte, wird dich ſchmücken mit ſeiner Freude an dir!“

Und nieder ließ ſich der Heiland zu wonnigem Ausruhen, und wie er da ſo hingeſtreckt lag, ſinnend und träumend, neben ſich auch ſeinem Stabe die Raſt gönnend, träufelten Tropfen ſeines Blutes, heller und klarer wie der ſchönſte Rubin, aus den Wunden ſeiner Füße auf das Moos, und jeder Tropfen des geſegneten Blutes ward ein Röslein, das, ſich mehrend, immer weiter und weiter ſproßte und ſich hinzog über den ganzen Teppich. — Das Moos aber, beſchämt darüber, daß es doch wohl nach dem freundlichen, erhebenden Schmuck getrachtet habe, umſchloß ihn, damit er nicht prunke, achtſam mit ſeinen Blättchen, und den Menſchen, die ein ſolch Empfinden richtig erkannt haben, gilt noch heut das Moosröslein als Sinnbild der Demuth.

Nach
Chroniken und Handſchriften.

Fräulein. Ein Traum iſt's, in dem Sie leben! Zürnen Sie mir nicht, weil ich Sie erwecke!

Fürſt. Zürnen? Ich muß danken, wenn es ſo iſt, ob es mir auch die Bruſt zerſprengen will. — Darf ich Ihre Anklage meiner Umgebung frey in die Seele werfen?

Fräulein. Nein! Jetzt noch nicht!

Fürſt. Ich liebe Rede gegen Rede! Wie ſoll, verzeihen Sie — Ihre Worte glauben ſich allzuleicht! — wie ſoll ich begreifen, wer mich täuſcht?

Fräulein. So fragt ein edler Fürſt? Nur zwey Tage, und Sie wiſſen, wer betrügt

Fürſt. Auch die Gräfin? —

Fräulein. Auch Sie! O mein Fürſt! Ganz geſchaffen, geliebt zu werden, müſſen Sie des Volkes Bedauern reitzen.

Fürſt (erſchüttert). Bin ich denn nicht geliebt?

Fräulein. Doch! — „Der Fürſt iſt ſelbſt gemißhandelt, er iſt gut, er iſt edel!“ ſo erklingt es ſelbſt da, wo der Jammer wüthet.

Die Dänenkönigin Margaretha.

Als Königin Margaretha Regentin war in Dänemark und Norwegen, nachmals auch in Schweden, hat dieſes Weib an die fünfundzwanzig Jahre dermaßen gut regieret, daß ihr getreue Hiſtorienſchreiber den Ehrennamen der Großen nicht ſtrittig machten. Verdient ward Solches beſtens durch Kriegs- und Friedensthaten, mit denen Margaretha nicht wenige Männer ihrer Zeit beſchämte, wie denn auch zu allen Zeiten nicht gar viele Männer ſich finden, ſo an Werth und Ruhm hinanreichen zu dieſer Königin, ebenſowohl wegen des ſtark als klug geführten Zügels, deſſen die Ordnung nicht entrathen kann.

Behagt mir an dieſem Weibe, der Tochter des Dänenkönigs Waldemar und der ſchönen Hedwiga von Schleßwig, Unterſchiedliches, wobei ich nicht einmal an den geprieſenen Liebreiz denke, hat mich vornehmlich ergötzt, was ſich zutrug im Jahre 1398, ehe denn Margaretha das Unweſen der gewaltſamen Gaſterei abzuſchaffen vermochte.

Die zu freien Männern Ernannten, aus denen nachmals der Adel hervorging, maßten ſich an, bei ihren Hin- und Herzügen durch das Land überall bei den Bauern und Städtern einzufallen und leeren Säckels köſtlich zu zehren, ungefragt, ob's Einer leiſten könne, ob nicht, und ward dadurch Mancher ganz zu Grunde gerichtet.

Nun begab es ſich, daß einſtens die Tochter des ſonſt wohlbegüterten Bauern Skölhild zu Hofe lief mit der Klage, daß drei Edelleute, Abilgaard, Baekken und Bägert, welche Namen zu Deutſch etwa heißen: Aepfelgarten, Bach und Becher, ihren Vater durch erzwungene Gaſterei ſo weit trieben, daß er Haus und Beſitz werde hinter ſich laſſen müſſen, indem Jene mit ihrem Troß dermaßen oft gekommen, daß alles Gut verſchuldet ſey.

Hiernach erforſchte die Königin: ob die drei Schnapphähne eben wieder eingekehrt, und als das Mädchen mit Ja antwortete, befahl ſie ihrem Droſt oder Küchenmeiſter: er möge in jenem Bauernhauſe Sorge tragen für eine reichliche Mahlzeit, und dem Anführer der Leibwache, Ivar Lykke, gebot ſie, er ſolle ſie begleiten mit hinlänglichem Kriegsvolk und in der Nähe der Stätte verborgen bleiben.

Angelangt in dem Hauſe des Bauern hieß ſie auftafeln und lud jene Drei ſammt ihrem Troß zu Gaſte. Daß es ihnen ſonderlich geſchmeckt habe, will mich nicht bedünken, daß ſie aber Nachmaliges gern hätten ganz ungekoſtet laſſen mögen, dürft' ich eher glauben. Denn noch während der Schmauſerei erhob ſich Margaretha und ſprach:

„Ihr Herren, ich half zu Eurem Willen, indem ich ſelber freie Zehrung hieher beförderte; Ihr werdet mir nun meinen Willen thun und zu guterletzt dies angenommen haben. Denn Ihr machtet den Bauern verarmen, dem abzuhelfen iſt, wiewohl er dennoch die Gaſterei bereit halten ſoll, dieweil er hier eine gaſtliche Herberge zurichten wird für Jeglichen, der es mit Silber ausgleicht.

Iſt freilich der Bauer durch Euch ausgebeutet, habt Ihr ihm zuerſt von ſeiner Verſchuldung zu helfen, wozu er hundert Mark Silbers benöthigt, außerdem aber noch zwanzig, damit er ſich das Wirthſchaftsweſen einer Gaſtherberge zulege. Ihr ſollet auch künftig im Lande alle vier Stunden Weges eine Gaſterei finden, wo Ihr gegen Baarſchaft Schüſſel und Krug gefüllt erhaltet, die königlichen Boten verbreiten ſchon heut dieſen Befehl."

Zwar gedachten die Herren Lungerer nach trotzigen Worten zu entweichen, die Königin aber that ihnen Beſcheid mit der Entgegnung:

„Ihr werdet gehorchen, ſintemal es mir nicht an Mitteln gebricht, den Aepfelgarten zu ſchütteln, den Bach zu hemmen und den Becher zu zertrümmern!"

Alsbald trat nun auf ihren Anruf aus einem Buſchverſteck Ivar Lykke mit ſeinem Kriegsvolk in die Stuben, Wacht zu halten, und zu dem Anführer ſagte Margaretha:

„Niemand kommt hier von dannen als Der, den Alle beauftragen, die begehrte Buße von hundertundzwanzig Mark Silbers herbeizuholen, und nur wenn ſie in des Bauern Händen iſt, dürfen die Andern ſich verabſchieden."

Es mußte auch Alles ſo ſich ſchicken, wie es die Königin gebot, und iſt den gierigen Strolchen ihr Recht geſchehen. — Zu ſelbiger Zeit entſtanden dann die Gaſtherbergen im däniſchen Lande, ſo daß forthin Keiner gewaltſam freie Gaſterei erpreſſen durfte bei Strafe zehnfachen Werthes deſſen, was auf ſolche Weiſe genoſſen war, und gebühret auch dafür beſagter Margaretha ein geſegnet Andenken.

Der Höhlen-Jäger.

I.

Hoch zu Roß hielt Graf Reinhard von Greiſenſtein noch einen Augenblick auf dem Burghof, an der Spitze eines ſtattlichen Gefolges von Knappen und Reiſigen, mit denen er an den Hof Kaiſer Heinrich IV, des Saliers zog, der ſeine Vaſallen zu ſich entboten hatte. Vor ihm ſtand ſein einziges Kind, ſeine Tochter Adelheid, die auch jetzt, im Schmerz des Scheidens, den Ruf ſeltener Schönheit bewährte; ein Ruf, der ihr zuweilen eine Laſt ſchien, denn er hatte ſchon öfter widerwärtige Freier herbei gelockt, und den Vater unwirrſch gemacht, da ſie ſich zu keiner Wahl entſchloß.

„Adelheid“, ſprach er jetzt, „ich denke am Hofe des Kaiſers Dir den Gemahl zu wählen, und bin deß gewärtig, daß Du ihn aus meiner Hand empfangen wirſt mit dem Gehorſam, den ich zu fordern habe. Für jetzt gehab Dich wohl; der Burgvoigt iſt Dein Schutz, der Kaplan aber wird Dir die Zeit kürzen bis zu meiner Rückkehr, von der ich ein freudig Wiederſehen hoffe!“

Damit ſprengte er von dannen, bald hüllte ihn und ſeine Begleiter eine Staubwolke ein, und Adelheid ſchritt an der Seite des Kaplans Bonifazius zurück in ihr Gemach.

Der Kaplan, voll Milde und Herzensgüte, gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeine junge Herrin Adelheid aufzuheitern, es wollt' ihm aber nicht gelingen. Da ſprach er eines Abends:

„Mein theures Fräulein, in Eurem Herzen birgt ſich ein Kummer: nun ſchaut Ihr auf Himmel, Erd' und Leben mit verdüſtertem Blick. Wollet Ihr mir nicht vertrauen, bemüh' ich alter Mann mich umſonſt, mit Geſprächen und den Erzählungen aus den Handſchriften der Vorzeit Euch das Gemüth zu erheitern, die Stunden flüchtiger zu machen. Sagt mir alſo, was Euch die Tage der ſchönſten Blüthe zu Tagen des Leides verkehrt.“

Adelheid ſah von der Spindel, die ihr in den Schooß geſunken, wehmüthig auf in das ehrwürdige Antlitz des Kaplans. „Ihr ſeyd gut“, ſprach ſie dann beklommen, „aber helfen könnt Ihr mir nicht; und warum ſollt' ich mit meinem Leide auch Euch die Ruhe nehmen? Daß mir Gott helfe durch den Tod iſt mein einzig Flehen.“

Erſchrocken ſchaute Bonifazius ſie an. „Um aller Heiligen, wie ſoll ich mir das deuten!“ rief er aus. „Der Herr, unſer Gott, ſchenkte Euch ein Leben in Schönheit, in Fülle der Güter, und ſo Ihr ihn anfleht, dies reiche Geſchenk von Euch zu nehmen, ſündigt Ihr wider ihn. Geht in Euch, mein Fräulein, gebt Euch in die Gnade des Allmächtigen, und wollt Ihr ſeinem demuthvollen Diener, wollt Ihr mir vertrauen, der Euch väterlich zugethan iſt, hoffe ich von Eurer Bruſt den Bann zu löſen, mit dem Ihr ſelbſt Euch abſchließt von der Hülfe aus dem Born ewiger Güte. Geleitet hab' ich Eure Jugend; könnt Ihr mich deß zeihen, daß nicht ſtets Eure Freude die meine war, Euer Schmerz auch mich bedrückte? Als vor nun elf Jahren Eure duldſame Mutter einging zu den Seligen und die Sorge für Euch ſie ſo ſchwer folgen ließ dem Rufe des Herrn, da gelobte ich in ihre kalte, zitternde Hand, die ſie gleichſam ſchon vom Jenſeits mir entgegen ſtreckte, Euch zu geleiten, zu belehren, zu tröſten, und in der Noth Euch zu helfen, ſo lange der Herr mich würdigte zu wandeln auf ſeinen Wegen. Und hätt' ich denn meinen Schwur ſo wenig gehalten, daß Ihr jetzt zagen dürftet, für Euer bedrängtes Herz bei mir Hülfe zu ſuchen?"

Adelheid erfaßte ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen, die auch in Bonifazius Auge glänzten. „Ehrwürdiger Vater", entgegnete ſie nun, „um Euch nicht mehr noch mit meinem Leide zu belaſten, verſchloß ich's ſo lange in meiner Bruſt, will es auch verſchließen bis zum letzten Lebenshauche!"

„Und wenn ich's gar ſchon errathen hätte", antwortete Bonifazius, und Adelheid ſchrak zuſammen; — „wenn ich's ſchon wüßte, daß Ihr Euch dem jungen und wackern, aber von ſeinem Beſitzthum vertriebenen Ritter Adelbert von Kiburg verlobtet, wider Wiſſen Eures Vaters —?"

„So habt Erbarmen und rettet mich vor dem Gemahl, den mein Vater mir zuführen will. Halten werd' ich an Adelbert von Kiburg meinen Schwur: ich bin entweder die Seine oder des Todes!"

„Und wäre denn eine Zuflucht am Altar des Herrn, der die Braut des Himmels ſchützt und willkommen heißt, kein Ausweg?“ fragte der Kaplan.

„Entweder die Seine oder des Todes! ſo lautet mein Schwur, und ich halt' ihn, ſo wahr ich Vergebung meiner Sünden von dem Allerbarmer hoffe!“ rief Adelheid im Ausdruck der höchſten Verzweiflung.

„Ich kenne Euern Schwur, Ihr habt ihn auf die heilige Hoſtie gethan; Ihr habt, um den unglücklichen Adelbert zu beruhigen, die Heiligkeit des Sacraments mißbraucht, indem Ihr ſchwurt, Euch dem Willen Eures Vaters zu entziehen. Ihr begabt Euch auf den Weg der Sünde, und mich reißt Ihr mit dahin; denn — möge mir's der Herr, unſer Gott, zum Beſten wenden, ich fühle mich zu ſchwach, Euch Eurem Schickſal zu überlaſſen, und weiß doch kein andres Rettungsmittel als ſelber zum Sünder zu werden.“

Dies ſprach der Kaplan aus großem Herzeleid in heftiger Bewegung, und trat dann zum Fenſter, flehend hinauf ſchauend zu den Sternen, während Adelheid, in tiefem Schmerze vor ſich

Es liebt ein Volk ſo gern den angeſtammten Herrſcher, dies Gefühl müſſen Sie dem Throne als ewiges Erbtheil bewahren. Zerſprengen Sie Feſſeln, die tief unter Ihnen ſind, ſeyn Sie Ihres Herzens, Ihres Geiſtes würdig! Gibt es höheres Glück, als geliebter Fürſt zu ſeyn, gibt es Erhabeneres, als die Liebe von Tauſenden zu verdienen, leicht verdienen zu können?

Fürſt. Wie werd' ich es nun noch können?

Fräulein. Die Gräfin naht! — (will fort.)

Fürſt (hält ſie zurück). Sie wollen fort, Fräulein? Ich ſollte Ihnen vielleicht zürnend geweſen ſeyn — des Anſtandes wegen! — Aber Gott weiß es — ich kann nicht!

Fräulein. O herrlicher Fürſt!

Fürſt. Ich weiß auch nicht, was ich will, was ich ſoll! Unſre Bekanntſchaft iſt nicht ſo neu und ich muß Sie wieder ſehen, werd' ich?

Fräulein (ringt ſich los). Laſſen Sie mich! Ja, wir werden uns wieder ſehen, mein innigſter Wunſch iſt: daß es gern, daß es glücklich geſchehen möge! (ſie geht ſchnell ab).

hin ſtarrend, nicht ahnte, was des Kaplans letzte Rede ſagen ſollte.

Bonifazius wandte ſich endlich wieder zu ihr mit den Worten: „So Ihr Euch, mein werthes Fräulein, in den Willen Eures Vaters fügen könnt, ſage ich Euch Abſolution zu für Euren Eid" — mit Entſetzen wandte ſich Adelheid verneinend ab — „wenn nicht, ſo bin ich, auf Gottes Lenkung vertrauend, entſchloſſen, Euer Verlöbniß mit Adelbert von Kiburg durch den Segen der heiligen Kirche zu beſtätigen. Berathet Euch mit Euern Pflichten in der Stille der Nacht, und Morgen bekennt mir Euern Entſchluß!"

Freudig erhob ſich Adelheid; — dies bemerkend ſetzte Bonifazius hinzu: „Nicht ſo hoffnungsreich ſolltet Ihr Euch dahin wenden, wo Ihr dem kindlichen Gehorſam Fehde bietet; — doch ich wünſch' Euch eine gute Nacht, eine Nacht, die Euch erleuchten möge über Euern Entſchluß."

Tief bekümmert ſchritt der Kaplan in ſein Gemach, wo er im Sinnen und Gebet ſich wach erhielt, bis Erſchöpfung des Greiſes ſein Haupt zu einem unruhigen Schlummer ſenkte.

II.

Adelbert von Kiburg war in der Nähe der Burg Greifenſtein, von Adelheid ein Zeichen hoffend, daß er die Geliebte ſehen, mit ihr ſprechen werde. Ein blühender Zweig, den ſie an dem Fenſter ihres Gemachs befeſtigte, gab es ihm; mit jauchzender Verwunderung ſah der Ritter darauf hin, denn nach einer früheren Verabredung ſagte ihm dieſer Zweig: er könne ungefährdet in die Burg eintreten. War die Jungfrau noch unentſchloſſen, Adelberts glühende Bitten riſſen jede Schranke nieder, und noch am Abend dieſes Tages waren ſie vermählt.

„Der Herr geleit' Euch!“ ſprach Bonifazius, tief erſchüttert von den Gedanken an die Zukunft. „Ihr müßt, bevor Graf Reinhard zurückkehrt, dieſe Burg verlaſſen haben; ich werde Euch zu der Wald-Karthauſe des Bruder Hieronymus, zu dem frommen Schüler des frommen Bruno führen: dort lebt Ihr verborgen, bis ich Euch — was Gott verleihe! — die Kunde geben kann, daß Adelheids Vater Euch und mir vergeben und den Segen für ſeine Kinder bereit hat.“

Eine kleine Stunde von Greifenſtein, im

Dickicht des Waldes, lag jene Karthauſe; dort verbargen ſich Adelbert und Adelheid, eine günſtige Wendung ihres Schickſals erwartend; nur die beiden Mönche waren vertraut mit dem gefährlichen Geheimniß.

Graf Reinhard von Greifenſtein kehrte zurück, ihm folgte Burghard von Wangen, den er zu ſeinem Eidam beſtimmt hatte. Kaum in die Burg eingetreten, rief er nach ſeiner Tochter, erſtaunt, daß ſie nicht zu ſeinem Empfange herbei geeilt war. Da nahte ſich Bonifazius, und berichtete mit demüthiger aber auch kräftiger Rede, was ſich begeben. Bei dem Grafen hemmte Anfangs das Uebermaaß von Zorn deſſen Ausbruch, der dann aber um ſo fürchterlicher erfolgte. Er ergriff den Mönch bei der Kehle und würde ihn erwürgt haben, wenn nicht der Ritter von Wangen ihn zurück gehalten und Bonifazius geſchützt hätte. Reinhard begehrte nun unter Drohungen und Verwünſchungen den Aufenthalt der Schuldigen zu wiſſen, der Kaplan aber antwortete ihm mit unerſchütterlicher Ruhe:

„Ich weiß, Herr Graf, daß Ihr mitſchuldig ſeyd an der Unbill, die Adelbert von Kiburg erfahren, und die ihn um all ſein Gut brachte, ſo daß ihm nichts blieb, als eine ſchon halb in Trümmern liegende Burg. So wollt' ich Euch nun auch Anlaß geben, Euer Unrecht auszugleichen im Glücke Eures Kindes, das Euch einen Eidam zuführt, deſſen Ihr Euch nicht zu ſchämen habt. Sprecht Verzeihung aus, und Ihr erfahrt ohne Verzug den Aufenthalt der Entflohenen; ſo lange Ihr's aber nicht thut, wird keine Gewalt der Erde mir das Geheimniß entreißen."

In erhöhtem Grimme warf Graf Reinhard den Mönch zur Erde, befahl, ihm Hände und Füße zu binden, und ließ ihn ſo in den Schloßthurm werfen. Er ſelbſt war Zeuge als dies geſchah, und ehe nun die Fallthür ſich krachend ſchloß, rief der Graf dem Gefangenen nach:

„Bei der kärglichſten Koſt laß' ich Dein Leben friſten, bis Du thuſt, was ich begehre oder hier vermoderſt. Ueber meiner Tochter und ihrem Buhlen walte mein Fluch, und des Himmels Strafe möge mich ereilen, wenn ich jemals Dir und ihnen Verzeihung gewähre!"

Tages darauf ſchon ſaß er mit ſeinen Reiſigen zu Roß, nach Kiburgs letztem, ärmlichem Beſitzthum ziehend. Er fand es leer und ließ es von Grund aus zerſtören.

Unterdeß harrte das unglückliche Paar noch voll Hoffnung auf des Kaplans Botſchaft, die aber immer nicht kam. Da ging Hieronymus nach Kundſchaft aus und brachte den Schrecken mit. Nicht ſicher hielt Ritter Kiburg ſich und ſein junges Weib in der Nähe des rachewüthigen Vaters, eilend verließen Adelbert und Adelheid die Karthauſe, und der arme Hieronymus konnte ihnen nichts mitgeben, als Thränen und ſeinen Segen.

Bonifazius ſchmachtete in chriſtlicher Geduld und Zerknirſchung in ſeinem Kerker und widerſtand allen Verſuchen, ihn zum Verrath ſeines Geheimniſſes zu zwingen. Dem Grafen aber war ſeine Burg wüſt und unheimlich geworden; er durchzog das Land hierhin und dorthin, immer mit gleichem Racheduſt nach den Entflohenen ſpähend. So kam er auch nach Tyrol, ſeinen Verwandten, alten Freund und Waffengefährten Gerumbert, Grafen von Vinſchgau, heimzuſuchen. Dieſer war ein milder Herr und redete mahnend und bittend mit dem alten Freunde, deſſen Härte er um ſo minder billigte, als ihm der Himmel Kinder verſagt hatte, und er darüber tiefen Schmerz empfand. Noch aber pries Reinhard ihn glücklich, da es nun unmöglich ſey, daß auch ihm begegne, was er an ſeinem Kinde erfahren.

III.

Eines Tages hatte der Graf von Vinſchgau zu Ehren ſeines Gaſtes eine Wolfs-Jagd auf einem fern von ſeiner Veſte, dem Hauptſchloß Tyrol, gelegenen Beſitzthum veranſtaltet; ihn ſelbſt aber hielt Krankheit daheim. Reinhard freute ſich des Getümmels, weil er in ihm ſeinen nagenden Gram für Augenblicke vergaß. In wilder Haſt ſtürzte er ſich überall der Gefahr entgegen; ſeine Gefährten prieſen ihn hoch, und Einer ſprach:

„Faſt möcht' ich behaupten, Ihr wär't ein ſo guter Waidmann als der Höhlen-Jäger!“

„Wer iſt der Höhlen-Jäger?“ fragte Reinhard.

„Ja, Herr, mehr als daß man ihn ſo nennen hört und er in dieſer Gegend hauſt, auch wie ein freier Mann jedes Almoſen verſchmäht, indem er den Wolf für ſich und ſein Weib zur Nahrung erlegt, mehr weiß ich nicht von ihm. Nur zufällig hab' ich ſeinen Aufenthalt entdeckt, denn er flieht vor jedes Menſchen Antlitz.“

„Und würdeſt Du den Weg zu ihm finden?“ fiel Graf Reinhard ein; „ich hätte nicht übel Luſt, meinen Meiſter zu ſehen.“

„Es iſt ein beſchwerlicher Gang über Fels und Abgrund“, ſagte Jener; „ich rath' Euch nicht, ihn zu verſuchen.“

Graf Reinhard aber beſtand darauf, und ſo zog er zu Fuß mit Wenigen über das beinahe pfadloſe Gebirge, wo noch nie ein Roß gegangen und wo kaum einzelne Wanderer ſich durchwinden konnten.

„Dort unten findet Ihr die Höhle!“ ſagte endlich der Führer zu dem ermatteten Grafen. „So's Euch gefällig iſt, ſteigt allein hinab; denn kommen ihrer Mehrere, dürftet Ihr des Geſuchten wohl gar nicht anſichtig werden, da das Innere der Höhle ſehr weitläufig iſt und er ſich leicht dort verbirgt.“

So ſtieg nun Graf Reinhard in aller Stille hinab, und wie er um eine Felsecke bog, ſtand er erſchrocken und wie gebannt vor einer grauenhaften Erſcheinung. Ein wildblickender Mann, ganz in Wolfsfelle gekleidet, wandte ſich plötzlich um nach dem Geräuſch; — es war Adelbert von Kiburg, der, raſch den Grafen erkennend, ihm mit erſchütternder Stimme zurief:

„Habt Ihr Euch endlich doch das Ziel Eurer Rache gefunden? Nun wohl, wir ſind ſo elend, daß der Tod eine Gabe der Barmherzigkeit iſt — ſeht da Euer Kind!“ —

Und er zeigte auf eine Jammergeſtalt, die gebeugt am Eingange der Höhle ſaß, an einem Knochen nagend. Adelheid, von Angſt und Noth erſchöpft, war in eine Krankheit verfallen, und Adelbert hatte ſie eben heraus geführt, daß ſie ſich labe an den Strahlen der Sonne eines der ſchönſten Frühlingstage.

Mit Entſetzen ſchaute Reinhard auf ſein Kind; es ſchien mehr dem Tode verfallen als dem Leben anzugehören, und nicht minder erregte das auf ihrem Schooß in einem matten Schlummer liegende, aus Mangel an Nahrung hinwelkende Knäblein das Mitleid an. Einem ſolchen Anblick vermochte auch der ſtarre, hochfahrende Sinn des Grafen nicht zu widerſtehen: bleich und bebend ſprach er aus der Gewalt des Gemüths Vergebung und Segen aus, ließ auch haſtig alle Mittel herbeiſchaffen, damit die Wiedergefundenen nach dem Schloſſe des Grafen Vinſchgau gebracht würden.

Mit Thränen und einem Dankgebet zu Gott

hinauf trennte der, bei allen Entbehrungen nur kräftiger gewordene Adelbert ſich von der Höhle, die ihm Schutz gegeben. Mit den wilden Thieren des Waldes hatte er gekämpft, um ſich Nahrung zu gewinnen, ſie auch reichlich erworben, bis ſeiner Gattin Krankheit ihn zwang, ihr Wärter zu ſeyn, ſo daß er der Fährte des Wolfes und Ebers nur ſelten folgen konnte und den Mangel auch der kärglichen Nahrung hereinbrechen ſah.

Jetzt ging er jauchzend und weinend neben der Tragbahre her, auf welcher ſein Weib und ſein Kind zum Schloß von Tyrol gebracht wurden; über gefährliche ſchmale Pfade trug er ſelbſt ſeine Adelheid und ſein Kind, ſtrich Beiden zärtlich die Wangen, ſie mit den beſſern Tagen der Zukunft tröſtend. Oft auch wandte er ſich dankend an den Grafen Reinhard, der zum erſten Mal im Leben ſeiner Rührung kaum Herr zu werden vermochte.

Auf dem Schloſſe des Grafen Gerumbert von Vinſchgau genas Adelheid, ſo daß ſie und ihr Kind den Herbſt des Jahres in friſcher Blüthe ihrer Kräfte begrüßten. Ihr edler Wirth aber hatte ſich ihnen mit ſolcher Liebe angeſchloſſen, daß er ſeinen Waffenbruder bat: er möge ihm die Kinder laſſen, damit er den Reſt ſeiner Tage in Freude und Pflege verbringe und dafür ihr Glück erhöhe. Da er ohne Erben war, und Niemand mit Recht Anſpruch machen durfte auf ſeine Güter, nahm er Adelbert von Kiburg, mit Beſtätigung des Kaiſers Heinrich IV, zum Sohn an.

IV.

Unterdeß war ein Bote nach Greifenſtein geſendet worden mit dem Befehl zur Befreiung des Kaplans Bonifazius. Dieſer aber ſprach: „Immer tiefer habe ich die Schuld erkannt, in die ich mich verſtrickte; ich darf und mag meinen Kerker nicht verlaſſen, bis ich die Worte der Verzeihung aus dem Munde des von mir beleidigten Vaters gehört habe.“

Da machte ſich Reinhard ſelbſt auf nach ſeiner Burg, eilte hinab in den Thurm und rief Bonifazius an mit den Worten:

„Steigt empor zu neuem Leben, ich hab' Euch ſchon verziehen, als ich meine Kinder fand, und es mich ſchmerzvoll ergriff, daß ich ihnen und mir großes Unheil verhütet hätte, wäre ich Eurem Rath gefolgt!“

Fürſt (allein). Welch eine Erſcheinung! **Sie** iſt's, die ich auf dem Balle ſprach! Wie kämpft es in mir! Ein Augenblick kann Wahrheit nicht vom Wahne unterſcheiden, doch betrügen dieſe Züge, betrügt die Natur!

Neunte Scene.

Fürſt. Milana. Typus. Barbara.

Milana (eintretend). Verzeihen Sie, daß ich ſo lange blieb! Doch hoff' ich, Sie ſind gut unterhalten?

Fürſt. Sie haben einen Engel im Hauſe, noch weiß ich nicht für wen! (heftig) Gräfin! (kälter.) Gräfin, ich muß zur Audienz. Empfehle mich! (er eilt fort, Milana geht mit bis zur Thüre und verbeugt ſich dort.)

Milana (allein). Sie haben einen Engel im Hauſe, noch weiß ich nicht für wen! Hm! Verſtändlich! Das Fräulein glühte? — Das ginge ja gewaltig raſch. — Doch wenn das Fräulein? — Ha, vor Fürſten-Sternen flieht

Als nun aber Bonifazius herauf ſtieg, faſt ein Bild der Verweſung, da ſank, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, Graf Reinhard von Greifenſtein an derſelben Stelle todt nieder, wo er einſt die Strafe des Himmels gegen ſich aufgerufen, wenn er jemals ſeinen Kindern und Bonifazius Verzeihung gewähre.

Dieſer bezog jetzt die Karthauſe des Hieronymus und lebte dort in der Anſchauung Gottes nur noch kurze Zeit, hatte jedoch die Freude, daß Adelbert und Adelheid mit heißem Dank zu ihm kamen, nochmals ſeinen Segen zu empfangen, den er ihnen ertheilte und mit den Worten ſchloß:

„Wahrt Euch vor Härte gegen Eure Kinder, und dieſe entziehe Gott der Verſuchung, wider Euren Willen zu handeln! Wir aber wollen uns ſeiner Allmacht beugen und ſie anbeten, weil ſie unſere Uebelthat nach ſchwerer Prüfung zum Beſten wendete!“

Adelbert und Adelheid betrauerten innig den Tod ihres Vaters und gedachten nur deſſen, wie er ſie in den letzten Tagen ſeines Lebens zum Glücke führte. Sie blieben bei Gerumbert, und als dieſer ſtarb (im Jahre 1089), hinterließ er ihnen mit dem Geſchlechts-Namen der Vinſchgauer ſein ganzes Beſitzthum. Als Adelbert der Dritte in der Reihe der Grafen von Vinſchgau übernahm Adelheids Gatte die Herrſchaft, und die zu Greifenſtein übergab er ſpäterhin ſeinem zweiten Sohn. Der Aelteſte folgte Adelbert und nannte ſich zuerſt Graf von Vinſchgau und Tyrol. Immer mächtiger wurden die Nachkommen, ſo daß ſie ſich Gemahlinnen aus Kaiſers- und Königshäuſern wählten und wiederum ihre Töchter zu hochfürſtlichen Thronen führten. Und ihr Land mehrte ſich und erhielt endlich von dem Hauptſchloſſe des Grafen den allgemeinen Namen Tyrol. Dies Geſchlecht ſtarb aus im Jahre 1363 mit dem Grafen Meinhard, und deſſen Mutter Margarethe übergab das Land dem Herzog von Oeſtreich. Das Hauptſchloß von Tyrol aber, auf dem einſt Adelbert und Adelheid ausruhten von ihrem Anfangs ſo harten Schickſal, ſteht bis auf den heutigen Tag.

Es war im Jahre 1805, als dies Schloß in unfürſtliche Hände fiel; im Jahre 1816 aber kauften es die Tyroler und übergaben es ihrem geliebten Landesherrn, dem Kaiſer Franz I von Oeſtreich.

Adelbert und Adelheids Stamm blüht noch heute fort in den Nachkommen ihres zweiten Sohnes, den Grafen von Greifenſtein, in deren Gruft auch des Paares Gebeine ruhen; auf ſeiner Gattin Wunſch, die gern neben ihren Eltern beſtattet ſeyn wollte, hatte Graf Adelbert angeordnet, daß ihr und ſein Leichnam dort ihre Grabesſtätte finden möchten.

Niklaus von Flüe.

Kein Menſch kann ſich ſo ganz den Schwächen und Wunderlichkeiten ſeiner Zeit entziehen, und ein Wahn, der Viele befällt, wird gar oft zu verdienſtlichem Werk, während man, wenn nur der Einzelne davon ſich befangen ließ, dieſen ohne Weiteres zum Thoren ſtempeln würde. Zu dieſer Bemerkung wurden wir gedrungen, als wir neulich in einer alten Chronik Mancherlei laſen über Niklaus von Flüe. dem Schweizer, von dem wir ſprechen wollen, um die Eingangsworte unſres kleinen Aufſatzes zu erklären. — Im Jahre 1417 zu Saxeln in Unterwalden geboren, wuchs er als

Hirtenknabe auf und zeigte frühzeitig eine große Tüchtigkeit, indem er als Kind ſchon bemüht war, ſich ſelbſt zu beherrſchen, Alles mit Ruhe und Klarheit zu vollbringen. In den Jünglingsjahren kämpfte er wacker für ſein Vaterland, und da man ſeinen Beruf weiter erkannte, erhielt er ein Amt, verheirathete ſich und wurde Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern, wovon namentlich die letzteren viel Sorge bedurften, weil ſie leibesgebrechlich waren. Er ward Landrath, dann Landamman, ein Amt, das er von ſich wies, weil er ſich nicht die hinlänglichen Fähigkeiten für daſſelbe zutraute, das man ihm aber faſt aufzwang, weil man vom Gegentheil ſich überzeugt hatte. So ſtieg ſein Einfluß, ſein Ruhm, und gar viel Löbliches ging von ihm aus.

Wer aber mit der Menge verkehrt, ihre Wandelbarkeit und ſelbſtſüchtigen Neigungen kennen lernt, der bedarf eines immer friſchen, neubewegten Geiſtes, um dem beſſern Theil der Menſchheit und überhaupt dem Leben nicht Unrecht zu thun, ſich nicht von ihm zu entfremden. Niklaus von Flüe vertiefte ſich jedoch immer mehr in Betrachtungen, die mitunter über das damalige

Erkennen, oder wohl gar über alles menſchliche Erkennen hinausgingen.

Endlich ſchien ihm, dem Gatten, dem Vater von zehn Kindern, die ſein ſo ſehr nöthig hatten, die Abgeſchiedenheit von der Welt das Höchſte und Schönſte, und in ſeinem funfzigſten Jahre verließ er die Seinen, um künftig als Einſiedler zu leben und zu ſterben.

Wie viel Schmerzliches mögen Gattin und Kinder empfunden haben, als ſie nun einſehen mußten, daß er die Ferne, die Einſamkeit ihrem Umgang, der täglichen, wenn auch abmühenden, doch auch wieder ſtärkenden Sorge um ihr Wohl und Weh vorzog!

Er ſelbſt muß davon ergriffen geweſen ſeyn, denn Anfangs wollt' er ſeinen einſamen Zufluchtsort weit, weit von Denen ſuchen, für die Gott und jedes Gefühl ihn zur Stütze beſtimmt hatte; er kehrte aber zurück und ſiedelte ſich nicht fern von ſeinem Hauſe an, in einer Schlucht des Melchthals. Er verſagte ſich alle Bequemlichkeiten; ein grober wollener Rock, der ihm über die nackten, nur von Sohlen beſchützten Füße herabhing, war ſeine Kleidung, ſeine Schlafſtätte der Boden ſeiner Zelle, in welcher zwei Stühle das ganze Geräth ausmachten; als ob der himmliſche Vater darin, daß man ſeine Gaben, der Freuden des von ihm verliehenen Daſeyns ſich entſchlägt, den Genuß deſſelben verweigert, ein ihm gefällig Werk erkennen werde!

Nach derzeitigen Begriffen gehörte er indeß nun zu den Heiligen und ſeine Landsleute bauten ihm eine Kapelle an ſeine Hütte, aus der er ſich nur Nachmittags entfernte, um einen andern Einſiedler, den Bruder Ulrich, der ein halb Stündchen von ihm ein gleiches Leben führte, zu beſuchen. Manchmal ging er auch zu Frau und Kindern, und glaubte vielleicht ſeinen Pflichten da mit Ermahnungen zu genügen, wo doch das Zuſammenleben, bei dem Größeſten und Kleinſten mit Rath und That in jedem Augenblick bereit ſeyn zu können, die vor dem heiligen Altar übernommene Verbindlichkeit war, während er freilich nach eigenem Sinn das Rechte, nach dem Sinn ſeiner Zeit das Bewunderungswürdige erwählt hatte.

Der Ruf ſeiner Heiligkeit durchzog die ganze Schweiz und die Nebenländer, und mehrere ſeiner

Ausſprüche, die bis auf unſre Zeit gekommen ſind, zeugen von dem ſittlichen Werth des Mannes. Wenn er aber unter Anderem äußerte: „Jeder ſey nur fleißig und treu in ſeinem Stande: es iſt gleichviel, ob lebendiges Quellwaſſer durch Blei oder Gold rinne", ſo iſt's auch offenbar, daß er ſelbſt des eigentlichen Kerns ſeines Spruchs nicht theilhaftig war. Danach hatte er unbedenklich auszuharren an der Stelle, wohin ihn Gott mit ſeiner Thätigkeit beſchieden, er durfte ſich von derſelben nicht entfernen. Daß er dies nicht einſah, war eine Krankheit ſeiner Frömmigkeit, und wenn wir ihm eben deshalb, weil es Krankheit war, unſer Mitgefühl ſchuldig ſind, und nun von Herzen das Gute anerkennen, was er auch von ſeinem vereinſamten Standpunkt aus wirkte, dürfen wir doch einen ſolchen Abſchluß vom eigentlichſten, von dem thätigen Leben nimmermehr gut heißen. —

Aber, wie geſagt: Kein Menſch kann ſich ſo ganz dem Wahn und den Wunderlichkeiten ſeiner Zeit entziehen! Iſt jedoch im Geſchichtsgange wahrzunehmen, daß eine ſolche ſich abtrennende Frömmigkeit nicht allein wieder ihre Anhänger, ſondern ſogar ihre Beſchützer und Verfechter findet, wird's zum Beruf, eine ſolche Abtrennung vom thätigen Leben, von dem gemeinſamen Wirken, als ſündlich zu bezeichnen; und wenn wir, vom Geiſt des Chriſtenthums, von der Liebe und Demuth durchdrungen, in milder Weiſe Denen begegnen, die ihren Irrthum für wahr halten, müſſen wir doch gradhin Jeden, der dieſen Irrthum eigenſüchtig zu ſeinem Vortheil benutzt, als verächtlich bezeichnen.

Niklaus von Flüe hat auch während ſeines Klausner-Lebens noch manches Gute vollbracht; ſo namentlich, als zwei Tagſatzungen einen Streit unter den Kantonen nicht zu ſchlichten vermochten, bewirkte eine Rede aus ſeinem Munde die Einigkeit und den Sieg des Billigen. Viele andre Züge noch ſprechen für ſeinen edlen Charakter. Wenn man aber in den Chroniken findet, daß er als Klausner nur vom innern Geiſt ſich ſättigte, gar keiner Speiſe bedurfte, und ſo noch zwanzig Jahre lebte, überlaſſen wir dies zu glauben Dem, der es kann. Die Geſetze der Natur machen nirgends eine Ausnahme und haben ſie nicht gemacht bei Niklaus von Flüe, das iſt unſre Ueberzeugung, die ſich folgerichtig auch auf alle andern Legenden der Art ausdehnt.

Daß er aber als Klausner wohl zuweilen ſelbſt empfunden haben möge, ein Abſcheiden von ſeiner Familie und dem Getriebe der Welt ſey doch nicht der eigentlichſte Weg ſeines Berufs geweſen, deutet uns vielleicht Niklaus an in folgendem Lebenszuge. Sein Ruf war, wie ſchon erwähnt, weit verbreitet, und oft kamen Perſonen aus der Ferne, ſeinen Rath zu vernehmen. Eines Tages trat ihn ein italieniſch Mädchen an, das eine Waiſe war und noch einen jüngeren Bruder zu ernähren hatte. Sie mußte in Dienſte gehen, und da in der Heimath, als noch die Eltern für ſie ſorgten, ihre Ausſichten beſſere waren, dort alſo ein kümmerlicheres Verhältniß ihr Gefühl mehr noch bedrückt haben würde, entſchloß ſie ſich, nach der Schweiz auszuwandern, wo ſie für ſich ein Unterkommen fand, nicht aber für den Knaben. Auf den Rath Anderer entſchloß ſie ſich, bei Niklaus von Flüe anzufragen: ob er nicht ihr Brüderlein einem Kloſter empfehlen möge, daß es ihn aufnehme und zum Dienſt der Kirche erziehe. Niklaus betrachtete den Kleinen, der ihn, da er wie ein Hirtenknabe ausſah, an ſeine eigene Jugend erinnerte, und nach mancherlei Fragen ſprach er:

der Tugend-Stern! (Stimmen draußen.) Was lärmt? (indem ſie nach der Thüre will, kommt Barbara, vor der Typus retirirt; die Gräfin iſt anfangs ungeſehen.)

Typus. Barbara, ich kann noch nicht mit! Paulus ſagt: Einem Weibe geſtatte nicht, daß ſie Herr, ſondern ſtille ſey!

Milana. Was iſt geſchehen?

Barbara (äußerſt redſelig). Schweigen, ſchweigen und immer ſchweigen! (gegen die Gräfin knieend) Flehe aufs allertiefſte um Verzeihung, daß ich auf ſolche Weiſe eine gnädige Bekanntſchaft machen muß. Aber mein Gemahl bleibt aus und zu Hauſe tobt die Menge; — da iſt der Buchhändler Schlau, will ein nachgelaſſenes Werk von Schiller gedichtet haben, da iſt der Schneider Luſt, fragt: ob aus dem Leichen-Carmen für ſeine ſelige Frau nicht Geburtstags-Verſe für ſeine Braut gemacht werden könnten? Eben haben auch der Herr Graf Winden geſchickt —

Milana (haſtig). Winden? Was will der?

„Einem Landmann will ich ihn empfehlen, damit er lerne, ſich zu rühren und zu regen in der Welt. Von dieſer abgeſchieden dennoch Ruhe und Freudigkeit zu bewahren, dazu bedarf es Erfahrung und eines Entſchluſſes, die aus jener hervorgeht. Thäte ich, was Ihr jetzt wünſchet, ſo griffe ich frevelnd in das Schickſal, das dieſen Knaben wohl anders führen will. In die Arbeit ſoll er, und Gott möge ihn leiten!“

Niklaus von Flüe wurde ſiebenzig Jahr alt und ſtarb 1487 am 21. März, der auch ſein Geburtstag war. — Wir nennen ihn aus vollem Herzen einen edlen Mann, und Achtung gebührt ſeinem Andenken, das dadurch im Geringſten nicht gekränkt wird, wenn wir ſeinen Hang zur Vereinſamung nicht gut heißen, denn er lag in der Richtung jener Tage, und ihr zu widerſtehen reichte ſeine Kraft nicht aus. Dagegen tadeln wir einen ſolchen Hang in unſerer Zeit ganz entſchieden, denn er iſt jetzt etwas Gemachtes, ein Wahngeſpenſt der Vergangenheit, deſſen Nebelgeſtalt nur kranke Phantaſie, oder die aus eigenſüchtigen Beweggründen entſtehende Luſt zu täuſchen wieder herbeirufen kann.

Der Menſch gehört in's thätige Leben, hat ſich unzertrennlich dem Ganzen anzuſchließen und in gemeinſamer Ordnung zu wirken, das iſt ſein Beruf; in ihm iſt Förderung der Zwecke Gottes, und in dieſer wohnt, wie es uns auch gehen möge, das innerſte Glück, die innerſte Beruhigung.

Eveline d'Aubigny.

Während der erſten Revolutionskriege ward auch Ehrenbreitſtein den Launen eines wandelnden Kriegsglücks ausgeſetzt. — Wenige Tage zuvor, ehe der franzöſiſche General Hoche ſein Heer über den Rhein führte (1797), hatte man in Coblenz einen franzöſiſchen Edelmann, d'Aubigny, verhaftet. Aus ſeinen Papieren erwies ſich, daß er mit dem Pariſer Direktorium in ſehr nahen Verhältniſſen ſtehe, und man beſchloß, ſich ſeiner für einen etwaigen Nothfall als Geißel zur Sicherheit der Stadt zu bedienen. Er wurde mit ſeiner Gemahlin und ſeinem einzigen Söhnchen nach Ehrenbreitſtein abgeführt, damals vertheidigt von einer Chur-Mainziſchen Garniſon, unter Befehl des Oberſten Faber. Wenn auch ungeduldig über den Verzug, der ihn an den Grenzen ſeines Vaterlandes zurückhielt, tröſtete ſich d'Aubigny doch mit der Hoffnung, daß der eben ſchon beſprochene nächſte Congreß in Raſtadt ſich ſeiner annehmen werde. War er ja doch von dem Direktorium aus der freiwilligen Verbannung zurückgerufen, und auf die Stufe der Aemter und Ehren geſtellt worden, die ihm früher ſeine Geburt und ſeine Talente verheißen hatten.

Was aber Andern vielleicht die Hoffnung vermehrt hätte, das durchzuckte des erfahrenen d'Aubigny Herz mit Angſt und Schrecken. Ein fränkiſches Blokade-Heer nahte der Veſte, und der dürftige Zuſtand der Vorräthe, wie die feſte Entſchloſſenheit des Kommandanten ließ ihn das Schlimmſte für Gattin und Kind fürchten. Bald gab ihm die Verminderung der Mund-Rationen den Beweis, daß die äußerſte Noth einbrechen werde. Vergebens kämpfte noch ſein Stolz und ein Reſt von Hoffnung gegen finſtere Ahnung, die ſeine Seele befiel; er bezwang ſich endlich, den Oberſten Faber zu erſuchen, er möge ſeine Gattin und ſeinen Sohn unter einer Sicherheitsfahne nach Coblenz ſenden. Aber fruchtlos waren ſeine Bitten: Faber kannte fürjetzt kein Gefühl als das ſeiner Pflicht.

„Eure franzöſiſchen Damen", ſagte er, „ſind von zu beweglicher Zunge, als daß man ihnen im Lager eines Feindes trauen könnte; Moritz Faber hat wenig Luſt, die ſchöne Gräfin in den Stand zu ſetzen, Nachrichten von dem entblößten Zuſtande der Feſtung unter ihren Landsleuten zu verbreiten, und eine königs-mörderiſche Bande zu noch größerem Eifer zu entflammen. Nein! Sie verweilen in dem alten Adler-Horſte. Unſere Gallerien ſchützen Euch gegen Eure Freunde im Thale, und wenn unſere Vorräthe zu Ende gehn — und das müſſen ſie, ehe ich mein Amt dem Feinde übergebe — ſo mögen die Gräfin und ihr Sohn mit Ehren unſere karge Nahrung und unſere Entbehrungen theilen. Vielleicht zerſtreut die Kenntniß von den Leiden einer Dame Eure kecken Landsleute eher, als Falkonet und Feldſchlange."

D'Aubignys Zureden half nichts, und ſeine einzige Ausſicht war, daß entweder Fabers oder ſeine eigene Staſette vom Congreß den Befehl zu irgend einem Verſtändniß zwiſchen Belagerern und Belagerten bringen ſollte; doch Tage vergingen auf Tage, und bald konnte d'Aubigny die Länge der vergangenen Zeit nach den regelmäßigen Verminderungen der Rationen abmeſſen. — Mit Stärke und Ergebung ertrug ſeine Gemahlin Entbehrungen, welche ihre Jugend ihr ſo wenig verkündet hatte. Wohl weinte ſie in der Einſamkeit, wenn ihr Gemahl nach dem fernen Boten ausſchaute, bittere Thränen dem Schickſal ihres einzigen geliebten Kindes; aber d'Aubigny ſah ihre Stirn nur heiter, und nichts verkündete ihm die Abnahme ihrer Körper- und Seelenkräfte, als die immer zunehmende Bleiche ihrer Wangen und die Mattigkeit ihres ſonſt ſo ausdrucksvollen Auges.

Wer den Hunger nur von dem gelegentlichen Ausfallen eines gewohnten Mahles kennt, mag eine Verachtung gegen die Qualen deſſelben fühlen und es für unpaſſend halten, ſeine Seele einem ſo gemeinen Bedürfniſſe unterliegen zu laſſen. Aber das wirkliche Gefühl einer Hungersnoth, jenes ermattende und zugleich erregende Gefühl, welches die Ohren mit verworrenen Tönen, den Körper mit Qualen, das Herz mit Verzweiflung, und den Kopf mit Wahnſinn erfüllt: das ſind Empfindungen, welche den Satz von der

Ueberlegenheit der Seele über den Körper umwerfen können.

D'Aubigny war der Erſte aus der kleinen Familie, der ſeinem gepreßten Herzen in Klagen Luft machte. „Eveline, mein theures, himmliſches Weib“, ſagte er, „konnt' ich es ahnen, als ich mich um Deine Hand mitten unter der Pracht und dem Ueberfluſſe Deines hohen Standes bewarb, daß ſie mir nur werden ſollte, damit Du die Schrecken meines traurigen Schickſals mit mir theilen müßteſt! Konnte ich träumen, als ich die erſte Freudenthräne über dem Haupte dieſes lieblichen Kindes weinte, daß ich ihn bald dahinwelken, ihn langſam, qualvoll würde ſterben ſehen!“

„Still, d'Aubigny! er ſchläft; ſein Haupt iſt auf mein Knie niedergeſunken.“ — „Nein“, ſagte der Knabe ſchwach, „ich ſchlafe nicht; ich lauſche der Stimme meines lieben Vaters.“

„Das iſt Erſchöpfung! Gott, Gott! Erſchöpfung ließ ſeinen Kopf niederſinken!“ rief der Graf aus, und wie in Verzweiflung nahm er den Sohn auf ſeinen Arm, und Raſerei in den Mienen ſtürzte er zu Faber hin:

„Sieh' ihn an!“ ſagte er mit gebrochener Stimme, „es iſt mein einziges Kind; ſieh' ihn an, und wenn Du menſchlich fühlſt, erhöre meine Bitte. Noch iſt's nicht zu ſpät, ſende ihn weg von der Feſtung!"

„Es iſt unmöglich!" antwortete Faber, ſeine Rührung unterdrückend, mit Entſchloſſenheit: „Ich will mit Freuden, ſo weit es irgend möglich, meine eigene Nahrung mit ihm theilen, Herr Graf; aber keine lebende Seele verläßt die Veſte. Ich bin in hohem Grade verantwortlich, und die elende Lage meiner Soldaten, meiner Kinder, möchte mich ſonſt noch eher zwingen, einen Eid zu brechen, den der Raſtadter Congreß ſich ſo wenig zu ſchützen beeilt. Meine Pflicht, Graf, iſt eine harte: Ich kann Ihre Bitte nicht gewähren."

„Weine nicht, Vater", lispelte ſchwach Eugen, „weine nicht meinethalb; es wird ja beſſer werden. Ich will eſſen, was ich bekomme; weine nicht, Vater!"

Mit einer Anſtrengung, die ſein zartes Alter überſtieg, zwang er ſich zum Genuſſe der elenden Biſſen, welche ihm zufielen; aber bald war jedes Hausthier innerhalb der Wälle getödtet, und das Fleiſch von Hunden und Pferden eine Delikateſſe geworden, die dem Soldaten ſchon zu hoch im Preiſe ſtand. Und dieſe Speiſe genoß die zarte, hochgeborene Eveline; dieſe zwang ſie ſich zu genießen, um ihres Sohnes Verlangen nach Nahrung nicht noch durch Ekel vor der vorhandenen zu verſchlimmern.

Mancher von der Garniſon war ſchon als Opfer des Nahrungsmangels geſtorben, und die Kraftloſigkeit und die bleichen Lippen Eugens und ſeiner Mutter zeigten deutlich, daß ſie bald nachfolgen würden. — Nochmals verſuchte es der Graf, Fabers Entſchloſſenheit zu beſiegen — und wieder ohne Erfolg. Aber nicht mehr entſagend nahm er die abſchlägige Antwort auf: er wüthete, drohte, und vergaß ſich ſo weit, Thätlichkeiten zu verſuchen. Die Scene hatte Zeugen, und der Kommandant fühlte ſich verpflichtet, den Beleidiger mit einſamer Haft zu beſtrafen. — „So", dachte der ehrliche Krieger, „werde ich dem Unglücklichen wenigſtens den Schmerz erſparen, Leiden anſehen zu müſſen, die er nicht lindern kann."

Das ſchlechte Zimmer, welches die Gräfin bewohnte, lag in einem der höchſten und feſteſten Thürme der Burg. Als die Sonne am Tage nach d'Aubignys Verhaftung durch die Schießſcharten blickte, erhob ſich Eveline ſehr früh, um ihre ſchwachen, fieberhaft bewegten Glieder an der Morgenluft zu ſtärken; ihr Haupt an die ſchmale Oeffnung legend, ſah ſie nieder auf die blauen, klaren, freien Gewäſſer des Rheins, die weit, weit weg floſſen von der Veſte, und der Wunſch wurde rege in ihr, ſie möchten ſich erheben und ſie verſchlingen. Aber bald bereute ſie den Gedanken, eben ſo wie ſie ſchon früher d'Aubignys Abſicht, ihrem langſamen, ſchrecklichen Tode entſchloſſen zuvorzukommen, verworfen hatte. „Dieſes Kind“, ſagte ſie, „iſt ein heiliges, uns anvertrautes Pfand, und wir haben kein Recht, es ſeinem Elende verwaiſt zu überlaſſen. Und der Gedanke konnte doch wahrlich nicht in Dir entſtehen, ſein junges Leben enden zu wollen.“

„Was ſiehſt Du denn unten, Mutter?“ fragte matt Eugen, den ihre Bewegung geweckt hatte, der aber zu ſchwach war, ſich zu erheben und der Oeffnung zu nahen.

„Ich ſehe des Himmels herrliche Sonne aufſteigen, lieber Eugen, glänzend, als ob ſie kein menſchliches Elend beſchiene; ich ſehe die weiße Stadt Coblenz mit ihrem grünbelaubten Hintergrunde, und dem Rauche von tauſend Herden. An ihnen iſt Glück, Eugen, Freud' und Nahrung — und bei uns nichts als Vertrauen auf

Typus (zur Gräfin.) Wollen gnädigſt entſchuldigen, die Verſe ſind noch nicht beendet und meine Xantippe —

Milana. Schadet nicht! Zanken Sie Sich, als ob Sie zu Hauſe wären.

Barbara. Das nenn' ich herablaſſend!

Milana. Ich hielt Ihren Mann ſo lange, er mag aber die Gedichte zu Hauſe vollenden! (zu Typus.) Schicken Sie ſie in einer Stunde durch Ihre Frau. (zu Barbara.) Ich wünſche zu erfahren, was mein Freund der Graf Winden will, ich werd' es belohnen. (ab.)

Barbara (nach dem Knixen). Ha, ha! Gedichte? Hier erfährt man doch was und ich muß alles wiſſen, denn Mann und Weib ſind ein Leib!

Typus (immer beſchäftigt mit Schreiben in ſeiner Brieftaſche). Aber nicht ein Kopf!

Barbara. Um die Bekanntſchaft willſt du mich auch wieder bringen! Alle Menſchen fragen mich jetzt nach Dieſem und Jenem, wobey dein Name genannt wird und ich ſtehe dann

Gottes Gnade. Denke daran, mein theures Kind, denke daran, daß wir durch Gott bald alles Leidens und aller Noth überhoben ſeyn werden.“

„Ich kann nicht denken, Mutter, mein Kopf ſchwindelt ſo ſonderbar. Aber noch iſt Gefühl in meinem Herzen, und nur Gefühl für Vater und Dich.“

„Eugen, ſollten wir dieſe Noth überleben — und für Dich iſt ja die meiſte Hoffnung in der Stärke der Jugend — ſo laß dieſe Erinnerung bei Dir eine Ermahnung zur Milde für Dein ganzes Leben ſeyn. Laſſe von Armen und Hungrigen Dich nie vergebens bitten!“

„Mutter, Deine Worte erreichen mein ſchwaches Ohr kaum; tritt näher! Es ſtärkt mich, wenn ich Deine Worte vernehme, Deine Hand in der meinen halte!“

Eveline ging zu ihm und weinte ſtill vor ſich hin. Jetzt aber gewahrte ſie, daß unten bei einer Kanone der Artilleriſt niedergeſunken war — in einem plötzlichen, im halben Wahnſinn kommenden Gedanken ergriff ſie die Feder und ſchrieb auf ein Blatt Papier:

„Franzoſen, in dieſer Veſte verſchmachtet Graf d'Aubigny, ſein Weib und einziges Kind; ſie ſterben den Hungertod, wenn Ihr nicht Hülfe ſchafft. Es fleht Euch, ihre Landsleute, um dieſe Hülfe an eine verzweifelnde Mutter

Eveline d'Aubigny."

Dieſe Schrift band ſie an einen Stein, ihn noch mit Leinen umwickelnd, und da ſie oft geſehen hatte, wie die Kanonen geladen und abgefeuert wurden, wollte ſie verſuchen, den Stein hinab zu ſchießen in's Thal. Sie trat aus dem Thurm, ſie überzeugte ſich, daß der Artilleriſt todt war; ſie verſuchte es eine Weile erfolglos, ihren Vorſatz auszuführen, doch plötzlich donnerte ein Schuß, und Alles auf der Veſte, Alles im Thal kam in Bewegung.

Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, fand man Evelinen niedergeſunken bei dem Geſchütz. Man fragte, unterſuchte, und als ſie endlich wieder Worte hatte, geſtand ſie aufrichtig, was ſie gethan und warum ſie es gethan habe; — ach, es war die That einer Mutter für ihr hungerndes Kind.

Thränen ſtanden in den Augen des alten ſonſt eiſenfeſten Oberſten Haber, und er vermocht' es nicht, die harten Worte auszuſprechen, die ſein Pflichtgefühl ihm zuflüſterte gegen Diejenige, welche zur Verrätherin des Zuſtandes geworden war, durch den die Uebergabe der Veſte den Feinden als nahe bezeichnet ſeyn mußte. Er ließ Evelinen nach dem Thurm-Zimmer bringen, er gab Zeichen, ihren Gatten aus der Haft zu holen, und Keiner fand Worte in der Erſchütterung, die jedes Herz ergriffen hatte.

Da kündigte ſich ein Parlamentair des Feindes an, und Oberſt Faber, von ſeinen Offizieren begleitet, trat ihm entgegen. Er überbrachte folgenden Brief:

„Herr Oberſt!

Sie haben gethan, was menſchliche Kraft irgend vermag, und da ich von dem tödtenden Mangel weiß, der in der Veſte herrſcht, ich auch Nachrichten habe, daß der Friede nahe iſt, zu Folge deſſen wir durch Convention Ehrenbreitſtein erhalten, ſo wollen wir bis dahin alle Feindſeligkeiten einſtellen, und ich werde gern die Beſatzung mit Allem verſehen, was ſie bedarf. Es ſteht ein Transport von Lebensmitteln für ſie bereit, und Sie können deren in Empfang nehmen, ſo viel ſie ihrer bedürfen. Vermelden Sie der Gräfin Eveline d'Aubigny den Gruß ihrer Landsleute, mit denen ſie hoffentlich zufrieden ſeyn wird, und nehmen ſie den Ausdruck der verdienten Hochachtung, die ich jedem braven Krieger von Herzen zolle.

Hoche.“

General Hoche hielt ſein Wort redlich, er verſah noch beinahe fünf Wochen die Beſatzung Ehrenbreitſteins mit Allem, was ſie bedurfte, und als die Franzoſen durch Uebereinkunft die Veſte in Beſitz nahmen, wurde die kleine Garniſon mit allen kriegeriſchen Ehren von den Belagerern empfangen.

Graf d’Aubigny aber trat mit ſeiner Gattin und ſeinem Eugen vor Hoche hin, ihm zu danken, und dieſer wandte ſich an Evelinen mit den Worten:

„Nichts von Dank für meine Schuldigkeit; Sie aber hat das Muttergefühl zu einer Heldin gemacht, deren That unvergeßlich ſeyn wird, und mir wär’s eine Ehre, wenn unſere Namen dereinſt einmal zuſammen genannt würden!“

Nach vorgelegten Bildern.

Zur guten Stunde!

„Nicht alle Wolken bringen Regen!“ ſagte der Hof-Schuhmachermeiſter Helbrecht am Nachmittage des 10ten Auguſt 1841, „das iſt wohl wahr; aber zu unſerm Spaziergange ſcheint's mir doch nicht gerathen.“

Dabei machte er keine Anſtalten, ſeine Pfeife aus der Hand zu legen.

„Du haſt aber doch ſelbſt gewünſcht, die Mondfinſterniß heut Abend auf unſers Gevatters Weinberge zu ſehen!“ entgegnete ſeine Hausfrau in einem Tone, der Zureden ausdrückte.

Dem war ſo, nicht weil ſie Vergnügen von dem Spaziergang hoffte, im Gegentheil dachte ſie mit innerem Seufzen an den für ſie ſehr weiten

Weg. Aber das Töchterchen, die hübſche, fleißige und wirthliche Friederike, im Hauſe Fredchen genannt, hatte gar große Luſt zu dem Ausfluge gezeigt, und ihr zu Liebe verſuchte Mütterchen, die Sache durchzuſetzen, brachte es auch dahin, daß Helbrecht ſich in's Fenſter legte, die Witterung näher zu beobachten, wobei Frau und Tochter nicht fern blieben.

Helbrecht, der Sohn eines Pächters, hatte eben als Schuhmacher ſeine Lehrzeit beendet, als die Deutſchen in's Feld zogen, die Franzoſen dahin zu weiſen, wohin ſie gehören. Nach dem Frieden wurde er Gatte und Meiſter, begünſtigt durch ein kleines Erbe und die Verheißung, daß er Militair-Arbeit bekommen würde, was dann auch eintraf. Indem er nun die Soldaten beſchuhte und beſtiefelte, auch die Füße ſeiner Mitbürger verſorgte, half er ſich ſelbſt tüchtig auf die Beine. Seine Thaler und die dafür erſtandenen verzinslichen Papiere vermehrten ſich nach und nach, ſo daß Fredchen, ſein einziges Kind, an ſich ſchon eine ſehr annehmbare Gabe, noch auf eine gewichtige Mitgabe rechnen konnte.

Nun hatte ſich ſein Gönner, der ehemalige Proviant-Commiſſarius Rädeken, eine halbe Meile vom Städtchen P…, in dem Helbrecht wohnte, ein Gut gekauft, dort ſeine Tage in Ruhe zu verleben mit einer verwittweten Schweſter — er ſelbſt verhärtete ſich durch zu viele Liebſchaften zum Hageſtolz — und jener Weinberg, von welchem die Rede, gehörte ihm. Da er wußte, daß Helbrecht ſich an Natur-Erſcheinungen ſeine Unterhaltung ſuchte, ließ Rädeken ſchon vorlängſt ihn für den Abend der Mondſinſterniß einladen, nicht ohne ſelbſtſüchtigen Grund. Der ehemalige Proviant-Commiſſarius, der vielleicht nicht das reinſte Gewiſſen verſpürte, war bis in's Unglaubliche abergläubig und furchtſam: jedes Gewitter ſchon wurde ihm zum ſchweißtreibenden Mittel, und das Alleinſeyn war ihm denn auch bei dem verkündigten Schattenſpiel am Himmel zuwider.

Gern wäre Helbrecht der Einladung gefolgt, doch ſchien ihm die Witterung bedenklich, die obenein aus der ſichtbaren Mondſinſterniß leicht eine unſichtbare machen konnte. Von ſeiner landwirthſchaftlichen Jugend hingen ihm noch allerlei Bauern-Regeln im Gedächtniß, und da mancherlei Kenntniſſe und Erfahrungen ihm zu Hülfe kamen, betrieb er die Witterungskunde mit einem

Anflug von Wiſſenſchaflichkeit. Selbſt das, auf dem beigefügten Bilde zu gewahrende Häuschen mit den angeblich wetterverkündenden Puppen kann noch darauf hindeuten, denn deren leitende Saite, ſich zuſammenziehend bei trockener Luft und ſich dehnend bei feuchter, bewirkt das wechſelnde Hin- und Herbewegen der kleinen Figuren. Diesmal aber ließen dieſe unſern Helbrecht gänzlich im Stich, denn es zeigte ſich weder die eine noch die andere.

„Der Rauch freilich ſteigt grad in die Höhe!“ ſagte er jetzt; „der Wind iſt Nordoſt, auch ziehen zwei Wolkenſchichten gegen einander, darauf ließe ſich's allenfalls wagen!“

„Ja“, fiel die Frau ein, die ihr Theil bei den Fenſter-Beobachtungen nicht ſchuldig blieb, „das Bischen Frühregen hatte nichts zu ſagen, denn „Frühregen und frühe Bettelleut' bleiben nicht bis man Zwölfe läut't!“ — die Schwalbe verhält ſich auch ganz ruhig, und unſern Montag“ — ſo hieß Helbrechts Schafpudel — „hab' ich vorhin in den Garten geführt, er rührte kein Gräschen an!“ —

„Und die Pimpinellen im Garten hatten ſich dabey ſo dumm, wie kein Menſch geboren iſt. Man muß ſich ſchämen! —

Typus. Scham iſt die Leibfarbe der Tugend, Du aber ſchämſt Dich, daß es eine Schande iſt, ſich ſo zu ſchämen!

Barbara. Wirſt Du mir gleich ſagen, was Du hier treibſt? Flammen möchte man ſpeyen, todtärgern möchte man ſich! —

Typus. Das gelingt Dir nicht, Du kannſt zu viel vertragen. Aber — Dich meinte Sirach, als er ſagte: Wenn ſie böſe wird, verſtellt ſich ihre Gebehrde und ſie wird ſo häßlich wie ein Sack!

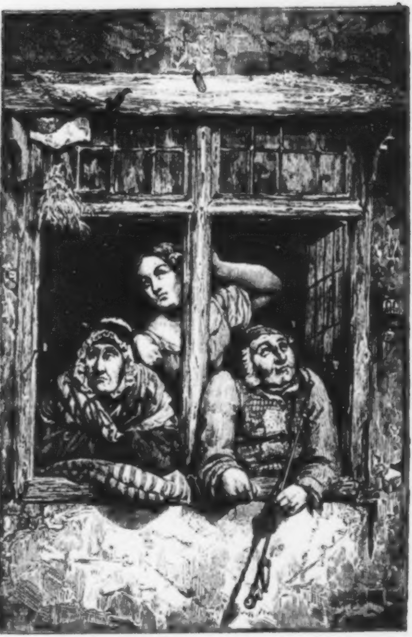
Barbara (in voller Wuth). Was? ich ein Sack?

Typus. Sirach ſagt nur: So häßlich wie ein Sack! Aber jetzt geh' ich nach Hauſe.

Barbara (hält ihn auf). Nein! Anhören ſollſt Du mich!

Typus (bleibt ruhig ſtehen). Gut, ich höre!

Barbara (heftig). Du ſollſt ſagen, was Du hier thuſt! Die Frau Gräfin ſoll mich zum Thee bitten, ſie ſoll Dich anbringen als Hofge-



geöffnet!" ſprach ſchön Fredchen, die hinter ihnen ſtand, dazwiſchen.

„Na, dann wollen wir hinaus!" ſagte Helbrecht; auf Fredchens Geſicht zeigte ſich Freude und ſie legte plötzlich die rechte Hand an den Kopf — ein Zeichen, das für uns der Erklärung bedarf.

Dem Hauſe Helbrechts gegenüber wohnte Guſtav Temmer, der „neue" Kantor und Schullehrer, noch „neu" genannt, obwohl er nun ſchon ſeit zwei Jahren ſeines Amtes in dem Städtchen treulich wartete. Wenn aber nicht eben ſo ſehr neu, war er doch jung, auch wohl geſtaltet, was Fredchen behagte; daß er zugleich von Allen brav genannt wurde, konnte ihr nicht minder behagen für die von ihr gewünſchte Zukunft.

Die Beiden hatten ſich ehrlich lieb, das war ihnen genug; aber leider hatte Vater Helbrecht dem Gönner Rädeken halb und halb — was bekanntlich trotz der zwei Hälften noch nichts Ganzes giebt — verſprochen, ſeinem Neffen, dem jetzigen Actuarius Rädeken, bei Fredchen das Wort zu reden; wozu noch kam, daß der, von einer künftigen erklecklichen Ausſteuer hinlängliche Entſchädigung erwartende Actuarius dem Meiſter in kleinen prozeßlichen Angelegenheiten ohne Lohn half. Da indeß mit der Liebe zugleich Glaube und Hoffnung vereint ſind, verließen ſich Fredchen und Guſtav auf die kommenden Tage, und konnten ſie nicht unbefangen vertraulich mit einander umgeben, halfen ſie ſich, wie es eben anging. Nun war es Mittwoch, Guſtav alſo für den halben Tag frei, und da er von dem Spaziergang nach dem Weinberg wußte, wollte er ſich wie von ungefähr auf dem Wege dorthin einfinden, wenn aus der Sache etwas würde. Dies zu erfahren, dazu ſollte das Zeichen dienen: die rechte Hand an Fredchens Kopf hieß Ja, die linke Nein.

Ein Ja hatte ſie angedeutet, da erhoben ſich wieder Schwierigkeiten. Helbrecht kam ſpäter abermals an's Fenſter und warf bald ein:

„Die Haufenwolken ſtehen noch immer am Himmel, machen ſich ſogar dunkler. Unſer Laubfroſch blieb auch unten ſitzen und die Winkelſpinne rührte ſich nicht!“

„Die Fledermäuſe flogen aber geſtern Abend tüchtig herum!“ tröſtete die Mutter; „auch iſt's Mittwoch, und Du ſagſt ja ſelbſt: der hätte nach der Berechnung die meiſten ſchönen Tage!“

„Wohl wahr“, ſchmunzelte der Meiſter, mit ſeiner Schülerin zufrieden. „Schwül iſt's indeß und den Sommertag ſchändet kein Donnerwetter! Ich meine, wir bleiben zu Hauſe!“

In Verzweiflung legte Fredchen die linke Hand an den Kopf.

„Der Mond zeigte indeß geſtern nicht den allerkleinſten Ring“, bemerkte eifriger ſeine Ehehälfte; „und Du wirſt ſehen, er geht auch heute klar auf!“

Das entſchied bei dem, nach der Mondfinſterniß begierigen Helbrecht, und während er ſeine Pfeiſe ausklopfte und ſich dann anzog, was auch Mutter und Tochter thaten, erſah ſich Fredchen jeden Augenblick, wo ſie verſtohlen an's Fenſter kommen konnte. Immer mit der rechten Hand am Kopf und einige Nick-Bewegungen zugebend, ſuchte ſie in's Klare zu bringen, was ſich vorhin verwirrt hatte.

Es gelang ihr glücklich; denn noch nicht weit waren die Drei vom Stadtthore, da kam aus einem Seitenpfade Guſtav Temmer, und nach den Begrüßungen fand es ſich, daß Alle den gleichen Weg zu nehmen hatten.

Sehr auffallend für Helbrecht ſah er in Guſtavs Hand einen Regenſchirm. „Glauben Sie denn, daß Sie ihn brauchen werden, Herr Kantor?“ fragte er. „Wir haben, wie Sie an uns ſehen, auf gut Wetter vertraut!“

„Ei, mein Regenſchirm macht noch kein ſchlechtes“, erwiederte lächelnd Guſtav. „Ich hab' ihn mitgenommen, ohne dabei viel zu denken, obwohl er viel zu denken giebt.“

„Wie denn ſo?“ fragte Frau Helbrecht. „Was ſoll ſich dabei viel denken laſſen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Guſtav. „So einfach dieſer ſchwarz-ſeidene Regenſchiem ausſieht, mußten ſich doch die drei vornehmſten Reiche der Natur vereinigen, mußte ein fürchterliches See-Ungethüm und ein kleines, kunſtvoll geſchäftiges Würmchen geboren werden, um dieſes Werkzeug, deſſen Form der Menſch einem Baum mit ſeinen ſchützenden Zweigen abborgte, hervor zu bringen. Das Pflanzenreich gab den Schaft, das Thierreich die Decke und Querſtäbe, und das Mineralreich bewirkte die Aufſpannung, verſchönte den Griff, bewaffnete die Spitze des Schafts und bekleidete die Enden der Stäbe. Die ungeheuern Kiefern des Wallfiſches lieferten zu dem kleinen Bau die Stäbe, der unvergleichlichen Thätigkeit des Seidenwurms dankt er die Decke. Wie viel

Mühe, wie viel Fleiß, wie viel Kenntniſſe gehörten dazu, um dieſe Stoffe aus ſo entfernten, von einander verſchiedenen Räumen zuſammen zu bringen und zu einem nützlichen Ganzen zu vereinigen, das in ſeiner anſcheinenden Geringfügigkeit einen umfaſſenden Beweis giebt von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes!“

„Da ſiehſt Du, Mutter, wie man die Dinge in der Welt betrachten muß!“ — ſprach Helbrecht dazwiſchen; „'s iſt Alles wahr, was der Herr Kantor da ſagt, aber wahr iſt's auch, daß ſich unſere Stadt mit einem ſolchen Lehrer glücklich preiſen darf!“

Ach, wie freundlich blickte Fredchen da erſt auf den Vater, dann auf den Geliebten, der ſeine Geſpräche in gleicher Weiſe fortſetzte, bis Alle wie aus einem Munde riefen: „Wirklich, da ſind wir ſchon am Ziel! — was iſt uns der Weg kurz geworden!“ — und dabei bot Helbrecht dem jungen Mann freundlich dankend die Hand.

„Ja, am Ziel ſind wir wohl“, bemerkte Guſtav; „nur fürcht' ich, daß wir unſern Zweck dennoch verfehlen!“ — „Wie das?“ fragte der Meiſter und erhielt die Antwort:

„Ich hegte ſchon immer Zweifel, daß die

Angabe in unſerm Provinzial-Kalender richtig ſey, und die neueſte Zeitung aus der Hauptſtadt — ich habe ſie bei mir — ſpricht den Irrthum aus. Die Mondſinſterniß iſt nicht am 10ten Auguſt 1841, ſie ereignete ſich ſchon am 2ten in den Vormittagsſtunden, und obwohl eine totale, war ſie doch in Europa nicht ſichtbar.“

„Mag ſeyn!“ ſagte der gemüthliche Helbrecht; „wir wollen uns dennoch den Gang nicht reuen laſſen, denn wir haben 'was gelernt unterweges; ihr da, Mutter und Fredchen, behaltet's hübſch in den Köpfen!“

Jetzt traten ſie in das Haus des Proviant-Commiſſarius, da kam ihnen aber Chriſtiane, die Wirthſchafterin, ſehr verſtört entgegen mit der Aeußerung: Der Herr ſey vor ein Paar Stunden ſchon mit ſeiner Frau Schweſter weggefahren. Dabei ließ ſich aus dem nahegelegenen Saal burſchikoſer Geſang vernehmen, und das Anklingen der Gläſer ſetzte es außer Zweifel, was hier vorgehe. Chriſtiane, ſichtbar in Verlegenheit, nahm nun Helbrecht bei Seite und erzählte ihm Folgendes:

„Seit geſtern war mein Herr ſehr unruhig, ich wußte nicht weshalb, und heut Vormittag ſchon iſt er mit ſeiner Schweſter fort, nachdem er mir befahl: ich möchte heut Abend das Haus feſt verſchließen und mich dann möglichſt auf dem freien Felde halten, bis etwa nach elf Uhr, wo er dann hoffe, zurückkehren zu können. Mir war das ein Räthſel! Gegen Mittag kam der Herr Actuarius Rädeken mit mehreren von ſeinen luſtigen Brüdern und verlangte im Namen des Onkels: daß ihm nicht nur der Saal, ſondern auch Küche und Keller geöffnet werde. Nun weiß ich aber, daß im vergangenen Jahre, als der junge Herr juſt an dieſem Tage — es iſt ſein Geburtstag — hier war, ihm das Haus verboten wurde, wenn er in Geſellſchaft käme. Es brach eben ein Gewitter aus, und weil der Actuarius und deſſen Gäſte ſich dadurch nicht in ihrem Jubel unterbrechen ließen, ihn vielmehr bei den ängſtlichen Bitten des Herrn Proviant-Commiſſarius noch verſtärkten, ſprach dieſer das Verbot aus, wie ich ſchon ſagte. Als ich mich nun heut weigerte, die Geſellſchaft aufzunehmen, hat man mir faſt mit Gewalt die Schlüſſel entriſſen, und mich gezwungen, das Gaſtmahl zu beſorgen, wobei ich dann durch Lauſchen den Zuſammenhang erfuhr. Man hat meinen Herrn in Angſt geſetzt durch die Behauptung: mit der heutigen Mondfinſterniß ſey ein Erdbeben verbunden, und ihm gerathen, ſich nach einer ganz flachen Gegend zu begeben, denn Berge und Häuſer würden einſtürzen. Es kam dabei heraus, daß der Herr Actuarius gewettet hat: ſeine Freunde, troß des Verbots vom Onkel, bei ihm grade an dieſem Tage zu bewirthen, denn er rühmte ſich, ſeine Wette gewonnen zu haben."

Meiſter Helbrecht ſchüttelte unwillig ſein Haupt, fand aber kein Bedenken, die mit ihm Gekommenen von dem, was hier vorging, zu unterrichten, wonach dann Alle der Meinung waren: man müſſe dem Proviant-Commiſſarius von dem ihm geſpielten Streich ſo raſch wie möglich Nachricht geben: und nun ließ ſich Helbrecht den Actuarius herausrufen. Dieſer erſchien auch, von der Wirkung des Weins ſchon bedeutend außer Haltung, und machte aus ſeiner Wette und ſeinem Jokus, wie er den Streich nannte, gar kein Geheimniß.

Er hatte für den jetzt ſchon wieder weiter gewanderten Buchdrucker-Gehülfen die Korrektur geleſen von dem Provinzial-Kalender und die Mondfinſterniß vom 2ten Auguſt auf den 10ten gerückt, um dem Plan zur Gewinnung ſeiner Wette einen Anhalt zu geben. Den Buchdruckerei-Beſitzer aber vermochte er durch die Drohung: er werde ihn als Kalender-Verfälſcher angeben, dazu, ihm bei ſeinem Vorhaben behülflich zu ſeyn, und ſo mußte der Letztere — was ſchon Tages vorher geſchehen — dem Proviant-Commiſſarius beibringen: die berühmteſten Aſtronomen hätten nach den beſtimmteſten Berechnungen verſichert, bei der Mondfinſterniß ſey ein Erdbeben unvermeidlich, und in der Hauptſtadt wäre der Beſchluß gefaßt worden, daß alle Einwohner ſich nach einer flachen Gegend begeben ſollten, weil es an einſtürzenden Häuſern und Bergen nicht fehlen werde.

Bei dem ſichtbaren Rauſche des Actuarius wäre eine Strafpredigt übel angewandt geweſen, man ſuchte alſo nur von ihm zu erfahren: wohin ſich der Geflüchtete mit ſeiner Schweſter begeben habe; von dem Neffen war jedoch darüber nichts heraus zu bringen, und ſo mußte man den Proviant-Commiſſarius ſich ſelbſt und der ihn beſchämenden Rückkehr überlaſſen. Die Angekommenen aber, obwohl der Herr Actuarius ſie einlud, ſein Geburtsfeſt mitzufeiern, zogen es vor, ohne Säumen ſich zu entfernen, und auch nicht lehrten, mich als Kammerfrau bey der künftigen Fürſtin! — (ſich beſänftigend.) Aber nun ſag' auch, was Du für ſie thuſt, damit man's geſchickt anfaßt? Antworte doch! (wieder heftig.) Antworte! Ohnmächtig könnte man werden, wenn bey Dir eine Ohnmacht was hälfe! (bettelnd.) Na, Kind! Nicht wahr, Du ſollſt Verſe machen, zur Ankunft, zur Illumination, zu Ehrenpforten, ſollſt **Erzieher** werden bey den künftigen Kindern — liebes goldnes Männchen! (wüthend.) Du bleibſt ſtumm? Gut! Scheiden will ich mich laſſen, Dich aber vorher erſt verſchwärzen, hörſt Du, verſchwärzen will ich dich bey der Gräfin, jetzt gleich, denn hier habe ich einmal Poſto gefaßt und keine Gewalt bringt mich eher aus dem Hauſe bis ich zum Thee gebeten bin!

(Sie ſtürzt durch die Seitenthür wohin die Gräfin ging.)

Typus. Ein böſes Maul wird kein Glück haben, ſagt David!

(Er wendet ſich, der Vorhang fällt.)

im Wirthshauſe einzukehren, da die Wolken ſich immer gewitterhafter zuſammen zogen.

Glücklich kamen ſie auf dem Rückwege noch bis nah an die Stadt, da begannen die Wolken ſich zu entleeren; der Regenſchirm Guſtavs that nun ſeine Dienſte und brachte ihm den freundlichſten Dank ein von Mutter und Tochter. Wie er freudig neben ihnen ging, den Schirm tragend, und ſie damit ſchützend, ſagte er:

„Sehen Sie, der Regenſchirm hat neben ſeiner merkwürdigen Zuſammenfügung auch eine beredſame Moral. Er iſt Helfer in der Noth, und wie raſch veremt er gleich mehrere Menſchen unter ſeinem kleinen Dach, wie lehrt er im Augenblick, verträglich und traut ſich aneinander zu ſchmiegen, und ſo alles drohende Unwetter über ſich hinwegziehen zu laſſen!“

Meiſter Helbrecht, der während der Heimkehr nur ſehr wenig geſprochen, deſto mehr aber gedacht hatte, ſagte jetzt aus vollem Gemüth:

„Segnet Ihr den Regenſchirm, ich aber ſegne dieſen Gang, denn er war zu guter Stunde! Es iſt ein nichtswürdiger Streich, den der Actuarius ſeinem Oheim ſpielte, und obwohl ich ſagen muß, daß deſſen läppiſcher Furcht die Strafe juſt nicht ſchaden kann, verringert mir das nicht die Sünde des Neffen. Wir kommen nun zwar mit leerem Magen zurück, aber Kopf und Herz ſind mir voll und jener wird auch bald ſein Recht haben. Sie aber, Herr Kantor, würden mir ein recht großes Vergnügen machen, wenn Sie heut Abend mit Hausmannskoſt und einem guten Glas deutſchen Weines bei uns vorlieb nehmen möchten!“

Wer war froher als unſer Guſtav bei dieſer Ausſicht? — wer? nun, derſelbe Guſtav, der nach dem einfachen Abendeſſen mehr nach Hauſe tanzte als ging: denn er war Fredchens Verlobter, und aus der falſchen Mondfinſterniß ward ihm ein echter Sonnen-Aufgang für ſein Leben! —

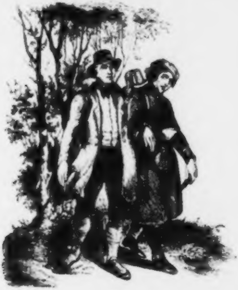
Der Actuarius Rädeken aber läßt ſich, troz der gewonnenen Wette, nicht gern an ſeinen Wiz erinnern: denn in des Oheims Teſtament iſt etwas abgeändert worden!

Jagd - Friedel.

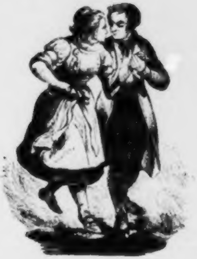
Als neulich eine nicht zahlreiche Geſellſchaft im Landhauſe des Doctors Randel beiſammen war, kam er recht gemüthlich in ſein Jugendleben hinein. Seine Bilder-Mappe wurde durchblättert, und mehrere Zeichnungen, theils eigener Erfindung, theils Nachahmung, hatten ihn in ſeine Vergangenheit verſetzt.

In der Jugend, ſagte er, hat der Menſch oft ſeltſame Einfälle und man liebt vor Allem die Gegenſätze, ſo ging's mir denn auch. Es war ſonſt in vielen Familienkreiſen eingeführt — und es wäre noch heut empfehlenswerth — daß man die Kinder mit Handwerks-Arbeiten beſchäftigte, und ſo hatte ich, Siegfried Randel, einen Freund, Karl Strober, der tiſchlerte, indeß ich in Mußeſtunden drechſelte. Als wir nun frühzeitig unſere Studien vollendet hatten und unſre beiderſeitigen Eltern uns eine anſehnliche Summe zu einer Erholungs-Reiſe gaben, beſchloſſen wir, ſie gemeinſchaftlich zu machen, und zwar — als Handwerksburſchen.

Den Spaß möglichſt' vollſtändig ausführen zu können, verſchafften wir uns durch Fürſprache unſerer ehemaligen Lehrherrn im Tiſchlern und Drechſeln, verſteht ſich, nur für die Tage unſres Reiſeſcherzes, Wanderbücher, zogen nun getroſt und guter Dinge aus, und wie wir angethan waren, ſagt Euch dieſe flüchtige Zeichnung.



Nach dem Süden ging's, durch Bayern, Salzburg und Tyrol. Ueberall, wo ſich das Volksleben kund gab, waren wir mitten darunter, ſo daß wir oft in den Dorf-Wirthshäuſern auch wohl ein hübſches Bauermädel ergriffen und die Staubwolken in der engen Stube tüchtig vermehren halfen, dabei immer willkommen waren, weil



wir was drauf gehen ließen, indem wir uns für Söhne wohlhabender Meiſter ausgaben. Gar viel hab' ich da erlebt und erlauſcht und allerlei Abenteuerchen fielen auch vor; zwei Blättchen meiner Mappe erinnern mich aber namentlich an den ſogenannten Jagd-Friedel, von dem ich fürjetzt hauptſächlich reden wollte.

Wir wandten uns möglichſt immer von der großen Landſtraße ab, um dorthin zu kommen, wo die Menſchen nicht durch ſteten Verkehr ſo abgeſchliffen ſind, daß Jeder ſich wenig vom Andern unterſcheidet. Es ging nun Kreuz und Quer, und eines Abends, da die Dunkelheit im̃er ſichtlicher im Vorrücken war, hatten wir uns durch die mancherlei Seitenwege, die wir nach und nach gewählt, über unſre Richtung ſo in's Unklare gebracht, daß wir, ohnehin ſehr ermüdet, uns gewaltig ſehnten nach Einem, der uns den nächſten Weg zu einem annehmbaren Obdach zeigen könne.

Wir ſtanden mitten in einem dichten Walde, wohin ein Fußpfad geleitet hatte, der aber eben völlig ein Ende zu nehmen ſchien, und ſprachen nun über unſer doch manchmal bedenkliches Umherſchweifen in der Art, wie wir es trieben, riethen auch hin und her, was zu thun ſey. Wie wir nun hülflos in das Dickicht blickten, hört' ich's neben mir ſagen: „Guten Abend, junge Herren! Sie ſind freilich Narren! Nichts für ungut, aber zu Haus hätten Sie's doch beſſer, als hier in der einſamen Gegend!“

Wir ſahen uns etwas verdutzt um und bemerkten einen wunderlich ausſehenden Alten, dem aber doch, ſo viel man überhaupt noch ſehen konnte, die Gutmüthigkeit auf dem Geſicht lag.

„Nun, wer hat ſich denn um das zu bekümmern, was uns gefällt?" fragte ich etwas trotzig.

„Ich!" gab der Alte zur Antwort; „denn ich muß Ihnen ja den Weg zeigen. Freilich hätten Sie den Wunſch eines guten Abends erwiedern können! Aber die Herren ſind Narren!" —

„Nun, ſchön Dank, Alter!" ſagt' ich lächelnd; „aber Alter ſchützt auch vor Thorheit nicht!"

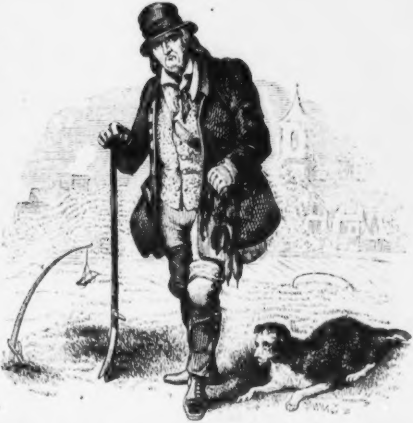
„Ei, ſeh'n Sie, das hat gleichfalls ſeine Wahrheit!" entgegnete er trocken. „Indeß diesmal bin wenigſtens ich, der Sie ein wenig belauſchte, klüger als Sie; denn ich weiß den Weg und Sie wiſſen ihn nicht!"

Dabei ſchritt er winkend voran, und ſchwatzte dann weiter: „Des Abends gehört der Menſch unter Dach, zu den Seinen, wenn er ihrer hat, und nicht auf Feld- und Waldwege, die er nicht kennt. Sie müſſen, da das nächſte Städtchen fern genug und heut nicht mehr zu erreichen iſt, in unſerm Dörfchen bleiben, wo's kein Wirthshaus giebt, weil unſer Herr" — diesmal hört' ich bei dem Wort ein kurzes Lachen — „kein's leidet; der iſt kein Narr, obwohl auch ein Herr!

denn er will, es ſoll ſich Jeder daheim durch ſich ſelber zurecht finden! Sie werden nun müſſen bei mir vorlieb nehmen, ſo gut's gehen will; aber es wird recht gut gehen!" ſetzte er wohlgemuth hinzu, „und behagt's Ihnen nicht, werden Sie's um ſo eher einſehen, was ich ſag': die Herren ſind Narren!"

Wir ſchritten quer durch den Wald, auf ſehr ſchmalem Pfade, doch dauerte es auch gar nicht lange, da lag das Dörfchen uns zur Seite, und auf dem lichteren Wege konnten wir nun unſern Führer etwas genauer betrachten, noch genauer jedoch am nächſten Tage, wo wir ihn auf einer Wieſe ſahen, die zu Feld umgeſchaffen werden ſollte. Wie Ihr auf dem Bilde bemerkt, hatte er als Stab ein ſeltſam Werkzeug in der einen Hand, in der andern eine Anzahl Maulwürfe, an einen Faden gereiht. Seine Kleidung hielt die Mitte zwiſchen einem Jäger und Landmann, und ſeine ſtattliche Geſtalt hatte etwas ſchlicht Männliches. — Auf unſerm Wege ließen wir das Dorf ſeitwärts und kamen an ein Häuschen, das, an ſich nett, mitten in einem Garten ſtand, der überall wohlgeordnet war.

„Hier wohn' ich, der Jagd-Friedel!" ſagte



vergnügt unſer Alter bei dem freudigen Hundegebell, was wir vernahmen, und ein Knabe von etwa vierzehn Jahren ſprang jubelnd aus der Thür mit dem Ruf: „Guten Abend, Altvater!“ ohne von unſerm Anblick geſtört zu ſeyn.

„'S iſt mein Urenkel!“ ſagte der Alte, und dann, ſich zu dem Knaben wendend: „Joſeph, die

Herren bleiben die Nacht bei uns, da kann ich nicht hinauf kommen zu den Eltern; denn gewiß doch haſt Du mich holen ſollen!" — „Ja, Altvater", ſagte Joſeph; „und die Herren könnten ja mitkommen!"

„Nein, heut geht's nicht, vielleicht morgen. Ich bin ſelbſt müd' und die Herren ſind's!"

In dem Augenblick trat ein allerliebſtes Mädchen in die Thür, auch freundlich ihr „Guten Abend!" bietend. — „Ah, Margareth!" rief der Alte; „heut kriegſt Du wirklich 'was zu ſchaffen, ſorg' in Küch' und Keller, ſo gut ſich's thun läßt!" — und Margarethe ſprang fort. — Wir wollten Entſchuldigungen machen, der Jagd-Friedel hörte aber gar nicht darauf, und wir mußten eintreten in ſein Zimmer, wo Alles nicht nur höchſt ordentlich, ſondern ſogar ſchmuck war, denn auch recht hübſche Bilder, lauter Jagdſtücke, hingen an den Wänden.

Die Sache fing an uns ſehr zu gefallen; als nun bald darauf der Tiſch gedeckt und mit Speiſ' und Wein gar reichlich verſehen war, ging über unſre Verwunderung uns zugleich das Herz auf und wir entdeckten dem Alten unſre ganze tolle Fahrt. Der durch die Wirkung eines vor-

Zweyter Akt.

(Zimmer des Rektor Typus, in dem auf einem Tiſche ein paar Bücher liegen; Clara ſitzt am Arbeitstiſche.

Erſte Scene.

Clara. Typus.

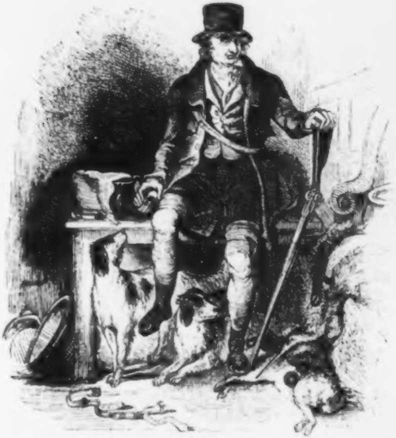
Clara (aufſtehend).

Ach, was thu' ich, um nicht an ihn zu denken? Bey jeder Arbeit ſeh' ich ihn neben mir, wie in den Tagen der Täuſchung! Der fade Commerzienrath drüben hat mich auch am ganzen Morgen noch nicht beluſtigt. (es klopft.) Wer kömmt? (öffnet die Thür.) Sie, guter Herr Rektor! Sie ſcheinen ja recht fröhlich? — Warum denn?

züglichen Weins noch heit'rer gewordene Alte ſagte darauf: „Ja, hab' ſchon 'was Wunderliches gemerkt: die Herren ſind Narren, aber bleibt mir wenigſtens ſo unſchuldige! Uebrigens ſeyd Ihr wahrſcheinlich ſo offenherzig geweſen, damit ich's auch ſeyn ſoll, denn Euch kommt hier Manches ſehr befremdlich vor, nicht wahr?“

Das ließ ſich freilich gar nicht leugnen; der Alte ſchenkte nun erſt die Gläſer wieder voll, rief die kernhübſche Margareth, daß ſie ſich mit in den kleinen Kreis ſetze und auch das Ihrige genieße, dann holte er ein Bildchen von der Wand, und ſagte: „So ſchaut' ich ſonſt aus!“

„Ich war derzeit fürſtlicher Förſter geworden und hatte mich ſchnell verheirathet mit einer Kammerjungfer der Frau Oberjägermeiſterin. Daß es ſich ſo ſchnell fügte mit unſrer Hochzeit, kam daher, weil der Herr Oberjägermeiſter meine Braut verfolgte in ſchlimmer Weiſe, obwohl er eine ſehr ſchöne Frau hatte, — aber die Herren ſind Narren! Geängſtigt von den Verfolgungen flüchtete ſich meine Marie zu mir, ich verbarg ſie bei bekannten guten Leuten und brachte ſie nicht eher wieder zum Vorſchein, bis wir Mann und Frau waren. Der Oberjägermeiſter faßte nun aber ge-



gen mich einen tiefen Groll, weil ich mich jedoch auf das Sorglichſte hütete, ihm eine Gelegenheit zu geben, dieſen Groll auszulaſſen, verfloß mir Jahr auf Jahr in Glück und Frieden.

Da kam durch Mißwachs große Theuerung in's Land und beſonders litten davon die Wald-

Dörfer in der Umgegend, wo ich wohnte, daß mir oft das Herz brechen wollte über alles Elend, was ich mitanſehen mußte. Ich half, wo und wie ich konnte, gerieth endlich ſelbſt in Mangel und ſah täglich mit immer ſteigendem Schmerz, wie der Hunger unter den armen Dorfbewohnern wüthete.

Nun geſchah es, daß eine mehrtägige Parforce-Jagd angeſagt wurde und die Bauern, jung und alt, obwohl ſie großen Theils ganz von Kräften waren, mußten noch hinaus zum Treibjagen. Wie nun eine Maſſe von Wildpret aller Art erlegt worden war, eine ſolche Maſſe, daß gewiß Vieles davon unnütz verkommen wäre, die armen Halbverhungerten aber, Mann, Weib und Kind, ſo drum herum ſtanden, ſich theils ſtill das Ihrige dachten, theils weinend baten und bettelten, da riß mich's Mitleid hin, und ich vertheilte das, was nach meiner feſten Ueberzeugung für die Hofhaltung und das Hofgeſinde doch nur vom Ueberfluß war. Das kam indeß dem Oberjägermeiſter gelegen; er ließ mich verhaften, klagte mich des Diebſtahls herrſchaftlichen Gutes an und bewirkte es, daß ich, nach ſchon faſt zehn Monate erlittenen Gefängniſſes, auf drei Jahre zur Feſtung verurtheilt und meines Amtes für verluſtig erklärt wurde.

Ich trug mein Unglück wie ein Mann, meiner Frau aber, die mit meinem einzigen Sohn das Förſterhaus verlaſſen mußte, brachte der Gram den Keim zu ſchwerer Krankheit, wodurch ſie in ein ſtetes Siechthum fiel und allmälig hinſtarb, nachdem ich längſt in Freiheit war, die ich früher, als ich erwarten konnte, wieder erhielt durch die Dankbarkeit jener Dorfbewohner.

Sie wählten nämlich, als ſie von meiner Frau mein Schickſal und die Urſache deſſelben erfuhren, Abgeordnete, die bis zum Fürſten zu dringen wußten, und ſo zu meinen Gunſten ſprachen, daß alsbald der Befehl zu meiner Freilaſſung erfolgte, mir ſogar wieder ein Amt und Entſchädigung zu Theil werden ſollte. Ich hatte indeß auch ſchon durch manches Andere erkannt: die Herren ſind Narren! — ich wollte meinethalb arm aber unabhängig leben, und bat um einen Winkel als Eigenthum, wo ich mich durch meiner Hände Arbeit ernähren könne. Der Fürſt — Gott hab' ihn ſelig! — war beſſer, wie Manche in ſeiner Umgebung; er fühlte das Unrecht, was mir geſchehen und mocht' auch wohl empfinden, wie mir ſonſt zu Muth ſey; genug, er ließ mir dies Häuschen bauen, ſchenkte mir die ganze, hier umliegende, bis damals faſt unbenutzte Waldung, die mehr noch als jetzt nur Bruchland enthielt, und gab mir auch tauſend Gulden zum erſten Anfang beim Urbarmachen dieſer Gegend.

Nun kannt' ich hier und dort Dieſen und Jenen, der ebenfalls von der Welt Ungerechtigkeit gelitten, und ſolche Leute ſchienen mir zu meinem Vorhaben die rechten. Ich rief ſie mir, nach und nach Mehrere. Es geſellten ſich aus den Wald-Dörfern meiner einſtigen Nachbarſchaft noch einige junge Burſche zu uns mit ihrem Bischen Gelde, und wir gründeten eine Anſiedelung nach der andern. So entſtand unſer neues Dörſchen, das Ihr morgen beſchauen könnt', und ich mein' es wird Euch gefallen.

Meinem Sohn wollte Anfangs die Einſamkeit hier nicht behagen, und da ich allmälig wohlhabend wurde und er den Gedanken hatte, Maler zu werden, gab ich ihn zu einem tüchtigen Meiſter, wo's ihm auch fruchtete. Was Ihr in meiner Stube von Gemälden ſeht, iſt von meinem Sohn, und er hat mich ſelbſt in all meinem Thun und Treiben abgebildet. Indeß ſah er doch endlich ein, daß er auch hier walten und dabei lernen könne, ſein künftig Eigenthum zu verwalten und zu mehren.

So wurde nun auch ihm ein recht ſtattlich Haus gebaut, und ich hab' ihn zum Herrn gemacht, damit ich noch ſehe, wie er's treibt, hab' mich aber nur zu freuen über ſeine Rüſtigkeit, und daß er eben die Narrheiten der Herren nicht nachahmt. Er hat mir nach und nach all die Arbeiten abgenommen und ich bekümmere mich hauptſächlich nur noch darum, das Schädliche wegzubringen, um dem Nützlichen ſichern Platz zu ſchaffen. Ich ſorge für Verminderung des Wildes, was die angelegten Felder verwüſtet, fange Fuchs, Iltis, Marder, Hamſter und Maulwurf weg, damit die Gehöfte und Felder geſchützt ſind. Keinen Tag laſſ' ich vergehen, wo ich nicht den Nutzen fördern helfe, und bin jetzt auf den Fang der Maulwürfe aus, die ich mit meinem Werkzeug gut heraus zu hacken und zu faſſen verſtehe. Wir bekommen wieder einen neuen Anſiedler, und da muß aus Wieſ' und Bruch Garten und Feld werden.

Wir haben uns als neue Gründung auch eigene Geſetze gegeben, und die gehen alle darauf hinaus, möglichſt durch uns ſelber Alles zu beſchaffen, was wir brauchen, und keine andern Anforderungen an das Leben zu machen, als die wir uns ſelbſt gegenſeitig gewähren können. Nachdem wir uns, ohne irgend eine fremde Mithülfe, ein Kirchlein bauten, haben wir einen Prediger, der zugleich den Schullehrer macht; dagegen haben wir alle Religions-Unterſchiede vereint in dem Glauben an einen allmächtigen und allgütigen Gott, und Jeder von uns muß den Nachbarn das lehren, was er beſſer weiß und verſteht, als die Andern. So finden Sie bei uns nicht bloß Landbebauer, ſondern Jeder treibt noch ein Handwerk in der Zeit, wo die Feld-Arbeiten zu Ende ſind.“

Wir hörten mit Erſtaunen zu und erſtaunten noch mehr, als wir vernahmen, er ſey ſchon fünfundneunzig Jahr alt — wir hatten ihn für einen Sechziger gehalten — und nun über ſechszig Jahre nicht von dieſer Anſiedlung gewichen.

Wir blieben am andern Tage noch da, überzeugten uns, daß alle Bedürfniſſe der Anſiedler durchaus von ihnen ſelbſt beſchafft wurden, dabei aber Gärten, Felder und Weinberge ringsum von der fleißigſten Beſorgung zeugten. Bei allen Bewohnern vernahmen wir auch, daß unſer

„Jagd-Friedel", ein Name, der ſich eben durch den Gebrauch feſtgeſtellt hatte, wie der Vater Aller verehrt wurde, und da er den Grundſatz: Jeder muß für ſich allein ſtehen können, mit ſeinem Beiſpiel durchgehends bewähren wollte, mochte er ſich ſogar in ſeinem hohen Alter keiner Bedienung unterwerfen. Deshalb hatte die ſonderbare Gemeinde beſchloſſen, von Monat zu Monat die jungen Mädchen in der Sorge für ihn wechſeln zu laſſen, und in dieſen Tagen war die Reihe an unſrer Tiſch-Nachbarin, der hübſchen und ſeelenfrohen Margarethe, die ſich ganz entzückt fühlte darüber, daß ſie durch die Gäſte im Hauſe des Jagd-Friedel doch etwas zu thun hatte, da er ſonſt faſt alle Dienſte abwehrte.

Es verirrte ſich übrigens ſelten ein Fremder in dieſe Gegend, doch war Jeder, der einen traf, zur Gaſtfreiheit verpflichtet. — Auch das ſehr geräumige „Herrenhaus" beſuchten wir, in welchem Großeltern und Enkel beiſammen lebten, und wo's ebenfalls ſehr anſtändig ausſah und herging; doch bemerkte man nirgends etwas vom Ueberflüſſigen, Alles hielt ſich in dem Bedarf und hatte das Gepräge des Sparſamen und Einfachen.

Das ſind nun, ſeit ich dies erlebte — ſo ſchloß der ſchon ſehr alte Siegfried Randel — über funfzig Jahre, und ich hätte große Luſt, vor meinem Tode ſelbſt noch zu ſchauen, was aus der Anſiedelung — man nannte ſie damals Friedelheim — geworden iſt. Erlaubt es mein Befinden, und Freund Strober will mit, ſo machen wir die Reiſe im nächſten Sommer zuſammen, aber nicht als Handwerksburſchen; dergleichen Streiche habe ich mir an den Sohlen abgelaufen, obwohl ich die damalige Fahrt nicht bereue. Kehren wir dann zurück, giebt's vielleicht in mein Tagebuch einzutragen, daß auch nach jenem einſamen Winkel, der mir ein Paradies ſchien, ſolche Umwälzungen gedrungen ſind, daß die patriarchaliſche Eigenthümlichkeit ſich in eine zerfahrende Allgemeinheit auflöſte, in der man aus unverſtandenem Drange zur Freiheit durch die kleinlichſten Dinge, welche die Gewohnheit zum Unentbehrlichen werden ließ, zur höchſten Unfreiheit kam.

Was aber des „Jagd-Friedel" Lieblingsſatz betrifft: die Herren ſind Narren! — ich hab' ihn ſeltener eingeſchaltet, als er es that — ſo muß ich bekennen, daß ich ihn ſpäter oft genug treffend gefunden habe; denn es giebt in Wahrheit nicht gar Viele, die einer ſolchen Entſcheidung dadurch entgehen, daß ſie mit der Unabhängigkeit von Schlendrian, Ehr-, Glanz-, Luſt- und Habſucht ihre Herrſchaft über ſich ſelbſt und demnach ihre Herrenſchaft beweiſen. „Das ſind knechtiſche Herren, die ſich nur um den Vortheil zerren!“ ſagt ein altdeutſcher Spruch, und ſolche Herren werden ſich die Veränderung zweier Buchſtaben ſchon müſſen gefallen laſſen, bis ſie zu Männern werden und ſo über die Herren ſich erheben in der Geſinnung, nach der einzig eines Mannes Werth ſich abſchätzen läßt. Mir iſt jedenfalls Einer, der mit dem Bewußtſeyn, nützen zu wollen, Maulwürfe wegfängt, lieber als ſolche „Herren“, die mit Maul-Würfen der Schmeichelei und Unterthänigkeit ſich ſelber nur gutes Spiel bereiten wollen, unbekümmert um den Schaden, der dadurch dem Allgemeinwohl entſteht.

Nun, wir wollen erwarten, ob und was wir ſpäter über jene Anſiedelung zu berichten haben, heut aber bei unſern paar Flaſchen den Ehrentrunk jenem wackern „Jagd-Friedel“ weihen und allen Denen, die ſeinem Spruche: „die Herren ſind Narren!“ durch echte Mannesthat glücklich zu entkommen wiſſen!

Typus. Gutes Glück verhüll' im Schweigen und verrath' die Freude nicht! ſagt Plautus, aber Sie ſollen es zuerſt erfahren.

Clara. Sie ſind ſo gut! (gibt ihm die Hand).

Typus. Und Sie weinen ſchon wieder? Mädchen und Gold ſind deſto reiner, je weicher ſie ſind! ſagt Jean Paul, aber tiefe Gefühle führen ſchlecht durch's Leben. — Vertrauen Sie mir! (ihr das Köpfchen in die Höhe richtend.) Nicht wahr — eine unglückliche Liebe? (Clara wirft ſich an ſeine Bruſt). Nun, Vertrauen!

Clara. Ihrer Herzlichkeit will ich's ſagen, daß Sie es errathen haben! —

Typus. Alles verbirgt ſich, Wein und Liebe ſtehen auf dem Angeſicht! ſpricht Antiphanes. — Nun? Bitte!

Clara. Meine Aeltern ſtarben mir früh, ich lebte daheim bey einer alten Tante, lernte was ich ſah. In letzter Zeit kamen oft Männer, ich weiß nicht, warum. Einer davon hübſch, doch nicht all zu jung, war ſo düſter, ich dachte: Sollſt den armen Mann erheitern, wie du kannſt! Er ſagte mir: Meine Fröhlich-

Ja mir gefällt noch heut die Welt.

Ein Lebensgeſchichtchen.

Morgen feiere ich meine ſilberne Hochzeit, ſagte Alfred Meinecke, und preiſe heut voraus die Ehe, wie ich ſie geprieſen habe bisher, nicht alſo gleich dem weiſen Theodor Gottlieb von Hippel. Denn offen bekenne ich:

„Der Mann, der geiſtreich hat geſchrieben
Ein Buch zu vollem Lob der Ehe,
Und der dann doch, zu eig'nem Wehe,
Zeitlebens ehelos geblieben“

— der Mann iſt nicht mein Mann; ich folge geziemender Weiſe dem Grundſatz: man müſſe Dem, was man als gut erkannt, nicht aus dem Wege gehen. Zwar will ich nicht vergeſſen, daß, als ich einſt einem Hageſtolz auf den Spruch **Luther's** zutrank, er mir entgegnete:

„Ja, wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang!“
Sprach **Luther**; doch — ein Wort zur Wehr:
Iſt Wein verfälſcht, das Weib ohn' Ehr',
Und iſt Geſang empfindungsleer —
Wer dann noch liebt Wein, Weib, Geſang,
Bleibt auch ein Narr ſein Lebelang!“

Hat Einer recht, muß man's ihm laſſen, ſogar einem Hageſtolz. Er hat wirklich recht! — Das ſind jedoch nur Häkchen, aber keine Hinderniſſe; ſchlechten Wein läßt man ſtehen, ein treulos Liebchen läßt man ſitzen, und vor lebloſem Geſange läuft man ſelber; da iſt man drei ſchlechte Dinge mit einem Mal los und die Sachen haben ein gutes Ende, wenn man ſie nur gut anzufangen weiß.

Nun könnt' ich prahlen: ich hätte meine Sachen gut angefangen, denn, wie geſagt, Morgen feiere ich meine ſilberne Hochzeit als glücklicher Ehemann. Indeß muß ich dem zuthulichen Geſchick auch ſeine Ehre dabei laſſen und darf mich nur rühmen, einer ſehr liebenswürdigen Fügung gefügig geweſen zu ſeyn. Jetzt aber will ich am Vorabende meines Feſtes mich der Vergangenheit erinnern, von der es mir leid thut, daß ſie vergangen iſt; denn obwohl man zu ſagen pflegt: Niemand wolle ſein ganzes Leben, wie es eben war, nochmals erleben, ich erkläre mich für eine Ausnahme, ausgenommen die ſieben Jahre — ja ſo, da gelten keine Bedingungen! Nein, nicht einmal die ſieben Jahre wollt' ich abweiſen, die ich in trauriger Geſellſchaft einer böſen alten, äußerlich äußerſt frommen Muhme überwinden mußte. Doch hinweg mit dieſer Erinnerung, ſie iſt noch nicht an der Reihe!

Mein Vater war Mechanikus und man ſagte ihm nach: er ſey ein ſehr geſchickter Mechanikus; „aber" — ſetzte man hinzu — „er iſt ein Sonderling und" — merkten die Ungehobelten noch an — „bei ſeinen Schrauben ſelbſt etwas verſchroben geworden." Er war jedoch ein ganz vernünftiger, ſehr geſchickter und überaus fleißiger Mann, der nur eine unüberwindliche Luſt in ſich trug, viele Menſchen ernähren zu wollen, zu welchem Zwecke er ſtets an Erfindungen arbeitete und ſein geringes Vermögen dabei ſo weit zuſetzte, daß er zuweilen ſelbſt nicht wußte, wovon er ſich, mich und eine alte Dienſtmagd — Gott habe ſie ſelig, ſie hat treu mit uns gelitten! — ernähren ſollte; denn meiner Mutter kann ich mich nicht entſinnen, da ſie ſtarb, eh' ich zwei Jahr alt wurde.

Der Vater gab mir ſelbſt den erſten Unterricht, beſonders im Zeichnen, in der Mathematik und den damit verwandten Wiſſenſchaften; ich half dann auch bald nach ſeiner Leitung an den Arbeiten und den im Kleinen ausgeführten Maſchinen und Werkzeugen zu ſeinen Erfindungen, bei denen nur ſeine Geldmittel und — ſeine Lebenszeit nicht hinreichte zu dem Beweiſe: daß ſie wirklich gut waren. Er ſtarb, als ich noch nicht funfzehn Jahre zählte, und aus meiner ſpäteren Geſchichte wird ſich hervorthun, daß die Grundlagen, welche ich ihm verdankte, ja ſelbſt ſeine Erfindungen mir den Weg zum Glücke bahnten.

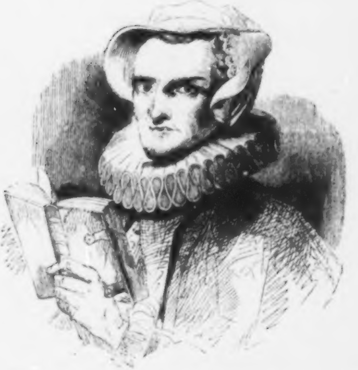
Mein ganzes Erbtheil beſtand in einigen angefangenen Modellen und Werkzeugen, die ich mir bei der Verſteigerung der übrigen Habe, eben hinreichend, um geringe Schulden zu decken, zu bewahren wußte, und ſie mitnahm zu einer Schweſter der Frau meines Oheims nach der nicht unbedeutenden Provinzial-Stadt, in der ſie wohnte. Meines Vaters Bruder hätte mich gern in ſein Haus gezogen, ſeine Frau, die durch ihre klingende Mitgift die Haus-Herrſchaft auf die weibliche Linie gebracht hatte, litt es aber nicht, und ich ſollte jener Schweſter, neben dem Beſuch des Gymnaſiums, ihre Handlungs-Bücher in Ordnung halten, da ihr bisheriger Hausfreund, der dies Geſchäft viele Jahre beſorgte, ein Actuarius, durch den Ruf ſeiner Frömmigkeit ſich eine vortreffliche Stelle in der Hauptſtadt zu erwerben wußte.

Handlungs-Bücher! — Dieſe Schweſter — Suſanne Kahler — ſetzte die von ihrem Vater ererbte Pfandleihe fort und vertheilte ihr Daſeyn unter Wucher und Gebet, wobei eine von ihr als Geſellſchafterin angenommene Jugend-Bekannte — Philippine Meuſel — treulich half, aber mehr aus demüthiger Noth als aus Neigung; denn ſie war ſehr arm, und ſprach ſie zuweilen ein Wort des Mitleids, wenn die verfallenen Pfänder ſo raſch als möglich meiſtbietend verkauft wurden, mußte ſie auch jedesmal hören: daß, wer ihr Gnadenbrod empfange, nur zu ſchweigen habe.

Ich muß es der Suſanne zum Ruhme nachſagen, daß ſie mich durch ihr abſchreckendes Beiſpiel vor aller Frömmelei für immer bewahrt hat, obwohl ſie mich zwang, ihrem Scheinweſen nachzuleben: Es waren troſtloſe Jahre! Ich lernte bei der

Pfandleihe das Elend unter den mannichfaltigſten und erſchütterndſten Geſtalten kennen, und wenn mir oft das Herz zerſpringen wollte über die Härte dieſes Weibes, mußte ich noch, unter ſteten Verwünſchungen der jetzigen Welt, die gottſelige Vergangenheit, deren Tugenden ihr jedoch fehlten, loben hören. Sie war überhaupt dem Ehemaligen ſo hold, daß ſie ſich in Gewändern der Vorzeit, verſteht ſich, mit Hindeutung auf ihre von ihr ſelbſt vielgeprieſene Frömmigkeit, hatte malen laſſen, und auch an Feſttagen mit ſolchen Kleidern ſich ſchmückte.

Lebhaft ſeh' ich ſie vor mir ſitzen, wie ich ſie an Sonntags-Abenden ſah und ihr zuhören mußte, wenn ſie mir noch eine Predigt, oder moraliſche Abhandlung vorlas, ohne Ahnung davon zu haben, daß die Moral nicht zu oft gegeben werden darf, ſoll ſie nicht, gleich der Medizin, ihre Wirkung verlieren. Wenn ich dann — es war keine Seltenheit! — bei den, die Menſchen gewöhnlich allzu kindiſch immer mit ewigen Qualen bedrohenden Abhandlungen einſchlief, ſollte ich zur Strafe hungrig zu Bette gehen, was aber doch niemals geſchah. Denn Philippine, die das Eſſen und Trinken in Fülle als Schadloshaltung für



manches, ihr nicht gewordene Lebensglück betrachtete, war gutmüthiger und ſchmuggelte mir ſtets noch ein tüchtiges Butterbrod und ein Glas Bier in mein Stübchen. Oft auch rührte ſie mich durch ihre Thränen über mein Schickſal, weil das ihrige, ohne alle Hoffnung auf eine Aenderung, eigentlich härter war als das meine, obwohl ich Urſach habe zu glauben, ſie empfand das nicht in gleichem Grade wie ich.

Jungfer Suſanne Kahler hatte in ihrem Geſchäft viele Prozeſſe, und dies brachte ſie, nachdem übrigens durch meine Hülfe Philippine gelernt hatte, die „Handlungs-Bücher“ zu führen, auf den Gedanken, daß ich die Rechte ſtudiren ſollte, um dereinſt ihr die Koſten des Juſtiz-Commiſſarius zu erſparen, was ſie von mir als Dankbarkeit glaubte fordern zu dürfen, obwohl mein Oheim alljährlich noch eine Summe für mich zahlen mußte. Da ich in etlichen Unterrichts-Gegenſtänden zurück war, wurde ich beinahe zweiundzwanzig Jahr alt, ehe ich die Univerſität beziehen konnte, und mich nun drei Jahre lang bei geringer Unterſtützung mit Stundengeben ernähren ſollte. Ich aber hatte geheim immerfort an meines Vaters Erfindungen gedacht, Allerlei noch daran gethan und mir aufgezeichnet, auch ſeine Lehren nicht vergeſſen. Von dieſen war mir aber beſonders folgendes Geſchichtchen im Gedächtniß geblieben:

„Ein junger ſogenannter Weltweiſer, der über einen Strom mußte, beſtieg ein Boot, und, des Auskramens ſeiner Weisheit gewohnt, fragte er während der Ueberfahrt den Schiffer: „Verſteht Ihr Arithmetik?“ — „Nein“, antwortete der Gefragte, „ich habe davon nie etwas gehört!“ — „Dann verlor't Ihr ein Viertel Eures Lebens! Wie ſteht's aber mit Eurer Mathematik?“ — Der Schiffer ſagte lächelnd: „Davon weiß ich gleichfalls nichts!“. — „Weh' Euch!“ fiel der Weiſe düſter ein; „da iſt abermals ein Viertel Eures Lebens hin! In der Aſtronomie habt Ihr aber doch wohl Kenntniß?“ — Mit dem dritten „Nein!“ ging auch das dritte Viertel von des Schiffers Leben in die Brüche. Indeß hatte dieſer bei der Unterredung die Aufmerkſamkeit verloren, das leichte Fahrzeug gerieth auf eine Felſenſpitze und begann zu ſinken. — „Könnt Ihr ſchwimmen?“ fragte jetzt ängſtlich der Schiffer. — „Nein, nein!“ war im jammervollſten Ton die Entgegnung des Weltweiſen. — „Nun wohlan“, gebot entſchloſſen der Schiffer, „ſo ſetzt Euch raſch feſt auf meinen Rücken, denn jetzt muß ich alle vier Viertel Eures Lebens retten!“ — Und wenn mein Vater das erzählte, ſetzte er gewöhnlich hinzu:

„Die Theorie iſt Docht, verwirf ſie nicht; —
Doch Praxis nur iſt Oel und Licht.
Wer's Wiſſen nicht zu brauchen weiß,
Iſt dumm als Jung' und Narr als Greis!“

Dieſer ernſthaltige Schwank war mir ein

Gleichniß und die That Ziel alles Strebens geworden: die ſchaffende That nämlich, die nicht ſtets im Frohndienſt arbeitet bei Herrn Schlendrian, der jedenfalls unſterblicher iſt als der ewige Jude. Auch jene ſieben Jahre, in denen ich alle mögliche Gelegenheit fand, in der Geduld und Selbſtüberwindung Meiſter zu werden, hatten jene Richtung nicht erdrückt, und ich dachte nur daran, meines Schickſals Herr zu werden.

Jetzt muß ich aber eine anſcheinend ſehr unbedeutende Begebenheit erwähnen, die ich in meinem einundzwanzigſten Jahre erlebte. Jungfer Suſanne Kabler war krank, und da Philippine nun mit der Pfandleihe viel zu thun hatte, mußte ich Jene pflegen helfen und dabei meine Primaner-Arbeiten abmachen. Da kam ich nun aus meinem Hofſtübchen öfter in's Vorderhaus. Dem gegenüber wohnte eine Familie, die eine Nichte bei ſich hatte, deren Eltern, die Beſitzer eines Vorwerks ſeyn ſollten, ſie hieher ſchickten zu beſſerer Ausbildung.

Eines Tages ließ ich im kleinen Gemach neben dem Kranken-Zimmer, auf Anordnung der Jungfer Suſanne, deren Schooßhündchen, das ein ſehr putzig und luſtig Thierchen war, Luſt ſchnapkeit und mein Geſang gefielen ihm, da gefiel er mir auch, er liebte meine Nachtigall, mein Hündchen, dafür lieb't' ich ihn wieder und bin's ſo gewohnt ihn zu lieben, daß ich's zeitlebens nicht laſſen kann. — (trocknet ſich die Augen.)

Typus. Ja, ja, die Jugend iſt die Zeit der vollen Täuſchung! ſagt Voltaire.

Clara (fortfahrend). Die Tante drohte mir plötzlich einen alten Reichen an. Da fiel mir ein, um dem Unglücke zu entgehen, könnte mich mein Freund wohl zur Frau nehmen, ich erzählt' ihm meinen Kummer, er aber ſagte: Der Alte wäre wohl eine recht gute Partie, ich könnte ihn ja heirathen!

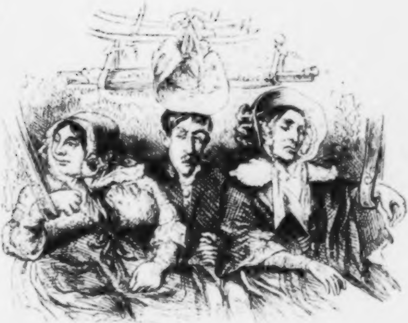
Typus. Das war ſchlimm!

Clara. Schlecht war's! Ich ertrug's auch nicht, daß der böſe Freund ſo lieblos war und weil mich die Tante übel behandelte und ich's nun Keinem mehr klagen konnte, bin ich vor zwey Monaten hieher geflüchtet, habe in Ihnen einen redlichen Heimath-Verwandten gefunden, pen. Jenes ſehr hübſche Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren — ich ſah es zum Erſtenmal — erſchien nun drüben am Fenſter und gab ſichtlich große Freude über das Hündchen zu erkennen, was ſie wohl ſchon öfter gethan haben mochte, denn Mädchen und Hündchen ſchienen ſehr vertraulich miteinander. Ich ſtand hinter dem Fenſter-Vorhang. Sie lockt, das Hündchen freut ſich mit allen Zeichen, und nun war drüben des Rufens, Lachens und Drehens des reizenden Köpfchens kein Ende. Jetzt, ich muß ſagen: unwillkürlich, trat ich vor und grüßte; das hübſche Kind dankte blitzſchnell, ich bemerkte nur noch ein hohes Erröthen und — weg war die liebliche Erſcheinung! — aber aus meinem Sinnen und Träumen war ſie nicht mehr zu verbannen, obwohl ich eigentlich nicht viel mehr über ſie erfuhr, als daß ſie Mathilde heiße. Sie begegnete mir ſpäter ein paar Mal auf der Straße, erwiederte meinen ſtillen Gruß immer nur erröthend, und nie wurde ein Wort zwiſchen uns gewechſelt.

Als nun die Zeit zu meinem Abgange ſehr nahe war, Suſanne und Philippine mich in der Charwoche — in welcher die Pfandleihe, nach vorher gegangener Bekanntmachung im „Stadt-

Anzeiger", der Frömmigkeit wegen geſchloſſen blieb — ſelbſt nach der Univerſität begleiten und bei einem Bekannten einwohnen wollten, konnte ich eine Dreiſtigkeit doch nicht unterlaſſen. Es war Mathildens Namenstag, und ganz früh wußte ich einen reich blühenden Roſenſtock — ich hatte mein ganzes Vermögen dafür hingegeben — an das Fenſter zu bringen, an dem ich ſie zuerſt ſah. Eine Roſe jedoch behielt ich, und als wir Tages darauf in einem Lohnwagen, der nur eine Sitzbank hatte, von dannen fuhren, ich Mathilden am Fenſter erblickte, küßte ich verſtohlen die Roſe und verbarg ſie dann raſch.

Dieſer Reiſe aber werde ich gedenken mein Lebelang! Am beſten ich gebe ein flüchtig Bild, wie ich da, mich übend in der Verzweiflung, eingeklemmt war zwiſchen den beiden alten Jungfern. — Ich bin überzeugt, man ſieht meinen ganzen Zuſtand vor ſich! Während Jungfer Suſanne ſchlief, betrachtete die zum Ueberfluß wohlbeleibte Jungfer Philippine, da ſie ſelten in's Freie und niemals auf Reiſen gekommen war, Alles mit größter, neugieriger und beweglichſter Unruhe; ich aber ſaß nun, noch behindert von dem neben und über mir hängenden Beiwerk weiblichen Bedarfs,



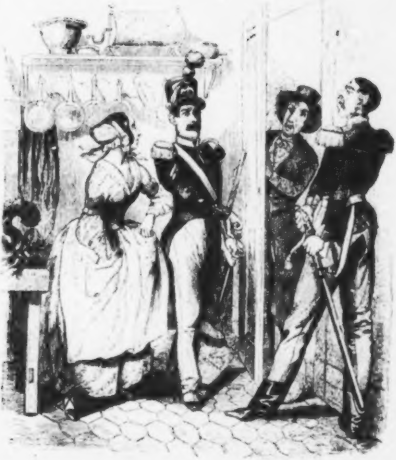
wie eingekeilt in der entſetzlichſten Enge, als ſollte meine ohnehin damals ſehr ſchmächtige Geſtalt gänzlich zum Verſchwinden gebracht werden. Nachdem ich ſo zwei Tage gleichſam für Kautſchuck gehalten worden, kamen wir endlich in der Haupt- und Univerſitäts-Stadt an, wo ich mir nun wirklich noch dünner vorkam als vorvorgeſtern.

Der Mann, bei dem ich als Inſaß ſchon angemeldet war, beſtand aus einem mit Jungfer

Suſanne verwandten ehemaligen Unteroffizier der Artillerie, dem eine erkleckliche reiche Erbſchaft zufiel, weshalb er von ſeinem Gelde lebte, wie man zu ſagen pflegt von Einem, der nichts weiter zu thun hat, als Geld auszugeben, welches ein Geſchäft iſt, das Jeder glaubt beſorgen zu können, obgleich dabei doch Mancher zu Falle kommt, weil er dies Geſchäft zu eifrig betreibt. Herr Schirmel — ſo hieß er — war jedoch kein Solcher, hatte ſich vielmehr den Ruf eines Geizigen erworben, aber ganz mit Unrecht. Er lebte, nachdem ſeiner Frau das ſechste Gebot durch Hülfe eines hübſchen Lieutenants aus dem Gedächtniß wich, getrennt von ihr, und hatte ſein einziges Kind, Aurelchen, bei ſich, die ihre Mutter nicht verleugnete und ihren Vater geizig nannte, weil ſich verſchiedene, geldbedürftige Liebhaber einfanden, und Jener nicht ſo willig Geld hergab, wie ſie es ihren Anbetern willig hingab.

Papa Schirmel gehörte, wie er wußte, nicht in einen höheren Geſellſchafts-Kreis, und außerdem hatte er damals noch eine Vorliebe für Soldaten, ſo daß faſt Alle, die ihn beſuchten, Unteroffiziere waren. Mir aber hat er wohlgethan, und ich denke ſeiner mit aller ihm ſchuldigen Innigkeit. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, und da ihm meine Neigung nicht entging, wurde er mir ein treuer Lehrer und Freund. Indem ich ihm von den Erfindungen meines Vaters mittheilte, was ich wußte, ihm auch die Modelle zeigte, die ich durch heimliche Hülfe der Jungfer Philippine mit nach der Universitäts-Stadt brachte, rieth er mir, hierin mein Streben fortzusetzen, und vertiefte sich mit mir so in mein Sinnen und Trachten, daß er mir die Mittel, die ich zum Lebensunterhalte brauchte, aufzwang. Noch mehr! er war nach einem Jahre so offenherzig, mir zu sagen, daß ihn Jungfer Susanne habe merken lassen: er möge aus mir und Aurelien ein Pärchen zu machen suchen, was ihn aber gar nichts angehe; denn da käm' es allein auf Neigung an, und es gäbe Frauenzimmer, bei denen man alle Neigung zum Heirathen verlieren könne. Das war sehr ehrlich, denn diese Aeußerung, obwohl er sie ganz allgemein hielt, traf seine Tochter mit, über die er oft genug seufzte, ihr aber leider, um des Friedens willen, Vieles vergab, wobei der unterlassene Kampf endlich um allen Frieden bringen mußte.

Was mich betrifft, so weiß ich nicht, ob ich eben nur an Mathilden dachte, genug, Aurelchen ließ mich gleichgültig; doch war ſie hübſch genug, und neben ihrer freigebigen Verliebtheit übrigens eine ſehr tüchtige und fleißige Wirthſchafterin. Jungfer Suſanne hatte auch ſelbſt Gelegenheit, mich von ihrem Plänchen, in das ich nie gewilligt hätte, zu befreien. Denn da ſie nach einem Jahre uns beſuchte, ich ſie bei Betrachtung der Reſidenz hatte begleiten müſſen, und wir gegen Abend heimkehrten, hörten wir in der Küche einen gewaltigen Streit, und nachdem ich mit Mühe die Thüre geöffnet, ſahen wir zwei Unteroffiziere, Infanteriſt und Cavalleriſt, die ſich als Nebenbuhler gegenüber ſtanden und eben die Degen zogen. Ich rief nach Vater Schirmel, der war aber zu Bier gegangen, und wie ich mich nun dazwiſchen warf, erhielt ich einen Hieb über den Arm, wonach die Streithähne das Weite ſuchten, bald auch Aurelchen ſich nicht mehr ſehen ließ. Durch das Geſchrei der Jungfer Suſanne kamen die Nachbaren herzu, es wurde ein Chirurgus geholt, und bei der Rückkehr Schirmels fand er einen Verwundeten, ſeine Tochter aber nicht. Sie war zu ihrer Mutter entwichen, und



der Vater mußte wenige Wochen nachher einwilligen, daß ſie den Infanteriſten heirathe.

Jetzt begann meine gute Zeit! Schirmel lebte ſich in den Gedanken hinein, daß wir zuſammen eine Junggeſellen-Wirthſchaft führen, vorher aber, während der Univerſitäts-Ferien, eine Reiſe machen wollten. Wer war glücklicher als ich! — und ich genoß meines Glücks.

„Ich war einmal vernünftig,
Das heißt: ein Springinsfeld,
Ich dachte nicht' an künftig
Und zog durch alle Welt!“

— nein, ſo war's doch nicht; ich dachte wohl an's „künftig“! Wir beſuchten auf der Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz und einen Theil Frankreichs überall die Fabriken und brachten ſehr erweiterte Begriffe von den Fortſchritten in der Gewerbsthätigkeit mit nach der Heimath. Meine alte Vorliebe war in voller Blüthe, und nun ſchon gewohnt, in Schirmel den väterlichen Freund zu ſehen, nahm ich mit Freuden ſeinen Vorſchlag an, mich ihr ganz, und die Juriſterei, zu der ich ohnehin nicht taugte, Andern zu überlaſſen. Ich fand das ſehr geſcheidt, worüber Schirmel entzückt war; denn, ein Feind aller Prozeſſe, meinte er, man könne zwei Streitende nach dem Urtheil in der Regel ſo abbilden: den Verlierenden völlig nackt und bloß, den Gewinnenden aber nur noch mit dem Hemde. Jungfer Suſannen verheimlichten wir vorläufig dieſen Abſprung, mit dem ich mich ſtatt in der Rechts- in der Rechtsum-Gelehrſamkeit übte, um mich für immer von ihren Pfandleihe-Händeln zu entfernen.

Wir bezogen eine andere Wohnung im Erdgeſchoß, und ich arbeitete tüchtig, zuerſt an einem neuen Werkzeug zu Vermeſſungen. Bald war es fertig und auf Schirmels Anrathen legte ich es der Regierungs-Abtheilung für gewerbliche Kunſt-Gegenſtände vor. Es ward als eine bedeutende Verbeſſerung anerkannt, und ich erhielt, nach vorangegangener weiterer Prüfung, eine Anſtellung, die mich, da öftere Reiſen hinzukamen, bei denen mich Schirmel treulich begleitete, eine umfaſſende Kenntniß des Fabrikweſens gewinnen ließ. So waren faſt drei Jahre vergangen, da erfuhren wir, Jungfer Suſanne habe das Zeitliche geſegnet, und ich konnte ſie um ſo aufrichtiger beweinen, weil ſie mir nichts vermacht hatte; doch dankt' ich's ihr, daß Philippine teſtamentlich in ein Spital eingekauft werden mußte.

Schon wurde mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgetheilt: ich würde nächſtens Zulage und einen Titel bekommen, woraus ich mir nicht viel machte, weil ich bereits gelernt hatte, daß „ſein eigener Herr“ der beſte Titel iſt, und ich nicht zu den Dünkelhaften gehöre, die Alles in der Welt ſeyn wollen, nur nicht, was ſie wirklich ſind. Da begab es ſich, daß einer der höchſten Staats-Beamteten mit ſeiner Familie eine Reiſe vorhatte, wobei er ſelbſt die ausgezeichnetſten Fabrik-Anſtalten auf ſeinem Wege mit Beſuch zu beehren gedachte, dazu aber einer überſichtlichen, unterrichtenden Anleitung bedurfte. Dieſe anzufertigen, beauftragte er mich, ließ mir jedoch nur Zeit bis zum nächſten Morgen neun Uhr, hinzufügend: daß ich ſie ihm zur bezeichneten Stunde ſelbſt überbringen möge. Ich mußte die ganze Nacht zu Hülfe nehmen bei dieſer Arbeit, ging aber ſchon um acht Uhr damit von Hauſe fort. Unterweges gewahrte ich ein Volksgedränge, und auf mein Befragen vernahm ich, daß ein armer Seidenweber wegen rückſtändiger Miethe ausgepfändet werde. Ich konnte mich nicht überwinden, vorbei zu gehen, wickelte und drückte mich durch die Menge und trat in des Webers Keller-Wohnung, wo ich des bitterſten Elends in Fülle fand. Der Mann ſaß da in Grimm und Verzweiflung, die Frau, vor wenigen Wochen entbunden, lag krank und jetzt in Ohnmacht; von zwei Kindern, nur ſpärlich mit

Sie haben mir Arbeit verſchafft und ich würde nun glücklich ſeyn, wenn ich vergeſſen könnte! —

Typus. Muß ſich finden! Wie das Schiff nicht an einem Anker; ſo darf das Leben nicht an einer Hoffnung hangen! lehrt Epictet.

Clara. Ja, der gute Mann hat nicht gewußt, daß meine Seele nur an ihm hängt.

Typus. Sie werden Sich Ihre Seele wieder holen, Ihre Thätigkeit wird Ihre Tugend ſtärken.

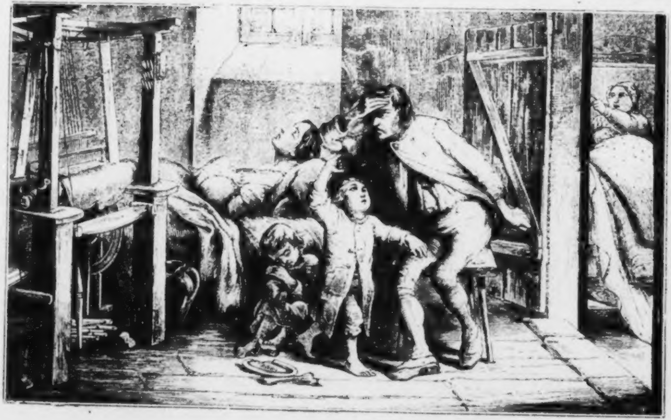
Clara. Tugend? an die hab' ich nie gedacht, ich mag wohl gar keine haben.

Typus. Die reinſte iſt, wo man nie darüber dachte! Die Tugend, die man ſtets bewachen muß, iſt keiner Schildwacht werth! ſagt Goldſmith. Der Himmel wird ſich Ihres Herzens annehmen.

Clara. Der Himmel hat wohl mehr zu thun, als an mein albern Herz zu denken!

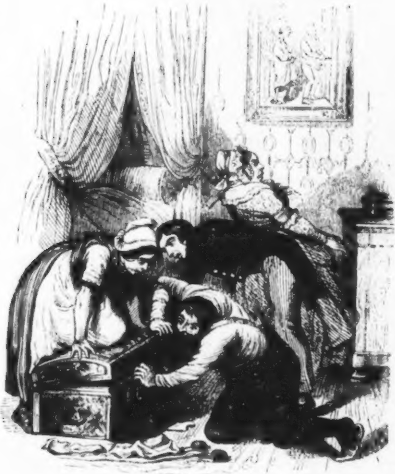
(Schleicher kommt leiſe zur Thür herein.)

Typus. Schiller fühlt: Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah! (Schleicher ſtehend.) Da



Lumpen bedeckt, war das eine ermattet hingeſunken, das andere rief nach Brod, und dazwiſchen eiferte die wohlbeleibte Wirthin in weiterer Angabe deſſen, was den Armen entriſſen werden ſollte.

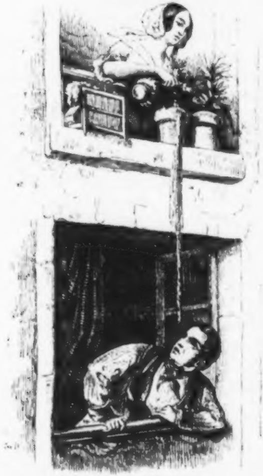
Obwohl mein jetziges Gehalt nur knapp für meine Bedürfniſſe zureichend und ich bei Schirmel in großer Schuld war, ſo daß ich mich nicht hätte erdreiſten können, noch etwas von ihm zu nehmen, entfuhr mir bei dem erſten Anblick dieſes Jammers doch gleich der Ausruf: „Ich ſage gut, wie viel beträgt die Schuld?“ Es waren ſechszehn Thaler, die für den Augenblick helfen konnten; ich gab das Wenige, was ich bei mir hatte, ſchrieb der Wirthin meinen Namen und meine Wohnung auf und verſprach, den Reſt zu zahlen, dann eilte ich zu dem Hochbeamteten. Dort wurde eben auch ausgeräumt, und ich fand nicht weniger als vier Dienende beſchäftigt, aus den vollen Kiſten und Kaſten das unendliche Reiſegeräth in Koffer zu packen, über Hals und Kopf; denn man merkte ſehr deutlich, daß hier Alles bis auf den letzten Augenblick verſchoben worden war und die Dienerſchaft des reichen Mannes ſich nicht darum kümmerte, wie viel nun bei der Gewalt-



ſamkeit der Zurüſtungen beſchädigt und verdorben wurde. Was ich kurz zuvor geſehen und jetzt hier ſah, ſtand in ſo ſchroffem Gegenſatz, daß ſich mir die Bruſt wie unter Ketten zuſammenzog, ich kaum dem Kammerdiener das Nöthige ſagen konnte zu dem Heft, welches ich ihm übergab. Er ging hinein zu ſeinem Herrn und kam bald zurück mit den Worten: Der Herr Geheime-Rath laſſe danken und ſchicke mir als Bezahlung einen Friedrichsd'or. Mich durchzuckte die Scham über eine ſolche Abfertigung krampfhaft, doch ich dachte an den armen Seidenweber, nahm ſchweigend die Gabe und ſuchte haſtig den Weg nach Hauſe, da die Zeit, wo ich im Staats-Arbeitszimmer ſeyn mußte, mir wenig Friſt ließ.

Mit dem nöthigen Gelde verſehen, trat ich bald wieder bei jenen Armen ein, als eben eine verſchleierte und ſichtlich noch außerdem vor allem Verrath ſich möglichſt ſchützende Dame leicht und ſchnell an mir vorbeihüpfte. Sie war, wie ich von den in höchſter Dankbarkeit weinenden armen Leuten erfuhr, vorhin, gleich nachdem ich wegging, gekommen, hatte ebenfalls ihre Börſe geleert, ſich über den Zuſtand der armen Familie näher unterrichtet, und weitere Hülfe verſprochen, ohne irgend etwas über ſich ſelbſt zu äußern. Ich muß bekennen, daß nach der Begegnung und dem raſchen Verſchwinden der auch bei dem flüchtigen Blick als noch jugendlich erkannten Fremden der Schlag meines Herzens lebhafter wurde: ich wandte mich jedoch zu dem Seidenweber, ſetzte ihn in den Stand, die Miethe zu berichtigen, und erfuhr, was ich ſchon wiſſen konnte: daß der faſt gänzliche, durch den Bankerott eines Seidenhändlers veranlaßte Mangel an Arbeit ihn in wenigen Monaten völlig hülflos machte. Nothwendig mußte weiter geſorgt werden, und ich wollte mich hierin von jener jungen Dame nicht übertreffen laſſen. Es wurde ein Schreiben aufgeſetzt, worin ich das Elend der Weberfamilie ſchilderte, und da ich nichts thun konnte, wobei mir Schirmel nicht über die Schulter ſah, war er der Erſte, der einen Beitrag unterzeichnete. So ſann ich nun auf alle Bekannte, von denen eine Beiſteuer zu hoffen war, lief, ſobald meine Tagesgeſchäfte es erlaubten, überall umher, und brachte täglich die Ausbeute zu den Armen hin, wobei ich dann jedesmal erfuhr, daß auch die Fremde Tages vorher gleich nach mir dageweſen ſey. Abends vertieften dann, wie bisher, Schirmel und ich uns in Erfindungs-Bemühungen, aus denen allerlei Nützliches hervorging.

Seit dem erſten Eintreten in jene Keller-Wohnung mochten etwa zehen Tage vergangen ſeyn, da ſchaute ich — es war am vierzehnten



Juli des Jahres Achtzehnhundertzwanzig — gegen Abend zum Fenſter hinaus, weil mir Schirmel zu lange ausblieb. Plötzlich ergießt ſich ein Waſſerſtrahl über meinen Kopf; heftig wende ich ihn im Schreck, ſchaue in die Höhe und rufe, mich ganz vergeſſend: „Mathilde!“ — denn wahrhaftig, ihr ſchelmiſches Geſichtchen bog ſich aus dem oberen Fenſter! — und ſie entgegnet: „Bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, Herr Alfred, ich habe meine Roſen zu ſtark begoſſen!“ — „Eine höchſt angenehme Taufe!“ ſtotterte ich, wie vom Blitz gelähmt, langſam hervor; — zu meinem noch faſt größeren Schreck war Mathilde aber ſchon nicht mehr zu ſehen. Unverwandt ſtarrte ich indeß hinauf, erblickte endlich den Kopf eines alten Mannes und hörte die Worte: „Kommen Sie doch gefälligſt ein wenig herauf, Herr Nachbar! — ich möchte mich gern im Namen meiner Tochter für den damaligen Roſenſtock bedanken!“ ſetzte er mit Lachen, aber gutmüthig hinzu.

Ueberlegung hatte ich nicht: der Schlafrock flog mir faſt ab, in den linken Aermel des Fracks fuhr ich erſt auf der Treppe, und glühendroth ſtand ich oben im Zimmer, ſelbſt kaum wiſſend wie ich hinaufgekommen. Ewiger Segen über jenen Tag — er zeigte mir, daß ich ein Glückskind bin! — Denn nicht eine Woche ſpäter war Mathilde meine Braut, und richtig hatte ſie mit mir wechſelsweiſe die arme Weber-Familie unterſtützt.

„Gott ſey Dank!“ ſagte Herr Brückner —

ihr Vater — am Verlobungs-Tage zu mir, „daß ſich Alles ſo gefügt hat. Meine Mathilde, als ich ſie aus jener Stadt mir abgeholt, ſprach viel von Ihnen, von Ihrem Fleiß und Ihrer Gutmüthigkeit. Vor nun beinahe zwei Monaten kam ich mit ihr in die Reſidenz, weil ich mich einer Operation unterwerfen mußte. Wir wohnten Anfangs in der Heil-Anſtalt, zogen, nachdem ich leiblich geneſen, hierher, und die Nachkur hielt mich auf. Da ſah meine Tochter Sie, der Sie ſich um Ihre Nachbaren gar nicht bekümmerten, was mir übrigens ſehr wohl gefiel, und ich merkte nun an Mathilden, daß Sie und der Roſenſtock noch unvergeſſen waren. Ich wollte natürlich mehr von Ihnen wiſſen, weil ich aber noch nicht ausgehen konnte, verfolgte das Mädchen Sie auf Tritt und Schritt, und war immer des Lobes voll. Ihre Theilnahme für die Weber-Familie erhöhte die meinige, und ſo wie ich hinaus durfte, erkundigte ich mich bei Ihren Vorgeſetzten. Ich hörte da ebenfalls nur Gutes, und da Sie gerade der Mann ſind, den ich für mein einziges Kind ſammt Zubehör brauchen kann, erhielten Sie ohne Weiteres die Fenſter-Einladung, und jetzt laſſen wir das Brautpaar leben!“ — „Hoch!“

rief zuerſt Schirmel, der ſeelenvergnügt unſrer voraus zu ſehenden regſamen Zukunft gedachte.

Mein Schwiegervater war Beſitzer des Vorwerks, das jetzt mein Eigenthum iſt; er hatte ſchon eine tüchtige Leinen-Weberei und verſchiedene Mühlwerke angelegt, was ich Alles vergrößert und vermehrt habe: denn noch vor der Hochzeit nahm ich meine Entlaſſung aus dem Staats-Dienſte, um das Beſte zu werden, was man werden kann: mein eigener Herr. Und welch eine glückliche Ehe habe ich geführt! Wie rüſtig wuchſen mir unter ſteter Beſchäftigung die beiden Söhne und meine Tochter Mathilde heran neben meiner in ihr wieder jung gewordenen Frau Mathilde — die immer noch recht hübſch iſt! — Mein Schwiegervater iſt ſchon vor ſiebzehn Jahren heimgegangen, aber die Schwiegermutter wirthſchaftet noch tüchtig unter ihren Kindern und Enkeln. Freund Schirmel ſtarb vor acht Jahren bei uns; der ehemalige arme Seidenweber iſt jetzt ein regſamer, wohlhäbiger Werkmeiſter geworden in den von mir angelegten Handgeſpinnſt-Stuben und Hand-Webereien, und meine Unterthanen und Arbeiter ſind ein fleißiges, frohes Völkchen. Das ſollen und werden ſie mir auch am nächſten Tage zeigen, denn ſie müſſen alle dabei ſeyn, wenn ich morgen meine Silber-Braut zur Kirche führe. Bei dem nachherigen Schmaus aber werde ich eine Rede halten gegen den Spruch:

„Welt, wer ſich kann weiſe nennen,
Wird dich doch nicht loben ſollen?
Wer dich kennt, wird dich nicht wollen,
Wer dich will, kann dich nicht kennen!“

Ja, dagegen werd' ich eine Rede halten, wenn man mich auch nicht weiſe nennt. Ich kenne die Welt, lobe ſie, will ſie, und über fünfundzwanzig Jahre — es mag Gott gefallen! — will ich ſie noch wollen und nochmals loben, wie ich es zu thun gedenke an meiner ſilbernen Hochzeit, die — juchhei! — mich ſo burſchikos finden ſoll, als wüßt' ich's ganz gewiß, daß morgen das Glück erſt recht angeht, woran ich auch gar nicht zweifle.

Da haben Sie meine Lebensgeſchichte, und die luſtige Fortſetzung folgt nach fünfundzwanzig Jahren!

kommt etwas ſehr Unheiliges, ſchaffen Sie mir den Schleicher fort, ich hab' ohnehin Wartende —
(will nach einem andern Zimmer.)

Zweyte Scene.

Typus. Schleicher. Clara. Barbara.

Schleicher (vertritt ihm raſch den Weg). Ich habe Sie ſchon geſehen, Sie können mir gar nicht ausweichen. Wie möchten Sie mich wohl nennen, indem ich jetzt in Ihr Haus trete?

Typus. Kreuzſpinne! denn Sie ſpinnen wirklich allen Leuten Kreuz und ſehen, wo ſie was fangen. Gott befohlen! (ab.)

Schleicher. Sind übler Laune! (auf Clara zugehend). Fangen möcht' ich aber, erlauben Sie, Ihr ſeidenes Patſchchen zu küſſen. (faßt ihre Hand und küßt.)

Clara. Bekomme ich meine Hand wohl wieder? (ſie ihm raſch wegziehend.) Ich glaube, was Sie einmal haben, halten Sie feſt.

Schleicher. Möchte wohl! Nicht als Kreuzſpinne, als Bräutigam kam ich in dieſes

Eiferſucht.

Catharina van Leide, ein gar hübſches Mädchen von neunzehn Jahren, ſaß in ihrem fein geordneten und geſchmückten Gemach eben ſinnend und mit läſſigen Händen vor einer faſt vollendeten Stickerei, die von Kunſtſinn und Fertigkeit zeugte, als ihr Vormund, der Maler Cornelius Engelbrecht, hereintrat mit den Worten:

„Habt Ihr gehört, der Lucas will ſchon wieder fort!"

Erſchrocken fuhr Catharina auf und Jener ſprach weiter:

„Weiß Gott was meinem Bruder fehlt! Er könnte doch, nachdem er in England mit ſeiner Kunſt ſich Ruhm und Geld erworben hat, einmal aushalten in der Heimath; aber kaum ein halbes Jahr in Brügge, iſt er unruhiger als je, läßt einpacken und eilt zurück nach London.“

Catharina war bleich geworden, doch entgegnete ſie kein Wort, und als jetzt auch Lucas Engelbrecht herzukam und ihr die Hand zum Abſchiede bot, füllten Thränen ihre Augen. Sie machte ſich eilend mit ihrer Arbeit zu ſchaffen und ſagte leiſe: „Schon mehrere Tage ſah ich Euch nicht, und nun wollt Ihr Euern Bruder abermals verlaſſen, wie ich höre.“

„Nun, wenn's ihm zum Glück iſt“, fiel Cornelius ein, „mag's geſchehen, und ich will ſelber ſein Reiſegepäck in Ordnung bringen, denn bei ſeiner Stimmung wird er das wohl nöthig haben!“ So entfernte er ſich.

Nach kurzem Schweigen, während deſſen er ſichtlich ſeine Empfindungen raſch zu bekämpfen ſuchte, ſagte Lucas mit beklommenem Tone: „Ihr habt es gewollt, Catharina! Lebt denn wohl, und des Himmels vollſter Segen werd' Euch zu Theil. Ich kam mit Sehnſucht und ſcheide mit Schmerz!“

„Nun, wenn's Euch zum Glück iſt, wie Euer Bruder ſagte, dann thut Ihr ja recht!“ erwiederte, ohne aufzublicken, die Jungfrau.

„Wo mein Glück anfängt und endet, das wißt Ihr am beſten, wenn Ihr es wiſſen wollt. Da dem aber nicht ſo iſt, will ich Euch von der Laſt meines Anblicks und mich von dem Leid meines Herzens zu befreien ſuchen. Ich bin ein Mann und will's ſeyn!“ ſetzte er, ſich ermuthigend, hinzu. „Lebt wohl auf ewig und ſeyd glücklich für ewig!“ —

Damit bot er ihr die Hand, ſie aber ſchlug nicht ein, ſondern ſah nur verſtohlen auf. Seine Bruſt hob ein ſtiller Seufzer, dann ließ er die Hand ſinken, und wandte ſich, um zu gehen.

In dieſem Augenblick ſchnarrte der Papagey, der auf einer Stange neben ſeiner Herrin ſaß:

„Lucas kommt noch nicht!“

Entſetzt und von brennender Röthe überflogen erhob ſich Catharina, und der junge Mann blieb betroffen ſtehen.

„Ein recht dummer Vogel!“ liſpelte ſie ſtotternd, mit von Thränen erſtickter Stimme; Lucas aber ergriff ihre Hand und ſprach bittend:

„Wollt Ihr mich denn wirklich ſcheiden laſſen, ohne mir zum Abſchied für dieſes Leben ein gütig Wort zu ſagen?“

„Ja, geht nur! Geht wieder nach London zu

Euern feinen Liebſchaften!“ entgegnete Catharina heftig, und unaufhaltſam floſſen ihre Thränen.

„Zu meinen Liebſchaften nach London?“ fragte verwundert Lucas: „was wißt Ihr denn davon?“

„Geht nur, geht! — daß Ihr Eure Unruhe da ſtillt, wo Ihr ſie geholt habt!“ eiferte die Jungfrau weiter.

„Catharina — liebe Catharina, Ihr thut mir weh und doch wohl!“ — ſie erhob trotzig ihr reizendes Köpfchen bei dieſen Worten. „Nun ja“, ſagte beſchwichtigend Lucas, „Ihr mögt mir nicht wohlthun, aber Unrecht dürft Ihr mir auch nicht zufügen. Laßt mich alſo nicht glauben, daß Ihr mich mit Vergehen belaſten wollt, nur um Eure Kälte zu beſchönigen. Habt Ihr Vorwürfe für mich, müßt Ihr auch Beweiſe haben, und um Eurer ſelbſt willen ſeyd Ihr ſie mir ſchuldig!“

Dies ſprach Lucas Engelbrecht mit ſo entſchiedener Kraft und Haltung, daß Catharina ihn ſcheu anſah. Doch bald wieder aufgeregt, zog ſie haſtig ein Käſtchen ihres Arbeitstiſches auf, ergriff eine Zeichnung, hielt ſie dem Maler vor die Augen und fragte dabei zürnend: „Kennt Ihr dieſes Bild?“

„Ja wohl!“ erwiederte Lucas befremdet; „es ſind die beiden Töchter unſres Landsmanns, des reichen Kaufmanns Lankrinck in London!“

„Und kennt Ihr auch dies Papier?“ fragte Catharina wieder, indem ſie ihm ein Paar beſchriebene Seiten von fern zeigte.

„Auch das kenn' ich!“ antwortete Lucas mehr freudig als empfindlich. „Und nun weiß ich ja mit einem Male, wer mir dieſe Blätter aus meiner Mappe nahm.“

Verlegen ſtand Catharina da, blickte vor ſich hin und entgegnete nur: „Ihr gabt mir Eure Mappe ſelbſt zur Durchſicht, und weil“ —. Sie ſtockte.

„Und weil Ihr — wenn's doch ſo wäre! — eiferſüchtig wurdet, ſo —.“

„Eiferſüchtig? Warum nicht gar! Eiferſucht würde etwas Anderes vorausſetzen!“ — warf Catharina heftig dazwiſchen.

„Was ich nicht vorausſetzen darf, ich hab' es leider längſt empfunden; aber, Catharina, da es nicht Eiferſucht ſeyn ſoll und kann, wär' es ja als Schlimmeres zu deuten. Es hieße: Ihr empfändet nichts für mich und wolltet doch auch nicht leiden, daß ich für eine Andre, eine Andre für mich empfände. Wißt Ihr, wie man das nennt?“

„Und wie denn?“ fragte mit erzwungener Keckheit die noch immer Verlegene.

Einige Augenblicke ſchwieg der junge beſonnene Mann, dann ſagte er: „Wollt Ihr, ſchöne Catharina, mir wohl vergönnen, Euch ein Geſchichtchen zu erzählen, das zu jener Skizze Veranlaſſung gab?“ — Sie nickte mit dem Kopfe, er führte ſie zu ihrem Stuhl, ſetzte ſich zu ihr und erzählte:

„Ihr entſinnt Euch, daß ich vor anderthalb Jahren nach London berufen wurde, zu dem Kaufmann Lankrinck, der, ein Niederländer von Geburt, durch Geldgeſchäfte mit Heinrich dem Achten und ſeinem Hofe große Reichthümer erworben hat. Nun kaufte er im Jahr 1521 ein Landhaus, das einſt dem Herzog von Buckingham, den König Heinrich hinrichten ließ, gehörte, und weil Lankrinck es innen theilweiſe umgeſtalten wollte, übertrug er mir die Malereien. Im Sommer 1522 bewohnte er mit ſeiner Familie die neue Beſitzung, und da waren denn auch ſeine Töchter, Jacobine und Margarethe, oft zugegen, wenn ich malte, und wir wurden ſo weit miteinander bekannt, daß wir uns oft neckten und Scherze trieben.“

Catharina bewegte ſich ungeduldig hin und her auf ihrem Stuhl, was unſerm Lucas gar nicht unbehaglich war. Er beugte ſich etwas näher, hielt ſie feſt und berichtete weiter:

„Eines Morgens, als ich durch den Garten ſtrich, eben ein Paar Roſen gepflückt hatte und nach dem Saal zurückgehen wollte, fand ich die beiden Schweſtern auf einer Bank ſitzen, und zutraulich rückten ſie, daß ich mich zwiſchen ſie ſetzen möge. Jacobine, bei vieler Gutmüthigkeit doch etwas ſtolz und herriſch, war ſchon prunkend gekleidet, Margarethe dagegen im einfachen Morgen-Anzuge. Indem ich nun der Erſteren eine meiner Roſen überreichte, kam mir der Gedanke, die andere Margarethen in's Haar zu flechten, die das in ihrer freundlichen Milde gern geſchehen ließ.“

Lucas mußte hiebei Catharinen etwas feſter halten, denn über die ſchönen Züge flog ſchon wieder die Röthe des Zorns.

„Geduld, Geduld!“ ſagte der junge Mann. „Hört doch nur das Ende! — Plötzlich erhob ſich Jacobine, warf die ihr gegebene Roſe zu Boden, und mit den Worten: „Wünſche gute Unterhaltung, Mynherr Engelbrecht!" ſtürzte ſie rauſchend von dannen. Das fiel mir natürlich auf und ich ſah ein: daß ich unvorſichtig geweſen war." —

„So, ſaht Ihr das wirklich ein?" fragte Catharina ſchnippiſch und mit raſcher Bewegung. Lucas aber ließ ſie nicht entkommen und entgegnete: „Ja, man darf es unvorſichtig nennen, aber doch nicht ſo ſehr: denn ich wußte ja, daß je Eine wie die Andere Braut war."

„Alle Beide?" fiel Catharina ein, und der düſtre Zug auf dem kindlichen Antlitz war im Weichen.

„Alle Beide!" beſtätigte Lucas. „Indeß war ich doch etwas verſtört durch das Benehmen Jacobinens und ſah Margarethen an, als wollte ich von ihr Aufklärung haben. Sie aber äußerte in ſanftem Ton: „Laßt's gut ſeyn, Mynherr! Die Schweſter hat wohl manchmal über ein Nichts ihren heftigen Augenblick, er geht aber leicht vorüber wie ein Lüftchen!" — Das Lüftchen ſäuſelte jedoch diesmal ſtark genug und wollte nicht leicht vorübergehen. Ich ſah beide Schweſtern ſeitdem ſelten, Jacobine namentlich würdigte mich keines Wortes, und, was mir das Unangenehmſte war, zwiſchen den Schweſtern ſchien auch der Saame des Unfriedens aufzukeimen. Nun konnt' ich's nicht laſſen, ich malte, nach der Skizze, die da vor uns liegt, die Scene im Garten, und weil ich die beiden Schweſtern auch zuweilen in ihrer Einſamkeit beobachtet hatte —."

„Alſo doch, Mynherr, verſuchtet Ihr nähere Bekanntſchaft?" — bemerkte mit wieder verſtärkter Entrüſtung Catharina.

„Maler haben neugierige Seelen und müſſen hauptſächlich den Menſchen ſtudiren!"

„Und insbeſondere ſchöne Mädchen, nicht wahr?"

„Und insbeſondere Euch, liebe, auch im Zürnen ſo ſchöne Catharina, was nämlich mich allein betrifft. Denn von andern Kollegen wäre mir ſolch Studium höchſt widerwärtig. Ihr ſeht, ich bekenne meine Mißgunſt, will aber nun raſch weiter erzählen. Ich beobachtete alſo die Schweſtern in ihrer Einſamkeit —."

„Das hab' ich ja ſchon gehört!" murrte die noch immer Feſtgehaltene und ſtampfte mit dem netten Füßchen.

„Und da ich ihnen ein Andenken zurücklaſſen wollte, hab' ich Beide gemalt. Auch davon beſitz' ich Skizzen und ich gehe, ſie zu ſuchen."

Hiemit wollt' er fort, doch jetzt hielt ihn Catharina und flüſterte, verſchämt die Augen ab-

Haus. Sagen Sie, wie viel brauchen Sie wohl täglich?

Clara. Alles, was ich habe und hätt' ich recht viel, ich könnt' immer noch mehr brauchen.

Schleicher. Schnödde Redensart. So ſehr jung wie ſie jetzt, braucht' ich höchſtens Brot, Salz und Waſſer, das erhält ſchöne Farben.

Clara. Was geht mich denn ihr Gefängnißleben an?

Schleicher. Wird klar, ſchönes Kind. — He, he! (ſchmunzelnd.) Finden Sie mich wohl ein biſchen liebenswürdig?

Clara. Im geringſten nicht.

Schleicher. Sind ſpäßig? Männer ſind jetzt ſelten, reiche Männer ſind Phönixe. — Nicht war, Sie lieben mich gewiß?

Clara. Ich würd' es ja ſagen, wenn ich Sie liebte. Was ſollt' ich mich denn Ihretwegen geniren?

Schleicher (halblaut.) Naiv zum Weinen (laut.) Sehen Sie, ich bin wohl über die Zwanzig.

Clara. Ueber und über.

wendend: „Iſt mir doch, als hätt' ich ſie auch!“ — wobei ſie die Blätter zögernd aus dem Käſtchen hervorzog.

„Nun, das fügt ſich ja außerordentlich!“ ſagte zweideutig lächelnd Lucas. „Da iſt Alles beiſammen und meine Erzählung bleibt im Zuſammenhange. Die drei Bilder ſchickte ich Jacobinen und ſchrieb dazu — ſeyd doch ſo gut und reicht mir das beſchriebene Papier!“ — Catharina that es. — „Ich ſchrieb dazu, was ich Euch hier leſe und an beide Schweſtern zugleich richtete:

Ihr lieben Kinder meines Landsmannes!

Recht find' ich's nicht, daß uns in letzter Zeit eine Mißhelligkeit entſtanden iſt, und da mögt Ihr denn von mir, eine Stunde nach meiner Abreiſe, ein offen Wort aus ehrlicher Seele hinnehmen, daß es Euch vielleicht in der Zukunft nutze. Unter den böſen Dingen auf Erden iſt eines, das heißt: Eiferſucht. Sie geht aus der Selbſtſucht hervor und kann zwiſchen dem Liebespaare, zwiſchen Gatten und Gattin, auch bei Freund und Freund, bei Schweſter und Schweſter ſtatt finden. Eiferſucht iſt die Schweſter der Liebe, wie der Teufel der Bruder des Engels, und ihre Entſtehung oft nicht minder räthſelhaft als die Schöpfung der Welt: denn ſie geht meiſt aus dem Nichts hervor. Hier iſt dem ſo! Ihr ſeyd Braut, Margarethe iſt es, und ich liebe, liebe — ohne Hoffnung! — nur die Eine, die mein Herz erfüllt, wie Jede von Euch nur den Einen liebt, und das iſt Tugend. Einen ſcheinbaren, inhaltloſen Vorzug aber der Schweſter nicht gönnen wollen, das wäre Neid, — könnte noch Schlimmeres ſeyn, nämlich Koketterie, die jede Huldigung an ſich nehmen will, gehöre ſie auch nur zum Zeitvertreibe. Hier iſt aber kaum von einer Verirrung des Augenblicks die Rede, und es müßte mich ſchmerzen, ſollte ich die unſchuldige Urſache ſeyn, daß zwei herzlich gute Schweſtern im Mißverſtändniſſe zu ſchlimmen würden. Deshalb ſchick' ich Euch, liebe Margarethe, mit einer Erinnerung an jene ſchuldloſe Scene im Garten, das Bild Eurer Schweſter, wie ich ſie in ihrer Melancholie belauſchte, die Euch ſagt, daß ſie innig und tief jedes Weh des Lebens, ſo auch den Zwieſpalt mit Margarethen empfindet; und Euch, liebe Jacobine, geb' ich das ebenfalls erlauſchte Bild Eurer Schweſter, wie Ihr ſie ſeht in ihrer Unbefangenheit, in ihren ſteten Beſchäftigungen, die ihrer Unbefangenheit Grund ſind und ſie vor der Melancholie ſchützen, deren Einfluß Kraft und Schönheit frühzeitig altern läßt. Weiſet Eure düſtern Gedanken ab, ergreift das Leben mit heiterem Gleichmuth wie Margarethe, daß Ihr nicht Grillen hegt zu Eurem Unheil, Grillen, die ſich leicht anſiedeln in den, allen Mädchen verhaßten Falten des Antlitzes. Kommt Ihr Euch überall mit Thätigkeit und Vertrauen entgegen, laßt Ihr Euch überall begleiten von dieſen geſundeſten Genien des Lebens, dann werdet Ihr glücklich ſeyn und glücklich machen, und vielleicht gern der Kühnheit gedenken, in der ich Euch dies ſagte. „Der Beleidigte verzeiht von Herzen ſieben Mal ſiebenzig Mal, der Beleidiger ungleich ſeltener", ſagt ein weiſer Orientale. Nun ſeyd Ihr die Beleidigte, ich bin der Beleidiger, denn ich beging die Uebereilung, einem Mädchen in Gegenwart des andern ſcheinbar den Vorzug zu geben, und dieſer Unbedacht meinerſeits iſt Beleidigung, denn dem Mann geziemt Unbedachtſamkeit weniger als einem Mädchen. Dagegen ſeyd Ihr, liebe Jacobine, im ähnlichen Falle zu Eurer Schweſter, und ich bitte gar herzlich: folgt meinem Beiſpiel, die gute Margareth wird Euch dabei entgegen kommen. Und ſo lebt denn wohl Beide, deren Andenken mir dauernd, und deren baldiges Liebesglück nach meinem Wunſche ſo groß ſeyn wird, daß kein anderes Schickſal, als ſehr bald ganz in Vergeſſenheit zu gerathen, übrig bleibt für Euren

freundſchaftlichen Verehrer
Lucas Engelbrecht.

Nun kennt Ihr den ganzen Vorfall, liebe Catharina, und wenn ich noch hinzufüge, daß die Schweſtern mir in Briefen ſehr lieb und wohlwollend dankten, Beide in glücklicher Ehe leben, und das erſtere der Blätter dem Vater ließen, die andern aber ihren Gatten ſchenkten, werdet Ihr nun gewiß mir ſagen, welch einer andern Sünde als der, die ich ſchon ſelbſt geſtand, ich mich ſchuldig machte.“

Catharina ſtreckte den Zeigefinger der niedlichen Hand aus nach der Stelle des Briefes: „und ich liebe, liebe — ohne Hoffnung! — nur die Eine, die mein Herz erfüllt.“

„Was iſt denn da Böſes?“ fragte Lucas.

„Was da Böſes iſt?“ eiferte Catharina. „Habt Ihr mir nicht auch von Liebe vorgeredet?“

Verwundert entgegnete Lucas: „Ihr habt doch nicht etwa geglaubt, daß in dem Briefe von einer Anderen die Rede ſey als von Euch?“ —

„Das könnt Ihr jetzt gut ſagen, da kein Name dort ſteht!“ warf, etwas kleinlaut, Catharina ein.

„Euern Namen da zu nennen, hätt' es doch Eurer Einwilligung bedurft! — dieſe vorauszuſetzen, gabt Ihr mir leider niemals Anlaß. Und könnt' Ihr meines Herzens Empfinden nicht theilen, mögt Ihr doch nicht an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, mich nicht zürnend von Euch ſchicken!“

Dies ſprechend, bot ihr Lucas abermals die Hand. Unentſchloſſen ſtand ſie vor ihm, da rief von draußen Cornelius den Bruder, und plötzlich legte Catharina beide Händchen in die ſeine und ſagte:

„Ich merk' es wohl, ich bin ſo thörig, wie jene Jacobine. Wollt Ihr's aber mit mir und meiner Eiferſucht wagen, da habt Ihr mich, und nun ſeht zu, wie Ihr mit mir auskommt!“

Im Uebermaaß von Freude drückte Lucas die lieben Händchen an ſein Herz und konnte erſt gar keine Worte finden. Endlich rief er jubelnd nach ſeinem Bruder, der bald auch voller Freude neben den Glücklichen ſtand, als er vernahm, daß nun von der Abreiſe nicht die Rede ſey.

„Und wißt Ihr wohl“, fragte mitten in ſeiner Seligkeit Lucas, „wißt Ihr, Catharina, wer mir den Muth belebte, nochmals mit Euch zu ſprechen? — der Papagei war's!"

„Der Verräther!" ſagte, ihr Köpfchen an des Geliebten Bruſt verbergend, Catharina.

„Es iſt derſelbe, den Ihr auf dem Bilde neben Margarethen ſeht. Sie ſchenkte ihn mir, als ich einſt ſagte: ich möchte wohl ſo einen wunderlichen Vogel haben — denn ich wußte, Ihr, Catharina, hattet den Wunſch. Und jetzt werd' ich ihm einen prächtigen Käfig beſorgen, da er heimlich ſo gelehrig war und gerade im rechten Augenblick ſich in meine Angelegenheiten gemiſcht hat."

Das geſchah dann auch, und der Käfig erhielt die Umſchrift:

„Dem einſt die Zunge ward gelöſ't,
Er löſ'te einmal ſelber Zungen;
Und was mißlang von Tag zu Tag,
Im Augenblick war's ihm gelungen."

Hildebold Brauer.

(Aus der Vorzeit Hamburgs.)

„Eine wilde Rotte der Bürger Braunſchweigs hatte im Jahre 1375 gewaltigen Hader mit dem Rath der Stadt, dem's wohl zuweilen im Gedächtniß mochte entſchwunden ſeyn, daß man am beſten da gehorcht, wo am beſten regiert wird. Das Meiſte aber, was jene Braunſchweiger wider ihre Rathsmänner vorbrachten, war eitel Gerede und habſüchtig Meinen, weil man den Reichen ihren Beſitz abnehmen wollte. Die Haupt-Auflehner zählten zu den Vielen, denen die halbe Freiheit nützlicher als die ganze, und ihr Anhang lebte in's Gelag hinein nach dem lüderlichen Spaß: man muß heut verthun, damit man morgen auch 'was hat! Derlei Querköpfe ſchwelgen oft ſo in der kurzen Faſtnacht, daß ſie hinterdrein an den langen Tagen faſten müſſen.

Die damalige böſe Brut Braunſchweigs trieb's arg, ließ ohne Nachforſchung und Rechtsverfahren etliche Rathsmänner hinrichten, verjagte auch deren, und die ſchlauſten Verführer machten ſich zur Obrigkeit, wonach man die Habe der Hingerichteten und Verjagten verlooſete. Die Einſprüche redlicher Braunſchweiger halfen nichts, ſtürzten die Friedlichen nur in Gefährdung, was ſtets geſchieht, wo Vernunft mit der Habgier ſtreitet. Bezeugt es doch die Weltgeſchichte: wie einſt Siſyphus vergebens den Stein bergauf zu heben trachtete, wie Tantalus vergebens nach der Frucht lechzte: ſo die wenigen Weiſen, denen die Erhebung der Menſchheit am Herzen lag, und darin des Lebens Frucht erſtreben wollten.

Nun befand ſich zu Braunſchweig in jenen zuchtloſen Tagen auch ein Kupferſchmieds-Geſell, Namens Hildebold Braner, ein rechtſchaffen Gemüth. Er ſollte gezwungen werden, ſich in den Aufruhr zu mengen, entgegnete jedoch den Aufſtändiſchen in eifernder Rede: wenn angereizte Rotten der Obrigkeit trotzen, ſtrafen ſie meiſt un-

Schleicher. Darf mir aber ſchmeicheln, nicht allzuhäßlich zu ſeyn —

Clara. Das iſt wirklich geſchmeichelt.

Schleicher. Ich hab' einen Charakter —

Clara. Sie ſollen ein Geitzhals ſeyn.

Schleicher. Ich mache gute Geſchäfte —

Clara. Diesmal nicht.

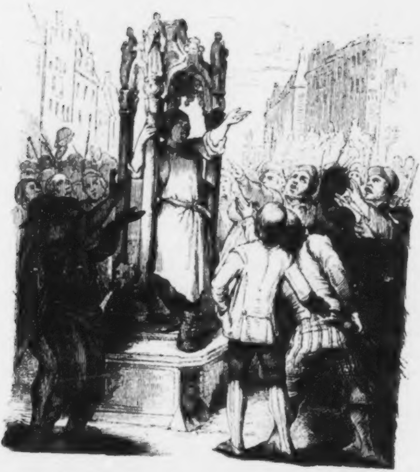
Schleicher. Habe Ehre!

Clara. Wie viel Abnehmer hatten Sie bisher dazu?

Schleicher. Schelmin! Erwägen Sie, Ihr ſchönes Geſicht iſt ein Wechſel a vista, wird der nicht gleich honorirt, gibt kein Menſch was dafür! Geld haben Sie auch nicht, wie ich leider weiß, ich will alſo edel an Ihnen handeln, wenn ich Sie heirathe.

Clara. Und ich will vernünſtig handeln und heirathe Sie nicht!

Schleicher. Nehmen Sie ſich Bedenkzeit, vielleicht lieben Sie mich morgen. (Barbara kommt.) Ach, liebſte Frau Nachbarin, Sie kommen mir wie ein Engel.



erwieſene Frevel durch zum Himmel ſchreiende offenbare Miſſethat, und hat ſich dort etwa zu wenig Einſicht gezeigt, hier zeigt ſich frecher Unverſtand im Uebermaaß.

Das war wohl treffend, der vorauszuſehende Ungeſtüm ließ aber nicht auf ſich warten, und der verwundete Braner konnte kaum ſein Leben retten in haſtiger Flucht.

Entblößt vom Gelde ſtreifte er durch die Angrenzungen, hoffend, er werde bald nach Braunſchweig rückkehren dürfen zu ſeinem Meiſter. Da ergriffen ihn Söldlinge des Raubritters Odo von Brooke, und, nach deſſen Burg Embden geführt, ſollte er ſich werben laſſen zu Uebelthaten, deren Mitſchuldiger zu werden ihm nicht beifiel. Eine Wunde am Arme ſchützte ihn anfangs, ſo daß der Aufenthalt ihn ſehr bekannt machte mit der Burg und dem Unweſen ihrer Bewohner.

Währendeß vernahm er, daß die Stadt Braunſchweig wegen ihrer Greuel von der Hanſa aus ihrem Bunde verſtoßen worden ſey, was auch hindauerte bis zum Jahre 1380, wo dann auf Bitten der Braunſchweiger der Kaiſer ein begütigend Wort dazwiſchen redete und die Hanſa nachgab, nicht ohne ſchwere Büßung der wieder in den Bund aufgenommenen Stadt.

Hildebold Braner wußte aus der Burg Embden zu entkommen und wandte ſich gen Hamburg. Ueberzeugt, Biedermanns Erbe liege in allen Landen, bemühte er ſich dort um einen Meiſter, fand ihn, und griff tüchtig zu bei ſeinem Handwerk.

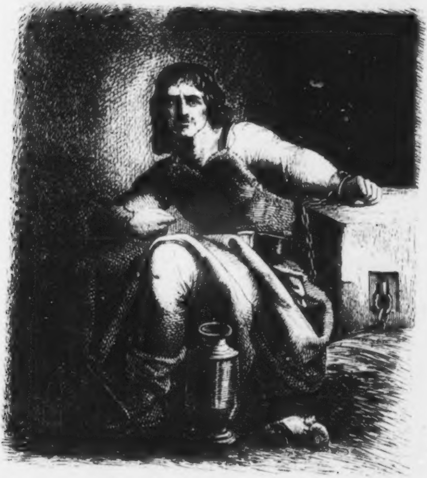
Wer gern geſchäftig iſt, dem giebt Gott zu ſchaffen und bietet ihm alles Vergnügen für Arbeit, indeß dem abmergelnden Müßiggang ſelbſt ein Paradies endlich wüſt erſcheint. Braner war gleicherweiſe geſchickt wie emſig bei ſeinem Thun, und fertigte ſo gefällig Werk, daß man ihn überall belobte. Da er nicht mit Solchen verkehrte, die, wiſſen ſie einen Dreiling in ihrem Säckel, alsbald für zwei Dreilinge Durſt, alſo nach jedem Trunk der Schulden mehr haben, ſammelten ſich Erſparniſſe bei ihm, und im Jahre 1376 dacht' er an ſein Meiſterſtück.

Er begann und vollendete ſelbiges in Feierſtunden, ſtellte es dann auf, doch wollte ihn das Amt der Kupferſchmiede nicht als ſelbſtſtändig zulaſſen, dieweil er kein Heimiſcher Hamburgs ſey. Nur durch gewichtige Fürſprache des hochangeſehenen Handelsherrn Robert van Bargen, für den Braner noch als Geſell zierlich Gefäß aus Kupfer getrieben, und der ihn einſt über ſein vergangen Leben befragt hatte, kam er in Langwierigkeit zum Ziel.

Mit dem geringen Reſt ſeiner Baarſchaft errichtete er eine kleine Werkſtätte, verheirathete ſich mit Catharina Reyer, einer Küſters-Tochter, faßte auch ſchon ſeine erſte Arbeit als Meiſter an; da hatten es ſeine Widerſacher ſo gewendet, daß er als eingedrungener Fremdling mindeſtens einen doppelten Jahresſchoß vorauszahlen ſolle, was er nicht vermochte, da ſein Weniges d'rauf gegangen war in Beſchaffung des Hausſtandes. Braner bat um Aufſchub der Forderung oder theilweiſes Abkommniß, Beides verweigerte man ihm, und letztlich kam es zur Abpfändung Alles deſſen, was er an Werth beſaß.

Angeſichts des jungen und jammernden Weibes, und nicht ſo feſt in Kenntniß der Dinge, um die Nachwehen zu überſchauen, gerieth des armen Braners ſonſtige Mäßigung augenblicks in leidenſchaftlich Fieber; nicht ſonderlich zahm in der Rede wider Diejenigen, welche ihn geſandt, vergriff er ſich an dem Abpfänder mit derber Fauſt. Nun zur Haft verurtheilt, wehrte er ſich auch gegen die Häſcher, wurde in ſeinem Handwerkskleide in's Gefängniß geſchleppt, und ſaß nun allda in einem Kettenbande.

Derzeit aber hatte der Rath Hamburgs ſelber Zwiſt mit mehreren Handwerksämtern der



Bürgerſchaft hinſichtlich des Schoſſes, und der gefangene Brauer wurde faſt ganz vergeſſen.

Düſteren Grübelns voll ſah er eines Morgens, wie die Mäuſe an ſeinem verſchimmelten Brod zehrten, und hohnlachend rief er aus:

„Ein Bild der Menſchen, ſie ſind nicht beſſer als die diebiſchen Mäuſe! Ringsum ein Nagen an dem Stück Brod des Arbeitſamen, und von der Schande hat ſchließlich Niemand zu fürchten, der im frechen Zugreifen ſeinen Vortheil zu großem Gewinn und Reichthum ſteigert!“

Mitten aber in ſolcher bitteren Rede ward die Thür des Kerkers erſchloſſen und herein trat Robert van Bargen.

„Braner“, ſprach er, „Euer treues Weib iſt mehrmals zu mir gelaufen um Hülfe für Euch, dazu zeigt ſich jetzt vielleicht der Weg. Der Embdner Burgherr Odo von Brooke hat Hamburgiſch Gut geraubt und ſoll gezüchtigt werden. Ihr waret mehrere Wochen hindurch bei ihm; könnt Ihr nun dienen, den Mannen der Hanſa dort leichteren Sieg zu bereiten, ſeyd Ihr nicht nur frei, habt vielmehr auch ſonſt noch erſprießliche Folgen für Euch zu erwarten.“

Braner ſagte zu, denn er kannte einen verdeckten Gang, der vom Geſtade nach der Burg führte, und in dieſelbe leitete er nun bei Nacht die bewaffnete Schaar der Hanſeaten. So ward die Burg Embden — welche vierundzwanzig Jahre ſpäter, als wieder ein räuberiſcher Nachkomme, Kuno von Brooke, dort herrſchte, mit Verluſt vieler Kämpfer erſtürmt wurde und lange im Beſitz der Hamburger blieb — derzeit ohne Blutvergießen gewonnen, und Odo von Brooke mußte ſeine Frevelthat mit nicht geringen Opfern ſühnen.

Zum Lohn ward dem Hildebold Brauer ſeine Werkſtätte wieder hergerichtet, umfänglicher als zuvor; er empfing zum Betriebe ſeines Handwerks eine ausreichende Summe, auch Befreiung vom Schoß bis an's Ende ſeiner Tage, wie denn zugleich ſämmtlichen Bürgern Hamburgs für die Folge der halbe Schoß erlaſſen wurde.

Was die Chronik meldete, ward im Jahre 1452 berichtet von Brauers Sohn Henrich in deſſen Greiſenalter; gedieh demnach damals, dieweil der Hildebold dem Allgemeinweſen hülfsvoll war, Alles zu gutem Ende. Iſt aber doch nicht zu verſchweigen: der Zorn könne Einem ſolch ſchlimmer Feind ſeyn, daß es eines zweiten Feindes gar nicht bedarf, um ſich und die Seinen in's Elend zu ſtürzen. Doch ſoll freilich auch jede Obrigkeit nach dem Billigen richten, und dem Rührſamen ſein Gewerbe nicht erſchweren, vielmehr thunlichſt entlaſten; ferner ſoll ſie nicht ein vorübergehend Fieber des Unglücklichen zum Lebensübel verzerren, und wohl wiſſen, wie dem Armen zumuth iſt, damit es nicht heiße:

„Bei wem ſtets volle Schüſſel ſteht,
Der merkt nicht, wie's im Lande geht,
Und immer kann ein voller Magen
Den leeren And'rer gut ertragen.“

Ein Geſchichtchen aus Holland.

Der holländiſche Schiffsbauherr Erasmus Boel war reich genug, ſich in Ruhe zu ſetzen, und er ſetzte ſich in Ruhe, ſo weit dies geſchehen konnte; denn ſeine Anna, die einmal ſehr hübſch geweſen und nicht mehr hübſch, immer aber ſehr zänkiſch war und bis an ihr ſeliges Ende blieb, ſeine Anna ließ ihm keine Ruhe. Aber Abwechſelung machte ſie ihm; wenn ſie nicht murrte und brummte, da keifte ſie, und wenn ſie nicht murrte, brummte und keifte, da tobte ſie, und das Alles mit großer Fertigkeit.

Meiſter Erasmus Boel mußte das anerkennen, und wünſchte er auch manchmal, daß ſeine Anna ſtatt der Schönheit lieber die Biſſigkeit abgelegt hätte, und ſagte er auch je zuweilen: er wolle lieber alle Lecks aller Schiffe ſtopfen als einem einzigen Weibe das Maul, war er doch ein zu guter Holländer, als daß er ſich ereifert hätte. Er fand, das Phlegma ſey überall, und beſonders in der Ehe, ein höchſt achtbarer Hülfsgenoſſe, und ſo ließ er den Sturm an ſich vorübergehen, höchſtens einmal fragend: „Anna, biſt Du heute ſchon fertig mit Deinem Athem?“ — worauf dann freilich das Unwetter mit verſtärkter Gewalt ſich umdrehte und der hölliſche Platzregen ihrer Worte von Neuem losbrach.

Diesmal trieb ſie's aber dem Mynherr Voel doch etwas zu toll. Seine achtzehnjährige Tochter Jacobine ſollte durchaus und durchum den franzöſiſchen Marquis von Tenville heirathen, einen Funfziger, der einmal ſchon Wittwer geworden, von einer zweiten Frau verlaſſen worden war; jene hatte er todt geärgert und dieſe wollte ſich nicht todtärgern laſſen, weshalb ſie ihm entfloh und er ſie für eine Perſon erklärte, die nichts vom guten Ton verſtände, wonach er ſich dann nicht weiter um ſie bekümmerte.

Dieſer Marquis Tenville hatte bis dahin ein ſehr luſtig Leben geführt. Er war erſtens ein

Barbara. Na, da ſieht man doch einmal einen Menſchen von Lebensart! Was iſt gefällig, liebſter Hof-Commerzienrath?

Schleicher. Das Mamſellchen da iſt aber ſo ungefällig, mich nicht zu wollen.

Barbara. Wie? Sie unterſtehen Sich?

Clara. Ich unterſtand mich ſchon. Wenn aber der Herr Commerzienrath als Bräutigam aus dem Hauſe gehen wollen, ſo dächte ich, Sie, Frau Rektorin, ließen ſich ſcheiden und heiratheten ihn, Sie Beide wären ein unübertreffliches Pärchen! Ha, ha, ha! (raſch ab.)

Dritte Scene.

Schleicher. Barbara. Fräulein von Strahlen. Prüfwall.

Barbara. Nein, ſolche Frechheit!

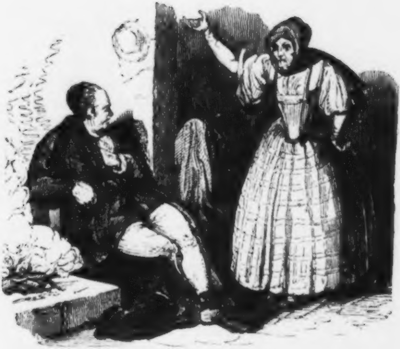
Schleicher. Liebſte Frau Nachbarin, Sie ſind hier mein Labſal, ſtehen Sie mir bey, ich wende was an die Mamſell. Ich habe eben eine neue Lieferung; können Sie vielleicht eine Patrontaſche gebrauchen?

tüchtiger Prahler und Trinker, ſagte am Morgen, was er nicht wußte, und wußte am Abend nicht was er ſagte. Zweitens war er ein Narr der Pferde, denn er ließ ſich von ihnen das Geld aus der Börſe ziehen und jagen; drittens war er ein Knecht der Mode, kein Schneider war ihm geſchickt und theuer genug, obwohl dieſe bei ihm mit kleinen Zuthaten Großes leiſteten; viertens war er noch jetzt ſehr verliebten Geblüts, eine Eigenſchaft, die in ſolchen Jahren auch nicht ganz wohlfeil zu ſtehen kommt. Was ihm von dieſen vier Angriffen auf ſein Vermögen übrig blieb, das verſpielte er am ſogenannten grünen Tiſch, dieſem Weideplatz des Satans. Genug, die Güter des Herrn Marquis waren ſo verſchuldet, daß es ein ſehr geſcheidter und vor Allem durch irgend einen Zufall begünſtigter Rechner hätte ſeyn müſſen, wenn er herausfinden ſollte, daß dem Herrn Marquis auch nur noch ein Sperlingsneſt von den Gütern gehöre.

So war es denn kein Wunder, daß der Herr Marquis den Verſuch machte, durch den Reiz ſeines alten Adels noch eine junge Gemahlin, verſteht ſich mit einem friſchen Vermögen, zu bekommen, was ihm mehrmals mißglückte. Diesmal aber, da er ſein Auge auf Jacobine Boel, des reichen Erasmus Boel Tochter geworfen hatte, war er ſeines Erfolgs gewiß; denn Frau Anna, die Herrin ihres Eheherrn, ſtand ihm bei mit aller Liſt der Weibereitelkeit, die von der Ausſicht, einen Marquis zum Eidam zu haben, überaus geſtreichelt wurde, und mit einer Zunge, die ihr funfzigjähriges Dienſt-Jubiläum ſchon ein Weilchen hinter ſich hatte, aber mit jedem Jahre geläufiger zu verwirren und zu erſchrecken wußte.

Erasmus Boel war jedoch nicht ſo ſchreckhaft; er ſaß am 20ten November 1739, von einem Spaziergang auf den Werften Amſterdams eben zurückgekehrt, am Kamin, und Frau Anna hielt ihm eine lange Rede, die folgender Weiſe ſchloß:

„Wenn ich nicht für Dich dächte und handelte, wären wir noch immer nur im Verkehr mit gemeinem Schiffsvolke; aber ich habe dergleichen Beſucher abgetrumpft, meiner Tochter eine Franzöſiſche verſchrieben, daß ſie der Jacobine die Welt beibringe, und jetzt ſoll ſie in die Welt und in die vornehme, und wir wollen auch hinein, und darum muß Jacobine den franzöſiſchen Marquis heirathen. Er iſt vor anderthalb Stunden, während Deines Herumtreibens, wieder von ſei-



nen Gütern angekommen; die Braten ſtecken am Spieß, den Wein werde ich gleich auch aus dem Keller herauf beſorgen, denn heut Abend iſt Verlobung, und ich verbitte mir allen Widerſpruch, denn ich muß mich auch noch zu dem Feſt ſchicklich anziehen. Sey mir hübſch manierlich gegen den Herrn Marquis und halt' Dein Maul, dann biſt Du am höflichſten!“

Somit wandte ſich Frau Anna in einer Haſt, die ſtarke Zugluft verurſachte, und ſchritt mannhaſt von dannen, um heut ihr Talent, zu befehlen, ſo recht im Vollen leuchten zu laſſen.

Mynherr Erasmus Boel aber blieb ſitzen, und Alles, was er that, war dieſes: er wandte den Kopf und ſagte zu ſeinem, ihm zu Füßen liegenden Mops: „Fiat (ſo hieß der Mops), das werden wir uns nicht dürfen gefallen laſſen.“

Ein Stockwerk höher ſaß Schön-Jacobinchen und weinte. Die Mutter hatte ihr, da ſie noch unbefangenen Herzens war, viel von der Macht und Herrlichkeit vorgeſchwatzt, zu der eine Heirath mit dem Marquis Tenville führe, und Jungfer Jacobine ließ ſich das nicht eben volle Köpſchen verdrehen. Aber kam ihr ſchon ein gelinder Schauer, als ſie den ihr mütterlicher Seits beſtimmten Bräutigam zum erſten Mal ſah, heut, wo er zum andern Mal vor ihr ſtand, wie eine Gelenk-Puppe nach vorn und nach den Seiten ſich ſteif beugend, wurde der Schauder vollſtändig. Sie ſchrak zuſammen und eilte verzweifelnd nach ihrem Gemach, welche Bewegung Mutter Anna für jungfräuliche Züchtigkeit ausgab.

Sie wußte freilich nicht, daß der ſehr hübſche Vetter Robert ſeit Kurzem die Unbefangenheit in

Jacobinchens Herzen ſehr außer Gleichgewicht brachte: jetzt aber war die Jungfrau plötzlich vom Sturm des jungen Bluts ganz überwältigt. Vetter Robert hätte in dieſem Augenblick von Muhme Jacobinchen etwas erfahren können, wofür er, nach jugendlicher Weiſe, angeblich die Hälfte ſeiner Lebenszeit opfern wollte; Vetter Robert aber durfte nicht in's Haus, denn ſein Vater ſagte ſeiner Schwägerin Anna Boel bei einer Gelegenheit einmal nichts als die Wahrheit, die allerdings bedeutend ſchwer aufſiel, und das gedachte ſie nun der Familie nachzutragen, wenn's möglich wäre bis eine halbe Stunde über die Ewigkeit hinaus.

Vetter Robert geht uns indeß auch weiter nichts an, denn wir ſehen ſo eben bei Jacobinchen Madame Parfait eintreten, die Franzöſin, welche ihr noch jetzt zuweilen Unterricht gab. Heut ſtand es damit freilich übel, doch entfloh die Stunde nicht unnütz, denn Jacobinchen faßte ſich ein Herz und ſchüttete das ihrige aus.

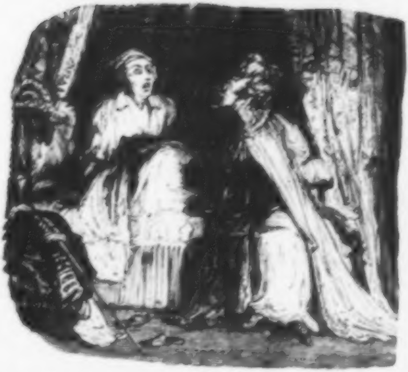
Madame Parfait hörte die Geſchichte des ihrem Jacobinchen drohenden Unheils mit Aufmerkſamkeit an, tröſtete wo und wie ſie vermochte, und fragte endlich: ob ſie den andringlichen Bräutigam nicht einmal unbemerkt ſehen könne; wonach eine Verabredung erfolgte, daß ſie heut Abend ſich verbergen ſolle in dem, an das Eßzimmer grenzenden Alkoven, aus welchem man durch Glasthüren in jenes ſchauen, zugleich auch alles Vorgehende hören könne. Die Beiden ſprachen noch einiges miteinander, was der Erzähler nicht gehört hat, und Jacobinchen erſchien bei der Abendtafel in ziemlicher Faſſung.

Hier hatte Mutter Anna einen ſchweren Stand. Der Herr Marquis ſteuerte mehrmals mit zierlichen Reden auf die Ausſteuer los, aber Mynherr Boel ſchien taubſtumm, denn er hörte und ſprach nicht, und war endlich ſchon bei ſeinem Pfeifchen, ehe noch irgend eine Summe genannt worden war. Bei ſeinem Pfeifchen aber verſchwand Mynherr faſt ganz, denn wer dieſen Rauch ſah, konnte damals ſchon an Dampfmaſchinen denken, und heut arbeitete er gefliſſentlich darauf hin, den Herrn Marquis anzublaſen, der einen Abſcheu hatte vor ſolchem Qualm. Da nun aber jetzt Mutter Anna die Verlobung geradezu in's Geſpräch brachte und einfließen ließ: ihr Mann werde eine baare Ausſteuer von 300,000 Gulden zahlen, drang aus jenem Qualm ein ſehr gewichtiges Nein, worüber der Marquis zurückbebte; Mutter Anna jedoch ließ ſich nicht ſtören, wiederholte was ſie geſagt, und eben ſollten die Ringe ausgetauſcht werden, wodurch ein Augenblick des Schweigens eintrat. Plötzlich hörte man dumpfen Tones und franzöſiſch geſprochen die Frage:

„Tenville, was verſprachſt du deiner erſten, und wo iſt deine zweite Frau?“

Verſtanden hatten dieſe Worte nur der Marquis und Jacobinchen; jener wurde bleich, dieſe belebter, und Erasmus Boel erhob plötzlich den Kopf über ſeinen Qualm, nach der Perſon zu jener Stimme ſuchend — ſie war nirgends zu entdecken. Darauf fragte er ſeine Tochter: was die gehörten Worte ſagen wollten, und als ſie überſetzt waren, ſagte Mynherr: „Die Antwort, Herr Marquis, bitt' ich mir auch aus, aber dazu iſt ja morgen Zeit. Gute Nacht!“ — Und ſo kam's für diesmal nicht zur Verlobung.

Mit ſchwerem Kopfe — denn der Wein hatte die zierlichen Reden bei Tiſche heraus- und den Verdruß hinweggetrieben — aber doch einigermaßen wieder ernüchtert von jener Frage, die ihm etwas in's Mark gedrungen war, kam der Marquis in ſein Schlafzimmer, wozu Mutter



Anna ihr Putzgemach hergegeben hatte. Er dachte im Bett noch eine Weile, aber ſehr unklar, über den ſonderbaren Vorfall nach, und ſchlief dann ein, weil er das Denken aufſchob für den nächſten Tag.

Wer aber malt, als er in jener mondhellen Nacht plötzlich aufgeweckt wurde von derſelben, ihm in's Ohr geſchrieenen Frage, die Schnelligkeit, mit der er aus dem Schlaf auffuhr, und das Entſetzen, da er zu Füßen ſeines Bettes eine geſpenſtige weibliche Geſtalt ſitzen ſah, die ihm jene Frage zum dritten Male wiederholte, und hinzufügte: ſie werde ihn allnächtig beſuchen, wenn er, der einſt ihr zugeſchworen habe, ſich nach ihrem Tode nicht wieder zu vermählen, ſeinem Heirathslüſtchen nicht entſage.

Ein Franzoſe iſt bekanntlich immer höflich, auch wenn er außer ſich iſt; nachdem alſo der Herr Marquis ein wenig zu Worten kommen konnte, ſagte er: „Meine ſehr werthe verſtorbene Madame, ich bitte, daß ſie ſich nicht weiter inkommodiren, oder wenn es ſeyn muß, mir wenigſtens in einer etwas annehmlicheren Geſtalt erſcheinen!“ bei welchem erzwungenen Spaß er indeſſen ſo zitterte und bebte, daß ihm Sehen und Hören verging.

„Auch das!“ entgegnete die Geſtalt, ſtreifte ſich ab, und als der Herr Marquis wieder ſo viel Muth hatte, aufzuſchauen, ſaß ſeine zweite Frau leibhaftig an derſelben Stelle, ihn mit Vorwürfen überſchüttend. Zum andern Mal verließ ihn die Faſſung, und diesmal konnte er in der Beredſamkeit der Erſcheinung nicht einmal eine Lücke finden.

Als die Drohende nun gar ſeinen, unſern lehnenden Galanterie-Degen ergriff, und ſchwur, ſie werde im Nothfall auf ſolche Weiſe ſein Herz zu berühren wiſſen, wenn er weiter nach Jungfer Jacobinchen verlange, da brach er in ein mörderliches Geſchrei aus. Die Geſtalt war verſchwunden und das Haus in Aufruhr.

Der Herr Marquis Tenville wollte nichts mehr wiſſen von der Verlobung mit Jacobinchen, doch wußte er ſich immer noch ſo franzöſiſch zu benehmen, daß ihm Erasmus Boel eine Summe lieh, von der freilich Niemand wieder etwas gehört noch geſehen hat. Erſt als er abgereiſt war, kam Madame Parfait luſtig zu Jacobinchen, erzählte ihr die Abenteuer jener Nacht, und wie ſie ihrem ehemaligen Gatten — denn ſie ſelbſt war die, freiwillig von ihm getrennt Lebende — ſeinen ſchon früher in ihm genährten Geſpenſterglauben von Neuem eingeſchärft habe. Der Herr Marquis hat ſich auch, zum Glück der Frauen, weiter nicht einfallen laſſen, zu heirathen, ſondern iſt, als er ſchwach wurde, unter Diejenigen gegangen, die nach nichtsnutzigem Leben, in der Furcht vor dem Tode, aus der Frömmigkeit ein Handwerk machen. Es kann uns aber nichts an

Barbara. O ſo wohlfeil kommen Sie nicht weg. (vertraulich.) Kammerfrau muß ich werden bey der künftigen Fürſtin, habe auch ſchon ein Wörtchen geredet mit der Gräfin Milana. Sie haben Connexionen; wirken Sie mit, dann wollen wir es ſchon durchſetzen, daß wir alles wiſſen!

Schleicher (gibt ihr die Hand). Topp! Sollen Kammerfrau werden! Der Fürſt ſagte mir noch heute ſchambringende Flatterien, ſein Kammerdiener hat's gehört, mithin weiß es Hof und Stadt, es kann mir nirgends fehlen. Sie ſind Kammerfrau! Aber wie wird es mit meiner Entrepriſe auf die Mamſell?

Barbara. Ich will Ihnen ein Mittel ſagen. Bringen Sie ſie in Blam, nennen Sie ſie Ihre Braut, rühmen Sie ſich Vertraulichkeiten —

Schleicher. I, in Blam will ich ſie wohl bringen, aber was hilft mir das, liebſte Frau Nachbarin?

Barbara. Alles! Ich kenne das. Glauben Sie denn, daß mein Mann mich hat mit ihm liegen, und wir haben ohnehin noch einen Blick nach Boels Hauſe zu werfen.

Mutter Anna war diesmal, als ſie den Zuſammenhang der Dinge erfuhr, etwas beſchämt; ſie ſprach noch immer zu viel, aber nicht vom Marquis Tenville. Der ſchöne Vetter wußte dieſe günſtigen Stunden zu benutzen, und an dem Tage, da die Nachricht von der großen Seeſchlacht, die der Admiral Tromp gegen die Engländer gewonnen, die Holländer entzückte, ſo weit nämlich rechtſchaffene Holländer entzückt werden können, erhob ſich auch Mynherr Erasmus Boel zu ſeiner ganzen Kraft.

Er ſagte: „Fiat, heut müſſen wir auch 'was durchſetzen, denn Robert iſt ein reſpektabler Schiffbauer!“ — und er ſetzte es durch, indem er Robert zum Abendeſſen kommen ließ, und noch ehe man ſich niederſetzte, nahm er den Robert und die Jacobine bei der Hand und ſagte:

„Da habt ihr Euch, und nun wollen wir's uns gut ſchmecken laſſen, denn Mutter Anna hat heute noch delikater gekocht als ſonſt!“ — wonach Mutter Anna's Geſicht auf einer Seite ſauer ausſah, während es auf der andern ſchon freundlich ſchmunzelte.

Das junge Brautpaar aber ließ die lieben Eltern hoch leben, und gleich nach ihnen die Helferin in der Noth, die ehemalige Marquiſe Tenville, genannt Madame Parfait, welche an dieſem Abend nicht im Alkoven Verſteck ſpielte, ſondern freudig mit den Freudigen bei Tiſche ſaß.

Verlagswerke der Vereins-Buchhandlung.

Bei uns ſind unter Anderem erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geiſtige Feldzüge.

Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von Achim v. Arnim, Helmine v. Chezy, J. Ellendorf, Th. Gantzer, F. W. Gubitz, Th. Heinſius, H. Herrmann, F. L. John, Verus Momus, Wilhelm Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilh. Waiblinger und Ernſt Woldemar.

Preis: 1½ Thlr.

Eine Sammlung, die in der Zeit- und Literatur-Geſchichte über Manches ein helleres Licht verbreitet.

Am Himmel und auf der Erde.

Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen.

Mit Beiträgen von Dr. L. Heros, Dr. Mädler, Fr. v. Schönholz, Dr. Ed. Stoße und Anderen.

Herausgegeben
von
Anton Gubitz.

Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen.
30 Bogen. Preis: 1½ Thlr.

Eben ſo belehrend als unterhaltend!

Geſchichtliches
Novelliſtiſches und Humoriſtiſches.

Lebensbilder und Erfahrungen
von
Fr. v. Schönholz.

Preis: 1½ Thlr.

Reich an Kenntniß und Ergötzung!

Lachender Ernſt und Stacheln der Laune.

Geſammelte Blättchen des Humors
von
F. W. Gubitz.

Preis: 1½ Thlr.

Die öffentlichen Urtheile ſind Zeugniß genug!

Güte heirathen wollen? Bewahre! Ich aber ſprengte aus, er habe mir die Ehe verſprochen, ich weinte es ihm ſelber ſo oft vor, bis er's in ſeiner dummen Ehrlichkeit glaubte.

Schleicher. Wird aber das Mamſellchen ſo dumm ſeyn, wie ihr Mann?

Barbara. I, wird ſie zum Stadtmärchen, dann will ſie Keiner mehr und eh' das Jüngferchen ſitzen bleibt, nimmt ſie doch lieber Sie.

Schleicher. Nun, da will ich nur gleich anfangen, ſie zu blamiren. Empfehle mich Ihnen! (es klopft.) Man klopft, Frau Nachbarin bekommen wohl Beſuch?

(Barbara geht nach der Thür, Fräulein von Strahlen und Prüfwall treten ein.)

Schleicher (halblaut während den Complimenten der übrigen). Ey, was wollen *die* Herrſchaften hier? (er macht auch Complimente ungeſehen.)

Barbara. Mit wem hab' ich die Ehre zu ſprechen?

Prüfwall. Mit Jemand, der den Rektor Typus ſprechen will.

Barbara (kurz). Er wird nicht zu Hauſe ſeyn.

Schleicher (vorſpringend). Sind zu Hauſe, meine Gnädigſten.

Barbara. Meine Gnädigſten? (haſtig Stühle bringend.) Welche glückliche Namen hab' ich denn meinem Manne zu nennen?

Schleicher (raſch wieder vorſpringend). Fräulein von Strahlen, —

Prüfwall (raſch einfallend). Sind Sie noch da?

Schleicher. Bin noch da, im Fall ich etwa dienen könnte —

Prüfwall. Damit, daß Sie gehen.

Schleicher. Gehorch' in Demuth! (wichtig zu Barbara.) Sobald die huldigſte Prinzeſſin kommt, werfe ich mich Ihretwegen zu Füßen. (mit einem Seitenblick). Sie ſoll mit einem Hof-Commerzienrath nicht umgehen, wie mit abgelegten Kleidern und iſt doch eine Prinzeſſin. (kriechend.) Unterwürfigſter Diener! (ab.)

Fräulein (zu Barbara). Frau Rektorin, unſere Familie iſt bey Ihrem Manne in groſer Schuld, wollen Sie dies gütigſt als einen geringen Theil davon annehmen? (zeigt ihr eine Börſe.)

Barbara (greift haſtig zu). J, geben Sie her!

Fräulein. Sie brauchen Ihrem Mann nicht gleich davon zu ſagen.

Barbara. In ſo was kann ich ſchweigen. Verbrauchen wollen wir's mit Freudenthränen für den gnädigſten Edelmuth. Sie kommen mir wie eine Erbſchaft! Fleiſch will ich einpökeln, Caffee, Zucker und Kartoffeln kaufen, Winterholz, eine Enveloppe für mich, Schlafmützen für meinen Mann —

Prüfwall. Aber der Herr Rektor! —

Barbara. Ich fliege, ich fliege! (ab.)

Vierte Scene.

Prüfwall. Fräulein von Strahlen. Typus.

Prüfwall. Sie ſind ruhelos, Gnädigſte!

Fräulein. Ja, die unbegrenzte Würdeloſigkeit, welche die lebensluſtige Güte des Fürſten um ihn erzeugte, macht mich ſchaudern! — Ah, Herr Rektor!

(Typus kommt mit einem Manuſkripte.)

Typus. (bricht freudig aus.) Ein Demüthiger harret der Zeit, die ihn tröſtet, ſagt Sirach. Mir iſt die Zeit da. (küßt ehrerbietig des Fräuleins Hand und blickt dann auf Prüfwall.) Mein Gott! —

Prüfwall. (ihn ſchnell unterbrechend.) Laſſen Sie! Ich glaube ſchon, daß Sie mich kennen! Wir kommen Ihrer Hülfe vertrauend.

Typus. Mein Manuſkript iſt bereit und mein Leben wieder etwas werth.

Fräulein. Gibt es denn aber hier nicht Perſonen, die redlich zu gebrauchen ſind?

Typus. O doch, aber leider unbenutzt. Hier gilt der Spruch Klinger's: Wenn ein Menſch bey Hofe nicht fortkommt, ſo denkt nur immer: es iſt ein tüchtiger Mann!

Prüfwall. Wenn Sie aber dem Fürſten Ihr Memorial ſelbſt überreichen ſollten, — haben Sie Muth?

Typus. Warum nicht? Charakter muß der Menſch haben, ſonſt iſt er nur eine Sache, ſpricht *Chamfort* — mir ſoll es ein Jubel ſeyn, wenn die Gerechtigkeit curirt wird. (vertraulich.) Das Höllenreich iſt auch ſchon uneins. Graf Winden, der mich im Hauſe der Milana ſah, wollte mich eben zu ſeinem Spion *gegen* dieſe erkaufen.

Fräulein. Mich drängt ein Verſprechen, noch von meiner Herreiſe, den Fürſten um etwas zu bitten; ich will es verkleidet thun, damit ich prüfe, ob er die Wahrheit auch von jeder Geſtalt hören mag. (zu Prüfwall.) In Ihrem angenommenen Charakter ſtehen *Sie* ihm nah, ſo ſind die Rollen vorerſt vertheilt. (Schleicher ſtößt von außen ein Fenſter auf und gukt herein.) Welch ein Geräuſch!

Prüfwall (der den Lauſcher bemerkt.) Der ſaubre Commerzienrath horcht zum Fenſter herein. Machen wir die Sache nicht wichtig.

Fräulein. Was iſt denn das für ein zudringliches Weſen? (Barbara gukt durch die Seitenthür herein.)

Typus. Ein Auktions-Artikel, wer das Meiſte bietet, der kriegt ihn.

Prüfwall (zu Typus). Geben Sie mir das Memorial zur Durchſicht mit. (Typus giebt es.) In einer Stunde gehen wir zur Audienz und ſprechen vorher vertraulicher noch.

Fräulein. Auf Wiederſehn, Herr Rektor! —

Typus. Ich bezeuge Ihnen meine tiefſte Ehrfurcht!

(Typus will zur Thür hinaus begleiten, Barbara tritt von der Seitenthüre vor und riegelt die Thür zu, indem ſie den Typus raſch zurück hält.)

Fünfte Scene.

Typus. Barbara. Clare.

Barbara. Nun, mein Goldmännchen, wer ſind denn die gnädigen Herrſchaften? Das Fräulein von Strahlen kam mir bekannt vor, ich weiß nur nicht wo ich ſie hinbringen ſoll.

Typus. Laß' ſie, wo ſie iſt.

Barbara. Ha! Ich ſoll wieder nichts wiſſen, mich wieder vor allen Nachbarn proſtituiren.

Typus. Allen Menſchen alles recht thun, iſt Unmöglichkeit und wäre Thorheit, wenn's möglich wäre, ſagt Johnſon. (er nimmt ein Buch und blättert darin)

Barbara. Kein Vergnügen, keinen Umgang ſoll man haben —

Typus. Ein tugendſam Weib geht gern mit Wolle und Flachs um, ſagt Salomo.

Barbara. — immer auf einer Stelle ſitzen, arbeiten, Grillen fangen.

Typus. Arbeit iſt eine Wache der Tugend, ſagt Heſiodus. Doch, was zanken wir uns? Wir können am ſicherſten Frieden halten, denn wir haben nichts.

Barbara. Da haſt du einmal Recht!

Typus. Hab' ich vielleicht etwas Thörichtes geſagt? (ſieht Clara, die durch das Zimmer gehen will) Sieh' da, mein liebes Fräulein! (Clara kommt auf ihn zu)

Barbara. Fräulein? — Wieder was Neues. Wirſt du mir erzählen? (wirft ſich in einen Stuhl und mault.)

Typus. (zu Clara.) Seyn Sie fröhlich! Ich werde mich bemühen, daß man Sie der künftigen Fürſtin als Hoffräulein vorſchlägt.

Barbara. (aufſpringend.) Was? Die willſt du anbringen? (ſetzt ſich wieder.)

Typus. Machen Sie ſich bereit, mit mir eine Viſite zu machen.

Clara. Mein Gefühl wird Ihnen danken, wenn für Worte die Bruſt zu voll iſt.

(Clara gibt Typus die Hand und geht, dieſer tritt wieder vor.)

Typus. Wohlfeil kauft man Freundſchaft, wenn edle Menſchen in Noth ſind, ſpricht Horaz —

Barbara. (aufſpringend.) Horaz ſagt! — Salomo ſagt! — der Teufel ſagt! — Hörteſt du lieber, was deine Frau ſagt! Aber ich kann mich herſetzen und maulen zehen Jahre, Du wirſt nicht fragen, was mir fehlt.

Typus. Ich weiß es ja, Vernunft! Champelain ſagt: das verſtändigſte Frauenzimmer hat nur eine halbe Vernunft, die Deine geht aber gar in die Brüche. Heute will ich dich indeſſen doch mit Vertrauen auf die Probe ſtellen. Kannſt du aber ſchweigen?

Barbara. Schweigen? Ich nicht ſchweigen? Nun, da kennſt du mich ſchlecht.

Typus. Ja, ziemlich ſchlecht kenn' ich dich! Indeſſen, Gebrechlichkeit, dein Name iſt Weib, ſagt **Shakſpeare** (geht geheimnißvoll nach der andern Seite.) Komme hieher!

Barbara. (geht ſteif nach.) Hier bin ich!

Typus. Der Hof-Commerzienrath Schleicher — Du ſchweigſt aber doch?

Barbara. I freylich! Aber was iſt denn mit Schleicher? Was ſoll der?

Typus. Er wird etwas Geheimes!

Barbara. Schleicher? — Bin ich doch erſchrocken. Wie iſt denn das möglich?

Typus. Möglich? Hm, es ſind ſchon Schlechtere als er große Herren geworden. Durch Tugend muß man werben, nicht durch Gönner! ſagt **Plautus**, die Gönner helfen aber doch weiter, wie die Tugend.

Barbara. Nein, über den Schleicher!

Er iſt mein allerbeſter Freund, es iſt aber doch niederträchtig, daß der Kerl ſo viel Glück hat! Na, der wird ſich brüſten!

Typus. Nullen hinter Zahlen, Taugenichtſe hinter großen Herren, ſind immer von Bedeutung. Aber Du vergißt doch nicht, daß Du zu ſchweigen verſprachſt?

Barbara. Hab' ich das verſprochen? Ich erinnere mich gar nicht.

Typus. Ja, Du haſt es verſprochen.

Barbara. Nun, es hat auch keine Noth! — Aber ſage, was wollte der Graf Winden von Dir? Ich muß es der Gräfin Milana ſagen, die war einmal gnädig gegen mich —!

Typus. Still!

Barbara. Alſo noch Geheimniſſe?

Typus. Nein! Aber jetzt muß ich ausgehen! (will fort. Barbara hält ihn)

Barbara. Höre, wir haben uns vorhin gezankt, Du wirſt doch nicht gehen ohne Verſöhnungskuß, mein einziges Weſen! (breitet ihre Arme aus)

Typus. Sag' ich's doch immer, wenn du ſündigſt, muß ich's noch abbüßen. Na, gib nur her! (er umarmt ſie

Barbara. So, mein altes Kind. Nun ſag mir aber auch, wer die Herrſchaften waren. Wenn du meinſt, es wäre Neugierde, da irrſt du dich, es iſt ja nichts lächerlicher als die bloße Neugier.

Typus. So! Es ſind nicht alle frey, die ihrer Ketten ſpotten, ſagt Leſſing. Nun, ſchweige hübſch! Adieu! (ab)

Barbara. (allein) Wenn ich nur hätte einen andern Mann kriegen können, den Brummbär hätt' ich gewiß nicht genommen. Aber ich laß' ihn nicht eher aus dem Hauſe, bis er mir alles gebeichtet hat. (ſchnell ab.)

Sechſte Scene.

Schleicher. Barbara. Typus.

Schleicher. (war ſchon ein paar Augenblicke früher wieder am Fenſter ſichtbar). Hm! Niemand iſt in der Stube, wollen doch einmal probiren! (ſteigt ein.) Ja es geht! Nun aufgeriegelt, damit ich von da hergekommen ſeyn könnte. (er thut es.) Jetzt will ich mich bequem umſehen. Da ſteht der Mamſell Korb, ein beſchriebenes Blatt gukt heraus. — Ich kriege immer das Fieber, wenn ich Geſchriebenes nicht gleich leſe, — für ſeine Geſundheit muß man ſorgen. (er entfaltet das Blatt) Auch ein Gedicht! (lieſt) „An Ihn"

„Die Schönheit nicht allein, den Geiſt lieb'
ich in dir!"

Das könnt' an mich ſeyn, das könnt' ich zum Blamiren gebrauchen. Hm! Unter die Verſe, die ich vorhin neben dem Cabinetsrath Prüfwall gefunden habe, ſchreib' ich meinen Namen, (er thut es.) lege ſie in das Körbchen, ſo, nun bin ich zum Dichter geworden, ich weiß nicht wie! Still! die Frau Rektorin kommen. (er zieht ſich ein wenig nach der Thür.)

Barbara. (zurückkommend.) Mein Mann hat ſich eingeſchloſſen, wenn er aber hier durch will, ſoll er ſchon noch geſtehen. (ſie ſetzt ſich.) Es iſt eine häßliche Empfindung, wenn man etwas weiß, was man höchſtens den Wänden erzählen darf und die bleiben doch ganz kalt auf ihrem Flecke, wenn ich ihnen auch hundertmal zurufe: denkt euch, Schleicher wird etwas Geheimes!

Schleicher. (ſpringt eilend vor.) Wer, wer?

Barbara. (ſpringt in die Höhe.) Ach! Wie erſchrecken Sie mich, ich muß daſtehen wie eine Vogelſcheuche.

Schleicher. Sprechen Sie's noch einmal aus, ich bin auf alles gefaßt.

Barbara. Aber, wer konnte denn wiſſen, daß Sie hier ſind und wie konnten Sie's denn dort ſchon hören.

Schleicher. Aber reden Sie doch nur!

Barbara. Allervorzüglichſter Herr Nachbar, ich habe Sie in meinem Leben nicht ſo lieb gehabt, als heute.

Schleicher. Das muß ich mir gefallen laſſen, aber — reden Sie, ich bitte, ich befehle! —

Barbara. Ja, zu befehlen haben Sie jetzt, — darum befehlen ſie baldmöglichſt, daß ich was werde — denn heraus iſt es nun einmal: Sie werden etwas Hohes, etwas Geheimes, vielleicht gar unter Miniſter.

Schleicher. Ich? Miniſter? Frau Nachbarin, ſind Sie auch nicht toll geworden?

Barbara. Mein Mann, der jetzt viel bey Hofe iſt, hat es mir im Vertrauen geſagt.

Schleicher. (leiſe) Die Welt kriegt Verſtand! Ich habe heute früh ſchon etwas gemerkt! Erſt die Gnädigkeit des Fürſten gegen mich, dann die Tücke von dem Pralwall, der jetzt viel gilt und weiß und gewiß ſelbſt Miniſter zu werden gedachte; — der Typus iſt auch im Spiele, er muß das Diplom ſchreiben, Verſe machen auf meine Erhebung. Ja, es iſt richtig, auch bin ich aus guter Familie, denn die Schleicher ſind immer leicht Miniſter geworden.

Barbara. Da es Ew. Excellenz einmal wiſſen, daß Sie eine Excellenz ſind und ich zuerſt das Glück habe, Ew. Excellenz zu gratuliren, ſo wollt' ich nur Ew. Excellenz erſuchen, mich nun, da es ganz in Ew. Excellenz Gewalt ſteht, zur Kammerdame zu beſtallen.

Schleicher. (wichtig.) Nicht zu hitzig! Das Heil und die Convenienz des Staats erfordern es, nur Adliche zu Kammerdamen zu qualificiren, und indem ich nun Standeswegen das Mamſellchen hier im Hauſe doch nicht nehmen kann, hab' ich ihr auch nichts verſprochen.

Barbara. Wenn nun aber das Frauenzimmerchen ein Fräulein ſind?

Schleicher. Ein Fräulein? — Ja, liefern Sie mir was Adliches, bleibts mit der Kammerfrau beym Alten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06979/003

Barbara. Na, das klingt! Und das ſchnippige Weſen ſchaff ich Ew. Excellenz gewiß, wenn es nur geſchwind herum kömmt, daß ſie höchſtihre Braut iſt?

Schleicher. Sorge Sie nicht, ich blamire ſo keck und ſchnell, wie eine Kriegserklärung. (Typus kömmt.) Ihr Diener, Herr Rektor!

Barbara. (halblaut.) O weh, mein Haustyrann! (laut.) Willſt du deine Frau ſchon wieder verlaſſen, engliſches Männchen?

Typus. Dich will ich verlaſſen! (halblaut.) Geht der in die Hochmuths-Falle?

Barbara. Bin ich denn nicht deine liebe Frau?

Typus. Luther ſagt: Eine Frau iſt ein freundlicher kurzweiliger Geſell des Lebens, Du aber biſt ein unfreundlicher langweiliger Geſell, mithin, nach Luther, gar keine Frau.

Schleicher. Sind ſcherzig, Herr Rektor! (vertraulich.) Nichts Neues? Man ſpricht ja wohl von Erhöhungen?

Typus. Ja! Es ſollen einige an den Galgen kommen!

Schleicher. An den Galgen? — Reden Sie mir nicht von dem Gebäude.

Barbara. (halblaut.) Bedenke, wen du vor dir haſt!

Typus. Ferner ſagt man: der Fürſt wolle jeden, der die meiſten Spitzbübereien berichtete, fürſtlich belohnen!

Schleicher. (halblaut.) Er ſpielt auf mich an! (laut.) Meinen Sie wohl, daß beichten einen zu was Großen machte?

Typus. Der Menſch iſt groß, der wahr iſt! ſagt Lavater.

Schleicher. Iſt doch gefährlich —

Typus. Das Großwerden? Ja! — Aber, wenn Sie nun zum Beyſpiel Miniſter würden.

Barbara. (zu Schleicher.) Sehen Sie, wie kommt's!

Schleicher. Na, da ſollte die Welt was zu bewundern kriegen!

Typus. Nur Einfältige bewundern, dafür ſind ſie aber auch einfältig, ſagt Labruyere.

Barbara. (halblaut.) Schweig doch mit deinen verfluchten Sätzen!

Typus. Nun, was würden Sie zuerſt thun?

Schleicher. Erobern! Alles, alles müßt' ich haben, denn es geht nichts über Alles!

Typus. Nur die unendliche Gier ſchafft uns Hader und Krieg! ſagt Athenäus. — Aber weiter —

Schleicher. Den Staatsdienern ſtrich ich gleich zwey Drittheile Ihres Gehalts —

Barbara. Ja, die Menſchen müſſen doch leben!

Schleicher. Brauchen nicht zu leben. Es ſind immer welche da, die heran und an einen Poſten etwas wenden wollen, das gibt neuen Gewinn für den Staat —

Typus. Aber würde man nicht dagegen toben und ſchreiben? — Rede wirkt mehr als Schwert! ſagt Euripides.

Schleicher. Den Euripides ſchickt' ich gleich auf die Feſtung! — (Wiederholtes Hurrah-Geſchrey von der Straße.)

Barbara. Was paſſirt denn auf der Straße?

Schleicher. (eilt ans Fenſter und ruft hinaus.) Was gibt's denn?

Typus. (zu Barbara.) Haſt du doch wieder geklatſcht?

Barbara. Wenn ich diesmal nicht ganz unſchuldig bin, will ich nicht in den Himmel kommen.

Typus. In der Offenbarung ſteht: Es ward eine Stille im Himmel bey einer halben Stunde! — Soll das möglich ſeyn, mußt du ſo heraus bleiben.

Schleicher. (am Fenſter.) So! So! (haſtig zurückkommend.) Morgen zieht die Prinzeſſin ein, der Courier iſt eben angekommen.

Barbara. Ein Courier? I, den muß ich doch ſehn! (ſie läuft ab.)

Schleicher. Ich möchte auch gern den Courier auf ein Wörtchen ſprechen, dann — Hören ſie liebſter Typus, wenn man was aus mir machte, ich ſagte mehr, als ich weiß, aber jetzt erlauben Sie, daß ich dem Courier nachſetze! Auf Wiederſehn, mein liebſter Freund! Loben Sie mich überall, ich bitte Sie um Gotteswillen! — Ich kaufe Sie auch einmal in's Spital!! (ab.)

Typus. (allein) In's Spital? Ja, ja!

Man ſieht des Ruhmes Tempel offen,
Dehnt nach Unſterblichkeit ſich aus,
Doch hat man Beydes nur zu hoffen
Durch Hungertod im Armenhaus!

(Prüfwall kommt.)

Siebente Scene.

Prüfwall. Typus. Clara. Barbara.

Prüfwall. Hier komme ich, lieber Rektor, mitten durch den Lärm, den ein verabredeter Courier von unſerm Hofe erweckt. Der Fürſt hat Ihr Memorial ſchon, Sie ſollen eiligſt zu ihm kommen. Verbrechen ſind es, mehr als entſetzlich, nur bedürfen wir Zeugen aus der Gegenpartey ſelbſt. Ich denke den Grafen Winden aufgeregt zu haben.

Typus. Und ich hoffe dem Schleicher, dieſem überall geduldeten Unterhändler der Schelme, einen Mund gegeben zu haben, der Manches beſtätigen ſoll!

(Clara kommt)

Clara. Nun bin ich angekleidet, lieber Herr Rektor! (ſie blickt auf und ſteht erſtarrt.)

Prüfwall. (eilt auf ſie zu.) Clara!

Clara. Heil'ger Gott! Träum' ich einmal wieder? (ſie will hinſinken, Prüfwall umfängt ſie.)

Prüfwall. Clara! Biſt du es wirklich? (ſie liegt ohnmächtig in ſeinen Armen.) Einen Seſſel lieber Rektor!

Typus. (bringt einen Stuhl und ruft dabey ängſtlich.) He, Barbara, Barbara! Wenn ſie da iſt, iſt ſie zu nichts nütz, und wenn man ſie braucht, weg iſt ſie. — Barbara!

Prüfwall. Still, lieber Rektor!

Typus. Kommt ſie wieder zu ſich?

Clara. (erholt ſich, blickt auf Prüfwall, dann auf den Rektor.) Lieber Herr Rektor, ich bin wohl wahnſinnig?

Typus. Faſſen Sie Kraft, gutes Fräulein!

Clara. Sehen Sie ihn denn auch?

Prüfwall. Ich bin es wirklich, liebe Clara, und will Dich nie wieder verlaſſen. O warum verſucht' ich es, Dich zu prüfen, da doch jedes Deiner Worte Nachklang Deines reinen Herzens iſt, da Du ſelbſt mir unentbehrlich wurdeſt für mein Leben.

Clara. (ſich allmählich erholend.) So ſprach er immer, Herr Rektor; da ſollte man ihm auch nicht glauben!

Typus. Sie können ihm glauben, erholen Sie ſich!

Prüfwall. Jeder Tag hat mir neue Vorwürfe gebracht. Raſch kann ich Fügung und Urſachen andeuten, bis ſie ſich aufklären. Ich liebte einſt glühend eine — unerreichbare, mir zu nahe Verwandte. Im Sturm dieſes Gefühls ſucht' ich Zerſtreuung, fand hier, (er umarmt Clara.) Liebe und wollte ſie durch Kaltſinn prüfen. — Auch blieb es Dir unbekannt, wer ich bin! — es könnte Dich ſpäter manches überraſchen, dann werd' ich Dir, wie jetzt ſchwören: Unter allen Verhältniſſen bin ich der Deine, ſo wahr mir Gott helfe! Ich fordre dieſen ehrlichen Mann zum Zeugen meines Schwurs.

Clara. Ach, ich war ewig die Ihre, wenn ich Sie auch nimmer wieder ſah!

Prüfwall. Sprich: Willſt Du mein Leben beglücken?

Clara. (ſinkt an ſeine Bruſt.)

Typus. Victoria! Ein braver Mann iſt Gottes ſchönſtes Werk! ſagt Pope, aber was ich fühle kann kein Menſch ſagen, nur jauchzen muß ich, daß ich einmal wieder die herrliche Liebe auf der unlieblichen Welt finde.

Clara. Gott, wenn ich nur nicht erwache!

Barbara. (ſtürzt herein.) Ja, lieber Mann, der Courier iſt richtig da. Sieht ſchön aus, eine ſcharlachene Jacke, einen Hut mit Federn, lederne Hoſen. — (erblickt Prüfwall.

der noch immer Clara umarmt hat.) I, ſeh'n Sie mal! (bleibt ſtarr ſtehen.)

Typus. Ich gebe dir die Ehre, dir den Bräutigam von Fräulein Clara von Mayen vorzuſtellen.

Barbara. (knixt.) Sie? Braut? Ich bin ja außerordentlich erfreut! (knixt.) Aber wie kam denn das? (ärgerlich.) Alles paſſirt doch auch, wenn ich nicht dabey bin!

Typus. (zu Barbara.) Wenn Du Deinen Glückwunſch angebracht haſt, mach' einen Verſuch das Maul zu halten.

Barbara. Ich wünſche dem hohen Brautpaare alles mögliche Glück, recht von Herzen! (halblaut.) Platzen möchte man vor Bosheit!

Typus. (zu Prüfwall.) Doch die Audienz. —

Prüfwall. Ja, liebe Clara, ich muß Dich für Augenblicke verlaſſen, uns ruft ein wichtig Werk.

Barbara. Ich erfahre wieder nichts!

Clara. Ach, vergeben Sie, wenn ich keine Worte habe! — Wie iſt mir ſo leicht, mein Gott! Nun werd' ich auch mein Hündchen und meine Nachtigall wieder ſehn und frölich werden, wie ſonſt!

Prüfwall. Ja, Clara, uns ſoll ein heitres Frühlingsglück beginnen und dauern.

Typus. Amen! Wenn man die Menſchheit einmal wieder gut erkennt, wird man froh ein Waghals für das Gute. Fort denn, fort! Mir iſt jetzt ſo lebendig wohl im Herzen, als ob ich ſelbſt die Teufel beſſern könnte! Fort!

(Alle wenden ſich zum Gehen. Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Ein Vorſaal des Fürſten mit Säulen, auf einem Tiſche liegen Bücher u. ſ. w., auch einige Medaillen-Etuis.

Erſte Scene.

Der Fürſt. Prüfwall. Typus.

Fürſt. (hat das Memorial des Typus in der Hand.) Es iſt entſetzlich! Aber nach dem, was ich hier las, muß ich's glauben, daß nur feile Schmeichler mir das Glück des Landes prieſen.

Prüfwall. Ungeprüfte Lobſprüche haben keinen Werth, die Geſchichte nennt ja auch keinen ſchlechten Fürſten, an den nicht aller Prunk der Sprache verſchwendet worden iſt.

Fürſt. Wie ſoll man aber die Menſchen erkennen?

Typus. Cato wünſchte Jedem eine Art Glasfenſter vor Kopf und Herzen. Wie oft würde man da anſchreiben können: hier iſt ein unmeublirter Menſch zu vermiethen!

Prüfwall. Glauben Sie mir, alles was ſich *zudrängt* und lobpreiſt, will nur den Thron wider die Wahrheit verſchanzen. Es gibt auf Erden ſo wenig Wunderlicht, daß der, welcher: Wunder! ſchreit, nur auf neue Art zu verdunkeln, oder das Werk eines beſſern Kopfes zu unterdrücken ſtrebt, weil man es nicht verſteht oder verſtehen mag.

Typus. Nicht verſteht! Werke großer Männer ſind Spiegel; wo ein Affe hineinguckt, kann kein Apoſtel herausſehen, ſagt *Lichtenberg*.

Fürſt. Ich will alles thun, mich künftig zu ſchützen. Jetzt aber gilt es *Retten* und *Beweiſe*! Ich darf nicht ohne Ueberzeugung verdammen.

Prüfwall. Viel hoff' ich von einem Maskenſpiele auf dem heutigen Balle; alle Perſonen wären da, nur eine Dame fehlt.

Fürſt. Die hab' ich gefunden. Fräulein von Strahlen! — Ja, Sie! Sie ſprach heute zuerſt kühne Worte — ich ſelbſt will ſie bitten.

Kammerdiener. (eintretend.) Frau Baronin Well bittet um die Gnade —

Fürſt. Baronin Well! Ich kenne ſie nicht! — Wichtige Geſchäfte —

Prüfwall. (raſch einfallend.) Ew. Durchlaucht geboten öffentliche, allgemeine Audienz.

Fürſt. Soll einige Augenblicke verziehen. (der Kammerdiener ab.) Kommen Sie in mein Arbeits-Cabinet und laſſen Sie uns zur Rettung thätig ſeyn. Mit meinem Wahne von dem Glücke des Volkes ſinken mir die Blüthen des Lebens, aber — (er ergreift die Hände von Prüfwall und Treus.) doch dank' ich Ihnen, wenn auch mit zerriſſenem Herzen: möchten Sie dadurch mindeſtens empfinden, daß ich der Ehrlichkeit und der Liebe nicht unwerth bin. (der Fürſt führt beyde durch eine Seitenthür.)

Zweyte Scene.

Schleicher. Der Fürſt. Fräulein von Strahlen.

Schleicher. (kömmt langſam zur Thüre herein.) Durch wär' ich wieder! Die verdammten Bedienten ließen mich nicht eher paſſiren, bis ich ihnen halbe Wachslichte, abkaufte. Wenn ich nur wüßte, ob ich was würde und gegen wen ich reden ſoll? Wer kömmt? — Da ſind meine wenigen Ohren wieder brauchbar. (er verſteckt ſich hinter eine Säule.) Hätt' ich die Menſchen erſchaffen, Ohren hätt' ich überall angebracht. (der Fürſt kommt haſtig aus dem Cabinet zurück, Fräulein von Strahlen, alt verkleidet, naht durch eine Seitenthür in dem Augenblicke.)

Fräulein. Wenn mich die Ahnung nicht täuſcht, ſprech' ich Se. Durchlaucht.

Fürſt. Ja! Was wünſchen Sie?

Fräulein. Ich bin eine Durchreiſende, Baronin Well, und hatte vor ſechs Tagen das Vergnügen, für Sie 60 Louisd'or auszulegen.

Fürſt. Für mich? Die Summe ſoll gleich bereit ſeyn! — Aber wie, Baronin?

Fräulein. Im Dorfe **Holdort** ließ ich bey Jammergeſchrey anhalten. Es kam von einer Pachters-Familie, die ausgepfändet und aus dem Obdach vertrieben wurde, weil ſie mit jedem Jahre in Pacht geſteigert, endlich ein paar Hundert Thaler ſchuldig blieb. „Schnitzt euch Stäbe!“ ſagte der Vater in Verzweiflung zu Frau und Kindern, wir wollen uns zu dem Fürſten betteln. Habt ihr denn nicht ſchon geſchrieben? fragt' ich. Viermal! antwortete die Frau, aber keine Antwort.

Fürſt. Wie iſt das möglich?

Fräulein. Der Fürſt iſt gut, ſagte der Pachter, aber die ihm nahe ſtehen, mögen's einſt am Throne der Throne verantworten! — Und nun, da er ſeinem gepreßten Herzen Luft machte durch einige Bitterkeiten auf — verzeihen Ew. Durchlaucht! — auf Ihre Umgebung, gebot der neue Pächter, der auf höhere Ordre mit geringerer Pacht angeſetzt iſt, dem Amtsvoigte, den armen Vertriebenen zu arretiren.

Jetzt glaubt' ich mir eine Anmaßung erlauben zu dürfen, ich deponirte die Schuld und befahl mit allem inne zu halten, weil ich Sr. Durchlaucht Spruch einholen wollte.

Fürſt. (gibt ihr die Hand.) Ich dank' Ihnen herzlich!

Fräulein. O hätten Sie den Dank der Familie mit empfunden! Der Pachter umfaßte die weinende Mutter und rief mit entblößtem Haupte:

Der Herr iſt gut, der Herr iſt groß,
Gebt unſerm Gott die Ehre!

Alle Kinder hatten betend ihre Mützchen in den Händen und nur das jüngſte ſtammelte: Vater, mein Stock iſt fertig, nun können wir betteln gehen! — So weit wird es euer Fürſt nicht kommen laſſen, ſprach ich, und bitte um Entſchuldigung für das, was ich wagte.

Fürſt. Verzeihen Sie mir, wenn ich, gepreßt vom innerſten Schmerze, Ihnen nur mit dem Verſprechen danke, daß ich fürſtlich erſezzen und ſtrafen will. Halten Sie auch Ihr

Gefühl noch zurück, das mich der Achtung unwerth finden muß, wenn dies gewiß nicht das einzige Verbrechen iſt, was der Verrath auf mich geworfen hat. Eingeengt in ererbte Verhältniſſe, ummauert von Eigennutz, Liſt und Betrug, dringt ein Fürſt ſelten hin, wo Herzen frey ſchlagen. Aber es dünkt mich, ich werde jetzt erſt Fürſt und es ſoll anders werden, es ſoll!

Fräulein. Wohl mir, wenn ich das Geringſte dazu beytragen konnte! Mit dieſem Ausrufe will ich mich Ew. Durchlaucht empfehlen!

Fürſt. Nehmen Sie als ein Zeichen meiner Achtung dieſe Medaille, (gibt ihr ein kleines Etui) und wann ſeh' ich Sie an meinem Hofe wieder? Oder ſoll mit Nahen und Scheiden eine mir werthe Bekanntſchaft enden?

Fräulein. Das würde mir etwas Feenartiges geben.

Fürſt. Und wem bezahl' ich meine Schuld?

Fräulein. Ha! Hier könnt' ich mich ja auch feenartig empfehlen:

Baronin Well wird bald verſchwunden
ſeyn,
Doch läßt ſich Schuld dereinſt mit
Schuld bezahlen,
Und ſtellt' ich ſelber mich nicht wieder
ein,
Repräſentirt mich wohl das **Fräulein
Strahlen.**
(mit einer Verbeugung raſch ab.)

Fürſt (allein; betroffen.) Fräulein Strahlen? — Ich muß der Baronin nach, ſie ſoll mich über dieſes Fräulein aufklären. (will fort und bleibt dann ſtehen.) Nein! Nein! Sich beherrſchen lerne, wer andre beherrſcht! — Ich will, ach Gott! an meine Braut ſchreiben! (er eilt in ſein Zimmer.)

Schleicher (vortretend) Das war ja, mit hohem Reſpekte für dieſes Zimmer! eine übernatürlich verfluchte Geſchichte. Die Medaille hat ſie weg, beichten hilft wahrhaftig, — ich laſſe mich bey dem Fürſten melden!
(er wendet ſich gegen die Thür', Milana tritt ein.)

Dritte Scene.

Milana. Schleicher. Der Fürſt.

Milana. (im Eintreten) Sehr verdrießlich! (bemerkt den Schleicher) Sieh' da, was treiben Sie hier?

Schleicher. Ich will weg gehen, Gnädigſte!

Milana (ängſtlich) In Holdert iſt etwas geſchehen, — eine Fremde war eben hier. — Die Bedienten nannten Sie mir Baronin Well. — Haben Sie nichts gehört?

Schleicher. In meinem armen Körper regieren die Flüſſe.

Milana (verſtellt heftig) Wähnen Sie, Sie ſollten gelauſcht haben? (thut als ob ſie zum Fürſten wollte) Doch, ich eile zu erfahren, wie der Fürſt aufnahm, was die Baronin auf meinen Geheiß erzählte. —

Schleicher. Sie wiſſen alſo um die Geſchichte?

Milana. Sie haben alſo nicht gelauſcht?

Schleicher. Ja, meine Preisliche! Ganz kann man dem Schalle nicht ausweichen!

Milana. Allgemeine Audienz iſt befohlen, das iſt endlich meines edlen Fürſten würdig. — Die Dame war jung?

Schleicher. Schien mir ſo in den ſtehenden Jahren.

Milana. Was geſchah alles?

Schleicher. Erſt erzählte ſie die Rührgeſchichte und zuletzt ſprach ſie wunderlich in Verſen von Fräulein Strahlen und bezahlen — es war aber nur des Reimes wegen, denn gekriegt hat ſie nur eine Medaille.

Milana. Von Fräulein Strahlen? (halblaut) Sollte die mich betrügen?

Schleicher. Der Fürſt wunderte ſich auch und ſagte den Namen nach, recht ſchmelzig, etwa ſo: (nachahmend) Fräulein Strahlen! — und dann war die Baronin weg und der Fürſt auch. —

Milana. Und dann kam ich und fragte: Wie unterſtehen Sie ſich, den Fürſten zu belauſchen? (geht auf ihn zu.)

Schleicher. (zurückgehend) Meine Allergnädigſte ſcherzen!

Milana. Durchaus nicht! Endlich hab' ich den Unfug ſo durchſchaut, daß ich alle Schurken entdecken kann. — Hätte ich Sie, Herr Commerzienrath, nicht ſo lieb, wüßte ich nicht, daß Sie zu manchem nur verleitet wären, ſollten auch Sie des Fürſten Zorn empfinden — aber ſo werden Sie helfen die Schändlichkeit zertrümmern.

Schleicher. Ich brenne vor Begierde! Aber gegen wen —?

Milana. Gegen Winden! Sie, ſein Unterhändler, kennen ſeine Thaten genau und auf Sie muß ich den Fürſten weiſen, wenn ich mit der ſchrecklichſten Wehmuth jetzt anklage — Wie hat er ſelbſt Ihnen Ihre Dienſte gelohnt! — Denken Sie Sich, er allein iſt Schuld, daß Sie noch nicht haben bey Hofe eſſen dürfen —

Schleicher. Was? O, du Höllenbrand! Na, hören Sie, Dinge kann ich Ihnen ſagen, Sachen erzählen, — es geſchieht mir doch aber nichts?

Milana. Sie kennen meine Gewalt und handeln für Ihr eigenes Wohl, ſeyn Sie ohne Furcht. Doch jetzt machen Sie ſich bereit, Sie werden ſchnell gebraucht. (dringend) Ich glaube den Fürſten zu hören, fort mit Ihnen!

Schleicher. Die Fußtritte klingen äußerſt nahe, man müßte mich doch bemerken. Erlauben Sie!

(er ſtellt ſich wieder hinter die Säule.)

Milana. O weh, es iſt der Fürſt! Ueberhören Sie Ihr Gedächtniß und ſeyn Sie klug. (halblaut) Verdammt, daß er nicht ſchon fort iſt!

(Der Fürſt kommt in heftiger Bewegung aus dem Zimmer, er hat das Mannſcript vom Typus in der Hand und legt es während des Geſprächs auf einen Tiſch.)

. **Fürſt.** Wer die Menſchen haſſen lernen ſoll, den verdammt Gott, Fürſt zu ſeyn! (bemerkt die ſich tief beugende Milana und ſpricht kurz und heftig.) Was bringt Sie unangemeldet hieher?

Milana (höchſt entſchloſſen) Die furchtbarſte Nothwendigkeit! Ich muß in meiner peinlichen Sorge auch noch ſelbſt kommen, um ſchandliche Ungerechtigkeiten aufzudecken, es genügt mir nicht, daß ich Ew. Durchlaucht eben eine Baronin Well zuwandte —

Fürſt. Sie? Gräfin, Sie betrügen mich!

Milana. Wie verzeihlich iſt Mißtrauen, wo ſo viel Betrug klar wird! Ja, ich leitete die erſten Lichtſtrahlen und dieſer Vorfall in Holdort ſoll uns weiter führen. Meine Argloſigkeit will ich erdrücken, eben verſuche ich es darum auch, Ew. Durchlaucht liebenswerthes Geſchenk, das Fräulein von Strahlen, zu prüfen. Ich habe mich ihr im falſchen, unwürdigen Lichte gezeigt, um zu ergründen, ob ſie wohl eitlen, verderblichen Grundſätzen fröhnt?

Fürſt. (zweifelhaft.) Hm! — Was gewinnen Sie, wenn ich Ihnen traue?

Milana. Ich werde mir Ihre Achtung bewahren, auch wenn Sie mir nicht trauen.

Fürſt. Aber, wem müßt ich denn zürnen?

Milana. Wie ſchmerzlich es mir auch ſeyn muß —

Fürſt. Ohne Umſchweife!

Milana. Graf Winden! —

Fürſt. Sie empfahlen ihn?

Milana. Das eben iſt der ungezähmte Schmerz, der mich her trieb. Mich riß aus meinem gläubigen Taumel die ſchreckliche Anzeige, daß Graf Winden ein Complott begünſtigt von dem Hofe Ihrer Braut, die Ew. Durchlaucht ſchwach genug glaubt, das Intereſſe jenes Hofes gegen den Vortheil unſres Landes zu begründen, —

Fürſt. Wär es möglich? Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſeyn Sie ehrlich —

Milana. Und ſchnell! Jenes Complott muß durch meine Raſtloſigkeit bald deutlich werden, unterdeſſen rufen gegen Winden andre Verbrechen, für die ich ſeinen eigenen, reuigen Unterhändler als redenden Beweis einführe. (ruft.) Herr Commerzienrath!

Schleicher. (tritt gelenkig vor.) Ja, Ew. Durchlaucht, ich bin der redende Beweis. (will anfangen zu erzählen.) Der Graf Winden —

Fürſt. Halt! Sie unterſtanden ſich, hier zu horchen?

Schleicher. Ich habe mich nur aus Reſpekt verkrochen.

Milana. Ich ſelbſt bracht' ihn her —

Fürſt. Gut! In jenes Zimmer! (er bezeichnet.)

Milana. (verlegen.) Wäre nicht gleich der Augenblick —

Fürſt. (feſt.) Nein! Dorthin!

Schleicher. Bin ſehr erſchreckt von der Gnade! (er geht zögernd in das Zimmer.)

Fürſt. Sie, Gräfin, ſenden mir eiligſt Fräulein von Strahlen.

Milana. Fräulein von Strahlen? Bedenken Ew. Durchlaucht nicht, daß Morgen die Braut kömmt? Es wäre faſt zu romantiſch, ſo kurz vor ihrer Ankunft noch eine Liebſchaft zu beginnen. Doch, Ew. Durchlaucht wollten bisher nicht recht an weibliche Tugend glauben, mich dünkt — hier würden Sie es müſſen!

Fürſt. Das reizt! Es iſt jetzt nichts romantiſcher als die Tugend. — Rufen Sie mir das Fräulein! Ich hör' indeſſen Ihren armen Sünder.

Milana. Ein unwiſſender Gemißbrauchter iſt er, ich bitte für ihn um Gnade — ich eile das gefahrdrohende Complott des fremden Hofes aufzudecken, erſt aber erfährt das Fräulein Ihren Befehl. Hier könnten wir meine Freundin ſtark prüfen; ſteht ſie Ihren Reitzen gegen über feſt, iſt ihr alles zu vertrauen.

(ab.)

Vierte Scene.

Fürſt. Schleicher. Typus.

Fürſt. (allein.)

Wohin ſend' ich den Argwohn? Wenn ein Complott jenes Hofes —? Ja! Alle ſind von dort her. — Prüfwall, Typus und das Fräulein! — Doch, ich will dieſen redlichen Zügen glauben, die meine Sehnſucht verklärend vor alles Unglück ſtellt! (rufend.) Herr Commerzienrath!

Schleicher. (platzt heraus, bleibt dann aber von fern ſtehen.) Hätten mich der Durchlauchtigſte Gebieter noch nicht gerufen?

Fürſt. Warum fürchten Sie Sich?

Schleicher. (näher kommend.) Es iſt immer ein jämmerliches Geſchäft, das Anklagen.

Fürſt. Fühlen Sie das ſogar? Noch ſchenk' ich's Ihnen, ich bin unterrichtet. Der Graf hat Aemter verkauft, Sie müſſen dafür, daß Sie alle Lieferungen haben, ihm 50 Prozente geben. Ich werde zu ſtrafen wiſſen.

Schleicher. Wenn ich mich unterthänigſt darum bekümmern darf: Kommen der Herr Graf auf Penſion, oder auf die Feſtung?

Fürſt. Was würden Sie mit ihm thun?

Schleicher. (geſchmeichelt.) Ich? Welche herablaſſende Ehre, mich zu Dero Rath zu gebrauchen. Das Volk iſt gar verbittert auf den Herrn Grafen, ein freyes Schauſpiel, ſo eine Hinrichtung wäre eine ergötzliche Beruhigung. Verbrennen macht beſonders Effect und ich könnte Ew. Durchlaucht dazu eine Ladung Holz überaus billig geben. Verdient hat er's, wenn Ew. Durchlaucht wüßten, wie verächtlich er immer von den durchlauchtigſten Fehlern ſprach. —

Fürſt. Nach dem, was er wagen durfte, hat er Recht.

Schleicher. Bewahre! Schon darin hat ein Unterthan äußerſt unrecht, wenn er Recht hat. Ich würde alles mit lackirten Worten zudecken.

Fürſt. Nun, ich werde mich ihrer Perſon verſichern! —

Schleicher. Bis zur Leiche bleibt ſie Ew. Durchlaucht Diener. — Alle Sorten Rath will ich geben, wenn meine hohe Gnädigkeit mir wollen profitiren laſſen, wovon der Herr Rektor Typus — ein himmliſcher Mann! — heute etwas erfuhr. —

Fürſt. Was war das?

Schleicher. (abgebrochen.) Er meinte, ich würde bald etwas Geheimes werden!

Fürſt. Was wollt' er damit ſagen? (geht der Thür näher.) Herr Typus!

Schleicher. (halblaut.) Dort verſteckt?

Der Vagabund wird gewiß auch was! (Typus kömmt.) Ihr Allerunterwürfigſter mein, — ja man weiß gar nicht, wie man Sie tituliren ſoll! — Wer ſo glücklich iſt!

Typus. Wer ſich beſitzt und Narren dulden kann, iſt ſo beglückt als möglich! ſagt Witthof.

Fürſt. (zu Typus.) Sagten Sie dem, er ſolle befördert werden?

Typus. Ew. Durchlaucht, muß ich in ſeiner Gegenwart antworten?

Fürſt. Was es ſey, es ſoll nicht ſchaden!

Typus. Hier muß man die Menſchen beſtechen, wenn ſie ihre Pflicht thun ſollen; weil nun ſeine wohlconditionirte Zunge manches Schelmſtückchen ausſprechen ſollte, ließ ich ihn glauben: Er könne durch Beichten etwas Geheimes werden!

Fürſt. Das ſoll er auch.

Schleicher. O Sonnenblick der Gnade!

Fürſt. Geheim ſollen Sie werden, ich ſchicke Sie nach der Schloßwache! —

Schleicher. Nach — der — Schloß — Wache?

Fürſt. Nachdem Sie vorher ſo frech waren, hier zu lauſchen, manches wiſſen und erfuhren, gebietet Klugheit Ihre ſchnell Verhaftung, bis wir Sie als Zeugen gebrauchen.

(er klingelt, der Kammerdiener erſcheint und bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Schleicher. O meine Fürſtlichkeit, ich bekenne ja alles äußerſt gutwillig, ich bin auf den Arreſt auch gar nicht eingerichtet, ich muß ja heirathen.

Fürſt. Heirathen? Sie?

Schleicher. Ja, ich folge in Allem Ew. Durchlaucht Beyſpiele. — Ach, brillantes Rektorchen, bitten Sie für mich! — Ich heirathe ja das Perſönchen, das bey Ihnen wohnt. —

Typus. Wieder eine Lüge mehr.

Schleicher. Sie hat ja ſchon auf mich gereimt, da ſehen Sie einmal!

(er gibt dem Typus das Blatt, welches er aus Clara's Körbchen ſtahl.)

Typus. Weiß Gott, ihre Hand! er lieſt) An Ihn. —

Die Schönheit nicht allein, den Geiſt
lieb' ich in Dir! —

Fürſt. Werden doch nicht ſo unverſchämt ſeyn, das auf ſich zu deuten?

Schleicher. Die Liebe ſieht alles heller!

Typus. Geſtohlen iſt dies Gedicht!

Schleicher. I, Köſtlichſter —!

Typus. Wer ein Laſter liebt, liebt auch die Laſter alle! ſagt Gellert. — (Prüfwall und Clara kommen.) Da kommt gleich die Entſcheidung.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Prüfwall. Clara.

Prüfwall. (ſtellt Clara dem Fürſten vor.) Ich habe die Kühnheit, Ew. Durchlaucht meine Braut, Clara von Mayen, vorzuſtellen! (Clara verbeugt ſich)

Fürſt. (auf Clara zugehend) Mit den herzlichſten Glückwünſchen willkommen!

Schleicher (halblaut) Was? Braut? O weh!

Clara (ſieht das Papier in der Hand des Typus und nimmt es.) Ey, da iſt mein Gedicht, Herr Bräutigam! (zu Typus.) Ich wollt' es ihm vorhin geben, damit er ſähe, wie ich ihn nicht vergeſſen konnte; (ſieht Prüfwall lächeln.) ja lach' er nur! — da fand ich dies mit Schleichers Namen. (hat auch das andere Papier.)

Prüfwall. Er muß es mir entwendet haben und dann das Deine dazu.

Schleicher. (dazwiſchen halblaut.) O weh, o weh!

Prüfwall (Clara die Hand reichend.) So hat er uns als Brieftaube gedient und ſeine Spitzbüberei bekräftigt die Treue unſrer Liebe.

Fürſt. Alſo auch hier Betrug? — (zum Kammerdiener.) Nach der Schloßwache mit dem Herrn, er bleibt verhaftet bis auf weitere Ordre!

Schleicher (weinend) Mein übergnädiger Fürſt, ich bin ja der wüthendſte Patriot, in 41 Zeitungen bin ich gerühmt, wenn Sie Ihre

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Durchlauchtigſten Augen wollten auf dieſe Zeugniſſe werfen.

(er nimmt ein Paket Zeitungen aus der Taſche und will ſie dem Fürſten überreichen.)

Fürſt. Fort mit ihm! (der Kammerdiener tritt näher.)

Schleicher (ſchluchzt und geht langſam.) In meinem Leben macht' ich kein ſo miſerables Geſchäft! O meine Unſchuld, o mein Credit! (er complimentirt ſich mit dem Kammerdiener an der Thür.) Wollten Sie nicht gnädigſt vorangehen. (Beyde ab.)

Fürſt. Verzeihen Sie, Fräulein, wenn ich Ihnen heute meine Bekanntſchaft etwas verſtört gebe. —

Prüfwall. Nach dem Plane des Herrn Rektors wird auch ſie das Maskenſpiel unterſtützen.

Clara. Wenn ich nicht gar zu ungeſchickt bin!

Typus. Die Fröhlichkeit macht alles recht! ſagt Simon Dach. Sie, Herr Cabinetsrath, vergeſſen nicht, daß unſer Spiel beginnt, ſobald Se. Durchlaucht ſagen laſſen: Sie kämen nicht zum Balle!

Fürſt. (am Fenſter.) Da fährt der Wagen der Milana vor; gewiß das Fräulein Strahlen! — Ja, ſie iſt es, ſie iſt es! (raſch ab)

Clara. Freut der ſich über alle Fräuleins ſo?

Typus. Lebt Einer ohne Weib, der lebt nicht ohne Sünde! ſagt Arioſt.

Prüfwall. Nun, er iſt ja bald vermählt! (zu Typus.) Fräulein Strahlen iſt unterrichtet. Jetzt muß ich wieder zur Milana, damit ich ſie möglichſt ſicher mache.

Clara. Es iſt doch aber wahr, Herr Rektor, daß ich auch mit Comödie ſpiele? —

Typus. Ja! In meinem Plane ſind Sie zwar nur Epiſode, dabey müſſen Sie aber doch ſchreyen können, wie ein Theaterheld.

Clara. O ſchreyen kann ich! Verſuch' ich's einmal!

Mich faßt der Liebe wonnekräft'ges
Glühen,
Im Buſen nicht hat meine Sehnſucht
Raum,

Ich fühle da mir Freudenthränen blühen:
Der kühnſte Himmel iſt gewiß kein Traum,
Wenn nur die einz'ge Seligkeit nicht ſchwindet,
Daß ſich Geliebtes dort einſt wieder findet!

(Sie fällt in Prüfwalls Arme, der mitfühlend ſie forträgt, oder ſich von ihr fortreißen läßt.)

Sechste Scene.

Typus. Barbara.

Typus. (allein.) Bravo! Auch daß ſie weggehen! — Raſch zur Vollendung! (er ſchreibt in die Brieftaſche.) „Den Kampf für die Vernunft erneuen, das iſt die größte Unvernunft!" (er will weiter ſchreiben, Barbara ſtürzt herein.)

Barbara. (Sie ſpricht ohne Aufhören, wie im leichteſten Rauſch, die erſten Worte noch zur Thür hinaus.) Wo mein Mann iſt, kann ich auch ſeyn! (ſieht Typus.) Endlich! — Deine Verſe hat die Gräfin, ſie ließ mir auch gnädigſt einen äußerſt glatten Mallaga vorſetzen. — Alter Engel, ſie will wiſſen, was du bey dem Fürſten ſollſt und das Fräulein, was bey uns iſt —! Höre, die Gräfin ſucht ein paar umgängliche Perſonen für den Fürſten, Du könnteſt ſie ihr vorſchlagen —

Typus. (der ſie immer unterbrechen will und nicht kann, ſpricht dazwiſchen.) J, du Drache! Sie iſt ja Braut!

Barbara. Das verſchwieg ich der Gräfin, Goldmännchen; und nach dem Ball ſoll ich auch kommen, ſoll helfen Deine Verſe abgeben, Jedermann hat freyen Zutritt —

Typus. (dazwiſchen.) Aber nicht jede Frau! —

Barbara. — als Bacchantin hat mir die Gräfin gerathen —

Typus. (immer dazwiſchen.) Du mußt gut getrunken haben! Aber vom Balle bleibſt Du weg; es iſt wider die Vernunft, um nichtswürdige Dinge, wie Menſchen ſind, koſtbare Decken zu legen, ſagt Spinoza.

Barbara. — einen Kupferſtich hat ſie mir gegeben, wonach ich mich anziehen ſoll, Geld hab' ich, ich brauche dich gar nicht —

Typus. (dazwiſchen.) Der Fürſt kommt! Marſch mit dir, Weib!

Barbara. Der Fürſt? Das iſt mir ſehr lieb! Ich wollte Se. Durchlaucht lange ſchon einmal ſprechen — ich könnte ja hier wohl ein bischen untertreten? (ſieht ſich um.)

Typus. Willſt du auch nach der Schloßwache, wie dein Herr Schleicher? (halblaut.) Das war dumm, Herr Typus!

Barbara. Schleicher auf der Schloßwache? Das iſt eine Nachricht für die Frau Gräfin und eine Gelegenheit für mich, gleich wieder hinzugehn, denn meine vornehmen Bekanntſchaften laß' ich nicht eher wieder los, bis ich ſelbſt vornehm bin.

Typus. (drängt ſie immer mehr nach der Cabinet-Thür; zuletzt hinaus.) Aus dem Wege mit Dir!

Siebente Scene.

Der Fürſt. Fräulein von Strahlen. Milana.

Fürſt. (das Fräulein einführend.) Los ſind wir die Gräfin, und um Ihnen nicht ſchlechter — nicht beſſer zu erſcheinen, wie ich bin, bekenne ich muthig die Bitte: daß ich Sie zur Begleiterin wünſche auf dem heutigen Balle, ich will die Abendröthe meiner Freyheit noch in Ihrer reitzenden Geſellſchaft genießen. — Darf ich hoffen?

Fräulein. (kurz) Es möchte wohl nicht allzuſchicklich ſeyn, wenn ich als Ihre Begleiterin erſchiene. Doch vielleicht bin ich auf dem Balle, vielleicht bin ich Ihnen nah — nur nicht mit Ew. Durchlaucht, ich könnte Sie ſonſt hindern, Sich von der Milana neu betrügen zu laſſen —

Fürſt. Die Gräfin ehrt Ihre Seelenſtärke, ſie allein unterhält mir die Hoffnung, Sie zu ſehen — ich bin unwiderſtehlich zu Ihnen hingeriſſen — wollen Sie mich dafür ſtrafen?

Fräulein. Bedenken Sie Ihr Verhältniß! Fürſt, Sie ließen Sich abermals täuſchen. — War nicht eine Baronin Well bey Ihnen?

Fürſt. Ja, von der Gräfin geſandt. —

Fräulein. Dies Märchen gab ſie mir eben auch, doch — kennen Sie dieſe Medaille? (ſie zeigt das Etui.)

Fürſt. (verwundert) Ich gab ſie der Baronin.

Fräulein. Ich ſelbſt war die Baronin.

Fürſt. Sie?

Fräulein. Fühlen Sie, wie dieſe Heuchlerin ſchnell alles benutzt, ihre Fluchgewalt zu retten, und Sie laſſen Sich bequem in unſichtbarer Gefangenſchaft halten und Wucher treiben mit Ihrer Sorgloſigkeit?

Fürſt (heftig) Je mehr ich erkennen müßte, daß mein Verſtand mir treulos wird, um ſo mehr bedarf mein Herz eine Stütze. — Laſſen Sie mich in dieſer glücklichen Stunde —

Fräulein (hingeriſſen) Wie, Sie reden von einer glücklichen Stunde, während Ihr Volk in Teufelskrallen liegt? Sie ſtehen an dem furchtbarſten Grenzpunkte Ihrer Gewalt und Tugend. Soll ich, das ſchwache Weib, Sie erheben zum Edlen, oder eine herrſchſüchtige Megäre Sie erniedrigen vor ſich und Andern? Große Günſtlinge bezeugen kleine Fürſten; entheben Sie ſich nicht dem Tribut, dem Sie durch längere Duldung der Ehrloſigkeit zollen, ſo muß der Athem dieſer Verworſenen alles Beſſere von Ihnen treiben, denn eher möcht' ich in die Höhlen der Wüſten ziehen, als mit dieſen Glücksmördern in einem Pallaſte wohnen —

(Milana trat während der lezten Rede aus einer Seitenthüre, hörte zu und tritt immer naher.)

Milana. Bravo! Bravo!

Fürſt. (nach und nach immer heftiger. Wie, Gräfin, auch Sie üben das Lauſchen?

Milana. Kann ein Weib ſich der Neugier und der Freude entziehen, eine Vorherſagung erfüllt zu ſehen? Endlich finden Ew. Durchlaucht doch ein weibliches Weſen, die keinem irdiſchen — nur dem reinſten Gefühle folgt. —

Fürſt. Enden Sie Ihre Ränke!

Fräulein. Können Sie läugnen, daß Sie dem Fürſten logen: Sie hätten die Baronin Well geſandt?

Milana. (kalt unſchuldig.) Nun, iſt es denn anders?

Fräulein. Das wagen Sie, mir ins Auge?

Milana. Glauben Sie, daß ich ſo kurzſichtige Prüfungen beginne? Sie ſollten meine Geſellſchafterin werden, von dem Augenblick an ließ ich Sie auf der ganzen Herreiſe, alſo auch in Holdort, bey dem übrigens von Ihnen übertriebenen Vorfalle beobachten, um, eh' Sie Sich bemerkt glaubten, zu wiſſen: ob Sie Sich zur Redlichkeit oder zur Intrigue neigen würden? Sie haben in den Proben würdig beſtanden, kommen Sie an mein Herz! (will das Fräulein umfangen.)

Fürſt. (erſtaunt.) Hilft mir denn Niemand aus dieſer Verwirrung?

Fräulein. (wehrt ſich die Gräfin ab.) Fort, mich täuſchen Sie nicht mit Ihrem neuen Lügengewebe! —

Milana. Ihre Eitelkeit iſt ein wenig beleidigt, Liebe, beruhigen Sie Sich. Ich hätte Sie freylich gern noch redlicher geſehen. (ſchelmiſch.) Die alternde Verkleidung war immer ein Betrug, den Sie mir geſtehen ſollten, darum ließ ich Ihnen vorhin bemerken, daß ich alles wußte; — indeſſen es geſchah zu großem Zwecke, den wir nun vereint verfolgen wollen, bis ein vielgeſtaltiges Complot von dem Throne des edelſten Fürſten hinweggeſcheucht iſt.

Fräulein. O, daß ich nicht reden darf!

Fürſt. (mißmuthig.) In widerlichen Zweifeln ſeh' ich überall Täuſchung und ſcheinbare Ehrlichkeit. Fräulein, mein Herz drängt ſich gewaltſam zu Ihnen, doch bleibt mir auch ſo viel Vernunft, zu begreifen, daß mir die augenblickliche Entſcheidung zu ſchwer iſt. Die Redlichkeit wird mit dem Zwieſpalt meines Innern Mitleid haben; ich muß mir aber völlig Licht ſchaffen und kann ich es nicht, nun ſo entſage ich lieber dem ſchrecklichen Glanze, um fern von Intrigue in ſtiller Hütte das Glück zu ſuchen!

(Er geht in heftiger Bewegung ab; das Fräulein von Strahlen ſteht in ſich verſunken.)

Milana. (ſchlägt ſie leicht mit dem Fächer auf die Schulter und ſpricht kalt.) Nun Liebe! wie rührend das alles war, es könnte die Felſen zum Weinen, die Engel zum Entzücken und mich zum Todtlachen reitzen. (mit verbiſſenem Lachen.) „Vielleicht bin ich auf dem Balle, vielleicht bin ich Ihnen nah!“ Ha, ha, ha! (laut.) Bilden Sie Sich nicht ein, daß ich an Ihre ritterliche Tugend glaube, Sie wollen ſie nur nicht für gewöhnliche Preiſe losſchlagen.

Fräulein. Man glaubt nie an das, was man ſelbſt nicht hat.

Milana. Dergleichen läßt mich kalt! Wähnen Sie aber nicht, daß mir fremd iſt, was vorgeht, doch es mißlingt und ich gebe Ihnen noch einen Augenblick zu bedenken: ob Sie mit mir zum Glanze gehen, oder mit Ihrem etwanigen Anhange zertrümmert ſeyn wollen?

Fräulein. Mit Ihnen mag ich nichts gemein haben.

Milana. Der Scherz geht zu Ende! Ich fühle, der Fürſt iſt an Sie attachirt, es iſt aber fieberhafte Neigung, die *ich* erweckte, die *ich* auch wieder dämpfen kann.

Fräulein. Jetzt iſt das Lachen an mir. Ha, ha, ha!

Milana. Dieſes Lachen belehrt mich wenigſtens, daß Sie eine Neigung wollen und Ihre Tugend doch alſo auch operirt, ich glaube Ihnen aber eben ein Pröbchen gegeben zu haben, daß mir immer ſo viel Kopf bleiben wird —

Fräulein. — den Fürſten fortwährend zu betrügen? Nimmermehr! Treten Sie ab von einer Bahn, auf der Sie — bey allem Heiligen! — kein Glück machen.

Milana. Wie ſchön Ihnen das Bischen Zorn ſteht! Doch ich gebe Ihnen denſelben Rath. Sie pochen auf Ihre jüngere Decorirung und auch vielleicht ſchon auf eine Partey, es gibt aber im ſchlimmſten Falle ein Geheimniß, welches — erlauben Sie mir, daß auch ich bey allem Heiligen ſchwöre! — alles niederſtürmt, was ſich mir entgegen wirft.

Fräulein. Mich ſchrecken keine Geheimniſſe und ſollt' auch das Beſſere nicht ſiegen, nimmer wird es mich reuen, den Kampf gewagt zu haben wider Ihre herrſchſüchtige Schande! —

Milana. Fräulein, Sie vergeſſen Sich ſelbſt und den Ort, wo Sie ſind!

Fräulein. Ich vergaß mich, als ich in Ihre Nähe trat. Das iſt der Triumph der

Redlichkeit, daß Sie Ihr Herz wider Heuchelei mindeſtens in der Rede los laſſen und mit der kühndonnernden Wahrheit ſich ihren ſchönen Lohn hinwegnehmen darf. Gehen Sie, werden Sie von neuem das Rüſtzeug der Hölle, ich eile, Ihnen zu beweiſen, daß jede reine Sache, die ihren ächten Verfechter hat, im Geiſte der Menſchheit noch ein Heer von Beſchützern und leuchtenden Sieg findet!

(Sie eilt ab, der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Ein Zimmer, welches im Hintergrunde eine zu öffnende Wand zeigt und nachher aus dem Ganzen einen Saal ſchafft.

Erſte Scene.

Milana. Prüfwall.

Milana. (allein und als Diana maskirt.)

Der Herr Cabinetsrath laſſen mich warten — noch darf ich ihm nicht ganz trauen, ob ich auch ſein ſchriftliches Verſprechen habe! — Mit ihm allein kann ich indeſſen repariren, was mein Selbſtvertrauen ein wenig verdarb und mein Spiegel behauptet: es ſey hohe Zeit an den letzten Mann zu denken!

Prüfwall. (kommt als Hofnarr maſkirt.) Schöne Diana, bin ich recht?

Milana. Willkommen in den Maſken! (Beyde nehmen die Maſken ab.)

Prüfwall. Da wollen wir Hofleute einmal ehrlich ſeyn, damit man doch eine Veränderung an uns bemerkt. Ich verwalte mein Hofnarren-Amt ſchon mit ſtandesmäßigen Bitterkeiten und will doch nur Süßes von Ihnen. Denn, wollten Sie gegen mich die Diana ſpielen —

Milana. Würden Sie mich mit Recht langweilig finden.

Prüfwall. Ich darf alſo hoffen? —

Milana. Alles! Fürerſt, daß unſer Geſchäft ſogleich beginnt —.

Prüfwall. Ich kenne kein andres, als ſo vielen Reitzen zu huldigen

Milana. Das läßt ſich verſchieben! — Der Fürſt iſt fortdauernd von einer Gegenpartey umlagert; mein Plan, ihn zu feſſeln und ſo, wenn die Vermählung doch erfolgt, mindeſtens der künftigen Gemahlin des Fürſten Liebe und Vertrauen zu entziehen, gelingt durch das Fräulein von Strahlen nicht. Ihr Ideal iſt das Geſpenſt der Tugend, das aus Narren Unſinnige macht —

Prüfwall. Wählen Sie anders!

Milana. Das geſchah! Doch ſcheint der Fürſt ein wenig von ihr imponirt durch allerley Angaben; er ließ den Commerzienrath Schleicher verhaften.

Prüfwall. (verſtellt.) Der iſt verhaftet?

Milana. Geweſen! Er ſollte gegen Winden reden, den ich vorher zu einer Unterſuchung nach Holdort jagte, damit er hier nicht im Wege war. Schleicher iſt Mitſchuldiger des Winden und muß ihn noch ſchuldiger machen, um ſich zu retten. — Jetzt hat ihn der wachthabende Garde-Officier auf meine Ordre und Verantwortung losgelaſſen.

Prüfwall. Haben Sie ihn ſchon geſprochen?

Milana. Nein! ich erwart' ihn hier, Sie ſollen mir helfen, daß ihn der Fürſt wieder duldet, es gilt ja ihre eigene Beförderung.

Zur Geliebten ſuch' ich ein andres Subjekt, die Frau Rektor Typus ſagte mir, daß ſich bey ihr eine hübſche Fremde aufhalte von guter Geburt —

Prüfwall. (ſich vergeſſend.) Alle Teufel!

Milana. Was iſt Ihnen?

Prüfwall. (gefaßt.) Ich bin davon ergriffen, daß Sie alles ſo raſch finden!

Milana. Das müſſen Sie auch lernen! Wie es nun geht, herrſchen werden wir, ich weiß im Nothfalle zu viel.

Prüfwall. Mit Betrug und Liſt kommt man durch die eine Hälfte des Jahres, mit Liſt und Betrug durch die andere. —

Milana. So gefallen Sie mir. Nur hoff' ich, der Betrug ſoll ſich nicht an mir üben!

Prüfwall. Dagegen ſichert Sie ja meine ſchriftliche Erklärung, die mich verderben könnte. — Sie wollten mir auch die Ihrige geben.

Milana. Hier iſt ſie! (Hält ein Papier in der Hand, welches ſie entfaltet und Prüfwall hineinblicken läßt.) Ich verſpreche darin, Sie zum Miniſter zu erheben und mich allen Wünſchen Ihres Hofes zu fügen, wenn nichts wider meinen Einfluß gethan wird. Und nun wollen wir uns im Auge haben, während die Fürſten glauben ſollen, wir ſähen nur ſie.

Prüfwall. Ich folge in Allem meiner ſchönen Lehrmeiſterin. — Wollen Sie mir nicht gefälligſt das Papier einhändigen? Mich dünkt, ich höre kommen.

Milana. Bedenken Sie, Lieber — liebſter Freund! was ich jetzt für Sie wage!

Prüfwall. Vermöchten Sie es, mich zu durchſchauen, würden Sie nicht an ein Wagen denken. — Man kömmt wahrhaftig, Gräfin! (er ſieht ſich um.)

Milana. (vertauſcht während der folgenden Rede ſichtbar das in der Hand haltende Papier mit einem, was ſie bey ſich trägt und eben ſo gebrochen iſt.) Ja, zwey Masken ſeh' ich. Da, verbergen Sie ſchnell, ich will bey Ihnen all meine Klugheit wagen! — (Prüfwall nimmt das Papier. Schleicher und Barbara kommen, Letztere als Bacchantin maskirt, Erſterer hat einen Anzug, der die eine Hälfte des Körpers weiß, die andre roth zeigt; ſo iſt auch die Maske geſchminkt.)

Zweyte Scene.

Milana. Prüfwall. Schleicher. Barbara.

Schleicher. Dero miſerabelſter Diener unterſteht ſich, ſeinem Engel für das Machtwort zu danken, welches mir vom Quartier im Schloſſe half.

Milana. Ah, Sie, Herr Commerzienrath! —

Barbara. Und ich, Frau Gräfin! ganz nach Dero Kupferſtiche angezogen —

Prüfwall. (halblaut.) Wenn nur der Kerl nichts verräth!

Milana. Schön! Aber Sie! Commerzienrath, was ſind Sie denn?

Schleicher. Ich ſtelle die Angſt und die Freude vor. Dieſe ſchreckensbleiche Seite, die Angſt, wend' ich dem Durchlauchdigſten zu, bis das Morgenroth der Gnade mich wieder belebt, dann dreh' ich mich ſo um. (er wendet ſich.)

Milana. (lachend.) Bravisſimo!

Schleicher. Und doch gewiß recht paſſend!

Prüfwall. O ja, weil Sie im Leben fortwährend die Farben verändern.

Schleicher. Ey, Herr Cabinetsrath! (will zur Gräfin treten.)

Prüfwall. (halblaut.) Der will gewiß beichten. (ihn raſch auf die Seite ziehend.) Apropos, Sie ſchießen ſich morgen mit mir, Sie haben eine gewiſſe Perſon blamirt —

Schleicher. (zurückprallend.) Meine Gnädigkeit würden ſich doch mit einem ſo gemeinen Menſchen, wie ich bin, nicht ſchießen?

Milana. Hier, Herr Commerzienrath und Frau Typus, haben Sie Gedichte, die Sie dem Fürſten überreichen! (gibt ihnen einige Blatter.)

Barbara. (die Gedichte nehmend.) Draußen ſtanden ſchon Sr. Durchlaucht Kammerdiener, fragten nach der Frau Gräfin.

Milana. Er ſoll herein kommen.

Schleicher. (die Gedichte nehmend.) Ich, ich wills ihm ſagen, da merkt er gleich, daß der huldreiche Spaß mit meinem Arreſte vorüber iſt. (ab.)

Prüfwall. Und ich will mich in meine Maske einüben. Wenn ich mich durch mein Coſtüm erinnert ſehe, thut es mir ordentlich leid, daß die redlichen Narren nicht mehr bey Hofe ſind, an Hofnarren fehlt es ſonſt nicht, ſie ſind nur in andern Coſtüms. Da iſt der Kammerdiener! (er tritt ein.)

Milana. Nun was gibt's?

Kammerdiener. Se. Durchlaucht ſind noch durch ein Geſchäft abgehalten und befehlen, daß der Ball dadurch nicht gehindert werde.

Milana. Der Saal mag ſich öffnen! — Ein Geſchäft? Was kann der Fürſt aber für ein Geſchäft haben, das ich nicht wüßte?

(Der Saal öffnet ſich, auf den Wink der Milana nach den Couliſſen. Er iſt zum Balle völlig erleuchtet, zuweilen ſieht man Masken und am Eingange zwey Garde-Soldaten hin und her gehen. Mit dem Eröffnen des Saals beginnt die Muſik-Einleitung zum nachher folgenden Spiele.)

Kammerdiener. Ich bin durchaus nicht unterrichtet! (ab.)

Milana. Es wäre Schade, wenn er gar nicht käme, um die ſchönen Lobgedichte! Die Botſchaft verdrießt mich!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Fürſt. Fräulein von Strahlen. Clara. Typus.

(Der nachfolgende Zug, dem einige nicht thätige Masken folgen, muß jetzt ſchon im großen Saale ſichtbar ſeyn. Fräulein von Strahlen ſteht, als **Wahrheit** maskirt, auf einem Triumphwagen, den Masken an ſeidenen Bändern ziehen, indem ſie den Chor ſingen. Der **Fürſt** als **Dichter**, **Typus** als **Weltweiſer**, gehen rechts und links am Triumphwagen, hinten aufſitzend oder ſtehend erblickt man **Clara** als **Ausrufer**, der zuweilen ruft: Neu Extrablatt!)

Chor.

Himmliſche Klarheit,
Richtende Wahrheit
Zeig' deine Macht!
Wehre dem Schlechten,
Edlen und Rechten,
Hilf aus der Nacht!

Prüfwall.

(auf Milanas letzte Rede antwortend und fortſprechend.)

Willkommen heiß ich dieſen Boten,
Die Fröhlichkeit haßt jeden Herrn!
Zu Hauſe bleiben die Despoten,
Drum luſtig! Ey, Geſang von fern!
(ſieht ſich um.)
Bin ich mit Blindheit nicht geſchlagen,
So zeigt ſich dort die Wahrheit mir,
Was will denn auf dem Siegeswagen,
Die abgeſetzte Göttin hier?

Milana.

Sie dichten?

Prüfwall.

Ha! Bey Witzgetändel
Iſt leicht man in den Reim verirrt.

Milana.

Wär' nur der Fürſt hier!

Prüfwall.

Fort die Händel!
Laß ſeh'n, was aus der Wahrheit wird?

(der Zug iſt näher gekommen, ſo daß man alle Masken bemerkt.)

Milana.

Wer naht zuerſt?

Prüfwall.

Die Attribute
Sind ſo, wie ſie der Weiſe hat,
Ein Dichter dann, wie ich vermuthe,
Zuletzt der Fürſt vom Extrablatt.
Da fehlt der Narr! — Doch ſie will ſprechen,
Das darf ich wohl nicht unterbrechen!

Fräulein.

(als Wahrheit zu ihrer Umgebung.)

Verweſer gab ich allen Menſchenrechten
In Euch! Wie habt ihr Eure Kraft genützt?
Erniedrigt habt ihr euch zu feilen Knechten,
Mein edles Reich zertrümmert, nicht beſchützt.

Prüfwall. (Hofnarr.)
Die ſcheint mir keck!
Milana.
Langweil'ger Schnack!
Prüfwall. (Hofnarr.)
Ich red' und zwing' zur Luſtigkeit das Pack!
(herantretend zur Wahrheit.)
Verehrteſte, Ihr werdet huld verzeihen,
Daß man ſich nicht um Wahrheit drängt,
Denn die ſich Eurem Dienſte weihen,
Die werden gar zu jung — gehängt.
Fürſt. (Dichter.)
Die Dummheit mehret, Standes wegen,
Der Bosheit übervolle Zunft,
So wirft ſich gleich ein Heer entgegen,
Kämpft man ein wenig nach Vernunft.
Clara. (Ausrufer.)
Schlagt wacker zu! Denn Zank und Haſſen
Gibt Extrablättern Stoff, mir Brot,
Denkt: leben und auch leben laſſen,
Drum, mir zu Liebe, ſchlagt euch todt!
Typus (Weiſe.)
Und wenn nun Zeit die wen'gen Jahre

Im Wahrheits-Kampf und Gram uns frißt,
Entdeckt man doch an früher Bahre:
Daß Dummheit unbeſiegbar iſt!

Fräulein. (Wahrheit.)

Kämpft muthig fort, bis ihr den Trug verbannt
Und galt' es auch, für Gott und Recht zu ſterben,
Wohl ſchön iſt freyer Tod fürs Vaterland,
Doch ſchöner für die ganze Menſchheit ſterben;
Das iſt ein Tod, den Göttermuth erfand!
Und will die Erd' ihm keine Kränze winden,
Er muß im Himmel ſeine Sterne finden!

Typus. (Weiſe.)

Gib nur dem Recht die Macht zur Wache
Sie ſey des Edlen kräft'ges Mark!

Fürſt. (Dichter.)

Ein guter Fürſt macht jede gute Sache
Schnell hunderttauſend Köpfe ſtark!

Fräulein. (Wahrheit.)

Wohlan, des Landes Fürſten will ich wecken
Zu Eurem Schutz! Er ſoll die Bosheit ſchrecken.

Fürſt. (Dichter.)

Gern will ich, Hohe, Kampf nun ſchwören,
Wenn Täuſchung in die Schranken tritt

Typus. (Weiſe.)
Kein Schreyen ſoll die Welt bethören!
Clara. (Ausrufer.)
Herr Hofnarr, ſchwört ein bischen mit!
Prüfwall.
Ein guter Narr muß Narrheit ſcheuen,
Ich danke ſehr für Eure Zunft!
Den Kampf für die Vernunft erneuen,
Das iſt die gröſte Unvernunft!
Fräulein. (zu Clara.)
Beleuchte, Knabe, jetzt das Truggebiet!
Prüfwall (halblaut zu Clara.)
Friſch auf, daß nicht der Muth Dir flieht.
Clara (rufend)
Kauft, kauft! Das allerneu'ſte Lied
Von dem, was um den Thron geſchieht!
(leſend)
Die Affen halten durch bon ton
Das Staatsgeſchäft im Gange,
Den Präſes, das Chamäleon,
Umlagern Schaf' und Schlange.
Das Stimmrecht im Regierungshaus
Soll Staar und Kukkuk haben,

Der Habicht ſchreibt die Steuern aus,
Caſſirer ſind die Raben;
Der Kautz, als Richter, ſpart das Recht
Den lieben Anverwandten,
Doch ſteh'n für's Volk — geht's gar zu ſchlecht,
Die flinken Elephanten.
Der Eſel macht durch Lobgeſchrey
Sein Glück als Zeitungſchreiber,
Das Faulthier lebt als Polizey,
Durch Gunſt der Hökerweiber,
Und wo das Volk nur irgend bellt,
Da ſind die Bären angeſtellt!

Milana.

Das iſt ſo toll! —

Prüfwall.
(Hofnarr; raſch einfallend)

Daß mir's gefällt,
Doch wird der Spaß nicht bald erhellt?

Clara (Ausrufer)

Und eine Katze, voll von Gift,
Sucht in des Schloſſes Mauern
Des Fürſten Gunſt und Unterſchrif

Durch Lügen zu erlauern;
Doch bald, wenn Fürſten-Blitz ſie trift,
Steht Frau Milana wohl verblüfft —

Milana.
(bis dahin ſehr aufmerkſam, jetzt heftig einfallend)
Milana? Fort, ſoll Zorn nicht lohnen!

Prüfwall (ſie zurückhaltend)
Ich bitte Maskenrecht zu ſchonen.
(halblaut zu Milana.)
Ich muß nur Stegreifverſe machen,
Wir wollen zu der Dummheit lachen!

Milana. So gebührt es ihr! Wahrſcheinlich glaubt die Pöbelwelt, weil der Fürſt heute ein Paar von dem Geſindel ſprach, daß ein andres Reich beginnt, da doch das meine nur eine andre Geſtalt überwirft.

Fräulein. Das wollte Gott nicht! Enden muß Eure Gewalt, ſollen nicht alle Unterthanen Bettler werden.

Milana. Betteln iſt wohlthätig! Knappe Koſt und Bewegung in immer friſcher Luft erhalten geſund.

Fräulein. Wenn der Fürſt doch dieſe Schändlichkeit tief in ſich vernähme! —

Milana. Und wenn? Was iſt der Fürſt ohne mich?

Fürſt. Ha, Verwegne, dieſe Schmähung wird der Fürſt furchtbar rächen!

Milana. Der anonyme Herr Dichterling mag ſich nur wahren, daß ich ihm nicht für dieſe Redefigur zeitlebens die Zunge lähme! Die Klugheit herrſcht überall, ihr dient der Fürſt und, es gilt einen Wink von mir, Euch mit allen Wahrheitsnarren zu vernichten; dazu will ich Euch wenigſtens kennen. (ſie reißt dem Dichter die Maske ab, der Fürſt ſteht vor ihr, ſie erſchreckt heftig.) Peſtilenz, der Fürſt! —

(Pauſe der Verwunderung.)

Typus. O weh, nun wird er aus der Rolle fallen!

Fürſt. Ja, aus der Rolle werd' ich fallen, um in den Charakter zu kommen. O, ich heillos Betrogner, der ich einer Fluchwürdigen mein Herz lieh, ein gutes Volk in die Gewalt einer habſüchtigen Hölle gab —

Milana. (halblaut.) Was thu' ich? (laut.) Mein gnädiger Fürſt! —

Fürſt. Das will ich ſeyn, indem ich Sie jetzt nur nach ihren Gütern verweiſe, bis die Gerechtigkeit gegen Sie und Ihre Helfershelfer ſprach. Meine Unterthanen ſollen richten zwiſchen mir und Euch, vielleicht daß ich ſo ihre Liebe, Eurer Raubſucht koſtbarſten Raub, mir neu gewinne. (gerührt.) Der Himmel kannte meine innigen Wünſche, die nur des Volkes Vertrauen als höchſtes Lebensziel erſehnten und nun — verloren, verloren, vielleicht auf ewig!

Fräulein. Dies Geſtändniß und dieſe Minute machen Sie wieder der höchſten Liebe werth! (ſie nimmt die Maske ab.)

Fürſt. Sie ſind es, mein Fräulein? O, wie vermag ich's, Ihnen zu danken!

Milana. Das alſo iſt die Sonne, die neu aufgehe, und die Tugend, die nur einen andern Weg nahm, als ich vorſchlug? Fürſt, Sie ſind von ihr betrogen. — (zu Prüfwall.) Helfen Sie doch!

Prüfwall. Verzeihen Sie, Gräfin, wenn aus dem Narren wieder ein Hofmann wird, jetzt, da Ihr Einfluß ſchwindet. (Zieht das Papier hervor, welches ihm Milana gab.) Ew. Durchlaucht, ſie gab mir ſchriftlich, daß ich hier Miniſter werden ſollte, wenn ich mich verderblichen Plänen fügte. (er entfaltet das Papier.) Hier, — (betroffen.) Donner und Blitz! — Ein Meiſterſtreich, Frau Gräfin! — Ein leeres Blatt hab' ich.

Milana. Und ich dagegen Ihr Verſprechen, mich in allem Schlechten zu unterſtützen, welches ich, in einem Augenblicke wie dieſer, Sr. Durchlaucht zu Füßen legen wollte, damit Sie ſähen, wer betrügt.

(ſie ſucht an ſich das Blatt.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Winden.

(raſch aus den Masken hervortretend.)

Winden. (die Maske abnehmend.) Falſch gerechnet, Frau Gräfin! Ich bin hier geblieben und weiß es mit Entſchiedenheit, daß Sie an meinem Sturze arbeiteten, ich will vergelten! Ew. Durchlaucht, ich bitt' um Gnade und will gern all' die Gräßlichkeiten bekennen, womit ſie Ihr Vertrauen mißbrauchte.

Fürſt. Das wird Ihr Urtheil mildern.

Milana. Steht denn alles wider mich im Complott, ſo will ich wenigſtens nicht allein fallen! Fürſt, ich reiße Sie mit mir nieder, geben Sie mir nicht augenblicklich Gehör.

Fürſt. Was ich mit Ihnen im Leben noch zu thun habe, kann alle Welt wiſſen.

Milana. Von Ungeheurem iſt die Rede, nur *vier* Worte!

Fürſt. Hier hab' ich meine getreuen Stützen und nirgends Geheimes mit der Niederträchtigkeit!

Milana. Wohlan denn! Alle Gefühle hab' ich verläugnet, um zu herrſchen, ich bin nichts mehr, vernichtet ſich dieſer Plan. (zum Fürſten) Was ich Ihnen längſt geheim vertraut hätte, wenn ich nicht Ihre Edelmuthsgrillen fürchten mußte, ſoll jetzt laut erſchallen; mögen nun Ihre getreuen Stützen nicht morſch werden, wenn ich bekenne: Er iſt mein Sohn!

Alle (außer ſich) — Ihr Sohn?

Fürſt (erſtarrt) Ich, Ihr Sohn?

Milana. Als der verewigte Fürſt ſeine Gunſt mir zuwandte, hatte ich einen beglückten Geliebten, ich opferte ihn meinem Ehrgeize, kam heimlich mit einem Knaben nieder, ohngefähr zu eben der Zeit, als die Fürſtin das Land mit einem Prinzen beſchenkte. Durch die mir vertraute Wärterin, die ich empfohlen hatte und die um des Fürſten beginnende, durch die Entfernung mehr gereizte Leidenſchaft wußte, ließ ich die Kinder vertauſchen und ſo ſind Sie — mein Sohn!

Prüfwall. Unerhört! Wo wäre denn nun der Fürſt dieſes Landes?

Milana. Die Alte that das Kind zu einem Bauer, doch hab' ich ſelbſt, um ganz ſicher zu ſeyn, es ſpäter entwendet und an einem Waldſchloſſe, jenſeit unſerer Gränzen, ausgeſetzt.

Fräulein. Schrecklich, wenn ſie wahr ſpräche! Sie lügt!

Milana. Ich will ſo flammenhell beweiſen, daß Euch der Schrecken zermalmen ſoll! Ein unwiderlegbares Zeugniß iſt die Alte ſelbſt, noch lebt ſie bey mir verborgen, ich geb' ihr das Gnadenbrod.

Winden. (der bis dahin begierig lauſchte) Heißt die Perſon nicht Anna Walter?

Milana. (verwundert) Ja! Weshalb?

Winden. Triumph! Ich bin dieſes Landes Fürſt! (Alle ſtehen erſtaunt) An einem Schloſſe, drey Meilen von der Gränze, fand mich der Beſitzer, ließ mich auferziehn, doch ſchon im 15ten Jahre trieb der angeborne Drang zum Hohen mich fort und nach manchem Abentheuer an dieſen Hof, wo ich von der Gräfin gehoben wurde, ſo lange ich in ihren Plan taugte. Ein Halsband, welches mein Pflegevater bey mir verborgen fand und ich noch beſitze, gibt mir jetzt Aufſchluß, denn es hat die Worte:

„Anna Walter allein kennt Deine Herkunft!“

Milana. O ſchändliches Zuſammentreffen! Verflucht ſey meine Heftigkeit!

Schleicher. (bis dahin immer aufmerkſam, tritt kriechend zu Winden) Nehmen Ew. Durchlaucht mit meinen Gratulationen dieſe Gedichte als einen ſonnenklaren Beweis von der Liebe des Volkes —

Milana. (in Wuth) Dummköpfiger Heuchler!

Winden. Weg mit Euren gereimten Preis-Couranten, in der Schule groß geworden, bin ich wenigſtens ſo leicht nicht zu betrügen.

Fürſt. O mein Gott! Ich verſinke vor Scham und Entſetzen in den ſtürzenden Verwandlungen dieſer Minuten! Doch, wie unvorbereitet und hart der Schlag auch iſt — dennoch kann ich mehr gewinnen, als verlieren. — Fräulein, jetzt darf ich offen bekennen, daß ich Sie liebe! So hart werden Sie nicht ſeyn, daß Sie mich mit dieſer (auf

Milana zeigend) allein ſtehen laſſen, ach! das Wort: Mutter! gelingt mir nicht. — Vergeben Sie, wenn nur Verzweiflung aus mir ſpricht und ſenden ſie einen Strahl der Hoffnung in das Mißgeſchick, dem ich unterliege. Sehen Sie mich zu Ihren Füßen um Mitleid flehen, wenn mir Liebe verſagt bleibt! (er ſinkt vor ihr nieder.)

Fräulein. Erheben Sie Sich!

Fürſt. Nicht eher, bis Troſt mich erhebt, oder Ihr Haß mich da hinweg treibt, wo ich nur Spielball der Leidenſchaften bin.

Fräulein. Ich bitte Sie bey allem Göttlichen — !

Fürſt. Ein Wort entſcheidet über mein Leben, denn ohne Sie ertrag' ich mein Elend nicht!

Fräulein. Nun denn! Möge das Ungeheuerſte herein brechen: — Ich liebe Sie!

Fürſt. (ſich erhebend) O Rettung in Noth! (Sie halten ſich umfangen)

Fräulein. Und darf ich Ihnen nicht folgen, ſo ſchwöre ich doch, daß nie ein Anderer—

Prüfwall (raſch hinzutretend) Um Gottes willen, nicht dieſen Schwur! Laſſen Sie uns kalt prüfen und vollenden.

Milana. Auch *ich* denke eine Stimme zu haben über die Partie mit dieſem hergelaufenen Fräulein —

Prüfwall (heftig) Frau Gräfin!

Fürſt. Einen Thron laß' ich mir ruhig nehmen, meine Geliebte trennt keine Gewalt von mir. Freudig entſchloſſen, die Fürſtenlaſten mit beglückter Liebe zu vertauſchen, will ich der Prinzeſſin entgegen, ſchnell ſoll ſie alles erfahren, was mich von der Hoheit zur Seligkeit führt, wenn mich *Ihre* Liebe leitet. Fort, daß ich mein ſchön'res Loos gewinne!

(Alle wenden ſich, der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Eine ländliche Gegend, in der man Bauerhäuſer bemerkt. Auf der Bühne iſt eine Ehrenpforte mit der Inſchrift: die guten Fürſten ſollten ewig leben! — und anderer Schmuck zur Einholung bemerklich. Im Hintergrunde ſtehen feſtlich gekleidete Jünglinge und Mädchen, von denen eines auf einem Kiſſen einen Kranz und eine Papierrolle trägt. An der Ehrenpforte zur Seite hat ſich Schleicher ein Gerüſt hingebaut, auf dem er ſteht.

Erſte Scene.

Schleicher. Typus. Barbara.

Schleicher. (allein.)

Seit drey Uhr Morgens quäl' ich mich, ehe die Militair-Chaine mich hier dulden wollte, aber nun kann die Prinzeſſin meinen Glückwünſchen auch gar nicht entkommen. Ich muß imponiren, damit ich am dortigen Hofe ſteige, denn die Höllengeſchichten ſind leider bewieſen und hier alle Connexionen bankrott. Der Exfürſt kann mir nichts mehr thun, — aber (er weint.) niederträchtig iſt es von der Banditin, der Milana, daß ſie mich gegen den Winden, das durchlauchtigſte Findelkind, aufgehetzt hat. Da kömmt der Typus, ich Unglücklicher! Der Kerl ſcheint ja wieder fröhlich?

Typus.

(krähte ſchon bey dem Kommen, er hat eine Weinflaſche unter dem Arm, ein Glas in der Hand.)

Ich will es geben
Um keine Welt,
Daß ſich mein Leben
Oft ohne Geld
So freudig hält!

(ſprechend.) ſagt Simon Dach. In dem Wirthshauſe iſt ein ſchrecklich Saufen und Schreyen. Ja, wenn man ſo fleißig nach geiſtigen Werken fragte, wie nach geiſtigen Getränken, es wäre eine Luſt Schriftſteller zu ſeyn!

Barbara. Du biſt ſo munter? — Nach der Geſchichte von geſtern Abend dächt' ich —

Typus. Weib, deine Schleicherſche Klatſchſucht, die Dich gleich wieder mit dem ganzen Dorfe verſchwiſterte, hat einmal einen herrlichen Streich gemacht, daß ſie mir den Pachter Ritter zuführte. Da trink! Aechter Wein iſt ächtes Oel zur Verſtandeslampe! ſagt Bürger; trink, vielleicht kriegſt du Verſtand! (giebt ihr Flaſche und Glas.) Iſt denn aber außer dem Militair kein menſchliches Weſen in der Nähe, mit dem ich meinen Uebermuth theilen kann?

Schleicher. (von oben.) Ich bin hier, Herr Rektor!

Typus. Richtig! Ein Narr trift allemal noch einen größern an! ſagt Boileau.

Barbara. I, Herr Schleicher? Guten Morgen! Stehen da ſehr ſchön!

Schleicher. Ja, der Herr Gemahl hätten mich aber geſtern beynahe ſehr ſchlecht geſtellt.

Typus. Nun kriegen Sie erſt heut' Ihren Lohn, aber nicht an der Ehrenpforte, an der Schandpforte, dem Galgen.

Schleicher. (kommt herunter.) Allerliebſter, reden Sie doch nicht immer ſo hochbeinig und blümlich. Iſt denn ſchon wieder etwas paſſirt?

Typus. Nichts für Sie! Muß überhaupt vorläufig meine Freude verbergen, denn da ſchleichen ſchon Hofleute herum und die leſen beſſer Mienen als gedruckte Sachen, ſagt Knigge. Was haben Sie denn unter dem Arm?

Schleicher. Die Prinzeſſin ſoll die Kunſt lieben, da will ich ihr einige Naturalien verehren, Höchſt⸗Sie haben gewiß ein Cabinet. (Barbara ſtellt ſich auf das Gerüſte.)

Typus. Eine Sammlung von ehrlichen Leuten wäre ein ſeltenes, ächtfürſtliches Cabinet.

Schleicher. Weh! Da ſeh' ich die Er⸗Durchlaucht, Sie haben mir die Angſt wieder aufgefriſcht, ich bringe mich ins Trockne. (im Abgehen.) Mein ſchöner Platz, Sie müſſen mir was dafür bezahlen.

Barbara. (von oben.) Prächtig kann man ſehen! Ob dem Schleicher wohl was geſchieht? (ſie ſchaut überall umher und belauſcht dann auch was vorgeht.)

Typus. Zweymal ſchadet, wer die Böſen verſchont! ſagt **Balbinus.** Ah! Se. Durchlaucht! (grüßt ehrerbietigſt.)

Zweyte Scene.

Fürſt. (im ſchlichten Ueberrocke ohne Stern.)
Typus. **Barbara** (auf dem Gerüſte.)
Pachter Ritter.

Fürſt. Willkommen, liebſter Typus! Sah ich dort nicht den Schleicher? Das Machtwort der Milana hat geſtern ſogar meinen Befehl zu ſeiner Verhaftung überwogen. Wie war ich verblendet! Die Prinzeſſin iſt noch nicht hier? (wehmüthig.) Jetzt werd' ich meine Freunde erkennen, die galante Welt muß es ſchon wiſſen, daß ich einmal Fürſt *war*; einſam, nur unter dem Jubel vom Volke — ach! wie gut iſt das Volk! — hab' ich die Fahrt hieher vollbracht!

Typus. (will immer freudig reden.) Tröſten Sie Sich —

Fürſt. Ich war gedankenlos, nicht übermüthig im Glücke, das Unglück ſoll mich nicht kleinmüthig finden, ſo zeig' ich wenigſtens, daß ich es hätte verdienen können, Fürſt zu ſeyn. Mag ſich nun der neue Fürſt vor Seinesgleichen hüten, vor den Schmeichlern, die mich vergötternd zum Teufel machten.

Typus. Habt ihr die Macht, Götter zu ſchaffen, fangt bey euch ſelbſt an: ſagt *Ageſilaus* — Aber Ew. Durchlaucht —

Fürſt. Dieſe Auszeichnung gehört mir nicht!

Typus. Doch! Ich habe eine Entdeckung gemacht —

Fürſt. Entdecken Sie keine Möglichkeiten, denn ohne *Sie* brächte mich der Thron zur Verzweiflung. Wo iſt aber das Fräulein von Strahlen? — *Sie* wendet ſich doch nicht auch von mir? — Nein, nein! Ich will's nicht glauben, aber wo iſt ſie denn?

Typus. (dringend.) Noch ſah ich ſie nicht! Aber Höchſt-Sie müſſen Wichtiges hören.

Fürſt. Schnell denn!

Typus. Nicht hier, meine Frau da hat eine Zunge, die iſt ſchneller wie die Reitpoſt.

Barbara. (auf dem Gerüſte knieend.) Habe die Ehre, mich in tiefſter Ehrfurcht zu präſentiren!

Fürſt. Ich danke! Wenn ihre Frau hindert, ſo ſoll ſie —! Ach, verzeihen Sie, ich vergaß, daß ich den Fürſten vergeſſen muß. Kommen Sie an einen andern Ort. — Aber wo nur das Fräulein bleibt?

(der Pachter Ritter kommt mit Papieren.

Typus. Sieh da, mein Gewährsmann, der Pachter Ritter. Treten Sie näher, hier ſteht der, den Sie ſuchen.

Pachter. (wirft ſich dem Fürſten zu Füßen.) Nehmen Ew. Durchlaucht meine ſtammelnden Worte —

Fürſt. (erhebt ihn.) Stehen Sie auf, wer ſind Sie?

Typus. Das iſt der Pachter, den eine Dame vor dem Bettelſtabe geſchützt hat.

Fürſt. Ja, ich weiß! Fräulein Strahlen.

Typus. Eine wunderbare Fügung löſte ihm heute die Zunge über einen Schwur und brachte ihn durch meine allbekannte Frau an mich, — da leſen Ew. Durchlaucht ſelbſt. (der Pachter übergibt ſein Päckchen, der Fürſt lieſt begierig.) In böſer Zeit geh'n auch der Götter Sachen ſelbſt nicht wohl! ſagt Philemon, jetzt aber wird die beſte Zeit durch Sie verkündet! (er gibt dem Pachter die Hand.)

Fürſt. (noch leſend.) Mann, bringſt du mir Segen oder Verderben?

(Ein naher Kanonenſchuß, fernes Glockengeläute beginnt
und Hurrahgeſchrey dazwiſchen.)

Weh mir, die Prinzeſſin! Was werd' ich ihr nun ſagen? Verlier' ich den Thron, gewinn' ich die Geliebte! — Fort mit Ihren Papieren! (er gibt ſie haſtig dem Pachter zurück.)

Typus. Bleiben ſie in der Nähe, Herr Pachter, wir bedürfen Ihrer!

(der Pachter tritt ein wenig zurück.)

Fürſt. Und ich bedarf der Kraft! (er lehnt ſich auf Typus.) Ha, da ſchleichen die Truggeſtalten her, auch der neue Fürſt, recht fürſtlich angethan. (mit Schmerz.) Wahrhaftig, ich fühle mich doch erſchüttert, mich ſo in der Jugendblüthe beerbt zu ſehen! Leiten ſie mich ein wenig zurück.

(Typus thut es, der Fürſt bleibt auf ihn gelehnt. Milana, Winden und Gefolge kommen; auch das Fräulein Clara bemerkt man, die zu Typus tritt.)

Dritte Scene.

Fürſt. Prinzeſſin Adelma. Prinz Albert. Clara. Milana. Graf Winden. Typus. Barbara.

Winden. (auftretend.) Machen Sie Platz!

Milana. (zum Fürſten.) Mein Sohn, ich war ſehr unbedachtſam — (der Fürſt wendet ſich von ihr ab.)

Winden. (zu Milana.) Treten Sie zurück, ich will Raum haben und der fürſtlichen Würde bald mehr Achtung ſchaffen! Ein Fürſt muß ſie eher übertreiben, als zu wenig geben.

Fürſt. (zu Typus.) Er gibt ſich beſſere Lehren, als er mir gab.

Winden. (zum Fürſten.) Ich wünſche Ihnen guten Morgen! Sie jammern mich von Herzen, ich möchte nicht an Ihrer Stelle ſeyn.

Fürſt. Und ich nicht an der Ihrigen. — Für dies Bedauern dank' ich Ihnen aber doch! (der nachfolgende Chor ertönt von fern und näher kommend.)

Winden. Bitten werd' ich Sie, der Prinzeſſin die intereſſanten Veränderungen der letzten vier und zwanzig Stunden aufklären zu helfen; ich bin wohl geneigt, die Verbindungen der Höfe gelten zu laſſen.

Milana. (halblaut.) Ich platze vor Aerger über meine eitle Heftigkeit und das Glück dieſes Schwachkopfes.

Clara. (zu Typus.) Iſt denn mein Bräutigam noch nicht hier? Mit einem Fremden ließ er mich hieher fahren.

Typus. Er iſt bey der Prinzeſſin, eben nahen Sie und Er.

(Fräulein von Strahlen erſcheint, zur Prinzeſſin umgeſtaltet, mit weiblichem Gefolge, Prüfwäll begleitet ſie in fürſtlicher Kleidung. Während dem Nahen ertönte der Chor und das Mädchen überreicht dazwiſchen Kranz und Rolle, die Prinzeſſin nimmt beydes mit Dankgefühl und übergibt es ſpäter einem Hoffräulein.

Chor.

Begrüßet laut
Die Fürſtenbraut!

Einzelne Stimmen.

Wo die Schönheit thronet,
Huldigt jeder Blick,
Wo die Liebe wohnet,
Blühet jedes Glück!

Chor.

Begrüßet laut
Die Fürſtenbraut!

Fürſt. (der die näher kommende Prinzeſſin fortwährend betrachtete, ſpricht vor dem Beenden der Muſik.) O Himmel, wen erblick' ich! Sind dieſe Züge geborgt, um ſelbſt meine Liebe zu verwirren?

Typus. (erfreut.) Das Recht macht zuweilen eine Reiſe! ſagt **Valincourt**, aber ich meine, **hier** kehrt's ein. —

Clara. (ihren Geliebten erkennend, der auf ſie zutritt.) Weh' mir, iſt er's wirklich?

Prinz Albert (auf ſie zueilend.) Meine geliebte Braut! (auf die Prinzeſſin deutend.) Sie liebt' ich einſt hoffnungslos! Dies erklärt Alles! (Clara ruht ohnmächtig in ſeinen Armen, Alle ſtehn erſtaunt.)

Milana. Welch neues Gaukelſpiel?

Die Prinzeſſin. (düſter.) Die Prinzeſſin Adelma und Fräulein von Strahlen ſind **eine** Perſon. Sie werden alſo ſämmtlich wiſſen, daß ich hier von Allem vollkommen unterrichtet bin.

Milana. (mit verbiſſener Wuth.) Raſen könnt' ich!

Winden. Sie ſehen, Durchlauchtigſte, das Erſtaunen Aller, dies wird auch mich entſchuldigen, wenn verlegen um einen Eingang —

Prinzeſſin. (einfallend.) — wir gleich zum Ausgange kommen. Mein Hoffräulein von Strahlen reiſte jetzt für mich, ich ſelbſt ſpielte hier ſeit fünf Tagen ihre Perſon, angeblich mit der Prinzeſſin entzweyt. Mein Couſin, Prinz Albert, ſeit 3 Wochen Geſandter als Cabinetsrath Prüfwall, begleitete mich bey Beleuchtung meiner Zukunft. Wie die Angelegenheit ſich jetzt wandte, ſo haben Sie (zu Winden) die Freyheit, mit dieſem Throne zu beglücken, wen Sie wollen, denn Sie ſind mir durch den Fürſtenrang um nichts achtungswerther und was mir auch droht, ich fühle mein Herz unwiderſtehlich dem gegeben, den unverſchuldetes Unglück mir jetzt entreißt.

Fürſt. (ſinkt zu ihren Füßen.) Adelma! Welch eine unnennbare Seligkeit wirft mich zu Ihren Füßen! (ſie erhebt ihn.) Nein, ich bin es nicht werth, daß ein ſolches Herz mich wieder erhebt aus den Stürmen der ungeheuern Tücke!

(ſie halten ſich umfaßt.)

Prinz Albert. (zu Clara, die ſich erholt und ihn anſtarrt.) Jetzt entſcheidet mein Schwur: Unter allen Veränderungen des Lebens bin ich der Deine, ſo wahr mir Gott helfe!

Clara. (von neuem an ſeine Bruſt ſinkend.) Ach! Ich albernes Mädchen kann wieder nur weinen!

Barbara. (die von dem Gerüſte herunter kam.) Das ſeh' ich nun alles und begreife nichts!

Adelma. (entringt ſich dem Fürſten.) Faſſen Sie Kraft, und wenn mich die Verhältniſſe von Ihnen losreiſſen, ſo nehmen Sie den Schwur: daß ich nimmermehr —

Prinz Albert. (lehnte Clara an ein Hoffräulein und eilte raſch einfallend herzu.) Halten Sie ein! Ueber Ihre Hand, Gnädige, hat der Herzog, ihr Bruder, neu zu gebieten.

Adelma Weh uns!

Fürſt. (den Prinzen und die Prinzeſſin an der Hand ergreifend.) Nein, jauchzen, jauchzen laſſen

Sie uns! Jetzt, Herr Rektor, Herr Pachter, jetzt erzählen Sie, leſen Sie!

(Typus führt den Pachter Ritter vor.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Pachter Ritter.

Prinzeſſin. Das iſt der Mann —

Pachter. Der Ihrer Gnade alles verdankt. — Halten Sie mir die ſchlichten Worte zu gut. — Es ſind nun drey und zwanzig Jahre, da kam nach meinem Bauerhofe zu Feldbach, Anna Walter —

Milana. (geſpannt.) Feldbach? Anna Walter? Was iſt mit der?

Pachter. Sie wünſchte, daß ein Knäblein bey uns groß werden ſollte, die Bedingungen waren gut, wir nahmen es auf, nach drey Jahren entſchwand aber das Kind plötzlich. Aus Schrecken verfiel dieſe Anna Walter bey einem Beſuche in ein hitziges Fieber und kam an den

Rand des Grabes. Da beichtete ſie in Gegenwart meiner, des Pfarrers Stonitz und des Herrn Gerichtshalters Faber, das, was dieſe Papiere enthalten, wovon wir ſämmtlich Abſchriften bekamen. Als ſie wider Vermuthen genas, mußten wir heilig verſprechen, bis nach ihrem Tode, oder bis ſie es anders verfügte, zu ſchweigen und wir verſprachen dies gern, weil die Umſtände das Reden bisher ſehr gefährlich machten. Heute Nacht erhielt ich aber von dieſer Anna Walter durch einen Expreſſen die Weiſung, dieſe Papiere ſchnell und ſicher Ew. Durchlaucht zu überliefern, weil die Gräfin Milana ſie bemerken ließ: es ſey nothwendig! (er will dem Fürſten die Papiere übergeben.)

Fürſt. Leſen Sie, Herr Rektor!

Milana. (halblaut.) Was werd ich hören?

Typus. (lieſt.) „Ich Anna Walter, „Kammerfrau der Fürſtin, bekenne hiermit und „denke darauf mit Gott verſöhnt zu ſterben: „daß die Frau von Milana mich durch liſtige „Künſte beredet hatte, den neugebornen Sohn „des Durchlauchtigſten Fürſten zu entwenden

„und den eigenen Sohn der Milana dafür „unterzuſchieben. Im Augenblicke der That „ſchauderte ich vor ihr zurück und vermochte ſie „nicht zu vollbringen. Weil ich aber den „Zorn der Milana fürchtete, ſagte ich ihr: es „ſey nach ihrem Befehl gehandelt, doch bracht' „ich nun ihren eigenen Sohn, ſtatt jenes des „Fürſten, zu dem Bauer Ritter; jetzt nach „drey Jahren iſt dieſes Kind verſchwunden und „noch keine Spur von ihm entdeckt." — So der Inhalt, nun folgen ſämmtliche Unterſchriften und das Datum. Die Perſon lebt in der Reſidenz, im Hauſe der Gräſin Milana und nur Krankheit konnte ſie abhalten, Ew. Durchlaucht Gnade ſelbſt aufzuflehen.

Milana. Alſo auch die Creatur betrog mich?

Fürſt. O ſeligmachende Entdeckung! Sie gibt mir das Recht zu meinem Glücke (er umfaßt Adelma.)

Prinz Albert. (nimmt die Papiere dem Rektor Typus aus der Hand und durchblickt ſie lange) Iſt es denn wirklich ſo?

Typus. Vier lebende Zeugen! —

Minden. (zu Milana) Da wäre ich ja am Ende Ihr Sohn!

Milana. (die bisher ihre Wuth zu verbergen ſuchte) Geh'n Sie zur Hölle!

Typus. Hier hält die Stimme der Natur das Maul!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Schleicher.

Schleicher. (drängte ſich ſtill zur Barbara) Frau Typus! Die Prinzeſſin ſollen ja ſchon hier ſeyn?

Barbara. Dort! Die Durchlauchtigſte und Fräulein von Strahlen ſind Eine Perſon.

Schleicher. (ſtürzt zu den Füßen der Prinzeſſin) Erlauben Sie, daß mich der Schlag rührt! (hält ſein Packet hin) Dieſe Kleinigkeit —

Prinzeſſin. (ihn unterbrechend) Stehen Sie auf! Ich habe Sie nie gekannt. (Schleicher ſteht auf)

Fürſt. Ich aber kenne Sie und ſchnelles

Gericht ſoll einbrechen. Eine Unterſuchung müßte mich nur härter anklagen, ich will es ſelbſt öffentlich thun. — Sie aber, Frau Gräfin, ſollen auch jetzt noch meine Schonung empfinden, indem ich Sie mit Ihrem Sohne des Landes verweiſe. Ihren ſaubern Commerzienrath nehmen Sie gleich mit und Ihr ganzer Anhang ſoll folgen.

Schleicher. (kläglich) Aber mein Geld!

Milana. (mit immer ſteigender Wuth) Meine Güter? — Ich berufe mich auf das Teſtament des ſeligen Fürſten.

Fürſt. Was nur *mir* geſtohlen iſt, ſollen Sie Ihrem Sohne vererben. — Herr Graf, ſo lohnt ſich ſchnell Ihr Mitleid für mich! — Was den Unterthanen gehört, wird unbedingt zurück genommen, jetzt verlaſſen Sie ſämmtlich in 3 Tagen meinen Staat.

Milana. Mit Freuden! Ich gönn' es Ihnen, Sich mit der Tugend zu ennuyiren, bis ein ſel'ger Tod der hier nun verewigten Hofkrankheit: Langeweile, ein Ende macht! (wendet ſich zum Gehen.)

Schleicher. Dürft' ich Ihnen meinen Arm anbieten —

Milana. Bringen Sie Ihr Memmengeſicht an den Pranger, nicht zu mir! (zu Winden) Sie, Herr Patron, ſtehlen ſich in des Teufels Namen die Hälfte meiner Güter — dann mir aus den Augen! (mit boshaftem Nachdrucke) Es möchte Sie jammern, wenn ich fürchterliche — unerhört fürchterliche Rache nehme, ſobald ich dieſe Tugendpeſt hinter mir weiß, die doch nur gilt in dem Augenblick, wo ſie eine ergiebige Mode, und eine Einſiedeley mondſüchtiger Herzen wird! (Sie ſtürzt fort, Winden und Schleicher folgen.)

Typus. Triumph, der Ruhm der Gottloſen ſteht nicht lange! ſagt Zophar.

Schleicher (drängt ſich, ſacht zurückkommend, zu Typus.) Herr Rektor, meine 2 Thaler 11 gr.

Typus. Da haben Sie einen Ducaten, den ich von der Milana bekam, nun bin ich rein vom Sündenſolde! (Schleicher rennt damit ab)

Fürſt. O wie herzlich will ich Allen danken! Herr Rektor, Sie dürfen nicht wieder von mir! (Typus verbeugt ſich dankend)

Prinzeſſin. Zuvor aber muß ihn ſein Vaterland anerkennen!

Fürſt. Alles Kühne, alles Edle ſoll jetzt in mir ſeine kräftige Stütze finden und aus unſerm Herzen (er faßt die Hand der Prinzeſſin und des Prinzen, der Clara die Hand reicht) Segen über mein Volk niederſtrömen, es ſoll richten zwiſchen mir und denen, die mich betrogen, vielleicht daß Offenheit mir Liebe neu erringe, dann will ich jeden Schmerz der Unterthanen mit der letzten Minute meines Lebens abwehren und bald die Jammerthränen in Freudenthränen umwandeln.

Prinz Albert. Schon dieſer Entſchluß verdient ſie (er legt die Hände des Fürſten und der Prinzeſſin in einander.) So ſegne denn die Allmacht ein Bündniß, welches Tauſende beglückt! Gott ſegne auch uns! (er gibt Clara die Hand, die ſich ihm anſchmiegt)

Prinzeſſin. (innig gerührt)

In ſtarker Prüfung hat das Recht gewonnen,
Verruchte Ketten ſind nun abgeſprengt!
Für ewig leuchten uns der Wahrheit Sonnen,
Wenn ſich das Beſſ're feſt zuſammen drängt;
Und jeder Bruſt wird dann der Ruf entſchweben:
Die guten Fürſten ſollten ewig leben!

(Ein freudiger Marſch beginnt, der Vorhang fällt.)

Sappho.

Melodrama.

Die Gegend zeigt im Hintergrunde bis zum Horizonte das Meer, im Vordergrunde waldumgränzte und ſchroffe Felſen, von denen einer eine hervorſpringende Spitze bildet und den Tempel des Apollo trägt, der auf der Inſel Leucade ſtand.

Sappho ruht bey beginnendem Tage, mit dem Arm auf der Lyra geſtützt, einen Lorbeerkranz im Haar, an einem bemooſten Stein. Etwas fern liegt eine Rolle, ſo daß ſie von ihr bey dem Erwachen nicht gleich bemerkt werden kann und aus dem Innern des Tempels erſchallt der gedämpfte Geſang.

Chor der Prieſter.

Preiſt den allgewalt'gen Herrſcher!
Froh erheb' ihn, Erdgeſchlecht,
Der ſich Welten ſchuf zum Throne,
Und ſie ſtützt mit ew'gem Recht!

Sappho.

(bewegt ſich während dem Geſange ſehr unruhig, erwacht dann haſtig und ſpricht, ſich ſelbſt erkennend:)

Noch ſchlägt dies Herz, noch weiß es nichts
von Frieden!
Der Sturm des Innern hat mich aufgeſchreckt,

Von der Ermattung ungeweihtem Schlummer
Und ſchaudernd wart' ich auf den neuen Tag!
(ſie erhebt ſich vorſchreitend)
Schon glänzt Aurorens Blick auf fernen Bergen
Er zittert golden an dem Wolkenſaum,
Und ſtreifet blitzend in des Meeres Wogen.
O, aus Erbarmen zög're, heil'ges Licht!
Laß meinem Herzen noch den Dämmerſchleier
In dem es dumpfer nur ſein Elend fühlt!
(mit ſtarrem Schmerz)
Umſonſt, mein Fleh'n erreicht die Götter nicht!
Und freundlich küßt, vom blaugewölbten Bogen,
Des Tages Herrſcherin die Fluren wach.
(mit Wehmuth)
Verſchwende nicht an mich die erſten Strahlen,
Denn unbeſiegt bleibt meiner Seele Nacht!
Zu einem Glücklichen mußt Du ſie ſenden,
Bey mir verlier'ſt du den verdienten Dank!
(inniger)
O ſelig, wer mit heit'rer Bruſt dich grüßt,
Wem aus dem Nachhall der verklung'nen Zeiten,
Die Tröſtung blühet für die Gegenwart!
O ſelig der, dem in des Lebens Sturme

Ein inn'rer Muth das Land der Rettung zeigt;
Er wird mit Hoffnung ſich den Sinn verklaren,
Wenn ſchon der Tod an ſeinem Herzen ruht!
(ſchaudernd)
Doch wehe, wer mit brauſenden Gefühlen
Den ſich'ren Gang des Schickſals übereilt,
Ein unbezieltes Ahnen zu erfaſſen,
Ein Glück zu bannen, was nicht irdiſch iſt!
(klagend)
Wohl ringt der Menſch die Seele los vom
Staube
Und hofft auf Wonnen, die ein feſter Glaube
In ſeinem Buſen ihm verheißt,
Er ſprengt der Erde endlos neue Ketten,
Um aus dem irren Daſeyn ſich zu retten,
Und endlich ſteht er doch verwaiſt!
(erſchüttert, dann auflodernd)
Verwaiſt biſt du! ſo rauſcht das weite Meer,
Verwaiſt! verwaiſt! ſo flüſtern Geiſterſtimmen
Und ſteinern trägt es, mit den Felſenlippen,
Das Echo durch erſtorb'nen Schöpfungraum!
Verlaſſen ſeyn! Verzweiflungſchwang'res Bild,
Was ſchwerentſetzt der Orkus ausgetrieben,

Mußt nagend du mit wilder Geierskraft
Dich mir in jeglichem Gedanken lagern?
Vernichtet ſeyn! O wonnerfüllter Strahl,
Hilf mordend mein Gefühl mir überſtürmen
Und niederwälzend ſchlag' ins Rad der Zeit;
Denn ängſtlich ſchleppt Saturn die trägen Stunden,
Als ob der Liebe Qual auf ſeinen Flügeln ruht!

(erſchreckend)

Der Liebe Qual! O Sappho, mußt du ſelber,
Aus jedem grambetäubten Augenblick,
Vorwitzig dich zu deinem Urſchmerz reißen?
Verweg'ner Sinn, du zauberſt dir ihn her,
Wie du zuerſt bey rieſenkräft'gen Spielen,
Ihn in Athen als ſtolzen Sieger ſah'ſt!
Du willſt, erſtarrend an der Gruft der Liebe,
In ihren Frühlingsblüthen dich ergeh'n,
Und nur die wolluſtreiche Zeit dir locken,
Um in der nervenſpannenden Erinnerung
Den letzten Reſt des Giftes nachzuſchlürfen!
(Sie verſinkt in Träumen und ſpricht dann ſchwärmeriſch)

Ich ſah' ihn, namenlos bezwungen,
War mir, aus heil'ger Wunderwelt,
Was je der Dichtung Kraft erſchwungen
Als ſel'ge Wahrheit hingeſtellt.

Er ſah auch mich, im Liebeblühen,
Ward ihm des Lebens Inhalt klar
Und auf der Herzen Schwebeglühen
Umarmten wir der Götter Schaar.

Enteilt mit ihm nach Tempe's Fluren,
Gab ich dem Geiſte Strahlenflug!
Weil Liebe mit den Sonnenſpuren,
Mich kühn an's Herz der Muſen trug!

Der Seelen innigſtes Vertauſchen,
Des All's vermählten Wonneklang,
Gebar der Lyra ſprechend Rauſchen,
Wenn ſehnend mich ſein Blick verſchlang.

Umfaßt von ihm zog in die Saiten
Ich einen Himmel uns herab,
Um ihn als Schleyer auszubreiten,
Für Zeitenflucht und düſtres Grab.

Gedankenſchnell für mein Entzücken
Entrangen ſich die Tage hier!
Ach! viel zu kurz, ihn zu beglücken
Erſchien ein Menſchenalter mir!

(zurückfallend in den düſtern Ton)

Mein Himmel ſank in tiefe Grüfte
Schon bey der Liebe Morgenroth,
Und Schwermuth ſucht, durch öde Klüfte,
Die letzte Hoffnung ſich — den Tod!

(nach einer Pauſe mit ſchmerzvoller Innigkeit)

O Phaon, der du treulos mir entfloh'ſt,
Was that ich Dir, was hab' ich denn verſchuldet?
Mein Daſeyn war in Deinem aufgelöſt,
Die Jugendzeit ſchien nur für Dich verwendet,
Und all mein Wiſſen war allein für Dich!
Des Geiſtes ſich're Welt hab' ich Dir aufgeſchloſſen,
Das Höchſte hab' ich freudig Dich gelehrt;
Für Dich allein mich täglich neu erſchaffen,
An Dich geſchmiegt wie an Unſterblichkeit!
Den Ruhm der Lieder gab ich Deinem Namen,
Um mit der Kunde niebeſiegtem Schall

Zum fernſten Nachgeſchlecht ihn hinzutragen;
Und Du, dem ich die Ewigkeit verlieh,
Haſt kalt mich der Vernichtung hingegeben!
(im Schmerze aufgelöſt)
Muß lebend ich den Lorbeer welken ſehn,
Der, aus des Herzens tiefſter Gluth entſproſſen,
Nur in des Herzens Gluthen dauernd blüht?
(ſie nimmt den Kranz aus dem Haar)
Was ſoll der Kranz? Er laſtet auf dem Haupte,
Seit er ihn nicht in meine Locken legt!
Was ſoll dies Saitenſpiel, wenn er nicht lauſchet,
Nicht er die Seele meines Liedes iſt?
Was bin ich noch, verſtummen Lied und Liebe?
Hinweg, der dir das Leben mir verſöhnt,
Zerreißt ihr Saiten, ihr habt ausgetönt!
(Sie zerreißt Saiten und Kranz, wirft ihn mit der Lyra von ſich und ſpricht mit dem Ausdrucke tiefſinniger Heftigkeit:)
Wer an der Sehnſucht gewaltiger Quelle
Gläubig zum Reiche der Liebe geſchaut,
Hat auf der rings untergrabenen Schwelle
Sorglos den ſchwankenden Wohnſitz erbaut,

Und dieſes Lebens beweglichſter Welle
Kindiſch ſein Glück und ſein Alles vertraut!

(heftiger)

Was hab' ich nicht gerungen und erdacht,
An ſeinen Schwingen mir das Glück zu halten!
Wie hab' ich nicht geduldet und gefleht,
Und krampfhaft feſt der Götter Bild umklammert!
Zu Phaons Füßen ſank ich, weh! ich bat:
Aus Mitleid ſeine Liebe mir zu gönnen!
Durch dieſes Fleh'n hab' ich mein ganz Geſchlecht
Und meinen Ruhm auf immerdar geſchändet!
Zu Phaons Füßen rang ich bebend hier,
Doch nahm kein Gott mir die allmächt'ge Marter,—
In ſchnöder Wolluſt höhnt er meine Schmach!
Ja, flamme ſtolzer Sinn, beleuchte gräßlich
Dies Schreckensbild, was mir die künft'ge Zeit
Zu ungeheurem Qualenſterben dehnet,
Vertrockne grauſam jede Thräne mir
Und wiederhol' es ewig nur dem Herzen:
Für ſo viel Liebe unermeß'ne Schmerzen!

(entflammter)

Nimmer gewinn ich's, den Himmel zu glauben,
Wenn mich der Himmel der Liebe verläßt,

Frey mag das wogende Herz ſich erlauben,
Daß es in Höllengefühlen ſich preßt:
Liebe wohl konnten die Menſchen ihm rauben,
Aber ſein Haſſen bewahrt es ſich feſt!

(verzweifelnd)

Was that ich, daß Verzweiflung mich durchwüthet?
Vom eignen. Mitleid reißt die Schande mich;
Und von der Menſchheit fühl' ich mich verſtoßen! —
Was that ich, daß er mich verachten durfte? —
Euch Göttern dank' ich dieſe Qual, ihr habt
Ein göttergleiches Leben mir beneidet
Und legt auf mich der Welten ſchwerſten Fluch,
Den ich zurück auf eure Willkühr wälze!

(zur Wuth übergehend)

Ich hab' euch ergründet
Ihr prunkenden Herrſcher!
Euch drückt auf dem Haupte
Das grauſe Verwünſchen
Entſchwund'ner Geſchlechter,
Da werft ihr im Grimme,
Und ewig von neuem,
Auf neue Geſchöpfe
Den wuchernden Fluch!

So treibt denn das Schickſal,
Der feigeſte Sclave
Gewaltiger Blicke,
Zur Erde den Menſchen,
Durch Jammer und Grüfte,
Euch grauſamen Göttern
Ein Spielwerk zu ſeyn!

Geſchmiedet an Schwanken,
Zerſplittern die Kräfte,
Zum Plane der Schlauen;
Denn könnte mit Schnelle
Ein Bliz ſie vereinen,
Sie ſtürmten den Himmel
Und riſſen zur Hölle
Die waltende Brut!

(niederfallend)

Ich fluch' euch ihr Götter!
Jezt rollt eure Donner,
Entflammet die Wolken,
In raſendem Toben
Verſchäumet die Meere,
Die Furien ſendet

Aus brechendem Boden
Zu gräulicher Rache;
Ich trotze dem Zorne,
Ich ſpotte der Wuth!

(Sie ſinkt erſchöpft hin, aus dem Innern des Tempels erſchallt der)

Chor der Prieſter. (fern und leiſe)

Nimmer ſchmiegen ſich der Rache
Die umklärten Götter an,
Weil noch nimmer irdiſch Fühlen
Raum an Jovis Thron gewann.

(Noch ehe der Geſang endet, erhebt ſich Sappho halb und ſpricht das Folgende in der Heftigkeit des Wahnſinns)

Sappho.

Was iſt geſcheh'n? Mich packt der Wahnſinn an!
Zu kreiſender Empörung gährt das Todte,
Ein ſchwarzer Fittig ſtürmt mich wild empor
Und läßt mich los auf meerestiefen Schlünden,
Der Himmel drängt ſich her mit dichtem Sturz,
Des Abgrunds Flammen halten mich im Schweben!

Fort! Fort, ihr Rachebilder, laßt mich frey,
Die Hülle nicht, den Geiſt habt ihr gemordet!
(Sie ruht in völliger Ermattung auf den gefalteten Händen, den Himmel umziehen duſtre Wolken, doch ſo langſam, daß die eine Seite der Gegend erhellt bleibt, während dem ertönt der)

Chor der Prieſter. (fern und leiſe)
Ruft beſchwörend das Verbrechen
Schon die Nemeſis herauf,
Wendet tiefempfund'ne Reue
Noch zum Himmel unſern Lauf!
(Während der letzten Hälfte des Geſanges erhebt ſich Sappho langſam und lauſchend und ſpricht, noch ehe die Töne verhallen, in heit'rer Schwermuth)

Sappho.
Himmels-Klänge in den Räumen,
Tröſtend Flüſtern in dem Hayn!
Ueber glanzbekrönte Berge
Zogen wohl die Götter ein?
(der Chor wiederholt etwas lauter die letzten Zeilen ſeines Geſanges, Sappho ſteht völlig erhoben, blickt hier um ſich, der Himmel hat ſich ganz überwölkt und ſie ſpricht mit der Ruhe begeiſterter Schwermuth.)

Mir iſt recht wohl! Die Qualen ſind ermattet.
Allherrſchende, laßt lindernd meiner Bruſt
Geringen Theil nur von dem heil'gen Frieden,
In dem ſich eure Schöpfung traulich wiegt!
Vergebt mir Götter, wenn ich euch geläſtert,
Umpreßt hat ſchwindelnd mich ein Fieberwahn;
Ihr wißt es ja, ich bin unnennbar elend,
Drum nehmt das Daſeyn gnadenreich mir ab!
(heftig ergriffen)
Bin ich erhört? Beflügelt wird die Seele,
Ein holder Knabe reichet, ſchön geſchmückt,
Des Lebens Fackel zum Erlöſchen dar!
Ich danke, Kind! Sie wird mich mehr beglücken,
Als Hymen's Fackel jemals es vermocht.
Willkommen Tod! Ich will mich ſelber richten
Da mir der Götter Milde gläubig ahnt,
Erbarmet euch, mich muß die Scham vernichten,
Wenn ihr an meine ſchwere Schuld mich mahnt!
(Sie ſchwankt zurück, erblickt die Rolle und ſpricht,
ſie erfaſſend, in ſchnell wechſelndem Empfinden)
Doch was erſieht mein Auge? Dieſe Rolle!
Ihr Götter, weh! Des Phaon letzte Schrift!
(freudig)
Hab' ich dich wirklich noch mir nachgetragen,

Hab' ich die Hoffnung noch ſo lieb gehabt,
Daß ich ihr letztes Lächeln mir bewahrte?
(leſend, dann entzückt)
Er zeigt ſich mitleidsvoll, o ſchwere Qual und Luſt!
Was trügt mich an mit einem jungen Leben?
(ſchaudernd)
Doch dreymal trog mich raſche Sicherheit!
Er quält das Wort, die ſchwere That zu retten,
Weh! wenn er dann mich wieder von ſich ſtößt?
(vortretend, entflammt die Rolle in beyden Händen gen Himmel haltend)
In eig'ne Wahl gabt ihr die Zukunft, Götter!
Anbetung euch für unverdiente Huld!
(feſt)
Gelöſt iſt mir des Herzens Wahn auf immer!
Die Antwort geb' ihm freyerwählter Tod,
Und rette mein Gedächtniß von der Schande,
Daß bittend ich vor ihm im Staube lag!
Nicht ſterb' ich, weil die Liebe mich betrogen
Ich ſterbe, weil die Liebe mir erſtirbt;
Zur Erde kann ich kein Vertrau'n mehr faſſen,
Und jede Täuſchung werf' ich ihr zurück!

(Sie wirft die Rolle in Kranz und Lyra und ſpricht mit Begeiſterung)

Nach Freyheit athmend eilt auf Wolkenſchwingen
Die Phantaſie mit voller Sehnſucht fort,
Der Himmel weht im ſchwebenden Gedanken
Und jauchzend faß' ich nach dem Sternenkranz!

(mit heftiger Wehmuth)

Nur eines, Phaon, weiß ich noch vom Leben!
Du ſchwurſt: mit mir bis in den Tod zu gehn!
Ihr Götter nahmt den Schwur bey heil'gem Bunde,
Wo biſt Du jetzt in meiner Todesſtunde?

(mit dem höchſten Ausdruck wehmüthiger Schmerzen)

So werd' ich nun zum letzten Pfade wallen
Und keiner reicht zum Abſchied mir die Hand!
Doch ahnend bin ich in Olympos Hallen,
Vom Weltenvater liebend anerkannt!
Zu ſeinem Throne ſend' ich heißes Flehen,
Er wird's verzeih'n, ſein Kind ſo früh zu ſehen!

(der Himmel erhellt ſich wieder. Sappho ſpricht begeiſtert fort)

Von Geiſtern ſeh' ich rings die Bahn erhellen,
Die leicht zu meiner ſel'gen Heimath führt,
Schon fühl ich ätheran die Seele ſchwellen,
Sie reißt mich auf, vom Götterhauch berührt,

Um über Allvergänglichkeit erhaben,
Die Feſſeln in den Wellen zu begraben!
(Sie ſtürzt den Felſen hinan und ſpricht im höchſten Ausdruck der Begeiſterung)
Mit Wunderkraft trägt mich ein Götterbote!
Ob wild die woge Fluth am Felſen bricht,
Sie macht mich frey! Ihr weih' ich nur das Todte!
O Zeus, Erbarmer! Jetzt verlaß mich nicht!
(die Wolken entſchwebten, ein Regenbogen zeigt ſich)
Was zeigt ſich dort? Der Iris Friedensbogen?
Triumph! Triumph! Umarmt mich ſanft, ihr Wogen!
(Sie ſtürzt hinab und ſchwebt, von der Iris *) getragen, empor, während des folgenden Chors, bey deſſen Verhallen der Vorhang fällt)

Chor. (fern und leiſe)
Siegend ſind des Donners Mächte,
Mit dem Herrſcherſtab der Zeit
Senden Sie in Lebens-Nächte
Friedenslicht der Ewigkeit!

---

*) Zwiſchen dunklem Gewölk bemerkt man den Regenbogen, hinter und mit ihm, nur halb geſehen, erhebt ſich Sappho in ſchwebender Stellung.

Die ſelige Frau.

Luſtſpiel
in
einem Akt.

(Zum erſtenmale auf der Bühne Berlins dargeſtellt
im September 1813.)

Perſonen.

Hans von Knorr, verabſchiedeter Hauptmann.
Blanka von Heeren, ſeine Mündel.
Franz von Schmalden, Kammerherr.

Die Bühne zeigt Garten mit einem Stücke der ſehr nahen Mauer; auf einer Seite bemerkt man, vorgebaut, einen Theil eines Landhauſes, auf der andern Seite iſt eine Raſenbank um einen ſtarken Baum. Neben der Bank ſteht ein kleiner Tiſch, auf ihm Blankens Nähekörbchen.

Erſte Scene.

Blanka.

(ſitzt auf der Bank und lieſt)

„Die Liebe macht des Menſchen Herz zum Herzen,
„Sie iſt das letzte Pfand vom Paradies,
„Gott gab ſie uns als Troſt für alle Schmerzen,
„Als er uns in die Sterblichkeit verwies,
„Des Himmels Ahnung trägt nur Lieb' in's Leben;
„So iſt mit ihr auch Himmelspfand gegeben!“

(vortretend)

Das klingt recht allerliebſt, wird man nur erſt geliebt,
Doch dem, der Lieb' erharrt, macht's nur das Herz betrübt;
Wir Mädchen zielen nach der höchſten Würde: Frau;
Und Männer tadeln leicht, thun wir's ein wenig ſchlau;
Doch weil wir liſtig ſind, ſind wir auch unterdrückt,
Mit Liſt hilft der ſich nur, dem's mit der Kraft nicht glückt.
Nun, liſtig will ich ſeyn, doch warlich nicht betrügen;
Erobern möcht' ich nur, das wär' ſo mein Vergnügen!

(Nimmt einen Brief aus dem Körbchen.)

Nun ſchreibt die Freundin mir: „der Kammerherr von drüben
Sey klug" — hübſch iſt er auch, ſo wär' er ſchon zu lieben! —

(wieder in den Brief ſehend)

Hier heißt er treu und gut? Was ficht die Freundin an?
Iſt Wahrheit, was Sie ſagt, ſo wär' er ja kein Mann!

Zweyte Scene.

Knorr.

(tritt mit einem Tubus vor den Augen aus dem Landhauſe)

Da ſteht er auf dem Berg! Mich wird der Schlag noch rühren,
Ich kann vor Aerger nicht mein Podagra verlieren;
Der Kerl recognoſcirt, — o, die verfluchten Höh'n!
Gäb's keine Berge, Gott, was wär' die Erde ſchön!

Blanka.

Herr Vormund —

Knorr.

Auch ſchon da? Beſorg' das Abendeſſen.

Blanka.

Es iſt beſorgt.

Knorr.

Du haſt gewiß noch was vergeſſen?
Früh geht's zu Bett', ich that die Nacht kein Auge zu,
Ein Donnerwetter und ein Schufut hielt nicht Ruh;
Wozu Gewitter nur und heiſ'rer Eulenruf?

Blanka.

Warum? Weil Gottes Huld viel Ueberläſt'ges ſchuf,
Als: Mauern, Vormund, auch wohl ſonſt noch allerley.

Knorr. (halblaut)

Wenn ſie ihn merkte! (laut) Kind, der Platz iſt gar zu frey;
Geh' hin zum Erlenbuſch!

Blanka.

Dort iſt es mir zu ſumpfig.

Knorr.

So ſetz' in's Luſthaus dich!

Blanka.

Dort iſt es mir zu dumpfig.

Knorr.

Zum Küchengarten denn!

Blanka.

Dort iſt es mir zu warm.

Knorr.

So ſchleich' am kühlen Bach!

Blanka.

Dort iſt ein Mückenſchwarm.

Knorr.

So geh', wohin du willſt! Hier kannſt du doch nicht bleiben!

Blanka.

Warum denn nicht?

Knorr. (halblaut)

Ich muß den Kerl vertreiben!

(beobachtend mit dem Tubus)

Das Wetter prüf' ich nur. (zu Blanka) Was ſtarrſt du in den Wind?
Es iſt ja Niemand hier, als ich, mein ſüßes Kind!
Ein Mädchen ſchlägt den Blick fein züchtiglich danieder.

(halblaut) Der Henker hol' den Kerl! (laut) Bald,
Täubchen, komm' ich wieder!
(ab nach dem Garten)

Blanka. (allein)
Er hält voll Eiferſucht mich hinter'm Wall vergraben,
Was kann ich anders thun, als ihn zum Narren haben?
Als ſel'ge Frau ſucht' ich die Lieb' ihm zu verleiden,
Jetzt will ich möglichſt mich als Kammerherr verkleiden.
Die Einſamkeit mach ich dem Alten ſatt und matt,
Das Weib iſt fürchterlich, wenn's Langeweile hat!
(ſie geht raſch in das Haus)

Dritte Scene.

Franz.
(ſpringt raſch über die Mauer und ſieht ſich um)
Geſeh'n hab' ich ſie hier, ich hörte jetzt ſie ſprechen,

Her ſpring' ich, mit Gefahr, den einz'gen Hals
zu brechen;
Nun ſchau' ich rechts und links und finde alles
leer,
Und ſteh' am Berge, wie — ich mag nicht
ſagen, wer!

Schon vierzehn Tage hier und noch kein
Abentheuer!
Erbarme, Schickſal, dich, du träges Ungeheuer!
Mein Herz ſchlägt kräftig wild und jeder Puls-
ſchlag liebt,
Ich halt's bey Gott nicht aus, wo's nichts zu
küßen gibt!

(nach dem Garten blickend)
O weh, der Alte kömmt, ich kann nicht mehr
zur Mauer;
Drum, Zufall, ſtelle nicht umſonſt mich auf die
Lauer,
Bring' Licht in meinen Plan, denn mein Ver-
ſtand bleibt ſtumm;
Ach, ein verliebter Menſch iſt dümmer noch als
dumm!

(Er ſtellt ſich hinter den Baum, wo die Bank ſteht)

Knorr. (zurückkommend)

Verſchwunden iſt der Herr, das Fräulein ging hinein;
Nun kann ich einmal doch mit Ruhe Vormund ſeyn,
Und meine Liebesqual dem ſanften Echo klagen. —

Franz. (halblaut)

Du alter Eſel!

Knorr.

Wie? hört' ich nicht: „Eſel" ſagen?
Ein ſchlechtes Echo! Hm, es klang wohl nur im Ohr;
Doch kömmt die Stelle mir verdammt gehäſſig vor.
Hier ließ die *ſel'ge Frau* ſich zweymal ſeh'n und hören, —
Nu, daß ſie *ſelig* iſt, will ich juſt nicht beſchwören! —

(furchtſam)

Knorr, ſtill davon! Sieh zu, wie deine Rechnung ſtimmt.

(nimmt ein Blatt aus der Brieftaſche)

Ach, ganz vortrefflich, wenn zum Mann mich Blanka nimmt;
Doch mit dem Kammerherren wär' mir die Patſche nah',
Die lange Rechnung ſtimmt, — das Geld nur iſt nicht da!
Doch meine Schulden ſind bezahlt bis auf den Dreier,
Und dies verdächt'ge Blatt quittirt die Hochzeitfeyer.

(Franz ſieht unbemerkt auf das Blatt)

Zwar ſprach die ſel'ge Frau, ich ſollt' es nimmer thun;
Doch denk' ich ſo bey mir, ſie wird ja endlich ruh'n!
Dann — rauſcht's nicht hinter mir?

(Franz hat ſich ſeitwärts gewandt und ruft)

Franz. (mit hohler Stimme)

Weh'!

Knorr.

Alle gute Geiſter!

(Er ſpringt zitternd auf, läßt das Blatt fallen. Franz ſchleicht hinter ihm nach der andern Seite)

Es war wohl nur die Angſt, ich werde wieder dreiſter,
Es klang von links heraus, da geh' ich — doch nicht hin.
Ich will in's Zimmer!

(er will in's Haus)

Franz. (ruft ihm entgegen)
Weh'!

Knorr.

So wahr ich lebend bin,
Nun klang's von rechts, ich will herum doch geh'n!

(Er ſchleicht um das Haus, Franz tritt vor, ergreift haſtig das Blatt und ſpricht bey dem Ueberſehen)

Franz.

Geſchick!
Wie dank' ich würdig dir für dieſen Hoffnungsblick!
Das war ein Meiſterſtreich, und himmliſch ſteh'n die Sachen.
Des alten Herrn Coſtüm ließ ich mir längſt ſchon machen,

Um, wenn's nicht anders ging, mich hier
herein zu lügen;
Doch dienen ſoll das Kleid, ihn kecker
zu betrügen.
Nun ſchnell zurück, eh' er entdeckt, wer ihn
genarrt;
Die klügſte Tugend iſt die Geiſtesgegenwart.

(Franz entfernt ſich über die Mauer)

Knorr. (zurück kommend)

Es iſt noch heller Tag, drum muß die Furcht
mir ſchweigen;
Weil ich einſt Hauptmann war, will ich Courage
zeigen.
Drum, ſchreyt's noch einmal, geh' drauf los ich
mit dem Degen,
Und —

(faßt nach dem Degen)

Franz.

(von außen, mit hohler Stimme)

Wehe! Wehe! Weh'!

Knorr.

(läßt die Hand vom Degen fallen)

Ich will's noch überlegen!

Franz. (wie vorhin)

Nicht länger läßt das Fatum dir die Perl;
Mit fremdem Geld ſollſt du nicht Güter kaufen,
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Kerl,
Fort mußt du, deine Uhr iſt abgelaufen!

Knorr.

O Jemine, o weh'! Hier ſiegt der Teufel ob,
Dahinter ſteckt mein Weib; der Geiſt iſt gar
zu grob!
Was zweifle ich; nur ſie kennt meinen Lebens-
wandel,
Und ſterben ſoll ich bald, das iſt ein ſchlimmer
Handel!
Ich bin der Ohnmacht nah'. O wäre Blanka
hier!
Ich concentrire mich und ſchleich ins Haupt-
quartier.

(geht zitternd rückwärts in's Haus. Blanka geht hinter ihm weg, gekleidet wie der Kammerherr.)

Vierte Scene.

Blanka.

(blickt dem Vormunde nach)

Welch Lärmen, und was hat der Alte vorgenommen?
Ich bin erſchrocken, doch mit Glück vorbeygekommen,
Und neck' als *Kammerherr*, wie einſt als *ſel'ge Frau*,
Den Plagegeiſt herum; die Kleidung paßt genau,
Der Kammerjungfer Preis! *Sie* ſchaffte mir die Kleider,
Ihr Liebſter in der Stadt iſt ein perfekter Schneider.
Verſtellt nun zeig' ich mich dem Vormund fern und nah',
Das Laufen hilft vielleicht ihm noch vom Podagra.

(mit einer Verbeugung gegen das Haus)

Herr Argus, jetzt mir nach; doch glaubt er mich gefunden,

So iſt das Fräulein da, und 's Herrlein iſt
verſchwunden.

(ſchnell ab nach dem Garten)

Franz.

(ſieht über die Mauer)

Sie hab' ich doch gehört, und wahrlich nicht
im Traum;
Nun ſchau ich wieder hin, und finde öden Raum!
Geht hier das Ding ſo fort, dann glaub' ich
ſelbſt Geſpenſter;
Doch ſtill, der alte Filz tritt wieder an ſein
Fenſter!

(er zieht ſich zurück)

Knorr.

(blickt aus dem Fenſter durch den Tubus)

Potz tauſend Sapperment! Kaum tret' ich in
das Haus,
So zeigt ſich der Spion; das halt' ein An-
d'rer aus!
Vorhin war nichts, nun iſt der Kammerherr
im Garten,
Und geh' ich nun hinab, miſcht Satanas die
Karten.

Um Ruh zu haben, kauft' ich dieſes Landhaus mir;
Doch geht das Ding ſo fort, ſo werd' ich noch Courier.

(er tritt vom Fenſter)

Franz.

(auf der Mauer)

Mich dünkt, er kömmt! Nichts hilft's, wenn ich auch ſpränge,
Doch der verdammte Baum verdeckt mir alle Gänge.
Sie muß im Garten ſeyn! Ich ſchaue mich bald blind.
Wozu die alten Kerls nur auf der Erde ſind!

Fünfte Scene.

Knorr.

(kömmt aus dem Hauſe, Franz zieht ſich zurück)

Wozu, ſo frag' ich ſtets, ſind junge Leut' erſchaffen?
Was iſt wohl Großes dran, ſie ſind juſt wie die Affen.

Wär' bey der Schöpfung ich als Rathsherr angeſtellt,
Käm' unter funfzig Jahr kein Menſch mir auf die Welt,
Dann würde jeder gleich ſolid, wie ich, geboren,
Doch ließ mit Podagra die Leut' ich ungeſchoren.

(iſt ſingend vorwärts gegangen)

Hier klang der Geiſterſchall, — ſprech' ich auch Faſeley;
Die Angſt bricht dennoch durch. O wär' ich erſt vorbey!

(er blickt ſcheu umher, der Kammerherr ſieht über die Mauer)

Was Henker iſt denn das? Mich packen wieder Schauer,
Ein Kopf, ein Menſchenkopf glotzt von der Gartenmauer;
Es ſcheint der Kammerherr.

(faßt nach dem Tubus)

Franz.

Die Ehre wünſch' ich mir
Von der Bekanntſchaft, drum bin zum Beſuch ich hier.

Knorr.

Wie? Auf der Mauer dort?

Franz.

Scheint Ihnen das zu rund?
Komm ich zur Thüre, blaſſen Gartenknecht und Hund;
Brauch' ich Gewalt, wird ſchnell die Thüre zugeſchlagen,
Drum will ich's, wie Sie ſehn, hier auf der Mauer wagen.
Mich zieht mein Herz hieher, und ſo, verehrter Mann,
Fängt unſre Freundſchaft ſich doch hübſch erhaben an.

Knorr.

Gefällt die Freundſchaft mir, will eine Kart' ich ſchicken;
Jetzt geh'n Sie ihren Weg!

Franz.

Sie ſind ja zum Entzücken!
Sie lieben Gradezu; weil mich das nie verläßt,

Setz ich ein wenig mich auf Ihrer Mauer feſt.
(er thut es)
Und melde nun: verliebt, verliebt bin ich zum ſterben,
Und muß von hier herab um Blanka's Hand mir werben.

Knorr.

Granatenwetter, Herr! Schlägt man wie Bliz herein?

Franz.

Ich fordre Blanka mir, ſie ſey durch Liebe mein!
Wird ſie's in Güte nicht, muß ich ſie heut' entführen.

Knorr (außer ſich)

Da mögte ja der Schlag mich auf der Stelle rühren!

Franz.

In Gottes Namen, Herr!

Knorr.

Wie, Böſewicht, wie? was?

Franz.

Ich nehme ſie zur Frau: was kümmert Sie denn das?

Beſtimmen gütigſt Sie bald unſern Hochzeittag,
Erreich' ich, was ich will, und Sie rührt nicht
der Schlag.

Knorr (wüthend)

Wenn Blanka mich nun liebt?

Franz.

Dann iſt der Streit gehoben!
Sind Sie von ihr geliebt, ſo wäre ſie verſchroben;
In dem Fall ſteh' ich ab.

Knorr.

Herr, ſeyn Sie nicht ſo grob!

Franz.

Ich folgte Ihnen nach, und ſo verdien' ich
Lob.

Knorr.

Wo hab' ich meinen Kopf? Mich treibt die
Wuth von Sinnen.

Franz.

Mein Herr von Knorr, nur kurz, was wollen
Sie beginnen?
Ich liege unbequem —

Knorr.

So packen Sie ſich fort!

Franz.

Herr Hauptmann, ernſthaft jetzt; iſt das ihr letztes Wort?
Ich hielt's für meine Pflicht, mit Offenheit zu ſiegen;
Doch ſchlägt *die* hier nicht an, muß ich Sie wohl betrügen.

Knorr.

Geh'n Sie zum Teufel!

Franz.

Nein, das iſt nicht mein Entſchluß!
Doch gehen will ich gern, und handeln, wie ich muß.
(gravitätiſch)
Wohlan, Herr Mädchenvogt, ob Ihrer ſchnöden Rede
Verkünd' ich muthvoll hier die allerſchnellſte Fehde,
Eh' Sie ſich noch verſehn, ſind Sie von mir umgarnt;
Doch hab ich ritterlich zuvor Sie erſt gewarnt!
(er geht über die Mauer zurück)

Knorr.

Das iſt ein Höllenhund mit wahren Hofmannsſtücken!
Was nun? Er operirt friſchzu mir in den Rücken,
Das Fräulein fällt von rechts, links mich die Sel'ge an;
Da bin ich vor dem Kampf ſchon ein geſchlagner Mann.
Mir drohen Grobheit, Trug, und hohle Geiſterſprüche.
(er will nach dem Garten)
Was, bin ich ganz verhext? Hier geh' ich in die Brüche!
Vom Garten winkt der Kerl! Nein, über ſolche Zucht!
Jetzt werd' ich heldenwild und ſchlag' ihn in die Flucht.
(er will raſch fort)
O weh, wie ſchmerzt mein Bein, wenn ich mich übernehme!
Geſunde Füße ſind das Haupt der Kriegsſyſteme.
r hinkt nach dem Garten)

Sechste Scene.

Franz.

(ſpringt über die Mauer)

Vorbey iſt er, und ich gedenk' ihn gut zu prellen,
Doch wag' ich's erſt, mich keck dem Fräulein vorzuſtellen.
Man eile raſch zur That, will man zu Amors Zunft,
Denn unausſtehlich iſt die Liebe mit Vernunft.
Man will das Weib ja ſtets die Lebenshälfte taufen,
Ich bin es endlich ſatt, halb durch die Welt zu laufen!
Ich biete mich ihr an, doch erſt will ich erſchau'n,
Wie's mit dem Alten ſteht. (blickt nach dem Garten) Darf ich den Augen trau'n?
Leibhaftig, wie ich bin, komm' ich daher geſchritten.
Erwach' ich jetzt nicht bald, hat mein Verſtand gelitten.

Ich ſchreite auf *mich* zu, nicht hab' ich mich geirrt;
Das Ding iſt toll, doch will ich ſeh'n, was daraus wird.

(Er zieht ſich hinter den Baum)

Blanka.

(kömmt aus dem Garten)

Nun, ſchlafen ſoll er heut, das Necken iſt gelungen,
Er wackelt jetzt hieher, ich bin dorthin geſprungen.

(ſie geht durch einen andern Gang nach dem Garten zurück)

Franz. (vortretend)

Mein Fräulein iſt's! Sie dreht dem Vormund eine Naſe!

Knorr.

(kömmt daher, von wo Blanka kam)

Lauf, du verdammter Kerl! Ich werde noch ein Haſe!

(läuft dahin, wo Blanka verſchwand)

Franz.

(der ſich ein wenig verſteckte, tritt wieder hervor)

Schon kennen muß ſie mich! Sie trägt ganz *mein* Coſtüm.

Ey, Franz, da kriegſt du wohl ein niedlich Ungethüm!
Na, Luſt vertreibt die Zeit! (nach dem Garten ſehend) Das iſt doch arge Tücke,
Dort an dem Bache zieht ſie auf die kleine Brücke. —
Er ſchreyt und kann nicht nach! — Der Knorr iſt gut geprellt!
Sie kömmt! — (Er eilt raſch hinter den Baum)

Blanka. (kommt lachend)

— — — Ha, ha, ha, ha! Den hab ich feſtgeſtellt!
Es reizt der alte Geck mit Recht des Spottes Drang,
Der Liebe folgt das Weib, und nimmermehr dem Zwang;
Doch jetzt will ich hinein, als Fräulein mich zu kleiden,
Dann werd ich klagend ihm die Retterin im Leiden!
(ſie will nach dem Hauſe; Franz trat nach und nach vor. Blanka erblickt ihn)

Blanka. (erſchrocken)

Doch, was iſt das?

Franz.

Ha, ha! In Demuth Sie zu grüßen,
Leg' ich, mein Fräulein, mich zu ihren kleinen Füßen;
Ich bin der Kammerherr von Schmalden.

Blanka.

(knixt erſt und ſpricht dann empfindlich)

Das iſt neu,
Wie man auf ſolche Art —

Franz.

Mich dünkt, bey meiner Treu!
Die Lag' erlaub' es wohl, ein wenig raſch zu handeln,
Wir ſcheinen Beyde ja auf luſt'ger Bahn zu wandeln.

Blanka.

Was Sie auch denken —

Franz.

Nun, ich glaube Sie genial!

Blanka.

Für leichte Neckerey iſt grauſam dieſe Qual!

Franz.

Ich finde ſie ſcharmant!

Blanka.

Den Vormund hier zu necken —

Franz.

Was brauchen, Fräulein, Sie den Zweck mir zu entdecken?
Man ſieht ſich ungenirt und ſpricht bald unverhohlen;
Von einer Freundin bin ich Ihnen hier empfohlen.

(Franz gibt einen Brief, Blanka nimmt ihn bebend)

Der Scherz knüpft leichter an, man zagt nicht mit der Bitte,
Die's Herz gelehrt, —

(er will ſie umfangen, Blanka tritt zurück)

Blanka. (beleidigt)

Mein Herr, des Weibes Schmuck iſt Sitte,
Trägt über ihren Pfad ein Schritt uns nur, ein Wort,
So reißt der junge Herr auch alle Schranken fort.

Franz.

Sie ſcheinen aufgeregt!

Blanka. (beſonnen)

Ich fühle ſtrafbar mich,

Daß ich, auch nur im Scherz, der Schicklichkeit entwich.
Zeigt' ich dies offen, ſagt' ich eh' ich's noch bedachte,
Wie ſehr in Ihnen ich den ſchon Empfohlnen achte.
Ich ſah Sie früher ſchon, ward ſo zum Scherz gelenkt,
Der nun, da er vollbracht, mich tief erſchütternd kränkt,
Weil ſie mit raſchem Muth ihn ſchonungslos berührten,
Und ſo das Bild der Scham vor meine Seele führten.
Verzeih'n Sie die Moral!

Franz.

Sie haben mich geſcholten,
So wäre, was ich that, mir hart genug vergolten.
Weil Laune hier ich fand, hielt ich ſie nicht zurück,
Doch über alles herrſcht der Damen ernſter Blick;

Er gibt das Leben uns und läßt es grauſam
ſchwinden,
Mir gält es mildern Blick, um ſelig mich
zu finden.

Blanka.

Oft wird zur Marter uns, was Seligkeit
verheißt.

Franz.

Für eine Ewigkeit verbindet ſich der Geiſt.
Nun iſt es mir bewußt, daß Herz und Geiſt
ich fand;
Mein Leben leg' ich drum in Ihre ſchöne
Hand.

Blanka.

Das iſt ein wenig raſch! Ich will den Brief
doch leſen.
(eröffnet den Brief und lieſt)

Franz.

Ich will recht ehrlich ſeyn, weil ich erſt keck
geweſen!

Blanka.

Die Freundin ſpricht hier viel, hat früher ſchon
geſprochen, —

Franz.

Und auf der Freundin Brief will ich ein wenig pochen!
Die Antwort?

Blanka. (ausweichend)

Schneller Schluß taugt nicht für Lebenszeit,
Ein Band, was leicht ſich knüpft, iſt leichter noch entzweyt.

Franz.

Die Feſſel kluger Frau'n iſt immer leicht geſchlungen;
Doch, ihr ſich zu entziehn, iſt nie dem Mann gelungen;
Sie bleibt ihm unentdeckt, er ahnt und preiſt ſie nur,
Die Sclaverey iſt Glück, bemerkt man keine Spur.

Blanka. (nach und nach heiterer)

Ihr Männer ſchränket bald auf den **Verſtand** Euch ein, —

Franz.

Drum muß das Weib uns ſtets des **Herz** des Lebens ſeyn.

Blanka.

Ja, die Geliebte darf's, die Frau heißt bald
man ſchweigen.

Franz.

Sie ſoll bis hin zur Gruft ſich als Geliebte
zeigen!
Vergönnen Sie ſich mir, und flieh'n des Vormunds Zwang.

Blanka.

Die Liebe iſt nur kurz und ach! die Ehe lang!
Drum muß man ſich bey ihr großmütterlich
beſinnen.

Franz.

Ach, wer ſich viel beſinnt, wird wenig hier
gewinnen!

Blanka.

Man nimmt ſein Schickſal doch nicht ohne
Prüfung hin.

Franz.

So prüfen Sie mich ſchnell, ich ſage was
ich bin.

Blanka.

Sie ſind mir zwar gerühmt, —

Franz.

Ich bin wahrhaftig ehrlich!
Na, Fräulein, her die Hand!

Blanka.

Sie ſind doch ſehr begehrlich.

Franz.

Das bange Zögern hat —

Blanka. (prüfend)

Nicht wahr, Sie ſchon verdroſſen?

Franz.

Nun ja, ſind vor dem Blick uns Wonnen aufgeſchloſſen, —

Blanka.

Und brechen gleich nicht ein, verläßt uns die Geduld?

Franz.

In Anſpruch nehm' ich nur des Augenblickes Huld
Und halte feſt mein Glück!

Blanka.

Die Zeit erfüllet nie,

Was leicht das Herz verſpricht und kühn die
Phantaſie.

Franz.

Vergang'nen Tagen läßt man dann vergang'ne
Plage,
Und grüßt das Leben neu mit jedem neuen Tage.
Drum bitt' ich, laſſen ſie nicht ohne Troſt
mich fort!

Blanka.

Wir ſeh'n uns, mein' ich, noch und plaudern
manches Wort.
Ihr Männer ſchreitet keck vom Leben friſch
in's Leben,
Uns iſt für unſer Glück ein Augenblick gegeben,
Iſt der nicht heilig uns, wird dieſer übereilt,
Dann gibt es keinen Troſt, der unſre Zukunft heilt.
In dieſer Sprache liegt —

Franz.

Mir ſchon der Himmel offen;
Wir werden uns vertrau'n, dann können wir auch —

Beyde. (im Einklange)

Hoffen!

(Blanka eilt raſch nach dem Hauſe)

Siebente Scene.

Franz.

(allein, ſieht Blanka nach.)

Die Sache iſt doch nicht gewöhnlich angegangen.
Wo erſt die Hoffnung winkt, gibt Liebe ſich gefangen,
Und ſchlau iſt dann, wer reich ſich ihre Kränze flicht,
Doch von den Blüthen all zu raſch ſich keine bricht:

(launig)

Den Scheideweg will jetzt ein wenig ich beſehen,
Links ſeh' ich *Amor* noch, und rechts den *Hymen* ſtehen.
Der *Amor* lacht mich aus, der *Hymen* ſchaut ſo ernſt; —
Hör', Teufelsgott, wenn du *die* Miene nicht entfernſt,
So lauf ich dir davon, bevor du mich noch haſt;
Denn ſo ein Grillenfang wär' mir ein ſaubrer Gaſt!

Du ſiehſt ja wahrlich aus, wie Schminke und Migräne,
Wie Launen, Zank und Spott, wie falſche Haar' und Zähne,
Wie Eitelkeit und Froſt, wie Putzſucht und Betrug,
Wie Krankheit, Tod, — marſchir, ich habe ſchon genug!
Doch halt, du wandelſt dich, wirſt Seligkeit hienieden?
Dein Auge leuchtet Troſt, dein Antlitz ſtrahlet Frieden,
Und dein Gefolge iſt Geſelligkeit und Luſt;
So, Engel, zieh' ich gern dich an die volle Bruſt
Und freudig ſtreb' ich nun, dich feſtlich einzuholen.
(verbeugt ſich rechts)
Herr, Hymen, nimm mich ganz!
(verbeugt ſich links)
Herr Amor, Gott befohlen!
Er lehrte Streiche mich, — man ſpricht nicht gar zu laut
Von ſeinem tollen Spuk, drey Schritte von der Braut!

Doch Amor, will die Lieb' er nun gemächlich treiben,
Will ich zeitlebens wohl ſein Kammerherr verbleiben.
Jetzt helf' er nur fürerſt, daß dort er glücklich ſpringt,
Und von dem alten Filz ſich Frau und Glück erzwingt.

(geht raſch nach der Mauer und ſpricht dann während des Ueberſteigens)

Da ſchleicht er fluchend her! Ich denk' ihm bald zu gleichen,
Die Dämmerung bricht ein, die Zeit zu meinen Streichen!

(Er iſt hinüber. Knorr kommt)

Achte Scene.

Knorr.

So niederträchtig ging's mir doch nicht in der Stadt!
Zerſchlagen fühl' ich mich, der Menſch läuft wie ein Rad,

Coupirte mir's Terrain; ſoll ich als Tropf der Tröpfe
Nicht öfter noch da ſteh'n, erricht' ich Brükkenköpfe.
Ich mußt' am Bach entlang, ſchon müde wie ein Vieh,
Hätt' ich den Kerl gehabt, — ſo giftig war ich nie!
Die Galle ließ mich rings ſchon alles doppelt ſeh'n,
Auf dieſem Fleck hier ſah zwey Kammerherr'n ich ſteh'n.
Der ein' iſt ſchon zuviel (mit einem Blick auf die Bank)
Hier ruht' ich gern die Glieder,
Doch das Geſpenſt —

Franz. (von der Mauer)
Mein Herr —

Knorr.
Da iſt der Kerl ſchon wieder!

Franz.
Herr Hauptmann, jetzt bitt' ich, ſeyn Sie ein wenig ſtill,

Weil ich für meine Braut ein Ständchen bringen will.

Knorr.

Das nenn' ich unverſchämt.

Franz. (im Zurückſteigen)

Das werd ich blutig rächen!

Neunte Scene.

Knorr. (allein)

Hätt' ich ihr Geld noch all', wollt' ich dies Joch zerbrechen!
Ein Auge hat der Kerl, als ſchöß' ein Blitz heraus,
Und bombardirt er oft mit ſeinem Blick das Haus,
Bleibt's hinter Mauern ſelbſt wahrhaftig nicht geheuer;
Denn ſo ein Mädchenherz fängt ohne Lunte Feuer:
Man blickt durch's Fenſter, ſpricht von weitem mit der Hand, —

Der Henker hol' den Schuft, der's Fenſterglas erfand! —
Man läuft friſch in die Welt, der Vormund mag dann wüthen,
Am feuerſpey'nden Berg wollt' eh' ich Pulver hüten,
Als ſolch' ein Mädchen vor dem erſten Liebesblick;
Doch krieg' ich nur den Kerl, ich brech' ihm das Genick!

(Er will in's Haus. Franz ſtimmt draußen eine Guitarre)

Wahrhaftig, ja, er ſingt! Ich höre ſchon guitarren.
Ich hab' es längſt gemerkt, der Kerl hat mich zum Narren!

Franz. (draußen)

Ende dein Trauern,
Amors Geſchoß
Stürzet die Mauern,
Sprenget das Schloß.

Knorr.

Nein, das iſt doch zu frech, ſie könnt' ihn wahrlich hören.

Ich muß nur thun, als wollt' ich Straßenſänger ſtören.

(ſchreyend)

He, Burſche, lärmt nicht ſo, laßt hier die Leut' in Ruh'!

Blanka.

(tritt aus dem Hauſe, wieder in Damenkleidern)

Wer ſchreyt ſo fürchterlich?

Knorr.

Nun kömmt ſie gar dazu!
Ey, ob du alles weißt!

Blanka.

Ich hört' ein Liedchen ſingen.

Knorr.

So? Könnt' ich nur dem Kerl das Sängerlohn gleich bringen!
Sing' ich ihm erſt ein Lied, gefällt's ihm wahrlich nicht!

Blanka.

Ach, ſchweigen Sie doch ſtill, er ſingt nicht, wenn man ſpricht!

Knorr.

Mordeſement! Ich ſoll zu alle dem noch ſchweigen?

Jetzt iſt's am End', ich muß Autorität hier zeigen!
Ich will gewiß ſogleich (kämpft mit dem podagriſchen Fuße) — mich nur ein wenig ſetzen.

Blanka.

Ich will, Herr Vormund, nur mich am Geſang ergötzen,
He, Spielmann draußen, ſing'!

Knorr.

Nein, das wird mir zu arg!

Franz. (draußen)

Ja, ſchönes Fräulein, gleich!

Knorr.

Er ſingt mich in den Sarg!

Franz. (ſingt von außen)

Spotte nicht ſchnöde
Sehnendem Schmerz;
Schnell aus der Oede
Komm an mein Herz!

Blanka.

O komm an mein Herz!

Knorr. (vom Podagra gequält)

O raſender Schmerz!

Franz. (ſingt)

Liebchen mir werde,
Wenn's dir gefällt!
Hier auf der Erde
Sey mir die Welt!

Blanka.

O, ſey mir die Welt!

Knorr.

O hätt' ich ihr Geld!

Franz. (ſingt)

Glück zu behüten,
Bleibe nicht frey,
Finden doch Blüthen
Beſſer wohl zwey!

Blanka.

Ja, beſſer wohl zwey.

Knorr. (ſpringt grimmig auf)

O Rabengeſchrey!
Und wenn es Blut und Mord, Tod und Verdammniß brächte,
Abſchlag' ich dieſen Sturm durch meine Gartenknechte!

(er ſtürzt hinkend ab)

Zehnte Scene.

Blanka. (allein)

Was will der Vormund thun, warn' ich den Kammerherrn?
Hoch ſchlägt mein Herz, drum iſt mir die Vernunft wohl fern!
Doch bin ich von vorhin ihm auch Genugthat ſchuldig,
Ich war gereitzt, weil ich gefehlt, er blieb geduldig,
Was kann denn er dafür, wenn er zur Unzeit kam?
Doch ich kann wohl dafür, daß ich ſo hoch mich nahm!
Will man ſich beſſern, ſey man nirgends ſich Verhehler,
Wo man *empfindlich* wird, da ſuche man die Fehler!

(ſchnell nach der Mauer gehend)

Herr Kammerherr!

Franz.

Bin hier!

Blanka.

Seyn Sie auf Ihrer Hut!
Den Vormund treibt gewiß zu argem Plan die Wuth.

Franz.

(guckt über die Mauer)

Er iſt ja weg! Daß Sie gehörig mich beſchützen,
Bewahren Sie den Brief, er ſoll uns baldig nützen.

(er reicht einen Brief herunter)

Blanka.

Wie komm', Herr Kammerherr, denn ich in ihr Complott?

Franz.

(läßt den Brief fallen)

Verwahren Sie den Brief, nicht Zeit iſt jetzt zum Spott!
Ich will nach Hauſ, daß ich zum Spaße mich vermumme,
Dann, Fräulein, ſpielen Sie die Blinde und die Stumme.

Blanka.

Muß ich das jederzeit?

Franz.

Nur heute ſoll's geſcheh'n!

Blanka.

Was haben Sie denn vor?

Franz.

Recht frohes Wiederſeh'n!
Ich zwing' ihn heute noch, daß er Sie mir verſpreche,
Doch Notabene nur, wenn ich den Hals nicht breche.

Blanka. (ängſtlich)

Mein Gott! Mein Gott!

Franz.

Nur ſtill, ich klettre wie ein Dieb,
Sie ſchenken Antheil mir, das iſt mir ſchon recht lieb.
(nach der Gartenſeite blickend)
Mit Knechten ſeh' ich Knorr, die mich vertreiben ſollen,

Wer kann *dem* widerſteh'n, was *deutſche Fäuſte* wollen!

(Franz ſchnell hinunter, Blanka hebt den Brief auf und ſteckt ihn in's Körbchen)

Blanka. (allein)

Dem Vormund gilt der Brief! Mein Herz will froh ſich heben,
Da ſich das Sonnenreich der Liebe mir erſchließt;
Doch läßt ihr heil'ges Licht den leichten Sinn entſchweben,
Weil leiſe Wehmuth mir die Seele ſchamig grüßt;
Der Mann geht ungeſtört, wo uns Gefühl umwinden,
Er denket tiefer durch, wo tiefer wir empfinden.

Was ſoll ich unſtät noch mit düſtrer Freyheit ſpielen,
Wo Klugheit herrſchet, iſt Gehorchen nur *Gewinn*,
Ich werde ja *ſein* Glück und ſo das mein' erzielen,

Drum geb' ich ohne Furcht des Lebens Vollmacht hin;
Daß es vom Manne nichts, als was er wünſcht, begehre,
Das ſey des Weibes Sinn, das iſt des Weibes Ehre!

(Blanka ſetzt ſich ſinnend auf die Bank. Knorr kommt haſtig zurück)

Eilfte Scene.

Knorr.

Den hab' ich gut gejagt. (ſich umſchauend) Da ſitzt ſie mäuschenſtill,
Jetzt wär' es juſt die Zeit, wenn ich erobern will;
Doch muß zur Zärtlichkeit ein wenig ich verſchnaufen,
Die Liebe hat, wie's ſcheint, bey mir ſich ganz verlaufen;
Doch nein! Seh' ich Sie, iſt mein Herz gleich wie gekocht,

Das Ding iſt ein Rebell, von Amor unterjocht.
(geht näher)
Ich muß nur hin zu ihr und zum bequemen Sitze.
(ſetzt ſich)
Mein ſüßes Täubchen, das verſchmachtet wohl
in Hitze?

Blanka.

Sie ſind ja neben mir, da werd' ich wieder kühl.

Knorr.

Ey, ey! (ſich räusperno und vortragend) Ich fühle,
Kind,

Blanka.

Sie haben auch Gefühl?

Knorr.

Ey, ey! Ich fühle, Kind, mich in den beſten
Jahren —

Blanka.

Vor der Geburt hätt' ich's zu rechter Zeit erfahren!

Knorr. (heftig)

So unterbrich mich nicht! — mich in den beſten
Jahren,
Und da wir lange doch nun ſchon beyſammen
waren, —

Blanka. (erfreut)

Soll ich von Ihnen fort?

Knorr.

Beyſammen waren, ſo
Iſt mir beynah' zu Muth, als würde hell und froh
Sich durch Vergißmeinnicht des Lebens Bächlein ſchlängeln,
Entſchlöſſe Mäuschen ſich, mich ewiglich zu gängeln.

Blanka.

Wie das?

Knorr.

Du ſollteſt mich, (ſchamhaft) He, he!

Blanka.

Was ſoll ich? Was?

Knorr.

Mit deinem holden Blick, dem ſchönſten Liebespaß,
In das gelobte Land des Eheſtandes leiten,
Und dann bis an das Grab —

Blanka.

Das hätten Sie bey Zeiten!

Knorr. (erſchreckt)
Ey ſachte, Kind!

Blanka.
Wer ſchwur am Sterbebett' der Frau — ?

Knorr.
Das war nur Kriegesliſt! (ſich ſcheu umſehend) Sie nimmt den Schwur genau;
Drum ſollſt du mit Gewalt —

Blanka.
Hin zum Altar Sie führen?

Knorr.
Nun ja, mich gleichſam dir zum Manne requiriren.

Blanka.
Ha, ha! das wär' ein Spaß!

Knorr.
Willſt du mein Weibchen ſeyn?

Blanka.
Nicht wähl' ich Tyranney!

Knorr.
Frey wirſt du, ſey nur mein!

Blanka.

Nicht Freyheit gibt es hier, ſie iſt nur Klang auf Erden,
Am höchſten thront ſie noch im eig'nen feſten Sinn.
So weit ſie möglich iſt, ſoll ſie auch mir wohl werden.

Knorr.

Ach! über Haab' und Gut biſt du hier Kaiſerin!

Blanka.

Ha, ha! Die Thüren zu, die Fenſter feſt vernagelt,
In's Zimmer kommt nicht Luft; als bis es tüchtig hagelt,
Und brauch' ich jemals auch nur eine Kleinigkeit,
Gibt's eine Chronik von der widerwärt'gen Zeit,

Knorr.

O nimm mich ſiegreich auf im zärtlichen Gemüthe;
Ich gebe jährlich dir ein Kleid, zwey neue Hüte,
Den Regenſchirm trag' ich, den Pompadour dazu,
Und in die Taſche ſteck ich mir die Lederſchuh',
Spatzieren wir im Staub! Ich geh' mit dir in's Bad,

Ich kaufe das Journal der Moden; in der Stadt
Will einen Sperrſitz ich bey'm Puppenſpiel dir miethen,
Auch leſen Bücher wir von (ſcheu) Geiſtern und Banditen;
Ich gebe Thés dansants, Bekannten auch und Tanten,
Für jeden ſolchen Thee borg ich dir dann Brillanten,
Nur requirire mich, komm mit mir zum Altar! —

Blanka.

Sie ſtellen ſcharf genug ein Modebündniß dar:
Man bietet karge Luſt den Sinnen, nichts dem Geiſt,
Das iſt es ja, was ſtets der Ehe Band zerreißt;
Lockt Aeuß'res nur und taugt der Mund zu nichts als Küſſen,
Wird Liebe ſchnell genug im Courſe fallen müſſen;
Bey Ihnen hätt' ich nun das Aeuß're nicht einmal!

Knorr. (erhebt ſich)

Ey, ſieh mich doch nur an!

Blanka. (ſteht auf)

Der Korb iſt Ihre Wahl!

Knorr.

Laß in den Flammen mich Bleſſirten nicht verſchmachten,
Um Gegenliebe will mein Herz ich dir verpachten!

Blanka.

Ich will's nicht; es bedarf zuviel Reparatur.

Franz.

(von der Mauer, halblaut)

Na, warte, alter Geck, du biſt in meiner Kur.

Knorr.

Kartätſchen ſind dein Blick, laß von dem Roſenmund —

(er will ſie umfaſſen)

Blanka.

Herr Hauptmann, hübſch modeſt!

Knorr. (ärgerlich)

Kind, mach mir's nicht zu bunt!

Ich bin dein Vormund, ich, ich kann dir was befehlen,
Und ſomit ſollſt und mußt du dich mit mir vermählen!

Franz.

(von außen, mit hohler Stimme)

Wie, unverſchämter Graukopf, biſt du toll?
Millionenfaches Weh' trift ſolchen Frevel!
Dein Urtheil heißt im Höllenprotokoll,
„Auf Meineid und Betrug folgt Brand und Schwefel!"

(Knorr ſteht bebend)

Blanka. (halblaut)

Das war der Kammerherr! (zu Knorr, unbefangen) Iſt Ihnen was paſſirt?

Knorr.

Haſt du denn nichts gehört? Ich bin ganz conſternirt!

Blanka.

Sie wurden ärgerlich!

Knorr.

Sonſt haſt du nichts vernommen?
Die ſel'ge Frau, (vor ſich ſelbſt erſchreckend) Halt's Maul, ſie könnte wiederkommen!

Blanka.

Ich ſagte nicht ein Wort, und hörte Sie nur
ſchrei'n.

Knorr.

Geh, hol' mir den Flacon, — doch laß mich
nicht allein.

Blanka.

Wie mach' ich das?

Knorr.

Ich muß nur ſelber danach
geh'n.

(er hinkt fort in's Haus)

Blanka.

Das iſt ein toller Scherz, wie konnt' er nur
geſcheh'n?

Zwölfte Scene.

Franz.

(kömmt über die Mauer)

Der Alt' iſt weg, ſie iſt allein, und ich bin da!

(raſch vortretend)

Blanka.

Mein Gott, was wagen Sie? Der Vormund iſt uns nah'!

Franz.

Ich komme ſchon noch fort, ich hör' ihn an der Krücke;
Doch jetzt verſäum' ich nicht den Augenblick zum Glücke.
Wie ſteh'n, mein Fräulein, wir? Gewinn' ich Herz und Hand?

Blanka (ausweichend)

Wie haben Sie an Knorr die Geiſterfurcht erkannt?

Franz.

Davon ein andermal! Jetzt hab' ich nicht zu zaudern,
Und nach der Hochzeit gibt's noch Zeit genug zum plaudern.

Blanka.

Der Vormund kommt!

Franz.

Ich hör's! Doch Fräulein, nur ein Wort,
Ein Ja!

Blanka.

Mein Gott, die Angſt —

Franz.

Ein Ja!

Blanka.

Nun ja, doch fort!

Franz.

Victoria! Dies Ja ſprengt aller Wonnen Zügel!
Friſch einen Kuß darauf! (ſie raſch küſſend) Nun hab' ich plötzlich Flügel.
(eilt über die Mauer)

Blanka. (allein)

Dies Ja gibt mir den Mann, das heißt: Angſt und Beſchwerden,
Doch werd' ich nun auch, brrr! — kein altes Fräulein werden!

Franz (auf der Mauer)

Mein Fräulein, he!

Blanka.

Zurück! Der Vormund kommt ja ſchon!

Franz.

Verweilen Sie ihn hier! Ich bitt' um Protektion!
Heut', merk' ich, hab' ich Glück, ich laß' es nicht entſchwinden,
Ein Schreibzeug und Papier muß' auf dem Tiſch ich finden.

Blanka.

Was haben Sie denn vor?

Franz.

Den Alten faß ich tüchtig.
Was meinen Sie dazu? Ich bin ſchon eiferſüchtig!

Blanka.

Die Eigenſchaft bezahl' ich ſo, daß ſie nicht muckt!
Da iſt der Vormund ſchon!

Franz.

Nu, nu, ich bin geduckt.

Dreyzehnte Scene.

Knorr.

(aus dem Hauſe)

Wie hab' ich mich gequält! O die verdammten Treppen!
Hol' mir den Seſſel nach; ich konnt' ihn nicht erſchleppen.

(auf die Bank weiſend)

Dort ſetz' ich mich nicht mehr!

Blanka.

(ſieht ſich zögernd nach der Mauer um)

Den Seſſel bring ich gleich.
Ja, ja, Sie haben Recht, im Seſſel ſitzt ſich's weich.
Wenn's Ihnen auch beliebt, ein Pfeifchen hier zu rauchen,
So bring ich alles mit. —

Knorr.

Nein, nein, ich kann nichts brauchen.

Blanka.

Ich bin gleich wieder hier.

(ab nach dem Hauſe)

Knorr (allein)

He, Knorr, jetzt ſpitz' das Ohr,
Denn ein gefällig Weib hat Schelmereien vor.
(bleibt furchtſam im Vorgrunde)
Doch aus dem Labyrinth zeigt ſich mir keine Spur,
O weh! Mein todtes Weib, und der verdammte Schwur!
Aus Freude that ich ihn, daß ſie ſich endlich trollte,
Ach, wenn ſie doch als Geiſt noch einmal ſterben wollte!
(er zieht die Brieftaſche)
Wär' nur das Geld noch da!
(er ſucht)
Wie? Was? Wo iſt das Blatt?
Ob das der Teufel auch ſchon in den Klauen hat?
(Blanka bringt mit dem Seſſel Schreibzeug und Papier nach dem Tiſch)

Knorr.

(auf ſie einſtürzend)
Mein Täubchen, ſage mir, haſt du nicht was gefunden?

Blanka.

(auf die Stirn zeigend)

Herr Vormund, rappelt's hier?

Knorr.

Mein Blatt iſt wie verſchwunden;

Das zeigt mir wieder an, daß hier der Satan hauſt!

(Knorr ſucht, Franz iſt über die Mauer geſtiegen, gekleidet wie Knorr)

Franz.

(im Vorbeigehen zu Blanka)

Sie ſeh'n und hören nichts!

(ſtellt ſich mit der aufgeſchlagenen Rechnung hinter Knorr)

Knorr (ſuchend)

Wer hat mein Blatt gemauſt?

Blanka.

Das iſt der Kammerherr. — Ich bin doch ſelbſt erſchrocken.

Knorr (ſuchend)

O weh, mein Blatt! Was will der Satan ein mir brocken?

(er wendet ſich und ſieht ſein Ebenbild vor ſich mit der aufgeſchlagenen Rechnung)

Mordelement! (er bebt)

Franz. (mit hohler Stimme)

Hier ſteh'! Zu Ende geht dein Fluchen!

Dein Bubenſtück iſt klar, Du brauchſt nicht mehr zu ſuchen.

Blanka.

(auf Knorr zugehend, unbefangen)

Herr Vormund —

Knorr.

(zitternd und ſcheu)

Siehſt Du nichts?

Blanka.

Ich ſeh' Sie zitternd ſteh'n.

Knorr.

Ich bin des Todes, Kind, ich kann mich doppelt ſeh'n.

Franz.

(mit hohler Stimme, wie alles folgende, bis zur Verwandlung)

Des Todes Zeichen iſt's! Ich muß für deine Thaten

Pränumerando ſchon im Höllenpfuhle braten,
Einſtweilen bin ich dort in Flammen aufgehängt,
Bis das Original, Du, mich hinweg gedrängt.
(Knorr bebt und kann keinen Laut von ſich geben)

Blanka (verſtört)

Herr Vormund, ſind Sie krank?

Knorr.

Sieh' dort im Dämmerlicht —

Blanka.

Ich ſehe nichts.

Knorr.

So ſiehſt Du nichts?

Franz.

Sie ſieht mich nicht!

Knorr.

Hörſt Du, es ſpricht?

Blanka.

Was ſpricht?

Franz.

Sie weiß nicht, was hier ſpricht!
Ein Mittel rettet dich.

Knorr.

O ſagen Sie geſchwinde,
Was mir der Tod befiehlt!

Blanka.

Sie ſprechen mit dem Winde,

Knorr.

Halt's Maul! —

Blanka.

Ich bitte Sie, —

Knorr.

Der Tod kapitulirt!

Franz.

Um Meineid hat dein Weib zur Hölle dich zitirt;
Vermähle drum, — ſie will's! — recht ſchleunig deine Mündel,
Geraubtes Gut gib hin, und was du acquirirt,
Sonſt biſt Du vogelfrei dem hölliſchen Geſindel!

Knorr.

O weh'!

Franz.

Erfülleſt Du?

Knorr.

O weh', o weh'!

Franz.

So ſtirb!

Knorr.

(ſinkt auf die Kniee)

Pardon!

Es ward ein Kammerherr heut' um die Mündel ſchon;

Ich geb' ſie ihm!

Franz.

Ein Brief von ihm kommt dort geflogen.

Knorr.

Ein Brief?

(erhebt ſich und will fort)

Franz.

Zurück! Dir iſt dein Kreis gezogen!

Das Fräulein ſchick'!

Knorr.

O Kind, ein Brief liegt an der Mauer, —

Blanka.

Ein Brief?

(ſie geht hin und nimmt während der Zeit den Brief aus dem Körbchen)

Knorr.

Ja, ja!

Blanka.

(zurückkommend)

Fürwahr, jetzt faſſen doch mich Schauer,

Da iſt ein Brief.

Knorr.

Gib her! Die Aufſchrift iſt an mich.

Franz.

So lies!

Knorr.

(hat den Brief geöffnet und ſieht hinein)

O weh'! (leſend) „Mein Herr! Sie ſtellen morgen ſich

Mir zum Duell; doch wird das Fräulein Blanka mein,

Mag die Beleidigung von heut' vergeſſen ſeyn; — "
(ſich unterbrechend zu Blanka)
Du nimmſt den Kammerherrn, er hat um dich geworben; — "

Blanka.

Herr Vormund, ey —

Knorr.

Halt's Maul! Der Menſch iſt bald geſtorben.
(weiter leſend)
„Auch brauchen Sie nicht ſtreng' die Rechnung mir zu legen, — "

Franz.

So biſt Du davon frey!

Knorr. (erfreut)

Sie haben nichts dagegen?

Franz.

Hier ſpricht der Bräutigam! Doch eh' ich nun entweiche,
Befehl' ich ſchleunig Dir, Du freygelaß'ne Leiche!

Den Brief der Mündigkeit dem Fräulein abzufaſſen!

Knorr.

O weh, was muß ich thun! Ich bin von Gott verlaſſen.

Franz.

Dann ſchreib' dem Kammerherrn die Aenderung des Falles,
Das Nöthige ſteht dort.

Knorr. (ſich ſetzend)

Der Satan hat gleich Alles!

(Er ſitzt mit dem Rücken gegen Franz und ſchreibt)

Franz.

(wirft die verſtellenden Kleider ab und ſpricht zum Fräulein)

Bald ſtell' ich mich hieher; des Vormunds Schreck wird groß!

Blanka.

Ein Plagegeiſt kommt an, werd' ich den andern los!

Franz.

Kein Vormund iſt der Mann!

Blanka.

Doch immer auch ein Mann,
Das heißt mit anderm Wort; ein anderer Tyrann!

Franz.

Wie mit Voreiligkeit die Frauen doch verdammen;
Man warte das erſt ab, verſuchen wir's zuſammen.

Blanka.

(ihm die Hand gebend)

Mit Gott! Doch nicht Verſuch, es gilt des Lebens Wohl!

Knorr.

(noch während des Schreibens)

Was rauſcht?

Franz.

Der Alte merkt; ich ſpreche wieder hohl!

Knorr.

(noch während des Schreibens)

Ich hätte wieder Muth, wär' ich dahinten fort,
Dem Teufel hält kein Menſch ein ſchmählig Ehrenwort!

Franz. (mit heller Stimme)

Knorr!

Knorr. (erbebt)

Gleich.

Franz.

Gib eilend mir nun alles zu beſtellen!

(Knorr gibt, rückwärts, zagend das Geſchriebene, Franz umfängt Blanka, Knorr dreht ſich furchtſam um)

Knorr.

Fort! Satan!

Franz.

(im leichten Ton, mit einer Verbeugung)

Mir fiel's ein, Sie heute noch zu prellen.

Knorr.

Wie? Ich? Geprellt?

Franz.

(zeigt auf die ausgezogenen Kleider)

Dort liegt Ihr ganzes Ebenbild.

Knorr.

O ich Kanonenpfropf!

(er fällt in den Seſſel)

Blanka.

(knieend vor ihn hintretend)

Vernehmen Sie noch mild:
Was ich als Ihre Frau doch nie geworden wäre,
Die ſel'ge Frau war ich!

Knorr.

Ich bin ein Schaz, auf
Ehre!
Ich mach' euch den Prozeß, —

Franz.

(die Rechnung entfaltend)

Ich habe hier ein Blatt —

(Kurze Pauſe. Knorr ſtiert die Beyden und die Rechnung an)

Knorr.

(tritt haſtig hinzu, legt die Hände in einander)

In's Teufels Namen denn, das Aergern hab'
ich ſatt!

(zu Blanka)

Du ſahſt und hörteſt nichts? —

Blanka.

Das war ein bißchen
Lüge!

Knorr.

Und heut das: Weh'?

Franz.

Sprach ich.

Knorr.

Halt's Maul! Ich weiß zur Gnüge;

Vernagelt ſteh' ich hier!

Blanka. (zu Franz)

Spielt' ich nicht gut die Rolle?

Franz.

O ja, mir wird faſt angſt, —

Knorr.

O über alles Tolle!

Doch mit der Rechnung bleibts?

Franz.

Wie das Geſpenſt beſchieden!

Knorr. (furchtſam)

Und meine ſel'ge Frau?

Blanka.

Die ſchläft, wie ſonſt, im Frieden!

Franz. (Blanka umfangend)
Sie knüpfte noch im Tod' ein glücklich Eheband.

Knorr.
Im Leben nicht! Sie kriegt im Grabe noch Verſtand!

Blanka.
Die Liebe hat uns nun die Frühlingswelt erweckt!
(Blanka und Franz halten ſich umfangen)

Knorr.
Ich habe bey dem Spaß mich nicht mit Ruhm bedeckt.

Franz.
Der Menſch betrügt ſich leicht durch alles Wunderbare,
Er ſchreitet abwärts, gibt Vernunft ihm leichte Bahn.
(zu Knorr)
Sie ſind durch ſich geprellt für tollen Geiſterwahn,
Und ſehen nebenher die Regel neu in's Klare:
Erſtürmt wird Amors Gunſt im leichten Jugendſchwung,
Das Alter haſcht nichts mehr, als die Erinnerung!

(Der Vorhang fällt)

Lieb' und Friede.

Schauſpiel

in

einem Akt.

(Zum erſtenmale auf der Bühne Berlins dargeſtellt
im November 1813.)

Personen.

Alphons, König von Spanien.
Carlos, ſein Sohn, Feldherr der Spanier.
Loranda, Alphonſo's Tochter.
Omar, Fürſt und Feldherr der Mauren.
Goswa, ſeine Schweſter unter dem Namen „Oswan“ und als Sänger der Mauren.

(Garten vor einem kleinen Pallaſte, man ſieht im Hintergrunde auf einer anſehbaren Höhe ein paar Kriegeszelte, nah' an den Pforten des Pallaſtes eine Bank.)

Erſte Scene.

Carlos. Spaniſche Krieger.

Chor der Krieger.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Der Morgen des Ruhms iſt erwacht,
Wir kommen wie felſige Wogen,
Wie glühende Stürme gezogen:
Zur Schlacht! zur Schlacht!
Die heilige Wuth iſt erwacht.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Zerſtäubet, mit rieſiger Macht,
Die Frevler am himmliſchen Worte
Hinunter zur hölliſchen Pforte!
Zur Schlacht! zur Schlacht!
Uns rettet die göttliche Macht!

Carlos.

Ja, Freunde, ſeyd flammend gerüſtet,
Fürs Vaterland Sieg oder Tod!
Schnell ende die Ruhe der Waffen,
Die kraftlos der König gebot.

Der Schweſter des Heiden, an Goswa,
Bin ſchon ich durch Briefe vermählt,
Doch ich will den Himmel verbreiten
Und hab' euch zu Helden erwählt.

Hinaus denn zum Kampfe! (Alle wollen fort)
Doch lauſchet!
Der Sänger der Mauren ſchleicht her,
Der Schand' iſt er heimlicher Bote,
Denn friedliche Kunde bringt er.
(Er tritt mit den Kriegern zurück)

Goswa.

(kömmt unbefangen und ſingt zur Theorbe)

Eine ſchnell
Liebe mit dem Seelenfrieden,
Lieb' und Friede ſind hienieden
Freudenquell!
Sonnen wandeln auf und ab,
Heute Leben, morgen Grab!

Carlos. (vortretend)
Was willſt Du hier, Sänger der Mauren,
Was will unter Feinden der Feind?

Goswa.
Sänger zieh'n durch alle Länder,
Sänger geht der Krieg nichts an,
Gern hört mich Prinzeß Loranda,
Ich bin, wo man gern mich hört.

Carlos.
Ich meine, du brächteſt die Briefe
Vom Feldherrn der Mauren zu uns.

Goswa.
Friedensboten ſind die Sänger,
Gält' es Friede, brächt' ich ſie,
Friede macht ja frohe Menſchen,
Frohe Menſchen hab' ich gern.

Carlos.
Wir Spanier wollen nicht Frieden,
Wir wollen vernichten die Brut!

Goswa.
Herr, du biſt doch gar zu böſe,
Sieh', dort kömmt der alte Mann,

Der ſpricht ſanfter ſchon und beſſer,
Sey ſo gut und nimm's dir an.
(ſchnell ab; Alphonſo nähert ſich mit Gefolge)

Zweyte Scene.

Alphons.

Gelobt ſey Gott! Willkommen meinem Heer!
(zu Carlos)
Was deutet rings das Kriegsgewühl im Lager?

Carlos.

Wir zeigen, die Schmach zu vertilgen,
Dem Feinde die ſtählerne Bruſt.

Alphons.

Mir fällt nicht ein, daß ich zum Kampf gerufen?

Carlos.

Ich that es, weil Ihr es vergaßt.

Alphons.

Dich treibt der Zorn, weil Omar dich beſiegte,
Sich ſelbſt bekämpfen lehrt die Klugheit uns.

Carlos.

Die Ehre iſt all' meine Klugheit.

Alphons.

Gebieter müſſen ihr Gemüth beherrſchen,
Ob ſie dem Haſſe, ob der Liebe fröhnen,
Das Reich wird Opfer ihrer Leidenſchaft.

Carlos.

Doch wenn nun die Stimme der Völker
Uns ſelber zum Kampfe ermahnt?

Alphons.

Das Volk gehorcht; vermöcht' es zu gebieten,
Bedürft' es Herrſcher nicht! Doch wenn es keck
Im Haß ſich wider die Vernunft empört,
Ergänzt der Fürſt, zeigt er mit muth'ger Strenge:
Unmündig iſt, wer den Begierden fröhnt.

Carlos.

Auch *mir* ſoll das Sprüchlein wohl gelten?

Alphons.

Wenn es dich traf, ſo galt's auch dir, mein Sohn!

Carlos.

Beſänftigt die heldſamen Krieger
Und ſagt: daß der Friede nicht naht.

Alphons.

Wie kann ich das? Ich bin allwiſſend nicht,

Auch iſt es göttlich, ſtets den Frieden wollen,
Soll's nicht der Fürſt, der Gottheit ſchwaches Bild?

Carlos.

Ertödtet die Kälte des Alters,
Sonſt, Vater, verkennt euch das Heer,
Es möchte den König vermiſſen,
Und pflanzen den Aufruhr ins Herz.

Alphons.

Von meinem Volk erzielt' ich *Liebe* nur.
Lebt' ich zu lang, hat's keine Liebe mehr
Für mich, ſo nehm' es ſeine ſchwere Krone,
Was ſoll die Laſt, entſchwindet mir der Lohn.
(zu den Kriegern)
Fort eure Waffen, haltet ruhig euch!

Carlos.

Mein Vater, was habt ihr geboten?

Alphons.

Dein König ſprach, du haſt nur zu verſtummen!
(zu den Kriegern)
Verkündet meinem Heer: ich gäb' ihm heut' ein Feſt!

(Die Krieger ziehen fort, Alphons entwinkt auch ſein Gefolge)

Ob gern ich wohl dein Haupt mit Lorbeer ſchmückte,
Und ſtürzen möchte unſers Glaubens Feind,
Ich muß mich überwinden, Omar zeigte
Zu viel Erfahrung in dem Kampf, als daß
Auf Mögliches ich Alles ſetzen könnte,
Und den Verſtand auf ungewiſſen Ruhm.

Carlos.

So ſeyd ihr dem Feinde im Netze,
So kommt ihr entgegen der Liſt!

Alphons

Ich herrſche dreißig Jahr und Omar nennt man edel,
So hat ihn ſelbſt der neue Sieg gezeigt.
Ins Lager geh' und hilf ein Feſt mir ordnen,
Daß wechſelnd ſich des Volkes Sinn bewegt.

Carlos.

Mich bringet nicht Jubel zum Schwanken,
Nicht Omars verherrlichte Macht,
Der Haß nur durchwühlt die Gedanken,
Mein einziges Feſt iſt die Schlacht!

(raſch ab.)

Dritte Scene.

Alphons (allein.)

Es ſproſſen Dornen viel auf Königsbahnen,
Nicht leuchten, nur verblenden kann der Glanz.
Wär' ich der ärmſte meiner Unterthanen,
Gern gäb' ich Kronen um den Blumenkranz!
Vom ſchön'ren Leben iſt der Fürſt verbannt,
In Hütten ſpricht das Herz, am Throne der
Verſtand.

Goswa.

(ſingt im Hintergrunde)

Biſt du auf Erden erhaben geſtellt,
Blicke hinan zu der himmliſchen Welt,
Dort glänzt dein Stern!
Menſchen beglücken iſt königlich Loos,
Fürſten, ihr werdet durch Opfer nur groß,
Opfert euch gern!

Alphons.

Nun hör' ich doch, du haſt mich nicht vergeſſen,
Du kleiner Sänger, warum nah'ſt du nicht?

Goswa.

Wenn du's mir erlaubſt, ſo bring' ich
Dir von Omar dieſe Blätter,

Mit dem reichſten Gruß der Sonne,
Mit dem Wunſch des innern Glücks.

(Goswa gibt ihm eine Rolle)

Alphons.

Ich hoffe doch, du wirſt der Antwort harren?

Goswa.

Du befiehlſt! Bis die Prinzeſſin
Sich erhebt aus nächt'ger Ruh',
Spiel' ich rings mit deinen Blumen,
Sing' ein Liedchen mir dazu.
Iſt die Antwort dann bereitet,
Geh' ich gleich, gebieteſt du.

(will gehen)

Alphons.

Was eileſt du, weißt du mir nichts zu ſagen?

Goswa.

Ich bin jung, kann viel nicht wiſſen;
Frag' mich, was du wiſſen willſt.

Alphons.

Ob Omar wohl den Frieden ernſtlich wünſcht?

Goswa.

Omar, Herr, will ſtets das Gute,
Meinen Fürſten kennt ihr nicht;

Unglück hat ihn aufgezogen,
Unglück macht uns groß und gut.

Alphons.

Kannſt du von ſeinem Leben mir erzählen?

Goswa.

Aldamar, ſein jüngſter Bruder,
Ward vom Volk ihm vorgezogen,
Weil er wild und kriegsverwegen;
Und den beſſern Bruder fürchtend,
Sah nun in dem Kerker Omar
Fünf der Jahre düſter ziehn.

Doch ein früher Tod griff ſtrafend
Nach dem ſündbeſchwerten Bruder;
In der Todesqual — die Krone
Für den jungen Sohn zu retten! —
Ward für Omar Mord geboten,
Traurig ſchlich ein Mörder hin.

Omar ſaß in öder Ruhe
Bey dem Schachſpiel mit dem Wärter,
Hörte ſeines Todes Botſchaft,
Sprach: Ich bin dir gleich zu Dienſten,

Laß mich nur dies Spiel beſchließen!
Weinend ſtand der Mörder da.

Eben war das Spiel beendet,
Omar ſchon im Genuß des Himmels,
Sieh', da ſprangen alle Riegel,
Der Tyrann ſtand ſeinem Gotte,
Und das Volk rief hocherjauchzend
Omar nun zum Herrſcher aus.

Und er ward's mit ſchwerem Herzen,
Gern verzieh er allen Feinden,
Und er ſpricht, wird er gewarnt:
„Freundlich wahr' ich mir die Seele,
„Müßt' ich einſt, von Glanz und Thronen,
„Wieder in den Kerker ziehn!“

Alphons.

Die Seelengröße rührt mich zur Bewund'rung,
Dein Omar hätte Chriſt zu ſeyn verdient.

Goswa.

Schweig! Ich finde bös die Chriſten!
Weil du gut und freundlich biſt, —
Nimm's nicht übel, alter König! —
Mein' ich ſtets: Du ſeyſt kein Chriſt.

Alphons.

Der Menſch iſt ſchwach und göttlich unſre Lehre,
Und auf der Erde herrſcht nur Menſchlichkeit.

Goswa.

Ernſt wirſt du? Sagt' ich Verweg'nes,
So vergib's der Fröhlichkeit.
Sieh', wir freun uns *eines* Himmels,
Nur die Erde iſt entzweyt;
Doch ich eile zu den Blumen,
Sonſt verlierſt du deine Zeit.

(ſchnell ab.)

Vierte Scene.

Alphons. Dann **Loranda** mit Frauen.

Wohl freut die Menſchheit *eines* Himmels ſich,
Die Guten all faßt einſt der *eine* Himmel,
Mit ſolchem Sinn will ich dies Blatt durchſchauen.

(Omars Blätter leſend)

„**Omar** bringt grüßend den Frieden dir dar,
„Er iſt im Glücke und *du* biſt der Stärk're,

„So iſt die Milde nicht Schande für uns.
„Gib meine Goswa dem Sohne zur Gattin,
„Schenk auch, Alphons, mir zur Gattin die Tochter,
„Dann werd' ich, Omar, dir freudig Vaſall,
„Wahre dir Ehrfurcht, wie's Kindern geziemet!
„Sende doch endlich mir gütigen Blick,
„Gib uns den Frieden und gib mir mein Glück!“
Wohl möcht' ich's, doch ich muß den Wunſch verzögern,
Sonſt träf' ich allzuhart den Haß im Volk,
Tyrannen ſind Gewohnheit und der Glaube,
Drum will ich erſt des Volkes Sinn bewegen,
Entſchiedenheit ſey dann der Thaten Segen!

(Loranda kommt mit einem kleinen Frauengefolge, welches ſich zurückzieht, da es den König ſieht.)

Ah, meine Tochter grüßt heut' ſpät den Vater!

Loranda.

Den ſchönſten Morgen wünſch' ich herzlich euch:

In heißen Träumen iſt die Nacht entwichen,
Der Morgen nur gab düſt'ren Schlummer mir,
Verzeiht!

Alphons.

Du biſt bewegt noch vom Entſetzen
Des blut'gen Kampfs und deinem Abentheuer,
Erzählen wollteſt du's, ich weiß nur wenig
Von Andern erſt.

Loranda. (zögernd)

Wenn ihr befehlet, mein Vater. —

Alphons.

Wird dir's ſo ſchwer?

Loranda. (haſtig)

Ach nein, die Bruſt iſt ſchwül
Von banger Nacht.

Alphons.

So ſprich nur langſam, Kind.

Loranda.

Das Bild der Schlacht noch in der Seele, ſchlich
Vor wenig Tagen ich am Stromgeſtade,
Mich auszugleichen mit der ird'ſchen Welt.

Da ſah aus blutgefärbtem Strome ich
Zwey Lilien ſtehn, in prunkend weißer
Schöne, —
Ein Bild der Unſchuld in der Gräuelthat! —
Sie zu erlangen, mahnte mich mein Herz;
Mich niederbeugend, trat ich an das Ufer,
Doch war des Bodens Tiefe losgeſpült,
Die Erde riß, und von dem Strom umfangen,
Hört' ich vom Leben nur noch einen Laut.
Ich fand mich wieder, — wenn ich's ſagen
darf!
Mein erſter Rückblick nach der Erde wandte
Zu einem Jüngling ſich, der ehrfurchtsvoll,
Doch ſelber Ehrfurcht fordernd, nah' mir weilte.
In ſeiner Hand hielt er die beiden Lilien,
Der Erde hätt' ich mich entrückt gewähnt,
Wenn von der ſchönen Stirn nicht blut'ge
Tropfen
Es mir geſagt: daß er mein Retter war.
Er bot mir lautlos eine von den Blumen
Mit einem Blicke, der unſterblich iſt! —
Die andre hielt er zögernd noch zurück,
Sie war von Blut, von ſeinem Blut geröthet,

Weil er, vom Felſen mir zu Hülfe ſpringend,
Sich ſchwach verletzt'. Ach, tauſchen mußt' ich da,
Auf ſeinen Knien nahm er nur die Lilie,
Noch rann das Blut, die Stirn wollt' ich umwinden,
Ich hatte nichts und nahm — mein Diadem.
Erſt beugt' er tiefer ſich, dann ſtand er plötzlich
Erhaben ſchön vor mir und führte ſanft
Mich an des Lagers Grenze — weiter nicht! —
Da ſagt' er mir —

Alphons.

Was zögerſt du, Loranda?

Loranda.

Wißt ihr's denn nicht?

Alphons.

Du haſt's vergeſſen?

Loranda.

Nein!
Als ſpräch' es rings ein ew'ges Echo nach,
So weiß ich jeden Laut, den er mir ſprach:
„Schöne Chriſtin, denke mein!
„Ew'ge Blüthe meines Herzens!

„Sollt' ich nie dich mehr erſchauen,
„Geht der Stern des Lebens nieder,
„Der ſo ſpät mir aufgegangen,
„Schöne Chriſtin, denke mein!"
Ich ging, doch konnt' ich mir nicht widerſtehen,
Zurück auf ihn war ſchnell ein Blick geflohn,
Und kniend konnt' ich ihn noch grüßen ſehen,
Und dann nicht mehr — es ſind fünf Tage ſchon!

Alphons.

Und nichts weißt du von ihm?

Loranda.

Ich mußt' erkennen,
Daß er ein Maure iſt, ſonſt weiß ich nichts!

Alphons.

Du ſcheinſt mir unruhvoll?

Loranda.

Ich will's geſtehen,
Ich hab' ihm, ach! mit keinem Laut gedankt!

Alphons.

Ich dank' ihm ſelbſt, kann ich nur auf ihn finden.

Loranda.

O Vater, ja, o ſucht ihn zu ergründen.

Alphons.

Vielleicht erfahren wir von Oswan mehr,
Dem kleinen Sänger.

Loranda.

Ja, er mag ihn kennen,
Er kömmt ſeitdem mit jedem Morgenlicht.

(ferne Jagdmuſik)

Was iſt das?

Alphons.

Feſte geb' ich heut' dem Heer,
Dein Bruder ſcheint ein Jagen anzuordnen;
Nur Wildheit lockt er an, ich will doch hin;
Hab' ich der übermuth'gen Schar befohlen,
Will ich in deiner Nähe mich erholen.

(reicht ihr die Hand und geht dann ab. Loranda bleibt ſinnend ſtehen, während deſſen erklingt der Jagdgeſang.)

Erſchmettre Hörnerſchall
Im reichen Wiederhall!
In Schluchten, wo das Raubthier hauſt,
Erprüfe die jugendnerv'ge Fauſt;
Lockt uns nicht Blut und Schlacht,
So lockt uns Blut und Jagd!

(die Muſik verhallt)

Fünfte Scene.

Loranda. Goswa. Dann **Omar.**

(Goswa zeigt ſich im Hintergrunde)

Loranda.

Die Luft iſt mild, der Ort ſo reitzend ſtill,
Ach nein! Er engt und hält die Bruſt verſchloſſen,
Der Tag hat all' die Gluth auf mich ergoſſen;
Es drängt mich fort — ich weiß nicht, was ich will!
Ich fühl' allmächtig Leid im Herzen ſchlagen
Und leiſe Wonnen durch die Seele zagen!

(Sie ſezt ſich auf die Raſenbank und blickt wenig auf)

Goswa. (ſingt)

Auf ird'ſcher Welt
Wird ſelten Glück gefunden,
Das Daſeyn hält
Uns düſter nur umwunden;
Doch wer ein Herz gefunden
Begrüßt die Sonnenwelt.

Omar. (ſingt fern)

„Hätt' ich ein Herz gefunden,
„Grüßt' ich die Sonnenwelt!

Loranda. (ſich raſch erhebend)

O ſage mir, Oswan, wer hat dort geſungen?

Goswa.

Ich bin ſelber überraſcht.

Loranda. (beſonnen)

Nun, was bekümmert's uns! (haſtig) Sing raſch nur weiter!

Goswa. (ſchlau)

Nein, das will ich doch nicht wagen,
Wenn er gar nun wieder ſingt!

Loranda.

Nun, laß ihn!

Goswa.

Ey, ihr kennt wohl gar den Sänger?

Loranda.

Nein! nein! Doch zögre nicht mit deinem Liede.

Goswa. (ſingt)

Das Paradies
Hat Liebe nur gefunden!
Sie dränget ſüß
Das Leben uns in Stunden;
Nur wer ein Herz gefunden,
Zieht ein ins Paradies!

Omar. (ſingt fern)

„Hätt' ich ein Herz gefunden,
„Wär' ich im Paradies!

Loranda. (halblaut)

Er iſt's! Wie ſoll ich mein Gefühl verhehlen,
Zu meinen Wangen woget all mein Blut.
(laut)
O ſprich, Oswan, du kannſt ſo gut erzählen, —
Mich überwältigt leicht der Lüſte Gluth. —

Goswa.

(mit Heimlichkeit und Accorden-Begleitung erzählend)

Schöne Jungfrau ſtand
An des Stromes Rand,
Bog nach Lilien ſich hinab;
Ach! das Ufer ſank, die Blume
Riß ſie in das Wellengrab,
Doch ein Jüngling, reich an Ruhme,
Ward des Lebens Rettungsſtab.

Loranda.

(ſchweigt betroffen, ſpricht dann raſch)

Erzählſt du nicht, was weiter noch geſchah?

Goswa.

Und die Jungfrau band,
Den ſie blutend fand,

Mild ihr Diadem ums Haupt.
Doch er trägt nun tief're Wunde,
Als die ſchöne Jungfrau glaubt;
Denn ihm iſt von dieſer Stunde
Ewiglich ſein Herz geraubt.

(kurze Pauſe)

Loranda. (betroffen)

Ich muß ihn bedauern, doch wie iſt der Schluß?

Goswa.

Einſt am Grabesrand
Für der Liebe Pfand
Gab ihm Mutter einen Ring;
Und er mag ihn nicht mehr länger,
Seit nun Liebe ihn umfing.
Liebesboten ſind die Sänger,
Da, Loranda, iſt der Ring!

(Goswa legt einen Ring zu Lorandas Füßen und eilt raſch ab.)

Loranda.

(hebt beſtürzt den Ring auf)

Oswan, o Oswan! Er iſt ſchon entſchwunden.
Halt' ich den Ring auch und täuſcht mich kein
Traum?

Hab' ich den Weg zu den Himmeln gefunden,
Hebt ſich die Erde zum ſeligen Raum?
Sagen nicht kann ich, was hell mich durchſchwebt,
Könnt' ich jetzt ſterben, ſo hätt' ich gelebt!
(Ihr Gefolge naht, Lorauda geht mit ihm zurück)

Sechste Scene.

Goswa. (zurückkommend. Dann) **Carlos.**

Hier verweil' ich noch, denn Carlos
Naht mit Jagdgefolge ſich,
Ich kann nicht hindurch, der Wilde
Macht die Schönheit fürchterlich,
Müßt ich nicht an Andre denken,
Dächt' ich hier allein an mich!
(Goswa zieht ſich ein wenig zurück, Carlos kommt mit Jagdgefolge)

Jagdgeſang.

Die Beut' iſt unſer Ziel,
Der Krieger braucht gar viel.
Nur was er nicht erreichen kann,
Gehöret dem, der's hat, noch an;

Er kennt kein Eigenthum
Und Nehmen iſt ſein Ruhm!

Carlos.

(der erſt in ſich gekehrt ſtand)

Nein, Freunde, ich kann es nicht dulden,
Daß Omar des Sieges ſich rühmt;
Einſt erb' ich die ſpaniſche Krone,
Drum ziemt's, daß in mir auch erglänze
Der Gipfel der ſpaniſchen Ehre,
Ich fordre mir Omar zum Kampf!

(Goſwa gibt Zeichen des Schreckens)

Die Jagd mag den Anſchlag verdecken;
Wer wagt es, mir Herold zu ſeyn?

(Mehrere ſpaniſche Krieger treten vor, Goſwa läßt raſch Geſang ertönen.)

Goſwa. (ſingt)

Luſtig, ihr Jäger,
Jagdruf erſchallt,
Nicht gegen Brüder
Rüſtet Gewalt!

(ſpricht halblaut)

Allah, o, was mußt' ich hören,
Hilf mir jetzt, Beſonnenheit!

(ſingt)

Habt ihr das Raubthier
Kühnlich gefällt,
Preiſt man euch wahrhaft:
Herrſcher der Welt!

(ſpricht halblaut)

Ach, der Bruder iſt uns nahe,
Allah, gib zur Rettung Zeit!

(ſingt)

Nur zum Beglücken
Braucht den Verſtand,
Sonſt ſeyd dem Raubthier
Selbſt ihr verwandt!

Carlos.

Verſtumme mit deinem Geſange,
Gib Antwort auf das, was ich will.

Goswa.

Was ich kann, will gern ich ſagen,
Fragt ihr auch nicht höflich mich!

Carlos.

Wo treffen zunächſt wir die Mauren?

Goswa.

Wo ſich ſpan'ſche Schwerter zeigen,
Findet ihr die Mauren gleich.

Carlos.

Wie ſtark iſt das Heer deines Fürſten?

Goswa.

Jeden Angriff abzuſchlagen,
Etwas ſtärker noch, als noth.

Carlos.

Die Zahl, will ich, ſollſt du mir nennen.

Goswa.

Weiß ſie nicht, denn friſche Kämpfer
Nah'n, wenn *die* gefallen ſind,
Hättet letzt ſie zählen können,
Machte nicht die Flucht euch blind!

Carlos.

Was, Knabe, du wagſt noch zu ſpotten?
Entrinne, ſonſt lohnt dich mein Schwert!

Goswa.

Haltet ihr's für ritterrühmlich,
Einem ſchwachen Knaben droh'n,
So errangt gewiß im Leben
Ihr der Kränze viele ſchon.

Carlos.

Die ſchönſten will jetzt ich erringen.
Geh', fordre mir Omar zum Streit,

Und kann er die Feigheit bezwingen,
So ſey er zur Hölle bereit!

Goswa. (beklommen)

Laßt das übereilte Fluchen,
Vor dem Siege zähmt den Spott,
Omar wird's mit Gott verſuchen,
Und gerecht iſt unſer Gott.

Carlos.

Den meinen will rings ich verklären,
Ruf' Omar, mit ſtürmendem Schritt,
Soll euer Gott auch ſich bewähren,
So bringt nur den Mahomet mit!

Goswa.

Ja, er wird uns Rettung ſchaffen,
Wenn uns Uebermuth verdammt,
Denn in meines Fürſten Waffen
Hat Gott ſeinen Blitz entflammt,

(Carlos zog mit dem Jagdgefolge ab.)

Goswa.

Still mein Herz! (mit Andacht) Mich ſchwaches
Mädchen
Stärke mächtiger Prophet!
Den geliebten Carlos prüfen

Wollt' ich, doch die Seele fleht:
Hilf uns wider ihn jetzt ſchützen,
Der uns zu verderben geht!

(ängſtlich)

Könnt' ich nur Loranden finden,
Ach ſie wüßte wohl mir Rath,
Doch kein Augenblick darf ſchwinden,
Omar ſuch' ich auf dem Pfad',
Gott, laß Engel ihn umwinden,
Eh' ihm das Verderben naht!

(Raſch ab nach der Seite, wohin Carlos ging; Omar naht von der andern)

Siebente Scene.

Omar. Goswa.

Omar.

Hier hat ſie geſtanden, ſie hab' ich geſehen,
O Allah! Nun darf ich verſtohlen hier ſtehen,
Ein ſehnend Entzücken, ein jauchzender Schmerz
Durchwoget mit flammenden Sonnen mein Herz!

Mir ſchwinde der Lorbeer, des Ruhmes Gewimmel,
Umfängt mich die Liebe, die Quelle der Himmel!

Ich liebe und huld'ge der edleren Glut,
Der Ruhm macht erhaben, die Liebe macht gut!

Doch wen ich verehre, ich will es nicht ſagen,
Zu Andern ſoll ſelbſt es der Zephyr nicht tragen,
Doch blick' ich zur Erde, umglüht ſie mich hier,
Und ſchau ich zum Aether, ſo ſchwebt ſie zu mir.

Goswa. (eilend zurückkommend)
Bruder, dich hab' ich vernommen,
Zögre nicht in dieſem Garten,
Carlos fordert dich zum Kampfe,
Flieh', eh' er dich jetzt erreicht!

Omar. (ſtarr)
Ihr Bruder begehrt mich zum Kampfe,
Klang ſo nicht der donnernde Schall?

Goswa.
Geh', ich ſuche die Prinzeſſin,
Daß ſie ſchnell den Bruder lenket!
Nicht hab' ich vom König Antwort,
Doch Loranda nährt die Liebe
Und dein Ring iſt ihr gegeben,
Jetzt nur, Omar, weile nicht!

Omar.

Ich ſinke von ſeligen Höhen
Zum Abgrund mit gräßlichem Fall!

Goswa.

Stürmet jetzt nur nicht zuſammen,
Geh', die Schweſter bittet dich!

Omar.

Nicht mich gilt's, die Ehr' und den Glauben.
„Das Schwert iſt der Schlüſſel des Himmels!"
So ſagt der Alkoran dem Volke,
Drum darf ich den Kampf nicht verweigern
Und trennt' er auch ewig vom Glück!

Goswa.

Willſt Loranden du entſagen,
Und dem Frieden für dein Volk?

Omar.

Hier folgt' ich dem Herzen, dort mahnt mich die Pflicht,
Loranda, Geliebte! Du wirſt mich verkennen,
Das raubet für ewig dem Leben das Licht!

Mußt du auch den Mörder des Bruders mich
nennen,
O Seele der Seele, dann fluche mir nicht!
Nicht folg' ich dem Herzen, ich folge der Pflicht.
(geht verzweifelnd)

Goswa. (allein und rathlos)

Männer kennen nicht die Liebe,
Ruhm allein iſt ihr Tyrann,
Doch ich muß ihm nach, zum Schutze,
Allah! o! wie fang' ich's an?
Dank Dir, Herr, da kömmt **Loranda**,
Schnell noch ſag' ich, was ich kann!

Achte Scene.

Loranda. (eilend)

Sprich, Oswan, ſprich: Was ſoll mir dieſer Ring?

Goswa.

Fragt nicht danach! Euern Bruder
Feſſelt hier an dieſem Ort!
Ach! dem Retter, dem Geliebten
Sendet er des Kampfes Wort.
Wirkt zum Frieden hier, **Loranda**,
Dort zu retten, flieg ich fort! (ſchnell ab.)

Loranda. (allein)

Er im Gefahr? Mir enden die Gedanken.
Den Bruder bitten? Nein, ich reitzt' ihn nur,
Zum Vater denn! daß ſein gebietend Streben
Dem Racheluſt'gen Zähmung abgewinnt.
O Gott! vielleicht ſchon jetzt enteilt ein Leben,
Womit mein eignes Daſeyn erſt beginnt!

(Schnell ab nach dem Palaſte)

Goswa.

(auf der Höhe bey fernem Waffenlärm)

Laßt die Schwerter in der Scheide,
Spanier, bleibt rein vom Mord,
Achtet eure heil'gen Eide,
Ehret eures Königs Wort! (verſchwindet)

Neunte Scene.

Alphons. (mit Gefolge) **Omar.**

Alphons.

(hat einen Brief in der Hand)

Sprach Oswan nicht? Er ſoll ſich raſch entfernen
Mit dieſem Brief, der Zögerung erzielt.

Doch wen ſend' ich, mir Omar auszulernen,
Vertrauen wird bey Menſchen leicht verſpielt,
Woher ſie auch die Bahn zum Thron beginnen,
Nicht nutzen wollen ſie, nein, nur gewinnen!

Den, der noch nimmer bat, möcht' ich ernennen,
Ach, wüßt' ich Einen nur, ich wählt' ihn gleich!
Wer ſtets zu geben hat, kann ſchwer erkennen;
Im Unglück nur wird Menſchenkunde reich,
Und traut ein Fürſt dem Echoruf nach Gnade,
Sperrt er dem Beſſren alle Hoffnungspfade.

Omar.

(mit einem Schwerte in der Hand, ſtürzt haſtig herein)

Wer du auch biſt, nimm mein Leben in Schutz!
Rings bin von Spaniern hart ich umzogen,
Weil ich den Einen im Nothkampf erſchlug.

Alphons.

Wer hat's gewagt, die Waffenruh' zu ſtören?

Omar.

Dort am Garten, waffenledig,
Wallt' ich hin mit düſtrer Eile,

Ward von Jägern eng' umrungen,
Einer rief mich an zum Kampfe.
„Du,“ ſagt' ich, „bedenk die Ehre,
Sieh, ich bin ganz ohne Waffen!“
Und er hieß ein Schwert mir reichen,
Stürzte ſchnaubend auf mich ein.

Herr! ich mußte mich vertheid'gen.
Tief gebeugt von Seelenſchmerzen
Ward ich wenig meiner mächtig,
Bis der Feind im Blute ſtürzte,
Alle ſchäumend mich umringten,
Und von der Gefahr erkräftigt,
Wehrt' ich mich, bis mir's gelungen,
Her in deinen Schutz zu fliehn.

Alphons.

Bey'm ew'gen Gott, ihr ſeyd als Gaſtfreund hier
Geſchirmt, habt ihr nur Wahrheit mir erzählt.

Omar. (ſtolz)

Du haſt es zu glauben, weil ich es geſagt!

Alphons.

Die Offenheit ruht euch im Angeſichte,
Zu prüfen eil' ich! Waffenklang ertönt

Von ferne dumpf. (rufend) Auf, Wachen, ſchützt den Fremdling!
Beſetzt die Wege nach dem Schloſſe her.
Ihr andern folgt! (zu Omar) Genugthat geb' ich euch,
Wer ſie auch ſind, die euch ſo frech beleidet;
Die Waffenruhe ſchützt' euch ſchon, und ſelber
An Feinden übt der Spanier Ehr' und Pflicht,
Ich duld' im Heere Meuchelmörder nicht!
(raſch ab, ihm folgen Wachen)

Zehnte Scene.

Omar. (allein)

Ein herrlicher Alter! Ich dank', Allbarmherz'ger,
Daß du einen Edlen mir wieder gezeigt;
Erkeimt war im Herzen die Blüthe des Friedens,
Schon wollt' ich ſie pflegen, da iſt ſie erbleicht,
Mich rufet ihr Bruder zum Kampf, Allbarmherz'ger,
Wie grauſam haſt du mir den Himmel gezeigt!
(Er läßt das Schwert ſinken und lehnt ſich an die Säulen des Palaſts)

Loranda.

(kommt haſtig zurück)

Der Vater, hört' ich, ſey hieher geſchritten.

(Omar blickt auf, Loranda ſpricht haſtig)

So ſeyd ihr gerettet?

Omar.

Erlöſender Klang!

Begrüßt mich der Engel entzückter Geſang!

Loranda. (betroffen)

Den Vater ſucht' ich, — doch auch ihr erfreut!

Omar.

So war es Alphonſo, den hier ich geſprochen,

Der wider der Spanier Wuth mich beſchirmt?

Loranda.

Seyd ihr denn hier wohl der Gefahr entronnen?

Omar.

Mit fürſtlichem Edelruhm ſchützet er mich.

Loranda.

So darf ich ſcheulos meinen Dank euch weihen

Für meine Rettung, — was ich jüngſt vergaß.

Omar.

Du dankſt noch, da ſchon du den Himmel gegeben?

Ich ſehe dich wieder! — Wie tilg' ich die Schuld!

Doch weil ich dich ſehe, um ewig zu ſcheiden,
Iſt größer mir wohl noch die Straf', als die
Huld.

Loranda.

Wie kommen euch ſo düſtere Gedanken?

Omar.

Dein Bruder gebietet zum blutigen Kampf!

Loranda.

Des Vaters Kraft wird ihn zum Frieden mahnen,
Ihr fühlt mir gleich, wenn ihr — den Frieden
wünſcht!

Omar.

Ich möcht' ihn erringen um jeglichen Preis!

Loranda.

O wär' er doch in eure Macht gegeben!

Omar.

Ich hoffe, er iſt es, gibſt du mir die Macht!

Loranda.

Wie ſoll ich das? Ich kann euch nicht erfaſſen.

Omar. (mit Ehrfurcht)

Verzeiht, was ſich längſt ſchon die Kühnheit
erdacht!

Loranda.

Was man nicht kennt, iſt ſchwer doch zu verzeihen!

Omar.

Schon war ich auf wogender Sehnſucht geſtrandet,
Denn was mich begeiſtigt, das fand ich nicht hier,
Jetzt bin ich an Kränzen der Jugend gelandet,
Und all meine Sehnſucht verliert ſich in Dir!

Loranda.

(ſanft mit Scham und Schreck)

Ich will verzeih'n; ich dank' euch ja mein Leben!

Omar.

Ein ewiges Morgenroth hab' ich gefunden,
Seit du mit dem Blick mir die Seele erhellt,
Die Oede, der Raum und die Zeit ſind verſchwunden,
Aus Roſen der Liebe erblüht mir die Welt!

Loranda.

Verzagt ihr nicht, dies Wunder euch zu halten?

Omar.

O möchte mein Glück ſich doch nimmer mir wenden,
Nicht ſiegen die Nacht, da es freundlich erſt tagt,
Doch ſchnell wird mit Liebe mein Leben ſich enden,
Weil ich mich zu kühn in die Himmel gewagt!

Loranda.

Nicht zagen ſoll, wen Hoffnung hell umzieht.

Omar. (ſanft bittend)

Verrathe dein Herz, wenn die Ehrfurcht nur zagt!

Loranda.

Verrathen darf ich's nicht — weil es ſich längſt verrieth!

Omar. (zu ihren Füßen)

O laß mich ihn küſſen den Saum deines Kleides!
Mein Ueberentzücken nur ſpreche für mich!

(Loranda erhebt ihn)

Omar.

Verſiegt iſt für immer die Quelle des Leides,
O Ew'ger, wer war je ſo glücklich als ich!

Eilfte Scene.

Alphons.

(iſt früher gekommen, ſo daß er ſich jetzt im halben Hintergrunde auf Krieger ſtützt)

Ihr habt mir, Fremdling, meinen Sohn erſchlagen!

Omar.

O Stimme des Grauens, wer ſtürmt ſie mir her?

Alphons. (nah)

Ihr habt mir, Fremdling, meinen Sohn erſchlagen!

Omar.

Ich träumte ſo froh, und erwache ſo ſchwer,

Loranda.

(die bis dahin erſchreckt ſtand)

Mein Bruder, hört' ich recht? —

Alphons.

Er iſt nicht mehr!

Omar.

So war es dein Sohn, der zum Streit mich gezwungen?

Alphons.

Er hat die Schuld mit ſeinem Tod getilgt.
Euch gab ich Sicherheit, zieht hin in Frieden.

(zu den Spaniern)

Ihr rüſtet euch, ſo wie das ganze Heer,
Es ſoll den Mauren ſich entgegen ſtemmen,
Die, nicht den Schwur der Waffenruhe achtend,
Von ihrem Lager wild herüber ziehn.
Ich tret' euch vor, mit meinem greiſen Haupte

Will ich die Bahn zum ſchönſten Tod' euch zeigen!

(zu Omar)

Ihr aber ſagt dem weitgeprieſ'nen Omar,
Der ſeine Größe jetzt in Treubruch ſucht:
Gott würd' ihn für die Schändlichkeit ereilen,
Verübt an einem Greiſe ohne Schutz! Denn ihr,
O Fremdling, habt mir meinen Sohn erſchlagen.

(Alphons lehnt ſich erſchöpft auf Loranda)

Omar.

Was iſt denn geſchehen? Ich ſelbſt bin ja Omar.
Wer wagt's, meinem Namen mit Schande zu droh'n?

Alphons.

Ihr Omar?

Loranda.

Gott! die Bruſt zerſprengt in Qual!

Omar.

Schaut, Spanier, den Omar! Er bleibt euch Gefang'ner,
Vom Hügel herab zu gebieten dem Volk,
Begleitet mich eilend und laßt mich umſchloſſen.
Ich ſteh' euch für den, der gebrochen den Eid!

Alphons.

Laßt ihn allein, ſein Thun iſt Bürgſchaft mir!

Omar. (gebeugt zu Alphons)

O hätt' ich für immer den Kerker erworben,
Zum erſtenmal, Vater, hat Schreck mich verwirrt,
Ich bin vor den Blicken des Ew'gen geſtorben,
Denn wo ich auch walle, da bin ich verirrt!

(Er ſtürzt mit dem Ausdruck der tiefſten Wehmuth fort.)

Zwölfte Scene.

Alphons.

Er jammert mich!

Loranda.

Er war mein Retter, Vater!

Alphons.

Dein Retter und der Mörder deines Bruders?
Nein, Mörder nicht, denn Carlos zwang ihn ja!

Loranda.

Ach, Omars Schickſal reißt mich hin zu Klagen,
Wie muß er büßen für die That der Noth!

Da er verloren iſt, darf ich's euch ſagen:
Ich lieb' ihn, Vater, lieb' ihn bis zum Tod!
(Loranda lehnt ſich an des Vaters Bruſt)

Alphons.

Was ich gewünſcht, nur Gott kann mir's bezeugen!

Omar. (auf dem Hügel)

Ihr Mauren, entweichet, denn Omar befahl!
Laßt ſinken die Waffen, verſtummt, ihr Drommeten!
Befriedet den Aufruhr, beym ew'gen Propheten!
Sonſt trifft euch Verderben, denn Omar befahl!
(entfernt ſich zurück)

Loranda.

Muß er denn untergehn, der mich gerettet?
Hat denn die Erde keine Hoffnung mehr?

Alphons.

Ob mir das Herz zerreißt, es hat ein König
Kein Herz für ſich, will er die Ehrfurcht Aller.
Das Volk wird Rache fordern, ich muß ſelber
Der weiten Wuth mich fügen, will ich nicht
Verachtung und gewiſſen Sturz mir ſchaffen.

(Omar kömmt gebeugt und ſtill zurück)
Wohlan denn, Omar, nimm die Freyheit an,
Ob ich dem Höchſten ſie, ob dem Geringſten
Verbürgt', unwandelbar iſt Fürſtenwort!
So zieh' denn hin mit meiner vollen Achtung,
Doch uns geendet iſt die Waffenruhe;
Ich führe morgen dir mein Heer entgegen,
Auf daß ich räche meines Sohnes Fall,
Und ſeine Hülle mir von dir erringe,
Die deine Streiter frevelnd mir geraubt,

Loranda.

O daß mich eilend auch der Tod umfinge;
Verzweiflung findet, wer dem Herzen glaubt!

Omar. (düſter)

Ich müßte dich kränken, nicht kämpf' ich mit dir!

Alphons.

Wie aber ſoll ſich unſer Streit entſcheiden?

Omar.

Dein Sohn iſt durch mich in die Himmel gegangen,
Ich will dich verſöhnen, ſo wie ich's noch kann,

Was Waffen von mir ſich doch nimmer erzwangen,
Dein Edelmuth iſt es, der ſchnell ſich's gewann.

Ich dachte in Ruhe ein Volk zu beglücken,
Vergebens! drum König, nimm Du jetzt mein Land,
Dein Edelmuth läßt ja mein Volk nicht bedrücken,
Drum leg ich die Herrſchaft in glückliche Hand!

Zum Throne nicht bin ich, zum Leid nur geboren,
Ich ehre das Schickſal, was ſtets auf mir lag,
Und harr' an des Grabes geöffneten Thoren,
Nun duldſam auf Gottes erlöſenden Tag!
(Er verhüllt ſein Antlitz, Alphons ſteht in ſich gekehrt)

Loranda.

O, Vater, daß ich ihn verlieren muß!
(Goswa eilt raſch herbey.)

Dreyzehnte Scene.

Goswa.

(den Bruder umfangend)
Allah, Dank! Du biſt gerettet!
Meines Geiſtes Nacht entſchwebt!

(zu Alphons)
König, blick nicht in die Erde,
Denn dein Sohn, dein Carlos lebt.

Omar. (heftig)

O täuſche mich nicht in das Leben zurück!

Alphons.

Mein Sohn, er lebt?

Loranda.

Wo iſt er denn? Erzähle!

Goswa. (erzählend)

Carlos war nur ſchwer verwundet,
Als die Sinne er verlor,
Und die Mauren hörten fechten,
Drangen unaufhaltſam vor.

Omar war hieher geflüchtet,
(zu Alphons)
Deiner Großmuth traut' ich ſchon;
Eilend dort in unſerm Lager
Pflegt' ich deinen heft'gen Sohn.
(zu Omar)

Und das Volk glaubt dich gefangen,
Zu den Waffen trieb die Wuth,

Und des Volkes hohe Liebe
Sprach ſich aus in hoher Gluth.

Und kaum war dein Wort vernommen,
Legte auch das Stürmen ſich,
Doch ich ſehe Carlos kommen,
Vater, König, freue dich!

Omar. (Goswa umfangend)

Wie viel hab' ich, Schweſter, mit Liebe zu lohnen!

Loranda.

Wie, Schweſter?

Alphons.

Iſt's denn Oswan nicht, der Sänger?

Goswa.

(mit orientaliſchem Gruße)

Nein, der Sänger wird verſchwinden,
Schweſter Goswa will ich ſeyn; (zu Loranda)
Miſchte mich in Liebeshändel,
Komm' am Ende ſelbſt hinein!

(Carlos hat ſich genaht, auf Mauren geſtützt)

Vierzehnte Scene.

Carlos.

Mein Vater, ſo ſeh' ich euch wieder?
Die Scham überwältigt die Kraft!
Ein Spanier erkannte den Omar,
Drum hatte die Wuth mich erraſſt.

Alphons. (geht auf ihn zu)

Gelobt ſey Gott, der mir den Sohn gerettet!
Mein Vaterherz ſchlägt jauchzend dir entgegen,
Es hat dich wieder!

(Alphons umfaßt den Sohn und ſpricht dann feſt)

Jetzt gib ab dein Schwert,
Ich darf den Sohn nur, nicht den Feldherrn grüßen,
Gib ab dein Schwert und Spanien richte dich!

(Carlos übergibt einem ſpaniſchen Officier ſein Schwert, der es ehrfurchtsvoll nimmt)

Omar.

Verzeih ihm, o König, das Brauſen der Jugend.

Goswa. (ſchmeichelnd)
Laß in unſrer Hoffnungſtunde
Ihn allein nicht traurig ſteh'n.

Carlos.
Wie dank' ich's, daß du für mich bitteſt?

Alphons.
Der Vater hat verzieh'n, der König muß verdammen.
Doch bittet ihr bey meinem Volk für ihn,
Wird es wohl diesmal auch den Vater ehren
Und eins nur fehlte dann zum ſchönſten Bund!

Omar. (andachtsvoll)
O Ew'ger, vor dem auch die Felſen nicht ſchweigen,
Der du auf dem All hält'ſt die Wage des Rechts,
Durch den einſt die Perlen-Palläſte erſteigen
Zur herrlichen Wohnung des ſel'gen Geſchlechts!

O Name voll Friede, der du für die Qualen
Erbarmend die Lieb' und das Mitleid uns gibſt!
Dein Bild laß' ich ewig im Herzen erſtrahlen,
Und nehme den Frieden — wie du ihn mir gibſt!

(Er reicht bey den letzten Worten Alphons die Hand)

Loranda. (erfreut)

O möchte dein Glaube dem̄ unſeren gleichen!

Omar.

Wir ehren den Heiland ſchon mit dem Propheten,
Die Lieb' und der Friede ſind mächtiger Reiz;
Wir wollen vereint zu dem Ewigen beten
Und ſammeln mein Volk am erlöſenden Kreuz.

Alphons. (ihn umarmend)

O Tag des Sieges! Gott, wie preiſ' ich dich!
Zu Glanz und Thron hat mich Geburt getragen,
Zur Gruft begleitet hab' ich manches Jahr;
Doch über Zeiten wird der Tag uns ragen,
Euch führt der ſchönſte Friede zum Altar!

(Er eint Loranda und Omars Hände)

Omar.

(Loranda entzückt umfangend)

Loranda, Loranda, was iſt mir erklungen,
Mir zahlte die Erde, ſie ſendet mir dich!

Loranda.

Jetzt iſt mir im Leben das Leben gelungen,
Die Lieb' iſt erſchaffend, ich bin nur durch dich!

(ſie halten ſich umfangen)

Alphons.

Wie, edle Goswa, wird's mit eurem Glauben?

Goswa.

Vor dem Ew'gen will ich wandeln,
Deſſen Wort du ſchön erfüllſt;
Darf ich froh und redlich handeln,
Herr, ſo glaub' ich, was du willſt.

Carlos.

(der fortwährend mit Innigkeit auf Goswa blickte)

O Vater! Sie war mir beſchieden,
Doch bot ich nur tödtendes Erz,
Jetzt ſtürmet mich Liebe zum Frieden,
Ich fordre mir, Goswa, dein Herz!

Goswa. (ſingt raſch)

Kam ein Ritter wild gegangen,
Sprach zur Maid, um friſcher Wangen:
„Jungfrau ſchön, du mußt mich lieben,
Darfſt nicht lang mein Glück verſchieben!“
Doch die holde Jungfrau ſprach:
„Uebers Jahr fragt wieder nach!“

(Carlos ſchweigt ehrerbietig)

Alphons. (traulich)

Gefiel er denn im nächſten Jahre beſſer?

Goswa. (ſingt)

Und das Jahr war bald vergangen
Und der Ritter ſprach mit Bangen:
„Jungfrau hold, willſt du mich lieben,
Grauſam nicht mein Glück verſchieben?“
Und die holde Jungfrau ſprach:
„Liebe folgt der Liebe nach!“

Alphons. (zu Carlos)

Daß dir die reine Seele Hoffnung gibt,
Sey dir ein Troſt! (zu den Kriegern) Das Feſt,
was ich verſprochen,
Beginne jezt, da uns das Schickſal liebt!
Ein ew'ger Sonnenſtrahl iſt eingebrochen,
Denn ird'ſches Leben hat kein ſchön'res Band,
Als was ſich Glaube, Lieb' und Friede wand!

Chor der Krieger.

Des Glaubens Hochgeſang
Belebt den Friedensklang!
Die Erd' iſt rings zu Gott gewandt,
So wird die Erd' ein Vaterland;
Und feſt hält Fried' uns nun umfaßt:
Denn Liebe glüht, was ſich gehaßt.

(Der Vorhang fällt bey dem rauſchenden Geſange.)

Druckfehler
im zweiten Bande.

Seite 47 Zeile 17 von oben muß ſtatt „war“ geleſen werden „wahr“.

— 48 — 18 von oben muß ſtatt „heirathe“ geleſen werden „heirathen“.

— 49 — 4 von oben muß nach „da“ ein ! ſtehen.

— 79 — 7 von oben muß nach „Wachslichte“ das , weg.

— 111 — 1 von oben muß ſtatt „Sie Ihr“ ſtehen „ſie ihr“.

— 128 — 21 von oben muß „einer“ weg.

— 144 — 13 von oben muß ſtatt „beſte“ ſtehen „beſſere“.

— 176 — 18 von oben muß vor und nach „der Zeit“ ein , ſtehen.

— 225 — 1 von oben muß ſtatt „von“ geleſen werden „vom“.

— 262 — 1 von oben muß ſtatt „aufgezogen“ ſtehen „auferzogen“.

— 266 — 10 von oben muß ſtatt „befehlet“ ſtehen „befehl't“.

— 284 — 12 von oben muß ſtatt „bleibt“ ſtehen „bleibet“.

— 292 — 5 von oben muß nach „ſchwer“ ſtatt , ein . ſeyn.

— 296 — 10 von oben muß nach “geraubt” ſtatt , ein . ſeyn.

— 296 — 15 von oben muß ſtatt „müßte“ ſtehen „mußte“.

B.

[illegible], Paul [illegible] 1
[illegible], [illegible], [illegible] an [illegible] von Pauly 12
Chazz [illegible] [illegible] 67
[illegible] [illegible] 1
[illegible] [illegible], der Hypochon[illegible] 151
[illegible] [illegible] 175

C.

[illegible] [illegible] 1
[illegible] [illegible] 2
[illegible], [illegible] 7
[illegible] [illegible] Gebet [illegible] braven [illegible] 7
[illegible] [illegible] 32
[illegible] [illegible] 85
[illegible] K[illegible], L. [illegible] 11
[illegible] [illegible] 116
[illegible] [illegible] 115
[illegible] [illegible] 134
[illegible] [illegible] 141
[illegible] [illegible] 155
[illegible] [illegible] 171
[illegible] [illegible] 187
[illegible] [illegible] 1[illegible]9
[illegible] Pr[illegible] [illegible] 196
[illegible] [illegible] Hirsch 204
[illegible] [illegible] 213

Gaben der Milde.

Erſtes Bändchen.

Mit Beiträgen

von

Helmina von Chezy, de la Motte Fouqué, Franz Horn, Guſtav Jördens, Karl Stein und der Verfaſſerinn von „Juliens Briefe.“

Für die Bücher-Verlooſung „zum Vortheil hülfloſer Krieger“ herausgegeben von F. W. Gubitz.

Berlin, 1817.

[illegible] 46

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · UNIV. · MUENCHEN

Univ. Bibl.
München

Paul Pommer.

Scenen aus dem Leben eines preußiſchen Invaliden.

Von

de la Motte Fouqué.

Univ.-Bibl. München

I.

In einer der preußiſchen Provinzen, ganz dicht am Weſerufer, hatte ſich eine gar anmuthige Beſitzung erhoben, auf höchſt ordentliche Weiſe angebaut; ein hübſches Häuschen, aus dunkelem Buchenhaine ſchauend, inmitten, reiche, vortrefflich eingehegte Gärten und Kornfelder umher. Das alles gehörte dem alten Invaliden Paul, den ſie hier Paul Pommer nannten: nicht etwa, weil das ſein Zuname geweſen wäre, ſondern weil ihn der liebe Gott hatte in Pommerland geboren werden laſſen, und er darauf — als auf einen abſonderlichen Vorzug — ganz ausnehmend viel gab, ohne jedoch der tüchtigen Menſchenart, in deren Umgebung er jetzt wohnte, das mindeſte von ihrer Kraft und Würdigkeit abſprechen zu wollen. Deshalb gewannen ihn auch alle Nachbarn ſehr lieb, und legten ihm jenen, ihm höchſtwohlgefälligen Zunamen bei. Anfangs hatten ihn Einige Paul Schnauzbart genannt, weil er immer, gegen die Landesſitte, einen ſolchen auf der Lippe trug; aber das litten die Kinder aus der Gegend nicht, denn ihnen kam Paul gar freundlich, das Wort Schnauzbart aber ganz abſcheulich vor. So auch hieß man ihn wohl zu Anfang Paul Dolmann, weil er ſeine alſo genannte rothe Huſarenjacke beſtändig beibehielt; aber Dolmann klang beinah wie „Tollmann,“ und ein toller Mann war nun der tüchtige, freundbefliſſene Paul durchaus nicht. Es mußte alſo ſchon ein und allemal ſein Bewenden haben bei dem Namen: Paul Pommer. —

Es war in der ſchwergedrückten Zeit unſres lieben deutſchen Vaterlandes, — die

Mancher jetzt gern vergeſſen oder doch ihre ſtrengen Farben verwiſchen will, um ſich ſündlichem Gemurre und unzufriedner Klugthuerei deſto bequemer hinzugeben, — da ſaß eines Abends Paul Pommer mit ſeinem ſchönen Töchterlein Helene am heimathlichen Tiſch, und die blühende Jungfrau las ihm etwas aus den Zeitungen vor, denn dem alten Paul Pommer ging es nicht, wie den oben erwähnten klugen Muckern; vielmehr war er ſelbſt in jenen Angſttagen befliſſen, etwas Gutes und Liebes und Hoffnungbringendes aus den Weltläuften herauszubuchſtabiren, aber freilich hielt das grade dazumal ausnehmend ſchwer.

Er winkte dem Mädchen, inne zu halten, nahm ſein Mützchen von dem kahlen Scheitel, und ſah einige Augenblicke lang mit gefalteten Händen himmelan; dann ſagte er lächelnd:

„Der droben lebt dennoch, liebes Lehnchen. — Mögen ſie's auch in Spanien und Italien und Deutſchland mit Königen und Päpſten anſtellen wie ſie wollen, — mögen ſie uns hier auch beinah das Herz ausreiſſen, um das Bild unſres angebornen Herrn drin zu finden und zu vertilgen, wie engliſche Waare, — ja recht, mein Lehnchen, engliſche Waare iſt es! —

Der droben lebt!
Und weil erbebt
In Angſt und Zorn
Manch böſer Dorn,
Sehn wir's aus allen Wettern:
Der droben wird bald ſchmettern!

Aber heute wird mir vor allen Rüſtungen gegen Rußland das alte, ſchwache Herz doch gar zu weh und ſchwer, und drum, lieb Lehnchen, leg' mir für jetzt die Zeitungen fort, und laß uns von irgend was anderem ſchwatzen."

„Erzählt mir's doch wieder einmal, Vater, wie ihr mit Fritzens Vater ſo blutige und ſchöne Bekanntſchaft machtet."

„Ja, ja! Wiedererzählen!" lächelte der Alte. „Willſt mich ordentlich in eine Schlinge locken, närriſches Kind, und ſagſt dazu: hier liegt die Schlinge! Wiedererzählen! Wir Alten erzählen ein Ding wohl gerne mehrmal, weil es ordentlich iſt, als verjünge man ſich dabei. Aber Ihr junges Volk, die Ihr noch ſo viel zu erleben vor Euch habt, und ſo gut, als gar keine Erinnerungen hinter Euch, Ihr kichert nur dazu, und flüſtert heimlich in Euch hinein: ſchon wieder die alte Geſchichte von Anno dazumalen!“

„Nein, Vater,“ ſagte das ernſte Lehnchen, „ſo häßlich iſt es, Gott ſei geprieſen, nicht mit mir beſtellt. Und vollends die Geſchichte, um die ich Euch jetzt eben bat, — die könnt ich aus Eurem lieben Munde zu vielen tauſendmalen hören, und hörte ſie fürwahr doch immer mit neuer Luſt. Mir geht es damit, wie den Kindern mit gewiſſen Lieblingsmährchen, ſie wiſſen ſie auswendig, ſie helfen mit ein, wo man etwas ausläßt oder anders erzählt, und dennoch ſind grade dieſe ihre allerſchönſte und beſte Luſt.“

„Nun, wenn's denn einmal nicht anders ſein kann, Schmeichelkätzchen;“ erwies derte Paul Pommer, ſich behaglich zurecht rückend, einen Zug aus dem Bierkruge vor ihm thuend, und ſeine lange Pfeife in beſſern Gang bringend; „wenn's denn einmal nicht anders ſein kann, ſo höre zu."

„Es war im Feldzuge 1794, da überfielen wir die Patriotenfranzoſen noch einmal zu guter Letzt um die Herbſtzeit bei Kaiſerslautern. Das hochmüthige Volk mochte ſich eingebildet haben, wir wollten nur recognoſciren, und würden uns in ihrer **Wald- und Bergſtellung** nicht an ſie wagen, — und nun mit einmal: haſt du nicht kannſt du nicht, drauf los, und ſie geworfen, daß ſie nicht wußten, was rechts oder links war. — Wie's denn an dem Tage ſo luſtig vorwärts ging durch Wald und Thal, — nun mal ein freies Plätzchen, dann wieder ein unheimlich Gebüſch, — hielt ich mich immer mit einem Füſelier zuſammen, einem kreuzbraven Kerl, und wir halfen Einer dem Andern gut aus, wo eben ſeine oder meine Waffe am beſten galt. Und das paßte ſich ausnehmend wohl, denn wie ein flinker Burſch er war, von noch kaum dreißig Jahren, hatte ich doch — beinah ſchon ein Funfziger dazumal — ein gut Theil Kriegsklugheit und Kriegserfahrung mehr im Kopf, und rief ihm und ſeinen jüngern Kameraden ſorglich zu, wo ſie etwa im Begriff ſtanden, irgend ein unnützes Wageſtück zu begehn. Ja, Lebchen, das kannſt du mir ſchon glauben, da commandirt ich dir ordentlich, als wär' ich was Großes geweſen: etwa ein Kornet, oder gar ein Lieutenant!"

„Aber alle Luſt auf Erden hat ein Ende, und oftmalen ein recht plötzliches. Da giebt uns der Feind aus ſeinen letzten paar Stükken unverſehens noch eine Kartätſchenſalve, und paff! liegen mein Rothſchimmel und ich über einen Haufen, daß wir uns erſt gar nicht beſinnen können, ob wir lebendig ſind oder todt. Der Rothſchimmel half ſich noch am erſten wieder auf, aber er konnte doch vor der Hand auch weiter nichts, als recht kläglich auf der kleinen Waldwieſe umherhinken. Er hatte einen Schuß in's rechte

Blatt. Mich aber hatte es in Arm und Bein zugleich gepackt, und that mordmäßig weh. Dazu goß es vom Himmel wie mit Eimern, und ich ſchwamm in Waſſer und Blut zugleich."

„Da hörte ich ein Aechzen aus dem nahen Buſch herüber. — „Vielleicht kannſt du helfen," dacht ich, „und auf allen Fall kommſt du ein bischen trockner zu liegen, als hier!" und ſo kroch ich denn auf allen Vieren hin. Lieber Himmel, da lag mein wackrer Füſelier, und den hatt' es viel ſchlimmer gefaßt, denn das Blut rann ihm in ganzen Strömen grad' aus der Bruſt. Nachdem ich mich nun gehörig beſonnen hatte, merkt' ich wohl, zu helfen ſei hier eben bei dem Kameraden nichts mehr; man müſſe ſich nur auf's Tröſten legen. Und da ſagt' ich ihm denn: er ſolle hübſch Geduld haben zu guter Letzt; mit den Schmerzen ſei es nun bald vorbei, denn er ſtehe ſchon ſo gut als mit einem Fuße in der Ewigkeit, dahinein aber dürfe ein jeder Chriſtenmenſch getroſten Muthes blicken.

und ein Chriſtenmenſch ſei er ja doch gewißlich auch.“

„Ich ſah wohl, mein Tröſten ſchlug an; er lächelte recht hold und freundlich. Aber mit Eins ſtieg es wie eine ſchwarze, bange Erdenſorge wieder in ſeine Augen herauf. — „Was haſt auf dem Herzen?“ ſprach ich. „Raus damit, braver Kamerad, wenn du noch ſprechen kannſt!“ — Da klagt er mir was vor von ſeinem einzigen, unverſorgten Söhnchen; das ſei nur erſt zwei Jahre alt, und die Mutter ſei auch ſchon todt, und nun müſſe es als eine verlaſſene Waiſe ganz und gar verkommen oder verderben. — „Kammerad“ ſag ich, das ſoll mit Gottes Hülfe nicht geſchehn; denn ob ich gleich recht lahm geſchoſſen bin für dieſe Welt, komme ich doch vermuthlich wieder auf, und dann nehme ich deinen kleinen Jungen an, als mein eignes Kind.“ — Da traten dem guten Füſelier ordentlich Thränen in die Augen, aber dennoch hätte er mich beinah ein wenig ausgelacht. — „Kamerad,“ ſprach er endlich mühſam,

„du meinſt es gut, aber was denkſt du armer, alternder Krüppel dir noch meinen armen kleinen Jungen aufzuladen? Höchſtens wirſt du doch ein Thorſchreiber oder ein Nachtwächter oder ſo ein Ding. Nein, du armer Mann, ich will dich in deinem trüben Alter mit ſo einer Vormundſchaft nicht plagen. — Aber da kam das Lachen an mich. „He, Kamerad“ rief ich, „ſahſt du wohl, wie ich vor einer halben Stunde den Chaſſeur-Oberſten fing? der hatte dir eine dicke Goldbörſe, und die ſteckt mir hier im Dolman, und ſeine goldne Uhr in der Taſche. Und unſer Regiments-Quartiermeiſter hat noch beſſre Beute für mich in Verwahrung, denn etwa vor zwei Monaten hob ich dir einen Patrioten-Commiſſair hinter der feindlichen Front auf. Der verwunderte ſich 'mal! Aber du kannſt denken, daß er noch ganz andre Füchſe bei ſich trug, als mein Oberſt von heute. Sieh 'mal, ich wußte erſt gar nicht, warum der liebe Gott das Alles auf mich alten Hageſtolz leerregnen ließ, aber nun weiß ich's:

deinen Jungen ſoll ich davon erziehn, und nun ſage mir nur hübſch, wie er heißt und wo ich mein Pflegkind finde.“ Und das that er denn auch, und dann betete er, und machte die Augen zu und ging in den Himmel.“

An Lebnchens Wimpern perlte ein liebefeuchter Thau. — „Und Ihr zogt her,“ ſo vollendete ſie in holder Begeiſterung des Vaters Erzählung, „und ſuchtet und fandet den armen kleinen Fritz, und wie zum ſichtbaren Erdenlebn ließ Euch Gott meine liebe, ſeelige Mutter finden!“ —

„Ach Lebnchen, auf ſo kurze Zeit nur!“ ſeufzte Paul, und auch in ſeinen Augen funkelte etwas, wie verhaltne Thränen. „Doch verhüt' es Gott, daß ich mit ihm rechten ſollte. War es ja doch ein übergroßes Heil, daß mich das ſittige ſchöne Mädchen liebgewann, mich ſchon alternden Schnauzbart, und mir ihre treue Hand gab, und drei Jahre lang einen Vorſchmack des Paradieſes! Nun, lieben Kinder, auch Ihr habt mir's nachher zum anmuthigen

Geſchäft gemacht, Euch aufzuerziehen. Ihr wart beſtändig fromm und gut und ehrbar, das kann und muß ich Euch recht aus vollem Herzen bezeugen."

„Ach," ſagte Lehnchen ganz leiſe, „warum hört das nur Eines von uns Zweien!"

Paul Pommer hatte des Mädchens Geflüſter nur halb vernommen, aber er ſchien die Bedeutung zu errathen, legte die Pfeife weg, richtete ſich ſtramm empor, wie ehemals wohl in der Heerſchau, und ſagte ſehr ernſthaft:

„Da muß mir kein Menſch auf Erden einreden wollen, wo es die Pflicht für meinen König gilt. Ja, meinen König heiß' ich ihn ungeſcheut noch immerfort, wenn gleich er uns für jetzt geboten hat, ſtille zu ſein, und der unrechtmäſſigen Uebermacht zu gehorchen. Aber wem gilt das, als uns, die wir Krüppel ſind, oder vom Landbeſitze gebunden werden, oder ſonſt nicht von dannen können, weil Weib oder Eltern oder andres Heiliges einen Hemmſchuh anlegt? — Drum konnte das den Fritz nichts angehn, und ich gab ihm mit gutem Gewiſſen ſo viel Thaler in die Hand, als ich erübrigen konnte, und ſagte: eil' dich, daß du über die Elbe kommſt, dahin, wo es noch ein Preußenland giebt, und wenn Gott ein tüchtiges Wetter heraufführt, ſo trage du Leib und Leben für deinen frommen König in Ehren und Treuen zu Markt. „Und Kind, ich habe wahrhaftig recht dran gethan.“

„Ja, Vater, wenn's eben Krieg wäre, da ließ' ich mir's auch noch gefallen. Aber ſo! – Der König braucht jetzt keine Soldaten mehr.“

„Das ſchwatzt und ſchwatzt! Kommt Zeit, kommt Rath; kommt Rath, kommt Krieg; kommt Krieg, braucht man auch Soldaten.“

„Und derweile, guter Vater, muß Fritz als Gärtner arbeiten in den fremden Landen. Da könnt' er Euch doch viel beſſer hier zur Hand gehn.“

„Lehnchen, Du biſt mir immer vorgekommen, wie Fritzens geborne Braut. Und ſeit Ihr einander von hier nach dort und dort nach hier ſo viele Briefe ſchreibt, die ich nicht einmal ganz zu leſen kriege, mag es wohl vollends richtig geworden ſein. — Werde nicht roth. Mir wär' es ganz recht. — Aber ich will, daß er mit leichtem, fröhlichen, vorwurfsfreien Herzen aufbrechen ſoll, wenn ihn zur rechten Stunde ſein rechter König ruft, und wie ſollt' er das anfangen in dieſer beängſteten Luſt? Eh' aber ein ſolcher Ruf nicht erklingt, iſt ja doch an keine Freude und rechte Hochzeitluſt auf Erden zu denken."

Eine Trompete ſchmetterte aus dem nahgelegnen Dörfchen herüber. Freudig fuhr Paul Pommer empor, und ſchaute nach ſeinem alten Säbel an der Wand. Bald aber, ſich wieder in den Lehnſtuhl ſinken laſſend, ſagte er mit unwilligem Lächeln: „Narrenspoſſen! 'S iſt wieder einmal der alte Puppenſpieler, der mit ſeiner ſchönen Meluſine umherzieht und mit ſeinem wüthenden Roland, und was weiß ich mit was für Dingen noch ſonſt!"

„Wie wär' es, Vater," ſagte Lehnchen, immer auf ſeine Freude bedacht, „Ihr ſchlendertet einmal ein bischen hinunter in's Dorf, und ſäht Euch das Spiel mit an. Vordem doch pflegtet Ihr bisweilen Eure Luſt dran zu haben.“

„J ja,“ ſchmunzelte der Alte, „es ſieht ſich ſchon ganz hübſch an, wenn ſich die Ritter und Kaiſer mitſammen herumhauen, und Kasperle macht ſeine Späße ganz dreiſt dazwiſchen fort, — aber, Lehnchen, als die Nachricht von dem großen Unglück Anno Sechs hier anlangte kam ich grade auch aus einem ſolchen Puppenſpiel. Seitdem hab' ich mir es ſehr verleidet. Ja, wohl ~~manchmal gar iſt mir~~ zu Muth, als ob — aber nein! der liebe Gott freut ſich doch gewiß mit, wenn ſeine Menſchen in Ehren fröhlich ſind, und der ſchönen Geſchichten aus uralter Zeit behaglich gedenken. Gieb Du mir nur immer Mantel und Mütze her, gutes Lehnchen. Ich will in Gottes Namen ein bischen nach der ſchönen Meluſine hinunter gehn.“

2.

Seit dieſem Abende waren der ernſten inhaltſchweren Monden ſchon mehr als zwölf dahingegangen. Paul Pommer hielt ſeine ehrlichen Hoffnungen immer friſch aufrecht, nur daß er mehr und mehr zu glauben anfing, das Beſte und Schönſte werde erſt hervorkeimen, wenn ihm ſchon längſt ſein eigner, ſtiller Grabhügel aufgeſchaufelt ſei. Wohl hatte der Welttyrann großen Schiffbruch in Rußland erlitten, aber Deutſchland blieb ja noch immer ſo ruhig. Wenigen Verkehr hielt der alte Paul mit andern Menſchen. Nur wenn die ſchöne Meluſine oder der raſend Roland ab und zu das nahe Dorf beſuchten, pflegte auch er ſich noch immer im Wirthshauſe einzuſtellen.

An einem der erſten Märzabende 1813 war denn das auch wieder einmal der Fall. Das Zimmer war von Zuſchauern mit und ohne Tabackspfeife vollgedrängt, zwei Geigen und ein Baß kreiſchten einen Walzer her, Paul Pommer hatte ſeinen gewohnten Ehrenplatz, auf einem Lehnſtuhl vorn, gerade der Bühne gegenüber, behaglich inne.

Der Vorhang ging auf; die Muſik

verſtummte nach einem letzten, gellenden Schrei.

Glänzende Geſtalten kamen auf der kleinen Bühne herangeſtapft, mit Stern und Ordensband, und hielten Geſpräche mitſammen, aus denen Paul Pommer erſt gar nicht recht klug werden konnte. „Es muß ein ganz extraneues Stück ſein;“ dachte er bei ſich ſelbſt; „wenigſtens die ſchöne Meluſina iſt es nicht, und eben ſo wenig der raſende Roland, und viel weniger noch der weibliche Straßenräuber.“ — Von Kanonen war die Rede, — von einer Feſtung, die man nicht mehr vertheidigen könne; — dem alten Paul ward es immer heißer und wunderlicher, und wie er endlich recht genau hinblickte, ward er gewahr: die papiernen Röcke ſollten preußiſche Uniformen vorſtellen, und Fetzen von preußiſchen Degenquaſten hingen den Puppen theils als Schärpen um den Leib, theils von ihren goldpapiernen Degen-Gefäßen herab. — „Halt! Richt't Euch!“ commandirte Paul mit donnernder Stimme. „Und Ober- und

Unteroffizier, oder was ſonſt hier für ein Ding zu befehlen hat; vorwärts marſch!“ — Ein ſchwarzer Krauskopf tauchte höhniſch lächelnd zwiſchen den Puppen auf, und fragte: was ein hochverehrtes Publikum zu befehlen habe. Nun erhub ſich zwiſchen Paul Pommer und ihm folgendermaßen Frage und Antwort:

„Wie heißt das Stück, was man hier aufführt?“

„Die Belagerung und Einnahme von Kolberg, mein hochgeſchätzter Gönner, durch den unüberwindlichen General Loiſon!“

„Er hochgeſchätzter Affe, red' Er mir nur kein dummes Zeug vor. Kolberg iſt wohl in ſeinem ganzen Leben nicht eingenommen worden, am wenigſten aber durch Seinen ſehr überwindlichen General Loiſon. Und wer davor gut war, den kennen wir Alle, und ich bring' ihm hiermit ein freudiges Vivat hoch!“

„Vivat hoch!“ riefen viele rüſtige Kehlen dem alten, geliebten Paul Pommer nach, und die zwei Geigen und der Baß ließen auf den gebietenden Wink eines jungen, kraftvollen Hofbeſitzers einen gar gewaltigen Tuſch dazu hören.

Nach wiederhergeſtellter Ruhe gab der Krauskopf zu vernehmen, wie man doch hier in der Entfernung nicht eben genau wiſſen könne, was eigentlich vor Jahren bei Kolberg vorgegangen ſei; man ſolle doch mindeſtens, der edlen Kunſt zu Liebe, ſich's auf ein Stündchen ſo vorſtellen, als ſeie Kolberg wirklich in des unüberwindlichen General Loiſon Gewalt gerathen. —

Aber Paul Pommer unterbrach die höfliche Rede, gehobnen Krückſtocks gegen das Theater anrückend. „Es iſt ſchon überhaupt ſehr ungezogen,“ ſagte er gelaſſen „daß Er preußiſche Feldzeichen auf Seine Lumpenbreiter bringen will; ich glaube gar, dahinten unterſteht Er ſich ſchon, mit einigen preußiſchen Papierfahnen vorzukommen; will er aber nun vollends Lügen unter die Leute bringen, ſieht Er, da mach ich's für mein Part ſo: Erſt nehm' ich Alles, was ausſieht wie preußiſches Feldzeichen, mit ſchuldiger Ehrerbietung aus Seinem Kaſten fort, und dann ſchlag' ich die Puppen entzwei, und Ihn ſelber blau. — Er kann aber dem Alten noch entgehen, wenn er ohne weiteres für jetzt das Maul hält, und nachher die ſchöne Meluſina aufführt.“

Und die ſchöne Meluſine ward unter allgemeinem Beifall dargeſtellt, und Paul Pommer ſah ihr diesmal mit ganz abſonderlichem Behagen zu.

Nach beendetem Schauſpiel machte ſich nickend und winkend und ſchmunzelnd der Schulze — oder wie ſie es dorten nennen — der Bauermeiſter des Dörfleins gegen Paul Pommer heran. Gewöhnlich pflegte ſelbiger Beamte etwas ängſtlich auszuſehn, wenn es irgend eine Unordnung gegen das eben zufallig beſtehende Regiment galt, und Paul wollte ihm ſchon mit ſeinem gewöhnlichen Troſtgrunde entgegentreten: „den Hals wird's eben auch nicht gleich koſten, Gevatter!“ — aber da lachte der Bauermeiſter in unverkennbarer Luſtigkeit, ſteckte dem alten Kriegsmann ein Blättchen in die Hand, und flüſterte: „leſ't es zu Hauſe, Gevatter, und leſ't es mit Andacht, Gevatter! Die fremden Geſichter werden nun hier wohl zum längſten prampirt haben. — Ei, ſeht Ihr ſchon im voraus ſo gar herzensvergnügt aus? So leſ't es denn lieber nur gleich, guter Gevatter. Ich möchte Euch gar zu gern mit eignen Augen den Jubel darüber anſehn. Und hier brennt eine Laterne hell genug, und wird uns ja nicht gleich ein Spion über die Schulter kucken.“

Paul Pommer that das Druckblattlein von einander und las. Es war die Breslauer Zeitung vom dritten Februar, den Aufruf des Königs an ſein Volk enthaltend. — „Juchhe!“ rief Paul Pommer, und hielt doch zugleich den Freudenausruf etwas dämpfend zurück, als fürchte er damit ein Staatsgeheimniß kund zu geben, und küßte den Bauermeiſter ſehr, und lief mit dem Blättchen ſo raſch es nur immer der lahmgeſchoſſ'ne Schenkel erlauben wollte, ſeinem Hauſe zu.

Schon in der Thüre leuchtete ihm Lehnchen entgegen; faſt heller noch mit den ſchönen funkelnden Augen, als mit dem hochgehaltenen Licht. Und in der andern Hand hielt ſie einen Brief; den drückte ſie, als um ſich ſelbſt zum Schweigen zu zwingen, plötzlich dicht mit dem Siegel an die Lippen, winkte den Vater in's Stübchen, und erſt wie ſie alles wohl verriegelt und verſperrt hatte, gab ſie ihm das kleine Schreiben in die Hände, voll überſeeliger Entzückung flüſternd: „es kommt vom Fritz, lieber Vater, wahrhaftig, es kommt vom Fritz. Und der Handelsmann, der es brachte, — Ihr kennt ihn ja wohl, der gute Chriſtoph iſt's, — der weiß auch Gelegenheit, eine Antwort ſicher wieder über die Elbe zu bringen.“

Paul Pommer las folgende Worte:

„Guter Pflegevater und herzliebes Lehnchen!“

„Hier bei uns im Preußenlande fängt es nun an, wieder gar fröhlich auszuſehn. Mein guter Dienſtherr will auch mich zu einem Freiwilligen ausrüſten mit Pferd und Waffen, — von Freiwilligen wimmelt's bei uns auf allen Wegen, — und, Vater und Lehnchen, Euch die reine Wahrheit heraus geſagt, ich habe das grüne Kollet ſchon an, und den Czako ſchon auf dem Kopf. Ach herzlieber Vater, aber wenn Euch nur keine Ungelegenheit daraus entſteh, falls man dorten erfährt, Euer Pflegeſohn ſchlage mit los auf den Drachen! Laßt mich das bald wiſſen, damit ich recht frohen, ungeſtörten Muthes in's Feld rücken kann."

„Meines herzlieben Pflegevaters und meines gar holden Lehnchens

allergetreuſter

Fritz."

Paul Pommer nahm eine Feder zur Hand, und ſchrieb unter heftigem Freudenzittern folgende Worte:

„Fritz!"

„Wenn du noch mein Fritz bleiben willſt, ſo ſchlage tüchtig drauf los, und frage nach mir altem Narren nicht zu viel. Werd' ich mich ja doch ſchlimmſten Falls ſchon wie ein guter Huſar durchzupommiren wiſſen. — Daß du überhaupt nur erſt fragen konnteſt, — Fritz, das war allerdings ausnehmend dumm! — Weil du aber vor aller Antwort bereits in das Jägerkollet gefahren biſt, mag Dir das dumme Fragen verziehen ſein! — Gott ſegne Dich, mein herzenslieber Junge.“

Lehnchen aber ſchrieb noch drunter:

„Ficht raſch und dreiſt, lieber Fritz, damit Du dich bald zu uns herſchlägſt. Aber natürlich mußt Du dich dabei nicht todtſchießen laſſen. Beile be nacht!“

3.

Es kam nun eine Zeit voll reicher, kühner Erwartung; aber das Erwartete ſelbſt kam in Paul Pommers Gegend und Eigenthum noch immer nicht herein. Den Schlachtendonner auf heiligen Kampfesfeldern konnte man bis an dieſes Weſerufer noch nicht vernehmen, und was für Berichte davon in beſoldeten Blattern ſtanden, das nahm ſich ein guter Deutſcher eben nicht ſonderlich zu Herzen. Aber endlich ſchaffte der gute Handelsmann Chriſtoph wieder einen Brief herein von Fritzens Hand, und die erſte Freude darüber verkehrte ſich bald in Wehmuth, ſo wie man nur die Ortsüberſchrift las. Aus Schleſien war er geſchrieben, weit hinter Breslau zurück; und: „Waffenſtillſtand“ hieß eins der erſten Worte in den oberſten Reihen.

Paul winkte ſeinem Lehnchen zu, daß ſie mit Leſen innehalten möge, fuhr ſich ein paarmal mit der Hand über die Augen, und ſaß nachher eine Weile ganz regungslos ſtill. Endlich ſagte er:

„Hätt' ich mich denn an jenem ſchönen Abende wirklich ſo ganz umſonſt gefreut? Oder — was gar viel ſchlimmer iſt! — wäre meine Freude ordentlich ein lügenhafter Vorbote nachfolgenden Leides und Jammers geweſen? — Das iſt nun ſchon das zweitemal, daß es mir mit dem Puppenſpiele ſo geht. Lehnchen, ich denke doch wahrhaftig nicht, daß der liebe Gott ein

Misfallen dran finden könnte, wie es der alte, mürriſche Cantor bisweilen behaupten will. Ei, gütiger Himmel, ſonſt hätt' ich ja niemalen auch nur einen Fuß hineingeſetzt. — Wie dem nun aber ſein mag: was irgend noch kommen kann, — es iſt und bleibt nur Gottes Wille, und wenn mein theures Preußenland untergehen muß vor der welſchen Peſt, ſo iſt mir's auf alle Weiſe lieber, daß es an einem tüchtigen Aderlaß verblutet, als daß es auf elendigliche Weiſe an der Auszehrung ſtirbt. Und lies Du alſo nur getroſt und freudiglich weiter mein liebes Töchterlein."

Und Lehnchen las, und die Kunde der ſieghaften Ehrenſchlacht von Lützen quoll begeiſternd von ihren Lippen, und wie der Rückzug im Rathe Gottes und der Feldherrn beſchloſſen geweſen ſei, nicht aber ein Triumph des Feindes; nur fern und ſorglich habe der Franzmann den Abmarſchirenden nachgeſtarrt. Und dann handelte ſich's von dem Bauzner ungünſtigem, aber glorreich blutigem Tag, und von dem herrlichen

Haynauer Reitergefecht und manch anderm kleineren Heldentreffen ſonſt, und wie Koſacki ordentlich ſpottend mit dem ſchon verfolgenden Feind geſpielt habe; — und nun, ſchloß der Brief, nun rücke Landwehr auf Landwehr in's Feld, und manche ausgeruhte Ruſſenſchaar komme heran, und Oeſterreich rüſte ſich für die gute Sache. —

Da fiel der alte Paul ſeinem Kinde um den Hals, und rief freudeweinend:

„Wir ſind's gar nicht werth, die Dinge zu erleben, die da kommen werden, denn wir ſind gar nicht im Stande, uns genugſam darüber zu freuen. Aber wenn Fritz im Victoriarufen und Victoriaſchießen, und was weiß ich mit was noch für Herrlichkeiten ſonſt! hier einrückt, und ich bin ſchon lange todt und begraben, — liebes Lehnchen, da ſeeg'ne ich Dich im Voraus ein als ſeine Braut, und weil ich doch auch etwas von der Verlobungsfeier abhaben will, ſo hole mir auch im Voraus eine Flaſche Elfer herauf! — Sieh mich nicht ſo verwundert an. Das ſag' ich Dir, wenn die

Preußen einmal anfangen ſich auf die Manier zu ſchlagen, und dabei feſthalten an Gott, ihrem lieben Herrn, — da, — ob auch Alles noch viel toller kreuz und queer zu gehn ſcheint, — da kenn' ich ſie drauf: das heißt ganz nothwendiger Weiſe: Viktoria!"

4.

„Bei Leipzig ward geſchlagen,
Bei Leipzig kühn und ſtark,
Und Freund und Feinde lagen,
Der Länder beſtes Mark.
Manch eine Braut muß trauern,
Manch Mütterchen weint ſehr,
Doch kommt nach Regenſchauern
Der Frühling hinterher."

Dieſe Verſe hatte Lehnchen von einigen in der Herbſtzeit, gleich Zugvögeln umherſingenden Bettelknaben auswendig behalten, und — wie es ſchien — zu ihrer eignen Plage, denn ſie mußte ſie nun dem Vater Paul beinahe täglich, oder auch wohl mehr als einmal des Tages vorſingen, und doch drängten ſich dabei immer recht heiße Thränen ihr in's Auge herauf. Möchte doch ja ſchon Fritz vorlängſt gefallen ſein! Etwas Aehnliches auch dachte wohl der Alte, aber ihm kam das gar nicht ſo erſchrecklich vor, wenn Fritz ſeinen braven Vater nachgegangen wär', ſo lieb er ihn auch im Herzensgrunde hatte, und zudem auch ließ ihm die tägliche ſehnende Erwartung nach den erſten Einrücken den Deutſchen nicht eben für die leiſe Wehmuth vielen Raum.

So ſaß er denn auch eines ſchönen Abends — wir wiſſen ja Alle, wie freundlich hell der Herbſt des Jahres Dreizehn über das befreite Deutſchland hinzublicken pflegte — am Hügelrande unfern ſeiner Wohnung, und Lehnchen ſang ihm wieder das Lied:

„Bei Leipzig ward geſchlagen —“

Da kam ein Knecht jubelnd aus dem Gehöfte geſprungen, und rief ſchon von weitem herüber: „Einquartierung, lieber Herr, Einquartierung von den Verbündeten!“ — „Sind's Preußen?“ rief ihm Paul Pommer entgegen. — „Nein!“ klang die Antwort zurück. „Grüne Reiter ſind's; vermuthlich wohl Ruſſen.“ — „Auch recht;“ ſagte Paul Pommer. „Wo die Landesväter ſo gute Freunde ſind, müſſen ſich ja auch die Landeskinder von Herzen lieb haben. Willkommen brave Ruſſen! und wird nun auch vermuthlich preußiſches Kriegsvolk nicht mehr weit ſein.“

Aber in der Thüre des Hofes ſtand der Offizier, und ach, die lieben preußiſchen Feldzeichen blinkten dem alten Invaliden unverkennbar entgegen. „Grüne Reiter?“ fragte er, einen Augenblick ſtehen bleibend. Dann brach er in den Freudenruf aus: „ach, nicht wahr, freiwillige Jäger ſind Sie meine Herrn, preußiſche freiwillige Jäger?“ — Bejahend winkte der Offizier, nahte ſich feuchten Auges dem Greiſe und der Jungfrau, und war Fritz.

Lehnchen und der junge Kriegsmann ſtanden einander voll ſeeliger Freude gegenüber wie verſteint. Die Welt verging vor ihren Blicken. Und ſo konnte es denn auch geſchehn, daß Paul Pommer unbemerkt in's Haus eilte, und bald wieder in voller, ehemaliger Husarenuniform, den Säbel um die Hüften, den ungariſchen Huth auf dem Kopfe, neben den Beiden ſtand, ganz grade und ſtramm, aber noch immer unbemerkt, bis er endlich zu fragen verſuchte:

„Befehlen der Herr Lieutenant, in's Quartier zu treten? Oder haben Sie vorher ſonſt noch was zu befehlen?“

„Vater! Vater!“ lachte Lehnchen in weinender Fröhlichkeit. „Sieht Er's denn nicht? Es iſt ja wahr und wahrhaftig der Fritz.“

„Vom Spitz redet man alſo keck!“ murrte ihr Paul Pommer, ohne ſeine Paradeſtellung zu verlaſſen, ärgerlich ins Ohr. „Vom Herrn Lieutenant aber nicht.“

„Aber Vater, lieber Vater!“ rief der überglückliche Lieutenant; „kennt Ihr mich denn wirklich nicht? Oder wollt Ihr mich nicht kennen?“

„Daß ich einen gewiſſen ſehr guten Fritz auferzogen habe,“ entgegnete Paul.

erinnere ich mich wohl, und auch daß deſſen Vater Friedrich Klingenbrock geheißen war. Doch eben ſo gewiß iſt mir in dieſem Augenblicke klar, daß der königlich preußiſche Lieutenant Klingenbrock vor mir ſteht, und daß ich ein recht kläglicher Huſar ſein müßte, wenn ich ihm nicht die ſchuldige militäriſche Ehrerbietung erzeigte. Und, Lehnchen, ſprich mir du nicht in ſo dreiſten Ausdrücken von ihm, wie vorhin. Ein preußiſcher Lieutenant iſt und bleibt ein gar gewaltiger und reſpectabler Herr."

Zugleich aber bat Fritz, der alte Herr ſolle mit hinunter kommen in's Dorf; er habe die Puppenſpieler in der Nahe angetroffen und hinbeſtellt, und wie Vater Paul ſeinen Fritz vormalen hingeführt habe zu der ſchönen Meluſina oder dem raſenden Roland, ſo bitte nun Fritz um die Erlaubniß, ſeinen lieben Vater Paul jetzt hingeleiten zu dürfen auf den erſten Platz.

„Auf den erſten Platz?" entgegnete Paul Pommer, und ſah ziemlich unwillig dazu aus. „Der erſte Platz gehört ein für alle-

allemal dem kommandirenden Herrn Offizier, und ſetzt man ſonſt ein andres Menſchenkind auf deſſen Stelle, ſo ſieht die ganze Geſchichte beinah wie Spott und Gelächter aus."

„Ach Vater Paul," ſagte Fritz, „Ihr ſolltet einen ehrlichen Kerl nicht zu häßlichen Worten reizen, denn ſeht nur, beinah hätte ich zu Eurer ganzen, verſtändigklingenden Rede weiter nichts geſagt, als: pfui! — Ja, pfui! — Denn wie könnte wohl ein deutſcher Mann Spott und Gelächter treiben mit einem ſo ehrenreichen Haupt wie das Eure! — Kommt, Vater, und ſetzt euch in den Ehrenſtuhl. Da ſollen meine freiwilligen Jäger, falls Gott ſie zu höhern Jahren aufbehalten hat, ſich ein Exempel dran nehmen."

„Ja, wenn's ſo gemeint iſt," ſprach der Invalide, „da haben der Herr Lieutenant ganz vollkommen recht." — Und ſomit folgte er, und nahm auf dem Lehnſtuhl voran, freundlich rechts und links die Jäger grüſſend, behaglich Platz.

Der welſche Krauskopf, den wir ſchon früherhin als Director des Theaters kannten, tauchte abermals zwiſchen den Kuliſſen auf, und kündigte mit ſpaßhaftem Lächeln als die heutige Darſtellung an:

„Des unüberwindlichen Kaiſer Napoleon Rückzug von Rußland nach Leipzig zu Schlitten, und von Leipzig nach Frankreich zu Roß!“

Aber Vater Paul Pommer ſahe finſter in des grinzenden Ankündigers Geſicht, faſt eben ſo finſter, wie damals, wo von der projectirten Einnahme von Kolberg die Rede geweſen war.

„Aergert Euch etwas, Vater?“ fragte Fritz, und winkte zugleich dem Puppendirector, innezuhalten. „Dann ſagt's doch nur, bitt' Euch, recht grad' und offen heraus, denn ohne Zweifel liegt eine gute Lehre drin für uns jüngere Kriegsgenoſſen allzumal.“

„Wenn der Herr Lieutenant befehlen“ — ſagte Paul, ſeinen ungriſchen Hut rückend, —

„ganz wohl! — Die Sache, denk' ich, ſteht folgendergeſtalt:

„Pro primo iſt gewißlich das Stück von der ſchönen Meluſina hübſcher anzuſehn, als das vom Buonaparte."

„Pro, — nun ich meine, zum zweiten, — braucht man nicht eben fratzenhaft um einen gefällten Feind herumzutanzen. Sieht der nun gar etwas widerlich aus, wie's hier ohne Zweifel der Fall iſt, ſo giebt es vollends den allerſchlechteſten Spaß von der Welt."

Und drittens — die ſchöne Meluſina ſehe ich nun einmal vor allen Komödien auf der Welt über alle Maaße gern."

Die Jäger ſtimmten jubelnd ein, und die ſchöne Meluſine ward mit dem rauſchendſten Beifall aufgeführt, den ſie ſeit vielen Jahren erlebt hatte.

5.

Nun ſtanden wieder in dem gewohnten häuslichen Stübchen Paul Pommer und Lehnchen und Fritz bei ſtillem Lichtesſchimmer mitſammen allein.

Da beugte ſich Fritz über ſeines Pflegevaters Hand, und Thränen tropften drauf während er ſprach:

„O Vater, lieber Vater, Ihr habt mir ſo unausſprechlich viel gegeben, indem Ihr mich in geiſtiger und leiblicher Pflege auferzogt; nun gebt mir noch die Krone von dem Allen zu guter, lieber, ſchöner Letzt! Gebt mir des holden Lebchens Hand.“

Bemerkend, wie Paul faſt unwillig zuſammenzucke, ſagte Fritz: „O guter Vater, es iſt ja nicht gleich von Aufgebot und Trauung die Rede! Zieh' ich doch morgen früh halb ſechs Uhr ſchon wieder in's Feld, dem flüchtigen Feinde nach, und — ſo Gott will — in ſein eigenes hohnſprechendes Land hinein. Aber als einen verlobten Bräutigam, lieber, getreuer Vater, laßt mich ziehn.“

„Der Herr Lieutenant ſind wie ganz verblendet;“ ſprach Paul Pommer zurück. „Einen lieben, getreuen Vater nennen Sie mich! Ei, wie ſollt' ich doch nur dann für Sie und für Lebchen ein ſolches Verplempern zulaſſen? Herr Lieutenant, heut zu Tage geht es raſch in der Welt. Sie können über's Jahr als Rittmeiſter oder Major vor mich hintreten, über drei Jahre — Gott weiß, als was noch ſonſt! — Und mein Lehnchen iſt ein liebes Kind, und hätte meinen Fritz — wär' ihm und ihr dereinſt dies Stücklein Land von mir zum Erb gefallen — gewiß in treuen Ehren ſehr glücklich gemacht, aber eine Offiziersdame? — Nein, da würde Lehnchen bei hundert Gelegenheiten in Angſt und Blödigkeit ſchaamroth werden, — und um irgendwo, ſei's auch vor Kaiſern und Königen! beſchämt dazuſtehn oder wohl gar verlacht, — dazu iſt mein Lehnchen viel zu gut. Schlagen Sich's alſo der Herr Lieutenannt lieber gefälligſt aus dem Kopf."

„O Vater," rief der erglühende Fritz, „ſo möcht' ich ja meine Degenquaſte lieber gleich in's Feuer werfen und auf jeglichen Adel des Offiziersſtandes Verzicht thun, wenn mich das von meinem lieben Lehnchen ſcheiden ſollte!"

„Halt! Richt't Euch!" kommandirte

Paul Pommer, und fuhr dann etwas gelaſſner fort:

„Sehn der Herr Lieutenant, hätte ich noch mit meinem Fritz ein Wort zu ſprechen, wie's einem Pflegevater eignet und gebührt, da würde ich ungefähr folgende Reden zu Markte bringen: Fritz, Du redeſt ſehr dummes Zeug, und hüte Dich nur, daß nicht ſchlechtes Zeug draus werde, und endlich wohl gar gottloſes Zeug. Menſch, der Herr Deines Lebens hat Dich in eine ſchöne, herrliche Bahn geſtellt, hat dich zu einer hohen Ehrenſtufe drin erhoben, und nun willſt Du dich nebenbei niederſetzen, ohne nur einmal müde zu ſein? Und das, weil Dir ein weißes und rothes Geſichtchen gefällt? Schäme Dich, Fritz, und ziehe deines edlen Weges fort, und denke, daß Du dem lieben Gott und dem deutſchen Vaterlande angehörſt, nicht aber Dir.“

Fritz neigte ſich tiefbewegt, und ging nach der Thüre. — „Nicht wahr,“ ſagte Paul, „der Herr Lieutenant geben mir Ihr Wort, daß Sie keine Briefe an Lehnchen ſchreiben wollen?“ — Fritz bejahte ſchweigend, und die drei treuen Menſchen gingen mit thränenden Augen auseinander.

6.

Der allgemeine Feind war nach großen Kämpfen vollends geſchlagen, ja, ſchon der erſte Einzug gehalten in die Hauptveſte Paris; — aber keine einzige Botſchaft von Fritz war zu Paul und Lehnchen gekommen. Hatte der junge Kriegsmann ja doch verſprechen müſſen, keine Briefe an das geliebte Mädchen zu ſenden, und daß er's noch weiter ausdehnte, und auch dem alten Pflegevater keinen Buchſtab ſandte, darüber murrte freilich Paul bisweilen ſtill vor ſich hin, jedennoch die Entſchuldigung hinzufügend: „ich hab's ihm freilich nicht geheißen, und in ſolchen Dingen thut ein rechter Mann lieber zu wenig als zu viel. Die Schuld iſt auf meiner Seite, und auf meiner Seite nur ganz allein.“

Ach, Lehnchen hatte wohl trüb're Ahnungen, und die ſahen faſt aus, als wollten ſie zutreffen. Kein rückkehrender Kriegsmann wußte von ihrem Freunde das mindeſte, und zwei ſeiner Jäger, die verſtümmelt und entlaſſen hier durchzogen, ſchienen vollends gefliſſentlich den Mund über ſein Geſchick zu ſchlieſſen, in ſo rührende Lobeserhebungen ſie auch ausbrachen über ſeine Treue vorſorgliche Milde und ſeinen kühnen Schlachtenmuth.

Es geſchah um dieſe Zeit, daß eine Bande verſprengter Franzoſen und Franzoſengenoßen ſich zuſammengerettet hatte zu mannigfachen Unthaten, und Räuberei auf Räuberei in Paul Pommers Gegend begann, gedeckt durch eine dichte Holzung des Gebirges, in die ſich der arge Haufen immer wieder zurückzog, wie in eine Verſchanzung, die durch gefällte Bäume und einige nicht ungeſchickt angebrachte Ableitungen der Waldbäche ziemlich feſt geworden war.

Da ſagte Paul Pommer endlich, eines ſchönen Morgens nach der Kirche, wo man ſich grade unter der Linde zur allgemeinen

Berathung, alter Gewohnheit gemäß, verſammelt hatte:

„Ihr lieben guten Freunde und Bauerſchaftsgenoſſen, wozu giebt es denn einen ehrbaren Landſturm, und warum habt Ihr mich zu deſſen Führer hier ernannt, wenn das Raubgeſindel fort und fort in unſrer Nähe hauſen darf? Geht es nach mir, ſo greift man das Neſt morgenden Tages in aller Frühe an, ohne weiter viel zu fragen. Die hohen Landesbehörden werden ſchon freundlich ausſehn, wenn wir ihnen das ſchlimme Pack bezwungen und gebunden überliefern. Was meint Ihr, Kinder? Machen wir's friſch und rüſtig aus?“

Das glühende Soldatenauge zündete, der fröhlichen Soldatenzunge riefen viele andre Zungen freudig nach. Auf morgen früh in der Dämmerung ward der Angriff beſtimmt; Paul Pommer gab die Dispoſition aus.

7.

Schon war die Bande umſtellt. Wünſchend, noch ohne ein offnes Gefecht davon kommen zu können, wollten manche vereinzelte Räuber ſich im Morgennebel zwiſchen den Landſturmpoſten durchſchleichen, aber hier und da wies ein Schuß — es waren viele Jägersleute unter Paul Pommers Geſchwader — die aufduckenden Füchſe zurück, und welche davon ſtürzten blutend in ihr finſtres Dickicht hinein. Enger und enger ſchloß ſich der wackre Landſturmkreis um den verrufenen Schlupfwinkel zuſammen. Da plötzlich, mit wildem Geſchrei, brach unter Musketen- und Piſtolengeknatter die grimmige Horde los, kühn auf das Freie hervor, und demzufolge nach einer Gegend hin, wo Paul ſie durchaus nicht erwartet, und nur ſchwache Beſatzung hingeſtellt hatte. Vergebens eilte man der bedrohten Stelle — Paul von zwei rüſtigen Jünglingen unter den Armen gefaßt, und beinah getragen — zu Hülfe; der Feind warf hohnlachend die wenigen ihm Gegenüberſtehenden vor ſich her, und hatte ſchon faſt eine neue, weit gefährlichere Waldſtellung erreicht. —

In Pauls Kopfe ging es in wirrem Zorn und dunkler Aengſtlichkeit durcheinander: die nun wohl noch vermehrte Gefahr des flachen Landes, der Behörden Unzufriedenheit mit der nicht geheißenen Unternehmung, die Unmöglichkeit, den Feind aufzuhalten!

Da ſammelten ſich plötzlich die Landſturmmänner gegenüber zu erneutem Anfall auf die durchbrechenden Räuber. Mit lautem Hurrah und gefällten Piken gingen ſie in gedrängten Rotten vor, zwiſchen ihnen ein Mann hoch zu Pferde, — Pauls ſcharfes Auge ſah deutlich in das wüthende Gewimmel; — nicht lange, ſo ſtäubten die erſt in Verzweiflung fechtenden Räuber auseinander, und vorſprengte, ein wehendes, weiſſes Tuch in der Linken der Reiter, und rief mit gewaltiger Stimme: „wer auf Gnade zu hoffen denkt, der werfe die Waffen weg!“ — Einige thaten's, — Andre zögerten; — da rief der Reiter abermals: „Ihr kennt meine preußiſche Uniform! Soll ich einhauen laſſen?“ Und als er ſich nach dem jenſeitigen Gange des Hügels umſah, wie im Begriff zu winken, erklang ein allgemeines Geſchrei der Räuber: „Pardon! Pardon!“ und ſie warfen Gewehr und Taſchen und Säbel von ſich, und wurden von den ringsherbeieilenden Landſturmmännern umzingelt und gebunden.

Es war der Fritz, dem das Alles gelungen war, indem er durch Gottes Führung von der andern Seite herantrabend — die Landleute ermuthigt hatte, das Geſindel erſchreckt. Paul ſtand mit freudeweinenden Augen neben ſeines Pflegeſohnes Pferde, ſtreichelte es ſehr, und ſagte: „Ach, wo haben denn nun der Herr Lieutenant Ihr Kommando? — Oder Sie führen wohl gar keines für heute, und haben nur dem Räubervolk recht löblich und tapferlich ein wenig Wind vorgemacht?“

Fritz nickte, freundlich bejahend.

„O da haben der Herr Lieutenant gut dran gethan;“ — ſagte der Alte, aber plötzlich den Jüngling genauer anſehend, übernahm es ihn mit inbrünſtiger Zärtlichkeit, und er rief freudeweinend: „aber Fritz, Fritz! Nun trägſt Du ja gar das eiſerne Kreuz auf deiner Bruſt.“ — Fritz wollte ſich vom Sattel ſchwingen in des Vaters Arm, aber Paul ſagte, ſchnell wieder geſammelt:

„Vor Allem erlauben mir der Herr Lieutenant Einen wohlgemeinten Rath. Auch auf den verächtlichſten Feind ſoll man nicht einſprengen ohne aufgenommenes Gewehr. Das heißt Gott verſuchen. Und ich ſah es ganz deutlich, mit der Rechten führten der Herr Lieutenant den Zügel, die Linke brauchten Sie höchſtens, um Ihr Schnupftuch fliegen zu laſſen.“ —

„Aber Vater, ſo helft mir doch erſt vom Roſſe!“ lächelte Fritz. „Der linke Arm iſt mir ja lahm geſchoſſen bei Meaux, und eben deshalb hab' ich den Abſchied, und weil ich kühn drunter gehauen habe, auch dieſes Kreuz.“

„Die Franzoſen haben gut geſchoſſen!“ ſagte Paul Pommer, ſeinem Fritz aus dem Sattel helfend und ihn küſſend. „Mein

Lehnchen hat einen Bräutigam davon wieder und ich einen Fritz. Ich ſollte mich wohl eigentlich nicht eben freuen, daß dem König ſo ein braver Offizier minder fortan in's Feld rückt, aber Gottlob, von der Sorte giebt es eine ganze Menge, ſo daß ſie nicht eben leicht ausgehn wird!" —

Was weiter folgte? — Ein ſtilles, liebedurchleuchtetes Leben, wie es der liebe Gott, uns Allen, die wir ihn aus treuem Herzen ſuchen, beſcheeren wird, wo es ſich dieſſeits nicht thun laſſen will, doch ganz zuverſichtlich jenſeits. Amen!

Fragmente

zur Erinnerung an Doris, Freifrau von Canitz.

Von

Franz Horn.

Ungemein geſallen hat gar manchen Männern jenes vielberühmte Epigramm, dem zufolge man die beſte Frau daran erkennen ſoll, daß man von ihr nicht ſpricht. Es war ihnen, den Misdeutenden, wie aus der Seele geſchrieben, denn ſie hatten ſich größtentheils nicht ſonderlich viel mit dem Lobe der weiblichen Tugenden beſchäftigt. Man muß ihnen jedoch nachſagen, daß ſie ſich nicht ohne eigentliche Behaglichkeit lieben ließen, daß ſie, *großmüthig*, ſogar dieſer ihnen zufallenden Zärtlichkeit nicht eben *wehrten*, und die Tugenden, die ſie genoſſen, nicht bemüht waren zu *hemmen*. —

Andere und Beſſere dachten anders und beſſer, auch über jenes Epigramm, bei dem der Dichter gewiß etwas ſehr Gutes dachte.

Es möge ein Jeder darin der Weiſe folgen, die er zu verantworten gedenkt, und auch ich bin keineswegs der Meinung, daß wir ein edles Gemüth mit Lobesweihrauch umqualmen ſollen; nicht etwa als könnten wir daſſelbe dadurch verderben, ſondern deswegen, weil die Tugend, beſonders die weibliche, ein zarter Blüthenſtaub iſt, deſſen Duft durch Betaſtung geſtört wird. Aber ruhig und freudig ſollen wir ſie anerkennen, und durch Wort und That zeigen, daß wir ſie anſchauend ehren.

Manche männliche Ausgezeichnetheit hat etwas vielfarbig Intereſſantes; die weibliche iſt meiſtens kryſtallhell und einfach farblos, und in dieſer Hinſicht iſt allerdings nicht Vieles darüber zu reden.

Folgendes ganz Wenige möge hier in Beziehung auf Doris mitgetheilt werden.

Der Freiherr Friedrich Ludwig von Canitz, geboren am 27. November 1654 gehörte

hörte zu den bedeutendſten deutſchen Männern ſeines Jahrhunderts. Wir möchten die Grundlage ſeines Gemüthes als ſittliche Vornehmheit bezeichnen, aus welcher Klarheit, Feinheit und Gewandheit erwuchſen. Durch ſeine Geburt auf einen leuchtenden Punkt im Staate geſtellt, errang er bald bedeutende Auszeichnung, und, was mehr werth zu ſein ſcheint als vieles andere, das Wohlwollen des großen Kurfürſten. Nicht minder theuer wird er uns durch die reine, ſtets ſich gleich bleibende innige Freundſchaft, die er mit einem redlichen und geiſtreichen, aber ganz unſcheinbaren Manne, Namens Zapſſe (ſpäterhin Kirchenrath zu Zeiz) geſchloſſen hatte, denn in dieſem Verhältniſſe zeigt ſich ſein edles, offenes und freundlich ſcherzendes Gemüth auf die erfreulichſte Weiſe. Als dieſer Z bei den immer wachſenden Ehrenſtellen ſeines Freundes einſt ein wenig ängſtlich wurde, und in einer ſchwachen Stunde ſogar einmal einige Furchtſamkeit vor ſolcher irdiſchen Pracht gezeigt hatte, ſo tadelt ihn Canitz mit herzhafter

Liebe recht freundlich und recht ernſthaft, und bittet ihn gar wacker, doch ja dergleichen Schwäche nimmer wieder über ſich kommen zu laſſen. — Es iſt das durchaus nichts weiter als eben recht; aber worüber kann man ſich denn ſonſt freuen, als über das Rechte?

Dennoch hätte ſelbſt ein Mann wie Canitz, bei zu frühem Eintreten in die große Welt, und bei einer Geſchäftigkeit, die ihn nicht ſelten nur an das Aeußere hinwies, beſonders da auch ſein Freund nur zu bald von ihm getrennt wurde, manches Trübe, Herbe oder Bittere in ſich aufnehmen können, wenn nicht der Himmel ihm Liebe gewährt hätte.

Im Jahre 1677 lernte er ſeine junge Nachbarin kennen, das Fräulein Dorothea v. Arnimb, und die Neigung, die er für ſie faßte, entſchied für ſein ganzes Leben. Sie war am 10. Februar 1656 in Lindenberg, einem Märkiſchen Gute, geboren, wurde in Berlin erzogen, und bald für deſſen Zierde gehalten.

Ich kenne kein Familienportrait von ihr, aber der Kupferſtich, welcher der Ausgabe von den Gedichten ihres Gatten beigefügt iſt, zeigt ihr Antlitz in einer ſo freundlichen Milde, und anmuthigen Klarheit, daß wir die reine Frauenholdſeligkeit anzuſchauen glauben. Mit dieſem Aeußeren war ihr Inneres wohl übereinſtimmend: denn Tiefe, innige Frömmigkeit, die eigentliche Lebensluſt der Frauen, und ſanfte Heiterkeit machte das Weſen ihres Gemüthes aus.

Canitz warb um die Gunſt dieſer Jungfrau mit jener altdeutſchen Zartheit, die in ſeiner Zeit faſt nur noch als Trümmer der Vergangenheit daſtand, und es war billig, daß eine Liebe wie dieſe, erſt geprüft werden ſollte, und nicht zugleich das Ziel erreichte. Im Jahre 1675 war der große Kurfürſt im lebhafteſten Kriege gegen die Schweden, und der ächte märkiſche Mann glaubte kaum nach eigenem Glücke ſtreben zu dürfen, ſo lange noch ſein edler Fürſt in einem nicht ganz entſchiedenen Streite focht.

Nur in dem folgenden Winter konnte er einige Monate lang in Berlin zubringen und der Nähe der Geliebten ſich erfreuen; aber in den beiden folgenden Jahren ward ihm auch nicht einmal dieſes Glück zu Theil, denn tief nach Rügen hin bis an die Gränze von Preußen und Kurland führte ihn der Siegeslauf der brandenburgiſchen Waffen.

Größer hat vielleicht nie ein Fürſt dageſtanden als Friedrich Wilhelm am Ende dieſer Feldzüge; aber die unſeligſte Empfindung die den Menſchen beſchleichen kann, der Neid, hatte damals faſt ſämmtliche Fürſten Europa's gegen ihn befangen. Verlaſſen von allen Bundesgenoſſen ſtand er muthig da gegen eine offenbar oder heimlich feindſelig geſinnte Welt, und wenn ihm jetzt der aufgenöthigte Frieden von St. Germain faſt aller äußeren Vortheile ſeiner großen Thaten beraubte, ſo gewährt er ihm dafür im höchſten Maaße die Ehre, das Element, in dem der Brandenburger allein athmen mag.

Ruhe kehrte jetzt in die brandenburgiſchen Staaten zurück; doch erſt zu Anfang des Jahrs 1681 waren ſämmtliche Schwierigkeiten beſiegt, und Canitz konnte im Februar des genannten Jahres, durch die Vermählung mit Doris, die lang geprüfte Liebe krönen.

Wir wollen keinesweges durch erhitzte Ausrufungen das Glück dieſer Ehe zu ſchildern verſuchen, die eben deswegen ſo glücklich war, weil ſie auf ruhig dauernde Wärme ſich gründete. Wohl iſt es groß und bedeutend wenn der edle Menſch in ſich ſelbſt die Quelle der Beruhigung findet; aber Köſtlicheres und Erfreulicheres giebt es doch nichts als wenn zwei zarte, reine und ſtarke Gemüther, durch ein heiliges Band vereint, ſich in einander anſchauen, und ſo zu ſtets ſich erneuender freudiger Jugend reifen.

Wenn Du, lieber Leſer, von Berlin nach Freienwalde fährſt, ſo vergiß doch ja nicht einen recht klaren Blick zu werfen auf das freundliche Dorf und Landgut Blumenberg, denn dort waren zwei gute Menſchen ſehr glücklich.

Allein mit Sicherheit konnte Canitz nur einen einzigen Sommer lang die Freude der ländlichen Stille genießen, denn schon im Herbst desselben Jahres beförderte ihn der Kurfürst zum Hof- und Legationsrath, mit der Mahnung, sich näher an seine Perſon zu ſchließen und ſtets bereit zu ſein, wichtige Geſandſchaften zu übernehmen.

Canitz entzog ſich dieſem Befehle keineswegs, denn er ſah ein, daß das reine Familienleben nicht möglich ſei ohne das Leben und Wirken im Staate, durch den es allein ſeine ganze Bedeutung gewinnt.

So ward denn dieſem wahrhaft einigen Ehepaare ſehr häufig, ja faſt immer das Loos ſich trennen zu müſſen, für lange Zeit. Canitz ward zu wiederholten Malen geſendet an die kurfürſtlichen Höfe am Rhein, nach Hamburg, nach Wien u. ſ. w. und er hatte nur ſein eigenes Verdienſt anzuklagen, daß der Wunſch ſeines Fürſten ihn ſo oft abrief. Noch häufiger faſt war dies unter Friedrich III. der Fall, und nur einmal (1689) bei einer Geſandſchaft nach Hamburg, wegen der Mediation zwiſchen Dänemark und Holſtein, war er ſo glücklich, ſeine Gattin mitnehmen zu dürfen. Ihm hatte geahnet, daß ſie hier wahrhaft nöthig ſein werde, und in der That ſie war es wirklich, denn niemand als ſie vermochte die endloſen Rangſtreitigkeiten der Geſandten, wodurch das wichtige Geſchäft in Stokken gerieth, zu ſchlichten. Sie that nämlich den Vorſchlag, daß die Geſandten hinfort bei deren Gemahlinnen zuſammenkommen möchten wie zu einem freundlichen Beſuch; wodurch dann die Grandezza aufthauete und ſich mit Freuden aus ihrer Steifheit herausgeriſſen ſah. Doris anmuthige Klugheit entſchied hier faſt am meiſten, denn man fühlte ſich in ihrer Gegenwart klarer und freier, und ſo endete ein Geſchäft, das endlos ſchien, durch die freundliche Sinnigkeit einer Frau, in ſechs Monaten zu allgemeiner Zufriedenheit.

Jetzt hoffte Canitz endlich einmal in Blumenberg „ſeinen Kohl in Ruhe zu pflanzen;“ allein er hatte kaum das Scherzgedicht geſchrieben, in welchem er jenen Wunſch ausſpricht, als er von neuem abgerufen wurde, um die Anſprüche des Fürſtlich Anhaltiſchen Hauſes auf das Fürſtenthum Lauenburg zu verfechten. Nur im Jahr 1690 konnte er ſich einiger Muße erfreuen, und der edlen Liebe für ſeine Gattin, und der Dichtkunſt ſich hingeben. Allein nur zu ſchnell ward er wieder aus dieſem Frieden geriſſen und in die traurigen Streitigkeiten einzelner Fürſten gezogen, die ihn faſt immer von der Seite ſeiner Gemahlin entfernten.

Dieſe hatte während deſſen nicht bloß den Schmerz der Trennung zu ertragen, ſondern auch den größten Theil ihrer Geſundheit opfern müſſen, bei dem langen Krankenlager einiger ihrer liebſten Verwandten; aber das Jahr 1695 ſollte ſie noch tiefer verwunden, denn eines Abends bei der traulichen Mahlzeit trat einer der Bedienten in das Zimmer und ſprach: „Gnädiger Herr, es iſt ein Bote da, mit der Nachricht, das Blumenberg abgebrannt iſt.“ — Doris hatte von jeher an ihrem Gemahl ein Muſter gehabt, die Widerwärtigkeiten des Lebens mit Ruhe zu ertragen, doch iſt die Ergebung einer weiblichen Seele, eben weil ſie meiſtens tiefer und heftiger empfindet, rührender als die einer männlichen. Sie hatte den freundlichen Ort mit einer Innigkeit geliebt, für die uns ein gewöhnliches Wort zu trocken erſcheint, und ſie bedurfte der ganzen Fülle ihrer religiöſen Gefühle, um ſich zu ergeben. Aber der edle Menſch tröſtet ſich am Beſten durch tugendhafte Handlungen, und ſo fand ſie Beruhigung in dem ausgeſprochenen Vorſatze, der auch gar bald ausgeführt wurde, den „armen Leuten ihre Häuſer wieder aufbauen zu laſſen.“

Ihr Gemahl ertrug den Verluſt mit ruhiger Kraft; was er aber tiefer empfand war die Ahnung, daß dieſer Brand der Vorbote eines viel ſchmerzlicheren Unglücks ſein werde.

Vielleicht war es um dieſe Zeit, als ein vornehmer Staatsbedienter in Berlin in ein großes Elend gerieth. Von äußerster Noth getrieben, hatte er die Schwäche begangen, einige ſeiner Treue anvertraute Koſtbarkeiten zu verſetzen, in der Hoffnung, dieſe in kurzer Zeit wieder einlöſen zu können. Allein früher als er erwartete verlangte man von ihm, ſie zur Stelle zu ſchaffen, und da er das nicht vermochte, drohte ihm der Schimpf der Abſetzung. Dieſe Geſchichte erzählte man an Cammans Tafel, und voll edler Ungeduld rief er aus: Mein Gott, ich kenne ihn zwar nicht weiter als von Anſehn; aber hat er denn nicht zu mir kommen, und mir im Vertrauen ſein Anliegen eröffnen können? Nicht wahr, Dorchen, Du hätteſt, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, Deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieſes unglücklichen Edelmannes zu retten.

„Von Herzen gern,“ erwiederte ſie mit der innigſten Freundlichkeit; doch, klar erkennend, daß hier das bloße Wort nicht genügte, löſete ſie eine Perlenſchnur, die über dreitauſend Thaler an Werth war, vom

Halſe und indem ſie dieſelbe ihrem Gemahl mit der liebenswürdigſten Willfährigkeit überreichte, ſagte ſie: „Hier ſind ſie wenn es noch Zeit iſt, ſein Verderben abzuwenden.“

Canitzens Ahnung ward nur zu bald beſtätigt. Der ſtets wiederkehrende Gram um die Trennung von dem geliebten Gatten, und das häufige nächtliche Wachen bei dem Krankenbette mehrerer geliebter Perſonen, welches ſie als eine reine Chriſtenpflicht betrachtete, hatte ihre Geſundheit in der Wurzel angegriffen, und der höchſte Jammer, das Abſterben von ſechs Kindern, von ſieben die der Himmel ihr geſchenkt, hatte ihr Herz für den Tod reif gemacht.

Kaum fühlte ſie ſich krank, als ſie auch den Tod vorher ſah. Es ward ihr die Gnade, ihn mit vollendet ruhiger Kraft anſchauen zu können, und in dieſem Gefühl, benahm ſie gleich anfangs, da ſie ſich auf das Krankenlager legte, ihrem Gemahl faſt jede Hoffnung auf ihre Beſſerung. — Und wie ſie in ihrem Leben bedacht geweſen war, ihn zum glücklichſten Ehemann zu machen, ſo wollte ſie auch nach ihrem Tode auf ſein häusliches Glück wirken, und ſie ſchlug ihm deshalb die liebſte ihrer Freundinnen, deren ganzes Gemüth ſie durchſchaute, zu ſeiner künftigen Gattin vor. Ihr Gemahl, bis in's Innerſte ſchmerzlich getroffen, flehte, ihn mit einem ſolchen Antrage zu verſchonen; allein ſie fuhr mit Ruhe fort: „Ich weiß, daß er ſich um das Hausweſen weder jemals bekümmert, noch wegen ſeiner Staats-Geſchäfte und vielen Verſchickungen deſſen ſich annehmen können; aber ſein jüngſt abgebranntes Landgut, ſeine ſchwere Haushaltung, ſeine eigne Geſundheit und ſonderlich unſer noch unerzogner Sohn erfordert eine ſo kluge Vorſteherin, und meine eigne Liebe findet dabei einen tröſtlichen Antheil, weil ich hoffen kann, daß er ſich, in Geſellſchaft einer mir bisher ſo geneigten Freundin, deſto öfter ſeiner getreuen Doris erinnern werde. *)

---

*) Es ſollte uns einigermaßen leid thun, wenn ſich irgend einer unſerer Leſer durch das „Er“

Es iſt leicht, dieſe Worte faſt verletzend zu finden; aber in der Bruſt eines Sterbenden ſpiegelt ſich die Welt ohne Zweifel in ganz andern Farben ab, als im Licht des bewegten Lebens.

Um des edlen Gatten willen verboten die Aerzte die Fortſetzung eines ſo traurigen Geſprächs, und da Doris am folgenden Tage von einer unzeitigen Leibesfrucht entbunden ward, ſo ſchwanden ihre Kräfte ſichtbar hinweg, beſonders da der köſtliche Schlaf durch kein künſtliches Mittel zurückgerufen werden konnte. So nun zog ſie ihr Gemüth von allen irdiſchen Dingen gänzlich ab, und zeigte ein ſo feuriges und freudiges Verlangen nach einer ſeligen Auf-

---

in der Anrede ſtören ließe. Allein, abgerechnet daß wie in der Rede einer Sterbenden in keinem Falle auch nur eine Sylbe ändern möchten, wollen wir nur zu bedenken geben, daß das Er des ſiebzehnten Jahrhunderts in jeder Hinſicht ein ganz anderes ſei, als das des neunzehnten.

ſinnung, daß ſelbſt ihr Beichtvater, Philipp Jacob Spener, deſſen ſtarke und tiefe Bruſt ſelbſt ein Tempel der reinſten Tugend war, durch ihre Geduld und ihren Glauben auf die erbaulichſte Weiſe gerührt wurde.

Sie rief ihren einzig übrig gebliebenen, damals neunjährigen Sohn zu ſich, und ertheilte ihm mit den nachdrücklichſten Worten und zärtlichſten Küſſen ihren mütterlichen Segen. Ihr edler Gemahl, ſonſt auch bei dem härteſten Wechſel des Geſchicks unerſchütterlich, hatte ſich im heftigſten Schmerze an ihrem Bette auf die Knie hingeworfen; aber ſie ſtreichelte mit ihren beiden Händen ſeine Wangen, und tröſtete ihn, deſſen bittere Thränen jeden Troſt abwehrten. Sie beſchwur ihn um der Liebe zu ihrem Sohne willen, dem zu heftigen Schmerze zu widerſtehen, und empfahl ſich ſeinem Andenken, und ihren Sohn ſeiner Liebe.

„Ich habe, fuhr ſie fort, meinen letzten Willen weder ſchriftlich noch gerichtlich niederlegen wollen, des unbezweifelten Vertrauens, er werde meine letzte Bitte auch nach meinem Tode, kraft ſeiner mir bekannten Großmuth, von ſich ſelbſt erfüllen.“

Dieſe Gute betraf Vermächtniſſe an Schulen, die er, wie wir wohl kaum hinzuzuſetzen nöthig haben, mit einer Pünktlichkeit erfüllte, als hätte er es ihr eidlich angelobt.

Da ihr Gott eine ſo entſchiedene Ruhe gewährte, daß ſie mit ſich ſelbſt ganz im Reinen war, ſo konnte ſie jetzt die ganze Kraft ihrem Gatten widmen, und mit liebevoller Innigkeit ermahnte ſie ihn, ſich „herzhaft“ zu bezeigen, und nicht durch zu trübe Wehmuth ſie in dem Schlafe zu ſtören, der ſich bei ihr anmelde.

Mit lächelnder Milde legte ſie ſich jetzt zur Ruhe, und mit freudigem Angeſicht ſagte ſie, die Stimme erhöhend: „Sehet, ich ſchlafe ſchon wirklich.“ In der That entſchlief ſie auch ſehr bald darauf, um ein Uhr Nachmittags, (9. April 1797) und der Tod zeigte ſich hier ganz in der Geſtalt des ſanften Schlafes, der die holden Züge ihres Geſichtes nicht verletzend anrührte, ſondern leiſe verklärte. Sie hatte ihr Alter nur auf 39 Jahre und zwei Monate gebracht, ihr Eheſtand währte 15 Jahre, von welcher Zeit aber drei Viertheile, in der Abweſenheit ihres Gemahls einſam von ihr durchlebt werden mußten.

Inniger und tiefer iſt vielleicht nie der Tod einer Frau betrauert worden als dieſer; denn wie auch das Urtheil über tauſende und wieder tauſende ſchwanken mochte; über ſie war immer nur **eine** Stimme geweſen, denn freudig geliebt hatten ſie die Guten alle, und abgezwungen und nothwendig war die Hochachtung, die ihr ſelbſt die Verworrenen und Irregehenden gezollt hatten. Ganz verlaſſen aber fühlte ſich der Wittwer, und er, der ſonſt von Natur nie anders als mäßig und gelaſſen empfinden und handeln konnte, verzehrte ſich jetzt faſt in hülfloſem Jammer. Um ſeinen Schmerz zu ſchärfen, der, ſtets wach, keiner Schärfung bedurfte, dichtete er jene berühmte Trauer Ode auf den Tod ſeiner Doris. Dieſes Gedicht iſt mehr als ein halbes Jahrhundert als ein vollendetes Meiſterwerk be-

wun-

wundert worden; das iſt es keineswegees; dennoch rührt es uns tief, eben weil wir hier ſehen, welch' ein ganz anderer Geiſt den ſonſt ſo kühl verſtändigen Mann ergriffen hat, und wie der große Schmerz in ihm nicht genügende Worte finden kann, ſondern nur rührend lallt. Canitz fühlte ſelbſt das Ungenügende ſeines Gedichts, und bat in reiner Unbefangenheit ſeinen Freund Johann von Beſſer, deſſen Talent er viel zu hoch anſchlug, um eine Trauer-Ode auf Doris. Der Freund gewährte die Bitte; aber das Gedicht welches er lieferte, ſteht in ſeiner kalten ſteifen Pracht tief unter dem rührend-herzlichen des edlen Gatten.

Was aber noch mehr entſcheidet als irgend etwas anderes, das die bloße Liebe eingab, iſt die Leichenpredigt, welche Spener der Verſtorbenen hielt. Er, deſſen Mund nur die reinſte Wahrheit verkündete, rühmt ihr nach: einen edlen Glauben, eine rühmliche Gutthätigkeit, eine ungemeine Sanftmuth, eine ſorgfältige Erziehung ihrer ſelbſt, und eine unermüdete Geduld. —

Laſſet mich wiederholen, daß Philipp Jacob Spener es war, der alſo redete.

Indem ich nun ſcheide von der verehrten Frau, fühle ich nochmals, wie ſo gar wenig ich über ſie habe ſagen können, weil ich nur ſo gar wenig von ihr wußte. Aber auch dies Wenige ſcheint doch einiges Tröſtliche und Beruhigende zu haben; und wichtig dürfte es doch auch ſein, noch einmal zu bedenken, daß die Tugend ja das einzige durchaus Einfache in der Welt iſt, über das man doch am Ende nichts weiter ſagen kann, als daß ſie eben ſelig-einfach ſei. Eine Tugend, die auf Abentheuer ausginge, und nach Buntheit ſtrebte, wäre eben die Tugend nicht mehr.

Der Sieg der Treue.

Eine Novelle, nach dem Spaniſchen.

Von

Helmina von Chezy.

In die Gewalt des ritterlichen Sultans von Egypten war, bei einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, der Herzog Federigo von **Toskana** gekommen. Reich, Gemahlinn und Tochter blieben unbeſchützt, denn jedes Löſegeld ſchlug Ptolomäus aus, ſeine Blicke weidend an der Luſt einen ſo vortrefflichen Chriſtenhelden in ſeinen Feſſeln zu haben.

Als die letzte Hoffnung fehlſchlug, ihren Herrn und Gemahl von den ſchimpflichen Banden zu befreien, erkrankte die edle Herzoginn, und der Schmerz um dieſe Trennung nagte an ihrem Leben. Wenige Jahre vergingen in ſehnſuchtvollen und hoffnungloſen Schmerzen, da machte ein früher Tod dieſem Leid ein Ende, und die ſchöne Roſamunde zur Waiſe.

Dieſes engelgleiche Kind wuchs empor als die blühende Hoffnung des verlaſſenen Landes. Einmüthig von Allen geliebt, gehegt und beſchützt, war es nicht das Geſchick, ſondern ihr Herz, welches ſie unaufhörlich an den gefangenen Vater mahnte, und ſie antrieb: ſtets die heißeſten Gebete zu Gott empor zu ſenden, und fromme Wallfahrten zu ſeiner Rettung anzuſtellen. So vertrauerte ſie die erſte Zeit der aufblühenden Jugend, doch das Erbarmen der himmliſchen Mächte ertheilte der Verwaiſten den Troſt, der jedes Weh ertragen hilft; Roſamunde wurde von ganzer Seele von einem Edeln ihres Stammes, von ihrem Vetter Graf Lukanor geliebt, und ihr Herz hatte ſich ihm ergeben, doch wußte Lukanor nicht, wie glücklich er ſei, denn die edle Roſamunde, vor Allem bedacht nichts zu thun was ihren Vater kränken möchte, hatte in ihrem Herzen beſchloſſen nur den zu wählen, den der Herzog ihr zum Gemahl beſtimmen würde, und keinem Sterblichen ſonſt auch nur einen Schatten von Hoffnung zu geben. Getreu dieſem ſtrengen Entſchluß hegte ſie in ihrem Herzen ihre Liebe gleich einem köſtlichen Edelgeſtein, deſſen Beſitz ſo unſchätzbar iſt, daß man ſich ſelbſt kaum geſtehen mag, daß er unſer ſei.

Graf Lukanor hingegen, der ſchönſte und ritterlichſte der Heldenjünglinge dieſes Stammes, war nicht minder als Roſamunde eben ſo bang vor dem Geſchick als zuverſichtlich in ſeinen Empfindungen, und treu entſchloſſen, ſich ohne irdiſche Hoffnung dem reinen Dienſt ſeiner Dame ewig zu weihen. Daß er ihr theuer war, erſchien ihm oft ganz klar, und oft wiederum hüllte ſich dieſe Gewißheit in Zweifel und Dunkel ein. Wenn nun aber in dieſen ſchmerzlich ſüßen Bangigkeiten, denen jedoch die Hoffnung nie fern blieb, ein Lichtſtrahl der Gewährung in Lukanors Seele ſank, ſo war ihm ſo unausſprechlich wohl, daß er das Leben, welches nur durch Roſamunde beſeeligt wurde, als Opfergabe des Danks zu ihren Füßen hätte hinhauchen mögen.

Alljährlich ſandte Roſamunde reiche Gaben und unermeßliche Summen nach Aegypten, um ihren Vater zu befreien, allein der Sultan ſandte Alles der ſchönen Prinzeſſinn unerbittlich zurück. Einſtens jedoch, als er heitren Muthes war, ließ er ihr zur Antwort melden: ihr wohlgetroffenes Bildniß in Lebensgröße, jedoch in morgenländiſchem Schmuck und mit der Inſchrift ihres Namens ſei der einzige Preis, der ihren Vater retten könne. So ſchmerzlich es der edlen Roſamunde fiel, ihr Bild mit ihrer eignen Bewilligung in die Hände eines Ungläubigen zu geben, war ſie dennoch zu dieſem Opfer entſchloſſen, doch ein ernſtes Verbot ihres Vaters verhinderte ſie, denn er ſchrieb, er wolle lieber ſterben, als auch nur den Schatten ſeines Kindes durch den frechen Blick eines heidniſchen Wüſtlings entweiht ſehn, der aus dem Staub zum Thron gelangt wäre. Der Sultan, dem dieſe Weigerung ganz ihrem Inhalt nach bekannt wurde, ergrimmte heftig. Das ehemals nicht unfreundliche Gefängniß des Herzogs mußte er verlaſſen, und in eine feuchte Felſenhöhle hinein, die ein Aufenthalt des Entſetzens war. Der Herzog trug dieſe neue Prüfung mit Ergebung, in ſeinem Bewußtſein innig erfreut: auch in Feſſeln dem Uebermuth ſeines Feindes Hohn geboten zu haben.

Indeß verbreitete ſich durch ganz Europa der Ruf der Schönheit und Tugend Roſamundens, dergeſtalt, daß es ſchien, als ſei nur ſie die Sonne, von der auf die Welt Licht und Leben ausginge. Von allen Seiten kamen Fürſten und Edle um ſie zu werben, ihr Wille würde hinreichend geweſen ſein ein Kriegsheer zur Befreiung ihres Vaters zuſammen zu rufen, allein ſie beſaß keine Geißeln, und befürchtete ihr edler Vater möchte das erſte Opfer dieſes Unternehmens ſein, und ſo ließ ſie jeden Freier ſich ohne Troſt und Hoffnung entfernen; ſie ſelbſt blieb in der Einſamkeit, ihrem Gram, ihrer Liebe und Gott ergeben.

Als eines Tages die edle Prinzeſſinn in ihrem Garten, von ihren Fräulein begleitet, den heißen Thränen freien Raum ließ, führte ſie die Schönheit des Morgens aus des Blumengartens heitern Räumen in den grünen tiefen Wald, der an deſſen Ausgang lag. Hier verweilte ſie, ganz hingegeben ihrem Weh, umfangen von den Lieblichkeiten der friſchen Morgendüfte im Walde, beim Geſang der Vögel und dem Rieſeln vielfacher Quellen. Sie ſah die muntern Landmädchen mit ihren großen Hüten und Blumen am Mieder, ſingend durch den Waldpfad eilen, die ſchweren Laſten, welche ſie trugen, wie gehoben durch den heitern Muth ihres frohen Lebens und ſie vermeinte: es müſſe wohl ein neidenswerthes Loos ſein, ſo ein ſtilles und freudiges Daſein, mit geringen Sorgen und beſchränkten Wünſchen. Herzinniglich ſehnte ſie ſich nach eines ſo heitern Lebens Beſchränktheit und Luſt, und ſchon in ſolchem Wunſch umfing es ſie mit Frieden. Plötzlich eilte aus dem Dickicht ein wüthiger Eber mit gräßlichem Geſchrei auf Roſamunde zu, ihre Frauen entflohen, ihr ſelbſt verſagte die Kraft, ſie ſank hin und ſchon wollte das ergrimmte Thier auf ſeine Beute ſtürzen, als ſchwirrend ein Wurfſpieß durch die Luft flog und das Wild in die Stirn traf. Heulend und betäubt wandte es ſich hin und her, und mit verdoppelter Wuth nach dem Glanz der goldgeſchmückten Rüſtung, die plötzlich durch die Nacht der Bäume ſchimmerte. Es war Lukanor, nur mit ſeinem Schwerte bewaffnet. Er ſtürzte hin auf das mächtige Wild, und nun begann ein Kampf, deſſen Entſetzlichkeit Roſamunden aufs Neue aller Kraft und Sinnen beraubte. Vielleicht wäre der edle Ritter ein Opfer ſeines Muthes geworden, wenn nicht nun von allen Seiten, durch das Geſchrei der Edelfräulein Roſamundens herbeigerufene Hülfe erſchienen wäre. Das Wild wurde bezwungen und einige tiefe Verletzungen nicht achtend bei der unendlichen Seligkeit: ſein Leben für Roſamunde gewagt zu haben, blieb Lukanor hier noch zurück, indeß die Prinzeſſinn ohnmächtig fortgetragen wurde.

Lukanor, dieſelbe Stelle mit ſeinen Thränen netzend und die Waldblumen pflückend und küſſend, die Roſamunde im Fallen berührt, gewahrte plötzlich etwas Hellblitzendes und Buntes, das weder Thau noch Blume war. Eine köſtliche Armſpange war es, die Roſamunde verloren. Er hob ſie auf und barg ſie auf ſeiner Bruſt, entſchloſſen dies Kleinod ſeiner lieblichen Beſitzerin wieder zuzuſtellen. Erſchöpft und langſam, doch bis zum Sterben beglückt, ging Lukanor die duftenden geſchlängelten Waldpfade nach der Stadt entlang. Ein heftiges Wundfieber beraubte ihn einige Stunden ſpäter ſeiner Sinne, und in einer langen Krankheit, mit Todesgefahr ringend, beſeligten ſeine Träume ihn immerdar mit dem lichten Himmelsgebilde ſeiner Sehnſucht, und Lukanor genaß, wohl, wie er vermeinte, von der Kraft ſeiner Träume nur; denn immer erſchien ihm Roſamunde liebreich und hangend an ſeinen Blicken.

Ja, beim Schimmer der fernen Alabaſter-Ampel ſchien es ihm oft, er wache und die Herrliche ſitze an dem Haupte ſeines Lagers und ließe heiße Thränen auf ſeine matte Hand niederfallen; er ſaugte dann die Thränen ein und fühlte ſeinen brennenden Fieberdurſt geſtillt, und ſanfte Erquickung ſenkte ihn in neuen Schlummer. Und wenn er nun am Morgen die Diener fragen wollte, ob die Herrin dort geweſen, ſo ſchloß ein heißes Bangen ſeine Lippen, daß ſie: Nein! ſagen möchten, und der ſelige Traum nur ein Traum geweſen ſein könne.

Nicht Fieberträume hatten den Liebenden getäuſcht, Roſamunde ſelbſt durfte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit die Pflege desjenigen übernehmen, der ſein Leben für ſie gewagt hatte. Lukanor erfuhr es nicht, allein ſein Herz wußte es, und das war genug um ſeine Liebe mit neuem Leben, ſein Leben mit neuer Liebe zu ſtärken.

Kaum war Lukanor geneſen, ſo verbreitete die Ankunft zweier fremder Prinzen an Roſamundens Hof Unruhe. Beide waren durch den Ruf der Schönheit der Fürſtinn herbeigezogen, und ſchon drang der Adel im Namen des Volkes in Roſamunden eine Wahl zu treffen, damit das Herzogthum ſich väterlichen Schutzes zu erfreuen habe. Beide Fürſten waren liebenswürdig, Roſamunde liebte ſchon, allein zu jedem Opfer war ſie feſt entſchloſſen. Sie ſchrieb deshalb ihrem Vater von den Bewerbungen der zwei edlen Prinzen Aſtolf von Spanien und Bror von Norwegen, zugleich meldete ſie ihm, was Lukaner zur Rettung ihres Lebens gethan und gelitten, und daß ſie ſeiner Liebe gewiß ſei. Fromm ergeben in den Willen des himmliſchen Vaters und des Vaters auf Erden, überließ ſie, nach Abſendung dieſes Briefes, ſich ruhiger den Freuden und Vergnügungen, welche die Gegenwart der Fremdlinge an ihrem Hof veranlaßte. Von innerer Hoffnung beſeelt: der Herzog werde dem tapfern und lieben Vetter, als einheimiſch und dem Lande längſt ſchon theuer, den Vorzug vor fremden Bewerbern ertheilen, ſahe ſie froh der Rückkehr des Boten entgegen.

Roſamunde hatte einen Edelmann, Namens Roberto, mit reichen Geſchenken an den Sultan, mit tauſendfachen Erquickungen und ergötzlichen Koſtbarkeiten an ihren Vater abgeſendet. Dieſer treue Diener ſollte des Herzogs Antwort über die Wahl Roſamundens überbringen. Ein tiefes Geheimniß ruhte auf der ganzen Sendung, doch entging den Beobachtern weder die Ruhe und ſtille innere Freudigkeit Roſamundens, noch die Feinheit, mit der ſie jede Erklärung hinaus zu ſchieben wußte.

Prinz Bror von Norwegen war ein ritterlicher Sohn des hohen Norden, die heitre gaſtliche Sitte ſeiner Landsgenoſſen, die Munterkeit, hervorblühend aus den Wurzeln tiefen Ernſtes, der Geiſt der Lieder und die Luſt der Kämpfe beſeelten ſein Weſen; ihm hätte kein Herz widerſtanden, das nicht ſchon in Feſſeln war. Prinz Aſtolf von Caſtilien, nicht minder ſchön und prangend mit allen Vorzügen der Geburt und des Glückes, beſaß nicht dieſelbe frohe Milde der Seele, doch wohl gleiche Hoheit und Biederkeit. Beide Fürſten gewannen die Gemüther des Volks, ſo daß es nicht wußte, wen es wählen würde, wenn es ihm frei ſtände. Wie nun aber Liebe minder auf Verdienſt beruht als auf Neigung, ſo konnte doch der Werth der fremden Fürſten der eingewurzelten Treue nichts anhaben, die das Volk zu Graf Lukanor trug, und mancher ſtille Wunſch für ihn, deſſen Liebe Niemand verborgen geblieben und durch ſeine letzte That ſo herrlich beurkundet war, ſtieg auf, zu dem, der die Stimme der Herzen vernimmt.

An Roſamundens Hofe lebten drei edle Gräfinnen, ihre liebſten Geſpielen, [illegible], von ſpaniſchem Geſchlecht, [illegible] und Laura. Wetteiſernd mit Roſamunden an Schönheit, Lieblichkeit und reichen Gaben der Natur, ſchien ihr Werth ſelbſt dadurch noch zu gewinnen, daß Roſamunde jeden Preis gewann, denn dieſe holden drei flochten ja gern ſelbſt alles Schöne und Herrliche in ſich zum Kranz für die geliebte Fürſtinn. Bei Roſamundens übelverhehlter Kalte gegen ihre zwei Freier konnte es nicht fehlen, daß Unterhaltung der Geſellſchaft oft jenen Dreien überlaſſen war, und ſo blieb denn die ſtolze Lucende nicht unempfindlich für den Werth ihres Landesgenoſſen Attolf, Aſtrala fühlte ſich mehr zu Bror geneigt, und längſt ſchon hatte Lama ihr Herz zu Graf Lukanor gewendet, die unerwiederte Liebe im Herzen mit eitelen Hoffnungen nährend, und ihre ganze Beſtrebungen nur darauf hinwendend, daß dieſe Liebe verborgen blieb.

Lukanor, durch die letzte Begebenheit tiefer angeregt in glühenden Wünſchen des Beſitzes ſeiner Geliebten, andrerſeits ſchmerzlich bewegt vom Bangen: Roſamunde werde einem ihrer fürſtlichen Freier den Vorzug ertheilen, faßte plötzlich den Entſchluß ſich durch eine Reiſe den Qualen der Ungewißheit zu entziehn, und Abentheuer ſuchend, die ſeinen Namen verherrlichen könnten, mit hohem Ruhme zugleich das Ziel ſeines hoffnungloſen Lebens zu finden. Er meldete ſeinen Entſchluß Roſamunden, und die Fürſtinn, nicht erwägend, daß Lukanor ja um ihre Verwendung beim Herzog nicht wiſſe, klagte ihn im Herzen der Undankbarkeit und Flatterhaftigkeit an, und gab ihm Urlaub zu reiſen. Lucende und Aſtrala, denen des Grafen Schmerz nicht entging, ſuchten ihn zu tröſten, und verhießen ihm ihre treue Freundſchaft und Verwendung, allein Laura gab ihm den Rath: zu gehn, und nicht zu gehn, nämlich zu vergeſſen; aber Lukanor erwiederte ihr: jeder Rath ſei ſchlecht, zu dem keine Mittel vorhanden wären, und der Rathgeber, der ſie nicht herbei ſchaffen könnte, wäre Demjenigen zu vergleichen, der in einer dürren Sandwüſte dem Verſchmachtenden zuriefe: Trink' ohne ihm Waſſer zu reichen.

Indem nun Graf Lukanor einſam im Park umherging, ſeinen Urlaub zur Reiſe wie eine Laſt mit ſich tragend, ſann Roſamunde ihrerſeits darauf, wie ſie ſeine Abreiſe verhindern könne. Mit verſtellter Hand

ſchrieb

ſchrieb ſie ein Brieflein, wickelte einen köſtlichen Ring hinein und nach einem unbewohnten Theil des Schloßes eilend, wo der ſinnende Lukanor eben vorüberging, warf ſie Blitzesſchnell das Päcklein zu ſeinen Füßen, und war verſchwunden. Der Graf öffnete das Käſtlein, in welchem Ring und Brief enthalten waren, und las: „Gebet nicht „Graf, und laſſet nicht von euren tiefſten „Hoffnungen. Wer dies Mittel euch reicht, „wird noch andere in Bereitſchaft haben. „Und damit ihr Niemanden dankbar zu „ſein nöthig habt, ſo wird die Venus an „jener Quelle dort, unſere einzige Botinn ſein. „Unter den Mirthenzweigen zu den Alabaſterfüßen der Göttinn ſollt ihr Kunde finden.“

Entzückt, wenn gleich von tauſend Zweifeln bedrängt, überlas Lukanor vielmalen das verheißende Blatt. Da rauſcht’ es im Nebengange und vor ihm ſtand die hohe Lucende. Mein lieber Graf, ſagte ihm die Freundinn, da ihr von uns ſcheidet, wünſchte ich ſehr, euch mit einem Angedenken zu erfreuen, und den Wunſch vereinend: daß es eine Arbeit von meiner Hand ſei, mit demjenigen: euch das Liebſte was Ihr ſelbſt begehren könnt, zu geben, bringe ich euch dies von mir ſelbſt gemalte Bildniß Roſamundens. Lukanor warf ſich der Gräfin zu Füßen, ſprechend: ſo zieme es ſich, ein Zeichen ihrer Huld und Roſamundens Bild zu empfangen, und mit den heißeſten Thränen begrüßte er alsbald das theure Geſchenk. Als nun Lucende ſich entfernen wollte rief Lukanor: könnte ich doch mit einer Krone dies liebe Geſchenk vergelten, und wenn ich es nicht vermag, möchtet ihr nicht verſchmähen dieſen Ring zu nehmen, der euch, ſchöne Lucende, nicht an den unglückſeligſten der Menſchen, wohl aber an eure eigne Huld und Güte erinnern ſoll. Lucende hatte Lukanor zu lieb, um ihm dieſe Gunſt abzuſchlagen, und ſo wenig als ſie angeſtanden hatte, ihm das reichgefaßte Bildniß Roſamundens zu verehren, ſo wenig fand ſie auch Bedenken den köſtlichen Juwel anzunehmen, den er ihr darbot, und der kein anderer war, als der eben von unſichtbarer Hand empfangene.

Zur günſtigen Stunde ging nun die Fürſtinn zur Bildſäule der Liebesgöttinn. Ein Buch, beſchrieben mit ſinnreichen Worten legte ſie dorthin, und dabei eine goldene Kette. O ſchöne Mutter Amors, rief ſie der Venus zu, nimm das Geheimniß reiner Liebe in deinen Schutz! — doch wie ſollteſt du nicht verſchwiegen ſein, da du von Stein biſt? Roſamunde entfernte ſich nicht ſo ſchenll, daß nicht Laura ſie belauſcht hätte; ſobald die Eiferſüchtige die Fürſtinn enteilen ſahe, nahte ſie ſich voll Neugier jenem Orte, um zu ſehen, was dort unter den Mirthenblüthen verſteckt läge? Schon wollte ſie danach greifen als Graf Lukanor erſchien, den ſchmerzliche Ungeduld nach der im Briefe angegebenen Stelle getrieben hatte. Laura entfernte ſich höchſt erſchrocken bei ſeinem Anblick, und der keimende Verdacht, ſie ſelbſt, deren Liebe ihm nicht ganz entgangen war, könne die Spenderinn der ſchönen Gabe ſein, wurde ihm zur Gewißheit. Buch und Kette findend, hielt Lukanor ſich überzeugt: es komme beides von Laura, und wenn gleich mit Schmerz, dieſe Leidenſchaft, die ſich, ſeiner Meinung nach, ſo zart und großmüthig äußerte, nicht erwiedern zu können, jedoch auch geſchmeichelt von den Zeichen weiblicher Huld, las er auf der erſten Seite des Büchleins folgende Worte: „Wenn ihr „dem Herzen Vertrauen ſchenkt, daß eure „Abweſenheit ſchmerzlich empfinden würde, „ſo bleibt, und kehrt oft zu dieſer Stelle „zurück. Täglich werdet ihr dort etwas finden, das euch an mich erinnert. Legt dieſe „Kette an, weil es heute Feſttag iſt!“

Lukanor ſchrieb etwas in das Büchlein, legte es wieder unter die Zweige, und hing die goldene Kette, mit Smaragden geſchmückt, um den Hals. Sodann eilte Lukanor zur feſtlichen Tafel, die mit tauſendfachen Blumen und Früchten geſchmückt, ein Meer von Düften ausſtrömte. Das Feſt war heiter, doch Lukanor und Roſamunde hielten Beide die ſtillen Sorgen der Liebe unter dem Lächeln verborgen. Als nach der Tafel im Garten ein Schloß von Roſamundens Halskette ſich ablöſte, und in den blumenreichen

Raſen fiel, erhob ſich ein Streit unter den zwei Prinzen, wer der Fürſtinn dies Kleinod wieder überreichen ſollte. Dieſer Streit beleidigte Roſamunden, und ſie befahl ihrem Edelfräulein: das Halsſchloß dahin zu legen, wo es ihr nimmer wieder zu Geſicht komme, indem das, was Streit erregt habe, und in ihrer Gegenwart ſogar, nicht würdig ſey, ihr wiederum anzugehören. Als Roſamunde ſich in ihre Zimmer zurück begeben, flehten Aitolfo und Bror die ſchöne Aſtrala an, ihnen dies Kleinod zu geben, allein ſie ſchlug es Beiden ab, und reichte es Lukanor, der nicht gewagt hatte darum zu bitten. Entzückt über dieſe holde Freundlichkeit riß Lukanor die reiche Kette von ſeinem Halſe und bat Aſtrala ſo flehentlich ſie anzunehmen, daß ſie es ihm nicht abſchlagen konnte, wohl wißend, wie ſehr er ſie ehre, wie gränzenlos er Roſamunden liebe, und wie leicht ſein Gefühl zu verletzen ſei.

Indeß war Roſamunde nach der Quelle gegangen, um zu ſehn, welche Kunde ihr Buch wohl enthalte? Haſtig ergriff ſie es, doch ach! wie grauſam wurde ſie überraſcht! Wäre dies Büchlein, ſo hieß die Schrift Lukanors, ſo gut ein Buch des Vergeßens, als es eines des Gedächtnißes iſt, ſo möchte es ſeiner ſchönen Herrinn würdiger zu ihren Händen gelangen! — In ein Meer von Zweifeln ſenkte dies Schreiben Roſamunden, ſie, die gehofft hatte, Lukanor würde ſie gleich errathen, fand ſich nun getäuſcht, und merkte, daß er glaube, eine Andere beglücke ihn mit ſolchen Liebeszeichen. Dies Vermuthen ſchien Roſamunden ein unerhörter Frevel und ein Anfang heimlicher Unbeſtändigkeit, ſo daß ſie in Thränen ausbrach, und nichts heftiger wünſchte, als ihren Schritt ungeſchehen machen zu können, und ſich bei ihrem Vater nicht für Lukanor verwendet zu haben.

Indeß Roſamunde nun in ſich die ſüßen und bangen Sorgen der Liebe nährte, kam ihr Botſchafter, der biedere Roberto, von ſeinem Zuge nach Aegypten zurück; er brachte eine ſchriftliche Antwort vom Herzog Federigo, doch ihm war nicht vergönnt worden, ihn zu ſprechen. Roſamunde befand ſich eben im feſtlichen Kreiſe des Hofes, als dieſer Bote zurück kam. Ganz erfüllt von Angſt einer ſchnellen, vielleicht unerwünſchten Entſcheidung, rief ſie mit bebenden Lippen den ganzen Kreis zur Aufmerkſamkeit an, und nachdem ſie ſich gefaßt hatte, ſprach ſie folgendermaßen zur Verſammlung:

Jedermann weiß, wie mein Vater auf einer frommen Pilgerſchaft nach Jeruſalem vom heidniſchen Sultan gefangen genommen wurde, und noch jetzt in Sklaverei ſchmachtet. Entfernt von ſeinem Schutz, ſeinem Rathe und ſeiner Liebe, habe ich dennoch dieſe koſtbaren Güter alle nicht entbehren wollen, indem ich den Wunſch meiner Unterthanen gemäß, zu einer Wahl ſchreite. Deshalb habe ich dieſe Wahl der Entſcheidung meines Vaters unterworfen, und in dieſem Brief hier, den meine Lippen mit Ehrfurcht begrüßen, werde ich ſeinen Willen finden. Zum zweitenmal unterwerfe ich mich hiemit feierlich dem Gebot, welches in dieſen theuern Worten enthalten iſt; doch ehe ich von drei Mitbewerbern denjenigen nenne, den mein Vater begünſtigt, muß ich auf neue Rückſichten aufmerkſam machen. Wenn ein unglückſeliger Greis, elend, gedemüthigt, in Betrübniſſen, arm und gefangen dennoch aus ſeines Kerkers Grüften vermag, das reiche Geſchenk ſeines Staates und ſeiner Tochter zu machen, wer könnte dann ſo undankbar ſein, und zwei Wohlthaten mit Gleichgültigkeit vergelten? Eh ich alſo dieſen Brief öffne, leg ich eine Bedingung auf meine Wahl, daß nämlich derjenige, den ſie getroffen, nicht eher vor dem Altar meine Hand empfange, bis er durch irgend ein Mittel meinen Vater befreit.

Der edle Aſtolfo unterbrach hier die Fürſtinn. Schöne Roſamunde, rief er aus, ſiehe mich, gerührter noch von deinen Thränen, als von der heiligen Empfindung ſelbſt, die ſie dir auspreßt, ſchon in deinen Rathſchluß ergeben. Sollt ich der Glückliche ſein, den dein Vater erkoren, ſo ſchwöre ich den heiligſten Eid, daß ich Herzog Federigos Gunſt ihrem Werthe nach erkennen will, und daß mich die aegiptiſchen Ufer anſtaunen werden, ſehend: wie ich des Nils ſiebenfache Mündungen umzingle, durch welche er im Joniſchen Meere ausſtrömt. Nicht zahlreicher ſoll der Sand an den Ufern ſein, als meine herbei gerufenen Kriegesſchaaren. Die Befreiung des ehrwürdigen Herzogs ſei das Pfand meines Glückes, denn wer liebt, der wird nur den Gegenſtand ſeiner Liebe in deſſen innigſten Wünſchen erfreuen wollen. Daſſelbe, rief Bror aus, erbiete ich dir, edle Herrinn! Sollte mich der Herzog erwählt haben, ſo ſoll nicht derjenige in Feßeln ſterben, durch welchen ich in ſo ſeligen Banden lebe! So mögen denn Aegiptens grüne und blumenreiche Fluren die Weide meiner norwegiſchen Pferde werden, die, ſo Sommer als Winter dort ihre kriegeriſchen Übungen halten ſollen!

Und Graf Lukanor ſchweigt, ſagte Roſamunde, wiſſet mein Vetter, daß ich nicht verſchmähte, eure mir wohlbewußten Bewerbungen denen dieſer edlen Prinzen beizugeſellen. Erbietet ihr euch nicht, eurer Mitbewerber ſchönes Beiſpiel nachahmend? O, nein, Herrinn! erſeufzte Lukanor. Warum? fragte Roſamunde. Weil ich nicht dahin trachte. Roſamunde, entgegnete Lukanor, jemals ſo glücklich zu ſein, habe ich nicht erſt überlegt, was ich wohl thun würde, wenn ich es wäre! Wie könnt ich mich auch erbieten, mit einer Kriegsmacht euren Vater den Herzog zu befreien, da ich nicht über einen Mann zu gebieten habe, und wenn es ſein ſtrengſter Befehl iſt, daß das Blut ſeiner Unterthanen nicht ſeinetwegen fließen ſoll? Nichts bleibt mir übrig, holde Muhme, als dir den Eid zu leiſten, daß wenn ich (nicht denke ich's, noch hoff ich's) der Glückliche ſein ſollte, den dein Vater wählt, ſo würde ich dies Glück nicht annehmen, bis mein Herr und Ohm befreit iſt, ſei es durch mich, oder durch ein günſtiges Schickſal, ſonſt will ich unvermählt ſterben. So ſprach ich, um mit dieſen Worten zu ſagen: daß ich ſolch einer Seligkeit, als dein Beſitz iſt, nie gewürdigt ſein werde. Dies erbieteſt du? ſprach Roſamunde. Dies erbiet' ich, erwiederte Lukanor, und noch wiederholten Bror und Aſolfo die ſchon geleiſteten Verſicherungen:

Da las Roſamunde folgende Worte: Meine Tochter! mir iſt nicht vergönnt dir durch viele herzliche Worte meine Liebe zu ſagen, nimm denn nur dieſe wenigen. Von Allen, die ſich um deine Hand bewerben, erwähle ich, als den mir Vertrauten und Theuern, deinen Vetter Graf Lukanor. Er ſei dein Gemahl! — Ein lauter ausbrechender Jubel unterbrach hier die Fürſtinn. Urplötzlich hatte ſich dieſe Nachricht unter das Volk verbreitet, welches ſich einer ungeſtümen Freude überließ. Graf Lukanor war ſeiner Sinne nicht mächtig, und Roſamunde erlag faſt unter der Luſt, die innere Wahl ihrer Seele von ihrem Vater gebilligt zu ſehn. Doch bald gewannen ihre Zweifel wegen des Schreibens im Gedächtnißbüchlein die Ueberhand. Aſtolfo und Bror verhehlten ihren Schmerz und erinnerten blos die Prinzeſſinn, daß ſie verheißen habe Niemanden ihre Hand zu geben, als dem Befreier ihres Vaters. Lukanor fühlte ſich niedergeſchlagen, da alle Mittel ihm fehlten das Unternehmen zu beginnen, und wie ward ihm, als

Roſamunde ſich zu ihm wandte mit folgenden Worten: Es thut mir leid, mein Vetter, daß euch dasjenige zur Qual geworden, was ich zu eurem Heil angefangen hatte. So habe ich euch denn nur einen Rath zu geben, da ihr zu vergeſſen wünſcht, und ſchon angefangen hattet, zu vergeſſen, ſo vollendet das Begonnene, und indem ihr euch des Vergeſſens bedient, ſagt mir, wo es zu finden ſei, damit ich daſſelbe thun könne. Mit dieſen Worten entfernte ſich Roſamunde, und ließ den Grafen in namenloſes Staunen verſenkt zurück. Nicht konnte er begreifen, wie Roſamunde erfahren habe, was er Lauren geſchrieben. Eine Hoffnung: ſie ſelbſt könne die Urheberin dieſer Gaben, dieſer Briefe ſein, durchzuckte ihn nun mit friſchem Leben, und entſchloſſen, alles zu wagen, begab er ſich in ſeine Zimmer um mit Hülfe des Himmels ein Mittel auszuſinnen, das zu vollbringen, was wohl der Vernunft, nicht aber der Liebe unmöglich ſchien.

In ſeinem Gemache harrte Lukanors ſein Freund Roberto, der ihm in dieſem

Augenblick nicht willkommener hätte ſein können. Jeden Umſtand mußte er ihm enthüllen, und Cairo, das er ſchon vielmals auf ſeinen Geſandtſchaften dorthin beſucht, recht ausführlich beſchreiben. Roberto erzählte dem Grafen, wie er diesmal zufälliger Weiſe den Sultan im Gehölz jagend angetroffen, an einem Ort, wo das Wild und die liebliche Einſamkeit ihn angelockt, deſſen Zugang aber bei Todesſtrafe verboten ſei, ohne daß Roberto dies Verbot gekannt. Die Wachen des Sultans hatten ihn ergriffen und gebunden, allein der Sultan kam dazu, und da er in ihm den Botſchafter Roſamundens erkannte, und zumal der Falke, auf Roberto's Fauſt ruhend, ſich beim Schwirren einer Lerche in Lüften mit ungemeiner Leichtigkeit ſo aufſchwang, daß er und die Lerche den Blicken verſchwanden, im Nu aber auch das edle Thier mit der Beute wieder auf Roberto's Hand ruhte, ſeiner Weiſe nach ſich am Hirn der Lerche weidend, ſo konnte der Sultan ſeiner Bewunderung eines ſo köſtlichen Geflügels keine Schranken ſetzen, worauf Roberto ihm den Falken verehrte, und der Sultan dies Geſchenk reich und kaiſerlich belohnte, jedoch den Wunſch äußerte, noch einen ſolchen Falken zu beſitzen. Dieſes hatte Roberto dem Sultan verheißen, und in der überraſchten Stimmung, in der er eben war, nicht bedacht, daß er nicht wiſſe woher er ſo leicht einen bekommen ſolle? Die abgerichteten Falken mußten erſt weither verſchrieben werden, und es hatte jeglicher Ritter ſeinen Falken ſo lieb, und hinwiederum der Falke den Herrn, daß Keinem anzuſinnen war, er ſolle von dem Andern laſſen. Nun beſaß Lukazer als Erbtheil eines geliebten Waffenbruders ein ſolch ſchönes Thier, das ſelten von der Hand des Grafen wich, und in ſeiner Abweſenheit ganz traurig war. Doch ſchien ihm das Opfer dieſes Lieblings gering gegen den hohen Preis, den er vielleicht dafür erringen könnte, wenn das Glück ſeinen Anſchlägen hold wäre, und ein plötzlicher Entſchluß: Heil und Leben an das Einzige zu ſetzen, wodurch ihm das Leben galt, reifte in ſeiner Bruſt. In ſich ſelbſt verhieß er ſich, der Welt ein Beiſpiel zu geben, wie mit einem feſten Willen etwas in das Werk zu richten ſei, das unmöglich ſchien. Er wollte zeigen, daß Toskana an Bror und an Aſtolfo nichts verlöre, wollte ſich dem Sultan als tapfer und klug, dem Herzog dankbar erweiſen. Sehen ſollten die Zeitgenoſſen wie der Entſchluß eines edlen Herzens ſo viel Kraft habe als der Beſitz großer Gewalt, wie Triebſamkeit wohl für Stärke, Anſchlage wohl für Waffen, ſinnreiches Denken für eine Flotte gelten könne, und wie Niemand einſt ſagen dürfe: der Herzog habe übel gewählt, da er ihn einmal gewahlt hatte. Sofort warf ſich Lukanor in eine gemeine Jägerkleidung, und nur von Roberto begleitet, den Falken auf der Fauſt, geſchwungen auf ſein herrliches Roß, lag Florenz hinter ihm in duftiger Ferne, ehe noch Jemand ſeine Abweſenheit gewahrte.

Indeß ſaß Roſamunde nachdenklich und tief im Herzen betrübt auf ihrem Balkon, unter hohen Gebüſchen von Mirthen, Roſen und Jasminen, um ſie her ihre Fräulein; Lucende, die Laute in Händen. Wer die zarten Fräulein geſehen hätte ſo lächelnd und roſig, der hätte wahrlich geſagt: wie die Roſe noch ſo ſehr geprieſen würde, da die Pracht aller Blumen, und der Sterne dazu, nur in blühenden Zügen des Menſchenantlitzes vereint und verherrlicht ſtrahle, vor allem aber in der Schönheit edler Jungfrauen. Roſamunde gebot der Geſpielinn nicht fürder zu ſingen, da heut der Geſang ſie nur ſchmerzlicher anrege, und wie ſehr erſtaunte ſie, als ſie, in ihrem Trübſinn nun zum erſtenmal die Blicke auf Aſtrala und Lucende heftend, am Finger Lucende's den Ring den ſie Lukanor geſchenkt am Buſen Aſtrala's die goldne Kette erkannte. Ihre Beſtürzung erlaubte ihr nicht ſich zu bezwingen, und mit bebender Stimme fragte ſie die Fräulein: woher ſie dieſe ſchönen Kleinodien beſäßen, welche ſie an ihnen noch nie gewahrt. Wie aus einem Munde antworteten beide: vom Graf Lukanor, ſo daß Roſamunde todtenbleich wurde. Da Lucende dies bemerkte, nahm ſie zuerſt das Wort,

und

und bat die Herrinn ihr zu verzeihen, daß ſie ihr Bild ihm geſchenkt, Aſtrala aber geſtand, daß ſie ihm das Halsſchloß überlaſſen, da fuhr ein Strahl der Freude in Roſamundens Seele, und erglühend wie die herrlichſte Roſe, gebot ſie, ſogleich den Grafen rufen zu laſſen. Mit Ungeduld harrte ſie ſeiner, doch nach mehr als einer Stunde kam erſt der Hofmarſchall mit beſtürzten Blicken, ſagend, der Graf ſei nirgend zu finden, zugleich verkündete er: die zwei Prinzen haben plötzlich die Stadt verlaſſen. So traurig Roſamunden die eine Nachricht war, ſo gern vernahm ſie die andere, denn was kann in der Abweſenheit des Geliebten wohl peinlicher ſein, als die Gegenwart des Ungeliebten, wenn er Liebe begehrt? Aſtrala aber und Lucende wurden bleich, und die eiferſüchtige Laura hatte längſt den Zirkel verlaſſen, im Garten am Quell der Venus ihre hoffnungsloſen Thränen mit dem Tropfen zu miſchen, die vom Geſtein herunter perlten.

Während nun Roſamunde ſich ſelbſt

der Härte und ſchnöden Hohns gegen eine ſo treue Liebe als die ihres Vetters anklagte, und die Einſamkeit ſuchte, als die einzige Freundinn des Schmerzes, eilte Lukaner mit Roberto ſich nach Aegipten einzuſchiffen. Wind und Wellen waren der Liebe günſtig, ſo daß die Fremdlinge ſehr ſchnell in Cairo anlangten. In muſelmänniſcher Tracht hatte ein chriſtlicher Schiffer ein leichtes Fahrzeug ausgerüſtet, und harrte der Fremdlinge in einer abgelegenen Schwingung des Fluſſes im Walde. Roberto und Lukaner wurden auf ihr Begehren vor den Sultan geführt, und der Sultan, entzückt über das köſtliche Thier und deſſen wunderſam ſchönen und reichen Schmuck, wollte auch ſo gleich auf der Jagd ſeinen Flug erprüfen und lud Roberto ein mit ihm zu kommen. Dieſer bat um Vergunſt: ſeinen Jäger Griſaldo, der zwar blödſinnig ſei, den aber der Falke ſehr liebe und verſtehe, mit zu nehmen, und der Sultan nichts Arges ahnend verſtattete es ihm gern. Die Jagd ergötzte ihn ungemein, und da der

Blödſinnige ſo trefflich das ſchöne Thier zu handhaben wußte, fragte ihn der Sultan, ob er nicht bei ihm mit dem Thiere bleiben wolle? Lukanor willigte ein, nicht arabiſch ſprechend, ſondern nur mit dummen und gleichgültigen Geberden, und ſomit ging Roberto, nicht ohne Bangen Lukanor ſeinem Sterne überlaſſend, vom Sultan reich beſchenkt, nach dem Schiffe zurück.

Als nun, am andern Morgen frühe, die kühle Luft im Sultan die Luſt des Jagens erweckte, lies er den Blödſinnigen, und die Falken kommen und ergötzte ſich am wunderherrlichen nie ermüdenden Wettflug der zwei Thiere. Seinem Anſchlag gemäß lockte ihn Lukanor bis in die Tiefe des Waldes, abſeits von ſeinem Gefolge, und nach innbrünſtigem Gebet zu Gott den Sultan plötzlich überfallend und mit ſtarken Armen den Mund verbindend und umſchließend, trug er ihn wie mit Rieſenkraft an das Geſtade in das wohl verdeckte Schiff, das mit Blitzesſchnelle, mit fliegenden Seegeln bei tauſendfachem Ruderſchlage das

Gebiet des Sultans weit hinter ſich hatte, eh irgend Jemand aus deſſen Gefolge ſeiner Abweſenheit gewahrte, denn des Sultans Luſt an der Jagd war ſo groß, daß ſie ihn oft Tage lang, und ſogar des Nachts im Walde feſthielt, und ohne ſeinen Ruf wagte Niemand zu erſcheinen. Als er nun nicht zu ſeinem Gefolge wiederkehrte, vermeinte dies, der Sultan ſei ſchon in ſeinem Pallaſt zurück, dahingegen die im Pallaſt glaubten, er ſei in ſeinen Zimmern verſchloſſen. Niemand gedachte an Argliſt, und auch die Falken waren nicht zu ſehen, denn ſie waren Lukanor gefolgt, und ſaßen ruhig im Schiffe, ein Jeder auf der Fauſt ſeines Herrn, während der Sultan im unterſten Raum in Banden lag, und was ihm begegnet war, für einen Traum hielt.

Während deſſen waren Aſtolfo und Bror Jeder mit einer Kriegsmacht in Toskana eingerückt, des feſten Entſchluſſes, Jeder der Fürſtinn ſeine Dienſte anzubieten, ihren Vater zu befreien, und als edelmüthige Ritter dem Preis entſagend, der darauf geſenkt war, blos des Willens ihr zu dienen. Dieſe Sinnesart erfreute Roſamunde, und fachte die Liebe in Lucende's und Aſtrala's Bruſt zu den zwei Fürſten in helle Flammen auf. Roſamunde aber war in die tiefſte Bekümmerniß wegen ihres Vetters Geſchick verſunken, und für jeden Troſt unempfänglich. Da konnte es denn nicht fehlen, da ihres Herzens Zuſtand Niemand verborgen blieb, daß die zwei Prinzen ſich nach Ergötzung und Labung in den anmuthigen Kreiſen der Fräulein umſchauten, wo denn Aſtrala's und Lucende's Schönheit, die Vorzüge ihrer Geburt und ihres Glückes nicht unbeachtet blieben, und ein zartes Band ſich ohne Geſtändniß knüpfte, dem nur Anlaß und Augenblick noch fehlten. Wer aber hätte an Vermählungen gedacht, und an Feſte, wo ſo tiefe Trauer waltete? Auch das Erbieten der Fürſten benutzte Roſamunde nicht, fürchtend, wie ehedem ſchon, der Krieg könne ihres Vaters Leben koſten, indem der Sultan damit den Anfang machen würde ihn ſeiner Rache zu opfern.

So, immer tiefer in Gram verſunken, achtete Roſamunde des eignen Lebens nicht mehr, als eines Abends ſpät noch, wo eine wunderſame Beklemmung ſie eben verlaſſen, und einer erquickenden Ruhe, die plötzlich in ihr erwacht, Platz gemacht hatte, unerwartet Graf Lukanor zu ihren Füßen lag. Ihm folgte Roberto, auf der Fauſt die zwei Falken, und bald darauf kam auch der Sultan Ptolomäus, nicht in Feßeln, ſondern im Schmucke, und mit fröhlichen Mienen der Prinzeſſinn ſeine Huldigung bringend und ihr bezeugend: wie er das Glück preiſe ſo viel Treue, Muth und Liebe erprobt zu haben, als in Lukanor leuchte, und ſein Unglück darum für nichts achte.

In Aegypten galt bereits, durch Lukanors Vorkehrung das Verſchwinden des Sultans für einen Scherz, den er gemacht, um eine Reiſe in Italien zu unternehmen, und nach ſo langen Leiden Roſamunden mit ihres Vaters Befreiung zu beglücken.

Wohl Mancher, der durch die Huld des himmliſchen Vaters vom Uebermaaß des

Kummers zur höchſten Luſt gelangte, wird ſich denken, wie der liebevollen Roſamunde zu Muthe war, als ſie nun Lukanors Treue belohnen konnte. So mag ich denn die dürftigen Worte nicht an ein Bild ſo hoher Wonne wagen, als die Seeligkeit der Liebenden, die Freude des befreiten Herzogs, der Jubel der Freunde und das Entzücken des geſammten Volkes war. Mit hohen Ehren wurde Sultan Ptolomäus auf einer vergoldeten Jacht, deren Schmuck Perlen, deren Altane und Zimmer Blumengewinde und blühende Bäume waren, und auf der die herrlichſten Stimmen Italiens in Geſang und Tönen wetteiferten, nach Aegypten zurückgebracht, und als er nun nach ſeinem Pallaſt zurückkam, konnte er nicht umhin zu ſprechen: Wohl mag ſelbſt das Paradies der Chriſten dermaleinſt mehr werth ſein, als das Unſrige, da ſie's ſchon auf Erden beſſer verſtehn als wir, was Liebe und Treue heißt, und was das Leben fröhlich macht!

Die arme Marie.

Erzählung

von

Guſtav Jördens.

„Sie ſingen ja ſo leiſe!" ſprach Marie, und hob ihr Auge von den geſtickten Blumen zum Sänger empor. „Kopfweh!" erwiederte Julius. „Und doch" fuhr Marie fort „klagten Sie eben erſt über Herzweh." Er hatte nämlich aus dem Liede an Mignon geſungen:

Schon ſeit manchen ſchönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an ſeinen Ort;
Aber ach! die ſteten Schmerzen,
Feſt im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

„Beides!" rief er jetzt, und trat zur Gärtnerin, unter deren Händen die ſeidenen Blumen aufwuchſen. „Ich ſoll ja in wenig Tagen abreiſen, gute Marie, alle Spielplätze meiner Jugend, alle Menſchen die meinem Herzen nahe ſind, hinter mir laſſen, in eine wildfremde Welt treten. Ich glaube, das Heimweh quält mich in den erſten acht Tagen zu Tode“

Nur gemach! ſagte Marie. Mein Bruder Bernhard ſprach eben ſo, als er Abſchied nahm. Aber je mehr er von ſeiner Sehnſucht geſchwatzt hatte, die ſeine Gedanken immer nach der Heimath lenken werde, deſto weniger hat er nachher gefühlt, wie er ſelbſt geſtand. Wer mit luſtiger Reiſegeſellſchaft geht muß heitern Sinnes werden, und nur vorwärts denken, er mag wollen oder nicht. Bernhards erſter Brief war von der Fröhlichkeit ſelbſt diktirt. Und daher möcht' ich faſt wetten, daß vor den neuen Zerſtreuungen und Vergnügungen Ihre alten Freuden in den Hintergrund treten werden.

„Ich vergeſſe nicht ſo leicht!“ ſprach Julius, und wickelte allmählig die Seide von dem Röllchen, welches neben ihm lag, auf ſeine rechte Hand. „Ich werde mich ſehnen Abends und Morgens und den Lüſten Grüße mitgeben an meine fernen Geliebten.“

Marie ſchüttelte das Lockenköpfchen, wie ungläubig, und ſah zu Julius auf, deſſen linke Hand ſie in friſcher Thätigkeit erblickte. So fleißig? fragte ſie lächelnd.

„Verzeihung!“ bat er erröthend. „So zerſtreut wie heute bin ich noch nie geweſen, und wenn ſich das nicht ändert, ſo vergeſſe ich wahrhaftig Schneiders griechiſches Lexikon einzupacken, das Ihr Vater mir auf die Seele gebunden hat, oder vergeſſe den Reiſepaß, und werde von der erſten Station auf dem Schube zurückgebracht.“

Er reichte Marien die gefeſſelten Finger. „Da ſehen Sie, ſprach er, während ſie die Seide abwickelte, „daß ich nicht weiß, was ich thue. Das kommt vom Abſchied nehmen.“ Und als nun ſeine Hand frei war, bediente er ſich ihrer zu einem Fingerzeige auf die Seidenroſen, und machte die Bemerkung, ſie hätten zu viele und ſpitzige Dornen — er liebe die Roſen ohne Dornen; als Kommentar ſeiner Worte brannte ein Kuß auf den Lippen der Gärtnerin. —

Salve! rief der Pfarrer, in ſeinem Feſtornate zur Thür hereintretend. Ich bin beim Kindtaufſchmauſe ungebührlich lange aufgehalten worden. Sie haben wohl ſchon lange meiner gewartet, lieber Julius? — Marie, meinen Schlafrock! - Du haſt doch den Hänfling gefüttert, und die Iris in Schatten geſetzt? — Ohne Antwort abzuwarten, wendete er ſich wieder zu Julius und ſagte: Wir wollen nur den ſiebenten Geſang ausleſen, dann mag's für heute genug ſein. Dabei nahm er die Ilias vom Pulte.

„Ich reiſe“ erwiederte Julius kleinlaut „ſchon übermorgen mit meinem Onkel ab, und wollte nur Abſchied nehmen.“

So ſchnell? fragte der Pfarrer. Nimmermehr hätte ich vermuthet daß die Stunde unſerer Trennung ſo nahe ſei. Es wird mir ſehr ſchwer fallen, an Ihre Abweſenheit mich zu gewöhnen, guter Julius. Doch es muß ſein!

„Redlicher Greis!“ erwiederte Julius, und drückte ſeine naſſen Augen auf die Hand des Lehrers. „Nie werde ich vergeſſen, was ich Ihnen verdanke, daß Sie den Saamen der Weisheit und Tugend in mein Herz geſtreut, und indem Sie mit mir durch die Hallen der Vorwelt wandelten, Begeiſterung für alles Edle und Schöne in mir geweckt haben. Daß ich jetzt von hier ſcheide mit einem Herzen voll unausſprechlicher Liebe gegen alle Menſchen, das verdanke ich Ihnen allein. Aber Ihre Saat ſoll reiche Ernte bringen, das gelobe ich Ihnen feierlich in dieſer Stunde, und nun — leben Sie wohl.“

Der Alte umfaßte den Jüngling mit Wehmuth: Leb' wohl und glücklich mein Sohn, und der Herr ſei mit Dir auf allen Deinen Wegen; und dann riß ſich Julius ſchmerzhaft vom Herzen ſeines Lehrers, reichte abgewendet Marien ſeine Hand, und rannte fort, ohne ſich umzuſehen, noch den

Pfarrer zu hören, welcher ihm Abſchiedsworte nachrief, und dabei Griechen und Römer zitirte.

Aber Marie ſtieg auf den Hügel neben dem Pfarrhauſe, und blickte lange dem Flüchtling nach, und wehte ihm, als er nach einigen hundert Schritten ſich umwendete und ſeine Arme ausbreitete, mit ihrem ſchneeweißen Tuche den Abſchiedsgruß zu. Sie weinte nicht, aber mit recht wehmüthigen Tönen ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie den Jüngling aus den Augen verloren hatte: Julius iſt doch recht gut, und wir ſind recht fröhlich geweſen.

* * *

Julius war der Sohn eines Kaufmanns in L . . . Sein Vater und der Pfarrer D . . . in D . . . hatten in ihrer Jugend eine Schule beſucht, und die dort früh geknüpfte Freundſchaft wurde durch längere Trennung Beider von einander, und durch ihre verſchiedenartigen Beſtimmungen und Verhältniſſe nicht vertilgt, vielmehr wuchs ſie mit den Jahren und ward herzlicher und inniger. Julius wurde von ſeinem Vater beſtimmt, Theologie zu ſtudiren, und deshalb, als er ſiebenzehn Jahre alt war, und früher den Unterricht eines Hauslehrers in den Vorkenntniſſen der Wiſſenſchaften, insbeſondere der alten Sprachen, genoſſen hatte, zu dem Pfarrer D… nach D…, einem Dörfchen in der Nähe von L… geſchickt, um hier ſeine Kenntniſſe der alten Sprachen zu erweitern, und ſich gründlich zur Akademie vorzubereiten. Aus Liebe zu ſeinem alten Freunde ſowohl, als aus Zuneigung zu dem vielverſprechenden Jünglinge, ſparte der redliche Pfarrer keine Mühe, und Julius Fortſchritte waren bedeutend, erfreulich für den Vater, belohnend für den Lehrer. Es war die Zeit gekommen, wo Julius die Akademie beziehen ſollte. Der Abſchied von ſeinem Lehrer und noch mehr von Marien that ihm ſehr weh.

Marie war nämlich die Tochter des Pfarrers, gebildet von ihrem Vater, auferzogen in der Einſamkeit, eine lieblich duſtende Blume. Ihre Mutter war früh geſtorben, und nun hatte der Vater um Marien und ihren Bruder Bernhard ſeine Arme voll Liebe gebreitet, um in der Sorge für die Kinder die Wunde zu verſchmerzen, die der Tod der Mutter ſeinem tieffühlenden Herzen geſchlagen hatte.

Bernhard und Julius wurden anfänglich gemeinſchaftlich vom Pfarrer unterrichtet, bis der Erſtere auf die Akademie nach H.. abging, um Medizin zu ſtudiren. Eben dahin ging jezt Julius, und dort wollten ſie leben, (ſo hatten ſie es oft einander verheißen) wie David und Jonathan. Julius würde die, wenn auch nur kurze Trennung von ſeinem Freunde nicht ſo leicht verſchmerzt haben, hätte ihn nicht Mariens Anhänglichkeit über den Verluſt deſſelben getröſtet.

War die Stunde des Unterrichts vorbei, ſo flog Julius in den Pfarrgarten zu Marien, und half ihr pflanzen, graben und Blumen begießen, welches die liebſten Beſchäftigungen idylliſcher Seelen ſind, wie

Julius und Marie waren. Dafür ließ auch Marie, wenn der Frühling kam, Julius Namen aus den farbigſten Blumen wachſen, und dieſer war dankbar und ſchrieb eben ſo bunt Mariens Namen daneben. — O daß euere Namen, ihr guten Seelen, eben ſo blühend und glänzend eingezeichnet wären im Buche des Lebens! — Doch nicht Liebe, nur treue Anhänglichkeit war es, welche jetzt die jungen Herzen gefangen hielt. Aber wenn das Schickſal zwei verſchlungene Hände auseinander reißt, erwacht oft die Leidenſchaft, die ſchlummernd und verborgen lag, mit all ihren Schmerzen, und wächſt höher und wird ſtark, wie der Tod, denn die Blume der Liebe will mit Thränen begoſſen ſein. — —

* * *

Das Leben ward Marien recht einſam, als Julius fort war, und es kam oft, daß ſie in den Garten ging, und mit dem Blumennamen redete, als wenn der, welcher ihn führte, vor ihr ſtände. Und wenn ſie dann

dann in die Stube trat, ſprach ſie zu ihrem Vater: der Garten iſt recht verwildert. — die Blumen welken alle – das kommt von der trockenen Witterung — ich habe gar keine Freude mehr daran. Auch geſchah es wohl, daß ſie um die Stunde, wenn ſonſt Julius zu kommen pflegte, das Fenſter öffnete und mit einem langen Blick nach dem Wege von der Stadt her ſchaute, bis ſie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, es wieder zuſchlug und ſich ſtill an ihre Arbeit ſetzte.

Aber Julius war nun recht mitten im Strudel des Lebens. . Seine offene Seele gab ſich den Menſchen hin, die ihm dort Freund- und Brüderſchaft anboten; er ſchwärmte mit ihnen Nächte hindurch, und freute ſich des ungebundenen Weſens, von welchem Alle beſeelt waren. Die Burſchen von altem Schrot und Korn, die immer von Kanonen und Pfundſporen, von Paukereien und Kommerſchen ſich unterhielten, wollten ihm freilich nicht lange behagen, er zog ſich bald in einen Kreis lebensmuthiger Freunde zurück, die genialere Thorheiten zu treiben wußten. Anfänglich beſuchte er die Vorleſungen fleißig, nachher ſeltener. Eine Stunde — äußerte er — die ich in meiner Stube angeſtrengt arbeite, nutzt mir mehr, als wenn ich einen ganzen Tag in den Auditorien mich umhertreibe. Dort hat man keine Zeit zum Denken, der Geiſt wird dort ſo überladen, wie der Körper bei Valetſchmäuſen. — und Alles nur vorgeleſen, und noch dazu größtentheils ſchlecht. — Manchen Vorträgen konnte er durchaus keine gute Seite abgewinnen. Mit der Logik ging es ihm gerade wie Goethen, *) er glaubte Alles, was er in den Vorleſungen darüber hören mußte, langſt beſſer gewußt zu haben. Aber in den vier Wänden ſeiner Stube, oder in der Bohnenlaube des kleinen Gartens hinterm Hauſe, oder auf ſeinen einſamen Spaziergängen war er in ewiger Thätigkeit, er malte

---

*) Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. Th. 2. S. 77.

ſich das Leben mit fröhlichen Bildern aus, entwarf in der Begeiſterung kühne Plane zum Wohl der Menſchheit. Vergraben unter Büchern ſaß er oft bis um Mitternacht, und ſog, wie die Biene aus den Blumendolden, das Beſte, was ſie enthielten, in ſich. Ueber ſeine Stubenthür hatte er die Verſe aus Schlegels Herkules Muſagetes geſchrieben:

Bücher verſchlingend, wie Kato der ſtrenge bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.

Und er that darnach. Auch Dichter las er; aber nur im Freien, auf hohen Bergen oder im Walde, oder in ſchönen Sommernächten auf ſeiner Stube bei offenen mit Blumen verſetzten Fenſtern. Unter den Deutſchen war Jean Paul ſein Liebling: „Niemand kennt die Menſchen beſſer, als er“ — ſagte er — „Niemand liebt ſie mehr und ſchont ſie weniger, und Niemand hat verſchiedenartigere Phyſiognomieen ſo richtig gezeichnet, wie er, wenn auch in ſeinen frühern und ſpätern Werken manche ſich ähneln z. B. Viktor und Albano, Klotilde und Liane, Matthieu und Roquairol. Seine Werke kommen mir vor, wie ein engliſcher Park, wo Wildniß mit regelmäßigen Beeten abwechſelt, wo Ruinen eines Götzentempels neben Bauerhütten ſtehen, kurz, wo das Auge immer etwas Neues und Unerwartetes trifft, Statuen aller Art von der Venus Anadyomene bis zum Säufer Silenus, chineſiſche Brücken, Grotten, Springbrunnen u. ſ. w. Aber man geht in dieſer myſtiſch romantiſchen Verwirrung, wie in einem Zaubergarten, an allen Sinnen gefangen.“ —

Zur geringen Zahl von Julius Freunden gehörte vorzüglich Bernhard, Mariens Bruder, ob er gleich in ſeiner Denk- und Handlungsweiſe weit von Julius verſchieden war. Bernhard ſuchte beſtändig das ganze Menſchenleben lächerlich zu machen und ſchien mit ihm Spaß zu treiben, dahingegen Julius es mitunter gar zu ernſthaft nahm. Wenn dieſer in himmliſchen Gefilden mit ſeiner Phantaſie ſchwärmte, und in flammenden Worten über Tugend und Frömmigkeit predigte, ſpitzte jener die Lippe zu einem Sarkasm; geſchmeidig, wie der Aal, wand er ſich durch das Leben, dahingegen Julius, wie ein Fels im Meere, trotzend daſtand. Eins hatten ſie dennoch gemein, ihr Zurückziehen in ſich ſelbſt und ihr Verſpotten des Konventionellen, obgleich Bernhard dies geheim und Julius offen that.

So kam die Zeit heran, wo Bernhard die Akademie verlaſſen wollte, weil er auf ein eben erledigtes Landphyſikat in ſeiner Heimath ſpekulirte. „Du würdeſt wohl daran thun, mich zu begleiten!“ ſagte er zu Julius. „Die Alten wollen gern ihre Söhne als Studenten ſehen, abſonderlich die Mutter, und wenn du nicht eher zurückgehſt, als bis dein triennium academicum abſolvirt iſt; ſo zeigſt du ihnen anſtatt der Studenten- eine Philiſter-Phyſiognomie.“ Entweder fand Julius die Gründe ſeines Freundes einleuchtend, oder er hatte ſich trotz der bunten Abwechſelung ſeines Lebens im Stillen wirklich nach dem Vaterhauſe geſehnt, oder dieſe Sehnſucht erwachte jetzt mit einem Male, kurz, er ergriff den Vorſchlag ſeines Freundes und reiſte mit ihm ab. Unterweges war des Jubels kein Ende, beſonders Julius freute ſich, wie ein Kind, auf die Ueberraſchung ſeiner Eltern: „Denke dir nur, Bernhard“ ſagte er „wenn ich eintrete; der Alte ſitzt kalkulirend am Schreibtiſche, hält mich wegen ſeines blöden Geſichts für einen Fremden, der in Geſchäften zu ihm kommt, fragt: Was zu Befehl ſtehe, wie ich heiße und dergleichen und ich antworte darauf: Ich heiße Julius, bin Ihr gehorſamer Sohn, und komme Sie zu beſuchen.“

Nach ſechs Reiſetagen langten ſie in L… an. Bernhard blieb einige Tage dort, und theilte mit Julius die Freuden des Wiederſehens, dann aber mahnte er denſelben ungeduldig, nun auch ihn ins väterliche Haus zu begleiten. Es war ein ſchöner Sommermorgen, als ſie in D... ankamen. Sie gingen ums Pfarrhaus und erblickten am Fenſter — nicht den Pfarrer, aber den Zipfel ſeiner weißen Nachtmütze, welcher anzeigte, daß der Alte an ſeinem Studiertiſche ſaß. Um durch die Klingel der Hausthür ihr Kommen nicht früher zu verrathen, als ſie wollten, ſtiegen ſie über die Hecke des Gartens, denn — ſagte Bernhard beim Ueberklettern — in gewiſſen Fällen iſt es erlaubt, ſich der Hinterthür zu bedienen, und wir ſind ja beide ehrliche Spitzbuben.

Julius Herz ſchlug freudig, als er im blühenden Gehege ſich befand, er hing mit trunkenen Blicken an jeder Blume, jedem Baume und Strauche, die Bilder ſeiner Jugend traten lächelnd vor ſeine Seele und hießen ihn traulich willkommen. „Still, meine Schweſter!“ flüſterte ihm jetzt Bernhard leiſe zu. Sie ſtand mit dem Geſicht abgekehrt und begoß ihre Blumen. Freund und Bruder ſchlichen näher, und der erſte konnte genau bemerken, daß ſein Name von Marien erfriſcht wurde und recht fröhlich blühte. Sie pflückte zwei Blumen, um ſie an ihre Bruſt zu ſtecken, und wandte ſich in demſelben Augenblicke um. Da flogen die Blumen aus ihren Händen und ſie lag mit einem Ausrufe der Freude an Bernhards Bruſt. Julius aber drängte ſich in die Umarmung des Geſchwiſterpaars, und ſagte: Ich bin auch da, vergeßt mich nur nicht ganz bei euren Liebkoſungen.

So umſchlungen brauſten die drei Glücklichen in die Studierſtube des Paſtors, welcher etwas verdrießlich aufſah, um ein archimediſches: Noli turbare — auszuſprechen, als ihn die Jünglinge umfingen, und dadurch den ihnen zugedachten Verweis wegen ungebührlicher Störung niederſchlugen. Als der erſte Sturm vorüber war, erklärte der Paſtor: Julius könne unter einigen Tagen nicht wieder zu ſeinen Eltern, denn er müſſe einem Hochzeitfeſte beiwohnen, welches übermorgen im Dorfe begangen werden ſolle, auch müſſe er eine General-Prüfung aushalten, damit man erfahre, ob er etwas Tüchtiges gelernt habe.

Julius gehorchte gern, obgleich, wie vorauszuſehen war, an keine Prüfung gedacht wurde, vielmehr ſchweifte er mit Bernhard, auch zuweilen in Geſellſchaft des Paſtors und Mariens in der ganzen Gegend umher, denn er hatte ſich gleich vorgenommen, einige Wochen zu faullenzen, und meinte: Solche Hemmungen der Thätigkeit hätten den Nutzen, daß man mit neuer Liebe zur Arbeit übergehe; wer aber ſeine Geſchäfte ohne Ruhepunkt immer gleich abgemeſſen betreibe, ſei ein Automat und für die menſchliche Geſellſchaft total verdorben

Nur Eins miſchte Wermuth in ſeinen Honigtrank – Mariens Gleichgültigkeit. Sonſt hatte ſie ſo unbefangen mit ihm geſcherzt und geſpielt, jetzt war ſie kälter und zurückgezogener. Sie begegnete ihm zwar nicht unfreundlich, aber nie konnte er es zu einem herzlichen Geſpräche mit ihr bringen. Sie beſchäftigte ſich weit mehr mit ihrem Bruder, und Julius war nahe daran, eiferſüchtig zu werden. Einen andern Grund dieſer Entfremdung wußte er nicht ausfindig zu machen, als ſeine Entfernung, und er konnte den Wunſch nicht verhehlen: O daß wir Beide noch Kinder wären, und uns nie getrennt hätten!

Aber er that ſeiner Jugendgeſpielinn Unrecht. Nach ſeiner Entfernung war ihr der kleine Blumengarten ein Eden der Erinnerung geworden, und mit den Blumen ſeines Namens hatte ſie unbewußt Blüthen frommer Liebe zu dem Entfernten in ihrem Herzen groß gezogen. Als nun der Stillgeliebte jetzt unvermuthet vor ſie trat, da erſchrack ſie und klagte ſich an, daß ſie eine Leidenſchaft hatte wachſen laſſen, die Julius vielleicht nie erwiedere, und darum verſchloß ſie ihre Liebe mit Sorgfalt im treuen Herzen.

Univ. Bibl.
München

Endlich kam der Tag des Hochzeitfeſtes, den Julius unter andern auch darum herbeigewünſcht hatte, weil er hoffte, Marie werde im Gewühl der Freude aus ihrer Verſchloſſenheit erwachen, und ſich ihm in ihrer ſonſtigen Traulichkeit wieder hingeben.

Unſere beiden Freunde waren früh auf, hatten ſich bald angekleidet, und warteten nur noch auf Marien. Bernhard, überhaupt etwas ungeduldig, lagerte ſich daher vor die Thür ihrer Ankleidekammer, und machte durchs Schlüſſelloch verſchiedene ſatiriſche Gloſſen über die weibliche Putzluſt, ſo daß ihm Julius ſeine Ungezogenheit ernſtlich verweiſen mußte. Bald darauf trat Marie erröthend hervor: „Schweſterchen!“ ſagte Bernhard ſchmeichelnd „Du haſt Dich ſo bedächtig und wählig geſchmückt, als ob Du ſelbſt die Braut wärſt“ und weil Julius das Nämliche gedacht hatte; ſo drückte er ſeinem Freunde die Hand für dieſe Bemerkung. Marie aber ſagte: „Es iſt recht garſtig von Dir, Bruder, daß Du kein Wort reden kannſt, ohne Jemand zu verſpotten.“

Hiermit war der Streit geſchlichtet, und das Kleeblatt wanderte zur Trauung in die Kirche —

O ein junges Brautpaar in der Minute der Einſegnung iſt wohl ein herzerhebender Anblick, zumal wenn (wie es hier der Fall war) aus dem Antlitz Beider, die jetzt durch Prieſterhand verbunden werden, noch die Unſchuld und Seelenreinheit ſchimmert, die aus den Augen unſerer Ur-Eltern geleuchtet haben mag, ehe ſie der verbotenen Frucht genoſſen, und der Engel des Herrn ſie zürnend aus dem Paradieſe trieb. Die Anrede des Paſtors gründete ſich zwar auch, wie gewöhnlich, auf die Worte der heiligen Schrift, die Gott zum erſten Menſchenpaar ſprach, aber er redete darüber ſo erbaulich und ſalbungsreich, daß der, welcher jene Textesworte von einem der gewöhnlichen Dorfpfaffen hat kommentiren hören, eine Trauungsrede aus Engelmund zu vernehmen geglaubt haben würde. Und wie nun der ehrwürdige Geiſtliche zum Schluß das junge Paar befragt hatte: ob es ſich ſtark und muthig fühle, feſt an einander zu halten in Freud' und Trübſal bis an das Ende des Lebens, und ob ſie frei und zwanglos dieſen heiligen Bund ſchlöſſen, und er, als ſie laut und freudig bejaht hatten, die Segensworte über ſie ausſprach, da ruhte eine heilige Stille auf dem verſammelten Volke, bis der Schlußgeſang und die rauſchenden Orgeltöne ſie unterbrachen, und die weichgewordenen Herzen wieder aufrichteten und ſtärkten. Was Marie gefühlt hatte, ließen ihre glänzenden Augen errathen, als ſie aus der Kirche ging.

Der Hochzeitſchmaus, welcher nun folgte, und wobei nächſt dem Brautpaar und deſſen Angehörigen der Paſtor nebſt ſeiner Familie (Julius mit inbegriffen) präſidirte, gab der Fröhlichkeit und mancherlei Neckereien Raum, ſo daß die Gäſte, nachdem der Hochzeitbitter oder Trauſchaer zum Schluſſe ſich für die dem neuen Ehepaar gemachten

Geſchenke im Namen deſſelben bedankte, und das ganze Feſt durch eine mit Witz, und Wortſpielen überladene Rede im Geiſte des Pater Abraham a St. Klara gekrönt hatte, ſehr erheitert von dannen gingen, und der Wieſe zuſtrömten, wo getanzt werden ſollte.

Burſchen und Mädchen hatten ſich zahlreich verſammelt, bunte Bänder flatterten als Freudenfahnen an allen Hüten, die Muſikanten fiedelten wacker, und Jung und Alt ſchwenkte ſich rüſtig im Kreiſe. Da ſah man keine Falte des Mismuths auf irgend einer Stirne, kein grämliches Langweilen, kein Naſerümpfen, wie bei den Feſtins der überfeinerten Städter, ſondern alles trug die Livree des Frohſinns mit Recht: rothe Bruſtläße, Strümpfe, Bänder, und — Wangen, die ihre muntre Farbe dem klaren Bache, nicht der Schminkbüchſe verdankten.

Julius tanzte oft mit Marien. Anfänglich ſchien ſie verlegen, aber bald ſchmiegte ſie ſich hingebender in ſeine Arme und ſchien aus ihrer vorigen Zurückgezogenheit zur alten Herrlichkeit wieder überzugehn. Als es Abend geworden war, bat ihn Marie, ſie heim zu begleiten, weil Bernhard noch auf der Wieſe bleiben wollte. Sie beſtiegen den Hügel neben der Pfarrwohnung, von wo ſie noch dem Getümmel des Tanzes zuſehen, und das Jauchzen und Getön hören konnten. Da blickte Julius hinab in das Thal, und je länger er hinabblickte, deſto ſtiller ward er, ſo daß Marie ſich nicht enthalten konnte, ihn über den Grund ſeiner veränderten Stimmung zu befragen. „Liebe, liebe Marie!“ ſagte er mit naſſen Augen, in das dämmernde Thal hinabdeutend. „Dort liegen die Freuden meiner Kindheit begraben. Aber ich ſehe ſie jetzt aus ihren Gräbern erſtehen, und ihre Schatten im Sternenſcheine wandeln. Der Roſenſchleier, welcher ſonſt meine Augen umwand, iſt zerriſſen; klar und unbefangen ſchaue ich nun in die Welt, und habe dadurch nichts gewonnen, als eine tiefere Sehnſucht nach den entſchwundenen Tagen. Die Zeit vermag viel, ſie zerſchneidet das

Band der Seelen, wie die finſtre Parze den Lebensfaden. O Marie, hat ſie auch an Dir ihre Macht bewieſen, und Deine Zuneigung gegen den Freund Deiner Jugend erkaltet? — —

Der ſanfte Vorwurf, der in dieſen Worten lag, traf ihr Herz, das im Andenken an die Vergangenheit in Wonn' und Wehmuth zerrann. „Du ſprächſt nicht ſo“ ſagte ſie leiſe, „wenn Du wüßteſt, wie oft ich Deiner gedacht, und mich nach Dir geſehnt, und wie ich mein Leben durch die Erinnerung an Dich verſchönert habe. Mein Herz jauchzte, als Du nun wieder vor mir ſtandeſt, aber ich wußte in meiner Freude nicht mehr zu ſagen, als einige armſelige Worte, doch in meinem Verſtummen war ich ſeliger, als ſonſt in der lauteſten Freude des Lebens, wenn Du mich verſtandeſt!“

Er verſtand ſie, und es war ihm, als ob in ſeiner Bruſt die hellklingendſte Saite berührt würde, und als ob die Sterne am Himmel, die nach und nach hervorſprangen, ſich in einen fröhlichen Reihen ſchlan-

gen,

gen, und nach der Melodie tanzten, die unten im Thal ein Hirt auf der Flöte blies. Da zog er die Freudeweinende in ſeine Arme; ihr lautklopfendes Herz ruhte an dem ſeinigen, und Liebe drückte die Glücklichen feſt zuſammen. Und als nun die Flötentöne verklungen waren, und rings um Stille herrſchte, durch die man kaum das leiſe Athemholen der Natur vernahm, löſten ſich die feſt verſchlungenen Arme, Marie erhob das glühende Geſicht, und mahnte ihren Liebling zum Aufbruch.

Wie ſie eben hinabſteigen wollten, kam ihnen Bernhard entgegen, der ſie lange vergebens geſucht hatte. „Nachtgeſpenſter!“ rief er lachend „Was ſucht ihr hier oben? Habt ihr Luſt, nach den Sternen zu gucken, ſo hol' ich euch meinen Ramsden; ich würde aber doch rathen, das Obſerviren für heut einzuſtellen. Du haſt Dich durch den Tanz erhitzt, Marie, und die Luft weht kühl. Das iſt höchſt ſchädlich; Du mußt mir als Arzt glauben, und ich ſag's nicht allein, auch Hufeland ſagt's in ſeiner

Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, Seite [illegible]6.' Sei ohne Sorgen, Bernhard — ſagte Julius — die Luft iſt ja recht ſchwül, dacht' ich, aber wir wollen gehn. — Er ſtieg mit Marien langſam den Berg hinunter; Bernhard ging ihnen nach und pfiff die Todtenpolonoiſe.

In der Nacht konnte Julius kein Auge ſchließen. Er ging auf und ab im Zimmer und ſchaute dazwiſchen aus dem Fenſter, damit die Nachtluft ſeine brennende Wange kühle. Erſt am Morgen warf er ſich halbentkleidet aufs Bett, aber der Traumgott bildete fantaſtiſche Geſtalten, die das Lager des Schläfers umgaukelten, und ihn um den ruhigen Schlummer betrogen. Bernhard weckte ihn und rief ihn in den Garten.

Es war ein herrlicher Morgen. Der Pfarrer ſpazierte behaglich im ſchöngeblumten Schlafrock mit ſeiner dampfenden Gipspfeife in den begraſten Gängen des Gartens umher, und freute ſich über die vollblühenden Aepfelbäume, denn das Geziſch der bratenden Aepfel auf dem heißen Ofen dige Rückkehr nach L . ., denn er müſſe durchaus noch heut wieder fort und der Schmerz der Trennung ſei ihm eben jetzt in der ſchönſten Stunde recht bitter ins Herz gefallen, daß er etwas Anderes zu denken nicht vermöge. Marie wußte am beſten, was Julius meinte. So ſchied er, nachdem er vor ſeiner Abreiſe nochmals wiederzukommen verſprochen hatte.

Erſt als er den Weg allein nach der Stadt ging, ward ihm wohler. Er ſchwärmte in ſeinem Glücke und hielt Monologen ſo laut, daß ein alter Mann, der ihm begegnete, kopfſchüttelnd ſtehen blieb, ſeinen Grimaſſen zuſah, und endlich mitleidig fragte: „Was fehlt ihm denn, guter Herr?“ — Nichts! Nichts! erwiederte Julius beſchämt und ging raſcher vorwärts, aber eingeſponnen in das Netz der Liebe ſuchte er ungebahnte Wege, und kam erſt gegen Abend zu Hauſe an.

Eben gab ein Livreebedienter eine Karte ab. Sie kam vom Kommerzienrath von L . . . und enthielt eine Einladung zum

Dinée auf morgen. Julius war mitgeladen, es war ihm aber höchſt zuwider, und ward ihm noch ärgerlicher, als die Mutter, indem ſie die Karte an den Spiegel ſteckte, der Tochter des Kommerzienraths eine Lobrede hielt, und dieſe geradezu an ihn richtete. „Seit ein paar Jahren hat ſich das Fräulein äußerſt kultivirt, du wirſt ſie kaum kennen, Julius. Sie ſingt zum Entzücken, tanzt himmliſch, und ſpielt die Guitarre, als wäre ſie eine geborne Italienerin.“ Als Schauſpielerinn wird ſie ihr Glück machen! ſagte Julius ganz trocken. „Wie wunderlich du heute biſt!“ entgegnete die Mutter „Wie oft habe ich von dir den Geſang und das Spiel der Pfarrtochter loben hören; warum ſoll denn das Fräulein vor dir nicht Gnade finden?“ Ich liebe das Singen nicht mehr ſo wie ſonſt — erwiederte er — Sie (er wollte eigentlich ſagen: Marie —; aber er drückte das Wort gewaltſam zurück) Sie ſingt auch ſehr ſelten. — Ein Glück war es, daß der Vater, welcher im

Hamburger Korreſpondenten las, das Licht putzte, oder vielmehr ausputzte; Julius Wangen glühten, und die ſcharfſehende Mutter hätte es ohne den glücklichen Zufall ſicher bemerkt.

Auch vermochten weder die Lobeserhebungen der Eltern, noch die Arie aus Glucks Alzeſte, welche Fräulein Florentine den verſammelten Gäſten vorſang, unſern Julius, die Gelobte mit andern, als gleichgültigen Augen anzuſehen. Und er würde wohl überhaupt wenig von der ganzen lebloſen Unterhaltung während der Tafel gewußt haben, wenn man ihn darum gefragt hätte, wäre nicht zufälliger Weiſe das Geſpräch auf kunſtvolle Stickereien gekommen, und Mariens Name als der einer äußerſt geübten und zierlichen Stickerinn erwähnt worden. — —

Einige Tage darauf wanderte er trübſinnig nach dem Pfarrhauſe, um Abſchied zu nehmen. Er fand Marien allein, denn ihr Vater und Bruder waren zu einem Kranken im Dorfe gegangen, um dem Geiſte ſowohl, als dem Körper deſſelben Hülfe zu bringen. Wohl den Liebenden, daß ihre Betheurungen ewiger Treue kein fremdes Ohr vernahm, daß ihre feuchten Augen und langen Umarmungen kein fremdes Auge ſah! Die Trennung ſtand ja mit gebietendem Winke vor den Seligen und zog eine düſtre Wolke vor ihren Freudenhimmel. Hätten ſie nun kalt ſcheiden müſſen vor fremden Augen; ſo wäre ja ihr Herz der Trauer erlegen. So zerfloß zwar auch der Hymnus ihrer Liebe in ein weinendes Adagio, aber ſie trennten ſich doch mit befriedigtem und beruhigtem Herzen. . . .

Unſer Leben iſt eine Yoriks Reiſe, ſpaßhaft und weinerlich zugleich; bei freudeglänzenden Augen ſollte man nur an Thränen, und bei ſonnenhellen Tagen nur an Wetterwolken denken. Auch das Schifflein unſerer Liebenden, faſt dem Hafen nah, ward wieder in die ſtürmiſche See getrieben. —

Der Fürſt von ** (dieſe Sterne ſind, beiläufig geſagt, eben ſo wohl, als die Ordenskreuze, eine herrliche Erfindung) hatte lange Zeit ſeinen Unterthanen durch eigne Mäßigung und Weisheit derer, die ſeinem Throne nahe ſtanden, die Wohlthat des Friedens zu erhalten gewußt. Aber er hatte unruhige Nachbarn, und das Unvermögen, ſein Land allein wider fremden Andrang zu ſchützen, bewog und zwang ihn zugleich, mit einem derſelben, als jetzt Krieg ausbrach, Alliancetraktaten abzuſchließen. Er war genöthigt das Gefühl ſeines Herzens zu erſticken, und am Kriege Theil zu nehmen. Aber die Liebe zu ſeinem Volke rieth ihm auch hier das Beſte. Denn obgleich die vorhandene Truppenzahl nicht hinreichend war, um das geforderte Kontingent zu ſtellen, vielmehr anſehnlich vermehrt werden mußte; ſo begann er doch nicht mit einer allgemeinen Rekrutirung, ſondern rief zuförderſt, des beſten Erfolgs gewiß, Freiwillige auf. Er hatte ſich auch nicht getäuſcht, vielmehr übertraf der Erſolg ſeine Erwartungen, und eine wackere Schaar ſammelte ſich zu den Fahnen ihres geliebten Herrſchers. Auch der größte Theil der in H... Studirenden zögerte keinen Augenblick, die Feder mit dem Schwerte zu vertauſchen, um, nach Tacitus Worten, durch Krieg Frieden zu bereiten.

Unter ihnen war Julius einer der Erſten. Er ſchrieb an Bernhard: „Das Vaterland iſt in Noth und hat ſeine Kinder um Hülſe angeruſen. Ich bin ſeinem Ruſe gefolgt, und wer wollte das nicht? Kriegslieder erklingen aller Orten, und ſelbſt die Buben treiben das Ballſpiel nicht mehr, ſondern pfeiſen und trommeln auf den Straßen herum, und exerzieren mit hölzernen Flinten. Alſo friſch hinein in den Kampf! Nur wenige der hier Studirenden ſind zurückgeblieben, meiſtens nur Ausländer oder ſolche, deren körperliche Umſtände nicht erlaubten, mit ins Feld zu ziehen. Jetzt fühl' ichs, daß ein unnennbarer Zauber uns an das Land knüpft, deſſen Blüthenbäume unſere Wiege umſchirmten, deſſen Wälder uns als Jünglinge in ihre heiligen Schatten aufathmen. — Sollte dein Vater meinen Entſchluß voreilig finden, oder etwa gar meinen, für einen Theologen paſſe das wilde blutige Geſchäft nicht; ſo ſag' ihm: Erzbiſchof Turpin ſei ja auch Karls des Großen Kriegs- und Siegsgefährte geweſen. — Marien gieb das beiliegende Blatt, und beruhige ſie, wenn es nöthig iſt. Daß ich ſie unausſprechlich liebe, will ich Dir jetzt geſtehen, wenn Du es nicht ſchon errathen haſt. Gott aber lenke es ſo, daß ich bald als froher Sieger an ihrem Herzen und an dem Deinigen ruhen kann.“

An Marie hatte er nur dieſe Worte geſchrieben: „Weil mein Leben von nun an bis zum letzten Athemzuge Dir angehört, Du Geliebte meines Herzens, ſo muß ich Dir Rechenſchaft geben von dem, was ich gethan. Doch nein! es bedarf deſſen nicht. Du würdeſt den Weichling verſchmähen, und ihm keinen Platz in Deinem Herzen vergönnen, der ſein Wegbleiben aus dem heiligen Kampfe für das Vaterland mit der Liebe zu Dir hätte entſchuldigen wollen. Jetzt erſt denke ich Deiner werth zu werden, und dereinſt ohne Vorwurf an Deiner treuen Bruſt ruhen zu können. Unterdeſſen wird Dein Bild mir immer vorſchweben in Kampf und Gefahr, wie die Geſtalt eines ſchützenden Engels. Lebe wohl und bete für mich!“ —

Als Bernhard Marien den Brief gab, ſagte er lächelnd: „Dein Held macht Dir Ehre: Ich aber ſollte billig mit Dir zanken, weil Du Deine Liebe mir verheimlicht haſt; indeſſen will ich mit gewohnter Großmuth Dir vergeben.“ — Marie las, aber ſie weinte nicht, ſondern ſprach nur: Das Vaterland hat mehr Rechte an ihn, als ich. Darum wurde ſie von ihrem Bruder forthin nie anders genannt, als Spartanerinn.

Doch nur zu bald fühlte ſie ſich von dieſem Heroismus verlaſſen. Bald kam die Kunde vom Vordringen des Feindes und der erſten Schlacht, die er gewonnen hatte; zu gleicher Zeit aber ſchrieb Julius an

Bernhard, und meldete ihm, daß er als Lieutenant bei einem Freikorps an der Gränze ſtehe, aber mit demſelben am letzten unglücklichen Gefecht nicht Theil genommen habe. Am Schluſſe ſprach er von einer baldigen nicht zu vermeidenden Hauptſchlacht.

„Und ich“ ſeufzte Marie „ich ſchwaches Mädchen muß hier ſitzen im ruhigen Gemache, und kann nur leben für ihn. Ach, während ich ſeinen Brief leſe, trifft vielleicht eine mörderiſche Kugel ſein Herz, und unbewußt das meine zugleich. O ihr Männer“ ſprach ſie dann zu ihrem Bruder „daß ihr ſo kalt ſeid. Wär' euer Herz ſo durchdrungen von Liebe, wie das unſere, ihr würdet dem Hirngeſpinſte des Ruhms in blutigen Schlachten nicht nachjagen. Ich liebe ihn ſo unausſprechlich und doch“ —

Sei ihm nicht böſe — fiel ihr Bernhard ins Wort. Es iſt ja der Helden höchſte Wonne, die ſchwer errungenen Lorbeern in den Schoos der Geliebten zu legen. Wahrlich ich ſage dir — fuhr er pathetiſch fort

— wenn er zurückkehrt, der junge Held, wirſt du ihm in die Arme fliegen, und ihn heißer küſſen, als jemals, beſonders wenn er Narben aus der Schlacht mitbringt. Solche Wunden haben mehr Wunderkraft, als die ſtärkſten Liebestränke; das glaube mir.

Nun meldete das Gerücht — früher als die Zeitungen — daß eine Hauptſchlacht geliefert worden ſei. Trotz des heldenmüthigen Kampfs der Verbündeten war ſie von Seiten ihrer verloren worden, ſie hatten dem Uebergewicht der feindlichen Kriegskunſt und Soldatenzahl weichen und dem Feinde das Schlachtfeld überlaſſen müſſen. Bald nachher kam auf Antrieb des Fürſten von ** ein Friede zu Stande, und die Aufopferungen hierbei ſchienen ihm gering, weil er ſeinem Volke dadurch Ruhe erkauft hatte.

Die Freiwilligen waren entlaſſen; aber Julius kam nicht und ſchrieb nicht. Selbſt ſeine Eltern hatten keine Nachricht, ob er lebe oder gefallen ſei. An Mariens Herzen nagte der Schmerz, aber ſie verbarg ihn mit Anſtrengung vor den Augen ihres Vaters, um ihm, da er in ihr blos eine Freundin Julius ſah, keine Sorge zu machen. Ihr Bruder konnte nur aus der Ferne an ihrem Schickſale Theil nehmen, denn er hatte jetzt das Kreisphyſikat in W.... überkommen, und ſo war ſie ſich ſelbſt überlaſſen. Wenn ſie nun vom Gram allzuheftig befallen wurde; ſo ſtahl ſie ſich aus dem Zimmer in die dunkle Laube des Gartens und ſtrömte dort ihr Leiden in Thränen aus.

Einſt kam ſie aus dem Garten in der Abenddämmerung zurück. In dem Augenblicke, wo ſie ins Haus trat, öfnete ſich die Thür von auſſen, und es trat ein Mann in Uniform herein. Wuchs und Größe war ganz Julius ähnlich, die Düſterheit vollendete die Täuſchung und ſchon wollte ſich Marie mit Freudengeſchrei an ſeine Bruſt ſtürzen, als die Frage des Eintretenden nach dem Pfarrer ſie der Täuſchung entriß, und die fremde, rauhe, unbekannte Stimme ihren ſüßen Traum vernichtete.

Sie führte den Fremden zu ihrem Vater, und es ergab ſich, daß derſelbe vormals in H . . . Theologie ſtudirt, dann den Feldzug freiwillig mitgemacht hatte, und jetzt nach deſſen Beendigung zu ſeinen Eltern heim kehre. Da er im Wirthshauſe kein anſtändiges Unterkommen finden konnte, und die Gutherzigkeit des Pfarrherrn loben hörte, beſchloß er, bei dieſem einzuſprechen und ihn um ein Nachtlager zu bitten.

Der Pfarrer gewährte ihm gern, was er bat, und nun begann der Fremde von den Kriegsbegebenheiten beredt zu ſprechen, bis die Frage des Pfarrers nach Julius L . . . den Strom ſeiner Rede unterbrach. Der Soldat fuhr mit der flachen Hand über die Augen. „Sie kannten ihn? fragte er dann mit gedämpfter Stimme. „O ſo klagen Sie mit mir, ſeinem Freunde, daß der herrliche vollkräftige Jüngling ſo früh ein Opfer des Todes werden mußte. In der letzten Schlacht ſank er an meiner Seite von einer Kugel getroffen. Ich faßte ſeine zuckende Hand, als er fiel, und wollte ihn eben mit einigen Kameraden aus dem Gewohl ſchaffen, und dem Wundarzte übergeben, als das Kommandowort uns vorzudringen befahl und die hintern Reihen uns fortdrängten, daß ich nicht einmal meine Blicke nach ihm zurückzuwenden vermochte.“

O Gott! rief der Pfarrer mit ſinkender Stimme. Mein guter, redlicher Julius! So früh haſt du deine edle Begeiſterung mit dem Tode büßen müſſen. — Dabei floſſen heiße Thränen aus den Augen des Alten, und der Fremdling hatte eben ſeine Hand gefaßt, und wollte ihn mit Worten des Troſtes beruhigen, als Marie mit Licht in die Stube trat. „Er iſt todt, Marie, unſer guter Julius iſt todt!“ rief der Pfarrer mit ſchmerzerſtickter Stimme. Da lehnte ſich das Mädchen lilienbleich an einen Stuhl und verſuchte ſich zu halten, aber wortlos ſank ſie darnieder; ihre Lippen zuckten, als wenn ſie ſchmerzhaft berührt würden.

Ueber den Schmerz des Kindes vergaß der Pfarrer den eigenen, nahm die

Erblichene in ſeine Arme, und ſprach mit ihr, aber der verſchloſſene Mund öffnete ſich nicht, und die Röthe der Wange kam nicht wieder. So lag Marie wohl eine Stunde lang, und als ſie die Augen aufſchlug, da ſchien ſie das Leben nicht mehr zu kennen, denn ſie blickte mit trockenen Augen ſtarr vor ſich hin, und hörte nicht auf den Vater, der ihr freundlich zuſprach. „Laß mich ſchlafen gehen!“ ſagte ſie endlich mit dumpfem Tone und verließ die Stube. Als der Vater ihr nachging, hatte ſie ihre Kammerthür verſchloſſen. —

Am Morgen ſprach ſie mit fröhlicher Miene: „Glaub' ihm nicht, Vater, glaub' ihm ja nicht, dem fremden Manne. Julius iſt nicht todt! ich weiß es beſſer. Im Garten hatt' ich einen Kranz gewunden von den bunteſten Blumen, den wollt' ich ihm bringen — es war Nacht, aber ſternenhell draußen, ſo licht, wie am Tage — und da ging ich fort weit, immer weiter, durch unbekannte Gegenden, bis ich endlich an ein Feld kam, kaum zu überſehen — da ſchlieſen ihrer Viele, recht ruhig und ſtill, daß ich ſie nicht einmal athmen hörte, und wie ich leiſe, um ſie nicht zu ſtören, über die Schläfer hinwegſchritt, riefs meinen Namen und plötzlich richtete ſich eine Geſtalt auf mitten unter den Schlafenden — es war Julius! Ich hob den Kranz in die Höhe, aber er winkte mir mit ernſter Miene, als wollte er ſagen: Geh jetzt, Marie, und ſtöre die Schlafenden nicht; ich komme ja bald. Nun will ich auch nicht mehr weinen, ſondern immer fröhlich ſein, und mich ſchmücken, wie beim Hochzeitfeſte, wo ich mit Julius tanzte, und Abends mit ihm auf dem Berge ſaß. Nicht wahr Väterchen? Du haſt ihn ja auch lieb."

Der Vater merkte wohl, daß ſtiller Wahnſinn aus dem Mädchen redete, und ahnete ihre verheimlichte Liebe zu Julius, bis ihm Bernhard, der auf einige Tage zum Beſuch kam, hierüber Gewißheit gab. —

Trauernd ſtieg Marie jeden Tag auf den Berg und ſah hinab in die Ebene, ob der Erwartete nicht komme, und Abends ſtieg ſie dann herab, zerriß den Kranz, den ſie am Morgen friſch geflochten hatte, und ſagte traurig: Er kommt nicht! — Die Dorfbewohner, welche ſie alle liebten, weil ſie ihnen immer ſo wohl gewollt hatte, nannten ſie **die arme Marie**, und bald war ſie in der Gegend umher unter dieſem Namen bekannt und betrauert. Sie wurde immer ſtiller und blaſſer, doch erkannte man weniger in ihren Handlungen, als in dunklen Reden und Träumen, die ſie erzählte, die Zerrüttung ihres Gemüths. „Weh dir! Weh mir!“ ſprach ſie oft. „Statt des Lorbeers haben die böſen Menſchen dir eine Dornenkrone gegeben, und die Stacheln tief in deine Stirne gedrückt, daß das Blut deine Wange herabrinnt, wie dem Chriſtusbilde in meines Vaters Stube.“ —

* * *

Eines Abends ſaß ſie in ihren Träumen auf dem Berge und ſchaute der ſinkenden Sonne nach; da ſtieg ein Krieger langſam an der andern Seite herauf. Sie ward ſeiner nicht gewahr, bis er einige Schritte von ihr ſtehend ihren Namen ausſprach. „Julius! Julius!“ rief ſie da, und ſchlang beide Arme um ſeinen Hals, dann aber ſank ſie, von der Freude überwältigt, zu ſeinen Füſſen nieder, wie die Roſe ihre Blätter ſenkt, wenn der Sonne Strahl ſie zu heiß berührt.

Der Vater gewahrte die Beiden auf dem Berge im Abendglanze und ob er gleich das Geſicht des Soldaten nicht erkennen konnte, ſo eilte er dennoch hinauf; frohe Ahnung beflügelte ſeine Schritte und ſie hatte ihn nicht betrogen, denn als er auf dem Berge ankam, war es Julius, der mit dem einen Arme die bleiche Marie umſchloſſen hielt, und jetzt den andern nach dem Vater ausſtreckte.

Aber das unvermuthete Wiederſehen des Todtgeglaubten hatte den, durch ſtilles Leiden und überreizte Phantaſie ohnehin geſchwächten Körper des Mädchens zu heftig angegriffen. Der Geliebte trug ſie heim, und dort verſank ſie in leiſen Schlummer.

Julius und der Vater ſaßen an ihrem Bette, keines Wortes mächtig. Als ſie erwachte faßte ſie Beider Hände, und ſprach ruhig und gottergeben von ihrem baldigen Heimgange. Die Lampe warf ihren Schein auf die bleiche Geſtalt, die ſchon jetzt, als ſie ſo redete, der Erde nicht mehr anzugehören ſchien. Ihr Auge ſchloß ſich auf kurze Weile, dann öffnete ſie es wieder und ſprach zu Julius: „Klage nicht Geliebter mit deinen Thränen den Himmel an, daß er ſo früh mich zu ſich ruft, aber gedenke meiner mit Liebe, daß du mich dereinſt freudig wiedererkennſt, wenn ich drüben mit offenem Arme dir entgegen komme, und als Engel an deine Bruſt mich lege.“ Dieſe Worte, die wie Geiſterlaute aus dem faſt verſchloſſenen Munde drangen, riſſen den verarmten Julius auf die Lippen der Scheidenden, aber ſie waren ſchon kalt vom Kuſſe des Todes. — —

Wer verzeiht es nicht dem tiefen Schmerze des Verlaſſenen, daß er dem Schickſal zürnte, welches ihn dem Tode auf dem Schlachtfelde entriß, damit er bei ſeiner Heimkehr den Tod der Geliebten verſchulde und ſie zu Grabe geleite. Er war allerdings vor den Augen ſeines Freundes verwundet niedergeſunken, alsdann aber mit mehreren andern ſeiner verwundeten Waffengefährten noch während der Schlacht in ein nahe gelegenes Lazareth gebracht, und nach einer ſchwierigen Operation geheilt worden. Von dort hatte er an den Pfarrer geſchrieben; ſein Brief aber war verloren gegangen.

Es blieb ihm ja nun nichts übrig, als um die verlorene Geliebte zu trauern, und ihren friſchen Grabhügel mit Blumen zu ſchmücken. Ihm galten nun die Worte, welche er im Heſperus ſo oft mit Rührung geleſen hatte: Wenn der Menſch nichts mehr zu lieben hat; ſo umfaſſet er das Grabmal ſeiner Liebe, und der Schmerz wird ſeine Geliebte . . .

Der Hypochonder.

Von der Verfaſſerinn
von
„Juliens Briefe.“

In düſtere Träumereien vertieft, ſaß Edgar in einem Winkel ſeines Zimmers, das blaſſe Geſicht auf die Bruſt geſenkt, die Arme ohne Spannkraft herabgefallen. Um ihn lagen die Philoſophen der alten und neuen Zeit, in dauerhaftes Pergament und eleganten Maroquin gebunden, zerſtreut. Welke Blumen — unvollendete Aufſätze — Gemälde und Briefe — Kleidungsſtücke und Medizingläſer umgaben ihn bunt durcheinander. Sein erſtorbenes Auge irrte auf allen dieſen Gegenſtänden, ohne einen zu halten. Der Wind aus dem offnen Fenſter gegen ihm über ſpielte mit den ſeidnen Locken, die wild und unordentlich über den eingefallenen Schläfen lagen. Vergebens wehte der Athem der Natur die blaſſen Wangen des Jünglings an; kein leichtes Roth färbte ſie, wie ſonſt, bei ſeiner Berührung, doch fühlte er noch ein lebendigeres Wirken. — Sein Auge hob ſich, er überblickte das ganze Zimmer — die Vergangenheit ging noch einmal vorüber. Erinnerungen der ſchönen Kinderzeit reihten ſich wie die welken Blumen an die Jahre des ſpätern Lebens, in dem Erkenntniß und Mangel des Wiſſens — Vernunft und Leidenſchaft — Begeiſterung und Schwäche wechſelten.

Und was ſoll das Alles? fragt' er ſich — was iſt endlich das Ziel des Treibens — der Tod? Wohl denn! die letzte Kraft gebraucht und ſchnell ergriffen, was uns nach elend durchjammerten Jahren, indem das Eine immer des Andern ſpottet, endlich erreicht. Hab' ich nicht dieſe Freiheit? und ſollte gleich dem Sclaven die ſchwere Laſt ſchleppen, der zu feig iſt ſie abzuwerfen. Ja, ich will, ich will ſterben, fort hinaus, ein Druck, und ich bin befreit.

Er umwarf ſich ſchnell mit dem Ueberrock, drückte den Hut tief ins Auge, ſteckte ein Terzerol in den Gürtel und entfloh. Ohne weitere Ueberlegung ſuchte er nur Einſamkeit — ein verſtecktes Plätzchen. Die Gegend, wohin ihn der Zufall geführt hatte, war flach, ohne Bäume und Gebüſch. Aber dort in der Ferne lag ein Wäldchen; er eilte darauf zu, und hatte es endlich erreicht, als die Sonne im Sinken war. Er drang tiefer ins Gebüſch, und zog jetzt, da er ein verborgenes Plätzchen gefunden hatte, raſch das Terzerol und ſpannte den Hahn —

„Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!
„Iſt der ein Menſch den ſie nicht rühret? —
„Der mit verhärtetem Gemüthe,
„Den Dank erſtickt, der ihm gebührt.
„Nein, ſeine Güte zu ermeſſen
„Sei ewig meine größte Pflicht!
„Der Herr hat mein noch nie vergeſſen,
„Vergiß mein Herz, auch ſeiner nicht! —

ſang dicht vor ihm eine leiſe, zitternde Stimme.

Er bog das Gebüſch auseinander — da ſaß ein Bettler — ſchneeweis ſein Haupt — blaß und eingefallen ſein Geſicht — Lumpen ſeine Kleidung. Seine dürren Hände hielten ein Stück verſchimmeltes Brod, und er bröckelte mühſam den Schimmel von dem beſſern Theile. Der Friede Gottes ruhte auf der Geſtalt, und ſein Auge blickte bei dem Geſang ſo froh um ſich, — er hatte eine freie Ausſicht vor dem Ort wo er ſaß. Da ſtürzte Edgar nieder, ſein Auge weinte. Er hob die Hände empor zu dem, deſſen Güte er vergeſſen, ach, ſo lange ſchon vergeſſen hatte. Sein Herz fühlte er geöffnet — neues Leben drang in jede Ader — er war nicht mehr derſelbe, der Gedanke des Todes verſchwunden. —

Er trat zu dem Bettler, der jetzt ſein Lied vollendet hatte, — reden konnte er nicht — er ergriff ſeine Hand, und drückte ſie feſt. Der Greis, durch ſeine Erſcheinung überraſcht, ſah ihn befremdet aber mild an. „Ihr ſeid ein frommer Menſch! rief er da; der Greis lächelte, es war ein ſeliges Lächeln. Sollte ich den nicht preiſen, von deſſen Lob die Erde voll iſt! Sehen Sie, wenn ich des Abends heim gehe, und ich habe mein Stückchen Brod, durch den, der milde Herzen rührt erhalten, der Allen ſeine Speiſe, giebt zu ſeiner Zeit, der die jungen Raben füttert, un[illegible]e Lilie auf dem Felde kleidet, ſo daß S[illegible]n in aller ſeiner Herrlichkeit nicht gekl[illegible]ar wie ſie — ſollte ich dann allein o[illegible]ankſagung dahin nehmen; und die [illegible] da neben mir ſingt ihm ein Abend[illegible] ſie doch nichts von dem Herrn weiß. Wenn ich das ſchöne Lied geſungen habe, ſehn Sie, da bin ich ſo freudig, und ſehe da hinunter in das Thal voll Segen des Herrn, als wäre ich ſchon in dem lieben Himmel bei ihm; und iſt er denn nicht allenthalben?!

Da weinte Edgar noch mehr, und ſetzte ſich zu dem Greis, und ſchloß ihm ſein ganzes Herz auf, und vertraute ihm zuletzt, an welcher That er ihn verhindert habe.

Jetzt hob der Greis ſeine [illegible]nden Hände empor, und auf ſeinem Geſicht malte ſich Mitleid, Schrecken und Freude. Nun laſſeſt Du Deinen Diener in Friede fahren, denn meine zitternde Stimme hat ein Kind zu Dir gerufen, was ſich verloren hatte von Dir! Dann legte er eine ſeiner Hände ſanft auf Edgars Schulter und ſprach: „Ich bin ein ungelehrter Mann in den Büchern, in den vielen, die, wie Sie, armer Herr, mir ſagen, Sie dahin gebracht haben. Aber ich kenne ein Buch des Herrn, die Bibel, wenn ich darin leſe, ſo weine ich fröhlich, und des Herrn Friede kommt über mich! Ach, leſen Sie fleißig darin, und das Gemüth wird Ihnen aufgehen, und des Herrn Gnade Sie führen auf ebner Bahn. Er ſchwieg nun eine Weile ſinnend, dann ſprach er: Sie dürfen nicht wieder hingehen, wo Sie hergekommen ſind, das könnte Sie wieder verwirren, das vielerlei Zeug da zuſammen.

Nehmt mich mit Euch, frommer Greis!

Wenn Sie auf Stroh ſchlafen können? ein Bett hab' ich nicht mehr ſeit vier Wochen, da nahms die liebe Obrigkeit, etwiederte der Greis ſo gelaſſen, ſo ohne Groll. Meine einzige Tochter ſtarb vor einem halben Jahre. Sie hatte mich auf die zwei Monate krank da liegen gehabt, und holte, da die Arbeit verſäumt wurde, Brod und Bier bei dem Wirthe im Dorfe; er borgte es ihr. Wenn ſie wäre leben geblieben, ſo konnte ſie's wieder bezahlen; ſie arbeitete gar raſch. Aber wie ich aufſtand, legte ſie ſich. Er fuhr mit den dürren Knöcheln der Hand über die eingefallenen Augen. Sie lag vier Wochen und ich bettelte für ſie. Als ſie aber ſtarb, da mußte ich noch einen Wucherer in dem Oberndorfe anſprechen um Acht Thaler zur Leiche und den Unkoſten. Und da ich nachher nur Zwei zuſammbringen konnte, nahmen vor vier Wochen er und der Wirth der Tochter Sontagskleid und das Bett. Aber der Nachbar gab mir eine Schütte Stroh, da miſſe ich das Bett nicht. Lag doch der Heiland ſelbſt in einer Krippe, und hatte nachmals keinen Ort, wo er ſein Haupt hinlegen konnte.

Gern will ich mit Euch auf Stroh

ſchlafen; ich habe lang die Ruhe nicht gefunden. Aber unter Eurem Dache wohnt ſie.

Nun denn, in Gottes Namen! ſagte der Greis und erhob ſich mühſam. Die Kinderchen werden auf Brod warten. Sehen Sie, eine gute Frau gab mir zwei Semmel, die bring ich dem Jüngſten. Die Nachbarinn giebt ihm da einen halben Schoppen Milch, und er gedeiht recht. Es war der Mutter Liebling, und iſt ein gar frommes Kind. Der Andre iſt wohl wild, aber er kann auch keinem Hund ein Leid thun, da dauerts ihn gleich. Und das Unſer Vater betet er wie unſer Herr Prediger. Der darf mir aber vor keiner Thür anſprechen, das giebt faule Hände. Sehen Sie, hätte mir da die Gicht nicht die linke Hand gelähmt, da könnte ich auch noch mein Theil ſpinnen. Nun, wills Gott aufs Jahr, da gehts ſchon mit dem Georg, da ſoll er brav arbeiten lernen, jetzt iſt er noch zu gering zum Spinnen.

Edgar lag in ſeinem Innern immer auf den Knien vor dieſem Gemüth, das ſo groß, ſo gut war. Er fühlte ſich tief, tief unter ihm, aber nicht erniedrigt, nicht verſtoſſen — nein, erfreut, erhoben, aufgenommen, als wäre es der ſelbſt, deſſen wahrer Jünger er war.

Sie waren jetzt im nahen Dorfe, und die Kinder kamen dem Großvater ſchon weit hin entgegen gejauchzt. Zwei Knaben von vier und ſechs Jahren, Bilder der Geſundheit und des Frohſinns, doch bis auf ein Hemde unbekleidet. Die herzliche Freude, mit welcher der Aelteſte dem Jüngſten die Semmel erſt von weitem zeigte, und dann gab, indeß er ein Stück Brod mit den Worten annahm: Dank ſchön, Großvater! und anbiß — weckte nun auch den Lebensmuth und Sinn bei Edgar, der bis jetzt wie im Allerheiligen der Kirche geweſen war.

Ich will Euch einen Trunk Bier dazu holen! ſprach er froh wie der Knabe, und eilte ins Wirthshaus. Niemals hatte er ſo mit Dank die Speiſe betrachtet und empfangen, als hier von der Wirthinn einen Krug Doppelbier, ein Brod und Butter. Er eilte damit wie im Triumph zu dem Greis zurück, der in der Hüttenthür ſeiner wartete, damit er nicht irren ſollte. „Nun wollen wir uns zuſammen laben! ſagte er, und ſtellte den Krug auf die Bank vor der Hütte. Der Greis nahm, ohne Scham, wie er gab, mild und erfreulich. Als er das Glas Doppelbier getrunken hatte, faltete er wie ein frohes Kind die Hände, und ſah in die Höhe, dann ſagte er zu Edgar: „Seit meiner Tochter Hochzeit habe ich den Labetrunk nicht getrunken; er ſtärkt ordentlich meine alten Glieder.

Edgar reichte beiden Knaben und aß und trank mit ihnen, wie er, ſeit er Knabe war, nicht gegeſſen und getrunken hatte. Dann gingen ſie in die Hütte. Sie war ärmlich und enge, aber reinlich. Einige große Zweige blauer Flieder ſtanden in einer alten Scherbe vor dem kleinen, trüben, einzigen Fenſterchen. Edgar holte ſich ein Bund Stroh vom Nachbar, bereitete neben dem des Greiſes ſein Lager, und ſchlief ſo ſchnell und unvermerkt ein, wie die Kinder auf der andern Seite.

Schon

Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel, als er erwachte. Ein heller Blick des Greiſes bot ihm den Morgengruß. Ich habe mich recht gefreut über Ihren feſten Schlaf auf dem harten Lager, ſagte der Greis.

Gelt, Großvater, jetzt giebts Eingebrocktes da der Herr wacht! jauchzte der jüngſte Knabe und ſchlug in die kleinen Hände, dann trat er zum Tiſch und ſtellte ſich auf die Zehen, um die friſche Semmel zu ſehen.

Warum habt Ihr dem Kinde nicht gegeben? fragte Edgar. Ich habe zu lange geſchlafen, um darauf zu warten.

Nicht doch! ſprach der Greis, wären Sie nicht da, ſo müßte er noch länger warten. Und wenn die Kinder miteſſen, da ſchmeckts doch beſſer.

Edgar hatte dem älteſten Knaben Abends die Sorge für das Frühſtück aufgetragen, und es ſtand ſchon bereit. Nachdem dieß eingenommen war, ſprangen die Knaben mit ihrer letzten Semmel hinaus ins Freie. Der Greis ſaß gemächlich auf der hölzernen Bank neben dem Flieder; Edgar nicht weit davon.

Ich habe mir die Nacht ſo hin und her überlegt, lieber Herr! was es mit Ihnen werden ſoll, denn ſo kann's nicht bleiben, ſprach der Greis. Sie ſind's beſſer gewohnt, wir ſchlechter. Einen Tag geht's wohl, aber nicht länger.

Warum? fragte Edgar, ohne weitere Ueberlegung, da das Wohlgefühl des langentbehrten Schlafes ſein ganzes Weſen erquickt, geſtärkt hatte, und ihn mit dem Augenblick ſo zufrieden ſein ließ.

Jener blickte erſt verlegen zu dem Flieder hin, doch endlich ſagte er langſam: Warum ſoll ich nicht nachſprechen, was der Herr gebot — wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen! Ich konnte es nicht mehr mit den Händen, ſetzt er leiſer hinzu, aber die Füße müſſen ſchon fort, und es wird ihnen ſauer genug.

Ja, Ihr habt recht Vater, ich muß arbeiten, das fehlte mir! ich hatte' zu eſſen, aber ich konnte nichts genießen, nach dem Geſetz. Das hatte mir niemand ſo geſagt wie Ihr, ſo wahr, warum ich nicht eſſen konnte. Das iſt die Arznei die alle beſchämt, welche mir der Arzt gab. Hier bleiben will ich einmal, bei Euch, mein Vater! ich habe ja keinen, und keine Mutter, nicht Schweſter und Bruder; bin ein Fremdling in dieſem Lande. Rathet mir nun, wie fang ich's am beſten an, daß ich arbeite, o, ſo recht, draußen in Gottes freier Luſt; Geld hab ich ſchon mehr als gut war, und da denke ich, kaufe ich mir ein Stück Land, und baue es ſelbſt.

Nach wenig gewechſelten Worten hatte Edgar den Entſchluß gefaßt und führte ihn ſogleich aus. Die Hütte wurde hinten durchgebrochen und erweitert und bekam mehrere neue Fenſter. Für Jeden wurde ein Bett herbei geſchafft, Edgar ſchlief, ſo wie die Knaben, bloß auf Matratzen, aber den Greis konnte er nicht weich genug betten, und bequem genug kleiden. Er ſelbſt legte alles, was an Luxus erinnerte, ab in ſeiner Kleidung, und behielt nur das Einfache. Dem Greis gab er den Auftrag, alle jene Sachen, die ihn geſtört hatten, zu verbrennen, ihm einige Wäſche und dergleichen zu ſchicken, und ſeinen verſchloſſenen Koffer dem Hauswirth zur Aufbewahrung zu geben; ſo wie den Auftrag alle übrigen Sachen in ſeinem Zimmer zu verkaufen. Sehr bald war er eingerichtet. Doch hatte er nichts mit eingezogen als was zur Befriedigung der einfachſten Bedürfniſſe gehört — kein Buch. Aber der Greis las ihm draußen auf dem Hügel nah dem Hauſe aus der Bibel, und ſeine einfach herzlichen frommen Anmerkungen, ſein reiner kindlicher Glaube wirkte, umgeben von einer herrlichen Natur, die eben der Frühling in ſein Feierkleid gehüllt hatte, auf Edgars Gemüth, und täglich nahm Freude und Friede mehr Beſitz davon.

Er hatte ſich einen großen Baumgarten gekauft, in welchem auch Ackerland war, das meiſte aber war Gras. Dieſen richtete er nach ſeinen Ideen ein, pflanzte Lauben, und grub jeden Tag ein Stück um, beſäete es und pflanzte Gartengewächſe. Er kaufte, zur großen Freude der Kinder, Tauben, Hühner, Enten und ein Lamm, welches ihnen am Morgen in den Garten nachfolgte. In den frühern Nachmittagsſtunden, wo es zur Arbeit zu warm war, ſaß er im Schatten des großen Nußbaums, und lehrte den älteſten Knaben leſen und ſchreiben Oft kamen auch der Kinder mehrere, und er ſpielte froh mit ihnen. Sie lehrten ihm Manches, da ſie alle bald vertrauten, und er erinnerte ſich manches Kunſtſtückchens, manches Spieles aus der Knabenzeit, daß er ihnen zeigte. Abends war das einfache fromme Geſpräch des Greiſes ſeine Unterhaltung, er fiel mit hoher Rührung immer ein, wenn der Greis ſang, „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte“ und beſuchte Sonntags mit ihm die Kirche, wo der Prediger des Dorfs einfacher, wärmer, kräftiger redete als gewöhnlich die, welche für ein Häuflein Bauern immer noch zu gut zu predigen glauben. Er lehrte, ſagten Alle mit herzlicher Freude, das Wort Gottes noch ächt und unverfälſcht.

So ſchwand Frühling und Sommer; der Herbſt überraſchte Edgar, denn er hatte nie ſo ſchnell jenen entfliehen geſehen. Mit welcher ſüßen Freude pflückte er jetzt die eignen Früchte, deren Blüthen ihn entzückt hatten. Jedes Gericht Erbſen und Bohnen ſchien ihm, ſelbſt gebrochen, ungleich wohlſchmeckender. Und der Greis der als alter Krieger die Zubereitung gut kannte, lernte ihn dabei an, ſo daß er dieſem oft behülflich war. Die einfache Diat unterſtützte Edgars Geneſung, wie die Fleiſchkoſt dem Greiſe neue Kräfte gab. Beide hatte man kaum wieder erkannt, wenn man ſie zuletzt an jenem Plätzchen geſehen hätte, wo Edgar den Greis fand. Er blühte auf, wie eine vom Sturm niedergerißene Blumenknospe, der eine wohlthätige Hand Stütze gab.

Er war an einem Sonntag allein in der Kirche, weil der Greis bei dem jüngſten Knaben blieb, dem die Kuhpocken eingeimpft waren; die Erndte hatte eben begonnen. Da überraſchte ihn ein fremdes Geſicht dem Altar gegenüber. Es war ein Mädchen, das mit großer Andacht die Augen auf den Prediger heftete. Nie hatte Edgar ein ſo reines jungfräuliches Geſicht geſehen. So ganz beſchäftigt mit dem, was ſie hörte, blickte ſie auch nicht einmal ſeitwärts. Stören konnte dieß Geſicht Edgarn nicht; nein, er wandte ſich nur eifriger zu dem Redner, auf den auch ſie hinblickte, und es that ihm wohl, dort mit dem milden Blick zuſammen zu treffen in einem Gegenſtande; ſo wie ſein Herz freudiger ſich öffnete jedem Worte, da auch ſie keines überhörte. Als ſie heraus ging, ſtreifte der Blick des blauen Auges an ihm vorüber, indem ſie einem jungen Weibe, dicht neben ihm, freundlich zunickte. „Die Jungfer iſt wieder da,“ hörte er die Frau froh dem kleinen Mädchen zuflüſtern, auf deſſen Geſicht eben ſo die hellſte Freude aufging. Nicht minder froh ſah auch er ihr nach, wie ſie jetzt, ſittſam das Auge niedergeſchlagen zwiſchen den Bänken hinſchwebte. Er fragte nicht, wer iſt ſie? Die Jungfer war ihm, durch die Freude jener Beiden, ſo lieb geworden.

Daß ſie keine Bäuerin war, fiel ihm erſt dadurch auf, daß er ſie den nächſtfolgenden Sonntag, als er ſie wieder ſah an derſelben

Stelle, an dem blonden ſeidenen Lockenköpſchen gleich unter den Mützen der Bäuerinnen unterſchied. Sehnlich harrte er dem Gruß entgegen, und überhörte heut manches von der Predigt, da zu ſeiner Betrübniß jene Bäuerinn neben ihm fehlte. Doch beim Herausgehen ward er entſchädigt. Der Greis war einige Minuten früher gegangen, weil Edgar ſich nicht ſo bald von der Stelle trennen konnte, und jenen das Haus rief. Da ſah er nun, wie ſie wenige Schritte von der Kirche bei jenem ſtand, und ſo freundlich mit ihm ſprach. Er blieb ſtehen. Furchtſamkeit und die dunkle Ahnung, der Greis möchte ſeinen Dank ihr ausſprechen, feſſelte ſeine Füße. Er hatte nicht geirrt, der Greis, der ihn bemerkte, zeigte jetzt mit der Hand nach ihm hin, und die Jungfer folgte dem Fingerzeig und blickte zu ihm her, o was war dies für ein Blick! Edgar fühlte ſich durch ihn in den Himmel verſetzt. Es lag Seligkeit für ihn darin, von ihr mit ſo großem ſichtbarem Wohlgefallen angeſehen zu werden. Jetzt gab ſie dem Greis die Hand, neigte ſich, wie er glaubte, erröthend gegen ihn, und eilte hinweg. „Das iſt Jungfer Lindchen, des Herrn Predigers Tochter, ſie iſt erſt ſeit vierzehn Tagen wieder da. Sie war an die drei Jahre bei ihrer Pathin, acht Stunden von hier, ſprach der Greis fröhlich; ſie iſt ein frommes Mädchen, und ſo gut gegen die Armen! wie oft hat ſie mir ſchon als Kind, wenn ich nach der Stadt ging, ihr Frühſtück gegeben; und wenn ich mich weigerte ſagte ſie, o nehmt es doch, ich geb's Euch ja ſo gern! Und als ſie nun groß war, da gab ſie mir gar oft Suppe und was ſonſt noch übrig war; hatten ſie gebacken, ſo bekam ich immer mein Laibchen Brod. Das letzte Jahr, ehe ſie wegzog, brachte ſie mir nach der Kirche alle Sonntage einen Groſchen. Da ich nun wußte, daß der Herr Prediger ſelbſt ſeine Laſt hat, — die Stelle iſt gering, und ein Sohn iſt auf der Univerſität, der andere iſt beim Regimente, — da ging ich hin und ſagte: er möchte es nicht ungütig nehmen, aber es wäre zu viel jeden Sonntag. Er wußte nichts davon, und freute ſich und ſagte: die Linchen thäte das für ſich, es wäre ihr Sonntagsgroſchen für die Sparbüchſe, in der ſie ſich zu einem Band oder Hut ſammeln ſollte. Darum, ſagte die Mutter, hat ſie vorgeſtern auf dem Jahrmarkt nichts kaufen wollen. Es wird ihr ſo beſſeren Segen bringen, ſprach der Vater. Aber ich antwortete: daß es doch nicht recht ſein würde, wenn ich's annähme; frei von dem Herzen weg, Herr Prediger, Sie haben ſelbſt ihre Laſt, und ich entzöge es Ihnen doch! Als nun das nächſtemal die Jungfer mir den Groſchen brachte, da bat ich ſie, ſie möchte nun auch an ſich denken, es ginge mir jetzt beſſer, und meine Tochter verdiente mehr, — ihr Mann litt jedoch nicht daß ſie mir was gab; — aber ſie wollte ſich nicht abweiſen laſſen, und ich mußte nehmen. Und als ich ſie an ihre Eltern erinnerte, ſagte ſie, ſie gaben es ihr freiwillig, ohne ihre Bitte. — Aber doch für Sie; ich weiß es, Sie ſollen ſich etwas dafür kaufen; aber da meinte ſie: Sie habe keinen Hut nöthig, den kleinen Weg nach der Kirche; und in der Kirche da ließe der bloße Kopf beſſer, da hindre der Hut ſie nur am Hören, und im Garten da hätte ſie noch einen alten. So brachte ſie mir noch immer den Groſchen fort, bis ſie bald darauf zur Pathe reiſte. Die wollte ſie gern um ſich haben, und die hat ſie zur Erbinn eingeſetzt, da erbt ſie noch einmal hübſche Sachen. Der Herr Prediger ſagte mir auch einmal: hier wäre es noch zu nah bei der Stadt, das tauge nicht für die Mädchen. Jetzt ſtand ſie da bei mir, und freute ſich wie wohl ich ausſähe, ſie hätte es ſchon gehört; und da ſchüttete ich mein volles Herz ſo ein Bischen gegen ſie aus, weil ich ſie ſo gern habe, denn ſonſt ſpreche ich mit Niemand von Ihnen! Edgar drückte dem herrlichen Greiſe entzückt die Hand. Jetzt ſtand wachend und im Traume Linchens Bild immer vor ihm, wie ſie jenem den Groſchen reichte.

Die Erndte war beendigt, das Erndtefeſt erſchien. Der Verwalter des adlichen Gutes, dem Edgar eben einen Dienſt geleiſtet hatte, bat ihn zu ſich am erſten Tage

— das Feſt dauerte drei Tage — mit dem Zuſatz, er habe auch den Herrn Prediger und ſeine Familie eingeladen. Den Greis hatte der Verwalter auch nicht vergeſſen, denn er wußte das Edgar ohne ihn zu Niemand ging, und dieß hatte ihn ſchon länger abgehalten ſich im Pfarrhauſe bekannt zu machen, weil er befürchtete, man würde ſeinen Vater, wie er ihn nannte, nicht ſo wie ihn behandeln. Doch der Greis ſchlug es ab, ihn zu begleiten. Ich könnte es nicht laſſen, die gute Jungfer Linchen in Ihrer Gegenwart es merken zu laſſen, daß ich Ihnen alles von ihr erzählt habe, und da würde ſie ſcheu werden; ich kenne ſie. Sie müſſen ſie recht wacker und vergnügt ſehen, da geht Einem die Seele auf! Dieſer Zug des Greiſes der Edgarn noch neu war, vermehrte, wie alles was er von ihm hörte, die herzliche Achtung und wahre Kindesliebe gegen ihn wo möglich noch.

Mit klopfendem Herzen zählt' er jeden Glockenſchlag bis zu dem, wo es ſchicklich war hinzugehn. Der Prediger, ſeine Frau, und Tochter waren ſchon da. Die letzte wurde bei ſeinem Anblick etwas verlegen, doch verbarg ſie es leicht, indem ſie der Verwalterinn den Säugling abnahm, die jetzt die Sorge für ihre Gäſte von ihnen rief. Der Prediger, der ſehr neugierig auf Edgar geweſen war, redete ihn mit ſeiner bekannten einfachen Herzlichkeit an, und fragte: wie viel er aus ſeinem Garten Obſt geerndtet habe? er ſchiene beſonders reich an Segen geweſen zu ſein.

Die Hand der frommen Armuth hat Gott darin geſegnet, ſprach Edgar. Mein väterlicher Freund hatte ſo lange nicht geerndtet, und der Garten trug das Drittheil mehr als die andern Gärten.

Vergeſſen Sie nicht, daß die Hand der Wohlthätigkeit den Garten pflegte, ſie ſegnet Gott nicht minder, erwiederte der Prediger gerührt.

Die Verwalterinn ſchenkte jetzt den Kaffee und alle ſetzten ſich zu dem Tiſch. Edgar dankte und zog ſich wieder ins Fenſter zurück. Jetzt, da er allein ſtand, wagte er es, die mit den Augen zu ſuchen, die ſeine ganze Seele beſchäftigte, Lindchen ſtand im andern Fenſter, und ihre Augen verweilten eben bei ihm. Dies machte ihn etwas dreiſter, und er fragte: ob ſie keinen Kaffee trinke. Niemals! war die Antwort. An die unbedeutende Frage und Antwort knüpfte ſich ſchnell manche andre, die es für beide nicht war. Das Kind in ihrem Arme gab zu mancher Stoff, und Edgar wurde immer reicher durch jedes Wort was ſie ſprach; er blickte tief in das tiefe, liebende Gemüth, in die ſtille zartjungfräuliche Seele des Mädchens, deren Zurückgezogenheit ſich mit jedem ſeiner Worte mehr verlor, und der kindlichen frohen Unbefangenheit, dem holden Zutrauen Raum gab.

Wir müſſen doch Ihren ſchönen Garten auch ſehen, nahm die Frau des Predigers das Wort, und Alle gingen dahin. Edgar und Lindchen folgten zuletzt. Dort in dem wirklich ſchönen Garten, deſſen größter Theil auf engliſche Art angelegt, und voll anmuthiger Plätzchen und Gebüſche war, ſetzte man die Unterhaltung fort, und Edgars begeiſterte Rede fand immer eine Antwort auf den Lippen, oder in den Augen des Mädchens. Neu ſchien ihr nichts, was er ſagte, tauſendmal hatte ſie es empfunden, aber wie viel ſchöner ſprach er das aus, was ſie nur ſtill empfand.

Wie ein Augenblick ſchwand ihnen der Nachmittag, und man rief zu Tiſch, was beide doppelt überraſchte, denn nun mußte man ſich bald trennen. Edgar fragte noch im Fluge: wo ihre Familie den morgenden Tag zubringe — es war der Sonntag — und hörte ſie würden die Lauben, wo im Freien getanzt wurde, beſuchen.

Man, ſetzte ihn neben die Frau Predigerin und Linchen; und er fand bald Gelegenheit die gute muntre Frau für ſich einzunehmen. Sie hatte nicht gleichgültig bemerkt, daß Edgar ſo anhaltend ihre Tochter unterhielt, da ſie ihn nicht kannte, und zum wenigſten für einen Sonderling hielt, wenn auch für einen guten; und die wenigſten Frauen mögen das leiden; doch hatte ſie Beide nicht ſtören können. Ihr Mann —

den der Verwalter zu ſeinen Bienen, zur Honig- und Obſterndte führte, ſo wie er ihm ſeine neue Art, nach Anweiſung einer Zeitſchrift die Kartoffeln zu pflanzen, beſchrieb und die reichlichere Erndte ihm zeigte, rief zu oft: Trautchen, das mußt du ſehen! das wollen wir uns doch merken! als daß ſie hätte ununterbrochen beobachten können.

Das iſt ein feiner junger Mann! ſagte die Mutter, als ſie in ihre Stube traten, zu dem Vater; er muß eine ſchöne Erziehung gehabt haben. Edgar hatte ſie nach Haus begleitet.

Ein biedrer junger Mann, entgegnete der heitre Prediger. Der Verwalter kann ihn nicht genug rühmen, und was er ſo ſagt, das hat alles Grund; ich mag das gar gern bei jungen Leuten, es iſt heut zu Tage ſelten. Und daß er die Bibel lieſt und ehrt, das, Trautchen, iſt das Seltenſte! Ich freue mich der Bekanntſchaft herzlich.

Stumm, aber in ſeligem Wohlgefühl, das dieſe Worte noch erhöhte, verſunken, nahm Lindchen das Licht, wünſchte den Eltern

tern eine ſüße Ruhe und ſand ſie zum erſtenmal nicht gleich, wie ſonſt, wo ſie wie ein heitres Kind einſchlief. Doch war ſie noch nie ſo fröhlich aufgeſtanden, und zu jedem Geſchäft ſo thätig als eben an dieſem Morgen.

Mädchen, ſagte die Mutter, du ſiehſt mir ſo oft heut' Nachmittag zum Fenſter hinaus, das bin ich gar nicht gewohnt; haſt du das bei der Pathe gelernt? Gilt das den vielen Städtern, die vorbei nach den Lauben ziehen?

Ich freue mich über das herrliche Wetter, erwiederte Lindchen halb beſchämt, weil ſie ſich, wenn auch keiner Lüge in den Worten, doch noch eines Grundes leiſe bewußt war. Nicht die Städter zogen ſie ans Fenſter, nein, ſie wollte ſehen ob Er ſchon hingehe, den ſie jetzt immer nur ſah, und deſſen ſüßer Ton heut im Traume zu ihr ſprach, wie geſtern. Da kam er eben und grüßte ſie. Wie edel war die Beugung des Hauptes, und wie einfach herrlich ſeine Geſtalt. Wie freundlich und rein der Blick ſeines Auges, als er herauf ſah. Jetzt eilte ſie ſchnell vom Fenſter, hatte in wenigen Minuten die verſäumten häuslichen Geſchäfte vollbracht, und ſteckte das Köpſchen mit der fröhlichſten Miene durch die halbgeöffnete Thüre von des Vaters Studierſtube. Die Mutter und ich ſind bereit, Väterchen! Nun ſo wollen wir gehen, und bei dem jetzt ſo hübſchen Wetter die vielen Menſchen beſchauen.

Edgar ſtand an dem Eingange der Lauben und ſah ſehnſüchtig hin auf den Weg, auf dem ſie endlich jetzt herkamen. Er geſellte ſich zu ihnen, und ſie ſahen den Tanz eine Weile mit an. Mehr Städter als Landleute tanzten, und die freundlichen offnen Lauben gaben der Freude etwas Einladendes, ſo wie die gute Muſik dazu ermunterte.

Tanzen ſie gern? fragte Edgar.

Ich habe noch ſehr wenig getanzt. Bei meiner Pathe tanzte ich zuweilen mit den Töchtern des Amtmanns nach dem Klaviere; ſie ſpielte uns, wenn wir recht fleißig geweſen waren.

Würde es Ihnen Vergnügen machen, hier zu tanzen?

Ich würde ſehr oft irren; und ſie ſchlug das Auge nieder, hob es mit kindlichem Vertrauen wieder und ſagte leiſe: Ich habe nie mit einem Herrn getanzt.

Edgars Herz klopfte hohes Entzücken. Lang habe auch ich nicht getanzt. Würden Sie ſich mir wohl anvertrauen? fragte er raſch, aber mit zuletzt ſinkender Stimme, die von der Idee der abſchläglichen Antwort niedergedrückt wurde.

O mit Ihnen wohl! erwiederte ſie eben ſo raſch, doch, als hätte ſie zu viel geſagt, überflog eine hohe Röthe ihre Wangen.

Edgar hatte in dem Moment ihre Hand ergriffen, und drückte ſie leiſe — ſeine Seligkeit war unausſprechlich. Eben ſtellten ſich die Paare zu einem Walzer, er führte ſie hin und ſah im ſtolzen Triumph des Herzens über Alles hinaus; indeß ſie immer röther durch die Furchtſamkeit, etwas zu verſehen, ganz in ſich ſelbſt verſank. Erſt als die Harmonie der Muſik und der Bewegung ſie wie ſanfte Wellen trug, und Edgar ſie zarter und leichter gefeſſelt hielt, wie ihre Geſpielinnen, und ſo gleich in der Bewegung, das Wanken unmöglich war, da hob ſich ihr Blick wieder, und ſchaute froh im kindlichen Genuß um ſich. Eine neue Welt ſchwamm vor Edgars trunkenem Auge. — Jetzt mochten die Grundfeſten der Erde zittern, er hielt ſeinen Himmel umfaßt.

Die ſtolze Haltung des jungen Mannes zog Aller Blicke auf ſich. Viele der Tänzer traten ab, um dieß Paar tanzen zu ſehen. Es war etwas Herrliches, Befriedigendes, vollendete Harmonie. Edgar ſah, als er abtrat, daß ſie bemerkt wurden, und enthielt ſich, ihr ein Wort zu ſagen, führte ſie zur Mutter, und bat dieſe um Linchens Shawl, ſie vor der ſtrengen Herbſtluft zu ſchützen. Der Vater bat, ſich nicht zu ſetzen, ſondern ſich im Gehen nach und nach abzukühlen.

Sie gingen nun um die Lauben auf der großen Wieſe ſpazieren. Einige Bekannte aus der Stadt geſellten ſich in einiger Entfernung zu den Eltern. Edgar küßte die ſchöne Hand, die auf ſeinem Arme ruhte, und dankte in wenigen Worten für das ſo einzige Vergnügen, das ihm dieſer Tanz gegeben habe.

Ich habe nicht geglaubt, erwiederte ſie froh, daß der Tanz ein ſo großes Vergnügen ſey.

In dem Augenblick kam einer der Herrn, die mit den Eltern geredet hatten und bat Linchen um den nächſten Walzer, nachdem er ihr vorzügliches Tanzen gelobt hatte. Verlegen hörte ſie ihn an, doch etwas dreiſter antwortete ſie dann: Sie wäre das Tanzen gar nicht gewohnt, und hätte ſich vorgenommen, da ſie der Tanz zu ſehr ermüdet, nicht mehr als den einen zu wagen. Er möchte es gütig verzeihen, wenn ſie bei ihrem Entſchluß bliebe. Etwas beleidigt verließ ſie der junge Herr; Edgar war freudig überraſcht.

Das Lob, das der Herr meinem Tanzen gab, ſagte ſie freundlich, gehört Ihnen allein. Sie tanzen ſo ſehr gut! hätte ich mit einem Andern getanzt, es wäre ganz anders ausgefallen.

Wie ſüß iſt jedes Lob in Ihrem Munde, auch das Unverdiente! Ich habe nie gut getanzt; Sie haben die Probe noch nicht gemacht, ob ein Anderer nicht beſſer tanzt?

Nein, die will ich auch nie machen! es wäre mir unmöglich geweſen, mit dem Herrn da, den ich gar nicht kenne, zu tanzen.

O ich Glücklicher! rief Edgar aus der Fülle des Herzens.

Sie wurde etwas ſchüchtern. Ich kenne Sie zwar auch noch nicht lange, aber mir iſt doch, als hätte ich Sie immer gekannt.

Die Mutter brachte in dem Augenblick eine Dame und fragte: iſt ſie nicht recht groß geworden?

Und hübſch! fiel die Fremde ein, und küßte ſie, die ſanfte Miene des kleinen Linchen iſt noch immer dieſelbe geblieben!

Das Mädchen glühte wie eine rothe Roſe. Die Frau Räthinn, wie die Mutter ſie nannte, nahm ſie jetzt bei der Hand, und Edgar ging ſtumm neben dem Vater; der ihn bald in ein Geſpräch verwickelte. Sie kamen an eine Glücksbude, und die Frauen blieben davor ſtehen, um die ſchönen glänzenden Herrlichkeiten, die als Gewinnſte aushingen, zu betrachten.

Sie müſſen Ihr Glück verſuchen, liebes Linchen, rief die muntre Räthinn, ich will mir den Spaß machen und für Sie einmal einſetzen. Wählen Sie eine Nummer. Linchen nahm eine, und als endlich das Glücksrad die Nummer herausbrachte, hatte ſie — eine Niete.

Nun, ſagte die Räthinn, deſto beſſer! wer in dem Spielen kein Glück hat, hat es deſto mehr im Heirathen. Geben Sie acht, Mütterchen, in der Lotterie giebt's für ſie ein großes Loos.

Edgar, der das ſüße Mädchen immer im Auge behielt, hatte dieß auch gehört und das Wort Heirathen, das die Räthinn betonte, fiel wie ein Lichtſtrahl in ſeine Seele. Er hörte nichts mehr von dem, was der Prediger ſagte, und war heut' für Alles verloren.

Linchen war auch ſtiller geworden; der Scherz der Räthinn hatte auch bei ihr ſeine

Wirkung nicht verfehlt, nur wußte ſie nicht, was ſie ſo ſchwermüthig machte, und meinte, Edgar ſei auch gar zu ſtille geweſen.

Was haltet ihr vom Heirathen? fragte Edgar am frühen Morgen den Greis und ſein ganzes Geſicht zeigte dieſem, daß es keine gleichgültige Frage ſei.

Es iſt nicht gut daß der Menſch allein ſei, ſprach Gott der Herr, ich will ihm eine Gehülſinn machen, die um ihn ſei. Mild freundlich ruhte der Blick des Greiſes auf Edgars verklärtem Angeſicht. Das fehlt Ihnen noch, oft hab' ichs ſo gedacht, eine gute Frau! Salomon ſagt, wem ein tugendſam Weib beſcheret iſt, die iſt viel edler als die köſtlichſten Perlen! Haben Sie ſich geſtern was ausgeſucht? Edgar fiel dem Greis ſtürmiſch um den Hals: Ehrwürdiger, guter Vater! ja ich habe mir ein Weib gewählt, und für die Ewigkeit nur das Eine! — Linchen. —

Gott, du erfüllſt alle meine Wünſche! rief der Greis, und nahm feierlich ſeine Mütze ab, Dir ſei Dank! daß Du mich alten armen Mann noch ſo am Rande des Grabes mit Segen überſchütteſt. Nichts, mein Sohn, konnte mir auf Erden noch ſo viel Freude machen, als das! So ſind Sie geborgen, das iſt ein Herz, das redlich iſt vor ihm! und das Sie ſo lieb haben wird wie ich Sie lieb habe. Wenn ich nun nicht mehr da bin, ſo verlieren Sie nichts; bis jetzt habe ich Sie allein ſo treu geliebt. — Das Letzte ſagte er unter Thränen mit zitternder Stimme, nie hatte er ſeinem Danke Worte gegeben. Edgar ſchluchzte an ſeinem Halſe; doch die kräftige Natur erhielt bald den alten Gleichmuth und er fragte heiter: Wie weit er mit Linchen ſei? Edgar erzählte.

Es iſt heut zu Tage nicht mehr ſo die Mode, aber für Sie möchte ich Freiersmann ſein; für Sie möchte ich noch einmal betteln. Was Sie da der Linchen ſagen können, das iſt doch nicht ſo, als wenn ich ihr ſo alles ſagte von Ihnen. Hab' ich doch ein halbes Jahr mit Ihnen unter einem Dache gewohnt, und ein Brod mit Ihnen gegeſſen, wie ſie thun wird. War Ihr Herz mir nicht offen, und war es nicht rein vor dem Herrn, wie ein neugebornes Kind!

Ach, erſt ſeit Ihr es geheiligt habt! ſeufzte Edgar, war ich nicht ein undankbarer verlorner Sohn, der die Güte des himmliſchen Vaters verkannte?

Sie waren krank, aber rein von der Sünde. Ein unbefleckter Gottesdienſt vor Gott dem Vater iſt der, die Wittwen und Waiſen in ihrem Trübſal zu tröſten, und ſich vor der Welt unbefleckt erhalten.

Wohl unbefleckt aber nicht ungeirrt, wenn auch ohne grobe Fehler, nicht ohne große Schwachen.

Wer einmal wankt, der ſteht nachher deſto ſicherer. Und ſagt nicht die Bibel ſogar von einem Sünder: Es wird Freude ſein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Daß Sie irrten, das machten die Bücher — da ging es hier, vor die Stirn zeigend, drunter und drüber. —

Und die häßlichen glattzüngigen Menſchen! ſeufzte Edgar.

Ja, die verwirrten da Alles! der Greis

legte die Hand auf ſeine Bruſt. Aber es iſt vorbei, und damit gut.

Wo denken Sie zu wohnen? fragte ſchnell erheitert der Greis.

Hier bleibe ich, und Ihr bleibt auch hier.

Das nicht, mein Sohn!

Ja, es geht doch! iſt das Haus zu klein, ſo bauen wir ein größeres.

Nun ja, hören Sie, der Nachbar verkauft Ihnen gleich ſeinen Garten, und da können Sie ſich recht ausbreiten.

Ach Gott, aber wie lang wird das werden, vor Frühjahr können wir nicht bauen!

Fragen Sie einmal den Verwalter um Rath, vielleicht weiß der Ihnen ein Haus.

Edgar ging, und fand den Verwalter in trübes Sinnen verſunken. Theilnehmend vergaß er, warum er gekommen, und fragte nach der Urſache ſeines Trübſinns.

So gehts, wenn man ſich für fremde Leute quält, und nichts Eignes hat! da ſitzt man, eh man ſich's verſieht, auf dem Trocknen.

Wie ſo?

O der Herr Major, dem das Gut gehört, braucht Geld. Schulden hat er, und will nun ein groß Haus machen, da muß er das kleine hier verkauſen.

Hier dies Gut?

Ja! ich bin mit Weib und Kind ohne Brod. —

Wie theuer? fragte Edgar haſtig.

Vierzehntauſend Thaler fordert er, fünfzehntauſend iſt's werth, ſeit den acht Jahren, daß ich's habe.

Ich kaufe das Gut! rief Edgar, und Sie bleiben mein Verwalter und mein Freund.

Der Verwalter ſtaunte ihn an; Edgar konnte ſich's nicht erklären. — Sie?

Ich ſchreibe noch heute nach Hamburg, dort ſteht mein Vermögen in einer Handlung.

Der Verwalter fiel ihm um den Hals. Das hätt ich mir nicht träumen laſſen, daß Sie ſo reich wären!

Reich bin ich erſt im Hauſe eines Bettlers geworden, ihm verdanke ich alles; er iſt ein Engel!

In jeder andern Stunde hätte der Verwalter dies nicht verſtanden, aber in dieſer ſchien auch ihm jeder gute Menſch ein Engel. Er rief ſeine Frau und fiel ihr jauchzend um den Hals, und erzählte mit Frohlocken: was es hier gäbe.

Jetzt ſchreibe ich dem Major, daß ſich ein Käufer gefunden hat. Aber mein Gott, Sie kennen das Gut nicht, nicht einmal die Wirthſchaftsgebäude und des Hauſes Einrichtung droben, wo der Herr logirte, die Zimmer ſind ſonſt immer verſchloſſen.

O wenn es nur groß genug iſt, für mich, meinen Vater, die Kinder, und —

O, rief die Verwalterinn, auch für die eignen!

Edgars Auge blickte gen Himmel. Er nahm raſch den Säugling von ihrem Arm und liebkoſte ihn mit Ungeſtüm. Linchen und ſeine Zukunft ſtand wie ein offnes Eden vor ihm.

Er eilte in des Predigers Haus, ohne ſelbſt zu wiſſen was er jetzt eigentlich wollte, und nun jeden Augenblick verzagter, konnt er kaum die Thür des Hauſes öffnen.

Die Mamſell Linchen iſt im Garten, ſagte die Magd.

Und die Frau Predigerinn?

Die iſt drüben im Teichgarten, der Teich wird gefiſcht.

Edgar eilte über den kleinen Hof, und Linchen kam ihm aus dem Garten entgegen. Sie trug einen großen Monats-Roſenſtock, der voll Roſen hing, und ſtellte überraſcht den Topf in die Gartenthür nieder, und wußte kein Wort zu finden.

Blühen die Roſen immer in Ihrem Garten? fragt' er, der dieſe Art nicht kannte.

Ich will dieſe für den Winter erhalten, erwiederte ſie freundlich. Man nennt ſie Monatsroſen, weil ſie in jedem Monat blühen. Sehen Sie, dort ſtehen alle meine Blumen, bis auf wenige, ſchon in Töpfen ausgepflanzt; alle die vom Froſt leiden, dürfen nicht im Lande bleiben, ich war eben dabei beſchäftigt.

Darf ich Ihnen wohl helfen? ich möchte gern lernen, wie man die Blumen pflegt.

ich liebe ſie ſehr, aber ich verſtehe gar nichts von der Blumen-Gärtnerei.

O die will ich Sie gern lehren, ſagte ſie nun ganz fröhlich. Ich habe ſchon als Kind die Blumen gepflegt. Sehen Sie dort die Granion und das Heliotrop, die müſſen vor allem noch ausgepflanzt werden. Und da helfen Sie mir, damit fein die Erde an den Wurzeln bleibt, wenn ich ſie mit den Spaten erſt tief rund herum abſteche, und dann heraus hebe.

Es war bald geſchehen, und Linchen lobte ihren Zögling, ihm nun einzeln ihre Blumen zeigend. Welche gefällt Ihnen am beſten?

Dort die Roſen, die Sie dahin trugen; ich möchte ſie die der häuslichen Glückſeligkeit nennen, die blüht auch immer!

Auf Linchens Geſicht, dem Spiegel ihrer Seele, ſchimmerte aus den leichtbewegten Zügen etwas Fremdes, Verlegenes – Edgars Blick ruhte fragend an dem Ausdruck, ſie fühlte es. Ich möchte Ihnen gern den Roſenſtock geben, ſagte ſie nach einer Weile, aber er gehört dem Vater. Und die andern Blumen gefallen Ihnen nicht ſo.

Wie himmliſch gut! rief Edgar. — O welch ein Segen, dieſe Blume aus des Vaters Garten, von ſeiner Hand die holde Roſe.

Eine Blume darf ich Ihnen ſchon geben, die gehören mir. Sie eilte zu dem Roſenſtock und brach die Schönſte. Er küßte ſie in ihrer Hand, und ſteckte ſie an die Bruſt.

Sie ſagten vorhin, die Blumen würden mir nicht gefallen und ſie gehören doch Ihnen. O bieten Sie mir eine Neſſel, einen Dornbuſch, und ich werde ſie, meine größte Freude, pflegen. Suchen Sie mir Eine aus.

Sie ging unruhig zwiſchen den Blumen hin, beſah alle, wählte aber keine. Immer ſtärker bewegte ſich die blonde Locke, die auf das blendend weiße Halstuch gefallen war. — Noch einmal ging ſie ſchneller durch, und blieb am Ende ſtehen, und legte die ſchönen Hände klagend zuſammen — überſah die Blumen, blickte dann auf Edgar, dann wieder auf ſie. Ach, die Blumen!

ſie

ſie hielt inne — ſehen Sie, jede hat einen Fehler. Da, die iſt die Schönſte. Laurus tinus, der Vater nennt ſie die Blüthe des Winters, aber ſie hat keinen Geruch. Die da iſt bald verblüht, die ſchief gewachſen, und die laſſen welk die Blätter hängen, — ich habe ſie zwei Jahre nicht gepflegt. — Nein, keine iſt für Sie gut genug! ſtieß ſie endlich mit klagender Stimme heraus.

Edgar ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſein Herz. Dieſe Hand wollte mir etwas Vollkommenes geben — o dann weiß ich nur eines: Ihr Herz! Fühlen Sie wie das meinige ihm entgegen ſchlägt — Es hat nie, nie etwas ſo geliebt, als Sie!

Ach, mein Gott! lispelte das Mädchen und ſtand verſteinert da, ihr Blick hing am Boden und auf ihrem Geſicht wechſelte Röthe und Bläſſe.

Edgar ließ ſanft ihre Hand los. Ich will Sie nicht beſtürmen, Linchen! mein Herz bleibt immer daſſelbe für Sie, was Sie mir auch ſagen werden, wenn Sie das Ihre geprüft haben. Sie ſollten das meine erſt ganz kennen lernen, war mein Vorſatz, mit ſeinen vielen Schwächen; es iſt nicht ſo vollkommen, als das, was ich erbat von Ihnen; — aber ich konnte jetzt nicht ſchweigen! es drängte mich, Ihnen alles zu ſagen.

Mit jedem ſeiner Worte zitterte das Mädchen heftiger.

O Linchen, was iſt Ihnen! erſchreckte ſie, was ich ſagte? fragte er, und drückte ſeine Hand heftig an die Stirn. Ach, daß könnte mir nur Gott tragen helfen!

Sie legte erſchöpft ihre beiden Hände auf ſeinen Arm, und ſagte mit gebrochner Stimme: Ich bin Ihnen — ſo gut! Ein Thränenſtrom machte dem gepreßten Herzen Luft.

Er nahm ſie an ſeine Bruſt, und küßte die Thränen von ihren Augen. Und da weinſt Du, Linchen? O Gott und ich möchte mein Glück in die Welt rufen, laut wie die Poſaune des Weltgerichts. Niemand kann Dich ja nun von meinem Herzen hinwegnehmen, ſelbſt der Tod nicht! — Du und ich ſind Eins!

Sie ſchmiegte ſich feſt an ſeine Bruſt, ganz hingegeben. Aber mein Vater, meine Mutter?

Würdeſt Du mich laſſen, wenn es dieſe wollten?

Sie weinte heftiger. O ich könnte es nicht! ſeufzte ſie leiſe.

Er drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen: jetzt biſt Du mein Weib! Und nun wollen wir hingehen zu Deinem Vater, und ich will ihn bitten um die immerblühende Roſe, die er in ſeinem Garten zog.

Sie gingen hinauf. Der Vater legte erſtaunt die Feder hin, als er Edgar in ſein Zimmer treten ſah; Linchens jungfräuliche Furchtſamkeit hatte ſie zurückgehalten.

Ich komme mit einem vollen, gerührten Herzen zu Ihnen, ehrwürdiger Mann, ſprach Edgar, dieſe Stunde iſt die heiligſte meines Lebens. Hier vor dem Auge des Allwiſſenden betheure ich Ihnen, daß ich nie ein böſer Menſch, oft aber ein ſchwacher war! Können Sie einen ſolchen zu ihrem Sohne annehmen, wenn Ihre Tochter ihn liebt?

Ich habe Brod, um ſie anſtändig zu erhalten. O machen Sie einen glücklichen Menſchen mehr in Gottes ſchöner Welt — geben Sie mir Ihr Linchen zum Weibe.

Ueberraſcht, mehr noch gerührt ſtand der Prediger — da kam Linchen und warf ſich um ſeinen Hals und ſagte: Ach Vater, ich liebe ihn mehr als mein Leben!

Was Gott zuſammen gab daß ſoll der Menſch nicht ſcheiden! rief der Vater und trocknete ſich die Augen; da lagen Beide in ſeinen Armen, die Mutter blieb in der Thüre, wo ſie eben hereintrat, ſtehen.

Komm Mutter! Gott hat dir noch einen Sohn gegeben.

Die Liebenden warfen ſich in ihre Arme, und ihre ſtürmiſchen Liebkoſungen erklärten ihr des Vaters Worte.

Sie nehmen Sie doch nicht von mir?!

Nein, gute Mutter. Ich habe mich als Käufer zu des Majors Gut gemeldet, der Verwalter ſagte mir: daß dieſer es verkaufen wollte, und da werden wir nahe Nachbarn, wenn Sie uns Ihren Segen geben.

Du mein Gott, wie ſchnell! Aber was gut iſt, rief ſie fröhlich, das kommt nie zu früh. Gott ſegne Euch!

Der Vater legte die Hände auf Beider Stirn, und ſein zum Höchſten gewandter Blick ſagte mehr, als Worte vermögen.

O nun muß ich auch meinen andern Vater holen, und die Kinder alle müſſen ſich mitfreuen! Der Sonntagsgroſchen, den Du ihm gabſt, Linchen! er ſoll Dir Zinſen tragen in meinem Herzen!

Liebe ihn, ſprach Edgar, ihr den Greis zuführend, wie Du meinen Vater lieben würdeſt. Ich wäre nicht da, wenn er nicht geweſen wäre; er hat mir das Leben gerettet!

O das hat Gott gethan! ſprach der Greis. Linchen fiel ihm um den Hals.

Gerührt und mit zitternder Stimme ſagte der Greis, indem er Edgars Hand, die er in der ſeinigen hielt, in die ihre legte. Er iſt ein Menſch nach dem Herzen Gottes! Lieben Sie ihn immer, wie ich ihn geliebt habe und lieben werde, ſo lang' meine Seele lebt!

Liebeszwiſt.

Von

Karl Stein.

Die reife Traube fiel vor des Winzers Meſſer, das falbe Laub vom Brauſen des Nordwindes; der Herbſt war gekommen. Die Vornehmen des Landes hatten fünf Monden lang auf dem Dorfe gegähnt, und eilten nun nach der Hauptſtadt, dort des Jahres Reſt zu durchgähnen.

Unter dieſen befanden ſich diesmal aber auch zwei Menſchenkinder, die noch etwas thun wollten, das, in der Regel, dem Gähnen voran geht; das heißt: ſie ſtrebten ſich zu verheirathen.

Baron Hochſtein war der Eine; Frau Emma v. Funck die Zweite. Er jetzt vier und dreißig Jahre zählend, hatte gefunden, daß das Umherflattern zwar ſüß, daß Ruhen in guter Geſellſchaft nach des Tages Laſt und Hitze aber noch ſüßer ſei, und Emma, die junge und ſchöne Wittwe, ſchien wahrlich eine liebe Geſellſchafterin. Dieſe meinte, ein Mann, der Geld zähle, Buch und Rechnung führe, vorleſe und küße, ſei für eine Frau von zwei und zwanzig Jahren, die nur ein Jahr vermählt geweſen, ein unentbehrlicher Hausrath; und Hochſtein war von den Männern nicht der Uebelſte.

Die Leute ſahen einander in dem Hauſe der Frau v. Broſe (die einſtmals Kammerfrau bei Emma's Mutter geweſen, einen reichen bejahrten Herrn als Ehemann gefiſcht hatte, und ſeit Kurzem Wittwe war), gefielen ſich gegenſeitig, ſagten das einander nach wenigen Wochen und verſprachen ſich zum Ehebunde, der im Frühlinge geſchloſſen werden ſollte. Wie denn aber all ſolche Menſchen, wenn der erſte Liebeszauber geſchwunden iſt, über das Wie der Liebe, und deren Gegenſtand, zu Bemerkungen gelangen, ſo geſchah es auch bei Hochſtein und Emma.

* * *

Er fand bald, daß ſie höchſt liebenswerth, doch auch ſehr bekannt mit ihren Vorzügen, höchſt gefallſüchtig und etwas leichtſinnig ſey; und daraus ſchloß er, hier wär' es ſchwer, allein Hahn im Korbe zu bleiben. Emma, die von dem Anbeter forderte, er ſolle ewig tändeln und koſen, fand ſich gekränkt, als er ſie nicht immer umſchwebte, und auch für andere Frauen Augen hatte, ſie zog ſich oft kühl werdend zurück, und er warf ſich nicht, Verzeihung erflehend, zu der Göttinn Füßen; vielmehr trat auch er ſtolz und kalt zurück. Emma fing an ihn zu meiden; er befolgte das Beiſpiel. Als man ſich darauf wiederſah, gab es Vorwürfe und Wortſtreit; die Schöne entfernte ſich noch mehr. Jetzt ſchien ſein Glaube an ihren Wankelmuth ihm gegründet; er ſtrebte nun, hell zu ſehen, bis zu welchem Grade Emma unzuverläßig ſei, und beſchloß, ihre Beharrlichkeit auf die Probe zu ſtellen; dem Entſchluß folgte die Ausführung.

Er entbot ſeinen Geheimſchreiber Ewald, den er auf dem Lande zurück gelaſſen, zu ſich, entdeckte dem Gewandten ſeinen Entwurf, und fand ihn bereit, das Werkzeug zur Prüfung Emma's zu werden. Ewald war, als Schreiber eines hannöverſchen Edelmannes, eine Zeitlang in England geweſen, und daher beſchloß Hochſtein, ihn als einen Engländer auftreten, und in dieſer Geſtalt in Emma's Nähe erſcheinen zu laſſen. Lord Edſon traf in der Hauptſtadt ein, ſtieg im erſten Gaſthofe ab, ward durch Hochſteins geheime Mitwirkung in die erſten Kreiſe und Häuſer eingeführt, und machte bald, theils durch ſeine Sonderlingslaunen bei den Männern, theils durch ſeinen Aufwand, am meiſten aber durch ſeine angenehme perſönliche Erſcheinung bei den Frauen, nicht geringes Aufſehen. Emma ſah ihn mit Behagen, ſuchte dem vielbelobten Britten zu gefallen, theils aus Eitelkeit, theils um Hochſtein zu peinigen, und fand mit geheimer Freude, daß Edſon ſie vor Andern ihres Geſchlechts auszeichnete. Hochſtein wüthete eiferſüchtig, und entwarf einen Plan, ſich auf das Empfindlichſte an der Treuloſen zu rächen.

Das Mittel zur Vergeltung war bald gefunden; die Ankunft einer Franzöſinn, der Gräfinn Hortenſe de Dorette, die jung und nicht reitzlos war, verſchaffte ſie ihm. Sie erſchien als Fremde, nicht lange nach Edſons Ankunft, in der Hauptſtadt. Sie war die Nichte eines franzöſiſchen Verbannten, der in Paris unter Bonaparte eine wichtige Rolle geſpielt hatte, nach ſeiner Entweichung aus dem Himmel der Franzoſen aber in Deutſchland Todes verblichen war. Von einem holländiſchen großen Hauſe empfohlen, ward ſie bei ihrer Ankunft von ihrem angeſehenen Gaſtfreunde im Hauſe der Frau v. Broſe eingemiethet, und dieſer zur Ehrenbewachung übergeben. Hochſtein ſah die Fremde öfter, fand ſie zwar nicht ſo liebreitzend als ſeine Emma, aber doch ſehr blühend und angenehm, näherte ſich ihr ſtündlich mehr, je kälter er ſich von der Wittwe zurückzog, ſetzte ſich zu ihr in das Verhältniß eines Anbeters, und war überaus aufmerkſam für ſie, um der Nebenbuhlerinn, die faſt immer zugegen war, recht weh zu thun. Und Hortenſe war eine Französinn; ſie bemerkte kaum, daß der Baron ſich zärtlich zu ihr neigte, als ſie ſeine Neigung erwiederte, immer etwas mit ihm zu ſcherzen und zu ſchwatzen hatte, und bald ſeine Mühe durch ſo vertrauliche Hingebung vergalt, daß Emma ſich tauſend Meilen weit hinweg wünſchte.

Sie liebte ihn innigſt, wie er ſie, aber die entbrannte Eiferſucht warf Beide auf die ſchrecklichſte Folter, und leitete ſie auf unſichere Irrwege.

* * *

Eines Tages machte Hochſtein der Französinn ein Geſchenk mit einem Papagoy; ſie erwiederte die Artigkeit durch eine bedeutendere Gabe, indem ſie ihm mit dem rückkehrenden Boten ihr, mit Edelſteinen beſetztes Bildniß zuſandte. Er bat ſie darauf um eine geheime Unterredung, und richtete die Sache ſo ein, daß Emmas Vertraute, Frau von Broſe, Nachricht davon erhielt, als Hortenſe ſie ihm zugeſtand. Nun war er ſicher, daß auch Emma Kunde davon empfangen, und ſich, was das Ziel ſeiner Wünſche war, recht ſehr beſtraft fühlen werde.

Herr Baron, ſagte Ewald bei einer geheimen Zuſammenkunft mit ſeinem Gebieter, Herr Baron, ich beſchwöre Sie, nehmen Sie mir meine Rolle ab. Die Frau iſt für mich zu liebreitzend, zwar Wittwe, aber jung, ſchön und friſch wie ein Mädchen, und das iſt jetzt ſelten, da man verſucht wird, faſt all unſre heutigen Mädchen für Wittwen zu halten. Ich ſtehe für nichts. Jung bin ich, gerade kein Pavian, und beſitze, einem ſolchen Weibchen gegenüber, ein höchſt kitzliches Gemüth. O Herr, führ' uns nicht in Verſuchung!

Sein Sie ruhig und nicht zu eitel, bemerkte Hochſtein. Wenn gleich Emma leichtſinnig und gefallſüchtig iſt, ſo —

So hoffen Sie doch, daß in der andern Schaale der Wage die Tugend die Gefallſucht hinausſchnelle? fragte jener.

Gewiß, verſicherte dieſer; ich kenne ihr Herz, ſie denkt an Vermählung; aber ich möchte wiſſen, ob ſie mich um mein ſelbſt willen liebt, und wie weit ſie durch Leidenſchaftlichkeit ſich verleiten läßt.

Und wenn nun — fragte Jener — die ſchöne Frau noch andere Götter neben Ihnen haben wollte; wenn ſie auf meinen Antrag, den ich ihr machen ſoll, bejahend antwortet?

Dann überlaß ich Sie Ihnen, oder jedem Andern und vermähle mich mit der Gräfinn Dorette, die meine Erklärung zu erwarten ſcheint, ſagte dieſer.

Hm, urtheilte Ewald, kein übler Geſchmack. Hortenſe iſt ſchön, liebenswerth, aber — und was mach ich am Ende?

Sie entdecken ſich dann, meinte Hochſtein, der Liebenden —.

Als bürgerlicher Geheimſchreiber Habenichts? Schönen Dank! da zieh ich lieber in aller Eil und Stille von dannen! entgegnete Ewald.

Wer weiß, ſprach Hochſtein, ob nicht Ihr Heil bei Emma blüht!

Das zu hoffen bin ich nicht eitel genug, erwiederte der Getröſtete, wenn mir gleich ein großer Theil der Eigenliebe zum Erbe ward. Nein! nein. Auſſerdem wird es, wie ich gewiß weiß, für die Wittwe nothwendig, einen begüterten Gemahl zu wählen; ſie hat einen Rechtshandel und mit ihm viel Geld verloren; ſie befindet ſich eben jetzt in dringender Geldverlegenheit. Geſetzt, ſie verzärtlichte ſich wirklich in mich, und wollte bei meinem Stande ein Auge zudrücken, ſo müßte ſie doch zurück treten, wenn ich ihr — was ich ſchuldig bin — entdeckte: daß es in meiner Caſſe ſo leer und wüſt ausſieht, wie in der Welt am erſten Schöpfungtage, daß ich nichts beſitze als frohe Laune, und nichts zu hoffen habe, als nächſtens Schulden halber eingeſperrt zu werden. Ja, Herr Baron, ſollte ich ſterben, ſo werden viele Thränen um mich vergoſſen werden, nämlich von meinen Gläubigern.

Deshalb ſein Sie unbeſorgt, entgegnete lächelnd der Baron. Sie dienen mir zwar erſt ein Jahr, aber Sie dienten redlich und geſchickt; und wenn ſie den gegenwärtigen Auftrag zu meiner Zufriedenheit ausführen, ſo übernehm' ich Ihre Schulden.

Auf jeden Fall? fragte Ewald.

Auf jeden Fall! verſicherte Hochſtein, und der Erkenntliche wußte kaum ſeinem Danke Ziel und Maaß zu geben.

Doch jetzt zur Sache zurück, fuhr der Freiherr fort. Senden Sie dieſe brillantenen Ohrgehänge an Emma mit einem Schreiben ab, in welchem Sie die Wittwe um eine Unterredung ohne Zeugen in ihrem Zimmer bitten. Deuten Sie in dieſem Schreiben auf Heirathsantrag hin, und zeigen Sie mir dann Emmas Rückſchreiben! Ewald gelobte pünktliche Ausführung und hielt Wort.

* * *

Der Brief ſammt dem Geſchenk ging ab; die Empfängerinn dankte freundlich in Antwort, und bewilligte die Zuſammenkunft, von der ſie wußte, daß Hochſtein davon unterrichtet werden müße; denn die Broſe war eine Schwätzerin, und dieſe machte Emma zu ihrer Vertrauten. Der Baron glühte vor Inngrimm, ſchalt die Geprüfte eine Leichtſinnige, eine Verrätherinn, und befahl dem Eingeladenen: zu dem Beſtell zu gehen, den er im Nebenzimmer belauſchen wollte.

Aber, bemerkte dieſer, ich dächte, Sie hätten an der Probe genug, da ſie die Ohrgehänge angenommen hat.

Noch haſche ich nach Entſchuldigungsgründen, ſagte Hochſtein. Emma iſt, wie Sie ſelbſt erzählten, in Geldnoth; vielleicht bedurfte ſie eben jetzt der Hülfe, als das Geſchenk einging. Der Schiffbrüchige greift nach jedem Brett, wärs auch nur klein.

Aber die Zuſammenkunft? fragte Jener.

Sie hält den Engländer für ſehr reich. Vielleicht rechnet ſie, ohne die Folgen zu erwägen, auf Aushülfe, auf eine Anleihe. Laß ſehn, wie weit ſie geht.

Lachend ſprach der Schlaue: Schon gut! Soll ich Ihnen ſagen, wie weit der ganze Handel geht?

Nun?

Die Eiferſüchtigen peinigen ſich gegenſeitig eine Zeitlang. Dann führt Verſtand und Liebe ſie zur Verſöhnung und zum Altar. Das weiß ich, ohne ein Adam Müller

ler zu ſein. Und mir wärs ganz recht, wenn es ſchon dahin wäre, denn unter zwei Liebenden ſteht der Prüfende am Schluß der Prüfung ganz erbärmlich da. Ueberdies bin ich auch ein wenig eiferſüchtig auf Sie, Herr Baron, wegen der niedlichen Gräfinn. Unter uns, die prüfte ich lieber, wenn ſie zu Emma wieder kehrten.

Schweigend und den Groll auf der gefurchten Stirn tragend, verließ Hochſtein den Schwätzer.

* * *

Was hör ich? ſprach Frau von Broſe, als Emma ihr eröffnete, daß ſie den Lord allein ſprechen werde. Was kann Hochſtein dazu ſagen?

Dem Beſtandloſen zur Pein beſchloß ich eben ſo zu handeln, erwiederte Jene mit höher glühender Wange. Durch Eiferſucht foltert mich der Verräther, während er mit der Gräfinn ein trauliches Verſtändniß unterhält.

Und was iſt, forſchte Dieſe, Ihr eigentlicher Plan bei dem Handel?

Den Meineidigen, entgegnete die Befragte, mit ſeiner Gräſinn zu überfallen, wenn ſeine Untreue ganz erwieſen ſeyn wird, und, ihm zur Beſchämung, vor ſeinen Augen dem Lord die Hand zu reichen. Zwar kenn' ich dieſen kaum und lieb ihn nicht, doch ſeine Auſſenſeite iſt erträglich, ſeine Laune beluſtigend, ſein Reichthum lockend. Wie ſchnell will ich meine Gläubiger befriedigen! Welche glänzende Feſte werd ich geben! Wie viel begehrenswerthe Dinge will ich kaufen! Unter uns: Edſon kam zu rechter Zeit. Unter andern Umſtänden würd' er freilich kein Glück bei mir machen denn — ein Seufzer verſchlang hier den Schluß der Rede.

* * *

Emma ſtand eine Stunde ſpäter, mit der Broſe im Nebenzimmer, als Hochſtein die Gräſinn allein ſprach. Der Freiherr war Anfangs befangen, aber als er daran dachte, daß die Wittwe im Gemache nebenan lauſche, faßte er Muth. Hortenſe redete mit leiſem Vorwurf von ſeiner Verbindung mit Emma; da verſicherte er, daß er dieſes Verhältniß längſt aufgehoben, und die Beſtandloſe gern Hortenſen aufgeopſert habe. Zum Beweiſe — fuhr er aufgeregt fort — zum Beweiſe der Wahrheit erlaub' ich mir die Bitte um Ihre ſchöne Hand. Reichen Sie mir dieſe recht bald, noch heute!

Die Gräfinn ſchwieg einen Augenblick und ſprach dann: Wohlan, es ſei. Sie haben mein Herz, nehmen Sie auch die Hand; ich gehe die Vorbereitungen zu unſerer Verbindung zu treffen.

Sie bot dem Ueberraſchten den Arm, der, einem Träumer gleich, neben ihr her ging. Im Nebenzimmer aber biß Emma faſt die Lippen wund, und ſprach jetzt zu der Broſe: Was ſagen Sie? das hätt ich nie von ihm geglaubt, für ſo bösartig ihn nimmer gehalten!

Die Vertraute urtheilte lachend: Hier ſeh ich den Beweiß, das Liebende von choleriſchem Temperamente Kinder, und daher auch kindiſch ſind.

In dieſem Augenblick ward Lord Edſon gemeldet. Gereizt wie Emma war, rief ſie alsbald: Herein mit ihm! und bat die Freunſinn, ſie eilends zu verlaſſen. Die Gebetene gewährte, drohte aber bei dem Scheiden der Glühenden, ſchalt ſie eine kleine Leichtſinnige und ging kopfſchüttelnd hinaus, um im anſtoßenden Zimmer den Baron, den ſie erwartete, zum Zeugen eines ähnlichen Auftritts zu machen, als er ſo eben ſelbſt ausgeführt, und auch ihn, wie die Wittwe, für Voreiligkeiten büßen zu laſſen. Er blieb nicht aus. Als Edſon zu Emma eintrat, ſtand Hochſtein bereits mit hochklopfendem Herzen und horchendem Ohr an der Thürſpalte.

Es gab einen gewöhnlichen Auftritt. Liebesverſicherungen auf der einen, halb geduldete, halb abgewehrte Liebkoſungen auf der andern Seite; Hochſtein ſchmähte in Gedanken jetzt die Unbeſonnene, jetzt den kecken Schreiber, der ſeine Rolle faſt zu gut ſpielte.

Sagen Sie mir doch, fragte Edſon, iſt es wahr, ſchöne Frau, daß Sie einen gewiſſen Baron Hochſtein geliebt haben?

Wahr, entgegnete ſie, doch jetzt haß' ich ihn tödtlich. Reden Sie mir nicht von ihm.

Wohl. Alſo von mir, ſprach der Lord, ſich breit machend. Wie finden Sie mich? Hübſch? Nicht wahr? Nun Sie lieben mich, und ihr Geſchmack iſt natürlich gut, ſehr gut.

Davon ein andermal! rief Emma ſchnell. Jetzt hören Sie mich. Man ſagt, Sie beſitzen ein großes Vermögen? Iſt dem ſo?

Dem iſt ſo! erwiederte Edſon. Sie werden einſt als Lady herrlich und in Freuden leben, und all ihre Freundinnen überſtrahlen.

Sie werden alſo auch meine Finanzangelegenheiten ordnen. Dazu gehört ein Betrag von vier und zwanzig tauſend Thalern.

Eine rechte Kleinigkeit. Ein Sandkorn von meinem Geld-Cimboraſſo! Sollen erhalten ſoviel Sie begehren. Doch zur Hauptſache: Wann feiern wir die Vermählung?

Sobald es Ihnen gefällt! entgegnete ſie raſch und laut, als ſie an jener Thür ein Geräuſch vernahm, das Hochſtein machte, um die Antwort vollſtändig zu hören.

Und wenn ich Sie beim Wort nähme? ſagte Edſon, und Heute ſpräche?

So würd' ich unbedenklich einwilligen!

erwiederte Emma, und legte ihre Hand in ſeine dargereichte Rechte.

Vortrefflich, jauchzte der Lord, ſo eil' ich zum Pfarrer!

Zum Notar wollen Sie ſagen, ſprach Emma, daß der den Ehecontract fertige, in welchem Sie mir einen bedeutenden Theil ihres Vermögens verſchreiben.

Alles, alles! verſicherte er. Alſo zum Notar! Gut! Dankend küßte er ihr die Hand, und ging, indem er kaum das Lachen unterdrückte. Schöne Frau! ſagte er, als er die Thür im Rücken hatte, lachend, von meinem Vermögen würden ſie kaum täglich eine Rumfordſche Suppe genießen dürfen.

* * *

Der Baron, der unterdeſſen, wie uns bewußt, daneben auf einer Folter gelegen, die er ſelbſt erfunden, wollte bei den letzten Reden, mit welchen Emma ſich dem Schein-Lord ſo übereilt ergab, ſchon hinausſtürmen; doch die Broſe hielt den Verzweifelnden zurück.

Seyn Sie gerecht! ſprach ſie. Wie dürſen Sie Emma tadeln, ohne ſich ſelbſt bitter zu ſchmähen? War Ihr Benehmen in der Unterredung mit der Gräſinn etwa beſſer, edler? Gehen Sie nicht weiter. Hinweg mit den Proben und Fallſtricken! Ihr Leutchen ſeyd gerade für einander geſchaffen. Das bekundet das gleiche Verhalten. Darum rath' ich zur Ausſöhnung.

Zur Ausſöhnung? rief er heftig. Und zur Rückkehr zum Narrenſeil? Nimmer mehr! Mit dieſem Ausruf eilte er fort, um im einſamen Zimmer ſeinen Grimm und ſeine Klagen über das tückiſche Walten der finſtern Mächte auszutoben.

Während dieſes Selbſtgeſprächs ſtand Ewald in der Kammer des Barons, und hörte deutlich, wie dieſer ſich die voreilige Erklärung an Hortenſe vorwarf, die Gräſinn mit Emma verglich, dieſe dabei gewinnen ließ, und endlich wünſchte: daß nichts geſchehen ſey, und er noch in dem ehemaligen angenehmen Verhältniß zu der ſchönen Wittwe ſtehen möge. Doch, ſetzte er hinzu, wie würde man ſpotten, wenn ich unmännlich und als reuiger Sünder zu ihr zurückkehrte! Wie würde ſie ſelbſt den Schwachen höhnen! Nein, jezt iſt alles zu ſpät; ich muß beharren!

* * *

Aber ich nicht! ſagte Ewald zu ſich. Ich nicht, nun ich gewiß weiß, wie die Dinge liegen. Er muß wieder an Emmas Seite ſtehn, und wird mirs einſt danken, daß ich ihn dahin zurück führte. Hortenſe liebt mich, ihn nicht. Das hab ich weg; ich mache mich an die Gräſinn. Hochſtein wird wüthen, und im Zorn ſich wieder an die geliebte Emma hängen. So erſticke ich durch die zweite Eiferſucht die erſte, das Gift durch Gegengift. Und ich? Schöne Hortenſe! Willſt du mein Hortenschen ſein? Aber ſie iſt Gräſinn und reich. Das ſind zwei dicke Aber. Doch laß ſehn, wie weit wir kommen! Sprachs und eilte mit ſeiner gewohnten Keckheit nach dem Zimmer der Gräſinn, die wirklich einiger vielſagenden Blicke den Wildfang gewürdigt hatte, und ihn jezt mit großer Freundlichkeit begrüßte.

Die Achtungsbezeigungen waren vorüber. Da erſeufzte Hortenſe leiſe, als ſie gedachte: Den hätt ich lieber als den Baron!

Ewald bemerkte das Seufzen, und fragte nach deſſen Anlaß.

Sie geſtand daß ſie geheimen Kummer habe, wollte jedoch ihn nicht näher bezeichnen.

Sollte, forſchte er und beobachtete ſie genau, ſollte Ihrem Geliebten, dem Freiherrn Hochſtein dieſe leiſe Klage gelten? Sie läugnete das, und fragte: ob er den Baron kenne.

Aufs Genaueſte, verſicherte er, wir ſind vertraute Freunde.

So können Sie mich wohl von ſeinen Eigenthümlichkeiten unterrichten.

Allerdings. Er iſt ein wackerer Mann; nur hält er alles auf Stand und Reichthum. Er rühmt ſich ſehr damit, daß Sie ihm Ihr Bildniß geſchenkt haben. Zweierlei iſt ihm wichtig daran. Erſtens: daß es mit Edelſteinen umgeben, und zweitens: daß es das Bild einer Gräfinn iſt. Aus Ihrer Perſönlichkeit macht er ſich gar nichts.

Unruhig wandte Hortenſe den Blick bald da- bald dorthin.

Das Schlimmſte iſt, fuhr Jener fort, daß er Sie nicht ein Bischen liebt, ſondern ſich Ihnen nur nähert, um Frau von Funk zu ärgern. Er ſieht Sie als ein Rache-Werkzeug an, und wenn er Sie heirathet, ſo thut er es blos aus Verzweiflung. Ich an Ihrer Stelle ſpränge ab.

Nun, ſagte Hortenſe, zu Boden ſehend, ſo wundere ich mich, daß Sie der Wittwe Funk den Hof machen. Die läßt ſich ja augenſcheinlich nur mit Ihnen ein, weil Hochſtein Sie aufgab.

Haben Sie etwas gemerkt? fragte er. Sie nickte bejahend. Ich hab' es auch gemerkt, fuhr er fort, und beſchloſſen, die Frau aufzugeben, die mich als Nothhelfer und Diener des hochnothpeinlichen Liebes-Gerichtes zu gebrauchen beabſichtigt. Wie wär' es, meine Gnädige, wenn wir Beide unſere Schätzchen beſtraften, indem wir ſie verabſchiedeten und — wie wär' es ferner, wenn Sie mich ein Bischen lieb hätten und ein ſüßes Verhältniß mit mir begründeten? Ja, ſchöne Gräfinn, ſeit ich Sie kenne, bet' ich Sie an! O ſprechen Sie ein gewährendes Wort zu meiner Bitte, und der berüchtigte Krösus iſt ein armer Teufel gegen mich. Hier küßte er ihre Hand ſtürmiſch. Sie ſeufzte wieder und ſagte ſichtbar verlegen: Wenn ich wüßte! — Freilich mein Herz —

O, flehte er, laſſen Sie dieſes entſcheiden!

Ich liebe Sie, lispelte die Beſtürmte, doch —

Da ſank der Dränger knieend zu Boden und bedeckte ihre Hand mit Feuerküſſen.

* * *

Jetzt ſprang die Thür auf, Hochſtein trat ein, und bebte, von dem Auftritt überraſcht und aufgeregt, zürnend zurück.

Vortreflich! rief er. Indem ich Emmas Untreue zu rächen ſtrebe, find ich eine neue Treuloſe; indem ich ein Prüfungs-Werkzeug wähle, entdeck' ich in ihm einen Verräther. Aber kennen Sie, Gräfinn! auch dieſen Unwürdigen? Er iſt mein Schreiber!

Mit zitternder Hand bedeckte Hortenſe die Augen.

Die Larve fällt, ſprach aufſtehend Ewald, aus iſt der Spaß. Der Mäuſefallen-Händler geht ab.

In dieſem Augenblick trat Emma mit der Broſe ein.

Wie? fragte die Erſtere. Sie hier, Lord Edſon?

Ein andermal die Erklärung! erwiederte Ewald und ſchlich in den Hintergrund.

Und auch Sie, Herr Baron? ſagte die Broſe. Doch find' ich es begreiflich. Sie beſuchten die Verlobte.

Verlobte? wiederholte Emma. Herr Baron! Jetzt halte ich es für Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß dieſe Perſon keine Gräſinn, ſondern meine Geſellſchafterinn Doris Biring, die Tochter meines Amtmanns iſt, die aus Gefälligkeit für mich dieſe Rolle übernahm, Ihre Beharrlichkeit zu prüfen.

Einem armen Sünder gleich ſtand Hochſtein da.

So, ſo! ſprach im Hintergrunde Ewald. Eine dito Mäuſefalle; Mamſell in der Löwenhaut unſers Gleichen? Deſto beſſer!

Wie Sie dieſe Prüfung beſtanden, fuhr

die Wittwe fort, iſt Ihnen bewußt; und darum nehm' ich hiemit feierlich mein Wort zurück. Sie ſehen in mir die Braut dieſes Mannes, des Lord Edſon.

Lord Schreibfeder! ſagte Ewald hervortretend. Aufzuwarten. Geheimſchreiber in Dienſten des Herrn Baron und gleichfalls eine Art von Verſucher in der Wüſte, werde daher ſchwerlich die Ehre haben können, den Bräutigam lang' engliſch fort zu ſpielen.

Lachend warf die Broſe ſich in einen Seſſel. Emma ſtand beſchämt wie Hochſtein dieſem gegen über, und wie er zu Boden ſtierend die Nägel biß, ſo zupfte ſie verlegen das Tuch faſt in Stücken.

* * *

Leben Sie wohl, gnädige Frau! ſprach jetzt leiſe Hochſtein, und wendete ſich zum Gehen.

Leben Sie wohl, flüſterte Emma und verbarg die quellende Thräne.

Wohl leben werdet Ihr nur beiſammen, und darum müßt Ihr bleiben! ſprach die Broſe, zwiſchen beide tretend, und nahm ihre Hände. Halt da, aufgeſehen. Eine Zeitlang beluſtigten mich Eure eiferſüchtigen Grillen, und die drolligen Formen, in welchen ſie ans Licht traten; doch länger darf die Poſſe nicht währen. Ihr habt Euch nun gegenſeitig beſtraft, ſeyd zu gut um unglücklich zu werden, fühlt ganz gleich, wie die gegenſeitige Probe darthut, und kennt durch dieſe einander ganz.

Allerdings! ſagte lachend Ewald. Hier wird nicht, wie man zu ſagen pflegt, die Katze im Sack gekauft. Denken Sie, hohe Herrſchaften, an den ſchönen Mozartſchen Zweiſang: Laſſet Frieden uns ſtiften! und verſöhnen Sie ſich gefälligſt. Die Engel des Himmels rufen: Bravo! bei ſolchem Auftritt.

Ein wenig mehr Beſonnenheit und ein wenig minder Eitelkeit von Seiten der gnädigen Frau, fuhr die Broſe fort; ein wenig mehr Vertrauen und ein bischen weniger heißes Blut bei dem Herrn Baron; ein wenig Ruhe mehr auf beiden Seiten, und Euer Glück, ihr Leutchen, iſt gemacht, denn fürwahr! Ihr liebt einander mehr, als eben zur Ehe nothwendig iſt. Und ſo führ' ich Euch an den

Platz, wohin Jedes gehört. Und ſie zog die Schweigenden einander näher, und legte die erfaßten Hände in einander.

Allerdings handelte ich zu raſch, gnädige Frau! ſprach leiſe bei geſenktem Auge, Hochſtein. Können Sie verzeihen?

Unrecht, übereilt handelte ich! erwiederte mit gerötheter Wange Emma. Wollen Sie vergeſſen?

Hier und dort ein ſüßes: Ja! ein Händedruck erzeugte den zweiten, und jetzt ſchlug Herz an Herz unter frommen Vorſätzen des Nichtmehrthuns.

Mit drolligen Verbeugungen näherte Ewald ſich der Amtmannstochter, und ſprach mit gedämpfter Stimme: Der Lord war freilich nur plattirt, aber meine Liebe iſt maſſive Arbeit. Befehlen Sie ein Seitenſtück zu jener Umarmung? Ich ſtehe zu Dienſten.

Wenn ſich — entgegnete ſchalkhaft Doris — nach einem Jahre die Haltbarkeit wirklich erwieſen, ſo dürfte die ehemalige Gräſinn ein Auge zudrücken!

Auch eine Probe. Gut, da weiß man doch, wie lange man ſich verſtellen muß.

Es ſey. Wenn Jakob ſieben Jahr um Rahel diente, ſo kann ich es wohl auf ein Jahr verſuchen. Doch eins beding ich aus: Bekommen Sie die Pocken, ſo nehm' ich mein Wort zurück. Doris nickte lachend, und legte die niedliche Hand in die ſeinige. Da rief er dem Baron zu, zeigte ihm die vereinigten Hände, und fragte: Auf jeden Fall?

Auf jeden Fall! erwiederte der Baron. Und die häusliche Einrichtung obendrein.

Tauſend Dank! jauchzte er. Das iſt eine vortreffliche Einrichtung. Doch, Herr Baron, noch eine Bitte. Sollten Sie, was der Himmel verhüten möge, die gnädige Frau wieder einmal zur Eiferſucht reitzen wollen, ſo muß ich bitten, ſich nicht mehr an die bekannte Gräſinn zu wenden; ich möchte ſonſt auch wieder Lord Edſon werden!

So nahm der Liebeszwiſt ein günſtig Ende. Nach einem Jahre war Hochſtein und Emma ein glückliches Paar, und Beider Anhang, Doris und Ewald, nicht minder.

Gaben der Milde.

Zweites Bändchen.

Mit Beiträgen

von

Goethe, Clemens Brentano, Büſching, F. W. Gubitz, Th. Hell, Wilh. Henſel, Hoffmann, C. Holtei, Keßler, Louiſe Brachmann, Haug, Fr. Kuhn, A. F. E. Langbein, O. H. Graf von Loeben, Karl Müchler, K. L. Methuſ. Müller und K. G. Prätzel.

Für die Bücher-Verlooſung „zum Vortheil hülfloſer Krieger“ herausgegeben von F. W. Gubitz.

Berlin, 1817.

Univ. Bibl.
München

Wonne des Gebens.

Von

Goethe. (A/

Lieblich iſt des Mädchens Blick der winket,
Trinkers Blick iſt lieblich eh er trinket,
Gruß des Herren der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt der dich beſonnte.

Lieblicher als alles dieſes habe
Stets vor Augen: wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegen dränget,
Zierlich dankbar, was du reichſt, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein ſprechend Streben!
Schau' es recht und du wirſt immer geben.

Was in vielen Büchern ſteht
Iſt dir aus der Bruſt geſchrieben:
Jeden, dem du ſelber giebſt,
Wirſt du wie dich ſelber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häuſe nicht ein Gold-Vermächtniß,
Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß.

II.

Einſamkeiten.

Von

O. H. Graf von Loeben.

1. Ruisdael.

Willſt du, vertieft in Waldeseinſamkeiten,
Der grünen Nächte Herzenskräfte trinken,
Ernſt in des Lebens Wieg' und Grab verſinken,
Die mütterlich die Arm' entgegenbreiten:

Sieh' klare Fluth um dunkle Bäume gleiten,
Am Marmorſtein die Herbſteslichter blinken,
Das Kloſter dir, den Abendſchatten winken,
Den Schäfer hin am Berg die Heerde leiten!

Das ernſte Grün ſchließt dieſe Welt zuſammen,
So wie der Kelch die Farbengluth der Blume,
Das ſtille Herz ſein wundertiefes Leben.

Es brennt dies Grün in deutſcher Liebe Flammen,
Und Selbſtbeſchränkung wird zum Heiligthume,
Worin die ewigen Gedanken ſchweben.

2. Claude Lorrain.

Aus ſtillem Grün, das kräftigend beſchränket,
Bin ich in's leichte Blau hineingekommen,
Hat das Unendliche mich hingenommen,
Als ſanftes Meer mich in ſich ſelbſt verſenket.

Vom heitern Licht iſt dieſe Fluth getränket,
Ein Sonnenſtrom kommt linde hergeſchwommen,
Als wären ſie zu luft'ger Flamm' entglommen
Glühn Wipfelſäulen, tempelgleich verſchränket.

Doch iſt der Seele ſeel'ger Traum erfüllet?
Nimmt oder giebt ihr Wehmuth dieſe Bläue,
Die weit in's Gränzenloſe ſich verlieret?

Nie wird hier ganz von Flor die Fern' enthüllet,
Doch dieſer Duft um Well' und Bergesreihe
Wird Flamme, die zum Flug die Schwinge rühret.

3. Wiederhalle der Liebe.

Im Wald, wenn munter, hell, die Vögel pfeifen,
Und goldne Schimmer durch die Schatten blicken,
Die heller Quelle Perlenbande ſchmücken,
Lieb' ich im Herbſt, und Frühlingslicht zu ſchweifen.

Wer will den Sinn der Einſamkeit begreifen,
In ihrem ſchönſten, innigſten Entzücken,
Wem ganz ihr Zauber in ſich ſoll entrücken,
Der hör' ſie in der Schöpfung Saiten greifen.

Will ſie von ihrer ſüßen Liebe reden,
Da geht das ew'ge Flüſtern in den Zweigen,
Da wird zur Melodie der Kuß der Wellen,

Das Horn klingt ſehnſuchtsvoll durch Waldeinöden,
Durch Sommernächte wandeln Lauten, Geigen,
Die Nachtigall ſchlägt, Himmelshauche ſchwellen.

4. Narciſſus.

Wo Wellenbuſen zarte Wurzeln ſäugen,
Verweil' ich gern einſam; wenn aus dem hellen
Stillſanften Fluthen, fein wie Adern ſchwellen,
Die Bäume, Blumen, weich verdoppelt ſteigen.

So viel ſagt mir dies klare, ſanfte Schweigen,
Die Seele will dem Spiegel ſich geſellen, —
Der Lieb' ihr leuchtend Antlitz darzuſtellen,
Das war dem kriſtallin'ſchen Weſen eigen.

So will die Fluth, wie rein in ſich ſie rinnet,
Mir ſtill der Welt Geheimniß anvertrauen,
Und jede Welle ſingt mir eine Kunde.

Das iſts, worauf die ruh'nde Seele ſinnet,
Wenn nach dem reinen Aug' die Augen ſchauen,
Die Lippen ruhen an dem ſtillen Munde.

5. Luſtfahrt.

Vom frohen Schifflein bin ich ausgeſtiegen,
Es neigten friſche Bäume ſich vom Rande,
Man ſah hindurch auf reiche grüne Lande,
Die Blume träumt', und alle Lüfte ſchwiegen.

Nur Flötentöne hört' ich dort ſich wiegen,
Das grüne Netz ſchlang ſeine ſchatt'gen Bande
Um Hirtenknaben, hingeſtreckt am Strande,
An Blum' und Bach das goldne Haar zu ſchmiegen.

O laßt mich ruhen, bei den Heerden weilen;
Der Blumen ſtille Liebe mir erwählen,
Romantiſch durch das Laub zur Ferne träumen!

Die Quelle hier will alle Adern heilen.
Was kann mich in der ſeel'gen Landſchaft quälen,
Und dicht' ich hier, was hab' ich zu verſäumen?

6. Einſamkeiten.

Die Einſamkeit, die ſeel'ge, die ich meine,
Wird von Natur und Liebe uns geboten,
Sie iſt ein Auferſtehen von den Todten,
Stillgrüne Nacht und Tag aus Glorienſcheine.

Nicht führet die Kluft blos zu dem Edelſteine,
Er lockt dich überall durch Stralenboten,
Im Frühlingsſchein, im Herbſt, im Abendrothen,
Laß dich nur ſehnend finden und alleine.

Die Mutter einſam mit dem ſüßen Kinde,
Der Liebende allein mit der Geliebten,
Der Dichter in den Frühlingseinſamkeiten,

Der Maler, daß ſich ihm das Licht verkünde,
Und all' die Stillen, Seeligen, Betrübten,
Für ſie will Einſamkeit die Welt bedeuten.

Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.

Von

Clemens Brentano.

Es war Sommers-Frühe, die Nachtigallen ſangen erſt ſeit einigen Tagen durch die Straßen, und verſtummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte; der Nachtwächter rief die elfte Stunde an, da ſah ich, nach Hauſe gehend vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Geſellen, die vom Biere kamen, um Jemand der auf den Thürſtufen ſaß, verſammelt. Ihr Antheil ſchien mir ſo lebhaft, daß ich irgend ein Unglück beſorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerinn ſaß auf der Treppe,

und ſo lebhaft die Geſellen ſich um ſie bekümmerten, ſo wenig ließ ſie ſich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorſchlägen derſelben ſtören. Es hatte etwas ſehr befremdendes, ja ſchier großes, wie die gute alte Frau ſo ſehr wußte, was ſie wollte, daß ſie, als ſey ſie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es ſich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen ſchwarzen wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte ſich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

Was fehlt dieſer alten Frau? fragte ich einen der Anweſenden, da kamen Antworten von allen Seiten: Sie kömmt ſechs Meilen Weges vom Lande, ſie kann nicht weiter, ſie weiß nicht Beſcheid in der Stadt, ſie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hin finden. Ich wollte ſie führen, ſagte Einer, aber es iſt ein weiter Weg und ich habe meinen Hausſchlüſſel nicht bei mir. Auch würde ſie das Haus nicht kennen, wo ſie hin will. Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben, ſagte ein Neuhinzugetretener. Sie will aber platterdings, antwortete der Erſte, ich habe es ihr längſt geſagt: ich wolle ſie nach Haus bringen, doch ſie redet ganz verwirrt, ja ſie muß wohl betrunken ſeyn. — Ich glaube, ſie iſt blödſinnig. Aber hier kann ſie doch in keinem Falle bleiben, wiederhohlte Jener, die Nacht iſt kühl und lang.

Während allem dieſem Gerede war die Alte, grade als ob ſie taub und blind ſey, ganz ungeſtört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals ſagte: Hier kann ſie doch nicht bleiben, erwiederte ſie, mit einer wunderlich tiefen und ernſten Stimme:

Warum ſoll ich nicht hier bleiben, iſt dies nicht ein herzogliches Haus, ich bin acht und achtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von ſeiner Schwelle treiben. Drei Söhne ſind in ſeinem Dienſt geſtorben, und mein einziger Enkel hat ſeinen Abſchied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß und ich will nicht ſterben, bis er in ſeinem ehrlichen Grab liegt.

Acht und achtzig Jahre und ſechs Meilen gelaufen! ſagten die Umſtehenden, ſie iſt müd', und kindiſch, in ſolchem Alter wird der Menſch ſchwach.

Mutter, ſie kann aber den Schnupfen kriegen und ſehr krank werden hier, und Langeweile wird ſie auch haben, ſprach nun einer der Geſellen und beugte ſich näher zu ihr.

Da ſprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

O laßt mir meine Ruhe, und ſeyd nicht unvernünftig; ich brauch keinen Schnupfen, ich brauch keine Langeweile; es iſt ja ſchon ſpät an der Zeit, acht und achtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Menſch fromm iſt, und hat Schickſale, und kann beten, ſo kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen.

Die Leute hatten ſich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da ſtanden eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und ſie ſich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen laſſen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Weſen der Bäuerinn, ihr beſtimmter ernſter Ton, ihre Sicherheit im Leben, daß ſie acht und achtzigmal mit ſeinen Jahreszeiten hatte zurück kehren ſehen, und daß ihr nur wie ein Vorſaal im Bethauſe erſchien, hatten mich mannichfach erſchüttert. Was ſind alle Leiden, alle Begierden meiner Bruſt, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu ſuche ich Erquickung und Labung und von wem ſuche ich ſie und für wen? Alles was ich hier ſuche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, ſo ruhig, wie dieſe gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauſes zubringen zu können, bis der Morgen erſcheint, und werde ich dann den Freund finden, wie ſie. Ach, ich werde die Stadt gar nicht erreichen, ich werde wegemüde ſchon in dem Sande vor dem Thore umſinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So ſprach ich zu mir ſelbſt und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich ſie halb laut mit geſenktem Kopfe vor ſich hin beten. Ich war wunderbar gerührt, und trat zu ihr hin und ſprach: Mit Gott, fromme Mutter, bete ſie auch ein wenig für mich! — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte ſagte hierauf ganz ruhig: Hab tauſend Dank, mein lieber Herr, daß Du mein Gebet erhört.

Ich glaubte, ſie ſpreche mit mir und ſagte: Mutter, habt ihr mich denn um Etwas gebeten, ich wüßte nicht.

Da fuhr die Alte überraſcht auf und ſprach: Lieber Herr, gehe er doch nach Haus und bete er fein und lege er ſich ſchlafen. Was zieht er ſo ſpät noch auf der Gaſſe herum, das iſt jungen Geſellen gar nichts nütze, denn der Feind geht um, und ſuchet, wo er ſich Einen erfange. Es iſt Mancher durch ſolch Nachtlaufen verdorben; wen ſucht er, den Herrn? der iſt in des Menſchen Herz, ſo er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gaſſe. Sucht er aber den Feind, ſo hat er ihn ſchon, gehe er hübſch nach Haus und bete er, daß er ihn los werde. Gute Nacht.

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich ganz ruhig nach der andern Seite, und ſteckte den Thaler in ihren Reiſeſack. Alles was die Alte that machte einen eigenthümlichen ernſten Eindruck auf mich, und ich ſprach zu ihr: Liebe Mutter, ihr habt wohl recht, aber ihr ſelbſt ſeyd es, was mich hier hält, ich hörte euch beten und wollte euch anſprechen, meiner dabei zu gedenken.

Das iſt ſchon geſchehen, ſagte ſie, als ich ihn ſo durch den Lindengang wandeln ſah, bat ich Gott: er möge euch gute Gedanken geben. Nun habe er ſie, und gehe er fein ſchlafen.

Ich aber ſetzte mich zu ihr nieder auf die Treppe, und ergriff ihre dürre Hand und ſagte: Laſſet mich hier bei euch ſitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher ihr ſeyd, und was ihr hier in der Stadt ſucht; ihr habt hier keine Hülfe, in eurem Alter iſt man Gott näher als den Menſchen; die Welt hat ſich verändert, ſeit ihr jung wart. —

Daß ich nicht wüßte, erwiederte die Alte, ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden; er iſt noch zu jung, da verwundert man ſich über Alles, mir iſt Alles ſchon ſo oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden anſehe, weil es Gott ſo treulich damit meinet. Aber man ſoll keinen guten Willen von ſich weiſen, wenn er einem auch grade nicht Noth thut, ſonſt möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe er drum immer ſitzen, und ſehe er was er mir helfen kann. Ich will ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es ſind ſiebenzig Jahre, daß ich hier in dem Hauſe als Magd gedient habe, auf deſſen Schwelle ich ſitze, ſeitdem war ich nicht mehr in der Stadt, was die Zeit herumgeht? es iſt als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend geſeſſen vor ſiebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde ſtand. Hier haben wir uns auch verſprochen. Wenn er hier — aber ſtill, da kömmt die Runde vorbei.

Da hob ſie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in ſchönen Mondnächten, vor der Thür zu ſingen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes ſchöne alte Lied von ihr:

Wann der jüngſte Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn,
Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein ſitzen;
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem ſchönen Regenbogen,
Da kamen die falſchen Juden gegangen,
Die führten einſt unſern Herrn Chriſtum gefangen,

Die hohen Bäum' erleuchten ſehr,
Die harten Stein zerknirſchten ſehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt; ach, ſagte ſie, es iſt heute der ſechszehnte Mai, es iſt doch alles einerlei, grade wie damals, nur haben ſie andere Mützen auf, und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut iſt! Der Offizier der Runde blieb bei uns ſtehen und wollte eben fragen, was wir hier ſo ſpät zu ſchaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Groſſinger, einen Bekannten in ihm erkannte. Ich ſagte ihm kurz den ganzen Handel, und er ſagte, mit einer Art von Erſchütterung: hier haben ſie einen Thaler für die Alte und eine Roſe, — die er in der Hand trug — ſo alte Bauersleute haben Freude an Blumen: Bitten Sie die Alte, Ihnen Morgen das Lied in die Feder zu ſagen, und bringen Sie
mir

mir es. Ich habe lange nach dem Lied getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können. Hiermit ſchieden wir, denn der Poſten der nahgelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief Wer da! Er ſagte mir noch, daß er die Wache am Schloſſe habe, ich ſolle ihn dort beſuchen. Ich ging zu der Alten zurück, und gab ihr die Roſe und den Thaler.

Die Roſe ergriff ſie mit einer rührenden Heftigkeit und befeſtigte ſie ſich auf ihren Hut, indem ſie mit einer etwas feineren Stimme und faſt weinend die Worte ſprach:

Roſen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt ich viel Geld, das wäre gut,
Roſen und mein Liebchen.

Ich ſagte zu ihr: Ei Mütterchen, ihr ſeyd ja ganz munter geworden, und ſie erwiederte:

Munter, munter,
Immer bunter
Immer runder
Oben ſtund er,
Nun bergunter,
'S iſt kein Wunder!

Schau' er, lieber Menſch, iſt es nicht gut, das ich hier ſitzen geblieben, es iſt alles einerlei, glaub er mir; heut ſind es ſiebenzig Jahre, da ſaß ich hier vor der Thüre, ich war eine flinke Magd und ſang gern alle Lieder. Da ſang ich auch das Lied vom jüngſten Gericht wie heute, da die Runde vorbei ging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehn eine Roſe in den Schooß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erſte Bekanntſchaft mit meinem ſeeligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Roſe vorgeſteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar ſehr gefreut, daß mir heut wieder eine Roſe ward. Es iſt ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen ſoll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter ſind mir geſtorben, vorgeſtern hat mein Enkel ſeinen Abſchied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme ſich ſeiner! — und morgen verläßt mich eine andre gute Seele, aber was ſag' ich morgen, iſt es nicht ſchon Mitternacht vorbei?

Es iſt zwölfe vorüber, erwiederte ich, verwundert über ihre Rede.

Gott gebe ihr Troſt und Ruhe die vier Stündlein, die ſie noch hat, ſagte die Alte und ward ſtill, indem ſie die Hände faltete. Ich konnte nicht ſprechen, ſo erſchütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Weſen. Da ſie aber ganz ſtille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, ſagte ich zu ihr: Mutter, ſteckt den Thaler zu euch, ihr könntet ihn verlieren.

Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten ſchenken in ihrer letzten Noth! erwiederte ſie, den erſten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der ſoll ihn genießen. Ja ſeht, es iſt immer ein herrlicher Junge geweſen, und hielt etwas auf ſeinen Leib und auf ſeine Seele — ach Gott, auf ſeine Seele! — ich habe gebetet den ganzen Weg, es iſt nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burſchen war er immer der reinlichſte und fleißigſte in der Schule, aber auf die Ehre war er vor Allem ganz erſtaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer geſprochen: wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, ſo ſitzt ſie bei dem Finkel im Quartier. Er war unter den Uhlanen. Als er zum erſtenmal aus Frankreich zurück kam, erzählte er allerlei ſchöne Geſchichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und ſein Stiefbruder waren bei dem Landſturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zuviel hatte, hatten ſie nicht genug. Gott verzeih mir meine ſchwere Sünde, ich will nicht ſchlecht von ihnen reden, Jeder hat ſein Bündel zu tragen: aber meine ſeelige Tochter, *ſeine* Mutter, hat ſich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, ſie konnte nicht erſchwingen, ſeine Schulden zu tilgen. Der Uhlan erzählte von den Franzoſen, und als der Vater und Stiefbruder ſie ganz ſchlecht machen wollten, ſagte der Uhlan: Vater, das verſteht ihr nicht, ſie haben doch viel Ehre im Leibe! da ward der Stiefbruder tückiſch und ſagte: wie kannſt du deinem Vater ſo viel von der Ehre vorſchwatzen? war er doch Unteroffizier im N . . . ſchen Regiment, und muß es beſſer als du verſtehn, der nur Gemeiner iſt. Ja, ſagte da der alte Finkel, der nun auch rebelliſch ward, das war ich und habe manchen vorlauten Burſchen fünf und zwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzoſen in der Compagnie gehabt, die ſollten ſie noch beſſer gefühlt haben, mit ihrer Ehre. Die Rede that dem Uhlanen gar weh und er ſagte: ich will ein Stückchen von einem franzöſiſchen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir beſſer. Unterm vorigen König ſollten auf einmal die Prügel bei der franzöſiſchen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsminiſters wurde zu Strasburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih und Glied die Bekanntmachung mit ſtillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exzeß machte, wurde ſein Unteroffizier vorkommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geſchlagen hatte, ſtellte es vor ſich an die Erde, und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niederſank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurück genommen; ſeht Vater, das war ein Kerl der Ehre im Leib hatte! Ein Narr war es, ſprach der Bruder, — freß deine Ehre, wenn du Hunger haſt! brummte der Vater. Da nahm mei Enkel ſeinen Säbel und ging aus dem Hau und kam zu mir in mein Häuschen, und e zählte mir alles und weinte die bittern Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen; die Geſchichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich ſagte ihm doch immer zuletzt: Gieb Gott allein die Ehre! Ich gab ihm noch den Seegen, denn ſein Urlaub war am andern Tage aus, und er wollte noch eine Meile umreiſen nach dem Orte, wo ein Pathgen von mir auf dem Edelhof diente, auf die er gar

Univ.-Bibl. München

viel hielt, er wollte einmal mit ihr hauſen; — ſie werden auch wohl bald zuſammen kommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat ſeinen Abſchied ſchon genommen, mein Pathgen wird ihn heut erhalten, und die Ausſteuer hab' ich auch ſchon beiſammen, es ſoll auf der Hochzeit weiter Niemand ſeyn als ich. Da ward die Alte wieder ſtill und ſchien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Chriſt den Tod des Unteroffiziers ſchön finden dürfe? Ich wollte: es ſagte mir einmal Einer etwas hinreichendes darüber.

Als der Wächter Ein Uhr anrief, ſagte die Alte: nun habe ich noch zwei Stunden; ei, iſt er noch da, warum geht er nicht ſchlafen, er wird morgen nicht arbeiten können, und mit ſeinem Meiſter Händel kriegen, von welchem Handwerk iſt er denn, mein guter Menſch?

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen ſollte, daß ich ein Schriftſteller ſey. Ich bin ein Geſtudierter durfte ich nicht ſagen, ohne zu lügen. Es iſt wunderbar, daß ein Deutſcher immer ſich ein wenig ſchämt, zu ſagen: er ſey ein Schriftſteller; zu Leuten aus den untern Ständen ſagt man es am ungernſten, weil dieſen gar leicht die Schriftgelehrten und Phariſäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftſteller iſt nicht ſo eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzoſen, welche überhaupt als Schriftſteller zünftig ſind, und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Geſetz haben, ja bei denen man auch fragt: ou avez vous fait votre Philosophie, wo haben ſie ihre Philoſophie gemacht? wie denn ein Franzoſe ſelbſt viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch dieſe nicht deutſche Sitte iſt es nicht allein, welche das Wort Schriftſteller ſo ſchwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um ſeinen Charakter gefragt wird, ſondern eine gewiſſe innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches Jeden befällt, der mit freien und geiſtigen Gütern, mit unmittelbaren Geſchenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen ſich weniger zu ſchämen als Dichter, denn ſie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, ſind meiſt in Aemtern des Staats, ſpalten an groben Klötzen, oder arbeiten in Schachten, wo viel wilde Waſſer auszupumpen ſind. Aber ein ſogenannter Dichter iſt am übelſten daran, weil er meiſtens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es iſt auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profeſſion, der es nicht nur neben her iſt. Man kann ſehr leicht zu ihm ſagen: mein Herr, ein jeder Menſch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poeſie im Leibe, wer aber eines dieſer Glieder überfüttert, verfüttert, oder mäſtet, und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweig macht, der muß ſich ſchämen vor ſeinem ganzen übrigen Menſchen. Einer der von der Poeſie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänſeleber, ſie mag noch ſo gut ſchmecken, ſetzt doch immer eine kranke Gans voraus. Alle Menſchen, welche ihr Brod nicht im Schweiß ihres

Angeſichts verdienen, müſſen ſich einigermaaßen ſchämen, und das fühlt Einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er ſagen ſoll, er ſey ein Schriftſteller. So dachte ich allerlei, und beſann mich, was ich der Alten ſagen ſollte, welche über mein Zögern verwundert, mich anſchaute und ſprach: Welch' ein Handwerk er treibt? frage ich, warum will er mir's nicht ſagen, treibt er kein ehrlich Handwerk, ſo greif er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er iſt doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will, meinethalben ſei er wer er will, ſag' er's wer er iſt! Wenn er bei Tage ſo hier ſäße, würde ich glauben, er ſei ein Lehnerich, ſo ein Tagedieb, der ſich an die Häuſer lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verſtändniß ſchlagen könnte: Liebe Mutter, ſagte ich, ich bin ein Schreiber. Nun, ſagte ſie, das hätte er gleich ſagen ſollen, er iſt alſo ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und ſchnelle Finger, und ein gutes Herz, ſonſt wird Einem drauf geklopft. Ein Schreiber iſt er? kann er mir dann wohl eine Bittſchrift aufſetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird, und nicht bei den vielen andern liegen bleibt?

Eine Bittſchrift, liebe Mutter, ſprach ich, kann ich ihr wohl aufſetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß ſie recht eindringlich abgefaßt ſein ſoll.

Nun das iſt brav von ihm, erwiederte ſie. Gott lohn' es ihm, und laſſe ihn älter werden, als mich, und gebe ihm auch in ſeinem Alter einen ſo geruhigen Muth und eine ſo ſchöne Nacht mit Roſen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der ihm eine Bittſchrift macht, wenn es ihm Noth thut. Aber jetzt gehe er nach Haus, lieber Freund, und kaufe er ſich einen Bogen Papier und ſchreibe er die Bittſchrift; ich will hier auf ihn warten, noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pathe, er kann mit gehen, ſie wird ſich auch freuen an der Bittſchrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte ſind wunderbar.

Nach dieſen Worten ward die Alte wieder ſtill, ſenkte den Kopf und ſchien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schooß. Sie weinte. Liebe Mutter, was fehlet euch, was thut euch ſo weh, ihr weinet, ſprach ich.

Nun warum ſoll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittſchrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft nichts, es iſt doch Alles viel, viel beſſer auf Erden, als wir Menſchen es verdienen, und gallenbittre Thränen ſind noch viel zu ſüße. Sehe er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke, wie doch Gott Alles ſo herrlich und wunderbar geſchaffen hat, aber der Menſch erkennt es nicht, und ein ſolch' Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber was ſitzt er denn immer da, gehe er den Bogen Papier zu kaufen, und bringe er mir die Bittſchrift.

Liebe Mutter, ſagte ich, wie kann ich

euch die Bittſchrift machen, wenn ihr mir nicht ſagt, was ich hinein ſchreiben ſoll.

Das muß ich ihm ſagen? erwiederte ſie, dann iſt es freilich keine Kunſt, und wundre ich mich nicht mehr, daß er ſich einen Schreiber zu nennen ſchämte, wenn man ihm alles ſagen ſoll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' er in die Bittſchrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen ſollen und daß ſie Einen nicht auf die Anatomie bringen ſollen, damit man ſeine Glieder beiſammen hat, wenn es heißt: ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn. Da fing ſie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnete ein ſchweres Leid müſſe auf ihr laſten, aber ſie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten ſich ſchmerzlich gerührt. Sie weinte ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat ſie nochmals mir die ganze Veranlaſſung zu ihrer Reiſe in die Stadt zu erzählen, und ſie ſprach:

Mein Enkel, der Uhlan, von dem ich

ihm erzählte, hatte doch mein Pathgen ſehr lieb, wie ich ihm vorher ſagte, und ſprach der ſchönen Annerl, wie die Leute ſie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und ſagte ihr immer, ſie ſolle auf ihre Ehre halten, und auch auf ſeine Ehre. Da kriegte dann das Mädchen immer ganz Apartes in ihr Geſicht und ihre Kleidung von der Ehre, ſie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles ſaß ihr knapper am Leibe und wenn ſie ein Burſche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder ſie etwa höher als den Steg der Basgeige ſchwang, ſo konnte ſie bitterlich darüber bei mir weinen, und ſprach dabei immer: es ſei wider ihre Ehre; Ach, das Annerl iſt ein eignes Mädchen immer geweſen, manchmal, wenn kein Menſch es ſich verſah, fuhr ſie mit beiden Händen nach ihrer Schürze und riß ſie ſich vom Leibe, als ob Feuer drinn ſei; und dann fing ſie gleich entſetzlich an zu weinen; aber das hat ſeine Urſache, es hat ſie mit Zähnen hingeriſſen, der Feind ruht nicht. Wäre das

Kind nur nicht ſtets ſo hinter der Ehre her geweſen, und hätte ſich lieber an unſren lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von ſich gelaſſen, in aller Noth, und hätte ſeinetwillen Schande und Verachtung ertragen, ſtatt ihrer Menſchenehre. Der Herr hätte ſich gewiß erbarmt, und wird es auch noch, ach, ſie kommen gewiß zuſammen, Gottes Wille geſchehe!

Der Uhlan ſtand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geſchrieben, und wir glaubten ihn faſt todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer ſchweren Bleſſur krank gelegen und als er wieder zu ſeinen Kammeraden kam, und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren ſein Stiefbruder ſo über's Maul gefahren: er ſey nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geſchichte von dem franzöſiſchen Unteroffizier und wie er ſeinem Annerl von der Ehre ſo viel geredet, als er Abſchied genommen. Da verlor er ſeine Ruhe und kriegte das Heimweh und ſagte zu ſeinem Rittmeiſter, der ihn um ſein Leid fragte: ach. Herr Rittmeiſter, es iſt als ob es mich mit den Zähnen nach Hauſe zöge. Da ließen ſie ihn heimreiten mit ſeinem Pferd, denn alle ſeine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und ſollte mit der Remonte wieder zurück kommen. Er eilte ſo ſehr er konnte, ohne ſeinem Pferde wehe zu thun, welches er beſſer pflegte, als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entſetzlich nach Hauſe zu eilen, es war der Tag vor dem Sterbetage ſeiner Mutter, und es war ihm immer als laufe ſie vor ſeinem Pferde her, und riefe: Kasper, thue mir eine Ehre an! Ach, ich ſaß an dieſem Tage auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre, ich hatte Blümelein Vergiß nicht mein in einen Kranz gebunden und an das eingeſunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte: hier will ich liegen, und da ſoll Kasper liegen, wenn ihm Gott ſein Grab in der Heimath ſchenkt, daß wir fein beiſammen

ſind

ſind, wenn's heißt: Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt zum jüngſten Gerichte gehn! Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er ſo nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar ſehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an dieſen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von ſchönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab ſeiner Mutter zu ſchmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentage bewahren.—

Hier ward die Alte ſtill und ſchüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentag bewahren, — fuhr ſie fort: wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte! — Wozu, fragte ich, welch' Anliegen habt ihr denn, Mutter? da ſagte ſie ernſt: O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End nähme, was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre! und fuhr dann in ihrer Erzählung fort.

Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unſerm Dorfe angekommen, aber morgens hatte ihm ſein Wirth im Stalle gezeigt, daß ſein Pferd gedrückt ſey, und dabei geſagt: mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre. Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deßwegen den Sattel hohl und leicht auf, that alles, ihm die Wunde zu heilen, und ſetzte ſeine Reiſe, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am ſpäten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unſerm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund ſeines Vaters kannte, ſprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gaſt aus der Fremde empfangen. Kasper zog ſein Pferd in den Stall, legte den Sattel und ſein Felleiſen in einen Winkel, und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß ſein Vater und ſein Stiefbruder geſund ſeyen und daß es recht gut mit ihnen gehe; ſie wären erſt geſtern mit Getreide auf der Mühle geweſen, ſein Vater habe ſich auf den Roß- und Ochſenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf ſeine Ehre, und gehe nicht mehr ſo zerriſſen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der ſchönen Annerl fragte, ſagte ihm der Müller: er kenne ſie nicht, aber wenn es die ſey, die auf dem Roſenhof gedient habe, die hätte ſich, wie er gehört, in der Hauptſtadt vermiethet, weil ſie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei ſey; ſo habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Roſenhof gehört. Das freute den Kasper auch; wenn es ihm gleich leid that, daß er ſie nicht gleich ſehen ſollte, ſo hoffte er ſie doch in der Hauptſtadt bald recht fein und ſchmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre ſey, mit ihr am Sonntag ſpazieren zu gehn. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich, ſie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufſchütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberſtube zu Bett, und legte ſich ſelbſt unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnſucht nach der Heimath ließen den guten Kasper, wenn er gleich ſehr müde war, nicht feſt einſchlafen. Er war ſehr unruhig und dachte an ſeine ſeelige Mutter und an das ſchöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorſtehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entſchlummerte er endlich leiſ' und wurde von ängſtlichen Träumen oft aufgeſchreckt, es war ihm mehrmals: als trete ſeine ſeelige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hülfe, dann war es ihm, als ſey er geſtorben und würde begraben, gehe aber ſelbſt zu Fuße als Todter mit zu Grabe, und ſchön Annerl gehe ihm zur Seite; er weine heftig, daß ihn ſeine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, ſey ſein Grab neben dem ſeiner Mutter; und Annerls Grab ſey auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er ſich umgeſchaut und Niemand mehr geſehen als mich, und die Annerl die habe einer an der Schürze ins Grab geriſſen, und er ſey dann auch ins Grab geſtiegen, und habe geſagt: Iſt denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir in's Grab ſchießen will als einem braven Soldaten, und da habe er ſein Piſtol gezogen und ſich ſelbſt in's Grab geſchoſſen. Ueber dem Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm als klirrten die Fenſter davon, er ſah um ſich in der Stube, da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöſe in der Mühle und Geſchrei durch das Geklapper. Er ſprang aus dem Bett, und griff nach ſeinem Säbel; in dem Augenblick ging ſeine Thüre auf, und er ſah beim Vollmondſchein zwei Männer mit berußten Geſichtern mit Knitteln auf ſich zuſtürzen, aber er ſetzte ſich zur Wehre, und hieb den Einen über den Arm, und ſo entflohen Beide, indem ſie die Thüre, welche nach auſſen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter ſich verriegelten. Kasper verſuchte umſonſt ihnen nach zu kommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thüre einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehaeſchrei des Müllers, den er geknebelt zwiſchen den Kornſäcken liegend fand. Kasper band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach ſeinem Pferde und Felleiſen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller ſein Unglück, daß ihm all ſein Haab und Gut, und das ihm anvertraute Pferd geſtohlen ſey, über welches letztere er ſich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber ſtand mit einem vollen Geldſack vor ihm, er hatte ihn in der Oberſtube aus dem Schranke geholt und ſagte zu dem Uhlan: Lieber Kasper, ſey er zufrieden, ich verdanke ihm die Rettung meines Vermögens, auf dieſen Sack der oben in ſeiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und ſeiner Vertheidigung danke ich Alles, mir iſt nichts geſtohlen, die ſein Pferd und ſein Felleiſen im Stall fanden, müſſen ausgeſtellte Diebeswachen geweſen ſeyn, ſie zeigten durch die Schüſſe an, daß Gefahr da ſey, weil ſie wahrſcheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavalleriſt im Hauſe herberge. Nun ſoll er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld ſparen, ihm ſeinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, ſo will ich ihm einen kaufen, ſo theuer er ſeyn mag. Kasper ſagte: geſchenkt nehme ich nichts, das iſt gegen meine Ehre, aber wenn er mir im Nothfall ſiebzig Thaler vorſchießen will, ſo kriegt er meine Verſchreibung, ich ſchaffe ſie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden ſie einig, und der Uhlan trennte ſich von ihm, um nach ſeinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um ſeine Frau und ſeinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorfe in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

Er kann ſich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kasper den Weg nach unſerm Dorfe eilte, zu

Fuß und arm, wo er hatte ſtolz einreiten wollen; ein und funfzig Thaler, die er erbeutet hatte, ſein Patent als Unteroffizier, ſein Urlaub, und die Kränze auf ſeiner Mutter Grab und für die ſchöne Annerl waren ihm geſtohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muthe, und ſo kam er um ein Uhr in der Nacht in ſeiner Heimath an, und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, deſſen Haus das erſte vor dem Dorfe iſt. Er ward eingelaſſen und machte ſeine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er ſolle gleich zu ſeinem Vater gehn, welches der einzige Bauer im Dorfe ſey, der Pferde habe, und ſolle mit dieſem und ſeinem Bruder in der Gegend herum patroulliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme, indeſſen wolle er andre Leute zu Fuß ausſenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umſtände vernehmen. Kaſper ging nun von dem Gerichtshalter weg, nach dem väterlichen Hauſe; da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenſter hörte: daß ich ein geiſtliches Lied ſang, wie ich denn vor Gedanken an ſeine ſeelige Mutter nicht ſchlafen konnte, ſo pochte er an und ſagte: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, liebe Großmutter, Kasper iſt hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich ſtürzte an das Fenſter, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir ſein Unglück mit großer Eile und ſagte, welchen Auftrag er an ſeinen Vater vom Gerichtshalter habe, er müſſe drum jetzt gleich hin, um den Dieben nach zu ſetzen, denn ſeine Ehre hänge davon ab, daß er ſein Pferd wieder erhalte.

Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte ſchwere Gerichte, die ihm bevorſtanden. Thue deine Pflicht, und gieb Gott allein die Ehre, ſagte ich; und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfs liegt. Ich ſank als er fort war, auf die Kniee, und betete zu Gott, er möge ihn doch in ſeinen Schutz nehmen, ach, ich betete mit einer Angſt wie niemals, und mußte dabei immer ſagen: Herr, dein Wille geſchehe wie im Himmel ſo auf Erden.

Der Kasper lief zu ſeinem Vater mit einer entſetzlichen Angſt. Er ſtieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Plumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er ſtand ſtill, er ſah im Mondſchein, daß zwei Männer ſich wuſchen, es wollte ihm das Herz brechen; der Eine ſprach: das verfluchte Zeug geht nicht herunter, da ſagte der Andre: komm' erſt in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuſchlagen und die Mähnen zu verſchneiden. Haſt du das Felleiſen auch tief genug unterm Miſt begraben? Ja, ſagte der Andre. Da gingen ſie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Raſender, ſprang hervor und ſchloß die Stallthüre hinter ihnen und ſchrie: Im Namen des Herzogs! ergebt euch, wer ſich widerſetzt, den ſchieß ich nieder! Ach, da hatte er ſeinen Vater und ſeinen Stiefbruder als die Räuber ſeines Pferdes gefangen. Meine Ehre, meine Ehre iſt verloren! ſchrie er, ich bin der Sohn eines ehrloſen Diebes. Als die Beiden im Stall dieſe Worte hörten, iſt ihnen bös zu Muthe geworden, ſie ſchrien: Kasper, lieber Kasper um Gotteswillen, bringe uns nicht in's Elend, Kasper du ſollſt ja alles wieder haben, um deiner ſeeligen Mutter willen, deren Sterbetag heute iſt, erbarme dich deines Vaters und Bruders. Kasper aber war wie verzweifelt, er ſchrie nur immer! meine Ehre, meine Pflicht, und da ſie nun mit Gewalt die Thüre erbrechen wollten, und ein Fach in der Lehmwand einſtoßen, um zu entkommen; ſchoß er ein Piſtol in die Luft, und ſchrie: Hülfe, Hülfe, Diebe, Hülfe! Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche ſchon heran nahten, um ſich über die verſchiedenen Wege zu bereden, auf denen ſie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, ſtürzten auf den Schuß und das Geſchrei in's Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn ſolle ihm die Thüre öffnen, der aber ſagte: ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen. Da traten der

Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper ſagte: um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder ſind ſelbſt die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! hier im Stalle habe ich ſie gefangen, mein Felleiſen liegt im Miſte vergraben. Da ſprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und ſeinen Sohn und ſchleppten ſie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleiſen hervor und nahm die zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhofe an das Grab ſeiner Mutter. Der Tag war angebrochen; ich war auf der Wieſe geweſen, und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümelein Vergiß nicht mein geflochten, ich dachte: er ſoll mit mir das Grab ſeiner Mutter ſchmücken, wenn er von ſeinem Ritt zurück kommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag, und am liebſten alleine bin, ſo ging ich um's Dorf herum nach dem Kirchhof. Da fiel ein Schuß, ich ſah den Dampf in die Höhe ſteigen, ich eilte auf den Kirchhof, o du lieber Heiland! erbarme dich ſein. Kaſper lag todt auf dem Grabe ſeiner Mutter, er hatte ſich die Kugel durch das Herz geſchoſſen, auf welches er ſich das Kränzlein, das er für ſchön Annerl mitgebracht, am Knopfe befeſtigt hatte, durch dieſen Kranz hatte er ſich in's Herz geſchoſſen. Den Kranz für die Mutter hatte er ſchon an das Kreuz befeſtigt. Ich meinte die Erde thäte ſich unter mir auf bei dem Anblick, ich ſtürzte über ihn hin und ſchrie immer: Kaſper, o du unglückſeeliger Menſch, was haſt du gethan? ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt, o warum habe ich dich von mir gelaſſen, ehe ich dir alles geſagt, Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder ſagen, wenn ſie dich ſo finden. Ich wußte nicht, daß er ſich wegen dieſen das Leid angethan, ich glaubte es habe eine ganz andere Urſache. Da kam es noch ärger; der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und ſeinen Sohn mit Stricken gebunden, der Jammer erſtickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort ſprechen; der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel nicht geſehn? ich zeigte hin, wo er lag, er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe, er ſchüttelte ihn, da ſah er das Blut niederſtürzen. Jeſus, Marie! rief er aus, der Kaſper hat Hand an ſich gelegt. Da ſahen die beiden Gefangenen ſich ſchrecklich an; man nahm den Leib des Kaſpers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hauſe des Gerichtshalters, es war ein Wehgeſchrei im ganzen Dorfe, die Bauerweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der ſchrecklichſte Weg in meinem Leben!

Da ward die Alte wieder ſtill und ich ſagte zu ihr: Liebe Mutter, euer Leid iſt entſetzlich, aber Gott hat euch auch recht lieb; die er am härteſten ſchlägt ſind ſeine liebſten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was euch bewogen hat, den weiten Weg hieher zu gehen, und um was ihr die Bittſchrift einreichen wollt?

Ei, das kann er ſich doch wohl denken, fuhr ſie ganz ruhig fort, um ein ehrliches

Grab für Kasper und die ſchöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentag mitbringe, es iſt ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, ſeh' er einmal.

Da zog ſie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage ſehen, daß er vom Pulver geſchwärzt und mit Blut beſprengt war. Ich war ganz zerrißen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Feſtigkeit, womit ſie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, ſagte ich: wie werdet ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß ſie gleich nicht vor Schrecken todt niederſinkt, und was iſt denn das für ein Ehrentag, zu welchem ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringet.

Lieber Menſch, ſprach ſie, komme er nur mit, er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geſchwind fort, ſo werden wir ſie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will ihm unterwegs noch alles erzählen.

Nun ſtand ſie auf, und betete ihren

Morgenſegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte ſie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die ſtillen Gaſſen.

Seh er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und ſein Sohn eingeſperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsſtube; der todte Kasper wurde auf einen Tiſch gelegt und mit ſeinem Uhlanenmantel bedeckt herein getragen, und nun mußte ich alles dem Gerichtshalter ſagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute Morgen durch das Fenſter geſagt hatte. Das ſchrieb er alles auf ſein Papier nieder, das vor ihm lag; dann ſah er die Schreibtafel durch, die ſie bei Kasper gefunden; da ſtanden mancherlei Rechnungen drinn, einige Geſchichten von der Ehre und auch die von dem franzöſiſchen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleiſtift etwas geſchrieben. Da gab mir die Alte die Brieftaſche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: Auch ich kann meine

Schande

Schande nicht überleben; mein Vater und mein Bruder ſind Diebe, ſie haben mich ſelbſt beſtohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte ſie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürſten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen; ach! bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erſchoſſen, ſoll die Großmutter der ſchönen Annerl ſchicken und ſie von mir grüßen, ach! ſie thut mir leid durch Mark und Bein, aber ſie ſoll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn ſie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe ſchöne Annerl, mögeſt du nicht ſo ſehr erſchrecken über mich, gieb dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warſt, ſo rede nicht ſchlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir ſo viele Mühe gegeben: in Ehren zu bleiben mein

Leben lang, ich war ſchon Unteroffizier und hatte den beſten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlaſſen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der ſeinen Vater aus Ehre ſelbſt fangen und richten laſſen muß, kann ſeine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu geweſen, ſo Gott mir gnädig ſey! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der ſchlechter wäre, als ich; und wenn du kannſt, ſo bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte, und wenn du hier in unſerm Ort ſterben ſollteſt, ſo laſſe dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da ſind wir Alle beiſammen. Ich habe funfzig Thaler in meinem Felleiſen, die ſollen auf Intereſſen gelegt werden für dein erſtes Kind. Meine ſilberne Uhr ſoll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde.

Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog. dieſe meine Brieftaſche gehört dein. Adies herzlauſender Schatz, Adies liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl — Gott erbarme ſich meiner — ach, meine Verzweiflung iſt groß!

Ich konnte dieſe letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menſchen nicht ohne bittere Thränen leſen. — Der Kasper muß ein gar guter Menſch geweſen ſeyn, liebe Mutter, ſagte ich zu der Alten, welche nach dieſen Worten ſtehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme ſagte: ja, es war der beſte Menſch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht ſchreiben ſollen, die bringen ihn um ſein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn er hierin nur helfen könnte.

Wie ſo, liebe Mutter? fragte ich, was können dieſe letzten Worte dazu beitragen. Ja gewiß, erwiederte ſie, der Gerichtshalter hat es mir ſelbſt geſagt. Es iſt ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die

Selbſtmörder aus Melancholie ehrlich ſollen begraben werden, Alle aber, die aus Verzweiflung Hand an ſich gelegt, ſollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir geſagt, daß er den Kasper, weil er ſelbſt ſeine Verzweiflung eingeſtanden, auf die Anatomie ſchicken müſſe.

Das iſt ein wunderlich Geſetz, ſagte ich, denn man könnte wohl bei jedem Selbſtmord einen Prozeß anſtellen: ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entſtanden, der ſo lange dauern müßte, daß der Richter und die Advokaten drüber in Melancholie und Verzweiflung fielen, und auf die Anatomie kämen. Aber ſeyd nur getröſtet, liebe Mutter, unſer Herzog iſt ein ſo guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß ſein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiederte die Alte, ſehe er nun, lieber Menſch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftaſche und den Kranz für die ſchöne Annerl, und ſo bin ich dann geſtern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Troſt noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper iſt zu rechter Zeit geſtorben, hätte er alles gewußt, er wäre närriſch geworden vor Betrübniß.

Was iſt es denn nun mit der ſchönen Annerl? fragte ich die Alte, bald ſagt ihr: ſie habe nur noch wenige Stunden, bald ſprecht ihr von ihrem Ehrentag, und ſie werde Troſt gewinnen durch eure traurige Nachricht; ſagt mir doch alles heraus, will ſie Hochzeit halten mit einem Andern, iſt ſie todt, krank? Ich muß Alles wiſſen, damit ich es in die Bittſchrift ſetzen kann.

Da erwiederte die Alte: Ach, lieber Schreiber, es iſt nun ſo, Gottes Wille geſchehe! ſehe er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper ſich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig, ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott ſich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich ſage ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie

Grundeis gegen mich ſtürzten und mir das Herz gewiß abgeſtoßen hätten, die zerbrachen an dieſem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will ihm etwas erzählen, das iſt betrübt:

Als mein Pathgen, die ſchöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Baſe von mir war und ſieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Wittwe eines armen Bauern, und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen ſeines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in ſolch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen ſaß. Das erfuhr meine Baſe auf ihrem Krankenlager und es that ihr ſo weh, daß ſie täglich ſchlimmer wurde und endlich in ihrer Todesſtunde, als ſie mir die liebe ſchöne Annerl als mein Pathgen übergab, und Abſchied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir ſagte: Liebe Anne Margreth, wenn du durch das Städtchen kömmſt, wo der arme Jürge gefangen liegt, ſo laſſe ihm ſagen! durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett: er ſolle ſich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde und daß ich ihn ſchön grüßen laſſe. — Bald nach dieſen Worten ſtarb die gute Baſe, und als ſie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahr alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meiſter berühmt war als ein Viehdoktor, ſollte ich einige Arznei mitnehmen für unſern Schulzen. Ich trat in die Stube und ſagte dem Meiſter, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen ſolle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen ausſuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, ſtand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befeſtigt war, und ſprach: Großmutter, da iſt eine Maus drinn, hört wie es klappert, da iſt eine Maus drinn!

Auf dieſe Rede des Kindes machte der Meiſter ein ſehr ernſthaftes Geſicht, riß den Schrank auf und ſprach: Gott ſey uns gnädig! denn er ſah ſein Richtſchwerd, das allein in dem Schranke an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwerd herunter und mir ſchauderte. Liebe Frau, ſagte er, wenn ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, ſo erſchreckt nicht, wenn ich ihm mit meinem Schwerd, rings um das Hälschen, die Haut ein wenig aufritze, denn das Schwerd hat vor ihm gewankt, es hat nach ſeinem Blut verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, ſo ſteht dem Kinde groß Elend im Leben bevor. Da faßte er das Kind, welches entſetzlich zu ſchreien begann, ich ſchrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeiſter des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Urſache des Geſchreis, Annerl ſchrie: er will mich umbringen; ich war außer mir vor Entſetzen. Der Richter erzählte dem

Bürgermeiſter das Ereigniß. Dieſer verwieß ihm ſeinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter ſcharfen Drohungen; der Richter blieb ganz ruhig dabei und ſprach: ſo haben's meine Väter gehalten, ſo halt' ich's. Da ſprach der Bürgermeiſter: Meiſter Franz, wenn ihr glaubtet, euer Schwerd habe ſich gerührt, weil ich euch hiermit anzeige: daß morgen früh um ſechs Uhr der Jäger Jürge von euch ſoll geköpft werden, ſo wollt' ich es noch verzeihen, aber daß ihr daraus etwas auf dies liebe Kind ſchließen wollt, das iſt unvernünftig und toll, es könnte ſo etwas einen Menſchen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm ſpäter in ſeinem Alter ſagte, daß es ihm in ſeiner Jugend geſchehen ſey. Man ſoll keinen Menſchen in Verſuchung führen. — Aber auch keines Richters Schwerd, ſagte Meiſter Franz vor ſich, und hing ſein Schwerd wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeiſter das Annerl und gab ihm eine Semmel aus ſeiner Jagdtaſche und da er mich gefragt, wer ich ſey, wo ich her komme und hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Baſe erzählt hatte, und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, ſagte er mir: ihr ſollt ihn ausrichten, ich will euch ſelbſt zu ihm führen, er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in ſeinen letzten Stunden rühren. Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf ſeinen Wagen, der vor der Thür hielt und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

Er hieß mich zu ſeiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Eſſen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder; und als ich dem die letzten Worte meiner Baſe erzählte, fing er bitterlich an zu weinen, und ſchrie: ach Gott! wenn ſie mein Weib geworden, wäre es nicht ſo weit mit mir gekommen. Dann begehrte er, man ſolle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das verſprach ihm der Bürgermeiſter, und lobte ihn wegen ſeiner Sinnesveränderung und fragte ihn: ob er vor ſeinem Tode noch einen Wunſch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da ſagte der Jäger Jürge: ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß ſie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer ſeeligen Baſe bei meinem Rechte zugegen ſeyn mögen, das wird mir das Herz ſtärken in meiner letzten Stunde. Da bat mich der Bürgermeiſter, und ſo graulich es mir war, ſo konnte ich es dem armen elenden Menſchen nicht abſchlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich verſprechen und er ſank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeiſter ging dann mit mir zu ſeinem Freunde dem Pfarrer, dem ich nochmals Alles erzählen mußte, ehe er ſich in's Gefängniß begab.

Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeiſters Haus ſchlafen, und am andern Morgen ging ich den ſchweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich ſtand neben dem Bürgermeiſter im Kreis, und ſah wie er das Stäblein brach; da hielt der Jäger Jürge noch eine ſchöne Rede und alle Leute weinten, und er ſah mich und die kleine Annerl, die vor mir ſtand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meiſter Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden, und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesſtreich. Jeſus, Maria, Joſeph! ſchrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit ſeinen Zähnen dem Kinde in ſein Röckchen, das ganz entſetzlich ſchrie; ich riß meine Schürze vom Leibe und warf ſie über den ſcheuslichen Kopf und Meiſter Franz eilte herbei, riß ihn los, und ſprach: Mutter, Mutter, was habe ich heut Morgen geſagt; ich kenne mein Schwerd, es iſt lebendig! — Ich war niedergeſunken vor Schreck, das Annerl ſchrie entſetzlich. Der Bürgermeiſter war ganz beſtürzt und ließ mich und das Kind nach ſeinem Hauſe fahren; da ſchenkte mir ſeine Frau andre Kleider für mich und das Kind, und Nachmittag ſchenkte uns der Bürgermeiſter noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl ſehen wollten, ſo daß ich an zwanzig Thaler und viele Kleider für ſie bekam. Am Abend kam der

Pfarrer in's Haus und redete mir lange zu: daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen ſollte, und auf alle die betrübten Zeichen gar nichts geben, daß ſeyen nur Schlingen des Satans, die man verachten müſſe; und dann ſchenkte er mir noch eine ſchöne Bibel für das Annerl, die ſie noch hat, und dann ließ uns der gute Bürgermeiſter, am andern Morgen, noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, und alles iſt doch eingetroffen! ſagte die Alte und ſchwieg.

Eine ſchauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. Um Gottes willen, Mutter, rief ich aus, was iſt es mit der armen Annerl geworden, iſt denn gar nicht zu helfen?

Es hat ſie mit den Zähnen dazu geriſſen, ſagte die Alte, heut wird ſie gerichtet; aber ſie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinn, ſie war zu Schanden gekommen aus Ehrſucht, ſie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat ſie ſitzen laſſen, ſie hat ihr Kind erſtickt in derſelben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf, und die ſie mir heimlich entwendet hat; ach, es hat ſie mit Zähnen dazu geriſſen, ſie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe verſprochen, und geſagt: der Kasper ſey in Frankreich geblieben; dann iſt ſie verzweifelt und hat das Böſe gethan, und hat ſich ſelbſt bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird ſie gerichtet. Sie hat mir geſchrieben: ich möchte noch zu ihr kommen, das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen, und die Roſe, die ich heut Nacht erhalten, das wird ſie tröſten. Ach, lieber Schreiber, wenn er es nur in der Bittſchrift auswirken kann: daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unſern Kirchhof gebracht werden.

Alles, alles will ich verſuchen! rief ich aus, gleich will ich nach dem Schloſſe laufen, mein Freund, der ihr die Roſe gab, hat die Wache dort, er ſoll mir den Herzog wecken, ich will vor ſein Bett knien, und ihn um Pardon für Annerl bitten.

Pardon? ſagte die Alte kalt, es hat ſie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' er, lieber Freund, Gerechtigkeit iſt beſſer als Pardon, was hilft aller Pardon auf Erden, wir müſſen doch alle vor das Gericht:

Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn.

Seht, ſie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn ſie den Vater des Kindes nennen wolle, aber das Annerl hat geſagt: Ich habe ſein Kind ermordet und will ſterben, und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne. Darüber wurde ihr das Schwerd zuerkannt. Gehe er zum Herzog, und bitte er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe er gleich, ſeh' er: dort geht der Herr Pfarrer in's Gefängniß, ich will ihn anſprechen, daß er mich mit hinein zum ſchönen Annerl nimmt. Wenn er ſich eilt, ſo kann er uns draußen am Gerichte vielleicht den Troſt noch bringen: mit dem ehrlichen Grab für Kasper und Annerl.

Unter dieſen Worten waren wir mit dem Prediger zuſammen getroffen, die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen und er nahm ſie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schloſſe, und es machte mir einen tröſtenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Groſſingers Hauſe vorüberſtürzte, und aus einem offnen Fenſter des Gartenhauſes eine liebliche Stimme zur Laute ſingen hörte:

Die Gnade ſprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünſcht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Roſen giebt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil ſie die Gnade liebt.

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! ein hundert Schritte weiter, fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend.

gend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Roſen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: ach Gott, das iſt die Gnade. Als ich um die Ecke bog, ſah ich einen Mann, der ſich in ſeinem Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorüber eilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht geſehen zu werden. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich ſah und hörte nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und ſtürzte durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott ſey Dank, der Fähndrich, Graf Groſſinger, der unter den blühenden Kaſtanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir ſchon entgegen.

Lieber Graf, ſagte ich mit Ungeſtüm, ſie müſſen mich gleich zum Herzog bringen, gleich auf der Stelle, oder alles iſt zu ſpät, alles iſt verloren!

Er ſchien verlegen über dieſen Antrag und ſagte: Was fällt Ihnen ein, zu dieſer ungewohnten Stunde? Es iſt nicht möglich, kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorſtellen.

Mir brannte der Boden unter den Füßen; jetzt, rief ich aus, oder nie! es muß ſeyn, es betrifft das Leben eines Menſchen.

Es kann jetzt nicht ſeyn, erwiederte Groſſinger ſcharf abſprechend, es betrifft meine Ehre, es iſt mir unterſagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun.

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln; ich dachte an Kaspers Ehre, an Annerls Ehre und ſagte: die vermaledeite Ehre, gerade um die letzte Hülfe zu leiſten, welche ſo eine Ehre übrig gelaſſen, muß ich zum Herzoge, ſie müſſen mich melden oder ich ſchreie laut nach dem Herzog.

So Sie ſich rühren, ſagte Groſſinger heftig, laſſe ich Sie in die Wache werfen, Sie ſind ein Fantaſt, Sie kennen keine Verhältniſſe.

O ich kenne Verhältniſſe, ſchreckliche Verhältniſſe! ich muß zum Herzoge, jede Minute iſt unerkauflich! verſetzte ich, wollen Sie mich nicht gleich melden, ſo eile ich allein zu ihm.

Mit dieſen Worten wollte ich nach der

Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den Nämlichen, in einen Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieſer Treppe eilend bemerkte. Groſſinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich dieſen nicht ſehen ſollte. Was machen Sie, Thöriger, flüſterte er mir zu, ſchweigen Sie, ruhen Sie, Sie machen mich unglücklich.

Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging? ſagte ich; er kann nichts Dringenderes vor zu bringen haben, als ich. Ach, es iſt ſo dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schickſal eines unglücklichen verführten armen Geſchöpfs.

Groſſinger erwiederte: Sie haben den Mann hinauf gehen ſehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, ſo kommen ſie vor meine Klinge; gerade, weil Er hinauf ging, können *Sie nicht* hinauf, der Herzog hat Geſchäfte mit ihm.

Da erleuchteten ſich die Fenſter des Herzogs. Gott, er hat Licht, er iſt auf! ſagte ich, ich muß ihn ſprechen, um des Himmels willen, laſſen Sie mich, oder ich ſchreie Hülfe.

Groſſinger faßte mich beim Arm, und ſagte: Sie ſind betrunken, kommen Sie in die Wache; ich bin ihr Freund, ſchlafen Sie aus, und ſagen Sie mir das Lied, das die Alte heut Nacht an der Thüre ſang, als ich die Runde vorüber führte, das Lied intereſſirt mich ſehr.

Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge ſprechen! rief ich aus,

Wegen der Alten? verſetzte Groſſinger, wegen der ſprechen Sie mit mir, die großen Herrn, haben keinen Sinn für ſo etwas, geſchwind kommen Sie nach der Wache.

Er wollte mich fortziehen, da ſchlug die Schloßuhr halb Vier, der Klang ſchnitt mir wie ein Schrei der Noth durch die Seele, und ich ſchrie aus voller Bruſt zu den Fenſtern des Herzogs hinauf:

Hülfe! um Gottes willen, Hülfe für ein elendes, verführtes Geſchöpf! Da ward Groſſinger wie unſinnig, er wollte mir den Mund zu halten, aber ich rang mit ihm; er ſtieß mich in den Nacken, er ſchimpfte, ich fühlte, ich hörte nichts. Er rief nach der Wache, der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen, aber in dem Augenblick ging des Herzogs Fenſter auf, und es rief herunter:

Fähndrich Graf Groſſinger, was iſt das für ein Skandal? bringen Sie den Menſchen herauf, gleich auf der Stelle!

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich ſtürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufſtehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er ſorgfältig über der Bruſt zuſammen hielt.

Ich trug dem Herzoge Alles, was mir die Alte von dem Selbſtmorde des Uhlans, von der Geſchichte der ſchönen Annerl erzählt hatte, ſo gedrängt vor, als es die Noth erforderte, und flehte ihn wenigſtens um den Aufſchub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich ſey. — Ach, Gnade, Gnade! rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Roſen aus dem Buſen zog; dieſer Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, ſchien mir Gnade zu verheißen.

Der Herzog griff mit Ungeſtüm nach dem Schleier, und war heftig bewegt, er drückte den Schleier in ſeinen Händen und als ich die Worte ausſprach: Euer Durchlaucht, dieſes arme Mädchen iſt ein Opfer falſcher Ehrſucht; ein Vornehmer hat ſie verführt, und ihr die Ehe verſprochen, ach, ſie iſt ſo gut daß ſie lieber ſterben will als ihn nennen — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen, und ſagte: Schweigen Sie, ums Himmels willen, ſchweigen Sie — und nun wendete er ſich zu dem Fähndrich, der an der Thüre ſtand, und ſagte mit dringender Eile: Fort, eilend zu Pferde mit dieſem Menſchen hier; reiten Sie das Pferd todt; nur nach dem Gerichte hin: heften Sie dieſen Schleier an ihren Degen, winken und ſchreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach.

Groſſinger nahm den Schleier; er war ganz verwandelt, er ſah aus wie ein Geſpenſt vor Angſt und Eile; wir ſtürzten in den Stall, ſaßen zu Pferde und ritten im Gallop, er ſtürmte wie ein Wahnſinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an ſeine Degenſpitze befeſtigte, ſchrie er: Herr Jeſus, meine Schweſter! Ich verſtand nicht was er wollte. Er ſtand hoch im Bügel, und wehte und ſchrie: Gnade, Gnade! wir ſahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht verſammelt. Mein Pferd ſcheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein ſchlechter Reiter, ich konnte den Groſſinger nicht einholen, er flog im ſchnellſten Karriere; ich ſtrengte alle Kräfte an. Trauriges Schickſal! die Artillerie exerzierte in der Nähe, der Kanonendonner machte es unmöglich, unſer Geſchrei aus der Ferne zu hören. Groſſinger ſtürzte, das Volk ſtob aus einander, ich ſah in den Kreis, ich ſah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwerdblitz des Richters! — Ich ſprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. Pardon, Pardon! ſchrie Groſſinger und ſtürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis, wie ein Raſender, aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der ſchönen Annerl entgegen, das ihn wehmüthig anlächelte. Da ſchrie er: Gott ſey mir gnädig! und fiel auf die Leiche hin zur Erde, tödtet mich, tödtet mich ihr Menſchen, ich habe ſie verführt, ich bin ihr Mörder!

Eine rächende Wuth ergriff die Menge; die Weiber und Jungfrauen drangen heran und riſſen ihn von der Leiche, und traten ihn mit Füßen, er wehrte ſich nicht; die Wachen konnten das wüthende Volk nicht bändigen. Da erhob ſich das Geſchrei: der Herzog, der Herzog! er kam im offnen Wagen gefahren, ein blutjunger Menſch, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, ſaß neben ihm. Die Menſchen ſchleifen Groſſinger herbei; Jeſus, mein Bruder! ſchrie der junge Offizier mit der weiblichſten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog ſprach beſtürzt zu ihm: ſchweigen

Sie! er ſprang aus dem Wagen, der junge Menſch wollte folgen, der Herzog drängte ihn ſchier unſanft zurück, aber ſo beförderte ſich die Entdeckung: daß der junge Menſch die, als Offizier verkleidete Schweſter Groſſingers ſey. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Groſſinger in den Wagen legen, die Schweſter nahm keine Rückſicht mehr, ſie warf ihren Mantel über ihn; Jedermann ſah ſie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen, aber er ſammelte ſich, und befahl: den Wagen ſogleich umzuwenden, und die Gräfinn mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieſes Ereigniß hatte die Wuth der Menge einigermaßen geſtillt. Der Herzog ſagte laut zu dem wachthabenden Offizier: die Gräfinn Groſſinger hat ihren Bruder an ihrem Hauſe vorbei reiten ſehen, den Pardon zu bringen und wollte dieſem freudigen Ereigniß beiwohnen; als ich zu demſelben Zwecke vorüber fuhr, ſtand ſie am Fenſter, und bat mich, ſie in meinem Wagen mit zu nehmen, ich konnte es dem gutmüthigen Kinde nicht abſchlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufſehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überraſcht, die Sache gerade dadurch zu einem abentheuerlichen Skandal gemacht. Aber wie konnten ſie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Groſſinger nicht vor dem Pöbel ſchützen? es iſt ein gräßlicher Fall: daß er, mit dem Pferde ſtürzend, zu ſpät kam, er kann doch aber nichts dafür; ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und beſtraft wißen.

Auf dieſe Rede des Herzogs erhob ſich ein allgemeines Geſchrei: Er iſt ein Schurke, er iſt der Verführer, der Mörder der ſchönen Annerl geweſen, er hat es ſelbſt geſagt, der elende, der ſchlechte Kerl!

Als dies von allen Seiten hertönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtsperſonen es beſtätigten, war der Herzog ſo tief erſchüttert, daß er nichts ſagte, als: Entſetzlich, entſetzlich, o der elende Menſch!

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis, er wollte die Leiche der ſchönen Annerl ſehen. Sie lag auf dem grünen Raſen in einem ſchwarzen Kleide mit weißen Schleifen, die alte Großmutter, welche ſich um alles was vorging nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die ſchreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt; ſie war beſchäftigt ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geſchenkt hatte, das goldene Kränzlein band ſie ihr auf den Kopf, und ſteckte die Roſe vor die Bruſt, welche ihr Groſſinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wiſſen, wem er ſie gab.

Der Herzog ſprach bei dieſem Anblick: Schönes, unglückliches Annerl! ſchändlicher Verführer, du kamſt zu ſpät! — arme alte Mutter, du biſt ihr allein treu geblieben, bis in den Tod. Als er mich bei dieſen Worten in ſeiner Nähe ſah, ſprach er zu mir: Sie ſagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kasper, haben Sie ihn bei ſich. Da wendete ich mich zu der Alten und ſagte: Arme Mutter, gebt mir die Brieftaſche Kaspers; Er. Durchlaucht wollen ſeinen letzten Willen leſen.

Die Alte, welche ſich um nichts bekümmerte, ſagte mürriſch: Iſt er auch wieder da? er hätte lieber ganz zu Hauſe bleiben können. Hat er die Bittſchrift? jetzt iſt es zu ſpät, ich habe dem armen Kinde den Troſt nicht geben können, daß ſie zu Kasper in ein ehrliches Grab ſoll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber ſie hat mir nicht geglaubt.

Der Herzog unterbrach ſie und ſprach: Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter, der Menſch hat ſein Möglichſtes gethan, der Sturz des Pferdes iſt an Allem ſchuld, aber ſie ſoll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war, es ſoll ihnen Beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: Gebt Gott allein die Ehre! der Kasper ſoll als Fähndrich begraben werden, ſeine Schwadron ſoll ihm dreimal in's Grab ſchießen, und des Verderbers Groſſingers Degen ſoll auf ſeinen Sarg gelegt werden.

Nach dieſen Worten ergriff er Groſſingers Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter bedeckte Annerl damit und ſprach: Dieſer unglückliche Schleier, der ihr ſo gern Gnade gebracht hätte, ſoll ihr die Ehre wiedergeben, ſie iſt ehrlich und begnadigt geſtorben, der Schleier ſoll mit ihr begraben werden.

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Beſtattung des Uhlanen und dieſes armen Mädchens bei der Parade empfangen.

Nun las er auch die letzten Worte Kaspers laut mit vieler Rührung, die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen ſeine Füße, als wäre ſie das glücklichſte Weib. Er ſagte zu ihr, gebe ſie ſich zufrieden, ſie ſoll eine Penſion haben bis an ihr ſeeliges Ende, ich will ihrem Enkel und der Annerl einen Denkſtein ſetzen laſſen. Nun befahl er dem Prediger mit der Alten, und einem Sarge in welchem die Gerichtete gelegt wurde, nach ſeiner Wohnung zu fahren, und ſie dann nach ihrer Heimath zu bringen und das Begräbniß zu beſorgen. Da während dem ſeine Adjudanten mit Pferden gekommen waren; ſagte er noch zu mir: Geben Sie meinem Adjudanten ihren Namen an, ich werde Sie rufen laſſen, Sie haben einen ſchönen menſchlichen Eifer gezeigt. Der Adjudant ſchrieb meinen Namen in ſeine Schreibtafel, und machte mir ein verbindliches Kompliment. Dann ſprengte der Herzog, von den Segenswünſchen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der ſchönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieſer mit ihr nach der Heimath zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Groſſingers und einer Schwadron Uhlanen, auch daſelbſt am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kaſper, mit Groſſingers Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der ſchönen Annerl, zur Seite ſeiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindiſch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Uhlanen dem Kasper zum dritten Mal in's Grab ſchoſſen, fiel ſie mir todt in die Arme, ſie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen Allen eine freudige Auferſtehung!

Sie ſollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein ſitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen,
Mit einem ſchönen Regenbogen;
Da ſollen ihre Seelen vor Gott beſtehn.
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als ich in die Hauptſtadt zurück kam, hörte ich: Graf Groſſinger ſey geſtorben; er habe Gift genommen, in meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm, er ſagte mir darin:

Ich habe Ihnen viel zu danken, ſie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl, die Annerl hatte es mir oft vorgeſagt, ſie war ein unbeſchreiblich edles Geſchöpf. Ich war ein elender

Verbrecher, ſie hatte ein ſchriftliches Eheverſprechen von mir gehabt und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, ſie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewiſſe mediziniſche Mittel, die etwas Magiſches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott ſey mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schweſter gerettet, der Herzog liebt ſie, ich war ſein Günſtling — die Geſchichte hat ihn erſchüttert — Gott helfe mir, ich habe Gift genommen.

Joſeph Graf Groſſinger.

Die Schürze der ſchönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jäger Jürge bei ſeiner Enthauptung gebiſſen, iſt auf der herzoglichen Kunſtkammer bewahrt worden. Man ſagt: die Schweſter des Grafen Groſſinger werde der Herzog mit dem Namen: Voil de Grace auf deutſch: Gnadenſchleier in den Fürſtenſtand erheben und ſich mit ihr vermählen. Bei der nächſten Revue in der Gegend von D.... ſoll das Monument auf den Gräbern der beiden unglück-

lichen

lichen Ehrenopfer, auf dem Kirchhof des Dorfs, errichtet und eingeweiht werden, der Herzog wird mit der Fürſtin ſelbſt zugegen ſeyn. Er iſt ausnehmend zufrieden damit; die Idee ſoll von der Fürſtin und dem Herzoge zuſammen erfunden ſeyn. Es ſtellt die falſche und wahre Ehre vor, die ſich vor einem Kreuze beiderſeits gleich tief zur Erde beugen, die Gerechtigkeit ſteht mit dem geſchwungenen Schwerdte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Aehnlichkeit mit dem Herzoge, in dem Kopfe der Gnade Aehnlichkeit mit dem Geſichte der Fürſtin finden.

Die arme Frau und der Mönch.

Von

A. F. E. Langbein.

Zwei bleiche Kindlein auf den Armen,
Durchwankt ein junges Weib die Stadt,
Und flehet, ſelbſt vor Hunger matt,
Für ihre Kleinen um Erbarmen.

Das Volk umher läuft ſchnell und ſchneller,
Je mehr die eigne Noth es drängt,
Und ach! von keiner Hand empfängt
Die bange Mutter einen Heller.

Da kommt mit blühend rothen Wangen,
Und, trotz der Theuerung, vom Herd
Des reichen Kloſters wohl genährt,
Ein Mönch die Straße her gegangen.

Die Arme naht ſich ihm mit Aechzen:
„Ehrwürd'ger Herr, erbarmt euch mein!
Beſchenkt mit einem Broſamlein
Die Würmchen, die nach Speiſe lechzen.“ —

„Ich hab' nichts, laßt mich ungeplaget!"
Fährt ſie der Mönch verdrießlich an.
Sie ſeufzt und ſpricht: „Ihr denkt nicht dran,
Daß Ihr ein Brod im Buſen traget!" —

„Euch möge Gott die Augen ſchärfen!"
Fällt raſch der Ordensbruder ein.
„Das iſt kein Brod, es iſt ein Stein,
Nach böſen Hunden ihn zu werfen." —

Er zieht der Kutte weiten Kragen
Geſchwind zuſammen, und enteilt.
Sein Imbiß ſoll ihm ungetheilt
An einem andern Ort behagen.

Und Gras und Laub, die eben ſprießen,
Sie locken ihn hinaus vor's Thor.
Hier langet er ſein Brod hervor,
Um es in Ruhe zu genießen.

Doch ſieh, er findet es verwandelt!
Ein ſchwerer Stein füllt ſeine Hand,
Und ſchaudernd wird von ihm erkannt,
Wie hart und lieblos er gehandelt.

Im Kloſter beichtet er die Sünde,
Und übergab dem Abt den Stein,
Der Nachwelt ſorgſam ihn zu weihn,
Daß er das Wunder ihr verkünde.

In Danzig hat es ſich begeben,
Und nachher ſah man fort und fort
In einer Kloſterkirche dort
Den Wunderſtein an Ketten ſchweben.

Das Glück.

Von

Karl Müchler.

Es iſt das Glück, nach dem die Menge trachtet,
Ein Hirngeſpinſt, ein Schattenbild, ein Traum,
Wonach des Jünglings Feuerſeele ſchmachtet,
Erfreut den Greis in der Erinn'rung kaum.
Der Stolz des Geizes Durſt nach Gold verachtet,
Der Geiz nennt Ehre Seifenblaſenſchaum.
So führen Alle trügliche Gebilde
Vom rechten Pfad' in dunkle Irrgefilde.

Nicht, was man hat, nur das, was man entbehrt,
Das oft nur in der Ferne täuſchend blendet,
Hat für den wahnbethörten Schwächling Werth,
Der Müh', Talent und Kraft auf das verwendet,
Was ſchwer erlangt, nur ſeine Unluſt mehrt
Und Heiterkeit in finſtern Murrſinn wendet.
Was ihn zuvor von ſeiner Höh' entzückt,
Wird eine Laſt, die ihn zu Boden drückt.

Der Knabe ſchon im erſten Lebenslenze
Beneidet des gereiften Jünglings Glück,
Er miſchte gern ſich in der Jungfraun Tänze,
Doch ſchnöde weiſet man ihn dort zurück,
Den Jüngling reizen nun des Ruhmes Kränze,
Der Mann begehrt des Greiſes Ruh' und Glück;
Die Zukunft will man ungeſtüm erſtreben,
Die Gegenwart kann keine Wonne geben.

Und ſo verwelkt die Freude, die uns blüht,
Bevor wir ſie in ihrer Fülle pflücken,
Den, der ſtets ſchmachtend in die Zukunft ſieht,
Kann nicht die Luſt der Gegenwart beglücken,
Sein ungenügſam ſtürmiſches Gemüth
Wird ſeines Daſeyns Blumen ſelbſt zerknicken,
Denn ſtets zieht er, ein unheilbarer Thor,
Das Schattenbild des Wahns der Wahrheit vor.

Das zarte Mädchen in dem Flügelkleide,
Das noch mit Puppen kindiſch tändelnd ſpielt,
Sehnt ſich nach der erwach'ſnen Schweſter Freude,
Die nach dem Brautkranz der Geſpielin ſchielt,
Und, ſchmückt ſie nicht ein ſchimmernd Kleid von Seide,
Sich, eitlen Schmuck entbehrend, elend fühlt;
Sie ahnet nicht, daß Edelſteine drücken,
Die oft die Stirn der Tiefgebeugten ſchmücken.

Die Größe täuſcht, nach der die Ehrfurcht ſtrebt,
Und an des Weltbezwingers Herrſcherkrone
Das Opferblut von Millionen klebt,
Sein Name wird das Schrecken jeder Zone,
Er ſelbſt ein Sklav', der vor Verräthern bebt,
Verbannung wird dem Mächtigen zum Lohne,
Den man verehrt, deß Glück man ſtaunend pries,
Und Helena vertauſcht er mit Paris.

Wer ſich in ſeinem Dienſt empor geſchwungen,
Und wem er Schätz' und Ordensſterne gab,
Muß ſcheu entfliehn, von banger Furcht durchdrungen;
Zertrümmert iſt des Schergen Marſchallsſtab,
Und nichts bleibt ihm von allen Plünderungen,
Als ein mit Schmach und Fluch bedecktes Grab,
Und ausgeſtoßen aus dem Vaterlande,
Trift den Geächteten der Nachwelt Schande.

Auch du, zweideutiges Metall, kannſt nicht
Ein dauernd Glück dem Sterblichen verleihen,
Zuerſt giebſt du dem Frevler Zuverſicht:
Der Menſchheit Pflichten dreiſter zu entweihen,
Du leihſt dem Throne Anſehn und Gewicht,
Und Engverbundene kannſt du entzweien;
Wie Wenige beſitzen dich, o Gold,
Sie ſtehn als Sklaven nur in deinem Sold.

Ach! überall verſcheuchet man die Freuden,
Die auf dem Pfad des Erdenlebens blühn,
Um ſeine Zeit mit Wünſchen zu vergeuden,
Sich um Phantome thöricht zu bemühn,
Die, oft ein neuer Quell von bittern Leiden,
Beim hell'rem Blick, wie Nebeldünſte, fliehn;
Man ſteht am Ziel, die Täuſchung iſt verflogen,
Der Kämpfer ſieht ſich um den Preis betrogen.

Ein leerer Wahn bethört des Menſchen Herz,
Früh von der Wiege bis zum Sarkophage,
Nie kennt und fühlt er innig fremden Schmerz
Am drückendſten ſcheint ihm die eig'ne Plage;
Die Bruſt verſchließt zur Freude dreifach Erz,
Doch immer offen iſt es jeder Klage,
Und ungerecht, vergißt er undankbar,
Wie ſein Geſchick ihm Freuden viel gebar.

Es martert ihn ein ungeſtümes Streben,
Sich mühevoll aus dem beſchiednen Kreis
Der Wirkſamkeit, wie Ikarus, zu heben,
Er ringet nach des Ruhmes Lorbeerreis,
Von drohenden Gefahren rings umgeben;
Er dürſtet nach des ſchnöden Goldes Preis,
Es welkt der Kranz, den blutig er erkämpfet,
Nie wird der Durſt nach todtem Erz gedämpfet.

Es giebt ein Glück, es heißt: Genügſamkeit,
Ein leichter Sinn, ein kindliches Vertrauen,
Das nicht der finſtern Zukunft Räthſel ſcheut,
Und, ſtatt ſich Schlöſſer in die Luft zu bauen,
Dankbar der Luſt des Augenblicks ſich freut,
Das, führt der Pfad durch unwirthbare Auen,
Voll Hoffnung auf zum Sternenhimmel blickt,
Der noch das Aug' in Wüſtenein entzückt.

Es iſt dies Glück an keinen Stand gebunden,
Und es bedarf dazu nicht Peru's Erz,
In Lieb' und Freundſchaft wird es aufgefunden,
Sein Wohnſitz iſt ein frommes, reines Herz.
Der Unſchuld Stolz heilt alle Schickſalswunden,
Und Selbſtbewußtſein lindert jeden Schmerz.
Ein Geiſt, der denkt, fliegt aus dem öden Thale
Der Wirklichkeit ins Land der Ideale.

Er fühlt getreuer Liebe hohen Werth
An ſeiner Gattin, ſeiner Kinder Seite,
Sein ganzer Reichthum iſt ein eig'ner Heerd;
Und, keiner regelloſen Wünſche Beute
Genießt er, was das Schickſal ihm beſcheert,
Mit keiner rohen Leidenſchaft im Streite,
Kann er ſich ganz der Pflicht der Menſchheit weihn,
Und gerne kehrt bei ihm die Freundſchaft ein.

O flieht den Neid! — er iſt die Peſt der Seelen,
Die den Genuß der Gegenwart uns raubt,
Der muß ſich oft in bittren Sorgen quälen
Den unſer Wahn vom Glück begünſtigt glaubt,
Den wird es nie an wahrem Glücke fehlen,
Der nie zu hoch verwegne Wünſche ſchraubt.
Nur dem Beſcheidenen erblüht hienieden,
Im engen Kreis der keuſchen Liebe Frieden.

Die Maskerade auf dem Papier.

Von

Friedrich Kuhn.

Erſtes Lied.

Redouten-Leben.

Hört Ihr nicht die Wagen rollen?
In die Wagen friſch hinein!
Wenn die Andern ziehn und tollen
Bleib' ich nicht im Kämmerlein.

Wenn die Andern bunt ſich ſchmücken,
Treiben ihre muntre Jagd,
Will ich mit den Augenblicken
Spielen auch, wie mir behagt.

Denn ich laſſe meinen Stunden
Willig ihrer Laune Bahn,
Sind ſie heiter nur verſchwunden
Sehn ſie immer gut mich an.

Masken her und bunte Kleider!
Alle Menſchen nenn' ich Du
Phantaſus, der große Schneider,
Schnitt und nähte wacker zu.

Schnitt in aller Farben Schimmer
Wie er wollte, Kreuz und Quer
Fügen muß ſich alles immer,
Luſtig, duftig ſelbſt wie er.

Nun ihr muntern Feſtgeſellen,
Laßt mich in die frohen Reihn.
Wo ſich Witz und Laune ſtellen
Mag ich nicht der Letzte ſeyn.

Meine Maske, wohl gewählet,
Soll Euch ſagen: wer ich bin,
Viele Scherze, nicht gezählet,
Nicht gewogen geb' ich hin.

Phantaſus, der große Schneider,
Hängt ſich wahrlich ſelber an,
Fertig hat er ſeine Kleider
Und nun zieht er ſelbſt ſie an.

Liebe Nonne! friſch und blühend
Willſt Du welken einſam zart,
Oder mit den Augen glühend
Suchſt Du Deinen Abelard!

Harlekin! Du froher Jünger,
Biſt Du munter, biſt Du lahm,
Biſt Du noch der leichte Springer,
Wie aus Bergamo er kam.

Harlekin! der neuen Erde
Schutzpatron und Genius,
Neige huldvoll die Gebehrde,
Aber daß man lachen muß.

Da im Janitſcharenkleide
Tritt zu Dir ein Muſelmann,
Keinen Degen in der Scheide,
Wären ſo doch Alle dran!

Deinem Degen gegenüber
Harlekin, Du holder Gaſt,
Brauchte Niemand einen Hieber
Und wir hätten Ruhe faſt.

Bauerlein! in ſchwarzer Wolle:
Deine Hände weich und zart
Fielen leider aus der Rolle
Oder ſelbſt Du aus der Art!

Weißt Du wohl, ich muß Dich fragen:
Wie die Graupen wachſen wild,
Oder wann die Lerchen ſchlagen,
Oder was der Waitzen gilt?

Schäferin, Du liebe Kleine,
Mit den Bändern himmelblau,
Nimms einmal auf dieſem Raine
Mit den Schäfchen nicht genau!

Sind wohl Lämmer zart und munter,
Frohe Schäfchen wohl umher,
Aber manche auch darunter
Manche Schaafe ſtoßen ſehr.

Glaubens herrlich auszuführen,
Geht auch aller Segen ab,
Kleine, laß Dich nicht genieren,
Brauche nur den Schäferſtab.

Zaubermann! mit hoher Mütze,
Zaubre: daß die Kleine hier
Mit des Auges warmem Blitze
Gehe mit und folge mir.

Zaubermann mit Deiner Ruthe!
Hilf und ſpiele wunderbar'
Ohne Mask' und Schäferhute
Stelle mir die Kleine dar.

Sonſt auf meinem Lebenswege
Käm, ich nimmer wohl zu ihr,
Aber ſo — ich komm und lege
Meine Hand in ihre hier.

Haſt du Witz im Lockenköpfchen,
Wie ich faſt im Auge las,
Oder ſind die blonden Zöpfchen
So zu ſagen — aller Spaß?

Sprich ein Wörtchen, ſolche Mienen
Müſſen Wörtchen laſſen gehn,
Wollte lieber ſonſt im Grünen
Wahrlich, Gänſeblümchen ſehn!

Nun ſo! — endlich will ſie's wagen:
„Maske! wie gefall' ich Dir?
Aber darf ich weiter fragen:
Maske! wie gefällſt Du mir?"

„Alles wollt Ihr nur erzwingen,
Alles greifen derb und feſt,
Wißt Ihr nicht, daß ſeine Schwingen
Scherz ſich nimmer halten läßt?"

„Daß die Gaben nimmer ſäumen,
Wenn Ihr auch ſie fordert nicht,
Wie ſich an den Aepfelbäumen
Reife Frucht von ſelber bricht?"

„Laſſe drum nur frei die Hände,
Möchte ſuchen weiter noch:
Wenn kein Schätzchen ſonſt ſich fände,
Bleibſt Du mir am Ende doch.

Und ſie flog wie Windeswehen,
Und die Bänder flogen nach,
Und ich glaubte zu verſtehen,
Wie ſie meinte, was ſie ſprach!

Hat man's oder nicht verdroſſen,
Daß ſie mir das Schnippchen ſchlug?
Aber hatten meine Poſſen,
Sie nicht auch geneckt genug?

Drum Ade! Du Schäferinne!
Kann nicht hegen Haß und Groll,
Neue Fäden nun ich ſpinne,
Weil ich weiter ſpinnen ſoll!

Blumenmädchen! eine Blüthe
Möcht ich aus der weißen Hand,
Ach, und eine Zuckerdüte
Seh' ich, ach, mit Zuckerkant.

Hohe, würdige Matrone!
Thut das Spiel der Eitelkeit,
Frag' ich mit geſenktem Tone:
Nicht dem frommen Herzen Leid!

Und ſie ſpricht: „Wie ſie befehlen!“
Weiter nicht ein einzig Wort,
Aber Beſte! neune zählen
Muß man doch an dieſem Ort.

Pie-

Pierrots und Eiſenfreſſer,
Ritterdamen ſchwarz und roth;
Aber krumm wie Gartenmeſſer,
Haben wieder neue Noth.

Liebe Herren! Maskenkleider
Sind Euch Nullen doch zuletzt,
Wenn ihr Laune, bunt und heiter,
Nicht dazu wie Zahlen ſetzt.

Und ein Conterfey vom Leben
Stellen ſich die Masken ein,
Aber Leben muß auch weben:
Leben auch lebendig ſein.

Tretet drum auch wohl in Kreiſe,
Bildet Fabeln fröhlich aus,
Ruft Philinen! ruft ſie leiſe,
Oder Meiſters ganzes Haus.

Egmont laßt mit Clärchen kommen,
Wilhelm Tell, den Ehrenmann,
Alles hier wird aufgenommen,
Was da leben will und kann.

Fanchon hat ſich angekleidet,
Tändelt fort und ſingt und lacht;
Sintram, der ſo ruhig ſchreitet
Zwiſchen Himmel, Höll' und Nacht,

Kühleborn, der Altgeſelle,
  Freilich nur in Duodez:
Mit Undinen trüb' und helle,
Und der ganze Saal verſtehts. —

Aber ſieh! mit ihren Bändern:
  Wahrlich, meine Schäferin,
Zieht mich wahrlich fort zum Ländern,
  Zieht das Schäfchen ſelber hin.

Spricht mit zarter Stimme Munde:
  Da ich Beſſ'res viel nicht fand,
Mag es ſeyn für dieſe Stunde
  Mit dem Schäfchen an der Hand.

Und ich ſchweb' im raſchen Schwunge
  Hin um ſie, wie Mondeslauf,
Und die Flügel ihrer Zunge
  Schweben immer höher auf.

Und die Flügel ihrer Sohlen
  Halten mit den Worten Schritt;
Flügel muß ich ſelber holen,
  Will ich fort und will ich mit.

So entfloh die ſpäte Stunde,
  Witz und Laune flog voran,
Und im ganzen Erdenrunde
  War ein Herz mir zugethan.

Regte ſich mit freien Schwingen
Wie ich ſelber regte mich,
Ließ die goldnen Pfeile klingen
Von dem Bogen mächtiglich.

Hielt an meines Iches Spiegel
Ihre Seele rein und klar,
Daß ich ohne Zaum und Zügel,
Aber doch gebunden war.

Daß ſich, wie es auch ſich regte
Früher toll in meiner Bruſt,
Immer ſanfter ſich bewegte
Meines Herzens ſanfte Luſt.

Eines mußt Du noch vergönnen,
Seh ich auch Dich weiter nicht:
Dieſe Mienen möcht ich kennen,
Dieſes bluhende Geſicht.“

„Dieſe Lippen ſelber ſchauen,
Die im Flore ſelbſt noch glühn,
Wo der Rede Perlenthauen
Und der Scherze Roſen blühn!“

„Hab' ich ſelbſt doch abgenommen
Meiner Maske ſchwarz Viſier!
Wie ich komme, kannſt Du kommen
Und wir ſind alleine hier.“

Aber ſie — nur halb gehoben
  Wird der Maske ſchwarzer Flor,
Naſ' und Auge, höher oben
  Treten weiter nicht hervor.

Und ich eile raſch zu Ende
  Mit dem niedlichen Roman,
Küſſe raſch die beiden Hände,
  Schaue dann die Lippen an;

Schaue ſie und ſchöpfe leiſe
  Friſchen Muth; gedacht, gethan!
Und an ihrer Lippen Kreiſe
  Drücken, ach! ſich meine an.

Eh erröthend ſie verſchwunden
  Hielt ich ſchon das ſchöne Pfand;
Aber einſam ſind die Stunden
  Seit ſie mir ſich abgewandt.

Blättchen nur der zarten Blüthe,
  Zarte Blättchen hielt ich noch;
Aber, was mich da durchglühte
  Fühl' ich tief im Herzen doch.

Zweites Lied.

Die Tänze.

Tänze muß man ſich betrachten,
Was ſie deutend zeigen an;
Die die Tänze einſt erdachten
Haben's nicht umſonſt gethan.
Drum, da jetzo ſich im Kreiſe
Alles ſtellt in bunte Reihn,
Lad ich, nach Beſchwörers Weiſe,
Zu mir ſelbſt die Tänze ein.

Polonoiſe kommt gezogen,
Tritt den Andern herriſch vor,
Schreitet aus in weiten Bogen,
Hält die Stirne weit empor.
Allen mag ſie wohl gerathen,
Findet ſich der Anſtand nur,
Denn die Rolle der Magnaten
Iſt nicht ſchwierig von Natur.

Menuett! die zierlich Kleine!
Ganz verſchämt und ſchüchtern froh:
Biſt Du furchtſam nur zum Scheine,
Oder biſt Du wirklich ſo?
Und es ſenkt leiſ' und ſtille
Ihren Blick die ſüße Magd:
Mir geſchehe, Herr! Dein Wille,
Hör ich, wie die Lippe ſagt. —

Walzer heißt der leichte Bote
Mit den Schwingen frank und frei,
Mit der Gluth im Wangenrothe,
Mit der Pulſe Tanz dabei.
Ach! in ſeinem Ungeſtüme
Wirft er ſich an jede Bruſt,
Ob es tauge, ob es zieme,
Iſt er kaum ſich ſelbſt bewußt.

Lieber iſt aus Schwabenlande,
Lieber mir der andre Gaſt:
Tummelnd ſich — doch mit Verſtande,
Sinnig doch und traulich faſt;
Und in ſeinen Armen wiegen
Sich die Herzen ſtumm und matt,
Will die Kraft dir ſelbſt erliegen,
Bettet er die Ruheſtatt. —

Alle möcht ich wohl verkünden,
Aller Schönen Herold ſeyn,
Alle mit den Armen finden,
Drängen mich in alle Reihn;
Eine ſchon mir auszuwählen
Setz' ich eben nicht zum Ziel,
Denn es giebt in dieſen Sälen,
Ach! der Schönen gar zu viel! —

Sieh! da kommt mit leichtem Sprunge,
Die Angloiſe hergehüpft,
Plaudert mit beredter Zunge
Wie man durch die Reihen ſchlüpft,
Wie man tändelnd unter Scherzen
Fliehet ſich und hält ſo feſt,
Und umſchließt mit weitem Herzen,
Was ſich nur umſchließen läßt. —

Nein! ſich ſo herum zu treiben,
So in's Blaue fort und fort,
Nein! das laß ich lieber bleiben,
Sprechen wieder Andre dort;
Allen will ich mich nicht zeigen,
Wenn ich laſſe froh mich gehn,
Aber Freunde wohl im Reigen,
Freunde ja! die mag ich ſehn.

Viere, die ſich ſo gefunden,
Wählen ſich die Lieben aus,
Und in Einen Kranz gewunden
Halten ſie im Stillen Haus,
Laſſen, gern die Andern ſchalten,
Wie ſie wollen weit und breit,
Aber hier im Kreiſe halten
Liebe, Luſt, Geſelligkeit.

Aber nun mit Wohlbehagen, —
Faß ich's doch in Worte kaum, —
Läßt ein alter Herr noch fragen:
Ob für ihn im Saale Raum.
Tritt herein im bunten Rocke,
Groß geblümt und bunt zur Zier,
Und es ſchlägt die große Glocke,
Und es brummt im Saale Vier.

Iſt es wahrlich nicht im Leben,
Brüder! iſt's für wahr nicht ſo?
Erſt der Blüthe leiſes Beben,
Und die Blume friſch und froh,
Raſcher Schwung der jungen Glieder,
Und im Auge Glanz und Gluth,
Und im Buſen laute Lieder,
Und im Herzen Schwermuth.

Dann ein liebliches Erwählen
Aus den Träumen aller Art,
Dann ein ſeeliges Vermählen
Mit der goldnen Gegenwart.
Dann ein üppiges Erfüllen
Aller Räume, aller Luſt,
Bis die Fluthen ſanft ſich ſtillen
Und nur Flügel hat die Bruſt.

Und am kühlen Schnitterabend,
Wo ſich alle gütlich thun,
Und am Mahle ſich erlabend
Unter jungen Maien ruhn:
Dann ein Lächeln noch zurücke
In der jungen Zeiten Glanz,
Hingeworfen Stab und Krücke
Und gewagt den Ehrentanz.

Drittes Lied.

Die Heimkehr.

Rollt und rauſcht, der Töne Wellen!
Bildet ab der Zeiten Fluth!
Ob die Tänzer ein ſich ſtellen,
Ob der Faule ſitzt und ruht.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5

GOBITZ,F.W. FN. 06980/004

Immer rollen neue Wogen
Und die letzte rauſcht und rollt,
Und der Haufe wird betrogen
Doch um allen Ehrenſold.

Und zum Saale kehren wieder
Meine Blicke ernſter nun,
Und die matten Augenlieder
Sehnen faſt ſich aus zu ruhn.

Aus zu ruhen vom Gedränge,
Vom Gewühle wild und kraus,
Und es zieht die bunte Menge
Stiller ſchon in's ſtille Haus.

Was ſich hier mit tauſend Scherzen
So getummelt, ſo geneckt,
Wird mit ſeinem lauten Herzen
Bald vom Schlummer zugedeckt.

Und da tritt es immer milder
Stets wie Geiſter an die Bruſt,
Und des wilden Lebens Bilder
Werden beſſer mir bewußt.

Und es geht ein neues Leben
Hinter Masken auf mir ſtill,
Das empor mit Flügeln ſchweben
Und wie Geiſter ſprechen will.

Denn auf unſrer dunklen Erde
Alles, was ſich hier uns weiſ't,
Hat von außen nur Geberde
Und von innen Seel' und Geiſt.

Masken Ihr! im weiten Leben!
Masken bis zum ſtillen Grab:
Ach! die kalten Hände heben
Endlich alle Larven ab.

Ob Ihr mit dem Fürſtenmantel
Decktet Eurer Herzen Schmach,
Ob zu Eurem ſtillen Wandel
Mancher ſeinen Seegen ſprach;

Ob Ihr mit dem Gärtnerhute
Zoget Eure Blumen groß,
Oder mit der Wünſchelruthe
Grubet in der Erde Schoos;

Weiſe ſtelltet, ſo zu ſagen:
Stelltet vor mit Reim und Buch,
Oder ob im Lappenkragen
Ihr begannet Euern Spruch.

Ob vielleicht der Opernſchneider
Wenig nur für Euch gethan,
Und das letzte ſeiner Kleider
Grämlich zog dem Tänzer an:

Masken Ihr! auf allen Wegen!
Iſt zu Ende Tanz und Schmaus:
Müßt Ihr ab die Masken legen
Und Ihr geht in's ſtille Haus.

Und im ſtillen Haus beginnet
Erſt die Stunde ernſt und kühl:
Wo Ihr Euch ſo recht beſinnet
Auf das wilde Maskenſpiel.

Wo Ihr wäget mit der Wage
Kalter Prüfung in der Hand,
Wie am wilden Maskentage
Jeder ſeinen Platz beſtand.

Ob er, was ihm auch gegeben,
Seiner Maske blieb getreu,
Ob er bei der Rolle Leben
Hatte auch ein Herz dabei.

Ob in ſtiller Demuth Kleide
Freundlich doch er um ſich ſah:
Gab es auch im Feſtgeſchmeide
Viele Masken fern und nah.

Ob er auch mit ſeinem Pfunde
Ehrlich ſeinen Wandel trieb,
Andern auch die leichte Stunde
Machte froh und machte lieb.

Acht im Saale höher oben
Sitzt der Herr und wählet aus,
Wen er lieben will und loben,
Oder ſchelten muß im Haus.

Haben dem wir nicht gefallen,
Wird kein Schlummer leicht, und ſchön,
Ueber unſer Lager wallen:
Wenn wir endlich ſchlafen gehn.

Wird mit keinem Morgenrothe,
Keinen Kränzen angethan:
Dann des neuen Morgens Bote
Die Erwachenden empfahn.

Herbſtblumenkranz

für

Fanny gewunden.

Von

K. L. Methuſ. Müller.

Freundliche Kinder der ſchönen Natur, ihr ſchimmernden Blumen:
Die ihr das ſcheidende Jahr ſchmückt mit erfreuendem Glanz,
Windet euch willig zum Kranz für die euch liebende Freundin,
Und verkündet was tief ſpricht mir im Herzen für ſie.

Die Aſter.

In vielfarbiger Pracht entfaltet mein Stern ſich dem Lichte,
Und die Erinn'rung erwacht dir an den blumigen Lenz;

In der Farbengemiſch erfreut dich das heitere Lächeln
Ew'ger Jugend, die nicht fürchtet die neidiſche Zeit;
Alſo ſchmücket die Holde mit ewiger Jugend die Anmuth,
Die ihr die Grazien liehn, die ihr die Herzen gewinnt.
Und ich füge mich gern zum Kranz, den zarte Verehrung
Heut ihr weihet: iſt doch Schönes zu ſchmücken ſelbſt Schmuck.

Die Levkoye.

Gern auch biet' ich ſie dar, die üppig entfalteten Blüthen:
Zwar an Farben nicht reich, doch an erquickendem Duft,
Fühlt ſich nicht Alles erquickt was in der Nähe der Holden
Athmet, durch Lieb' und Huld jeglichem Kummer entrückt?

Die Nelke.

Mich auch wählſt du? du denkeſt gewiß des belebenden Geiſtes
Der aus dem Aug' ihr ſtrahlt, ſüß von den Lippen ihr ſtrömt?
Und wie mein würziger Duft erreget das innerſte Leben:
Alſo zum heiterſten Spiel wirket die geiſtige Kraft.

Die Malve.

Hochaufſtrebend, verſchmähend am niederen Boden zu ranken,
Steh' ich ein Bild des Gemüths, welches mit muthiger Kraft
Sich dem Gemeinen enthebt in den Aether der Schönheit und Güte,
Spottend des Neides der, gleich niedern Gewürm, es umkriecht.
Darum wählte ſie mich zum Schmuck in des Hauſes Umgebung *)
Wo

---

*) In einem Zimmer des Gartenhauſes, welches die Dame den Sommer über bewohnt, ſind die Wände mit Malven verziert.

Wo ſie mit Freuden die Luſt theilet der Kunſt und Natur,
Und ſo reich' ich dir gern von meinen lieblichen Blüthen
Zu dem Kranze, den ihr ſinnige Freundſchaft geweiht.

Die Reſeda.

Immer dieſelb' in jeglicher Zeit des wechſelnden Jahres:
Bis mich der ſtarrende Froſt früher Gewelkten geſellt,
Hauch' ich Gerüche dir zu, ſo lieblich und mild wie das Veilchen,
Das in die Frühlingsluft ſtreut den balſamiſchen Duft;
Iſt doch der Wechſel auch fremd der Holden; wen ſie erwählet
Ihrer würdig, dem naht ſtets ſie mit Lieb' und mit Huld,
Und ſo winde mein prunklos Grün in die ſchimmernden Blüthen;
Sie bemerkt mich gewiß dankend der treffenden Wahl.
Sei dein Leben, Verehrte, ein Kranz ſüß duftender Blumen,

Frühling und Sommer und Herbſt wechſle in holdem Verein,
Nur des Winters Gewalt berühre die lieblichen Blüthen
Die dir die Liebe gepflegt, nie mit erſtarrendem Hauch.

Erſcheinungen!

Von

Hoffmann.

(Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callots Manier.)

Gedachte man der letzten Belagerung von Dresden, ſo wurde Anſelmus noch bläſſer als er ſchon ſonſt war. Er faltete die Hände auf dem Schooß, er ſtarrte vor ſich hin ganz verloren in trüben Gedanken, er grollte und murmelte ſich ſelbſt an: „Herr des Himmels! „fuhr ich zur rechten Zeit in die neuen Klappſtiefel hinein mit beiden Beinen, rannte ich, „brennendes Stroh und berſtende Granaten „nicht achtend, ſchnell hinaus über die Brücke „nach der Neuſtadt, ſo bog ſich gewiß dieſer, jener große Mann aus dem Kutſchenſchlage, und rief, mir freundlich zuwinckend: „Steigen Sie nur getroſt ein, mein Guter!

„Aber ſo wurd' ich eingeſperrt in den verfluchten Hamſterbau von Wällen, Parapets, Sternſchanzen, verdeckten Gängen „und mußte Noth und Elend ertragen wie „Einer. — Kam es denn nicht ſo weit: daß „der müßige Magen, ſtieß er, zum Zeitvertreib in Roux Diktionaire blätternd, auf „das Wort: Eſſen, ganz verwundert ausrief: Eſſen? was iſt denn das? — Leute, „die ſonſt wohlbeleibt geweſen, knöpften ihr „eignes Fell über als breiten Bruſtlatz und „natürlichen Spencer. — O Gott! wär' nicht „noch der Archivarius Lindhorſt geweſen! — „Popowicz wollte mich zwar todtſchlagen „aber der Delphin ſpritzte wunderbaren Lebensbalſam aus den ſilberblauen Nüſtern. „— Und Agafia!“ — Bei dieſem Namen pflegte Anſelmus vom Stuhl aufzufahren, ein ganz klein wenig — zwei — dreimal zu ſpringen und ſich dann wieder zu ſetzen. Es blieb ganz vergebens, den Anſelmus zu fragen: was er eigentlich mit dieſen verwunderlichen Redensarten und Grimaſſen meine, er ſagte bloß: Kann ich's denn erzählen, wie alles ſich begab mit Popowicz und Agafia, ohne für närriſch gehalten zu werden? Alle lächelten zweideutig, als wollten ſie ſagen: Ei Lieber! das geſchieht ja ſchon ohnedem. — An einem trüben nebligten Oktoberabend trat Anſelmus, den man fern glaubte, ganz unvermuthet bei ſeinem Freunde zur Stubenthür hinein. Er ſchien im tiefſten Gemüth aufgeregt, er war freundlicher, weicher als ſonſt, beinahe wehmüthig, ſein zu Zeiten vielleicht gar zu wild herumfahrender Humor beugte ſich gezähmt und gezügelt dem mächtigen Geiſt, der ſein Innerſtes erfaßt. — Es war ganz finſter worden, der Freund wollte Lichter herbei ſchaffen, da ſprach Anſelmus, indem er den Freund bei beiden Armen ergriff: Willſt du mir einmal ganz „zu Willen ſeyn, ſo ſtecke keine Lichter an, „laß' es bewenden bei dem matten Schein „deiner Aſtral Lampe, der dort aus jenem „Cabinet zu uns herüberſchimmert. Du „kannſt machen was Du willſt — Thee trinken, Tabak rauchen, aber zerſchmeiße keine „Taſſe und wirf mir keinen brennenden Fi-

„dibus auf die neue Weſte. Beides könnte „mich nicht allein kränken, ſondern auch unnützer Weiſe hineinlärmen in den Zaubergarten, wo ich nun heute einmal hineingerathen bin und mich ſattſam erluſtire. — „Ich ſetze mich hier in's Sopha!“ — Er that das. Nach einer ziemlich langen Pauſe fing er an: Morgen früh um acht Uhr ſind es gerade zwei Jahre her, als der Graf von der Lobau mit zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen aus Dresden auszog, um ſich nach den Meißner Bergen hin durch zu ſchlagen — Nun, das muß ich geſtehen, rief der Freund laut lachend, mit wahrer Andacht hab' ich gewartet auf irgend eine himmliſche Erſcheinung, die Deinem Zaubergarten entſchweben würde und nun! — Was geht mich der Graf von der Lobau und ſein Ausfall an? — und daß Du es behalten haſt, daß es gerade zwölftauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen waren! Seit wann kleben denn kriegeriſche Ereigniſſe feſt in Deinem Kopfe? — Iſt Dir denn, ſprach Anſelmus, iſt Dir denn

ſo kurz vergangene verhängnißvolle Zeit
n ſo fremd geworden, daß Du es nicht
r weißt, wie das geharniſchte Ungethüm
Alle erreichte und erfaßte? — Das:
i turbare rettete uns nicht mehr vor
er Gewaltanſtrengung und wir woll-
nicht gerettet ſeyn, denn in Jedes Bruſt
tt der Dämon tiefe Wunden und auf-
izt von wildem Schmerz ergriff Jedes
ſt die ungewohnte Waffe, nicht nur zum
itz, nein, zum Trutz, damit die heil-
Schmach gebüßt und gerächt werde im
e. — Lebendig geſtaltet in Fleiſch und
tritt mich eben heute die Macht an,
he in jenen dunklen Tagen waltete und
fort trieb von Kunſt und Wiſſenſchaft
s wilde blutige Getümmel. — War es
denn möglich am Schreibtiſch ſitzen zu
en? — Ich trieb mich auf den Gaſſen
r, ich lief den ausziehenden Truppen
ſo weit ich durfte, nur um ſelbſt zu
en und aus dem was ich geſchaut
ung zu ſchöpfen, erbärmliche prahl-
Anſchlagszettel und Nachrichten nicht

achtend. Als nun vollends jene Schlacht aller Schlachten geſchlagen war, als ringsumher alles hoch aufjauchzte im entzückenden Gefühl wieder gewonnener Freiheit, und wir noch gefeſſelt in Sklavenketten lagen, da wollte mir die Bruſt zerſpringen. Es war mir, als müſſe ich, durch irgend eine entſetzliche That, mir und Allen, die mir gleich an die Stange gekettet, Luft und Freiheit verſchaffen. — Es mag Dir jetzt und ſo wie Du mich überhaupt zu kennen glaubſt, abentheuerlich, ſpaßhaft vorkommen, aber ich kann es Dir ſagen, daß ich mich mit dem wahnſinnigen Gedanken trug: irgend ein Fort, das der Feind, wie ich wußte, mit ſtarken Pulvervorräthen verſehen, anzuzünden und in die Luft zu ſprengen. — Der Freund mußte unwillkührlich ein wenig lächeln über den wilden Heroismus des friedfertigen Anſelmus, der konnte das aber nicht bemerken, da es finſter war, und fuhr, nachdem er einige Augenblicke geſchwiegen, in folgender Art fort: Ihr habt es ja Alle oft geſagt, daß ein eigner Stern, der über mich waltet, mir in wichtigen Momenten fabelhaftes Zeug dazwiſchen ſchiebt, woran Niemand glaubt und das mir ſelbſt oft wie aus meinem eignen innern Weſen hervorgegangen erſcheint, unerachtet es ſich dann auch wieder außer mir als myſtiſches Symbol des Wunderbaren, das uns im Leben überall entgegentritt, geſtaltet. — So ging es mir heute vor zwei Jahren in D. — Der ganze Tag verſtrich in dumpfer ahnungsvoller Stille, vor den Thoren blieb alles ruhig, kein Schuß fiel. Spät Abends, es mochte beinahe zehn Uhr ſeyn, ſchlich ich nach einem Kaffeehauſe auf dem Altmarkt, wo in einem entlegenen Hin- erſtübchen, das keiner der verhaßten Frem- en betreten durfte, gleichgeſinnte Freunde ich einander in Troſt und Hoffnung ermu- higten. Dort war es, wo allen Lügen zum roß die wahren Berichte der Schlachten n der Katzbach, bei Culm ꝛc. mitgetheilt urden, wo unſer R. ſchon zwei Tage nach- er den Triumph bei Leipzig verkündete, den , Gott weiß, auf welche geheimnißvolle rt erfahren. Mein Weg führte mich bei dem Brühlſchen Pallaſt, in welchem der Marſchall wohnte, vorüber, und es fiel mir die ganz beſonders helle Beleuchtung der Säle, ſo wie das rege Getümmel im Flur des Hauſes auf. Eben ſagte ich dies den Freunden mit der Bemerkung: daß gewiß etwas bei dem Feinde im Werke ſeyn müſſe, als R. ganz erhitzt und außer Athem ſchnell eintrat. „Hört das Neueſte, fing er ſogleich an: ſo eben hielt man bei dem Marſchall großen Kriegsrath. Der General Mouton (Graf von der Lobau) will ſich mit zwölf tauſend Mann und vier und zwanzig Kanonen nach Meißen hin durch ſchlagen. Morgen früh geſchieht der Ausfall.“ Vieles wurde nun hin und her geredet und man pflichtete endlich R.s Meinung bei, daß dieſer Anſchlag, der bei der regen Wachſamkeit unſerer Freunde drauſſen, ſehr leicht dem Feinde verderblich werden könnte, vielleicht früher den Marſchall zur Kapitulation zwingen und unſer Elend enden würde. „Wie kann R. in demſelben Augenblick des Beſchluſſes erfahren haben, was beſchloſſen

Univ.-Bibl. München

worden, dacht ich, als ich um Mitternacht zurückkehren wollte in mein Haus, aber bald vernahm ich, wie es durch die Grabesſtille der Nacht dumpf zu raßeln begann. Geſchütz und Pulverwagen, reichlich mit Fourage bepackt, zogen langſam bei mir vorüber nach der Elbbrücke zu. „R. hat doch recht,“ ſo mußt' ich mir ſelbſt ſagen. Ich folgte dem Zuge und kam bis auf die Mitte der Brücke an den damals geſprengten Bogen, der durch hölzerne Gerüſte erſetzt war. Von beiden Seiten des Gerüſtes, hüben und drüben, befand ſich auf der Brücke eine ſtarke Verſchanzung von hohen Palliſaden und Erdwällen. Hier vor der Verſchanzung drückte ich mich dicht an das Geländer der Brücke, um nicht bemerkt zu werden. Da war es mir, als finge eine der hohen Palliſaden an ſich hin und her zu bewegen und ſich herab zu beugen zu mir, dumpfe unverſtändliche Worte murmelnd. Die dicke Finſterniß der nebligten Nacht ließ mich nichts deutlich erkennen, aber als nun das Geſchütz vorüber und es todtenſtill auf der Brücke worden, als ich tiefe ſchwere Athemzüge, ein leiſes ahnungsvolles Gewimmer dicht neben mir vernahm, als ſich der dunkle Holzblock höher und höher aufrichtete, da überlief mich eiskaltes Grauen und wie vom ſchweren Traum geängſtet vermochte ich, in Bleyangeln feſtgefußt, mich nicht zu regen. Der Nachtwind erhob ſich und trieb den Nebel über die Berge, der Mond warf bleiche Strahlen durch die zerriſſenen Wolken. Da gewahrte ich, unfern von mir, die Geſtalt eines hohen Greiſes mit ſilberweißem Hauptbaar und langem Bart. Er hatte den knapp über die Hüften reichenden Mantel in vielen dicken Falten um Bruſt und Schultern geworfen, einen weißen langen Stab hielt er, den nackten Arm weit vorgeſtreckt, über den Strom hinaus. Er war es der ſo wimmerte und murmelte. In dem Augenblick ſah ich von der Stadt her Gewehre blinken und hörte Tritte. Ein franzöſiſches Bataillon marſchirte in tiefem Schweigen über die Brücke. Da kauerte der Alte nieder und fing an mit kläglicher Stimme zu jammern, indem er den Vorüberziehenden eine Mütze hinhielt wie um Almoſen bettelnd. Ein Offizier rief lachend: Voila St. Pierre, qui veut pêcher, der ihm folgte, blieb ſtehen und ſprach ſehr ernſt, indem er dem Alten Geld in die Mütze warf: Eh bien, moi pêcheur, je lui aiderai à pêcher. Mehrere Offiziere und Soldaten, aus den Gliedern heraustretend, warfen nun ſtill und nur manchmal leiſe aufſeufzend, wie in banger Todeserwartung, dem Alten Geld hin, der dann jedesmal mit dem Kopf ſeltſam hin und her nickte und dabei ein dumpfes Geheul ausſtieß. Endlich ſprengte ein Offizier (ich erkannte den General Mouton), ſo dicht heran an den Alten, daß mir bangte, das ſchäumende Roß werde ihn zertreten und fragte indem er mit ſchneller Wendung nach den Adjudanten hin, ſich den ſchwankenden Hut auf dem Kopfe feſtſchlug, ſtark und wild: Qui est cet homme? — Die Reiter die ihm folgten, blieben ſtill, aber ein alter bärtiger Sappeur, der auſſer Glied und Reihe mit der Axt auf der Schulter ſo neben her ſchlenderte, ſprach ruhig und ernſt: C'est un pauvre maniaque bien connù ici. On l'appelle St. Pierre pêcheur. — Damit wogte der Zug nicht wie ſonſt wohl in faſelndem Scherz und frechem Jubel, nein, in trüber Unluſt der Brücke entlang vorüber. So wie der letzte Ton verhallte, ſo wie der letzte Schein der Waffen in fernem Dunkel verblinkte, erhob ſich der Alte langſam in die Höhe und ſtand das Haupt aufgerichtet, den Stab empor geſtreckt in grauenvoller Majeſtät da, als wolle er, ein wunderthätiger Heiliger, den ſtürmenden Wellen gebieten. Mächtiger und mächtiger rauſchten wie aus tiefſtem Grunde bewegt die Wogen des Stroms. Es war mir als vernähm' ich mitten im Rauſchen eine dumpfe Stimme. Michael Popowicz — Michael Popowicz — ſiehſt du noch nicht den Feuermann? — So tönte es von unten herauf in ruſſiſcher Sprache. — Der Alte murmelte in ſich hinein, er ſchien zu beten. Doch plötzlich ſchrie er laut auf: Agaſia! und in demſelben Augenblick erglänzte ſein Antlitz wie in blutrothem Feuer, das aus der Elbe herauf ihn anſtrahlte. Auf den Meißner Bergen loderten mächtige flackernde Flammen hoch in die Lüfte, ihr Wiederſchein ſtrahlte in der Elbe, in dem Antlitz des Greiſes. Nun fing es an ganz nahe bei mir am Gerüſt der Brücke zu plätſchern und zu plätſchern, immer ſtärker und ſtärker und ich gewahrte wie eine dunkle Geſtalt mühſam heraufkletterte und ſich mit wunderbarer Gewandtheit über das Geländer hinüber ſchwang. — Agaſia! ſchrie der Alte noch einmal. — Mädchen, um des Himmels willen! — Dorothee wie — ſo fing ich an, aber in dem Augenblick fühlte ich mich umfaßt, und mit Gewalt fort gezogen. O um Jeſus! — Sey doch nur ſtille, lieber Anſelmus, Du biſt ja ſonſt des Todes! lispelte die Kleine, die nun vor mir ſtand zitternd und bebend vor Froſt. Die langen ſchwarzen Haare hingen triefend herab, die ganz durchnäßten Kleider ſchloſſen eng an den ſchlanken Leib. Sie ſank nieder vor Mattigkeit und klagte leiſe: Ach. es iſt drunten ſo kalt — ſprich nur nichts mehr, lieber Anſelmus, ſonſt müſſen wir ja ſterben! — Der Feuerſchein glühte in ihrem Geſicht, ja es war Dorothee, das hübſche Bauermädchen, die ſich, da ihr Dorf geplündert, ihr Vater erſchlagen, zu meinem Hauswirth geflüchtet, der ſie in ſeine Dienſte genommen. Das Unglück hat ſie ganz ſtupid gemacht, ſonſt wäre ſie ein gutes Ding, pflegte mein Hauswirth zu ſagen, und er hatte recht, denn außerdem, daß ſie beinahe gar nicht und nur konfuſes Zeug ſprach, entſtellte auch ein nichtsſagendes unheimliches Lächeln das ſonſt wunderſchöne Antlitz. Sie brachte mir jeden Morgen den Kaffee auf's Zimmer und da bemerkte ich denn freilich, daß ihr Wuchs, ihre Farbe, ihre Haut durchaus ſich nicht zur Bäuerin reimen wollten. Ei, pflegte mein Wirth dann weiter zu ſagen, ei Herr Anſelmus, ſie iſt ja auch eines Pächters Tochter und noch dazu aus Sachſen! — Als nun die Kleine triefend, bebend, halbentſeelt vor mir mehr lag als kniete, da riß ich ſchnell meinen Mantel herab und hüllte ſie ein, indem ich leiſe liſpelte: Erwärme dich doch nur, ach, erwärme dich doch nur, liebe Dorothee! Du mußt ja ſonſt umkommen. — Aber was machſt Du auch im kalten Strom! — Still doch nur, erwiederte die Kleine, indem ſie den Kragen des Mantels, der ihr übers Geſicht gefallen, wegſchlug und mit den Fingerchen die triefenden Haare zurück kämmte, ſtill doch nur! — Komm auf jene ſteinerne Bank! — Vater ſpricht jetzt mit dem heiligen Andreas und hört uns nicht. — Wir ſchlichen leiſe hin. Ganz erfaßt von den wunderbarſten Gefühlen, ganz übermannt von Graus und Entzücken, ſchloß ich die Kleine in meine Arme, ſie ſetzte ſich ohne Umſtände auf meinen Schooß, ſie ſchlang ihren Arm um meinen Hals, ich fühlte wie das Waſſer eiskalt aus ihren Haaren über meinen Nacken hinab rann, aber wie Tropfen in flammendes Feuer hinein geſpritzt die Gluth nur vermehren, ſiedete ſtärker in mir Liebe und Verlangen. Anſelmus, liſpelte die Kleine, Anſelmus, Du biſt doch wohl ein guter Menſch, Du ſingſt, das es mir recht zu Herzen geht und biſt auch ſonſt manierlich. Du wirſt mich nicht verrathen. Wer ſollte Dir denn auch wohl Kaffee kochen? — Und höre! wenn ihr bald alle hungern werdet, wenn kein Menſch Dich ſpeiſen wird, dann komm' ich zu Dir Nachts ganz allein, daß es Niemand weiß, und backe Dir im Ofen recht ſchöne Piroggen — ich habe Mehl, feines Mehl verſteckt in meinem Kämmerlein — dann wollen wir Hochzeitskuchen eſſen, so weiß und ſchön — hi hi hi! — Die Kleine kicherte, aber dann fing ſie an zu ſchluchzen: Ach, wie in Moskau! — O mein Alexei, mein Alexei, du ſchöner Delphin — ſchwimme — ſchwimme auf den Fluthen, harrt denn deiner nicht die treue Braut? — Sie neigte das Köpfchen und leiſer und leiſer ſchluchzend, und auf und nieder athmend wie in ſehnſuchtsvollen Seufzern ſchien ſie einzuſchlummern. Ich blickte nach dem Alten, der ſtand mit weit ausgeſpreizten Armen und ſprach in tiefem hohlen Ton: Er winkt Euch! — er winkt Euch, ſeht wie mächtig er ſeines Flammenbarts feurige Locken ſchüttelt, wie er ungeduldig die Feuerſäulen, auf denen er das Land durchwandelt, in den Boden ſtampft — hört ihr nicht ſeine ſtöhnenden Tritte, fühlt ihr nicht den belebenden Athem, der wie ein funkenſprühender Heerrauch Euch voraufzieht? — heran! — heran — ihr tüchtigen Brüder! — Des Alten Worte waren anzuhören wie das dumpfe Brauſen der heranziehenden Windsbraut, und indem er ſprach, flackerte immer lebendiger und höher das Feuer auf den Meißner Bergen. Hilf, heiliger Andreas, hilf! ſtöhnte die Kleine im Schlaf, dann fuhr ſie auf, wie plötzlich ſchreckhaft berührt, und indem ſie mich feſter mit dem linken Arm umſchlang, raunte ſie mir ins Ohr: Anſelmus, ich will dich doch lieber ermorden! Ich ſah in ihrer Rechten ein Meſſer blinken. — Entſetzt ſtieß ich ſie zurück, indem ich laut aufſchrie: Raſende, was beginnſt Du? — Da kreiſchte ſie auf: Ach ich kann es ja doch nicht thun — aber jetzt biſt Du verloren. — In demſelben Augenblick ſchrie der Alte: Agaſia! mit wem ſprichſt Du? und ehe ich mich beſinnen konnte, ſtand er dicht vor mir und führte mit hochgeſchwungenem Stabe einen entſetzlichen Schlag, der mein Haupt zerſchmettert haben würde, hätte mich Agafia nicht von hinten erfaßt und ſchnell fort geriſſen. Der Stab zerſplitterte auf dem Steinpflaſter in tauſend Stücke, der Alte ſank in die Knie! — Allons! — Allons! erſchell es von allen Seiten, ich mußte mich aufraffen und ſchnell auf die Seite ſpringen um nicht von auf's Neue heran ziehenden Kanonen — Pulverwagen, gerädert zu werden. Andern Morgens trieben die Ruſſen den übermüthigen Heerführer mit Schmach herab von den Bergen und hinein in die Schanzen. — Es iſt eigen, ſagte man, daß die Freunde drauſſen von dem Vorhaben des Feindes wußten, denn das Signalfeuer auf den Meißner Bergen zog die Truppen zuſammen, um mit voller Kraft da widerſtehen und ſiegen zu können wo der Feind den unerwarteten Hauptſtreich auszuführen gedachte. Dorothee brachte mir mehrere Tage hintereinander nicht den Kaffee. Ganz erblaßt vor Schrecken erzählte mir der

Hauswirth daß er Dorotheen und den wahnſinnigen Bettler von der Elbbrücke mit ſtarker Wache aus dem Hauſe des Marſchalls nach der Neuſtadt führen geſehen. — O Herr des Himmels! — ſie wurden erkannt und hingerichtet! rief hier der Freund aus, aber Anſelmus lächelte ſeltſam und ſprach: Agafia wurde gerettet, aus ihren Händen empfing ich, als die Kapitulation geſchloſſen, ein ſchönes weißes Hochzeitsbrod, das ſie ſelbſt gebacken. —

Mehr war aus dem ſtörriſchen Anſelmus von dieſer wunderlichen Begebenheit nicht herauszubringen.

Das Leben und die Jahreszeiten.

Geſangſpiel

von

F. W. Gubitz.

Ideale Gegend mit weiter Ausſicht, Blumen im Vorgrunde und ein Grab. Wie von unſichtbaren Geiſtern ertönt flüſternder Chor der

Blüthen und Klänge.

Nebel entfliehen,
Strahlen umziehen
Lockend und ſchmückend das All,
Munter ſeyd, Blüthen und Schall!
Klänge und Düfte
Flüſtert durch Lüfte
Frieden und Freuden ins All!

(Der Knabe kommt mit Blumen und ſetzt ſich nachher auf das Grab, Kränze windend.)

Der Knabe.

Heitrer Morgen iſt bereit:
Mir iſt jeder Morgen heiter!
In des Frühlings Traulichkeit
Spiel' und lach' ich leicht mich weiter;
Was ich wünſche, iſt bereit:
Mir iſt jeder Morgen heiter!
Leben iſt ſo ſchön, ſo lang,
Herz ſo freudenvoll,
Unter Blüthen und Geſang,
Weiß ich, was ich ſoll;
Luſt iſt, wo ich hin mich wende,
Und das Glück iſt nie zu Ende!

(Der Jüngling, in Pilgerkleidern, eilt mit Heftigkeit heran.)

Der Jüngling.

Was brauſ't mir im Herzen, was tobt mir im Geiſt?
Was iſt's, das mich bannet und weiter mich reißt?
Ich bin oft ſo traurig, doch hab' ich nicht Gram,
Mir iſt oft ſo jauchzend, ich weiß nicht, wie's kam.
Das Herz iſt mir düſter, das Leben mir leer,
Und doch hab' ich Alles, was will ich denn mehr!
Sommerſchwüle, Kampfgefühle,
Aeuſſ'res Zwängen, inn'res Drängen,
Iſt mein ganzes Leben;
Nicht zum Klaren, nicht zum Wahren

Kann ich kommen, doch entnommen
Bin ich ſtets vom Schweben.

Wo im Schwanken mich nun ranken?
Was beginnen mit den Sinnen
Und der Kraft von innen?
Möchte wagen, nimmer fragen,
Möcht' im Bangen und Verlangen
Schnell das All umfangen.

Fort zu Fernen treibt es mich,
Seele, ſprich, wohin?
Tief im Buſen regt es ſich,
Herz, wo iſt Gewinn?
Thun und Fühlen, wie ich's wende,
Alles ſtürmt und hat kein Ende.

Der Knabe.

Froh in Heimath lebt es ſich,
Weiß auch wohl: warum!
Blüth' und Klang befreunden mich,
Nichts iſt für mich ſtumm;
Luſt iſt, wo ich hin mich wende,
Und das Glück iſt nie zu Ende!

Der Jüngling.

Sieh' ein Kind! Was treibſt du da?

Der Knabe. (vortretend)

Kränze wind' ich, ſeht es ja!

Der Jüngling.

Ach, ſie welken, laß dich's reuen!

Der Knabe.

Blüthen gibt's genug zu neuen!
Mag nicht an Verwelken denken,
Wenn die Fluren ewig ſchenken!

Der Jüngling.

Könnt' ich deine Ruh' erzielen!

Der Knabe.

Spiel' mit mir, du kannſt doch ſpielen?

Der Jüngling.

Der Zeit entfernt, hab' ich's verlernt.

Der Knabe.

Warum nahmſt du's nicht in Acht:
Wer verlernt, was glücklich macht!

(Der Knabe tritt zurück.)

Der Jüngling.

Weile, Kind! Ward dir fürs Leben,
Noch kein Stab, kein Rath gegeben?

Der Knabe. (ſich wieder nähernd.)

Was mich freut, nur ſchnell erfaſſen,
Was mich reut, nur ſchnell verlaſſen,
Was mich trübt, dem Sinn entſchieben,
Was mich liebt, ſchnell wieder lieben! —

Der Jüngling. (raſch einfallend.)
Was mich liebt, ſchnell wieder lieben!
Ach, ich liebe!
Oed' iſt mir die Gluth geblieben,
Ach, ich liebe!
Was ſtillt nun die regen Triebe?
Ferne Stimme.
Gegenliebe!
Der Jüngling.
Kind, es ſprach dort mir nach:
Gegenliebe!
Ferne Stimme.
Gegenliebe!
Der Knabe.
Nein, ich konnte nichts erlauſchen,
Doch ich fühlt' auch eben nichts,
Und die Töne, die hier rauſchen,
Sind die Sprache inn'ren Lichts!
Der Jüngling. (forſchend.)
Gegenliebe?
Ferne Stimme.
Gegenliebe!
Der Jüngling. (freudig.)
Dort erklang Echo ſang!
Der Knabe.
Nein, noch immer bin zu leiſe
Ich vom Meer des Klangs umhaucht,

Die Natur vertrauet weiſe,
Jedem das nur, was er braucht.

Der Jüngling.

Auf, zu Lieb' und Ruhm!
Was entzückt,
Was mich ſchmückt:
Sey mein Eigenthum!
Die holden Fernen
Will raſch ich ſehn,
Auf hellen Sternen
Zum Ruhme gehn!
Der Schönen Blicke
Lock' ich mir an,
Und Glanzgeſchicke
Erring' ich dann!

Der Knabe.

Die Mutter ſagte:
„O bleib' ein Kind!"
Wenn ich ſie fragte:
Wo Glanz beginnt?
„Im Weltgetümmel
„Iſt nirgend Glück,
„Da weicht dein Himmel
„Dir bald zurück!"

(Der Mann tritt auf mit einem Gefolge von Schnittern.)

Der Mann und Chor.

Die Zeit entfernte
Zum Herbſt ſich ſchon,
Sey nun die Erndte
Des Fleißes Lohn!
Ob arg wir fehlten
Bey Plan und Thun,
Ob gut wir wählten
Ergiebt ſich nun!

Der Jüngling.

Stürmen: ich bin dein!
Luſt und Leid,
Furcht und Streit,
Greift ins Leben ein!

(Der Mann beobachtete den Jüngling.)

Der Mann.

Jüngling, dem iſt Himmel offen:
Der nicht fürchtet, nicht begehrt;
Leben iſt zu arm für Hoffen,
Und ein Fürchten iſt's nicht werth!

Der Jüngling.

Kraft will wagen, Gluth will hoffen
Und der Schwache nur entbehrt!

Der Knabe.

Ach, die Welt iſt reich an Hoffen,
Dem, der Gottes Wink verehrt.

Der Mann.

Sey von Ehrſucht ſchnell entkettet,
Sey vom Wahne nicht umpreßt;
Haſt du dir ein Herz gerettet:
O, ſo flieh' und halt' es feſt!

Der Jüngling.

Kühner Sinn iſt ſtets gerettet,
An ſich ſelber hält' er feſt!

Der Knabe.

An der Mutter Herz gerettet
Wird ſelbſt Leid mit Freuden-Feſt!

Der Mann und Chor.

Fort nun zur Arbeit,
Fort in das Feld!
Daß uns am Abend
Ruhe gefällt;
Setzet die Kräfte
Schwankend nicht ein!
Sonſt kann die Freude
Friedlich nicht ſeyn.

(Die Schnitter ziehen ab, man ſieht ſie in der Ferne und auf den Höhen arbeiten.)

Der Knabe.

Bald mit zur Arbeit
Geh' ich auf's Feld,
Daß mir der Abend

Mit euch gefüllt;
Flößen mir Kräfte
Flößet mir ein,
Dann wird die Freude
Dankend euch seyn!

Der Jüngling.

Fort in das Bunte,
Fort in die Welt,
Daß ich ergreife,
Was mir gefällt:
Setz' ich die Kräfte
Stürmend nur ein,
Kann nicht entflüchten
Strahlender Schein.

Der Mann.

Wer ſich nur glaubt
Iſt nie beſchützet!

Der Knabe.

Wohl dem, der glaubt
Und ſo ſich ſchützet!

Der Jüngling.

Nie wird entraubt,
Was Muth mir ſtützet.

Der Greis. (ſeitlich vorn mit einem
Todtenkranz in der Hand.)

Wohl dem, der glaubet:
Daß Tod ihm nützt!

(Hängt ſeinen Kranz an das Grabkreuz.)

Langen Schmerz für kurze Jahre
Sucht der Menſch, erſinnt er ſich,
Kränze will er, reich und friſch,
Und erringt nur die zur Bahre;
Winter und der Tod ſind da,
Eh' des Lebens Frucht er ſah!

Der Mann.

Hör' Jüngling, die Klage!
Leb' einfach geſinnt,
Wie ich, in der Hütte
Mit Weib und mit Kind.

(Zum Greiſe.)

Such', Alter, dir emſig
Den fröhlichen Pfad:
Wer fühlet ſo düſter
Wenn Erndtezeit naht!

Der Knabe.

Laß, Alter, dich leiten
Zu fröhlichem Pfad:
Gern will ich dich ſtützen,
Die Erndtezeit naht!

Chor der Schnitter. (fern.)

Froh dienet ihr Leute,
Habt frei ihr die Wahl!
Den Herriſchen bringt Heute
Für Morgen ſeine Qual;
Nach Weiterm zu ſtreben
Iſt Sorgen Geiz;
Wir leben ein Leben
Mit jeglichem Reiz!

Der Greis.

Ich nehme ſtumm und friedlich,
Was mir die Erde giebt,
Denn ſie entnahm mir Alles
Was treulich mich geliebt;
Doch läßt mein Herz nicht los,
Was ruht im Grabes-Schoos.

Die andern drei.

Ringt euch vom Grame los!

Der Greis.

Im Glück hoffend Schweigen,
Schloß' einſt ich gläubig ein,
Was Lieb' und Sehnſucht zeigen
Muß zu erreichen ſeyn;
Drum läßt mein Herz nicht los
Was ruht in Grabes-Schoos.

Der

Der Mann und der Knabe.
Des Himmels Güt' iſt groß!

Der Greis.
Der Heimath meiner Trauten
Hat Tod mich bald genaht:
Was fort ſich liebt, zu einen,
Iſt Gottes würd'ge That;
Drum läßt mein Herz nicht los
Was ruht in Grabes Schoos.

Der Knabe.
Der Tod iſt ſelig Loos!

(Die Schnitter kommen in geordnetem Zuge mit dem Erndtekranz zurück, der Greis wendet ſich nach dem Grabe.)

Chor.
Der Schnitter legt die Sichel ab,
Die Aehren ſind gefallen;
Wir laſſen auf der Fluren Grab
Ein frohes Danklied ſchallen.

Die vier Stimmen.
Auch wir ſind ſtets des Wechſels Raub,
Wir ſcheiden, wie wir kamen:
Die Flur erſtirbt, der Menſch wird Staub,
Doch Preis ſey Gottes Namen!

Der Greis. (kniete bei dem Grabe und ſingt mit ſterbendem Nachhall:)
Der Geiſt iſt nicht des Grabes Raub,
Ich ſeh euch wieder, Amen!

Der Knabe.

Gott, mich durchdrang:
Ein Himmelsklang
Der Alt' iſt wohl geſtorben!

Tiefe Stille man hort den leiſen Chor der

Blüthen und Klänge.

Der Menſch wird bleich
Die Erndt' iſt reich,
Dem, der ſie froh erworben!

Chor.

Die Flur wird bleich,
Die Erndt' iſt reich
Und Fluren blühen wieder!
Der Menſch wird bleich,
Die Erndt' iſt reich:
Die Gottheit hat ihn wieder!

Der Mann. (ernſt wiederholend bei dem Grabe.)

Ob arg wir fehlten
Bey Plan und Thun,
Ob gut wir wählten:
Ergiebt ſich nun!

Der Knabe.

Fromm und freudig will ich bleiben,
Bis mir Gott den Himmel ſchenkt!

Der Jüngling.

Ruhm und Glanz will ich ertreiben,
Eh' mein Sinn an Sterben denkt.

Der Mann.

Ich will bey meinen Lieben mich
Der Erndte freuen! (bei dem Grabe.)
Der will nichts mehr, nicht darf er ſich
Der Erndte ſcheuen! (zum Jüngling.)
Denk' an den Tod, ſonſt könnte dich
Die Erndte reuen!

Der Mann, der Knabe und Chor.

Wem ſchuldlos reifen Sorg' und Noth
Der fühlt: daß Gott ſie wendet,
Und erndtet Lohn durch frommen Tod,
Der Ungewiſſes endet.

Der Jüngling. (in der Stellung des Weiterwollens.)

Hinein will ich in Sturm und Noth,
Bis Ungewiſſes endet!

Der Mann und der Knabe.

Drum ſorge, wen zum Kampf es reißt,
Daß er den Sinnen wehre:
Im Frieden nur wohnt Gottes Geiſt,
Gebt unſerm Gott die Ehre!

Der Jüngling.

Durch Kämpfe nur ſiegt Gottes Geiſt,
Gebt unſerm Gott die Ehre!

Chor.

Im Frieden nur wohnt Gottes Geiſt,
Gebt unſerm Gott die Ehre!

Die drei Schwäne.

Volksſage.

Von

Wilhelm Henſel.

1.

Bei Wimpfen auf dem Berge
Wohl weiß ich einen See,
Da ſaß einmal ein Knabe
Wie Blümelein im Klee:

Und ſchaute in die Tiefe
In Wehmuth und in Luſt,
Als müß' er dein verſenken
Die ſehnſuchtvolle Bruſt.

Da ziehen drei der Schwäne,
So rein und ſilberweiß,
Hin durch die tiefe Bläue
Den ahnungvollen Kreis.

„O könnt ich mit euch ziehen,
Ihr Schwäne wunderſam!“
Und auf der Fluth geſchwommen
Ein ſchwankes Brettlein kam.

Der Knabe faßt es ſehnend
Und ſetzt ſich freudig drauf,
Und mit den Händchen rudernd
Beginnt er ſeinen Lauf:

Und folgt den ernſten Schwänen,
Den Schwänen wundermild,
Bis wo des Sees Quelle
Inmitten rieſelnd quillt.

Die Schwäne will er faſſen,
Sie leuchten ja ſo nah,
Da iſt das Brett verſchwunden!
Was wohl dem Kind geſchah?

2.

Knabe liegt in duftgem Moos
Auf ſmaragdner Wunderaue,
Und aus ſelger Träume Schoos
Schlägt er auf die Aeuglein blaue.

Drei der Jungfraun, ernſt und mild,
Stehen zu des Bettes Füßen,
Und zum lichten Knabenbild
Neigend ſie herübergrüßen:

„Gottwillkommen, Erdenſohn,
Hier in unſren reichen Hallen!
Selger Friede ſey dein Lohn
Willſt du ſtät hienieden wallen.“

„Gerne wohl, ihr Jungfraun hold,
Will ich ewig mit euch wohnen
Unterm Dach von Sonnengold,
In dem Haus von Blumenkronen.“

Und ſie führen weit und breit
Durch den Wunderbau den Knaben,
Daß er mög' in Seligkeit
Sich an Klang und Schauen laben.

Denn die Blümlein allzumal
Singen wunderliche Weiſen,
Die ſich dann in Duft und Strahl
Wiederum als Vögel kreiſen;

Und die Vöglein wunderſam
Rauſchen mit den Flügeln nieder:
Wenn der Ton zur Erde kam
Wird er gleich zur Blume wieder.

Und der Knabe wie vertraut
Blicket in des Schaffens Kreiſe,
Vor den Augen ſteht gebaut
Was er ſonſt geahnet leiſe.

„Nimmer wend' ich mich von hier!"
Ruft er ſelig zu den Dreien.
„Knäblein, Knäblein, ſieh dich für
Daß dich's nimmer möge reuen!" —

3.

Wohl war vergangen ſo mancher Tag,
Wohl war vergangen ſo manches Jahr,
Schön Knäblein immer in Blumen lag,
Vergaß der einſtigen Heimath gar.

Da Sang und Klang ihn wieget einmal
In ſüßen Schlummer, in ſüßen Traum:
Der zeiget ihm ſeiner Kindheit Thal;
Es liegt ſo fern ihm, er ſchaut es kaum.

Doch faßt ihn Sehnen dorthin, dorthin!
Die Arme ſtreckt er ſo liebend aus:
Und immer näher tritt ſeinem Sinn
Das irrd'ſche, lange vergeſſne Haus.

Die alten Spiele, die alte Luſt,
Das freie Treiben durch Thal und Feld,
Ziehn jauchzend ihm durch die junge Bruſt,
Und locken hin ihn zur alten Welt.

Mit allen Kräften aufſpringt der Knab:
Da iſt entſchwunden das luſt'ge Bild,
Doch nicht Erinn'rung — ein Freudengrab
Dünkt ihn das blumige Sanggefild. —

4.

Knäblein mit den bleichen Wangen
Sag, um Gott, was hat dir ſo
Deinen Blumenſinn befangen:
Knäblein werde wieder froh!"

Und ſie ſinnen neue Spiele
Die verwunderſamen Drei,
Daß er zu dem ſel'gen Ziele
Wieder neu gezogen ſey.

Doch vergebens, all vergebens!
Immer zieht's des Knaben Sinn
Nach der Luſt des frühen Lebens
Wie mit Zauberketten hin.

Nicht verſteht er mehr die Lieder
So die Blumen ihm vertraut,
Und die Brücken ſinken nieder
Die von Sternen ſich gebaut.

Mit den Blumen muß er weinen
Die da klagen ſtill und fromm,
Doch er weiß nicht was ſie meinen
Nun ſein Blumenſinn verglomm.

5.

Nach langem Schlaf erwachet
Der Knab in ſüßem Weh
Da liegt er auf dem Berge
Wohl an dem blauen See.

Drei Schwäne ſehn herüber
Als wie mit Scheidegruß,
Und rühren ihre Schwingen,
Und tauchen in den Fluß.

Er harrt mit bangem Sehnen
Auf ihre Wiederkehr,
Doch iſt es all vergebens:
Er ſchaut ſie nimmer mehr.

Da ſteigt er traurig weinend
Wohl nieder zu dem Thal,
Doch aufwärts muß er ſteigen
Mit erſtem Mondenſtrahl.

So kehrt allnacht er wieder,
Nur immer bleicher was,
Und gießet weiße Thränen
So ſtill in's blaue Naß,

Und breitet ſeine Arme
Weit in die Nacht hinaus,
Und ſieht ſich ſchier die Augen
Nach ſeinen Schwänen aus.

Da will es mal ihm ſcheinen
Als ob ſie grüßend nahn;
Sein Auge geht ihm über:
Hat's nicht mehr aufgethan.

Thereſe, oder die verſtellte Bäuerin.

Von

Keßler.

(Nach den Cinq nouvelles helvétiennes.)

Geweiht allen gefühlvollen Schönen, die mit Empfindungen Spiel treiben.

Um nichts mehr zu ſeyn als das Weib eines einfachen Prokurators eines Schweizer Städtleins, war Thereſe doch ein zu auſſerordentliches Weſen. Mit einer gleich edlen als reizenden Geſtalt, verband ſie, o ſehr dieſe Vereinbarung nur möglich ſt, in ſich die widerſprechendſten Contraſte. Sie war Philoſophin und empfindſam, ſanftmüthig und keck, galant und hrbar; aber was ſie augenblicklich war, var ſie auch ſo natürlich, mit einer ſolchen Energie und Hingebung, daß ſie ſelbſt ſich vergaß, ſo wie ſie Anderen vergeſſen machte: was ſie im vorherigen Augenblick geweſen, und im nächſtkünftigen ſeyn könnte. Wäre es nothwendig, hier das Wunderſame dieſer Widerſprüche und Wechſelwirkungen zu erklären: ſo dürfte die Bemerkung hinreichen: Thereſe war außerordentlich exaltirt; Kopf und Herz waren ſehr reizbar, und, wir müſſen es endlich bekennen: in ihrem Charakter und ihren, jedes Eindrucks fähigen Sinnen, lag ſehr viel Leichtſinn.

Unerwartete Verhältniſſe, außergewöhnliche Abentheuer, zu beſiegende Hinderniſſe: dieſes hatte für ſie einen ganz beſondern Reiz. Irgend eine Schwierigkeit, eine Bewegbarkeit, ein Umtreiben, ſchien bey ihr natürlicher Zuſtand zu ſeyn. Ohne für intriguant zu gelten, liebte ſie doch die Intrigue, — Projekte und Unternehmungen, ohne weder ehrgeizig noch intereſſirt zu ſeyn. Ihr galt nicht allein nichts zu theuer, ihren Zweck zu erreichen, ſondern dieſer Zweck, der oft weiter nichts war: als die Idee des Augenblicks, ſchien ſie ſogar mehr oder minder zu beſchäftigen, nach Maasgabe der Beſiegung obwaltender Schwierigkeiten, ihn zu erreichen. Ja, es war Schade, daß Thereſe nicht zur großen Dame geboren wurde; daß ihr Loos ſie nicht auf irgend eine, ihres Genies würdige Bühne, in die Mitte der Umtriebe eines Hofes, oder einer großen Revolution geſetzt hatte!

In ihrer niedern Beſtimmung, konnte ihre volle Geiſtesthätigkeit, die Kraft und Gewandheit ihres Weſens, doch keine andere Anwendung finden, als in den kleinen Ränken, die ſich ihr darboten, wo ihre gutmüthige Laune, oder ihre natürliche Neugierde ſie aus der gewöhnlichen Sphäre trieb, wäre es auch nur auf Augenblicke geweſen.

Eine der vornehmſten Magiſtratsperſonen von Bern beſaß nahe bei dieſer Stadt ein ſchönes Landgut, wo die Familie einen Theil der angenehmen Jahreszeit verlebte. Der älteſte Sohn dieſes Magiſtratgliedes erſchien nicht minder ausgezeichnet durch eine ſchöne Geſtalt, als durch leidenſchaftlichen Hang für das ſchöne Geſchlecht und Diana's Freuden; aber unglücklicher Weiſe war er es noch weit mehr durch ſeinen unbeſonnenen Charakter. Da wir ihn nicht unter ſeinen wahren Namen benennen wollen; ſo mag der Name Frank ihn bezeichnen.

Der junge Frank war Thereſen ſchon mehrmals begegnet; was ſie von den Fehlern ſeines Charakters gehört, hatte nicht verhindert, daß ſie nicht innigſt von ſeiner edlen Bildung, vom ganz eignen Rei, ſeines Blicks, von der Anmuth und dem Ungeſuchten ſeiner Manieren, wäre überraſcht worden. Indeſſen konnte ſie ihn immer nur von ferne und im Vorübergehen ſehen, denn der Ruf Franks war zum Schrecken geworden für alle Ehemänner und Mütter der ganzen Nachbarſchaft. Was Thereſens Gatte am wenigſten würde verziehen haben, wäre irgend ein Spaziergang oder eine Zuſammenkunft geweſen, wobei ſie ſich ſicher geglaubt hätte, mit einem ſo gefährlichen Manne allein zu ſeyn. Oft ſagte ſich Thereſe insgeheim: wie liebenswürdig könnte doch dieſer ſo gefährlich geſchilderte Mann werden, wäre Jemand ſo glücklich: ihn in der That theilnehmend zu machen!

Wie weit ſie auch darüber hinweg war — vielleicht etwas zu weit! — gewiſſe Vorurtheile zu verachten, ſo gab es deren dennoch, die ſie glaubte achten zu müſſen, die ſie ſelbſt von ganzer Sele achtete, weil die natürliche Güte ihres Gemüthes zu ſehr dabei würde gelitten haben, die Ruhe und das Glück ihrer Umgebungen zu ſtören; ſie würde auch befürchtet haben, jene Art von Achtung zu verſcherzen, die kein Glied der Geſellſchaft vernachläßigen kann, und welche ſelbſt die gerechteſte Selbſtwürdigung nicht immer zu ergänzen vermag.

Wie war es anzufangen, Frank kennen zu lernen, ihn zu intereſſiren, mit ihm eine, ich weiß nicht welche Art von Verhältniß zu bilden; ein Verhältniß, von dem man noch durchaus keine Zutraulichkeit vorausſetzen will, von dem man aber bereits im Voraus das reizendſte Bild ſich entwirſt, ohne jedoch einem Gatten Argwohn einzuflößen, der gleich nachläſſig als eiferſüchtig iſt; ohne ſich ſelbſt allen Nachtheilen jenes unbeſonnenen Charakters hinzugeben, den man zu fürchten ſo viele Urſache hat? ... Dieſes war das ſchwierige Problem, welches Thereſens Einbildungskraft aufzulöſen ſich mühte. Man höre die Auflöſung, welche eine ſechswöchentliche Abweſenheit ihres Mannes ihr verſchafft, zu welcher der Verfolg eines wichtigen Prozeſſes ihn nöthigte.

Sie ſchlägt dem Gatten vor: jene Zeit ſeiner Abweſenheit bei einer alten Tante hinzubringen, die ſehr einſam auf einem ſchönen kleinen Pachtgut lebt, zwei Meilen von der Stadt, wohl ganz entgegen geſetzt dem Schloſſe, welches Frank bewohnt, aber doch nahe bei einem Walde, der dazu gehörte. Da mehr als ein Beweggrund obwaltete, das Wohlwollen und die Liebe der alten Verwandtin zu unterhalten, ſo fehlte dieſem Vorhaben des Mannes Genehmigung nicht.

In dieſe Einſamkeit eingebürgert, giebt es keine Aufmerkſamkeit, keine Artigkeit, die Thereſe nicht anzuwenden wußte, ihrer alten Tante ſich angenehm zu machen, und ihr völliges Zutrauen zu gewinnen, ſie fühlt ſich hier ſo vollkommen glücklich, daß ſie weit entfernt ſcheint, andere Vergnügungen, andere Geſellſchaften zu wünſchen. Mit der Tante zu plaudern, ihr irgend einen alten Roman vorleſen, öfter auch die Erzählungen langer Chroniken der ganzen Nachbarſchaft aus den Jugendjahren der Alten anzuhören; dann wieder, wenn die Tante noch ſchlummerte, oder wenn ſie ſich ins Cabinet zurück gezogen hatte, um mit mehr Sammlung allein zu beten, einſame Luſtwandlungen im Obſtgarten, in den Fluren, im benachbarten Walde des Pachthofes zu machen: dieſes waren die Beſchäftigungen aller Tage, und man könnte ſagen, Thereſe träumte nimmer ein größeres Glück, als ſie in dieſer beſchiedenen Eingezogenheit genoß.

Eine der erſten Sorgen, die nach Ankunft bei ihrer Verwandtin ſie beſchäftigte, war: ſich einen vollkommenen Anzug zu machen, genau in dem Koſtüm der Bäuerinnen jener Gegend. Es war ohngefähr derſelbe Anzug, wie der der Weiber von Oberkasli, und vielleicht giebt es keinen, welcher den beſcheidenen Reizen einer jugendlichen Schönen günſtiger iſt, als eben dieſer! Die gebundenen und in leichte Zöpfe geflochtenen Haare, winden ſich zierlich um ein kleines, ſchwarzes Sammethäubchen, und werden da mit auf dem Scheitel des Hauptes befeſtigt. Ein großer, weiß und roſenfarbener Halskragen, deckt ſorgfältig Bruſt und Schultern, aber doch ſo: daß er keine Bewegung hindert, oder wohl gar den lüſternen Blicken der Liebe etwas entzöge. Ein Vortuch von blauer Leinewand hängt blos auf einer Seite bis zu den Knien herab; von der andern iſt dieſes aufgeſchürzt, und am Gürtel befeſtigt. — Ein langer Rock von einfachem, aſchgrauen Stoff, fällt, mit vielen antiken Fältlein, von jenem Gürtel hinab bis zur Fußesſpitze.

Als Thereſe das Erſtemal in dieſem Anzug vor den Augen ihrer Tante erſchien, machte ſie dieſer ſo viele Liebkoſungen, daß ſie ihr noch weit liebenswürdiger als gewöhnlich erſchien, ja ſogar bis zu dem Grade, daß ſich die gute Alte nicht der Bitte enthalten konnte: doch recht oft in einer Kleidung zu kommen, die ſie mit einem Anſtand und einer Grazie trüge, daß man ſagen möchte, ſie ſey abſichtlich für ſie erfunden; und dies hatte Thereſe gewollt. – Der Dorfputz wurde bald der Putz aller Tage, wenigſtens der von Abend und Morgen; ſie bediente ſich keines andern mehr zum Luſtwandeln, nur wurde er ſorgfältig unter einem weiten Oberkleide und der Kopf in eine Art von Kapuze verhüllt.

Nahe am Walde lag, in der ſchönſten romantiſchen Gegend, eine kleine Scheune, ſehr iſolirt, ſie gehörte zum Gut der Tante; Thereſe hatte ſich die Schlüſſel dazu verſchafft. Im Innern dieſer Scheune verbarg ſie ihr Oberkleid und ihre Kopfhülle eines Morgens, wo ſie Mittel gefunden hatte in Erfahrung zu bringen, daß Frank ganz allein in dieſer Gegend jagen werde. Um ihrer Verkleidung noch mehr den Anſtrich ländlicher Wahrheit zu geben, hatte ſie eine Kunkel nach Landesſitte mit ſich genommen, und beſchäftigte ſich ſo ſitzend vor der Thüre der Scheune mit Spinnen, den jungen Waidmann erwartend, den ſie bereits von ferne geſehen hatte, wie er mit großen Schritten durch die Ebene kam.

Der Waldpfad ging dicht an der Scheune vorüber; ich überlaſſe es den Leſern zu beurtheilen: ob Frank da vorüber konnte, ohne unſere Spinnerin zu bemerken, deren Schönheit ihm gewiß ſelbſt im glänzendſten Zirkel anlockend geweſen wäre? Die liebenswürdige Einfachheit ihres Koſtüms, weit entfernt ihre Reize zu verdunkeln, gab ihnen vielmehr ein, ich weiß nicht welch kindliches, verführeriſches offenherziges Weſen . . .

„So ganz allein, ſchöne Spinnerin! fürchteſt Du Dich nicht vor Wölfen?"

O nein! Mein Vater, der Förſter Seiner Excellenz, iſt ja nicht fern.

„Und Dein Geliebter?"

In unſerm Dörflein beeilt man ſich danach nicht ſehr.

„Aber, wer könnte Dich nur ſehen, mein ſchönes Kind, ohne es zu ſeyn?

Sie zum Beiſpiel, mein ſchöner Herr!

„Ha! wie thuſt Du mir Unrecht; Du kennſt mich übel.“

O, wer würde doch, in dieſer Gegend, den Herrn Frank nicht kennen?

„Und nun?“

Weiß man etwa nicht, daß er allen armen Mädchen den Sinn verdreht? Sehen Sie, das iſt doch wohl Beweis genug, glaube ich, daß er noch nie herzlich liebte.

„Leider! iſt es vielleicht wahr; aber Dich ſah ich ja auch noch nie“

Bei jeder Phraſe dieſes, für die ſich unterhaltenden Perſonen ſo intereſſevollen Dialogs, näherte ſich der junge Waidmann mehr und immer mehr der ſchönen Spinnerin, und glaubte endlich ſich einige kleine Freiheiten erlauben zu dürfen, wobei er ſich über ſeine Verlegenheit mit einer Art von Beſcheidenheit verwunderte, wie er ſie vielleicht noch niemals in gleichem Grade an ſich bemerkt hatte. Thereſe gab ſich in dieſem Augenblick den Schein, als wollte ſie um ſich ſchauen und um Hülfe rufen, und da ſie Niemand gewahrte, ſo war es entweder Furcht, Ahnung, oder Erfolg lebhafterer Erſchütterung, als ſie bei ihrem Vorhaben ſich gedacht hatte, — genug, ſie brach in Thränen aus. Dieſer nicht vermuthete Umſtand diente dem unternehmenden Frank weit kräftiger, als jede andere Verführungsweiſe, deren er ſich ſchon ſo oft, mit ſo vollem Erfolg bedient hatte. Indem ſie ihn mit zitternder Hand von ſich ſtieß, ſprach ſie: Himmel! mein Vater würde mich tödten. Sterben wäre zwar nichts für die arme Thereſe, aber wie würde meine zartfühlende, meine gute Mutter weinen!“ Ihr Vorhaben war anfänglich, ihm den Sieg nicht zu leicht zu machen; dann, zu ſehen, bis zu welchem Punkte ſie die Großmuth eines Charakters, wie der von Frank es war, rühren könnte: in letzterer Beziehung glückte es ihr nur zu gut! Frank war bereits zu verliebt in ſeinen Gegenſtand, um nicht ſehr leicht gerührt zu werden; aber dieſe Empfindſamkeit ging nur zu bald gegen ſie ſelbſt, denn alle durch jenes Gefühl eingeflößten Beſtrebungen, Sorgfalt, Reden, hatten zugleich ſo viel Wärme, Wahrheit, ſelbſt Zartgefühl, daß Thereſens empfindſames Gemüth nicht lange zu widerſtehen vermochte. Ehe noch Frank ſie verließ, war ihm ſchon weit mehr bewilligt, als ſie jemals Willens geweſen war, ihm einzuräumen, und dies Alles mit der Hoffnung; das Nächſtemal noch glücklicher zu ſeyn, wo er ſie noch ſicherer und noch günſtiger wieder ſehen werde.

Wie vorſichtig und geſchickt dieſe erſte Zuſammenkunft von der verſchmizten Thereſe auch angelegt worden, ſie führte dennoch viel anders, als es ihr eigentlicher Zweck war; wenigſtens blieben Herz und Einbildungskraft bei ihr die betrogenen Theile. Und bei dieſem, mit ſo großem Wagniß und Leichtſinn herbei gerufenen Kampfe, ward es nur zu wahr: daß Frank jeden Vortheil über ſie erhielt, und daß er dieſen, vielleicht zum Erſtenmal in ſeinem Leben, dem Vertrauen auf gute Meinung von ihm verdankte.

Der, in gewiſſem Sinn ſich ſelbſt täuſchende Frank war weit entfernt: dies zu glauben, ſo daß er ſich beinahe die kleine Liſt vorwarf, die er anzuwenden nöthig hatte, ſo viel Unſchuld und Schönheit zu verführen. Dankt ihm wegen dieſem Selbſtzweifel! Wie ſonderbar nach ſeiner Denkart es auch war, ſo wurden doch alle verlangte Maasregeln, alle Aufmerkſamkeiten, Mißtrauen zu verhüten, angewendet, und die gewiſſenhafteſte Treue von ihm beobachtet, um die Ruhe der liebenswürdigen Thereſe auch nicht im Mindeſten zu gefährden. Und nichts begünſtigte auch glücklicher als dieſes Benehmen ein Geheimniß, das Thereſens Lage, und ſelbſt der Erfolg ihrer Intrigue ſo nothwendig erheiſchten. Es läßt ſich leicht denken, daß eine der erſten, ſtrenge anempfohlenen Vorſichten war: daß er ſich niemals der Wohnung des furchtbaren Jägers nähern ſollte.

Ich verſage es mir durchaus, hier alle jene Zuſammenkünfte Franks und Thereſens, jene Gewandheiten wegen den erdachten Hülfsmitteln und ihren Abwechſelungen darzuſtellen, die dahin zielten: deren Reize zu erneuern; und noch weniger erlaube ich mir, hier die Kunſtgriffe an zu geben, die angewendet wurden, das Geheimniß zu bedecken. In einer ſolchen Auseinanderſetzung würde immer ein Etwas liegen, das ſelbſt die beſte moraliſche Erzählung gefährlich machen könnte. Ich will mich blos darauf beſchränken zu ſagen: daß die inconſequenteſte aller Intriguen mit der bewunderuswertheſten Klugheit, und mit noch ſeltnerem Glücke geleitet wurde, und daß, wie glücklich dieſer ſonderbare Roman auch ſeit ſeinem Entſtehen geführt wurde, er ſich dennoch weit über die Gränzen eines Romans der Art würde vergangen haben, wenn . . die Rückkehr von Thereſens Gatten und das Ende der ſchönen Jahreszeit ſeine Entwickelung nicht beſchleunigt, oder wenigſtens den Erfolg auf eine ziemlich ſchnelle Weiſe unterbrochen hätte.

Wir Menſchen ſind nicht ſehr geneigt, unſere Thorheiten anzuerkennen, ſo lange es dabei glücklich geht; Thereſe fühlte keine Reue über ihr Abentheuer, ſpendete ſich vielmehr Beifall: daß ſie ſich während ſechs Wochen die Langeweile ſo angenehm hinweg gedrängt, ſich mehr als jemals der Gewalt ihrer Reize verſichert, beſonders aber ihrer ſo lebhaften, ſo gewagten Phantaſie Genüge geleiſtet hatte, und dies Alles ohne den mindeſten Nachtheil, weder für ſie noch ihre Umgebungen, ja ſelbſt ohne den geringſten Argwohn über das wahrhafte Geheimniß eines Aufenthalts, deſſen Zauberreiz ſo leicht und ſo angenehm geweſen war.

Dergleichen Erfolge flößen aber zu viel Vertrauen ein, beſonders Charakteren, denen natürliche Bewegbarkeit Ruhe nicht vergönnt, die unabläſſig neue Nahrung, neue Gefahren zu haben verlangen.

Der Glückseindruck, den jene naiv-ländlichen Scenen des Romans mit Frank im Gemüthe Thereſens zurück gelaſſen hatte, wurde indeſſen bald durch einen ſehr lebhaften Kummer getrübt. — Sie hatte einen Bruder, den ſie leidenſchaftlich liebte, den ſie vielleicht nicht ſo geliebt haben würde, wären ſich ihre Gemüther nicht ſo ganz außerordentlich gleich geweſen, ſowohl an guten Eigenſchaften als an Fehlern; dieſer Bruder ſtand als Unterlieutenant in franzöſiſchen Dienſten. Sie war kaum vierzehn Tage vom Lande zurück, als ſie Nachricht erhielt: daß dieſer Bruder, in Folge mehrerer anderer Thorheiten und einer dadurch veranlaßten Schuld von 1000 Thalern in Haft ſey, und daß er fürchten mußte, kaſſirt und entehrt zu werden, wenn man ihm nicht ſchleunigſt Mittel verſchaffte, dieſe Schuld zu entrichten. Da alle Bemühungen, die ſie bei ihren Verwandten und bei denen ihres Gatten angewendet hatte, jene Summe zu erhalten, fruchtlos waren, ſo beſchloß ſie in Verzweiflung, das unüberlegteſte, gewagteſte

Mittel zu verſuchen, wie ſie ſich noch niemals ein ähnliches erlaubt hatte.

Unter dem Vorwande, Einkäufe für den Winter zu machen, wie ſie es jedes Jahr zu thun pflegte, begiebt ſie ſich im Poſtwagen nach Bern, und ſteigt daſelbſt beim Tagesſcheiden ab in einem öffentlichen Badehauſe, nahe am Stadtthor. Am andern Morgen kramt ſie ihre Sachen aus, zieht ihr gewohntes ländliches Kleid an, läßt um eine Unterredung unter vier Augen mit dem jungen Frank bitten, und erhält ſie: er befand ſich zufällig anweſend, war etwas unpäßlich, und deshalb um ſo mehr entſchuldigt, ſie in ſeiner eignen Wohnung zu empfangen.

Als ſie ſich mit ihm in ſeinem Zimmer ganz allein befindet, nachdem ſie ihm auf die rührendſte Weiſe das Angenehme ihres Verhältniſſes in Rückerinnerung gebracht, und die Opfer, die ſie keinen Anſtand genommen, ihm zu bringen, die liebevolle Hingabe, mit der ſie ſich ſeiner Großmuth anvertraut, die Gefahren aller Art, die ihre

Liebe zu ihm überwunden, – endigt ſie ihre Täuſchung damit, ihm zu erklären: daß ſie unter ihrem Herzen die traurige Frucht eines Vertrauens berge, die ſie ohne ſein Mitleid ſie vor Kummer und Schmach würde ſterben laſſen. Sie unterſtände ſich's nicht mehr, — ſpricht ſie — in's väterliche Haus rückzukehren; es ſey das letzte Mal, daß ſie ihn ſähe, ganz gewiß das letzte Mal, denn erhielte ſie nicht auf der Stelle die von ihr beſtimmte Summe Geldes, die Exiſtenz ihres Kindes zu ſichern, ſo wolle ſie zu ſeinen Füßen ihrem traurigen Schickſal ein Ende machen.

Vielleicht war der junge Frank ſchon wieder in neuen Liebesfeſſeln verſtrickt: Thereſen kann er aber ſo nicht ſehen, er kann ſie nicht ſehen in einer ſo ſchrecklichen Lage, ohne recht lebhaft davon gerührt zu werden. Alle geiſtigen Hülfsmittel wendet er an, die ganze Beredtſamkeit der zärtlichſten Theilnahme, ihre Verzweiflung zu beſänftigen, ihre Sorgen über die Gegenwart zu beruhigen, und noch mehr, ihre Furcht wegen der Zukunft zu zerſtreuen.

Aber die Summe, die Thereſe von ihm fodert, jene 1000 Thaler, die ſie durchaus will? . . . Dies ſchien ihm doch ihr augenblickliches Bedürfniß ſehr zu überſteigen, denn auch nur entfernt kann er ſich den eigentlichen Beweggrund nicht denken, der mit einer Begehrlichkeit ſie fodern läßt, die er mit jener Sanftmuth, mit jener Uneigennützigkeit in Einklang bringen könnte, worüber ihm Thereſe bereits freiwillig die unzweifelhafteſten Beweiſe gegeben hatte.

Beunruhigt indeſſen durch ihr dringendes Bitten, in Schmerz verſetzt durch ihre Thränen und die Heftigkeit der ſtärkſten und rührendſten Vorwürfe, nähert ſich der noch unbeſtimmte und überraſchte Frank, der mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und abgehet, dem Fenſter, und ſieht im nämlichen Augenblick einen Mann von ſeiner Bekanntſchaft vorüber gehen, der ſchon in mehr als einer Lage gleicher Art ihn geheim und glücklich aus Verlegenheit gezogen hatte.

Er beeilt ſich ihn zu rufen, und ſpricht zu Thereſen: „Eben erſehe ich einen Freund, der mir vielleicht Mittel verſchaffen kann, Dich zufrieden zu ſtellen. O, wollteſt Du Dich wohl, während ich mit ihm rede, im Nebenzimmer verbergen? Iſt es möglich, ſchnell herbei zu ſchaffen was Du verlangſt, ſo iſt er es allein von dem ich's hoffen darf. Thereſe hatte kaum ſo viel Zeit ſich zu verbergen, als der Gerufene erſchien. — Nun, mein Herr! was ſteht zu ihren Dienſten? fragte dieſer als er Frank ſah: Sie ſehen ja ſo zerſtört aus; welch' neues Abentheuer beunruhigt Sie? — O, das intereſſanteſte, was ich jemals hatte, das mich aber in dieſem Augenblick zur Verzweiflung bringt. Das ſchönſte Bauermädchen aus der Gegend von Meyringen, die Tochter des Förſters . . — Aber die iſt ja noch häßlicher als . . — O, dieſe iſt's nicht! Sie haben niemals ein himmliſcher Geſchöpf geſehen; ſie iſt die Unſchuld, die Anmuth ſelbſt. Ich glaube mich auf ſo Etwas ſchon zu verſtehen, und ich behaupte Ihnen, daß ich niemals ein reineres, köſtlicheres Weſen kannte. Unglücklicherweiſe waren wir etwas unklug; weil nun das gute Kind die Wuth ihrer Verwandten fürchtet, ſo will es eine Freiſtätte ſuchen, und verlangt von mir tauſend Thaler. — Tauſend Thaler! welche überſpannte Forderung. — Sie befindet ſich in einer Nebenſtube, und droht ſich unter meinen Augen zu tödten, wenn ich ſie ihr nicht auf der Stelle gebe. — Wie iſt's nur möglich, ſo leichtfertig zu ſeyn, und dann wieder ſo nachgiebig, wie ſie es ſind? Laſſen Sie die Perſon kommen; wir wollen mit ihr reden, es wird ſich ſchon wohlfeiler abthun.

In dieſem Augenblick geht der Fremde ſelbſt und öffnet die Thür des Zimmers. Er läßt die vorgebliche Bäuerin heraus treten, und hat ſie bald genug erkannt; denn dieſer dienſtwillige Freund von Frank war — Thereſens eigner Gatte, den ein unvorhergeſehenes Geſchäft an demſelben Tage nach der Stadt gerufen hatte.

Wie vom Wetterſtrahl getroffen, ſtürzt

Thereſe zu ſeinen Füßen und liegt da beſinnungslos. Man verſucht Alles, ſie in's Leben zurück zu bringen, aber ein heftiges Fieber, von Wahnſinn begleitet, folgt einer langen Ohnmacht, und das unglückliche Opfer eines Leichtſinns (in dieſem Augenblick wenigſtens mehr unklug als verbrecheriſch) unterliegt nach einem Monat furchtbarer Leiden, doch nicht ohne von der großmüthigen Reue Franks, ſeinem tiefen Schmerz und ſeiner Theilnahme, die rührendſte Sorgfalt, und die, zwar durch ein eben ſo unglücklich als unüberlegt angewandtes Mittel, verlangte Unterſtützung für ihren Bruder doppelt empfangen zu haben.

So verzeihbar, wenigſtens in gewiſſem Sinn, der Beweggrund der armen Thereſe auch ſeyn mochte; ſo war es doch, leider! die letzte Liſt der Armen, deren trauriger Ausgang ihre Verwegenheit weit theurer bezahlen mußte, als nur eine jener Thorheiten, die ihr vorausgingen. — Nicht immer iſt es die ſchlechteſte der Handlungen unſeres Lebens, die der Himmel am ſtrengſten zu beſtrafen ſcheint, aber es iſt ſelten, daß wir nicht früh oder ſpät die Strafe der Laſter, oder der Fehltritte unſeres Charakters zu tragen hätten, wie glücklich oder wie geſchickt wir auch trachten mögen: den Schein davon zu retten, und ihren nahen, traurigen Folgen vorzubeugen.

Wohlthätigkeit.

Von

Louiſe Brachmann.

Selig wer von bleichen Wangen
Eine Thräne trocknen kann!
Die von Sorg und Angſt befangen
Heiß und zitternd nieder rann.

Herz, das ſelbſt die Qual empfunden,
O du neigſt dich großmuthsvoll
Hin zu des Verlaß'nen Wunden,
Dem die blut'ge Thrän' entquoll.

Trockneſt gern die fremden Zähren
Denn du kennſt der Thränen Schmerz;
Doch dereinſt, in lichtern Sphären
Selig! ſelig, edles Herz!

Aber du, dem ſtets das Leben
Friſch und morgenhell gelacht,
Den ſein Loos dahin gegeben
In der ſüßen Freude Macht. —

Bebten wohl des Jammers Töne
Ungehört von dir zurück?
O durch Wohlthun nur verſöhne,
Glücklicher, dein kühnes Glück!

Denn das ew'ge Schickſal wendet
Oft und ſchnell des Glückes Rad. —
Geh, wem reiche Macht geſpendet,
Fromm in Gottesfurcht den Pfad!

So nur wird im Weltgetümmel
Sicher ihm ſein Gut und klar,
Und die Welt wird ihm zum Himmel,
Wo er Brüdern Engel war.

Alceſt.

Von

Haug.

(Frey, nach Senevé.)

Eines Morgens, da Proſerpine
Zürnend nach Chocolate ſchrie,
Und mit feinem Weiß und Karmine
Ihrer Göttlichkeit Reize lieh,

Da begann ein Schelten und Loben,
So mißklingend und ſo verwirrt,
Als würd' unten, wie vormals oben,
Jakobiniſch ſeptembriſirt.

Iſt's Enceladus, ſeine Ketten
Frech zerſchlagend, der mit Gebrüll
Tartarus ewige Jammerſtätten
Unter'm Aetna begraben will? —

Nein! denn als vom kühnſten der Recken
Ward entriegelt des Orkus Thor,
Flugs verſchwand der paniſche Schrecken
Und ein Gelache ſcholl empor.

Ha! mit furiengleichem Gezeter
Schleppten der Weiber dreimal drei,
Wie der Henker den Miſſethäter,
Barſch ein Weib an den Haaren herbei.

Die vermeintliche Schuldbelad'ne
Brachten: Medea, Helena,
Circe, Semiramis, Ariadne,
Dido, Biblis, et caetera.

Selbſt der Königinn Wink in die Runde
Half zu keiner Beſchwichtigung;
Alle riefen aus Einem Munde:
„Exemplariſche Züchtigung!“

Wahrlich, Alecto ſelbſt und Megäre
Fanden den Aufruhr fürchterlich,
Und verſtopften (zu ihrer Ehre
Sey's gemeldet) die Ohren ſich.

Proſerpine gebeut jetzt Schweigen;
Alles zittert und lauſcht. — O Styx!
„Welch' ein ſanskulottiſch Bezeigen!“
Sprach ſie beleidigt, düſtern Blicks.

Wehe dir! Zank und Hader ſpannen
Sich im plutoniſchen Nachtreich an.
Schatten! Wer biſt du? Gieb Kunde von wannen?
Und welch' Gräßliches haſt du gethan?

Kniend liſpelte die Modeſte,
Offnen herzgewinnenden Tons:
„Hölliſche Hoheit, ich bin Alceſte,
„Und Admetus mein Ehgeſpons.“

„Ach, von Allen dem Mars ergebnen
„Hat wohl Keiner ſo ſcharmuzirt;
„Aber in den theſſaliſchen Ebnen
„Ward mein Held auf den Tod bleſſirt.“

„Selbſt in Appollo's Tabernakel
„Ward' ich keines Receptes froh;
„Weinend befragt' ich das Orakel,
„Und ſein Ausſpruch lautete ſo:“

„Als ein Opfer des Todes fallen
„Muß Admet; doch er ſey befreit,
„Wenn ſich von ſeines Hofs Vaſallen
„Einer für ihn dem Tode weiht.“

„Keiner will in der Stadt und bei Hofe,
„Freunde, Verwandte fliehen ihn;
„Ach, der traurigen Kataſtrophe
„Sollt' in Perſon er ſich unterziehn.“

„Kommen doch girrende Turteltäubchen
„Unſerer jungen Liebe nicht gleich.
„Männchen hieß mich: ſein goldnes Weibchen,
„Seine Göttinn, ſein Himmelreich.“

„Ich fing an zu monologiſiren:
„Reiß ihn muthig aus ſchwerer Noth!
„Denn das Herzgeliebte verlieren,
„Iſt noch ſchauriger als der Tod.

„Rühmlicher, kürzer iſt Todesweihe
„Für Admet und für Vaterland,
„Als vor Schmerzen und ehlicher Treue
„Abſchwindſüchteln im Wittwengewand!

„Glücklich, wenns meinem Abentheuer,
„Das erotiſch heroiſch klingt,
„Wieder das konjugiale Feuer
„Aus der Aſche zu wecken gelingt.

„So von Lieb' und Ehre begeiſtert
„Hätt ich, trotz der Magnaten Halt,
„Mich des ſpitzigſten Dolchs bemeiſtert,
„Und erſtochen zur Schattengeſtalt.

„O, wie täuſchte mich Lieb' und Ruhmſucht!
„Glorreich endet mein Pilgerlauf,
„Dacht' ich, und aus Eliſium ſucht
„Eine Proceſſion mich auf.

„Ja, ſchon ſah ich in unſerm Prater
„Mir ein Tempelchen bau'n von Asbeſt,
„Und die berühmteſten Hoftheater
„Feiern mein wirkliches — Opferfeſt.

„Sieh zum Lohne ſo ſchöner Flammen,
„Werde Verbrecherinn ich geſchmäht,
„Knebelten Weiber mich zuſammen! —
„Richte nun, hölliſche Majeſtät!“

Gnädig wollte die Königinn ſchlichten,
Als ihr Helenas Baſennatur,
Allvergeſſend der Züchtlingspflichten,
Unverſchämt in die Rede fuhr:

Faſſe dich, Czarinn der Verdammten!
Gnade nicht darf ergehn für Recht;
Frevel erheiſcht ein ſtrenges Amten!
Dieſe verunehrt unſer Geſchlecht.

Müſſen wir Frau'n nicht unerträglich
Gegen die Männer im Schatten ſtehn?
Mußt' Alceſte ſo dumm und kläglich
Jener Prahlen noch mehr erhöhn?

Männer ſind zur häuslichen Plage,
Uns zum Aergerniß auf der Welt;
Wieg's nur auf der Gerechtigkeit Wage!
Du gabſt ſelber ja Ferſengeld.

Erſt in Dank und Liebe verloren
Küſſen und knien ſklaviſch ſie;
Mählig werden ſie Dictatoren,
Und zuletzt wie das pure Vieh.

Denke nur an Jaſon und Theſeus!
Fremd iſt Lieb' und Treue dem Mann;
Ich behaupte: nur Renommee ſeys
In Gedichten und im Roman.

Aber die Böſewichte ziehen
Dennoch uns, mit frechem Geſicht,
Wegen kleiner Galanterien
Inquiſitoriſch vor Gericht.

Wir ſind Götzen und Figuranten,
Sie Halbgötter in ihrem Wahn,
Wir die leidig ins Haus Gebannten,
Sie bei Schmäuſen und Reiſen voran.

Kunkeln müſſen wir, nähen und kochen,
Kinder ſäugen und gängeln, ach!
Doch, enthuſchen die Flitterwochen,
Meiden die Schmetterling' unſer Dach.

Sie behalten die volle Kaſſe,
Dulden kein Spiel- und Nadelgeld,
Steigen vom Eiferſüchteln zum Haſſe,
Und verpfuin uns die ſchöne Welt.

Sie behängen mit Seid' und Geſchmeide
Jeder ſein Kebsweib, ſüß entbrannt,
Und wir müſſen, berſtend vor Neide,
Betteln oft um ein Hausgewand.

Kurz, die Männer ſind Flatterweſen,
Wollüſtlinge, Tyrannen — Wie?
Und wir ſollten die mehr als Böſen
Lieben und uns erdolchen für ſie?

"Nein! Drum ſperr' Alceſte die Närrinn
Andre zu warnen ins Tollhaus ein,
Und des Orkus gerechte Herrinn
Soll verehrt und geprieſen ſeyn!

Eingeſperrt Alceſte die Närrinn!
Fing ein Chorus der Weiber an;
Zürnen wollte des Orkus Herrinn,
Aber Herkules trat heran,

Zürnender, als ein Leoparde,
Rief er donnernd: Silentium!
Ich bin Alceſtes Sauve-Garde,
Alle zitterten bleich und ſtumm.

Komm, der ehlichen Treue Phönix!
Sonn' auf Regen! Auf Sterben Glück!
Mit Urlaube des Höllenkönigs
Führ' ich dich zum Admet zurück. —

„Laß uns nimmer dein Antlitz ſchauen!“
Murmelte noch Frau Socrates,
Alſo blieb zum Aerger der Frauen
Unentſchieden der große Prozeß.

Iſt nun heroiſch oder phantaſtiſch,
Unſrer Alceſte beſungne That?
Mir hob ſie den Buſen elaſtiſch,
Iſt kein Weibchen ihr Advocat?

Frauen! doch warn' ich im Vertrauen
Vor Nacheiferung, zum Beſchluß,
Weil kein Herkules mehr die Frauen
Wieder holt aus dem Tartarus.

Der Ritter und der getreue Hund.

Von

Büſching.

Das altdeutſche Schriftweſen iſt reich an lieblichen und ergötzlichen Erzählungen; wenige wurden erſt davon bekannt. Eine der zierlichſten Sammlungen, 15 Erzählungen, wie im morgenländiſchen Mährchen einfach durch eine andere Geſchichte, die ihre Einfaſſung iſt, verbunden, liefern die ſieben weiſen Meiſter. In ungebundener Rede nicht unbekannt, war bis jetzt doch noch keine in gebundener Rede gedruckt worden, und ich liefere daher die erſte Probe einer Uebertragung aus der Handſchrift, welche ein Eigenthum des Herrn Hofrath Eſchenburg zu Braunſchweig iſt, wobei die Handſchrift, welche ſich in Erlangen befindet, zur Erklärung mit zugezogen iſt. Ich wünſche, daß die Leſer die Erzählung hier eben ſo gerne leſen, als ſie gerne mitgetheilt ward.

Es war einſt ein Ritter gut,
Der war reich und wohlgemuth,
Der hat einen einigen Sohn,
Der ward erzogen zart und ſchon (ſchön).
Drei Ammen wollte der Vater haben,
Die da alle drei dieneten dem Knaben,
Und warteten ſeiner zu aller Stund'.
Auch hatte der Ritter einen Jagehund,
Und einen Falken weidelich,
Den Thieren nie ein and'res glich.
Was Wildes der Herre wollte ha'n,
Das konnte dem Falken nicht entgahn.
Der Hund der lief auch balde
Auf Gefilde und im Walde,
Kein Hund konnte ihm gleichen,
Kein Haſe konnt' ihm entſtreichen.
Nicht um dies allein
Der Hund dem Herrn mußt lieb ſein,
Der Hund konnte and're Klugheit viel,
Herren, als ich euch nun ſagen will: *)
Wann der Ritter wollte
Zu Streit fahren, als er ſollte,

---

*) Dies ſpricht der Eine der ſieben weiſen Meiſter zum König.

Sollte dann dem Ritter wohl gelingen,
So ging der Hund vor ihm ſpringen;
Sollte er aber Unglück ha'n,
So ließ der Hund das Roß nicht gahn,
Bei dem Schweiſe er es zog,
Und alles wieder heim flog.
Darnach konnte ſich der Ritter richten,
Worauf er ſich ſollte pflichten.
Darum hatt' er den Hund beſunder
Lieb, das war kein Wunder.
Den Falken der Ritter auch lieb hatt';
Beſonders er's darum that,
Daß ihm alle Zeit gelang:
Wann er nach einen Reiher ſchwang,
Der muſte ihm ſtets werden,
Und ſtieß ihn zu der Erd'en.
Der Reiher nicht allein,
Sondern alles Wildbrett gemein
Konnte ihm nicht entweichen,
Wann ihn ſein Herr darnach hieß ſtreichen.
Der Ritter all' Zeit rang nach Ehren viel,
Mit Stechen, Brechen und Ritterſpiel.
Einsmals ein Turnei ſollte ſein
In ſeinem eig'nen Städtelein.
Das ward mancher Mann gewahr
Und viel' Herren kamen dar;

Ihr jeglicher darnach rang,
Ob ihm möchte werden der Dank.
Der Ritter nicht länger verzieht,
Zu dem Turnei er ſich bemüht;
Zu dem Turnei war ihm jach,
Sein Geſinde fuhr ihm alles nach,
Seine Hausfrau mit ihren Jungfrauen
Den Turnier auch wollten ſchauen.
Die Ammen und die Kammerfrauen
Mieden nicht gern, ſolch Ding zu ſchauen;
Die Ammen ließen den Knaben liegen
Und hießen ihn ſchweigen in der Wiegen;
Sie liefen zum Turnei in gemein
Und ließen das Kind liegen allein.
Bei ihm blieb niemand zu der Stund
Denn der Falke und der Jagehund.
Das ward ein' böſe Schlang' gewahr,
Zu dem Kind' macht ſie ſich dar,
Sie wollte das Kind getödtet ha'n,
Doch ſo mußte ſie davon la'n.
Denn der Falke das vernahm,
Daß die Schlange geſchlichen kam;
Er ſchlug ſeine Schellen, ſein Gefieder er ſchwang,
Daß es in der Burg erklang.
Das erhörte da zur Stund'
Des Ritters Jagehund;

Er

Er fuhr auf gar ſchnelliglich
Und ſah balde um ſich.
Das Hündelein an die Schlange lief
Und biß ihr Wunden, die waren tief;
Herwieder die böſe Schlange
That dem Hunde mit Biſſen bange,
Sie biß dem Hunde Wunden tief und groß,
Daß das Blut auf der Erden floß.
Das Hündlein ſich doch wehrte
Und auch das Kindelein ernährte. (erhielt.)
Der Hund die Schlange doch erbiß
Und ſie auch gar zerriß.
Auch geſchah allda zu Hand,
Daß die Wiege ward umgerannt;
Da Schlange und Hund darum rungen,
Da ward die Wiege umgedrungen.
Sie blieb ſteh'n auf dem Oberrand;
Ich mach' bis zu End' es Euch bekannt.
Da das Turnier ein Ende nahm,
Das Geſinde wieder heim kam;
Zu dem Kinde die Ammen kamen:
Die Wiege ſie wahr nahmen.
Sie wurden gewahr allzuhand,
Daß die Wiege war umgewandt.
Als ſie das Blut ſah'n im Gemach,
Eine Amme zur andern ſprach:

„Der Hund der hat das Kind zerriſſen,
Und unſers Herrn Kind todt gebiſſen,
Das muß koſten unſer Leben,
Unſer Herr wird uns die Schuld geben.
Ergreift er uns in ſeinem Zorn,
Das Leben haben wir all' verlor'n."
Sie flohen alle drei zuſamm;
Die Mutter ihnen entgegen kam.
Die Mutter ſprach: „laßt mich verſteh'n,
Ihr drei Ammen wo wollt ihr hin geh'n?"
Die Ammen antworteten ihr zur Stund':
„Ach, zarte Frau, der Jagehund
Hat uns bracht in große Noth,
Euern Sohn hat er gebiſſen todt.
Das haben wir geſchauet wol,
Das Blut liegt alles geſtreuet voll."
Da die Frau die Mähre vernahm,
Von Stund' ſie von ihr ſelber kam,
Sie fiel vor Jammer auf die Erden
Und ſprach: „mir mag nimmer Rath werden!
Ach! daß ich je ward gebor'n,
Wie hab ich mein Kind ſo jämmerlich verlor'n!"
Da die Fraue macht' ſolch kläglich Geſchrei,
Der Herre kam von dem Turnei.
Er fragete ſie bald der Mähre:
Was ihres Schreiens wäre?

Sie ſprach: Herr! der großen Noth!
Unſer einiger Sohn, der iſt todt,
Euer Hund hat ihn todt gebiſſen,
Und auch gar zerriſſen.“
Der Herre glaubte der Fraue ſein,
Zu Stund' tödt't er das Hündelein.
Da ward die Wieg' erſt umgewandt,
Seinen lieben Sohn er lebendig fand,
Und er fand auch die Schlange da,
An der Wiege liegen nah!
Zu Stund' der Ritter erkannte dar,
Daß der Hund unſchuldig war.

Die Walpurgisnacht.

Von

K. G. Prätzel.

Wir ſaßen traulich am Walpurgisabend,
An ſeltnen Märchen aus der Zauberwelt
Nach alter Sitte Geiſt und Sinne labend,
Und vom Kaminlicht freundlich überhellt.
Die Mädchen ſpannen und wir Burſche woben
Uns Maſchenwerk zur Frühlingsfiſcherey,
Und manche loſe Frage ward erhoben,
Ob noch kein Beſenſtiel geſattelt ſey?

Da rief hold Lehnchen, als vom Blocksberg eben
Man wieder ſcherzte: „Martin ſag' mir doch,
Wie kommt es denn, daß Du mir heut beim Weben
So ſtumm verbleibſt? Glaubſt Du an Hexen noch?"
Sie wußt es wohl, daß ſeit dem Aerndtefeſte,
Da ich den erſten Kuß von ihr erzielt,
Sie ſelbſt die Hexe war, die mich aufs Beſte
Mit Zauberſtricken überſponnen hielt!

Ich ſchwieg und ſchmollte; denn mit Schalksverlangen
War ihr der dürre Leibhuſar vom Schloß
Zum Schwengelborn heut wieder nachgegangen,
Ganz in dem Tact, der mich ſchon längſt verdroß.
Im Haſelſtrauche hielt ich mich verborgen;
Doch als zum Beiſtand er die Hand ihr bot,
Da rief mit barſcher Stimm' ich: „Guten Morgen!“
Und alle Beide wurden feuerroth.

Das hatt' ich jetzt noch immer nicht vergeſſen;
Drum blieb ich ſtörrig ſchweigend mir getreu,
Und ließ aus Blick und Miene nur ermeſſen,
Wie mir im Innerſten zu Muthe ſey.
Ihr aber ſchien daran nicht viel gelegen;
Sie öffnete den Mund ſogar und ſang
Ein Spinnerlied; — ich hätte platzen mögen
Vor Grimm und Groll, daß es ſo lieblich klang.

Da trat ein Knab' in flügelſchnellem Schritte
Zur Thür herein, drang bis zu Lehnchen vor,
Und flüſterte, recht gegen Zucht und Sitte,
Geheimnißvoll ihr etwas in das Ohr

Und wie vor einem Nachtgeſpenſt erſchrocken,
Sprang ſie mit ſcheuem Blick vom Schemel auf,
Ergriff geſchwind die Spindel und den Rocken
Und eilte fortwärts in behendem Lauf.

Ein loſes Kichern folgt' ihr aus dem Kreiſe;
Ich aber rief: „Seyd nicht ſo toll und dumm! —
Denn nicht der Beſenſtiel zur Blocksbergsreiſe,
Der Leibhuſar ging mir im Kopf herum,
Vortrefflich! dacht' ich; allerliebſte Sachen!
So war's ja wohl, als ich am Brunnen heut
Für dienlich hielt, die Reverenz zu machen,
Mit der Beſtellung ſchon in Richtigkeit!

Und leiſen Ganges wollt ich jetzt von hinnen,
Um an dem Born, wohin der Geiſt mich trieb,
Den Aufſchluß dort im Dunkeln zu gewinnen,
Der beim Kaminlicht mir verweigert blieb.
Da trat Gevatter Klaus mir in die Quere,
Und ſagt' in keckem Ton mir frank und frei:
Daß er allhier, bis Lehnchen wiederkehre,
Mich feſt zu halten ſtreng beordert ſey.

Potz Element! das reizte mir die Galle!
Und eh ſich's der Gevatter noch verſah,
Nahm ſtolpernd er ein Spinnrad mit im Falle,
Und lag betäubt auf allen Vieren da.

Ich aber flog auf oft betretnen Pfaden
Nach Lehnchens Wohnung hin, und ſtill und ſtumm
Sah ich durch eine Spalt' im Fenſterladen
Im Stübchen hier mich erſt ein wenig um.

Der Anblick war nicht eben zum Erbauen!
Der Alte ging voll Unruh hin und her,
Auf ſeiner Stirn ein ahnungsvolles Grauen,
Gleich einer Wetterwolke trüb und ſchwer.
Die Mutter ſaß mit aufgeſteckter Brille,
Bekreuzte Stirn und Bruſt und las dabei
So ſeltſam eifrig in der Hauspoſtille,
Als ob der jüngſte Tag im Anzug ſey.

Was ſollt' ich länger noch hier müßig weilen!
Von Lehnchen ſelbſt bot keine Spur ſich dar.
Zum Haſelſtrauche, dacht' ich, mußt du eilen,
Dort wird gewiß dir Alles kund und klar!
Gedacht, gethan! Auf dunklem Seitenwege
Langt' ich am Ziele wohl behalten an,
Wo ich umhüllt vom dichten Laubgehege,
Auf Ueberraſchung und auf Rache ſann.

So harrt' ich ſtill wohl eine Viertelſtunde;
Da kam der Leibhuſar in ſcheuem Lauf,
Macht' erſt geſchäftig um den Born die Runde,
Und ſetzt am Ende gar ſich oben drauf.

Die Ungeduld ſchien ihn, wie mich, zu plagen!
Bald wühlt' er mit dem Abſatz wild im Sand,
Bald ſchaukelt er in läßigem Behagen
Sich vor- und rückwärts auf dem Brunnenrand.

Sein ſtilles Hoffen ward zum Todesſchrecke!
Denn plötzlich drang zu dem geſpitzten Ohr
Ein donnernd: „Wer da?“ aus der Haſelhecke,
Daß er vor Angſt das Gleichgewicht verlor!
Im ſchwanken Eimer ſitzend ging er nieder
Tief in den Abgrund der gehöhlten Kluft,
Und gleich dem Ton entfernter Klagelieder
Drang ſein Geſchrei herauf zur freien Luft.

Erſaufen, dacht' ich, nein, das kann er leider
Da drunten nicht! Bis an die Bruſt zur Noth
Steigt ihm die Feuchtigkeit; die Scharlachkleider,
Sind bei dem Spaß am meiſten wohl bedroht! —
Wo aber ſoll ich ſie denn endlich finden?
Fürwahr! höchſt ſeltſam iſt und bleibt es doch!
Wärs möglich? ſollt ihr plötzliches Verſchwinden —
Nein, nein! wer glaubt an ſolche Poſſen noch! —

Und wieder ſtellten ſich die finſtern Falten,
Wovon des Vaters Stirn umzogen war,
Das glühend ämſige Gebet der Alten,
Und des Gevatters Dreiſtigkeit mir dar.

Auf luſt'gen Schwank wollt' ich die Sinne lenken,
Und konnt' es nicht; denn wie durch Zauberei
Mußt' ich beſtändig an den Blocksberg denken,
Wenn ich mit Unmuth ſann, wo Lehnchen ſey.

Mich überkam ein Herzeleid und Grauen,
Und durch des Dunkels geiſterhafte Ruh
Ging ich verarmt an Hoffnung und Vertrauen,
Mit ſchwankem Schritt dem Haus der Mutter zu.

Die Nacht war ſtill, der Himmel voller Sterne,
Den Blumenthron beſtieg der junge Mai;
Ich aber lauſcht', ob nicht vielleicht von ferne
Verdächt'ges Loſen zu vernehmen ſey! —

Jetzt trat ich ein zur trauten Hüttenſchwelle,
Und tief im Innern der bewegten Bruſt
Fühlt' ich mich angeweht mit Wunderſchnelle
Vom Doppelhauch des Schmerzes und der Luſt,
Denn mild und fromm trat Lehnchen mir entgegen,
Die von der Spindel eben fort geeilt,
Um die erkrankte Mutter mir zu pflegen,
Indeß ich ſchmollend an den Born verweilt.

O ſüßer Blick voll Huld und Engelstreue,
Mit dem ſie mir mein Ungeſtüm verwies!
Vergehen ſchier wollt' ich vor Scham und Reue
Daß ich ſo ſträflich mich bethören ließ! —

Ans Feuer ſetzte ſie den Heiltrank wieder,
Der wirkungsreich ſchon ſeine Kraft bewährt;
Denn ſanfter Schlummer feſſelte die Glied
Die wild zuvor des Fiebers Glut verzehrt.

„Kannſt Du vergeben?“ fragt' ich voll Erbangen;
„Nicht ſchnöden Argwohn nur hab' ich gehegt,
Auch manchen Frevelſtreich hab' ich begangen,
Seit Du die kranke Mutter mir gepflegt.
Ein Spinnrad ging vor meiner Wuth in Trümmer,
Weil der Gevatter mir im Wege war;
Und kläglich ſeufzend nach dem Morgenſchimmer,
Sitzt tief im Schwengelborn der Leibhuſar!“

„Den holſt Du ſchnell herauf aus ſeiner Klauſe!“
Verſetzte ſie, ein wenig zornig faſt;
„Und merk' es Dir, Du kommſt mir nicht nach Hauſe,
Bevor Du ihn ins Trockne wieder haſt!“ —
„Doch dann? lieb Lehnchen!“ — fragt' ich bang beklommen;
„Ei nun, dann ſollſt Du,“ rief ſie anmuthsvoll,
„Für die Bemühung etwas auch bekommen,
Das dich ans Aerndtefeſt erinnern ſoll!“ —

Wie fing mir's unterm Bruſtlatz an zu hämmern!
Mit wildem Sprunge ſetzt' ich aus dem Haus,
Und flog behend im erſten Morgendämmern
Dem Brunnen zu. — Gar bunt ſah es hier aus!

Das ganze Dorf befand ſich auf den Beinen,
Dem Angſtgewimmer ſchaudernd zugewandt;
Doch unter all' den Gaffern gab es keinen,
Der ſich herangewagt zum Brunnenrand.

Ich trat hinzu, bog herzhaft mich hinüber
Und rief: „Was giebt's dort unten denn zum Kauf?“
Der Leibhuſar hielt mit gelindem Fieber
Den Schwengel feſt; da zog ich ihn herauf.
„Seht da den Kobold vom Walpurgisfeſte!“
Rief Alt und Jung mit überraſchtem Blick;
Und mürb und matt begab ſich der Durchnäßte,
Von Spott begleitet, nach dem Schloß zurück.

Da nahte Lehnchens Vater im Getümmel,
Und drückt' in kräft'gem Gruße mir die Hand.
„Nun, mit der Mutter, „rief er,“ Dank dem Himmel!
Hat ſich's zur Beß'rung, hör' ich, ſchon gewandt.
Laß doch ein Wörtchen noch ins Ohr Dir ſagen,
Mein Lehnchen, merk' ich, wünſcheſt Du zu freyn, —
Du biſt ein braver Burſch! In vierzehn Tagen
Soll der Verlobungsſchmaus geordnet ſeyn!“ —

Propertia di Roſſi.

Von

C. Holtei.

Was ſtehet beſſer an dem freien Sange,
Als Liebesglück, als ſchwere Liebesqual? —
Wohl preiſen Viele in des Liedes Klange,
Des mächt'gen Helden ruhmbekränzten Stahl
Und ſeinen Muth im ſchweren Schlachtendrange,
Und ſeine Siege, ohne Maaß und Zahl! —
Ich aber ſtimme zart're, ſüß're Saiten,
Und will ein Denkmal heiſſer Lieb' bereiten.

Gewalt'ger Geiſt, zu dem die Herzen flehen,
Die deine Macht in Zauberluft gebannt;
Laß Gluth und Hauch aus dir mich jetzt umwehen
Und ſey mit Huld dem Dichter zugewandt!
Verſetze ihn in roſenlichte Höhen,
In holder Mythe dufterfülltes Land!
Wirſt du, was mangelt, meinem Ton ergänzen,
Kann dieſe Dichtung wonnefarbig glänzen.

Ich ſinge Euch, Ihr Leſer dieſer Zeilen,
Propertia's di Roſſi frühen Tod,
Sie ſelbſt zu ſchwach, die Leidenſchaft zu heilen,
Erwählte ihn zum Freunde ihrer Noth.
Die Liebenden ließ ſie in Liebe weilen
Und ſchwang ſich auf zu ew'ger Liebe Noth!
Vernehmet nun Propertia's Geſchichte,
Doch richtet nicht, wie Gott Euch nimmer richte!

Als Schöpferin der lieblichſten Gebilde
Verließ ſie ſelten ihre Staffeley,
Bedecket von Minervens heil'gem Schilde,
War ſie von Amors Wunden frank und frei!
Sie lebte ſtill, ſie lebte fromm und milde
Unwißend wie die Welt von auſſen ſey?
Nicht hatte ſie der Menſchen Thun geſehen
Nicht wußte ſie, was Böſes ſchon geſchehen.

Die heil'ge Stadt, wo alle Künſte walten,
Wo ſtarker Geiſter ſchöne Werke glüh'n,
Wo hohe Säulen weite Pforten halten,
Wo Tempel ſind und Sonnenmeere ſprüh'n;
Wo alter Dichter klaſſiſche Geſtalten
Den Markt umſtehn, wo die Citronen blüh'n,
Die Stadt umfing Propertien, die Schöne,
Die Mutterſtadt der Bilder und der Töne.

Erſt ſechszehnmal war ihr der Mai entſproſſen
Noch war ſie ſchön, wie eine Knospe iſt,
Von Glanze war ſie, gleich dem Bild umfloſſen
In dem ihr Raphaels Madonna grüßt.
Man ſah es klar, ſie hatte nie genoſſen,
Sie hatte nie geliebt und nie geküßt. —
Doch glaubt es mir: das glühendſte Beſchreiben,
Muß weit zurück dem ſüßen Mädchen bleiben.

Nicht minder ſchön war ihrer Neigung Leben.
Angelika: nicht minder gut und hold,
Sie waren ſich in treuer Lieb' ergeben,
Und keine Dritte hatten ſie gewollt.
Von Schlacken frei, es war ihr ſorgſam Streben,
Erhielten ſie des reinen Bundes Gold!
So liebten ſie, und Alle die ſie kannten,
Mit einem Mund, das Engels-Paar ſie nannten.

Propertia, beim jungen Morgenlichte,
Für ihre Freundin und die Kunſt ſchon wach,
Erwartete die Tochter der Gedichte
Angeliken, im freundlichen Gemach.
Und niemals ward die Hoffnung ihr zunichte,
Und wie ſie kam, zog ihr der Friede nach,
So lebten ſie die Freundinnen, die Freien,
In ſanften Verſen und in Malereien.

Ein Heiliges, ein Leben voller Lieder
Verfloß den Mädchen leicht die leichte Zeit,
Und ſelten ſchwebte kühles Dunkel nieder,
Das mehr als wo, in Rom Erquickung beut,
Wo nicht die fleiß'gen Künſtlerinnen wieder
Am Lohn des ernſten Strebens ſich erfreut.
Welch ſchöner Preis, ein ſolcher! Ja, ſo lohnen
Die Muſen nur, die in den Wolken thronen.

Faſt glücklich war Propertia zu nennen,
Doch Herzen, die das Leiden Andrer bricht,
Die Mitleid, dieſe bittre Wolluſt kennen,
Sie ſind's, wenn theure Herzen klagen, nicht.
In unbeglückter Liebe heiſſem Brennen,
Schien trauernd oft Angelikens Geſicht;
Und weinte ſie, um ihren liebſten Einen
Da mußte auch die Freundinn mit ihr weinen.

In Deutſchland war Angelika geweſen
Mit ihrer Mutter faſt ein halbes Jahr,
Und hatte dort den Theuern ſich erleſen,
Der ihr erſt Luſt nun aber Schmerz gebar,
Die Zeit entriß das liebe, treue Weſen,
Dem treuen Jüngling, dem ſie Alles war!
Die Mutter ſtarb, ſie mußte heimwärts kehren,
Und Theobald — ließ nimmer von ſich hören.

Das klagte ſie Propertien mit Thränen,
Das klagte ſie der Freundin oft und heiß;
Zwar kannte die noch nicht das ſücht'ge Sehnen,
Noch nicht der Sehnſucht Ziel und ihren Preis.
Sie konnte nur in ſtiller Ahnung wähnen,
Sie dachte nur den Kranz aus Myrthen-Reiß,
Doch hatte ſie noch keine klare Kunde,
Vom ſchönen Weh' der erſten Liebes-Stunde.

Daß ſie ihr werde, wollte Venus ſorgen!
Die harte Göttin ſorgte für ihr Grab.
An einem nebelſchweren Sonntagsmorgen,
(Angelika war krank, ſie ging hinab
Zum ſtillen Thal wo jene tief verborgen
Sich ihrer ſüßen Wehmuth übergab,)
An dieſem Morgen fing ſie an zu fühlen,
Wie Lieb' und Sehnſucht durch die Herzen wühlen.

Ein Jüngling war's, der zu des Feſtes Feier,
Mit mächt'gen Schritten ihr zur Seite ging.
Ihr Feuerblick durchbrach den leichten Schleier,
Der wallend um das Engelsköpfchen hing;
Aus ſeinen Blicken traf ſie wieder Feuer,
Die Funken ſprühten, daß es flammend fing;
Sie loderte in hellen, heißen Wogen,
Sie fühlte ſich in Liebe angezogen.

Sie kam zurück vom theuern Krankenbette
Und fand den Fremden an des Hauſes Thür.
O, daß ſie nimmer ihn gefunden hätte!
Er brachte Tod, nicht bracht' er Liebe ihr.
Vernommen hatt' er an der heil'gen Stätte:
Es wohn' Propertia, die Schöne, hier;
Gekommen war er, Bilder zu beſehen,
Nur ſehen wollte er und wieder gehen.

Er ſieht entzückt, was ſie ihm wagt zu zeigen,
Und glühend lobt er, aber klug und fein.
Dann bricht er auf, ſich ſcheidend ihr zu neigen:
Doch wär's erlaubt, ſtellt er ſich wieder ein?
Die Antwort iſt ein glühend ſprechend Schweigen,
Das Herz ſagt ja, der ſcheue Blick ſagt nein!
Er aber kennt das Wort der Augenlieder
Und oft genug kehrt der Geliebte wieder.

Wohl kam er oft und immer bracht' er Freude,
Und immer nahm er heißes Sehnen mit.
Vertrauter wurden, offner alle Beide,
Zur Freundſchaft kam's, doch weiter keinen Schritt.
Denn ſie verbarg in froher Laune Kleide,
Was ſie im Herzen liebte, was ſie litt,
Er aber konnt' ihr niemals mehr geſtehen,
Denn ihn durchglühten andrer Liebe Wehen. —

Wenn ſie allein die Lampennacht durchwachte
Und ihrer Gluthen keine Kühlung ſah,
Wenn ſie an ihn, den Treugeliebten dachte,
(Was leider oft, für ſie zu oft geſchah,)
Da malte ſie, daß ſich ihr Herz entnachte
An ſeinem Bilde, — ſo war er ihr nah!
Und als er eines Tags ſie kam zu ſehen,
Da ſah er ſich in voller Schönheit ſtehen.

Er ſah es wohl, der Pinſel der ihn malte,
Aus Liebes-Muſcheln war es angefüllt!
Er ſah es wohl, der Freundin Auge ſtrahlte
Mit heißer Luſt auf ihn und auf ſein Bild!
Er ſah' es wohl, daß ſie nur Kälte prahlte,
Sie deckte Liebe mit dem Freundſchaft-Schild!
Zu edel war er ſie im Wahn zu laſſen,
Drum wollt' er Muth zu ſolcher Rede faſſen.

Propertia! Ich will es offen ſagen,
Ich will's geſteh'n: dies Herz iſt nicht mehr mein.
Angeliken nur wird es ewig ſchlagen,
Sie wird mir lieb, ſie wird mir Alles ſeyn.
Ein ſchwer Geſchick hat ſie von mir getragen,
Doch raſt' ich nicht, ich hole ſie denn ein!
Ich ſuche ſie, und währ' es lange Jahre,
Ich finde ſie, ſo wahr mich Gott bewahre.

Da ſchwankte ſie, und ſank betäubt zur Erde,
Ihr Herz erſtarb, die Wangen wurden kalt;
Doch, daß ihr Theobald nur glücklich werde,
Bezwang ſie ſich mit männlicher Gewalt!
Und nannte ihm durch deutende Geberde
Angelikas verſchwiegnen Aufenthalt.
Er ſtürzte fort, die Theure zu umfaſſen.
Propertia ward ihrem Schmerz gelaſſen.

Die letzten Kräfte raffte ſie zuſammen
Und eilte fort zum wilden Freuden-Tanz;
Dort brannten ihre fürchterlichen Flammen,
Ein helles Feuer in des Feſtes Glanz.
Dort tobte ſie, wer möchte hart verdammen?
Die Schönſte in der Tänzerinnen Kranz.
Dort glaubte ſie, mit ſtrebendem Verlangen
In jedem Tänzer ihn nur zu umfangen.

Von Luſt erſchöpft, erſchöpft von Gluth im Herzen,
Floh ſie in ſpäter Mitternacht nach Haus
Und dort trank ſie, ein Labſal ihren Schmerzen,
Den vollſten Becher eis'gen Waſſers aus,
Dann löſchte ſie den matten Schein der Kerzen,
Umfing ihr Sterbelager ohne Graus,
Und faltete die ſchöpferiſchen Hände,
Daß ſie ihr letztes Flehn zum Schöpfer ſende.

Der Morgen kommt mit ſeinen neuen Strahlen,
Und immer ſchwächer wird Propertia,
Doch ihrer Kunſt den letzten Zoll zu zahlen,
Fühlt ſie noch Kraft, ſey auch der Tod ſchon nah',
Ihr Jeſus-Bild beginnt ſie auszumalen,
Es ſitzt der bleiche Engel ſterbend da, —
Jetzt iſt's geſchehn! — Beim letzten Pinſel-Zuge
Erhebt ſie ſich, zu himmliſch hohem Fluge.

Lebens-Ueberdruß.

Von

Th. Hell.

Ha! was iſt das Leben? eine Kette
Die den Geiſt an dieſen Körper zwängt,
Wo er angeklammert wie die Klette,
An dem kahlen Worte Daſeyn hängt,
Wo er ſeine Göttlichkeit verhauchet,
Und die angeflammte Feuerkraft
In der Sinne Strudel untertauchet,
Und für jede große That erſchlafft.

Warum ward er von der Sterne Wogen,
Aus dem Meere der Unendlichkeit,
Der Betrogene, herabgezogen,
Zu den Spielen einer Spanne Zeit?
Warum mußten ihm, dem ewig Freien,
Von dem Strom des Lichtes überſchwemmt,
Staub und Moder eine Wohnung leihen,
Die den himmelhohen Aufflug hemmt.

Warum hat von ſeinem erſten Strahle
Ahnung in der Seele fortgelebt,
Die wohl oft durch dieſe taube Schale
Zu den vorigen Genüſſen ſtrebt?
Warum iſt die Ahnung ihm geblieben,
Da ſein ſchwelgeriſches Glück zerrann,
Warum muß er ſtreben, glühen, lieben,
Da ihm kein Geſchöpf genügen kann?

Droben alles Böſen frei und ledig,
Unten in der Miſſethaten Land,
Droben groß und hehr, und wunderthätig,
Unten zu des Sclaven Dienſt verbannt,
Eingemauert als in einem Grabe,
Ohne Wirken, ohne Troſt und Licht: —
Iſt das Leben einer Gottheit Gabe,
Oder Strafe für den Böſewicht?

Liebe heiſcht mit ſeligem Verlangen,
Was im Staube noch den Schöpfer preißt,
Heißgeliebte will es feſt umfangen,
Will zerſchmelzen innig Geiſt in Geiſt.
Spott der Liebe: die um Gold und Gleiſen
Ihre Gluthumarmungen vergiebt,
In dem Manne nicht den Edlen, Weiſen,
Nur den angebotnen Mammon liebt.

Spott der Liebe: die um Rang und Titel
Um den Trauten ihre Arme ſchlägt,
Nicht dem Gatten auch im ſchlechten Kittel
Ihren Freudenkelch entgegen trägt.
Die an äußern Glanz ſich ärmlich bindet
Und was innen herrſchet überſieht,
Und wenn dieſer Trügeriſche ſchwindet,
Lieblos wie ein Schmeicheltraum entflieht.

Haben je zu feſter Freundſchaft Dauer
Dieſe Körper ſich die Hand gereicht?
Neid und Mißgunſt ſtehen auf der Lauer
Und der Herzen Innigkeit entweicht.
Ohne Kraft ſich von der Welt zu trennen,
Sind ein Unterthan der Laune ſie;
Freundſchaft wißt ihr Sklaven blos zu nennen
Selbſt gefühlt habt ihr die Gottheit nie.

Für der Menſchheit Recht und Freiheit ſtreiten,
Von der frechen Tyrannei zerwühlt,
Will der Geiſt der ſich von Ewigkeiten
Frei, und ſeiner Rechte Herrſcher fühlt,
Stolzen Uebermuth zu Boden drücken,
Eine Säule für die Wahrheit ſtehn,
Seinen Dolch auf Speichellecker zücken,
Und der Wuth getroſt entgegen gehn.

Aber Knechte ſind der Erde Bürger,
Höherer Vollkommenheit nicht werth,
Bauen Ehrenpforten ihrem Würger,
Und ermorden den, der ſie belehrt.
Wähnen mit des armen Körpers Tode,
Sey des Lebens beſſ'rer Theil verlebt,
Und gehorchen knieend dem Gebote,
Das der Druck in ehr'ne Tafeln gräbt. —

Rufe mich! ſonſt wird des Himmels Sproſſe,
Deiner Eigenſchaften Abendſchein,
Bald des makelvoller Staubs Genoſſe,
Und der Sohn der trägen Schwachheit ſeyn.
Rufe mich! noch fühl' ich meine Größe,
Wahre kaum die angeſtammte Zier,
Brich die Feſſeln! trenne, ſtürze, löſe!
Rufe mich! ſonſt eil' ich ſelbſt zu Dir!

MUENCHEN
UNIVERSITATSBIBLIOTHEK
SCHENKUNG
CG.v.MAASSEN

[illegible] 61.

d. III:

gald, Ludw., Abelard u. Heloïse Romant.-platon. Gespräch	1
z, Harald von Ungarn . . .	169
entzel, Die Fischerin (Gedicht) . .	174
lhar, Ida von Ursprünnen	176.
Bentowitz, Die neue Welt	201
dg, Rabbuter u. Fuchs (Ged. Fabel)	210
oing, Parabeln	211

d. IV.

Kan, L., Ido v. Ursprünnen (Schluß)	1
wigs, C. F. E., Das Menschenleben (Ged)	21.
us v. Voß, Die Potsdamer Unteroffizier in St. Petersburg. (Drama).	23.
Arnim, Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau	75
z, Abel Adolf, ...	125
a Kleins, Der verkaufte Knabe	146.
Müller, Müller-Lieder	214

[illegible] bei H. E. B., Weller u. Ba[illegible]mann, und
[illegible] Goed. VIII, 97 u. Nr. 193.

Gaben der Milde.

Drittes Bändchen.

Mit Beiträgen

von

L. M. Büſchenthal, F. W. Gubitz,
L. S. Günsburg, Haug, Ludwig
Purgold und L. Belhar.

Für die Bücher-Verlooſung „zum Vortheil hülfloſer Krieger" herausgegeben von F. W. Gubitz.

Berlin, 1818.

6 Rog 136#6

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK · MUENCHEN ·

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK WEIMAR

Bei Antiquar C. F. Adler in
München gekauft am 10. 8. 1913.

Cy. v. M.

Abälard und Heloiſe

oder

die Fragen der Menſchheit.

Romantiſch-Platoniſches Geſpräch

von

Ludwig Burgold.

Inhalts-Lehre:

Beantwortung der wichtigſten Fragen der Menſchheit. — Fortſchreitung der Menſchheit. — Gott. — Erklärung der Natur. — [redacted] und Freiheit des menſchlichen Geiſts. — Glaube. — Liebe. — Tugend. — Vollendung.

Berlin, 1818.

[illegible] Cat.

Spruch:

Thor, was ſuchſt du in der Weite,
In der Formwelt, in der Breite,
In der fremden Kräſte Streite
Deine Freiheit, Glück und Kraſt?

In dein Inneres mußt du dringen,
Frei — die Welt dir zu bezwingen,
Dich zur Kraſt empor zu ſchwingen,
Wo ſich alles Hohe ſchafft.

Herz und Inneres mußt du heben,
Frei — durch Tugend-Kraſt zu
ſchweben;
Aus dem Herzen nur quillt Leben,
Wärme, Puls und Blut und Saſt.

Thor, was ſuchſt du draußen? Lerne:
Nicht im ſtolzen Flug um Sterne
Iſt die Gottes Kraſt daheim.

Nicht in ſtolzer Wipfel Ferne,
Tief im Kerne
Treibt der Keim!

Abälard und Heloiſe
oder
die Fragen der Menſchheit.

Ringe göttlich innerlich zu werden,
und die Welt vergöttlicht ſich.

Ἡ μὲν γὰρ κακία ἀναρμοστία,
ἡ δὲ ἀρετὴ ἁρμονία.
ΠΛΑΤΩΝ.

Denn wohl iſt das Böſe Disharmonie,
Doch Harmonie die Tugend;
oder
Denn nur das Böſe ſtimmt nie zuſammen,
Alles Gute ſtimmt zuſammen.
Platon.

Die Abendſonne ſank am lichtblauen Aether herab in ſtiller Majeſtät. Weit, bis an des Horizontes letzte Fernen hin, blinkten die ſtolzen Kuppeln und Spitzen von den Thürmen und Kirchen der tauſendjährigen, dennoch damahls jugendlichen (uns ſiebenhundert Jahre jüngern), nur mächtig heranwachſenden Stadt Paris.

Die widerſtrahlenden, zurückflimmenden Fenſter an den hohen Paläſten und Münſtern glühten vom Purpur des voll Ruhe ſich neigenden Tages. Mit prächtig ſpiegelndem Gewoge hingebreitet ſchlang die Seine ihre großen Windungen um ſie her im Süden, dann weſtlich hinter dem Gehölze von Boulogne hervor, unter der ſinkenden Sonne, die ſich hinab zu beugen ſchien; während ein mild athmendes Lüftchen leicht und ſchwärmend über dem Zauberglanz des Stromes webte, daß die geſchäftigen Kähne in zitternder Goldfluth dahin tanzten.

Das Gewühl der Stadt wurde jetzt ſtiller, ſummte in der Tiefe nur verhallend. Die läutenden Vesperglocken und die hellen Cymbelglöckchen der Kirchen und Klöſter tönten heiliger herüber in harmoniſchem Zuſammenhang.

Heloiſe ſaß im fernen Angeſicht der Stadt an Abälard's Seite traulich im Garten ihres Oheims, nah am nördlichen höchſten Abhang des Mont-Martre, über der Vorſtadt deſſelben, — damahls einzelne Häuſer und Gärten, — auf einem überſchauenden Raſenhügel, der in ſteigenden Erdſtufen, mit einfaſſenden Blumen umpflanzt, ſich erhob. Unter ihnen an entlegnern Hecken und Lauben klangen leiſe Lautentöne zuweilen herüber, mit dem Rauſchen eines murmelnden Baches, und der Geſang eines Trouveres, der ſeine Geliebte in frohem Liede feierte.

Vor ihnen lag Platon's Republik aufgeſchlagen, daneben noch Platon's Gaſtmahl — (Ueber die Liebe,) — Sie hatten heute das letzte ſchöne Geſpräch mit einander zu Ende geleſen, und Abälard ſtand im Anfang der Erklärung jener Bücher von der Republik (Politeia), die vielmehr (von der) Verfaſſung heißen ſollten, und ge-

---

Anmerkung für die Gelehrten. Zeile 13 (von der) Verfaſſung. Es iſt eine ſowohl ſprachunrichtige, als noch mehr philoſophiſch und dem Inhalte nach falſche Ueberſetzung, die allen Streit über den Zweck und Inhalt jener Bücher veranlaßt hat, daß man ihren Titel de Republica übertrug, da ſie doch, ohne Zweifel von Platon ſelbſt, gar nicht Πόλις oder περὶ Πόλεως, ſondern Πολιτεία genannt wurden, d. h. Verfaſſung. Weit eher hätte dieß Ratio rerum civilium überſetzt werden können. Doch die Römer entbehren in der That eines ſo viel umſchließenden paſſenden Wortes. Dieß fühlte ſchon Cicero ſehr wohl, der ſie daher lieber, wo er von ihnen im Allgemeinen, nicht vom Bilde des Staats in ihnen ſpricht (z. B. de Divinat. I. 29. II. 27.) mit dem beibehaltenen griechiſchen Namen Politia nennt. Aber wunderbar iſt's, wie bisher noch keiner unſrer Philologen, einzig durch richtige Ueberſetzung der Aufſchrift, unſrer Sprache zur Ehre! in ihr gleich vielſeitig, allen Streit über die Anſicht und weite Umſicht dieſer Bücher gehoben hat, die offenbar lehren: welche Verfaſſung im einzelnen Menſchen wie im Staate herrſchen ſolle.

wiß nur von der Harmonie oder Zuſammenſtimmung der Kräfte zum einen Ganzen durch die Gerechtigkeit, und zum Verein der Tugenden überhaupt, im einzelnen Menſchen wie im Staate, handeln.

Rings um die Anhöh'n von Mont-Martre und Monceaux bogen ſich, bunt in der milden Beleuchtung, die beblümten Fluren und Gärten hinab, und floſſen unter dem überwebenden Purpurduft am weſtlichen Horizont in einander, längs dem Ufer des Fluſſes, der ſich aus dem damahls noch dichtern Boulogner-Holz hervordrängte.

In ſanfter Feier miſchten ſich der heimkehrenden Hirten Flöten, der blökenden Herden, der läutenden Rinder, der fernen Echo Hall mit den zwitſcherndem Girren der Vögel und den ſehnenden Seufzern der Nachtigall im Gebüſche. — Zuweilen flogen Ritter im Thal über die Straße dahin von der Stadt zur Geliebten; und die Zeichen der Treue, die himmelblauen oder roſigen Schärpen der Farbe ihrer Trauteſten, flatterten wehend um die Bruſt in die Luft. Oder Kaufleute zogen in langen Scharen unter Geleite, voll Hoffnung reiches Gewinns, zum Gewerbe der Stadt mit ihren Schätzen. — Dort wallten Pilger in ſtiller Andacht den einſameren Pfad hinauf zur hohen umbüſchten Priorei St. Lazare. Heller blinkten, zwiſchen Roſengärten, die Thürmchen und Kreuze des nahen Nonnenkloſters hervor, mit dem überragenden hohen Crucifix, dem glänzenden Märtyr-Denkmahl des heiligen Dionys. — Rings athmete die Natur ihren Frieden um ſich her.

Doch Heloiſe fühlte die Harmonie der Natur nicht, noch weniger den Zuſammenhang und den innern Sinn jener Bücher Platon's. Abälard nur ahnte, fühlte, erkannte ihn jetzt immer klarer und kräftiger; er ermaß und übertrug in die chriſtliche Sinnesweiſe den weiten, viel umfaſſenden Begriff, den die weiſeren der Griechen mit dem Ausdrucke Gerechtigkeit (Dikä) verbanden; Harmonie ſei ihr Weſen — Harmonie mit ſich ſelbſt, mit Natur und

---

Allg. Anm. Z. 12. Harmonie] Dieſe Dikä war den Griechen ein weiter Begriff: Harmonie oder Uebereinſtimmung 1) äußere: Angemeſſenheit, 2) moraliſche: Gerechtigkeit und Tugend überhaupt, 3) intellektuelle: Weisheit. (Man vergleiche unter andern nur viele Stellen in Platons Politeia, außerdem die Orpheiſche Hymne an Dikä, die berühmte Hymne des Cleanthes an Zeus u. a.) — Die Alten hatten weit mehr Umfaſſung in ihren Ideen, daher auch mehr Einheit und Conſequenz ſelbſt in ihrem populären Vortrag, als wir Neuern. Vor Allen beſteht Platon's Größe und die Tiefe und Vollendung ſeiner Ideen in jener erhabnen Umfaſſung. Bei uns faſt überall nur halbe Begriffe, nirgends Verknüpfung, — wie ſelten vollendete Conſequenz! So können wir, daß ich nur vom jetzt zunächſt vorliegenden Gegenſtande rede, feſt an eine ſtufenweiſe erfolgte Schöpfung, an eine heraufſteigende Natur glauben, — und Viele meinen doch dabei die Fortſchreitung der Menſchheit bezweifeln zu dürfen; — wir glauben an eine göttliche Vorſehung, — aber zuweilen nicht im Kleinen, zuweilen nicht im Großen. In Allem ſind wir halb; oder völlig zerſplittert! Es iſt daher höchſt nöthig, auf jene ei-

Welt ſei ſie, ſchaffe ſie. Er fing an, viel darüber zu reden. Aber Heloiſe verſtand ihn nicht, hörte ihn kaum. Tauſend ſich durchkreuzende Gefühle und Gedanken ſträub-

---

nende volle Ergreifung in noch höhern, wenigſtens uns vertrautern Anſichten zurückzuführen; doch zunächſt dogmatiſcher, zuerſt ohne Ironie und gemüthlicher für unſer jetzt nur erſt vom Gemüth aus zu heilen des Zeitalter. Vielleicht wird man ſich ſo nicht über die ausgedehntere Bedeutung und die vielfachern Beziehungen verwundern, die man dem Worte Harmonie in dieſem Stücke zu geben verſucht hat, da noch kein Deutſches jenem ganz entſpricht.

Aber Platon's noch weniger bisher bemerkte Größe beſteht auch in der innigſten Verbindung der Lehre mit dem Ausüben, ſo wie, im Syſtem, des Erkennens und Wiſſens mit dem Handeln; ſo daß in ſeinen gelungenſten Stücken das, wovon geſprochen wird, in und durch den Gang, den Inhalt, die Handlung des Geſprächs ſelbſt geleiſtet oder doch vorgeſtellt wird, — jenes Erhabenſte ſeiner Form!

Möchte doch ein theilnehmendes Gemüth auch in unſerm verſuchenden Streben nach Harmonie über die Harmonie ſelbſt einige innere, und mit ihr die eigne finden können! — Doch ein ſolches wird wenigſtens den Plan dieſes Stückes nicht verkennen können, ihn, die große Aufgabe für die wahren Retter und die bleibende Heilung unſres Volkes und unſrer Zeit: — durch eine neue edlere, zu göttlichen Großthaten antreibende und erhebende Philoſophie, und durch neu verſtärkte Glaubenslehre überhaupt unſrer Nation und Zeit die innere Heldenſtärke der Begeiſterung und Seelenhoheit bleibend zu bringen, welche allein aus jedem wahren Grund-Unheil für immer zu erlöſen und zugleich unter allen Schickſalen innerlich doch glücklich zu machen vermag. Doch in dieſem Stück nur der Anfang. Künftig Vollendeteres und Vollendenderes.

ten ſich in ihr wider ſeine Lehre. Düſtere Ahnungen zum Theil vom künftigen Schickſal ihrer Liebe, die ſie doch rein wußte, mit der Tugend nur verſchwiſtert, erfüllten und trübten alle Blicke ihrer Seele und des Geiſtes.

Sie ſaß ſtill im dunkeln, beſcheidnen, nonnenartigen Gewande, den Buſen ſittſam verhüllt, den zarten weißen Schleier nur halb zurückgeſchlagen, die Augen geheftet auf ein Chriſtusbild mit der Dornenkrone, das ſie zu mahlen angefangen hatte und bei dem ſcheidenden Strahle der Sonne noch vollenden wollte. Vergebens hauchte die Abendluft mit paradieſiſcher Milde ſchmeichelnd um ſie her und ſpielte in ihren geringelten Locken; vergebens ſchmolz die Natur am fernen Horizont im ſanften Roſenſchein zuſammen; umſonſt quoll des Gartens Athem in ſeinen Düften hervor aus den bunten Maienblüthen und wehte ſie erquickend an; ſie mahlte die Dornen nur auf das Haupt des Erlöſers und die rinnenden Leidenstropfen des göttlichſten der Gerechten. Neben ihr, zu ihren Füßen, lag ihre Laute umgekehrt, unbeachtet auf dem Boden.

„Aber, Theuerſte, rief ihr Abälard jetzt zu, du himmliſch ſinnigſte der Seelen! warum hörſt du mich ſo traurig an, warum blickſt du nicht auf? — O mahle nicht ſo traurig dieſe Züge des Heilands, der die Gerechtigkeit auch verkündete und die Liebe! Deine Seele widerſpricht mir; o laß deine Gedanken mir laut widerſprechen und widerlege mich. — Aber ſieh hier dieſe Natur um dich her im Zauber ihrer Harmonie, ſieh, wie ſie ſich aushauchen will und in ihrem Frieden mit ſich ſelbſt noch allen ſo wohlthätig ſein um ſich her. Iſt ſie nicht wie die Tugend, wie dieſe Gerechtigkeit unſeres göttlichen Platon, nicht wie dieſe Harmonie, die mit der Disharmonie nur kämpft, um alles in Uebereinſtimmung und den Frieden der Vollendung zu bringen? Bemerke, wie ſo alles ſich traulich umſchmiegt in dieſer Natur; es iſt als ob über die mächtige Stadt ſelbſt eine einwiegende Ruhe ſich hingöſſe. Ja betrachte auch die friedliche Sonne, die ſo mild uns ſtrahlt und auf ihr Roſenbett ſich hinabſenkt, als wollte ſie, ſelbſt zufrieden des Tages Arbeit geendet, auf der Erde den Segen der Fruchtbarkeit vergeudet zu haben, nun auch uns zu gleichem Frieden beruhigen, und noch einmahl durchſtrahlen. Lächelt ſie uns nicht zu, und, ihres Stolzes entkleidet, ſcheint ſie nicht wie eine alliebende mütterliche Königin aus thronender Höhe ſich vertraulich zur Erde nieder zu neigen?“ —

„Ach! — um untergehen, ſeufzte Heloiſe jetzt aufblickend mit dem Tone rührender Innigkeit, der aus zartfühlendem Herzen quoll, — nein, nur um ein Raub der ſchwarzen, düſtern, langen Nacht zu werden, tritt die Natur im roſigen Brautkleid auf; auch in dieſem ſcheinbaren Frieden kämpft ſie in ſich, ringt ſie mit der

Uebermacht des Finſtern, ihres Unterdrückers, ihres Räubers — und ach! vergebens. Weh, warum dieſer Kampf des Guten und Schönen und Gerechten hier auf der Erde ewig mit dem Böſen und Häßlichen, mit dem Ungerechten (der Adikia) wie ihn auch dein Platon ſchildert? Oder wenn du es Frieden nennſt, ach! warum währt er ſo kurz? warum jener ewige Kreislauf des Guten, des Schönen und der Zerſtörung; des Lichtes heute auf der Erde und des Glückes unter Einzelnen und Völkern; — und dann morgen wieder der Nacht und des Unglücks — und nirgends Vollendung! Nirgends auf der Erde noch, o ſiehſt du? — nirgends auch nach anderthalbtauſend Jahren die vollkommne Republik deines Platon, nirgends auch bleibende Annäherung! O nein, nie wohnt in der Natur ein wahrer bleibender Frieden, nimmer, nimmer naht auch und ſchreitet die Welt zur vollkommnern und beharrenden Harmonie, nie zur Vollendung!' —

„Sie ſchritte nicht? nahte nie doch ihr? göttliche Heloiſe! fuhr Abälard fort. Es könnte nicht Harmonie ſeyn auch in dieſem Kampfe? — Geliebte, in dir ringt eine Zwietracht nur und ein eigner Streit, und du meinſt die Zwietracht des Lebens zu ſehn. O geſtehe mir ihn, Theuerſte, die du ſonſt voll ruhiges, muthiges Glaubens warſt. Im innern Kampf kannſt du nur verzweifeln; — im innern Zwieſpalt wird nur unſer Auge blöde, daß wir den Vereinigungspfad der Wege nicht erkennen, der in der Ferne dem allgemeinen Ziel entgegenführt. Aber beruhige dich, ſchöne Seele! Du ſelbſt widerſprichſt dir. Du wollteſt Fortſchreiten zur Vollendung. Und doch dabei die Ruhe des Bleibens? Und könnteſt du unthätige wollen? — Doch erheitre dich; ſieh dort jene ſpielenden Täubchen um die Felſengrotte des Gartens; dort flattern ſie um die Blumen, die aus dem Raſen ſproſſen, der das nakte Geſtein deckt. Sieh jezt picken ſie den Samen auf. O wie fröhlich ſie ſind im Spiel der Liebe und glücklich! Sei es wie ſie! warum biſt du es nicht?“

‚Ach, zerſtören auch ſie nicht, rief Heloiſe, zerſtören auch ſie nicht in ihrer Fröhlichkeit dort mit dem Samen tauſend aufkeimende Geſchlechter von Moſen und Kräutern und Blumen, mit denen die Natur die prangenden lieblichen Gefilde über den rohen Steinmaſſen noch heiterer hätte beleben können?‘ —

„Bedenke, Heloiſe, woran du erinnerſt, nahm jezt Abälard wieder das Wort, was du mir beweiſen hilfſt. Sieh nun eben dieſe Natur, die überall lebende, webende, allumfaſſende Kraft des Unendlichen, die dieſe Grundmaſſen der todten Felſen hinwarf und gründete; — o betrachte ſie, die nach ihnen nun das genügſame Moos hervorſchuf und dann den jungen grünenden Waſenteppich mit den ſaugenden Gräschen, und die aufknoſpenden Blättchen, die am Perlthau nippen, und darauf dieſe lachenden goldnen, glühenden Blumen; und nun die ſpielenden Würmchen auf ihnen im Sonnenſtrahl und alles das rings hervorquellende regſame Leben, mit den tanzenden glimmernden Schmetterlingen, mit jenen lieben flatternden Tauben; — o erhebe dich mit dieſer immer zu Edlerem und Beglückterem hinauf ſchreitenden, ſchaffenden Kraft, und überſchaue alles luſtige, fröhliche, ſchwärmende Leben, das ſummend und ſingend und gurrend von Blume zu Blume, von Zweige zu Zweige hüpft; aber höher doch noch darauf die blökenden muntern Herden dort, die ſpringenden Füllen bei der Flöte des Hirten und — ſich dort über den ſtolzen Ufern wie ſie emporſteigt die erhabene Herrſcher-Stadt — der *Menſchen*! — O dieſe unſterbliche, allgegenwärtige *Weltkraft*, die ſich einſt in ihrer urſprünglichen und nun noch täglich in ihrer ewig wirkſamen Schöpfung von Stufe zu Stufe zum höhern Leben emporſchwang, die ſollte nicht *überall fortſchreiten*? Dieſes ganze Weſen der Welt und des Lebens, das nicht unübereinſtimmend mit ſich, nicht ohne *innere Gleichheit* und Nothwendigkeit *ſeyn kann*, ſchaft nicht *überall* aus Harmonie die immer *höhere* Harmonie?" —

—„Oh, Abälard, unterbrach ihn hier Heloiſe, du ſiehſt die Blumen nicht zu deinen Füßen, die von der Hitze des Tages matt zur Erde ſinken. Und in dieſer Blume, die bald nun dahin welkt und den luſtigen, prunkenden Glanz ihres Morgens am Abend ſchon ausſchmachtet und dann entblättert den traurigen Kelch zum Boden niederhängt; wo wäre da noch Harmonie? wo Aufblühn einer neuen höhern Harmonie? Nenne mir den Samen nicht, der aus der dürren klappernden Kapſel ſteinig und zerberſtend ausfällt. Glücklich genug, wenn er aufgeht und ſich aus ihm nach langer modernder Verzehrung wieder dieſelbe Blume mit dem Glanz ihrer Mutter emporhebt. Und wäre dieß nicht mit jedem Keim, jedem Samen alſo, mit allem was da ſprießt und lebt? O ſiehſt du auch nicht hier jenen ewigen Kreislauf, um den meine Seele trauert, das ewige Verdrängen des Tags durch wieder einbrechende Nacht heute wie geſtern und morgen wie heute, außer — daß die Nacht etwa heute kürzer währt, — aber morgen länger!! o dieſen zurückkehrenden Ring des Aufblühns und der Vernichtung; die unaufhörlich um ſich gekrümmte, alles umflechtende Schlangenwindung der Rückkehr, die ſich in ihr eignes Ende flicht; — daß nichts Neues und Höheres unter dieſer Sonne aufwachſe, als das Verderben nur und die mächtige Zerſtörung, die auch das Schönſte, prangend Herrliche beſiegt!‘

„Aber der Samen, Heloiſe, rief Abälard, fällt vielleicht in beßre Erde und blüht ſchöner auf. O gewiß, er fällt in beßre um ſich her, weil das Modernde, nach demſelben Geſetz der Natur, ſelbſt ſie veredelt. Und ſchöner und immer ſchöner füllte ſich dieſe matte, geruchloſe, einblättrige Roſe, die an jener Hecke dorrt, zur tauſendfältigen, ambroſiſch umher duftenden Königin des Gartens, die neben deiner Seite prangt.

Oder fern von der Mutterpflanze trägt die wehende Luft das leichtere Samenkorn auf dürrern Felſenboden. Dort zwar blüht ſie nicht ſchöner wieder auf, ſie ſteht vielleicht einſam da, aber ſtolz als Mutter eines künftigen edlern Geſchlechts belebt, verſchönt, veredelt ſie durch ſich ſelbſt ſchon die vormahls lebloſe Gegend, und verbreitet die Schönheit und Harmonie weiter, wo ſonſt die nackte dürre Oede nur herrſchte. — Auch jene beſchäftigten jungen Tauben, die den Samen aufpickten, — du meinteſt er wäre vernichtet — auch ſie tragen ihn vielleicht fernhin auf die entlegnen kahlen Klippeninſeln des majeſtätiſchen Flußes, ſie zu umkleiden mit Kräutern und Blumen und Sträuchen; und von Fels zu Fels ſtreut die Natur den Stoff des Schönen weiter fort und die Keime höheres Lebens, daß einſt die Erde überall ein fruchtbar ſchöner Garten blühe! — Wie? Heloiſe und wäre nicht höher noch als der Erde Garten, der immer bildungsreicher aufblühende Verein der Geſchlechter der Menſchen in dieſer wimmelnden Königin-Stadt — lebender freier Geſchöpfe?“

— ‚Mit den Tauſenden und Abertauſenden unglücklicher Herzen! unterbrach hier Heloiſe ihn mit einiger Bitterkeit des Gefühls. Ja, du biſt ſehr ſinnreich, Abälard, das ewig ſich auf und niederdrehende Wechſelſpiel zu erklären dieſer niedern, gefühlloſen, im Unbewußtſeyn ſchlafenden Natur, die ſelbſt ihren Kampf nicht kennt, die ohne eignen, uneinigen Willen, ohne dieſe ſich ſelbſt nur quälende, höhere Freiheit, ohne Ahnung ihres Treibens in den umfangenden Banden der Weltkraft ſich nur wie auf und nieder wiegt. O ſie iſt glücklich! wie ein Kind glücklich iſt, das an dem Gängelbande der liebenden Mutter ohne Gefahr über Stein und Tiefen hüpft. Aber warum in dieſer höhern, fühlenden, des Glückes und des Genuſſes dieſes Friedens allein fähigen Ordnung der Weſen, warum nicht auch in ihr dieß ſteigende Herannahen zum Frieden? Warum zernagt nur ewiger Streit und ein traurigerer Wechſel dieß allein nach den ruhig ſeligen, blühenden Himmeln ſich ſehnende Herz — des Weſens, das Gott zu ſeinem Ebenbilde ſchuf und mit ihm zu gleichem Glück zu rufen ſchien?' —

„Doch wäre dieß Herz, fiel Abälard ein, wäre es eben dieſes Gefühls, dieſes Genuſſes aller Freuden des Friedens fähig, wenn es nicht auch Krieg und Sturm im Innern erleiden und mit ihm vergleichen und wenn die irdiſche Seele nicht durch alle ihre Foltern, wie auf Sproſſen der Himmelsleiter, in die lichten Regionen der Ruhe und Freude emporklimmen und hinabſchauen könnte in die Klüfte und Tiefen, über denen ſie nun gerettet ſchwebt? – Und dann, wenn ſie des Danks und der Benutzung ihrer Rettung zu höchſter Vervollkommnung und Stärkung ſchon wieder vergaß und ihr Glück nun wieder nur gleichgültig als eine Forderung dahinnimmt, wär' es nicht göttliche Güte, daß ſie dann von neuem ihre

Kräfte

Kräfte verſuchen lernt und in noch einmahl herabgeſtürzter Gegenwart durch die ſüße Vergangenheit und noch heitrern Anblick der Hoffnungen der Zukunft immer höher beglückt und immer himmliſcher geſtärkt wird? Ja würden nicht alle Freuden der Erinnerung, alle der Hoffnungen, die inniger oft, und immer reiner, ätheriſcher, wie aus einer andern höhern, geiſtigern Welt, beglücken, als die Gegenwart, dann verſchwinden? wären ſie einem Herzen möglich, das in dem Ruhebette der Gegenwart nur, wie in dumpfem Traumſchlaf gefeſſelt, ſchlummerte? ſich nie von dieſem ſtarken, ausfüllenden Gefühl des glücklichen Augenblickes losreißen, nie zugleich auch in einer andern Zeit und in nicht gegenwärtigen Freuden leben könnte? O erkenne es, auch jeder folternde Schmerz iſt höherer Beglücker, wie der höhere Erzieher der Menſchenbruſt: denn er iſt nur der ſtachelnde Reiz, der einzig die himmliſcheren Freuden der Erinnerung und der Hoffnung aus ihrer Ohnmacht-Ruhe in das Leben zu rufen vermag, daß ſie wie ſpielende Genien-Kinder lächelnd emporhüpfen, dich mit ätheriſchen Blumengewinden überſchlingend zu umtanzen. Ja iſt alle Freude nicht ſelbſt nur ein Kind der Phantaſie, — der Erinnerung oder der Hoffnung, — vermählt mit der Tugend der Genügſamkeit, wie uns eine Dichtung, die wir, ich weiß nicht mehr wo, einſt mit einander laſen, die Geburt der Freude pries. (S. unten den Anhang). Heloiſe, erinnerſt du dich auch noch jener lieben Erzählung von den heiligen Kindern, die uns der kleine Troubadour einſt ſang und die er die Erfindung des Kreuzes nannte? Weißt du noch wie unſer Heiland und St. Johannes in den Jahren der Spiele ſchon mit dem Sinnbild unſrer Seele da die hohe Lehre gaben, daß das Kreuz nur ein Nachbild eines ſchönen Frühlingsfalters, des Bildes unſrer Seele ſei? Ja laß auch uns die Erinnerung erheitern, daß wir mit den lieblichen Kindern einen Augenblick der Gegenwart vergeſſen. Sieh da ſaugt ja auch ein Abendſylphe an der Paſſionsblume noch, die ſich ſchon ſchließen will; hier ein anderer an der Purpur-Nelke, die du mir pflanzteſt. — Und erkennſt du auf der Lilie dort, deiner Lieblingsblume, den Trauermantel, der ſchon einzuſchlummern ſcheint? — Sieh wie ſie wankt und nickt — nun überſchüttet ſie ihn mit ihrem Samenſtaub-Regen. — O da liegt deine Laute, — du achteſt heute auch ſie nicht? ſuchſt heute auch bei ihr keine Hülfe? — Sie wird verſtimmt ſeyn hier am Boden. Laß mich verſuchen, ob ich mich der Erzählung des jungem Troubadours noch entſinnen kann. Es war ein holder, lieber ſchwärmeriſcher Knabe. Ihn belebte ein tieferer Geiſt, als unſere nördlichen tändelnden Trouveres. Doch meine Stimme wird nicht kindlich genug ſeyn. Singe du mit ein und ſtimme ſie ſanfter."

Abälard nahm die Laute und ſang.

Nur des Inhalts der Erzählung erinnerte er ſich noch; doch Heloiſe begleitete hier und da einſtimmend den Geſang:

Die Erfindung des Kreuzes,

ein kleines heil. Familien-Gemählde.

Lang' in zartem Stangen-Käſtlein
Hielt der kleine St. Johannes
Eine Raupe ſtill verborgen, —
Und es ſpielten froh die lieben
Heilgen Kinder um die Mütter.
Sieh, da hebt aus rauher Hülle
Seiner Schwingen Gold entfaltend,
Zart, noch zitternd, ſeines neuen
Lebens ungewiß und zagend,
Purpurn ſich der ſchöne Falter.

Und die lieben Kleinen ſtaunen,
Und Johannes will ihn greifen
Mit zu raſcher, rauher Hand.
Da durchklammerſt für ihn bangend
Aus dem Kerker hold zu löſen
Den Gefangnen, ſchnell die Stängel
Liebend du, der alle Leiden
Unſres Lebens einſt zu dulden
Für uns kamſt, o heilges Kind!
Und geknicket fallen Stäbe
Und geöffnet iſt der Kerker;
Und es flattert frei gen Himmel
Ueber Blumenduft, im Spiele
Leichtes Weſts, der liebe Falter.
Aber ach dem theuern Kinde
Blutet roth der zarte Finger
Schmerzenvoll für den Erlöſten. —

Doch nicht ſchmerzet ihn der Finger
Alſo tief, als tief die Trauer
Seines heilgen trauten Lieben.

Denn ach ſeht, dort ſitzt der holde
Stille kleine St. Johannes
Mit den zarten weißen Händchen
Sich geheim die Thräne deckend,
Die auf roſ'ger Wange ſchlüpfet,
Daß die Freude ihm entflogen,
Ihm entflattert, ihm entnommen
Seines goldnen Vögleins Spiel.

Und es hat die hohe Mutter
Zärtlich eilend ſich des Schleiers
Buſenſchleife ſchon geriſſen,
Dem Verwundeten zu ſtillen
Seines Händchens röthend Blut;
Bänglich über ihn ſich neigend
Mit der goldnen Locken Seide
Balſam auf die Wunden ſtreichelnd,
Sanft das himmelblaue Bändchen
Um den Finger ihm gewunden.

Aber ſtill und ſchnell vom Finger
Zieht das hohe Kind des Friedens,
Um des Lieben Thränen trauernd,
Sich der Wunde blutend Band, —
Nur des Theuern Leid zu ſtillen.
(Mögen ſeine Wunden bluten)
Ihm die Freude zu erſetzen,
(Mögen quälen ſeine Schmerzen)
Ihm ein Bild des lieben Falters,
Seiner Hoffnung, ſeines Lebens
Bleibend Spiel ihm nachzubilden.
Und er nimmt der Stäbchen eines,
Daß es werd' ein Bild des Leibes
Des geliebten Schmetterlings.

Und ein andres legt er drüber,
Ihm die Flügel nachzuahmen,
Und er bindets und umwindets
Von der Schmerzen Hand gefärbt,
Und ach ſieh, es wird — ein Kreuz!
Erſtes Kreuz des Sohns der Menſchen
Rund umflochten von des Bändchens
Buntbemahltem Himmelblau.

Und nun bringt er's ſtill und ahnend
Noch mit Roſen und mit Nelken
Und mit Lilien umwunden,
Lächelnd dem betrübten Holden,
Von der Augen zarter Wimper
Ihm die helle Thräne küſſend,
Die die kleine Lipp' umhaucht.

Neu nun fröhlich ſpringt zur Mutter
Im Triumphe vor ihm her
Jener, der ihm vorzuwallen,
Seinen Pfad zu bahnen kam;
Hängt ſich in des Schooßes Falten,
Schauet lieblich zu ihr auf;
Prangend ihr den Schmuck zu zeigen
Und das neue Spiel der Freuden
Den zurückgegebnen Falter,
Das Geſchenk der lieben Hände,
Seines Himmelsvögleins Bild.

Doch wie ſinnig blickt die Mutter
Still hernieder! — neigt ſich nieder
Von der Ringellock' umwallt,
Hingewendet zu der höhern
Heilgern Mutter; und es ſinket
Ahnend beiden eine Thräne;
Und ſie neigen, Aug' an Auge,
Sich zuſammen und vermiſchen
Ihre Thränen, ſich umarmend;

Blickend zu der Himmel Vater,
Zu der Menſchheit Tröſter auf —
Aber da, welch heilig Wehen,
Welcher Roſenduft umwebet
Von den Vaterhöhn herab
Aller Augen und das Kreuz! —
Und ein himmliſch Lächeln ſteiget
Nieder ins bethränte Auge
Glimmet aus der Mütter Blick.
Flüſternd ſäuſelts an dem Kreuze,
Und das heiligſte der Kinder
Lallt es küſſend ſo darein:
„Bleib ein Kind des Himmelfalters,
„Der ſich ſoll zur Höhe ſchwingen
„Ach! mit blutgen Wunden Allen
„Frei, erlöſet! — ſchönes Kreuz!“

Und nun biſt du Bild des Kreuzes,
Biſt ein Bild des Seelenfalters,
Der ſich ſoll zur Höhe ſchwingen,
Ach mit blutgen Wunden uns,
Bild der Flügel unſrer Seele,
Die ſich rein von Erdenfehle
Nur durch Kreuz zum Himmel ſchwingt,
Biſt ein Bild vom ewgen Herzen
Das nur unter Leid und Schmerzen,
Schöner ſich entfaltend ringt.

Abälard wiederholte mit Heloiſen die letzten Worte mehrmahls, ſie verklangen unter dem leiſen Echo des Veſpergeſangs der Benedictiner-Nonnen hinter den roſigen Garten-Hügeln an der Stäte, wo der heil. Dionyſius einſt die Märtyrleiden litt; und die Orgel tönte heilig nach.

Heloiſe ſchmiegte ſich an den Buſen des

Geliebten ſtill und ſinnend wie die heilige Mutter, und eine Thräne quoll aus ihrem ſanften himmelblauen Aug' und erleichterte jetzt erſt ihre geängſtigte Bruſt. Aber nur wenig. Sie umſchlang ihn mit klopfenden Pulſen.

„O du haſt eine himmliſche Kraft der Worte, Abälard, rief ſie dann, daß du hier Linderung ausgießeſt in mein ahndendes Herz und den erſten Tropfen des Balſams über die Wunden des Kampfs und der theilnehmenden Leiden, unter denen die menſchliche Bruſt verſchmachtet. Aber meinſt du, nur die Leiden des einzelnen Herzens waren's und mein eigner Wechſel des Kampfes nur, um die ich trauerte? Hältſt du mich, hoher lehrender Meiſter, jetzt noch für ſo ſchwach und kleinſinnig, daß ich nicht von dir gelernt hätte, mit dir und in dir auch die Menſchheit zu umarmen, und hinzuſehn auf unſer Volk und unſre Zeit zuweilen, nnd wie du die Erleuchtung, aber auch den Frieden und das Glück unſres ganzen menſchlichen Geſchlechts zu erſehnen, und, wenn ich's vermöchte, mit dir in deinen Armen an mich heranzuziehn? Ja, daß ich ſie mit dir über die Erde gießen könnte, über alle unſere Brüder und Schweſtern, und wenn du ausgehſt mit der lodernden Fackel der Wahrheit und oft vielleicht niederbrennen mußt, oder die Kampf-Lanze und die Geſchoſſe deines Geiſtes ſchwingſt gegen die Feinde der Wahrheit und der Bildung deines Volks, — und ſie ſchleuderſt auf die Kraftloſen, — wie träume ich dann und glühe, an deiner Seite dir zu folgen; wie eine alltröſtende barmherzige Schweſter Wunden zu heilen, die du ſchlugſt, zu löſchen den Brand, den man dir anfacht, oder Kränze des Preiſes dir zu reichen und neben dem Lorbeer auch den Oelzweig des Friedens und der Verſöhnung mit der ganzen durch dich erleuchteten, verklärten Menſchheit! — Und nun ſeh' ich hin auf den ewigen Wechſel, immer neuen Rückfall der Völker und der Menſchheit, auf den Kampf und das Dunkel und das Elend; — und dann wieder hin auf deines hohen Platon's Zeit und die Strahlen-Blüthe ſeines Volkes damahls und jetzt, dagegen ſeine tiefe Geſunkenheit nun — ja auf ihn ſelbſt damahls auch, der war wie du und doch ſo wenig vermochte, und — dann auf deinen von Herrſchern gemordeten Sokrates! O wie wird mir da! — wo iſt da noch Fortgang der Welt und immer höheres Emporſteigen des Menſchen zur Harmonie? Wo iſt da noch ein allliebender weiſer Regierer, wo eine ewige Vorſehung, die alles nach einem mehr und mehr ſich verklärenden Plane lenkte? wo da noch deine nothwendig nur nach immer weiterer Vollendung und Vollkommenheit ſich fortentwickelnde Weltkraft des Schöpfers?

„Wie? du verzweifelſt, ſprach jetzt Abälard ernſt, du verzweifelſt, ſchwaches Geſchöpf! in dem Glauben an Den, den du in keiner Mühe begreifſt? du vermiſſeſt dich, an der feſten Nothwendigkeit der Weisheit Deſſen zu verzagen, der Millionen ſich durchkreuzender Welten- und Kometen-Bahnen um ihre Sonnen dreht und alle Sonnen der Unzahl um ſeinen ewig flammenden Thron, weil du in der Handvoll Tage, die uns Jahrhunderte dünken, nicht den Nebelſtern als gebildete Welt zurückkehren ſiehſt; weil du die Bahn der Kometen nicht überſchauen kannſt und die, Weltring in Weltring verflochtene, Kette der Umkreiſungen, die, zu Gottes ewigem Thron, durch die Unendlichkeit emporgezogen, immer näher und näher ſchweben? Hat nicht Pythagoras wohl ſeine Theano ſchon ſo erleuchtet und du—?"

‚Verdamme mich, aber belehre mich!' ſchrie Heloiſe und ſtürzte hin auf ihre Knie vor den Meiſter und drückte in die Falten ſeines Mantels tief, in der Folter der Gefühle, ihr bebendes Geſicht. Das unterbrochene Bild des Heilands fiel von ihrem Schoos herab auf die Erde mit den rollenden Farbenkugeln.

„Steh' auf, einzig Theuerſte, richte dich empor! – aber noch mehr deine Seele!" ſo fuhr Abälard fort mit dem ſanfteſten Tone der beſorgten Liebe, und neigte ſich über ſie und hielt inne, über die zu ſtarken Worte ängſtlich, und empfing ſie an ſeine feſte gehobne Bruſt. Dann trug er das Gemählde des Heilands mit den Farben auf einen vor ihnen ſtehenden Marmortiſch. — „O ja, Geliebte, nahm er nun wieder das Wort, auch in dem ringenden Kampf, im ſcheinenden Kreislauf der

Völker und der Menſchheit herrſcht eine immer ſteigende Harmonie, ein unabläſſiges, am Gängelbande der Gottheit geleitetes, glückliches Streben von Stufe zu Stufe, von Vollendung zur höhern Vollendung. Aber die eigne Seele und der erwärmte Geiſt des Betrachters muß mit begeiſtertem Sinne ſelbſt nur erſt, voll emporſchwebenden innern Friedens, der eignen höhern Harmonie ſeines Weſens ſich nahen, um berufen und fähig ſein zu können, jene große zu erahnen, mit göttlichem Vorgefühl zu erkennen! Das iſt es, o wiſſe, was die nicht mitbringen, — und nur ein Zeugniß ihrer eignen innern, traurigen Armuth an Frieden, oder an der hinausflammenden innern Liebe zum Unendlichen und zur ewigen Einheit ſind dieſe, — die an jener fort und fort zu zweifeln, ja zu verzweifeln wagen. Nicht der großen Seele voll des göttlichen Geiſtes, den unſer Platon die heilige Entrückung von dem Erdengeiſte (Mania) nennt, — nicht dir, o heiligſte der Seelen, wird ſie ſich ewig verhüllen!“ Er ſprachs und breitete, wie in höherer Begeiſterung ſelbſt, die einweihenden Hände über ſie.

„Aber blick' hin in die Geſchichte, antwortete Heloiſe, ſieh die Wechſel und Rückfälle ſelbſt, die Zerſtörungen, die Triumphe der Völker der Nacht über den Gräbern der zertretnen Kinder des Lichts, ſieh jedes Tages neue Wuth, zu unterdrücken, zu verfinſtern, wo der geſtrige zu erleuchten ſtrahlte; gedenke der nächſten Befehdungen, die auch deinem Himmelslicht des forſchenden Verſtandes und der erklärenden Wiſſenſchaft, das du der Kirche bringen willſt, mit entſetzlicher Gewitternacht drohen — und wirſt du dem Forſcher noch dieſe Fortſchreitung zur Harmonie, wirſt du ſie dem trauernden Freunde der Menſchheit beweiſen können?“

„Beweiſen? Niemals dem, rief Abälard, welchem aller Glaube, alle Ahnung zugleich fehlt mit jener Weisheit-liebenden und dichteriſchen Phantaſiegluth des göttlichen Sinnes, der allein in ſich den Maaßſtab trägt, die höhere Harmonie und das Glück zu erprüfen. Aber ja! — ich vertraue zum Gotte der Wahrheit — ſie wird gewiß werden dem gläubigen tiefen Gemüthe der Bruſt voll höherer Gefühle und heiliges Feuers, die ſich in innerer Einigkeit nach dem allgemeinen, nicht nach dem einſeitig Großen und Vollkommnen ſehnt. Denn wer mißt ſonſt die Höhe des Vorrangs jenes feinern Glücks, das die gebildete Seele fühlt, vor der dumpfen Ruhe, die der roheren in ihrer Stumfheit einen Frieden, — aber ähnlich der Ruhe des Steines giebt? — und wer mißt ſonſt den Fortſchritt eines Volkes, das in Künſten und den holden Gaben der Muſen oder in äußerer Staaten-Kraft und Herrſcher-Würde vielleicht nicht mehr blüht, aber in ſich dagegen höhere Charakterſtärke wieder ſammelt und genießt, um einſt zu noch edlerem Ruf ins ſtrahlendere Licht hervorzutreten? Ja, wer mißt wohl dieſe Grade des Glücks überhaupt ganz im

Einzelnen und ſo noch mehr das höhere Glück ganzer Völker? Oder wäre das Volk wirklich weniger glücklich und weniger groß in dieſer innern Größe und dem ſteigenden Charakter bei der Bildung des Gemüths, das durch die erwachende Religion im Unglück nur zu Gottes Schooß und Friedens-Heimath näher emporgehoben wird? O war es endlich nicht immer bloß die Einſeitigkeit des kalten Grüblers, der nur zerſchnittne Seiten oder Glieder der Völker-Geſchichte von unbedachtſamer anatomirender Hand zerlegt, mit einander verglich, wenn er jene Fortſchritte leugnete? ohne zu ahnen, daß er eben ihre innere Organiſation ſo mit ihrem Leben und ihr vollendendes Ganze zertrennt und zerſtört hatte, das allein das volle, ſchöne Bild ihm geben kann. — Aber ſieh nun hin, du mit dem heiligen Ruf, wirf einen Blick auch du auf dieſe Geſchichte der immer höher zur Vollkommenheit erzogenen Menſchheit."

„Betrachte das frühſte goldne Morgendämmerung-Alter der Kinder der Erde, die noch, wie das ſaugende Neugebohrne an der holden Mutter-Bruſt, in halbem Schlummer athmeten. O ſie hatten den Frieden, ſie hatten die Unſchuld; aber wäre der Nebelduft, der an der Erde hinhaucht, wirklich herrlicher, als die leuchtende Wolke, die freilich auch, doch nur eben wegen ihrer Höhe, Gewitterwolke werden kann? iſt er ſchon ſelbſt Glorie der Verklärung? So weilte über dem Gefühl der Gegenwart, die keinen Vorblick noch kannte, keinen Rückblick, auch nur der Nebelſchleier der Unkunde, über den halb ſchlummernden bis ſein eigner leichter Druck erſt zu wahrerem Leben die lallenden Seelen weckte.

Nun der Zuſtand des ruhig-klareren, beobachtenden Kindes, aber er iſt nur erſt Ahnung, mit, zuviel umfaſſendem, Ueberblicke des Ganzen.

Dann die Wildheit der erſten Knaben-Zeit. Erſchrick nicht. Es theilt ihr ſich nun die Welt nach und nach. Da fühlt ſich in ihrer Kraft die Menſchheit, wie aus ihrem Mutterſchooß neugebohren, ein Hercules-Knabe, hervorſpringend. Jede Regung der Muskeln, auch im Kampf, iſt ihm Wolluſt, aber — nur halb bewußte. Er erahnt, er erringt, er erobert; aber auch der Beſiegte fühlt ſeinen elenderen Zuſtand noch wenig, nur daß er ihn anſpornt, alle ſeine innerſten Kräfte zu eigner neuer Erhöhung aufzubieten — und dadurch zu entwickeln.

Darauf die ſich bildenden Völker; das eine glücklicher, das andere minder — ohne Ungerechtigkeit Gottes; denn Jeder (o bemerke dieß wohl! dieß eben iſt's, was die Menſchen ſelbſt ungerecht gegen die Gottheit macht) denn fühlt nicht Jeder gerade das Glück ſeiner Bildung nur in ſo weit, als er eben ſchon gebildet iſt? — Sieh nun die Aſiaten in großen Sammelhürden, wo ſich Ordnung fügen lernt; die Aegypter ſtark, aber mühſam beſchränkt, in geradliniger Maſſenkraft der

Völkerbildung ſich darſtellend, ein wolkenragendes Felſendenkmahl brütender Beharrlichkeit und ſtarrer Einheit.“

„Da tritt in tanzender Bewegung, mit dem Rhythmus des Mannigfaltigen in der höhern Einheit das Volk der Griechen auf, ein Vorbild den künftigen, doch nur in ſeinem Kreiſe. Zwar Streit und Kampf naht mit ihm in tummelnder Unruhe, aber geiſtigerer, mit dem Sinn des Maaßes und des Geſetzes zuerſt, auch im Kampf durch dieſe Ideeneinheit belohnt und beglückt. Abgeſchloſſen bilden ſich die kleinen Staaten aus, in ihnen die kleine Zahl der Freien nur; aber weil vor der kräftigen Ausdehnung die gedrängte Intenſion ſein muß, (denn nie konnte die frühe Menſchheit dieſe edlere Bildung erlangen ohne Sclavenſtand, ohne Abſonderung der Edleren) und nur um in geiſtiger Ueberbreitung über die Völker der Erde ſie einſt alle ewig und innerſt zu nähern.“

Darauf ſchreitet die Römertugend und Männerwürde mit dem ernſten, edeln, ſich immer gleichen, feſten Götterſchritt, wie Mars gradivus, über die Erde, das Schwert in der einen — aber die Wage des Rechtes in der andern Hand, darum werth die höhere Staatenordnerin und Weltverbinderin zu ſeyn; und ſie füllt mit dem Ideal der Männertugend ewig die Bruſt der Erſchlafften, und bleibt ihr eignes Vorbild auch zur Uebung der innern

Stärke, als ſie im Aeußern ſank zur Umbildung der Welt. Denn wahrlich dieſe Dignitas und Römertugend war, als ſolche, etwas höheres als alle Muſenkünſte der Griechen, und nur die Vereinigung jener mit dieſen kann größer ſein. Zu bedauern iſt der Schöngeiſtling oder der Einſeitige oder wer, partheiiſch nur gegen ein anderes Waffenvolk, dieß nicht zu erkennen vermag.“

Doch noch einmahl ſei's geſtanden, viel des Unglücks, wohl mehr als unter uns, und Zwietracht und Blut und Mord auch unter jenen geprieſenſten Völkern und Zeiten; — aber auch ſie fühlten dieß nicht wie wir, — die ſentimentale Welt, die zarte Empfindung, die uns erſt das tiefere Gefühl des Unglücks gebiert, war ihnen noch nicht in der Bruſt erblüht. Sie hatten noch nicht die ſentimentale Klage und Sehnſucht, ſiehe, ſelbſt dieſe Frage nach dem Fortſchreiten der Welt noch nicht, aber — auch nicht unſern höhern Tröſter, den heil'gen Liebe-Beglücker unſeres Herzens. Denn nur die einſeitige Jünglings- oder männliche Kraft waltete, und ſchwankte ohne Gegenhalt noch, auf der Erde, nicht den weiblichen Genius der Menſchheit kennend, nicht die ſanftere Sternentochter, die ſentimentale Liebe.

„Siehe da ſchließt der Heiland den innern Himmel der Menſchheit auf, — nicht ſowohl als ihr Opfer der Sünde, mehr als

---

Zeile 2 v.u. nicht als ihr Opfer, u. ſ. w. — Abälards Lehre, geſchichtlich. S. Ab. Theol. Chr. b. 4 Marten. Thes. p. 1154. 14.

menſchlich zu erreichenden Göttlichkeit giebt er ſich hin — und wendet die Seelen der ſterblichen Kinder Gottes in ihre Tiefen; und das Gefühl jener Liebe ſpringt weit umarmend die Menſchheit und das Weltall hervor über die enge Beſchränktheit des Staatsbegriffs und des entzweienden Völkerſinns.“

„Und rohere, aber noch kräftigere und tiefere, ſittlicher fühlende Völker, die Germanen, durch nichts beſiegt als durch Gott und den Heiland, müſſen ſich ausgießen alles mit ſich miſchend, daß ſie neue nach außen wirkende und tiefere, innere Kräfte der Menſchheit wecken; müſſen dem Himmel unterthan werden, daß ſie dem höhern Himmel, als der Olymp der alten Muſen war, das Reich der heil'gern Herrſchaft ſtiften.“

„Zwar in wildem Kampf brachen auch ſie oft das weltliche Glück — aber ſie säten und pflanzten dieß himmliſchere. Noth Unglück, Elend ſtürzten noch oft in ſchwarzen Geflügel-Schaaren über die Völker und die Einzelnen; aber immer achte wohl darauf: — je größer das Unglück, um ſo mächtiger, herrſchender war immer auch die Religion, die höhere Tröſterin!“

„Immer feſter ſtärkt ſich nun wieder die Männlichkeit, aber huldigend der Weiblichkeit, geſchmückt mit aller Frucht jenes himmliſchen Gewinnſtes. Wohl ſinken darauf manche Charakter-Kräfte beim Uebergang zur Vollendung von neuem in Schwäche zurück, gerade unter den weiter vorgeſchrittnen Völkern; aber die Geiſtes-Kräfte des Menſchen müſſen erſt einzeln für ſich höher ausgebildet werden, um jene reiner und feſter wieder einſt in die Höhen der Klarheit mit ſich heraufzuziehn.“

„Und ſo wird einſt eine Zeit herannahn, wo die Menſchheit zu ruhiger, ſinniger, weiſer Männlichkeit ſich mehr und mehr veredelnd, von neuem jede höchſte Kraft und Helden-Tugend mit hellerem Sinn und Geiſt, aber auch mit der weiblichen Milde der Menſchenliebe und Sitte in ſich paaren ſoll, wo die Völker ſich zu theilen berufen ſind in die Verwaltung des Erhabenen auf dieſer Erde, die einen in der Außenwelt mächtiger herrſchend, dort mehr noch in der Innenwelt ein andres, das zum Volk der Weisheit und der Tugend ſich ausbilden ſoll *), lehrend, erziehend, lenkend auch oft wenn es zu dienen ſcheint! O ich ſehe, dünkt mir, dieſe Zeit. Sieh, vereint ſich nicht ſchon jetzt, durch unſere Jahrhunderte hinauf, die alte Heldentugend (Aretä), die männliche Römer-Virtus und alle Rittertugenden der Kraft und Stärke, mit dieſer ſanften weiblichen, leidenden Chriſtus-Tugend, nicht mit der zart ſchwärmeriſchen, in Kampf und Geſang ſich huldigend hinſchenkenden Ritterliebe unſerer Edelſten? — Ja vereint ſtröme ſie aus in That und Werk und Wort, lebe ſie uns

---

*) Hört es, ihr Deutſchen, hört es!

ewig in Geſang und Reden der Erwählte ren, die für die Veredlung der Zeiten berufen ſind. Alſo ſteige immer höher uns dieſe Emporflügelung über das Gemeine, es kämpfe raſtlos der Antrieb der Mannlichkeit zu kühnern Großthaten des Muthes und des Geiſtes um die Vermählung mit den Tugenden der Duldung, mit der Zartheit der Gefühle und allen Lieblichkeiten unſerer irdiſchen Lebens-Engel, deren Bild Du biſt — ja bis einſt ganz zur ewigen Liebe und Vermählung der männliche und der weibliche Genius der Menſchheit ſich nahen und ſich verſöhnen und umſchlingen — wie die Weisheit mit der Dichtung — um vollendend unſer ganzes Geſchlecht in ihre Arme zu ſchließen. Da winden ſie in den Kranz den ſie ihm zum Siegerpreiſe ſeiner Laufbahn flechten, die Roſe und die Lilie und das Veilchen mit dem hohen Lorbeer ein. Ja dann iſt ein anderes Weſen aus unſerm Geſchlechte hier ſchon auf Erden geſchaffen, dann jene irdiſchen verklärten Engel, welche Dichter und Mahler und die begeiſterten Künſtler alle, weiſſagendes Blicks im göttlichen Vorausflug der Seele, ein erziehendes Vorbild uns, erahnen ſollen.“

„Abälard, Abälard! ach meine Seele ſinkt in die deine, trage ſie mit dir empor!“ rief jetzt Heloiſe zu ihm auf, wie in hoher Schwebung ihres Weſens. Und er ſelbſt war in die Höhe getreten und, wie der männliche Genius den weiblichen der Menſch heit, drückte er ſie hebend an die Himmelerkennende Bruſt. — ‚Aber iſt dieſe Anſicht der Geſchichte, ſetzte Heloiſe faſt bebend hinzu, iſt ſie auch nothwendig? iſt ſie vielleicht nur ein ſchöner Traum? O du weißt ſelbſt, wie viele Tauſende dir mit ihrer trübern widerſprechen. Und wenn alle Vergangenheit auch dieß Steigen gezeigt hätte, iſt es eben ſo für die Zukunft und für die Nothwendigkeit der Vollendung ein Beweis? da wohl etwas in dieſer Spanne Zeit, der Handvoll Jahre, wie du ja ſelbſt das Alter unſrer Menſchheit nannteſt, bis jetzt erſcheinen konnte, ohne für immer. Haſt auch du mir nicht einſt gelehrt, daß aus tauſend beſondern zutreffenden Einzelfällen noch nicht die Nothwendigkeit auch nur des tauſend und erſten, kaum ſeine Wahrſcheinlichkeit, folge? Wo haſt du für ſie, für dieſe Nothwendigkeit — o gib mir ihn! den vollen, befriedigenden Beweis. Kann es der irrende Blick des Sterblichen in die Geſchichte einzig ſein?‘

„Nein! die Gerechtigkeit Gottes iſt er, rief Abälard, dieſe, feſt und unumſtößlich wie des Ewigen Beharren im Sturz der Welten, ſie, wie der Begriff der Gottheit nothwendig! denn die Nothwendigkeit des Schöpfers gebiert durch und in ſich die Nothwendigkeit des Regierers, des Vollenders, — du weißt, jene Nothwendigkeit,

---

Zeile 1 v. u. u. f. Auch dieß ſchon Abälards Lehre mit die, ich zeigte dir es, neben Gottes ewigem Throne ſizt, der du, Allmächtiger! ſelbſt den Scepter, mit ihr im einigen, Dir ſelbſt unauflösbaren Bunde, reichſt! — Aber Heloiſe, laß es auch nur Glaube ſein. Wehe dem Charaktervollen, wenn er über ſein eignes Handeln denkt, dem es da nicht feſter Glaube wird. Wehe, wehe dem, der unglücklich genug iſt zu verzweifeln daß ſein Wirken auf der Erde unter den Menſchen nicht auch dieſe feſt und ewig zu veredeln, nicht dem einen hohen Ziel der Vollendung für immer näher entgegen zu führen vermöchte. O wie vermag der dann ſein Leben in einer Welt zu ertragen, die jedes ſelbſt der Rieſenwerke in die tiefe Vernichtung vielleicht, und vielleicht morgen ſchon, zurückſchleudert? wie wagt der noch in dieß Meer der allgemeinen Verwüſtung den armen, mühſamen Brücken-Bau ſeiner Handlungen, ſeiner Anſtrengungen für das Edle und Große zu tragen, daß er zerſchellt werde vielleicht an Klippen und Felſen dieſer Gräuelfluthen? Warum verſenkt ſich der nicht eher in die regungsloſeſte Unthätigkeit, oder ſtürzt nicht hin in den Taumel der Sinnentrunkenheit nur und der Laſterfreuden und Wollüſte des an ſich gerißnen Augenblicks, oder war-

---

Spinoza's gleich. S. Abaelardi Theolog. Christiana pag. 1353 u. 1358 ap. Martene Thesaur. Anecd. Tom. V und Feßler's Abälard u. Heloiſe. Th. I. Anmerk. S. 591 u. f.

um wär's dem Sünde, wenn er aus einem Leben nur zu flüchten, alle ſeine eigne irdiſche Ordnung zu zerſtören arbeitete, ſich aus dieſer Welt zu vernichten, wo ſelbſt die Unordnung nur triumphirender Herr wäre. Ja, wahrlich du müßteſt dich ermorden, wenn du nicht an das Fortſchreiten der Menſchheit glaubſt, oder — du biſt nicht conſequent! Und wahrlich, wahrlich! der ewig unleugbare Ruf an uns zur Thätigkeit für das Gute und Große — der, ſiehe, muß uns ſchon dieſen Glauben der Vervollkommnung der Menſchheit im eignen Buſen zur feſteſten Nothwendigkeit wie einmauern."

„Doch ſieh her, fuhr Abälard nun ſanfter fort, — du biſt etwas ruhiger geworden, die Kraft der Wahrheit umweht dich ſchon mit geſenkteren Fittigen — ſetze dich in ſtiller, prüfender Stärke der Seele wieder zu mir, Heloiſe! Laß uns unterſuchen und feſthalten was wir doch nur mehr erahnend, im unruhigen Fluge vielleicht, erfaßt haben. Zittre nicht, Traute, vor der Prüfung, antworte mir auf einige kältere Fragen. Wir wollen verſuchen ob vielleicht auch der innerſte Verſtand in ſeiner Klarheit und die ſchließende Vernunft das zur Lichtfackel anzufachen vermag, was wir im tiefen Gemüth als Glaube glühend erwärmt haben. Wenn ein Gott der Harmonie lebt, vielleicht giebt er auch unſerer Betrachtung ſie, wo wir ſie ſuchen mit den Geiſteskräften ſeines Lichtes, die er uns gab. Oder warum ſollte er nicht?"

Heloiſe drückte das Pergamen der Werke Platon's, der Harmonie-Verfaſſung (Politeia) und des Gaſtmahls, von Abälards Hand geſchrieben, mit Gold- und Silber-Schrift und Laſurblau von ihm gemahlt, ſeufzend voll Innigkeit an ihre Bruſt, als wollte ſie die Klarheit des göttlichen Weiſen in ſich hinziehn und einathmen.

O käme ſie uns auch heute! rief ſie. Freilich, ſo biſt du nun, Meiſter! oft machſt du mir das Dunkle klar, mir alles endlich gewiß durch die Macht deines Geiſtes — und zweifelſt doch vorher und erwarteſt es nur Gott, und ſchreibſt es ihm nur zu. Aber heute — aber in dieſem?‘ —

„Laß uns ihm vertrauen, Heloiſe, dann verzweifeln wir mindeſtens nicht, ſagte er. Aber ſprich, glaubſt du, Geliebte, wenn eine gerechte Gottheit über uns waltet, glaubſt du nicht, — ſage mir fürerſt — daß auch wir wohl zu gleicher Vollkommenheit der Seelen mit denen aus dieſes unſeres Platons Zeit, aus der der Propheten, des erhabnen Moſes — ja meinſt du nicht, wenigſtens mit den gemeinſten Seelen dieſer Zeiten, oder der Vorzeit irgend eines Jahrhunderts — vor uns, berufen ſein müßten? Antworte mir, ſollten wir nicht gleiche Anſprüche haben wenigſtens mit den geringſtens vor uns? wären nicht mindeſtens berechtigt, gleich glücklich zu ſeyn mit den unglücklichſten früherer Zeiten?“

Heloiſe ſah ſchwermüthig mit einem

Blick gen Himmel, der antwortete. Doch dieß hier? fügte ſie hinzu; dieß wäre uns hierüber genug?'

„Genug für den Anfang, genug daß du es erkennſt, ſprach Abälard, es muß hier eine Gerechtigkeit doch walten, wenn auch keine Erhöherin, keine Beglückerin."

‚Ich hoffe es!'

„Nein, du weißt es, — wenn du eine Gottheit erkennſt. Denn was iſt ſie ohne die? widerſpräche ſie ſich nicht, vernichtete ſie ſich nicht ſelber, wenn ſie ungerecht wäre? Denn ſei die Gottheit nicht gerecht, ſo kann ſie es auch gegen ſich ſelbſt nicht ſein, ſie zerſtörte ſich. Erkennſt du den Widerſpruch? ſie muß gerecht ſein. Kein Gott — oder ein gerechter! — Ja kann doch ſelbſt Satan, wie ihn uns die Kirche und die Dichter mahlen, nicht ganz ungerecht ſeyn. Denn wäre er es, wäre er vollkommen böſe, ſo müßte er es auch gegen ſich ſeyn, und er könnte nicht exiſtiren, nicht möglich ſeyn. Er iſt eben nur wie jene Räuberbande der Menſchen, die gegen Andere die Tugend höhnend unter ihre Füße tritt, aber gegen ſich ſelbſt und in ihrem eignen Kreiſe ſie feſtſtellt und beobachtet und eben dadurch nur beſteht und ein vollkommner Beweis wird der Oberherrſchaft der Tugend über ſie ſelbſt und des Sieges dieſer und des Guten überhaupt auf der Erde, in dem Augenblicke ſelbſt des ſcheinbaren Triumphes des Laſters und alles Böſen über das Gute.

Wohl kann daher ein vollkommen gerechtes Weſen daſein, nie aber kann auch nur ein vollkommen ungerechtes; wohl alſo überhaupt Etwas vollkommen gutes, nie aber Etwas vollkommen böſes. Und wir hätten doch nun ſchon zugleich einen Troſt wenigſtens im Voraus gefunden: Wenn Etwas vollendet werden muß, ſo kann es nie vollkommen böſe, es muß vollkommen gut werden; – wenn die Welt vollendet werden muß, ſo muß ſie vollkommen gut werden. Das andere iſt nicht möglich.“

‚Nun wohlan, es ſei! — aber daß ſie eben vollendet werden müſſe, — und daß ein vollkommen gerechtes Weſen ſelbſt‘ —

„Wie? Heloiſe! Du willſt ſagen, ſelbſt ſein müſſe, nicht bloß auf dieſe Weiſe nur ſein könne, mit dieſer nothwendigen Eigenſchaft, als gerecht, einzig möglich ſei? Heloiſe! du könnteſt zweifeln? fragen?“

„Ach nein, ich kann es nicht fragen. Dieß letzte, eben dieß iſt heute ja noch meine einzige haltende Stütze, mein einzig beruhigend bleibendes Gefühl; – o vergieb, theurer Meiſter, einen Augenblick des Vergeſſens; — das unmittelbare heilige Dunkel in mir — die unmittelbare Forderung einer nothwendigen Urſache Grund meines eigenen Seins, ſagt es mir.“ —

„O du haſt Recht, rief Abälard ja dein unmittelbares Gefühl, die unmittelbare Stimme der Nothwendigkeit eines Grundes deines wie meines Ich's ſelbſt, deines wie meines Sinns ruft, giebt ewig dem Ich die unerſchütterlichſte Nothwendigkeit der Gottheit. Denn daß der Grund meines Seins in ihm ſelber ſei, das ſagt unſer Bewußtſein keinesweges aus, — dieß kann nur ein Machtſpruch ſeyn— ſondern vielmehr das nothwendigſte, ſicherſte Geſetz meines Denkens, das reelſte Weſen meines Ichs ſagt das Gegentheil, — daß die Urſache außer dem zu erklärenden, der Grund außerhalb des Begründeten daſein müſſe, daß folglich alles andere eher nur ſcheinbar ſei."

‚Aber kannſt du nicht, theurer Abälard, der du heute alles nothwendig und klar zu machen ausgehſt, könnteſt du nicht auch den Gottesleugner eben hier von der Nothwendigkeit eines Weltvaters überführen? —

„Gottesleugner? Gottesleugner? rief hier Abälard laut in begeiſterter Stärke, o wiſſe doch, nie hat es ja einen gegeben."

‚Wie? fiel Heloiſe ein, wie? du könnteſt behaupten gegen alle Geſchichte?' —

„Ja ich behaupte es, ſprach Abälard mit der kraftvollſten Feſtigkeit, ich rufe es laut: es hat nie einen Gottesleugner gegeben, — konnte, noch kann nie einen geben, — der ſich ſelbſt nur verſtanden hätte. Denn nimm den traurigſten, unglücklichſten aller Erdengeiſter, der aus regſamer Ur-Materie alles erklären will was da iſt, — war und iſt dem nicht dieſe regſame Ur-Materie ſein Gott? nimm den unglücklichen, innerlich getheilten, dem zerſtreute Naturkräfte nur exiſtiren, iſt dem nicht dieſe Mengen-Geſammtheit von Naturkräften ſein Gott? Denke dir Jeden, der die Natur aus irgend einem Etwas zu erklären verſuchte, iſt und war nicht dieß Etwas ſein Gott? Und Keiner konnte doch, noch kann je ſeyn, ohne eine Urſache des Angeſchauten d. i. der Welt anzunehmen, dieſe folglich nothwendig, als Urſache, verſchieden von der Welt und außer ihr, alſo einen wirklichen Gott! — und ſo haben auch alle Pantheiſten ſich nur ſelbſt nicht verſtanden, oder ſind von Andern nicht verſtanden worden. — Und daß jenen allen dieſe Weltarſache ein vollkommenſter Geiſt ſein mußte, wird ſich nachher zeigen. — Wer aber noch in innerer tiefer Finſterniß auch nicht einmahl die Natur erklären wollte oder konnte, war nicht dem dieſe dunkle Urſache der Natur eben ſein unendlicher geiſtiger Gott? — Ja, ja durch alle Zeiten hindurch — nie gab es, noch kann es geben, ein menſchliches Weſen, dem nicht ein Gott unerſchütterlich, unbezweifelbar in und über der Seele gewaltet hätte. Das ſei uns ein hoher Troſt, muß uns ein heiliger ſein und wir haben ihn gefunden den kürzeſten, den beruhigendſten aller Erweiſe der Gottheit; nothwendig unſerm Denkenden, durch und mit dem Ich, iſt ſie daher gleich nothwendig wie unſer Denkendes, wie das Ich, gleich nothwendig wie unſer eignes Daſein.“—

„Unſer Daſein ſelbſt aber iſt uns nur ſicher und gegründet durch ein Gottverwandtes, heiliges Ur-Gefühl, daß wir ſind. Denn der Grundſatz alles unſeres Denkens und unſerer Lehre kann nicht ſein: ich bin, weil ich ſchlechthin weiß, daß ich bin. — Wiſſen heißt ja nur eben aus Gründen einſehn, und ein Schlechthin-Wiſſen iſt eben verſchieden von allem andern Wiſſen — es iſt kein ſolches; es iſt ein Gefühl, aber auch verſchieden von allen niedern, erſt durch jenes möglichen und begründeten Gefühlen, ein abſolut-heiliges, worin Ahnen, Glauben und Wiſſen vereint und einzig urſprünglich vereint ſind, alſo ein göttlicheres, höheres, als alle unſere andern irdiſchen Gefühle — und o ſiehe zugleich denn auch in unſerm erſten Grundſatz: (ich bin, weil es mir durch erhaben-heiliges Urgefühl gewiß iſt, daß ich bin), ſieh ſchon hier Religion und Philoſophie innig gepaart zur Begründung unſerer Lehre, einer neuen nothwendigen Religion-Philoſophie, die uns über uns ſelbſt erheben muß.“ —

„O nicht alſo daß Gott ſey, nur was und wie er ſey, darin konnten und können Denker abweichen, abirren — nach dem, was und wie ſie ſelbſt innerlich ſind, von wo ſie ausgehn, wodurch und womit ſie ſuchen. — Daß aber Gott das Höchſte, das denkbar und umfaſſend Vollkommenſte ſein müſſe, iſt darum gleich nothwendig, weil ja eben von keinem Ich, keinem Denkenden etwas über Ihn hinaus gedacht werden kann, — und daß er der vollkommenſte Geiſt ſey, weil er ja von dem Geiſte als das Höchſte über ſich gedacht wird und nach dem Obigen gedacht werden muß.“

„Und nun ſiehſt du, Heloiſe, fuhr Abälard fort, da nun Gott der vollkommenſte Geiſt iſt, ſo muß ja Gottes Werk und Welt vollendet, das vollkommne werden. Erkennſt du dieß nun, Theuerſte?“ —

‚Ja, rief ſie, aber nur in höheren Regionen vielleicht‘ — „Nun erkennſt du alſo doch auch, daß nach dieſem Erdenleben mindeſtens folgen müſſe ein vervollkommnenderes, höheres, glücklicheres, wenn ein gerechter Gott uns thront?“

‚O dieß muß, wenn dieß zerrißne Herz zu ihm hoffen darf! — müßte freilich gleich nothwendig, wenn es gewiß eben erſt wäre, dieß Leben ſei nur eine Morgenröthe für unſre Seele! Morgenröthe freilich kann ohne einſtigen Sonnenaufgang nicht ſein‘ —

— ‚und ſelbſt unterbrach ſie Abälard, ſelbſt die Nacht nicht ohne möglichen, und eben darum bei Gott wirklichen Tag.“

‚Aber, fiel Heloiſe ein, wie darum auf dieſer Erde?‘ „Laß uns dieß nachher unterſuchen, Heloiſe. Indeß ſind und waren nun die Seelen der Vorzeit in dieſem höhern, glücklichern Leben der Vervollkommnung die Jahrhunderte oder Jahrtauſende hindurch thätig für ihre Vollendung vorhanden. Oder lebten ſie nicht durch reinere Welten, vom Erden Körper erleichtert, in höherer Fortbildung, höherem Genuß, höherer Vervollkommnung? ſtiegen ſie nicht oder konnten ſie wenigſtens nicht in jenem erhabnern Leben die Momente ihres Daſeins durch zu immer reinerer Läuterung, zu immer geiſtigerem Glück emporſteigen?“

„O freilich, rief Heloiſe, o dieſe Erwählteren! ach warum ſind dieſe vorgezogen, glücklicher als wir! Jahrtauſende durch haben dieſe vielleicht in edlern Welten ſich dem Ziele ihres höchſten Glücks und Berufs genähert, während unſer Daſein unter Elend und Kampf kaum Jahre hindurch erſt begann, und vor und rückwärtsſchleicht, uns keine ſichere Näherung an das Vollkommnere hier verſtattet iſt?

„Doch wie nun eben, Heloiſe? — eine gerechte Gottheit könnte dieß zulaſſen? uns ſollte hier nicht werden, was Tauſende von Jahren ſchon den gemeinſten Seelen ward? wäre es möglich? waltete hier noch Gerechtigkeit? Wir ſollten um Tauſende von Jahren immer an Vollendung wie an Glück jenen frühern Geiſtern nachbleiben, ohne daß uns die gleiche möglich wäre? Wir wären verpflichtet zu der gleichen zu ſtreben und uns wäre im unedleren Theile der Welt jeder Weg dazu vergittert und verſchloſſen? Denn bleibe auch uns eine Ewigkeit künftiges Glücks beſtimmt, ſie iſt keine Ewigkeit mehr, wenn den erwählteren Seelen Tauſende von Jahren mehr des gleichmäßigen Glücks wurden, mehr für ihre Fortſchreitung. Kann ſich das mit der Gottheit vereinbaren? — Aber wie? muß eben darum nicht eine Täuſchung in uns nur ſeyn? Wie? muß nicht eben unſer jetziges Erdenleben glückreicher und vollkommner ſeyn, als das vor jenen Jahrtauſenden, damit es uns wenigſtens möglich ſei, eine gleiche Vollkommenheit mit dieſen in vollkommnern Welten nun zum Höhern gelangten Seelen zu erreichen? Und nicht bloß moraliſche Vollkommenheit; denn dieſe muß um derſelben Gerechtigkeit Gottes willen zu allem Zeiten allen unſern Brüdern wenigſtens gleich möglich ſeyn, — die moraliſche Zurechnung würde ſonſt aufhören, — nein auch weitere Ausbildung jeder Kraft, jeder geiſtigen Anlage, jedes Erkenntnißtriebes Und muß nicht gerade um ſo viel die höhere Vollkommenheit uns hier offen ſtehen, als jene ſie in dem erhabnern Jenſeit finden? müſſen uns und allen Geiſtern der Irdiſchen nicht mit jeder zunehmenden Zeit auch immer ſteigendere Wege hier bereitet werden — und nicht dabei an Intenſion, an innerer Tiefe und Feinheit, ein möglicher Genuß des Glückes, der gleich ſei dem, was der ihrige an Ausdehnung durch die Zeiten war? O wahrlich die würden weit eher Gottesleugner, als alle anderen zu nennen ſeyn, wenn ſie es gleich nicht wiſſen, — die daran zweifeln, denn ſie leugnen die Gerechtigkeit Gottes, durch welche ſie die Gottheit leugnen!"

„Betrachte aber, daß wir nun noch einmahl einen Blick auf das Wirkliche werfen, forſche nun ſelbſt auch, haben wir wenigſtens nicht höhere Anſtalten für die Ausbildung aller menſchlichen, beſonders der geiſtigen Kräfte erlangt? Unſere äußern Einrichtungen wären nicht vollkommner und durch dieſe, durch die unſrer höhern Religion, daß ich nur eines erwähne, würden nicht auch Mehrere zu höherer innerer Vollkommenheit geführt? oder durch unſere größere äußere Staatsordnung früh mehr allmählig gewöhnt und erzogen zu den Tugenden des Rechts und der Menſchenliebe? — bis ſie endlich, wie dem in guten Sitten und äußrer Ordnung aufwachſenden Kinde, wahre innre, eigne Tugenden werden. Wäre alſo die Zahl, ſelbſt der moraliſch-vollkommnern Menſchen, auch unter uns nicht größer? — ſo wie von jenen Seelen der Vorzeit immer mehre Tauſende indeß, in ihrer Welt, auch der Tugend zugeführt wurden. Wäre nicht die Zahl gebildeter Völker ſchon, nicht die Verbreitung und Verknüpfung aller Früchte der Bildung der Menſchheit unvergleichbar ausgedehnter? — Und hätten wir nicht dabei höhere Verfeinerung der Genüſſe erlangt? nicht die Möglichkeit feineres inneren Glückes bei höhern Erkenntniſſen, heiligerem Glauben, tieferer Offenbarung der Natur und der Gottheit? Steht uns nicht endlich aus allen Zeitaltern jener Vorwelt der Gewinn ihrer Werke, ihrer Thaten und Vorbilder als eine höhere Samenſaat für Geiſt und Herz geſammelt? Wär' es daher eines Andern als jedes Einzelnen eigne Schuld allein, wenn nicht jeder durch dieſen Vorgang der Zeiten zu immer höherem Ziele ſtieg?“

„Ja, vielleicht ſchauen ſie, jene Seelen, die du die erwählteren, vorgezogenen nannteſt, mit einem Bedauern der Verirrung deines Glaubens von ihren Welten jetzt auf uns herab und beneiden uns nicht minder um dieſes Erdenleben unſerer Zeit, — oder ſie preiſen mit Hallelujah vielleicht dieſe Gerechtigkeit des ewigen Vaters, die uns ein Fels iſt des Beweiſes uud der Zuſage, daß wir fortgeſchritten ſind, daß die kommenden Kinder der Sterblichen immer weiter, auch auf dieſer Erde, fortſchreiten werden! Vielleicht lehren ſie einſt dir, wie du irreſt.“ —

‚Ja vielleicht! ſprach Heloiſe, immer noch nicht ganz beruhigt, — ja du haſt mir ein neues Licht über dieſe Seite geſtrahlt, von der ich ſie nie noch anſah. Habe Dank, theurer Meiſter! Aber vollende du ſelbſt nun auch, mich aus dem Irrthum zu retten. Denn warum muß doch noch ſo vieles Vielleicht hier zurückbleiben? Denn, wie? — wenn dieſe Seelen ſelbſt nicht in höheren, vervollkommnenden Welten fühlend, thätig, fortſchreitend, mit Bewußtſein, die Zeiten durchlebt hätten und vorhanden waren und wären? Haſt du mir auch dieß gleich feſt ſchon bewieſen?‘

„Heloiſe! rief Abälard du zweifelſt auch an dem fortdauernden Leben der erſtandnen Geiſter? o ſieh, wie Glaube an Glaube wankt, ein Glaube über den andern zuſammenſtürzt, wenn eine der Säulen wankt, die Gott und den Himmel ſtützen in unſerer

Bruſt

Bruſt. Kannſt du überhaupt an dem ewigen Leben der Geiſter zweifeln?“

„O kann ich anders, mich vor mir ſelber retten? Du ſelbſt, haſt du nicht dieſe Zweifelſucht einſt in mir angeregt, den Frieden in mir geſtört?“

„Wohlan ſo laß uns ſehen, ob wir nicht den höhern Frieden der Seele dadurch auch finden können. Und ſo zweifelſt du denn an jeder Unſterblichkeit der Seele?“ —

„Nicht dieß — wohl nicht ganz — ſagte ſie unterbrechend, ſinnend. Haſt du mir nicht einſt auch den Phädon unſeres göttlichen Platon erklärt? Ich gebe zu, — daß die Seele wohl nicht ganz für immer vernichtet werden könne. Aber beweiſen es die uns nicht ſehr übel und zum Ueberdruß wiederholend, die von dem Körperſtoff in dem immer neu zerſtäubten Körper-Ganzen, von dem Samenkorn, auf das ganz Entgegengeſetzte, auf das Geiſtige ſchließen? Dieß Untergehen iſt freilich unmöglich — aber —“

„Du irrſt, Geliebte, ſprach Abälard; täuſche dich nicht ſelbſt; du zweifelſt wirklich an jeder Unſterblichkeit der Seele, indem du ſo wankſt und hierüber ungewiß biſt. Denn unmöglich iſt es nicht weniger, daß auch irgend ein Geiſtiges, irgend eine Kraft je für irgend eine Zeit ganz zerſtört werden, je ganz aufhören könne. Denn ſie iſt doch ein Theil der Weſenheit, ein Etwas, das nie ein Nichts werden kann.“ —

„Aber ſie kann eben zerſtreut werden, oder ihr Bewußtſein verlieren, und ſo für ſich ſelbſt verloren gehen — oder ſie kann gänzlich ruhen. Und einen Troſt darüber hat uns dein Platon nicht bewieſen oder jener Sokrates in ſeinem Phädon. Ja einer ſeiner ſcheinbarſten Hauptbeweiſe, der von der Erinnerung aus einem vorigen Leben, muß er uns nicht eben auf ein Aufhören des Bewußtſeins auch nach dieſem Leben führen? Was gewännen wir dann für ein Glück? Und wer könnte ſo traurig mit einer Seelenwanderung in die Thiere zurück, mit einem Kreisgang, nein Rückgang der Natur ſich begnügen? Wäre das nicht eben — das warum ich trauere? Und jene Seelen alſo der Väter und Mütter unſerer Welt waren und ſind ſie auch fühlend, bewußt, thätig fortſchreitend in einem vollkommnern Leben vorhanden? Wer ſagt uns das?'

„Aber, entgegnete ihr Abälard, ſage mir ſelbſt, Heloiſe, was wäre eine ganz ruhende, unthätige, gefühlloſe Seele? wäre ſie noch vorhanden? Und was iſt Seele und Geiſt, ja alles Geiſtige, anders als überhaupt reine Thätigkeit?"

'Ich verſtehe dich nicht, verſetzte Heloiſe.'

„Du verſtehſt aber und kennſt und nannteſt eben den Gegenſatz des Geiſtigen, fuhr er fort, die Materie, den Körperſtoff. Iſt er etwas anderes als das Ruhende, und zugleich das Zerſtreute, wenn du ihn denkſt ohne alles Geiſtige, alſo auch ohne alle Kraft, demnach auch die alles Zuſammenhangs, der Cohäſion, hinwegnimmſt? — Oder ſage, könnte der Stoff, könnte ein Körper je thätig, ruhelos ſeyn, ſich bewegen durch ſich, ohne Kraft und Gegenſatz des Stoffes? Oder ruhte die Kraft und das Geiſtige je?"

‚Aber auch, unterbrach Heloiſe, bei gleichem Widerſtande? Iſt in dieſem Tiſche vor uns nicht die Kraft der Schwere? und doch ſteht und ruht er auf der widerſtrebenden Erde.'

„Doch ruht auch die Kraft darum? ſprach Abälard, würde er nicht ſchweben, wenn ſie nicht wirkte d. h. wenn ſie ruhte? Und was haſt du denn eben als zwei Kräfte ſtatt einer, die wirkende und die gegenwirkende, aber keine verlorene, ja auch keine zerſtreute."

‚Du haſt Recht in dieſem Fall. Aber eine Kraft könnte überhaupt nie aufhören, nie durch Zerſtreuung verloren gehen? Wie? vermagſt du es zu leugnen bei dieſer Farbenkugel, die hier auf meinem Reibſtein liegt? ſieh ich ſtoße ſie, ſie rollt — immer langſamer — nun ruht ſie. Verſchwindet da nicht immer mehr die Kraft? ſie hörte nicht auf?'

„Du irrſt, Theure, ſie ſcheint es nur, du wähnſt ſie ſterbe, weil auch hier eine zweite Kraft, die des Widerſtandes zugleich lebt, die jener des Stoßes nach und nach gleich zu werden ſucht, bis ſie es geworden, und nun jener, bei aller ihrer innern Thätigkeit, doch keine äußere Veränderung zuläßt; aber nimm dieſe, nimm überhaupt allen Widerſtand hinweg, und jede, auch die leiſeſte, Kraft wird bis ins Unendliche fortleben; denn — warum ſollte ſie's nicht? — ja ſelbſt auch dann, wenn ihr nur ein immer geringerer entgegenträte, als der vorige, den ſie überwand, trotz dem ſie noch lebte; denn die übrig bleibende Kraft hätte ja keinen Widerſtand. Dieß aber iſt der Fall unſeres Geiſtes als Geiſt im Gegenſatz des Körpers, wenn er eben von dem Körper entkleidet wird und deſſen Widerſtreben aufhört. Denn entweder iſt die Seele dann überhaupt ohne äußern Widerſtand, oder es wird ihr doch offenbar wegen der allgemeinen Fortſchreitung zur Harmonie nur ein geringerer werden können, da ſie hier ſchon neben allen andern widerſtrebenden Kräften der Natur noch den Widerſtand ihres Körpers zu überwinden hatte, und doch ſiegte, fortlebte — und nun, vom Körper erleichtert, vermöchte ſie's nicht?"

‚Wie aber? erwiederte Heloiſe, wird ſie ſich dann auch noch in ihrer vorigen ganzen Stärke zeigen, wenn erſt nach langem Wirken des Widerſtandes dieſer hinweg genommen wird, — und wird ſie alſo neu auch aus einem alternden Körper hervorgehen? Laß mich hier — dieſe beiden Kugeln auf meiner Palette gegen einander ſtoßen, — jetzt ruhen ſie beide — in beiden ſagſt du, lebt Kraft der Gegenwirkung; doch hier heb' ich die eine nun auf, die andre müßte fortrollen, aber ihre Kraft iſt ſchon aufgerieben, völlig geſchwächt. — Und nun wäre der Seele auch dieß nicht möglich?'

„Allerdings antwortete Abälard, wenn die Kraft der Seele auch eine momentane

Stoßkraft nur ſein könnte, wenn ſie, nach dem Berührungs-Augenblicke eines Stoßes dieſer Stoßkraft, völlig von ihr getrennt ſein könnte, während doch andere ſtetige Kräfte des Widerſtandes auf ſie wirkten; nicht aber wenn ſie in ununterbrochener Verbindung ſtehend mit und durch eine andere ſtetig wirkt, die eben unleugbar ewig iſt und ſchlechterdings keine Schranken des Widerſtandes kennen kann. Und iſt dieß nicht die ewige allgemeine Weltkraft? Doch bevor wir weiter reden, achte noch einmahl auf dieſe Kugeln. War ihre mitgetheilte Kraft nicht der erſten Art? hörte die Verbindung mit dir, aus der ſie hervorging, nicht ſogleich nach dem Stoße in ihnen auf? Erhalte ihnen die ſtetige Verbindung mit deiner gleichmäßigen Druckkraft durch dieſe Pinſel-Stäbchen — und ſieh, zu jeder Zeit wird die eine in ungeſchwächter Kraft fortrollen, ſobald du die andere. oder den Widerſtand, hebſt. Und daß die Seele des Menſchen nie von der ewigen, alles umfaſſenden Weltkraft, die eben daher von keinen Schranken des Widerſtandes ſelbſt je geſchwächt werden kann, auch nur einen Augenblick getrennt ſein könne, da ſie ja zur Welt gehört, — daß ſie folglich in gleich ſtetiger ewiger Verbindung des Lebenstriebes mit dieſer ewigen All-Lebenskraft beharren müſſe, dieß wirſt du doch zuzugeben genöthigt ſeyn. Denn wie wäre das Gegentheil möglich?“

‚Allerdings unmöglich!‘

„So wenig möglich, als die Schwere dieſer Kugeln, oder irgend eines Körpers, je aufhören kann, ſo lange er noch mit dieſer allgemeinen Erdkraft in Verbindung ſteht und zur Erde gehört. Mag es immerhin alſo noch zweifelhaft ſcheinen, ob die Seele überhaupt nur eine mitgetheilte Kraft ſei, oder in der That eine ſelbſtändige, in ihren Handlungen *freie*, oder abhängige: da ſie, wie kein Vernünftiger leugnen kann, mit der allgemeinen Weltkraft in *ſtetiger* Verbindung ſteht, ſo iſt es uns *unumſtößlich* gewiß und *mathematiſch* erwieſen: *ſie muß unſterblich ſeyn!* Und die Freiheit der Handlungen der Seele kann die Verbindung ihrer *Lebenskraft* mit jener nimmer doch ausſchließen."

‚Nun wohlan, rief Heloiſe die Kraft des Geiſtes lebt, o ſie lebt und wirkt vielleicht noch fort, aber auch ihr Gefühl von ſich, ohne welches kein Glück, kein wahres Leben möglich iſt, auch das *Selbſtbewußtſein*?'

„Wie, Heloiſe, verſetzte Abälard, iſt aber auch dieß nicht eine Kraft, nicht die einende Kraft, die nur das Subject und

---

Anm. Z. 13. — *erwieſen*] Von einem andern neuen, vielleicht den *unmittelbar* überzeugendſten und unumſtößlichſten *aller möglichen Beweiſe der Unſterblichkeit unſerer Seele*, den wir den *äſthetiſchen* nennen können, ſehe man künftig in einem andern Stücke des Verfaſſers: *Das Schone und das Erhabene für unſere Zeit und unſer Volk.*

Object unſeres Geiſtes im Gegenſatze verknüpft, die alſo, wie jede Kraft, einmahl entwickelt, auch nie ganz wieder verloren gehen kann — ja die ſtets um ſo größer iſt, je reiner in uns die geiſtige Kraft überhaupt iſt, wie jeder höhere Zuſtand in uns beweiſt."

‚Die aber, fiel Heloiſe ein, du mußt doch geſtehen, in dieſem Leben ſchon ſo oft, durch jeden Schlaf, unterbrochen, durch jede Ohnmacht auf längere Zeit ſogar, aufgehoben wird.‘ —

„So lange eben, erwiederte Abälard, der Widerſtand dieſes Körpers dauert, ſo lange zür Einheit unſeres Menſchenweſens eben dieſer Körper gehört; — oder iſt es etwas anderes, als eben der Körper, der unſer Selbſtbewußtſein je unterbricht? Und doch kann es ſelbſt durch dieſen nicht ganz unterbrochen und aufgehoben ſein; denn würden wir uns nicht ſonſt für ganz andere, neue Menſchen, für eine verſchiedene Perſon halten müſſen nach einem ſolchen körperlichen Zuſtande, wenn durch ihn ganz das einende Bewußtſein unſeres Selbſt zerſchnitten worden wäre? Und würde da je eine Erinnerung möglich ſein? Ja, laß es ſelbſt ſolche Wahnſinnige geben, die etwas jenem Glauben ähnliches ſich einbildeten, hat es einen je gegeben, der nie einen lichten Punkt der Erinnerung des Vormahligen gehabt hätte? und ein einziger ſolcher Punkt widerlegt alle Gedanken von Zerſchneidung unſeres Bewußtſeins auch im Körper. Und doch gebe ich zu, — als Menſch, als Erdenweſen, in einem

Körper, kann der Menſch ſich ſeiner nicht bewußt werden und bleiben, ohne Einheit und Harmonie, d. h. ohne vereinten, einkräftigſten Zuſtand, ſeiner Seele mit dieſem Körper, mit dieſem Erdenſtoff. Aber kann auch das Selbſtbewußtſein unſerer Seele an ſich unterbrochen ſein, wo jener Körper-Widerſtand aufhört, wo unſer Geiſt in ſich eben zur höhern Einheit ſeines unabhängigen Weſens gelangt? kann da die einende Kraft für ihn ſelber aufhören?"

‚Nicht aufhören, aber ſelbſt zerſtreut oder getheilt werden vielleicht,' ſagte Heloiſe.

„Nun aber, ſprach er, iſt überhaupt der Geiſt des Menſchen in ſich theilbar? ſind ſeine verſchiedenen Wirkungen nicht alle nur Abartungen (Modificationen) oder Abgeſtaltungen der einen ungeſchiednen Kraft? — und kann etwas getheilt und zerſtreut werden was nicht aus Theilen beſteht?"

‚Aber jeder Streit, jede Entgegenſetzung zweier Gedanken, Begriffe! — da theilte die Seele ſich nicht?

„Doch wie? die Seele ſelbſt? fragte Abälard; und könnte ſie auch nur das, was du theilen nennſt, ohne eine höhere ſtarke, nur für den Augenblick nicht ins Bewußtſein tretende Einheit? oder wie ſollte ſonſt eine Erinnerung dieſer Entzweiung möglich ſein? wie ein Zuſammenfaſſen zweier entgegengeſetzten Gedanken im Urtheil? Ja wäre irgend etwas Entgegengeſetztes überhaupt entgegengeſetzt, wenn es nicht in einer höhern, wieder verbindenden Einheit entgegengeſetzt wäre? Erinnere dich, nie können zwei Linien, zwei Flächen entgegengeſetzt ſein oder ſich ſchneiden, nie zwei Kräfte einander entgegen wirken, wenn ſie nicht in einer dritten, ſie eben wieder verbindenden Fläche, in einem verbindenden Raume gemeinſchaftlich liegen oder wirken? So nicht alles was unſer Geiſt vornimmt? Und iſt nicht endlich auch, wie wir ſchon oben ſahen, der Geiſt und die Kraft überhaupt nur eben das Bindende alles deſſen, was hienieden gebunden iſt? Erinnere dich jener erwähnten Kraft der Anziehung, ohne welche alle Erde Staub, und aller Staub der Erden ein Chaos wäre.“

‚O du haſt Recht! rief Heloiſe.

„Giebſt du nun alſo die Unſterblichkeit der Seelen zu, das ewige Leben aller entkörperten Seelen in höhern, vollkommnern Welten und alſo mit ihr auch die nothwendige Gerechtigkeit Gottes und die Fortſchreitung der Menſchheit hienieden?“ —

‚O du ſiegſt! du gewinnſt, wie du pflegſt, den Sieg über mich, rief Heloiſe, und wer hätte dennoch immer mehr gewonnen als ich, wenn du ihn gewannſt. O mögen ſie! ja ſie leben, dieſe glücklichen Seelen, und wir einſt in vollkommnern Welten; aber verzeihe mir's, dennoch bleibt mir ein Zweifel. Wäre es dennoch wirklich um der vollkommnen Gerechtigkeit Gottes willen, und der Vollkommenheit Gottes willen überhaupt, — für uns, bloß ihre niedern irdiſchen Werke, nun ſo nothwendig, daß unſer Erdenleben und das der Menſchheit im

Allgemeinen an Vervollkommnung fortſchritte? Bleiben der All-Weisheit Gottes, der höchſten Vollkommenheit im All, in ihren anderen höhern Welten nicht unendliche, uns nur vielleicht verborgne Wege, um in jenem künftigen Leben, mit vollem Erſatz unſeres Verluſtes hienieden und jenes Genuſſes eines längern Daſeins früherer Seelen, dennoch uns demſelben Ziele der Vollkommenheit und des Glückes zuzuführen? O ſtünde doch noch anderer Rath eröffnet zu der Begründung unſrer Wahrheit zu gelangen, wenn dieſer denn auch vielleicht nicht der der Gottheit wäre! Wie darf je unſre arme ſterbliche Schwachheit ſich anmaßen, dem Ewigen Geſetze vorzuzeichnen in dem Plan der Vervollkommnung ſeiner Welten? Warum ganz durchaus nothwendig das Fortſchreiten auch auf dieſer Erde?“

„Weil eben endlich, rief Abälard, auch dieſe Erde ein Theil iſt ſeiner Welten, weil kein Theil unvervollkommnet bleiben kann, wenn das Ganze vollkommen werden ſoll, ja jedes Theilchen der Theilchen vollkommner werden muß, ſobald es das Ganze wird, wenn in und durch Gott eben die Vollkommenheit wahrhaft iſt, ja, weil Gott ſelbſt nicht vollkommen wäre, wenn er nicht ſo auch in allen ſeinen endlichen irdiſchen Werken wirkte? Oder ſage mir: alles was ſein kann in und zu Etwas, wenn dieſes vollkommen ſein ſoll, muß es nicht ſein, um vollkommen zu ſein? Und wird nicht hier die Möglichkeit auch in und durch ſich ſtrengſte Nothwendigkeit?“

‚Du ſprichſt mir Räthſel, ſagte Heloiſe: Ich verſtehe noch nicht was du meinſt!‘

„Nun, ſpricht auch nicht die Gottheit durch ſolche? Wir ſollen ſie durchforſchen, erahnen, löſen. Aber hier deutlicher: Muß nicht Jedes, was vollkommen ſein oder werden ſoll, Alles zu ihm möglich gedachte, zu ihm gehörige, zur Vollkommenheit erforderte wirklich in ſich enthalten oder erhalten? Denn ſonſt wäre ja das Vollkommne eben nicht vollkommen, wenn etwas noch hinzu zu ſetzen, nur hinzu zu denken möglich wäre. Gibſt du dieß zu?“

‚Ich muß es zugeben.‘

„Iſt nun Gott etwas anderes als der vollkommenſte handelnde, wirkende Geiſt? — Doch was frage ich dich dieß, da du mir daſſelbe ſchon oben zugeſtanden haſt?“

‚Allerdings für alle Ewigkeit!‘

„Wie nun, Heloiſe, fuhr Abälard fort, wäre Gott aber in der That das vollkommenſte Weſen in ſeinem Wirken, wenn er nicht alle ſeine Werke, in denen ſo viele Zuſätze der Vollkommenheit möglich ſind, immer mehr vervollkommnete, nie in allen ihren Theilen wirklich ganz zur Vollkommenheit brächte? Es wäre eine Unvollkommenheit Gottes, irgend eine Unvollkommenheit ewig unverbeſſert zu laſſen. Alles was in und durch Gott zur reinſten Vollkommenheit möglich iſt oder wird, muß alſo in und durch Ihn ſein oder werden, das iſt oder wird wirklich — folglich auch dieſer Theil der Welt, dieſe Erde, dieſe Menſchheit muß wirklich ewig vollkommner werden. — Und wäre ſie auch, zu unſrer irdiſchen Erziehung, nur ſcheinbar unvollkommen, ſo iſt ja doch auch dieſer Schein einer höhern Vervollkommnung fähig.“

‚Aber warum, wendete Heloiſe ein, ſchuf er dann dieſe Welt durch jene vollkommne Kraft nicht ſogleich und mit einem Mahle vollkommen? Warum ſchuf er ſie überhaupt, dürfen wir fragen, da dieſe Kraft, zu ihrer Vollkommenheit, der Welt vor deren Erſchaffung gar nicht bedurfte, — weil ſie ja eben ſchon vollkommen war?‘

„Doch, Heloiſe, hub Abälard an, haſt du nicht auch zugegeben, daß Gott der vollkommenſte handelnde Geiſt ſei, und kann, wie wir ſchon oben fanden, ein Geiſt überhaupt anders, als handelnd, als thätig ſein? Denn du wirſt doch nicht Epikur's ruhige Seligkeit in ihm annehmen, die ſelbſt um Seligkeit ſein, doch ebenfalls Seelen-Bewegung und Thätigkeit, nämlich die des In-ſich-blickens, ſein muß. Aber ſieh nun auch: Jeder Geiſt muß er ſich nicht objectiv werden? Räumſt du dieß ein?“

‚Ich verſtehe auch dieß Mahl dich nicht.‘

„Ich meine: muß er nicht denken?“

‚Unbezweifelt, ein nicht denkender Geiſt wäre kein Geiſt.‘

„Aber iſt das Denken des Geiſtes etwas anderes, als ein Setzen von etwas Subjectivem in ſich als Objectives? — doch, nicht wahr? ich muß mich auch hier beſſer erklären: iſt es nicht ein Darſtellen außer ſich (ſeinem Subjectiven, dem Denkenden oder Anſchauenden) und ein Anſchauen von Etwas — in und durch uns? von uns ſelbſt durch uns ſelbſt?"

‚Freilich, nichts anderes.'

„Nun, iſt auch das Schaffen Gottes etwas anderes, als ſein Object-werden? ein Außer-ſich-ſetzen von Etwas in ihm durch ihn, ſeiner Selbſt durch ihn und doch in ihm ſelbſt? das keine vorher fehlende Vollkommenheit, ſondern nur eine nothwendige Handlung ſeiner Thätigkeit als Geiſt, ein nothwendiges Prädicat, ein Durch- und Zugleich-ſein dieſer Vollkommenheit iſt. Oder wie könnte der Geiſt des Erhabenſten anders denken,

---

Wichtigſte allgem. Anmerk. zu Zeile 15 und allem Folgenden.

Das hier aufgeſtellte Syſtem unſrer Lehre iſt beſonders an dieſem Punkte dem meines übrigens verehrten und geliebten Lehrers — (er ſuchte Wahrheit nur auf verſchiedenem Wege) — dem Schelling's genau entgegengeſetzt, in deſſen Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen u.ſ.w. S. 80. ff. die Frage, ob das vollkommenſte Weſen als das Allervollkommenſte (welches aber doch nicht mehr ſagen kann wie: das Vollkommenſte) — zuerſt war, verneint wird, — „weil es „im wirklichen Beſitz der allerhöchſten Vollkommenheit keinen Grund zur Schöpfung „und Hervorbringung ſo vieler Dinge hatte, „durch die es, unfähig eine höhere Stufe von „Vollkommenheit zu erlangen, nur weniger als ſchaffend? Denn da die vollkommne Denkkraft des Unendlichen zugleich voll-

---

„vollkommen werden konnte. Damit" — heißt es weiter, unmittelbar darauf, — „wird aber nicht widerſprochen, daß Dasjenige, welches zuerſt war, „eben das iſt, welches das Allervollkommenſte iſt. — „Wie, wenn jemand — um nur ein ohngefähres Gleichniß „zu geben, der ſagt, daß Newton der vollkommenſte Geometer „iſt, damit nicht behauptet haben will, daß er es ſchon „als Kind" (!) „geweſen, und doch auch nicht läugnet, daß „der Newton, welcher das Kind war, eben der Newton iſt, welcher der vollkommenſte Geometer iſt." Vgl. damit auch die Stelle kurz vorher S. 79. 80, wo er ſich zu den Philoſophen rechnet — „die das Vollkommenere" — (wie? das noch nicht exiſtirende??) „aus „ſeinem eignen Unvollkommneren ſich (??) erheben laſſen. — So ſehen wir täglich, daß aus einem „Unwiſſenden durch Bildung und Entwickelung ein Wiſſender werde; der Mann ſich aus ſich' ſelber (?) als „Knabe, und dieſer wieder aus ſich ſelber (?) als Kind, „welches doch lauter unvollkommnere Zuſtände ſind, emporarbeitete." —

Wie unendlich verſchieden und erhabener muß dagegen unſer Begriff der Gottheit und unſre Welterklärung ſein!

Doch es iſt vielleicht hier nicht vollkommen der Ort, indem der Verf. von der ganzen wiſſenſchaftlichen Begründung und Nothwendigkeit dieſes Syſtems einer Religion-Philoſophie (nicht zu verwechſeln mit Religions-Philoſophie), — unſerer Harmonie- oder Begegnungs- und Verein-Lehre — bis zu dieſer Stelle nur erſt wenig entwickeln konnte, die Verſchiedenheit und Neuheit derſelben überhaupt in Hinſicht der bisherigen zu zeigen, (da ſie, von dem eben berührten Grundſatz gleichmäßig durchgehend, nur erſt nach ihrer vollkommnen Beendigung, beſonders des praktiſchen Theils, erkommne Allmacht iſt: muß nicht da — nicht bloß das Wort, wie die Schrift und

---

ſtellen kann) wenn gleich ſie mit dem allgemeineren Gefühle der Menſchheit und alſo auch mit frühern Lehren übereinzuſtimmen ſcheint, worin eben ihr, mit aller Anſtrengung geſuchter Vorzug beſtehen möge, daß ſie der allgemeinen menſchlichen Anſicht wenig widerſprechend erſcheine. Ueberdieß bedarf es vielleicht kaum, die unendliche Entfernung derſelben von irgend einem Pantheismus ſowohl Spinoza's wie der ältern, von Pythagoras, Xenophanes und Parmenides an, bis auf die neueſte Zeit zu erweiſen, wenn gleich die Sinnenwelt (die Natur), auch nach unſerm Syſtem, als jene zu uns ſich herablaſſende harmoniſche Anartung des Göttlichen, uns als eine Modification der Gottheit, aber durch ſie, die bewußte, geſetzt, nur erſcheinen kann. Indeß ſind einige Andeutungen über den Charakter dieſer Lehre als — doch nicht bloß — Philoſophie vielleicht in der That noch im Voraus hier nöthig.

Dieſe Philoſophie iſt von der Schellingiſchen, ſo wie von der Spinoziſchen nach der ältern Anſicht, vor Allem dadurch verſchieden, daß ſie uns als Werke Gottes ſetzt, im erhabenſten Sinne der Worte — nicht als Erzeugniſſe, — und die Naturkraft uns bloß Organ der Gottheit iſt. — Nach Spinoza ſind wir nicht Werke, ſondern Theile Gottes. Nach unſerm Syſtem ſind wir in der That außer Gott — als Subject — geſetzt und ſelbſtändige Weſen; nach Spinoza nur in Gott, in welchem kein Gegenſatz der Dinge als Werke iſt, oder doch klar genug ausgeſprochen iſt. Man vergleiche überdieß aber mehrere wichtigſte offenbarſte Widerſprüche in deſſen Syſtem. Er, unter anderm, der (Ethices I. prop. 13. sqq. pag. 45. sqq. ed. Paul.) ſo deutlich behauptet hatte, daß das Unendliche, Abſolute, nicht aus Theilen beſtehen könne und er, eben derſelbe, der Eth die Kirche ſagt — nein muß nicht jeder Gedanke der Gottheit, wo ſich ihr — ſtets bewuß-

---

I. pr. 17. Schol. p. 53. u. f. den menſchlichen Geiſt und Verſtand (intellectus) dem Weſen nach vom göttlichen verſchieden erklärt, nennt jenen doch (Eth. II. pr. 11. Coroll. p. 87.) Theil des unendlichen Verſtandes Gottes, welches nie und nimmer zu vereinen ſein kann. — Nach Schelling iſt ähnlicher Art das Abſolute Subject-Object ohne Gegenſatz, als vollkommne Identität, ohne Bewußtſein (ſiehe Syſtem des Idealism. S. 434. u. f.); auch die Form der Natur wird als Gegenbild des Ideellen gleich ewig, und wir Alle können nach ihm nur ſcheinbar frei ſein (ſ. Syſt. d. Ideal. S. 442.) Nie kann dieſe Lehre die erhebendeſte für die Menſchheit ſein. Doch iſt dieß von dem Gewinn der Naturphiloſophie für das Studium der Natur unabhängig; ſie muß vielmehr von hohem Gewinn für die Naturwiſſenſchaften werden, wenn ſie nur auf die rechte Weiſe bearbeitet wird; ja ſie kam und mußte inſofern vorausgehn als eine hohe Vorbereitung des Scharfſinns zu einer höhern erhebenderen Religion-Philoſophie oder Vereinlehre, und als Beleg der innerſten Anartung der Natur an das Ideelle, da jene ja nur die ſcharfſinnige Erklärung der Natur iſt als Gegenbild unſeres Ideellen, des Ich.

Spinoza (Vgl. deſſen verſtand- und willenloſe Gottheit Eth. I. pr. 17. Schol. u. a. O. u. Fichte über ihn, Wiſſenſchaftl. S. 16.) und Schelling (ſ. Syſt. d. Ideal. S. 434) ſtehen im Gebiete des Unbewußten, folglich, wie ſehr ſich auch alles in ihren Syſtemen ihnen zu vergeiſtigen ſcheine, wahrhaft ſtets nur in der Natur-Welt, — wir in der Geiſter-Welt, oder der Welt des Bewußten; doch verſchieden ebenfalls von Fichte's Wiſſenſchaftslehre, indem wir (Vgl. dieſe S. 16.) auf andere Weiſe über das Ich hinaus-

gehn

wußter, weil vollkommenſter — Wille damit vereint, ſchon unmittelbar

---

gehn — zur Gottheit, im Verein mit der Religion. Und wir müſſen zugleich behaupten: weit entfernt, daß alles Bewußtſein, nach Fichte u. Schelling (u. a. ſ. deſ. Denkm. S. 98. 99.) an Beſchränkung gebunden und Concentration, Sammlung, Zuſammenfaſſung ſeiner Selbſt wäre, und wie daher mit ihnen ſagen könnten: — „Gott Bewußtſein — zuſchreiben heißt ihn zu einem endlichen Weſen machen" — weit entfernt davon muß alles Bewußtſein vielmehr Entwickelung hauptſächlich ſein, denn es iſt ja Anſchauung und Vergleichung mit dem Selbſt und dadurch nur höhere Einung, Vergleichung, Verknüpfung, nicht ſowohl völlig umſchließende Zuſamenfaſſung. Ja wir ſehen eben unwiderleglich, daß um ſo großer, kräftiger erhöhter das Bewußtſein, je vollkommner und geiſtig-kräftiger überhaupt der Menſch, oder unſer Zuſtand gerade, je mehr er ſich eben vom Beſchränkten entfernt, dem Unendlichen ſich nähert, keineswegs umgekehrt. Und das vollkommenſte, allkräftigſte Weſen ſollte weniger jenes beſitzen; weniger deſſen fähig ſein? — es ſollte ſeiner Natur widerſprechen? und wie konnte es widerſprechen, daß das unendliche nicht durch eine — ja ebenfalls unendliche Anſchauungskraft ſich verknüpft zu erſcheinen vermochte? (Mehreres darüber ſehe man auch unten, wo die Rede von wahrhaften Werken iſt.)

Wie ſehr aber vorzüglich auch die hier aufgeſtellte harmoniſche Anartung der Natur an uns, indem uns gar keine im Innerſten verſchiedne Natur der Geiſtes- und Körperwelt Statt findet, von Leibnitz'ens präſtabilirter Harmonie entfernt ſei, wird jeder Denker leicht einſehn, da nach Leibnitz gar kein wahres Handeln auf die Außenwelt angenommen werden kann, welches

Werk werden, nicht die Natur hervorrufen?" —

---

die traurigſte Anſicht und Lehre für das Leben und den Glauben an alles Große der Menſchheit ſein muß.

Doch dieſe Philoſophie iſt auch von Berkeley's Idealiſm, der mit der unſrigen einigermaßen näher verwandt iſt, ſehr verſchieden. Berkeley ſpricht dem Körperlichen und den Senſationen alle Objectivität und äußere Realität ab. Unſer Syſtem geſteht Realität außer uns auf das feſteſte zu; da eine Urſache außerhalb jedes Bewirkten da ſein muß, eine Urſache der Anſchauungen außerhalb des Anſchauenden, eine Urſache unſrer Empfindungen außer uns, ja auch außer allem Anſchauenden, folglich auch außer Gott als Subject; und da Gott durch die Dinge doch immer nur mittelbar auf uns, auf beſchränkte Geiſter wirken kann, durch Etwas, das inſofern eben nicht-Geiſt ſein kann und außer ihm ſein muß. Indeß dieſe Realität iſt eine andere als die gewöhnlich unüberlegſam gedachte. Es giebt nach unſrer Lehre zwar keine ewig bleibende Materie — (Nichts kann ewig ſein, als der Geiſt!) — aber es iſt doch immer ein reelles Etwas außer uns, ein für uns objectiv-Ruhendes, das wir Körper nennen; worin wir mit Kant (Proleg. z. k. M. S. 63. 206.) faſt übereinſtimmen, im Uebrigen eben wegen der Antinomien der r. Vern. durch ihre praktiſchen Forderungen, die gleich, ja mehr gewiß, zu unſerm Syſtem genöthigt.

Daß wir aber auch verſchieden vom Syſtem der Wiſſenſchaftslehre (Vgl. Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftsl. S. 16. §. 1.) über das Ich hinausgehn, dazu ſind wir gezwungen, weil das Sein einen Grund des Seins außer ihm haben muß — und es ein Widerſpruch unſres Denkens und, da dieß nur eine Modification unſeres Seins, folglich unſeres Seins ſelbſt wäre, keinen anzunehmen. Ja, iſt doch die Entſagung der Wiſſenſchaftslehre, darüber hinauszugehn, ſchon ſichere Anerkennung eines möglichen, ja ſogar wirklichen, ihr nur dunkeln Grundes des Ich. Noch mehr, es iſt in der That nur eine Selbſttäuſchung, wenn die Philoſophie des Ich-Idealismus nicht glaubt, über das Ich hinauszutreten, da ſie ja über das gemeine Bewußtſein auf ein höheres Selbſtbewußtſein hinausgeht und das Ich daraus conſtruiren will, — und da auch ſie zuletzt ſich mit der Religion zu vereinigen ſich beſtrebte. Sie verſuchte alſo nur das Gleiche als wir zu thun. Wir nur übereinſtimmender mit der allgemeinen Anſicht der Menſchheit, welche nicht die gemeine zu nennen iſt, weil ſie in einer Harmonie mit der Welt und uns beſteht, welche uns zur höhern Vollendung begeiſtern muß, und welche nur der Prüfſtein aller wahren Philoſophie ſein kann.

Denn offenbar kann nur eine ſolche Philoſophie die wahrhaft richtige und die edelſte ſein, — nur eine ſolche kann ja das Ziel aller Weisheit zu erreichen hoffen, — welche uns in Harmonie oder in Verein mit Allem, mit Religion, Natur und Ich verſetzt, uns Allem befreundet, es mit uns erhebend. Nur dieſe praktiſche Strebung und Aufſchwingung kann ihren höhern Werth beſtimmen und ſie zur wahren Weisheitliebe bilden — (o möchten wir Deutſche doch dieſes Wort unſerer Sprache und voll deutliches hohes Begriffs in der Uebertragung ſtatt des fremden und dunkeln Philoſophie, das eben daher nur ſo viel Verwirrung und Mißbrauch anrichtete, ſtatt aller andern vorgeſchlagnen einführen und oft gebrauchen; obgleich im gewöhnlichen Sinne Vernunftweisheit und Vernunftweiſer für Philoſophie und Philoſoph ſchon weit entſprechender als alle bisherigen ſein dürfte). Ja dieſe praktiſche ſittliche Strebung und Erhebung vermag allein ihr Würde zu geben; denn theoretiſch ſind ja die verſchiedenſten Syſteme, wofern folgerecht durchgeführt, unangreifbar.

Nur die Anſicht der Welt und Gottes, nur die

„Weil ein Geiſt, wenn du zugabſt, daß er weſentlich nur unaufhörlich thätig ſein

---

Weisheitliebe kann daher die einzig beſte und wahrſte ſein, — das ſteht uns ewig feſt, ſoll uns ſtehn ein ew'ger Sieg durch alle Zweifelkämpfe! welche feurigthätige, wahrhaft edelſte Helden der Tugend zu bilden vermag — in Thaten, in Kunſt und Wiſſenſchaft, — voll Liebe, voll Einigkeit mit ſich, mit Gott, mit der Welt. Und nun fragt Euch ſelbſt, ob das unſre bisherigen ſchon ganz vermochten, ob unſer Volk, unſere Zeit ſtets das ganz geworden ſein würden, was die Klage Aller war und leider in ſo vieler Hinſicht in der That noch iſt, wenn ſie eine ſolche Lehre unſrem Volke, unſerer Zeit ſchon durchaus geweſen wären, oder das was unſre Zeit bedarf? — ob es vermochte erſt eine ſo negative oder durch Reduction auf bloß kalte, meiſt negative Ergebniſſe erkältende als die kritiſche, dann eine ſo in ſich abgezogene als der Ich-Idealismus, eine ſo in die Natur verlorene als die Natur-Philoſophie, eine ſo ſehr nur auf inſtinktartiges Gefühl begründete als die Jacobi's, welche aller Wiſſenſchaft faſt Verderben drohte, ja von aller, als angeblich überhaupt zur Gottesleugnung führend, grauenvoll zurückſchreckte? Aber nein, keine Klage! aber auch keine Verzweiflung an dem hohen Heil und ewigen Bedürfniß einer vollkommner befriedigenden Philoſophie! Verſuchen laß uns, ſtreben, ringen, wirken! Denn wahrlich dieſe Durchgänge der neuern Weisheitliebe zur Vollendung waren nothwendig, ſo nothwendig wie uns je und je der heilige Ruf durch die uns von Gott gegebnen Geiſteskräfte nach einer ächten Philoſophie, vorbereitend die kritiſche, damit die Ich-Lehre vertiefte, dann die Natur-Philoſophie umfaßte, damit wir nun in Klarheit und Kraft und innerer Hoheit nahen können überhaupt irgend einer wahren Vereinigungs-Lehre, — wel kann, auch in ſofern, als nie ruhend, eben nicht im Sein, ſondern nur im Werden

---

che uns mit himmliſchem Geiſt, mit heiliger Kraft und Stärke ausrüſte, zum Wirken im Leben beflügele. Ob dieß die unſrige vermöge? darüber geziemt uns nicht zu richten, aber die Kraft Gottes im Buſen, die eigne Erfahrung himmliſch beglückender und erhebender Macht, die Seligkeit der Klarheit ruft es uns, daß ſie, rein und heiß um der Menſchheit willen, von ihm erfleht, nicht ganz ſonder Ihn, — ohne Dich, o Vater, ſein könne!

Sollte man aber auch, worüber man erſt nach ihrer beendeten Darſtellung urtheilen kann, ihr den eigenen Werth oder alle Neuheit, ihr und ihrer Darſtellung, abſprechen können — auch das würde uns wenig angehn — nicht das kann es ihr noch uns gelten, — vermag man nur nicht ihren praktiſchen Werth, beſonders in ihrer Beſtimmung der Freiheit, und ihre praktiſche Gewalt zu leugnen, — und wahrlich man wird es nicht vermögen! Doch man erinnere ſich zugleich einiger ſehr wahren Worte Fr. Schlegel's (Vorleſ. üb. neu. Geſch. S. 300): „Es ſind die großen „Fortſchritte und Entdeckungen, deren die Philoſophie ſich „von Zeit zu Zeit rühmt, nur Entdeckungen, die vor „Jahrhunderten und Jahrtauſenden auch von andern ſchon „gemacht worden, nur in anderer Geſtalt und „Sprache. Aber eben die Art, wie jene Erkennt„niß ausgedrückt, entfaltet und mitgetheilt „wird, iſt von der äußerſten Wichtigkeit für die allgemeine „Denkart, die früher oder ſpäter immer von der „wiſſenſchaftlichen beſtimmt wird. Noch mehr „iſt dieß der Fall, wenn der Geiſt in einer zerſtörenden „Richtung gegen jene Erkenntniß wirkt, welche dem Men„ſchen und dem Leben allein feſte Einheit zu geben ver„mag;" u. ſ. w. Nicht minder richtig ſagt derſelbe Verf. eben da in den zunächſt vorausgehenden und dann ſich

(ſich objectiviren oder) ſich außer ſich (nämlich außer ſein Subject) ſetzen kann. Oder

---

anſchließenden Worten: — „Der wahre Grund der Reformation iſt weit tiefer als in jener zufälligen Veranlaſſung zu ſuchen und war lange vorhanden, ehe es zu dem letzten Ausbruch kam. In der Philoſophie lag er; oder vielmehr in der Vernachläſſigung und Entartung derſelben. In der Philoſophie d. h. in der wiſſenſchaftlichen Grundlage des höhern Unterrichts und in dem Geiſt der öffentlichen Meinung. Das erſte war die Philoſophie damahls mehr als je, das letzte, der innere Geiſt und die erſte bewegende Urſache der öffentlichen Meinung und herrſchenden Denkart iſt ſie zu allen Zeiten geweſen. In dem unſichtbaren Gebiete der Philoſophie, in dem Geiſt der ſelbſtdenkenden Menſchen jedes Zeitalters iſt immer zuerſt die Veränderung vorgegangen, diejenige Denkart entſtanden, welche, wenn ſie dann ein oder mehrere Menſchenalter ſpäter allgemein herrſchend geworden, als öffentliche Meinung in der äußern Welt Wirkungen hervorbringt, die oft nur allzu groß, allzu ſichtbar ſind.“ — „Von der früheſten Zeit, von ſeinem Urſprunge an war das Chriſtenthum ſchon durch einige ſeiner erſten Lehrer mit der Philoſophie auf das engſte verbunden, zum ſichern Beweiſe daß dieſe Verbindung nicht zufällig ſondern dem Chriſtenthume weſentlich ſei. u.ſ.w.“

Und wenn ſchon alle Vervollkommnung der Völker, alle Kraft und Hoheit der Seelen auf ihrer Anſicht der Welt, ihrer Religion im Verein mit ihrer hell erleuchtenden Weisheitliebe beruht: ſo iſt es doch gewiß vor allen unſer Volk mit ſeiner ſinnigen und geiſtigen Tiefe, das nur allein durch philoſophiſch geſicherten, aber auch erleuchteten Glauben emporſteigend, ſeine Weisheit ſuchen, das hohe Ziel ſeiner Tugend erklimmen kann.

würde er eben ſein als Geiſt, wenn die Welt ſchon vollkommen von Ihm erſchaffen wäre? Welche Thätigkeit wäre ihm da noch möglich? Und niemahls kann eben darum auch die Gottheit ſelbſt in der Endlichkeit ſichtbar ſein, (die ſubjective), — niemahls kann irgend ein Geiſt oder etwas Subjectives, eben darum ſichtbar ſein, weil er ja nie als ein Ruhender, im Sein, ſondern nur als eine Thätigkeit im Werden, objectiv, in ſeinen Werken, erſcheinen kann, oder ſonſt ſeiner Natur nach nicht wäre, das heißt überhaupt nicht wäre. Aber in ihren Werken tritt ſie, die Gottheit der Liebe, immer uns nahender, immer erſcheinender hervor, in allem Erſchaffenen und Werdenden der Dinge, die nur eben ihre Erſcheinung (ihre Objectivität) ſind — nur Worte ihrer Gedanken; und wie die ſtillſten, heiligſten der unſern nichts ihrem Weſen nach verſchiednes vom Geiſte und doch ein Entgegengeſetztes, beharrend Ruhendes, Anſchaubares dem Geiſte unbezweifelt ſind, nur ſein können: ja ſo konnte und kann die Natur nicht ſowohl aus dem vollkommnen Nichts, noch aus einem Verſchiednen von der Gottheit, einem gleich ewigen Stoffe, werden, ſondern nur aus dem Nichts für die Erſcheinung, aber aus dem Weſen ſelbſt des Ewigen,

---

Dazu gib du, o Vater der Himmel und unſer! deinen Segen!

Einen, Erhabenſten konnte und kann ſie nur entſpringen, von ihrer Grundlegung, dem Stoff der Dinge, der Materie, an, — die nur Ihr uns beharrlicheres, geſtaltetes Objective, eine zu uns ſich herablaſſende harmoniſche Anartung der Beſchränkungen und Erregungen für uns, um unſrer vielſeitigen Bildung willen, des Objectiven der Gottheit durch die Gottheit, ſein kann, ebendarum gleich ewig, doch nur der Möglichkeit nach, mit Ihr — bis hinauf zurück zum Höchſten. Aus dieſer Grundlegung für die Erſcheinung entfaltete aber und hebt die Gottheit ihre äußere irdiſche Thätigkeit, ihr hienieden wirkſames (objectives) Leben nur zum eigenen Glück der Weſen, um es höher und immer höher, am höchſten, auf dieſer Erde nur, im Menſchen weben und eigen walten zu laſſen, ewig vergeiſteter, erhabener, Ihrem Urgeiſt näher! Nein, es kann keine Körperwelt ſein, die nicht aus jener und durch die göttliche Geiſtes Welt entſprungen wäre und beſtünde! Suchet Wendungen, ihr Denker, ſuchet Umgehungen, ſuchet Vermittelungen, welche ihr wollt, es würde die Gottheit von der Materie abhängig, ihr unterthan machen, es entwürdigt, es höbe den Begriff der Gottheit auf als vollkommenſten Geiſt — es iſt nicht möglich oder die Gottheit wäre nicht möglich als vollkommenſtes Weſen! Und es iſt nicht möglich, oder es wäre keine wahre Wirkung des Geiſtes auf die Körperwelt möglich! Denn ſo nur wird uns jenes große Dunkel aller Denker klar, wie Geiſt auf Körper überzugehn, beide in wahrer Wechſelbeziehung zu ſtehn vermögen; ſo uns die Seele begeiſterter, Gott verwandter — ſie, gleichſam nur durch dünne Schleier-Scheidewand von Ihm getrennt; — ſo uns nun endlich die Ewigkeit der Seele unumſtößlichſt, und gerettet die Würde des Menſchen, gerettet die Würde der Gottheit! — Ja wäre dieſe Sinnenwelt uns auch nur Schein unſrer irdiſchen Sinne, ſie nur dieſe irdiſch uns ſich anpaſſende harmoniſche Anartung und Erregungen des Unendlichen für unſre jetzigen Sinne zu unſrer ſteten höhern vielſeitigen Bildung, ſie iſt nicht eitler Schein; denn ſie iſt ein beharrender heiliger Widerſchein der Gottheit! O fühle ſelbſt, Erhabnere, du Ihm ſchon Nähere, dieſe ewig niederſteigende Gottkraft, — wie es dieſer Gotthauch ſelbſt iſt, der in ihren Werken herabſtrömt und allem göttlichen Innern ſich kund giebt und immer deutlicher offenbart! wie alles, was dich umwebt und umweht und umſchauert, nur ihre Liebe ſelber iſt, die ewig aus Ihrem Außer-ſich treten in Ihr Inneres hinwieder zurückführt! Ja, ewige Schweſterſeele, fühle und bete mit mir an, und falle vor Dem nieder, deſſen Vaterhuld nur auch uns, Kinder ſeines Weſens, erſchuf und gebahr, um immer näher zum Urlicht ſeiner Liebe uns zu erheben, immer vollendeter Ihre Seligkeit zu nahen hier in Ihrem Tempel, wo Sie wohnt, hier in dem Schoße des unendlichen Vaters!“

Hier ſank Abälard auf ſeine Kniee in ernſter Heiligung und hielt die Arme nach den Himmeln ausgebreitet.

Indeß war der Abend kühler geworden, die Sonne geſchieden, ein ſchauriger Wind ſeufzte über die Gegend. Die Vögel ſchwiegen, das Thal verſtummte nach und nach, die Thiere des Feldes und des Waldes verkrochen ſich in die Schlupfwinkel ihrer Ruhe. Die Stadt war nicht mehr belebt von fröhlichem, geſchäftigen Leben; nur ſchwere Wagen rollten noch, langſam, mit eiſernem Geraſſel, fern über die Brücken und Steine der Straßen.

Jene Harmonie der Natur war zerſtört. Nun immer düſterer und feindlicher nahten die Schauer der Nacht, drohendere Wolken zogen weiter herauf und lagerten ſich in langen blaſſen Windesſtreifen dem wachſenden Sturm entgegen, der in den Äſten und dem Laub der Bäume über ihnen wühlte. Heloiſe hatte ſich immer dichter in ihr ſchwarzes Schleiertuch gehüllt. Ein Unkenton ächzte hier und da. Nächtliche Raubritter in ehernem Harniſch zogen nun ſtatt der Ritter der Liebe auf den verſteckten Pfaden im Thale dahin, — und der Sturm nur überbraußte das Klirren ihrer Waffen.

Heloiſe war mit von der Andacht des Meiſters ergriffen worden und wollte ſich mit ihm auf ihre Kniee in die Arme des Ewigen werfen, – da drang plötzlich von einer fernen Burg herüber, aus dem Dickig des Gebüſches ein Schreckenston heran und bald darauf ein Winſeln – wie von Erſchlagenen. Wie emporgefoltert vom Schrecken riß ſie ſich wieder auf, ihre Hare ſträubten ſich, ſie bebte zurück an die Schulter des Geliebten. Aller auferbaute Glaube ſchien durch die Gegenwart wieder wie mit einem Male zerſtört und zertreten.

Abälard nur hob ſich in gleicher feſter Ruhe langſam empor und ſinnend, und hielt die Hand an ſeine denkende Stirne.

‚Ha! Abälard rief Heloiſe von neuem ſich aufraffend einige Augenblicke danach, — ha dieſes Entſetzen! — und Mord und Nacht und Krieg und Peſt ſtrömte auch aus eines gerechten Gottes der Liebe ewiger Waltung? auch durch Ihn? Ha, nein! nur ein ſchrecklicher Blutregen der Menſchheit rauſcht und ſtürmt es herab aus den Nächten der Verwirrung! O dieſe Töne des Wimmerns dort und des Entſetzens, hörteſt du ſie? o könnten wir hineilen — o könnten wir retten! — doch nun, ihr noch ſchrecklicheres Verſtummen! —‘

Doch Abälard antwortete nichts und ſeufzte nicht und ſchwieg. Dann nur erhob er ſich höher in die Schatten der Nacht und hielt den Arm aufgeſtreckt, während der Sturm wieder ſtiller umher ward, —

und ſprach jetzt mit erhabenſter heiliger Stimme die Sage des Alterthums:

Das Schickſal.

„Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat
„Und Gott von jenem ewgen Rath,
„Der unſer Schickſal lenkt, um größre Kenntniß hat,
„Da ward ihm der Befehl, er ſollte von den Höhen,
„Worauf er ſtand, hinab zur Ebne ſehen.“ u. ſ. w. *) (ſ. unten).

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erde;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du, Blöder, ſchauen
Des ewgen Richters Rath und lernen Gott vertrauen.
Denn wiß’, es hat der Greis, der dort vom blutgen Schwerte
Hinſinkend fiel, des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den verlor’nen Raub zuvor davon getragen.

---

*) Das Uebrige der Sage oder Erzählung (nach Gellert) möge für diejenigen, welche ſie nicht kennen ſollten, hier ſtehn:

„Dort floß ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
„Stieg bei dem Quell von ſeinem Pferde
„Und trank. Kaum war der Krieger fort,
„So lief ein Knabe von der Heerde
„Nach einem Trunk an dieſen Ort.

Wie ein höherer, erleuchteter Moſes ſtand Abälard Heloiſen da, und ſprach ihr in die Seele die Erinnerung an den ewigen Richter der Vergeltung.

Heloiſe war indeß ruhiger geworden, aber ihr Geiſt arbeitete nicht minder mit denkender Betrachtung. Ach rief ſie, eine ſtrafende Gottheit predigt dies uns doch hier allein, und weh alles rund um uns her. Oh und walte'e auch im Großen uns nur eine heilige Gerechtigkeit! auch über die Länder, auch über die Völker! Nein Krieg und Peſt ſchlachtet die Völker; und die Tauſende und Abertauſende ſtürzen mit der Maſſe in Sünde und Unglück und Verderben — und es lebte auch im Großen, über dieſe Ganzen eine liebende, ja auch nur eine gerechte Gottheit? —

„Er fand den Geldſack bei der Quelle,
„Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich;
„Worauf nach eben dieſer Stelle
„Ein Greis, gebückt an ſeinem Stabe, ſchlich.
„Er trank und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder,
„Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
„Bis es im Schlaf des Alters Laſt vergaß.
„Indeſſen kam der Reiter wieder,
„Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm
„Und forderte ſein Geld von ihm.
„Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
„Er fleht und weint, der Krieger flucht und droht
„Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
„Den armen Alten wüthend todt.
„Als Moſes dieſes ſah u. ſ. w.
(Die übrigen Verſe ſiehe oben, jedoch etwas verändert.)

und die Völker würden gerichtet nach ihrem Verdienſt, würden auch beſſer und beglückt? Nein! da ſinkt oft das eine, das werth ſchien über dem andern zu ſtehen, das Gott zum Höhern, zum Glück, zur Freiheit zu rufen ſchien, unterdrückt, in Knechtſchaft und Unglück, unter das andre, und keine Liebe waltet wenigſtens, ja wenn auch — zuweilen nur! — Strafe den Völkern!“

‚Heloiſe! Heloiſe! rief Abälard hier, iſt es möglich? kann dein Gefühl der Gegenwart mit einem Male dem Verſtande alle ihm nun ſo lange früher auferbaute, befeſtigte, unerſchütterlich, ſchien es, ſtehende Wahrheiten wieder rauben? O ſo rette du, Gott Vater! ſprach er mit aufgeſchwungner Stimme gen Himmel, o rette dann Du dieſe verzweifelnde Seele und alle die an Dir verzagen, durch deine eigne Verkündung, durch den Glauben mindeſtens an Dich, den ewig zum Glück erziehenden Vater der Völker! und o erinnre dich, Heloiſe, des Zeugniſſes ſelber und des Wortes der Verheißung und Erfüllung der immer höhern Offenbarung.

Da, ruhig groß in der gläubigen Kraft, hub Abälard, noch heilig ernſter als früher, von neuem an, vom hohen Hügel herab:

Die Vorſehung.*)

Als Moſes einſt vor Gott auf Nebo's höherm Berge
Zum letzten Mahle trat in dunkler Wolkennacht
Noch vor des Hahnes Ruf und frühſter Morgenlerche,
Daß er in höchſter Näh', vom Blitz des Herrn umkracht,
Erbarmung ſuchend, ſein verzweifelnd Antlitz bärge
Vor ſeinem Volke, das mit Elend ringend tobte,

Aufbetend nach dem Land rief, das der Herr gelobte,
Ihm ſelbſt zu ſchaun verhieß und niergends ließ gewahren; —
Da rang ſein Flehn zu Gott, ihm Troſt zu offenbaren,
Da warf er ſich, ungläubig ſelbſt, im Staube tief
Vor Den, der nie Erfüllung gab des Worts, und rief:
„Herr, Herr des Grimmes nur, du Gott der Heeresſcharen!

---

*) Man ſehe auch die Anmerkung hierzu im Anhang.

O haſt du nicht in vierzig langen Jammer-Jahren
Noch nicht genug dein armes Volk geprüft, geplaget,
Erſt fort und fort es mit Tyrannenjoch bedrücket,
Umſonſt nun unter deines Zornes Fuß gebücket
Sein ſchwer zertretnes Haupt, und keine Hoffnung taget
Ihm deines Segensworts, dem ſie vertrauend büßen!

Wohlan, zertrit auch mich mit deines Grimmes Füßen, —
Nur mich, daß ich allein dein blutend Opfer ſterbe,
Und zeig' und öffne ihnen das verheißne Erbe,
Und zeige dich des Schirms und Heiles ewgen Hort, —
Wenn nicht, wie Sand im Sturm, verſtaubt dein eitles Wort
Und du Gefallen haſt nur an der Völker Qualen. —

Er ſprachs; ein Donner ſchell, und aller Himmel Strahlen,
In Blitzes Licht vereint, glühn winkend hoch von Sterne
Zu höchſter Sternenſphär', und zitternd lauſcht das All,
Und drei Mahl heilig rauſchts; dann leiſer tönt ein Hall:
„Es naht der Herr!" herab, wie aus des Urlichts Ferne, —
Still kniend ſinkt und hofft der Bebende Erbarmen.

Doch

Doch plötzlich ſchaudervoll, wie aus des Todes Armen,
Strömt rings Entſetzen nur auf ihn und Grau'n herab,
Es dröhnt der Firnerfels in ſeiner Wurzeln Gründen,
Ein Alpgebirg ſtürzt donnernd hinter ihm ins Grab,
Und flammend ſpeit rings Tod aus tauſend Schwefelſchlünden.
Kalt ſtarrend beugt ſich ſein Gebein, hineinzuſinken; —

Doch nah ſieht er zween Engel haltend niederblinken,
Und mild wie Harfenton umweht ihn Klang des Ohr's:
„Nicht in der Erd' Erbeben iſt der Herr der Himmel,
„Umſchöpfer-Herold iſt ihr niedres Graun-Getümmel,
„Ein Bahner ſeiner Pfad' und Öffner ſeines Thor's,
„Im Arm nur, der dich ſchirmt, iſt Seine Näh'. — O harre!

Still harrt er, da horch neu mit furchtbarem Geknarre
Brauſt's ſchreckvoll rings im Eichenwald, und Sturm und Nacht
Und neuer Schau'r umſtrömt ihn, heult, die Felswand kracht,
Zerſchmettert ſtürzen, ſplitternd, neben ihm die Eichen
Und alle Lüfte hört er ziſchend, kämpfend keichen
Vor Gottes Grimm zu ſinken bebt er unter Trümmern. —

Da' ſieht er ringsum lächelnd hohe Engel ſchimmern,
Und leis' umhallen ſo ihn Klänge ſüßes Ton's:
„Nicht in der Stürme Nächten iſt der Herr des Lichtes,
„Herolde ſind ſie ſeines ewigen Gerichtes,
„Nur Bahner ſeiner Pfad', Umſchatter ſeines Thron's,
„Im Arm nur, der dich ſchirmt, iſt Seine Näh'. O harre!"

Noch voll Entſetzen bangend aber liegt der ſtarre
Durchbebte Erdenſohn; — da fühlt er hoch von lauen
Umgoſſnen Weſten lind Erquickung auf ſich thauen,
Ein heiliges Säuſeln wandelt liſpelnd in den Höh'n,
Ein Blumenathem quillt, mit himliſchem Getön,
Und roſ'ge Schimmer blühn um ihn und glühn und wallen.

Wie als, begrüßt vom Ur-Chor ſüßer Nachtigallen,
Der erſte Frühling einſt vom Blumenhügels Pfad
Auf neu geſchaffnes Edens junge Auen trat,
Und blinkend kam, umgirrt von Gottes Friedens-Tauben,
Und athmend flüſterte um ſtille Blüthenlauben,
Und aller Weſen Wonn' und heil'ge Lieb' ihn krönten;

„So haucht's umher und ſtrahlt's, und Himmel-Stimmen tönten:
„Nicht in der Weſte Wandeln, nicht des Nords und Südens,
„Im ſtillen ewgen Säuſeln — iſt der Herr des Friedens,
„Im ewgen Licht — iſt dir der Herr der Liebe nah,
„Nicht wie auf Sinai dein blödes Aug' ihn ſah,
„Der Erden-Ohnmacht Sohn, o Staub! — Harr' und vertraue;

„Er leiht dir höh're Kraft, er ſtärk't dich heut', o ſchaue
„Empor zu Dem, der mild auch deinem Hohne lächelt,
„Im Liſpel dich, der Erden Donner dünkt, umfächelt".
Da hebt der Gottgeſtärkte mit gewagtem Muth
Empor den kühnern Blick zur Flammenhöhen-Glut,
Die Feſſel ſinkt; hell fühlt er Aug' und Sinn entbunden.

Wenn einſt die Seele kaum der Erdenhüll' entwunden
Noch bangend zwiſchen Tod und neuem Leben bebt,
Nun Gott-umathmet, in des Urlichts Schau'n verſunken,
Entzückt, von immer höhern Seligkeiten trunken,
Erſt immer höher wallt, kühn immer näher ſchwebt,
Nur ihrer Trübe weint, im Lilienglanz der Sonnen; —

So bangt umblendet, ſo nun ſchwingt zum Thron der Wonnen
Auf Flügeln der Entzückung ſich des Heilgen Blick.
Entflohn dünkt ihm der Geiſt auf Düften ſich zu wiegen,
Jetzt reuig, ſelig itzt im unverdienten Glück.—
Denn aller Sonnen Heer ſchien rings herabgeſtiegen,
Mild nur den Dämmer-Vorhang webend hellern Strahlen.

Wie oft ſich zahlenlos die Sonnen-Häupter mahlen
In Morgen-Goldpracht auf bewegtes Meeres Wogen,
Im heilgen Flammentanz der Wellen Spiegel flimmt,
In Gluth und Strahlen-Kranz die fernſte Ferne ſchwimmt,
Die unbegränzte Fluth, des ewgen Aethers Bogen;
So wallt der Sonnen Strom um ihn, der Sphären Reigen.

Thron-Harmonien hall'n; anbetend ſteht nun Schweigen
Still hehr durchs All; der Engel höchſte Chöre knien,
Und fern aus Roſenlicht ſieht er die Flammſchrift glühn:
„O was verzagſt du, Sohn umhüllter Erdenſtunden,
„Am Wort des Ew'gen, willſt des Höchſten Rath erkunden
„Und ſeiner Wege Lenkung in dem Schein der Nächte?

„O was verzagſt du, Sohn, an Deſſen Walter-Rechte,
„Dem Ewigkeit und Licht ſteht ſeines Hauptes Krone
„Und ſeiner Füße Schemel — Licht und Ewigkeit;
„Deß Scepter, ausgeſtreckt durch aller Schöpfung Zone,
„Nur Vater-Liebe heißt und ewger Tag ſein Kleid,
„Deß Treu' den Völkern ragt wie ſeiner Berge Stirnen?

„Hat nicht der Herr herab von ſeiner Veſte Firnen
„Heil deinem Volk, des ewgen Wortes Troſt geſchenket?
„Hat er es ſegnend nicht im ſtillen Schirm gemehrt,
„Mit ſeiner Himmelſpeiſ' in Wüſten auch genähret,
„Mit ſeiner Flammenſeul' in Nächten auch gelenket,
„Erhöht in Trübſal-Noth mit hoch verheißner Gnade?

„Hat nicht der Herr in Huld, bereitend tieferm Rathe,
„Nur mit der Prüfung Weih' und Stärkung es beglückt,
„Daß es erzogner ſtets, mit innerm Heil geſchmückt,
„Werth der Verheißung, walle nun zur offnen Pforte,
„Den Völkern allen Zeugniß von des Ewgen Worte,
„Der ſchweigt — in Licht und Lieb', iſt, war — und ſein wird. Harre!“

So flammt, nun ſchwindet ſie, die Gluth; es liegt in ſtarre
Anbetung hinverſunken nur der Staubes-Sohn.
Und neu umhüllt ſchon war der Sonnen Pracht und Thron,
Der Himmel Majeſtät. Umfloſſen nur von matten
Lichtbleichen Dämmergrau und Morgennebel Schatten
Stehn neu umdüſtert, rings um ihn, der Felshöh'n Schauer.

Nur auf den Nebeln über wüſter Trümmer Trauer
Sieht er des ewgen Bundes Friedensbogen blühn,
Hehr prangend am Gewölk ins Thal hernieder glühn;
Da plötzlich — theilt, — zerwebet ſich der trübe Schleier,
Er fließt, er öffnet tief dem Blick — o! welche Feier
Durch der Ruinen Bruch in erſter Morgen-Sonne! —

Wie wenn ein Tröſterblick von unverhofftet Wonne
Ins bleiche Angeſicht des müden Elends winkt,
Der Bläſſe Schleier zart, nun mild und milder, ſinkt,
Die Lipp' umpurpurt bebt, — der Wangen Roſen floren,
Ein holdes Lächeln wird ums Auge neu gebohren,
Und thränend hebt es ſich zu Gott in ſtillem Danke; —

So flieht, entzitternd leicht, der Nebel düſtre Schranke,
Und weit, aus duftger Fern' entſteigt in Flimmerſtrahl
Der goldnen Saatflur Schooß, entfaltend Thal an Thal;
Bunt durch die Auen ſchlingt ſich Traub'-an Trauben-Hügel,
Breit ſtrahlend wogt ein Strom von See zu See's Geſpiegel,
Zahlloſer Städte Thürme blinken in die Lüfte;

Hervor aus immer weiter fliehendem Gedüfte
Winkt dort ein Myrtenhain, Orangen hier und Feigen,
Umrebte Palmen, die von Laſt der Frucht ſich neigen,
Der Herden Schwarm, der weit an Buſchhöh'n wimmelnd klimmt,
Der Bäche Glanz, der über Ranken ſtürzend flimmt,
Der Cedern Kronenwald am fernen Meeres-Blaue;

Entſiegelt dem Entblödeten im Perlenthaue
Prangt Gottes Land durch Felsruin, noch nie erſehn,
So oft er auch ſchon ſtieg auf Nebo's höchſte Höh'n: —
Das Alpgebirg' entſank, es ſtürzten nur die Eichen, —
Des Vaters ewge Lieb' und ewge Huld zu zeigen,
Den aller Weſen Morgen-Feier benedeihet.

Die Ceder neigt ihr Haupt Jhm fern im Wehn und weihet
Empor den Duft, es girrt im höchſten Säuſelwinde
Der Sänger Dank, es girrt im Hain um Blumgewinde;
Auf goldner Aetherwolke Saum wiegt ſich der Ar
Und ruft Jhm, ſchaut gerühret in Seiner Sonne Klar,
Jhm ſummt der Bienen Heer um hoher Palmen Schatten.

Nur fühllos, feig, geſtreut im Grund auf Blumen-Matten,
Schwelgt, taumelt tanzend um die morſchen Krieges-Wagen
Ein üppig Volk, mit Epheukranz in Feſtgelagen,
Das frevelnd nur den Herren der Güt' allein nicht glaubt,
Allein den Gott nicht ahn't, der über ſeinem Haupt,
Die Segensfülle rings ihm niederſtrömend, ſchimmert.

Doch näher nun, am Fuß des Nebo-Berges flimmert
Des Herren Stern den Scharen Jſraels voran,
Und ſchon, den Helden Jeſua an ihrer Spitze,
Vom Strahl gelenkt, zieht Schwarm an Schwarm zum heilgen Sitze;
Roßwiehern, Zinkſchall, Wagendonner füllt die Bahn,
Und weit rauſcht Morgenſang, laut hallen Frühgebete.

Fern aber über eines Schädel-Hügels Stäte
Schwebt hoch ein Seraph von Verklärungslicht umglänzet,
Ein purpurn Kreuz im Arm, von Sternenkranz umkränzet,
Still Oel- und Heiland-Palmen ſchwingend; und umfloſſen
Von reinrem Strahl auf immer höh'rer Leiter Sproſſen
Stets hellre Schaar und neu des offnen Urthrons Gnade. —

Da ſinkt in Staub, und ruft umtagt vom ewgen Rathe
Der Mann des Herrn empor zur höchſten Sternen-Wolke:
„O Du, der nur die Lieb' und Licht iſt, ſein wird, war,
„Eh noch die Zeit war und der Welträume Schaar
„Unwürdig bin ich Dein, unwerth nun deinem Volke,
„O nimm mich gnädig nur in deines Staubes Gründe."

Er ſprichts und wirft ſich in der Felſen jähſte Schlünde.
Doch ſieh, — die Hülle, ſanft gewiegt, nur ſinkt,
Und Gottes Ruhe-Engel ſchwebt herab und winkt,
Es flimmen hebend lieblich um ihn Stern' und Sonnen,
Begnadet ſteigt die Seel' empor zum Schooß der Wonnen!
Rings aber tönen Cherub-Harfen fern und hallen:

„Es ſtrahlt's der Herr! Euch kündet er's, den Völkern allen.
„O harret Sein, des Vaters ewger Lieb' und Gnaden,
„Der nur zum Heil Euch lenkt, auf Nacht-umhüllten Pfaden
„Zum Licht und immer höh'rer Offenbarung hin.
„O harret Sein und wallt mit Ihm geweihtem Sinn
„Nur ſeiner Tugend Pfad, er wird den Sieg Euch ſchenken.

„Und wenn der Leiden Füll' auf Euch hernieder ſänken,
„Ringt, ſeiner werth, und wirkt in innerer Größe,
„In heilger Kraft vertraut, daß Euch der Herr erlöſe,
„Des höhern Friedens-Tag, nicht wie ihn wähnt der Wahn,
„Der höheren Erlöſung Segen wird Euch nahn.
„Sein iſt das Reich! harrt, duldet, wirket im Vertrauen:

Ihr werdet Ihn im Licht, der Liebe Vater, ſchauen!"

Hier hielt Abälard inne, ſelber voll höheres Friedens, und o!—rief Heloiſe, die ſich ſchon längſt ſinnend niedergebeugt hatte vor dem Vater der Menſchheit in die Schauer, die nun ſanfter wehten — o! ſo möge ſie, rief ſie laut, ja ſie wird auch unſern Völkern immer höhere Erlöſung von dir, o Vater der Himmel, nahen! Heil, lehrender Meiſter! o daß du doch allen auch ihr Verkünder wäreſt, wie du der meine biſt! Ach, vermöchten doch auch wir dazu mitzuwirken, ſie heran zu führen, wenn auch einzelne, ſchwache Sterbliche, ohne Moſes und des Heilands himmliſche Macht, daran höhern Theil haben könnten, wenn auf Erden ſchon dieſe Vatererziehung uns nur erſt vorerzöge, die Einzelnen erſt vorbereitete und über ſie waltete!‘

„Ja, auch dieſe waltet! verſetzte Abälard; eben weil nicht ſtrafend allein die Gottheit auch den Einzelnen ſein kann, ſelbſt als ewiger Richter! Achte wohl und blicke zurück, ſogar auch auf jene Sage der dem erhabenen Propheten Moſes, geoffenbarten richtenden Schickſals Gottheit. Bedenke nun, die du vor ihr bebteſt, hatte auch jener ſterbend hinſinkende Greis nicht zu eignem Genuß und Glück genug auf dieſer Erde gelebt? Denn, wenn gleich nur Sage, ſo iſt ſie doch tauſenden von wirklichen Fällen unſres Lebens ähnlich, erklärt ſie wie an einem Beiſpiel. — Rief ihn die Gottheit nicht auch liebend aus einem Leben, wo er nur noch leiden konnte im hinfälligen Alter, durch ſtrafenden zwar, aber doch zugleich nicht minder erbarmungsreichen, plötzlich ſchnellen Tod in ein ruhiges, glücklicheres Leben? Und jener

Knabe, — ihm war, verwaiſt vom Vater, jene Geldhülfe Noth vielleicht zu edlerer Erziehung, ihm kam ſie ebenſo gerecht als wohlthätig zu von dem, der ihn verwaiſt hatte. Nun auch jener wüthende Krieger ſelbſt, dem heftigſten Jähzorn unterworfen, mußte er nicht bald darauf, können wir denken, ſeine grauſe That erkannt haben? er bereut ſie, erſchüttert, niedergeworfen in ſich ſelbſt vielleicht; jetzt erſt in ſich gehend bekämpfte, läßt ſich annehmen, bezwang er vielleicht für immer dieſen Jähzorn, ward der edelſte der Menſchen, er konnte wenn er zugleich kräftig, ein Held bleiben ſollte, er konnte durch keine geringere Erſchütterung zur Tugend erzogen werden. Und nun ſchaue ſelbſt auf Moſes, den erhabnen, in beiden Offenbarungen, ward er nicht zugleich für dieß Verzagen und den Mangel des Vater-Vertrauens auf Gott beſtraft und doch in der Strafe ſelbſt — belohnt? hätte er endlich in ſegnenderen Entzückungen ſterben können zum Lohn ſeiner Thaten? — Sollte ſich aber nun nicht endlich durchaus jedes Schickſal jedes Menſchen bei näherer Unterſuchung ſeiner Folgen alſo zeigen, daß Gottes Züchtigung mit höherer Erziehung und Beglückung darin vereint erſchiene? Vergleiche das Leben irgend eines Menſchen, vor allen aber dein eignes! — Ja, es lebt eine unentfliehbare Strafe der Gerechtigkeit — über die Einzelnen, in dem Kleinen, wie über die Völker, in dem Großen; — aber o wunderbarer, ewig liebender Richter! zugleich innig vereint mit deiner unendlichen

Gnade und Erbarmung! ja Züchtigung und Liebe und ewige Langmuth der Allgüte ſind in Dir Einem, Allvater, in dir Unerforſchlicher, uns Schwachen nur unbegreifbar, innig verknüpft und ewig vermählt! Dieß ſagt, ſiehe, Heloiſe, geliebte Seele, ewig dir der Blick in den Lauf deiner eignen Schickſale, muß Jedem die ruhige Betrachtung und Erkennung ſeiner Wege ſagen, die ihn zum eignen, immer höhern und wahrern Glücke, mit reinerer Veredlung auch ſchon in dieſem Leben leiteten.“

„Denn wer der einzelnen Sterblichen hätte je gelebt, der mit aufmerkſamem Blicke niemals in einer ganzen längern Reihe von Jahren, an ſich ſelbſt und ſeinen Schickſalen, nie auch nur in irgend einem Punkte ſeines Lebens, eine höhere Lenkung erkannt, nie mindeſtens geahnet hätte jene höhere Erziehung der Vorſehung? Aber wer auch nur einen ſolchen Punkt, der muß zugeſtehen mit ihm, daß über alle, daß über ſein ganzes Leben eine ſolche Erziehung walte; — denn hängen nicht alle Punkte deſſelben, nicht Glied an Glied der Kette der Urſachen und Wirkungen auf das genauſte zuſammen? konnte irgend Etwas ſolche Folge ſein ohne ſolche Urſache? — und nun wäre zweitens die Gottheit nicht das inconſequenteſte Weſen, wäre ſie daher als Gottheit wirklich, oder nur denkbar, wenn ſie mit zufälliger Willkühr irgend einen Augenblick unſeres Lebens ihrer Aufmerkſamkeit und Lenkung würdigte und nicht alle, wo nur dieß ihrer bedürfte? Wäre ſie ſelbſt nicht ohne innern Zuſammenhang ihres Wirkens, wenn ſie dieſen einen Punkt nicht im Zuſammenhang mit allen übrigen dächte, leitete, fortſetzte, dieſen Zuſammenhang folglich zugleich mit — entwickelte, wenn ſie folglich nicht wirklich unſer **ganzes Leben** erzöge?

„Doch nun, fuhr Abälard fort, wenn der Einzelne dieſe höhere, ihm freilich oft dunkle Erziehung ſeiner zugeben muß, — wie? da würde ihm nicht noch mehr unumſtößlich gewiß auch eine ſolche Erziehung des Größern, der Völker, der ganzen Menſchheit, auch ſchon auf Erden, zum Höhern? auch wo es ihm mit ſterblichem, ſchwachen Auge nicht ſichtbar, wo es ihm unbegreifbar wäre? Wie? die Gottheit könnte, ſollte das Kleine, das Einzelne ſchauen, lenkend erziehen, und könnte, ſollte nicht noch mehr oder mindeſtens ebenſo das Große, Ganze der Völker? Nein wohlan heil! heil! ſieh nun hier was uns zuletzt noch einmahl unleugbar die Vervollkommnung der Völker lehrt, und den Weg zu ihrem wahrern Glück auch unter blutenden Wunden hinauf zum Gipfel zeigt. Beſteht nicht eben ſelbſt jedes Volk, beſteht die Menſchheit nicht auch nur aus Einzelnen, deren Erziehung ja in die des Ganzen wieder auf das innigſte verwebt und verkettet ſein muß, deren jedes ſcheinbar zufällige Glück Gott nur mit der ewigen Vervollkommnung der Völker, der Menſchheit, der Welten immer entfalteter, immer ſtrahlender emporheben kann? Ja leugne, rief Abälard in das Dunkel um ſich her, trit auf, Menſch, wer du auch ſeiſt, leugne, daß du, auch mit aufmerkſamem Auge in keinem einzigen Zeitblicke eines langen Lebens eine höhere Lenkung an dir erkannt habeſt, wenn du es im ganzen Zuſammenhange verfolgteſt, oder nie auch nur zu erahnen vermocht — du allein wärſt entſchuldigt; aber du kannſt es nicht — alſo du darfſt auch nicht leugnen, ſelbſt wo es dir unerklärbar, ja widerſprechend dünkte, — du mußt erkennen mit dieſem Augenblick die Erziehung jeder einzelnen Entwickelung deines Lebens; mit ihm, das verflochten iſt, wie in ſich ſo mit dem Völker-Ganzen, die höhere Erziehung jeder größern Geſammtheit, der Völker, der Menſchheit; und — o ſie iſt Erziehung der Gottheit! Sie kann eben darum nicht anders als durchaus, überall auf Erden ſchon, zur höhern Vollkommenheit führen, zum höchſten, wahrern Glück — das Große wie das Einzelne, Kleinſte!“

„Aber, hoher Abälard, rief Heloiſe, bedenkſt du auch in dieſen kleinen Punkten die Möglichkeit deſſen, was der ſchließenden Vernunft, vielleicht nur täuſchend, bündig ſcheint, nimmer anſchaulich der irdiſcheren Seele zu leuchten vermag? — und kann ſie ſchon beruhigt aufhören zu verzweifeln, wenn ſie das Unbegreifliche mit nichts vergleichen kann? Iſt es uns Irdiſchen auch denkbar? Kaum ſcheint ja ſelbſt dieſe Berückſichtigung des Kleinſten auch Seiner, des Erhabenſten, würdig. O Gott konnte, ſollte auch auf jedes unbedeutende verſchlungne Spiel dieſes unſres armen Lebens jedes Einzelnen ſchauen? er könnte jeden fliehenden Moment der Tage eines Weſens leiten, das ein Sandkorn und ein Staubtheilchen ſelbſt nur iſt in den Meerestiefen des Oceans ſeiner Welten? Wir waren Dem auch in dem Kleinſten bemerkt, der ja in dieſen Stürmen ſelbſt nur das Große, Starke heilig umſchauert, tauſendfach das Kleine, Schwache zerſtreut, zerſtaubt, zernichtet? —

„Halt ein, Geliebte! ſprach Abälard ernſt und ruhig — dein Schleiertuch entfällt dir, der Wind zieht es dir weg; er wird wieder heftiger. Komm, hülle dich in meinen Mantel; unter ſeiner Decke wirſt du erwarmen und ruhiger ſein. Doch ſieh da dieſes Vielfuß Würmchen, das eben auch in meinem Mantel Schutz und Ruhe ſucht vor den Schauern — ſieh hier; es regt ſich, jetzt hebt es ſeine Fühlhörner auf; wie es nun webelt und wimmelt mit den unzähligen Füßen! —

„Aber, theurer Abälard, ſagte Heloiſe, kannſt du mich jetzt ſo unterbrechen? und kannſt du für meinen Körper nur beſorgt ſein? ach, meine Seele litte nicht noch mehr? O laß es ſtürmen! doch laß uns nicht eher von dieſem Orte nicht der Nacht und nicht den Stürmen weichen, ehe wir die Wahrheit und die innere Ruhe gefunden. Und warum

rum jetzt dieß Kleine? ſehe ich ja doch nicht einmahl dein Würmchen; wo iſt es?

„Nun, Theuerſte! und du ſiehſt es nur kaum, du erkennſt es kaum mit dieſen ſuchenden Augen, du hohes irdiſches Geſchöpf! wie? und würdeſt du meinen, deßwegen, weil es ſo klein iſt, an des Schöpfers unendlicher Macht und Erhabenheit verzweifeln zu können? Nein, nie einen Moment vermagſt du's nur, du weißt, denn du erkennſt mit den eignen Augen: Er hat neben den Welten und den Syſtemen der Sonnen auch dieſes kaum ſichtbare Würmchen gebildet und jedes ſeiner kleinen Glieder und jedes der tauſend ſeiner kleinſten ſich regenden, wimmelnden Füße erſchaffen und jedes ihrer Häkchen und Härchen und Fädchen. Und hat er nicht dazu wieder jede ihrer feinſten Muskeln und jedes Fiberchen dieſer Muskeln mit gleichmäßiger Sorge geformt und ins vollendeteſte ausgeprägt und regt es und nährt es und mehrt es in ſteigendem Wachsthum von der zarteſten Jugend bis zur reifen Größe des Alters? — Du zweifelſt nimmer, daß der Schöpfer dieß vermochte, dieß thut fort und fort, dieß ſeiner würdig findet; – wie? und du verzweifelſt an der gleichen — wie? und es würde uns da nicht wirklich anſchaulich — die gleiche bis ins Einzelſte, Unerkennbarſte ſich herablaſſende Macht des Regierers? Dieſer vermöchte nicht mit dem großen Ganzen des Unendlichen jedes der geringſten, letzten Weſen zu allgemeinem, immer höhern Glück auf den verſchlungenſten Pfaden zu leiten mit ausnahmloſeſter Vollendung? — O kann Dem etwas zu klein ſein, dem nichts zu groß iſt? Und wäre dieß in der That weniger Seiner würdig, dieß Vollenden des Größten bis zum unendlich Kleinſten, weil es ſo klein? Doch nein, du wirſt nicht wähnen wie jene. die ſich Gott ſo beſchränkt denken, jene ſelbſt zu beengten Geiſter, als müſſe manches Unglück des Einzelnen, ohne Rückſicht auf dieſe, nur um des Glückes des Ganzen willen ſein, unvermeidlich ſein. Nein, wahrlich, wahrlich nie! Er muß alles vollenden, alles beglücken. weil — Er ſelbſt die unbeſchränkteſte Vollkommenheit iſt, ohne daß auch nur ein einziges dieſer Weſen unbeachtet, umſonſt, nicht zugleich um ſeines eignen höhern Glückes willen, je einen Augenblick wahrhaft unglücklich würde; daß es nicht jeden Moment ſeines Daſeins hindurch in des Allmächtigen Hand zum unendlichen Schooß ſeiner Gnade. ſeines Lichtes. ſeiner Vollendung aufgeführt würde, am ewigen Gängelbande, an heiliger Kette hinaufgezogen!“

O Abälard. Abälard, rief Heloiſe, du überwältigſt meine Seele, du reißeſt ſie mit dir in die Himmel empor — und dennoch — ach bedaure heute mein armes Herz! ach habt Erbarmen, ihr Himmel und gebt mir heute Erleuchtung! O kaum haſt du mich, tröſtender Meiſter, heute aus einem Abgrund aufgerettet, — ſieh da öffneſt du ſelbſt daneben einen neuen tiefern, — und die auf und ab geſchleuderte Seele ſucht umſonſt einen haltenden Halm der Stütze! Kaum haſt du mir die Vorſehung, die Liebe des Vaters gegeben, ſo haſt du mir ja dagegen die — Freiheit — geraubt, und Gott iſt noch unerklärt und die Natur noch umnachtet! Oh, was ſind denn wir, wenn wir am Gängelbande, an eiſerner Kette nur hinaufgezogen werden, wenn in ewiger unentfliehbarer Knechtſchaft unſeres Daſeins wir nie das Eigne, wenn wir nie uns ſelbſt angehörende Weſen ſind? Weh, nein, in dieſer Natur iſt alles unbegreiflich; und vergebens forſchen wir doch nur nach dem Plan des Baues des Ewigen, wenn uns der Schlußſtein fehlt, den wir Sterbliche nie finden können, oder wenn ſich immer fliehend der höhere Lichtpunkt uns verbirgt, der den zerſtreuten Stoff nur zu erhellen vermöchte! — und der Ruin und die Nacht wälzt ſich doch von neuem wieder, wie hier, um uns zurück, und nur in der Klage iſt Hülfe des hinabgepreßten Herzens! O laß ſie mich ſuchen!

Ihr Haupt ſank auf ihre Bruſt, ſie ergriff die halb verſtimmte Laute und die Worte des folgenden Geſangs tönten wie Seufzer in der düſter dämmernden Nacht um ſie her:

Das Loos des Irdiſchen auf der Erde. *)

Es fühlt der Menſch in dunkelm Kreiſe
Durch ew'gen Wechſel ſich geführt,
Doch nicht die heil'ge innre Weiſe
Erforſcht er, die ſein Thun regiert.
Es faſſet der Menſch nur den einzelnen Klang,
Kann nimmer die Töne verbinden,
Kann nimmer verſtehn den geheimen Geſang,
Das Einende kann er nicht finden.

Er möcht' es tief im Grund ergreifen,
Möcht' es allmächtig an ſich ziehn,
Er ringt, das Ew'ge zu begreifen,
Und ſiehts — wie Schatten, vor ſich fliehn.
Es bricht ſich die Wog', es rauſchet ſo wild
Die Welle des ſtürmiſchen Lebens;
Sie ſpiegelt nur Gottes — zerriſſenes Bild,
Und — Ruhe ſucht er vergebens!

Er kann ſein Leiden nicht erklären,
Kann ſeine Freude nicht verſtehn,
Sich ſelber glaubt er zu gehören,
Gehört nur des Geſchickes Wehn.
Er kämpft mit dem Willen, er kämpft mit der Thal,
Doch was er auch immer erkohren, —
Er kann es nicht danken dem eigenen Rath,
— Sich ſelber hat er verloren!

---

*) Aus einem Geſange der Herzogin in dem noch ungedruckten Trauerſpiele des Verfaſſers: Johann Friedrich, der Mittlere, Herzog zu Sachſen, oder das Schloß Grimmenſtein.

Heloiſen entfiel die Laute bei den letzten Worten, und ihre Seele war wie in ihrer Blume zerknickt. Abälard nur verlor auch hier nicht ſeine höhere Stimmung, und mit den einzeln erſcheinenden Sternen der Sommernacht, die ſich wieder hier und da in Wolken verhüllten, arbeitete nur verklärter ſeine ahnende Betrachtung. Begeiſterter nahm er die Laute vom Boden und voll hoher Stärke, indem ſein Mantel weit in den Wind hin flatterte, ſchwang er ſie, weiter auf die oberſten Stufen des Hügels tretend, und ſchlug in die Saiten und ſang darein den:

Flug der himmliſchen Seele.

(Pindariſche Ode.)

Str.

Seele, du Strahl aus der Gottheit
Aug'!
Wärſt du verloren?
Wärſt du gekettet, die du hinaufſtiegſt
Kühn mit der eigenen Fittige Sternflug-Macht
Ueber Erd' und Erden, ſinnend zu des Erſchaffers Thron
Und, zählend die Erden, tanzeſt noch über der
Sonnen Saat?

Gegenſtr.

Selber ja Auge der Schöpfung du!
Blickſt über Gräber

Brennender Welten du zu des Alls Quell,
Lauſchend zur ewigen Schöne des Urlichtauge,
Und erahnſt Umarmung, flügelſt dich hin zum Erhabenſten!
Fleug, ſuch' und umarm' Ihn, heilig wie Er!
— Heil! du flammſt nun, ſteigſt

Epod.

Hoch aus der Herzglut auf in die Himmel des Lebens!
Feſſel-erlöſt mit des ſchimmernden Fittigs Licht-Wink
Springſt du der Weisheit Sonnenbahn,
Königin du des Lichtes, du des Lebens,
Schaffend durchs Leben; —
Ihr Morgenſtern
Strahlſt du der Gottheit Abglanz
Himmliſch zur Erde,
Kindlicher Bote,
Himmliſche Tochter der Allmacht! —

Steig, — o kühner Adler des Herrn! — o Befreite,
Daß du hinauf mit dir hoch,
Umſchlingend der Schweſterſeelen Verzweiflung,
Trageſt die Ketten der armen empor zur Liebe der Gottheit, —
Ewige Helferin, freie Dienerin Ihr, du Geſandte,
Hohe Vertraute,
Wenn du Ihr kindliches Kind ſtrebſt; —
Zum Vaterſchooße der Allmacht!

Abälards heilige Stärke breitete ſich jetzt über Heloiſen. Sie wurde wieder fähiger, auch den aufhellenden Vernunftſchlüſſen des denkenden Meiſters Gehör zu geben; und er eilte mit der Liebe der Klarheit und Feſtheit des Verſtandes das ſichernde Grundgerüſt erſt zuſammen zu fügen vor der Vollendung und Ueberkleidung des Bau's mit den höhern Farben der Schönheit.

„Laß uns, ſagte er, was die begeiſterte Ahnung durchſprang und erflog nun mit ruhigen Schritten auch durchmeſſen, und prüfend uns überzeugen, auf dem irdiſcheren Boden, ehe wir zu der himmliſcheren Harmonie der Wahrheit in der Vernunftweisheit mit der Dichtung zurückkehren. Wir werden ſicherer, wer weiß ob nicht auch ſchneller, auf noch höhern Sonnengipfel des Lichtes, das wir ſuchten, gelangen, wenn mit doppelten Roſſen der Kräfte unſeres Geiſtes. Denn nicht dem Adler allein, noch mehr zwei geflügelten Wettrenner-Roſſen gleicht der zwiefache Flug unſeres Geiſtes. Und du ſiehſt, das eine iſt wohl kühner und leicht, es fliegt voraus, den Weg zu bahnen und zu überſchauen, es wiehert und winkt zur Wahrheit, aber zu leicht hat es nicht genug Nahrung mit ſich. Schon war es auf der halben Höhe, es ermattet, es drohte zu ſinken, es kann ſtürzen ſo hoch es ſtieg. Das andre, ſchwerer beladen vom Nahrungsſtoff, ſchleicht und hinkt, oft ſtrauchelnd, ihm nach, Schritt für Schritt zur gleichen Höhe, bis es hinaufgekommen. Da giebt es ihm

Nahrung von neuem, es ſtärkt jenes und ſich, und nun ſelbſt erleichtert, beide in verjüngter Kraſt, erheben ſie ſich im himmliſchen Aether, ein ſtrahlendes Zweigeſpann, mit tönendem rauſchendem Fittig, in gleichem Fluge bis zur letzten Spitze, zu dem Sonnentempel-Gipfel der Wahrheit und — droben ruhn ſie ewig ſicher.“

‚Und nur, theurer Abälard! dieſe deine doppelten Flügelroſſe der Kräfte unſeres Geiſtes, wie die ähnlichen deines Platon, der Neigungen unſrer Seele, können ſie ſich nicht beide verirren?‚

„Nun dann, liebe Heloiſe müſſen ſie doch wenigſtens frei ſein, müſſen wohl ſchon ohnedieß frei ſein, wenn ſie ſich ſo geflügelt ſchwingen.“

‚Aber du ſcherzeſt doch nur, wie unſer Platon willſt mich nur erheitern, — guter Abälard!‘ —

„Eben, wenn dieß nun auch wäre, Theure, — fühle denn, der Scherz und die Laune ſind doch wohl nicht ſo unwichtig für den Anfang der Erforſchung der Wahrheit. Sie lächeln die Seele an und regen ſie auf, daß ſie ſich erhebt aus erſchlaffender Betrübniß oder Ermattung. Dann ſchüttelt ſie alle Laſt, alles Beſchwerende ab, wird leichter und wird frei und kann ſich jetzt erſt aufſtragen zur Wahrheit.“

‚Aber, Abälard, ſind Wahrheit und Zweifel nicht — ſelbſt nur alle ihre Laſt und all ihr ſchwer drückend Gewichtiges?

„Gut, oder liebſt du mehr dieß Bild,

laß ſie nur ihr abwägen, Wahrheit und Zweifel, liebe Heloiſe. Aber bedenke, die Seele muß dann erſt im Gleichgewicht ſchweben, auch durch die wechſelnden Bilder der Laune, gleichſam das Arme und Zunge der Wage regſam beben. Du kennſt die Schalckhaftigkeit unſeres Platon und Sokrates, welche die Griechen Ironie nannten. War und iſt ſie nicht auch die leichte unterbrechende Laune, welche die ſinkende oder zu erhobene Seele wieder im Gleichgewicht ſchweben macht? Fühlteſt du es nicht in den Geſprächen unſeres Sokrates? O ſollten wir nicht auch ſchalkhaft ſcherzen wie er? Und — nun ja, liebe Heloiſe, unſere Seele möchte am Ende doch wohl Sklavin ſein — eine ſolche wie — die meine der deinigen, — aber in welcher ſüßen Herrſchaft Dienſt — der Liebe!“ Er lächelte ihr mit halbgeſenktem Blick ins Auge, und ihre Hand küſſend führte er ſie an ſein Herz.

‚Spotte nur, Spötter! rief Heloiſe, aber haſt du auch mit den überweiſen, überzuverſichtlichen Klüglern, jenen Sophiſten, um Wahrheit zu rechten?‘ —

„Nein mit dir heute, fühlende, verzweifelnde Chriſtin! Darum erheitere wenigſtens für den Anfang deine Seele, laß ſie leichter flattern, auf platoniſchen Bildern und Scherzen empor.“

‚Ich fürchte nur, unſere Art, Wahrheit zu betrachten und unſer Volk und das, woran wir gewöhnt werden durch dieß von

Jugend auf ſind leichtfertig genug. Wir bedürften wenig des flatternden Tons.'

„Wohl recht, laß es uns auch zum Tiefern erziehen, doch uns zuerſt. Wir kehren abwechſelnd zum Ernſt, zur Tiefe zurück. Wir bringen uns bildend auch unſerm Volke dieſe. Ja laß uns ihm die edelſte Denkart, laß uns ihm Ernſt und Stärke und Schärfe der Betrachtung der Wahrheit, des Verſtandes und der Vernunft, wie innigere Heiligkeit, und Stärke des Glaubens und der Andacht herbeiführen. Aber gedenke, es bedarf auch dann der Erholung, des Wechſels, und — der Erziehung der Phantaſie nicht minder. Und gewiß, du, theure Heloiſe! bedurfteſt du nicht ſicher jetzt dieſer Unterbrechung und Erholung? — für den Anfang nur, ſagte ich. Wohlan denn, wir wenden uns an den Grund wieder hin, — und ſtürzte deine Seele in den Abgrund: freilich ſo iſt denn wohl keine andre Rettung, als daß wir in ihn hinabſteigen, Kraft für ſie dort zu ſammeln — ihre Freiheit dort zu erringen, dort mindeſtens ſie zu ſuchen. Nun ſo ſieh denn zurück auf unſere Wahrheiten erſt und zugleich auf unſern vernichtenden Zweifel: ob der Menſch in ſeinen Handlungen frei ſei. Betrachte ihn feſt und frage dich: könnten wir etwas leugnen oder bezweifeln was unumgänglich, gleich nothwendig wie jene Lehre, gefunden werden muß, — was unmittelbare Thatſache iſt? Jene Lehre ſanden wir nothwendig, freilich auf längerm Wege; auf kürzerem dieſe. Oder kann es je denn etwa einem wahren, nicht ſpitzſündigen Zweifel unterworfen ſein, daß, wenn die zwei Dinge, hier Gutes, dort Böſes, — es ſei an ſich was es wolle, doch deiner Anſicht — vorliegen, daß du nicht gleichmäßig mit unbeſchränkt freier Wahl deines Willens jenes wählen; dieſes verwerfen könneſt, daß alſo die Freiheit des Menſchen in ſeiner Wahl, das erſte und wichtigſte, ihm Thatſache ſei und keiner weitern philoſophiſchen Erweiſung bedürfe; — daß endlich nicht auch die innre Art und Weiſe jeder That, die allein die That deiner Seele ſein kann, dir wirklich angehöre?‘

‚Du leugneſt dieſes nicht? ſagte Heloiſe; aber wie vermagſt du es mit dieſer Abhängigkeit, dieſer gefeſſelten Erziehung durch Gott zu vereinigen? wie kannſt du bei dieſer den Menſchen noch ſo hoch und groß umher blickend dir denken und ſein ſich freuend?‘

„Doch, Heloiſe, wenn ich dich erinnerte, daß du mir oben zugabſt, auch Gott ſelbſt könne aus dem allwaltenden Bunde mit der Nothwendigkeit nicht treten? die Gottheit ſelbſt könne das nicht abändern, was in ſich nothwendig, das nie möglich machen, was in ſich unmöglich ſei? Wie? wären wir dann auch noch ſo traurig zu beklagen, noch ſo tief erniedrigt, da wir ja an Nothwendigkeit der Gottheit ſelber heilig nahten, nur durch dieſe wieder in unſeren Wegen beſtimmt? — Noch mehr aber, liebe Heloiſe, ſollten ſich denn nicht wirklich Freiheit und Nothwendigkeit irgendwo paren laſſen?“

„Wie? rief Heloiſe, — entgegengeſetzte Begriffe, Freiheit und Nothwendigkeit, ſich paren, ſich vereinen? das geradezu entgegenſtehende? völlig getrennte?“

„Und warum nicht? — ſo lange ſelbſt in der klarſten und evidenteſten aller Wiſſenſchaften, in der Mathematik, ſo mancher anſcheinende Widerſpruch uns unbegreiflich und doch ſicher ſich ausgleichen und auflöſen muß; ſo lange — im Unendlichen alles theoretiſch oder für die Anſchauung Entgegengeſetzte zuſammenfallen und ſich vereinen muß, weil ja hier, in ihm, dem Unendlichen, eben alle Anſchauung aufhört.“

„Widerſprichſt du aber, rief Heloiſe, ſo der frühern Lehre nicht, daß das Gerechte und das Ungerechte, das Gute und das Böſe nie, auch nicht in der Gottheit, im Unendlichen, zuſammenſtimmen, ſich vereinigen könne?“

„Du irrſt, entgegnete ihr Abälard ſchneller, nur das Theoretiſche, gedenke wohl, iſt es, das Angeſchaute, von dem wir jetzt reden, nimmer kann das gleiche von jenem frühern, von dem Praktiſchen, dem Guten und dem Böſen, gelten, nie das Gerechte und Ungerechte an ſich, als ſolches, in das Unbeſtimmte zuſammenſinken; denn — erinnerſt du dich nicht? — iſt nicht der unendliche Geiſt nur praktiſch, nur reine Thätigkeit? und nicht die Gottheit als moraliſch thätiges Weſen, als Wille, als Güte, höchſt beſtimmt, aber höchſt unbeſtimmt, unerhellbar der Anſchauung? hört eben an ihr nicht die Anſchauung durchaus auf?"

‚Aber Freiheit und Nothwendigkeit — wollte Heloiſe einwenden . . .'

— „ſind eben, kam ihr Abälard zuvor, nur für unſere Anſchauung verſchieden, nicht Ziel noch Weſen, ſondern Anſicht-Art des Willens, nur durch äußere Beſtimmung von einander getrennt; müſſen ſie alſo nicht im Unendlichen zuſammen treffen, ſich zuſammen paren? — Ja etwas nicht minder wichtiges hier — ha welche Klarheit überſtrömt uns! Heil, Heil! gefunden auch auf dieſem Wege unſere Welterklärung. Erinnere dich unſrer obigen Weſenlehre, — hier ſpringt auch dieß uns noch heller in die Seele: — muß nun eben nicht darum auch die Geiſtes- und die Körperwelt im Unendlichen zur innigſten, vollkommnen Einheit gepart und verwebt ſein, da ſie nur für die Anſchauung entgegen geſetzt ſind, für ſie nur getrennt ſein können? O Seele, wohin fliegſt du! — doch zügle dein Roß. — denn auch hienieden zeigſt du uns ſchon den Verein! —

‚Ja, rief Heloiſe, zügle du es etwas; denn ich vermag dir nicht dahin nachzuſteigen und zu fußen, noch zu ſchweben und mich zu halten in der Leere, wo aller Grund aufhört und alles was halten und tragen — und was leuchten kann im unendlichen Dunkel.' —

— „Darum wirf auch auf den ganzen

Gang unſrer eignen Unterſuchungen jetzt einen Blick, fuhr Abälard fort. Schon ſind wir zu einiger Harmonie gekommen. Und ſind wir nicht ſelbſtändig, frei, ſogar umher irrend wie es ſchien, dahin gekommen? — aber dennoch mußten wir auf einige ſtoßen, weil ſie in der Sache lag. Geſtehe, wäre nicht auch hier Verein der Freiheit mit der Nothwendigkeit? Und ſollten wir dabei ſchon ſtehen bleiben? ſollte dieß der einzige ſein? Heloiſe riefſt du nicht ſelbſt früher auch, der Flug unſrer Betrachtung reiße dich mit in die Himmel empor? Wie? folgeſt du nicht frei, nicht ſelbſtthätig da, während unſer beider Geiſter ſich nur begegneten? und wäre nicht ſo auch jede nothwendige Ueberzeugung, jedes Verſtehen Andrer freie und zugleich nothwendige Begegnung der Geiſter? Doch nun? wie, wenn auch wir ſo Gottes ewiger Waltung begegnend folgen könnten. O ja, du hatteſt Recht in deinem Geſange des Looſes des Irdiſchen, die Welt iſt und auch wir ſind entſtrahlte Spiegelbilder der Gottheit, aber heilgere als du meinteſt, aber keine todte, zerriſſene, von der Gottheit getrennte, — wenn wir nur wollen. Ich ſelbſt nannte uns Abbilder, Rückſpiegelungen, Gedanken der Gottheit“ —

‚Ja eben hier der Tod, rief Heloiſe unterbrechend und die Erniedrigung und die Vernichtung aller Freiheit! Wie vermag ein Abbild Freiheit zu beſitzen?‘

„Verzeih, du vergiſſeſt, Geliebte, fiel

ihr Abälard ein, daß die Armuth und die Beſchränktheit unſrer irdiſchen Vorſtellungsweiſe und Sprache uns nur zu dieſem Ausdrucke zwang, daß eine unendliche Verſchiedenheit ſein muß der Abbilder der Allmacht zu unſern Abbildern der *belebungsloſen* Ohnmacht, die wir Irdiſchen kennen, daß wir oben nur von belebten, ſelbſtändigen reden konnten; daß aber auch eine Erinnerung an eine höhere Verbindung ſelbſtändiger geiſtiger Ebenbilder ſchon unter uns ahnungsvoll zur Wahrheit empor winkt. Denn wohl können wir nie, in allen unſern Schöpfungen eben darum nie ſelbſtändiges Leben hervorbringen weil wir ſelbſt erſt nur ein ſolches durch die Gottheit und aus ihr haben. Ah! könnten wir wohl wünſchen, — vermöchten wir doch, wie jener *Pygmalion*, allen unſern Bildern, allen Werken und Gedanken ſolche Himmelskraft einzuhauchen, daß ſie eigen und frei ins Leben ſprängen! – doch nein, — laß es uns nicht wünſchen — ſie würden uns ſchnell entſchwinden, oder ſie wären denn voll eingepflanzter, uns ſich anneigender *Liebe* alſo unſere Kinder, *wie wir* voll Gottes Liebe nach Ihm ſtreben ſollen.“ —

O du rufſt mir, ſagte Heloiſe, hier eine freundliche Dichtung zurück, die ich einſt, ich weiß nicht in welchem Dichter, las. Der erzählte ſo die *Schöpfung der Blume des Geiſter- und Seelen-Bandes, der Vergißmeinnicht-Blume*:

Parabel.

Dem ſchönſten der Hirten der Gegend, erzählte der Dichter, dem jungen, allgeliebten Myotis war Hylas, ſein Freund, geſtorben, das Ebenbild ſeiner blühenden Jugend; der Widerſchein ſeines himmliſch kindlichen, ſchuldloſen Herzens. Vergebens winkten ihm äugelnd die Hirtinnen des Thales zur Freude zurück mit ihrer Liebe; — um ihn blühte, ihm lächelte kein Troſt mehr in die Seele. Nur der entſchwundne Geliebte war ſein Gedanke. Er irrte hinaus in die fernſten Haine des erwachenden Maies, wo die theilnehmende Echo nur mit ihm klagte, wo die Zephyre Seufzer der Nachtigallen herüberwehten, ſtillere Bäche in ſeine Klagen murmelten. Da ſank er hin an den Bord eines ſpiegelnden Baches, in den einſame Blumen auch trauernd nickten und weinte. Er ſchaute hinein. Sieh da ſchien ihm das Bild ſeines Freundes heraufzublicken und weinte mit ihm. Er lächelte ihm entgegen, es ſchaute zurück, ihn lächelnd an; er warf ihm Küſſe zu, es gab ſie ihm wieder. Heiterer neigte er ſich näher nach ihm in die Blumen, er war getröſtet. Aber nicht genügſam mit dem Troſt irdiſcher Seelen flehte er zu Zeus, das Bild voll eignes, freies Lebens zu beſeelen. Und der Vater der Schöpfung erhörte ſein Gebet, doch unwillig dem ungenügſamen Sterblichen nur alſo, wie er gebeten hatte. Das Bild hob

ſich

ſich auf der blinkenden Welle, es tanzte lächelnd über den glimmernden Wirbelringeln zu ihm herauf und grüßte ihn an; — aber nur einen Augenblick, dann floh es flatterhaft, ſein nicht achtend, zu eigner Luſt und ſchlüpfte über dem zitternden Spiegel weit in die Ferne auf immer. Denn er hatte ja nur thörig um Leben, nicht auch um Liebe des Bildes gebeten zu ihm, wie einſt ſein Freund ihn geliebt, frei und doch ihm ergeben. Nun ſchaute ihn nichts mehr lächelnd an, es neigte ſich nichts mehr küſſend zu ihm. Da ſank er von neuem betrübt zurück in die wankenden Blumen und flehte nur um den Tod, um Erbarmen mit ſeinem einſamen Leben zu Zeus. O wie ſeid ihr glücklicher, ihr Blumen des ſpiegelnden Baches, rief er klagend aus; euch fliehen nimmer eure ſtillen Geſpielen, euch ſchauen, nimmer vergeſſend, ewig gleich und einig, eure Bilder an. Und Zeus hatte Erbarmen mit ihm und verwandelte ihn, an dem Rande des Baches, in die Blume des Bundes der Seelen und ihrer Verkettung, in die zarte Vergißmeinnicht-Blume (Myotis) mit dem himmliſchen Auge: jetzt noch eine weckende Erinnerung uns, daß es ein Band auch der freien Geiſter gibt, das uns Liebe heißt, und eine Warnung, daß wir nie Leben und Freiheit um uns in Andern ohne Liebe begehren, erwecken. — So ſagte der Dichter.' —

„O ja, rief Abälard, du haſt Recht mit ihm, ſo iſt das Leben des Menſchen, flatſerhaft fliehend die Gottheit, wenn er nicht mit der eignen, ihm gegebnen höhern Liebe, frei und doch verknüpft, ſie ſucht, als belebtes Ebenbild des Höchſten frei ſeiner Anſchauung zu begegnen und dem Vollkommenſten, dem Vater-Urbild zu nahen ſtrebt. Liebe nur vereint uns ihm und alle Liebe iſt ja freier, begegnender Art, und doch nicht ohne innere geheime Verknüpfung mit der Nothwendigkeit, in gleichem Urſprung und Weſen der Naturen. — Ja wir ſind Kinder Gottes, wenn uns Liebe ſeiner Vollkommenheit frei und eigen zu ihm erhebend göttlicher Art macht, wenn wir eben deſſen werth ſein wollen. Sind wir dann nicht mehr als nur unſelbſtändige Mittel und blinde Werkzeuge der Gottheit? Denn Gott, denn die göttliche Natur beſteht ja ſelbſt im göttlichen Wollen des höchſten Guten, des harmoniſchen Weltbeſten, deſſen was auch wir dann wollen. Derjenige daher, der das Gute wahrhaft rein d. h. göttlich — will, muß auch in ſeinem Wirken frei ſein, — er kann nur wollen was auch Gott will. Beide wollen das Gute. Nie kann er demnach die Ordnung mit ſeinem freien Handeln ſtören. Denn erinnere zugleich dich — des wichtigſten, ihr überall zum Grunde liegenden Hauptſatzes unſrer ganzen Lehre, unſeres oben ſchon angedeuteten, jetzt ſich immer deutlicher entwickelnden, unumſtößlichen Satzes: *) Al-

---

*) Vgl. eben ſchon S. 39. 40. Dieſer Satz

les Gute muß zuſammen ſtimmen, — und iſt unter ſich verwandt — nur das Böſe ſtimmt nie zuſammen! — Aber auch nur jener Gute kann dann in ſo fern frei ſein. Denn der welcher Böſes will, entſagt durch dieſes Wollen ſogleich ſeiner Verwandtſchaft mit Gott, von dem Augenblick an handelt nicht er mit ſich, ſondern Gott mit ihm, er nur wird ein blindes Werkzeug Gottes.“

„Nein, vorherbeſtimmt können daher die Handlungen der Menſchen nicht ſein; denn wozu? da alle guten Handlungen einander nicht und den Plan

---

iſt aber ein analytiſches (d. h. aus dem Grundbegriff ſelbſt entwickeltes) Urtheil, denn das Gute iſt ja nur bei näherer Betrachtung — das was ſich ſelbſt und dem Ganzen nicht widerſpricht. Er iſt folglich ein wiſſenſchaftlicher unumſtoßlicher Grundſatz, nach den Forderungen der reinen Vernunft ſelbſt ewig gewiß. —

Und daher auch der hohe Lehrſatz unſerm Volke flüſſig: Nie iſt was gut und ſo weit es gut, unmöglich; nur das Böſe iſt als bleibend, oder nur das Bleiben des Böſen iſt unmöglich. Darum ringe Jeder unabläſſig nur, darum verlaſſe dich nie der flammende Muth nach zehn- und hundertfachen mißlungnen Verſuchen, den neuen vollkommnern des Guten zu wagen. Mit Selbſtvertrauen auf dich und das Gute, mit Vertrauen, daß Gott das gleiche wolle, ſo weit es gut nur wollen könne, mit dir ſein werde, mit dir allmächtig wirken müſſe; und ſo denn ſtürze dich gläubig und voll vereinter Kraft gegen den Widerſtand — und du wirſt endlich ſiegen! — wahrlich du wirſt!

der Gottheit nicht ſtören können; aber ſie müſſen durch ſich zuſammentreffen mit dem Einen möglichen Göttlichen, frei wenn ſie gut, gelenkt in ihren Folgen wenn und ſo weit ſie böſe waren zu Gutem, — durch die Natur der einen möglichen Zuſammenſtimmung ſelbſt. *) Der göttlich-wollende alſo, wo er alſo ſtrebt, muß inſofern frei mitwirkend mit der Gottheit ſein, ihm muß zu thun erlaubt ſein was er auch wolle!' —

„O du erhebſt uns heilig, rief Heloiſe hier entzückt aus, aber machſt du den Menſchen nicht auch ſtolz, indem du ihn alſo erhebſt zu der Nähe der Gottheit? wird der Gute nicht zum dünkelnden Schwärmer werden?'

„Aber iſt der Stolze auch voll göttliches Wollens, der Dünkel nicht eben Entfernung von der Liebe zur Gottheit, der göttlichen Stimmung, dem göttlichen Weſen? entgegnete Abälard; hätte wer ſtolz dadurch würde, nicht eben ſchon aufgehört, das zu ſein, auf was er ſtolz iſt?“

---

*) Und ſo mit habe uns denn jener Fatalismus ein Ende, der Glaube an die Vorherbeſtimmung auch da wo wir Gutes thun konnen und wollen, und aller unſrer Handlungen, die Verzweiflung das Gute, was wir ſo auf das edelſte wollen, mit freiem Willen vollführen zu konnen, jener Verderben-Wahn der Menſchheit, zu allen Zeiten, jene erſte Urſache des Unglücks ſelbſt unſres Volkes in den neuern Tagen. Vom Geiſt, von der Ueberzeugung, vom Glauben geht alles aus, vom erhebenden unſer Glück, vom erniedrigenden alles Unglück!

‚Nur ſehe ich da keine Leitung der Gottheit mehr, wo wir gut handeln, ſagte Heloiſe.‘

„Und bedürften wir dieſer noch, verſetzte Abälard, da, wo wir ſo handeln, außer uns? doch in uns verläßt ſie auch dann uns nie, die Hinlenkung der Liebe der Gottheit zu ihr. O wie unendlich oft wiche aber nicht ſelbſt der Edelſte unter uns ab vom göttlichen Willen, vergäße nicht ſein und griffe dann nicht falſch in ſeiner Wahl, in ſeinen Strebungen! O ſind wir nicht allzumahl Sünder und bedürfen der Demuth? Dann treten auch wir alle aus dem Göttlichen und aus unſrer — Freiheit von jenem abirrend im Handeln.“

‚Aber welchen Weg, o Abälard, ſollen wir dann ſo oft irrend mit jener freien Wahl erwählen, von dem wir hoffen könnten, daß er nicht auch Irrung wäre?‘

„Den, rief Abälard feſt den wir jedes Mahl als den der Tugend zu erkennen, mit allen Kräften verſuchend uns zu bahnen vermögen. Ja zwei Rathſchlüſſe hat uns die ewige Weisheit leitend und erhellend in die freie Bruſt gelegt, ſie eröffnen ſie uns gleich ſonnenklar: — den daß wir frei wählen können — den daß wir was das Tugendhafteſte, *) nur, was als das

---

*) Nur bei der Tugend kann der Unſern Heil, nur kann
Die Wahrheit wohnen und die höh're Religion.
(Wittekind, im gleichnamigen ungedruckten
Trauerſpiel des Verf.)

Edelſte, Göttliche ſich uns erweiſet, wählen ſollen, welches Schickſal auch rings zu drohen ſcheint; — daß wir nicht wiſſen, was da kommen wird im äußern Glück und Leben, daß wir feſt wiſſen was da kommen wird im innern. Ja noch mehr, wir wiſſen, daß in beiden iſt Gottes Liebe gleich feſt, gleich ewig, im Schickſal, das uns naht, in der Tugend, die uns Pflicht; — wir erkennen, daß Gott auch im Aeußern nichts anderes wollen und ſchaffen kann, als das Uebereinſtimmende mit dem Göttlichen, mit dem was unſer freies innere Göttliche will.“

„Ja frei und mit beflügelter Kühnheit und Kraft ſtürze dich in die Gefahr, ſtürze dich in die Schlacht für Recht und Beruf, für Wahrheit und Tugend! Ueberall wo du ſtehſt, wohin du ſtößſt kann dein der Tod, kann dein äußres Unglück harren — überall wo du ſtehſt, wohin du ſtürzeſt, — ruhſt du doch in Gottes Hand! Die friedliche Ruhſtatt der Hütte kann dich zerſchmettern, wie die Donnerkeile des Kriegs; es ſchwankt die Welt, nur Eines ragt ein ewger Fels: — der Tugend treu erringſt du dir dein innres Glück, indeß ein ewger Vater-Gott der Liebe auch jedes äußre Schickſal nur zu deinem wahren Glücke lenkt. — Du o hohes, feuriges Vertrauen auf Ihn, verlaß uns nie, begeiſtre uns: Er will, der höchſte Vater, daß wir eigen ringend verſuchen was wir alſo erkennen als gut und groß, durch Gefühl und Verſtand und Vernunft, die er ſelbſt uns als Richtſchnur und Prüfſtein gab — durch alle unſre Kräfte, die er uns als Mittel der Erkennung und Vollendung ſelber gab, — alles was wir mit göttlichem Streben vermögen; aber nie ablaſſend, jedes Widrige nur als Prüfung und Stärkung unſrer Tugend und beharrlichen Kraft zugeſchickt von Ihm betrachtend, — daß wir alles übrige ruhig Ihm überlaſſen im ewigen Schirm, im allmächtigen Beiſtand ſeiner unendlichen Liebe! — Und ob ewig auch das äußere Leben dir zu ſtürzen ſcheine, das göttliche ewige erbaut ſich dir feſt und ſicher; und der Sturz der Welten zerſtäubt es nicht, noch je dir jegliches höhere Glück; doch du hebſt und beglückſt beſſernd mit Ihm auch die Welt und deine Zeit wo ſie ſänke!"

„Du wirſt erhaben, rief Heloiſe, und meine Seele ſchlägt mit dir ihre Flammen empor! — aber darfſt du auch dieß letzte hinzuſetzen? verbeſſern auch wir, vermögen auch wir ſelbſt je dieſe äußere Welt mit Ihm zu heben? O wohl verſuchen und ringen wir in dem Werke und unſer Wille mag vor Gott zu ſchätzen ſein; aber wird auch dieſem die Welt gehorchen? wird und kann auch fremdes Glück durch uns bewirkt werden? und wie weit könnten wir mit einiger Zuverſicht hoffen, edle Werke, die wir unternehmen, durch uns wirklich ſelbſt zu vollbringen?" —

„O vertraue, fiel Abälard ein, und erkenne auch, wie, — wenn durch ſolches innere Streben der edeln Seele, durch die innere ernſteſte Einheit des Geiſtes der großen Seele, gerichtet nach einem, nie aus dem Blicke verlor'nen erhabnen Ziele, nicht bloß Harmonie mit uns ſelbſt, ſondern auch Einheit mit der Welt in uns herrſcht, — wie dann ſelbſt das Äußere ſolchem Seelenmuth und ſolchem Geiſte gehorchen ſoll. Ja das iſt Gottes Schluß, das der Menſchheit verbürgter Segen, da wo ſolcher göttliche Sinn waltet und die Begeiſterung, die mit ihr kommt und Muth und Entſchloſſenheit, die ihr Theil ſind. Darum ſoll wer nach Veredlung ſtrebt auch recht oft ſich durch die Begeiſterung der Dichter erheben und vor allen durch Lieder der Entſchloſſenheit, des Muthes, des Vertrauens auf Gott, ſeine Seele ſtärkend beflügeln und zu dieſen Tugenden erziehen."

„Denn es muß die äußere Welt ihre Schranken ſolchem Willen erweitern, *)

---

*) — — Des Menſchen Kraft
Lebt in ihm ſelbſt unendlich, unerkennbar.
Er ſuche ſie nur in dem tiefſten Buſen —
Und nirgends anders als allein in ſich.
Vertrau' auf Gott und fühl' das iſt's, was Menſchen
Erheben immer über das Gemeine;
Und wer mit Kraft gewollt, der wehre ſtets

— weil ſie eben — o erinnere dich wie wir es ſchon oben ſahen — nur harmoniſche Anartung der Beſchränkungen und Erregungen für uns durch die Gottheit ſein kann. Und laß uns denn hier noch weiter, gegen die Zweifler an der Freiheit des Menſchen, deutlich zum erſten Mahl dieß aufſtellen: Frei in ſeiner Wahl, in ſeinem Willen ſelbſt, kann der Menſch nicht durch irgend einen andern äußern fremden Einfluß unabänderlich beſtimmt werden, da ja jeder äußere Einfluß auf die Seele, jede Aufnahme des Äußern in uns, ſelbſt nur von dem in Uns eben herrſchenden Geiſtes- und Seelen-Zuſtande erſt beſtimmt werden kann. Daher vermag jede äußre Einwirkung nicht Urſache, ſondern nur Veranlaſſung, erregender Reiz, für unſern ſelbſtändigen Willen zu ſein. Denn auch jener Seelen-Zuſtand kann ja wieder nur Folge ſein oder Nachwirkung unſeres vorhergegangenen auf das Äußere gerichteten eignen Willens und der Anartung des Fremden an uns ſelbſt; welches (dieß iſt uns als Thatſache gewiß!) nie ſo mächtig in uns zu herrſchen vermag, daß nicht jeder große und gute oder göttli-

---

In einer höhern Welt, dem wichen immer
Die Schranken ſeines eng umgränzten Handelns.
(Kanzlar Brück in dem ob. ſchon angef. ungedruckt. Trauerſpiel des Verf. Johann Friedrich.)

che Wille frei und ſiegend wieder erſtes ſelbſtändiges Glied der Kette werden könnte, — in Hinſicht unſrer eignen früher aber nur der große, ſtarke, beharrliche, in Hinſicht Gottes und der Welt nur der gute Wille.“

„O! ſo ergiebt ſich denn hier ewig die Lehre, die, eine erhabene Wahrheit, uns ſtets zur Heiligkeit antreiben muß: Bei Allem was du unternimmſt habe nur zugleich einen hohen und feſten, moraliſchen *) Zweck — vereint auch mit den Tugenden der Thätigkeit, Mäßigkeit und Beharrlichkeit und durch

Univ.-Bibl.
München

---

*) Edle Beobachter ihrer ſelbſt müſſen es an ſich bemerkt haben, niemals iſt unſere Erkenntnißkraft, auch die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche, reiner, unſer Geiſt klarer und fähiger die Wahrheit zu erkennen, als wenn unſer moraliſches Bewußtſein am reinſten iſt, — nach edlen Handlungen verbunden mit den Tugenden der Mäßigkeit, des Muthes, und der Beharrlichkeit; niemals iſt unſere Erkenntnißkraft als Begeiſterung mächtiger, erahnender, göttlich ergreifender, als wenn unſere künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Begeiſterung mit moraliſcher gepart iſt, in den Stunden der erhabenſten Selbſtzufriedenheit, moraliſchen Beſtrebung und religiöſen Stimmung. Jene entſpringt ſogar aus dieſer und nicht umgekehrt. Denn jede Begeiſterung geht nur von Selbſtzufriedenheit neben dem flammenden ſympathetiſchen Gefühle für das Gute und Schöne aus; und nur erſt wenn uns ein Gedanke, mit dem wir zufrieden ſind, gelungen iſt, erhebt ſie ſich mächtiger, und durch vollkommneres, moraliſches Bewußtſein ſteigen und erkennen wir zugleich nur beſonnen. Schon

dieſe wird dir himmliſcher Muth und freie Klarheit und Vollendung werden; und doppelt, wenn du mit jenem und mit feſteſter, thätigſter Entſchloſſenheit feuriges Vertrauen auf den Beiſtand Gottes, im Größten wie im Kleinſten, vereinigſt. Noch mehr, alle unſere äußern Einflüſſe und Beziehungen, alle unſre Empfindungen und Ideen müſſen um ſo höher, wir ſelbſt müſſen überhaupt an Geiſt und allen Kräf-

---

Pythagoras hatte dieß gelehrt, wie dieß jene koſtbaren Verſe der goldnen Sprüche ſeiner Schule V. 45. u. f. zeigen (denn gewiß iſt die letzte Hälfte dieſer Sprüche ſehr alt und wenigſtens aus der pythagor. früheren Schule, nicht ſo die erſte Hälfte) τούτων δὲ κρατήσας κ. ἑξ. d. i. „Und haſt du dich jener (Uebungen der Tugend und Religion) ermächtigt, wirſt du erkennen der ewigen Götter, der ſterblichen Menſchen Inneres Verhältniß, wie alles entwandelt und alles gelenkt wird." Siehe auch die Hymne des Cleanthes an Zeus v. 19 u. f. O warum haben wir Neuern dieß vergeſſen?! Aber neu werde ſie denn der Welt, dieſe erhebende Lehre verkündet: Suchſt du vollkommnere Erkenntniß des Wahren und Schönen, ſo verſetze dich erſt in den vollkommenſten moraliſchen Zuſtand. O mögt Ihr ihn beachten, mögt ihr ihn benutzen, dieſen höhern Antrieb zur Tugend, für kein Jahrhundert iſt nöthiger und geeigneter als für das unſre! — und es iſt uns zugleich auch über und vor aller Erfahrung ſeine innere Wahrheit unumſtößlich gewiß, denn er ergibt ſich ja auch unmittelbar aus unſerem obigen unwiderleglichen Satze: Alles Gute ſtimmt zuſammen, und iſt unter ſich verwandt, eben durch ſeine innere Natur, und muß eben daher auch aus einander folgen.

ten, und mit uns alle unſre Werke und Handlungen, um ſo beſſer, größer, umfaſſend erhabner und freier zugleich werden; — je mehr unſer Wille, beharrlich fortgeſetzt und gleichmäßig in Allem, beſſer, größer, umfaſſender, d. h. göttlicher — wird, mit heiliger innrer Harmonie in Richtung nach einem erhabenſten Lebens-Ziele. So ſollen alſo dem die äußeren Schranken endlich ſich öffnen, das Große in ihm und außer ihm endlich gelingen mit hohem Glück, in wem harmoniſches Streben nach dem Großen und Schönen, nach der Vollkommenheit des Göttlichen anhaltend höher flammt.“

„Denn der vollkommnere Zuſtand des Menſchen iſt offenbar nicht der ſchwung- und kraftlos-ruhige, ſondern der, wo ſein ganzes Weſen, Geiſt und Gemüth vereinigt, ſich geflügelt emportragen, wo jene beiden Roſſe unſrer innern Kräfte abwechſelnd einander heben und endlich in Verbindung ſteigen. Dieß geſchieht aber nur, wenn wir, mit uns ſelbſt zufrieden, voll von Vertrauen einer großen Erreichung empor ſtreben, wenn Neigung ſich mit dem Willen und dieſer mit der Billigung des Verſtandes part, und wir eine noch höhere Harmonie erahnen und zu umarmen fliegen, als uns bisher ſich zeigte. Nichts anderes war je und iſt jene Begeiſterung aller derer, die wahrhafte, große Werke und Thaten vollführten, und nur der innere moraliſche

Zuſtand erhält und erhöht ihnen zugleich das Bewußtſein und die Beſonnenheit *) dann im kühnſten Fluge der Seele.“

„O welche Seligkeit, wenn wir zu ſolcher höhern göttlichen Einheit gekommen ſind. Gedenke des weiſen Dichters, wenn er den Mittelpunkt oder den Brennpunkt ſeines Planes gefunden hat, daß ſich alle Strahlen ſeiner Gedanken harmoniſch vereinigen und das edlere Werk wie organiſch

---

*) wahrhafte Werke — Bewußtſein und Beſonnenheit.) Jedes wahrhafte Werk des vollkommnern Künſtlers, was auch immer dagegen in ältern und neuern Zeiten geſagt worden, kann nur mit Bewußtſein hervorgebracht ſein, ſo wie es in ſich einen ſelbſtändigen Geiſt neben ſeiner Form enthalten muß. Ein offenbarer Beweis davon, wie das Bewußtſein bei ſolchen Hervorbringungen nur ſcheinbar mangeln oder gedämpft ſein könne, wie es ſogar unendlich erhöht ſein muß, iſt eine in die Augen ſpringende Bemerkung, die ſich jedem ſolchen Künſtler, ja uns Allen bei einiger Aufmerkſamkeit aufdrängen muß, daß wir alle gerade aus jenen genialern Augenblicken, wo wir mit höherer geiſtiger Thätigkeit hervorbrachten, ſo ſehr wir nur der Sache allein hingegeben, in ſie allein verloren ſchienen, uns doch am deutlichſten und längſten aller innern und äußern Umſtände erinnern, ſogar mit dem lebendigſten Bilde des Ortes, der Umgebungen und alles deſſen, worauf wir ſcheinbar gar nicht geachtet haben können, was ſcheinbar durchaus nicht ins Bewußtſein getreten ſein kann; und dieß alles bei weitem mehr als aus unſern müſſigeren, unbeſchäftigten Stunden oder denen, wo wir uns weniger der unendlichen und zugleich ſchöpferiſchen Thätigkeit näherten.

geſchaffen auf einmal aus ſeinem Halbdunkel hervorſpringt; oder des denkenden Weiſen, wenn das Kunſtgebäude ſeiner Lehre ihm auf einmal die Pforten öffnet und er in ſein erleuchtetes, ganz vor ihm daliegendes Heiligthum einſchaut — o wie dann das ganze Weſen des Menſchen, gleich als im überirdiſchen Fluge, mit Götterſchritten über Klüfte der Dunkelheit von Lichtpunkt zu Lichtpunkt dahin ſpringt, der verklärtere Geiſt bis in die letzten Himmel der Erkenntniſſe ſteigt, — und ſeiner Entzückungen iſt keine Gränze! Ahnend, kaum weiß er ſelber wie, ſchwingt er zur Wahrheit ſich, wohin auf gebahnteren Wegen erſt Jahrhunderte nachher der langſame Gang des nie begeiſterten Gelehrten, Schritt für Schritt kaum nachprüfend, gelangt und hinanſchleicht durch die irdiſcheren Pfade, auf denen auch jener, nur ſchneller und kräftiger, mit dem zweiten Roß unſerer Seelenkraft ſich nachzuprüfen vermag, und es ſoll, in den Zeiten der Klarheit.“

„Man nennt dieß genialiſche Stunden. O ein Himmel des Lichtes ſind ſie und Heil denen, welchen ſie oft werden; es ſind unſere erhabenſten! Und ſelbſt das irdiſche Glück, eine hohe körperliche Wonne und Freiheit, ſcheint ſich dabei mit der ätheriſchen unſeres geiſtigen Weſens zu vermählen, ſo daß man dann ſchon zu allen Zeiten an ein wirkliches Leben und tiefere Offenbarung der Gottheit in uns zu glauben verſucht ward, daß man ſolche Männer Durchathmete (Inſpirirte) von der Gottheit nannte.

Aber nie habe ich wirklich eine ſolche Stunde genoſſen, ohne, ſo oft ich rein und entfliehend allem Unedeln und Niedern, dankbar und voll ferneres hohes Vertrauens zugleich, vor Gott im heiligſten Innern niederkniete und mich zur reinſten Wahrheit und Schönheit zu erheben ſuchte, — ohne da in dieſer Weihe und Reinigung des Herzens, in der Hinneigung an die Gottheit, die Seele noch immer höher emporgeſchwungen zu fühlen, und ohne zu Entdeckung neuer oder klarerer Wahrheiten zu dringen. O laß auch jetzt, Heloiſe, Ihm unſre Seelen weihen!" — Beide beteten einen Augenblick und erhoben dankend ihr verklärteres Auge zum Himmel. — Da plötzlich rief Abälard:

— „Ha, wohlan denn wahrlich! ſieh da und ſchaue, — wenn es uns nun ſicher ward, daß ein göttlicher Verein des Schwunges der Tugend mit dem der Erkenntniß in uns empor winkt, uns das Höhere zu offenbaren, und uns in dieſem Flug auch das Gelingen des Wollens, die Beſiegung der Schranken der äußern Welt bringt, — o wird es uns da nicht gleich heilig ſicher, daß, ſo wie wir in dieſen einzelnen Stunden der Begeiſtrung, wo wir alſo höher belebt werden, alle unſre Geiſteskräfte durch dieſen aufgeſchwungnen Willen unbezweifelt wachſen fühlen: — daß alſo auch Jeder, in deſſen ganzem Leben ein ſo einiges hohes Streben des Willens, oder der großen Seele, nach einem erhabnen, heiligen Ziele herrſcht, nicht bloß immer edlere Werke zu vollbringen, — nein daß er auch immer genialere Kräfte, immer wachſendere Geiſtes-Größe ſich zu erwerben im Stande ſein müße, — mit je größern und edlern Gefühlen, Bildern, Gedanken, Zwecken er ſich fortdauernd thätig oder immer wiederholt, voll Luſt und Liebe, beſchäftigt?“

„Ja, ſo vermagſt du, o Menſch, dir ſelbſt höhere innere Kräfte zu erzeugen, und zu immer edlerem Weſen auch ſchon hienieden dich und Andere zu erziehen! ſo vermögen ſelbſt ganze Völker ſich immer höher zu veredeln, wenn ihre Weiſen jene ihnen zu ſchenken, ihnen höhere Denkart und Gefühle, Vorbilder und Ziele zu geben, ihnen vertraut und immer allgemeiner zu machen ſtreben, — und dieſe Männer werden wahrhaft die Erzieher ihrer Völker ſein und zu heißen verdienen.“

„Dann aber herſche auch, — o laß uns, Heloiſe, jetzt auf unſeres Platons Werk, von dem wir nur abſchweifend begannen uns zu erheben, einen Blick zurück werfen — dann herſche auch in dem einzelnen Menſchen, wie in dem Staate — der zur Vollkommenheit, zum innern Glück, und zur höhern Erziehung der Seinen ſtrebt, gleich wie ihn unſer erhabner Weiſe nur in heidniſch-antiker, Spartiſcher Form entwickelte — die bleibende hohe Harmonie-Verfaſſung, (die Politeia*) der Tugend) — es walte in dem Menſchen die Weisheit zu Throne ſitzend, wie im Staate in der Regierung, — es rüſte ihn der Muth der Tugend, wie den Staat das Heer aller Tapferſten, edel erzogen, — es nähre ihn weitumfaſſende, doch geregelte Sinnlichkeit, wie den Staat Freiheit des Gewerbſtandes, doch unter Geſetz! — unter welcher Form es auch ſei, doch im innigſten Verein, uns im heiligſten erhabenſten Verein, auch aller Staaten unter ſich in ihren Grundſätzen der Politik, mit unſrer himmliſcheren, reinern Religion.“

„Und ſo in allgemeiner Vereinigung ſtrebe der Menſch unabläſſig forſchend zugleich nach tiefſter Erkenntniß ſeiner ſelbſt, der Natur und der Geſchichte, in Hinneigung an die erhaben-ruhigſte Anſicht der Dinge, ihrer innerſten richtigſten Verhältniſſe, in Sympathie mit dem einen Guten und Hohen und Schönen. Und Heil! es wird ihm großes, erleuchtendes Wirken werden mit innerm heiligen Frieden! und durch harmoniſche Stärkung des Körpers mit der der Seele ſelbſt langes irdiſches Leben und Geſundheit und Kraft!“

„Aber ſieh, ſchloß izt Abälard zu Heloiſen ſich neigend, die ſchon länger mit immer heiterer Theilnahme und Innigkeit der Lehre gefolgt war, — ſieh, wie dort holdſelig der Mond itzt aufgeht und hinter den ſilbernen Wolken ruhig heranſteigt; ſchau, wie er ſlimmt und ſchimmert an den blinkenden Thürmen und Kirchenſpitzen und Kreuzen der ſtill hingebreiteten Stadt. O dort wachen wohl auch begeiſterte Weiſe jetzt, die Seele zu Gott aufgeſchwungen, und in ſich harmoniſcher! —“

---

*) Politeia — das λογίστικον — θύμικον — ἐπιθύμικον Platons, entſprechend dem φυλάκικον — ἐπικούρικον — χρηματίστικον im Verein der δικαιοσύνη.

„Doch Heloiſe, weißt du nun wohl, was ſelbſt dieſe Hinneigung an die innre Einheit mit der Welt belebt und befördert — und was alle dieſe edlere Harmonie mit dem einen Guten und Schönen auch nur iſt und ſein ſoll — oh, die höhere Liebe! ſprach er und legte den Arm um ihre Schulter und blickte aufwärts. Und Liebe ſoll ja die Seele auch zur höhern Natur der Dinge, wie eine Seele zur andern hegen. Ja iſt auch die Begeiſterung etwas anderes als Sympathie der ganzen Seele mit der höhern Natur des Gegenſtandes? — und wie aus Luſt und Liebe, aus Sympathie und Selbſtzufriedenheit nur die Begeiſterung und die Genialität entſpringt und wächſt, — ſo der göttliche Sinn auch nur in Liebe der ganzen harmoniſchen Seele zu andern edlen Weſen und in ihnen zum Wahren und Guten und Schönen in Einheit mit dem Ganzen, gleichwie unſre Seelen ſich lieben“ —

‚Wie? Liebe wäre Einheit mit der Welt? o Abälard, ſeufzte Heloiſe, ach wenn nur die unſrige — ich ahne es — nicht himmelſchreiender Kampf auch werden könnte! O, du erinnerſt uns nicht wohl nach dieſer Höhe deines Flugs an uns ſelber!“

„Ja, Muth! Heloiſe, — nie zerſtörbare Einheit iſt ſie, wird ſie ſein und ewig beharren, auch mit der Welt, wenn ſie — mit der Tugend vermählt iſt, wie uns jetzt, und wenn die Seelen ſich höher, voll göttlicheres Sinnes lieben, als das Irdiſche. Denn, Heloiſe, von uns gingen wir aus, zu uns, auf das nächſte Praktiſche muß jedes Veredelnde zurükkehren. — Ja Kampf, du weißt wohl, iſt uns auch ſchon in den frühern Tagen der Liebe geworden; aber nicht auch durch ihn höhere Wonnen? — O gedenkſt du noch, wie unſre Seelen zuerſt ſich nahten, ſich entgegen zitterten, ſich endlich nur fanden? — als unwiderſtehlich es mich hinzog zu dir, und alles in dir, widerkämſend gegen das Niedere, meine Seele läuterte. — In der heiligen, milden, engellieblichen Geſtalt wallteſt du zuerſt mir daher, als mein erſter Blick dich ſah; doch die Geſtalt nicht war's ſchon damals, was mich entzückend erhob; nein, mehr dein ſich entfaltendes göttliches Leben in ihr, und der Zauber und die Anmuth, die Verkündiger deiner ſchönen Seele und das holde Lächeln der Güte im Auge mit dem unausſprechbaren Tag des Himmelblicks! — O ſelbſt wenn du im reizenden, leichten und doch hohen Weſen, ätheriſch wie ein Maien-Zephyr, dahin ſchwebteſt, und die fliegende goldene Locke dir über das himmliſch-ſtrahlende Auge wehte —

und der ganze Abglanz deiner Lieblichkeit mich umzitterte und in meine Seele ſchimmerte! — o ſelbſt da, nicht bloß wo das Verſtehen unſrer Geiſter in der Erkenntniß ſie vermählte, wenn wir in Platons Weisheits-Hainen denkend wandelten, und du Anmuth hauchteſt über meine ſtarreren Studien; — da und überall lernte ich ja in dir nur das Bild der ewigen Schönheit und Tugend lieben! O ſang ich damals nicht oft auf dem Wandeln meiner Entzückungen begeiſtert erhobner dir:

Ihre Heimath.

Sonett.

Von Thal zu Thal, von Hain zu Haine irret,
Mein leichter Fuß, umgaukelt mich ihr Bild,
Um jede Blume ſpielts und lächelt mild,
Ihr iſts, der jedes Täubchen-Paar nur girret;

Ich ſeh's von frohen Vöglein dort umſchwirret,
Es wallt wo bunt der Iris-Bogen quillt,
Als Engel dort am Sonnen-Strahlenſchild,
Und jeder Strahl tanzt um Ihr Bild entwirret.

Biſt du's, bezaubert ſelbſt von Ihr, Natur,
Die ſtolz ihr ſchönſtes Werk in allen ſpiegelt?
Iſt's nur mein Geiſt, der froh zu ihr mich flügelt?

O flügelt, hebt auf ſolcher Strahlen Spur,
Ihr Geiſter, mit Ihr ſelbſt mich, ſie zu krönen,
Woher ſie ſtammt, — ins Reich des Ewig Schönen!

O wie da meine ganze Seele nur ein Gedanke war und der eine Gedanke nur Du, und in dieſem einen Gedanken doch die Welt lag und die Tugend; und meine fliegende Seelenwonne von Stufe zu Stufe ſtieg und von Himmel zu Himmel, und allein die feiernde Natur im aufwachenden Frühling und der flammende Sternenpol mir eine Sprache war, die meiner Seligkeit Unendlichkeit in ihrer Strahlenwelt einzig auszureden vermochte! — Und doch, du weißt, welcher Kampf dabei in der Seele — wie ich bebte, dir zu nahen — hätte vor Königen und Kaiſern mit dem freieſten Muthe der Kühnheit redend gedonnert — und zitterte doch vor dir! träumte von Flammen nur, aus denen ich dich errettete und von Schaaren von Feinden und Schwertern, die dir drohten, und wahrlich ich hätte mich hineingeſtürzt in die Schwerter für dich zu zehnfachem Tod — und bebte doch bei jedem deiner Blicke und konnte kaum das geſtammelte Wort dir ſagen, ſolange du mir nicht mit der herablaſſenden Vertraulichkeit, ein Engel an Milde, entgegen kamſt; oder ich mußte hinab in die Pflicht des Lehrers die Liebe preſſen: und — doch der Tugend in dir nur huldigend erhob ſich da zum Reinſten mein Gefühl und meine Seele; aber meiner Pflichten kleinſte ſiegte nur mich tief verwundend im Kampfe über das blutende Herz! — Oder es drohte das Schickſal mir eine ewige Entreißung deiner, mit deiner Verſagung des kirchlichen Bundes, da flammte meine ganze Seele ſtürmend in den Wunſch nur dahin:

Heldenthum für Sie.

Sonett.

Sagt, wann kommt ihr mir, o hohe Troſtes-Stunden,
Daß ich kämpfend, kühn, aus lodernder Gefahr
Ihrer werth Sie retten, in der Schwerter Schaar
Für ſie ſtürzen darf in tauſend blut'ge Wunden,

Daß ich ſie erräng', aus ſchwerer Sclavenkett' entbunden,
Und für ſie die Ketten trüge Jahr und Jahr,
In die Fluthen, in die Flammen immerdar
Neu mich würf' und löſ'te ſie, dem Tod entwunden!

Hoher Glückes-Engel, der mir weit entſchwunden
Und herab das ſchwarze Trauerlos nur warf,
Daß ich nimmer, nimmer für ſie leben darf;

Laß, o laß mich dieſen einen Troſt erkunden:
Sagt, wann kommt ihr, kommt ihr, hohe Feierſtunden,
Daß ich muthig blutend für ſie ſterben darf?

‚Ach ich hatte, rief Heloiſe, den Frieden deiner Seele genommen und hatte nichts, das ich dir geben konnte, als ein dankbares Herz, das ich dir gab!'

‚O nein, Theuerſte, du hatteſt den Frieden der höhern Seele in mir nicht genommen! Auch in dieſem Kampfe welche Wonne! Und gedenke, wie nur die edlere Wonne uns daher erblühte — und o wie uns auch heute der himmliſchere Frieden nun aus dem Streit der Seelen entblüht iſt!“ —

Heloiſe hatte indeß, um ihre niedergeſchlagnen Augen zu beſchäftigen, das Bild des Heilands wieder zur Hand genommen, beim blinkenden Strahl des vollen Mondes es zu Ende zu bringen. Sie mahlte fort; ſie hatte die Dornenkrone noch zu beendigen; doch immer mehr ſchon, ſich ſelbſt unbemerkt, hatte ſie die Farben der Dornen in einander verwaſchen, und ſieh — es war eine Glorie der Verklärung unter ihren Händen daraus geworden, die krönend das göttliche Haupt umſtrahlte. Jetzt auf einmal bemerkte ſie es ſelbſt, und — ſie ward noch mehr ſüß überraſcht. Denn auch Abälards Züge zum Theil hatte ſie dem Heilande gegeben. Sein Auge und ſein Mund war dahingeſchmolzen in ein liebliches Lächeln des Erlöſers, und doch auch der hohe Ernſt in dem Lächeln der Züge Da umwand ſie das Bild mit einem Kranze, den ihr Abälard von den Blumen zu ihren Füßen geflochten hatte, und den ſie von ihren Locken nahm.

Abälard küßte ihr die erheiterte Stirne. — Aber, o Theuerſte, mir von den Himmeln herabgeſtiegne! rief er itzt wieder, wohl auch andrer Kampf wird noch uns nahen, wenn wir einſt zu irdiſch des heiligen Zieles und Gottes wieder vergäßen; doch Erbarmen und höhere Liebe durch Ihn nicht minder. Ach vielleicht haſt du ahnend in die Wahrheit geſchaut. Denn auch ich, Geliebte, hatte einen Traum — da war das Leben mir wie die Grotte der Peſt und wie mit Unkenruf ächzte mich die Natur an, und ein bleiches Entſetzen lag nur über mein ſchmähliches ‚*blutendes* Daſein hingebreitet — O laß mich ſchweigen!“

Heloiſe ſchauderte, zitterte und ſank blaß in die Arme des Geliebten. Abälard aber neigte ſich über ſie in tiefer Rührung und ſchaute ihr, ſich ſelber zu ſtärken, in die himmliſch-ſchönen Augen. Dann rief er:

„Ja laß alles Unglück mir drohen, o Welt! Nur Sie, erhalte nur *Sie* mir in ihrer heiligen ſchönen Seele, du o Engel der Göttlichen!“ und er blickte auf und ſprach voll Innigkeit und Zartheit des Gefühls:

An Ihren Engel.

Sonett.

Holdeſtes von allen Himmel-Weſen,
Schönſter Engel der aus goldnen Räumen,
Mit dem Kranz von jungen Lebensbäumen,
Wurdeſt Ihr zum hohen Schirm erleſen;

Dem auch ſie ja Wonne nur geweſen,
Der du oft wohl nahſt, mit Licht in Träumen,
Liebetrunken auch, ſie zu umſäumen,
Der wohl auch von Harm durch ſie geneſen —

O erhalte Sie in Himmels-Reine
Mir mit klarſten heil'gen Ätherhauche
In der ſchönſten Seele Strahlenſcheine! —

Denn ſieh, keinen Engel als die Eine
Hab' ich ſelbſt ja, deſſen Licht ich ſauge,
Und mein Himmel ſtrahlt aus — Ihrem Auge!

Er richtete ſie auf und fuhr fort: „Doch nein, ſtärke dich! auch meine Seele rang dort und mein edleres Selbſt riß ſich aufwärts, und aus der Vernichtung des irdiſcheren Glückes ſtieg uns beiden auch eine reine Verklärung unſrer Liebe und eine höhere Vollendung. Und vom Himmel herab ſchien mir da eine Stimme zu kommen: „Den Tröſter Paraklet will ich dir ſenden!“ — O der wird bei dir auch wohnen!‘

„Ja, Theuerſte laß uns nur mit der Tugend und dem himmliſchen hohen Sinn ewig unſre Liebe vereinen, — und nimmer entreißt auch die ſchmählichſte Nacht uns den innern Strahlentag des ſteigenden verklärten Glückes.“

„Denn Himmel und Erde ruft es uns zu: — Handle ſo nur, o Menſch, daß du ſtets in hoher Einigkeit ſeiſt mit dem Erhabenſten, Edelſten, Heiligſten — dem Göttlichen in dir wie außer dir; — ſtrebe ſtets, des vollkommenſten Muſters der Menſchheit denkend, die allgemeine höchſte Harmonie — d. i. Einigkeit und Vollkommenheit — oder das Reich Gottes — auf die dir möglich größte Weiſe zu befördern. *) — „Und was iſt alles Glück auch denn zugleich anderes, als nur ebenfalls höhere Harmonie (in uns, außer uns)? — was anderes folglich, als in und durch ſich mit dem Guten Eines? was anderes daher auch als in und durch ſich zugleich mit dem Willen Gottes Eines? —

„Heil! ſo ſteht der Satz unſrer Tugendlehre uns nun klar erleuchtet da:

> Stets und in Allem laß uns ringen, das Gute, das Edelſte, zu thun und es heiß zu lieben — weil es allgemeine Harmonie iſt und befördert mit Gott, mit der Welt, mit uns ſelbſt; weil es in und durch ſich zugleich alſo ſowohl gut (unſre eigne Billigung, Geſetz unſeres eignen Höchſten, unſrer Vernunft, iſt), — als Wille Gottes, — als (allein wahres) Glück iſt und ſchafft; — nicht darum ſelbſt und zuerſt alſo weil es glücklich macht (denn nie ſei die Tugend uns bloßes Mittel der Glückſeligkeit) — aber weil beides nothwendig verknüpft ſein muß, nothwendig beide innig Eines ſind, zugleich mit dem Willen Gottes. Und nichts anderes kann ja gut ſein, denn das, was, als allgemein gedacht, allgemeine höhere Harmonie bringt; — aber uns und jedem geiſtigen Weſen muß

es Aufgabe ſein, nach der **höchſten** zu **ſtreben** — **Muſter** zu ſein, auf die uns möglich **größte** Weiſe!“ *)

---

*) Abweichend von den Sittenlehren der bisherigen philoſophiſchen, insbeſondere der kritiſchen Schule, drückt ſich dieſe Lehre alſo aus, — da jene faſt durchaus etwas zu wenig antreibendes, zur Tugend erziehendes, zur Thatkraft begeiſterndes, ja mehr nur negatives, kaltes und die Menſchheit erkaltendes an ſich tragen. Das philoſophiſche Moralgeſetz nach Kants Ausdruck, macht ganz offenbar uns nur zu ſpeculirend, unentſchloſſen, mehr zum Unterlaſſen und Vermeiden, als zum großen lebendigen Handeln und zur feurigen, thätigen, kräftigen Tugend fähig; — es iſt deßwegen ebenſowohl, als durch die Härte ſeines Ausdruckes — ſo wie noch durch mehreres andre, wodurch es nie in Reinheit allgemein, oder auch nur zum Grundſatz eines ganzen Volkes werden kann, (ich erwähne nur das dunkle Wort Maxime) ſelbſt noch nicht philoſophiſch d. h. für die allgemeine Weisheitsliebe, vollendet aufgeſtellt. Es kann als die Menſchheit zu kalt und ſtarr behandelnd noch nicht ganz wohlthätig für ſie und — ihre Erziehung zur Tugend ſein. Das unſrige — kürzer ausgedrückt: Strebe ſtets, wie der Menſchheit Muſter, auf die, dir möglich größte Weiſe, die allgemeine höchſte Harmonie (das Reich Gottes, oder allgem. Einigkeit-Vollkommenheit-Glückſeligkeit) zu befördern, woraus auch die deine folgen muß — darf vielleicht hoffen, obgleich von dem Kantiſchen ausgegangen doch höher zu ſtehn und antreibender zu ſein. Es verhält ſich ſodann zu Kants Satz, wie dieſer zu dem alten: Wie du willſt, daß dir die Leute u. ſ. w., wovon bekanntlich Kant ausging, aber es vereint ſich zugleich mit der Religion. Das unſrige iſt ferner mit der Begeiſterung ungleich verwandter, alſo mit der unmittelbaren großen That-Kraft und

„O ſo ſieh uns denn hier im innigſte Frieden, doch in hoher Verklärung — mi

---

dieſe erweckender. Durch Kants Geſetz zerſtreut ſich die menſchliche Kraft, vom Allgemeinen aus, in der Betrachtung aller möglichen Fälle ſpeculirend, durch unſeres concentrirt ſie ſich, von uns ſelbſt aus für das Allgemeine thätig. Das unſre von Kant's ausgegangen, iſt wieder auch zugleich zum Gemüthe übergeführt; es iſt überhaupt umfaſſender und zum Verein des ganzen Menſchen und der Religion erhoben. Daher nimmt unſeres auch den ganzen Menſchen in Anſpruch, das Kants die Vernunft nur. Ja faſt möchte man auch ſagen, dieſes ſei mehr nur eine Sitten-Polizeiregel, nicht ſowohl allgemeines Tugend-Geſetz. Auch von andern Seiten ließe ſich zweifeln, ob das Kantiſche nach ſeinem bisherigen Ausdruck auch nur mit ganz allgemeiner Conſequenz ſich durchführen laſſe; vor allem aber, nirgends liegt darin, daß dein Wille auf eine große Weiſe, auf die dir möglich größte, handelnd auftreten ſoll, was doch eine nothwendige Forderung unſrer praktiſchen Vernunft iſt, und worin vielleicht hauptſächlich ein Vorzug des unſrigen beſteht. — Ueber den Ausdruck jenes höre man auch was einer der größten Verehrer der kritiſchen Philoſophie, was Schiller ſchon darüber urtheilte: „In der Kantiſchen „Moralphiloſophie iſt die Idee die Pflicht mit einer Härte „vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt und „einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf „dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Aſcetik die „moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch „der große Weltweiſe gegen die Mißdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freien Geiſt unter „allen gerade die empörendſte ſein muß, ſo hat er doch „deucht mir, ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beider auf den Willen des Menſchen „wirkenden Principien einen ſtarken (obgleich bei ſeidem ſtrengſten Weisheitslehrern, wie mit den mildeſt menſchenfreundlichen, ja wie mit dem ewigen Heiland! Und ſo komme uns die Religion nicht nach †, noch ſei ſie uns getrennt † †, von der Tugendlehre, ſondern in und durch ſich vereint mit ihr erhebe ſie uns, weil bei Gott auch nur die höchſte Harmonie wohnen kann; in und durch ſich vermählt mit der Glückſelig-

---

„der Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden Anlaß dazu gegeben. Erſchütterung (meinte er) forderte die Kur, „nicht Einſchmeichelung und Ueberredung. Er ward der „Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solon's noch „nicht werth und empfänglich ſchien.“ (Schiller über Anmuth und Würde). — Doch dürfen wir hinzuſetzen, man erinnere ſich, daß ſchwache Kranke, durch zu ſtrenge und heftige Arzneimittel nur noch kränker werden, nur noch weiter von der Heilung ſich entfernen müſſen. — Ja noch ſtärker drückt ſich über alles jenes, wie der Verf. jetzt eben findet, Fr. Schlegel aus (in der Geſchichte d. alt. u. neu. Litter. 1815.) Th. II. S. 310: „Kants Sittenlehre und Rechtslehre — beweiſt — in „einem noch höheren Maaße, als das Beyſpiel der Stoiker, welch ein ſtarres Weſen eine aus der praktiſchen „Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre „bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menſchen ungenügend, ſondern auch für das Leben in vielen Fällen „ganz unanwendbar, ja wenn es ganz conſequent durchgeführt würde, auf die ſeltſamſten und ganz verkehrten „Folgen führend.“

† wie in der kritiſchen Philoſophie.

† † wie durch die Naturphiloſophie.

keit, weil auch dieſe nur ſolche ſein kann, ſtärke ſie und erwärme ſie uns.“

„Unglückliche Seele wer du auch ſeiſt, vernimm und erprüfe ihn, dürfen wir ausrufen, den goldenſten der Sprüche: Nach ruhig kraftvoller Seelen-Größe und heiliger Hoheit voll des feſteſten, erhabenſten Glaubens ſtrebe in jedem Augenblick, oder nach erhabenſter Seelen-Ruhe und Einheit, in äußerer Beſchäftigung mit einem moraliſchen hohen Zwecke, voll des heiligen feſten Vertrauens, daß ein himmliſcher Vater dich in allen deinen Schickſalen lenkt; auch wo du fehlſt, und mit reinem Sinne nur bereuſt — im Andenken an den ewigen Heiland, und ſtetem Nachſtreben nach ihm — deine Schuld verzeihend dich zum Guten lenken wird; — und es gibt dir kein Unglück mehr, — kein äußeres durch den Glauben an die Lenkung des himmliſchen Vaters, kein inneres durch die begeiſterte Liebe der Tugend.“

„Um fremdes Glück und um dein Thun beſorgte Seele, die du Gutes um dich her vollbringen und beglücken willſt, — bei jedem Geſchäft, in jedem Augenblick ſtrebe innig gottähnlichſt zu handeln, ſtrebe nur nach dem möglich Vollkommenſten mit emporgeſchwungner Aufbietung aller deiner Kräfte — zuerſt aber der moraliſch religiöſen Stimmung, d. h, voll großer Gott vertrauender Seele, daß er dich unterſtützen werde in jedem Moment, auch in jedem kleinſten Werke, wenn du entſchloſſen und mit ganzem vereinten Weſen nur nach dem Guten ringſt, jedes Mißlingen dir nur als Anlaß zur Prüfung und Stärkung zuſchickt; — erhebe dich zugleich und erkenne: nicht unterdrücken ſollſt du, dem Stoicker folgend, alle deine Leidenſchaften; (jede große edle Thätigkeit hört auf und nur große, edle Paſſivität konnte je und je daraus entſpringen,) ſondern einig mit der Vernunft laß alle deine feurigſten Kräfte nach einem erhabnen edlen Ziele nur gerichtet ſich ſchwingen (wenn ſie dann noch Leidenſchaften bleiben könnten, die ſich ſelber dann von allem ſelbſtiſchen reinigen) laß alle deine Neigungen und Vermögen in Harmonie, in inniger Liebe ſtets nach ſolchem Richtpunkt kühn ſich erheben — nnd du wirſt glücklich Gutes und Großes in und außer dir beharrend endlich vollbringen.“

„Strenge Seele! allerdings und feſt — auch wenn das alles nicht alſo wäre, dennoch müßteſt du freilich das Gute thun, weil du es mußt, vor dir ſelber; aber du wirſt nur wenig thun, frei nur wenig Großes ſelbſt unternehmen, überall mehr vermeidend, (als thätig kräftig) handeln; denn überall wird, im ewigen Streite mit deinen Trieben nach Glück und Ruhe, die Vernunft ſpitzfündig dich überreden, ſchon genug gethan zu haben; du wirſt auch dieß wenige nur halb thun, denn du wirſt es nur kalt thun und nur mit vereinzelter Kraft deines Weſens; du wirſt nichts wahrhaft lieben, deinen Bruder nicht und Gott nicht, denn vermagſt du ja doch ſelbſt deine Pflicht nicht zu lieben, die doch dein eignes Geſetz iſt. Aber könnteſt du ſie auch, eben darum, weil es deines Selbſt Geſetz; dennoch wirſt du kalt und fremd ſein allem andern, denn deinem Selbſt. Nicht mehr die Gottheit, noch das Heilige, Fromme, nur das Ich würde dann eben einſt triumphiren über der Erde, ſich ſelber anbetend, oder ſich geißelnd oder, nur ſpitzfündiger, fröhnend; aber unter der Unzahl der Schwachen mit ihm dann die Ichſucht, eine Peſt ſtill durch Berührung ſchon vergiftend und für das Gute tödtend, — und Niemand weiß von wannen, durch die Völker wandeln! — O wann dieſe Zeit einſt kommt und ſie muß als Durchgang zum höhern feſtern Frieden einſt der Menſchheit kommen — dann heile und erwärme und ſtärke, dann befreie und beglücke ſie ſich und die Nachwelt nur wiederum durch neue hohe Glaubens-Lehre, dann gedenkt ſie vielleicht auch des Verſuches der unſern!“

„Denn Heil! gefunden iſt, o Heloiſe, uns nun das Endliche alles, deſſen was wir ſuchten ſehnend unſertwillen und für die Welt; laß es uns ſtärkend oft ſagen, wir können es uns nicht genug wiederholen: Nie kann auch ſelbſt der irdiſche Schmerz jene himmliſchere, triumphirende Harmonie zerſtören, denn nie vermag er, wenn wir nur wollen, uns die große Seele zu entreißen, die, im ſeligen lohnenden Gefühl der Begeiſterung

der

der Tugend voll freudiges Muths den äußern Schmerz kaum fühlt, nie dadurch aus ihrer höheren Einheit ſich entrücken läßt; und ſiehe denn, ſelbſt im Kampfe, haben wir nun erkannt durch das Göttlichere zugleich die innere Verſöhnung und den ewigen Frieden. O iſt von ihm, vom männlich feſten, entſchloßnen, freudigen Streben der thätigen und Gott vertrauenden Seelen-Hoheit nur jeder Zeitblick unſeres Lebens erfüllt — da iſt Jeder von uns auch hienieden ſchon ſelig, ſtets wird er vollendeter und vollendet die Welt, — und Heil! das iſt unſer, iſt jedes Sterblichen eigenſte innere, allein von ihm abhängige Macht!“

„Waren wir je unglücklich, oder würden wir es, ſo kann es nur ſein im Gefühl wo wir aufhörten alſo zu ſtreben nach ſolcher Einheit, mit großem, heiter-muthigen, heiligen Wollen und Glauben, in hoher Liebe des allgütigen, wenn auch unbegreifbaren, ewigen Vaters; und verdienten wir es da nicht?“

„Ach laß es dein Herz geſtehn, o Theuerſte, auch du warſt es an dieſem Abend allein, weil du ahnend beſchäftigt mit dem irdiſchen, äußerlichen Glück unſrer Liebe nur, und innen getheilt, dich von deinem edleren Selbſt verloren hatteſt, von der muthigen, heiligen Kraft des Schwunges nach dem höhern Ziele.

„Doch ſieh um dich her, — die unendliche Liebe des Vaters fließt auch vom Nachthimmel auf uns herab und ruft uns von neuem zu durch die hellern Sterne, die aus den verzognen Wolken dort oben wieder hervorglimmen, frei begegnend ihr zu nahen — mit allen Völkern, die ſie, im Ganzen veredelnd, emporzieht zum innerſten Lichtthron ihrer Gnaden."

„O wirſt du noch ausrufen, Heloiſe, daß in dieſer Nacht, die du die Zerſtörerin und Räuberin nur der lieblichen Harmonie des Tages nannteſt, nicht auch in ihren Schauern eine Harmonie, nicht die höhere Harmonie ſei? in ihr, die durch die Erſcheinung der Sterne uns an erhabnere Welten knüpft, die durch tiefere Liebe auch die irdiſcheren Seelen in innigerem Einklang an einander neigt, und beglückt, die himmliſcheren ernſter begeiſtert, zu Gott erhebt; — in ihr, die mit ihrer Flammenſchrift der Welten uns ein Bund der Gottheit iſt, und ein ewiger Bürge und ſtrahlender Zeuge der allgemeinen Vollendung auch über das Grab unſeres Erdentages hinüber."

„Ja blick empor, dort blinkt auch er wieder, das hohe Troſtbild und Erinnerungslicht der Menſchheit, o ſchau — der Abendſtern iſt nicht er auch der Morgenſtern den Menſchen? und iſt — der Stern der Liebe! O ſo ſei und werde er auch uns allen je und je — und nicht mehr das Kreuz allein — von nun an das heilige Sinn- und Erhebungs-Bild für unſre Seele und unſern Glauben, er der Abglanz und der Bote und der Heranführer von Gottes ewiger, nahender Sonne auch wenn ſie zu ſcheiden ſchien; er, der den Weiſen des Morgenlandes mit der Geburt des Erlöſers auch die Freude und den Segen und die Erhebung der Menſchheit einſt verkündete; der, den der Heiland ſelbſt ſein hohes Sinnbild nennt, indem er uns zuruft an dem Schluſſe unſrer heiligen Schriften (Offenbarung Johan. am Ende): „Ich bin der helle Morgenſtern,“ wenn Er, der Heiland, verklärter wieder kommt und ſein Reich uns immer näher naht.“

„Siehe ſo drängt auch höher noch und zahllos Stern an Stern ſich dort mit jenen Strahlen uns heran am gereinigteren Himmel, und ſie neigen ſich zuſammen zur hohen Vermählung der Welten, und durch Millionen der Sonnenfernen ſchwimmt das eine Licht aller dieſer Sterne in der Sphären Harmonie ſie verbindend, auch auf uns hier herab; Erd' an Erde hält und dreht durch innere Wechſel-Liebe ſich um ihre Sonne, und Sonn' an Sonne ſich um höh're Sonnen; — und im ewigen Zuſammenwehen des Geiſtes des unendlichen Vaters, der uns umſchimmert, wallen wir, in immer reinrer heilger Läuterung zur einen großen Symphonie, zu ſeiner ewigen Umarmung, von der Einen All-Güte in der Allmacht, und All-Liebe und All-Weisheit umſchlungen!“

Anm. Zeile 3. v. u. Nach Abälard ſelbſt, oder ſeiner (geſchichtlichen) eignen Vorſtellung der Dreieinigkeit: Allmacht, Allweisheit und Allgüte. S. deſ. Theol. Christ. I. c. 1. p. 1157. 58. a. a. O.

„O laß von nun uns denn die vollkommenſten, laß uns göttliche Menſchen werden, dieß ſei fortan der Wahlſpruch unſrer Liebe, handelnd, tröſtend, beſſernd uns und die Welt erheben, daß wir gleich jenen Tauben, — o gedenkſt du noch jener weit hin flatternden von der Gartengrotte dort, die den Boden der dürren, felſigen Inſeln fern mit Blumenſaat beſä'ten, — ſo als ein höheres Himmels-Taubenpaar, voll des Friede-Geiſtes, welcher Paraklet, der Tröſter, heißt, einſt dieſe Erde, ſoviel wir vermögen, in der Außenwelt blühender, in der Innenwelt ſel'ger zu machen wirken!“

So ſprach der erhabne Meiſter und im Einklang der zarteſten Mitgefühle und des gleichſchwebenden Hochſinns ſprach es, in ſtilleren Worten als die Erdenſprache zu lallen vermag, mit ihm die himmliſche Seele Heloiſens.

Und dem Kuſſe zu groß war ihre heilige Umarmung; denn ſie hatten die höhere Harmonie des Weltalls in ihrer Bruſt gefühlt und gefunden den höheren Frieden. Um ſie noch zwar brauſte der kühlende Sturm der faſt vorübergegangnen Nacht, wie Schauer der Gottheit; aber ſie fühlten nicht mehr die Kühle der Schauer, nur die Gottheit in den Schauern; noch dunkelte zwar düſter um ſie die Dämmerung, aber nicht mehr die Düſtre ſahen ſie, nur das Licht in der Dämmerung, aufgetragen im Glück der reinern Erkenntniß und des heilgeren Glaubens als er den Geiſtern der Vorwelt ward. Inniger floſſen da ihre Seelen in der hehren Umfangung in einander und voll hoher Vollendung neigte ſich Heloiſe an das ſchlagende Herz des Geliebten, der ſie ſtill umſchlang, während ein Strom der göttlichen Kraft aus Buſen in Buſen ſtrömte, daß ſich gleichwie mit dem Flügelſchlag der Engel ihr begeiſterteres, inneres Weſen erhob und wie über die Sterne emporſtieg.

Indeß war der Mond immer weiter über den Himmel gezogen und ſchon ſenkte er ſich wieder, als ſie ſich trennten. Freundlich blinkend über dem ſtillen Fluß, ſchien er unterzutauchen in die flimmernden Fluthen. Bald aber ſtieg ſtrahlender aus der Nacht mit dem erneuten regſamen Leben der Stadt die Sonne auf, und heitrer ihnen die folgenden Tage ihres Lebens hindurch, immer neu auferſtehend auch ſie aus ihrem nur ſcheinbaren Tode, den immer Vollendeteren — bis die Erde nicht mehr Abälards und Heloiſens Liebe beglückte, aber ſie noch, ein himmliſches Paar, der hellſtrahlenden Sonne mit dem milder widerſcheinenden, Ruhe-winkenden Monde ähnlich, wirkend durch ihre Liebe die Erde beglückten.

Anhang.

Zur Erläuterung manches Geſchichtlichen aus dem Leben Abälards und Heloiſens, vergleiche man auch die berühmte, ſo beliebte, zum Theil aus den eignen, doch unſerm Bild in vielem näher kommenden Briefen beider zuſammengeſtellte Heroide Pope's Eloisa to Abelard, wovon eine, um der Ehre unſrer Sprache und Kunſt willen zugleich vom Verfaſſer dieſes Geſprächs gewagte, treue, wetteifernde Deutſche Nachbildung, in gereimtem gleichen Versmaaß und gleicher Verszahl, mit der Urſchrift zur Seite nächſtens erſcheinen wird; ein Verſuch, den derſelbe wohl mit einigem Vertrauen, daß er ihm nicht mißlungen ſei, nach redlicher Anſtrengung längrer Zeile, der Oeffentlichkeit nun übergeben darf, und auf den er, eben um der Ehre unſrer Sprache willen, einigermaßen aufmerkſam zu machen ſich für verpflichtet hält, da vor noch nicht lange ſelbſt mehrere unſrer erſten Ueberſetzer und Kenner beider Sprachen, namentlich A. W. Schlegel u. L. Spalding, an der Möglichkeit einer ſolchen Nachbildung verzweifelt haben; von welchen der letztere (ſ. deſ. Didaktiſche Gedichte, Berl. 1804. S. 268). der jene Heroide mit Recht auch ein beneidenswürdiges Werk nennt, ſagt: „Ueber die Unmöglichkeit, Pope's Gedicht rein und würdig" (d. h. in gereimtem gleichen Versmaaß) „ins Deutſche zu verpflanzen, ſollte man ſich meines Erachtens, „ſobald nicht tröſten, als Schlegel „that bei ſeinem gerechten Urtheil über „Bürger's Verſuch" Mehr noch ſ. in der Vorrede zu unſrer Nachbildung.

I. Beilage.

(Zu Seite 17 18.)

Die Geburt der Freude.

Noch lag einſt die Erde
Still wie Grabes Stille.
Düſter wankten nach der Höhlen Grüften,
In der Erde finſtern Schachten wühlend nur,
Tief gekrümmt zur Nacht des Staubes Kinder.

Anmerk. Der Verf. fügt dieſes kleine Gedicht im Bezug auf das Obige hier an, ſowohl weil es S. 17. verſprochen wurde, als um einiger ſeiner noch zu andern Stellen gehörigen Lehren willen. Daneben darf er es aber vielleicht auch als einen vorläufigen Beweis geben des Verſuches, wie ſich unſere Sprache in, zum Theil noch ungebrauchten, anſchmiegenden Gängen und Bewegungen, verbunden mit einer Miſchung von Reimen und Halbreimen, ihrer eigenſten Natur gemäß behandeln und ſich troz manchem ihrer Ankläger und Verächter, gewandt und mannigfaltig in eigenthümlicher höhern Harmonie und ſich anpaſſendem, vielleicht weniger, als andre, eintönigen Wohllaut zu ihrem Vortheil zeigen laſſe.

Keine Freude thaute
Lächelnd vom Aether
Himmliſchen Troſt,
Und die Thräne netzte nagend
Nur die Wange bleiches Harms.

Denn noch lagſt du ungebohren,)
Du der höchſten Himmel Kind,
Du, von der reinſten Sternen ſchönſten Strahlen
Roſig nur umtanzte Tochter,
Heitre Lebensfreundin du!

Schaurig wehten, ſchwermuthvoll, die rauhen
Winde
Klagend um die träge Erde,
Und der Seufzer bange Trauer-Weſen
Schlichen grau-verſchleiert, zitternd, düſter,
Durch die trüben, öden Dämmerlüfte flüſternd.

Finſtrer Wolken graue Aſche hing umthauend,
Schwer umhüllend, in die ſtillen Thäler nieder,
Und der fahle Neid nur und der Nacht Geburten
Wankten herrſchend um der Staubgebohrnen
Häupter,
Die nach Erdenſchätzen trachtend nur,
Gott vergeſſend und des Himmels, gruben.

Vor der Habſucht mit dem ſchielend gier'-
gen Auge,
In dem Iſabellenen Gewand,
Fielen ſchmeichelnd die bethörten Erdenkinder
nieder;
In der eignen Mutter Eingeweiden
Wüthend ohne Schonen,
Suchten ſie der lockend oft
Fliehenden verkrommne Spur,
Ewig ihrer goldnen, glühend
Giergen Augen Irrwiſch-Glanz.

Aber höhnend tückiſch nur
Immer fliehend,
Immer tiefer
Zu der Hölle
Mit Gebelle
Wiederkehrend, hauchte jähnend
Aus den Tiefen
Sie, verpeſtend, gift'ge Schwaden-Luft,
Weit verſcheuchend jeden Troſtes-Bringer.

Da ſank einſt der holdeſten der Engel jüngſter
Weinend vor des All-Erbarmers Thron,
Mit geſenktem kleinen Unſchuld-Fittig
In der ſanften Dehmuth niederknieend
An des Lichtthrons heilgen Schemel,
Ihm den tiefſten Fuß zu küſſen,
Leicht bedüftet von der Thräne
Hell beglänztem Roſenthau;
Bänglich hob er halb geblendet, lauſchend,
Das benetzte Lächel-Auge,
Flehte lieblich zu dem Vater auf,
Still ihn bittend
Daß er nicht mehr
Seinen armen trübſten Kindern
Alſo zürnend jeden Troſt verſage.

Aber ernſt und leiſ' und heilig rauſchend
Wie der Himmel höchſte Harfen,
Wie am heiligſten der Erdenfeſte
Aller Chriſten-Tempel ernſte Glocken,
In des Aethers Strahlen-Reine
Läutend ihre Opfertöne
Nach des ewgen Liebe-Vaters —
Stillem Throne, —
All' im höchſten Licht gehört um den All-ſchau'nden,
Leiſe dort, ein bebend Säuſeln, tönen:
Alſo weht in hoher Majeſtät der Töne

Aus dem Allverborgenſten hervor
Jetzt des erſten Throneswächters Stimme:

„Nur ſie ſelbſt ſind ihres Elends Väter,
„Gott vergeſſend und des Himmels und der Tugend,
„Suchend nach der Hölle Ausgeburt allein.
„Doch wenn nur ein einzig irdiſch Paar
„Noch des Himmels ſchönſten Engel achtet,
„Wird der Vater ihnen ſeinen höchſten Tröſter ſenden
„Und den Himmel auf die Erde ihnen.“

Und der lieblichſte der Strahlen blinket
An des hehren Sternen-Schemels Fuß.
Und des Himmels ſtillſter Engel ſinket
Auf des ernſten Allmacht-Wortes
Frühſtem Hauch-Erbeben nieder,
In dem zarten Lilienflore
Dicht verhüllt die ſchönen Glieder,
Sonder Zier,
Mit dem Veilchenkranz allein im blonden,
Ungeſchmückten Haar,
Nieder ſchwebteſt du zur Erde
Du o kindlich reine Tugend,
Heilige Genügſamkeit,
Stille Selbſtzufriedenheit.

Und ſie wallt im armen Kleide
Aus den Himmeln nieder irrend
Wandernd nun von Thür zu Thür,
Daß ſie eine Stäte finde,
Nur ihr müdes Haupt auf legen;
Aber ach von Thür zu Thür
Weiſet ſie des Geizes Gier;
Denn nicht Gold bringt ſie ihm mit,
Schimmert nicht, unſcheinbar, arm,

Wandelt, ohne Ehrſucht, ſtill.
Und ſie ziehet und ſie irret
Matt, verlaſſen, kaum nur weiter fort und fort.
Dennoch keiner aller reichen Erdefröhner
Ach erbarmet ſich der armen,
Und ſie weinet und ſie wanket
Und erkranket —

Sieh da naht ein einzig, liebend, Paar
Unſchuldvoller Hirten ihr,
Naht ſich ſtill zu ihr heran,
Führt ſie in die enge Hütte
Auf das Moos des Liebe-Bettes,
Neigt ſich küſſend über ſie;
Tränket ſie mit Labe-Milch,
Stärket ſie mit ſüßem Obſt,
Miſcht mit ihr der Thränen
Trüben Thau
Auf der Wange, um der armen
Brüder Loos,
Und der Liebe-Thränen eine
Fällt herab zum Wehmuth-Kranz. —
Doch mit einmahl
Welcher Duft weht auf vom Veilchen-Kranze?
Welcher Jüngling ſchwebt im leichten Tanze
Rund umſtrahlet
Von dem Iris-farbenen Aether?

Um ihn ſpielet,
Um ihn ſäuſelt
Der leichte Schleier,
Der aller Schmetterlinge
Farben ſchillert,
In dem Haar nickt
Die hohe Krone
Von der Pfauen Schweifen
Mit dem Augen Gefieder,
Von der Paradies Vögel Schmuck!

Siehe die Rechte
Schwinget der Prisma's
Iris-umſäumenden
Zepter des Zaubers,
Und der Pſyche Flügelpaar
Träget, Balſam-Düfte niederwehend,
Unter Sphären-Harmonien
Sanft mit Aeols-Harfen Melodien
Ihn zur Erde. —

Himmliſch-reiner Phantaſus! du biſt's
Du ſteigſt hernieder,
Sonnenſohn, aus Blumenſtaub gewoben,
Ahnungsbilder aus den höhern Welten
Zuzuwehn des Erdenſtaubes Kindern.
Leiſe ſchwebſt du zu der ſanften
Sternentochter, deiner Braut,
Hauchſt den zarten Kuß
Ihr auf die Lippen,
Ihr auf das Herz
Sie mit den holden Flügeln deckend.

Plötzlich ſiehe da entſchwillt ihr,
Schwillet, ſchwillet immer höher
Ihr das empfangende
Himmliſche Herz,
Ahnung, Hoffnung und die Sorge
Nun umflattern
Pflegend die Gebährende,
Die mit langem bangen Dulden,
Die mit zitternd ſorgenvollen Wehen,
Mit dem tief erſchütternd heilgen Beben,
Schwer umdrückt von ungewiſſer Zweifel Drang,
Ihrer Heimath denkend, neu, nun immer höher
ahnend, rang.

Aber endlich, — — ſieh, wie wird ihr?
Welcher Jubel? — ſieh es blinkt

Ein Lichtſtrahl, es ſpringt
Ein liebliches Kind
Von Lichtern umringt
Unter der Engel Chor
Lächelnd hervor
Ihr aus dem Herzen!
Enthauchend die Schmerzen
Der Mutter im Tanz,
Mit ſchimmerndem Kranz
Die leuchtenden Kerzen
Hoch ſchwingend in Händen,
Die Leiden zu enden!
Aufſtreuend ihr Roſen
Mit lieblichem Koſen;
Und Balſam und Thau
Der Kräuter der Au
Ihr auf die Wunden,
Hat ſchon ſie verbunden,
Ihr küſſend umwunden,
Woraus ſie entſprang;
Und mit heiterem Lächeln
In Maienduft Fächeln
Grüßt es mit Sang,
Ueber die Flur
Hüpfend auf Blumen-umkeimeter Spur!

Da umfließt
Da umtaucht
Ein roſiger Schimmer,
Aetheriſches Licht,
Heiter verklärend,
Die ganze Natur.

Und es bricht
Weihe und Jubel
Und ſchwärmender Gruß,
Immer ſteigend
Weiter hallend

Aller trunknen,
Aller taumelnden
Weſen hervor. —

Und es umflicht
Ein Kranz des Friedens,
Ein Kranz der Schöne,
Einer Bruderliebe Kranz
Die ganze Natur.

Neugebohren
Mit dem Kinde
Wird zum Kinde
Heiter verjüngt
Jedes der Weſen,
Freude tanzt auf allen Wegen.

Seht ihr aus der Höhlen Grüften
Leicht ſie dort hüpfen, die Begeiſterten, hin,
Nach den Düften
Der blumigen Wieſen,
Wo die ſpielenderen Bäche fließen,
Leicht mit verwandeltem kindlichen Sinn?
Bürger werden
Aus den Troglodyten
In geſelligen Hütten,
In der Freude geſelligem Band;
Engel werden
Höherer Erden
Aus den Böſen
Gramgeneſen
Alle, alle ſich verwandt.

Feind dort ſpringt von Feind zu Feinde
Und umarmt
Und küſſet ihn hold,
Alle grüßen ſich, ſind Freunde
Lieberwarmt;

Weit

Weit in die Winde
Streun ſie das ſorgvoll verblendende Gold,
Frei von der Binde,
Die der blinde
Gold-Gott um Augen und Stirnen einſt wand.

Nur des Weines Gold noch blinket in Pokalen,
Mit dem Silberklang
Rund kredenzt in Freundſchaft-Opferſchalen;
Und erlöſt vom Herzenzwang
Spielend enthüpft
Von dem Mund der Beredteren dort
Das gelallete Wonne-Wort,
Leicht wie der Muthwille fort
Tändelnd entſchlüpft;
Wie, von Kränzen umblüht,
Lächelnde Genien
Flatternd im Tanze ſich drehn
Fröhlich entflieht
Weit von der Reihe Rund
Wechſelnd das Brüder-Bund
Weihende Lied!

Und ſo gehe denn, mein Volk, und ſuche
Wenn die Freude dir entfloh,
Gehe, ſuche dir die Tugend,
Die in ſtille Hütten zog:
Mit ihr aus des Aethers Reine,
Aus dem Reich der ewgen Jugend,
Ihrem Zaubergatten winke,
Daß die Freude dich umblinke,
Die an ihren Brüſten ſog.

Miſche, Bruder, deine Freuden
Mit der heilgen Liebe Wonnen,
Miſche, Schweſter, deine Leiden
Mit der ew'gen Hoffnung Kronen
Und vom Himmels lichten Auen
Wird dir Heitre aus den blauen
Lüften mit balſamiſch lauen
Düften ſtill hernieder thauen.

Freude, ewge! du wirſt ſteigen
Aus der tiefen reinen Bruſt,
Friede, ewger! du wirſt neigen
An ihr Herz den Bruder-Kuß,
Sel'ges Lebens neu bewußt —
Und aus Schmerz entblühn die Luſt!

(Anmerkung während des Druckes.) Der Verf. iſt es ſich ſelbſt ſchuldig, hier noch anzufügen, daß er eben in dem Augenblicke nach dem erſten Abdruck dieſes Stückes erſt das Daſein einer ähnlichen, in mehreren zuſammentreffenden, ſchönen Dichtung erfahre, der Geburt der Freude von dem edlen Verfaſſer der Urania; ſ. Tiedge Elegien 2. Bändchen. — Auch durch die Hinweiſung auf den Genuß und die Vergleichung der dort befindlichen ſchönen elegiſchen Antwort Abälards an Heloiſen nebſt der Erläuterung des verehrungswürdigen Verfaſſers hoffen wir diejenigen Leſer, die ſie, wie wir, bis dahin nicht kannten, zu erfreuen. Nur daß Abälard auch dort aus zu großer Strenge der Aſcetik, ſich als ſchuldiger und troſtloſer verklagt, als er vielleicht je in Wahrheit war, worüber auch ſeine Ethik, oder Kenne dich ſelbſt (s. Pez. Thesaur. T. III.) mehreren Aufſchluß giebt; ſo wie noch mehr die Grabſchrift des heil. Peters des Ehrwürdigen, Abt zu Clüny, ſeines Zeitgenoſſen, der ihn „den Socrates Frankreichs, „den Plato Hesperiens nannte, der über ſich ſelbſt den „höchſten Sieg davon trug, und zu Clüny als ein wahrer „chriſtlicher Philoſoph (1142 im 63. Jahre) ſtarb.“

II. Anmerkung zu dem Gedichte

Die Vorſehung

oder

Moſes auf Nebo.

Seite 79.

Bei dieſem Stücke (verfaßt kurz vor der Befreiung der Völker Europa's und Deutſchlands im J. 1812), mit dem zum Theil auch die uralte rabbiniſche Sage, ſ. Joh. Müller Allg. Geſch. 1. Band Seite 457. 58. (Buch IX. 6 Jeſ. Chriſt.) zu vergleichen iſt, möge man einige Aufmerkſamkeit auch dem Verſuche ſchenken, der für die epiſche Kunſt, zum mindeſten der äußern des Versbaues, wohl von einiger Wichtigkeit ſein dürfte, eine dieſer weſentliche Stetigkeit und Versverkettung, wie die epiſche Darſtellung der Alten auf andre Weiſe erreichte, ohne Verluſt der ſchönen romantiſchen Stanzen oder Strophen durch Versreihen (Strophen oder Stanzen) mit verkettenden oder antwortenden Schluß- und Anfangs-Reimen, verbunden mit einem freieren Reimwechſel der innern Zeilen zu gewinnen. Wenn Boccacio und Arioſt mit Recht den dreifachen Kettenreim, die Ital. Terzine, als zu künſtlich verſchränkt, und beſonders wohl wegen der zu kurzen Strophen, für die erzählende Dichtung verwarfen: ſo läßt ſich dagegen doch unmöglich leugnen, daß durch deren Stanzen das fortlaufende Ganze der Erzählung in lauter kleine Bild-Stückchen zerſchnitten wird, die wenigſtens durch keine äußere Verknüpfung an einander gewoben erſcheinen. Unbegreiflich iſt es daher, wie trotz aller der vielfachſten, oft ſo kleinlichen Beſtrebungen der bisherigen Vers-Künſtler auch in unſern Zeiten, noch nie, ſo viel bekannt, eine für dieß bedeutendere Ziel, wie der Verf. hier verſuchte, gewagt worden iſt. Doch nur erſt in größeren epiſchen Darſtellungen, mit Vermeidung deſſen, was in dem gegenwärtigen Stücke vielleicht weniger glücklich gewählt ſein möchte, hofft der Verf. vollſtändiger zeigen zu können, welcher Gewinn der Wirkung für das neuere Epos durch den Verſuch dieſer Erfindung zu erreichen ſteht.

III. Beilage.

(Zu Seite 120.)

(Nur als einige Anklänge zu dem Seite 120 Erwähnten — betrachte man die beiden folgenden Verſuche. Aber dieſe wenigſtens glaubt der Verf. ſeinem Zweck und dem Gemüth ſeiner Leſer auch ſchuldig, und ſie ſcheinen nothwendig noch zu dem Ganzen an dieſe Stelle zu gehören.)

Vertrauen auf Gott.

Lied.

Wohlauf, meine Seele,
Erwähle, erwähle
Was hoch iſt, was recht!
Was groß, was gerecht!
Das mußt du vollbringen,
Es wird dir gelingen,
Auf! hoffe zu Gott!

Durchbrich dir die Bahnen!
Hell wehn dir die Fahnen
Des Siegs, und entflöhn
Sie all', — in den Höh'n

Flammt eine und winket,
Von Sternen umblinket:
Vertraue zu Gott!

Dir blühen die Sterne
In heiterer Ferne,
Im treueſten Blau,
Ein Frühling der Au.
Dein harrt dort Entzücken,
Aernt-Früchte zu pflücken.
O weihe dich Gott!

Entſchloſſenheit.

Zur Wahl! zur Wahl! raſch ſpähe was edel iſt,
Was groß, was beherzt dir die Seel' erhebt.
Nun empor! auf Flügeln des Lichtes ſchwebt
Der Entſchluß dir beſiegend der Seele Zwiſt,
Entfliegend von Gott dir der Strahl, den du fliegend erſtrebt.
Wo du weilſt, wo du harreſt,
Wo du bangſt, wo du ſtarreſt,
Dunkelt in Nacht ſich, dir ſchwindend, der Strahl,
Auf! mit Gott! denn, o Seele, zur männlichſten Wahl.

Zur That! zur That! kühn ſpring' in das Leben ein,
Es winkt zum Triumph dir des Willens Macht,
Zum Triumph, zum Triumph durch Gefahr und Schlacht,
Es winkt dir der Kranz, — dem Entſchloßnen allein.

Drum faſſe behend ihn, behend, weil die Blume dir lacht.
Wo du ſinnſt, wo du ſäumeſt,
Wo du zagſt, wo du träumeſt,
Flieht dir die That in höhnendem Tanz,
An der Locke nur hängt dir ihr Lorbeerkranz.

Von Gott! von Gott ſtammt männlichſter Helden-Rath!
Es ruft dir herab: die Stund' entflieht!
Es ermahnt dich umher: die Blume verblüht!
O faſſe die Blum', o erfaſſe die That,
Wo du ſtehſt, wo du wankeſt,
Wo du bleichſt, wo du ſankeſt,
Flieht die Kraft Gottes, nur ſtrafend, hinab.
Auf, mit Gott! denn o Seel', über Gefahr, über Grab!

Zum Kampf, zum Kampf! das Große gewagt, o Held!
Nur dem Schweiß wird der Preis, das Große gewährt,
Nur Entſchloſſenheit heißt der Mannheit Schwert!
Nur dem muthigſten Willen giebt Gott die Welt,
Gott ſchirmt dich, auf, Seele! ſei Gottes werth.
Wo du bebſt, wo du weicheſt
Wo du kehrſt, wo du fleugeſt,
Springt dir nur quälend die Reue herab,
Auf, mit Gott! denn, o Seel', über Gefahr, über Grab!

Zum Sieg, zum Sieg! fern blinkt dir ſein Zauberſchloß,
Es ſchimmern die Pforten in Demant-Pracht.
Auf! Entſchloſſenheit heißt die Eroberer-Macht,
Auf! Entſchloſſenheit heißt nur dein Zauber-Roß;

Laß klirren die Pfort', eh der Rieſe erwacht,
O enteile, o fliege,
O wage, o ſiege! —
Es klirren die Pforten! — der Unhold fällt!
Heil! nur dem edelſten Willen gehört die Welt!

Schluß-Spruch.

Weg zum Göttlichen.

Die Welt iſt Eines, aber nur im guten,
weiſen und großen, — im göttlichen Willen.

Frage:
Sag', o ſage mir, wie vollend' ich göttliches Großes?
Antwort:
Göttlich vollende dich ſelbſt, traun, du vollendeſt durch dich.
Frage:
Aber ſo ſage mir, ſag', wie vollend' ich göttlich mich ſelber?
Antwort:
Wolle nur Göttliches groß, traun, du vollendeſt — und dich!

Harald von Engern.

Von

F. W. Gubitz.

Verrath war es und Raubgier, was einſt Polens Schaaren auf das Gebiet des deutſchen Ordens trieb. Fürchterliche Schlacht focht ein ſchwaches Häuflein zuſammen geeilter Ritter mit den unbändigen Tauſenden der Feinde, doch es war ein Tag der Prüfung; der Allmächtige half mit keinem Wunder, die Mehrzahl der deutſchen Ritter ſtarb den herrlichen Tod für Recht und blutend aus vielen Wunden kämpften die Ermatteten ſich zu einem einſamen feſten Schloſſe.

Die übermüthigen Polen drängten ſich drohend um die Mauern, denen die Ritter im Drange der Nothwehr jegliche ſchirmende Kunſt zugeſellten. Ein wüthender Anſturm der blutſüchtigen Feinde war von der Verzweiflung entkräftigt, aber dieſe wurde der Eingedrängten völlig Herr, denn das

Schloß war an Nahrung arm, an Leichen reich. Und es verſammelten ſich Tages nach dem Sturm düſter die bleichgezehrten Geſtalten in der Halle, das Letzte zu theilen und den letzten Rath zu hören.

„Laßt uns, den Feinden Tod bringend, ſelbſt den Tod erkämpfen, öffnet die Thore, daß wir uns raſch erretten vor lebendigem Verweſen!“ Dies war der Ruf der jüngeren Ritter, doch die älteren riethen zur Flucht durch die unterirrdiſchen Gewölbe.

„Nicht Flucht, zum Tode hinaus, ſo ziemt es uns!“ ſprach die Jugend und die Greiſe erwiederten.

„Aller Kraft iſt vergangen, unſere Schwerdter entbehren die männliche Fauſt; nicht ſterben werden wir wie Helden, geſchmäht von den Feinden geben wir ihnen ein Feſt des Mordes, Flucht alſo!“

Doch nicht überherrſchen ließen ſich die jungen Ritter, ingrimmig, daß ſie nicht Sieger ſeyn konnten, erſehnten ſie den Tod, ſprechend:

„Was hälf' es uns, wollten wir flüchten! — der Feind muß die Leere des Schloſſes entdecken; nachjagen wird er, uns Halbtodte ereilen und nur mit größerer Schmach, die auch bey den Unſrigen fortlebt, ſinken wir ins Grab. Hinaus und Tod!“

Die Mehrſtimmen geboten, ſchon erſcholl der Befehl die Thorflügel weit zu öffnen, da ſchlich der blinde Harald von Engern heran, ehmals Burgwärtel des Schloſſes, bisher ſchon lange gepflegt von ſeinen

Brüdern. Betrübt und ſtumm hatte er im Rathe geſeſſen, jetzt hob er die gefalteten Hände hoch empor, bittend um das Wort. Alle ſchwiegen vor der Ehrwürdigkeit des einſt hochgefürchteten Chriſtenkämpfers, deſſen Rede alſo klang:

„Lieben Brüder und Herrn! Es ſey Gott inbrünſtig geprieſen, daß er mir vergönnt, ſo nahe am Grabe noch dem Orden meine Treue zu beweiſen und ihm für die Liebe, mit der er mich viele Jahre hindurch hier pflegte, zu danken. Denn ſo iſt es: Euer Leben gehört nicht euch, ihr ſeyd es dem Orden ſchuldig und Hochverrath wär' es, ſich unnütz opfern zu wollen in einer Zeit, wo es noch mit Nutzen geſchehen wird. Darum flüchtet Alle von hinnen, mich aber leitet zuvor zu der Capelle und gebt mir das Glocken-Seil in die Hand, ich werde dann, bis mich der ewige Vater abruft, läuten, als erflehten wir Hülfe von oben — wie wir es auch thun! — Die Feinde werden ſo nicht daran denken: daß die Veſte leer ſey und eure Rettung muß glücken! — Thut das ſo, lieben Brüder und Herren!“

Wie verklärt ſtand der Greis bei der Rede und ſtreckte nun die Arme aus, daß man ihn leiten ſolle; Alle ſanken an ſein Herz und ihm zu Füßen, um ſeinen Segen bittend.

„Geb' euch der Allmächtige Heil, er wird den letzten Wunſch meines himmelan gewandten Irrſeyns gewähren!“ ſo ſegnete der Alte und trieb nun an. „Macht fort, lieben Brüder!“

Und ſie mußten ihn geleiten und weinten um ihn bei dem Abſchiede. „Lebt wohl!“ wiederhallte es rings und er ſprach:

„Lebt wohl und brav! In dreien Tagen iſt mein hundertſter Geburtstag, ich denke ihn droben zu feiern und für euch zu bitten!“

Mit dauernden Thränen wankten die Brüder von dannen; bald ertönte das Glöcklein und tönte fort Tag und Nacht und die Feinde meinten: es ſey im Dienſte Gottes und vermochten endlich nicht es zu deuten. Am dritten Tage klang es ſchwächer und immer ſchwächer, bis es ſchwieg.

Da wollten die Heiden zum andernmale ſtürmen und fanden nirgend Kampf und als ſie die Mauern überſtiegen hatten, drangen ſie auch zur Kapelle, wo Haralds letzter Blick eben zum Himmel ſcheiden wollte. Heilig glänzend erhob ſich der Alte, mit Todesgluth alſo kündend:

Nah iſt's, daß die Schuld ihr büßet,
Eurer Thaten Trugſtern bricht!
Eh' euch noch die Heimath grüßet
Faßt euch blut'ges Strafgericht.
Gott, der mir den Tod verſüßet,
Gott verläßt die Seinen nicht!“

Zuſammenſinkend lag er todt an den Stufen des Altares. Entſetzen ergriff die Heiden und ſie wurden der geringen Beute nicht froh. Und als ſie grauenvoll nach wenigen Tagen weiter zogen, da war die

Macht des Ordens heran, mit ihr zurück kehrten auch die Geflüchteten und im Rachekampfe ſielen die Knechte der Habſucht, wenige nur erreichten ſchmachvoll und eingeſchreckt Polens Grenzen.

Und der Orden hatte lange Trauer über Haralds Tod und lange Freude über Haralds-Thal.

Die Fiſcherin.

Von

L. M. Büſchenthal.

Es fuhr eine Jungfrau im Nachen,
Wohl ſchaukelnd hin und her;
Und thät ſich Vergnügen machen
Weit auf dem offnen Meer.

In Händen die ſchwankende Gerte,
Die goldne Angel daran,
Drängten auf ſilberner Fährte
Die Fiſchlein ſich heran.

Sie ſah ſie nicken und picken,
Mit wohlgewogenem Blick;
Doch als ſie nun wollten pflücken,
Da zog ſie den Köder zurück.

So trieb ſie ihr Spielchen behende
Mit liſtig gewandtem Sinn;
Doch brachte das Spielchen am Ende
Ihr nimmermehr Gewinn.

Denn als ſie einſt ſaß im Nachen,
Wohl lauſchend hin und her,
Da öffnet den ſchrecklichen Rachen
Das ſtürmiſch wogende Meer.

Hervor mit behendem Sprunge
Kam plötzlich ein Haifiſch groß;
Der zog mit gewaltiger Zunge
Die Jungfrau in Meeresſchooß.

Die Fiſcher hörten ſie ſchreyen
Und ſahen ſie ſinken hinab;
Doch keiner ſie wollte befreien,
Es birgt ſie auf ewig das Grab.

Ida von Unſpunnen.

Von

L. Belhar.

Auch ich, ihr glücklichen Bewohner großer Städte, auch ich trank aus dem Kelche eures Genuſſes; auch ich koſtete die ungebundene Freiheit eurer Sitten, die ihr in den täuſchenden Schleier des guten Anſtandes, der höheren Ausbildung, ſo fein zu bergen verſteht. Ich bin vielleicht jetzt noch zu ſehr von der unwiderſtehlichen Ueppigkeit eurer Wiſſenſchaft, eurer Kunſt, und allem Zauber, mit welchem Genie, Talent, Geſchmack, die ſüßen Träume eures Menſchenlebens unaufhörlich verſchönern, eingenommen. Warum bleibt aber das Herz, mitten in dem Genuß dieſer Seeligkeiten leer, kalt? Warum empfindet die Seele ſo ſelten jene erhebenden Aufwallungen, welche dieſelbe allein über das Erdenleben empor zu ſchwingen vermögen? Warum iſt es ſchwer, bei dieſer Fülle von Hülfsmitteln, Kenntniſſen, eindringender Vernunft, feſte Ueberzeugung, und reines Gefühl aufzufinden? Ach, der Menſch

wird

wird ſo wenig dabei an ſeine Pflichten, ſo wenig an ſeine wahre Beſtimmung erinnert. Seine leicht erworbenen Freuden, der beſtändige Rauſch ſeines Genuſſes, ſeiner Zerſtreuungen, weit entfernt, deſſen geiſtige Kräfte zu entwickeln, dämpfen, erſticken dieſelben. Einfache rohe Sitten, ſtrenge ungekünſtelte Geſetze, deren Geiſt geeignet iſt, ſeine ſittliche Kraft zu verſtärken, ſind vielleicht allen Fortſchritten der Ausbildung, den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, den ausgedehnteſten Einſichten vorzuziehn, wenn dieſe von dem weſentlichen Zwecke jener Entwickelung der Beförderung des einzelnen, und des allgemeinen Glückes, abweichen. Selbſt die Stärke unſerer Leidenſchaften, das Glück, die Begeiſterung, zu denen ſie uns Empfänglichkeit geben, können nur in dem Verhältniß, der Stärke unſers Gemüthes, der beſtimmten Richtung unſers Willens, unſerer Begierden, beſtehen.

Im guten, wie im argen Sinne, gibt es keine Seelen mit ſtarken Gefühlen, außer denen, welche ſich durch eine unwiderſtehliche Gewalt hingeriſſen befinden; es ſey nun die Herrſchaft der Sünde, aber auch noch ſicherer die Macht der Tugend. Um einige auffallende Beyſpiele ſolcher tiefen Gefühle des Haſſes, der Liebe aufzuſtellen, mußte ich in die früheſten Zeiträume unſerer Geſchichte zurückſehen, und da bot ſich meinem Gedächtniß vor allen Ida dar, die Tochter des letzten Freiherrn von Unſpunnen. Ich theile die Erzählung mit, wie ich ſie von einem alten Bewohner dieſer ſchönen Landſchaft erfuhr. — Der Freiherr von Unſpunnen beſaß einen großen Theil des Oberlandes. Er lebte ſchon ſeit mehreren Jahren einſam in dem geräumigen Schloſſe ſeiner Ahnen; untröſtlich über den Verluſt einer Gattin, die ihm der Tod in der Blüthe ihrer Jugend entriß, von welcher ihm nur noch eine einzige Tochter, die ſchöne Ida hinterlaſſen war, denn ihre drei Brüder, waren in dem unglücklichen Kriege der burgundiſchen Lehnsmänner mit den Anhängern des Reichs, rühmlich umgekommen. Wenn ſie gleich ſeit dem Tode der Mutter unter der Leitung einer nahen Anverwandten ſtand, welcher die erſte Jugend dieſes liebenswürdigen Kindes anvertraut war, ſo brachte ſie doch bald die meiſte Zeit bei ihrem Vater zu, ſobald es ihre Kräfte nur erlaubten, an ſeinem Zeitvertreib und ſeinen Uebungen Theil zu nehmen, welche ihm ohne ſie freudenlos waren. Ihm zu lieb mußte ſie reiten, Lanze ſtechen, Pfeile ſchießen, Berge, Felſen beſteigen; mit ihm ſich gewöhnen, in den ungewohnteſten Wildeneien herum zu ſtreifen. Um dieſe Mühſeligkeiten leichter, ſicherer zu ertragen, ſah man ſie meiſtentheils in der Tracht eines jungen Ritters. Aber da nicht eigene Neigung, ſondern Liebe zu ihrem Vater ſie zu dieſen Uebungen bewog, ſo zog ſie die Kleidung ihres Geſchlechts wieder vor, ſobald ſie ſich wieder in der ruhigen Geſellſchaft ihrer Verwandten befand; wenn gleich ihr Anſehen, ihre Geſichtszüge bei der

Verkleidung, die ſie nur aus der lobenswertheſten Abſicht ſich gefallen ließ, nichts an natürlicher Anmuth, an ſanfter Beſcheidenheit einbüßten. Indem Ida mit den Pflichten ihres Geſchlechts, einige Sitten des unſrigen verband, ſchien ſie feſter, muthiger, blieb aber dabei nicht minder ruhig, gütig, mild und empfindſam. Sie hatte kaum ihren ſechzehnten Lenz erlebt, ſo dachte ihr Vater darauf, ihr einen würdigen Gemahl zu finden, der ſeine Sache zu unterſtützen, den Tod ſeiner Söhne, welchen er nicht verſchmerzte zu rächen vermöchte. Er ſchrieb deshalb ein Lanzenſtechen aus, zu welchem die edelſten Ritter der umliegenden Gegend eingeladen wurden: die von Ringgenberg, von Mülinen, von Wattenwyl, von Brandis, von Erlach, und von Luternau.

Das Feſt wurde in dem gleichen Thale gefeiert, in welchem neulich die ländlichen Spiele unſerer Alpenhirten wieder erneuert wurden, am Fuße des unerſtiegnen Berges, dem das blendende Schneegewand, mit dem ihn vergeßne Jahrtauſende bekleideten, den ſchönen Namen der Jungfrau erwarb. Der Ritterkampf war viele Wochen vorher angeſagt, daher erſchienen nicht nur die Blüthen des Adels aus der Gegend umher, ſondern auch viele Edle aus Burgund, jenſeits dem Jura, aus dem benachbarten Reichslande.

Unter den Rittern, welche ſich um den Kampfpreis bewarben, zog ein Jüngling von ebenmäßigem Wuchſe, aber hohem Anſtande, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er trug einen himmelblauen Harniſch von der feinſten Arbeit. Ohne Wahlſpruch und andern Schmuck, als ſeine leichte und gefällig über die Schultern hangende Feldbinde, ritt er einen prächtigen Licht-Fuchs, deſſen Sattel und Zeug ſich durch die gleiche Prunkloſigkeit auszeichnete, wie die Rüſtung ſeines vortrefflichen Ritters.

So unbekannt der junge Ritter auch war, oder ſcheinen wollte, ſo machte doch ſein beſcheidnes Weſen, und ſein zuverſichtlicher Anſtand, ſolchen Eindruck, daß weder der alte Herr von Unſpunnen, noch irgend einer jener erlauchten Nachbarn, daran dachten, ihn auszutragen, ehe ſie demſelben die Schranken öffnen ließen, an welchen er ſich zuletzt gemeldet hatte.

Die Richter des Kampfſpieles ließen das Loos über den Rang entſcheiden, nach welchem die Ritter in der Bahn auftreten ſollten, der Name Ringgenberg kam zuerſt heraus. Der edle Ringgenberg rechtfertigte dieſen Vorzug durch die Stärke und Geſchicklichkeit, womit er alle ſeine Gegner zu Boden warf, oder wenigſtens aus dem Sattel hob. Der junge Unbekannte weigerte ſich, mit dem Kämpfer ſich ſogleich zu meſſen, da deſſen Arm durch ſo manchen Sieg ermüdet ſein müßte; er bat die Richter, denſelben zu einiger Erholung einzuladen, indeß er ſelbſt ſeine Kräfte an einigen friſchen Mitwerbern verſuchen wollte. Kaum war der Jüngling mit dem vierten Gegner fertig worden, als Ringgenberg, welcher es nicht erfragen konnte, einen Sieg zweifelhaft zu ſehen, deſſen er ſchon ſicher geweſen, wieder in ſeine Reihe zu treten begehrte. Durch die Heftigkeit, mit der ſein Stoß den Schild des jungen Ritters traf, hatte deſſen Pferd ſchon zweimal geſtrauchelt; aber dieſer hob ſich jedesmal wieder, mit ſo abgemeſſener Kraft, daß ſein Muth nur höher entflammte. Beim dritten Angriff ſtreckte er ſeinen Gegenrenner durch einen einzigen unverſehenen richtigen Stoß in den Sand.

Während der Beſtürzung, welche des edlen Ringgenbergs Fall erregt hatte, und während für den Unbekannten friſche Kämpfer aufgerufen wurden, erſchien ein junger Ritter, den man noch nicht bemerkt hatte; er näherte ſich beſcheiden den Richtern, und bat um die Erlaubniß: mit dem jungen Unbekannten zu kämpfen. — Der Kampfplatz wurde den neueren Gegnern eröffnet, aber ihr Angriff glich den vorigen nicht; man verwunderte ſich auf einmal mit weniger Heftigkeit und Anſtrengung, aber mit deſto mehr Kunſt und Gewandheit ſtreiten zu ſehen. Man erſtaunte über die Lebhaftigkeit, die Anmuth und die Schnelle der Bewegungen, mit denen die Kämpfer ſich verfolgten, und im Augenblick, indem ſie einander beinahe erreicht hatten, ihren wechſelſeitigen Stößen wieder auswichen. Endlich brach dem neuen Ritter, als er ſich, um dem Sieger Ringgenbergs einen deſto ſicherern Stoß beizubringen, zu ſehr zurückgebogen, der Riemen ſeines Helmes, und man erblickte

Geſichtszüge welche allgemein, und deſto reizender überraſchten, weil ſanfte Beſcheidenheit ſie plötzlich mit der lieblichſten Schamröthe überzog. — Der junge Ritter ſieht es; augenblicklich ſinkt ſeine Lanze, er ſtürzt ſich von ſeinem Renner, läßt das Helmgitter fallen, umfaßt die Knie der ſchönen Ida, (denn ſie war es) und erklärt ſich für überwunden.

Dieſer Auftritt machte ſo tiefen, und lebhaften Eindruck auf beide Herzen, daß er ihr künftiges Lebens-Loos beſtimmte. Mag man zu unſrer Zeit ſolche plötzliche, und dauerhafte Gefühle immerhin bezweifeln; das wundert mich nicht: da unſere Sitten den Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern ſchon in früher Jugend begünſtigen, und der ſinnliche Genuß nicht ſelten der geiſtigen Entwickelung zuvor kömmt; ſo verſchwindet die Gewalt der erſten Eindrücke, oder dieſe verlieren ſich unter der Menge aller derer, für welche wir durch unſere Erziehung und unſern Geſchmack früher oder ſpäter empfänglich werden.

Aber die ſchöne Ida hatte bisher nur ihren Vater, und einige ſeiner Nachbarn geſehen. Der junge Ritter, der zu ihren Füßen lag, hatte ſich nur mit den jugendlichen Uebungen ſeines Standes beſchäftiget. Er ſah in dieſem Augenblick zum erſtenmal das Mädchen — er wäre ſtolz darauf geweſen, ihr ſein ganzes Herz, und ſein ganzes Leben zu widmen — im vollen Reize der Jugend und Schönheit; unter dem ſüßen Ge-

fühl

fühl befriedigter Ruhmbegierde, überraschte ihn plötzlich ihr Anblick!

Es that seinem Ehrgeitz wohl, der liebenswürdigen Amazone den Sieg zu überlassen, aber noch süßer war es für sein Herz. Er schien mit unwiderstehlicher Gewalt an ihre Kniee gefesselt. Doch so groß auch seine Verwirrung war, so brachte ihn doch der Eifer, mit dem Alles zusammen lief, um den neuen Sieg zu bejubeln, wieder zu sich selbst, und erinnerte ihn: daß es Zeit sey, sich der Neugierde so vieler Zuschauer zu entziehen. Er schwang sich plötzlich auf sein Roß, setzte im Flug über die Schranken des ruhmvollen Kampfplatzes, und hielt erst an dem entfernten Meierhof bei Rallingen, an der Straße von Thun, wo sein Stallmeister auf ihn wartete. Er hatte zwar vorher schon beschlossen, sich nicht zu erkennen zu geben, das Lanzenrennen möchte auch enden, wie es wollte; aber er vollzog seinen Entschluß mit ganz anderer Gemüthsstimmung, als er ihn gefaßt hatte.

Dieser Ritter war der jüngste Sohn des Freiherrn von Wädenschwyl, dessen Schloß, noch bey unserm Gedenken, den ganzen reichen Bezirk beyder Ufer des Zürcher-See's zu beherrschen schien. Er war so, wie sein Vater, der Reichsparthey zugethan. Von der Wiege an wurde er an dem Hofe der Herzoge von Zähringen erzogen, und das Haupt dieses erlauchten Geschlechts liebte ihn wie seinen eigenen Sohn. — Als er sich bei dem Kampfspiel einſtellte, war ſeine Abſicht bloß geweſen: den Stolz der Burgundiſchen Parthei zu demüthigen, und ſich mit eigenen Augen zu überzeugen: ob Ida wirklich die hohe Schönheit beſitze, welche der allgemeine Ruf ihr ertheilte. Als er ſie geſehen hatte, als er von ihr, wo nicht durch die Geſchicklichkeit ihres Armes, doch durch die Macht ihrer Reize beſiegt war, wie hätte er da nicht befürchtet, als Feind ihres Vaters erkannt zu werden? Die Vortheile, die Ehre des Kampfpreiſes, die er vor ſeiner letzten freiwilligen Niederlage erworben hatte, rührten ihn nicht; ihn beſchäftigte allein der Gedanke: ſich der ſchönen Ida zu entdecken, ohne ihre kindliche Liebe zu beunruhigen, und den Groll des erlauchten Greiſes gegen ſeine eigene Perſon noch zu vermehren. Rudolph von Wädenſchwyl befand ſich in dem glücklichen Alter, wo man ſich ſo leicht und gern der Begeiſterung, der Tugend und ihren ſüßeſten Hoffnungen überläßt. Er glaubte, eine edle Freimüthigkeit würde das unfehlbarſte Mittel ſeyn, alles Unrecht gut zu machen, das er in ihren Augen haben könnte. So fand die Tochter des Freiherrn von Unſpunnen, gleich am folgenden Morgen nach dem Lanzenſtechen, ein Zettelchen in einem ſammetnen Ueberſchlage, mit einer Krone von Lorbeern und Myrten umſchlungen, des Inhaltes: „Ja leider, liebenswürdige Ida, war ich noch geſtern Eures Vaters Feind, Sohn des Herrn von Wädenſchwyl, und von der zarteſten Kindheit an den Herzogen von Zähringen ergeben, fürchtete ich mich nicht, mich in einen Wettkampf einzulaſſen, zu dem ich nicht einmal das Recht hatte, Zuſchauer zu ſein. Ihr habt meine unbedachtſame Jugendlichkeit beſtraft und Eure Ritter gerächt. Aber ich habe jetzt noch tauſendmal nöthiger, die Gnade anzurufen, als da ich mich derſelben ergab. Gebietet dem Feinde, den Ihr entwaffnetet. Er iſt bereit für Euch und Euren Vater Alles zu thun, was ihm Ehre und Dankbarkeit nur zu thun geſtatten, Alles was ihm glühende Liebe eingeben kann, mit welcher ein Blick von Euch ſein Herz erfüllte, und die keine Macht des Haſſes, ſelbſt der Tod nicht wird auslöſchen können.“ — Als Nachſchrift bemerkte der Ritter: ein Knabe ſey beſtellt Ida's Antwort in der Nacht unter der Schloßmauer zu empfangen, welche durch den Einſiedler einer nahe gelegenen Kapelle ſicher in die Hände des Schreibers gelangem werde.

Dieſes Briefchen erweckte ſüße, nie empfundene Gefühle in Ida's Herzen, welche mit einer beſondern Unruhe, und mit unbeſtimmten Beſorgniſſen begleitet waren, die ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte. Aber da ihre reine, unſchuldige Seele nie einen Gedanken von Haß oder Rache gekannt hatte, ſo wählte ſie in der edlen Einfalt ihres Herzens ihren Vater ſelbſt zu ihrem Vertrauten. Mit Verwunderung hörte ſie der Freiherr an, als ſie ihm anzeigte: ſie kenne den jungen Unbekannten, der bei dem

Turniere ſo große Tapferkeit, ſo viele Beſcheidenheit gezeigt habe. — Sein Blick wurde finſterer, als er ſah, mit welcher Theilnahme ſie von dieſem Ritter ſprach. Aber ſo bald er ſeine Augen auf das Schreiben ſelbſt warf, ſobald er Wädenſchwyls und Zähringens Namen las, zerriß er grimmvoll die Schrift, zertrat ſie, und rief: Der Unverſchämte, der Vermeßene! Er, deſſen Vater oder deſſen Beſchützer vielleicht ein Mörder meiner Söhne iſt! — Ida, wenn du meine Tochter biſt, wenn du mein Kind bleiben willſt, ſo vergiß das ſchmähliche Geſtändniß auf der Stelle, ſprich mir nie mehr den gehäſſigen Namen aus, den du aus kindlicher Pflicht verabſcheuen ſollſt, wie ich ihn verabſcheue, wie ich ihn verabſcheuen werde, ſo lange noch ein Funken Wärme meine Kräfte beleben wird, die für meine Rache, nur leider ſchon zu ſehr geſchwunden ſind.

Das fürchterlichſte Gewitter, das plötzlich den wolkenloſen Himmel überzieht, erſchreckt den jungen unerfahrnen Schiffer nicht, wie dieſes Aufwallen eines geliebten Vaters die ſanfte Unſchuld und das reitzbare Zartgefühl Ida's überraſchte und betäubte. Beſchämt, und mit Augen voll Thränen barg ſie ſich hinter dem ſammetnen Vorhang des Zimmers, der ihr und Hedwigs gemeinſchaftliches Lager umſchloß. Sie wollte ihren Kummer und ihren Schmerz in den Buſen der treuen Verwandten ausgießen, als ſie ihren Vater aus dem Zimmer gehen, und die Thüre mit Ungeſtüm hinter ſich zuziehen hörte: da ſtürzte ſie nach, um ihn einzuholen, aber ſeine Thür war verſchloſſen. Ihr blieb nur der Troſt noch, den ſammetnen Umſchlag zu finden, den der Vater am Boden gelaſſen. Sie hob ihn ſchnell auf, küßte ihn vielmals, und barg ihn in ihrem Buſen.

Du haſt Alles gehört, ſagte ſie zu ihrer Baaſe: wie läßt ſich ſo viel Haß und Groll in der Seele eines ſo guten Vaters denken? Was wird er über mich beſchließen? Was gegen ihn vornehmen? und was ſoll ich ſelbſt thun? — Gehorchen, erwiederte die Baaſe. Es iſt nichts heiliger, als der väterliche Wille! — Ach, mein Herz widerſpricht heute zum erſtenmal dieſem Willen. Und wie kann ich den Eingebungen des Haſſes gehorſamen, wenn das zärtlichſte Mitleiden, die großmüthigſte Ergebenheit mir die Kraft dazu nehmen? — Du täuſcheſt dich, Ida! Nicht dem Haſſe, dem Anſehen eines Vaters, der dich zärtlich liebt, ſoll eine Leidenſchaft nachſtehen, die ſich deiner Seele viel zu plötzlich bemeiſterte, als daß du dich derſelben ohne Mißtrauen überlaſſen ſollteſt. Ich will gern glauben, Rudolph von Wädenſchwyl verdiene den Vorzug, den ihm ſeine Tapferkeit, ſein Edelmuth, ſeine Liebe in deinem Herzen erwarb; indeß iſt ſein Betragen darum nicht minder unvorſichtig. Es würde dieſes auch ſelbſt dann noch ſein, wenn gleich die heftige Feindſchaft zwiſchen der Parthey ſeines Beſchützers, und der Parthei deines Vaters nicht herrſchte. Alles was wir in dem Augenblick für den jungen Waghals thun dürfen, beſteht darin: ihm die Gefahr anzuzeigen, welcher er ſowohl dich als ſich ſelbſt ausſetzen würde, wenn er länger in dieſer Gegend bliebe. Seine Entfernung wird der erſte Beweis von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen ſeyn, und du haſt das Recht, dieſen Beweis von ihm zu fordern. Vielleicht wird eine nähere, oder fernere Zukunft eine glücklichere Lage mit ſich bringen. Dank ſey dem Himmel, der Haß iſt ein zu drückendes Gefühl, um ewig zu dauern: Vernunft, Zeit, Dankbarkeit und Liebe haben ſchon mehr als einmal dieſe läſtige Leidenſchaft beſiegt.

Das war ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl, und doch brachte er beſänftigenden Troſt in Ida's tief erſchütterte Seele, deren aufgeregte Gefühle deſto lebhafter waren, da die eben empfangenen Eindrücke ſo plötzlich auf einander gefolgt, und ihrem Herzen ſo neu und überraſchend gekommen waren.

Sie ſchrieb auf den Rath ihrer Verwandten einige Zeilen, und band das Briefchen ſorgfältig an die erhaltene Myrten- und Lorbeerkrone, welches ſie dann an der Mauer des großen Schloßthurms, deſſen Trümmer noch heute vorhanden ſind, herunter ließ, wo es der wartende Bote empfing. Es kam bald in des Einſiedlers Hütte, an den es überſchrieben war, denn dieſer war dem Boten, ungeduldig über ſein langes Ausbleiben, von ferne entgegen gegangen.

Der Freiherr von Unſpunnen forderte nun ſeine Tochter viele Tage hindurch nicht mehr auf, ihn zu begleiten wenn er ausging, er würdigte ſie ſelten eines Wortes, er wich ſogar ihren ſonſt gewöhnlichſten Dienſtleiſtungen aus, und wenn er dieß nicht konnte, ſo nahm er dieſelben doch mit der trockenſten Gleichgültigkeit auf. Seine Blicke; die ſonſt mit ſo großem Wohlgefallen auf der geliebten Tochter zu ruhen pflegten, fürchteten jetzt die ihrigen zu treffen, und wenn ſie auch einen Augenblick auf ihr verweilten, ſo waren ſie mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzens begleitet.

Ida duldete ſchweigend, ſie wagte kein Wort, keine Geberde aus Beſorgniß, durch das unſchuldigſte Verſehen einen neuen Sturm zu erregen.

Endlich brach ihr Vater das Stillſchweigen. — So hab' ich nun ſagte er, keine Tochter mehr! — Hätte Ida, die ich ſo zärtlich liebte, ſonſt dieſe Stimmung ertragen, in der wir uns zuſammen befinden,—ehe ein Verwegner ſie zu rauben verſuchte! Hätte die Ida, welche ich ſo innig liebte, in der Kälte ihres Vaters, den Kummer und die Verzweiflung überſehen, die ſeine Seele erfüllen? —„Sie unterliegt dem Kummer ihres Vaters tauſendmal am Tage, aber ſie fürchtet ſich ein Wort zu ſagen, das ſeinen Zorn reitzen oder erneuern könnte." — Hängt es denn nicht von ihr ab, dieſen jeden Augenblick zu ſtillen? — „Auf der Stelle, wollte Gott! wenn es nur nicht mit Verleugnung ihrer Aufrichtigkeit geſchehen muß; denn die Tochter des rechtſchaffenſten aller Sterblichen darf auch nie ihre wahren Geſinnungen verläugnen.“ — Du dürfteſt mir alſo nicht verſprechen, niemals die Gattin vom Feinde unſeres Hauſes zu werden? „Niemals die Gattin irgend eines Mannes, ohne die Zuſtimmung meines Vaters.“ — Auch bei der Gewißheit, dieſe Zuſtimmung nur für Ringgenberg zu erhalten? — Das iſt vielleicht mein Tod; aber ich werde meinem Herzen und meinen Pflichten treu bleiben.

So ſchwach auch der Troſt war, den Vater und Tochter aus dieſer Unterhaltung ſchöpften, ſo hatte er doch die heilſame Wirkung: daß ihr beiderſeitiges Zutrauen wieder auflebte. Ihre Traurigkeit blieb die gleiche, aber es herrſchte minder Strenge und Kälte von einer, nnd minder Furcht und Beſtürzung von der andern Seite, verbunden mit einer ruhigen und ergebenen Erwartung der Zukunft. Indeß nagte Gram ſichtbar an Ida’s Geſundheit, was die Peinlichkeit mehrte.

Auf den Höhen, welche den Thuner-See umgeben, ſtand damals zwiſchen zwei Höhlen eine Einſiedelei, deren maleriſche, ſchauerliche Anſicht noch jetzt die Neugierde der Reiſenden anzieht. Dort wohnte ein Waldbruder, der aus fernen Landen gekommen war, und deſſen Heimath unbekannt blieb, welcher aber ſeit vielen Jahren ſich der wohlverdienten Liebe und Hochachtung erfreute. Ida's kindliche Ergebenheit hatte den alten Unſpunnen gerührt, die Entkräftung, durch welche ihre aufblühende Schönheit verzehrt wurde, beunruhigte ihn; er billigte daher Hedwigs Vorſchlag: ſeine Tochter zu dieſem heiligen Manne zu führen, um ſeine Fürbitte und ſeinen Rath zu erhalten. Doch heimlich trug er der Verwandten auf: dem Einſiedler die Vermeſſenheit des jungen Ritters in ihrer wahren, das hieß ſo viel, als in der gehäſſigſten Geſtalt zu ſchildern. Ihr Weg war nicht fern, und doch verſammelte der Freiherr zwanzig ſeiner getreueſten Dienſtmänner zum Geleite der edlen Pilgerinnen. Als ſie am Ufer des See's beim Eingang des engen Fußſteiges anlangten, der ſich in ſeltſamen Krümmungen zur Wohnung des Waldbruders hinaufwand, ſtiegen ſie von den Zeltern und ſetzten ihren Weg in Begleitung eines Knappen fort. Ida ruhte bei dem Bethäuschen, das noch etwa dreihundert Schritte von der Einſiedelei entfernt war. Indeß eilte Hedwig voraus, um dem Waldbruder den Beſuch, der ihn erwartete, anzuzeigen, und ihn mit der Abſicht deſſelben bekannt zu machen.

Ida kam ihr bald nach. Sie fand den Einſiedler mit Hedwig im Geſpräch. Beide ſaßen, auf einer, mit Moos gepolſterten Bank, an der innerſten Wand jener ſchönen Felſenhöhle, welche Epheu und mancherlei Pflanzen ſo maleriſch ſchmückten, deren rankende Schafte hier wurzelnd an das Geſtein, dort ſanft herabhangend zum Boden, die heilige Freiſtätte mit immergrünem Teppich überzogen. Hedwig war ſo eifrig im Sprechen, der Einſiedler hörte ſo aufmerkſam zu, daß Ida ſchon am Eingang gekniet hatte, ohne daß die Eine, oder der Andere es gewahr wurden. Sie ſtand auf, um ſich demſelben zu nähern, als die Worte ihr auffielen, welche der ehrwürdige Greis mit ſanftem aber feierlichem Tone zu Hedwig ſprach: „Die Wahrheit allein, Schweſter, hat das Recht zu überzeugen. Ich werde nichts über den Jüngling ſagen, was ich weit entfernt bin von ihm zu denken. Er hat mir ſeine geheimſten Herzens-Angelegenheiten vertraut. Ich kenne keinen edleren, großmüthigeren jungen Ritter, als ihn.“

Ihr kennet ihn, mein Vater, rief Ida lebhaft. — Ja, meine Tochter; und wenn ich dich zum erſtenmal ſehe, ſo glaube ich doch auch diejenige zu erkennen, welche ihn zu ſeinem, und zu ihrem eigenen Unglück gerührt hat. —

Es gibt alſo keine Hoffnung mehr? —

Es gibt nur eine Hoffnung, die niemals täuſcht: das iſt die Hoffnung von oben herab, welche allein unſere Wünſche zur ewigen Quelle der Wahrheit und Glückſeligkeit zurück bringt. Du ſelbſt, meine Tochter, haſt du nicht, bei aller Jugend, ſchon ihre bedenklichen Gefahren kennen lernen? —

Nur allzuſehr; aber ehrwürdiger Vater, gibt es denn in den dunklen

Irr-

Irrgängen der Zukunft keinen einzigen glücklichen Ausweg? Gar keine Erleichterung für die Schmerzen, welche mein Herz zerreiſſen? Keinen andern Troſt mehr für mich, als die Ruhe des Grabes?

Behüte Gott, meine Tochter, nichts darf deinem Herzen den Troſt entziehen, den es ſehr bedarf. Aber unſere Hoffnungen, wären es auch die unſchuldigſten, die ſüßeſten, ſollen unſere Handlungen nicht beſtimmen, dieß kömmt allein dem ausdrücklichen Willen der Gottheit, und den Pflichten zu, welche dieſer uns auferlegt. —

Und dieſe Pflichten, Vater gebieten mir? —

Die väterliche Gewalt zu ehren, ſie als dein zweites Gewiſſen zu betrachten, ſo lange dieſelbe dir nichts zumuthet, was deinem heiligen Glauben zuwider iſt. —

Zu gehorchen, ſelbſt wenn es mein Daſeyn, wenn es das Glück und das Leben desjenigen gälte, den ich allein lieben kann?

Wie wenig, meine Tochter, ahnet man in deinen Jahren die Unbeſtändigkeit, die Launen, die Unbilligkeiten, die Flüchtigkeit menſchlicher Wünſche! Doch geſtehe mir offenherzig, in aller Aufrichtigkeit deines unſchuldigen Herzens: was möchteſt Du in dieſem Augenblicke eher verlieren, das Leben, oder die Achtung und Liebe des Edlen, dem du dein Herz auf ewig geweiht haſt?

Könnt Ihr das fragen? das Leben, tauſendmal das Leben!

Wohl, meine Tochter; aber gerade um dieſe Liebe, die dir über Alles geht, zu erhalten, mußt du dich dem ſtrengen Willen des Vaters unterwerfen; Du biſt in Gefahr Alles zu verlieren, wenn du dich demſelben entzieheſt. — Ja, meine Theure, ſo groß iſt die Macht der ewigen Geſetze des Gewiſſens und der Gerechtigkeit, daß keine Gewalt unſerer Leidenſchaften ihrem göttlichen Anſehen lange widerſtehen kann; am wenigſten die Liebe, dieſe büßt vor Allem dafür. Ohne Glauben und Tugend keine Begeiſterung und kein Hochgefühl, und ohne dieſe keine Liebe! Dieſe erhabne und geheimnißvolle Leidenſchaft, gedeiht immer beſſer bei den Verläugnungen, welche ſie übernimmt, als bei den Opfern die ihr gebracht werden. Niemals wird auch der feurigſte, zärtlichſte Liebhaber ohne Schauer dem Gedanken begegnen: die Geliebte, die er ſich zur treuen Gefährtin ſeines Lebens erkohr, ſey nur durch Verläugnung der heiligſten Pflichten ſeine Gattin geworden; um ſich ihm überlaſſen zu können, habe ſie die erſten Bande aller menſchlichen Geſellſchaft, Dankbarkeit und kindliche Liebe, zu zerreiſſen gewagt.

Ida, die bis dahin, an Hedwigs Buſen gelehnt, den Lehren des ehrwürdigen Greiſes mit betrübtem Herzen zugehört hatte, ward bei dieſen Worten plötzlich von ſeiner Begeiſterung hingeriſſen. Sie umfaßte ſeine Kniee, und ſagte in Thränen zerfließend: Indem ihr meine Wunde aufgeriſſen, gebt ihr mir auch den einzigen Balſam, der ihre Schmerzen lindern konnte. Ja, mein Vater, ich habe Muth genug alle Opfer zu bringen, die Ihr mir auferlegt; denn nur um dieſen Preis, ich fühle es, bleibe ich der Liebe würdig, von der ich mein ganzes Glück erwarte.

Nach dieſer langen Unterhaltung führte der Einſiedler ſie in ſeine prunkloſe Zelle, reichte ihnen Blumen und Früchte aus ſeinem Gärtchen, und im buchſernen Becher den erquickenden Trank aus der Quelle einer benachbarten Grotte. Ida athmete freier in der geweihten Einſamkeit. Sie hätte gern noch länger hier verweilt, aber die Sonne neigte ſich über dem grauen Gipfel des ſtolzen Berges, und erinnerte Hedwig an den Heimweg.

Leider, ſchien es: als ſollte dieſer tröſtende Augenblick der letzte für die unglückliche Ida ſeyn! Kaum waren ſie den Fußſteig hinab, der an das Ufer vom See führt, kaum hatten ſie ihre Begleitung wieder erreicht: ſo hörten ſie wildes Geſchrei und Drohungen; ſie ſahen gleich darauf einen Theil ihres Geleites ſich zu dem lärmenden Haufen geſellen, der ſich um einen jungen Mann drängte, welchen ſie in fliegenden Haaren, und mit Blut bedeckt erblickten. An einen Baum gelehnt, ohne andere Waffen als einen Hirtenſtab, trieb er mit erſtaunenswürdiger Herzhaftigkeit Alles zurück, was ſich mit vereinten Kräften bemühte, ſich ſeiner zu bemächtigen.

Er iſt es, ſchrieen die Wüthendſten, er iſt es! der heute Nacht noch die Schloßmauern von Unſpunnen erklettern wollte.

Er muß todt oder lebend ergriffen, und unſerm Herrn überliefert werden. Ungeachtet der Unordnung und ſeiner Verkleidung, erkannte Ida den Jüngling, ſo wie ſie ihn erblickt hatte. Die Gefahr die ihn bedrohte gab ihr neue Kräfte, ſie ſtürzte ſich mitten unter den Haufen, und rief: Haltet ein, ihr betrügt euch; glaubt der Tochter eures Herrn: Der junge Mann, den ihr für einen Straßenräuber anſehet iſt einer unſrer Waffenbrüder; der ehrwürdige Waldbruder, von dem wir kommen, erwartet ihn noch dieſe Nacht zur Erfüllung eines Gelübdes, das er, bei dem Altar ſeines Bethauſes, der Schutzheiligen dieſes Ortes gethan hat. —

Dieſe wenigen Worte, mit allem Reitze und aller Würde der Unſchuld geſprochen, beſänftigten den Sturm augenblicklich. Alles wich und blieb unbeweglich. Die Meiſten ſegneten Ida's Ankunft, die ihnen ein Verbrechen mit ſeinen unglücklichen Folgen erſparte.

Bis dahin hatten ſich die Kräfte des Jünglings im Feuer erhalten; aber wie die Gefahr ſich entfernte, und er zu einiger Ruhe kam, überzog Todtenbläſſe ſein Geſicht, ſeine Kniee wankten und vergebens ſuchte ſein ſtarres Auge den Gegenſtand ſeiner Dankbarkeit und ſeiner Liebe, als Ida ſich näherte.

O meine theure Hedwig, rief ſie, welches Herz wäre wohl grauſam genug, um den gleichgültigſten Menſchen in dieſem Zuſtande zu verlaſſen? Wir ſind noch nicht weit von der Einſiedelei; wir wollen den unglücklichen Jüngling an dieſen ſtillen Zufluchtsort bringen laſſen. Hedwig wagte nicht weiter zu fragen, oder zu widerſprechen. Das Mitleiden hatte auch in ihrem Herzen alle Bedenklichkeiten beſiegt.

Auf Ida's Bitte eilten Alle: die biegſamſten Tannenzweige abzuhauen, und daraus eine ſanfte Tragbahre zu bilden, welche ſie noch mit Laub und Moos bedeckten. Rudolph, der kaum athmete, und noch aller Sinne beraubt war, wurde darauf gelegt. Ihren Hut und ihren Schleyer fügte Ida zu einer Art Kopfküſſen zuſammen, das ſie dem Haupte ſanft unterſchob, deſſen einnehmenden Zauber auch die Todtenbläſſe nicht verlöſcht hatte.

Man kehrte zur Einſiedelei zurück. Hedwig trieb beſtändig zur Eile; Ida ließ nicht nach, alle Sorgfalt und Aufmerkſamkeit einzuſchärfen, welche der Zuſtand des Unglücklichen erforderte. Man kam endlich bei der Zelle des Waldbruders an. Aller frommen Ergebenheit, und Gelaſſenheit ungeachtet, welche dem ehrwürdigen Greiſe zur ſüßen und beſtändigen Gewohnheit geworden war, übernahm doch Schrecken und unausſprechliches Mitleid ſeine heilige Seele, beim Anblick des ohnmächtigen Rudolphs.

Was haſt du gethan, meine Tochter? rief er: — Nichts, mein Vater, worüber Eure Gewiſſenhaftigkeit mir Vorwürfe machen könnte. — Gottlob! — — Ehe Ihr weiter forſchet, leiſtet Eurem unglücklichen Freund Hülfe.

Mit dieſen Worten entfernte ſich Ida und ihre Verwandte, ſie begaben ſich in die nahe gelegene Grotte; auch die übrige Begleitung eilte fort. Der Greis unterſuchte die Wunden des jungen Mannes, ſtillte das Blut, und dankte Gott als er fand, daß keine gefährlich war. Er hielt ihm ſtärkende Waſſer vor, die aus ſelbſt geſuchten Kräutern der umliegenden Alpen gezogen waren. Kaum hatte Rudolph wieder einiges Bewußtſeyn gewonnen, als er mit dem Feuer namenloſer Entzückung ausrief: Wo, wo iſt er? Gott! iſt er ſchon wieder verſchwunden, der Engel, der mich errettete? Dann blickte er auf den Greis: — auch Euch — zwar Ihr ſeyd es nicht! — Ach, warum retten — und verſchwinden? — Der Waldbruder drückte ihm ſanft die Hand, ſtatt aller Antwort, und reichte ihm wenig Augenblicke darauf einen Trank, der ihn wieder in tiefen, aber ruhigen Schlaf verſenkte. Dann eilte er zu Ida; nachdem er ſie ſo gut als möglich über des Ritters Zuſtand beruhigt hatte, hörte er mit herzlichſter Theilnahme ihre aufrichtige beſcheidene Erzählung des Vorgefallenen an; er vernahm zur vollkommenen Zufriedenheit ſeiner wahrhaft himmliſchen Seele: daß nichts ſich dabei zugetragen hatte, worüber Unſchuld oder Tugend einige Bedenklichkeit äußern könnte. Auch hoffte ſein Herz von dieſem Augenblick an in aller Stille heitere, und glücklichere Tage für die unglücklich Liebenden, ſo ſchwere Gewitter auch über ihnen ſchwebten.

Indeß war er weit entfernt, dem Fräulein von Unſpunnen mit fernen Hoffnungen zu ſchmeicheln, er mahnte ſie nur zur ſtrengſten Beobachtung ihrer Pflichten, und unterſtützte Hedwig, welche ihr zuredete, ſich zu entfernen.

Alles, was Ida von der frommen Nachſicht des Waldbruders erhalten konnte, war: den unglücklichen Gegenſtand der unglücklichſten Liebe noch einmal ſehen und für ihn und für ſich in ſeiner Gegenwart beten zu dürfen.

Mag Rudolph wirklich die Augen aufgeſchlagen, oder ihm Ida's Bild im Traume vorgeſchwebt haben, er ſtreckte ihr die Hand entgegen, als ſie in die Zelle trat, und ſagte mit ſchwacher Stimme, aber vernehmlich: Wird mir der Engel wieder gegeben, der mich errettete? O Gott! möcht er doch niemals mich wieder verlaſſen!

Ida mußte mit Gewalt dieſer ſchmerzlichen und doch feſſelnden Zuflucht entriſſen werden. Die vereinten Bemühungen Hedwigs und des Greiſes brachten ſie endlich zum Ausgange, wo ihre Begleitung ſie erwarteten. Aber nun erſt zeigte ſichs, daß die Sonne ſchon untergegangen und es zu ſpät war, ohne Gefahr nach dem Schloſſe zurückzukehren. Der Waldbruder rieth: auf der Stelle einen Boten an den Herrn von Unſpunnen zu ſenden, und ihm ſagen zu laſſen: ein unvermutheter oder unbedenklicher Zufall habe ſeine Tochter und ihr Geleit in der Einſiedelei ſo ſehr verſpätet, daß ſie ſich nebſt Hedwig entſchloſſen, für dieſe Nacht ſich ein Lager bei den Kloſterfrauen von Interlachen *) auszubitten; daß ſie aber hofften, morgen in aller Frühe wieder im Schloß einzutreffen.

Ein beſſerer Entſchluß war nicht zu faſſen; er wurde ausgeführt, wiewohl nicht ohne große Unruhe, und bange Ahnungen. Mit Einbruch der Nacht langten die Pilgerinnen unter den hochgewölbten Ahorngängen an, die zur Pforte des Gotteshauſes führten.

(Der Schluß folgt im vierten Bändchen.)

---

*) Herr von Unſpunnen war Schirmherr des Kloſters.

* * *

Die neue Welt.

Von

H. v. Beulwitz.

Die Profeſſoren der mediziniſchen Fakultät an der Univerſität Chriſtenthal ſchloſſen ihre Vorleſungen einige Tage früher als ihre Collegen, ehe ſich die ſogenannten Hundstage-Ferien anfingen; daher kam es, daß Felix Wohlgemuth, der ſchon den ſechſten Curs ſeiner akademiſchen Laufbahn durchwanderte, bereits am 16. Juli — jedoch erſt Abends um zehn Uhr — zu Wunderhauſen ankommen konnte, um dort die Ferien zuzubringen.

Vor dem Thore ſtand ein von vier Pappeln umſchattetes, ſonſt eben nicht häufig beſuchtes ſteinernes Crucifix. Als Felix etwa noch dreihundert Schritte davon entfernt war, bemerkte er eine Menge erleuchteter Laternen, und näher kommend befand er ſich an einem Kreiſe knieend betender Menſchen, beiderley Geſchlechts und von jeglichem Alter. „Was hat dieſe Wallfahrt zu bedeuten?“ fragte er einen Mann, der ihm zunächſt die Kügelchen des Roſenkranzes drehete. — „Entferne dich von mir, du Ungläubiger! „antwortete der Sündenbüßer, und ſchlug das Zeichen des heiligen Kreuzes vor Bruſt und Stirn.

Felix wollte ſchon mit ſeinem Ziegenhainer *) die Erwiederung auf das ungeſchliffene Du zu geben; allein die Anzahl der Bußegenoſſen beſtimmte ihn doch, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Er brummte ſo etwas von einem Narren vor ſich hin, verfolgte ſeinen Weg und trat zum Thore ein, verſehen in der Hand mit zwei Kreuzern, ſogenannten Sperrgeldes. In des Thorwarts Amtsſtübchen ſah er zwar Licht, aber das Fenſter wollte ſich nicht öffnen, obgleich Felix mit Finger, Fauſt und Ziegenhainer ſein Daſeyn und die Urſache deſſelben zu beurkunden ſuchte. Endlich blickte er durch die Ritze des Fenſterladens und ſah den Thorwart, der nichts weniger als im Geruche der Frömmigkeit ſtand, mit gefalteten Händen hinter der Bibel ſitzend. — Felix nannte mit donnernder Stimme ſeinen Namen, der dem Pförtner ſehr wohl bekannt war; aber dieſer antwortete: „Man werfe ſein Geld in den Stadtgraben; in zwei Stunden braucht es kein Menſch mehr!“

Der Wanderer ſagte: „Iſt der Kerl toll geworden? ſteckte ſein Sperrgeld in die Taſche und ging weiter. Als er in die Stadt kam, ſah er: daß beinahe alle Fenſter beleuchtet waren, und hörte faſt in allen Häuſern Ge-

---

*) Ein bewährter Wanderſtab.

ſänge, theils in frommer, theils in weltluſtiger Melodie. — „Was geht in meiner Vaterſtadt vor, rief er aus und verdoppelte ſeine Schritte, um durch die glänzenden und tönenden Straſſen zu gelangen, und zu dem Hauſe des Herrn **Kilian Wohlgemuth**, ehrſamen Brillen-Schleifers und hochberühmten Augenarztes zu Wunderhauſen, deſſen einziges Kind unſer Felix und deſſen Ehefrau nicht mehr am Leben war.

Herr Kilian war zwar nicht reich, aber wohlhabend (wobei man ſich in der Regel beſſer befinden ſoll), und dieſe Wohlhabenheit verdankte er ſeinem Fleiße und ſeiner Ordnungsliebe. — Felix fand: daß das Haus ſeines Vaters mit zu den wenigen gehörte, die nicht beleuchtet waren, nur in dem Kammerfenſterchen der tugendſamen, ſechzigjährigen Jungfrau **Sabine**, Haushälterin des Herrn Kilian, brannte Licht, und die liebliche Stimme der treuen Schlüſſelbewahrerin tönte in einem Bußliede herab zu den Ohren des klopfenden Felix. — „Das dacht ich wohl,“ ſprach dieſer für ſich: „daß mein Vater ſchon im Bette liegen würde; aber dagegen iſt er auch ſchon vor fünf Uhr in ſeiner Arbeitsſtube zu finden!“ — Er klopfte mehrere Male an den meſſingenen Löwenkopf der Hausthüre — Sabine hört es nicht, aber die Stärke ihrer Stimme nimmt zu; er gebraucht die Hausſchelle, aber Sabine hört es wieder nicht, auch der Vater nicht, und die Sängerin ſtrengt ihre Halsmuskeln bis zum Zerſpringen an. — Felix wollte des ſchlafenden Vaters ſchonen, ging um die Ecke des Hauſes herum, ſtieg über die Gartenmauer, öffnete ein Fenſter in der Waſchküche, und gelangte auf wohlbekanntem Wege zu dem Schlafgemache der in Andacht verſunkenen Sabine, die laut ſchrie: „Ach, Gott! es iſt ja noch nicht einmal eilf Uhr!“ Darauf fiel ſie vom Stuhle und warf mit ihren zitternden Füßen den Tiſch um, durch welchen Un- und Umfall auch die Oellampe auf den Fußboden fiel, und Felix ſich allein mit der heulenden Jungfrau in dem dunkeln Kämmerlein befand. — „Aber was iſt Ihr, Sabine?“ rief er. — Ein wehmüthiges Wimmern war ihre Antwort. — Da nahm er ſein Feuerzeug aus der Weſtentaſche und führte die erloſchene Lampe zu ihrer Beſtimmung zurück.

Als Sabine, bei Wiedererleuchtung des Gemachs, den jungen Herrn erkannte, ſchrie ſie noch lauter als vorhin: „Ach, lieber Musje Felix! ſind Sie denn ſchon untergegangen?“ Der erwiederte: Ich glaube, Sie iſt von Sinnen! — „Sie können noch ſprechen?“ — Stehe Sie auf, Sabine! und ſchließe ſie mein Zimmer auf; ich mag den Vater heute nicht mehr wecken, ſagte Felix und die Alte jammerte: „Ach daß es Gott erbarme! der heilloſe Herr Papa! Der ſitzt unten im grünen Baume, und zecht und ſchwärmt — und das jetzt in dieſer heiligen Stunde!“

Felix wußte recht eigentlich nicht, woran er war; denn er hatte eine ſolche nächtliche Ausſchweifung nie von ſeinem ſittlichen Vater erlebt. — Er überließ die Schwäherin ihrem Schickſale, nahm ihr den Hausſchlüſſel ab, eilte in das Wirthshaus zum grünen Baum, und trat gerade in das Gaſtzimmer als es eilf Uhr ſchlug.

In einem Kreiſe von mehr als dreißig muntern Zechern ſaß ſein alter Vater, gerade den vollen Becher emporhebend, mit dem Ausrufe: „Freude beglücke dieſe unſere letzte Stunde!“ — Felix ergriff auch einen Becher, ſtellte ſich ſeinem Vater gegenüber, ſtieß mit ihm an und ſprach: „Recht ſo, Vater! Man muß ſich auch zuweilen einen frohen Abend machen!“ — „Ha! willkommen, Felix!“ antwortete der Vater: „Nun, das iſt ja recht brav von dir, daß du in deiner Vaterſtadt untergehen willſt!“

Schaudern ergriff bei dieſer Rede den treuen Sohn. — Er zog den Wirth bei Seite und erfuhr die Urſache dieſes Gelags, nämlich:

„Die Erwartung des Unterganges der Welt beim Genuſſe des Lebens.“

Felix ſetzte ſich zu ſeinem Vater, ſtimmte ſich in den Ton der Geſellſchaft und fragte: „Aber lieber Vater! woher wiſſen Sie denn ſo beſtimmt, daß gerade in dieſer Nacht die Welt untergehen ſoll?“ — „Dort von jenem weiſen Seher wiſſen wir es!“ antwortete Vater Kilian, und zeigte auf einen ungeſtalteten, dürftig gekleideten Mann, in welchem Felix ſogleich den Beſenbinder loch erkannte.—„Ja," fuhr der Vater fort: „ſiehſt du mein Sohn, wir haben hier zu Wunderhauſen ſo gut unſere neuen Propheten, als ihr zu Chriſtenthal! – Unſer Prophet Adam Molitor, ſoll leben!" und die Becher erklangen in der Runde.

Felix konnte ſich unmöglich überwinden, auf das Wohlergehen eines ſolchen betrügeriſchen Schwärmers zu trinken: er war im Begriff, ſeinen Wein zum Fenſter hinaus zu gießen, aber als er das Fenſter öffnete, ſchlug die Mitternachtsſtunde, und mit ihr drang ein fürchterliches Ach- und Wehgeſchrei von der Straße herauf zu den Ohren der Zecher, deren zitternden Händen die Gläſer entfielen, und die nun — mit zugedrückten — Augen der ſchrecklichen Begebenheit harrten. — Der zwölfte Hammerſchlag an die große Glocke war vorüber; da drehte ſich Felix mit einem lauten Gelächter gegen die Anweſenden um, und wurde gewahr, daß der Seher Molitor ſich abſchleichen wollte. Aber Felix ergriff ihn, und ſchleuderte ihn ſo unſanft von der Thüre zurück an die Zechertafel, daß dieſe ſammt Lichtern, Flaſchen und Gläſern umſtürzte, und ein Theil der entmutheten Gäſte dermaßen aus dem Gleichgewicht brachte, daß ſie ſich zu den Ruinen der Sorgenbrecher geſellten.

Schon die zwölf Hammerſchläge hatten den Geiſt des Rebenſaftes geſchwächt, und die Geiſter an der Tafelrunde ziemlich empfänglich gemacht für die Wanderung zu den Geiſtern jener Welt. Aber nun vollends der Umſturz der Tafel, das Geklirre der Gläſer, das Verlöſchen der Lichter — bis auf ein einziges, das auf einem hölzernen Wandleuchter der Finſterniß trotzte, aber nur ſchwach, weil es lange nicht geputzt worden war; dazu der Umfall des dritten Theiles der ſchier entſeelten Menſchengeſtalten! — Was war natürlicher, als daß dieſe ſich ſchon in dem wiedergekehrten Chaos zu befinden glaubten, und die vollſtändigſte Harmonie zu dem Geheule lieferten, das von unten herauf die Luft durchdrang.

Felix faßte aufs Neue den Unglückspropheten an dem Bruſtkragen; mit der andern Hand entriß er ſeinen Vater dem gläſernen Berge; dann wälzte er den Seher über die niedergeſchmetterten Seelenhülſen und rief:

„Ich Adam Molitor weiſſage abermals! — Höret mich, Ihr Gläubigen! —
„Gleich meinem Namensvetter, dem weltberühmten
„Bewohner des Paradieſes, ſoll
„ein ganzes, unermeßliches Menſchengeſchlecht
„durch mich entſtehen! — Aber, was
„iſt jener Schlangen- und Evens-Sklave
„gegen mich? Denn wiſſet: in dieſem Augenblicke
„ſoll die entmenſchte, verwüſtete,
„in Luft, Waſſer und Feuer aufgelöſete
„Erde, ſo ſchön und ſo bevölkert wieder da
„ſtehen, wie vor wenigen Minuten! — Vernehmt
„dieſen Zauberſchlag!“ —

Er ſchlug mit dem Halſe einer geköpften Flaſche auf den umgekehrten Tiſch; raffte einige Lichter von dem Fußboden, zwang den Beſenbinder, ſolche an dem Wandlichte anzuzünden und — die, ſo da wähnten ſchon begonnen zu haben die weite Reiſe zu dem Sternenzelte, erhoben nach und nach ſich von ihrem unſanften Lager, rieben ſich die Augen, gafften einander an, ſuchten ihre Hüte und mit dieſen ihre Wohnungen.

Auch Herr Kilian der Augenarzt unternahm dieſe Cur an ſeinen eigenen Augen, ſchlich nach Hauſe, fand die Jungfrau Sabine bei dem Geſange: „Nun danket Alle Gott!“ und — ſchlief einem Morgen entgegen, der neben Auroens Incarnat auch etwas Schamröthe auf ſeine Wangen brachte.

Der rüſtige Akademiker aber blieb im grünen Baume, nöthigte den Wahrſager, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und den Wirth: ihm nun auch eine Flaſche des Beſten vorzuſetzen. Dabei nahm er ſie beide in Verhör und vernahm: wie von ihnen die Sache planmäßig verabredet worden war, damit der Wirth nach langer Zeit einmal wieder ein nächtliches Zechgelag halten konnte, was bisher von der Polizei nicht geduldet wurde.

Mit Anbruch des Tages machte er ſich auf den Weg nach der Reſidenz, und der aufgeklärte Miniſter des Innern verurtheilte den Wirth zu einer Geldſtrafe von hundert Thalern, welche die blödſinnigen Armen erhielten, die am Kreuze vor dem Thore die halbe Nacht durchbetet hatten; der Prophet

Adam

Adam Moliter kam drei Monate ins Zuchthaus.

Felix empfahl ſich dadurch ſehr, und man darf hoffen, daß er auch in ſeinem Examen vor dem Collegio medico wohl beſtehen werde, weil er hier zu Wunderhauſen, in der Mitternachtsſtunde vom 18. auf den 19. Julii, 1816, ſich ſo bewährt zeigte: daß er zu Radical-Curen geeignet ſey.

Das Rebhuhn und der Fuchs.

Von

Haug.

Ein junges Rebhuhn ging umher im Hain.
Da rief ein Fuchs: „O welch ein Purpurſchein!
„Fürwahr, ein Schnabel von Korallen!
„Du, holdes Weſen, mußt gefallen!
Und ha! der Blitz der Aeugelein!
O laß die Wimpern niederfallen!“ —
Das eitle Rebhuhn ſchloß die Augen zu,
Und Meiſter Fuchs erſchnappts im Nu.
„Ich klage nicht den Tod, den herben,
„Denn ruhmvoll iſt's, für dich zu ſterben.“
Begann das ſchlaue Thier in Noth.
„Nur Einmal laß noch, der vor Allen
„Du Redner biſt! verſüßend meinen Tod,
„Melodiſch jenes Wort erſchallen:
„Du, ſüßes Weſen, mußt gefallen!“ —
Der Eitle thats, die Schmeichlerin entflog. —
Und die Moral? der Epilog?
O hütet Euch! — Schon mancher mußte büßen:
Für Maulaufthun und Augenſchließen.

Parabeln.

Von

C. G. Günsburg.

I.

Roſaliens fromme Einfalt.

Die kleine Roſalie hatte oft ihre Eltern ſprechen hören über den Sinn und die vielfache Bedeutung der Farben; und ſo vernahm ſie denn auch, daß weiß, der Lilie reines Kleid, die Farbe ſey der Unſchuld.

Es war ein ſchöner Wintertag, als das holde Kind früh erwachte und die blauen Aeuglein aufſchlug und das Fenſterbrett, ſo wie die Dächer des Nachbarhauſes, mit Schnee bedeckt erblickte. Raſch kleidete ſie ſich an, und ging hinab auf den Hof und in den Garten, wandte ſich ſodann nach der Straße, und ſah, daß alles ſchneeweiß bedeckt war.

Da eilte ſie wieder zurück und ging auf das Zimmer ihrer Eltern, grüßte ſie und ſprach freundlich die Worte: Wißt, ihr lieben Eltern: heute hat der liebe Gott die ganze Erde mit Unſchuld bekleidet, heute gewiß nichts Böſes auf der Erde geſchieht; nicht wahr, lieber Vater?

„Ja wohl, meine Tochter, wenn ſie Alle immer ſo gut und folgſam wären, wie du.“

Sind ſie es denn nicht Alle, gutes Väterchen? Ach, die Böſen haben gewiß keinen Vater mehr, der es ihnen ſagt, wie ſie thun ſollen; ſag du es ihnen doch, lieber Vater!

Da küßte der Vater das liebe, gute Mägdlein und drückte ſie an ſein hochſchlagendes Herz. Zur Mutter aber ſprach er, mit der Wonnezähre im Auge: O ihr frommen und beglückten Kindelein!

2.

Die Thürme.

Ein Vater reiſte mit ſeinem Sohne viel umher, um zu ſehen die Herrlichkeiten der Länder, die Pracht und Zierde der Städte.

Der Vater machte ſein Kind aufmerkſam auf alles Wiſſenswürdige und Schöne, und ſie verließen keinen Ort, wo der Knabe nicht reicher geworden wäre an Kenntniß und Einſicht.

Einſtens gingen ſie um Mittagszeit auf eine große Kaiſerſtadt zu, und die Sonne ſandte glühende Strahlen auf die güldenen Spitzen und Knöpfe der Thürme, alſo, daß es dem Auge gewährte ein prächtiges Schauſpiel.

Und der Knabe, froh überraſcht, ſchmiegte ſich, im Uebermaaß ſeines entzückenden Gefühls an ſeinen edlen Vater und vergoß Thränen der Freude. Vater! ach Vater! ſagte er dann, laß uns eilen und beflügeln unſere Schritte, um näher zu betrachten den Glanz und die Schönheit.

Und der Vater entgegnete: Eilen ermüdet, mein Sohn, und macht uns unfähig zur Betrachtung. Wir wollen mit mäßigen Schritten entgegen gehen dem Ziele.

Und als ſie nun allmählig gelangten zum Ziele und hinein gingen durch die großen Thore der prächtigen Stadt, ſahen ſie, ſo nah den Thürmen, auch nicht einen einzigen derſelben. Daher fragten ſie einen Bürger: durch welche Straßen der Weg führe zu den prächtigen Thürmen!

Siehſt du, mein Sohn, hub jetzt der Vater an, ſo hören wir oft viel von den Großen und Mächtigen der Erde und ihr Glanz ſtrahlet auch wohl mit herüber zu uns; aber wir kommen ihnen näher, um ſie genau zu betrachten, und ſtehen ganz nah, und ſehen ſie nicht; wir müſſen ſie erſt erfragen und es wird uns der Weg zu ihnen erſchweret.

Unter ſolchen und ähnlichen Reden erreichten ſie endlich einen großen, weitumſangenden Markt, wo zwey der erſten Thürme der Stadt einander gegenüber ſtanden. Und ſie traten näher und betrachteten dieſelben von allen Seiten. Aber da war verſchwunden der Glanz und vernichtet die Zier. Sie gewahrten viele Mängel an beiden, es waren Fugen und Löcher zu ſehen, — worin ſchreiende Schwalben niſteten — und der Unregelmäßigkeiten gar viele. Auch fühlten ſie Beängſtigung und brennende Sonnenhitze auf dem freien und unbeſchatteten Platze.

O Vater, rief jetzt der beſtürzte Knabe, wie ſehr hat mich getäuſcht die große Erſcheinung, wie ſo Vieles vermiß ich doch hier.

Ja wohl, verſetzte der Vater, vermißt man hier Manches; ſo wirſt du auch Manches und Vieles vermiſſen, wenn du näher trittſt den Reichen und den gerühmten Herren der Erde; aber wie hier die ſummenden Schwalben, ſo wirſt du auch dort finden ein zahlloſes Heer von Schmeichlern und Speichelleckern, die da machen ein großes Geſchrey von den Tugenden und Vorzügen ihrer Gönner. Bei dem Allen aber wird dirs nicht wohl ſeyn; du wirſt dich unbehaglich fühlen und beängſtigt in ihrer kahlen Nähe.

Da unterbrach der Thürmer die Rede, indem er die betrachtenden Fremden einlud: das Innere zu beſchauen des Thurmes.

Und ſie gingen hinein und gewahrten: wie ſo mancher Theil baufällig und geſtützt war, und je höher ſie ſtiegen, deſto mehr Unvollkommenheiten entdeckten ſie und deſto mehr Fehler des Baues.

Siehſt du, mein Sohn, alſo hinfällig, jämmerlich, fehlervoll und ſchwach ſieht es aus in dem Innern ſo mancher gerühmten Hoheit, wenn du ſie mit forſchenden Augen durchſchaueſt, recht tief in ſie eindringſt und dich nicht blenden läſſeſt vom Aeußern.

Jetzt ſtanden ſie auf der höchſten Gallerie des Thurmes und hatten eine herrliche Ausſicht auf die kleineren und größeren Gebäude der Stadt, und was ſie umgab, auf die ſchönſten Gärten und auch auf weit hinliegende Städte und Dörfer.

O Vater, wie wohl iſt mir jetzt! hub liebevoll der Knabe an.

Auch mir, mein Sohn, erwiederte lebhaft der Vater, und was uns jetzt Frohſinn giebt und Freude, das iſt der freie unbeſchränkte Hinblick auf unſere Umgebung, auf Gottes herrliche Natur. So, liebes Kind, iſt die Empfindung uns ſo lebhaft die Freude, wenn wir von kleinen Umgebungen nicht gehindert, und von großen nicht getäuſcht und geblendet uns empor geſchwungen haben auf den freien Standpunkt der wahren Geſtalt und uns über beide erhoben. Denn der freie unbefangene Gedanke ſtärket und belebet den Menſchen und erhebt ihn über Alles.

Alſo der verſtändige Vater. Aber der aufmerkende Knabe verwahrte es tief im Herzen, und ſo oft er bei reiferen Jahren ſtieß auf große Erſcheinungen, gedachte er der Thürme und freier und unbefangener war dann das Urtheil des Mannes.

Gaben der Milde.

Viertes Bändchen.

Mit Beiträgen
von
L. Achim von Arnim, F. W. Gubitz,
Heraklius, C. F. E. Ludwig, Wilh.
Müller, L. Velhar und Julius
von Voß.

Für die Bücher-Verloosung „zum Vortheil hülfloser Krieger“ herausgegeben von F. W. Gubitz.

Berlin, 1818.

Univ. Bibl.
München

Ida von Unſpunnen.

Von

L. Belhar.

(Schluß).

Doch es iſt Zeit zu erzählen, wie der junge Ritter von Wädenſchwyl ſo plötzlich wieder in dieſer Gegend erſchien. Ohne Nachrichten von Ida zu ſeyn, das beunruhigte ihn; weit mehr aber beängſtigten ſein Herz die Gerüchte von ihrer bevorſtehenden Heirath mit dem Grafen von Ringgenberg, und von dem Verfall ihrer Geſundheit.

Die Klugheit mußte der mächtigeren Leidenſchaft weichen; dieſe trieb den feurigen Liebhaber wieder in die Nachbarſchaft ihres Aufenthaltes, wo er der peinlichen Ungewißheit, die ihn verzehrte, zu entrinnen hoffte. Er bediente ſich manches Vorwandes, mancher Verkleidung, um zu ſeinem Zwecke zu kommen. An dem Morgen, an welchem Ida nach der heiligen Beatus-Einſiedelei verreiſte, war er lange Zeit unter den Schloßmauern herum geſchlichen, und Ausfragen, die er unglücklicherweiſe an den Jäger that, welcher die Pferde des Kampfrennens beſorgte, hätten ihn beinahe verrathen. Der treue Diener hatte ſeinem Herrn gleich Nachricht davon gegeben, und dieſer, welcher durch ſeinen Groll geneigt war, jedem Verdacht Gehör zu leihen, und keine Gelegenheit zu verſäumen, ſeine Rachſucht zu befriedigen, befahl den Fremden zu beobachten, ihm nachzugehen, und ſich ſeiner um jeden Preis zu verſichern. Indeß man beſchäftigt war, die durch den Freiherrn befohlnen Maaßregeln zu vollziehen, hatte ſich Rudolph von Wädenſchwyl entſchloſſen, zu dem Waldbruder, dem er ſeinen Kummer anvertraut hatte, zu gehen; denn er gab alle Hoffnung auf, die geſuchte Auskunft über den Gegenſtand ſeiner bangen Beſorgniß zu erhalten. Er war weit entfernt zu denken, Ida habe den nämlichen

Weg eingeſchlagen, noch weniger kam ihm zu Sinn, ohne ſie, ohne das Wunder ihrer erlöſenden Dazwiſchenkunft, gehe er einem unvermeidlichen Tode entgegen, einem ruhmloſen Tode, oder einer noch ſchrecklicheren Gefangenſchaft.

Wenn wir indeß dieſe unvorgeſehenen Umſtände mit dem wohlgemeinten Beſuche zuſammen halten, den Ida auf ihrer Verwandlin Rath unternommen hatte, und mit ihrer zufälligen Verſpätung, mit Allem dem, was eingebildete Schmach, Schrecken, unbedachtſamer Dienſteifer, getäuſchte Lohngierigkeit, den Berichten an den Freiherrn mögen hinzugefügt haben, ſo werden wir uns den Grimm und die Empörung vorſtellen können, welche den Vater ergreifen mußten, der ſich von ſeinem verhaßteſten Feinde beſchimpft, und von ſeiner einzigen geliebten Tochter ſchändlich betrogen glaubte.

Er ſchrieb noch in der gleichen Nacht an die Aebtiſſin von Interlachen: ſie möchte Hedwig von Ida trennen, und jede beſonders in ſtrenge Verwahrung bringen. Dieſen Befehl kündigte ihnen die Aebtiſſin an, als ſie ſich eben zur Rückreiſe nach dem Schloſſe anſchickten. Die unverdiente Sonderung, dieſe traurige Verbannung war nur der Anfang aller Leiden, und Verfolgungen, die auf Ida in einem Aufenthalte warteten, deſſen lautere, heilige Ruhe ſie vorher oft beneidet hatte.

Sie ſuchte den Zorn ihres Vaters durch die herzlichſten Briefe zu erweichen; aber ſie wurden ihr lange ohne Antwort zurückgeſchickt. Ihre ausdauernde Geduld, ihre ehrerbietigen Bitten beläſtigten den Vater eher, als ſie ihn rührten; er war endlich grauſam genug ihr folgende Zeilen zu ſchicken, deren Inhalt weit ſchrecklicher war, als ſein bisheriges Stillſchweigen: „Ich mag meine Tochter nicht wieder ſehen, bis der Graf von Ringgenberg ſich das Recht erwerben will, für ſie zu bitten, nachdem er mich an meinem übermüthigſten Feinde wird gerächt haben.“

Uebermaaß des Unglücks und der Ungerechtigkeit ſchlägt nur ſchwache Seelen wieder; ſtärkeren und empfindſameren ſtählt dies vielmehr den Muth, erhöht ihre Entſchloſſenheit, und zeigt ihnen oft verborgene wundervolle Auswege, deren wahre Eingeberin vielleicht die Noth ſelber iſt.

In dieſer Zuflucht oder vielmehr in dieſer Gefangenſchaft erhob ſich Ida's ſanfte, zärtliche Seele bald über ſich ſelbſt. Die Geſpräche des heiligen Waldbruders hatten ihre Seele zu tieferem Nachdenken, zu tröſtlicheren Betrachtungen aufgeſchloſſen, und Stille der Einſamkeit erhöhte ihren geſegneten Einfluß. Der plötzliche Schrecken, welcher ſie überfiel, als ſie den Geliebten ihres Herzens, in der dringendſten Gefahr erblickte, die Gewalt, mit der ſie ſich in dieſem Augenblick anſtrengte, und die Seelenſtürme welche nachgefolgt waren, bewirkten, ſtatt einer Erſchöpfung ihrer ſinkenden Kräfte, eine wunderbare aber heilſame Erſchütterung.

Ungeachtet des tiefen Kummers, in den ſie der väterliche Zorn verſetzte; ungeachtet alles Aergerniſſes, aller widrigen Bemerkungen, und beleidigenden Vorwürfe, mit welchen die wenigen Gefährtinnen ihrer Einſamkeit, die zu ihr kommen durften, ihre Geduld unaufhörlich beſtürmten, hatte ſie doch mit ihren Kräften, zwar nicht jene ſelige Ruhe ihrer früheren Jugend, aber doch Gleichmuth und Feſtigkeit wieder gewonnen. Sie lebte dabei in der ruhigen und abgemeſſenen Einförmigkeit, welche den Klöſtern eigen und der Geſundheit viel zuträglicher iſt, als man außer denſelben glaubt. Eine nahrhafte mäßige Koſt, beſtimmte Stunden für Echolung und Bewegung, immer die gleichen Uebungen oder Vergnügungen, ſo zu ſagen immer die gleichen Eindrücke, das Alles kann wohl Langeweile verurſachen, aber es verzehrt die Kräfte nicht, es mäßigt die Erregung, gibt ihr jeden Tag abgemeſſene Nahrung, und erhält ſie in gleichförmiger Thätigkeit und Wärme.

Ida blieb zwar genau bewacht, und beſtändig von ihrer Verwandtin getrennt, doch hatte ſie zu gewiſſen Stunden Erlaubniß ſich im Kloſtergarten zu erholen. Dort genoß ſie die Ausſicht in das ſchöne Thal, welches ein Kreis ehrwürdiger Felſengebirge bloß einzuſchließen ſchien, um deſſen üppige Belaubung zu ſchützen, die Friſche ſeiner lautern Quellen zu erhalten, und den koſtbaren Wachsthum ſeiner Wieſen und Gärten zu ſichern.

Die beruhigende Nachricht, welche ſie über ihres Geliebten Schickſal erhielt, mochten wohl beſonders ihren Muth aufgerichtet und ihre Standhaftigkeit geſtärkt haben. Bald nach ihrer Einſperrung erfuhr ſie von einem Geiſtlichen, welcher den Gottesdienſt im Kloſter verſah und vertrauter Freund des Waldbruders war: der werthe Unbekannte, deſſen glückliche Retterin ſie war, ſey von ſeinen Wunden geheilt, und von dem Einſiedler nach Thun geführt worden, wo er ſich unter guter Begleitung nach dem Orte ſeiner Beſtimmung eingeſchifft habe. Gottlob, ſagte Ida zu ſich ſelbſt, die Vorſehung beſchloß ſeine Rettung; durch mich ward er gerettet! So iſt denn noch nicht alle Hoffnung verloren! O mein Gott! dieß Herz unterwirft ſich deinem heiligen Willen, es hat in dieſem Augenblick keine anderen Wünſche. Nimm das Opfer meiner Liebe und meiner Dankbarkeit gnädig auf. Ich will die Prüfung, die über mich verhängt iſt, zu ertragen ſuchen, ich will ihren Ausgang ohne Murren erwarten. Möge meine Bahn noch ſo dornenvoll ſeyn, wenn ich nur ſo lange lebe, daß ich mich bei meinem Vater noch rechtfertigen kann, damit ich nicht ohne ſeinen Seegen ins Grab ſinke.

Leider erwarteten neue, härtere Prüfungen ihre ſtandhafte Ergebenheit. Es waren einige Tage vergangen, als der ſchauerliche Ton jener Glocke, die in den Klöſtern zum Gebet für Sterbende ruft, ſie aus dem ruhigſten Schlafe weckte. Zugleich pochte eine Schweſter an ihre Thür, mit der Nachricht: Hedwig, in den letzten Zügen, verlange ſie noch zu ſprechen, um ſie zur gerechten Reue zu bewegen, die ſie ſelbſt über alle Fehler empfinde, welche ſie, unglücklich genug, mit ihr theile. —

Ida hatte ſeit ihrem Aufenthalt im Kloſter niemals Erlaubniß bekommen, ihre Ver wandtin zu ſehen; ſo traurig nun auch die Ausſicht war, bei welcher ſie jetzt endlich dieſe Verſtattung erhielt, ſo ſäumte ſie doch nicht, dieſelbe zu benutzen und eilte mehr gerührt als erſchrocken zu ihrer Freundin. Hedwig empfand ſo große Freude, als ſie Ida an ihr Bett kommen ſah, daß ſie dieſelbe kaum verbergen konnte; doch ſammelte ſie noch ihre wenigen Kräfte, um zu den umſtehenden Schweſtern zu ſagen: Ich fühle mich verbunden, einer unglücklichen Verwandtin in dieſer feierlichen Stunde Vorwürfe zu machen, die keine fremde Zeugen hören dürfen; ich erſuche die Schweſtern, uns allein zu laſſen. Es iſt die letzte Gunſt um die ich bitte: und ich bedarf derſelben, um die ſchwerſte Pflicht, die ich noch auf mir habe, zu erfüllen. Sie ſprach dieſes mit ſo beſcheidenem, und nachdrücklichem Ernſt, daß Niemand etwas dagegen einwenden konnte. Kaum war Hedwig mit Ida allein, als das Licht ihres beinahe erloſchnen Lebens von Neuem aufzulodern ſchien. Ich danke Gott, meine Liebe, für eure Gegenwart, für die Kraft und den Muth, welche ſie mir einflößt. Es iſt endlich gehört, das eifrige Gebet, mit dem ich unabläſſig dafür zum Allgütigen flehte. Was von meinem Gebet jetzt noch unerhört iſt, wird in Zukunft erfüllt werden, eine himmliſche Ahnung überzeugt mich davon.

Ihr werdet leben, liebe Ida, leben, und euer künftiges Glück wird einſt die verkannte Hedwig ſelbſt bei ihrem Vater rechtfertigen. Da bisher alle Verſuche ihn zu erweichen, ihm das ungerechteſte Vorurtheil zu benehmen, vergeblich waren, ſo erlaubt uns der Himmel, ja er gebietet uns, noch wirkſamere zu wagen. — Herr von Unſpunnen hat alle Erläuterungen, die ich über mein Verhalten, wie über das Eurige an ihn gelangen ließ, verworfen; er hat ſelbſt des heiligen Waldbruders frommen Fürſpruch abgewieſen. Seine Einſamkeit, und ſein durch ſchwarzen Verdacht erbittertes Gemüth, kann nur durch tief verwundenden Schmerz erſchüttert werden. Es iſt nicht genug, wenn er erfährt, daß ich durch ſeine Härte vor Kummer geſtorben bin; er muß an dem Leben ſeiner geliebten Ida zweifeln, die ihm Alles erſetzen ſollte.

Aber ich fühle daß meine Kräfte ſich erſchöpfen; eilet dieſen Beutel und dieſe Zeilen in Eurem Buſen zu verbergen, Ihr werdet Alles darin finden, was ich Euch zu ſagen habe. Nach dieſen letzten, mit kaum vernehmlicher Stimme geſprochenen Worten, athmete ſie nur noch wenige Augenblicke. Ida, vom Schmerz übernommen, rief die Kloſterfrauen zurück, um der Sterbenden Hülfe zu leiſten, wenn es noch möglich wäre. Bald zog ſie ſelbſt ſich in ihre Zelle zurück, aus Furcht, in ihrer Verwirrung vor den Schweſtern zu unterliegen. Die düſtre Niedergeſchlagenheit, in welche ſie verſank, ward glücklicherweiſe für eine Wirkung ihrer Reue, ſowohl als ihrer Betrübniß, gehalten.

Möge nun Hedwigs letzter Rath eine himmliſche Eingebung geweſen ſeyn, oder die Wirkung jenes hellen Lichtes, mit dem wir zuweilen in den letzten Stunden des Lebens die erhabne Beſtimmung menſchlicher Schickungen durchſchauen; ſo beſtimmte doch dieſer Rath Ida's Unentſchloſſenheit. Ohne das Anſehen dieſes Rathes, hätte ſie niemals ein Mittel ergriffen, deſſen glücklicher Erfolg nur von einer mehr oder minder wunderbaren Fügung zu erwarten ſtand. Kaum hatte die Aebtiſſin dem Freiherrn Hedwigs Tod angezeigt, ſo mußte ſie ihm wieder eine noch ſchmerzlichere Nachricht ertheilen. Sie meldete ihm: ſeiner unglücklichen bethörten Tochter ſey es gelungen, den Kloſtergärtner und die Pförtnerin zu beſtechen; alle drei ſeien in einer ſehr ſtürmiſchen Nacht verſchwunden. Ungeachtet der fleißigſten Nachforſchung habe man nichts weiter in Erfahrung bringen können, als dieß: drei Perſonen, die von Interlachen herkamen, hätten ſich auf einem Nachen eingeſchifft, welcher den Tag zuvor beſtellt war; da nun viele Fahrzeuge in dieſer unglücklichen Nacht zu Grund gegangen ſeien, ſo ſcheine die Furcht nur allzugegründet: dieſer Nachen möge ſich unter den verlornen Schiffen befinden, und die unwürdige Tochter des verehrungswürdigſten Vaters, habe ſchon die verdiente Strafe ihrer Vermeſſenheit und ihres Ungehorſams überſtanden. Die Nachfragen, welche der Freiherr ſeiner Seits thun ließ, waren eben ſo vergeblich. Es war keine Spur von ihrer Flucht zu entdecken, kein Anzeichen ihres ferneren Schickſals.

Beinahe zur gleichen Zeit hatte Ringgenberg einen jungen Ritter, der ihm auf der Straße von Thun begegnete, äußerſt beleidigend herausgefordert; er brachte ihm auch eine gefährliche Wunde bei, unterlag aber doch am Ende dem Arm ſeines jungen Gegners. Der Freiherr vernahm es, als der Leichnam Ringgenbergs ſchon in der Gruft ſeiner Ahnen beigeſetzt war.

So wiederholte unglückliche, verhängnißvolle Begebenheiten, ſo viel erdrückende Sorgen, ſo manche auf immer verlorne Hoffnungen, ſtürzten den alten Freiherrn in tiefe Schwermuth. Doch ſtatt ſeinen Haß und ſeine Erbitterung aufzureizen, ſtatt ſeinen unbiegſamen Stolz noch zu härten, hatten dieſe wiederholten Schläge des Schickſals ſein Herz endlich erweicht; ſeine Seele ward mehr mit Reue und Gewiſſensbiſſen erfüllt, als mit Groll. Das Leſen heiliger Bücher und fromme Betrachtungen waren jetzt die Hauptbeſchäftigung ſeines traurigen und einſamen Alters.

In dieſer Stimmung befand ſich Ida's Vater ſchon lange, als er einmal in jenem großen Saale, dem ehemaligen Schauplatz fröhlicher Feſte, plötzlich einen alten Ritter erblickte, deſſen Züge ihm unbekannt waren, aber deſſen ehrwürdiges Haupt, hoher Anſtand, ſanfter heiterer Blick, Zutrauen und Ehrfurcht in gleichem Maaße einflößten.

Der ehrwürdige Greis ſtand einige Augenblicke in der Thüre und kam dann mit langſamen aber ernſten Schritten auf ihn zu. — Ja, lieber Freiherr, ſo ſagte der edle Fremdling als er ſich genähert hatte, ja, wackerer Mann, Euer Feind iſt es, den Ihr vor Euch ſeht, wenigſtens der Mann, den Ihr ſchon lange dafür haltet, weil er das Haupt einer andern Parthei iſt, als die Eurige. Ich bin der Herzog von Zähringen.

Bei dieſen Worten ſchauderte der Freiherr vor Zorn und Erſtaunen. — „Ihr ſelbſt! Was für neues Unglück bringt Ihr? Was führt Euch hieher?“ — Die Nothwendigkeit, ich denke uns zu verſöhnen. Ihr ſeht, wir ſind zu alt uns zu ſchlagen, es iſt Zeit, endlich verſtändig zu ſeyn, und den Gegenſtand unſrer ewigen Entzweiung mit Gelaſſenheit und Freimuth zu erörtern.

Ihr hieltet die Parthei der burgundiſchen Könige. — „Ich war ihr zugethan, und werde es bleiben, ſo lang ich lebe; denn unter ihrem Zepter waren unſre Rechte und Freiheiten ſicher. Ihre Gewalt hing von unſrer Wahl ab, und wir waren alle mächtig genug, um ſie in Schranken zu halten, und ihrem Mißbrauch vorzubeugen.“ — Leider! aber was waren die Folgen dieſes Wahlrechtes, dieſer Widerſtrebung-Mittel, aller dieſer eingebildeten, ſtolzen Freiheiten, die oft mehr Ungerechtigkeiten mit ſich brachten, als die unabhängigſte, unbeſchränkteſte Gewalt? Immerwährender unſeliger Zwiſt, Feindſchaften die ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht fortpflanzten, alle Unſicherheit, alle Gewaltthaten, welche die Herrſcherloſigkeit begleiten; dieſe unſtäte, blinde, tauſendköpfige, und eben deshalb ſchrecklichſte, gehäſſigſte Zwangherrſchaft. Wo blieb da die Ruhe, und das Glück der Lehenspflichtigen?

„Seid ihr denn glücklicher, ſeitdem Ihr ſelbſt Eurem ſchönſten Vorrecht entſagt, und Euch unter das fremde Joch des Reiches gebeugt habt?“ — Ich hoffe es, und in dieſer Hoffnung habe ich eine Stadt angelegt, die beſtimmt iſt, eine der berühmteſten in der Schweiz zu werden, eine Zuflucht des Friedens, der Künſte und der Wiſſenſchaften, deren milder und geſegneter Einfluß unſerem rohen Vaterlande ſo wohl thäte.

Nur durch ſolche Anſtalten können wir den verderblichen Anſchlägen der Eigenmacht mit Sicherheit und gutem Erfolg entgegen wirken. Denn glaubt mir, wackerer Mann, die einzigen Schranken, welche dem Mißbrauch der öffentlichen Gewalt Einhalt thun können, ohne ſie der nöthigen Macht zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu berauben,

rauben, ſind: gerechte Geſetze, das Anſehen der Kirche, der Einfluß der Wiſſenſchaften; ein aufgeklärtes Volk bleibt guten Geſetzen und weiſen Obrigkeiten ſtets unterwürfig, nur ſklaviſche Feſſeln läßt es ſich niemals anlegen. Ich überlaſſe mich kühn der ſchönen Hoffnung, meine neue Stadt werde dieß der Nachkommenſchaft beweiſen. — So wird Bern dem alten Zürich an Kenntniſſen und Erfindſamkeit, Baſel an Reichthum gleich kommen, und beide vielleicht an tiefer Staatsweisheit, wenigſtens gewiß durch das ſtille Glück der Völker übertreffen, welche das Waffenglück oder ihre eigene Wahl einſt unter ſeinen väterlichen Schutz bringen werden.

„Eure neue Stadt! ... Bewahre mich der Himmel davor ſie zu ſehen!“ —

Hütet Euch, wackerer Mann! darauf Verzicht zu leiſten. Ich komme nur in der Abſicht hieher, um Euch ungeachtet unſers alten Haſſes dahin einzuladen. —

„Mich?“

Ja Euch, Euch ſelbſt, meinen älteſten

verehrungswürdigſten Feind — und zwar, um dort, — Eure liebe Ida wieder zu ſehen. —

„Wie, meine Ida, ſie lebte noch?“

Dank ſey dem Himmel, ihrem Muthe und ihrer erhabenen Tugend. —

„Aber in Eurer Gewalt?“

Nein, unter dem Schutz der Kirche im Kloſter zu Fraubrunnen.

„Und ihr treuloſer Entführer?“

Sie hat ſich mit dem, den Ihr ſo zu nennen beliebt, nicht ohne die Einwilligung ihres Vaters verbinden wollen.

„Wie! nachdem ſie ſich erkühnte, ſich meiner Gewalt zu entziehen?“

Ja, aber ſie hörte nie auf dieſes väterliche Anſehen zu ehren. Sie entzog ſich demſelben, damit ſie es immer ſegnen könne, und um ſich vor der Ungerechtigkeit derjenigen zu ſichern, welchen es gelungen war, zum Nachtheil des Vaters wie zum Unglück der Tochter, dieſes heilige Anſehen zu mißbrauchen.

„Meine Ida lebt alſo noch? Sie liebt

ihren Vater noch, ſie liebte ihn immer! Ach, was fordert Ihr, um ſie mir wieder zu geben?

Ihre Unſchuld zu erkennen, die treueſte ergebenſte Liebe zu belohnen. — Wädenſchwyl hört auf Wädenſchwyl zu ſeyn, er wird der Sohn des Freiherrn von Unſpunnen, und ich ernenne ihn zum Schultheiß meiner neuen Stadt. Ihr wißt es nur zu gut, ich habe meine Söhne beweint, wie Ihr die Eurigen, vielleicht mit heiſſeren Thränen! Sie flieſſen noch, dieſe Thränen, aber ich vergeſſe ſie über dem Bedürfniß, den Seegen des Himmels zu verdienen. Wenn etwas auf der Welt mich über meinen ſchmerzlichen Verluſt tröſten kann, ſo iſt es der würdige Sohn, den die Dankbarkeit, wie die Gnade des Himmels mir beſcheert hat.

Und dieſen wackeren Jüngling, dieſen Sohn, der meinem Alter ſo werth iſt, eben dieſen will ich, um ihn glücklich zu machen, an Ida's Vater abtreten, wenn er ihn von meiner Hand annehmen will, und nicht auf ewig der Seligkeit entſagt hat, Vater zu ſeyn. — Da umarmten ſich beide Greiſe, über ihre Wangen floſſen ſüße Thränen, wie ſie lange keine geweint hatten.

Dieſen Frieden beſiegelte die Verbindung der beiden Geliebten und der fromme Waldbruder hatte wenige Wochen vor ſeinem Hinſcheiden noch den Troſt: ſie glücklich wieder zu ſehen und mit ſeinen zitternden Händen den ſchönen Bund der treueſten Liebe durch den Segen der Kirche zu heiligen.

Das Menſchenleben.

Von

C. F. C. Ludwig.

Wenn des Frühlings Roſen Dich umblühen,
Wenn der Jugend Morgenröthe winkt,
Denke: daß einſt Sonnen ſelbſt verglühen,
Schnell auch Deines Lebens Blüthe ſinkt;
Traue nicht des Glückes Wankelmuthe,
Zage nicht in finſt'rer Stürme Nacht;
Kämpfe fröhlich und mit eignem Blute
Für die Unſchuld mit des Laſters Macht. —

Bleibe auf des Sieges goldnem Wagen
Mild dem Nächſten und Dir ſelbſt getreu,
Wenn ſie ſchuldlos Dich in Feſſeln ſchlagen
Sey o Menſch! durch Deine Tugend frei.
Alles endet, Jeder geht von hinnen,
Keiner, der dem Schickſal widerſtrebt —
Doch das letzte Sandkorn mag verinnen,
Reiner Herzen ſeel'ge Hoffnung lebt.

Was die Erde gab, begehrt ſie wieder,
Und was Staub geweſen wird zu Staub —
Doch die Seele ſtieg vom Himmel nieder,
Strahl der Gottheit, keines Todes Raub;
Unſre Thränen fallen auf den Hügel,
Der geliebte Ueberreſte deckt,
Doch des Glaubens goldbeſchwingter Flügel
Trägt uns aufwärts, wo kein Grab uns ſchreckt.

Keimen, wachſen, reifen und vergehen
Iſt das Loos der irdiſchen Natur,
Doch das Sinkende wird neu erſtehen,
Leben wechſelt ſeine Formen nur;
Eine Blüthe wird der Menſch geboren,
Eine Aehre ſoll er ſterbend ſeyn,
Und ſelbſt dieſer Erde unverloren,
Fallend noch des Guten Saamen ſtreun.

Die Potsdammer Unteroffizier in St. Petersburg.

(Dramatiſirte Anekdote aus dem Leben des Generals von Winterfeld).

Verſuch eines preußiſchen National-Schauſpiels.

Von

Julius von Voß.

Perſonen:

Kaiſer Peter der Große.
Graf Münnich, Feldmarſchall.
Deſſen Gemahlin.
Deſſen Tochter, Hofdame.
Adjudant des Kaiſers.
Adjudant des Grafen.
Noch zwei kaiſerliche Offiziere.
Ein Kämmerier.
Ein Hoffourier.
Hans Carl v. Winterfeld, Lieutenant der Potsdammer großen Grenadiergarde.
Zwölf Unteroffizier dieſer Garde.
Stummes Gefolge — Einwohner von St. Petersburg — Zwei Pagen — Dienerſchaft u. ſ. w.

Die Handlung begiebt ſich im Jahre 1721.

Erſte Scene.

Zimmer beim Marſchall Grafen Münnich.

Erſter Auftritt.

Graf Münnich (in Feldmarſchalls Uniform, grün mit roth und vielem Gold, eine Schärpe über dem Rock und eine Perücke alter Art). **Gräfinn Münnich** (noch im Frühanzug). **Hofdame Gräfin Julie** (ſchon im Putz mit einigen Juwelen).

Gräfin (die mit ihrer Tochter auf einer kleinen Ottomanne ſitzt). Dein Beſuch, liebe Julie, freut mich ſehr.

Graf (an der Gegenſeite vor einem Tiſche mit Briefen beſchäftigt). Seit du am Hofe biſt, haben wir das Vergnügen ſelten.

Julie. Ich kann heute bis Mittag bleiben, gnädige Eltern. Sie kommen ja Beide zur Tafel.

Gräfin. Muß auch wohl bald zu meinem Anzug ſehen.

Julie. Ich habe dem Hofjuwelier meine Diamanten von der Kaiſerin gezeigt. Er ſchätzt ſie auf 30,000 Rubel.

Gräfin. Viel Gnade.

Julie. Das Halsband von mon cher père mit den großen Steinen dazu, und ich hoffe die nächſte Galla ſoll mich —

Graf (einfallend). Recht eitel ſeyn. Nicht wahr?

Gräfin. Nun, ein junges Mädchen an einem großen Hofe will doch auch nicht zurück bleiben. Wie ſchimmernd und prunkend ziehn Andere einher.

Graf. Junge Mädchen ſollten mit Blumen ſich ſchmücken.

Gräfin. Die ſind in Petersburg ſeltner als Diamanten.

Graf. Verwitterte Schönheiten mögen Juwelen zu Hülfe nehmen.

Zweiter Auftritt.

Kammerdiener. Vorige. Dann ein Kämmerier.

Kammerdiener. Der Kämmerier von Seiner Majeſtät.

Graf. Vor! Gleich!

(Kammerdiener ab.)

Julie. Ich ahne ſchon —

Kämmerier. (tritt mit einem Zobelpelz ein.) Seine Majeſtät der Kaiſer ſchicken der Frau Gräſin Excellenz den Zobel.

Gräſin (nimmt ihn). Ich laſſe mich Seiner Majeſtät allerunterthänigſt zu Füßen legen, und tief gerührt danken.

(Kämmerier ab).

Graf (ihm nachrufend). Bitte einen Augenblick zu warten. (zur Gräſin) Ich denke, man verehrt ihm dreihundert Rubel.

Gräſin. Fünfhundert, lieber Gemahl!

Graf. Wohl. (geht hinaus).

Gräſin. Ein ſchöner Pelz. (klingelt).

Julie. Von hohem Werth.

Gräſin. Am meiſten weil er vom Kaiſer iſt.

Dritter Auftritt.

Eine Kammerfrau (wohlgekleidet). **Vorige.**

Gräſin (giebt der Kammerfrau den Pelz). In die Garderobe. Morgen zum Schauſpiel leg ich ihn an.

(Kammerfrau ab).

Graf (kömmt zurück und geht wieder an den Tiſch).

Julie. Ich wußte, daß ſie ihn empfangen würden. Der Kaiſer ſagte es bei der Kaiſerin. Mir wollte er auch einen ſchenken, wenn —

Gräfin. Nun?

Julie. Wenn — ich mich vermählen würde.

Graf. Sagte er nichts mehr?

Julie. Nein — er lächelte, und —

Graf. Mit einiger Bedeutung vielleicht. Mir gab er zu verſtehn, er wolle einen Gemahl für dich ausſuchen. Ich kann nicht errathen, ob vielleicht — Dolgurucki — oder Gallizin. —

Gräfin. Fühlſt du Neigung zu Einem von ihnen? Sprich offen.

Julie. Ich bin keinem abhold, keinem eben zugethan, doch — würd ich mich in den Befehl meiner gnädigen Eltern gehorſam fügen. —

Graf. Hier käm es auf den Wink des Monarchen an. Da er wie ein Vater für dich ſorgt, mußt du auch dein Schickſal ganz in ſeine Hand geben.

Gräfin. Seine Wahl trift gewiß Niemand, der nicht tadellos, jung, angeſehn, reich iſt.

Julie. Die Kaiſerin ſagte aber neulich: wenn ich auch vermählt würde, müßte ich doch ihre Hofdame bleiben.

Gräſin. Du biſt ſehr glücklich, mein Kind!

Graf. Das ſind wir jetzt Alle, es mache uns aber nicht hochfahrend. Gunſt der Fürſten weckt Mißgunſt. Und ein altes Sprichwort ſagt ſchon: Weit vom Jupiter, weit vom Blitz.

Gräſin. Das Sprichwort paßt nicht an Czar Peter des Großen Hoflager.

Vierter Auftritt.

Kammerdiener. Vorige. Dann des Grafen Adjudant.

Kammerdiener. Euer Excellenz erſter Adjudant.

Graf. Kann er nicht warten?

Kammerdiener. Er iſt ſchon lange

im Vorzimmer bei den Herren Generalen und Räthen, ſagt: es wäre nöthig. —

Graf. Vor!

(Kammerdiener ab).

Graf. Ich kann es nicht leiden, wenn man drängt. Eine Morgenſtunde lebe ich gern in meiner Familie, dann geh ich ja ins Vorzimmer und ſpreche Jeden.

Adjudant (tritt ein). Euer Excellenz, der preußiſche Lieutenant iſt angekommen.

Graf. Schon? Er ſchrieb von Riga.

Adjudant. Mit den zwölf Unteroffizieren der preußiſchen Garde. Ich dachte, wenn Seine Majeſtät der Kaiſer etwa davon hörten. —

Graf. Geh er gleich hin, und meld' er es. Den Lieutenant hieher gerufen.

Adjudant. Er iſt ſchon eine Stunde in der Antichambre. (ab).

Graf. Es ſind die Unteroffiziere, welche ſich der Kaiſer vom König von Preußen ausgebeten hat, die Rekruten der Preobrazinskiſchen Garden zu exerziren. Der Lieutenant heißt Winterfeld.

Gräfin. Mit dem Hauſe bin ich noch verwandt.

Graf. Das — müſſen wir ſchon ignoriren. Nicht aus Stolz —

Gräfin. Freilich, weil er nur Lieutenant iſt. Ich werde alſo nicht Vetter ſagen.

Graf. Sie könnten ihn aber, als Fremden, auszeichnen, daß ſie ihn ſie anreden. Mein Dienſtrang gibt es nicht zu.

Gräfin. Preußiſche Offiziere pflegen ſehr ſteif ſoldatiſch zu ſeyn, und Damen nicht unterhalten zu können.

Julie. Geſchieht es ja, wie man ſagt, unterhalten ſie von Wachtparaden, rothen Halsbinden und weißen Stiefeletten.

Graf. Am beſten, ſie ſprechen ihn gar nicht. Ich rede draußen mit ihm. (will hinaus).

Gräfin. Nein, laßen ſie ihn doch hereinkommen, lieber Gemahl! Ich will ihn nach der Gräfin Malzahn fragen. Vielleicht kennt er ſie.

Julie. Ich möchte auch einmal ſolchen grotesk-militäriſchen Pedanten ſehn, könnte davon erzählen.

Graf. Julie, nimm die üble Gewohnheit nicht an, Höflinge auf fremde Koſten beluſtigen zu wollen. (ruft hinaus). Der preußiſche Lieutenant! (zu Julien). Heute lachen ſie über deine Einfälle, Morgen witzeln ſie über dich ſelbſt.

Fünfter Auftritt.

Lieutenant von Winterfeld. Vorige.

Winterfeld (In der Uniform der alten Potsdammer Garde, mit weißen Stiefeletten, Schärpe, Ringkragen und Stock. Vierlockige Friſur, Puder und Zopf. Alles jedoch ſehr elegant. Er tritt in grader Haltung und mit feſtem militäriſchen Anſtand zum Feldmarſchall.)

Euer Excellenz, ich melde unterthänig, daß ich mit den Königlich Preußiſchen Gardeunteroffizieren in St. Petersburg eingetroffen bin. (verbeugt ſich nun tief und artig gegen die Damen welche auf ihrer Ottomanne nachläßig danken, aber den Offizier doch mit Aufmerkſamkeit wahrnehmen).

Graf. Willkommen, mein lieber Lieutenant! Er muß geſchwind marſchirt ſeyn.

Winterfeld. Wir ſind nicht gewohnt unnöthige Ruhetage zu halten. Der König, mein Durchlauchtiger Herr, laſſen ſich Euer

Excellenz wohlaffectioniert empfehlen, und wenn Höchſtſie den Kaiſerlich Ruſſiſchen Herren noch anderweitig nützen könnten, ſollte es mit Vergnügen geſchehn.

Graf (macht eine Verbeugung). Danke in Ehrfurcht. Seine Majeſtät verbinden uns ſchon durch dieſe Zuſendung hoch. — Wann kann ich die Unteroffiziere dem Kaiſer zeigen?

Winterfeld. Sie erwarten Eurer Excellenz Befehle unten am Palais.

Graf. Haben ſie vom Marſch ſich bereits erholt, in Stand geſetzt?

Winterfeld. Wir zogen en parade ein.

Graf. Ihr Preußen ſeyd in guter Ordnung. — Meine Gemahlin und Tochter.

Winterfeld (gewandt auf die Gräfin zu). Geſtatten Ihro Excellenz meine unterthänige Ehrerbietung an den Tag zu legen. Die Gräfin Malzahn aus der Ukermark gab mir den ſchmeichelhaften Auftrag, dies Schreiben zu überreichen —

Gräfin. Ah, meine Tante. (ſie nimmt den Brief, ſteht auf und geht etwas vor, ihn zu leſen).

Win-

Winterfeld (zu Julien, die ſtehen bleibt). Meine gnädige Couſine — in dem Augenblick, wo mich die Ehre bezaubert, ihre Bekanntſchaft zu machen, ſehe ich auch, daß man der Fama bisweilen unrecht thut.

Julie (vor ſich). Sehr dreiſt. (laut). Wie ſo, Herr Lieutenant?

Winterfeld. Die Göttin ſoll übertreiben, namentlich auf weiten Wegen. Nun meldete ſie von der Newa nach Berlin, die Gräfin Julie Münnich ſey eine hohe Schönheit. Es leuchtet aber aus Ihro Gnaden eignem Glanz ein, daß ſie zu wenig ſagte.

Julie (erröthend). Sehr gütig, Herr Vetter!

Gräfin. Freut mich, daß Gräfin Malzahn noch wohl auf iſt.

Winterfeld (eilt zu ihr).

Gräfin. Kann er — können ſie eine Antwort mitnehmen?

Julie (ſteht auf und kömmt dazu). Ich lege auch einige Zeilen bei.

Winterfeld (verneigt ſich tief). Unſere Tante wird entzückt ſeyn.

Graf. Nun komm er hinunter, Lieutenant, ich will die Mannſchaft ſehn. (geht ab).

Winterfeld (in gerader militäriſcher Haltung). Wie Euer Excellenz befehlen! (verbeugt ſich gegen die Damen und folgt ſchnell.)

Sechſter Auftritt.

Gräfin. Julie.

Gräfin. Ziemlich unbefangen von dem jungen Herrn, gleich die Verwandtſchaft gültig zu machen. Ei!

Julie. Er hat eine große Dreiſtigkeit — aber doch mit einem feinen edlen Anſtand, einem gewandten Benehmen verbunden.

Gräfin. Er hat — was man l'air d'un jeune étourdi nennt.

Julie. Militäriſche Unbeholfenheit iſt nun gar nicht an ihm zu ſehn.

Gräfin. Dagegen vielleicht ein petit maitre im Soldatenrock. Weiß ein paar angenehme Worte zu ſagen, und ſonſt vielleicht ein leer Gehirn.

Julie (ſchnell). Vergeben ſie ma chere mère, es dünkte mich, aus ſeinen Augen ſpräche Geiſt.

Gräfin. Nun übrigens mißfällt er mir doch eben nicht. Wäre er wenigſtens Oberſt, möchte er ſchon verwandt gelten.

Julie. Aber ſo ohne Rang geht es nicht an. Ich verſprach mich doch einmal und ſagte Vetter, will mich aber künftig hüten. Wir können ja wohl am Fenſter ſeine Leute ſehn.

Gräfin. Bin auch neugierig. (öffnet das Fenſter, und Julie folgt).

Julie. Wär ich nicht beinahe erſchrocken. Sind ja wie Rieſen der Fabel.

Gräfin. Die Potsdammer Garde iſt die ſchönſte und größte.

Julie. Die hohen Mützen reichen faſt an unſere belle etage.

Gräfin. So gleichförmig die Außenſeite. Und keiner regt ein Glied, als wären ſie aus Stein gehauen.

Julie. Nun läßt ſie der Vetter — wollt ich ſagen Herr von Winterfeld, antreten. Wie zierlich die Giganten ſich fort bewegen.

Gräfin. Jetzt machen ſie Halt.

Julie. Wie eine Schnur, die blanke Reihe wieder. Es blendet wie die Sonne von dem ſpiegelhellen Tombach zurück ſcheint.

Gräfin. Puppen am Drath, und doch ſo ſtattlich männlich.

Julie. Mon cher père und die Generale ſind auch recht zufrieden. Aber wiſſen ſie was, gnädige Mutter?

Gräfin. Nun?

Julie. Der Winterfeld iſt doch noch ſchöner wie ſeine Leute.

Gräfin. Das grade zu finden — find ich überflüſſig.

Julie (betreten). Wie? die Geſtalt iſt doch ſo anmuthig. —

Gräfin. Von anmuthigen Lieutenantsgeſtalten ſpricht man nicht ſo offen hin — thut am Ende wohl, ſie nicht angelegen zu beobachten. (macht das Fenſter zu).

Julie (verwirrt). Ei — nun.

Gräfin. Kein zu weitläuftig Geſpräch

mehr. Eine Dame der Kaiſerin, eine Tochter des Feldmarſchall Münnich ſoll — du hörſt nicht. (ſetzt ſich in die Ottomanne).

Julie (horchend). Der Vater kömmt zurück. Bringt ihn wieder mit.

Gräfin. Du hörſt mich nicht, Julie!

Julie. O ja, o ja! (nimmt bei der Mutter Platz).

Siebenter Auftritt.

Graf. Lieutenant von Winterfeld.
Vorige.

Graf (vergnügt). Den Kaiſer wird das ſehr freuen und er ihm gewiß für ſeine Bemühung eine Gnade zuwenden.

Winterfeld (nachdem er die Damen abermals grüßte). Bemühungen, Euer Excellenz? Dieſe hohe Freude? Wer ſieht nicht gern fremde Länder mit ihren großen Männern und andern Merkwürdigkeiten. (in zart ehrerbietiger Haltung). Wenn ich von Euer Excellenz glorreichen Thaten las, wie entflammten meine Wünſche: des Helden Antlitz zu ſehn, den Europa bewundert.

Graf (lächelnd). Ah verbunden, Herr Lieutenant! (geht zum Tiſch und ſieht in einen Brief).

Winterfeld (geht mit leichtem Anſtand zur Gräfin).

Julie (ſteht in dem Augenblick, Unruhe verrathend, auf, klingelt, und ſetzt ſich wieder.

Winterfeld (halb laut). Ihro Excellenz bitte ich mir gnädigſt eine Bemerkung zu geſtatten. Sie betrifft abermals die Fama. Ich weiß nicht, wie mir die heute — doch im Wohnſitze des Ruhms erklärt ſich das!

Achter Auftritt.

Kammerfrau, die gegenüber ſich an der Thüre zeigt. **Vorige.**

Julie (ſteht Unruhe verrathend auf, und geht zur Kammerfrau hin). Meinen Wagen vor!

Winterfeld. Man ſagt: Gegenwart ſchwäche den Eindruck großer Namen. O wie hält die Ehrfurcht gebietende Nähe

Graf Münnichs Einem Wort! Doch hier überfliegt alles die Traumgemälde der Erwartung.

Gräfin (lächelnd). Nicht zu viel Artigkeiten, Herr Lieutenant!

Winterfeld. Freilich ſollt ich den Verſuch nicht wagen, meiner Begeiſterung eine Sprache zu leihn. Vergeben Ihro Excellenz (geht zu Julien, die ſtaunend nach der Mitte des Theaters zurück kömmt). Ich habe auch Ihro Gnaden demüthig um Verzeihung zu bitten. Ich nannte vorhin im Unbedacht des Entzückens Ihnen verwandt zu ſeyn — ſie Couſine. Es iſt wahr, ich habe einmal dies Glück, und das geheime Bewußtſeyn gäb ich nicht um Millionen. Doch weiß ich auch, daß es mir nicht ziemt, von dieſem Stolze laut zu reden. Das Geſchlecht Münnich hoben Verdienſte zum erſten in Rußland empor, und ich bin ein unbekannter Fremdling. —

Gräfin (freundlich). Die Verwandtſchaft mit einem ſo gebildeten Cavalier iſt uns angenehm.

Julie (ſchnell). O ja, Herr Vetter! (ſetzt ſich wieder zur Mutter).

Winterfeld (verbeugt ſich gegen beide tief, in dem Augenblick ſagt der)

Graf. Lieutenant Winterfeld!

Winterfeld (nimmt ſchnell wieder ein ſoldatiſch Weſen an, und eilt zu dem Grafen). Euer Excellenz.

Graf (ſieht noch in den Brief, während Jenner neben ihm ſteht).

Gräfin (leiſe zur Tochter). Wie geſagt, voll Complimente. Doch ſind ſie nicht hohl und leer. Auch ſcheint es ſein wahres Meinen und Empfinden.

Julie (eben ſo ſchnell). O das beſte Herz unter der Sonne hat er gewiß.

Graf. Spricht ihn der Kaiſer, Lieutenant, ſey er nur dreiſt, er hat es ſo gern.

Winterfeld (ſehr beſcheiden). Euer Excellenz — Furchtſamkeit darf der Preußen Sache nicht ſeyn.

Graf. Auf des Monarchen Gnade kann er zählen. Die Exerziermeiſter aus dem neuen Sparta werden ihn vergnügen.

Winterfeld (abermal ſehr beſcheiden und unterwürfig, doch ſteigert er die Rede nach und nach im patriotiſchen Feuer). Erlauben Euer Excellenz mir da eine unterwürfige Anmerkung. Sie iſt mir nicht geboten, liegt aber ſo nah. Wir Preußen — ſtreben — der Theorie nach — zu-ſeyn, was einſt Macedoniens Phalangen und Roms Legionen waren. (ſchnell und verbindlich). Ich ſage: der Theorie nach, wer die hohen Meiſter ſieggekrönter Ausübung ſind, erfuhren Ottomannen und Schweden.

Graf. Nun bei Fehrbellin, Hochſtädt, Malplaquet ſchlugt ihr auch praktiſch drein.

Winterfeld (verbeugt ſich). Der kleine Staatsumfang legt emſigen Fleiß auf, daß Kunſt die Zahl vertrete. Nun würde Preußen jedoch keiner andern Macht ſeines Dienſtes Geheimniſſe mittheilen, nicht wie Sparta nach Carthago Waffenlehrer ſenden. Thut es der König, mein Herr, in dieſem Fall, geſchieht es in dem innig empfundenen Vertrauen, das Kaiſerlich Ruſſiſche Cabinet werde ſtets freundlich nachbarlichen Sinn zu uns hegen.

Graf. Er ſpricht wie ein erfahrner Soldat und guter Patriot. Wir ſind auch dazu bereit.

Winterfeld (im ſchnellen Redefluß). Es ſcheint auch ſo des mächtigen Rußlands eigner Vortheil. Wir ſind, nach Lage der Gränzen und Umſtände, ſeine natürlichſten Alliirten. Die Preußen im Königreich ſtammen mit den Ruſſen von den nehmlichen Szythenvölkern. Schon der Name iſt bedeutend. Waidewut und Olews Zeiten ſahen die nehmlichen Gebräuche. Mit dem Ritterorden kamen erſt deutſche nach Preußen, wie jetzt fremde Anſiedler den Moskowiten neue Gewohnheiten bringen. Auch bevölkerten Slawiſche Nationen meiſtens Pommern und Brandenburg.

Graf. Er zeigt gute hiſtoriſche Kenntniſſe.

Winterfeld (verbeugt ſich, und fährt ſchnell fort). Führte nun dieſer Staat mit Preußen Krieg, würde es von den nächſten Verwandten, und gleichſam mit den eignen Waffen bekämpft. Wie es ſchon ſich vertheidigen müßte, könnte es doch eh einem Bunde ſind wir nicht eben reich, doch haben wir Bernſtein, um den bis in Arabien Nachfrage iſt, und Obſtgattungen, deren Anbau im Norden wenig gedeiht. Was hingegen Kunſtfleiß hervorbringt, kann Rußland bei uns ſo gut finden, als irgendwo, vorzüglich unſre Tuche.

Graf. Erſt ſprach er wie ein geſcheidter Politiker, nun wie ein Finanzier und Kaufmann. Er fängt an — ſie fangen an, mich in Erſtaunen zu ſetzen, junger Mann. Wie konnten ſie, von ſo verſchiedenen Dingen ſich Einſicht erwerben? Sie müſſen viel geleſen, noch mehr ſelbſt gedacht haben. Insgemein glaubt man, ihr Herren exerzirt nur Tag für Tag. —

Winterfeld (verbeugt ſich). Euer Excellenz ſind viel zu gütig. Einige Nebenſtunden täglich, — und ich muß noch bitten, darſtellen zu dürfen, wie eine Handelſperre gegen unſre Gränzen verfügt, Nachtheile zur Folge haben, Conkurrenz und freie Ein- und Ausfuhr hingegen den Unterthanen beider Reiche wohlthätig ſein müßte. Wir nähmen dann ruſſiſche Güter in Menge zum eignen Verbrauch und Tranſito.

Gräfin. Lieber Gemahl, ich dächte, ſie trügen das gelegentlich dem Kaiſer vor.

Winterfeld. Eben das hoffe ich, da Seine Majeſtät mich wohl nur einige Augenblicke ſprechen, ſonſt ich nicht ermangeln würde, Höchſtihnen das auch devot und freimüthig ans Herz zu legen. (geht mit leichter Galanterie zu den Damen). Erlauben Ihro Excellenz mir auch, zu verſichern, daß alle Seidenzeuge, Flore, points, Coeffüren, de toute façon, Broderien, Parfümerien in Berlin ſo gut zu haben ſind, als zu Paris in der Straße St. Honoré. Die ruſſiſchen Kaufleute dürfen nur unſere Meſſen beziehen, da finden ſie Alles, und die Seefahrer aus Stettin und Königsberg werden es auch gern nach den hieſigen Häfen bringen. Die Tante Malzahn hat ſich die Freiheit genommen, zwei Mantillen von Goldſtoff ergebenſt zu übermachen. (geht an die Mittelthür und nimmt ſie einem Bedienten ſchnell ab). Sie ſind im neuſten Geſchmack, drappiren vortrefflich.

Wenn ich nach dem Glück, ſie zu überbringen, mich auch noch erdreiſten dürſte — (hängt der Gräfin eine um).

Julie. Die haben wir am Hofe noch nicht.

Gräfin. (tritt vergnügt an den Spiegel). Mein lieber Winterfeld — mein lieber Vetter, ich danke ſehr.

Winterfeld. Ich muß die Toilette der Grazien vollenden, ob ich ſchon dabei zage. (hängt Julien die andre um). Ach Gräfin, das Gold iſt ſchnell bleich geworden. Es theilt das Loos ihrer Juwelen.

Graf. Da haben wir nun den Courtiſan, ha ha ha!

Julie. (tritt neben die Mutter zum Spiegel).

Neunter Auftritt.

Adjudant. Vorige.

Adjudant. Seine Majeſtät der Kaiſer wollen den preußiſchen Offizier und ſeine Leute gleich ſehn, erheben ſich ſchon zum Paradeplatz.

Winterfeld (ſchnell wieder im militäriſchen Ton). Befehlen Euer Excellenz, daß ich abmarſchire.

Graf. Es iſt nah, ich folge. Adjudant, weiſ' er den Vetter zurecht.

Winterfeld (nach einer Verbeugung gegen die Damen, mit dem Adjudanten ab).

Graf. Der Vetter aus Potsdam nimmt für ſich ein.

Gräfin (noch am Spiegel). Er enchantirt mich.

Julie (eben ſo). Wie verläumdet man die preußiſchen Offiziere. Sollen nicht Damen unterhalten können, von nichts als rothen Binden und Stiefeletten ſprechen. Er hat ja eine tournure, daß er Hofmarſchall der Kaiſerin werden könnte.

Graf. Und ſpricht auch ernſt wie ein gründlich gelehrter Mann. Bei dem Allen nur Lieutenant. Wenn er doch in unſere Dienſte ginge, eine ſchnelle Beförderung könnte ihm nicht fehlen.

Julie (ſchnell umblickend). O ja, mon cher père, reden ſie ihm zu, empfehlen ſie ihn dem Kaiſer.

Graf. Ich komme nun wohl vor Tafel nicht zurück. Es wird auch für ſie Zeit, Gräfin. (ab).

Gräfin (geht vom Spiegel weg). Ueber den lieben Vetter aus Potsdam hätt' ich das bald vergeſſen.

Julie. Ob er auch bei Hofe ſeyn wird? Ach nein! Wär er nur wenigſtens Stabsoffizier, könnte er doch präſentirt werden. Ich wollte es ſelbſt bei der Kaiſerin thun.

Gräfin. Mit der Mantille fahr ich nach Hofe. (geht nach der Seite ab).

Julie. Ich auch, ich auch, das verſteht ſich. (folgt der Mutter).

Zweite Scene.

Nachdem Bediente ſchnell Ottomanne und Tiſch wegräumten, verändert ſich das Theater in einen

großen Platz

wo man umher bauen ſieht. (Könnte etwas Wirkliches von St. Petersburg durch Setzſtücke im Proſpekt dargeſtellt werden, etwa der Admiralitätsthurm, die Alexander-Newsky-Kirche, um ſo beſſer. Es gibt Kupferſtiche davon).

Zehnter Auftritt.

(Im Hintergrunde gehen viele Menſchen in ruſſiſchen und andern Kleidertrachten vom Jahre 1785. Zwei Offiziere treten im Geſpräch gegen das Proſcenium vor).

Erſter Offizier. Die Preußen ſind alſo da. Wird ein anderes Exerzitium und manche Neuerung geben. Damit wird man denn geplagt.

Zweiter. Freilich.

Erſter. Und wozu das? Wir ſchlugen unſere Feinde ſonſt auch. Türken und Tataren, Perſer und Mongolen, Schweden und Polen haben es gefühlt.

Zweiter. Weil andere Nationen aber vorſchreiten, müſſen wir doch auch der Zeit folgen. Und geſellt weiſe Kriegskunſt ſich noch zur Tapferkeit, hat ſie nur halbe Mühe.

Erſter. Die Subordination will man auch nach preußiſcher Sitte einrichten. Wird ſtrenge zugehn.

Zweiter. Nun, Ordnung iſt einmal nöthig. Welchen Unfug trieben die Strelitzen, da ſie noch kein Geſetz zügelte. Und weiß der Soldat, wie er Gehorſam und Dienſtpflicht üben ſoll, kann er ſie auch leicht vollziehn. Man gewöhnt ſich daran, und befindet ſich beſſer, als bei unregelmäßiger Willkühr.

Erſter. Seine Majeſtät kommen ſchon und zu Fuß. Sind noch früher da als die Preußen. Muß ihnen doch viel daran liegen.

Zweiter. Da kommen die Preußen nun auch.

Erſter. Der Feldmarſchall voran. Eine Menge von Generalen und andern Offizieren mit ihm. Bei Seiner Majeſtät iſt nur ein Adjudant.

Zweiter. Gehn Sie doch oft ganz allein.

Erſter. Wir müſſen nur aus dem Wege. (treten zum Hintergrunde).

Eilfter Auftritt.

Feldmarſchall Graf Münnich mit großem Gefolge, mehreren Koſaken und Ordonanzen. Vorige.

Graf. Ordonanzen, laßt Platz machen.

Ordonanzen. Platz, Platz! (drängen die zuſtrömenden Neugierigen von der Mitte).

Graf. (und ſeine Begleiter nehmen die Hüte ab, und verbeugen ſich ehrerbietig nach der anderen Seite, den Kaiſer erwartend).

Volk (ruft laut). Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Zwölfter Auftritt.

Adjudant des Kaiſers vorauseilend. Vorige. Dann Kaiſer Peter der Große.

Adjudant. (gegen die Menge im Hintergrund). Stille! Seine Kaiſerliche Majeſtät befehlen Stille!

Volk (ſchweigt).

Kaiſer (tritt auf im grünen einfachen Uniformüberrock, den Degen darüber, Stiefeln und Sporn, einen ungallonirten zweikrempigen deutſchen Hut. NB. Er muß hier um vieles älter vorgeſtellt werden, als im Mädchen von Marienburg. Auch weniger regſam, und in einer abgemeſſeneren Grandezza, das ergeben die Geſchichtsmerkmale ſo. Er nahm ſeit kurzem den Kaiſertitel an. Ein wenig franzöſirend muß ſeine — übrigens gravitätiſche — Haltung auch ſeyn, die Fürſten jener Zeit nahmen ſie an. — Er grüßt den Hut ein wenig ziehend). — Guten Morgen Münnich! die Preußen ſind zeitig da.

Graf. Der Offizier hat ſich beeilt, vor Eurer Kaiſerlichen Majeſtät zu erſcheinen.

Kaiſer. Setzt auf! Setzt auf!

Graf (bedeckt nach einer tiefen Verbeugung das Haupt, die Uebrigen nicht).

Kaiſer (tritt an die linke Seite, — vom Parterre gerechnet — Münnich ihm links etwas zurück, die Uebrigen treten hinter ſie. Was in der Vertiefung ſteht, behält die Hüte und Mützen ab. Es herrſcht eine tiefe Stille).

Dreizehnter Auftritt.

Lieutenant von Winterfeld. Die zwölf Unteroffiziere. Vorige.

Winterfeld (das Sponton in der rechten Hand, flach niederhängend, marſchiert links an der Spitze

Die Unteroffiziere tragen die Kurzgewehre an den linken Schultern, treten Einer hinter dem Andern im pünktlichſten Gleichſchritt, auf. Sie tragen die alte Grenadiergarde-Montur und weiße Stiefeletten, auch Torniſter. Alles iſt übereinſtimmend, ſauber, ſpiegelblank u. ſ. w. Das gepuderte Haar wohlfriſirt und in einem langen Zopf. u. ſ. w).

Winterfeld (läßt ſie bis auf die Mitte treten, daß man alle Zwölfe überſieht, dann befiehlt er laut). Halt! (ſie ſtehen plötzlich feſt). Front! (ſie werfen ſich halb links herum, daß ſie zum Parterre ſich wenden).

Winterfeld (geht ſchnell hinab, richtet die Linie, nimmt dann ſein Eſponton mit drei Griffen hoch in den rechten Arm, zieht mit der linken Hand den Hut, welchen er hinter dem Degen herab hängen läßt, geht nun grade und feſt, doch leichten Anſtands dabei zum Kaiſer). Eurer Kaiſerlichen Majeſtät melde ich allerunterthänigſt, daß ich laut Ordre meines Königs hier die Unteroffiziere bringe, die Eure Kaiſerliche Majeſtät befohlen haben.

Kaiſer (dankt mit dem Hute ein wenig). Wir ſind Seiner Majeſtät redevable. (Geht an die Unteroffiziere hin. Winterfeld folgt, einige Schritte hinter ihm, die Uebrigen an ihrem Platz).

Kaiſer. Schön Volk — tüchtig Volk, wird noch, ſie zu überſehen. Wie aus einer Form gegoſſen. — Münnich, ſorge, daß es bei unſern Armeen auch dahin kömmt.

Graf (zieht den Hut und verbeugt ſich).

Kaiſer. Offizier, wie viele Rekruten wird Jeder exerziren können?

Winterfeld. Euer Majeſtät, funfzig auf einmal.

Kaiſer. Gut! Wie wird es mit der ruſſiſchen Sprache gehn?

Winterfeld. Einige ſind ihrer mächtig, Andere der polniſchen, die Uebrigen offne Köpfe, begreifen bald, lernten ſchon manches unterwegs. Ich habe mich erdreiſtet, ein preußiſches Manualreglement aufzuſetzen, und ins Ruſſiſche übertragen zu laſſen (nimmt es heraus).

Kaiſer. Wo? (nimmt es und ſieht hinein) Gut — uns lieb. — Da, Münnich! (giebt es ihm). Wie heißt ihr, Offizier?

Winterfeld. Winterfeld.

Kaiſer. Ihr ſeid auch über ein langes Winterfeld gekommen. Hat euch nicht tüchtig gefroren in Rußland?

Winterfeld. Weil unſre Herzen ſo glühten, den großen Kaiſer zu ſehn, vermochten Schnee und Kälte nichts über uns.

Kaiſer. Laßt doch einige Handgriffe machen.

Winterfeld. (ſetzt den Hut auf und nimmt das Sponton beim Fuß).

Kaiſer. Münnich — kein übler junger Menſch.

Winterfeld (befiehlt laut). Gebt Achtung!

Der Flügelunteroffizier (ſpringt zwei Schritte vor).

Winterfeld. Kurzgewehr beim Fuß! — Kurzgewehr auf die Schulter! — Kurzgewehr beim Fuß! — Streckt das Kurzgewehr! (nimmt das Sponton hoch, und den Hut ab). Das geſchieht vor Eurer Kaiſerlichen Majeſtät, vor unſern Feinden aber nicht.

Kaiſer (lächelt, auf Münnich ſehend).

Winterfeld (ſetzt wieder den Hut auf, und nimmt das Sponton beim Fuß). Kurzgewehr auf! — Kurzgewehr auf die Schulter! (Alle, Griffe werden mit der größten Pünktlichkeit vollzogen. *)

---

*) Wenn das Vorſpiel in Berlin gegeben werden ſollte, würde der Verfaſſer gern dem Schauſpieler und den Statiſten alle Griffe u. ſ. w. genau zeigen. Denn Pünktlichkeit wäre da nöthig.

Kaiſer. Münnich, laß Jedem hundert Rubel geben. – Ihr Preußen, ſeid ihr auch gern nach Rußland gekommen?

Alle Unteroffiziere (zugleich). Ja, Ihre Majeſtät! —

Kaiſer. Habt ihr Weiber?

Alle. Nein, Ihre Majeſtät!

Kaiſer. Ihr könnt euch hier verheirathen, den großen Stamm fortſetzen. Habt ihr Luſt dazu?

Alle. Ja, Ihre Majeſtät!

Kaiſer. Ha ha ha! Münnich, laß ſie in eine Kaſerne bringen. Ein paar Tage Ruhe, dann ans Exerzieren.

Graf. Adjudant! (winkt ihm).

Des Grafen Adjudant. Links um! Marſch! (geht mit ihnen ab).

Winterfeld. (giebt ſein Sponton einer Ordonnanz, nimmt den Hut wieder ab, und kömmt vor).

Kaiſer. Wir danken euch vor der Hand. Was ſeid ihr?

Winterfeld. Schon Secondelieutenant.

Kaiſer. Erſt?

Winterfeld. Euer Majeſtät, unſre

Fähnriche haben den Fehler, daß ſie ſchon etwas ſtolz auf ihre Charge ſind.

Kaiſer. Münnich, mache daß unſere den Fehler auch bekommen. — O wir kennen unſers guten Bruders Friedrich Wilhelm Armee. Seine Majeſtät ſind doch wohl auf?

Winterfeld. Zur hohen Freude Ihrer Unterthanen.

Kaiſer. Wir kennen auch den Fürſten Leopold. Ein wackrer Kriegsheld. Wir waren in Berlin.

Winterfeld. Schon als Knabe bewunderte ich den erhabnen Helden von Pultawa und Azow.

Kaiſer. Schmeichelt nicht! Wir lieben das nicht. Gefällt euch St. Petersburg?

Winterfeld. Kein Wunder, daß unter Eurer Majeſtät Schwerdt die Völker fallen, beſiegen Höchſtdieſelben doch die Natur.

Kaiſer (lächelnd). Münnich, er weiß zu ſprechen.

Winterfeld. Allerunterthänigſt bitt ich um Verzeihung! Ich würde nicht einmal zu ſagen wiſſen, ob das Denkmal jener cäſariſchen Eroberungen, oder dies neue Alexandria Euer Majeſtät unſterblicher machen wird.

Kaiſer (zu Münnich). Wir hörten ihn gern, wenn er nur nicht ſchmeichelte.

Graf. Ich muß ihn da vertreten, Euer Majeſtät! Er ſagt nur Wahrheiten.

Kaiſer. Er muß was gelernt haben.

Graf. Ich bin auch weitläuftig mit ihm verwandt.

Kaiſer. So? Hört Winterfeld, ihr ſollt bei mir ſpeiſen. Kommt gleich mit. (zu den Uebrigen). Deß ihrs wißt, Meſſieurs, einen jungen Militär von Application ziehen wir zur Tafel, und mag er auch nur Lieutenant ſeyn. Seht auf, wir befehlen es. (geht ab, von Münnich und Winterfeld zunächſt begleitet. Die andern Offiziere ziehn nach).

Einer aus dem Volk. Rufen wir Vivat?

Ein Anderer. Wir ſollen ja nicht.

Noch ein Anderer. Doch ſtille nach, müſſen den Kaiſer noch ſehn. (ſie ſtrömen nach, bis auf die zwei Offiziere von vorhin).

Vierzehnter Auftritt.

Die beiden Offiziere.

Erſter. Ei, die Preußen gefallen mir doch. Das hat ein Anſehn.

Zweiter. Und die nützliche Ordnung daneben. Sie haben manche gute Erfindung im Kriegsweſen gemacht. Da iſt der Gleichſchritt. Mit ihm gehn alle Mannöver beſſer von ſtatten. Und der eiſerne Ladeſtock. Da kann man noch einmal ſo geſchwind feuern, und ſchießt man doppelt ſo viel Kugeln ab, müſſen auch doppelt ſo viel Feinde liegen.

Erſter. Es ſoll bei uns auch ſo eingeführt werden.

Zweiter. Gut, gut!

Erſter. Und die preußiſche Cavallerie bleibt im vollen Gallop in Linie.

Zweiter. Gut in dichte Janitſcharenhaufen zu dringen. (Beide nach der andern Seite ab).

Dritte Scene.

Vorgemach im Kaiſerlichen Pallaſt.

Funfzehnter Auftritt.

Cämmerier und Hoffourier treten auf. Dann zwei reichgekleidete Pagen.

Hoffourier. Man wird nun wohl bald zur Tafel kommen. Der Hofmarſchall und die Kammerherrn ſind ſchon da. Wo bleiben die Pagen? Meine Herren, an die Mittelthür. Sie wurden ſchon gerufen.

Zwei Pagen (treten auf und dorthin).

Cämmerier. Seine Majeſtät waren heute früh unpäßlich und übler Laune, ſollen aber auf dem Paradeplatz erheitert worden ſeyn.

Hoffourier. Die Preußen ſind auch reich beſchenkt wie man ſagt.

Cämmerier. Da kömmt ſchon die Gräfin Münnich.

Hoffourier. Ihre Tochter, die Hofdame, auch.

Sechszehnter Auftritt.

Gräfin Münnich. Gräfin Julie.
Vorige.

Beide Damen (tragen über die Staatskleider jene Mantillen von drap d'or, grüßen die ſich tief verbeugenden Männer obenhin, und gehen in die Mittelthür, welche die Pagen ihnen öffnen).

Cämmerier. Die Gräfin Münnich bekam heute einen Zobel.

Hoffourier. Das Haus ſteigt immer höher. Man ſpricht auch von einer vornehmen Heirath der jungen Gräfin, die Seiner Majeſtät der Kaiſer ſelbſt ſtiften will.

Siebzehnter Auftritt.

Adjudant des Kaiſers. Vorige.

Adjudant (nach einem leichten Gruß). Der Kaiſer will in ſeinem Kabinet ſpeiſen, mit dem Feldmarſchall, noch zwei Generalen und dem preußiſchen Offizier. Alles Uebrige kömmt an die Marſchallstafel. Gräfin Münnich ſpeiſt bei der Kaiſerin.

Hoffourier (zum Cämmerier). Der Offizier im Kabinet? Soll ja nur Lieutenant ſeyn. Wir haben ja einen höheren Rang. (geht in die Mittelthür).

Cämmerier. Ei, ei!

Adjudant. Der junge Menſch hat Seine Majeſtät für ſich eingenommen, wie es noch kein Beiſpiel gab. (geht in die Mittelthür).

Cämmerier. Ei, ei! (folgt auch).

Ein Page. Da kömmt der Kaiſer.

Achtzehnter Auftritt.

Der Kaiſer. Graf Münnich. Lieutenant von Winterfeld. Das übrige Gefolge.

Kaiſer. Nur voran, Meſſieurs! Wir wollen hier noch ein Wort mit dem Preußen ſprechen.

Graf (und die Uebrigen treten nach tiefen Verbeugungen in die Mittelthür).

Kaiſer (da ſie hinaus ſind). Was ihr unterweges ſagtet, hat unſre Approbation. Ihr ſprecht für euer Staatsintereſſe.

und das iſt, an treuen Unterthanen zu loben. Wir ſind auch geſonnen, mit dem Hauſe Preußen nach wie vor im guten wechſelſeitigen Vernehmen zu ſtehn, und wollten Seiner Majeſtät, durch unſern in Berlin reſidirenden Miniſter Notificationen machen laſſen.

Winterfeld verbeugt ſich ſehr tief.

Kaiſer. Doch nimmt uns Wunder, daß ihr, ein junger Menſch von ingenium und mancherlei Wiſſenſchaft, nur Lieutenant ſeyd.

Winterfeld. Eure Kaiſerliche Majeſtät geruhen mich viel zu gnädig zu beurtheilen.

Kaiſer. Nein! Und ihr ſeyd auf dem rechten Weg. Mancher denkt, ingenium überhebe der Theorie, das iſt nicht wahr, oder es wird nicht viel daraus. Wir meinen auch daß uns Gott einiges ingenium ertheilt habe, demungeachtet haben wir es nicht verſchmäht in unſerer Jugend ſelbſt die Werkſtätte des Zimmermanns zu beſuchen, und im Heer wie auf der Flotte von unten auf zu dienen, Wir mußten tauſend Dinge ſelbſt kennen, da wir ein großes Volk aus Barbarei und Unwiſſenheit zu Cultur und Civiliſation hinan bringen wollten. Nun hoffen wir aber auch unſern Nachfolgern Kron und Reich dergeſtalt zu hinterlaſſen, daß keine Macht der Welt ihre Feſtigkeit erſchüttern kann. Und ſollte es ja dereinſt ein Feind wagen, ins Herz von Rußland zu dringen, wird er ſich nur unter den Trümmern ſeiner Verwegenheit begraben.

Winterfeld. O daß Preußen dieſen erhabnen Nachfolgern dann treu zur Seite ſtehn dürfte, ſolchen Feind zu beſtrafen!

Kaiſer. Doch wieder von euch, junger Menſch. Ihr ſeyd wie le Fort, dem konnte man auch allerhand vertrauen in Kriegsweſen und Diplomatik, Fortifikation und Hafenbau, Manufactureinrichtung und Handel. Darum proponiren wir euch in unſere Dienſte zu treten. Seine Majeſtät wird euch unſerer Bitte nicht abſchlagen. Ihr ſeyd mit den Münnichs verwandt, es kann euch alſo hier ſchon gefallen. Ihr ſollt Major ſeyn,

und,

und, nach zu verhoffendem weitern Dienſteifer bald avanziren.

Winterfeld (ſehr bewegt). Allergnädigſter Kaiſer — dieſe Herablaſſung — dies unverdiente, huldreiche Anerbieten — dieſe milde Gnade drücken mich zu Boden. —

Kaiſer (verwundert). Wie?

Winterfeld (ſanft). [illegible] ſich Eure Majeſtät mit Preußen und [illegible] Hülfsvölker; mein Blut will ich freudig für den größten Monarchen verſpritzen, aber — ich kann meinem Vaterlande nicht untreu ſeyn, nicht es meiden.

Kaiſer (ſieht ihn einige Zeit an, und geht ſchweigend durch die Mittelthüre ab).

Winterfeld (außer ſich). O Himmel das koſtete mir einen ſchweren Selbſtkampf. Schon Major — vielleicht in Jahr und Tag Oberſt — dann bin ich bei uns noch nicht Premierlieutenant. — Aber ich gehöre zu einem alten märkiſchen Geſchlecht, der König, der Kronprinz erzeigten mir ſo viele Gnade — ich muß die Eigenſucht bändigen, und nur in Pflicht den Ehrgeiz ſtillen. Gott — ich ver-

Fand des Kaiſers letzte Worte nicht. Oder ſchwieg er? Ob er zürnen mag? Ob ich folgen darf?

Neunzehnter Auftritt.

Gräfin Julie. Winterfeld.

Julie. Herr von Winterfeld, Ihre Majeſtät die Kaiſerin wollen ſie ſehn. Ich werde ſie vorſtellen.

Winterfeld. Verſchieben ſie es noch, ich bin zu unruhig, nicht gefaßt.

Julie. Sie? das ſollte man kaum glauben. Was macht ſie denn ſo unruhig?

Winterfeld. Ich weiß nicht, meine ſchöne Gräfin, meine gnädige Gräfin will ich ſagen — ob des Kaiſers Gnade — ſein Zorn — oder ihre unvermuthete Erſcheinung. Ach ich glaube das letzte, weil es in meinem Gemüth ohnehin ſchon ſo ſtürmend wogte.

Julie. Nun — ſammeln ſie ſich. Es iſt noch einige Zeit. Zwey polniſche Fürſtinnen haben erſt Audienz.

Winterfeld. Sie dürfen mich doch

nicht vorſtellen, ſonſt komm' ich nicht zur Faſſung, oder verliere ſie zur Stelle wieder. Eine andere Dame!

Julie. Die Oberhofmeiſterin iſt krank, darum muß ich —.

Winterfeld. Eine andere Dame.

Julie (vor ſich). Doch ſeltſam. —

[illegible]interfeld. Gott, wenn ſie mich deu- ſe [illegible] (nimmt ihre Hand)). [illegible] ich ſ [illegible] mein Räthſel zu löſen, auf jede [illegible] Schon dieſen Morgen, bei ihrem [illegible]blick, glimmte in mir eine nie empfun- [illegible]ruhe, und ſchlägt nun in helle Flammen. (Als ſie ſich los machen will.) Sie ſtaunen, daß ich das der Tochter Münnichs ſage, um deren Hand ſich Fürſten preiſen würden. Aber Gräfin, Kühnheit iſt uns einmal eigen, unſer Sinnbild ein Adler der zur Sonne fliegt, dafür bekenne ich Ihro Gnaden auch, was uns Preußen ſo ſchwer zu bekennen wird: daß ich beſiegt, überwunden, gefangen bin, daß ſie mein Herz auf ewig erobert haben.

Julie (ſehr verlegen). Für einen Scherz wahrlich zu kühn, lieber Vetter. —

rig **Winterfeld.** Ach, ich war nie ſo froh, ſo fromm — und ſtand nie der Verzweiflung ſo nah. (ſehr weich und gerührt). Denn indem ich es wagte, zu dem hohen Licht ihrer Schönheit aufzublicken, las ich dort einige Hoffnung — ihre Hand würde von ihnen zu erflehen ſeyn, ſie würden dem Glück zu lieben das Glück zu glänzen nachſtellen, dieſe Wangen eben ſo gern die Roſen und Lilien in Potsdam beſchämen, wie dieſe Augen die Juwelen am Kaiſerhof. — Doch — ihr Vater, ihre Mutter ſind ſtolz. —

Julie. Nein, müſſen nur die Verhältniſſe achten. Man ſagt aber drinnen, ſie hätten die angebotenen Dienſte abgelehnt, nächſten ſie des Kaiſers ſeltne Gnade; vielleicht — o, was ſprach ich da —!

Winterfeld. Den Himmel über mich!

Julie. Ich darf nicht länger das hören. (ſchnell ab, in die Mittelthüre).

Winterfeld. Aber komm ich denn gar nicht wieder zur Geiſtesgegenwart! Welch ein Patriotismus zugleich, wenn ich die Gräfin heirathete. Wünſchte der König etwas vom ruſſiſchen Kabinet, ſchrieb ich dem mächtigen Schwiegervater — doch wie ſoll ich gegen dieſe Hinderniſſe kämpfen. Wie? Nun, wie anders als muthig.

Zwanzigſter Auftritt.

Der Kaiſer. Vorige.

Kaiſer. Wo bleibt ihr? Fürchtet ihr Ungnade? Nein, wir können das nicht mißbilligen.

Winterfeld (nach einer Verbeugung, vor ſich). Nun ich den großen Kaiſer ſehe, gehöre ich ihm wieder an.

Kaiſer. Doch ſolltet ihr euch noch beſinnen, was hofft ihr von dem langen Wege der Anciennetät? Was habt ihr da für ein Ziel?

Winterfeld. Euer Majeſtät Fragen ſind zugleich Befehle: treuer Wahrheit nach zu antworten. Unſers Kronprinzen Königliche Hoheit, die, obwohl noch ſehr jung, voll ſublimer Ideen ſind, geruhten mir einmal zu ſagen: Wenn ſie zur Regierung kämen, wollten ſie tapferen Generalen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin Statuen errichten laſſen. Das fiel mir wie ein Feuerſtrahl ins Herz. So oft ich nun den Platz ſehe, denk ich, hieher will ich, mags auch nach funfzig Jahren ſeyn. Dies iſt mein Ziel, allergnädigſter Monarch, wenn auch nur im Traume des Ehrgeitzes umfangen.

Kaiſer. Und wir prophezeien, ihr werdet es erringen. Doch — weil ihr ſo denkt, ſollt ihr nicht ohne Gnadenbezeugung von unſerm Thron gehn. Nennt einen billigen Wunſch, er ſey gewährt.

Winterfeld (ſchnell und feurig). O mein erhabner Kaiſer, ich hege einen, der Eure Majeſtät nur zwei Worte koſten würde.

Kaiſer. Nun.

Winterfeld. Mein Schickſal wollte daß ich jählings in St. Petersburg — Liebe empfinden mußte.

Kaiſer. Aha! Brachtet zwölf ſchöne Soldaten, und wollt dafür ein ſchönes Mädchen aus Rußland führen. Darin mengen wir uns nicht. Seht ſelbſt dazu. Ihr ſeyd nicht der Mann, den unſre Schönen Grauſamkeit fürchten laſſen. (will gehn).

Winterfeld. Meine Geliebte iſt nicht grauſam, die Beziehungen treten aber ſo mächtig gegen mich auf, daß nur Euer Majeſtät huldreiche Fürſprache —

Kaiſer. Und wer iſt die Venus des jungen Mars?

Winterfeld. Euer Majeſtät Feldmarſchalls Tochter.

Kaiſer. Ei — der Lieutenant will hoch hinaus.

Winterfeld (kleinlaut). Ach, das muß ich freilich geſtehn.

Kaiſer. Mit dem Mädchen haben wir ſelbſt einen Plan. Es giebt da zuweilen politiſche Abſichten, Verbindungen der Häuſer —

Winterfeld. Wenn Euer Majeſtät allergnädigſt erlauben, wär es auch Politik, ſie nach Preußen zu verheirathen.

Kaiſer. Diesmal ſprecht ihr unbeſonnen, doch ſieht man der Liebe ſchon etwas nach. Nun hört. Nicht gern ſpoliren wir Seiner Majeſtät einen Offizier von euern

Meiſten, wollen ihnen jedoch anderweitig gefällig ſeyn. Wir erneuern den Vorſchlag: ſeyd Oberſt und empfangt das Fürwort.

Winterfeld (nach einer kurzen Pauſe traurig ſeufzend). Laſſen mich Eure Majeſtät ſcheiden. (verbeugt ſich tief). Die Erinnerung an ſo überſchwengliche Gnade wird mein Unglück tröſten. (will ſich entfernen).

Kaiſer! Bleibt! Ihr könntet? Aecht ritterlich, auch um Pflicht der Liebe entſagen.

Winterfeld. Vielleicht wird das Herz um ſo ſtärker, wenn es brach. Johanniter und Tempelherren bezwangen ſich erſt ſelbſt, dann wurden ſie unüberwindlich.

Kaiſer. Die Kreuzzüge ſind vorüber, auch meiſtens jene Kraft. Wer ſie noch zeigt, verdient Lohn. (zu einem Pagen) Die junge Gräfin Münnich.

Page (ab).

Winterfeld. O Gott!

Kaiſer. Doch zwingen kann man ſie nicht, muß doch erſt fragen.

Winterfeld. Ich fürchte nicht, Zwang werde Noth thun, allerhöchſter Monarch!

Einundzwanzigſter Auftritt.

Gräſin Julie. Vorige.

Julie. Was befehlen Eure Kaiſerliche Majeſtät?

Kaiſer. Tritt hieher. Nahe. Biſt du dem jungen Preußen gewogen?

Julie (ſchweigt).

Kaiſer. Aha! (zum Pagen). Den Feldmarſchall und die Gräſin.

Page (ab).

Kaiſer. Doch prüfe das Herz zuvor. Liebſt du ihn genug, hier alle winkenden Anſprüche und Fortune zu vergeſſen, mit ihm in die Heimath zu ziehn?

Julie (ſchweigt).

Kaiſer. Aha! Die Mädchen haben eine eigne Art ſtumm zu antworten.

Winterfeld. O Gräſin, eine Durchlaucht geben ſie vielleicht hier auf; doch leb ich, verſprech ich ihnen, daß ſie es neben mir wenigſtens zur Excellenz bringen ſollen.

Letzter Auftritt.

Graf Münnich. Gräfin. Vorige.

Kaiſer. Münnich — Gräfin — die Kleine will eine preußiſche Offizierdame werden.

Graf und Gräfin (treten betroffen zurück).

Kaiſer. Was iſt zu thun. Lieben die Mädchen einmal, und es geht nur an, bleiben ein Segenſpruch und ein gerufener Prieſter das Beſte.

Graf. Euer Majeſtät Wünſche ſind Befehle.

Gräfin. Sie iſt die Ihrige, Vetter!

Kaiſer. Und wie dies Band geknüpft wird, werden unſre Nachfolger auf dem Thron in unſerm Sinne handeln, wenn ſie machen, daß ſich die ruſſiſche und preußiſche Nation lieben.

Winterfeld (niederknieend). Geſtatten Eure Majeſtät, daß ich dankgerührt, und im Namen aller Preußen dieſer und ſpäter Zeiten rufen darf: Hoch lebe Rußlands großer Kaiſer!

Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau.

Erzählung

von

L. Achim von Arnim.

Graf Dürande, der gute alte Kommandant von Marſeille, ſaß einſam frierend an einem kalt ſtürmenden Oktoberabende bei dem ſchlecht eingerichteten Kamine ſeiner prachtvollen Kommandantenwohnung und rückte immer näher und näher zum Feuer, während die Kutſchen zu einem großen Balle in der Straße vorüber rollten, und ſein Kammerdiener Baſſet, der zugleich ſein liebſter Geſellſchafter war, im Vorzimmer heftig ſchnarchte. Auch im ſüdlichen Frankreich iſt es nicht immer warm, dachte der alte Herr, und ſchüttelte mit dem Kopfe, die

Menſchen bleiben auch da nicht immer jung, aber die lebhafte geſellige Bewegung nimmt ſo wenig Rückſicht auf das Alter, wie die Baukunſt auf den Winter. Was ſollte er, der Chef aller Invaliden, die damals (während des ſiebenjährigen Krieges) die Beſatzung von Marſeille und ſeiner Forts ausmachten, mit ſeinem hölzernen Beine auf dem Balle, nicht einmal die Lieutenants ſeines Regiments waren zum Tanze zu brauchen. Hier am Kamine ſchien ihm dagegen ſein hölzernes Bein höchſt brauchbar, weil er den Baſſet nicht wecken mochte, um den Vorrath grüner Olivenäſte, den er ſich zur Seite hatte hinlegen laſſen, allmählig in die Flamme zu ſchieben. Ein ſolches Feuer hat großen Reitz; die kniſternde Flamme iſt mit dem grünen Laube wie durchflochten, halbbrennend, halbgrünend erſcheinen die Blätter wie verliebte Herzen. Auch der alte Herr dachte dabei an Jugendglanz und vertiefte ſich in den Conſtructionen jener Feuerwerke, die er ſonſt ſchon für den Hof angeordnet hatte und ſpeculirte auf neue, noch mannigfachere Farbenſtrahlen und Drehungen, durch welche er am Geburtstage des Königs die Marſeiller überraſchen wollte. Es ſah nun leerer in ſeinem Kopfe als auf dem Balle aus. Aber in der Freude des Gelingens, wie er ſchon alles ſtrahlen, ſauſen, praſſeln, dann wieder alles in ſtiller Größe leuchten ſah, hatte er immer mehr Olivenäſte ins Feuer geſchoben und nicht bemerkt, daß ſein hölzernes Bein Feuer gefangen hatte und ſchon um ein Drittheil abgebrannt war. Erſt jetzt, als er aufſpringen wollte, weil der große Schluß, das Aufſteigen von tauſend Raketen ſeine Einbildungskraft beflügelte und entflammte, bemerkte er, indem er auf ſeinen Polſterſtuhl zurück ſank, daß ſein hölzernes Bein verkürzt ſey und daß der Reſt auch noch in beſorglichen Flammen ſtehe. In der Noth, nicht gleich aufkommen zu können, rückte er ſeinen Stuhl wie einen Piekſchlitten mit dem flammenden Beine bis in die Mitte des Zimmers, rief ſeinen Diener und dann nach Waſſer. Mit eifrigem Bemühen ſprang ihm in dieſem Augenblicke eine Frau zu Hülfe, die in das Zimmer eingelaſſen, lange durch ein beſcheidnes Huſten die Aufmerkſamkeit des Kommandanten auf ſich zu ziehen geſucht hatte, doch ohne Erfolg. Sie ſuchte das Feuer mit ihrer Schürze zu löſchen, aber die glühende Kohle des Beins ſetzte die Schürze in Flammen und der Kommandant ſchrie nun in wirklicher Noth nach Hülfe, nach Leuten. Bald drangen dieſe von der Gaſſe herein, auch Baſſet war erwacht; der brennende Fuß, die brennende Schürze brachte alle ins Lachen, doch mit dem erſten Waſſereimer, den Baſſet aus der Küche holte, war alles gelöſcht und die Leute empfahlen ſich. Die arme Frau triefte vom Waſſer, ſie konnte ſich nicht gleich vom Schrecken erholen, der Kommandant ließ ihr ſeinen warmen Rockelor umhängen, und ein Glas ſtarken Wein reichen. Die Frau wollte aber nichts nehmen und ſchluchzte nur über ihr Unglück und bat den Kommandanten: mit ihm einige Worte ins Geheim zu ſprechen. So ſchickte er ſeinen nachläſſigen Diener fort und ſetzte ſich ſorgſam in ihre Nähe. Ach, mein Mann, ſagte ſie in einem fremden deutſchen Dialeckte des Franzöſiſchen, mein Mann kommt von Sinnen, wenn er die Geſchichte hört; ach, mein armer Mann, da ſpielt ihm der Teufel ſicher wieder einen Streich! Der Kommandant fragte nach dem Manne und die Frau ſagte ihm: daß ſie eben wegen dieſes ihres lieben Mannes zu ihm gekommen, ihm einen Brief des Oberſten vom Regiment Pikardie zu überbringen. Der Oberſte ſetzte die Brille auf, erkannte das Wappen ſeines Freundes und durchlief das Schreiben, dann ſagte er: Alſo Sie ſind jene Roſalie, eine geborne Demoiſelle Lilie aus Leipzig, die den Sergeanten Francoeur geheirathet hat, als er am Kopf verwundet in Leipzig gefangen lag? Erzählen ſie, das iſt eine ſeltne Liebe! Was waren ihre Eltern, legten die ihnen kein Hinderniß in den Weg? Und was hat denn ihr Mann für ſcherzhafte Grillen als Folge ſeiner Kopfwunde behalten, die ihn zum Felddienſte untauglich machen, obgleich er als der bravſte und geſchickteſte Sergeant, als die Seele des Regiments geachtet wurde? Gnädiger Herr, antwortete die Frau mit neuer Betrübniß, meine Liebe trägt die Schuld von allem dem Unglück, ich habe meinen Mann unglücklich gemacht und nicht jene Wunde; meine Liebe hat den Teufel in ihn gebracht und plagt ihn und verwirrt ſeine Sinne. Statt mit den Soldaten zu exercieren, fängt er zuweilen an, ihnen ungeheure, ihm vom Teufel eingegebene Sprünge vor zu machen, und verlangt; daß ſie ihm dieſe nach machen: oder er ſchneidet, ihnen Geſichter daß ihnen der Schreck in alle Glieder fährt, und verlangt, daß ſie ſich dabei nicht rühren noch regen und neulich, was endlich dem Faſſe den Boden ausſchlug, warf er den kommandirenden General, der in einer Affäre den Rückzug des Regiments befahl, vom Pferde, ſetzte ſich darauf und nahm mit dem Regimente die Batterie fort. — Ein Teufelskerl, rief der Kommandant, wenn doch ſo ein Teufel in alle unſre kommandirende Generale führe, ſo hätten wir kein zweites Roßbach zu fürchten, iſt ihre Liebe ſolche

Teufels-

Teufelsfabrik, ſo wünſchte ich: ſie liebten unſre ganze Armee. — Leider im Fluche meiner Mutter, ſeufzte die Frau. Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Meine Mutter ſah viele Männer bei ſich, denen ich aufwarten mußte, das war meine einzige Arbeit. Ich war träumerig und achtete gar nicht der freundlichen Reden dieſer Männer, meine Mutter ſchützte mich gegen ihre Zudringlichkeit. Der Krieg hatte dieſe Herren meiſt zerſtreut, die meine Mutter beſuchten und bei ihr Hazardſpiele heimlich ſpielten; wir lebten zu ihrem Aerger ſehr einſam. Freund und Feind waren ihr darum gleich verhaßt, ich durfte keinem eine Gabe bringen, der verwundet oder hungrig vor dem Hauſe vorüberging. Das that mir ſehr leid und einſtmals war ich ganz allein und beſorgte unſer Mittagseſſen, als viele Wagen mit Verwundeten vorüberzogen, die ich an der Sprache für Franzoſen erkannte, die von den Preußen gefangen worden. Immer wollte ich mit dem fertigen Eſſen zu jenen hinunter, doch ich fürchtete die Mutter, als ich aber Francoeur mit verbundenem Kopfe auf dem letzten Wagen liegen geſehen, da weiß ich nicht wie mir geſchah; die Mutter war vergeſſen, ich nahm Suppe und Löffel, und, ohne unſre Wohnung abzuſchließen, eilte ich dem Wagen nach in die Pleißenburg. Ich fand ihn; er war ſchon abgeſtiegen, dreiſt redete ich die Aufſeher an, und wußte dem Verwundeten gleich das beſte Strohlager zu erflehen. Und als er darauf gelegt, welche Seligkeit, dem Nothleidenden die warme Suppe zu reichen! Er wurde munter in den Augen und ſchwor mir, daß ich einen Heiligenſchein um meinen Kopf trage. Ich antwortete ihm, daß ſei meine Haube, die ſich im eiligen Bemühen um ihn aufgeſchlagen. Er ſagte: der Heiligenſchein komme aus meinen Augen! Ach, das Wort konnte ich gar nicht vergeſſen, und hätte er mein Herz nicht ſchon gehabt, ich hätte es ihm dafür ſchenken müſſen. Ein wahres, ein ſchönes Wort! ſagte der Kommandant, und Roſalie fuhr fort: Das war die ſchönſte Stunde meines Lebens, ich ſah ihn immer eifriger an, weil er behauptete, daß es ihm wohlthue und als er mir endlich einen kleinen Ring an den Finger ſteckte, fühlte ich mich ſo reich, wie ich noch niemals geweſen. In dieſe glückliche Stille trat meine Mutter ſcheltend und fluchend ein; ich kann nicht nachſagen, wie ſie mich nannte, ich ſchämte mich auch nicht, denn ich wußte, daß ich ſchuldlos war und daß er Böſes nicht glauben würde. Sie wollte mich fortreiſſen, aber er hielt mich feſt und ſagte ihr: daß wir verlobt wären, ich trüge ſchon ſeinen Ring. Wie verzog ſich das Geſicht meiner Mutter; mir wars, als ob eine Flamme aus ihrem Halſe brenne, und ihre Augen kehrte ſie in ſich, ſie ſahen ganz weiß aus; ſie verfluchte mich und übergab mich mit feierlicher Rede dem Teufel. Und wie ſo ein heller Schein durch meine Augen am Morgen gelaufen, als ich Francoeur geſehen, ſo war mir jetzt als ob eine ſchwarze Fledermaus ihre durchſichtigen Flügeldecken über meine Augen legte; die Welt war mir halb verſchloſſen, und ich gehörte mir nicht mehr ganz. Mein Herz verzweifelte und ich mußte lachen. Hörſt du, der Teufel lacht ſchon aus dir! ſagte die Mutter und ging triumphirend fort, während ich ohnmächtig niederſtürzte. Als ich wieder zu mir gekommen, wagte ich nicht zu ihr zu gehen und den Verwundeten zu verlaſſen, auf den der Vorfall ſchlimm gewirkt hatte; ja ich trotzte heimlich der Mutter wegen des Schadens, den ſie dem Unglücklichen gethan. Erſt am dritten Tage ſchlich ich, ohne es Francoeur zu ſagen, Abends nach dem Hauſe, wagte nicht an zu klopfen, endlich trat eine Frau die uns bedient hatte, heraus und berichtete, die Mutter habe ihre Sachen ſchnell verkauft, und ſei mit einem fremden Herrn, der ein Spieler ſein ſollte, fortgefahren, und niemand wiſſe wohin. So war ich nun von aller Welt ausgeſtoſſen und es that mir wohl, ſo entfeſſelt von jeder Rückſicht in die Arme meines Francoeur zu fallen. Auch meine jugendlichen Bekanntinnen in der Stadt wollten mich nicht mehr kennen, ſo konnte ich ganz ihm und seiner Pflege leben. Für Ihn arbeitete ich; bisher hatte ich nur mit dem Spitzenklöppeln zu meinem Putze geſpielt, ich ſchämte mich nicht, dieſe meine Handarbeiten zu verkaufen, ihm brachte es Bequemlichkeit und Erquickung. Aber immer mußte ich der Mutter denken, wenn ſeine Lebendigkeit im Erzählen mich nicht zerſtreute; die Mutter erſchien mir ſchwarz mit flammenden Augen, immer fluchend vor meinen inneren Augen und ich konnte ſie nicht los werden. Meinem Francoeur wollte ich nichts ſagen, um ihm nicht das Herz ſchwer zu machen; ich klagte über Kopfweh, daß ich nicht hatte, über Zahnweh, das ich nicht fühlte, um weinen zu kennen wie ich mußte. Ach hätte ich damals mehr Vertrauen zu ihm gehabt, ich hätte ſein Unglück nicht gemacht, aber jedesmal, wenn ich ihm erzählen wollte: daß ich durch den Fluch der Mutter vom Teufel beſeſſen zu ſeyn glaubte, ſchloß mir der Teufel den Mund, auch fürchtete ich, daß er mich dann nicht mehr lieben könne, daß er mich verlaſſen würde und den bloßen Gedanken konnte ich kaum überleben. Dieſe innere Qual, vielleicht auch die angeſtrengte Arbeit zerrüttete endlich meinen Körper, heftige Krämpfe, die ich ihm verheimlichte, drohten mich zu erſticken, und Arzeneien ſchienen dieſe Uebel nur zu mehren. Kaum war er hergeſtellt, ſo wurde die Hochzeit von ihm angeordnet. Ein alter Geiſtlicher hielt eine feierliche Rede, in der er meinem Francoeur alles ans Herz legte, was ich für ihn gethan, wie ich ihm Vaterland, Wohlſtand und Freundſchaft zum Opfer gebracht, ſelbſt den mütterlichen Fluch auf mich geladen, alle dieſe Noth müſſe er mit mir theilen, alles Unglück gemeinſam tragen. Meinem Manne ſchauderte bei den Worten, aber er ſprach doch ein vernehmliches Ja, und wir wurden vermählt. Selig waren die erſten Wochen, ich fühlte mich zur Hälfte von meinen Leiden erleichtert und ahnete nicht gleich, daß eine Hälfte des Fluchs zu meinem Manne übergegangen ſei. Bald aber klagte er, daß jener Prediger in ſeinem ſchwarzen Kleide ihm immer vor Augen ſtehe und ihm drohe, daß er dadurch einen ſo heftigen Zorn und Widerwillen gegen Geiſtliche, Kirchen und heilige Bilder empfinde, daß er ihnen fluchen müſſe und wiſſe nicht warum, und um ſich dieſen Gedanken zu entſchlagen, überlaſſe er ſich jedem Einfall, er tanze und trinke und ſo in dem Umtriebe des Bluts werde ihm beſſer. Ich ſchob alles auf die Gefangenſchaft, obgleich ich wohl ahnete, daß es der Teufel ſei, der ihn plage. Er wurde ausgewechſelt durch die Vorſorge ſeines Oberſten, der ihn beim Regimente wohl vermißt hatte, denn Francoeur iſt ein außerordentlicher Soldat. Mit leichtem Herzen zogen wir aus Leipzig und bildeten eine ſchöne Zukunft in unſern Geſprächen aus. Kaum waren wir aber aus der Noth, ums tägliche Bedürfniß, zum Wohlleben der gut verſorgten Armee in die Winterquartiere gekommen, ſo ſtieg die Heftigkeit meines Mannes mit jedem Tage, er trommelte Tagelang, um ſich zu zerſtreuen, zankte, machte Händel, der Oberſt konnte ihn nicht begreifen; nur mit mir war er ſanft wie ein Kind.

Ich wurde von einem Knaben entbunden, als der Feldzug ſich wieder eröffnete, und mit der Qual der Geburt ſchien der Teufel, der mich geplagt, ganz von mir gebannt. Francoeur wurde immer muthwilliger und heftiger. Der Oberſte ſchrieb mir: er ſei tollkühn wie ein Raſender, aber bisher immer glücklich geweſen; ſeine Kammeraden meinten, er ſei zuweilen wahnſinnig und er fürchte ihn unter die Kranken oder Invaliden abgeben zu müſſen. Der Oberſt hatte einige Achtung gegen mich, er hörte auf meine Vorbitte, bis endlich ſeine Wildheit gegen den kommandirenden General dieſer Abtheilung, die ich ſchon erzählte, ihn in Arreſt brachte, wo der Wundarzt erklärte, er leide wegen der Kopfwunde, die ihm in der Gefangenſchaft vernachläßigt worden, an Wahnſinn und müſſe wenigſtens ein paar Jahre im warmen Klima bei den Invaliden zubringen, ob ſich dieſes Uebel vielleicht ausſcheide. Ihm wurde geſagt, daß er zur Strafe wegen ſeines Vergehens unter die Invaliden komme und er ſchied mit Verwünſchungen vom Regimente. Ich bat mir das Schreiben vom Oberſten aus, ich beſchloß ihnen zutraulich alles zu eröffnen, damit er nicht nach der Strenge des Geſetzes, ſondern nach ſeinem Unglück, deſſen einzige Urſache meine Liebe war, beurtheilt werde, und daß ſie ihn zu ſeinem Beſten in eine kleine abgelegene Ortſchaft legen, damit er hier in der großen Stadt nicht zum Gerede der Leute wird. Aber, gnädiger Herr, ihr Ehrenwort darf eine Frau ſchon fordern, die ihnen heut einen kleinen Dienſt erwieſen, daß Sie dies Geheimniß ſeiner Krankheit, welches er ſelbſt nicht ahnet, und das ſeinen Stolz empören würde, unverbrüchlich bewahren. – Hier meine Hand, rief der Kommandant, der die eifrige Frau mit Wohlgefallen angehört hatte, noch mehr, ich will ihre Vorbitte dreimal erhören, wenn Francoeur dumme Streiche macht. Das Beſte aber iſt, dieſe zu vermeiden, und darum ſchicke ich ihn gleich zur Ablöſung nach einem Fort, das nur drei Mann Beſatzung braucht; ſie finden da für ſich und für ihr Kind eine bequeme Wohnung, er hat da wenig Veranlaſſung zu Thorheiten, und die er begeht bleiben verſchwiegen. Die Frau dankte für dieſe gütige Vorſorge, küßte dem alten Herrn die Hand und er leuchtete ihr dafür, als ſie mit vielen Knixen die Treppe hinunter ging. Das verwunderte den alten Kammerdiener Baſſet, und es fuhr ihm durch den Kopf, was ſeinem Alten ankomme: ob der wohl gar mit der brennenden Frau eine Liebſchaft geſtiftet habe, die ſeinem Einfluſſe nachtheilig werden könne. Nun hatte der alte Herr die Gewohnheit, Abends im Bette, wenn er nicht ſchlafen konnte, alles was am Tage geſchehen, laut zu überdenken, als ob er dem Bette ſeine Berichte hätte abſtatten müſſen. Und während nun die Wagen vom Balle zurück rollten und ihn wach erhielten, lauerte Baſſet im andern Zimmer, und hörte die ganze Unterredung, die ihm um ſo wichtiger ſchien, weil Francoeur ſein Landsmann und Regimentskammerad geweſen, obgleich er viel älter als Francoeur war. Und nun dachte er gleich an einen Mönch den er kannte, der ſchon manchem den Teufel ausgetrieben hatte und zu dem wollte er Francoeur bald hinführen; er hatte eine rechte Freude am Quackſalbern und freute ſich einmal wieder: einen Teufel austreiben zu ſehen. Roſalie hatte, ſehr befriedigt über den Erfolg ihres Beſuchs, gut geſchlafen; ſie kaufte am Morgen eine neue Schürze und trat mit dieſer ihrem Manne entgegen, der mit entſetzlichem Geſange ſeine müden Invaliden in die Stadt führte. Er küßte ſie; hob ſie in die Luft und ſagte ihr: Du riechſt nach dem trojaniſchen Brande, ich habe dich wieder, ſchöne Helena! — Roſalie entfärbte ſich und hielt es für nöthig, als er fragte, ihm zu eröffnen: daß ſie wegen der Wohnung beim Oberſten geweſen, daß dieſem gerade das Bein in Flammen geſtanden, und daß ihre Schürze verbrannt. Ihm war es nicht recht, daß ſie nicht bis zu ſeiner Ankunft gewartet habe, doch vergaß er das in tauſend Späßen über die brennende Schürze. Er ſtellte darauf ſeine Leute dem Kommandanten vor, rühmte alle ihre leiblichen Gebrechen und geiſtigen Tugenden ſo artig, das er des alten Herrn Wohlwollen erwarb, der ſo in ſich meinte: die Frau liebt ihn, aber ſie iſt eine Deutſche und verſteht keinen Franzoſen; ein Franzoſe hat immer den Teufel im Leibe! — Er ließ ihn ins Zimmer kommen, um ihn näher kennen zu lernen, fand ihn im Befeſtigungsweſen wohl unterrichtet, und was ihn noch mehr entzückte: er fand in ihm einen leidenſchaftlichen Feuerkünſtler, der bei ſeinem Regimente ſchon alle Arten Feuerwerke ausgearbeitet hatte. Der Kommandant trug ihm ſeine neue Erfindung zu einem Feuerwerke am Geburttage des Königs vor, bei welcher ihn geſtern der Beinbrand geſtört hatte und Francoeur ging mit funkelnder Begeiſterung darauf ein. Nun eröffnete ihm der Alte, daß er mit zwei andern Invaliden die kleine Beſatzung des Forts Ratonneau ablöſen ſollte, dort ſei ein großer Pulvervorrath und dort ſolle er mit ſeinen beiden Soldaten fleißig Raketen füllen, Feuerräder drehen und Fröſche binden. Indem der Kommandant ihm den Schlüſſel des Pulverthurms und das Inventarium reichte, fiel ihm die Rede der Frau ein und er hielt ihn mit den Worten noch feſt: Aber euch plagt doch nicht der Teufel und ihr ſtiftet mir Unheil? — Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt hat man ihn im Spiegel, antwortete Francoeur mit einem gewiſſen Zutrauen. Das gab dem Kommandanten Vertrauen, er reichte ihm den Schlüſſel, das Inventarium und den Befehl an die jetzige kleine Garniſon, auszuziehn. So wurde er entlaſſen und auf dem Hausflur fiel ihm Baſſet um den Hals, ſie hatten ſich gleich erkannt und erzählten einander in aller Kürze, wie es ihnen ergangen. Doch weil Francoeur an große Strenge in allem Militäriſchen gewöhnt war, ſo riß er ſich los, und bat ihn auf den nächſten Sonntag, wenn er abkommen könnte, zu Gaſt nach dem Fort Ratonneau, zu deſſen Kommandanten, der er ſelbſt zu ſeyn die Ehre habe.

Der Einzug auf dem Fort war für alle gleich fröhlich, die abziehenden Invaliden hatten die ſchöne Ausſicht auf Marſeille bis zum Ueberdruß genoſſen, und die Einziehenden waren entzückt über die Ausſicht, über das zierliche Werk, über die bequemen Zimmer und Betten; auch kauften ſie von den Abziehenden ein paar Ziegen, ein Taubenpaar, ein Dutzend Hühner und die Kunſtſtücke, um in der Nähe einiges Wild in aller Stille belauern zu können; denn müſſige Soldaten ſind ihrer Natur nach Jäger. Als Francoeur ſein Kommando angetreten, befahl er ſogleich ſeinen beiden Soldaten, Brunet und Teſſier, mit ihm den Pulverthurm zu eröffnen, das Inventarium durchzugehen, um dann einen gewiſſen Vorrath zur Feuerwerkerarbeit in das Laboratorium zu tragen. Das Inventarium war richtig und er beſchäftigte gleich einen ſeiner beiden Soldaten mit den Arbeiten zum Feuerwerk; mit dem andern ging er zu allen Kanonen und Mörſern, um die metallenen zu poliren, und die eiſernen ſchwarz anzuſtreichen. Bald füllte er auch eine hinlängliche Zahl Bomben und Granaten, ordnete auch alles Geſchütz ſo, wie es ſtehen mußte, um den einzigen Aufgang nach dem Fort zu beſtreichen. Das Fort iſt nicht zu nehmen! rief er einmal über das andre begeiſtert. Ich will das Fort behaupten, auch wenn die Engländer mit hundert tauſend Mann landen und ſtürmen! Aber die Unordnung war hier groß! So ſieht es überall auf den Forts und Batterien aus, ſagte Teſſier, der alte Kommandant kann mit ſeinem Stelzfuß nicht mehr ſo weit ſteigen, und Gottlob! bisjetzt iſt es den Engländern noch nicht eingefallen zu landen. — Das muß anders werden, rief Francoeur, ich will mit lieber die Zunge verbrennen, ehe ich zugebe, daß unſre Feinde Marſeille einäſchern oder wir ſie doch fürchten müſſen.

Die Frau mußte ihm helfen das Mauerwerk von Gras und Moos zu reinigen, es abzuweiſſen und die Lebensmittel in den Kaſematten zu lüften. In den erſten Tagen wurde faſt nicht geſchlafen, ſo trieb der unermüdliche Francoeur zur Arbeit und ſeine geſchickte Hand fertigte in dieſer Zeit, wozu.

ein anderer wohl einen Monat gebraucht hätte. Bei dieſer Thätigkeit ließen ihn ſeine Grillen ruhen; er war haſtig, aber alles zu einem feſten Ziele, und Roſalie ſegnete den Tag, der ihn in dieſe höhere Luftregion gebracht, wo der Teufel keine Macht über ihn zu haben ſchien. Auch die Witterung hatte ſich durch Wendung des Windes erwärmt und erhellt, daß ihnen ein neuer Sommer zu begegnen ſchien; täglich ließen Schiffe im Hafen ein und aus, grüßten und wurden begrüßt von den Forts am Meere. Roſalie, die nie am Meere geweſen, glaubte ſich in eine andere Welt verſetzt, und ihr Knabe freute ſich, nach ſo mancher harten Einkerkerung auf Wagen und in Wirthsſtuben, der vollen Freiheit in dem eingeſchloſſenen kleinen Garten des Forts, den die früheren Bewohner nach Art der Soldaten, beſonders der Artilleriſten, mit den künſtlichſten mathematiſchen Linienverbindungen in Buchsbaum geziert hatten. Ueberflatterte die Fahne mit den Lilien, der Stolz Francoeurs, ein ſegenreiches Zeichen der Frau,

die

die eine geborne Lilie, die liebſte Unterhaltung des Kindes. So kam der erſte Sontag von Allen geſegnet und Francoeur befahl ſeiner Frau: für den Mittag ihm etwas Gutes zu beſorgen, wo er ſeinen Freund Baſſet erwarte, insbeſondre machte er Anſpruch auf einen guten Eierkuchen, denn die Hüner des Forts legten fleißig, lieferte auch eine Zahl wilder Vögel, die Brunet geſchoſſen hatte, in die Küche. Unter dieſen Vorbereitungen kam Baſſet hinaufgekeucht und war entzückt über die Verwandlung des Forts erkundigte ſich auch im Namen des Kommandanten nach dem Feyerwerke und erſtaunte über die große Zahl fertiger Raketen und Leuchtkugeln. Die Frau ging nun an ihre Küchenarbeit, die beiden Soldaten zogen aus um Früchte zur Mahlzeit zu holen, Alle wollten an dem Tage recht ſelig ſchwelgen und ſich die Zeitung vorleſen laſſen, die Baſſet mitgebracht hatte. Im Garten ſaß nun Baſſet dem Francoeur gegenüber und ſah ihn ſtillſchweigend an, dieſer fragte nach der Urſache. Ich meine, ihr ſeht ſo geſund aus wie ſonſt und Alles was ihr thut, iſt ſo vernünftig. — Wer zweifelt daran? fragte Francoeur mit einer Aufwallung, das will ich wiſſen! — Baſſet ſuchte um zu lenken, aber Francoeur hatte etwas Furchtbares in ſeinem Weſen, ſein dunkles Auge befeuerte ſich, ſein Kopf erhob ſich, ſeine Lippen drängten ſich vor. Das Herz war ſchon dem armen Schwätzer Baſſet gefallen, er ſprach, dünnſtimmig wie eine Violine, von Gerüchten beim Kommandanten: er ſei vom Teufel geplagt, von ſeinem guten Willen ihn durch einen Ordensgeiſtlichen, den Vater Philip exorciren zu laſſen, den er deswegen vor Tiſche hinausbeſtellt habe, unter dem Vorwande, daß er eine Meſſe der vom Gottesdienſt entfernten Garniſon in der kleinen Kapelle leſen müſſe. Francoeur entſetzte ſich über die Nachricht, er ſchwur, daß er ſich blutig an dem rächen wolle, der ſolche Lüge über ihn ausgebracht, er wiſſe nichts vom Teufel und wenn es gar keinen gebe, ſo habe er auch nichts dagegen einzuwenden, denn er habe nirgends die Ehre ſeiner Bekanntſchaft gemacht. Baſſet ſagte: er ſey ganz unſchuldig, er habe die Sache vernommen, als der Kommandant mit ſich laut geſprochen habe, auch ſei ja dieſer Teufel die Urſache, warum Francoeur vom Regimente fortgekommen. Und wer brachte dem Kommandanten die Nachricht? fragte Francoeur zitternd. Eure Frau, antwortete Jener, aber in der beſten Abſicht, um Euch zu entſchuldigen, wenn ihr hier wilde Streiche machtet. Wir ſind geſchieden! ſchrie Francoeur und ſchlug ſich vor den Kopf, ſie hat mich verrathen, mich vernichtet, hat Heimlichkeiten mit dem Kommandanten, ſie hat unendlich viel für mich gethan und gelitten, ſie hat mir unendlich wehe gethan, ich bin ihr nichts mehr ſchuldig, wir ſind geſchieden! — Allmählig ſchien er ſtiller zu werden, je lauter es in ihm wurde, er ſah wieder den ſchwarzen Geiſtlichen vor Augen, wie die vom tollen Hunde gebiſſenen den Hund immer zu ſehen meinen, da trat Vater Philip in den Garten und er ging mit Heftigkeit auf ihn zu, um zu fragen, was er wolle. Dieſer meinte ſeine Beſchwörung anbringen zu müſſen, redete den Teufel heſtig an, indem er ſeine Hände in kreuzenden Linien über Francoeur bewegte. Das Alles empörte Francoeur; er gebot ihm, als Kommandant des Forts, den Platz ſogleich zu verlaſſen. Aber der unerſchrockne Philip eiferte um ſo heſtiger gegen den Teufel in Francoeur und als er ſogar ſeinen Stab erhob, ertrug Francoeurs militäriſcher Stolz dieſe Drohung nicht. Mit wüthender Stärke ergriff er den kleinen Philip bei ſeinem Mantel und warf ihn über das Gitter, das den Eingang ſchützte, und wäre der gute Mann nicht an den Spitzen des Thürgitters mit dem Mantel hängen geblieben, er hätte einen ſchweren Fall die ſteinerne Treppe hinunter gemacht. Nahe dieſem Gitter war der Tiſch gedeckt; das erinnerte Francoeur an das Eſſen. Er rief nach dem Eſſen und Roſalie brachte es, etwas erhitzt vom Feuer, aber ſehr fröhlich, denn ſie bemerkte nicht den Mönch auſſer dem Gitter, der ſich kaum vom erſten Schrecken erholt hatte und ſtill vor ſich belele, um neue Gefahr abzuwenden; kaum beachtete ſie, daß ihr Mann und Baſſet jener finſter, dieſer verlegen nach dem Tiſche blickten. Sie fragte nach den beiden Soldaten, aber Francoeur ſagte: Sie können nacheſſen, ich habe Hunger, daß ich die Welt zerreiſſen könnte. Darauf legte ſie die Suppe vor, und gab Baſſet aus Artigkeit das Meiſte, dann ging ſie nach der Küche, um den Eierkuchen zu backen. Wie hat denn meine Frau dem Kommandanten gefallen? fragte Francoeur. Sehr gut, antwortete Baſſet, er wünſchte: daß es ihm in der Gefangenſchaft ſo gut geworden wäre wie euch. Er ſoll ſie haben! antwortete er! Nach den beiden Soldaten, die fehlen, fragte ſie, was mir fehlt, das fragte ſie nicht; euch ſuchte ſie als einen Diener des Kommandanten zu gewinnen, darum füllte ſie euren Teller, daß er überfloß, euch bot ſie das größte Glas Wein an, gebt Achtung, ſie bringt euch auch das größte Stück Eierkuchen. Wenn das der Fall iſt, dann ſtehe ich auf, dann führt ſie nur fort, und laßt mich hier allein. — Baſſet wollte antworten, aber im Augenblicke trat die Frau mit dem Eierkuchen herein. Sie hatte ihn ſchon in drei Stücke geſchnitten, ging zu Baſſet und ſchob ihm ein Stück mit den Worten auf den Teller: Einen beſſern Eierkuchen findet ihr nicht beim Kommandanten, ihr müßt mich rühmen! — Finſter blickte Francoeur in die Schüſſel, die Lücke war faſt ſo groß wie die beiden Stücke, die noch blieben, er ſtand auf und ſagte: Es iſt nicht anders, wir ſind geſchieden! Mit dieſen Worten ging er nach dem Pulverthurme, ſchloß die eiſerne Thüre auf, trat ein und ſchloß ſie wieder hinter ſich zu. Die Frau ſah ihm verwirrt nach und ließ die Schüſſel fallen. Gott, ihn plagt der Böſe; wenn er nur nicht Unheil ſtiftet im Pulverthurm. — Iſt das der Pulverthurm? rief Baſſet, er ſprengt ſich in die Luft, rettet euch und euer Kind! Mit dieſem Worte lief er fort, auch der Mönch wagte ſich nicht wieder herein, und lief ihm nach. Roſalie eilte in die Wohnung zu ihrem Kinde, riß es aus dem Schlafe, aus der Wiege, ſie wußte nichts mehr von ſich, bewußtlos wie ſie Francoeur einſt gefolgt, ſo entfloh ſie ihm mit dem Kinde und ſagte vor ſich hin: Kind, das thue ich nur deinetwegen, mir wäre beſſer mit ihm zu ſterben; Hagar, du haſt nicht gelitten wie ich, denn ich verſtoße mich ſelbſt! — Unter ſolchen Gedanken kam ſie herab auf einem falſchen Wege und ſtand am ſumpfigen Ufer des Fluſſes. Sie konnte aus Ermattung nicht mehr gehen und ſetzte ſich deswegen in einen Nachen, der, nur leicht ans Ufer gefahren, leicht abzuſtoßen war und ließ ſich den Fluß herabtreiben; ſie wagte nicht umzublicken, wenn am Hafen ein Schuß geſchah, meinte ſie: das Fort ſei geſprengt, und ihr halbes Leben verloren, ſo verfiel ſie allmählig in einen dumpfen fieberartigen Zuſtand.

Unterdeſſen waren die beiden Soldaten, mit Aepfeln und Trauben bepackt, in die Nähe des Forts gekommen, aber Francoeurs ſtarke Stimme rief ihnen, indem er eine Flintenkugel über ihre Köpfe abfeuerte: Zurück! dann ſagte er durch das Sprachrohr: An der hohen Mauer werde ich mit euch reden, ich habe hier allein zu befehlen und will auch allein hier leben, ſo lange es dem Teufel gefällt! Sie wußten nicht was das bedeuten ſolle, aber es war nichts anders zu thun, als dem Willen des Sergeanten Folge zu leiſten. Sie gingen herab zu dem ſteilen Abhange des Forts, welcher die hohe Mauer hieß, und kaum waren ſie dort angelangt, ſo ſahen ſie Roſaliens Bette und des Kindes Wiege an einem Seile niederſinken, dem folgten ihre Betten und Geräthe und Francoeur rief durch das Sprachrohr: Das Eurige nehmt; Bette Wiege und Kleider meiner entlaufenen Frau bringt zum Kommandanten, da werdet ihr ſie finden; ſagt: das ſchickt ihr Satanas, und dieſe alte Fahne, um ihre Schande mit dem Kommandanten zu zu decken! Bei dieſen Worten warf er die große franzöſiſche Flagge, die auf dem Fort geweht hatte, herab und fuhr fort: dem Kommandanten laſſe ich hierdurch Krieg erklären, er mag ſich waffnen bis zum Abend, dann werde ich mein Feuer eröffnen; er ſoll nicht ſchonen denn ich ſchone ihn beym Teufel nicht; er ſoll alle ſeine Hände ausſtrecken, er wird mich doch nicht fangen; er hat mir den Schlüſſel zum Pulverthurm gegeben, ich will ihn brauchen, und wenn er mich zu faſſen meint, fliege ich mit ihm gen Himmel, vom Himmel in die Hölle, das wird Staub geben. — Brunet wagte endlich zu reden und rief hinauf: Gedenkt an unſern gnädigſten König, daß der über euch ſteht, ihm werdet ihr doch nicht widerſtreben. Dem antwortete Francoeur: In mir iſt der König aller Könige dieſer Welt, in mir iſt der Teufel und im Namen des Teufels ſage ich euch, redet kein Wort, ſonſt zerſchmettere ich euch! — Nach dieſer Drohung packten beide ſtillſchweigend das Ihre zuſammen und lieſſen das Uebrige ſtehen; ſie wußten daß oben große Steinmaſſen angehäuſt waren, die unter der ſteilen Felswand alles zerſchmettern konnten. Als ſie nach Marſeille zum Kommandanten kamen, fanden ſie ihn ſchon in Bewegung, denn Baſſet hatte ihn von Allem unterrichtet; er ſendete die beiden Ankommenden mit einem Wagen nach dem Fort, um die Sachen der Frau gegen den drohenden Regen zu ſichern, Andere ſandte er aus, um die Frau mit dem Kinde auf zu finden, während er die Offiziere bei ſich verſammelte, um mit ihnen zu überlegen, was zu thun ſei? Die Beſorgniß dieſes Kriegsraths richtete ſich beſonders auf den Verluſt des ſchönen Forts, wenn es in die Luft geſprengt würde; bald kam aber ein Abgeſandter der Stadt, wo ſich das Gerücht verbreitet hatte, und ſtellte den Untergang des ſchönſten Theiles der Stadt als ganz unvermeidlich dar. Es wurde allgemein anerkannt, daß mit Gewalt nicht verfahren werden dürfe, denn Ehre ſei nicht gegen einen einzelnen Menſchen zu erringen, wohl aber ein ungeheuerer Verluſt durch Nachgiebigkeit abzuwenden; der Schlaf werde die Wuth Francoeurs doch endlich überwinden, dann ſollten entſchloſſene Leute das Fort erklettern und ihn feſſeln. Dieſer Rathſchluß war kaum gefaßt, ſo wurden die beiden Soldaten eingeführt, welche Roſaliens Betten und

Geräth zurückgebracht hatten. Sie hatten eine Beſtellung Francoeurs zu überbringen, daß ihm der Teufel verrathen: ſie wollten ihn im Schlafe fangen, aber er warne ſie aus Liebe zu einigen Teufelskammeraden, die zu dem Unternehmen gebraucht werden ſollten, denn er werde ruhig in ſeinem verſchloſſenen Pulverthurme mit geladenen Gewehren ſchlafen und ehe ſie die Thüre erbrechen könnten, wäre er längſt erwacht und der Thurm, mit einem Schuſſe in die Pulverfäſſer, zerſprengt. Er hat recht, ſagte der Kommandant, er kann nicht anders handeln, wir müſſen ihn aushungern. — Er hat den ganzen Wintervorrath für uns Alle hinaufgeſchafft, bemerkte Brunet, wir müſſen wenigſtens ein halbes Jahr warten, auch ſagte er, daß ihm die vorbeifahrenden Schiffe, welche die Stadt verſorgen, reichlichen Zoll geben ſollten, ſonſt bohre er ſie in den Grund, und zum Zeichen daß niemand in der Nacht fahren ſollte, ohne ſeine Bewilligung, werde er am Abend einige Kugeln über den Fluß ſauſen laſſen. Wahrhafag, er ſchießt! rief einer der Offiziere und Alle liefen nach einem Fenſter des obern Stockwerks. Welch ein Anblick! an allen Ecken des Forts eröffneten die Kanonen ihre feuerigen Rachen, die Kugeln ſauſten durch die Luft, in der Stadt verſteckte ſich die Menge mit großem Geſchrei und nur Einzelne wollten ihren Muth im kühnen Anſchauen der Gefahr beweiſen. Aber ſie wurden auch reichlich dafür belohnt, denn mit hellem Lichte ſchoß Francoeur einen Bündel Raketen aus einer Haubitze in die Luft, und einen Bündel Leuchtkugeln aus einem Mörſer, denen er aus Gewehren unzählige andre nachſandte. Der Kommandant verſicherte, dieſe Wirkung ſei trefflich, er habe es nie gewagt, Feuerwerke mit Wurfgeſchütz in die Luft zu treiben, aber die Kunſt werde dadurch gewiſſermaſſen zu einer meteoriſchen, der Francoeur verdiene ſchon deswegen begnadigt zu werden.

Dieſe nächtliche Erleuchtung hatte eine andre Wirkung, die wohl in keines Menſchen Abſicht lag; ſie rettete Roſalien und ihrem Kinde das Leben. Beide waren in dem ruhigen Treiben des Kahnes eingeſchlummert und Roſalie ſah im Traume ihre Mutter von innerlichen Flammen durchleuchtet und verzehrt und fragte ſie: Warum ſie ſo leide? Da war's als ob eine laute Stimme ihr in die Ohren rief: Mein Fluch brennt mich wie dich, und kannſt du ihn nicht löſen, ſo bleib ich eigen allem Böſen. Sie wollte noch mehr ſprechen, aber Roſalie war ſchon aufgeſchreckt, ſah über ſich den Bündel Leuchtkugeln im höchſten Glanze, hörte neben ſich einen Schiffer rufen: Steuert links, wir fahren ſonſt ein Boot in den Grund, worin ein Weib mit einem Kinde ſitzt. Und ſchon rauſcht die vordere Spitze eines großen Flußſchiffes wie ein geöffneter Wallfiſchrachen hinter ihr, da wandte er ſich links, aber ihr Nachen wurde doch ſeitwärts nachgeriſſen. Helft meinem armen Kinde! rief ſie und der Haken eines Stangenruders verband ſie mit dem großen Schiffe das bald darauf Anker warf. Wäre das Feuerwerk auf dem Fort Ratonneau nicht aufgegangen, rief der eine Schiffer, ich hätte euch nicht geſehen und wir hätten euch ohne böſen Willen in den Grund geſegelt, wie kommt ihr ſo ſpät und allein aufs Waſſer, warum habt ihr uns nicht angeſchrieen? Roſalie beantwortete ſchnell die Fragen und bat nur dringend, ſie nach dem Hauſe des Kommandanten zu bringen. Der Schiffer gab ihr aus Mitleid ſeinen Jungen zum Führer.

Sie fand Alles in Bewegung beim Kommandanten, ſie bat ihn ſeines Verſprechens eingedenk zu ſein, daß er ihrem Manne drei Verſehen verzeihen wolle. Er leugnete, daß von ſolchen Verſehen die Rede geweſen, es ſei über Scherz und Grillen geklagt worden, das ſey aber ein teufliſcher Ernſt. — So iſt das Unrecht auf eurer Seite, ſagte die Frau gefaßt, denn ſie fühlte ſich nicht mehr ſchickſallos, auch habe ich den Zuſtand des armen Mannes angezeigt und doch habt ihr ihm einen ſo gefährlichen Poſten vertraut, ihr habt mir Geheimniß angelobt, und doch habt ihr alles im Baſſet, euren

Diener erzählt, der uns mit ſeiner thörigten Klugheit und Vorwitzigkeit in das ganze Unglück geſtürzt hat; nicht mein armer Mann, ihr ſeid an allem Unglück ſchuld, ihr müßt dem Könige davon Rechenſchaft geben. — Der Kommandant vertheidigte ſich gegen den Vorwurf, daß er etwas dem Baſſel erzählt habe, dieſer geſtand: daß er ihn im Selbſtgeſpräche belauſcht, und ſo war die ganze Schuld auf ſeine Seele geſchoben. Der alte Mann ſagte: daß er den andern Tag ſich vor dem Fort wolle todtſchieſſen laſſen, um ſeinem Könige die Schuld mit ſeinem Leben abzuzahlen, aber Roſalie bat ihn, ſich nicht zu übereilen, er möge bedenken, daß ſie ihn ſchon einmal aus dem Feuer gerettet habe. Ihr wurde ein Zimmer im Hauſe des Kommandanten angewieſen und ſie brachte ihr Kind zur Ruhe, während ſie ſelbſt mit ſich zu Rathe ging und zu Gott flehte, ihr anzugeben, wie ſie ihre Mutter den Flammen und ihren Mann dem Fluche entreiſſen könne. Aber auf ihren Knieen verſank ſie in einen tiefen Schlaf und war ſich am Morgen keines Traumes, keiner Eingebung bewußt. Der Kommandant, der ſchon früh einen Verſuch gegen das Fort gemacht hatte, kam verdrießlich zurück. Zwar hatte er keine Leute verloren, aber Francoeur hatte ſo viele Kugeln mit ſolcher Geſchicklichkeit links und rechts und über ſie hinſauſen laſſen, daß ſie ihr Leben nur ſeiner Schonung dankten. Den Fluß hatte er durch Signalſchüſſe geſperrt, auch auf der Chauſſee durfte niemand fahren, kurz, aller Verkehr der Stadt war für dieſen Tag gehemmt und die Stadt drohete, wenn der Kommandant nicht vorſichtig verfahre, ſondern wie in Feindes Land ihn zu belagern denke, daß ſie die Bürger aufbieten und mit den Invaliden ſchon fertig werden wolle.

Drei Tage ließ ſich der Commandant ſo hinhalten, jeden Abend verherrlichte ein Feuerwerk, jeden Abend erinnerte Roſalie an ſein Verſprechen der Nachſicht. Am dritten Abend ſagte er ihr: der Sturm ſei auf den andern Mittag feſtgeſetzt, die Stadt

gebe

gebe nach, weil aller Verkehr geſtört ſey, und endlich Hungersnoth ausbrechen könne. Er werde den Eingang ſtürmen, während ein andrer Theil von der andern Seite heimlich anzuklettern ſuche, ſo daß dieſe vielleicht früher ihrem Manne in den Rücken kämen, ehe er nach dem Pulverthurm ſpringen könne; es werde Menſchen koſten, der Ausgang ſey ungewiß, aber er wolle den Schimpf von ſich ablenken daß durch ſeine Feigheit ein toller Menſch zu dem Dünkel gekommen: einer ganzen Stadt zu trotzen; das größte Unglück ſei ihm lieber, als dieſer Verdacht, er habe ſeine Angelegenheiten mit der Welt und vor Gott zu ordnen geſucht; Roſalie und ihr Kind würden ſich in ſeinem Teſtamente nicht vergeſſen finden. Roſalie fiel ihm zu Füßen und fragte: was denn das Schickſal ihres Mannes ſey, wenn er im Sturme gefangen würde? Der Kommandant wendete ſich ab und ſagte leiſe: der Tod unausbleiblich, auf Wahnſinn würde von keinem Kriegsgerichte erkannt werden, es iſt zu viel Einſicht, Vorſicht und Klugheit in der ganzen Art, wie er ſich nimmt; der Teufel kann nicht vor Gericht gezogen werden, er muß für ihn leiden. — Nach einem Strome von Thränen erholte ſich Roſalie und ſagte: Wenn ſie das Fort, ohne Blutvergieſſen, ohne Gefahr, in die Gewalt des Kommandanten brächte, würde dann ſein Vergehen als ein Wahnſinn Begnadigung finden? — Ja, ich ſchwör's! rief der Kommandant, aber es iſt vergeblich, euch haßt er vor Allen, und rief geſtern einem unſrer Vorpoſten zu, er wolle das Fort übergeben, wenn wir ihm den Kopf ſeiner Frau ſchicken könnten. Ich kenne ihn, ſagte die Frau, ich will den Teufel beſchwören in ihm, ich will ihm Frieden geben, ſterben würde ich doch mit ihm, alſo iſt nur Gewinn für mich, wenn ich von ſeiner Hand ſterbe, der ich vermählt bin durch den heiligſten Schwur. — Der Kommandant bat ſie, ſich wohl zu bedenken, erforſchte ihre Abſicht, widerſtand aber weder ihren Bitten, noch der Hoffnung, auf dieſem Wege dem gewiſſen Untergange zu entgehen.

Vater Philip hatte ſich im Hauſe eingefunden und erzählte: der unſinnige Francoeur habe jetzt eine große weiße Flagge ausgeſteckt, auf welcher der Teufel gemahlt ſey, aber der Kommandant wollte nichts von ſeinen Neuigkeiten wiſſen, und befahl ihm: zu Roſalien zu gehen, die ihm beichten wolle. Nachdem Roſalie ihre Beichte in aller Ruhe eines gottergebnen Gemüthes abgelegt hatte, bat ſie den Vater Philip: ſie nur bis zu einem ſichern Steinwalle zu begleiten, wo keine Kugel ihn treffen könne, dort wolle ſie ihm ihr Kind und Geld zur Erziehung deſſelben übergeben, ſie könne ſich noch nicht von dem lieben Kinde trennen. Er verſprach es ihr zögernd, nachdem er ſich im Hauſe erkundigt hatte: ob er auch dort noch ſicher gegen die Schüſſe ſei, denn ſein Glaube, Teufel austreiben zu können, hatte ſich in ihm ganz verloren, er geſtand, was er bisher ausgetrieben hätte, möchte wohl der rechte Teufel nicht geweſen ſein, ſondern ein geringerer Spuk.

Roſalie kleidete ihr Kind noch einmal

unter mancher Thräne weiß mit rothen Bandſchleifen an, dann nahm ſie es auf den Arm und ging ſchweigend die Treppe hinunter. Unten ſtand der alte Kommandant und konnte ihr nur die Hand drücken und mußte ſich umwenden, weil er ſich der Thränen vor den Zuſchauern ſchämte. So trat ſie auf die Straße, Keiner wußte ihre Abſicht, Vater Philip blieb etwas zurück, weil er des Mitgehens gern überhoben geweſen, dann folgte die Menge müſſiger Menſchen auf den Straßen, die ihn fragten: was es bedeute? Viele fluchten auf Roſalien, weil ſie Francoeurs Frau war, aber dieſer Fluch berührte ſie nicht.

Der Kommandant führte unterdeſſen ſeine Leute auf verborgenen Wegen nach den Plätzen, von welchen der Sturm eröffnet werden ſollte, wenn die Frau den Wahnſinn des Mannes nicht beſchwören könnte.

Am Thore ſchon verließ die Menge Roſalien, denn Francoeur ſchoß von Zeit zu Zeit über dieſe Fläche, auch Vater Philip klagte, daß ihm ſchwach werde, er müſſe ſich niederlaſſen. Roſalie bedauerte es und zeigte ihm den Felſenwall, wo ſie ihr Kind noch einmal ſtillen und es dann in den Mantel nieder legen wollte, dort möge es geſucht werden, da liege es ſicher aufbewahrt, wenn ſie nicht zu ihm zurück kehren könne. Vater Philip ſetzte ſich betend hinter den Felſen und Roſalie ging mit feſtem Schritt dem Steinwalle zu, wo ſie ihr Kind tränkte und ſegnete, es in ihren Mantel wickelte und in Schlummer brachte. Da verließ ſie es mit einem Seufzer, der die Wolken in ihr brach, daß blaue Hellung und das ſtärkende Sonnenbild ſie beſtrahlten. Nun war ſie dem harten Manne ſichtbar, als ſie am Steinwalle heraustrat, ein Licht ſchlug am Thore auf, ein Druck, als ob ſie umſtürzen müßte, ein Rollen in der Luft, ein Sauſen, daß ſich damit miſchte, zeigten ihr an: daß der Tod nahe an ihr vorüber gegangen. Es wurde ihr aber nicht mehr bange, eine Stimme ſagte ihr innerlich: daß nichts untergehen könne, was dieſen Tag beſtanden und ihre Liebe zum Manne, zum Kinde regte ſich noch in ihrem Herzen, als ſie ihren Mann vor ſich auf dem Feſtungswerke ſtehen und laden, das Kind hinter ſich ſchreien hörte; ſie thaten ihr Beide mehr leid als ihr eignes Unglück, und der ſchwere Weg war nicht der ſchwerſte Gedanke ihres Herzens. Und ein neuer Schuß betäubte ihre Ohren und ſchmetterte ihr Felsſtaub ins Geſicht, aber ſie betete und ſah zum Himmel. So betrat ſie den engen Felsgang, der wie ein verlängerter Lauf, für zwei mit Kartätſchen geladene Kanonen mit boshaftem Geize die Maſſe des verderblichen Schuſſes gegen die Andringenden zuſammen zu halten beſtimmt war. — Was ſiehſt du Weib! brüllte Francoeur, ſieh nicht in die Luft, deine Engel kommen nicht, hier ſteht dein Teufel und dein Tod. — Nicht Tod, nicht Teufel trennen mich mehr von dir, ſagte ſie getroſt, und ſchritt weiter hinauf die großen Stufen. Weib, ſchrie er, du haſt mehr Muth als der Teufel, aber es ſoll dir doch nichts helfen. — Er blies die Lunte an, die eben verlöſchen wollte, der Schweis ſtand ihm hellglänzend über Stirn und Wangen, es war als ob zwei Naturen in ihm rangen. Und Roſalie wollte nicht dieſen Kampf hemmen und der Zeit vorgreifen, auf die ſie zu vertrauen begann; ſie ging nicht vor, ſie kniete auf die Stufe nieder, als ſie drei Stufen von den Kanonen entfernt war, wo ſich das Feuer kreuzte. Er riß Rock und Weſte an der Bruſt auf, um ſich Luft zu machen, er griff in ſein ſchwarzes Haar, das verwildert in Locken ſtarrte und riß es ſich wüthend aus. Da öffnete ſich die Wunde am Kopfe in dem wilden Erſchüttern durch Schläge, die er an ſeine Stirn führte, Thränen und Blut löſchten den brennenden Zundſtrick, ein Wirbelwind warf das Pulver von den Zündlöchern der Kanonen und die Teufelsflagge vom Thurm. Der Schornſteinfeger macht ſich Platz, er ſchreit zum Schornſtein hinaus! rief er, und deckte ſeine Augen. Dann beſann er ſich, öffnete die Gitterthüre, ſchwankte zu ſeiner Frau, hob ſie auf, küßte ſie, endlich ſagte er: Der ſchwarze Bergmann hat ſich durchgearbeitet, es ſtrahlt wieder Licht in meinen Kopf und Luſt zieht hindurch und die Liebe ſoll wieder ein Feuer zünden, daß uns nicht mehr friert. Ach Gott, was hab' ich in dieſen Tagen verbrochen. Laß uns nicht feiern, ſie werden mir nur wenig Stunden noch ſchenken, wo iſt mein Kind, ich muß es küſſen, weil ich noch frei bin; was iſt ſterben? Starb' ich nicht ſchon einmal, als du mich verlaſſen und nun kommſt du wieder und dein Kommen giebt mir mehr, als dein Scheiden mir nehmen konnte, ein unendliches Gefühl meines Daſeins, deſſen Augenblicke mir genügen. Nun lebte ich gern mit dir und wäre deine Schuld noch größer als meine Verzweiflung geweſen, aber ich kenne das Kriegsgeſetz und ich kann nun Gottlob in Vernunft als ein reuiger Chriſt ſterben. — Roſalie konnte in ihrer Entzündung, von ihren Thränen faſt erſtickt, kaum ſagen, daß ihm verziehen, daß ſie ohne Schuld und ihr Kind nahe ſey. Sie verband ſeine Wunde in Eile, dann zog ſie ihn die Stufen hinunter bis hin zu dem

Steinwalle, wo ſie das Kind verlaſſen. Da fanden ſie den guten Vater Philip bei dem Kinde, der allmählig hinter Felsſtücken zu ihm hingeſchlichen war, und das Kind ließ etwas aus den Händen fliegen, um nach dem Vater ſie auszuſtrecken. Und während ſich alle drei umarmt hielten, erzählte Vater Philip, wie ein Taubenpaar vom Schloß herunter geflattert ſei und mit dem Kinde artig geſpielt, ſich von ihm habe anrühren laſſen, und es gleichſam in ſeiner Verlaſſenheit getröſtet habe. Als er das geſehen, habe er ſich dem Kinde zu nahen gewagt. Sie waren, wie gute Engel, meines Kindes Spielkammeraden auf dem Fort geweſen, ſie haben es treulich aufgeſucht, ſie kommen ſicher wieder und werden es nicht verlaſſen. Und wirklich umflogen ſie die Tauben freundlich und trugen in ihren Schnäbeln grüne Blätter. Die Sünde iſt uns geſchieden, ſagte Francoeur nie will ich wieder auf den Frieden ſchelten, der Friede thut mir ſo gut.

Inzwiſchen hatte ſich der Kommandant mit ſeinen Offizieren genähert, weil er den glücklichen Ausgang durch ſein Fernrohr geſehen. Francoeur übergab ihm ſeinen Degen, er kündigte Francoeur Verzeihung an, weil ſeine Wunde ihn des Verſtandes-beraubt gehabt und befahl einem Chirurgen: dieſe Wunde zu unterſuchen und beßer zu verbinden. Francoeur ſetzte ſich nieder und ließ ruhig Alles mit ſich geſchehen, er ſah nur Frau und Kind an. Der Chirurg wunderte ſich, daß er keinen Schmerz zeigte, er zog ihm einen Knochenſplitter aus der Wunde, der rings umher eine Eiterung hervorgebracht hatte; es ſchien als ob die gewaltige Natur Francoeurs ununterbrochen und allmählig an der Hinausſchaffung gearbeitet habe, bis ihm endlich äußere Gewalt, die eigne Hand ſeiner Verzweiflung die äußere Rinde durchbrochen. Er verſicherte, daß ohne dieſe glückliche Fügung ein unheilbarer Wahnſinn den unglücklichen Francoeur hätte aufzehren müſſen. Damit ihm keine Anſtrengung ſchade, wurde er auf einen Wagen gelegt und ſein Einzug in Marſeille glich unter einem Volke, das Kühnheit immer mehr als Güte zu

Univ.-Bibl. München

achten weiß, einem Triumphzuge; die Frauen warfen Lorbeerkränze auf den Wagen, Alles drängte ſich den ſtolzen Böſewicht kenne zu lernen, der ſo viele tauſend Menſchen während drei Tage beherrſcht hatte. Die Männer aber reichten ihre Blumenkränze Roſalien und ihrem Kinde und rühmten ſie als Befreierin und ſchwuren ihr und dem Kinde reichlich zu vergelten, daß ſie ihre Stadt vom Untergange gerettet habe.

Nach ſolchem Tage läßt ſich in einem Menſchenleben ſelten noch etwas erleben, was der Mühe des Erzählens werth wäre, wenn gleich die Wiederbeglückten, die Fluchbefreiten, erſt in dieſen ruhigeren Jahren den ganzen Umfang des gewonnenen Glücks erkannten. Der gute alte Kommandant nahm Francoeur als Sohn an und konnte er ihm auch nicht ſeinen Namen übertragen, ſo ließ er ihm doch einen Theil ſeines Vermögens und ſeinen Segen. Was aber Roſalie noch inniger berührte, war ein Bericht, der erſt nach Jahren aus Prag einlief, in welchem ein Freund der Mutter anzeigte, daß dieſe wohl ein Jahr, unter verzehrenden Schmerzen, den Fluch bereut habe, den ſie über ihre Tochter ausgeſtoſſen, und, bei dem ſehnlichen Wunſche nach Erlöſung des Leibes und der Seele, ſich und der Welt zum Ueberdruß bis zu dem Tage gelebt habe, der Roſaliens Treue und Ergebenheit in Gott gekrönt, an dem Tage ſei ſie, durch einen Strahl aus ihrem Innern beruhigt, im gläubigen Bekenntniß des Erlöſers ſelig entſchlafen.

Gnade löſt den Fluch der Sünde,
Liebe treibt den Teufel aus.

Abul Adef.

Erzählung

von

F. W. Gubitz.

Im Morgenlande, wo die Weiber Sclavinnen ſeyn ſollen und am Ende die Rollen ſo gut zu vertauſchen wiſſen, wie die europäiſchen Frauen, hatte ein Philoſoph gewaltig geliebelt; er war dabei ſehr ſcheu geworden vor Weiberränken und wollte nun mit der Liebe und den Weibern ſich völlig auseinander ſetzen, was er: klug werden nannte. Wohl wußte er, daß die Philoſophen über die Fehler herrſchen ſollen, hatte aber auch bemerkt, daß zuletzt doch die Fehler über die Philoſophen herrſchen; dies zu verhüten, ſchrieb er ſich alle ihm bekannt gewordenen Abentheuer des

Liſt- und Scheingeſchlechts ſorgfältig auf und nimmer, wohin er auch ging, vergaß er ſein pſychologiſches Werk, obgleich er es ſo nicht benannte; denn von Seelen wollte er den Weibern nicht eine Winzigkeit zugeſtehen, über welche Meinung er ſich ſpitzfindig alſo vernehmen ließ:

„Gott ſchuf den Mann und blies ihm Geiſt oder Seele ein, das Weib ſchuf Gott aus des Mannes Rippe. Haben die Weiber Seelen, ſo wiſſen wir danach, wo wir ſie bei dem Menſchen überhaupt finden; ſo lange aber nicht bewieſen iſt, daß des Menſchen Seele in den Rippen ſitzt, ſo lange glaube ich: die Weiber haben keine Seelen!“

Ich bitte alle Damen mit Seelen um Verzeihung, daß ich dem morgenländiſchen Naturphiloſophen ſo etwas nachſage, da ich aber meine Leſer, wenn ſie nämlich weiter leſen, zwinge, des Abul Adef, ſo hieß er, Bekanntſchaft zu machen, muß ich doch den Schnöden zeigen, wie ihn Gott tolerirte und wenn der es that, müſſen es wohl Damen auch, was — würde in einem chriſtlichen Lande unſer Philoſoph hinzuſetzen — was ihnen allerdings einigen Verdruß machen wird, wenn ſie oft bemerken: daß Gott immer als Mann dargeſtellt iſt, und einem Manne gehorcht nun einmal keine Frau! — Alſo auch zu Gottloſen würde ſie der Liebloſe machen, wenn ſie nicht, zur höchſten Rechtfertigung, die allgemeine Erfahrung für ſich hätten, daß ſie jeden Mann reſpektiren, nur nicht — den eigenen.

Doch wir wollen ein wenig weitern in der Erzählung, die uns angiebt, daß Abul Adef nach dem Grabe Mahomeds wandern mußte, um durch ein Syſtem beweiſen zu lernen: daß dort noch immer Wunder geſchähen, was er, als ein großer Gelehrter, zu Hauſe auch gekonnt hätte, denn es iſt bekanntlich nichts ſo ſinnloſes, das nicht ſchon ein Philoſoph bewieſen und nichts ſo dumm, daß es nicht ſchon könnte ein Gelehrter mit dem beſten Erfolge geſagt haben. Er ging nun aber nach Medina, vielleicht nur, um ſeinen ſchon fertigen Beweiſen auch für die Ungläubigen den Schein zu bewahren und er reiſete zu Fuße, wahrſcheinlich damit er merken laſſen konnte: die herrliche Abhandlung habe ihm viel Zeit gekoſtet, oder, wenn es etwa Diätengelder gab, dieſe ſich nach Officiantenbrauch möglichſt zu verlängern.

Als er eines Tages durch eine gar zierliche Wüſte gewandelt war, eine Menge Sandwellen durchwatet, die ſcharfen, baum- und graßentblößten Berge zum Ueberdruſſe angeſehen, die ſenkrechten Sonnenſtralen ſtill und laut verwünſcht und ſich ſelbſt recht deutlich bewieſen hatte: daß er die Natur viel beſſer geſchaffen haben würde, da ſehnte er ſich nach Menſchen und zwar bloß deshalb, weil ihn durſtete. Denn das iſt die weiſeſte Weisheit der Weltweiſen, daß ſie die Menſchen völlig entbehren können, bis ſie hungern oder durſten und hat es ihnen dann recht wohl geſchmeckt, ärgern ſie ſich, daß ſie einmal wieder an ihre Menſchlichkeit erinnert ſind.

Abul Adef blickte links und ſah nichts,

er

er blickte rechts und ſah was er links geſehen hatte; er ergrimmte in verſchiedenen Monologen, die ihn natürlich nur durſtiger machten; aber er hatte doch das Vergnügen, ſich ganz allein reden zu hören, was immer der Gelehrten Seeligkeit iſt und wenn ſie auch alle nur Stimmen in der Wüſte wären. Mit der Kraft ſeiner poetiſchen Floskeln hatte er endlich die Höhe eines Berges erreicht und ſah von ferne eine grüne Maſſe von Wald und Wieſe und ein Silberpfädchen ſich durchwinden. Mit erneuten Kräften wandte er ſich dorthin, erreichte nach einigen Stunden das glückliche Fleckchen, erholte ſich im Schatten der Akazien, trank Quellwaſſer und ſagte ſich, indem er haſtig durch das Wäldchen ſchritt, prophetiſch: Hier müſſen Menſchen wohnen! — aber indem er noch nicht gar weit gegangen war, ſah er plötzlich — ein Weib.

Enteilen oder Verweilen? das war hier die Frage, die er ſich allein aufgab, er hatte deſſen ſchon zu viel geſehen, als daß er es nicht zu wenig hätte finden ſollen; es war ein ſchönes Weib.

„Eine hübſche Augenweide iſt ſo ein Weib doch!“ dachte er, murmelte dann „aber auch nichts weiter!“ und ſah ſich die Schöne, von Weihrauchsbüſchen verdeckt, nun recht weiſefroſtig an. Sie lag vor einem Hütten Gezelte auf weicher Polſterhöhe, in der ſeltenen reitzenden Nachläſſigkeit, die das Nichtgeſehenſeyn vorausſetzt; mit dem einen Arme ruhte ſie auf einem demüthig hingebeugten Kameele, hatte in dieſer Hand den Dreiangel, in der andern erhaben das blinkende Stäbchen und ehe noch Abul Adef ſich den hübſchen Unterſchied zwiſchen einem Kameele und einem reizreichen Weiblein recht freudeklar dachte, ſtimmte ſie mit Geſangtönen, die den Metallklang tödteten, luſtmüthig an:

Ohne Lieb' iſt Leben nichts,
Sie iſt All und Herz des Lichts!
Rettungsathem inn'rer Schwüle,
Aller Wonnen Durchgefühle,
  Iſt die Lieb' allein,
Wer will ewig in Flammen ſeyn!

Wenn ſich Puls an Pulſe bewegt,
Das Geheimſte laut ſich regt,
Dann mit raſchen Gluthenſchwingen
Herzen in einander ringen,
Iſt der Himmel mein
Wer will gern nicht im Himmel ſeyn!

Weicht der Liebe nimmermehr,
Schleicht wie Diebe um ſie her;
Seyd nicht ſchnöde, ſeyd nicht ſpröde,
Tragt nicht blöde in die Oede
Eurer Liebe Pein,
Wer will ewig in Flammen ſeyn!

Abul Adef bemerkte, daß es hinter den Büſchen unausſtehlich heiß ſey, er beſchloß, da es ihm ſchien, die Gluth käme beſonders von dem Orte, wo das Weiblein muſizirte, den Rückmarſch, ſtand aber plötzlich vor der lieblichen Menſchblüthe, weil er wunderbarlich auf einen Schritt zurück immer zwei Schritte vorwärts that, was er bei kaltem Verſtande „die Crocodillen-Eigenſchaft des weiblichen Athems“ genannt hätte, dießmal aber ſagte er, ſittig grüßend: „Der Prophet gedenket Dein!“ —

„In Freud' und Leid!“ entgegnete die Schöne und erſchrak nicht im geringſten, weil damals die ſchwachen Nerven noch gar nicht erfunden waren. „Du biſt herangeſchlichen, wie ſtark ermüdet, nimm den guten Platz!“ ſagte ſie weiter, ſtand auf und lehnte ſich an den gebeugten Dromedar. Der Philoſoph gab verſchwenderiſch Alles aus, was er von morgenländiſcher Galanterieſprache noch vorräthig hatte; doch mit den Worten: „Ha, du biſt gewiß hungrig und durſtig!“ ſprang ſie fort und bald wieder her mit Datteln und Milch; der Weiſe fing die Proteſtation wegen der Sitzvertreibung in erholten Gründen von neuem an und brachte ſo eine Theilung zu Stande, nicht eben mit ſtrenger Grenzberichtigung.

Indem unſer Philoſoph aß, war es ihm recht behaglich, daß die Holde erzählte, ihr Mann ſey vom Emir berufen, einen Zug wider eine, befeindeten Nachbarn gehörige Karavane zu verſtärken; wenn das Heldwerk ſich füge, werde ſie auf dem bereiten Kameele ihres Mannes Gepäck ordnen und bei ſeiner Wiederkehr einen ſchönen neuen Shawl bekommen, der ihr bisher immer verweigert ſey. Als nun der Philoſoph gegeſſen hatte, ſchien es ihm noch behaglicher, daß der Mann nicht ſtörend war und in ſeiner Behaglichkeit erzählte er, Vertrauen erwiedernd: daß er eigentlich die Weiber wüthend haſſe und die Geſchichte von ſeinem angefangenen Buche konnte er nun, nach Schriftſtellerart, gar nicht verſchweigen.

Das Weiblein lachte viel und wollte die Schreiberei ſehen, Abul Adef lachte wenig und wollte das Werk nicht ſehen laſſen, wurde auch faſt nachdenklich, als die ſchöne Beiſitzerin einen pauſenloſen Lachmuth zeigte. Sie ſchien in ſich ſehr richtig begriffen zu haben: der Mann, welcher eine hübſche Frau mit Weiberhaß anſchwatzte, müſſe nothwendig ein Verlangen fühlen, belehrt zu werden und im Ueberlegen, ob die Mühe wohl lohnhaft ſey, rief ſie aus:

„Höre, Du biſt langweilig, wenn Du weiter nichts weißt, ich werde mich alſo munter reden, vielleicht Dich auch!“ — Abul Adef fand es reſpektwidrig, eines Philoſophen Langweiligkeit zu bemerken, aber nach vielem Reden wurde ſich die Schöne ſelbſt langweilig und ſagte:

„Wenn ich nur gleich ein Spiel wüßte, — ah, kennſt Du Diadeſte?“

„Ich habe wohl davon gehört,“ meinte Abul Adef. „aber —“

„Du weißt nichts? Nun, Diadeſte iſt ein Spiel, welches unter zwei Menſchen herum ſcherzt, indem Jeder, wenn er von dem Andern etwas bekommt, dabei ſagen muß: Diadeſte! — vergißt er's, koſtet es ein Geſchenk, wie es der Gewinnende begehrt. Ich ſpiele es mit meinem Manne ſchon ſeit dreißig Abenden und wir wollen es auch ſpielen, ſo lange Du hier bleibſt!“

Der Philoſoph nahm es an, auf ſeine weiſe Vorſicht bauend; ſo erregte ſich eine Neckerei, wobei ſich Keiner ertappen ließ, wohl aber Abul Adefs, bisher mit Bitterkeiten gegen die Weiber penſionirtes Talent zur Liebe wieder geſchäftig wurde. Er war der Schönen belagerungsſüchtig näher gerückt, ſie hatte es geduldet; ſein Arm hatte die ſchlanke Geſtalt umgangen, zuletzt umfangen, ſie hinderte es nicht; er war ſchmachtend, ſie nichtachtend; er wurde traulich, ſie laulich; er gluthbegehrend, ſie matt entwehrend und eben gedachte er ſie zu küſſen, da gab ſie ihm ſchon — eine Maulſchelle.

Der verlegene Philoſoph ſtarrte die Schöne an, ſie ihn, endlich ſtammelte er, ſich die Wange reibend:

„Gott erhalte Deine ſchöne Hand bei dieſer Kraft, es war ein tüchtiger Schlag!“ —

„Und Du haſt vergeſſen, dafür Diadeſte zu ſagen!“ rief lautjauchzend die Schlaue, „ich erbitte mir mein Geſchenk.“

Froh, daß er den Augenblick zum Scherze werden ſah, forſchte er, was ſie wollte und ſie begehrte — das Buch, welches ihr endlich, nach einigen, traktatsmäßig unerlaubten Weigerungen eingehändiget wurde.

„Ich geb' es Dir wieder, noch ehe Du weiter ziehſt und verbreite nichts davon, denn ich kann nicht leſen; aber meinem Manne ſollſt Du auch nichts vorleſen, er iſt ohnehin ſo eiferſüchtig, daß Du nimmer ſo weiſe ſeyn kannſt. Er ermordete uns, wenn er uns hier beiſammen fände, drum dächt' ich, Du vergnügteſt Dich im Wäldchen, bis er kömmt und dann tritt zu ihm, Gaſtfreundſchaft verlangend.“

Abul Adel war, in dem Schmeichelgefühle: die Schöne begehre ſein und zeige ihm Mittel bei ihr zu bleiben, nicht ſogleich bereit, dem Rathe zu folgen; ſein Weiberhaß hatte ihn lange in ſeiner Urſach gebannt, der Stumpfheit, die jetzt in Begehrung zuſammenglühte. Er fühlte, man könne bei der Weisheit, die Weiber zu verſpotten, ſich ſelbſt bequemer lieben im Verliebtſeyn und es flog ihm der Gedanke durch die Weisheit: ein Oekonomie-Syſtem der Liebe zu ſchaffen, nach welchem man einſammelt, wo und wie es geht und mit den ſpärlichſten Koſten es ſo leitet, bis ſich Alles von ſelbſt fügt, damit man durch die Zügung bald und vergnügt weiter ziehe. Es iſt dies ein Syſtem, welches erſt in unſerm liebeſparenden Zeitalter die rechte Anerkennung und Ausbildung findet und da ein Hauptſpruch lehrt:

Nicht ſchwärmend, nein, vermeſſen
Häng' an,
Was morgen ſchon vergeſſen
Seyn kann! —

ſo verſuchte unſer Philoſoph in aller Geſchwindigkeit ſeine Weisheit, die aber an der Eisheit des luſtigen Weibleins abprallte; ſie meinte, ſeine Liebe habe recht viel Verſtand, ſie lebe aber nun einmal eine Liebe, bei der die Menſchen gleich den Verſtand verlören. Das ließ ſich Abul Adef geſagt ſeyn, und da ein modiſcher Weltweiſer immer darauf eingerichtet iſt, den Verſtand zu verlieren, ſo machte er dies bald ab und bekam eine Ahnung von unſerer jetzigen Aeſthetik, indem er die Schöne verſicherte:

Den innern Gluthen iſt dein Blick ein raſcher Zunder,
Bin ich auch ganz geſund, er macht mich noch geſunder,
Das Ecke ſcheint mir rund und alles Runde runder!
Thuſt Du es, wird ſogar das Dümmſte mir zum Wunder;
Denn einen Nimbus giebt man ganz dann jedem Plunder.

Und brauſend zitter'ts hell im innerſten Geblüte:
Der Erde Glanzbild ſind zwei liebende Gemüthe!

„Bravo! Bravo! ſo gefällſt Du mir ſchon beſſer!“ liſpelte die Holde, „jetzt aber mach dich fürerſt zurück in das Wäldchen und komm bald wieder!“ Und es lag eine ſo innige Freude in ihren Augen, daß der Philoſoph, als er ſich wirklich erhob, durchaus nicht weiter kam, als vom Sitze zu ihren Füßen.

Da lag er händeringend und ſaumküſſend und nach Stammeln und Sammeln wagte er einen unverdeckten Angriff mit folgenden Sturmworten:

O Du, der Weisheit Machtgebot!
Du, meiner Sehnſucht Ende!
Du, meines Himmels Morgenroth!
Du, alles Jammers Wende!
O Du, der Gottheit Meiſterſchaft
Einſt bei der Schöpfung Thaten!
O Blüthen-Blüthe aller Kraft
Der langen Menſchen-Saaten!
O Sonne nach Gewitternacht!
O Mond in wilder Schauernacht!
Der Wüſten Quell' und Schatten!
Laß mich, Du Seel' im todten All!
Du meines Herzens Wiederhall!
In Qualen nicht ermatten!

Und rührt Dich nicht die wilde Noth,
Willſt Du mich kalt verderben,
O, ſo befiehl nur: welchen Tod?
Ich eile ihn zu ſterben!

Zuckend und faſt ſchon erſtorben küßte er den Sand, da ſchrie die Schöne:

„Engel zur Rechten, hilf uns! dort kömmt mein Herr, wir ſtehn am Grabe!“ — Nicht ſo ſchnell kann ſich Abul Adef einſt auf den Ruf des Propheten erheben, als er es jetzt that.

„Nicht nach dem Wäldchen, mein Mann müßte Dich ſehen, raſch in das Zelt!“ — Der Weiſe folgte, ſtumm vor Schrecken; aber mit noch größerem wurde entdeckt, daß hier nirgend Raum ſey zum Verbergen, bis endlich Abul Adef einen Kaſtenbehälter erſpähte und ſich hinein klemmte.

„Sey ſtill, wie todt!“ heimlichte das Weibchen noch, ſchlug dann den Kaſten zu und nahm den Schlüſſel zu ſich. Lange harrte er, die Wüſte fing an ihm ein Paradies zu ſcheinen gegen ſeinen jetzigen Aufenthalt; endlich hörte er ſprechen. Der Araber berichtete, der Zug ſey verſchoben und eben erlauſchte der Eingekaſtete athemſchöpfend, daß der Mann ſich wieder entfernen wollte, ſein Roß auf die Weide zu ſenden, da begann das Weiblein, aus dem treueſten Gedächtniſſe, das eben erlebte Abentheuer zu erzählen, ja ſogar mit poetiſchen Lügen auszuſchmücken. Abul Adef lag in völligem Ohnmuth, der Grimm des Arabers wurde immer brauſender und als die Frau nun ſagte: „der Verwegene iſt noch in der Nähe, verſteckt in jenem Kaſten!“ da empfand der Philoſoph mit Zähneklappern, das ſein ſchmaler Behälter ihm die letzte Station zur Ewigkeit ſey.

Der Mann wüthete auf den Kaſten zu, ein Stoßſeufzer, untermiſcht mit Flüchen auf die Weiber, murmelte ſich aus der Bruſt des Weiſen, als er an ſeinem Sterbelager gewaltig arbeiten hörte.

„Wo iſt der Schlüſſel?“ brüllte der Araber.

„Da haſt du ihn!“ entgegnete das Weib, hinſtürzend ergriff ihn der Mann und wollte eben wieder zurück, da erklang ein gellendes Gelächter vom Weibe und der Jubelruf:

„Du haſt vergeſſen, Diadeſte zu ſagen, als Du den Schlüſſel nahmſt, ich bekomme meinen Shawl! Siehſt Du, nun biſt Du endlich doch geprellt, ich bekomme meinen Shawl!

So jauchzend tobte ſie mit Freudenſprüngen um den Gemahl, der enthirnt und verblüfft erſt keinen Laut übrig hatte und die Schlaue ſprach raſch weiter:

„Eigentlich begreif' ich gar nicht, wie Du ein ſo ſchlecht erſonnenes Mährchen mir glauben konnteſt; es müßte ja ein Verrückter ſeyn, der da meinte, ſo im Vorbeigehen Weibertreue zu entführen, aber da ſeh' ich recht, wie Deine Eiferſucht Deine Klugheit gleich in die Flucht ſchlägt, indeſſen — Dank der Einſamkeit, welche dieſe Liſt mir lehrte, ich bekomme meinen Shawl!“

Eingekirrt von Küſſen und beſchämt durch eine Strafrede gab der Araber, doch ſehr zögernd, den Schlüſſel zurück, brummte aber ſchwankend und verdrüßlich:

„Du hätteſt mir den Aerger wohl erſparen können, um einen Shawl war die Lüge zu ernſthaft!“ O der Albernheit! nicht einmal zu wiſſen, daß um einen Shawl eine Frau wohl hundertmal den Mann mit dem größten Vergnügen ärgert! — Hier ſchilderte nun aber die Holde das Laſter der Eiferſucht noch mit ſchlagenden Farben, bewies: daß nur im Beſtrafen Heil ſey und ſprach dabei ſo herzſchüttelnd, daß nach des Mannes Abbitte ein liebliches Verſöhnen folgte.

„Doch mein Roß!“ rief endlich der Araber, — „ach ja, und das Kameel muß ja auch wieder zu ſeinem Platze, wie freu' ich mich, daß Du bei mir bleibſt!“ — ſo ſtimmte das Weiblein des Mannes Rede bei und begleitete den Mann, ihn ſanft ſchiebend, zum Zelte hinaus. Ehe aber noch Abul Adef ſich in ſein gerettetes Leben wieder hinein denken konnte, war ſie raſch zurück, ſchloß haſtig den Kaſten auf und rief dem Todmatten zu:

„Jetzt zieht Eurer Straße, Ihr ſeyd nur eine Stunde von Saana; da habt Ihr auch Euer Buch zurück, vergeßt aber nicht, dieſes Stückchen mit einzuſchreiben, mein tiefgeſcheidter und hochwiſſender Philoſoph! und wünſchet Ihr noch, daß ich Euch einen Tod befehlen ſoll, ſo gehet hin und ſterbt an Galle!“

Ein Blitz der Rache zuckte durch den weltweiſen Kopf; da ſich aber in der Hand des Weibleins ein Dolch bemerklich machte, war Abul Adef ſchreckenkräftig zum Zelte hinaus mit dem Scheidegruße: „Peſt, räche mich!“ und das Weiblein kicherte noch ſtill in ſich hinein, als er, fern von der Gefahr, ſein Rednertalent wieder erwachen fühlte in folgendem Erguſſe:

„O Ihr vom Satan verſuchte und von Gott verfluchte Weiber! Die Erde verweigerte einſt den Schöpfung-Stoff für Euch und der Mann mußte ſich erſt beſtehlen laſſen, damit Ihr nur erſchaffen werden konntet! Die Schlange war eure erſte Unterhaltung, die Schlange iſt Eure Lehrmeiſterin durch das ganze Leben; wir Männer gaben es Euch, Ihr machtet uns mit dem Tode ein Gegengeſchenk und ich kann nicht an das Paradies jenſeits glauben; ſo lange es noch ein Weib giebt, wird es der Teufel finden, um uns auch dies zu entprellen!“

So fluchte er ſich nach Medina und Mekka und wieder zurück, betrog nun im erneuten Grimme das Volk mit gewaltigen Wundermährchen, deren Aufſuchung denen zu empfehlen iſt, die egoiſtiſch myſtiſch die Vernunft zum Mährchen machen wollen. Nachdem aber Abul Adeſ dem Volke ſo viel Gläubigkeit beigebracht hatte, als zu einer honetten Dummheit nöthig iſt, da ſchrieb ſeine Weizheit bis zur Greisheit nur Aktenſtücke und Belege zu Mahomets Worten:

„Ich ſah das hölliſche Feuer und die meiſten Bewohner waren Weiber, die es durch Unglauben verdienten. Sie verläugneten Gott und ihre Männer und die Wohlthaten des Lebens. Gieb einem Weibe die Welt

Welt zum Geſchenk und laß ihm hernach geringes Leid geſchehen, ſo ſpricht es: Du haſt mir nie Gutes gethan!“ — Ja, der Philoſoph trug ſeinen Haß noch über das Daſeyn hinaus, durch dieſe hinterlaſſene Grabſchrift:

Weil uns das Weib gebar, folgt uns ein ew'ges Wehe!
Des Weibes Schuld iſt's, daß ich, Weiſer, hier vergehe,
Doch ſelig bin ich auch, weil ich kein Weib mehr ſehe!

So hätte ich denn, ſchöne Leſerinnen, dieſen Weiberhaſſer zur Erde beſtattet, aber ich wünſche doch von Herzen, daß dieſe Männerart nicht ausſterbe, damit ſich die Gunſt der Frauen minder vertheile. Der Wiedererzähler dieſes Scherzes empfiehlt ſich Allen zu aller Freundlichkeit, die zu vergeben und noch nicht vergeben iſt.

Der verkaufte Knabe.

Erzählung

von

Heraklius.

Wilhelm Horner hatte in ſeinem drei und zwanzigſten Jahre eine derjenigen Uebereilungen begangen, die ſo mancher Weichherzige hienieden begeht: Er hatte geheirathet. — Horner war Offiziant und hatte nur erſt ein unbedeutendes Gehalt. Ein Paar Hundert Thaler, die er geerbt, machten ihm indeß plötzlich Luſt, die Wünſche ſeiner Liebe gekrönt zu ſehen, und — in der Erwartung, daß ſein Gehalt ſich vielleicht bald vermehren werde, wollte er's einmal wagen, die kleine Erbſchaft als den Vorboten ſeiner Zulage anzuſehen. Allein

Horner hatte ſich verrechnet. — Ein Jahr nach dem andern verſtrich, aber die Zulage — blieb aus.

Der Himmel mußte am Ende ſelbſt Erbarmen mit ihm fühlen, indem er, nach dem vierten vergeblich durchharrten Jahre, Horners Gattinn zu ſich nahm. Wie ſich unſer Wittwer darüber mehr oder minder tröſtete, wollen wir nicht unterſuchen, genug: noch drei ganze Jahre verfloſſen, ehe ſein Zulage-Traum zur Wahrheit ward. — Selbſt die Erhaltung eines einzigen Knaben ward ihm ſchwer, und er konnte, troß der Liebe, die er zu dem Kinde hegte, im geheimſten Innerſten ſeines Herzens des leiſen Wunſches ſich nicht erwehren: daß der Himmel, der doch unfehlbar weit größere Schätze als er beſitze, auch den Knaben noch in ſeinen allerhöchſten Schooß hinnehmen möge!

Als er eines Tages, ſo in Gedanken verloren, vor dem Thor mit demſelben ſpatzieren ging, kommt plötzlich eine ſtattliche Halbkutſche gefahren, in welcher ein

Herr mit einer Dame ſitzt. Die Kutſche fährt ganz langſam, und Beide ſahen mit aufmerkſamem Vergnügen dem munteren Knaben zu, der, von ſeinem Vater unbeachtet, ganz ſeiner ſchuldloſen Unbefangenheit nachhängt. Ein kleiner bunter Schmetterling iſt gerade ſein Haupt-Spielwerk; er lockt ihn von einer Blume zur andern und will ſich gar nicht fangen laſſen. Endlich fliegt er der Halbkutſche zu und huſch! darüber hinweg. Heinrich ſieht ihm wehmüthig nach. Da hält eine ſchöne Hand ihm plötzlich einen prachtvollen Kaſten hin, und ein weggezogener Schieber läßt ihm funfzig Schmetterlinge ſehen, von denen der gewöhnlichſte den bei weitem verdunkelt, der unſerm Heinrich ſo eben davon geflogen. Er ſteht, in Entzücken verloren, immer den ſchönſten ſuchend, immer freudig noch einen ſchöneren findend.

„Wie, wenn die ſo Alle Dein wären?“ ſpricht die Dame mit ſanftem zutraulichen Ton. — „Alle?“ fragt der kleine Heinrich verſchämt. — „Alle und noch ein Mal ſo viel, noch weit ſchönere" antwortet der vornehme Herr, „wenn Du dafür hier in den Wagen ſteigen und von nun an unſer ſein willſt." — Heinrich ſchwieg. — „Willſt Du das, kleines Blauauge?" fragte die Dame, ihm freundlich die rothen Wangen ſtreichelnd. — Heinrich ſah ſich ängſtlich nach dem Vater um. „Ach nein, das darf ich nicht," ſagte er endlich und der Herr erwiederte: „Ja, dann fliegen Dir auch alle die Schmetterlinge fort!" — und befahl dem Kutſcher: „Franz, dreh' einmal um, und fahre uns geſchwind zu dem Herrn dort hin. Der Kleine kann nachlaufen." — Der Wagen fuhr in vollem Gallop Horner nach, der ſich erſchrocken umſah und noch mehr erſtaunte, als er ſeinen Heinrich hinterher gehüpft kommen ſah, der dem fremden Herrn triumphirend zurief: „Hoho, da bin ich auch ſchon!"

Man verſtändigte ſich bald und nachdem der Herr im Wagen einige Fragen über Horners häusliche Lage gethan, die dieſer ziemlich unumwunden beantwortet, machte der Erſtere mit einem Male eben ſo offen den Vorſchlag: „ob Horner ihm ſeinen niedlichen kleinen Knaben nicht abtreten wolle.“ — Horner ſah ihn bedenklich an. — So ſchwer ihm der Unterhalt ſeines Kindes auch ward, ſo war es ihm doch zu theuer, als daß er ſich ſo leicht davon hätte trennen können; er lehnte es anfangs geradezu ab. Allein der Graf beſaß ein eigenes Vermögen zu überreden, ein Vermögen, das ſchon ſo manchen guten Vor- und Grundſatz wankend gemacht, nämlich: Gold! Nachdem er Horner erzählte: daß er einen eben ſolchen Knaben durch den Tod verloren habe, und mit ſeiner Gattinn lange Jahre ſich vergebens nach einem Erſatz geſehnt, bis er gerade zufällig hier in dieſem Kinde eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit ſeinem verſtorbenen Herrmann treffe, ſetzte er ohne Weiteres hinzu: ihm und ſeiner Gattinn ſei zu viel an der Glückſeligkeit des Wiederbeſitzes eines ſolchen Knaben gelegen, als daß er ſich nicht gern zu einer angemeſſenen Schadloshaltung verſtehen wolle, wenn er anders Horner damit nur nicht beleidige. — Horner wankte. — Er liebte ſeit drei Monaten die Tochter eines Kaufmanns, jung, niedlich, reich; aber — die Eltern wollten ihr einziges Töchterchen nicht gern an einen ſo armſeligen Wittwer vergeben. Sein Ziel ſtand ihm jetzt zu nahe und er wollte eben zugreifen, da fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß es, — Anſtands halber, — doch wohl ſchicklicher ſei, wenigſtens zum Schein ſich eine kleine Bedenkzeit auszubitten, und das that er denn in Unterthänigkeit — bis morgen. —

Der Rückweg ſahe nichts mehr vom vorigen Tiefſinn. Horner trug den Kopf ſo hoch, wie vor ſieben Jahren, als er ſich ſeine Erbſchaft geholt hatte, und von der Bedenkzeit war, mit dem erſten Schritt über ſeine Schwelle, nichts mehr zu verſpüren. Denn er fing augenblicklich an, Heinrichs Wäſche und ſonſtige Sachen zu ordnen, und hörte nicht auf, dem kleinen Käufling den Mund nach ſeinem zukünftigen prächtigen Leben ſo lüſtern zu machen, daß der arme Knabe die ganze Nacht über vor freudiger Erwartung kein Auge zuthun konnte. — Am Morgen war Horner ſchon früh auf, half Heinrich ſorgfältig ſein beſtes Kleidchen anziehen, und prägte ihm vor allen Dingen ein: daß er ſich ja hübſch artig und wohlanſtändig betragen ſolle, damit der vornehme Herr nichts Böſes von ihm ſähe.

Ob nun der Graf wirklich des hübſchen Kleidchens und der eingeprägten Sittſamkeit wegen bei ſeinem Entſchluß von geſtern beharrte, als er Horner mit ſeinem Knaben wieder eintreten ſah, oder ob er auch ohne Beides dabei beharrt haben würde, genug, der Graf und ſeine Gemahlinn blieben dabei: den kleinen Heinrich, wegen ſeiner auffallenden Aehnlichkeit mit ihrem verſtorbenen Herrmann, für jeden Preis zu erflehen. — Das wußte Horner nun wohl nicht, und erſchrak daher ſchon freudig, als er den Grafen die Summe

Tauſend ausſprechen hörte. Gleichwohl hielt er — zum Schein — noch ein wenig mit ſeiner Zuſtimmung inne, da bot der Graf augenblicklich das zweite Tauſend. Nun hatte ſich Horners Ohr ſchon etwas an das Schreiende des Worts gewöhnt, und er mochte denken: Wenn es denn doch einmal auf die Tauſende abgeſehen iſt, ſo mögen auch aller guten Dinge Drei ſein. Indem er nun noch zögerte, ſprach der Graf auch wirklich ſchon ſeinen Wunſch aus. Horner befürchtete: zu unbeſcheiden zu werden, wenn er noch ſchwieg, und ſich wohl gar am Ende dadurch um ſeine ganze Erwartung brächte. Mit einem etwas linkiſchen Complimente bat er daher: „nicht höher zu gehen“ und — o Glück ohne Gleichen! er erhielt augenblicklich eine Anweiſung auf die zugeſchlagene Summe, binnen acht Tagen zahlbar. — Mit einem tiefen devoten Bückling empfahl er ſich. Der Abſchied von ſeinem Heinrich ward ihm vor Freude faſt gar nicht ſchwer. Noch einmal benutzte er ſein väterliches Anſehen gegen ihn, um ihm eine immer recht wohlanſtändige Aufführung zu empfehlen, küßte ihn dann zum letzten Male und — war zur Thür hinaus, ehe das arme Kind einmal recht begriff, was eigentlich mit ihm vorging. —

Noch hatte Horner keine Friſt ſeines Lebens ſo lange gedauert, als der Ablauf der acht Tage, nach denen die Anweiſung erſt zahlbar ſein ſollte. Mit dem Früheſten des beſtimmten Tages war er ſchon im Comptoir des Handlungshauſes, ſeine Anweiſung in der Hand. Die Zahlung geſchah richtig. — Horner mußte alle Kräfte aufbieten, um ſeine kindiſche Freude über den Beſitz des vielen Geldes nicht zu ſichtbar werden zu laſſen, ſo entzückt war er in ſeinem Bewußtſein: jetzt iſt deine Leonore unbezweifelt die Deinige! — Er lag nur noch im Zweifel, was er mit ſeinem Gelde eigentlich anfangen ſollte? Sein ſpekulativer Kopf beherrſchte jetzt einmal auf einige Zeit den Drang ſeines liebeglühenden Herzens, um nicht gleich hin zu laufen und ſein Entzücken vor der Erwählten aus zu ſchütten. Er verſchloß ſein Glück einmal in ſich ſelbſt, um erſt reiflichſt zu überlegen: in welchem Gewande er es ihr — oder hier galts vielmehr der Mutter — am anziehendſten vorſtellen ſollte. — Da öffnete ſeine Glücksgöttinn noch einmal ihr Füllhorn, und überſchüttete ihn — mit der lange erſehnten Zulage, reichlicher als er es erwartet hatte. Nun war das Herz wieder oben. Er ſchrieb ſogleich an Leonoren:

„Mein engelliebes Mädchen!“

„Dreimal glücklich darf ich mich ſeit „zwölf Tagen nennen: Erſtens iſt Dein „Hauptanſtoß geſchwunden dadurch: daß „mein Knabe mir von einem reichen Manne „ab, und an Kindesſtatt angenommen worden iſt. Zweitens: iſt auch Deiner Mutter Anſtoß geſchwunden, dadurch: daß „mein Gehalt ſich gerade um die Hälfte „vermehrt hat, und Drittens: iſt uns nebenher noch ſo im Hinterhalt eine kleine „Freude geworden, indem ich ein nicht unbedeutendes Sümmchen in der Lotterie (?)

„gewonnen habe, das ich, wenn Du mich
„jetzt mit Deinem theuern Händchen beglücken willſt und darfſt, baar zurücklegen
„werde, damit wir, ganz nach Deinem Gefallen, irgend ein Geſchäft damit anfangen
„können. — Zeige dieſen Brief Deiner verehrungswürdigen Mutter und ſage mir,
„wann ich ſo glücklich ſein darf, Dich in
„meine Arme zu ſchließen als Dein
entzückter Wilhelm.“

Daß auf eine ſo günſtige Anfrage keine ungünſtige Antwort erfolgen konnte, iſt begreiflich. Der entzückte Wilhelm kam, ſahe und — ſiegte. — Die Trophäen dieſes Sieges bekundeten ſich nach neun Monaten in — einem zweiten kleinen Heinrich, der nun natürlich weder Mutter noch Großmutter ein Dorn im Augapfel, ſondern vielmehr Beiden totum pro parte (d. h. Beider Augapfel) war. —

Wir laſſen ihn indeß getauft und groß werden, und bekümmern uns einſtweilen um das Haupt der Erzählung: Heinrich den Erſten.

Dieſer wuchs zur Freude heran, und entfaltete dabei ein ſo liebenswürdiges Herz, und ſo vortreffliche Anlagen, daß die hochgebornen Pflegeeltern hätten ſtolz darauf ſein dürfen, ihn ganz den Ihrigen zu nennen. Natürlich fehlte es ihm an Nichts. Keiner ſeiner Wünſche blieb unerfüllt, denn er konnte immer ſo höchſt beſcheiden, ſo einſchmeichelnd bitten, daß ſeine Eltern das offene liebe Geſicht unmöglich hätten betrüben können. Heinrich lohnte ihnen dagegen mit einer kindlichen Aufmerkſamkeit und Anhänglichkeit, die manchem rechtmäßigen Kinde hätte Vorbild ſeyn können. —

Es wurden ihm ſpäter mehrere Hauslehrer gehalten, um ſowohl ſeinen Geiſt als auch ſeinen Körper aufs Vortheilhafteſte auszubilden; Heinrich entſprach jeder Erwartung. Seine natürlichen Anlagen ſtanden mit ſeinem innigguten Willen im vollkommenſten Gleichgewicht, und aus dem liebenswürdigen Knaben reifte ein noch liebenswürdigerer Jüngling heran.

Heinrich war drei und zwanzig Jahr

alt. — In einem der nahe gelegenen Dörfer, welche ſeinem Pflegevater gehörten, hielt ſich bei einem Land-Prediger die Anverwandte von deſſen Frau, ein junges liebliches Mädchen von 17 Jahren, auf, welche von ihren Eltern aus der Reſidenz alle Frühjahr dorthin geſchickt ward, um im Sommer-Halbjahr auf dem Lande ſich zu erfreuen.

Heinrich ſahe ſie, und es war nicht möglich, daß zwei Weſen, von beiderſeitig ſo hervorſtechend angenehmer Bildung, nicht augenblicklich für einander die heftigſte Neigung empfinden ſollten.

Heinrich ward es nicht müde, das Dörfchen und den Prediger heim zu ſuchen, und Adelheid nicht minder, den Platz am Hecken einzunehmen, um den ſchönen Heinrich ſchon von fern auf ſeinem ſtolzen Rappen daher reiten zu ſehen. —

Das Verhältniß der Liebenden wurde bald beſprochen und der Prediger, der am Ende doch wenigſtens ſeine Schuldigkeit nicht unterlaſſen wollte, fragte einmal ſo gelegentlich an: „ob es denn auch wohl ſeine Richtigkeit mit des gräflichen Herrn Vaters Einwilligung habe?“ — Allein wie verwunderte er ſich, als dieſer noch von ganz und gar nichts wußte, und über eine ſo unerwartete Nachricht ſeine Ungehaltenheit kaum verbergen konnte. Dies war genug für den Prediger. — Adelheid war am andern Tage nicht zu ſprechen, und der arme Heinrich mußte mit Schmerz hören: „ſie ſei plötzlich von einer ſo langwierigen gefährlichen Krankheit befallen, daß auf lange Zeit Niemand zu ihr gelaſſen werden dürfe.“ Er drang in den Prediger: ſie ihn wenigſtens heut noch auf einen Augenblick ſprechen, oder nur ſehen zu laſſen. Der Prediger lehnte es aber durchaus ab. — Heinrich ward zudringlich, immer ungeſtümer — auf einmal hörte er Adelheid ganz deutlich im anſtoßenden Zimmer ſchluchſen. Er ſpringt zur Thür, reißt ſie auf, und — er hat ſich nicht geirrt — Er ſtürzt zu ihren Füßen: „Meine Adelheid! was iſt Ihnen wiederfahren? Ich beſchwöre

Sie bei dem höchſten Gott! ich weiche nicht eher von dieſer Stelle, als bis ich Alles, Alles weiß!“ Adelheid ſchwieg. Da trat der Prediger herzu: „Mein junger Graf, Sie nannten mich oftmals Ihren Freund. Vergeben Sie einem Freunde wohl, wenn er Ihnen einmal ehrlich und offen die Wahrheit ſagt?“

Heinrich ſprang auf: „Ich fordere ſie von allen meinen Freunden!“ — Der Prediger bat ihn, nach ſeinem Zimmer zurück zu kommen und ſagte: „Herr Graf, ich hatte bis jetzt geglaubt, Ihr Herr Vater wiſſe vielleicht um Ihr ganzes Verhältniß, und — ich bekenne leider mit Betrübniß, daß ich es immer nicht für ſo gefährlich gehalten, als ich vor einigen Augenblicken mich nur zu ſehr davon überzeugte. Ich habe geſtern das Glück gehabt, Ihren Herrn Vater zu ſprechen, und muß mit Erſtaunen hören, daß er nicht allein noch von gar nichts weiß, ſondern — warum ſoll ich Ihnen die Wahrheit verhehlen! — daß er das Verhältniß ſehr mißbilligt. Herr Graf, ich darf Sie nicht auf den Abſtand aufmerkſam machen, der zwiſchen Ihnen“ — —. Nichts davon, mein ehrlicher Freund, entgegnete Heinrich, wer ſind Adelheids Eltern, und wo halten ſie ſich auf?“ — Als er erfahren hatte: „Es iſt der Prediger M*** in *l*“ ſprach er weiter: „Genug. Jetzt noch einmal zu meiner Adelheid und — — mein Vater ſoll aufhören, auf mich zu zürnen!“ Adelheid weinte noch heftig. Heinrich nahte ſich ihr mit Würde, und reichte ihr die Hand: „Meine Adelheid, Ihre Hand! — Es könnte ſein, daß ich Sie lange, lange nicht wiederſehe! Bis dahin — leben Sie wohl!!“ — Ein inniger Händedruck, — und Heinrich war zur Thür hinaus.

Erſt ſpät kam er nach Hauſe und begab ſich ſogleich auf ſein Zimmer. Am andern Morgen war er wieder ganz heiter oder ſchien es wenigſtens, der Vater war etwas ernſt und zurückhaltend gegen ihn;

Heinrich that indeß, als merke er nichts davon.

So vergingen etwa acht Tage. Heinrich ritt nicht mehr allein aus, oder doch nur Morgens auf ein Stündchen. — Der Vater ward wieder freundlicher und offener gegen ihn. — Da kam eines Tages der Prediger wieder zu dem Grafen und meldete ihm: „daß ſeine Nichte heut plötzlich aufgefordert ſei, ſogleich nach Hauſe zu kommen, und zwar in Folge eines Schreibens, welches die Eltern des Mädchens von unbekannter Hand aus der hieſigen Gegend empfangen hätten. „Herr Graf,“ ſetzte der Prediger hinzu, „ich ſollte es natürlich nicht wagen, den Verfaſſer jenes Briefes errathen zu wollen, aber, ich geſtehe Ihnen ehrlich. Ihr Herr Sohn hat ſich, auf eine bloße Erinnerung von mir, ſo höchſt edel benommen, daß jener Brief durchaus unnöthig war.“ — Welcher Brief? fragte der Graf, er empfing ihn und ausrufend: Mein Gott! das iſt ja die Hand meines Sohns! — las er:

„Mein Herr!“

„Ein Unbekannter, der Sie auch in der Ferne ſchätzt, wünſcht eine Gefahr von Ihnen ab zu wenden, indem er Sie hier durch auffordert, Ihre Tochter, ſobald es Ihnen möglich iſt, wieder zu Sich zu nehmen. — Ein junger wohlgebildeter Mann, von reichen, vornehmen Eltern, hat ihre Bekanntſchaft gemacht, und — wenn auch ſein Herz noch ſo rein iſt — wer kann für die Folgen einer ſo jungen feurigen Liebe einſtehen, wenn ein unglückſeliger, nicht zu berechnender Augenblick plötzlich die Gelegenheit zur Verführung darbietet? — Noch mehr: die Eltern des jungen Mannes haben ſein Verhältniß erfahren, und mißbilligen es. — Sie ſind Vater und wiſſen jetzt, was Sie wiſſen mußten. Ihnen bleibt der Erfolg überlaſſen.“ Mit der wärmſten Hochachtung der Ihrige H.“

„Der Brief iſt mein, lieber Prediger! ſagte nun der Graf, wo fände ich ein ſchöneres Dokument der reinſten kindlichen Aufopferung, als in dieſem Briefe?!“ — Sagen Sie mir: iſt das Mädchen ſchon fort?" — „Sie reiſet morgen mit dem Früheſten," berichtete der Prediger und der Graf entſchied: „Ich wünſchte ſie kennen zu lernen, ich laſſe gleich anſpannen." — Der Prediger mußte ſich mit in den Wagen des Grafen ſetzen. —

Nach einer kurzen Unterhaltung mit Adelheid mußte der Graf ſich eingeſtehen: daß unter jedem anderen Verhältniß kein weibliches Weſen dem Herzen ſeines vortrefflichen Heinrichs mehr entſprechen könnte, als gerade Adelheid. Es machte ihn im Innerſten wehmüthig, zwei Herzen geſchieden zu haben, die ſo ganz für einander geſchaffen waren, und, wer weiß, was er gethan hätte, wäre Heinrich nicht in jedem Fall noch zu jung geweſen. Auch mochte er ihn jetzt nicht gern um das Bewußtſein einer ſo höchſt edelmüthigen Aufopferung bringen, als in der Entſagung ſeiner Adelheid lag.

Es war Herbſt; der Graf gab einige Bälle. Die ſchönſten anziehendſten Fräulein der umliegenden Gegend wurden dazu eingeladen. Heinrich ſchien ſich anfangs darin zu gefallen; es war ihm etwas Neues. Aber keine der Schönheiten wollte ihn feſſeln. Er ging an Allen vorüber; eine Adelheid war nicht unter ihnen. — Die Bälle wurden von einigen der Theilnehmer erwiedert. Heinrich gefiel überall, mehrere Familien wünſchten ſehnlich, ihn an ſich zu ziehen; allein es wollte nicht gelingen. Er entzog ſich anfangs möglichſt dem Tanz, zuletzt der ganzen Einladung.

Dem Grafen fing an, bange zu werden. — „Lieber Heinrich,“ ſagte er eines Tages, „Dir iſt nicht wohl, Dir fehlt etwas. Ich habe Dich zerſtreuen wollen, aber es iſt mir nicht geglückt: willſt Du etwa eine Reiſe machen?“ — Heinrich erwachte wie aus einem Traum. „Ja, mein Vater,“ rief er freudig aus, „das iſt der innigſte Wunſch meiner Seele!“ — Der

Winter verſtrich, und mit dem beginnenden Frühjahr wurden die Anſtalten zur Reiſe getroffen. „Ich würde Dich begleiten, Heinrich, wenn ich nicht zu ſehr hier gefeſſelt wäre;“ ſagte der Graf, „aber Du bedarfſt auch keines Führers. Ich habe Dich geprüft. Wer ſo feſt iſt, für den bedarf es nur des väterlichen Wunſches: Bleibe gut und reiſe mit Gott! — Dein Reiſegeld liegt bereit; ich beſchränke Dich in Nichts. Reiſe, wohin, ſo weit und ſo lange es Dir gefällt. Wenn ich nur weiß, daß Du geſund biſt, werde ich immer froh ſein! Schreibe mir auch hübſch bisweilen. Briefe ſind der ſicherſte Maaßſtab des dauernden kindlichen Vertrauens gegen die Eltern. Laſſen die nach, ſo wird auch Deine Anhänglichkeit an uns nachlaſſen; und das würde der größte Schmerz für mich ſein!“ — Heinrich fiel ſeinem Vater gerührt in die Arme: „Mein geliebter Vater,“ ſagte er, „können Sie glauben, daß ich jemals fähig wäre, ihre unendliche Güte zu vergeſſen? — Nur, weil es Ihr Wunſch iſt, daß ich reiſen ſoll, darum iſt es auch der meinige! — Ich werde genießen, was ich zu meiner Belehrung genießen kann; aber der höchſte Genuß wird es für mich bleiben, wenn ich mich in Gedanken mit meinen geliebten Eltern beſchäftigen kann, und ſollte ich auch tauſend Meilen weit von Ihnen entfernt ſein!“

Es war März, mit Anfang Mai wollte Heinrich abreiſen; da erkrankte plötzlich der Graf. Einer der geſchickteſten Aerzte, den Heinrich ſelbſt aus der Reſidenz herbei holte, ſchüttelte bald bedenklich den Kopf. Heinrich war außer ſich vor Schmerz. Er wich keinen Augenblick von ſeines Pflegevaters Bette, ſo daß der Graf ihn ſelbſt oft dringend bitten mußte, ſeiner mehr zu ſchonen. Alle Pflege war indeß vergeblich; die Krankheit verſchlimmerte ſich von Tage zu Tage, die letzten Hülfsmittel wurden — ohne Erfolg — angewandt, und am acht und zwanzigſten Tage — verſchied der Graf. — Es iſt, wie wir ihn kennen, überflüſſig, Heinrichs heftigen Schmerz zu ſchildern. Nicht minder groß war indeß auch der Schmerz ſeiner Mutter, ſo wie die Betrübniß Aller, die den Grafen genauer gekannt hatten. Denn von Allen war er wie ein Vater verehrt und geliebt worden.

Man ſchritt endlich zur Eröffnung des gräflichen Teſtaments. Da der Erblaſſer keine ehelichen Kinder hinterließ und ſeine zweite Gemahlinn nur ein armes Fräulein geweſen war, ſo hatte er aus beſonderer Vorliebe für Heinrich, und um ſeine Linie nicht ausſterben zu laſſen, Heinrich zum Univerſalerben aller ſeiner ſehr beträchtlichen Güter eingeſetzt, mit Ausnahme eines einzigen, als anſtändigen Wittwenſitz für ſeine Gemahlinn. —

Welchen Eindruck eine ſolche Nachricht auf Viele in Heinrichs Lage gemacht haben würde, das wird ſo Mancher ſich ſelbſt beantworten! — Heinrich aber empfand hierbei ganz anders. Sich ſeines Urſprungs nur zu gut bewußt, kränkte es ihn im Innerſten ſeiner Seele, ſich, in dieſem Verhältniſſe, ohne weiteres Verdienſt, den Banden des Bluts vorgezogen zu ſehen, wodurch die Gattin doch einmal an den Gatten geknüpft geweſen. Er konnte es kaum erwarten, daß die Gerichtsperſonen ſich wieder entfernt hatten, und er mit ſeiner Mutter allein war.

„Meine theure, liebe Mutter,“ ſagte er, „das Teſtament Ihres Gemahls hat mich ſehr unglücklich gemacht. Laſſen Sie es uns umſtoßen und — unſere Antheile vertauſchen! Sie waren mir ja ſtets die gütigſte Mutter, Sie werden eine eben ſo gütige Vormünderin ſein! — Das Erbtheil meines Vaters iſt das Ihrige, und erſt von Ihnen will ich das als Eigenthum annehmen, was Ihre Güte mir durch ein neues Teſtament zuſagen wird. Ich bin noch jung, mein Herz iſt weich, und ſo, ohne alle Erfahrung, ſoll ich jetzt in die Welt treten, mit einem Reichthum ausgeſtattet, den ich ſelbſt noch nicht einmal gehörig zu würdigen verſtehe. Leiten Sie mich erſt dazu an, meine geliebte Mutter, und lehren Sie mich erſt den herrlichen Schatz finden, ohne den der größte Reichthum der Welt Nichts iſt: die Kunſt, ihn richtig anzuwenden!“

Die Gräfin war innigſt bewegt durch dieſen Antrag, und lehnte ihn durchaus ab. Allein Heinrichs Ueberredung und — das Ueberredende der Sache ſelbſt, war am Ende doch eindringender, ſie mußte nachgeben. Heinrich ruhete nicht eher, als bis das Teſtament völlig umgeſtoßen und die Erbſchaft ohne alle Einſchränkung auf ſeine Mutter übertragen ward.“

„Nun habe ich nur noch eine Bitte, meine theure Mutter, ſagte er. „Ich fühle mehr als jemals, daß ich der Zerſtreuung bedarf, mein Vater verſprach mir damals eine Reiſe und verſprach mir zugleich, mich in Nichts zu beſchränken, ich ſollte ſo weit und ſo lange reiſen dürfen, als ich nur wollte. Die Verhältniſſe haben ſich geändert, und es iſt mir Pflicht, Ihre Befehle von Neuem darüber einzuholen.“ — Die Gräfin beſtätigte unbedingt Alles, was der Graf ihm zugeſagt und ſo reiſete Heinrich ab. —

Der Sommer war indeß verſtrichen und er beſchloß daher den Winter da zuzubringen, wo die ganze Sehnſucht ſeiner Seele ihn längſt unwiderſtehlich hinzog — in Italien. Vor Allem wollte er indeß *l*, ſeinen Geburtsort beſuchen, um, wo möglich, etwas über ſeinen rechten Vater zu erfahren, obgleich er ſich feſt vornahm, ihn nicht zu ſehen, wenigſtens nicht zu ſprechen. Der Gedanke, daß er einſt ſo förmlich verhandelt worden, und die Leichtigkeit, mit der der Vater ſich ſeines Kindes entſagt, und in zwanzig Jahren kaum ein Paar Mal nach ihm gefragt hatte, blieb immer empörend für ihn und erregte allemal die widerſprechendſten Gefühle in ſeiner Seele. Mit ſeltſamer Beklommenheit betrat er daher die Schwelle des Hauſes, wo er geboren worden, wo er die erſten glücklichen Stunden ſeines Lebens zugebracht, und wo er ſeine Mutter, die ihn immer ſo innig geliebt, verloren hatte. Er ließ ſich unter einem Vorwande die ganze Wohnung, die ſein Vater damals beſaß, zeigen. Alles war verändert, und doch drang ihm jedes kleine Plätzchen unwiderſtehlich die Erinnerung an ſeine hier verlebte Kindheit auf, und erfüllte ſeine Seele mit einer ſonderbaren Wehmuth. — Sein Benehmen fing endlich an, aufzufallen, er empfahl ſich. Aber noch hatte er kein Wort von ſeinem Vater gehört. Er ließ ſich zum Wirth führen, gab ſich für den Sohn eines alten Univerſitätsfreundes von Horner aus, an den er empfohlen ſei, und fragte, ob er hier nicht vielleicht nähere Nachricht über denſelben erhalten könne, da er doch einmal hier gewohnt habe. — Folgendes war in Kurzem, was man über ihn wußte: „In Horners neuer Ehe geſellte ſich zu dem zweiten Heinrich, — ſpäter auch noch eine kleine Ida. — Seine Frau hatte mit dem bewußten Schachergelde unſeres Geſchichtshelden wirklich einen ſehr vortheilhaften Handel angefangen, und Horner war zu einer Wohlhabenheit gelangt, die nahe an Reichthum grenzte. Aber — wie gewonnen, ſo zerronnen! — Horners Frau war eitel, am Ende verſchwenderiſch geworden, und hatte einen Tauſend Thaler nach den andern verbracht, bis zuletzt — keine Hundert mehr davon übrig geblieben waren. Ihr Mann mußte die Stadt verlaſſen. — Frau Horner nahm wohlweislich auf der Stelle ihr Zugebrachtes aus der Handlung heraus, und überließ ihrem Mann allein die Sorge — zu zahlen. Horner fing an, ſich mit ſeinen Schuldnern zu vergleichen, und zahlte gewiſſenhaft ab, was er konnte. Zu großer Hülfe gereichte es ihm, daß er nach vieler Mühe, durch Vermittelung einiger alten Freunde, wieder zu einem Poſten gelangte, noch ehe er den Beſtand ſeiner ehemaligen Handlung gänzlich losgeſchlagen hatte. Er war mit ſeiner Zeit eben nicht ſehr beſchränkt, und verſuchte daher, das Losſchlagen jener

Reſte, durch ſteten neuen heimlichen Ankauf, ſo in die Länge zu ziehen, bis er glücklich ſeine ganze Schuld getilgt hatte. — Sein Sohn war in der Zwiſchenzeit ſeiner Entweichung geſtorben. Bei der Scheidung von ſeiner Frau, die durch letztere herbeigeführt, übrigens aber keineswegs gegen ſeinen Wunſch geſchahe, verblieb die Tochter der Mutter, und Horner ſtand zum zweiten Male allein da. Gern hätte er jetzt ſeinen erſten Sohn Heinrich heimſuchen, ihn wenigſtens einmal ſehen mögen, aber das Bewußtſein ſeiner früheren Vernachläßigung hielt ihn immer davon ab. Er mußte ſich ſelbſt eingeſtehen, daß er unedel an ſeinem Kinde gehandelt hatte.

Einige Zeit verſtrich; ſeine Gedanken beugten ihn zu tief, er wünſchte, * l * zu verlaſſen, wenn er nur in irgend einem entfernten Orte eine anſehnliche Anſtellung fände. Sie fand ſich wirklich und Horner verließ * l *; wo er aber hingekommen, das wußte der Erzähler nicht anzugeben.

Heinrich dankte mit Wärme für die gegebene Nachricht, obgleich er in der Hauptſache, „was jetzt aus ſeinem Vater geworden ſei," immer unbefriedigt blieb. Alle anderweitigen Erkundigungen blieben gleichfalls ohne Erfolg. — So reiſete er nun ſeinem Ziele: Italien, entgegen.

Der anziehenden Abentheuer ſind uns von dieſem jetzigen Lande her ſchon gar viele mitgetheilt worden. Auch Heinrich beſtand deren; allein er liebte ſeine Mutter und — ſeine Ehre zu ſehr, und verſtand die letztere zu wohl zu ſchätzen, als daß ihm etwas ſehr außerordentliches begegnen konnte. — Er ſchrieb regelmäßig in jeder Woche an ſeine Mutter, und legte ihr ehrlich, doch mit aller Beſcheidenheit, Rechnung von dem Zuwachs ſeiner erworbenen Kenntniſſe und Erfahrungen ab. — Ein junger Landsman, Baron Falſter, deſſen ſchätzenswerthe Bekanntſchaft er gemacht, forderte ihn auf, ihm nach Spanien zu folgen. Den nächſten Sommer wollten ſie in Frankreich und namentlich in Paris zubringen. Heinrich, mit allen Mitteln, Zeit und Luſt, die Welt und Menſchen kennen zu lernen, verſehen, nahm das Anerbieten an.

Eine neue verführeriſche Welt ſchloß ſich ihm in dem großen, weiten Paris auf, und es gab Gelegenheiten genug, ein junges Herz zu verleiten. Doch Heinrich blieb feſt, und ſein Freund dankte es ihm oft genug, wenn ſein Beiſpiel oder ſeine Ermahnungen ihn von dem ſo ſüßlockenden Abwege wieder abbrachten.

Der Herbſt erinnerte endlich an die Abreiſe. — Heinrichs Freund konnte ſich gar nicht von der Maſſe der Vergnügungen, in denen ſich dort ſchwelgen läßt, trennen. Heinrich fühlte ſich geſchmeichelt, einmal ſein Mentor geworden zu ſein. Er machte ſein Anſehen geltend — es half. — So lange die Reiſe in Frankreich fortging, lebten Beide noch im Taumel der Erinnerung an die rauſchenden Freuden der großen Weltſtadt unbefangen fort; aber ganz anders wandte ſich ihr Herz; als ſie jenſeits der hohen Pyrenäen ankamen. Eine bange Wehmuth überfiel Beide, gleich als wären ſie hier mehr, denn irgendwo von ihrem theuren Vaterlande geſchieden, und als müſſe ihnen hier etwas Außerordentliches begegnen. Beide theilten ſich indeß hierüber offen mit, und dies gegenſeitige Vertrauen belebte ihren guten Muth von Neuem. —

Schon waren ſie im Begriff, mit dem Erſcheinen des Frühjahrs die Rückreiſe anzutreten, als der Baron eines Abends in einen heftigen Streit mit einem jungen Spanier gerieth. Oft genug hatte Heinrich ihn gewarnt, lieber immer nachzugeben, da ihm die Natur der Spanier als ſehr ſtolz, anmaßend und rachſüchtig bekannt war; aber, leider war ſein Freund auch etwas heftig. Man forderte ſich auf der Stelle.

Heinrich, dem für ſeinen Freund bangte, rieth lieber zur ſchnellen heimlichen Abreiſe, da in einem fremden Lande ein Duell ſtets von doppelter Gefahr, das Ausweichen aber eben nie von beſonderem Nachtheil ſein kann. — Allein am anderen Morgen mit dem Früheſten war der junge Spanier ſchon in Begleitung eines Sekundanten in ihrer Wohnung, und ſchien ſich nicht übel über die Eilfertigkeit ihrer Reiſeanſtalten luſtig machen zu wollen. Jetzt war Heinrichs Ehre mit angegriffen.

„Allerdings, mein Herr, ſagte er, wird eine ſolche Kleinigkeit unſere Abreiſe nicht hindern; wir hatten ſie längſt auf heute feſtgeſetzt. Uebrigens wird uns, als Fremden, eine Gunſt geſtattet werden, die wir wenigſtens in unſerem deutſchen Vaterlande Niemand verſagen: Mein Freund kann nicht fechten, und ich werde mit Ihrer Erlaubniß ſeine Stelle einnehmen.“

Der Spanier widerſprach anfangs heftig, allein Heinrich ſuchte ihn bei ſeinem Ehrgefühl, zuletzt bei ſeiner Nationalehre zu faſſen, und ſo gab er endlich nach. „Du biſt zu hitzig, Ferdinand ſagte Heinrich zu ſeinem Freunde, als ſie wieder allein waren, und damit wärſt Du im Augenblick verloren. Und denk' an Deine Eltern, Deine Schweſtern, an Deine Braut — wenn Dein Freund ſo nach Deutſchland zurückkäme, und brächte ihnen die Nachricht: Ihr Ferdinand blieb in Spanien im Duell!“

„Nun und Du, Heinrich?“ fiel Ferdinand ihm ins Wort. — Heinrich gedachte ſeines Vaters, ſeiner Pflegemutter — ein leiſer Seufzer entfloh ſeiner Bruſt. Sind es doch nur Zwei, erwiederte er, gezwungen lächelnd, über mich wird ſich Niemand zu Tode weinen! — Ferdinand fiel ihm in die Arme. „Heinrich, das ſpricht Dein Herz nicht! Du möchteſt mich nur gern retten, und willſt Dich für mich opfern! Und ich, ich ſoll dann als Trauerbote zurück, mit der Todesſchuld auf dem Gewiſſen?! Nimmermehr!!“ —

„Und ich will es!“ ſagte Heinrich feſt. „Ich hatte einen Traum, der mir's zur Pflicht macht. Du gehorchſt, oder — wir ſind Feinde von dieſer Stunde an!“

Ferdinand ließ wehmüthig ab. Beide

ſchwiegen eine lange Weile. „Ferdinand, wir gehen jetzt," ſagte Heinrich gutmüthig, ihm die Hand reichend. Sein Freund drückte ſie ſchweigend, mit abgewandtem Geſicht. Sie gingen.

Vor der Thür ſtanden ihre Pferde. — Sie waren kaum am feſtgeſetzten Orte, ſo traf auch ſchon der Spanier mit ſeinen Sekundanten, vier an der Zahl, dort ein. Man verabredete das Nöthige, und das Duell begann. Lange ließ die beiderſeitige Geſchicklichkeit im Fechten jeden Vortheil unentſchieden; endlich ſiegte Heinrichs größere Kaltblütigkeit und die deutſche Ausdauer. Der Spanier rannte ſelbſt ungeduldig in den Degen ſeines Gegners, und fiel auf der Stelle leblos zu Boden. — Heinrich ward bleich. Es war der erſte Unglückliche, der es durch ſeine Hand ward. Im Ausbruch des Mitleids warf er ſich über ihn hin, ihm aufzuhelfen. Da fiel plötzlich ein Schuß, und verwundete ihn an der linken Schulter. Heinrich ſprang erſchrocken auf; ſein Freund war im Begriff, ſich zu vergeſſen; der Freund hielt ihn zurück. „Komm, laß uns eilen,“ ſagte er, „wir ſind hier nicht mehr ſicher.“ Sie beſtiegen raſch ihre Pferde. Es fielen noch zwei Schuß, aber beide fehlten zum Glück.

Zu Hauſe angekommen, ward ſogleich zur ſchleunigſten Abreiſe geſchritten, und in einer halben Stunde hatten ſie ſchon die Stadt im Rücken. — Sie waren indeß kaum eine zweite halbe Stunde gefahren, und ſo eben in ein Gebüſch eingebogen, als fünf bewaffnete Reiter pfeilſchnell ihren Wagen umringten, und den Pferden in die Zügel fielen. Ehe ſich Heinrich und Ferdinand nur beſinnen konnten, drangen auch ſchon vier Schuß in den Wagen. Der erſte traf Ferdinand tödtlich, er ſank auf der Stelle entſeelt zurück. Die anderen fehlten.

Heinrich war außer ſich. Unwillkührlich griff er nach einem Piſtol, und erſchoß den zunächſthaltenden Kerl. Der glückliche Anfang ermunterte ihn; er ſchoß ſein zweites Piſtol ab, und verwundete einen zweiten ſo, daß er auch ſchon zu ſinken anfing. Die Reiter wurden unentſchloſſen, und zogen ſich zurück. Heinrich ſchickte ihnen noch eine von Ferdinands Kugeln nach; ſie traf Niemand, beſchleunigte indeß ihre Flucht. —

Er ließ jetzt ſogleich umkehren, und ſchlug einen anderen Weg ein. Der Kutſcher mußte ſehr raſch fahren, und in der nächſten Stadt ward augenblicklich ein geſchickter Wundarzt geholt. — Allein — Ferdinand war gerade ins Herz getroffen. — Sein Freund ließ ihn ſehr ehrenvoll beſtatten. Er konnte ſich lange Zeit nicht von ſeinem Grabeshügel trennen; trauernd verließ er endlich den Ort, nachdem er Ferdinands Angelegenheiten alle geordnet, und wandte ſich nördlich, weil er auch England gern noch beſuchen wollte. —

Schon ſeit einiger Zeit waren ihm jedoch ſeine Briefe von der Pflegemutter immer nur höchſt ſparſam, auch wie es ihm vorkam, etwas kühl beantwortet. Wegen ſeiner vorgeſetzten Reiſe nach England erhielt er gar keine Antwort und noch weniger — Reiſegeld. Er ſchrieb wiederholt und dringend; keine Zeile Antwort erfolgte.

Da es einmal ſein feſter Vorſatz war, das Land, und zugleich auf dem Wege dahin, auch das Meer zu beſuchen, und er ſich das Schlimmſte nicht denken konnte, ſo reiſete er auf gut Glück ab, beſtimmte ſeiner Mutter den Ort, wo ihre Briefe ihn in England treffen würden, und benutzte einſtweilen — in Erwartung des beſtimmten Einganges ſeiner Reiſegelder — Ferdinands Wechſel, die er noch vorgefunden hatte, zur Beſtreitung der Reiſekoſten.

Seine Erwartungen, die er ſich von dem Eindruck einer Seereiſe, ſo wie die, welche er ſich von England und von der Betriebſamkeit dieſes Inſelvolks gemacht, wurden vollkommen befriedigt, und gewährten ihm den höchſten Genuß. Deſto getäuſchter ſahe er ſich aber in den Erwartungen, die er ſich von dem ſo erſehnten Eingange ſeiner Briefe und Reiſegelder gemacht hatte. Seine Baarſchaft ging zu Ende, und er war in der traurigſten Lage.

Selbſt zur allerſchleunigſten Rückreiſe fehlte es ihm an Geld. Was blieb übrig, als — die koſtbaren, mühſam geſammelten Schätze und Merkwürdigkeiten ſeiner Reiſe zu Gelde zu machen. Immer hoffte er noch unterwegs einen erwünſchten Brief, oder ſonſt eine Nachricht anzutreffen, allein Alles vergebens. Zuletzt ward er ſogar genöthigt, ſeine Sachen an einem ſicheren Ort ſtehen zu laſſen, und den noch übrigen Weg zu Fuße fortzuſetzen. — Er kommt endlich zu Hauſe an, und findet — — ſeine Pflegemutter wieder verheirathet! —

Sein anfangs freudiges Staunen verwandelt ſich ſehr bald in tiefe Bekümmerniß, als er zu dem neuen Pflegevater beſchieden, und von demſelben mit den bitterſten Vorwürfen über ſein nichtsnütziges Umhertreiben und Geldverbringen empfangen wird. Von Nachzahlung der Reiſekoſten iſt gar nicht die Rede. Vielmehr erfährt er bald, was er überhaupt für die Folge zu hoffen habe:

Der Baron S** hatte ſchon gleich

nach des Grafen Tode ein gieriges Auge auf die reiche Erbin geworfen. Um ſo erfreueter ward er über Heinrichs gutmüthige Einfalt, die Erbſchaft ſo großmüthig auf ſeine Pflegemutter über zu tragen; und da dies ſo ganz ohne alle Einſchränkung geſchehen war, ſo machte er ſogleich ſeinen Plan: Die Gräfin war noch in dem Alter, Mutter werden zu können. Dann war das ganze Erbtheil ſein, und Heinrich — konnte ſeinen Kohl auf fremden Feldern pflanzen. — Der Erfolg entſprach vollkommen der Erwartung. Heinrich ward ſo lange aufs freundlichſte in der Fremde hingehalten, bis Alles gereift war, und jetzt — konnte er zuſehen, wie er allein durch die Welt kam. —

Heinrich war der Verzweiflung nahe, als er dies erfuhr. Man gönnte ihm kaum den Biſſen Brod, den man ihm zu geben ſchuldig war, und er hatte ſeine Sachen noch alle einzulöſen, hatte Ferdinands Wechſel zu erſetzen, und ſollte zugleich (das hatten ſich beide Freunde einſt wechſelſeitig verheißen) der Todesbote Ferdinands, und der Tröſter ſeiner Familie werden, er, der ſelbſt mehr denn irgend Jemand auf der Welt des Troſtes bedurfte!

In der Angſt ſeines Herzens wandte er ſich an den Prediger in F**, wo er damals Adelheid kennen gelernt hatte, und bat ihn, doch wenigſtens ſeine Sachen einzulöſen. — Der Prediger erfüllte mehr als er gewünſcht. Er gab ihm eine Empfehlung nach der Reſidenz an ſeinen Verwandten, den Prediger M** — den Vater von Adelheid — mit der Aufforderung, für Heinrichs Anſtellung zu ſorgen. — Heinrichs Kenntniſſe, ſein natürlicher Verſtand, die mannigfachen Erfahrungen und die neuen Sprachkenntniſſe, die er auf ſeiner Reiſe geſammelt, ließen mit Recht etwas von ihm erwarten. —

Heinrich war abgereiſet, ohne von ſeiner Mutter Abſchied zu nehmen. Er fühlte, daß ſie ihn nicht ohne Demüthigung werde anblicken können. — Adelheids Vater empfing ihn außerordentlich gütig. Er hatte damals Heinrichs edle That — in Betreff ſeiner Tochter — erfahren und ihn ſeit der Zeit immer ſehr hoch geſchätzt. — Heinrich ſahe Adelheid. Ein ſchwerer Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner Bruſt. Sie war reifer geworden, ihre Schönheit war vollendet; und er — — ſo blutarm!!

Es glückte übrigens dem Prediger bald, ihn ſo zu empfehlen, daß er, beſonders rückſichtlich ſeiner vorzüglichen Sprachkenntniſſe, bei dem diplomatiſchen Fache angeſtellt ward. Hierdurch angefeuert, verdoppelte er ſein Streben, etwas zu leiſten.

Man lernte raſch ſeine guten Anlagen kennen, und unterließ nicht, ſie auch gehörig zu würdigen. Sein Gehalt wurde bald bedeutend verbeſſert, indem er eine förmliche Anſtellung als Legations-Secretär erhielt. Seine Freude war unendlich; ſeine Wünſche waren jetzt alle der Erfüllung nahe.

Er ſchritt nun unverzüglich zu ſeines verſtorbenen Freundes Angelegenheiten. Nach Verlauf von einem Jahre, wo er ſchon einen ziemlichen Theil ſeiner Wechſel, die er damals benutzt, wieder erſpart hatte, erbat er ſich auf einige Zeit Urlaub, um den unglücklichen Eltern deſſelben endlich die, vielleicht längſt erwartete Todesbotſchaft zu überbringen.

Innig erfüllten Schmerz und Wehmuth die Herzen Aller bei ſeiner Erzählung, und nur die Gewißheit, daß das geliebte Kind von eines vaterländiſchen Freundes Hand mit Ehren zu Grabe beſtattet ſei, ſo wie der Wiederbeſitz ſeines Nachlaſſes, den Heinrich ſo ſorgfältig geſammelt, und der jetzt auf ewig als ein heiliges Andenken aufbewahrt werden ſollte, konnte endlich den troſtloſen Eltern einige Beruhigung gewähren.

Es gelang Heinrich überhaupt bald, ſie einigermaßen zu tröſten, indem er beſonders eine Menge kleiner Züge und Begebenheiten von Ferdinand zu erzählen wußte, die ihn meiſtentheils in einem höchſt vortheilhaften Lichte darſtellten. Seinen Eltern ward dadurch die Erinnerung an ihn ſo verſinnlicht, und der Schmerz ihres Verluſtes ſo verſüßt — daß ſie immer auf eine Weile ſein Hinſcheiden vergaßen. Natürlich gewann man Heinrich dadurch lieb, und ſeine Unterhaltung war zuletzt faſt unentbehrlich. —

Am vierten Tage endlich erſchien Ferdinands Braut, die einige Meilen entfernt wohnte, und die man erſt ein wenig vorzubereiten geſucht hatte. Heinrichs vorſichtige Worte, und die Trauer der Eltern ließen ſie nur zu bald das Schreckliche errathen, worauf ſie längſt gefaßt ſein konnte. Mit liebenswürdigem Anſtande ſuchte ſie ihren überwältigenden Schmerz für den Augenblick zu bezähmen, ward aber doch zuletzt davon überherrſcht. Sie ſank bewußtlos nieder.

Heinrich ward indeß auch für ſie, durch ſeine troſtreiche Unterhaltung bald ſo anziehend und unentbehrlich, als für des Verſtorbenen Eltern. Seine Beſcheidenheit, mit der er ſeine Fürſorge ſtets zu übergehen ſuchte, die er einſt für Ferdinands Wohl getragen, verbarg indeß Allen eigentlich immer noch den größten Theil ſeines wahren Werths. Dies Bewußtſein wollte er ſich durchaus in ſeinem Herzen rein aufbewahren.

Der erſte heftige Schmerz der Familie war ſchon übertäubt, und man fing an, des geſelligen Lebens wieder froh zu werden. Heinrich waren vierzehn Tage verſchwunden, ehe er's ſelbſt geahnet. Noch weniger aber ahnete er wohl daß, während er ſorglos die letzteren Tage dort verlebte, ein Ungewitter über ihn aufſtieg, an das er gewiß nie einen Gedanken haben konnte.

Er hatte natürlich Ferdinands Eltern nicht die bewußte Wechſel-Angelegenheit verhehlen können. Die Hälfte von dem, was er benutzte, war jetzt durch die äußerſte Erſparniß ſchon erſchwungen, zu der anderen Hälfte aber gebrauchte er noch ein volles Jahr. Als Entſchuldigung zu ſeinem Schritte und dem Ausbleiben ſeiner Reiſegelder zu jener Zeit, führte er den Tod des Grafen, ſeines erſten Pflegevaters, an, verſchwieg aber aus Zartgefühl für ſeine Pflegemutter — auf die doch offenbar ein großer Theil der Schuld fiel — deren zweite Verheirathung. — Ferdinands Eltern wollten von einem Erſatze des Wechſels gar nichts wiſſen. Als Heinrich indeß nicht abließ, beſtimmten ſie am Ende den ganzen Betrag zu einem wohlthätigen Zweck, deſſen Wahl ſie Heinrich gänzlich überließen. Heinrich nahm das um ſo lieber an, da er nun die zweite Hälfte auf demſelben Wege leichter abtragen konnte. —

Faſt zu gleicher Zeit mit Emilien — Ferdinands Braut — hatte ſich ein junger Baron Flamsdorf in dem Falſterſchen Hauſe eingefunden, der Emilien ſtets umflatterte, übrigens allenthalben ſehr bekannt und dienſtfertig that, deſto weniger aber von Emilien beachtet zu werden ſchien. Heinrich war ihm daher immerwährend zuwider, je mehr er zu bemerken ſchien, daß Emilie an deſſen Unterhaltung Gefallen fand, und zum Unglück mußte er einmal dabei ſein, als von der Wechſelangelegenheit die Rede war. Er kannte den Baron S** Heinrichs zweiten Pflegevater, und es fiel ihm auf, daß Heinrich davon gar nichts erwähnte. — Mit heimtückiſcher Bosheit entſpann er aus dieſem Umſtande eine Kabale, die er bald frech genug war, bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit geltend zu machen. Sie beſtand in nichts geringerem, als daß er heimlich ausſprengte: „Heinrich, von ſeinem Pflegevater — Baron S** — oftmals an die Rückreiſe gemahnt, habe endlich wegen ſeines langen unerlaubten Ausbleibens, als ein Verſchwender, nur dadurch gezüchtigt werden können, daß ihm dieſer kein Reiſegeld mehr geſchickt, und Heinrich habe hierauf, um ſeinen Willen dennoch durchzuſetzen, wohl offenbar ſelbſt den jungen Baron Falſter gewaltſam beraubt, vielleicht gar, zu mehrerer Sicherheit, heimlich ums Leben bringen laſſen.“

Ferdi-

Ferdinands Eltern begegneten dieſem Gerücht, deſſen Urſprung Niemand auf die Spur kommen konnte, zuerſt mit dem größten Unwillen. Der Umſtand aber, daß Heinrich durchaus ſeines neuen Pflegevaters, und ſeiner Verhältniſſe mit ihm, niemals gedacht, ſo wie die Leichtigkeit, mit der er — natürlich jedesmal aus Beſcheidenheit — ſtets über Ferdinands Duell mit dem Spanier hinweggeeilt, erregte doch am Ende wider ihren Willen einiges Mißtrauen, bis der junge Baron Flamsdorf dadurch ſchon mehr aufgemuntert, ſich erbot, Heinrich einmal in Gegenwart Aller nach den ſchriftlichen Atteſtaten jener Ermordung zu fragen, die er ſich doch durch den Menſchen, der Beide damals gefahren hatte und durch den Arzt unfehlbar zu ſeiner Gewähr, hätte verſchaffen müſſen; und nachher wollte er dann auch unerwartet ſeines neuen Pflegevaters gedenken. —

Der Erfolg entſprach ganz Flamsdorfs Erwartung. Heinrich hatte ſich jene Atteſte nicht verſchafft, da er damals ſeine

Geldverlegenheit und deren Folgen noch nicht vorausſehen konnte, und bei der Erwähnung ſeines neuen Pflegevaters gerieth er ſichtbar in Verlegenheit. — Man ward aufmerkſam. — Ein einmal begründetes Mißtrauen erregt Verdacht gegen den unſchuldigſten Schritt, gegen die unſchuldigſten Worte. Heinrich erlag dem unglücklichen Zuſammentreffen der Umſtände, er konnte ſich durch Nichts genügend rechtfertigen; theils hielt er es auch bei der Reinheit ſeines Bewußtſeins, nicht der Mühe werth, über manches den verlangten Aufſchluß zu geben — er wurde plötzlich verhaftet.

Heinrich ergab ſich mit Faſſung in ſein Geſchick, das er für den Augenblick nicht ändern konnte. — Als er wieder etwas zu klarer Beſinnung gekommen war, bat er um die Vergünſtigung, einen Brief ſchreiben zu dürfen. Er entſann ſich, in dem Städtchen, wo er Ferdinands Hülle hatte beſtatten laſſen, die Bekanntſchaft eines Geiſtlichen gemacht zu haben, der ſeines Freundes Leichnam vorher einweihen mußte, und den er damals, wegen ſeines einnehmenden, Zutrauen erregenden Weſens im Augenblick ſehr lieb gewonnen hatte. — Heinrich wagte auf gut Glück den einzigen Verſuch ſeiner Rettung. Er entdeckte dieſem Manne ſeine ganze traurige Lage, rief ihm alle Umſtände von jener Zeit möglichſt getreu ins Gedächtniß zurück, und beſchwor ihn, bei Allem, was heilig! um Verſchaffung der ihm fehlenden Zeugniſſe. — Vier Monate verſtrichen, Heinrich blieb ohne Antwort. — Eines Morgens aber trat plötzlich der Stadtrichter des Orts ſelbſt zu ihm ins Zimmer, und redete ihn an:

„Herr Graf, ich komme, um Ihnen eine doppelt angenehme Neuigkeit zu ſagen: Sie ſind frei, und Ihr vermeintlich getödteter Gegner — lebt! — Der edle Mann, an den Sie Sich gewandt, hat keine Mühe geſcheut, Ihnen jedes erforderliche Zeugniß zu verſchaffen, und es iſt ihm ſogar gelungen, durch ſeine Ueberredung, des Spaniers eigene Familie zu vermögen, Ihrem Antheil bei dem Morde Ihres Freundes, gerichtlich zu widerſprechen, und den wahren Anſtifter deſſelben, einen der Sekundanten Ihres Gegners, nahmhaft zu machen. In jedem Fall aber ſprachen ſchon die gerichtlichen Protokolle des Knechts, der Sie gefahren, und des Arzts, der die Wunde Ihres Freundes unterſucht, Sie vollkommen frei. — Es iſt bereits Sorge dafür getragen, daß Ihre Ehre und Ihre Unſchuld öffentlich gerechtfertigt werde. Ich gehe in dieſem Augenblicke zu dem Baron Falſter; wollen Sie mich vielleicht begleiten?“ — Meine Freude iſt zu groß, laſſen Sie mir erſt Zeit, mich zu erholen! ſagte Heinrich, gerührt und dankend die Hände des Stadtrichters faſſend. „Aber eine Frage erlauben Sie mir noch: Sind die Dokumente mein Eigenthum?“ — Sie gehören Ihnen, entgegnete der Richter, ſobald nur erſt die erforderliche vidimirte Abſchrift davon genommen ſein wird.“

Heinrich war, wie in eine andere Welt verſetzt. Er lebte förmlich wieder auf, und ſeine Freude konnte erſt gar keine Grenzen finden. — Am anderen Morgen dachte er indeß ſchon weiter. — Er überſann noch einmal das ganze Gewebe der ſchändlichen Kabale, die man ſo heimtückiſch gegen ihn ausgeführt, und ward doch begierig, zu wiſſen, wer wohl ſeine ſchlaue Erfindungskraft dazu hergegeben haben konnte. Ihm fiel das Geſpräch mit Flamsdorf wieder ein, der ihn zuerſt ſo ſpitzfündig nach den Zeugniſſen gefragt, auch ſo unberufen ſeines neuen Pflegevaters gedacht hatte. Offenbar war Flamsdorf entweder die Triebfeder oder wenigſtens das dienſtfertige Werkzeug der ganzen Intrigue, und Heinrich wollte ſich nun dieſen Ehrenmann ein wenig näher betrachten.

Flamsdorf lebte in Emiliens Nähe auf einem der Güter ſeines Oheims, war aber gerade, als Heinrich ſeine Freiheit wieder erhielt, zufällig auf einer Reiſe nach deſſen

Vaterſtadt begriffen, von wo er jedoch dieſer Tage zurückerwartet wurde. —

Heinrich mochte das Falſterſche Haus nicht wiederſehen, ſondern eilte unverzüglich ſeiner Zuſammenkunft entgegen. — Schon glaubte er trotz aller Aufmerkſamkeit, den Geſuchten verfehlt zu haben, als er plötzlich in L * * g auf einem kurzen Spaziergang ſeiner anſichtig ward. Er folgte ihm auf dem Fuße bis vor ſeine Wohnung und ſchickte ſogleich zu ihm, indem er ihm ſagen ließ: „Baron S * * — Heinrichs Pflegevater — ließe ihn um die Ehre eines kleinen Beſuchs bitten.“ — Flamsdorf wunderte ſich zwar höchlichſt über des Barons Anweſenheit in L * * g, hatte aber doch kein Arges dabei, und ging hin. Er klopft an; Heinrich öffnete ſelbſt die Thür.

„Ei, ſieh da, Baron Flamsdorf, redet er ihn an; treten Sie doch etwas näher! Er hielt den Erſchrockenen bei der Hand und ſprach weiter: „Mir fällt ein, daß ich noch über eine Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen habe. Setzen Sie Sich doch! —

Und nun ſagen Sie mir einmal, Herr Baron, wie mag es wohl zugegangen ſein, daß Sie damals, gerade wie verabredet, mit dem Fräulein Emilie zugleich ins Falſterſche Haus eintraten? Und daß gerade nur Sie meiner Unterhaltung mit dem Fräulein immer mit ſo neidiſchen Blicken zuſahen? — grade Sie, als ſo Manches beinahe ſchon vergeſſen war, plötzlich noch auf den erfinderiſchen Einfall geriethen, mich doch einmal ſo ganz gelegentlich nach den ſchriftlichen Atteſten über meines Freundes Ermordung zu fragen, und gleich darauf Sich ſo höchſt theilnehmend nach meinem zweiten Pflegevater zu erkundigen? — In höchſter Verlegenheit ſchwieg Flamsdorf. „Nun, da Sie nicht zu reden vermögen, fuhr Heinrich fort, ſo will ich Ihnen zwei Fragen nennen, die unverkennbar auf Ihrem ſtarren Geſichte zu leſen ſind? — — Wie ich hieher komme, und wie ich plötzlich zu der kühnen Neugierde komme?! — Auf die erſte Frage antworte ich Ihnen mit den bewußten Atteſten; ſie ſind jetzt in meinen Händen! — Ich könnte mir die Mühe geben, ſie Ihnen zu präſentiren, indeß wozu das? Es iſt genug, daß ich mit Hülfe derſelben hier bin, was ohne ihren Beſitz wohl nicht der Fall ſein möchte! — Die zweite Frage aber glaube ich Ihnen am allerbeſten dadurch zu beantworten, daß ich meiner Kühnheit die Krone aufſetze, und Sie ohne Rückhalt bitte, mir doch gefälligſt zu ſagen: Ob Sie damals der Anſtifter, oder nur das Werkzeug der Schurkerei geweſen ſind, die mich auf eine ſo unnütze und unſchuldige Weiſe um vier Monate meines Lebens gebracht hat? Laſſen Sie mich jedoch nicht allzulange auf Antwort warten, denn ich bin heut etwas ungeduldig, und es könnte mir leicht einfallen, Ihnen den Vorſchlag zu machen, ob Sie nicht einmal beliebigſt mit der Linken hier dieſen Schnupftuchzipfel und mit der Rechten dort eine von meinen beiden Piſtolen ergreifen, und“ — —. Flamsdorf hatte jetzt mit einem Male die Sprache wieder: „Herr

Graf, Sie werden doch wohl wiſſen" — — „Ich werde wiſſen, daß ich in dieſem Augenblicke mit Ihnen unter vier Augen bin, und daß mich im ſchlimmſten Fall ein gutes Pferd in weniger als einer Stunde über die Grenze bringt. Wollen Sie reden, Herr Baron, oder wollen Sie nicht?" — Mit erzwungener Feſtigkeit ſtotterte Flamsdorf: „Herr Graf, ich ſehe nicht ein, warum ich Anſtand nehmen ſollte, Ihnen einzugeſtehen, daß ich allerdings zuerſt und ohne alle fremde Einmiſchung auf den Gedanken gerathen bin, Sie nach den Alteſten über des jungen Falſters Ermordung zu fragen, und, da ich Ihren Herrn Pflegevater, den Baron S** perſönlich kenne, ſo durfte ich mich bei ſeinem Sohne doch wohl einmal nach ſeinem Befinden erkundigen?" — Dafür, fiel Heinrich ein, „ſollen Sie mich auch jetzt einmal um Gnade bitten dürfen, Herr Baron! — und griff nach einer Hetzpeitſche, — denn ich glaube, der möchten Sie in dieſem Augenblicke beinahe bedürfen! — Empfangen Sie hier —

Heinrich machte von dem Werkzeuge Gebrauch, — den Lohn für Ihre treue Liebe zu dem Fräulein Emilie und eine zweite Gabe zum Lohn für Ihr erfinderiſches Talent ſich Ihrer Nebenbuhler zu entledigen; jetzt aber ſoll Ihnen Niemand wehren, ſich auf das allergeſchwindeſte aus meinem Zimmer zu entfernen!“ — Bei dieſen Worten flog der verdutzte Baron wie ein Pfeil zur Thür hinaus, die ſich eben ſo ſchnell wieder hinter ihm ſchloß.

Die Schande verlieh wahrſcheinlich dem Gebranntmarkten Flügel, nicht minder aber mahnte Heinrichs geringes Zehrgeld an eine baldige Beendigung ſeiner Reiſe, und ſo verließ er L**g noch denſelben Tag. — Seine Sehnſucht nach der Vaterſtadt wuchs bis zur höchſten Ungeduld, als er die erſten Thurmſpitzen wahrnehmen konnte; aber eine geheime Ahnung, was ſich während ſeiner Abweſenheit wohl alles dort konnte zugetragen haben, minderte bald ſeine Glückſeligkeit, je näher er kam. — Und es hatte ſich wirklich ſehr viel zugetragen. — Adelheids Vater — war nicht mehr. Ein böſer Zufall, der ſchon früher oftmals für ſein Leben fürchten ließ, hatte ihn diesmal ſo ſtark ergriffen, daß er ſeinen Geiſt dabei aufgeben mußte.

Adelheid, ſchon gebeugt durch den Schmerz, Heinrich, nach wiedererwachter Hoffnung für ihre Liebe, im Gefängniß zu wiſſen, Adelheid war durch dieſen neuen Schlag des Schickſals vollends alles Troſtes, aller Stütze beraubt, und ſo von Gram und Kummer verzehrt, daß ſie ſelten mehr das Bett verlaſſen konnte. — Um der Hoffnung auch noch den letzten Schimmer zu rauben, ſo war Heinrichs Stelle bei der Legation, während ſeiner Abweſenheit — deren Ende ſich freilich nicht abſehen ließ — im letzten Monat beſetzt worden. Er konnte alſo, ſeiner vollgültigen Rechtfertigung ungeachtet, nur das Verſprechen erhalten, bei der erſten Gelegenheit von Neuem angeſtellt zu werden." — Nichts kettet zwei liebende Herzen feſter an einander, als: gemeinſchaftliches Unglück! Schweigend ſchloß Heinrich Adelheid in ſeinen Arm; das heilige Verſprechen treuer Liebe bedurfte keiner Worte!

Während er nun unabläſſig ſich bemühete, ſeinen verlorenen Poſten wieder zu erringen, und unterdeſſen auf jede denkbare Art, vorzüglich durch Sprachunterricht — unter einem angenommenen Namen — ſeinen Unterhalt zu friſten, und während ſeine Adelheid leider! von Tage zu Tage mehr dahinwelkte, fiel es ihm auf, daß ein ältlicher, übrigens wohlgekleideter Mann, ihm, faſt wo er ſich ſehen ließ, den Weg vertrat, als wenn er gern von ihm angeredet ſein wolle. — Heinrich war jetzt nicht aufgelegt, zur Unterhaltung, und mied ihn, wo er nur konnte, begegnete auch zuweilen ſeiner aufdringlichen Zuvorkommenheit mit ſolcher zurückſtoßenden Kälte, daß es ihm nachher beinahe wieder leid that. Allein er konnte ihn nicht los werden.

Eines Abends, da er eben bei ſeiner

Adelheid geweſen, und ſie in einem ſehr bedenklichen Zuſtande angetroffen hatte, kam ihm jener Unbekannte wieder, und zwar gerade dicht vor ſeinem Hauſe in den Weg, und es war faſt unvermeidlich, er mußte ihn anreden. Heinrich ward empfindlich: „Mein Herr, wir begegnen uns ſo oft, daß ich nicht anders denken kann, als: Sie wollen etwas von mir.“ — „Nichts weiter“ entgegnete mit einiger Zurückhaltung der Unbekannte, „als das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft.“ — Heinrich antwortete: „Welches Vergnügen kann die Bekanntſchaft eines Unglücklichen Ihnen wohl gewähren?“ — Unter Tauſenden vielleicht Wenigen — vielleicht nur einem Einzigen!! — — ſollte Ihnen niemals bei meinem Anblick eine Ahnung aufgeſtoßen ſein? Sie ſahen mich ſo oft — es war mir bisweilen, als erinnerten Sie Sich —“ Mißmüthig ſich abwendend erwiederte Heinrich raſch: „Ich mag nichts ahnen, mag Sie nicht kennen! — Wer könnte auch nach mir zu fragen haben? — Mein Vater —

er wurde bitter — hat mich verhandelt! Mein Pflegevater, mein geliebter, innig geliebter Pflegevater — iſt in jener Welt! Meine Pflegemutter — möge Gott ihr verzeihen! Es war hart, ſehr hart, was ſie an mir that; aber — — ich war ja nicht ihr Kind, blieb ihrem Herzen fremd. Die Regungen des Bluts übertäuben ja. Alles! O, es muß ein ſüßes, ſeeliges Gefühl ſein, ein Weſen zu beſitzen, das man im vollen Rechte der Natur ſo ganz ſein nennen kann! Wie könnte eine Million hinreichen, ein ſolches Recht leichtſinnig hinzugeben!! Erſchüttert hielt der Unbekannte ſeine Hand und rief: „Heinrich! — Du haſt Deinen Vater erkannt!!“ — — Und der Sohn wandte ſich erſchrocken um: — „Mein Vater? Sie Selbſt? — Nun, und was führt Sie zu mir?“ ſagte er mit erzwungener Faſſung. — „Die Sehnſucht, einmal mein geliebtes Kind zu ſehen, ihm in ſeinem Unglück zu helfen!“ erwiederte Horner. — „Nach vier und zwanzig Jahren? — Vergeben Sie, mein Vater, und möge Gott ſeinen ganzen Zorn über mich ausſchütten — — ich kann mich nicht freuen! — Ein Vater, der es vermag, ſein Kind zu verkaufen, der verkauft auf ewig jeden Anſpruch auf kindliche Liebe! Wiſſen Sie es, mein Vater, — und wenn es in dieſem Augenblicke mein Leben koſten ſollte, aber das Bekenntniß muß heraus aus meiner Bruſt, — wiſſen Sie: Ich habe mich niemals nach Ihnen geſehnt!! Meiden Sie mich, Vater; ſetzte er bittend hinzu — bin ich doch ſchon unglücklich genug; Ihr Anblick regt das heiligſte aller Gefühle in mir auf, aber die Erinnerung an meine Kindheit — — o, ſie erſtickt auch den letzten Funken davon wieder! — Laſſen Sie mich! Ich ſtand allein, da Gott mir aus dem Kerker half! wo jetzt Hülfe Noth thut, da können Sie nicht helfen!!“ — In dem Augenblicke kam Adelheids Mutter athemlos daher: „Ach Herr Graf, kommen Sie geſchwind, meine Tochter wird mit einem Male ſo ſchwach, ſie wünſcht ſo ſehnlich, Sie noch zu ſprechen.“

„Gott, meine Adelheid!“ jammerte Heinrich, „Sie ſehen, mein Vater, was mich bindet; ein hülfloſes edles Mädchen ſetzt ihre einzige Hoffnung, ihren einzigen Troſt auf mich! Ihr gehört mein ganzes Herz; ich habe Nichts mehr, was ich Ihnen geben könnte! Leben Sie wohl! auf ewig wohl! Er drückte Horner einen Augenblick heftig in ſeine Arme und verſchwand.

Heinrich war der angſtvollen Mutter eiligſt gefolgt und traf Adelheid wirklich ſchon faſt ohne Bewußtſein an. Er ſah ein, daß, wenn noch Hülfe möglich war, ſie nur durch Aufbietung aller ärztlichen Geſchicklichkeit herbeigeführt werden konnte. Er eilte daher zum geſchickteſten — obgleich koſtbarſten — Arzte der Reſidenz und mit aller der ihm eigenen Ueberredung bewog er denſelben, ihm ſogleich zu folgen. —

Adelheid ward glücklich gerettet, und die fortdauernde Behandlung jenes Arztes, ſo wie die angeſtrengteſte Pflege der Mutter im Verein mit Heinrich, gaben ihr am Ende ſogar, zur Freude Beider, ihre volle Geſundheit wieder.

Jetzt war indeß Heinrich in der größten Verlegenheit. Der Arzt ſollte bezahlt werden, und — es fehlte an Geld. — Heinrich hatte Niemand, der ihm helfen konnte. Er ſchrieb an den Fürſten. Seine unglückliche Lage, der unverſchuldete Verluſt ſeines Amts und ſein Unvermögen, das leere Vertröſten auf eine neue Anſtellung abzuwarten, waren ſo triftige Gründe, daß es nur einer guten Darſtellung bedurfte, um ſeinen Zweck zu erreichen. Heinrich brauchte keinen Advokaten. Er hatte Niemand zu fürchten, und ſchrieb ſo frei und offen, als er empfand, und ſtets zu ſprechen gewohnt war. Zum Glück liebte der Fürſt dies ſehr; er ließ über ihn Erkundigung einziehen, und da ſich Alles ſo beſtätigte, wie Heinrich es vorgetragen, ſo erhielt er ſchnell eine ſehr vortheilhafte Verſorgung, und zwar mit der Beſtimmung: das Gehalt derſelben, vom Tage des Verluſts ſeines vorigen Amts an, beziehen zu dürfen.

Heinrich war im Entzücken; er wünſchte dem Fürſten perſönlich für dieſe hohe Gnade danken zu dürfen; und da es überhaupt keine Schwierigkeit hatte, denſelben zu ſprechen, ſo ward ihm dies Glück baldigſt zu Theil. — Sein vortheilhaftes Aeußere und ſeine edle Freimüthigkeit gefielen dem Fürſten; er entließ ihn äußerſt gnädig, und mit dem ausdrücklichen Verſprechen, bei der erſten Gelegenheit noch ganz beſonders für ihn zu ſorgen.“

Heinrich dachte jetzt vor Allem wieder an Bezahlung ſeiner Schulden: den Arzt und die zweite Hälfte von ſeines Freundes Wechſel. — Sein anſehnliches Gehalt ſetzte ihn in den Stand, in Jahresfriſt Alles abtragen zu können. Der Verabredung gemäß überſandte er der Falſterſchen Familie die Quittung eines Wohlthätigkeits-Inſtituts über den abgelieferten Betrag, ohne aber eine Zeile weiter dabei zu ſchreiben.

Keine entsprechende
Stelle

> 3110

Heinrichs Unglückstage waren vorüber. — Woran er nun zu denken anfing — leuchtet ein. — Seinen Vater ſahe er, ſeinem Wunſche gemäß, nie wieder. — Nur ſeine Pflegemutter wollte ihn noch einmal wie es ſchien, in Verſuchung führen. Er erhielt von ihr folgenden Brief:

„Mein geliebter Sohn!“

„Wenn Sie anders vergeſſen können, ſo ſäumen Sie nicht, jetzt Ihr Glück in Empfang zu nehmen, das Ihnen von Rechtswegen angehört, und das Ihnen nur auf eine Zeitlang durch die Dazwiſchenkunſt einer feindſeligen Begebenheit vom Schickſal entrückt werden konnte. — Mein Gemahl, der Baron S**, iſt vor einigen Wochen verſchieden. Er folgte ſeinem einzigen Sohne ſehr bald nach. Ich bin wieder frei, und bin bereit, Ihnen doppelt zu vergüten, was Sie — um meiner Schwäche willen, die ich gewiß längſt aufrichtig bereuet — haben dulden und entbehren müſſen.

Es bedarf nur Ihrer Gegenwart, um mit mir das Nöthige darüber zu verabreden. Eilen Sie in die Arme Ihrer Mutter, und laſſen Sie das mütterliche Herz nicht vergebens auf eine längſterſehnte Ausſöhnung harren.“

Minna, verw. Baronin v. S**.

Heinrich ſchrieb folgendes wieder:

„Meine gnädige Frau!“

„Daß ich vergeſſen konnte, habe ich Ihnen gewiß zur Genüge bewieſen, indem ich die gerechteſten Anſprüche und den bitterſten Schmerz, den ich über einen ſolchen Verluſt — und über die Art des Verluſts — empfinden mußte, ewig vor der Welt in meinem Herzen verſchloſſen hielt. — Was ich, um dieſes Stillſchweigens willen, noch ſpäter habe leiden müſſen — — auch das ſei hiermit vergeſſen!

Mögen alſo dieſe Zeilen Ihnen als die herzliche Zuſicherung meiner vollkommenen Ausſöhnung gelten, und es ſei hiermit jedes ſchmerzliche Andenken auf ewig verwiſcht! — Was aber Ihr Anerbieten wegen Empfangnahme meiner Erbſchaft betrifft, meine gnädige Frau, ſo erkenne ich darin gern Ihre

Güte; das Anerbieten iſt wahrhaft mütterlich. Nur bedauere ich, daß es um ein Jahr zu ſpät kommt. — Ich bin, Gott ſei Dank! jetzt reicher, als ich mir jemals wünſchen konnte, denn: Ich habe die Gnade meines Fürſten erfahren, ich habe keine Schulden, und — auf meinem Herzen — — keine Schuld!! — Leben Sie glücklich, und gedenken Sie bisweilen meiner! Dies wünſcht gewiß innigſt

der Ihrige

Heinrich.“

Müllerlieder.

Von

Wilhelm Müller.

Wanderluſt.

Das Wandern iſt des Müllers Luſt,
Das Wandern!
Das muß ein ſchlechter Müller ſein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

Vom Bache haben wir's gelernt,
Vom Bache!
Der hat nicht Raſt bei Tag und Nacht,
Iſt ſtets auf Wanderſchaft bedacht,
Auf Wanderſchaft!

Das ſehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne ſtille ſtehn,
Die ſich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder!

Die Steine ſelbſt, ſo ſchwer ſie ſind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch ſchneller ſein,
Die Steine!

O Wandern, Wandern, meine Luſt,
O Wandern!
Herr Meiſter und Frau Meiſterinn,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

Der Bach.

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thal es rauſchte
So friſch, ſo wunderhell.

Ich weiß nicht wie mir wurde
Nicht wer den Rath mir gab,
Ich mußte auch hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich wohin?
Du haſt mit Deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn von Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wohl die Nixen
Ein liebes Knäbchen ein.

Geſell, laß ſingen, rauſchen,
Und wandern fröhlich nach,
Es gehn ja Mühlen über
In jedem klaren Bach!

Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerinn
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich habe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.

Und da ſitz' ich in der großen Runde
In der ſtillen kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht: zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht!

Deutscher Volks-Kalender

für das Jahr

1835.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Luſt und Leid.

Zu all' und jeder Zeit verknüpft ſich Luſt mit Leid,
Bleibt fromm in Luſt und ſeyd dem Leid mit Muth bereit.

In der Vereins-Buchhandlung.
Berlin und Königsberg in der Neumark.

Uni[illegible]
[illegible]

1835.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die himmliſchen Zeichen.

♈ Widder	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Lewe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl. Planet, rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg. Planet, rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1835ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das	5784ſte.
Seit Chriſti Tode	—	1802—
Seit Zerſtörung Jeruſalems	—	1762—
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	—	1880—
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	—	254—
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	—	136—
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	—	455—
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	—	395—
Seit Entdeckung der neuen Welt	—	344—
Seit Erfindung der Ferngläſer	—	226—
Seit Erfindung der Pendeluhren	—	178—
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	—	135—
Seit Einführung der Schutzblattern	—	40—
Seit Friedrich Wilhelms III., Königs v. Preuß., Geburt	—	66—
Seit Antritt ſeiner Regierung	—	39—
Seit Friedrich Wilhelms, Kronprinzen v. Preuß., Geburt	—	41—

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Judenfeſte ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Januar 1835.

Alter. December.

1. Woche. Von der Beschneidung Chriſti. Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Donn.	1 Neujahr.	♒	☉ in Erdn. ♂ ſteht der	20 Abraham
Freitag	2 Abel, S.	♒	☍♂☉. Sonne gegenüber	21 Thom. Ap.
Sonn.	3 Enoch, D.	♓	um Mitternacht in Süd.	22 Beata

2. W. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1 Petr. 4.

Sonnt.	4 N. Neujahr	♓	Methuſalem. ☿ in ♑. und	23 4. Advent
Mont.	5 Simeon	♓	zeigt ſich die ganze Nacht.	24 Adam, E.
Dienſt.	6 H. 3 K. Ep.	♈	☽ 10. 34' M. ♄ iſt andert-	25 H. Chriſt.
Mittw.	7 Melchior	♈	☾ Erdf. halb Stund. am	26 Stephan
Donn.	8 Balthaſar	♉	Ab. Himmel ſichtbar und	27 Joh. Ev.
Freitag	9 Kaſpar	♉	geht um halb 8 Uhr unter.	28 Unſch. K.
Sonn.	10 Paul E.	♉	♄ ſteht 1 Viert. auf 7 U.	29 Jonathan

3. W. Jeſus zwölf Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	11 1 nach Ep.	♊	Erhard. Morg. i. Süd. u.	30 U. Chriſtl.
Mont.	12 Reinhold	♊	☾ in ♌. iſt 6 Stund. ſichtb.	31 Sylveſter
Dienſt.	13 Hilarius	♋	♀ rechtl. ♀ glänzt faſt 2	1 Neuj. 1835.
Mittw.	14 Felix	♋	○ 10. 10' U. Stunden	2 Abel, S.
Donn.	15 Habacuc	♌	als Morgenſtern. ♂	3 Enoch, D.
Freitag	16 Marcellus	♌	geht um 11 U. Ab. durch	4 Methuſal.
Sonn.	17 Anton	♌	den Meridian und zeigt	5 Simeon

4. W. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	18 2. E. Kr. F.	♍	Priſca. ſich d. ganze Nacht.	6 H. 3 K. Ep.
Mont.	19 Ferdinand	♍	♃ ſteht um 8 U. Abds. in	7 Melchior
Dienſt.	20 Fab. Seb.	♎	☉ in ♒. Süden u. iſt faſt	8 Balthaſar
Mittw.	21 Agnes	♎	☾ 9. 50' U. die ganze	9 Kaſpar
Donn.	22 Vincenz	♏	☾ Erdn. Nacht ſicht-	10 Paul, E.
Freitag	23 Emerentia	♏	☿ in ♒. bar. ☿ verliert	11 Erhard
Sonn.	24 Timoth.	♐	ſich in der Abd. Dämmer.	12 Reinhold

5. W. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	25 3. n. Ep.	♐	Paul. Bek. ☌♂☿☉. ☾☿	13 1. n. Ep.
Mont.	26 Polycarp	♑	♀ geht um 5 U. Morg. auf	14 Felix
Dienſt.	27 J. Chryſ.	♑	u. glänzt üb. 2 St. ♂ ſteht	15 Habacuc
Mittw.	28 Karl	♒	● 10. 5' M. 3 Viertel	16 Marcellus
Donn.	29 Samuel	♒	♃ rechtl. auf 10 Uhr	17 Anton
Freitag	30 Adelgunde	♒	Ab. in Süden. ♄ geht um	18 Priſca
Sonn.	31 Valer	♓	halb 12 U. Ab. auf. Frei.	19 Ferdinand

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 6. Januar nach halb 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

Mittwoch den 14. Januar gegen ein Viertel auf 11 Uhr Abends der volle Mond.

Mittwoch den 21. Januar nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 28. Januar nach 10 Uhr Abends der neue Mond.

Die Lebensdauer des Menſchen *).

Es iſt wahr, die Patriarchen erreichten ein hohes, geſegnetes Alter, und erfreuten ſich während deſſelben einer dauerhaften Geſundheit. Allein wie lebten ſie? Sie waren Jäger oder Ackerbau Treibende! Ihre Beſchäftigung band ſie fortwährend an Uebung der Leibeskräfte, hielt ſie immerdar in freier Atmosphäre, bot ihnen einen nahrhaften und geſunden Lebensunterhalt, und

---

*) Eine Abhandlung aus dem, jeder Familie zu eigenem Heil höchſt nützlichen Werk: „Allgemeine Geſundheitslehre für alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft: von J. F. Sobernheim, Doktor der Medizin und Chirurgie.“ Dies Buch, in welchem zuſammengetragen iſt, was an Rath und Hülfe nothwendig, um eine gute Geſundheit dauernd zu machen, eine ſchwächliche zu beſſern, erſchien vor Kurzem in der Vereins-Buchhandlung, und koſtet nur einen halben Thaler. Wie viel hier bedacht und beſprochen iſt, ergiebt ſich ſchon daraus, daß das Inhalts-Verzeichniß ſechs eng gedruckte Seiten füllt.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Bei Tage		6	11	1
		7	29	2
		8	44	3
		9	56	4
		11	7	5
		Morg.		6
		12	16	7
		1	25	8
		2	34	9
		3	44	10
		4	55	11
		6	5	12
		7	10	13
Abends		Bei Tage		14
4	43			15
6	2			16
7	24			17
8	47			18
10	10			19
11	33			20
Morg.				21
12	57			22
2	21			23
3	47			24
5	9			25
6	22			26
7	23			27
		Abends		28
Bei Tage		5	5	29
		6	22	30
		7	37	31

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	41 M.	8 Uhr	13 M.	3 Uhr	54 M.	16 St.	19 M.
11	7	58	8	9	4	7	16	2
21	8	23	8	0	4	23	16	37

Februar 1835.

Alter. Januar.

6. W. Christus ſtillet Wind und Meer. Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	1 4. n. Ep.	♓	Brigitte. ♂ steht um halb	20 2. Ep. S.
Mont.	2 **Mar. R. L.**	♈	♀ in ♑. 10 U. Ab. in Sü-	21 Agnes
Dienſt.	3 Blaſius	♈	den u. zeigt sich noch die	22 Vincenz
Mittw.	4 Veronica	♉	Stunde. ☾ Erdf. [illegible]	23 Emerentia
Donn.	5 Agatha	♉	☽ 8. 9' N. ♄ geht um	24 Timotheus
Freitag	6 Dorothea	♉	♂ ♀ ☉. 11 Uhr Abds	25 Pauli B.
Sonn.	7 Richard	♊	auf und um halb 5 U. M.	26 Polykarp

7. W. Vom Unkraut unter dem Waizen. Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	8 5. n. Ep.	♊	Salomon. ♂ Fechtl. ☾ in ♌.	27 3. n. Ep.
Mont.	9 Apollonia	♋	☿ in ♓. durch den Merid.	28 Karl
Dienſt.	10 Renata	♋	☿ erscheint am Ab.-Him-	29 Samuel
Mittw.	11 Euphroſ.	♋	mel. ♀ im grösst. Glanz.	30 Adelgunde
Donn.	12 Severin	♌	♃ steht um halb 7 U. Ab.	31 Valer
Freitag	13 Beniana	♌	○ 11. 53' V. in Süden. ☿	1 Febr. Br.
Sonn.	14 **Valentin**	♍	zeigt sich 1 Viertelst.	2 **Mar. R. L.**

8. W. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	15 Septuag.	♍	Formoſus. ♂ ♄ ☉. am	3 **Septuag.**
Mont.	16 Juliane	♎	☾ Erdn. Westhimmel. ♀	4 Veronica
Dienſt.	17 Conſtantia	♎	geht 3 Viert. auf 5 U. Mg.	5 Agatha
Mittw.	18 Concordia	♏	auf u. zeigt sich 2 Stunden.	6 Dorothea
Donn.	19 Suſanna	♏	☉ ♓. ☿ ist eine halbe St.	7 Richard
Freitag	20 Eucharius	♐	☾ 5. 46' V. am West-	8 Salomon
Sonn.	21 Eleonore	♐	☾ ☋. himmel sichtbar	9 Apollonia

9. W. Vom vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	22 **Sexages.**	♑	Petri Stuhlf. ♄ geht um	10 Sexages.
Mont.	23 Reinhard	♑	7 U. unter. ☿ in der grösst.	11 Euphroſ.
Dienſt.	24 Mth. A.	♑	östlichen Ausw. ☿ zeigt sich	12 Severin
Mittw.	25 Victor	♒	3 Viertelst. am Ab. Him-	13 Beniana
Donn.	26 Neſtor	♒	mel. ♂ steht um 6 U. Ab.	14 **Valentin**
Freitag	27 [illegible]	♓	● 1. 22' N. in Süd. und	15 Formoſus
Sonn.	28 Juſtus	♓	zeigt sich die ganze N.	16 **Juliane**

Mond-Wechſel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
		Abends	
Donnerſtag den 5. Februar um halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel.		8 49	1
		10 0	2
Freitag den 13. Februar gegen Mittag der volle Mond.	Bei Tage	11 9	3
		Morg.	4
Freitag den 20. Februar 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.		12 18	5
		1 27	6
Freitag den 27. Februar nach einem Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.		2 35	7
			—
		3 47	8
		4 54	9
		5 55	10
		6 45	11
		7 24	12
	Abends		13
	6 27		14
			—
	7 52	Bei Tage	15
	9 18		16
	10 45		17
	Morg.		18
	12 10		19
	1 36		20
	2 58		21
			—
	4 14		22
	5 18		23
	6 7		24
	6 43		25
	7 9		26
	Bei Tage	Abends	27
		6 32	28

ließ ſie in Friede und Eintracht ſich der Früchte ihres Fleißes erfreuen.

Wie ſieht es dagegen mit den verfeinerten Genüſſen unſerer Zeit aus, wo eine raffinirte Kochkunſt nur für die Befriedigung des Gaumenkitzels ſorgt, während andrerſeits ein zügelloſes Heer von Leidenſchaften ſeine Herrſchaft tyranniſch ausübt und die Lebenskraft raſch verzehrt. Denn das Leben iſt mit einer Flamme zu vergleichen; wie dieſe durch raſches Auflodern ſchneller erliſcht, ſo reibt ſich auch das Leben durch ſtärkeren Genuß weit raſcher auf. Was für die Flamme der Sturm, der ſie zu vernichten droht, das ſind für das Leben die Leidenſchaften, die in unſern Tagen in den politiſchen Streitigkeiten, in dem mit ſo großer Erbitterung geführten Parteikampfe und den Zerwürfniſſen der Zeit eine neue ergiebige Quelle gefunden haben. So hat man berechnet, daß während der erſten franzöſiſchen Revolution die Sterblichkeit im ganzen Lande, zumal in Paris, außerordentlich groß, und in gar keinem Verhältniſſe zu der früherer Jahre war. Dies kam daher, weil das Leben keinen Werth mehr hatte, und nur der Tod noch amüſirte. Glückliches Land, das von dieſen Stürmen nicht berührt wird, wo Friede und Eintracht walten, und das Leben noch ein Genuß iſt! . . . .

Sey mäßig in Allem, arbeite und genieße die freie Luft! In dieſen Worten liegt das ganze Geheimniß, die Lebensdauer zu verlän-

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 58 M.	7 Uhr 15 M.	4 Uhr 13 M.	15 St. 2 M.
11	9 35	7 27	5 2	14 25
21	10 14	7 7	5 21	13 46

März 1835.

Alter. Februar.

10. W. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	1 **Estomihi**	♈	Albin. **☿ ist noch eine halbe**	17 **Estomihi**
Mont.	2 Luiſe	♈	☿ rückl. **Stde. nach ☉ Untg.**	18 Concordia
Dienſt.	3 Faſtnacht	♈	Kunigunde. **sichtbar.** ♀	19 **Faſtnacht**
Mittw.	4 Aſcherm.	♉	Adrian. ☾ Erdf. i. d. größt.	20 **Aſcherm.**
Donn.	5 Friedrich	♉	weſtlich. Ausweich. ☿ ver-	21 Eleonore
Freitag	6 Eberhardine	♊	🌓 **schwindet in der Abd.**	22 **P. Stuhlf.**
Sonn.	7 Felicitas	♊	5. 5′ M. ☾ ☊. **Dämmer.**	23 Reinhard

11. W. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	8 1. **Invoc.**	♊	Philemon. ♀ in ♒. ♀ geht	24 1. Inv. **M.**
Mont.	9 Prudentius	♋	3 **Viert. auf 5 U. Morg.**	25 Victor
Dienſt.	10 Henriette	♋	auf u. zeigt sich anderhalb	26 Neſtor
Mittw.	11 Quat. †	♌	Roſina. U. ☌ ☿ ☉. **Stun-**	27 Quat. H.
Donn.	12 Gregor	♌	den. ♂ geht ein Viert. auf	28 Juſtus
Freitag	13 Ernſt †	♍	🌕 8 U. Abds. durch den	1 **März. A.**
Sonn.	14 Zachar. †	♍	11. 0′ V. **Merid.** und	2 Luiſe

12. W. Vom Cananäiſchen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	15 2 **Remin.**	♎	Iſabella. **um 4 U. Morg.**	3 2. **Remin.**
Mont.	16 Cyriacus	♎	☾ Erdn. unter. ♃ geht 3	4 Adrian
Dienſt.	17 **Gertraud**	♏	Viert. auf 1 U. Mrg. un-	5 **Friedrich**
Mittw.	18 Alexander	♏	ter. ♄ geht bald nach 8 U.	6 Eberhardine
Donn.	19 Joſeph °	♐	Ab. auf u. geg. 2 U. **Mrg.**	7 Felicitas
Freitag	20 Rupertus	♐	🌗 ☾ ☋. durch d. **Merid.**	8 Philemon
Sonn.	21 Benedict	♐	2. 19′ N. ☉ in ♈. Fr.	9 Prudentius

13. W. Jeſus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	22 3. **Oculi**	♑	Kaſimir. Anfang, Tag	10 3. **Oculi**
Mont.	23 Eberhard	♑	und Nacht gleich. ♃ ist	11 Roſina
Dienſt.	24 Gabriel	♒	aber 5 **Stunden sichtbar.**	12 **Gregor**
Mittw.	25 **Mittfast.**	♒	**Mar. V.** u. geht 1 **Viertel**	13 Ernſt
Donn.	26 Emanuel	♓	☿ rechtl. auf 1 **U. Mor-**	14 Zacharias
Freitag	27 Hubert	♓	gens unter. ♂ geht 1 **Vier-**	15 Iſabella
Sonn.	28 Gideon	♓	tel auf 4 Uhr Mrg. unter	16 Cyriacus

14. W. Jeſus ſpeiſet fünf Tauſend Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	29 4. **Lätare**	♈	🌑 5. 35′ V. Euſtachius.	17 4. **Lätare**
Mont.	30 Guido	♈	♄ steht um 1 U. Mrg.	18 Alexander
Dienſt.	31 Philippine	♉	Einz. in Par. 1814 in Süd.	19 Joſeph

Mond-Wechſel.

Montag den 6. April gegen halb 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Montag den 13. April gegen 1 Viertel auf 9 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 20. April nach 12 Uhr in der Nacht das letzte Viertel.

Montag den 27. April ein Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 14. und 15., 20. und 21. April.

---

mehrmals verheirathet, eine junge Wittwe und mehrere Kinder, von welchen der älteſte Sohn 103, der jüngſte 9 Jahr alt war.

Ihnen zunächſt ſtehen die Engländer Thomas Damme und Thomas Parre (geſt. 1635), Erſterer mit 155, Letzterer mit 152 Jahren; der Däne Draakenborg (geſt. 1772) mit 146, und der Engländer Johann Eſſingham (geſt. 1775) mit 144 Jahren. Parre hatte neun Könige von England erlebt; bis zum 130ſten Jahre verrichtete er noch alle häuslichen Arbeiten, ſelbſt das Dreſchen; im 120ſten verheirathete er ſich mit einer Wittwe, mit welcher er noch 12 Jahre lebte, und die nie über ſein hohes Alter ſich zu beklagen Urſache fand. In ſeinem 152ſten Jahre, der Seltenheit wegen, vom Könige nach London berufen, wurde er hier ſo königlich bewirthet, daß er in Folge der dadurch ganz veränderten Lebensweiſe bald darauf verſchied. Die Leichen-Eröffnung, welche von dem berühmten Harwey, dem Entdecker des Kreislaufs des Blutes, gemacht wurde, erwies, daß alle innern Theile noch im vollkommen geſunden Zuſtande waren. Parre ſtarb daher lediglich in Folge ſchneller Ueberfüllung.

Georg Wunder, ein Deutſcher (geb. zu Wölchenſtädt im Salzburgſchen, geſt. 1761) mit

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	10 10	1
	11 20	2
	Morg.	3
	12 29	4
		—
	1 33	5
	2 30	6
	3 16	7
	3 52	8
	4 20	9
	4 42	10
	5 1	11
		—
	5 18	12
Abends		13
8 49		14
10 22		15
11 50		16
Morg.		17
1 6		18
		—
2 7		19
2 51		20
3 22		21
3 45		22
4 2		23
4 17		24
4 29		25
		—
4 41		26
	Abends	27
	7 59	28
	9 9	29
	10 20	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 53 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 7 M.
11	13 34	5 15	6 49	10 26
21	14 13	4 53	7 6	9 47

Mai 1835.

Alter April.

Freitag	1. **Ph. J. W.***	♊	♀ in ♈. ♃ ist noch 2 Stdn.	19 Werner
Sonn.	2 Sigismund	♋	in **West. sichtbar und geht**	20 Sulpitius

19. W. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	3 2. **Mis. D.**	♋	† **Erfind. gegen halb 11**	21 2. **Mis. D.**
Mont.	4 Florian	♋	♂ in ♌. **U. unter.** ♅ und ☿	22 Lothar
Dienſt.	5 Gotthard	♌	🌓 11. 37′ N. ☿ in ♉. **sind**	23 Georg
Mittw.	6 Dietrich	♌	**nicht sichtb.** ♀ **ist eine**	24 Albert
Donn.	7 Gottfried	♍	**Viertelst. Morgenſtern.**	25 **Marc. E.**
Freitag	8 Stanislaus	♍	♄ **steht um 10 U. Ab. im**	26 Raimarus
Sonn.	9 Hiob	♎	**Meridian u. zeigt sich die**	27 Anaſtaſius

20. W. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	10 3. **Jubil.**	♎	Gordian. **ganze Nacht.** ♀	28 3. **Jubil.**
Mont.	11 Mamert.	♏	**geht bald nach 3 U. Morg.**	29 Sibylla
Dienſt.	12 Pankrat.	♏	🌕 4. 7′ U. ☾ Erdn. auf u.	30 Jeſua
Mittw.	13 **Bettag**	♐	Servat. ☾ ☋. **glänzt**	1 **Mai. P. J.**
Donn.	14 Chriſtiane	♐	**über 1 Viertelstunde.** ♂	2 Sigismund
Freitag	15 **Sophia**	♑	**zeigt sich nach** ☉ **Unterg.**	3 † Erfindung
Sonn.	16 Honorat.	♑	**am Ab. Himmel u. geht um**	4 Florian

21. W. Von Chriſti Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	17 4. **Cantate**	♒	Jobſt. Ob. ☌ ☿ ☉. **1 Uhr**	5 4. **Cantate**
Mont.	18 Liborius	♒	**Mrg. unter.** ♄ **steht geg.**	6 Dietrich
Dienſt.	19 Sara	♒	🌗 11. 32′ V. halb 10 U.	7 Gottfried
Mittw.	20 Franziska	♓	☿ in ♊. **Abds. in Sü-**	8 Stanislaus
Donn.	21 Prudens	♓	☉ in ♊. **den.** ♃ **geht um**	9 Hiob
Freitag	22 Helena	♈	**halb 10 Uhr Abds. unter**	10 Gordian
Sonn.	23 Deſider.	♈	**u. verliert sich einige Tage**	11 Mamert.

22. W. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	24 5. **Rogate**	♈	Eſther. **spät. in d. Dämm.**	12 5. **Rogate**
Mont.	25 **Urb. † W.**	♉	♀ in ♉. ☾ Erdf. ♀ geht 3	13 Servatius
Dienſt.	26 Eduard	♉	☾ ☊. **Viert. auf 3 U. Mg.**	14 Chriſtiane
Mittw.	27 Beda	♊	🌑 2. 26′ N. **U.** ☉ **Finst.**	15 **Sophia**
Donn.	28 **Him. Chr.**	♊	**Wilhelm. auf u. glänzt**	16 **Him. Chr.**
Freitag	29 Maximil.	♊	☌ ☿ ♃. ½ **Stunde in der**	17 Jobſt.
Sonn.	30 Wigand	♋	**Dämmer.** ♄ **zeigt sich die**	18 Liborius

23. W. Von Verheißung des heiligen Geiſtes. Joh. 15. 16. Ep. 1. Petri 4.

Sonnt.	31 6. **Exaudi**	♋	Petronella. **ganze Nacht.**	19 6. **Exaudi**

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 7 März nach 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Sonnabend den 14. März um 11 Uhr Abends der volle Mond.

Sonnabend den 21. März nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Sonntag den 29. März nach halb 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 15. März.

gern. Daher kommt es auch, daß Landleute, Jäger, Gärtner, Matroſen und Soldaten die längſte Lebenszeit erreichen, wie die von mehreren Schriftſtellern (Haller, Hufeland, Maſius, Moſt, Schröter u. a.) geſammelten Beiſpiele der Art beweiſen.

Wie alt der Menſch überhaupt werden könne, ergiebt ſich aus der Zuſammenſtellung dieſer Beobachtungen, wo wir denn finden, daß ein Alter von 200 Jahren als längſte Lebensdauer angenommen werden kann.

So lebte noch im Jahre 1801 ein Ruſſe in Plozk, der ſchon den dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte, und nahe an 200 Jahre alt war.

Ihm zunächſt ſtehen der Schotte Kentingern, unter dem Namen Samit Mungo bekannt, und der Ungar Peter Czarten (geſt. 1724), die Beide ein Alter von 185 Jahren erreichten.

Nach ihnen kommen der Engländer Heinrich Jenkins (geſt. 1670) mit 169, und der Norwege Joſeph Surrington (geſt. 1797) mit 160 Jahren. Surrington war bis zum letzten Augenblick im ungeſchwächten Gebrauch ſeiner Sinne und ſeines Verſtandes, und hinterließ,

T.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.
1		Abends 7 44
2	Bei Tage	8 53
3		10 3
4		11 12
5		Morg.
6		12 22
7		1 32
8		2 40
9		3 42
10		4 36
11		5 20
12		5 53
13		6 19
14	Abends	
15	6 51	
16	8 20	Bei Tage
17	9 49	
18	11 19	
19	Morg.	
20	12 47	
21	2 7	
22	3 15	
23	4 8	
24	4 47	
25	5 16	
26	5 37	
27	5 53	
28	6 8	
29	Bei Tage.	Abends
30		7 51
31		9 0

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 46 M.	6 Uhr 50 M.	5 Uhr 36 M.	13 St. 14 M.
11	11 28	6 27	5 55	12 32
21	12 8	6 4	6 12	11 52

April 1835.

Alter. März.

Mittw.	1 Theodora	♉	☾ Erdf. ♂ zeigt ſich nach	20 Rupertus
Donn.	2 Theodoſia	♉	☉ Unterg. am Abendhim-	21 Benedict
Freitag	3 Chriſtian	♊	☾ in ☊. mel u. geht um 3 U.	22 Kaſimir
Sonn.	4 **Ambroſius**	♊	♀ in ♓. ☌♀♅. **Mg.** unter.	23 Eberhard

15. W. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	5 5. **Judica**	♋	Marimus. ♀ geht 1 Viert.	24 5. **Judica**
Mont.	6 Sixtus	♋	🌓 10. 25′ V. ♂ wird, je-	25 **M. Verk.**
Dienſt.	7 Cöleſtin	♋	☿ größte weſtl. Ausw.	26 Emanuel
Mittw.	8 Heilmann	♌	doch nicht ſichtbar, vom ☾	27 Hubert
Donn.	9 Bogislaus	♌	bedeckt. auf 5 U. Mrg. auf	28 Gideon
Freitag	10 Ezechiel	♍	☍♄☉. u. iſt eine halbe St	29 Euſtachius
Sonn.	11 Herrmann	♍	ſichtb. ♄ ſteht um Mitter-	30 Guido

16. W. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	12 6. **Palmar.**	♎	Julius. nacht in Süden u.	31 6. Palmar.
Mont.	13 Juſtin	♎	🌕 8. 10′ V. ☾ Erdn. zeigt	1 April. Th.
Dienſt.	14 Tiburtius	♏	ſich die ganze Nacht. ♀	2 Theodoſia
Mittw.	15 Obadias	♏	geht um 4 Uhr Morg. auf	3 Chriſtian
Donn.	16 **Gründonn**	♐	Cariſius. ☾☋. und iſt eine	4 **Gründonn.**
Freitag	17 Charfreit.	♐	Rudolph. ☿☋. halbe Stde.	5 Charfreit.
Sonn.	18 Florentin.	♑	ſichtbar ♅ und ☿ ſind nicht	6 Sixtus

17. W. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	19 **H. Oſterf.**	♑	Werner. ſichtbar. ♃ ſteht	7 **H. Oſterf.**
Mont.	20 **Oſterm.**	♒	🌗 12. 9′ V. ☉♉. Sulp.	8 **Oſterm.**
Dienſt.	21 Adolph	♒	nach ☉ Untergang am	9 **Oſterd.**
Mittw.	22 Lothar	♓	Ab. Himmel u. geht um 11	10 Ezechiel
Donn.	23 **Georg**	♓	U. unter. ♂ zeigt ſich am	11 Herrmann
Freitag.	24 Albert	♓	Ab. Himmel u. geht um 2	12 Julius
Sonn.	25 **Marc. Ev.**	♈	U. Morg. unter. ♀ geht ¼	13 Juſtin

18. W. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	26 1. **Quas.**	♈	Raimarus. auf 4 Uhr	14 1. **Quas.**
Mont.	27 Anaſtaſius	♉	🌑 10. 14′ N. Morg. auf	15 Obadias
Dienſt.	28 Thereſe	♉	☾ Erdf. u. iſt 1 Vier-	16 Cariſius
Mittw.	29 Sibylla	♉	telſtunde tief in der Däm-	17 Rudolph
Donn.	30 Joſua	♊	☿ in ♓. ☾☊. mer. ſichtbar.	18 Florentin

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 4. Juni um 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Mittwoch den 10. Juni gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Donnerſtag den 18. Juni um 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Freitag den 26. Juni ein Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 3. und 4. Juni.

---

wurde, ſo daß ſie bis zu ihrem Tode gute weiße Zähne behielt.

Im Jahre 1792 ſtarb im Holſteinſchen der Bauersmann Paul Stender im 103ten Lebensjahre. Er führte eine merkwürdige Diät, aß faſt nichts als Grütze und Buttermilch, trank nur ſehr ſelten, und konnte ſich durchaus nicht ärgern. Er war nie krank. Sein größtes Vertrauen ſetzte er auf Gott, und wußte ſich dadurch in allen Unglücksfällen Troſt zu verſchaffen. Seine liebſte Unterhaltung war ſtets: Gottes Güte.

Nach einer Berechnung von Schröter fielen von 744 Perſonen, die über 80 Jahre alt geworden, 87 auf den Bauernſtand und 71 auf Handwerker.

Auch das Klima hat auf die Lebensdauer einen nicht unbedeutenden Einfluß. Wie wir aus den eben mitgetheilten Beiſpielen geſehen, ſind England, Schottland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Norddeutſchland, zumal Preußen, — die ſüdlichen Gegenden des Ruſſiſchen Reichs und einige Bezirke von Ungarn diejenigen Länder, welche die Lebensdauer am meiſten begünſtigen. Sie alle liegen

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Morg.	1
	12 27	2
	12 52	3
	1 11	4
	1 28	5
	1 43	6
		—
	1 58	7
	2 15	8
	2 36	9
Abends	Bei Tage.	10
9 33		11
10 36		12
11 21		13
		—
11 53		14
Morg.		15
12 15		16
12 32		17
12 46		18
12 59		19
1 11		20
		—
1 23		21
1 38		22
1 56		23
2 18		24
2 47		25
Bei Tage.	Abends	26
	9 55	27
		—
	10 30	28
	10 57	29
	11 18	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 24 M.	3 Uhr 46 M.	8 Uhr 10 M.	7 St. 36 M.
„ 11	16 40	3 39	8 19	7 20
„ 21	16 46	3 33	8 21	7 14

Julius 1835.

Alter. Junius.

Mittw.	1 Theobald	♍	☉ in Erdf. ♂ ist als ein	19 Gervaſius
Donn.	2 **M. Heims.***	♍	schwacher Stern noch eine	20 Raphael
Freitag	3 Cornel	♎	☾ 3. 35' N. halbe St. in	21 Jakobna
Sonn.	4 Ulrich	♎	der Abenddämmerung	22 Achatus

28. W. Vom verlornen Schaf. Luc. 15. Ep. 1. Petri 5.

Sonnt.	5 3. n. **Trin.**	♏	Anſelm. ☿ rückg. sichtb. ♄	23 3. n. Trin.
Mont.	6 Eſaias	♏	steht nach Untergang der	24 **Joh. d. T.**
Dienſt.	7 Demetrius	♐	☾ in Erdn. ☾ in ☋. Sonne	25 Elogius
Mittw.	8 Kilian	♐	am Abendhimmel. ♅ geht	26 Jeremias
Donn.	9 Cyrillus	♑	um 10 U. Ab. auf, ist aber	27 7 Schläfer
Freitag	10 7 Brüder	♑	○ 7. 30' V. schwer zu	28 Leo, P.
Sonn.	11 Pius	♒	erkennen. ☿ ist nicht	29 **Petr. P.**

29. W. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	12 4. n. **Trin.**	♒	Heinrich. ♃ ♋. sichtb. ♃	30 **4. n. Trin.**
Mont.	13 **Margar.**	♓	erscheint in der Morgen-	1 **Julius. Th.**
Dienſt.	14 Bonavent.	♓	♀ in ♋. ☌ ♀ ♃. dämmer.	2 **M. Heims.**
Mittw.	15 **Ap. Theil.**	♓	♀ geht nach 2 Uhr Morg.	3 Corne
Donn.	16 Walter	♈	Unt. ☌ ☿ ☉. auf u. glänzt	4 Ulrich
Freitag	17 Alexius	♈	☽ 4. 38' U. 1 Stunde. ♂	5 Anſeln
Sonn.	18 Carolina	♉	verliert sich in der Ab.	6 Eſaias

30. W. Von Petri reichem Fiſchzuge. Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.

Sonnt.	19 5. n. **Trin.**	♉	Ruth. ☾ Erdf. **Dämmer.**	7 **5. n. Trin.**
Mont.	20 Elias	♉	♄ ist 1 Stunde am West-	8 Kilian
Dienſt.	21 Daniel	♊	☾ in ☊. himmel sichtb. und	9 Cyrillus
Mittw.	22 **M. Mag.**	♊	geht um 11 Uhr unter. ♃	10 7 Brüder
Donn.	23 Albertine	♋	☉ ♌. Anfang d. Hundst.	11 Pius
Freitag	24 Chriſtine	♋	● geht um 2 Uhr Mor-	12 Heinrich
Sonn.	25 **Jacob** *	♋	6. 8' N. gens auf. ♀	13 **Margar.**

31. W. Von der Phariſäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	26 6. n. **Trin.**	♌	Anna. glänzt 1 Stde. als	14 6. n. **Trin.**
Mont.	27 Berthold	♌	Morgenst. ♄ ist noch fast	15 **Ap. Theil.**
Dienſt.	28 Innocenz	♍	☿ rechtl. 1 St. am Abend-	16 Walter
Mittw.	29 Martha	♍	himmel sichtb. ♃ geht um	17 Alexius
Donn.	30 Beatrix	♎	halb 2 U. Morg. auf und	18 Carolina
Freitag	31 Germanus	♎	zeigt sich anderthalb Stdn.	19 Ruh

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 5. Mai nach halb 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Dienſtag den 12. Mai nach 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Dienſtag den 19. Mai nach halb 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Mittwoch den 27. Mai gegen halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage	Abends 11 26	1
	Morg.	2
		—
	12 25	3
	1 15	4
	1 53	5
	2 23	6
	2 46	7
	3 5	8
	3 22	9
		—
	3 38	10
	3 54	11
Abends	Bei Tage	12
9 18		13
10 44		14
11 55		15
Morg.		16
		—
12 48		17
1 25		18
1 54		19
2 10		20
2 25		21
2 39		22
2 50		23
		—
3 3		2
3 16		2
3 31		2
Bei Tage.	Abends	2
	9 18	2
	10 20	2
	11 13	3
		—
	11 55	3

136, Gürgen Douglas, ein Schwede (geſt. 1800) mit 120, der noch von ſeinem 85ſten Jahre an mit ſeiner dritten Frau, einer Lettin, acht Kinder zeugte, und **Peter Albrecht** (geb. zu Ober-Alkehnen in Oſtpreußen und geſt. 1793) mit 123, ſo wie Mittelſtädt (gleichfalls in Oſtpreußen geboren, und geſt. 1792). Von ſeiner Herrſchaft, die an einem Abend Equipage ſammt ſechs Bedienten verſpielt, in dieſes Loos mit begriffen, nahm Mittelſtädt Kriegsdienſte, blieb 67 Jahre Soldat, machte alle Feldzüge unter Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., und Friedrich II., und im Ganzen ſiebzehn Hauptſchlachten mit. Im 110ten Jahre ſeines Alters verheirathete er ſich zum dritten Mal, und war, bis kurz vor ſeinem Ende, noch im Stande, alle Monat zwei Stunden Weges zu machen, um ſich eine kleine, ihm ausgeſetzte Penſion zu holen.

Maria Willamo, eine Ruſſiſche Bauersfrau (geb. 1692, geſt. 1807). Sie nährte ſich ihr ganzes Leben hindurch von Brod und Quas (einem ſäuerlichen Getränk von Mehl); die Geſammtzahl ihrer Kinder, Enkel und Urenkel, belief ſich auf ſiebzig Perſonen. Im 100ſten Jahre verlor ſie den erſten Zahn, der aber bald durch einen neuen erſetzt wurde, im 103ten Jahre den zweiten, der gleichfalls durch einen neuen vertreten

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 51 M.	4 Uhr 32 M.	7 Uhr 23 M.	9 St. 9 M
11	15 27	4 13	7 40	8 33
21	15 57	3 58	7 55.	8 3

Junius 1855.

Alter. Mai.

Mont.	1 Nicodem.	♌	⛢ rückg. ☿ erscheint in der	20 Franziska
Dienſt.	2 Marquard	♌	Ab.-Dämmer. ♀ ist eine	21 Prudens
Mittw.	3 Erasmus	♍	☿ in ♋. halbe Stunde am	22 Helena
Donn.	4 Ulrike	♍	☽ 8. 59′ V. Morg. Him-	23 Deſiderius
Freitag	5 Bonifacius	♍	mel sichtb. ☿ ist einige	24 Eſther
Sonn.	6 Benignus ¦	♎	Minut. i. West. sichtb. ♂	25 **Urban**

24. W. Von der Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	7 **Pfingstfest**	♎	Lucretia. geht um **Mitter-**	26 Pfingstf.
Mont.	8 **Pfingstm.**	♏	**Medardus.** nacht unt. ☿	27 Pfingstm.
Dienſt.	9 Barnimus	♏	☾ Erdn. zeigt sich 1 Vier-	28 Pfingstd.
Mittw.	10 **Quat.** ¦	♐	○ 11. 39′ U. S. ☾ Finst.	29 Quatemb.
Donn.	11 Barnabas	♐	☾ in ☋. telstunde am	30 Wigand
Freitag	12 Bland. ¦	♑	Abendhimmel. ♃ steht bei	31 Petronella
Sonn.	13 Tobias ¦	♑	☌ ♃ ☉. der Sonne. ☿ ist	1 Jun. Nic.

25. W. Von Christi Geſpräch mit Nicodemus. Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	14 **Trinitatis**	♒	Modeſtus. nach 10 U. Ab.	2 Trinitatis
Mont.	15 **Vitus**	♒	wenige **Minuten** sichtbar.	3 Erasmus
Dienſt.	16 Juſtina	♓	♀ ist 3 Viertelstdn. **Mor-**	4 Ulrike
Mittw.	17 Volkmar	♓	genstern. ☿ verliert sich	5 Bonifacius
Donn.	18 **Frohnl.**	♈	☾ 1. 0′ V. Schl. b. Bell.	6 **Frohnl.**
Freitag	19 Gervaſius	♈	Alliance. ☿ in d. größ	7 Lucretia
Sonn.	20 Raphael	♈	♀ in ♊. ten öſtl. Ausweich.	8 **Medardus**

26. W. Vom reichen Manne. Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	21 **1. n. Trin.**	♉	Jakobina. ♄ rechtl. ☾ Erdf.	9 **1. n. Trin.**
Mont.	22 Achatius	♉	☉ ♋. Somm. Anf. Längſt.	10 Onuphrius
Dienſt.	23 Baſilius	♊	Tag. ♄ zeigt sich nach ☉	11 Barnabas
Mittw.	24 **Joh. d. T.**	♊	☾ ☊. Unterg. a. Ab. Him-	12 Blandina
Donn.	25 Elogius	♊	mel. ♂ zeigt sich als ein un-	13 Tobias
Freitag	26 Jeremias	♋	● 5. 14′ V. scheinl. Stern	14 Modeſtus
Sonn.	27 7 Schläfer	♋	am Westhimm. u. geht	15 **Vitus**

27. W. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	28 **2. n. Trin**	♌	Leo P. ♂ in ♍. um 11 U.	16 **2. n. Trin.**
Mont.	29 **Petr. P.**	♌	unter. ⛢ ist die ganze	17 Volkmar
Dienſt.	30 Pauli G.	♌	Nacht über dem Horizont.	18 Pauline.

Mond-Wechſel.

Freitag den 3. Juli nach halb 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Freitag den 10. Juli um halb 8 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 17. Juli nach halb 5 Uhr Abends das letzte Viertel,

Sonnabend den 25 Juli nach 6 Uhr Abends der neue Mond.

in der gemäßigten nördlichen Zone; ein noch größerer Kältegrad iſt der längern Lebensdauer hinderlich, und in Nova Sembla, Island, wie in Sibirien, erreicht man höchſtens ein Alter von 60 bis 70 Jahren.

Nicht minder hat die Beſchaffenheit der Luft darauf Einfluß; in Ländern, wo die Temperatur derſelben ſehr veränderlich, der Wechſel von Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, kurz die Unbeſtändigkeit der Witterung ſehr groß iſt, iſt auch die Lebensdauer nicht ſo bedeutend, als in jenen Gegenden, wo Gleichförmigkeit in den Witterungsverhältniſſen herrſcht. Die Unbeſtändigkeit der Atmoſphäre macht ſich nun ganz beſonders in Deutſchland bemerkbar; und dies iſt gewiß die Haupt-Urſache, ſagt Hufeland, daß hier die Menſchen zwar im Ganzen ein ziemliches Alter erreichen, aber die Beiſpiele von ſehr hohem Alter weit ſeltener ſind, als in andern, faſt unter gleicher Breite liegenden Ländern. Das Alter des oben angeführten Wunder mit 136 Jahren iſt das höchſte, was in Deutſchland bekannt iſt.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß das männliche Geſchlecht im Ganzen ein höheres Lebensalter erreicht, als das weibliche.

Dr. H. C. Lombard ſagt: „Aus den Tabellen über die Sterblichkeit geht hervor, daß die Lebensperiode, wo der Lebenseinfluß der Jahreszeiten am wenigſten hervorſtechend iſt, in Anſehung

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
Bei Tage.	11 35	1
	11 50	2
	Morg.	3
	12 5	4
		—
	12 20	5
	12 38	6
	1 1	7
	1 32	8
	2 17	9
Abends		10
9 50		11
		—
10 17	Bei Tage.	12
10 36		13
10 52		14
11 5		15
11 18		16
11 30		17
11 44		18
		—
Morg.		19
12 0		20
12 20		21
12 47		22
1 23		23
2 11		24
	Abends	25
		—
Bei Tage.	9 1	26
	9 23	27
	9 42	28
	9 57	29
	10 12	30
	10 27	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 42 M.	3 Uhr 42 M.	Uhr 24 M.	7 St. 18 M.
11	16 27	3 51	8 18	7 33
21	16 5	4 3	8 8	7 55

Auguſt 1835

[illegible]

Sonn.	1 Petr. Kett	♏	☽ 8. 43′ N. ☿ erſcheint in	20 Elias
	[illegible]			
Sonnt.	2 7. n. Trin.	♏	Portiuncula. d. Morgen-	21 7. n. Trin.
Mont.	3 Kan. O. T.	♐	Auguſt. ☾♄. dämmerung	22 M. Mag.
Dienſt.	4 Perpetua	♐	☾ Erdn. ♃ iſt noch 3 Vier-	23 Albertine
Mittw.	5 Dominicus	♑	telſtunden Abends ſichtb.	24 Chriſtine
Donn.	6 Verkl. Chr.	♑	♀ in der größten weſtlichen	25 Jakob
Freitag	7 Donatus	♑	Ausweich. ♄ nach 3	26 Anna
Sonn.	8 Ladislaus	♒	○ 4. 37′ M. ☾♀. Vier	27 Berthold
	[illegible]			
Sonnt.	9 8. n. Trin.	♒	Romanus. tel auf 3 Uhr	28 8. n. Trin.
Mont.	10 Laurenz	♓	Morg. aufgehend, iſt eine	29 Martha
Dienſt.	11 Titus	♓	halbe St. ſichtbar. ♀ geht	30 Beatrix
Mittw.	12 Clara	♈	nach 3 Uhr Morg. auf u.	31 Germanus
Donn.	13 Hildebr.	♈	glänzt eine Stunde leb-	1 Aug. P. K.
Freitag	14 Euſebius	♈	haft. ☿ zeigt ſich eine hal-	2 Portiunc.
Sonn.	15 M. Himm.	♉	♂ in ♎. be Stunde in der	3 Auguſt
	[illegible]			
Sonnt.	16 9. n. Trin.	♉	☾ 10. 9′ V. Iſaak. ☾	4 9. n. Trin.
Mont.	17 Bertram	♊	Erdferne. ☌♀♄. ☾♌.	5 Dominicus
Dienſt.	18 Emilie	♊	Morgendämmer. ♂ iſt in	6 Verk. Chr.
Mittw.	19 Sebald	♊	dieſem und allen folgenden	7 Donatus
Donn.	20 Bernhard	♋	Monat. d. Jahres unſicht-	8 Ladislaus
Freitag	21 Athanaſ.	♋	bar. ☿ verſchwindet in der	9 Romanus
Sonn.	22 Oswald	♌	☌☿☉. Morgendämmer	10 Laurenz
	[illegible]			
Sonnt.	23 10. n. Tr.	♌	Zachäus. ☉♍. Ende der	11 10. n. Tr.
Mont.	24 Barthol.	♍	● 5. 16′ V. Hundſt. ♃	12 Clara
Dienſt.	25 Ludwig	♍	ſteht um Mittern. in	13 Hildebr.
Mittw.	26 Irenaus	♎	Süden. ♃ geht 1 Viertel	14 Euſebius
Donn.	27 Gebhard	♎	auf 1 Uhr Morg. auf und	15 M. Himm.
Freitag	28 Auguſtin	♏	♀ in ♍. iſt an 4 Stunden	16 Iſaak
Sonn.	29 Joh. Enth.	♏	☾ in Erdn. am Morg. G.	17 Bertram
	[illegible]			
Sonnt.	30 11. n. Tr.	♏	☽ Benjamin. ☾♄. ſicht-	18 11. n. Tr.
Mont.	31 Rebecca	♐	1. 46′ V. M. ☌♀☉. bar.	19 Sebald

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 1. Auguſt gegen 3 Viertel auf 9 Uhr Abends das erſte Viertel.

Sonnabend den 8. Auguſt nach halb 5 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 16. Auguſt gegen ein Viertel auf 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Montag den 24. Auguſt ein Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Montag den 31. Auguſt 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 4. Auguſt.

der monatlichen Reſultate, dem Alter von 2 bis 15 Jahren, und in Anſehung der dreymonatlichen Reſultate dem Alter von 15 bis 60 Jahren entſpricht, woraus ſich denn ſchließen läßt, daß von 2 bis 60 Jahren der Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit am geringſten iſt. Ueber und unter dieſem Alter dehnt ſich das Bereich der Veränderungen ſtufenweiſe aus. Unter einem Monat iſt in Anſehung der dreimonatlichen Reſultate der Unterſchied zwiſchen den Extremen der Sterblichkeit 0,173, und in Anſehung der monatlichen Reſultate, 0,067, d. h. dreimal ſo beträchtlich, als zwiſchen 2 und 60 Jahren. Zwiſchen 1 Monat und 2 Jahren iſt das Bereich der monatlichen Veränderungen 0,042, und das der dreimonatlichen 0,062, woraus denn hervorgeht, daß der Einfluß der Jahreszeiten weniger hervorſtechend als in der vorigen, aber doch hervorſtechender als in der folgenden Periode iſt. Nach 60 Jahren ſteigert ſich die Ausdehnung der Veränderungen höchſt allmählig bis zum Alter von 70 Jahren; von 70 bis 80 Jahren aber in dem Verhältniß von 55:64, oder: 107:129, und zwiſchen 80 und 100 Jahren in dem von [illegible]:80, oder: 129:208.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends 10 43	1
Bei Tage.	11 4	2
	11 31	3
	Morg.	4
	12 8	5
	1 1	6
	2 9	7
Abends		8
8 39		9
8 56	Bei Tage.	10
9 10		11
8 23		12
9 37		13
9 59		14
10 4		15
10 22		16
10 46		17
10 18		18
Morg.		19
12 0		20
12 56		21
2 4		22
3 21		23
	Abends	24
Bei Tage.	8 3	25
	8 19	26
	8 33	27
	8 49	28
	9 8	29
	9 33	30
	10 6	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtläng
Den 1	15 St. 32 M.	4 Uhr 20 M.	7 Uhr 52 M.	8 St. 28
11	14 57	4 36	7 33	9 3
21	14 20	4 53	7 13	9 40

September 1857

Alter. Auguſt.

Dienſt.	1	**Aegidius**	♐	♄ geht bald nach 8 Uhr	20	**Bernhard**
Mittw.	2	Rahel, Lea	♑	♀ in ♍. Abends unter u.	21	Athanaſ.
Donn.	3	Manſuetus	♑	verliert sich einige Tage	22	Oswald
Freitag	4	Moſes	♒	später in der Dämmerung.	23	Zachäus
Sonn.	5	Nathanael	♒	♃ geht um halb 12 U. Ab.	24	**Barthol.**

[illegible] Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	6	12. n. Tr.	♓	Magnus. auf u. zeigt sich	25	12. n. Tr.
Mont.	7	Regina	♓	🌕 3. 45' V. den übrigen	26	Irenäus
Dienſt.	8	**Mar. Geb.**	♈	Theil der Nacht am	27	Gebhard
Mittw.	9	Bruno	♈	**Morg.-Himm.** ♀ geht 3	28	Auguſtin
Donn.	10	Soſthenes	♈	Vrtl. auf 5 U. Morg. auf	29	**J. Enth.**
Freitag	11	Gerhard	♉	u. ist noch 1 Viertelstunde	30	Benjamin
Sonn.	12	Ottilia	♉	sichtbar. ♅ steht um halb	31	Rebecca

[illegible] Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	13	13. n. Tr.	♊	Chriſtlieb. ☿ in ♎. ☾ Erdf.	1	Sept. 13. Tr.
Mont.	14	† **Erhöh.**	♊	☾ in ♌. 11 Uhr Abd. im	2	Rahel, Lea
Dienſt.	15	Conſtant.	♊	☾ 4. 38' **V. Merid.** ☿ ver-	3	Manſuetus
Mittw.	16	**Quat.** †	♋	Euphemia. liert sich	4	Moſes
Donn.	17	Lampert.	♋	in den Strahlen der Mor-	5	Nathanael
Freitag	18	Siegfr. †	♌	gensonne. ♄, ♂ und ☿ sind	6	Magnus
Sonn.	19	Januar †	♌	☌ ♂ ♃. nicht sichtbar. ♅	7	Regina

[illegible] Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	20	14. n. Tr.	♌	Friederike. geht nach 10	8	14. n. Tr.
Mont.	21	**Mth. Ev.**	♍	U. Ab. durch d. **Merid.** u.	9	Bruno
Dienſt.	22	Moritz	♍	🌑 3. 20' N. gegen 3 U.	10	Soſthenes
Mittw.	23	Joel	♎	☉ ♎. Herbſt Anf. Tg.	11	Gerhard
Donn.	24	**J. Empf.**	♎	u. Nachtgleiche. **Mrg.** un-	12	Ottilia
Freitag	25	Kleophas	♏	☾ in Erdn. ter. ♃ geht um	13	Chriſtlieb
Sonn.	26	Cyprian	♏	♀ in ♎. ☾ ♃. halb 11 Uhr	14	† Erhöh.

[illegible] Vom Mammonsdienſt. Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	27	15. **M. F.**	♐	Res. u. D. ☌ ♄. Abends	15	15. n. Tr.
Mont.	28	Wenzel	♐	auf. ♅ steht um halb 10 U.	16	Euphemia
Dienſt.	29	**Michael**	♑	☽ 8. 2' V. Abd. in Sü-	17	Lampertus
Mittw.	30	Hieronym.	♑	den. ♄ ♂ u. ☿ unsichtb.	18	Quat.

Mond-Wechſel.

Montag den 7. September 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Dienſtag den 15. September gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Dienſtag den 22. September nach 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Dienſtag den 29. September um 8 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5596. Jahres den 24. und 25. September.

Man ſieht alſo, daß die Widerſtandskraft gegen den ſchädlichen Einfluß der Jahreszeiten im mittleren Lebensalter beträchtlich, zwiſchen 1 Monat und 2 Jahren, und im Alter von 60 bis 70 Jahren weniger kräftig, im erſten Lebensmonate ſehr ſchwach und nach dem 70ſten Jahre am geringſten iſt.

„Rückſichtlich der Totalſterblichkeit ſteht der Winter den andern Jahreszeiten voran, während der Sommer diejenige iſt, wo man die wenigſten Sterbefälle zählt. Gleich nach dem Sommer kommt der Frühling, und der Herbſt ſteht dem Winter näher. In dem Alter unter 1 Monat iſt die Ordnung der Jahreszeiten dieſelbe, wie bei den Geſammtſterbefällen, aber zwiſchen 1 Monat und 2 Jahren iſt der Herbſt die mörderiſchſte Jahreszeit und ihm folgt der Winter, der Sommer und der Frühling. Von 2 bis 15 Jahren iſt der Frühling die Jahreszeit der meiſten Sterbefälle, dann kommt der Herbſt, dann der Sommer und endlich der Winter. Nach 15 Jahren iſt der Winter durchgehends die Jahreszeit der größten, und der Sommer die der geringſten Sterblichkeit. Bis zu 80 Jahren kommt der Herbſt gleich nach dem Winter, nach 80 Jahren fallen im Frühjahr mehr Opfer als im Herbſt. Aus dieſ-

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.
	Abends
Bei Tage.	10 52
	11 54
	Morg.
	1 8
	2 29
	3 50
Abends	
7 29	
7 41	Bei Tage.
7 54	
8 8	
8 24	
8 41	
9 13	
9 51	
10 40	
11 43	
Morg.	
12 56	
2 10	
3 39	
	Abends
Bei Tage.	6 38
	6 54
	7 12
	7 34
	8 5
	8 47
	9 43
	10 56

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlän
Den 1	13 St. 37 M.	5 Uhr 11 M.	6 Uhr 48 M.	10 St. 23
11	12 57	5 24	6 25	11 3
21	12 17	5 41	6 1	11 43

Oktober 1835.

Alter. September.

Donn.	1 Remigius	♒	♂ in M. ♃ geht bald nach	19 Januar
Freitag	2 Vollrad	♒	☿ in M. 10 U. Abends auf	20 Friederike
Sonn.	3 Ewald	♓	☍♃☉, und zeigt sich den	21 Matth. Ev.

41. 16. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	4 16 Trinit.	♓	Franz. übrigen Theil der	22. 16. n. T.
Mont.	5 Fides	♓	☽☍♀☉. Nacht am Mor-	23 Tecl
Dienst.	6 Charitas	♈	☽ 5. 51' U. genhimmel.	24 J. Empf.
Mittw.	7 Spes	♈	♄, ♂, ☿ und ♀ sind in	25 Kleophas
Donn.	8 Ephraim	♉	diesem Monat nicht sichtb.	26 Cyprian
Freitag	9 Dionysius	♉	♄ geht gegen 9 Uhr Abds.	27 Cos. u. D.
Sonn.	10 Amalia	♉	☊ durch den Mittags-	28 Wenzel

42. 17. Vom Wassersüchtigen. Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	11 17 n. Tr.	♊	Burchard. ☾ in Erdferne	29 17. Tr. M.
Mont.	12 Ehrenfr.	♊	kreis u. halb 2 Uhr Morg.	30 Hieron.
Dienst.	13 Koloman	♋	unter. ♃ geht gegen halb	1 Okt. Rem.
Mittw.	14 Wilhelm	♋	☾ 10. 40' U. 10 U. Abd.	2 Vollrad
Donn.	15 Hedwig	♌	auf und während der	3 Ewald
Freitag	16 Gallus	♌	☿ in der größten östl. Aus-	4 Franz
Sonn.	17 Florentina	♌	☌♀♄. weichung. Mor-	5 Fides

43. 18. Vom größten Gebot. Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.

Sonnt.	18 18. n. Tr.	♍	Luc. E. Schlacht b. Leipz.	6 18. n. Tr
Mont.	19 Ptolem.	♍	1813. genommen. verl	7 Spes
Dienst.	20 Wendelin	♎	☌♄☉. ☿ in M. den Me-	8 Ephraim
Mittw.	21 Ursula	♎	ridian. ♄ geh. um 8 U. Ab.	9 Dionysius
Donn.	22 Kordula	♏	☾ 1. 11' V. durch den	10 Amalia
Freitag	23 Severus	♏	☾ Erdn. Merid. ♃	11 Burchard
Sonn.	24 Salome	♐	☉ in ♏. 6 U. geht gegen	12 Ehrenfr.

44. 19. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	25 19. n. Tr.	♐	Adelheid. 9 Uhr Abends	13 19. n. Tr.
Mont.	26 Amandus	♑	auf u. gegen 5 Uhr Morg.	14 Wilhelm.
Dienst.	27 Sabina	♑	durch den Mittagskreis.	15 Hedwig
Mittw.	28 Sim. J.	♒	☽ 1. 40' N. ♄ geht	16 Gallus
Donn.	29 Engelhard	♒	um halb 8 Uhr Abds	17 Florentina
Freitag	30 Hartmann	♒	durch d. Meridian. ♃ ist	18 Luc. Ev.
Sonn.	31 Wolfg.	♓	♃, rückl. 9 Stunden sichtb.	19 Ptolem.

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 6. Oktober gegen 6 Uhr Abends der volle Mond.

Mittwoch den 14. Oktober 3 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Donnerſtag den 22. Oktober gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.

Mittwoch den 28. Oktober gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Verſöhnungsfeſt den 3., und das Laubhüttenfeſt den 8., 9., 15. und 16. Oktober.

ſer Vergleichung ſcheint ſich dann zu ergeben, daß im ganzen Laufe des Lebens die Wirkungen der Jahreszeiten nicht gleichförmig ſind, und daß, wenn man auch einen oder zwei Monate als die Repräſentanten des allgemeinen Einfluſſes der Temperatur betrachten kann, ſich davon doch nicht die Intenſität der Lebens- oder Widerſtandskraft ableiten läßt.

„Gegen die Zeit der Ehe (Mannbarkeit) hin, und während der Dauer der Reproduction iſt der Einfluß der Jahreszeit beinah aufgehoben. Der Winter fängt nach dem Alter von 40 Jahren an, ſeinen traurigen Einfluß geltend zu machen, und die Wirkungen deſſelben ſind ſo fühlbar, daß nach dem Alter von 65 Jahren die Kälte für die Greiſe ſo zu fürchten iſt, als für die neugebornen Kinder. Nach dem 90ſten Jahre iſt ſie es ſogar mehr, indem dann im Winter immer zwei Greiſe auf einen, der im Juli ſtirbt, dem Tode verfallen. — Gegenwärtig ſcheint ſich der Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterbefälle vermindert zu haben, d. h. die Sterblichkeit hat ſich gleichförmiger über die verſchiedenen Jahreszeiten vertheilt, als es zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Fall war, und zwar im Verhältniß von 0,029

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.
Bey Tage.	Morg.
	12 14
	1 35
	2 54
	4 10
Abends	
6 0	
6 14	
6 28	Bey Tage.
6 47	
7 1	
7 45	
8 29	
9 25	
10 34	
11 49	
Morg.	
1 10	
2 33	
3 57	
5 25	
	Abends
	5 3
Bey Tage.	6
	6 4
	7 3
	8 4
	10
	11 2
	Morg.
	12 4

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlä
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 2
11	10 56	6 19	5 15	13
21	10 16	6 37	4 53	13 4

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06981/005

November 1835.

Alter. Oktober.

45. W. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	1	20. n. Tr.	♓	All. Heil. ☿ rechtl. ♄ ☌ ♂.	20	20 n. **Tr.**
Mont.	2	All. Seel.	♈	♀ u. ☿ sind nicht sichtbar.	21	Urſula
Dienſt.	3	Gottlieb	♈	♅ geht um 7 U. Abd. durch	22	Kordula
Mittw.	4	Charlotte	♉	den Meridian und gegen	23	Severus
Donn.	5	Erich	♉	🌕 11. 9' V. Mittern.	24	Salome
Freitag	6	Leonhard	♉	☾ Erdf. ☾ ☊. unter. ♄	25	Adelheid
Sonn.	7	Erdmann	♊	Unt. ☌ ☿ ☉. Unsichtbarer	26	Amandus

46. W. Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	8	21. n. Tr.	♊	Claudius. **Durchg.** des ☿	27	21. n. **Tr.**
Mont.	9	Theodor	♊	durch die Sonne, erscheint	28	**Sim. J.**
Dienſt.	10	Mart. P.	♋	i. der Morgendämmerung.	29	Engelhard
Mittw.	11	Mart. B.	♋	♃ zeigt sich d. gröst. Theil	30	Hartmann
Donn.	12	Kunibert	♌	d. Nacht am Osthimmel. ☿	31	Wolfgang
Freitag	13	Eugen	♌	🌗 3. 22' U. ☌ ♂ u. ♀ in ♐.	1	Nov. **A. H.**
Sonn.	14	Levin	♍	erscheint in der Mor-	2	All. **Seel.**

47. W. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	15	22. n. Tr.	♍	Leopold. gen-**Dämmerung.**	3	22. n. **Tr.**
Mont.	16	Ottomar	♍	☿ rechtl. ☿ geht 3 Viertel	4	Charlotte
Dienſt.	17	Hugo	♎	☌ ♀ ♂. auf 6 Uhr Mor-	5	Erich
Mittw.	18	Gottſchalk	♎	gens auf und zeigt sich eine	6	Leonhard
Donn.	19	Eliſabeth	♏	☾ in Erdn. ☾ ☋. halbe St.	7	Erdmann
Freitag	20	Edmund	♏	🌑 11. 23' V. M. ☉ Finst.	8	Claudius
Sonn.	21	**M. Opf.**	♐	♄ geht 3 Viert. auf 5	9	Theodor

48. W. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	22	23. n. Tr.	♐	Feier zum Gedächtniss der	10	23. n. **Tr.**
Mont.	23	Clemens	♑	☉ ♐. Gestorbenen. Uhr	11	**Mart. B.**
Dienſt.	24	Lebrecht	♑	☿ gröſte westliche Ausw.	12	Kunibert
Mittw.	25	Katharina	♒	♄ in ♏. Morgs. auf. ☿ ist	13	Eugen
Donn.	26	Konrad	♒	Morg. 1 St. sichtb. ♀ er-	14	Levin
Freitag	27	Loth	♓	🌓 1. 39' V. scheint als	15	Leopold
Sonn.	28	Günther	♓	Ab. Stern. ♃ 3 Viert.	16	Ottomar

49. W. Vom Einzug Christi in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	29	1. Advent	♈	Nach. auf 6 U. Ab. auf-	17	24 n. Tr.
Mont.	30	Andreas	♈	gehend, ist ob. 1 St. sichtb.	18	Gottſchalk

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 5. November nach 11 Uhr Vormittags der volle Mond.

Freitag den 13. November nach 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Freitag den 20. November nach 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Freitag den 27. November nach halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.

(1816—1827) zu 0,639 (1779—1790). Dieſe Bemerkung, welche für die ſämmtlichen Sterbefälle wahr iſt, gilt vorzüglich für die Neugebornen und für die Kinder, welche 1 Monat bis 2 Jahre alt ſind. Hieraus ergiebt ſich, daß gegenwärtig durch eine einſichtigere Pflege eine große Anzahl Kinder am Leben erhalten werden, die im vorigen Jahrhundert von der Kälte würden hingerichtet worden ſeyn. Dafür iſt aber der Einfluß der Jahreszeit bei den Kindern von 2 bis 15 Jahren beträchtlicher, was man wahrſcheinlich den Verheerungen der Menſchenpocken zuzuſchreiben hat, welche früher viele Kinder dahinrafften, ehe ſie den Wirkungen der Temperatur ausgeſetzt waren. Zwiſchen 15 und 60 Jahren waren die Veränderungen der Sterblichkeit ſonſt größer, während für ſehr alte Perſonen das Bereich der Veränderungen gegenwärtig beträchtlicher iſt. Hieraus ließe ſich ſchließen, daß die Menſchen jetzt im Greiſenalter weniger kräftig ſind, als im vorigen Jahrhundert, und wirklich denken heut zu Tage viele bejahrte Perſonen mit einer Art von Neid an die kräftigen Greiſe, welche jetzt ſo ſelten ſind, und ſonſt ſo häufig waren.

„Die obigen Thatſachen zeigen uns, wie falſch die Theorie jener Naturforſcher iſt, welche glaubten, man könne neugeborne Kinder ohne Schaden der Kälte ausſetzen; es ergiebt ſich daraus, daß die Sterblichkeit der Neugebornen durch Kälte bedeu-

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T
[illegible]	Morg.	●
	1 58	
	3 12	
	4 24	
	5 36	
Abends		
4 52		
5 15		
		—
5 44	[illegible]	
6 23		
7 15		10
8 18		11
9 29		12
10 46		13
Morg.		14
		—
12 5		15
1 27		16
2 51		17
4 17		18
5 49		19
	Abends	20
[illegible]	4 31	21
		—
	5 19	22
	6 24	23
	7 32	24
	9 5	25
	10 28	26
	11 40	27
	Morg.	28
		—
	1 2	29
	2 14	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 33 M.	6 Uhr 57 M.	4 Uhr 30 M.	14 St. 27 M.
11	8 57	7 15	4 12	15 3
21	8 25	7 33	3 58	15 35

Dezember 1835.

Alter: November.

Dienſt.	1 Arnold	♈	♀ zeigt sich eine Viertel-	19 **Elisabeth**
Mittw.	2 Candida	♉	stunde als Abendstern. ☿	20 Edmund
Donn.	3 Caſſian	♉	geht um 6 Uhr Morg. auf,	21 **M. Opf.**
Freitag	4 **Barbara**	♊	🌕 ☾ Erdf. ☾ ☊. u. ist fast	22 Erneſtine
Sonn.	5 Abigail	♊	6. 29' V. 3 Viertelst.	23 Clemens

50. W. Von den Zeichen des jüngsten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	6 **2. Advent**	♊	Nicolaus. sichtbar. ♄ geht	24 **25. n. Tr.**
Mont.	7 Antonia	♋	♀ in ♑. gegen 4 Morg.	25 **Katharina**
Dienſt.	8 **M. Empf.**	♋	☿ in ♐. auf und zeigt sich	26 Konrad
Mittw.	9 Joachim	♌	fast 3 Stunden in Osten.	27 Loth
Donn.	10 Judith	♌	☿ geht um halb 7 U. Mor-	28 Günther
Freitag	11 Waldemar	♌	gens auf u. ist eine Vier-	29 Noah
Sonn.	12 Epimach.	♍	telstde. sichtb. ♂ ist nicht	30 **Andreas**

51. W. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	13 **3 Advent**	♍	🌗 5. 39' V. Lucia. sichtb.	1 **Dec. 1 Adv.**
Mont.	14 Iſrael	♎	☿ verschwindet in der	2 Candida
Dienſt.	15 Johanna	♎	Morgendämmerung. ♃,	3 Caſſian
Mittw.	16 **Quat.**	♏	Ananias. steht gegen halb	4 **Barbara**
Donn.	17 Lazarus	♏	2 U. Morg. in Süden und	5 Abigail
Freitag	18 Chriſt.	♐	🌑 ☾ in ☋. zeigt sich die	6 **Nicolaus**
Sonn.	19 Manaſſe	♐	10. 8' N. ☾ in Erdn.	7 Antonia

52. W. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	20 **4. Advent**	♑	Abrah. ☌ ♂ ☉. ganze U.	8 **2. Advent**
Mont.	21 **Thm. Ap.**	♑	♂ steht bei der Sonne. ☿	9 Joachim
Dienſt.	22 Beata	♒	☉ ♑. Kürzst. Tag. Wint.	10 Judith
Mittw.	23 Ignaz	♒	Anfang. ♂ in ♑. zeigt sich	11 Waldemar
Donn.	24 Adam, E.	♓	nach Sonnenuntergang am	12 Epimach.
Freitag	25 **H. Christt.**	♓	Abendhimm. ♄ geht 3	13 **Lucia**
Sonn.	26 **Stephan**	♓	🌓 8. 28' N. Viertel auf	14 Iſrael

1. W. Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	27 **N. Christt.**	♈	Joh. Ev. 3 U. Morg. auf	15 **3. Advent**
Mont.	28 **Unsch. K.**	♈	☿ in ♑. u. zeigt sich 4 St.	16 Ananias
Dienſt.	29 Jonathan	♉	♀ ist fast eine Stunde in	17 Lazarus
Mittw.	30 David	♉	der Abendämmer. sicht-	18 **Quat.**
Donn.	31 Solveſter	♊	♀ in ♒. ☾ Erdf. ☾ ☊ bar.	19 Manaſſe

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 5. Dezember um halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Sonntag den 13. Dezember nach halb 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonnabend den 19. Dezember nach 10 Uhr Abends der neue Mond.

Sonnabend den 26. Dezember gegen halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel.

und vermehrt und durch Wärme vermindert werde. Wir müſſen uns daher kräftig dagegen erheben, daß man dieſe zarten Weſen durch den Aufenthalt in der Kirche bei der Taufe, oder unter dem lächerlichen Vorwande, ſie an die Rauhheit der Witterung zu gewöhnen, der Kälte blos ſtellt. Es würde klug ſeyn, wenn man während der kalten Jahreszeit die Kinder nicht vor Ablauf der ſechsten Lebenswoche taufte; denn vorher kann dadurch der Grund zu dem Tode derſelben gelegt werden.

Eine andere, nicht weniger wichtige Folgerung, welche ſich aus obigen Berechnungen ableiten läßt, iſt die Nothwendigkeit, die Greiſe vor der Rauhheit der Witterung zu ſchützen; Kälte und Temperaturwechſel ſind ihnen noch weit ſchädlicher, als den Kindern. Der Frühling und der Winter verdoppeln bei ihnen die Zahl der Sterbefälle, und es läßt ſich vermuthen, daß viele davon der Gefahr entgangen ſeyn würden, wenn ſie dieſelbe gekannt hätten. Alte Leute mögen alſo nicht verſäumen, ſich bei Annäherung der kalten Jahreszeit warm zu kleiden, in einem temperirten Zimmer zu ſchlafen, und ſich dem Einfluß der rauhen Witterung nach Möglichkeit zu entziehen. Sie dürfen auch die Winterkleider nicht zu früh ablegen, denn auch der Frühling fordert noch viele Greiſe ab. Mögen die Rathſchläge beobachtet werden, und dazu beitragen, manches für die Geſellſchaft und für die Familie wichtige Leben zu verlängern."

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
[illegible]		3	25	1
		4	36	2
		5	48	3
		6	59	4
Abends				5
4	22			6
5	9			7
6	9	[illegible]		8
7	17			9
8	32			10
9	48			11
11	7			12
Morg.				13
12	26			14
1	48			15
3	14			16
4	44			17
6	18			18
		Abends		19
[illegible]		3	59	20
		5	13	21
		6	38	22
		8	5	23
		9	28	24
		10	47	25
		Morg.		26
		12	1	27
		1	14	28
		2	25	29
		3	36	30
		4	47	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 0 M.	7 Uhr 49 M.	3 Uhr 49 M.	16 St. 0 M.
11	7 42	8 2	3 44	16 18
21	7 36	8 10	3 46	16 24

Zeitrechnung des Jahres 1835.

Das gegenwärtige 1835ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 19. April und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 7. April, ſo daß die vom Oſterfeſt abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach beiden Kalendern zugleich gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 8 Uhr 30 Minuten Morgens. Der Sommer am 22. Juni um 5 Uhr 48 Minuten Morgens. Der Herbſt am 23. September um 7 Uhr 13 Minuten Abends. Der Winter am 22. Dezember um 1 Uhr 12 Minuten Nachmittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahr drei Finſterniſſe, zwei an der Sonne und eine am Monde, von denen nur die letztere bei uns ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß wird ſich am 27. Mai in den Nachmittagsſtunden ereignen, aber im nördlichen und mittleren Europa, namentlich in Deutſchland, nicht ſichtbar ſeyn.

Die Mondfinſterniß tritt am 10. Juni Abends ein. Ihr Anfang erfolgt um 11 Uhr 1 Minute mittlere Berliner Zeit, ihr Mittel, in welchem ſich zwei drittel Zoll am nördlichen Rande des Mondes verfinſtert zeigen werden, um 11 Uhr 29 Minuten, und ihr Ende um 11 Uhr 58 Minuten, nach einer Dauer von 57 Minuten.

Die zweite Sonnenfinſterniß ereignet ſich den 20. November um Mittag, wird aber in Europa nur von der pyrenäiſchen Halbinſel und einem Theile Frankreichs geſehen werden.

Der Durchgang des Merkur durch die Sonnenſcheibe am 7. November wird für ganz Europa erſt nach Untergang der Sonne ſtatt finden.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1835.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet kommt den 15. Februar zur Sonne und bleibt bis gegen Ende Mai unſichtbar. Er erſcheint dann im erſten Grade der Fiſche vor Aufgang der Sonne am Morgenhimmel, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechster Größe bei der nächtlichen Dämmerung dem unbewaffneten Auge unſichtbar ſeyn wird. Den 16. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. Um dieſe Zeit wird er rückläufig, was er bis zu Ende des Novembers bleibt. Während der Monate Auguſt, September, Oktober und November geht er ſichtbar durch den Meridian. Den 22. des erſteren Monats ſteht er im 20ſten Grade des Waſſermanns der Sonne gegenüber, und iſt dann mit ſcharfen Augen ganz gut zu erkennen. Hierauf geht er des Abends durch den Meridian und in den Frühſtunden unter. Den 3. November erreicht er ſchon um Mitternacht den Occident, worauf er nur noch in den Abendſtunden aufzuſuchen iſt. Am Schluße des Jahres geht er ein Viertel auf 9 Uhr unter. Er iſt unterdeſſen im 27ſten Grade des Waſſermanns wieder rechtläufig geworden.

Saturn.

Saturn geht im Anfange des Jahres ein Viertel auf 2 Uhr Morgens auf und den Morgen um 7 Uhr durch den Meridian. Im Anfange des Februars wird er im 24ſten Grade der Waage rückläufig. Den 10. April ſteht er im 20ſten Grade dieſes Zeichens der Sonne gegenüber um Mitternacht im Süden und iſt bis zu Anfange des Juni die ganze Nacht ſichtbar. Er zeigt ſich unterdeſſen in der Nähe des Sterns Spica in der Jungfrau. Gegen Ende des Juni wird er wieder rechtläufig. Er geht hierauf ſichtbar unter, als den 5. Juli um Mitternacht, den 3. Auguſt um 10 und den 3. September um 8 Uhr Abends. Um dieſe Zeit verliert er ſich in den Strahlen der Sonne, die ihn den 24. Oktober im 29ſten Grade der Waage erreicht. In der erſten Hälfte Novembers kommt er in der Morgendämmerung wieder zum Vorſchein. Er geht dann in den Frühſtunden auf, als den 13. November um 5, den 21. Dezember um 3 Uhr.

Jupiter.

Jupiter ſteht im Anfange des Jahres gegen halb 10 Uhr Abends durch den Meridian, und erſt um 6 Uhr Morgens unter. Er geht dann immer früher unter den Horizont, als den 1. Januar um 4, den 21. Februar um 2 Uhr, den 30. März um Mitternacht und den 14. April um 11 Uhr Abends. Im Mai zeigt er ſich nach Untergang der Sonne tief am Abendhimmel, wo er ſich gegen Ende des Monats verliert. Im Juni erreicht ihn die Sonne im 25ſten Grade der Zwillinge. Erſt gegen Ende des Juli kommt er in der Morgendämmerung wieder zum Vorſchein, wo er ſich mit jedem Tage früher zeigt. Den 28. Auguſt geht er bereits um Mitternacht und hiernächſt in den Abendſtunden auf, als den 3. Oktober um 10, den 4. November um 8, den 3. Dezember um 6 Uhr. Unterdeſſen geht er ſichtbar durch den Meridian, als den 31. Oktober um 5, den 23. November um 3, den 21. Dezember um 1 Uhr. In den Monaten November und Dezember iſt er rückläufig. Am Ende des Jahrs ſteht er im 12ten Grade des Krebſes bald nach Mitternacht in Süden und zeigt ſich die ganze Nacht.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden. Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars ſteht am 2. Januar im 12ten Grade des Krebſes der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und zeigt ſich als ein anſehnlicher Stern die ganze Nacht. Den 25. Januar culminirt er um 10 Uhr Abends, den 25. Februar um 8 Uhr und hiernächſt während der Abenddämmerung, indem ſich ſeine Lichtſtärke allmählich vermindert. Den 12. März geht er, rechtläufig geworden, um 4 Uhr Morgens, den 25. April um 2 Uhr, den 7. Juni um Mitternacht, und den 16. Juli um 10 Uhr Abends unter. Um dieſe Zeit verliert er ſich als ein unſcheinlicher Stern in der Abenddämmerung, worauf er den übrigen Theil des Jahrs, den Thierkreis vom Krebs bis zum Steinbock durchlaufend, unſichtbar bleibt.

Venus.

Dieſer Planet iſt bis zur Mitte September Morgenſtern, im Oktober und November unſichtbar, und im Dezember Abendſtern. Zu Anfange des Jahrs zeigt er ſich eine Stunde in der Morgendämmerung. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt hierauf bis zu Anfange des Februars, wo er ſich in ſeinem größten Glanze zeigt, bis auf 2 Stunden zu, und hierauf allmählig ab. Im Anfange des März iſt er in ſeiner größten weſtlichen Ausweichung von der Sonne. Um die Mitte dieſes Monats iſt er eine Stunde, um die Mitte des folgenden eine halbe Stunde und im Anfange des Mai eine Viertelſtunde ſichtbar. Hierauf nimmt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit wieder zu. Im Anfange des Juni zeigt er ſich eine halbe und im Anfange des Juli eine ganze Stunde. Den 11. Juli geht er dem Jupiter nahe ſüdlich vorbei. Zu Anfange des Auguſt iſt er noch eine Stunde, und im Anfange des Septembers eine halbe Stunde ſichtbar. Nach der Mitte des letztgedachten Monats verliert er ſich in den Strahlen der Morgenſonne. Den 3. Oktober gelangt er zu ſeiner obern Zuſammenkunft mit der Sonne. Gegen Ende des Novembers erſcheint er in der Abenddämmerung, in der er ſich den Dezember hindurch zeigt. Gegen Ende des Jahrs glänzt er eine Stunde als Abendſtern.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar; in dieſem Jahr, wie gewöhnlich, viermal. Zuerſt erſcheint er um den 9. Februar in der Abenddämmerung. Am vortheilhafteſten zeigt er ſich daſelbſt vom 21. bis zum 27ſten dieſes Monats, wo er gegen 7 Uhr an einige Grade weſtlich vom Abendpunkt faſt 3 Viertelſtunden geſehen wird. In den erſten Tagen des März verſchwindet er wieder. Minder günſtig zeigt er ſich am Abendhimmel in der erſten Hälfte des Juni, am längſten vom 7ten bis zum 11ten, wo er um 10 Uhr Abends eine Viertelſtunde im Sternbilde der Zwillinge geſehen wird. Zu Anfange des Auguſt erſcheint er am Morgenhimmel, wo er am günſtigſten den 11ten dieſes Monats, gegen 3 Uhr aufgehend, eine halbe Stunde im Oſten des Krebſes geſehen wird. Den 20ſten dieſes Monats iſt er ſchon wieder verſchwunden. Länger kommt er von der Mitte des Novembers bis zur Mitte des Dezembers in der Morgendämmerung zu Geſicht, am günſtigſten vom 21. bis zum 27ſten des erſtern Monats, wo er, nach halb 6 Uhr Morgens aufgehend, faſt eine Stunde unter den Sternen der Waage geſehen wird.

In dieſem Jahr wird der berühmte Halley'ſche Komet wieder erſcheinen. Halley, der ihn 1682 beobachtete und zuerſt ſeine Bahn berechnete, fand, daß er ſchon 1456, 1531 und 1607 geſehen ſey und ſeinen Umlauf in 75 bis 76 Jahren vollende. Er verkündigte ſeine Wiederkehr auf 1759, und wirklich kam der Komet am 12. März dieſes Jahrs in ſeine Sonnennähe. Diesmal erreicht er dieſelbe am Ende des Oktobers oder im Anfange des Novembers 1835 (nicht 1834, wie hin und wieder irrig geſagt iſt). Er gehört zu den größten bis jetzt beobachteten. Die Ebene der Erdbahn unter einem Winkel von 17 und drei viertel Grad durchſchneidend, geht er zwiſchen Merkur und Venus hindurch und auf der andern Seite weit über die Bahn des Uranus hinaus. Seine Sonnennähe liegt von der Sonne aus im 3ten Grade des Waſſermanns, und ſein aufſteigender Knoten im 26ſten des Stiers. Seine Bewegung iſt rückläufig. Die Störungen, die er von den Planeten, in deren Bereich er kommt, beſonders vom Jupiter und Saturn, erleidet, werden bei ſeiner diesmaligen Erſcheinung genauer als zuvor beſtimmt werden.

Verzeichniß
von Jahrmärkten in größeren Städten
der preußiſchen Monarchie
auf 1835.

(Nach Mittheilung der Königl. Kalender-Deputation.)

1. Westphalen.

Arnsberg. Drei Kramm.: Jeder 2 Tage. 5. und 6. April. 21. und 22. Juni. 20. und 21 September.

Bielefeld. Kramm. 4. Mai. 2. Juni. 12. u. 13. Oktober. 16 November. Bei'm 1., 3. u. 4. zugleich Viehm.

Dortmund. 25. März, 1 Tag. 8. u. 9. April. 14. u. 15. Mai. 22. u. 23. Oktober. Der 1. iſt Kramm. Der 2., 3. u. 4. Kram- u. Viehm.

Hamm. Kramm. 25. März. 24. Juni. 25. Septb. 21. Dez. Viehm. 23. Oktober.

Iſerlohn. 16. März Pferdem. 18. bis 20. Mai Kramm. 4. Mai Viehm. 5. bis 7. Oktober Kramm. 20. Oktober Viehm. 28. Nov. Schweinem.

Limburg. 30. Juli. 2 Tage.

Minden. Meſſe, 8 Tage, die chriſtlichen und jüdiſchen Feiertage mitgerechnet, und ſindet an denſelben kein Verkehr ſtatt. 8. Mai und 11. November.

Münſter. 1. April, 10 Tage Kramm. Faſten-Send: 30. April, ſo wie 4. Juni, Viehm. 27. Juni, 5 Tage Kramm. 8. Aug. Viehm. 28. September, 5 Tage, 14. Oktober, 10 Tage, Markt (Send.). 23. November Viehm.

Paderborn. Kramm. 22. Febr. 25. März. 20. Mai. 22. Juli. 16. Dezember. Viehm. 27. Oktober.

Steinfurth. Kram-, Korn- und Viehm.: 9. Febr. 13. März. 16. April. 13. Mai. 23. Juni. 27. Juli. 17. Aug. 21. Septbr. Tages vorher Kirchweihm. 27. Oktober. 11. November. 4. Dezember.

Unna. 20. Juli. 20. Auguſt. 25. November. 2 Tage.

2. Rheinprovinzen.

Aachen. Kramm. 24. Juni. Dauert einen vollen Monat.

Bacharach. 3 Tage. 19. Mai. 1. Dezember. Kramm.

Boppard. 4. April. 27. Juni. Kramm. 29. Auguſt. Kram- und Zwiebelmarkt. 24. November. Kram- und Flachsmarkt. Außerdem 12 Viehmärkte: auf den 2. Dienſtag eines jeden Monats.

Bonn. 22. Febr. 5. Mai. 24. Juni. 15. Aug. 25. Novbr. Kram- u. Viehm. 2 Tage.

Cleve. 7. April. 21. April. 12. Juli. 7 Tage. 29. Septb. 13. Oktb. 27. Oktb. 10. Nov. 24. Nov. Viehm. Der 3. blos Kramm.

Cöln. Dienſtag und Freitag jede Woche Kälber- und Schafm. Dienſtag und Mittwoch jede Woche Schweinemarkt. 1. und 2. Mai Blumenmarkt. 28. Oktober Korbmarkt: 3 Tage. Vom 30. April bis

20. Mai Krammarkt. 30. Septb. 6 Wochen hindurch Ochſenmarkt. Vom 1. bis 24. Dezember Krammarkt.

Düſſeldorf. 3 Tage. 22. März. 28. Mai. 17. September. 23. Oktober.

Ehrenbreitſtein. 5. Januar. 9. Februar. 30. November. 14. Dezember. Kram- und Viehmärkte.

Elberfeld. 10 Tage. 10. Mai und 11. Oktober.

Geldern. 12. Januar. 8. Juni. 22. Juni. 14. September.

Jülich. 3 Tage. 22. Juni. 24. Auguſt. 6. Novbr. Kramm.

Mainz. 2 Meſſen, jede 14 Tage: 19. März. 20. Auguſt.

Malmedy. 1. Mai. 29. Juni. 15. Aug. 11. Oktb. 31. Oktb. 6. Dez. Kram- und Viehmärkte.

Saarbrücken. 6. Jan. 5. Mai. 6. Oktbr. Kram- u. Viehm.

Trier. 7. Januar Viehm. 4. Februar desgl. 24 Februar desgl. 4. März desgl. 1. April desgl. 6. Mai desgl. 3. Juni desgl. 21. Juni, Meſſe, 14 Tage. 25. Juni Viehm. 1. Juli desgl. 5. Aug. desgl. 2. Septb. desgl. 7. Oktb. desgl. 1. Nov., Meſſe, 14 Tage. 4. Nov. Viehmarkt. 2. Dez. desgl.

Weſel. 1. Mai Krammarkt. 6. Juni Viehmarkt. 11. Juni, 3 Tage, Krammarkt. 3. Oktober, 3 Tage, Kramm. 15. Oktober.

Xanten. 21. Juni. 10. Oktober. 21. Dezember. Jeder 3 Tage.

3. Brandenburg, Pommern und Sachsen.

Berlin. Krammärkte: 6 Tage. 23. März. 18. Mai. 17. Aug. 25. Oktbr. Wollmarkt 19. Juni, 5 Tage. Pferde- und Viehmärkte. 23. März. 9. Nov. Jeder 14 Tage.

Brandenburg. (Altſtadt.) 4. März. 6. Mai. 3. September. 1. Oktober. 5. November. Jedesmal zugleich Viehm. (Neuſtadt.) 26. März. 10. Juni. 25. Juni. 22. Oktober. 26. November. Jedesmal Viehmärkte. Wollmärkte: 19. Juni. 2. Oktober. 4. Dezember.

Cammin. 12. März Viehm. 16. März Victualien- und Leinwandmarkt. 17. März Krammarkt. 23. April Viehmarkt. 27. April Victualien- und Leinwm. 28. April Krammarkt. 11. Juni Viehmarkt. 15. Juni Victualien- und Leinwm. 16. Juni Kramm. 10. Septbr. Viehm. 14. September. Victualien- und Leinwandm. 15. September Kramm. 5. Nov. Viehm. 9. Nov. Victualien- und Leinwandmarkt. 10. Nov. Krammarkt.

Cöslin. 12. Februar. 18. Juni. 10. September. Krammärkte. 9. September. 28. Oktober. Viehmärkte.

Colberg. 6. März Oelmarkt. Wollm.: vom 18. bis 22. Juni. 23. Oktober. Viehm. 3. Juli. 31. Oktober. Krammarkt: 6. Juli, dauert 8 Tage.

Cottbus. Kram- und Viehmärkte. 27. April. 7. September. Wollmärkte. 11. Juni. 3. September.

Cüſtrin. 3 Tage Kramm. Am 1. Tage Viehm. 24. Februar. 5. Mai. 8. September. 25. November. Viehm.

Eisleben. (Altſtadt.) 16. bis 18. März. 22. bis 24. Juni. 21. bis 24. September. 19. bis 21. Oktober. Die zwei erſten Tage zugleich Roß- und Viehm. (Neuſtadt.) 26. Mai. 24. November. Krammärkte. Jeder 2 Tage.

Erfurt. 20. Juni. 9. September. 14. November. Krammärkte. 16. März, Roß- und Viehmarkt. Die Jahrmärkte dauern 8 Tage, der Roß- und Viehmarkt 1 Tag.

Frankfurt a. d. O. a) Meſſen: 9. März. 6. Juli. 9. Nov. b) Krammärkte: 16. März. 13. Juli. 16. November.

Garz a. d. O. 3. März. 16. Juni. 6. Oktober. Jedesmal zugleich Vieh- und Pferdemarkt.

Halberſtadt. 30. März, auf dem Domplatz. 15. Juni, auf dem Markte. 16. Oktober, auf dem Markte. Viehmärkte. 2. April. 8. Oktober. Beide auf dem Burchardi Anger.

Halle. Vieh- und Krammärkte. 9. u. 10. April. 14. u. 15. September. Vorſtadt Glaucha: 10. u. 16. Juni. 10. u. 15. Auguſt. Vorſtadt Neum: 11. bis 18. November. Krammärkte.

Havelberg. 28. und 29. April. 1. und 2. September. 17. und 18. Novbr. Jedesmal vorher Rindvieh-, Schweine- und Pferdemarkt.

Jüterbogk. 18. März Flachsm. 19. März Viehm. 20. und 21. März Krammarkt. 3. Juni Woll-, Flachs-, Vieh- u. Krammarkt. 18. Juni Viehm. 19. u. 20. Juni Krammarkt. 13. bis 15. Auguſt: Pferde-, Rind-, Ziegen-, Hammel- u. Schaafviehmarkt. 23. Septbr. Woll-, Flachs- u. Viehm. Tages darauf Krammarkt. 5. bis 7. Nov. Krammarkt. Mittwochs zuvor Flachsmarkt.

Königsberg in der Neumark. 30. April. 19. Aug. 28. Oktober. Tags vorher Viehmarkt.

Landsberg a. d. Warthe. 4. März. 17. Juni. 1. Juli. 21. Oktober. Tages vorher Vieh- und Pferdem. Wollm. 9. bis 11. Juni. 1. Juli. 21. Oktober.

Magdeburg. (Altſtadt.) 16. bis 21. Februar. 27. April bis 2. Mai. 22. bis 27. Juni. Der Großhandel und der Verkauf der Fabrikwaaren fängt 4 Tage früher an. 25. bis 27. Juni Wollmarkt. 22. bis 29. September Heermeſſe. (Bei dieſer Meſſe fängt der Großhandel und der Verkauf von Fabrikwaaren, den Donnerſtag vor der Mauritiuswoche an, ohne Unterſchied, ob der Mauritiustag auf einen der vier erſten, oder der drei letzten Wochentage fällt. (Neuſtadt.) a) **Im alten Theile.** Vieh- und Krammarkt den 14. Oktober. b) **Im neuen Theile.** 6. März. Kram-, Vieh- und Pferdemarkt. 2. Juli desgl. c) In der **Sudenburg.** 31. März. 4. September. Pferde- und Viehmärkte.

Merſeburg. 23. März. 15. Juni. 10. Aug. 2. Nov. Jeder 3 Tage. In der Vorſtadt Neumarkt. 25. April Vieh- und Roßmarkt. 27. und 28. April Krammarkt.

Mühlhauſen. 11. März. 10. Juni. 16. September. 16. bis 19. Dezember. Kram- und Flachsmärkte. 1. bis 3. Juni. 20. bis 22. Juli. 19. bis 21. Oktober Krammärkte. 21. September. 26. Oktober. Roß- und Viehmärkte.

Naumburg a. d. Saale. Meſſen. 13. April. 2. Mai. 7. bis 26. September. Roß- und Viehmärkte. 21. Mai. 24. September. 28. Oktober. Kram- und Topfm. 29. Juni bis 2. Juli.

Neuſtadt-Eberswalde. 4. März. 20. Mai. 28. Oktober. Jedesmal Tages vorher Vieh- und Pferdem. Wollm. 5. u. 6. Juni.

Nordhauſen. 5. Mai. 15. September. Viehm. 7. April.

ne Viehm. 1 Tag.

Perleberg. 9. März. Kornm. 24. März. 30. Juni. 27. Oktb.

Potsdam. 29. Jan. 9. April. 18. Juni. 27. Aug. 22. Oktbr. 19. Nov. Bei dem 2. und 5. Markte iſt zugleich, bei dem 6. Tages vorher Vieh- und Pferdemarkt.

Prenzlau. 2. März. 25. Juni. 12. Oktbr. Freitag vorher Viehm. 30. Nov. Wollm. 12. u. 13. Juni. 23. u. 24. Oktbr.

Puttbus. 31. Aug.

Quedlinburg. 4. Mai in der Altſtadt. 1. Juni in der Neuſtadt. 16. Nov. in der Altſtadt.

Rathenow. In der Altſtadt: 16. Juni. 20. Oktbr. In der Neuſtadt: 2. April. 8. Dez. Jedesmal Tages vorher Vieh- u. Pferdem.

Ruppin. (Alt.) 27. Mai. 9. Septb. Vieh-, Pferde- u. Kramm.

Ruppin. (Neu.) 11. März Vieh-, Pferde-, Schweine- und Saatmarkt. 24. April. 25. Juni. 17. Septbr. Bei'm 2., 3. u. 4. iſt Tages vorher Vieh-, Pferde- und Schweinemarkt. 10. Nov. Vieh-, Pferde- und Schweinemarkt.

Spandau. 7. April. 30. Juni. 25. Aug. 20. Oktbr. 1. Dez. Kram- und Viehmärkte.

Stargard in Pommern. Vieh- und Pferdem. 13. März. 27. März. 10. April. 19. Juni. Leinewandmarkt. 15. Juni. 6 Tage. Wollmarkt: 17. Juni. Krammarkt: 22. Juni, 3 Tage. 23. Septbr. Wollm. 15. Oktbr. Vieh- u. Pferdem. 6. Nov. Vieh- u. Pferdem. 7. Dezember Krammarkt.

Stendal. 30. März Pferde-, Rindvieh- und Schweinemarkt. Jahrmarkt 1. bis 3. Juni; am 1. Tage Pferde-, Vieh- u. Wollmarkt. 21. bis 23. Septbr.; am 1. Tage Viehm. 19. Oktober Woll-, Vieh- u. Pferdemarkt. 8. Dezember, 2 Tage, Krammarkt.

Stettin. 6. März Vieh- und Pferdemarkt. 4. bis 9. März Kramm. 14. bis 16. Juli Wollm. 14. Septbr. Vieh- u. Pferdem. 23. u. 24. Oktbr. Viehm. 26. bis 31. Oktbr. Krammarkt.

Stralſund. 17. Febr. Viehm. 29. Juni Kramm. 13. Juli Wollm. 23. Oktbr. Viehm. 7. Dez. Kramm. 11. Dez. Schuhm.

Torgau. 16. bis 21. März Krammarkt. 4. Mai Viehmarkt. 3. u. 4. Juni Wollmarkt. 22. bis 27. Juni Krammarkt. 19. Septbr. Viehm. 21. bis 26. Septbr. Kramm.

Wittenberg. 3 Jahrmärkte: 4. Mai. 19. Oktbr. 14. Dez. Jeder 6 Tage. 14. Oktbr. Viehmarkt.

4. Ost- und Westpreussen.

Danzig. 27. bis 30. Juni. 5. Auguſt bis 1. Septbr. Erſterer Wollmarkt, letzterer Krammarkt.

Elbing. 5. bis 12. Mai, Kramm. 15. bis 17. Juni, Pferde- u. Viehm. 12. bis 14. Oktbr., Pferde- u. Viehm. 11. bis 18. Nov. Krammarkt.

Culm. 5. Jan. 27. April. 6. Juli. 28. Septbr. 12. Oktbr. 12. Nov. Kram-, Vieh- u. Pferdem.

Flatow. 7. Jan. 12. März. 9. Juni. 10. Aug. 17. Septbr. 3. Nov. 11. Dez. Zugleich Vieh- und Pferdemarkt.

Graudenz. 16. März. 22. Juni. 31. Auguſt. 30. November. Kram-, Woll-, Vieh- und Pferdemärkte.

Gumbinnen. 2. März. 22. Juni. 5. Oktbr. Jedesmal Freitag vorher Vieh- u. Pferdem. Wollm. 22. bis 27. Juni. 28. Septb. bis 3. Oktober. Die Krammärkte dauern 3, die Wollmärkte 6 Tage.

Inſterburg. 25. Febr. 17. Juni. 30. Septbr. Jedesmal Montag vorher Vieh- u. Pferdemarkt. Jeder Krammarkt 3 Tage.

Königsberg. Kramm. 22. Juni, dauert 28 Tage. Wollmarkt. 24. Juni bis 7. Juli. 14 Tage. Viehm. 24. u. 25. Juni.

Labiau. 3 Tage. 3. März. 25. Mai. 7. Juli. 19. Oktober. Viehm. 1 Tag. Den 3. Juli. 14. Oktbr. Leinwm. 6. Juli.

Marienburg. 4. Mai. 3 Tage, Kram-, Vieh- u. Pferdem. Letzterer am 1. Tage. 4. Juli Wollm. 5. Oktbr., 3 Tage, Kram-, Vieh- u. Pferdem. Letzterer am 1. Tage.

Marienwerder. 18. März. 1. Juli. 23. Septbr. 25. Nov. Tages vorher jedesmal Vieh- u. Pferdemarkt.

Memel. 15. Aug., 14 Tage, Viehm. 22. u. 23. Juni. 19. u. 20. Oktb.

Stargardt. 7. u. 8. April Kram-, Vieh- u. Pferdem. 29. u. 30. Juni Kramm. 21. u. 22. Septbr. Kram-, Vieh- u. Pferdem. 28. u. 29. Oktbr. und 21. Dez. Kramm.

Tilſit. 22. Septb., 4 Wochen, am 1. Tage iſt Viehm. Freitag und Sonnabend vorher und während der ganzen Dauer des Jahrmarkts iſt an dieſen beiden Tagen Pferdemarkt. Während der ganzen Woche vor dem eigentlichen Jahrmarkte vom 15. bis 21. September iſt Wollmarkt. Ein zweiter Wollmarkt iſt vom 17. bis 24. Juni.

Thorn. 6. Jan. 2 Wochen. 15. Juni. 8 Tage. 26. Oktober.

5. Schleſien.

Breslau. 25. März Roß- u. Viehm. 30. März Krammarkt. 27. April Roß- und Viehm. 2. Juni Wollm. 24. Juni Kram-, Roß- und Viehm. 13. Juli Roß- und Viehm. 7. Septmbr. Kramm. 6. Oktbr. Wollm. 19 Nov. Kram-, Roß- und Viehm.

Brieg. 21. Mai. Wollm. 15. Juni Roß- u. Viehm. 16. 17. u. 18. Juni Kramm. 20. Juli Roß- u. Viehm. 8. Septbr. Roß- u. Viehmarkt. 9. 10 u. 11. Septbr. Kramm. 1. Oktbr. Wollmarkt. 30. Nov. Roß- u. Viehm. 1. 2. 3. Dez. Kramm.

Bunzlau. 24. Febr. 28. April. 18. Aug. 3. Nov. Jeder 2 Tage. Tages vorher Roß- u. Viehmarkt.

Glogau (Groß-). 8 Tage. 8. bis 12. und 14. bis 16. Mai. 15. bis 22. Aug. 13. bis 20. Dez. Wollm. 5. Juni. 20. Oktober. Glogau (Ober-). 13. Januar. 7. April. 30. Juni. 25. Auguſt. 29. Oktober. Jedesmal zugleich Viehmarkt.

Hirſchberg. 1. Juni. 17. Aug. 16. Nov. Jeder 2 Tage. Viehm. 5. März, und jedesmal den Tag nach dem 2. Krammarktstage.

Jauer. 3 Tage. 30. März. 29. Juni. 14. Sept. 7. Dez. Viehm. am 3. Tage.

Liegnitz. Kram-, Roß- u. Viehm. 4 Tage. 9. bis 12. Febr. 4. bis 7. Mai. 4. bis 7. Aug. 2. bis 5. Nov. Wollm. 1. bis 3. Juni. 3. Sept. 1. u. 2. Oktober.

Oels. 9. März. 15. Juni. 2. September. 9. November.

Oppeln. 12. Jan. Krams-, Roß- u. Viehm. 30. März Roß-
. Viehm. 27. April Krams-, Roß- u. Viehm. 13. Juli desgleichen.
21. Sept. desgl. 2. Nov. desgl. Wollm. 8. Juni. 12. Oktober.

Sagan. 2. März. 4. Mai. 10. Aug. 19. Oktbr. Jeder 2 Tage. Am 1. Tage zugleich Viehm. Wollm. 29. Juni. 29. September.

6. Poſen.

Birnbaum. 6. April. 24. Juni. 29. Sept. 30. November. Krams- u. Viehm.

Bromberg. 6 Tage. 16. Febr. 18. Mai. 31. Aug. 30. Nov. Jedesmal Montag und Dienſtag Vieh- und Pferdem. Die übrigen ier Tage aber Kramm.

Gneſen. 1) 12. Januar. 2) 27. April. 3) 27. Juli. 4) 5. Oktober. Jeder Markt 2 Tage, der 2. jedoch 8 Tage, und iſt, ſo wie der 3. u. 4. zugleich Krams-, Vieh- und Pferdem. Der erſte aber nur Vieh- u. Krammarkt.

Liſſa. 12. Jan. 9. März. 15. Juni. 7. Sept. Krams- u. Viehm.

Meſeritz. 30. März. 18. Mai. 6. Juli. 19. Oktbr. Krams- u. Viehmarkt, jeder 2 Tage.

Poſen. 8 Tage. 9. März Krams- und Viehmarkt. 22. Juni. 28. Sept. Kramm. 14. Oktober Krams- und Viehmarkt.

Sylveſter-Lied.

Vorſänger.

Herzchen im Thurme: ſchlagende Uhr,
Klinge im Sturme durch die Natur;
Bring' uns die ferne Sonne zurück,
Feurige Sterne ahnen dies Glück:
Himmliſch getragen bringſt du das Jahr:
Zwölf hat's geſchlagen deutlich und klar!

Chor.

Oeffnet die Fenſter allem Geſchrei,
Wolkengeſpenſter zieht nun vorbei!
Was heut die ſinkende Sonne bedacht,
Zeigen ſchon blinkende Sterne der Nacht,
Sind ſchon von wärmender Sonne durchblickt,
Sind ſchon von ſchwärmender Liebe entzückt.

Vorſänger.

Dreht ſich das alte Jahr nun zurück:
Daß ſich erhalte älteres Glück, —
Kommt nun das neue Jahr in die Welt:
Daß ſich zerſtreue, was uns mißfällt, —
So iſt geſtaltet Göttergeſchick,
Treulich verwaltet Alle dies Glück!

Chor.

Hände verſchlinget, Herzen vereint:
Was uns durchdringet feſtlich erſcheint:
Wir, als die Wiſſenden, thun uns hier kund:
Schließen mit küſſenden Lippen den Mund.

Daß uns magnetiſche Weihung durchglüht
Und das poetiſche Neujahr erblüht.

Vorſänger.

Geiſtig beginnet, was ſich erneu't,
Geiſtig gewinnet Jeder die Zeit;
Tief im Gemüthe waltet die Kraft,
Daß ſich die Blüthe hoffend erſchafft;
Wünſchet heut offen: was euch erfreut,
Sehet im Hoffen Alles erneut.

Chor.

Immer im Dunkel kommt uns das Jahr,
Weines-Gefunkel machet es klar;
Bringt uns die klingenden Gläſer herbei!
Schließet die ſingenden Kehlen auf's neu:
Sammelt die feurigen Wünſche bei'm Glas,
Keiner der Eurigen beiße in's Gras!

Vorſänger.

Fröhliche Schweſtern! Trinkt auf die Zeit:
Eben war geſtern, eben iſt heut;
Herrliche Brüder! Schenket euch ein:
Zeitengefieder rauſchet bei'm Wein;
Hebt uns zum Tanze, dreht uns im Kreis,
Schwinget im Kranze, Jüngling und Greis.

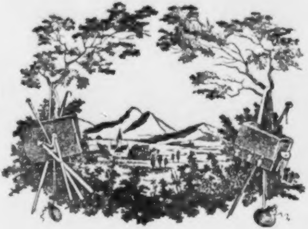
Chor.

Laſſet uns ſchweben über die Welt,
Allem ergeben, was uns gefällt;
Wenn der geflügelte Gott aus uns ſpricht,
Flieht das geflügelte Faltengeſicht,
Und im erheiternden Hauche der Zeit
Ziehen die ſcheiternden Schiffe noch weit!

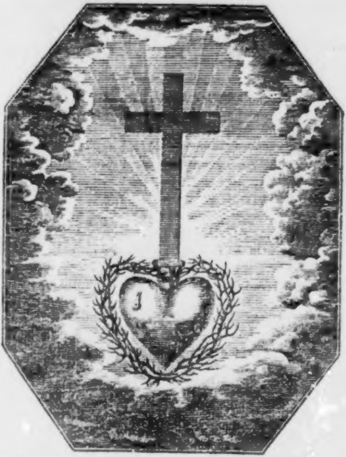
L. Achim v. Arnim

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.



1835.
Berlin und Königsberg in der Neumark.
Vereins-Buchhandlung.



Die Bedeutung der chriſtlichen Feſte.

Der Menſch hat vielerlei Glieder ſeines Leibes. Warum? Er hat vielerlei Verrichtungen. Dieſe Glieder können aber ihre Verrichtungen nicht alle auf einmal abthun, darum gab Gott dem Menſchen auch vielerlei Zeit; er ſchuf uns Jahre, Wochen, Tage, Stunden, um es möglich zu machen, daß wir unſre Arbeiten, jede geſondert treiben möchten; denn der Menſch treibt nur das ordentlich, was er geregelt vornimmt: dann kann er es mit Herz und Seele und mit allen Kräften, die ihm zu Gebote ſtehen, und es iſt Werth an dem, was er thut. So iſt es mit dem Körper, ſo mit der Seele; geiſtige Geſchäfte haben dieſelbe Regel, wie die körperlichen. Unter den geiſtigen Beſchäftigungen iſt eine, von der Niemand ſich losſagen kann, das iſt die Beſchäftigung mit Gott. Ihm ſind alſo beſtimmte Zeiten gewidmet, wo wir uns mit ihm beſchäftigen, oder, da wir in dem Verhältniß zu ihm ſtehen, wie ein unmündig Kind zum Vater, beſſer geſagt: wo wir ihn verehren. Wir verehren aber auch als Chriſten den Sohn Gottes, von dem wir den Namen führen; und da er Menſch war, wie wir, ſind für die Abſchnitte ſeines Lebens, welche auf unſer Heil beſondern Einfluß hatten, ebenfalls beſondere Zeiten feſtgeſetzt. Dieſe genannten Zeiten nun, wo wir uns mit geſammelter Andacht dem Göttlichen hingeben, wie Chriſtus es uns offenbarte, heißen die chriſtlichen Feſte. Doch ſoll man nicht meinen, als ob man in der übrigen Zeit von religiöſen Pflichten und Leiſtungen losgeſprochen ſey; das wäre ein Glaube voll Läſterung. Gott ſoll gelobt werden durch das ganze Leben, an den beſtimmten Feſten mit Herz und Mund in aller Reinheit, an den Tagen unſrer irdiſchen Arbeiten aber durch Vollbringung ſeines Willens. Deshalb ſagt auch ein alter Lehrer unſrer chriſtlichen Kirche ſehr ſchön: „das größte Feſt iſt ein gutes Gewiſſen“ und: „das ganze Leben des Chriſten ſoll ein Gebet ſeyn.“ Man würde aber ſehr irren, wenn man glauben wollte, die Feſte und Feiertage ſeyen überflüſſig und der Menſch brauche nur ſein Gedächtniß zur Erinnerung; denn der religiöſe Glaube des Menſchen iſt eine Farbe ſeiner Seele, welche in dem Treiben des Lebens blaß und matt wird; durch die Feſte wird ſie wieder aufgefriſcht und neu. Der Menſch iſt ein ſinnliches Weſen, und braucht ſinnliche Mittel, das Leben ſeines religiöſen Gefühls friſch und geſund zu erhalten. Es wäre ferner undankbar, dem Gründer unſers Heils nicht freudig geben zu wollen, was ihm gebührt, und durch fromme Feier ſeiner Feſte ihm nicht dienen zu wollen. Endlich hat Jeſus Chriſtus auch verlangt, daß wir ſein gedenken ſollen, und wenn der Erlöſer der Welt ſpricht, ſo ſind ſeine Worte ewige, unverbrüchliche Gebote. Das iſt der große Sinn der chriſtlichen Feſte im Allgemeinen, von deren Zahl jeder andere Feiertag, der ſich nicht unmittelbar auf die Religion bezieht, z. B. ein patriotiſches, Landes-, Familienfeſt, hier ausgeſchloſſen bleibt. Wir geben eine möglichſt vollſtändige Aufzählung aller Feſte der chriſtlichen Kirche, wie ſie ſich im Laufe der Zeit geſtalteten, aufkamen und den Wechſel aller menſchlichen Einrichtungen erfahrend, wieder untergingen. Was die Eintheilung dieſer feierlichen Tage betrifft, ſo ſondert man gewöhnlich die beweglichen und unbeweglichen Feſte. Jene ſind ſolche, deren Zeit durch das Oſterfeſt beſtimmt wird, welches bekanntlich von der Tag- und Nachtgleiche des Frühjahrs abhängt, z. B. Pfingſten, der 50ſte Tag nach Oſtern u. ſ. w.; die unbeweglichen Feſte dagegen haben ihren beſtimmten Monatstag. Eine andre Eintheilung iſt die in wöchentliche und jährliche Feſte. Dieſer Ordnung folgen wir in unſrer kurzen Schilderung.

I. Von den wöchentlichen Feſten.

Der Leſer wundre ſich nicht. Wir haben freilich im ſtrengen Sinne keine wöchentlichen Feſte mehr außer dem Sonntag, der als Tag des Herrn allerdings ein Feſt iſt, aber die erſten urſprünglichen Chriſten hatten deren allerdings. Bei ihnen waren nämlich noch keine hohen Feſte beſtimmt; ſie kamen deshalb in der nächſten Zeit nach Chriſtus, und in den Tagen der erſten Ausbreitung der göttlichen Lehre, wie wir aus der Apoſtelgeſchichte uns begreiflich machen können, faſt täglich zuſammen, und unterhielten ſich über die Heilslehre von dem Gekreuzigten. Bei dieſen Zuſammenkünften, die aus Noth und Bedrängniß oft des Nachts und bei verſchloſſenen Thüren gehalten wurden, feierte man die beſondern Gaſtmähler der Liebe, Agapen genannt, und dann noch das Abendmahl Chriſti zu ſeinem Gedächtniß. Man ſcheint die Geſtalt dieſer Zuſammenkünfte von den Römern entlehnt zu haben, wie ſonſt noch die Geſchenke am Neujahrstag u. A.; denn jene Heiden hatten die Sitte, bei ähnlichen Gaſtmählern, Chariſtien genannt, die Streitigkeiten der Freunde beizulegen. Jene heiligen Zuſammenkünfte der Chriſten arteten jedoch bald aus und die Ausſchweifungen, welche von ſolchen Gelagen veranlaßt wurden, liegen ſehr nahe. Später trat die Feier des Sonntags ein, den man zu einer wöchentlichen Hauptverſammlung deshalb am paſſendſten hielt, weil einmal Gott die Welt an einem Sonntag zu ſchaffen und aus der Unordnung zu ordnen begann; ſodann, weil Chriſtus an dieſem Tage auferſtanden war, und die neue Welt des geiſtigen Lebens, die Verſöhnung des Menſchen mit Gott, ins Daſeyn gerufen hatte. Wir müſſen hierbei bemerken, daß ſchon die erſten Chriſten den Tod und die Auferſtehung Chriſti als den Mittelpunkt betrachteten, von welchem aus die Verehrung des Heilandes beginnen müſſe, weil ſeine Erlöſung damit angefangen habe. Aus dieſem Geſichtspunkte nun beſtimmte man auch den Sonntag zum wöchentlichen Feſttage, und feierte ſogar noch den Mittwoch und den Freitag in dieſer Beziehung, weil der erſtere Tag der Anfang aller Leiden für Jeſus und der leztere ſein Todestag war. An dieſen beiden Tagen wurde gefaſtet; jedoch, wie eine echte Freiheit immer der Ruhm der Kirche war, zwang man Niemand zu ſolcher Entſagung, ja, als ſpäter eine Sekte, die Montaniſten genannt, das Faſten zum unerläßlichen Geſetz ſtempeln wollte, erhob ſich die ganze rechtgläubige Kirche dagegen. Da die, welche in der frühеſten Zeit zum Chriſtenthum übergingen, meiſt Juden waren, ſo ließ man, um ihre Ordnung nicht zu ſtören und ſie noch auf beſondere Weiſe zu gewinnen, auch den Sonnabend oder Sabbath der Juden neben dem Sonntage feiern, und dieſe Gewohnheit wurde allgemeiner und auch ſpäter beibehalten; doch behielt ſtets der Sonntag den Vorrang. Am Sabbath wurde gefaſtet, am Sonntag nicht, doch war auch dieſe Sitte nicht allgemein. Später ſchieden ſich hierin ſogar die griechiſche (morgenländiſche) und römiſche (abendländiſche) Kirche; jene that die, welche am Sabbath faſteten, in den Bann, und beſchuldigte die abendländiſche Kirche des Abfalls von den Gebräuchen und Gewohnheiten der Apoſtel. Unſere jetzige Zeit, welche überhaupt die vielen Feſte nicht leiden mag und damit wohl nicht eben Unrecht hat, kennt nur einen wöchentlichen Feſttag, den Sonntag.

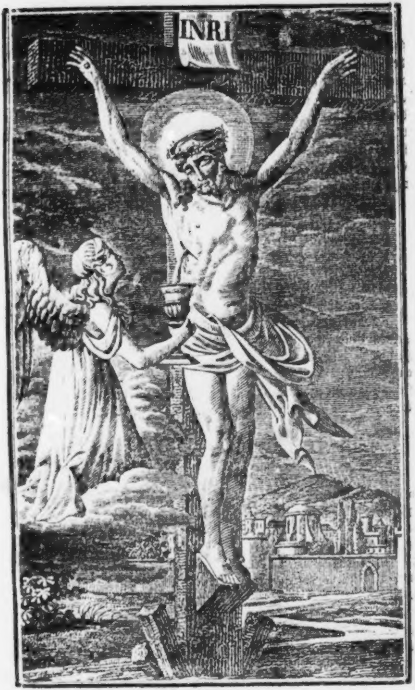
Wir wiſſen die Zeit, wo der Sonntag ſich als beſondern Tag des Dienſtes im Herrn geltend machte, nicht genau; doch finden ſich ſchon Offenb. Joh. 1, 10 ſichere Spuren. Der dort genannte „Tag des Herrn" iſt der Sonntag. Auch hat man Andeutungen, wie er im chriſtlichen Alterthum gefeiert wurde. Wie wir ſchon oben bemerkten, durfte am Sonntage nicht gefaſtet werden. Man mußte ferner ſtehend beten und durfte nicht knieen. Die Kirchenverſammlung zu Laodicea war die erſte, welche ein ausdrückliches Verbot ergehen ließ, an dieſem Tage bürgerliche Geſchäfte zu treiben. Dazu fügten die römiſchen Kaiſer ſpäter das Geſetz, daß am Sonntage keine Prozeſſe geführt werden ſollten, und der Kaiſer Konſtantin insbeſondere ſuchte die Heilighaltung dieſes Tages geſetzlich zu befeſtigen. Er meinte, an demſelben könne man unter allen bürgerlichen Geſchäften nur die Freilaſſung eines Sklaven vornehmen; ſie allein ſey des Sonntags werth. Er unterſagte auch in ſeinen Feldzügen die kriegeriſchen Uebungen an dieſem Tage, und hatte ſelbſt ein beſonderes Gebet vorgeſchrieben, welches von dem ganzen Heere am Sonntage geſprochen werden ſollte und das alſo lautete:

> „Du allein biſt unſer Gott, unſer Helfer und König; ſo bekennen und rufen wir Dich. Du haſt für uns die Schlachten gewonnen und die Feinde beſiegt. Wir hoffen auf die Geſchenke Deiner Gnade in der Zukunft, für die empfangenen Wohlthaten danken wir Dir. Erhöre unſer Flehen für unſern Kaiſer Konſtantin; erhalte ihn uns noch lange als Sieger, und mit ihm unverletzt ſein ganzes gottſeliges Haus.“

Das Schlimme an der Sache war, daß ſich auch viele Heiden unter den Soldaten befanden, und auf dieſe Weiſe zur Heuchelei gezwungen wurden. — Später wird noch beſonders erwähnt, daß eine Verſammlung afrikaniſcher Biſchöfe den Kaiſer erſuchte, das Schauſpiel am Sonntage zu verbieten. Unſern Sonntag und die geſetzliche Haltung deſſelben kennt der Leſer.

II. Die jährlichen Feſte.

Wie bei den wöchentlichen, ſo wurde auch bei den jährlich wiederkehrenden Feſten das Leiden und Sterben Jeſu zu Grunde gelegt, wodurch dieſe Feſte ſelbſt in Trauer- oder Bußtage und in Freudentage zerfielen. Unſere Nachrichten reichen nicht ſo tief in das chriſtliche Alterthum hinunter, daß wir die Entſtehung jedes Feſtes genau datiren könnten; ſie ſcheinen aber allmählig und nach einander aufgekommen zu ſeyn. Die älteſten, die erwähnt werden, ſind Oſtern und Pfingſten, welche um die Mitte des dritten Jahrhunderts bereits angeordnet geweſen zu ſeyn ſcheinen. Wir beginnen daher mit dieſen, da ſie ohnehin die wichtigſten der chriſtlichen Feſte ſind, beſiegelt mit dem Tode, der Auferſtehung und Himmelfahrt unſers Heilandes, ſo wie mit der Ausſendung ſeiner Apoſtel.


INRI

1. Das Oſterfeſt.

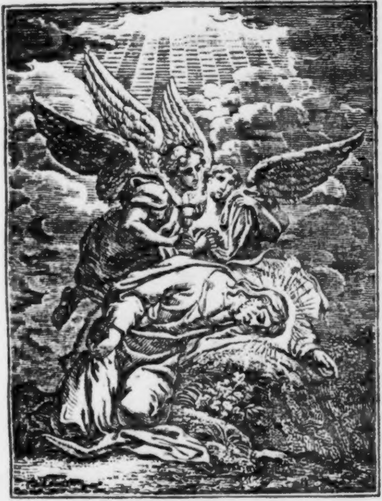
Was die Bezeichnung dieſes Feſtes anlangt, ſo war ſein früheſter Name Paſcha, welcher von dem jüdiſchen Paſſahfeſte hergenommen war. Chriſtus galt als das Oſterlamm, welches die alten Hebräer an dieſem Tage zu eſſen pflegten. Ebenſo iſt unſer Name „Oſtern" ſchon bei unſern heidniſchen Vorfahren gebräuchlich geweſen. Die alten Deutſchen feierten nämlich ein Feſt zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, der Göttin Oſtar (Mondgöttin) zu Ehren. Dies war eines der hohen Feſte unſerer ehrwürdigen Altvordern, zu dem man weit und breit mit Jung und Alt zuſammenkam, und an welchem deshalb auch die Volksberathungen gehalten wurden. Von dieſem alten Feſte ſtammen auch noch unſere Oſtar-Eier, mit welchen man ſich damals beſchenkte, um unter dem Sinnbilde der Erde ein Zeichen des Frühlings zu geben — ferner die Oſtar-Feuer, welche man Nachts anzündete, wobei die Druden, d. h. weiſen Frauen, Feuerlieder ſangen und den Aufgang der Sonne erwarteten — und das Oſtar-Bad, in welchem der Wagen der Göttin Hertha, d. h. Erde, gewaſchen wurde. Dieſe Oſtern feierten die alten Deutſchen erſt im März, dann im Mai, und waren dabei luſtig und guter Dinge. Ja, man betrank ſich, beſonders die Prieſter, auf eine ausgezeichnete Weiſe; und das konnte man, weil ſogar der Donnergott, Thor, für den größten Held im Trinken gehalten wurde.

Was aber unſer chriſtliches Oſterfeſt betrifft, ſo weiß man den Urſprung deſſelben nicht genau anzugeben. Das Erſte, was uns in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche von ihm entgegentritt, iſt faſt anderthalbhundert Jahre nach Jeſu Tode ein Streit über den Tag der Oſterfeier. Wie nämlich der Menſch alles Neue dem ſchon Bekannten anzupaſſen ſucht, ſo feierten auch die Chriſten, welche früher Juden geweſen waren, das neue oder chriſtliche Paſſahfeſt am Tage des alten jüdiſchen. Die aus dem Heidenthum bekehrten Chriſten hingegen wollten das Gedächtniß des Leidens und Sterbens Chriſti durchaus an einem Frei- oder Sonntage begehen. Der Streit gereichte damals zu großem Aergerniß, denn Victor, Biſchof von Rom, erklärte in einem Hirtenbriefe die kleinaſiatiſchen Chriſten in den Bann, weil ſie die Oſtern mit ihm nicht zur ſelbigen Zeit feiern wollten. Die Zänlerei dauerte fort, bis der Kaiſer Konſtantin der Große ſich in's Mittel ſchlug und die Sache auf der Kirchenverſammlung in Nicäa (325 nach Chr.) zur Sprache brachte. Hier erklärten die verſammelten Biſchöfe, die Ehre und Würde der chriſtlichen Kirche erfordere Einigkeit auch in dieſer Feier, und es ſey gottlos, dieſelbe mit den Juden, den Feinden Chriſti, zu gleicher Zeit zu begehen. Allein damit war die Zeit ſelbſt noch nicht beſtimmt, und wurde auf mehrerlei Weiſe berechnet. Die Patriarchen von Alexandrien gaben für ihre Gemeinde jedesmal ein Oſter-Programm, d. h. eine Schrift, in welcher beſtimmt geſagt war, daß das Feſt der Oſtern (Paſcha) an dem oder jenem Tage zu feiern ſey. Die Berechnung, welcher man in Alexandria folgte, war aber von der römiſchen ſo verſchieden, daß Oſtern oft um einen ganzen Monat früher oder ſpäter fiel. Dieſer Unordnung machte der römiſche Abt Dionyſius, der Kleine, im Jahre 525 dadurch ein Ende, daß er die Berechnungsweiſe der Alexandriner auch in der römiſchen Kirche einführte. Damit der Leſer nicht glaube, der frühern chriſtlichen Kirche habe es an weiſen Männern gefehlt, welche eine richtige Anſicht dieſer Sache hatten, ſo erwähnen wir nur des Polykarpus. Dieſer kam als Biſchof von Smyrna nach Rom, um ſich mit dem dortigen Biſchofe Anicetus darüber zu beſprechen. Beide blieben bei ihrer Meinung, obgleich Anicetus nur das Beiſpiel ſeiner Vorgänger aufführen konnte, Polykarpus aber das Paſcha mit Johannes, dem Lieblings-Jünger Jeſu, oft gefeiert hatte. Aber ſie ließen den Streit fallen als Nebenſache, und umarmten ſich in Frieden; und zum vollen Zeichen, daß ſie Freunde ſeyen, ließ Anicetus noch den Polykarpus das Abendmahl in ſeiner Kirche ertheilen, und ſie ſchieden in Liebe von einander.

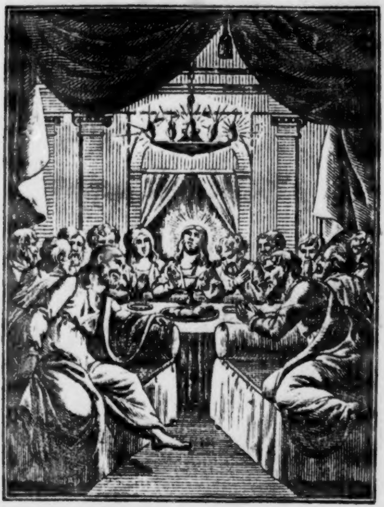
Zu der Feier des Oſterfeſtes bereitete man ſich durch ein ſtrenges Faſten; dies hielt man allgemein für nöthig. Nicht ſo einig war man über die Dauer dieſer Faſten und die Beſtimmung der zu verbietenden Speiſen. Die griechiſche Kirche faſtete ſieben Wochen, mit Ausnahme des Sonnabends und Sonntags; die römiſche ſechs Wochen, wozu noch, um die 40 Tage — wo Jeſus in der Wüſte war — vollzumachen, durch den Papſt Gregor II. im Anfang 4 Tage zugeſetzt wurden, ſo daß die Faſten nun mit dem ſogenannten Aſchenmittwoch beginnen; denn am

Sonntag war das Faſten aufgehoben. Manche meinten ſogar nur vierzig Stunden faſten zu müſſen, oder nur einen Tag; doch die erwähnten Beſtimmungen behielten die Oberhand. Der Grund dieſer Vorſchriften war, man ſolle nüchtern und rein das Feſt feiern und den Beweis liefern, daß man ſo viel Liebe zu dem Göttlichen trage, um ſich eine Weile der irdiſchen Wohlhäbigkeit zu entſchlagen. Deshalb enthielt man ſich der kräftigen Fleiſchſpeiſen, des Weins und anderer Mahlzeiten, bei deren Zubereitung die Küche viel gebraucht wurde; man aß vielmehr Fiſche — man meinte allgemein, das ſey kein Fleiſch — und trockne Speiſen (daher die Faſtenpräzeln u. A.), auch Baumfrüchte, und dieſe nur mäßig. Indeß fehlte es auch ſchon früh nicht an Leuten, denen ſolche ſtrenge Vorſchriften für Gaumen und Magen ſehr lüſtig vorkamen, und denen es gar nicht an Liſt mangelte, Freizettel aller Art zu bekommen. Beſonders ſuchte man jene erlaubten trocknen Speiſen ſo leckerhaft zuzubereiten, daß ſie weit über dem Fleiſche ſtanden; daß eine Partei das Geflügel in der Faſten für eßbar erklärte, verlor ſich bald, obgleich man dafür den Grund anführte, die Vögel ſeyen nach Moſis Erzählung aus dem Waſſer hervorgegangen. In dieſer Faſtenzeit wurden keine Ehen geſchloſſen, keine Geburtstage gefeiert, und die Biſchöfe ermahnten ihre Gemeinden, alle Streitigkeiten beizulegen, um mit Allen ausgeſöhnt und in echter chriſtlicher Eintracht und Liebe den Auferſtehungs-Morgen erwarten zu können. Aber ſchon damals traten auch Kirchenlehrer auf, dem Volke zu ſagen, daß es mit dem Faſten ſelbſt nicht gethan ſey. Einer der berühmteſten, Johannes Chryſoſtomus (Johannes **Goldmund** genannt wegen ſeiner Beredſamkeit), ſpricht in einer Predigt alſo: „Sage nicht, ich habe ſo viele Tage gefaſtet, ich habe das und jenes nicht gegeſſen, ich habe keinen Wein getrunken, ich habe mich ſo lange nicht gebadet; zeige mir vielmehr, ob Du ſanftmüthiger geworden biſt, wenn Du jähzornig wareſt, ob Du gütig geworden biſt, wenn Du grauſam warſt. Denn wenn Du vor Jähzorn flammeſt, warum marterſt Du Dein Fleiſch? Wenn Neid und Geiz in Dir wohnen, was hilft Dir das Waſſertrinken! Ich forſche nicht, wie Dein Tiſch beſetzt war, ſondern was Du dem Herrn aufgetragen hatteſt in Deinem Gemüth.“

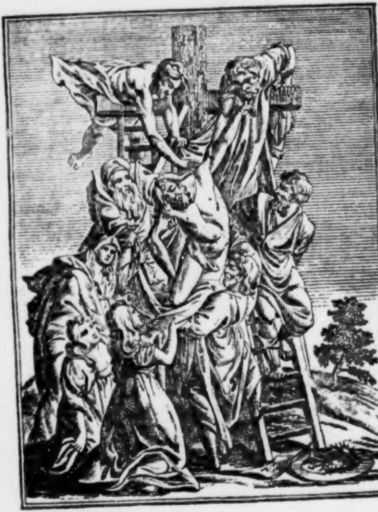
Die letzte Woche vor dem Feſte der Auferſtehung wurde in der Faſten noch beſonders hervorgehoben. Es war die Zeit, in der Chriſtus gelitten hatte, alſo Zeit der Trauer. Man nannte ſie die große, die heilige oder Oſterwoche. In ihr wurde das Faſten noch ſtrenger zu halten vorgeſchrieben; die Gerichtsverhandlungen ſtanden ſtill, und im Jahre 367 wurde ſelbſt der kaiſerliche Befehl gegeben, allen Gefangenen, die nicht ſchwere Verbrecher wären, in derſelben die Ketten abzunehmen.



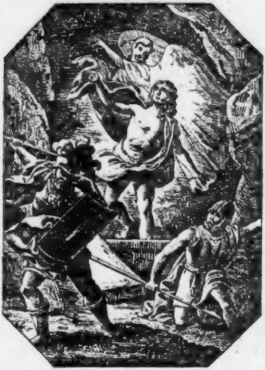
Die Fürſten betrachteten dieſe Zeit als eine ſolche, die ſie an Barmherzigkeit mahne, und erließen daher während derſelben öfter Todes- und andere Strafen. — Dieſe Woche begann mit dem **Palmſonntage**, der ſeinen Namen von den Palmen hat, mit denen man früher in der morgenländiſchen, ſpäter auch in der abendländiſchen Kirche, Prozeſſionen hielt. Die Biſchöfe theilten dabei in großem Glanze Geſchenke und Palmzweige aus. Doch fand der Gebrauch im vierten Jahrhundert nicht ſtatt.



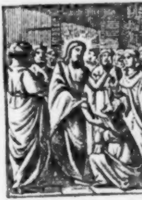
Zunächſt wurde der ſogenannte grüne Donnerſtag hervorgehoben zum Andenken an das Abendmahl, welches Jeſus an dieſem Tage nach der gewöhnlichen Mahlzeit begangen hatte. Sonſt faſtete man vor dem Tiſche des Herrn, aber diesmal nicht. Den Namen des grünen Donnerſtages führt er daher, weil man an demſelben grünes Gemüſe aß, oder weil man die Erſtlinge des Jahres Gott darbrachte. Dieſer Tag wurde im Jahre 692 vom Papſt Leo kirchlich verordnet.



Der Charfreitag hat ſeinen Namen von dem griechiſchen Worte Charis, d. h. Gnade, weil Gott an dieſem Tage durch den Tod ſeines Sohnes den Beweis ſeiner großen Gnade gegeben. Die frühern Chriſten feierten dieſen Tag außer der Stadt auf den Gräbern der Märtyrer, d. h. derjenigen Chriſten, welche für ihren Glauben den Tod erlitten hatten. Worauf der Name „ſtiller Freitag“ ſich bezieht, bedarf, da von einem Todes- und Bußtage die Rede iſt, keiner Erläuterung. Manche haben auch das Wort Charfreitag von dem altdeutſchen Worte charen, d. h. leiden, büßen, ableiten wollen. Der folgende Sonnabend hieß der große Sabbath. In der Nacht auf den Sonntag traten nun die Oſtervigilien ein, d. h. der nächtliche Vorbereitungs-Gottesdienſt, wobei Kirche und Stadt mit großen Wachskerzen erleuchtet wurde.



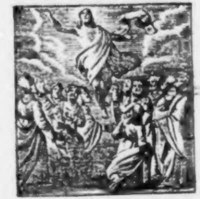
Der Oſtermorgen öffnete alle Herzen der Freude, und nach der frühern Sitte trat der Biſchof mit Anbruch des Tages an den Altar, und die andern Geiſtlichen nebſt den Anweſenden kamen zu ihm, umarmten ihn und ſprachen: „Chriſtus iſt auferſtanden!“ Er antwortete: „Ja, er iſt wahrhaftig auferſtanden!“ Dann ſang die ganze Gemeinde: „Chriſtus iſt von den Todten auferſtanden, und hat ſeine Heiligen mit dem Leben beſchenkt!“

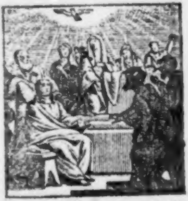


Zum Beſchluß fügte man den Sonntag nach Oſtern noch hinzu, um die Ueberzeugung des Thomas zu feiern durch die Erſcheinung Chriſti (griechiſch: Epiphaniä). Zur Zeit der Oſtervigilien ließen ſich Viele taufen, und dieſe wurden dann in dieſer Zeit als Neubekehrte in die Gemeinde aufgenommen, wie man jetzt die Konfirmanden zu Oſtern in den Schooß der Kirche aufzunehmen pflegt. Früher begriff alſo die Oſterfeier 14 Tage in ſich; im Jahr 813 verordnete eine Kirchenverſammlung zu Mainz, daß von der Oſterwoche nur vier Tage ſtreng gefeiert, an den übrigen aber Geſchäfte verrichtet werden ſollten. Die Verſammlung zu Konſtanz (1094) wollte nur drei Tage gefeiert wiſſen, und jetzt feiert man ſtreng nur zwei Tage.

2. Das Feſt der Himmelfahrt und Pfingſten.

Das Wort Pfingſten bedeutet zu Deutſch: „der funfzigſte Tag“ d. h. nach Oſtern; der Name ging aber auch auf dieſe ganze Zeit ſelbſt über. Alle Tage, von Oſtern bis Pfingſten, wurden den Feſten gleich geachtet, um die Verherrlichung Chriſti unter den Menſchen recht feierlich zu begehen. Jeden Tag nahm man das Abendmahl, betete ſtehend, und die Kaiſer befahlen, daß man durch leuchtende Gewänder ſeine Freude zu erkennen geben, und daß keine Spiele und dergleichen gefeiert werden ſollten. Zugleich wurde bei jedem Gottesdienſte das Hallelujah geſungen. Man hatte überhaupt einen ſo hohen Begriff von dieſer Zeit, daß ſie die damaligen Prediger mit dem ſeligen Leben des Himmels verglichen, während ſie die Faſtenzeit vor Oſtern dem Leben auf Erden gleichſtellten. Aus dieſem Zeitraume wurden aber zwei Punkte beſonders hervorgehoben, das Himmelfahrtsfeſt und das eigentliche Pfingſtfeſt. Was jenes anbetrifft, ſo ſpricht der Name ſeine Bedeutung aus, und die Chriſten glaubten, daß erſt durch die Aufnahme Chriſti in den Himmel das Werk ſeiner Erlöſung beſchloſſen ſey.

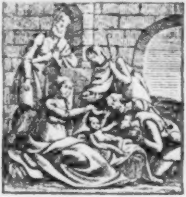




Das Pfingſtfeſt wurde zum Andenken an die Ausgießung des göttlichen Geiſtes über die Apoſtel und der Stiftung der erſten chriſtlichen Kirche feierlich begangen. In der griechiſchen Kirche fügte man noch am folgenden Sonntage eine Erinnerung an die Märtyrer bei, in der abendländiſchen Kirche das heilige Dreieinigkeitsfeſt. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts trat ein Mönch aus dem Kloſter zu Regensburg auf, und erklärte das Feſt für eine klöſterliche Neuerung, aber man hörte mit Recht nicht auf den Schreier.

3. Weihnachten.

Wir haben ſchon bemerkt, daß viele Gebräuche der Heiden auf die Chriſten übergegangen ſind und dann ihre Bedeutung geändert haben. So iſt es mit Weihnachten, das erſt ſpät, und zwar zu Rom zuerſt aufkam und angeordnet wurde, ſich aber bald verbreitete und große Theilnahme fand, obgleich man es nie zu den hohen Feſten gerechnet hat. Daß man gerade den 25ſten Dezember für dieſes Feſt beſtimmte, ſchreibt ſich daher, daß die Heiden zu dieſer Zeit ihre Saturnalien feierten, ein Feſt, wo man ſich beſchenkte und Lichter anzündete.

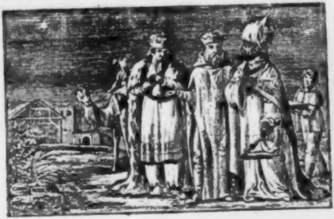


Um nun die Chriſten von dieſen heidniſchen Feſten, welche um ſie her gefeiert wurden, abzuziehen, ſetzte man den 25ſten Dezember feſt, die Geburt des Heilandes feſtlich zu begehen, und jene Gebräuche mit den Geſchenken und Lichtern wurden auch von den Chriſten angenommen.

4. Das Feſt der Epiphanien.

Das Feſt der Erſcheinung (das heißt der griechiſche Name), wurde in der griechiſchen Kirche faſt früher und mit mehr Achtung gefeiert als Weihnachten. An dieſem Tage ſollte ſich Jeſus haben taufen laſſen und am Jordan zuerſt als von Gott beſtätigter Meſſias erſchienen ſeyn. Später legte man noch andere Bedeutungen in dieſe Feier, nämlich das Andenken an das erſte Wunder Jeſu auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa und die Ankunft der drei Weiſen aus dem Morgenlande. Beiläufig geſagt hielt man erſt die drei Weiſen aus Chaldäa für drei Veziers oder Miniſter, ſpäter nannte man ſie ohne allen Grund drei

Könige, und wollte ſogar ihre Namen wiſſen: **Kaſpar, Melchior** und **Balthaſar.**

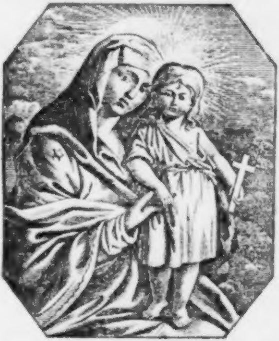


Zu bemerken iſt noch, daß die Chriſten früher den Aberglauben hatten, das Waſſer, welches man an dieſem Tage ſchöpfe, verderbe das ganze Jahr nicht, weil Jeſus durch ſein Hineinſteigen in den Jordan alles Waſſer geheiligt habe. Man denke, welcher Zuſammenhang! Allerdings kann Waſſer unverdorben bleiben, wenn man Kampher hineinthut; denn zu einer Wirkung gehört eine Urſache. Mit dem gewöhnlich in der Oſternacht ſtillſchweigend geſchöpften Waſſer ſteht es eben ſo: es iſt nicht beſſer, als anderes Waſſer, und warum ſollte es auch beſſer ſeyn? — Die Adventzeit, d. h. die Zeit der Herankunft, ſoll auf Weihnachten vorbereiten; die Ausdehnung derſelben auf vier Sonntage ſtammt jedoch aus dem Mittelalter. Der Anfang des Kirchenjahres mit dieſer Zeit iſt noch jünger, früher fing man das Jahr bisweilen mit Oſtern an.

Das Neujahr.

Das Neujahr iſt abermals ein Feſt, welches die Römer allgemein unter dem Namen Kalendä feierten. Man theilte am Morgen den Freunden Geſchenke aus; man trank früh ein Glas Wein, und glaubte dann das ganze Jahr in Fülle leben zu können; man ging in wilden, lärmenden Aufzügen umher, und betrug ſich überhaupt höchſt ausgelaſſen und frei. Dies Neujahr der Heiden war aber dennoch kein religiöſes Feſt, ſondern ſollte nur politiſche Bedeutung haben; um ſo mehr hielten es die damaligen Chriſten für erlaubt, daran Theil zu nehmen; allein die Geiſtlichen hielten das für eine Schändung der chriſtlichen Würde, und ſetzten dem lärmenden Leben der Heiden an dieſem Tage einen Buß- und Bettag entgegen, um das auffallend Verſchiedene beider Religionen auch hier darzuthun. Die Chriſten mußten ſchon folgſam ſeyn, aber die mancherlei abergläubiſchen Gebräuche der Heiden behielten ſie doch bei, z. B. das Glückwünſchen, Geſchenke geben. Um aber dieſem Neujahr eine feſte chriſtliche Bedeutung zu geben, machte man es zur Nachfeier von Weihnachten, d. h. zum Feſte der Beſchneidung Chriſti.

6. Die übrigen Feſte zu Ehren der „Maria, der Apoſtel und Märtyrer und der Heiligen.“



Die Marienfeſte ſcheinen aus Chriſtfeſten entſtanden zu ſeyn. Man wurde darauf aufmerkſam, daß ſie ja die Mutter

Gottes war, und alſo der Verehrung im beſondern Grade werth. Am 25ſten März wurde ſchon ſehr früh das Feſt der Begrüßung durch die Engel gefeiert, ſpäter am 2ten Februar das Feſt der Verkündigung Mariä, welches zuerſt im 6ten Jahrhundert zu Konſtantinopel aufgekommen ſeyn ſoll; in der römiſchen Kirche nannte man es das Feſt der Reinigung Mariä, und es gingen auch die heidniſchen Lichter und Fackeln in die chriſtlichen Gebräuche über — daher die Lichtmeß. Dahin gehört noch das Feſt der Himmelfahrt Mariä, an welchem Tage Blumen und Kräuter geweiht wurden gegen Krankheiten, Zaubereien u. ſ. w., daher dieſes Feſt in Deutſchland auch die Würzmeſſe, Würzweihe genannt wurde.

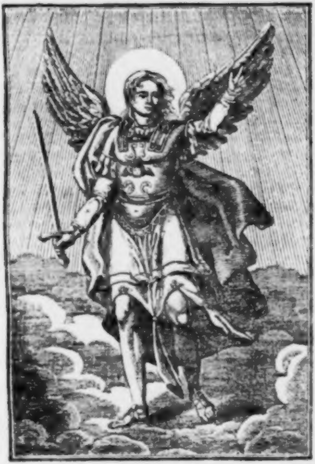
Im 8ten Jahrhundert feierte man auch noch ein Feſt des heiligen Kreuzes.

Die Feſte der Märtyrer wurden ſchon unter dem Kaiſer Konſtantin geſetzlich angeordnet. Man zeichnete ſchon früh die Todestage der Märtyrer auf, man nannte ſie ihre Geburtstage — verſammelte ſich zu eigner Stärkung in Verfolgungen, am Jahrestage ihres Todes auf ihren Gräbern, las ihre Lebens- und Leidensgeſchichte vor, und genoß die Kommunion. Fielen dieſe Tage in die Faſten, ſo wurden ſie verlegt. Johannes der Täufer war der einzige, deſſen wirklichen Geburtstag man am 24ſten Juni beging; auch hier finden wir den heidniſchen Gebrauch des Johannisfeuers und Johanniswaſſers. In der griechiſchen Kirche hatte man auch die Makkabäer und die Mutter mit ihren ſieben Söhnen zu Märtyrern. Nicht alle dieſe Feſte der Märtyrer hatten allgemeine Geltung, nur manche, z. B. Stephanus.

Zu den allgemeinen Feſten gehörte auch der Tag zum Andenken des Petrus und Paulus, den man zu Rom, wo man die Grabmäler dieſer großen Apoſtel beſaß, beſonders heilig hielt. In der griechiſchen Kirche wurde er durch die Geſandtſchaft des römiſchen Rathsherrn Feſtus unter dem Kaiſer Anaſtaſius im 6ten Jahrhundert eingeführt. Beide ſtarben nämlich nach der Sage am 29ſten Junius unter dem Kaiſer Nero den Märtyrertod.

Am 22ſten Februar feierte man ſchon im 5ten Jahrhundert Petri Stuhlfeier, als den Tag, an welchem der Apoſtel Petrus, auf den (als Felſenmann — Petrus) der Herr ſeine Kirche gegründet hat, den biſchöflichen Stuhl von Rom beſtiegen haben ſoll.

Ein Feſt aller Heiligen feierte man ſchon ſehr früh in der griechiſchen Kirche als Nachfeier der Pfingſten. Zu Rom ſtand ein herrlicher Tempel, allen heidniſchen Göttern geweiht, daher Pantheon genannt. Ihn ſchenkte der Kaiſer Phokas dem römiſchen Biſchof, Papſt Bonifacius IV.; dieſer ließ den Tempel zu einer chriſtlichen Kirche einrichten, und widmete ſie allen Heiligen. Das Feſt wurde früher zu Anfang des Maimonats gefeiert, im 8ten Jahrhundert jedoch auf den November verlegt.



Gegen die ſogenannten Engelfeſte erklärte ſich die Kirche ſehr früh als eine dem Chriſtenthume widerſprechende Abgötterei; dafür ordnete man den Tag des Engels Michael, als des Fürſten und Vertreters der Engel, an. Schon im 5ten und 6ten Jahrhundert feierte man ihn als Beſieger des Höllenfürſten. (Brief Judä 9.)

Die vaterländiſchen Feſte, die Feier der Thronbeſteigung eines Fürſten u. ſ. w. gehören nicht zu den rein chriſtlichen Feiertagen, wohl aber die Dankfeſte bei beſondern Glücksfällen, bei Siegen u. a. Sie findet man ſchon früh.

Die ſogenannten Kirmeſſen, d. h. Kirchweihfeſte, ſind ebenfalls ſehr alt. Zuerſt wurden ſie bei dem Wiederaufbau der Kirchen, welche in der Verfolgung unter Diokletian zerſtört worden waren, feierlich begangen. Auch unter Konſtantin wurde die feierliche Einweihung der auf dem heiligen Grabe erbauten Kirche angeordnet.

Früher begingen die Biſchöfe auch jährlich den Tag ihrer Ordination oder kirchlichen Amtsweihe, und die Frömmen unter ihnen erinnerten ſich an demſelben von Neuem wieder an die Heiligkeit und Wichtigkeit des ihnen übertragenen Berufs.

Das iſt das Wichtigſte aus der Geſchichte der Feſte, und ſo viel, als man bei dem großen Mangel an Nachrichten aus dem chriſtlichen Alterthume zu geben vermag. Unſre neue Zeit hat beſonders in der evangeliſchen Kirche ſehr viel in den Feſten geändert, und beſonders das Faſten und andere leibliche Bereitungen dem Gewiſſen jedes Chriſten ſelbſt überlaſſen. Man hat den Grundſatz angenommen, daß viele Feſte ein Volk üppig und träge machen, daß es beſſer ſey, an wenigen ſolcher Tage ſeine ganze Andacht zuſammen zu nehmen, als an vielen derſelben gar keine zu haben. Unſre evangeliſche Kirche will alles nur Aeußerliche gegen den geiſtigen Dienſt Gottes zurückgedrängt wiſſen, und da die Feſte auch dahin gehören, ſo hat man ihre Anzahl ſoviel als möglich verringert, und ſich auf die hohen Feſte und einige andre ſehr weiſe beſchränkt. Allein Feſte muß der Menſch haben, und der Fromme ſeine Feiertage. Nur ſollen ſie gefeiert werden mit einem reinen und gläubigen Herzen.

Betrachtungen über die Himmelskörper, insbeſondere die Kometen.

Seit den früheſten Zeiten hat man über das Entſtehen und Entfalten der Welt nachgedacht und zahlloſe Meinungen aufgeſtellt, die alle auf nichts gebaut waren; erſt La Place, dieſer Heros der Aſtronomie, führte auf eine Spur, die ein beſſeres Licht entzündete. Die ſcharfen teleskopiſchen Vergrößerungen zeigen nämlich am Himmel viele weißlich-graue Flecke, die wie von einem matten Dämmerlichte erhellt zu ſeyn ſcheinen, und unter dem Namen Nebelflecke hinlänglich bekannt ſind. — Genaue Beobachtungen haben gezeigt, daß in dieſen Flecken nach und nach ein ſchärferes Zuſammenziehen des Lichtes gegen die Mitte ſtattfindet, und viele ſchon haben ſich ſo aufgelöſ't, daß aus der Umhüllung ein Stern oder mehrere hervortraten und der Lichtnebel verſchwand. — La Place findet hier die werdenden Welten. Das feine Weltfluidum nach mancherlei Uebergängen häuft ſich vielleicht durch eine Anziehung, für die es in einem gewiſſen Zuſtande empfänglich wird, und bildet Maſſen, die wohl viele Tauſend oder Millionen Jahre den Bildungsprozeß fortſetzen, ehe ſie mit zunehmender Körperlichkeit auf den Punkt gerathen, wo eine völlige Bindekraft ſtattfinden kann. — Wie die neuen Sonnen ihre regelrechten Bewegungen empfangen, wie ihre Planetenſyſteme ſich bilden, wie dieſe ſich um jene und die eigenen Achſen bewegen, darüber beſtehen kaum einige Vermuthungen, die um ſo zweifelhafter ſind, als wir ſolche Syſteme nur ahnen, aber niemals erblicken können; dennoch aber herrſcht nichts Willkührliches in der großen Werkſtatt der Natur, jedes hat ſeine unverrückliche Beſtimmung. Alles iſt durch feſt beſtimmte Geſetze verknüpft, wenn wir auch nicht den Grund der Dinge begreifen. — Die Pflanze wächſt und drängt zum Lichte; der Schmetterling zerdrückt die Puppe, die Schlupfweſpe legt ihre Eier in die ſchädlichen Inſecten, der Vogel baut ſein kunſtvoll Neſt, der Menſch ſtrebt, ſinnt und muß denken, eben weil er Menſch iſt, und ſo haftet an jeder Ordnung der Natur dies oder jenes, das ſein untrennbares Eigenthum iſt; warum ſollten die Himmelskörper nicht in denſelben Verhältniſſen ſtehen?! —

Indem wir den Raum als unendlich annehmen müſſen, können wir auch die Zahl der Welten keiner Beſtimmung unterwerfen. Mit jeder Verbeſſerung der Beobachtungswerkzeuge werden zahlloſe neue entdeckt, oder die ſchon bekannten verändert und vervielfacht.

Eben ſo beſtimmungslos iſt die wahre Größe dieſer funkelnden Welten; ihre ungeheuren Entfernungen laſſen keine Sicherheit zu; der ſchwache Schimmer, den ein kaum erkennbarer Punkt uns ſendet, kommt vielleicht von einer viel rieſenhafteren Sonne, als die leuchtendſten Geſtirne ſind. —

Nicht alſo nach der wahren, unerforſchlichen Größe, ſondern nach ihrer Lichtſtärke, welche die Folge ihrer verſchiedenen Entfernung iſt, theilen die Aſtronomen ſie in zwölf Grade oder Klaſſen. — Gute Augen erkennen noch Sterne der ſechsten Größe, die übrigen können nur durch Vergrößerungen geſehen werden. —

Wenn am klaren Abende der Himmel mit Geſtirnen bedeckt erſcheint, kommt ihre Zahl uns unermeßlich vor; das Licht, welches die unendlichen Räume durchzittert, vergrößert das wundervolle Schauſpiel; kaum entdeckt man einen Zwiſchenraum; je länger man den Blick feſthängt, je mehr blitzt und leuchtet es aus dem dunklen Bogen, und ſehnſüchtig malen wir uns die zahlloſe Fülle der Welten, wenn ein Teleskop unſer Auge tauſendfach ſchärft. Dies iſt jedoch nicht der Fall; der Himmel wird öder unter dem Glaſe des Beobachters, das Brechen des Lichtes fällt weg; die Sterne ſtehen als flimmernde Punkte nur klarer und beſtimmter, nicht aber größer an dem ſchwarzen Firmament, ihre Entfernungen ſind zu ungeheuer, um einen Unterſchied zuzulaſſen, und die Tauſende, die man mehr erblickt, erſetzen nicht, was man verlor. — Ueberall zeigen ſich finſtere Zwiſchenräume, die, gegen die glänzenden Sterne gehalten, von nicht zuberechnender Ausdehnung ſind; allein auch ſie ſind nicht regelmäßig vertheilt; bald ſind ſie bemerkbarer, bald geringer. An einzelnen Stellen des Himmels ſind ſie häufig, ja zuweilen giebt es große Unterbrechungen, wie z. B. die Kohlenſäcke in der ſüdlichen Halbkugel, wo nicht ein Stern zu finden iſt; an andern drängen ſich dieſe dichter zuſammen, am merkwürdigſten und dichteſten in den Milchſtraßen, wo ihre Fülle ſo groß iſt, daß ſie wie ein ſchimmerndes weißes Band von weniger Breite queer über den Himmel laufend zuſammengeſchnürt erſcheinen.

Unter ſtarken Vergrößerungen löſen ſich die Lichtſtreifen in zahlloſe Sonnen auf. Herſchel zählte in der Beobachtung einer Viertelſtunde über 12,000, die durch ſein Teleſkop liefen, und dies war nur ein kleiner Theil. Schröter ſchätzt die Sterne darin auf mehr als zwei Millionen, die des übrigen Himmels auf zehn Millionen. Harding giebt die für uns größeſte Entfernung der Sterne auf 5000 Billionen Meilen an. — Warum erſcheinen ſie hier ſo gedrängt? Weshalb dieſe Fülle, während ſie an andern Orten ſpärlich und einſam ſtehen?! — Bode's ſchöne Hypotheſe, daß es Sternenſchichten ſeyen, die nicht mit der Fläche, ſondern mit der Kante gegen uns liegen, und die wir in ihrer Höhe durchſchauen, hat den meiſten Glauben verdient und erhalten. — Scheinbar nur drängen ſich die Geſtirne darin zuſammen, auch zwiſchen ihnen liegen unermeßliche Räume, die ihre Planeten, Trabanten und Kometen durchkreuzen. — Wenn wir der Weltordnung folgen wollen, von der wir nur einen kleinen Theil in untergeordneten Beziehungen genau kennen, ſo ergiebt ſich Folgendes.

Es giebt drei große Arten von Himmelskörpern, die man in verſchiedenen gegenſeitigen Beziehungen bis jetzt entdeckt hat. Es giebt Sonnen oder leuchtende große Körper, die ſcheinbar im Raume feſt ſtehen; Planeten und Nebenplaneten oder dunkle Körper, die ſich um die leuchtenden bewegen; endlich Kometen oder Haarſterne, die aus Lichtnebeln beſtehen, und meiſt eigne eigenthümliche Bahnen verfolgen. — Jede Sonne bildet mit den dunkeln Körpern, die ſie umlaufen, ein Syſtem, das nach großen allgemeinen Geſetzen geordnet iſt; zu dieſem gehören auch die kleinen Kometen, die zwiſchen den Planetenbahnen eingeſchloſſen ſind, und ſich nicht daraus entfernen können; viele Sonnen ſelbſt aber, und ſo auch die unſere, ſind nur Nebenſonnen, die ebenfalls ihre Bahnen um einen großen Mittelpunkt, eine Centralſonne, beſchreiben. Unſere Sonne rückt täglich faſt einen Grad auf ihrer Bahn fort, ſie iſt daher kein eigentlicher Fixſtern, und man hat Urſach zu glauben, daß viele mit ihr ſich um die nächſte Centralſonne drehen, die vielleicht der Mittelpunkt einer ganzen Sternenſchicht iſt, die hierin ihr Lebensprinzip erhalten hat. —

Dieſe Centralſonne iſt für uns der Sirius, ein weißglänzender Stern der erſten Größe, im Kopfe des großen Hundes, für uns der nächſte, dennoch aber mehr als acht Billionen Meilen von uns entfernt, ein Raum, den eine Kanonenkugel, abgeſchoſſen, mit ihrer anfänglichen Geſchwindigkeit von 1200 Fuß in der Sekunde, erſt in 400,000 Jahren durchfliegen würde. — Wen dieſe ungeheure Entfernung erſchreckt, der muß bei den Angaben erſtaunen, die unſere Aſtronomen von den entfernteſten machen. Nach Alexander v. Humboldt kennt man, wenn unſer Sonnenſyſtem mit ſeinen entfernteſten Planeten gleich einem Zoll geſetzt wird, ein Stück des Weltenraums von einer Meile Länge, von deſſen äußerſtem Punkte ein Lichtſtrahl, der in jeder Sekunde 40,000 Meilen macht, 3000 Jahre gebrauchen wird, um zu uns zu gelangen.

Iſt die glänzende, ungeheure Maſſe des Sirius, gegen den unſere Sonne in unbedeutender Kleinheit ſich noch ſo verhält, wie das Planetenſyſtem zu ihr, und der ein Lichtmeer ausgießt, größer als 14 unſerer Sonnen es geben können, der Mittelpunkt unſeres Sternenhaufens, der, wie Pond und andere Aſtronomen behaupten, ſich ſüdlich fortbewegt, ſo bleibt uns übrig zu ſchließen, daß mehrere derſelben wieder eine gemeinſame Bewegung haben, und daß zuletzt ſich Alles um einen großen Mittelpunkt der ganzen Schöpfung bewege? — Wo aber ſollen wir dieſen ſuchen, in welchen Räumen ihn entdecken? Iſt er der letzte Ausgangspunkt alles Hoffens und Strebens, der Himmel, der uns verheißen iſt, der ſelige Wohnplatz des unſterblichen Lebens!! — Vergebens durchſpähen wir die geheimnißvollen Fernen; bis auf mehr als zehntauſend Billionen von Meilen hat der menſchliche Geiſt ſie durchdrungen; wird er jemals erlangen, was zu erlangen er trachtet, wird Bailly, der alle Himmel durchſuchte, ohne das Paradies zu finden, für ewig Recht behalten? — Jedes Jahr bringt uns weiter, die Enthüllung ſchreitet vorwärts; wer kann ſagen, welches das Ende ſey!! — Mag aber auch ein ewiger, unzerſtörbarer Kern der Schöpfung vorhanden ſeyn, die Welten, welche ſich um ihn bewegen, haben in der kurzen Zeit ihrer Beobachtung ſchon mannigfache Veränderungen erlitten. Wenn man die alten Sternentafeln vergleicht, ſo wird es ſichtbar, daß verſchiedene der früher bemerkten jetzt verloſchen ſind; bei andern iſt ſogar der Prozeß ihres Unterganges vor den Augen des Beobachters vorgegangen. Hipparchos beobachtete

125 vor Chriſti einen glänzenden Stern, der plötzlich hell aufleuchtete und dann verſchwand, und dies Ereigniß ward die Urſach ſeiner Sternentafeln. Im Jahre 389 nach Chriſti ſah man am Kopfe des Adlers einen neuen funkelnden Stern, der drei Wochen lang den Glanz der Venus hatte, dann nach und nach abnahm, und 1572 ganz erloſch. Tycho de Brahe bemerkte am 8. November 1572 im Sternbilde der Caſſiopeia einen Stern, der heller als der Sirius glänzte, und 1½ Jahr ſichtbar war; ein anderer entſtand am hellen Mittag, den 30. September, im Schlangenträger, und übertraf Jupiter; in der folgenden Nacht ward er ſehr klein, und nach 16 Monaten verſchwand er ganz. Ein Stern dritter Größe, im Kopfe des Schwans, von Anthelm 1600 entdeckt, erſchien, nachdem er einige Zeit unſichtbar war, plötzlich wieder, dann ſchwankte ſein Licht und er erloſch. — Welches waren die Urſachen dieſer ſeltſamen Erſcheinungen? Zerſtörte ein centrales Feuer dieſe Körper? ſtieß etwa ein Komet auf ſie? oder entzündete ſich plötzlich ihre Atmoſphäre? oder waren ſie ſchon vorher da und ſind es noch, nur verſtärkte ſich ihr Licht durch irgend eine Entwicklung auf eine Zeitlang, und fiel dann wieder in die alte Mattheit zurück? Wir wiſſen es nicht, kaum können wir eine Vermuthung wagen.

Höchſt beachtungswerth iſt der Lichtwechſel mancher Sterne, der in genau beſtimmten Zeiträumen ſtattfindet. Einer der merkwürdigſten iſt ein großer Stern, Omikron, am Halſe des Wallfiſches, der zuweilen den Sternen erſter Größe gleich kommt, zuweilen aber mit Fernröhren vergebens geſucht wird. — Dem unbewaffneten Auge zeigt er ſich in 11 Jahren zwölf Mal; ſeine Periode beträgt, nach Wurm, 331 Tage. Faſt einen Monat erhält er ſich im höchſten Glanze, dann nimmt er ab und erreicht nach zwei Monaten die ſechste Größe; fünf Monate verſchwindet er, und nimmt dann drei Monate wieder zu. Einen ähnlichen Stern giebt es am Halſe des Schwans, deſſen Periode im Wachſen begriffen iſt. — Ein anderer mit merkwürdiger Veränderung iſt Algol im Meduſenhaupte, der während 3½ Stunden von der zweiten zur vierten Größe höchſt regelmäßig abnimmt, und eben ſo lange gebraucht, um den alten Glanz zu erhalten. Nicht ſo regelmäßig wechſelt das Eta im Antinous. Er 40 Stunden als Stern dritter Größe erſcheint, dann 66 Stunden abnimmt, 30 Stunden lang ein Stern vierter Größe bleibt, und dann 36 Stunden zunimmt. — Seine ganze Periode währt 7 Tage; andere haben längere, wie z. B. der veränderliche im Kopfe des Herkules, den Herſchel auf 60 Tage berechnet. Die beſte Erklärung dieſer wunderbaren Erſcheinung bleibt die, daß ein dunkler Körper vor ihnen vorübergehe, und ſie mehr oder minder verfinſtere, allein auch hiergegen laſſen ſich manche gründliche Einwendungen machen. Manche Sterne, an welchen man vormals einen periodiſchen Lichtwechſel bemerkte, haben dieſen nicht mehr. Was iſt die Urſach hievon? Iſt der Stern jetzt gleichmäßig erleuchtet worden? oder, wenn es glühende, brennende Maſſen ſind, hat die Gluth ſich überall verbreitet? oder ward der dunkle Körper, der ihn umlief, zerſtört? — Andere Sterne haben deutlich an Licht abgenommen, während wieder andere mit größerer Intenſität leuchten als früher. Zu den erſten gehört z. B. der Stern im Viereck des großen Bären, der am Schwanze ſteht; zu den andern Sirius, den Seneka noch rothleuchtend nennt. — So herrſchen auch hier die Geſetze vom Entfalten, Blühen und Welken, denen alles Endliche unterworfen iſt! —

Eine intereſſante Klaſſe von Himmelskörpern bilden die Doppelſterne. — Man verſteht hierunter diejenigen, welche mit bloßem Auge oder bei geringen Vergrößerungen als ein einzelner Stern ſich zeigen, bewaffnet man jedoch das Geſicht, ſich in zwei oder drei ſehr nahe ſtehende Sterne auflöſen. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrachtete ſie Chriſtian Maier als zu einem Syſteme verbunden, aber erſt Herſchel's Beobachtungen gaben die Beweiſe ihrer gegenſeitigen Rotationen, und in der neueſten Zeit hat beſonders Struve in Dorpat ſie zum Ziele ſeiner Forſchungen gemacht. Herſchel hat über 500 Doppelſterne verzeichnet, Struve ihre Zahl bis über 3000 vermehrt, und von Vielen iſt deutlich gezeigt worden, daß ſie ſich gemeinſchaftlich bewegen. Häufig aber mögen es auch Täuſchungen ſeyn, und Sterne, die von vielen Billionen Meilen getrennt, faſt ſenkrecht übereinander ſtehen, als verbunden betrachtet werden. Hierdurch verführt muß man jedoch nicht glauben, daß dies mit allen der Fall ſey; Herſchel hat 25jährige Forſchungen gemacht, und erſt 1803 gewagt, es mit Sicherheit auszuſprechen, daß gemeinſame Bewegungen unter ihnen nicht zu verkennen wären.

Dieſe Bewegungen ſind oft ſo gering, daß ein Menſchenleben kaum hinreicht, ſie zu bemerken, und ihre Rotation zuweilen über 1000 Jahre beträgt. So hat Herſchel die des Gamma im Löwen auf 1200 Jahre, des Gamma in der Jungfrau auf 708 Jahre, des Caſtor auf 334 Jahre berechnet; manche jedoch bewegen ſich weit raſcher, und ihre Umwälzung iſt ſchnell vollendet; ſo z. B. brauchen: Ebta in der Krone nur 43 Jahre, Xi im großen Bären 58 Jahre, Zebta im Krebs 55 Jahre und Nr. 70 im Schlangenträger 80 Jahre. Alle dieſe Umdrehungen einer Sonne um die andere ſind ſtreng und unzweifelhaft bewieſen, ihre Größe aber und ihre Entfernungen ſind unberechenbar, dennoch aber braucht man beide nicht allzugering anzunehmen. Nimmt man den Doppelſtern Nr. 280 im Schwan neunter Größe, deſſen Abſtand Herſchel auf 2½ Sekunde, ſeine Umlaufszeit auf 1500 Jahre beſtimmt hat, der Maſſe unſerer Sonne nur gleich, ſo erhält man den Abſtand von 125 unſrer Sonnenfernen oder 2500 Millionen Meilen, und eine Entfernung von uns, die 120 Billionen Meilen beträgt. — Es würden dieſe beiden Sonnen ſich alſo in einer Weite umrollen, deren Radius mehr als dreimal ſo groß als der Durchmeſſer der Uranusbahn wäre. — Von wunderbarer Schönheit iſt das farbenvolle Licht mancher Doppelſterne, die aus der verſchiedenen Lichtſtärke und deren Wirkung auf die Netzhaut des Auges entſpringen. — Die Farben der Sterne ſcheinen ſich dabei zu ergänzen. Herrſcht im Hauptſterne das Gelb vor, ſo erſcheint der ſchwächere Stern blau, iſt der erſte roth, ſo zeigt ſich der andere grün; iſt jedoch der farbige Stern der ſchwächere, ſo wirkt er nicht bemerkbar auf die Farbe des andern. So iſt z. B. das Ebta der Caſſiopeia ein großer weißer Stern, der mit einem kleinen von lebhafter Purpurfarbe gepaart iſt, u. ſ. w. Ueberhaupt aber iſt das Licht der Sterne ſehr verſchieden; je größere Intenſität ſie haben, um ſo weißglänzender erſcheinen ſie, und durch Veränderung derſelben und verſchiedene Brechung werden ſie mehr oder minder weiß, gelb oder roth, bis zum glühenden Purpur. Höchſt merkwürdig ſind die gemeinſamen Bewegungen, die verſchiedene, ſehr getrennt ſtehende Doppelſterne zu haben ſcheinen, wie z. B. Nr. 36 im Schlangenträger und Nr. 30 im Scorpion, die über 12 Minuten entfernt ſind, dennoch aber jährlich ganz gleich 1 Sekunde ſüdlich und ½ Sekunde weſtlich fortrücken; noch merkwürdiger aber iſt das ſtarke Fortrücken einzelner und Doppelſterne, ganz unabhängig von ihrer Umdrehung und dem gemeinſamen Mittelpunkt. So ſind die beiden Sterne Nr. 61 ſeit Bradley's Beobachtungen ganz gleich weit (5 Sekunden) von einander geblieben, dagegen aber haben ſie in derſelben Zeit einen Bogen von 4 Minuten 25 Sekunden beſchrieben und jährlich einen Raum durcheilt, der etwas mehr als ihr Abſtand beträgt, ſo daß dies Weltſyſtem Jahr für Jahr auf einer unbekannten Bahn mit einer Bewegung fortrückt, die Jahrhunderte lang gleichförmig und gradlinig erſcheint. — Aehnliche Bewegungen hat Beſſel bei verſchiedenen Sternen bemerkt, und es ſcheint, daß ſie zu zuſammengeſetzten Sternenſyſtemen gehören. Die ſtärkſte Bewegung von 5¼ Sekunden jährlich zeigt das Mi in der Caſſiopeia, ein einfacher, durch nichts ausgezeichneter Stern, der mehr als 200 Millionen Meilen fortrückt. Bei ſehr vielen andern zeigen ſich geringere oder ſtärkere Verrückungen; ja es iſt faſt mit Sicherheit anzunehmen, daß es eigentliche Fixſterne gar nicht gebe, und wie wir ſchon vorhin andeuteten, die Sternenhaufen ſich um Centralſonnen bewegen, die wiederum um einen gemeinſamen Mittelpunkt fortrücken. Wenn wir zeither von Sternen geſprochen haben, die ſich als ſolche erkennen laſſen, ſo wenden wir uns nun zu den leuchtenden Flecken, die wir am Himmel wahrnehmen. Manche von dieſen zeigen ſich als ferne Sternenhaufen oder Milchſtraßen, und löſen ſich bei ſtarken Vergrößerungen in ein zahlloſes Meer von Sternen auf. Solche Sternenhaufen entdeckt man zuweilen ſchon mit bloßen Augen, wie z. B. die Gruppe der Plejaden, die 10 bis 12 Sterne blicken läßt, deren Lichtnebel aber ſchon bei mäßiger Vergrößerung 60 große Sterne, dicht zuſammengedrängt, ergiebt. Das Haar der Berenice iſt eine noch ausgedehntere ähnliche Gruppe, eben ſo macht der Bienenſtock im Krebs einen beträchtlichen Sternenhaufen; ein anderer Fleck findet ſich im Schwertgriff des Pegaſus, und auf gleiche Weiſe löſen ſich noch manche auf, wenn man ſtarke Vergrößerungen anwendet; wie z. B. der Nebelfleck im Herkules zwiſchen den Sternen Ehta und Rho. — Die Sterne ſolcher Haufen zu zählen iſt unmöglich; nach Schätzung haben manche 10- bis 20,000, die in einem kreisrunden Raume ſtehen, der kaum den zehnten Theil der Mondsſcheibe beträgt. Außer dieſen auflösbaren Flecken aber giebt es andere, die keiner noch ſo ſtarken Vergrößerung weichen. Einige davon ſind dem bloßen Auge ebenfalls ſichtbar; ſo z. B. der merkwürdige Fleck in der Andromeda. Je ſtärkere Vergrößerungen man bei dieſer Art anwendet, um ſo mehr überzeugt man ſich, daß ſie wirklich nur aus Lichtnebel beſtehen, und keineswegs Sterne enthalten. Viele derſelben müſſen von außerordentlicher Ausdehnung ſeyn; keiner von ihnen zeigt eine Parallaxe,*) ſie ſind alſo mindeſtens ſo weit von uns, als die nächſten Fixſterne. Gegenſtände, die uns in dieſer Entfernung nur eine Minute groß erſcheinen, haben einen Durchmeſſer von [illegible] Millionen Meilen; die meiſten von ihnen ſind aber weit größer; mehrere nehmen einen Raum ein, der zwanzig- bis dreißig Mal den Vollmond übertrifft, und dieſe müſſen nach den früheren Beſtimmungen einen Durchmeſſer von mehr als 40,000 Mill. Meilen haben. — William Herſchel vorzüglich hat die Nebelflecke beſtimmt und zwar:

1) Flecke, in denen man ohne Mühe die Sterne unterſcheidet;
2) Auflösliche Nebelflecke, die unter kräftigen Teleſkopen verſchwinden;
3) Eigentliche Nebelflecken, die ſich nicht auflöſen laſſen;
4) Planetariſche Nebel; 5) Sternen-Nebel; 6) Nebelſterne.

Die meiſten dieſer Körper befinden ſich in einer breiten Zone, welche die Milchſtraße faſt in einem rechten Winkel ſchneidet, und ganz beſonders da, wo ſie durch die Sternbilder der Jungfrau, das Haar der Berenice und den großen Bären ſtreicht; größtentheils ſind ſie nur teleſkopiſch mit ſcharfen Inſtrumenten.

Die Sternenhaufen ſind theils kuglig, theils von unregelmäßiger Geſtalt. Die Sterne ſind gegen das Centrum zuſammengedrängt, in einigen ſind ſie faſt gleich groß, in andern ſehr verſchieden; oft erblickt man einen dunkelrothen, auffallend glänzenden Stern darin. — Die auflöslichen Flecken ſind alle rund oder oval; ſie ſtehen zu weit von uns ab oder enthalten zu kleine Sterne um mit bloßen Augen geſehen zu werden;

---

*) Parallaxe heißt der Winkel, den zwei verſchiedene Geſichtslinien nach einem Gegenſtande bilden, wie z. B. der Scheitelwinkel eines Dreiecks die Parallaxe bildet. In der Aſtronomie iſt ſie das Mittel, die Entfernung der Körper zu berechnen.

ganz anders aber ſind die eigentlichen Nebelflecke, die unter ſehr mannigfacher Form auftreten. — Die beiden merkwürdigſten ſind der von Huygens 1656 im Orion entdeckte, und der, welchen Lacaille im ſüdlichen Sternbilde der Karlseiche auffand, und die keinesweges aus Sternen beſtehen. Der Fleck im Orion iſt ein flockiges Gewölk; ähnliche Nebelflecken hängen auch an dem Rande der kleineren Sterne, die ihn umgeben, beſonders auch an einem von bedeutender Größe, der in einen nebelhaften Schleier gehüllt iſt. W. Herſchel, der den Fleck von 1774 bis 1810 beobachtet hat, behauptet, daß er ſich in dieſer Zeit bedeutend veränderte, und daß namentlich einige Sterne, die ſonſt von Nebeln umſchloſſen waren, nach und nach ganz frei wurden. Aehnliches berichtet auch Schröter. Herſchel glaubte, daß dieſe Sterne hinter dem Nebel lagen, und daß dieſer uns näher ſey, als Sterne der achten Größe. — Die lichteren Stellen an den Nebelflecken bezeugen die größere Dichtigkeit des Nebels, und da wir ſie verſchieden entweder ohne Lichtpunkte, oder mit mehreren finden, wo ſich der hellere Schein ringförmig umſchließt, und endlich auch ſolche treffen, die faſt ganz aus ſolchen Lichtkernen beſtehen, ſo müſſen wir glauben, daß ſie in einem langen Prozeſſe eine wachſende Dichtigkeit und größere Lichtſtärke erhalten.

Der merkwürdige Nebelfleck in der Andromeda, den das bloße Auge erkennt, wird häufig von Schlechtunterrichteten für einen Kometen gehalten. Er bildet ein gezogenes Oval, deſſen Glanz gegen den Mittelpunkt ſtärker iſt. Ein Paar kleine Sterne, die darin ſtehen, ſind ſichtlich, nur accidental, ſonſt iſt nichts darin zu entdecken. Dieſer merkwürdige Fleck, der gegen 30 Minuten lang und 15 bis 20 breit iſt, kann als das Vorbild einer ganzen Klaſſe dienen, die ſich in runder und ovaler Form gegen die Mitte verdichten. — Bei einigen dieſer Nebel, die von abgeplatteter Sphäroidalform ſind, ſchließt Herſchel auf eine Axdrehung, die er dadurch entſtanden glaubt, daß die Nebelſtröme von verſchiedenen Seiten in ungleicher Stärke zufloſſen, ſo daß eine Seite dadurch einen heftigen Druck oder Stoß erlitt, der ſich der ganzen Maſſe mittheilte. Dies würde das Gleiche ſeyn, was La Place über die Entſtehung unſerer Sonne ſagt, die ebenfalls ſo aus den Nebeln ſich geſtaltete, und die wahrſcheinlich noch jetzt von einem Lichtnebel, dem Zodiakallichte, umgeben iſt, der bis weit über die Bahn des Merkur hinausreicht. Aber alle Rotirung, ſo weit wir ſie kennen, geht von Weſten nach Oſten. Welche Urſach beſtimmt dieſe allgemeine Richtung? Wodurch iſt dies Geſetz zu erklären? und ein Geſetz muß es ſeyn, da wir 43 Beiſpiele aufzählen können, was in der Wahrſcheinlichkeit dafür ſich wie 4 Billionen gegen 1 verhält. — Ein ſchönes Phänomen ſind die Nebelſterne, wo mitten in kreisrunden, ſchwachglänzenden Nebeln ein einzelner oder ein Doppelſtern ſteht, von dem jene gleichſam die Atmoſphäre bilden. — Dieſe Nebel verſchwimmen entweder, oder ſie ſind ſcharf abgeſchnitten; manche ſind auch oval oder lang ſtreifig, und der Stern ſteht an der äußerſten Spitze, als habe der Nebel ſich zu ihm hingezogen; zuweilen iſt der Nebel auch zwiſchen zwei Sternen oder zwiſchen einer ganzen Sternengruppe.

Die ringförmigen Nebelflecke gehören zu den ſelteſten Erſcheinungen am Himmel. Der bekannteſte iſt in der Leier, klein aber ſehr ſcharf umſchrieben, ſo daß er mehr einem platten glänzenden Ringe, als einem Nebelflecke gleicht; die Axen verhalten ſich wie 4 zu 5, die Oeffnung der Mitte iſt nicht ganz dunkel, ſondern mit einem ſchwachen zitternden Lichte gefüllt. Endlich müſſen wir noch der planetariſchen Nebel erwähnen, höchſt merkwürdige, runde oder ovale Scheiben von ungeheurer Ausdehnung und einer Lichtſtärke, welche der der wahren Planeten gleich kommt. — In der Andromeda ſteht einer von 12 Sekunden Durchmeſſer, im Waſſermann ein anderer von 20 Sekunden. Sind dieſe ſeltſamen Körper von Sonnen-Natur, ſo muß ihr Glanz [illegible] ſeyn, als bei der unſern. —

Wenden wir uns nun zu einer andern Klaſſe wunderbarer Nebelſterne, den Kometen, jenen ſeltſamen Weſen, die ſeit den älteſten Zeiten die Bewohner der Erde bei ihrem Erſcheinen in Angſt und Grauen geſetzt, und als Zeichen des göttlichen Zornes die Vorboten furchtbarer Strafen geweſen ſind. Aber nicht allein die unverſtändige Menge hat ihnen dieſe arge Deutung gegeben, auch mit wiſſenſchaftlichen Gründen ſind ſie als verderblich betrachtet worden. Bald war es ihr feuriger Schweif, der einſt unſere Erde erreichen und in Brand ſetzen würde; bald waren es umgekehrt unermeßliche Waſſerfluthen, die bei der Berührung herabſtürzen könnten; bald ward dieſe Berührung ſelbſt die Urſache der völligen Zerſtörung des Planeten. Durch einen ſolchen Körper entſtanden die Sündfluthen, oder ſeine Attraction hob die Meere über alle Ufer und zernichtete das Leben; und ſo vertheidigte man auf hundert Arten den Glauben, daß alles Unheil von dortaus komme. Wir werden ſpäter ſehen, was wir davon zu halten haben, wenn wir zuerſt einen Blick auf die Erſcheinung, Stellung und Bahn dieſer unheimlichen Gäſte geworfen. — Man hat bis jetzt von ungefähr 500 derſelben Kunde, glaubt jedoch, daß mindeſtens 40,000 unſer Planetenſyſtem berühren und ſich unſerer Sonne nähern. Nur ſehr wenige ſind genauer bekannt, und nur bei vier derſelben iſt die Bahn berechnet worden. — Die meiſten mögen jedoch in Ellipſen gehen, und daher regelmäßig zur Sonne zurückkehren, mag dies auch erſt in 2- oder 3000 Jahren der Fall ſeyn; bei mehreren ſcheint jedoch die Bahn eine Parabel oder Hyperbel ohne Ende, und die Rückkehr zur Sonne ſehr zweifelhaft. Der Komet ſelbſt beſteht aus unendlich feinen Lichtnebeln, die mit großer Geſchwindigkeit ſich im Raume fortbewegen. Ihr Glanz iſt verſchieden, wie ihre Erſcheinung, und es ſcheint auch hier ein Bildungsprozeß vorzugehen. Zuweilen erſcheinen ſie nur als lichtgraue Dunſtmaſſen, bald kugelartig geballt, bald in ein oder mehrere Strahlenbüſchel auslaufend, die ſich ſichtlich verändern, länger und kürzer werden, zuweilen ſich ganz verlieren und dann wieder erſcheinen, und die manchmal eine Ausdehnung erlangen, bei welcher es das Merkwürdigſte bleibt, wie ſo feine Dünſte auf ſo ungeheure Entfernungen noch mit der Hauptmaſſe Zuſammenhang behalten können. Beim zweiten Komet von 1811 war der Schweif mindeſtens 12 Mill. Meilen, bei dem von 1689 über 20 Mill.; der Halleyſche Komet von 1456 hatte einen Schweif von 64°, der von 1680 von 90°, und der von 1769 ſogar von 97°. Bei einigen dieſer Kometen, beſonders beim Halley'ſchen, hat man ein Abnehmen des Schweifes bemerkt; 1305 war dieſer **cometa horrendae magnitudinis** noch über den ganzen Himmel verbreitet, ſeit dieſer Zeit ſchwand er mehr und mehr. Eine merkwürdige Erſcheinung, die vielleicht mit dieſem Hinſchwinden zuſammenhängt, iſt, daß in der Sonnennähe der Schweif jedesmal am größten erſcheint und bei der Entfernung ſich vermindert. So war der Schweif des Kometen von 1618 im Perihelium

7 bis 8 Mill. Meilen lang, einige Monate ſpäter nur noch 3 Millionen; der von 1665 hatte über 5 Mill., nachher kaum 2, u. ſ. w.

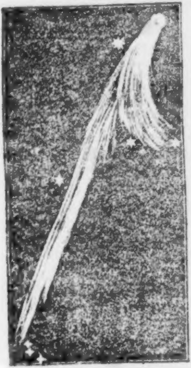
Iſt es die machtvolle Einwirkung der Sonne, deren Gluth die feinen Nebel ſo gewaltſam ausdehnt, warum bemerken wir dann nicht daſſelbe beim Kometenkörper? oder ſollen dieſe wallenden Lichtnebel, ſich in der Sonnennähe mehr und mehr anhäufend, etwa zur Ergänzung der Sonnenmaterie dienen? ſollten ſie endlich ſich von dem Kometen trennen und dem großen Körper zueilen? Daß die Schweife faſt ſtets der Sonne abgekehrt ſind, ſcheint dagegen zu ſprechen, allein wir haben auch Beiſpiele, wo dies nicht der Fall war. Der merkwürdige Komet von 1824 hatte einen deutlich zur Sonne gekehrten Schweif. Aufmerkſame Beobachter, wie Biela und Capocci, haben bemerkt, daß bei der Kometennähe die Sonnenmaterie in unruhige Bewegung kommt und viele ſchwarze Stellen zeigt. Geſchieht dies, weil die feinen flüſſigen Dünſte hineinſtrömen und ihre Fluthen ſich vermiſchen? und ſind die Kometen, die ſich in unbekannten Glanzmeeren baden, die Ernährer der Sonne? vereinen jene die zerſtreuten leuchtenden Nebel im Weltenraume und führen ſie ihrer Beſtimmung zu?! — Könnte etwas dieſe Hypotheſe beſtätigen, welche Aufklärung würde erfolgen! — allein es iſt nichts, was eine ſichere Spur andeutet. —

Manche Kometen ſcheinen eine innigere Vereinigung zu haben und mehr als bloße Nebel zu ſeyn. Ihr Glanz zieht ſich in der Mitte heller zuſammen, ein ſtark leuchtender Ring umgiebt eine dunkle Maſſe, die jedoch erſt noch ebenfalls ſehr fein und durchſichtig zu ſeyn, und erſt nach und nach zu einer feſten Kruſte zu erſtarren ſcheint. — Einige Kometen ſind mit ungemeiner Helle erſchienen. So im Jahre 43 vor Chr. einer, den man am Tage ſehen konnte, und den die Römer die Seele Cäſars nannten, der kurz vorher ermordet war. Zwei andere kamen 1402; der erſte, im März, wurde am hellen Mittage mit Schweif und Kern erblickt; der zweite, im Juni, war ebenfalls vor Sonnenuntergang zu ſehen. Es waren die Todesſterne Galeazzo Visconti's, deſſen Horoskop, in ſeiner Jugend geſtellt, ihm vorgeſagt hatte, daß er ſterben würde, wenn zwei Kometen am hellen Mittage erſchienen. 1532 zeigte ſich ein Komet am Tage, der vom Papſte feierlich excommunicirt wurde; 1577 beobachtete Tycho de Brahe ebenfalls einen Tages-Kometen. — Auch die neue Zeit hat lichtvolle Sterne dieſer Art aufzuweiſen. So war der ſchöne Komet von 1744 am 1. Februar heller als der Sirius, am 8. dem Jupiter, dann der Venus ähnlich; und als er am 1. März das Perihelium erreichte, ward er eine Stunde nach Mittag mit bloßen Augen geſehen.

Die beſten Beobachtungen und Forſchungen haben drei Klaſſen von Kometen unterſchieden: 1) Kometen ohne Kern; 2) mit flüſſigem durchſichtigen Kern; 3) Kometen mit feſtem Kern und ſehr hellem Glanze. Man bemerkt bei ihnen zweierlei Bewegungen um die Sonne; entweder gehen ſie, wie die Planeten, von Weſten nach Oſten — man nennt dies die natürliche Bewegung — oder ſie haben die entgegengeſetzte oder retrograde. Der Halley'ſche Komet z. B. hat eine retrogade Bewegung, der Enke'ſche die natürliche. Eben ſo verſchieden iſt ihre Annäherung zur Sonne. Der große Komet von 1680 war ihr nach Enke's Berechnung bis auf 32,000 Meilen genaht, die Sonne mußte 70° groß auf ihn ſcheinen, und die Erleuchtung 25,000mal ſtärker ſeyn als bei uns. — Könnten wir mit Sicherheit annehmen, daß auch die Erhitzung in demſelben Grade wachſe, dann müßte ſie ſo ungeheuer ſeyn, daß alle irdiſchen Körper in Dampf zerſetzt würden, und der Wechſel der Temperaturen ſich ſchwer begreifen laſſen, die dieſer Komet erleidet, indem ſeine Bahn ſich bis auf 8300 Mill. Meilen von der Sonne entfernen, und dort ihm jene nur höchſtens 5 Sekunden groß erſcheinen kann. Andere Kometen bleiben in unbedeutenden Abſtänden, viele übertreffen die Entfernung der Erde, ja einer, der von 1729, blieb 85 Mill. Meilen von der Sonne getrennt. — Je näher ſie der Sonne kommen, um ſo raſcher iſt ihre Bewegung, je weiter entfernt, um ſo langſamer rücken ſie fort. Die Bahnen ſelbſt ſind ſehr verſchieden, bald mehr bald minder gegen die Ekliptik geneigt. Da dieſelben häufig die Erdbahn zerſchneiden, ſo iſt es keine Unmöglichkeit, daß die Erde mit einem derſelben einſt zuſammentreffen könnte. Welche Folgen dies ſeltene Ungefähr haben würde, wollen wir ſpäter erwägen und hier nur die Bemerkung machen, daß bei der Weite der Erdbahn, von mehr als 121 Mill. Meilen, und der Zeit des Ausweichens, die höchſtens auf [illegible] des Jahres feſtgeſetzt werden kann, die Wahrſcheinlichkeit nur äußerſt gering iſt, und ſich ungefähr wie 281 Mill. zu 1 ſtellt. Daß die Erde vom Schweif eines Kometen erreicht werden kann, iſt zwar eher möglich, und nach der Berechnung von Gauß iſt dies ſogar ſchon geſchehen, ohne daß wir es ahneten oder eine Folge verſpürten; dennoch aber kann es nur ſehr ſelten vorkommen, da die Richtung der Schweife ſo mannigfach iſt.

Die dunſtigen Lichtnebel der Kometen ſind von großer Feinheit. Schon Seneka erzählt von einem, durch deſſen Mitte man Sterne glänzen ſah. Dieſe Erfahrung hat ſich vielmals beſtätigt; Herſchel ſah einen Stern ſechster Größe durch den kernloſen Kometen von 1795, und Struve ſogar am 28. November 1828 ſehr deutlich einen der eilften Größe durch den Enkeſchen Kometen.

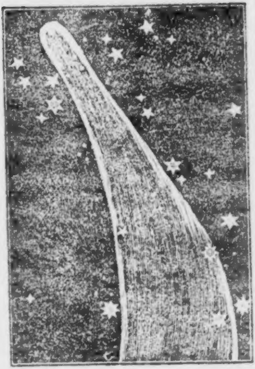
Figur 1.



Iſt der Komet ohne Schweif, ſo bildet die Maſſe ein ziemlich rundes Ganzes, einem Nebelfleck ähnlich, der in der Mitte heller glänzt und nach allen Seiten matter und zerſtreuter wird; iſt er geſchweift, ſo läuft gewöhnlich ein leuchtender Halbkreis gegen die Sonne gekehrt, und geht dann auf beiden Seiten in den Strahlenbüſcheln von gleicher Maſſe über, die er begrenzt; zuweilen aber auch beſteht Schweif und Körper ganz von derſelben Nebelmaſſe. (Siehe Figur 1.) — Der Schweif ſcheint die feinſte Materie zu enthalten, dieſe erfährt einen größeren Widerſtand als der Körper, und iſt daher meiſt gekrümmt. — Oft iſt die Krümmung ſehr bedeutend, wie z. B. beim Kometen von 1744, deſſen Schweife faſt einen Viertel-Kreis bildeten; die convexe Seite der Krümmung zeigt ſich faſt immer dahin gerichtet, wohin der Komet geht, und dies iſt ſo beſtimmt, daß man bis jetzt nur eine Ausnahme bemerkt hat.

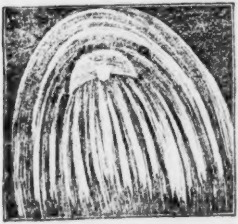
Der Schweif ſelbſt erweitert ſich immer mehr vom Kometen aus, die Seiten bilden die hellſten Theile, die Mitte aber zeigt ſich gewöhnlich dunkel, und theilt den Schweif in zwei Hälften. Sehr häufig zeigen ſich mehrere Schweife. Zuweilen erhält ein ſchweifloſer Stern nach und nach einen Schweif, oder aus einem Schweife entſpringen noch andere. Die merkwürdigſte Art iſt die, wo, völlig getrennt von der Nebelmaſſe, ein leuchtender Schleier erſcheint, der ſich um den Kopf des Kometen legt, während er nach hinten koniſch den Schweif umgibt. (Siehe Figur 2.) Die Trennung von dem Körper iſt oft ſehr bedeutend; ſo z. B. war ſie beim Kometen von 1811, der Figur 2 abgebildet iſt, 110,000 Meilen. — Der Kern dieſes ſchönen Kometen war beſonders leuchtend, und nach Herſchel etwa von 10,000 Meil. Durchmeſſer. Rund um ihn legte ſich eine Dunſthülle, die 8000 Meilen Dicke hatte, und nun erſt folgte der erwähnte finſtere Raum, der mit einer ſehr feinen Materie erfüllt ſeyn mußte, da Herſchel ganz kleine Sterne durchſchimmern ſah. Jenſeit deſſelben zog ſich dann erſt der leuchtende Schleier, der über 5000 Meilen breit war, und nach beiden Seiten in einen Schweif von 22 Millionen Meilen Länge ablief, der nach der beſchriebenen Art leuchtend eingefaßt war, und einen Doppelſchweif bildete. Zuweilen, und auch dies kam bei demſelben merkwürdigen Kometen vor, verdoppeln ſich die Lichtſchleier, ſo daß zwiſchen beiden noch ein dunkler Raum liegt. Von den leuchten-

Figur 2.

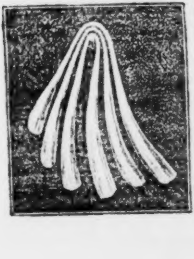


den Hüllen geben dann oft noch Nebelſchweife aus, die vom Hauptſchweife abweichen; aber auch hier trat der Fall ein, daß im Perihelium die Lichtmäntel mehr und mehr abnahmen, und der Schweif, der früher bei mehr als 22 Mill. Meilen Länge eine Breite von 5 bis 6 Mill. Meilen hatte, zuletzt nur noch 5 Mill. Meilen Länge und 500,000 Meilen Breite behielt. Ein anderer merkwürdiger Komet war der von 1744. Anfangs war derſelbe in einen mattſchimmernden Nebelflor gehüllt, der in einem Schweife endete. Nach und nach zeigte ſich ein leuchtender, nach der Sonne gerichteter Halbmond, der den Kern umgab, und der ſich zuletzt ſo ausdehnte, daß er nach beiden Seiten des Kometen abfloß, und den Schweif leuchtend umfaßte. — Figur 3 ſtellt die Zeichnung dar, die Heinſius am 27. Februar von ihm machte. Als der Komet am 1. März das Perihelium erreicht hatte, verlor ihn der Beobachter durch trübe Tage. Seine beiden Schweife hatten damals die Länge von 15 und 5 Mill. Meilen. Am 7. März erblickte de Chateaux den gänzlich veränderten Kometen. Dieſer hatte jetzt ſechs Schweife, von denen er nur einen Theil beobachten konnte, welche jedoch ſich als drei in einander liegende Schweifkonoide darſtellten, und dem Kometen die Geſtalt verliehen, welche Figur 4 wiedergiebt.

Figur 3.



Figur 4.



Zuweilen kommt es auch vor, daß der gekrümmte Schweif eines Kometen einen andern geraden ausſtößt, dies war z. B. der Fall bei dem Kometen von 1807, der nach Olber's Zeichnung die Geſtalt hatte, welche Figur 1 giebt. Man erklärt ſich dies Vorkommen ſo, daß die ſehr leichte Materie entweder dem raſchen Zuge des Kometen nicht folgen kann, oder, von einer andern mächtigern Anziehung erfaßt, ſich trennt, und daher zurückbleibend, gleichſam ausgeſtoßen wird. Das Losreißen und Sichtbarſeyn dieſes Schweifes von 2 Mill. Meilen Länge dauerte auch nur wenige Tage; man ſah, daß der feine Stoff, aus dem er beſtand, ſich im Kometen erſchöpfte, und daher zwiſchen dieſem und jenem eine völlige Lücke vorhanden war. Nachdem wir von der leuchtenden Materie und den Schweifen geſprochen haben, wenden wir unſere Aufmerkſamkeit auf den ſogenannten Kern. Bei vielen dieſer Körper bemerkt man nämlich im Innern eine ſchwarze Maſſe, um welche ſich die Lichtnebel nicht ſo leuchtend als fein und durchſichtig anlegen. Selten nimmt die leuchtende Materie ſchnell zu, und erſt etwas entfernt bildet ſich der helle Lichtring, der die verſchiedenen Conoide giebt. Gewöhnlich ſind die Kerne nur klein, doch trifft man auch auf bedeutende. So hatte der Komet von 1789 nur einen Kern von 11 Lieus Durchmeſſer, der vom Dezember 1805, 12 Lieus, von 1799, 154 Lieus, von 1807, 222 Lieus; der zweite von 1811, 1089 Lieus u. ſ. w.

Mindeſtens bei vielen dieſer gekernten Kometen ſcheint derſelbe aber keineswegs eine feſte, ſolide Maſſe zu ſeyn, ſondern vielmehr aus einem ſehr feinen Fluidum zu beſtehen. So ſah Montaigne am 23. October 1774 zu Limoges einen Stern ſechster Größe, das Gamma im Waſſermann, queer durch den Kern eines kleinen Kometen; ſo Olbers am 1. April 1796 einen Stern der ſiebenten Größe ebenfalls durch einen Kometenkern; daſſelbe iſt 1825 in Nismes durch Walz der Fall geweſen, und mit dieſen ſtimmen viele Fälle überein, die man in Paris, Palermo, Königsberg, Altona u. ſ. w. beobachtete. Andere Beobachtungen dagegen ſprechen für den feſten Kern. So ſah Meſſiers hinter dem Kometen von 1774 ſehr deutlich einen Stern achter Größe verſchwinden und wieder in's Licht treten; ſo am 3. Novbr. 1828 Wartmann in Genf, dem ein Stern achter Größe hinter dem Encke'ſchen Kometen verſchwand. — Aus dieſen und vielen andern Beobachtungen ſcheint hervorzugehen, daß der Kern erſt nach und nach feſter wird und zunimmt, bis er zuletzt vielleicht die Lichthülle ganz verliert. So war der zweite Komet von 1811 nach Herſchel's Beobachtungen faſt ganz Kern, hatte einen Durchmeſſer von 570 Meilen, und war nur von wenigen dünnen Nebeln umringt. Volle Sicherheit über ihre Undurchſichtbarkeit wird man erſt erhalten, wenn man einen Kometen wirklich vor der Sonne vorübergehen ſieht und die dunkeln Körper wahrnimmt; bis jetzt hätte man dies zwei Mal beobachten können, allein bei dem erſten, dem Kometen von 1819, berechnete man den Durchgang, als dieſer ſchon geſchehen war; beim zweiten von 1826 hinderte es der trübe Himmel, und ſo muß man einen neuen erwarten. Ob überhaupt den Kometen eigenes Licht zuzuſchreiben ſey, oder ob ſie, gleich den Planeten, nur von der Sonne beleuchtet werden, iſt eine anhaltende Streitfrage der Aſtronomen; und ſo wenig kennen wir noch jene ſeltſamen Geſtirne, daß keine ſichere Entſcheidung zu wagen iſt.

Was die Gefahren betrifft, welche wir von dem Stoß eines Kometen zu erwarten haben, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit ſehr groß, daß erſtens dies nie geſchehen werde; zweitens aber, ſollte es jemals erfolgen, ſolche dünne, wenig kompakte Maſſen, wie dieſe Schweifſterne, entweder einen ſehr geringen oder gar keinen Einfluß auf die Bewegungen unſrer Planeten äußern können.

Zu verſchiedenen Malen ſind Kometen ziemlich nahe bei uns vorübergegangen, und man hat auch nicht den leiſeſten Einfluß, weder in einem Aufenthalt oder Verlängerung des Erdenjahres, noch durch vermehrte Wärme, Trockenheit oder Näſſe wahrgenommen. Der nächſte Komet der Erde war der von 1770, der dennoch 368 Halbmeſſer von ihr entfernt blieb; nimmt man den Mond gleich 60 Halbmeſſer, ſo war er noch mehr als ſechs Mondweiten oder gegen 260,000 Meilen von uns entfernt. Zwar erzählt der Grieche Phranga von einem Kometen, der 1454 in Conſtantinopel beobachtet ward, und kurz vor der ſchrecklichen Eroberung dieſer Stadt durch die Türken in grauenvoller Größe mit blutrothen Schweifen am Himmel aufgezogen und den Mond verfinſtert haben ſoll; allein der baieriſche Jeſuit Pontanus berichtet die Mondfinſterniß welche mit dem Kometen zuſammentraf, und allzuleicht iſt die menſchliche Schwäche bereit, ganz natürlichen Ereigniſſen eine überſinnliche Deutung zu geben. Daß Kometen aber ganz gewöhnliche Erſcheinungen ſind, wird eine Ueberſicht der letzten dreißig Jahre am beſten zeigen; es vergeht faſt kein Jahr, wo nicht einer oder mehrere entdeckt werden, und die ſchlimmen Bedeutungen müßten unaufhörlich eintreffen, wollte man ſie damit verbinden.

So kamen:

1804 — 1 Komet,
1805 — 2 „
1806 — 1 „
1807 — 1 „
1808 — 4 „
1809 — 0 „
1810 — 1 „
1811 — 2 „
1812 — 1 „
1813 — 2 „

1814 — 0 Komet,
1815 — 1 „
1816 — 0 „
1817 — 0 „
1818 — 2 „
1819 — 3 „
1820 — 0 „
1821 — 1 „
1822 — 3 „
1823 — 1 „

1824 — 2 Kometen,
1825 — 4 „
1826 — 5 „
1827 — 3 „
1828 — 0 „
1829 — 1 „
1830 — 2 „
1831 — 0 „
1832 — 1 „
1833 — 2 „
1834 — 0 „

Man ſieht zugleich aus dieſer Tabelle, wie gar keinen Einfluß das Erſcheinen auf die Temperatur gehabt hat. Die Jahre 1825 und 1826 waren ganz gewöhnliche, und doch hatten ſie 4 und 5 Kometen u. ſ. w. Wären aber die Kometen Körper von Dichtigkeit und Maſſe, ſo würden ſie eine Anziehung auf die Erde ausüben, die bis jetzt auch nicht im mindeſten bemerkt worden iſt. Der Mond hebt die Fluthen der Meere über 3 Fuß, aber niemals iſt die geringſte Vermehrung derſelben durch einen Kometen dargethan worden. Der Komet von 1770 ward von der Erde in ſeinem Laufe zwei Tage lang aufgehalten, allein nach La Place genauen Rechnungen verlängerte ſich das Erdenjahr auch nicht um 1 Sekunde, und die Anziehung, welche er auf uns ausübte, war völlig 0. Ebenſo hat man keine Spur einer Wärme bemerkt, welche uns durch einen Kometen gebracht wäre. Vergebens hat man die Strahlen des Vollmondes in den Brennpunkten großer Hohlſpiegel geſammelt, und mittelſt der feinſten Luft-Thermoſkopen nach einer Wärme-Äußerung geſpäht. Der Vollmond aber giebt zehnmal mehr Licht, als die größten Kometen, und man kann nicht denken, daß, wäre ein Schweifſtern auch zehn Mal leuchtender als ein Vollmond, er $\frac{1}{100}$ Grad Wärme geben könnte. Oftmals iſt von alten Philoſophen und Aſtronomen wohl auch die Behauptung aufgeſtellt und vertheidigt worden, daß ein von der Erde angezogener Komet die Urſache der Sündfluth geweſen ſey. **Whiſton** läßt dies durch einen geſchehen, der nahe an ihr vorüberging; Halley läßt ihn völlig auf ſie niederſtürzen und ſie in ihrem Laufe aufhalten. Wäre dies geſchehen, ſo würde unfehlbar die Erde, die ihr geradliniges Fortſchreiten im Raume verlor, ſich auf die Sonne geſtürzt haben, wo ſie nach 64½ Tag angelangt ſeyn würde. Whiſton's Meinung aber iſt allzuleicht durch phyſikaliſche Gründe zu widerlegen, und die neue Geſtaltung der Geologie und Geognoſie geben uns ganz andere Mittel zur Erklärung der großen Diluvialfluthen, als daß man eines Kometen bedürfte; allerdings aber kann man nicht läugnen, daß ſehr wahrſcheinlich um die Zeit der ſogenannten Sündfluth ein Komet am Himmel geweſen ſey. Gewöhnlich wird das Jahr 2343 v. Chr. als die Zeit der Sündfluth angegeben. Einer der größten bekannten Kometen aber war der von 1680; früher ſchon wird eines andern gedacht, der im Jahre 1106 erſchien, und ſelbſt die Sonne an Glanz übertroffen haben ſoll; noch früher beſchrieb der Byzantiner **Lampadius** einen ſehr ähnlichen vom Jahre 531. Derſelbe große Komet ſcheint es auch geweſen zu ſeyn, der beim Tode **Cäſars**, 43 v. Chr., erwähnt wird. Vergleicht man ſein Wiedererſcheinen in den bekannten Malen, ſo erhält man überall die gleiche Zahl von 575 Jahren, und muß die Kometen als ein und denſelben anerkennen. Nimmt man nun 4 vorhergegangene unbekannte Rotationen mit 4mal 575 gleich 2300 Jahren, und zählt die 43 v. Chr. von der letzten bekannten Rotation hinzu, ſo giebt dies 2343 v. Chr., alſo das Jahr der Sündfluth; allein wer kann bei den Beiſpielen, die hier angeführt werden, bei der niemals bemerkten noch ſo geringen Anziehung, bei keiner Verlängerung des Jahres u. ſ. w. glauben, daß ein Komet Waſſerfluthen enthalten könne, die ſo ungeheuer waren, daß ſie die höchſten Berge bedeckten! Endlich aber knüpft ſich daran die Betrachtung, wo denn dieſe ungeheure Waſſermaſſe, die nach phyſikaliſchen Geſetzen doch nicht wieder verſchwinden konnte, geblieben ſeyn ſoll!

Mit derſelben Leichtigkeit laſſen ſich die Behauptungen widerlegen, daß ein Komet das Klima unſerer Erde verändert habe, indem er der Erd-Axe eine andere Lage gab. Dies hätte nur durch einen gewaltigen Stoß geſchehen können, den wir zurückweiſen müſſen, weil er die Erde zerſtört haben würde. Die großen Elephanten, Rhinoceroſſe u. ſ. w., welche man im Norden aufgefunden hat, haben durch ihren dichten Winterpelz genugſam bewieſen, daß ſie in keinem heißen Klima einſt lebten und plötzlich erfroren, ſondern daß ſie wahrſcheinlich einſt auch auf die kalte Zone angewieſen waren, nach und nach aber dort verſchwanden, wie wir unter unſern Augen noch Thiergeſchlechter, z. B. die Auerochſen, ausſterben und verſchwinden ſehen; oder wie das Rennthier, einſt in Deutſchland heimiſch, jetzt nur jenſeit des baltiſchen Meeres noch fortkommt. Bewohner der heißen Länder aber, wie z. B. Tiger und Panther, ſchweifen auch jetzt noch bis in die kalte Zone, und Alexander v. Humboldt hat erſt jüngſt mehrere an den Weſt-Abhängen des Altai erblickt. Ebenſo unhaltbar iſt die Behauptung, daß die merkwürdige tiefe Einſenkung des Bodens am kaspiſchen Meere, die mehr als 18000 geviertete Meilen beträgt, durch den gewaltigen Stoß eines gegenprallenden Kometen entſtanden ſey. Freilich iſt der ganze untere Lauf der Wolga eingedrückt, und das kaspiſche Meer liegt faſt 300 Fuß tiefer als das ſchwarze; aber nach Alex. v. Humboldt's einleuchtender Erklärung iſt dieſe tiefe Senkung ganz natürlich dadurch entſtanden, daß die gewaltigen Gebirgsmaſſen des centralen Aſiens einen Theil der nebenliegenden Fläche mit verbrauchten, wie die aufſteigende Welle neben ſich eine Tiefe höhlt, oder wie dicht neben der Fluth Ebbe iſt. — Auch den Mond hat man zu einem alten Kometen machen wollen, der allzuſehr der Erde nahe kam, und von dieſer nun zur Rotation gezwungen wurde. Dieſem widerſprechen aber außer manchem Andern die Höhe ſeiner Gebirge, ſeine ausgebrannten tiefen Thäler, vorzüglich aber der Mangel einer Atmoſphäre, während die Kometen weite und leuchtende Dunſtkreiſe haben. Daß endlich ein Komet einſt den unglücklichen Planeten zerſchmetterte, deſſen große Stücke: Ceres, Pallas, Juno und Veſta noch jetzt ſich in einem Abſtande von ungefähr 54 Millionen Meilen um die Sonne bewegen, iſt eben ſo unwahrſcheinlich. — Zwar haben dieſe kleinen Planeten ganz abweichende Neigung ihrer Bahnen, und, während man bei Mars, Jupiter und Saturn kaum Spuren einer

Atmoſphäre bemerkt, wird die der Ceres auf mehr als 150 Meilen, die der Pallas auf mehr als 100 Meilen von Schröter berechnet; aber Veſta hat dagegen nicht die geringſte Spur eines Dunſtkreiſes, und zerſtört ſo alle die ſchönen Folgerungen, welche man daraus ziehen könnte. Noch wunderlicher iſt es, Meteorſteine als Kometenſtücke anzuſehen, die faſt alle aus ſehr dichten Schwefel- und Eiſenkieſen beſtehen, und feſt verglaſete Kruſten haben; eben ſo ſtellt ſich die Meinung, daß die dichten ſeltſamen Nebel mancher Jahre, wie z. B. von 1743, 1783 und 1831 davon entſtanden, daß die Erde ſich im Schweife eines Kometen befand. Wenn dies der Fall war, warum ſah man den Körper nicht, der doch unmöglich ganz unſichtbar ſeyn konnte! Mögen daher dieſe wunderbaren Nebel, welche ſich bis über die höchſten Alpengipfel ausbreiteten, und doch ſo fein und durchſichtig waren, daß die kleinſten Sterne herabſchimmern konnten, entſtanden ſeyn, wie ſie wollen; mögen ſie auch nicht vulkaniſche Erzeugniſſe oder ein eigenthümlicher großer Heerrauch geweſen ſeyn, ein Komet gab ihnen den Urſprung keinesweges. Daß die Einwirkung der Kometen Krankheiten, Hungersnoth erzeugen können, da ſie doch nicht den leiſeſten Einfluß auf unſere Planeten ausüben, iſt nur von Schwachköpfen zu glauben; die Plagen der Erde, welche dieſe und ihre Bewohner ſich ſelbſt erzeugen, ſind ſo mannigfach und groß, daß wir die übrigen Geſtirne dabei ganz entbehren können, am allerwenigſten aber ſie von Körpern zu erwarten haben, die ſo nebelhaft, machtlos und zerbrechlich erſcheinen, als jene. Wer ſolche Mährchen und Kometenwunder liebt, dem empfehlen wir die Chroniken von Forſter, Gregory, Sydenham, oder Labinietzky's „Geſchichte aller Kometen". Da ſieht man, wie der Himmel ſich öffnete, um Fackeln und Schlangen und Geſtalten mit blitzenden Schweifen oder blau brennenden Füßen auszuſpeien, wie jeder großen Weltbegebenheit, Peſt oder Hungersnoth, ſchreckliche Himmelszeichen vorauſgingen u. dgl. m. Doch in jenen Zeiten waren ſolche Wunder nicht ſelten, man benutzte jeden Meteorſtein, jede Feuerkugel u. ſ. w. als Boten der Gottheit, und ließ auf dieſe Weiſe ja ſelbſt Briefe vom Himmel fallen, die von der ganzen Dreieinigkeit feierlich unterſchrieben waren, und auf welche die Macht der Kirche und deren Unfehlbarkeit ſich allein gründete. Die Leichtgläubigkeit der

Menge war ſo groß, ihr zitternder Gehorſam ſo fern von allem Nachdenken, daß viele Jahrhunderte vorüber rollten, und viel Schreckliches geſchah, ehe man die lächerliche Albernheit, ohne Gefahr verbrannt und gekreuzigt zu werden, aufdecken konnte. So langſam arbeitet der menſchliche Geiſt! —

Unter allen den Hunderten von Kometen hat man bis jetzt nur vier näher beobachten, ihre Bahn berechnen und genau beſtimmen können. Auf dieſe wollen wir nun zuletzt unſere Blicke richten, und was von ihnen bekannt iſt, kurz anführen.

Die Berechnung der Kometenbahnen gehört zu den ſchwierigeren Aufgaben der Aſtronomie, da nur ein klein Stück der Curve, deren Brennpunkt die Sonne iſt, beobachtet werden kann, der übrige Theil alſo ganz auf den ſublimſten und ſcharfſinnigſten Rechnungen beruhen muß. Deshalb auch hat man nur bei wenigen bis jetzt dies mit Sicherheit thun können, andere haben alle Berechnungen getäuſcht, und ſind entweder gar nicht wieder erſchienen oder doch unter ganz verſchiedenen Umſtänden. Die Störungen, beſonders durch die Attraktionskraft der Himmelskörper bewirkt, in deren Nähe die Bahnen vorüberlaufen, tragen nicht wenig zu dieſer Verwirrung bei, und nur bei dem kleinen Enke'ſchen Kometen, der innerhalb der Jupiterbahn bleibt, hat man genau auch hierauf Rückſicht nehmen, und ſeine Wiederkehr zum Perihelium auf den Tag ermitteln können. — Dagegen iſt der Halley'ſche noch keineswegs feſt ermittelt; 1826 brauchte er zum Umlauf 74 Jahr, 11 Monat, bis 1759 aber 76 Jahre und 6 Mon., und Damoiſeau giebt jetzt ſeine Wiederkehr nach den genaueſten Berechnungen, 76 Jahr, 8 Mon., an, ſo daß er am 16. November 1835 ſein Perihelium erreichen muß, eine Angabe, deren Richtigkeit die nächſte Zeit lehren wird.

Das auffallendſte Beiſpiel der Täuſchung, durch mächtige Störungen wahrſcheinlich hervorgebracht, gab der Komet von 1770, deſſen Curve eine ſo kurze Ellipſe war, daß man ſeinen Umlauf mit Beſtimmtheit auf 5½ Jahr feſtſetzte. Im Frühjahr 1776 aber erſchien der Komet nicht, und alles fernere Suchen iſt bis jetzt vergebens geweſen. La Place hat die Erklärung gegeben, daß dieſer Schweifſtern ſich vor 1770 in einer Bahn bewegte, deren Perihelium noch außerhalb der Jupitersbahn lag, 1767 aber nahte er dieſem zu ſehr, der mächtige Planet riß ihn an ſich vorüber, und ſchleuderte ihn der Sonne zu, um die er nun eine neue Bahn begann; 1776 ſtand er vielleicht hinter der Sonne, und ward von dem Glanze bedeckt und unſichtbar gemacht, als er ſich aber beim zweiten Umlaufe wieder derſelben näherte, traf er abermals auf den Jupiter, der ihn zurückwarf, und in eine Bahn brachte, deren Perihelium mindeſtens 54 Millionen Meilen beträgt.

Die meiſten der andern Kometen ſind ebenfalls nicht zurückgekehrt; entweder liegt der zweite Brennpunkt ihrer Ellipſe ſo ungeheuer entfernt, daß viele Hunderte oder Tauſende von Jahren nöthig ſind, ihre Rotation zu vollenden, und ſie darin bis jetzt nicht genug beobachtet werden konnten, oder manche haben wahrhaft paraboliſche oder hyperboliſche Bahnen, und gehören mehreren Syſtemen oder Sternenſchichten an. Zur Berechnung einer Kometenbahn muß man die fünf paraboliſchen Elemente derſelben kennen, nämlich: 1) die Neigung der Kometen-Ebene gegen die der Erde, 2) die Lage des aufſteigenden Knotens, 3) die Richtung der paraboliſchen Haupt-Axe, 4) den Abſtand der Kometen von der Sonne, 5) die genaue Zeit des Periheliums. Auf dieſe Art hat Halley zuerſt viele Kometenbahnen berechnet, und aus der Aehnlichkeit dieſer Elemente bei den Kometen von 1456, 1531, 1607 und 1682, der gleichen Wiedererſcheinungen in einer Zeit von 75 Jahren, fand er, daß es ein und derſelbe ſey, und berechnete ſeine Rückkehr auf 1759, deren Erfüllung das erſte Beiſpiel der Sicherheit von Kometenberechnungen war.

Dieſer Hallerſche Komet, der zuletzt 1759 im März ſein Perihelium erreichte, und ſchon vorher mit bloßen Augen geſehen ward, iſt es, den unſere Aſtronomen begierig wieder erwarten. Er iſt, wie wir ſchon geſagt haben, ein im Abnehmen begriffener Komet, deſſen erſte Erſcheinungen die Welt in Furcht und Staunen verſetzten; ſein Glanz und ſein prachtvoller Schweif, der 13 bis 14 Mill. Meilen betrug, machten ihn zum Gegenſtande des Entſetzens; bei jeder Rotation aber erſchien er ſchwächer, und 1759, wo die Erde freilich eine ungünſtige Lage gegen ihn hatte, zeigte der ſonſt ſo ſtrahlende Schweif ſich nur als ein ſchwachleuchtender Nebel. —

Wenn die neueſten Berechnungen dieſes Kometen nicht trügen, ſo muß er ſein Perihelium am 16. Novbr. 1835 erreichen.

und wird zu zwei verſchiedenen Malen auf längere Zeit dem bloßen Auge ſichtbar ſeyn, da er der Erde bis 3½ Mill. Meilen nahe kommt, während er gegen 17 Mill. Meilen von der Sonne entfernt bleiben wird. Anfangs September wird er noch 40 Mill. Meilen von uns ſeyn; in der Mitte des Monats nähert er ſich bis 18 Mill. Meilen; Anfangs October bis auf 6 Mill. Meilen; am 6. Octbr. aber erreicht er ſeine größte Erdnähe, 3½ Mill. Meilen, und wird dann am deutlichſten erſcheinen. Der Stern wird alsdann hell und ſchön am Abendhimmel zu ſehen ſeyn, und wenn ſein Schweif der alte iſt, muß er von dem Haupthaar der Berenice bis zu den Vorderfüßen des großen Bären reichen. — Nachdem er einige Zeit unſichtbar war, während deſſen er den Bogen um die Sonne beſchrieb, wird er am 1. März 1836 am Morgenhimmel in den Sternbildern des Raben und Bechers wieder erſcheinen, und dann 25 Mill. Meil. von uns entfernt ſeyn. Bald aber verſchwindet er, und erreicht ſein nächſtes Perihelium den 6. Febr. 1912, nachdem er zu ſeinem neuen Umlauf 76 Jahr, 82 Tage gebraucht, und ſich bis 746 Mill. Meilen von der Sonne entfernt hat. — Der zweite Komet, deſſen Wiederkehr man berechnet hat, iſt der von 1815. Dem berühmten Aſtronomen Beſſel in Königsberg gehört das Verdienſt, ſeine Bahn beſtimmt zu haben, obgleich er nach Olbers, der ihn entdeckte, genannt wird; die Umlaufszeit iſt auf etwas mehr als 74 Jahre feſtzuſetzen. Die Störungen, welche der Komet jedoch durch den Jupiter, Saturn und Uran erleiden wird, werden ihn etwas ſchneller zur Sonne bringen, wo er im Februar 1887 ſein Perihelium erreichen wird. Von dieſer bleibt er gegen 25 Mill. Meilen entfernt, ſeine äußerſte Sonnenferne beträgt dagegen 703 Mill. Meilen, ſein Lauf geht von Weſten nach Oſten. Bei ſeinem letzten Umlaufe zeigt er ſich ſchwach glänzend und klein, jedoch kann er bei günſtiger Lage nächſtens bedeutend heller erſcheinen. — Der dritte beobachtete Komet iſt der vom Jahre 1805, deſſen Bahn durch die ſcharfſinnigen Vergleichungen und Unterſuchungen des berühmten Aſtronomen Gauß zuerſt näher beachtet, dann aber durch den Hauptmann von Biela in Böhmen berechnet und feſtgeſtellt wurde. Nach dieſem Letztern wird er der Biela'ſche Komet genannt, und ſeine Umlaufzeit iſt auf 6¾ Jahre gefunden; in ſeiner Sonnennähe bleibt er doch gegen 20 Mill. Meilen von der Sonne getrennt, und entfernt ſich von ihr 127 Mill. Meilen. Merkwürdig iſt dieſer Biela'ſche Komet noch durch die geringe Neigung ſeiner Bahn gegen die Ebene der Planetenbahnen, wodurch er auch der Erde ſehr nahe kommt, und ſchon öfter die Furcht rege gemacht hat, daß er ein Mal mit derſelben zuſammenſtoßen möchte. Wir haben ſchon vorher gezeigt, wie ſehr entfernt dieſe Möglichkeit liegt, und wie wenig wir ſelbſt im ſchlimmſten Falle davon zu fürchten haben würden, und beſchränken uns daher nur auf die Allgemeinheit einiger Angaben. Im Jahre 1805 ging der Komet, der Anfangs December ſeinen niederſteigenden Knoten erreichte, ſo dicht an der Erdbahn weg, daß er nur 200 Erdhalbmeſſer von dieſer getrennt war, allein die Erde war mehrere Tage vorher an dieſem nächſten Punkte geweſen, und als der Komet ihn am 8. Decbr. erreichte, lagen faſt 1 Mill. Meilen zwiſchen beiden. Seine Bahn von 1826 war noch näher, und nur 133 Halbmeſſer von der Erdbahn entfernt, und wäre der Komet Anfangs December hier angelangt, ſo würde er uns bis auf etwas mehr als 100,000 Meilen nahe geweſen ſeyn. Die letzte Erſcheinung deſſelben 1832 war entfernter, und dennoch ward dies als das Jahr bezeichnet, wo ein Zuſammenſtoßen erfolgen und ein Zertrümmern unſeres Planeten zu erwarten ſey. — Dies wird natürlich niemals geſchehen, allein die eigenthümliche Lage der Kometen eben zu der unſeren kann ein Mal Urſach geben, den ſeltſamen Himmelskörper recht in der Nähe zu betrachten. — Der vierte und letzte der berechneten Kometen iſt zugleich der, wo dies am beſten und genaueſten geſchehen, obwohl er der kleinſte von allen iſt. Der Komet wurde zuerſt am 26. Novbr. 1818 von **Pons** in Marſeille entdeckt, allein Enke in Berlin berechnete ſeine kurze elliptiſche Bahn, und beſtimmte ihn nach und nach bis zur größten Genauigkeit. — Schon früher wurde er 1786, 1795 und 1805 beobachtet, allein jetzt berechnete Enke ſein Wiedererſcheinen 1822, 1825 und 1828 mit dem ſicherſten Erfolg. Das letzte Mal hatte er am 4. Mai 1832 ſein Perihelium erreicht, ward aber im nördlichen Europa nicht geſehen. Seine nächſten Sonnennähen ſind auf den 28. Aug. 1835, den 23. Decbr. 1838, den 18. April 1842 und den 12. Aug. 1845 voraus beſtimmt; die ganze Zeit des Umlaufs beträgt jetzt 3 Jahre, 116 Tage oder 1211½ Tage.

ſeine Bewegung iſt rechtläufig von Weſten nach Oſten; er nähert ſich der Sonne bis auf etwas mehr als 7 Mill. Meilen, und entfernt ſich 85 Mill. Meil. von ihr; ſein Kern iſt ſehr gering.

Wir ſchließen dieſe kurzen Betrachtungen mit einer wichtigen Bemerkung des großen Aſtronomen, der trotz ſeiner genaueſten und ſcharfſinnigſten Rechnungen immer einen Unterſchied von zwei Tagen zwiſchen der Beſtimmung und der wirklichen Erſcheinung fand, und nicht anders dies zu erklären vermochte, als durch den Widerſtand, welchen der Komet durch die feine im Weltenraum zerſtreute Maſſe des Aethers erleiden mußte; eine Annahme, die durch die Stellung und Geſtaltung der Kometenſchweife ſehr an Wahrſcheinlichkeit gewinnt. Welch eine ungeheure Folge aber enthält die Bemerkung! Sie trägt den Todeskeim der ganzen Körperwelt, die Gewißheit, daß einſt auch die Stunde dieſer ſtarren ungeheuren Maſſen ſchlägt; noch ſo fern, noch ſo weit hinausgerückt in das ewige Meer der Zeiten, ſie erfolgt ſicher, nichts kann die geſtaltete Materie vor dem Untergange ſchützen. Was den kleinen ſchwachen Körper tagelang aufhält, kann bei größern kräftigern Maſſen weit geringer wirken, und die ſtarren Körper der Planeten werden in Jahrtauſenden kaum die Spuren empfinden, dennoch aber müſſen auch ſie zuletzt dieſem dauernden Kampfe erliegen. Die fortſchreitende Verminderung der Centrifugalkraft wird die Folge haben, daß dieſe der Centripetalkraft nicht mehr das Gleichgewicht halten kann; hierdurch wird der Körper ſtets der Sonne näher rücken, immer ſchnellere Umläufe machen, und die unaufhörlich verkleinerten Bahnen werden zuletzt damit enden, daß er ſich in den Schooß der Sonne ſtürzt, die ihn in ſich aufnimmt, bis ſie ſelbſt einmal ein ähnliches Schickſal erleidet. Die Zeit, in der ſo etwas geſchehen kann, iſt freilich nach dem irdiſchen Maaßſtabe eine faſt endloſe. In 33 Jahren oder 10 Umläufen wird der Enke'ſche Komet $\frac{1}{1000}$ ſeiner Kraft verlieren, und er wird 33,000 Jahre nöthig haben, um auf die Hälfte derſelben zurückgebracht zu ſeyn; dieſe bedeutende Zeit verſchwindet aber ganz gegen diejenige, welche ein Planet, der Jupiter z. B., zur Abnahme nöthig hat. Dieſer gewaltigſte Körper unſers Syſtems wird in einer Million Jahren nur um ein Billiontheil ſeiner Kraft vermindert ſeyn, und in 70 Millionen Jahren ein Tauſendtheil verlieren, die Hälfte derſelben aber in einer 700mal größeren Zeit, alſo in 49,000,000,000 Jahren aufgeben müſſen. Dieſe ungeheure, den Sinnen entſchwindende Zahl hebt aber ſeinen Untergang nicht auf; Sandkorn an Sandkorn reiht ſich zur Ewigkeit, jede Minute iſt eine Näherung zum Ziele, und wenn auch Millionen Milliarden irdiſcher Jahre dazu gehörten, um eine fortwirkende Abnahme der Fliehkraft zu bewirken, ſo iſt es gewiß, daß die endliche Zerſtörung nicht ausbleiben kann; an dem Lang oder Kurz liegt wenig, es iſt genug, wenn wir wiſſen, daß es einſt geſchieht; das Warum? das Wozu? womit der Menſch ſo gern ſich plagt, ſcheint gänzlich außer den Löſungen deſſelben zu liegen.

Theodor Mügge.

Ueber Gebirgs-Formation.

Die neueſten Forſchungen, welche von den Naturkundigen über die Bildung der Gebirge angeſtellt worden ſind, haben zu Ergebniſſen geführt, die für uns von höchſtem Intereſſe ſeyn müſſen. Der Menſch läßt ungern von ſeinen alten Anſichten; er ſoll aber aus Eigenſinn die Belehrungen nicht von ſich ſtoßen, die durch redliche und langjährige Bemühungen der Naturforſcher aus der Natur für ihn gewonnen worden ſind. Die Natur iſt die Wahrheit, und der Menſch ſoll die Wahrheit ſich zu eigen machen. — Zu den Ergebniſſen des Studiums der Natur gehört nun, daß die Entſtehung der Erde ſelbſt in eine weit frühere Zeit zu ſetzen ſey, als man vorlängſt annahm, daß ſie nicht plötzlich in ihrer jetzigen vollendeten Geſtalt aus der Hand des Schöpfers hervorſprang, und ſich nicht auf einem friedlichen Wege herangebildet hat, ſondern daß ſie nach und nach, durch den Streit der Elemente, in verſchiedenen, ruckweis mit heftigen und gewaltſamen Umwälzungen begleiteten Bildungs-Epochen ſich ausbildete; daß das Unvollkommnere eine Zeitlang beſtand, aber von dem Vollkommneren auf dem Wege der Zerſtörung verdrängt wurde, und daß ſie beſonders durch zwei Elemente, durch Feuer und Waſſer, ihre jetzige Geſtalt erhalten hat. Schwerer möchte ſeyn zu beſtimmen, wo die Grenzen in den Gebirgsbildungen zu finden ſind, an welchen das Waſſer dem Feuer Platz gemacht hat, oder umgekehrt dieſes Element jenem.

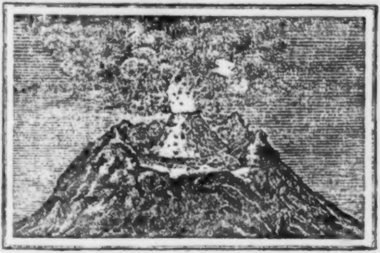
Gewiſſe Stoffe ſind in der Glühhitze im Stande, andere zu löſen und in Fluß zu bringen, bis endlich eine Vereinigung der Stoffe eintritt und bei der Erkaltung eine feſte oder ſpröde Maſſe ſich darſtellt. So wird Kieſelerde in Vereinigung mit verſchiedenen Salzen geſchmolzen, und ſtellt bei der Erkaltung Glas dar. Auf eine ähnliche Weiſe werden wir uns manche Gebirgsarten in einem geſchmolzen flüſſigen Zuſtande denken können, die ſpäter zu einer ſtarren Maſſe erkalteten. Und in einem ſolchen Zuſtande mag ſich auch der Erdkern, damals noch rings vom Waſſer (Urmeer) umſtrömt, befunden haben, wenn er anders in ſeinem Umſchwunge zur Kugel ſich bilden ſollte.

Wir müſſen nun die Erdoberfläche von der Erdrinde unterſcheiden. Von Letzterer ſprechen wir hier zuerſt. Im Allgemeinen ſind wir nicht über den 6000ſten Theil in die Erde eingedrungen, überall aber auf einen Gebirgsgrund geſtoßen, den wir nicht zu durchdringen vermögen. Dieſe Maſſe iſt die eigentliche Erdrinde, und beſteht aus Granit. Die neueſten Naturforſcher ziehen aus ſeiner Bildung den Schluß, daß er aus Waſſer niedergeſchlagen worden ſey. War das Urmeer vielleicht mit Stoffen angefüllt, die ſpäter ſich abſetzten und den Granit bildeten? dann hätte das Urmeer mehr die Geſtalt eines ſchlammigen Gallerts haben müſſen. Nähme man an, daß die Granitmaſſen aus dem Erdkern hervorgedrungen ſeyen, ſo müßte man auch in der Mitte des Erdkerns ein Feuer annehmen, durch deſſen Kraft verſchiedene Stoffe in die Höhe getrieben und in einen geglühten Zuſtand verſetzt wurden. Dieſe Stoffe bildeten nach dem Erkalten den Granit. Es müßte ein großartiger Anblick geweſen ſeyn, wenn alle dieſe Steinmaſſen geſchmolzen und glühend aus dem Urmeer hervorgeragt hätten, und durch das rings ziſchende und kochende Waſſer zum Erkalten gezwungen worden wären! Dieſe Annahme widerſpricht aber der Meinung der meiſten neuern Naturforſcher, die ihn ſeiner Form wegen einen Niederſchlag aus Waſſer nennen. Wie nun auch ſeine Entſtehung ſeyn mag, die Höhe der Granitgebirge weiſ't auf ein im innern Erdkern tobendes Feuer hin, welches allein die Kraft haben konnte, die aus dem Flüſſigen abgeſetzten Granitmaſſen bis zu dieſer Höhe empor zu treiben. Granit bildet die Grundlage aller Gebirge, und mit dem Gries, dem Glimmerſchiefer, Urthonſchiefer, Hornblendgeſtein und dem Urkalk das erſte, urſprüngliche oder Urgebirge, an welches die ſpätern Gebirgsarten ſich ablagerten. Dies Urgebirge bildet aber nicht bloß die Erdrinde, ſondern durchbricht auch in gewaltigen Maſſen die Erdoberfläche, und überragt in den Alpen als Granit alle übrigen Gebirgsarten. Die erſte Erdrevolution mag dieſes Urgebirge erzeugt haben. Längere Zeit mochte daſſelbe mit dem ringsverbreiteten Meere den Inbegriff der Erde bilden. Somit konnten aber weder Pflanzen noch lebende Weſen während des Beſtehens dieſer uranfänglichen Bildung Leben und Nahrung finden; daher das Urgebirge keine Abdrücke von Pflanzen, noch Verſteinerungen von thieriſchen Weſen aufweiſ't. An dieſe Urgebirge legten ſich 2) die Uebergangsgebirge an, deren Bildung in eine ſpätere Zeit fällt. Grauwacke, Uebergangskalkſtein, Thonſchiefer und Porphyr bilden dieſe Gebirgsart. Schon zeigen ſich in der Grauwacke hier und da Spuren von Pflanzengattungen, Palmenarten, beſonders in Verſteinerungen; die in dieſer Periode gebildeten Gebirge hatten alſo ſchon eine Erdlage, worin Pflanzen, ja ſelbſt Bäume ſpärlich ſich feſtſetzen und gedeihen konnten. Natürlich machte die Pflanzenwelt den Anfang; die höher ſtehende Thierwelt folgte, und zwar finden wir die mannigfaltigſten Exemplare derſelben verſteinert in Gebirgsarten vor, die durch eine dritte Revolution gebildet wurden. Dies ſind 3) die Flözgebirge. Die Gebirgsbildung iſt theils eine ältere, theils eine jüngere, ſo daß zwei Revolutionen zu verſchiedenen Zeiten dieſelbe hervorgedrängt und über einander geſchichtet zu haben ſcheinen. Die ältere hat beſonders viele Verſteinerungen, welche von einer ſchon größeren Ausbreitung der Pflanzenwelt zeugen; die jüngere Flözbildung aber erweckt unſer höchſtes Intereſſe durch ihre verſteinerten Exemplare aus dem Thierreiche. Sie liegt alſo der Epoche, in welcher das Menſchengeſchlecht erſchaffen wurde, am nächſten. Wir nennen dieſe bisher beſprochenen Schöpfungen dann zuſammen die Urwelt oder vorweltlichen Schöpfungen, und die Thiere, deren Gebeine ſich bis auf unſere Zeit verſteinert erhalten haben, Thiere der Urwelt. Spuren einer Pflanzenbildung zeigen in dieſer Gebirgsbildung die Steinkohlen, beſonders der Schieferthon, in deſſen Umgebung ſie vorkommen. Die Baſtkohle, welche in fadenförmigen Knäueln erſcheint, zeugt von einer Schilfbildung, und die Braunkohle ſogar Zuſammenfügungen aus Stämmen, Rinden und Blättern. Doch ſcheint letztere ſpäteren Urſprungs zu ſeyn. Dies Alles ſind Uebergänge zur vollkommneren Form. Allmählig rückte die Erdbildung vor. Die untergeordneten Stufen des Thierreichs, als: Fiſche, Amphibien, Schaal- und überhaupt Seethiere, finden ſich in den jüngern Gebirgslagen. Die Bildung dieſer Thiere war aber zum Theil noch unvollkommen und plump, zum Theil ſeltſam und rieſenhaft. Man unterſcheidet in dieſen Verſteinerungen oft Knorpel ſtatt der Knochen. Die Vögel und Säugethiere mögen noch ſpäter entſtanden ſeyn, da ſie einer höhern Stufe angehören. Sie kommen meiſt in Kalk gehüllt vor. Dieſer Kalk mag zum Theil ſelbſt ein thieriſches Erzeugniß ſeyn; die Knochen und Muſchelſchaalen verwitterten zu Kalk. Alle dieſe Ueberreſte rühren von Thieren her, die den jetzt lebenden höchſtens entfernt ähnlich waren. Von dem Mammuth, einem ungeheuern vierfüßigen Thiere, fand man auch bei Berlin am Kreuzberge bei dem Graben eines Brunnens mächtige Stoßzähne. Es muß alſo eine furchtbar zerſtörende Epoche geweſen ſeyn, wo mit der Veränderung der ganzen Oberfläche, mit der Zertrümmerung alter Gebirgsformen und dem Hervorbringen neuerer auch der Untergang der beſtehenden Thiergattungen verbunden war. Man findet ihre Ueberreſte beſonders in Höhlen; vielleicht hatte ſie hier die Angſt zuſammengedrängt oder das ſtürzende Waſſer hineingetrieben, oder die Knochen verwitterten, fielen zuſammen und eine obere Rinde aus Stein, Erde und Knochenkalk mit dazu gehörenden Bindemitteln formte eine Bedachung, eine Höhle. Dieſe Zerſtörung war zugleich mit einer Veränderung des Klima's verbunden. Man findet Palmenarten, die ein warmes Klima erfordern, eben ſo Thiergerippe, die mit der Elephantenbildung verwandt ſind, in den bloß nördlichſten Gegenden; dagegen in der Muggendorfer Höhle am Fichtelgebirge Knochen, die von einer Art Eisbären herzurühren ſchienen. Eine bloße Ueberſchwemmung kann die Knochen wohl nicht auf mehrere hundert Meilen Weite fortgeſchleudert und an gewiſſen Plätzen aufgehäuft haben.

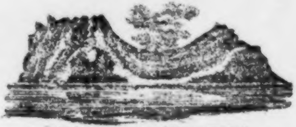
Die Entſtehung dieſer Gebirge iſt zum Theil, wie die der Uebergangsgebirge, dem Waſſer, alſo der Anſchwemmung zuzuſchreiben, theils der Wirkung eines unterirdiſchen Feuers. Einige

Gebirgsſchichten liegen horizontal, alſo gleichlaufend = übereinander; dieſe haben ſich wahrſcheinlich aus Waſſer abgeſetzt; andere liegen vertikal ∧ an. Hier hatten wahrſcheinlich Gebirgsmaſſen, die durch Feuerkraft aus dem Innern des Erdkerns hervorgedrängt wurden, die horizontalen Schichten durchbrochen, und zu beiden Seiten auseinandergeworfen. Für dies Emporheben mancher Gebirgsarten aus dem Meere zeugt auch die Erfahrung, daß auf ſehr hohen Bergſpitzen Seethiere und Muſcheln gefunden werden. Die heraufſteigende Gebirgsmaſſe nahm alſo dieſelben aus dem Meere mit ſich hinauf. Die Regelloſigkeit der Gebirgsarten, die ſteilen Senkungen, die von einem gewaltſamen Abreißen zeugen, die Riſſe und Spaltungen mitten in die Berge hinein, das Durcheinandergeworfene der Maſſen, — Alles dies weiſ't auf eine Epoche hin, in welcher Feuer und Waſſer zur Umwälzung der Erdoberfläche ſich vereinigten. Der verwitterte Granit bildete ſodann große Sandflächen (was wir oft im Sande blitzen ſehen als ſilberähnliche Körner, iſt Glimmer, ein Beſtandtheil des Granits). Die während der Zerſtörung verweſeten Fleiſchmaſſen der Thiere und die verfaulten Pflanzen, mit Einwirkung anderer Umſtände, brachten die Dammerde oder den Humus hervor (während andere bedeutende Flächen von dem reinen Sande bedeckt blieben), bis die Erde, nachdem ſie längere Zeit brach gelegen, endlich fähig gemacht war, vollendeteren Pflanzen- und Thierſchöpfungen, und zuletzt dem in ſeiner Schöne hervortretenden Menſchen Leben und Nahrung zu gewähren.

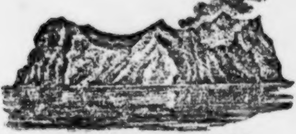
Daß aber Feuer bei dieſer eben bemerkten Epoche der Zerſtörung nicht wenig thätig geweſen ſeyn mag, erklärt ſich aus den Veränderungen, welche die Erdoberfläche noch jetzt hier und da durch das unterirdiſche Feuer erleidet, das aus dem Schooße der Erde hervorbricht. In ſehr tiefen Schachten, z. B. in den **Kohlengruben** England's und Nordamerika's, nimmt zuletzt die Temperatur immer mehr zu. Nach Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch mögen gegen den Mittelpunkt der Erde zu unabgekühlte Maſſen liegen, die noch Jahrtauſende in dieſem Zuſtande verharren können. Das Innere der Erde iſt alſo in einem erhitzten Zuſtande. Dies unterirdiſche Feuer treibt, zum Theil in Lavaſtrömen, aus dem Innern Steine, geſchmolzene Metalle und Kieſel empor, bildet endlich hohe Berge (Vulkane), und nimmt mitten durch ſie ſeinen Ausweg, wie wir dies z. B. an dem Veſuv wahrnehmen, deſſen inneren Krater wir hier in einer Abbildung geben.



Im Neapolitaniſchen ſtieg im Jahre 1538 in der Nacht vom 19. zum 20. September plötzlich der monte di cinere oder nuovo (Aſch- oder neue Berg) bis zu 300 Fuß Höhe empor, mitten aus dem See Lucrino heraus, der dadurch faſt austrocknete. So wurde unlängſt mitten aus dem Meere bei Sicilien die Inſel Ferdinandea emporgetrieben, die das Gepräge der höchſten Zerſtörung an ſich trug, aber den beuteluſtigen Engländern ſich bald dadurch entzog, daß ſie in den noch offnen Abgrund, der ihr Geburtsſchooß war, wieder zurückſank. Der Merkwürdigkeit wegen haben wir ſie hier von zwei Seiten abgebildet.



Inſel Ferdinandea. Anſicht von Nordoſt.



Inſel Ferdinandea. Anſicht von Südweſt.

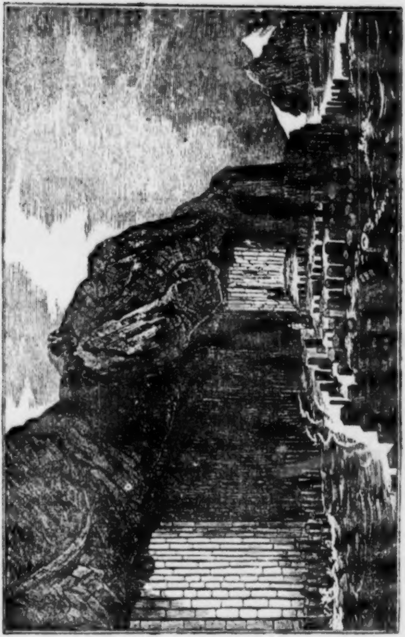
Auch viele andere Inſeln, die zum Theil bewohnbar ſind, bekunden vulkaniſchen Urſprung.

Zu den vulkaniſchen Maſſen gehören auch die baſaltiſchen Gebilde. Dieſe finden ſich auch bei Linz am Rhein. Berühmt iſt der Rieſendamm oder Rieſenweg in der iriſchen Grafſchaft Antrim. Der Baſalt ſtellt ſich hier in aufrecht ſtehenden Säulen dar, gleichſam als ein Wald voll dichtgepflanzter Bäume.

Meiſtens ſind die Baſaltſäulen gerade emporgerichtet; ſelten liegen ſie. Von Farbe iſt er grau oder ſchwärzlich-aſchgrau, der Form nach bald fünf-, bald ſechseckig, oder auch unbeſtimmt. Der Rieſendamm ſelbſt erhebt ſich in ſeinen Säulen oft zu beträchtlicher Höhe, zieht ſich in einer Breite von 120 bis 140 Fuß am Ufer hin, und läuft 600 Fuß lang in das Meer hinaus. Man hielt ihn früher für ein Werk der Kunſt aus der Zeit der Dänen und Normänner.

Die Inſel Staffa, eine der Hebriden-Inſeln bei Schottland, beſteht faſt ganz aus Baſalt, iſt kaum eine Viertelmeile lang, und nur von der Seite zugänglich, wo ſie in der berühmten Fingalshöhle ſich eröffnet, die wir auf der nächſten Seite in Abbildung geben.

Die Baſaltſäulen beſtehen auch hier aus ſehr vielen und ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen, die wahrſcheinlich auf vulkaniſchem Wege zuſammengeſchmolzen ſind, gewähren bei dem Hineinſcheinen der Sonne ein prächtiges Farbenſpiel, und tragen ein Gewölbe, welches, wie ſie ſelbſt, mit allem Aufwand menſchlicher Kunſt gemeißelt und geordnet zu ſeyn ſcheint. Einem melodiſchen Tone, der aus dem Innern der Höhle klingt, und wahrſcheinlich



von den herabtröpfelnden Flüſſigkeiten herrührt, hat ſie den Namen der Melodienhöhle oder Fingalsgrotte zu verdanken. Das Volk glaubt, noch erklinge in dieſen wunderbaren harmoniſchen Tönen die unſichtbare Harfe Oſſians, der ein berühmter Sänger war und ſeinen königlichen Vater Fingal, deſſen Name noch jetzt für alles Große und Außerordentliche gilt, in bewundernswürdigen Heldengeſängen feierte.

Hieran ſchließen wir die Betrachtung derjenigen Höhlen, welche beſonders durch die Menge vorweltlicher thieriſcher Ueberreſte ſich auszeichnen. Wir erwähnen zuerſt die Maſtrichter Höhle. Zwar ſind an andern Orten größere Maſſen von Verſteinerungen aufgehäuft, doch beſitzt auch ſie bedeutende Schätze an vorweltlichen Seethieren, und übertrifft zugleich die meiſten an Umfang und Ausdehnung. Einen großen Eingang hat ſie nach der Maas zu, neben einem zweiten kleineren; 20,000 Gänge ſoll ſie enthalten, und 12 Stunden im Umfang haben. Stehengebliebene Säulen ſtützen ihre Decke; ſie iſt eigentlich ein Steinbru[illegible] Der größere Eingang, durch den man in ſie gelangt, hat eine Breite von 50 Fuß, eine Höhe von 40, und befindet ſich am Petersberge bei Maſtricht, in deſſen Inneres hinein der Steinbruch ſich erſtreckt.

Auch Deutſchland iſt an ſolchen Knochenhöhlen reich. Berühmt ſind die Muggendorfer, Klausſteiner und Gailenreuther Höhlen am Fichtelberge in Franken. Letztere beſteht zuvörderſt aus einem Prachtgewölbe von 300 Fuß im Umfang, deſſen kühngewölbte Decke in Bogen mehr oder weniger herunterhängt, und die Höhle gleichſam in vier Theile theilt. Ein ſchön gewölbter Gang führt zu einer zweiten Höhle, die an Tropfſteinbildungen reich, und deren Boden ebenfalls mit Tropfſtein bedeckt iſt. Bei weiterem Durchgraben ſtößt man auf eine aus verwitterten Knochen beſtehende Maſſe, welche die eigentliche Grundlage bildet. Eine kleinere Seitenhöhle zeigt unwiderlegbar, daß ſie ehemals mit Knochen ganz angefüllt geweſen iſt, daß dieſe ſich endlich zu Boden geſenkt haben, und durch dieſe Ablagerung der höhlenartige Raum ſich gebildet hat. Zwanzig Fuß tiefer öffnet ſich eine Grotte von 15 Fuß Weite und 30 Fuß Höhe, und abermals zwanzig Fuß tiefer eine 40 Fuß hohe gruftähnliche Höhlung. Beide ſind mit einer ungeheuren Menge Knochen angefüllt; Schädel, Wirbelbeine, Rippen, liegen maſſenweiſe oder zerſtreut umher in der unterſten Höhle auf einer Grundlage von verwitterten weichen thieriſchen Theilen. Hier erinnert ein unangenehmer, dumpfiger Geruch an Kerker und Todtengrüfte; eine erdartige, freſſende Materie ſetzt ſich nach kurzem Verweilen auf dem Geſicht des Beſchauers feſt. Es iſt das dunkle Thor, durch welches man in ein vorweltliches geheimnißvolles Reich eingeht. Die Erpfinger Höhle im Würtembergſchen, welche erſt neulich entdeckt worden, iſt ebenfalls an Knochen ſolcher, durch eine Erdrevolution in Maſſe getödteter und ausgerotteter urweltlicher Thiergeſchlechter reich.

Da die Höhlen überhaupt einen intereſſanten Theil der Gebirge bilden, ſo wollen wir noch Einiges über ihre muthmaßliche Entſtehung hinzufügen. Die meiſten mögen ſchon damals ſich gebildet haben, als die Erde das Waſſer fahren ließ, und, wie Holz, Lehm und andere Dinge, denen die Feuchtigkeit durch trockne Luftwärme entzogen wird, Riſſe und Spalten bekam. Oberhalb bildete ſich nun in der Sonnenhitze eine harte Rinde, während die inneren Theile noch feucht blieben, und ſich endlich von der oberen Kruſte trennten und abſonderten. Daher haben die harten Urgebirge, Granit und Porphyr, keine Höhlen, wohl aber die Kalkgebirge und weicheren Gebirgsmaſſen. Auch das unterirdiſche Feuer mag ſpäterhin manche Höhle gebildet haben.

Der Tropfſtein entſteht, wenn durch die Kalkdecke kohlenſaures Gas (durch verfaulte Pflanzen entwickelt) zugleich mit Regenwaſſer in die Spalten und Ritzen hineindringt, Kalktheile und weiche Mineralien in ſich aufnimmt und von der Decke der Höhle herabträufelt. Die Feuchtigkeit verdunſtet, wie bei Gradirwerken, während des Fallens, die feſten Beſtandtheile bleiben zurück und bilden, wie in der Höhle zu Antiparos und der Baumannshöhle, die wunderbarſten Geſtalten. Die lebhafteſte Phantaſie bleibt hinter ſolchen Stein-Schöpfungen zurück.

Eine merkwürdige Gebirgsbildung iſt die berühmte Felſenbrücke in Virginien. Eine ſchreckliche Erderſchütterung muß es geweſen ſeyn, die hier einen Berg auf mehr als 200 Fuß Tiefe, bei einer untern Breite von 45, und einer obern von 90 Fuß, auseinanderriß. Die Felſenbrücke ſelbſt, unter der ein kleiner Bach dahinrauſcht, iſt 40 Fuß dick, ſcheint aus einem einzigen

Stücke zu beſtehen, und bildet an einigen Stellen eine natürliche Bruſtwehr; dennoch wagen nur Wenige, hinter dieſer Bruſtwehr auf den Knieen liegend, in den fürchterlichen Abgrund hinabzuſchauen, da Schwindel und Entſetzen Jeden ergreift. Der Anblick von unten nach oben ſoll dagegen äußerſt reizend ſeyn. Dieſe natürliche Brücke hat auch den Nutzen einer künſtlichen, indem ſie über ein Thal, das auf eine weite Strecke ſonſt nicht zu paſſiren wäre, eine Heerſtraße bildet.

Marggraff.

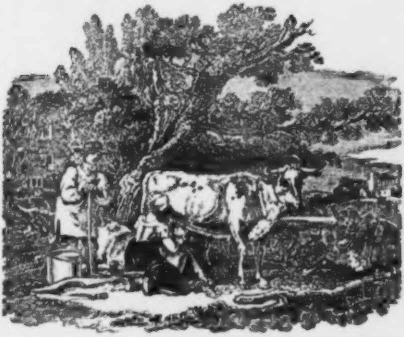
Bilder vom engliſchen Landleben.

Dem Aufenthalt der großen und reichen Eigenthümer auf dem Lande verdankt England ſeine erſtaunlichen Fortſchritte in allen Zweigen der Land-Oekonomie. Die leidenſchaftliche Vorliebe, mit der ſie, keine Mühe und Koſten ſcheuend, unaufhörlich fortfahren Verſuche anzuſtellen, und alles Erdenkliche aufzubieten, was zur Verbeſſerung und Verſchönerung ihrer Beſitzungen beitragen kann: das feine Gefühl für ſchöne Formen und harmoniſche Zuſammenſtellungen der ländlichen Natur; den richtigen geläuterten Geſchmack, die magiſche Kunſtfertigkeit, den ſchöpferiſchen Geiſt; alle dieſe vortrefflichen Eigenſchaften und unſchätzbaren Kenntniſſe haben die vornehmen Eigenthümer den geringeren gleichſam eingeimpft. Die engliſchen Parke übertreffen alle Parke und Gärten Europa's an reicher Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der entzückendſten und impoſanteſten Gegenſtände. Große Wieſen, hier und da von Gruppen rieſenmäßiger Bäume beſchattet, breiten ihre grünen Teppiche aus. Die düſteren Wälder und Gebüſche werden angenehm belebt durch den Geſang der Vögel und das Wild aller Art, wovon es darin wimmelt. Bald ſtürmiſch rauſchende, bald ſanft rieſelnde Bäche, worin die flinke Forelle ihr muthiges Spiel treibt, durchkreuzen die ſchönſten Partien entweder in ihren natürlichen oder eigens für ſie ausgegrabenen, mit Thränenweiden, Birken, Lerchenbäumen und hängenden Aeſchen eingefaßten Beeten. Ueber dieſe Bäche ſind die niedlichſten Brückchen von verſchiedener Farbe und Bauart geſpannt; hier ſieht man einen mit Fiſchen von allen Gattungen bevölkerten Teich, deſſen kryſtallenes Gewäſſer die Schwingungen der

auf ſeinen Ufern prangenden Silberpappeln abſpiegelt, dort natürliche, oder in Ermangelung derſelben durch Menſchen errichtete Hügel, worauf Rundgebäude, Kioske u. ſ. w. ſtehen, und von wo man die herrlichſten Ausſichten genießt; in dunklem Dickicht verborgene Fiſcherhütten und Einſiedeleien, wohin Schlangenpfade führen, Springbrunnen, Waſſerfälle, Grotten, Ruinen, Statuen — kurz, nichts iſt in dieſen Zaubergärten vergeſſen, was die Sinne und das Gemüth zu ergötzen vermag. Höchſt erfreulich und herzerhebend iſt es aber auch, wenn man betrachtet, wie ſelbſt das Landvolk ſeine Gründe verbeſſert. Das Gütchen mag eine noch ſo nachtheilige Lage, ein noch ſo unfruchtbares Erdreich haben, ſo verwandelt es ſich doch bald unter der Hand eines engliſchen Bauers in ein kleines Eden. Er ſchreitet ungeſäumt zur Ausführung, und ſeine Verfahrungsart iſt eben ſo einfach als ſinnreich. Bäume, deren Schatten er zu verbreiten ſucht; andere, die er behutſam ausputzt und beſchneidet; Blumen und Pflanzen, deren ſanfte Schattirungen er zweckmäßig abzuſtufen weiß; die Anlegung eines Raſens, die Eröffnung einer freien Ausſicht auf ein fließendes Gewäſſer oder auf einen entfernten Gegenſtand — vor Allem aber der beharrliche Eifer, mit dem er im Schweiße ſeines Angeſichtes den dürren undankbaren Boden, bald Schaufel und Karſt (Hacke mit Zähnen), bald Pflug und Egge anwendend, umgräbt und durchwühlt, dann allerlei Düngungen verſucht, bis in demſelben jede Frucht gedeiht: darin beſtehen alle ſeine Kunſtgriffe, und er ſetzt ſeine Verbeſſerungs- und Verſchönerungs-Arbeiten mit gelaſſener Unverdroſſenheit fort. Sogar der ärmſte Grundbeſitzer wendet Alles an, was in ſeinen Kräften ſteht, um ſeine Hütte und das dazu gehörige kleine Grundſtück zu verſchönern. Die undurchdringliche hohe Hecke, womit ſein ganzes Eigenthum eingefriedet iſt, das mit den wohlriechendſten Blumen und Kräutern bepflanzte, mit grünen Staketen eingeſchloſſene Vorgärtchen, die nahe an der Hütte unter immergrünen Stechpalmen angebrachten Raſenbänke, das Geisblatt und das Epheu, welche die Mauer bekleiden, rückwärts an der Hütte, rechts ein Gemüſe-, links ein Obſtgarten, und mitten zwiſchen beiden eine aus Glanzſpath und verſteinerten Muſcheln zuſammengeſetzte Grotte, aus welcher ein nie verſiegendes Quellwaſſer in einen geräumigen Behälter herabplätſchert, von wo es, ein enges

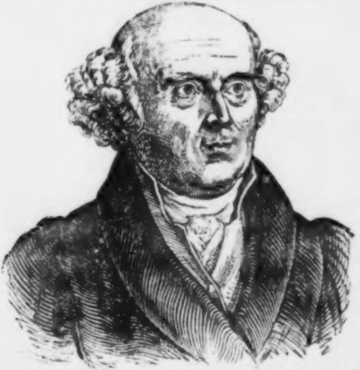
Bächlein bildend, in die Felder und Wieſen ſich verliert; die innere Reinlichkeit und Bequemlichkeit der gegen Näſſe und Kälte gut verwahrten Hütte, worin der Eigenthümer mit ſeiner meiſtens zahlreichen Familie zwar mäßig, aber gegen drückende Noth geſchützt, ſtill und zufrieden lebt, ja an hohen Feſttagen bei einer fetten Henne im Topfe und einem Kruge Porter ſich gütlich thut — dies Alles deutet darauf hin, wie Beiſpiele wohlthätig wirken können. Es iſt ein wahres Vergnügen zu ſehen, wie oft Pächter und Bauern, Weiber und Kinder mit ſittſamer Munterkeit Abends beim Mondſcheine in Familienkreiſen, vor ihren Thüren vereinigt, mit Wohlgefallen die neuen kleinen Bequemlichkeiten und Verzierungen betrachten, welche ſie mit eigener Hand an ihren Wohnſtätten angebracht haben.

Das Bild, welches wir hier von dem Landleben der Engländer aufſtellten, zu vervollſtändigen, geben wir noch einen engliſchen Weideplatz



und umſtehend die Einzel-Partie aus einem engliſchen Garten.

Dr. Hahnemann, Stifter der ſogenannten homöopathiſchen Heillehre.



Die originelle und paradoxe Weiſe, wie der berühmte Hahnemann die Krankheiten des menſchlichen Leibes behandelt, hat in der letzten Zeit durch den heftigen Kampf der beiden ärztlichen Parteien ein ſo öffentliches Intereſſe gewonnen, daß eine gedrängte allgemeinfaßliche Belehrung über den Mann und ſein Wirken für Jedermann Bedürfniß wird. Wir geben deshalb hier einen kurzen Abriß vom Leben des Stifters und bemerken, daß der Name Allöopathie nur den Gegenſatz zu Homöopathie ausdrückt, während der letztere Name das Weſen der neuen Heilart bezeichnet.

Samuel (Chriſt. Friedr.) Hahnemann, der Stifter des homöopathiſchen Heilſyſtems, iſt zu Meißen im Jahre 1755 geboren, und daher in kurzer Friſt ein achtzigjähriger Greis. Sein

Vater, Namens Chriſtian Gottfried, war Maler in der dortigen Porzellan-Manufaktur. Im zwölften Altersjahre beſuchte unſer Hahnemann die Fürſtenſchule ſeiner Vaterſtadt, und gedenkt des damaligen Rektors derſelben, des Magiſters Müller, welcher mit ausgezeichneter Zuneigung ihn beehrte, mit beſonderer Dankbarkeit. Sehr bald mußte er, auf des Rektors Geheiß, andere Schüler in den Elementen der griechiſchen Sprache unterrichten, hatte ſtets freien Zutritt zu demſelben, und bezog, mit den beſten Schulzeugniſſen verſehen, im Jahre 1775 die Univerſität Leipzig. Seine ſämmtliche Baarſchaft beſtand in 20 Thalern; mehr vermochte der Vater ihm nicht zu geben, daher er, um ſeinen Lebensunterhalt ſich zu verdienen, einen reichen, aus Jaſſy gebürtigen jungen Griechen in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache unterrichtete, und ſpäter mehrere mediziniſche Werke aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzte. Auch konnte er aus dieſem Grunde in Leipzig nur diejenigen Vorleſungen beſuchen, welche ihm die nützlichſten ſchienen, obſchon, auf des Bergraths Börner Verwenden, faſt alle Lehrer der Medizin ihm unentgeltlichen Zutritt zu den übrigen verſtatteten. In Leipzig beſtand damals noch kein akademiſches Klinikum, Hahnemann aber brannte vor Begierde, der praktiſchen Medizin ſich zu widmen, und ging daher nach Wien. Als nach einem Jahre ſeine Geldquellen gänzlich erſchöpft waren, begab er ſich, dazu aufgefordert und eingeladen, nach Herrmannſtadt zu dem Gouverneur von Siebenbürgen, von Bruckenthal, bei welchem er die Stelle eines Hausarztes und Bibliothekars verſah. Faſt zwei Jahre lang praktizirte er daſelbſt, und ging darauf nach Erlangen, wo er den 10. Auguſt 1779 zum Doktor der Medizin creirt wurde. Nun lebte er als praktiſcher Arzt im Mannsfeldiſchen, zu Hettſtädt, dann in Deſſau. Bald darauf erhielt er ein Phyſikat in Gommern bei Magdeburg, wo er ſich mit der Tochter des dortigen Apothekers ehelich verband. Er entſagte aber meiſt der mediziniſchen Praxis und widmete ſich der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, dem Studium der Chemie und kleineren Reiſen zur Aufklärung noch unbekannter Gegenſtände der Mineralogie und Metallurgie. Außer einer Menge von Beiträgen, die von ihm in Journalen erſchienen, gab er auch mehrere Eigenſchriften heraus, die meiſt höchſt beifällig aufgenommen wurden. Sein Werk über „Arſenikvergiftung, ihre hülfe und gerichtliche Ausmittelung“ (Leipzig, 1786), ſein „Unterricht für Wundärzte über die veneriſchen Krankheiten, nebſt einem neuen Queckſilberpräparate“ (ebendaſelbſt 1786), verſchafften ihm Ruf. Das gedachte Präparat wurde als „Hahnemann's auflösliches Queckſilber“ in allen deutſchen Apotheken eingeführt. Auch die in ſeinem Werke: „Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers“ (Nürnberg 1801) gemachten Vorſchläge erhielten ziemlich allgemeine Anerkennung, ſo wie nicht minder die nach ihm benannte „Weinprobe“, die er in „Crell's chemiſchen Annalen“ bekannt gemacht hatte. Dagegen mußte er ſich wegen anderer vergeblicher Entdeckungen gefallen laſſen, daß man ihm Charlatanerie vorwarf.

Indeſſen war er bei Gelegenheit, als er nach Leipzig, dem eigentlichen literariſchen Marktplatze ſich begebend, daſelbſt 1789 Cullen's „Arzneimittellehre“ überſetzte, darauf hingeleitet worden, daß die Wirkſamkeit der Arzneien wohl nicht darin beſtehen möchte, daß ſie den Krankheiten entgegengeſetzt wirken. So wurde er auf die Grundlage des paradoxen Satzes, daß Krankheiten durch die nämlichen Mittel, die, innerlich genommen, eine ähnliche Krankheits-Erſcheinung zur Folge haben, wie gewiſſe Krankheiten, dieſe auch heilen, wenn ſie nur in einer unendlich kleinen Doſe gereicht werden, in ſpäterer Zeit der Urheber eines neuen, als Homöopathie bezeichneten Heilſyſtems, welchen Grundſatz er in einer Abhandlung im Hufeland'ſchen Journal 1796: „Verſuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneiſubſtanzen“ zuerſt ausſprach. Er fing an, alle anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniß des menſchlichen Körpers, alle Lehre der urſächlichen Bedingungen der Krankheiten zu verachten, und lehrte, daß man ſich bloß an die Krankheits-Symptome, d. h. an die äußere Erſcheinung des leidenden Zuſtandes halten und darnach diejenige Arznei auswählen ſolle, welche an Geſunden die ähnlichen — nicht gleichen — Symptome hervorbringe; die göttliche Heilkraft der Natur, die Selbſthülfe, ſoll bei allen Krankheiten nichts, die homöopathiſchen Arzneien, welche in unendlich kleiner Doſe, in Gaben von Decillon-Theilchen eines Granes gereicht werden, ſolle dagegen Alles thun! Die kleinen Gaben befiehlt Hahnemann deshalb, um bei Erregung der entſprechenden Arzneikrankheit den Organismus zu ſchonen.

Hahnemann lebte ſeitdem an verſchiedenen Orten, ſtand eine Zeitlang einem im Georgenthal von dem Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha errichteten Heil-Inſtitute für Wahnſinnige vor, wendete ſich 1794 nach Braunſchweig, dann nach Königslutter, wo er ſich durch ärztliche Kuren von der Anwendbarkeit ſeines Princips immer mehr überzeugte und es zu einem wirklichen Syſtem ausbildete. Von hier aus ging er nach Hamburg, dann aber nach Eulenburg und von da nach Torgau. Im Geiſte der neuen Lehre war ſeine Schrift: „der Kaffee in ſeinen Wirkungen" (Leipzig 1803), in welcher der Kaffee als eine dem geſunden Körper durchaus ſchädliche Subſtanz geſchildert wird; noch mehr das lateiniſche Werk: „Fragmente über die poſitiven Kräfte der Heilmittel" in 2 Theilen (Leipzig 1805). Im Zuſammenhang aber ſtellte er ſein Syſtem in ſeinem „Organon der rationellen Heilkunde" (Dresden 1810) auf, das ſeitdem als „Organon der Heilkunſt" ſchon fünf Auflagen erlebte, und ſowohl ins Franzöſiſche als ins Italieniſche überſetzt worden iſt. Doch machte ſeine Lehre erſt ſeit etwa 1819 Senſation, zog ihm noch mehr Widerſacher unter Kunſtgenoſſen zu, als er ſchon früher dadurch erregt hatte, gewann aber auch auf der andern Seite eine ſtarke unterſtützende Partei von nach ſeiner Lehre ſich ausbildenden homöopathiſchen Aerzten. 1812 ging Hahnemann nochmals nach Leipzig, wo er bei der Akademie durch eine (mit ſeinem Sohne Friedrich Hahnemann) vertheidigte lateiniſche Diſſertation: „über den Helleborus der Alten", ſich habilitirte, und über elf Jahre lang homöopathiſcher Arzt war, unter Andern auch den Fürſten Schwarzenberg, wiewohl fruchtlos, behandelte. Im Jahr 1820 fand er aber daſelbſt, da ihm, in Aufrechthaltung der Apothekerprivilegien, eigene Medicamente zu bereiten und auszugeben nicht weiter verſtattet bleiben ſollte, eine Hemmung ſeines Wirkens. Er wendete ſich daher von hier aus (1821) mit dem erhaltenen Titel eines Herzogl. Anhalt-Köthenſchen Hofraths nach Köthen, wo er ſeitdem zahlreich conſultirenden Kranken homöopathiſch beiſteht, jedoch bloß in ſeinem Hauſe. Unter ſolchen Umſtänden bekommt er ſelten gefährliche Fieberkranke zu ſehen, indem dieſe meiſthin in ihrem Hauſe bettlägerig ſind, und gerade ſind es eben dieſe Kranken, bei deren Behandlung der Nutzen ſeiner Heilmethode beſtritten wird.

Jetzt, in einem Alter von 79 Jahren, lebt er in ſehr großem

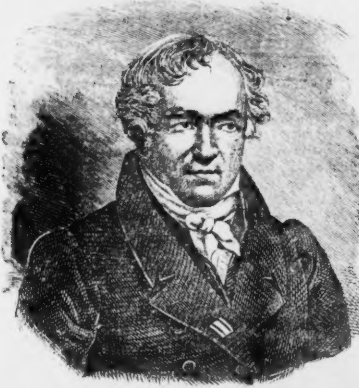
Wohlſtande, und ſein ganzes Thun verräth noch das Feuer eines jugendlichen Mannes. Dem Körper ſähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weiße Locken die Schläfen umwallten und die Zeit dem Schädel wider Willen die Tonſur, verſteckt unter einem kleinen Käppchen, auferlegt hätte. Klein und unterſetzt an Geſtalt, iſt Hahnemann raſch und lebendig; jede Bewegung iſt Leben. Die Augen verrathen den Forſcher: aus ihnen ſpricht Jugendfeuer; die Geſichtszüge ſind ſcharf belebt, und wie dem Körper das Alter fremd zu ſeyn ſcheint, ſo auch dem Geiſte. Sein Gedächtniß iſt bewundernswerth, ſeine Sprache feurig; oft wälzt ſie ſich in einem Lavaſtrom gegen die Haſſer und Verfolger ſeiner Lehre. Seine Geſpräche haben meiſtens etwas Polemiſches, und wenn er warm wird, was leicht geſchieht, ſey es über den Freund oder mehr noch über den Feind, oder über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, ſo ſprudeln die Worte unaufhaltſam heraus, die Mienen werden ungewöhnlich belebt; Schweiß bedeckt dann die hohe Stirn, das Käppchen muß gelüftet und das Haupt gekühlt werden; die große Pfeife, die treue Tagesgefährtin, iſt währenddem ſogar ausgegangen, und findet dann an dem danebenſtehenden, den ganzen Tag brennenden Wachsſtock friſche Nahrung; das Weißbier darf aber nicht vergeſſen werden. An dieſes ſcheint ſich der Greis ſo gewöhnt zu haben, daß es immer auf ſeinem Tiſche Platz findet. Wein trinkt er nicht; ſeine Lebensart iſt überhaupt ſehr einfach, nüchtern, patriarchaliſch. Die Zahl ſeiner Schüler, Anhänger und Verehrer hat ſeit einem Decennium ſich ſehr vermehrt. Mehrere zum Theil ausgezeichnete Aerzte der alten Schule haben, nach vorurtheilsfreier Prüfung des homöopathiſchen Verfahrens am Krankenbette, ganz oder theilweiſe zu Hahnemann's Fahne geſchworen; ihre Schriften zu Gunſten der Homöopathie haben, im Verein mit den Erklärungen einiger hochberühmten und der gerechten Mitte angehörenden Männer, zu denen vorzugsweiſe Hufeland zu zählen iſt, der neuen Lehre ſteigende Anerkennung und Aufnahme verſchafft; wenn auch andrerſeits noch in unſern Tagen es nicht an Aerzten fehlt, welche in Wort und That als mehr oder minder heftige Gegner derſelben zu beharren fortfahren. Viele ſind geheime Pfleger und Begünſtiger der neuen Lehre; ihre zahlreichſten Verehrer leben jedoch im größern Publikum, denn durch ihre große Einfachheit iſt ſie auch den Laien zugänglich geworden, und kaum findet man noch irgend einen civiliſirten Staat, über deſſen Grenzen dieſe Heillehre nicht bereits vorgedrungen wäre. Beſonders haben es ſich Rechtsgelehrte, in vielen deutſchen Staaten, und unter ihnen beſonders Albrecht und Tittmann, angelegen ſeyn laſſen, den homöopathiſchen Aerzten das Recht, ihre Arzneien ſelbſt zu dispenſiren und zu vertheilen, aus mannigfachen Gründen zu vindiciren. Ein ſolches Verfahren beeinträchtigt jedoch wenigſtens die Subſiſtenz und den Frieden eines Standes, welcher bis jetzt zu den geachtetſten der bürgerlichen Geſellſchaft gehört. Erklärlich iſt es aber, daß, bei der immer weitern Verbreitung der neuen Lehre, den Apothekern Deutſchlands Alles daran gelegen ſeyn werde, in der Bereitungsweiſe homöopathiſcher Arzneien daſſelbe Vertrauen als die Aerzte ſelbſt ſich zu erwerben, und daß, da das ältere in dem homöopathiſchen Heilverfahren eben ſo wenig als dieſes in jenem untergehen, eines vielmehr neben dem andern fortbeſtehen wird, kleinliche niedrige Rückſichten auf ihre Gewiſſenhaftigkeit keinen Einfluß haben würden. Wo übrigens die Regierungen irgend einmal den homöopathiſchen Aerzten das Selbſtdispenſiren geſtattet haben, da hat man in der neueſten Zeit, in Anerkennung geſetzlicher Rechte, dieſe Befugniß wieder zurückgenommen, und es iſt wohl an der Zeit, daß die Anhänger Hahnemann's ſich deſſen endlich vollkommen beſcheiden, und in einem Kampfe nicht länger hartnäckig beharren, welcher zuletzt nur als Hinderniß der Anerkennung ſeiner Heilmethode für beſtimmte Krankheitsfälle zu betrachten ſeyn dürfte.

Wir ſagen als Heilungsmethode, untergeordnet den höhern Principien der rationellen Medicin; denn als allgemeines Princip der ganzen Heilkunde wird Hahnemann's Behandlungsweiſe niemals ſich geltend machen, am allerwenigſten da, wo es die ſchnelle Rettung des Lebens gilt. In allen chroniſchen Uebeln, in allen langwierigen Nervenkrankheiten, bei allen hyſteriſchen Frauen, hypochondriſch verſtimmten Männern, bei epileptiſchen Kranken und andern Uebeln, wo keine materiellen Urſachen aufzufinden ſind, verdient ſie vollkommene Beachtung. Doch was bei langwierigen, nicht lebensgefährlichen Fällen ein erlaubtes, gleichgültiges, leicht nachzuſehendes Verfahren und Temporiſiren ſeyn kann, das wird in lebensgefährlichen Krankheits-Fällen ein Verbrechen. Wer von Aerzten — ſagt Hufeland — da, wo das Leben auf dem Spiele ſteht, aus Vorliebe für eine Methode (in der Diät und Milliontel kleine Doſen die Hauptrollen ſpielen) die von der tauſendjährigen Erfahrung als das beſte Rettungsmittel anerkannte Hülfe verſäumt, wer z. B. da, wo der Menſch in ſeinem eigenen Blute zu erſticken in Gefahr iſt, wer bei Lungenentzündlichen, ſchlagflüſſigen und Gehirn-entzündlichen Affektionen, überhaupt bei Entzündungen edler Organe die (von den Homöopathen verworfene) Blutentziehung vernachläſſigt, worauf der Tod oder eine eben ſo unheilbare Krankheit folgt; der hat eine ſchwere Blutſchuld auf ſein Gewiſſen geladen, die, wenn er ſie auch nicht gleich empfindet, doch einſt, wenn der Rauſch der Befangenheit verſchwunden iſt, furchtbar auf ihm laſten wird.

Nichtsdeſtoweniger hat ſich Hahnemann unbezweifelt große Verdienſte um die Heilkunde erworben. — Mag immerhin noch der bei weitem größte Theil der Aerzte den Satzungen ſeiner Lehre abhold ſeyn, und, ſie weder begreifen wollend noch könnend, ein offenes Verdammungsurtheil über ſie ausſprechen, und dem Stifter alle jene Menſchlichkeiten vorrücken, die mit folgereichen Entdeckungen unzertrennlich verbunden ſind; oder andererſeits der kleinere Theil derjenigen, welche ſeine Verehrer und Anhänger ſind, in blinder Vorliebe Alles für wahr und heilig halten, was aus Hahnemann's Feder oder Munde gefloſſen, und Alles für unwahr, was Andre gedacht und erfahren haben: wir wollen uns in der Mitte halten, glauben und ohne Scheu verkünden, daß Hahnemann Großes geleiſtet hat, und ihm eine Ehrenſtelle in der Geſchichte der Heilkunde gebühre. Eben ſo freimüthig wollen wir aber ausſprechen, daß ſeine Lehre, die leider aller phyſiologiſchen Grundlage entbehrt, an dem Gebäude der Medizin eben ſo fruchtlos rütteln werde, als einſeitige Syſtemſucht im Allgemeinen ſchon ſeit Jahrtauſenden; daß es noch Viel nach ihm zu erforſchen geben werde in einer Wiſſenſchaft, welche dem Leben angehört, und die weder durch Vernunft, noch durch Erfahrung allein beſtehen kann; daß die Hahnemann'ſche Methode, Kranke zu heilen, weit entfernt, eine untrügliche zu ſeyn, bei aller Vortrefflichkeit vielmehr an Mängeln und Unvollkommenheiten leide, welche an Menſchenſatzungen und irdiſchen Formen immerdar zu beklagen ſeyn werden; daß es endlich, wie überhaupt mehr als einen Weg zu demſelben Ziele, ſo insbeſondere im Bereiche der Medizin mehr als eine Form, Kranke zu heilen, von jeher gegeben habe, und wohl auch ferner geben wird.

Dr. J. J. Sachs.

Alexander von Humboldt.



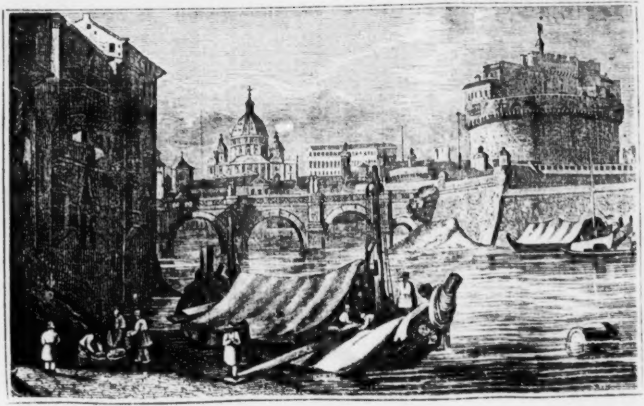
Das Reiſen im Intereſſe der Wiſſenſchaft iſt in unſerer Zeit ſo wichtig geworden, daß man ſich in der Geiſtesbildung eben ſo darauf einrichten muß, als wäre ſie ein langes ſchwieriges Fakultätsſtudium. Die Zeit macht an einen ſolchen Gelehrten die umfaſſendſten Anſprüche; er muß faſt alles Wiſſen in ſich vereinigen, und darf in Einſammlung ſeiner Kenntniſſe durchaus nicht oberflächlich verfahren ſeyn; er muß jede Wiſſenſchaft in ihrer gegenwärtigen Geſtalt kennen, um ſich nicht mit alten Dingen zu beſchäftigen, wo man neue Entdeckungen von ihm erwartet. Wenige ſind geeignet, ſolchen Anforderungen zu genügen, und mit einem ſcharfen Auge der Beobachtung, ſchneller Kombination der Thatſachen noch eine ausgebreitete Kenntniß der Sprachen, der Naturwiſſenſchaften im weiteſten Sinne und der Völker- und Menſchenkunde zu verbinden. Wo aber dieſe Eigenſchaften ſich vereinigen, da werden auch alle Zweige der Wiſſenſchaft die beſte Hoffnung haben, bereichert zu werden; ja es kann ſeyn, daß die neuen Entdeckungen dieſer und jener Wiſſenſchaft eine ganz neue Geſtalt geben. Als Muſter eines ſolchen Reiſenden, der von der Natur geſchaffen ſchien, einen ſchon bekannten Welttheil zum zweiten Male zu erobern im Namen der Wiſſenſchaft, der ſeine Begeiſterung mit dem beſten Erfolge und ausgebreiteten Ruhme gekrönt ſah, nennen wir **Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt**. Er iſt am 14. September 1769 zu Berlin geboren. Seine Erziehung ging auf eine vielſeitige Unterweiſung in Sprachen und Wiſſenſchaften, und als er 1787 zu Frankfurt an der Oder die Univerſität bezog, trug er ſchon die Wurzeln vieler Fakultätsſtudien in ſich. Man hatte ihn dem Finanzfache beſtimmt; er begab ſich daher 1788 nach Berlin, um da Technologie zu ſtudiren; zugleich befriedigte er in ſeinem Studium der Botanik ſeine ſchon lange gehegte Neigung für die Naturwiſſenſchaften, welche ſpäter in Göttingen durch Blumenbach's Unterricht auf das Beſte gepflegt wurde. Aber ſchon zeigte ſich ſeine Reiſeluſt in einem Ausflug nach dem Harze, in ſeinen geognoſtiſchen Kreuzzügen am Rhein und in der Reiſe, welche er ſpäter mit dem berühmten Georg Forſter nochmals an den Rheinſtrom, ſo wie durch die Niederlande und England machte. Nach ſeiner Rückkehr gehörte er wieder ganz dem Studium der Finanzen, und genoß die Unterweiſung des bekannten Büſch in Hamburg; allein, wozu den Menſchen die Natur berufen, das läßt ſich nicht unterdrücken. Humboldt entſagte bald Allem, was in ſein ſogenanntes Brodſtudium einſchlug, entſchloß ſich, ganz den wiſſenſchaftlichen Zweigen zu leben, die ſein Geiſt lieb gewonnen, und begann in Freiburg Botanik und Bergwerkswiſſenſchaften zu treiben. Schon 1791 wurde er Aſſeſſor des Bergwerks- und Hütten-Departements in Berlin, und bald Oberbergmeiſter am Fichtelgebirge. Hier begann ſeine praktiſche Thätigkeit; er errichtete eine Bergſchule, ließ viele Bergbaue wieder aufnehmen und fand doch noch Zeit, auch an die Förderung der Wiſſenſchaften zu denken. Dahin gehören einige damalige Reiſen und die Verſuche über Galvanismus. Allein ſeine Stellung war ihm noch zu eng; es trieb ihn nach ausgebreiteterem Wirken. Deshalb legte er 1795 ſeine Stelle nieder. Nach einer Reiſe durch die Schweiz und Italien ging er Oſtern 1797 nach Paris. Schon Jahre hindurch hatte Humboldt die brennende Begierde gefühlt, eine größere Reiſe nach den Wendezirkeln auszuführen; allein Mehreres hatte dieſem Unternehmen bis dahin im Wege geſtanden. In der Hauptſtadt Frankreichs lernte er Aimé Bonpland kennen, der Zögling der Arzneiſchule und des botaniſchen Gartens war, und ihm bereitwillig Geiſt und Hand zur Ausführung ſeines großen Vorhabens entgegen trug. Als er nun vom ſpaniſchen Hofe die Erlaubniß zur Bereiſung des ſpaniſchen Südamerika erhalten, ſchiffte er ſich am 5ten Juni 1799 zu Corunna mit ſeinem Freunde ein. Mit welchem Auge er Amerika geſehen, wie emſig er für die Wiſſenſchaften geſammelt, wie begeiſtert er die dortige Natur in ihren überſchwenglichen Reichthümern gewürdigt und geſchildert, das hat man ſpäter durch ſeine Werke erfahren. Denn nachdem er im Auguſt 1804 nach Frankreich zurückgekehrt war, arbeitete er die Geſchichte ſeiner Wanderungen aus, und übergab ſie vom Jahr 1807 an der gelehrten Welt in 12 Bänden franzöſiſch und ſo meiſterhaft geſchrieben, daß er ſich durch dies reiche und umfaſſende Werk nicht allein den Ruf des ausgezeichnetſten Naturforſchers erwarb, ſondern auch von da einen hohen Rang unter den großen Schriftſtellern Frankreichs und Deutſchlands einnahm. Während dieſer Zeit lebte er theils zu Berlin, theils zu London und Paris, und ſein Ruhm ging mit ihm. Später bereiſte er nochmals Italien, und beſonders den Veſuv. 1818 begleitete er den König von Preußen auf den Congreß zu Aachen, wo ihm derſelbe in gerechter Würdigung ſeines Verdienſtes für eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Oſtindien und Thibet eine jährliche Unterſtützung von 12,000 Thlr. zuſagte. Allein dieſe Reiſe unterblieb. 1828 wurde Humboldt von den zu Verlin verſammelten Naturforſchern Deutſchlands zu ihrem Präſidenten ernannt, und war bald Mitglied faſt aller Akademieen und gelehrten Geſellſchaften, Ritter des rothen Adlerordens erſter Klaſſe und des Wladimir- und St. Annenordens. 1829 unternahm er mit dem bekannten Reiſenden Ehrenberg noch eine Reiſe nach Sibirien, dem kaspiſchen Meere und den kirgiſchen Steppen; ſeit ſeiner Rückkehr lebt er als wirklicher Geheimerath in Berlin.

Humboldt gehört zu den Männern, welche immer einzig bleiben und das Gewicht ihres Daſeyns und Wirkens ſchon dadurch bekunden, daß ſie für gelehrte Thätigkeit neue Straßen bauen, und ein Heer von Nachfolgern hinter ſich ſehen. Amerika iſt ſeitdem mehrfach beſucht worden, aber nur einſeitige Nachrichten und Beobachtungen waren das Reſultat, während Humboldt's Forſchungen einen Kreis bilden, in welchem noch manche gelehrte Bemühung ihren Anfang und ihr Ende finden wird. Er fing an, ſeinen Geiſt in ein Bureau einzukerkern, derſelbe befreite ſich und maß mit ſeinen Schritten die neue Welt; denn für den Sporn der Natur giebt es keine haltenden Zügel, und ein großer Mann hat nur Ruhe, wenn das Feuer ausgebrannt iſt. Unſer Reiſender gelte uns für das Bild vollendeter Berufserfüllung; der Dank iſt für ſolche Männer nur Anerkennung und Nachfolge. A. G. Genzel.

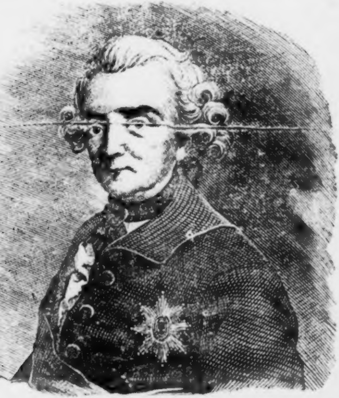
Die Engelsbrücke und Engelsburg in Rom.

(Mit einer Abbildung auf der nächſten Seite.)

Die Engelsbrücke in Rom, einſt **Pons Aelius** genannt, führt über die Tiber. Sie beſteht aus fünf Bogen, und die Bruſtwehr iſt auf beiden Seiten mit Engel-Statüen verziert. Ohnfern der Brücke liegt die Engelsburg, einſt das Mauſoleum des Kaiſer Hadrian, weshalb man ſonſt dieſen koloſſalen Rundbau **moles Hadriana** nannte. Später hat man aus dieſem fenſterloſen Gebäude eine Citadelle gemacht, die öfter ſchon von einer kleinen Schaar gegen heftige Angriffe zahlreicher Belagerer lange Zeit behauptet wurde. Die Tiber fließt hart an den Außenwerken; ſie iſt kein bedeutender Fluß, und wird nur von Barken befahren, die zum Theil zwar breiter und höher ſind, als z. B. die Elb- und Oder-Kähne, aber nicht ſo lang.



Friedrich des Einzigen heitere Laune vor der Schlacht bei Roßbach.



Wir geben hier zuförderſt das Bild Friedrichs des Großen, ſo wie er etwa um die Zeit der Schlacht bei Roßbach ausgeſehen, und am Schluß folgt ein Bild des großen Königs aus ſeinem ſpäteren Alter. Die Notizen über ſein Leben ſind hinlänglich bekannt; ſtatt ſie zu wiederholen, bringen wir lieber den Auszug aus dem Tagebuch eines Augenzeugen, der uns den Helden charakteriſtiſch zeigt. Der Verfaſſer mußte, wegen Armuth, mitten in ſeinen Studien die Univerſität Leipzig verlaſſen, und kämpfte als Freibeuter-Corporal unter dem Frei-Corps des Oberſten v. Meyer bei Roßbach mit. Er ſagt:

Wir hatten die Nacht nach unſerer Ankunft bei Roßbach wie gewöhnlich bivouakirt; denn die Freiwilligen beſaßen ſchon damals keine Zelte. Noch vor Tages-Anbruch (am 4ten November 1757) erfreute uns der König, begleitet von ſeinem General-Stabe, mit ſeiner Gegenwart. Er hatte die Nacht bei dem Schulmeiſter des nahen Dorfes zugebracht, und — wie man ſich erzählte, auf einer bloßen Bank — nur einige Stunden Ruhe genoſſen. Um ſich zu wärmen, trat er an eines unſerer Wachtfeuer, mitten unter die Soldaten. Hier nöthigte ihm die Geſchäftigkeit unſeres Oberſten, welcher ſich eifrigſt bemühte, durch fleißiges Anſchüren des Feuers ſeinem erhabenen Beſuche den Aufenthalt behaglich zu machen, ein ironiſches Lächeln ab. Des Königs Miene ſchien auf ganz eigene Betrachtungen über die Fertigkeit des Oberſten hinzudeuten; wahrſcheinlich dachte er daran: daß, wenn es darauf ankäme, einen Ort in Brand zu ſtecken, die Freiwilligen gewöhnlich vor Allen zu dieſem Geſchäft gebraucht würden. Wenigſtens war ihm bei jenem Anblick offenbar das loſe Geſindel eingefallen, welches der Oberſt für ſein Frei-Corps angeworben hatte, denn er überraſchte dieſen mit der Frage: A propos, Herr Oberſt, was machen Seine Zigeuner? *) — Als der Oberſt hierauf ganz unbefangen erwiederte: Ew. Majeſtät! die Männer geben brave Soldaten ab, nur die Weiber — je nun — die machen zuweilen einen kleinen Exzeß; — ſo klopfte ihn der König auf die Schulter und ſagte, ſcherzhaft lächelnd: Stille, ſtille! von Exzeſſen bei Seinem Bataillon wollen wir nicht ſprechen. —

Mir war Friedrich der Große viel zu wichtig, als daß ich nicht ſeine Nähe hätte benutzen ſollen, ihn recht zu betrachten. In dieſer Abſicht ſtellte ich mich, auf der entgegengeſetzten Seite des Feuers, ihm gerade gegenüber. Wie gewaltig ich von ſeinem Anblick ergriffen wurde, das vermögen nur diejenigen vollkommen zu fühlen, die von Angeſicht zu Angeſicht Ihn geſehen haben, deſſen Feuerauge ſchon die Erhabenheit ankündigte. Daß aber ſein Adlerblick unter der Menge der Umſtehenden gerade mich auszeichnen ſollte — eher hätte ich mir des Himmels Einſturz träumen laſſen. Sey es, daß meine kleine, ſchmächtige Figur, welche nichts weniger, als den rüſtigen Sturmlaufer von Weißenfels verrieth, oder daß ein verwildertes Anſehen, welches

---

*) Es befanden ſich deren wirklich eine ziemliche Anzahl unter dem Meyerſchen Frei-Corps, und ſie mußten dem Könige, dem ſo ſelten etwas entging, um ſo eher in die Augen gefallen ſeyn, da ihre Weiber und Kinder, welche auf dem Marſche hinter dem Bataillon herritten, einen gar ſeltſamen Aufzug machten.

meine ziemlich nachläſſige Kleidung, und das lange, in herabhängenden Knoten geſchlungene Seitenhaar mir gab, ihm aufgefallen ſeyn mochte, genug, der König fragte, mit dem Kopfe auf mich deutend, den Oberſt: Wer iſt denn der ehrliche Junge da drüben? — Ein Student, Ew. Majeſtät! ward geantwortet, und der König erwiederte: Ha, ha, ha! Hier hat er keine üble Gelegenheit, ſich zu habilitiren.

Mochte immerhin mein äußeres, liederliches Anſehen mir dieſe unverdiente Spöttelei zugezogen haben, ſo ſchmerzte ſie mich dennoch tief, da mein Bewußtſeyn mir ſagte, daß meine gegenwärtige Erniedrigung keineswegs durch Leichtſinn oder durch eine beſondere Vorliebe für den Soldatenſtand herbeigeführt, ſondern eine von den unzähligen Folgen des namenloſen Elends war, welches der Krieg über mein unglückliches Vaterland verbreitet hatte. — Wäre aber ſchon ein einziges herablaſſendes Wort des großen Königs hinreichend geweſen, mir die erlittene Kränkung vergeſſen zu machen, welche Genugthuung mußte ich erſt über die Herablaſſung empfinden, mit welcher der Monarch, unmittelbar nach jenem **bon mot**, ein förmliches Geſpräch mit mir anknüpfte, das anfänglich vielleicht bloß zu ſeiner Beluſtigung hatte dienen ſollen, durch die Entſchloſſenheit und Freimüthigkeit meiner Antworten aber eine ernſthafte Wendung nahm. — Er fragte nach meinem Namen, Geburtsort und Alter, wo? was? wie lange ich ſtudirt? welche Wiſſenſchaften ich vorzüglich getrieben? was mich an meinem Fortkommen gehindert habe? auf welche Weiſe ich zu dem Corps gekommen ſey? u. ſ. w. — Als ich ihm meinen Geburtsort genannt hatte, ſann er einen Augenblick nach und ſagte dann zu dem neben ihm ſtehenden General Lentulus: „So viel ich mich erinnere, haben wir auf dem Hermarſche in W... das Hauptquartier gehabt"; welches der General bejahete. Es war das ehemalige Haus meines Vaters, in welchem der König ſeine Wohnung, während des kurzen Aufenthaltes in W..., genommen hatte. Als ich ferner dem König, auf ſein Befragen, freimüthig und lebhaft die Umſtände ſchilderte, welche mich, gleich Vielen meiner Kommilitonen, gezwungen hatten, die Studien mit den Waffen zu vertauſchen, verrieth die Miene des Mitleids auf ſeinem Geſicht den Eindruck, welchen dieſe Schilderung in dem gefühlvollen Herzen des Monarchen erregte. — In dieſem Augenblicke lebten alle meine geſunkenen Hoffnungen wieder auf, — doch nur, um in dem nächſten ohne Rückkehr zu verſchwinden: denn eben wollt' ich jenen Eindruck benutzen, und an den König die Bitte wagen: mich von dem Freibeuter-Leben zu erlöſen und mich mit einer Stelle bei dem Verpflegungs-Weſen zu begnadigen, als man ihm einen Bauer aus der Gegend anmeldete. Der König ließ den Bauer vor ſich kommen, und es hatte bei dieſer Audienz folgende kurzweilige Unterhaltung ſtatt:

Der Bauer: Guten Morgen, Herr König! Ich hab' Ihn ſchon überall geſucht. — Der König: Guten Morgen, mein Freund! Was bringſt Du ſo früh? — D. B. Ei, was werd' ich bringen: eine tüchtige Tracht Prügel und einen kiezblauen Buckel. — D. K. Und wer hat Dich denn damit regalirt? — D. B. Je, wer anders, als die verdammten Franzoſen! Da ſollt' ich ihnen geſtern in aller Eil' Vorſpann ſchaffen, und da ich meine Pferde nicht gleich bei der Hand hatte, haben ſie mich nicht nur jämmerlich treſchackt, *) ſondern auch, Gott erbarm' es! meine Pferde, als ich ſie endlich brachte, mit fortgenommen. — D. K. Ich bedaure Dich! Indeſſen, laß es gut ſeyn, mein Freund! Sie haben Dich geſtern geſchlagen, wir wollen ſie heute ſchlagen. — D. B. (ſich hinter den Ohren kratzend) Ei, was hilft mir das! Mit der Gelegenheit krieg' ich meine Pferde nicht wieder.

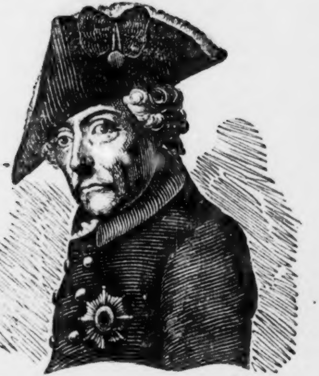
Nach dieſen Worten kehrte der Bauer dem König den Rükken und ging ganz trotzig ſeiner Wege. Wahrſcheinlich mochte der Schalk geglaubt haben, wenn er durch ſeine plumpe Treuherzigkeit den König in gute Laune bringe, von ihm den Erſatz ſeiner Pferde zu erhaſchen. Weit entfernt, dieſen Menſchen ſeine Ungeſchliffenheit entgelten zu laſſen, beluſtigte ſich der König vielmehr an dem mehr als dreiſten Benehmen deſſelben. Was für eine Kanaille von Bauer das iſt! ſagte er lächelnd zum General Lentulus.

Während der König mit jenem Bauer ſcherzte, winkte mir der Oberſt von Meyer und befahl mir, meines unſaubern Anzuges wegen, bei Seite zu gehen. Da ich mir ohnehin nicht einbilden konnte, daß ſich der König weiter um mich bekümmern würde, ſo nahm ich keinen Anſtand, dem Befehle des Oberſten

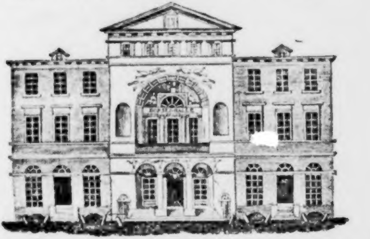
---

Im ſchwäbiſchen Bauern-Dialekt ſo viel wie „zerdroſchen.“

Folge zu leiſten, und verwünſchte bloß den Bauer, welcher durch ſeine Dazwiſchenkunft meinen Plan vereitelt hatte. Aber, wie groß war mein Erſtaunen, als ich aus der Ferne gewahr wurde, daß der König, ſo wie der Bauer fort war, auf die Stelle hinblickte, wo ich geſtanden hatte, und dann mit forſchendem Auge im Kreiſe umher ſah, und als ich ihn hierauf den Oberſten fragen hörte: „Na, wo iſt denn mein Student geblieben?“ Ich hätte vor Aerger in die Erde ſinken mögen, als der Oberſt, ſtatt mich herbei zu rufen, dem König nun zur Antwort gab: Ich weiß nicht, Ew. Majeſtät! er hat ſich vermuthlich entfernt. Nie hat das Joch der militairiſchen Subordination härter auf mir gelaſtet, als bei dieſem Verfahren des Oberſten, dem ich doch kein dementi geben durfte, ohne mich der härteſten Ahndung auszuſetzen. — Bald darauf ſetzte ſich der König zu Pferde, um an der Spitze der Kavallerie den Feind anzugreifen. Eyle.

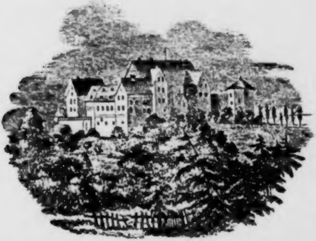


Die Börſenhalle in Hamburg.



Die Börſenhalle, oder wie man ſchlechthin ſagt: „Halle", iſt nach der Börſe das wichtigſte merkantiliſche Inſtitut in Hamburg. Das Haus führt ſeinen Namen von der großen unteren Halle, die in einem glasbedeckten Gang endet. Die eigentliche Nach-Börſe wird dort abgehalten, und die großen Papier- und Wechſel-, Colonial- und Manufakturwaaren-Geſchäfte, die an der Börſe nur notirt wurden, werden dort abgeſchloſſen. In dieſem Hauſe erſcheinen an Zeitſchriften: „die Liſte der Börſenhalle" (jetzt das angeſehenſte politiſche Blatt in Hamburg), „die literariſchen Blätter", der „Raporter", eine engliſche Monatsſchrift, und die „Einfuhrliſte". Der Chef des Inſtituts, Herr von Heſtrupp, hat ſeine Correſpondenten in den wichtigſten Europäiſchen und Außer-Europäiſchen Städten, und jede brieflich oder durch Zeitungen einlaufende Nachricht wird von der geſchickteſten Feder des Bureaus ſogleich ausgezogen und an die ſchwarze Tafel geſchlagen, und auf dieſe Weiſe ſogleich in's Publikum gebracht. Außer der Druckerei durch Dampfmaſchine und den Zeitungs-Expeditionen enthält das Gebäude noch einen großen Leſeſaal, wo meiſt alle Zeitungen, periodiſche Schriften und Werke aufliegen, Tanz-, Concert-, Speiſeſäle u. ſ. w. Seinem Aeußeren nach iſt das Haus ebenfalls eines der eleganteſten Hamburgs, was freilich nicht viel ſagen will. Alles ſtrebt dort nach der ſoliden Bequemlichkeit, mehr wie nach äußerer Pracht. Ein Haus wird gemeiniglich auch von einer Familie nur bewohnt, und Häuſer, wie z. B. die meiſten in den Hauptſtraßen Berlins könnten dort ſchon für Palläſte gelten. Eine Façade, wie die oben abgebildete, wäre daher ohne Seitenſtück in Hamburg, hätte ſie nicht zufällig (oder aus Spekulation oder Oppoſition) ganz ihres Gleichen. Das ſeit einigen Jahren exiſtirende Börſen-Kaffeehaus iſt nämlich nach dem Riß der Halle erbaut, that jedoch nur im Anfang jenem Inſtitut einigen Abbruch, was ſich aber bald wieder ausglich. Indeß hat das Börſen-Kaffeehaus auch jezt immer noch ſehr bedeutenden Zuſpruch, obgleich es durchaus nicht für den merkantiliſchen Verſammlungsort gelten kann. v.

Die Burg des Götz von Berlichingen.

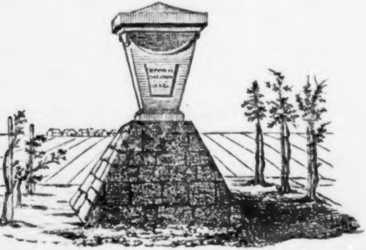


Wer kennt nicht dieſen „echten deutſchen Helden des Mitte alters", wenigſtens aus Goethe's Schauſpiele? — dieſen echten deutſchen Ritter, der in aller Hinſicht das Herz auf dem rechten Fleck hatte, obwohl wir nicht verhehlen wollen, daß er auch manches Gebrechen ſeiner Zeit an ſich trug. Noch blüht das Geſchlecht der Berlichingen, das ſich übrigens bis in das zehnte

Jahrhundert zurückführen läßt, in zwei Stämmen im Würtembergiſchen fort, wo ſie — der Graf Joſeph von Berlichingen iſt der unmittelbare Abkömmling jenes — noch heut zu Tage das alte, ebenfalls aus Goethe's Dichtung bekannte **Jaxthauſen** beſitzen. Daſelbſt, im Beſitze jenes Grafen, als Seniors der Familie, befindet ſich auch noch die eiſerne Hand des Ritters. Vormals war ſie durch Heirath an die Familie von Staufenberg, und von dieſer im Jahr 1789 an den Kaiſerl. Königl. Oberſten Emanuel von Berlichingen gekommen, deſſen Gattin Franziska, geborne Gräfin von Hadik, als Wittwe zu Wien lebte. Dieſe machte dazu ein Stammbuch, in das ſich öſterreichiſche Fürſten, Staatsmänner und Feldherren einſchrieben; auch ließ dieſelbe durch Chriſtian von Mecheln die eiſerne Hand Götzens, ſowohl in ihrer natürlichen Größe, als auch nach jedem Theile ihres innern Mechanismus zerlegt, zeichnen. Mecheln gab darauf (1815) die Abbildungen davon und die Erklärung des Mechanismus in einer Prachtausgabe heraus, und fügte auch noch Götzens Bild und die Zeichnung der, das Bild aller Ritterburgen gegenwärtig noch gut verſinnlichenden Burg **Jaxthauſen** bei. Ein Stammbuch der eiſernen Hand des Götz von Berlichingen, in Druck gegeben durch Freiherr v. Hallberg, erſchien im Jahr 1828 in München. In demſelben finden ſich deutſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche und lateiniſche Inſchriften, unter andern vom Prinzen Ligne, von Kotzebue, Denis, Blumauer, Caroline von Greiner (wahrſcheinlich der nachmaligen Caroline Pichler), Alxinger, Fr. Haug u. ſ. w. Götzen's Burg, wie ſie noch beſteht, beſchreibt Dr. Franz Kugler (nach deſſen Zeichnung auch die beigefügte Abbildung gefertigt wurde) wie folgt: „Ich kam in Jaxthauſen an. Ein Diener zeigte mir die koſtbare Reliquie, welche hier verwahrt wird, die kleine Eiſenhand, womit der kleine ſtumpfnäſige Götz ſeine mächtigen Streiche führte. Das Schloß beſteht aus drei Theilen. In dem alten Theil der Burg des Götz führte mich eine niedliche Zofe umher; ſie zeigte mir die Rüſtkammer (mit wunderlichem Gewölbe, in der Mitte auf einem Pfeiler ruhend), den Ritterſaal, den Keller, das Verließ u. ſ. w. Von dem Letztern erzählte ſie mir, wie der Götz ſeinen Schwager oder Vetter, den Grafen von Waldeck, dort habe hinein ſtecken laſſen; wie darauf deſſen hochſchwangere Frau den

Göz fußfällig gebeten habe, ſie noch einmal mit ihrem Gatten ſprechen zu laſſen; wie Jener ihre Bitte bewilligt, ſie aber nicht wieder habe empor ziehen laſſen (man wird nämlich durch ein Loch in der Decke hinabgeſenkt), und wie ſie ſodann nicht nur des erſten, ſondern in mehreren Jahren auch eines zweiten und dritten Kindleins geneſen ſey. Dies habe den Göz gerührt; er habe Beiden die Freiheit wiedergegeben, aber ſie ſeyen, der freien Luft ungewohnt, bald geſtorben. Nachmittag zeichnete ich das Schloß zu Jaxthauſen."

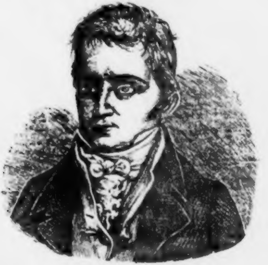
Grab und Denkmal des Feldmarſchall Grafen von Schwerin.



Ungefähr 1½ Stunde von Prag entfernt erhebt ſich nächſt dem Dorfe Sterbohol auf dem Schlachtfelde des 6. Mai 1757 zwiſchen weiten Saatfeldern und von wenigen jungen Bäumen umgeben, in einer ziemlich reizloſen Gegend, das einfache Grabdenkmal, welches dem preußiſchen Feldmarſchall, Grafen Kurt Chriſtoph von Schwerin errichtet wurde.

In Schwediſch-Pommern im Jahre 1684 geboren, erhielt Kurt Chriſtoph von Schwerin eine ſorgfältige wiſſenſchaftliche Erziehung, ſtudirte zu Leyden, Greifswalde und Roſtock, und trat ſchon im 16ten Jahre in holländiſche Kriegsdienſte. Er zeichnete ſich in mehreren Schlachten aus, wurde Hauptmann und trat 1706 in meklenburgiſche Dienſte, von wo er in geheimer Sendung zu Karl XII. nach Bender ging, und ein Jahr daſelbſt blieb. Er war bereits Generalmajor, als der Herzog ſein Heer bedeutend vermindern mußte, und da zu derſelben Zeit Vorpommern, in welchem ſeine Güter lagen, an Preußen fiel, trat er in die Dienſte des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I. Der König ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen, zog ihn nicht nur in den geheimen Kriegsrath, ſondern machte ihn oft zum Theilnehmer ſeiner Vergnügungsreiſen. Als aber Friedrich der Zweite zur Regierung kam, gönnte ihm dieſer ein noch erhöhtes königliches Vertrauen, und ſchätzte ihn vor Allen als einen Feldherrn voll Erfahrung, die ihm ſelbſt noch mangelte. Er ertheilte Schwerin und ſeinem Bruder die Grafenwürde, ernannte Jenen zum Feldmarſchall, und bediente ſich insbeſondere ſeines Rathes vor Eröffnung des erſten ſchleſiſchen Krieges, der 1741 ausbrach. Schwerin erhöhte in dieſem und den beiden darauf folgenden Kriegen ſeinen Ruhm immer mehr, bis er im Frühling 1757 ein zahlreiches preußiſches Heer nach Böhmen führte, welches der feurige Geiſt des ungeſchwächten Greiſes mit erhöhtem Muthe belebte. Er überſchritt die Elbe bei Brandeis, und vereinigte ſich unweit Prag mit zwei preußiſchen Corps unter den Befehlen des Königs und des Fürſten Moritz von Anhalt. Nun beſchloß Friedrich den Angriff auf die Hauptſtadt. Schwerin erkannte alle Schwierigkeiten, und ſtellte dem König dieſelben vor, beſonders that er die Frage, wohin er ſich zurückziehen ſollte, wenn der Schlag mißlänge? „Nach Spandau!“ war die lakoniſche Antwort Friedrich's, und Schwerin ordnete den Angriff, der nur auf dem linken Flügel möglich, doch auch hier mit der größten Gefahr verbunden war. General Brown hatte ſeine Reiterei ſo ſehr verſtärkt, daß ſie die preußiſche zu überflügeln drohte; das Fußvolk mußte aber auf ſchmalen Fußpfaden, faſt Mann für Mann die Berge erklimmen, und wurde, wenn es die Anhöhe erreicht hatte und aufmarſchiren wollte, von einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer empfangen. Schwerin hielt vor dem engen Wege, die Gefahr verachtend, ordnete und befeuerte die Truppen, und als die Unordnung um ſich zu greiſen drohte, ergriff er ſelbſt die Fahne, und ſtürzte mit dem Ausruf: „Folgt mir, Kameraden!“ vorwärts in das Gewühl der Schlacht. Die Krieger drangen vor, aber kaum zwölf Schritte war der Heldengreis vorgerückt, als er, von vier Kartätſchenkugeln zugleich getroffen, entſeelt zu Boden ſank. Mit ſeinem Blute hatte er den Sieg erkauft, eine Thräne Friedrichs ehrte den gefallenen Helden, und ſpäter ließ der Monarch ſein Marmorbild auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin aufrichten. Volkslieder trugen ſeinen Namen in das folgende Jahrhundert, und gewiß iſt kein Held des ſiebenjährigen Krieges ſo allgemein, wahr und herzlich bedauert worden, wie der gleich tapfere und menſchenfreundliche Schwerin.

Ludwig Tieck.



Ludwig Tieck, unſtreitig der bedeutſamſte unter den jetzt lebenden Dichtern, ward geboren zu Berlin am 31. Mai 1773. — Der echte Dichter hat ſeine eigenthümliche Weltanſchauung, und dieſe entſpringt aus der Verſöhnung des Dichtergemüthes mit Welt und Leben. Shakſpear, der ſinnlichſte Dichter (er war zugleich Schauſpieler und Theater-Direktor, und daher auf die ſinnliche Darſtellung und das Faſſungsvermögen des Publikums angewieſen), fand ſie in den Hochgenüſſen der Kunſt. Seine Sinnlichkeit iſt jedoch frei und bewußt; er weiß die geiſtige Wolluſt zu ſteigern, zu ſänftigen, ſie neu zu wecken und allgemach wieder auf die höchſte Spitze zu treiben. Selbſt die ſchmerzlichſten Tiefen des Lebens, die wilde Melancholie des Hamlet macht er zu Genüſſen. Goethe hielt ſich an das Prinzip raſtloſer Bewegung; ſein Troſt war die That. Tieck verehrt in faſt orientaliſcher Hoheit das Wunder. Sein erſtes Werk „Abdallah" enthält, obwohl nur in roher Geſtalt, alle Wunder und Schreckniſſe der Phantaſie, und zeigt gleichſam die Richtung an, die nachmals Hoffmann, Fouqué und Andere nahmen. Sein zweites Werk: „William Lowel", ſchildert die Wunder und Schreckniſſe des menſchlichen Innern, und iſt ſeiner Schilderungen der mannigfachſten Gemüthszuſtände halber von großem Werthe. Bei ſeinem Auftreten waren jedoch alle poetiſche Kränze vergeben, und der Enthuſiasmus war an Würdige und Unwürdige verſchwendet. Es galt ihn neu und durch Neues zu erregen, und Beides vermochte Tieck durch jene „Volksmährchen", die er ſpäter im „Phantaſus" ſammelte. Phantaſiereichere hat ſelbſt der Orient nicht gedichtet. Der Dichter ſcheint darin auf einer Kunſthöhe zu ſtehen, von wo aus er alle Menſchenweisheit und Erfahrung unter ſich erblickt, und er verkündet die Naturgeheimniſſe, zu denen ſich noch keine Erkenntniß erhoben. Fällt aber ſein Blick auf menſchliches Thun und Treiben, ſo erſcheint ihm dies ebenfalls als Wunder, aber als Wunder im Kleinen, als Komik, deren Meiſter er iſt. Verfolgt er nun gar in ſeinen Mährchen die poetiſche Unwürdigkeit, ſo thut er es mit verachtender Strenge, und nur das Höchſte findet Gnade vor ihm. Ein Wunder auch iſt eine in ſich höchſt und ungewohnt vollkommene Erſcheinung, deshalb iſt Shakſpear Tieck's Lieblingsdichter. Aber der Wunder-Verkünder findet nicht immer Glauben; ſo Mancher findet in jenen Erklärungen des Shakſpear einen untergeſchobenen Sinn, was indeß ein Lob wäre, wodurch Tieck über Shakſpear erhoben wird. Als Verfechter poetiſcher Würde trat Tieck zuerſt in Deutſchland auf; vielleicht aber verfolgte er dieſe Tendenz nur zu eifrig, und es fragt ſich, ob die Tragödien „Genoveva" und „Octavian" im Bewußtſeyn ihres poetiſchen Werthes ſich nicht allzu viele Freiheiten nehmen. Gewiß aber iſt die poetiſche Freiheit, die in Tieck's ſonſt ſo herrlichen Verſen nur allzuoft ſich äußert, durchaus nicht zu billigen. In neuerer Zeit hat er nur Novellen geſchrieben, deren Werth, obſchon vielfach geprieſen, immer noch nicht gehörig erkannt iſt. Er blieb darin ſeinem Prinzip, dem Wunderbaren, Wunderſamen und Wunderlichen getreu, welches ſich freilich nicht ergiebt, wenn man jedes ſeiner Worte wörtlich nehmen will. Er iſt ein Dichter, der nicht nur wörtlich, auch in Geſtalten, Charakteren und Situationen denkt, und deſſen Compoſitionen die höchſte Gedankentiefe haben, der alſo von dem Leſer mehr begehrt, als Beleſenheit, nämlich auch Welt- und Lebenskenntniß, wiſſenſchaftliche und Kunſt-Bildung, Geſchmack und Kritik.

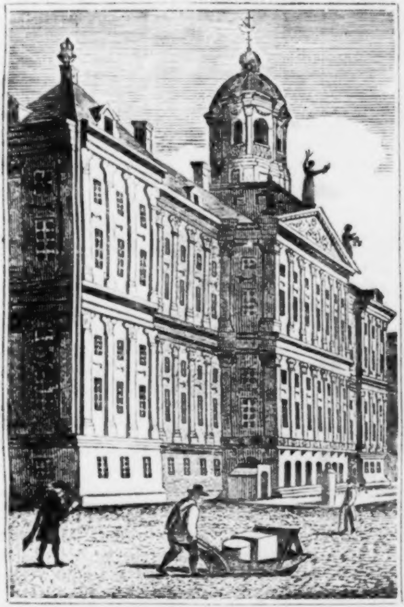
Das hier beigefügte Bildniß ſtellt den Dichter in ſeinem manneskräftigen Alter dar, und iſt nach einer Zeichnung gefertigt, zu welcher Tieck vor etwa funfzehn Jahren dem Maler Henſel ſaß. Unter dieſe Zeichnung ſchrieb der Dichter:

„Geh' die Bahn nun unverdroſſen,
Kunſt und Wahrheit,
Licht und Klarheit
Seyen Deine Spielgenoſſen."

Dr. Schiff.

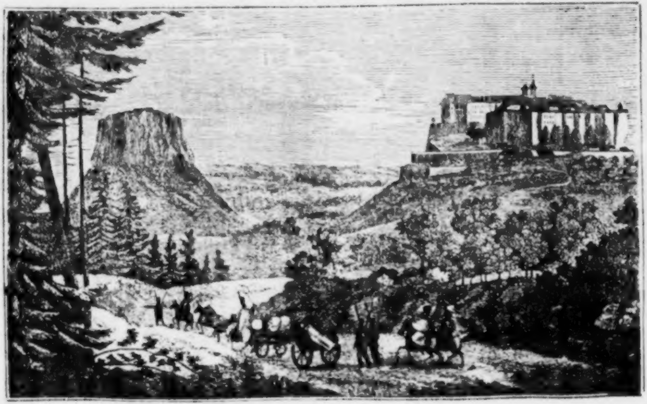
Das Stadthaus in Amſterdam.

Es gilt für das merkwürdigſte Gebäude dieſer, faſt ganz auf Pfählen erbauten Stadt. Während der Herrſchaft der Franzoſen wurde es zum Königlichen Pallaſt umgeſtaltet, und ein anderes Gebäude, der ſogenannte Prinzenhof, dient jetzt zum Rath- oder Stadthauſe. Das hier abgebildete Bauwerk iſt im ſiebzehnten Jahrhundert durch Johann van Kempen ausgeführt. Sein Grund beſteht aus beinahe 14000 der ſtärkſten Pfähle; es iſt durchweg von Quaderſteinen, 282 Fuß lang, 235 Fuß breit, hat einen Thurm von 157 Fuß Höhe, und auf dem Fronton Bildſäulen und anderes allegoriſches, trefflich gearbeitetes Bildwerk. Im Innern iſt das Merkwürdigſte eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden Niederländiſcher Meiſter; doch ſind auch die Zimmer und Gemächer reich ausgeſtattet. In den Kellern verwahrt die Amſterdamer Bank ihre Schätze.



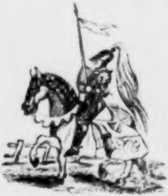
Der Königſtein.

Man erblickt auf dieſem Bilde, von der Pirnaer Straße her aufgenommen, zwei der ſchönſten Punkte des ſächſiſchen Elbhochlandes, das unter dem Namen der ſächſiſchen Schweiz weltbekannt iſt: den **Königſtein** und den **Lilienſtein**; der erſtere nimmt die Mitte des Hochlandes ein, und hieß in der Vorzeit „der Stein". Er trug früher eine Feſte der Burggrafen **Donin**, ſpäter gehörte ſie den Beſiegern derſelben, den Markgrafen von Meißen, die ſie noch mehr befeſtigten. Erſt 1559 ſah man ein, wie wichtig die Lage dieſer Feſtung von Natur ſey. Churfürſt Chriſtian der Erſte ließ den Bau beginnen; als er 1731 vollendet war, erhielt er erſt als Landesfeſte den Namen Königſtein. Der Fels erhebt ſich unmittelbar über dem freundlichen Städtchen Königſtein in einem Umfange von ½ Stunden und 705 Fuß über dem Elbſpiegel. Man kann oben Gartenfrüchte und Getreide bauen, man iſt mit Holz verſehen und mit einem 586 Ellen tiefen Brunnen, der 1553 vom Churfürſt Auguſt angelegt worden iſt, und reines gutes Waſſer hat. Man zieht daſſelbe mit einem Rade herauf. Die Feſtung iſt in jeder Rückſicht ausgezeichnet: das Kommandantenhaus, Kirche, Magazin, Zeughaus, Kaſerne und beſonders bombenfeſte Kaſematten — Alles iſt trefflich und aus den Gefängniſſen jede Flucht unmöglich. Zu den merkwürdigſten Perſonen, welche dort eingeſperrt waren, gehören der Goldmacher Kettenberg, der unglückliche Kanzler Krell in der Zeit der Reformation, und der bekannte Sekretair Menzel, deſſen Verrath den ſiebenjährigen Krieg veranlaßte. Die Feſtung hat nur einen Zugang, und Fremde, welche die Merkwürdigkeiten beſehen und die herrliche Ausſicht von oben herab genießen wollen, werden nur auf Allerhöchſte Erlaubniß nach einer Meldung an den Kommandanten zugelaſſen. Die Feſtung kann nicht unterminirt, nicht ausgehungert und nicht von gegenüberſtehenden Höhen beſchoſſen werden. Unter den 700 Einwohnern, welche Zahl die Garniſon (Infanterie, Artillerie und Ingenieurs) einſchließt, ſind auch die nöthigen Handwerker. Noch iſt zu erwähnen die Kellerei, in welcher ſich das große Weinfaß befand, das 3709 Dresdener Eimer faßte. König Auguſt der Starke hatte



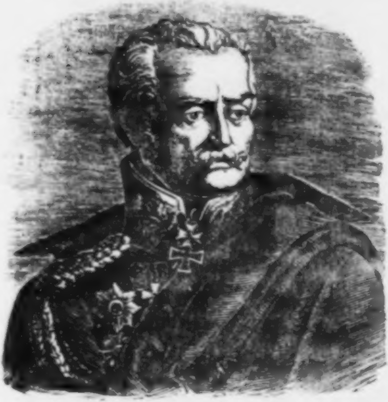
es immer mit dem köſtlichſten Landwein gefüllt. 1818 mußte das baufällige Ungeheuer auseinander genommen werden. Das Pagenbette iſt ein Felſenvorſprung, wo einſt ein betrunkener Page am Abgrunde eingeſchlafen war. König Auguſt der Starke ließ ihn anbinden, daß er nicht fallen konnte, und dann mit Trompetenſchall wecken. Man kann annehmen, daß der Schrecken, über dem Abgrunde zu hängen, nicht klein war, und der Edelknabe gewitzigt wurde. Das Städtchen Königſtein wird auf dem Bilde durch die Feſtung verdeckt. Der Lilienſtein erhebt ſich wie eine rieſige Pyramide auf dem rechten Elbufer; denn er ragt noch über den Königſtein hinweg, und ſteigt 1306 Fuß über die Meeresfläche. Um ihn bildet die Elbe eine ſchöne Krümmung. An ſeinem Fuße finden ſich Sandſteinbrüche, und dort wurde auch im Beginn des ſiebenjährigen Krieges die ſächſiſche Armee von Friedrich II. auf das Haupt geſchlagen oder vielmehr ausgehungert und eingefangen. Auf der höchſten Spitze ſteht eine Pyramide Auguſt's des Starken.

Ritter und Roß geharniſcht.



Da hier ein kleiner Raum noch iſt, geben wir das Bild eines geharniſchten Ritters auf geharniſchtem Roß, zum Kampf bereit. Die Figur iſt einem alten Gemälde entnommen.

Blücher, Fürſt von Wahlſtadt.



Gebhard Lebrecht von Blücher ward den 16. December 1742 in Roſtock geboren, und im 14ten Jahre von ſeinem Vater, einem Heſſen-Kaſſelſchen Rittmeiſter, nach Rügen geſchickt. Hier war es, wo der Anblick ſchwediſcher Huſaren in ihm die Luſt zum Soldatenſtande erregte. Als Junker trat er in das jetzige von Mörner'ſche Huſaren-Regiment, das an dem damaligen Feldzuge der Schweden gegen die Preußen Theil nahm; gerieth aber, nachdem ſein Pferd bei einem Verpoſtengefecht verwundet worden, in die Gefangenſchaft der Preußen. Der Huſaren-Oberſt von Belling vermochte ihn, die ſchwediſchen Dienſte zu verlaſſen, ſtellte ihn bei ſeinem Regiment als

Lieutenant an, wurde ſein väterlicher Freund und Lehrer, und bildete ihn zuerſt zu einem tüchtigen Reiter-Anführer aus. Da Blücher ſpäterhin bei einem Avancement übergangen wurde, forderte er ſeinen Abſchied, und trat als Rittmeiſter aus der Armee. Seitdem widmete er ſich der Landwirthſchaft, betrieb eine Pachtung und verwaltete ſie ſo muſterhaft, daß er ſich nach einigen Jahren ein eigenes Landgut in Pommern zu kaufen im Stande war. Bei der erſten Revue, die Friedrich Wilhelm II. nach ſeinem Regierungs-Antritt in Pommern abhielt, bemerkte der König unter den Zuſchauern einen Reiter, der alle Bewegungen beſſer machte, als irgend ein Offizier — es war Blücher! Der König bot ihm Dienſte an, und Blücher trat in ſein ehemaliges Regiment, als deſſen Kommandeur er die Feldzüge der Preußen gegen die junge Republik Frankreich mitmachte. Die Jahre 1793 und 1794 waren ſeine Kriegsſchule; im kleinen Kriege leiſtete er damals ſchon Außerordentliches; in vielen Gefechten zeichnete er ſich durch Kühnheit und ſchnellen richtigen Blick vortheilhaft aus. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena (am 14ten October 1806) erhielt Blücher den ſchwierigen Auftrag, mit der Arriergarde den Rückzug der fliehenden Armee zu decken. Von den preußiſchen Provinzen abgeſchnitten, zog er ſich nach Lübeck zurück, deſſen Mauern und ſchwache Vertheidigungs-Mittel nicht hinreichten, einem faſt acht Mal ſtärkeren Feind Widerſtand zu leiſten. Lübeck wurde mit ſtürmender Hand von den Franzoſen erobert; Blücher rettete ſich mit 9000 Mann, mußte aber endlich, da es ihm noch dazu an Brod, Fourage und Munition fehlte, capituliren (6. bis 7. Novbr.) Obgleich gegen den franzöſiſchen General Victor ausgewechſelt, hatte Blücher, bei den verwirrten Zuſtand der Dinge, nicht mehr Gelegenheit, ſich auszuzeichnen.

Wir kommen nun zu den thatenreichſten Jahren des Generals Blücher, zu den ewig denkwürdigen Feldzügen von 1813 — 1815. Ueberall dieſelbe ſtürmende Kraft, die überraſchende, den Feind außer Faſſung bringende Kühnheit und Schnelligkeit, der ſichere Feldherrnblick, die Gewandheit, jeden durch Zeit oder Ort dargebotenen Vortheil raſch zu benutzen — und dabei die immer gleich freundliche Miene, die menſchenfreundliche Herablaſſung, die echtdeutſche Herzlichkeit, womit er die Soldaten und Untergebenen für ſich einzunehmen und für die kühnſten und gewagteſten Thaten zu begeiſtern wußte! So zeigte ſich der treffliche, jugendfriſche Greis in der Schlacht bei Lützen (2. Mai), wo er verwundet ward, in der bei Bautzen (20. und 21. Mai) und in dem von ihm glücklich ausgeführten Ueberfall bei Hainau. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes ſiegte Blücher in der blutigen Schlacht an der Katzbach (26. Auguſt 1813), bewirkte den, alle Berechnungen des Feindes zerſtörenden Uebergang über die Elbe bei Wartenburg, und wirkte durch ſeinen Sieg bei Möckern (16. Octbr.) vorzüglich zu den Erfolgen der Völkerſchlacht bei Leipzig mit. Für dieſe Verdienſte wurde er zum General-Feldmarſchall ernannt. Die erſte ſiegreiche Schlacht auf franzöſiſchem Boden bei Brienne (1. Febr. 1814) erwarb ihm von den Ruſſen den Ehrennamen des „Marſchalls Vorwärts“. Den Sieg bei Laon, das ſchnelle Vordringen gegen Paris, und die Erſtürmung des Monmartre vor den Barrieren von Paris verdanken wir beſonders ſeinen Maaßregeln. Von Paris aus ging Blücher, jetzt **Fürſt von Wahlſtadt** genannt, nach England, auf Einladung des Prinz-Regenten, und wurde hier mit unbeſchreiblichem Enthuſiasmus aufgenommen. Der Titel Fürſt von Wahlſtadt aber war ſinnig gewählt, und erinnerte ſowohl an Blüchers Sieg an der Katzbach, als an jene blutige Schlacht, die Heinrich II., Herzog von Liegnitz, den in Europa eingedrungenen Mongolen im Jahre 1241 lieferte, und in welcher er ſelbſt fiel. Beide Schlachtfelder liegen in der Nähe des Dorfes Wahlſtadt.

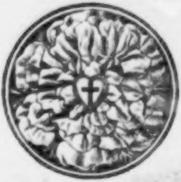
Als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, erhielt Blücher den Oberbefehl über vier preußiſche Armee-Corps, wurde, von Wellington ſchlecht unterſtützt, bei Ligny (16. Juni 1815) zurückgedrängt, und gerieth hier, nach dem Sturz ſeines getödteten Pferdes, in Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren; war aber mit ſeinen muthigen Preußen dem engliſchen Heerführer in der Schlacht bei Belle Alliance (18. Juni) deſto thätiger zur Hand. Wellington ſelbſt mußte zugeben, daß Napoleon’s grauenvolle Niederlage beſonders durch Blüchers raſche und kräftige Hülfe entſchieden worden ſey. An Ehren reich und mit den hohen militairiſchen Orden faſt aller europäiſchen Staaten geſchmückt, verließ er den Schauplatz ſeines Ruhmes, und ging nach den ihm geſchenkten Gütern in Schleſien zurück. Seine

Kraft, die den Entbehrungen und Stürmen ſo vieler Feldzüge widerſtanden hatte, erlag dem Frieden. Der greiſe Erretter Deutſchlands ſtarb, nachdem ſein gefeierter Monarch ihn auf dem Todbette noch beſucht hatte, am 12. September 1819, ſanft und ſchmerzlos zu Kriblowitz. — Auf ſeinem Standbild in Roſtock ſteht folgende Inſchrift von Goethe:

„In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los.“

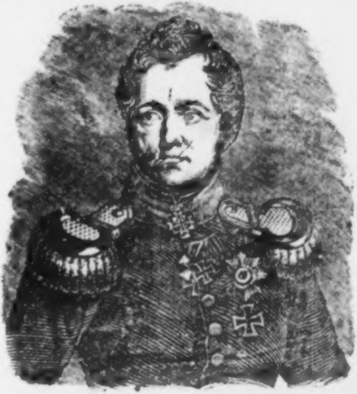
Marggraff.

Dr. Luther's Siegel.



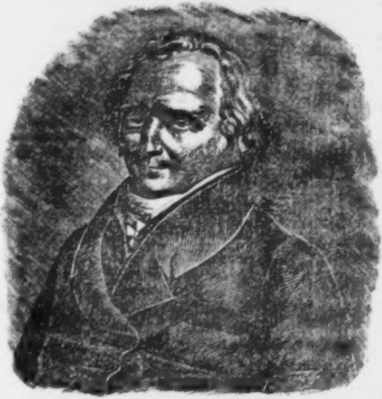
Es iſt ein guter Zug des Menſchenherzens, daß es ſelbſt die geringſten Kleinigkeiten derer hochſchätzt, welche ſich um das ganze Geſchlecht verdient gemacht haben. Solche Reliquien haben oft an ſich keinen Werth und keine Bedeutung, als daß ſie hiſtoriſch ſind; anders iſt es mit dem Siegel unſers großen Luther, von dem wir hier eine Abbildung geben: — eine aufgeblühte Roſe und darin ein Herz, und in dem Herzen ein Kreuz. Wir möchten ſagen, das Siegel ſey ein Gleichniß des Lutherſchen Geiſtes. Er glich in ſeiner ſchönen allſeitigen Entfaltung einer aufgeblühten Roſe, und die Farbe dieſer Roſe kam von einem lebendigen Menſchenherzen, das darin ſchlug. Was bedeutet das Kreuz! braucht man das zu ſagen! Das Kreuz war das Panzer, unter dem er ſtritt, der Baum, unter den er die gläubigen Chriſten ſammelte, und der Kern, aus dem ihm Geiſt und Herz erwuchs.

Graf Neidhardt von Gneiſenau.



Zu den großen Feldherren, welche Preußens jetzige Größe gründen und Deutſchland befreien halfen, gehört der Graf Neidhart von Gneiſenau mit vollſtem Recht. 1760 wurde er bei einer Durchreiſe ſeiner Mutter durch Schilda geboren. Nach dem frühen Tode ſeiner Eltern kam er nach Würzburg in das Haus ſeiner Großmutter, wo er eifrig die Kriegswiſſenſchaften ſtudirte. 1782 ging er als Lieutenant mit 400 Mann Ergänzungstruppen von Anſpach nach Amerika; allein der Friede brachte ihn im folgenden Jahre wieder zurück. Einige Jahre ſpäter trat er mit demſelben militairiſchen Grade in preußiſche Dienſte, und verwandte die Garniſon-Muße wieder zum Studium ſeines Fachs. Er galt bald für den geſchickteſten Offizier beim Regiment; aber er blieb Lieutenant bis 1806, wo ihn der König bemerkte und hervorzog. 1807 wurde er als Oberſtlieutenant dem bedrängten Kolberg zu Hülfe geſchickt, und hielt dieſe ſchwache Feſtung, ungeachtet ſein Vorgänger ſchon Manches verdorben hatte, und die Feinde ihn durch ein fürchterliches Bombardement quälten. Nach dem Tilſiter Frieden erhielt der Obriſt Gneiſenau ſcheinbar ſeinen Abſchied und ging nach England, wo er für ſeinen Hof insgeheim wirken ſollte. 1810 arbeitete er im Miniſterium, blieb aber während dieſes und des folgenden Jahres ungemein thätig, um mit Scharnhorſt die Kräfte des Volkes für den letzten großen Kampf bereit zu halten. 1813 wurde er Generalmajor, und befehligte den meiſterhaften Rückzug von Lützen bis Breslau, wo er dem verfolgenden Feinde 40 Kanonen abgewann, und ſelbſt nicht eine verlor. Während des Waffenſtillſtandes organiſirte er die Landwehr, wurde General-Gouverneur von Schleſien, und ſandte aus ſeiner Provinz 100,000 Mann unter die preußiſchen Fahnen. Er trat dann an Scharnhorſt's Stelle, und war beſonders bei der Schlacht an der Katzbach thätig, ſorgte für den glücklichen Uebergang der Schleſiſchen Armee bei Wartenburg über die Elbe, und hatte großen Antheil an dem Siege bei Leipzig (16. Oktbr. 1813). Nach ſeiner Anſtrengung bei der Einnahme von Paris belohnte ihn der König mit einer anſehnlichen Domaine; er wurde Graf und General der Infanterie. Als ſolcher ſetzte er auch nach Napoleon's Rückkehr 1815, als die Schlacht bei Ligny geſchlagen war, das Heer in den Stand, den Sieg bei Waterloo zu gewinnen. Dort und hier war Gneiſenau in Lebensgefahr, denn zwei Pferde wurden unter ihm erſchoſſen. Er war es, der durch die Verfolgung des Feindes über Genappe und Quatre-Bras den Sieg vollendete. Abermals ging er mit nach Paris, worauf ihm das Gouvernement der Rhein-Provinzen übertragen wurde. Bis 1818 lebte er dann im Schooße ſeiner Familie auf ſeinen Gütern, wo er dann Gouverneur von Berlin, Mitglied des neuen Staatsraths und Präſident der Sektionen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten wurde. 1825 ernannte ihn der König zum General-Feldmarſchall. 1831 wurde er, in Folge der im Königreich Polen ausgebrochenen Empörung, nach Poſen geſandt, wo er im 71ſten Jahre ein Opfer der Cholera ward. Gneiſenau's hervorſtechende Eigenſchaft als Offizier war eine unerſchütterliche Ruhe und Feſtigkeit, eine Beſonnenheit, die ſchnell das Rechte zu treffen wußte und ſich durch nichts entgegentreten ließ. Damit vereinte er alle Tugenden eines guten Hausvaters, und war als Menſch nicht minder achtungs- und liebenswerth.

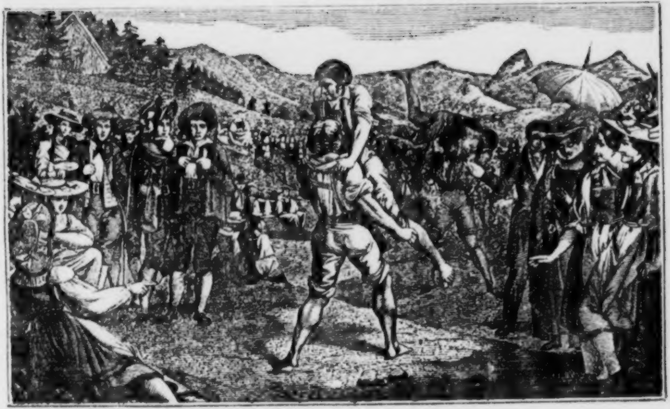
Dr. Chriſtoph Wilhelm Hufeland.



Dieſer berühmte Arzt wurde am 12ten Auguſt 1762 zu Langenſalza in Thüringen geboren, wo ſein Vater ebenfalls ein ſehr beliebter Arzt war. Dieſer wurde bald nach Weimar berufen und Leibarzt des dortigen Herzogs, ſo daß der Sohn das Glück hatte, in jenem nachher ſo berühmten Schutzort der deutſchen Poeſie und Kunſt ſeine erſte Bildung zu erhalten. Sein Lehrer war ein geſchickter Mann, der ſeinen Zögling neben den klaſſiſchen Studien des Alterthums auch die Bibel fleißig leſen ließ, und dadurch eigends das menſchenfreundliche Herz bildete, welches ſich in dem ſpätern Wirken ſo kräftig bewährt hat. Der Sohn wählte, wie es in ſolchen Fällen ſehr gewöhnlich iſt, den Beruf des Vaters, und ſtudirte ſeit 1780 zu Jena, 1781 aber zu Göttingen die Arzneikunde, wobei er einen ſo ausgezeichneten Geiſt der Thätigkeit und der Sittlichkeit entwickelte, daß er ſich ſchon damals allgemeine Achtung erwarb. Schon 1783 wurde er Doktor der Medizin, jedoch mußte er ſeinen Wunſch, durch Reiſen ſeine Kenntniſſe zu erweitern, unterdrücken, da eine Krankheit des Vaters den jungen Heilkünſtler zwang, einen großen Theil der Patienten deſſelben zu übernehmen. Wir übergehen hier ſeine eigentlich wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, und bemerken nur, daß die jetzige Geſtalt der Wiſſenſchaft meiſt von Hufeland herrührt, daß er keinem Syſteme ausſchließlich anhängt, und das Gute annimmt, wo er es findet, daß er früher ebenſo den Engländer Brown (ſprich Braun) mit ſeiner Erregungs-Theorie vertreten, wie ſpäter den Dr. Hahnemann mit ſeiner Homöopathie, ohne Beiden angehören zu wollen. Sprechen wir nur kürzlich von dem, was er für ein größeres Publikum gethan, wie er die Gründlichkeit und Menge ſeiner Kenntniſſe, ſo wie die ſelbſtſtändigſte Behandlungsweiſe derſelben in Schriften für die Laien bewieſen hat. Von ſeinen frühern Schriften in dieſer Beziehung führen wir die beiden an, welche er „über die wichtigſten Punkte der Erziehung“, und „über die Ungewißheit des Todes und die Verhütung des Lebendigbegrabens“ herausgegeben hat. Er war, noch in Weimar, einer der erſten deutſchen Aerzte, welcher auf die Gefahr des Lebendigbegrabens hinwies, und ſeine Mahnung hatte ſolche Folge, daß daſelbſt ein Leichenhaus auf Unterzeichnung erbaut wurde. 1793 wurde er durch den Herzog Karl Auguſt nach Jena als Profeſſor berufen, und wirkte nun als Lehrer mit großem Segen. Aus dieſer Zeit ſchreibt ſich auch ſeine berühmteſte Schrift, die „Makrobiotik“, d. h. die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern. [Dieſes Buch hat unendlich viel Gutes gewirkt, und die allgemeine Anerkennung geht daraus hervor, daß es bis 1824, außer vielen Nachdrücken, in fünf Auflagen gedruckt und in die meiſten neuern Sprachen übertragen iſt. Hufeland war damals auch unter denen, welche die Kuhpocken-Impfung auf das Kräftigſte in Deutſchland empfahlen; als er 1801 zum Leibarzt des Königs von Preußen berufen worden war, brachte er es dahin, daß jene Impfung im ganzen Lande eingeführt wurde. In dem großen Wirkungskreiſe, der ſich ihm in Berlin eröffnete, wurde ihm von allen Seiten die dankbarſte Anerkennung. Auch ſeinem Könige war er theuer geworden. Er verließ mit demſelben 1806 die Reſidenz, und begleitete ihn nach Memel, Danzig, Königsberg und andere Orte; überall ſtand er der Königlichen Familie mit Rath und Hülfe zur Seite. Dafür ſind ihm auch die höchſten Beweiſe des Königlichen Wohlwollens geworden, und als er 1833 ſein funfzigjähriges Doktor-Jubiläum feierte, und die allgemeinſte Theilnahme an dieſem Feſte dem gerührten Greiſe die Hochachtung bezeugte, in welcher er bei allen Guten ſteht, war ſein edler König nicht der Letzte, welcher ihm durch die That ſeine Theilnahme bewies. Zuletzt erwähnen wir noch ſeiner Unterſtützung hülfsbedürftiger Berufsgenoſſen in Preußen durch eine Stiftung, deren Einnahme ſich ſchon im erſten Jahre auf 5000 Thaler belief. Er hat geſäet, möge ein ungeſtörter Friede ſeines Alters mit zu der Ernte gehören, auf die er alle Anſprüche hat.

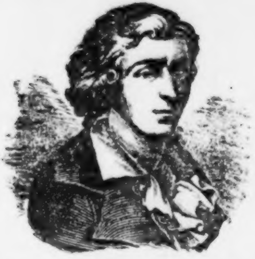
Das Schwingfeſt in der Schweiz.

Die Schweizer ſind von Natur ſehr geſellig, geſprächig und fröhlich, daher ſie auch viele Volksfeſte und Luſtbarkeiten haben. Ringen, Schwingen und Steinſtoßen ſind gewöhnliche Spiele und Uebungen. Beim Schwingen hat jeder Schwinger einen ledernen Gürtel um die Hüften, an welchem er den Gegner in die Höhe zu heben und ihn rücklings zu werfen ſich bemüht. Ein ſolches Wettſpiel im Schwingen iſt hier dargeſtellt. Stundenlang kämpfen die Geübteren, bis Einer eine Blöße giebt. Schnell wird das von dem Andern benutzt; er hebt ihn in die



Luft, dreht ihn oben herum und ſetzt ihn in den Sand. Den ſtärkſten Schwingern folgen die ſchwächern, und ſo dauert der Kampf bis zur gänzlichen Erſchöpfung fort. Die Anzahl der Zuſchauer iſt gewöhnlich ſehr groß; oft verbindet man mit dem Schwingen auch ein Scheibenſchießen, wobei die Schweizer viele Geſchicklichkeit zeigen. Nicht ſelten werden ſolche Wettkämpfe von ganzen Dörfern dargeſtellt, und das Feſt iſt mit Geſang und Muſik begleitet.

Friedrich von Schiller.



Die Liebe und Bewunderung des ganzen deutſchen Volkes hat ſich auf Schiller übergetragen. Es ſind nicht Einzelne, die ihn zu würdigen wußten, es ſind nicht Parteien, die ihn prieſen; es iſt das Volk ſelbſt, in welchem er mit ſeinen tiefen Gedanken und großartigen Anſichten Wurzel geſchlagen hat. Die deutſche Bühne, will ſie etwas Herrliches geben, hat unter den Deutſchen nur zu wählen zwiſchen Leſſing, Goethe und Schiller; aber nur der Letztere iſt auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eigentlich heimiſch geworden, und hat hier das Bürgerrecht erlangt. Und wer will berechnen, welchen Einfluß Schillers mächtige Worte auf die Geſtaltung der neuern Zeit und auf die durch alle Klaſſen ſich erſtreckende Bildung und Veredlung gehabt hat?

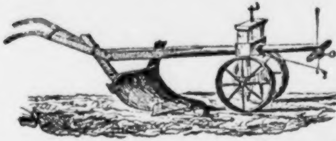
Friedrich Schiller ward am 10ten November 1759 zu Marbach im Würtembergiſchen von bürgerlichen Eltern geboren, zeigte ſchon früh eine feurige Einbildungskraft, und erhielt ſeine gründlichere Erziehung auf der hohen Carlsſchule in Stuttgart. Mit dem militairiſchen Zwange, der auf dieſer Schule galt, konnte Schillers lebendiger Geiſt ſich nicht befreunden, und daher mochte es wohl kommen, daß ſein erſtes Werk, „die Räuber“, zum Theil die geltenden menſchlichen Geſetze und Einrichtungen verhöhnt und ihnen Trotz bietet; zugleich iſt es aber ein kühnes Werk, welches uns unwiderſtehlich mit ſich fortreißt und in das menſchliche Herz tiefe Blicke thun läßt. Schiller wurde ſpäter als Regiments-Arzt angeſtellt, aber das gegen ihn gerichtete Verbot, innerhalb Würtembergs irgend etwas drucken zu laſſen, bewog ihn zur Flucht nach Mannheim, wo er für das dortige Theater die Trauerſpiele „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ ſchrieb, Werke, die zwar nicht ſelten allzu ſchroffe, aber zugleich auch großartige Partien aufweiſen. Das Feuer der jugendlichen Leidenſchaften verzehrte ihn nicht, ſondern diente nur dazu, ſeine Seele zu reinigen. Wie ſehr er an geregelter Kraft gewonnen hatte, davon giebt, außer ſeinen geſchichtlichen Arbeiten und Liedern, beſonders ſein treffliches Trauerſpiel „Don Karlos“ Zeugniß, das er in Sachſen, wohin er ſich gewandt hatte, und zwar zu Gohlis bei Leipzig beendete. In Jena, wo er (1789) eine Profeſſur erhielt, ſollte ſeine dichteriſche Schöpferkraft, die keine andere Grenze, als des Dichters Eigenthümlichkeit ſelbſt, kannte, ihre Vollendung finden. Hier ſchrieb er ſeine vortreffliche Geſchichte des dreißigjährigen Krieges; hier arbeitete er ſein großes dramatiſches Gedicht „Wallenſtein“ aus. 1802 wurde er in den Reichs-Adelſtand erhoben; dann, unter Goethe's Mitwirkung, nach Weimar berufen, wo er im vertrauten Umgange mit dieſem ausgezeichnetſten unſerer Dichter, mit Herder und Wieland glückliche Tage verlebte. Wenn in der Stille der Nacht die verwirrten Töne des Lebens verklangen, war ſeine dichteriſche Thätigkeit am wirkſamſten und ungebundenſten. Dieſe nächtlichen Anſtrengungen, denen wir freilich Trauerſpiele, wie „Maria Stuart“, die „Jungfrau von Orleans“ und die „Braut von Meſſina“ verdanken, trugen zu Schillers frühem

Dahinſcheiden nicht wenig bei. 1804 war er bei der Aufführung ſeines „Wilhelm Tell“ in Berlin gegenwärtig, eines Drama’s, welches unſers Bedünkens ſein vollendetſtes zu nennen iſt. Kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Am 9. Mai 1805 wurde er, im Vollgefühle ſeiner dichteriſchen Schöpferkraft, dem trauernden Deutſchland durch den Tod entriſſen. Reinheit und höchſte Begeiſterung für Sittlichkeit und Recht ſind das Grundelement ſeiner Dichtungen. Wir rufen ihm nach, wie es im „Don Karlos“ heißt:

Du warſt ſo reich,
So warm und reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In Deinem weiten Buſen Raum. Das Alles
Iſt nun dahin! —

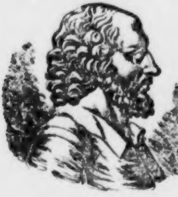
Der vervollkommnete Pflug.

Der Franzoſe **Roſé** hat einen Pflug erfunden, der in Frankreich einen ausgeſetzten Preis erhielt und in vielen Landwirthſchaften eingeführt iſt. Wir geben hier die Abbildung.



Er iſt von Gußeiſen und beſteht aus drei Stücken: der Schaar, dem Streichbrett und dem Gründel, welche nach den Grundſätzen der Mechanik mit einander vereinigt ſind. Er kann mit oder ohne Vordergeſtell arbeiten, und ruht er auf Rädern, ſo beſtimmt man den Grad der Tiefe, in welcher man ackern will, durch ein Stöckchen, auf dem der Gründel ruht, und der ſich durch eine ſenkrechte Schraube hebt und ſenkt. Gebraucht man ihn ohne Vordergeſtell, ſo erhält man die gewünſchte Tiefe der Furche auf die Art, daß man eine andere Schraube herumdreht, die am vorderen Ende des Gründels befindlich, und die eine eiſerne Leiſte hebt und fallen läßt, welche ſich unten in einem Haken endigt, an welchem das Seil für das Geſpann befeſtigt iſt.

William Shakspeare.



Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem.
Wir werden nimmer ſeines Gleichen ſehn.

Vorſtehende Worte,, mit denen Hamlet im Shakspearſchen Trauerſpiele gleiches Namens das Andenken ſeines geſtorbenen Vaters, des Dänenkönigs, feiert, dürften auf Niemand beſſer anzuwenden ſeyn, als auf Shakspeare ſelbſt. Dieſer größte dramatiſche Dichter Englands, deſſen Werke durch treffliche und vielfältige Ueberſetzungen zum Gemeingut des deutſchen Volkes geworden ſind, hat, ſo zu ſagen, die Dichtkunſt in Fleiſch und Blut verwandelt; er giebt uns nichts Unbeſtimmtes, Weichliches, ſondern etwas Feſtes, Derbes und die reine Natur im Widerſcheine ſeines großen Geiſtes. Er ſtellt uns die Menſchen dar, wie ſie ſind, mit ihren Vorzügen und Fehlern, nicht, wie es wohl ſonſt bewußt oder unwillkührlich von Dichtern geſchieht, nach Meinungen und Anſichten umgeformt; er giebt ſie uns ſo, wie ſie auf den Thronen, auf den Marktplätzen des öffentlichen Verkehrs, zu Land und Meer, in der Stille der Natur, in Palläſten, Hütten, Wirthshäuſern, und nach allen Formen, in denen ſie unter allen Ständen und in jeder Lage gefunden werden.

Kein dramatiſcher Dichter hat das menſchliche Herz in ſeinen ſchönſten und häßlichſten Seiten ſo treffend aufgefaßt und dargeſtellt, keiner das Getriebe der Leidenſchaften im Menſchen ſo tief ergründet, wie Shakspeare. Als habe er Himmel und Erde in ſeiner Gewalt, ſo ſchaltet er über alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens und ſeine Folgen, und dem Verbrecher wird die Strafe aufgeladen, der Thor wird gezüchtigt, als wäre es von Gott. Er ſchrieb für das Volk, und ſchilderte daſſelbe, und das Volk hatte ihn zum Manne ſeines Herzens gemacht; von unten ſtieg ſein Ruhm zu den Gebildeten der Nation und ſelbſt zur Königin hinauf. Weil er aber ſo trefflich die Welt geſchildert, und mit der Kraft ſeines Innern es dahin gebracht, daß in ſeinen Schöpfungen ein Jeder, den er eingeführt, ſeine wahre Sprache behält; darum iſt es erklärlich, daß ſeine Werke bis heute uns lieb geblieben ſind. In ſeiner Welt lernt man wahre Menſchen kennen, ohne dieſe Wiſſenſchaft mit Schaden bezahlen zu müſſen; er erhebt uns, tröſtet uns, liebt uns. — Manchen unſrer Leſer könnte vielleicht die Weiſe, wie Shakspeare neben den Schmerz oder den erhebendſten Gedanken den ſchneidendſten Witz oder den launigſten Humor ſtellt, abſtoßend erſcheinen, allein auch da iſt die Natur ihm Vorbild. Wie ſich in ihr das Seltſamſte paart, das Kleinſte oft wichtig, das Wichtigſte klein wird, ſo bei unſerm Dichter, der ſich das Verdienſt erwirbt, uns auf ſeine Weiſe zu der Unbefangenheit ſeiner Lehrerin zurückzuführen.

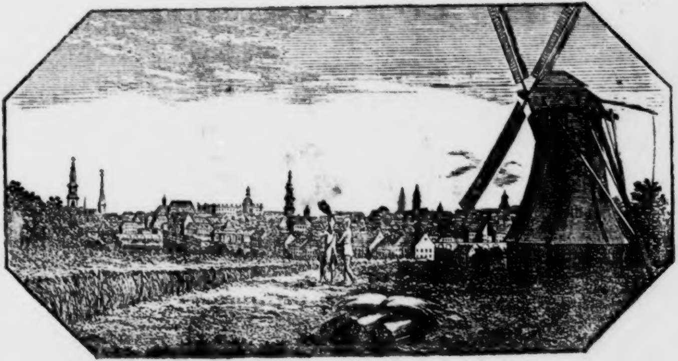
Shakspeare's Leben zeigt uns, wie der zu etwas Außerordentlichem berufene Menſch ſich endlich doch Bahn macht und alle Hinderniſſe durchbricht, und wie die Natur es liebt, das Große vorzugsweiſe aus dem rohen Unverdorbenen herauszuarbeiten. Er wurde 1564 geboren, und war der Jüngſte von vielen Geſchwiſtern. Sein Vater war Wollhändler und Metzger zu Stratford am Avon, in der engliſchen Grafſchaft Warwick gelegen. Der junge Shakspear mußte, da ſein Vater in die bitterſte Armuth gerieth, und kaum den wöchentlichen Beitrag von 4 Pence (2 Groſchen 8 Pfennigen) zur Rathskaſſe leiſten konnte, das väterliche Handwerk ergreifen. Sehr jung noch, erſt 19 Jahr alt, verehelichte er ſich mit einer gewiſſen 8 Jahr älteren Anna Hathaway, die ihm drei Kinder gebar. Sein lebhafter Geiſt ſuchte eine freie Thätigkeit, und ſchlug in Geſellſchaft anderer Geſellen von gleicher Munterkeit auch bisweilen über die Schnur. Jene Ehe ſcheint ſein Herz nicht ausgefüllt zu haben; man erzählt nur von ſeinem fertigen Witz. Einſt hatte er mit ſeinen Genoſſen in dem Park eines gewiſſen Lucy Wilddieberei getrieben; der Sir rief die Gerechtigkeit gegen Shakspeare auf, welcher ſich nun aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen riß und nach London floh. Um ſein Leben dort zu friſten, ſoll er — denn aller Anfang iſt ſchwer — Anfangs niedrige Dienſte verrichtet, am Theater Pferde gehalten oder die Schauſpieler aus den Couliſſen gerufen haben. Endlich trat er, durch die Vermittlung eines Landsmannes, der ſelbſt Schauſpieler war, auch als Schauſpieler auf, und begann zugleich oder früher ſeine Laufbahn als Schriftſteller für die Bühne, indem er erſt an fremde Stücke ſeine beſſernde Hand anlegte und dann ſelbſt neue ausarbeitete. Man darf bei der Einrichtung der damaligen Bühne nicht an unſere jetzige künſtleriſche Scenerie und ſchönen Dekorationen denken. Einige Tapeten waren Alles, was zur Ausſchmückung des Theaters diente. Deſto wirkſamer war die von ihrem eigentlichen Gegenſtande weniger abgezogene Einbildungskraft der Zuhörer, welche, unter freiem Himmel ſtehend, an dem Genuß des Zuhörens deſto innigeren Antheil nahmen. Da die weiblichen Rollen ebenfalls von Männern gegeben wurden, Frauen aber überhaupt ſelten und höchſtens verkleidet den Aufführungen beiwohnten, ſo war es Shakspeare vergönnt, dem Erguß ſeines Witzes und ſeiner komiſchen Ader freien Lauf zu laſſen; es fielen mithin manche Rückſichten weg, welche unſer jetziges gemiſchtes Publikum von dem Dichter beachtet wiſſen will. Sein Ruhm ſtieg endlich ſo hoch, daß ſogar die Königin Eliſabeth das Theater beſuchte, Shakspears beſondere Gönnerin wurde, und daß ihr Nachfolger auf dem Thron, König Jacob, ihm in nicht minderem Grade wohlwollte. Shakspeare zeichnete ſich in allen Gattungen des Drama aus, und lieferte Schau-, Trauer- und Luſtſpiele, 36 bis 37 an der Zahl. Beſonders berühmt geworden und allgemein bekannt ſind ſeine vaterländiſchen Stücke, ferner, und beſonders König Lear, Macbeth, Julius Cäſar, der Kaufmann von Venedig, Romeo und Julie, Othello, Hamlet und andere Werke, die für die Unſterblichkeit geſchaffen und Zeugen ſind, welch ein gewaltiges Genie Shakspeare war.

Nachdem unſer Dichter all dies Herrliche vollendet, zog er ſich von dem Schauplatz ſeines Ruhmes und aus dem Getümmel der Hauptſtadt in die ländliche Stille ſeines Geburtsorts Stratford zurück. Hier, wo er, nun wohlhabend, ein neues bequemes Haus bewohnte, lebte er noch drei Jahre in dichteriſcher Zurückgezogenheit. Auch er hatte geliebt und den Schmerz gefühlt, um einen treuloſen Freund verſchmäht zu werden. Sonſt wird wenig von ſeinem Privatleben geſagt. Am 23ſten April 1616 verſchied er, und bekam in der Kirche zu Stratford ein Denkmal. Wir aber ſind Erben ſeines Geiſtes geworden; unſre beſten Dichter haben ihr Theil davon empfangen, und ſind durch ſeine Nachlaſſenſchaft in den Stand geſetzt worden, einzuſehen, daß auch der Menſch ſchaffen kann und ſeine Geſchöpfe mit Sprache begaben. Shakespeare kennt keine Feſſeln, als die Grenzen der Natur und ſeines Geiſtes, und muß alſo für den gelten, der den ganzen Kreis der dramatiſchen Welt gemeſſen und bepflanzt hat.

Wir bringen zum Schluſſe noch ein fremdes Urtheil. Leſſing ſagt: „auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakspeare! und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ſie zu ſtellen!“ Wir Deutſchen haben keinen Dichter, der ſich im Ganzen mit dem großen Britten meſſen könnte; aber ſein Genius hat wackere Söhne gezeugt: Schiller, Goethe, Lenz und Andere, Männer, welche den Patriarchen der Dramatiker liebten und ehrten, aber dem deutſchen Namen angehören und lebten, um uns den Schmerz vergeſſen zu laſſen, daß uns kein Shakspeare geworden iſt.

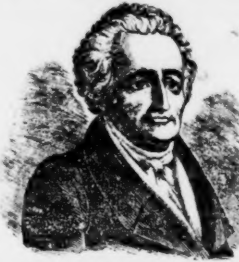
Berlin, vom Mühlenberge aus geſehen.

Berlin's Umgebung muß ſich bekanntlich ohne Berge behelfen; um aber ein Surrogat zu haben, ſpricht man doch vom Templower- und vom Mühlenberge. Dies ſind die einzigen Erhöhungen, von denen man die Reſidenz theilweiſe überſieht. Die meiſten Abbildungen ſind vom Templower-Berge genommen, dem man auch noch — auf der Seite, wo ſich das Monument er-



hebt — den Namen: **Kreuzberg** beilegte. Zur Veränderung nahmen wir zu dem Bilde auf umſtehender Seite den Ueberblick vom Mühlenberge, in deſſen Nähe, an mehreren Thoren entlang, das Voigtland ſich ausdehnt, deſſen Häuſer viel Armuth bergen. Wir ſehen im Vorgrunde eine der Windmühlen (deren viele auf dieſer Hügelreihe für den Bedarf der Hauptſtadt ſorgen helfen), und von da ab das nicht ſehr majeſtätiſche Roſenthaler Thor und die Dächerreihe, die ſich hinter ihm ausbreitet, überragt von den Thürmen.

Johann Wolfgang von Goethe.



In dem Namen dieſes großen Mannes birgt ſich eine Fülle ſchöner Erinnerungen, wie ſie ein Menſchenleben ſelten aufzuweiſen hat; denn Goethe hat uns Deutſche auf den Gipfel geführt, wo jetzt Kunſt und Wiſſenſchaft ſteht. Goethe war der größte Dichter der letzten Zeit, den Keiner an Vielſeitigkeit des Geiſtes erreicht, und Goethe war der glücklichſte Dichter, den ſeit lange die Welt geſehen. In der kräftigſten Zeit ſeines Wirkens war jedes Werk von ihm eine Stufe, auf die er den Geiſt unſeres Vaterlandes höher hob, und von ſeinem „Götz von Berlichingen“, jener urdeutſchen Geburt ſeines Geiſtes im Jünglings-Alter, bis zu dem „weſt-öſtlichen Divan“, dem zweiten Theile des „Fauſt“ u. A., welche ungemeine Bahn hat er durchmeſſen? Alle Theile der Lyrik hat er mit ſeinen Schöpfungen bereichert und uns ſelbſt Dichtungen dieſer Gattung hinterlaſſen, die nicht leicht in ein aeſthetiſches Fachwerk zu bringen ſeyn möchten; das iſt des großen Dichters ſchöne Freiheit. Er hat uns die ſchönſten Romane geliefert, und unſere dramatiſche Literatur mit einer Reihe von Meiſterwerken beſchenkt; er hat uns in der Epik herrliche Proben ſeiner Künſtlerſchaft übergeben. Wie er früher immer die Richtungen angab, ſo hielt er ſich ſpäter, als der Dichter in ihm ſchon verſchieden war, doch immer da, wo Neues geſchah, und wurde der Literatur, die er erzogen, nie fremd. Dann löſ'te der denkende Künſtler und Naturforſcher den eigentlichen Dichter ab; in der Wiſſenſchaft begann für den unermüdeten Mann faſt eine neue Laufbahn. Und ſo hat er den ſchönen Beruf ſeines Lebens erfüllt bis an das Ende ſeiner Tage, und hat ſeinem Vaterlande noch die letzten Tropfen ſeines Geiſtes geboten. Dichter ſeyn und unglücklich ſeyn ſind ſonſt faſt Begriffe, die ſo weſenähnlich ſind, daß ſie gewöhnlich in einem Menſchen zuſammenwachſen; Goethe weiß nichts davon. Sein Leben war glänzend auch von außen ausgeſtattet und das Glück hat ihn ſo lieb gehabt, daß kaum ein Wölkchen ſeinen Himmel trübte, und kein Sturm, kein Gewitter durch ſeinen Horizont ging. Wenige Züge reichen hin, ſein Charakterbild als Dichter zu zeichnen. Goethe war ein idealer Dichter, wie er auch das Ideal eines Dichters ſeyn kann; Alles wurde ihm zum Gedicht, und ſchon in ſeinen früheſten Schöpfungen lagen die Keime jener Reinheit und Keuſchheit der Form, die der Mann ſpäter mit ſo unermüdetem und eben ſo wirkungsreichem Fleiße verfolgte. Ihm ſelbſt war das unbekannt, darum drang er in jener Zeit ſo ſeltſam trotzig auf ein ſeichtes Prinzip der Natürlichkeit in einem Sinne, wie es das wahre nie ſeyn kann. Aber der ſchöne glatte Kern ſchälte ſich ganz aus der Hülle, als er die Griechen näher kennen lernte und die Verwandtſchaft ſeines Weſens mit ihnen entdeckte. Dieſe Idealität war die Höhe ſeines dichteriſchen Wirkens, und er hat hier, durch ſeine formelle Eigenthümlichkeit begünſtigt, wirkliche klaſſiſche Schönheiten geſchaffen. Schiller ging den umgekehrten Weg von der Idealität zur Realität nieder; ſeine Liebhaber, welche daran gewöhnt ſind, den Gedanken über die Form ſchwellen zu ſehen, müſſen an Goethe die entgegengeſetzte Erſcheinung tadeln, daß bei ihm jede Flamme ihr Maaß hat, und nicht höher und breiter brennen darf, als es eben für die Harmonie des Ganzen geſtattet iſt. Sie ſind leicht geneigt, in der künſtleriſchen Mäßigung Kälte zu finden. Mag das auch nicht ganz ohne Wahrheit ſeyn, ſo bleibt es eben ſo wahr, daß jede Natur nach ihren eigenen Geſetzen beurtheilt ſeyn will. Das Werk, in welchem Goethe den ganzen Umfang ſeiner Eigenthümlichkeit niedergelegt hat, ſo daß wir es als ein treffendes Ebenbild ſeiner dichteriſchen Phyſiognomie, ja als ſeine Welt betrachten können, iſt der „Fauſt“. Dieſe dramatiſche Phantaſie, die mit ihrem Dichter erwachſen iſt, die alle Formen durchläuft, im Himmel und auf Erden ſpielt und das Größte und Kleinſte im Menſchen berührt, iſt gewiß das gültigſte Zeugniß, das der Genius unſerm Goethe ausgeſtellt hat; verſtände man nur die einfache Kunſt, es unbefangen anzuſehen und alles Schöne und Treffliche, was es enthält, mit reinem Sinn zu genießen. Aber die Deutſchen ſind in ihrem Enthuſiasmus Thoren geworden, haben den Dichter ſchon bei ſeinem Leben mit Commentaren und Scholien verfolgt, und im „Fauſt“ Tiefen geſucht, die er nicht enthält und nicht enthalten kann. Es iſt etwas Anderes, wenn ich ſage, der „Fauſt“ könne dies und jenes Große darſtellen; denn Alles, was groß iſt und ſchön, hat gemeinſame Züge und bietet Vergleichungspunkte dar: aber es bleibt falſch, wenn man behauptet, der „Fauſt“ ſey etwas Anderes als ein Bild aus der Entwickelungsgeſchichte des Goetheſchen Geiſtes, das, weil es einen weſentlichen Punkt getroffen, eben dadurch ein Bild vieler andern Geiſter geworden iſt, die denſelben Weg gehen. Doch eine arme Zeit hat krankhafte Neigungen. Der Raum drängt, darum das Uebrige nur kurz. Goethe hat noch zwei Beſonderheiten ſeines dichteriſchen Weſens, die ſich durch ſeine ganze Wirkſamkeit hinziehen; die eine iſt die ausgezeichnete Gabe der Darſtellung, welche ihm von der Natur geworden und ſchon darin ihre Wurzeln hat, daß dieſem großen Geiſte Alles zu einem Bilde, zu einem organiſchen Ganzen von Einheit und Harmonie wurde; die andere iſt die bewundernswerthe Biegſamkeit ſeines Weſens in der Nachahmung oder Nachbildung fremder Eigenthümlichkeiten. Er hat in ſeinen Werken nicht allein eine Menge Werke anderer Dichter auf das Trefflichſte nachgebildet, ohne die Rechte des Dichters in ſich ſelbſt zu beeinträchtigen, ſondern auch beſonders in den Formen ſeines Styls, die jede Nüance der Zeit in dieſer Rückſicht beachten, den ſchlagendſten Beweis ſeiner Virtuoſität in der Geſtaltung gegeben. Es iſt ein ſchöner Genuß, den Bildungsgang dieſes großen Meiſters zu verfolgen und die ſchöpferiſchen Momente ſeines Lebens zu beobachten, wie er weiter und höher ſtieg und eine Dichtung nach der andern aus ſeiner Werkſtatt hervorging. Uebergeben wir ſeine Fehler, die dann erſt im rechten Lichte erſcheinen werden, wenn unſere Enkel vorurtheilsfrei über den Mann ſprechen, der, bewundert von ſeinen Zeitgenoſſen, die Pforte einer großen Zeit vor uns aufgeſchloſſen und darin vor allem Volk den Tempeldienſt verrichtet hat. Erwähnen wir noch ſchließlich die Lichtpunkte ſeiner dichteriſchen Laufbahn, ſie ſind: „Götz von Berlichingen", „Werther", „Herrmann und Dorothea", „Egmont", „Fauſt", „Iphigenie", „Taſſo", „Wilhelm Meiſter", „die Wahlverwandtſchaften", ſeine Lieder und die „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben". Rechnen wir ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen nicht hierher, ſo bleibt uns noch die Verlaſſenſchaft ſeiner ſinkenden Kraft und die Mittelſtufen der genannten Höhen, welche beſſer unerwähnt bleiben.

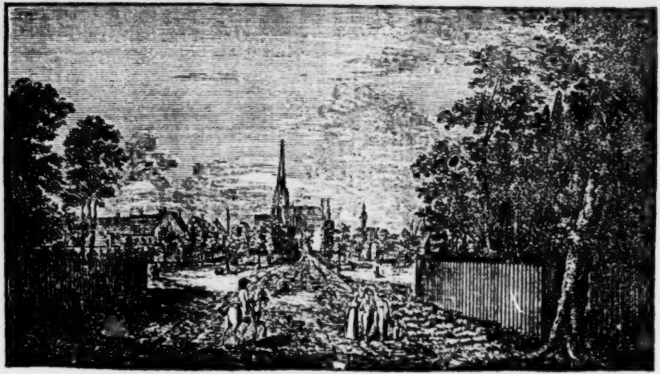
Johann Wolfgang von Goethe wurde 1749 den 28ſten Auguſt zu Frankfurt am Main geboren, und trat durch ſeine Geburt ſchon in die günſtigſten Verhältniſſe ein. Sein Vater war Kaiſerlicher Rath und hatte hinreichende Mittel, dem Sohne eine freiere Entfaltung zu geſtatten. Schon im Knaben zeigten ſich in mancherlei phantaſtiſchen Auswüchſen und Sonderbarkeiten die erſten Blumen ſeiner Dichtergabe, welche, wie gewöhnlich geſchieht, zuerſt in das Leben ausſtrömte. Mit mannigfaltigen ſchönen Grundlagen von Kunſt und Wiſſenſchaft ausgerüſtet, ging er nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren. Dort begann ihm jenes Unverhältniß zwiſchen ſeinem Innern und der Außenwelt fühlbar zu werden, was ihm die Fauſtiſche feindliche Richtung gegen alle Wiſſenſchaft gab; allein die Dichtkunſt hielt ihn aufrecht, obgleich er in ihr nur als unbewußtes Naturkind ſchuf und wirkte. Auch die bildende Kunſt fand hier in ihm einen Verehrer, was ihm ſogar eine Krankheit zuzog. 1768 kam er in das väterliche Haus zurück und verlor ſich in eine gemüthliche Myſtik; auch in Straßburg trieb er andere Dinge, als Jurisprudenz. Um dieſe Zeit gewann er jedoch eine feſtere Richtung in ſeinem dichteriſchen Treiben, und vorzüglich wirkte Herder dazu mit, den er dort kennen lernte. Shakspeare warf ein Feuer in ſeine Seele, und ſo entſprang 1773 der „Götz von Berlichingen", und im folgenden Jahre der „Werther". Werke, die voll eines Ungeſtüms ſind, deſſen Goethe ſpäter nicht mehr fähig war. Dieſe beiden Kinder ſeines Geiſtes machten ihn berühmt. 1771 war er Doktor der Rechte geworden, ging dann nach einigem Aufenthalt im Elſaß über Mannheim in das elterliche Haus zurück. 1775 begann ſchon ſeine glänzende amtliche Laufbahn, indem ihn der Herzog von Weimar, der ihn als Erbprinz durch von Knebel kennen gelernt hatte, an ſeinen Hof einlud. Goethe kam nach Weimar, und wurde 1776 Weimarſcher Geh. Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium; 1779 wurde er ſchon wirklicher Geheimerath und reiſ'te mit ſeinem Fürſten zum zweiten Male in die Schweiz. Das Jahr 1782 brachte ihm ein Adels-Diplom und die Würde eines Kammer-Präſidenten. Das Schickſal ſchien ſchon durch ſeine Anlagen für dieſen Gang ſeines Lebens geſorgt zu haben; denn unſer Goethe war und blieb monarchiſch geſinnt, und die äußere Eleganz und Glätte ſeines dichteriſchen Geiſtes machte ihn fähig, in den Cirkeln des Hofes zu glänzen und ſein Glück zu machen. 1786 führte er ſeinen lange gehegten Wunſch aus und ging auf zwei Jahre nach Italien. In die Heimath zurückgekehrt ſtieg er bis zum Miniſter und genoß die allgemeinſte Anerkennung, indem ihm Alexander 1807 den Alexander-Newsky-Orden und Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion gab. So lebte er in den glücklichſten Verhältniſſen im vollen Genuſſe ſeines Ruhmes, und beſchäftigte ſich zuletzt noch mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten über Pflanzen-Phyſiologie und die Natur des Lichts; und „Kunſt und Alterthum" fanden bis an ſein Ende den eifrigſten Verehrer in ihm. 1825 wurde ſein 50jähriger Aufenthalt in Weimar mit allgemeiner Theilnahme begangen, und als er am 22. März 1832 ſtarb, ging es wie ein großer Schrecken durch Deutſchland, und unzählige Stimmen der Verehrung wurden laut an ſeinem Grabe. Sein Leben aber liegt glänzend vor uns ausgebreitet und ladet zur Nachfolge. Und ſollten wir verzagen zu erreichen, was er erreicht hat, ſo wollen wir den großen Todten dadurch noch ehren, daß wir das Gute, was er uns hinterließ als Saat, zur Aehre hinaufführen und da fortfahren, wo er geendet hat.

A. G. Genzel.

Der Prater mit der Ausſicht auf Wien.

Der Prater iſt ſeit Jahren der Lieblingsort der Wiener und aller in Wien wohnenden Fremden, und ſelten hat irgend Jemand ſeinem Rufe ſo vollkommen entſprochen, als er; ſein Name wird auf beiden Hemiſphären genannt, und er verdient dieſe Auszeichnung mit dem beſten Rechte, denn er beſitzt den unſchätzbaren Vorzug, daß auch Perſonen, welche mit ihren Finanzen nicht in den beſten Verhältniſſen ſtehen, einen Tag da recht angenehm zubringen und ſich des Lebens freuen können, ein Vorzug, welcher den öffentlichen Erluſtigungs-Orten anderer Hauptſtädte größtentheils fehlt. Dieſer Prater, ein alter, ehrwürdiger Eichenwald von bedeutendem Umfange, von der majeſtätiſchen Donau begrenzt, zerfällt eigentlich in zwei Theile, in den eleganten und genießenden.

Dem Wanderer, welcher aus der Stadt nach dem Prater eilt, öffnen ſich am Ende der Jägerzeile, einer der ſchönſten und angenehmſten Vorſtädte Wien's, vier breite Alleen, von welchen er, nach Maßgabe ſeiner Umſtände und Abſichten, eine oder die andere betreten kann. Iſt er nicht auf eigenen Beinen, ſondern in einer glänzenden Kutſche, mit Hülfe von vier oder acht Pferdebeinen erſchienen, ſo wählt er die breiteſte, 2500 Klafter lange Alle in der Mitte, welche ſeine und tauſend andere glänzende Equipagen nach dem, an einem Arme der Donau gelegenen, eine herrliche Ausſicht gewährenden Luſthauſe führt, wo er entweder dieſe Ausſicht und einige Gläſer Eis genießen, oder ſchnell umkehren und nach der Stadt zurückrollen kann. Iſt er zu Pferde gekommen, ſo ſteht eine Seiten-Allee rechts zu ſeiner Diſpoſition, indeß die zu Fuße wandelnde ſchöne Welt in geſchloſſenen Kolonnen die Seiten-Allee links durchzieht, und ſich



auf den Stühlen der Kaffeehäuſer lagert. Hier iſt der Punkt, wo der mit ſeinen Finanzen entzweite Wanderer ſeinen Tag angenehm zubringen, ſeines Lebens froh werden kann. Indem er tauſend Equipagen, an ſchönen Frühlingstagen auch noch einige mehr, und Hunderte trefflicher und kühner Reiter, unter welchen ſich junge Ungarn beſonders auszeichnen, an ſich vorüber ziehen läßt, oder ſeine Blicke auf die wandelnden ſchönen Frauen und reſigen Mädchen, welche auch nach Tauſenden gezählt werden können, wirft, verfließen die Stunden mit Blitzesſchnelle, und er kehrt am Abend vollkommen befriedigt, und ohne auch nur einmal in die Taſche gegriffen zu haben, nach der Stadt zurück.

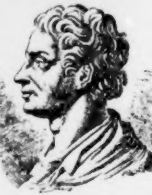
Die Genießenden kümmern ſich weder um die Fahrenden noch um die Reitenden, und eben ſo wenig um die wandelnde ſchöne Welt; ſie lagern ſich an den unzähligen Tiſchen, welche im Schatten dichtbelaubter Bäume zu ihrem Empfange bereit ſind, und genießen die Gaben Gottes, zu welchen auch Hühner, Gänſe, Enten, kleine allerliebſte Ferkelchen, und die verſchiedenen Gattungen der trefflichen öſterreichiſchen Weine gezählt werden müſſen, reichlich und mit frohem Muthe. Schauluſtige, welche mehr geneigt ſind, dem Auge als dem Magen eine Fête zu geben, beſuchen die unzähligen Buden, welche in dieſer, den ſonderbaren Titel Wurſtelprater führenden Partie des Praters zu finden ſind, und ergötzen ſich an Pano-, Dio-, Cosmoramen, an Taſchenſpieler-, Gaukler-, Reit-, Seiltänzer Künſten, beſteigen die hölzernen Pferde der Ringelſpiele — Carouſſels — oder die Schaukeln, üben ſich im Vogel- und Scheibenſchießen, oder wohnen einer Vorſtellung des Puppen-Theaters oder den optiſchen Vorſtellungen und Geiſter-Erſcheinungen bei. Der Titel Wurſtelprater ſoll einer früheren Zeit zugeſchrieben werden, wo in dieſer Partie des Praters nicht ſo verſchiedene und mannigfache Kunſtvorſtellungen und Kunſtgenüſſe, dafür aber eine Menge Buden, in welchen luſtige Hanswürſte ihr Weſen trieben, zu finden geweſen ſeyn ſollen.

Dies zu dem umſtehenden Bilde: eine Ausſicht vom Prater nach Wien; der Thurm, den man ſieht, iſt der berühmte Stephans-Thurm.

Emil Linden.

Gotthold Ephraim Leſſing.

Geboren den 22. Jan. 1729 zu Kamenz, geſtorben am 15. Febr. 1781.



Unter den merkwürdigen Männern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem deutſchen Geiſte eine neue Bahn angewieſen und ihre ganze Zeit als mächtige Hebel in Umſchwung gebracht haben, war keiner thätiger, kampfluſtiger und vielſeitiger, als Gotthold Ephraim Leſſing, ein Mann, der das, was er als recht erkannt, freimüthig und rückſichtslos ausſprach, der mit der Fackel der Wahrheit ſeinen Zeitgenoſſen voranleuchtete. Unter ſeiner Hand hat ſich das Theater zu veredeln angefangen, die Dichtkunſt neue Bahnen eingeſchlagen, die Weltweisheit ſich verſtändlicher ausdrücken gelernt. Er hat die Theologie von dem Wuſt dumpfgläubiger Anſichten gereinigt, und den Glauben mit der Vernunft auf eine befriedigende Art zu vereinbaren geſucht. Er hat uns von dem bloßen Wort und der Satzung an den göttlichen Geiſt ſelbſt gewieſen; er hat uns die deutſche Sprache, die vor ihm verkümmert war, recht eigentlich erſt gelehrt und gezeigt, wie man freimüthig denken müſſe und ſeine freimüthigen Anſichten in einer ſcharfen, beſtimmten Sprache ausdrücken könne. Für dieſe Verdienſte, durch die er mehr, als man vielleicht glaubt, nach jeder Richtung hin auf das deutſche Volk gewirkt hat, muß ihm von der Nachwelt, will ſie anders ſich ſelbſt ehren, Dank und Anerkennung zu Theil werden. Er hat außerdem in ſeinen Schriften allgemeine Wahrheiten ausgeſprochen, die für alle Zeiten und für alle Völker ſind, und deren mehrere wir weiter unten anführen werden.

Univ

denn ſtatt einer ins Einzelne gehenden Biographie, die in vielen Handbüchern zu finden, geben wir einige ſeiner Ausſprüche:

„Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt oder zu ſeyn vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen.“

„Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für Dich allein!“

„Der Mann, der, bei drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, aber ihr Liebhaber iſt er nie geweſen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit.“

„Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergeht; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.“

„Das Publikum nimmt vorlieb; das iſt gut und auch nicht gut. Man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.“

„Die Gabe, ſich widerſprechen zu laſſen, iſt wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Es wäre gut, wenn auch noch lebende Gelehrte immer im Voraus ein wenig todt zu ſeyn lernen wollten.“

„Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maſchine in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.“

„Schlimm genug, daß die Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! — noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen ſoll! — Aber ſo artig wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht, und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht grob ſeyn. Hingegen, zum Beſten der Menſchheit freimüthig ſeyn, iſt Pflicht.“

„Deswegen, weil ich Klopſtock für ein großes Genie halte, muß er überall bei mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf der Huth. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit ſammt ſeinem Reiter, den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Eſel, ohne zu ſtraucheln, gehet.“

„Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer iſt der wahre Grobe, er mag ſich noch ſo höflich ausdrucken.“

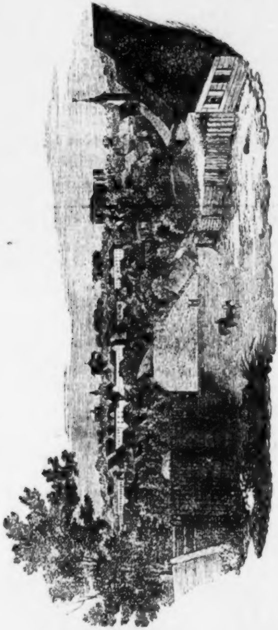
Dorpat.

An der Hauptſtraße von St. Petersburg nach Deutſchland, in einer reizenden und fruchtbaren Gegend liegt die kleine Stadt Dorpat, ehemals ein bedeutender Handelsplatz des Hanſeatiſchen Bundes, die noch jetzt über Narva und den Peipusſee (trotz mancher Verſandungen dieſer Waſſerſtraße) einen ziemlich lebhaften Ausfuhrhandel mit Landes-Erzeugniſſen betreibt. Mit der Provinz Liefland, der Dorpat einverleibt iſt, wechſelte auch Dorpat den Gebieter mehrmals, und nahm an Wohlſtand und Gedeihen ab und zu; doch iſt die Stadt mit ihrem gegenwärtigen Zuſtande ſehr zufrieden, und hat auch alle Urſache, es zu ſeyn.

Schon Guſtav Adolph ſtiftete in Dorpat ein Gymnaſium, das er bald zur Univerſität erhob, welche zwar im Anfange des 18ten Jahrhunderts einging, vom Kaiſer Alexander aber wieder erneut und nach Art und Weiſe der deutſchen Univerſitäten eingerichtet, auch mit reichen Einkünften begabt, und für Liefland, Eſthland und Kurland beſtimmt wurde, mit dem bedeutenden Vorrecht, daß kein junger Mann in dieſen Provinzen eine Anſtellung erhalten könne, der nicht drei Jahre in Dorpat ſtudirt hat.

Die Univerſität zeigt neuerdings ein regeres Leben; ſie hat ſeit dem vorigen Jahre eine Zeitſchrift begründet, welche den beſten Erfolg zeigt, und beſitzt nebſt ihren anſehnlichen wiſſenſchaftlichen Sammlungen und einer großen Bibliothek, welche in dem Gebäude der gothiſchen Domkirche, einem Denkmal des 13ten Jahrhunderts, verwahrt wird, eine Buchdruckerei und Buchhandlung, und ein Gymnaſium und eine Kreisſchule ſind mit derſelben verbunden.

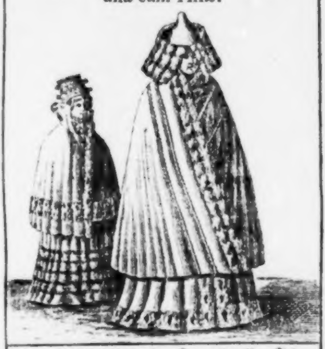
Die Studirenden tragen eine geſchmackvolle Uniform, und wenn gleich die Stadt klein iſt, und Jene daher den Ton an-



geben, ſo mißbrauchen ſie doch dieſes Vorrecht keinesweges und zeichnen ſich durch Anſtand und feine Sitte ſo ſehr aus, daß ſie die Zierde jeder Geſellſchaft ſind, und von den höheren Kreiſen der Stadtbewohner mit dem größten Vergnügen aufgenommen und geſucht werden. — Da das Leben in Dorpat ſehr theuer iſt, kann auch nicht leicht ein Mann aus den untern Volksklaſſen ſeinen Sohn auf dieſe Univerſität ſenden, und die Zahl der Studirenden ergänzt ſich jedesmal aus den gebildeten Häuſern.

Indem eben von dem jetzigen Liefland die Rede, möge die Copie eines alten Bildes, mit ſeinen naiven Unterſchriften, an das alte Liefland erinnern. Es ſtellt in einer Mutter und Tochter aus dem höheren Stande die damalige Tracht dar.

LIVONICA PRÆCIPUA FŒMINA
unà cum Filia.



Alſo gehen in Lifland die gewaltigen Frawen ſampt ihren Töchtern.

Alſo gehen ſie in Lifland
Die gewaltigen Frawen zuhand.
Mit ihren Töchtern, in ſolcher Zier
Vnd iſt bey ihn ein ſchön Manier

Das Königliche Palais zu Berlin.

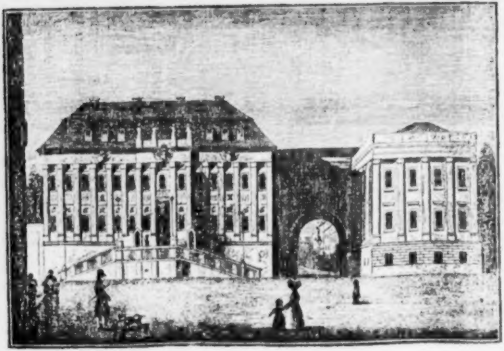
Dieſes einfache im edlen Styl errichtete Gebäude von zwei Geſchoſſen, mit zwei Hintergebäuden und einem Balkon am oberſten Geſchoſſe, unter welchem ſich die breite Auffahrt hinzieht, wurde zu Ende des 17ten Jahrhunderts dem Zeughauſe gegenüber (nach Nicolai) von Nering für den Feldmarſchall von Schomberg erbaut; der Gouverneur von Berlin, Feldmarſchall Graf von Wartensleben, bewohnte es ſpäter, und 1734 beſtimmte es Friedrich Wilhelm I. zur Amtswohnung des jedesmaligen Gouverneurs von Berlin, die jedoch nachher in die Königsſtraße verlegt, und dieſes Palais dem damaligen Kronprinzen (nachher Friedrich II.) zur Wohnung eingeräumt wurde, der es auch erſt bei ſeinem Regierungs-Antritt verließ, worauf es ſtets als Reſidenz der Kronprinzen betrachtet wurde, bis König Friedrich Wilhelm III., erhoben über eitlen Prunk, in edler Anſpruchsloſigkeit auch als Monarch die Wohnung nicht verlaſſen wollte, in der er das ſchönſte Glück genoſſen, und dem einfachen Gebäude durch die Nähe der Majeſtät den höchſten Glanz ertheilte.

Die prunkloſe Geſtalt des Palais hat ſeit Friedrich Wilhelm I. keine Veränderung erlitten, die reiche und geſchmackvolle Dekoration des Innern und die Verbindung mit dem nebenſtehenden Palais des verſtorbenen Prinzen Ludwig (Bruder des Königs) mittelſt eines Hintergebäudes und eines großen Bogens über die Oberwallſtraße ausgenommen. — Dieſes Palais wird jetzt von der Fürſtin von Liegnitz bewohnt.

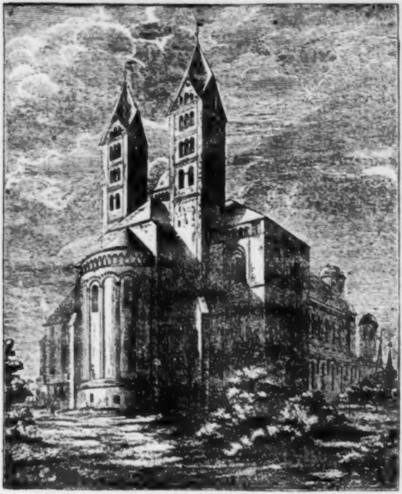
Die Säle und Gemächer des Königlichen Palais ſind im modernen Geſchmack eingerichtet und enthalten einen großen Schatz von Kunſtgegenſtänden, Statuen (darunter eine Hebe von Canova), Büſten, Vaſen, Gemälde und Zeichnungen, Bibliothek und Landkarten-Sammlungen. Es iſt hier Vieles von inländiſchen Künſtlern zu finden, die der geliebte König mit fürſtlicher Freigebigkeit unterſtützt.

Von großer Einfachheit iſt das Schlafzimmer des Königs. Mehrere Tiſche, ein Ruhebett, Bett und einige Stühle ſind deſſen ganzes Ameublement. Die Uniform des Monarchen mit Handſchuhen und allem Zugehör liegt hier immer bereit, und darf nicht weggenommen werden.

Die Gemächer der verſtorbenen Königin ſind ſeit ihrem Tode unverändert, ſogar ihre Bibel iſt im Kabinet der Monarchin auf dem Schreibtiſche liegen geblieben.



Der Dom zu Speier.

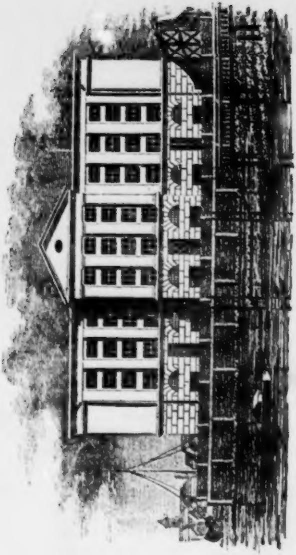


Die ehemalige Reichsſtadt Speier — jetzt Hauptſtadt der Königl. Bairiſchen Rheinprovinz — wird allgemein für die älteſte unter allen Städten Deutſchlands (mit Ausnahme Triers) gehalten. Schon 1500 Jahre vor Chriſti Geburt ſoll ſie von den Nemetern, einem alten Volke, gegründet worden ſeyn. Speier liegt jenſeits des Rheines in einer ſehr fruchtbaren Gegend, und war unter römiſcher Herrſchaft eine Grenz-Feſtung.

Die Zahl der Einwohner, welche ſich jetzt auf 4000 beläuft, war zur Zeit des Mittelalters wohl um das Dreifache größer; denn damals wurden von den deutſchen Kaiſern die meiſten Reichstage in Speier gehalten; auch war hier 162 Jahre hindurch — bis 1688 — das Kaiſerliche Reichs-Kammergericht. Unter den vielen herrlichen Gebäuden, die ſonſt dieſe Stadt zierten, war die prächtige Domkirche, ein Denkmal lombardiſcher und byzantiniſcher Bauart, gewiß das merkwürdigſte. Kaiſer **Konrad** der Salier legte 1030 den Grundſtein zu dieſem großartigen Gebäude, welches durch **Heinrich** IV. 1061 vollendet wurde. Die Kuppel dieſer überaus reichen Kirche war mit Blei gedeckt und mit vier großen Thürmen und ſchönen Glocken verſehen. Im Innern derſelben, und zwar oben im Chore, lagen unter großen erhabenen Marmorſteinen die ſterblichen Ueberreſte von 8 Kaiſern und 3 Kaiſerinnen — nämlich **Konrad** und ſeine Gemahlin **Giſela**, **Heinrich** III., **Heinrich** IV. und ſeine Gemahlin **Bertha**, **Heinrich** V., **Philipp**, Herzog von Schwaben, der zum Kaiſer erwählt und zu **Bamberg** ermordet wurde, **Rudolph** von **Habsburg**, **Adolph** von **Naſſau**, **Albert** I. nnd **Beatrix**, Gemahlin **Friedrich** I. Seit dem 19. Mai 1689 hat Speier jedoch ein ganz anderes Anſehen bekommen. An dieſem Tage wurde die Stadt — welche ſich den Franzoſen auf Capitulation ergeben hatte — von dieſen auf das Grauſamſte geplündert und dann an allen Ecken angezündet. Der Brand dauerte zwei Tage und zwei Nächte, und alle die herrlichen Kirchen und Gebäude wurden in Schutthaufen verwandelt. Auch der ehrwürdige Dom wurde geplündert, die heiligen Geräthe darin zerſchlagen, die Kaiſerlichen und andere heiligen Gräber eröffnet und beraubt und die Gebeine zerſtreut. Im Jahre 1697 wurde Speier wieder aufgebaut, und ſpäterhin der Dom in demſelben Styl großentheils hergeſtellt, auch die Grabmäler **Rudolphs** von **Habsburg**, **Adolphs** von **Naſſau** und **Alberts** I. wieder aufgerichtet. Im franzöſiſchen Revolutions-Kriege haben manche Theile der Stadt abermals ſehr gelitten.

Das Inſelgebäude zu Berlin.

Das oder vielmehr die Inſelgebäude liegen auf einer Landzunge, welche von der Spree, die ſich hier in zwei Arme theilt, gebildet wird.



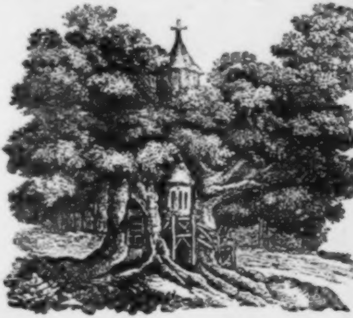
Das Stück Land, auf welchem die gedachten Gebäude errichtet ſind, iſt eigentlich angeſpülter Boden, gegenwärtig durch eine ſchöne Schälung geſchützt; noch vor wenigen Jahren hat man zur Abrundung des Grundes einen bedeutenden Theil dem Strome abgewonnen, der hier bei kleinem Waſſerſtande einen unerträglich widrigen Sumpf bildete.

Im Jahre 1824 kaufte die Berliner Kaufmannſchaft von der Behörde die in einem ſehr verfallenen Zuſtande befindlichen Grundſtücke, mit dem ausgeſprochenen Zwecke, an ihrer Stelle große Waaren-Räume zu errichten, auf welchen zollfreie oder verzollte kaufmänniſche Güter gelagert werden könnten. Das benöthigte Capital ward ſofort durch Aktien aufgebracht, weil der Mangel und das Bedürfniß einer ſolchen Anſtalt lebhaft empfunden wurde. Ein Theil der Gebäude ward durch bedeutende Ausbeſſerungen wieder hergeſtellt; ſie ſind das, was ſie früher bereits waren, Wohnhäuſer, und mit der Hauptfronte Süd-Oſt zugewendet, und haben über den hier vorhandenen ausgedehnten Waſſerſpiegel der Spree eine auf das mannigfaltigſte belebte Ausſicht. — Der übrige größere Theil der Grundſtücke ward niedergeriſſen, und ein ſehr bedeutendes von großen freien Höfen umgebenes Bauwerk aufgeführt, welches die vorliegende Abbildung von der Nord-Weſt-Seite darſtellt, und welches gegenwärtig eine ſo bedeutende Waaren-Niederlage ausmacht, daß ſie einigermaßen mit den Königl. Packhofs-Gebäuden wetteifert. Außer den Niederlagen im hohen Erdgeſchoß ſind vier übereinander liegende Bodenräume vorhanden, auf und von welchen die Güter durch ſchicklich angebrachte Winden überall hin mit Leichtigkeit geſchafft werden. Die Speicher ſind entweder in abgeſchloſſenen Räumen einzeln vermiethet, oder ſie werden zu allgemeinen Lagerungen benutzt, wohin man auch einen einzelnen Waarenballen bringen laſſen kann. Zur Aufbewahrung flüſſiger Waaren dienen die großen gewölbten Keller, welche man wegen einfallendem hohen Waſſerſtande des nahen Fluſſes etwas hoch aus der Erde angelegt hat; dennoch iſt man dadurch nicht ganz gegen das Eindringen des Grundwaſſers geſchützt. Ueberall vom Waſſer umgeben, können die Schiffe hart anlegen, zwei Krahne bewirken bequem das Ein- und Ausladen, auf großen Wagen wird das Gewicht beglaubigt. Die ganze Einrichtung vereinigt das Bequeme eines großen Privat-Etabliſſements mit einer ſtrengen Aufſicht und Wachſamkeit, aber es herrſcht dabei die größtmögliche Freiheit des Geſchäfts.

Die Speicher-Gebäude ſind mit Zink gedeckt, die innern

Hauptabtheilungen durch eiſerne Thüren abgeſchloſſen; eiſerne Laden verwahren auch die Zugänge und die Fenſter der unterirdiſchen Behältniſſe; die oberen Räume ſind mit Jalouſieen ſtatt der Fenſter verſehen, um überall der Luſt leichten Zutritt zu gewähren. Gegen Feuer ſchützen theils die ſtrengſte polizeiliche Aufſicht bei Tage und ſich ablöſende Wächter bei Nacht; theils die Verſicherungen der Direktion und derjenigen, welche Güter dort lagern. Die Einnahmen ſind ergiebig, und haben beim letzten Abſchluſſe 7 Prozent reinen Gewinn für die Aktienairs ohne die Reſerve (Rückhalt) gegeben.

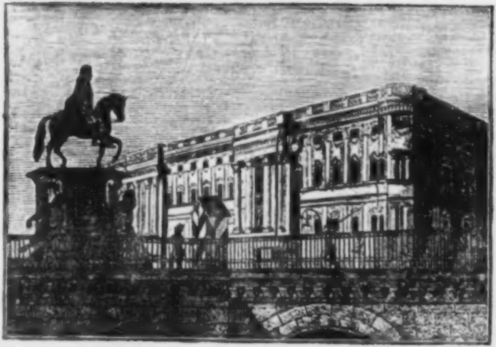
Die Kapellen-Eiche zu Allonville.



Unter allen alten Bäumen in Europa giebt es vielleicht keinen merkwürdigern, als die Eiche, welche ſich in dem „Pays de Vaux“, eine franzöſiſche Meile von Jcelot, auf dem Friedhofe und nicht weit von der Kirche zu Allonville befindet. An der Wurzel hat ſie einen Umfang von 35 Fuß, und in Mannshöhe von 26 Fuß. Ein wenig höher wird ſie wieder breiter, und 11 Fuß von den Wurzeln breiten ſich die Aeſte weit aus, und beſchatten den die Eiche umgebenden Grund; doch entſpricht ihre Höhe dem Umfang nicht. Der Stamm bildet einen Kegel, deſſen Inneres gänzlich hohl iſt. Mehrere Oeffnungen, deren größte am Fuße, geſtatten den Eingang in dieſen Raum. Da die Mitte dieſes ehrwürdigen Baumes gänzlich zerſtört iſt, ſo wird er nur durch das äußere Holz (den Splint) und die Rinde erhalten, und dennoch ſteht er in voller Kraft, und ſeine Aeſte ſind mit Blättern und Eicheln bedeckt. So weit hat die Natur vorgearbeitet, doch die Hand der Menſchen hat ihm eine noch ehrwürdigere Geſtalt gegeben. Der untere Theil des hohlen Stammes wurde in eine Kapelle verwandelt, die 6 bis 7 Fuß im Durchmeſſer hat und mit Sorgfalt ausgetäfelt und gepflaſtert iſt, und worin zu gewiſſen Zeiten des Jahres Gottesdienſt gehalten wird. Ein offenes Eiſengitter verwahrt den Eingang in dieſes Heiligthum. Ueber der Kapelle befindet ſich eine kleine Kammer mit einem Bette, zu der man vermittelſt einer Stiege gelangt, die ſich um den Stamm windet. — Der Wipfel iſt ſchon ſeit vielen Jahren abgebrochen, doch befindet ſich auf dem höchſten Punkte des Stammes ein Raum, der dem Durchmeſſer eines großen Baumes gleich kommt, und aus welchem ſich ein zugeſpitztes, mit Schiefer bedecktes Dach in Geſtalt eines Kirchthurmes erhebt, das mit einem eiſernen Kreuze geſchmückt iſt. Da dieſes mitten aus dem Laubwerke hervorragt, ſo bietet das Ganze einen maleriſchen Anblick dar, und gleicht einer alten Einſiedelei. — Ueber dem Eingange der Kapelle erblickt man eine Inſchrift, die berichtet, daß ſie von dem Abt de Detroit im Jahre 1696 errichtet wurde, und über der Thür des Zimmers befindet ſich eine andere Inſchrift, welche die Kapelle „Unſerer Frau vom Frieden" weiht. Nach ihrem Umfange zu ſchließen, mag die Eiche gegen 800 bis 900 Jahre alt ſeyn.

Das Königliche Schloß in Berlin, die Langebrücke und der große Churfürſt.

Die hier abgebildete Façade des Königlichen Schloſſes iſt die impoſanteſte; der Bau derſelben ward unter der Regierung des Churfürſten Friedrich III. im Jahre 1699 von dem berühmten Baumeiſter Schlüter angefangen, und nach deſſen Entwürfen, mehrere Jahre ſpäter, von ſeinem Nachfolger voll-

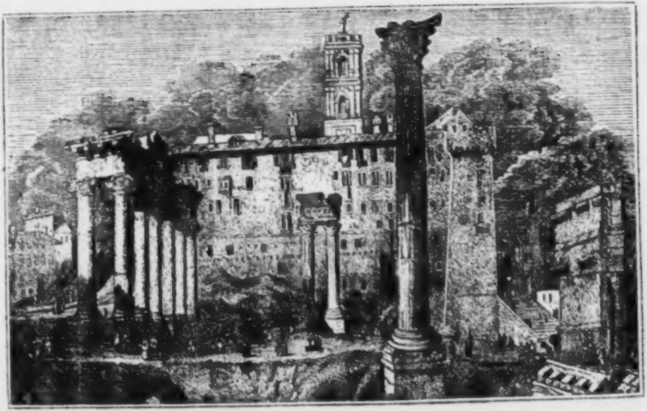


endet. Der älteſte Flügel des Schloſſes, hier nur zum Theil ſichtbar, liegt an der Waſſerſeite, und wurde 1538 unter Joachim II. erbaut, nachdem er das bis zu dieſer Zeit von den Churfürſten bewohnte Gebäude, die Burg genannt, hatte abreißen laſſen. Vor Entſtehung dieſer alten Burg, welche der gegenüber liegenden Burgſtraße ihren Namen gab, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, wohnten die hohen Herrſchaften in dem ſogenannten hohen Hauſe (jetzigem Lagerhauſe) in der Kloſterſtraße. In der erſten Etage des hier ſichtbaren Theils des Schloſſes, hart an der Spree, reſidirt gegenwärtig, ſeit ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern, der Kronprinz von Preußen. — Das Schloß, in Form eines länglichen Vierecks gebaut, hat vier Höfe, iſt 460 Rheinl. Fuß lang, 276 breit, und mit der Gallerie 101½ Fuß hoch. —

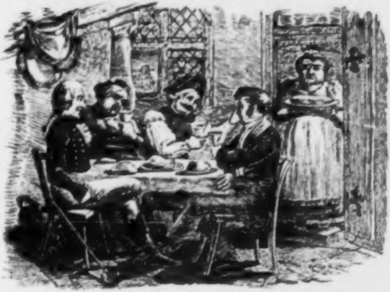
Die ſogenannte Langebrücke wurde bereits im 13ten Jahrhundert zur Verbindung der beiden Stadttheile: Berlin und Köln erbaut, zu welcher Zeit die Spree viel breiter war, ſo daß die Brücke bis zur Heiligengeiſt-Straße reichte, und mit Recht Langebrücke genannt wurde. Durch den An- und Ausbau jenes Stadttheils wurde die Spree nach und nach ſchmäler, und die hölzerne Brücke, welche wegen ihrer Baufälligkeit öfter verändert werden mußte, wurde jedes Mal auch kürzer, und hörte bald auf, die längſte zu ſeyn. Im Jahre 1690 wurde der Bau der Brücke aus Quaderſteinen angefangen, aber erſt 1695, 160 Fuß lang, beendet. König Friedrich I. (Churfürſt Friedrich III.) zierte die Brücke mit dem Standbilde des großen Churfürſten, ſeines ruhmwürdigen Vaters. Nach dem Modell des oben genannten Baumeiſters Schlüter ward die Statue von einem gewiſſen Jacobi 1790 in Erz gegoſſen, am 12. Juli 1703, dem Geburtstage des Königs, auf der Brücke aufgeſtellt, und durch eine große Feierlichkeit eingeweiht.

Das Forum in Rom.

Das **Forum romanum** (jetzt **Campo vaccino**, Ochſenmarkt), war ſchon zu den Zeiten des Romulus zu Volks-Verſammlungen beſtimmt; Tarquinius Priscus ließ Porticus um ihn her ziehen, zum Schutz der Bürger gegen üble Witterung. Zu den Zeiten der römiſchen Republik und des Kaiſerthums war der Platz mit Prachtgebäuden umgeben, jetzt ſieht er wüſt aus, iſt mit Schutt und Trümmern bedeckt.



Eine Scene in Ungarn.

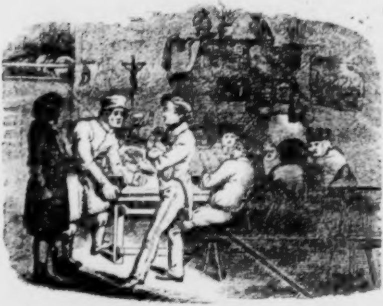


Ein Genre-Maler, der ſich Auguſt Ellrich nennt, hat ein Buch geſchrieben: „die Ungarn, wie ſie ſind,“ welches eine ſehr beifällige Aufnahme gefunden und in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt hat. Dieſer Beifall dürfte nicht ſowohl dem munteren Tone, in welchem das Buch gehalten iſt, als der getreuen, lebendigen und doch gemäßigten Schilderung dieſes ſo wenig gekannten, doch höchſt intereſſanten Volkes zuzurechnen ſeyn. Wenn andere Reiſende, welche aus dieſen oder jenen Gründen das ſchwere Amt, ein Volk, wie es iſt, zu ſchildern, übernommen haben, nach Verhältniß der Ab- oder Zuneigung, welche ſie in das fremde Land mit ſich gebracht haben, entweder einen Chor himmliſcher Weſen oder eine Rotte infernaliſcher Dämonen erblicken — wie Herr von Archenholz in früheren Zeiten und ein Herr Guſtav Nicolai in unſeren Tagen in den Italienern — ſo ſind Herrn Ellrich's Ungarn weder himmliſche Weſen noch infernaliſche Dämonen, ſondern Menſchen, welche ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Schwächen, ihre Laſter, doch eben ſowohl ihre Tugenden haben. Zu den Tugenden der Magyaren muß, nach Herrn Ellrich's Angabe, beſonders die Gaſtfreiheit gezählt werden, welche ſie im wahrhaft patriarchaliſchen Sinne üben, obgleich man bekennen wird, daß man im Beſitze eines trefflich organiſirten Magens ſeyn muß, um der Gaſtfreundſchaft der Ungarn Widerſtand zu leiſten.

Vorſtehende Vignette ſtellt eine Scene ungariſcher Gaſtfreiheit vor. Der Genre-Maler Ellrich war in das Haus eines wackern Poſtmeiſters gekommen, welcher Geſchmack an ihm fand — wie es kam, daß ein ungariſcher Poſtmeiſter Geſchmack an einem deutſchen Maler fand, muß man aus dem Buche ſelbſt erſehen — und ihn wohl bewirthete; wohl bewirthen aber heißt in Ungarn achtundvierzig Stunden zu Tiſche ſitzen. Herr Ellrich wenigſtens verſichert, daß er volle achtundvierzig Stunden an der gedeckten und bedeckten Tafel ſaß, und daß die Haupthandlung des Eſſens nur durch einige kurze Epiſoden, eine Pfeife Taback, eine Taſſe Kaffee und eine Partie Wallacho — ein in Ungarn ſehr beliebtes Kartenſpiel — unterbrochen worden ſey. Wer die zwei andern an der Tafel ſitzenden Figuren ſind, hat Herr Ellrich anzuzeigen vergeſſen, doch könnte in der einen wohl der Herr Pfarrer, in der andern der Poſtſchreiber zu erkennen ſeyn. Herr Ellrich wurde bei ſeiner Abreiſe mit der Verſicherung: „daß er ein ganzer Kerl ſey, und wohl verdiente, ein Ungar zu ſeyn“, entlaſſen; es iſt daher zu vermuthen, daß Herr Ellrich ein Mann ſey, der ſich auch bei einem achtundvierzigſtündigen Eſſen mit Anſtand zu benehmen, ein Glas oder mehrere Gläſer Ungarwein zu genießen verſtehe, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und daß er ſich durch dieſe Eigenſchaften das Prädikat eines ganzen Kerls erworben habe. Manche Perſonen, welche weder den Magen noch die andern Eigenſchaften des Herrn Ellrich beſitzen, dürften vor der ungariſchen Gaſtfreundſchaft erbeben und endlich gar bewogen werden, eine bereits beabſichtigte Reiſe nach Ungarn aufzugeben; ſie würden ſehr Unrecht thun, denn — die Eßluſt kommt während des Eſſens — und wenn man erſt ſelbſt in einem Lande iſt, wo tüchtig gegeſſen wird, ſo erwirbt man ſich auch bald in dieſer edlen Kunſt eine ſo bedeutende Fertigkeit, um mit jedem Eingebornen in die Schranken treten zu können. Noch vor wenigen Jahren war der größte Eſſer und raffinirteſte Feinſchmecker der an Eßkünſtlern ſo reichen Kaiſerſtadt Wien — ein Berliner.

Emil Linden.

Eine Scene in Böhmen.

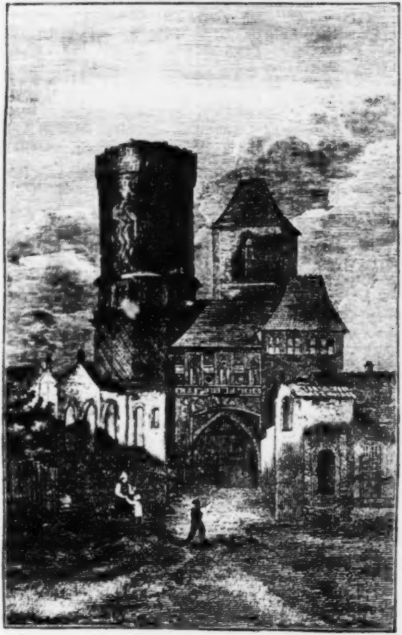


Der den Böhmen angeborne Muſikſinn iſt allgemein bekannt. Herr Ellrich, der auch „Genrebilder aus Oeſterreich und den verwandten Ländern" geſchrieben, und in denſelben ſehr intereſſante Notizen über die Völker des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates mitgetheilt hat, läßt dem Muſikſinne der Böhmen volle Gerechtigkeit widerfahren, obgleich er ſonſt nicht ſehr zu ihren Gunſten geſtimmt ſcheint, ihre Liebe zur Reinlichkeit aber durchaus nicht loben will. Er war einſt, an einem regneriſchen November-Abend, in das Gaſthaus eines böhmiſchen Dorfes gelangt. Er berichtet, daß in dem Augenblicke, wo ihm von einer eben ſo breiten als langen Gaſtwirthin ein Zimmer, und in demſelben ein dobre postel — gutes Bett — angewieſen wurde, er ſchnell den Entſchluß gefaßt habe, lieber ein Kleid von Kameelhaar anzuziehen, ſeine Lenden mit einem Gürtel von Leder zu umgeben, in eine Wüſte zu fliehen, und daſelbſt Heuſchrecken und wilden Honig zu genießen, als das gerühmte dobre postel zu beſteigen. Warum er ſeinen Entſchluß nicht ausgeführt, nicht in die Wüſte geflohen iſt, hat er anzuzeigen vergeſſen; daß er aber nicht geſtoben iſt, geht aus der Folge deutlich hervor, indem er ſich in einer von funfzig, einen „durchteufelten“ Taback rauchenden Bauern erfüllten Gaſtſtube — es war Sonntag — deſſelben Wirthshauſes finden läßt, wo er beſchloſſen hatte, die Nacht zuzubringen, und wo er Gelegenheit fand, die allgemeine Sage von dem angebornen Muſikſinne der Böhmen als wohl gegründet zu erkennen. Man erblickt ihn auf obiger Vignette im Geſpräche mit einem in Pelz gehüllten böhmiſchen Bauer, welcher ſo gründliche Kenntniſſe der Muſik entwickelte, ſo treffende Urtheile über ältere und neuere Compoſiteure: Mozart, Haydn, Weber, Roſſini fällte, daß Ellrich geneigt wurde zu glauben, daß unter dem naſſen Pelze, unter der knappen Pelzmütze, hinter der etwas gemeinen, kalmückiſchen Phyſiognomie irgend ein Doktor der Muſik ſteckte. Den Italiener Roſſini ſchien dieſer Doktor wenig zu achten; über die franzöſiſche Muſik ließ er ſich ſehr ungünſtig aus, doch ſo oft er den Namen Mozart ausſprach, lüftete er mit einer Hand die Mütze, ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch, und ließ ein „alleh Kakramente, to je slowiek!“ — der iſt ein Mann — erſchallen. Ellrich ſpricht ſich ſehr günſtig über dieſe Unterhaltung, doch ſehr mißbilligend über die funfzig naſſen Pelze und Mützen der funfzig Bauern und die von ihnen ausgehenden Düfte aus.

Emil Linden.

Das Neuſtädter Thor und die Nikolai-Kirche zu Tangermünde.

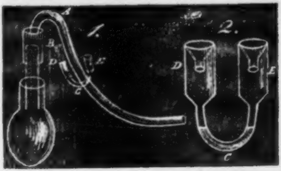
Die mittelalterlichen Gebäude in den Marken ſind größtentheils aus gebrannten Steinen erbaut, und aus dieſer Bauart ging eine eigenthümliche Entwickelung des ſogenannten gothiſchen Styls hervor. Das hier abgebildete Neuſtädter Thor zu Tangermünde (in der Altmark), im vierzehnten Jahrhundert erbaut, iſt eines der ſchönſten Beiſpiele im Backſteinbau. Der hohe runde Thurm war in der Mitte von einer freien Gallerie umgeben und mit zierlichen Zinnen geſchmückt; von Beiden ſieht man noch die Spuren; die verſchiedenartigen Streifen der ſchwarz glaſirten Steine geben dem Thurm ein phantaſtiſches Anſehen. Ein Gang, deſſen Fenſter mit entſprechenden Einfaſſungen umgeben ſind, führt über dem eigentlichen Thore in den zweiten niedrigen Thurm. Ueber dem Thore ſieht man die leeren Ni-



ſchen, welche einſt Wappenſchilder trugen. — Die Nikolai-Kirche, deren Thurm hinter dem Thore ſich zeigt, iſt das älteſte Gebäude dieſer Stadt, aus Feldſteinen erbaut, mit urſprünglich rundbogigen Fenſtern.

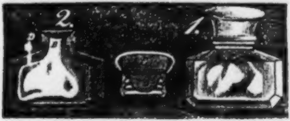
Neue Erfindungen und Angaben.

Einfache und ſichere Methode Sauerſtoffgas zu bereiten. — Wenn man ſich Sauerſtoffgas bereiten will, indem man Braunſtein-Oxyd nach der gewöhnlichen Methode in einer eiſernen Retorte bis zur Rothglühhitze erhitzt, ſo läuft man gegen das Ende der Operation Gefahr, daß das Waſſer in die Retorte zurücktrete, wenn man nicht ſehr ſorgfältig darauf achtet, wann die letzte Portion Sauerſtoff ausgetrieben worden. Da nun Einſender kürzlich Gelegenheit hatte, eine große Menge Sauerſtoffgas zu bereiten, ſo kam er auf die Idee zu folgendem Apparat, bei welchem alle die Gefahr und die Mühſeligkeit, die das gewöhnliche Verfahren mit ſich bringt, vermieden wird.



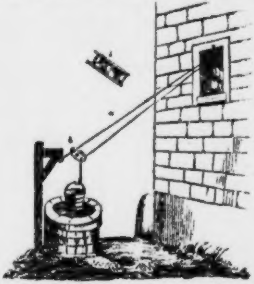
In Figur I. ſieht man bei A eine kupferne Leitungsröhre, in welche ein kleines Loch gebohrt iſt. In dies Loch iſt eine kurze blecherne Röhre B gelöthet, ſo gebogen, wie die Abbildung zeigt. Jener Arm dieſer Röhre, der mit der Leitungsröhre parallel läuft, muß ſo weit ſeyn, daß eine gläſerne Röhre von der in Fig. II. in größerem Maßſtabe dargeſtellten Form genau in dieſelbe paßt. C iſt ein Stück einer Barometer-Röhre, die zur Aufnahme einer geringen Quantität Queckſilber dient. DE ſind zwei Röhrenſtücke von größerem Durchmeſſer, die vor dem Leitröhre mit den Enden der Röhre C zuſammengeſchmolzen worden, und deren offne obere Enden trichterförmig nach

Einwärts gekehrt ſind, wie dies durch feine Linien angedeutet iſt. — Wenn nun dieſe Sicherheitsröhre auf dieſe Weiſe zuſammengeſetzt und in das offene Ende des blechernen röhrenförmigen Endes der Leitungsröhre gekittet werden, ſo wird die in der Röhre befindliche Waſſerſäule durch die Bildung des luftleeren Raumes in der Retorte nur ſo weit emporſteigen, daß deren Höhe der Höhe der kleinen Queckſilberſäule in der Röhre C gleichkommt. Das Queckſilber wird dann in die größere Röhre D gezogen, und das Waſſer durch den freien Zutritt der atmoſphäriſchen Luft durch die Sicherheitsröhre in die Retorte aus der Stelle getrieben werden. Sollte andererſeits die kupferne Leitungsröhre durch irgend einen Zufall verſtopft werden, ſo würde das angehäufte Sauerſtoffgas durch die Bewegung des Queckſilbers in die weitere Röhre entweichen.

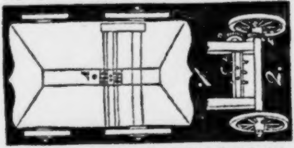


Cooper's Patentſtöpſel. — Die gewöhnlichen gläſernen Stöpſel in kegelförmiger Geſtalt haben das Uebel, daß ſie bisweilen abbrechen oder ſich ſo feſt einreiben, daß man ſie nicht herausbringt, was gewöhnlich bei den beſten am erſten der Fall iſt. Die Patentſtöpſel Cooper's ſind beſonders brauchbar für mediziniſche, chemiſche und Riech-Fläſchchen, für Tintenzeuge, Tafel-Flaſchen, Krüge zu Eingemachtem u. A. Sie paſſen ſo eng und genau ein, daß man unter ihnen die flüchtigſten Dinge, wie Aether, in jedem Klima aufbewahren kann, ohne daß ſie Einwirkungen von Außen erleiden; dennoch iſt das Oeffnen und Schließen leicht. — Man ſieht hier (Figur I. und II.) ein Tintenzeug mit einem Patentſtöpſel von Außen und im Durchſchnitte. Es handelt ſich um die Anwendung eines halbkugelförmigen gläſernen Zapfens A, der durch Einreiben ſehr genau in die Mündung der Flaſche eingezapft wird und oben mit einem eigenen Deckel verbunden iſt. An dem Halſe des Fläſchchens wird ein Halsring von Metall angebracht, D, und darauf der Deckel aufgeſchraubt, wodurch die luftdichte Schließung bewirkt iſt. Zur leichtern Bewegung des Stöpſels iſt zwiſchen Stöpſel und Deckel eine elaſtiſche Subſtanz C angebracht.

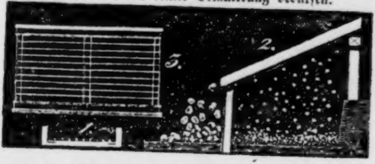
Italieniſche Methode, das Waſſer aus einem Brunnen in das erſte Stockwerk oder höher hinauf zu ſchaffen. — Man hat in Italien eine ſehr bequeme Manier, Waſſer aus einem Ziehbrunnen in das erſte Stockwerk oder noch höher hinauf zu ſchaffen, ohne daß man nöthig hat, aus der Thür zu gehen. Man befeſtigt über dem Kreuzſtocke des Fenſters, bei welchem man das Waſſer hereinſchaffen will, das eine Ende eines ſtarken Eiſendrahtes (a), während man das andere Ende an einer Mauer, in deren Nähe ſich der Brunnen befindet, oder wenn keine ſolche da iſt, an einem ſtatt derſelben errichteten Pfahle von 6 bis 7 Fuß Höhe anbringt. Der Draht muß jedoch vorher durch einen Kloben mit Rollen (b) gezogen werden, und durch eben dieſen Kloben zieht man auch die Leine, an der man den Waſſereimer befeſtigt, und welche ferner über eine an dem Kreuzſtocke des Fenſters angebrachte Leine läuft. Aus dieſer Einrichtung erhellt, daß der Kloben mit der doppelten Rolle ſich beim Aufziehen und Herablaſſen des Eimers auf dem Drahte auf und nieder bewegt, und daß der Eimer folglich ſehr bequem aufgezogen werden kann.



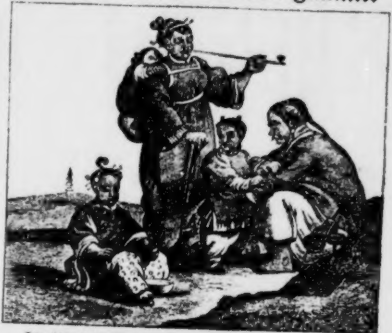
Bowmann's Düngerkarren. — James Bowmann in Süd-Carolina hat einen Mechanismus erfunden, vermittelſt deſſen, wenn er an einem Düngerkarren angebracht iſt, ein Menſch den Dünger auf den Acker bringen und gleichmäßig auf dem Boden ausbreiten kann, ohne daß er ſeine Hände zu beſchmutzen braucht. Bei Figur I. ſieht man den gewöhnlichen Düngerkarren von oben; ſeine Seitenwände ſind unter 60 bis 85 Grad gegen den Boden geneigt. Nahe bei der Achſe der hintern Räder iſt eine Oeffnung A von 60 Centimeter Länge auf 45 Breite, worunter der Dünger fällt, der durch die Vorrichtung auf den Acker ausgebreitet werden ſoll. Fig. II. zeigt dieſe Vorrichtung und die hintern Räder des Karrens. Der hölzerne Balken B, der gewöhnlich viereckig iſt und ſich um ſich ſelbſt dreht, weil ſich ſeine abgerundeten Enden in Löchern drehen, welche in den Seitentheilen des Karrens angebracht ſind; — dieſer Balken B hat zehn eiſerne Zapfen, C, welche bis an die Ränder des Loches A reichen, ohne ſie zu berühren. Das eine Ende des Balkens hat ein Zahnrad D, in welches ein größeres C eingreift, das an der Nabe des hintern Rades derſelben Seite feſtgemacht iſt. Dies Hinterrad iſt alſo die bewegende Kraft; bringt nun der Arbeiter den Dünger an die Oeffnung A, ſo geſchieht das Uebrige von ſelbſt. Iſt das Geſchäft vollendet, ſo hebt man das Ineinandergreifen der Räder dadurch auf, daß man das Zapfenloch des Balkens B ändert. Die Befeſtigung darin geſchieht durch Keile.



Vorrichtung zum Sortiren der Erdäpfel. — Auf die gewöhnliche Weiſe die Kartoffeln auszuleſen iſt ſehr langweilig und zeitraubend; dennoch hat man es nöthig, um dieſe Früchte nach der Ernte in zwei Sorten, eine kleinere und größere, zu ſcheiden. Man laſſe ſich daher einen Rahmen von 3 Fuß Breite und 6 Fuß Länge verfertigen, und nagele darauf hölzerne Latten oder Eiſenſtäbe in ſolcher Entfernung, daß die kleinern Erdäpfel durchfallen und die größeren darüber hinrollen können. Das Sieb wird dabei etwas geneigt und die Erdäpfel nur darauf geſchüttet. Das Verfahren iſt ſo leicht, daß ein Weib in einem Tage 50 Säcke zu ſortiren im Stande iſt. Brard hat dieſe Verrichtung angegeben. Man ſehe Figur 1 und 2, die weiter keiner Erläuterung bedürfen.



Eine Chineſiſche Bauern-Familie.



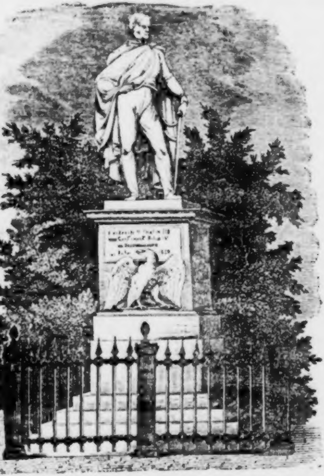
Die hier beigefügte Gruppe ſtellt eine Bauernfamilie aus der nördlichen Gegend von China, nach der Natur gezeichnet, dar. Die Mutter erſcheint nach dortigem Brauch mit der Tabackspfeiſe. Das Haar iſt, von hinten aufwärts und von vorn nach der Mitte des Hinterkopfs zu, glatt aufgekämmt, und mit Oel dermaßen eingerieben, daß es wie lackirt ausſieht. Der

Vordertheil ihres Kopfputzes, der bis auf die Stirn herabgeht, iſt von ſchwarzem Sammet und an der Spitze mit einer Coralle von weißem Glaſe oder von Achat geziert. Der Hintertheil dieſer Art von Haube iſt von Leder, und endigt ſich oben in eine aufrecht ſtehende Schlinge oder Schleife. Der ganze Aufſatz iſt durch ein Paar lange Nadeln von Elfenbein oder von Schildkröte an das Haar befeſtigt. Bei allen Arbeiten, welche die Weiber außer dem Hauſe verrichten, z. B. beim Feldbau, Schiffziehen und dergleichen, tragen ſie ſolche Kinder, die ihrer Wartung noch unmittelbar bedürfen, auf die Weiſe in einem Sack auf den Rücken gebunden, als hier die Mutter das jüngſte ihrer drei Kinder. Manchmal ſchleppen ſie auf dieſe Art gar zwei Kinder zugleich. — Der Vater bringt der mittlern Tochter an ihrem Anzuge etwas in Ordnung. Was ihm an der Seite vom Gürtel herabhängt, iſt ein Meſſer im Futteral, ein Tabaksbeutel, und Feuerſtein und Stahl, womit ſie ſehr behende Feuer anzuſchlagen wiſſen. Das älteſte Mädchen ſchickt ſich unterdeß an, ihr Mittagsbrod zu verzehren; ſie hat ihre Portion Reiß in einem porzellainenen Napfe vor ſich, und die Eßſtäbchen (die den Chineſern ſtatt Löffel und Gabel dienen), in der Hand. Das Haar trägt ſie geflochten, und mitten auf dem Hinterkopf zuſammen gebunden, wo es, wie in einen Knoten geſchürzt, emporragt. An den Seiten hat ſie, über dem Ohre, Blumen ins Haar geſteckt. Das Landvolk, Männer ſowohl als Weiber, kleidet ſich ohne Ausnahme in Nanking von allerhand Farben, vorzüglich blau und ſchwarz. Auch die Bauerweiber ſetzen eine Ehre darein, kleine Füße zu haben; ſie ſind bei den Erwachſenen ſelten über ſechsthalb Zoll lang; und in geputztem Fußwerke beſteht ihre größte Eitelkeit. Wenn die Kleidung auch noch ſo armſelig iſt, ſo muß die Frau oder das Mädchen doch geſtickte ſeidene Schuhe an den Füßen und die Knöchel mit ſeidenem Bande umwickelt haben.

Graf Bülow von Dennewitz.

Friedrich Wilhelm Bülow, Graf von Dennewitz, hat durch vielſeitige Verdienſte im letzten Befreiungskriege ſeinen Ruhm erworben. Er wurde am 16. Februar 1755 auf dem Gute ſeines Vaters, Falkenberg in der Altmark, geboren. Mit ausgezeichneter Vorliebe für den Kriegsdienſt, begann er ſchon im vierzehnten Lebensjahre ſeine kriegeriſche Laufbahn. Er kämpfte als Major im rheiniſchen Feldzuge und im Kriege von 1806 als Oberſtlieutenant, ſtets durch Tapferkeit und Umſicht ſich ausgezeichnet. Zu Anfange des Feldzuges 1813 lieferte er als Brigade-General am 5ten April ein glückliches Treffen bei Möckern gegen die Franzoſen, nahm am 2. Mai Halle, und indem er am 4. Juni bei Luckau ſiegte, ſchützte er zum erſten Male Berlin, das von den Franzoſen bedroht war. Wie es ſcheint, vom Schickſal auserſehen, vor Allen den Dank dieſer Reſidenz-Stadt zu verdienen, rettete er unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des dritten Armeecorps, Berlin zum zweiten Male, durch die Schlacht bei Groß Beeren, am 23ſten Auguſt 1813. Aber auch zum dritten Male ſollte ſein Verdienſt um die Hauptſtadt ſich erneuern. Was dem Marſchall Oudinot bei Groß-Beeren nicht gelungen war, ſollte der franzöſiſche Feldherr Ney vollziehen, und Berlin erobern. Ney zog daher die franzöſiſche Armee unweit Wittenberg zuſammen, um das ruſſiſch-ſchwediſche Heer, welches der Kronprinz von Schweden befehligte, anzugreifen, oder ſelbſt gleich über Berlin herzufallen. In dieſer Abſicht rückte am 4. September ein Theil ſeines Heeres gegen Zahna vor. Hier ſtand der preußiſche General Major von Dobſchütz. Dieſer ſchlug mit Koſacken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Allein am folgenden Tage mußte er nach hartnäckiger Gegenwehr der fünf Mal ſtärkeren Macht weichen, und zog ſich nach Jüterbogk zurück. Der Feind folgte. Der Kronprinz von Schweden, den Ney durch falſche Berichte zu täuſchen ſuchte, ließ am 6. Sept. früh von ſeinem Heere die Anhöhen von Lobeſſen beſetzen. Da ließ ihm Bülow, der das dritte preußiſche Armeecorps befehligte, melden, das ganze feindliche Heer marſchire auf Jüterbogk und werde ihn überflügeln. Sofort erhielt Bülow den Befehl, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die ſchwediſch-ruſſiſche Armee marſchirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbogk. Die Schlacht hatte begonnen. Das 4te preußiſche Armeecorps, unter Tauenzien, griff an, und hielt ſich feſt. Aber ſchon hatte es ſeine Munition verſchoſſen, da kam Bülow. Seine Reiterei ſchlug das feindliche Fußvolk zurück; und als durch Borſtell die Franzoſen aus dem Dorfe Gölsdorf geworfen wurden, war der Sieg entſchieden. So hatten 40,000 Preußen über 80,000 Franzoſen oder deren Verbündete den Sieg errungen. Jetzt rückte auch das ruſſiſch-ſchwediſche Heer in Eilmärſchen heran, und entſchied die Schlacht. Der Feind rettete ſich in wilder Flucht nach Torgau. Der König ernannte Bülow zum Großritter des eiſernen Kreuzes, zum General-Lieutenant; und mehrere Orden, vaterländiſche und fremde, ſchmückten ſeine Bruſt.

An der Völkerſchlacht von Leipzig nahm Bülow ausgezeichneten Antheil, und während die Verbündeten an den Rhein zogen, brach er nach Holland auf, deſſen er ſich mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Er beſchloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris, wo er zum General der Infanterie ernannt und vom Könige von Preußen zum Grafen Bülow von Dennewitz erhoben wurde. Im Feldzuge 1815 erhielt er den Oberbefehl des vierten Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance weſentlich beitrug. Er ſtarb am 25. Februar 1816.



Die koloſſale Statue, die ihm der König in Berlin hat errichten laſſen, iſt aus karariſchem Marmor, von Rauch ausgeführt, und gehört zu den bedeutendſten plaſtiſchen Werken der neueren Zeit. Die Basreliefs, am Fußgeſtelle derſelben, ſind, ſowohl in Hinſicht der geiſtreichen Erfindung als der vorzüglichen Ausführung, würdig des Helden und des Künſtlers. Die Vorderſeite zeigt einen Adler, der die Inſchrift (mit goldenen Buchſtaben) trägt:

Friedrich Wilhelm III
Dem Gen. Grafen Buelow
von Dennewitz
Im Jahr 1822.

Ein zierliches, eiſernes Gitter umgiebt das ſchöne Standbild, aufgeſtellt an einem der ſchönſten Plätze Berlins.

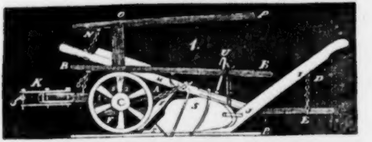
Grangé's neuer Pflug.

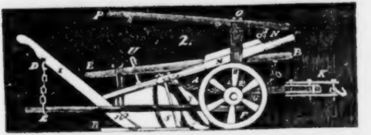
Johann Joſeph Grangé wurde durch die Erfahrung zeitig auf die großen Mängel des Pfluges aufmerkſam, und erſann eine Vorrichtung, die auch an alten Pflügen angebracht werden kann, und ſeit 1832, wo er den erſten Pflug nach ſeiner Anweiſung zu Bayon bei Luneville bauen ließ, das Erſtaunen und den Beifall aller Sachkundigen in Frankreich geerntet hat. Schon im Jahr 1833 war der Grangéſche Pflug von vielen Landwirthen an der Moſel, Meurthe und an der Meuſe eingeführt. Grangé hat von zwei Geſellſchaften die große ſilberne Preis-Medaille erhalten, und unter den Oekonomen iſt, außer dem Vorſchlage, ihm ſeine Erfindung durch ein Patent zu ſichern, auch eine Unterzeichnung zu ſeinem Beſten eröffnet werden. *)

Die Krafterſparung beträgt bei einer Beſpannung von ſechs Pferden ſchon eins derſelben. Des Pflügers Hand wird nur erfordert, wenn bei dem Umdrehen eine Furche endet und eine neue begonnen werden ſoll; außerdem geht der Pflug allein, und trifft er Hinderniſſe, z. B. Steine, ſo überſteigt er ſie und dringt gleich mit der vorigen Tiefe in die Erde ein. Die Furchen kann man von beliebiger Breite ziehen. Die Arbeit des Pfluges iſt von der größten Regelmäßigkeit. Wir geben zur weitern Erklärung der beiſtehenden beiden Abbildungen eine kurze Beſchreibung ſeiner einzelnen Theile.

---

*) Der König der Franzoſen verlieh ihm neuerdings auch das Kreuz der Ehrenlegion.





A ſind die gegen 2 Fuß langen Zugketten, welche mittelſt eines Hakens an dem Ende beider Arme, der Gabel C ſehr nahe, an der Achſe und den Rädern befeſtigt ſind. Die Spannung dieſer Ketten beſtimmt die Breite der Furche, die bei gleicher Spannung beider gewöhnlich iſt, bei Verkürzung der linken zu-, und bei Verkürzung der rechten Kette abnimmt.

B iſt ein Hebel von 7 Fuß Länge und 2 Zoll Stärke; er trägt die Gabeln. Der vordere Theil deſſelben, an welchem die von B nach C gehende Kette hängt, iſt 15 Zoll von dem Stützpunkte entfernt, der ſich 6 Zoll hoch über dem beweglichen Pflugſtöckchen befindet. In dieſem ſind durch Zapfen die 2 Fuß hohen, 2½ Zoll dicken und 4 Zoll breiten Pfoſten, 3 Zoll 1 Linie von einander befeſtigt. Ihre gleiche Entfernung wird oben durch ein Querholz erhalten, das bei O nur punktirt erſcheint. Der rechte Pfoſten ſteht nur 3 Zoll vom Ende des beweglichen Pflugſtöckchens; beide Pfoſten ſind aber ihrer ganzen Länge nach mit Löchern verſehen, die in Verband geſtellt ſind und zur Aufnahme eines Bolzens dienen. DE iſt die Widerſtandskette; EF der 7 Fuß lange, 2 Zoll dicke Druckhebel; G die vorn daran befeſtigte Kette. H iſt der Regulator des beweglichen Pflugſtöckchens, welches 15 Zoll lang und 7 Zoll hoch iſt; zwei

Bolzen, welche, ober- und unterhalb des Pflugſtöckchens, durch die Löcher des Regulator geſteckt werden, ſetzen den Lenker in den Stand, das Pflugſtöckchen nach Belieben zu heben, wodurch ſich die beiden Pfoſten zur rechten Seite neigen. Der Pflugbaum, der unbeweglich zwiſchen den Pfoſten angebracht iſt, folgt mit dem ganzen Pfluge dieſer Bewegung. I iſt der Griff oder die Sterze, die 4½ Fuß in der Länge, und je nach ihrer Entfernung von dem Haupte 2 bis 3 Zoll Dicke hat; ihre Neigung gegen den Pflugbaum beträgt 45 Grad. Das Zapfenloch, durch welches die Sterze mit dem Pflugſtöckchen in Verbindung ſteht, iſt ungefähr 23 Zoll von dem Haupte ab. J iſt der Fuß oder die Stütze und K der Regulator des Zuges.

Die Gabel L hat 3 Fuß Länge und 30 Linien Dicke; der Kopf hat 3 Zoll, die Entfernung der Arme beträgt 11 Zoll. M iſt der Pflugbaum, 6½ Fuß lang, 3 Zoll dick, gegen die Sterze 4, nach vorn nur 3 Zoll hoch; zwiſchen den Pfoſten hat er eine Doppelung von 3 Zoll Dicke auf eine Strecke von 14 Zoll, die ihm eine unveränderlich parallele Stellung zu den Pfoſten giebt. N iſt die Kette des obern Hebels P; O das obere Querſtück der Pfoſten C, der ihre Weite beſtimmt und den Hebel P ſtützt. Es iſt in der Mitte abgerundet, um das Spiel des (punktirt angedeuteten) eiſernen Bügels OO zu erleichtern, welcher mit zwei Schrauben in dem Hebel P befeſtigt iſt. Der Hebel P iſt 1½ Zoll dick und 2½ Fuß lang, der vordere Theil bis zum Stützpunkt nur 14 Zoll. R, das Haupt, iſt unten ſtark mit Eiſenblech beſchlagen; S iſt das Streichbrett und T die Pflugſchaar. Der Haken U geht vom Hebel P, und zwar 3½ Fuß von ſeinem Stützpunkte herab, wo er an dem Pflugbaume befeſtigt iſt; der Haken hat 11 Zoll Höhe. Y iſt das Pflugeiſen; ZZ ſind die Charniere des beweglichen Pflugſtöckchens. Die Räder haben 2 Fuß im Durchmeſſer, und die Entfernung ihrer Kränze beträgt 2½ Fuß.

Der Räuber Cartouche.

Auch das Leben des Laſterhaften iſt für den Zuſchauer nicht ohne Belehrung. Um das Laſter genau und in ſeiner abſchreckenden Geſtalt zu kennen, muß man es in der Entſtehung ſehen, muß man zuſchauen, wie es Anfangs ein eigenwilliges Kind iſt, dem man freien Willen läßt, wie es ſpäter alle Feſſeln der Ordnung zu eng findet, ſich an den heiligen Säulen des Staats, den Geſetzen vergreift und ſo den ſchrecklichen Strafen unterliegt, die mit den Geſetzen für den Frevler verbunden ſind.

Louis Dominique Cartouche wurde 1693 zu Paris geboren. Sein Vater, ein reicher Böttcher, gab ihn bei den Jeſuiten in die Schule, um die alten Sprachen zu lernen, welche damals als Grundlage jeder guten Erziehung galten. Cartouche entwickelte frühzeitig eine große Regſamkeit des Geiſtes und einen merkwürdigen Scharfblick. Seine ausgezeichneten Naturgaben hätten einen berühmten Mann aus ihm machen können, aber ihre böſe Richtung ließ ihn ſich nur auf den Wegen des Verbrechens hervorthun und ſein Ende war — das Schaffot. Von ſeiner früheſten Jugend an hatte Cartouche einen entſchiedenen Hang zum Stehlen bewieſen; denn es verging faſt kein Tag, wo er ſeiner Mutter nicht einige Leckereien entwandt oder eine Obſthändlerin gezwungen hätte, unwillkührlich ſeiner Gewandtheit und Lüſternheit ein Opfer zu bringen. Als er ſpäter die Schule beſuchte, übte er ſich mit Glück an den Federn, dem Papier und andern kleinen und greiflichen Gegenſtänden ſeiner Mitſchüler; denn einmal von ſeiner Neigung umgarnt, machte er in Befriedigung derſelben die reißendſten Fortſchritte. Bald genügten ihm jene Kleinigkeiten nicht mehr; dreiſt gemacht durch den Erfolg und voll Vertrauen auf ſich ſelbſt, unternahm er es, ſich auf eine ſchnellere Weiſe zu bereichern, und da das Glück nicht ſelten die Pflegerin des Schlechten iſt, ſo ſollte es ihm für ſeinen Plan nicht an Gelegenheit fehlen. Sein ihm vorgeſetzter Lehrer hatte großes Zutrauen zu ihm und ließ ſich oft von ihm in ſeinem Zimmer beſuchen. Eines Tages ſieht Cartouche auf dem Schreibtiſche deſſelben einige Louisd'or. Er muß ſie haben und ſogleich ſchießt ihm auch der Plan durch den Kopf. Er bringt den würdigen Pater dahin, daß derſelbe in ſeinem Zimmer ſich die Verſe vorleſen läßt, welche er Cartouche und ſeinen Mitſchülern aufgegeben hatte. Jeder rennt herbei und trägt ſeine Arbeit vor; Cartouche ſiegt und ſoll den Preis erhalten. Der Profeſſor geht in ſeine Bibliothek, um das Preisbuch zu holen; Cartouche eskamotirt ſeinen Kameraden die Geldſtücke zu ihrem großen Vergnügen. Da ertönt die Glocke des Speiſezimmers und der Haufe verläuft ſich. Nach der Mahlzeit gewahrt der Lehrer den Verluſt ſeines Geldes und fragt erſt ſanft, dann ſtreng nach dem Diebe. Alle betheuern, nichts davon zu wiſſen. Cartouche ſtellt ſich erſtaunt, wie die übrigen, beeilt ſich aber, ſeine Beute in dem Schuh eines Studien-Aufſehers unterzubringen; dann begiebt er ſich wieder an ſeine Arbeit, als wenn nichts vorgefallen wäre. — Er ſaß damals mit einem jungen Marquis in der dritten Klaſſe zuſammen, machte demſelben ſeine Arbeiten und lebte mit ihm auf einem ſehr vertrauten Fuße. Eines Tags erhält der junge Herr von ſeinem Vater hundert Thaler zu ſeinem Namenstage; Cartouche ſieht es und verwendet kein Auge von dem Gelde, bis der Marquis daſſelbe in einen Schrank ſchließt. Cartouche betrachtet die Summe ſchon als ſein Eigenthum; denn warum iſt der Marquis reich und er arm? man muß Ordnung in die Sache bringen, denkt er in ſeinem frechen Leichtſinn und verläßt ſich auf ſeine Geſchicklichkeit. Kaum hat die Lehrſtunde begonnen, ſo erbittet er ſich die Erlaubniß, einen Augenblick hinausgehen zu dürfen; im Nu iſt er im Zimmer des Marquis, öffnet den Schrank mit einem Dietrich und das Geld iſt in ſeiner Gewalt. Doch welch ein Schreck! Wie er ſich eben entfernen will, hört er die Tritte eines jungen Abbé, der Lehrer ſeines Freundes war. Er ſieht ſich um; an Flucht iſt nicht zu denken: da klettert er auf den Schrank und drückt ſich hinter den Kranz deſſelben, deſſen große alterthümliche Schnörkel ihn vollkommen verbergen. Nach der Klaſſe kommt der Marquis, um ſeinen Kameraden ein Vergnügen zu machen und findet ſtatt des Geldes nur den Beutel. Es entſteht Lärm; der Lehrer denkt an ſeine entwiſchten Louisd'or und läßt alle ſeine Zöglinge erſcheinen. Alle kommen, nur Cartouche nicht. Man ruft, man droht; umſonſt — der Uebelthäter ſitzt wider Willen gefangen auf dem Schranke. Mehrere Stunden gehen ſo hin, die Glocke zum Abendeſſen tönt, man läuft und rennt an dem Orte hin und wieder; Cartouche kann nicht hinaus. Nach dem Abendeſſen dieſelbe Noth, dieſelbe Angſt; der ganze Abend geht vorüber. Man läutet zum Schlafengehn: könnte er nur jetzt in der Verwirrung entwiſchen! Er reckt den Kopf in die Höhe, richtet ſich einen Augenblick auf ſeinen Ellbogen auf, er hört nichts. Schon hebt er ein Bein aus ſeinem Verſteck, er will ſich ſchnell entfernen; doch nein! es iſt ſchon wieder zu ſpät. Der Marquis und ſein Lehrer legen ſich ſchlafen und Cartouche iſt abermals verdammt, auch die Nacht noch in ſeiner ſchrecklichen Lage zuzubringen. Er ſtirbt faſt vor Hunger, er vergeht beinahe in ſeiner gebückten Stellung, er wagt kaum zu athmen und die geringſte Bewegung zu machen, damit das alte Mobil nicht knarrt, wie es alle Tage zu thun pflegte; Cartouche iſt in einer ſchrecklichen Lage. Endlich nach einer entſetzlichen Qual von funfzig Stunden findet er ſich allein und ſchnell iſt er aus ſeinem Verſteck heraus, wirft ſich in die Kleider des Abbé, nimmt die ſeinigen unter den Mantel und geht ohne Verdacht aus dem Hauſe.

Er kommt zu ſeinem Vater, dem er nach ſeiner Weiſe etwas verfügt. Allein der Alte merkt die Spitzbüberei und ſperrt ihn in eine mächtige Tonne, die er mit großen Steinen belaſtet. Mit Benutzung eines kleinen Meſſers, das Cartouche ſtets bei ſich trägt, ſchneidet derſelbe jedoch ein Loch in das Faß, hebt mit einer Eiſenſtange den ſchweren Deckel auf, und indem er noch einige Steine aus dem Boden ſeines Gefängniſſes zu Hülfe nimmt, gelingt es ihm nach unendlicher Mühe, ſich einen Weg zu bahnen. Einmal in Freiheit nahm Cartouche Abſchied vom väterlichen Hauſe und flüchtete ſich zu ſeinem Oheim nach Rouen. Hier war er in der Luft, welche ihm zuſagte; er hatte Gelegenheit, ſein Talent im Großen zu üben und bald eine anſehnliche Sammlung von Doſen, Uhren, Diamanten beiſammen. Er beſuchte die Spielhäuſer und brachte es in ſeiner Gaunerei zu einer erſtaunlichen Höhe; allein ſein Oheim war bald die Urſache, daß er die Normandie verließ, um nach Paris zurückzukehren. Sein Vater, der viel von ſeiner Aufführung bereits mit großem Verdruß vernommen, gedachte ihn in St. Lazarus einſchließen zu laſſen. Um recht ſicher zu gehen, nahm er den jungen Räuber liebevoll auf und ſchlug ihm nach drei Tagen einen Spaziergang zu dem Konvent der Lazariſten vor, die ihm die Anfertigung mehrerer Tonnen übertragen hätten, worüber er mit den Mönchen Rückſprache nehmen müſſe. Allein dem vorſichtigen Cartouche war ſchon die zuvorkommende Aufnahme verdächtig geweſen, er merkte eine Hinterliſt, ohne ſeinen Verdacht zu verlautbaren. Er hatte ſo viel Vertrauen zu ſeiner Schlauheit, daß er, im voraus überzeugt, er werde ſich den Schlingen des Alten zu entziehen wiſſen, nur darauf neugierig war, was derſelbe wohl mit ihm beginnen werde. Sie ſtiegen in einen Wagen und fuhren nach dem Konvent. Sie halten, ſein Vater ſteigt zuerſt aus und Cartouche bemerkt, daß er dem Schließer einen Wink giebt. Kaum hat er aber begriffen, um was es ſich handelt, als er mit der größten Schnelligkeit ſein weißes Schnupftuch als Schürze vorthut und den Kopf mit einer Wollmütze bedeckt, welche er bei ſich hatte, und nun im ſchicklichen Augenblick ſo hurtig und dreiſt aus dem Wagen heraushüpft, als ſey er zeitlebens Küchenjunge geweſen.

Seitdem kehrte er nie mehr ins väterliche Haus zurück, ſondern bildete eine kleine Bande, an deren Spitze er ſich ſtellte, während er zugleich, um recht ſicher zu gehen, der Polizei als Spion diente. Eifer und Einſicht erwarben ihm bald d'Argenſon's Gunſt. Eines Tages beordert ihn aber der berühmte Polizeiminiſter in ſein Kabinet und läßt ſich ohngefähr alſo vernehmen: „Du biſt ein gewandter Menſch und ich ſetze großes Vertrauen auf dich; es handelt ſich um meine Ehre, welche du durch deine Schlauheit retten kannſt, und ich werde ſehr erkenntlich ſeyn". Cartouche war geſpannt. „Es iſt ein kühner Räuber", fuhr Jener fort, „deſſen ich nicht habhaft werden kann; alle Welt iſt voll von ſeinen Verbrechen und mir wird die Schande, daß ich ſeiner Tollkühnheit kein Ziel ſetzen kann. Du mußt mir den verrufenen Cartouche todt oder lebendig ſchaffen. Alle meine Leute ſind ihm auf den Ferſen; auf ſeinen Kopf iſt ein hoher Preis geſetzt und dennoch iſt unſre Anſtrengung bis jetzt vergebens geweſen. Ich rechne auf dich". Unſerm Cartouche lief es eiskalt über den Rücken, aber er behielt ſeine Faſſung, verſprach Alles und bediente ſich nun ſeiner Stellung, um noch mehr vor den Nachſtellungen des Miniſters ſicher zu ſeyn. Etwas ſpäter gerieth er in die Hände der Werber und um nicht als Soldat nach Flandern geſchleppt zu werden, mußte er ſich von ſeinem Lieutenant Bras d'Acier, der als ſein ſiebzigjähriger Vater gekleidet war, um hundert Piſtolen loskaufen laſſen.

Nun wurde Brüſſel der Schauplatz ſeiner Heldenthaten, wo er eine neue Manier des Stehlens erfand. Der eigentliche Dieb durfte nämlich ſeinen Raub nicht behalten, ſondern derſelbe mußte aus einer Hand in die andre wandern. Dadurch wurden ſchon dreiſtere Griffe möglich, denn man fand bei dem Diebe ſelbſt nie etwas. Ein Beiſpiel. Einen Sonntag befand ſich Cartouche dort in der Kirche zum heiligen Geiſt und drängte ſich während des Hochamtes an einen dicken Mann, der ſich einer goldnen Tabatiere bediente. In dem Augenblick, wo die Monſtranz erhoben wurde, nahm Cartouche ſeinem Nachbar die Doſe aus der Hand. Allein jener wurde den Diebſtahl gewahr und hielt ihm die Hand ſo feſt, daß er nicht entkommen konnte; doch blitzſchnell gab Cartouche die Doſe, welche er durch eine künſtliche Wendung in die andre Hand gebracht hatte, an ſeine bereitſtehenden Kameraden und fort war ſie. Zugleich dreht ſich Cartouche um und fragt ſtolz, warum der Herr Nachbar ſeinen Arm ſo feſt halte. „Erbärmlicher Menſch", hieß es, „haſt Du mir nicht meine Doſe geſtohlen?" — Ich? mein Herr..! — „Eben habe ich ſie gebraucht und du haſt ſie noch". Es treten Leute herzu, Cartouche zeigt ſeine leeren Hände und beklagt ſich über das ihm zugefügte Unrecht. Er geht nach der Sacriſtei und läßt ſich unterſuchen; man findet nichts. Alles wendet ſich mit Schmähungen an den dicken Herrn, Cartouche verlangt Entſchädigung für die Verletzung ſeiner Ehre, und der dicke fromme Herr bittet den Spitzbuben um Verzeihung und um die Güte, ſeine Börſe anzunehmen.

Von Brüſſel geht Cartouche abermals nach Paris, wo er ſeine Bande in Brigaden eintheilt und in jedes Stadtviertel eine bringt. Zugleich verbot er in den Städten den Gebrauch des Feuergewehrs und erlaubte den Mord nur im höchſten Nothfall. Daß es ihm damit Ernſt war, ſieht man daraus, daß er ein Mitglied ſeiner Bande ſelbſt niederſchoß, weil er die Mordſucht deſſelben nicht zu bändigen vermochte. Außerdem bemerkt man auch in ſeinem Leben viel Großmuth, was eine Folge ſeiner guten Erziehung ſeyn mag. Eines Tages beraubte er einen Mann, der nach Lyon reiſte und Alles willig hergab. Cartouche fragte: Wohin reiſen Sie? — Nach Lyon. — Was haben Sie zur Fortſetzung der Reiſe? — Nichts; Sie haben Alles erhalten. — Cartouche gab ihm augenblicklich neun Louisdor zurück und verſchwand.

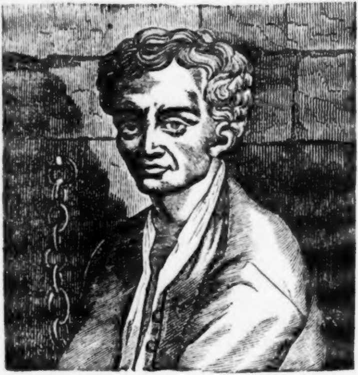
Indeſſen wurden die Verfolgungen der Polizei doch ſo lebhaft fortgeſetzt, daß er in einer Generalverſammlung den Beſchluß faſſen ließ, ein ganzes Jahr lang unthätig zu bleiben. Cartouche ſelbſt beſchloß das Land zu verlaſſen und erlebte auf ſeiner Reiſe nachfolgendes Abenteuer. Als er durch Orleans kam, hört er, daß eine Dame in Bar ſur Seine ihren Sohn beweine, der nach Guadeloupe gegangen ſey. Sogleich zog er die nöthigen Details ein und ging nach Bar ſur Seine, wo er eine alte Gouvernante aufſuchte, die den Sohn der Madame Bourguignon erzogen hatte. Die Alte ging für ein Verſprechen von hundert Louisdor auf ſeinen Plan ein und Cartouche ſpielte nach einer Vorbereitung von einigen Tagen ſeine Rolle ſo glücklich, daß die entzückte Mutter vor Freude, ihren Sohn wiedergefunden zu haben, durchaus nicht zweifelte, daß er ihr Kind ſey und ihm ſogleich 80,000 Franken gab, um ſich eine Stelle am Hofe zu kaufen. Cartouche erhebt die Summe zu Paris und reiſt ab mit ſeinem Schatze.

Nach einem Jahre begannen die Operationen ſeiner Bande wieder. Wir erzählen nur ein Beiſpiel ſeines kalten Blutes und ſeiner faſt unbegreiflichen Gewandtheit. Er hörte, daß ein gewiſſer Juwelier einen köſtlichen Schmuck für einen Hof des Auslandes fertig habe und bekam Luſt zu demſelben. Er macht die Bekanntſchaft des Mannes und im Laufe der nächſten Monate ladet er ihn mehrmals aufs Land zu ſich ein und macht ihn ſo kirre, daß derſelbe ihn als ſeinen Hausfreund anſieht. Einſt ſind ſie auch Beide auf dem Lande und der Juwelier macht ſein Mittagsſchläfchen in demſelben Zimmer, wo Cartouche nur den Schein des Schlafes annimmt. Er entwendet dem betrogenen Juwelier den Schlüſſel des Magazins aus der Taſche, läßt ein Pferd ſatteln, jagt nach Paris und das Geſinde läßt ihn, da er den Schlüſſel zeigt und bekannt iſt, in das Magazin ein. Er nimmt ſo viel er fortbringen kann und vorzüglich alle Diamanten, die er findet. Dieſer Streich gelingt; aber die Polizei treibt es nun auch ſo arg, daß Cartouche nach England entweichen muß. Er bleibt dort einige Monate, wird krank von dem Klima und kehrt wieder zurück. Er empfiehlt ſeiner Bande Klugheit und verbirgt ſich; aber man läßt ihm nicht Zeit, Athem zu holen. Eines Abends bemerkt er beim Herausgehen aus der Oper hinter ſich einen Spion; er geht zu einer Frau von ſeiner Bekanntſchaft und verſteckt ſich in der Kaminröhre. Die Häſcher kommen, ſteigen aber aus Verſehen eine Etage höher; Cartouche iſt wie der Blitz heraus, wirft einen weiten Ueberrock über und geht hinab. Er findet zwei Soldaten, welche die Thür bewachen. Iſt Cartouche gefangen? fragen ſie und verſperren ihm den Weg; „nein, noch nicht“, entgegnet Cartouche, ſchießt Beide nieder und gelangt ins Freie. Durch dieſe Kühnheit rettete er ſich mehrere Male, aber er wurde des unabläſſigen Aufjagens überdrüſſig und beſchloß, ſich zurück zu ziehen. Er beſtimmte ſelbſt den Nachfolger in ſeiner Würde, den Hauptmann für 300 Diebe, und gerade das war ſein Verderben. Einige Unzufriedene hatten bei der Vergebung dieſer Stelle auf ihren Werth gerechnet und als ſie ſich getäuſcht ſahen, überlieferten ſie den gefürchteten Mann ſeinen Verfolgern. Man fand ihn in einem Wirthshauſe eingeſchlafen, belud ihn mit Ketten, feſſelte ihm, um recht ſicher zu ſeyn, eine Hand auf die Bruſt, die andre auf den Rücken und brachte ihn ſo nach Grand Chatelet. Dennoch verſuchte er auch dort zu entkommen, indem er einen Stein durch ſtets fortgeſetztes Reiben mit ſeinen

Ketten durchſcheuerte, ein Loch in die Mauer machte und ſchon auf dem Punkte ſtand, zu entwiſchen, als das Bellen eines Hundes ihn verrieth. Er wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt und blieb fortan daſelbſt bis an ſeinen Tod. Auf der Folter nannte er keinen Mitſchuldigen; er glaubte, ſie würden ihn retten. Als er aber auf das Schaffot kam und ſich getäuſcht ſah, nannte er ſie alle. Er litt den Tod unter dem Rade mit unerſchüttertem Muthe. Während ſeines Prozeſſes bis zu ſeiner Hinrichtung hat er im Gefängniß ſeine Geſchichte ſelbſt geſchrieben, und er ſoll, nach franzöſiſchem Bericht, ſich ſogar folgende Grabſchrift gemacht haben:

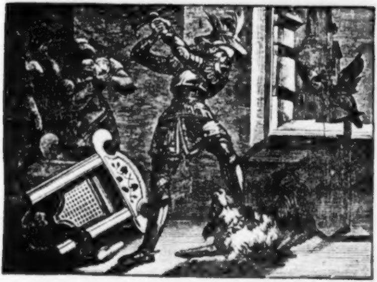
Unſer Lebenslauf
Iſt ein Rad; d'rum munter!
Geſtern lag ich d'runter,
Heute lieg' ich d'rauf.

Die hier beigefügte Abbildung iſt ſein Portrait, wie es kurz vor Cartouches Hinrichtung im Gefängniß gezeichnet wurde.



Beiſpiel von der Schlange und dem Hunde.

(Aus dem Volksbuch: „die ſieben weiſen Meiſter.“)



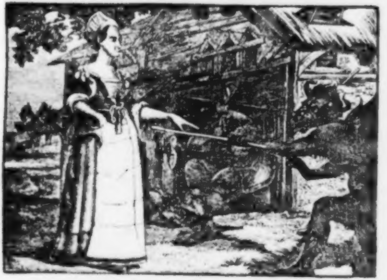
Es war einmal ein Ritter, der hatte einen Sohn, denſelbigen hatte er ſo lieb, daß er ihm drei Ammen zugab, die ſein pflegen ſollten, beſonders die eine, die ihn führte, und die andere, die ihn ſauberte, und die dritte, die ihn ſollte reizen zu ſchlafen. Darzu ſo hatte er zwei Dinge, die ihm auch über alle Maß ſehr lieb waren, nemlich einen ſehr guten Falken, und einen guten Hund, der hatte die Art, wann er wollte in einen Streit reiten, und ihm ſollte gelingen, ſo that der Hund drei oder vier Sprüng vor dem Roß, ſollte es ihm denn übel gehen, alsbald der Herr aufs Roß ſaß, ſo nahm der Hund des Roſſes Schwanz in das Maul, heulet, und ſchreiet gräulich: Und bei den zweien war der Ritter wol gewöhnet, wann es ihm wol oder übel gehen ſollte in dem Streit. Auch ſo hatte er den Falken darum lieb, denn ſo oft er mit ihm auf das Feld ausritt zu beitzen, ſo fing er allemal etwas. Dem Ritter war wohl mit Stechen und Turniren, und darum berufet er einsmals einen Hof zu ſeinem Schloß, dahin viel guter Freunde und Adel kam. Alſo wapnete ſich der Ritter, und ritte auch zu dem Schimpf. Nachdem ſo ging ſeine Hausfrau auch hinnach, und das ganze Hofgeſinde, und des Kindes Ammen ließen das Kind allein in der Wiegen liegen, und blieb niemand in der Burg denn das Kind, der Hund, und der Falke ſtund auf der

Stangen. Nun lag in der Burg eine große Schlange verborgen in einem Loch, das wuſte niemand. Und als die Schlange niemand in dem Schloß vermerket, thät ſie das Haupt aus dem Loch, und ſahe niemand, denn das Kind in der Wiegen liegen, alſo kroch ſie heraus gegen der Wiegen, und wollte das Kind darinnen getödtet haben. Da nun der Falk ſahe, daß die Schlange gegen der Wiegen kroch, das Kind zu tödten, und ſahe den Hund ungewarnet, daß er ſchlief, ſchwang er ſich ſehr auf den Stangen, ſchlug mit den Flügeln, als ob er ſpräche: Hund, ſtehe auf, und komme dem Kinde zu Hülfe gegen der unreinen Schlangen. Der Hund erwachet vom Getön der Flügel des Falken, und ſahe die Schlange gegen der Wiegen kriechen, ſprang im Zorn ſie an, da ſtritten ſie gegen einander. Nun war die Schlange ungeheuer und groß, und wollte nicht erwinden, ſie wollte das Kind eher tödten, das wollte der gute und getreue Hund nicht geſtatten, er wollte ehe darum ſterben. In dieſen langen Kämpfen beiſt die Schlange den Hund ſehr, daß viel Bluts von ihm vergoſſen, und die Erde und die Wiegen blutig ward. Als nun der Hund empfand, daß er ſehr verwundet war, fiel er ſo ungeſtüm auf die Schlange, daß er die Wiegen umwarf, doch ſo hatte die Wiegen vier Stollen, alſo daß des Kindes Angeſicht die Erde nicht berühren konnte. Doch überwand der Hund die Schlange am letzten, und tödtet ſie, nachdem leget ſich der Hund und lecket ſeine Wunden. Als nun der Schimpf des Hofes ein Ende nahm, und zerging, da kamen des Kindes Ammen zum erſten heimgelaufen, und ſahen, daß die Wiegen gar umgeworfen war, und daß die Erde und der Hund blutig war, da ſprachen ſie unter einander: O wehe! der Hund hat das Kind getödtet, und waren nicht ſo klug, daß ſie das Kind aufhuben, und den Schaden eigentlich erfuhren, wie groß er wäre. Darnach ſprachen ſie: wir wollen fliehen, daß uns unſer Herr die Schuld nicht auflege, und uns tödte. Da ſie in der Flucht waren, da begegnet ihnen die Frau und fragt ſie wo ſie ſo geſchwind hinwollten? da ſagt die eine: O wehe Frau euch und uns, denn euer Hund, den der Herr ſo lieb gehabt hat, der hat euer Kind, das uns befohlen geweſen iſt zu bewahren, zu Tode gebiſſen, und lieget des Kindes Blut um die Wiegen geſchüttet. Als nun die Mutter des Kindes das hörete, da fiel ſie auf die Erde, gehub ſich übel, und ſprach: Ach wir Armen, was ſollen wir thun? jetzt bin ich beraubt meines einigen Sohns. Und indem, als ſie die Klage alſo führet, kam der Ritter geritten zu dem Klagen, und fraget die Frau, warum ſie alſo thät? Da ſagte ſie ihm, als ihr geſaget war von den Mägden. Deß ward der Ritter gar ſehr betrübet, und ſtieg von dem Roß, ging in den Pallaſt, da der Hund innen lag.

Als nun der getreue Hund ſeinen Herrn erſah, da ſtund er auf in der Krankheit als er möchte und als ſeine Gewohnheit war, grüßet ſeinen Herrn mit ſeinen Geberden. Aber der Ritter zog ſein Schwerd aus, und ſchlug ſeinem getreuen Hunde den Kopf ab! Als nun das geſchahe, ging er zu der Wiegen, hub die auf, und fand ſein Kind noch friſch und geſund, und die große Schlange bei der Wiege todt liegen, und faſt zerbiſſen. Da erkannte er, und empfand bei gewiſſen Zeichen, daß der Hund die Schlange getödtet hatte, auch dem Kinde, das in der Wiegen lag, zu Hülfe gekommen war, und von dem Tode erlöſet hatte, da ſchrie er mit lauter Stimme, und ſprach: O wehe und immer wehe: ich habe meinen Hund getödtet von meines Weibes Rede wegen, der doch meinem Kinde ſein Leben erhalten hat für der Schlangen, ich muß nur ſelber Buß geben darüber. Und alsbald zerbrach er ſein Geſpeer in drei Stück, zoge zum heiligen Grabe, dienete Gott, und thät ſich aller Ueppigkeit der Welt ab, und ward ein ſeeliger Mann.

Von einem böſen liſtigen Weibe.

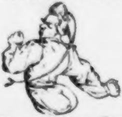
(Aus dem Volksbuche: „Salomon und Morolf“.)



Es war einmal ein redlicher Bauersmann, der lebte mit ſeinem Weibe ſo einträchtig und gottgefällig, daß er allen Nachbaren ein Muſter und eine Freude war; das war dem Teufel ein Herzeleid, aber er verſuchte vergebens ſeine Künſte, die Liebe und Treue der beiden glücklichen Ehegemahle zu zerſtören. Als er einſt mürriſch darüber am Wege ſaß, fragte ihn ein Weib weshalb er ſo ingrimmig ausſiehe? Er klagte ihr ſein Leiden, das böſe Weib verhöhnte ihn aber, und prahlte, für einen guten Lohn wolle ſie ſeinen Willen ſchon vollführen; und der Teufel verſprach ihr ein paar ganz neue feine Schuh. Darauf ging ſie zu der guten Frau hin, und ſagte ihr mit traurigem Geſichte, als eine theilnehmende Freundin, daß ihr Mann ihr große Untreue übe, und heimlich auch zu andern Weibern gehe. — Sie wollte es zwar gar nicht glauben, verſprach aber dem Rathe des böſen Weibes zu folgen; ſie ſollte nehmlich ihrem Manne im Schlafe eine Locke von ſeinem Barte abſchneiden, wodurch er alle ſeine Liebe zu den andern Frauen verlieren, und ihr allein treu bleiben würde. Das dankte ihr die Frau. — Die böſe Hexe eilte nun zu dem Manne; der auf dem Felde pflügte, und eben an ſein liebes Weib daheim dachte, und wie ſie ſo glücklich mit einander wären. — Wundert Euch nicht, ſprach ſie ihn an, daß ich Euch hier aufſuche; aber Euch drohet große Gefahr von eurem Weibe, und Ihr ſeyd mir ein lieber Mann. Aber der Bauer wollte ihr mit Schlägen danken da ſie ſein Weib ſo verläumdete; doch die Alte fuhr fort: hört nur, ſie liebt einen jungen Bauersmann, der ſie jetzt beſuchte, und da hörte ich zufällig, wie ſie jenem gelobte, Euch heute wenn Ihr ermüdet vom Felde nach Hauſe gekommen wäret, den Hals abzuſchneiden; denn ſie ſey Eurer überdrüſſig; Thut nun wie ſonſt, ſetzet Euch an das Feuer, und macht ſie glauben daß Ihr ſchliefet. Ihr mögt dann die Wahrheit ſelbſt erfahren. Der betrogene Mann, ob er gleich dem böſen Weib nicht glauben konnte, that dennoch wie es gerathen hatte. Schnell kam nun auch ſeine Frau, als ſie ihn ſchlafen ſah, mit einem blinken Bartmeſſer daher und fing ſeinen Bart zu ſchneiden an. — Da fuhr der Mann ſo wüthend in grimmigem Zorne auf, und ſtieß und ſchlug ſein gutes Weib ſo lang, bis ſie todt hinſtürzte. In demſelben Augenblick trat aber der Teufel zu dem böſen Weibe heran und reichte ihr mit einem Stecken von ferne die verſprochenen Schuh hin, und ſprach: du kluge Frau, hier haſt du deinen Lohn; nimm die Schuhe von dem Stecken, denn ich bin nicht würdig dir zu nahen, und gebe dir die Meiſterſchaft.

Volks- und Trinklieder. *)

Tragiſche Geſchichte.



'S war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

---

*) Aus dem „Liederbuch für deutſche Künſtler" das an 200 Lieder, über hundert mit Noten beigedruckte Melodien und an funfzig Vignetten enthält. Es iſt allem Volk als ein guter Kamerad in Luſt und Leid zu empfehlen.

So denkt er denn: wie fang ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan,
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum,
's wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Adalbert von Chamiſſo.

Auf's Wohl der Liebſten.

Mel. Auf, Brüder, laßt uns luſtig leben.
Warum denn ſoll ich ſtille ſchweigen?
Das iſt dem Weine ja zu eigen:
Was tief in unſres Herzens Grund
Verborgen liegt, das macht er kund.
Vivallerallera!

Am Himmel ſteh'n wohl tauſend Sterne,
Doch zieht's mich nicht hinaus in's Ferne;
Mir iſt ſo wohl, als ſollt' ich traun
An dieſem Orte Hütten bau'n!

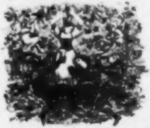
Und weiter woll't ich nichts verlangen,
Käm' nur die Eine noch gegangen;
Das müßt' ein ſchlechter Trinker ſeyn,
Dem niemals fiel das Lieben ein!

Du biſt die Muſe, die ich meine,
Ich folge gläubig deinem Scheine,
Und was ich Rechtes hab' geſchafft,
Dir dank' ich Gluth und Muth und Kraft.

Wohlauf! laßt uns zuſammenklingen,
Und ſollen alle Gläſer ſpringen;
Wohlauf! und ruft es durch die Nacht:
Der Liebſten ſey dies Glas gebracht

Franz Kugler

Wanderlied.



Mel. Stand ich auf hohem Berge

Ein Heller und ein Batzen
War'n allzweibeide mein;
Der Heller ward zu Waſſer,
Der Batzen ward zu Wein.

Die Mädel und die Wirthsleut',
Die rufen beid': o weh!
Die Wirthsleut', wenn ich komme,
Die Mädel, wenn ich geh'!

Mein' Stiefel ſind zerriſſen,
Mein' Schuh', die ſind entzwei,
Und draußen auf der Haiden,
Da ſingt der Vogel frei!

Und gäb's kein' Landſtraß' nirgend,
Da ſäß' ich ſtill zu Haus;
Und gäb's kein Loch im Faſſe,
Da tränk' ich gar nicht draus!

Albert Graf Schlippenbach

Guten Morgen Spielmann!

Guten Morgen, Spielmann, wo bleibſt du ſo lang?
Da drunten, da droben, da tanzten die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia, mit der großen Kum Kum.

Da kamen die Weiber mit Sichel und Scheiben,
Und wollten den Schwaben das Tanzen vertreiben,
Mit der kleinen Killekeia, mit der großen Kum Kum.

Da laufen die Schwaben und fallen in Graben,
Da ſprachen die Schwaben: liegt ein Spielmann begraben,
Mit der kleinen Killekeia, mit der großen Kum Kum.

Da laufen die Schwaben, die Weiber nachtraben
Bis über die Grenzen, mit Sichel und Senſen,
Mit der kleinen Killekeia, mit der großen Kum Kum.
Volkslied.

Brüderſchaft.

Mel. Stand ich auf hohem Berge.

Im Krug zum grünen Kranze
Da kehrt' ich durſtig ein:
Da ſaß ein Wandrer drinnen
Am Tiſch bei kühlem Wein.

Ein Glas war eingegoſſen,
Das wurde nimmer leer;
Sein Haupt ruht' auf dem Bündel,
Als wär's ihm viel zu ſchwer.

Ich thät mich zu ihm ſetzen,
Ich ſah ihm in's Geſicht,
Das ſchien mir gar befreundet,
Und dennoch kannt' ich's nicht.

Da ſah auch mir in's Auge
Der fremde Wandersmann,
Und füllte meinen Becher,
Und ſah mich wieder an.

Hei, was die Becher klangen,
Wie brannte Hand in Hand:
„Es lebe die Liebſte deine,
Herzbruder, im Vaterland!“ **Wilhelm Müller.**

Schwäbiſches Bierlied.

Das Jahr iſt gut, Braunbier iſt gerathen,
Drum wünſch' ich mir nichts als dreitauſend Dukaten,
Damit ich kann ſchlütten Braunbier in mein Loch;
Und jemehr ich davon trinke, je beſſer ſchmeckt's noch.

Seh' ich ein braun Bier, o welch ein Vergnügen,
Da thu' ich vor Freuden die Mütze abziegen,
Betracht' das Gewächſe, o große Allmacht,
Die aus einem Traur'gen einen Luſtigen macht!

Wenn Einer vor Schulden nicht kann bleiben zu Hauſe,
So geht er in's Wirthshaus und ſetzt ſich zum Schmauſe,
Er ſetzt ſich zum Braunen und thut, was er kann,
Und wer ihn da fordert, der kommt übel an.

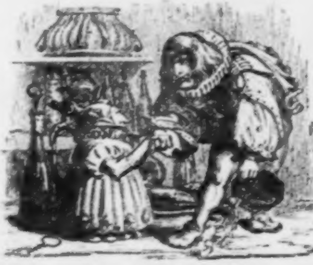
Doch ſelber der Murrkopf muß endlich belachen,
Was die Menſchen für närriſche Sachen thun machen,
Planiren, plattiren, plattiren, planiren,
Und am Ende da thun ſie noch gar appelliren.

Bei der erſten Halbe da iſt's mäuschenſtille,
Weil Keiner mit einer was anfangen wille,
Die zweite iſt kritiſch, die dritte muß ziegen,
Bei der vierten giebt's Schläg', daß die Haar davon fliegen.

Und wenn ich einſt ſterbe, ſo laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Hinunter in den Keller, wohl unter das Faß:
Lieg' gar nicht gern trocken, lieg' allweil gern naß.

Auf meinem Grabſteine, da könnt ihr einſt leſen,
Was ich für ein närriſcher Kauz bin geweſen,
Meiſtentheils beſoffen, zuweilen ein Narr,
Aber ein ehrlicher Kerl, und das letzte iſt rar!

Abſchied von der Kanne.



Ade' herzliebſtes Fräulein Kanne!
Lieb Jungfer Flaſche, nun Ade!
[illegible] ich [illegible] auch von Kanne,
Lebt' wohl, bis ich euch wiederſeh'!"

Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl. *)

Von Clemens Brentano.

Es war Sommers-Frühe, die Nachtigallen ſangen erſt ſeit wenigen Tagen durch die Straßen, und verſtummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte; der Nachtwächter rief die elfte Stunde an, da ſah ich, nach Hauſe gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Geſellen, die vom Biere kamen, um Jemand, der auf den Thürſtufen ſaß, verſammelt.

Eine alte Bäuerin ſaß auf der Treppe, und ſo lebhaft die Geſellen ſich um ſie bekümmerten, ſo wenig ließ ſie ſich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorſchlägen derſelben ſtören. Es hatte etwas ſehr Befremdendes, ja ſchier Großes, wie die gute alte Frau ſo ſehr wußte, was ſie wollte, daß ſie, als ſey ſie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es ſich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen ſchwarzen wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte ſich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

Was fehlt dieſer alten Frau? fragte ich einen der Anweſenden, da kamen Antworten von allen Seiten: Sie kommt ſechs Meilen Weges vom Lande, ſie kann nicht weiter, ſie weiß nicht Beſcheid in der Stadt, ſie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hin finden. Ich wollte ſie führen, ſagte Einer, aber es iſt ein weiter Weg und ich habe meinen Hausſchlüſſel nicht bei mir. Auch würde ſie das Haus nicht kennen, wo ſie hin will. Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben, ſagte ein Neuhinzugetretener. Sie will aber platterdings, antwortete der Erſte, ich habe es ihr längſt geſagt: ich wolle ſie nach Haus bringen, doch ſie redet ganz verwirrt, ja ſie muß wohl betrunken ſeyn. — Ich glaube, ſie iſt blödſinnig. Aber hier kann ſie doch in keinem Falle bleiben, wiederholte Jener, die Nacht iſt kühl und lang.

---

*) Von dieſer Geſchichte mußte für den Volks-Kalender hier und da Einiges weggelaſſen werden.

Während allem dieſem Gerede war die Alte, gerade als ob ſie taub und blind ſey, ganz ungeſtört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals ſagte: Hier kann ſie doch nicht bleiben, erwiederte ſie, mit einer wunderlich tiefen und ernſten Stimme:

Warum ſoll ich nicht hier bleiben, iſt dies nicht ein herzogliches Haus, ich bin acht und achtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von ſeiner Schwelle treiben. Drei Söhne ſind in ſeinem Dienſt geſtorben, und mein einziger Enkel hat ſeinen Abſchied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht ſterben, bis er in ſeinem ehrlichen Grab liegt.

Acht und achtzig Jahre und ſechs Meilen gelaufen! ſagten die Umſtehenden, ſie iſt müd' und kindiſch, in ſolchem Alter wird der Menſch ſchwach.

Mutter, ſie kann aber den Schnupfen kriegen und ſehr krank werden hier, und Langeweile wird ſie auch haben, ſprach nun einer der Geſellen und beugte ſich näher zu ihr.

Da ſprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

O laßt mir meine Ruhe, und ſeyd nicht unvernünftig; ich brauche keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es iſt ja ſchon ſpät an der Zeit, acht und achtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Menſch fromm iſt, und hat Schickſale, und kann beten, ſo kann er die Paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen.

Die Leute hatten ſich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da ſtanden, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und ſie ſich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen laſſen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Weſen der Bäuerin, ihr beſtimmter ernſter Ton, ihre Sicherheit im Leben, das ſie acht und achtzigmal mit ſeinen Jahreszeiten hatte zurückkehren ſehen, und das ihr nur wie ein Vorſaal im Bethauſe erſchien, hatten mich mannigfach erſchüttert. Was ſind alle Leiden, alle Begierden meiner Bruſt, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu ſuche ich Erquickung und Labung und von wem ſuche ich ſie und für wen? Alles was ich hier ſuche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, ſo ruhig wie dieſe gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauſes zubringen zu können, bis der Morgen erſcheint, und werde ich dann den Freund finden, wie ſie? Ach, ich werde die Stadt gar nicht erreichen, ich werde wegemüde ſchon in dem Sande vor dem Thore umſinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So ſprach ich zu mir ſelbſt und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich ſie halb laut mit geſenktem Kopfe vor ſich hin beten. Ich war wunderbar gerührt, und trat zu ihr hin und ſprach: Mit Gott, fromme Mutter, bete ſie auch ein wenig für mich! — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte ſagte hierauf ganz ruhig: Hab tauſend Dank, mein lieber Herr, daß Du mein Gebet erhört.

Ich glaubte, ſie ſpreche mit mir und ſagte: Mutter, habt ihr mich denn um Etwas gebeten? ich wüßte nicht.

Da fuhr die Alte überraſcht auf und ſprach: Lieber Herr, gehe er doch nach Haus und bete er fein und lege er ſich ſchlafen. Was zieht er ſo ſpät noch auf der Gaſſe herum, das iſt jungen Geſellen gar nichts nütze, denn der Feind geht um, und ſuchet, wo er ſich Einen erfange. Es iſt Mancher durch ſolch Nachtlaufen verdorben; wen ſucht er, den Herrn? der iſt in des Menſchen Herz, ſo er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gaſſe. Sucht er aber den Feind, ſo hat er ihn ſchon; gehe er hübſch nach Haus und bete er, daß er ihn los werde. Gute Nacht.

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich ganz ruhig nach der andern Seite, und ſteckte den Thaler in ihren Reiſeſack. Alles was die Alte that machte einen eigenthümlichen ernſten Eindruck auf mich, und ich ſprach zu ihr: Liebe Mutter, ihr habt wohl recht, aber ihr ſelbſt ſeyd es, was mich hier hält, ich hörte euch beten und wollte euch anſprechen, meiner dabei zu gedenken.

Das iſt ſchon geſchehen, ſagte ſie; als ich ihn ſo durch den Lindengang wandeln ſah, bat ich Gott: er möge euch gute Gedanken geben. Nun habe er ſie, und gehe er fein ſchlafen.

Ich aber ſetzte mich zu ihr nieder auf die Treppe, und ergriff ihre dürre Hand und ſagte: Laſſet mich hier bei euch ſitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher ihr ſeyd, und was ihr hier in der Stadt ſucht; ihr habt hier keine Hülfe, in eurem Alter iſt man Gott näher als den Menſchen; die Welt hat ſich verändert, ſeit ihr jung waret. —

Daß ich nicht wüßte, erwiederte die Alte, ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden; er iſt noch zu jung, da verwundert man ſich über Alles, mir iſt Alles ſchon ſo oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden anſehe, weil es Gott ſo treulich damit meinet. Aber man ſoll keinen guten Willen von ſich weiſen, wenn er einem auch gerade nicht Noth thut, ſonſt möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe er drum immer ſitzen, und ſehe er was er mir helfen kann. Ich will ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es ſind ſiebenzig Jahre, daß ich hier in dem Hauſe als Magd gedient habe, auf deſſen Schwelle ich ſitze, ſeitdem war ich nicht mehr in der Stadt. Was die Zeit herumgeht! es iſt als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend geſeſſen vor ſiebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der

Garde ſtand. Hier haben wir uns auch verſprochen. Wenn er hier — aber ſtill, da kömmt die Runde vorbei.

Da hob ſie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in ſchönen Mondnächten, vor der Thüre zu ſingen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes ſchöne alte Lied von ihr:

Wann der jüngſte Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn,
Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein ſitzen;
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem ſchönen Regenbogen,
Da kamen die falſchen Juden gegangen,
Die führten einſt unſern Herrn Chriſtum gefangen,
Die hohen Bäum' erleuchten ſehr,
Die harten Stein zerknirſchten ſehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. Ach, ſagte ſie, es iſt heute der ſechszehnte Mai, es iſt doch alles einerlei, gerade wie damals, nur haben ſie andere Mützen auf, und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut iſt! Der Offizier der Runde blieb bei uns ſtehen und wollte eben fragen, was wir hier ſo ſpät zu ſchaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Groſſinger, einen Bekannten in ihm erkannte. Ich ſagte ihm kurz den ganzen Handel, und er ſagte, mit einer Art von Erſchütterung: hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Roſe, — die er in der Hand trug — ſo alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu ſagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Lied getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können. Hiermit ſchieden wir, denn der Poſten der nahgelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: Wer da! Er ſagte mir noch, daß er die Wache am Schloſſe habe, ich ſolle ihn dort beſuchen. Ich ging zu der Alten zurück, und gab ihr die Roſe und den Thaler.

Die Roſe ergriff ſie mit einer rührenden Heftigkeit und befeſtigte ſie auf ihren Hut, indem ſie mit einer etwas feineren Stimme und faſt weinend die Worte ſprach:

Roſen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt ich viel Geld, das wäre gut,
Roſen und mein Liebchen.

Ich ſagte zu ihr: Ei Mütterchen, ihr ſeyd ja ganz munter geworden, und ſie erwiederte:

Munter, munter,
Immer bunter
Immer runder
Oben ſtund er,
Nun bergunter,
'S iſt kein Wunder

Schau' er, lieber Menſch, iſt es nicht gut, daß ich hier ſitzen geblieben, es iſt alles einerlei, glaub er mir; heut ſind es ſiebenzig Jahre, da ſaß ich hier vor der Thüre, ich war eine flinke Magd und ſang gern alte Lieder. Da ſang ich auch das Lied vom jüngſten Gericht wie heute, da die Runde vorbei ging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehn eine Roſe in den Schooß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erſte Bekanntſchaft mit meinem ſeeligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Roſe vorgeſteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar ſehr gefreut, daß mir heut wieder eine Roſe ward. Es iſt ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen ſoll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter ſind mir geſtorben, vorgeſtern hat mein Enkel ſeinen Abſchied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme ſich ſeiner! — und morgen verläßt mich eine andre gute Seele, aber was ſag' ich morgen, iſt es nicht ſchon Mitternacht vorbei?

Es iſt zwölfe vorüber, erwiederte ich, verwundert über ihre Rede.

Gott gebe ihr Troſt und Ruhe die vier Stündlein, die ſie noch hat, ſagte die Alte und ward ſtill, indem ſie die Hände faltete. Ich konnte nicht ſprechen, ſo erſchütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Weſen. Da ſie aber ganz ſtille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, ſagte ich zu ihr: Mutter, ſteckt den Thaler zu euch, ihr könntet ihn verlieren.

Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten ſchenken in ihrer letzten Noth! erwiederte ſie; den erſten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der ſoll ihn genießen. Ja ſeht, es iſt immer ein herrlicher Junge geweſen, und hielt etwas auf ſeinen Leib und auf ſeine Seele — ach Gott, auf ſeine Seele! — ich habe gebetet den ganzen Weg, es iſt nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burſchen war er immer der reinlichſte und fleißigſte in der Schule, aber auf die Ehre war er vor Allem ganz erſtaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer geſprochen: wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, ſo ſitzt ſie bei dem Finkel im Quartier. Er war unter den Uhlanen. Als er zum erſtenmal aus Frankreich zurück kam, erzählte er allerlei ſchöne Geſchichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein

Vater und ſein Stiefbruder waren bei dem Landſturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zuviel hatte, hatten ſie nicht genug. Gott verzeih mir meine ſchwere Sünde, ich will nicht ſchlecht von ihnen reden, Jeder hat ſein Bündel zu tragen: aber meine ſeelige Tochter, ſeine Mutter, hat ſich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, ſie konnte nicht erſchwingen, ſeine Schulden zu tilgen. Der Uhlan erzählte von den Franzoſen, und als der Vater und Stiefbruder ſie ganz ſchlecht machen wollten, ſagte der Uhlan: Vater, das verſteht ihr nicht, ſie haben doch viel Ehre im Leibe! Da ward der Stiefbruder tückiſch und ſagte: wie kannſt du deinem Vater ſo viel von der Ehre verſchwatzen? war er doch Unteroffizier im N...ſchen Regiment, und muß es beſſer als du verſtehn, der nur Gemeiner iſt. Ja, ſagte da der alte Finkel, der nun auch rebelliſch ward, das war ich, und habe manchen verlaufen Burſchen fünf und zwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzoſen in der Compagnie gehabt, die ſollten ſie noch beſſer gefühlt haben, mit ihrer Ehre. Die Rede that dem Uhlanen gar weh und er ſagte: ich will ein Stückchen von einem franzöſiſchen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir beſſer. Unterm vorigen König ſollten auf einmal die Prügel bei der franzöſiſchen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsminiſters wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih und Glied die Bekanntmachung mit ſtillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exzeß machte, wurde ſein Unteroffizier vorkommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geſchlagen hatte, ſtellte es vor ſich an die Erde, und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niederſank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurück genommen; ſeht Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leib hatte! — Ein Narr war es, ſprach der Bruder, — freß deine Ehre, wenn du Hunger haſt! brummte der Vater. Da nahm mein Enkel ſeinen Säbel und ging aus dem Haus und kam zu mir in mein Häuschen, und erzählte mir alles und weinte die bittern Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen; die Geſchichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich ſagte ihm doch immer zuletzt: Gieb Gott allein die Ehre! Ich gab ihm noch den Seegen, denn ſein Urlaub war am andern Tage aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Pathgen von mir auf dem Edelhof diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hauſen; — ſie werden auch wohl bald zuſammen kommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat ſeinen Abſchied ſchon genommen, mein Pathgen wird ihn heut erhalten, und die Ausſteuer hab' ich auch ſchon beiſammen, es ſoll auf der Hochzeit weiter Niemand ſeyn als ich. Da ward die Alte wieder ſtill und ſchien zu beten.

Als der Wächter Ein Uhr anrief, ſagte die Alte: nun habe ich noch zwei Stunden; ei, iſt er noch da, warum geht er nicht ſchlafen, er wird morgen nicht arbeiten können, und mit ſeinem Meiſter Händel kriegen. Von welchem Handwerk iſt er denn, mein guter Menſch!

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen ſollte, daß ich ein Schriftſteller ſey. Ich bin ein Geſtudierter durfte ich nicht ſagen, ohne zu lügen. Es iſt wunderbar, daß ein Deutſcher immer ſich ein wenig ſchämt, zu ſagen: er ſey ein Schriftſteller; zu Leuten aus den untern Ständen ſagt man es am ungernſten, weil dieſen gar leicht die Schriftgelehrten und Phariſäer aus der Bibel dabei einfallen. Ein ſogenannter Dichter iſt am übelſten daran, weil er meiſtens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es iſt auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profeſſion, der es nicht nur neben her iſt. Man kann ſehr leicht zu ihm ſagen: mein Herr, ein jeder Menſch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poeſie im Leibe, wer aber eines dieſer Glieder überfüttert, verfüttert, oder mäſtet, und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweig macht, der muß ſich ſchämen vor ſeinem ganzen übrigen Menſchen. Einer der von der Poeſie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänſeleber, ſie mag noch ſo gut ſchmecken, ſetzt doch immer eine kranke Gans voraus. Alle Menſchen, welche ihr Brod nicht im Schweiß ihres Angeſichts verdienen, müſſen ſich einigermaßen ſchämen, und das fühlt Einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er ſagen ſoll, er ſey ein Schriftſteller. So dachte ich allerlei, und beſann mich, was ich der Alten ſagen ſollte, welche über mein Zögern verwundert, mich anſchaute und ſprach:

Welch' ein Handwerk er treibt? frage ich, warum will er mir's nicht ſagen, treibt er kein ehrlich Handwerk, ſo greif er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er iſt doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will, meinethalben ſey er wer er will, ſag' er's wer er iſt! Wenn er bei Tage ſo hier ſäße, würde ich glauben, er ſey ein Lehnerich, ſo ein Tagedieb, der ſich an die Häuſer lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verſtändniß ſchlagen könnte: Liebe Mutter, ſagte ich, ich bin ein Schreiber. Nun, ſagte ſie, das hätte er gleich ſagen ſollen, er iſt alſo ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und ſchnelle Finger, und ein gutes Herz, ſonſt wird Einem drauf geklopft. Ein Schreiber iſt er? kann er mir dann wohl eine Bittſchrift aufſetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird, und nicht bei den vielen andern liegen bleibt?

Eine Bittſchrift, liebe Mutter, ſprach ich, kann ich ihr wohl aufſetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß ſie recht eindringlich abgefaßt ſeyn ſoll.

Nun das iſt brav von ihm, erwiederte ſie, Gott lohn' es ihm, und laſſe ihn älter werden, als mich, und gebe ihm auch in ſeinem Alter einen ſo geruhigen Muth und eine ſo ſchöne Nacht mit Roſen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der ihm eine Bittſchrift macht, wenn es ihm Noth thut. Aber jetzt gehe er nach Haus, lieber Freund, und kaufe er ſich einen Bogen Papier und ſchreibe er die Bittſchrift; ich will hier auf ihn warten, noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pathe, er kann mit gehen, ſie wird ſich auch freuen an der Bittſchrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte ſind wunderbar.

Nach dieſen Worten ward die Alte wieder ſtill, ſenkte den Kopf und ſchien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schoos. Sie weinte. Liebe Mutter, was fehlet euch, was thut euch ſo weh, ihr weinet, ſprach ich.

Nun warum ſoll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittſchrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft nichts, es iſt doch Alles viel, viel beſſer auf Erden, als wir Menſchen es verdienen, und gallenbittre Thränen ſind noch viel zu ſüße. Sehe er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke, wie doch Gott Alles ſo herrlich und wunderbar geſchaffen hat, aber der Menſch erkennt es nicht, und ein ſolch' Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber was ſitzt er denn immer da, gehe er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe er mir die Bittſchrift.

Liebe Mutter, ſagte ich, wie kann ich euch die Bittſchrift machen, wenn ihr mir nicht ſagt, was ich hinein ſchreiben ſoll.

Das muß ich ihm ſagen? erwiederte ſie, dann iſt es freilich keine Kunſt, und wundre ich mich nicht mehr, daß er ſich einen Schreiber zu nennen ſchämte, wenn man ihm alles ſagen ſoll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' er in die Bittſchrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen ſollen und daß ſie Einen nicht auf die Anatomie bringen ſollen, damit man ſeine Glieder beiſammen hat, wenn es heißt: ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn. Da fing ſie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnete, ein ſchweres Leid müſſe auf ihr laſten, aber ſie fühle bei der Würde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten ſich ſchmerzlich gerührt. Sie weinte ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat ſie nochmals, mir die ganze Veranlaſſung zu ihrer Reiſe in die Stadt zu erzählen, und ſie ſprach:

Mein Enkel, der Uhlan, von dem ich ihm erzählte, hatte doch mein Pathgen ſehr lieb, wie ich ihm vorher ſagte, und ſprach der ſchönen Annerl, wie die Leute ſie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und ſagte ihr immer, ſie ſolle auf ihre Ehre halten, und auch auf ſeine Ehre. Da kriegte denn das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Geſicht und in ihre Kleitung von der Ehre, ſie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles ſaß ihr knapper am Leibe und wenn ſie ein Burſche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder ſie etwa höher als den Steg der Baßgeige ſchwang, ſo konnte ſie bitterlich darüber bei mir weinen, und ſprach dabei immer: es ſey wider ihre Ehre. Wäre das Kind nur nicht ſtets ſo hinter der Ehre her geweſen, und hätte ſich lieber an unſren lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von ſich gelaſſen, in aller Noth, und hätte ſeinetwillen-Schande und Verachtung ertragen, ſtatt ihrer Menſchenehre. Der Herr hätte ſich gewiß erbarmt, und wird es auch noch, ach, ſie kommen gewiß zuſammen, Gottes Wille geſchehe!

Der Uhlan ſtand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geſchrieben, und wir glaubten ihn faſt todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hoſpital an einer ſchweren Bleſſur krank gelegen und als er wieder zu ſeinen Kammeraden kam, und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren ſein Stiefbruder ſo über's Maul gefahren: er ſey nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geſchichte von dem franzöſiſchen Unteroffizier und wie er ſeinem Annerl von der Ehre ſo viel geredet, als er Abſchied genommen. Da verlor er ſeine Ruhe und kriegte das Heimweh und ſagte zu ſeinem Rittmeiſter, der ihn um ſein Leid fragte: ach, Herr Rittmeiſter, es iſt als ob es mich mit den Zähnen nach Hauſe zöge. Da ließen ſie ihn heimreiten mit ſeinem Pferd, denn alle ſeine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und ſollte mit der Remonte wieder zurück kommen. Er eilte ſo ſehr er konnte, ohne ſeinem Pferde wehe zu thun, welches er beſſer pflegte, als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entſetzlich nach Hauſe zu eilen, es war der Tag vor dem Sterbetage ſeiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe ſie vor ſeinem Pferde her, und riefe: Kasper, thue mir eine Ehre an! Ach, ich ſaß an dieſem Tage auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre, ich hatte Blümlein Vergiß nicht mein in einen Kranz gebunden und an das eingeſunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte: hier will ich liegen, und da ſoll Kasper liegen, wenn ihm Gott ſein Grab in der Heimath ſchenkt, daß wir fein beiſammen ſind, wenn's heißt: Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt zum jüngſten Gerichte gehn! Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er ſo nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar ſehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an dieſen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von ſchönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab ſeiner Mutter zu ſchmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentage bewahren. —

Hier ward die Alte ſtill und ſchüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: den ſollte ſie ſich bis zu ihrem

Ehrentag bewahren, — fuhr ſie fort: wer weiß, ob ich es nicht erleben kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte! — Wozu, fragte ich, welch' Anliegen habt ihr denn, Mutter? da ſagte ſie ernſt: O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End nähme, was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre! und fuhr dann in ihrer Erzählung fort.

Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unſerm Dorfe angekommen, aber Morgens hatte ihm ſein Wirth im Stalle gezeigt, daß ſein Pferd gedrückt ſey, und dabei geſagt: mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre. Das Wort hatte Kasper tief empfunden, er legte deßwegen den Sattel hohl und leicht auf, that alles, ihm die Wunde zu heilen, und ſetzte ſeine Reiſe, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am ſpäten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unſerm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund ſeines Vaters kannte, ſprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gaſt aus der Fremde empfangen. Kasper zog ſein Pferd in den Stall, legte den Sattel und ſein Felleiſen in einen Winkel, und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß ſein Vater und ſein Stiefbruder geſund ſeyen und daß es recht gut mit ihnen gehe; ſie wären erſt geſtern mit Getreide auf der Mühle geweſen, ſein Vater habe ſich auf den Roß- und Ochſenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf ſeine Ehre, und gehe nicht mehr ſo zerriſſen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der ſchönen Annerl fragte, ſagte ihm der Müller: er kenne ſie nicht, aber wenn es die ſey, die auf dem Roſenhof gedient habe, die hätte ſich, wie er gehört, in der Hauptſtadt vermiethet, weil ſie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei ſey; ſo habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Roſenhof gehört. Das freute den Kasper auch; wenn es ihm gleich leid that, daß er ſie nicht gleich ſehen ſollte, ſo hoffte er ſie doch in der Hauptſtadt bald recht fein und ſchmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre ſey, mit ihr am Sonntag ſpazieren zu gehn. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich, ſie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufſchütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberſtube zu Bett, und legte ſich ſelbſt unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnſucht nach der Heimath ließen den guten Kasper, wenn er gleich ſehr müde war, nicht feſt einſchlafen. Er war ſehr unruhig und dachte an ſeine ſeelige Mutter und an das ſchöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorſtehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entſchlummerte er endlich leiſ' und wurde von ängſtlichen Träumen oft aufgeſchreckt; es war ihm mehrmals: als trete ſeine ſeelige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hülfe, dann war es ihm, als ſey er geſtorben und würde begraben, gehe aber ſelbſt zu Fuße als Todter mit zu Grabe, und ſchön Annerl gehe ihm zur Seite; er weine heftig, daß ihn ſeine Kammeraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, ſey ſein Grab neben dem ſeiner Mutter; und Annerls Grab ſey auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er ſich umgeſchaut und Niemand mehr geſehen als mich, und die Annerl, die habe einer an der Schürze ins Grab geriſſen, und er ſey dann auch ins Grab geſtiegen, und habe geſagt: Iſt denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir in's Grab ſchießen will als einem braven Soldaten, und da habe er ſein Piſtol gezogen und ſich ſelbſt in's Grab geſchoſſen. Ueber dem Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm als klirrten die Fenſter davon, er ſah um ſich in der Stube, da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöſe in der Mühle und Geſchrei durch das Geklapper. Er ſprang aus dem Bett, und griff nach ſeinem Säbel, in dem Augenblick ging ſeine Thüre auf, und er ſah beim Vollmondſchein zwei Männer mit berußten Geſichtern mit Knitteln auf ſich zuſtürzen, aber er ſetzte ſich zur Wehre, und hieb den Einen über den Arm, und ſo entflohen Beide, indem ſie die Thüre, welche nach außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter ſich verriegelten. Kasper verſuchte umſonſt ihnen nach zu kommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thüre einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehgeſchrei des Müllers, den er geknebelt zwiſchen den Kornſäcken liegend fand. Kasper band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach ſeinem Pferde und Felleiſen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller ſein Unglück, daß ihm all ſein Haab und Gut, und das ihm anvertraute Pferd geſtohlen ſey, über welches letztere er ſich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber ſtand mit einem vollen Geldſack vor ihm, er hatte ihn in der Oberſtube aus dem Schranke geholt und ſagte zu dem Uhlan: Lieber Kasper, ſey er zufrieden, ich verdanke ihm die Rettung meines Vermögens, auf dieſen Sack, der oben in ſeiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und ſeiner Vertheidigung danke ich Alles, mir iſt nichts geſtohlen; die ſein Pferd und ſein Felleiſen im Stall fanden, müſſen ausgeſtellte Diebeswachen geweſen ſeyn, ſie zeigten durch die Schüſſe an, daß Gefahr da ſey, weil ſie wahrſcheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavalleriſt im Hauſe herberge. Nun ſoll er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld ſparen, ihm ſeinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, ſo will ich ihm einen kaufen, ſo theuer er ſeyn mag. Kasper ſagte: geſchenkt nehme ich nichts, das iſt gegen meine Ehre, aber wenn er mir im Nothfall ſiebzig Thaler vorſchießen will, ſo kriegt er meine Verſchreibung, ich ſchaffe ſie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden ſie einig, und der Uhlan trennte ſich von ihm, um nach ſeinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um ſeine Frau und ſeinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorfe in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

Er kann ſich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kasper den Weg nach unſerm Dorfe eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte ſtolz einreiten wollen; ein und funfzig Thaler, die er erbeutet hatte, ſein Patent als Unteroffizier, ſein Urlaub, und die Kränze auf ſeiner Mutter Grab und für die ſchöne Annerl waren ihm geſtohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muthe, und ſo kam er um ein Uhr in der Nacht in ſeiner Heimath an, und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, deſſen Haus das erſte vor dem Dorfe iſt. Er ward eingelaſſen und machte ſeine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er ſolle gleich zu ſeinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe ſey, der Pferde habe, und ſolle mit dieſem und ſeinem Bruder in der Gegend herum patroulliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme, indeſſen wolle er andre Leute zu Fuß ausſenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umſtände vernehmen. Kasper ging nur von dem Gerichtshalter weg, nach dem väterlichen Hauſe; da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenſter hörte: daß ich ein geiſtliches Lied ſang, wie ich denn vor Gedanken an ſeine ſeelige Mutter nicht ſchlafen konnte, ſo pochte er an und ſagte: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, liebe Großmutter, Kasper iſt hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich ſtürzte an das Fenſter, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir ſein Unglück mit großer Eile und ſagte, welchen Auftrag er an ſeinen Vater vom Gerichtshalter habe, er müſſe drum jetzt gleich hin, um den Dieben nach zu ſetzen, denn ſeine Ehre hänge davon ab, daß er ſein Pferd wieder erhalte.

Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte ſchwere Gerichte, die ihm bevorſtanden. Thue deine Pflicht, und gieb Gott allein die Ehre, ſagte ich; und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfs liegt. Ich ſank, als er fort war, auf die Kniee, und betete zu Gott, er möge ihn doch in ſeinen Schutz nehmen, ach, ich betete mit einer Angſt wie niemals, und mußte dabei immer ſagen: Herr, dein Wille geſchehe wie im Himmel ſo auf Erden.

Der Kasper lief zu ſeinem Vater mit einer entſetzlichen Angſt. Er ſtieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Plumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er ſtand ſtill, er ſah im Mondſchein, daß zwei Männer ſich wuſchen, es wollte ihm das Herz brechen; der Eine ſprach: das verfluchte Zeug geht nicht herunter, da ſagte der Andre: komm' erſt in den

Stall, dem Gaul den Schwanz abzuſchlagen und die Mähnen zu verſchneiden. Haſt du das Felleiſen auch tief genug unterm Miſt begraben? Ja, ſagte der Andre. Da gingen ſie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Raſender, ſprang hervor und ſchloß die Stallthüre hinter ihnen und ſchrie: Im Namen des Herzogs! ergebt euch, wer ſich widerſetzt, den ſchieße ich nieder! Ach, da hatte er ſeinen Vater und ſeinen Stiefbruder als die Räuber ſeines Pferdes gefangen. Meine Ehre, meine Ehre iſt verloren! ſchrie er, ich bin der Sohn eines ehrloſen Diebes. Als die Beiden im Stall dieſe Worte hörten, iſt ihnen bös zu Muthe geworden, ſie ſchrien: Kasper, lieber Kasper um Gotteswillen, bringe uns nicht in's Elend, Kasper du ſollſt ja alles wieder haben, um deiner ſeeligen Mutter willen, deren Sterbetag heute iſt, erbarme dich deines Vaters und Bruders. Kasper aber war wie verzweifelt, er ſchrie nur immer: meine Ehre, meine Pflicht, und da ſie nun mit Gewalt die Thüre erbrechen wollten, und ein Fach in der Lehmwand einſtoßen, um zu entkommen; ſchoß er ein Piſtol in die Luft, und ſchrie: Hülfe, Hülfe, Diebe, Hülfe! Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche ſchon heran nahten, um ſich über die verſchiedenen Wege zu bereden, auf denen ſie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, ſtürzten auf den Schuß und das Geſchrei in's Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn ſolle ihm die Thüre öffnen, der aber ſagte: ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen. Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper ſagte: um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder ſind ſelbſt die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! hier im Stalle habe ich ſie gefangen, mein Felleiſen liegt im Miſte vergraben. Da ſprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und ſeinen Sohn und ſchleppten ſie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleiſen hervor und nahm die zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab ſeiner Mutter. Der Tag war angebrochen; ich war auf der Wieſe geweſen, und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümlein Vergiß nicht mein geflochten, ich dachte: er ſoll mit mir das Grab ſeiner Mutter ſchmücken, wenn er von ſeinem Ritt zurück kommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag, und am liebſten alleine bin, ſo ging ich um's Dorf herum nach dem Kirchhof. Da fiel ein Schuß, ich ſah den Dampf in die Höhe ſteigen, ich eilte auf den Kirchhof, o du lieber Heiland! erbarme dich ſein. Kasper lag todt auf dem Grabe ſeiner Mutter, er hatte ſich die Kugel durch das Herz geſchoſſen, auf welches er ſich das Kränzlein, das er für ſchön Annerl mitgebracht, am Knopfe befeſtigt hatte, durch dieſen Kranz hatte er ſich in's Herz geſchoſſen. Den Kranz für die Mutter hatte er ſchon an das Kreuz befeſtigt. Ich meinte die Erde thäte ſich unter mir auf bei dem Anblick, ich ſtürzte über ihn hin und ſchrie immer: Kasper, o du unglückſeeliger Menſch, was haſt du gethan? ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt, o warum habe ich dich von mir gelaſſen, ehe ich dir alles geſagt, Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder ſagen, wenn ſie dich ſo finden. Ich wußte nicht, daß er ſich wegen dieſen das Leid angethan, ich glaubte es habe eine ganz andere Urſache. Da kam es noch ärger; der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und ſeinen Sohn mit Stricken gebunden, der Jammer erſtickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort ſprechen. Der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel nicht geſehn? ich zeigte hin wo er lag, er trat zu ihm, er glaubte er weine auf dem Grabe, er ſchüttelte ihn, da ſah er das Blut niederſtürzen. Jeſus Marie! rief er aus, der Kasper hat Hand an ſich gelegt. Da ſahen die beiden Gefangenen ſich ſchrecklich an; man nahm den Leib des Kaspers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hauſe des Gerichtshalters, es war ein Wehgeſchrei im ganzen Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der ſchrecklichſte Weg in meinem Leben!

Da ward die Alte wieder ſtill und ich ſagte zu ihr: Liebe Mutter, euer Leid iſt entſetzlich, aber Gott hat euch auch recht lieb; die er am härteſten ſchlägt, ſind ſeine liebſten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was euch bewogen hat, den weiten Weg hieher zu gehen, und um was ihr die Bittſchrift einreichen wollt?

Ei, das kann er ſich doch wohl denken, fuhr ſie ganz ruhig fort, um ein ehrliches Grab für Kasper und die ſchöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentag mitbringe, es iſt ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, ſeh' er einmal.

Da zog ſie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage ſehen, daß er vom Pulver geſchwärzt und mit Blut beſprengt war. Ich war ganz zerriſſen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Feſtigkeit, womit ſie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, ſagte ich: wie werdet ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß ſie nicht gleich vor Schrecken todt niederſinkt, und was iſt denn das für ein Ehrentag, zu welchem ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringet?

Lieber Menſch, ſprach ſie, komme er nur mit, er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geſchwind fort, ſo werden wir ſie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will ihm unterwegs noch alles erzählen.

Nun ſtand ſie auf, und betete ihren Morgenſegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte ſie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die ſtillen Gaſſen.

Seh er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und ſein Sohn eingeſperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsſtube; der todte Kasper wurde auf einen Tiſch gelegt und mit ſeinem Uhlanenmantel bedeckt herein getragen, und nun mußte ich alles dem Gerichtshalter ſagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute Morgen durch das Fenſter geſagt hatte. Das ſchrieb er alles auf ſein Papier nieder, das vor ihm lag; dann ſah er die Schreibtafel durch, die ſie bei Kasper gefunden; da ſtanden mancherlei Rechnungen drinn, einige Geſchichten von der Ehre und auch die von dem franzöſiſchen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleiſtift etwas geſchrieben. Da gab mir die Alte die Brieftaſche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: Auch ich kann meine Schande nicht überleben; mein Vater und mein Bruder ſind Diebe, ſie haben mich ſelbſt beſtohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte ſie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürſten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen; ach! bitte doch Jederman für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erſchoſſen, ſoll die Großmutter der ſchönen Annerl ſchicken und ſie von mir grüßen, ach! ſie thut mir leid durch Mark und Bein, aber ſie ſoll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn ſie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe ſchöne Annerl, mögeſt du nicht ſo ſehr erſchrecken über mich, gieb dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warſt, ſo rede nicht ſchlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir ſo viele Mühe gegeben: in Ehren zu bleiben mein Leben lang, ich war ſchon Unteroffizier und hatte den beſten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlaſſen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der ſeinen Vater aus Ehre ſelbſt fangen und richten laſſen muß, kann ſeine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu geweſen, ſo Gott mir gnädig ſey! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der ſchlechter wäre, als ich; und wenn du kannſt, ſo bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte, und wenn du hier in unſerm Ort ſterben ſollteſt, ſo laſſe dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da ſind wir Alle beiſammen. Ich habe funfzig Thaler in meinem Felleiſen, die ſollen auf Intereſſen gelegt werden für dein erſtes Kind. Meine ſilberne Uhr ſoll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog, dieſe meine Brieftaſche gehört dein. Adies herztauſender Schatz, Adies liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl — Gott erbarme ſich meiner — ach, meine Verzweiflung iſt groß!

Ich konnte dieſe letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menſchen nicht ohne bittere Thränen leſen. — Der Kasper muß ein gar guter Menſch geweſen ſeyn, liebe Mutter, ſagte ich zu der Alten, welche nach dieſen Worten ſtehen blieb und meine Hand drückte mir mit tief bewegter Stimme ſagte: ja, es war der beſte Menſch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht ſchreiben ſollen, die bringen ihn um ſein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn er hierin nur helfen könnte.

Wie ſo, liebe Mutter? fragte ich, was können dieſe letzten Worte dazu beitragen. Ja gewiß, erwiederte ſie, der Gerichtshalter hat es mir ſelbſt geſagt. Es iſt ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbſtmörder aus Melancholie ehrlich ſollen begraben werden, alle aber, die aus Verzweiflung Hand an ſich gelegt, ſollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir geſagt, daß er den Kasper, weil er ſelbſt ſeine Verzweiflung eingeſtanden, auf die Anatomie ſchicken müſſe.

Seyd nur getröſtet, liebe Mutter, ſagte ich, unſer Herzog iſt ein ſo guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß ſein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiederte die Alte; ſehe er nun, lieber Menſch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftaſche und den Kranz für die ſchöne Annerl, und ſo bin ich denn geſtern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Troſt noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper iſt zu rechter Zeit geſtorben, hätte er alles gewußt, er wäre närriſch geworden vor Betrübniß.

Was iſt es denn nun mit der ſchönen Annerl? fragte ich die Alte, bald ſagt ihr: ſie habe nur noch wenige Stunden, bald ſprecht ihr von ihrem Ehrentag, und ſie werde Troſt gewinnen durch eure traurige Nachricht; ſagt mir doch alles heraus, will ſie Hochzeit halten mit einem Andern, iſt ſie todt, krank? Ich muß Alles wiſſen, damit ich es in die Bittſchrift ſetzen kann.

Da erwiederte die Alte: Ach, lieber Schreiber, es iſt nun ſo, Gottes Wille geſchehe! ſehe er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper ſich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig, ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott ſich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich ſage ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich ſtürzten und mir das Herz gewiß abgeſtoßen hätten, die zerbrachen an dieſem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will ihm etwas erzählen, das iſt betrübt:

Als mein Pathgen, die ſchöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Baſe von mir war und ſieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Wittwe eines armen Bauern, und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen ſeines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in ſolch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines

Mordes gefangen ſaß. Das erfuhr meine Baſe auf ihrem Krankenlager und es that ihr ſo weh, daß ſie täglich ſchlimmer wurde und endlich in ihrer Todesſtunde, als ſie mir die liebe ſchöne Annerl als mein Pathgen übergab, und Abſchied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir ſagte: Liebe Anne Margreth, wenn du durch das Städtchen kommſt, wo der arme Jürge gefangen liegt, ſo laſſe ihm ſagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett: er ſolle ſich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde und daß ich ihn ſchön grüßen laſſe. — Bald nach dieſen Worten ſtarb die gute Baſe, und als ſie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahr alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

Ich mußte durch das Städtchen, wo der Jäger Jürge gefangen ſaß; da kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meiſter Franz berühmt war als ein Viehdoktor, ſollte ich einige Arznei mitnehmen für unſern Schulzen.

Da trat der Bürgermeiſter des Städtchens herein, der dem Scharfrichter ankündigte: daß morgen früh um ſechs Uhr der Jäger Jürge ſolle geköpft werden; und da der Bürgermeiſtet mich gefragt, wer ich ſey, wo ich her komme und hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Baſe erzählt hatte, und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, ſagte er mir: ihr ſollt ihn ausrichten, ich will euch ſelbſt zu ihm führen, er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in ſeinen letzten Stunden rühren. Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf ſeinen Wagen, der vor der Thür hielt und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

Er hieß mich zu ſeiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Eſſen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder; und als ich dem die letzten Worte meiner Baſe erzählte, fing er bitterlich an zu weinen, und ſchrie: ach Gott! wenn ſie mein Weib geworden, wäre es nicht ſo weit mit mir gekommen. Dann begehrte er, man ſolle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das verſprach ihm der Bürgermeiſter, und lobte ihn wegen ſeiner Sinnesveränderung und fragte ihn: ob er vor ſeinem Tode noch einen Wunſch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da ſagte der Jäger Jürge: ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß ſie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer ſeeligen Baſe bei meinem Rechte zugegen ſeyn mögen, das wird mir das Herz ſtärken in meiner letzten Stunde. Da bat mich der Bürgermeiſter, und ſo graulich es mir war, ſo konnte ich es dem armen elenden Menſchen nicht abſchlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich verſprechen und er ſank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeiſter ging dann mit mir zu ſeinem Freunde dem Pfarrer, dem ich nochmals Alles erzählen mußte, ehe er ſich in's Gefängniß begab.

Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeiſters Haus ſchlafen, und am andern Morgen ging ich den ſchweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich ſtand neben dem Bürgermeiſter im Kreis, und ſah wie er das Stäblein brach; da hielt der Jäger Jürge noch eine ſchöne Rede und alle Leute weinten, und er ſah mich und die kleine Annerl, die vor mir ſtand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meiſter Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden, und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesſtreich. Ich war niedergeſunken vor Schreck, das Annerl ſchrie entſetzlich. Der Bürgermeiſter ließ mich und das Kind nach ſeinem Hauſe fahren; da ſchenkte mir ſeine Frau noch Kleider für mich und das Kind, denn die unſern waren von Jürge's Blut beſprützt. Am Abend kam der Pfarrer in's Haus und redete mir lange zu: daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen ſollte; und dann ſchenkte er mir noch eine ſchöne Bibel für das Annerl, die ſie noch hat, und dann ließ uns der gute Bürgermeiſter, am andern Morgen, noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, dir allein ſey die Ehre! Arme Annerl! — ſagte die Alte und ſchwieg.

Eine ſchauerliche Ahnung ergriff mich. Um Gottes willen, Mutter, rief ich aus, was iſt es mit der armen Annerl geworden?

Heut wird ſie gerichtet, ſagte die Alte; aber ſie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinn, ſie war zu Schanden gekommen aus Ehrſucht, ſie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat ſie ſitzen laſſen, ſie hat ihr Kind erſtickt, ach, ſie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe verſprochen, und geſagt: der Kaſper ſey in Frankreich geblieben; dann iſt ſie verzweifelt und hat das Böſe gethan, und hat ſich ſelbſt bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird ſie gerichtet. Sie hat mir geſchrieben: ich möchte noch zu ihr kommen, das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kaſper bringen, und die Roſe, die ich heut Nacht erhalten, das wird ſie tröſten. Ach, lieber Schreiber, wenn er es nur in der Bittſchrift auswirken kann: daß ihr Leib und auch der Kaſper dürfen auf unſern Kirchhof gebracht werden.

Alles, alles will ich verſuchen! rief ich aus, gleich will ich nach dem Schloſſe laufen; mein Freund, der ihr die Roſe gab, hat die Wache dort, er ſoll mir den Herzog wecken, ich will vor ſein Bett knien, und ihn um Pardon für Annerl bitten.

Pardon? ſagte die Alte kalt; hör' er, lieber Freund, Gerechtigkeit iſt beſſer als Pardon, was hilft aller Pardon auf Erden, wir müſſen doch alle vor das Gericht:

Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn.

Seht, ſie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn ſie den Vater des Kindes nennen wolle, aber das Annerl hat geſagt: Ich habe ſein Kind ermordet und will ſterben, und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne. Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Gehe er zum Herzog, und bitte er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe er gleich, ſeh' er: dort geht der Herr Pfarrer in's Gefängniß, ich will ihn anſprechen, daß er mich mit hinein zum ſchönen Annerl nimmt. Wenn er ſich eilt, ſo kann er uns draußen am Gerichte vielleicht den Troſt noch bringen: mit dem ehrlichen Grab für Kasper und Annerl.

Unter dieſen Worten waren wir mit dem Prediger zuſammen getroffen, die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen und er nahm ſie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schloſſe, und es machte mir einen tröſtenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Groſſingers Hauſe vorüberſtürzte, und aus einem offnen Fenſter des Gartenhauſes eine liebliche Stimme zur Laute ſingen hörte:

Die Gnade ſprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünſcht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Roſen giebt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil ſie die Gnade liebt.

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! ein hundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Roſen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: ach Gott, das iſt die Gnade. Als ich um die Ecke bog, ſah ich einen Mann, der ſich in ſeinen Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorüber eilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht geſehen zu werden. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich ſah und hörte nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und ſtürzte durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott ſey Dank, der Fähndrich, Graf Groſſinger, der unter den blühenden Kaſtanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir ſchon entgegen.

Lieber Graf, ſagte ich mit Ungeſtüm, ſie müſſen mich gleich zum Herzog bringen, gleich auf der Stelle, oder alles iſt zu ſpät, alles iſt verloren!

Er ſchien verlegen über dieſen Antrag und ſagte: Was fällt Ihnen ein, zu dieſer ungewohnten Stunde! Es iſt nicht möglich, kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorſtellen.

Mir brannte der Boden unter den Füßen; jetzt, rief ich aus, oder nie! es muß ſeyn, es betrifft das Leben eines Menſchen.

Es kann jetzt nicht ſeyn, erwiederte Groſſinger ſcharf abſprechend, es betrifft meine Ehre, es iſt mir unterſagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun.

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln; ich dachte an Kaspers Ehre, an Annerls Ehre und ſagte: die vermaledeite Ehre, gerade um die letzte Hülfe zu leiſten, welche ſo eine Ehre übrig gelaſſen, muß ich zum Herzoge, Sie müſſen mich melden oder ich ſchreie laut nach dem Herzog.

So Sie ſich rühren, ſagte Groſſinger heftig, laſſe ich Sie in die Wache werfen, Sie ſind ein Phantaſt, Sie kennen keine Verhältniſſe.

O ich kenne Verhältniſſe, ſchreckliche Verhältniſſe! ich muß zum Herzoge, jede Minute iſt unerſetzlich! verſetzte ich, wollen Sie mich nicht gleich melden, ſo eile ich allein zu ihm.

Mit dieſen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einen Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieſer Treppe eilend bemerkte. Groſſinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich dieſen nicht ſehen ſollte. Was machen Sie, Thörigter, flüſterte er mir zu, ſchweigen Sie, ruhen Sie, Sie machen mich unglücklich.

Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging? ſagte ich; er kann nichts Dringenderes vor zu bringen haben, als ich. Ach, es iſt ſo dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schickſal eines unglücklichen verführten armen Geſchöpfs.

Groſſinger erwiederte: Sie haben den Mann hinauf gehen ſehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, ſo kommen ſie vor meine Klinge; gerade, weil Er hinauf ging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geſchäfte mit ihm.

Da erleuchteten ſich die Fenſter des Herzogs. Gott, er hat Licht, er iſt auf! ſagte ich, ich muß ihn ſprechen, um des Himmels willen, laſſen Sie mich, oder ich ſchreie Hülfe.

Groſſinger faßte mich beim Arm, und ſagte: Sie ſind betrunken, kommen Sie in die Wache; ich bin Ihr Freund, ſchlafen Sie aus, und ſagen Sie mir das Lied, das die Alte heut Nacht an der Thüre ſang, als ich die Runde vorüber führte, das Lied intereſſirt mich ſehr.

Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge ſprechen! rief ich aus.

Wegen der Alten? verſetzte Groſſinger, wegen der ſprechen Sie mit mir, die großen Herren haben keinen Sinn für ſo etwas, geſchwind kommen Sie nach der Wache.

Er wollte mich fortziehen, da ſchlug die Schloßuhr halb Vier, der Klang ſchnitt mir wie ein Schrei der Noth durch die Seele, und ich ſchrie aus voller Bruſt zu den Fenſtern des Herzogs hinauf:

Hülfe! um Gottes willen, Hülfe für ein elendes, verführtes Geſchöpf! Da ward Groſſinger wie unſinnig, er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er ſtieß mich in den Nacken, er ſchimpfte, ich fühlte, ich hörte nichts. Er rief nach er Wache, der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich greifen, aber in dem Augenblick ging des Herzogs Fenſter auf, d es rief herunter

Fähndrich Graf Groſſinger, was iſt das für ein Skandal? ingen Sie den Menſchen herauf, gleich auf der Stelle!

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich ſtürzte die Treppe inauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen d unwillig aufſtehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, d doch einen Schlafrock, den er ſorgfältig über der Bruſt zuſammen hielt.

Ich trug dem Herzog Alles, was mir die Alte von dem Selbſtmorde des Uhlans, von der Geſchichte der ſchönen Annerl erzählt tte, ſo gedrängt vor, als es die Noth erforderte, und flehte ihn enigſtens um den Aufſchub der Hinrichtung auf wenige Stunden, d um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn nade unmöglich ſey. — Ach, Gnade, Gnade! rief ich aus, indem h den gefundenen weißen Schleier voll Roſen aus dem Buſen zog; ieſer Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, ſchien ir Gnade zu verheißen.

Der Herzog griff mit Ungeſtüm nach dem Schleier, und war ftig bewegt, er drückte den Schleier in ſeinen Händen und als h die Worte ausſprach: Euer Durchlaucht, dieſes arme Mädchen iſt ein Opfer falſcher Ehrſucht; ein Vornehmer hat ſie verführt, d ihr die Ehe verſprochen, ach, ſie iſt ſo gut, daß ſie lieber ſterben will als ihn nennen — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen, und ſagte: Schweigen Sie, ums Himmels willen, ſchweigen Sie — und nun wendete er ſich zu dem Fähndrich, der an der Thüre ſtand, und ſagte mit dringender Eile: Fort, eilend zu Pferde mit dieſem Menſchen hier; reiten Sie das Pferd todt; nur nach dem Gerichte hin: heften Sie dieſen Schleier an ihren Degen, winken und ſchreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach.

Groſſinger nahm den Schleier; er war ganz verwandelt, er ſah aus wie ein Geſpenſt vor Angſt und Eile; wir ſtürzten in den Stall, ſaßen zu Pferde und ritten im Gallop, er ſtürmte wie ein Wahnſinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an ſeine Degenſpitze heftete, ſchrie er: Herr Jeſus, meine Schweſter! Ich verſtand nicht was er wollte. Er ſtand hoch im Bügel, und wehte nd ſchrie: Gnade, Gnade! wir ſahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht verſammelt. Mein Pferd ſcheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein ſchlechter Reiter, ich konnte den Groſſinger nicht einholen, er flog im ſchnellſten Karriere; ich ſtrengte alle Kräfte an. Trauriges Schickſal! die Artillerie exerzierte in der Nähe, der Kanonendonner machte es unmöglich, unſer Geſchrei aus der Ferne zu hören. Groſſinger ſtürzte, das Volk ſtob aus einander, ich ſah in den Kreis, ich ſah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwertblitz des Richters! — Ich ſprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. Pardon

Pardon! ſchrie Groſſinger und ſtürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis, wie ein Raſender, aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der ſchönen Annerl entgegen, das ihn wehmüthig anlächelte. Da ſchrie er: Gott ſey mir gnädig! und fiel auf die Leiche hin zur Erde, tödtet mich, tödtet mich ihr Menſchen, ich habe ſie verführt, ich bin ihr Mörder!

Eine rächende Wuth ergriff die Menge; die Weiber und Jungfrauen drangen heran und riſſen ihn von der Leiche, und traten ihn mit Füßen, er wehrte ſich nicht; die Wachen konnten das wüthende Volk nicht bändigen. Da erhob ſich das Geſchrei: der Herzog, der Herzog! er kam im offnen Wagen gefahren, ein blutjunger Menſch, den Hut tief in's Geſicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, ſaß neben ihm. Die Menſchen ſchleifen Groſſinger herbei; Jeſus, mein Bruder! ſchrie der junge Offizier mit der weiblichſten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog ſprach beſtürzt zu ihm: ſchweigen Sie! er ſprang aus dem Wagen, der junge Menſch wollte folgen, der Herzog drängte ihn ſchier unſanft zurück, aber ſo beförderte ſich die Entdeckung: daß der junge Menſch die, als Offizier verkleidete Schweſter Groſſingers ſey. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Groſſinger in den Wagen legen, die Schweſter nahm keine Rückſicht mehr, ſie warf ihren Mantel über ihn; Jedermann ſah ſie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen, aber er ſammelte ſich, und befahl: den Wagen ſogleich umzuwenden, und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieſes Ereigniß hatte die Wuth der Menge einigermaßen geſtillt. Der Herzog ſagte laut zu dem wachthabenden Offizier: die Gräfin Groſſinger hat ihren Bruder an ihrem Hauſe vorbei reiten ſehen, den Pardon zu bringen und wollte dieſem freudigen Ereigniß beiwohnen; als ich zu demſelben Zwecke vorüber fuhr, ſtand ſie am Fenſter, und bat mich, ſie in meinem Wagen mit zu nehmen, ich konnte es dem gutmüthigen Kinde nicht abſchlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufſehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überraſcht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Skandal gemacht. Aber wie konnten ſie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Groſſinger nicht vor dem Pöbel ſchützen? es iſt ein gräßlicher Fall: daß er, mit dem Pferde ſtürzend, zu ſpät kam, er kann doch aber nichts dafür; ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und beſtraft wiſſen.

Auf dieſe Rede des Herzogs erhob ſich ein allgemeines Geſchrei: Er iſt der Verführer, der Mörder der ſchönen Annerl geweſen, er hat es ſelbſt geſagt, der Elende!

Als dies von allen Seiten hertönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtsperſonen es beſtätigten, war der Herzog ſo tief erſchüttert, daß er nichts ſagte, als: Entſetzlich, entſetzlich, o der elende Menſch!

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis, er wollte die Leiche der ſchönen Annerl ſehen. Sie lag auf dem grünen Raſen in einem ſchwarzen Kleide mit weißen Schleifen, die alte Großmutter, welche ſich um alles was vorging nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt, und war beſchäftigt ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geſchenkt hatte, das goldene Kränzlein band ſie ihr auf den Kopf, und ſteckte die Roſe vor die Bruſt, welche ihr Groſſinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wiſſen, wem er ſie gab.

Der Herzog ſprach bei dieſem Anblick: Schönes, unglückliches Annerl! ſchändlicher Verführer, du kamſt zu ſpät! — arme alte Mutter, du biſt ihr allein treu geblieben, bis in den Tod. Als er mich bei dieſen Worten in ſeiner Nähe ſah, ſprach er zu mir: Sie ſagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kaſper, haben Sie ihn bei ſich? Da wendete ich mich zu der Alten und ſagte: Arme Mutter, gebt mir die Brieftaſche Kaſpers; Se. Durchlaucht wollen ſeinen letzten Willen leſen.

Die Alte, welche ſich um nichts bekümmerte, ſagte mürriſch: Iſt er auch wieder da? er hätte lieber ganz zu Hauſe bleiben können. Hat er die Bittſchrift? jetzt iſt es zu ſpät, ich habe dem armen Kinde den Troſt nicht geben können, daß ſie zu Kaſper in ein ehrliches Grab ſoll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber ſie hat mir nicht geglaubt.

Der Herzog unterbrach ſie und ſprach: Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter, der Menſch hat ſein Möglichſtes gethan, der Sturz des Pferdes iſt an Allem ſchuld, aber ſie ſoll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kaſper, der ein braver Kerl war, es ſoll ihnen Beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: Gebt Gott allein die Ehre! der Kaſper ſoll als Fähndrich begraben werden, ſeine Schwadron ſoll ihm dreimal in's Grab ſchießen, und des Verderbers Groſſinger Degen ſoll auf ſeinen Sarg gelegt werden.

Nach dieſen Worten ergriff er Groſſingers Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und ſprach: Dieſer unglückliche Schleier, der ihr ſo gern Gnade gebracht hätte, ſoll ihr die Ehre wiedergeben, ſie iſt ehrlich und begnadigt geſtorben, der Schleier ſoll mit ihr begraben werden.

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Beſtattung des Uhlanen und dieſes armen Mädchens bei der Parade empfangen.

Nun las er auch die letzten Worte Kaſpers laut mit vieler Rührung, die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen ſeine Füße, als wäre ſie das glücklichſte Weib. Er ſagte zu ihr, gebe ſie ſich zufrieden, ſie ſoll eine Penſion haben bis an ihr ſeeliges Ende, ich will ihrem Enkel und der Annerl einen Denkſtein ſetzen laſſen. Nun befahl er dem Prediger, mit der Alten und einem

Sarge, in welchen die Gerichtete gelegt wurde, nach ſeiner Wohnung zu fahren, und ſie dann nach ihrer Heimath zu bringen und das Begräbniß zu beſorgen. Da währenddem ſeine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, ſagte er noch zu mir: Geben Sie meinem Adjutanten ihren Namen an, ich werde Sie rufen laſſen, Sie haben einen ſchönen menſchlichen Eifer gezeigt. Der Adjudant ſchrieb meinen Namen in ſeine Schreibtafel, und machte mir ein verbindliches Kompliment. Dann ſprengte der Herzog, von den Segenswünſchen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der ſchönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieſer mit ihr nach der Heimath zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Groſſingers und einer Schwadron Uhlanen, auch daſelbſt am ſelbigen Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Groſſingers Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der ſchönen Annerl, zur Seite ſeiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindiſch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Uhlanen dem Kasper zum dritten Mal in's Grab ſchoſſen, fiel ſie mir todt in die Arme, ſie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen Allen eine freudige Auferſtehung!

Sie ſollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein ſitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen,
Mit einem ſchönen Regenbogen;
Da ſollen ihre Seelen vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.

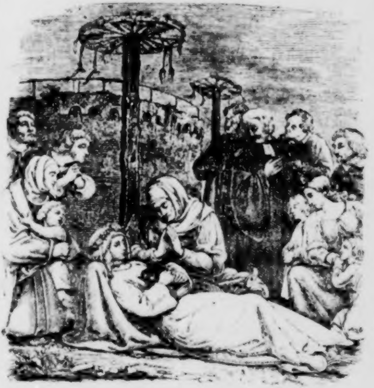
Amen.

Als ich in die Hauptſtadt zurück kam, hörte ich: Graf Groſſinger ſey geſtorben; er habe Gift genommen, in meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm, er ſagte mir darin:

Ich habe Ihnen viel zu danken, ſie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl, die Annerl hatte es mir oft vorgeſagt, ſie war ein unbeſchreiblich edles Geſchöpf. Ich war ein elender Verbrecher, ſie hatte ein ſchriftliches Eheverſprechen von mir gehabt und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, ſie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch allerlei Mittel Ihrer bemächtigt — Gott ſey mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schweſter gerettet, der Herzog liebt ſie, ich war ſein Günſtling — die Geſchichte hat ihn erſchüttert — Gott helfe mir, ich habe Gift genommen.

Joſeph Graf Groſſinger.

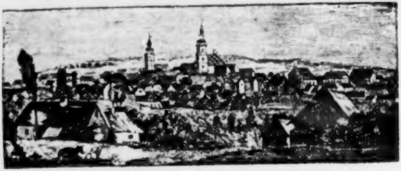
Bei der nächſten Revue in der Gegend von *.... ſoll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer, auf dem Kirchhof des Dorfs, errichtet und eingeweiht werden. Es ſtellt die falſche und wahre Ehre vor, die ſich vor einem Kreuze beiderſeits gleich tief zur Erde beugen, die Gerechtigkeit ſteht mit dem geſchwungenen Schwerdte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Dieſe Geſchichte aber ſchließe hier mit den Worten der Alten: Gieb Gott allein die Ehre!



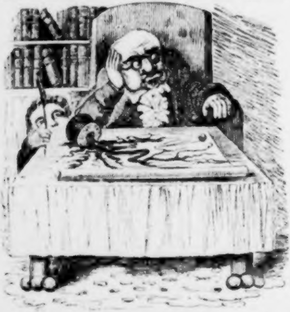
Eine Anſicht von Bunzlau.

Den kleinen Raum hier auszufüllen, geben wir umſtehend eine Anſicht von der gewerbthätigen Stadt Bunzlau. Sie liegt in Schleſien, am Bober, hat ſehr fleißige Einwohner, die ſich durch Tuch- und Leineweberei, durch Strumpf-Manufacturen, u. ſ. w. ernähren und vor Allem ihrer Stadt Ruf erwarben durch vortreffliche Töpfer-Arbeiten, bekannt unter dem Namen: Bunzlauer Geſchirr. Man hat da, als Kunſtſtücke, unter andern zuweilen ſehr große Gefäße gemacht; Reiſende ſahen einmal einen Topf von neun Fuß Höhe. Auch anerkennenswerthe Anſtalten finden ſich hier: ein Waiſenhaus, ein Schullehrer-Seminar, u. ſ. w. Nächſtdem hat Bunzlau die Ehre, Vaterſtadt des Martin Opitz zu ſeyn, eines

Dichters, der dort am 23ten Dezember 1597 geboren wurde und noch heut ſeines damals gewonnenen Ruhmes werth erachtet wird.



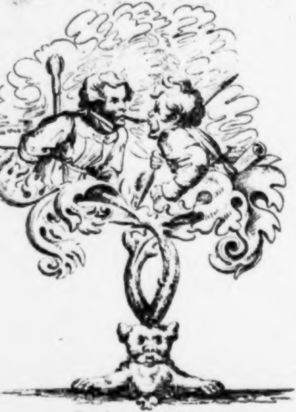
Die Entdeckung des Niger.



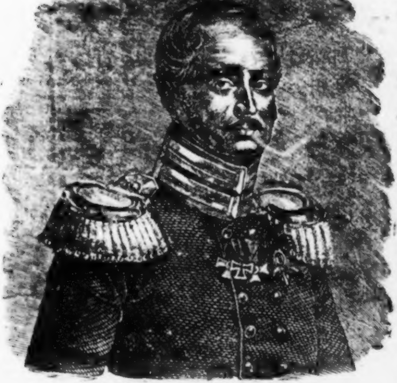
Der Niger in Mittel-Afrika hat, da ſeine Quelle oder Mündung nicht zu entdecken war, den Gelehrten viel zu ſchaffen gemacht, beſonders da viele derſelben den Urſprung jenes Stroms in ihren Studirzimmern ſuchten. Hier erblicken wir einen Forſcher, der unerwartet die Quelle des Niger (ſchwarzen Fluſſes) vor ſich ſieht. Sein pausbackiges Söhnlein hat ſeine Feder im Tintenfaß den Papa's naſſen wollen, und ihm über die Landkarte den ganzes chwarzen Strom ausgegoſſen. Para weiß nun zwar, wo dieſer Niger herkommt, aber er iſt in voller Verzweiflung über ſeine Entdeckung.

Sie feuern ſich an.

Ein Krähwinkler Witz, der in einer Hauptſtadt bei Gelegenheit einer Kunſtausſtellung gemacht wurde, indem man verſchiedene Künſtler beſchuldigte, daß ſie ihre eigenen Kritiker wären, oder ſich wenigſtens einer gefälligen Kritik zu verſichern wußten. — Man ſieht hier einen Maler und einen Kritiker, die wohl nicht von der rechten Art ſind, indem man ihnen kein inneres Feuer zutraut, und, als Hülfsmittel, ſie zu einem äußeren greifen läßt, das mehr Qualm als Feuer iſt. Die Vertraulichkeit Beider ſcheint zugleich keine willige, wie ſich namentlich aus der Phyſiognomie des Malers ergiebt, und aus dem Umſtande, daß die allegoriſche Arabeske auf einem Mopsgeſicht ruht.



Sie feuern ſich an!

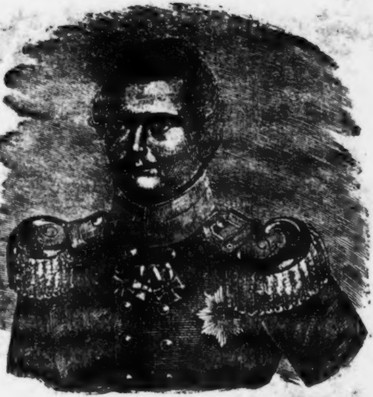


Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm III., König, geb. 3. Auguſt 1770, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm II. in der Regierung am 16. Novbr. 1797, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen ſeit 1815, vermählt den 24. Decbr. 1793 mit der am 19. Juli 1810 verſtorbenen Königin Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz.



Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen.

Kinder des Königs: 1) Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 15. Okt. 1795, General der Infanterie, commandirender General des zweiten Armeecorps ꝛc.; vermählt den 29. Novbr. 1823 mit — Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — 2) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 22. März 1797, General-Lieutenant, commandirender General des 3ten Armeecorps ꝛc., vermählt den 11. Jun. 1829 mit — Maria Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: Friedrich Wilhelm Nikolaus Carl, geboren 18. Okt. 1831. — 3) Die regierende Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte) geb. 13. Juli 1798. — 4) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Jun. 1801, General-Lieutenant, Commandeur der 2ten Garde-Diviſion ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-

Weimar, geb. den 3. Febr. 1808. Davon: 1] Friedrich, Carl Nikolaus, geb. 20. März 1828. 2] Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. — 5) Die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 6) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 7) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Oktbr. 1809, General-Major, Commandeur der 6ten Cav.-Brig. ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs der Niederlande. Davon: Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. den 21. Juni 1831.

Des am 28. Dec. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General-Lieutenant, Commandeur der 14ten Diviſion ꝛc., vermählt 21 Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luiſe, Tochter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Jun. 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau.

Geſchwiſter des Königs: 1) Die Königin der Niederlande, Wilhelmine Friederike Luiſe, geb. 18. Nov. 1774. — 2) Die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel, Auguſte Friederike Chriſtine, geb. 1. Mai 1780. — 3) Friedrich Heinrich Carl, geb. 30. Dec. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 4) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Jul. 1783, General der Kavallerie ꝛc., vermählt 12. Januar 1804 mit: — Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785.

Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert; geb. 29. Okt. 1811, Major ꝛc. — 2) Marie Eliſabeth Karoline Viktorie, geb. 18. Jun. 1815. — 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Lieutenant ꝛc. — 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Oct. 1825.

Des am 2. Mai 1843 verſtorb. Großvaterbruders, Prinzen August Ferdinand, und der am 10. Febr. 1820 verſtorb. Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Kinder:

1) Friederike Dorothee Luiſe Philippine, geb. 24. Mai 1770, Witwe den 7. April 1833 von dem Fürſten Anton Radziwill. — 2) Friedrich Wilhelm Heinrich Auguſt, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inſpecteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Oct. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nicolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 16. Dec. 1818.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geboren 15. Aug. 1824.

Baiern.

Karl Ludwig Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dec. 1790, reg. 12. Jul. 1831.

Braſilien.

Dom Pedro II., Kaiſer, geboren 2. Dec. 1825, reg. 7. April 1831 unter Vormundſchaft.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VI., König, geboren 28. Jan. 1768, reg. 13. März 1808. — Chriſtian Friedrich, Kronprinz, geboren 18. Sept. 1786, Sohn des am 7. Dec. 1805 verſt. Erbprinzen Friedrich, Vaterhalbbruders des Königs.

England, ſ. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geboren 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Orleans, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Jun. 1815, reg. 3. Okt. 1832.

Großbritannien und Irland.

Wilhelm IV. Heinrich, König (auch von Hannover) geb. 21. Aug. 1765, reg. 26. Jun. 1830.

Hannover, ſ. Großbritannien.

(General-Gouverneur iſt Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, geb. 27. Febr. 1774, Bruder des Königs)

Heſſen-Caſſel,

Wilhelm II., Kurfürſt, geb. 28. Jul. 1777, reg. 27 Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Heſſen-Darmſtadt.

Ludwig II., Großherzog, geb. 26. Dec. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, reg. 21. Mai 1829. — Nicolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI. (Mauro Cappellari) Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Auguſt Karl Eugen Napoleon, Herzog, geb. 9. Dec. 1810, reg. 21. Febr. 1824.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dec. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joſeph Karl Viktor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz, Großherzog, geb. 10. Dec. 1756, reg. 24. April 1785. — Paul Friedrich, Erbgroßherzog, geboren 15. Sept. 1800, Sohn des am 29. Nov. 1819 verſt. Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig, Sohnes des Großherzogs.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz IV. Joſeph Karl, Erzherzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. ſeit März 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1 Juni 1819.

Naſſau.

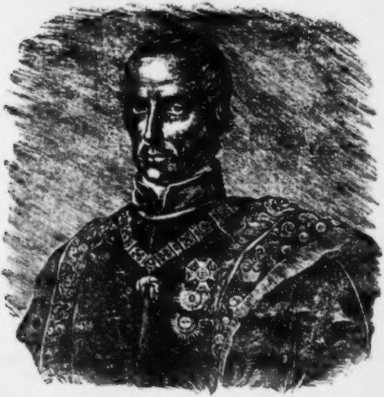
Wilhelm Georg Auguſt Heinrich, Herzog, geb. 14. Juni 1792, reg. 9. Jan. 1816. — Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Erbprinz, geb. 24. Juli 1817.

Neapel und Sicilien.

Ferdinand II. Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830.

Niederlande.

Wilhelm I. Friedrich, geb. 24. Aug. 1772, reg. als Fürſt von Naſſau-Oranien 9. Apr. 1806, König der Nieder-



Franz I., Kaiſer von Oeſtreich.

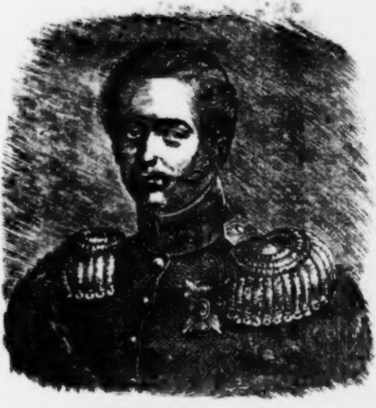
lande und Großherzog von Luxemburg 15. März 1815. — Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, Prinz von Oranien, Kronprinz; geb. 6. Dec. 1792.

Oeſtreichiſche Staaten.

Franz I. Joſeph Karl, geb. 12. Febr. 1768, reg. als König von Ungarn, Böhmen ꝛc. reg. Erzherzog v. Oeſtreich ꝛc. 1. März 1792; erblicher Kaiſer von Oeſtreich 11. Aug. 1804; König von der Lombardei u. Venedig 7. April 1815. — Ferdinand Karl Leopold Joſeph Marcellin, König von Ungarn unter dem Namen Ferdinand V. und Kronprinz der übrigen K. K. Oeſtreichiſchen Staaten, geb. 19. Apr. 1793.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Tochter des **Kaiſers** v. Oeſtreich, geb. 12. Dec. 1791, Wittwe des ehemaligen **Kaiſers** der Franzoſen Napoleon, reg. als Herzogin ſeit 5. Juni 1814.



Nikolaus I., Kaiſer von Rußland.

Rußland.

Nikolaus I., geb. 25. Juni alten Styls (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Styls entſpricht) 1796, reg. 1. Dec. (neuen Styls) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen. — Alexander Nicolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Styls).

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Anton Clemens Theodor, König, geb. 27. Dec. 1755, reg. 5. Mai 1827. — Friedrich Auguſt, Kronprinz und Mitregent, geb. 18. Mai 1797, Bruder-Sohn des Königs.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17 Dec. 1800, reg. 24. Dec. 1830. — Georg, Erbprinz, geb. 2. Apr. 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Friedrich, Herzog, geb. 29. April 1763, reg. 22. Sept. 1780. — Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Erbprinz, geb. 27. Aug. 1789.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dec. 1806. — Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Emanuel Albert, König, geboren 2. Okt. 1798, reg. 27. Apr. 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV. Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Febr. 1818. — Joſeph Franz Oskar, Kronprinz, geboren 4. Juli 1799.

Sicilien, ſ. Neapel.

Toskana.

Leopold II. Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824.

Türkei.

Mahmud II., Großſultan, geb. 20. Juli 1785, reg. 28. Juli 1808. — Abdulmedſchid, Thronfolger, geboren 22. April 1823.

Würtemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Literariſche Anzeigen.

Bei uns ſind erſchienen und der Leſewelt ſehr zu empfehlen:

Warinka, oder: Die rothe Schenke.

Von Dr. Schiff.

Und:

Die drei Nüſſe.

Von Clemens Brentano.

Zwei Volks-Erzählungen.

Preis: ½ Thlr.

Erzählungen, Mährchen u. Schwänke

von

L. W. Gubitz.

Inhalt: Der Stern im Leben. — Der Mann mit dem Schlafhute. — [illegible]. — Die Roſe. — Aus Flammsthal's Leben. Das Abenteuer. — Die Hochzeiten. — Der Rache-Plan. — Die Billets zum Concert der Catalani. — Die Verleugnung. — Die Urkunde. — Ottmar. — Der Prozeß.

Preis: ½ Thlr.

Betty und Toms,

oder:

Doktor Jenner und ſeine Entdeckung.

Lehrreiche und anmahnende Erzählung für Kinder und Kinderfreunde.

Von Guſtav Nieritz.

Preis: ½ Thlr.

Deutſcher
Volks-Kalender
für das Schalt-Jahr
1836.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter
deſſen Leitung gefertigt.

„Das Leben und der Tod sind Blüthen
In einem edlern Seyn;
Drum mögt Ihr jede Stunde hüten
Und sammeln für den Himmel rein
Zum Erntekranz die Blüthen ein.“

In der Vereins-Buchhandlung.
Berlin und Königsberg in der Neumark.

Bibl.
München

1 8 3 6.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
🌓 Das erſte Viertel.
🌕 Der volle Mond.
🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
rechtl. Planet, rechtläufig.
rückg. Planet, rückgängig.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

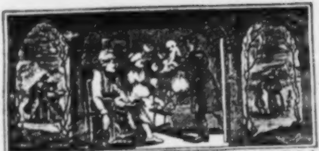
Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1836ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5786ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1803—
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1763—
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1881—
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 255—
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 137—
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 456—
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 396—
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 345—
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 227—
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 179—
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 136—
Seit Einführung der Schutzblattern	— 41—
Seit Friedrich Wilhelms III., Königs v. Preuß., Geburt	— 67—
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 40—
Seit Friedrich Wilhelms, Kronprinzen v. Preuß., Geburt	— 42—

Anmerkung. *Die ſtreng gefeierten Judenfeſte ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.*

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Berlin zu Grunde gelegt.

Januar 1836.



Alter. Dezember.

1. Woche. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.				
Freitag	1 **Neujahr.**	♊	♃ rückl. ♃ steht um Mit-	20 Abraham
Sonn.	2 Abel, S.	♊	☉ in Erdn. ☍ ♃ ☉. tern.	21 **Thom. Ap.**
2. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1. Petr. 4.				
Sonnt.	3 **N. Neujahr**	♋	Enoch, D. in Süden u. iſt	22 **4. Advent**
Mont.	4 Methuſal.	♋	🌕 1. 58′ V. die ganze	23 Ignaz
Dienſt.	5 Simeon	♌	Nacht ſichtb. ♄ geht	24 **Adam, E.**
Mittw.	6 **H. 3 K. Ep.**	♌	Ob. ☌ ☿ ☉. bald nach 2 U.	25 **H. Chriſtt.**
Donn.	7 Melchior	♌	Morg. auf. ☿ iſt nicht ſicht-	26 **Stephan**
Freitag	8 Balthaſar	♍	bar. ♅ geht 3 Viertel auf	27 **Joh. Ev.**
Sonn.	9 Kaſpar	♍	8 U. Abds. unter. ♀ iſt an-	28 **Unsch. K.**
3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	10 **1 nach Ep.**	♎	Paul. E. ♀ größte ſüdliche	29 **N. Chriſtt.**
Mont.	11 Erhard	♎	🌗 5. 24′ N. Breite.	30 David
Dienſt.	12 Reinhold	♏	derthalb Std. Abend-	31 Sylveſter
Mittw.	13 **Hilarius**	♏	ſtern und geht bald nach 6	1 **Neuj. 1836.**
Donn.	14 Felix	♐	☾ in ☋. U. unter. ♃ culmi-	2 Abel, S.
Freitag	15 Habacuc	♐	☿ in ♒. nirt ein Viertel	3 Enoch, D.
Sonn.	16 Marcellus	♐	☿ größte ſüdl. Breite. ☾ in	4 Methuſal
4. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	17 **2. n. Ep.**	♑	Erdn. 5 U. Ab. **Anton.**	5 **N. Neuj.**
Mont.	18 **Kr. C.**	♑	🌑 9. 21′ V. Prisca. auf	6 **H. 3 K. Ep.**
Dienſt.	19 Ferdinand	♒	12 Uhr Abds. ♄ geht	7 Melchior
Mittw.	20 **Fab. Seb.**	♒	☉ in ♒. nach 1 U. Morg.	8 Balthaſar
Donn.	21 Agnes	♓	auf und zeigt ſich den übri-	9 Kaspar
Freitag	22 Vincenz	♓	gen Theil der Nacht am	10 Paul E.
Sonn.	23 Emerentia	♈	☌ ♀ ♅ Morgenhimmel. ♀	11 Erhard
5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	24 **3. n. Ep.**	♈	Timotheus. ♀ in ♓ glänzt	12 **1. n. Ep.**
Mont.	25 **P. Bek.**	♉	🌓 3. 39′ N. 2 Stunden	13 Hilarius
Dienſt.	26 Polycarp	♉	am Ab. Himmel. ☿ er-	14 Felix
Mittw.	27 J. Chryſ.	♉	☾ in ☊. ſcheint in der Ab.	15 Habacuc
Donn.	28 Karl	♊	☾ Erdf. 1 U. Ab. Dämme-	16 Marcellus
Freitag	29 Samuel	♊	rung. ♃ geht um 10 Uhr	17 **Anton**
Sonn.	30 Adelgunde	♋	Abd. durch den Mer. ♂ iſt	18 Prisca
6. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.				
Sonnt.	31 **Septuag.**	♋	Valer ♂ in ♒. unſichtb.	19 **2. n. Ep.**

Mond-Wechſel.

Montag den 4. Januar gegen 2 Uhr Morgens der volle Mond.

Montag den 11. Januar gegen halb 6 Uhr bends das letzte Viertel.

Montag den 18. Januar gegen halb 10 Uhr Vormittags der neue Mond.

Montag den 25. Januar gegen 3 Viertel auf Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Jahres- und Lebens-Wunsch.

Im Frühling Blüth' und Hoffen,
Auf Fluren, in der Bruſt;
Im Sommer Frucht und Erndte,
Der Kräfte Dir bewußt;
Im Herbſte Raſt bei'm Becher,
Dann thun, was noch ſeyn muß;
Im Winter Lohn in Ruhe
Und Wärm' an treuer Bruſt —
So reihe Jahr' und Gabe,
Bis Du einſt ſanft verbleich'ſt
Und lebensſatt am Grabe
Den Himmel Dir erreichſt.

Anekdote.

Zwei junge Offiziere hatten bei einem Trinkgelage ſich über einen Vorgeſetzten luſtig gemacht; dieſer ſtellte ſie andern Tages zur Rede und fragte: ob ſie dies und das geäußert hätten. „Ach Gott“, entgegnete der Eine ſehr naiv; „nehmen Sie's ja nicht übel; wir hätten gewiß noch weit mehr geſagt, wenn uns nicht zuletzt der Wein gefehlt hätte!“

Korn-Kaffee.

Man röſte zwei Pfund Kornſaamen wie ächten Kaffee, vermiſche mit der halb erkalteten Maſſe drei Eier und mahle ſie dann mit einem Stockfiſchhaut-Stückchen von der Größe eines Thalers. Dies Gemenge hat würzigen Geruch und angenehmen Geſchmack, iſt auch ſehr nahrhaft.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
S		5	59	1
„		7	6	2
		8	7	3
Abends				4
5	8			5
6	21			6
7	38	S		7
8	55			8
10	13	„		9
11	32			10
Morg.		„		11
12	53	„		12
2	18	„		13
3	47	„		14
5	17	„		15
6	43			16
7	54			17
		Abends		18
		5	32	19
		6	59	20
S		8	23	21
„		9	42	22
„		10	57	23
„		Morg.		24
„		12	11	25
„		1	23	26
„		2	35	27
		3	46	28
		4	55	29
		5	59	30
		6	53	31

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 41 M.	8 Uhr 13 M.	3 Uhr 54 M.	16 St. 19 M.
11	7 55	8 10	4 7	16 5
21	8 22	8 1	4 23	15 38

Februar 1836.

Alter. Januar.

Mont.	1	Brigitte	♋	♄ geht gegen halb 1 Uhr	20	Fab. Seb.
Dienst.	2	**Mar. R. L.**	♌	🌕 7. 43′ U. ☿ ♓. ☌ ☿ ♅.	21	Agnes
Mittw.	3	Blasius	♌	**Morgens auf und um**	22	Vincenz
Donn.	4	Veronica	♍	☿ in ☊. halb 6 Uhr durch	23	Emerentia
Freitag	5	Agatha	♍	den Meridian. ♅ wird am	24	Timotheus
Sonn.	6	**Dorothea**	♎	☿ größte östl. Ausweich.	25	**Pauli B.**

7. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2 Cor. 11.

Sonnt.	7	**Sexages.**	♎	Richard. **Abendhimmel**	26	**Septuag.**
Mont.	8	Salomon	♎	**unsichtb. ☿ zeigt sich fast 3**	27	J. Chrys.
Dienst.	9	Apollonia	♏	**Viertelstunden in der Ab.**	28	Karl
Mittw.	10	Renata	♏	🌗 2. 46′ V. ♅ in ♓. ☾ ☋.	29	Samuel
Donn.	11	Euphros.	♐	♄ rückg. **Dämmerung**	30	Adelgunde
Freitag	12	Severin	♐	**und geht 3 Viertel auf 7**	31	Valer
Sonn.	13	Beniana	♑	☿ rückl. ☾ Erdn. 2 U. Ab.	1	**Febr. Br.**

8. Jesus verkündigt sein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	14	**Estomihi**	♑	**Valentin. Uhr unter.** ♀	2	**Sex. M. R.**
Mont.	15	Formosus	♒	**glänzt fast dritthalb Stund.**	3	Blasius
Dienst.	16	**Fastnacht**	♒	🌑 9. 11′ M. Juliane.	4	Veronica
Mittw.	17	**Ascherm.**	♓	Constantia. ♀ ♈. am	5	Agatha
Donn.	18	Concordia	♓	☿ größte nördliche Breite.	6	**Dorothea**
Freitag	19	Susanna	♈	**Ab. Himmel. ☿ verschwin-**	7	Richard
Sonn.	20	Eucharius	♈	☉ in ♓. ☌ ♅ ☉. **det in der**	8	Salomon

9. Von Christi Versuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	21	**1. Invoc.**	♈	Eleonore. **Abenddämme-**	9	**Estomihi**
Mont.	22	**P. Stuhlf.**	♉	Unt. ☌ ☿ ☉. ☌ ☿ ♅. **rung.**	10	Renata
Dienst.	23	Reinhard	♉	☾ in ☊. ♅ **steht bei der Son-**	11	**Fastnacht**
Mittw.	24	**Q. Schlt.** ‡	♊	🌓 12. 40′ N. ne. ♄ **ist um**	12	**Ascherm.**
Donn.	25	**Mth. A.**°	♊	☾ Erdf. 10 U. M. 4 U.	13	Beniana
Freitag	26	Victor †	♊	**Morg. in Süden.** ♃ **geht**	14	**Valentin**
Sonn.	27	Nestor ‡	♋	**um 8 U. Ab. durch d. Me-**	15	Formosus

10. Vom Cananäischen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theß. 4.

Sonnt.	28	**2. Remin.**	♋	Hektor. **ridian und zeigt**	16	**1. Invoc.**
Mont.	29	**Justus**	♌	**sich noch die ganze Nacht.**	17	Constantia

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 2. Februar gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Mittwoch den 10. Februar 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Dienſtag den 16. Februar gegen 1 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.

Mittwoch den 24. Februar gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
		7	36	1
Abends				2
5	25			3
6	44			4
8	2	[illegible]		5
9	22			6
10	42			7
Morg.				8
12	5			9
1	31			10
2	39			11
4	21			12
5	39			13
6	38			14
7	18			15
		Abends		16
		5	54	17
		7	16	18
[illegible]		8	35	19
		9	50	20
		11	5	21
		Morg.		22
		12	18	23
		1	31	24
		2	42	25
		3	48	26
		4	46	27
		5	34	28
		6	10	29

Der Beobachter und der Humoriſt.

Der Beobachter.

Wie kommt's, daß, ob man belehrt und treibt,
Uns doch nichts Reelles übrig bleibt?

Der Humoriſt.

Man fürchtet ſich vor den Wirklichkeiten,
Und macht zur Komödie Menſchen und Zeiten.

Schleifpulver.

Man hat gefunden, daß ganz fein geriebene Lichtſchnuppe, mit etwas Talg und Blutſtein zu einer fetten Maſſe angemacht, das beſte Schleifpulver auf ſogenannte Streichleder iſt. Dieſe Maſſe giebt ſelbſt ohne Blutſtein dem Barbiermeſſer den höchſten Grad von Schärfe und Politur.

Faſtnacht.

Mancher hält die Faſtnacht in Freuden,
Muß aber zu Oſtern Hunger leiden.

Getraide-Bau.

Verſuche haben bewieſen, daß Getraide und Gartenſämereien, gegen Abend ausgeſät und vor Sonnenaufgang mit dem Thaue eingeegget, früher aufgehen, ſchneller wachſen, längeres Stroh und ſchwerere Körner liefern und von allen Vögeln verſchont bleiben. Den Rappſaamen rührt kein Erdfloh an.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 57 M.	7 Uhr 46 M.	4 Uhr 43 M.	15 St. 3 M.
11	9 33	7 29	5 2	14 27
21	10 12	7 9	5 21	13 48

März 1836.

Alter. Februar.

Dienſt.	1 Albin	♌	♃ rechtl. ☌ ☿ ♂. ♄ geht	18 Concordia
Mittw.	2 Luiſe	♍	halb 11 Uhr Abends auf	19 Quat.
Donn.	3 Kunigunde	♍	🌕 10. 48′ V. und steht	20 Eucharius
Freitag	4 Adrian	♍	um halb 4 U. Morg.	21 Eleonore
Sonn.	5 Friedrich	♎	in Süden. ♀ ist 3 Stun-	22 P. Stuhlf.

11. Jeſus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ev. Epheſ. 5.

Sonnt.	6 3. Oculi	♎	Eberhardine. ♀ in ♌. den	23 2. Remin.
Mont.	7 Felicitas	♏	☿ rechtl. am Abendhimmel	24 Schalttag
Dienſt.	8 Philemon	♏	☾ in ☋. sichtbar. ♃ ist	25 Matt. Ap.
Mittw.	9 Mittfast.	♐	Prudentius. während der	26 Victor
Donn.	10 Henriette	♐	🌗 10. 18′ V. ♂ in ♓. ☾	27 Neſtor
Freitag	11 Roſina	♑	Erdn. 5 U. M. ☌ ♂ ♅.	28 Hektor
Sonn.	12 Gregor	♑	♂ größte ſüdliche Breite.	29 Juſtus

12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ev. Gal. 4.

Sonnt.	13 4. Lätare	♒	Ernſt. ♀ in ♉. ☿ in ☋.	1 März. 3 Oc.
Mont.	14 Zacharias	♒	Abenddämmerung in Sü-	2 Luiſe
Dienſt.	15 Iſabella	♓	den. ♀ glänzt 3 Stunden	3 Kunigunde
Mittw.	16 Cyriacus	♓	lebhaft als Abendstern. ♄	4 Adrian
Donn.	17 Gertraud	♓	🌑 9. 58′ V. geht um	5 Friedrich
Freitag	18 Alexander	♈	halb 3 U. Mg. durch	6 Eberhardine
Sonn.	19 Joſeph *	♈	☌ ☿ ♅. ☿ gr. weſtl. Auſw.	7 Felicitas

13. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ev. Hebr. 9.

Sonnt.	20 5. Judica	♉	☉ in ♈. 2 U. 32′ A. Frühl.	8 4. Lätare
Mont.	21 Benedict	♉	Anf. Tag u. Nacht gleich.	9 Prudentius
Dienſt.	22 Kaſimir	♊	☾ in ♌. den Meridian.	10 Henriette
Mittw.	23 Eberhard	♊	☿, ♂ u. ♅ sind nicht sicht-	11 Roſina
Donn.	24 Gabriel	♊	☾ in Erdf. 5 U. M. bar.	12 Gregor
Freitag	25 Mar. Vrk.	♋	🌓 9. 17′ V. ♀ zeigt sich	13 Ernſt
Sonn.	26 Emanuel	♋	über 3 Stunden am	14 Zacharias

14. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem. Matth. 21. Ev. Phil. 2.

Sonnt.	27 6. Palmar.	♌	Hubert. Ab. Himmel und	15 5. Judica
Mont.	28 Gideon	♌	geht nach 10 Uhr unter. ♄	16 Cyriacus
Dienſt.	29 Euſtachius	♌	geht um halb 9 U. Ab. auf	17 Gertraud
Mittw.	30 Guido	♍	☌ ☿ ♂. u. ist 8 St. sichtbar.	18 Alexander
Donn.	31 Gründonn.	♍	Phil. Einz. in Par. 1814.	19 Joſeph

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 3. März nach 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der volle Mond.

Donnerſtag den 10. März nach 1 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 17. März gegen 10 Uhr Vormittags der neue Mond.

Freitag den 25. März nach 1 Viertel auf 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 3. März.

Anekdote.

Ein Dorfſchulmeiſter, der ſeinen Schülern die Form der Erde gern anſchaulich machen wollte, bediente ſich oftmals zur Erklärung ſeiner runden Tabacksdoſe, indem er ſagte: „Seht, Kinder, ſo etwa wie meine Doſe iſt die Geſtalt der Erdkugel!“ Sonntags aber ſchnupfte der Schulmeiſter aus einer viereckigen Doſe, was die Kinder ſehr wohl wußten. Als nun einſt bei dem Examen der Schul-Inſpektor die Knaben nach der Form der Erdkugel befragte, antwortete einer: „In der Woche is ſi rund un Sonndags vierkantig.“

Gehe hin und thue so!

Liegt auf Dir des Haſſes Nacht,
Schau' der Abendſonne Pracht;
Und wenn dann Dein Auge weint,
Geh', umarme Deinen Feind;
Denn es hat Dich Gottes Macht
Nun auf rechten Pfad gebracht.

Reinigung.

Fäſſer und Bottiche, welche auf irgend eine Weiſe unrein oder ſchimmlig geworden ſind, reinigt man am vollkommenſten dadurch, daß man Waſſer hineingießt und daſſelbe mit Kleie anrührt. Die Reinigung iſt geſchehen, wenn die Miſchung gegohren hat.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
		6	37	1
		6	58	2
Abends				3
7	6			4
8	28	Bei Tage.		5
				—
9	52			6
11	19			7
Morg.				8
12	47			9
2	14			10
3	31			11
4	34			12
				—
5	19			13
5	50			14
6	12			15
6	29			16
		Abends		17
		7	29	18
		8	44	19
Bei Tage.				—
		9	59	20
		11	14	21
		Morg.		22
		12	27	23
		1	36	24
		2	38	25
		3	29	26
				—
		4	9	27
		4	39	28
		5	2	29
		5	20	30
		5	34	31

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 49 M.	6 Uhr 49 M.	5 Uhr 38 M.	13 St. 11 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 11	6 3	6 14	11 49

April 1836.				Alter. März.
Freitag	1 **Charfreit.**	♎	🌕 11. 0′ U. Theod. ☿,	20 Rupertus
Sonn.	2 Theodoſia	♎	♂ u. ♅ ſind in dieſem	21 Benedict

15. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	3 **H. Oſterf.**	♏	Chriſtian. **Monat** nicht	22 **6. Palmar.**
Mont.	4 **Oſterm.**	♏	**Ambroſius.** ☾ in ☋. ſichtb.	23 Eberhard
Dienſt.	5 Maximus	♐	☾ in Erdn. 4 U. V. ♃ zeigt	24 Gabriel
Mittw.	6 Sixtus	♐	ſich nach ☉ Untergang am	25 **M. Verk.**
Donn.	7 Cöleſtin	♑	Abendhimmel u. geht um	26 **Gründonn.**
Freitag	8 Heilmann	♑	🌗 4. 55′ U. ♀ in ♊. 2 U.	27 **Charfreit.**
Sonn.	9 Begislaus	♑	☿ in ♈. **Morg.** unter.	28 Gideon

16. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	10 **1. Quas.**	♒	Ezechiel. ♀ iſt 3 und 3	29 **H. Oſterf.**
Mont.	11 Hermann	♒	**Viertelſtund. am Abend-**	30 **Oſterm.**
Dienſt.	12 Julius	♓	**himmel ſichtbar. ♄ ſteht**	31 **Oſterd.**
Mittw.	13 Juſtin	♓	☿ größte ſüdliche Breite	1 **April.** Th.
Donn.	14 Tiburtius	♈	**halb 1 U. Morg. in Süd. u.**	2 Theodoſia
Freitag	15 Obadias	♈	🌑 11. 57′ N. zeigt ſich	3 Chriſtian
Sonn.	16 Cariſius	♉	♂ ♈. d. ganze Nacht.	4 Ambroſius

17. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2

Sonnt.	17 2. **Mis. D.**	♉	Rudolph. ☾ in ☊. ♀ glänzt	5 **1. Quas.**
Mont.	18 Florentin	♉	4 **Stunden lebhaft als**	6 Sixtus
Dienſt.	19 Werner	♊	**Abendſtern und geht ge-**	7 Cöleſtin
Mittw.	20 Sulpitius	♊	☾ Erdf. um Mittern. gen	8 Heilmann
Donn.	21 Adolph	♋	☉ in ♉. **halb 12 U. unter.**	9 Begislaus
Freitag.	22 Lothar	♋	☍ ♄ ☉. ♄ ſteht um Mitter-	10 Ezechiel
Sonn.	23 **Georg**	♋	**nacht in Süden und** zeigt	11 Hermann

18. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	24 3. **Jubil.**	♌	🌓 3. 39′ V. Albert. ſich	12 2. **Mis. D.**
Mont.	25 **Marc. Ev.**	♌	die ganze Nacht. ♃	13 Juſtin
Dienſt.	26 **Raimarus**	♍	☿ in ♉. **iſt 4 und eine hal-**	14 Tiburtius
Mittw.	27 **Bettag**	♍	Anaſtaſius. **be Stunde am**	15 Obadias
Donn.	28 Thereſe	♍	**Ab. Himmel ſichtbar.** ♀	16 Cariſius
Freitag	29 Sibylla	♎	**glänzt 4 Stund. lebhaft.**	17 Rudolph
Sonn.	30 Joſua	♎	♀ größte nördliche Breite.	18 Florentin

Mond-Wechſel.

Freitag den 1. April um 11 Uhr Abends der volle Mond.

Freitag den 8. April gegen 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Freitag den 15. April gegen Mitternacht der neue Mond.

Sonntag den 24. April gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 2. und 3., 8. und 9. April.

Die blinden Hessen.

Die Heſſen heißen mit einem altdeutſchen Ausdrucke blind, weil ſie kühn und ohne ſich umzuſchauen in die Schlacht gingen.

Der Frömmler und der Humorist.

Der Frömmler.
O Vielgeliebter, was der Menſch auch thut,
Wenn er nur glaubt, ſo iſt's gewißlich gut!
Der Humoriſt.
Der Glaub' iſt Waff' euch nur im Wortgefechte,
Ich glaub' an's Glauben erſt, thut ihr das Rechte!

Gegen mephitische Luft.

Ein erprobtes Mittel, aus Gruben und Brunnen mephitiſche Luft zu entfernen, iſt, daß man eine Quantität kochenden Waſſers hinabgieße. Dann ſteigen dicke Dämpfe auf und die Luft darin wird ſo rein, daß ein Licht fortbrennt und für die Arbeiter keine Lebensgefahr mehr iſt.

Nankin-Farbe.

Die ſchönen rothen Beeren, welche abblühende Spargelpflanzen abſetzen, geben eine ſchöne, unverwüſtliche Nankinfarbe; der Entdecker empfiehlt jene Beeren zu weitern Verſuchen.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Abends		1
7 30		2
	[illegible]	—
8 58		3
10 29	[illegible]	4
Morg.	[illegible]	5
12 0		6
1 23	[illegible]	7
2 32		8
3 21	[illegible]	9
	[illegible]	—
3 56		10
4 19	[illegible]	11
4 37		12
4 51		13
5 2		14
	Abends	15
	7 42	16
		—
	8 56	17
[illegible]	10 10	18
[illegible]	11 22	19
	Morg.	20
[illegible]	12 28	21
	1 24	22
[illegible]	2 8	23
[illegible]		—
	2 41	24
[illegible]	3 6	25
[illegible]	3 25	26
	3 40	27
	3 53	28
	4 6	29
	4 19	30

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 56 M.	5 Uhr 37 M.	6 Uhr 33 M.	11 St. 4 M.
11	13 36	5 14	6 50	10 24
21	14 16	4 51	7 7	9 44

Mai 1836.

Alter. April.

19. Von Christi Hingange zum Vater. Joh. 16 Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	1 **4. Cant. Ph.**	♏	🌕 8. 51′ V. Unſ. ☾ Finſt.	19 **3. Jubil.**
Mont.	2 Sigismund	♏	Ob. ☌ ☿ ☉. ☿ in ☊. ☾ ☋.	20 Werner
Dienſt.	3 † **Erfind.**	♐	☾ Erdn. 1 U. V. ☿. ♂ u.	21 Sulpitius
Mittw.	4 Florian	♐	⛢ sind nicht sichtbar. ♄	22 Adolph
Donn.	5 Gotthard	♑	♀ in ♋. steht bald nach 11	23 **Georg**
Freitag	6 Dietrich	♑	🌗 U. Abds. in Süden. ♃.	24 Albert
Sonn.	7 Gottfried	♒	11. 43′ U. ist noch über	25 **Marc. E.**
20. Von der rechten Betekunst. Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	8 **5. Rogate**	♒	Stanislaus. 3 Stunden	26 **4. Cantate**
Mont.	9 Hiob † **W.**	♓	nach Sonnen-Untergang	27 Anaſtaſius
Dienſt.	10 Gordian	♓	☿ in ♊. sichtbar. ☿ er-	28 Thereſe
Mittw.	11 Mamert.	♈	scheint am Abendhimmel.	29 Sibylla
Donn.	12 **Him. Chr.**	♈	Pankratius. ♀ glänzt 3	30 Jeſua
Freitag	13 Servat.	♈	und eine halbe Stunde in	1 **Mai. P. J.**
Sonn.	14 Chriſtiane	♉	Westen, und acht gegen	2 Sigismund
21. Von Verheißung des heiligen Geistes. Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.				
Sonnt.	15 **6. Ex. Sph.**	♉	🌑 3. 1′ N. Gr. ſichtb.	3 **5. Rog. † E.**
Mont.	16 Honerat.	♊	☉ Finſt. ☾ in ☊. ☿ gr.	4 Florian
Dienſt.	17 Jobſt	♊	nördl. Br. ♀ gr. öſtl. Ausw.	5 Gotthard
Mittw.	18 Liberius	♊	☾ Erdf. 12 U. Mitt. **Mit-**	6 Dietrich
Donn.	19 Sara	♋	☌ ♀ ♃. ternacht unter.	7 **Him. Chr.**
Freitag	20 Franziska	♋	☿ ist eine halbe Stunde	8 Stanislaus
Sonn.	21 Prudens †	♌	☉ in ♊. am Abendhimmel	9 Hiob
22. Von der Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14. Ap. Gesch. 2.				
Sonnt.	22 **Pfingstf.**	♌	Helena. sichtbar u. geht	10 **6. Exaudi**
Mont.	23 **Pfingstm.**	♌	🌓 6. 49′ N. Deſiderius.	11 Mamert.
Dienſt.	24 Eſther	♍	um 10 Uhr unter. ♄	12 Pankrat.
Mittw.	25 **Quat.** †	♍	Urban. steht 3 Viert. auf	13 Servatius
Donn.	26 Eduard	♎	♂ in ♉. 10 U. Abends in	14 Chriſtiane
Freitag	27 Beda †	♎	Süden. ☿ ist 3 Viertel-	15 **Sophia**
Sonn.	28 **Wilhelm** †	♏	☿ in ♋. stund. nach ☉ Un-	16 Honerat.
23. Von Christi Gespräch mit Nicodemus. Joh. 3. Ep. Röm. 11.				
Sonnt.	29 **Trinitatis**	♏	Maximilian. ☾ in ☋. ter-	17 **Pfingstf.**
Mont.	30 Wigand	♐	🌕 4. 53′ N. gang sichtb.	18 **Pfingstm.**
Dienſt.	31 Petronella	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. ☾ Erdn.	19 **Pfingstd.**

Mond-Wechſel.

Sonntag den 1. Mai nach 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Sonnabend den 7. Mai gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonntag den 15. Mai um 3 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Montag den 23. Mai nach 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.

Montag den 30. Mai gegen 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 22. und 23. Mai.

Fürstenwort.

Eine arme Frau wollte dem Fürſten ihres Vaterlandes eine Bittſchrift überreichen. „Sire!“ ſagte ein vornehmer Hofmann, „ſolch Geſindel ſollten Sie nicht beachten!“ – „Zum Geſindel“, erwiederte der Fürſt, „gehören nur Solche, die ſich ſelber Recht ſchaffen wollen; wer aber das Recht bei ſeinem Fürſten ſucht, kann niemals zum Geſindel gehören! Geben Sie mir die Bittſchrift her!“

Anekdote.

Ein Kunſtgärtner führte eine vornehme Dame im Garten umher. Bei der Frage nach dem Namen eines Gewächſes verſtummte der Führer; endlich nochmals befragt, antwortete er verlegen: „Dieſes? — ja dieſes iſt, mit Reſpekt zu ſagen, ein Cactus!“

Bleiche im Mondenschein.

Eine Spitzenwäſcherin in Lyon hat gefunden, daß Wäſche, die mit gewöhnlicher Oel- oder Schmierſeife gewaſchen iſt, im Mondenſchein gebleicht, eine hellere Weiße und Schönheit erhalte, als im Sonnenſchein.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	
Abends				1
9	33	[illegible]		2
11	4			3
Morg.		[illegible]		4
12	22	[illegible]		5
1	20			6
2	0	[illegible]		7
				—
2	26	[illegible]		8
2	45	[illegible]		9
3	0			10
3	12	[illegible]		11
3	23			12
3	34			13
3	46			14
				—
		Abends		15
		9	9	16
[illegible]		10	17	17
		11	17	18
[illegible]		Morg.		19
[illegible]		12	5	20
		12	42	21
				—
[illegible]		1	10	22
[illegible]		1	30	23
[illegible]		1	46	24
		2	0	25
[illegible]		2	12	26
		2	24	27
		2	38	28
				—
		2	55	29
Abends				30
9	58			31

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 54 M.	4 Uhr 31 M.	7 Uhr 25 M.	9 St. 6 M.
11	15 29	4 12	7 41	8 31
21	15 59	3 57	7 56	8 1

Junius 1836.

Alter. Mai.

Mittw.	1 Nicodem.	♑	♀ ist 2 und 3 Viertelstun-	20 **Quatemb.**
Donn.	2 **Frohnl.**	♑	Marquard. den Abend-	21 Prudens
Freitag	3 Erasmus	♒	stern, und geht um halb	22 Helena
Sonn.	4 Ulrike	♒	12 Uhr unter. ♄ steht nach	23 Deſiderius

24. Vom reichen Manne. Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	5 1. n. Trin.	♓	Bonifacius. ♀ gr. Glanz.	24 **Trinitatis**
Mont.	6 Benignus	♓	🌗 7. 54' V. Sonnenun-	25 Urban
Dienſt.	7 Lucretia	♈	♀☊. tergang am Ab.	26 Eduard
Mittw.	8 **Medardus**	♈	Himmel. ☿ verschwindet	27 Beda
Donn.	9 Barnimus	♈	☿ in ☋. am Abendhimmel.	28 **Frohnl. W.**
Freitag	10 Onuphrius	♉	♀ glänzt noch über 2 Stun-	29 Maximil.
Sonn.	11 Barnabas	♉	☾ in ☊. den am Westhimm.	30 Wigand

25. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	12 2. n. Trin.	♊	Blandina. ♃ verliert sich	31 1. n. Trin.
Mont.	13 Tobias	♊	☿ rückl. in der Abenddäm-	1 Jun. Nic.
Dienſt.	14 Modeſtus	♊	🌑 6. 31' V. ☾ Erdf. 7 N.	2 Marquard
Mittw.	15 **Vitus**	♋	merung. ♂ erscheint	3 Erasmus
Donn.	16 Juſtina	♋	♅ rückl. als ein schwacher	4 Ulrike
Freitag	17 Volkmar	♌	Stern am Morgenhimmel.	5 Bonifacius
Sonn.	18 Pauline	♌	Schlacht b. Belle-Allian-	6 Benignus

26. Vom verlornen Schaf. Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	19 3. n. Trin.	♌	Gervaſius. ce 1815. ♀ ist	7 2. n. Trin.
Mont.	20 Raphael	♍	anderth. St. Abendstern.	8 **Medardus**
Dienſt.	21 Jakobina	♍	☉♋ 11. 35' V. Som. Anf.	9 Barnimus
Mittw.	22 Achatius	♎	🌓 6. 46' V. Längſt. Tag.	10 Onuphrius
Donn.	23 Baſilius	♎	♅ geht nach 11 U. Ab.	11 Barnabas
Freitag	24 **Joh. d. T.**	♏	auf, ist aber schwer zu er-	12 Blandina
Sonn.	25 Elegius	♏	♀ in ☋. ☾ in ☋. kennen.	13 Tobias

27. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	26 4. n. Trin.	♏	Jeremias. ♄ ist 2 und	14 3. n. Trin.
Mont.	27 7 Schläfer	♐	Unt. ☌☿☉. eine Viertelst.	15 **Vitus**
Dienſt.	28 Leo P. †	♐	🌕 11. 50' U. ☾ Erdn. 6	16 Juſtina
Mittw.	29 **Petr. P.**	♑	U. N. sichtbar u. geht	17 Volkmar
Donn.	30 Pauli G.	♒	nach halb 1 U. Mg. unter.	18 Pauline

Mond-Wechſel.

Montag den 6. Juni gegen 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 14. Juni um halb 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Mittwoch den 22. Juni um 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Dienſtag den 28. Juni nach 3 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.

Anekdote.

Ein Gaſcogner, der viele Schulden, kein Geld, aber großen Hunger hatte, rief einſt aus:

„Lieber Himmel, ſchaffe mir Credit,
Oder nimm mir meinen Appetit!"

Zum Merkbuche.

Wer dir viele Neuigkeiten bringt, trägt dir viele Neuigkeiten aus dem Hauſe.

⁂

Der Kinder ſchönſtes Vergißmeinnicht
Wächſt an dem Ort, wo der Lehrer ſpricht.

⁂

Wer dich geheim verläumdet, fürchtet ſich;
Wer dich in's Antlitz lobt, verachtet dich.

Kitt.

Bei der Eroberung von Algier lernten die Franzoſen den Kitt kennen, der bei den Gebäuden dort gebraucht wird und der Witterung ſelbſt mehr noch widerſteht, als Marmor. Er iſt aus 3 Theilen Aſche, 1 Theil Sand und 3 Theilen Thon zuſammen gemengt und bekommt noch einen Zuſatz von Oel. Die Mauren nennen ihn „Fabbi".

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abends		
11 8		1
11 57		2
Morg.	[illegible]	3
12 29		4
12 51		5
1 7		6
1 20		7
1 32		8
1 43		9
1 55		10
2 9		11
2 26		12
2 48		13
	Abends	14
	10 3	15
	10 43	16
[illegible]	11 13	17
	11 35	18
	11 53	19
	Morg.	20
	12 7	21
	12 19	22
	12 30	23
	12 43	24
	12 58	25
	1 17	26
	1 43	27
Abends		28
9 46		29
10 27		30

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 27 M.	3 Uhr 44 M.	8 Uhr 11 M.	7 St. 33 M.
11	16 41	3 39	8 20	7 19
21	16 47	3 38	8 25	7 13

Julius 1836.

Alter. Junius.

Freitag	1 Theobald	♒	♄ rechtl. ♄ iſt 2 Stunden	19 Gervaſius
Sonn.	2 **M. Heimſ.***	♒	♀ rückl. nach Sonnenun-	20 Raphael

28. Von Petri reichem Fiſchzuge. Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	3 5. n. **Trin.**	♓	Cornel. ☉ in Erdſ. ter-	21 4. n. **Trin.**
Mont.	4 Ulrich	♓	gang ſichtb. u. geht gegen	22 Achatius
Dienſt.	5 Anſelm	♈	🌗 6. 28′ N. halb 1 Uhr	23 Baſilius
Mittw.	6 Eſaias	♈	♂ in ♊. Morg. unter.	24 **Joh. d. T.**
Donn.	7 Demetrius	♉	☿ rechtl. ♀ verſchwindet	25 Elogius
Freitag	8 Kilian	♉	☾ in ☊. in den Strahlen	26 Jeremias
Sonn.	9 Cyrillus	♉	der Abendſonne. ♅ geht	27 7 Schläfer

29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	10 6 n. **Trin.**	♊	7 Brüder. ☿ gr. ſüdliche	28 5. n. **Trin.**
Mont.	11 Pius	♊	Breite. ☾ Erdſ. 11 U. N.	29 **Petr. P.**
Dienſt.	12 Heinrich	♋	um 10 Uhr Abends auf u.	30 Pauli G.
Mittw.	13 **Margar.**	♋	🌑 9. 42′ N. iſt die ganze	1 **Julius. Th.**
Donn.	14 Bonav.	♋	Nacht über dem Ho-	2 **M. Heimſ.**
Freitag	15 **Ap. Theil.**	♌	rizont. ♂ geht 3 Vier-	3 Cornel
Sonn.	16 Walter	♌	tel auf 1 Uhr Morgens	4 Ulrich

30. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann. Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	17 7. n. **Trin.**	♍	Alexius. auf und iſt an-	5 6. n. **Trin.**
Mont.	18 Carolina	♍	derthalb Stunden ſichtb.	6 Eſaias
Dienſt.	19 Ruth	♎	☿ größte weſtl. Ausweich.	7 Demetrius
Mittw.	20 Elias	♎	☌ ♃ ☉. ♃ ſteht bei der	8 Kilian
Donn.	21 Daniel	♎	🌓 3. 59′ N. ☉ in ♌. Anf.	9 Cyrillus
Freitag	22 **M. Mag.**	♏	der Hundſt. Sonne. ☿	10 7 Brüder
Sonn.	23 Albertine	♏	☾ in ☋. erſcheint am Mor-	11 Pius

31. Von den falſchen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	24 8. n. **Trin.**	♐	Chriſtian. genhimmel. ♄	12 7. n. **Trin.**
Mont.	25 **Jacob** *	♐	geht um 11 Uhr Abends	13 **Margar.**
Dienſt.	26 **Anna**	♑	Unt. ☌ ♀ ☉. unter. ☿ iſt	14 Bonavent.
Mittw.	27 Berthold	♑	☾ Erdn. 2 U. V. nach halb	15 **Ap. Theil.**
Donn.	28 Innocenz	♒	🌕 6. 40′ V. 3 U. Morg.	16 Walter
Freitag	29 Martha	♒	☌ ♀ ♃. ☿ in ♌. einige	17 Alexius
Sonn.	30 Beatrix	♓	Minuten tief in der Däm-	18 Carolina

32. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	31 9. n. **Trin.**	♓	German. merung ſichtb.	19 8. n. **Trin.**

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 5. Juli gegen halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 13. Juli gegen 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.

Donnerſtag den 21. Juli um 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 28. Juli gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 24. Juli.

Anekdote.

In luſtiger Geſellſchaft ſollte jeder Anweſende ein Reimlein zu Tage fördern. Einer, als an ihn die Reihe kam, entgegnete etwas pedantiſch: „Ich bin aus Merſeburg, und da lernt man Allerlei, aber nicht dichten!“ — Darauf übernahm ein Andrer für ihn und in ſeinem Namen das Geſchäft und improviſirte:

Verlangt von mir Ihr Verſe,
ſo wißt, ich bin aus Merſe-
burg und wer nicht aus Merſe-
burg iſt, macht beſſre — Reime;
denn was ich jetzt hier leime,
das nennt wohl Niemand Verſe.

Aus dem Bericht eines Türken.

„Die türk'ſche Straf' iſt auch in Deutſchland Mode;
Denn Herr'n und Damen ſchnüren ſich zu Tode.“

Brod aus Erdäpfeln.

Die beſte Bereitung des Brodes aus Erdäpfeln geſchieht, wenn man die Erdäpfel roh gerieben anwendet, ſie mit Hefen und Weizenmehl mengt, zwei bis drei Stunden gähren läßt und dann bäckt.

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Abends		
10 54		1
11 12	Bei Tage.	2
		—
11 27		3
11 39		4
11 51		5
Morg.		6
12 2		7
12 16		8
12 32		9
		—
12 52		10
1 20		11
1 57		12
	Abends	13
	9 16	14
	9 41	15
Bei Tage.	9 59	16
		—
	10 14	17
	10 26	18
	10 38	19
	10 49	20
	11 2	21
	11 19	22
	11 41	23
		—
	Morg.	24
	12 13	25
	1 1	26
	2 11	27
Abends		28
9 15	Bei Tage.	29
9 31		30
		—
9 45		31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 41 M.	3 Uhr 43 M.	8 Uhr 24 M.	7 St. 19 M.
11	16 26	3 52	8 18	7 34
21	16 3	4 4	8 7	7 57

August 1836.

Alter. Julius.

Mont.	1	**Petr. Kett.**	♈	♃ in ♌. ☿ verliert ſich	20	Elias
Dienſt.	2	**Portiunc.**	♈	☌♀☿. in der Morgen-	21	Daniel
Mittw.	3	**Kön. O. T.**	♉	Auguſt. ☿ in ♌. ☌☿♃.	22	**M. Mag.**
Donn.	4	Perpetua	♉	☾ 8. 5′ V. ☾♌. Däm-	23	Albertine
Freitag	5	**Dominicus**	♉	merung. ♀ erscheint	24	Chriſtine
Sonn.	6	**Verkl. Chr.**	♊	als Morgenstern. ♄ ist	25	**Jakob**

33. Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	7	10. n. Tr.	♊	Donatus. noch 1 Stunde	26	9. Tr. A.
Mont.	8	Ladislaus	♋	☾ Erdf. 9 U. V. am Ab.	27	Berthold
Dienſt.	9	Romanus	♋	Himmel sichtbar. ♂ geht	28	Innocenz
Mittw.	10	**Laurenz** *	♋	um Mitternacht auf. ♃	29	Martha
Donn.	11	Titus	♌	wird in der Morgendäm-	30	Beatrix
Freitag	12	Clara	♌	● 12. 6′ N. ☿ gr. nördl.	31	Germanus
Sonn.	13	Hildebr.	♍	♄ ♏. Ob. ☌☿☉. Br.	1	**Aug. P. K.**

34. Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	14	11 n. Tr.	♍	Euſebius. merung sichtbar.	2	10. n. Tr.
Mont.	15	**M. Himm.**	♍	♀ geht gegen 3 Uhr Mor-	3	Auguſt
Dienſt.	16	Iſaak	♎	gens auf und zeigt sich	4	Perpetua
Mittw.	17	Bertram	♎	eine Stunde. ♄ ist noch	5	**Dominicus**
Donn.	18	Emilie	♏	☿ in ♍. eine halbe Stunde	6	**Verk. Chr.**
Freitag	19	Sebald	♏	☽ 11. 9′ N. ♀ rechtl. ☾ in	7	Donatus
Sonn.	20	**Bernhard**	♐	☊. ♂ in ♋. am West-	8	Ladislaus

35. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	21	12. n. Tr.	♐	Athanaſius. ♀ gr. ſüdliche	9	11. n. Tr.
Mont.	22	Oswald	♑	Breite. himmel sichtbar.	10	**Laurenz**
Dienſt.	23	Zachäus	♑	☉ in ♍. Ende der Hundst.	11	Titus
Mittw.	24	**Barthol.** *	♒	☾ in Erdn. 5 U. V. ♅ steht	12	Clara
Donn.	25	Ludwig	♒	☍♅☉. um Mitternacht in	13	Hildebr.
Freitag	26	Irenäus	♓	○ 2. 34′ N. Süden u. ist	14	Euſebius
Sonn.	27	Gebhard	♓	die ganze Nacht über	15	**M. Himm.**

36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	28	13. n. Tr.	♈	Auguſtin. dem Horizont.	16	12. n. Tr.
Mont.	29	**Joh. Enth.**	♈	♀ geht um 2 U. Morgens	17	Bertram
Dienſt.	30	Benjamin	♈	auf und glänzt dritthalb	18	Emilia
Mittw.	31	Rebecca	♉	☾ in ♌. Stunden lebhaft.	19	Sebald

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 4. Auguſt nach 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Freitag den 12. Auguſt nach 12 Uhr Mittags der neue Mond.

Freitag den 19. Auguſt gegen 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Freitag den 26. Auguſt nach halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

☾Aufg. U. M.	☾Unte. U. M.	T.
Abends		
9 56		1
10 8		2
10 21	Bei Tage.	3
10 36		4
10 55		5
11 21		6
		—
11 55		7
Morg.		8
12 40		9
1 38		10
2 46		11
	Abends	12
	8 21	13
		—
Bei Tage.	8 34	14
	8 45	15
	8 57	16
	9 9	17
	9 24	18
	9 43	19
	10 10	20
		—
	10 50	21
	11 48	22
	Morg.	23
	1 6	24
	2 36	25
Abends		26
7 50	Bei Tage.	27
		—
8 2		28
8 13		29
8 26		30
8 40		31

Derbe Antwort.

Ein ſich klug dünkender Pinſel fragte einen Witzling: „Wiſſen Sie, was ein Tropfbad iſt?" — „Jedes Bad was Sie nehmen!" war die Antwort.

Zum Merkbuche.

Es ſteht der Träge
Sich ſelbſt im Wege.

* * *

Luxus mehrt deine Bedürfniſſe, Mäßigkeit dein Vergnügen.

Benutzung von Abgängen.

In Frankreich hat man neuerlich Dinge benutzen gelernt, welche bisher als Abgang weggeworfen wurden und nun bedeutenden Gewinn bringen. Das erſte iſt der Kleber, der zur Gewinnung des Stärkmehls aus dem Mehle aufgewaſchen wird. Der Kleber giebt ein ſchönes Mittel für die Schweinemaſt, zu welchem Zweck man ihn mit Kleie, Kartoffeln u. ſ. w. vermiſcht. Das andere ſind die Sägeſpäne, welche man in eiſernen Cylindern einer trocknen Deſtillation unterwirft und dadurch Holzeſſig, Theer und Kohlenpulver gewinnt. — In Rouen wird aus alten Lumpen der Indigo wieder gewonnen, und in Rheims hat Einer eine Anſtalt errichtet, in welcher aus gebrauchtem Seifenwaſſer jährlich viele Centner Fett und zugleich ſchwefelſaures Kali gewonnen werden,

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 29 M.	4 Uhr 21 M.	7 Uhr 50 M.	8 St. 31 M.
11	14 55	4 37	7 32	9 5
21	14 18	4 53	7 11	9 42

September 1836.

Alter. Auguſt.

Donn.	1	**Aegidius**	♉	♀ geht 3 Viertel auf 2 U.	20	**Bernhard**
Freitag	2	Rahel, Lea	♊	🌗 Morgens auf u. iſt an	21	Athanaſ.
Sonn.	3	Manſuetus	♊	12. 42′ V. 3 Stunden	22	Oswald

37. Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	4	14. n. **Tr.**	♊	Moſes. ☿ in ♎. ſichtbar.	23	13. n. **Tr.**
Mont.	5	Nathanael	♋	☿ in ☋. ☾ in Erdf. 2 U. V.	24	**Barthol.**
Dienſt.	6	Magnus	♋	♂ geht gegen halb 12 Uhr	25	Ludwig
Mittw.	7	Regina	♌	Abends auf. ☿ iſt in die-	26	Irenäus
Donn.	8	**Mar. Geb.**	♌	ſem Monat nicht ſichtbar.	27	Gebhard
Freitag	9	Bruno	♌	♃ geht nach halb 2 Uhr	28	Auguſtin
Sonn.	10	Soſthenes	♍	Morgens auf u. zeigt ſich	29	**J. Enth.**

38. Vom Mammonsdienſt. Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	11	15. n. **Tr.**	♍	🌑 1. 37′ V. Gerhard.	30	14. n. **Tr.**
Mont.	12	Ottilia	♎	dritthalb St. ♅ ſteht	31	Rebecca
Dienſt.	13	Chriſtlieb	♎	3 Viertel auf 11 U. Abds.	1	**Sept. Aeg.**
Mittw.	14	† **Erhöh.**	♏	in Süden u. zeigt ſich noch	2	Rahel, Lea
Donn.	15	Conſtant.	♏	☾ in ☋. die ganze Nacht.	3	Manſuetus
Freitag	16	Euphemia	♐	♀ größter Glanz. ♄ ver-	4	Moſes
Sonn.	17	Lampert.	♐	ſchwindet in den Strah-	5	Nathanael

39. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	18	16. n. **Tr.**	♐	🌓 5. 13′ V. Siegfried.	6	15. n. **Tr.**
Mont.	19	Januar	♑	☌♀♃. len der Abend-	7	Regina
Dienſt.	20	Friederike	♑	☾ Erdn. 10 U. V. ſonne.	8	**Mar. Geb.**
Mittw.	21	Quat. †	♒	**Matth. Ev.** ♂ geht ein	9	Bruno
Donn.	22	Moriz	♒	Viertel auf 12 U. Abends	10	Soſthenes
Freitag	23	Joel †	♓	☉ in ♎. 1. 31′ V. Herbſt-	11	Gerhard
Sonn.	24	**J. Empf.** †	♓	Anf. Tag u. Nacht gleich.	12	Ottilia

40. Vom Waſſerſüchtigen. Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	25	17. **M. F.**	♈	🌕 12. 42′ V. Kleophas.	13	16. n. **Tr.**
Mont.	26	Cyprian	♈	auf u. iſt 5 St. ſichtb.	14	† **Erhöh.**
Dienſt.	27	Koſ. u. D.	♉	☿ in ♏. ☿ größte öſtliche	15	Conſtant.
Mittw.	28	Wenzel	♉	Ausw. ☾ in ♌. ♀ glänzt	16	**Quat.**
Donn.	29	**Michael** *	♉	3 und eine halbe Stunde	17	Lampertus
Freitag	30	Hieronym.	♊	lebhaft als Morgenſtern.	18	Siegfried

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 3. September gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonntag den 11. September gegen 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.

Sonntag den 18. September gegen 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Sonntag den 25. September gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5597. Jahres den 12. und 13., das Verſöhnungsfeſt den 21., und die 2 erſten Feiertage des Laubhüttenfeſtes den 26. und 27. September.

☾Aufg.		☾Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
Abends				
8	58	Bei Tage.		1
9	20			2
9	51			3
10	32			4
11	26			5
Morg.				6
12	30			7
1	43			8
2	59			9
4	15			10
Bei Tage.		Abends		11
		7	5	12
		7	17	13
		7	30	14
		7	48	15
		8	11	16
		8	46	17
		9	37	18
		10	47	19
		Morg.		20
		12	11	21
		1	41	22
		3	11	23
		4	37	24
Abends		Bei Tage.		25
6	31			26
6	44			27
7	0			28
7	20			29
7	47			30

Anekdote.

„Du gähnſt ja!“ ſagte eine Frau zu ihrem Manne. „Mein Kind“, erwiederte er, „Mann und Frau, weißt Du, ſind eins, und wenn ich allein bin, langweile ich mich!“

Geschmähte Literaten an schmachvolle.

Aus Geiſtesarmuth und aus Noth
Werft ihr uns Tag für Tag mit Koth,
In Blättern und in Bänden;
Uns hält der Ehre Panzer rein,
So bleibt euch euer Koth allein,
Und iſt in rechten Händen.

Porzellan-Kitt.

In Frankreich hat man die Entdeckung gemacht, daß es für Porzellan, Steingut, Glas ꝛc. keinen beſſern Kitt gebe, als die weiße Gallert, welche die Gehäuſeſchnecken in den Gärten und Wäldern in einer Blaſe am Ende ihres Körpers haben. Was damit gekittet iſt, bricht auf dem Fleck nie wieder.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 35 M.	5 Uhr 12 M.	6 Uhr 47 M.	10 St. 25 M.
11	12 55	5 29	6 23	11 5
21	12 15	5 45	6 0	11 45

Oktober 1836.

Alter September.

Sonn.	1	Remigius	♊	♂ geht um 11 Uhr Abends	19	Januar

41. Vom größten Gebot. Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	2	18. **Erntef.**	♋	🌗 7.36′ **N.** Vollrad. ☾ in	20	17. **n. Tr.**
Mont.	3	Ewald	♋	Erdf. 10 U. N. **auf u.**	21	**Mth. Ev.**
Dienst.	4	**Franz**	♋	**nimmt allmählig an Licht-**	22	Moriz
Mittw.	5	Fides	♌	♀ größte westl. Ausweich.	23	Joel
Donn.	6	Charitas	♌	☿ größte südliche Breite.	24	**J. Empf.**
Freitag	7	Spes	♍	**stärke zu.** ♅ **geht um 9**	25	**Kleophas**
Sonn.	8	Ephraim	♍	☌ ☿ ♄. **Uhr Abends durch**	26	**Cyprian**

42. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	9	19. **n. Tr.**	♎	**Dionys.** ♂ in ♌. ♀ in ♍.	27	18. **n. Tr.**
Mont.	10	Amalia	♎	🌑 2. 22′ N. ☿ rückl. **den**	28	Wenzel
Dienst.	11	**Burchard**	♎	**Meridian und um** 2	29	**Michael**
Mittw.	12	Ehrenfr.	♏	☾ in ☋. 5 U. **Morg.** unter. ♃.	30	**Hieron.**
Donn.	13	Kolomann	♏	**geht um Mitternacht auf**	1	**Okt. Rem.**
Freitag	14	Wilhelm	♐	**und ist den übrigen Theil**	2	Vollrad
Sonn.	15	Hedwig *	♐	☾ Erdn. 4 U. V. **d. Nacht**	3	**Ewald**

43. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	16	**20. n. Tr.**	♑	**Gallus.** ♀ in ♌. **am Mor-**	4	19. **Tr. Fr.**
Mont.	17	Florentina	♑	🌓 11. 18′ V. **genh. sichtb.**	5	**Fides**
Dienst.	18	**Luc. Ev.**	♒	**Schl. b. Leipzig** 1813.	6	Charitas
Mittw.	19	Ptolem.	♒	♀ **geht bald nach 2 Uhr**	7	Spes
Donn.	20	Wendelin	♓	**Morgens auf und glänzt**	8	Ephraim
Freitag	21	Ursula	♓	Unt. ☌ ☿ ☉. **fast 4 Stun-**	9	**Dionysius**
Sonn.	22	**Kordula**	♈	**den sehr lebhaft.** ♂ **geht**	10	Amalia

44. Von des Königischen Sohn. Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	23	21. **n. Tr.**	♈	☉ in ♏. Severus. **halb**	11	20. **Tr. P.**
Mont.	24	Salome	♉	🌕 1. 57′ **N.** Unf. ☾ Finst.	12	Ehrenfr.
Dienst.	25	Adelheid	♉	☿ in ♌. ☾ in ♌. 11 **Uhr**	13	**Kolomann**
Mittw.	26	Amandus	♉	**Abends auf.** ☿ **kommt in**	14	Wilhelm
Donn.	27	Sabina	♊	d. **Morgendämmerung zum**	15	**Hedwig**
Freitag	28	**Sim. J.** *	♊	**Vorschein und zeigt sich**	16	**Gallus**
Sonn.	29	Engelhard	♋	**nach halb** 6 **Uhr Morgens**	17	Florentina

45. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	30	22. **n. Tr.**	♋	Hartmann. ☾ Erdf. 7 U. N.	18	21. **Tr. L**
Mont.	31	Wolfg. †	♋	☌ ♄ ☉. **einige Minuten.**	19	Ptolem.

Mond-Wechſel.

Sonntag den 2. Oktober nach halb 8 Uhr Abends das letzte Viertel.

Montag den 10. Oktober gegen halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Montag den 17. Oktober nach 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Montag den 24. Oktober gegen 2 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden feiern die 2 letzten Feiertage des Laubhüttenfeſtes den 3. und 4. Oktober.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abends		
8 24		1
	Bei Tage.	—
9 13		2
10 14		3
11 23		4
Morg.		5
12 38		6
1 54		7
3 12		8
		—
4 30		9
	Abends	10
	5 37	11
	5 53	12
Bei Tage.	6 14	13
	6 43	14
	7 31	15
		—
	8 35	16
	9 55	17
	11 23	18
	Morg.	19
	12 51	20
	2 17	21
	3 39	22
		—
	4 59	23
Abends		24
5 5	Bei Tage.	25
5 23		26
5 46		27
6 19		28
7 3		29
		—
7 59		30
9 5		31

Der grosse Advokat.

Ueber einen ſchlechten Menſchen, der aber, wie man zu ſagen pflegt, großes Glück gemacht hat (es kommt dergleichen noch immer vor in der Welt!) — wurde neulich geäußert: „Er iſt als einer der größten Advokaten zu betrachten, denn er gewinnt täglich den ſchweren Prozeß gegen — ſein Gewiſſen.“

Grabschrift für einen Trägen.

Hier ruhet Velten ſeine müden Glieder —
Wer ihn gekannt, der ruft gewiß: Schon wieder?

Das Kapital.

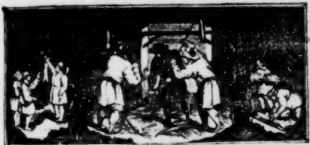
Wer einen Menſchen zum Guten bewegt,
Der hat ein groß Kapital angelegt.

Feuerfester Holzanstrich.

Dr. Walts in München hat angeblich den beſten erfunden. Man erhält ihn, wenn man aus dem geſtoßenen Salze, welches bei dem Abdampfen der Schwefelſäure als ſaures Kali zurückbleibt, mit Waſſer einen Brei macht und ſo viel gelben Ocker zuſetzt, bis die Maſſe zum Anſtreichen brauchbar iſt.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 34 M.	6 Uhr 2 M.	5 Uhr 36 M.	12 St. 26 M.
11	10 54	6 19	5 13	13 6
21	10 14	6 37	4 51	13 46

November 1836.



Alter. Oktober.

Dienſt.	1 **All. Heil.**	♌	🌗 3. 33′ N. ☿ rechtl. ♄ ist	20 Wendelin
Mittw.	2 **All. Seel.**	♌	in der Nähe der Sonne.	21 Urſula
Donn.	3 Gottlieb	♍	☿ geht ein Viertel auf 6 U.	22 Kordula
Freitag	4 Charlotte	♍	Morgens auf und ist eine	23 Severus
Sonn.	5 Erich	♍	halbe Stunde sichtbar. ♀	24 Salome

46. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	6 23. n. **Tr.**	♎	Leonhard. ♀ in ♎. ☿ gr.	25 **22. n. Tr.**
Mont.	7 Erdmann	♎	weſtl. Ausw. geht um 3	26 Amandus
Dienſt.	8 Claudius	♏	☿ gr. nördl. Breite. ☾ in ☋	27 Sabina
Mittw.	9 Theodor	♏	🌑 2. 28′ V. Unſichtb. ☉	28 **Sim. J.**
Donn.	10 Mart. P.	♐	Finſtern. Uhr Morg.	29 Engelhard
Freitag	11 **Mart. B.**	♐	☾ Erdn. 12 U. Mitt. auf u.	30 Hartmann
Sonn.	12 Kunibert	♑	ist vierthalb St. sichtbar.	31 Wolfgang

47. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	13 24. n. **Tr.**	♑	Eugen. ☌ ♂ ♃. ♄ wird	1 **Nov. 23 Tr.**
Mont.	14 Levin	♒	in der Morgendämmerung	2 **All. Seel.**
Dienſt.	15 Leopold	♒	🌓 6. 44′ N. bemerklich. ☿	3 Gottlieb
Mittw.	16 Ottomar	♓	♅ rechtl. geht nach halb	4 Charlotte
Donn.	17 Hugo	♓	☌ ☿ ♄. 6 U. Morgens auf,	5 Erich
Freitag	18 Gottſchalk	♈	und zeigt sich 3 Viertel-	6 Leonhard
Sonn.	19 Eliſabeth	♈	stunden. ♂ geht gegen 10	7 Erdmann

48. Vom Gräuel der Verwüſtung. Matth. 24. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	20 25. n. **Tr.**	♈	Edmund. Feier zum Ge-	8 **24. n. Tr.**
Mont.	21 **M. Opf.**	♉	☾ ☊. dächtn. d. **Gestorbnen.**	9 Theodor
Dienſt.	22 Erneſtine	♉	☉ in ♐. U. Abends auf. ☿	10 Mart. P.
Mittw.	23 Clemens	♊	🌕 6. 24′ V. ist noch eine	11 **Mart. B.**
Donn.	24 Lebrecht	♊	Viertelstunde sichtbar	12 Kunibert
Freitag	25 **Katharina**	♊	u. verliert sich einige Tage	13 Eugen
Sonn.	26 Konrad	♋	ſpäter. ♃ geht um halb	14 Levin

49. Von Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27 1. **Advent**	♋	Loth. ☾ in Erdf. 11 U. V.	15 **25. n. Tr.**
Mont.	28 Günther	♌	10 Uhr Abends auf und	16 Ottomar
Dienſt.	29 Noah	♌	um 5 Uhr Morg. durch	17 Hugo
Mittw.	30 Andreas	♌	☿ in ♐. den Mittagskreis.	18 Gottſchalk

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 1. November nach halb 4 Uhr chmittags das letzte Viertel.

Mittwoch den 9. November gegen halb 3 Uhr orgens der neue Mond nebſt einer unichtbaren Sonnenfinſterniß.

Dienſtag den 15. November um 3 Viertel auf hr Abends das erſte Viertel.

Mittwoch den 23. November gegen halb 7 Uhr rgens der volle Mond.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
Abends				
10	17	Bei Tage.		1
11	32			2
Morg.				3
12	48			4
2	5			5
3	24			6
4	45			7
6	11			8
		Abends		9
		4	43	10
		5	24	11
Bei Tage.		6	24	12
		7	41	13
		9	9	14
		10	38	15
		Morg.		16
		12	4	17
		1	26	18
		2	45	19
		4	3	20
		5	20	21
		6	37	22
Abends				23
4	17	Bei Tage.		24
4	57			25
5	49			26
6	51			27
8	1			28
9	14			29
10	29			30

Die drei Bettler.

Es kamen auf eine Zeit drei Bettler in den immel, und Gott ſprach: Einem will ich viel, m andern wenig, dem dritten nichts geben, um ſehen, ob mir der erſte danken, der zweite ſich gnügen, und der dritte mich fleißiger bitten rde. Was geſchah? Der erſte vergaß der ohlthat und des Danks, der andere murrte, d gingen alſo beide davon. Der dritte blieb n der Thür ſitzen, und ſprach: Herr, erbarme ch meiner! Da befahl Gott, man ſollte die en Bettler zurückbringen, und was er ihnen iden gegeben, dieſem allein einhändigen. — erk: dieſe Bettler ſind wir Menſchen alle. er unter uns viel hat, der denkt nur an ſich bſt; wer aber wenig hat, der beneidet Andere; r aber nichts hat, wie der Arme, der allein nkt an Gott. Den Gottloſen wird daher in rem Tod ihr Gut genommen werden, und dem rommen gegeben in einer beſſern Welt.

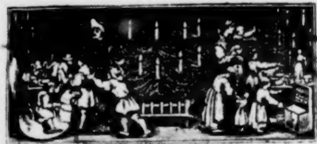
Die Warnungs-Tafel.

In einem Rübenfelde fand ein Reiſender lgende Warnungs-Tafel:

Nimm dir eine, zwei, drei, vier,
Doch die übrigen laß mir.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 32 M.	6 Uhr 57 M.	4 Uhr 29 M.	14 St. 28 M.
11	8 55	7 16	4 11	15 5
21	8 25	7 33	3 58	15 35

Dezember 1836.



Alter. November.

Donn.	1 Arnold	♍	☾ 11. 6' V. ♀ in ♏, ♂	19	**Eliſabeth**
Freitag	2 Candida	♍	♃ rückg. ☿ ☊. ſteht als	20	Edmund
Sonn.	3 Caſſian	♎	ein anſehnlicher Stern um	21	**M. Opf.**

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	4 **2. Advent**	♎	**Barbara. 5 U. Morgens**	22	**26. n. Tr.**
Mont.	5 Abigail	♏	in Süden. ♄ geht gegen 5	23	Clemens
Dienſt.	6 **Nicolaus**	♏	☾ in ☊. Uhr Morgens auf.	24	Lebrecht
Mittw.	7 Antonia	♐	♀ glänzt 3 Stund. lebhaft	25	**Katharina**
Donn.	8 **M. Empf.**	♐	● 1. 53' N. am Mor-	26	**Conrad**
Freitag	9 Joachim	♑	☾ Erdn. 5 U. N. gen-	27	Loth
Sonn.	10 Judith	♑	himmel. ♃ ſteht nach 4 Uhr	28	Günther

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.

Sonnt.	11 **3. Advent**	♒	Waldemar. ♀ gr. nördl.	29	**1. Advent**
Mont.	12 Epimach.	♒	Breite. ☌ ♄ ♀. Morgens in	30	**Andreas**
Dienſt.	13 **Lucia**	♒	Süden. ☿ iſt in dieſem Mo-	1	**Dec. Arn.**
Mittw.	14 **Quat.** †	♓	Iſrael. nat nicht ſichtb. ♅	2	Candida
Donn.	15 Johanna	♓	☽ 4. 45' V. Ob. ☌ ☿ ☉.	3	Caſſian
Freitag	16 Ananias †	♈	geht um halb 10 Uhr	4	**Barbara**
Sonn.	17 Lazarus †	♈	**Abends unter.** ♄ **geht nach**	5	Abigail

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	18 **4. Advent**	♉	Chriſtoph. ☾ in ☊. 4 Uhr	6	**2. Adv. N.**
Mont.	19 Manaſſe	♉	☿ in ♑. Morgens auf u.	7	Antonia
Dienſt.	20 Abraham	♊	zeigt ſich 3 Stunden am	8	**M. Empf.**
Mittw.	21 **Thm. Ap.** *	♊	☉ in ♑. 6 U. 56' N. Kürzſt.	9	Joachim
Donn.	22 Beata	♊	Tag. Winters Anf. Oſt-	10	Judith
Freitag	23 Ignaz	♋	○ 1. 9' V. himmel. ♃ iſt	11	Waldemar
Sonn.	24 Adam, E. †	♋	den gröſst. Theil der	12	Epimach.

53. Von der Geburt Chriſti. Luc. 2. Ep. Tit. 2.

Sonnt.	25 **H. Chriſtf.**	♌	☾ in Erdf. 1 U. V. Nacht	13	**3. Adv. L.**
Mont.	26 **Stephan**	♌	♀ in ♐. ſichtb. u. culmi-	14	Iſrael
Dienſt.	27 **Joh. Ev.** *	♌	nirt gegen 3 U. Morgens.	15	Johanna
Mittw.	28 **Unſch. K.**	♍	♂ geht um 8 Uhr Abd. auf	16	**Quat.**
Donn.	29 Jonathan	♍	u. nach halb 4 U. Morg.	17	Lazarus
Freitag	30 David	♎	☾ durch den Meridian.	18	Chriſtoph
Sonn.	31 Sylveſter	♎	4. 47' V. ☉ in Erdn.	19	Manaſſe

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Donnerstag den 1. Dezember nach 11 Uhr ormittags das letzte Viertel.	Abends 11 43		1
	Morg.	Bei Tage.	2
Donnerstag den 8. Dezember gegen 2 Uhr achmittags der neue Mond.	12 59		3
	—		—
	2 17		4
Donnerstag den 15. Dezember um 3 Viertel af 5 Uhr Morgens das erste Viertel.	3 38		5
	5 5		6
Freitag den 23. Dezember gegen 1 Viertel auf Uhr Morgens der volle Mond.	6 37		7
		Abends	8
Sonnabend den 31. Dezember 3 Viertel auf Uhr Morgens das letzte Viertel.		4 5	9
		5 18	10
			—
	Bei Tage.	6 47	11
		8 19	12
		9 49	13
		11 14	14
		Morg.	15
		12 34	16
		1 52	17
			—
		3 9	18
		4 26	19
		5 42	20
		6 56	21
		8 5	22
	Abends		23
	4 41		24
			—
	5 49	Bei Tage.	25
	7 2		26
	8 15		27
	9 29		28
	10 42		29
	11 56		30
	Morg.		31

Anekdote.

Durch den Einfluß eines reichen Beamten hielt ein Candidat der Rechte nach langer Bewerbung ein Amt, mußte aber des Erstern häßliche und auch sonst nicht liebenswürdige Tochter rathen. Als nun ein Universitätsfreund den angestellten fragte: „Hat Dich Dein Schwiegerpapa gut versorgt?“ gab Jener seufzend zur twort: „O ja, er gab mir ein schönes Stück Brod, aber ein häßliches Stück Fleisch dazu!“

Der Gesang.

Ein Gesang voll Frohsinn und Scherzen
Wischet Dir den Staub vom Herzen.

Bereitung der Seife auf kaltem Wege.

In Virginien bereitet man die Seife kalt, eine Manier, welche zwar langsam ist, aber deshalb den Vorzug verdienen dürfte, weil sie bequem ist und das Produkt besser als bei dem Kochen wird. Man thut nämlich eine Quantität der nöthigen Bestandtheile in ein Faß mit starker Lauge, stellt es in den Keller, rührt es zuweilen um, und so ist ohne Weiteres die Seife in drei bis vier Wochen fertig.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 50 M.	7 Uhr 49 M.	3 Uhr 48 M.	16 St. 1 M.
11	7 42	8 2	3 44	16 18
21	7 36	8 10	3 46	16 24

Zeitrechnung des Jahres 1836.

Das gegenwärtige 1836ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder von 52 Wochen und zwei Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 3. April und im alten 8 Tage ſpäter, nämlich auf ſeinen 30. März, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach dem alten Kalender 8 Tage ſpäter als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 3 Uhr 12 Minuten Nachmittags. Der Sommer am 21. Juni um 11 Uhr 35 Minuten Vormittags. Der Herbſt am 23. September um 1 Uhr 31 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 6 Uhr 56 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen.

In dieſem Jahr ereignen ſich vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen bei uns nur die eine Sonnenfinſterniß ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Mondfinſterniß tritt den 1. Mai Vormittags ein.

Die erſte Sonnenfinſterniß findet am 15. Mai Nachmittags ſtatt. Sie iſt ringförmig und wird in ganz Europa und Nordamerika ſichtbar ſeyn. Ihr Anfang erfolgt zu Berlin um 3 Uhr 3 Minuten und ihr Ende um 5 Uhr 37 Minuten mittlere Zeit. Ihre Dauer beträgt 2 Stunden 34 Minuten und ihre Größe 11 Zoll. Die unverfinſtert bleibende Sichel der Sonnenſcheibe wird größtentheils an der linken Seite des Vertikalkreiſes liegen. Sie ſteht unter den im gegenwärtigen Jahrhundert hier geſehenen Sonnenfinſterniſſen nur der vom 19. November 1816 an Größe nach, und wird noch ein wenig ſtärker ſeyn, als die vom 7. September 1820.

Die zweite Mondfinſterniß ereignet ſich den 24. Oktober Nachmittags.

Die zweite Sonnenfinſterniß findet in der Nacht vom 8. zum 9. November ſtatt und wird nur in Neuholland und im ſüdlichen Theil des ſtillen Oceans ſichtbar ſeyn.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1836.

Uranus.

Dieſer von Herrn Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet kommt am 20. Februar zur Sonne und bleibt bis Ende Mai unſichtbar. Er erſcheint dann im fünften Grade der Fiſche am Morgenhimmel, wo er jedoch, als ein Stern fünfter bis ſechster Größe, bei der nächtlichen Dämmerung dem unbewaffneten Auge ſchwer zu erkennen ſeyn wird. Den 11. Junius geht er bereits um Mitternacht auf. Um dieſe Zeit wird er rückläufig, was er bis zur Mitte des Novembers bleibt. Während der Monate Auguſt, September, Oktober und November geht er ſichtbar durch den Meridian. Den 25. des erſtgedachten Monats ſteht er im dritten Grade der Fiſche der Sonne gegenüber, und iſt dann mit ſcharfen Augen ganz gut wahrzunehmen. Den 7. November erreicht er ſchon um Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendſtunden aufzuſuchen iſt. Am Schluſſe des Jahres geht er um halb 9 Uhr unter. Er iſt unterdeſſen im erſten Grade der Fiſche wieder rechtläufig geworden.

Saturn.

Saturn geht zu Anfange des Jahres ein Viertel auf 3 Uhr Morgens und immer früher auf. Um die Mitte des Februar wird er im ſechſten Grade des Skorpions rückläufig. Er geht dann ſichtbar durch den Meridian, als den 24. Februar um 4 Uhr Morgens, den 24. März um 2 Uhr und den 22. April um Mitternacht. An letzterm Tage ſteht er im dritten Grade des Skorpions der Sonne gegenüber und zeigt ſich nun bis zu Anfange des Junius die ganze Nacht. Er ſteht unterdeſſen zwiſchen Spica in der Jungfrau und dem Stern an der ſüdlichen Wagſchale. Im Anfange des Julius wird er wieder rechtläufig. Hierauf geht er ſichtbar unter, als den 22. Junius um 1 Uhr Morgens, den 21. Julius um 11 Uhr Abends, den 23. Auguſt um 9, den 23. September um 7 Uhr. An dem letztern Tage iſt er ſchon in den Strahlen der Sonne unſichtbar geworden, die ihn den 31. Oktober im neunten Grade des Skorpions erreicht. Um die Mitte des November kommt er in der Morgendämmerung wieder zum Vorſchein. Er geht dann in den Frühſtunden auf, als den 13. November um 6, den 20. Dezember um 4 Uhr.

Jupiter.

Dieſer Planet ſteht am 2. Januar im elften Grade des Krebſes unter den Sternen der Zwillinge, der Sonne gegenüber und iſt die ganze Nacht ſichtbar. Er geht alsdann immer früher durch den Meridian, als den 29. Januar um 10, den 27. Februar um 8 Uhr Abends, und ſichtbar unter, als den 4. Februar um 6 Uhr Morgens, den 4. März um 4 Uhr, den 5. April um 2 Uhr, den 10. Mai um Mitternacht und den 16. Junius um 10 Uhr Abends, worauf er unſichtbar wird. Nachdem er in den beiden erſten Moten des Jahrs rückläufig geweſen iſt und ſich dabei dem Sommerpunkt bis auf ſechs Grad genähert hat, wird er am 1. März wieder rechtläufig. Den 21. Julius erreicht ihn die Sonne im 29ſten Grade des Krebſes. Erſt gegen die Mitte des Auguſt kommt er in der Morgendämmerung wieder zum Vorſchein, wo er ſich mit jedem Tage früher zeigt. Den 1. September geht er um 2 Uhr Morgens, den 13. Oktober um Mitternacht und hiernächſt in den Abendſtunden auf, als den 17. November um 10, den 18. Dezember um 8 Uhr. Unterdeſſen geht er ſichtbar durch den Meridian, als den 27. November um 5 und am Ende des Jahrs nach halb 3 Uhr Morgens. Im 19ten Grade des Löwen rückgängig geworden, zeigt er ſich dann zwiſchen der Krippe im Krebs und Regulus im Löwen.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden; Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars iſt bis zur Mitte des Junius unſichtbar, während er die Zeichen Steinbocks, Waſſermann, Fiſche, Widder und die Hälfte des Stiers durchläuft. Er erſcheint dann als ein ſchwacher Stern am Morgenhimmel, wo er immer früher aufgeht, als den 6. Julius um 1 Uhr Morgens, den 7. Auguſt um Mitternacht, den 1. Oktober um 11 Uhr Abends, den 16. November um 10, den 11. Dezember um 9 und den 29. Dezember um 8 Uhr. Von der Mitte des November an geht er ſichtbar durch den Meridian, als den 2. Dezember um 5 und gegen Ende des Jahrs gegen halb 4 Uhr Morgens. Er iſt dann bis zum 27ſten Grade des Löwen vorgerückt, wo er rückläufig wird. Drei Grad nordwärts vom Regulus und zehn Grad öſtlich vom Jupiter ſtehend, zeigt er ſich nun den größten Theil der Nacht als ein anſehnlicher Stern.

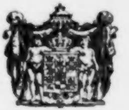
Venus.

Dieſer Planet iſt mit Ausnahme des Julius, wo er ſich in ſeiner untern Zuſammenkunft mit der Sonne befindet, das ganze Jahr hindurch ſichtbar, in den ſechs erſten Monaten des Jahrs am Abend-, in den fünf letztern am Morgenhimmel. Zu Anfange des Jahrs zeigt er ſich eine Stunde tief in der Abenddämmerung, gegen 3 Viertel auf 6 Uhr untergehend. Hierauf nimmt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit zu, im Januar bis auf 2, im Februar bis auf 3, im März und April bis auf beinahe 4 Stunden. Den 17. Mai, wo er erſt gegen Mitternacht untergeht, befindet er ſich in ſeiner größten öſtlichen Entfernung von der Sonne; in ſeinem größten Glanz aber erſt den 8. Junius, worauf die Dauer ſeiner Sichtbarkeit merklich abnimmt. In den erſten Tagen des Julius verliert er ſich in der Abenddämmerung, und am 26. dieſes Monats kommt er in ſeine untere Konjunktion mit der Sonne. Schon im Anfange des folgenden Monats erſcheint er am Morgenhimmel mit ſchnell zunehmender Dauer ſeiner Sichtbarkeit. Den 16. September, wo er ſich ſchon vierthalb Stunden zeigt, glänzt er am lebhafteſten. Drei Tage ſpäter geht er in einer Entfernung von etwas über 3 Grad ſüdlich dem Jupiter vorbei. Den 3. Oktober, wo er nahe an 4 Stunden ſichtbar iſt, befindet er ſich in ſeinem größten weſtlichen Abſtande von der Sonne, worauf die Dauer ſeiner Sichtbarkeit und ſeine Lichtſtärke allmählig abnehmen. Mit dem Ausgange des Jahrs zeigt er ſich noch etwa 2 Stunden am Morgenhimmel.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar; in dieſem Jahr viermal. Zuerſt erſcheint er um den 27. Januar unter den Sternen am Schwanz des Steinbocks. Am vortheilhafteſten zeigt er ſich vom 6. bis 8. Februar, wo er beinahe 3 Viertelſtunden im Geſtirn des Waſſermanns ſichtbar iſt. Nach der Mitte dieſes Monats verliert er ſich ſchon wieder. Zum zweiten Mal kommt er um den 11. Mai, wo er um 9 Uhr untergeht, im Geſtirn des Stiers am Abendhimmel zum Vorſchein. Vom 25ſten bis 28ſten iſt er einige Grad weſtlich vom Sommerpunkt in der Milchſtraße 40 Minuten lang ſichtbar und von Kennern des geſtirnten Himmels leicht aufzufinden. Den 1. Junius iſt er, bereits über den Sommerpunkt hinausgerückt, noch eine halbe Stunde ſichtbar, worauf er ſich wenige Tage ſpäter verliert. Nachdem er den 27. Junius durch ſeine untere Conjunktion gegangen iſt, kommt er in der letzten Hälfte des folgenden Monats unter den Sternen der Zwillinge am Morgenhimmel wieder zum Vorſchein, jedoch nur höchſtens 10 Minuten. Im Anfange des Auguſt verſchwindet er ſchon wieder. Vortheilhafter zeigt er ſich im Monat November am Morgenhimmel: Er erſcheint daſelbſt am 27. Oktober, 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens aufgehend, in der Nähe der Spica. Am längſten, beinahe eine Stunde, zeigt er ſich vom 1. bis 9. November, wo er 1 Viertel auf 6 Uhr aufgeht. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt hierauf allmählig ab. Den 13. November iſt er noch 3 Viertelſtunden, den 18. November eine halbe und den 22. eine Viertelſtunde ſichtbar. Den 25ſten wird er nicht mehr geſehen.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten und Thronfolger.
(Mit den Wappenbildern Preußens und Oeſterreichs.)



Preußen.

Friedrich Wilhelm III., **König**, **geb. 3. Auguſt 1770**, folgte ſeinem Vater **Friedrich Wilhelm II.** in der Regierung am 16. Nov. 1797, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen im 1815, vermählt den 24. Decbr. 1793 mit der am 19. Juli 1810 verſtorbenen Königin **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz.

Kinder des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm**, Kronprinz, geb. 15. Okt. 1795, General der Infanterie, commandirender General des zweiten Armeecorps ꝛc.; vermählt den 29. Novbr. 1823 mit — **Eliſabeth** Ludovike, Schweſter des Königs von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — 2) Friedrich **Wilhelm** Ludwig, geb. 22. März 1797, General-Lieutenant, commandirender General des 3ten Armeecorps ꝛc., vermählt den 11. Jun. 1829 mit — Maria Luiſe **Auguſte** Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: **Friedrich** Wilhelm Nikolaus Carl, geb. 18. Okt. 1831. — 3) **Die Kaiſerin von Rußland**, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe **Charlotte**) geb. 13. Juli 1798. — 4) Friedrich **Karl** Alexander, geb. 29. Jun. 1801, General-Lieutenant, Commandeur der 2ten Garde-Diviſion ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — **Marie** Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. den 3. Febr. 1808. Davon: 1] **Friedrich** Carl Nikolaus, geb. 20. März 1828. 2] Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. — 5) Die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine **Alexandrine** Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 6) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande, **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 7) Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Oktbr. 1809, General-Major, Commandeur der 6ten Cav.-Brig. ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs der Niederlande. Davon: Friederike Luiſe Wilhelmine **Marianne Charlotte**, geb. den 21. Juni 1831.

Des am 28. Dec. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General-Lieutenant, Commandeur der 14ten Diviſion ꝛc., vermählt 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Jun. 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau.

Geſchwiſter des Königs: 1) Die Königin der Niederlande, Wilhelmine Friederike Luiſe, geb. 18. Nov. 1774. — 2) Die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel, Auguſte Friederike Chriſtine, geb. 1. Mai 1780. — 3) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dec. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 4) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Kavallerie ꝛc., vermählt 12. Januar 1804 mit — Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785.

Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert; geb. 29. Okt. 1811, Major ꝛc. — 2) Marie Eliſabeth Karoline Viktorie, geb. 18. Juni 1815. — 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817; Lieutenant ꝛc. — 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verſtorb. Großvaterbruders, Prinzen Auguſt Ferdinand, und der am 10. Febr. 1820 verſtorb. Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Kinder:

1) Friederike Dorothee Luiſe Philippine, geb. 24. Mai 1770, Wittwe am 7. April 1833 von dem Fürſten Anton Radziwill. — 2) Friedrich Wilhelm Heinrich Auguſt, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inſpekteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nicolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 16. Dec. 1818.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Baiern.

Karl Ludwig Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dec. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Braſilien.

Dom Pedro II., Kaiſer, geb. 2. Dec. 1825, reg. 7. April 1831 unter Vormundſchaft.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, **Herzog**, **geb. 25. April 1806**, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VI., **König**, **geb. 28. Jan. 1768**, **reg. 13. März 1808.** — **Chriſtian Friedrich**, Kronprinz, geb. 18. Sept. 1786, Sohn des am 7. Dec. 1805 verſt. Erbprinzen **Friedrich**, Vaterhalbbruders des Königs.

England, ſ. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I., **König**, geb. 6. Okt. 1773, **reg. 9. Aug. 1830.** — **Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich**, **Herzog von Orleans**, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I., **König**, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 **zum König erklärt**, reg. nach erlangter **Volljährigkeit 1. Juni 1835.**

Großbritannien und Irland.

Wilhelm IV. Heinrich, **König (auch von Hannover) geb. 21. Aug.** 1765, reg. 26. Juni 1830.

Hannover, ſ. Großbritannien.

(General-Gouverneur iſt **Adolph Friedrich**, **Herzog von Cambridge**, geb. 27. Febr. 1774, Bruder des Königs.)

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II., **Kurfürſt**, **geb. 28. Juli 1777**, **reg. 27. Febr. 1821**, **auch Großherzog von Fulda.** — **Friedrich Wilhelm**, **Kurprinz und Mitregent ſeit 1831**, **geb. 20. Aug. 1802.**

Heſſen-Darmſtadt.

Ludwig II., Großherzog, geb. 26. Dec. 1777, **reg. 6. April 1830.** — **Ludwig**, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, **Großherzog**, **geb. 13. Juli 1783**, **Fürſt von Lübeck und Birkenfeld**, **reg. 21. Mai 1829.** — **Nicolaus Friedrich Peter**, **Erbgroßherzog**, **geb. 8. Juli 1827.**

Kirchenſtaat.

Gregor XVI. (Mauro Cappellari) **Papſt**, **geb. 18. Sept. 1765**, **erwählt 2. Febr. 1831.**

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, **Herzog**, **geb. 2. Okt.** 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, **Herzog**, geb. 22. Dec. 1799, reg. 13. **März 1824.** — **Ferdinand Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar**, **Erbprinz**, **geb. 14. Jan. 1823.**

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz, Großherzog, geb. 10. Dec. 1756, **reg. 24. April** 1785. — **Paul Friedrich**, Erbgroßherzog, geb. 15. Sept. 1800, **Sohn des am 29. Nov. 1819 verſt. Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig**, **Sohnes des Großherzogs.**

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, **Großherzog**, **geb. 12. Aug. 1779**, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena - Reggio.

Franz IV. Joſeph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Naſſau.

Wilhelm Georg Auguſt Heinrich, Herzog, geb. 14. Juni 1792, reg. 9. Jan. 1816. — Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Erbprinz, geb. 24. Juli 1817.

Neapel und Sicilien.

Ferdinand II. Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830.

Niederlande.

Wilhelm I. Friedrich, geb. 24. Aug. 1772, reg. als Fürſt von Naſſau-Oranien 9. April 1806, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg 15. März 1815. — Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. 6. Dec. 1792.

Oeſtreichiſche Staaten.

Ferdinand I. Karl Leopold Joſeph Marcellin, Kaiſer, geb. 19. Apr. 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Herzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſtreich, geb. 12. Dec. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. ſeit 5. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II. da Gloria, Königin, geb. 4. Apr. 1819.

Rußland.

Nikolaus I., geb. 25. Juni alten Styls (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Styls entſpricht) 1796, reg. 1. Dec. (neuen Styls) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen. — Alexander Nicolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Styls).

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Anton Clemens Theodor, König, geb. 27. Dec. 1755, reg. 5. Mai 1827. — Friedrich Auguſt, Kronprinz und Mitregent, geb. 18. Mai 1797, Bruder-Sohn des Königs.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geboren 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dec. 1800, reg. 24. Dec. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. Apr. 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dec. 1806. — Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Emanuel Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. Apr. 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV. Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Febr. 1818. — Joſeph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien.

Marie Chriſtine, Wittwe Königs Ferdinand VII. ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. Apr. 1806.

Toſkana.

Leopold II. Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Mahmud II., Großſultan, geb. 20. Juli 1785, reg. 28. Juli 1808. — Abdulmedſchid, Thronfolger, geb. 22. Apr. 1823.

Würtemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Sonnenfinſterniß
am 15. Mai 1836 Nachmittags.

Nach mittlerer Zeit jedes Orts berechnet.

Ort.	Anfang.		Ende.		Größe.
	St.	M.	St.	M.	Zoll.
Aachen	2	29	5	5	10
Amſterdam	2	21	4	59	10½
Cap Arcona	3	4	5	39	Ring
Augsburg	2	57	5	33	9⅓
Berlin	3	6	5	41	11
Braunſchweig	2	51	5	27	10⅓
Bremen	2	40	5	20	10¼
Breslau	3	26	6	1	10⅙
Brünn	3	26	6	0	10
Carlsruhe	2	43	5	19	9¼
Caſſel	2	46	5	23	10⅓
Coblenz	2	37	5	13	9¼
Cöln	2	33	5	10	10
Danzig	3	31	6	3	Ring
Dresden	3	9	5	45	10⅙
Düſſeldorf	2	32	5	8	10¼
Emden	2	34	5	12	11
Erfurt	2	55	5	31	10¼
Frankfurt a. M.	2	43	5	20	9¼
Frankfurt a. O.	3	13	5	48	11
Grätz	3	23	5	57	9½
Hamburg	2	47	5	24	Ring
Hannover	2	47	5	24	10½
Kaliſch	3	31	6	5	10½
Königsberg i. P.	3	40	6	8	Rin.
Landau	2	41	5	18	9¼
Leipzig	3	2	5	38	10½
Luxemburg	2	30	5	8	9⅙
Lübeck	2	51	5	27	Ring
Lyck	3	50	6	20	Ring
Magdeburg	2	57	5	33	10½
Mainz	2	41	5	18	9½
Mannheim	2	43	5	19	9⅓
Memel	3	42	6	7	11
München	3	1	5	37	9½
Münſter	2	35	5	13	10½
Neufchatel	2	37	5	15	8½
Poſen	3	25	5	59	11
Prag	3	14	5	49	10
Regensburg	3	3	5	38	9½
Roſtock	2	59	5	34	Ring
Stettin	3	13	5	47	Ring
Stralſund	3	4	5	39	Ring
Stuttgart	2	47	5	24	9⅙
Stolpe	3	22	5	54	Ring
Trier	2	33	5	9	9¼
Trieſt	3	16	5	50	8⅓
Warſchau	3	44	6	18	Ring
Wien	3	31	6	6	9⅓
Würzburg	2	50	5	26	9⅓
Zürich	2	45	5	23	9

Dr. Mädler.

Zum Jahreswechſel.

„Wie wir uns treu geblieben,
So iſt die Zeit uns treu!“
Entflieht das Jahr — ſein Erbe
Blüh' in Erleuchtung neu!
Dann wird in jeder Hütte
Der Friede nur bewacht,
Dann ſteht an allen Thronen
Das gleiche Recht als Wacht.

Ein Herz ſey ſtets dort willig
Für echten Klagelaut,
Dem Volke, treu und bieder,
Auch off'nen Sinn's vertraut.
Das Volk ſey, dankbar befreit,
In wahnerfüllter Zeit
Dem väterlichen Fürſten
Mit Gut und Blut bereit.

Es ſpreche, wird aus Vorſicht
Nicht raſch das Wahre neu;
„Wir hegen große Wünſche,
Wir hegen größ're Treu'!
Wir wollen Ordnung lieben
Bei Rechtthun ſonder Scheu:
Wie wir uns treu geblieben,
So iſt die Zeit uns treu!“

F. W. Gubitz.

Verzeichniß
der Jahrmärkte in den Provinzen
Brandenburg, Pommern und Sachſen
auf 1836.

Nach Mittheilung der Königl. Kalender-Deputation.)

Abkürzungen:

K. M. heißt: Kram-Markt. V. M. heißt: Vieh-Markt.
P. M. heißt: Pferde-Markt. W. M. heißt: Woll-Markt.
L. M. heißt: Leinwand-Markt. K. V. M. heißt: Kram- u. Vieh-Markt.
K. V. P. M. heißt: Kram-, Vieh- u. Pferde-Markt. K. V. P. W. M.
heißt: Kram-, Vieh-, Pferde- u. Woll-Markt.

* bedeutet, daß den Tag vorher, oder wenn der Tag auf einen
ntag fällt, den vorhergehenden Sonnabend, der Vieh-Markt ſtatt
det. Wo nichts bemerkt iſt, da iſt Kram-Markt.

Die Bezeichnung neben dem Namen des Ortes bezieht ſich auf
ſämmtlichen Jahrmärkte deſſelben; neben dem Datum des reſp. Jahr-
rkts, nur auf dieſen allein.

Acken. 10. März V. W. M., 11. März K. M., 31. Mai V. W. M.,
Juni K. M., 9. Aug. V. W. M., 10. Aug. K. M., 13. Okt. V. W. M.,
Okt. K. M. — Ahrenshagen. 9. Nov. — Almsdorff. 27. Aug.
P. M., 29. u. 30 Aug. K. M. — Alsleben. 14. Apr., 21. Juni,
2. Sept., 10. Nov. Jeder 1½ Tag. — Altdöbern. 8. Apr., 9. Apr.
V. M., 3. Juni, 26. Aug., 27. Aug. V. M., 28. Okt., 9. Dez. —
ltenbeuthen. 11. Sept. — Altenkirchen (auf Rügen). 8. Juli.
— Angermünde. 11. Febr. K. V. P. M., 13. Juni K. V. P. W. M.,
9. Okt. K. V. P. M. — Anklam. 2. März K. V. P. M., 4 Tage,
Juni W. M., 12. bis 17. Sept. K. V. P. M., 15. Okt. V. M.,
Okt. W. M., 22. Okt. V. M., 29. Okt. V. M. — Annaburg.
V. P. M.: 23. Juni, 17. Okt. — Appenburg. K. V. P. M.:
5. Febr., 21 Juni, 25. Okt. — Arendsee. 20. Jan., 22. März*,
Juni*, 8. Sept*., 26. Okt*., 7 Dez. — Arneburg. 13. Apr.,
Juni*, 14. Okt*., 2 Dez. — Arnswalde*. 15. März, 13. Apr.,
Aug., 5. Okt., 23. Nov. — Artern. 12. Apr., 13. Okt. Jeder
Tage. — Aschersleben. 23. Febr. V. P. M., 17. März*, 12. Mai*,
Sept*., 6 Dez.

Baerwalde (Reg.-Bez. Frankfurt) 9. März, 4. Mai, 22. Juni,
1. Aug., 9. Nov. Jedesmal Tags vorher P. M. — Baerwalde*,
eg.-Bez. Cöslin) 10. Febr., 11. Apr., 25. Aug., 14. Okt., 9. Dez. —
ahn. 8. März, 10. Mai, 30. Aug., 11. Okt. Jedesmal Tags
her V. P. M. — Barby. 5. u. 6. Mai, 3. u. 4. Nov. K. V. M.,
12 u. 13. Dez. — Barth. 15. Febr. V. P. M., 18. Juli V. P. M.,
Okt. K. M., 24. Okt. V. P. M. — Baruth*. 22. Febr., 2. Mai,
Juni, 26. Sept., 14. Nov. — Beelitz. 23. Febr., 22. März*,
Mai, 5. Juli, 20. Sept*., 15. Nov., 20. Dez. (Jedesmal Tags

vorher Flachs- und Hanf-M.) — Beeskow. 25. März°, 13. Mai
K. V. M., 12. Aug°., 28. Okt°. — Beetzendorf. 25. März, 1. Juli,
7. Sept., 11. Nov. — Belgard°. 15. März, 31. Mai, 21. Okt. —
Belgern°. 9. u. 10. Mai, 12 u. 13. Sept., 21 u. 22. Nov. —
Belzig. 24. Febr., 20. Juni, 10. Okt., 1. Nov. V. P. M. — Ben-
nekenſtein. 7. Aug., 19. Okt. Jeder 1½ Tag. — Benshauſen.
26. März, 9. Mai, 10. Okt., 19. Dez. — Bergen (auf Rügen).
K. V. P. M.: 23. März, 4. Juli, 2. Nov. — Berlin. I. Kram-
märkte, von denen jeder 6 Tage dauert. Der 1ſte beginnt am 7. März
1836. Der 2te am 2. Mai. Der 3te am 5. September. Der 4te am
31. Oktober. II. Der Wollmarkt, welcher 5 Tage dauert, fängt am
20. Juni 1836 an. III. Viehmärkte, 14 Tage dauernd: Der 1ſte fängt
an den 1. Febr. 1836. Der 2te fängt an den 1. Nov. — Berlinchen.
27. Jan., 23. März, 26. Apr., 10. Aug., 12. Okt. Jedesmal Tags
vorher V. P. M. — Bernau°. 9. März, 6. Juli, 28. Sept., 16. Nov.
— Bernſtein. 11. März, 15. Apr., 3. Juni, 13. Juli, 2. Sept.,
3. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Biebra. 23. April
V. P. M., 25. Apr. K. M., 8. Okt. V. P. M., 10. Okt. K. M. —
Biesenthal. K. V. M.: 15. Febr., 27. Juni, 7. Nov. — Bismark.
10. Febr., 23. März, 26. Apr., 7. Sept., 9. Nov., 14. Dez. — V. M.:
27. Apr., 29. Juni, 19. Okt. — Bitterfeld. 9. Mai K. V. P. M.,
13. Juli, 19. Sept. K. V. P. M., 1. Dez. Jeder 1½ Tag. — Blei-
cherode. 21. März K. V. M., 20. Juni, 3. Okt., 5. Dez. K. V. M.
— Bobersberg. K. V. M.: 20. Apr., 31. Aug., 16. Nov. — Bock-
witz. 30. März, 13. Dez. — Boytzenburg. 8. März, 20. Sept. —
Brandenburg (Altſtadt). K. V. M.: 17. Febr., 4. Mai, 1. Sept.,
22. Sept., 10. Nov. — Brandenburg (Neuſtadt). K. V. M.:
10. März, 25. Mai, 30. Juni, 20. Okt., 1. Dez. — W. M.: 17. Juni,
24. Sept., 2. Dez. — Brehna. 21. u. 22. März, 24. u. 25. Okt. —
Brück. 30. März, 17. Mai°, 27. Sept°. Flachs- u. K. M. —
Brücken. 20. u. 21. Sept. K. V. M. — Brüſſow. 9. Febr.,
21. Juni, 31. Okt. — Bublitz. K. V. M.: 21. März, 7. Juli,
9. Sept., 14. Nov. — Buchholtz. 21. März K. V. M., 11. Mai°,
31. Aug°., 17. Okt°., 12. Dez. — Buckow. 29. März K. V. M.,
10. Mai°, 27. Sept°., 20. Dez. K. V. M. — Bütow. 5. April,
5. Okt. — Burg. 8. März, 3. Mai°, 6. Sept., 27°. u. 28. Okt. —
W. M.: 16. u. 17. Febr., 13. bis 19. Juni, 12. bis 15. Okt. — Bü-
tow. 2. März K. V. M., 29. Juni K. V. M., 14. Sept. K. V. M.,
4. Mai Saat- u. V. M., 2. Nov. Honig- u. V. M., 30. Nov. V. W. M.

Calau. 15. u. 16. Febr., 9. u. 10. Mai, 4. u. 5. Juli, 12.
u. 13. Sept. Jedesmal Freitag u. Sonnabend vorher V. M. — W. M.:
9., 16. u. 23. Juni. — Calbe (an der Milde). 18. März, 10. Juni
K. W. M., 16. Sept. K. W. M., 21. Okt. Bei jedem Markte iſt Ta-
ges vorher Vieh- und Pferde-M. — Calbe (an der Saale). K. V. M.:
10. Mai°, 13. Sept°., 8. Nov°. (jedesmal 2 Tage). — W. M.: 1. bis
8. Juni, 16. bis 17. Sept. — Callies°. 12. Febr., 23. März,
18. Mai, 19. Aug., 14. Okt., 2. Dez. — Cammin. 25. Febr. V. M.,
29. Febr. Victualien- u. Leinw.-M., 1. März K. M., 7. Apr. V. M.,
11. Apr. Victualien- und Leinw.-M., 12. Apr. K. M., 26. Mai V. M.,
30. Mai Victualien- u. Leinw.-M., 31. Mai K. M., 15. Sept. V. M.,

19. Sept. Victualien- u. Leinw.-M., 20. Sept. K. M., 3. Nov. V. M.,
7. Nov. Leinw.-M., 8. Nov. K. M. — Carsdorff. 6. Mai K. V.
V. M., 25. Okt. K. V. P. M., 15. Dez. K. M. Jeder 2 Tage. —
erzenburg, Gr.-, bei Publitz. 16. Febr., 10. Mai, 28. Sept.,
9. Nov. — Caßdorf. 28. März, 31. Okt°. — Cavelpaß
K. V. M.: 29. Febr., 29. Juni, 22. Sept. — Charbrow (bei Lauen-
burg). 8. März, 15. Sept. — Christianstadt. 25. Febr., 2. Mai
K. V. M., 29. Sept. K. V. M., 21. Dez. — Clötze. K. V. M.:
11. März, 9. Mai, 27. Juni, 29. Sept., 14. Nov., 12. Dez. — Coch-
stedt. K. V. M.: 22. März, 1. Nov. — Cölleda. 10. Mai 1½ Tag,
19. Juli 1½ Tag, 10. Okt. Schweine-M., 11. Okt. K. M. 1½ Tag. —
Cönnern. 23. Febr. 1½ Tag, 25. Febr. V. P. M., 29. März K. V. M.
1½ Tag, 17. Mai K. V. M. 1½ Tag, 26. Sept. V. M. ½ Tag,
17. Sept. K. M. 1½ Tag, 20. Dez. 1½ Tag. — Cöpenick. K. V. M.:
8. März, 8. Aug., 10. Okt., 12. Dez. — Cörlin. 24. März°,
10. Mai, 12. Okt°. — Cöslin. 11. Febr., 9. Juni, 8. Sept°.,
13. Okt., 2. Nov. V. M. — Colberg. 19. Febr. Oel-M., 18. bis
2. Juni W. M., 21. Okt. W. M., 8. Juli V. M., 29. Okt. V. M.,
11. Juli K. M. 8 Tage. — Cottbus. K. V. M.: 11. Apr., 5. Sept.
— W. M.: 26. Mai, 8. Sept. — Cremmen. 17. März, 21. Juni,
6. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Croppenstedt. 8. März,
5. Nov. — Crossen (Reg.-Bez. Frankfurt). 9°. u. 10. März, 8°. u.
9. Juni, 5°. u. 6. Okt., 7°. u. 8. Dez. — W. M.: 31. Mai, 4. Okt. —
crossen.° (Kreis Zeitz.) 9. Mai, 24. Okt. Jeder 2 Tage. — Cü-
strin. 10. Febr°., 20. Apr°., 7. Sept°., 9. Nov. V. M.

Daber. 24. März°, 9. Mai V. M., 13. Mai, 20. Juli°, 6. Okt°.,
8. Nov. V. M., 15. Dez. — Dahme°. 19. Apr., 21. Juni, 6. Sept.,
15. Nov. — Dallmin. 3. Mai, 15. Sept. — Damm, Alt-
22. März°, 30. Mai Leinw.-M., 3 Tage, 3. Juni°, 11. Nov°. —
Dammgarten. 17. März K. V. P. M., 17. Okt. K. V. M. —
Dankerode. 24. Juni, 16. Okt. Jeder 1½ Tag. — Dardesheim.
K. V. M.: 22. März, 4. Okt. — Delitzsch. K. V. M.: 19. Febr.,
29. Juni, 7. Nov. Jeder 2 Tage. — Demmin°. 24. Febr., 23. Juni,
7. Sept., 1. Nov. Derenburg. K. V. M.: 11. Okt. — Dies-
dorf. K. V. M.: 18. März, 9. Sept., 29. Nov. — Dingelstedt.
21. März, 25. Juli, 19. Sept., 5. Dez. Jedesmal 2 Tage. — Do-
beilugk°. 1. März, 16. Aug., 22. Nov. — Dommitzsch. K. V. M.:
26. Jan., 11. Mai, 30. Aug. — Dramburg. 9. März°, 26. Mai°,
24. Aug°., 26. Okt°., 30. Nov°. — W. M.: 7. Juni, 20. Okt. — Dreb-
kau. 18. Apr°., 28. Juni°, 19. Sept°., 5. Dez. — Drebnau°.
28. Juni, 6. Dez. — Driesen. 9. März, 22. Juni, 7. Sept., 7. Dez.
Jedesmal Tags vorher V. P. M. — V. M.: 29. Apr., 28. Okt. —
Dreganitz. 24. Juni. — Drossen. K. V. P. M.: 1. Febr., 14. März,
9. Mai, 3. Okt. — Düben. 24. Febr. V. P. M., 25. Febr. K. M.,
13. Mai K. V. P. M. 2 Tage, 22. Aug. K. V. P. M. 2 Tage, 5. Nov.
Flachs- K. V. M.

Eckartsberga. K. V. P. M.: 13. u. 14. Mai, 26. u. 27. Sept.
— Egeln. 9. Febr. K. V. M., 10. Mai K. V. M., 13. 14. 15. Sept.,
am 1. Tage K. V. M., am 2. u. 3. W. M. — Eilenburg°. 22. Febr.,
5. Sept., jeder 2½ Tag. — Eisleben. (Altstadt.) 29. Febr., 1. u.

2. März, 20. 21. u. 22. Juni, 19. 20. u. 21. Sept., 17. 18. 19. Okt. Am erſten Tage jedesmal zugleich V. P. M. — Eisleben. (Neuſtadt.) 10. u. 11. Mai, 22. u. 23. Nov. — Eixen. 20. Apr. — Ellrich. 14. März, 24. u. 25. Mai, 24. Okt., 12. u. 13. Dez. — Elſterwerda°. 29. März, 16. Mai, 21. Okt. — Erfurt. 29. Febr. V. P. M., 4. Juni K. M., 10. Sept. K. M., 12. Nov. K. M. Von den 3 K. M. dauert jeder 8 Tage. — Ermsleben°. 19. März, 15. Okt., 26. Nov.

Falkenburg. 17. Febr., 24. März, 11. Mai, 29. Juni, 7. Sept., 16. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Fehrbellin°. 15. März, 29. Juni, 12. Okt. — Fiddichow. K. V. P. M.: 13. Apr., 6. Juli, 6. Okt., 14. Dez. — Finſterwalde. 15. März, 14. Juni, 23. Aug., 4. Okt. Jedesmal Tags vorher Schweine- u. V. M. — W. M.: 11. Juni, 1. Okt. — Forſte. 16. Febr., 29. März, 17. Mai, 5. Juli, 11. Okt., 13. Dez. Bei den 5 erſten M. zugleich V. u. P. M.; 1. Sept. V. M. — Frankfurt. Meſſen: zu Reminiſc., Anfang 22. Febr.; zu Margar., Anf. 11. Juli; zu Martini, Anf. 7. Nov. — K. M.: Anf. 29. Febr., 18. Juli, 14. Nov. — Franzburg. K. V. P. M.: 6. Apr., 14. Juli, 28. Nov. — Freienſtein. 2. und 3. Juni, 17. und 18. Okt. — Freienwalde. (Reg.-Bez. Potsdam.) 16. März°, 3. Aug°., 23. Nov. — Freienwalde. (Reg.-Bez. Stettin.) 9. März, 30. Juni, 19. Okt., 8. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Freyburg. 26. u. 27. Febr. V. P. M., 29. Febr. u. 1. März K. M., 17°. u. 18. Okt. K. M. — Friedeberg. 16. März, 15. Juni, 31. Aug., 16. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Friedland. 17. u. 18. März, 2. u. 3. Juni, 8. u. 9. Sept., 24. u. 25. Nov. Den erſten Tag jedesmal zugleich V. P. M. — Frieſack°. 12. Apr., 28. Juni, 11. Okt., 15. Nov. — Fürſtenberg. K. V. P. M.: 22. März, 21. Juni, 18. Okt., 13. Dez. — Fürſtenfelde. 30. März, 11. Mai, 30. Sept. An den 2 letzten Märkten iſt zugleich V. M. u. Tags vorher P. M. — Fürſtenwalde. 16. Febr., 10. Mai, 23. Aug., 25. Okt., 6. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M.

Gardelegen°. 23. Febr., 12. Apr., 5. Juli, 4. Okt., 22. Nov. — Garz. K. V. P. M.: 16. Febr., 31. Mai, 6. Okt. — Garz (auf Rügen). 11. Juli, 7. Nov. — Gaſſen. K. V. P. M.: 8. Febr., 28. März, 16. Mai, 22. Aug., 3. Okt., 28. Nov. — Gebeſee. 29. Febr., 26. Sept. Jeder 1½ Tag. — Gefell. K. V. M.: 25. Jan., 29. Febr., 25. Apr., 24. Juni, 25. Juli, 28. Okt., 12. Dez. — Gehofen. 5. Mai, 17. Nov. Jeder 1½ Tag. — Genthin. 22. März K. M., 6. u. 7. Apr. P. M., 17. Mai K. M., 20. Sept. K. M., 15. Nov. K. M. Beim 1. 3. 4. u. 5. Markt iſt Tags vorher V. P. M. — Gerbſtädt. 3. März°, 10. Mai, 13. Sept. Flachs- u. K. M., 24. Nov. Jeder 1½ Tag. — Gingſt (auf Rügen). 13. Juli. — Gnewin (bei Lauenburg). 20. Mai, 24. Aug., 2. Dez. — Goeſſitz. 20. Juni, 10. Okt. — Gollnow. 5. Febr. Fettvieh-M., 23. März, 8. Juni, 7. Sept., 26. Okt.; beim 2. bis 5. M. jedesmal Freitag vorher V. P. M.; 9. Dez. Fettvieh-M. — Golſſen. 14. März, 25. Juni, 24. Aug., 17. Okt. Jedesmal den 2. Tag vorher V. P. M. — Gommern. 16. Febr. K. M., 31. Mai K. V. M., 1. Nov. K. V. M. — Göritz. 7. Apr., 24. Okt. — Gräfenhainchen. 29. Febr. K. V. M., 2. Mai K. V. M., 6. u. 7. Juni K. W. M., 8. Aug. K. V. M.,

30. Sept. u. 1. Okt. K. W. M., 29. Okt. K. V. M. — **Gramzow.** 26. Mai. — **Granſee.** 25. März, 30. Mai, 11. Okt., 6. Dez. Jedesmal Tags vorher, beim 2. Markte jedoch an demſelben Tage, V. P. M. — **Greiffenberg** (Reg.-Bez. Potsdam). 5. Mai, 11. Nov. — **Greifenberg** (Reg.-Bez. Stettin). 22. Febr. K. M., 24. Febr. V. M., 9. März V. M., 23. März V. M., 9. Mai K. M., 10. Mai V. M., 12. Okt. V. M., 17. Okt. K. M., 12. Dez. K. M. — **Greifenhagen.** 11. Febr., 9. Juni, 17. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — **Greifswald.** 3. Febr. P. M., 20. Juli P. M., 21. Juli K. M., 22. Juli Schuh-M., 25. Okt. V. M., 27. Okt. K. M., 7. Nov. Schuh-M. — **Grimmen.** 9. März V. P. M., 10. März K. M., 22. Juni V. P. M., 23. Juni K. M., 14. Okt. V. M., 24. Okt. K. M. — **Gröningen.** 9. Mai, 21. Nov. — **Großbodungen.** 18. Jan., 16. Mai, 17. Okt. Jeder 2 Tage, jedesmal den 1. Tag K. M., den 2. Tag K. V. M. — **Großengottern.** 19. Sept. — **Guben.** K. V. M.: 9. Mai, 26. Sept., 7. Nov. — V. M.: 13. Juni, 8. Aug.; V. M.: 20. Juni, 15. Okt. — **Gülzow.** 7. März V. M., 30. März K. M., 9. Mai V. M., 27. Juni K. M., 4. Juli V. M., 22. Aug. K. M., 5. Sept. K. M., 4. Nov. V. M., 11. Nov. K. M., 12. Dez. K. M. — **Günſtedt.** 2. Mai K. V. P. M. 2½ Tag, 3. Okt. V. P. M. 2 Tage. — **Gützkow.** 21. März K. V. M., 29. Juni K. V. M., 18. Okt. K. M. (8 Tage nach dem letzten: V. P. M.)

Hadmersleben. 12. u. 13. Apr., 11. u. 12. Okt. (Jedesmal am 1. Tage zugleich V. M.) — **Halberſtadt.** 14. März K. M. auf dem Domplatz, 17. März V. M. auf dem Burchardi-Anger, 15. Juni K. M. auf dem Markte, 6. Okt. V. M. auf dem Burch.-Ang., 17. Okt. K. M. auf dem Markte. — **Halle.** 24. März K. V. M., 12. Sept. K. V. M., jeder 2 Tage, 14. Dez. Weihnachts-M. 11 Tage. Vorſtadt Glaucha: 25. Mai 7 Tage, 10. Aug. 6 Tage. Vorſtadt Neumarkt: 11. Nov. 8 Tage. — **Havelberg.** 12. u. 13. Apr., 6. u. 7. Sept., 22. u. 23. Nov. Jedesmal Tags vorher Schweine-, Rindvieh- u. P. M. — **Heiligenſtadt.** K. V. M.: 20. Jan., 9. März, 4. Mai, 13. Juli, 8. Sept., 23. Nov. Jeder 2 Tage. — **Heinrichs.** 9. Febr., 10. Mai, 13. Sept. — **Hergisdorf.** 24. Mai. — **Heringen.** 18. Juli, 18. Okt. Jeder 1½ Tag. — **Herzberg.** 24. März, 2. Juni, 29. Sept., 1. Dez. Jeder 1½ Tag. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — **Hettſtädt.** Flachs- u. K. M.: 22. März, 19. Juli, 11. Okt., 29. Nov. Jeder 1½ Tag. — **Hohenmölſen.** 30. Mai K. V. M., 31. Mai K. M., 2. Sept. K. V. M., 5. u. 6. Sept. K. M., 13. Okt. K. V. P. M. — **Horburg.** 8. u. 9. Sept. — **Hornburg.** K. V. M.: 15. März, 15. Nov.

Jacobshagen. 22. März°, 28. Juni°, 30. Sept. V. M., 11. Okt. K. M., 13. Dez°. — **Jarmen.** 16. März, 21. Juni, 27. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — **Jerichow°.** 19. Apr., 28. Juni, 4. Okt., 8. Nov. — **Jeſſen.** 8. Febr., 27. Juni, 22. Aug., 28. Nov. Jeder 2 Tage. Jedesmal den Sonnabend vorher V. P. M. — **Joachimsthal.** 9. März, 29. Juni, 28. Sept. K. V. P. M. — **Jüterbogk.** 2. März Flachs-M., 3. März V. M., 4. u. 5. März K. M., 18. Mai Flachs- K. V. W. M., 17°. u. 18. Juni K. M., 11. 12. u. 13. Aug.

P. Rind- Ziegen- Hammel- und Schaafv.-M., 21. Sept. Flachs- V. W. M., 22. Sept. K. M., 3. 4. 5. Nov. K. M., Mittwoch vorher Flachs-M.

Kayna. 14. u. 15. Juni, 8. Nov. — Kelbra. 10. Mai*, 13. Sept*., 6. Dez. Jeder 1½ Tag. — Kemberg. 20. Febr. K. V. M., 26. März K. V. M., 9. Mai K. V. M., 26. u. 27. Sept. Flachs- K. V. M., 17. Dez. K. M. — Kindelbrück. K. V. P. M.: 23. Febr., 6. Juli, 15. Nov. Jeder 1½ Tag. — Kirchhayn. 22. März, 21. Juni, 11. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Königsberg. (Neumark.) 14. Apr., 17. Aug., 26. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Königswalde. K. V. M.: 9. März, 17. Aug., 2. Nov. — Krieſcht. 6. Mai, 17. Okt. — Kyritz. 15. März, 31. Mai, 6. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M.

Labes. 16. März, 1. Juni, 22. Juli, 29. Sept., 23. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Lagow. 2. März, 18. Mai, 5. Okt. — Lancken. 28. März. — Landsberg (a. d. Warthe). K. M.: 17. Febr., 1. Juni, 29. Juni, 19. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. W. M.: 9. 10. u. 11. Juni, 29. Juni, 19. Okt. — Landsberg, Alt-, (Reg. Bez. Potsdam.) K. V. P. M.: 29. Febr., 30. Juni, 17. Okt. — Landsberg, (Kreis Delitzſch.) K. V. M.: 18. Apr., 5. Sept. — Langenſalza. 12. Apr., 5. Juli, 6. Sept. Jeder 2 Tage. — Laſſan. V. P. M.: 2. März, 27. Juni, 29. Sept. Von Michaelis bis Martini alle Sonnabend V. P. M. — Laucha*. 14. März, 7. Nov. Jeder 2 Tage. — Lauchſtädt. 13. Mai, 29. Aug. Jeder 2 Tage. — Lauenburg. K. V. M.: 25. Febr., 28. Juli, 17. Okt. — Leba. 27. Juni, 29. Sept., 21. Dez. — Leimbach. Flachs- u. K. M.: 27. Juni, 26. Sept. Jeder 1½ Tag. — Lenzen*. 23. Febr., 21. Juni, 30. Aug., 18. Okt. — Leitzkau. 7. Apr., 6. Okt. — Liebenau. K. V. M.: 8. Febr., 25. Apr., 27. Juni, 24. Okt. — Liebengrün. 21. Mai, 25. Juli. — Liebenwalde*. 22. März, 30. Juni, 18. Okt. — Liebenwerda. 5. März V. P. M., 7. März K. M., 10. Mai W. M., 11. Mai V. P. M., 13. Mai K. M., 9. Juli V. P. M., 11. Juli K. M., 2. Sept. W. M., 3. Sept. V. P. M., 5. Sept. K. M. — Lieberoſe. 22. Febr., 28. März, 2. u. 3. Mai, 27. u. 28. Juni, 3. u. 4. Okt., 12. Dez. Beim 3. 4. u. 5. Markt iſt am 1. Tage zugleich V. M. — Linkow. 18. März, 8. Juli, 5. Okt., Tags vorher V. P. M., 14. Nov. V. P. M. — Linichen, Groß-, V. P. M.: 30. März, 16. Juni, 11. Aug., 29. Sept., 1. Dez. Allemal Tags darauf K. M. — Lippehne. 14. März, 31. Mai, 7. Sept., 21. Okt. — Loburg. 11. März K. M., 13. Mai K. M., 22. Aug. K. V. M., 14. Okt. K. V. M. — Löbejün. 15. März K. V. M., 23. Okt. Flachs-M., 25. Okt. K. V. M.; 5. Dez. Flachs- K. V. M. Jeder 2 Tage. — Loitz. 28. März V. P. M., 29. März K. M., 9. Juni V. P. M., 10. Juni K. M., 12. Okt. V. M., 13. Okt. K. M., 30. Nov. V. P. M., 1. Dez. K. M. — Lübben. 7. März, 16. Mai, 19. Sept., 21. Nov. Freitags vorher iſt Schweine-M. u. Sonnabend V. P. M. — W. M.: 11. Juni. — W. M.: 4. Juni, 9. Juli, 30. Juli, 8. Okt. — Lübbenau*. 21. März, 6. Juni, 29. Aug., 7. Nov. — Luckau. 2. Febr., 3. Mai, 30. Aug., 8. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Luckenwalde. 8. Febr. K. M., 26. Apr. K. V. P. M., 7. Juni K. V. P. M., 28. Sept. Flachs- K. V. P. M., 25. Okt. Flachs- K. V. P. M., 8. Dez. K. M. —

tzen. 14. März, 22. Aug., 7. Nov. Jeder 2 Tage. Jedesmal
Sonnabend vorher Faß- u. V. M. — Lupow, bei Stolp. 23. März
K.V.M., 27. Juli K.V.M., 19. Okt. K.V.M., 16. Dez. K.M. —
tzchen. K.V.P.M.: 1. März, 21. Juni, 17. Nov.

Magdeburg. (Altſtadt.) 1. Febr. Faſten-M. 6 Tage, 11. Apr.
Oſter-M. 6 Tage. (Der Großhandel u. der Verkauf der Fabrik-Waaren
fängt 4 Tage früher an.) 6. Juni Pfingſtm. 6 Tage, 25. bis 27. Juni
V.M., 22. bis 29. Sept. Herrmeſſe, bei dieſer Meſſe fängt der Groß-
handel u. der Verkauf der Fabrik-Waaren vom 15. Sept. an. — Mag-
deburg. (Neuſtadt.) a. älterer Theil, K.V.M.: 14. Okt. b. neuerer
Theil, K.V.P.M.: 19. Febr., 30. Juni. c. Sudenburg. V.P.M.:
15. März, 2. Sept. — Mansfeld. 17. März Flachs- u. K.M.,
11. Mai Flachs- u. K.M., 7. Nov. Flachs- K.V.M. Jeder 1½ Tag.
— Maſſow. K.M.: 8. März, 26. Apr., 5. Okt., 14. Dez. — V.M.:
2. März, 20. Apr., 28. Sept., 26. Okt. — Memmleben°. 6. Juni
½ Tage. — Merſeburg. 7. März, 20. Juni, 8. Aug., 31. Okt. Je-
der 3 Tage. (Vorſtadt Neumarkt): 7. März V.P.M., 11. Apr.
K.M. 3 Tage. — Meyenburg°. 22. März, 17. Juni, 11. Okt.
9. Dez. — Mittenwalde°. 22. März, 17. Mai, 16. Aug., 11. Okt.
6. Dez. — Möckern. 15. März K.V.M., 6. Juli K.M. u. 2 Tage V.M.,
13. Sept. K.V.M., 22. Nov. K.M. — Mohrin°. 22. März, 20. Juni,
5. Okt. — Mücheln. 15. Febr., 9. Mai, 29. Sept°. Jeder 2 Tage. —
Mühlberg°. (Kreis Liebenwerda.) 25. Febr., 2. Mai, 11. Okt. Je-
der 2 Tage. — Mühlberg (Reg.-Bez. Erfurt). K.V.M.: 22. Febr.,
2. Juni, 4. Okt. Jeder 2 Tage. — Mühlhauſen. 24. Febr. Quat-
emb. u. Flachs-M., 16. Mai Jahr-M. 2 Tage, 25. Mai Quatemb.-
u. Flachs-M., 16. Juni V.M. 3 Tage, 18. Juli Jahr-M. 3 Tage,
21. Sept. Quat.- Flachs- V.P.M., 17. Okt. Jahr-M. 3 Tage, 25. Okt.
V.P.M., 14. Dez. Quat.- Flachs- u. Weihnachts-M. 4 Tage. —
Müllroſe. K.V.M.: 18. Apr., 19. Sept., 5. Dez. — Müncheberg.
15. März, 28. Juni, 30. Aug., 22. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M.

Nauen. K.V.P.M.: 14. Apr., 11. Juli, 15. Sept., 19. Dez.
Freimärkte: 1. Febr., 16. Sept., 29. März, 17. Mai, 8. Nov. Zu den
im Freimärkten iſt der Zutritt auswärtiger Gewerbtreibenden nicht ge-
ſtattet. — Naugard. 7. März K.M., 10. März V.M., 16. Mai
K.M., 29. Aug. V.M., 30. Sept. K.M., 20. Okt. V.M., 29. Nov.
K.M. — Naumburg. 28. März Topf- u. K.M. 3 Tage, 5. Mai
V.P.M., 20. Juni Meſſe 21 Tage, 24. Sept. V.P.M., 28. Okt.
V.P.M. — Nebra. 11. Juli, 12. Sept. Jeder 1½ Tag. — Neu-
damm. 23. März, 29. Juni K.V.M., 14. Sept., 21. Okt. K.V.M.
— Neuhaldensleben. K.M.: 26. Jan°., 17. Mai°, 30. Aug°.,
25. Okt°. — V.M.: 14. März, 22. Juni, 16. Sept. — Neuſtadt a. D.
21. März, 16. Juni, 3. Nov. Jedesmal Tags vorher Schweine- V.P.M.
— Neuſtadt, E. W., 17. Febr., 4. Mai, 28. Okt. Jedesmal Tags
vorher V.P.M. — W.M.: 6. u. 7. Juni. — Neuſtadt (Reg.-Bez.
Erfurt). 14. März, 13. Juni, 21. Nov. Jeder 2 Tage; jedesmal den
1. Tag K.M., den 2. K.V.M. — Neuſtettin. K.V.P.W.M.:
7. März, 21. Juni, 28. Sept., 21. Dez. — Neuwarp. 29. März,
8. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Neuwedell. 9. März,

30. März, 8. Juni, 7. Sept., 30. Nov. Den Tag vorher jedesmal V. P. M. — Niemegk. 2. Mai, 3. Mai Flachs- V. W. M., 4. Juli, 3. Okt. K. V. M., 4. Okt. Flachs- u. W. M. — Nörenberg. 17. März, 30. Juni, 29. Sept., 1. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Nordhauſen. 22. März V. M., 12. Apr. V. M., 3. Mai K. M. 8 Tage, 10. Mai V. M., 14. Sept. K. M. 8 Tage, 28. Okt. V. M.

Oderberg. K. V. M.: 7. März, 20. Juni, 5. Sept., 14. Nov. — Oebisfelde. K. V. M.: 1. März, 28. Apr., 30. Juni, 6. Okt., 1. Dez. — Oranienburg. 21. März, 17. Juni, 20. Sept., 22. Nov. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Ortrandt. 26. März V. P. M., 28. März K. M., 9. Juni V. P. M., 10. Juni K. M., 27. Aug. V. P. M., 29. Aug. K. M., 20. Okt. V. P. M., 21. Okt. K. M. — Oſterfeld. 22. Febr. V. P. M., 29. Febr. V. P. M., 7. März V. P. M., 7. u. 8. März K. M., 11°. u. 12. Okt. K. M., 17. Okt. V. M., 21. Okt. V. M. — Oſchersleben. 1. März, 3. Mai, 18. Okt. — Oſterburg. 29. März, 21. Juni, 13. Sept., 8. Nov., 13. Dez. Bei den erſten 4 Märkten iſt Tags vorher V. P. M. — Oſterwieck. 1. März K. V. M., 27. Juni W. M., 27. Sept. V. M., 25. Okt. K. V. M.

Paſewalk. 25. Febr., 14. Juni, 20. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Peitz. K. V. P. M.: 30. Mai, 14. Nov. — Pencun. 10. März, 30. Juni, 6. Okt. — Perleberg. 22. Febr. Getraide-M., 8. März°, 5. Juli°, 25. Okt°. — Pförten. K. V. M.: 15. Febr., 18. Apr., 13. Juni, 29. Aug., 24. Okt., 5. Dez. — Plathe. 8. März V. M., 7. Apr. K. M., 31. Aug°. K. M., 5. Okt. K. M., 7. Okt. V. M. — Plaue (a. d. Havel). 5. Mai. — Pölitz. 25. März, 8. Juli, 30. Sept. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Pölzin°. 17. März, 7. Juni, 17. Aug., 28. Okt. — Pollnow. K. V. M.: 28. März, 6. Juni, 7. Okt., 12. Dez. — Potsdam. 28. Jan., 24. März K. V. P. M., 23. Juni, 25. Aug., 13. Okt. K. V. P. M., 23. Nov. V. P. M., 24. Nov. — Prenzlow. 15. Febr., 25. Juni, 10. Okt. (Freitag vorher V. M.) 28. Nov. — W. M.: 14. u. 15. Juni, 25. u. 26. Okt. — Prettin. 29. März K. M., 14. Mai W. M., 16. u. 17. Mai K. M., 10. Sept. W. M., 12. u. 13. Sept. K. M., 5. Nov. Flachs- u. V. M., 7. u. 8. Nov. K. M., 20. Dez. K. M. — Pretzſch. 1. Febr. K. V. P. M., 25. März K. M., 30. Mai K. V. P. M., 24. Okt. K. V. P. M., 9. Dez. K. M. — Prizerbe. 11. Mai, 19. Okt. — Pritzwalk°. 1. März, 28. Juni, 20. Sept., 15. Nov. — Proſen°. 16. u. 17. Mai. — Puttbus. 15. Juli. — Putlitz. 5. März, 6. Mai, 8. Juli, 14. Okt. Jedesmal Tags vorher Schweine- u. V. M. — Pyritz. 17. Febr., 4. Mai, 7. Sept. Jedesmal Tags vorher V. P. M.

Quedlinburg. Oſterm. 18. Apr. in der Altſtadt; Himmelfahrtsm. 16. Mai in der Neuſtadt; Martinim. 14. Nov. — Querfurth. 6. Apr. K. V. M. 3 Tage, 16. u. 17. Mai K. M., 18. u. 19. Juli K. M., 26°. u. 27. Sept. K. M., 6. Dez. K. M. 3 Tage.

Rackow. 28. März, 6. Sept. — Ranis. K. V. M.: 22. Febr., 5. Apr., 2. Juli, 29. Sept., 28. Nov. — Rathenow. (Altſtadt.) 21. Juni, 18. Okt. — Rathenow. (Neuſtadt.) 17. März, 6. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Ratzebuhr. K. V. M.: 18. März

15. Juni, 14. Sept., 7. Nov., 5. Dez. — Reckenzien. 17. Juni, 5. Nov. — Reetz. 16. Febr., 17. Mai, 11. Aug., 20. Okt., 19. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Regenwalde. 19. Febr. K. M., 25. März V. M., 20. Mai K. M., 27. Mai V. M., 14. Okt. K. M., 21. Okt. V. M. — Reppen. 4. Mai, 5. Okt., 5. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Rheinsberg. K. V. P. M.: 8. März, 8. Juni, 13. Okt. — Rhinow. 29. März, 20. Sept., 20. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Richtenberg. K. V. P. M.: 14. März, 28. Juli, 20. Okt. — V. P. M.: 14. Okt. — Rohr. 26. Apr. — Rügenwalde. 8. Febr. K. P. M., 20. Juni K. M., 19. Sept. K. V. P. M., 14. Nov. K. V. M. — Rummelsburg. 29. März K. V. M., 17. Mai K. V. M., 29. Sept. K. V. M., 8. Nov. K. V. M., 20. Dez. K. M. — Ruppin, Alt-. K. V. P. M.: 25. Mai, 14. Sept. — Ruppin, Neu-. 21. Febr. Schweine- Saat- V. P. M., 15. Apr. Tags vorher Schweine- V. P. M.; 9. Juni, 22. Sept., beide Male Tags vorher Schweine- V. P. M., 10. Nov. Schweine- V. P. M.

Saal. 24. März, 8. Sept. — Saarmund. 11. Febr., 2. Juni, 20. Sept. Tags vorher Hirſe-, Flachs- u. V. M., 17. Nov. — Sabow, Gr. 29. Apr. V. M., 1. Juli K. M. 2 Tage vorher iſt Leinwand- u. Victualien-M. 8. Sept. V. M. — Sachſa. 4. Juli K. M. 2 Tage, 5. Sept. K. V. M., 14. Nov. K. M. 2 Tage. — Sagard (auf Rügen). 25. März, 6. Juli, 4. Nov. — Salze, Gr. 23. u. 24. Juni, 6. u. 7. Sept. — Salzwedel. K. V. M.: 10. Mai, 21. Juni, 10. Okt. — Sandau. 24. März, 30. Juni, 6. Okt., 17. Nov°. — Sangerhauſen. K. V. P. M.: 30. Mai, 15. Sept., 8. Dez. Jeder 3 Tage. — Schaafſtädt. 4. u. 5. Juli, 28°. u. 29. Nov. — Schermeiſel. 8. März, 10. Mai, 12. Juli, 27. Sept. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Schievelbein°. 18. März, 15. Juni, 16. Aug., 25. Nov. — Schildau. 17. Febr. V. P. M., 18. u. 19. Febr. K. M., 11. Mai V. P. M., 13. u. 14. Mai K. M., 12. Okt. V. P. M., 13. u. 14. Okt. K. M. — Schkeuditz. 5. März V. M., 30. u. 31. Mai K. M., 26. Sept. V. M., 17. u. 18. Okt. K. M. — Schkölen°. 22. Febr., 24. Okt. — Schlawe. 18. Febr. K. M., 31. März Saat-M., 23. Juni K. V. M., 20. Juli Leinwand-M., 15. Sept. K. V. M., 17. Nov. K. M., 11. Mai Fett- u. V. M., 18. Okt. Fettvieh-M. — Schleuſingen. 19. Jan. K. M. 2 Tage, 22. März K. M. 2 Tage, 2. Mai V. M., 13. Mai K. M. 2 Tage, 26. Juli K. M. 2 Tage, 19. Sept. V. M., 11. Okt. K. M., 12. Okt. Gemüſe-M., 15. Nov. K. M. 2 Tage, 8. Dez. K. M. 2 Tage. — Schlieben. 9. Apr. V. P. M., 11. u. 12. Apr. K. M., 2. Juli V. P. M., 4. u. 5. Juli K. M., 12. Nov. V. P. M., 14. u. 15. Nov. K. M. — Schloßheldrungen. 22. März K. V. M., 13. Mai K. V. P. M., 20. Sept. K. V. M., 29. Nov. K. M. Jeder 1½ Tag. — Schmiedeberg. 22. Febr. K. M., 28. März K. V. M., 4. Juli K. V. M., 11. Okt°. K. M., 19. Dez. K. M. — Schmiedefeld. 25. Apr., 24. Okt. — Schönebeck. 13. u. 14. Mai K. V. M., (der V. M. am 1. Tage.) 21. u. 22. Okt. K. V. M., (der V. M. am 1. Tage.) 2. u. 3. Dez. K. M. — Schönewalde. 13. Apr. V. P. M., 14. u. 15. Apr. K. M., 29. Juni V. P. M., 30. Juni u. 1. Juli K. M., 19. Okt. V. P. M., 20. u. 21. Okt. K. M., 15. Dez. K. M. — Schönfließ. 2. Febr. V. P. M., 3. Febr. K. M., 15. März V. P. M., 16. März K. M., 27. Juni K. V. P. M., 17. Nov. V. P. M., 18. Nov. K. M. — Schraplau. 1. Juli, 30. Aug., 21. Nov. — Schwanebeck. 2. Juni, 10. Nov. — Schwedt. K. V. M.: 11. Apr., 4. Juli, 31. Okt. — Schweinitz°. 29. Febr., 9. Mai, 31. Okt. — Schwiebus. K. V. P. M.: 7. März, 16. Mai, 29. Aug., 10. Okt., 28. Nov. — W. M.: 1. Juni, 2. Nov. — Seehauſen (i. d. Altmark). K. V. P. M.: 2. 3. u. 4. Mai, 18. u. 19. Juli, 19. 20. u. 21. Sept., 14. 15. u. 16. Nov. Jedesmal iſt am Montag Vieh-, u. am Dienſtag reſp. Mittwoch K. P. M. — Seehauſen (im Magdeburgiſchen). K. V. M.: 26. Febr., 21. Juni, 4. Okt., 15. Nov. — Seelow°. 22. März, 3. Mai, 6. Sept., 29. Nov. — Senftenberg. 26. Apr., 29. Juni, 30. Aug., 11. Okt., 22. Nov. Jedesmal Tags vorher Schweine- V. P. M. — W. M.: 16. Mai, 19. Sept. — Seyda. 5. Mai V. P. M., 6. Mai K. M., 30. Sept. K. M., 1. Dez. V. P. M., 2. Dez. K. M. — Sömmerda. 14. Apr. K. M., 14. Juli K. M., 15. Sept. K. M., 27. Okt. K. V. M. Jeder 1½ Tag. — Soldin. 19. Febr., 29. Apr., 8. Juni, 9. Sept., 2. Dez. Am 1. 3. u. 4. Markte Tags vorher V. P. M. — Sommerfeld. K. V. P. M.: 16. März, 4. Mai, 7. Sept., 23. Nov. — Sonnenburg. K. V. P. M.: 13. Apr., 8. Juni, 24. Aug., 26. Okt. — Sonnewalde. 24. Febr°., 13. Mai, 5. Juli°, 29. Sept°. — Sorau. K. V. M.: 3. Febr., 27. Juni, 12. Sept. — W. M.: 26. Apr., 4. Okt. — Spandau. K. V. M.: 22. März, 26. Juni, 30. Aug., 18. Okt., 29. Nov. — Sparnberg. K. V. M.: 24. März, 9. Juni, 29. Sept., 14. Dez. — Spremberg. 22. Febr. K. V. M., 16. Mai K. V. M., 24. Aug. K. V. M., 1. Nov. K. V. M., 12. Dez. K. M., 4. Okt. V. M. — W. M.: 9. Mai, 3. Okt. — Stargard. 26. Febr. V. P. M., 11. März V. P. M., 25. März V. P. M., 20. Juni Leinwand-M. 6 Tage, 22. Juni W. M., 24. Juni V. P. M., 27. Juni K. M. 3 Tage, 28. Sept. W. M., 13. Okt. V. P. M., 4. Nov. V. P. M., 5. Dez. K. M. 3 Tage. — Staßfurt. 15. u. 16. März K. M., 21. u. 22. Juni K. M., 11. u. 12. Okt. K. V. M. — Stendal. 11. März V. P. M., 16. Mai V. P. W. M., 17. u. 18. Mai K. M., 28. Sept. V. M., 29. u. 30. Sept. K. M., 17. Okt. V. P. W. M., 6. u. 7. Dez. K. M. — Stepenitz. (Dorf im Reg.-Bez. Potsdam.) 11. Apr., 9. Sept. — Stepenitz. (Reg.-Bez. Stettin.) 8. März V. M., 6. Apr. K. M., 13. Juni K. M., 9. Sept. V. M., 10. Okt. K. M., 17. Okt. V. M., 15. Dez. K. M. — Sternberg. 3. Febr., 30. März, 11. Mai, 12. Okt., 14. Dez. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Stettin. 19. Febr. V. P. M., 18. Apr. K. M. 6 Tage, 14. 15. u. 16. Juni W. M., 12. Sept. V. P. M., 21. u. 22. Okt. V. M., 24. Okt. K. M. 6 Tage. — Stöſen. K. V. M.: 8. u. 9. Mai, 13. u. 14. Nov. — Stolberg. 17. Mai 1½ Tag, 11. Juli 5 Tage, 20. Okt. 1½ Tag. — Stolp. 16. u. 17. Febr., 5. u. 6. Juli, 25. u. 26. Okt., bei dieſen 3 Märkten am 1. Tage zugleich V. M.; 22. Juni W. M., 28. Sept. Hering-M. — Storkow. 9. Mai K. V. M., 28. Juni°, 30. Sept°., 23. Nov. — Stralſund. 1. Febr. V. M., 13. Juni K. M., 27. Juni W. M., 24. Okt. V. M., 12. Dez. K. M., 16. Dez. Schub-M. — Strasburg. 15. März, 19. Juli, 15. Nov. Tags vorher V. M. — W. M.: 6. Juni. — Straupitz. K. V. M.:

März, 18. Mai, 6. Okt., 7. Dez. — Strausberg. K. V. P. M.:
Febr., 23. März, 16. Mai, 19. Sept., 8. Dez. — Suhl. 16. u.
17. Febr. K. M., 19. u. 20. Apr. K. M., 21. Apr. V. M., 21. u.
Juni K. M., 23. u. 24. Aug. K. M., 10. Okt. Gemüse-M., 11. u.
12. Okt. K. M., 13. Okt. V. M., 6. u. 7. Dez. K. M. — Swinemünde.
10. Mai K. P. M., 5. Okt. K. V. P. M.
Tangermünde. 14. Apr., 7. Juli, 1. Sept., 1. Nov. — Teltow.
K. P. M.: 18. Aug., 17. Nov. — Tempelburg°. 11. März,
Mai, 15. Juli, 6 Sept., 11. Okt., 1. Dez. — Templin. K. V. P. M.:
10. März, 46. Mai, 7. Juli, 10. Nov. — Tennſtedt. K. M.,
Vormittags auch V. M.: 9. u. 10. Febr., 12. u. 13. Juli, 11. u.
12. Okt. — Teuchern. 11. Apr. V. M., 11. 12. 13. Apr. K. M.,
15. u. 16. Juli V. P. M., 27. u. 28. Okt. K. M. — Teupitz.
K. V. M.: 7. März, 9. Mai, 22. Aug., 28. Nov. — Thamsbrück.
Juni, 29. Sept. — Torgau. 29. Febr. K. M. 6 Tage, 18. Apr.
V. M., 18. u. 19. Mai W. M., 6. Juni K. M. 6 Tage, 17. Sept.
V. M., 19. Sept. K. M. 6 Tage. — Trebbin. 1. Febr., 28. März,
Mai, 5. Sept., 10. Okt., 19. Dez. Sonnabend vor dem 2. 3. 4.
u. 5. Markte iſt V. P. M. — Trebſchen. 2. Febr., 24. Mai,
Okt. — Treffurt. 13. März, 1. Mai, 11. Sept., 13. Nov. —
Treptow (a. d. Rega). 9. Febr. V. M., 28. März K. M., 29. März
V. M., 18. Apr. V. M., 17. Mai V. M., 20 Juni K. M., 10. Okt.
K. M. — Treptow (a. T.). 5. Febr. V. P. M., 18. u. 19. Febr.
K. M., 24. März Fettvieh-M., 22. Juni V. W. M., 16. u. 17. Juni
K. M., 25. Aug. V. P. M., 5. Okt. W. M., 13. u. 14. Okt. K. M.,
Okt. Fettvieh-M. — Treuenbrietzen. 21. März, 9. Mai,
Juni K. V. M., 19. Sept. Flachs-K. V. W. M., 7. Nov. Flachs-
K. V. M., 12. Dez. Flachs-K. V. M. — V. M.: 17. Juni, 19. Sept. —
Tribſees. 16. März, 11. Juli, 10. Okt. — Triebel. K. V. M.:
Febr., 26. März, 4 Juli, 26. Sept., 5. Nov., 17. Dez.
Uebigau°. 14. März, 15. Aug., 24. Okt. — Ueckermünde.
Juni, 6. Okt. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Uſedom.
März K. P. M., 5. Juli K. P. M., 10. Okt. K. V. P. M.
Vetſchau. 25. Apr., 22. Aug., 24. Okt. Jedesmal Freitag u.
Sonnabend vorher V. M. — Vierraden. K. V. M.: 21. März,
Aug., 19. Dez. — Vietze. 3. Juni, 19. Okt.
Wahrenbrück. 9. Apr. V. P. M., 11. Apr. K. M., 23. Juni
V. P. M., 24. Juni K. M., 12. Dez. Flachs- u. K. M. — Waldau.
März, 17. Okt. — Wallbeck. K. V. M.: 5. Mai, 23. Juni,
3. Nov. — Wallhauſen. 15. März, 18. Okt. Jeder 1½ Tag. —
Walſchleben. K. V. M.: 20. u. 21. Juni, 25. u. 26. Sept.
und 29. Okt. — Wangerin. 8. März, 3. Mai, 9. Aug., 29. Sept.,
Dez: Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Wanzleben. 26. u.
27. Mai K. M., 16. u. 17. Nov. K. V. M. — Weferlingen.
K. V. M.: 3. März, 21. Juli, 13. Okt. — Wegeleben. 3. Nov. —
Weißenfels. 19. Febr. V. M., 23. 24. 25. Febr. K. M., 19. 20.
21. Juli K. M., 16. Sept. V. M., 20. 21. 22. Sept. K. M., 24. u.
25. Okt. P. M. — Weißenſee. 15. März, 19. Juli, 18. Okt., 6. Dez.,
Jeder 2 Tage. — Werben° (Reg. Bez. Magdeburg). 29. Apr.,
10. Juni, 30. Sept. — Werben° (Reg. Bez. Stettin). 22. Apr.,

14. Okt. — Werder. 17. März, 9. Juni, 28. Sept. K. W. M., 7. Nov. K. W. M., 14. Dez. — Wernigerode. K. V. M.: 22. Febr., 16. Mai, 6. Dez. (Jeder 3 Tage.) — Wettin. 26. Febr. K. M., 29. Juni K. M., 15. Sept. K. V. P. M., 1. Dez. Flachs- u. K. M. Jeder 2 Tage. — Wiehe*. 17. März, 3. Mai, 30. Aug., 28. Okt., der 3te Markt 3 Tage, jeder andere 2 Tage. — Wilsnack*. 16. Febr. 7. Juni, 16. Aug., 8. Nov. — Wippra. Flachs- u. K. M.: 2. Juni, 3. Nov. Jeder 1½ Tag. — Wittenberg. 18. Apr. K. M. 6 Tage, 12. Okt. V. M., 17. Okt. K. M. 6 Tage, 12. Dez. K. M. 6 Tage. Vorſtadt Kleinwittenberg. K. V. P. M.: 19. Mai, 29. Aug. — Wittenberge*. 17. Mai, 15. Juli, 11. Okt., 29. Nov. — Wittſtock*. 23. Febr., 19. Apr. 22. Sept, 29. Nov. — Woldenberg. 3. Febr., 4. Mai, 14. Sept., 9. Nov. Jedesmal Tags vorher. V. P. M. — Wolgaſt. 7. März V. P. M., 8. März Kuh- u. K. M., 19. u. 20. Sept. Kuh- u. K. M., 17. Okt. V. M. — Wollin. 23. Febr. Victualien-M., 24. Febr. K. M., 7. März P. M., 25. Mai Victualien-M., 26. Mai K. M., 11. Juli P. M., 28. Sept. Victualien-M., 29. Sept. K. M. — Fettvieh- u. Schweine-M. alle Montage von Michaelis bis Weihnachten. — Wollmirſtedt*. 30. Apr., 19. Nov. — Worbis. 8. Febr., 9. Mai, 18. Juli, 14. Nov. Jeder 2 Tage; jedesmal den 1ſten Tag K. M., den 2ten Tag K. V. M. — Wriezen. 2. März, Tags vorher V. P. M., 15. Juni, Tags vorher V. P. M., 25. Aug. V. P. M., 12. Okt., Tags vorher V. P. M., 6. Dez. V. M. — Wuſterhauſen (a. d. Doſſe). 14. Apr., 23. Juni, 27. Okt. Jedesmal Tags vorher Schweine-V. P. M. — Wuſterhauſen (Königs-)*. 20. Sept.

Zachan. 10. März, 14. Juli, 28. Sept., 10. Nov. Beim 1. 3. u. 4. M. iſt Tags vorher V. P. M. — Zahna. 14. März, 30. Mai, 5. Sept. 14. Nov. Jedesmal Sonnabend vorher V. P. M. — Zanow. 1. Febr., 12. Apr*., 23. Aug*., 6. Okt*.. — Zehden. 24. März K. V. M., 1. Juli K. V. W. M., 5. Okt. K. V. M., 12. Dez. K. V. M. — Zehdenick. 24. März*, 2. Juni*, 20. Okt*., 1. Dez*. — W. M.: 24. Juni, 29. Okt. — Zeitz. 14. März P. M., 3. 4. u. 5. Mai K. M., 2. 3. u. 4. Aug. K. M., 22*. 23. u. 24. Sept. K. M., 7. Nov. P. M., 12. Nov. V. M. Sämmtliche Jahrmärkte zu Zeitz fangen am 1. Tag Mittags 12 Uhr an u. enden am 3. Tage Mittags 12 Uhr. — Zellin. 21. März, 19. Sept. — Ziegenrück. V. M.: 9. März. — K. V. M.: 28. März, 6. Juni, 10. Okt., 14. Nov., 9. Dez. — Zielenzig. 16. März, 22. Juni, 21. Sept. Jedesmal Tags vorher V. P. M. — Zieſar. 3. März K. V. M., 10. Mai K. V. W. M., 8. Sept. K. M., 17. Nov. K. M. — Zinna. K. V. M.: 18. Febr., 14. Juli, 1. Dez. — Zörbig. K. V. M.: 22. u. 23. Febr., 27. u. 28. Juni, 13. u. 14. Okt. — Zoſſen.* 16. März, 22. Juni, 14. Sept., 19. Okt., 30. Nov. — Züllichau. 18. Jan., 11. Apr., 4. Juli, 22. Aug., [illegible]

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

„Wie alle Blüthe Frucht muss geben,
Sey's auch die kleinste nur,
Nur Samen für ein frisches Leben,
So fruchtet auf des Geistes Flur
Gedank' und Bild zu weit'rer Spur.“

1836.
Berlin und Königsberg in der Neumark.
Vereins-Buchhandlung.

Paſſionslied

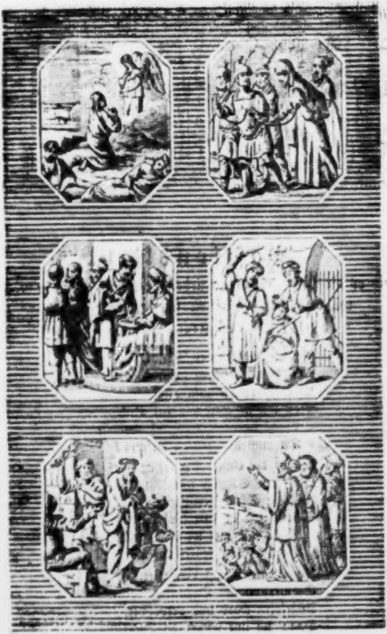
wie es die Pifferari (herumziehenden Muſikanten) in Rom während der Faſtenzeit ſehr rührend ſingen.

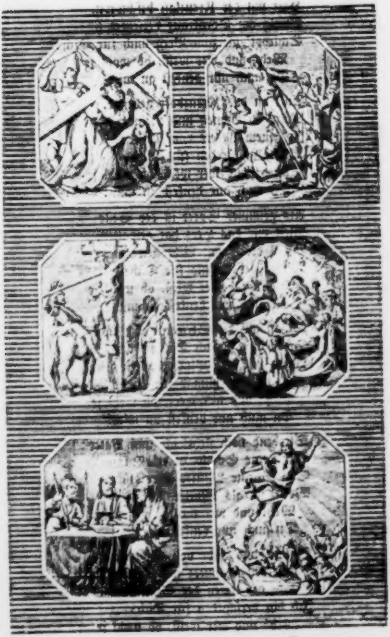
(Aus dem Italieniſchen.)

In jener letzten der Nächte,
Da ich am Oelberg gebetet,
War ich von Blutſchweiß geröthet,
Goß ihn in Strömen für Dich:
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkeſt an mich!

Laß es die Engel Dir ſagen,
Wie viele Streiche und Wunden,
An eine Säule gebunden,
Schweigend ich litte für Dich:
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkeſt an mich!

Da ich als König verſpottet,
Schmerzlich mit Dornen gekrönet,
Angeſpien ward und verhöhnet,
Dacht' ich nur immer an Dich:
Weh! und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkeſt an mich!





Schmählich zum Tode verdammet,
Hart mit der Kreuzlaſt beſchweret,
Blutig am Dornkranz verſehret,
Schleppt' ich zum Berg mich für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Ach! an das Kreuzholz geheftet,
Nägel in Armen und Beinen,
In einem Meere von Peinen
Wollte ich ſterben für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Als grimmer Speer in der Seite
Weit mir das Herz hat geſpalten,
Quoll draus mit Liebesgewalten
Waſſer des Lebens für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Schau all' die Striemen und Wunden,
Siehe nun, ob ich Dich liebe,
Wenn mir kein Blutströpflein bliebe,
Das ich nicht hingab für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Sterbend noch fleht' ich zum Vater
Dir Deine Schuld zu erlaſſen;
Selbſt meine Mutter Dir laſſen
Wollt' ich als Mutter für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Himmel und Erde voll Schrecken
Haben den Schmerz mit empfunden,
Als in der lezten der Stunden
Ich bin verſchieden für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Was blieb zu thun mir noch übrig,
Wenn ich aus Lieb' ohne Schranken
Selber mich gab ohne Wanken,
Ganz mich dahingab für Dich!
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Ward Dir Genoſſe und Bruder,
Da mich Maria gebore;
Täglich noch auf dem Altare
Werd' ich auch Speiſe für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Wenn ich zum Löſ'geld am Kreuze
Für Deine Schuld mich gegeben,
Will ich im ewigen Leben
Selber der Lohn ſeyn für Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Dacht' ich im Sterben noch Deiner,
Werd' ich im Himmel nicht minder,
Herrſchend als Weltüberwinder,
Immer noch denken an Dich:
  Weh! und wer weiß, ob wohl je
  Du auch nur denkeſt an mich!

Ueber den Mond.

Der Mond, das einzige unter allen Geſtirnen, welches wirklich um unſre Erde läuft, ſteht derſelben zugleich ſo nahe, daß wir ſchon mit unbewaffnetem Auge auf ihm hellere und dunklere Theile, ſo wie mancherlei Ungleichheiten wahrnehmen, was bei keinem andern Weltkörper gelingt. Er verdient daher, wenn wir uns überhaupt einen Begriff von der Beſchaffenheit fremder Weltkörper machen wollen, vor allen andern unſre Beachtung, die ihm auch ſchon von den älteſten Zeiten an, nur freilich in ſehr verſchiedener Weiſe, zu Theil geworden iſt.

Der Mond läuft in 27 Tagen 7¾ Stunden um die Erde, und in derſelben Zeit dreht er ſich auch um ſich ſelbſt. Er würde alſo, wenn ſein Umlauf ganz gleichförmig wäre, und die Erde im Mittelpunkte ſeiner Bahn ſtände, dieſer immer genau dieſelbe Seite zuwenden. Nun iſt zwar keins von beiden der Fall, aber doch ſind die Verſchiedenheiten ſeiner Bewegung nicht ſo groß, um uns die andre Seite zu zeigen; nur wenig davon ſieht man zuweilen am äußerſten Rande, wobei zugleich die Flecken auf der Scheibe des Mondes etwas verſchoben erſcheinen. Man nennt dies die Schwankung (Libration) der Mondkugel. *)

Die bereits dem bloßen Auge ſichtbaren Veränderungen der Mondsgeſtalt, ſein Zu- und Abnehmen, ſo wie die Finſterniſſe des Mondes und der Sonne, haben ſämmtlich ihren Grund in der veränderlichen Stellung des Mondes zur Erde und zur Sonne, wonach die uns zugewendete Seite bald ganz dunkel (Neumond) bald ganz hell (Vollmond) bald nur zum Theil erhellt (zu- oder abnehmender Mond) ſich zeigt. Doch kann auch der dunkle Theil unter günſtigen Umſtänden ſichtbar werden; beſonders im Frühlinge bald nach dem Neumond und im Herbſte kurz vor demſelben, wenn der erleuchtete Theil nur eine ſchmale Sichel bildet. Alsdann wird der Mond von der Erde beleuchtet und dies Erdlicht veranlaßt den ſchwachen aſchgrauen Schimmer, den wir noch bemerken. Es verſteht ſich übrigens, daß die Erde nur mit dem Lichte leuchten kann, welches ſie ſelbſt von der Sonne erhält.

Da die Erde nicht genau im Mittelpunkte der Mondbahn ſteht, ſo iſt auch der Abſtand deſſelben nicht zu allen Zeiten gleich. Er iſt wenigſtens 48000 und höchſtens 55000 Meilen von uns entfernt; man müßte alſo den Durchmeſſer der Erde 30 Mal nehmen, um an den Mond zu reichen.

So ungeheuer dieſe Entfernung ſcheint, ſo iſt ſie doch nur

---

*) Ueber dieſe Verhältniſſe wird vielleicht in der Folge ausführlicher geſprochen und das Allgemeinſte des Mondlaufes verdeutlicht werden. Eine ganz vollſtändige Ueberſicht der Urſachen und des Zuſammenhanges ſämmtlicher Beſtimmungen des Mondlaufes iſt nur bei der gründlichſten Kenntniß der höhern Mathematik möglich, und bietet ſelbſt dann noch ſo ungeheure Schwierigkeiten, daß ſie wohl immer nur das Eigenthum ſehr weniger Menſchen ſeyn wird.

eine Kleinigkeit gegen die Entfernung der übrigen Himmelskörper. Selbſt die Planeten Mars und Venus, wenn ſie uns am nächſten kommen, ſtehen noch über 100 Mal weiter, und die Sonne über 400 Mal weiter von uns entfernt. Deshalb erſcheint er auch weit größer als alle übrigen, die Sonne ausgenommen, obgleich er in der Wirklichkeit kleiner iſt als die meiſten andern, namentlich viel kleiner als die Erde. Sein Umfang beträgt 1470 Meilen, alſo nicht viel über ein Viertel des Erdumfanges, und ſeine ganze Oberfläche iſt noch nicht ſo groß als Aſien allein.

Da er, wie oben geſagt, ſich ſelbſt um ſeine Axe dreht, ferner um die Erde, und endlich mit dieſer ſelbſt um die Sonne läuft, ſo hat er eigentlich eine dreifache Bewegung. Die letztere machen wir ſelbſt mit, wir bemerken ſie alſo auch am Monde nicht unmittelbar. Die zweite iſt deutlich daran zu bemerken, daß er in jeder folgenden Nacht bei andern Sternen ſteht, auch ſpäter auf- und untergeht. Was wir von der erſtern bemerken, iſt bereits oben erwähnt.

Das Umdrehen um die eigne Axe bewirkt bei allen erleuchteten Weltkörpern, alſo auch beim Monde, Tag und Nacht; der Umlauf um die Sonne die Jahreszeiten, welche letztern an Dauer denen der Erde nahe gleich ſind. Aber während in den meiſten Gegenden der Erde Sommer und Winter ſo ſehr unterſchieden ſind, daß ſie die ganze Lebensweiſe der Bewohner ändern und die Pflanzen- wie die Thierwelt eine durchaus verſchiedene Geſtalt annimmt, ſo wird auf dem Monde dieſer Unterſchied kaum zu ſpüren ſeyn. Die Richtung ſeiner Umdrehung und die Richtung ſeines Laufs um die Sonne ſind ſo nahe dieſelben, daß es den Aſtronomen viel Mühe gemacht hat, den kleinen Unterſchied beider herauszubringen, und ſie fanden, daß er 16 Mal geringer iſt, als bei unſrer Erde.*) Die Sonne ſteht alſo dort, bis auf eine Kleinigkeit, die kaum zu bemerken iſt, alle Tage gleich hoch, und dieſe Tage ſind ziemlich alle gleich lang. Es iſt leicht einzuſehen, daß wir unter ſolchen Umſtänden von den Jahreszeiten wenig wiſſen würden und daß weder unſre Beſchäftigungen, noch unſre Kleidung, unſre Lebensmittel und dergleichen deshalb eine Veränderung erfahren würden.

Dagegen würde es uns höchſt auffallen, wenn der Tag 354⅜ Stunden, und die Nacht eben ſo lange dauerte. Wir haben allerdings von ſolchen Tagen und Nächten auf der Erde ſchon Beiſpiele; aber nur in Gegenden, wo kaum noch Menſchen wohnen, und es iſt aus Beſchreibungen bekannt, wie kalt dort die Winternacht, und wie warm dagegen in Vergleich mit dieſer der lange Tag iſt. Doch läßt dies immer keine rechte Vergleichung zu, denn dieſe Tage und Nächte treffen nur ſehr wenige Gegenden unſrer Erde, auch tritt dies jährlich nur einmal ein; alle übrigen Tage und Nächte wechſeln wie bei uns, innerhalb 24 Stunden; während auf dem ganzen Monde dieſer Wechſel immer erſt nach 708¾ Stunden erfolgt, welches genau die Zeit von einem Vollmonde zum andern iſt.

---

*) So daß dort die Wendekreiſe, ſtatt 47 Grad wie bei uns, kaum 3 Grad auseinander ſtehen, und die Polarkreiſe nicht 23½ Grad, nur 1½ Grad von den Polen entfernt ſind.

Dazu kommt noch, daß, nach zahlreichen und übereinſtimmenden Beobachtungen, der Mond nirgend Meere, Seen und Flüſſe zeigt (denn daß die grauen Flecke keine Meere ſind, zeigt das Fernrohr deutlich), daß man nie Wolken oder Nebel auf ihm bemerkt, während man doch Gegenſtände, die kaum eine halbe Viertelmeile lang ſind, ſchon auf ihm wahrnehmen kann, und daß er auch überhaupt gar keine oder doch nur eine höchſt dünne Luft zu haben ſcheint; vielmal dünner, als ſie auf den höchſten Berggipfeln der Erde, wo der Menſch nicht mehr Athem holen kann und umkehren muß, gefunden wird.

Die ſo oft aufgeworfene Frage: ob der Mond von Menſchen bewohnt ſey, kann ſchon hier aufs beſtimmteſte mit Nein beantwortet werden. Ein Körperbau wie der unſrige müßte dort auf der Stelle zu Grunde gehen. Auch nicht unſre Thiere, auch nicht unſre Pflanzen, wenigſtens ſo weit ſie der Luft und des Waſſers aus derſelben bedürfen, haben wir dort zu ſuchen.

Damit wird aber gar nicht in Abrede geſtellt, daß der Mond ein Wohnplatz für lebende Geſchöpfe ſey; wie wir denn nicht nur vom Monde, ſondern von allen, auch den entfernteſten Weltkörpern mit der größten Wahrſcheinlichkeit annehmen können, daß ſie ſolche Wohnplätze entweder ſind oder doch die Beſtimmung haben dies zu werden, und gewiß iſt der Körperbau und das Naturell eines jeden Geſchöpfes den eigenthümlichen Verhältniſſen ſeines Wohnorts angemeſſen. Es wird uns freilich ſchwer, uns Geſchöpfe vorzuſtellen, die unter ſolchen Umſtänden ſich wohl befinden können, noch ſchwerer als es dem Neger werden mag, ſich Menſchen vorzuſtellen, umgeben von ewigem Eiſe; allein die unendliche Mannichfaltigkeit der Schöpfung richtet ſich auch gar nicht nach unſern beſchränkten Vorſtellungen.

Unſre Kenntniß des Mondes (Selenographie) iſt zwar in vieler Beziehung unſrer Erdkunde (Geographie) ähnlich, aber doch von ihr weſentlich darin unterſchieden, daß letztere vom Einzelnen und Beſondern anfängt und ſo allmählich zum Ganzen und Allgemeinen fortſchreitet; erſtere aber den umgekehrten Weg einzuſchlagen genöthigt iſt. Die alten Völker hatten den Mond im Ganzen vor Augen wie wir, und ließen es nicht an Meinungen über denſelben fehlen; doch ſeine einzelnen Theile genau zu betrachten, fehlten ihnen die Mittel, und ſie mußten ſich damit begnügen, hellere und dunklere Stellen zu unterſcheiden, die man dann bald für feurige und erdige Theile, bald für Licht und Finſterniß, bald für Land und Waſſer anſah, welche letztere Meinung auch noch die Oberhand behielt, als Galiläi, Kepler und Hevel den Mond ſchon mit Fernröhren betrachtet und letzterer ihn, ſo gut es gehen wollte, abgezeichnet hatte. Daher benennen wir noch jetzt die größern dunkelgrauen Theile mit dem Namen **Mare** (Meer), **Sinus** (Meerbuſen) und dergleichen, obwohl wir längſt überzeugt ſind, daß in dieſen Stellen keine Waſſerbedeckung ſtatt finde.

Die Farbe dieſer dunklern Flächentheile iſt übrigens keinesweges bei allen dieſelbe, und eben ſo zeigen auch die helleren bedeutende Verſchiedenheiten ihres Glanzes. Der Vollmond iſt die beſte Zeit, dieſe Unterſchiede wahrzunehmen. Man findet dunkelgraue, lichtgraue, grünliche, grünlich weiße, bräunliche und dergleichen Flächen, doch ſind ſelbſt die dunkelſten noch viel heller als die wirklichen Schatten, von denen weiter unten die Rede ſeyn wird. Man kann deshalb nicht einfach zwiſchen hell und dunkel unterſcheiden, ſondern muß in genauen Darſtellungen verſchiedne Grade annehmen. Dieſe Darſtellung wird um ſo ſchwieriger als ſelbſt in derſelben Fläche die Farbe ſich mehrfach ändert. Einige erſcheinen wie marmorirt, durch andre ziehen lichte Streifen, oft 2 bis 3 Meilen breit, oft ſehr ſchmal und kaum unterſcheidbar. Auch ſind die wenigſten deutlich begrenzt. Oft glaubt man beim erſten Anblick eine Nebelwolke zu ſehen, ſo unbeſtimmt und verwaſchen zeigt ſich ihr Rand.

Wir können über die Natur dieſer Flächen nur das Eine mit Gewißheit ſagen, daß es Theile des Mondbodens ſind, die das Licht ſchwächer als andre zurückwerfen. Auch die Erde würde, aus der Ferne geſehen, Sandflächen heller als Wieſen, und dieſe wiederum heller als Tannenwälder erſcheinen laſſen, man würde, beſonders an den zu Tage liegenden Gebirgsarten, die Farbe unterſcheiden; beſonders aber würde man im Winter einen ganz andern Anblick als im Sommer haben. Einen ſolchen nach Jahreszeiten verſchiednen Anblick zeigt nun der Mond nicht, wahrſcheinlich weil dort dieſe Jahreszeiten überhaupt ganz unmerklich ſind.

Uebrigens erzeugt nicht etwa das Sonnenlicht allein dieſe Verſchiedenheiten. Man bemerkt dieſelbe Geſtalt der Flecke bei totalen Mondfinſterniſſen, ja ſelbſt in dem matten Erdſcheine, der die Nacht des Mondes erleuchtet.

Man ſieht dieſe Flecke (wie faſt alles, was das bloße Auge ſchon zeigt) in mäßigen Vergrößerungen des Fernrohrs beſſer als in ſehr ſtarken, und im Vollmonde, ſo wie überhaupt in den Stellen, die weit von der jedesmaligen Lichtgrenze liegen, beſſer als unter andern Umſtänden.

Aber das Merkwürdigſte der Mondfläche, wodurch ſie ſich von der Erdoberfläche faſt völlig unterſcheidet, und jeden Beſchauer derſelben beim erſten Blick durchs Fernrohr in Erſtaunen ſetzt, iſt die unzählbare Menge der aller Orten zerſtreuten Ringgebirge. Man ſtelle ſich eine runde Grube vor; die Erde aus ihr rings herum aufgehäuft, flach anſteigend von außen, ſchroff abſtürzend nach innen, ſo hat man im Allgemeinen ein Bild des Ringgebirgs. Eine ſolche Grube wird voll Schatten ſeyn, bis die Sonne ziemlich hoch ſteht; dies ſieht man auch ganz deutlich auf dem Monde, ja man bemerkt auch wohl den nach außen fallenden Schatten, und kann, durch Meſſung und Berechnung beider, die Höhen und Tiefen beſtimmen. Es giebt einige die den Schatten nicht eher ganz verlieren, bis die Sonne über ihnen ſo hoch ſteht wie in unſern Gegenden im Sommer zu Mittage. Sie finden ſich in allen Größen von 30 Meilen Durchmeſſer bis zu 2000 Fuß, und dies iſt gewiß noch nicht das Kleinſte, denn je beſſere Ferngläſer man anwendet, deſto mehr und deſto kleinere Krater (womit man dieſe Formen verglichen hat) werden aufgefunden, und ſchwer iſt zu entſcheiden ob der Himmel mehr Sterne oder der Mond mehr Ringgebirge hat. In ſehr vielen Gegenden hat zwiſchen ihnen nichts mehr Platz gefunden, ja noch mehr, ſie liegen in und ſelbſt auf einander, d. h. auf dem Walle oder am Abhange eines größern liegt ein kleineres. Sie ſind nicht immer kreisförmig, ſondern auch länglich, oder es fehlt ein Stück des Bogens, oder eine ſchmale Oeffnung geht wie ein Thor hinein. Manche ſind mehrfach, d. h. es läuft von außen oder von innen ein zweiter und dritter Wall neben dem Hauptwalle. Von ſehr vielen gehen kleine Höhenzüge aus, welche ſie auch wohl mit andern Kratern verbinden; und von einigen der größern ziehen breite helle Streifen weit über die Mondfläche nach allen Seiten hin. Oft ſteht auf dem unterſten Grunde ein rundlicher oder ſpitzer Berg, der aber niemals ſo hoch iſt, als der Wall des Ringgebirges ſelbſt, und häufig nur ſchwer erkannt werden kann. Einige der größern haben ganze Bergketten und Berghaufen in ihrem Innern, zuweilen zeigt ſich dieſes wie eine aufgetriebene Blaſe. Man findet auch in einigen Gegenden bloße Löcher ohne Wall, und dieſe haben wohl 3 bis 4 Meilen im Durchmeſſer. Die kleinern Ringgebirge ſind oft wie eine Perlenſchnur zu 6, 8, 10 in einer Linie aneinandergereiht. Die Tiefe iſt oft, beſonders im Verhältniß zum Durchmeſſer, ganz ungeheuer, und grade die kleinern ſind häufig tiefer als die größern. Eine Viertelmeile (ſenkrecht gemeſſen) iſt eine ganz gewöhnliche Tiefe. Ueber eine halbe Meile tief mögen auf der uns zugewandten Seite etwa 50 ſich finden; ein einziger nahe am Südpole ſcheint eine Meile furchtbar ſchroff hinabzuſtürzen. Doch fehlt es auch nicht an ſolchen, die bei 6 bis 8 Meilen Durchmeſſer nur 200 bis 300 Fuß tief ſind und deshalb bei aller Größe doch nur mit Mühe aufgefunden werden können.

Der Wall hat zwar bei einigen Ringgebirgen ganz gleiche Höhe, bei den meiſten aber iſt er mit zahlreichen Gipfeln gekrönt. Wenn die Sonne nur erſt dieſe Gipfel beleuchtet und rings herum alles noch in Nacht liegt, ſo erſcheinen dieſe Ringgebirge wie ein Kranz von Lichtern auf dem dunkeln Himmelsgrunde. Betrachtet man dies eine Zeit lang, ſo erſcheinen immer mehr Lichter, bis ſich endlich der ganze helle Bogen geſtaltet hat. Bei abnehmendem Monde dagegen ſieht man dieſe Bogen allmählich in Stücke brechen, und von dieſen Stücken eines nach dem andern zum feinen Punkte werden und verſchwinden. Doch keine Beſchreibung würde es vermögen, die Mannichfaltigkeit dieſes prachtvollen Schauſpiels wiederzugeben, das durch die beſtändige Heiterkeit, die auf dem Monde herrſcht, und durch die kurze Dauer der dortigen Dämmerung noch ungemein gewinnt.

Eigentliche Gebirgsketten, wie die Erde ſie zeigt, finden ſich auf dem Monde ebenfalls, und zwar von anſehnlicher Höhe, die unſern höchſten Gipfeln nichts nachgiebt. Nur ſind ſie häufig durch die erwähnten Ringgebirge unterbrochen und keinem einzigen fehlen dieſe ganz. Auch iſt die ganze Geſtaltung der Gebirgsmaſſe eine andre. Flußthäler, die doch keinem Erdgebirge fehlen, ſucht man hier vergebens, nur hin und wieder findet man etwas dem Aehnliches, aber ohne Spur eines wirklichen Waſſerlaufes. Dagegen ſind Keſſelthäler und Schluchten ſehr gewöhnlich, und häufig gruppiren ſich Berge ſo, daß etwas einem Ringgebirge nahekommendes entſteht.

Häufiger als bei uns finden ſich einzelne, frei in der Ebene ſtehende Berge; doch nur wenige derſelben ſind anſehnlich hoch. Sie ſtehen oft in Form eines großen Kranzes um eine kreisförmige Ebene, ſo daß blos der verbindende Wall zum Ringgebirge fehlt. Gebirgszweige hingegen ſind immer nur kurz, oder doch ſehr niedrig und bloße flache Landrücken, welche letztere beſonders die grauen Flächen nach allen Richtungen durchziehen und nur geſehen werden wenn die Sonne ſie ſehr ſchräg beſcheint.

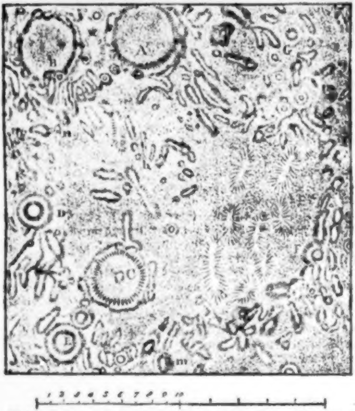
Noch verdienen die großen Spalten, die ſich häufig auf der Mondfläche zeigen, einer beſondern Erwähnung. Sie klaffen 2 bis 3000 Fuß, ja $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile weit auseinander, laufen 10, 20, einige über 30 Meilen lang entweder ſchnurgerade oder doch nur wenig gekrümmt und gebrochen durch Ebenen, zuweilen auch wohl durch Gebirgsland fort, und ſind von anſehnlicher Tiefe. Meiſt ſtehen ſie einzeln; ihre Enden zeigen keine Aehnlichkeit mit Quellen oder Mündungen; auch treffen ſie zuweilen auf Ringgebirge, welche von ihnen durchbrochen werden. Das Innere iſt meiſt glänzend hell. Man hat ſie Rillen genannt, ohne daß man damit ihre Natur näher beſtimmen will; in der That ſind ſie uns ſehr räthſelhaft und die Erde zeigt uns nichts Aehnliches.

Den Ringgebirgen hat man nach Riccioli's Vergange Namen berühmter Gelehrten, beſonders Naturforſcher der alten und neuen Zeit gegeben, eine bequeme und zweckmäßige Bezeichnung, von der abzugehen man ſich wohl nie veranlaßt finden wird. Den eigentlichen Gebirgszügen dagegen legte man Namen von Erdgebirgen bei, ſo wie auch wohl einzelnen Bergen von ausgezeichneter Lage, wie Pico. (Nur darf man auch bei dieſem Namen an keine ſpecielle Aehnlichkeit denken.) Den grauen Flächen endlich ertheilte man, wie oben erwähnt, den Namen **Mare**, z. B. **Mare tranquillitatis** (ſtilles Meer) **Mare Serenitatis** (heitres Meer) u. ſ. w.

Die hier beigefügten, aus unſrer größern Karte gezogenen Mondgegenden mögen dienen, das eben Geſagte beiſpielsweiſe zu erläutern und zur Anſchauung zu bringen.

Die hier dargeſtellte Fläche liegt nahe der Mondmitte, und iſt etwa 600 Quadratmeilen groß. Ein beigefügter Maaßſtab, der auch für die beiden andern Darſtellungen gilt, macht die Längenverhältniſſe deutlich.

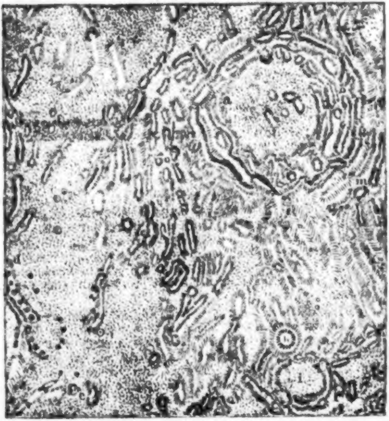
Hipparchus.



Mehrere Berge und Berggruppen von ſehr verſchiedner Höhe und Geſtalt umgeben faſt kreisförmig eine mehr ebne Landſchaft, die den größten Theil des Blattes einnimmt. Bei I und F ſind dieſe Berge am höchſten, gegen 4000 Fuß, an andern Stellen viel niedriger. Auch in der Fläche ſelbſt liegen Berge, aber klein, unzuſammenhängend, und ſchwer wahrzunehmen. Bei weitem beſſer ſichtbar ſind die drei großen Ringgebirge A, B und C, wovon letzteres einen ſogenannten Centralberg hat. Die rechte (öſtliche) Seite des Ringgebirges B liegt 9400 Fuß über der innern Fläche, A iſt noch tiefer, wenigſtens ſchroffer. Nach außen beträgt die Höhe dieſer Ringgebirge nur etwa 3000 Fuß. D, G und E ſind gleichfalls beträchtlich tief; F liegt auf einer Bergfläche und iſt etwas flacher, dagegen nach außen ſehr ſchroff. Bei einigen, wie B, zeigen ſich kleine Schluchten; andre wie C ſind völlig abgeſchloſſen. Bei n zeigen ſich einige lange, gegen die Ebene geöffnete

Thalſchluchten, aber von Waſſer iſt nichts darin zu entdecken. Die Gegend bei **h** iſt ein Hügelland; eine große Menge kleiner Erhebungen ziehen nach allen Richtungen darin umher, wie in unſern Marken. Außerhalb der Fläche, der man den Namen eines berühmten alten Aſtronomen, Hipparch, gegeben hat, findet ſich meiſt Bergland, hin und wieder mit anſehnlichen Kuppen wie **m**, aber ohne ſo lange Rücken wie die meiſten Erdgebirge zeigen. Auch **k** iſt anſehnlich hoch (gegen 4000 F.) aber ohne ſteil zu ſeyn. Viele Krater von ſehr verſchiedener Größe ſind zwiſchen den Bergen zerſtreut, bei den kleinſten ſind die Abfälle nur durch einfache Kreislinien bezeichnet. Die Farbe der Fläche iſt lichtgrau, die der Berge meiſt weißlich. Im Vollmonde ſind die Berge von den Ebenen und Thälern ſchwer oder gar nicht zu unterſcheiden; nur die Wälle der Ringgebirge, beſonders der mittelgroßen, glänzen ſtärker, während ihr Inneres meiſt dunkler erſcheint.

Copernicus.



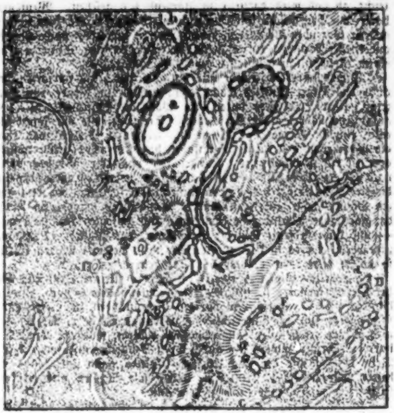
Die hier dargeſtellte Gegend, nahe ſo groß als die Schweiz, zeigt einen von der vorigen ſehr verſchiednen Naturbau. Sie liegt etwas weiter als jene von der Mondmitte entfernt, aber doch noch ſo, daß man die einzelnen Theile ohne merkliche Verkürzung ſieht. Oben gegen Oſten ſieht man ein großes, im Vollmonde hell glänzendes Ringgebirge, aber nicht mit einfachem Walle, ſondern mit einer Menge Terraſſen und Seitenarmen, nach außen wie nach innen. Seine höchſten Punkte (bei a und b) liegen 9700 Fuß über der innern Fläche, in welcher ſich noch 6 kleine Berge zeigen, ausgezeichnet durch ihren hellen Glanz, nicht durch Höhe. Die Bergrücken, welche die äußere Fläche durchziehen, ſind länger und zuſammenhängender als beim Hipparch, ziehen vorherrſchend von Süden nach Norden und werden unten ziemlich ſteil, doch erreichen nur wenige 2000 Fuß. Weſtlich iſt die Landſchaft ebner, grauer, dagegen mit einer großen Menge äußerſt kleiner, in Reihen gruppirter Krater bedeckt. Viele liegen ſo dicht neben einander und ihr Durchmeſſer iſt ſo gering, daß man ſie unter den günſtigſten Umſtänden allenfalls ſehen, nicht aber abzeichnen kann. Die längſte dieſer Reihen fängt bei d an, ſie zieht auf einem Bergrücken fort und iſt bei guter Beleuchtung einer Perlenſchnur nicht unähnlich.

Rechts unten, in Nordoſt, zeigt ſich ſteiles, wildes Gebirg; Tiefen von ungeheurer Schroffheit, dunkelgraue Flecke neben leuchtenden Wällen, kurz eine große und ſehr ſchwer darzuſtellende Mannichfaltigkeit. Am ſteilſten iſt der Krater h, eben ſo die Nordſeite von i. Vom Walle des letztern Ringgebirges aus zieht eine lange Thalſchlucht mit mehreren Seitenthälern nach n und noch weiter über die Grenzen des Blattes hinaus. Die ſteilſten Partien ſind hier wie auf dem übrigen Theile des Blattes durch Buchſtaben bezeichnet.

In der gegenüberliegenden Südweſtecke des Blattes ziehen mehrere dunkle Streifen durch die weißlich glänzende Gegend hin. Andre, aber hellere Streifen laufen in weiterer Entfernung, außerhalb der Grenzen dieſes Blattes, von hier aus nach allen Gegenden, was aber nur im Vollmonde recht deutlich wird. Dem großen Ringgebirge zwiſchen a und b hat man den Namen Copernicus gegeben, das nächſtgroße i iſt auf unſrer Karte durch Gay Lussac bezeichnet.

Die auf nächſter Seite bezeichnete Gegend nimmt mit der vorigen in unſrer Darſtellung etwa gleichen Raum ein, ob ſie gleich faſt um die Hälfte größer iſt. Sie liegt nämlich weit von der Mondmitte in einer Gegend der Kugel, die wir der Krümmung wegen ſtark von der Seite betrachten. Dadurch verkürzen ſich alle Richtungen, welche nicht mit dem Mondrande gleichlaufend gehen, mehr oder minder, und ſtatt der Kreiſe ſieht man Ovale (Ellipſen). Die Ringgebirge erſcheinen daher hier alle länglich, obgleich ſie in der Wirklichkeit ſo gut wie die auf den beiden erſten Blättern Kreiſe ſind.

Ariſtarchus.



Die hier dargeſtellte **Gebirgslandſchaft** liegt inſelartig in einer großen grauen Fläche, dem **Oceanus procellarum**, von der hier nur etwa der fünfzigſte Theil erſcheint und welche ihren Hauptumriſſen nach ſchon mit bloßem Auge deutlich ſichtbar iſt. Recht ſcharfe Augen werden ſogar auch ohne Bewaffnung das große glänzend helle Ringgebirge a in dieſem grauen Fleck als einen feinen Lichtpunkt, wie ein Sternchen, erkennen und dadurch leicht unterſcheiden, daß kein andrer iſolirter Punkt des Mondes ein ſo blendendes Licht hat. Es iſt **Ariſtarch**, eine ſchroffe Tiefe von 7000 Fuß die aber nach unten ſanfter und durch eine Terraſſe abgeſtuft iſt. Das ganze Innere, ſo wie der Wall, vor allen aber der kleine Centralberg, glänzt ſo hell, daß man in einem großen und lichtſtarken Fernrohr nur mit bedeutender Anſtrengung der Augen dieſe Gegend unterſuchen kann. Auch wenn er in Nacht liegt, wird er gewöhnlich, blos vom Erdenlicht erleuchtet, noch deutlich geſehen, weshalb ihn frühere Beobachter zuweilen für einen brennenden Vulkan gehalten haben, was er gewiß nicht iſt. Die Maſſe, woraus er beſteht, wirft das Licht viel ſtärker als andre zurück, ſpiegelt es vielleicht ab und wird dadurch ſo glänzend hell geſehen. Wenigſtens haben wir bei unſern Mondbeobachtungen nie, weder hier noch in andern Gegenden etwas von einem Vulkan bemerkt, noch auch bei andern Beobachtern etwas gefunden, woraus mit Sicherheit auf einen Mondvulkan geſchloſſen werden könnte.

Die dunkelgraue Fläche auf der Weſtſeite, die übrigens, wie auch das Blatt deutlich macht, ſehr verſchiedne Grade von Grau zeigt, liegt 2400 Fuß unter dem Walle des Ariſtarch, alſo noch 4600 Fuß höher, als deſſen Boden. Sie zeigt, wie alle ſolche Flächen, einzelne Berge, Landrücken und Krater in Menge, von denen die wichtigſten hier durch Buchſtaben bezeichnet ſind. Merkwürdig aber iſt ein geſchlängeltes, ſehr enges, ungemein ſchroffes von e nach B ziehendes Thal, was ſich in ein zweites großes aber ſehr dunkles Ringgebirge b (Herodot) hineinzieht. Nichts auf dem ganzen Monde zeigt eine ſchlagendere Aehnlichkeit mit einem Fluſſe, der aus einer Thalſchlucht kommend, ſich in einen Landſee ergießt — und dennoch fehlt ihm die Hauptſache, das Waſſer. Denn auch zugegeben, daß es in dem engen Bette nicht bemerkt werden könnte, ſo müßte man es in dem großen See doch gewiß ſehen.

Die beiden Gipfel A und B im Herodot liegen 4200 Fuß über der Tiefe. Erſterer iſt hell, letzterer, obgleich eben ſo hoch, ziemlich dunkelgrau. Auch bei den übrigen Gegenſtänden in dieſer Landſchaft zeigt ſich der Unterſchied, daß einige Berge z. B. F, und nicht grade die höchſten, auffallend hell glänzen, während man Mühe hat, die übrigen anders als durch ihren Schatten aufzufinden. Der Berg D, ſo wie der nach m ſich ziehende Hang ſind 3300, die beiden Kuppen bei E 2100 Fuß hoch, alle übrigen viel weniger, ſo daß die meiſten gar nicht meßbar ſind.

Zwiſchen Ariſtarch und Herodot liegt ein breites helles Hochland, welches beide Ringgebirge verbindet und die höchſte Fläche der ganzen Gegend bildet. Eine andre gegen 1500 Fuß hohe Fläche iſt die, worauf e und g liegen; eine dritte liegt zwiſchen m, i und G, groß und breit, aber kaum 400 Fuß hoch.

Von H nach G zieht ſich eine recht deutliche, aus vielen kleinen Gipfeln beſtehende Bergkette, die hier nur zum Theil erſcheint, und noch einige niedrige Rücken in derſelben Richtung.

Je näher eine Gegend dem Mondrande liegt, in deſto ſchrägerer Richtung, mithin deſto ſchlechter, wird ſie von uns geſehen, und am äußerſten Rande ſind nur noch die höchſten Berge, und zwar im Profil, ſichtbar. Alle Rundungen erſcheinen dort als ganz ſchmale Ellipſen, und es hält ſchwer, ſelbſt die größern hellen und dunklen Flächen in ſolchen Gegenden zu unterſcheiden. So ſieht man z. B. das **Mare humorum** noch ziemlich deutlich mit bloßen Augen; von dem mindeſtens eben ſo großen **Mare Humboldianum**, was am Nordweſtrande liegt, iſt ſelbſt im Fernrohr wenig zu bemerken, wenn nicht beſondre Umſtände die Beobachtung begünſtigen.

Der bei weitem größte Theil der jenſeitigen Halbkugel des Mondes kommt uns, wie oben bemerkt, nie zu Geſicht; das Wenige, was wir zuweilen davon erblicken, zeigt ſich indeß nicht weſentlich verſchieden von dem, was wir auch in andern beſſer ſichtbaren Theilen der Mondfläche beobachten.

Unſre Mondkarte, von der jetzt drei Viertheile erſchienen ſind*) und das vierte im Laufe des Jahrs 1836 erſcheint, ſtellt die ganze dieſſeitige Halbkugel dar in der Lage, wie ſie uns erſcheint. Wollte man die Mondkugel nach ihrem wirklichen Verhältniß darſtellen, ſo wäre dies natürlich nur auf einem Globus möglich, was man auch ſchon verſucht aber noch nie recht in Ausführung gebracht hat, auch dem Beobachter von geringerm Nutzen ſeyn würde als dieſe, nach der ſcheinbaren (mittleren) Lage der Theile entworfene Karte. Sie enthält, möglichſt detaillirt und auf eigne ſorgfältige Meſſungen, Berechnungen und Beobachtungen gegründet, eine Darſtellung der Gebirge, Thäler, Ringflächen, Krater, Rillen und dergleichen, ſo wie die eigenthümliche Lichtſtärke (Farbe) jeder Gegend; aber nichts von Städten, Feſtungen, Wegen, Wäldern und dergleichen mehr; alles Dinge, von denen man zwar viel phantaſirt, aber nie etwas wirklich mit Gewißheit im Monde geſehen hat, auch ſchwerlich jemals ſehen wird.

Wilhelm Beer.
Dr. J. H. Mädler.

Populäre Belehrung über das Weſen der Dampfmaſchinen und deren nächſte Anwendungen.

Der Menſch iſt zum Herrn der Natur beſtimmt und ſie die beherrſchte nach dem Willen Gottes. Allein im Gange der Dinge geſchieht Alles ſtufenweiſe, und ſo wächſt auch die Herrſchergewalt des Menſchen über die Natur im Verhältniß, wie ſein Geiſt ſchärfer und geeigneter wird, die Geheimniſſe der Außenwelt zu erforſchen, und der Natur auf ihren geheimen Wegen nachzugehen. Wir zwingen dem Boden unſre Nahrung ab, wir ſchaffen das Feuer willkührlich und brauchen es als Wärmer, das Waſſer treibt unſre Mühlen, der Wind unſre Schiffe; und in einer Kraft, welche wir überwinden, erhalten wir gewöhnlich ein Mittel, das uns in den Stand ſetzt, eine noch größere dienſtbar zu machen. So hat der Menſch Unglaubliches geleiſtet und durch ſeinen Scharfſinn in unſrer Induſtrie Leiſtungen möglich gemacht, welche den, der den Gang der Entdeckungen, die zu ſolcher Höhe geführt haben, nicht kennt, in Erſtaunen ſetzen und mit tiefer Ehrfurcht vor der Größe des Menſchengeiſtes erfüllen müſſen. Man werfe nur einen Blick auf unſre heutigen Dampfmaſchinen, auf die ungeheure Schnelligkeit ihrer Bewegungen und auf die rieſigen Maſſen, welche durch dieſelben bewegt werden; ſo wird man gern eingeſtehen, daß dem Menſchen eine Art Allmacht von oben gegeben iſt, die nur geſucht und erworben ſeyn will. Die Dampfmaſchinen ſind der Gipfel und Stolz unſrer heutigen Mechanik geworden, und haben nicht allein rückwärts auf die Wiſſenſchaft umwandelnd eingewirkt, ſondern auch im Betrieb der Künſte und Gewerbe den größten Einfluß gewonnen. In den letzten Jahren, wo man an mehreren Orten Eiſenbahnen anzulegen und die Dampfwagen einzuführen begonnen hat, iſt die Kraft des Dampfes und ſeine techniſche Verwendung auch Tagesgeſpräch geworden. Der größte Theil des Volks jedoch hört von dieſen Wundern der Induſtrie, ohne ſie faſſen zu können; deshalb nehmen wir hier Gelegenheit, dem Bedürfniß volksthümlicher Belehrung über den fraglichen Gegenſtand abzuhelfen. Ohne auf Wiſſenſchaftlichkeit oder auch nur Vollſtändigkeit Anſpruch machen zu wollen, gedenken wir allein das beizubringen, was die Aufklärung erfordert, ohne durch eine Menge Thatſachen zu verwirren. Wir wollen dem Leſer zeigen, wie die große und herrliche Erfindung der Dampfmaſchinen von einer gemeinen Erfahrung im Leben ausging, wie ſie aufwuchs und ſich endlich ſo weit vervollkommnete, daß die Maſchine als ein Weſen, als ein lebendiges Geſchöpf gelten konnte, das geeignet war, an der Stelle vieler Pferde und menſchlicher Arbeiter zu induſtriellen Zwecken beſchäftigt zu werden.

---

*) Zu haben bei Simon Schropp u. Comp. in Berlin. Der Subſcriptionspreis der ganzen Karte, eines Kreiſes von 3 Fuß Durchmeſſer iſt 5 Thaler.

Wir laſſen den Streit über die Erſtgeburt der Erfindung außer Acht, und beginnen da, wo ſich die erſte eigenthümliche Spur zeigt; denn die erſten Anfänge gehen, wie bei vielen ähnlichen Erfindungen, in das hohe Alterthum hinauf, verdienen aber wegen ihrer Unabſichtlichkeit keine beſondre Rückſicht. Die Hauptſache, wie Jeder leicht denken kann, iſt die eigenthümliche Kraft des Dampfes, ſich viel weiter auszudehnen, als das Waſſer, welches ihn erzeugte, und ſich dennoch auch zuſammendrücken zu laſſen, kurz die Elaſticität oder Schnellkraft des Dampfes. Dieſe Thatſache war lange bekannt, aber in ihrer Nacktheit ohne Werth; es mußten erſt noch eine Menge andrer Naturwirkungen gefunden und benutzt werden, ehe jene Kraft ihren Körper erhielt, durch den ſie wirkſam werden konnte. Dieſe Benutzung des Dampfes iſt nicht ſo gar alt, und wir werden das ſtufenweiſe Fortſchreiten derſelben in Folgendem heraus zu ſtellen ſuchen.

Salomon de Caus (1615) gab zuerſt eine Vorrichtung an, wie man das Waſſer durch Hülfe des Feuers in die Höhe treiben könne und wußte auch ſchon, daß der Dampf das Aufſteigen der Flüſſigkeit verurſache. Der Marquis von Worceſter (1663) verſtand die Kraft des Dampfes zu der Hebung von Waſſer ſchon beſſer zu benutzen, und Sir Samuel Moreland (1683) war derjenige, welcher die erſten wichtigen Verſuche über die Ausdehnung der Waſſerdämpfe anſtellte. Nach ihm nimmt verdampftes Waſſer einen zweitauſend Mal größern Raum, als vorher, ein und könnte, da es ſeine Laſt wie ein Pferd geduldig trägt, dem Menſchengeſchlecht beſonders rückſichtlich des Waſſerhebens von großem Nutzen ſeyn. Man ſieht, dieſe Männer hatten einen beſtimmten Zweck im Auge und gaben außer der Hauptſache nichts weſentlich Neues. Ein wirklicher Fortſchritt war Dionyſius Papin (1690) vorbehalten, von dem man ſagen kann, daß man ihm die erſten fruchtbaren Sproſſen der genannten Erfahrung verdankt und die wirklichen Anfänge einer Dampfmaſchine. Er hatte nämlich folgende Idee: In einem Cylinder, (Fig. 1. u. 2.) der oben offen iſt, und unten auf einer Grundfläche von Metall ruht, welche durch ein Ventil S noch oben ſich öffnen läßt, befindet ſich ein beweglicher Kolben P, der überall genau anſchließt. Iſt die Klappe S offen, ſo wird die atmoſphäriſche Luft von oben und unten gleiche Gewalt ausüben, d. h. der Kolben wird unbeweglich ſtehen bleiben; wäre er aber irgendwie (Figur 2) hinaufgetrieben werden, ſo würde das nächſte Mittel, ihn wieder hinabſteigen zu laſſen, darin beſtehen, daß man nach geſchloſ-

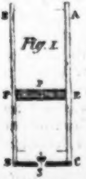


Fig. 1.

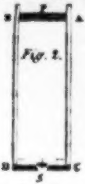
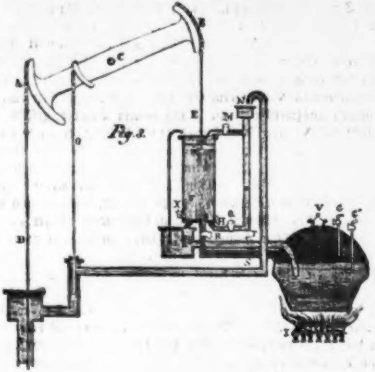


Fig. 2.

ſeiner Klappe S die Luft in A B C D verdünnte, d. h. einen großen Theil derſelben wegſchaffte. Denn da die Natur eine ſolche Leere auszufüllen ſtrebt, ſo würde die atmoſphäriſche Luft den Kolben von oben mit einer Gewalt niederpreſſen, welche ſelbſt ein bedeutendes Gewicht zu heben im Stande wäre; man brauchte nur das Seil mit der Laſt über eine Rolle zu hängen und in der Mitte des Kolbens P zu befeſtigen. Die Aufhebung des letztern wird nach Oeffnung der Klappe leicht. Allerdings wird ſich die Kraft, mit welcher der Kolben niedergeht, nach dem Grade der Verdünnung in der untern Luftſchicht richten, aber für die Regel läßt ſie ſich berechnen, und man ſieht leicht, daß dieſe einfache Vorrichtung ſchon zur Hebung einer Laſt geeignet iſt, wenn nur eine bequeme Methode zur Luftentleerung des untern Raums gegeben wird. Dazu wollte nun Papin erſt eine Luftpumpe benutzen, welche durch ein in Fließwaſſer gehendes Rad regelmäßig bewegt würde, dann zündete er Schießpulver an und endlich ſchüttete er Waſſer auf den Boden des Stiefels, verwandelte es durch Feuer in Dampf, welcher durch Erkältung wieder in Waſſer überging und einen luftleeren Raum bewirkte. Dies war alſo wirklich die erſte Dampfmaſchine mit atmoſphäriſchem Druck, d. h. eine ſolche, wo der Dampf noch eine Nebenrolle ſpielte und der Druck der Luft die wirkende Kraft war; und Papin gab ſogar ſchon das Mittel an, wie man die hin und hergehende Bewegung des Kolbens in eine drehende verwandeln könnte, welche als Trieb für mancherlei Gehwerke ſich verwenden laſſe. Hauptmann Savery (1698), welcher nun der Zeit nach folgt, machte zwar keine eigentlich neuen Entdeckungen, aber er war der Erſte, welcher die bisher gewonnene Einſicht in die Sache praktiſch benutzte. Er baute eine Maſchine zum Heben des Waſſers durch Dampf, welche wir als fremdartig nicht weiter hierherziehen; doch hat man ihm den Dampfkeſſel mit den Probirhähnen (ſiehe G, G' Figur 3), die Verdünnung der Luft in dem Dampfgefäß vermittelſt Niederſchlagung des Dampfes durch Begießen des Gefäßes mit kaltem Waſſer, und die Berechnung der Maſchinenkraft nach Pferdekräften, zu danken. An den Umſtand, daß Savery's Maſchine für die Hebung der Grubenwaſſer unzulänglich war, knüpften zwei Handwerker zu Dartmouth, Newcomen und Cawley, den Bau einer neuen Maſchine zu demſelben Zweck, welche zwar nichts Neues, aber eine geniale Kombination bekannter Mittel aufwies. (Fig. 3.) Sie enthält die Grundform aller ſpätern Dampfmaſchinen.



Newcomen ging von der Anſicht aus, daß man zum Heben des Waſſers die längſt bekannte Pumpe brauchen (D) und ihre Stange durch einen Werkbaum (C) mit dem Kolben eines Dampf-Cylinders (F) verbinden könnte. Beſchreiben wir, wie dieſe neu erſonnene Maſchine arbeitete, ſo werden auch ihr Bau und die dabei benutzten Erfahrungen deutlich werden. K iſt der Keſſel, und bei I ſieht man die Feuerung deſſelben, deren Züge, um dem Keſſel unten überall gleiche Wärme mitzutheilen, ſpiralförmig um ihn herum laufen. G und G ſind die Probirhähne, ob das Waſſer im Keſſel die gehörige Höhe hat; bei der

Oeffnung muß aus G Dampf, aus G' Waſſer kommen. Fängt der Dampf in K an ſich zu entwickeln, ſo iſt das Dampfrohr S, welches nach dem Cylinder F leitet, bei R durch ein Schiebeventil ſo lange geſchloſſen, bis der Dampf das Sicherheitsventil V lüftet. Dieſes iſt nämlich mit 1 Pfund auf den Quadratzoll belaſtet und öffnet ſich, ſobald der Druck des Dampfes im Keſſel den Druck der Atmoſphäre um jenes Gewicht übertrifft; man hat dann ein Maaß und kann das Springen des Keſſels verhüten. Hebt ſich alſo V, ſo läßt man den Dampf durch R in den Cylinder ſtrömen, wo er Anfangs nur das Geſchäft hat, die Wandungen zu wärmen und die Luft durch das Schnüffel- oder Schnaubeventil X (von dem Geräuſch der entweichenden Luft ſo genannt) auszutreiben. Iſt F mit reinem Dampfe gefüllt, ſo ſchließt ſich X, der Dampf wird durch R abgeſperrt und durch einen Waſſerſtrahl, aus dem Kaltwaſſerbehälter N durch Q eingelaſſen, verdichtet. Dadurch entſteht in F ein leerer Raum und die Atmoſphäre drückt den Kolben P mit einer Kraft nieder, welche auf den Quadratzoll 15 Pfund beträgt; wodurch nun natürlich die Pumpenſtange D mit nachfolgendem Waſſer herauf gezogen wird. Man benutzt das letztere, indem man es durch eine zweite Pumpe O von demſelben Arme noch höher heben läßt, um die Ciſterne N damit zu ſpeiſen, welche das Verdichtungsrohr füllt und auch durch M auf den Kolben Waſſer ſchüttet, um ihn immer völlig luftdicht zu erhalten. Das warme Waſſer, welches ſich als Produkt der Verdichtung auf dem Boden des Cylinders ſammelt, wird von der nächſten Dampfladung durch V nach dem Warmwaſſerbehälter L hinabgedrückt und dazu verwendet, den Abgang im Keſſel von Zeit zu Zeit zu erſetzen. Der regelmäßige Gang dieſer Dampfmaſchine, welche übrigens immer noch atmoſphäriſch war, hing von der regelmäßigen Oeffnung und Schließung der Ventile ab. Ein müßiger Knabe, Humphrey Potter, entdeckte die Selbſtſteuerung der Maſchine, indem er die Hebel der Ventile durch Schnüre mit dem Maſchinenbaume in Verbindung brachte, der nun von ſelbſt einmal den Regulator bei R öffnete und das Verdichtungsventil Q ſchloß, das andre Mal umgekehrt. Noch beſſer war die Angabe Brighton's, der einen beſondern Steuerbaum mit Daumen an dem Balancier anbrachte, welche die Ventile ſchloſſen und öffneten. —

Es war im Jahre 1705, als Newcomen dieſe Maſchine baute; und ſeitdem verfloß ein halbes Jahrhundert, ohne daß weiter etwas für die Sache geſchah. Erſt 1763 trat Watt, der Erbauer der erſten wirklichen Dampfmaſchine, mit dem Beginn ſeiner Verſuche in die Geſchichte derſelben ein und führte ſie raſch zur Vollendung. Dieſer Mann (geb. 1736 zu Greenock, geſt. 1819), ein mechaniſches Genie erſter Größe ohne tiefe phyſikaliſche Kenntniſſe, der nur fünf Jahr bei zwei Mechanikern in der Lehre geweſen war und in ſolcher Armuth lebte, daß er ſeine erſten Verſuche mit zwei Arzneigläſern machen mußte, war zum Reformator in dieſem Theile der Mechanik berufen. Er war Univerſitätsmechanikus zu Glasgow geworden, und als ſolcher erhielt er 1763 eine atmoſphäriſche Dampfmaſchine zum Ausbeſſern.

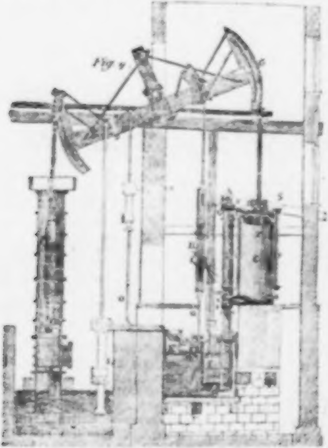
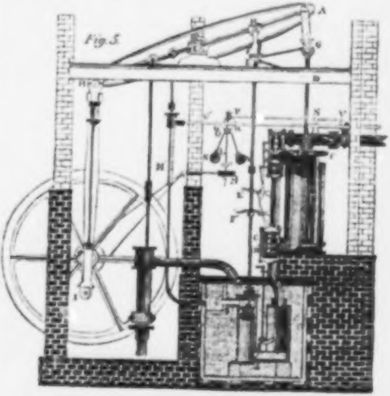


Fig 9

Die Betrachtung derſelben lehrte ihn, daß die Verdichtung des

Dampfes im Cylinder und das Einſtrömen der Luft von oben denſelben abkühle, wodurch Dampf, Hitze und Feuerung verſchwendet wurden; es galt ihm alſo als Aufgabe, die Verdichtung außer dem Cylinder zu bewerkſtelligen. Er machte Verſuche, fand das Mittel dazu, und zwölf Stunden nach dieſem glücklichen Gedanken war nach ſeinem eignen Geſtändniß die ganze Maſchine in ſeinem Kopfe fertig. Wir geben die Maſchine Fig. 4, wie er ſie zuerſt baute, und Fig. 5 mit den ſpätern Verbeſſerungen und Zuſätzen. In der Einrichtung der erſtern, der Maſchine mit einfacher Wirkung, war das Weſentliche Folgendes: Der Dampfcylinder war oben dampfdicht geſchloſſen und die Kolbenſtange ging durch eine dampfdichte Stopfbüchſe B, wo ſie durch Talg u. ſ. w. ſchlüpfrig erhalten wurde. Auch der Kolben P erhielt von oben einen Zufluß von Fett, um einen dampfdichten Schluß zu erhalten. Der Cylinder war außerdem noch durch einen andern eingeſchloſſen, und der Zwiſchenraum beſtändig voll Dampf gehalten. Bei A und A waren zwei Ventilbüchſen, welche durch die Dampfröhre T verbunden waren, und die Ventile G und H zum Einlaſſen des Dampfes in den Cylinder enthielten. Durch das Ventil I und die Röhre T ſtand der Condenſator (Verdichter) D mit dem untern Cylinder in Verbindung; er war in einer Kaltwaſſer-Ciſterne angebracht, aus welcher durch das Ventil C der Verdichtungsſtrahl eingeſprengt wurde. Das Waſſer und die etwa frei gewordene Luft, welche im Condenſator ſich ſammelten, wurden durch die Pumpe entfernt, welche durch die Stange G mit dem Balancier auf und niederbewegt wurde. Der Kolben der Pumpe bewegte ſich luftdicht, hatte aber ein aufwärts gebendes Ventil N; das Ventil M ſpielte nach außen, es konnte alſo nichts zurück in den Condenſator fließen. Das Waſſer wurde vielmehr durch N in die Warmwaſſer-Ciſterne K befördert, aus welcher es durch die Pumpe O wieder zur Speiſung des Keſſels weggezogen wurde. Weil aber das Waſſer der Kaltwaſſer-Ciſterne durch den wiederholt in den Condenſator eingeführten Dampf nach und nach warm wurde und das warme Waſſer immer oben ſchwimmt, wurde in dem obern Theile derſelben ein Abfluß angebracht, und das friſche Waſſer durch die Kaltwaſſerpumpe L immer neu erſetzt. Ehe die Maſchine angelaſſen werden konnte, mußte vorher der Cylinder, die Röhre T und der Condenſator mit Dampf gefüllt werden, um die Luft zu vertreiben, welche durch M entwich. Werden dann das obere Dampfventil G, das Entleerungsventil I und das Verdichtungsventil E geöffnet und das untere Dampfventil H geſchloſſen; ſo ging der Dampf vermöge ſeiner Ausdehnungskraft aus dem untern Theile des Cylinders durch I nach dem luftleeren Condenſator und der Dampf über dem Kolben des Cylinders drückte denſelben herab. Darauf wurden G, I, E geſchloſſen und H geöffnet, wodurch der Dampf unter den Kolben gelangte, der dann durch die Schwere der Pumpenſtange R am andern Arme des Balanciers in die Höhe gezogen wurde. Der Dampf breitete ſich unter dem Kolben aus, um dann wieder den leeren Raum zu bilden. Watt ließ ſechs Jahre vergehen, ehe er mit ſeiner Maſchine hervortrat; 1769 nahm er ein Patent und verband ſich erſt mit Dr. Roebuck und nach deſſen Falliſſement mit Bolton zu Birmingham. Dann wurden Maſchinen auf Probe gebaut und fanden Eingang, da Watt die ſehr billige Bedingung machte, ſich nur ein Drittel des Sparwerthes an Kohlen bezahlen zu laſſen. Zu dieſem Zweck hatte er eine Vorrichtung unter dem Namen „Zähler“ an der Maſchine angebracht.



Wir gehen zu den nachfolgenden Verbeſſerungen über. Zuerſt bemerkte Watt, daß die Beſchleunigung der Bewegung des Kolbens gegen das Ende des Herabſteigens Nachtheil hatte; da gedachte er zugleich zwei Drittel des Dampfes und der Feuerung zu ſparen, wenn er nur ein Drittel des erſtern auf den Kolben wirken und die noch nöthige abnehmende Kraft durch die Expanſion erſetzen ließe. Es geſchah; der Steuerbaum (zugleich Pumpenſtange) ſchloß durch das obere Dampfventil den Zugang, wenn der Kolben erſt ein Drittel ſeines Wegs zurückgelegt hatte. Um die durch die Maſchine erzeugte Bewegung gleichförmiger zu machen, verſuchte Watt unter jedem Arme des Balanciers einen Dampfcylinder anzubringen, ſo daß ihre Wirkung ſich gegenſeitig ergänzte; bald aber gab er dies wieder auf und entſchied ſich für einen Cylinder, der dadurch zu einer doppelt wirkenden Dampfmaſchine wurde, daß er an beiden Enden abwechſelnd mit dem Keſſel in Verbindung geſetzt wurde. Dadurch wurde der Kolben mit Dampf auf- und niederwärts getrieben; der Condenſator aber war fortwährend in Thätigkeit, weil er abwechſelnd von oben und von unten Dampf zur Verdichtung erhielt. In Folge eben jener doppelten Wirkung wurde nun der Maſchinenbaum mit dem Kolben nicht mehr durch die beſchwerte Pumpenſtange des andern Arms niedergezogen, ſondern [illegible] durch den mit Dampf abwärts getriebenen Kolben; ſtatt der Verbindung der Kolbenſtange mit dem Balancier durch eine Kette mußte alſo eine ſteife Verbindung angebracht werden. Und Watt's Genie fiel dabei auf die beſte Auskunft, welche es gab, und ſtellte jenen Verband, ohne von einer mathematiſchen Analyſe des Parallelogramms der Parallelbewegung — ſo heißt die zu Grunde liegende Theorie bei den Gelehrten — etwas zu wiſſen, auf eine bewundernswerthe Weiſe her, welche jedoch ohne Vorkenntniſſe kaum völlig erklärt werden kann. Er feſſelte die Bewegung der Kolbenſtange an die mit demſelben Arm verbundene Pumpenſtange, ſo daß die Bewegung der einen die Bewegung der andern regeln mußte, und beide für die Praxis ziemlich geradlinig auf und nieder ſtiegen. Die Kolbenſtange (vergleiche Figur 5) befeſtigte er in G, die Pumpenſtange in F, welche beide Punkte durch das angebrachte Geſtänge gezwungen, parallel auf- und niedergehen.

Die nächſte Aufgabe, wie die auf und niedergehende Bewegung in eine drehende zu verwandeln und zum Treiben von Maſchinenwerk geſchickt zu machen ſey, löſte Watt durch Anwendung des Krummzapfens (K I), den er auch ſpäter nach andern Verſuchen wieder gebrauchte. Damit jedoch der Fall nicht eintreten ſollte, daß H K I in eine gerade Linie kämen und der Stoß gerade über oder unter die Axe K fiele, brachte er nach dem Vorbilde des gewöhnlichen Spinnrades ein großes Schwungrad an, welches zugleich die Drehung recht gleichförmig machte. Eine andere Bedingung dieſer Gleichförmigkeit war aber noch, daß der Dampf aus dem Keſſel gleichmäßig zuſtrömte. Dieſen Zweck erreichte Watt durch das ſogenannte Droſſelventil, welches, im Dampfrohre angebracht, durch ſeine Stellung die Menge des einſtrömenden Dampfes beſtimmte. Damit nun dieſelbe recht nach dem Bedürfniß der Maſchine eingebe, ließ er die Maſchine auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe (die Vorrichtung wird Moderator genannt) ſelbſt dafür ſorgen. Er ſchlug um die Welle des Schwungrades einen Riemen, der auch um das vertiefte Rad bei M ging und die Spindel L in Bewegung ſetzte. Die metallenen Kugeln N N drehten ſich bei den Umläufen an ihren metallenen Stäben um ihre Axe, den beweglichen Laufring O, über welchem die Stäbe der Kugeln noch durch Gelenkbolzen Q Q mit zwei andern Stäben Q R verbunden waren, welche in der Laufbüchſe R zuſammenſtießen. Bei ſchnellem Lauf des Schwungrades müſſen ſich nämlich N N von L weiter entfernen und die Gelenke Q Q, ſowie auch die Gelenke an R mit dem Ringe R herabdrücken; dadurch erhält nun der Hebel R V, welcher ſich um S bewegt, ſo zu ſagen das Dampfmaß für das Droſſelventil, welches im genannten Falle durch die Hebung von V das Droſſelventil zum Theil ſchließt und den Einfluß des Dampfes beſchränkt. Erklären wir noch kürzlich, wie dieſe Maſchine, welche nun ohne Widerrede überall anwendbar war, arbeitete. Geſetzt nämlich, der Kolben ſtehe auf dem Boden des Cylinders und habe über ſich den durch Oeffnung von A' erhaltenen Dampf, welcher ihn niedergeſtoßen, ſo wird B' d. h. das obere Evacuationsventil, geöffnet und der Dampf in den Condenſator gezogen, während durch C' neuer Dampf aus dem Keſſel zuſtrömt, den Kolben emportreibt und hernach ebenſo durch D' entlaſſen wird. Man wird ſich daraus die Regel für die Neuerung leicht abnehmen können.

So weit von der allmähligen Entſtehung der erſten Dampfmaſchine, da die meiſten folgenden ihr weſentlich gleichen. Wir übergehen der Kürze wegen die verſchiedenen Neuerungen in den Ventilen und deren Steuerung, ſo wie andre Zuſätze, um dem Leſer, der nun das Weſen einer Dampfmaſchine kennen wird, ohne Umſchweife auch die Haupt-Anwendungen derſelben für die Induſtrie und den Verkehr deutlich zu machen. Wir verſtehen darunter nicht jene unmittelbaren Benutzungen der Dampfmaſchine in den Fabriken, wo es meiſt leicht war, dieſelbe einem beſtimmten Arbeitsapparat, z. B. mehreren Weberſtühlen u. ſ. w., anzupaſſen; ſondern wir meinen vorzugsweiſe den Dampfwagen, das Dampfſchiff und die Dampfkanone, von denen die beiden erſten unſre Zeitgenoſſen beſonders beſchäftigen.

Von den Dampfwagen zuerſt. Vor allen Dingen iſt bei dem erſten Anblick einer Dampfmaſchine, wie wir ſie eben beſchrieben haben, deutlich, daß der Verdichtungsapparat einen zu großen Raum einnimmt, als daß man an die Fortbewegung einer ſolchen Maſchine ſelbſt denken könnte. Und dies abgerechnet wünſchte man die bewegende Kraft des Dampfes auch in einem kleinern Raume benutzen zu können, und Maſchinen von geringerm Gewicht zu haben. Man kam deshalb ſchon früh darauf, ſogenannte hochdrückende Dampfmaſchinen zu bauen, in welchen mit dem Verdichtungsapparate auch der leere Raum unter dem Kolben fehlte und der letztere alſo nur durch einen Druck niedergetrieben werden konnte, welcher den Gegendruck der Atmoſphäre überſtieg.

Die reine Kraft erhielt man hier nur nach Abzug des atmoſphäriſchen Widerſtandes. Die erſte Maſchine dieſer Art, welche man praktiſch anwendete, wurde 1802 von Trevithic und Vivian erbaut, und ihre Einrichtung war kürzlich folgende:

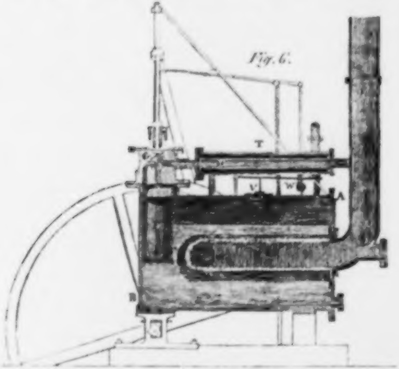
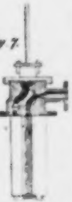
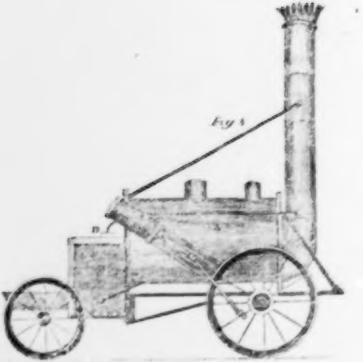


Fig. 6. giebt einen vertikalen Durchſchnitt. Der Keſſel A B hat die Form eines Cylinders und der Dampfcylinder F ſteht mit in demſelben. Der Feuerraum iſt ſo gebaut, daß die Flamme, welche durch den Zug des Schlotes E in Bewegung geſetzt wird, in einer Röhre in den Keſſel dringt; dieſe Röhre (man ſieht ein Stück davon bei C D und deren Parallele) geht dann umgebogen parallel zurück, um an einer andern Stelle nochmals in den Keſſel zurückzukehren. Das eine Ende derſelben ſteht mit dem Schlot E in Verbindung, während das andre in den Theil endigt, wo der Roſt ſich befindet. Wie man bei G ſieht, wird das Ab- und Zuführen des Dampfes für den Cylinder durch einen ſogenannten Vierwegehahn bewerkſtelligt, der zwei Kanäle hat und bei einer Stellung, wie bei G, den Dampf durch eine Röhre über den Kolben leitet und den gebrauchten unter demſelben durch H in den Schlot abführt; die andre Stellung, wie Figur 7, hat die umgekehrte

Fig. 7



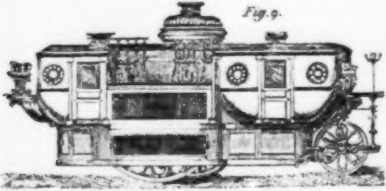
Wirkung. Beide Stellungen des Hahns werden durch die Kolbenſtange ſelbſt bewirkt. Das Gefäß T, in welchem der Dampf durch H noch einen Theil ſeiner Wärme abgiebt, enthält Waſſer zur Speiſung des Keſſels. Bei V iſt das Sicherheitsventil mit dem Gewicht W d. h. mit 60 bis 80 Pfund belaſtet; der Keſſel ſelbſt muß bei einer ſolchen Maſchine vorſichtig und dauerhaft gearbeitet ſeyn. Der Vorrichtungen zur Sicherheit hat man mehrere; wir begnügen uns anzuführen, daß man für den gefährlichen Fall, wo das Waſſer unter die Heizröhren ſinkt, in gehöriger Tiefe ein Loch in den Keſſel gebohrt und mit einem metallenen Stöpſel verſchloſſen hat, deſſen Loth bei einer beſtimmten Hitze ſchmilzt und Dampf und Stöpſel herausfahren läßt. Vermittelſt dieſer Maſchine war ein Dampfwagen möglich, und ſchon 1804 wurde von dem Erfinder ein ſolcher gebaut und auf einer Eiſenbahn in Südwales gebraucht. Der Cylinder hatte eine horizontale Lage und die Kolbenſtange bewegte durch eine Verbindungsſtange den Krummzapfen an der Welle von zwei gezahnten Rädern u. ſ. w. Dieſer Wagen bewegte ſich in einer Stunde fünf engliſche Meilen weit und zog eine Reihe Wagen mit zehn Tonnen Eiſen. Seit der Zeit hat man aber die Dampfwagen ungemein verbeſſert. Anfangs hielt man merkwürdigerweiſe die Reibung zwiſchen Rad und Straße für ſo ſchwach, daß man, um der Fortbewegung ſicher zu ſeyn, einmal den Radkranz rauh machen wollte, dann gezahnte Schienen die Straße entlang legte, ferner eine Kette den Weg lang zog und um das Maſchinenrad ſchlang; ſogar ein Paar mechaniſche Füße, welche durch ihr Fortſchreiten den Wagen ſchieben ſollten, wurden ſehr ſinnreich erdacht, bis man endlich dahinter kam, daß die Schwierigkeit eine eingebildete ſey und nur im Fall der Ueberladung eintrete. Mit dieſer neuen Erfahrung ausgerüſtet baute Stephenſon 1814 ſeinen Dampfwagen. Der rechte Wetteifer aber kam erſt 1829 in die Sache, als die Direktoren der Liverpool-Mancheſter-Eiſenbahn, nach Vollendung der Straße, in Rückſicht des Transportes ſich für die ortsverändernden Maſchinen erklärten, und einen Preis von 500 Pfd. Sterling für den beſten Dampfwagen ausſetzten. Drei Wagen konkurrirten, unter denen the Rocket (die Rakete) von Stephenſon den Preis gewann. Seine größte Schnelligkeit war 29 engliſche Meilen in der Stunde, die geringſte 11¼ Meile. Man ſehe auf nächſter Seite die Abbildung Figur 8; wir fügen eine nähere Beſchreibung bei. Die Maſchine hat vier Räder, die beiden derſelben, welche am ſchwerſten belaſtet ſind, werden durch Dampf getrieben, jedes durch einen beſondern Cylinder. Die Räder ſitzen



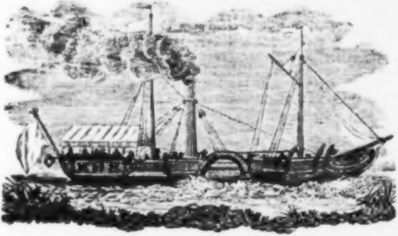
feſt an der Axe, welche durch Kurbeln, die zu einander im rechten Winkel ſtehen, umgedreht werden. Der Keſſel A iſt ein Cylinder, an deſſen einem Ende der Schlot angebracht iſt, an dem andern Ende die Feuerkammer B; das Waſſer im Keſſel wird durch kupferne Röhren erhitzt, welche von B aus durch den Keſſel nach dem Schlot gehen, von welchem ſie ihren Zug erhalten. Der Zug wird noch dadurch vermehrt, daß der verbrauchte Dampf durch die Röhre L auch in den Schlot geführt wird. Der Feuerraum B iſt mit einem eiſernen Mantel umgeben und der Zwiſchenraum ebenfalls mit Waſſer ausgefüllt, das durch C mit dem Keſſel verbunden iſt und ſeinen Dampf durch D demſelben zuführt. Der Vorzug des Keſſels beſtand darin, daß er mit ſeinem Feuer auf die größte Wärmefläche wirkte; der Einfall, Röhren durch das Waſſer zu leiten, kam von Booth, dem Schatzmeiſter jener Eiſenbahn, und war von ſehr großem Nutzen. Seit der Zeit hat man noch viele wirkliche Verbeſſerungen angebracht; z. B. hat man, um Wärme zu ſparen, die Cylinder in ein Gehäuſe unter den Schlot gebracht u. A. So groß der Nutzen der Dampfwagen zu ſeyn ſcheint, wie denn die Schnelligkeit, die große Maſſe des Transportes und die Wohlfeilheit, ſelbſt die

Unmöglichkeit des Diebſtahls ſehr einleuchten, ſo haben ſie doch ihre Feinde, welche die großen Anſchaffungskoſten und die zahlloſen Reparaturen dagegen anführen. Allein der Nutzen iſt dennoch überwiegend und wird künftig noch gewinnreicher ſeyn, wenn manche unleugbare Mängel der Maſchinen, z. B. die Schwierigkeit bei bergan und bergab Fahren, die öftere Zerſtörung jener kleinen Feuerröhren u. a. nach längerer Erfahrung, ohne das Hinzutreten neuer Mängel, wie es bis jetzt meiſt der Fall war, entfernt werden können. Denn man iſt ſchon ſeit lange bei den Eiſenbahnen nicht ſtehen geblieben. Dr. Gurney, ein Arzt und tüchtiger Chemiker, brachte es dahin, auch auf Chauſſeen mit Dampfwagen zu fahren. Er erfand einen neuen Keſſel, in welchem ſelbſt die Roſtſtäbe des längern Haltes wegen mit Waſſer gefüllt waren, er erſann ferner einen Schlot ohne Geräuſch und gab zwei Vorrichtungen an, einmal willkührlich ein oder zwei Räder zu treiben, dann nach dem Bedarf des Weges die Quantität des Dampfes zu mehren und zu mindern. Ihm folgten, ungeachtet der Unzahl von Gegnern dieſer Chauſſee-Dampfwagen, mit eigenthümlichen Modifikationen Hancock, Gibbs und Dr. Church. Der Letzte nahm ſein Patent 1832, und ſeine Räder haben das Bemerkenswerthe, daß ihre Kränze elaſtiſch ſind und jedem Stoße nachgeben. Wir geben die äußere Geſtalt des Wagens in Figur 9. — Die Dampfwagen ſind die Lieblingsſpekulationen unſrer Tage, ein Umſtand, der uns von Jahr zu Jahr noch immer neue Entdeckungen zuführt. Die Benutzung des Dampfes zur Bewegung der Schiffe zieht ſich bis zum Jahr 1690 hinauf, um welche Zeit Papin ſeine Gedanken darüber bekannt machte. In neuerer Zeit waren es vorzüglich Livingſton, ein Amerikaner, und Fulton, ein Franzoſe, welche die Sache recht ins Werk ſetzten. Fulton baute 1807 ein Dampfſchiff, mit welchem er 120 Seemeilen in 32 Stunden zurücklegte. In Amerika vermehrten ſich die Dampfſchiffe ſehr ſchnell, und dadurch wurde

Fig. 9.



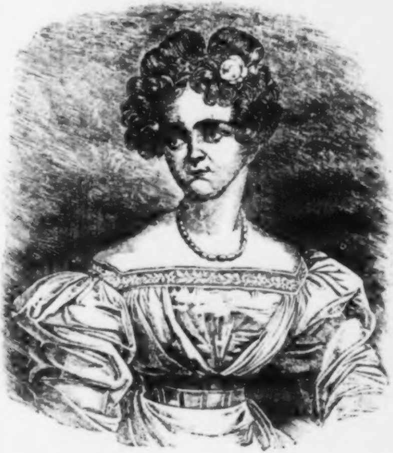
man auch in England aufmerkſam; jezt ſind ſie in England, wo ſie zu Tranſporten benuzt werden, eben ſo häufig, und ſelbſt in Deutſchland hat man ſie ſchon in Gebrauch. Das Aeußere eines ſolchen Fahrzeuges giebt die beigefügte Abbildung.



Die Maſchine befindet ſich gewöhnlich in der Mitte und ſezt Schaufelräder an den Seiten des Schiffs durch den gewöhnlichen Krummzapfen in Bewegung; wobei man jezt die Aenderung getroffen hat, daß man zwei Cylinder und zwei unter ſich rechtwinklig ſtehende Krummzapfen anwendet. Die Schaufelräder ſind übrigens ganz den Waſſerrädern unterſchlächtiger Mühlen gleich. Perkins machte den Verſuch, den Dampf ſtatt des Schießpulvers zu benuzen. Er wendete ſtatt des Luftmagazines bei der Windbüchſe einen Dampferzeuger an, der ſo ſtark erhiztes Waſſer enthielt, daß daſſelbe, ſobald der Druck ſich entfernte, ſich augenblicklich in Dampf von ungeheurer Elaſtizität verwandelte. Man kann ein ſolches Gewehr, wenn die Dampferzeugung keine Schwierigkeit macht, in ununterbrochener Reihe fort abſchießen und ſo lange, als man irgend nur will. Die Wirkung oder Tragekraft iſt, ſagt man, der des Schießpulvers gleich. Indeſſen wird eine Dampfkanone immer mehr Vortheil haben, als eine Dampfflinte, welche durch einen ſolchen Apparat nur läſtig werden dürfte. Auch wird dieſe Art Kanonen mehr in Feſtungen, als im Felde anwendbar ſeyn.

Eliſabeth,

Kronprinzessin von Preussen.

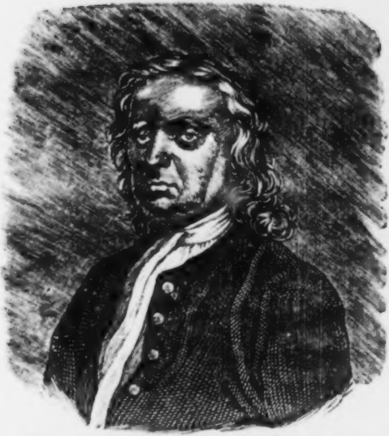


Das Streben dieſer edlen Fürſtin und ihre Wohlthaten ſind ſo bekannt und anerkannt, daß zur Wahrheit wurde, was bei der Vermählungsfeier des Kronprinzen von Preußen (1823) ein Dichter, mit Bezug auf die verewigte Königin Louiſe, ſang:

„Eliſe und Louiſe — es reimet im Ton,
Im neuen Paradieſe da keimet es ſchon!
Von Myrten, von Roſen wird Lorbeer umkränzt,
Von Glücks-Looſen der Thron nun umglänzt.“

Sir Iſaak Newton.

(geb. 1642., geſt. 1727.)



Unter den wenigen Wiſſenſchaften, deren Ausbildung gänzlich der neueren Zeit vorbehalten war, nimmt die empiriſche Naturlehre den erſten Rang ein. Die Griechen neigten ſich entſchieden zur metaphyſiſchen Seite der Wiſſenſchaft. Sie erklärten die Natur, wie ſie ihrer Vernunft gemäß ſeyn mußte, und ahneten nicht, wie weit die Beobachtung und das Experiment zu führen vermögen. Daher kam es, daß ein Syſtem das andre verdrängte, und auf ſo ſchwankenden Grundpfeilern kein feſtes wiſſenſchaftliches Gebäude ſich erheben konnte. Erſt im 16ten Jahrhundert begann man, die Natur-Erſcheinungen zu beobachten, um daraus Elemente zur Begründung einer Wiſſenſchaft zu gewinnen. Gewaltige Männer, Galilei in Italien und Kepler in Deutſchland betraten dieſe Bahn mit dem ſchönſten Erfolg; jenem gelang es

durch die Entdeckung des Pendels und der Geſetze der Schwere die Phyſik zu bereichern, dieſem, aus den dreißigjährigen Beobachtungen des Tycho de Brahe ſeine drei Analogien, die ewig bleibenden Grundpfeiler der Aſtronomie, zu entdecken. Schon früher hatte Kopernikus die alten Feſſeln abgeworfen, und Baco von Verulam die Idee der neuen Methode ausgeſprochen. Nach ſolchen Vorarbeiten erſchien Newton. War es ſeinen Vorgängern geglückt, über einzelne Theile der Naturlehre Licht zu verbreiten, ſo waren es doch nur einzelne Glanzpunkte in tiefer Nacht; Newton ſollte dieſe Nacht erhellen. Er begnügte ſich nicht, noch mehr Erſcheinungen der Natur zu beobachten, noch mehr einzelne Geſetze zu entdecken, einzelne Wahrheiten zu ergründen; die Wahrheit, die Wiſſenſchaft ſelbſt in ihrem innigen Zuſammenhange, die Natur, wie ſie aus den einzelnen Erſcheinungen als ein in ſich vollendetes Ganzes hervorgeht, in dem die Erſcheinung nur ein Glied der großen Kette iſt, das war das hohe Ziel ſeines Strebens. Er verfolgte die Natur Schritt vor Schritt, und wo er hindrang, wich das Dunkel, und eröffnete die Ausſicht zu wieder neuen Forſchungen. Keine Schwierigkeit ſchreckte ihn. Er kam, ſah und ſiegte. Nur ſo war es möglich, in einem Menſchenleben die Wiſſenſchaft zu der Höhe zu erheben, in der die Phyſik ſeit Newton glänzt, und nur ſo konnte er ſich der Inſchrift würdig machen, die man in dem Zimmer, wo er geboren wurde, aufgeſtellt hat:

Nature and nature's laws lay hid in night,
God said „Let Newton be", and all was light.
(Nacht deckte die Natur. Doch ſieh, Gott ſpricht:
„Es werde Newton" — ſiehe da wird Licht.)

Alle Entdeckungen, die wir in dem weiten Gebiete der Naturforſchung Newton verdanken, darzulegen, würde die Entwicklung eines großen Theils der Naturlehre und der Aſtronomie erheiſchen: wir müſſen uns daher auf dieſem beſchränkten Raume damit begnügen, an ſeine Hauptverdienſte zu erinnern, die ſich nach drei verſchiednen Seiten beſonders kund geben.

Newton's erſte Haupt-Entdeckung iſt ſeine Theorie des Lichts. Er zeigte durch das Prisma, wie das weiße Sonnenlicht aus den verſchiednen Farben zuſammengeſetzt iſt, von denen jede einzelne durch ihre beſondre, größere oder geringere Strahlenbrechung ſich unterſcheidet, und aus dieſer gewonnenen Wahrheit ging bald die Reihe von Entdeckungen hervor, die unſere heutige ſo herrlich ausgebildete Lehre vom Lichte begründet, und die Newton in ſeiner 1704 zuerſt erſchienenen „Optik" bekannt machte.

Die zweite Wahrheit, die Newton's Genius entdeckte, und die weithin Licht über die Natur verbreitet hat, iſt die Gravitationslehre, die er in ſeinem ſchwierigen aber unendlich reichen Werke: Philosophiae naturalis principia mathematica, 1687 entwickelte. Die große Entdeckung, die dieſem ganzen Werke zu

Grunde liegt, iſt das Prinzip der allgemeinen Anziehung: daß nämlich die Schwere, zufolge welcher die Körper fallen, und die uns ſelbſt auf der Erde feſthält, nichts iſt als eine Anziehungskraft, die alle Körper, nicht allein unſrer Erde, ſondern auch alle Himmelskörper, gemeinſam beſitzen. Und dieſe Anziehungskraft läßt ſich genau aus der Dichtigkeit der Maſſe der Körper und der Entfernung derſelben, nach dem von Newton entdeckten Geſetze beſtimmen. Welche Ausſicht für die Wiſſenſchaft eröffnet! Die Sonne mit ihren Planeten, die Planeten mit ihren Trabanten, die Kometen in ihren excentriſchen Bahnen, die Fixſterne in den entfernteſten Grenzen des Raumes, das ganze materielle Univerſum mußte ſich dieſem Geſetze beugen. Und in der That hat Newton's Geiſt durch den Scharfſinn und die Ausdauer, womit er dies fruchtbare Prinzip verfolgte und auf die ganze Natur anwendete, ſich eben ſo glänzend bewährt, als er durch die Entdeckung des Geſetzes ſelbſt aus der Bewegung des Mondes und den drei großen Geſetzen Kepler's, ſich in ſeiner ganzen Größe offenbart hatte.

Das dritte Haupt-Werk Newton's iſt die Entdeckung des Binomiſchen Lehrſatzes und der Lehre von den Fluxionen, die er in verſchiedenen mathematiſchen Abhandlungen und Werken bekannt gemacht hat. Leider hat die Erfindung der Fluxions-Rechnung (Differential-Rechnung) Anlaß zu einem leidenſchaftlichen Streit zwiſchen Newton und dem berühmten deutſchen Mathematiker, Leibnitz, gegeben, der den Ruhm der Erfindung für ſich in Anſpruch nahm. Noch jetzt ſchwanken darüber die Meinungen der Gelehrten. Aber die ſchöne Entdeckung iſt gemacht, gleichviel von wem zuerſt, und die Mathematik hat mit Hülfe derſelben ihr Reich weit ausgedehnt. Beide Männer ſind groß und unſrer Verehrung würdig; geben wir beiden den Ruhm der Erfindung, und trüben ihr Andenken nicht durch das Auffriſchen eines kleinlichen Zankes, der nur zu deutlich die menſchliche Schwäche auch in unſern größeſten Weiſen bekundet, aber glücklicher Weiſe auf das Fortſchreiten der menſchlichen Erkenntniß ſelbſt keinen nachtheiligen Einfluß ausgeübt hat.

Newton's kleinere Entdeckungen im Gebiete der Naturlehre, Aſtronomie und Mathematik übergehen wir, ſo wie ſeine chronologiſchen und theologiſchen Studien, zu denen er beſonders gegen das Ende ſeines Lebens ſich hinneigte, und wenden uns zu ſeinem Leben, das uns das erfreuliche Bild eines herrlichen Mannes darbietet, der mit dem höchſten menſchlichen Wiſſen Beſcheidenheit und Gottesfurcht einigte.

Newton ward geboren zu Woolsthorpe, einem Dörfchen in der engliſchen Grafſchaft Lincolnſhire, ungefähr ſechs Meilen ſüdlich von Grantham, den 25. December alten Styls, 1642. Das Kind war außerordentlich ſchwächlich. Sein Vater war ſchon vor ſeiner Geburt geſtorben, aber um ſo ſorgſamer wachte die Mutter über das zarte Kind, und als ſie nach drei Jahren ſich wieder verheirathete, übergab ſie es der Sorgfalt ihrer eignen Mutter. Schon zu Grantham, wo Newton ſeit ſeinem zwölften Jahre die Schule beſuchte, offenbarte ſich ſeine Liebe zu den Forſchungen in den mechaniſchen Wiſſenſchaften; er machte ſchon hier allerlei kleine Erfindungen, die er zur allgemeinen Bewunderung ſelbſt ſehr geſchickt ausführte. Aber auch den übrigen Wiſſenſchaften lag er fleißig ob, und verrieth viel Liebe zum Zeichnen und ſelbſt zur Dichtkunſt. Sein Herz ward, wie es ſcheint, ſchon zu Grantham gefeſſelt. Er lebte mit einem liebenswürdigen Mädchen, Fräulein Storey, mehrere Jahre in demſelben Hauſe. Ihre jugendliche Freundſchaft hatte ſich zu einer höheren Leidenſchaft entflammt. Aber das Schickſal wollte nicht die Vollendung ihres Glückes: ſie waren beide zu arm. Das Fräulein Storey war in der Folge zweimal verheirathet, und Newton, der ſich in das Joch der Ehe nie beugte, hat während ſeines ganzen Lebens eine hohe Achtung und Freundſchaft für ſie erhalten.

Newton's Mutter hatte ihn zur Leitung ihrer Landwirthſchaft beſtimmt; er ward von der Schule abgerufen, zeigte aber eine ſolche Abneigung vor dieſer Beſchäftigung und eine ſo leidenſchaftliche Liebe zum Studium, daß ſeine Mutter ſich entſchließen mußte, ihn der Wiſſenſchaft zurückzugeben. Er ward 1666 im Trinity-Collegium zu Cambridge aufgenommen. Im Jahre 1669 folgte er ſeinem Freunde, Dr. Barrow, in der Profeſſur der Mathematik, und betrat nun die glänzende Bahn, auf der er ſeinen Welten-Ruhm errang. Seine Entdeckungen folgten ſich mit erſtaunlicher Schnelle, und wenn auch ſeine neue Lehre vielen Widerſpruch fand, ſo hatte er doch noch lange vor ſeinem Tode das Vergnügen, ſie triumphiren zu ſehn in England. Unter den perſönlichen Auszeichnungen, die Newton zu Theil wurden, gehört zuvörderſt die Wahl zu einem der Abgeordneten, die 1687 die Gerechtſame der Univerſität Cambridge gegen unbillige Eingriffe des Königs, Jakob II, vertheidigen ſollten. Nachdem er mit Erfolg ſeines Auftrags ſich entledigt, erwählte ihn die Univerſität im folgenden Jahre zum Parlaments-Mitgliede. Aus einem Krankheitszuſtand, in den Newton im Jahre 1693 verfiel, haben einige Schriftſteller ſogar eine Geiſtes-Zerrüttung machen wollen, die auf ſein ferneres Leben eingewirkt hätte. Auf Rechnung der ſo geſchwächten Geiſteskraft ſchreiben ſie Newton's gottergebnes Gemüth, das ſich in ſeinen theologiſchen Schriften ausſpricht. Aber das iſt erweislich falſch: Newton's Geiſt war nie für längere Dauer geſchwächt, und ſein Gemüth war ſowohl vor als nach ſeiner Krankheit gottesfürchtig und mit beſcheidner Ergebung Gottes Offenbarung anerkennend. Jener Vorwand aber iſt nichts als ein willkommner Deckmantel dem Unglauben, der es fürchtet, einen ſo erleuchteten Mann unter dem Haufen der Gläubigen zu finden.

1695 ward Newton ein neuer Wirkungskreis angewieſen. Er ward zum Aufſeher der Münze und 1699 zum Münzmeiſter ernannt; die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ernannte ihn in demſelben Jahre zu ihrem Mitgliede; Cambridge erwählte ihn 1701 zum zweitenmale zum Parlaments-Deputirten; zwei Jahr darauf wurde er Präſident der Londner Societät, und 1705 erhob ihn die Königin Anna zum Ritter. Von nun an lebte Newton hochgeehrt und ruhig in ſeinem Hauſe zu London, beſonders mit chronologiſchen und theologiſchen Werken beſchäftigt, und neue Ausgaben ſeiner Werke beſorgend. Er ſtarb am 20. März 1727 im 85ſten Jahre ſeines Lebens. Der König, Georg I., verordnete, daß der Leichnam auf einem Paradebette gleich Perſonen vom höchſten Range ausgeſtellt und in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt werde. Das Leichentuch trugen der Ober-Kanzler, zwei Herzöge und drei Grafen, Mitglieder der Königlichen Societät.

Newton's Verwandten, denen er, ſeine Familiengüter ungerechnet, 32,000 Pfund Sterling (210,000 Thlr.) hinterließ, errichteten ihm ein prachtvolles Denkmal in der Weſtminſter-Abtei, reich mit ſinnvoller, halb erhabner Arbeit geſchmückt, auf dem Sarkophage Newton in ruhender Lage, mit einer pomphaften lateiniſchen Grabſchrift, die mit den Worten ſchließt:

Sibi gratulentur mortales, tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.

(Die Menſchen mögen ſich rühmen, daß eine ſolche und ſo große Zierde des Menſchengeſchlechts gelebt hat.) Noch andre Denkmäler wurden ihm zu Ehren an verſchiednen Orten errichtet. Aber das ſchönſte hat er ſich ſelbſt geſetzt in ſeinen unſterblichen Entdeckungen und dem Andenken an ſeinen muſterhaften Lebenswandel. Was iſt ſeltner und ſchöner als Ehre, Wiſſenſchaft und Gottesfurcht in Einem Manne vereinigt! Ein ſolcher Mann war Newton. Wir haben erzählt, wie ſein Anſehn und ſein Ruhm von Stufe zu Stufe ſtiegen. Es läßt ſich ſchon aus unſrer kurzen Darſtellung ermeſſen, wie tief er in das Gebiet des Wiſſens eingedrungen, wiewohl nur aus dem Studium ſeiner Werke ſelbſt die Bewunderung hervorzugehn vermag, die ſeinem Forſcher-Genie gebührt. Mit der ſprudelnden Erzeugungskraft des Genie's vereinigte er die ruhige Beſonnenheit des Beobachters, das ſichere Fortſchreiten des Mathematikers, den Fleiß des Gelehrten und das ſeltne Talent, die tiefſinnigſten Spekulationen mit durchſichtiger Klarheit darzuſtellen.

So bewunderungswerth Newton als Forſcher iſt, ſo liebenswürdig war ſein moraliſcher Charakter. Frommer Glaube, Freigebigkeit und Beſcheidenheit bilden die Grundlagen deſſelben. Er glaubte feſt an die Offenbarung, aber in jenem beſcheidenen Sinne, daß er eine abweichende Meinung nie ſtreng verurtheilte und ſeinen Abſcheu vor religiöſer Verfolgung, ſogar der mildeſten Art, ausſprach. Seine Wohlthätigkeit hatte keine Grenzen: er war der Meinung, daß diejenigen, die erſt ſterbend geben, durchaus gar nichts gegeben haben. Newton's Beſcheidenheit iſt beſonders deshalb der höchſten Anerkennung werth, weil ſie nicht aus Gleichgültigkeit für ſeinen Ruhm hervorging, oder aus einer falſchen Beurtheilung der Wichtigkeit ſeiner Entdeckungen: ſein ganzes Leben beweiſt vielmehr, daß er ſeine Stelle als Forſcher kannte, und entſchloſſen war, ſeine Rechte männlich und würdevoll zu behaupten. Aber ſeine Beſcheidenheit entſtand aus der Tiefe ſeines Wiſſens und aus ſeiner Verehrung Gottes, ſo daß er in der Größe der Vergleichung ſeine Kleinheit erkannte. Das hat er ſelbſt wenige Jahre vor ſeinem Tode ausgeſprochen, als man in ſeiner Gegenwart ſeines Ruhmes erwähnte: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erſcheine; aber mir ſelbſt bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, ſpielend am Ufer des Meeres, bald ein glattes Steinchen, bald eine glänzende Muſchelſchaale findend, während der große Ocean der Wahrheit unerforſcht ſich weithin vor mir ausdehnte."

Eine ſehr ausführliche Lebensbeſchreibung Newton's hat der Engliſche Phyſiker Brewſter 1831 herausgegeben.

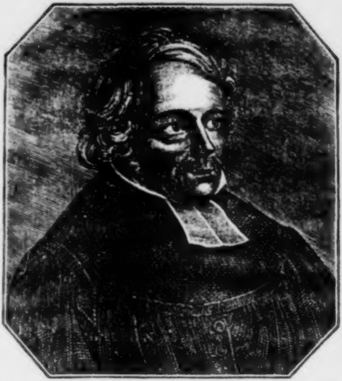
M. C. Simien.

Der Heiraths-Antrag auf Helgoland.

Es iſt Copie eines Gemäldes, das auf der Kunſt-Ausſtellung 1834 in Berlin die größten Kreiſe der Beſchauer an ſich zog. Der Maler heißt Rudolph Jordan, ein junger Künſtler, der ſchon durch mehrere gelungene Bilder ſich einen Namen machte. Wir konnten, des Formates wegen, nur die Gruppe, nicht die ganze Staffage, auf unſer kleines Bild bringen; jedenfalls die Hauptſache. Jener kernhafte Alte mit den leinenen, bis ans Knie reichenden Pluderhoſen, wie feſt und ſicher ſteht er auf den weitgeſpreizten nackten Füßen! Und dieſer köſtliche Burſche mit der grauen Zipfelmütze, der langen braunen Jacke und den waſſerdichten Ueberſchlagſtiefeln, wie weiß er ſich in Poſitur zu ſetzen und die Tabakspfeife mit dem loſe ſtehenden Kopfe hinter dem Rücken zu verbergen, während ihm der Alte ſchmunzelnd unter das Kinn faßt und ſeinen über und über lächelnden Kopf etwas unſanft in die Höhe richtet! Er ſtellt ihn lobpreiſend der jungen ſchmucken Dirne vor, die verſchämt die Augen niederſchlägt, ſchalkhaft in ſich hineinlächelnd und verlegen mit dem Schürzenbande ſpielend. Wir leſen das Jawort auf ihren Lippen und in ihren Mienen; ſie hat ihn ſchon längſt lieb gehabt. Wer wünſchte aber auch nicht, daß aus den Beiden ein Paar, und das ärmliche Fiſcherhaus recht bald der Wohnſitz ihrer ehelichen Liebe, wie dieſer Hof und die nahe See der Schauplatz ihrer gemeinſamen Arbeit würde!

Friedrich Ernſt Daniel Schleiermacher.

Geboren zu Breslau den 21. November 1768, ſtarb in
Berlin am 12. Februar 1834.



Es giebt große Menſchen, die von Niemandem gehaßt werden, innige myſtiſche, auch dann immer nur in ſich bleibende Geiſter, wenn ſie ſich nach außen wenden, gar nicht polemiſche Naturen. Zu dieſen gehörte Schleiermacher nicht, denn ſo entſchieden er ein Genie war, ſo unentſchieden wird immer bleiben, ob mehr ein kritiſches oder ein ſchöpferiſches. Und wohin er die Fackel ſeiner Kritik trug, da ſetzte ſie ihm auch das Verborgenſte und Ueberbauteſte ins Licht. Nimmt man dazu, daß er der Sprache mächtig war wie des Gedankens, und angreifend ſie zu handhaben verſtand wie ein zweiſchneidiges Schwerdt, vor dem es kein Entrinnen giebt wo irgend, wie verſteckt auch immer Blößen ſind: ſo begreift man den Haß, den er erndtete, und kann ohne eben ein Prophet zu ſeyn, vorherſagen, daß derſelbe ſich noch bitterer äußern wird als bisher. Wie dem aber ſey, es wird die Zeit kommen, wo die polemiſche Richtung ſeines Weſens als ſein göttlicher Beruf wird gewürdigt, und die Produkte derſelben, falls ſie nicht mit unverantwortlicher Willkühr unter den Scheffel geſtellt werden, für das werden erkannt werden, was ſie ſind, für beyde Kunſtwerke in ihrer Art, ſo wie für reine Ausſtrömungen einer rein auf die Sache gerichteten Geſinnung.

Was nun aber die andere Seite ſeines Weſens betrifft, die poſitive: ſo kann ihre große Kraft ſchon daraus erkannt werden, daß er ſelbſt ſolche Gemüther ſich gewonnen, welchen ſeine Polemik aus natürlicher Abneigung gegen kritiſche Schärfe immer etwas Unheimliches und Zurückſtoßendes gehabt hat. Doch darf nicht verkannt werden, daß ihm, die große Menge zu feſſeln, nicht gegeben war. Denn nirgends ſtand er ſo, daß er nur das Wort zu geben gehabt hätte, das ſchon Alle auf der Zunge haben, ſondern er ſtand auf einer ſolchen Höhe der Betrachtung, daß er immer nur, indem er erſt zu ſich heraufzog, Gemeinſchaft mit ſich ſtiften konnte. Wenn aber ſchon dieſes ihm nicht zuließ, den Kreis der Seinigen in irgend einem gegebenen Augenblicke ſehr groß zu ziehen, bedeutend verengt noch mußte er ihn dadurch ſehen, daß er nur denen — und ſolcher ſind ja verhältnißmäßig immer nur wenige — etwas ſeyn konnte und wollte, die nur ſo ſich lehren zu laſſen begehrten, daß ihr Lernen von Anfang an dieſelbe freie ſchöpferiſche Thätigkeit wäre, die ſein Wiſſen und Lehren war. Innerhalb dieſer Grenzen aber hat er vom Katheder und von der Kanzel herab und als Schriftſteller mächtig gewirkt, wie ſelten ein Menſch; innerhalb dieſer Grenzen iſt er ſehr verſchiedenen Kreiſen populär geweſen im wahren Sinne des Wortes, nämlich anregend und verſtändlich, und zwar beides durch eines und daſſelbige. Denn wodurch hat er auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft Jünglingen, die zuerſt ſchüchtern den Pforten derſelben ſich nahten, wodurch hat er gereiften Männern, die längſt als würdige Prieſter im Heiligthum derſelben walteten, das Allerheiligſte derſelben aufgeſchloſſen, ſo daß Allen, die wahrhaft regen Strebens ihm wirklich angehörten, unmöglich geworden iſt, jemals an und in ihr irre zu werden und ihrem Dienſte zu entſagen? Wodurch hat er in der Kirche ſich Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Gelehrten und Ungelehrten als Vater und Diener und Gehülfe in Chriſto bewieſen? Ihr habt Recht, wenn ihr ſagt, durch ſeine dialektiſche Kunſt. Aber vergeſſe nur Niemand, daß dieſe wie freilich immer Kunſt ſo auch immer der volle Erguß, die ungeſchminkte Darlegung, die einfache natürliche Bewegung ſeines innern Lebens war. Und nur in der innigen Verſchmelzung von beiden, nur in der Allgegenwart ſeines Geiſtes und ſeiner Kraft in ſeiner Kunſt, und umgekehrt, nur darin ruht das Geheimniß ſeiner immer belebenden und das erweckte Leben ſteigernden Wirkſamkeit, der an Großartigkeit nichts gleich kam, als die Höhe und Tiefe und Fülle ſeines wiſſenſchaftlichen und religiöſen Lebens ſelbſt. Denn was zuerſt ſeine Frömmigkeit betrifft, ſo war ſie ſo ſehr innerſte Erfahrung darin, daß Jeſus ten Chriſt iſt, ſo ſehr freie ſchöpferiſche Gemeinſchaft mit dem Herrn, daß er ſie von Allem frei zu halten und in Alles hinein zu bilden wußte, und alſo durch nichts in ihr irre zu machen war; und ſo ſehr war ſie Liebe des Herrn und Gemeinſchaft mit allen Gläubigen, daß, ſo entſchieden er ſich bewußt war, welche Geſtalt Chriſtus in ihm gewonnen hatte, er doch immer auch das ſchärfſte Auge und den regſten Sinn für alle nur denkbaren, der ſeinigen zur Seite und gegenüber ſtehenden Richtungen der chriſtlichen Frömmigkeit hatte. Und eben ſo, was die Wiſſenſchaft betrifft. So groß war ſein Intereſſe an ihr, ſo mächtig ſein Glaube an ſie, daß kein anderweitiges Intereſſe ihn jemals hindern konnte, die wiſſenſchaftliche Thätigkeit durchaus frei zu erhalten und alles außer ihr in Frage zu ſtellen, um alles durch ſie zu erfaſſen. Und wieviel er auch hier gar ſehr ſeine eigne Weltanſchauung hatte und zu behaupten wußte: ſo fehlten ihm doch niemals Liebe und Einſicht, auch alle übrigen, die wirklichen nicht nur ſondern auch die möglichen, aufzufinden und ihnen ihren Ort anzuweiſen. War er nun ſo immer und überall ſicher davor, den ſchwankenden Halm zu zerknicken oder das glimmende Licht auszulöſchen, war es ſo nothwendig, daß jedes eigenthümliche Leben aus ſeinem innerſten Mittelpunkte her durch ihn gefördert werden mußte, konnte es ihm ſo niemals fehlen, daß er auch das Kleinſte im Zuſammenhange mit dem Größten ſchaute und damit ſelbſt zum Größten erhob, und mußte er in dieſem Alles zuſammen- und Alles auseinander-ſchauen, immer neu ſeyn wie immer derſelbe, was Wunder, daß er innerhalb jener Grenzen, alle eben ſo an ſich feſſelnd wie von ſich und allen Menſchen frei machend, Allen den ſichern Eindruck gab, es gehe eine lebendige Kraft von ihm aus, die ihn wie zum Parteihaupt ſchlechthin unfähig, ſo dazu vollkommen geſchickt mache, Allen Alles zu werden.

Aber auch das mußte ihm bei denen, die ihn zu faſſen im Stande waren, die größte Bewundrung und Liebe erwecken, daß er, was eine große Seltenheit iſt, eben ſo entſchiedenen innern Beruf zu organiſirendem Wirken hatte, als zur Anſchauung und Gedanken-Erzeugung und Mittheilung, nur daß er, auf den erſten Blick ſehend was im gemeinſamen Leben, ſo weit es ihm zugänglich war, Noth that, mit unerſchütterlichem Muthe und großem pſychagogiſchen Takte auf das zu erreichende Ziel losging. Dieſes aber konnte ihm dem Obigen gemäß kein andres ſeyn, als einerſeits einer jeden Richtung auf jedem Gebiete ihr gutes Recht neben allen übrigen zu ſichern, andrerſeits aber dabei auch die entſchiedenſte Ordnung, ſowohl im Nebeneinander aller Richtungen als in der folgerechten Entwickelung einer jeden für ſich im Gegenſatze gegen alle übrigen, aufrecht zu erhalten. Sein Amt forderte hier ſeine Kraft nur ſelten und vorübergehend heraus, das meiſte alſo, was er gethan hat, iſt nur Gehorſam geweſen gegen die Gewalt des inneren Berufes, deſſen er ſich vollkommen bewußt war. Aber es konnte nicht fehlen, hier vornämlich mußte er nach zwei verſchiedenen Seiten hin in Kampf gerathen, einerſeits mit denen, die bloß zufällig Getrenntes — die lutheriſche und die reformirte Kirche — nicht wollten vereinigt, andrerſeits mit denen, die bloß zufällig Verbundenes — das Staats- und Kirchen-Regiment — nicht wollten auseinander gehalten wiſſen. Der Erfolg liegt Jedermann vor Augen; ſeine Sache iſt für den Augenblick unterlegen, denn auch wo man ſie den Sieg läßt davon getragen haben, iſt derſelbe nur ſcheinbar. Daß nun einige an dem, was wir hier geſehen haben, ſich ärgern, ihm nicht nur Ausdauer abſprechend und damit auch den wahren Muth, ſondern auch alle Gradheit der Geſinnung, andre dagegen ſich innig freuen, meinend er habe endlich doch auch nicht umhin gekonnt wie ihrer einer zu werden, was für ihn freilich wenig ſpreche, da er ſich ſo ſpät in das Unvermeidliche gefunden, deſto mehr aber für ſie, die klüglich niemals irgend einen Widerſtand geleiſtet, — das iſt ganz in der Ordnung. Aber es wird nicht ſchwer werden, beide zu enttäuſchen, wenn darüber an ſeinem Orte zu reden vergönnt ſeyn wird. Hier kann nur dieſes bemerkt werden, daß wahrhaft lebendige Mitglieder einer chriſtlichen Gemeinſchaft, die für die Erhaltung und Fortbildung derſelben thätig zu ſeyn berufen ſind, zwei Wege dazu vor ſich haben; einmal den, die Gemeinſchaft feſtzuhalten, wie wenig es auch gelinge, ſie dem Ziele näher zu rücken, dem ſie beſtimmt ſcheint, dann den umgekehrten, die Geſtalt der Dinge, die kommen muß, feſtzuhalten, wie wenig Ausſicht auch ſey, dabei nicht mit der Gemeinſchaft zu brechen. Nicht jeder dieſer beiden Wege iſt zu jeder Zeit und unter allen Umſtänden und für jeden der rechte, und wer den einen einſchlägt, wo der andere geboten iſt, der geht in ſo fern unter, wiefern ſich ſein Streben, geſetzt auch, es wäre Anfangs ſiegend, zuletzt doch als ein vergebliches erweiſt. Ferner wer auch den rechten Weg eingeſchlagen hat, aber, die Gegenwart der Zukunft unterordnend, nicht immer auch die Gegenwart, und die Zukunft der Gegenwart unterordnend, nicht immer auch die Zukunft im Auge behält, der frevelt, und ſo glänzende Siege er Anfangs erkämpfen mag, ſicher folgen ſo lange Reactionen, bis dem Vernachläſſigten ſein Recht geworden iſt. Schleiermacher nun hat geglaubt, die Umſtände ſeyen jetzt der Art, daß eine Fortbildung unſers kirchlichen Lebens nur möglich ſey, wenn man vor Allem an der gegebenen Gemeinſchaft feſthalte, er hat geglaubt, es ſey eine Zeit mehr der Entwickelung als der neuen Schöpfungen, und wenn er darin ſich ſchwerlich geirrt, wenn er ferner, wie wer ſehen will und kann, leicht ſieht, ohne Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit alles der Entwickelung Widerſprechende, ſo viel an ihm lag, zu bekämpfen niemals aufgehört hat, wer iſt, der mit jenen ſich an ihm Aergernden ihn tadeln, oder mit jenen an ihm ſich Freuenden ihn loben möchte.

Folgen wir ihm nun aber, einem ſolchen und einem ſo großen Manne, in ſeine engſten perſönlichen Verbindungen und in ſeinen weiten geſelligen Kreis. Was die erſten betrifft, ſo war er auch für dieſe ſo reich als eigenthümlich begabt. Denn wie er fähig war zu lieben mit ganzem Gemüth, ſo war, eben ſo geliebt zu werden, ſein innerſtes Bedürfniß und ſeine reinſte Freude, und niemals hat er Jemanden ganz und ohne Rückhalt haben wollen, ohne ſich ihm auch ganz und ohne Rückhalt hinzugeben. Ein ſeltener Reichthum, dem die Treue kein außer ihm Liegendes ſondern weſentlich und natürlich iſt; ganz anders als bei den Vielen, die zwar haben wollen, denen aber verſagt iſt, ſich haben zu laſſen, ſo daß wenn dieſes von ihnen in irgend hohem Maaße gefordert wird, ſie ſich ſo gedrückt fühlen, daß auch jenes in ihnen abſtirbt. Eigenthümlich aber war ſeiner Liebe, daß, wie er ſelbſt ſich immer nur als den ganzen Menſchen, der er war, gab und nehmen ließ, er ſo auch an Andern nicht dies oder das Einzelne auffaßte, um dabei ſtehen zu bleiben, oder doch nur ſtückweiſe ſich den ganzen Menſchen anzueignen, ſondern im Gegentheil urſprünglich den ganzen Menſchen in ſeinem innerſten eigenthümlichſten Weſen ergriff, und erſt von hieraus und immer nur hierdurch aller Kräfte und Gaben deſſelben froh wurde und mächtig. Und ſo jeden nicht als den, der er nur in einem gegebenen Augenblicke war, vielmehr immer als den ſchauend und habend, der er überhaupt war und nothwendig werden mußte, ſo konnte ſeine Liebe von denen, die ihr jemals angehört, Niemanden weder aufgeben noch verlieren, ſo daß nicht allein mit ihrer Fülle, ſondern auch mit ihrer Art die Treue eins war und daſſelbe; andrerſeits aber waren ihr damit auch ihre beſtimmten Grenzen und zwar oft ſehr enge gezogen. Denn dieſer Styl der Freundſchaft, in welchem das Verhältniß nicht entſteht an dem, was der Menſch irgend wie hat oder thut, wie groß es auch ſey, ſondern nur an dem, was er iſt, und in welchem der Freund auf den Freund nur ſo wirkt, daß jeder durch nichts anderes, als durch das was er iſt, die innerſte Eigenthümlichkeit des Andern erregt und dieſe ſich dann, ihrem eignen Geſetz gemäß, nach allen Punkten des Umkreiſes hin entfalten läßt, dieſer Styl der Freundſchaft, bei welchem das innige gemüthliche Eingehen in die einzelnen Zuſtände als ſolche, nicht nur niemals das erſte iſt, ſondern überhaupt ſelten oder gar nicht vorkommt, iſt nicht für alle und kann es auch nicht ſeyn. Aber wie Wenigen auch immer er Freund ſeyn konnte in dieſem höchſten und engſten Sinne des Wortes: auf dem Gebiete des geſelligen Lebens war ihm ſeiner Natur und Bildung nach ein ſo weiter Kreis gezogen, daß er ſich hier ſchwerlich anderer Grenzen konnte bewußt ſeyn, als die ihm ſeine äußere Stellung ſetzte. Es galt ihm, daß hier dem heiligen Ernſt des Berufslebens gegenüber das freie ſittliche Spiel des Lebens, allen individuellen Kreiſen gegenüber das Allgemeinmenſchliche hervortrete. Zu beiden aber hatte er, was nicht fehlen darf: den kindlichen für Alles und für Alle offenen Sinn, und in demſelben einerſeits die feine gebildete Haltung des Vornehmen im edelſten Sinne des Wortes, der gegenüber nicht leicht Jemand wagte, ſey es ſich brüſtend ſey es ſich herablaſſend, den Großen zu machen, andrerſeits die edle Treuherzigkeit des bürgerlichen Mannes, die auch dem Jüngſten und Geringſten alle Scheu nahm. Dazu kam, daß ihm nichts zur Gewohnheit geworden war aus ſeinen Aemtern her, weder Gebärde noch Wort noch Betonung, und daß er, ein rechter Priester, den Geiſt des Propheten beherrſchend ſich immer ſo beiſammen hatte, daß er in ſeiner Berufsthätigkeit abbrach, wo es die Ordnung ſeines Lebens forderte, ohne daß auch nur ein leiſer Anklang von dem, was ihn mächtig bewegte und in deſſen Production er begriffen war, in das geſellige Leben überging, und daß er eben ſo aus dem beſeelteſten geſelligen Kreiſe, ohne daß er irgend einen ſtörenden Nachklang zu beſeitigen gehabt hätte, an ſeine Arbeit zurückkehren konnte. Was aber dieſe ſittlichen Eigenſchaften wirken mußten, wenn ſie ſeinen ſo umfaſſenden als in die Tiefe dringenden eigenthümlich ſchöpferiſchen Geiſt in Bewegung ſetzten, daß er in der ihm eignen unſchuldig neckenden, ſprühenden Laune und in dem ihm immer zu Gebote ſtehenden Zauber der Rede beherrſchte, das beurtheile jeder bei ſich ſelbſt. Die ihm jemals nahe gekommen ſind, rühmen ihm dankbar nach, daß er auch hier, was in jedem das Beſte war, frei zu machen, und jedem, was ihm noch fehlte, einzupflanzen wußte.

Er war ein Greis an Jahren, an Lebensfriſche aber noch ein Jüngling, als ihm gegeben ward zu ſterben, wie er gelebt hat, bei ſolchem Leben ein rühmlicher Tod. Möge dieſer Tod bald dargeſtellt werden in ſeiner ganzen Herrlichkeit! dann wird nichts Treffenderes geſagt werden können, als dieſes: der Mann lebte, wie er geſtorben iſt; bei ſolchem Tode ein rühmliches Leben.

Berlin den 1. Juni 18[illegible].

Jonas,
Prediger an St. Nikolai.

Das Arbeitszimmer Kaiſer Franz I.

Wir geben in dem Bilde das Arbeitszimmer des Kaiſers Franz I. von Oeſtreich. Sein Tod (am 2. März 1835) hat im Inlande wie auswärts große Theilnahme erweckt, und wir denken dieſe nicht zu mindern, wenn wir, dem Bilde entſprechend, einige Züge von dem Menſchen im Kaiſer und von ſeinen Verdienſten beifügen. Joſeph Karl Franz (in Oeſtreich I. unter den deutſchen Kaiſern II.) wurde zu Florenz am 12. Februar 1768 geboren; ſein Vater war der nachherige Kaiſer Leopold II., ſeine Mutter Marie Luiſe, Tochter Karls III. von Spanien. Am 1. März 1792 ging die Regierung des öſtreichiſchen Kaiſerthums auf ihn über, obgleich er den Namen eines Kaiſers erſt annahm, nachdem Frankreich (1804) ein Kaiſerthum geworden; die deutſche Kaiſerwürde legte er nach Errichtung des Rheinbundes 1806 nieder. Seine militairiſche Laufbahn eröffnete er ſchon 1788 im Feldzuge gegen die Türken, auch ſpäter (1794) ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner niederländiſchen Armee. Die ſchon 1792 begonnene Bekämpfung der Republik Frankreich ſetzte der Kaiſer bis zum Frieden von Campo Formio 1794, und im Bunde mit England und Rußland von 1799 bis 1801, bis zum Lüneviller Frieden, fort. Der Kampf mit dem Kaiſer der Franzoſen 1805 endete in einem Waffenſtillſtande. 1809 erließ er einen Aufruf an die deutſche Nation; in dieſem Jahre, wo die Ereigniſſe ſich drängten und Oeſtreich viel litt, willigte Kaiſer Franz auch in die Vermählung ſeiner älteſten Tochter, Marie Luiſe, mit Napoleon. Das wirkte jedoch auf den unbeugſamen Eroberer ſo wenig, daß Kaiſer Franz ſich genöthigt ſah, 1813 dem Bunde Rußlands und Preußens gegen Napoleons Willkühr und angemaßte Diktatur beizutreten. Der Erfolg dieſes Kampfes, dem der Kaiſer bis zum Ende in Perſon beiwohnte, iſt bekannt, ſo wie daß der Wiener Kongreß (1814 — 1815) durch Napoleons Rückkehr auseinander geſprengt und der große Streit dennoch 1815 mit der politiſchen Vernichtung deſſelben beendigt wurde. Die beiden Friedensſchlüſſe von Paris und der am 14. April 1816 mit Baiern geſchloſſene Traktat gaben dem öſtreichiſchen Geſammtſtaate eine Ausdehnung, die derſelbe früher noch nicht erreicht hatte. Nachdem der Kaiſer ſich die Ruhe von außen geſichert ſah, wandte

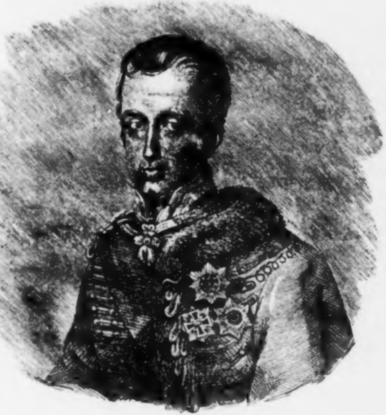
er alle ſeine Kraft nach innen und ſaß faſt ein ganzes Menſchenalter hindurch mit einer ſo richtigen Schätzung und Ausübung ſeiner landesherrlichen Pflichten auf dem Kaiſerſtuhle, daß er von ſeinen Unterthanen als Vater betrachtet und allgemein mit dem Lobe beehrt wurde, er ſey der populärſte Monarch ſeiner Zeit geweſen und ſeine ſelbſt errungene Würde habe ihn unter die Regenten erſten Ranges geſtellt. Die Kultur des Landes, die Induſtrie, Kunſt und Wiſſenſchaft hatten an ihm einen beſondern Gönner; daß er aber ſein Volk herzlich liebte, bewies nicht allein die Anlage des Volksgartens zu Wien, ſondern auch die Thatſache, daß er an jedem Mittwoch für jeden Supplikanten perſönlich zu ſprechen war. Man bewies ihm dabei ſolches Zutrauen, daß ſehr viele ſeiner Unterthanen auch in den entlegenſten Theilen ſeines Reichs keinen großen Prozeß oder ſonſt etwas Wichtiges unternahmen, ohne den Kaiſer vorher um Rath gefragt zu haben. Ferner iſt bekannt, daß man ihn bei Heirathen wie einen hohen Familienfreund zu Rathe zog. Wie ſehr er für induſtrielle Fortſchritte bedacht war, ſieht man aus der Errichtung des polytechniſchen Inſtituts; der Kaiſer legte zu dem herrlichen Gebäude ſelbſt den Grundſtein, da es „der gemeinnützigen Ausbildung ſeines lieben und getreuen Bürgerſtandes“ gewidmet ſeyn ſollte. Für ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften ſpricht z. B. ſeine Sorge für den kaiſerlichen Garten in Schönbrunn, die Sendung von vier naturkundigen Männern nach Braſilien (bei Gelegenheit der Vermählung der Erzherzogin Leopoldine mit Don Pedro 1817) und der Druck ihres Werkes über den braſiliſchen Pflanzenreichthum auf ſeine Koſten. Er ſelbſt hatte eine beſondre Vorliebe für das Studium der Botanik. Die Liebe und Sorge des Kaiſers für die Kunſt bethätigte ſich durch den Bau des ſchönen Burgthores (1822), durch Errichtung der Statue ſeines Oheims Joſeph's II., von Zauner, und durch die großen Bereicherungen, deren die Wiener Kunſtſammlungen durch ſeine Freigebigkeit ſich zu erfreuen hatten.

Wie der Kaiſer ſich ſein Verhältniß zu ſeinem geringſten Unterthanen dachte, bezeugt die längſt bekannte Anecdote, wie er auf einem Spaziergange in Schönbrunn zur Zeit der Cholera vier Todtengräbern mit einem Sarge begegnete, und dem armen Geſtorbenen das Geleit zur letzten Ruheſtatt gab, damit, wie er ſagte, doch Jemand mitgebe und ein Vaterunſer für den Mann bete, der obgleich Bettler doch auch zu „ſeinen Leuten“ gehöre. Dieſe Herzlichkeit, welche ſich ſchon in der perſönlichen Erſcheinung des Kaiſers darſtellte, war es vorzüglich, was ſein Volk ihm ſo über allen Ausdruck gewann.

Die Krankheit, welche für den Monarchen tödtlich wurde, ſah man Anfangs nur für ein Katarrhalfieber an; aber am 28. Februar war man gewiß, daß eine Lungenlähmung eingetreten war, und der Kaiſer errichtete ſeinen letzten Willen. Am erſten März verlieh man ihm durch Hülfe der Kunſt ſoviel Kraft, daß er ſämmtliche Erzherzöge zu Frömmigkeit und Eintracht ermahnen und die Miniſter, denen er für ihre treuen Dienſte gedankt, auſſerdem konnte, den Eid der Treue zu leiſten. Er wünſchte, daß die Grundſätze, welche er während der letzten Jahre bewährt gefunden, auch ferner beibehalten würden. Das gewöhnliche Fieber kam an dieſem Tage ſehr früh und die daher entnommenen Beſorgniſſe hatten nur zu guten Grund. Als der Kranke um acht Uhr die letzte Oelung empfangen hatte, wurde er ganz ſtill und ſchien zu ſchlummern. Von einem Todeskampfe war keine Spur da. Gegen halb ein Uhr des Nachts richtete er ſich etwas auf, als ob das Athemholen ihm ſchwer werde, ſeufzte, ſank auf das Kiſſen zurück und eine Viertelſtunde ſpäter hatte er geendet. Nach dem Teſtament war der zweite Sohn des Kaiſers der Haupterbe des für ſehr beträchtlich gehaltenen Nachlaſſes, der jedoch wegen der bekannten Mildthätigkeit des Kaiſers nicht ſo viel betrug, als man glaubte. In dieſem Teſtamente dankte er auch ſeiner Armee und ſeinen Unterthanen für ihre Treue und Ergebenheit, forderte ſie auf, dieſelbe auch dem Nachfolger zu beweiſen und vermachte ihnen dafür ſeine Liebe.

Kaiſer Franz I. war vier Mal vermählt. Seine erſte Gemahlin war die würtembergiſche Prinzeſſin Eliſabeth; die zweite Gemahlin Marie Thereſie, eine ſiziliſche Prinzeſſin, gab ihm dreizehn Kinder, von welchen noch ſieben am Leben ſind. Zum dritten Male vermählte er ſich mit Marie Luiſe Beatrix, der jüngſten Tochter ſeines Oheims, und zuletzt mit Charlotte, Tochter des Königs Maximilian von Baiern. Dieſe letzte Verbindung wurde geſchloſſen im November 1816.

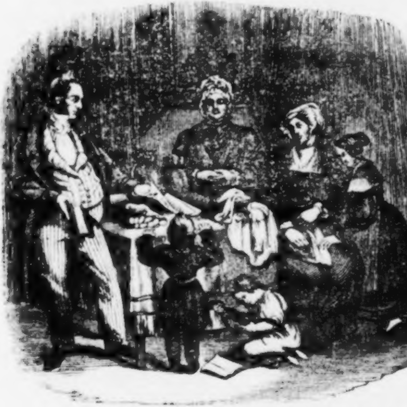
Wir ſchließen dieſem Aufſatze gleich das Bildniß des jetzigen Kaiſers von Oeſtreich



Ferdinand I.

an, der im Geiſt und Gemüth ſeines kaiſerlichen Vaters die Regierung mit Wohlthun begonnen hat. Das Bildniß iſt im ungariſchen Koſtüm, welches der nunmehrige Kaiſer als König von Ungarn trug, wie er denn in demſelben auch noch jetzt bei geeigneten Gelegenheiten erſcheint.

Lebensverſicherungen.



Wenn der Tod unerwartet und frühzeitig einen Vater a
dem Kreiſe der Seinen hinwegnimmt, dann kommt zu dem Schme
über den Geſchiedenen oft auch bange Sorge um die Zukun
die eine trübe Ausſicht auf Entbehrungen und Mangel darbiet

So ſehen wir in dem Bilde, das hier vorangeht, die hi
terlaſſene Familie eines redlichen und fleißigen Mannes, der b
kärglichem Einkommen und manchem häuslichen Unglücksfall ſ
nur mühſam durchhelfen, geſchweige denn Vermögen ſamme
konnte.

Seine Wittwe hat zwar eine kleine Penſion vom Sta
zu erwarten, aber da es ihr zur Ausbildung der Söhne und e
niger Ausſtattung der Tochter ganz an Mitteln gebricht, ſo we

ſelt in ihrem Herzen Sorge für die Hinterbliebenen mit der Sehnſucht nach dem entſchlafenen Gatten.

Doch eine Hülfsquelle eröffnet ſich den Verlaſſenen, da ſie es am wenigſten erwarteten und am meiſten bedurften. Es findet ſich, daß der Verſtorbene ohne Wiſſen der Familie eine nicht unbeträchtliche Summe auf ſein Leben verſichert hat, indem er von dem, was er ſonſt für ſeine Erholung in Geſellſchaften zu verwenden pflegte, ſich ſtreng einſchränkend, jedes Jahr allmählig ſo viel bei Seite legte, als er der Verſicherungs-Anſtalt jährlich bezahlen mußte. So wurde es ihm möglich, ohne die für den Haushalt beſtimmte Summe zu vermindern, ſeiner Familie ein Kapital zu erwerben, das ihr nun baar ausgezahlt wird, und das, verzinslich angelegt, einen Beitrag zum Unterhalt der Familie geben, ſpäter aber, unter die herangewachſenen Kinder vertheilt, ihnen Mittel zum ſelbſtſtändigen Fortkommen gewähren wird.

Durch eine Lebensverſicherung kann auf dieſe Weiſe der vermögensloſe Familienvater ſich Beruhigung für den Fall verſchaffen, wenn er den Seinen frühzeitig entriſſen würde. Von dem Tage an, wo er ſeinen Aufnahmsſchein von der Verſicherungs-Anſtalt empfangen und den ihn treffenden Beitrag bezahlt hat, iſt die Summe, welche den Seinigen zufallen ſoll, geſichert, und wird bei ſeinem Tode zum vollen Betrag ausgezahlt, ſtürbe er auch ſchon nach Einzahlung ſeines erſten oder zweiten Beitrags. Dieſe Sicherheit würde ihm aber fehlen, wenn er das, was er erübrigt, jedesmal in eine Sparkaſſe legte, und ſo allmählig 1000 Thlr. den Seinen zu ſammeln hoffte; denn wer bürgt ihm, daß er lange genug leben werde, um zu dieſer Summe durch kleine Einlagen allmählig zu gelangen?

Der Beitrag, welcher für eine Verſicherung zu bezahlen iſt (Prämie genannt), richtet ſich nach dem Alter, das der zu Verſichernde bei ſeiner Anmeldung hat, und nach der Größe des Kapitals, das bei ſeinem Tode ausgezahlt werden ſoll. Er beträgt bei der Lebensverſicherungs-Bank in Gotha und bei der Leipziger Lebensverſicherungs-Geſellſchaft für eine Perſon von 18 Jahren 2 Thlr., für eine dreißigjährige 2 Thlr. 19 Sgr., für eine fünfzigjährige 4 Thlr. 22 Sgr. von 100 Thlr. verſichertem Kapital. Vortheilhaft iſt es daher, ſchon in jüngern Jahren eine Verſicherung zu bewirken, da alsdann der jährliche Beitrag geringer und leichter aufzubringen iſt, als wenn man die Verſicherung bis zu vorgerücktem Alter verſchiebt.

Aber auch weil Geſundheit und Leben von ungewiſſer Dauer ſind, möge der, welcher das Bedürfniß fühlt, den Seinen ein Kapital zu ſichern, nicht zögern, die Anwartſchaft darauf durch Verſicherung ſeines Lebens feſtſtellen zu laſſen. Nur Perſonen, welche guter Geſundheit genießen, werden bei Lebensverſicherungs-Anſtalten aufgenommen. Wer mit der Meldung zaudert, bis er krank oder hinfällig geworden, dem wird die Verſicherung verſagt. Manchen unſchlüſſig Zaudernden ereilte auch ſchon der Tod, und ſeine Hinterbliebenen leiden nun unverdient unter den Folgen der Säumniß. So kam bei der Gothaer Anſtalt erſt im vorigen Jahr der Fall vor, daß Jemand nach monatlangem Zaudern endlich ſeine Meldung bei dem Bank-Agenten ſeines Wohnorts machte, aber ſchon ſtarb, ehe der Antrag bei der Bank eintraf. Ein Anderer, der den bereits ausgefertigten Aufnahmsſchein aus Wankelmuth wieder zurückgeſandt hatte, verlor kurz darauf ſein Leben durch einen Unglücksfall. Ein Dritter aber ſtarb wenige Tage nach Abſchluß der Verſicherung, und für den von ihm entrichteten erſten Beitrag von nur 47 Thlr., wurde ſeiner Familie eine Erbſchaft von 1000 Thlr. zu Theil.

Verſorgung der Familien, mithin Beförderung häuslichen Wohlſtandes, ſind die Hauptzwecke der Lebensverſicherungen. Außerdem leiden ſie noch mannigfache Anwendung, beſonders in Fällen, wo durch den Tod einer Perſon Verluſt an Geld oder Geldeswerth zu beſorgen iſt. Wer ein Kapital zu einem Unternehmen lieh, deſſen Gelingen von dem Talent eines Mannes abhängt, wird wohl thun, das Leben deſſelben verſichern zu laſſen. Eben ſo möge derjenige, der von Jemand eine Rente oder eine Penſion bezieht, die mit dem Tode des Rentengebers aufhört, einen Theil ſeines Einkommens zu einer Verſicherung auf deſſen Leben verwenden, um, wenn der Wohlthäter ſtirbt, einen Erſatz für den Wegfall des Jahrgehalts durch die Verſicherungs-Summe zu empfangen.

Auch zur Sicherſtellung von Darlehen können Lebensverſicherungen benutzt werden. Wenn z. B. ein Beamter für die Summe, die er erborgt hat, ſein Leben verſichern läßt, und für die jährliche Beitragzahlung und die Zinſen Anweiſung auf ſeinen Gehalt giebt, ſo erhält dadurch das Darlehen eine der hypothekariſchen faſt gleichkommende Sicherheit, wobei ſich auch ein ungeduldiger Gläubiger gern beruhigen wird.

Endlich iſt zu erwähnen, wie einfach und leicht Schulden der Dankbarkeit abgetragen, und Vermächtniſſe im Stillen an geliebte Perſonen durch Lebensverſicherungen bewirkt werden können. Wünſcht Jemand einen Freund, einen treuen Diener oder eine Stiftung unabhängig von ſeinen Erben zu bedenken, ſo darf er nur für eine dem Zwecke angemeſſene Summe eine Verſicherung auf ſein Leben bewirken und den Schein zur Erhebung des Kapitals (Police genannt) der Perſon übergeben, der es beſtimmt iſt. Er ſelbſt bezahlt die Beiträge fort bis zu ſeinem Ende, wo dann der Inhaber des Scheins die verſicherte Summe in Empfang nimmt.

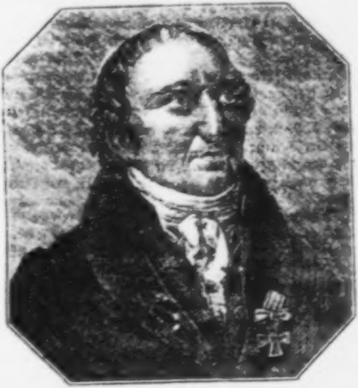
Bedenken mögen übrigens Alle, welche Verſicherungen auf ihr Leben abſchließen laſſen wollen, daß der feſtgeſetzte Beitrag jährlich und zu einer beſtimmten Zeit bezahlt werden muß; geſchieht dies nicht, ſo erliſcht die Verſicherung. Es berechne daher Jeder die Summe, welche verſichert werden ſoll, nach dem Geldbetrag, den er jährlich zu erübrigen ſicher iſt, nicht etwa nach dem Geldvorrath, den er eben beſitzt. Wer (im Alter von 30 Jahren) jährlich nur 20 Thlr. füglich entbehren kann, darf nicht über 700 Thlr. verſichern. Erhöht ſich ſpäter ſeine Einnahme, ſo kann er dann im Verhältniß der Zunahme noch weitere Verſicherungen auf ſein Leben bewirken laſſen.

Die Lebensverſicherungs-Bank in Gotha verſichert nicht unter 300 Thlr. und nicht über 8000 Thlr. auf ein Leben; bei der Leipziger Geſellſchaft iſt die höchſte Grenze 5000 Thlr. Dieſe Anſtalten beruhen auf Gegenſeitigkeit, und ihre Verſicherten ſind zugleich Eigenthümer und Bürgen derſelben. Was nicht für Sterbefälle und Koſten von der Einnahme genommen wird, bleibt Eigenthum der Verſicherten, und wird ihnen nach fünf Jahren als Dividende zurückgewährt. Die Gothaer Bank hat bereits die Reihe ihrer jährlichen Dividenden eröffnet; die Verſicherten empfingen 1833: 24 Prozent und 1835: 22 Prozent eines Jahres-Beitrags zurück, ſahen mithin ihre Prämien faſt um den vierten Theil vermindert. Es haben ſich bereits gegen 6000 Perſonen dieſer Anſtalt angeſchloſſen, und ſie hat in mehr als 300 Städten

Deutſchlands Agentſchaften errichtet, bei denen diejenigen, welche verſichert zu werden wünſchen, ſich zu melden haben.

Nachdem der Nutzen und die Wohlthätigkeit der Lebensverſicherungsgeſellſchaften für das Publikum anfängt dergeſtalt anerkannt zu werden, daß ihre Einführung einem Bedürfniſſe gleich wird, ſo ſteht doch Deutſchland anderen Ländern darin noch weſentlich nach, indem es nur drei vaterländiſche Inſtitute dieſer Art zählt, die 1828 errichtete Lübecker Geſellſchaft, die Gothaer Bank und die 1830 entſtandene Leipziger Geſellſchaft, während 1833 England ſchon vier und vierzig zählte, von denen allein die Equitable in zwanzig Jahren 151,754 Perſonen verſicherte. Dieſes Bedürfniß wird nirgends ſo fühlbar als in den Ländern des Preußiſchen Staats, deſſen dreizehn Millionen Bewohner in andern deutſchen oder gar in Geſellſchaften des Auslandes ihre Verſicherung bewirken mußten, die bei aller Achtung, welche wohl die genannten drei deutſchen Inſtitute ſich auch mit Recht im Publikum erworben haben, doch den Bewohnern des Preußiſchen Staats weder das engere vaterländiſche Intereſſe noch in etwanigen Zeiten der Noth und bei Differenzen die Garantie gewähren können, welche eine Geſellſchaft gewähren kann, die unter dem Schutze und der Aufſicht einer Regierung ſteht, welche auch außerhalb ihrer nächſten Gränzen den deutſchen Verkehr vereinigt und ſchützt. Aus dieſen Gründen hat ſich im Jahr 1835, unter dem Schutze der alle nützlichen Unternehmungen fördernden Regierung, durch Zuſammentreten der erſten Handlungshäuſer in Berlin, wie Gebrüder Schickler, Friebe, Fetſchow, von Halle und andrer vermögender Privatperſonen, für die geſammten Preußiſchen Staaten die Berliner Lebensverſicherungs-Geſellſchaft gebildet, welche, die bisherigen Erfahrungen nutzend, von dem Prinzip der Gothaer und Leipziger Bank zu dem zurückgekehrt iſt, welches in England mehr als neun Zehntheil der vorhandenen Geſellſchaften befolgen, und hat den Verſicherten eben ſo den Vortheil der Wohlfeilheit in der Erreichung ihres Zwecks als den der Sicherheit zu gewähren geſtrebt. Vierzig der genannten engliſchen Geſellſchaften ſind wahre Actien-Geſellſchaften, bei denen allerdings viele den Vortheil des Publikums, nicht für die Folgen eines etwanigen Ausfalls ſtehen zu müſſen, theuer verkauft haben, indem ſie den Gewinn mehr oder minder unter die Actionairs vertheilen. Dagegen haben ſich in England nur vier ſolcher Geſellſchaften auf Gegenſeitigkeit gegründet, d. h. ſie vertheilen den Ueberſchuß nach Verhältniß unter die Verſicherten; und dieſem Beiſpiel ſind in Deutſchland Gotha und Leipzig gefolgt. Der Vortheil beſteht darin, daß bei einer günſtigen Sterblichkeit wenigſtens die auf Lebenszeit Verſicherten die erübrigten Gelder unter ſich theilen und ſomit einen Theil ihrer Zahlungen zurück erhalten; die Gefahr iſt aber für den Fall, daß eine größere Sterblichkeit eintreten ſollte, unberechenbar. Dann nämlich müſſen die Verſicherten nachſchießen, und da ſie ſolidariſch verpflichtet ſeyn möchten, kann für diejenigen, welche noch etwas zu verlieren haben, dieſe Pflicht ſehr ſchwer werden, da ſchwerlich von mehr als zwei Drittel der Verſicherten die Nachzahlung würde erreicht werden können. Darum hat auch z. B. die eine der engliſchen Gegenſeitigkeits-Geſellſchaften ein Drittel des Gewinns für ſolche Fälle inne behalten, und auch die Gothaer Bank hat einen ſolchen Sicherheitsfonds gebildet, der nicht zur Vertheilung kommt. Danach hat die neue Preußiſche Geſellſchaft den Grundſatz angenommen, daß ſie auf Actien errichtet, und indem die Actionairs allen Ausfall über ſich genommen, werden den Verſicherten doch noch Zwei Drittel des ganzen Vortheils wie bei der Gothaer Bank vertheilt, ohne daß dieſe jemals zu Nachzahlungen kommen könnten, auch bei der ungünſtigſten Sterblichkeit. Das letzte Drittel bildet den Sicherheitsfonds der Actionairs für ihre alleinige Verpflichtung zu Nachſchüſſen. So ſcheinen alle Intereſſe gewahrt und es ſteht zu erwarten, daß ſie dem Preußiſchen, ja dem ganzen deutſchen Vaterlande eine noch größere Wohlthat gewähren wird, als ſchon diejenigen Geſellſchaften gethan, die das Verdienſt haben, die erſten in Deutſchland geweſen zu ſeyn.

Johann Gottfried Schadow.



Wir haben das Bildniß eines Mannes vor uns, der mit vollem Recht zu den berühmteſten Künſtlern unſerer Zeit gezählt wird, und auch in jedem andern Betracht ſich allgemeine Hochachtung erwarb. Der Welt Auszeichnungen ſind ihm geworden und er hat ſie redlich verdient. Johann Gottfried Schadow iſt Direktor der Königlichen Akademie der Künſte in Berlin, Königlicher Hof-Bildhauer, Mitglied vieler auswärtigen Akademien und Ritter des rothen Adlerordens zweiter Klaſſe. Nächſt dem Allen hat ihn die Berliner Univerſität zum Doktor creirt, als er ſein funfzigjähriges Künſtler-Jubiläum feierte, und wie geſagt, das geſchah ihm des Rechtes wegen. Er wurde am 20. Mai 1764 in Berlin geboren, und iſt demnach eine von den ſeltenen Ausnahmen bei dem Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts in ſeinem danke;" denn er gilt viel weil er viel iſt, alſo nach dem gründlichſten Grunde. Er iſt der Sohn eines Schneiders, dem viele Kinder geboren waren. Unſer Schadow ließ frühzeitig einen unbeſiegbaren Hang zu den zeichnenden Künſten wahrnehmen, und er hat zu Thaten ihn hinausgeführt, anfänglich im Kampf gegen Mangel und Sorgen. Den erſten Unterricht im Zeichnen gab ihm ein penſionirter Bildhauer, er übte ſich dann bei dem Bildhauer Taſſaert (einem tüchtigen Künſtler, dem nur ſeine Geſchmacks-Richtung den Ruhm ſchmälerte) weiter im Zeichnen und wurde dann ſelbſt Bildhauer. In ſeinem 21. Jahre ſpielte ihm Amor einen Streich; er flüchtete mit einem geliebten Mädchen, nahm es in Wien zur Frau und ging, unterſtützt von ſeinem Schwiegervater, nach Italien, wo er in den Jahren 1785 bis 1787 in der kräftigſten Thätigkeit ſeinen Studien lebte. Zu dem ſogenannten Concorso di Palestra ſtellte er ſich als Mitbewerber um den Preis, und gewann die goldene Preismedaille, obwohl er es mit einflußreichen Gegnern zu thun, und ihnen nur ſein Talent entgegen zu ſtellen hatte. Im Jahr 1788, erſt 24 Jahr alt, erhielt er in Berlin die durch Taſſaert's Tod erledigte Stelle und zeichnete ſich von da an immer mehr in ſeinen Arbeiten aus, auf dem Wege, der in den Künſten ſtets der grade und beſte iſt, nämlich auf dem der Natur und Einfachheit. Sein erſtes großes Werk in Deutſchland war das dem früh verſtorbenen Grafen von der Mark errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin, das noch heut zu den bedeutendſten Kunſtwerken der Reſidenz gehört. Die Bildſäulen Ziethen's und des Fürſten von Deſſau auf dem Wilhelmsplatz, die Bildſäule Friedrichs des Großen in Stettin, das Denkmal des Generals von Tauenzien in Breslau, das Luther's in Wittenberg (über welches in dieſem Büchlein ſpäter ausführlicher berichtet iſt), die Bildſäule Blüchers in Roſtock ſind große Zeugniſſe ſeines Werths, während noch viele andere Werke ihm zum Ruhme ſprechen. Zwei Söhne erbten des Vaters Talent und machten ihrem Namen Ehre. Leider ſtarb Rudolph Schadow, der Bildhauer, in der Jugendblüthe; was die Kunſt an ihm verlor, fühlten wir ſtets und neulich um ſo lebhafter, da wir einige ſeiner vorzüglichſten Arbeiten öffentlich ausgeſtellt ſahen. Wilhelm Schadow hat in eignen Werken und als Direktor der Düſſeldorfer Schule ſich glänzend bewährt. Unſer Johann

Gottfried Schadow aber weilt und ſchafft noch immer unter uns, und ſeine 72 Jahre hindern ihn nicht, die Liebe aller Künſtler im lebendigſten Dank zu vergelten. Er führt noch den Meißel und den Zeichnenſtift, ſeiner Doktor-Würde genügend auch die Feder mit rüſtigem Geſchick, und nicht minder iſt ſeine Zunge geübt in kräftiger und jovialer Rede, ſo daß mittelalterliche und jüngere Künſtler gern an ſeinen Lippen hangen, wie man zu ſagen pflegt. Deshalb ergreifen alle eifrig jede Gelegenheit, ihm und damit zugleich ſich ſelbſt Freude zu machen. Wir erinnern nur an die vielen Gaben, die ihm zu ſeinem Jubiläum von den Künſtlern dargebracht wurden und an die Medaille, welche ſie für den Jubeltag prägen ließen. — Mögen noch viele Jahre dem Manne gegönnt ſeyn, der in Kunſt und Leben der Natur und Wahrheit huldigt!

Die Auffindung des Kapitain Roß bei der Nordpol-Expedition.

Die Erklärung zu dem beigefügten Bilde laſſen wir uns vom Kapitain Roß ſelbſt geben. Er berichtet:

„Die Expedition, deren Hauptzweck dahin ging, die Frage, ob eine nordweſtliche Durchfahrt aus dem Atlantiſchen in den ſtillen Ocean, beſonders durch den Prinz-Regents-Inlet *) ausführbar ſey, wo möglich zu löſen, verließ im Mai 1829 England, und erreichte ungeachtet mehrerer widriger Umſtände und Unfälle, in Folge deren das Schiff in Grönland wieder ausgebeſſert werden mußte, am 13. Auguſt die Bai, welche nach dem Parryſchen Entdeckungsſchiffe Fury den Namen führt. — Wir fanden die Boote, Vorräthe u. m. a. in beſter Beſchaffenheit, von dem Wrack der Fury aber keine Spur. Am folgenden Tage ſegelten wir weiter, und fuhren am 15. Morgens um das Kap Garry, wo unſere neuen Entdeckungen begannen. — Unter dem 72 Grad nördlicher Breite und 94 Grad weſtlicher Länge fanden wir einen bedeutenden Kanal, welcher weſtlich führte, und deſſen Unterſu-

---

*) „Inlet." Eine Bucht oder ein Einſchnitt in dem Ufer des Meeres oder eines See's, oder von Inſeln gebildet.

tung uns zwei Tage hindurch beſchäftigte. Hier wurde unſere Fahrt zum erſtenmale ernſtlich durch das Eis aufgehalten, welches ſich von dem ſüdlichen Vorlande des Kanals in einer feſten Maſſe rings über Süden und Oſten bis Oſt-Nord-Oſt erſtreckte. Dieſer Umſtand, dann die Seichtigkeit des Waſſers, die reißende Schnelle der Strömungen, das ſtürmiſche Wetter, die Unregelmäßigkeit der Küſte, und die zahlreichen Inlets und Felſen, welche ihr eigen ſind, machten unſere Weiterfahrt eben ſo gefahrvoll als beſchwerlich; indeß gelang es uns bis unter 70 Grad nördlicher Breite, 92 Grad weſtlicher Länge vorzudringen, wo das Land, nachdem es bis zum 90 Grad nach Oſten fortgeſezt hatte, von da an eine entſchiedene Richtung nach Weſten nahm, während eine andere Landſtrecke, die in der Entfernung von acht geographiſchen Meilen ſüdlich hinzog, nach Oſten und Weſten umſetzte. — Auf dieſem äußerſten Punkte wurde unſere Weiterfahrt am 1. Oktober durch eine undurchdringliche Eis-Schranke aufgehalten. Wir fanden jedoch einen trefflichen Ueberwinterungshafen alldort, welchem wir den Namen Felix-Hafen *) beilegten.

Anfangs Jänners 1830 hatten wir das Glück einen freundſchaftlichen Verkehr mit einem ſehr anziehenden Stamm von Eingebornen (Eskimos) anzuknüpfen, welche vermöge ihrer von aller Welt abgeſchiedenen Lage nie zuvor mit Fremden zuſammengekommen waren. Wir erfuhren von ihnen allmählig den merkwürdigen Umſtand, daß wir das Amerikaniſche Feſtland bereits geſehen hätten; daß ungefähr acht geographiſche Meilen ſüdweſtlich zwei große Meere ſich befänden, welche durch eine ſchmale Landenge von einander geſchieden würden. Da von der Ausmittlung und Bewährung dieſer Thatſache das Schickſal unſerer fernern Operationen ſo weſentlich abhing, ſo wurde dieſes Geſchäft dem Lieutenant Roß (Neffen des Kapitains John Roß) übertragen, der ſich in den erſten Tagen des April in Begleitung eines Matroſen und zweier Eingebornen dahin begab, und fand, daß die aus zwei Gebirgsrücken beſtehende erwähnte Landenge, welche die beiden Meere ſcheidet, eigentlich nur eine geographiſche Meile breit ſey.

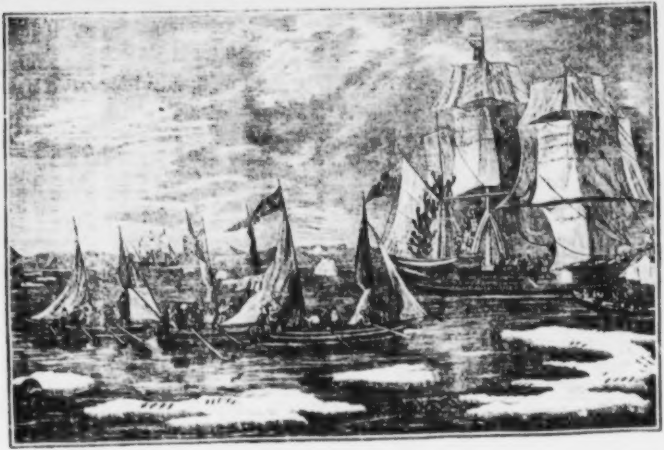
---

*) Anſpielung auf den Taufnamen des reichen Branntweinbrenners Felix Booth, welcher die Summe von 17,000 Pf. zur Ausrüſtung der Roß'ſchen Expedition hergab.

[illegible] Iſthmus wurde ſpäter auch von mir be-[illegible] ... (Kapitain Roß hat in dieſer Beziehung die äußerſte Sorgfalt angewendet, denn der ganze Sommer von 1830 wurde dazu benutzt, jenen Beweis zu befeſtigen. Die Küſte des Iſthmus wurde in nordweſtlicher Richtung verfolgt, wo ſie mit der Weſtküſte eines Landes endet.)

Dieſer Sommer war gleich dem von 1818 ungemein ſchön, für die Schiffahrt aber überaus ungünſtig. Da nun unſere Abſicht dahin ging in eine mehr nördliche Breite zu gelangen, ſo warteten wir mit Ungeduld auf die Trennung der Eismaſſen, aber vergebens, und mit allen unſern angeſtrengteſten Bemühungen konnten wir nicht weiter als vier Fünftel geographiſche Meilen rückwärts; erſt in der Mitte Novembers gelang es uns das Schiff an einem ſichern Ort zu bergen, dem wir den Namen „Sheriffs-Hafen" gaben. Ich muß hier den Umſtand anführen, daß wir dem neu-entdeckten nach Süden hin liegenden Feſtlande, der Landenge, der nördlichen Halbinſel, und dem öſtlich gelegenen Meere, zu Ehren meines wackern Freundes, des echt vaterländiſch geſinnten Londoner Bürgers Felix Booth, den Namen „Boothia" beilegten. — Die Temperatur des letzten Winters (von 1829 auf 1830) war derjenigen gleich gekommen, die man bei den vier frühern arktiſchen Reiſen ertragen hatte; die Winter von 1830 und 1831 traten aber mit einer bisher beiſpielloſen Heftigkeit auf; der Thermometer fiel auf 92 Grad unter Null, und die Kälte war im Durchſchnitt um 10 Grad ſtärker als die des vorerwähnten Jahres; ungeachtet deſſen aber reiſten wir quer durch das Land über eine Reihe von Süßwaſſer-Seen bis ſechs geographiſche Meilen weſtlich von der Landenge, wo wir, durch die von Roß d. j. bewerkſtelligte Aufnahme der Küſte, die Thatſache, daß unterhalb des 71 Grad nördlicher Breite keine Durchfahrt vorhanden ſeyn könne, mit Gewißheit ausmittelten. Im Laufe des Herbſtes brachten wir das Schiff nur 2¼ geographiſche Meilen nördlich weiter, und da wir das öſtliche Vorgebirge nicht umfahren hatten, ſo war alle Hoffnung, das Schiff zu retten, verloren, und dieſe Rettung durch einen andern ſehr ſtrengen Winter vollends zur Unmöglichkeit geworden; da nun unſer Mundbedarf nur bis zum erſten Juni 1833 hinreichte, ſo wurden demgemäß Vorkehrungen getroffen, das Schiff an ſeinem dermaligen Ruheplatz zu laſſen.

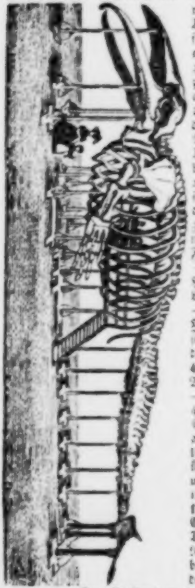
welcher nach demſelben „Victory-Hafen“ genannt wurde. — Im Frühjahr wurden die Mundvorräthe und der Feuerungsbedarf aus dem Schiff genommen, worauf wir am 29. Mai 1832 nach der Fury-Bai abgingen, da dieß das einzige uns übrige Mittel war, unſer Leben zu retten. — Der ungemein rauhen Beſchaffenheit des Eiſes halber waren wir gezwungen uns ſo dicht als möglich am Lande zu halten, und jede Bai nach allen ihren Krümmungen zu umfahren; die Strecke von 40 geographiſchen Meilen, die wir zurückzulegen hatten, wurde dadurch beinahe um die Hälfte vergrößert, ſo daß wir erſt am erſten Juli, völlig von Hunger und Beſchwerden erſchöpft, die Fury-Bai erreichten. — Es wurde in aller Eile eine Hütte errichtet, und die Boote, von denen drei aus der Bai hinweggeſpült, glücklicherweiſe aber wieder auf den Strand zurück geworfen worden waren, während dieſes Monats ausgebeſſert. — Wir erreichten nicht früher als am erſten September die Leopolds-Inſel, welche, wie nunmehr erwieſen iſt, die nordöſtliche Spitze von Amerika bildet, und unter 73 Grad 56 Linien nördlicher Breite und 90 Grad weſtlicher Länge liegt. Von der Kuppe des auf dem Vorgebirge gelegenen hohen Berges konnten wir das Prinz-Regents-Inlet, die Barrow-Straße und den Lancaſterſund wahrnehmen, welche, gerade ſo wie ich es 1818 geſehen hatte, eine undurchdringliche Eismaſſe bildeten. Wir verblieben allda in einem Zuſtande von Angſt und Bangigkeit, der ſich leichter vorſtellen als ſchildern läßt. Alle unſere Bemühungen, hindurch zu kommen, waren fruchtlos; da wir jedoch wegen des Mangels an Lebensmitteln und der Annäherung eines ſehr ſtrengen Winters durchaus nach der Fury-Bai zurückkehren mußten, wo wir allein unſer Leben zu friſten im Stande waren, ſo glückte es uns endlich dennoch, nach einem höchſt beſchwerlichen und mühſamen Marſche, während deſſen wir unſere Boote in der Batty-Bai hatten zurück laſſen müſſen, am 7. Oktober dahin zu gelangen. Unſere Somerſethouſe genannte Hütte, welche aus einem 32 Fuß langen, und 26 Fuß breiten mit Segeltuch bedeckten Sparrenwerke beſtand, war den ganzen Novembermonat hindurch ganz eingeſchloſſen, und das Dach mit einer zwiſchen vier bis ſieben Schuhe dicken Schneedecke belegt, welche, da ſie mit Waſſer geſättigt war, bei einer Kälte von 15 Grad Reaumüre alsbald die Feſtigkeit des Eiſes gewann; ſolchergeſtalt



wurden wir während eines der allerſtrengſten Winter, die man ſeit Menſchengedenken in jenen Breiten erlebt hat, gewiſſermaßen zu Bewohnern eines Eisberges! Unſere Drangſale, welche durch den Mangel an Betten, Kleidern und thieriſcher Koſt noch erhöht wurden, bedürfen keiner Schilderung; dreizehn von unſern Leuten waren allein im Stande, in ſieben Tagreiſen Lebensmittel von der Fury- nach der Batty-Bai, wo unſere Boote lagen, zu ſchleppen. Wir verließen am 8. Juli erſtere Bai mit drei Kranken, die nicht im Stande zu gehen waren, und gelangten in ſechs Tagen nach der Batty-Bai. Obgleich der Frühling mild war, bot ſich uns doch erſt am 15. Auguſt eine tröſtliche Ausſicht. — In Folge eines friſchen Weſtwindes, welcher plötzlich längs der Küſte ein enges Fahrwaſſer durch das Eis eröffnet hatte, gelangten wir in zwei Tagen nach der Leopolds-Süd-Inſel, und konnten von dem erwähnten hohen Berge herab, zu unſerer Freude, wahrnehmen, daß im Prinz-Regents-Inlet beinahe überall das Waſſer eisfrei und fahrbar ſey; wir fuhren am 17. über denſelben, am 18. über den Admiralitäts-Inlet, und wurden ſechs Tage lang durch einen ſtarken Nordwind zum Verweilen an der Küſte genöthigt. Am 25. Auguſt fuhren wir über den Navy-Board-Inlet, und gewahrten am folgenden Morgen zu unſerer unnennbaren Freude ein Fahrzeug, welches, von einer Windſtille befallen, auf der hohen See lag; es zeigte ſich alsbald, daß es die Iſabella von Hull, geführt vom Kapitain Humphrey, und daſſelbe Schiff war, welches ich im Jahre 1818 befehligt hatte. Um Mittag erreichten wir es, und der Kapitain, wie die Mannſchaft deſſelben, welche uns vergeblich im Prinz-Regents-Inlet aufgeſucht hatten, begrüßten uns mit einem dreimaligen Hurrah, und empfingen uns mit allen erdenklichen Beweiſen der Güte und Gaſtfreundſchaft an Bord. — Die Reſultate der Reiſe ſind: die Entdeckung des Golfs von Boothia, des Feſtlands und der Landenge von Boothia Felix, einer großen Anzahl von Eilanden, Flüſſen und Seen, die unumſtößliche Thatſache, daß ſich die nordöſtliche Spitze von Amerika bis zum 74 Grad nördlicher Breite erſtreckt, ſchätzbare Beobachtungen jeder Art, vorzüglich über den Magnet, und was Allem die Krone aufſetzt: der Umſtand, daß uns die Ehre beſchieden worden, den erlauchten Namen unſers Königs Wilhelm IV. an der Stelle des magnetiſchen Poles aufzuzeichnen.“ John Roß.

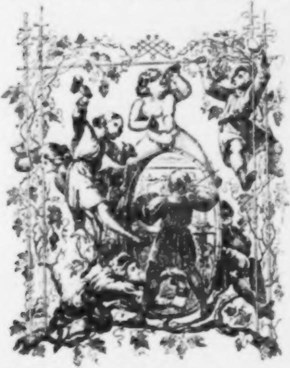
Das Wallfiſch-Skelett.

Vor einigen Jahren wurde ungefähr 3 Meilen von Oſtende, an der Küſte Belgiens, ein Wallfiſch (Balaena Mysticetus) von mehreren Fiſchern leblos aufgefunden. Da das Boot dieſer Leute von zu ſchwacher Beſchaffenheit war, um eine ſo gewaltige Maſſe in Bewegung zu ſetzen, ſo nahmen ſie andere zwei Boote zu Hülfe, und ihrer vereinten Anſtrengung gelang es endlich, den Wallfiſch in der Richtung gegen den Hafen von Oſtende zu ſchleppen. Beim Eingange der Rhede riß das Thau, woran die unermeßliche Laſt befeſtigt war, und der Wallfiſch wurde auf eine Sandbank getrieben, wo ſeine Zergliederung ſtatt fand. Nach den hierbei angeſtellten Unterſuchungen ergaben ſich folgende Verhältniſſe. Ganze Länge des Thiers 95 Fuß; — Breite deſſelben 18 Fuß; — Länge des Kopfs 22 Fuß; — Höhe der Hirnſchale 4½ Fuß; — Länge der Rückgratsäule 69½ Fuß; — Zahl der Rückenwirbel 62; — Zahl der Rippen 28; — Länge derſelben 9 Fuß; — Länge der Floßfedern 12½ Fuß; — Länge der Finger 4½ Fuß; — Umfang des Schwanzes 22½ Fuß; — Länge deſſelben 3 Fuß. — Das Gewicht des Thieres betrug 480,000 Pfund; das Gewicht des Skelettes allein 70,000 Pfund. Der aus dem Fett gewonnene Thran belief ſich auf 40,000 Pfund. Das übrig gebliebene, halb verfaulte und unbrauchbare Fleiſch endlich, welches im Sande vergraben wurde, wog 170,000 Pfund. Nach der Schätzung Cuviers mochte dieſes ungeheure Thier ein Lebensalter von wenigſtens 900 bis 1000 Jahren erreicht haben. Zu Oſtende brachte dies Wunder der Tiefe eine allgemeine Aufregung unter allen Klaſſen der Geſellſchaft hervor; es wurden zur Verherrlichung dieſes außerordentlichen Fanges drei Tage hindurch



Feſte veranſtaltet, wobei es an bunten Maskenzügen und allegoriſchen Darſtellungen nicht fehlte. Bald darauf begaben ſich die Eigenthümer nach Paris, und ſpäter nach London, wo für das Skelett ein eigener Pavillon erbauet wurde. Das Gerippe ruht auf einem aus Eiſen verfertigten Gerüſte; die ſämmtlichen Knochen ſind auf künſtliche Weiſe an einander gefügt, und der Anblick des Ganzen gewährt einen überraſchenden Eindruck. Beſonders müſſen die Bruſtfloſſen, oder wie man ſie eigentlich nennen ſollte, die Hände des gewaltigen Thieres die Aufmerkſamkeit erregen. Sie beſtehen nicht, wie bei den Fiſchen, aus ſtraffen Faſern, ſondern enthalten Knochen und Muskeln, gleich den Vorderfüßen der Landthiere, welche ſo dicht mit Haut umgeben ſind, daß die einzelnen Finger keine abgeſonderte Bewegung haben, obgleich die Hand als ganz flach, biegſam, groß und ſtark erſcheint, wodurch der Wallfiſch in den Stand geſetzt wird, ſein Junges, das bei der Geburt 20 Fuß lang iſt, ganz dicht an ſich zu drücken. Der obere Theil des Rachens enthält 800 Stücke des ſogenannten Fiſchbeins, welches hauptſächlich dazu dient, die Waſſermaſſe, die ſich in der rieſiggroßen Mundhöhle des Thieres befindet, zuſammen zu drücken, und jene kleinen Thiere zurückzuhalten, woraus ſeine Nahrung beſteht. — Der Wallfiſch iſt, wie bekannt, ein Säugethier. Seine Haut iſt glatt und ohne Schuppen, ſein Blut warm, und ſein Fleiſch ſchmeckt wie grobes Rindfleiſch. Er hat ein Herz mit zwei Kammern, und Lungen, womit er Athem holt, und da er unfähig iſt, die Luft aus dem Waſſer abzuſondern, wie dies die Fiſche durch ihre Kiemen können, ſo muß er auf die Oberfläche des Waſſers kommen, um Luft einzuathmen. Nach der allgemein verbreiteten Sage ſollen die Wallfiſche in ältern Zeiten bei weitem größer geweſen, und die gegenwärtig aufgefundenen Thiere dieſer Gattung nur ein entartetes Ueberbleibſel der ehemaligen Seerieſen ſeyn. Scoresby that jedoch unbezweifelt dar, daß die größten bekannten Thiere des Myſticetes oder grönländiſchen Wallfiſches niemals die Länge von 60 Fuß überſchritten, und daß ſich die Länge des größten Wallfiſches nie über 70 Fuß belaufen habe. Aber ſelbſt die Länge eines Wallfiſches von 70 Fuß ſetzt ein Gewicht von 300 wohlgemäſteten Ochſen voraus. Der aus dieſer ungeheuren Maſſe gewonnene Thran macht ungefähr 30 Tonnen aus, und man kann ſich einen Begriff von dem großen Werthe des Wallfiſchfanges machen, wenn man bedenkt, daß in den letzten Jahren der Thran eines einzigen Wallfiſches 10,000 Thaler Werth hatte. Dieſe ölige Subſtanz, der Fiſchthran (blubber im Engliſchen) bildet eine dichte Fetthülle um den ganzen Körper des Thiers in der Dicke von 8 bis 20 Zoll. Der Kopf iſt unverhältnißmäßig groß, und macht ungefähr den dritten Theil der ganzen Körpermaſſe aus. Die ungeheuren Kinnladen ſind 16 bis 20 Fuß lang, und werden von den Wallfiſchfahrern als Beweiſe ihrer ausgeſtandenen Gefahren auf dem Verdecke ausgeſtellt, wo dann zugleich das feinere Oel, welches ſich in den Fugen der untern Kinnlade befindet, durchſickern kann. Die ungefähr 20 Fuß langen Lippen bilden, wenn ſie geöffnet werden, einen ſo geräumigen Eingang, daß eine Schaluppe ſammt darauf befindlicher Mannſchaft darein durchſchlüpfen könnte. Der Wallfiſch hat keine von außen ſichtbare Gehörwerkzeuge, und nur dann, wenn ſeine Haut vollkommen abgeſtreift iſt, kann man eine ſchmale Oeffnung wahrnehmen, welche zur Aufnahme des Schalls beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Uebrigens iſt ſein Gehörſinn ſehr unvollkommen; doch entgeht er wegen der ſchnellen Ueberſicht, die er auf alle im Waſſer geſchehene Bewegungen zu machen gewohnt iſt, die entfernteſte Gefahr. Seine Augen ſind verhältnißmäßig ſehr klein, obgleich ſein ſcharfer Blick unendlich weit reicht, und ſowohl das klare Waſſer, als die Luft ſehr ſchnell durchdringt. Als eine höchſt eigenthümliche Erſcheinung im Bau dieſes wunderbaren Thieres müſſen noch jene Luftlöcher erwähnt werden, welche nahe am Scheitel des Kopfes angebracht ſind. Dieſe Oeffnungen dienen nicht, wie man glaubte, um eine Waſſerſäule auszuwerfen, ſondern es ſtrömt dadurch nur eine feuchte Dunſtſäule aus, daher ſie bloß als ungeheure Naſenlöcher erſcheinen. Geſchieht aber dies Ausſtoßen und Ausathmen der Luft unter dem Meeresſpiegel, ſo wird eine große Waſſermaſſe in die Höhe getrieben, welche aus den Naſelöchern zu ſtrömen ſcheint. Das hierbei entſtehende Geräuſch iſt das einzige bei dem Wallfiſche, wodurch er ſich vernehmbar machen kann, und zuweilen gleicht es dem Knalle einer Kanone. Der Schwanz iſt das thätigſte Glied dieſes gewaltigen Thieres und das Hauptwerkzeug ſeiner Bewegung. Er liegt flach auf dem Waſſer, wird 4 bis 5 Fuß lang und mehr als 20 Fuß breit. Die Kraft, welche er damit ausübt, iſt furchtbar. Ein einziger Schlag deſſelben bohrt ein Boot mit ſeiner Bemannung in den Grund. Manchmal ſtürzt ſich der Wallfiſch Kopf unter, und nimmt eine ſenkrechte Stellung an, wobei er mit dem in die Höhe geſtreckten Schweife die Meeresfläche mit der entſetzlichſten Gewalt unaufhörlich peitſcht. Bei ſolchen Gewaltübungen ſchäumt die See, Nebelſäume verfinſtern die Luft, und das Brauſen des Waſſers kann mehrere Seemeilen weit, gleich dem Grollen eines entfernten Donners gehört werden. Auch noch andere Bewegungen, gleichſam gymnaſtiſche Uebungen dieſes Seerieſen im heimiſchen Elemente, die von der unbezähmbaren Kraft ſeiner gewaltigen Natur zeigen, können von den Schiffern mehrere Meilen weit beobachtet werden. — Die Floßfedern ſind unmittelbar hinter den Augen angebracht, ſie ſind 9 Fuß lang, von elaſtiſchen Häuten umgeben, und mit Knochen verſehen, welche in Form und Zahl jenen der menſchlichen Hand ſehr nahe kommen, wie ein Blick auf unſer Bildchen zur Genüge beweiſet. Die Schwung- und Lebenskraft dieſer Theile iſt ſo ſtark, daß ſie ſich noch eine geraume Zeit bewegen, wenn ſie ſchon längſt von dem übrigen Körper getrennt ſind. Doch tragen dieſelben, während der Wallfiſch im Schwimmen begriffen iſt, nicht im Geringſten zum Fortſchreiten bei, ſondern ſie liegen flach und unbenutzt auf der Oberfläche des Waſſers, während die ganze Bewegung einzig und allein vom Schweife ausgeht. Die Floßfedern der Fiſche hingegen beſtimmen die Richtung, hemmen die Bewegung, und können daher mehr mit dem Steuer, als mit den eigentlichen Rudern verglichen werden.

Künſtler-ABC.*)



Den Anfang macht Akademie.
Den Akt ſtudire ſpat und früh

Borſtpinſel braucht der Maler auch:
Der Muskulus hat einen Bauch.

Correggio zeigt das Clarobſcur.
Den Cirkel halt' am Kopfe nur.

Der Dürer hatt' ein böſes Weib.
Dukaten braucht man allezeit.

Der Miniateur muß eigen ſeyn.
Drum malet er auf Elfenbein.

---

*) Aus dem „Liederbuch für deutſche Künſtler."

Die Farb' ſchlägt ein, dann wird ſie grau,
Am ſchwerſten malt ſich eine Frau.

Grundirung man nicht gern vermißt,
Das Gummigutti giftig iſt.

Hiſtoria iſt ſchwere Kunſt,
Hans Holbein ſtand in hoher Gunſt.

Italien iſt ein ſchönes Land,
Aſphalt wird Judenpech genannt.

Den Künſtler kennt man an der Tracht,
Sieb'n Köpfe lang man Körper macht.

Landſchafter läuft durch Wald und Feld,
Das Luſtigleben ihm gefällt.

Modelle man für nöthig hält,
Ein Meiſter nicht vom Himmel fällt.

Die Griech'ſche Naſe iſt gerad,
Neptunus einen Dreizack hat.

Oelmalerei ſteht oben an,
Den Ocker man auch brennen kann.

Profile nimmt man von der Seit',
Paletten platzen mit der Zeit.

Quackſalber malt der Holländer,
Ein Quentchen Farbe iſt nicht ſchwer.

Gar grimmig iſt der Rezenſent,
Nach Ruhm ein jeder Künſtler rennt.

Direkter Schadow iſt berühmt,
Das Schlüſſelbein ſich etwas krümmt.

Der Torſo hat keine Füße mehr,
Das Terpentinöl ſtinket ſehr.

Unmaleriſch der Uhu iſt,
Und Urtheil hat nicht jeder Chriſt.

Van Dyk ein blonder Jüngling war,
Vertreiber ſind von Ziegenhaar.

Zu weich muß nicht der Wiſcher ſeyn,
Der Maler trinkt am liebſten Wein.

Den Xerxes malt man mit der Kron,
Nach X kommt gleich das Ypſilon.

In China man Zinnober macht,
Zuletzt man noch ſcherzt, trinkt und lacht.

R. Reinick

Das Schloß zu Königsberg in Preußen.

Das Schloß und die Stadt Königsberg verdanken ihren Urſprung dem Böhmiſchen Könige Primislav III., gewöhnlich Ottokar genannt, welcher im Jahre 1254 dem deutſchen Orden mit einem ſtarken Heere zu Hülfe zog, um das heidniſche Preußen zu bekämpfen. Er rieth den Rittern die Erbauung eines Schloſſes an, welches ganz Samland beherrſchen ſollte; er ſelbſt bezeichnete die geeignete Stelle und gab bedeutende Geldſummen zur Ausführung.

Auf einer mit einem Eichenwalde bedeckten Anhöhe wurden die Eichen abgehauen, und zur Aufführung des Schloſſes benutzt, welches im Jahre 1255, mit einer Vorburg verſehen und von Gräben umgeben, vollendet ward, da wo heute die Stallungen vor dem Schloſſe ſich befinden. Das neu erbaute Schloß, welches im Wappen einen geharniſchten und gekrönten Ritter führte, erhielt zu Ehren des Königs Ottokar den Namen Königsberg,*) und ſchon im folgenden Jahre (1256) erhob ſich in deſſen Nähe die Stadt gleichen Namens.

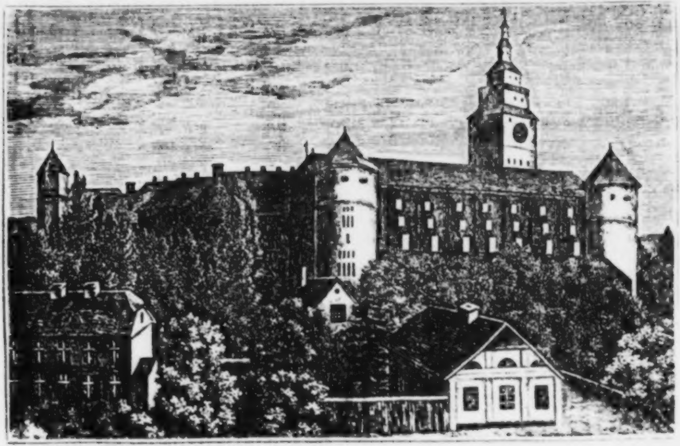
Im Jahre 1257 ward dies erſte, hölzerne Schloß abgeriſſen, und daneben von Seiten des Ordens ein neues Schloß (wo jetzt die Schloßkirche ſteht) aus Stein erbaut, mit doppelten Mauern, neun Thürmen und einem Graben verſehen.

Anfänglich war das Schloß nur die Wohnung des Ordens-Marſchalls, ſpäter wurde es die Reſidenz des Hochmeiſters und ſeit 1525 der erſten Herzöge von Preußen, unter denen es im Laufe der Jahrhunderte bedeutende Veränderungen und Erweiterungen, und endlich ſeine jetzige Geſtalt erhielt. Die Befeſtigungswerke verfielen nach und nach, oder wurden eingeriſſen, und nur der Thurm am ſogenannten Danziger Keller hat ſich, als ein Ueberreſt davon, erhalten. Unſtreitig hat das Schloß in ſeinem älteren Zuſtande im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, als es noch mit ſeinen Mauern, Thürmen, Gräben, Zugbrücken, umgeben war, und eine Einheit der Bauart zeigte, einen würdigeren und vortheilhafteren Anblick dargeſtellt als jetzt, da es mit Recht eine Muſterkarte von den Bauarten der letzten fünf Jahrhunderte genannt werden kann.

Im Jahre 1700 wurde das Brückenthor, welches die Stadt von dem Schloſſe ſchied, abgebrochen, wodurch der freie Platz vor dem Schloſſe entſtand. Er bildet ein längliches Viereck, 333 Fuß lang und 213 Fuß breit. Das Schloß ent-

---

*) Die alten Preußen nannten es: Tvangſte.



hält 180 Zimmer, von denen aber ein groſser Theil nicht mehr bewohnbar iſt, und viele zu Regiſtraturen und dergleichen gebraucht werden.

Die Abendſeite enthält das alte Zeughaus (jetzt ganz leer) und einige Gefängniſſe. Mitten in dieſem Gebäude befindet ſich eine bedeckte, gewölbte Durchfahrt, durch welche man auf die 1697 über dem Schloſsgraben erbaute Brücke (jetzt ganz überpflaſtert) gelangt. Die trocknen Ufer dieſes Grabens ſind jetzt in Gärten verwandelt. Ueber der Durchfahrt befindet ſich die ſchöne und geräumige Schloſskirche, der heiligen Dreifaltigkeit gewidmet. Das Gewölbe ruht auf vier groſsen, achteckigen, ſteinernen Pfeilern. Oben am Gewölbe werden eine Hand aus Gyps, welche einen Beutel hält, und eine Weintraube aus Gyps gezeigt, wovon ſich noch einige alte Sagen erhalten haben. In dieſer Kirche wurden der erſte König von Preuſſen, Friedrich I. und die Königin Sophie Charlotte am 18. Januar 1701 geſalbt, worauf Friedrich ſich ſelbſt die Krone aufſetzte. An den Pfeilern unter den Chören wurden die Wappen der damaligen Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens aufgehängt. Jetzt iſt die Kirche Garniſonkirche. Gegen Mittag liegt die Königliche Schloſs-Bibliothek mit vielen Merkwürdigkeiten: die Bände von maſſivem Silber ſehr künſtlich gearbeitet.

Ueber dieſen ganzen Flügel des Schloſſes läuft der groſse Moskowiter-Saal, der von einer Moskowitiſchen Geſellſchaft den Namen haben ſoll. Er iſt 265 Fuſs lang, 57 breit, aber nur 19 Fuſs hoch und ohne alle andre architektoniſche Merkwürdigkeit, als daſs die ganze, übrigens nur aus Holz beſtehende Decke von keinen Pfeilern geſtützt wird. Auf beiden Seiten befinden ſich zwei runde Thürme. In dieſem Saal ward 1594 das Beilager des Churfürſten Johann Sigismund mit der Preuſsiſchen Prinzeſſin Anna vollzogen.

Unter dieſem weſtlichen Theil des Schloſſes liegt der Schloſs-Keller, 194 Fuſs lang und 38½ Fuſs breit. Er dient jetzt als Weinkeller zum Vereinigungspunkt aller Königsberger Zechbrüder von Ruf, und führt noch immer den bedeutungsvollen Namen des Blutgerichts, nur mit dem Unterſchiede, daſs ehemals hier das Blut der gerichteten Verbrecher und jetzt das der Trauben fließt; es müſste denn ſeyn, daſs einige choleriſche Trinker des Guten zu viel thäten, ſich dann zum Böſen wendeten und dann mit eignen Händen eine Blut-Abzapfung veranlaſsten. — Da ſich in dieſem Flügel des Schloſſes: Keller, Zeughaus, Kirche, Tanzſaal und Schuttböden befinden, ſo ſagen die alten

Chroniken nicht ohne Witz: Hier wohnen Bachus, Mars, Jupiter und Venus, oder Wehr-, Lehr- und Nähr-Stand freundlich zuſammen.

Die Nordſeite, 1810 zum Theil neu ausgebaut, enthielt ehemals Hofſtuben, jetzt enthält ſie verſchiedene Kollegien, das geheime Archiv, die Bernſtein-Kammer u. ſ. w., auch das Tribunal, das Zimmer, wo ſich die Königlich deutſche Geſellſchaft verſammelt, die Kunſtkammer und die 1790 geſtiftete Provinzial-Zeichenſchule für Künſtler. Die Hälfte der Nordſeite, worin das geheime Archiv befindlich, iſt allein noch ſo, wie der deutſche Orden ſie erbaute, und hat ſich in ihrer alterthümlichen Bauart, jedoch ohne bemerkbare Schönheit, erhalten.

Die Morgenſeite hat das große gewölbte Schloßthor, worüber der ſchwarze Adler mit der Jahreszahl 1533 und folgender Inſchrift:

> Parcere subjectis et debellare superbos, Principis officium esse, Musa Maronis ait. Sic regere hunc populum, Princeps Alberte, memento: Sed cum divina cuncta regentis Ope.

Dieſen Flügel nehmen jetzt mehrere öffentliche Kaſſen ein.

Die Mittagsſeite enthielt ehemals die Küchen- und Badeſtuben, jetzt ſind Dikaſterien in dieſem Flügel, und das glänzende Lokal des Oberpräſidenten von Schön, ſo wie die Königlichen Zimmer zur Aufnahme höchſter und allerhöchſter Gäſte. Ueber einer Pforte befindet ſich das Bildniß des Markgrafen Albrecht, mit der Inſchrift:

Pſalm 5., 6.

> Laus mea sermo Dei Domini, mea gloria Verbum. Hac spe non metuam, quid mihi faxit Homo. Albertus D. G. Marchio Brandenb. Dux Prussiae. A. 1551.

An der Grenze der Mittag- und Abendſeite ſteht der hohe Schloß-Thurm mit 284 Stufen, bis 278½ Fuß über den mittleren Waſſerſtand des Pregels ſich erhebend. Hier hat man ein ergiebiges Panorama der Stadt und Umgegend. Drei Mal des Tages iſt der Schloß-Muſikant verpflichtet, ein Lied vom Thurm herab zu blaſen, was von einer alten Gerechtigkeit herrühren ſoll.

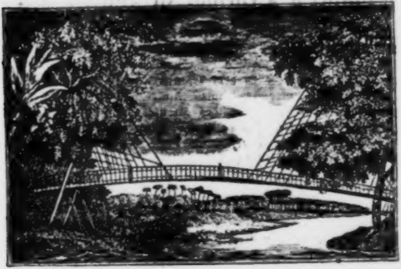
Vor dem Schloſſe liegt der Marſtall (im Jahr 1700 neu aufgebaut), jetzt eine Kaſerne der Küraſſiere. Vor der Kaſerne ſteht auf einem Fußgeſtell von grünem Marmor die metallene Bildſäule Friedrich's I. welche gerade hundert Jahre nach der

Krönung deſſelben, am 18. Januar 1801, unſer König den Königsbergern geſchenkt hat.

Die Anſicht des Schloſſes, welche unſer Bild giebt, iſt von der Prinzeſſin-Straße aufgenommen. Das Haus mit dem daranſtoßenden Garten, welches uns links entgegen tritt, war Wohnſitz und Eigenthum des Königsberger Weltweiſen Immanuel Kant, welcher bis zu ſeinem Tode (1804), daſelbſt lebte und wirkte.

Adalbert vom Thale.

Eine Hängebrücke aus Bambusrohr.

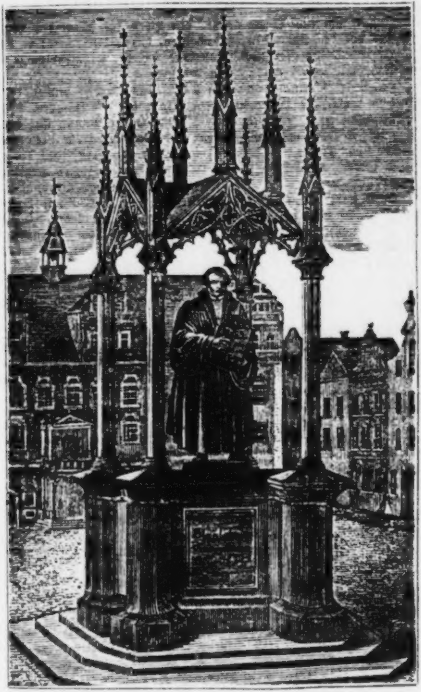


Die Inſel Java, eines der Sunda-Eilande des Archipels, hat Flüſſe und Bäche, die meiſt ſehr reißend ſind in ihrem Lauf. Die Ufer gehen bedeutend, zuweilen ſteil in die Höhe, und ein zu Zeiten durchwatbarer Fluß erreicht manchmal durch herabſtürzende Wildbäche binnen wenigen Stunden eine Tiefe von funfzehn bis dreißig Fuß. Solche Bergbäche künden ſich ſchon von fern durch ihr entſetzliches Gebrüll an; von ihrer Gewalt ſind die maſſiven Brücken in einem Augenblick zerſtört oder hinweg gefluthet, und in der Regenzeit wurde dadurch oft der Marſch der holländiſchen Truppen-Kolonnen gehemmt. Dies beſonders veranlaßte dort die Errichtung von Hängebrücken, wozu ſich der

Stoff in dem auf Java in großer Menge vorkommenden **Bambusrohr** darbot, das dort in den Dörfern auch beſonders noch zu lebendigen Hecken benutzt wird, die, von einem Verhau umgeben, im Nothfall den Bewohnern als Verſchanzung, als ein faſt undurchdringliches Bollwerk dienen. — Die hier abgebildete Hängebrücke von Bambusrohr wurde im Jahre 1828 von dem holländiſchen Oberſt-Lieutenant Lebel in der Provinz Gregol bei dem wichtigen Poſten Blige über den Progo errichtet.

Luther's Denkmal zu Wittenberg.

Es war in unſerm Vaterlande eine Zeit, wo Aberglaube und geiſtige Sklaverei Alles verfinſterten und der geweihte Mann zu Rom, welcher bis dahin der Mittelpunkt der Gläubigen geweſen war, taumelnd in dem Glanze, welcher von allen Enden der Erde ihm zuſtrömte, ſeines Amtes Würde und Heiligkeit vergaß und zu den Füßen des Kreuzes, das er als Prieſter Aller anbeten ſollte, Schätze grub. Man ſah die Kirche Chriſti zu einem Krämerhauſe erniedrigt, und der erſte Biſchof, der Knecht der Knechte Gottes, feilſchte darin und verhandelte die Strahlen aus dem Heiligenſcheine der Chriſtenheit; die Bibel, das Wort Gottes, lag im Winkel hoch beſtäubt und Niemand kannte, Niemand ſuchte es. Wohl traten Männer auf, welche den Mißbrauch ſchalten, aber ſolche Kühnheit ward als Ketzerei mit Tod und ewigem Kerker beſtraft; und wäre auch weniger Gefahr geweſen, ſo ertrug man die Beſchimpfung der Menſchen- und Chriſtenwürde aus Gewohnheit. Das dauerte lange und zu Rom wollte man nichts ſühnen und nichts beſſern; da fand ein bis dahin geringer Mönch die verlorne heilige Schrift und ſah den Mißbrauch des Heiligſten mit einem göttlichen Zorn. Er nahm die heilige Urkunde, reinigte ſie, dolmetſchte ihre Sprüche und Geſetze allem Volk verſtändlich und klar, und trat mit ihr, wie mit einem neuen göttlichen Befehl und wie ein neuer Apoſtel vor den Papſt, vor Kaiſer und Reich. Man ſuchte den Mann, man that ſich zu ihm heimlich und öffentlich; und ob auch der Wahn ihn verfolgte und geiſtliche und weltliche Macht wie ein drohendes Doppelgewitter an ſeinem Himmel hing, er wußte, daß ein allmächtiger Gott darüber war und führte ſein Vorhaben herrlich hinaus.



Und er hat eine Säule geſetzt, den Born des lebendigen Waſſers vor den Unheiligen zu bewahren, das Wort Gottes; er hat die Säule feſt gegründet, daß man ſich daran halten möge in Jahr und Noth, und dieſe Säule ſteht noch. Jedermann, ja gewiß der Geringſte im Volke weiß, daß ich von Luther rede, dem Lehrer der Wahrheit, dem Stolze des Vaterlandes. Jedermann kennt jetzt ſein Verdienſt und ſeinen Ruhm, und dennoch — ſollte man es glauben! — ſchlief der große Reformator ſchon drittehalb hundert Jahre unter der Erde, auf der er ſo tapfer geſtritten, ohne daß man ihm ein würdiges Denkmal geſetzt hätte. Erſt am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entſteht im Mansfeldſchen ein Verein zu dem Zweck und bringt die Sache öffentlich zur Sprache. Es regt ſich unter den Glaubensgenoſſen eine allgemeine Theilnahme an dem ehrenvollen Unternehmen, und als der König von Preußen, der Schirmherr der evangeliſchen Kirche, öffentlich die Sache in ſeinen Schutz nahm, unterſtützte und empfahl, traten alle Stände des Reichs und andre deutſche Fürſten freigebig bei und ſelbſt das Ausland ſendete Beiträge. Man war damals ſo weit gediehen, daß man den Tag zur Errichtung des Denkmals ſchon beſtimmte, als der Krieg mit Napoleon unterbrechend dazwiſchen trat. Der Mansfeldſche Verein legte alſo die eingegangenen Summen auf Zinſen an, und nachdem der Friede hergeſtellt und das Kapital von 23452 Thaler auf 33450 Thaler geſtiegen war, nahm ſich der König der Sache mit neuer Wärme an. Er entſchied auch unter den vielen ſich durchkreuzenden Vorſchlägen im allgemeinen Sinne und Intereſſe der evangeliſchen Kirche, daß „dem Dr. M. Luther auf dem Markte der Stadt Wittenberg ein metallenes Standbild errichtet werden ſollte.“ Weil dieſe Stadt der Schauplatz der großen Thätigkeit des Gottesmannes geweſen, hatten einſt die Grafen von Mansfeld ohne Streit ſeine Leiche dorthin zur Beſtattung übergeben; aus demſelben Grunde und um ſein ganzes Wirken zu feiern, ſollte dort auch ſein Bild ſtehen. Und das fromme Werk wurde damit begonnen, daß in Gegenwart des Königs und mehrerer Prinzen des Königlichen Hauſes am 31ten Okt. 1817, zugleich zur Feier der Vereinigung beider evangeliſchen Kirchen, der Grundſtein zu jenem Denkmale gelegt wurde; er erhielt durch fürſtliche Hände ſeine Weihe, und ein Gottesdienſt, verbunden mit den kriegeriſchen Ehrenbezeigungen des aus Frankreich eben in Wittenberg eingetroffenen Colberg'ſchen Regiments, beſchloß das Feſt auf eine würdige Weiſe. Die Errichtung des Denkmals ſelbſt ging raſch vorwärts. Der berühmte G. Schadow, Direktor der Berliner Akademie der Künſte, vollendete ſein Modell, der Geh. Oberbaurath Schinkel gab die Zeichnung zu einem Baldachin, den die Königliche Eiſengießerei in Berlin ausführte, und aus der Gegend von Freienwalde wurden mit großer Mühe gewaltige Granitblöcke zum Fußgeſtell herbeigeſchafft und nach der Zeichnung Schinkel's bearbeitet. Der Guß der Statue wurde in der Königlichen Kanonengießerei in Berlin ausgeführt und am 5. Oktober 1820 ſtand das fertige Denkmal in Schadow's Werkſtatt. Die Aufſtellung in Wittenberg ſelbſt geſchah am 31ten Oktober 1821 mit außerordentlichen Feierlichkeiten, die wir nicht weiter beſchreiben wollen. Da die Künſtler gegen das Fußgeſtell von Granit Einwendungen machten, erließ der König folgende denkwürdige Kabinetsordre an den Miniſter v. Altenſtein:

„Nach Ihrer Anzeige vom 12. v. M. hat es ſeine Schwierigkeit, den über der Bildſäule des Dr. Luther zu errichtenden Baldachin von Gußeiſen mit dem Fußgeſtell derſelben, nach der anliegenden Zeichnung in Verbindung zu ſetzen, wenn zum Fußgeſtell Granit genommen wird; an dieſes Material knüpft ſich indeſſen die Idee von unerſchütterlicher Feſtigkeit, dem Charakter des Mannes ſo ganz entſprechend, deſſen Bildſäule auf dieſem Fußgeſtell errichtet werden ſoll; und Ich würde es daher nur ungern nachgeben, ein andres Material ſtatt des Granits zu wählen. Wenn auch die Verbindung des Baldachins mit dem Fußgeſtell von Granit ſich weniger gut ausführen läßt, ſo wünſche ich doch aus dem angeführten Grunde, daß dieſe Steinart beibehalten werde, und überlaſſe Ihnen, dies dem Geh. Oberbaurath Schinkel und Direktor Schadow zu eröffnen.

Berlin, den 1. September 1818.

Friedrich Wilhelm.

An

den Staats-Miniſter Freiherrn v. Altenſtein.“

Das Denkmal ſelbſt und ſeinen Standort zeigt das beigegebene Bild. Luther ſteht in ſeinem Amtskleide da, wie vor dem verſammelten Volke und deutet auf die aufgeſchlagene Bibel; eine Auffaſſung, welcher man den Beifall nicht verſagen kann. Statt der Basreliefs an dem Fußgeſtell ſolcher Statuen ſind hier Inſchriften gewählt. An der Vorderſeite ſteht: „Glaubet an das Evangelium“; links erinnern folgende Worte an ſein erſtes Auftreten: „Iſts Gottes Werk, ſo wirds beſtehen, Iſt's Menſchenwerk, wirds untergehen.“ Den Gipfel ſeines

Werks, ſein entſcheidendes Auftreten in Worms bezeichnet die Inſchrift zur Rechten: „Eine veſte Burg iſt unſer Gott.“ Auf der vierten Seite ſteht:

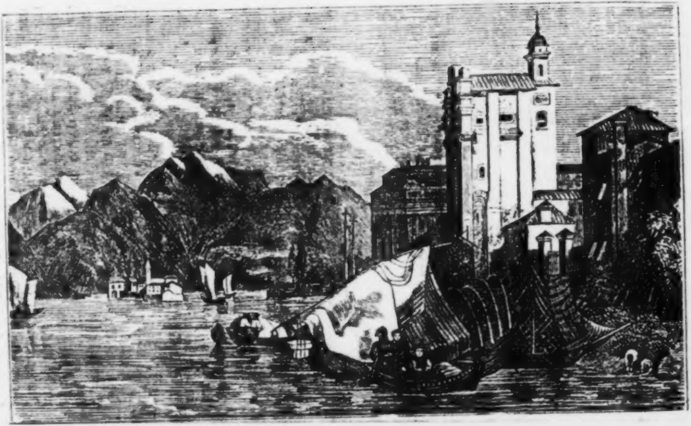
„Von dem Mansfeldiſchen Verein für Luther's Denkmal
durch geſammelte
Beiträge begründet, und durch König Friedrich Wilhelm III.
errichtet.“

Welche Mühe und Arbeit das Fußgeſtell verurſachte, kann man daraus ſehen, daß der Transport der beiden Granitblöcke bis Berlin ſechs Monate erforderte; das Ausarbeiten, Schleifen und Poliren beſchäftigte zwölf Monate hindurch zehn Steinmetzen und dreißig Schleifer. Der Stein iſt von röthlicher Farbe und erreicht an Schönheit faſt den egyptiſchen Granit; die zwei Steine, deren größter in roher Geſtalt 20 Fuß lang, 10 Fuß breit und 8 Fuß dick war, haben die trefflichſte Politur angenommen. Das Denkmal hat eine Höhe von 28 Fuß 3 Zoll; das ganze Gewicht beträgt 1365 Centner, der Raum, welchen ſein Umfang einnimmt, hat 224 Quadratfuß, und die gemauerte Unterlage eine Tiefe von 8 Fuß. Jetzt umgiebt das Ganze ein von Eiſen gegoſſenes Geländer, welches um einen Raum von 589 Quadratfuß herum geht. — Das Denkmal wird der Nachwelt Zeugniß ablegen für unſern Glauben und unſre Dankbarkeit, und durch den Anblick ſeines Bildes ihre Verehrung für einen Mann ſtärken, dem Deutſchland ſo unendlich viel verdankt.

A. G. Genzel.

Iſola bella.

Iſola bella, zu Deutſch: das ſchöne Eiland, iſt eine der zwei größern Borromeiſchen Inſeln, welche wegen ihrer herrlichen Lage und Schönheit von den Reiſenden Italiens zu den reizendſten Partien dieſes Landes gerechnet werden. Iſola bella war, wie Iſola Madre, ein nackter, ſchroffer Fels, der aus dem Waſſerſpiegel vorragte, als Graf Vitaliano Borromeo 1671 dieſelben mit fruchtbarer Erde bedecken ließ und Pflanzungen und Terraſſen auf dem gewonnenen Boden anlegte. Auf Iſola bella wurde vorzüglicher Fleiß verwendet; es erhielt bis zur Höhe zehn ſich verkleinernde Terraſſen mit Garten-Anlagen, und auf der oberſten Terraſſe, 120 Fuß über der Meeresfläche, ſteht auf einer Plateform von 40 Quadrat-Fuß das koloſſale Wap-



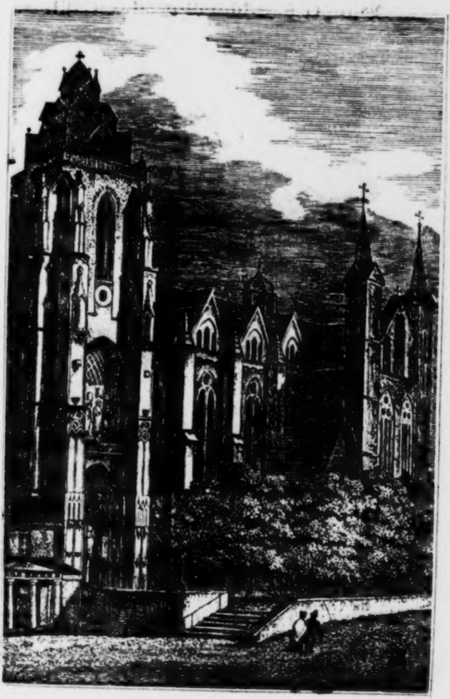
[illegible]

penthier der gräflichen Familie Borromeo, in deren Beſitz dieſe Inſel ſeit Jahrhunderten iſt, ein geflügeltes Eichhorn. In dem Schloſſe an der Weſtſeite befindet ſich eine Gemäldeſammlung, und die Wände der unteren Zimmer ſind mit einer ſeltſamen, aus Kies und Muſcheln geformten Moſaik ausgelegt. Dort iſt auch ein großer Lorbeerbaum, in deſſen Rinde Napoleon einige Tage vor der Schlacht bei Marengo das Wort „bataglia" (Schlacht) grub. Wie ſchön die Ausſicht von Iſola bella ſelbſt herab ſeyn muß, läßt ſich denken. Wer dies entzückende Eiland gefeiert ſehen will, leſe Jean Paul's Titan; geärgert über Iſola bella's Schönheit hat ſich nur Einer von den Reiſenden: Guſtav Nicolai! — weil er bei ſeiner Warnungsſtimme gegen Italien dieſes Eiland als Ausnahme mußte gelten laſſen. Manches Andre auszunehmen, hat er vergeſſen, oder in ſeiner Eile und üblen Laune viel Schönes nicht geſehen.

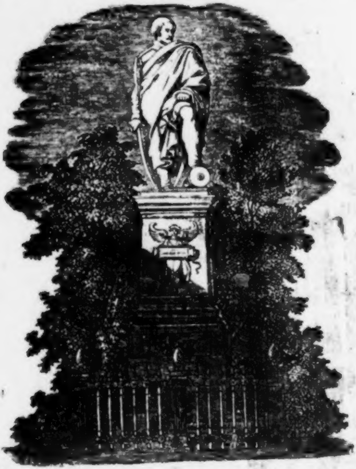
Hier haben wir nur einen Punkt von Iſola bella, und da das Schloß im Vorgrunde ſteht, ſind die Gärten meiſt davon bedeckt.

Der Dom in Wetzlar.

Wetzlar, das in der Geſchichte oft genannt iſt wegen des Reichskammergerichts, das vom Jahr 1693 bis 1806 ſich dort befand, hat an ſeinem Dom das ſchönſte Gebäude der im Uebrigen ſich durch ihre Bauart nicht auszeichnenden Stadt. Das Schiff und der Chor dieſer der heiligen Maria geweihten Kirche, mit welcher ein erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts aufgehobenes Collegiatſtift verbunden war, wurden im letzten Viertel des 13ten erbaut, und der 192 Fuß hohe, noch unvollendete Thurm im 14ten Jahrhundert begonnen. Dem urſprünglichen Plane nach ſollte noch ein zweiter Thurm errichtet werden; zwiſchen beiden würde dann der Haupteingang geweſen ſeyn. Allein dieſer Plan kam ſo wenig zur Ausführung, daß nicht einmal das Hauptportal der älteren Kirche weggeriſſen wurde, welches noch jetzt den Eingang zur Kirche bildet, wenn man von der Seite des Thurms (von der Weſtſeite) in dieſelbe treten will. Dieſes alte hier nicht ſichtbare Hauptportal iſt in Rundbogenſtyl und erinnert, gleich dem Thurm der bei Wetzlar liegenden alten Reichsburg Calsmunt, auf's entſchiedenſte an die Bauten, welche Kaiſer Friedrich der Rothbart nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts in Gelnhauſen ausführen ließ. An der Wetzlarer Kirche ſind die ſchönen Sculpturen noch beſonders zu bemerken, vorzüglich die, welche an einer Seiteneingangsthüre ſich befinden.



Blücher's Standbild zu Berlin.



Der vorige Jahrgang dieſes Buches enthielt Blücher' Bildniß und eine Lebens-Skizze des großen Feldherrn. Di Abbildung des herrlichen Denkmals zu Berlin, womit Friedric Wilhelm III. das Andenken des Helden ehrte, mag, als Ergänzung dazu, hier willkommen ſeyn.

An dem ſchönſten Platze Berlin's, zwiſchen dem Palai des Königs und dem Opernhaus, gegenüber den Marmor-Statuen ſeiner Waffengefährten Bülow und Scharnhorſt, wa Blücher's Standbild im Jahr 1826 aufgeſtellt, und am 18te Juni, dem Tage der Schlacht bei Belleallıance, enthüllt. Da

Fundament bildet eine polirte Granitſtufe; darauf erhebt ſich das Piedeſtal, 14 Fuß hoch, mit der 13 Fuß hohen Bildſäule Blücher's, beide aus gegoſſenem Metall.

Der Held iſt in ſeiner Uniform dargeſtellt, den Reitermantel über die linke Schulter zurückgeworfen. Mit ernſtem, muthigem Blick wendet er das Haupt über die linke Schulter, gleichſam den Feind ruhig erwartend, in der ſchlagfertigen Rechten den Huſaren-Säbel gezückt, den linken Fuß feſt auf eine umgeworfene Haubitze geſtemmt. Die ganze Stellung zeigt den kundigen, entſchloſſenen Feldherrn, den kühnen, ſelbſtvertrauenden Helden.

Das Poſtament iſt in allen drei Theilen ganz vorzüglich kunſtreich gearbeitet, unten der Sockel, deſſen Vorderſeite auf unſerm Bilde von dem Gitter verdeckt erſcheint, darüber Reliefs an allen vier Seiten, die in ſinnreichem Zuſammenhange ſtehn, und endlich oben der Würfel oder eigentliche Körper des Piedeſtals, wo wir auf unſerm Bilde die Siegesgöttin mit der Inſchrift erblicken.

Der Sockel zeigt auf der Vorderſeite Blücher's Wappen, auf der linken Seite, d. h. auf der rechten des Beſchauers, einen wildblickenden Löwen, der, wie es ſcheint, ſich brüllend vom Lager erhebt, und auf der entgegengeſetzten Seite einen ruhenden Löwen, dort das Beginnen des Kampfes, hier den errungenen Sieg andeutend. Die Rückſeite ſchmückt ein reicher Lorbeerkranz, der die Jahreszahlen MDCCCXIII. XIV. XV. umſchließt.

Die Reliefs, Meiſterwerke an Compoſition und Ausführung, ſtellen charakteriſtiſche Scenen aus den drei Kriegsjahren dar. Auf der linken Seite der Abſchied der jungen hinausziehenden Krieger von ihren Eltern; hier wird der Aufruf des Königs geleſen, dort werden Waffen vertheilt, dort zur Fahne geſchworen. Der Zug der Reiterei bewegt ſich zum Thore hinaus, das durch den ſchleſiſchen Adler als Wappenſchild und durch eine Andeutung des Rathhauſes im Einblick ſich als ein Breslauer Thor zu erkennen giebt. Im Hintergrunde erſcheint die Statue der Bellona, welche auf dem Grabe des Generals Grafen Tauenzien, Breslau's Vertheidiger im ſiebenjährigen Kriege, aufgeſtellt iſt. Das Relief auf der Rückſeite zeigt das marſchirende Heer, wie hier freiwillige Jäger mit ihren Trommeln und Pfeifen an einem Bauerhauſe vorüberziehn, dort Uhlanen bei einem Brunnen halten, das Pferd tränken, und von der Hand eines freundlichen Landmädchens ſich den Krug kühlenden Waſſers reichen laſſen. In einer beſonders hervortretenden Figur im Offiziermantel erkennt man Gneiſenau, der ſinnenden Blickes in den halbgeordneten Zug ſchaut. Das dritte Relief, an der rechten Seite, führt uns in das Feldlager, reich an abwechſelnden Gruppen. Die Reiterſchaaren bewegen ſich bereits in wohlgeordneten Colonnen vorüber. Viele Figuren ſind Bildniſſe bedeutender Männer jener Zeit. Der Mann in Civil, im ernſten Geſpräch mit einem Stabs-Offizier zu Pferde, bezeichnet den Miniſter von Humboldt. Die mit Weinreben umrankten Bäume deuten auf den Schauplatz in Frankreich. Die Vorderſeite endlich ſtellt in einem trefflichen Relief den Einzug in Paris dar. In der Mitte Blücher ſelbſt, mit Gneiſenau, York, Prinz Wilhelm, Prinz Auguſt, Kleiſt, Bülow, mit Fahnen und klingendem Spiel durch die Porte St. Martin eindringend. Die einſt vom Brandenburger Thore in Berlin geraubte Viktoria (die jetzt ihren alten Platz einnimmt) wird ihnen bereits entgegengeführt. Ein Pariſer lieſt die Abdankungs-Akte Napoleon's. Im Hintergrunde die Thürme der Kathedrale Notre-Dame, der Dom der Invalidenkirche, die Säule des Platzes Vendome und das Louvre.

Der Würfel ſtellt auf der vordern Fläche, ebenfalls in erhabener Arbeit, eine ſchwebende Siegesgöttin dar, eine Tafel haltend mit der vergoldeten Inſchrift:

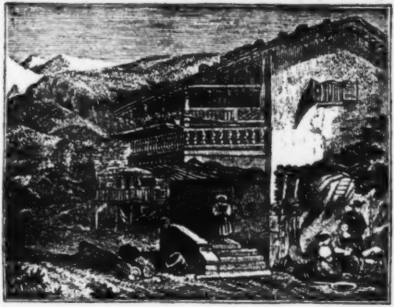
Friedrich Wilhelm III., dem Feldmarschall Fürsten
Blücher von Wahlstadt, im Jahre 1826.

Auf der Rückſeite erblicken wir in entzückender Anmuth Irene, die Friedensgöttin, wie ſie einen Oelzweig über zertrümmerte Waffen ausſtreckt.

Auf der linken und rechten Seite bietet uns dieſer Haupttheil des Piedeſtals gedoppelte Felder. Links auf dem oberen höheren Felde: Blücher im griechiſchen Harniſch, von der Nemeſis das Schwert empfangend; hinter dem Helden die Fortuna, nach egyptiſcher Vorſtellung abgebildet. Viktoria ſcheint dem Helden zu winken. In dem untern Felde ruht auf Grabſteinen ein Genius mit umgeſtürzter Fackel zwiſchen der Nymphe der Katzbach, und dem Flußgott der Loire. Die rechte Seite bietet in dem obern Felde die Göttin der Boruſſia, vom Throne herab dem Helden einen vollen Lorbeerkranz darreichend; im Hintergrunde einen Altar, mit dem Fürſtenmantel und dem Fürſtenhut, hinter demſelben eine Viktoria, die aus den erbeuteten Waffen ein Siegesdenkmal errichtet. Auf dem untern Felde ſitzt Klio, die Muſe der Geſchichte, und zeichnet die Thaten des Helden auf. Zu beiden Enden knien Viktorien und ſchmücken die Kandelaber mit Lorbeergehängen. Im Frieſe des reich verzierten Geſimſes ſehen wir rings herum zwiſchen Lorbeerzweigen die Orden abgebildet, welche die Bruſt des Helden ſchmückten. Die ſämmtlichen Modelle dieſer kunſtreichen Statue ſind von Rauch, die Zeichnung der Architektur von Schinkel. Der Guß in Bronze iſt das Werk Lequine's, die Ueberarbeitung des Metalls von Buarin. Das ſchöne eiſerne Gitter, welches das Denkmal umgiebt, iſt aus der Königlichen Berliner Eiſengießerei hervorgegangen.

S.

Ein Schweizer Bauernhaus.



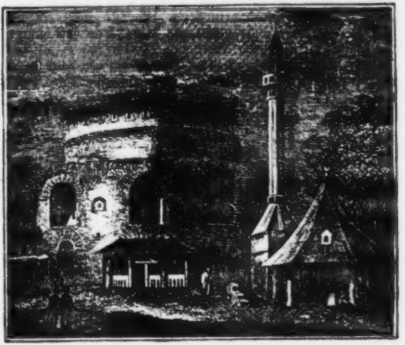
In der Schweiz ſehen die Häuſer der Dorfbewohner meiſt ſehr zierlich aus; wir haben hier eines abgebildet, das im Walliſerlande, in der Nähe von Brieg ſteht. Obwohl ſonſt ziemlich maſſiv gebaut, hat es doch nur ein hölzernes Dach, aus großen Schindeln zuſammengeſetzt, die durch darauf gelegte Steine gegen die Gewalt des Windes geſichert werden. Dieſe Schindeldächer haben die von Stroh verdrängt, während auch jene, ſeit der Ziegelhütten in der Schweiz mehr geworden ſind, ſchon ſehr in Abnahme kommen. Romantiſcher ſieht vielleicht ſolch ein Dach mit ſeinen aufgelegten Steinen aus, aber die Romantik muß dem Zweckmäßigen, der Sicherung gegen Feuersgefahr weichen. In einem ſolchen Gebäude findet man oft drei bis vier Haushaltungen, nicht ſelten zwei in einer Stube, und jeder iſt für ſeinen Antheil Eigenthümer, indem die Koſten des Baues gemeinſchaftlich getragen wurden; das Innere iſt dann ſtreng abgemeſſen, weniger ſind es ſchon die Scheunen und Stallungen. Ueberall herrſcht aber muſterhafte Reinlichkeit, die wir die adlige Tugend der Armuth nennen möchten. An den Häuſern liebt man die Inſchriften, und man findet deren, die ernſt und komiſch, geſcheidt und albern ſind. Wir entnehmen einem Manuſcript folgenden hübſchen Spruch, der, neben einigen andern Reimen, an einem Hauſe in der Nähe von Uri ſteht, überſetzen ihn aber aus dem Schweizer-Dialekt in unſer Deutſch:

„Hat Fried' in den Stuben
Den Fleiß an dem Fädchen,
Gedeihen die Buben,
Gedeihen die Mädchen.
Da würzet das Scherzen
Die magere Koſt,
Da dringet zum Herzen
Kein Schimmel, kein Moſt.“

Auf unſerm kleinen Bilde ſieht man auch etliche Figürchen; ob eine „Mimili“ darunter, oder irgend ein Mägdlein, wie es als Schweizerin in Romanen oder auf den Theatern figurirt, wiſſen wir nicht; den Zeugniſſen neuerer Reiſenden zu Folge ſoll indeß von der ſo gerühmten einfachen Natürlichkeit der Mädchen in der Schweiz auch kein großer Vorrath vorhanden ſeyn. Indeß hat jedes Land, ſelbſt mitten unter den zu großen Anſprüchen, die im Allgemeinen an die Verhältniſſe des Lebens gemacht werden, noch ſeine Charaktere, welche ſich von falſcher Bildung nicht verderben laſſen, die mehr nach innen als nach außen ſchauen. Wenn die zu großen Anforderungen ihren Kreislauf gemacht haben, wird man wieder mehr zur Genügſamkeit ſich wenden, die hauptſächlich dazu beitragen kann, Verwirrungen der Begriffe zu beſeitigen, welche in manchen Ländern, ſo auch in der Schweiz, Wohlſtand und Familienglück hemmen. — Weil wir von den Schweizer Mädchen geſprochen haben, wollen wir eines derſelben erwähnen, das ſich vor Kurzem (1833) auf eigenthümliche Weiſe auszeichnete, nämlich Vreny Ulmen.

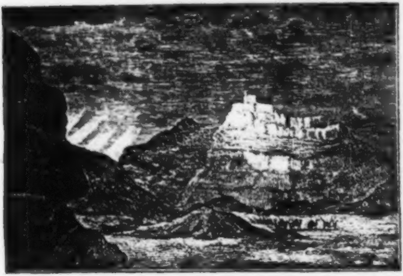
Ihr Vater hatte ein Loos bei einem Preis-Schießen, war aber am Tage des Schützenfeſtes krank; er übertrug den ihm zukommenden Schuß ſeiner Tochter und ſie gewann den zweiten Preis von 4000 Schweizer Franken. Eine echte Tochter des Landes, aus dem Wilhelm Tell hervorging!

Der Kabiren-Tempel zu Theſſalonich.



Der Alterthumsforſcher Couſinéry, welcher unter Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. lange Zeit zu Saloniki in Macedonien franzöſiſcher Konſul war, und ſeine Muße dem Studium des aus der alten Zeit trümmerhaft Herabgekommenen eifrig widmete, hat ein Werk über ſeine Reiſen und Entdeckungen drucken laſſen. Darin giebt er auch die Abbildung eines alten Tempels der Kabiren, welcher ſich zu Saloniki, dem alten Theſſalonich, befindet. Jene Stadt hat das Merkwürdige, daß bis jetzt drei Religionen darin gegolten haben: die heidniſche, die chriſtliche und die muhamedaniſche. Jede hat Spuren nachgelaſſen, welche ſich in den dortigen alterthümlichen Bauwerken finden. Der alte Dienſt der Kabiren (ſo hießen die Prieſter) war der Cybele d. h. der Göttin der Fruchtbarkeit, gewidmet. Die Prieſter waren alle männliche Verſchnittene, um an ein Liebesabenteuer dieſer alten Göttin und den Verluſt ihres Geliebten Atys zu erinnern; ſolchen Geſchichten wurde dann gewöhnlich ein myſtiſcher Sinn beigelegt. Dieſer Tempel hat die Form einer Rotunde und iſt, wie man an dem Halbmonde ſehen kann, zu einer türkiſchen Moskeh umgeſchaffen; denn die Sparſamkeit des Menſchen verleugnet ſich auch in dem Gebrauch alter heidniſcher Gebäude zu ſeinen religiöſen Uebungen nicht. Die hier wiedergegebene Abbildung dieſes Denkmals zeigt im Vorhofe einen Block von Verde antico, der ſich eigentlich im Innern des Gebäudes befindet. Dies iſt ein Denkmal aus der erſten chriſtlichen Zeit; denn nach einer alten Volksſage hat der heilige Paulus von dieſem Steine herab gepredigt.

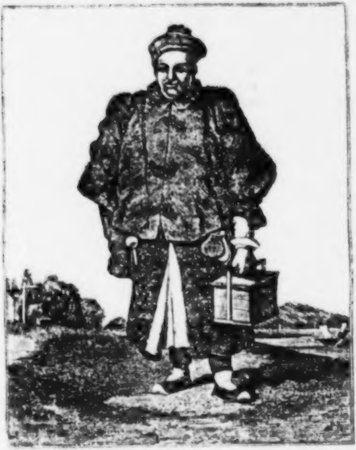
Aaron's Grab.



Aaron war, wie den Freunden der Bibel bekannt ſeyn muß, der ältere Bruder Moſis und ihm bei dem großen Werke des Auszugs aus dem Lande der Pharaonen beigegeben, weil er mehr äußere Gaben beſaß und ein fertiger Redner war, während der ſtammelnde oder doch nicht mit ſolcher Gewandtheit redende Moſes ſich mehr durch die unerſchütterliche Gediegenheit ſeines Geiſtes auszeichnete. Aaron wurde durch ſeinen Bruder zum Oberprieſter ernannt; als aber der Prophet vierzig Tage auf dem Berge Sinai blieb, ſchmähte er ſeine Würde dadurch, daß er dem Unglauben des Volks ſo weit nachgab, ein goldnes Kalb aufzuſtellen, um den Leuten, welche ſich nach den Fleiſchtöpfen Egyptens zurückſehnten, auch einen egyptiſchen Gott — es war der bekannte Apis — zu geben. Der Erfolg und der Verlauf ſeiner Lebensgeſchichte iſt bekannt, ſo wie, daß er zur Strafe ſeines Zweifels an Gott nicht in das gelobte Land kam und nur im Gegenwart ſeines Bruders und Sohnes auf dem Berge Hor ſtarb. Die Araber verehren noch heute ein ſogenanntes Grabmal Aaron's auf dem Berge Hor, der hervorragenden Spitze unter den Felſenhaufen von Wadi Muſa, und ein greiſer Araber wohnt auf der Kuppe des Felſens als Hüther des hochverehrten Denkmals. Der deutſche Reiſende Burkhard konnte nur dadurch an den Ort gelangen, daß er vorgab, eine Ziege für den Propheten Harun (ſo nennen ihn die Araber) opfern zu wollen; die Ziege mußte aber ſchon im Angeſicht des heiligen Berges geſchlachtet werden. Dieſe Verehrung erklärt ſich leicht daraus, daß der althebräiſche Oberprieſter im Koran (Sure 19.) als Prophet genannt wird; und wir bemerken bei der Gelegenheit für die, welche es nicht wiſſen, daß viele gefeierte bibliſche Namen im Koran in Ehren erwähnt werden, wenn auch ihre Geſchichte bisweilen eine Aenderung erlitten hat. So wird die Geſchichte des Patriarchen Joſeph (Juſuf) erzählt, und Jeſus Chriſtus (Iſa) wird an ſieben verſchiedenen Stellen als großer Prophet genannt. Was übrigens jenes Grabmal anlangt, ſo muß man es mit der Wahrheit nicht ſo genau nehmen; wahrſcheinlich iſt daſſelbe nicht ſehr alt. Denn im Morgenlande hat man eine ordentliche Sucht, ſolche Denkmäler aufzuweiſen. Beiſpielsweiſe erwähnen wir nur, daß man ſechszehn Meilen von Damaskus das Grab des Abel zeigt; da iſt wenigſtens ein Zweifel erlaubt. Wenn aber dem Hiob auf dieſe Manier fünf Gräber beigelegt werden, da behufs guter Moral man doch allen Grund hat, den Mann für eine erdichtete Perſon zu nehmen, ſo wird man in jenen Gräbern nur die Beweiſe einer beſondern Verehrung ſehen. Schließlich ſey noch erwähnt, daß die Rabbinen, welche z. B.

die Entfernung der Augen Gottes von einander maßen, es auch für den Narren an Fabeln nicht haben fehlen laſſen.

Echtes Portrait eines Chineſen.



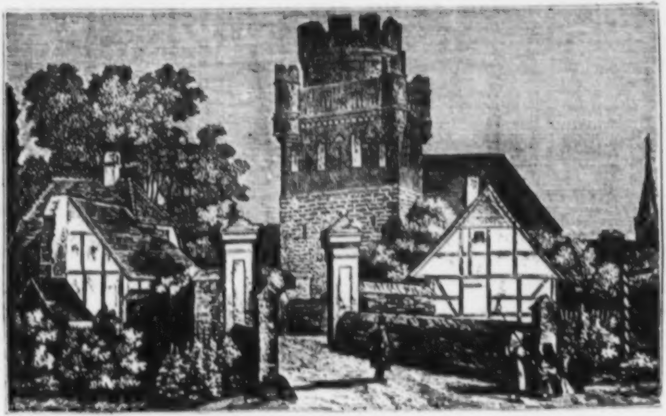
Als Graf Macartney als engliſcher Geſandter in China war, hatte er in Macao einen eingebornen Haushofmeiſter, der ihm alle Einkäufe für ſeine Haushaltung beſorgte. Er fand ihn ſo merkwürdig, daß er ihn zeichnen ließ und in dem Bericht über ſeine Reiſe beſchreibt; der gute Mann hat gar Vielen ſchon im Bilde gefallen, und ſo wird es auch wohl an dieſer

Stelle gern geſehen, um ſo mehr, da es ein genaues Portrait eines Chineſen iſt. Mütze und Schuhe abgerechnet, ſtatt deren dieſer einen Hut, jener Stiefeln trägt, kleidet ſich die mittlere Klaſſe, oder der Bürgerſtand, durch ganz China gerade eben ſo. Das Oberkleid iſt eine Pelzjacke von Schaaffell. Die halben Mondsfiguren ſind aus dunkel gefärbtem Schaaffell, in jener Form, ausgeſchnitten und zum Zierrath in die Jacke eingenäht; der Kragen iſt von Marder oder Fuchspelz. Dergleichen Pelzjacken trägt man in China Morgens und Abends, wenn es kühl iſt, und legt ſie in den wärmern Tagesſtunden ab. Das längere Unterkleid iſt von geblümtem ſeidenen Zeuge, und das darauf folgende weiße iſt Leinen oder Tafft, von welchen Zeugarten auch im Sommer die langen Schifferhoſen ſind. Für den Winter werden ſie entweder mit Pelzwerk gefüttert, oder mit ungezwirnter Seide, wie mit Watte, geſteppt oder durchnäht; in den nördlichen Gegenden des Reichs trägt man im Winter durchgehends Pelzhoſen. Die Mütze iſt aus einer Art von Filz gemacht; ſo lange ſie neu ſind, haben ſie faſt die Form einer Mandarins Mütze. Dieſe Form geht aber durch das Tragen und durch den Regen, der alle Appretur herausbringt, bald verloren. Die Strümpfe ſind von Nankin, und inwendig mit Baumwolle durchnäht; auch die Schuhe ſind von Nankin, und die Sohlen von dicker Pappe. Vom Gürtel hängen, rechts, ein Meſſer im Futteral, nebſt Feuerſtahl und Stein, zur Linken ein Paar Beutel zu Rauch- und Schnupftaback herab. In der linken Hand hält er ein hölzernes Käſtchen voll Confituren, von denen er ſolchen Reiſegefährten, denen er beſonders wohlwollte, mitunter ein Schälchen anzubieten pflegte.

Das Tangermünder Thor zu Stendal.

Wir geben hier die Abbildung eines der älteſten Bauwerke in der Mark Brandenburg. Den geſchichtlichen Angaben nach iſt dieſer Thurm im funfzehnten Jahrhundert erbaut; die untere Maſſe, aus Granit beſtehend, iſt aber wahrſcheinlich noch älter. Der ſpäter aufgeſetzte Theil iſt in ſeinen Niſchen, Wappenſchildern u. ſ. w. mit gebrannten Steinen zierlich ausgeführt. Ueber dieſen Bauſtyl laſſen wir Hrn. Dr. Franz Kugler ſprechen, der Folgendes berichtet:

„Die mittelalterlichen Gebäude der Altmark ſind größtentheils aus gebrannten Steinen erbaut. Dieſe Bauart hat in



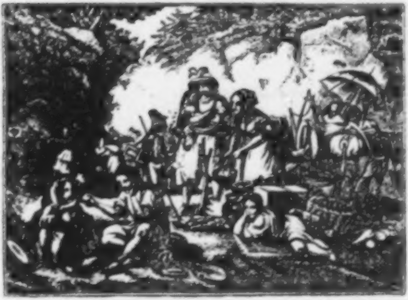
den nordöſtlichen Provinzen von Deutſchland eine eigenthümliche und von den Sandſteinbauten der übrigen Gegenden verſchiedene Entwickelung des ſogenannten gothiſchen Styls zur Folge gehabt. Von dem rundbogigen, dem bei uns ſogenannten byzantiniſchen Bauſtyl, welcher am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch jenen verdrängt wurde, finden ſich nur wenige vereinzelte Beiſpiele, zuweilen aus Schuld eines leicht zerſtörbaren Materials, insbeſondere aber, weil die Altmark zu jener Zeit noch nicht zu ihrer politiſchen Entwickelung gelangt war.

Man bediente ſich nämlich großentheils des Holzes zum Bauen, vornämlich zwar zum Bauen der Wohngebäude, ſo daß in der Mark Brandenburg ſelbſt noch im dreizehnten Jahrhundert ein jegliches von Steinen errichtetes Gebäude als ein ſolches beſonders bezeichnet wurde. Die Seltenheit ſteinerner Wohnungen gab damals ſogar zum Entſtehen eines eigenen Geſchlechtsnamens: De domo lapidea (vom ſteinernen Hauſe) Veranlaſſung. Bei Kirchenbauten indeß ſcheint ſich eine ſolche Angabe mehr nur auf eine hölzerne (d. h. ungewölbte) Decke zu beziehen, als auf geſammtes Mauerwerk. Neben dem Holz gebrauchte man vornämlich den Granit zum Bauen, welcher zu regelmäßigen Quadern behauen wurde; doch hinderte die Schwierigkeit der Bearbeitung deſſelben jede Detaillirung der Formen. Auch ſpäter kommt dieſer Stein, aber ſchlechter bearbeitet, insbeſondere bei den Dorfkirchen granitreicher Gegenden vor. Bei dem Bau mit gebranntem Stein wandte man den Granit in der Regel zum Fundament an.

Die Anfertigung des gebrannten Steines erlaubte denſelben nur in kleineren Maaßen zu liefern; daher vermindert ſich hier die Zahl der häufig ganz freiſtehenden dekorativen Theile des Sandſteinbaues, z. B. der durchbrochenen Spitzen der Haupt-Thürme, der zierlichen thurmartigen Spitzen über den Strebepfeilern, der freiſtehenden Giebel über den Fenſter- und Thür-Oeffnungen, der ſchwebenden Bögen, welche die Streben der Seitenſchiffe mit denen des Hauptſchiffes verbinden, u. ſ. w. Statt ſolcher wurden reliefartige Dekorationen angewandt. Die Ornamente haben ein weniger ſtarkes Relief und kehren, da ſie häufig mit gewiſſen Formen gemacht wurden, öfter wieder. Doch ſind dafür die Profilirungen, namentlich an den Einfaſſungen der Fenſter und Thüren, höchſt mannigfaltig, da eine ſtarke Vertiefung der Glieder hier durch gebrannte Formſteine leichter erreicht wurde. Die Haupt-Horizontallinien (die Geſimſe), welche beim Sandſteinbau durch jene aufſtrebenden Theile oft unterbrochen wurden, treten wieder bedeutſamer hervor, und überall iſt das Ganze maſſenhafter gehalten, und wirkt auch auf dieſe Weiſe.“

In dieſem „Jahrbuch für 1835“ findet ſich eine Abbildung des Neuſtädter Thores zu Tangermünde, welches ebenfalls zu den mittelalterlichen Gebäuden aus gebrannten Steinen gehört.

Die Zigeuner.



Die Zigeuner ſind ein in ganz Europa zerſtreutes Volk, deſſen Aeußeres ziemlich allgemein bekannt iſt. Sie ſind von mittlerer Statur, hager und kräftig; ihre Haut, welche in allen Ländern unverändert dieſelbe bleibt, iſt dunkel, olivenfarbig oder ſchwarzbraun, und ſticht gegen die blendend weißen Zähne, die rothen Lippen, ſehr ab. Bart und Haare ſind ſchwarz und ſtark. Dieſe Menſchen erſchienen im funfzehnten Jahrhundert in Europa in großen Herden, welche gegen 14.000 Köpfe betrugen; in Deutſchland ſah man ſie im Jahre 1417 zuerſt. Man wußte damals nicht, woher ſie kamen oder ſtammten, und beſtimmt läßt ſich über ihren Urſprung auch jetzt noch nichts ſagen. Doch hat man ihre Sprache, welche ſie ſehr geheim halten, unterſucht und gefunden, daß die meiſten Wörter derſelben indiſchen Urſprungs ſind; daraus und aus vielen ihrer Gewohnheiten, Gebräuchen und Charakterzügen, z. B. ihrer Tanzluſt, ihrem großen muſikaliſchen Talent, ihrer Putzſucht, welches ſich Alles bei der letzten Kaſte der Hindu's, den Suders, wieder findet, zieht man den Schluß, daß die Zigeuner dorther gekommen und vielleicht durch den Eroberer Timur aus ihrer Heimath verſprengt worden ſind. In Europa nahm man ſie nicht ungern auf; ſie hatten viele beladene Pferde, Eſel und Maulthiere mit ſich, und beſaßen eine Menge Gold und Edelſteine. Bald aber zeigten ſie ſich ganz anders, als man erwartet hatte, und ziemlich ungefügig für jede geſetzliche Ordnung; man gab ihnen auch Räuberei, Hochverrath, Zauberei, Menſchenfleiſchfreſſerei ſchuld. Man machte nun Jagd auf ſie, wie auf wilde Thiere; viele ſtarben durchs Schwerdt, viele wurden verbrannt oder zu Tode gemartert. Man wollte ſie vertilgen, aber ſie vermehrten ſich und breiteten ſich, Amerika ausgenommen, über die ganze Erde aus; und ob ſie jene Verbrechen in der Weiſe, wie man ihnen Schuld gab, verübten, muß, da die Geſtändniſſe durch die Folter erpreßt wurden, ſehr dahin geſtellt bleiben. Als Urſache ihres Umherziehens in allen Ländern gaben ſie damals an, ſie wären Abkömmlinge der Egyptier, welche der heiligen Familie die Aufnahme verweigert hätten. Deshalb ſey ihnen vom Papſt eine Bußwanderung von ſieben Jahren auferlegt, wogegen ihnen der Kaiſer eine Stehlfreiheit von derſelben Länge bewilligt habe. Die Freibriefe von Kaiſer Sigismund, von Iſabella (Königin von Ungarn) u. A. unterzeichnet, wieſen ſie wirklich vor, und Niemand zweifelte daran. Ihre Anführer legten ſich ſelbſt die Titel Herzöge, Grafen und Ritter bei; ihr oberſter Häuptling war in jenen Briefen Woinoda (Woyrodati) Cziganorum genannt. So war 1418 von einem Herzog Michael von Egyptenland die Rede, welcher bei Zürich in der Schweiz lagerte; daſſelbe Ritual wird auch auf Grabſteinen beobachtet, wo der Todte ſeinen gehörigen Titel erhält. Eine hierher gehörige Notiz aus unſrer Zeit iſt:

Aus England meldet man unter dem 10. Februar 1835 Folgendes: „Vor einigen Tagen ſtarb in ſeinem Feldlager, in Beſtwoodlane bei Nottingham, nach einer langen Krankheit der König der Zigeuner. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß die Leiche vor der Beerdigung in Basford in Parade ausgeſtellt werde, deshalb kamen viele Tauſende von Menſchen nach dem Lager, ſo daß der Weg ſtundenweit mit Neugierigen bedeckt war. Die Beſtattung geſchah erſt am Abend, weil man bis dahin eine Geſandtſchaft der Zigeuner aus Lancaſhire erwartet hatte; dieſe traf Abends ein und man entſchied ſich dahin, daß der königliche Leichnam an dem gewöhnlichen Begräbnißorte No man's heath d. h. Niemands-Haide in Northamptonſhire beſtattet werden ſolle. Um 11 Uhr Abends bildete ſich der Zug, an deſſen Spitze ſich die Prinzeſſin, die Tochter des Seligen, befand. Neue Hinderniſſe ließen den Zug in Eaſtwood anhalten, ſo daß erſt am folgenden Tage die feierliche Beerdigung im Beiſeyn einer großen Menge Menſchen vor ſich ging. Der ſelige Fürſt folgte ſeinem Vater, welcher vor einigen Jahren in Lincolnſhire ſtarb, in der Regierung; er ſelbſt hinterläßt ſeiner einzigen Tochter, einem hübſchen Mädchen, einen Mahlſchatz von einem Viertelmaß Geld."

Die Beſchäftigung dieſer Menſchenklaſſe, welche ſich ſelbſt mit dem Namen Kahli d. h. Schwarze nennt, iſt ſehr mannigfaltig. Die ſchwarzen Mädchen (melli tschai) ſind ſehr geſchickte Tänzerinnen, und in Spanien beſonders ſehr beliebt; in der neuern Zeit haben ſich ſelbſt die Dichter ihrer angenommen und ſie ihrer Natur gemäß (wohin auch ihr Geſang gehört) benutzt, z. B. „Precioſa" und neuerdings „Esmeralda" (in dem Drama: „der Glöckner von Notre-Dame.") Dieſe Mädchen haben, ungeachtet der Farbe, oft eine außerordentliche Schönheit, ſind ſtets heiter, gutmüthig, freundlich, anſpruchslos, ohne darum eine gewiſſe Liſt zu entbehren. Der Zigeuner hat, wie ſchon bemerkt, ein ganz beſonderes muſikaliſches Talent; er ſpielt, außer dem Pianoforte, welches ſich natürlich von ſelbſt ausſchließt, faſt jedes Inſtrument, vorzüglich aber die Geige mit ſolcher Fertigkeit, Reinheit, Charakteriſtik und Fülle des Tons, daß es zum Bewundern zwingt. Ihrer Tanzmuſik möchte ſchwerlich eine andre gleichkommen. Als ſolche berühmte Muſiker unter ihnen werden genannt Carna Mihali, Czinka Panna, Hiripi, Sugar und der in Peſth lebende Cibari. Sonſt beſchäftigen ſich die Zigeuner auch mit Stehlen, Schmieden, Keſſelflicken, Kartenlegen, Kuriren, mit Pferde- und anderm Handel; ſie ſpielen die ſogenannten Kammerjäger gegen Ratten und Mäuſe und ziehen in den Ländern als Marionetten- und Taſchenſpieler umher.

Den Namen Zigeuner, welchen dieſe Leute ſelbſt als ein Schimpfwort betrachten, das ſo viel heiße, als ſchlechter Kerl, haben ſie wahrſcheinlich, wenn man ihre Herkunft aus Indien für gewiß hält, von einer dortigen Landſchaft, welche noch heut

Zinganer heißt. Sie haben übrigens faſt in jedem Lande einen andern Namen. Die Perſer nennen ſie Zengi, die Italiener Zingani, die Ruſſen Tziganes, die Ungarn Czigan-Czigany, die Engländer Gipſies, die Bewohner der Pyrenäiſchen Halbinſel Gitanos, die Niederſachſen Tatern, die Franzoſen Egyptiens, Bohémiens, Sarrasins u. ſ. w. In Siebenbürgen nennt man ſie Pharao Nepok (Volk Pharao's), während ihr Name in Egypten Ghaſie iſt.

In ihrer Lebensweiſe haben die Zigeuner etwas Abgeſchloſſenes, Kaſtenartiges, von dem ſie nie laſſen. Weiber und Kinder leben z. B. für ſich allein. Die Verheirathung mit einer Nicht-Zigeunerin (Goje von ihnen genannt) gilt für den Mann als ein Schimpf; jede in der Kirche geſchloſſene Ehe betrachten ſie von ihrer Seite nur als eine Kebsehe. Iſt ein Mann unrein geworden, was durch eine Kleinigkeit geſchehen kann, ſo trinkt Niemand mehr mit ihm, bis er auf dem nächſten Zillo (der Verſammlung) „von dem Hauptmann“, dem Erben des Geheimniſſes, wieder rein oder ehrlich geſprochen iſt. Auf einem ſolchen Zillo werden auch die Streitigkeiten geſchlichtet, und das Ende iſt ein Bankett. Was die Zahl aller Zigeuner in Europa betrifft, ſo iſt dieſe ſehr groß. Es leben z. B. in Spanien allein an 40 000, in England 10.000, in Ungarn, Siebenbürgen u. ſ. w. etwa 200 000 u. ſ. w.

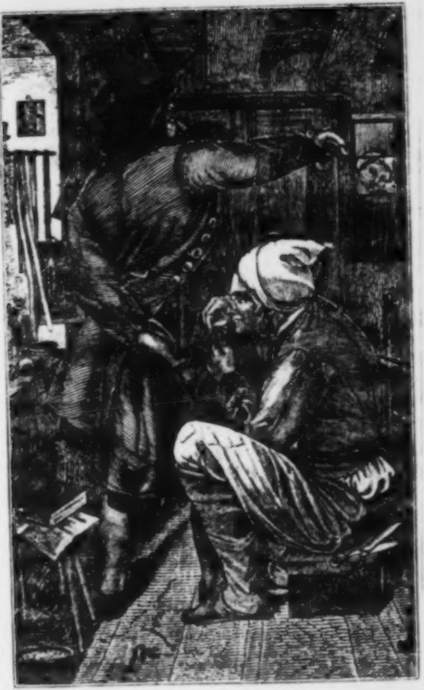
Sie ſind Heiden, machen aber äußerlich die Gebräuche des Landes nach, wo ſie ſich befinden. In Europa ſind ſie katholiſch, in der Türkei muhamedaniſch. Ihre Kinder erziehen ſie ſehr ſchlecht, und deshalb iſt es lobenswerth, daß ſich z. B. eine Geſellſchaft von Menſchenfreunden in Naumburg der Civiliſirung einer Horde angenommen hat, welche in den Lohraiſchen Bergen an der Südſeite des Harzes bei dem Dorfe Friedrichslohra ihren Sitz nahm. Dieſe Horde, von der neulich viel die Rede geweſen, hat etwa 90 Mitglieder, welche unter einem Patriarchen, Namens Pitthan, ſtehen. Man hat nach dem Dorfe einen Lehrer geſchickt, der, begeiſtert für ſein Werk, die Kinder der Zigeuner zu geregelter Thätigkeit für den Erwerb und zu Schulbildung anhält. An den Alten iſt freilich, wie ſie ſelbſt erklärt haben, ſolche Mühe verloren, indeſſen hat das Streben des Miſſionairs, der Anfangs mit ihrer Hartnäckigkeit zu kämpfen hatte, ihre Achtung gewonnen und ſie ſprechen mit Ehrerbietung von ihm. In der Gegend ſelbſt wundert man ſich höchſtens und nimmt wenig Theil an der Sache.

Auf der beigefügten Abbildung ſieht man ein Zigeuner-

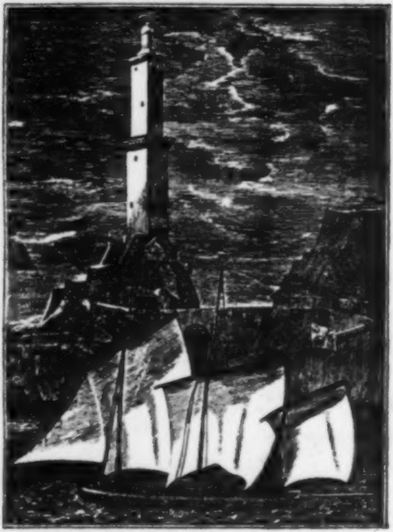
Lager, wo man eben für des Leibes Nahrung und allerlei Unterhaltung ſorgt. Inmitten zeigt ſich der Hauptmann, dem ein Knabe (wahrſcheinlich als Spion gebraucht) Bericht abſtattet. Ringsum lagern Gruppen, mannigfach beſchäftigt zum Feierabend.

Der Flickſchneider.

Unter dieſer Benennung hat der Maler Ebers vor ein Paar Jahren ein Bild gemalt, das auf den Kunſtausſtellungen ſehr gefiel, auch lithographirt wurde. Es iſt jetzt im Beſitz des Banquier Frank in Breslau. Für unſer Kalender-Format haben wir etwas abnehmen müſſen, doch iſt die Platte größer und es ſind aparte ſehr gute Abdrücke gemacht worden, die das Stück für 1½ Sgr. (für einen Groſchen Courant) in der Vereins-Buchhandlung zu haben ſind. Die Beſchäftigung des Flickſchneiders ergiebt ſich aus der Anſicht des Bildes von ſelbſt; er ergänzt einem nachbarlichen Kunden die zerriſſenen Beinkleider, während an ſeiner eigenen Kleidung zu ſehen iſt, daß er ſeine Talente für ſich ſelbſt oft genug verwendete. In ſeiner Stube ſieht es ſehr ärmlich aus; Maaße, Zwirn-Knäuel, einer der kleinſten Spiegel und ſonſtiges ſpärliches Hausgeräth beweiſen hinlänglich, daß er für kleine Zuthaten keine großen Rechnungen machen, von den Abfällen nicht noch Einen kleiden kann. An der Tafel wird, wer gute Augen hat, auch allenfalls herausleſen, daß er ſeinen Magen ſehr knapp halten muß. Eine Bibel und ein Zeitungsblatt deuten auf den ganzen Umfang ſeiner geiſtigen Unterhaltung. Das Bild (und ſo auch unſer größerer oben erwähnter Abdruck) hat auf der Diele noch ein Bügeleiſen, auf dem ein Rothkehlchen an einem gefundenen Zwirnsfaden würgt, wahrſcheinlich weil es von ſeinem Herrn homöopathiſch behandelt wird. — Der Kopf, der durchs Fenſter lugt, gehört muthmaßlich einer neugierigen Hausgenoſſin, oder der Wirthin, welche nachrechnet, ob der Flickſchneider an der neuen Arbeit wohl ſo viel verdient, um die rückſtändige Miethe zu zahlen; die erhöhte Stellung giebt zugleich an, daß ſich der Arme in einer Kellerſtube behelfen muß.



Der Leuchtthurm bei Genua.



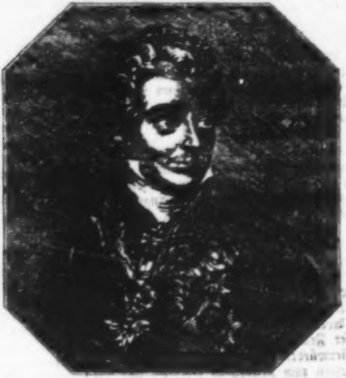
In dem Werke: „Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert, von A. Vieuſſeur“ *) welches ſowohl von deutſchen, als von italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Kritikern als eine der vorzüglichſten Schilderungen Italiens anerkannt iſt, erwähnt der Verfaſſer auch dieſes Leuchtthurms, indem er ſagt: „Von der letzten Station vor Genua, von Campomarrone aus,

---

*) Berlin, [illegible] Buchhandlung.

führt der Weg längs dem felſigen Bette der Polcevera, welche, wie alle Ströme der Apenninen, im Sommer faſt ganz ausgetrocknet iſt. Jetzt werden die menſchlichen Wohnungen häufiger, Dorf folgt auf Dorf, bis ſich endlich die Landſtraße ganz mit Häuſern bebaut zeigt, und man ſich, nach einer Wendung links, plötzlich in der prachtvollen Vorſtadt San Pier d'Arena, ganz nahe am Seeufer befindet. Man kommt nun durch die Außenwerke, durch welche Genua befeſtigt iſt; man bewundert den ſchönen, auf einem iſolirten Felſen erbauten Leuchtthurm, und fährt endlich in das von den Bergen und dem Meere gebildete Amphitheater hinein, in welchem ſich die Stadt ſtolz erhebt." Es iſt indeß mehr die zweckmäßige Feſtigkeit, welche dieſen Leuchtthurm auszeichnet, der mitten aus den Bollwerken empor ſteigt.

Fürſt Metternich.



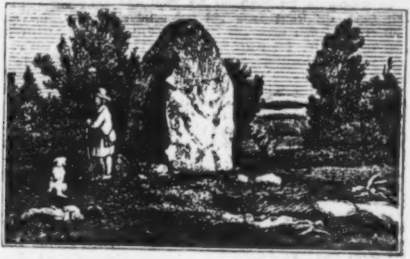
Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Fürſt von Metternich, ſtammt aus einem alten rheinländiſchen Dynaſten-Geſchlecht, welches ſeinen Stamm bis auf Metter, den Liebling Kaiſer Heinrich's II. hinaufführt. Der Name ſoll daher ſtammen, daß man dieſem Herrn eine nachgemachte verrätheriſche Schrift, welche von Metter ſeyn ſollte, vorwies, der dabei ausrief: „Nein! das hat Metter nicht gethan!“ Der Vater des jetzigen Fürſten Metternich ſtand als Geſandter und Miniſter ſeit 1773 in öſtreichiſchen Dienſten, und der Sohn wurde 1773 zu Koblenz geboren. Vom Jahre 1788 ſtudirte er zu Straßburg, dann bis 1794 zu Mainz, und wurde darauf Geſandter in Haag. Als Diplomat trat er zuerſt auf dem Kongreſſe von Raſtadt auf und zwar als Abgeſandter des weſtphäliſchen Grafenkollegiums. 1803 war er öſtreichiſcher Geſandter in Berlin, wo er 1805 den Vertrag zwiſchen Oeſtreich, Rußland und Preußen gegen Napoleon bewirkte, deſſen Thätigkeit jedoch die Verwirklichung jenes Bundes verhinderte. 1806 erhielt er das Großkreuz des Stephanordens und ging als Geſandter nach Paris, kehrte aber noch vor der Schlacht von Wagram nach Oeſtreich zurück, wo er binnen drei Jahren Staatsminiſter und bald (Oct. 1809) Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Nach den Friedensunterhandlungen mit Champagny begleitete er die mit Napoleon vermählte Erzherzogin Luiſe nach Paris. 1812 ſah er den franzöſiſchen Kaiſer in Dresden. Hierauf that M. Alles, was er mit Schonung der eingegangenen Verträge thun konnte, um zu rechter Zeit gerüſtet auftreten zu können, und Napoleon ſelbſt hat in dieſer Rückſicht die Größe und Staatsklugheit Metternich's anerkannt. So erſchien Oeſtreich 1813 im rechten Augenblick mit gewaffneter Hand und unterhandelte durch Metternich die Vermittelung, welche auch Napoleon anerkannte. Allein die Unterhandlungen, welche den Frieden bringen ſollten, zogen ſich hin und der als Endfriſt beſtimmte 10. Auguſt lief ab, ohne ein Reſultat gegeben zu haben. Da verwarf M. jede Rückſicht auf die Verwandtſchaft, in welche Oeſtreich und Frankreich durch jene Vermählung getreten waren, unterzeichnete in der Nacht vom 10. zum 11. Auguſt 1813 ſelbſt die Kriegserklärung gegen Frankreich, und bewirkte nun ein völliges Anſchließen Oeſtreichs an die Verbündeten; am 9. September unterzeichnete er die Tripel-Allianz zwiſchen Oeſtreich, Rußland und Preußen. Am Abend nach der Schlacht bei Leipzig erhielt Metternich vom Kaiſer Franz für ſich und ſeine Nachkommen die öſtreichiſche Fürſtenwürde. Nun arbeitete er mit großer Anſtrengung, um Napoleon zum Frieden zu bewegen, und unterzeichnete nach der großen Kataſtrophe zu Paris den Vertrag von Fontainebleau und den Frieden vom 30. Mai. Später präſidirte er auf dem Kongreſſe zu Wien; er, Talleyrand und Wellington vermochten den König von Sachſen, die Hälfte ſeiner Staaten abzutreten, um mit Preußen Frieden zu ſchließen. 1815 unterhandelte er den zweiten Pariſer Frieden. Im Februar 1816 erhielt er vom König beider Sizilien die Ernennung zum Herzog von Portella. In demſelben Jahre übergab er zu Liverno die Erzherzogin Leopoldine den braſilianiſchen Geſandten. Seit der Zeit nahm er an Allem Theil, was zur Regulirung der äußern Staatenverhältniſſe und zu dem Beſten Oeſtreich's beitragen konnte und unternommen wurde. 1821 erhielt er den Titel eines Kaiſerlich Königlichen Haus-, Hof- und Staatskanzlers, und 1824 das Präſidium für die Miniſterial-Conferenzen der innern Angelegenheiten. 1826 hatte er vom Könige von Spanien noch den Rang als Grande erſter Klaſſe ſammt dem Herzogstitel erhalten. Metternich iſt in der neueſten Geſchichte Europa's ein großer Name, aber mehr noch glänzt er in der Geſchichte Oeſtreichs. Er ordnete die Finanzen, und alle Zweige der innern Verwaltung, und ſeine unerſchütterliche Friedensliebe ließ ihn auch mit beſondrer Vorliebe an Kunſt und Wiſſenſchaft denken. Vor Allem erfreute ſich das Studium des vaterländiſchen Alterthums ſeiner auszeichnenden Gunſt, und die Akademie der Wiſſenſchaften nennt ihn als ihren zweiten Stifter.

Roveredo.

Nicht weit von der italieniſchen Grenze — es iſt nur noch die letzte Poſt Ala dazwiſchen — liegt in Tyrol die Stadt Roveredo, von den deutſchen Tyrolern auch wohl Rovereith genannt. Die Umgegend bildet das Thal der Etſch, in die ſich ein andres Flüßchen ergießt. Roveredo iſt die Kreishauptſtadt und hat ein auf dem Felſen liegendes feſtes Schloß, welches Thal und Straße beherrſcht, in der äußern Geſtalt aber mehr einem Leuchtthurme, als einer Feſtung gleicht, und das eben wegen der ſonderbaren Bauart mehrmals abgebildet worden iſt. Die Stadt hat 15—16000 Einwohner, ein Gymnaſium, ein Kriminalgericht zweiter Inſtanz, ein Kreisamt und andre öffentliche Behörden, ſo wie drei Mönchsklöſter. Auch befindet ſich dort eine K. K. Akademie degli agiati (der Bedächtigen), welche 1750 von einer Dame Bianca Laura Saibanti, (nach

Andern vom Cavaliere Vanetti) geſtiftet worden iſt. Etwas Näheres darüber iſt unbekannt. In Kriegszeiten iſt der Ort von Wichtigkeit und es ſind daher mehrere Gefechte in der Nähe vorgefallen; beſonders am 3ten und 4ten September 1796, wo ein Theil des öſtreichiſchen Heeres (unter Wurmſer) den Franzoſen weichen mußte, und ſich geſchlagen in einem tapfern Gefecht durch Roveredo zurückzog. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner beſteht in der Bearbeitung der Seide; denn es ſind hier viele Seidenſpinnereien, worin 8000 Perſonen beſchäftigt und über 2 Millionen Cocons verarbeitet werden. — Neuerdings ſpricht man in Roveredo viel von einem ſogenannten Naturdichter: ein Schloſſergeſell, Johann Baptiſte Chinolt, aus Aldeno, im italieniſchen Tyrol. Er ließ in Roveredo zwei kleine Sammlungen von Gedichten drucken, eine in gutem Italieniſch, die andere im Volks-Dialekt; beſonders die letztere enthält recht gemüthliche und naive Poeſien. Chinolt, noch ſehr jung, denkt auch ferner bei ſeinem Handwerk zu bleiben (woran er ſehr wohl thut!) und nur nebenher poetiſche Plane zu ſchmieden und Verſe zu feilen.

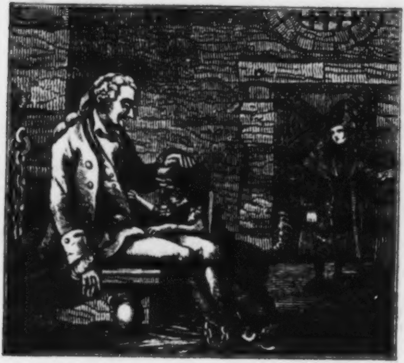
Das Hünen-Grab bei Salzwedel.



Hünen-Gräber nennt man in der Sprache des Volks, das auch von Hünenbetten, Hünenſteinen u. A. ſpricht, große Erdhügel, welche anſcheinend durch Menſchenhände aufgethürmt ſind. Da die germaniſchen Völker der ältern Zeit die Gewohnheit hatten, ihre Helden unter ſolchen kleinen Bergen zu begraben und auch wohl noch einen großen Stein darauf zu wälzen: ſo hält man dieſe Hünen-Gräber für Stätten, wo ſolche Männer des Waffenruhms begraben liegen. Man findet dieſe Denkmäler in den Steppen des ſüdlichen Rußlands, in der Krimm, im nördlichen Deutſchland, in Holſtein und andern Orts. Im Innern ſind dieſe Gräber gewöhnlich mit Feldſteinen oder ſteinernen Platten ausgelegt und enthalten Urnen mit Knochen, dabei Waffen, Ringe und andres Geräth, Amulete und dergleichen. Daß dieſe Gräber von den Hunnen, jenem fürchterlich rieſigen Volke, welches im Strome der Völkerwanderung durch Europa ſich wälzte, den Namen haben, geht außer dem Namen, den man für alles Rieſenmäßige beibehalten zu haben ſcheint, auch daraus hervor, daß das Volk gewiſſe Sagen von einem großen fabelhaften Menſchenſtamme mit jenen Denkmälern in Verbindung ſetzt. Auch weiß man, daß grade die Hunnen es waren, welche jene Gewohnheit, ihre gefallenen Krieger ſo zu beſtatten, erweislich am längſten beibehielten. — Das hier abgebildete Hünen-Grab findet man bei Salzwedel in der Altmark.

Der treue Hund.

Die Geſchichte mehrerer Thiere bildet einen nicht unweſentlichen Anhang zu der Geſchichte der Menſchen; unter dieſen ſteht der Hund mit ſeiner Treue und Anhänglichkeit an den Menſchen mit obenan. Wir heben aus den vielen Beiſpielen von Hundetreue nur eins hervor, das etwas beſonders Rührendes an ſich hat und aus der Revolution entnommen iſt, wo man auch für menſchliche Tugenden unter allen Greueln die ſchönſte Erndte halten kann. — Kurz vor dem Sturze des Terroriſten Robespierre wurde in Marſeille unter ſo vielen Schlachtopfern auch ein Beamter von früherer Zeit, Namens Nolette, eingezogen. Das Schickſal traf dieſen alten, ehrwürdigen Mann faſt einſam; denn die Glieder ſeiner Familie waren ſchon früher auseinander geſprengt, und die Verhaftung warf auch unter ſeine Freunde ein ſolches Entſetzen, daß ihm nur wenige blieben, deren Troſt er aber im Gefängniß dennoch entbehren mußte. Wo aber die Tugend der Menſchen aufhörte, da begann eines Thieres Inſtinkt — wenn man es ſo nennen darf — dem Herzen des Gefangenen den großen Dienſt des Mitleids zu beweiſen. Als nämlich der Greis verhaftet wurde, war ſein Pudel bei ihm, der, ſchon zwölf Jahr alt, ihm ſelten von der Seite ging. Er folgte dem unglücklichen Herrn und legte ſich vor die Thür des Gefängniſſes. Der Kerkermeiſter treibt ihn weg; er geht traurig fort in ein benachbartes Haus, aber am nächſten Morgen iſt er wieder da. Und dies treibt er ſo lange, bis ſich der Schließer ſeiner erbarmt und ihn zu ſeinem Herrn einläßt. Der Gefangene iſt über den rührenden Beweis der Anhänglichkeit ſeines Hundes zu Thränen gerührt, und dieſer weiß ſich vor Freude nicht zu laſſen und legt ſeine Empfindung durch alle mögliche Liebkoſungen an den Tag.



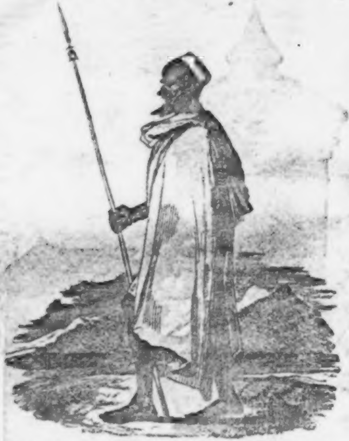
Der Schließer ruft ihn, er gehorcht nicht, und man muß Gewalt brauchen, ihn wegzubringen. Kaum graut der Morgen des andern Tages, ſo findet man ihn wieder vor der eiſernen Pforte, die ſeinen Herrn einſchließt. Er wird eingelaſſen, bleibt einige Minuten bei dem Gefangenen und entfernt ſich dann willig, da er zu wiſſen ſcheint, er könne ſeinen Herrn jeden Tag beſuchen. Dieſe Auftritte in dem Gefängniſſe wiederholen ſich nun täglich, bis der alte Mann verurtheilt wird; der Hund ſteht zwiſchen ſeinen Beinen, als man den Stab über ihn bricht, und als hätte er die Bedeutung des Akts verſtanden, bleibt er die ganze Nacht vor der Thür des Herrn. Wie dieſer zur Stunde des Gerichts herausgeführt wird, ſpringt der Hund an ihm empor und der Greis hat nichts für ihn, als die Worte: „Armes Thier, ich ſtreichle dir den Kopf zum letzten Mal!“ Die Hinrichtung iſt vorbei und der Hund legt ſich auf das Grab und bleibt dort zwei Tage und zwei Nächte liegen. Ein Nachbar füttert ihn endlich und ſucht ihn mit Liebkoſungen zu bewegen, bei ihm zu bleiben; aber umſonſt. Er genügt nur das Futter, ſein Leben zu friſten, und bringt ſeine Zeit auf dem Grabe zu. Man ſperrt ihn ein, aber auch das iſt vergeblich: er weiß immer Mittel zu finden, wieder zu ſeinem traurigen Aufenthalte zu gelangen. Dabei magert er ſichtbar ab, fängt zuletzt an, alles Futter zu verweigern und beginnt die Erde wegzuſcharren, unter welche man ſeinen Herrn gebettet hat. Indeß bald verſagen die matten Glieder den Dienſt, und er ſtirbt auf dem Grabe, ſeinem Herrn treu bis zum Tode. Der Name dieſes Hundes verdient aufbewahrt zu werden. Es hieß **Haleur**. Ob dieſer Name (zu Deutſch Schiffszieher) eine Bedeutung in Hinſicht auf das Thier hatte, kann der Berichterſtatter nicht ſagen; doch ließe ſich muthmaßen, ſein Herr habe ihn einſt von einer qualvollen Beſchäftigung befreit, womit man auch dieſe ausdauernde, Alles duldende Treue erklären könnte.

A. Munde.

Das Spittler-Thor zu Nürnberg.

Die Thürme, welche die Hauptthore der Stadt Nürnberg bewachen, und deren einen wir hier vor uns ſehen, ſtammen aus den Jahren 1552 bis 1557 und ſind um die älteren Thorthürme, welche ſich noch in ihrer Mitte befinden, geſchlagen. Sie trugen ehemals ſechs große Kanonen, die jedoch ihr Feuer faſt nie gegen einen Feind richten mußten, ſondern nur die frohe Ankunft deutſcher Kaiſer mit feſtlichem Donner verkündigten. Dieſe Thürme, mächtig, einfach, von ſchönem Verhältniß, ſind der Stadt eine beſondere Zierde, und von den darüber hingegangenen Jahrhunderten kaum leiſe berührt worden. Im Vorgrunde blickt das Auge in den tiefen Stadtgraben hinab, der an dieſer, wie an vielen andern Stellen, mit fruchtbaren Obſtbäumen bepflanzt iſt. Er zieht ſich mit der von mehr als hundert Thürmen geſchmückten Mauer in einem Umfange von ein und einer halben Stunde, in den meiſten Stellen mit einer Breite von 100 und einer Tiefe von 50 Fuß, um die ganze Stadt. — Nürnberg iſt die Wiege deutſcher Induſtrie und Erfindung, die Krone deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſteht noch jetzt als ein ehrwürdiges Denkmal mittelalterlicher Größe vor uns. Zur Zeit der Blüthe dieſer Stadt hieß es von ihr im Sprüchwort: „Nürnbergs Hand geht durch alle Land." — Wir werden künftig öfter von ihrer Vorzeit und ihren Merkwürdigkeiten berichten.

Der Beduine.

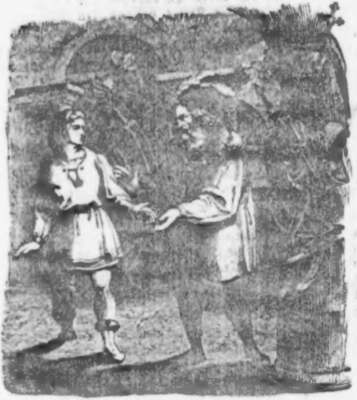


Wir haben hier einen Beduinen vor uns, den Leon de Laborde nach dem Leben zeichnete. Stattlich angethan iſt er nicht, kein arabiſcher Stutzer, ſondern ein hoch Bejahrter, der als Karavanen-Begleiter in ſolchem Aufzuge die Wüſten ſchon jahrelang durchwanderte, und bei viel Ehrlichkeit mit Wenigem zufrieden iſt. Ein neuerer Schriftſteller (Prokeſch) ſagt von dieſen Beduinen-Arabern: „Ihnen iſt Lügenhaftigkeit ein Abſcheu und unverträglich mit ihrer Natur. Ich ſpreche von dem reinen Araber, nicht von dem Geſindel, das Arabiſch ſpricht und aus der Theodoſiſchen Zeit herüberlebt. Der Widerſpruch, daß die Beduinen bei dieſem edlen Charakter Räubereien und Gewaltthaten begehen, liegt nur in unſerer Denkweiſe, nicht in der ihrigen. Lebend im Kriege Aller gegen Alle, kennen ſie nur Feind oder Freund; aber eher wird der Araber mit Weib und Kind verhungern, bevor er ein anvertrautes Stück Brod berührt. An ſeinem Heerde ruht der Fremde ſicherer, als hinter Schloß und Riegel. Der Gedanke, den Beduinen die Karavanen anzuvertrauen, iſt das glücklichſte Mittel, dieſe zu ſchützen; es giebt kein Beiſpiel, daß für den Werth eines Hellers Etwas von ihnen entwendet worden ſey, obwohl ſie in den unabſehlichen Wüſten Herren und Meiſter der Waaren ſind, und jede Nachſtellung geradezu unmöglich wird. Die Türken kennt der Beduine nur von Seiten der Gewalt, die Juden und Chriſten von Seiten des Wiſſens und des Betrugs. Er lehnt ſich gegen jene auf, wo und wie er kann, und plündert dieſe, ſo oft die Gelegenheit ſich darbietet. Es trete aber ſein unverſöhnlichſter Feind in ſein Zelt und ſage: ich bin dein Gaſt! — ſo wird keine Macht auf Erden ihn bewegen, die Gelegenheit zur Rache zu benutzen. Die Kriege zwiſchen den Stämmen entſtehen aus Unbeſtimmtheit der Grenzen der Weideplätze, aus Liebesgeſchichten und hauptſächlich aus dem furchtbaren und heilſamen Geſetze der Wiedervergeltung, welches Bibel und Koran der Gerechtigkeit zu Grunde legen, und das unter allen Arabern unverbrüchlich aufrecht erhalten wird. Eine Familie, die ein Glied im Kriege oder ſonſt durch die Hand eines Arabers verloren hat, iſt entehrt, ſo lange die Blutrache nicht geübt oder losgekauft iſt. Die Sitten der Araber ſind ungemein ſtreng; ein Kuß ſchon wird mit dem Tode beſtraft. Der Vater, die Brüder hauen das unglückliche, gefallene Mädchen in Stücke, und trauern dann über ihrem Grabe, denn keine Schuld reicht über dieſes."

Im Oktober 1834 ſah man in Marſeille eine ganze Familie von Beduinen, drei Männer und drei Frauen, während man vorher nur Einzelne in Frankreich geſehen; das waren aber ſchon Elegants, die ihre gewöhnliche Tracht etwas verſchoben hatten, und noch jetzt Frankreich durchziehen. Die Kleidung der Männer beſteht aus ſchwarzem oder ſchmutzig buntem Zeuge, das aber die Beine kaum halb bedeckt. Ihr übriger Anzug iſt eine weißleinene große Decke, welche den ganzen Körper einhüllt und ihnen als Mantel, Rock, Bett und Regenſchirm dient. Außerdem iſt ihr Kopf mit einem ſchmutzigen Turban oder einem rothen Mützchen nebſt herabhängender Troddel bedeckt, die Füße haben Sandalen, (bei den Beduinen der Wüſte ſind ſie oft ganz unbekleidet). Ihre Körperlänge kann man nicht rühmen, wohl aber ihre Bärte, welche bis zur Herzgrube reichen. An beiden Seiten des Kopfes erblickt man auch bisweilen eine

Locke. Ihre Züge ſind, beſonders bei den jüngern, ziemlich ſanft und verrathen eher Blödigkeit, als Mordluſt, nur die noch ungeſchwächten Augen der Alten verrathen etwas Heimtücke. Der Großvater führte ſeinen blonden friſchen Enkel an der Hand, der unbeſtritten ein bildſchönes Geſicht hatte. Von den Frauen waren die zwei älteſten ſchon Greiſinnen und ihre Tracht war faſt die der Männer. Die jüngſte der drei Frauen, die Mutter des Knaben, war die ausgezeichnetſte Erſcheinung unter ihnen. Obgleich ſchon in den Dreißigern, war ſie doch noch eine große Schönheit, und wußte ihren Schleier mit Anmuth zu werfen; das Geſicht aber bedeckte ſie nie damit. Ihr Wuchs war edel, das Geſicht friſch roth und das Auge glich einem Diamant in Sammt gehüllt.

Der Glaſer.



Die Stammburg des böhmiſchen Geſchlechts der Przemislavs war verödet. Wo ehemals an reichen Tafeln die vollen Humpen der Ritter gekreiſt hatten, Reimſprüche erklungen waren, wo die Minnelieder des Königs Wenzel zu den Saiten der Harfe erſchollen, da herrſchte jetzt geiſterhafte Grabesruhe, lautloſe Stille. Noch war der Hofraum vorhanden, wo ſonſt die ritterlichen Kämpfer im Turnier ſich tummelten; aber das Gras bedeckte ihn wild und üppig, ungehemmt in ſeinem Wuchs, unzertreten von den ſtampfenden Hufen der Roſſe; noch hingen in der Waffenhalle die Schilde, die Spieße und Lanzen, die Rüſtungen, die Schwerter und Jagdhörner, Pfeile und Bogen — aber es war Niemand, welcher den gewaltigen Harniſch mit markiger Bruſt gefüllt oder das mächtige Schwert in gewichtiger Hand zu führen gewußt hätte; noch waren in den Schränken die ſilbernen Humpen aufgeſtellt und bewahrt; aber es las Niemand ihre Reimſprüche mehr, ſie wurden nicht mehr berührt von den zarten Lippen kredenzender Edelfräulein.

Nur zwei Lebende waren es, welche in dieſe weiten Räume, der Eine befehlend, der Andre gehorchend, eine Art Bewegung brachten. Der Letzte des Geſchlechts, Nicolaus Przemislav, ein mehr als ſiebzigjähriger Greis, der des Schloſſes und der umliegenden Ortſchaften Beſitzer zu ſeyn ſich rühmen konnte, aber aus Gram über den Verfall ſeines Geſchlechts dem Verkehr mit Menſchen entſagt hatte, beſchränkte ſeinen freudeloſen Umgang auf einen alten redlichen Diener, der zugleich ſeinen Stallknecht, ſeinen Thürhüter, ſeinen Mährchenerzähler, Truchſeß und Koch in einer Perſon abgab. Von ſeinen Söhnen waren vier im Kampfe kinderlos gefallen; der jüngſte auf dem Siechbette verſchieden; die blühende Schwiegertochter vor Gram hingewelkt; der kleine Ottokar, einziger Sprößling dieſer Ehe, in ſeinem fünften Jahre verſchollen, vielleicht geraubt worden oder ertrunken. Man hatte die Wärterin des Kleinen, mit dem ſie zur Abendzeit ſpazieren gegangen, entſeelt in dem benachbarten Moldaufluß aufgefunden, und mußte endlich, wenn auch mit Widerſtreben, annehmen, daß der Kleine ein gleiches Schickſal gehabt, von der Strömung des Fluſſes weit hinweggeriſſen und nicht mehr zur Oberfläche gebracht worden ſey.

Nun ereignete es ſich an einem Abend des Spätſommers, daß über Böhmens Fluren ein Unwetter daher brauſte, welches, mit furchtbarem Sturm und Hagelſchlag verbunden, die Feldfrüchte niederſchlug, das blühende Land in weiter Ausdehnung verheerte und nicht minder an den Wohngebäuden beträchtlichen Schaden anrichtete. Auch an der alten Stammburg der Przemislavs hatte das ſchreckliche Wetter ſeine vernichtende Kraft ausgeübt, die Bedachung beſchädigt, die Kapitäler herabgeworfen und ſämmtliche dem Unwetter ausgeſetzte Scheiben zertrümmert. So wenig dem alten Przemislav ſonſt daran lag, das, was in dem Schloſſe verfiel, wieder herzuſtellen, ſo mußte wenigſtens jetzt eine Abhülfe getroffen und auf eine Ausbeſſerung gedacht werden, da in dem Schlaf- und Wohnzimmer des alten Mannes ſämmtliche Fenſterſcheiben von den gewaltigen Hagelſtücken zertrümmert waren. Der alte Diener begab ſich nach der nächſtliegenden Stadt, um einen Glaſer herbeizuholen.

Der Meiſter lag zur ſelbigen Zeit krank und mußte ſich von ſeinen Lehrlingen und Geſellen vertreten laſſen. Unter dieſen war ein an Geſtalt und Geiſt ausgezeichneter Jüngling, der erſt vor Kurzem dem Meiſter ſeine Dienſte angeboten hatte und aus weiter Ferne in dieſe Gegend gekommen war. Ihm wurde der Auftrag, die zertrümmerten Scheiben im Schloſſe wieder herzuſtellen.

Wir übergehen die Rührigkeit, den Fleiß und die Geſchicklichkeit, die der Jüngling während der Ausübung ſeines Geſchäfts an den Tag legte; aber wir können nicht unterlaſſen, von den Empfindungen, die den Jüngling bei ſeinem erſten Eintritt in dieſe Hallen und Säle überkamen, und von der wohlgefälligen Aufmerkſamkeit zu ſprechen, welche der Greis Nicolaus Przemislav, der ſonſt an äußern Gegenſtänden und Ereigniſſen Theil zu nehmen verlernt hatte, für den Jüngling bewies. Eine gewiſſe Helligkeit, eine Freundlichkeit, eine behagliche ihm bis dahin nicht eigene Lebensluſt drückten ſich in ſeinen Augen aus.

Noch mehr erſtaunen müſſen wir, wenn wir hören, daß der Greis eines Morgens mit jugendlicher Lebendigkeit von ſeinem Lager ſich erhoben, in ſeine prächtige Magnatenkleidung ſich geworfen und, wie er wohl in ſeiner Jugend zu thun gewohnt war, ſich aufs beſte geſchmückt habe. Der Jüngling hatte an dieſem Tage ſein Geſchäft beendigt und ſtand im Begriff, Abſchied zu nehmen. Da tritt der Greis zu ihm, wohlwollend und freundlich, ergreift den Jüngling bei der Hand, führt ihn in die Waffenhalle, ermahnt ihn, den glänzenden rings aufgeſtellten und aufgehängten Waffenſchmuck näher ins Auge zu faſſen und ſich zu fragen, ob nicht eine Erinnerung an dieſe Säulen, Waffen und Harniſche in ihm aufſteige? Der Jüngling, zwar etwas erſtaunt und betreten, kann dieſe Erinnerung nicht wegleugnen. Der Greis dringt in ihn und fordert ihn auf, daß er die Erinnerung an ſeine Kinderjahre, ſo weit ſie reiche, aufwecke und laut werden laſſe.

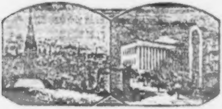
„Wohl erinnere ich mich'', erzählt nun der Glaſer, „daß ich unter ähnlichen glänzenden Umgebungen, wie dieſe, ſorgſam gewartet und gepflegt, meine früheſten Kinderjahre zugebracht habe; ich erinnere mich, daß ich an der Hand einer Frau, vielleicht meiner Wärterin, eines Abends an dem Ufer eines rauſchenden Waſſers mich befand, daß die Wärterin mich verließ, daß eine bettelhafte Zigeunerbande den Augenblick benutzte, aus dem Gebüſch hervorſtürzte und mich, trotz meines Geſchreis und Sträubens, mit ſich führte, daß ich nach kurzer Zeit einen Angſtruf vernahm, einen Sturz ins Waſſer, wie von einem ſchweren Körper, und das Aufrauſchen über einander ſchlagender Wellen. Dieſes Ereigniß prägte ſich tief in meine Erinnerung; das, was jenſeits derſelben liegt, begleitete mich wie ein ſchöner dämmernder Traum und erhob mich über meinen Stand, als ich, der Zigeunerbande entlaufen, bei einem Glaſer in die Lehre trat.“

Da breitete der Alte die Arme wie zur freudigen Begrüßung aus. „Ich habe Dich erkannt!“ rief er — „Du trägſt die Züge Deiner Mutter im Antlitz! Du biſt mein Enkel, der verlorne, wiedergefundne! Du biſt der Erbe dieſer Hallen, des Stammſchloſſes der Przemislavs; Du biſt ein Przemislav wie ich, Dein Großvater!“ — Der Jüngling, der da meinte, daß der Alte ſeiner ſpotten wolle, wich beſcheiden und wie verletzt und beleidigt, abweiſend einige Schritte zurück; aber der Alte trat ihm abermals näher. „Willſt Du“, ſprach er, „mich alten, vereinſamten, dem Grabe zuwankenden Mann allein laſſen? will Oskar die Verwandtſchaft ſeines Blutes, die Stimme ſeines Herzens verleugnen?“ — Der Name Oskar tönte dem Jüngling wie ein bekannter, lieber, oft gehörter Ton ans Herz; die verwandtſchaftliche Zuneigung ließ ſich nicht mehr zurückdämmen; ein Maal, welches an ſeinem halbentblößten Halſe ſich zeigte, und ihm gleichſam als Stempel ſchon bei der Geburt aufgedrückt war, unterſtützte die übrigen Beweiſe; der Jüngling ſank ſprachlos dem vor Freude weinenden Alten in die Arme.

So weit die Erzählung. Das feſtliche Leben, das nun in der alten Stammburg begann, die Freude des redlichen Dieners, die Beglückwünſchungen der ehemaligen Freunde des Przemislav'ſchen Stammes, der nun von Neuem mächtig emporblühte, mag der Leſer nach ſeiner Weiſe und eigner Wahl ſich ſelbſt hinzudenken und ausmalen.

H. Marggraff

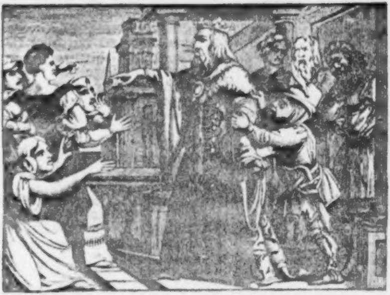
Miniatur-Bilder.



Da hier der Raum gar nicht gefügig ſeyn will, ſchauen wir uns unter den vorräthigen Darſtellungen um, und helfen uns mit zwei Miniatur-Bildern, darſtellend das Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin und das Königliche Muſeum in Berlin.

Salomon und Morolf.

(Aus dem Volksbuche mit gleichem Titel.)



Eines Tages, da Morolf erfahren hatte, daß der König ein großes Gericht halten würde, begab er ſich auf den Weg nach Jeruſalem, und kam in den Schloßhof, wo der König vor einer Menge Volk's öffentlich Gericht hielt. — Es wurde über zwei Weiber verhandelt, die beide zu einem Kinde gekommen waren. Die Eine aber hatte ihr kleines Kindlein in der Raſerei der Geburtswehen getödtet; darum erhob ſie ſich in derſelben Nacht, ſtahl der Nachbarin ihr neugeborenes Kind, und legte ihr todtes an deſſen Stelle. Da dieſe nun am andern Morgen erwachte, und das fremde todte Kind ſah, ſo erhob ſie ein großes Jammergeſchrei, raufte ſich das Haar, und zerriß ihre Kleider. Der Betrug der Nachbarin war jedoch bald entdeckt, und da dieſe ihn nicht eingeſtehen wollte, gingen ſie beide zu Salomon, und begehrten Gerichtes.

Salomon ſprach: da ihr beide des Rechtes begehret, und jede das Kindlein für ſich haben will, ſo werde ich euern Streit kurz entſcheiden. Man gebe ein Schwert her und zertheile das Kind, mitten durch Bruſt und Bauch, und gebe dann einer jeden die gleiche Hälfte. Es war ihm aber nicht Ernſt mit ſolchem Urtheile. — Da ſchrie aber das eine Weib laut auf vor Entſetzen, jammerte und weinte, und rief: Nein, Herr, laßt jener das Kind lieber ganz, ehe Ihr ihm dieſe Marter anthut. — Das andere Weib hatte ſich aber anders beſonnen, und dachte, daß Ihr das Kind zur Laſt und Qual fallen könnte, denn ſie führte ein leichtfertiges Leben; drum ſchrie ſie noch lauter: Nein, ich will zu meinem Rechte kommen! Weder mein, noch dein; theilet das Kind, es muß getheilt ſeyn!

Nun aber nahm Salomon das unſchuldige Kindlein, und gab es ſeiner Mutter hin, ſo daß Jedermann ſein Urtheil und ſeine Güte ehrte. Da trat Morolf, zu des Königs großem Verwundern, zu ihm hin, und ſprach: Mein König und guter Herr, woran habet Ihr die Mutter erkannt? (Er wollte ihn aber zugleich wegen ſeiner oberflächlichen Unterſuchung ſchelten.) Salomon antwortete: Ich erkannte ſie an ihrem kläglichen Jammern und Weinen, und weil ſie nicht leiden wollte, das Kind zu zerſchneiden. Ha, ha, ha, lachte Morolf; darauf verſteheſt du dich ſchlecht. Herr, kennſt du ſo wenig die Weiber? Ihre Kunſt und Liſt hielteſt du für Traurigkeit? Wenn das Weib mit den Augen weint, ſo lacht es im Herzen; mit dem äußern Schein iſt es leicht, aber Gott weiß doch wie es mit ihrem Sinne iſt. Das Weib kann jammern, freundlich thun, und dich mit gelaſſenem Muthe hintergehen; wie viel Leidenſchaften, ſo viel Heucheleien hat es und iſt beweglich wie Waſſer und Luft. — Schweig, du verworfener Verläumder, ſchalt Salomon ihn ſehr aufgebracht und zornig; deine Mutter mag wohl ein ſolches Weib geweſen ſeyn, da ſie einen ſo böſen Buben gebähren konnte. — Wo Frauen ſind, da ſind auch der Freuden viel; vom Weibe wird jeder Menſch geboren, und darum ſoll ſie auch jeder in Ehren halten. Was ſind Reichthümer, was Macht und Herrſchaft, und Gold und alle Schätze der Welt, was Glück, und Genuß und Freude ohne die Weiber? dem wäre beſſer, nie geboren zu ſeyn, der ohne ſie leben mag. Das Weib zeugt und nährt, und liebt bis in den Tod ihr Kind; ſie regiert das Haus, iſt die Liebe der Jünglinge, die Freude des Mannes, der Troſt des Greiſes; ſie lehrt die Mühen vergeſſen, iſt des Gatten Leidvertreib; ſie iſt ohne Haß und Betrug. Von einem Weibe bin ich in das Leben gekommen, und ein Weib ſoll mich hinaus geleiten. Aber deine Zunge ſoll gelähmt ſeyn, ſo du heute noch einmal übel von ihnen reden wirſt.

Schon recht, ſagte Morolf trocken; weil du ein gutes und frommes Weib haſt, lobſt du ihr ganzes Geſchlecht, aber glaube mir ſicher und gewiß; ehe du zum zweiten Male ſchlafen geheſt, ſoll dich ſchon ein Weib geärgert haben. — Da kam ein gewaltiger Zorn über Salomon, und er rief: Fliehe ſogleich, du gottloſer Läſterer, oder ich erhänge dich, wo ich dich finde!

Morolf fürchtete des Königs Zorn, denn er ſah nun wohl, daß er ſeine ganze Gunſt verloren hatte, und entfloh eilig durch die Volksmenge. Seine Bosheit gab ihm aber ein, zu demſelben Weibe zu gehen, dem vorher der König ihr Kind im Gericht zugeſprochen hatte, und er ſagte zu ihr: Weißt du, was die neueſte Rede zu dieſer Zeit am Hofe iſt? — Das Weib fragte ſehr neugierig danach. — So höre denn, fuhr Morolf fort: der König hat dir zwar dein Kind zugeſprochen, aber er iſt doch der ungerechteſten Richter Einer, die die Sonne beſcheint. Denn wiſſe, er und ſein Rath und ganzer Hof ſind überein gekommen, und haben beſchloſſen, daß künftighin jeglicher Mann für ſich einzig und allein **ſieben Weiber** zu rechter Ehe haben dürfe und ſolle. — Die eine Frau wird er dann lieben, und die Andere verachten; die einzig mit Schmuck und Geſchenken reich ausſtatten, während die Uebrigen lumpig und vergeſſen im Winkel ſitzen müſſen. Ihr werdet weder Wittwen noch Frauen, weder mit noch ohne Mann ſeyn. Da wird ein Unfrieden und Streit kommen, und die Eine die Andere ſchlagen; denn thut er dieſer gütlich, ſo macht jene wahrlich kein freundlich Geſicht dazu. O Wehe Euch armen, armen Weibern! — Aber ich will dir einen guten Rath geben; weil du nämlich ein liſtig Weib biſt, und dein Geſchlecht wohl kenneſt, ſo eile hin in die Stadt, von Haus zu Haus, und rufe alle Weiber zuſammen, und ziehe mit ihnen zum König, daß er ſein Geſetz zurück nehme; denn Ihr würdet ihm auf keine Weiſe gehorchen. Dieſe Botſchaft ſetzte die gute Frau in Schrecken; ſie warf haſtig einen Mantel um, und eilte ſo ſchnell ſie konnte in die Stadt, rief von Haus zu Haus die Frauen zuſammen, und ſprach zu ihnen: Höret, liebe Frauen und Genoſſinnen, die neue und unerhörte Zeitung, die ich Euch bringe. Salomon, unſer König und Herr, und mit ihm ſein falſcher und feiler Rath, hat eine Ehe erfunden und anbefohlen, wonach jeder Mann für ſich allein ſieben kieſen ſoll. Wenn das Gebot in Erfüllung geht, ach! dann werden wir leidige Tage haben. Jetzt iſt ein Mann ſchon mit einem Weibe beladen, was ſoll er nun gar erſt mit ſieben beginnen? Jetzt hält er die Eine ſchon ſo ſtreng, und kann ihr nicht genug thun, wie wird er ſich erſt ſträuben, ihrer ſieben zu willen zu leben? — Da ward keine unter allen gefunden, der die Botſchaft gut däuchte, und ſie wurden unwillig in ihrem Gemüth. Endlich nach vielem heftigen Geſchrei und Berathen wurden ſie einig, mit Gewalt oder kluger Liſt den Befehl des Königs zu brechen. Sie verſammelten ſich in großen Haufen, ſo daß wohl ihrer ſieben Tauſend beiſammen waren, und ſtürmten gegen des Königs Burg, erbrachen das Thor, warfen es in den Graben, und drangen in den innern Hof des Schloſſes.

Der König, erſchrocken über den Lärm, kam den Weibern entgegen, wurde aber mit ſo läſterlichen Worten begrüßt, wie er ſie bis heute nimmer aus einer Frauen Munde gehört hatte; welches ihn ſo aus der Faſſung brachte, daß er ſich kaum noch auf die Rede beſinnen konnte: Weßwegen werft Ihr einen ſo großen Haß auf Mich, und ſeyd feindlich gegen mein Schloß gezogen? Ich bin den Weibern wohl ſo hold, aber Euch verſtehe ich nicht. — Nun trat, aufgefordert von den Uebrigen, ein Weib, die eine ſcharfe und tapfere Zunge führte, vor, und rief laut im Namen Aller: Herr König, gnädiger Herr, Ihr möget Euren Willen haben, denn Ihr

Univ. B
Mün

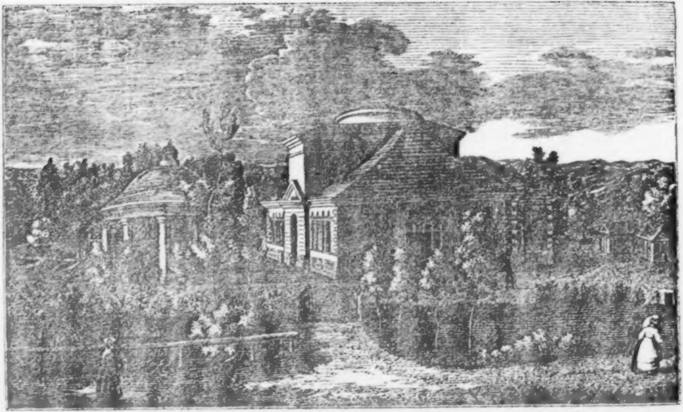
ſeyd ein gewaltiger Mann; Geld, Silber und Edelgeſtein bringt man Euch in Fülle dar. Ihr mögt euren Weibern und Freunden und Freundinnen ſo viel geben und verleihen, als Ihr wollt; aber darin kann es Euch ein armer Mann nicht gleich thun. Gebräche es Euch an Leib oder Gut, Ihr wüßtet das Euch wohl zu verſchaffen; denn wenn Ihr das nicht vermöchtet, ſo wäre es doch unerhört, wie Ihr bei euren vielen Weibern nur einen Tag in Frieden leben könntet. Es iſt wohl ein altes wahres Wort: wer ſeine Ehe bricht, und thut, was ſich nicht geziemet, der wäre wohl von Herzen froh, wenn er alle Leute alſo thun ſähe. — Alſo wollt Ihr nun mit Gewalt eure Flecken und Schande mit der unſern bedecken: aber nein! — Darob ward Salomon ſehr zornig, und ſprach: Ein König bin ich von Gottes Gnaden, und ſoll man nun nicht meinem Gebote gehorchen? — O ja, ſchrie das Weib noch lauter; mit allem Recht! wir ſind aber auch durch Gottes Segen von Abraham entſproſſen, und haben ſammt unſern Eltern und allen Vorahnen Moſes Ehe in Zucht und Ehren gehalten; das wollt Ihr aber nun alles verkehren, und uns eine neue unſelige Ehe anbefehlen. Da ſtutzte Salomon, und fragte: was ſie meinen? Das will ich euch ſagen, fuhr jene fort. Ihr habet geboten, daß ein einziger Mann zu rechter Ehe ſieben Weiber haben ſollte, dem doch mit allem Fug ſchon Eines genügen mag. Das haben wir alle vernommen; aber wann ward je ſo etwas erhört, Herr? Das geht über Menſchenkräfte. Ihr, König, ſolltet das wiſſen; Saul ward darum entſetzt, weil er das Gebot nicht hielt, darüber euer Vater David auch in große Noth kam, und warum er nachher Urias um Leib und Leben brachte. Man ſpricht im ganzen Lande, daß Ihr kein Ehekind wäret; darum mögt Ihr wohl von der alten Sitte abgegangen ſeyn; ja, Herr, wir meinen, beſſer ſey es gethan, daß Ein Weib ſieben Männer habe, denn umgekehrt. Damit ſetzte ſie erſchöpft die Hände in die Seite, und ſchwieg. — Salomon mußte aber ſehr lachen, und ſprach zu ſeinen Höflingen: Das Weib will wohl ſcherzen? Wahrlich, ich ſage euch, nie habe ich ſo viel Weiber auf einem Platze verſammelt geſehen. Da ſie aber den König lachen ſahen, riefen ſie alle mit wildem Lärmen untereinander: Du allerboshaftigſter Herr! Gott kränke dir deine Ehre, denn du haſt uns ſchreiend Unrecht angethan, und nun willſt du uns noch mit Spott lohnen? Saul und David waren zu ihrer Zeit böſe, aber du biſt der böſeſte von Allen, Du! — Länger konnte der König nicht ſchweigen, er erblaßte vor Zorn und Grimm, und ſprach: Wie rechte ich auf einmal mit Weibern? Wahrlich, wahrlich, kein Meiſter hat uns Kunde genug von böſen Weibern gegeben! Ein böſes Weib iſt ein Kraut, daß ſich in Fleiſch und Blut einſchleicht und es vergiftet. Beſſer iſt bei Skorpionen und Drachen weilen, denn bei ihnen. Sie ſind des Mannes ewige Widerbeller; ihr Zorn iſt brennender als der Sand der Wüſte, und ihre Zunge zerfleiſchender als eine Geißel; ihre Frechheit zerbricht alle

Schranken, das habet Ihr jetzt geſehen. Von einem Weibe iſt alle Sünde in die Welt gekommen, und durch ſie müſſen wir alle ſterben. — Ihr habet mir die Ehre gekränkt, und mich geſchmäht, darum werdet ihr geſtraft mit aller Härte!

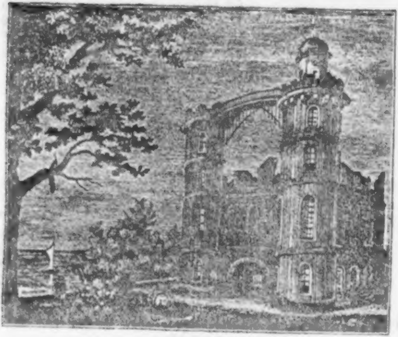
Kaum hatte der König die letzten Worte geſprochen, ſo ſprang ſchnell aus dem Volke Morolf zu ihm hin, und ſprach freundlich und wohlgefällig: Herr, nun habe Dank, daß du mir zu willen gethan haſt. Ich habe es nie glauben mögen, daß du nicht den Weibern zürnen, daß du in ihrem Lobe bleiben könnteſt, wie ich nun geſehen und gehört habe. Ich ſagte, ehe du zum zweiten Male ſchlafen gehſt, wirſt du auf die Weiber geſcholten haben. Siehe das iſt nun alles wahr geworden.

Teplitz und das Steinbad.

Teplitz iſt ein bekannter böhmiſcher Badeort, der mit einer kleinen Stadt von etwa 350 Häuſern in einer ſchönen Ebne zwiſchen dem böhmiſchen Mittelgebirge und dem Rieſengebirge liegt. Der Ort gehört dem Fürſten Clary; er beſitzt daſelbſt ein herrliches Schloß und einen Garten, der immer zum Beſuch geöffnet iſt. Andre bemerkenswerthe Gebäude ſind noch: die Schloßkirche, das Schauſpielhaus. Die Bäder, welche man einem unter dem Boden fortſchwelenden Steinkohlenflötz zu verdanken glaubt, der die Sumpfwaſſer des Thals heiß mit aufgelöſtem Kalk und Schwefelkies miſche, öffnen ſich jetzt in 23 Badebecken; 7 davon haben beſonders eingefaßte Quellen: das große Männerbad, die drei Fürſtenbäder, das tiefe Bad und die zwei Frauenbäder. Von den heißen Quellen iſt es merkwürdig, daß ſie am Tage, wo ein großer Theil Liſſabons durch ein Erdbeben zerſtört wurde (am 1. November 1755), an ſieben Minuten lang ausblieben. Auf dem Gottesacker liegen Seume, der ruſſiſche General Meloſino u. A.; beſonders ſieht man dort mehrere Gräber der bei Kulm gebliebenen Krieger. Die Umgebungen ſind ſehr reizend und reich an den ſchönſten Partien. In der neueſten Zeit iſt Teplitz auch politiſch wichtig geworden. Für den Preußen hat es noch einen beſondern Reiz, indem ſein verehrter Monarch dort faſt jeden Sommer einige Wochen zubringt. Man nennt ihn dort mit ungeheuchelter Ehrfurcht vorzugsweiſe den König, und ſeine öftere Anweſenheit, welche auch noch viele Andre veranlaßt, dort zu verweilen, ſoll dem Ort ein faſt preußiſches Anſehen geben. Auch hat der menſchenfreundliche Sinn des Monarchen ſelbſt für die Heilung kranker Soldaten der preußiſchen Armee daſelbſt Fonds angewieſen. Der Name Teplitz kommt von Teplanlicze (Warmort); ſo nannte nämlich der Ritter Koloſtug den Ort, nachdem er ſchon 762 die warmen Quellen entdeckt hatte. — Unſere Anſicht ſtellt das Steinbad dar, eines der bedeutendſten Bäder, deſſen reizende Umgebung von den Gäſten ſehr beſucht wird.



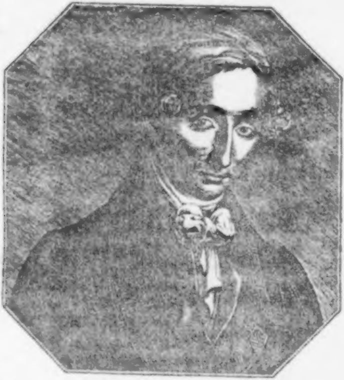
Das Schlößchen auf der Pfauen-Inſel.



Die Pfauen-Inſel, in der Nähe von Potsdam gelegen, iſt eine Sommerwohnung des geliebten Königs von Preußen, und zugleich ein Ort, den die Bewohner des Preußenlandes von nah und fern beſuchen; denn unſer guter Monarch ſieht es gern, daß ſich Andre an dem erfreuen, was Ihm Freude macht. Das hier abgebildete Schlößchen hat das Anſehen einer Burg und innen nur eben ſo viel Raum, als zum bequemen Wohnen nöthig iſt. In den Zimmern finden ſich viele Erinnerungen an das Familienleben unſres Königs und das Ganze hat einen beſcheidenen Glanz. Die Inſel ſelbſt iſt ein Garten, der durch die mancherlei Geſchöpfe und Pflanzen, aus allen Welttheilen zuſammengebracht, vereint mit ſeinem Reiz, einem Paradieſe gleicht, in welchem mehrere Stunden dem Beſchauer raſch verfliegen. Es liegt eine kurze Schilderung vor uns, nach einer Künſtlerfarth flüchtig entworfen. Wir reihen dieſe hier an:

„An der Pfauen-Inſel wehen die Wimpel friedlicher Kriegs-Fahrzeuge — die ſchaukelnden Papagei und Cacadou begrüßen die Ankommenden mit weithin hallenden gellenden Tönen. Freundlich empfing die Kunſtgeſellen der kunſtreiche Burgwart und Gärtner, gewandt mit dem krummen Meſſer und dem Zeichenſtifte. Es prangten die letzten der Roſen und die erſten der Georginen, die rothe und die blaue Hortenſia. Mit lehrbegierigen Blicken ſtanden die Geſellen vor den Gittern, wo die Affen, den Seiltänzern gleich, Purzelbäume machen; daneben ſind die mit mächtigen Krallen bewaffneten Wappen-Vögel und die unbewegliche Eule, mit dem glühenden Kohlen-Auge — einem egyptiſchen Idole gleich. Die blendend weißen Pfauen von zarter Art haben ihr „zu Hauſe“ unter Gezelten; die junoniſchen Pfauen ſitzen auf den Aeſten der hohen Bäume. Weiterhin am Ufer ſahen ſie den neuen Bau, wo durch die Gewalt des in Dunſt verwandelten Waſſers, fernhin über die ſchönen Pflanzen der Inſel, rieſelnd und in Strahlen Erquickung und Nahrung kommen, auch künſtlicher Springbrunnen Zauber zu ſehen iſt. — Auch ſtand vollendet und hoch emporgerichtet die vielgewanderte Vorderſeite des ſinnreich geſchnörkelten Nürnberger Hauſes, vor vier Jahrhunderten von da nach Danzig und nun hieher verpflanzt, in Stein gearbeitet und als Theil einer Schloßburg. In der Nähe wohnt der Rieſe; der Altgeſelle hatte vor Kurzem deſſen Bruder conterfeit, und ſo wurden ſie freundlich eingelaſſen. Es erhob ſich der Enaks-Sohn gefällig, ein Stuhl wurde neben ihm beſtiegen, mit einem Stabe das richtige Maaß zu nehmen, wo ſich dann ergab, daß derſelbe 7 rheinländiſche Schuh Höhe erreicht; dann gab er einen Bogen Papiek, und legte ſeine Rechte darauf, die mit dem Stifte umzogen wurde, woraus die Längen-Grade mit den Breiten-Graden keine Uebereinſtimmung gaben; auch ſoll deſſen Conſumtions-Vermögen gar geringe ſeyn. Keck und munter waren dagegen das Zwerg-Geſchwiſter-Paar, obwohl Beide noch nicht den Rauſch von einem Tanzfeſt des vorigen Tages verſchlafen hatten. — Wer die beiden Extreme der Menſchheit geſehen hat, darf ſich, ob dieſes allumfaſſenden Blicks, was einbilden, hat genug, geht ab, und läßt das Andre liegen.“

Karl Maria von Weber.



Wenige haben in der Sprache der Töne vernehmlicher und verſtändlicher zu dem deutſchen Volke geſprochen, als Karl Maria von Weber, deſſen „Freiſchütz" mit ſeinen volksthümlichen und faßlichen Melodien Ohr und Herz ſeiner Landsleute in Beſitz nahm, und über die Grenzen des Vaterlandes hinaus in fremde Länder hinüber geklungen iſt, ſo daß es wohl kein civiliſirtes Volk giebt, bei welchem nicht Weberſche Melodien geſpielt oder geſungen und mit Vergnügen gehört würden. Es muß etwas eigenthümlich Zauberiſches in dieſen Liedern liegen, was ihnen dieſe Allgemeingültigkeit errang; es iſt deutſche Kraft und Gemüthlichkeit, die, gepaart mit Wohllaut, in die Herzen der Menſchen ſich einſchmeichelt.

Karl Maria von Weber ward geboren den 18ten Dezember 1786 zu Eutin im Holſteiniſchen, wo ſein Vater, der Major von Weber, zur Zeit ſeinen Wohnſitz hatte. Es war eine eigenthümliche Laune oder Neigung von dieſem, ſeinen Aufenthaltsort recht oft zu wechſeln, was nun freilich in ſeines Sohnes Jugendleben eine große Abwechſelung und Beweglichkeit brachte, und zu einer freien und bunten Geſtaltung ſeiner Einbildungskraft weſentlich beitrug; aber es war damit zugleich der Nachtheil, oft mit den Lehrern wechſeln zu müſſen, nothwendig verbunden. Die edle Tonkunſt drängt ſich, wie wir bei Mozart und vielen Andern ſehen, meiſt in ſehr jungen Jahren vor; das Leben ſolcher von der Natur bevorzugten Knaben iſt recht eigentlich ein Tonleben, welches ſich bald in eigenen Erzeugniſſen Luft macht. Alle übrigen Künſte, auch die Dichtkunſt, erfordern mehr Reife, Verſtand und Ueberlegung, wenn in ihnen nur etwas Erträgliches geleiſtet werden ſoll; aber das muſikaliſche Talent iſt oft ſchon in ſeiner frühſten Blüthe anziehend und Bewunderung erregend, wenn auch zur eigentlichen Entfaltung der Blumenkrone der volle Sonnenſchein des gereiften Lebens gehören mag. Früh entwickelte ſich auch in Weber das Talent, das, was andere Meiſter gegeben hatten, auf dem Clavier rein und ſauber vorzutragen, und bald in eigenen Werken ſich geltend zu machen. Die Malerkunſt, für welche Weber ebenfalls offnen Sinn und eine fertige Hand hatte, mußte ihrer liebenswürdigen Schweſter, der Tonkunſt, nachſtehen und ſchon in ſeinem 14.en Jahre entſtand Webers erſte Oper: „das Waldmädchen“, welche in vielen Städten mit großem Beifall aufgeführt wurde. Von dem lebendigen, unternehmenden Sinn des Knaben giebt uns ſeine ſchon vor dem vierzehnten Jahre gefaßte Idee, dem von Sennefelder in München damals erfundenen, jetzt ſo ſehr vervollkommneten Steindruck den Rang abzulaufen, Zeugniß. Er meinte, dieſelbe Erfindung gemacht zu haben und ſie mit einer zweckmäßigern Maſchine in's Werk ſetzen zu können. Die Sache ſollte ins Große getrieben werden; ſein Vater, der, wie es ſcheint, ſeinem Sohne alles Mögliche zutraute, ging mit ihm deshalb nach Freiberg in Sachſen, wo das Material am leichteſten zur Hand war. Man fing an zu arbeiten, aber die Beſchäftigung war zu lang andauernd und geiſttödtend; es gehörte dazu die Geduld eines Mannes, nicht der flüchtige Sinn eines Knaben; das Geſchäft wurde aufgegeben und Weber warf ſich nun mit deſto ausſchließenderm Eifer auf die Muſik. In Wien, wohin er ſpäter kam, lernte er den trefflichen Haydn und den originellen Abt Vogler kennen, enthielt ſich auf des Letztern Rath, wenn auch mit Widerſtreben, längere Zeit alles Selbſtſchaffens und ſuchte durch den angeſtrengteſten Fleiß die weſentlichen Regeln und Grundſätze der Tonkunſt ſich zu eigen zu machen. Eingeweiht in die Geheimniſſe derſelben begann er endlich eine Reihe unſterblicher Muſikwerke, unter denen wir ſeine herrlichen Melodien zu „Leier und Schwerdt“ und ſeinen „Freiſchütz“ vorzugsweiſe nennen. Letztern komponirte er in Dresden, wo er ſeit 1817 als Kapellmeiſter angeſtellt war, brachte ihn aber zuerſt in Berlin 1821 mit wahrhaft ſtürmiſchem Beifall zur Aufführung. Auch ſein Singſpiel „Preciosa“, mit der etwas wilden aber natürlichen Zigeunermuſik, und die großartige, aber ſchwer verſtändliche Oper „Euryanthe“ hatten glänzenden Erfolg. Sein Ruhm war durch ſeinen, in England und Frankreich mit Begeiſterung aufgenommenen „Freiſchütz“ ſo hoch geſtiegen, daß glänzende Anerbietungen ihn veranlaßten, eine engliſche Oper zu ſchreiben und in London aufführen zu laſſen. Der in ſeiner Bruſt ruhende ſingende Schwan verhauchte ſeine letzten Töne in dem melodiſchſten ſeiner Werke, dem „Oberon“. Die lieblichen geiſtigen Melodien dieſer Oper ſcheinen zum Theil aus einem Gemüth hervorgehaucht zu ſeyn, welches dem dieſſeitigen Leben nur entfernt noch angehörte. Die Arbeiten und Studien, die er dieſer Oper widmete, beſchleunigten ſeinen am 5. Juni 1826 in London erfolgten Tod. An demſelben Tage ſollte zu ſeinem Vortheil der „Freiſchütz“ gegeben werden. Als Katholik wurde er in der Moorfields-Kapelle feierlich beſtattet.

Weber gehört zu den Tonkünſtlern, die von den ſogenannten Kunſtrecenſenten am wenigſten angeſteckt waren. Er betrachtete ſeine Kunſt und das Leben überhaupt von einem höhern Standpunkt, auf den er durch Studien und eigne Gemüthstiefe ſich erhoben hatte. In einem freundſchaftlichen, vom 18ten Mai 1829 datirten, Briefe Webers an den Herausgeber dieſes Buches ſpricht er das Gefühl ſeines Werthes in höchſt beſcheidener Form aus. Zeitſchriften haben nicht ſelten das Unglück, von ihren Correſpondenten falſch benachrichtigt zu werden; auch der „Geſellſchafter“ (der Manches von und über Weber enthält) hatte je zuweilen an dieſem allgemeinen Uebel zu leiden, ſo auch in Bezug auf ihn. In dem oben angeführten Briefe ſpricht er ſich nun gegen dies Correſpondenzlerweſen, wie er es nennt, (diesmal aber beſonders in Bezug auf einen Artikel in einer Leipziger Zeitſchrift) bitter aus. Er habe, ſagt er, deshalb Berichtigungen einzuſenden unterlaſſen, um nicht für ein [illegible] dieſer verlaufenen Leute, die nichts beſſeres zu thun wüßten, zu gelten, und immer alle Pfeile gerade aufzufangen, wie er es wohl zuweilen thue, wenn die Noth hoch käme, dazu habe er doch auch keinen Beruf. Warum, fügt er hinzu, ſoll uns zwei

Kapellmeiſtern (in Dresden) eine ſehr ehrenvolle Auszeichnung bevorſtehen? ich habe etwas gethan und glaube doch keine zu verdienen.

Seine Anſichten und Erfahrungen hat Karl Maria von Weber in einem Werke niedergelegt, welchem er den Titel „Künſtlerleben“ gab, und welches der um Webers Familie wohlverdiente Theodor Hell, ſein Freund, 1828 zu Dresden herausgab. Weber war ein vollendeter, denkender Künſtler und ein durchaus edler Menſch. — Das voran ſtehende Bildniß iſt nach einer Zeichnung von Henſel, aus jener Jugend-Zeit, wo der Verewigte noch nicht die Spuren der Krankheit in den Zügen trug, an der er ſo früh dahin welkte. **H. Marggraff.**

Wir fügen hier eine Parodie an, in der K. M. v. Weber mit zürnendem Humor über die falſchen Richtungen in der Muſik ſich ausläßt (denn er führte auch im Wort eine gewandte Feder); es iſt die

Parodie der Kapuziner-Predigt
aus Wallenſteins Lager.

Heiſſa, Juchheiſſa! Dudeldumdei!
Das geht ja toll her, bin nicht dabei.
Iſt das eine Art, Komponiſten?
Seyd ihr Türken, ſeyd ihr noch Melodiſten?
Treibt man ſo mit der Tonkunſt Spott,
Als hätte der alte Muſen-Gott

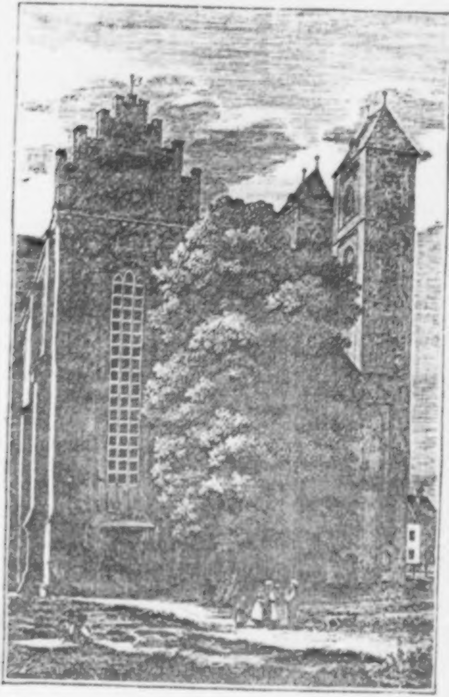
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen!
Iſt jetzt die Zeit der Orcheſter-Plagen,
Mit Pickelflöten und Trommelſchlagen!
Die Kriegsfurie iſt in den Tönen los,
Und ihr ſteht hier, legt die Hände in den Schooß!
Das Bollwerk des reinen Sangs iſt gefallen,
Italien iſt in des Feindes Krallen,
Weil der Komponiſt liegt im Bequemen,
Höhnt die Natur, läßt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Knall, als den Schall,
Pflegt lieber die Narrheit, als die Wahrheit;
Setzt die Hörner lieber toll im Gehirn,
Hat das Honorar lieber als honorir'n.
Die Kunſtfreunde trauern in Sack und Aſche,
Der Direkteur füllt ſich nur die Taſche.
Der Kontrapunkt iſt worden zu einem Kunterbunt,
Die Lernenden ſind ausgelaſſene Lärmende,
Die Melodien ſind verwandelt in Maladien,
Und allen geeigneten klaſſiſchen Genuß
Verkehrt man uns in Knall-Fidibus.
Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das ſchreibt ſich her von vielen Applaudir-Sünden,
Von dem Geſchrei und Bravo geben,
Dem jetzt die Publikums leben;
Wenn freche Paſſag' macht den Magnetſtein,
Der Applaus zieht in die Oper ein.
Auf den Laufer, gut oder übel,
Folgt das Geklatſch, wie die Thrän' auf die Zwiebel,
Hinter dem Eſel kommt gleich der Schwanz,
Das iſt 'ne alte Kunſtobſervanz.
Es iſt ein Gebot, du ſollſt den alten
Und reinen Satz nicht unnütz halten,
Und wo hört man ihn mehr blasphemiren
Als jetzt in den allerneuſten Tonaartiren!
Wenn man für jede Octav und Quint,
Die man in Euren Partituren find't,
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wäre bald kein Glöckner zu finden mehr,
Und wenn euch für jeden falſchen Accent,
Der aus eurer ungewaſch'nen Feder rennt,
Ein Härlein ausging aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick, als Abſalons Kopf.
Der Gluck ſchrieb doch auch wohl noch mit Effekt,
Der Mozart hat auch, glaub ich, Neues gedeckt,
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſo unwiſſende Kerle geweſen!

Braucht man der Kunſt' doch, ich ſollte meinen,
Nicht größern Aufwand zu reinen Sätzen,
Als zu unreinen Gemeinenplätzen.
Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot iſt, du ſollſt nicht ſtehlen;
Ja das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen,
Iſt die Not' nicht ſicher in der Zeil,
Find't die Melodie und der Baß kein Heil,
Ihr ſchießt mit deutſchem und fränkiſchem Pfeil.
Was ſagt der Prediger? **Contenti estote**
Begnügt euch mit eurem Klappenbrote.
Aber wie ſoll man die Schreiber faſſen,
Kommt doch das Aergerniß aus den Maſſen.
Wie das Publikum, ſo das Haupt,
Weiß doch Niemand, an was das glaubt!

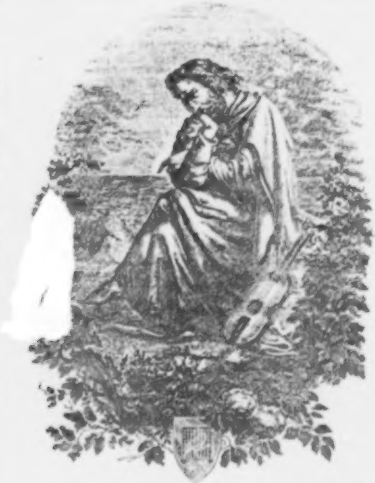
Karl Maria v. Weber.

Der Dom zu Stendal.

Die Gründung des Domes von Stendal fällt in das Jahr 1187, und zwar iſt der Graf Heinrich zu Gardeleben, welcher die Stephanskirche von Tangermünde im folgenden Jahre erbauen ließ, der Stifter auch dieſes Gebäudes, das er dem heiligen Nikolaus weihte. Im Jahre 1461 indeß wurde der Dom erneuert und erhielt ſeine gegenwärtige Geſtalt. Er iſt das bedeutendſte Gebäude der Altmark, mit großer Kühnheit und Leichtigkeit errichtet. Die Thürme waren früher mit leichten Spitzen verſehen, welche im Jahre 1460, durch einen Blitz entzündet, abbrannten; ſtatt deren ſind ſie nachmals mit den gegenwärtigen ſattelförmigen Dächern bedeckt worden. Vor dem untern Theil der Thurmmauer befand ſich früher der Vorbau einer Kapelle, ein ſogenanntes Oratorium, welches im Jahre 1637 einfiel und deſſen Ruinen, mit jungen Tannen bewachſen, ſich lange erhalten hatten. Der geſammte untere und mittlere Theil dieſer Thürme ſcheint dem früheren Bau anzugehören. Zur Zeit Joachims I. erregte ein Mönch, Lorenz Kuchenbecker, durch ſeine evangeliſchen Predigten in dieſem Dom viel Aufſehen, ſo daß ihm Zuhörer ſelbſt aus weiter Ferne kamen. Die Einkünfte des Doms genießt die Univerſität Frankfurt an der Oder.



Walther von der Vogelweide.



Walther von der Vogelweide iſt einer der bedeutendſten Liederdichter älterer Zeit, deſſen Name auch im größern Kreiſe der Deutſchen wieder bekannt zu werden verdient, weshalb man ihm neuerdings durch Erklären und Herausgeben ſeiner Gedichte eine beſondere Liebe zuwendete. Ja Walther (wie mancher andre ältere Lyriker) hat ſelbſt das Verdienſt, mehrere unſrer neuen Liederdichter gebildet zu haben, von denen wir nur Uhland nennen. Walther gehört zu den bekannten Minneſängern und iſt ohne Streit derjenige unter ihnen, der durch Gewandtheit, Geiſtreichthum und die Vielſeitigkeit ſeines Geſanges hoch hervorragt. Es iſt nicht die Tiefe des Gefühls, aus der er ſchöpft, und die anſprechende Seite bei ihm kann daher auch nicht das Gemüth in engerem Sinne ſeyn; es iſt vielmehr ſeine große Mannigfaltigkeit der Anſchauung im Einzelnen und die Freiheit, mit welcher der Dichter ſeine Empfindungen verwendet; es iſt der leichte Scherz, der Witz, die Erfahrung des Lebens, welche uns an ſeinen Geſang feſſeln, kurz: die in den geläufigſten Formen wuchernde, in hellem Bewußtſeyn des Dichters wachende Fülle des Geiſtes. Er gehört alſo mehr der verſtändigen Reihe unſrer Lyriker an, welche ſich gewöhnlich durch größere Fülle der Formen hervorthun, während die Dichter des Herzens ſich in wenigen wirkſamen Weiſen gefallen. Walther's Gedichte haben noch das Beſondere, daß ein Theil derſelben politiſch iſt — man darf alſo nicht, wie man heut wohl gethan, politiſche Gedichte als durchaus undichteriſch betrachten — und ein lebendiges Bild der damaligen Kämpfe zwiſchen dem Papſt und dem deutſchen Kaiſer giebt, ſo wie von der Zerwürfniß des deutſchen Reiches in ſich. Dieſe Gedichte ſind es auch, welche uns auf Umwegen einiges Licht über das Leben Walther's verſchaffen; denn wir haben ſonſt wenige oder keine Nachrichten über dieſen Punkt. Er ſtammte aus einer adligen Familie, deren Burg „Vogelweide" im obern Thurgau gelegen zu haben ſcheint; Geburts- und Todesjahr ſind uns gleich unbekannt, doch muß er, da ſein Lied: „40 Jahre und mehr die Minne beſungen", ein ziemliches Alter erreicht haben. Er ſtarb zu Würzburg oder liegt doch dort begraben; denn man hat dort ſein Grabmal und eine Sage darüber, welche berichtet, daß Walther ſeinen letzten Willen dahin beſchränkt habe, man ſolle den Vögeln auf ſeinem Grabſtein täglich Weizen und Waſſer geben, wozu in demſelben vier Löcher angebracht waren. Die Herren des neuen Münſters aber, heißt es, verwandelten dieſes Vermächtniß in Semmeln, welche an Walther's Jahrestage von den Chorherren gegeſſen wurden. Er ſcheint ein ſehr bewegtes Leben geführt zu haben. Zuerſt erſcheint er am Hofe Friedrichs des Katholiſchen, Herzogs von Oeſtreich und Steier. Dann ſehen wir ihn in der politiſchen Zerrüttung des Reichs als echten Anhänger der Hohenſtaufen, als Vertreter der ſinkenden Zucht und Sitte; ſein Mann war Philipp von Schwaben, nach deſſen Ermordung (1208) Walther auf Reiſen ging. Er war am Hofe des Königs von Frankreich und kam ſpäter an den Hof des durch den „Wartburgkrieg" in der Geſchichte des Geſangs gefeierten Herrmann, Landgrafen von Thüringen. Walther war muthmaßlich drei Mal dort und trat auch 1207 in dem genannten Wettgeſange ſelbſt auf. Weiterhin ſcheint er ſich auch dem Kaiſer Friedrich II. genähert zu haben, der ihm ein Reichslehn ſchenkte. Er kam dann abermals nach Wien, wo er bei Leopold VII. ſehr in Gunſt ſtand; doch verließ er den Hof nach ſeines hohen Gönners Tode (1230), und nahm, wie man mit ziemlicher Sicherheit glaubt, an dem Kreuzzuge Friedrichs II. nach dem gelobten Lande Theil. Ge-

[illegible]

Vier Worte.

[illegible]

[illegible]

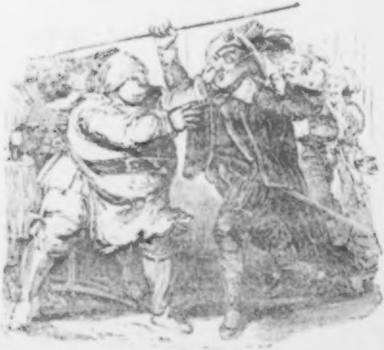
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Studenten von Alkala.



Die ſpaniſchen Studenten ſind arm, doch immer aufgelegt, ihre Armuth abzuſchütteln; ſie ſind rüſtige und artige Leutchen, und darum von etwas anrüchiger Ehrlichkeit. Man hat ſogar ein Sprüchwort: Es mas malo que un estudiante, er iſt ſchlimmer als ein Student! Eine verzeihliche Nachläſſigkeit des Gedächtniſſes in Berichtigung gewiſſer Schuldigkeiten, die Prellerei eines „ſchuftiſchen" Schneiders u. ſ. w. gelten bei ihnen für Kleinigkeiten; ſie ſind ſelbſt für einen Griff mit grauer Hand nicht blöde, und in dem Buche ihrer Ehre wird das Stehlen gut geheißen, wenn man nur für das Geſtohlene vollwichtigen Witz ausgegeben hat. Während der Weihnachtsfeierlichkeiten begeben ſich die Studenten Alkala's gewöhnlich in das nahe Madrid, um dort mit ihrer Fingerfertigkeit zu prahlen und ihre Kniffe loszulaſſen. Letztere ſcheinen etwas hungriger Natur zu ſeyn; denn die Wirthe mit [illegible] ſcheuen ihre Heimſuchungen, wie der Morgenländer die Heuſchrecken. Zwei Studenten der Art trieben ſich in ſolcher Abſicht eben auf der Puerta del Sol zu Madrid umher, ohne ſich [illegible] mit einem Andern, als dem Geſchwätz der Plätze zu unterhalten; dies iſt nämlich der Verſammlungsort aller Müßiggänan der Hauptstadt. In der That aber waren Zorilla und Rebello mit einer strengen [illegible] bei ihrem Abt [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] fangen arbeitet, die Pferde der Sonne [illegible], ohne zu einer andern Ueberzeugung gekommen zu sein, als daß man in der Sonne*) schwitzen müsse; die Rebello ein Gesicht aufsetzte, so lang und dunkel, wie sein Mantel, und zu seinem Kameraden sprach: „Lieber Zorilla, ich zweifle an der Möglichkeit, unser Wort zu halten.“ — „Schäme dich, Herr Bruder“, erwiederte der Andalusier. „Du bist Weise wie die Einfalt vom Lande; ein ehrenhafter Student hat immer einen geschickten Einfall bereit, sein Wort zu halten. Was brauchen wir? ein leckeres Diner — eine wahre Kleinigkeit! Einen fetten Truthahn, mein lieber Mensch, einen Teller mit Confect und eine Flasche [illegible] — was willst Du mehr?“

„Aber woher die nöthigen Kleinigkeiten nehmen?“ erwiderte Rebello kläglich, „wir können uns ja nur den [illegible] braten, als eine [illegible] haben.“ — „Kleinigkeiten, wie immer!“ lachte Zorilla. „Den Truthahn besorge ich, an Dir ist's nun, die Flasche zu liefern.“ — „Wohl!“ meinte Rebello, dem die Natur in der Wiege ein Paar Zoll weniger Stirn an die Nase gesetzt hatte, als seinem Gefährten. Sie trennten sich. „Vergiß nicht, Herr Bruder“, rief ihm Zorilla nach, „daß wir einen hungrigen Wirth zum Abend [illegible].“ — „Lebe wohl!“ entgegnete Rebello; „ich erwarte Dich auf der Puerta del Sol.“ — Sie gingen ihres Weges.

Zorilla schritt unverweilt nach dem Markte und suchte sich mit scharfem Blick unter den Tadero's (Verkäufer von Truthähnen) den tüchtigsten aus, und unter seinen Thieren den fettesten Hahn. Der Tadero trug einen unverkennbaren Zug im Gesicht, daß er zum ersten Male in solchen Geschäften zur Stadt gekommen war. Zorilla trat mit vornehmer Haltung zu ihm und sagte, sein [illegible] Tadero liefere ihm [illegible] Waare; er wolle [illegible] bei ihm einkaufen, und wenn er ihn gut bediente, könne er auf die Kundschaft aller seiner Freunde rechnen. Die Augen des Mannes strahlten vor Freude; er zählte seine Thiere, freute sich des glänzenden Anerbietens und reichte dem Käufer den schönen Hahn, den derselbe mit geübtem Auge [illegible] entdeckt hatte. „Nur einen Thaler, lieber Herr“ — stotterte der Tadero — „und [illegible] Sie werden zufrieden sein.“ — „Bei Gott! und Geld!“ erwiederte Zorilla. — „Mi Santiago, schöner Herr, ich habe nicht einen Heller davon — ich lebe nur auf Ihre Empfehlung.

---

*) In Spanien [illegible]

[illegible] Herr!" — „Es ſey!" meinte der Käufer, nahm mit der Linken den Hahn unter ſeinen Mantel, und griff mit der Rechten [illegible] in ſeine Taſche, als ſey ein Thaler [illegible] hatte [illegible] „Verwünſcht!" rief er, indem er mit der [illegible] Miene des Unwillens und der unangenehmſten Ueberraſchung die leere Hand zurückzog — „da hat der alte Pere, die Börſe [illegible]." Der Padre ſtutzte. „Ich wohne ſehr [illegible] — geht einmal hin und zurück, das wird zu ſpät." — [illegible] entgegnete der Mann, er werde ſeinen Sohn bei dem [illegible] laſſen und mitgehen. Jeronimo ſchien ſehr erfreut über [illegible] Bereitwilligkeit, verſprach ihm noch ein Trinkgeld, und [illegible] Jeronimo wanderte mit dem Bauer durch die [illegible] Gaſſen und trat nach einer halben Stunde in das [illegible] eines Barbiers, der eben einem armen Mönch [illegible] den Bart abnahm, daß derſelbe an den Schmerzen [illegible] ſterben konnte. Der Padre mußte warten, und Jeronimo [illegible] den Barbier mit in das anſtoßende Zimmer, wo er ihm erzählte, er habe ihm als einem geſchickten Manne ſeinen armen Vetter gebracht, der an einem böſen Hüftweh leide, zwar [illegible] davon ſpreche, aber es gern los werden möchte und ſeinen [illegible] wolle. Hierauf ging der Student zur Haus[illegible] der Barbier kam in das andre Zimmer zurück und [illegible] zu dem Padre, er werde ihn gleich bedienen. Der Padre wartete alſo, bis der Mönch ſich den Bart [illegible] hatte. Der Mönch ging, und der Barbier wandte ſich [illegible] zu dem Padre mit den Worten: „Ihr verſpürt wohl viel Schmerzen." Der Angeredete antwortete [illegible], daß er ſich nie ſo wohl befunden habe, wie jetzt. Und nun folgte ein Geſpräch von [illegible] Länge. Im erſten Theile glaubten Beide an ein [illegible]; im zweiten glaubte Jeder, der Andre wolle ihn zum [illegible] haben; im dritten hielten ſie einander für verrückt, und im [illegible] folgten endlich die nöthigen Erklärungen, aus denen [illegible], daß Beide betrogen worden waren. Im Nu eilte [illegible] aller Klagen zu [illegible] wurde der Stand der Sache durch alle Formen dahin ermittelt, daß ein Student — Name unbekannt — dem Padre einen Hahn geſtohlen und ihn [illegible] zu ſeinem Vetter gemacht habe, daß ein Barbier betrogen und in den böſen Verdacht einer [illegible] gebracht worden ſey; es wurde beantragt, daß der Thäter [illegible] und der Student geſtraft werden ſolle. Actum ut supra d. h. wir waren Narren und werden es bleiben. „Werdet Ihr den Räuber wiedererkennen?" fragte [illegible] der Alguacil. „Gewiß!" verſicherte der Padre — und ſo wurde nach einigem Zögern ein Kreuzzug durch alle Quartiere der Stadt veranſtaltet, um den Dieb zu fangen.

Unterdeſſen hatten ſich die beiden Studenten und ihr Gaſt den [illegible] einzigen [illegible] gut ſchmecken laſſen.

Der Witz war über [illegible], und auf Verlangen erſchien der dicke Wirth mit der [illegible] Rechnung, die er ſammt [illegible] umfangreichen [illegible] vor die [illegible] Gäſte niederlegte. Jetzt griffen nach der [illegible], um zu bezahlen; aber kam [illegible] ein Streit zwiſchen [illegible] Jeder wollte die Ehre haben für den Andern zu bezahlen, weil der Andere ſchon ſo oft großmüthig geweſen ſei. Die [illegible] und der dicke Wirth ängſtlich. „Kann denn nicht jeder Herr die Hälfte bezahlen?" wandte er beſcheiden ein. „Vortrefflicher Einfall!" ſchrie Farulla — „eine neue Löſung ſoll entſcheiden. Ihr, lieber Schenk, laßt Euch die Augen verbinden und haſchet als Blinder Einen von uns; der Ergriffene ſoll unweigerlich die Ehre der Bezahlung haben." Der [illegible] Wirth willigt ein und ließ ſich die Augen verbinden; beide Gäſte drehten ein paar Mal [illegible] um ihn herum und — ſchlichen dann leiſe aus dem Zimmer. Der Wirth warf in ſeinem Eifer Tiſche und Stühle um, und ſchon wurde ihm die Stille um ihn verdächtig, als er Tritte vor der Schwelle und Geräuſch hörte. Er lauft zu, hatte Einen bei der Naſe und ſchrie: „Verzeihen Sie, Signor, daß ich Sie beim Zipfel habe — Sie müſſen bezahlen!" — „Zum Teufel!" ſchrie der Gefangene, und der Wirth, welcher ſich bei der [illegible] Stimme die Binde von den Augen geriſſen, erblickte mit Schreck und Staunen den [illegible] Monarch mit [illegible], der wie ein Hahn durch die offen gebliebene Thür gerannt war, zu fangen, die nicht mehr zu fangen waren. „O weh!" ſchrie der Eine; „Alle Teufel!" lautete das Echo des Monarch. Der Barbier war gefoppt, der Fabere um ſeinen Hahn, der Wirth um ſeine [illegible] Rechnung, und der Monarch um ſeine Gewohnheit gebracht. **Actum ut supra** d. h. wir waren Narren und werden Narren bleiben.

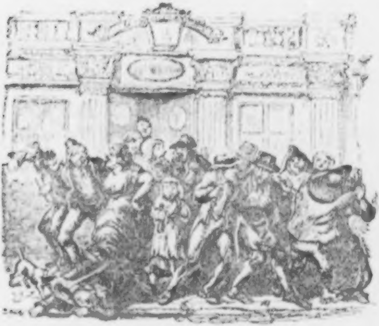
Rotterdam.

Rotterdam iſt eine der berühmteſten Städte in allen Niederlanden, hatte ſie auch nicht die nationale Auszeichnung, daß in ihr das erſte Holländiſch geſchrieben ward. In Betracht der Volksmenge hat ſie nur noch Amſterdam und Lüttich über ſich. Wer kannte nicht den Vorkämpfer der Freiheit, den großen Humaniſten Erasmus von Rotterdam? Seine metallene Statue von zehn Fuß Höhe ſteht noch auf dem Markte, und die lateiniſchen Schulen der Stadt tragen ſeinen Namen. Für die Kunſtgeſchichte hat Rotterdam den Adrian van der Werf aufzuzeigen, den Maler der Heiden, der in der Nähe geboren wurde und in der Stadt ſelbſt ſeinen Wohnſitz nahm. Doch das Bedeutendſte ihres Vorzugs vor andern Städten der Niederlande iſt ihre commercielle Wichtigkeit. Schon früher war ſie der Hauptſitz des holländiſchen Handels nach Großbritannien, und dies Verhältniß wurde nach der Revolution von

1813 ſo raſch und wirkſam wiederhergeſtellt, daß 1814 die Maas kaum Platz genug für die fremden Schiffe hatte, welche beſonders aus England ſich einfanden. Jn dieſem Handelseifer iſt man ſich gleich geblieben, und die beſonders in Oſt- und Weſt-Jndien angeknüpften Handels-Verbindungen haben Rotterdam in dieſer Hinſicht ſelbſt über Amſterdam gehoben. Rotterdam erhielt 1272 das Stadtrecht und iſt bis gegen 1600 hin ſechs Mal vergrößert worden; jetzt hat es die Geſtalt eines Dreiecks, welches von 6000 Häuſern und an 60,000 Einwohnern gefüllt wird. Jn der Geſchichte des Landes hat Rotterdam einige Bedeutung; wir erwähnen nur, daß es 1563 größtentheils abbrannte, 1572 von den Spaniern durch Verrath genommen und geplündert, und von Wilhelm I. 1588 als die erſte unter den ſogenannten kleinen Städten bezeichnet und zu Sitz und Stimme berechtigt wurde. Es haben ſich dort eine Menge Fabriken, beſonders Zucker-Raffinerien, Branntwein-Brennereien, Nadel-Fabriken u. a. Die Kaufleute wohnen in ſchönen Palläſten, welche faſt ſämmtlich in der äußern oder Waſſerſtadt liegen, dagegen die durch die Straße an der Maas davon getrennte Binnenſtadt oder innere Stadt nur Bürgerwohnungen enthält. Die Stadt hat viele Landungsplätze, die meiſt dazu ſo bequem ſind, daß die Ausladung unmittelbar in die Häuſer der Kaufleute geſchehen kann. Die ſchönſten Gebäude ſind die Börſe, Zeekantoor (Gebäude der Admiralität), und die große St. Laurentius-Kirche mit den Grabmälern vieler holländiſchen Seehelden aus dem Kriege mit Frankreich (1660—1674). Der Schiffswerft und zwei große Spaziergänge ſind ebenfalls bemerkenswerth. Jn Rotterdam befindet ſich auch ein Stück der holländiſchen Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, eine gelehrte Geſellſchaft („Verſchiedenheit und Einſtimmigkeit") und die Geſellſchaft zur Beförderung wiſſenſchaftlicher Forſchungen. Den Namen hat die Stadt von dem Flüßchen Rotte, der durch eine Schleuſe in die Maas fällt.

Ein Londoner Gin-Tempel.

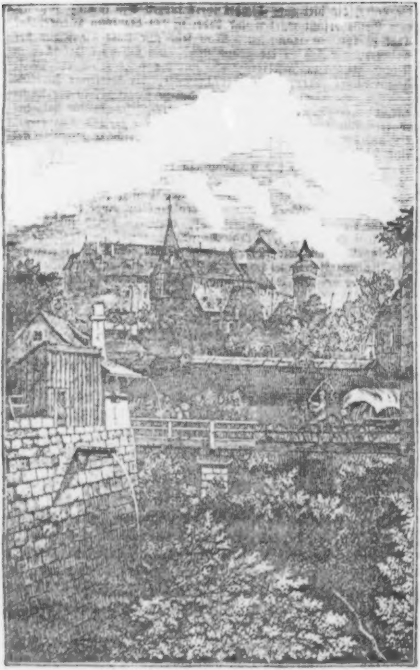
Gin heißt eigentlich Wachholder-Branntwein, iſt aber, wie bei uns „Kümmel", nur der Name der ſchlechteſten Sorte Branntweins, in welchem ſich die niedrigſte (moraliſch und phyſiſch erniedrigte) Klaſſe des engliſchen Volkes berauſcht, und in welchem es das verheißene Himmelreich mit allen Herrlichkeiten ſucht, die auch bei uns das Gefolge ſolches unmäßigen Genuſſes zu jenen gehört, dennoch mit ganzer Seele daran hängt. Auch das Letzte wird aufgeopfert, wenn das Gelüſt nach einem Gläschen Gin erwacht; man weiß ſogar, daß ein altes Weib einen nach dem andern von ihren noch ſchön erhaltenen Zähnen ſich ausziehen ließ und verkaufte, um den Erlös in den Gin-Tempel zu tragen. Um das Elend dieſer bettelhaften Gin-Trinker recht deutlich zu ſehen, ſtellt es ſich ebenſo heraus, daß die Gin-Tempel inwendig ſo elegant ausgeſtattet ſind, daß gewöhnlich in den reichen Verzierungen des Kroneläſte allein ganze Kapitalien haben verſchwendet werden müſſen. Zu jener überall dem Eintretenden entgegenblitzenden Pracht verſammeln ſich die zerlumpteſten Bettler, welche die Fetzen aller vergangenen Moden, von Lady's und Gentlemens ihnen barmherzig zugeworfen, auf den ausgemergelten zitternden Gliedern und den letzten Penny in den Händen haben, um ihn für einige Tropfen Gift hinzugeben. Alt und Jung, Mann, Weib und Kind kommt hier zuſammen, um dem Beſchauer das ſchrecklichſte Schauſpiel zu bieten, das wie ein Hohn für die Ehre unſres Geſchlechts ausſieht, weil bei dem Trunkenen auch andre Laſter noch ausbrechen und alle widrige Seiten des Menſchen ſo grell ſich herauskehren, daß man ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick wegwendet. Daß dieſe Gin-Tempel ein Krebsſchaden des Volkslebens ſind, iſt anerkannt, und die Sache ſchon mehrmals eifrig im Parlament beſprochen worden; aber man ſcheint den Punkt noch nicht getroffen zu haben, von dem aus ſich eine ſichere Abhülfe erwarten ließe. Wir wüßten nichts, was dieſe Greuel ſo anſchaulich machte, als das in ſeiner Art geniale Bild George Cruikſhanks, welches ſich in dem Büchlein: „Sunday in London. 1833." mit der Unterſchrift befindet „der Gin-Tempel wird geſchloſſen zur Zeit des Gottesdienſtes.“:



Das Bild zeigt nicht die erſten Stadien des Rauſches, ſondern die letzten, aber dieſe in einer entſetzlichen Naturtreue. Das ſind die Leute, die hier zum Tempel ihres Götzen Gin kamen, mit ſeinem Geiſte erfüllt wurden und dabei in den bequemen Himmel der Erde zu kommen trachteten. Man ſehe nur links die Frau des Mannes, der ſich an die Wand ſtützt, um ſich alles Irdiſchen in ſeinem Innern zu entledigen, und mit der Hand kaum die Pfeife halten kann. Man ſehe vorn den Mann, der bei ſeiner Himmelfahrt verunglückte; hinter ihm das luſtige Paar und in der Mitte das greiſe Kind, welches gewiß oft von dem Gifte genoſſen hat, das es dem harrenden Elternpaar zuträgt. Rechts erblickt man Einen, der uns den Rücken zuwendet und unter dem Schutze ſeines Hutes eine Zärtlichkeit riskirt. Daneben balancirt ein Brüderpaar, das es wohl begriffen zu haben ſcheint, in der Noth eines ſchweren Geſchäftes, wie hier das Gehen und Wandeln iſt, ſey eine Aſſoziation das Beſte, was man thun könne. Und hinten zwiſchen den ſich ſchließenden Thürflügeln ſieht man den genialen Kopf des Mannes, der alle dieſe Himmel geſchaffen hat, ohne den beſten für ſich zu vergeſſen! Leider werden auch in Deutſchland derlei prachtvolle Trink-Hotels Mode und wir wollten, man könnte ihnen zum Aushänge-Schilde, die Figuren lebensgroß, ein ſolches Bild aufzwingen, damit doch Jeder bei dem Eingang ſähe, was er als Ausgang zu fürchten habe.

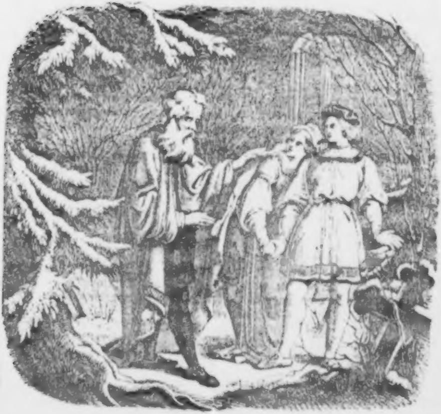
Die Burg von Nürnberg.

Wir geben hier das zweite Bild von den alterthümlichen Gebäuden Nürnbergs; es iſt eine Anſicht der Burg, auch das alte Schloß und die Reichsveſte genannt. Im Vordergrunde zeigt ſich der Stadtgraben, die Bruſtwehr und Brücke des neuen Thors, weiter zurück der Thurm des Thiergärtner-Thors, welcher ſeine alte Geſtalt behalten, nicht die koloſſale Umfaſſung hat, die den andern Thor-Thürmen gegeben wurde. Im Hintergrunde, auf einem Berge gelegen, erhebt ſich wohl erhalten die alte Veſte mit ihrem, nach allen Seiten hin maleriſchen Proſpekt. In derſelben befindet ſich eine Gemälde-Gallerie, in welcher man die ſonſt in der Stadt zerſtreuten Bilder, welche für die Geſchichte der Kunſt und Stadt wichtig ſind, vereinte, wodurch ſich eine höchſt intereſſante Sammlung von Oelgemälden und Glasmalereien bildete, die Jedem zur Anſchau aufgeſtellt iſt. Sie enthält auch noch Einiges von Albrecht Dürer, obwohl man deſſen Kunſtwerke in ſeiner Vaterſtadt früher eben nicht ſorgſam feſtgehalten hat, weil — wie dies oft vorkommt — der Werth des Künſtlers im Volke erſt neuerdings recht anerkannt wurde.



Severins Neujahrstag.

Eine Sage der Vorzeit.



Am Weihnachtsfeſte des Jahres 1561, als in der Kirche zu Solingen eben Frühmeſſe war, trat Martha, einziges Töchterlein des Waffenſchmieds Peter Dieters, aus der Kirchenpforte, und ſtieg die Stufen vor dem Gotteshauſe hinab, ſich ängſtlich umſchauend und den Athem anhaltend, um zu lauſchen. Drinnen aber erklang zu den erſchütternden Orgeltönen der Geſang der Gemeinde:

„Das Kindlein iſt geboren
Zu aller Menſchen Heil,
Du geheſt nicht verloren,
Haſt du an ihm nur Theil.
Und hielte dich umfangen
Der Hölle dreifach Erz.

Erhebſt du im Verlangen
Dein ſündbelad'nes Herz:
Dann wird den Vater bitten
Sein heil'ges Martyrkind;
Und was du auch gelitten,
Es wird dir wohl und lind.
Iſt Gnade doch den Sündern
Vom Vater nicht gewehrt,
Der nach gefall'nen Kindern
Am meiſten ja begehrt."

Martha ſtand auf dem Kirchhofe und ließ während des Geſanges das Haupt ſinken; bald aber hob ſie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenſtern hell hernieder leuchtete, und ſprach betend: „O du mein allmächtiger Gott, du weißt es ja, wie meine gute Mutter auf ihrem letzten Lager Severins Hand in die meine legte und leiſe zu uns ſprach: Haltet aneinander in Zeit und Leid, denn ich fühl' es in mir, ihr ſeyd für einander beſtimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, ſo harret aus; der Liebe Gram macht ſie uns noch um eins ſo lieb! — Du, mein Vater im Himmel, das Unheil und der Gram ſind gekommen, ſollt' ich nun nicht thun, wie mir die Mutter geheißen?"

„Martha, Martha!" flüſterte es jetzt hinter dem Hollunderſtamm, der ſeine kahlen und beſchneiten Zweige von der Kirchenmauer geſpenſtig ausſtreckte. — „Biſt Du es, Severin?" — „Ja wohl, ich harrte Dein ſchon am Grabe der Mutter!" — „Ich komme!" ſagte die Jungfrau; „der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die heilige Meſſe verließ, um von Dir zu hören, was mein Vater geſtern Abend Dir geantwortet hat."

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuz im Winde rauſchten, und Severin begann das Geſpräch: „Holde Martha, mach' Dir keine Sünde daraus, daß Du mich hier anhöreſt; der Herr iſt überall, wo nichts Böſes geſchieht! — und wollt' es ſich denn anders thun laſſen, daß ich Dich zum letzten Mal ſpreche?" — „Zum letzten Mal?" entgegnete mit bebender Stimme Martha. — „Nun, erſchrecke nur nicht; ich meinte, vor meiner Wiederkehr!" — „Du willſt fort?" fragte ängſtlicher noch die Jungfrau. — „Du kannſt aber heut auch gar nicht zuhören!" ſagte hierauf Severin in wildem, wehmüthigem Verdruß; „und ich habe Dir das Aergſte lieber gleich geſagt, damit Du den Troſt beſſer aufnehmeſt, wenn er auch in etwas hinkt. — Sieh" — fuhr er fort, da Martha ſchwieg, weil ſie ihr ſtilles Weinen nicht verrathen wollte — „ich dacht es recht gut zu machen, daß ich geſtern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis in unſerm Flecken aus allen Fenſtern die Chriſtbäumchen leuchteten. Ich meinte, er würde bei Dir ſeyn, ſich auch des Feſtes freuen an dem Abend, wo Alles zwiſchen Eltern und Kindern ſanfter, liebevoller klingt, da wir jenes Kindes gedenken, das uns aus ewiger Noth errettete. Auf mein Fragen erfuhr ich aber von Eurer guten Haushälterin Hedwig, er ſey noch immer beſchäftigt in ſeinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenſchmiede. Da pflegt er freilich ſtets unwirſch zu ſeyn, wenn Einer ihn ſtört, aber ich hatt' es Dir verſprochen, an dem Tage mit ihm zu reden, und ſo ging ich hinein. Wie ich ihn nun vor mir ſah mit dem finſtern Blick, der ſchon lange auf ſeinem Antlitz haftet, verging mir Muth und Gruß, und da er nun barſch fragte: was wollt Ihr noch ſo ſpät, Severin? — fiel mir nichts ein als unſer Geſellen-Spruch, ſo daß ich ſagte:

In echtem Stahl die echte Klinge,
Bei halber Müh' die ganze Kunſt! —
Ihr habt ihn; prüft nun, was ich bringe,
Und ſchenkt mir, Meiſter, eure Gunſt!

Es war ein ſaures Lächeln, mit dem er mich jetzt anſah, und fragte: Seyd ihr doch ſeit vier Jahren in meiner Werkſtatt, was ſoll mir nun der Spruch? — aber ſeine Züge waren doch etwas anders als ſonſt, und ſo faßt' ich mein Herz zuſammen in den Worten: Meiſter, ich bin noch lange nicht ſo lange bei Euch, als ich bei Euch ſeyn möchte, aber ich halt's nicht aus, wenn Ihr nicht endlich mir Euren Segen gebt und ſprecht: Geht wieder zu meinem Mädchen, ich will Euch zum Eidam annehmen! Ich wollte nun noch viel mehr ſagen, von Dir, Martha, von der ſeligen Mutter, aber er ſchoß mir gleichſam die Worte von der Zunge weg mit dem ſchwerſten Nein, das mir in meinem Leben erklungen. Da er mich nun ſehr betroffen ſah, fügte er hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenſchmied und ihm ein werther Geſell ſey, wenn er auch meinen Umgang mit ſeiner Tochter und den Calviniſten nicht leiden möge."

„Hab' ich's Dir nicht geſagt!" unterbrach ihn Martha; Severin aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte: „Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenſchmieden um, die aus ihrer Vaterſtadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht ſchließe und zuweilen denke: wenn die Sonn' aufgeht, verdirbt wohl der Reif am Stamm, der ſo ſchön ausſah; aber der Stamm bleibt ſtehen und der flimmernde Putz muß fort, damit er innen fruchtbarer werde — wenn ich das auch denke, dennoch will ich leben und ſterben als ein guter katholiſcher Chriſt; ich fühle mich nicht ſtark genug, um Gott gegenüber meinen eignen Gedanken zu folgen. Das ſagte ich Deinem Vater und er ſchlug's nicht in den Wind, ſah aber eine Weile ſtarr vor ſich hin, wie Einer, der mit ſich ſelber einen Streit ausmacht; endlich warf er mit ſtarkem Athemzuge die Bruſt heraus und ſagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut Ihr auch bei'm Amboß ſeyd! — Das befremdete mich und machte mir warm, ſo daß ich rief: Wenn mein Glück vom Amboß zu holen iſt, ſo gebt's nur immer in meine Hand, Meiſter, ich laſſ' es Euch wahrhaftig da nicht liegen! — Er aber lachte faſt höhniſch auf und entgegnete: Nun, ſo wißt denn kurz und gut: Ich bin ein verarmter Mann! Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei koſtſpieliges Verſuchen wollt' ich das Geheimniß zur Fertigung der Damascener gewinnen, es iſt mir aber mißglückt, und doch hab' ich mich ſchon gerühmt, ich würd' es leiſten! Ich brauch' einen reichen Eidam, um vielleicht auch deſſen Geld durch den Rauchfang zu jagen, denn nicht leben will ich, ſoll ich's mit Schande thun! — Und dies ſprechend, wandt' er das Auge wieder von mir und ſtierte den Boden an. Ich ſtand denn auch da, unruhig und ſinnend; jetzt aber noch möcht' ich Gott fragen: ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meiſter ſchaffen, daß er des Geheimniſſes kundig würde, wenn er mir dagegen ſeine Tochter verſpräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt ſind, ſtellt' ich ihm vor, ich wolle gen Damaskus ziehen und dort ſo lange den Klingendienſt treiben, bis ich den Türken ihre Kunſt abgelernt hätte, dann aber zurückkehren und ſein Eidam werden. Da zuckt' ihm wieder ein unreifes Lachen um den Mund, wozu ich dann die Worte hörte: Nun ſo zieht gen Damaskus, ein Jahr lang will ich Euch meine Martha aufheben, habt Ihr dann Euer Wort nicht gelöſet, ſo bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt Ihr aber weiter keinen Verkehr, und nun ſchlaft Euch Kräfte zur Reiſe! — So mußt' ich denn gehen und ſtahl mir noch die Gelegenheit, der Hedwig zu ſagen, daß ich Euch hier ſprechen möchte.“

Dies Alles hörte Martha betrübten Herzens an und reichte jetzt dem guten Severin die Hand, mit unterdrücktem Schluchzen ihm vorwerfend: „Mußteſt Du denn Alles zum Aeußerſten treiben? — nun willſt Du fort!“ — „Ja und das gleich!“ redete Severin dazwiſchen, ihre Hand feſthaltend: „dort liegt mein Ränzel und von hier aus wandre ich zur Straße, die gen Damaskus führt; ein Jahr iſt raſch vorüber, und was ich verſprochen, iſt langſam zu thun. Leb' alſo wohl, gute Martha, gedenke mein und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen laſſe; ſollt' ich aber nicht zurückkehren“ — Hier brach ihm die Rede, ſo daß eine Pauſe entſtand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig geſprochenen Worten: „Gott ſegn' Euch, und laſſ' Euch bei einander!“ Und dazu legte ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit ſchwarzem ritterlichen Feſtſchmuck, ſeine Rechte auf die Hände der Liebenden. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angeſicht an Severins Schulter.

„Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau!“ ſagte der Fremde. „Worte und Blicke, die Euch furchtbar ſeyn könnten, liegen längſt hinter mir. Für Euch aber, junger Geſell, hab' ich Hülfe; am Sylveſter-Tage, wenn — dem Himmel ſey Dank! — wiederum ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, an dem Strom der Wipper entlang und in den Wald hinein, bis ihr die Fackel auf einem Thurm ſeht. Dort rufet den Namen: Johannes, die Pforte wird ſich aufthun und ich werd' Euch die Reiſe gen Damaskus unnöthig machen.“

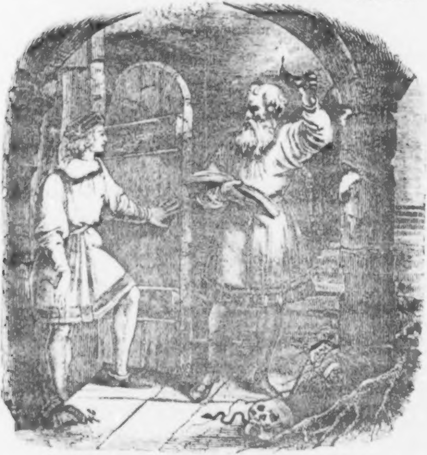
Severin ſah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geiſterhafter Anblick war, bedenklich an, ehe er fragte: „Seyd Ihr ein Waffenſchmied, Herr?“ — „Ein Waffenſchmied?“ entgegnete Jener; „wohl hab' ich mein Lebelang Waffen geſchmiedet wider mich ſelber, ich fühl' ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ſtumpfen Tag gewinne. Du kommſt?“ „Verzeiht, Herr!“ begann Severin verlegen; der Fremde aber fuhr trotzig auf: „Nun, ſo laß es, Bub!“ — Doch, ſich vor die Stirn ſchlagend, ſetzte er begütigend hinzu: „Nein, laß es nicht! — zieh' nicht von Deiner Liebe; Dein Ziel iſt weit und der Menſchen Gunſt hat kurze Weile. Willſt Du Dein Glück ergreifen, haſt Du Muth —!“ — „Ihr zweifelt doch nicht an meinem Muth?“ rief gekränkt der Jüngling. — „Nun, ſo komm zur rechten Stunde!“ Mit dieſer Rede wandte ſich der Fremde, und heftig rief ihm Severin nach: „Ich komme!“

„Was haſt Du gethan?“ fragte Martha entſetzt; Severin aber antwortete: „Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen!“ Eben zog die andächtige Menge wieder heim aus dem Gotteshauſe, und Martha, ihrem Geliebten zuflüſternd: „Noch einmal muß ich Dich ſprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführſt!“ ſchloß ſich an Hedwig, die darum wußte, daß ſie mit ihrem Trauten ein Geſpräch gehalten. Severin aber nahm ſein Ränzel und ſchritt gedankenvoll wieder in ſeine Herberge.

In den nächſten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwieſpalt mit ſich ſelber ſeine calviniſtiſchen Freunde, beſuchte die Kirche in den Feſttagen, ſich berathend im Gebet, und verſtohlen wechſelte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die in kaum zu beſchwichtigender Unruhe mit Bitten und Blicken ihn von dem gefährlichen Gange abzumahnen ſuchte. Er aber beharrte bei ſeinem Entſchluß und es fügte ſich nicht, daß er nochmals der Geliebten ſein volles Herz ausſchütten konnte; von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeſchlagenen Sinnes und ſcheu, wie eine Kranke, im Hauſe umherwandle. Er ging auch mehrmals am Tage den bezeichneten Weg nach dem Walde, konnte aber den Thurm nicht finden und begann zu glauben: der Alte habe ihn getäuſcht. „Aber mein Wort halt' ich doch, zur bezeichneten Stunde!“ ſagte er dann zu ſich ſelber, wenn er ſich wieder zur Stadt wandte.

Und am Sylveſter-Abend, als die Glocke von dem Thurme die neunte Stunde verkündete, da nahm er nichts mit ſich, als ſein Cruzifix, und ſtand dann lange vor dem Hauſe des Meiſter Dieters; obwohl er nun zuweilen deſſen Stimme im Geſpräch mit Martha zu hören glaubte, ward doch Niemand ſichtbar, ſo daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht; die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, ſah aus, als hätte ſie ſich feſtlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem troſtgetreuen Blau hernieder, die armen Wandrer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernſt ſeines Weges, Gott und ſeinen Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Bruſt enge, als er endlich den Thurm vor ſich ſah, den er am Tage zu finden, ſich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen ſtand er da, hinaufſchauend zu der Fackel, die ihren düſtern Qualm in die reine Luft hinauf wirbeln ließ, und die Stimme verſagte ihm mehrmals, als er „Johannes“ rufen wollte. Sich zuſammen raffend, legte er endlich ſein Crucifix an die Pforte und kräftig erklang nun der Name, aber der vielfache Widerhall machte ihn in dieſer nächtigen Oede abermals ſchaudern.



Die Pforte that ſich auf und ein „Willkommen!“ tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemach, zu dem eine Stiege hinan führte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte und ihn naher rief. Lichter gekleidet wie damals, das graue Haupt aber [illegible] ganz entblößt, hielt er ein großes Buch im Arm. Weiter zurück ſtand allerlei Geräth, auch einen Amboß gewahrte Severin, ſo wie Alles, was zum Waffenſchmieden dienen konnte.

„Tretet näher!“ ſagte der Alte düſter, „und geht an's Werk, es ſoll raſch gethan ſeyn!“ Severin zögerte noch, endlich fuhr's ihm heraus: „Herr, ich bin gekommen, damit Ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beſchuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht in Sünden erkaufen; ſprecht alſo: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder —?“ Er wagte nicht, weiter zu ſprechen, denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er dann wie in einem Anflug von Wahnſinn ſprach: „Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wiſſen für die Feuer-Taufnamen des Satans? Auf unſerm dürftigen Planeten ſind ſie freilich jetzt noch wenig nutz, aber ſeine trügeriſch feſtgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber ſo tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er ſteigt und ſteigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, rufet bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, iſt der tödtlichſte Feind des Geiſtes, und alle Gedanken ſind dann ein nichtiges Chaos, oder ſie ſind die Wucht aller Laſten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig laſſen, weil in ihrer Kette der *eine* fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? — greift zu, in weſſen Namen Ihr wollt, mir iſt das und Alles gleich! — Doch, wie könnt Ihr faſſen, was mir ſelbſt entging; ſchmiedet alſo Eure Waffen im Namen Gottes!“ Dabei ergriff er einen Stab und ſchlug in die Kohlenmaſſe auf dem Heerde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte er nun dem verſtummten Lehrlinge: wie er durch Benutzung der Elemente ſeinen Zweck erreiche, ſo daß eine der ſchönſten Damascener-Klingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

„Wollt Ihr's nochmals üben?“ fragte der Alte — doch Severin entgegnete: „Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das hab' ich ſicher für alle Zeit. Doch wie ſoll ich nun danken, und wer iſt es, den ich im Gedächtniß als meinen höchſten Wohlthäter bewahren muß?“

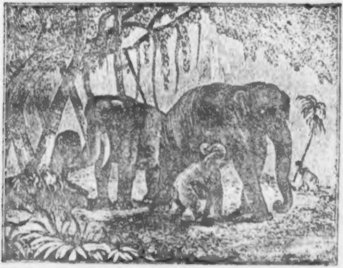
„Verleugnen mag' ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken ſchlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir ſelbſt, weil ich mich hoch über das Gefühl ſtellte und nun dennoch fühle! Ich heiße Johannes Fauſt! Zittert nicht! Die Menſchen zählten mich ſchon zu den Todten, zu früh und dennoch zu ſpät! Zieht hin zu Euren beſchränkten und darum ſeligen Hoffnungen! Ueberhebt Euch nicht in Euren Sinnen und haltet mit treuer Sorge an Euren nächſten Pflichten, zu denen das Herz Amen ſagt. **Das Herz iſt kein Nebending!** — Die Weiſeſten meinten, es ſey vergänglich, die Seele allein dauere — glaubt es nicht! Das Herz hat ſeine eigene Seele und wehe dem, der ſie dieſſeits des Grabes vergeudete, ſie in wilden Gluthen und in kalten Schwüren und Thaten hetzte, daß ſie mit in die Adern ſtrömte und er nun aus kaltem Herzen und heißem Blute ſich den Fluch erzeugte, der immerdar ſeinen höchſten Gedanken zerreißt. Geht mit Eurem Gott und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürft, die Jedem immer ſo nah iſt, daß er ſie von ſich ſtoßen kann. Ach, der Menſch vermag viel, wenn er nicht mehr will als er vermag, und nun das Uebermaaß ſeiner Wünſche über ihn zuſammen ſtürzt!" — So ſprechend ſchlug Johannes Fauſt mit ſeinem Stabe in die Flamme; Rauch und Dampf ballte ſich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er ſich entſetzt ſchüttelte, wie aus ſchwerem Traum erwachend, obwohl die Klinge in ſeiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte.

Der Morgen war ſchon weit vorgerückt, als er wieder in ſeiner Herberge eintraf und mit freudigem Schreck dort den Meiſter Dieters und ſeine liebliche, jetzt aber todtenbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt und in ihrer ſteigenden Angſt nicht eher geruht, bis Jener ihr folgte, zu ſchauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete ſein Abenteuer, ſo gut er's vermochte, und reichte dem Meiſter Dieters die Klinge hin, verſichernd, er wolle ihm nun Tauſende gleich dieſer fertigen. Der Meiſter nahm bebend die Klinge, und als er ſie betrachtete, wechſelte in ſeinem Angeſicht die Flamme des Zornes mit der Bläſſe des Neides, und wüthend rief er aus: „Hab' ich meine beſten Jahre vergeblich daran geſetzt, das Geheimniß zu ſuchen, damit ich nun ſehe, wie ein tückiſcher Kobold dem, der ſich noch gar nicht darum mühte, das übergiebt, was mir mein Gold raubte und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf ſcheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper ſteh' ich vor dem, der mein Meiſter ward durch ein zudringliches Ungefähr!" — Mit den weichſten Worten ſtrebten Martha und Severin, ihn zu beſchwichtigen, doch in Dieters glühte es immer unbändiger auf, bis er zuletzt ſprach: „Ihr wolltet gen Damaskus ziehen und thatet es nicht, ich bin meines Wortes quitt. Aber ich werd' es halten, wenn Ihr mir Eines ſchwört! Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte, nimmer aber ertrag' ich's, in meiner Werkſtatt ſolche Klingen fertigen zu ſehen. Bevor ich die Augen geſchloſſen, darf Keiner in Solingen mit dieſer Kunſt prunken; ja, nur Eurem Sohne ſollt Ihr ſie dereinſt mitgeben und er mag den Ruhm dieſer Wiſſenſchaft haben. Schwört Ihr das?" — „Ich ſchwör' es!" ſagte Severin und reichte ſeiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft, wenn in drangvoller Zeit er ſich durch ſein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, ſtand er am Amboß, im Schweiße des Angeſichts ſein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha, nach dem Tode ihres Vaters, rieth: ſich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu laſſen, ſchüttelte er ſein Haupt und arbeitete nur rüſtiger in dem Bewußtſeyn, jeder Verlockung widerſtanden zu haben. Sein älteſter Sohn, nach ſeinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran und als es Zeit war, lehrte ihn der Vater die ſo redlich für ihn aufbewahrte Kunſt; der Sohn ward die Stütze ſeiner Eltern, um die in ihren alten Tagen ſich der Reichthum ausbreitete. Die Geſchichte nennt nun den Peter Simmelpuß — dies war Severins Familienname — als den Erſten, der in Deutſchland Damascener-Klingen fertigte; von dem Thurm an der Wipper fand aber Severin niemals wieder eine Spur und auch kein Anderer konnt' ihn je entdecken.

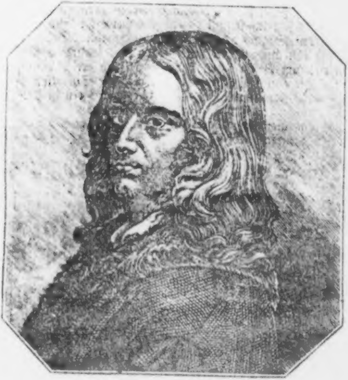
F. W. Gubitz.

Das Still-Leben der Elephanten.



Wir ſehen den Elephanten oft, wie er den Menſchen zu allerlei Spekulationen dienen und eine forcirte Kultur annehmen muß; hier iſt ein Bild, wo das gewaltige Thier ſich in ſeinem Familienleben darſtellt, unter den Elephanten-Kindern und in der heimathlichen Pflanzenwelt. Ein franzöſiſcher Reiſender hat die Gruppe ſo belauſcht und gezeichnet, und uns würde es viel lieber ſeyn, den Elephanten auch einmal in ſeinem gemüthlichen Leben zu ſchauen, als in den oft tragiſchen Künſten, zu denen er ſich aus Hunger bequemt, damit ſein Herr und Gebieter durch ihn ſeines Leibes Nahrung gewinne.

Adelbert von Chamiſſo.



Adelbert von Chamiſſo (eigentlich Louis Charles Adelaïde de Chamiſſo de Boncourt) ward auf dem Stammſchloß ſeiner Familie Boncourt in der Champagne, in den letzten Tagen des Januars 1781 geboren. Es gehörten nicht unbeträchtliche weltgeſchichtliche Ereigniſſe dazu, aus dem franzöſiſchen Junker den deutſchen Gelehrten und Dichter hervor gehen zu laſſen, den Figura zeigt. Die Auswanderung des franzöſiſchen Adels warf ihn ſchon als Kind (1790) auf deutſchen Boden. Nach manchen Drang- und Irrſalen gelangte er 1796 nach Berlin, wo die Königin, Gemahlin von Friedrich Wilhelm II., ihn zu ihrem Leibpagen ernannte, und ihm demnach die Laufbahn im preußiſchen Kriegsdienſt eröffnete. Er ward 1798 Offizier in einem Infanterie-Regimente der Beſatzung Berlins. In dieſem Verhältniſſe ließ ihn ſeine Familie zurück, welcher zu Anfange des neuen Jahrhunderts die mildere Herrſchaft des erſten Konſuls die Heimkehr ins Vaterland geſtattete.

Chamiſſo hatte nichts gelernt und eigentlich nie eine Schule beſucht. Sich ſelber überlaſſen, ſchrieb er zu der Zeit Verſe, erſt franzöſiſche, ſpäter deutſche. Er gab gemeinſchaftlich mit K. A. Varnhagen von Enſe einen Muſen-Almanach auf das Jahr 1804 heraus, dem noch zwei Jahrgänge folgten. Dieſes ſchier unbeträchtige Unternehmen ward zu einem glücklichen Wendepunkt ſeines Lebens. Es brachte ihn in nähere Berührung mit trefflichen Jünglingen, die ſich zu ausgezeichneten Männern bildeten, ja mit einigen der ausgezeichnetſten Männer jener Zeit. Er ſtrengte ſich jetzt an, das Verſäumte nachzuholen. Er lernte mit beharrlichem Fleiße erſt Griechiſch, ſpäter Latein, gelegentlich auch die lebenden Sprachen; er faßte den Entſchluß, dem Dienſte zu entſagen, und ſich ganz den Studien zu widmen. Die Ereigniſſe des verhängnißvollen Jahres 1806 traten verzögernd zwiſchen ihn und ſeinen Entſchluß.

Der Kreis der Freunde, dem er ſich anſchließen wollte, war zerſtoben; die Univerſität Halle, der Sammelplatz der Verbündeten, beſtand nicht mehr; das Heer, dem er angehört hatte, war aufgelöſt; ſeine Aeltern waren geſtorben. Aus haltloſer Unſchlüſſigkeit und trübem Mißmuth erlöſte ihn der Ruf, der an ihn erging, eine Profeſſur am Lyceum zu Napoleonville anzutreten. Er reiſte nach Frankreich, trat aber ſeine Profeſſur nicht an, ſondern ward in den Zauberkreis der Frau von Staël gezogen. Dieſe großartige Frau ſtand damals, eine geiſtige, von dem Kaiſer unabhängige Macht, dem Gewaltigen gegenüber, welcher ſie vernichten wollte, weil ſie herabzuwürdigen nicht möglich war. Nachdem ſie im Sommer 1812 aus Coppet, ihrem Landſitz in der Schweiz, aus dem Bereich des Uebermächtigen über Rußland nach England geflohen war, kehrte Chamiſſo nach Berlin zurück, den feſten Vorſatz, den er längſt gefaßt hatte, zu verwirklichen. Er war bis dahin ein Spielball der äußern Ereigniſſe geweſen; wir finden ihn von nun an ſinnend, wollend und handelnd am Steuerruder ſeines Schickſalsſchiffs. Er widmete ſich auf der hohen Schule zu Berlin dem Studium der Medizin und der Natur. Die Ereigniſſe vom Jahre 1813 mochten ihn gewaltig erſchüttern, aber „die Zeit hatte für ihn kein Schwerdt", ſie lenkten ihn von ſeiner Bahn nicht ab. Er ſtudirte, und ſchrieb zur Erholung „die wunderſame Geſchichte Peter Schlemihls", des Mannes ohne Schatten.

Rußland pflegt ſeinen Bedarf an Gelehrten aus Deutſchland zu beziehen. Im Jahre 1815 ließ ihm der ruſſiſche Reichskanzler Graf Romanzoff antragen, Antheil als Naturforſcher und Gelehrter an der Entdeckungs-Expedition zu nehmen, welche er, Romanzoff, auf eigene Koſten in die Südſee und um die Welt ausſandte. Weltlicher Vortheil wurde ihm nicht verheißen, ſondern nur, was er begehrte, Gelegenheit zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit. In den Jahren 1815 — 1818 ward die Reiſe ausgeführt, nach deren Beendigung Chamiſſo jedem Antrage vorbeugte, Verhältniſſe einzugehen, welche ihn in Rußland gefeſſelt hätten. Er kam von Petersburg nach Berlin zurück, und brachte nicht unbeträchtliche naturhiſtoriſche

Sammlungen mit, die er uneigennützig den Königlichen Muſeen einverleibte. Bei der Heimkehr ſchrieb er zu Swinemünde (im September 1818):

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen,
In ſeiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von ſich den Stab und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit ſtillen Thränen,
O deutſche Heimath! — woll' ihm nicht verſagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wenn müd' am Abend ſeine Augen ſinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden
Darunter er zum Schlaf ſein Haupt verberge.

Chamiſſo, der die vorerwähnte Reiſe als Student angetreten und vollführt, ward wieder Student in Berlin, aber die philoſophiſche Fakultät der Univerſität creirte ihn zum Doktor, und eine feſte Anſtellung erlaubte ihm, ſich der Botanik, ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, zu widmen. Er heirathete. Die Muſen fanden ſich bei ihm wieder ein.

Vorſteher der Königlichen Herbarien und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, anerkannt als Gelehrter und Dichter, glücklich in ſeinem Hauſe und Vater von ſieben Kindern, reich in ſeiner Genügſamkeit, ſind wenige Menſchen mit ihrem Schickſal ſo zufrieden wie er. Nur ſeine Geſundheit, die unzerſtörbar ſchien, erweckt jetzt Beſorgniß.

Er hat die Muße des letzten Winters verwandt, das noch unedirte Tagebuch ſeiner Reiſe für den Druck vorzubereiten. Daſſelbe wird unter ſeinen geſammelten Werken in der nächſten Meſſe (Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung) erſcheinen, und wir erwarten es mit geſpannter Neugierde, indem wir daraus zu erfahren hoffen, wie es ſich eigentlich mit ſeinem Königreiche verhält; mit der ſtillen Inſel oder der Inſel im ſtillen Meere, welche, wie mehrere Biographien und Zeitſchriften berichten, ein befreundeter König der Südſee ihm geſchenkt haben ſoll. — Vielleicht erhalten wir auch da einigen Aufſchluß über den wunderſamen Einſiedler, von dem er uns in ſeinem Gedichte: „Salas y Gomez" Kunde gegeben hat.

Wir ſchließen dieſe biographiſche Skizze mit folgendem, aus ſich ſelbſt ſprechenden Gedicht von ihm:

Das Schloss Boncourt

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und ſchüttle mein greiſes Haupt,
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergeſſen geglaubt!

Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.

Es ſchauen vom Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter dieſen Fenſtern,
Verträumt' ich den erſten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle,
Und ſuche des Ahnherrn Grab,
Dort iſt's, dort hängt vom Pfeiler,
Das alte Gewaffen herab.

Noch leſen umflort die Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

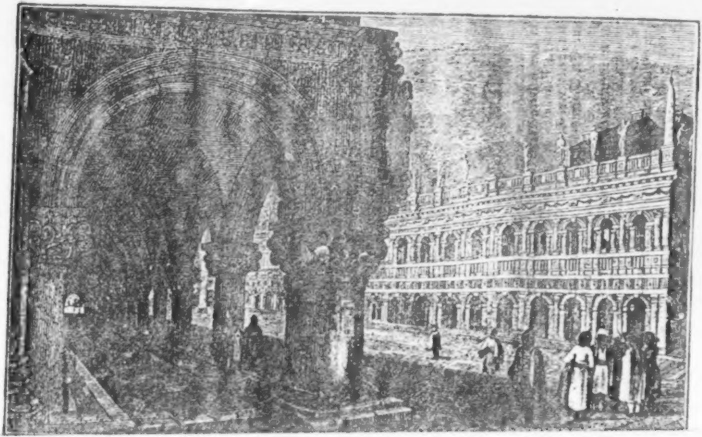
So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sey fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt,
Und ſegne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen,
Und ſingen von Land zu Land.

Die Piazzetta zu Venedig.

Der berühmte Marcusplatz in Venedig bietet eine Eintheilung in vier kleinere Plätze dar. Den erſten, den ſogenannten Kräutermarkt, **Piazzetta delle erbe**, bildet der Raum zwiſchen der rechten Seite der St. Marcuskirche und der Kirche St. Baſſo bis zur St. Marcus-Uhr hin; der zweite, der große **Platz**, liegt zwiſchen der St. Marcuskirche und der Kirche St. Geminian, gegen Mittag und Mitternacht von den ſogenannten alten und neuen Prokuratien eingeſchloſſen. Der dritte Platz iſt unſre Piazzetta. Sie erſtreckt ſich von der linken Seite der St. Marcuskirche gegen Mittag bis an den Kanal von St. Marco hin, wo die Schiffe liegen. Auf der einen Seite hat ſie den Pallaſt, auf der andern die Bibliothek und die Münze. Der Theil des Platzes von der



Seite des Pallaſtes heißt Broglio. Hier verſammeln ſich jeden Morgen zu einer gewiſſen Stunde die Patrizier, um ſich über eigne oder des Staats Angelegenheiten zu beſprechen. An dem einen Ende des Broglio, vor der Thür des Pallaſtes, iſt ein Säulenſtück von Porphyr, worauf die Bandi geſchrieben und ausgefertigt werden, nahe dabei ſind zwei viereckige Säulen mit ſyriſchen Charakteren, 1253 von Akre nach Venedig gebracht. Am Ende der Piazzetta beim Kanal von St. Marco ſtehen zwei große Säulen von Granit, die größeſten in der Stadt, aufgerichtet. Zwiſchen dieſen wurden gewöhnlich die Todesurtheile vollzogen, daher ein Begriff von Unehre auf dieſem Zwiſchenraum ruht, und jede Perſon von Anſehen, beſonders ein Patrizier, hütet ſich wohl, zwiſchen durch zu gehen.

Auf der einen von dieſen Säulen ſteht ein geflügelter Löwe von Metall, auf der andern (welche man auf unſerm Bilde im Hintergrunde erblickt) die Bildſäule des heiligen Theodorus, erſten Schutzpatrons der Stadt Venedig. In ſeiner rechten Hand hält er ein Schild, eine Lanze in der Linken. In einer kleinen Entfernung von dieſen Säulen liegt im Kanal St. Marco die rothe Verbrecher-Galeere, das gewöhnliche Gefängniß der in Seedienſten ſtehenden Perſonen.

Der vierte Platz des St. Marcus iſt zwiſchen der Mittagsſeite des Pallaſtes und dem Kanal von St. Marco, von der Brücke della Paglia bis an den Fiſchmarkt.

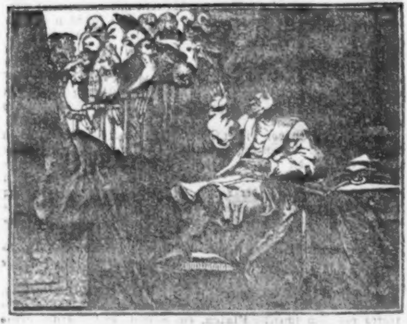
Dieſe vier Plätze bilden zuſammen den großen Marcusplatz, der gänzlich mit Quaderſteinen eingelegt und ſo ſchön iſt, daß Petrarca von ihm ſchrieb: Platea, cui nescio, an terrarum orbis parem habeat. (Ich weiß nicht, ob es auf der Welt noch einen ſolchen Platz giebt.)

Die Schwätzer.

Eine Fabel.

Der Schutzgeiſt eines großen Reichs erſchien einſt im Rathe Gottes und klagte, daß eine Menge unnützer und böswilliger Schwätzer alle ſeine Bemühungen zum Glück ſeiner Schutzbefohlnen vereitelten. Gott liebte den Geiſt und ſein Reich und winkte einem Weiſen, der einſt auf Erden das Schweigen gelehrt hatte und nun ſchon über zweitauſend Jahre zu den Füßen des Ewigen ſaß; die Seele des Weiſen ſtieg wie ein Schatten in dem Glanze des ewigen Lichts empor und Gott ſprach: „Mein Sohn, dein Thun unter den Menſchen hat mir gefallen; du weißt, wie ihre Zungen zu binden ſind, leiſte dem Guten einen Dienſt.“ Der Schatten loderte entzückt auf wie eine Flamme, floß um die Füße Gottes, als wollte er ſie küſſen, und war dann verſchwunden. Zu derſelbigen Zeit aber erſcholl in jenem Reiche der Ruf von einem ſeltſamen Manne, der mit allerlei Gethier durch das Land zog: es war der Weiſe, welcher ſeine

Sendung begonnen hatte und unter dem Volk, das ſich an den Künſten ſeiner Thiere ergötzte, diejenigen erſpähte, welche ihrer Zunge nicht gebieten konnten.

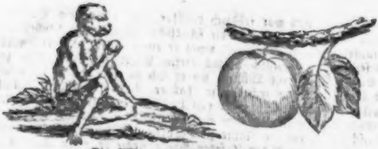


Einſt ſah er einen Mann, der ſich durch ſein Geſchwätz ein Anſehen bei dem Volke erworben hatte; ſein Hausſtand war zerrüttet, ſeine Kinder waren übel erzogen, dennoch ſchwatzte er immer viel, wie Alles anders ſeyn müßte, und kein Geſetz des Königs war ihm weiſe, keine Verordnung der Obrigkeit nützlich genug. Dieſer Mann verſchwand, als der Weiſe hinwegzog, aber die Zahl der Papageien, welche dieſer mit ſich führte, war um einen vermehrt. In einer andern Stadt, die reich und blühend war unter ihren Schweſtern im Lande, fand er einen Menſchen, der allen Leidenſchaften fröhnte; ihm war der Arzt nicht recht, weil er aus Weisheit gewiſſe Speiſen verbot, der Prediger nicht, weil er an Pflicht und Gehorſam erinnerte, der König nicht, weil er durch ſeine Geſetze allen Lüſten, welche dem Nächſten ſchaden können, einen Zaum angelegt. Der Menſch war ein Freiheitsſchwätzer und zierte in der nächſten Stunde die Sammlung des Weiſen als Papagei; ſeine Anhänger forſchten vergebens nach ihm und zerſtreuten ſich. Dann fand der Weiſe einen Mann, der durch ſeine giftige Zunge das Wohl Aller untergrub, welche in ſeine Nähe kamen; er jagte den Frieden aus Vieler Herzen und freute ſich; er ſah manchen Unerfahrnen durch ſeine lügneriſchen Künſte dahin ſterben und war fröhlich darüber. Er wurde ein Papagei; und ſo ſammelte der Weiſe die ſchädlichen Zungen des Reiches und verkaufte je ein andres Thier, wenn er einen neuen Papagei erwarb, bis ſeine ganze Geſellſchaft aus dieſen Vögeln beſtand. Nun zog er mit ihnen in eine Wüſte, wo er ſich in einer Höhle niederließ und die Sünder dadurch ſtrafte, daß er, ihrem thieriſchen Inſtinkt zuwider, ihnen ein Schweigen von drei Jahren auflegte. Nur jeden Morgen mußten ſie ihm den Spruch nachſagen: „denke daran, o Menſch, daß dir die Natur zwei Ohren zum Hören gab und nur einen Mund zum Reden;“ jeden Abend ſtellte er einen Todtenkopf vor ihnen auf und ſagte folgenden Spruch, den ſie ebenfalls wiederholen mußten: „das Leben iſt kurz, das Geſchwätz iſt lang; es frißt Euer Leben, bis es ausſieht wie dieſer Schädel; aber Ihr habt Hände, die wollen auch Zeit haben, das Herz will ſeinen ſtummen fröhlichen Tag haben und der Kopf ſeine Gedanken im Stillen ſammeln — Ihr Schwätzer, denket an den Tod!“ Einer unter den Papageien ſprach die Sprüche immer drei bis vier Mal, es war der lächerliche Schwätzer, dem Reden Athmen war und Plappern Denken. Als nun die drei Jahre um waren, löſete der Weiſe den Zauber und erſchrak faſt vor der Wirkung: Keiner hatte ſich gebeſſert und Jeder ſchien jetzt das Verſäumte wieder einbringen zu wollen. Der Weiſe feſſelte ihre Sprache noch für eine Nacht und fragte Gott, was er thun ſolle. Am andern Morgen war der giftige Schwätzer geſtorben; die andern ließ der Weiſe als Papageien in die Wälder fliegen und ſprach: „Ich habe Euch des verliehenen Kleides werth gefunden, tragt es bis an Euer Ende! Den Menſchen ſollt Ihr nicht am Guten hindern, doch der Baum wird wachſen und grünen trotz Eurem Schreien.“ Das lächerliche Geſchöpf aber, welches, nur um das unruhige Maul zu beſchäftigen, die Sprüche wiederholt hatte, ſandte er unter die Menſchen zurück mit den Worten: „Geh' und vergnüge die Menſchen durch deinen endloſen Unſinn; um das Lächerliche ſammeln ſich keine Jünger.“ Der Weiſe ging wieder zu Gott, und die Krankheit des Reiches war geheilt.

A. O. Genzel.

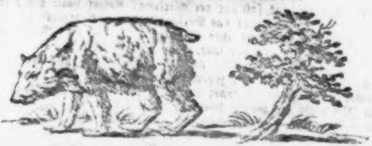
Die älteſten Fibel-Bilder.

Es hat mir viel Mühe gemacht, ein Exemplar der ganz alten Fibel zu bekommen, und es möchte manchem Andern noch ſchwerer gelingen. Deshalb gebe ich einmal dieſe alten Fibel-Bilder, mit der Bemerkung, daß in den Reimſprüchen zu den Bildern immer ein tieferer Sinn oder eine Sittenlehre liegt, die man vielleicht bisher nicht darin geſucht hat. Schon Jean Paul hat bekanntlich dem Verfaſſer dieſer Fibel ein Ehrendenkmal geſetzt, in dem „Leben Fibels“; doch iſt unſer berühmter Landsmann auf die Deutung jener Reimſprüche nicht näher eingegangen, weshalb ich ſie verſuche, wenn auch nicht in Jean Pauls Geiſt, deſſen man nicht ſo leicht habhaft wird.



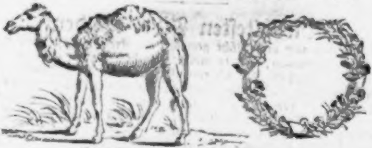
Ein Affe gar poſſierlich iſt,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.

Jean Paul bemerkt, daß für Affe erſt hätte Adam ſtehen ſollen, der gleichſam Repräſentant des Menſchengeſchlechts iſt; hat man einmal dies und den Apfel, ſo kann die Leuchte zu dieſem Spruch nicht fehlen; er will ſagen: Höchſt poſſierlich ſind ſolche Menſchen, die eben nur als äffiſche Nachahmer vom Apfel der Erkenntniß eſſen; die Aufklärung bedarf immer eines eigenthümlichen Verſtandes, um nicht falſch zu wirken.



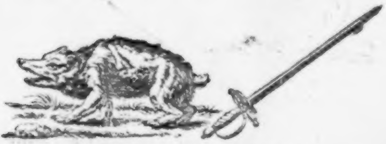
„Wie grauſam iſt der wilde Bär
Wenn er vom Honigbaum kommt her.“

Das heißt nicht mehr und nicht weniger als: Wenn es dem Bruder Kalpatſch wohl ergeht, iſt gar kein Auskommen mit ihm.



Cameele tragen große Laſt,
Ein Cränzlein ziert den Hochzeitsgaſt.

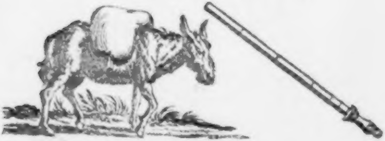
Unbedenklich eine Anſpielung auf Laſten, die man im Eheſtande zu tragen hat und tragen ſoll; das Cameel mit ſeiner Laſt iſt gleichſam den Hochzeitlern als Muſter empfohlen, wenn zuweilen das leichte Hochzeit-Kränzlein nach und nach immer ſchwerer wird.



Der Dachs im Loche beißt den Hu ,
Soldaten macht der Degen kund.

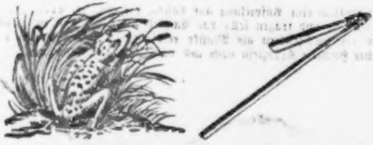
Wieder ſehr leicht auszulegen: Es iſt keine Kunſt, bis an die Zähne verſchanzt ſeinem Feinde weh zu thun, der wackere Streiter aber hilft ſich offen und mit den Waffen, die er in ſeinem Beruf führt. Das wäre eine gleiche Lehre als die, welche aus folgenden, von noch älterer Zeit uns überlieferten Reimen ſpricht:

„Als Kämpe ſteh' auf freiem Feld,
Dem Feind werd' nie ein Bein geſtellt
Mit Hinterhalt und Trug der Welt.“



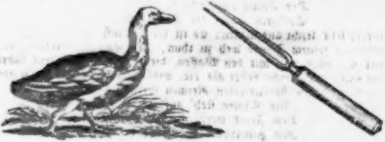
Der Eſel träget ſchwere Säck;
Mit Ellen mißt der Krämer weg.

Der Eſel, das gutmüthige Weſen, trägt was man ihm aufpackt; der ſpekulative Krämer aber weiß ſein Waaren-Bündel leichter zu machen, ein Stückchen nach dem andern davon los zu werden, und zwar zu ſeinem Vortheil. Der Spruch giebt die Lehre: daß man Laſten ſich erleichtern und einen Gewinn davon ziehen ſoll, ſey es nun ein moraliſcher oder materieller; — wenn man nämlich kein Nab-Bruder iſt.



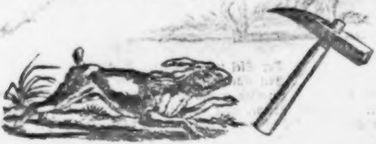
Der Froſch Coax ſchreit Tag und Nacht,
Der Flegel gar ſehr müde macht.

Bei einem leichten und unnützen Geſchäft hält's Einer wohl Tag und Nacht aus, einem tüchtigen Arbeiter aber ſoll man auch ſeine Erholung und Ruhe gönnen. Eine einfache, aber gute Wahrheit!



Das Fleiſch der Gänſe ſchmecket wohl,
Die Gabel es zerlegen ſoll.

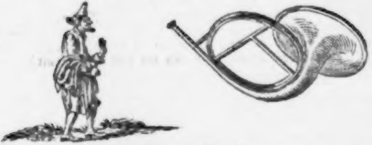
Dies Sprüchlein wiederholte mir mein Großvater oft genug, wenn ich das Fleiſch mit den Fingern nach dem Munde führte, und ich fand nachher die Gabel viel günſtiger, die ſchlug nicht gleich auf die Finger, wie es zuweilen der Großvater that, obwohl er auch Recht hatte; — warum hielt ich meine Hand für eine Gabel!



Gebratne Haſen ſind nicht bös,
Der Hammer giebt gar harte Stöß.

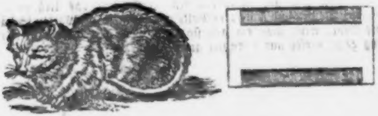
Allerdings kein übler Braten, der Haſe, doch nur ein leichter; wer aber bei den harten Stößen ſich ausarbeitet, bedarf einer derberen, füllenderen Koſt, ihm muß nicht nach dem ſpärlichen Haſenbraten gelüſten, wenn er ſeinem vortrefflichen Magen genug thun will. Da kommt uns Abraham a Santa Clara zu Hülfe, der in ſeiner derben Weiſe einmal ſagte:

„Was ſoll'n dem Bauersmann Lampreten,
Was ſoll dem Schmidt ein Täubelein?
Sie mögen an ein Rindſtück treten
Und hau'n dort gleich den Wölfen ein.“



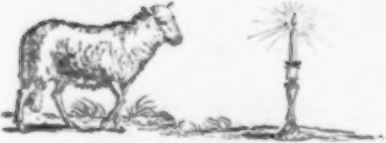
Der ~~Jude ſchindet~~ arme Leut,
Das Jägerhorn macht Luſt und Freud.

Der Wucherer ſucht ſeine Beute im Elend Anderer; man ſoll aber, wie der Jäger, ſeinen Erwerb auf freier, friſcher Fährte ſuchen, da hat Einer Luſt und Freude daran, während Jenem von ſeinem Gewiſſen vergolten wird, das ihm begegnet, wie er den Armen.



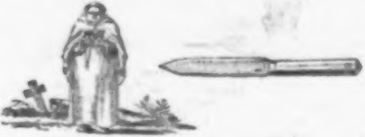
Die ſchlaue Katze frißt die Mäus
Der Kamm herunter bringt die Läus.

Die Katze hält eine Reinigungs-Jagd im Hauſe, der Kamm auf deinem Haupte. Bei mir zu Haus gab's wieder etwas auf die Finger, wenn wir nicht der ſchlauen Katze nachahmten und unſre Jagd zu rechter Zeit anſtellten.



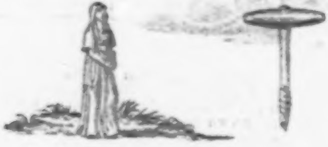
Geduldig iſt das Lämmelein,
Das Licht giebt einen hellen Schein.

Wer ein Lämmlein iſt im Leben, ſoll ſich der Geduld ergeben; wer ein Licht ſeyn muß der Erde, ſorge daß es hell auch werde; halbes Licht giebt große Schuld: rein von ihr hält ſich Geduld!



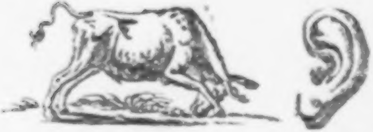
Der Mönch zum Beten iſt verpflicht't,
Mit Meſſern ſticht bei Leibe nicht.

Der Mönch war und iſt zum Beten verpflichtet; das ließ er aber zuweilen bleiben und ſagte dem Volke mit ſtachlichten Worten Schärfe in's Blut; wenn man dir alſo ſtatt des Gebets ein ſchneidend Werkzeug gegen Geſetz und Ordnung giebt, da brauch' es bei Leibe nicht!



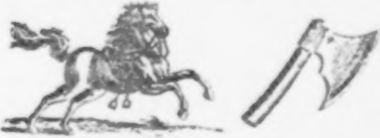
Die Kloſter-Nonne muß thun Buß,
Ein'n Nagelbohr man haben muß.

Hier den Sinn zu finden, das könnte mir beinah den meinigen verdrehen; ich weiß nämlich nicht recht, ob es heißen soll: der der Weise hebe den Pfeil der Eitelkeit aus dem Hirn, die falschen Gelüste aus dem Herzen, oder aber: man gebe den Tugenden Flügel, man befestige sie. — am besten ist's, man thut Beides.



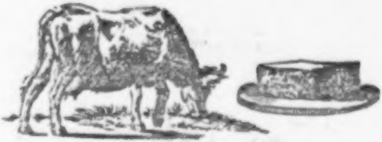
Der Ochse stößt, daß es kracht,
Das Ohr zu hören ist gemacht.

Der Unbändige will Alles mit Wuth und Gewalt durchsetzen, und sich selbst schadet, der hört und unterrichtet, und lebet so mit Vernunft und Sanftmuth Alles zum Besten. — Freilich giebt's auch der Unbändigen unter den Menschen solche, die dem Spruche verfallen: „Eh fliegst du, ob die Federn fehlen; eh siehst den Krebs du vorwärts geh'n; eh wirst des Erdballs Sand du zählen; den Raben eh gewaschen seh'n zu einem Schimmel; eher backen im kalten Ofen trefflich Brod, als daß du eines Trotz'gen Nacken mit aller weisen Lehren Kunst hin beug'st zum Dienste der Vernunft!"



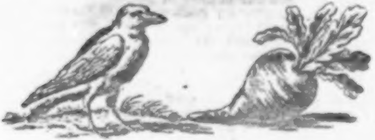
Ein Pferd dem Reiter stehet an,
Das Beil gebraucht der Zimmermann.

Jedem das Seine! Der Handwerker soll nicht auf Pferden stolziren, nicht in das Hochstrebende sich begeben wollen; ihm steht es nicht an, und ihm bekommt es am besten, sich an seinen Beruf, in seinen Schranken zu halten, und sich dessen nicht zu schämen, was ihm sein Brod bringt.



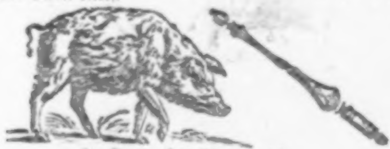
Was Wunder? die ſehr rothe Kuh
Giebt weiße Milch, Quarkkäs dazu.

Nicht nach dem Aeußern urtheile, nicht äußere Merkmale ſind es, die über Nützlichkeit oder Werth der Dinge entſcheiden: in dem Haupt mit rothem Haar z. B. kann ein tüchtiger Verſtand, in der ſchwächſten Geſtalt viel innere Tüchtigkeit wohnen. Jene Verſe drücken eine ſolche Moral zwar nicht beſonders poetiſch, auch nicht allzu ſcharf aus, aber es läßt ſich doch nicht leicht eine andere herausleſen.



Der Raben Lied iſt Grab, Grab, Grab!
Vom Rettig man den Koth ſchabt ab.

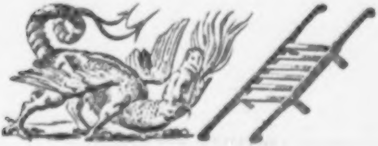
Der Menſch ſoll den Grabesruf nicht überhören, und wohl bedenken, daß jedes Erdgewächs, alſo auch der Menſch, der Reinigung vom Staube bedarf.



Die Sau im Koth ſich wälzet ſehr,
Das Scepter bringet Ruhm und Ehr.

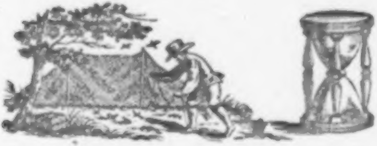
Wer ſeinem Gelüſt folgt, wird im Niedern bleiben; wer das Scepter der Selbſtbeherrſchung führt, ſich erheben.

„Begehre mehr nicht Herr zu ſeyn der Erde
Als von dem Theil, aus dem du ſelbſt beſteh'ſt;
Das iſt der Segen von des Schöpfers „Werde!" —
Das iſt der Weg, auf dem zu Gott du geh'ſt!"



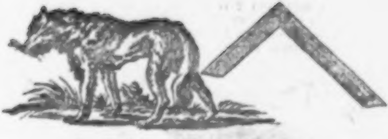
Vorm Trachen uns bewahre Gott,
Die Trage bring' aus aller Noth.

Der Verfaſſer der Fibel war ein Sachſe, er verwechſelte D und T zuweilen, wie man ſieht, das verändert aber nichts an ſeiner guten Lehre, mit der er ſagt: Ein Drache (Jeder mag ihm die Geſtalt geben, die ihn am meiſten ſchreckt) iſt ſo grauenhaft, daß dem, der nicht von ihm los kann, am beſten wäre, die Tragbahre brächte ihn aus aller Noth; „denn das Grab iſt erquickender, als Pallaſt oder Hütten, in der ein Drache hauſet."



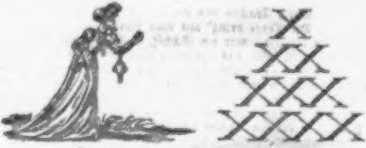
Der Vogelfänger früh aufſteht,
Er fragt nicht, ob die Uhr recht geht.

Wer einen Fang machen will, muß immer eher da ſeyn als der oder das zu Fangende; — „Gelegenheit harrt nicht der Zeit, die Zeit harrt der Gelegenheit!" — item: man muß das Eiſen ſchmieden, wenn's warm iſt, und giebt es Arbeit, muß man ihr auch die Stunde der Ruhe oder des Vergnügens opfern können. Gehe hin und thue danach!



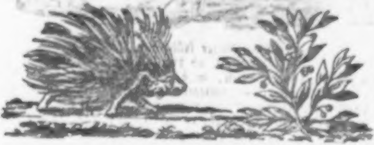
Der Wolf das Schäflein frißt mit Haß,
Der Tiſcher braucht das Winkelmaaß.

Wer nur im Vortheil ſein Maaß findet, vernichtet in ſeinem Haß ſogar die Unſchuld; aber der Gebrauch des Maaßes, das Erwägen und Prüfen erſchafft ſelbſt aus dem Rohen das Nützliche und Schöne.



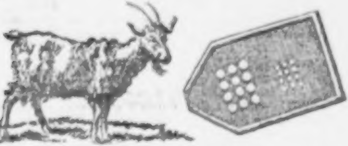
Xantippe war eine arge Hur',
Die X mal X macht Hundert nur.

Xantippe wird oft ſo genannt, wie unſer Fibel-Poet ſie nennt; daß er nun X mal X hinzuſetzt, iſt freilich etwas injuriös, es mag heißen: Hundert nennen Dieſen und Jenen mit einem Schimpf, der ihnen wohl gar ſelber gebühret. Wer's aber nicht übel nimmt, iſt ja über die Hundert hinaus'



Des Igels Haut voll Stacheln iſt,
Nach Jüdenkirſchen mich gelüſt.

Igel iſt bekanntlich keine ehrenwerthe Bezeichnung; man denkt ſich darunter ein Weſen, das wenig oder nichts nützt und doch ſeine Stacheln fühlen läßt, obendrein gar ſchlecht ausſieht; bei der Judenkirſche iſt auch kein bedeutender Nutzen wahrzunehmen, aber ſie ſieht doch artig aus. Wenn man bei zwei nicht ſehr nützlichen Dingen die Wahl hat, gelüſtet Einen doch eher nach dem [illegible], als nach dem [illegible]. Es iſt eine Regel für das geſellige Leben



Die Ziege Käſe giebt zwei Schock,
Das Zahlbrett hält der Ziegenbock.

Die Ziege kann der Käſe wohl mehr geben, der Fibel-Poet meint aber: Alles mit Maaß. Da ſteht jedoch Einer mit dem Zahlbrett daneben, und nimmt dem ergiebigen Weſen wohl gar Saft und Kraft, und das Mark aus den Knochen, wenn es nur Geld bringt. Soll ich's kurz ſagen, ſo paßt der Spruch beſonders auf diejenigen Ehemänner, die ihre Weiber in Arbeiten ſich abquälen laſſen, und das Geld ruhig für ſich hinnehmen.

So denke ich angedeutet zu haben, daß in den alten Fibel-Verſen ein tieferer Sinn liegt, als bei dem flüchtigen Leſen heraustritt, vielleicht ein tieferer noch, als ſich mir erſchloß. Wer ſie aber beſſer zu erklären weiß, kann es ja thun; ich bin auf meine Auslegung nicht erpicht, denn ich habe die Fibel mit Nutzen geleſen, und mich frühzeitig gewöhnt, nach ihren Lehren mich zu richten.

Bertram.

John Gilpin.

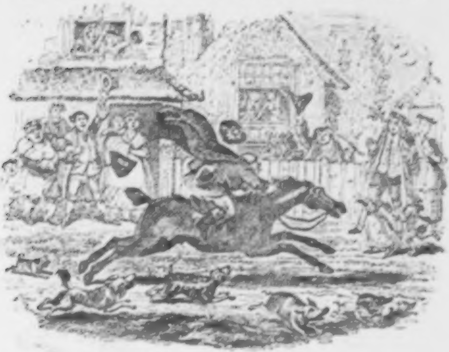
Ein Reiſe-Geſchichtchen; frei nach dem Engliſchen. *)

John Gilpin war ein Bürgersmann, geehrt durch Ruf und Sitte; Nachtwächter-Capitain ſogar, mithin berühmter Britte. — John Gilpin's Weib ſagt einſt zu ihm: „Es ſind nun zwanzig Jahre daß wir vermählt, ſo lang' auch ſchon, daß ich aufs Land

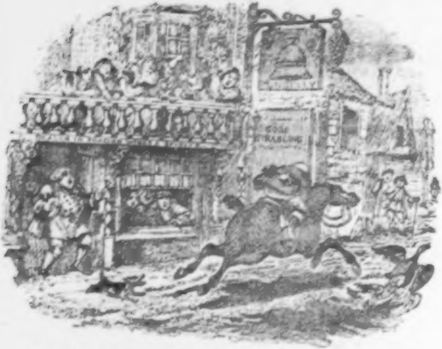
---

*) Dies Gedicht iſt in England zum Volksbüchlein geworden und wird in der Überſetzung hoffentlich auch manchem Deutſchen behagen.

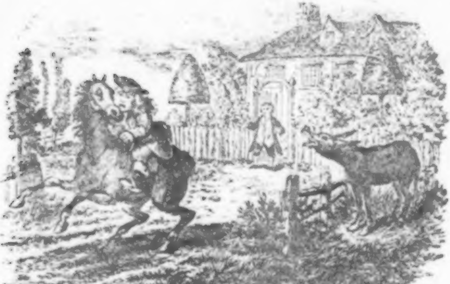
nicht fahre. — Schon Morgen zwanzig Jahr, daß wir die Hochzeit celebrirten! — wie wär's, wenn wir nach Edmonton ein wenig uns kutſchirten? — Die Schweſter und mein Schweſterkind, ich, mit den dreien Knaben, wir fahren in der Kutſche hin — du kannſt zu Roß dann traben. — Du, Johnchen, hörteſt leider nicht, was ſchon die Nachbarn ſagten; man ſpricht wohl mehr von Knickerei, wenn wir die Fahrt nicht wagten!“ — Er ſprach: „Von allen Frau'n der Welt bewundre ich nur Eine; und fragt die Welt, wer dieſe ſey? ſo zeig' ich auf die meine! — Drum ſey gethan wie Du geſagt — brauch' ich doch nichts zu pumpen; ich bin ein Leinwandfabrikant — und der läßt ſich nicht lumpen! — Schick' nur gleich nach der Kutſche fort, für's Pferd will ich ſchon ſorgen; mein guter Freund, der Appreteur, ſoll ſeinen Scheck mir borgen.“ — Und Miſtreß Gilpin ſprach: „So recht; doch theuer ſind die Weine: wir nehmen eignen Moſt uns mit, dann ſpart man doch das Seine!“ — Das rührte Gilpin's edles Herz — bis er's zum Weinen brachte; o welch ein Weib, das bei der Luſt auf Sparſamkeit noch dachte! — Der Morgen und die Kutſche kam; bald war ſie voll zum Knacken; ſechs Wohlgenährte ſtiegen ein und mußten dicht ſich packen! — Die Räder rollen und der Staub wird um ſie her zur Wolke, die Steine raſſeln — es erhebt ein Gaffen ſich im Volke. — John Gilpin will auch ſchon das Pferd an ſeiner Mähn' umklammern; doch weil er wieder 'runter muß, ſo thut er's ohne Jammern. — Denn kaum daß er mit Müh' und Angſt den Sattelbaum erklommen, ſo ſieht ſein Aug', das ſeitwärts lugt, drei ſeiner Kunden kommen. — Er iſt herab; Verluſt an Zeit beſſert zwar die Laune nieder; verlornes Geld indeß — denkt er — kehrt nimmermehr uns wieder. — Jetzt endlich hat den Kunden er das Nöth'ge zugemeſſen, da kommt die Betty, heult und ſchreit: „Man hat den Moſt vergeſſen!“ — „Potz Quälerei! — Gut; bring' ihn raſch, und auch die Bandeliere, woran erglänzt mein gutes Schwerdt, wenn ich im Dienſt fungire.“ — Nun hat Frau Gilpin — daß der Moſt recht kühl und kräftig bliebe — ihn auf zwei Kruken, feſten Steins, gefüllt, Herrn John zu Liebe. — Jedwede hatt' ein Henkel-Oehr, durch die zog John das Leder, umſchnallend ſie zu Links und Rechts — warum? das ſieht wohl Jeder! — Balance muß zu Pferde ſeyn! um ganz ſich aufzuſtutzen, hat er ſchon geſtern zu dem Ritt den Mantel laſſen putzen. — Echt mannhaft hing er ihn ſich um, ſchwang auf ſein Roß ſich mächtig; das zog nun auf dem Pflaſter hin höchſt langſam und bedächtig. — Doch als es fühlte weichern Grund nun unter ſeinen Hufen, begann das Pferd den raſchen Trab, trotz Meiſter Gilpin's Rufen. — „Halt, Schimmel! halt!“ — es war ein Scheck — doch weder Scheck noch Schimmel hielt ſtill; hin flog es im Galopp, dem Blitzſtrahl gleich am Himmel. — Gekrümmt, wie Jeder anzuſchau'n, der aufrecht nicht kann ſitzen, krallt er ſich in die Mähne ein, und übte ſich im Schwitzen. — Sein Roß, dem noch im Leben nie ſolch Krallen dazugekommen, verwunderte darob ſich ſchier, und wurde baß beklommen. — Kein Wunder daß es Reißaus nahm in Angſt vor ſolchem Reiter; ſo ging's denn über Stock und Stein durch dick und dünne weiter. — Und willſt du, oder willſt du nicht — mit muß John, ohne Gnade; es hat ſich wahrlich nicht verſeh'n ſolch einer Cavalcade!



Stramm blies der Sturm, ſein Mantel flog gar maleriſch im Winde, bis endlich — Knopf und Schlinge riß — er ihm entflog geſchwinde. — Da wurden Allen offenbar die Waffen unſres Helden: zwei Kruken, baumelnd rechts und links, wie ich zuvor thät melden. — Die Hunde bellen, Kinder ſchrei'n — man glotzt' aus allen Fenſtern, hurrah! rief Alles; John jagt hin, als flöh' er vor Geſpenſtern! — Doch John flog hin — wer ſonſt als er? und ließ die Hunde bellen. „Hurrah!" erſcholl es hinter ihm — „John reitet einen Schnellen. — Seht! ſeht! John hat ſich ritterlich Gewichte umgehangen! der Schecke iſt ein Vollblutsroß, womit was anzufangen!" — Und immer noch jagt Gilpin fort, und jagte weil er mußte; wobei der Schlagbaum-Wächter raſch das Thor zu öffnen wußte. — Und nun, als John ſich unterm Thor thät auf der Mähne bücken, zerſchellen beide Kruken ihm und er behält nur Stücken. — Der edle Moſt rinnt in den Sand, weh, es iſt Jammerſchade! des Renners Schenkel rauchen ſehr als wie im heißen Rade. — Doch immer noch führt unſer John im Sattel die Gewichte —: die Krukenhälſe flinkern ihm zur Seit' im Sonnenlichte. — So ſtürmt er ohne Ruh und Raſt wohin der Scheck ihn leitet, bis allen Sumpf von Edmonton nun glücklich er durchreitet. — Hier fliegt der Koth gar luſtig fort zu beiden Weges-Seiten, ein lebenvolles Schauſpiel war's, das iſt nicht zu beſtreiten. — Sein trautes Weib, in Edmonton, gewahrt ihn ſchon von Fernen, und ſtaunt vom Söller ob der Kunſt, die Gilpin thät erlernen.



— „Halt, Gilpin! John! hier iſt das Haus!“ ſchrei'n Alle ihm entgegen; „die Suppe ſteht ſchon auf dem Tiſch!“ doch John ſchreit: „Meinetwegen!“ — Und halten möcht' er; doch das Roß will gar nicht, wie der Reiter; warum? ſein Eigner hat ein Haus zu Ware, vier Stunden weiter. — Hin fliegt es, wie ein raſcher Pfeil von ſtarker Hand entſendet; und hier iſts, wo die Reiſemähr in erſter Hälfte endet. — Hin flog Gilpin, ganz athemlos und ſicher wider Willen — bis an des Freundes Haus zu Ware der Scheck den Lauf thät ſtillen. — Der Appreteur, verblüfft zu ſehn Freund John in ſolchem Staate, der watſchelt haſtig vor die Thür, in vollem Hausornate. — „Ei, ei, Freund John! woher ſo ſchnell? was gibts für Neuigkeiten? ſagt an: warum mit bloßem Kopf ihr her nach Ware thut reiten?“ — Freund Gilpin war ein witz'ger Mann, und liebte Spaß zuweilen; ſo thät er denn dem Appreteur die Kunde ſo ertheilen: — „Ich kam, weil's euer Roß gewollt — es iſt, Goddam! kein träges! mein Hut ſammt Atzel kommen nach, ſie blieben unterweges!" — Der Appreteur, vergnügt, den Freund ſo aufgeräumt zu finden, kehrt ſchweigend in das Haus zurück — warum? will ich verkünden. — Er ging zum Schrank, ſich zu verſeh'n mit Hut, Rock und Perücke; es waren unbezweifelt noch ſehr wohl erhaltne Stücke. — Er hielt ſie in die Höh' und ſprach, um ſeinen Witz zu weiſen: „mein Kopf iſt zwar nochmal ſo dick, doch, Freund, die Noth bricht Eiſen. — Laßt mich zuvor nur noch den Koth von eurem Antlitz ſchaben; dann kommt, und eßt und trinkt euch ſatt, denn ihr müßt Hunger haben." — „Heut iſt" — ſprach John — „mein Hochzeitstag; es wäre unverzeihlich äß' meine Frau zu Edmonton allein; — lebt wohl, 's geht eilig!" — Und ſomit wandt' er ſich zum Scheck: „Ich ließ Dir her den Willen; nun ſollſt Du auf dem Rückweg auch den meinen mir erfüllen." — O unglückſelig Jammerwort! o unbedachtes Prahlen! ach, John Gilpin! wie mußteſt Du ſo theuer es bezahlen!

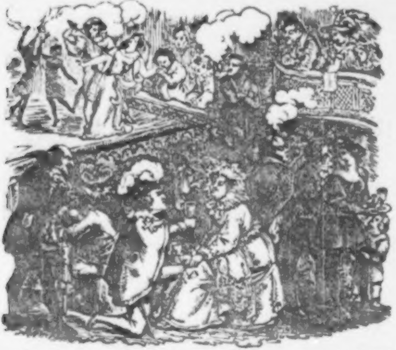


— Denn kurz, eh noch das böſe Wort ganz ſeinem Mund' entfallen, ließ in der Näh' ein Eſel laut ſein I—ah! rings erſchallen. — Darob gerieth das edle Roß in ungemeinen Schrecken; was nun geſchah', will ich euch gleich, wenn ihr's nicht merkt, entdecken. — Das Thier, als hätt' ein Löw' gebrüllt, will neuem Schreck entrinnen, und jagte, wie es her gerannt, nun ſtürmend auch von hinnen! — Hin flog Gilpin, Perück' und Hut verzierten bald die Straßen noch raſcher als das erſte Mal, weil ſie zu flügge ſaßen. — Nun that Frau Gilpin, als ſie ſah den Ehherrn galoppiren ſo ohne Hülf', ins offne Land — die Börſe raſch entſchnüren. — Und zog heraus 'ne halbe Kron', gab ſie dem Pferdeknaben: „Bringſt Du mir heil den Mann zurück, ſo ſollſt Du mehr noch haben!" — Der Burſch' beſteigt raſch eine Mähr' und reitet John entgegen, begegnet ihm auch, wie man wohl begreift, auf halben Wegen. — Den Ueberſchuß der halben Kron' mit Ehren zu verdienen, will er ſich eines raſchen Griffs nach Schecks Geriem erkühnen. — Allein der ſchöne Griff ging fehl; drob ward der Scheck noch toller, und rannte ſcheu und ſchnaubend hin als wie im ärgſten Koller. — Hin flog Gilpin, und hinter ihm der Poſtknecht wie der Teufel; das Beeſt das wollte jochesfrei ſich machen ohne Zweifel. — Sechs Gentlemens auf offner Straß' — die ſehn John Gilpin rennen, den Poſtknecht keuchend hinter her, und ſchreien was ſie können: — „Halt auf den Dieb! Spitzbube! halt!" und ohne viel zu fragen, beginnt, wer juſt des Weges zog, John Gilpin nachzujagen. — Und wie vorher flog auf das Thor als ob es Flügel hätte; die Wächter dachten immer noch, John ritte ſo zur Wette. — Das that er denn ganz ſicherlich und hat ſie auch gewonnen: er war ja aller Fährlichkeit mit heiler Haut entronnen! — Nun aber ſingt der Rettung Heil! Heil John Gilpin! für immer! und wenn er wieder reiten muß, ergeh' es ihm nicht ſchlimmer!

Karrikatur.

Ein Karrikaturiſt hat in ſeiner mißlaunigen Anſicht die Verhältniſſe des Theaters ſo im Argen geſehen, daß er in obigem Bilde eine Darſtellung entwarf, wonach er das Bühnenweſen zugleich mit einer Reſtauration in leiblicher Nahrung verbunden betrachtet, allerdings noch mit anrüchigen Nebenzwecken. Während auf der Bühne eine tragiſche Scene aus irgend einem dichteriſchen Meiſterwerk geſpielt und die erſte Heldin, von den Furien umtanzt, ermordet wird, küßt von einer Loge auf der Bühne aus, die von lauter Verehrern und Verehrerinnen körperlicher Reize in Beſchlag genommen iſt, ein Anbeter der theatraliſch Sterbenden die Hand, und vom erſten Range fliegen lüſterne Blicke dorthin. Im Parterre macht „Marquis Poſa" einer reichen Alten die Cour; die „Jungfrau von Orleans", von ihrem kleinen Sprößling umfaßt, verwaltet nebenher auf einträgliche Weiſe das Amt eines Schenkmädchens, und während des Kuſſes, den ein junger Herr eben bei ihr anbringt, ſpitzt ein alter Herr dahinter ſchon zu Gleichem den Mund. Einer der

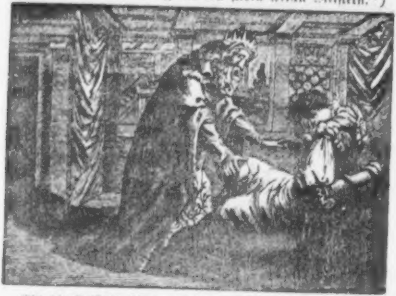
Zuſchauer iſt, wie man ſieht, eingeſchlafen, nicht vom Mangel des geiſtigen, ſondern vom Ueberfluß des leiblichen Genuſſes, und die Indifferenten ſchauen, die dampfende Cigarre oder Pfeife im Munde, den verſchiedenen Spaß mit an, während der Rezenſent oder der Satyriker ſeine Gloſſen darüber gleich zu Papiere bringt, und, nach der Rolle in der Taſche zu urtheilen, ſchon eine gute Ausbeute gemacht hat.



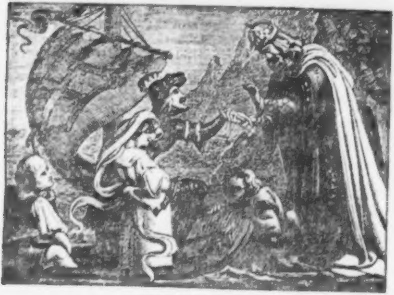
Es geht bei **manchen herumziehenden** Theater-Truppen freilich ähnlich zu, wie es hier abgebildet iſt — der Erwerb wird vervielfacht; denn nach Krähwinkel kommen ſelten Künſtler, mehr nur die aus guten Gründen von der Kunſt Verlaſſenen, die auf allen Wegen nach Brod gehen, und juſt in den kleineren Orten den zu ihren Zwecken tauglichſten Anhang finden. — Dagegen ſind dieſe, faſt dem Mitleid verfallenen Handlanger am Thespis-Karren auch zum Theil wieder ſehr genügſam. Referent erinnert ſich aus ſeiner Jugendzeit, daß er auf einer Fußwanderung mit noch dreien Kameraden in dem Wirthshauſe eines Fleckens Schauſpieler antraf, die ſchon bis in die Mitte eines Stücks vorgerückt waren. „Schade!" ſagten wir; „gern hätten wir's auch mit angeſehen!" — „Meine Herren!" ſagte die Billetverkäuferin; „ſie ſind ihrer Vier. Das Entree koſtet zwei Batzen, geben ſie Jeder vier, ſo fangen wir das Stück noch einmal an!"

Von der ſchönen Königin im Thurm.

(Aus dem Volksbuch: „Von den ſieben weiſen Meiſtern.“)



Als die Kaiſerin hörte, daß des Kaiſers Sohn von ſeinem Meiſter beim Leben erhalten worden, ſprach ſie voller Betrübniß und Traurigkeit zu dem Kaiſer mit kläglicher Stimme: Ach! ich werde mir noch vor großem Leid das Leben ſelbſt abkürzen müſſen. Da ſey Gott für, ſagte der Kaiſer, liebſte Gemahlin, ſie gedenk an ſolche Dinge nicht. Die Kaiſerin ſagte: ſoll ich denn ſo große mir zugefügte Schmach ungeſtraft erdulden? Fürwahr es wird ihm nicht anders ergehen, als jenem Könige mit einem Ritter. Liebſte Gemahlin, antwortete der Kaiſer, ſie erzähle mir, wie iſt ihm geſchehen? Ich wills thun, ſagte ſie, und erzählte folgendes: Ein König hatte eine Gemahlin, welche mit einer faſt unvergleichlichen Schönheit begabt war, die er auch ſehr liebte; um nun ſich ihrer deſto beſſer zu verſichern, und damit ſie nicht auch andere mit ihrer Schönheit in gleicher Liebe entzünden möchte, verwahrte er ſie in einem Thurm, und trug den Schlüſſel ſtets bei ſich. Es war aber zur Zeit ein Ritter von vornehmem Geſchlecht in fernen Landen, demſelben träumte einſt in der Nacht, wie er die Königin ſähe, entbrannte auch zugleich gegen ſie, daß er auf Mittel und Wege bedacht war zu ihr zu kommen. Gleicher Zeit träumte auch die Königin, als ob ſie den Ritter ſähe, und wurde auch ſo begierig nach ihm, daß ſie meinte ſie könnte nicht leben, wenn ſie ihn nicht ſehen ſollte. Der Ritter aber war ſehr begierig, die Königin zu ſehn, ſetzte ſich auf und kam in eine Stadt, allwo die Königin in dem Thurm verwahret war. Als er nun einsmals mit ſeinem Diener vor der Burg ſpazierte, ſaß die Königin im Fenſter, daß ſie die Vorbeigehenden ſehen konnte. Doch der Ritter ſahe ohngefähr über ſich, und erkannte ſie, gab ihr gleich darauf ſeine Liebe durch eine wohlklingende Arie zu verſtehen. Als die Königin ſolches hörete, und ihn ſahe, erkennete ſie ihn für den Ritter, von dem ihr geträumet. Der Ritter indeſſen ging alle Tage um die Burg herum, und ſuchte Gelegenheit, der Königin ſein Anliegen zu offenbaren, welche ihn auch endlich durch einen Brief ihrer Gegenliebe verſicherte; worauf ſich der Ritter in allen Turnieren und Ritterſpielen dermaßen hervorthat, daß er bei jedermann Ruhm und Preis erlangte. Als ſolches vor den König kam, ließ er ihn zu ſich fordern, lobte ihn wegen ſeiner tapfern Ritterthaten, und bat, daß er an ſeinem Hof bleiben möchte. Der Ritter antwortete: Euer Majeſtät Begehren laß ich mir gefallen, doch bitte ich unterthänigſt, Euer Majeſtät wolle mir zuvor eine Bitte gewähren. Der König verſprach ihm zu geben, was er begehren würde, worauf der Ritter bat, daß Ihro Majeſtät ihm allergnädigſt erlauben wollen, ein Haus an die Mauer und den Thurm der Burg zu bauen. Als ihm der König nun ſolches vergönnet, beſtellte er alſobald Maurer und Zimmerleute, die ihm ein Haus an den Thurm, da die Königin innen war, bauen ſollten. Da ſolches gänzlich aufgeführt, bat er einen Maurer, daß er ihm heimlich ein Loch durch die Mauer des Thurms machen ſollte; da ſolches der Maurer gemacht hatte, tödtete ihn der Ritter, damit es nicht offenbar würde. Nach dieſem ging der Ritter hinein zu der Königin, grüßte ſie, nächſt Vorſtellung ſeiner pflichtſchuldigen Dienſte demüthig. Als die Königin ihn ſah, ſprach ſie: Wo kommt ihr hieher, da doch der Thurm verſchloſſen! Der Ritter ſprach: Gnädigſte Frau, die große gegen euch tragende Liebe hat mich gezwungen, ein Loch durch die Mauer machen zu laſſen, und verhoffe, ſie wird jetzund mich ihrer wirklichen Gegenliebe genießen laſſen, denn ſie iſt die Allerliebſte, von der mir geträumt. Ach, ſprach die Königin, behüte Gott, daß ich ſolche Untreu an meinem Herrn, dem König begehe. Da der Ritter hörte, daß der Fuchsbalg nicht helfen wollte, kehrte er die Löwenhaut hervor, und drohte ihr den Tod, wo ſie in ſein Begehren nicht willigen würde, denn er Jahr und Tag, ihre Liebe zu erwerben, gekämpft hätte. Als die Königin den Ernſt ſah, gab ſie, aus Furcht des Todes, ihren Willen darein. Die Königin aber, einen böſen Ausgang in ihrer eignen Schande und des Ritters Tod beſorgend, beſchloß bei ſich, ſolches in Ewigkeit Niemand zu ſagen, und bei ihr erſterben zu laſſen. Alſo ging der Ritter oftmals durch die Oeffnung in der Mauer zur Königin, die ihm auch endlich einen ſehr koſtbaren Ring verehrte, welchen ihr der König zum Zeichen ſeiner Liebe gegeben. Der Ritter indeſſen hielt ſich in allen Turnieren ſehr wohl, daß er den Preis davon trug, und dadurch bei dem König ſo große Gunſt und Gnade erlangte, daß er ihn zu ſeinem Marſchall machte. Als auf eine Zeit der König ſich mit dem Marſchall auf der Jagd erluſtiget, und bei einem Wald ganz ermüdet unter die ſchattigen Bäume zu ruhen ſich niederlegte, entſchlief der Marſchall, und ſtreckte die Hand, daran er den Ring hatte, von ſich. Da der König den Ring erſahe, kennete er ihn, und gedachte an den Ring, ſo er ſeiner Gemahlin gegeben. Als der Marſchall erwachte und merkte, daß der König den Ring geſehen, ſtellte er ſich, als wäre ihm ſehr übel, und bat den König, daß er ihm vergönnen wollte, heim zu reiten. Nachdem er Erlaubniß von dem König erlangt, machte er ſich auf, und ging, ſobald er heim kam, durch das Loch in den Thurm, und gab der Königin den Ring, ſo ſie ihm gegeben, wieder. Der König, ſagte er, hat ihn geſehen, und ich befürchte, er fragt nach ihm. Mit dem ging er wieder durch das Loch. Er war aber kaum hinweg, da kam der König, und begehrte von ſeiner Gemahlin, daß ſie ihm den Ring, ſo er ihr zum Zeichen ſeiner Liebe gegeben, weiſen wollte. Sie thät ihren Schrein bald auf, und ließ ihn den Ring ſehen. Als er ihn ſah, ſprach er: Wie ſieht der Ring des Ritters ſeinem ſo gleich! ich habe nicht anders vermeint, er ſey gewiß dieſer, und gerieth deswegen in böſen Argwohn. Alſo betrog die Stärke des Thurms den König, denn er vermeinte nicht, daß ein Menſch, ohne er, darein kommen könnte. Die Königin ſagte: Liebſter Herr und Gemahl, es darf ihn nicht wundern, dieſer Ring kann des Ritters ſeinem wohl gleich ſeyn; daß er aber einen ſo böſen Argwohn wider mich ſchöpft, vergebe ihm Gott. Nachmals ließ der Ritter ein großes Mahl bereiten, wozu er auch den König lud, vorgebend, daß ſeine Liebſte von Haus ihn zu beſuchen komme, um welcher willen er die Gaſtung angeſtellt, als bäte er unterthänigſt, Ihro Majeſtät wolle allergnädigſt geruhen, ihm die hohe Gnade zu ertheilen, und dabei zu erſcheinen. Der König bewilligte und erbot ſich, ihm noch viel größere Gnade, als dieſe, zu erweiſen. Auf dieſes ging der Ritter durch das Loch zur Königin, und ſagte, daß ſie ſich mit köſtlichen Kleidern zieren ſollte, denn ſie müßte heut an ſeinem Tiſch nebſt dem König eſſen. Als nun die Zeit herbei kam, und der König ſich bei der Gaſtung einſtellte, kam auch die Königin mit koſtbaren Kleidern angethan, und ihr Angeſicht leuchtete mit überreicher Schönheit. Da ſie der König erſah, fragte er, wer dieſe ſchöne Frau wäre? Der Ritter antwortete: Es iſt meine Liebſte. Alſo betrog die Stärke des Thurms abermals den König, daß er dem Ritter glaubte. Da ſie nun zu Tiſche geſeſſen, mahnte die Königin den König mit lieblichen Worten an, daß er eſſen und ſich luſtig erzeigen ſollte. Aber das Herz des Königs regte ſich, daß er betrachtete, wie die Frau ſeiner Gemahlin in allen Geberden, Reden und Kleidern ſo ganz gleich, doch vermeinte, weil er den Schlüſſel des Thurms bei ſich verwahrte, es könne Niemand weder aus noch ein kommen. Nach geendeter Mahlzeit ſagte der Ritter zur Königin, ſie ſolle mit einem angenehmen Geſang den König beluſtigen, welches ſie auch that, und mit einer ſüßen Freudigkeit die Ohren und Herzen bezauberte, und alle Sinne bewegte, daß man hätte vermeinen ſollen, die Luft ſey mit einem holden Duft erfreulichſt beſtimmet, und zu einem Botſchafter der angenehmſten Zeitungen gemacht. Als der König dieſe liebliche Stimme hörte, ſprach er: Bei Gott, ich glaube, daß dieſes meine Gemahlin, doch zweifle ich noch, denn ich habe die Schlüſſel des Thurms bei mir. Alſo betrog ihn die Stärke des Thurms, denn er konnte fürwahr nicht ſagen, daß dieſe ſeine Gemahlin, doch bat er den Ritter, daß er den Tiſch aufhebe, denn er willens war, nach dem Thurm zu gehen, und die Wahrheit zu erforſchen. Und ob zwar die Königin ihn mit allerhand kurzweiligen Geſprächen zu beluſtigen trachtete, auch ermahnte daß er hier der Fröhlichkeit pflegen, und der Königin dort ſollte wohl ſeyn laſſen, ſo mußte doch der Ritter endlich auf des Königs Begehren den Tiſch aufheben laſſen, da ſich dann der König alſobald nach der Burg begab. Aber die Königin kam ihm durch einen nähern Weg zuvor, ging durch das Loch in den Thurm, und legte andre Kleider an. Als nun der König in den Thurm kam, und ſie darinnen fand, umfing er ſie und ſprach: Liebſte Gemahlin, ich habe nun zum andernmal an ihr geſündigt, denn ich heute mit einem Ritter Mahlzeit gehalten, dabei ſeine Liebſte geweſen, welche ihr in allem dermaßen gleich iſt, daß ich vermeint, ſie ſey es, weswegen ich mich auch her begeben, zu ſehen, ob ſie allhier iſt. Ach! ſprach ſie, herzliebſter Gemahl, wie mag er ſo böſe Gedanken von mir faſſen, iſt doch der Thurm ſo feſt verſchloſſen, daß Niemand ohne ſein Wiſſen weder aus noch ein kann. So begiebt ſich's auch oftmals, daß ein Menſch dem andern ganz ähnlich iſt. Hiemit gab ſich der König zufrieden, und ſchied wieder von ihr. Darnach kam der Ritter zum König, und ſagte: Allergnädigſter Herr! ich habe mich nun lange Zeit in euer Majeſtät Dienſten aufgehalten, bin aber nunmehr, mit euer Majeſtät Einwilligung, mich wieder nach Hauſe zu begeben geſonnen. Doch will ich mich vor meinem Abſchied mit meiner Liebſten, ſo euer Majeſtät jüngſt bei der Mahlzeit geſehen, öffentlich trauen laſſen. Als bitte ich, euer Majeſtät wolle mir für treugeleiſtete Dienſte zuletzt noch dieſe Ehre erweiſen, und ſie mir mit eigener Hand geben. Solche große Gnade werde gegen euer Majeſtät mit geringen Dienſten zu erwiedern mir höchſten Fleißes angelegen ſeyn laſſen. Als nun der König hierein willigte, ordnete der Ritter einen Tag, daran er ſich wollte trauen laſſen. Da nun der Tag herbei kommen, und der König mit allen andern in der Kirchen verſammlet war, hieß der Ritter die Königin durch das Loch gehen, da ſie denn von zwei andern in die Kirche geführet wurde, und meinte jedermann, es wäre des Ritters Liebſte. Als ſie nun hinein kam, nahm ſie der König bei der Hand, und gab ſie dem Ritter, hernach wurden ſie von dem Prieſter nach Chriſtlichem Kirchengebrauche zuſammengegeben. Als nun alles verrichtet, bat der Ritter den König, daß er doch ſeine Liebſte bis zum Schiff, welches ſchon ſegelfertig, begleiten wollte. Solches thät der König, und ging mit zum Schiff, vermahnte ſie auch, daß ſie ihren Ehemann vor aller Welt lieben, und ihm treu und gehorſam ſeyn ſollte. Als ſolches geredet, wünſcht' er beiden Glück zur Reiſe, nebſt allem Wohlergehen an Leib und Seele.



Der Ritter und die Königin bedankten ſich, und gingen zum Schiff. Der Schiffer zog die Segel auf, und fuhren mit gutem Wind davon. Der König ſtund am Ufer, und ſahe ihnen nach, bis ſie ihm aus den Augen kamen, darnach begab er ſich wieder nach der Burg. Da er aber in den Thurm kam, und die Königin nicht fand, erſchrak er; als er ſich aber ein wenig umſahe, ward er des Lochs, da ſie hinausgegangen, gewahr, und ſchrie mit kläglicher Stimme: Ach weh mir, der Ritter, dem ich ſo wohl getrauet, hat mich mit Untreue hintergangen und ſchändlich betrogen.

Lachende Köpfe.

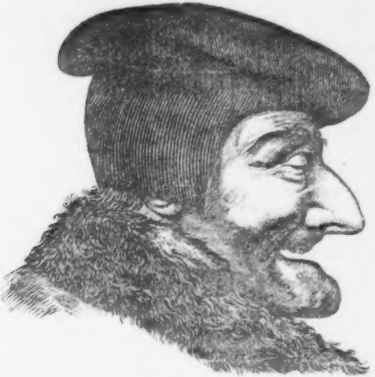
Ein berühmter Künſtler hat eine Reihe lachender Köpfe gezeichnet, und da wir bemerkten, daß man unwillkührlich mit lachen muß, wenn man in die Geſichter hinein ſchaut, wünſchen wir, daß es unſern Leſern und Beſchauern ebenfalls ſo gut werde; beſonders in Augenblicken des Mißmuths, deſſen Druck Jeder empfindet, wenn auch der Eine ſeltener, der Andre öfter, je nachdem Jener vom Glück auf den Händen getragen, Dieſer von ihm vielleicht gar mit Füßen getreten wird, was man indeß nicht ohne Weiteres annehmen, ſondern ſich tüchtig wehren muß. Es geht freilich zuweilen in der Welt ſo, daß noch heut auf die Glückskinder das alte Sprüchwort paßt:

„Schlüg' er das Glück auch vorn hinaus,
Es ſchleicht von hinten ihm wieder in's Haus!"

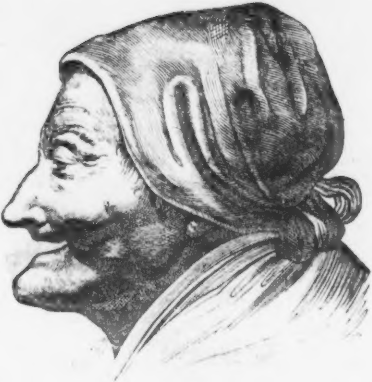
— wogegen von den in der Volksſprache ſogenannten Pechvögeln ein anderes altes Sprüchwort gelten könnte:

„Zög' er das Glück durch's Fenſter in's Haus,
Bequemer zieht's durch die Thür wieder hinaus!"

Wohl dann dem, der unter allen Umſtänden ſich den heitern Sinn in einer Reinheit bewahrt, wie ſie beſonders aus dem letzten der Köpfe ſpricht. Wir haben aber zuerſt einen Alten vor uns, einen Groß- oder wohl gar Urgroßvater, und nachſtehend, wenn wir erſt erzählt haben, warum Beide lachen, deſſen Frau.

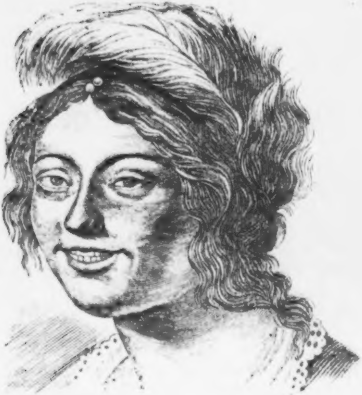


Beide freuen ſich wahrſcheinlich über einen Witz ihres Enkelchens, ſo einen Witz, über den ſich eigentlich nur die Großältern freuen, weil denen alle Freude macht, was ein Enkelchen thut. Es hat nämlich geſagt: „Großvater, du haſt doch noch Zähne, aber Großmutter nicht, die muß dich im Leben viel gebiſſen haben!"



line das entzückte Großmütterchen lacht mit und denkt bei ſich: 's iſt doch ein kluger Junge! Sie ſagt es auch wohl, und verdirbt ihm mit ſolchen eitlen Reden den Kopf, und mit dem Zuckerbrod, was dem Enkelchen ſeine Witze einbringen, auch noch den Magen. Dergleichen erlebt man tagtäglich, und wenn nun die ſogenannten Flegeljahre gekommen ſind, dann wundert man ſich, daß der Nagel der Eitelkeit, den man allmählig immer mehr befeſtigte, endlich ſo haftet, daß ihn nicht mehr Worte, ſondern nur die weh- und wohlthuenden Anſtrengungen des Schickſals wieder lockern und endlich herauswerfen können, wenn nämlich nicht der ganze Menſch zuvor darüber zu Grunde geht.

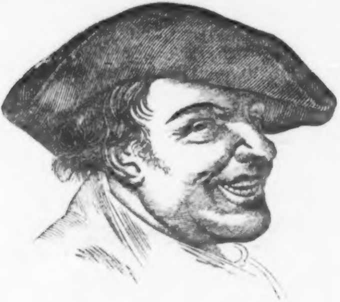
Großväter und Großmütter mögen ſich alſo freuen über die kecken, oder wenn ſie wollen, klugen Reden ihrer Enkelchen; ſie mögen aber vorſichtig ſeyn mit den preiſenden Worten, damit ſie nicht die alte Schlange nähren, welche in der Eitelkeit wohnt: denn dieſe iſt es, welche uns Erkenntniß verſiegelt, und endlich nur zur Sünde führt.



Ein Lachen andrer Art ſpricht aus dieſem Kopf. Das ganze Geſicht, das verlotterte Haar, die prunkende Feder darauf, das Alles verkündet: wir haben es mit einem frivolen Weſen zu thun, das auch beſonders über Frivolitäten lacht. Was man dieſem Geſicht gegenüber Alles erzählen kann, das möchten wir dem Papier nicht anvertrauen, möchten es überhaupt nicht erzählen. Schwerlich aber hält dies leichtſinnige Lachen aus für das ganze Leben: mit dem letzten Reſte des äußern Reizes werden ſich dieſe Mienen ganz anders geſtalten, und wenn ein mehr als lockeres Treiben endlich mit dem Elend ſchließt, werden Mangel und Vorwürfe die Verzerrung, die ſelbſt in dieſer Luſtigkeit ſich ſchon andeutet, ſchärfer ausbilden, und in den Zügen wird dann die Warnung zu leſen ſeyn:

„Die Buhlerei und lüderliche Freud'
Iſt aller Orten nur kurze Zeit;
Sie führt vom letzten Freudenmahl
Zum Bettelſtab und zum Spital:
Das iſt dein End', wenn Sitt' und Schaam
Von deinem Leben Abſchied nahm."

Viel beſſer behagt uns das Lachen dieſes luſtigen Bauern- oder Schulzen-Geſichts.



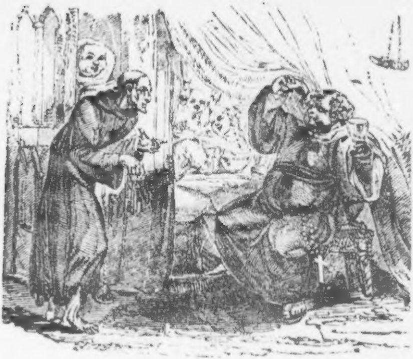
Man ſieht, der Mann, der dies Haupt trägt, hat eben einen gutmüthigen Schwank ausgeführt, der an ſich nicht viel ſagen will, aber ihn durch und durch in Wonne verſetzt. Oder er hat auch nur einen Schwank erzählen hören, der ihm recht innerlich behagt, ſo einen, den er ſich zutraut, auch ausführen zu können, etwa den folgenden, der uns eben einfällt:

Hans geht in aller Frühe aus
Und eilt in Nachbar Veltens Haus.
Er pocht. — „Gevatter, ſchlafet ihr?“ —
„Ich ſchlaf' — allein geſetzt, ich wäre wach,
Was möchtet ihr wohl dann von mir?“ —
„Nur euer Pferd! Ich muß nach Kuſſenach,
Denn durſt'ge Zecher warten dort auf mich!“ —
„In dieſem Fall, Gevatter, ſchlafe ich!“

Es herrſcht in den kräftigen Zügen die reine Jovialität, die ſich allenfalls an Nichts und wieder Nichts ergötzt, aber ihren Inhaber zu dem glücklichſten und zufriedenſten Menſchen macht, der auch im Schlimmſten das Gute erkennt und überzeugt iſt:

„Wohnt Treu' in dem Herzen und Ruh' im Gewiſſen
Sind nimmer die Saiten der Freude zerriſſen!“

Bild zu einem alten Spruch.



„Hier könnt ihr ſchau'n, wie Jedermann
Das Faſten wohl beſtehen kann;
Jedoch ſollt ihr zu Gottes Ehr'
Schlampamperei vermeiden ſehr.
Genügen mag zu eignem Heil
Von Weltluſt euch beſcheiden Theil;
Sonſt gebet ihr die Seele drauf,
Und in dem ird'ſchen Erdenlauf
Euch früh der Körper auch vergeht,
Wie ihr am Bruder Pförtner ſeht!“

Neujahrs = Lied.

So ſingen wir, ſo trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Wir laſſen drüben Gram und Leid
Und nehmen mit die Fröhlichkeit
In's neue Jahr!

So ſingen wir, ſo trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Die Freundſchaft geht von ſelber mit,
Begleitet treu uns Schritt für Schritt
In's neue Jahr!

So ſingen wir, ſo trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Die Hoffnung wartet unſer dort,
Sie ſprach: „Komm mit, ich ziehe fort
In's neue Jahr!

So ſingen wir, ſo trinken wir
Uns froh hinein in's neue Jahr.
Und wer es rein beginnen kann,
Der fängt mit Gott voll Muth es an,
Das neue Jahr!

So werd' es wahr!

Anzeigen.

Bei uns ſind unter andern folgende Werke erſchienen:

Der Himmel auf Erden.

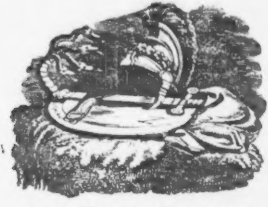
Weihe der Andacht zur Tröſtung im Leben und zum Frieden der Seele, von J. F. Voß. Preis: ⅓ Thlr.

Seit Witſchels „Morgen- und Abend-Opfern" iſt kein Buch erſchienen, an welchem ſich Herz und Seele des Menſchen ſo ſtärken und aufrichten könnte als an dieſem. Es empfiehlt ſich zu einem der werthvollſten Familien-Geſchenke.

Unser Heiland Jesus Christus.

Treu geſchildert nach den heiligen Buchern und Ueberlieferungen.
23 Bogen. Preis: ⅔ Thlr.

Das Leben, Wirken und die Lehren des göttlichen Stifters unſerer Religion, Alles das iſt hier in einfacher Weiſe zuſammenhängend dargeſtellt, und jede Quelle zur Vollſtändigkeit benutzt worden. Damit auch die weniger Bemittelten dieſes in Rath und That erfriſchende Werk ſich anſchaffen können, haben wir deſſen Preis ſo geſtellt, wie nur die Hoffnung auf eine allgemeinere Theilnahme es erlaubt.



Das Nibelungenlied.

Ueberſetzt von Karl Simrock.
Zwei Bändchen. Preis: 1 Thlr.

Jeder Deutſche muß das vorzüglichſte der älteren Gedichte ſeines Vaterlandes kennen, und dies iſt die beſte und zugleich wohlfeilſte Uebertragung in unſer jetziges Deutſch.

Ueber

Ursprung, Wesen und Erfolg

des

Schiedsmanns-Instituts

im

Preussischen Staate.

Zur Belehrung für Schiedsmänner und Alle, welche davon Kunde nehmen wollen.

Von dem Regierungsrath Dr. Jancke

Preis: ½ Thlr.

Für jeden, der Schiedsmann iſt, oder über dieſe Inſtitution ſich unterrichten will, eine höchſt zweckmäßige Schrift.

Liederbuch für deutsche Künstler.

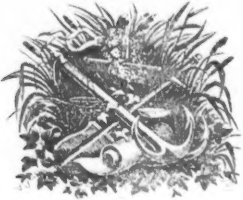
Das will ſagen: ein Liederbuch, in welchem von Künſtlern das Beſte zuſammen getragen iſt, was die Deutſchen an Volksliedern haben. Die Melodien ſind in Noten dabei, und viele Vignetten dienen zum Schmuck des Buchs.

Preis: 1⅓ Thlr.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.



„Zu Land' und zu Waſſer holt Euer Wiſſen,
Doch ankert darin auch mit eig'nem Verſtand;
So finden wir, was uns noch Keiner entriſſen,
Und werden nie Kränze der Freude vermiſſen:
Sie blühen aus dem, was wir innig erkannt.“

1837.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Legende.

Mit einem ſeiner Auserwählten
Ging Jeſus von der Heimath weit,
Und als ſie ihren Pfad verfehlten,
Da wußte Petrus nicht Beſcheid.

Nun ſahen ſie auf grünem Raume
Die braune Heerde weiden gehn,
Und gingen, bis am Palmenbaume
Sie einen Knaben ſtrecken ſehn.

Mit kleinem Auge, wie im Schlummer,
Sah er zum blauen Himmelszelt,
Es war, ſo ſchien's, ſein größter Kummer,
Daß keine Dattel auf ihn fällt.

Der Wandrer Worte hat der Knabe
Auch ihre Nähe nicht geſpürt,
Bis Petrus mit dem Wanderſtabe
Etwas empfindlich ihn berührt.

Jetzt erſt vernahm er ſeine Fragen,
Vernahm jedoch ſie mit Verdruß,
Und weiſ't, anſtatt ein Wort zu ſagen,
Den Weg mit aufgehob'nem Fuß.

Und Petrus ſpricht: „Du Bärenhäuter!"
Doch Jeſus dachte ſeinen Theil.
Sie ſchlendern in Geſprächen weiter,
Geſpräche machen kurze Weil'.

Und ſieh' ein Mädchen fein und munter,
Die ſprang am hellen Wieſenteich;
Die Gänſe tauchten auf und unter;
Sie hört' auf Petrus Ruf ſogleich.

Und lief herbei, ihn zu beſcheiden,
Die Gerte in der rechten Hand;
Die Wand'rer wollte ſie begleiten,
So weit ſie es vonnöthen fand.

Und ſchwätzig ſpart ſie keine Worte
Und brachte nimmer zu den Mund,
Die beſte Herberg ſelbſt im Orte
Und Jegliches that ſchnell ſie kund.

Als ſie ſo weit nun mitgegangen,
Daß auch kein Kind mehr irren kann,
Da kneipt ſie Petrus in die Wangen
Und blickte ſie liebkoſend an.

Doch Jeſus mild nach ſeiner Weiſe,
Er dankt dem lieben Kind den Dienſt;
Es war ſein Wort nicht leere Speiſe
Und brachte herrlichen Gewinnſt.

Sie waren nun allein die Beiden;
Da hub denn Petrus zärtlich an:
„Willſt, Herr, dem Kind ein Glück beſcheiden,
Gieb ihr dereinſt den beſten Mann."

Und Jeſus ſpricht: „So wird's geſchehen;
Ich ſeh's im Geiſte ſchon voraus;
Der Knabe, den wir erſt geſehen,
Der nimmt ſie einſt zur Frau in's Haus."

Darob ſieht Jener hocherſtaunet,
Wie ihm's ſein Meiſter machte klar:
„Saumſelig er, ſie flink gelaunet,
Fürwahr, es giebt ein trefflich Paar!

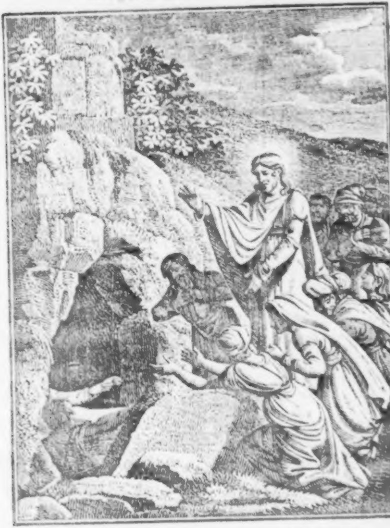
Sie ſoll das Regiment erſt führen,
Und regen Sinns und aufgeräumt,
Wird ſie auch ihn zur Arbeit rühren,
So oft er trödelt oder träumt."

* * *

Ihr lieben Leſer, merkt auf's Ende,
Und wählet richtig, wo ihr wählt;
Das Beiſpiel weckt! ſpricht die Legende,
Drum lernt von Andern, was euch fehlt!

Des Lazarus Auferweckung von den Todten.

Evangelium Johannis, Capitel 11.



Der Herr des Lebens ſteht vor der dunkeln Höhle, worin der Tod herbergt; rings um ihn verſammelt ſind die Männer und Frauen des Glaubens, Martha und Maria und die Apoſtel.

„Wer glaubt, wird leben, ob er gleich ſtürbe" — die Wahrheit dieſer von Chriſtus ſelbſt ausgeſprochenen Worte ſollte ſich bethätigen an Lazarus, der ein Gläubiger und des Heilands inniger Freund war. Es ſollte geſchehen in der Mitte von Gläubigen, den Apoſteln und den beiden Schweſtern, die an des Heilands unbedingter Göttlichkeit nicht zweifelten, und durch den göttlichen Gläubigen, den Welterlöſer ſelbſt, der ſeinen himmliſchen Vater für den hielt, in deſſen Geiſt und durch deſſen ihm mitgetheilte Kraft er wirke, ſchaffe und das Wort des Heils liebend verkündige. Chriſtus ruft den Todten und dieſer erſcheint; er erhebt ſich aus der Höhle, eingewickelt in das Leichengewand; — der Tod hatte ſeinen Stachel verloren durch den Glauben.

Dies die Bedeutung des Wunders, das Chriſtus unſer Herr gethan hat im Flecken Bethania, als er der Maria und Martha Bruder, den Lazarus, von den Todten auferweckte. Da der Bruder krank lag auf den Tod, ſandten die beiden Schweſtern zu Chriſtus und ließen ihm ſagen: er möge kommen; ſein Freund Lazarus liege krank. Chriſtus lehrte zur ſelbigen Zeit in der Landſchaft Galiläa; Bethania aber lag im jüdiſchen Lande, wo die Phariſäer und Schriftgelehrten allerlei Böſes erſannen gegen den, der die Auferſtehung und das Leben war, deſſen mächtiges, ſtreitbares und doch liebevoll heilendes Wort, deſſen reines frommes Leben ſie fürchteten als die Grundpfeiler, worauf, nach dem Sturze ihrer Herrſchaft, ein Gebäude des neuen Glaubens, des Friedens und der Liebe ſich erheben ſollte. Chriſtus verließ dennoch das ihm freundlich zugethane Galiläa und ſcheute die ihm in Judäa drohenden Gefahren nicht; denn er wußte, daß es an der Zeit ſey, ſein Schickſal zu erfüllen und ſich der Menſchheit zu opfern.

Und als er gen Bethania gekommen war, hatte Lazarus ſchon vier Tage in der Gruft gelegen. Aber der Herr, der auch die geiſtig Todten in's Leben zurückrief, den geiſtig Blinden das Geſicht und den geiſtig Tauben das Gehör wiedergab, vermochte den leiblichen Tod zu bändigen, daß er nicht weiter zerſtörend um ſich griff, ſondern in dem Werk der Verweſung innehielt und den Schauplatz ſeines verderblichen Wirkens, den Leichnam, dem ſiegreich wieder einziehenden Leben überließ.

Aber Chriſtus, als er vor die Höhle des Todes trat, weinete und ward von menſchlicher Rührung tief ergriffen; denn er hatte den Todten lieb gehabt. Und Martha begann zu zweifeln, daß hier, wo die Verweſung ſchon ſo offenbar ſich zeige, der göttlichen Heilkraft des Erlöſers ein Wunder möglich ſeyn würde; aber der Heiland ermahnte ſie, gläubig zu ſeyn, und der Worte zu gedenken, die er vorher geſprochen, der Worte: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe." Und er betete, wie auch wir allezeit thun ſollen vor einem großen Werk, und rief in die Gruft mit lauter

Stimme: Lazarus, komm heraus! — Da öffnete ſich die Herberge des Todes und gab ihren Todten heraus als einen Lebenden, als einen, der den Tod überwunden durch den Heiland, an den er geglaubt hatte. Deß aber waren Viele Zeugen, die zur Martha und Maria gekommen waren, daß ſie dieſelben tröſten möchten.

Dieſe Wunderthat, bei der wir des Erlöſers menſchliches Gefühl und göttliche Kraft innig verbunden und wirkſam ſehen, finden wir auf dem vorliegenden Bilde dargeſtellt; aber die Folgen dieſer Wunderthat ſind nicht verbildlicht, noch können ſie im Bilde dargeſtellt werden. Des Heilands Ruhm wuchs von der Zeit an; aber auch der Haß der Verfolgungsſüchtigen, die als ſolche nicht im Licht wandeln, da es Tag iſt, ſondern in der Finſterniß, da es Nacht iſt.

Hermann Marggraff.

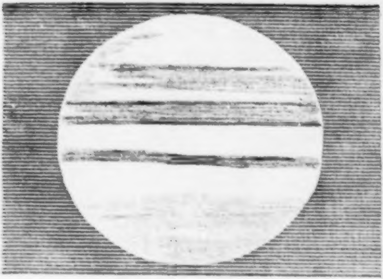
Jupiter und Saturn.

Dieſe beiden Himmelskörper ſind unter allen ſich um unſre Sonne bewegenden Planeten, ſo weit wir ſie kennen, die größten, und ſie zeigen ſich auch, ihrer ſehr bedeutenden Entfernung ungeachtet, den größten Theil des Jahres hindurch als hellglänzende Sterne. Mehr aber vermag auch das ſchärfſte unbewaffnete Auge an ihnen nicht wahrzunehmen und eine genauere Kenntniß ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit beſitzen wir daher erſt ſeit der kurzen Zeit, in welcher man Ferngläſer zur Beobachtung des Himmels anwandte.

Die allgemeinen Beſtimmungen ihrer Entfernung und Umlaufszeit finden ſich in allen Lehrbüchern und ſollen daher hier nur kurz erwähnt werden. Jupiter gebraucht 4332⅗ Erdentage zu ſeinem Umlaufe, ſteht der Sonne niemals näher als 102 Millionen 350000 Meilen und nie weiter von ihr entfernt als 112 Millionen 718000 Meilen; er kann ſich der Erde bis auf 81 Millionen 672000 Meilen nähern, ſich aber auch bis zu 133 Mill. 386000 Meilen von ihr entfernen.

Saturn gebraucht 11767¼ Erdentage zu einem Umlaufe, nähert ſich der Sonne während eines ſolchen einmal bis zu 186 Mill. 92000 Meilen und entfernt ſich bis auf 208 Mill. 212000 Meilen. Sein kleinſter Abſtand von der Erde iſt 165 Mill. 424000 und ſein größter 228 Mill. 880000 Meilen.

Sie ſind alſo weit über tauſendmal entfernter als der Mond, und ſelbſt das vollkommenſte Fernrohr wird ſie uns kaum ſo deutlich zeigen können als ſich der Mond dem bloßen Auge zeigt. Ohne ihre ſehr anſehnliche Größe würden wir nicht im Stande ſeyn, auf ihrer Oberfläche etwas mit Beſtimmtheit zu unterſcheiden.



Jupiter hat 18600 Meilen im Durchmeſſer des Aequators, aber von einem Pole zum andern ſind nur 17500 Meilen, denn er iſt ſehr ſtark abgeplattet, und man kann ſchon in mäßigen Fernröhren wahrnehmen, daß ſeine Geſtalt nicht die einer Kugel ſey.

Auf ſeiner Oberfläche zeigen ſich ſchwärzliche Streifen, beſonders in der Mitte, die faſt immer in der Richtung des Aequators liegen und ſowohl der Breite als der Dunkelheit nach ſehr veränderlich ſind. Indeß iſt Jupiter noch niemals ganz ohne alle Streifen geſehen worden. Das hier beigegebene Bild zeigt den Jupiter ſo wie er im Januar 1835 erſchien, wo ſich in dem einen ſchmalern Streifen einige ſchwärzere Flecke zeigten. Von dem Streifen waren im Februar nur noch wenige Spuren übrig und auch die Flecke haben ſich ſeit Mai 1835 nicht mehr gezeigt; der größere Streifen hingegen iſt unverändert ſtehen geblieben. Die erwähnten Flecke dienten Hrn. W. Beer und dem Unterzeichneten zur Beſtimmung der Umdrehungszeit der Jupiterskugel, die wir 9 Stunden 55 Minuten 26½ Sekunde gefunden haben. Schon vor 160 Jahren hatte ſie Caſſini etwa eben ſo, nämlich 9 Stunden 56 Minuten gefunden. Dieſe Zeit iſt alſo für den Jupiter eben das, was 24 Stunden für die Erde ſind, d. h. Tag und Nacht; und auf eins ſeiner Jahre gehen folglich 10477 ſeiner Tage.

Die nördlichſten und ſüdlichſten Gegenden des Jupiter zeigen ſich gewöhnlich in einem matteren Lichte als das Uebrige; nach Weſten und Oſten hingegen ſind die Ränder völlig eben ſo hell als die Mitte der Scheibe, nur die Streifen zeigen ſich an den äußerſten Enden etwas verwaſchen und undeutlich.

Land und Meer, oder überhaupt beſtimmte Theile der Oberfläche ſind dieſe Streifen und Flecke wohl nicht; eher können ſie mit den Wolken unſrer Erde verglichen werden. Denn Jupiter ſcheint eine ſtarke Atmoſphäre zu haben.

Dieſe Streifen haben uns auch den Aequator des Jupiter, d. h. die Richtung in welcher die Umdrehung geſchieht, kennen gelehrt, und man hat gefunden, daß er nur 3 Grad von ſeiner Bahn um die Sonne abweicht. Der Unterſchied der Jahreszeiten iſt alſo auf dem Jupiter 8 mal geringer als bei uns, aber doch noch doppelt ſo ſtark als bei dem Monde.

Die Einwirkungen Jupiters auf die Laufbahnen andrer Weltkörper haben uns auch ſeine Maſſe, d. h. die Größe der Kraft mit der er Körper anzieht, kennen gelehrt; ſie iſt nach Airy's neueſten Unterſuchungen 320 mal größer als die Maſſe unſrer Erde. Da er aber einen 1100 mal größern körperlichen Raum einnimmt als dieſe, ſo iſt ſeine Dichtigkeit dennoch viel geringer. Auf unſrer Erde fällt ein Körper in der erſten Sekunde ſeines Fallens 15 Fuß, auf dem Jupiter hingegen 40 Fuß. Dieſe und ähnliche Reſultate ſind nichts weniger als Muthmaßungen, ſondern ſie folgen, vermöge des allgemeinen Geſetzes der Schwere, mit mathematiſcher Gewißheit aus den Beobachtungen.

Gleich in den erſten Monaten, wo man den Himmel mit Ferngläſern betrachtete, gewahrte man 4 kleine aber doch ziemlich helle Sterne, die den Jupiter überall begleiteten und ſich nur etwas weniges nach Oſten oder Weſten von ihm entfernten; und bald (1610) brachte man heraus, daß es Monde ſeyen, die um den Jupiter eben ſo wie unſer Mond um die Erde liefen. Sie ſtehen, der Ordnung nach, 54000, 86000, 138000 und 240000 Meilen vom Jupiter entfernt, und bewegen ſich um ihn in 42 Stunden 27 Minuten; 85 Stunden 14 Min.; 7 Tage 3 St. 43 Min.; 16 Tage 16 St. 32 Min.; während unſer nur 51800 Meilen entfernter Mond 27 Tage 8 Stunden gebraucht. Dieſe raſchere Bewegung iſt eine Folge der größern Anziehungskraft Jupiters.

Auch ſind dieſe Monde beträchtlich größer als unſer Begleiter. Ihre wahren Durchmeſſer betragen 600 bis 800 Meilen, und ſtarke Ferngläſer zeigen ſie deutlich als kleine Scheiben.

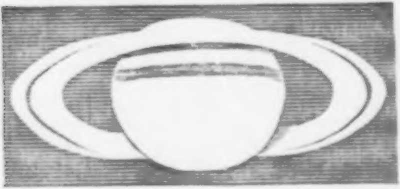
Wie unſer Mond verurſachen und erleiden ſie Finſterniſſe, aber mit dem Unterſchiede, daß dies bei jedem Umlaufe geſchieht. Nur der 4te (äußerſte) Mond geht zuweilen unverfinſtert vorüber. Daher hat Jupiter etwa alle 24 Stunden eine Mond- und eben ſo oft eine Sonnenfinſterniß, ja wohl gar zwei Mond- oder zwei Sonnenfinſterniſſe zugleich. Man kann dieſe Begebenheiten ſchon in mäßigen Fernröhren von der Erde aus wahrnehmen, beſonders die Mondfinſterniſſe. Sie werden deshalb auch in den aſtronomiſchen Jahrbüchern eben ſo, wie die Finſterniſſe unſers Mondes, und ſogar noch ſchärfer als dieſe, vorausberechnet; denn ihre Beobachtung hat noch eine eigenthümliche Wichtigkeit dadurch erhalten, daß ſie ein bequemes und ſicheres Mittel an die Hand geben, die ſogenannten Längen (d. h. die Entfernung vom erſten Meridian) der Orte auf der Erde zu beſtimmen, ſo daß der Schiffer durch ſie erfahren konnte, wo er ſich auf dem Meere befinde. Jetzt hat man zwar noch genauere Methoden aufgefunden und in Anwendung gebracht, doch ohne daß ſie deshalb ſchon ganz entbehrlich geworden wären.

Auch die Sonnen- d. h. Jupitersfinſterniſſe, welche dieſe Monde veranlaſſen, kann man dadurch bemerken, daß der Schatten des Trabanten als ein runder ſchwarzer Fleck über die Scheiben Jupiters hingeht. Doch ſind dazu ſchon ſtärkere Ferngläſer und eine günſtige Luftbeſchaffenheit nöthig.

Sie ſind nicht immer gleich hell, ſo daß z. B. der dritte (der größte) zuweilen viel heller als die übrigen iſt, zuweilen ſich von ihnen gar nicht unterſcheidet. Eben ſo iſt der 4te zuweilen ſehr blaß, und ein andresmal wieder den übrigen gleich. Der erſte und zweite ſind wechſelsweiſe bald der eine bald der andre heller. Dies kann nicht, wie bei unſerm Monde, ſeinen Grund im Wechſel des Lichtes haben, denn von der Erde aus ſehen wir ſtets ihre voll erleuchtete Seite; wahrſcheinlich aber drehen ſie ſich um ihre Axe und wenden uns alſo nach und nach andre Stellen ihrer Oberfläche zu, deren Fähigkeit das Licht zurückzuwerfen, nicht ganz die gleiche iſt.

Noch einen merkwürdigen Umſtand haben uns dieſe Trabanten durch ihre Verfinſterungen kennen gelehrt. Man fand nämlich bald, daß die Finſterniſſe nicht immer genau der Rechnung gemäß eintraten, doch ohne davon bald ſo bald ſo abzuweichen, ſondern ſie kamen deſto früher, je näher Jupiter der Erde ſtand, und deſto ſpäter, je größer ſeine Entfernung war. Der Unterſchied ging bis auf eine Viertelſtunde; da man nun die Bahnen ſelbſt ſchon ſehr genau kannte, ſo mußte man den Grund anderswo ſuchen, und im Jahre 1675 kam O. Römer auf den Gedanken, daß er in der Bewegung des Lichts liegen möge, indem dieſes, wenn es einen um beiläufig 40 Millionen Meilen weiteren Raum zu durchlaufen habe, dann auch 15 bis 16 Minuten mehr Zeit als ſonſt gebrauche. Dies hat ſich in der Folge auf andre Weiſe vollkommen beſtätigt, und man weiß jetzt genau, daß das Licht, um einen Raum zurückzulegen, der dem mittleren Abſtande der Erde von der Sonne (20 Millionen 668000 Meilen) gleich iſt, 8 Minuten $13\frac{1}{5}$ Sekunden Zeit gebraucht. So haben in der Aſtronomie vermeintliche Abweichungen ſchon oft gedient, neue Wahrheiten zu entdecken.

Wenn Jupiter in der Erdnähe und zugleich hoch am Himmel ſteht, wie es z. B. im Februar und März 1837 der Fall ſeyn wird, ſo reicht gewöhnlich ſchon ein mäßiges Handfernrohr aus, die Monde deutlich zu ſehen; es wird ſogar behauptet daß einige Perſonen ſie mit bloßen Augen geſehen hätten, wobei aber ſehr leicht Täuſchung möglich iſt.



Saturn iſt nur wenig kleiner als Jupiter: er hat 16400 Meilen im Durchmeſſer (des Aequators), und 14800 von Pol zu Pol; iſt alſo noch ſtärker abgeplattet als jener Planet. Allein er ſteht doppelt ſo weit von uns weg und erſcheint daher viel kleiner; am merklichſten iſt dies wenn beide in derſelben Gegend des Himmels nahe bei einander geſehen werden, was etwa alle 20 Jahre geſchieht.

Dagegen zeigt er uns ein merkwürdiges Phänomen, was ſonſt bei keinem Weltkörper wahrgenommen wird; er iſt nämlich von zwei großen freiſchwebenden Ringen umgeben. Dieſe Ringe erſcheinen, wenn die Erde eine zu ihrer Beobachtung günſtige Lage hat, etwa ſo wie die Figur ſie zeigt; ſie können ſich ſogar noch etwas weiter öffnen, ſo daß nichts mehr von der Kugel oben oder unten vorſieht. Zu andern Zeiten aber (wie es 1833 der Fall war und 1847 wieder ſeyn wird) ſieht man die Ringe ganz von der ſchmalen Seite, und alsdann verſchwinden ſie ſelbſt für ſtarke Ferngläſer, nachdem ſie vorher ſich bis zu einer äußerſt feinen Linie zuſammengezogen haben. Ein einzigesmal nur hat Herſchel der Vater durch ſein größtes Teleſkop dieſe Linie fortwährend abnehmen, bis ſie wieder breiter ward. Hieraus iſt zu ſchließen, daß die Kante der Ringe äußerſt ſchmal ſeyn müſſe.

Der Umfang dagegen iſt ſehr beträchtlich; der Durchmeſſer des äußeren beträgt [illegible] Meilen, und er iſt von dem innern nur durch eine ſchmale und ſchwer wahrzunehmende Oeffnung (in der Figur durch eine ſchwarze Linie bezeichnet) getrennt. Man erblickt dieſe Oeffnung nur in ſehr ſtarken Ferngläſern und unter günſtigen Umſtänden; daher man auch von Huygens bis auf Herſchel, über ein Jahrhundert lang, beide Ringe für einen einzigen gehalten hat.

Der Ring wirft einen beträchtlichen Schatten auf Saturn, und dieſer wiederum auf ihn, und man kann den Schatten deutlich von der Erde aus wahrnehmen. Es iſt ausgemacht, daß er einem großen Theile des Saturns das Sonnenlicht Jahre lang entzieht, ſeine Nächte dagegen nur wenig erleuchtet, indem er dann meiſt ſelber in Nacht liegt. Wir ſind nicht im Stande, die Zwecke zu erforſchen, welche der Schöpfer des Weltalls hierbei gehabt haben mag.

Zur Beobachtung dieſes Ringes bedarf es ſchon eines guten Fernrohres, das bei 35 bis 40 maliger Vergrößerung noch völlig ſcharfe Bilder zeigt.

Auch Streifen zeigen ſich auf dem Saturn, wie auf Jupiter, nur ſind ſie viel ſchwerer zu beobachten. Gewöhnlich ſieht man nur einen ſchmalen grauen Streifen ohne merkliche Veränderung. Nur Herſchel iſt einmal dahin gelangt, etwas Fleckenähnliches wahrzunehmen, das einige Wochen hindurch in ziemlich regelmäßigen Perioden wiederkehrte. Daraus fand er die Umdrehungszeit des Saturn 11 Stunden 40 Minuten und ein andresmal 11 Stunden 31 Minuten. Schröter folgerte aus ähnlichen aber gleichfalls ſehr wenigen und unvollkommenen Beobachtungen 10 Stunden 16 Minuten. Die Beſtimmung iſt alſo noch ſehr unſicher.

Auch der Ring hat, nach Herſchels Beobachtungen, eine Umdrehung um ſeine Axe, die mit der Axe des Saturn ganz oder doch beinahe übereinkommt, und bedarf dazu 10 Stunden 32 Minuten.

Alles dies beruht aber auf höchſt ſchwierigen Beobachtungen, und es vergehen viele Jahre, ehe ſich einmal wieder Gelegenheit zu ſolchen findet.

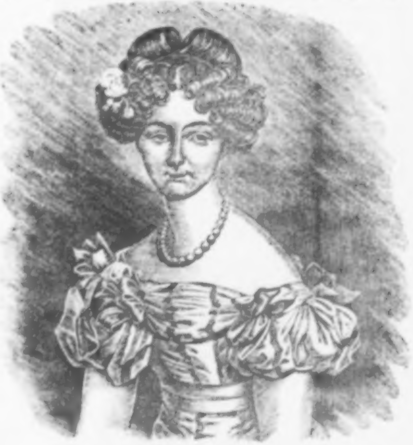
Die genaueſte Beſtimmung der Maſſe des Saturn hat Beſſel gegeben; ſie beträgt 96 mal ſo viel als die der Erde. Der Körper Saturns iſt aber gegen 750 mal größer als der Erdkörper, und hiernach ſeine Dichtigkeit ſehr gering, etwa ⅛ der Erd-Dichtigkeit. Die Fallhöhe der Körper an ſeiner Oberfläche iſt ziemlich der auf der Erde gleich.

Auch Saturn wird von Monden begleitet, und zwar, ſo weit wir es erforſchen können, von ſieben. Sie ſind aber ſehr ſchwer zu beobachten, denn ſelbſt der hellſte (der 6te in der Reihenfolge), den Huygens entdeckte, kann nur in ſtarken Ferngläſern aufgefunden werden. Die Bahn dieſes 6ten Mondes hat Beſſel durch zahlreiche Beobachtungen und ſcharfe Berechnungen ſo genau beſtimmt, daß wir ſeine Bahn jetzt eben ſo gut als die unſeres eignen Mondes kennen. Die 4 folgenden (der 3te, 4te, 5te und 7te) entdeckte Caſſini, die beiden innerſten Herſchel im Jahre 1789. Noch kein Aſtronom hat dieſe zwei ſeit jener Zeit mit Sicherheit wiedergeſehen; ſie gehören gewiß zu den kleinſten aller Weltkörper.

Die Entfernungen dieſer Monde vom Mittelpunkte Saturns ſind, der Reihenfolge nach, 25000, 32000, 39400, 51500, 166000, 480000 Meilen; die Umlaufszeiten: 22 Stunden 36 Minuten; 32 Stunden 53 Min.; 1 Tag 21 St. 18 Min.; 2 Tage 17 St. 45 Min.; 4 Tage 12 St. 25 Min.; 15 Tage 22 St. 41 Min.; 79 Tage 7 St. 55 Min. Sie veranlaſſen nicht, wie die Jupiters-Trabanten, bei jedem Umlaufe Finſterniſſe, aber dennoch ſind ſie auch hier ungemein häufig. Nur von der Erde aus ſind ſie faſt gar nicht zu beobachten. Dieſe beiden größten Planeten unſres Sonnenſyſtems haben alſo jeder für ſich ein anſehnliches Syſtem, deſſen Centralkörper ſie bilden. Auch üben ſie nicht allein auf dieſes, ſondern auch auf den Lauf der übrigen Planeten und beſonders auf die ihnen nahe kommenden Kometen ſehr bedeutende Wirkungen aus, die man in der Aſtronomie Störungen nennt und welche ſcharf zu berechnen eine ungemein verwickelte und ſchwierige Aufgabe iſt. Dieſe Störungen ſind ſo bedeutend, daß z. B. Clairaut berechnete, der Halleyſche Comet werde (bei ſeiner vorletzten Erſcheinung 1758) um 600 Tage ſpäter kommen, als er ohne die Einwirkung Jupiters und Saturns gekommen ſeyn würde, was auch richtig eintraf. Eben ſo mußten bei ſeiner diesmaligen Erſcheinung die Aſtronomen, welche ſein Wiedererſcheinen voraus beſtimmten, ihn gleichſam Schritt vor Schritt durch alle Planetenbahnen hindurch rechnend verfolgen und in jedem Punkte die Einwirkungen berechnen, welche dieſe mächtigen Körper fortwährend auf ihn ausübten, da ſie ſonſt in Gefahr geweſen wären, ſich wohl um ein Jahr zu irren. So hat Roſenberger in Halle mehrere Jahre lang mit der äußerſten Anſtrengung und Aufopferung ununterbrochen dieſe ungeheuren Rechnungen durchgeführt, und dafür auch die Befriedigung gehabt, bei einer Umlaufszeit von 76 Jahren um nicht mehr als drei Tage zu fehlen. Er hatte die Wiederkehr zur Sonnennähe auf den 13. November angeſetzt, und ſie erfolgte am 16ten. Selbſt die Urſache dieſes kleinen Unterſchiedes hofft man aus den diesmaligen eben ſo zahlreichen als genauen Beobachtungen des Halleyſchen Kometen noch zu entdecken, und leicht möglich, daß er uns auf dieſe Weiſe etwas kennen lehrt, was uns die Ferngläſer noch nicht gezeigt haben.

Dr. Mädler.

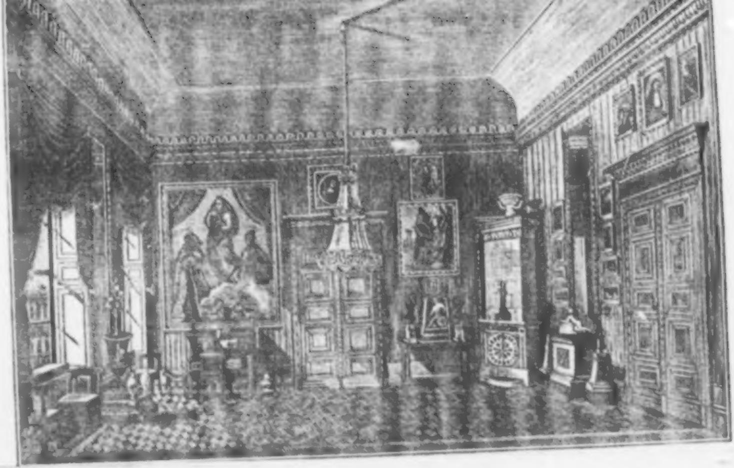
Auguste, Fürstin von Liegnitz.



Ein freundlich Bild ſteh'ſt Du uns an dem Throne
Des Königs, unſres väterlichen Herrn,
Der zu den Edelſteinen Seiner Krone
Geſellt der Häuslichkeit ſo lieben Stern.

Mit reinem Sinn und gütevollem Streben
Erweiterſt Du in Deinem Kreis das Glück;
Und wenn im Aug' der Armuth Thränen beben,
Du trockneſt ſie mit thätig mildem Blick.

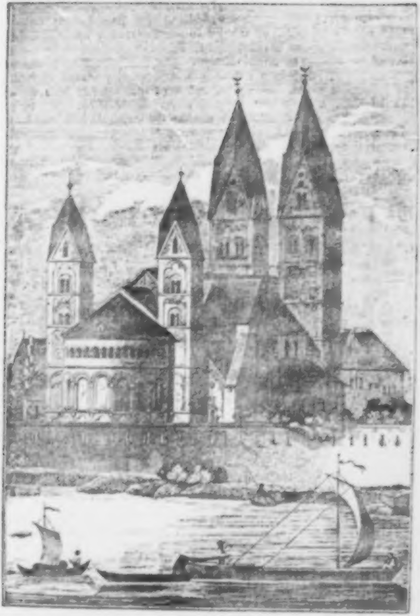
Ein Preußenherz, das für den König glühet,
Das ſchließt im Dank auch immer Dich mit ein,
In jedem Kranze, der für Ihn erblühet,
Wird eine Blume ſtets geweiht Dir ſeyn.



Arbeitszimmer Friedrich Wilhelm des Dritten, Königs von Preußen.

(Nach dem größeren Bilde des Profeſſor Zielke.)

Wenn unſere Umgebungen wirklich auf den Geiſt und das Herz einzuwirken vermögen, und mit unſern Regungen und Gefühlen im Einklang zu ſtehen ſtreben, ſo kann ein Blick auf die Abbildung eines Zimmers, aus dem das Glück eines ganzen Landes, das Wohl einer großen Nation hervorgeht, uns nur um ſo erfreulicher ſeyn, als ſich in dem Zimmer ſelbſt ſchon eine weiſe Einfachheit und Hoheit paart, und uns ſo das Bild unſres geliebten Monarchen, die edeln Eigenheiten ſeines Geiſtes in's Gedächtniß ruft. Zwei hohe und klare Fenſter werfen ihr helles Licht herein, geben allem Anweſenden einen freundlichen und milden Anblick und beleuchten die hohen Wände, deren Schmuck aus Familienbildern und Kunſtwerken beſteht, die von Künſtlern unſres Landes herrühren, zum Theil Originale, zum Theil Copieen. Zur linken Seite unſres Bildes ſehen wir den Arbeitstiſch des Königs, über dem ſich Raphael's Sixtiniſche Madonna zeigt, zu deren Füßen zwei Engel fromm und freundlich herab zur Erde ſchauen; zur rechten Seite aber tickt die Uhr, das Zeitlichkeitsbild, unter einem hohen Glaſe, das zwiſchen zwei bekränzenden Genien ſteht; — ſchöne Symbole zur Beförderung zeitlichen und ewigen Wohls eines Volkes, deren es ſich täglich erfreut. Was könnte die Liebe zum Volke reiner ausdrücken, als die reine Liebe zu der Kunſt, die ſich unter dieſem Volke empor geſchwungen? Dieſe heitre Liebe iſt es, die in unſerm Königshauſe waltet, wenn die Waage des Geſchickes über unſer Glück und Wohlergehen ſchwankt. So ſpiegelt ſich in dieſem Anblick ganz die Milde, die Weisheit, die uns beglückt und ruft uns alle die Tauſende in's Gedächtniß, deren Wohl und Heil ſich auf jene Liebe ſtützt, die aus dieſem Zimmer hervor in alle Wünſche und Thätigkeiten einer beglückten Nation dringt.



Die St. Castor-Kirche zu Coblenz.

Auf der Landſpitze zwiſchen Rhein und Moſel, am rechten Ufer der letzteren, erhebt ſich die in Kreuzesform erbaute St. Caſtorkirche mit ihren Seitenſchiffen, ihrem im Halbrund ſchließenden Chor und ihren vier Thürmen. Die Haupttheile dieſer Kirche möchten wohl noch dem elften Jahrhundert angehören. In ihrem Innern finden ſich die ſchönen Grabmäle zweier Trieriſchen Erzbiſchöfe, Cuno's und Werner's von Falkenſtein. In dieſer Kirche (aber freilich nicht im jetzigen Gebäude) kamen im Jahr 860 die beiden Söhne Ludwig des Frommen, Ludwig der Deutſche, der König der Oſtfranken, und Carl der Kahle, der König der Weſtfranken, zuſammen, und ihr Neffe, König Lothar, vermittelte zwiſchen ihnen hier den merkwürdigen Friedensſchluß und das Freundſchaftsbündniß, in welches auch Kaiſer Ludwig von Italien und König Carl von Provence eingeſchloſſen wurden, und welches mithin den größten Theil von Europa mit einander verſöhnte.

Der Morgen.

Wir haben hier die Copie eines Bildchens vor uns, das im Original von M. Ranftl in Wien gemalt und auf dortiger Kunſtausſtellung mit vieler Theilnahme geſehen worden iſt. Ein junges Mädchen, in einem kleinen Zimmer, das Ordnung, Reinlichkeit und ſtillen, beſcheidenen Sinn ahnen läßt, ſtand eben auf und ihr erſter Gedanke nach dem Erwachen iſt Gebet, dem wir folgende Worte geben:

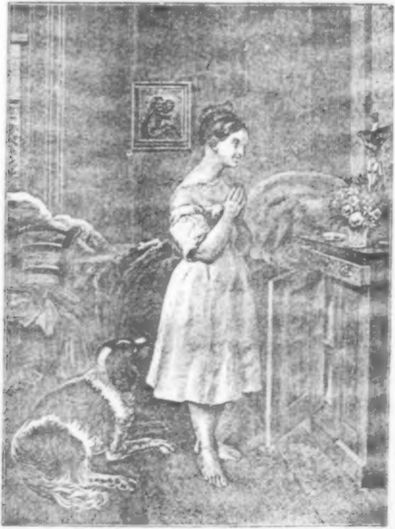
Gott und Heiland! Zu Euch wendet
Ewig ſich des Frommen Herz,
Wenn Ihr Freuden ihm geſpendet,
Wenn es weint in ſeinem Schmerz.

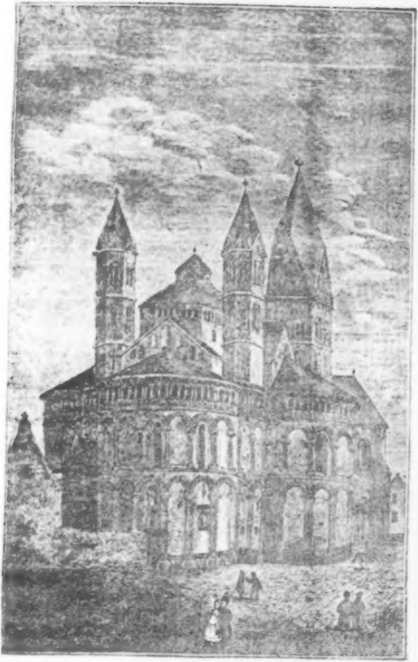
Bin ich froh, ſo laßt mich beten,
Daß die Freude rein mir ſey,
Daß ich möge zu Euch treten
Mit dem Blick von Sünde frei.

Laßt mich beten, wenn ich zage
Auf dem dunklen Lebensgang —
Wenn ich Euch im Innern trage,
Was iſt da die Seele bang!

Seyd mir nah mit Eurem Segen,
Mit des Friedens heil'ger Macht
Mögt den Schlummer Ihr umhegen,
Führen mich, bis ich erwacht.

Ihren Worten will ich leben,
In der Arbeit, im Gebet,
Betend einſt zum Himmel ſchweben,
Wo mein Engel ſchützend ſteht.

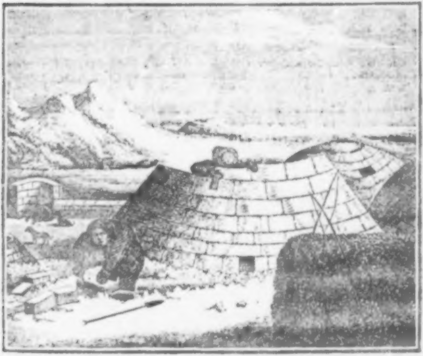




Die Apoſtel-Kirche zu Cöln.

Nur wenige Kirchen entwickeln in ihrem Aeußern einen ſolchen Reichthum architektoniſcher Formen, wie die Apoſtelkirche zu Cöln. Phantaſiſch aber doch harmoniſch reihen ſich hier Rotunden, Giebel und Thürme um eine hohe Kuppel. Erzbiſchof Pelegrin von Cöln, der im Jahr 1036 ſtarb, iſt der Urheber des ältern Theils dieſer Kirche, welche jedoch, wie es ſcheint, zu Anfang des zwölften Jahrhunderts Zuſätze und Anbauten erhalten hat. Mit dieſer Kirche war ein nun aufgehobenes Collegiatſtift verbunden.

Die Schnee-Hütten der Eskimo's.



Capitain Roß, von dem wir ſchon im vorigen Jahrgange ſprachen (mit Beifügung des Bildes: wie ihm das Schiff Iſabella zu Hülſe kommt), erzählt: „Mit den zunehmenden Tagen ward auch die Wanderungsluſt der Eskimo's rege. Einige

Familien zogen nach Süden, andere kamen von Norden, und hielten nur an, jenen ebenfalls nachzufolgen. Die Mühe bei ſolcher Niederlaſſung war nicht groß, ihre Schnee-Hütten ließen ſich leicht errichten. Hier ſieht man ſie in voller Arbeit. Ein Paar Hütten ſind ganz fertig, die andern würden in der Wirklichkeit bald eben ſo weit ſeyn; in dreiviertel Stunden iſt ein Ding der Art fertig, ein Zelt wird kaum raſcher aufgeſchlagen. Es kommt nur darauf an, ob Schnee genug vorhanden; deshalb ſtößt der Eskimo erſt mit ſeiner Lanze in den Boden und prüft deſſen Tiefe. Iſt ſie hinreichend, ſo wird der Boden mit einer hölzernen Schaufel geebnet und es bleiben mindeſtens drei Fuß feſter Schnee in einem Umkreiſe von zehn oder mehr Fuß. Nun beginnt der Eskimo Blöcke von zwei Fuß Länge und ein Fuß Breite auszuhauen und mit dem Meſſer nach aufwärts zu beſchneiden, inwendig aber auszuhöhlen und ſie ſo zuſammen zu fügen, daß ſie ein Gewölbe bilden. Von innen heraus wird die Thüre gehauen, die Weiber ſtopfen die Fugen mit Schnee aus, die Kinder bauen die Hundehütten daran. Ein Schnee-Sopha und Eisfenſter machen den Beſchluß und die Sommer-Paläſte ſtehen nun zum Bewohnen da."

Die vergessenen Stiefel.

Das Original iſt von demſelben Maler, der uns den „Heiraths-Antrag auf Helgoland", wovon der vorige Jahrgang dieſes Büchleins eine Abbildung hat, in lebendigen Farben gab, nämlich von Rudolph Jordan. Doch der Lebensnerv dieſes Bildes iſt nicht wie dort etwas Wichtiges, wie eine Heirath, es gilt hier nur ein Paar vom Vater vergeſſener Waſſerſtiefel, die der Sohn ſo eben ſich bemüht, zu demſelben zu bringen. Unſtreitig hat der kleine Taugenichts dieſe Stiefel eben zum Gegenſtande ſeiner Beluſtigung gemacht gehabt, wovor ihn die Schweſter ſchon früher gewarnt; jetzt ſchleppt er ſie auf Geheiß des Vaters zu dieſem, der unglücklicher Weiſe den Humor ſeines Sohnes gar nicht zu theilen und ſo wenig Spaß verſteht, daß ſeine aufgehobene Hand zwiſchen Winken und Drohen zu ſchweben ſcheint, mithin eben ſo ſehr zur Eile wie an Vorbereitung auf eine kleine Prügeltracht mahnt. Der humoriſtiſche Knabe ſcheint die humor-feindliche Pantomime des Vaters von Alters her ſtudirt zu haben, und da er als guter Sohn gar nicht zweifeln mag, daß ihm der Vater Wort hält, wenn dieſes

Wort auch nur mit der erhobenen Hand angedeutet iſt, ſo wird man ſich nicht wundern, daß ihm die Stiefel ſo unendlich ſchwer vorkommen und er ein Geſicht hängen läßt, als ob er den Takt ſeiner eignen Gewiſſens-Stimme ſchon auf dem eingezogenen Rücken fühlte. Der Vater droht ihm dabei nur mit der Linken; wie es ihm ergehen würde, wenn dem Knaben die Rechte des Vaters entgegen lächelte, das mag der Maler und das mitleidige Schweſterchen wiſſen, die ihn eben zur Eile anfeuert, um den Zorn des Alten nicht noch mehr zu reizen.

Das Dorf-Diorama.

Nur in ſolchen Genre-Bildern ſind uns die Freuden und Leiden unſrer Kindheit in ihrer Urſprünglichkeit aufgehoben. Dies engliſche Genre-Bild (im Original gemalt von T. Webſter) iſt ein Allerwelts-Bildchen. Wer hat nicht all die Wonne und all den Schmerz der dargeſtellten Kinder mit empfunden! Der größere Knabe ſcheint die hinter ihm ſtehenden jüngern Kinder bei Seite geſchoben zu haben und, zum Anſchauen bequem auf den Knieen liegend, bringt er das neugierige Geſicht an die Scheibe, durch die ihm die unendliche Herrlichkeit eines Guckkaſten-Bildes aufgeht. Was dort ſein trunken Auge ſieht, wer kann es wiſſen! Aber unzweifelhaft iſt es etwas recht Ausgezeichnetes, was ihn ſo ganz in Anſpruch nimmt, wonach er ſogar wie in Entzücken die Rechte auszuſtrecken ſcheint. Nicht umſonſt ſieht ihm auch der zweite Knabe ſo neidiſch neugierig über Schulter und Schlafmütze, um von dem großen Bilde, wenn auch nur ein kleines Stückchen zu erblicken. Wie lehnt dieſer vor Verwunderung die Hände auf ſeine Kniee, um ſo gebückt einen Blick zu theilen mit dem Genießenden, auf deſſen Schulter zu lehnen er ſich gar nicht erdreiſtet. Und das noch jüngere beſcheidenere Mädchen, wie ſteht es zur Seite ganz und gar verdrängt von der männlichen Jugend, und dennoch liegt auf ihrem neugierigen Antlitz die Zuverſicht, daß auch ſie mit der Zeit einmal herankommen werde an das Glas, das der höchſte Grad all ihrer Wünſche zu ſeyn ſcheint. Und in ihrer Freude und Erwartung iſt ihnen die Umgebung ganz gleichgültig; Schuhe, Schüſſeln, Teller, Papier, Alles mag liegen wo es will, wer ſollte denn noch Augen haben für Anderes, wo es ſich um ſolchen Anblick handelt!

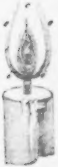
Von der Verbrennung.

Dem Unkundigen wird alles mit den äußern Sinnen Wahrgenommene, mag es auch noch ſo zuſammengeſetzt ſeyn, oft als gewöhnlich, nicht ſelten als der Zergliederung unfähig und unwerth und meiſt als höchſt einfach, als ein untheilbares Ganze erſcheinen; denn er faßt jedes durch die Sinne wahrzunehmende Ding nur in ſeiner Geſammtwirkung auf. Wer mit den Lehren der Phyſik und Chemie vertraut iſt, weiß allein das Zuſammengeſetzte in ſeine einzelnen Theile aufzulöſen und den Geſetzen, wonach es zuſammengefügt iſt, wodurch es ſo und nicht anders erſcheint, dieſe und keine andre Wirkung auf unſre Sinne ausübt, auf den Grund zu kommen. Beſonders werden wir durch die Chemie auf eine genaue, ſelbſt das Kleinſte und ſcheinbar Einfachſte in ſeine einzelnen Theile auflöſende Zerſetzung und Scheidung geführt, durch welche und nach welcher auch ſolche Stoffe und Erſcheinungen, die bis dahin nur ihres praktiſchen Nutzens wegen für uns von Bedeutung waren, ein erneuertes und erhöhtes Intereſſe gewinnen.

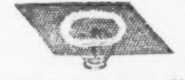
Wir ſagen von unſern gewöhnlichen Lichtern: das Talglicht brennt! Ein falſcher oder wenigſtens höchſt ungenauer Ausdruck! Das Licht, das Talglicht brennt nicht, aber wohl ein Stoff, der ſich aus dem Talg vermittelſt und während der Verbrennung entwickelt. Wir ſehen die Lichtflamme als einen feurig flüſſigen und leuchtenden Strom in die Höhe ſteigen; aber wir achten für gewöhnlich auf die einzelnen Theile, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, nicht; wir bemerken dieſe Theile kaum oder ſind, wenn wir ſie etwa bemerkt haben, nicht im Stande, die natürlichen Urſachen dieſer Zuſammenſetzung uns klar zu machen.

Es iſt eine alte Erfahrung, daß ein Verbrennen nur unter dem Zutritt eines Luftzuges und in der Luft ſtattfinden kann. Aber nicht die Luft als ſolche bewirkt und unterhält den Akt des Verbrennens, ſondern der in der Luft befindliche Sauerſtoff, welcher mit einer bedeutenden Menge Stickſtoff und einem kleinen Theil Kohlenſäure und Waſſerdampf die Luft bildet und allein das Athmen der warmblütigen Thiere, ſo wie das Verbrennen brennbarer Stoffe durch ſeinen Zutritt möglich macht. Der Akt des Verbrennens aber iſt der Gegenſtand, von dem wir hier ſprechen und den wir durch Figuren, worin die einzelnen Theile der Lichtflamme durch Buchſtaben näher bezeichnet ſind, erläutern wollen.

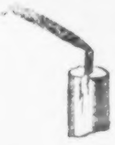
Bei jedem Verbrennen entwickelt ſich Gas. Gaſe ſind luftförmige Körper, die aber nicht, wie die Dämpfe, durch einen geringern Wärmegrad verändert oder gezwungen werden können, in ihren alten Zuſtand zurückzukehren. Solche Gaſe entwickeln ſich bei dem Verbrennen und bilden, da ſie durch die Wärme ausgedehnt werden, mithin leichter als die Luft ſind, in derſelben einen aufwärts ſteigenden Strom. Viele brennbare Subſtanzen erleiden aber, ehe ſie verbrennen, eine Zerſetzung, ſo daß von den Stoffen, aus denen die Subſtanzen zuſammengeſetzt ſind, einer früher verbrennen wird als der andere.



So beſteht die Flamme unſrer gewöhnlichen Lichter aus mehreren Theilen, die auf beiſtehender Figur mit Buchſtaben angezeigt ſind. Was durch b bezeichnet iſt, das Dunklere in der Mitte, iſt entweder das aus einer Oeffnung herausſtrömende Gas oder eine Subſtanz, welche durch die bei der Verbrennung entſtandene Wärme gasförmig geworden iſt, und welche der Docht mit ſich in die Höhe zieht. Nicht alſo der Stoff, z. B. das Talg ſelbſt, brennt, ſondern, wie wir oben angedeutet haben das aus dem Stoff entwickelte Gas — ein Prozeß, durch den und in welchem der Stoff natürlich nach und nach aufgerieben und gänzlich verbraucht wird. c iſt der eigentlich leuchtende Theil, der den mit b bezeichneten wie ein Mantel umgiebt. Dieſer leuchtende Theil c iſt eigentlich weißglühend gewordene Kohle und ſcheidet Kohle aus, welche in der wenig leuchtenden Hülle e mit dem Sauerſtoff der Luft ſich verbindet, und demnach hier erſt in ein eigentliches Brennen übergeht. Die Temperatur wird durch fortwährend zuſtrömende kalte Luft unten bei i etwas erniedrigt, und ſo eine blaue Farbe erzeugt. Es findet in dieſem Theile i der Flamme eine Verwandtſchaft mit dem ſogenannten Kohlen-Oxidgaſe ſtatt, welches immer mit einer ſchönen blauen Farbe brennt, und ſich dann erzeugt, wenn zu ſtark glühenden Kohlen ein geringer Luftzug tritt; z. B. wenn man mit glühenden Kohlen gefüllte Töpfe des Erwärmens wegen in ein Zimmer ſtellt. Das Kopfweh und das unbehagliche Gefühl, wovon man in ſolchen Zimmern ſehr bald befallen wird, rühren von dieſem, beim Einathmen giftig wirkenden Gaſe her. Man wird im gewöhnlichen Leben leicht die oben angezeigten Theile an den Lichtflammen bemerken und unterſcheiden können.



Wenn man über eine Flamme, wie die Abbildung zeigt, ein Metallnetz ſpannt, durch welches ſie nicht durchgeht, ſo kann man den innern Raum der Flamme noch genauer beobachten und die aufſteigenden Gas-Arten unterſcheiden.



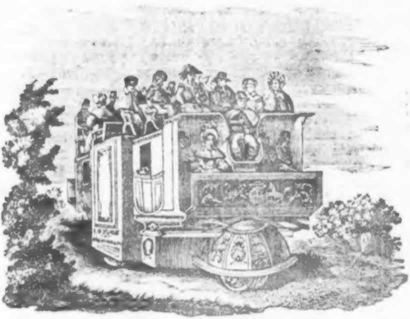
Bläſt man eine Flamme aus, ſo können die entwickelten brennbaren Gas-Arten, die gleich nach dem Ausblaſen vom Docht aus noch in die Höhe ſteigen, in einiger Entfernung z. B. bei a wieder angezündet werden.

Folgende Verſuche werden das oben Geſagte noch deutlicher machen. Eiſendraht, mitten durch die Flammen gelegt, glüht in dem mittlern Theile b der Flamme gar nicht, nur ſchwach in dem leuchtenden Theile c, höchſt ſtark in der äußern Hülle e. Denn nur in e wird eigentliche Hitze erzeugt durch die hier verbrennende, aus c abgeſchiedene Kohle; in dem mittlern Theile b iſt reine Gasbildung, keine eigentliche Verbrennung, weil der Sauerſtoff der äußern Luft bis dahin nicht dringen kann, und in dem leuchtenden Theile c iſt nur weißglühende Kohle und findet keine eigentliche Verbrennung ſtatt. Eine Meſſerklinge oder ſonſt ein kalter Körper in den leuchtenden Theil c gebracht, beſchlägt mit Kohle, was aber nicht der Fall iſt bei einer nicht leuchtenden Flamme, z. B. bei der Spiritusflamme, die keine Kohle enthält, alſo weit einfacher verbrennt. Hieraus folgt, daß bei dem Verbrennen ſolcher Subſtanzen Kohle fortwährend ausgeſchieden wird, daß dieſe, indem ſie weißglühend wird, das eigentlich Leuchtende in der Flamme bewirkt und erſt ſpäter in der Berührung mit dem Sauerſtoff der Luft, alſo in der Hülle e, zum wirklichen Verbrennen kommt.

Eine Dampfkutſche
für gewöhnliche Wege.

Die gewöhnlichen Dampfwagen auf Eiſenbahnen haben, trotz ihrer Vortheile, doch auch Unannehmlichkeiten, die man theils nur mit großer Mühe, theils gar nicht zu überwinden weiß. Denn da bei ihrer Anwendung ebne Wege nöthig werden, ſind ſie in gebirgigen Gegenden nicht zu gebrauchen, und da an den Orten, wo man ſie anwenden kann, die Laſt, die ſie zu tragen vermögen, ſich nach der Stärke des Rades und der Eiſenfuge, auf der ſie laufen, richtet, ſo ſteigt das Gewicht ſelten über 1 Tonne oder 1000 Chilogramme. Da aber die Dampfwagen vor andern von Pferden gezognen Wagen namentlich zwei bedeutende Vortheile darbieten: die geringern Koſten der Unterhaltung, wo Kohlen wohlfeil ſind, und die geringere Abnutzung der Chauſſee durch die Räder, in Vergleichung jener durch die Füße der Pferde (das Verhältniß iſt etwa wie 3 zu 1), ſo wäre es nicht rathſam geweſen, dieſe Fahrt mit Dampfwagen gänzlich aufzugeben; wohl aber war man bedacht, ſolche Dampfwagen zu erbauen, die mit den Vortheilen der gewöhnlichen Dampfwagen auch die anderer Wagen verbänden. Im Jahre 1827 verſuchte ein Engländer zuerſt, eine Dampfkutſche zu erbauen, die auf gewöhnlichen Chauſſeen benutzt werden könnte; und nach zwei Jahren brachte der Ingenieur Gurney eine ſolche zu Stande, bei der er beſonders darauf geſehen hatte, jede Exploſion des Keſſels zu verhindern. Sie unterſchied ſich in der Form nicht von andern engliſchen Poſten, war jedoch höher und länger. Sie faßte zwanzig Perſonen mit ihrem Gepäck, und hatte hinter der Kutſche einen großen Kaſten, in welchem ſich der Keſſel und der Ofen befanden. Sechs Räder, je zwei, dienen zu ſeiner Fortſchaffung. Oberhalb des Geſtells, etwas vor den beiden Hinterrädern, hatte Gurney zwei ſtarke Hebel befeſtigt, um wie die Füße der Pferde zu arbeiten, und dem Wagen einen Stoß zu geben, wenn es eine rauhe Anhöhe zu paſſiren gab. Verſchiedene Mittel dienten zur Vergrößerung oder Verringerung der Schnelligkeit, den Wagen anzuhalten ꝛc. Zwei Jahre darauf verfertigte Gurney einen Wagen, der nur dazu diente, die an ihn gekoppelten Wagen zu führen, und der, außer dem nöthigen Apparat, nur den Eigenthümer und den Lenker des Wagens führte. Der Wagen ging, von einer Hochdruckmaſchine getrieben, ſtets mit derſelben Schnelligkeit und vermied leicht die Hinderniſſe des Weges; das Maaß des Waſſers mußte alle 30 Minuten, das der Kohlen alle Stunden erneuert werden. Die Kohlenverbrennung bewirkte nur wenig Rauch, und der Wagen machte weniger Geräuſch, als ein gewöhnlicher Poſtwagen. Endlich errichtete Gurney eine regelmäßige Fahrt zwiſchen Gloceſter und Cheſtenham, zweien Städten, die etwa anderthalb deutſche Meilen von einander entfernt ſind.

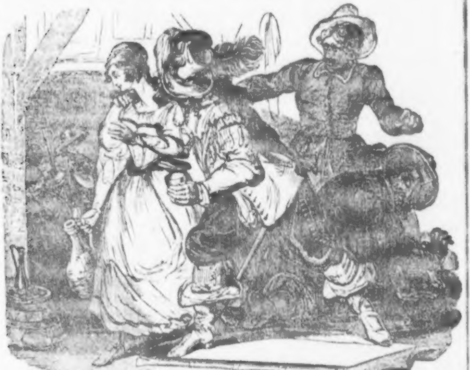
So ſah man die Möglichkeit ein, mit Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen fahren zu können, und eine vom Parlament mit der Prüfung dieſer Wagen beauftragte Comite erklärte, daß ſie in einer Stunde zwei deutſche Meilen machen und zwiſchen 14 und 30 Paſſagiere aufnehmen könnten; ſie trügen eine Laſt von 2 bis 3 Tonnen, und wären ohne Gefahr für den Reiſenden; ja durch die breiten Räder trügen ſie viel mehr zur Befeſtigung der Chauſſee bei, als zu deren Beſchädigung.



Eine der ſpätern Dampfkutſchen, die im Oktober 1833 in Gang kam, iſt die hier abgebildete. Ihr Erfinder, Church, hat ſie mit einem einfachen und ſinnreichen Mechanismus verſehen. Sie macht den Weg von London nach Birmingham und kann 50 Perſonen beherbergen. Die Maſchine, ganz im Innern angebracht, arbeitet mit einer Kraft von 60 Pferden, und läßt keinen Rauch ausſtrömen. Das Gewicht des ganzen Wagens überſteigt nicht 3 Tonnen oder 3500 Chilogramme. Die Räder ſind ſehr breit, und Sicherheitsventile, mit großer Geſchicklichkeit angebracht und geleitet, verhindern jede Exploſion des Keſſels; auch bewirken die Federn, auf denen das Ganze ruht, eine ſehr ſanfte Bewegung. Obgleich man ſagen muß, daß der Heerd und der Keſſel noch Verbeſſerungen nöthig haben, ſo iſt dieſer Wagen doch einer der merkwürdigſten, nicht allein wegen ſeiner Form, ſondern weil durch ihn mehr, als durch jeden andern, das Problem der Anwendung des Dampfes zu Fuhrwerk auf gewöhnlichen Straßen gelöſt wurde, und offenbar iſt es von der höchſten Wichtigkeit, daß man die bisherigen Fahrwege bei Dampfwagen benutzen könnte, dazu nicht erſt Eiſenbahnen anzulegen brauchte.

Das hochherzige Mädchen.

Anekdote aus dem dreißigjährigen Kriege.



„Was da, Burſche! wenn du erſt die Caunitz'ſche Mütze und Waffe trägſt, dann wird dir ſchon ſo oft meine reſpektable Fauſt, wie die meines Collegen und kaiſerlichen Corporals, um die Ohren pfeifen, daß Du alles Herzklopfen nach der Jungfer drüben vergeſſen ſollſt! — Heda, Kamerad und kaiſerlicher Corporal, der Burſche hat zugeſchlagen.“ — So rief der Corporal Forſt auf offnem Markt eines Städtchens, während er einen ziemlich ſtarken Burſchen bei der Hand hielt und den ſich ſträubenden ſeinem Collegen, dem Corporal Flammenſtein, zuführte.

„Mit Vergunſt“, begann der erſchrockene Burſche, „ich hatte es niemals im Sinne, mich Euch hinzugeben.“

„Er iſt Soldat, und wagt's zu ſprechen, wo er nicht gefragt wird!“ fuhr ihn Flammenſtein an.

„Ich bin es nicht!“ ſchrie der Burſche entrüſtet.

„Du kannſt es als Dein Glück anſehen, erſt heute bei mir eingetreten zu ſeyn, ſonſt würde ſich dieſe Ohrfeige ſogleich in eine disciplinariſche Strafe verwandelt haben, deren Bekanntſchaft Du hoffentlich bald zu machen die Ehre haben wirſt.“ Mit dieſen Worten ſauſte eine derbe Ohrfeige durch die Luft. Die auf dem Markt des Städtchens umher poſtirten Soldaten ziſchelten ſich einander zu, die Wachtmeiſter lachten laut. Die andern jungen Burſche der Stadt gingen betrübt vom Platze und Martin Heblein, der Held unſrer Erzählung, ſeiner Profeſſion ein Böttcher, mußte, um ſich nicht noch einer grauſamern Behandlung auszuſetzen, auf Commando zwiſchen den beiden Corporalen, ſo gut es gehen wollte, nach der am Markte liegenden Schenke, wo ſeiner die Erniedrigung harrte, in Gegenwart des Schenkmädchens, ſeiner Geliebten, dieſen Begleitern Gehorſam zu beweiſen, ihnen, die er heimlich oft mit ihr verſpottet, wenn ſie ihre Galanterien umſonſt bei dem Mädchen angebracht. Leider ſah er es ein, daß das Mädchen ſchuld an Allem ſey, indem ſie den Haß der Corporale wie der Soldaten überhaupt auf ihn lenkte, weil ſie ihn zu ſichtbar allen Andern vorgezogen. Jetzt wanderte er betrübt und auf Mittel zum Loskommen ſinnend in die Schenkſtube.

Die Nachricht von der Scene auf dem Markte war bereits bis zur Jungfer Chriſtine gedrungen und es kam ihr wie ein Troſt vor, daß er zu ihr in die Schenke gebracht ward. Leider ahnte ſie nicht, was ſich bald hier zutragen ſollte.

Die anweſenden Soldaten und Bürger fürchteten einen der gewöhnlichen Auftritte bei ſolcher Gelegenheit und zogen ſich in eine Nebenkammer zurück, wo ebenfalls einige Schenktiſche ſtanden. Während deſſen aber warf Horſt ein blankes Stück Geld auf den Tiſch, indem er rief: „Heda, Jungfer Chriſtine, fülle ſie dem neuen Rekruten einen Becher, denn er ſoll ſogleich hier vor ihren Augen das Exercitium aus dem Fundamente lernen.“ Mit dieſen Worten nahm er eine Büchſe aus der Hand eines im Nebenzimmer befindlichen Soldaten und wollte ſie Martin Heblein aufdringen.

Noch einmal begann dieſer: „Ich bin ein Böttcher meines Handwerks und verſtehe mit dergleichen nicht umzugehen; ich bin kein Soldat, denn ich habe niemals ein Draufgeld verlangt noch empfangen, und nur die reinſte Bosheit und der Neid giebt es Euch ein, weil mich Jungfer Chriſtine liebt und Euch rundum jeden Kuß abſchlägt.“

„Wagt es der Burſche zu widerſprechen?“ donnerte ihn Flammenſtein an, während er ihn mit der Büchſe gegen die Schulter ſchlug und ſie ihm aufdrang. „Brauchſt Du hier noch ein Wort, ſo laß ich Dich Spießruthen laufen, bis Dir der Leib ſo blau wird, wie die Jacke, die Du alsbald bekommen ſollſt.“

Heblein nahm die Büchſe voller Verzweiflung in die Hand, während ſich Horſt vor ihn ſtellte und ihn wie in Sanftmuth unterweiſen zu wollen ſchien. Flammenſtein aber wandte ſich zur erſchrockenen und todtbleichen Jungfer, indem er ſie umfaſſen wollte: „Seht, Jungfer Chriſtine, dieſer Burſch kam heut Nacht in Verzweiflung zum Corporal Horſt, während er auf der Wache ſtand und ließ ſich zum Soldaten aufnehmen. Wenn Ihr nun Etwas an ihn zu beſtellen habt, ſo gebt es nur mit, ich gebs ihm richtig ab.“

Heblein wurde bleich vor Wuth und wollte ſowohl antworten als die Büchſe von ſich thun, doch Horſt ſtieß ihn vor die Bruſt, indem er ausrief: „Steh, Rekrut!“ Unterdeß aber hatte ſich Flammenſtein den Becher füllen laſſen und mit der Linken die betrübte Jungfer umfaßt, um ihr einen Kuß zu rauben, indem er ſagte: „Was tauſend, wollt Ihr ihm nicht einen Kuß durch mich ſchicken!“

Bei dieſer Keckheit übermannte Heblein der Zorn und ehe ſichs Alle verſahen, flog die Büchſe weit über ihre Köpfe dahin bis zu den Füßen Flammenſteins, in demſelben Augenblick hatte er Horſt niedergeriſſen und der übermüthige Flammenſtein fühlte ſich gleichfalls von hinten ergriffen, lag auch im Nu über ſeinen Kameraden rücklings geſchleudert, ſo daß er mit dem Kopfe auf dem Boden, mit den Füßen zum Balken gekehrt dalag.

Nach dieſer Scene überfüllte ſich plötzlich das Zimmer mit den in der Schenkſtube Anweſenden. Die Soldaten hatten einen Kreis um Heblein geſchloſſen; — „der Burſche hat die Kugel verdient!“ donnerten ſie ihn an. Heblein ſtand bleich und vernichtet, er wußte, was ſeiner wartete und Chriſtine, die früher ſchon in Schrecken die Kanne hatte zur Erde fallen laſſen, ſtürzte jetzt ſelbſt nieder, während ſich die Corporale in ſtiller Wuth erhoben. Indem ſie wüthend auf den mehr todten als lebenden Heblein blickten, kommandirte Flammenſtein die anweſenden Soldaten und ſo ging es denn fort aus der Schenke, über den Marktplatz nach der Wache.

Die wenigen Bürger, die zurück blieben, ſenkten traurig die Köpfe und bedauerten dies junge Blut, das keine vier und zwanzig Stunden mehr zu leben hatte.

* * *

Am andern Morgen wirbelten die Trommeln durch das Städtchen. Viele eilten auf den Markt, weil ſie der Execution entgegen ſahen; Wenige wußten, daß dieſe Trommeln dem einziehenden Caunitz galten. Jungfer Chriſtine hörte auch dieſe Trommeln und ihr Entſchluß war gefaßt. Sie hatte die Nacht hindurch geweint, und zum Himmel um Hülfe gebeten; jetzt hatte ſie Soldatenkleider über ihre weibliche Kleidung angelegt, eine Büchſe in die Hand genommen, und ſo ging ſie hinaus auf den Markt, wo man ihr ſcheu auswich, indem man feſt glaubte, daß ſie den Verſtand verloren. -

Es dauerte nicht lange, ſo kamen die Trommelſchläge näher und bald ſah man den General Caunitz zu Pferde an der Spitze ſeiner Reiter einziehen. Chriſtine trat auf ihn zu, während Alle zur Seite wichen, präſentirte vor ihm und ſtellte ſich grade vor ſein Pferd. Caunitz, den das Mädchen in Soldatentracht zu beluſtigen ſchien, hielt an und fragte ſie, was ſie wolle?

Sie ſetzte die Büchſe an den Fuß, hob die Hand zu der Mütze und begann, indem ſie mit der andern Hand die Zügel des Pferdes feſthielt: „Großer General und Excellenz, ich laſſe Euch nicht eher vom Platze, bis Ihr mir Gerechtigkeit zu verſchaffen zuſagt.“

Der verzweifelte Muth, der aus ihr ſprach, ſchien dem General zu gefallen, er ſtrich ſich lachend den gelben Bart, indem er ſagte: „Haben die Weiber ſchon ſolchen Muth, wie wollen ihn die Männer erſt haben!“

„Herr General“, unterbrach ihn Chriſtine; „wie Euer Excellenz mich ſieht, bin ich aus Luſt Soldat geworden. In der vorgeſtrigen Nacht habe ich mich zum Corporal Forſt verfügt, als ſelbiger auf Wache ſtand und ich habe mich ihm als

Soldat freiwillig angeboten; aber da ich fürchtete als Weib erkannt zu werden, habe ich mir heimlich die Kleider von meinem Liebſten genommen und habe mich in dieſen Kleidern des Martin Heblein zum Soldaten machen laſſen. Ehe ich nun geſtern dem Martin Heblein davon berichten konnte, wurde er ſchon vom Corporal als Soldat behandelt, und da er nichts davon wiſſen wollte, mit Stößen und Schlägen traktirt, worauf denn Heblein ſich im Zorn hinreißen ließ, zwei Corporale zur Erde zu werfen, daß ſie über einander dalagen. Alsbald wurde er umringt und man brachte ihn vor das Kriegsgericht, das ihn unſchuldigerweiſe zum Tode verurtheilt, da nicht er, ſondern ich der Soldat bin, der den Kaiſerlichen Corporal aus dem tapfern Regiment des Generals Caunitz zu reſpektiren hat.“

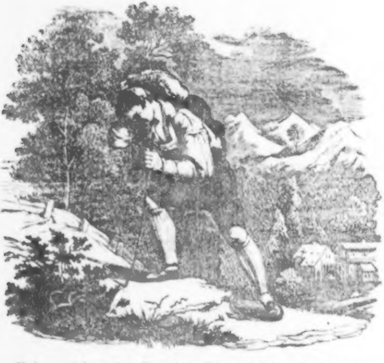
Sie hatte kaum bis hieher geſprochen, als ſich Trommeln von der andern Seite des Marktes hören ließen. Caunitz ſchaute verwundert ſich um, und wirklich ſah man Heblein mehr todt als lebend unter den Soldaten daher kommen, und alle Anſtalten bezeugten, daß er ſeinen letzten Gang gehe.

Chriſtinen entfiel vor Entſetzen die Büchſe aus dem Arm, ſie ſtürzte auf ein Knie und rief in der höchſten Angſt, plötzlich ganz den Soldaten fallen laſſend: „Erbarmen! Herr, erbarmt Euch!“ Der General war überraſcht und befahl mit der Execution einzuhalten. Ein Jubelgeſchrei füllte den ganzen Markt, denn Keiner war dem Heblein ernſtlich feind; man verfügte ſich in die Wachtſtube, wo Caunitz ſelber das Verhör vornahm. Da nun der Corporal Forſt, aus Furcht vor der Strafe, bei der fälſchlichen Ausſage blieb, daß ſich ihm Nachts Jemand freiwillig angeboten, ſo blieb auch Chriſtine dabei, daß ſie es geweſen, und Caunitz fügte nur hinzu, daß er ſie zu einem andern Regiment ſchicken werde. Heblein aber ſank ihm zu Füßen und bot ſich gleichfalls zum freiwilligen Dienſt an und bat nur um die Gnade, mit Chriſtinen zuſammenbleiben zu dürfen, was Caunitz nicht nur lachend gewährte, ſondern ihnen noch obenein Schutz gegen jede fernere Unbill verhieß.

Hans im Glücke.

Willſt zurück zu Deiner Mutter? Hans, Du biſt ein braver Sohn; haſt gedient mir treu und redlich: wie die Dienſte, ſo der Lohn; gebe Dir zu Deinem Sold dieſen Klumpen da von Gold; biſt Du mit dem Lohn zufrieden, Hans im Glücke?

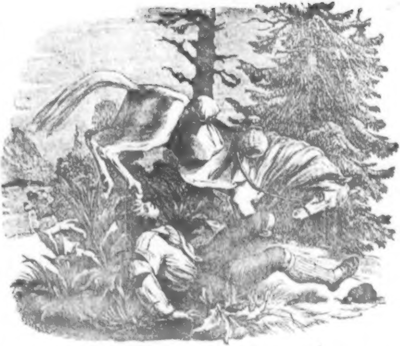
Ja, zufrieden! und die Mutter, ja, die gute Mutter ſoll mich beloben und ſich freuen, alle Hände bring' ich voll; Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl ſeyn, und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glücke!



Und er ziehet eine Straße rüſtig, friſch und frohgeſinnt, doch es ſticht ihn bald die Sonne, die zu ſteigen ſchon beginnt; und der Klumpen Gold iſt ſchwer, drückt die Schulter gar zu ſehr; Du erliegeſt unter'm Golde, Hans im Glücke!

Kommt ein Reiter ihm entgegen; — Schimmel! ei, du munt'res Thier! aber ſchleppen muß ich, ſchleppen den verwünſchten Klumpen hier; ſo ein Reiter hat es gut, weiß nicht, was das Schleppen thut; hätt' ich dieſen Schimmel, wär' ich Hans im Glücke. —

Lümmel, ſage mir, was iſt es, was Du da zu ſchleppen haſt? — Nichts als Gold, mein werther Ritter. — Gold?! — und mich erdrückt die Laſt. — Nimm dafür den Schimmel. — Top! Und ſo reit' ich, hop, hop, hop! Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel! Hans im Glücke.



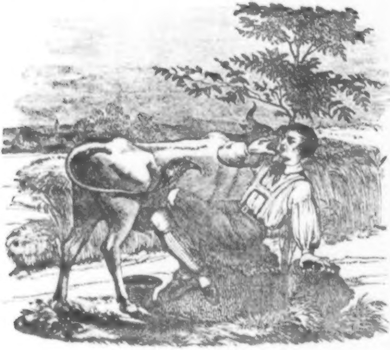
Hop, hop, hop! der dumme Teufel ſchwitzt nun unter meinem Schatz; hop, hop! hop, hop! ſachte, Schimmel! pfui doch! — Plautz! ein Seitenſatz, und er lieget da zum Spott, danket aber ſeinem Gott, daß er nicht den Hals gebrochen, Hans im Glücke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich vor ſich hin ein mag'res Rind; halt' den Schimmel! halt' den Schimmel! ſchreit ihn an das Glückeskind; ja! es lief ſehr glücklich ab, aber hart iſt doch der Trab, und ich will nicht wieder reiten, Hans im Glücke!

Eine Kuh giebt Milch und Butter, der Beſitzer hat's nicht ſchlecht. — Wollt ihr mit den Thieren tauſchen? Mir iſt ſchon der Schimmel recht. — Mit den Thieren tauſchen?! Top. Trabe, Bauer, hop, hop, hop! ſelig, überſelig preiſt ſich Hans im Glücke.

Erſt den Dienſt, und dann die Bürde, wieder nun den Schimmel los! Immer beſſer! immer beſſer! Nein, mein Glück iſt allzu groß! — und im heißen Sonnenſchein findet bald der Durſt ſich ein: haſt ja deine Kuh zu melken, Hans im Glücke. —

Melken alſo; er verſucht es, nicht gedeiht es ganz und gar, weil er Melken nicht gelernt hat, und die Kuh ein Ochſe war, und er ſtößt und wehret ſich: Prr! Prr! ruhig! denkſt du mich, wilde Beſtie, todt zu ſchlagen? Hans im Glücke. —



Und des Weges zog ein Metzger, der ein Schwein zur Metzig trieb: Eſel, bleibe von dem Ochſen, daß Du Deine Knochen lieb! — Von dem Ochſen?! — Tritt zurück! — Iſt's ein Ochſe? welch' ein Glück! ich erfahr' es noch bei Zeiten, Hans im Glücke.

Aber ach! die Milch? die Butter? Nun! der wird zu ſchlachten ſeyn. Aber Schweinefleiſch iſt beſſer, und ich lobe mir das Schwein; Schweinebraten, Rippenſpeer, Speck und Schinken, ja, noch mehr, friſche Wurſt und Metzelſuppe! Hans im Glücke! —

Dieſes alles kannſt Du haben, gieb dafür den Ochſen hin; willſt Du tauſchen? — Herzlich gerne! ja! der Handel iſt Gewinn. Auf! mein Schweinchen, trabe du luſtig unſerm Dorfe zu; ja! die Mutter wird mich loben, Hans im Glücke! —

Und es hat ein loſer Bube bei dem Handel ihn belauſcht, hätte gern auf gute Weiſe ſich von ihm das Schwein ertauſcht; kommt daher mit einer Gans, ſchaut das Schwein an, dann den Hans. — Haſt Du ſelbſt das Schwein geſtohlen, Hans im Glücke? —

Schwein geſtohlen! — Wie denn anders! ja! das iſt geſtohlnes Gut. Sey Du mir im nächſten Dorfe vor dem Schulzen auf der Hut; auf der Inquiſitenbank, dort im Amthaus. Gott ſey Dank! das erfahr' ich noch bei Zeiten, Hans im Glücke!

Nun, Dir wäre ſchon zu helfen, mach' ich doch mir nichts daraus; gieb das Schwein und nimm den Vogel, ich gehöre hier zu Haus, weiß die Schliche durch den Wald, man ertappt mich nicht ſo bald. — Ei! ſchon wieder außer Sorgen, Hans im Glücke!

Freuen wird ſich doch die Mutter, eine Gans iſt gar kein Hund, und nach gutem Gänſebraten wäſſert lange mir der Mund; und das edle Gänſefett! und die Daunen für das Bett! Ei! wie wirſt darauf du ſchlafen, Hans im Glücke!

Nicht das Beſte zu vergeſſen, auch der Federkiele viel! Nichts iſt mächtiger auf Erden, als ein ſolcher Gänſekiel, wenn der Kantor Wahres ſpricht: aber ſchreiben kannſt du nicht, hätteſt ſchreiben du gelernt, Hans im Glücke! —

Und ein luſt'ger Scheerenſchleifer kam daher die Straß' entlang, machte Halt mit ſeinem Karren, rieb die Hände ſich und ſang: Geld im Sack und nimmer Noth! meine Kunſt iſt ſich'res Brot. — Könnt' ich dieſe Kunſt, ſo wär' ich Hans im Glücke.

Kerl, wo haſt Du dieſe Gans her? — Hab' getauſcht ſie für mein Schwein. — Und Dein Schwein? — für meinen Ochſen. — Dieſen? — für den Schimmel mein. — Und den Schimmel? — für mein Gold. — Gold?! — ja; meiner Dienſte Sold. — Blitz! Du haſt Dich ſtets gebeſſert, Hans im Glücke!

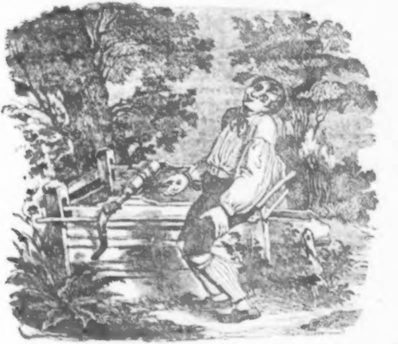
Aber Eins mußt Du bedenken: eine Gans iſt bald verzehrt, mußt auf eine Kunſt Dich legen, die ein ſich'res Brot gewährt. — Meiſter, ja, das mein' ich auch, lehrt mich Scheerenſchleifer-Brauch, bin ich Scheerenſchleifer, bin ich Hans im Glücke. —

Willſt dafür die Gans mir geben? — Ja! es lohnet wohl der Kauf. — Zwei der Steine, die da lagen, hebt der Schalk vom Boden auf, wohlgerundet, glatt und rein, nicht zu groß und nicht zu klein: wirſt ein tücht'ger Scheerenſchleifer, Hans im Glücke.

Her die Gans, und nimm die Steine, trage ſie im Arme, ſo! auf dem klopfſt Du, auf dem ſchleifſt Du, und das iſt das A und O. Geld im Sack und nimmer Noth, deine Kunſt iſt ſich'res Brot; alles Andre wird ſich finden, Hans im Glücke! —

Und er nimmt mit Gans und Karren ſchnell den nächſten Seitenſteg: Hans mit ſeinen Steinen ziehet jubilirend ſeinen Weg: Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl ſeyn, und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glücke! —

Aber ſpäte war's geworden, fern das Dorf, und Eſſenszeit, nichts gegeſſen, nichts getrunken, Hunger, Durſt und Müdigkeit, und die Steine waren ſchwer, drücken wie das Gold, auch ſehr: holte die der Teufel, wär' ich Hans im Glücke.

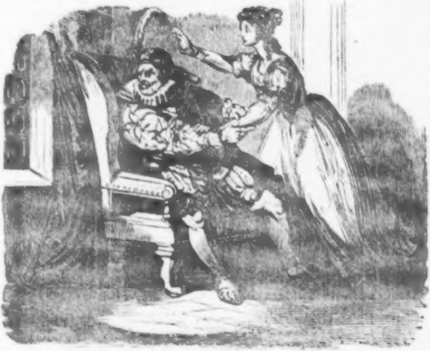


Dort am Brunnen will er trinken, ſetzt, wie ein bedächt'ger Mann, auf den Rand die Steine nieder, ſchaut ſich um und ſtößt daran; plump! ſie liegen in dem Grund, und er lacht den Bauch ſich rund: auch der Wunſch iſt eingetroffen, Hans im Glücke!

Zu der Mutter! ruft er freudig, zu der Mutter, leicht zu Fuß! ſollſt mich loben! ſollſt Dich freuen! bringe Glückesüberfluß; Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl ſeyn, und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glücke!

Indem wir ein beliebtes Gedicht von Adelbert von Chamiſſo, deſſen Biographie und Bildniß wir im Jahrgange für 1836 gaben, mittheilen; bemerken wir nur noch, daß die dort angekündigten Werke dieſes Dichters und Weltumſeglers jetzt (Leipzig, in der Weidmannſchen Buchhandlung) erſchienen und wahrſcheinlich bald in den Händen Aller ſind, die ſich für einen ausgezeichneten Schriftſteller, der uns auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht zum Dank verpflichtete, ſo wie für den wackeren, durch reiche Erlebniſſe und Erfahrungen merkwürdigen Mann intereſſiren.

Sage von der Burg Falkenſtein.



Der tapfre aber auch ſtolze Ritter von Falkenſtein, reich geworden durch das Graben nach Golde in den Felſen am Rhein, ſaß zechend bei ſeinem Pokal im hohen Ahnenſaal, wo die Gemälde ſeiner Vorfahren, in edlen Waffen geſchmückte Ritter und hohe ſtattliche Edelfrauen, auf ihn herabſahen; vor ihm aber lag ſeine Tochter, die fromme Irmengard, auf den Knieen, und hinter ihr ſtand der junge Ritter Kuno, und Beide flehten um den Segen zu einem Bunde, den längſt ihre Herzen innig und feſt geſchloſſen. In der erſten Ueberraſchung ſaß der Ritter ſtumm und hielt den Zorn, der ihm aus den Augen blitzte, zurück; endlich aber ſprang er wild auf vom Seſſel, und ohne den Flehenden etwas zu entgegnen, begann er zu den Bildern ſeiner Vorfahren: „Ihr hohen Ahnen ringsum, hört, was Euch der würdige Sohn ſchwört: Ehe ich den edlen Sproß des Falkenſtein dieſem, deſſen Väter Name nicht über ein Jahrhundert hinausragt, zuſage, ehe mag Euer edles Antlitz verbleichen, ehe magſt Du, Bild meiner hohen Mutter, zur Erde ſtürzen, Du Bild meines großen Vaters gewaltſam von einander geſprengt werden! Ehe mag dieſe Wölbung, die über das Geſchlecht der Falkenſteine leuchtete, zerberſten und ſich der Boden unter meinen Füßen öffnen!"

Er ſchritt noch einige Mal durch das Gemach, ohne die Erſchrockenen eines Blicks zu würdigen; dann ſtand er vor Ritter Kuno ſtill, der in Schmerz und Grimm zu einem Fenſter getreten war, erhob die Hand und zeigte hinaus auf das Land und die gegenüberſtehenden Felſen. „Seht, junger Ritter", ſprach er mit wüthigem Hohne, „ſeht hinab in das Land, aus dem kein Roß den Falkenſtein erklimmen kann, und ſeht hinüber nach jenem Felſen, der ſeine Spitze hieher ſtreckt; wenn Ihr in einer Nacht mir eine Brücke erbaut, die von dem Fels dort nach dem Falkenſtein führt, ſo ſollt Ihr mir am Morgen, wenn Ihr zu Roß darüber reitet, ein willkommner Schwiegerſohn ſeyn." Er wandte ſich lachend ab, während der Ritter Kuno im ſtummen Leid das Schloß verließ und Irmengard, die noch immer auf derſelben Stelle wie vorhin gekniet, bleich zur Erde ſtürzte.

Es war Nacht geworden und Ritter Kuno hatte von den Höhen des Falkenſtein das Land erreicht, wo ſein treues Roß ſtand. Er ſetzte die Sporen heftig in die Weichen des willigen Thiers und dieſes ſchoß mit ihm dahin ohne Ziel und Steg; aber es war dem Ritter nicht möglich, vom Falkenſtein zu ſcheiden, und ſo fand ihn die Mitternacht noch auf ſeinem ſchnaubenden Roſſe, im Kreiſe um Falkenſtein dahin ſtürmend. Im wilden Laufe aber blieb ſein Pferd urplötzlich vor einer Grube ſtehen; da ſtieß er übereilt einen gewaltigen Fluch aus, wonach die Erde unter ihm zu beben anfing und ein Blitz vor ihm in die Grube hinein fuhr. Alsbald ſprangen aus der Grube drei krummbeinige Gnomen, wovon der eine ſich auf den Kopf, der andre auf den Schweif des Roſſes und der dritte frech neben den Ritter ſetzte. Das edle Roß bäumte ſich vergebens — denn ſo klein die Gnomen, wogen ſie doch gar ſchwer — bis es endlich zur Erde ſank, den entſetzten Ritter ſammt den Gnomen von ſich abwarf, ſich wälzte vor Schmerz und endlich ſtarb. Der Ritter verſuchte nun mit den Gnomen zu ringen, vorerſt ihrer habhaft zu werden; aber bald ſetzten ſie ihm über die Arme hinweg, bald ſchlüpften ſie durch ſeine Beine; ja, als endlich der Ritter ermattet, die Hand an die Hüfte gelegt, ſtehen blieb, ſprang der waghalſigſte Gnome mit einem Satze ihm durch den Arm, blieb aber dann in aufrechter Stellung vor ihm ſtehen.

„Herr Ritter", begann der krummbeinige Gnome, „Ihr ſollt ſehen, daß wir ein wetterwendiſch Völkchen ſind; vergeßt die Unbill, die wir mit Euch getrieben und ſagt uns endlich Euer Begehr; denn Ihr ſeyd traurig und wir können Euch vielleicht helfen.“

Der Ritter ſchwieg hartnäckig, wie er denn überhaupt nicht viel vom Reden hielt, bis ihm endlich die Gnomen alleſammt ihren Beiſtand anboten und ihn baten, über ſie zu befehlen. Da geſtand er ſein Leid und ſagte ihnen die Bedingung, die der Graf ihm geſetzt. Alsbald begannen die Gnomen zu ſpringen, zu kollern und zu jauchzen und hielten ſich die Seiten und überwarfen ſich vor Luſt; ja der Waghalſigſte ſtellte ſich auf den Kopf und warf Arme und Beine wie Mühlenflügel nach allen Seiten hin, und verfiel in ein ſo wildes Gelächter, daß der nahe Rhein hohe Wellen ſchlug und der Ritter ſich die Ohren zuhalten mußte, um nicht taub zu werden. Endlich hörte das Lachen auf und die Gnomen ſagten ehrerbietig: „Verzeiht, edler Ritter, unſer ungeziemlich Lachen; es kam nur, weil Ihr's für eine Unmöglichkeit haltet, eine ſolche Brücke in einer Nacht zu bauen. Gebt uns den Auftrag und die Brücke ſoll vor Tagesanbruch fix und fertig ſeyn.“

Der Ritter ſchlug ohne weitere Worte zu, und nun ertönte ein Rufen nach allen Enden. Der Eine riß eine Butterblume aus, drehte ſich den Stengel zu einem Horn und begann Attacke zu blaſen, daß man's viele hundert Meilen weit hätte hören müſſen. Da ſtürmten herbei alle Gnomen, die es um den Rhein her gab und die gerade in dieſer Nacht eine Jahrhunderts-Verſammlung hatten, und ehe drei Minuten vergangen waren, ſtanden viele Tauſende und aber Tauſende beiſammen und waren bereit zum Werk. Und es begab ſich ein Toſen um den ganzen Falkenſtein; Felſen löſ'ten ſich plötzlich aus dem tiefſten Grund und wälzten ſich wie Staub zuſammen, dabei lachten und jubelten, ſprangen, ziſchten, trommelten und pfiffen die Gnomen, als ſollte der Falkenſtein zerſpringen. Die kleinſten Gnomen bekamen ellenlange Arme und umſchlangen die größten Felsblöcke, und ſchleuderten ſie zu einem Haufen, allwo die Brücke gebaut werden ſollte.

Um das Schloß Falkenſtein aber wogte ein wildes Treiben. Der Sturmwind pfiff durch Eſſen und Fenſter, und heulte von einem Gemach in's andere. Die Steine flogen auf von den Zinnen und wurden vom Wirbel im Kreiſe umher geſchleudert, die Fahnen knackten und brachen danieder. Da ſaß nun der Ritter von Falkenſtein im Ahnenſaal auf ſeinem Seſſel in wilder Angſt, und vor ihm ſtand die Tochter, deren Hand er ergriffen hatte; ſie ſahen hinaus mit Entſetzen durch das Fenſter, wo ſich die Ausſicht auf den gegenüberſtehenden Felſen zeigte und die Brücke ſich bildete aus gewaltigen Steinmaſſen, die mit donnerndem Getöſe an einander geſchlagen wurden. Die Nacht hatten ſie in Beklommenheit und Beben verbracht; als nun der Morgen graute, ſank der Ritter auf ſeinen Seſſel zurück, denn er und die vor ihm ſtehende Irmengard ſahen mit Schauder die Brücke vollendet, vernahmen Hufſchlag von ferne, und der Ritter Kuno kam herangeſprengt auf muthigem Roß und bald ſtand er vor dem ſtolzen Ritter.

„Hier bin ich, um meine Braut mir heim zu holen; ſchau hinaus, die Brücke iſt vollendet!“ rief Kuno und ſtützte ſich auf ſein männlich Schwerdt. Der Ritter von Falkenſtein aber erhob ſich in neuer Wuth und rief: „Gieb Dir erſt ein Geſchlecht, das würdig wäre für meines Hauſes Alter; die hohen Ahnen über mir müßten erröthen, hielte ich mein Wort!“ — Kaum hatte er dies geſprochen, da wurden die Ahnenbilder todtenbleich und ein Windſtoß zog durch das ganze Haus. Der alte Ritter aber riß ſein blankes Schwerdt aus der Scheide und trat hin zum Bilde der Mutter: „So ſtolz, Mutter, wie Du aus Deinem Bildniß ſchau'ſt, ſo ſtolz bleibt auch Dein Geſchlecht!“ Kaum hatte er die Worte geſprochen, als das Bildniß zur Erde fiel und Steine und Schutt ihm nachſtürzten und es deckten. Da plötzlich wandte ſich der Ritter zu des Vaters Bild; aber ein Schlag zuckte durch das Gebäude, ein Riß fuhr an dem Bilde nieder. „Nun denn!“ rief der Ritter aus, „den Stolz des Falkenſteiners beugen die eignen Ahnen nicht!“ Da dröhnte ein donnernd Rollern und Getoſe, das ganze Gebäude vom Fundament bis zum Knauf erbebte in ſeinen Grundfeſten. Die Wölbung that ſich auf, die Pfeiler knackten und brachen, der Sturmwind trieb Staub und Schutt und Steine im Kreiſe durch den Saal; der Boden wankte, öffnete ſich, das Schloß verſank mit allen Mannen, die es zählte, in den Abgrund, und dazwiſchen gellten die Gnomen zu tückiſchem Gelächter:

„Du ſtahl'ſt das Gold aus unſrem Schacht,
Biſt treulos Deinem Ritterworte;
Wir öffnen d'rum für Deine Macht
Und Dein Geſchlecht die Todespforte!“

Irmengard aber hatte, ihren Geliebten erfaſſend, Gott angerufen gläubigen Herzens, und aus der Verwüſtung erhoben ſich die Liebenden Hand in Hand. Verſtummt waren plötzlich die Gnomen und mit Grauen und Schmerz, aber auch um Troſt zum ewigen Vater flehend, verließen Jene den Ort des Schreckens. Kuno führte ſeine Irmengard heim auf ſeine Burg, wo nicht der Ueberfluß und der Stolz, ſondern Genügſamkeit und Milde walteten, die auch hier zu einem friedlichen Glücke führten.

Die Haupt- oder St. Marienkirche

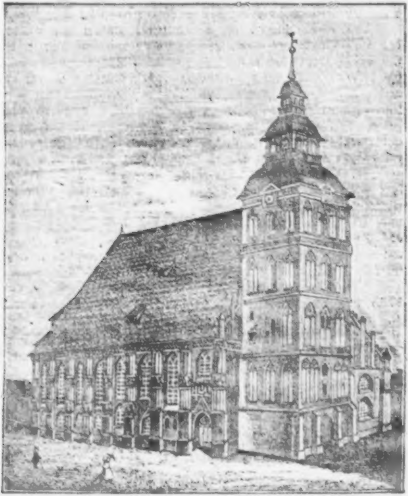
in Königsberg in der Neumark,

faſt in der Mitte der Stadt, hat in Hinſicht ihrer ſchönen gothiſchen Bauart gewiß wenige ihres Gleichen in der Provinz Brandenburg *). Ihr Alter weiß man nicht genau. Vermuthlich iſt

---

*) Die auswärts angebrachten gothiſchen Verzierungen haben ſich äußerſt gut erhalten. Die Steine ſind theils roth, theils grün glaſirt.

gleich bei der Gründung der Stadt, oder doch bald nachher mit ihrem Baue, welcher 18 Jahr gewährt hat, der Anfang gemacht worden; denn bereits 1282 übergaben die Markgrafen Otto IV. und Konrad den Tempelherren das Patronatrecht über dieſe Kirche. Nach Aufhebung jenes Ordens erhielten dieſes Recht die Johanniter, deren Heermeiſter damals Hermann von Warberg war.



Sie führt den Namen der St. Marienkirche, weil ſie der Jungfrau Maria gewidmet war. Hievon zeugt unter Anderem das über der Hauptthür in einer Niſche befindliche Marienbild mit dem Jeſusknaben.

Die Länge der Kirche beträgt 190 und die Breite 90 Fuß. Das Obergewölbe hat eine ſenkrechte Höhe von 54 und das Dach von 92 Fuß. Das letzte ſoll daher eins der höchſten in Deutſchland ſeyn. Man zählt 25 große und mehrere kleine Fenſter. In denen der größern ſind Ueberbleibſel von der Glasmalerei. Das wirklich ſehenswerthe Gewölbe wird von 16 großen und 20 kleinen Pfeilern getragen. Der Hauptgang in der Mitte iſt 26 und jeder der beiden Nebengänge 12 Fuß breit.

Auf einem Platze, der etwas höher als der übrige Theil der Kirche und zum Theil von Stufen umgeben iſt, erhebt ſich der Altar. Die mit ſchönen Säulen und Gyps-Arbeiten bis an's Gewölbe aufgeführte Altarwand iſt in drei Felder abgetheilt, welche Gemälde aus der heiligen Geſchichte füllen. Faſt in der Mitte der Altarwand, über dem mittelſten Felde, iſt das churbrandenburgiſche Scepter und der Churhut mit einem Lorbeerkranze umgeben. Neben dieſem Felde, auf der rechten Seite, ſteht Moſes mit den Geſetztafeln, aus Gyps gebildet, und auf der linken Seite Johannes der Täufer mit dem Lamm Gottes. Ueber Moſes ſitzt der Evangeliſt Matthäus, etwas weiter hinauf Lucas, und auf der andern Seite Marcus und Johannes. Ganz oben, über dem dritten Felde, zeigt ſich das Stadtwappen. Darüber ſteht der Heiland in Lebensgröße mit einer Siegesfahne. Zu ſeinen Füßen liegt auf jeder Seite ein ſchlafender Wächter mit Waffen.

Dem Altar gegenüber breitet ſich aus die Orgel, welche 1735 von Wagner erbaut und 1743 von Michaelis ſtaffirt iſt. Die Farbe iſt blau und roth mit ſtarker Vergoldung. Sie iſt das vorzüglichſte und ſchönſte Orgelwerk in der Neumark *), vier Stockwerke hoch, und hat außer dem Pedal drei Claviaturen, ſechs Bälge und 56 Regiſter, ſo daß nach Abzug der Ventile, des Pauken-, Trompeten-, Sonnenzugs ꝛc. 45 klingende Stimmen vorhanden ſind.

Beinahe in der Mitte der Kirche ſteht die ſchöne Kanzel mit Bildſchnitzer-Arbeit. Um die Decke derſelben ſind Darſtellungen einiger Erzählungen aus dem alten Teſtament. An der Kanzel ſelbſt und deren Eingange ſieht man den Heiland, die Apoſtel, die Evangeliſten ꝛc., und überhaupt hat dieſe Kirche im Innern manches Merkwürdige.

---

*) Von dem berühmten Tonkünſtler, dem Abt Vogler, wurde ſie für ein Hauptwerk gehalten.

Lenore.

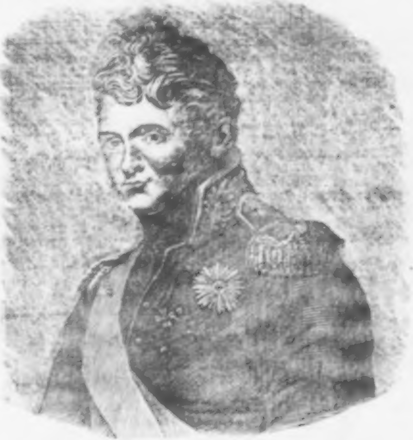
Wer kennt nicht Bürgers Gedicht „Lenore“ und hat nicht ſelbſt den Enthuſiasmus dafür empfunden, der die ganze Leſewelt ergriff, als dies Gedicht erſchien. Dieſes Gedicht hat der treffliche Maler C. F. Leſſing durch ein Gemälde zu verherrlichen geſucht, das vollen Beifall auf der Berliner Kunſt-Ausſtellung gefunden und welches wir hier in kleinem Maaße den Leſern darlegen. — Lenore, am Arm ihrer unglücklichen frommen Mutter, macht den Mittelpunkt des Gemäldes aus. Ihr Auge ſtarret vor ſich hin und es iſt, als ſähe ſie ſchon den Geiſt Wilhelm's, der in der Schlacht vor Prag gefallen; ſie aber hoffte noch, ihn unter den aus dem Kriege zurückkehrenden Helden zu finden.

„Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen,
Doch Keiner war, der Kundſchaft gab,
Von Allen, ſo da kamen“

ſagt der Dichter. Der geiſtreiche Maler deutet auf nähere Beziehungen hin. In Mitleid und Ehrfurcht iſt der vor ihr ſtehende Krieger abgeſtiegen und ſcheint dem Wink des zur andern Seite ſich befindlichen Reiters, der ihm mitleidiges Stillſchweigen auferlegt, zu befolgen, indem er eine ausweichende Antwort giebt; er fühlt wohl von allen anweſenden Kriegern am meiſten ihren Schmerz, denn er kennt ja die Freude des Wiederſehens, die ihm jetzt zur Seite ſeiner wiedergefundenen Braut, welche ſich mit einer Hand auf ſeine Schulter ſtützt, durch den Schmerz des Mitleids getrübt worden iſt. Auf der entgegengeſetzten Seite des Bildes aber blickt ein finſterer Mann, der das Unglück zu kennen ſcheint, über die Schulter eines gleichgültigen Reiters durch ſein zurückgeſchlagenes Viſir düſter und troſtlos auf die Unglückliche, die es nicht einmal zu wiſſen ſcheint, daß ihr Loos an ſo viele Herzen ſchlägt, ja daß die ſie tröſtende Mutter abgewandt Thränen um ihr Geſchick vergießt. Alle aber ziehen den Weg der Freude heimwärts zur Stadt, in die luſtige Herolde hineinblaſen; nur die beiden Unglücklichen ſind im Begriff noch weiter zu wandern, wohin? das wiſſen ſie ſelber nicht, denn für ſolchen Schmerz iſt die Welt zu eng.

Zu der glücklichen Idee des Malers, zu jeder Seite der Unglücklichen zwei Perſonen mit Beziehungen auf ſie zu ſchaffen, geſellt ſich auch noch die wirkſame, die Geſchichte, die nach dem Dichter im ſiebenjährigen Kriege ſpielt, nach dem Mittelalter zu verſetzen, in welchem ſich die Coſtüme zum tragiſchen Effekt glücklicher eignen als die modernen.

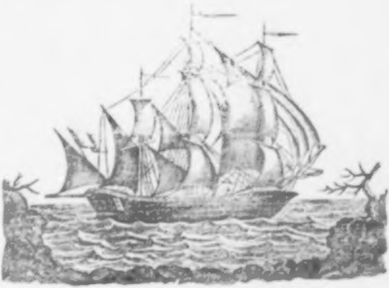
Alexander I.
Kaiser von Russland.



Ein ausgezeichneter Fürſt, geboren am 23. Dezember 1777, zur Regierung gekommen im März 1801, geſtorben am 1. Dezember 1825. Was die Deutſchen ihm zu danken haben in dem Kampfe um die Befreiung unſres Vaterlandes von der Zwingherrſchaft Napoleons, das iſt uns Allen noch gegenwärtig und dürfte zur Begründung von Alexander's Nachruhm genügen. Aber das Wirken für ſein eignes Land erhebt ihn noch bedeutender. Der Aufſchwung des Kaiſerreiches Rußland verdankt ihm den Grundſtein der Civiliſation. Gleich nach ſeinem Antritt befreite er den Handel, hob die drückenden Verbote in Bezug auf den literariſchen Verkehr mit dem Auslande auf und ſchaffte die erniedrigende Ceremonie des Niederknieens, beim Anblick des Kaiſers, ab. Gleich nach ſeiner Krönung gab er ſeinem Staate durch weiſe Geſetze Feſtigkeit; eine eigne Commiſſion unterſuchte die verhängten Criminalſtrafen, befreite Unſchuldige und rief Verwieſene aus Sibirien zurück. Er ſchaffte die Tortur ab, eine drückende Cenſurbehörde ward aufgehoben und die literariſche Thätigkeit Rußlands entfeſſelt. Das Schulweſen wurde verbeſſert, das Hofperſonal vermindert und den Verſchwendungen Schranken geſetzt. Eben ſo erfuhr die Armee zweckmäßige Reformen. Unter Alexander wurde auch die erſte Reiſe um die Welt von Ruſſen unternommen (und es dürfte für uns Intereſſe haben, daran zu erinnern, daß der berühmte deutſche Dichter Chamiſſo mit dieſer Expedition die Welt umſegelte). Die Zeit der politiſchen Ruhe von 1807 bis 1812 benutzte Alexander zur Verſchönerung ſeiner Hauptſtadt Petersburg, und zur Abfaſſung eines neuen Geſetzbuches für alle Theile des Reichs. Nach den verhängnißvollen Kriegen in den Jahren 1812 und 1813 war der Kaiſer edel genug, ſämmtliche gefangene Franzoſen, nahe an 200,000 Mann, frei zu geben. Bei reiner religiöſer Geſinnung haßte der Kaiſer doch alle religiöſen Faktionen und er verbannte den Jeſuiten-Orden. Das zerſtörte Moskau erhob ſich unter ſeiner Regierung wie ein Phönix aus ſeiner Aſche prachtvoller als je vorher. Die Toleranz ſeiner Religions-Anſichten erhöhte die Bevölkerung. Die Knechtſchaft der Bauern unter den Edelleuten ward aufgehoben, die Leibeigenſchaft in Kurland vernichtet und durch nachmalige Verbeſſerung des Unterrichts der Grundſtein einer fernern Civiliſation gelegt. In ſo reger Thätigkeit für das Innere Rußlands, wobei der Antheil an den politiſchen Intereſſen der bedeutendſte war, überraſchte ihn ein tödtliches Fieber auf einer Reiſe in den ſüdlichen Provinzen ſeines Reichs. Am 17. Nov. 1825 kam er aus der Krimm krank nach Taganrog. Kräftige Arzeneimittel verſchmähend, wurde ſein Zuſtand immer gefahrvoller und nahm bald einen gaſtriſch-galligten Charakter an, am eben benannten Tage gab er in den Armen ſeiner treuen Gattin ſeinen Geiſt auf.

Das Schiff.

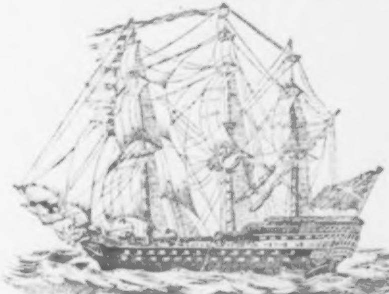
Eine der bedeutendſten Stützen unſrer Kultur iſt die Erfindung und Vervollkommnung des Schiffbaues, wodurch wir in den Stand geſetzt ſind, nicht nur die Produkte der entfernteſten Länder uns anzueignen, ſondern die entfernteſten Völker werden uns gleichſam verbrüdert durch den Verkehr, und wenn wir wirklich eine hohe Stufe der Kultur erlangt haben, ſo danken wir dieſer Verbrüderung und ihren Folgen einen großen Theil derſelben. — Hier ſehen wir zuerſt das Kauffahrteiſchiff.



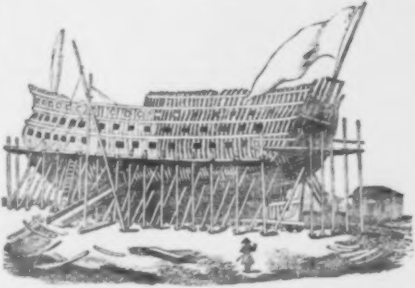
Es mußten viele Jahre hinweggehen, ehe man im Stande war, das Schiff in ſeiner jetzigen Form zu verfertigen. Wir wollen es daher verſuchen, die Zuſammenſtellung eines Schiffes zu geben und, vom erſten Bau angefangen, die Stadien durchzugehen, bis das Schiff die Vollendung erlangt, auf dem Meere zu ſegeln.

Der Bau des Schiffes geſchieht auf dem Lande, etwa 80 bis 100 Schritte vom Ufer entfernt. Auf einer ſchrägen zum Waſſer ſich hinneigenden Unterlage, die ſtark genug iſt, die Wucht des ungeheuren Gebäudes zu tragen, wird zuerſt ein Balken, der die ganze Länge des Schiffes hat, gelegt; jedoch wird derſelbe, da er ſonſt in's Waſſer hinabgleiten müßte, von einer ſtarken Stütze, deren eines Ende in den Balken und das andere in die Erde gerammt iſt, gehalten. Dieſer Balken macht die unterſte Kante des Schiffes aus und wird der Kiel genannt. Von dieſem laufen zu beiden Seiten nach der Höhe, in ſphäriſcher Richtung, wie zum Himmel ausgebreitete Arme, viele Balken in ziemlicher Entfernung von einander aus. Der Anblick eines ſo weit gebauten Schiffes gleicht dem Gerippe eines ungeheuren Thieres, das mit dem Wirbel auf der platten Erde, und mit den Rippen zu beiden Seiten nach der Höhe laufend, daliegt. Wirklich iſt dieſes Geſtell das Gerippe des zu bauenden Schiffes. Dieſes wird nun mit ſtarken Eichenbohlen von innen und außen belegt, wodurch das Schiff die ganze Geſtalt erhält.

Je nachdem nun das Schiff gebraucht werden ſoll, wird die Höhe, Länge und Breite deſſelben beſtimmt und das Innere eingerichtet. Das Handelsſchiff hat gewöhnlich nur zwei Etagen, von denen die unterſte zum Waarenlager, die obere zu der inneren Einrichtung, den Kajüten u. ſ. w. beſtimmt iſt; bei dem Kriegs- oder ſogenannten Linienſchiffe (von dem wir zwei Abbildungen, die eine des im Bau begriffenen und voran die des im Waſſer ſegelnden fertigen Schiffes, geben) ſind gewöhnlich drei Etagen oder Verdecke. Ganz unten im Hintertheil des Schiffes iſt die Pulverkammer, dann folgt der Raum für den Ballaſt, der aus Steinen oder Sand beſteht, um dem Schiffe die nöthige Schwere zu geben; im Vordertheile befindet ſich der Proviant und Küche und Kammer für Vorrath und Tauwerk. Das erſte Verdeck zunächſt dem Waſſer enthält die größern Kanonen und die Schlafſtellen für Matroſen und Soldaten. Im zweiten folgen die kleinern Kanonen, die Kajüte des Capitains, der Raum für den Steuer-Matroſen und die Küche des Befehlshabers.



So weit geſchieht der Bau des Schiffes und die innere Einrichtung noch auf dem Lande. Natürlich iſt es von allen Seiten geſtützt, damit es nicht umſtürze.



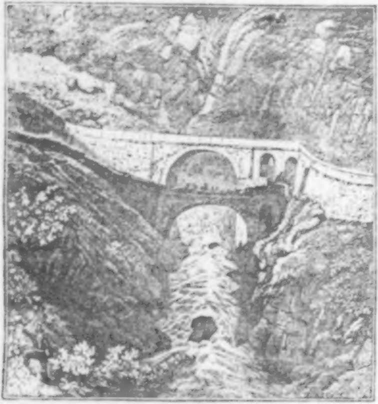
Soll nun das Schiff in's Waſſer gelaſſen werden, ſo ſchlägt man zuerſt nach und nach die Seitenſtützen ab, ſo daß es faſt ganz frei daſteht; dann endlich wird die vordere Hauptſtütze, die gegen den Grundbalken gerichtet iſt, von zwei eigens hierzu beſtimmten Arbeitern mit gewaltigen Schlägen durchſchnitten, worauf dann das Schiff von ſeiner ſchiefen Unterlage erſt langſam und dann immer heftiger nach der Waſſerſeite hinabgleitet, und endlich mit der ganzen Wucht ſo heftig in's Waſſer ſtürzt, daß dieſes nach mehreren Stunden noch in Aufregung iſt.

Der Anblick eines vom Stapel laufenden Schiffes iſt ein erhabener; man denke ſich das ungeheure Gebäude, wie es ſich plötzlich zu rücken, dann zu laufen anfängt, dann noch und noch mit fürchterlichem Schuſſe in die Fluth hineinſtürzt. Das Waſſer giſcht ſchäumend wild auf, ſo daß lange nachher der weiße Schaum die blaue Fläche bedeckt. Da es nun gewöhnlich im Beiſeyn einer großen Menſchenmaſſe, unter rauſchender Muſik geſchieht, ſo erhöht der wilde Jubel, das Jauchzen während des Hinablaufens, dem gewöhnlich bei dem Umhauen der Hauptſtütze eine tiefe erwartungsvolle Stille vorangeht, das impoſante Schauſpiel der Art, daß ſelbſt der ruhigſte und beſonnenſte Zuſchauer ſich nicht enthalten kann in das „Halloh!" mit einzuſtimmen.

Jetzt erſt, wenn es bereits im ruhigen Waſſer ſtehen kann, werden Maſten, Steuer, Segel, Tauwerke, Anker und anderer Zubehör, wie die Ausſchmückung des Innern, beſorgt. Auch werden in jedem Schiffe wenigſtens zwei Pumpen angebracht, um das etwa eindringende Waſſer ſchnell auspumpen zu können.

Wenn die Ladung im Schiff iſt, ſo ſteht es mindeſtens bis über die Hälfte im Waſſer. Kriegsſchiffe vom erſten Range haben 90 bis 120 Kanonen und 800 bis 1200 Mann Beſatzung. Bei einem Seetreffen ſtehen die größern Schiffe alle in einer Linie, daher ſie auch den Namen Linienſchiff führen. Zum Bau eines ziemlich großen Schiffes gehören über 1000 Eichen, 6500 Quadrat Ellen Segeltuch, Anker von 40 bis 80 Centner Gewicht, und die Koſten eines ſolchen Gebäudes werden auf 700,000 Thaler angegeben. Die Unterhaltung aber iſt die bedeutendſte Ausgabe und beträgt oft monatlich die Summe von 25,000 Thalern.

Die Teufels-Brücke.



Man ſieht das Bild vor ſich von einem Bauwerk, über das man eine Sage hat, die wir mittheilen aus den „Erzählungen, die Manchem ſchon gefielen“*), worin ſich noch eine Anzahl größerer, ſehr leſenswerther Sagen, hiſtoriſcher und Criminal-Geſchichten, ſo wie Mährchen finden.

Die Sage von der Teufels-Brücke.

Mühſam mußte Berthold, ein junger Schweizer-Hirt im Dienſte des geizigen Bolſlue in Amſieg, die Heerde auf die Spitzen der Felſen treiben und ſie hüthen mit Gefahr ſeines Lebens. Denn überall gähnten die Abgründe, und ſtets hatte er zu ſorgen und zu eilen, daß nicht eines der Schafe dem mürben Felſenrande zu nahe kam. Und wenn er Abends heim trieb, wenn er nun endlich ſeine geliebte Elly, die Tochter Bolſlue's, wieder zu ſehen gedachte, da war oft durch die Macht des Wetters die wildfluthende Reuß ſo angeſchwollen, daß die Brücken aus Baumſtämmen ungangbar wurden und er mit neuen Gefahren zu kämpfen hatte, eh' er der Heimkehr ſich freuen durfte. — So geſchah es auch einſt am Tage vor Walpurgis. Das erſte Gewitter des Jahres, über die ewig rege Natur des Gotthards in furchtbarer Zerſtörung daher ziehend, riß in dem heftigeren Niederſturze der Waſſer die leichten Brückenſtege hinweg, überſchwemmte die Dämme, und alle Anſtrengung Berthold's konnte es nicht verhüthen, daß die Heerde ſich verminderte. Wie er nun in dem reißenden Strom vielmals hin und her ſich mühte, die einzelnen Schafe hindurch zu bringen, die Abend-Schatten immer dichter wurden, da entfuhren ihm im Unmuth die Worte: „So wollt' ich doch, daß der Teufel mir endlich eine ſteinerne Brücke ſchaffte!“ — und alsbald ſtand eine große Geſtalt vor ihm. „Es geſchehe!“ ſprach ſie, „und daß Du meinen guten Willen erkennſt, ſoll Deine Heerde ſchnell in Sicherheit ſeyn!“ — Bald auch war ſie geborgen und der fremde Mann ſchied nun von dem beſtürzten Berthold mit den Worten: „Für den erſten Dienſt biſt Du mir Dank ſchuldig; ehe morgen der Hahn kräht und die Vögel des Waldes laut werden, ſollſt Du auch die ſteinerne Brücke finden; ich ſchwör' es! Doch wenn ich meinen Schwur halte, mußt Du mir freilich meine Dienſte lohnen!“ — Dies ſagend, verſchwand er, und Berthold, lautlos vor Schreck und von Grauen gejagt, trieb eilend die Heerde nach Amſieg.

Elly, die um ihn Angſt gehabt, ſah ihn kommen, bleich und verſtört. „Was iſt Dir, Berthold?“ rief ſie ihm entgegen; er aber konnte nur noch Zeichen der Erſchöpfung geben und ſank dann ohnmächtig nieder. Als er ſeiner, nach laut gewordenen Phantaſien, wieder bewußt ward, fand er ſich auf ſeinem Lager und ſah Elly, die eben mit der Ampel gekommen war, nach ſeiner Krankheit zu forſchen. Da ermuthigte ihn ihr hell beleuchtetes frommes Antlitz und ſeine Verzweiflung, ihr zu erzählen, was ihm begegnete, und die Jungfrau, mit Entſetzen zuhörend, brach in Thränen aus und wußte nicht Rath in der Noth. Und bald verkündete die Thurmglocke Mitternacht; Elly ſank in heißem Gebete nieder und lag auf den Knieen lange in tiefer Andacht. Endlich erhob ſie ſich freudigen Blicks und wie in Begeiſterung ſprach ſie: „Gott iſt allmächtig, Gott iſt allgütig! Er wird auch uns helfen, ich vertraue auf ihn!“ — Hinaus eilte ſie, den treuen Haushahn zu wecken und in Furcht und Hoffnung tönt' es von ihren Lippen:

---

*) Berlin, in der Vereins-Buchhandlung.

Krähe ſchnell, du treuer Hahn,
Wachſam ſey für Gott!
Wachſamkeit macht Teufelswahn
Diesmal auch zu Spott.
Der du Petrus einſt gewarnt,
Laß jetzt deinen Ruf ertönen,
Daß wir uns den Herrn verſöhnen,
Eh' der Satan uns umgarnt.

Und der Hahn krähete unaufhörlich; Elly ſandte dankende Blicke zu dem noch ſternenhellen Himmel und hinaus nach dem Walde lenkte ſie die haſtigen Schritte, in die Wipfel hinein rufend:

Hören laßt, ihr Vögelein,
Euer Lied im Wald,
Bringt mir lichten Morgenſchein,
Eh' mich Nacht umwallt.
Ihr, die ihr im trauten Neſt
Eure Liebe ſchützt vor Stürmen,
Sollt auch meine Liebe ſchirmen,
Die ſich ganz auf Gott verläßt.

Die Vögelein des Waldes begannen alſobald ihren Geſang, er hallte wieder aus Flur und Gärten und laut kräheten nun auch ringsum die Hähne in den Häuſern der Nachbarn. Ein donnernder Fall, wovon die Erde weithin erbebte, ward jetzt vernommen, daß die Schlafenden aufſchreckten und ſich verwunderten über das frühe Erwachen der Haushähne und der Vögel in den Zweigen.

Elly aber lag in ihrem Gemach auf den Knieen, bis die Sonne herauf ſtieg; dann ging ſie zitternd mit Berthold, neben der Heerde, hinaus nach den Felſen und mit kaltem Schauder gewahrten ſie das ſataniſche Wunder. Ueber die höchſten Felſen war in kühnen Bogen eine Brücke erbaut, aber unvollendet, denn die Steinmaſſen zu den mittleren Bogen lagen tief unten im Strudel der ſchäumenden Reuß. Das Geſchrei der Hähne, der Geſang der Waldvögel erſchallte, bevor das Werk vollführt war, und Satan, in Wuth über den mißlungenen Plan, ſtürzte in den Strom des Fluſſes die noch uneingefügten Steinmaſſen, von deren gewichtigem Falle die Erde dröhnte.

Das grauſenvolle Ereigniß war bald Allen kundig worden und kein Hirt wollte ferner die Heerden dorthin treiben, kein Wanderer Abends die Stätte betreten. Da beriethen ſich die

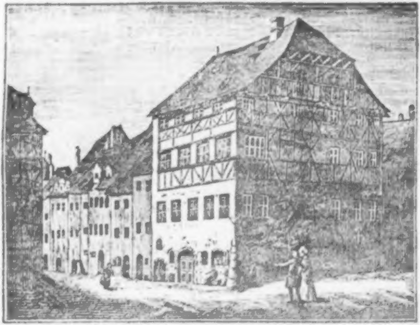
Aelteſten des Landes und entſchieden, daß Berthold, der vor dem Herrn Buße that, der Erſte ſeyn ſollte, welcher die fertigen Bogen jener Brücke beträte, damit erprüft werde, ob ſie nicht verſänken unter den Tritten der Menſchen. Elly, deren That bekannt und geehrt wurde, wünſchte, man möge ihr geſtatten, mit dem Geliebten zu gehen, und da es die Rettung einer Seele galt, ward es endlich den flehentlichen Bitten der frommen Jungfrau erlaubt. Und am Tage der Himmelfahrt unſeres Heilandes gingen Beide, angethan mit weißen Gewanden, Todtenkränze auf dem Haupt, als wären ſie dem Grabe verfallen, erſt nach der Kirche, begleitet von zahlreichem Volke. Sie beteten ſtill am Altare, dann ſprach der Biſchof den Segen über ſie; Beide zogen nun, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, hinaus zu dem unheimlichen Orte und gar Viele beſtiegen die höchſten Felſen, um aus der Ferne zu ſehen, was ſich begäbe. Berthold und Elly gingen ihres Weges, und als ſie auf der Brücke dahin kamen, wo ſie noch geöffnet war und man hinab ſchaute auf die unten liegenden Bogen, da ſanken ſie nieder, mit inbrünſtigem Flehen Gott anrufend. Und ſiehe, es hoben ſich plötzlich aus der Tiefe die Bogen und fügten ſich zu der Brücke, alſo, daß ſie ſich ergänzte und Berthold und Elly hinüber ſchreiten konnten. In der Mitte aber war aus der Tiefe eine Lilie mit herauf gekommen; ſtaunend und mit Andacht betrachtete ſie das Volk, das bald auch Muth gewann, die wunderhafte Brücke zu betreten, die zur Wohlthat ward für alle Bewohner der Gegend.

Freude war nun im ganzen Lande, dem Gott ſich gnädig gezeigt hatte; Lieder und Chroniken prieſen die fromme Elly und der Todtenkranz in ihrem Haar ward zum Brautkranz, denn ihr Vater wagte nicht, einem Bunde zu widerſprechen, dem jedes Herz ſeine Zuſtimmung gab.

Bertram.

Albrecht Dürer.

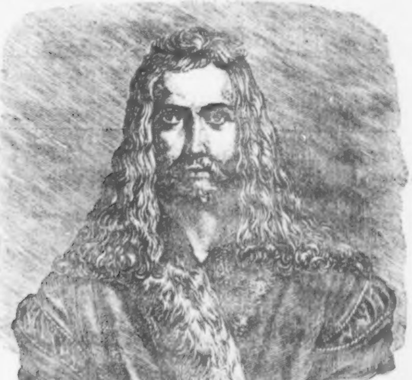
Die ſchönſten Ueberreſte und Denkmäler, die ſich der Nachwelt vom Daſeyn großer Männer vererben, ſind gewiß ihre Werke ſelber; doch ſchwingen dieſe ſich zu der Höhe eines geiſtigen Andenkens auf. Auch des lebendigen natürlichern Daſeyns Spuren, einzelne Züge und Bilder aus dem Leben theuer gewordener Männer, ſind für unſer Herz Bedürfniß und werden uns zu Anknüpfungspunkten unſrer Gedanken und Gefühle. Was könnten wir daher als Erinnerungszeichen an Albrecht Dürer Beſſeres darbieten, als wenn wir in drei Bildern Alles zuſammenfaſſen, was das ganze Leben begrenzt! — Werfen wir erſt einen Blick auf das Haus, in welchem der erſte geniale deutſche Meiſter gelebt.



Das Haus ſteht noch zu Nürnberg und iſt Eigenthum der Stadt, damit es der Neuerungsſucht nicht ausgeſezt ſey.

Sein Vater war ein redlicher Mann voll Kraft und Gradheit, der ſich der Goldſchmiedekunſt mit vielem Fleiße gewidmet, und der dem vorzüglichen Goldſchmied Jeremimus Heller ſo lange Zeit gedient, bis dieſer ihm die Tochter, eine „hübſche, grade Jungfrau", wie Dürer ſie ſelber ſchildert, mit Namen Barbara, 15 Jahr alt, gab. Mit dieſer zeugte er 18 Kinder, von denen Albrecht das dritte war. Obſchon ſein Vater ſich nur mit Mühe und ſchwerer Arbeit ernährte, ſuchte er doch ſeine Kinder in Thätigkeit und Gottesfurcht zu erziehen. Albrecht Dürer ſchildert ſeinen Vater mit folgenden charakteriſtiſchen Worten, die mehr als manche Biographie enthalten: „Er hat ſich auch nicht viel weltlicher Freud' gebraucht; er war auch weniger Wort, hat nicht viel Geſellſchaft und war ein gottesfürchtiger Mann." Da der Vater ſah, daß Albrecht Anlagen habe, ließ er ihn in die Schule gehen, und als er des Schreibens und Leſens mächtig war, lehrte er ihn das Goldſchmied Werk. Allein der junge Dürer bezeigte mehr Luſt zur Malerei, obſchon er jezt die ſauberſten Goldarbeiten verfertigte. Der Vater, der Anfangs dieſe Liebe zur Malerei mißbilligte, gab dennoch endlich nach und verſprach ihn zu **Michel Wohlgemuth** auf drei Jahre in die Lehre. „In der Zeit“, ſagt Albrecht Dürer in ſeinem redlichen Tone, „verlieh mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte; aber viel von ſeinen Knechten leiden mußte.“ Als dieſe Zeit, gewiß die härteſte ſeines Lebens, um war, wanderte er in die Fremde und kehrte endlich auf Verlangen des Vaters im Jahr 1494, alſo 25 Jahr alt, nach Hauſe zurück, vermählte ſich mit **Agnes Frey**, die ihm vom Vater zur Frau beſtimmt ward, ohne daß Dürer eine beſondere Neigung zu ihr fühlte. Das einzige freundliche Bündniß in dieſer Zeit war ſein Jugendfreund: Willibald Pirkheimer.

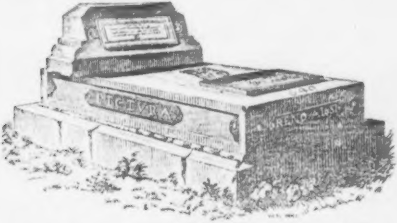
Dürer muß ein ſchöner Mann geweſen ſeyn und der Blick auf ſein Bildniß, das eben ſo die klarſte Anſchauung, die reinſte Auffaſſung, wie die wahrhaft chriſtliche Schlichtheit und Frömmigkeit des Meiſters ausdrückt, läßt uns an dem, in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehenden Mann, jene vollendeten Schönheitsformen ſehen, die auf eine tugendhafte reine Jugend deuten, welche immer in Begleitung der Schönheit iſt.



So ſah er aus als Mann, da bereits aus dem ſchlicht erzogenen Knaben, aus dem in manchen drückenden Verhältniſſen lebenden Jüngling das geworden, was die Welt noch immer an ihm bewundert. Ein Mann vom höchſten Genie, ward er aus ſich ſelbſt, was er war; in der Lehre lernte er nur das Handwerk des Künſtlers und dabei ward er obenein geknechtet. Aber er hatte einen größern, den größten Lehrer, den forſchenden Geiſt, und ſeine Meiſterin war die Natur. Ausdauernde Geduld und grenzenloſer Fleiß waren die Genien, die ihn durchs Leben begleiteten, und dabei ging ihm dennoch jene fromme Naivetät zur Seite, mit welcher er Scherze ſehr gut aufnehmen und zu erwiedern wußte. Der Mann, der ſich überall Bahn brach, der in hoher Kunſtfertigkeit, im Führen des Pinſels bei den Deutſchen keinen Nebenbuhler hatte; der Mann, dem wir die Erfindung des Aetzens verdanken, der das erſte Werk über die Befeſtigungskunſt ſchrieb, der der Erſte war, welcher in die Schreibekunſt Regeln brachte, und den Buchſtaben eine beſſere Form gab, der den Weg zur Perſpektive fand, der den Grund zur Proportion legte, der ſogar ein Werk über Pferdeſtudium geſchrieben, der mit einem Worte Zeichner, Maler, Architekt, Bildhauer, Kupferſtecher und Holzſchneider zugleich war, derſelbe Mann machte ſogar — Verſe, über die er ſelber ſein freimüthiges Urtheil ausſpricht, und darüber lacht; aber die nicht ſchlechter als alle andern Verſe ſeiner Zeitgenoſſen ſind. Unter dem Titel „das hab' ich gemacht von böſen und gueten (guten) Freundten" findet ſich folgendes Gedichtchen:

„Ein yeder kehr vor ſeinem Thor
Er findt ja Koth genug daror.
Mancher meint er kenn yedermann
Der ſich doch ſelbſt nit kennen kann.
Wer ſeiner Zung nit Maiſter iſt
Der redt übel zu aller Friſt.
Welchen bedunket er könn vaſt viel
Der ſcheuſt nahendt zum Narrenziel."

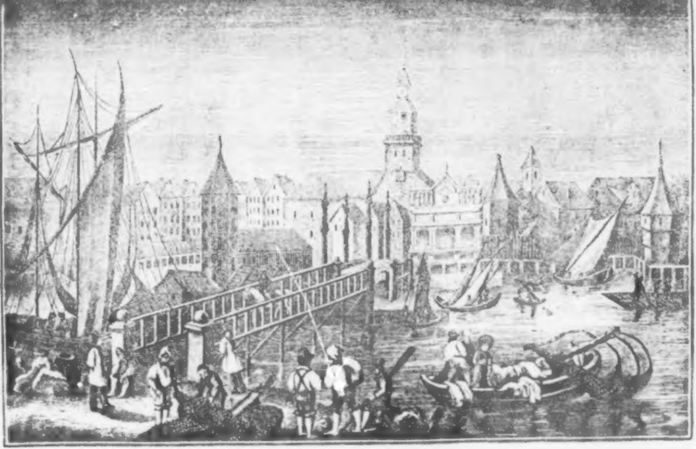
Bei dem Allen war ſein Geiſt bedächtig und aufmerkſam, lebhaft ohne Ausſchweifung, voll Einbildungskraft und ſtarker Einſicht. In ſeiner Rede war er angenehm, ſo daß man ihm gern zuhörte und in harten Schickſalen erſchien er als Muſter der Gelaſſenheit. Er kannte keinen Neid gegen andere Künſtler und freute ſich, etwas Lobenswerthes bei Andern zu finden. Dennoch zeigte er gern vor Künſtlern auf einfache Art ſeine Geſchicklichkeit; ſo ergriff er einmal in Geſellſchaft mehrerer bedeutender Männer ein Stück Kreide, zog aus freier Hand einen Kreis auf den Tiſch und ſagte: man möge einen Zirkel holen und ihn nachmeſſen. Zum höchſten Erſtaunen fand man ihn auf ein Haar zutreffend. Er war allbeliebt, vorzüglich ehrte ihn auch ſein großer Gönner: Kaiſer Maximilian, und es heißt, derſelbe habe ihm den Adel und ein beſonderes Wappen verliehen. So lebte er in vollem Fleiß und regſamer Thätigkeit, anerkannt von ſeinem Vaterlande, bewundert in der Fremde. Eben wollte er ein Werk über Landſchaftsmalerei beginnen, als ihn der allzufrühe Tod am 6. April 1528 in ſeinem 57. Lebensjahre (er war 1471 geboren) abrief.



Die Ehre, die man ihm im Leben erwies, war gering in Bezug auf die, welche ſeiner oben abgebildeten Grabſtätte zu Nürnberg ward. Drei Mal wurde dieſe von den Nachkommen mit neuen Denkſchriften geſchmückt. Bald nach dem dreißigjährigen Kriege, der die Kunſt und ihre Intereſſen niedertrat, fand Sandrart, ein Mann von großen Verdienſten, der den Geiſt der Kunſt wieder belebte, die einfache Andeutung auf dem Grabe Dürers nicht genügend für deſſen Wirken, und ſetzte ihm neben einer lateiniſchen Inſchrift, die ſeinen Ruhm mehr ausſpricht, folgende deutſchen Verſe:

„Hier ruhe Künstler-Fürst!
Du mehr als grosser Mann!
An Viel-Kunst hat es Dir
Noch Keiner gleich gethan.
Die Erd' war ausgemalt,
Der Himmel Dich jetzt hat;
Du malest heilig nun
Dort an der Gottes-Stadt.
Die Bau- Bild- Malerkunst
Die nennen Dich Patron
Und setzen Dir nun auf
Im Todt dst Lorbeerkron.“

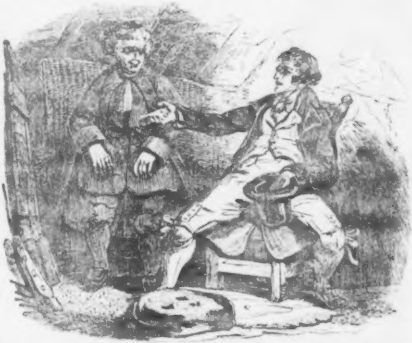
A. Rebenſtein.



Die Börse und grüne Brücke
zu Königsberg in Preußen.

In dem kleineren Seſſions-Saale des Kneiphöfiſchen Rathhauſes zu Königsberg in Preußen befindet ſich ein Gemälde aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, auf welchem jene Gegend abgebildet iſt, wie ſie hier erſcheint. Wir werden im nächſten Jahr dieſen für den Königsberger Handel ſehr wichtigen Platz in Abbildung ſo vorlegen, wie er jetzt anzuſchauen, da auch Vergleichungen der Art ein Intereſſe haben.

Merkwürdiger Prozess.



In der Grafſchaft Chicheſter wohnte Sir John Longley, ein Mann von altem Schrot und Korn, wie ihn die Nachbarn nannten. deſſen Vermögen aber gewiß ganz verſtockt wäre an Bewegungsloſigkeit, wenn nicht ſein Sohn, der luſtige Edward Longley, für den nöthigen Vertrieb eines kleinen Theils des Geldes, zu dem ſeine leichte Hand gelangen konnte, geſorgt hätte. Der würdige Sir John war kein allzu ſtrenger Vater; dachte er doch zuweilen der Zeit, wo bei ihm ſelber das Geld auf der ſchmalen Kante ſtand und bei der leiſeſten Bewegung von ihm fort rollte! Indeß, das Alter vergißt manchmal doch eher die eigne Jugend, als die Jugend die Worte des Alters, und überdem waren 200 Pfund auch wahrhaftig zu viel, und der luſtige Sir Edward hatte in einer Nacht mehr als die Hälfte davon verſpielt. Es kam demnach zwiſchen Vater und Sohn zu ſo heftigem Wortwechſel, daß dieſer mit einer Verbannung des Sohnes aus dem Hauſe des Vaters endete. Vielleicht würde es nie dahin gekommen ſeyn, wäre nicht Sir Edward ſelber auf ſich ſehr erbittert geweſen. Er hatte die 200 Pfund zu einer guten That beſtimmt gehabt, nämlich, dieſelben einem jungen Liebespaar zu ſchenken, damit der geizige hartherzige Vater des Mädchens endlich ſeine Einwilligung zu der Verbindung gäbe. Am meiſten kränkte es Edward, als ihm der Vater nicht glauben wollte, daß er eine gute That im Sinne hatte, da er von einem Pächter des Vaters die 200 Pfund erhob, und ſo kam denn Wort auf Wort, bis der gereizte und gekränkte Sohn mit dem harten Beſcheid, aus dem Munde des Vaters, das Haus verließ und, den Hut tief in die Augen gedrückt, durch das Dorf eilte, ohne zu wiſſen, wohin! Zu ſeinem Aerger ſah er noch das junge Liebespaar verſtohlen am Zaun ſich die Hände drücken und betrübt von einander ſcheiden.

Der Weg führte ihn an dem Hauſe vorüber, wo des Mädchens wohlhabender Vater wohnte, und da fiel es ihm ſchwerer noch auf's Herz: ob es denn gar kein Mittel gäbe, den Alten herum zu bringen, und ſeinen Vater von der redlichen Abſicht mit den 200 Pfund zu überzeugen. Verdrießlich, keinen rechten Ausweg zu wiſſen, ſetzte er ſich auf einen Stuhl, der vor dem Hauſe ſtand und ſpielte mit dem Reſt ſeiner Goldſtücke, den er noch bei ſich hatte. In dem Augenblick, als der Vater des Mädchens aus der Thüre trat und Edward ſeine gierigen Blicke auf die Goldſtücke bemerkte, kam ihm ein geſcheidter Einfall in den Sinn. Er that ſo, als ob er den Alten nicht ſehe, ergriff einige kleine Steine und ſpielte eifrig auf einem großen Steine damit, zuweilen rufend: „grad! ungrad!“ Verwundert ſah ihm der Alte eine Weile zu, wie dann Edward, wenn er einen Wurf mit den Steinen gethan, bald rechts bald links ein Goldſtück weglegte, Alles ſo, als ob er einen Gegner im Spiele vor ſich habe. Endlich fragte der Alte:

„Ei, Sir Edward, mit wem ſpielt Ihr denn ſo vertieft?“

„Gut, daß Ihr es wenigſtens ſeyd“, ſagte Edward wie aufgeſchreckt und hielt ihm einige Goldſtücke hin: „nehmt, ich hab's verſpielt!“

„Wie ſoll ich das verſtehen!“ ſagte der Alte, während er die gierigen magern Hände vor Verwunderung am Leibe herunterſinken ließ.

„Ich habe mich mit meinem Vater entzweit, weil ich in voriger Nacht viel verſpielt; ich geh' in die Welt. Aber keinen Penny mag ich aus ſeinem Hauſe mitnehmen; was ich von ihm beſitze, ſoll gänzlich d'rauf geben, um ihm zu zeigen, daß ich an mir allein genug habe! Da bin ich nun entſchloſſen, dem Erſten, dem Beſten Alles zu überlaſſen, und nun ſeyd Ihr's!"

Mit gierigem Lächeln nahm der Alte das Geld. „Und wenn Ihr gewinnt, Sir Edward?"

„Wer denkt an Gewinn? Ich will verſpielen! Jedoch, Ihr könnt mir auch das Geld wiedergeben. Seht", ſagte er nach einer Pauſe, in welcher er mit den Steinchen einen Wurf that, „eine grade Zahl blieb auf dem Steine liegen; da habe ich ein Goldſtück zurück gewonnen!"

Der Alte gab's ihm mit zitternden Händen. „Da", ſagte Edward nach einem nochmaligen Wurfe, „ungrad! ich habe eins verloren." Der Alte ſtrich es ein. „Ich habe zwei gewonnen!" Der Alte gab ſie her. Nach und nach wußte Edward es ſo weit zu bringen, daß ſich der Alte neben ihn auf die Erde ſetzte und mit gierigen Blicken immer die Goldſtücke jetzt nahm, dann wiedergab. — Bald begann das Spiel zu ſteigen und da Edward den Alten mehr gewinnen ließ, und endlich, ohne zahlen zu können, immer zuſammenrechnete, ſo brachte er denſelben nur noch in größere Aufregung und Spielſucht. Bald waren ſie ſo weit, daß Edward ausrief: „Gott ſey Dank! Ich habe jetzt die Hälfte meines ganzen Geldes, 200 Pfund, verloren! Ich bringe ſie Euch her!"

„Bleibt!" ſchrie der Alte! „bleibt!"

„Recht! Ich will keinen Penny! Friſch drauf! doppelt oder quitt!"

„Ja ja, doppelt oder quitt!" ſchrie der Alte. Edward that einen Wurf. „Pfui; quitt!" rief er aus. „Noch einmal um das Doppelte!"

„Ja, noch einmal um vierhundert Pfund!" rief der Alte.

Edward that einen Wurf. „Ich habe ſie gewonnen!" rief er aus. „Jetzt zahlt Ihr!"

„Was? Wie?" ſtarrte der Alte ihn an. „Ihr wolltet ja nicht gewinnen!"

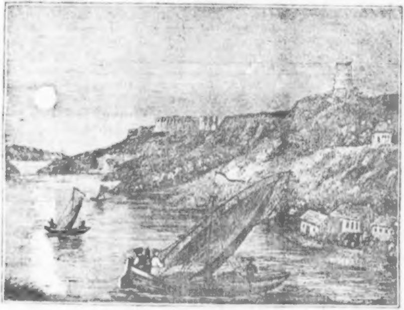
„Aber ich habe doch gewonnen!" ſagte Edward kaltblütig; „und Ihr werdet zahlen!" Der Alte aber war durchaus nicht geneigt und proteſtirte mit den heftigſten Worten des Zorns. „Nun gut", ſagte Edward, ſtand auf und ging, indem er Jenem noch zurief: „ich werde ſchon zu meinem Gelde kommen! Aus dem Gewinnſt mach' ich mir gar nichts, aber mein Recht muß ich doch haben!"

Der Zufall wollte es, daß gerade am folgenden Tage der Gerichtshof in Chicheſter eröffnet war, und Sir Edward brachte dort ſeine Klage an. Der Alte konnte nichts leugnen; er geſtand, er habe geſpielt, er habe gewonnen, Geld genommen und — er habe endlich 400 Pfund verſpielt. Der Prozeß machte ſeiner Sonderbarkeit wegen Aufſehen, und Sir John, der davon hörte, begab ſich am andern Tage nach dem Gerichtshofe, um ſeinen Sohn dort wo möglich von dem nach ſeiner Anſicht ſchädlichen Streich abzuſchrecken. Als er aber den Saal betrat, hörte er eben Edward gegen den Alten die Bedingung ausſprechen: „Wenn Ihr Eure Tochter mit ihrem armen Geliebten verheirathet und ſie ordentlich ausſtattet, ſo leiſte ich auf meine Forderung Verzicht!“

Der Alte beſann ſich nicht lange. Das Recht, ſah er, würde gegen ihn entſcheiden, er willigte öffentlich ein und verpflichtete ſich zu einer ſtandesmäßigen Ausſteuer.

Noch an demſelben Tage war ein glückliches Brautpaar in Chicheſter und es bedurfte auch nur einer kurzen Verſtändigung über Edward's Liſt, um Vater und Sohn zu verſöhnen.

Schloss Graudenz

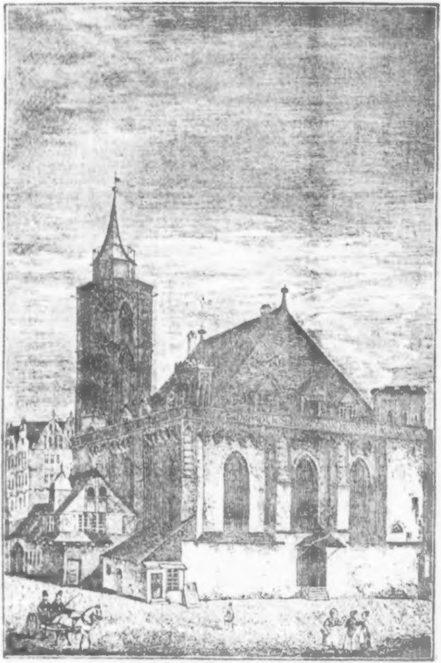


Wenn man den glatten Strom der Weichſel, von dort, wo er das Gebiet Preußens betritt, von Thorn, bis zur Mündung der Oſtſee bei Danzig, hinabfährt, ſo gleitet man auf dem Strudel- und Trichtervollen Waſſer vielen Städtchen vorüber, die bald auf hohem Berge, bald in der Ebene an den Ufern des Stromes zur Seite liegen bleiben. Jedes dieſer Städtchen bietet von der Waſſerſeite aus einen intereſſanten Anblick dar, indem man dieſelben dann faſt ihrer ganzen Ausdehnung nach kennen lernt und zugleich die bunte Menge der Einwohner am Ufer hin und her ſich bewegen ſehen kann. Die größere dieſer Städte aber iſt die Feſtungsſtadt Graudenz. Hier iſt das Leben an den Ufern viel bewegter, und auch die Weichſel ſelbſt ſieht hier, der Kähne halber, die hin und her fahren, bewegter und lebhafter aus, als ſonſt wo. Zur Seite dieſer Stadt aber ſieht man die Lage des ehemaligen Schloſſes Graudenz, deſſen Entſtehungs-Geſchichte ſich in das Dunkel der Vergangenheit verliert, das aber gleich nach der Eroberung der Weichſel-Landſchaften von dem deutſchen Orden als ein bedeutendes Ordenshaus befeſtigt ward. Der Thurm, ein erhabner Reſt, der auf die frühere Stärke und den einſtigen wohlgelegenen Platz der Burg deutet, ſpiegelt ſich in den gelben Fluthen der Weichſel dunkel ab und paßt zu dem Anblick der Feſtungswerke zur Seite, die wir hier auf dem Bilde im Hintergrunde erblicken und die Friedrich der Große nach ſeinen eignen Angaben ſeit 1770 durch den Oberſten Gonzenbach ausführen ließ. So kahl die Höhen um Graudenz von der Waſſerſeite ſind, ſo fehlt es doch nicht an einzelnen ſchönen Partien, und beſonders machen ſich die kleinen Häuſer an der Weichſel, die trotz dem, daß ſie faſt in jedem Frühling wenigſtens zur Hälfte im Waſſer ſtehen, ſich doch immer noch erhalten, vom Waſſer aus geſehen ſo ſchön, daß der Vorüberſegelnde oft in ſolchen Hütten einen Port des Friedens zu finden glaubt.

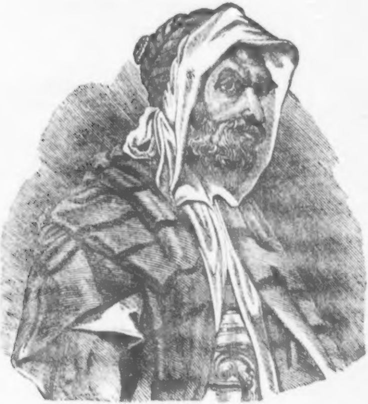
Die Nicolai-Kirche

zu Frankfurt am Mayn.

Dieſe war urſprünglich eine zu dem Frankfurter Reichspalaſte, dem ſogenannten Saalhof, gehörige Kapelle, welche König Adolph von Naſſau im Jahr 1292 dem dortigen Bartholomäusſtifte dergeſtalt incorporirte, daß nur noch die Ernennung des bei derſelben angeſtellten Geiſtlichen den deutſchen Kaiſern vorbehalten blieb. Das Gebäude ſelbſt, welches wir hier von der nordweſtlichen Seite abgebildet ſehen, ſcheint ſeinen Haupttheilen nach noch aus dem dreizehnten Jahrhundert herzurühren. Die um daſſelbe auf den beiden hier dargeſtellten Seiten laufende Gallerie iſt aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Der ſchöne achteckige Thurm, deſſen Spitze einer neuern Zeit angehört, würde ganz durchſichtig erſcheinen, wenn ſeine ſchlanken Fenſter nicht vermauert wären.



Abdel Kader.



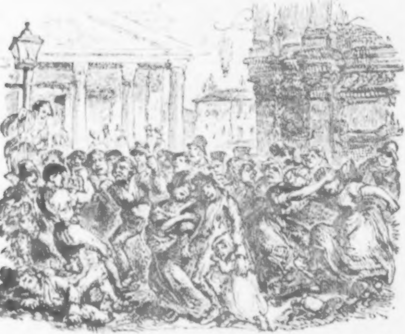
Das iſt der Mann, der den Franzoſen in Algier viel zu ſchaffen macht, der, oft zurück gedrängt und vertrieben, immer wieder auf dem Kampfplatz erſcheint.

Abdel Kader iſt der Sohn eines Marabut, der unter ſeinem und manchem Nachbarſtamme ſich ſolchen Ruhm erwarb, daß er ihnen als ein Heiliger galt. Sein Sohn erbte ſeine Macht und da er mehr hat und mehr weiß als die Menge, gab man ihm den Heiligenſchein gleich mit. Er wurde in Maſcara 1807 geboren, und erreichte alſo noch nicht ſein dreißigſtes Jahr. Nicht von bedeutender Größe, iſt er doch gut gebaut, in ſeiner Haltung liegt Leichtigkeit und Würde, im Benehmen iſt er ſehr einfach, aber voll Schlauigkeit und ungemein raſch in Ausführung ſeiner Entſchlüſſe. Seine Augen ſind ſchwarz und durchdringend, ſeine

Naſe hat etwas vom Adlerſchnabel; ein dichter aber röthlicher Bart bedeckt den Untertheil ſeines Geſichts

Die Franzoſen hatten von Oran Beſitz genommen; das behagte unſerm Abdel Kader nicht. Er ſammelte einen Trupp und hielt ſeinen Feind in ſteter Unruhe. Man ließ ſich in Unterhandlungen mit ihm ein und machte ihm Geſchenke; er nahm ſie und — vermehrte dadurch ſein Heer, ſo daß er es nach und nach auf 12000 bis 14000 Mann Infanterie und 4000 bis 5000 Mann Cavallerie brachte, womit er Anfangs Vortheile errang. Zwar hat er dieſe wieder verloren, und mehr dazu, aber immer findet er, unterſtützt aus dem Innern von Afrika, neuen Zulauf und erſcheint wahrſcheinlich noch oft, um den Franzoſen Pröbchen von afrikaniſchem Patriotismus zu geben. In ſolcher Hinſicht iſt der Mann merkwürdig und verdient unſre Anerkennung, wenn wir auch durchaus nicht verhehlen, daß wir dem Beſtreben der Franzoſen, Algier zu civiliſiren, Glück wünſchen, wie der Herrſchaft der Humanität überhaupt.

Wirkung des Trunkes.



Der „Volks-Kalender für 1836“ hat (Seite 144) ein **Bild**, welches Gruppen von Betrunkenen darſtellt, die eben von einem der Branntweins-Tempel kommen, deren Luxus ein Extrakt aus ſämmtlichen Beuteln der Armen iſt. Jenes Bild gefiel zu ſeinem Zweck; ja ſelbſt die „Evangeliſche Kirchenzeitung" hat es erwähnt als ein nützliches, abſchreckendes Spiegelbild. Wir geben hier ein zweites (zugleich als Probe von den Zeichnungen Cruikſhank's, des Engländers, der für den heutigen Hogarth gilt), und wenn wir bei dem erſten den gemeinen Rauſch auf vorletzter Station ſahen, wo er ſich noch mit gewaltſamer Heiterkeit übertüncht, hier tritt er ganz in ſeiner Bösartigkeit hervor, iſt zur Beſtialität übergegangen, und die Schadenfreude der Zuſchauer giebt ſich ein Feſt.

Man ſieht im Vorgrunde eine Gruppe, Mann, Frau und Kind — ein Schauder erfaßt uns, wenn wir erfahren müſſen, daß ſchon Kinder auf dieſe Bahn geführt werden. Man nannte ſonſt den Branntwein aqua vitae, Lebenswaſſer; ſo lange er nur zu den Arznei-Mitteln gehörte, mag er auch dieſen ſchönen Namen verdient haben, da aber, wo er im Uebermaaß genoſſen wird, dürfte man ihm den Namen Todes-Waſſer beilegen. Der Thran-trinkende Grönländer nennt ihn Tollwaſſer: bezeichnend, aber noch zu glimpflich; denn was etwa die Kuhpocken-Impfung dem Tode entzieht, wird jetzt für ihn ausgeglichen durch die Seuche des Branntwein-Genuſſes. Leſſing ſchon beſpöttelte die überhand nehmende Trunkſucht und ſagte vom lieben Vieh:

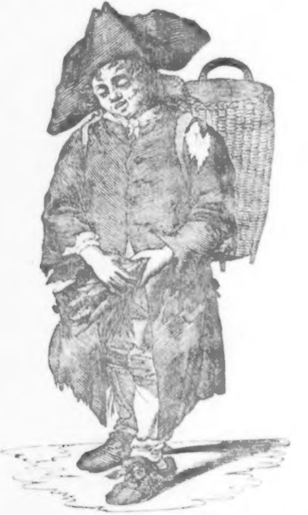
„Es ſind't ſich ſelbſt in den Stall hinein,
Und kommt doch von der Tränke,
Man denke!"

Unſre Vorfahren tranken Bier, und es verdient offenbar den Vorzug; denn zum Weine, obwool er im Preiſe gefallen, hat nicht Jeder die Mittel. Wenn man indeß nach jenem Spruche des berühmten engliſchen Staatsmanns Sir William Temple handeln wollte, würde doch Mancher die Maſſen des Branntweins zuweilen mit Wein vertauſchen können. Temple ſagte nämlich: „Ich ſtatuire nicht mehr als vier Glas: eins für mich, eins für die Freunde, eins zur Fröhlichkeit und das vierte für — Feinde." —

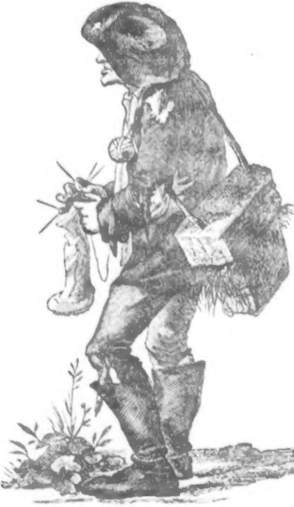
Wer ſich nur liebt, nicht gern vergiebt,
Kann dieſes vierte aufbewahren;
Doch wer der Eintracht Segen liebt,
Wird eben da gewiß nicht ſparen:
Denn in Verſöhnung mit dem Feind
Iſt alle Fröhlichkeit vereint!

Betteljungen und ſo weiter.

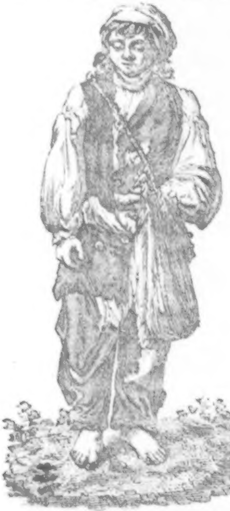
Wie jetzt Alles mehr als jemals der Veränderung unterworfen, ſo iſt es auch die Erſcheinung der Betteljungen, von denen man in neuerer Zeit ſelten noch ein rechtes Original-Exemplar antrifft. So war es mir willkommen, bei meinem Freunde und Collegen, Profeſſor Buchhorn, eine Sammlung von Zeichnungen zu finden, welche Bettelgeſtalten nach der Natur auffaßten; er erlaubte mir, deren für den Volks-Kalender zu benutzen, was denn hiemit geſchieht, indem vorläufig fünf derſelben aufmarſchiren.



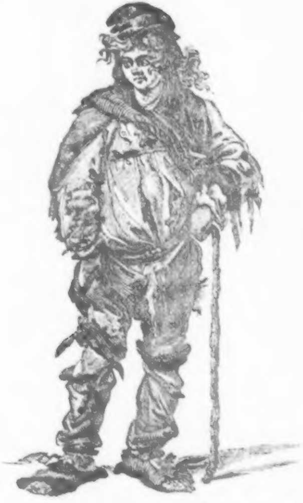
Nummer Eins iſt offenbar ein ſentimentaler Bettelknabe, der über Feld wandert, um bei gutmüthigen Bauersleuten anzuſprechen, auf dem Acker die einzelnen Aehren als Armen-Erndte zu ſammeln, wobei er denn für ſich einen Strauß nicht entbehren mag. Er macht keine Anſprüche an das Leben, beruhigt ſich bei der Fürſorge Gottes und den Freuden der Natur, die ihm in ſeiner Genügſamkeit am Wege wachſen, und ſcheint vor ſich hin zu ſingen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!" — Hat er einen Menſchenfreund gefunden, der ſich ſeiner annahm, ihn zu einem Handwerk erzog, wobei er ſeinen Betrachtungen nachhängen kann, ſo iſt ein brauchbarer, treuer Menſch aus ihm geworden; wenn nicht, dann möchte er im Alter der Nummer Zwei gleichen.



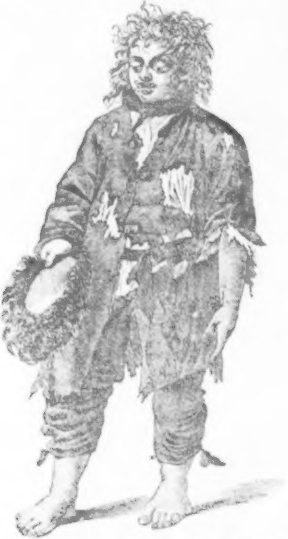
Dann hat er ſich mit üblen Geſchäften um ſeine Jahre gebracht, und arbeitet an dem ewigen Strickſtrumpf, der niemals fertig zu werden braucht, ſondern nur als Behelf dienen ſoll, den Leuten zu ſagen: Gebt mir etwas! Er ſelbſt grüßt nur Jeden, ſpricht aber ſonſt mit nichts an, als mit ſeiner Geſtalt, die denn auch deutlich genug darauf hinweiſt, daß man den Beutel ziehen möge. Da iſt nichts weiter zu thun, als das Mitleid walten zu laſſen; den Alten drückt nicht die Armuth allein, er ſchämt ſich auch, ſeine Jahre ſo übel verbracht zu haben; er verdeckt ſein Antlitz mit der Hutkrempe, ſo viel er vermag, obwohl er wiſſen kann, daß er damit ſeinem Zweck entgegen iſt; denn ſeine vom Elend zernagten Züge ſagen Alles das, was er verſchweigt.



Nummer Drei iſt das Phlegma ſelbſt, von früh an abgeſtumpft gegen alle Eindrücke iſt Betteln ihm Beruf geworden, und er hat ſich ganz darauf eingerichtet. Jene hielten noch etwas auf ſich, dieſer hat ſich aufgegeben, oder ſieht wenigſtens Alles gleichgültig mit an, nimmt von den Gütern der Erde das Wenige, was für ihn abfällt, und rechnet nicht auf ein beſſeres Loos. Endlich aber ergreift ihn durch irgend ein Begegniß eine andre Anſicht; ohne innere Mittel, ſich zu helfen, iſt mit der Erkenntniß ſeines Jammers ihm aller Halt geraubt. Da lebt er nun, wie Nummer Vier



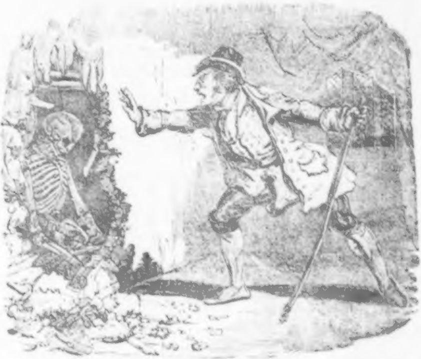
von einem Tage zum andern, und überſchlägt, wie viel er wohl in der Taſche hat, um an jedem Abend durch den Genuß des, zur Vergeſſenheit bringenden Branntweins wenigſtens dem Grübeln in den Stunden der Nacht zu entfliehen. Er hat keinen Antrieb, irgend etwas zu thun, weder im Guten noch im Böſen, und ſein Ende wird er finden auf dem Siechbette einer öffentlichen Kranken-Anſtalt.



Nummer Fünf iſt der durchtriebene witzige Betteljunge, etwa 16 Jahre, der da ſagt: „Sommers ſprech' ich die Herren's und

Damen's an und Winters laſſ' ich mir beſſern in die verwahrloſte Anſtalt!" — welches heißen ſoll, er gehe dann in die Anſtalt zur Beſſerung verwahrloſter Kinder, wo man alle Hände voll mit ihm zu thun hat, ohne eben viel zu bewirken, da ihm Beſſerung das Allerfatalſte iſt, was ihm vorkommen kann. Was aus ihm wird, liegt ſehr nahe und die Steckbriefe geben dereinſt wahrſcheinlich ſeine Biographie. Wird er zum Zuchthaus verurtheilt, hat er wohl ſo viel naive und conſequente Bosheit, wie Jener, der Gefängniß und Schläge ſich gefallen laſſen, nur von dem Gelöbniß der Beſſerung befreit ſeyn wollte.

Nicolaus Hennenschmidt.



Zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts lebte in einer ſchleſiſchen Stadt ein junger Mann, Namens Nicolaus Hennenſchmidt. Er hatte von ſeinem Vater ein hübſches Vermögen und eine in gutem Zuge befindliche Gaſtwirthſchaft ererbt, aber jenes brachte er mit leichtfertigen Geſellen in Saus und Braus durch, ſo daß ſein Gaſthaus bald von allen ehrſamen Bürgern gemieden und faſt zur Einöde wurde, da die luſtigen Brüder, als nichts mehr ohne Geld zu haben war und alle ſchon tüchtig an der Kreide ſtanden, ebenfalls ſich entfernten. Nicolaus Hennenſchmidt ſaß nun oft und grübelte, wie er ſeinen Zuſtand verbeſſern wolle, da kehrte eines Tages ein öſterreichiſcher Invalide bei ihm ein, der viel zu erzählen wußte; unter Anderem von den Schätzen, die in und bei der Burg Oſterwitz im Lande Kärnthen verborgen ſeyn ſollten, ſeit der Zeit, da Margarethe, genannt die Maultaſche, verwüſtend von einer Burg zur andern zog und Viele ihr Beſitzthum an Gold und Kleinodien nach der feſteſten der Burgen, nach Oſterwitz brachten, um es dort zum Theil zwiſchen Mauern oder unter der Erde zu verbergen. Gar Manchen aber erreichte der Tod, ehe er ſeiner Schätze wieder habhaft wurde und ſo blieben ſie vergraben und ungenützt bis auf den heutigen Tag. Dies erzählte der alte Invalide und hatte an Nicolaus einen eifrigen Zuhörer; der Gedanke an die vielen Schätze in der Burg Oſterwitz verließ ihn nicht mehr, ſo daß er endlich den Reſt ſeiner Habe zu Gelde machte und gen Kärnthen wanderte mit großen Hoffnungen.

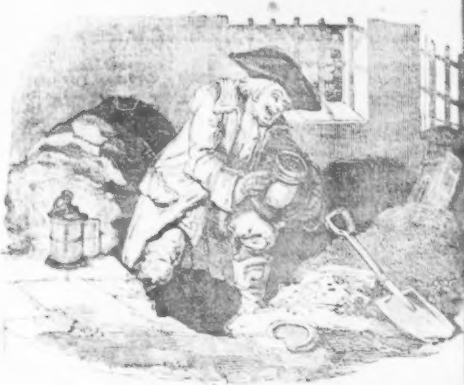
Burg Oſterwitz gehörte der Zeit den Freiherren Khevenhüller, doch war ſie nur von einem Kaſtellan und wenigen Dienern bewohnt. Nicolaus Hennenſchmidt, dort angekommen, gab ſich für einen deutſchen Handelsherrn aus, der von proteſtantiſchen Ketzern verjagt worden und eine Aenderung ſeines Schickſals in Kärnthen erwarten wolle. Er wußte ſich dem Kaſtellan gefällig zu machen, ſo daß dieſer auf einem Seitenflügel der Burg ihm eine Wohnung einräumte und ihn endlich gar zum Rechnungsführer annahm. Jetzt ſpähte Nicolaus überall umher, grub geheim hier und dort, von Schätzen aber ließ ſich nichts gewahren. Wie er nun eines Tages in der weitläufigen Burg wieder durch öde Gemächer ſchritt, und manche der Inſchriften las, die an den Mauern angebracht ſind, fiel ihm eine auf, die faſt unleſerlich geworden, aus der er aber endlich folgenden Vers zuſammen brachte:

„Sonder Furcht und ſonder Grauen
Kann ich dieſen Ort nicht ſchauen;
Er verſcheucht des andern Freud',
Der mir ſeine Schätze beut.“

Unter dieſer Inſchrift ſtanden die Zahlen fünf und acht. Und daß dieſe Bezug haben mußten, ließ ſich aus einem zweiten Verſe erkennen:

„Ich ſäete Grauen und Gold ging auf,
Da kam mir eben das Grauen zuhauf.
Kann'ſt gut du wählen mit Fünf und Acht,
Sind Gold und Grauen dir zugedacht.“

Wie von unheimlichen Mächten ward Nicolaus immer wieder zu dem Gemach getrieben, wo er dieſe Sprüche entzifferte, und endlich kam er mit Werkzeugen, um die Mauer zu öffnen, die an dieſer Stelle, dem Klange nach, minder ſtark ſchien, als ſonſt überall in der Burg. Die wenigen Inſaſſen derſelben waren nach St. Veit gegangen zu einem Volksfeſte, Nicolaus aber, um ſeinem Gelüſt, der Entdeckung eines Schatzes, zu folgen, blieb daheim. Er konnte dies um ſo eher, da er, durch ſein ſtetes Sinnen und Trachten verſtört, für einen Sonderling galt, dem man ſeine Wege laſſen müſſe; ja er wurde ſchon damals oft „der trübe Deutſche“ genannt, ein Beiname, der ſpäter ihm verblieb. — Jetzt arbeitete er rüſtig, die Mauer zu öffnen; wer aber ſchildert ſein Entſetzen, als ein loſe gewordener Theil derſelben plötzlich zuſammen ſtürzte, und er eines menſchlichen Gerippes anſichtig wurde. Wie von Geiſtern gejagt, entfloh er und hatte Monate hindurch nicht den Muth zu weiteren Nachforſchungen; des Menſchen Habſucht aber überwältigt jegliche Furcht, und ſtatt den Anblick des Gerippes für eine Mahnung anzuſehen, daß Alles eitel iſt, ſo beſonders das, was der Menſch ja doch dieſſeits zurücklaſſen muß, weil im Jenſeits nur ſeine Thaten zählen, warf er das Geripp zuſammen, in dem Glauben, er werde irgend eine Weiſung zu Schätzen entdecken. Gierig durchwühlte er Staub und Knochen, nichts war zu finden, und da der Abend hereinbrach, floh er endlich abermals, mit erneuertem und verdoppeltem Entſetzen. Die Aufregung warf ihn auf das Krankenlager; der Kaſtellan und ſeine Familie pflegten ihn, und als er endlich wieder genas, da erzählte ihm Jener: er habe im Fieber fortwährend von Todtengerippen und Schätzen geſprochen, oft aber auch ausgerufen: Fünf und Acht, welches ſich Keiner zu erklären gewußt. Nicolaus Hennenſchmidt ſchwieg und beachtete nicht die zweite Mahnung, die ihm ſeine Krankheit hätte ſeyn können. Mit der Wiederkehr ſeiner Kräfte folgte er von Neuem den Antrieben ſeiner böſen Neigung, die ſich an jene beiden Zahlen heftete. Er zählte alle Steine, pochte an allen Wänden, ſchlug hier eine Oeffnung, grub dort in die Tiefe, Alles vergebens; nur daß der „trübe Deutſche“ endlich gar für einen wahnſinnigen gehalten wurde. Jahre vergingen auf Jahre, und Nicolaus, zu keinem Geſchäft mehr zu gebrauchen, wurde endlich auf der Burg nur Gegenſtand des Mitleids, dem man ein kümmerliches Daſeyn friſtete. Schon war er Greis geworden, und noch hatte ſich die wilde Luſt nach Schätzen nicht beruhigt; da geſchah es, daß er einſt die vielen Wartthürme zählte, die Georg Khevenhüller zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte errichten laſſen. Und als Nicolaus von da, wo er ſein Zählen angefangen, zu dem fünften Wartthurm kam, bemerkte er, daß dieſer acht Mauer-Einſchnitte hatte. Ein neuer Sporn für ihn! Er unterſuchte den Thurm und fand, daß er im Erdgeſchoß ganz leer, der Boden aber mit Steinen belegt war. Er ſchlug auf die Steine — ſie tönten an einigen Stellen, als ob eine Höhlung darunter wäre.



Unſtät verbrachte er den Tag, konnte kaum die Nacht erwarten, um den Boden dort aufzuwühlen. Mit einer Blendlaterne und Werkzeug verſehen, ſchlich er ſich gegen Mitternacht in den Thurm. Draußen war es mondhell und im Innern des Gemachs wirkten wunderbare Schatten, die durch den Schein der Blendlaterne ſich nur noch mehr kreuzten. Nicolaus ſah ſich nicht viel um, ſondern betrieb die Arbeit in Angſt und Eile. Er hob die Steine aus den Fugen und traf auf einen leeren Raum; hier grub er und — welch Entzücken! bald hob er ein ſchweres Gefäß empor. Er ſprengte den Deckel und Gold glänzt ihm entgegen; in friſcher Gier arbeitete er weiter und Kiſten mit Gold und Kleinodien kamen zum Vorſchein. Er trug die Schätze nach ſeinem Gemach in ſolcher Haſt, daß er in Schweiß ſich badete. Stellte dann in dem Thurm Alles wieder her, ſo weit er es vermochte, und lief dann freudig zurück, an ſeiner reichen Habe ſich zu ergötzen. Wie er nun aber die Gefäße und Kiſten öffnete, fand er in einer der letzteren ein Pergamentblatt, auf dem geſchrieben ſtand:

„Dieſe Schätze zu erlangen, erſchlug ich meinen Bruder und verbarg den Leichnam im Gemäuer der Burg. Des Goldes aber wurde ich nicht froh, denn der Schatten des Ermordeten verfolgte mich überall. Ich ziehe wider die Ungläubigen, meine Schuld abzuwaſchen mit meinem Blute, die Seele mir zu erretten. Wer aber dereinſt dieſe Schätze findet, bedenke wohl, daß er mit ihrem Gebrauch dem Teufel verfallen; er gebe hin und opfere Alles zu heiligen Werken, ſonſt komme über ihn der Fluch, der mich jagen wird von Land zu Land. Andreas von Colnitz.“

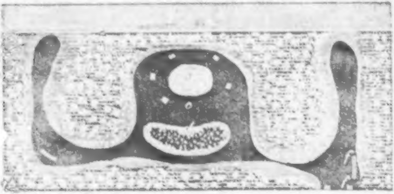
Und am Morgen des nächſten Tages wurde Nicolaus Hennenſchmidt todt gefunden, wahrſcheinlich hatte ihn der Schlag getroffen. In der Hand hielt er noch das Pergament; ſeine Augen waren ſtarr auf die Schätze gerichtet und aus ſeinen Zügen ſprachen Schreck und Grimm.

Kein Menſch aber wagte, das Gold und die Kleinodien ſein zu nennen; beides kam an ein Kloſter in Klagenfurt.

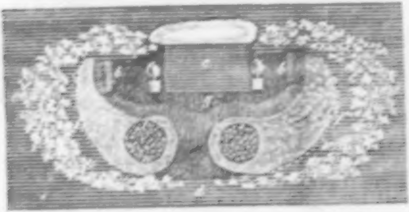
Dies iſt die Geſchichte von Nicolaus Hennenſchmidt, der, ſtatt ſein Leben der Gottesfurcht und Arbeit zu weihen, ſich den Irrwegen der Habſucht überließ und in ihren Martern lebte, bis er in ihrem Netze umkam. Die aber, welche die Geſchichte leſen, mögen erkennen, daß es nicht größeren Reichthum geben kann als den, der in den Worten liegt: Bete und arbeite!

Anlagen von Hausgärten.

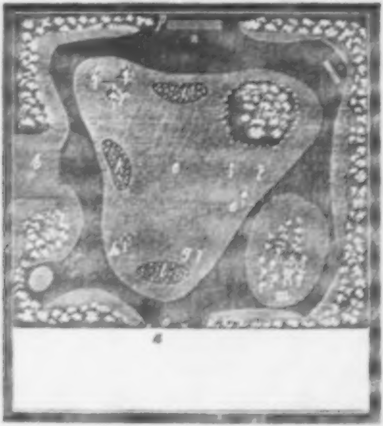
Mancher Hauswirth, der ſich ſeinen mehr oder minder kleinen Gartenraum ſelbſt ordnen und in Ordnung erhalten möchte, befindet ſich zuweilen in Verlegenheit darüber und arbeitet ſich nicht zu Dank. Wir glauben daher nichts Unnützes zu thun, wenn wir hier einige Garten-Pläne für kleine Räume mittheilen.



Hier iſt eine Breite von etwa 20 bis 25 Fuß, eine Länge von 10 bis 12 Fuß gedacht. a wäre eine Mauer, womit die Anlage gegen Norden geſchützt iſt; b ſind Geſträuch-Gruppen, welche die Mauer maſkiren, den Raum im Innern ſchließen und vertraulich machen; c iſt ein kleiner runder Platz mit Tiſch und Bank, das Centrum für den Beſuch und die Beſchauung des Gärtchens. Der Stelle gegenüber (d) befindet ſich eine kleine Roſengruppe (Semperflorens, Monatsroſe, der ſchönen dauernden und oft wiederkehrenden Blüthen wegen der paſſendſte Schmuck); bei e wäre das Gitter nach dem Hofe; das Gebüſch ſchließt hier mit freier Bewegung laubenartig zuſammen. Die Punkte f bilden den Eingang, bei welchem zweckmäßig noch eine Bank angebracht werden. Der Rand der Gebüſche wird mit einigen Blumen garnirt.

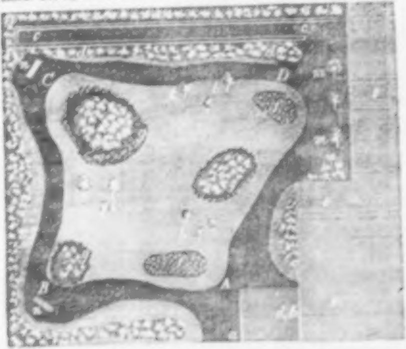


Bei dieſem Plan iſt ein ähnlicher Raum angenommen. Da ſteht bei a ein kleines Sommerhaus, mit Blumen-Stellagen umgeben. Das Luſthaus verdeckt einen Graben oder ſonſt eine unangenehme Stelle, nur die vordere Façade iſt im Garten ſichtbar; es iſt inwendig freundlich tapezirt und grüne Jalouſieen verſchließen die Fenſter. Es iſt etwas höher gelegt als der Boden des Gartens, um Feuchtigkeit zu verhüten und bis zu den Bänken hin wird dieſe Höhe gehalten; hinter den Bänken fällt der Hügel abwärts, was aber durch die Strauchgruppen (c) verborgen iſt. Gegen den Eingang d iſt das Erdreich ebenfalls abwärts geneigt, ſo daß man nach dem Luſthauſe hin ſanft bergauf ſteigt. Rechts und links vom Eingange ſind (e) Gruppen von Monatsroſen angebracht; innerhalb ſchließen ſich noch Blumen-Rabatten (f) an das Strauchwerk. Zwiſchen dieſen Rabatten und dem Wege (g) iſt durch Striche von Rehgras für angenehme Schattirung geſorgt. — So ſieht man das Sommerhäuschen, frei von allen unpaſſenden Seitenpartien, anlehnend zwiſchen Gebüſch und gewährt einen heitern Anblick auf den kleinen Blumen- und Gras-Teppich.

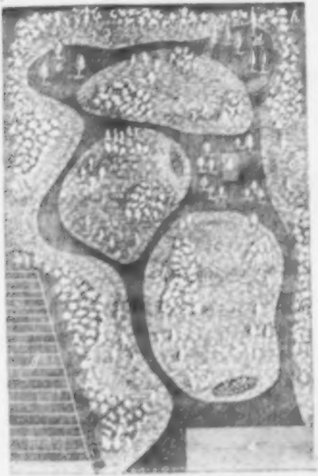


Ein Raum von 45 bis 50 Fuß in der Breite und eben ſo viel in der Länge, umſchloſſen von Mauern und mit einem Vorhofe (a) verſehen. Zunächſt ſind hier die nackten Mauern durch Gebüſch zu maskiren, was mit **Prunus padus, Cytisus laburnum, Syringa vulgaris, Cornus alba** und **sanguinea**, mit **Syringa persica** und dergleichen am beſten bewirkt wird. Baumpflanzungen ſind hier nicht anwendbar; ſie würden nach und nach den ganzen kleinen Raum bedecken und den Garten bis zur Unbewohnbarkeit ſchattig und feucht machen. Der innere, vom Gebüſch (das ſich nur bei b zu den Seiten der Laube verbreitet) umſchloſſene Raum iſt zur Anlegung des Parterre c benutzt, welches oben (d) eine Strauchgruppe von **Spiraea crenata** ꝛc., daneben (e) einige Pfirſichbäume; f, drei Stück **Bignonia catalpa**, ferner (g) einen **Viburnum Opulus pleno**, einen hochſtämmigen **Syringa chinensis (h)**, und eine Monatsroſen-Gruppe (i). Abwechſelung gewähren die Blumengruppen k und l.

— Der noch übrige freie Raum macht (bei m) die Anpflanzung von hochstämmigen Centifolien möglich, und am Ende des Gärtchens (n), dem Eingange (a) gegenüber, kann noch eine Bank angebracht werden, und hinter derselben entweder eine Fresco-Malerei oder ein Anwuchs von Epheu, der sich hoch rankt und in das Gesträuch [illegible]. Der Anbau des Parterre (c) mit feinem Reygras [illegible] die Anlage.

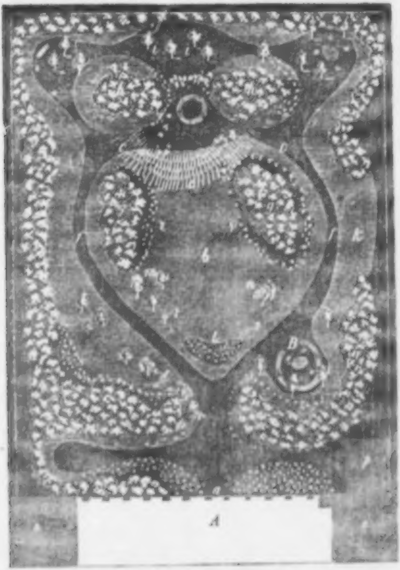


Hier zeigt sich ein sehr unregelmäßiger Raum, und wir nehmen die Bedingung an, es solle Gärtchen, Lusthaus oder Laube mit Kegelbahn enthalten. Denn, neben dem Eingange (a) findet das Lusthaus (b) seinen Platz; am entgegengesetzten Ende (e) die Kegelbahn, welche durch Gebüsch (d) zu maskiren ist. Der mittlere Raum eignete sich zur Bildung des Parterre A B C D, welches, in einem Rande von Reygras, Blumengruppen (f) und kleine Anpflanzungen von feinem Gesträuch (g) zieren. Zu letzteren sind Zwerg-, Syringa persica und Rosa centifolia vorzugsweise [illegible]. Zwischen diesen Blumen- und Baumgruppen [illegible] gegenüber (i) drei [illegible] Pflanzen, [illegible] Cytisus elongatus, die das [illegible] wie [illegible] Guirlanden [illegible] bilden. Weiterhin (k) findet noch eine roth blühende Akazie und ein Ahorn (l) Platz. Bei m stehen drei Nußbäume, außerhalb des geſchloſſenen Mittelfeldes, nach der Gegend der Kegelbahn, um dieſe einigermaßen zu beſchatten. Der übrige freie Raum (um Figur A B C D) nimmt die Wege auf, welche bei einer Anlage dieſer Art wenigſtens eine Breite von 3½ Fuß haben müſſen; ferner bei n einige Bänke, und endlich das die Umzäunung bildende Geſträuch, welches hier, zu guter Bedeckung, dicht anzupflanzen iſt. Auf der Seite e, wo die Nußbäume ſich befinden, und an die bei dem Eingange das Luſthaus ſich lehnt, zeigt ſich nur ſpärlicher Raum für umfaſſendes Gebüſch; hier wäre vorzuziehen, die Mauer bei m mit einer paſſenden Fresco-Malerei zu bekleiden, was bei ſo kleinen Garten-Anlagen von hübſcher Wirkung iſt, beſonders wenn man darauf denkt, durch vortheilhaft angebrachte perſpektiviſche Darſtellungen den Raum ſcheinbar zu vergrößern und angenehme Täuſchungen hervor zu bringen.



Die Breite des Gartenſtücks auf Seite 85 iſt ſchon auf 80 bis 100 Fuß, die Länge auf das Doppelte berechnet. a iſt das Wohnhaus, von welchem man in den Garten tritt. Hier überſieht man ein freundliches Parterre, deſſen ganzes Terrain zu einem ſanften Hügel aufwärts ſteigt, auf welchem unter ſchattigen Bäumen ein italieniſcher Sommer-Salon b angelegt iſt. — Von dieſem aus genießt man eine reiche Ausſicht auf die grünen Felder der äußeren Umgegend durch eine Art Allee c. — Der Garten ſcheint hier mit der äußeren Landſchaft verbunden, welchen Effekt man wo nur immer möglich hervorzubringen ſuchen ſollte. Vom Salon ſteigt man noch höher auf den Hügel nach d, wo man den ganzen Garten überſieht, und wieder auch in die Landſchaft blicken kann; auf der andern Seite aber ſenkt ſich das Terrain tief herab zu dem Platz e und kehrt auf der rechten Seite alsdann zu einem zweiten Bellevue, f, zurück. g iſt ein kleines Blumengärtchen nebſt einem Glashaus und einigen Miſtbeeten; zur Aufziehung und Bewahrung verſchiedener exotiſcher Gewächſe und Blumen. — Nichts iſt zu einer Natur-Anlage wünſchenswerther als ein ſolches bewegliches Terrain. Eine gleiche ebene Fläche macht ſich nie ſo gut. — Die Maskirungen h der äußern Grenzen des Gartens beſtehen aus Akazien (**Robinia**) aus **Prunus Padus**, aus **Cornus sanguinea**, **Cytisus laburnum**, **Lonicera tartarica** und **Xerystelon**, aus **Cornus mascula**, **Viburnum lantana** und **Opulus** und ähnlichen gemiſchten Gehölzen. — Das erſte Parterre i enthält in der größten Gruppe k in der Mitte Maſſen von Akazien. Die untere Gehölz-Maſſe machen **Cytisus laburnum** aus. — Die kleine Gruppe e beſteht aus **Spiraea crenata**, die bei m wird von **Syringa chinensis** gebildet.

Das folgende Bild zeigt eine Garten-Anlage, die unter mancherlei Schwierigkeiten gemacht wurde. Es lag ein Hofraum (A) von 60 Schritten Länge zu 30 Schritten Breite (nämlich die ganze Breite eines anſtoßenden Hauſes) zur Benutzung vor, aber er war in einer Höhe von mehr als 2 Fuß von Bauſchutt gänzlich überdeckt und mit einer hohen Mauer umgeben. Es galt hier alſo die eigentliche Urbarmachung des Bodens. Den Schutt abzugraben und gänzlich hinauszuſchaffen — dafür dann andere, gute Erde hineinbringen — wäre eine überaus koſtſpielige Manipulation geweſen, um ſo mehr, da durch völlige Abgrabung des Schuttbodens der Hof hätte ſehr tief werden müſſen. — Für eine leichtere Hebung dieſer Schwierigkeit, durch gute und nähere Verwendung des ſteinigen Grundes, kamen die Wünſche des Eigenthümers zu ſtatten, der gern auf einem erhöheten Punkt ein Gartenhaus erbaut hätte. Durch Aufhäufung des abgegrabenen Schuttes wurde nun ein Hügel von etwa 6 Fuß Höhe zur Grundlage des Pavillons gebildet, und darnach wurden die Stellen abgeſteckt, wo die Baum- und Strauch-Gruppen angebracht werden ſollten; dieſe Plätze wurden aber ſo weit ausgegraben, bis in

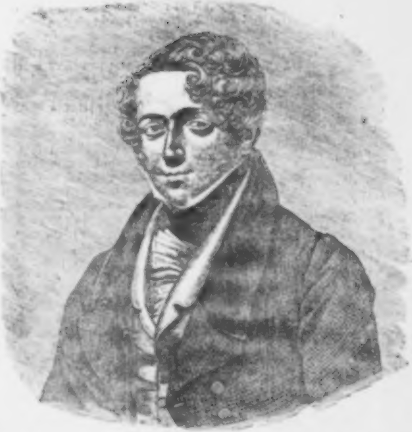


der Tiefe des Bodens eine gute Erde, zur Aufnahme der Wurzeln, ſich fand, und Gleiches geſchah an allen Orten, wo zuſammenhängendere Anpflanzungen gemacht werden ſollten, eine Ausfüllung mit guter Erde alſo unumgänglich nothwendig war. Der dagegen erübrigte Schutt wurde noch zur Erhöhung des Hügels angewendet, der an der Mauer entlang auslief. Die Wege waren ſchon früher ausgeſteckt und durch den Schutt erhöht. Gute brauchbare Erde lieferte die Ausgrabung eines Brunnens; man muß aber beachten, daß ſolche Arbeit nothwendig im Frühjahr geſchehen muß, wo der Boden noch mild und locker iſt; wenn ſchon Froſtwetter eingetreten, iſt dieſe Erde unbrauchbar.

Unſere Abbildung bezeichnet mit A den Vorhof, von deſſen Mitte man durch den Eingang des Gartens, a, das Mittelfeld b überblickt und zu beiden Seiten die Gruppirungen ſieht, von denen die eine das Luſthaus B einſchließt. (Das Parterre wurde nur etwa einen halben Fuß hoch mit guter Erde überdeckt, und es zeigte ſich dennoch ein ſehr ſchöner Graswuchs; nur am Abhange des Hügels c mußte das Gras begoſſen werden, um es gegen das Ausbrennen zu ſchützen, welchem Uebel im Jahre nach der erſten Anlage des Gartens leicht durch eine geringe Erhöhung mit guter Erde abgeholfen wurde.) — Rechts vom Eingange iſt der Brunnen, d, mit einer kleinen Baumpartie eingeſchloſſen und gegenüber durch die Gruppe von Fichten, e, der Pavillon maskirt, während links und rechts die Wege, f, zu dem Hügel hinanführen. — Zur Decoration des Luſthauſes dienen die beiden Baum- und Strauch-Gruppen g, und nicht minder weſentlich die Gruppen h als angemeſſener Hintergrund des Bildes, wodurch zugleich der am äußerſten Ende des Gartens gelegene vertiefte und mit Steinplatten belegte Platz verdeckt wird, den außerdem noch drei einzeln ſtehende Akazien, i, beſchatten. Uebrigens wurden zu dem Gehölze von g und h ebenfalls nur Akazien benutzt, da dieſe von allen hier anwendbaren Bäumen am beſten auf ſchlechtem Grunde gedeihen; das Vorholz von h wird von Rhus typhinum, das bei g von Cytisus laburnum u. m. dergl. gebildet. — Die Seiten-Gruppirungen, wodurch, wie gewöhnlich, die Wände maskirt wurden, beſtehen aus gemiſchtem Gehölz, enthalten aber auch wieder viele Akazien. Die Wand links vom Eingange iſt, bei k, frei von Gebüſch geblieben und erhielt ſtatt deſſen eine Wein-Anpflanzung. Eine Roſengruppe, l, bildet den Vordergrund des Gartens, welchem, rechts und links hinter dieſem Roſenbeete, auch noch die drei Bignonia catalpa, bei m, und, gegenüber bei n, eine dunkle Hänge-Eſche angehören. o und p waren Gebäude auf dem Hofe.

J. Meyerbeer.

J. Meyerbeer, geboren zu Berlin 1792, zeigte ſchon als dreijähriger Knabe Spuren eines muſikaliſchen Talents, indem er Melodieen, die er nur einmal gehört, auf dem Clavier nachſpielte und mit paſſendem Baß begleitete. Seine in Wohlhabenheit lebenden Eltern (ſein Vater war einer der angeſehenſten Banquiers von Berlin und ſein Großvater damals der reichſte Mann in den Preußiſchen Staaten) verſuchten, dieſe Natur-



gabe durch Unterricht auszubilden und ſchon im fünften Jahre ſpielte der junge Meyerbeer in Geſellſchafts-Conzerten. Oeffentlich trat er zum erſtenmale im neunten Jahre mit einem Clavier-Conzert auf, an einem Abend, wo der damals in Berlin anweſende Abt Vogler mehrere ſeiner Compoſitionen hören ließ, und von da aus datirt ſich ſeine Bekanntſchaft mit dieſem großen Contrapunktiſten, welche ihm ſpäter für ſeine klaſſiſche Ausbildung in der Muſik höchſt wichtig geworden iſt. Sein Clavierlehrer war der in Berlin rühmlichſt bekannte Franz Lauska. Die erſten Anfangsgründe der Compoſition lehrte ihm der Kapellmeiſter Bernhard Anſelm Weber; er nahm ſodann zwei Jahre bei Zelter Unterricht, um ſich in der Theorie mehr auszubilden, fand ſich aber durch ſeine Fortſchritte bei dieſem Muſiker eben ſo wenig als durch deſſen Lehrmanier befriedigt und ſtudirte hierauf wieder bei Weber. Dieſer, ſelbſt Vogler's Schüler, rieth ihm nun, wenn er ſich die tiefſten und gründlichſten Kenntniſſe des Contrapunkts ganz aneignen wolle, bei dieſem ſeinem alten Meiſter ein Paar Jahre zuzubringen und es nicht zu ſcheuen, deshalb eine Reiſe nach Vogler's Aufenthaltsorte Darmſtadt zu machen. Meyerbeer ging auf dieſen Rath ein und verließ Berlin in ſeinem fünfzehnten Jahre. Bis dahin hatte er ſich hier fortwährend in öffentlichen Concerten hören laſſen, war ein ſehr beliebter Clavierſpieler geworden und componirte, um ſich im Inſtrumentiren zu üben, auf Verlangen ſeines Lehrers ein Ballet für das Königliche Theater in Berlin; die erſte ſeiner Inſtrumental-Compoſitionen, welche zur öffentlichen Aufführung kam. Kleinere Sachen und Cantaten hatte er ſchon vorher mehrere geſchrieben.

Meyerbeer kam mit jugendlichem Feuereifer für das Studium zu Vogler. Er hatte das Glück, dort den trefflichen Carl Maria v. Weber (deſſen Bildniß und Biographie im „Volks-Kalender für 1856" zu finden) und Gänsbacher als Kameraden anzutreffen, was ſeinen Fleiß ſtets anregte, und mit denen er die innigſte bis zum Tode des erſtern dauernde Freundſchaft ſchloß. Vogler gewann ihn ſehr lieb und ſagte ihm oft: er ſolle der Erbe ſeines ganzen muſikaliſchen Wiſſens werden. Meyerbeer componirte in dieſer Zeit eine ſehr große Anzahl von Pſalmen, einzelner Fugen und Kirchenſtücke aller Art. Vogler erkannte, daß er ein ungemeines Genie für den Contrapunkt habe und rieth ihm, ſich ganz geiſtlichen Compoſitionen zu widmen; allein Meyerbeer hatte von ſeiner erſten Kindheit an einen unüberwindlichen Hang zur dramatiſchen Muſik, den er auch um ſo weniger zu bekämpfen verſuchte, als er ſah, daß ſein Lehrer an ſich ſelbſt deſſen nicht Herr zu werden vermochte; denn obwohl es ſeinen geiſtlichen Verhältniſſen und ſeinen orthodoxen Anſichten keineswegs angemeſſen war, ſchrieb er doch zuweilen eine Oper.

Meyerbeer ſeinigte nun, nachdem er zuvor ein großes Oratorium „Gott und die Natur" beendet, welches in Berlin mit Beifall aufgeführt wurde, ſeine erſte Oper: „Jephtha's Gelübde", und es gelang ihm, ſie in München auf die Bühne zu bringen. Noch niemals hat die erſte Oper eines Componiſten beſonders gefallen und ſo ging es auch ihm. Sie fand mäßigen Beifall und Meyerbeer ging hierauf in den erſten Monaten des Jahres 1813 nach Wien.

Bis dahin hatte er überall durch ſein Clavierſpiel den größten Beifall eingeerndtet. Gleichwohl fand er, daß die Wiener Clavierſpieler ihm überlegen, und daß insbeſondere ihre Manier viel reizender als die ſeinige ſey. Er beſchloß, daß ihn Niemand hören ſolle, bis er ſich dieſe angeeignet. Da ihm indeß der Ruf eines bedeutenden Clavierſpielers vorangegangen war, ſo gehörte viel Standhaftigkeit dazu, den Bitten ſeiner Freunde und Bekannten zu widerſtehen. Er übte ſich unabläſſig während ganzer zehn Monate, ſpielte dann endlich öffentlich und erndtete den ungemeſſenſten Beifall ein. Die Wirkung war ſo groß, daß in Wien, im Vaterlande des Clavierſpiels, eine gänzliche Revolution darin erfolgte. Das ganze Heer der Wiener Clavierſpieler, Moſcheles an der Spitze, modelte ſich nach ihm und er fand die allgemeinſte Anerkennung.

Minder glücklich war er mit einer neuen Oper: „Die beiden Khalifen oder Wirth und Gaſt", Text vom Schauſpieler Wohlbrück. Sie mißfiel dort, wiewohl ſie ein Jahr ſpäter in Prag mit großem Beifall gegeben wurde. Auf Meyerbeer's Laune hatte dies kleine Mißgeſchick damals vielen Einfluß. Es war ihm für den Augenblick ganz zuwider, nochmals für die Bühne zu ſchreiben und er ging nun (1814) nach Paris, welches er längſt zu kennen gewünſcht hatte. Dort bereitete er ein großes muſikaliſches Werk vor, unterbrach jedoch ſeine Studien, als er am Schluſſe des Jahres 1815 nach Italien reiſte.

Am muſikaliſchen Himmel Italiens war ſo eben ein neues Geſtirn aufgegangen. Roſſini, der einen Grad von Beifall und Anerkennung erlangt hat, wie außer Mozart nie Jemand vor ihm; der bis auf einen kleinen Theil Norddeutſchlands in allen übrigen Ländern hoch geprieſen worden iſt, hatte eben ſeine erſte Oper geſchrieben.

Meyerbeer, der nicht zweifelte daß das Land, wo alle namhafte Componiſten der Vorzeit debütirt hatten, auch der Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit werden müſſe, folgte dieſem Impuls um ſo lieber, als jeder Unparteiiſche, bei der Vergleichung Roſſiniſcher Partituren mit denen ſeiner unmittelbaren Vorgänger, einen ſichtbaren Fortſchritt in dramatiſcher Wahrheit bemerken muß. Er ſchrieb in Italien ſechs Opern, in denen er mehr und mehr die ganze Fülle ſeiner Phantaſie ausſtrömen ließ, und in eben dem Maaße es verſuchte, den Geſchmack der Italiener, welche ſo ausſchließlich dem Geſangreiz und der Melodie huldigten, an den Ernſt des dramatiſchen Ausdrucks in der Muſik zu gewöhnen. Sein Streben wurde mit Erfolg gekrönt. Sämmtliche Opern erhielten den ungetheilteſten Beifall und mehrere wurden mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen; vor allem ſeine letzte Oper „Crociato in Egitto" („der Kreuzritter in Egypten"), für das Theater della Phenice in Venedig geſchrieben. Die Namen ſeiner italieniſchen Opern ſind in ihrer Reihenfolge: „Romilda e Costanza", „la Semiramide riconosciuta", „Emma di Resburgo", „Margherita d'Anjou", „l'esule di Granada", und der „Crociato in Egitto."

Er verließ im Jahre 1824 Italien und ging nach Paris, um ſeinen „Crociato" auf dem dortigen italieniſchen Theater ſelbſt einzuſtudiren. Die Aufführung erfolgte im Jahre 1825, und der Beifall war nicht geringer als in Italien. Roſſini ſelbſt erklärte den „Crociato" für die beſte ſeit zehen Jahren erſchienene italieniſche Partitur. Ihm wurde die große Auszeichnung zu Theil, zum membre correspondant de l'Institut gewählt zu werden. (Bekanntlich iſt die muſikaliſche Akademie ein Theil deſſelben.) Cherubini, dem er als Präſidenten der Akademie einen Beſuch machte und der zugleich der erſte Lehrer am Conſervatoir iſt, erwiederte, als Meyerbeer ihm ſagte, daß es ihn freue, ihm durch dieſe Wahl näher gerückt zu ſeyn und ſeinen Rath benutzen zu können: „Monsieur, je guide les moineaux et non les aigles." (Mein Herr, ich leite Sperlinge, aber nicht Adler.)

Der große Beifall, den der „Crociato" erhalten, machte, daß die muſikaliſchen Theater in Paris Meyerbeer mit Anträgen beſtürmten, Opern für ſie zu ſchreiben. Seinen Wunſch, dort zuerſt für komiſche Opern zu wirken, konnte er, wegen der damals gar zu ſchwachen Geſangskräfte des Théâtre Feydeau, nicht in Erfüllung bringen und ſo entſchied er ſich für die große Oper, indem er die Compoſition des von Scribe gedichteten „Robert le Diable" („Robert der Teufel") übernahm.

Dieſes gigantiſche Werk wurde von Frankreich mit einem bis dahin ganz unerhörten Beifall aufgenommen. Weder die „Veſtalin" noch die „Stumme von Portici", ſeit mehr als einem halben Jahrhundert die größten muſikaliſchen Erfolge, können ſich dieſen Erfolgen an die Seite ſtellen. Es kam im November 1831 zur Aufführung, wurde ſchneller hintereinander wiederholt, als jemals an dieſer Bühne irgend ein Tonwerk, und bis jetzt (1836) iſt noch nie eine Vorſtellung deſſelben anders als vor überfülltem Hauſe gegeben worden.

Alle muſikaliſchen Preſſen von Paris waren einen ganzen Winter hindurch beſchäftigt, die Muſik von „Robert le Diable" zu vervielfältigen und konnten dem Bedürfniß kaum genügen. Es war die erſte große Muſik, welche in Frankreich das Volk durchdrungen hatte. Die niedrigen Klaſſen intereſſirten ſich eben ſo dafür wie die höchſten. In den Provinzen wiederholte ſich dieſelbe Erſcheinung, am auffallendſten in Marſeille. Alle Melodieen dieſer Oper wurden dort ſchnell volksthümlich. Die Maſſe ſtrömte ſchaarenweiſe in's Theater und nannte die Tage, wo Robert gegeben wurde „les jours de fête Meyerbeeriennes."

Auch in ganz Deutſchland, namentlich in der muſikaliſchen Hauptſtadt Wien, huldigte das Publikum dem Werke eben ſo bereitwillig als in Frankreich. Nur Weimar und Breslau machten davon eine Ausnahme.

Zwiſchen dem „Crociato" und „Robert" war eine Zeit von etwa acht Jahren verfloſſen, und in Berückſichtigung deſſen wünſchte Meyerbeer nach ſeinem „Robert" recht bald wieder mit einem Tonwerke hervortreten zu können. Dieſe lange Unthätigkeit war durch häusliche Unglücksfälle veranlaßt. Er verlor zu Ende des Jahres 1825 einen innig geliebten Vater, deſſen letztes

Lebensjahr der Erfolg ſeines „Crociato" noch verſchönert hatte. Er vermählte ſich bald nachher mit einer eben ſo liebenswürdigen als vortrefflichen Gattin, und gegenſeitige Zuneigung ſchien für Beide das ſchönſte Lebensglück zu begründen, als der Tod ihnen ihre beiden Kinder entriß. Meyerbeer brauchte lange Zeit, um dieſen Schlag zu verſchmerzen, und als er ſich wieder der Tonſchöpfung hingegeben und ſeinen „Robert" beendigt hatte, erfolgte im Jahre 1830 die Juli-Revolution, und die gänzliche Umgeſtaltung aller theatraliſchen Verhältniſſe verzögerte dann noch deſſen Aufführung um ein Jahr.

Unter allen ihm damals vorgeſchlagenen Opern-Gedichten fand er nur eines, welches ihn einigermaßen befriedigte. Es war von Scribe aus einer von Merrimé's Chronik von Carl IX. entlehnten Epiſode geformt und hatte die Bartholomäus-Nacht zum hiſtoriſchen Hintergrunde.

Er unternahm die Compoſition dieſes Textes, aber leider wirkte auch dießesmal ein großer Unglücksfall ſtörend ein. Am 22. Februar 1833 ſtarb zur troſtloſen Betrübniß ſeiner Familie, und betrauert von ganz Deutſchland, ſein Bruder, der Dichter Michael Beer, in dem jugendlichen Mannes-Alter von 32 Jahren. Dieſer vortreffliche Menſch, dem ſeine Schöpfungen im Gebiete der dramatiſchen und lyriſchen Poeſie einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen Dichtern ſichern, war durch ſeinen eben ſo energiſchen als liebevollen Charakter noch mehr als durch ſein Talent ausgezeichnet; er hatte vorzüglich ſeinem Bruder Meyerbeer immer treu beigeſtanden und ſich aufs Lebhafteſte für deſſen Ruhm intereſſirt.

Von dieſem Schlage ſich zu erholen bedurfte es allerdings einige Zeit, und ſo konnte Meyerbeer ſein neues großes Werk in fünf Akten, betitelt: „Die Hugenotten", der Direktion der Oper erſt zu Anfang 1835 abliefern. Es ſollte im Herbſt deſſelben Jahres gegeben werden, aber durch die beim Theater unvermeidlichen Störungen verzögerte es ſich und trat erſt am 29. Februar 1836 in's Leben. Der Erfolg war der allerglänzendſte und der Andrang des Publikums zeigte ſich ſo groß, daß das ſehr geräumige Opernhaus zu Paris bis zur Mitte des Jahres 1836 ſtets auf ſechs bis acht Vorſtellungen vorher verkauft war. Der nächſte Winter wird Deutſchland mit dieſem neuen Werke bekannt machen, welches in Paris den Beifall und die Bewunderung aller Kenner geerndtet hat.

Von Seiten mehrerer Souveraine wurden Meyerbeer Auszeichnungen zu Theil. Nach ſeinem „Crociato" gab ihm der damalige Kaiſer Don Pedro den Südſtern-Orden; nach „Robert" der König der Franzoſen den Orden der Ehrenlegion und der König von Preußen ernannte ihn 1832 zu ſeinem Hof-Kapellmeiſter.

Eine höchſt ſchmeichelhafte Anerkennung wurde ihm im Jahre 1834 durch das Inſtitut. Dieſes berühmte Collegium, welches ſtets die größten Männer Frankreich's und Europa's zu ſeinen Mitgliedern gezählt und deſſen correſpondirendes Mitglied Meyerbeer ſchon mehrere Jahre geweſen war, ernannte ihn mit Stimmen-Einigkeit zu ſeinem wirklichen auswärtigen Mitgliede.

Sein Freund C. M. v. Weber hat eine unvollendete Oper: „die beiden Pinto's“ hinterlaſſen. Auf den Wunſch ſeiner Wittwe hat Meyerbeer es unternommen, das Werk fertig zu componiren, und dies iſt das Nächſte, was wir von ihm zu erwarten haben.

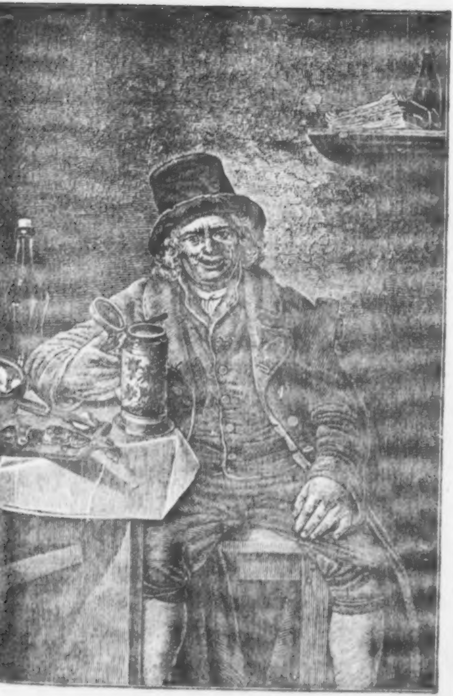
Der durstige Alte.

So iſt ein Bild benannt, das Conſtantin Schrötter malte, ein junger, talentvoller Künſtler, der vor Kurzem den Frieden des Grabes fand; wir würden ſagen: leider, wenn nicht, wie das Leben, ſo auch der Tod vom ewigen Vater käme, der doch wohl Jeden zu rechter Zeit ruft.

Der alte ehrliche Bauersmann hat ſein ſehr frugales Mal vor ſich und erquickt ſich an einem friſchen Trunk. Er ſcheint eine lebendige Erklärung zu folgenden Reimen, die ein Bierwirth über ſeine Hausthür ſetzen ließ:

„Gott fürchten macht ſelig,
Biertrinken macht fröhlich;
Drum fürchte Gott und trinke Bier,
So biſt du ſelig und fröhlich allhier.“

Bei wie Wenigem kann der Menſch ſich den kräftig-heitern Sinn bewahren, und dies Wenige, wie viel iſt's doch, wenn wir bedenken, daß wir der freigebigen Erde nichts dafür zahlen, als die Paar Hände voll Staub, der einſt von uns übrig bleibt! Unſer Alter hat nichts als Kartoffeln, Hering, ein Stück Brod und eine Kanne Bier; man ſiehts ihm aber an, daß er mit ſeiner deutſchen Küche die lateiniſche — die Apotheke — nicht bedurft hat. Seine Haus-Apotheke hat er oben auf dem Breit-Sims ſtehen, da wo die Bibel liegt; es iſt der auf Flaſchen gefüllte und über echten Korn abgezogene Saft einer Beere, womit er ſich, wenns Noth thut, einmal den Magen reinigt, der freilich bedacht ſeyn will, denn „wir ſind Pflanzen, die ihre Wurzeln im Magen haben.“ Unſer Alter mag wohl, trotz des vollen Geſichts, ſeine ſiebzig Jahre aufgeladen haben, und wenn ihr meint, daß er damit enden möchte, ſo irrt ihr; er denkt mit Gott noch eine ganze Weile ſeine Pflichten zu vollbringen; er arbeitet, hilft wo er kann und freut ſich des Daſeyns immerdar. Er iſt genügſam, aber doch ein Schmarotzer gegen jenen treuen Hirten, der.



als ihm ein Stück Vieh verloren ging, das er nach einem brünſtigen Gebet an die heilige Mutter Maria wiederfand, dieſer gern etwas opfern wollte; er hatte aber nichts als Holzäpfel, die eben im Walde reiften. Dieſe nahm er, ging in die Kapelle, legte ſie auf den Altar und ſprach: „Liebe heilige Mutter, da haſt du mein Feſtgericht; laß' dir die Aepfel braten, dann ſchmecken ſie ſehr gut!“ — Der Alte aber hat Gottes Segen reicher auf dem Tiſch und, um dafür danken zu können, auch noch ein Scherflein übrig, das er den Armen reicht. Man bemerkt ſogar Luxus an dem bemalten Kruge und an dem Tiſchtuch, das er aber nur halb aufgedeckt hat, damit er es vier Mal umwenden kann — denn Oekonomie iſt ſeine höchſte Weisheit. Ueberhaupt hält er ein ſolches Mahl nur am Abend, nachdem er ſein Tagewerk redlich vollbracht hat; genießt auch oft des guten, zur Geſundheit förderlichen Waſſers, das uns die Natur zum Getränk angewieſen, und ſagt wohl mit den Morgenländern:

„Bei Waſſer, Reis und gutem Gewiſſen
Wird Niemand Gottes Güte vermiſſen“ —

nur ſetzt er gebührend ſtatt Reis: Kartoffeln, die er immer verehrte, in ſeinen alten Tagen ſie aber noch mehr ſchätzen lernte. Als vor ein Paar Jahren der Prediger des Dorfes einen Kindtauf-Schmaus gab, da war er auch geladen und bewunderte höchlichſt, was Alles mit der Kartoffel zu bewirken iſt. Der Prediger bezweckte eine ſolche Verwunderung, um es Jedem tief einzuprägen, wie werth man dieſe Frucht halten müſſe. Bei dem Schmauſe kam nämlich zuerſt Kartoffel-Suppe, dann Kartoffel-Gemüſe, mit braun geröſteten Kartöffelchen als Beilage; es folgte Kartoffel-Paſtete, dann Kartoffel-Kuchen mit Kartoffel-Salat; zum Nachtiſch gab es bonbon-artig behandelten Kartoffel-Zucker und Kartoffel-Käſe; der Kaffee war von Kartoffeln, wie Brod, Wein und Liqueur, und für Tabacksraucher waren auch gebeizte Kartoffel-Blätter vorhanden. Wer möchte nun da nicht einſtimmen in den Geſang, mit dem der Prediger ſein Glas erhob:

„Stoßt an! Mit Ruhm ſey deß gedacht,
Der nach dem deutſchen Lande
Die edle Frucht uns hat gebracht,
Beliebt bei jedem Stande.
Und wenn ihn auch kein Denkmal ehrt,
Nicht können ſein vergeſſen
Sie, die er fort und fort ernährt,
An Zahl nicht zu ermeſſen!“

Unſer Alter ſtimmte wohlgemuth mit ein; wir aber wünſchen ihm noch lange ſeinen guten Appetit und Jedem desgleichen, der bei ſolchem Mahle mit ſo herzinniger Zufriedenheit ſitzen könnte wie er!

M. Walter.

Grimsen-Berg und Grindelwald.

Wir haben im „Volks-Kalender für 1835" eine Betrachtung über Gebirgs-Formation (mit den Abbildungen: 1. Krater des Veſuv. 2. Inſel Ferdinandea. Anſicht von Nordoſt. 3. Dieſelbe, Anſicht von Südweſt. 4. Die Fingalshöhle auf der Inſel Staffa). Es ſcheint uns zweckmäßig, nach und nach in den Darſtellungen eine vollſtändigere Anſicht von der Verſchiedenheit der Gebirgs-Formation zu geben, wie wir denn überhaupt danach trachten, allmählig die Welt in Bildern aufzufaſſen, und ſo bringen wir diesmal zwei, von Carl Gropius nach der Natur entworfene Bilder von Schweizer Gebirgen. Es ſind: 1. Der Grimſen-Berg, aus dem die Aar entſpringt, im Vordergrunde die Brücke über dieſelbe. 2. Das Eismeer auf dem Grindelwald-Gletſcher. Wir fügen über letzteren den Bericht eines Reiſenden an, der vor Kurzem einen Marſch in dieſe gefährlichen Regionen unternahm.

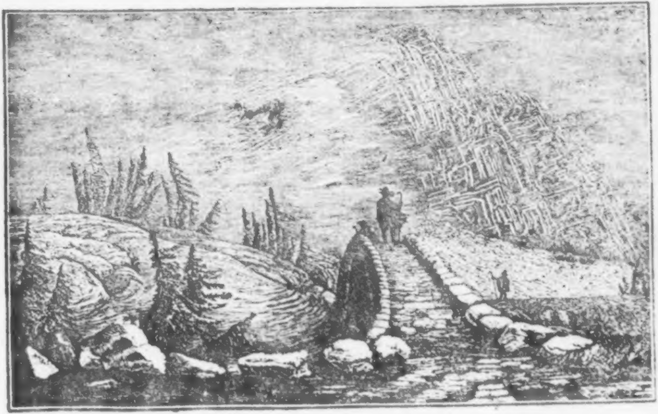
„Unter günſtigen Wetter-Auſpicien traten wir früh unſern Marſch an. Schon im Dorf Grindelwald ſelbſt beginnt das Steigen, und zwar ziemlich ſteil auf rauhen Pfaden; doch iſt der Rückblick auf die gegenüber liegende ſüdliche Seite des Grindelwaldthales ſo intereſſant, daß man an die Beſchwerden des Steigens nicht denkt. In weiten Räumen dehnen ſich da drüben die furchtbaren Schneegebirge aus, welche das unwirthbare und unüberſteigliche Grenzgebiet zwiſchen Bern und Wallis bilden. Der Mettenberg iſt der Markſtein, der dieſe wilde Region von dem bewohnten Theil der Erde, vom Grindelwalder Thal trennt. Hinter ihm ragt das entſetzlich ſteile Schreckhorn mit ſeinem ſeltſam geſtalteten, in zwei ſcharfe Ecken getheilten Gipfel ſo finſter und drohend in die Wolken empor, daß ſein bedeutungsvoller Name höchſt paſſend erſcheint, und nur wie ſein Fuß ſtellt ſich hier der Mettenberg dar. Das Schreckhorn und der Mettenberg mit ſeinen auf beiden Seiten herab ſtarrenden Gletſchern machen den Mittelpunkt des Gemäldes aus. Links davon erhebt ſich das Wetterhorn, vorn nach dem Thale zu ſo ſenkrecht abgeſchnitten, daß kein Schnee auf dieſer Seite haften kann. Etwas mehr zurück ſteigt die ſchmale und ſpitze Pyramide des Finſter-Aarhorns, 13,234 Fuß hoch, einer Nadel gleich, und alle andern überragend, in die Lüfte. Die rechte Seite des Gemäldes bilden die Jungfrau, deren Gipfel leider durch Wolken verhüllt war, mit ihren im reinſten Schnee glänzenden Silberhörnern, und die beiden Eiger, wovon beſonders der große oder äußere ſich durch ſeine ſcharfen und ſteilen Seiten auszeichnet. Den Zwiſchenraum, die Hochthäler und Schluchten zwiſchen allen dieſen Coloſſen, füllt ein grauenvolles Chaos von Schnee und Eiswüſten, das viele Quadrat-Meilen bedeckt, und

aus welchem jene Felshörner nur wie Inſeln aus einem Eismeer emporragen. Kein menſchlicher Fuß betritt dieſe Region, nur Gemſen durcheilen ſie, und der Adler, der König der Lüfte, ſchwebt in weiten Kreiſen majeſtätiſch über dieſem ſeinem Reich, das Keiner ihm ſtreitig macht.

Nach zweiſtündigem anhaltenden Klettern erreichten wir einige Sennhütten, weiter einen kleinen, einſam und hoch gelegenen See, den Bachalp-See, dann kamen wir in die Schnee-Region, indem zu beiden Seiten ſich kleinere und größere Schneefelder hinzogen: doch ſchon ſieht man die Höhe des Faulhorns vor ſich, mit einem neu erbauten Häuschen, wo der Grindelwalder Adlerwirth die Fremden bewirthet, und iſt nun bald oben. Man braucht von Grindelwald aus etwa fünf Stunden.

Aber je höher wir geſtiegen waren, je bedenklicher wurden die Anzeichen der Witterung; in den Gebirgsſchluchten entſtanden immer neue Wolken, das Himmelsblau wurde immer kleiner, und oben angekommen war wieder Alles Nebel. Einige Sonnenblicke geſtatteten zuweilen den Anblick des Brienzer Sees, und in Hoffnung eines hellern Nachmittags nahmen wir frohen Muthes unſer Mittagsmahl ein, bis wir gegen drei Uhr dieſe Hoffnung aufgaben, und uns zum Hinuntermarſch entſchloſſen.

Nicht lange waren wir auf dem Wege, und eben am Fuß des oberſten Kegels des Faulhorns, als wir plötzlich vom entſetzlichſten Regen und Hagelwetter, mit Schnee und Sturm vermiſcht, überfallen wurden. Wir konnten nicht drei Schritte weiſehen, und der Sturm war ſo heftig, daß wir uns nur mit der äußerſten Anſtrengung aufrecht erhalten konnten. In einem Augenblick war jede Spur des Weges verſchwunden, Alles von Schnee bedeckt, und binnen wenigen Minuten waren unſere Hände faſt ſteif gefroren, ſo daß wir kaum den Alpenſtock halten konnten. Wir hielten uns dicht zuſammen, um nicht von einander zu kommen, als unſer von Rigi aus mitgenommener Führer, nachdem er in ſeiner Direction ſichtbar ſchwankend geworden, erklärte, vom Weg abgekommen zu ſeyn. Er verſicherte, daß er ſich von einem in der Nähe liegenden Fichtenſtamme aus ganz ſicher orientiren werde, und verließ uns, um dieſen aufzuſuchen. Wir ſollten, der Abrede gemäß, nur zwei Minuten warten. Indeß jagte der Wind ganze Maſſen von Schnee vor ſich her, wir warteten fünf, zehn Minuten, eine Viertelſtunde; auf unſer Rufen folgte keine Antwort, das Toben des Sturmes übertönte Alles. Um wenigſtens nicht zu erfrieren, gingen wir in dieſer nun wirklich in hohem Grade kritiſchen Lage vorwärts, und ſtanden nun plötzlich an einem finſtern Abgrunde, deſſen Tiefe wir nicht ermeſſen konnten, denn über uns und unter uns nichts als Wolken und Schnee. Der Rückweg nach der Stelle, von der wir ausgegangen, war nicht mehr zu finden, und es blieb uns nun keine ſichere Auskunft übrig. Auf gut Glück gingen wir



auf der Schneefläche weiter, und ließen alle Minuten unſern Ruf aus allen Kräften erklingen, doch vergebens; bis endlich nach Verlauf einer langen halben Stunde eine Stimme antwortete, die wir wahrlich mit Entzücken vernahmen. Es war unſer Führer, der aber ſeinen wegweiſenden Baumſtamm nicht gefunden hatte, ſo daß wir im Grunde nicht weiter waren, als vorher. Indem wir nun deliberirten, was ferner zu thun, hörten wir durch den Sturm hindurch jodeln. Wir antworteten, und zu unſrer großen Freude traf der Adlerwirth bei uns ein. Er hatte das Faulhorn bald nach uns verlaſſen, und war uns ſchneller nachgefolgt, als er Anfangs beabſichtigt hatte, da er gleich beim Eintritt des Schneeſturms um uns beſorgt geworden war.

Mit neuen Kräften, aus einer Flaſche Rothwein geſchöpft, die jener vorſorglich zu ſich geſteckt, griffen wir wieder zum Wanderſtab. Keine Spur eines Weges, nichts als Sturm, Nebel, Schneefelder, dann Steine und Felstrümmer, und die dunkeln Wellen des bis auf den Grund aufgeregten Bachalp-Sees, dazu wir Wanderer, bis auf die Haut durchnäßt, Alles dies bildete eine Scene von wilder, melancholiſcher Art. Aengſtlich folgte das Vieh, beſonders eine große Menge Ziegen, unſerm Zuge, gegen das tobende Wetter bei dem Menſchen Schutz ſuchend. Wir aber, jetzt unter der ſichern Leitung des Adlerwirths, ſtiegen raſch und munter hinab, beſiegten glücklich alle Schwierigkeiten des ſteilen, bald felſigen, bald ſchlüpfrigen Weges, und kamen nach zwei bis drei Stunden wieder wohlbehalten in Grindelwald an, wo ein ſchäumender Glühwein und dann das warme Bett unſre müden Glieder erquickten.

Glücklich mußten wir uns ſchätzen, wenigſtens im Hinaufſteigen jenen Blick auf die Gebirgswelt genoſſen zu haben. Dieſer Blick aber reichte hin, mir die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Faulhorns-Ausſicht ſelbſt mehr Intereſſe darbietet, als die des Rigi, und überhaupt unter die erſten und bedeutendſten Schweizer-Fernſichten gezählt werden muß; denn offenbar iſt der Anblick dieſes Amphitheaters der Berner Hoch-Alpen aus einer ſolchen Nähe bei weitem großartiger und erhabener, als der zwar zahlloſen, aber alle in großer Entfernung liegenden Schneegebirge vom Rigi aus.

Das Haus auf dem Faulhorn, 8140 Fuß über dem Meere, iſt die am höchſten gelegene Wohnung in der ganzen Schweiz, ja der ganzen alten Welt. Es ſteht mithin etwa 2540 Fuß höher, als das Haus auf dem Rigikulm, 2040 Fuß höher, als das neue Hospiz auf dem Simplon, 1660 Fuß höher, als das auf dem Bernardino, und bei 600 Fuß höher, als das Kloſter auf dem großen St. Bernhard.

Bei meinem Erwachen am nächſten Morgen war ich nicht wenig erſtaunt, die Fluren, Bäume und Häuſer hier im Thal mit Schnee bedeckt zu ſehen, mit dickem fußhohen Schnee!

Und doch war es heute erſt der dritte September. Alles hatte ein ſo winterliches Anſehen, wie bei uns mitten im Januar. An Wegkommen war für heute nicht zu denken, da alle Wege durch den tiefen Schnee ungangbar waren, und wären wir nicht geſtern noch eben zur rechten Zeit vom Faulhorn herabgeſtiegen, ſo würde nach der Verſicherung des Wirths, der wir nach unſern geſtrigen Erfahrungen gern Glauben ſchenkten, die Rückkehr bei dieſem Wetter völlig unmöglich geworden ſeyn, und wir hätten oben, wahrſcheinlich bei ſehr ſchmaler Koſt, vielleicht eine ganze Woche lang auf beſſeres Wetter warten müſſen. Keine Stunde hätten wir länger oben bleiben dürfen.

Wir mußten den ganzen heutigen Tag in der Stube zubringen, die ein tüchtig geheizter Ofen ganz behaglich machte. Mittags ſpeiſten wir in Geſellſchaft zweier Göttinger Studenten und zweier Engländer, die alle hier ein- und feſtgeſchneit waren. Wir erhielten vortrefflichen Gemsbraten, worauf die franzöſiſche Kellnerin mit den Worten: „Messieurs, voila du chamois!" aufmerkſam zu machen nicht unterließ. Merkwürdiger war es, daß wir in dieſer Jahreszeit zum Deſſert Kirſchen und die ſchmackhafteſten Erdbeeren hatten, die ich jemals gegeſſen; und draußen im Garten ragten die bunten Blumen, Nelken und Feuerlilien aus dem tiefen Schnee hervor!

Den ganzen Tag über hörten wir beinahe unaufhörlich die Lawinen in den Gebirgen donnern, längſtens alle zehn Minuten ſtürzte eine herab. Bei weitem bedeutender ſind aber die im Frühling fallenden Lawinen, welche die Luft im ganzen Thal oft dermaßen erſchüttern, daß die Häuſer in Grindelwald durch alle Fugen zittern. Manche Lawinen nehmen regelmäßig denſelben Lauf, und erſcheinen jedes Frühjahr, ſo daß einzelne bei den Thalbewohnern einen beſondern Namen führen. Am meiſten ſchaden ſie den in den Gebirgen weidenden Schaafheerden, und von den Gemſen werden auch bei weitem mehrere durch Lawinen erſchlagen, als durch das Blei des Jägers getroffen. Doch wird gerade hier in Grindelwald die Gemſenjagd ſehr eifrig getrieben, und iſt beſonders ergiebig in jenen wilden Regionen hinter dem Mettenberg und Wetterhorn. Die Gemſenjäger betreiben ihr Gewerbe faſt immer mit großer Leidenſchaft, und verbinden damit eine oft bis an Wahnſinn grenzende Kühnheit im Aufſpüren und Verfolgen des Wildes, und die größte Standhaftigkeit und Geduld im Ertragen der damit verknüpften unſäglichen Beſchwerden und Entbehrungen. Von ruhigen und friedlichen Arbeiten wollen ſie nichts wiſſen, daher ſie auch meiſtens in Armuth leben. Oft tritt plötzlich und ganz unvermuthet eine Wetter-Aenderung ein, und wehe dann dem Jäger, der in jenen furchtbaren unzugänglichen Felſen und Gletſchern von ſolchen Stürmen befallen wird, deren Gewalt und Schreckniſſe der Bewohner der Ebene nicht ahnen kann! Seltſame Sagen erzählt man auch von Gemſen, die vom Jäger aufs Aeußerſte bis auf die höchſten Firnen verfolgt, dann, wenn ihnen kein Ausweg mehr bleibt, umkehren, ſich mit aller Gewalt auf ihren Verfolger werfen, und ihn ſelbſt mit ſich in den Abgrund ſtürzen. — Die Gemſe iſt ein ſchönes Thier, mit ſchwarzen, klugen, ich möchte ſagen, ſeelenvollen Augen. In Chamouny kann man immer lebendige ſehen: allein eine bei weitem größere Merkwürdigkeit ſah ich dort im Jahr 1820, nämlich einen lebendigen Steinbock.

Das unheimliche wilde Anſehen, die außerordentlich großen und mächtigen Hörner dieſes ſeltenen Thieres, und ſeine gewaltigen Sprünge in einer geräumigen und ſehr hohen Scheune, worin er gehalten wurde, erregten damals allgemeines Erſtaunen. Oben im Dach der Scheune war ein Querbalken, auf den er vermittelſt einiger aus der Mauer hervorſtehenden Steine hinaufſetzte, und dann in einem Satz von dem Dachbalken, wohl fünf und zwanzig Fuß hoch, wieder hinunter auf den Boden ſprang.

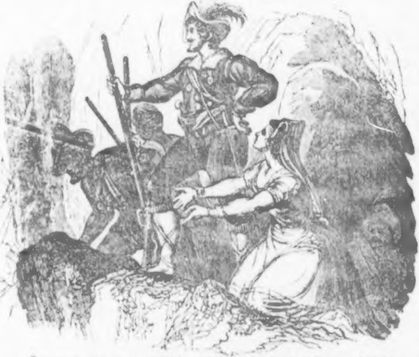
Im Berner Oberland findet man jetzt das Thier nicht mehr, und vergeblich wurden vor einigen Jahren von der Regierung einige Verſuche gemacht, daſſelbe von Neuem dahin zu verpflanzen. Man hatte eine Steinbocks-Familie angeſchafft, die aber wegen ihrer Unbändigkeit weder auf den Wällen zu Bern, noch auf einer Alp bei Interlaken geduldet werden konnte. Der Bock ſollte nun in die höhern Gebirge geſchafft werden. Mehrere ſtarke Männer führten ihn an Stricken dahin, allein nicht ohne unterweges mehrmals von ihrem Arreſtanten ſehr unſanft zu Boden geworfen zu werden. Auch oben übte er gegen ſeinen Aufſeher feindliche Gewaltthätigkeiten aus, ſuchte ihn ſogar einige Male bei vorkommender Gelegenheit von ſteilen Felſen hinab in den Abgrund zu ſtoßen, ſo daß jener häufig in Lebensgefahr gerieth. Von Zeit zu Zeit entwich er ſeinem Tyrannen, beſuchte die Ziegenheerden im Thal, und ſetzte, wenn er plötzlich bei den Heerden erſchien, oder in tollen Sprüngen durch die Dörfer rannte, die Hirten und alle Thalbewohner in Angſt und Schrecken, denn Menſchen anzugreifen ſchien ihm beſondere Freude zu machen. — Die ganze Steinbocks-Familie iſt jedoch nach und nach verunglückt und geſtorben.

Es wohnt gegenwärtig hier im Gaſthaus zum Adler ein Knecht, der im Jahr 1828 am 10. September mit auf dem Gipfel der Jungfrau geweſen. Wir ließen ihn hereinkommen, und uns von ihm die Geſchichte dieſer Beſteigung erzählen. Es waren ihrer ſieben, alle Gebirgsbewohner aus Grindelwald und der Umgegend, welche dies Werk unternahmen, und zwar aus dem Grunde, damit nicht geſagt werden könne, Fremde hätten dies Gebirg erſtiegen, und die Grindelwalder ſelbſt ſolches nicht gewagt. Nach vielen Mühen und Gefahren erreichten ſie wirklich den höchſten Kamm der Jungfrau, der ſich faſt ſenkrecht erhob, von allen Seiten dick mit Eis bepanzert, und ſo ſchmal und kurz war, daß nur einer von ihnen ſich oben darauf ſetzen konnte. Sitzend, und zwar ſo, wie der Knecht ſich ausdrückte, daß er ein Bein in den Kanton Bern, und das andre in den Kanton Wallis hängen hatte, hieb jener nun von dieſem Eisgrat ſo viel ab, als nöthig war, daß er mit ſeinen ſechs Begleitern darauf ſtehen konnte, worauf ſie alle bemüht waren, eine Fahne in ein gehauenes Loch ſo feſt wie möglich einzupflanzen, und dann den Rückweg antraten. Die Fahne hat man noch bis zum vorigen Jahr vom Thal aus wahrgenommen.

Sonſt iſt die Jungfrau im Jahr 1811 von den Gebrüdern Meyer aus Aarau, und ſpäter von Hugy aus Bern beſtiegen worden."

Moritz Zandyck.

Die Kugel.



In einer der erquickenden Nächte Italiens ſaß der ſechzigjährige Graf Artini auf einem Balkon des Gartens, der an ſeinen Palaſt grenzte; die ſchöne Theodora, ſeine Tochter, hatte eben die Guitarre aus der Hand gelegt, ſein Sohn Cäſario reichte liebevoll dem Vater die Hand, deſſen wehmüthige Stimmung den Andern nicht entgangen war. „Ihr ſeyd meine Freude!" ſagte der Alte; „mein Schmerz kommt nicht von Euch. Es iſt heut der Jahrestag, an welchem ich den Tod Eurer Mutter tiefer noch betraure als immer; die Erinnerungen an eine drangvolle Jugend, an ein glückliches Mannesalter überwältigen mich!“ — „Theilt Eure Erinnerungen mit uns“, bat Theodora; „gebt Eurem Schmerz Worte, daß er ſich zertheile!“ fiel Cäſario ein.

„Ja“ erzählte der Graf; „es waren dunkle Tage, in denen die Liebe Eurer Mutter mir als Stern aufging. Neapel ſeufzte damals unter dem Joche der Spanier, die ich haßte mit der vollen Gluth eines Jünglings, der bereit iſt, ſeiner Meinung und ſeinem Glauben ſich zu opfern. Mein Vater fürchtete Gefahr für mich in der Unruhe, die mich abkümmerte, da ich keine Hülfe ſah für die Noth unſres Volks; er ſandte mich auf Reiſen, hoffte, ich ſollte mich zerſtreuen und nur heftiger, wenn auch verſchloſſener, war mein Weh, als ich zurückkehrte. Ich hatte in andern Ländern Bürgerglück kennen gelernt, um ſo ſchrecklicher war mir das Elend der Heimath. Mein Vater, der mit Bitten und Sorgen mich zurückriß, wenn ich hinaus wollte, den Kampf zu verſuchen, ſtarb, und eben wurden unſrem Volke neue Laſten aufgelegt zu den ohnehin faſt unerſchwinglichen Forderungen. Da wagte ich mit dem Schwerdt in der Hand das Volk aufzurufen. Unentſchloſſenheit vereitelte meinen Plan, Verluſt meiner Güter und Verbannung auf ewig war das Urtheil, das mich traf. Ich floh in die Berge; aus der Nähe Neapels konnte ich nicht fort, ich liebte Maria Bareſe, die Tochter eines ſtolzen, begüterten Edelmanns. Tauſend Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopf, mein Vaterland, meine Geliebte waren ihr Inhalt. Ich warb um Gleichgeſinnte, ich ward das Haupt einer Schaar, die den Spaniern Rache und Verderben ſchwur; wir hielten die fremden Bedrücker in Athem, und ſie zitterten bei dem Namen Paolo, den ich mir gegeben hatte.

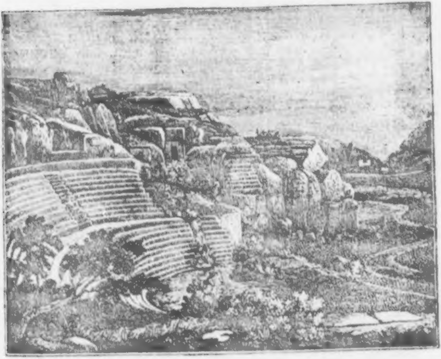
Maria zu ſehen, zu ſprechen, war ich oft als Pilger, als wandernder Sänger oder als Mönch verkleidet in Neapel. Es glückte ihr Nachricht zu geben, wir trafen uns bei der Kirche San Filippo. „Maria“, ſprach ich, „Ihr kennt mein Schickſal, aber Ihr wißt nicht Alles. Ich bin Paolo, der Gefürchtete, auf den alle ſpaniſchen Kugeln gerichtet ſind; ich habe Euch nichts zu bieten als ein unſtät Leben unter wildem Kriegsvolk, in unzugänglichen Schluchten — vielleicht ſchon morgen iſt der Tod mein Loos, aber meine Liebe zu Euch ſtirbt nicht — wollt Ihr mir folgen?“ — „Lieber mit Paolo im Elend als im kalten Glanz der Paläſte!“ antwortete Maria. Sie hörte nur auf ihre Liebe und ſchon der folgende Tag ſah ſie in den Bergen, unter meiner Schaar. Francesco, auch ein aus Neapel verbannter Edelmann, der unter mir befehligte, ward ihrer anſichtig: wie ein Raſender ſtürzte er auf mich zu, bekannte, daß er mein Nebenbuhler ſey, was ich bis dahin nicht geahnt, und drohte mir den Tod, wenn ich mich mit Maria vermählte. „Francesco“, antwortete ich ihm, „Maria hat gewählt, ſie wird freiwillig die Meine.“ Da drang er auf mich ein, ich entwaffnete ihn und ließ ihn bewachen. Er entkam, verrieth uns und wenige Tage nachher ſahen wir eines Morgens von dem ganzen ſpaniſchen Söldnerheer aus Neapel uns umringt. Auf den Tod gefaßt, beſchloß ich, mein Leben theuer zu verkaufen. Wie das verfolgte Wild von einer Klippe zur andern getrieben, wehrten wir uns faſt den ganzen Tag und als ſchon der Abend ſich neigte, ſah ich, daß zwei Männer die Höhe erklimmten, auf der wir ſtanden. „Mein Vater!“ jammerte Maria; „Francesco!“ durchdrang es mich und in meinem Ruf: „Gott und Teufel, ſegnet dieſe Kugel!“ traf ihn im Augenblick mein Schuß; er ſtürzte nieder. Entſetzt ſtand der alte Bareſe, endlich rief er hinauf: „Räuber, gieb mir mein Kind!“ — „Vater!“ entgegnete Maria; „rettet meinen Geliebten, wollt Ihr Euer Kind retten; ich lebe nicht ohne ihn! — ich ſterbe mit ihm!“ — Die anrückenden Spanier zwangen uns, weiter zurück zu weichen, wir ſchlugen uns wie Männer, die dem Tode geweiht ſind und mit der einbrechenden Finſterniß ſtand kaum noch die Hälfte meiner Waffenbrüder mit mir auf der höchſten Spitze des Gebirges; keine Rettung war mehr denkbar. Es war eine ſchauervolle Nacht; ſie verſtrich in Gebeten, in Verwünſchungen der Unterdrücker. Mit dem erſten Sonnenſtrahl machten wir uns fertig zu dem Kampf ohne Hoffnung — aber als die Sonne herauf ſtieg, leer waren die Berge, die am Abend zuvor uns Schaaren von Feinden gezeigt hatten — wir glaubten an ein Wunder. Ein Wunder war auch geſchehen: Maſaniello hatte in Neapel gekämpft, ihn hatte das Glück für den Augenblick begünſtigt. Während der wenigen Tage ſeiner Herrſchaft war eines ſeiner erſten Geſchäfte der Widerruf des Befehls, der mich verbannte. Ich kehrte eilend nach Neapel zurück, Maria warf ſich ihrem Vater zu Füßen, erflehte von ihm den Segen zu unſerer Vermählung und der alte Bareſe nahm ſich meiner ſo erfolgreich an, daß ich wieder zu dem Beſitz eines großen Theils meiner Güter kam, auf denen ich, der Abenteuer müde, mit Maria im Glück und Frieden lebte, bis der Himmel ſie mir nahm!“

„Und Francesco, war er todt?“ fragte Theodora. — Graf Arnim ſchwieg lange, als ob ihn ein Grauſen zu ſprechen hinderte, dann ſagte er: „Nein! Von ſeiner Wunde geheilt, war die Zeit vorüber, in der auch ihm das Glück werden konnte, zurückkehren zu dürfen. Er wandte ſich an die Spanier, denen er durch Verrath gedient hatte; die aber mochten nur ungern erinnert ſeyn an jenen Tag, wo ſie mit ihrer ganzen Macht und ſchwerem Verluſt unſre kleine Schaar nicht überwältigen konnten. Der Verräther wurde ſchnöde zurück gewieſen und warf in ſeinem Grimm Feuer in den Palaſt des Vice-Königs; nachdem ihm kurz zuvor ein Mordverſuch gegen mich mißglückt war. Francesco wurde ergriffen und zu den Galeeren verdammt. Ich denke mit Entſetzen der Stunde, wo es der Zufall wollte, daß ich ihm eben begegnete, als man ihn mit andern Verurtheilten zur Galeere führte. Er ſah, erkannte mich, trat aus dem Zuge, und, indem er mir eine Kugel zeigte, ſprach er mit fürchterlichem Tone: „Es iſt Deine Kugel, ſie traf mich und wird Dich treffen!“ — Seit jener Stunde ſind mehr als dreißig Jahre verfloſſen und nichts vernahm ich weiter von ihm!“

Ein Schuß durchbrach die Stille der Nacht. „Es iſt Deine Kugel!“ rief ganz in der Nähe eine fürchterliche Stimme und leblos ſank Graf Artini zuſammen.

H. Gibl.

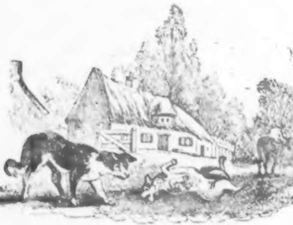
Das Felsen-Theater zu Petra.



Im ſteinigen Arabien (**Arabia petraea**), in der Nähe der Stadt Petra, befinden ſich in und auf den Bergen mehrere Denkmale aus der Vorzeit, die durch ihren Felſenſtoff bisher der Vergänglichkeit mehr oder minder Trotz boten. Unter denſelben ziebt beſonders ein aus Felſen gehauenes antikes Theater die Aufmerkſamkeit der Fremden an. Es iſt eine wahre Rieſen-Arbeit, denn der Felſen, in welchem es eingehauen, beſteht aus Granit. Die Stufen, obwohl von den Tritten und Regengüſſen zum Theil abgenutzt, haben ſich im Allgemeinen wohl erhalten; der Raum, wo die Scene ſpielte, iſt noch zu erkennen, und mehrere Säulen, Vaſen geſtatten Vermuthungen über die Art wie das Ganze angelegt war. Merkwürdig iſt aber zugleich die Umgebung dieſes Theaters; ſie beſteht aus — Grabmalen; mitten unter den Behauſungen der Todten hatte man alſo die Bühne begründet, welche (nach unſern jetzigen Reden) das Leben und die Welt bedeuten ſoll, obwohl es mit dieſer Phraſe jetzt mehr als jemals hinkt. In der Lage jener Bühne, wo man auf der Erde, die dem Tode zur Decke diente, des Daſeyns Reiz und Luſt walten ließ, zeigt ſich der natürlichſte Glaube, die natürlichſte Weisheit: man ſoll auch von dem Gedanken an den Tod nicht geſtört werden in der Heiterkeit, mit der man das Leben genießen, ohne Sünde genießen kann. Denn allzeit haben Kopfhängerei und die düſtren Bilder vom Tode mehr Unheil geſtiftet, als der frohe Sinn, mit dem die Gelegenheit zur Freude ergriffen, das unvermeidliche Leid getragen und überwunden wird.

Das Ross und die zwei Hunde.

Eine Fabel; frei nach Gay.



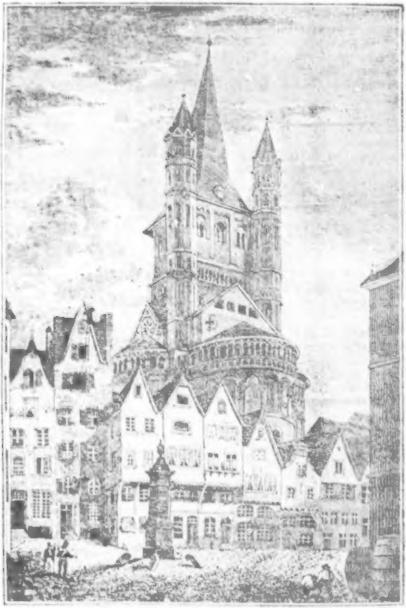
Ein Dorfhund — gleich iſt's, wie ihr ihn benennt —
War boshaft, doch als Wächter recht behend;

Nur weil zu jung er in das Amt gerathen,
Sprach Uebermuth aus jeder ſeiner Thaten:
Ein Kläffer, dem ſein Ton ganz einzig ſchien,
Ließ er unangefochten Reimen zieh'n;
Er tobte rechts und links, gleich einer Schaar,
Und ſtellt' als erſten Hund des All's ſich dar.
Da kam oft Menſch und Thier, und ließ ihn bellen,
Sich ungeberdig nach Belieben ſtellen;
Man dachte ſtill: vom Knurren und vom Schrei'n
Fällt in der Welt die Welt ja niemals ein.
Nun zerrt der Köter hier ein Weib am Rocke,
Dort fuhr er knurrend nach des Wandrers Stocke,
Verfolgte hämiſch Manchen bis zum Hecken;
Denn herrſchen wollt' er unter Furcht und Schrecken —
Doch Jeder lacht und nahm's für thörig Necken.

Da kam in Ruh' ein Ackersmann geritten;
Der Köter ſprang herzu wie blind und toll
Und nahm ſein rüſtig Maulwerk übervoll —
Das Roß hielt kalt ſich in gemeſſ'nen Schritten.
Verachtung war's — das weckt die Wuth des Wächters,
Voll Haß ſpringt er zum Fuße des Verächters
Und beißt, ohn' um ein Recht beſorgt zu ſeyn,
Recht malitiös das Roß in's Hinterbein.
Dem wird der grobe Spaß nun doch zu kraus,
Er ſchlägt als echter Klepper kräftig aus,
Und blutend fliegt der freche Hund kopfüber.
Jetzt ſchlich ein Schäferhund, der zugeſehen,
Was dem verhaßten Störenfried geſchehen,
Mit klugem Blick herbei und ſprach: „Mein Lieber,
Man hat in deiner Rechnung dich betrogen
Und ſtatt des Spaßes Ernſt dir zugewogen,
Um's doch einmal verſtändlich dir zu ſagen:
Nicht Alle wiſſen — Narren zu ertragen.“

• • •

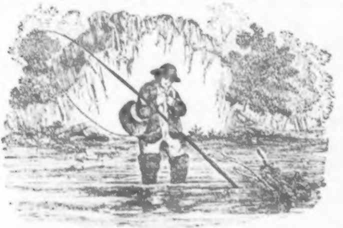
So treibt's auch mancher junge Literat;
Er bietet Jedem ſeinen Grimm ſtatt Gruß,
Will Aufſeh'n machen mit der frechen That, —
Doch trifft gewiß ihn Straf' auf ſolchem Pfad,
Iſt's auch nicht juſt ein derber Hinterfuß.



Die St. Martins-Kirche in Cöln.

Die Kirche Groß-St. Martin gehörte urſprünglich zu einem mit derſelben verbundenen Kloſter ſchottiſcher Benediktiner. Ihr unterer Theil iſt durch Wohnhäuſer verborgen, aber doch über dieſelben erhebt ſich, ſtatt einer ſonſt gewöhnlichen Kuppel, aus der Mitte der Kirche der hohe breite Thurm, der mit drei Halb-Rotunden umgeben iſt, von denen diejenige, welche den Chor bildet, am weiteſten hervortritt. Die Zeit der Erbauung iſt unbekannt, doch möchte wohl das Meiſte, was wir auf dieſer Abbildung ſehen, dem zwölften Jahrhundert angehören. Wir beſprechen in folgenden Kalendern Cöln näher, indem wir mehrere der bedeutenderen Bauwerke dieſer, auch in der Kunſtgeſchichte merkwürdigen Stadt hier vorlegen werden.

Der Angler und der junge Barsch.



Ein Angler hatt' in klarem Bache
Sich einen jungen Barſch gefangen,
Und wollte, eifrig in der Sache,
So eben nach dem Kober langen.
Da that der Fiſch das Mäulchen auf
Und bat: „O mein Verehrter,
Laß' frei mich in des Baches Lauf,
Einſt bin ich dir viel werther!
Ich werde, glaub' es mir auf's Wort,
Viel größer; ſey vernünftig!
Ich ſchwimme dir ja doch nicht fort,
D'rum fange klug mich künftig!" —

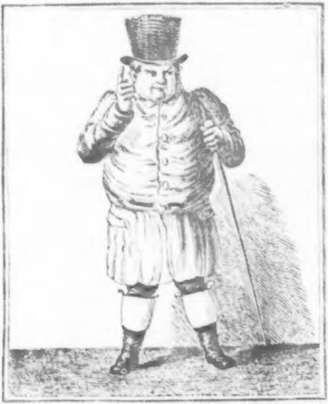
„Mein lieber Barſch“, ſagt d'rauf der Mann,
„Wohl weiß ich, du kann'ſt wachſen,
Doch auch: du biſſeſt nicht mehr an,
Willſt beiſen dir mit Zaren.
Jetzt hab' ich und behalte dich!
Iſt Narr von uns der Eine,
Will ich's nicht ſeyn, und ſicherlich
Du biſt und bleibſt der Meine!“

* * *

Das Mitleid ſeht ihr ſcheiden,
Sucht Schlauheit ihren Lohn;
D'rum lernt die Angeln meiden
In früher Jugend ſchon!

H. Gibl.

Emanuel Schikaneder.



Der Name des Mannes, deſſen getreues Bildniß dieſem Aufſatze voran ſteht, machte die Reiſe durch ganz Deutſchland und iſt auch im Auslande bekannt geworden. Obgleich er dieſe Reiſe nicht aus eigner Kraft gemacht hat, ſondern von dem Könige der Melodieen, dem Großfürſten der Harmonie, Amadeus Mozart, ins Schlepptau genommen worden war, iſt er doch immer zu den originellen Menſchen zu zählen, und einige Notizen über ihn dürften vielleicht nicht ganz unwillkommen ſeyn.

Emanuel Schikaneder gehörte zu jenen Adams-Söhnen, welche Alles, was ſie waren — Viel oder Wenig — ſich ſelbſt, keinem Andern danken. Ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung widmete er ſich der Schauſpielkunſt, ſpielte Anfangs ſeiner Laufbahn Helden und tragiſche Rollen, bis er nach Wien kam, ſeinen eigentlichen Beruf erkannte, komiſche Rollen ſpielte und der entſchiedene Liebling des Wiener Publikums wurde. Schwerlich dürfte jemals ein Schauſpieler ſo allgemein beliebt geweſen ſeyn, als Schikaneder in Wien. Er ſchrieb eine zahlloſe Menge Luſtſpiele und Poſſen, welche mit Beifall aufgenommen, hundert und mehrere Male wiederholt wurden; auch muß man bekennen, daß ſeinen Produkten ein gewiſſes, dramatiſches Leben nicht fehlte und daß ſeine Gemälde aus dem Volksleben durchaus wahr und ſehr ergötzlich waren; ſein Luſtſpiel „Die Fiaker in Wien“, gehört zuverläſſig zu dem Beſten, was je in dieſem Genre geſchrieben worden iſt. Da aber dieſe, die ſeltſamſten Titel führenden Produkte — eines ſeiner Luſtſpiele hatte den Titel „Lumpen und Fetzen“, ein anderes „Tſching tſching tſching“, was das Geklirre der Schellen einer in dem Luſtſpiele vorkommenden Schlittenfahrt ausdrücken ſollte — nur für Wien berechnet waren, ſo würde ſein Name kaum das Weichbild dieſer Stadt überſchritten haben, wenn er nicht auch Opern, unter dieſen nicht „die Zauberflöte“ geſchrieben, und ſo ſeinem Freunde Mozart Gelegenheit gegeben hätte, ſein unſterbliches Werk zu ſchaffen. Läßt ſich auch nicht leugnen, daß die Handlung dieſer Oper etwas dunkel und verwirrt iſt, daß ſelbſt kluge Leute nicht klug daraus werden können, ſo muß man doch auch geſtehen, daß ſie der Phantaſie des Compoſiteurs ein weites Feld öffnet und daß Mozart mit der Zauberflöte weit glücklicher war, als die deutſchen und italieniſchen Compoſiteurs unſerer Tage, welche die unfruchtbarſten Felder bearbeiten müſſen, und nicht ſelten ihre Schöpfungen durch die Unbeholfenheit des Dichters zu Grunde gehen ſehen.

Hat Schikaneder ſich durch dieſes Opernbuch unbeſtreitbare Verdienſte um den unſterblichen Tonſetzer und um die Freunde der Muſik erworben, ſo müſſen dieſe Freunde auch ſein Andenken in Rückſicht deſſen, was er für Mozart, der, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, im Leben wenig beachtet, noch weniger bedacht war und fortwährend mit Nahrungsſorgen zu kämpfen hatte, gethan hat, dankbar ehren.

Wenige Menſchen verſtehen die Kunſt, Geld zu erwerben, ſo vortrefflich, als Schikaneder ſie verſtand; in der Kunſt, Geld mit Geſchmack zu verſchwenden, war er aber einzig und unübertrefflich. Seine Equipagen waren fürſtlich, ſeine Geliebte erſchien in fürſtlicher Pracht, ſeine Tafel war erzbiſchöflich. Zu ſeinem Lobe muß erwähnt werden, daß er nie allein an ſeiner erzbiſchöflichen Tafel ſaß, daß er überhaupt nichts allein genießen konnte, ſondern ſtets die rüſtigſten Eſſer, die ſtandhafteſten Trinker um ſich her verſammelte und nie vergnügter war, als wenn er luſtige und vergnügte Leute ſah. Viele Künſtler und Nichtkünſtler hatten feſte Plätze an ſeinem Tiſche; unter dieſen war der vom Glücke nicht begünſtigte, den Rebenſaft aus der Champagne gehörig würdigende Mozart, deſſen thätiger Freund er war und ſchon deshalb einer freundlichen Erinnerung werth iſt.

Schikaneder hatte nur unbedeutende muſikaliſche Kenntniſſe, doch beſaß er Muſikſinn und war glücklich in Erfindung gefälliger Melodien. Die Melodie des Duetts: „Bei Männern, welche Liebe fühlen", hat Mozart von ihm erhalten, und in ſeinem beliebten Luſt- oder Singſpiele „Die beiden Anton", in ſieben Theilen, ſollen mehrere der beliebteſten Melodieen von ſeiner Erfindung geweſen ſeyn.

Wenn Künſtler, welche zu den Tafeln der Großen und Reichen gezogen werden, durch Concerte, Arien, Vorleſung eines Trauerſpiels Shakeſpear's, vor oder nach dem Diner, für die genoſſenen Gaben Erſatz leiſten, oder während des Diners die Geſellſchaft unterhalten müſſen, ſo waren die an Schikaneder's Tafel ſitzenden Künſtler dieſes läſtigen Frohndienſtes gänzlich enthoben, denn er verlangte nie, daß einer ſeiner Gäſte die andern unterhalten ſollte, ſondern übernahm das Geſchäft ſelbſt und war ganz der Mann, es zur allgemeinen Zufriedenheit auszuführen. Wenn ſeine Diners ſich auch zuweilen in die Länge zogen, nicht ſelten mit dem Souper zuſammen floſſen, ſo ſprach er doch ununterbrochen, machte nie eine Pauſe, und das größte Stück eines Faſans oder kalekutiſchen Huhnes, welches in den Mund geſtopft wurde, legte dem zu gleicher Zeit aus demſelben Munde fließenden Redeſtrom keine Hinderniſſe in den Weg. Seine zahlloſen theatraliſchen Abenteuer waren meiſtens das Thema, welches er mit ſo vieler Laune zu behandeln wußte, daß die Gäſte auch des herben Geſchäftes, die Späße des Wirthes pflichtſchuldigſt belachen zu müſſen, enthoben waren.

In Darſtellung grotesker Charaktere aus den untern Volksklaſſen war Schikaneder wahrhaft groß, ja unübertrefflich. Die Rolle des betrunkenen Schuſters in dem Luſtſpiele „Das abgebrannte Haus", oder des Fiakers in „die Fiaker in Wien" dürften kaum beſſer und wahrer dargeſtellt werden können.

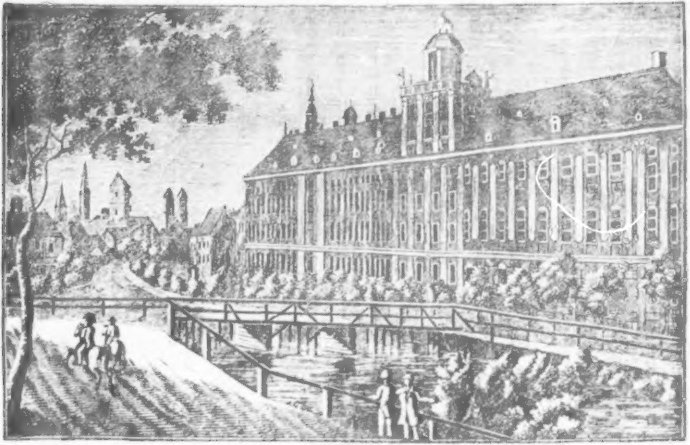
Leider war das Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn nicht ſo glänzend als der Anfang. Die erwähnten lange währenden Diners, die zahlreichen, mit den beſten Verdauungs-Werkzeugen verſehenen Gäſte, ſein ſtets zu ſanften Empfindungen geneigtes Herz, welches ihm den Umgang einer Freundin unentbehrlich machte, hatten ſeine Verhältniſſe in Unordnung gebracht; er wurde genöthigt, das ſchöne, von ihm erbaute Theater an der Wien, noch jetzt das ſchönſte der Kaiſerſtadt, ſeinen Gläubigern zu überlaſſen und ſtarb endlich in dürftigen Umſtänden und in einem Zuſtande gänzlicher Geiſtes-Verwirrung. Er ſaß vom Morgen bis zum Abend unbeweglich, in ein Bettlaken gehüllt, welches auch den Kopf bedeckte. Erſchien ein Fremder oder alter Freund, ihn zu beſuchen, ſo ſtreckte er den Kopf aus dem Bettlaken hervor, ſtarrte den Beſucher an, und fragte: „Haben Sie die Maria Thereſia und den Kaiſer Joſeph gekannt?" Fiel die Antwort bejahend aus, ſo ſprach er einige verwirrte Worte, zog ſich aber ſchnell unter ſein Bettlaken zurück; wurde die Frage mit Nein beantwortet, ſo erfolgte der Rückzug in größter Eile, von keinem Worte begleitet.

Zum Schluſſe noch einige Worte über die Stellung, in welcher der merkwürdige Mann hier abgebildet iſt. Daß er gern und viel ſprach, wiſſen die Leſer bereits, es iſt daher nur noch zu bemerken, daß Politik ſein Lieblings-Thema war, daß er jede Rede, er mochte eine große Weltbegebenheit berichten, oder das, was die Zukunft bringen wird, verkünden, mit den Worten „Ich ſag' Ihnen, wir werden noch etwas erleben!" anfing oder ſchloß, nach dieſer Phraſe die Backen aufblies und die dadurch eingezogene Luft mit einem kurzen Laute, welcher wie puh klang, von ſich gab. — Der Zeichner, welcher die vorſtehende Abbildung anfertigte, hat den Moment aufgefaßt, in welchem Schikaneder einigen, das Einrücken der Napoleoniſchen Armee in Madrid beſprechenden Schauſpielern, folgende, glücklicherweiſe nicht in Erfüllung gegangene Worte zurief: „In zehn Jahren werden wir Alle franzöſiſche Komödie ſpielen; ich ſag' Ihnen, wir werden noch etwas erleben — **puh!**"

Emil Linden.

Das Univerſitäts-Gebäude in Breslau.

Das Breslauiſche Univerſitäts-Gebäude, an dem Oderthore belegen, ward von 1728 bis 1736 erbaut. — Daß in Breslau eine Univerſität entſtände, hatte der Magiſtrat der Stadt in den Zeiten, wo die Stadt faſt reichsſtädtiſche Rechte und Kräfte beſaß, oft gewünſcht, ſelbſt nachgeſucht. Doch immer ward es wieder hintertrieben. Die Jeſuiten brachten endlich unter Kaiſer Leopold I. es dahin, daß eine, aus zwei Fakultäten, der katholiſch theologiſchen und der philoſophiſchen, beſtehende Univerſität in Breslau begründet wurde. Der Stiftungs-Brief iſt vom 21. Oktober 1702. — An der Stelle des Univerſitäts-Gebäudes



ſtand früher ein Stall. Jenes ward nach modern-italieniſchen Muſtern errichtet. Es iſt ein ſchmales, langes palaſtähnliches Haus, das nur als Theil eines größeren Ganzen, das beabſichtigt war, erſcheint. Das Thürmchen in der Mitte iſt die Sternwarte. In dem erſten Stockwerke des weſtlichen Flügels, welchen man hier ſieht, liegt die Aula Leopoldina, ein ſchöner Saal, mit zahlreichen, obwohl nicht ausgezeichneten Fresko-Gemälden und vielen Statuen verziert, der bei größeren Muſik-Aufführungen etwa 1500 Zuhörer und ein Orcheſter von 300 Perſonen aufgenommen hat. Ueber ihm im zweiten Stockwerk liegt ein eben ſo großer Saal, darin das zoologiſche Muſeum ſich befindet. Ein Fechtſaal, und ein hübſcher, jetzt mit einer Orgel gezierter kleinerer Muſikſaal liegen im Erdgeſchoß. Die Auditorien, welche neben einander im erſten und zweiten Stockwerk liegen, ſind hell und geräumig; überhaupt dürfte jetzt, wenn Bonn ausgenommen wird, keine Deutſche Stadt ein ſchöneres Univerſitäts-Gebäude haben.

Um noch das übrige Geſchichtliche nachzuholen iſt zu erwähnen, daß auch nach der Aufhebung des Jeſuiten-Ordens (1776) die weſentliche Einrichtung der Univerſität, die 1803 ihr Jubiläum feierte, dieſelbe blieb, bis 1811 ihre Vereinigung mit der Frankfurter hohen Schule geſchah, die Univerſität hat jetzt fünf Fakultäten, und iſt im Beſitz vieler wichtiger wiſſenſchaftlicher Inſtitute, für deren Ausſtattung fortwährend fleißigſt und freigebigſt geſorgt wird. A. Kahlert.

Carneval.

Das Wort Carneval entſtand bekanntlich aus den lateiniſchen Worten carne vale — Fleiſch, fahr dahin! — und eigentlich war es darauf abgeſehen, daß die böſen fleiſchlichen oder ſündlichen Lüſte zu gleicher Zeit möglichſt ihren Abſchied erhalten möchten. Der Menſch ſoll da, um mit einem alten Dichter zu reden, „in ſich gucken, nicht in ſich ſchlucken.“ Indeß hat man der Reu eine Frey-Zeit voraus geſchickt und die Faſttage werden durch Feſttage eingeführt. Ehrlich geſagt, wer in der Fröhlichkeit fromm iſt und in der Frömmigkeit fröhlich, ſcheint uns nicht übel zu thun; aber Beides gehört allerdings zuſammen, und man braucht dazu nicht auf Carneval und Faſtnacht zu warten.

Das gebotene Faſten ſtammt aus dem Morgenlande, und man könnte ſagen, es gründe ſich auf homöopathiſche Diät. Die Prieſter, welche ehemals zugleich die Aerzte waren, wollten ſich ihre Aemter nützlich erleichtern, ſie hielten in jener heißen Zone für nöthig, das ausgleichende Faſten zu einer Religionsſache zu erheben, und da viel Böſes aus verdorbenem Magen entſteht,

saur

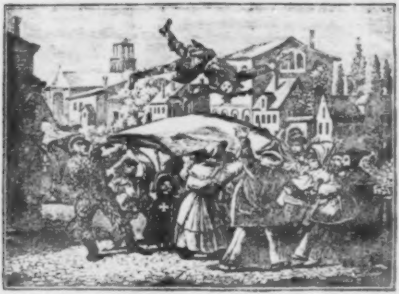
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GÖBITZ,F.W. FN. 06982/006

läßt ſich annehmen, daß **Faſtenkuren zu allen Zeiten manches** Böſe verhindert haben.

Die Faſtenzeit der Chriſten, bei den katholiſchen Brüdern noch im Gebrauch, fällt 40 Tage vor dem Charfreitage und bezieht ſich wahrſcheinlich auf unſres Heilandes vierzigtägiges Faſten in der Wüſte. Etwas mehr darüber findet ſich in unſerm „Volks-Kalender für 18[illegible]“ in dem Aufſatz: „die chriſtlichen Feſte.“

Das Beginnen der Faſten wurde im Jahr 600 vom Papſt Gregor dem Großen auf den von ihm ſogenannten Aſchen- oder Aſchermittwoch (in Erinnerung an Buße thun in Sack und Aſche) geſetzt; ihm geht die Faſtnacht voran, die um zwölf Uhr ihr Ende und den Anfang der Bußzeit erreicht. Da legen nun vor dem Faſten Viele im Magen erſt ein Magazin an und ſprudeln vor der Buße allen Muthwillen aus ſich heraus; in etwaiger Ermangelung deſſelben laſſen ſie doch wenigſtens muthwillig mit ſich ſpielen. — Das Carneval in Italien war ſonſt berühmt, jetzt findet man es wären ſehr matte Späße, die ſich da wiederholen, indem man ſich meiſt auf ein Bewerfen mit wohlfeilen Süßigkeiten beſchränkt, wenn nicht gar ein gemeiner Schabernack mit minder angenehmen Materialien getrieben wird. Von dem Carneval in Cöln hat neuerdings nichts Gutes verlautet, doch iſt es ſo ſchlimm nicht und ſteht jetzt geiſtig wenigſtens höher als das italieniſche Carneval, das, außer der Altersſchwäche, noch manchen kranken Zuſtand an ſich trägt. Jedenfalls bringt es doch wenigſtens den niederen Ständen das Vergnügen ein, für eine Weile ſich den Höheren gleich ſtellen zu können, und wie dieſe Zeit eine Vererbung der römiſchen Saturnalien iſt, ſo erinnert ſie doch auch an das Gute der letzteren, bei denen Herren und Diener in gleiche Rechte traten, um die Freiheit und Gleichheit aller Menſchen unter der Regierung des Saturn — in der ſogenannten goldnen Zeit — für Augenblicke zu erneuern.

Das Luſtigſte von den Carnevals-Späßen iſt gewöhnlich deren Kehraus, wie man ihn in allen ſüdlichen Ländern veranſtaltet, wo das Carneval auf offener Straße ſein Lokal findet. Da wird ein Harlekin aus Lappen zuſammen geflickt und am Aſchermittwoch förmlich zur Ruhe gebracht, nachdem man zuvor guten und ſchlechten Witz an ihm ausgelaſſen hat. Gewöhnlich trägt man ihn im langen Maskenzuge auf einem großen Stück Leinwand; von Zeit zu Zeit wird er geprellt wie einſt Sancho Panſa, und wenn er nun hoch in die Luft fliegt, und dann wieder aufplumpt auf das ſtraff gehaltene Leinentuch, dann jubelt Alt und Jung. So drängt und jauchzt der Zug weiter bis an den beſtimmten Ort, wo nun Harlekin entweder den Tod durch Feuer erleidet, oder durch Waſſer, mit einem Stein um den Hals. Nach dieſem letzten Akt muß Jeder wieder vernünftig ſcheinen, und nun wird oft der rückkehrende Zug einem Leichengefolge ähnlich. Wir haben hier ein Bild von ſolchem Kehraus — ſon-

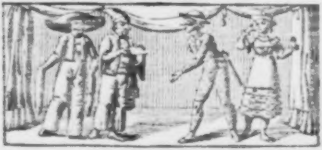


man aber nicht ſagen, ob unter den Masken auch Leute ſich befinden, die, wenn ſie ihre Vermummung von ſich thun, aus Luſtigen zu Tieftraurigen werden, weil ſie ihre Habſeligkeiten, des Carnevals wegen, nach dem Leihhauſe brachten. Da ſo Etwas in Deutſchland zuweilen paſſirt, wird es in andern Ländern auch nicht fehlen; uns aber gefällt freilich ein ehrlicher deutſcher Bürgersmann beſſer, der für ſolche Gelegenheiten das Verschen hat:

„Ich mache nicht für Luſt mir Laſt,
Bewahre ſtill mein Geld im Kaſten:
Durch Leichtſinn wär' es bald verpraßt
Und dann müßt' ich — gezwungen faſten.“

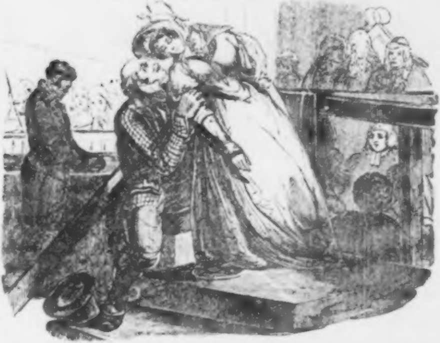
Da ſich hier noch ein Plätzchen findet, ſey es benutzt zu einer Harlekinaden-Scene, bei der die vier italieniſchen Hauptmasken ſich zeigen.

Th. Daun.



Marie Fenwick.

(Wahre Geſchichte aus dem Volksleben.)



Auf dem Markte zu Berwick ſah man oft ein ſehr hübſches Mädchen bei einem Vorrath von Gemüſen, Butter und Eiern flink und freundlich beſchäftigt, und um ſie her ſtanden viele Käufer und Käuferinnen, denen leicht anzuſehen war, wie ſehr das Mädchen mit ihrer treuherzigen Weiſe, ſtrengen Sittlichkeit und eben ſo ſtrengen, aber redlichen Rechnung Allen gefiel. Es war Marie Fenwick, die Tochter eines Pächters in der Nähe der Stadt. Ihr Vater hatte viel Sorge und Mühe nöthig, um neben dem ſchweren Pachtzins noch das Sümmchen zu erübrigen, das er zum Unterhalt für ſich und drei Kinder bedurfte. Seine gute Frau ließ der Himmel lange auf dem Krankenlager, ehe er ſie zu ſich nahm, ſo daß der Pachter, da Marie noch nicht herangewachſen war, mehr als ſonſt fremde Hülfe herbeirufen und obenein viele Schillinge für die immer gehoffte Geneſung ſeines wackern Weibes zahlen mußte, bis deren Begräbniß auch noch Koſten machte. So gerieth er in Schulden, die, ob auch die Summe Vielen gering genug erſcheinen mochte, ihn ſehr drückten. Nun wuchs Marie aber recht gedeihlich heran und der häusliche Sinn der Mutter war über ſie gekommen, ſo daß ſie bald der Wirthſchaft mit jugendlicher Rüſtigkeit nachhalf. Der alte Fenwick hatte in ſeiner Jugend auch Manches gelernt und dies brachte er ſeinen Kindern bei, ſo daß dieſe gebildeter waren, als ſie es geweſen ſeyn würden, hätten ſie nur den kärglichen Unterricht des engliſchen Dorfſchulmeiſters genoſſen.

Es konnte nicht fehlen, daß die hübſche Marie Fenwick, wenn ſie die Erzeugniſſe der Pachtung auf dem Markt verkaufte, die Augen der Berwicker Stutzer auf ſich zog, die indeß gar nicht einzuſtimmen wußten, wenn man in der Stadt von Mariens Trefflichkeit ſprach; die jungen Herren nannten ſie ſchnippiſch und trotzig. Unter ihnen befand ſich auch Richard Manſel, der Sohn rechtſchaffener, auch nicht unbemittelter Eltern, die aber an Richard ſich ihren Gram aufgezogen hatten. Er war ohne rechten Trieb zur Arbeit, aber voll Luſt zu leichtſinnigen und noch ärgern Streichen; die Eltern hatten ihn deshalb von ſich entfernt und er ſtand als Kaufmannsdiener in einem bedeutenden Handlungshauſe. Dieſer Richard kam auch öfter in recht artiger Zudringlichkeit zu Mariens Marktſtätte, und da ſie ihn nichts weniger als zuvorkommend behandelte, ſo wurde bei dem jungen Mann das Herz immer heißer, ſo daß er zuletzt ſeinen Eltern erklärte: er könne und wolle nicht leben, wenn Marie Fenwick nicht die Seinige würde. Nun war Richard im Aeußern von der Natur wohlwollend genug bedacht, dies und die Unverdroſſenheit, mit der er ſich um ſie bemühte, hatten endlich bei Marien eine Neigung erweckt, mit der ſie zwar kräftig kämpfte, weil ſie den ſchlimmen Ruf des jungen Mannes wohl kannte; aber eben an dieſem ſchlimmen Ruf ſchärfte ſich auch ihre Neigung in dem Gedanken: daß Richard gewiß nicht verloren gehe, wenn er ſich an ein treues Herz halten könne.

So im geheimen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, geſchah es, als ſie ſich einſt vom Markte heim wandte, daß ſie mit ihrem Grauchen, dem die Körbe aufgepackt waren, an dem Hauſe vorüber mußte, wo Richard's Eltern wohnten, und ihre Augen thaten einen einzigen Blick dorthin. Da war es ihr, als ſähe ſie ſeine Mutter weinend am Fenſter ſtehen; erſchrocken wandte ſie den Blick zu Boden, hörte aber bald eilende Tritte hinter ſich, ſah ſich bald von Richard's Vater angehalten, der ſie flehentlich bat, einen Augenblick in ſein Haus zu treten; denn er wolle nicht leugnen, daß er heut ſehnlich gewartet, bis ſie vorüber käme, und ſie werde alten, tiefgebeugten Eltern ein Geſpräch der Beruhigung nicht verweigern. Wie mit Purpur übergoſſen ſtand Marie — war es Schreck, Verwirrung oder Hoffnung? wer mag's mit einem Wort ſagen, was in dem Mädchen vorging. Ihre erſte That war indeß offenbar ein Anſchicken zur Flucht, der alte Manſel aber zog ſie halb mit Gewalt, halb mit beſchwichtigender Rede zurück ins Haus, ins Zimmer, wo ſie neben der

Mutter auch Richard fand. Zu Mariens Füßen ſinkend, überſtürzten ſich von ſeinen Lippen die glühendſten Betheuerungen und Schwüre der Liebe, und die Eltern ſprachen dazwiſchen von ihrer Ueberzeugung, ihr Sohn werde ſich an ihrem ſo ehrenwerthen Ruf, an ihrer Hand aufrichten zur Stetigkeit im Guten und ſie den Segen gewinnen, einer ganzen Familie den Frieden gebracht zu haben. Marie ſtand da, ſo betroffen, daß ſie nur unter Thränen entgegnen konnte: „Ich will's meinem Vater vertrauen!" und jetzt wieder erſtarkt, war ſie zu einem näheren Verſprechen durchaus nicht zu bewegen.

Kaum zu Hauſe angelangt, warf ſie ſich weinend an des Vaters Bruſt und erzählte, wenn auch nur mit halben Worten, was ſich mit ihr begeben. Der alte Fenwick ſchüttelte bedenklich ſein greiſes Haupt und ſagte: „Mir gefällt der Richard nicht! Wer ſo früh mit der Sünde verkehrte, der wendet ſich gar zu gern von grader Straße wieder zu den ihm behaglichen Irrwegen." Es währte aber gar nicht lange, da kam Richard mit den Eltern auf die Pachtung und der alte Fenwick ſah ſcharf genug in Mariens Herz, ſo daß er gegen die Beſtürmung zuletzt mit dem ruhigen Wort nicht mehr aufkommen konnte, und Marie wechſelte bald danach mit Richard den Verlobungsring.

Richard Manſel erklärte ſich nun für den dieſſeits glücklichſten Menſchen auf Erden, gab ſich auch eine Weile den Anſtrich der Beſſerung, und vor Allem wollte er die Hochzeit beeilt wiſſen, wogegen Marie ſich ſträubte, bis ſie ſpäter nachgab mit folgender Bedingung: „Richard, Dein Unglück waren bisher beſonders Kartenſpiel und Würfel; ein halbes Jahr haſt Du zu meiner Freude beide gemieden; thu' es noch ein halbes Jahr, dann will ich mich Dir vertrauen, bis der Tod uns trennt." Richard murrte zwar ein wenig, doch fügte er ſich in Mariens Ernſt und meinte hochfahrend: „Wer einmal ſo lange die Verführung von ſich gewieſen, ſey gegen ſie gewaffnet." Aber Schelme, ſagt das Sprichwort, halten's bei der Ehrbarkeit nur aus, wenn ſie ſchlafen. Nicht undeutlich ergab ſich bald aus ſeinem Betragen, daß er ſich, wie er in ſeinen Gedanken meinte, für zu hoch ſtehend anſah, um Hofmeiſtereien zu dulden; auch hatte er ſchon Dies und Jenes an Mariens Schlichtheit auszuſetzen, und wollte raſch eine Stadtdame aus ihr machen; dem Allen widerſtand Marie, ward aber nachdenklicher. Nun kam eine neue Geſellſchaft von Spielern nach Berwick, Richard vergaß ſeines Worts, ſpielte und verlor den größten Theil des Geldes, das ſeine Eltern ihm zur häuslichen Einrichtung gegeben hatten. Marie erfuhr es, ward aber dennoch gerührt von Richards Bitten, die er in Schmerz und Verzweiflung ausſprach, ſie verzieh ihm — war aber nach wenigen Wochen in derſelben Lage. Unter Thränen und Seufzern verlebte ſie ihre Tage und wurde das Verhältniß zu dem Leichtſinnigen aufgegeben haben,

Univ.
Mün.

wenn nicht ſeine alten Eltern mit ihrem Kummer ſtets wieder dazwiſchen gekommen wären, und dieſe hatte ſie ſehr lieb gewonnen.

In der letzten Zeit war Marie nicht mehr auf den Markt gezogen — denn dagegen hatte Richard gleich Anfangs, ſelbſt mit eiferſüchtiger Gluth, ſich aufgelehnt; einer ihrer Brüder, der nun kräftig und Landwirth genug war, übernahm dies Geſchäft. Doch zagte Marie immer, wenn er zurückkehrte, denn immer brachte er ſchreckende Nachrichten über Richard mit, der auch ſchon viel ſeltener ſie zu beſuchen kom. Deshalb war es Marien ganz recht, daß der alte Fenwick, da der Schulmeiſter des Dorfes ſtarb und Jenem deſſen Stelle angetragen wurde, ſie annahm; ſie bezog nun mit dem Vater das Schulhaus und theilte ihre Sorge zwiſchen Vater und Brüder.

Zu allen üblen Nachrichten über Richard verlautete nun auch noch, daß er in das Netz einer jungen Schauſpielerin gefallen ſey, mit der er ſich ſchon weit verſtrickte, ſo daß es hieß: er wolle ſie heirathen und Schauſpieler werden. Da gab es nun allerdings heftige Auftritte, wenn Richard ja zuweilen noch im Schulhauſe einſprach, und der alte Fenwick für den Gram ſeiner Tochter das Wort nahm. Sichtlich ward es auch, daß Richard nur kam, um Gelegenheit zu ertrotzen, daß Marie ihm ſein Wort zurückgäbe, und er der geſetzlichen Entſchädigung nicht verfalle.

Zu der Zeit erkrankte Richards Mutter und Marie ging öfter, wenn ſie irgend von Hauſe abkommen konnte, nach Berwick, um jene zu pflegen und zu tröſten, obwohl ſie des Troſtes ſelber ſo bedürftig war. Nach einem ſolchen Gange zur Stadt kam ſie einſt ſehr ſpät in höchſter Aufregung zu ihrem Vater heim; bald darauf, es war ſchon gegen Mitternacht, wurden die Brüder nach dem Schulhauſe gerufen und am andern Morgen begleitete der alte Fenwick ſeine Marie nach dem Poſtgebäude in Berwick, gab ihr ſeinen Segen mit den Worten: „Lerne vergeſſen und ſey ſo glücklich, wie Du es verdienſt!“ — und in wenigen Minuten war ſie auf dem Wege nach London.

Sie hatte dort einen Oheim, der ihr eine Stelle im Hauſe des Lord T** verſchaffte, wo ſie über die jüngeren Kinder die Aufſicht führte. Auch hier war ſie bald ſo beliebt, daß der Lord, dem der Poſten eines Gouverneurs in Indien übertragen wurde, ſagte: es würde ihn und ſeine ganze Familie herzlich freuen, wenn ſie ſich entſchließen könne, mit ihnen zu reiſen. Marie willigte ein, wenn ihr Vater es zugeben wolle, und dieſer that es, freilich mit Schmerz, doch auch mit dem Troſt, daß es ihr ja wohlgehe im Hauſe des Lords. Die Abfahrt nach Indien verzögerte ſich indeß wegen ungünſtigen Windes; man wartete von Tage zu Tage, aber noch immer vergebens. Da empfing Marie von Hauſe einen Brief, den ſie in Schrecken und Thränen las.

Richard Manſel war angeklagt, vor längerer Zeit einen falſchen Spieler, der ihm ſein Geld abnahm, ermordet zu haben. Jack Osborne — ſo hieß dieſer Spieler — gerieth mit Richard damals in Streit, das wußte man, es kam ſogar zur Schlägerei. Da indeß Jack Osborne bald darauf verſchwunden war, glaubte Jeder, er habe ſich zu ſeinen Ränken einen andern Ort erwählt und Niemand kümmerte ſich weiter um den Taugenichts. Es kamen aber Frager nach ihm, es wurde ausgemittelt, daß Berwick der letzte Ort geweſen, wo man ihn geſehen, und in der Unterſuchung ſollte ermittelt ſeyn, daß Richard Manſel der Letzte war, der mit Jack Osborne geſprochen, und in Heftigkeit geſprochen habe. Dazu fand man bei Richard ein Paar Piſtolen, die als ſonſtiges Eigenthum Jack's erkannt wurden, und die Ausſage: er habe ſie von Jack Osborne als Zahlung einer Spielſchuld empfangen, fand keinen Glauben.

Nachdem durch die eingeleitete Unterſuchung der Vorfall Stadtgeſpräch geworden, traten zwei Männer auf mit dem Zeugniß: ſie wären am Abend des Tages, wo man Osborne zuletzt geſehen, außerhalb der Stadt an einem Gebüſch vorübergegangen, hätten ein Schreien und Geſtöhn gehört, da es aber plötzlich ſtill geworden, hätten ſie ſich nicht weiter darum gekümmert, weil ſie ohnehin Eile zu ihrem Geſchäft nöthig gehabt. Bei der Nachſuchung fand ſich Osborne's Leichnam, an dem, wegen des trockenen Bodens, in welchem er eingeſcharrt lag, die Kleider faſt unverſehrt geblieben waren. Und als nun gar ein dritter Zeuge auftrat, ausſagend, er habe am bezeichneten Abend, dem des dreiundzwanzigſten Septembers, in jener Gegend Osborne mit einem Manne geſehen, der ihm Richard Manſel zu ſeyn geſchienen, ſo war es Allen außer Zweifel, daß er der Mörder ſey. Er ſelbſt, da er erkannte, daß dieſe Ausſagen ſein Leugnen überwältigten, begab ſich zuletzt alles Einſpruchs, und nur ſeinem, dem Jammer faſt erliegenden alten Vater machte er endlich, nach ſichtbarem harten Kampfe, das Geſtändniß: Marie Fenwick allein könne ſeine Unſchuld darthun; er wolle aber lieber ſterben, als der von ihm ſo vielfach Gekränkten noch einmal gegenüber ſtehen; auch habe ſie, ſetzte er hinzu, England längſt verlaſſen und ihn ereile die Strafe für ſeine Untreue.

Der Brief, den Marie erhalten, war von dem Vater Manſel. Kaum daß ſie ihn geleſen, ſtürzte ſie zu Lord T**, vertraute ihm das Nöthigſte und dieſer ſelbſt machte Anſtalt, daß ſie ſo eilend als möglich in Berwick eintreffen konnte. Tages nach ihrer Ankunft erſchien ſie vor Gericht, geführt von ihrem alten Vater, und wie ſie an die Schranken trat, erhob ſich ein Gemurmel des Staunens: ſie war ſchöner noch als zuvor und hatte an edler Haltung gewonnen. Doch wie ſie ſprechen wollte, vermochte ſie es nicht: ihr Blick hatte entdeckt, daß neben ihr Richard ſtand, in tiefer Niedergeſchlagenheit, die Hände vor ſich hin gefaltet. Sie hob die Blicke zu Gott hinauf, man ſah es, daß ſie Stärkung ſuche im Gebet, und dann ſprach ſie mit feſter Stimme: „Richard Manſel kann zur angegebenen Zeit Jack Osborne nicht ermordet haben, da er eben in dieſen Stunden ſich mit mir auf der Straße nach S** getroffen, an der entgegengeſetzten Seite von Berwick.“

„Und woher wißt Ihr ſo genau die Stunde, und wie wollt Ihr uns überzeugen, daß Ihr Euch nicht irrt? Euer Wort allein kann hier nicht genügen!“ ſprach der Staats-Anwald.

Marie Fenwick ſchwieg einen Augenblick, ein ſchmerzlicher Kampf ging in ihr vor, fieberhaft hob ſich ihre Bruſt. Dann zog ſie raſch ein kleines Taſchenbuch aus ihrem Buſen, reichte es dem Anwald und ſprach mit bebender Stimme: „Leſet, wo ich gezeichnet habe!“ Es war ein älteres Bändchen ihres Tagebuchs, worin ſie eben nicht die Begebenheiten jedes Tages, wohl aber die für ihr Leben wichtigſten einzutragen pflegte. Der Anwald las:

„Der dreiundzwanzigſte September — es war der härteſte Tag meines Lebens und Gott möge helfen, daß ich dies einſt mit Ruhe leſe. Ich war nach Berwick gegangen, um Richards Mutter einige Arznei zu bringen und mit ihr zu ſprechen, daß ſie ſich nicht ganz verlaſſen fühle auf ihrem harten Krankenlager. Ich blieb bis gegen acht Uhr Abends, ich konnte mich nur ſchwer von ihr trennen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, und ich beeilte mich, die Heimath zu erreichen. Da ſtand plötzlich Richard vor mir, der mich ſonſt zu begleiten pflegte, ſich aber nach und nach immer weniger um mich bekümmert hatte. Jetzt hielt er mich auf, ſagte mit den bitterſten Worten, daß er mich gar nicht zur Frau haben möge, und forderte von mir den Verlobungsring. Ich hatte Faſſung genug, ihm zu antworten: „Ich erhielt dieſen Ring Angeſichts deiner Eltern und meiner Familie; nur vor dieſen Zeugen werde ich ihn zurückgeben.“ Er wurde wüthend, drohte, und bat dann wieder, Alles durcheinander, ſo daß unſer Geſpräch ſich in die Länge zog, da ich noch einmal ihm in's Gewiſſen redete. Er gerieth ganz außer ſich, und weil mich Angſt befiel, ſuchte ich ihm zu entkommen; er aber verfolgte mich, ſchlug nach mir, wenn er mich erreichte, und ich ſtrengte alle Kräfte an, mich vor ihm zu retten; bald jedoch fühlte ich mich ermattet, er holte mich ein, umfaßte mich gewaltſam. Eine Weile mag ich mit ihm gerungen haben, dann ſank ich ohnmächtig hin. Als ich wieder erwachte, war ich allein, der Ring mir genommen; ich erholte mich, hörte von unſrer Thurmuhr zehn ſchlagen und erkannte, daß ich in der Nähe unſres Dorfes war. Sobald es meine Kräfte erlaubten, ſtürzte ich nach Hauſe, ſank zuſammen in den Armen meines guten Vaters, deſſen Warnungen ach! nur zu hart in Erfüllung gegangen waren. Ich armes, unglückliches Mädchen! — Doch Gott wolle Richard vergeben und ihn auf beſſern Weg leiten.“

Marie veränderte, während der Anwald las, mehrmals die Farbe und ſie wäre umgeſunken, hätte nicht ihr Vater im rechten Augenblick die Sinkende unterſtützt. Als nun der Anwald ſchwieg, brachen unter den Richtern und der ganzen Verſammlung Worte der Rührung und Bewunderung aus. Man harrte, bis die ſo ſchwer Mißhandelte wieder einige Haltung errungen hatte, dann ſprach der Anwald mit unterdrückter Bewegung: „Marie Fenwick, das iſt ein vollkommenes Alibi und ſpricht Richard Manſel frei von der gegen ihn erhobenen Anklage. Ihr ſelbſt aber ſeyd von ihm mißhandelt, und ich frage Euch demnach, ob Ihr Euer Recht in Anſpruch nehmen wollt?"

Marie entgegnete mit Wehmuth: „Nein! Richard Manſel hat doch eher ſterben wollen, als daß er mich hier ſähe, mit dieſem Geſtändniß hier ſähe. Ich bitte Gott, er möge dies eine Erſchütterung ſeyn laſſen, in der er endlich den Weg der Reue und Beſſerung feſthält; ich habe ihm von ganzem Herzen vergeben."

Im lauteſten Jubel des Entzückens ward Marie Fenwick nach dem Hauſe ihres Vaters begleitet und bis zu ihrer Abreiſe beeiferte ſich Jeder, ſich zu ihr zu drängen, ihr Alles anzubieten, was ſie möge oder bedürfe. Mit ſtiller Dankbarkeit erfreute ſie ſich der allgemeinen Theilnahme, Wünſche hatte ſie nicht.

Unter denen, die aus dem Gerichtsſaal ihr gefolgt waren, befand ſich auch ein junger Mann, ein Landgeiſtlicher dem Anſehen nach; er hielt ſich von fern, ſchien keines Worts mächtig, doch verwandte er kein Auge von Marien, und nur, als ſie Allen gedankt und geäußert hatte: ſie reiſe noch in dieſer Nacht zurück, da ihr Gebieter, Lord T**, ihretwegen ſeine Reiſe nach Indien aufgeſchoben habe, war der junge Mann plötzlich verſchwunden.

Marie kam in London an und als ſie in des Lords Haus trat, ſtand jener junge Mann vor ihr und bat, den Blick zu Boden geſenkt, ſie möge ihm behülflich ſeyn zu einer Audienz bei Lord T**, der, großer Geſchäfte halber, von einem Fremden ſich nicht wolle ſprechen laſſen. Marie hatte ihn daheim bemerkt und erkannte ihn nicht ohne Verlegenheit wieder. In dem Augenblick kam ihr Lord T., von ihrer Wiederkehr erfreut, mit der ganzen Familie entgegen, und der junge Mann ſtand mitten darunter, ſo daß endlich der Lord aufmerkſam wurde und ſich ſeinetwegen erkundigte. Der Fremde nahm das Wort und ſprach: „Ew. Herrlichkeit, ich habe eben Marie Fenwick erſucht, mir den Weg zu einer Audienz bei Euch zu zeigen!" Der Lord ſah bald auf ihn bald auf Marien, die vor dem zweifelhaft fragenden Blick erröthete, und trat dann mit dem jungen Mann in das Sprechzimmer. Kurz darauf ließ der Lord Marien rufen; er war allein. „Es ſcheint Gottes Wille nicht", ſprach er, „daß Ihr uns nach Indien begleiten ſollt. Der hübſche Fremde, jüngerer Sohn aus einem achtbaren Hauſe, kommt nur Euretwegen, will Euretwegen mit nach Indien; indeß dächte ich, da ſeine Perſon

nd ſeine ihn reichlich ernährende Pfründe ſehr annehmbar ſind,
hr ſchenktet ihm die weite Reiſe und nehmt es mir nicht übel,
enn ich, bedrängt von meinen eigenen Angelegenheiten, ſo gradezu
it Euch ſpreche; denn ich halte den Antrag des jungen Mannes
ir eine vom Himmel geſandte Vergeltung Eurer ſchweren Trüb-
le.“ Marie ſchüttelte ſchmerzlich ihr Haupt und geſtand auf-
chtig: daß jeder Gedanke an eine Heirath ſie erſchrecke. — Der
nge Mann, Arthur Wallſtone, ging wirklich mit nach Indien;
bewarb ſich dort ſo ausdauernd und innig um Marien, daß
e endlich mit ihm zurückkehrte und als ſeine Gattin in der Nähe
res Geburtsorts ſehr glücklich lebt. Von Richard Manſel aber
at man nie wieder etwas gehört, und der Mörder Osborne's
lieb unentdeckt.

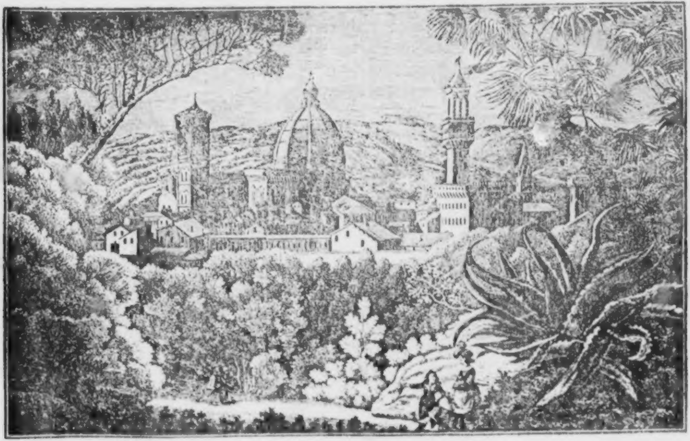
F. W. Gubitz.

Florenz.

Nächſt Neapel iſt Florenz die ſchönſte Stadt Italiens. Sie
iegt in der Nähe der Apenninen und wird durch den Arno in
wei ungleiche Hälften getheilt. Viele Vornehme aller Nationen
erleben hier die ſchöne Jahreszeit, und mehrere davon haben
igene Paläſte für dieſe alljährige Einkehr. Es iſt in einem
leganten Styl der Architektur gebaut und hat ſchöne Kirchen
nd einen großen Reichthum von Kunſtwerken, zum Theil öffent-
iche, zum Theil in Muſeen und Sammlungen vereint. Die
Einzel-Angaben können uns hier nicht intereſſiren, ſind auch in
ielen Werken über Italien zu finden (am beſtimmteſten in „Ita-
ien im neunzehnten Jahrhundert von A. Vieuſſeux“), wir halten
ns mehr an das Lebendige und geben deshalb eine kurze Schil-
erung über das Volk, aus dem Jahre 1835.

Es unterſcheidet ſich jetzt weder in Tracht noch Sitten ſehr von den Bewohnern irgend einer Hauptſtadt Europa's. In den Hauptſtädten und durch dieſelben verwiſcht ſich ſtets am erſten der Typus verſchiedener Nationalität, weil hier, mehr als dies auf dem Lande und in den Provinzſtädten der Fall ſeyn kann, ſich Alles täglich und lebhaft Mann an Mann und Volk an Volk reibt. Phyſiſch betrachtet kann man die Bewohner von Florenz nur loben. Sie ſind nicht groß, aber zeigen einen ſchönen Bau in ihrem leichten Gange. Im Allgemeinen ſind ſeine geſchmackvoll gekleideten und anmuthig ſich bewegenden Frauen und Mädchen auch recht hübſch.

Die toscaniſchen Bauern haben ihre eigenthümlichen Sitten beibehalten. Sie lieben die von ihren Vätern überkommene Lebensart und trachten nicht, daran etwas zu ändern oder einen andern Stand zu ergreifen. Nur höchſt ſelten ſieht man einen jungen Mann vom Lande den Pflug mit der Feder oder dem Pinſel vertauſchen. Die ſeltenen Ausnahmen davon macht ein



frommer Beruf oder irgend eine Laune oder Berechnung, welche man dafür ausgiebt oder annimmt.

Die Landleute ſind groß und ſtark. Sie ſehen ziemlich hochmüthig und trotzig aus, aber nur ſo lange, bis man irgend einen leichten Dienſt von ihnen verlangt. Die Frauen würden für ſchön gelten, wenn ſie nur etwas größer wären. Der charakteriſtiſche Zug aller Frauengeſichter dieſes Landes iſt ein Augenpaar ſo ſchwarz und ſo ſchön, wie man es nicht leicht anderwärts wiederfindet. Das weibliche Geſchlecht bewegt ſich in höchſt anmuthigen und harmlos lockenden Manieren, wie ich es noch nirgends geſehen. Sagt man ihnen nur ein verbindliches Wort, beſchenkt man ſie für irgend einen Dienſt mit der geringſten Kleinigkeit, ſo wird man ſogleich mit einem Handkuß belohnt, ohne daß die niedlichen Dingerchen an irgend eine ſklaviſche Unterthänigkeit dabei dächten. Es iſt vielleicht nur ein Beweis von Hochachtung oder lediglich ein Ausbruch angebornen ſehr lebhaften Dankgefühls.

An allen Tagen, an welchen ſie einige Sorgfalt auf ſich zu verwenden Zeit haben, iſt ihre Kleidung ſehr elegant, ihrer angebornen zierlichen Koketterie, ihrem ganzen neckiſch lockenden Weſen anpaſſend. Ueberall ſuchen ſie die Augen auf ſich zu ziehen und zeigen ſich nicht wenig eitel für jeden Blick, den man ihnen zuwirft. *)

Die Bäuerinnen im Thal des Arno beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Flechten des Zeugs für die berühmten Strohhüte. Das dazu verwendet werdende Stroh kommt von einer Weizenart, die man auf ſehr magern Bergboden mit aller Vor-

---

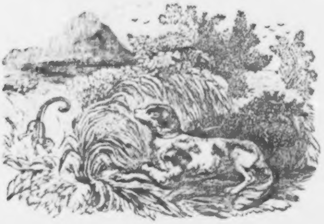
*) Zu Florenz ſieht man, dem von den höhern Ständen am zahlreichſten beſuchten Kaffeehaus gegenüber, eine dieſer Bäuerinnen, welche für den Typus dieſer ländlichen Schönheit und Koketterie gelten kann. In einer Hand hält ſie einen Korb voll Blumen, in der andern einen Straus, Jedem bietet ſie davon an und giebt Jedem, ohne je den Preis dafür zu beſtimmen. In die vorüberfahrenden Kutſchen wirft ſie Sträuße, ohne daß irgend einmal Jemand anhielte, um ſolche ihr zu bezahlen. So hat ſie ſtets laufende Rechnung mit der ganzen Stadt und kommt dabei ſo wenig zu kurz, daß ſie bereits am Florentiner Thor einen ſehr hübſchen Garten ſich erübrigte. Aber ſie verſteht auch ihre Blumen mit ſo viel Anmuth zu verkaufen, und weiß für jede Gabe ſo allerliebſt zu danken, daß die ganze Welt ſich für ſie intereſſirt. Dieſe ſchöne Guiſeppa hat wirkliche Bedeutung erlangt. Man ſpricht allerwärts von ihr, man ſucht ſie zu ſehen, macht ihr ordentlich den Hof, ſcherzt mit ihr. Sie weiß ſtets mit Feinheit dabei ſich zu benehmen.

Trotz aller Schönheit und anſcheinenden Koketterie ſoll Guiſeppa ſehr tugendhaft ſeyn.

ſicht und nach beſtimmten Regeln ſo pflanzt, daß die Halme für dieſen Gebrauch wachſen. Ganze Schaaren dieſer Arbeiterinnen ſieht man eifrig beiſammen, mit keinem Blick ihre Arbeit betrachtend, ununterbrochen plaudern, lachen und ſchäkern, und dennoch dieſe delikaten Geflechte ziemlich ſchnell von der Hand bringen.

Mit dieſem Induſtriezweig gewinnt das toscaniſche Landvolk jährlich im Durchſchnitt 4 bis 5 Millionen Franken. Der toscaniſche Landmann iſt ſehr arbeitſam und Jahr aus Jahr ein täglich beſchäftigt. Beſchwerlich wird ſeine Arbeit im Winter durch die ſcharfe Kälte auf den Apenninen, im Sommer durch die alles überwältigende Hitze. Die Natur des Bodens und der Pflanzungen läßt den Gebrauch der Thiere nur ſelten zu; Alles muß mit des Menſchen Händen gemacht werden. Daher nehmen auch Männer wie Frauen und ſelbſt die Kinder raſtlos Theil daran. Alle trotzen mit gleicher Emſigkeit der Hitze, wie der Kälte, ohne irgend einen andern Schutz gegen beide, als ihre Strohhüte und ihre leichten Leinwand-Anzüge. Von Strümpfen und Schuhen iſt dabei nie die Rede, ſie werden nur als ein Sonntags- oder Feiertagsſchmuck betrachtet.

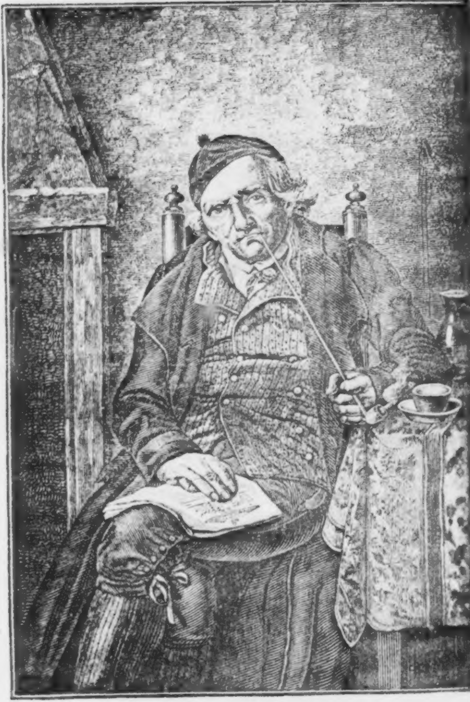
Wachtelhund und Chamäleon.



Ein Wachtelhund lebt' in's Gelag hinein,
Genoß als Günſtlingsthier der Pflege
Von ſeinem Herrn und meint': es muß ſo ſeyn,
Und daß in mir ich echte Thatkraft hege,
Iſt gar nicht noth! — Er ließ ſich füttern, ſchmeicheln,
Und dankte nur mit allgeprieſ'nem Heucheln. —

Einſt nach der Wieſe ſchlendert er ſpazierend,
Ein Plätzchen ſucht' er in dem Graswuchs aus,
Das beſte wählt er ſich, als ihm gebührend,
Und recht behaglich ward ihm Ohrenſchmaus
Geſang der Vögel und ein jauchzend Schrillen
Der unter Blum' und Buſch verborg'nen Grillen.
Da rauſcht es in dem Schilf; ein Thierlein, wechſelnd bunt,
Und dann auch wieder mit der Erde Hüllen
Faſt gleich, kriecht neben ihm. Der witz'ge Hund —
Denn, mit Erlaubniß, vorlaut ſeyn und ſpitzig,
Das gilt ja heut zu Tag' als auserleſen witzig —
Der witz'ge Hund rief aus: „Chamäleon, ſieh' da!
Wie kommſt du, Kriecher, der Natur ſo nah!
Was trieb dich aus dem Truggeſpinnſt der Stadt,
Vom Hof hinweg, der Masken für dich hat!“
Doch Jenes ſprach: „Aus Mitleid laſſ' dein Spotten;
Ich war einſt hochgeehrt, ich ſtieg empor,
Der Mächt'gen Schwäche lieh mir gern ihr Ohr;
Ich hab's benutzt, das Gute auszurotten,
Und Schlaue ſtimmten an mein Lob im Chor. —
Da hat ein beſſ'rer Geiſt mich raſch verwandelt
In ein Chamäleon, und wechſeln muß ich nun
Das Aeuß're, wie ich wechſelnd ſonſt gehandelt.
Mich ſchmäht die Welt, ſie glaubet recht zu thun,
Und könnt' aus meinem Innern doch erfahren:
Wie ſehr ich allen Schein als Nichts erkannt!
Jetzt mag ich ſtreng mir reinen Sinn bewahren,
Man ſcheut mich doch — ſo bleib' ich hier verbannt.
Mich ſchlägt der üble Ruf, den ich erworben,
Und meine Reue wird nur Spiel genannt,
Denn Jeder wähnt das Gut' in mir erſtorben!“ —
Der kluge Hund wird ſtill; er iſt beſchämt
Und denkt bei ſich: „Du biſt in gleicher Richtung;
Denn deinem rechten Wirken droht Vernichtung,
Weil du zum Speichellecker dich bequemt.
Nach offner That will ich in Zukunft trachten,
Will feſt und rüſtig halten am Beruf,
Und welch ein Loos mir dann die Gradheit ſchuf,
Genügen wird's, kann ich mich ſelber achten!“

F. Wege.



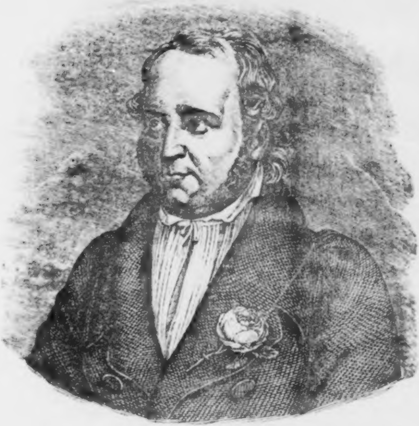
Der politiſirende Schulmeiſter.

Nach einem von Piſtorius gemalten Bilde, das den Kunſtfreunden ſehr behagt, ſehen wir den politiſirenden Schulmeiſter vor uns. Seine gutmüthigen Züge haben ſich in bedenkliche Falten gelegt und was er da in der Zeitung geleſen, geht ihm im Kopf herum, wie man zu ſagen pflegt. Offenbar hat er es mit den jetzigen hochfahrenden Verwirrungen zu thun, und da entwickelt ſich in ihm etwa Folgendes: „Jedes Jahrhundert laborirt an ſeiner eigenen Thorheit und in dem unſrigen nennt ſie ſich Zeitgeiſt, der überall heraus ſprechen ſoll, auch da, wo ein recht ausgezeichneter Narr ſich plötzlich viele Collegen anſchafft, die er vielleicht beſonders unter denen findet, die keinen andern Geiſt in ſich haben, als den deſtillirten. Es iſt ein gut Ding, der Zeitgeiſt, aber in der rohen Macht beſteht er nicht, wie denn überhaupt nichts beſteht, was nicht aus der Beſonnenheit, aus dem Streben der Beſſeren und Begabteren geboren wird. Faſt überall verſchüttet aber der heutige plumpe Zeitgeiſt das Kindlein mit dem Bade; es ſind immer nur einſeitige, eigenſüchtige Rechte, die er mehr mit der Fauſt als dem Verſtande verlangt. Was eine Partei der andern nicht gönnt, fordert jene für ſich, fordert es oft ſo, daß darüber die Menſchlichkeit, die doch die ſchönſte Erwerbung des Geiſtes iſt, zu Grunde geht. Noch haben alle ſtürmiſchen Parteien, die ich mein Lebelang kommen und wieder verſchwinden ſah, viel niedergeriſſen und wenig gebaut. Ihr Licht gleicht dem jenes Dorfſchulzen, der mit der Laterne an der Sonnenuhr ſehen wollte, was es an der Zeit iſt; in allen Dingen ſieht jedoch nur der recht, der zu ſehen weiß, und in allen Dingen ändert nur der glücklich, der den rechten Weg und Zeitpunkt in Acht nimmt, für die Folge zu wirken. Denn ein großes Maaß von Einſicht gehört dazu, um zu erkennen, was in der Zukunft noth thut; die meiſten Menſchen wiſſen das oft für ihren jetzigen Augenblick nicht, und weil ſie's nicht wiſſen, werden ſie heftig, und wähnen ſich vom Zeitgeiſt getrieben, während doch bei ihnen nur der Poltergeiſt ausbricht. Ich meine alſo, es iſt immer gut, das, was die Menſchen für Zeitgeiſt halten, zu kennen, es wäre aber ſündlich, dieſem auch da zu folgen, wo er nur Phantom iſt, und das iſt er jedesmal, wenn er mit roher Gewalt auftritt: denn alles Edle macht ſich in edler Bahn geltend. Es könnte wohl Manches auf Erden beſſer ſeyn, vor Allem Jeder in ſich ſelber; das Beſſere aber mit frechen Worten und ſündigen Thaten bewirken zu wollen, iſt der Inbegriff alles Schlechten."

Ueber ſolchen Betrachtungen war dem guten Schulmeiſter warm; ſein Morgen-Pfeifchen aber war kalt geworden. Er legte es bedächtig hin, um den Reſt für ein ander Mal zu ſparen und ging nach ſeiner Schule, wo er die Religionsſtunde eröffnete, indem er jene Betrachtungen laut fortſetzte in Lehren über den Spruch: „Mein Kind, fürchte den Herrn und auch den König; und menge dich nicht unter die Aufrühriſchen.“ (Sprüche Salomonis C. 24. V. 21.) und dann überging zu dem andern: „Blaſe dem Gottloſen nicht ſein Feuer auf, daß du nicht auch mit verbrenneſt.“ (Jeſus Sirach C. 8. V. 13.) F. Wege.

„Jean Paul“ Friedrich Richter.

Geboren zu Wunſiedel am 21. März 1763, geſtorben am 14. November 1825.



Ueber ſein Leben iſt viel geſchrieben und jedes neuere biographiſche Werk erzählt davon. Wir wollen alſo hier lieber von einem der eigenthümlichſten und ausgezeichnetſten unſerer

Dichter Einiges geben, was ſo ganz aus ſeinem reichen Herzen, aus ſeinen vertraulichſten Augenblicken hervorgegangen iſt. Dazu bietet ſich uns ein kürzlich erſchienenes Buch, das Briefe von ihm enthält („Theaterbriefe von Goethe und freundſchaftliche Briefe von Jean Paul. Nebſt einer Schilderung Weimars in ſeiner Blüthezeit, von Dietmar". Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1835), worin unter anderem Intereſſanten, das im Zuſammenhang geleſen ſeyn will, auch folgende allgemein bezügliche Reflexionen vorkommen:

„Das Unglück der Menſchen iſt, daß ſie einen ſolchen Unterſchied zwiſchen Liebe und Freundſchaft machen, als könne man je etwas Anderes und Schöneres als die Seele lieben. — Glaube mir, es liebt ſich nirgends ſchöner als in dem Herzen, in der Unſichtbarkeit."

„Die rechte Liebe behält für ſich nichts als den Schmerz und giebt nur die Freude."

„Die weiblichen Charaktere ſind gewöhnlich mit ſo vielen Schleiern umwickelt, daß der beſte Schleier iſt, keinen vorzuhängen, und daß verſteckte leichter zu errathen ſind als offenherzige."

„Die Ehe iſt die Reiſe der Liebe, die frühere Zeit nur das grüne, ſaure Blattwerk dazu."

„Die Ehe hat mich vom Briefſchreiben und noch mehr vom Beſuchen ganz zurück gezogen. Ich bin, obwohl ein Dichter, doch ſelig durch meine Gegenwart, da ich ſie von einer Seele empfange, die gar keinen moraliſchen Fehler hat, obwohl andre kleine. Jetzt könnt' ich in der dümmſten todteſten Stadt ausdauern."

„Bruder, die Ehe rottet alle Simultan-Liebe aus; man fragt faſt gar zu wenig nach neuen Weibern, was wieder zu Deutſch iſt."

„Einmal verhoff' ich wenigſtens noch unter Dein Dach zu kommen. Die Vergangenheit ſoll dann, mit einem ganzen Frühling auf dem Kopfe, blühend wiederkehren und uns anſehen und ich werde zu Dir nichts ſagen als: habe Dank und nimm eine Frau. Eine liebende Ehe iſt das beſte Eiſenmittel gegen alle ſchwächende öde Liebe."

Nächſtdem ſchließe ſich hier ein Brief an, den Jean Paul an den Bruder des Profeſſor Karl Philipp Moritz ſchrieb, und der bisher noch in keiner Sammlung erſchienen iſt.

Hof, den 12. Auguſt 1795.

Liebenswürdiger — Fremdling

nenn' ich Sie nicht, da mir Ihr ſchöner Brief und Ihr Geſchlechtsname die Phyſiognomie der äuſſern Geſtalt durch die der innern erſetzen. Wir kennen uns; und ich danke Ihnen für jeden Schritt, den Sie mir entgegen thaten, um mir Ihre warme Hand zu geben und um mich daran in der Weſtmünſterabtei Ihres unvergeßlichen Bruders herum zu führen. Wir wollen dieſe zerbrechlichen Ruinen ſeines entflohenen Daſeins bewahren — ach, auch dieſe fallen zuſammen. Wie ſchnell folgen die Zerſtörungen im Menſchen hinter einander! — Zuerſt zerfällt ſeine Hülle — dann unſer Zypreſſenkranz — dann das Grabmal, woran er hing — und endlich die Hand die es bauete, und das Herz in dem er lebt!

Nie hat der Zufall Spiele der Phantaſie bitterer realiſirt als die im „Heſperus" durch den Tod Ihres geliebten Verwandten. Denn über ein Jahr vorher war ſchon der Plan und alſo Emanuel's Sterben entworfen, das ich beinah meiſtens ſchrieb, damit Er es leſe. Noch mehr, den Vernichtungstraum im dritten Kapitel, den ich ſpäter einfügte, macht ich gerade an ſeinem Todesmorgen. So wußt' ich von ſeiner Sternwarte nichts. Ich weiß mehrere ſolche traurige Einmiſchungen des Zufalls: z. B. als ich im 3ten Thl. p. 43. die ſechszehnte Zeile ſchrieb, ſo unterbrach mich die Nachricht vom Tode einer ſchönen Freundin, die nach einem Fall in Vitriolöl ſechs Wochen lang alle Martern des Scheiterhaufens gelitten hatte. Oder am Morgen, wo ich die erſte Hälfte des 38ſten Kapitels ſchrieb, ſtarb mir eine andere Freundin. — Laſſen wir das; man braucht nicht naſſe, ſondern helle Augen, um ſich durch die Holzwege des Lebens zu finden.

Das Geſchenk Ihrer Nachrichten von Ihm nehm' ich mit dankbarer Seele an: ich will weder ſeine Größe noch Art ſelber beſtimmen; ſchreiben Sie mir von Ihm was Sie wollen, jede Kleinigkeit, beſonders Sonderbarkeiten im Aeußerlichen, alles iſt mir werth.

Ich wiederhole meinen Dank und werde den Wunſch Ihres Glücks und die Verſicherung noch oft wiederholen, daß ich bin

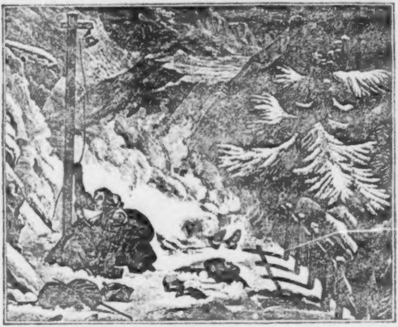
Ihr

Freund

J. P. F. Richter.

Der Lawinen-Sturz.

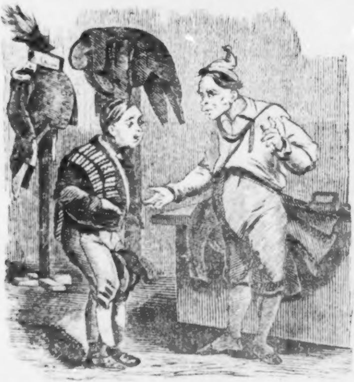
In dem Thal unter dem St. Bernhard, auf deſſen Spitze das Kloſter ſteht, von welchem edle Mönche zur Rettung der durch Lawinen Verunglückten in Augenblicken der Noth nach allen Richtungen ausziehen, in jenem Thal befindet ſich ein kleines Dorf, St. Pierre genannt, und in demſelben wohnte ein Hausvater, der die Poſtboten-Geſchäfte in das Piemonteſiſche zu beſorgen hatte. Er hieß Arnold Haesli. Eines Abends kam er nicht zur gewöhnlichen Zeit zurück; ſeine Frau ängſtigte ſich ſehr und harrte die ganze Nacht, ohne ein Auge zu ſchließen. Kaum graute der Tag, da machte ſie ſich, in der Hoffnung, ihr Mann habe, durch irgend einen Umſtand verſpätet, in jenem Kloſter übernachtet, auf den Weg, ihm entgegen zu gehen. Da ſie Niemand im Dienſt hatte — die Familie war arm — nahm ſie ihre beiden Kinder mit, und bepackte ſich vorſorglich obenein mit Nahrungsmitteln. Als ſie höher hinauf kamen in das Gebirge, bemerkte die Frau mit Schrecken, daß Lawinen in Bewegung waren; doch mochte ſie vorwärts oder rückwärts gehen, überall drohte gleiche Gefahr, und die Liebe zu ihrem Manne trieb ſie an, ihren Weg zu verfolgen. Die Kälte ſtieg aber immer mehr, endlich erſtarrten die Kinder und verzweifelnd rief ſie Gott an, rüttelte bald ihre geliebten Kleinen, bald trug ſie beide weiter und immer weiter, bis ſie faſt ſchon bewußtlos einen der aufgerichteten Pfähle erreichte, an denen Glocken angebracht ſind, um den Mönchen auf dem St. Bernhard ein Zeichen geben zu können. Sie ergriff haſtig das Seil und ließ die Glocke ertönen — plötzlich aber und zu ihrem Entſetzen riß der im Wetter morſch gewordene Strick, die Arme ſank ohnmächtig zuſammen und eine Lawine begrub ſie und ihre Kinder. Aber die wachſamen Mönche hatten doch ſchon den Ton der Glocke vernommen, ſie kamen herbei und gruben die Verſchütteten aus, die man ſo fand, wie obige Gruppe ſie zeigt; denn auch Arnold Haesli war grade an dieſer Stelle von einer Lawine ereilt worden. Zwar hatte der Froſt Alle erſtarrt, aber durch Gottes Gnade kehrten ſie ſämmt-



lich bei den Bemühungen der Mönche in's Leben zurück und Haesli's Frau hatte die unausſprechliche Freude, durch ihre kühne Ausdauer, in der ſie Gefahr und Todesangſt überwand, ihren braven Mann errettet zu haben, dem, ohne den Ruf der Glocke, kein Helfer in der Noth wäre erweckt worden.

Fr. Bertram.

Schneider und Schneiderjunge.



Wie wir in den früheren beiden Jahrgängen des Volks-Kalenders einige Caricaturen der Engländer und Franzoſen, dann eine aus unſerm Mittelalter und wieder eine aus der neuern Kunſtwelt gaben, und es ferner ſo thun wollen, werden wir auch der aus dem Berliner Volksleben aufgegriffenen Caricaturen gedenken und eröffnen die Reihe derſelben mit obigem Bilde, das die Unterſchrift hat:

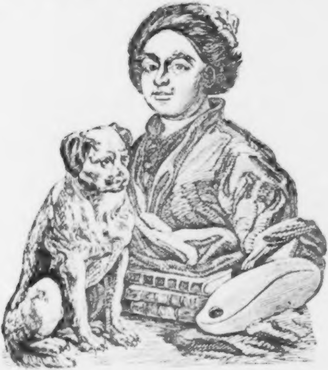
„Dämlichter Schneiderjunge, ick bin dem Meſter! Her die verlerne fünf Silbergroſchen Trinkgeld! — mach' mir keene Wipkens vor!“

Dem Spaß der Sache brauchen wir keine nähere Erklärung anzufügen, ſie hat aber eine tragiſche Seite und dieſe wollen wir kurz hervorheben. Es wird Niemand mehr betrogen als die armen Handwerker, zumal Schneider und Schuhmacher; das Sprüchwort: „Kleider machen Leute" iſt ſo anerkannt, daß ſich Glücksritter auf Borg zu Leuten machen laſſen; der Schneider iſt der Erſte, auf den ſie ihre Spekulationen gründen, um dann zu weiteren Anleihen und zu dem Vorhaben, irgend ein reiches Mädchen hinter dem Rücken der Eltern zu kapern, ausgerüſtet zu ſeyn. Der Schneider aber ſendet ſeinen Burſchen als mahnenden Geſchäftsträger und dieſer muß gewonnen werden. Der arme Meiſter kann warten, der Burſch aber empfängt ſein Trinkgeld regelmäßig und raſch — damit er wenigſtens eben ſo gern geht als kommt. So wird der Burſch verführt, im eigenen Intereſſe Partei zu nehmen für den Schuldner. Gehen nur die Trinkgelder richtig ein, kümmert ſich der Burſch wenig um die Anſprüche ſeines Meiſters und Jener ſieht ſich alſo oft beſſer wie Dieſer, der endlich verſucht wird, die vielen Trinkgelder als Abſchlags-Zahlungen zu betrachten und mit ſeinem Burſchen in Theilung geben muß, um nur etwas zu haben. Es machen's gar Viele, wie jener Comtoir-Gehülfe, der, wenn er monatlich ſein Gehalt bekam, es in Häuflein theilte, dabei ſprechend: „Das gehört dem Schneider, das dem Schuhmacher, das der Wäſcherin, das zur Miethe — und wieviel bleibt mir? Nichts! Ei, da ſoll doch lieber kein Anderer was haben als ich!" So ſtrich er die Häuflein wieder zuſammen und ging damit zu den luſtigen Brüdern, um vielleicht Alles in einer Nacht zu verthun. Jedem das Seine! — das ſollte ein allgemeiner Wahlſpruch ſeyn, damit das Vertrauen unter den Menſchen wohnen bliebe, und man das, was bei der Redlichkeit erübrigt wird, mit um ſo größerem Wohlbehagen genieße.

A. Münde.

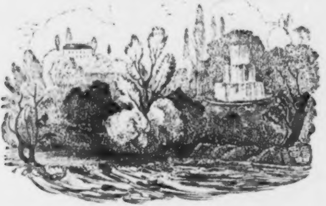
William Hogarth.

Die Hogarth'ſchen Kupferſtiche ſind in Deutſchland beſonders durch die geiſtreichen Erklärungen von Lichtenberg bekannt. Hogarth ſtellte damit eine ſcharfe Moral in Bildern auf; es ſind meiſt ſchreckende Beiſpiele, wie aus einem erſten Schritt zur Verirrung das Entſetzlichſte ſich entwickeln kann, und ſeine Compoſitionen werden durch alle Zeiten ein Beweis ſeiner genialen Auffaſſung ſolcher Wirklichkeit ſeyn, die dem Menſchen zur warnenden Lehre dienen kann. Hogarth, der vom Jahr 1697 bis 1764 in London lebte, war ſeinen eigenen Weg gegangen und mußte ihn gehen, weil er keine Gelegenheit hatte, gleich in ſeiner Jugend in rechten Studien ſich zu bilden, weshalb er denn auch eigenſinnig des Glaubens war, daß manches Studium ganz unnütz ſey. Er ging darin zu weit, erklärte ſogar in ſeinem Aerger über manche Kritik, welche die tieferen Grundlagen in ihm vermißte: „Ich erkenne alle Welt als rechtmäßige Richter über meine Gemälde an, meine Kunſtgenoſſen ausgenommen.“ Indeß iſt Hogarth unleugbar hauptſächlich nur aus dem Geſichtspunkt ſeines Genie's zu beurtheilen und ſeine vorzüglichſte Seite iſt der Geiſt und die Zweckmäßigkeit, womit er der Maſſe des Volkes ſeine Bilder nützlich machte. Er ſchrieb auch ein Werk: „Analyſe der Schönheit“, worin er zu beweiſen ſucht, daß die Wellen- oder Schlangen-Linie die wahre Linie der Schönheit ſey, und ſo hat er denn auf ſeinem, von ihm ſelbſt gemalten Bildniſſe, mit dem er noch ſeinen Hund verewigte, die Palette mit einer ſolchen Linie überzogen.



Jene „Analyſe“ iſt mit Wahrheit und Scharfſinn entwickelt, ſie würde aber Hogarth's Namen, ohne ſeine charakteriſtiſchen Bilder aus dem Volksleben, nicht weit verbreitet haben, da die Aufſtellung an ſich ſchon vor ihm ausgeſprochen worden war; ſein Ruhm überhaupt hat indeß bewirkt, daß man auch jetzt noch die Wellenlinie mit dem Namen „Hogarth'ſche Schönheitslinie“ bezeichnet.

Der Springbrunnen und der Bach.



I.

Der Springbrunn ſah den Bach in ſeinen Ufern ſchleichen,
„So ſchnell?“ rief er ihm ſpöttiſch nach;
„Wohin, du Unbeachteter?“ — Beſcheiden ſprach
Das Bächlein: „Ei, die Mühle zu erreichen,
Bin ich bemüht; ſonſt kommt mein Dorf in Noth,
Die Bauern haben ein Paar Tage ſchon kein Brodt!“
Der Springbrunn rief mit ſtolzen Mienen:
„Du haſt ein gutes Herz, den Pöbel zu bedienen;
Recht patriotiſch iſt dein Lauf:
Du nützeſt deinem Vaterlande —
Allein wer giebt wohl Acht darauf
Betrachte mich in meinem Stande!
Der Fremde reiſet her, mich zu beſeh'n,
Stets ſieht man mich mit neuer Freude,
Stets findet man mich wunderſchön; —
Ich bin die Luſt der Stadt, des Hofes Augenweide!“
„Freund!“ ſprach das Bächlein, fern vom Neide:
„Nie wählt' ich deinen Stand, ob er auch blendend iſt;
Mag er im Glanz ſich eitler Neugier zeigen,
Man weiß doch, ſieht man dich verwegen ſteigen,
Wie tief zuvor du erſt gefallen biſt!“

Merk.

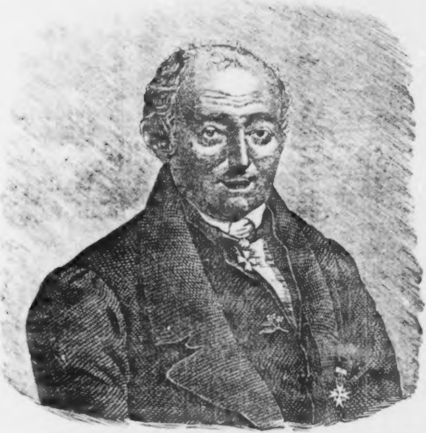
II.

Nun ſtarb der Herr, der oft mit ſchweren Koſten
Das inn're Werk des Springbrunn's unterſtützt;
Die Röhren fingen bald nun an zu roſten,
Der Bau zerfiel, von Keinem mehr beſchützt.

Das Bächlein floß noch in der ſteten Fülle,
Es nährte ſich von Schätzen der Natur
Und ſprach, zufrieden mit des Wirkens Stille:
„Vom ſtolzen Freund verfällt die letzte Spur,
Ich, das Naturkind, nütze nun noch immer; —
Der Prunk iſt's nicht, was dauert in der Zeit:
D'rum ſtrebe Niemand nach dem eitlen Schimmer,
Und Jeder freue ſich der Nützlichkeit."

F. Wege.

Ernſt Ludwig Heim.



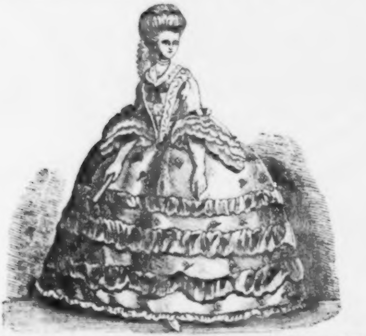
Im rechten Sinne ein Mann des Volks zu werden, iſt nur Wenigen gegeben; wer es aber erreicht, für den liegt ein hohe Ehre darin. Denn er muß durch Wandelungen, welche die Bildung im Menſchen vollbringt, durch alle Hüllen, welche Gewohnheit, Sitte und Mode fordern, jenen reinmenſchlichen Zug durchblicken laſſen, der ſogleich das Herz zum Herzen bewegt; ſeine äußere Erſcheinung muß unfehlbar eine der Saiten anſchlagen, welche als Naturzüge unſres Geſchlechts dem weniger verbildeten Volke geblieben ſind. Gewandheit und Geſchicklichkeit in ſeiner Wiſſenſchaft, Freundlichkeit, Herzlichkeit und ein leutſeliges Benehmen, das zum Heile des Guten, zum Wohle des Volks, alle Standes Vorurtheile ablegt, bezeichnen den Mann des Volks immer nur theilweiſe, und das Ganze ſcheint mehr ein Talent, eine Gabe der Natur zu ſeyn, als daß die Kunſt ein dauerndes Gelingen ſolcher Gunſt ſicherte. Im Großen und Kleinen iſt viel Herrliches durch ſolche Volksthümlichkeit eines begabten Mannes gefördert und geſchehen, und außerdem iſt es angenehm, in einem ſolchen das bindende Gefühl des Geſchlechts hervortreten und mit angeborner Kindlichkeit und Wahrheit der Erſcheinung über alle künſtliche Vorrichtungen unſrer modernen Bildung triumphiren zu ſehen. Wir machen dieſe Bemerkung zur Erinnerung an einen vielgeſchätzten Arzt, deſſen Andenken noch lange bei Hohen und Niedrigen in Berlin im hellſten Lichte ſtehen wird, an den königl. preußiſchen Geheimrath Dr. Ernſt Ludwig Heim, der am 15 Septbr. 1834 ſtarb und ob er wohl alt und ſchwach geworden war, doch Alle durch ſein Hinſcheiden innig betrübte. Es iſt anderwärts kaum zu begreifen, in welcher Gunſt dieſer Meiſter unter den praktiſchen Aerzten bei Vornehmen und Geringen in Berlin geſtanden, und es ließe ſich, wie Jemand richtig bemerkt hat, ein echtes Volksbuch über den Verkehr dieſes originellen Heilkünſtlers mit allen Klaſſen von Kranken und Geſunden ſchreiben. Von Allen gekannt und geliebt, war er in ſeiner kräftigſten Zeit ſo unabläſſig beſchäftigt, die Leiden der Menſchen zu heben und zu mildern, daß er vom früheſten Morgen bis in die Nacht Patienten beſuchte und nur fünf Stunden Schlaf ſich gönnte. Der fleißigen Aerzte giebt es wohl mehr und aus ſehr einleuchtenden Gründen, man muß daher beifügen, wie kindlich fromm ſein Gemüth war, wie er ſelbſt nicht ſelten für ſeine Kranken zu Gott betete, wie wahr und offen ſein Benehmen ſich zeigte; man muß ſagen, daß er keinen Feind hatte und fern von Eigennutz viele Tauſende von Kranken jährlich unentgeltlich heilte, daß ihm, wenn er helfen ſollte, keine Hütte zu niedrig und ſchmutzig war, daß ſeine Anweſenheit die Armen nicht niederdrückte: ſo wird Heim's Menſchenfreundlichkeit im rechten Lichte daſtehen. Von ſeinem ganzen ſchönen Charakter, wie er gegen die Seinen, gegen Amtsgenoſſen, gegen alle Hülfsbedürftige hervortrat, ſcheint ſeine tiefe Religioſität die Wurzel geweſen zu ſeyn. Solche Gottergebenheit iſt ſchön an jedem Menſchen, ſchöner jedoch bei dem Stande, dem das Tilgen der Schmerzen Naturpflicht iſt; und wie bei Heim der innere Grund des Seyns von je die Religion war, beweiſt unter Anderm der Umſtand, daß er als Student jeden Sonntag ſeine Bibel las und noch auf ſeinem Sterbelager einen ſonderbar lieblichen Traum hatte. Er ſah nämlich darin Engel, ja das Antlitz Gottes ſelbſt, der „ſehr freundlich zu ihm redete.“ Seine vortrefflichen Eigenſchaften als Arzt, ſeine ſcharfe Diagnoſtik, die ſichre Wahl eines einfachen Mittels, ſo wie mehrere wichtige Entdeckungen, welche er in der Heilkunſt machte, dies ſey nur obenhin hier erwähnt, da uns der Menſch wichtiger iſt, als der Heilkundige.

Ernſt Ludwig Heim war der Sohn des Pfarrers zu Solz im Hennebergiſchen und am 22. Juli 1747 daſelbſt geboren. Seine Brüder wurden alle ausgezeichnete Männer, beſonders in den Natur-Wiſſenſchaften, er ſelbſt bekam früh zur Arznei-Kunde Luſt und Liebe. Als er etwa ſechs Jahr alt war, zeigte ſich einmal ein Doktor in ſeines Vaters Hauſe und der gewaltige Treſſenhut dieſes Mannes zog den kleinen Ernſt ſo an, daß er ſich vornahm, auch ein ſolcher Mann zu werden. Dies und der Tod ſeiner Mutter, welchen er einer verkehrten Behandlung zuſchrieb, ſcheint Heim beſtimmt zu haben; auch der Vater war damit einverſtanden. Zu Hauſe wurden die Knaben ſehr ſtreng gehalten und als ſie die Hochſchule bezogen, konnte das Geld eben auch nicht in Maſſen nachgeſchickt werden, weil es der Vater nicht in Ueberfluß hatte; er ſchrieb den lieben Söhnen deshalb oft gar ſtrenge Briefe. Ernſt war ungemein fleißig in Halle, beſonders gewann die Botanik ſeine Liebe; dort lernte er auch den Sohn des Geheimrath Muzel kennen und knüpfte ein dauerndes Freundſchafts-Bündniß mit ihm. Schon auf der Univerſität war er in ſeinen Kuren ſehr glücklich; ſo wie ſeine ſittliche Strenge auf ſeine Umgebung die beſte Wirkung hatte. Nach ſeiner Promotion ging er, ſtatt ſich um ein dargebotenes Phyſikat zu bemühen, mit ſeinem Muzel auf Reiſen. 1772 verließen ſie Halle, kamen nach Göttingen, Hannover, zu den Heilquellen in den Weſer-Gegenden, nach Pyrmont, Aachen, Spaa, indem ſie auf dieſer Reiſe alle berühmte Männer von Fach kennen lernten und jede Anſtalt zur Fortbildung benutzten. In Leyden kam ihnen vorzüglich der Unterricht des Pathalogen Gaubius ſehr zu Statten. Von dort gingen ſie um die Mitte des folgenden Jahres nach England. In London wußte ſich Heim bei dem Welt-Umſegler Banks ſehr beliebt zu machen, der ihm ſogar ſeine ſämmtlichen auf der Reiſe um die Erde geſammelten Mooſe, Seegräſer u. ſ. w. zum Ordnen und Beſchreiben überließ. Ein fleißiges Studium und Benuzung aller dargebotenen Hülfsmittel bezeichnet dieſen Aufenthalt in England. Im Herbſt 1774 gingen die Freunde nach Paris, von da nach Straßburg, wo Heim den Münſter beſtieg und in Folge eines raſchen jugendlichen Verſprechens 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaſter auf dem Querbalken des Kreuzes ritt, aber hernach geſtand, er werde das Wageſtück nicht wiederholen. Auf der Reiſe nach Nürnberg überzeugte ſich Heim in Ellwangen, daß bei den Wunderkuren Gaßner's auch Betrügerei benutzt wurde, und behielt den Fall zeitlebens im Gedächtniß. Nun erfolgte die Trennung von Muzel und das Wiederſehen des Vaters und ſeiner Brüder. Während einer Krankheit des Vaters verſammelten ſich die fünf Brüder in Solz und ſchwuren ſich auf dem Grabe der Mutter treues Zuſammenhalten bis zum Tode. 1776 wurde unſer Heim Phyſikus in Spandau, einige Jahre ſpäter Kreisphyſikus im Havellande, und wiewohl er in dieſer Zeit noch den Rektor Sprengel und den achtjährigen Alexander von Humboldt in der Botanik unterrichtete, ſo wendete er ſich doch immer mehr der rein ärztlichen Sphäre zu. In kurzer Zeit erwarb er ſich ein allgemeines, unbeſchränktes Zutrauen der Kranken und Geſunden und brachte durch ſeine Beliebtheit die Leichenöffnungen an die Tagesordnung, denen er einen großen Theil ſeiner Erfahrungen und Kenntniſſe verdankte. Aus dieſer Zeit verdient bemerkt zu werden, daß er äußerſt fleißig dem Gottesdienſte beiwohnte und ſeinen Freund Muzel an einem Faulfieber verlor. 1780 verheirathete er ſich, 1783 zog er nach Berlin, wo ſein Name ſchon auf die ehrenvollſte Weiſe bekannt war. Auch fühlte er ſich durch die mancherlei Vortheile des neuen Aufenthalts ſehr angezogen und hatte beſonders die beſte Gelegenheit, ſeiner Wißbegierde auf alle Weiſe zu genügen. Seine äußerliche Lage beſſerte ſich auch zuſehends: 1784 überſtieg ſein jährliches Honorar bereits 2200 Thlr., 1790 hatte er eine Einnahme von 8000 Thlr. baar und 800 Thlr. in werthvollen Gegenſtänden. Und wie er den Neid der Kollegen, manche Konkurrenz überwand, ſo verbreitete ſich ſein Ruf immer mehr; Heim ſeinerſeits ſuchte mit der größten Anſtrengung alle Anforderungen zu erfüllen, welche ſeine immer zunehmende Praxis an ihn machte. 1790 am 7. Juni ſind in ſeinem Tagebuche 76 Krankenbeſuche außer dem Hauſe notirt und 20, denen er auf ſeinem Zimmer Rath ertheilt hatte; einmal brachte er es bis auf 83 Beſuche an einem Tage. In den neunziger Jahren hatte Heim in den erſten Häuſern Zutritt und die ausgezeichnetſten Staatsmänner ſchenkten ihm Vertrauen und Freundſchaft. Die Armen hatten einen Vater an ihm; von 5 Uhr Morgens an fanden ſich die nicht bettlägerigen armen Kranken bei ihm ein, erhielten ihr Rezept und oft noch ein Almoſen dazu. Ihre Zahl ſtieg jährlich auf 3000 bis 4000. 1799 war er zum Geheimrath ernannt worden, er war Leibarzt bei dem Prinzen Ferdinand und deſſen Gemahlin und erfreute ſich der perſönlichen Huld des Königs und der Königin; allein dieſer Verkehr in den höhern und höchſten Kreiſen der Geſellſchaft entfremdete ihn dem Volke nicht, für deſſen Lebensformen er auch beſſer zu paſſen glaubte. Die mancherlei Beweiſe der Zuneigung von Leuten aus dem Volke rührten ihn beſonders. An den unglücklichen und glücklichen politiſchen Vorgängen im Vaterlande nahm er mit dem ungefärbteſten Patriotiſmus Theil. 1817 erhielt er den rothen Adler-Orden dritter Klaſſe und vom Könige von Schweden den Nordſtern-Orden. Mehrere eigne Krankheiten und körperliche Unfälle überwand er glücklich. Mit der Natur, welche er immer geliebt, blieb er auch ſpäter in Verbindung und ihre poſitiven Grundlagen galten ihm als die Stützen alles Wiſſens. Er hatte abgerichtete Laubfröſche in ſeinem Hauſe, Schlangen wohnten eine Zeit lang bei ihm und die Bienen beobachtete er in einem gläſernen Behälter. Er lernte von Vieh-Aerzten, Kräuter-Weibern und Kranken-Wärterinnen und erkannte es an, ohne Stolz. Als 1789 der Magnetiſmus in Berlin bekannt wurde, fand er an Heim einen beharrlichen Gegner; dagegen war er am 1. Febr. 1800 der Erſte, welcher Kuhpocken impfte. In welchem Anſehen er unter ſeinen Collegen ſtand, beweiſt z. B. der Fall, daß er in einer unter Hufeland's Namen beſtehenden mediziniſchen Geſellſchaft am 21. Mai 1810 einmüthig zum Cenſor gewählt wurde, „weil er Jedem ſagen könne, was er wolle, ohne daß ſich derſelbe dadurch beleidigt fühle." Auch war Niemand williger, als Heim, das Verdienſt eines ausgezeichneten Collegen anzuerkennen, in welcher Rückſicht vorzugsweiſe ſeine Achtung vor der operativen Geſchicklichkeit von Gräfe's und den neuen therapeutiſchen Anſichten Ruſt's angeführt zu werden verdient. Am 15. April 1822 wurde unter allgemeiner Theilnahme die fünfzigjährige Jubel-Feier ſeiner Doktor-Würde in Berlin begangen. **A. G. Gentzel.**

Wie ich immer gern etwas mittheile, was ich nicht erſt von Andern erfahren habe, mögen ſich hier ein Paar Züge anſchließen, die ich ſelbſt mit Heim erlebte. — Als ſein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum gefeiert wurde, wandte ſich einer der fürſtlichen Gönner Heim's an mich wegen eines Gedichts, das für den Ehrentag einem Geſchenk beigegeben werden ſollte. — Es gefiel dem alten Herrn, er erfuhr von wem es ſey, und bei dem Feſtmahl, wo ich als Gaſt zugegen war, kam er mit ſeinem gefüllten Glaſe zu mir, trank auf meine Geſundheit und ſagte dabei: „Schöne Verſche! Müſſen aber 'mal ein recht tüchtiges Nervenfieber kriegen, damit ich mich dankbar revangiren kann!" — Ich hatte ihn ſchon in meiner Jugendzeit gekannt und wir erinnerten uns folgenden

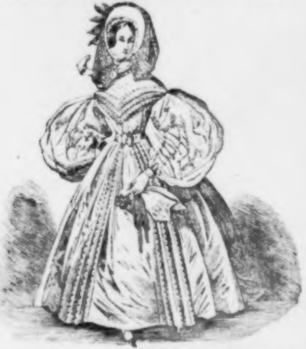
Vorfalls. Mein jüngerer Bruder (damals etwa vier Jahr alt) war ſehr krank, wie man ſagte an der ſogenannten engliſchen Krankheit; vergebens hatten meine Eltern mehrere Aerzte um Rath gefragt, bis wir auch Heim riefen. Wir waren nicht begütert und ſagten dies offen voraus; er kam aber wohl Jahr und Tag ſehr regelmäßig, verſchrieb von Zeit zu Zeit ein andres Recept, es wollte aber mit dem Kranken nicht beſſer werden, endlich ſah es immer bedenklicher aus, auch Heim ſchüttelte den Kopf — und blieb weg. Rathlos, wie wir waren, wurde ich — damals etwa elf Jahr alt — zu Heim hingeſchickt. Es war ſpät Nachmittags, und wie ich ihn jetzt vor mir ſehe in jenem Moment, ſo denk' ich mir, er mochte wohl eben von einem bedeutenden Diner gekommen ſeyn. Als er meiner anſichtig wurde und ich die erſten Worte hervorgeſtottert hatte, fiel er mir in die Rede: „Mit dem Jungen wird's niſcht, gar niſcht, ich kann ihm nicht helfen, der muß ſterben!" — „Um Gotteswillen!" rief ich erſchrocken und konnte vor Thränen nicht weiter reden. Er trat auf mich zu und ſagte: „Weine nich, mein Jüngelchen; was Gott ruft, muß fort!" — Mir wuchs aber plötzlich der Muth und ich entgegnete ihm: „Lieber Herr Hofrath" (das war damals ſein Titel), „und wenn Sie wahr ſprechen, ich hörte doch auch, daß der Arzt einen Kranken bis zum letzten Athemzuge nicht verlaſſen ſollte" — er ſah mich ſtarr an — „und wenn wir's auch nicht vergelten können" — „Willſt Du wohl ſchweigen!" fuhr er auf. „Haſt recht, Burſche!" dabei rief er zum Fenſter hinaus, es ſolle angeſpannt werden — „haſt recht, Jüngelchen!" fuhr er dann, wieder zu mir gewendet, fort; „wollen gleich hin!" — Als er mir auf der Treppe nach unſrer Wohnung voran ſchritt — wir wohnten ſehr in der Höhe — rief er nach dem Kranken mit den Worten: „Komm, mein Söhnchen, komm!" — mir wurde angſt, denn er mußte ja wiſſen, daß mein Bruder ſich ſchon lange gar nicht aus dem Bett helfen konnte. Wir waren oben; Heim ſah ſich den Patienten an, und ſetzte ſich dann neben das Bettchen. Es verging wohl eine halbe Stunde in ſteten Unterſuchungen und es war ſchon ſpät Abends. — „Iſt nicht ein Glas Wein da?" fragte er endlich. Der kam nun freilich ſehr ſelten in unſer Haus; die Mutter antwortete aber: ja! ſteckte mir ein Achtgroſchenſtück in die Hand und ſagte: „Geh geſchwind, hol' ein Viertel und etwas Kuchen!" Ich war bald wieder da und fand Heim am Tiſch ſitzend, Papier vor ſich, die Feder in der Hand. Er koſtete den Wein, ging ab und zu wieder hin zum Kranken, nahm ein wenig Kuchen, nippte wieder von dem Wein, und ſo dauerte es lange Zeit. Da trank er haſtig das eine Glas Wein aus, ſchrieb dann eilend, gab mir das Recept mit den barſch ausgeſprochenen Worten: „Der Apotheker ſoll's in Gottes Namen machen!" — und damit ging er. Ich eilte nach der Apotheke; es entſtand ein Aufſehen über das Recept; Einer zeigte es dem Andern, endlich gab es mir der Prinzipal ſelbſt wieder, indem er ſprach: „Das Recept kann für keinen Menſchen ſeyn, es muß dem Herrn Hofrath nochmals vorgelegt werden.“ — Für heut war es zu ſpät, am nächſten Morgen ſehr früh ſtand ich wieder vor Heim. „Hab' ich nicht geſagt: der Apotheker ſoll's in Gottes Namen machen! Hält er's aus, iſt er geſund!“ — dabei ſchrieb er etwas unter das Recept und gab's mir wieder. — Der Patient brauchte den verſchriebenen Trank vierzehn oder funfzehn Mal und wurde blühend geſund; die Natur half ſich danach durch ein fließend Ohr, was mein Bruder wohl zwanzig Jahre hatte. — Heim erinnerte ſich bei der Feier ſeines Doktor-Jubiläums des Vorfalls und ſagte, indem er mich umarmte: „Ei, ei! Sie ſind alſo das Jüngelchen von damals! Ja, ja, es war Courage, recht viel Courage von mir! Gott half!“ — Wenn wir uns nachher in der Geſellſchaft ſahen, hörte er die Geſchichte immer gern wieder; fuhr er auf der Straße an mir vorbei, ließ er zuweilen halten, ſtieg aus dem Wagen und fragte: „Was macht Ihr Bruder und machen Sie noch immer Verſche?“ — wenn er ritt, kam ich ohne Antwort auf dieſe Fragen niemals an ihm vorbei. **F. W. Gubitz.**

Moden von 1777 und 1835.



Wir ſtellen hier voran eine Dame nach der Mode von 1777.

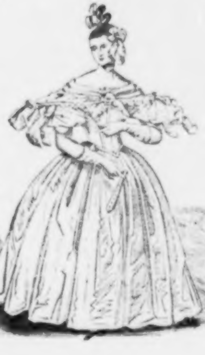
und laſſen folgen eine Dame nach der Mode von 1835,



damit Jeder ſehe, wie der „abwechſelnd neueſte Geſchmack in der feinen Welt“ (ſo wird im „Converſations-Lexicon das Wort „Mode“ erklärt) nahe daran war, die Reifröcke wiederkehren zu laſſen — denn „Alles wiederholt ſich nur im Leben“, beſonders aber unter den Händen der Schneider an der Themſe und der Putzmacherinnen an der Seine. Von London aus dirigiren Jene den Geſchmack der Modemänner, die nach reichen Mädchen jagen, dieſe von Paris aus den der Modedamen, und die dortigen Putzmacherinnen nehmen zu Allem ihre Zuflucht, um nur ergiebige *Veränderungen* zu bewirken. Verbeſſerungen, die in's Einfache gingen und wieder zum Dauernden führten, würden die Legionen der von überflüſſigem Putz üppig lebenden Modehändlerinnen verurtheilen, auch haushälteriſch zu werden, und das iſt außer der Mode. So haben ſie zu Anfang des Jahres 1836 die Kopfzier eines Pferdes den Damen glücklich auf's Haupt gebracht; wir meinen aber nicht die ſchon alte chineſiſche Friſur, obwohl man ſie meinen könnte. Es lebt nämlich ein Banquier Schickler in Paris (ein Nachkomme der um Preußens Induſtrie ſehr verdienten Familie Schickler), der wirkliche Pferde zu ſeinem Steckenpferde gemacht und vor ſeinem Wagen immer prächtig ausſtaffirte Roſſe hat. Er wendet die Kraft ſeines Denkens auf ſolchen

Pferdeputz und iſt darin ſehr erfinderiſch; eine von ihm angebrachte Kopfzier ſeiner Pferde brachte nun eine Putzmacherin auf die Speculation, die Köpfe der eifrigſten Modedamen wie jene der Schicklerſchen Pferde auszuſtatten, und ſie ſegnet ſich für dieſe Idee, zählt ſie das damit gewonnene Geld.

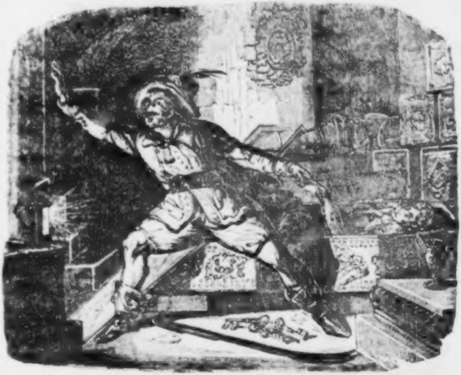
Wenn wir aber dieſe Modebilder betrachten, fällt uns wohl etwas Ernſteres ein, unter Anderem, daß es jetzt in vielen deutſchen Ländern zur Sprache kommt, man müſſe nothwendig für Anſtalten ſorgen, in denen Frauenzimmer der mittleren und höheren Stände, die kein Vermögen haben und ſich nicht verheirathen konnten (!), für ihr ſpäteres Alter eine Zuflucht finden. Wir ſind nicht weit davon, der Bemerkung eines ſehr jungen, kaum neunjährigen Mädchens beizuſtimmen. Es war von jenen Anſtalten die Rede, das Kind hörte zu und konnte endlich nicht umhin zu äußern: „Warum ſorgt man denn nicht lieber für gute Heiraths-Anſtalten?“ — Gar nicht ſo übel! — wir meinen aber mit Heiraths-Anſtalten nicht jene, welche Ehen ſtiften durch öffentliche Anzeigen — dieſe ſind nur öffentliche Anzeichen verderblicher Zuſtände — ſondern ſolche, die kräftig eingreifen in Familien-Uebel, Anſtalten, die beſſernd von innen hinaus wirken. — Stellen wir einmal zu obiger Dame im Morgen-, eine andere im Geſellſchaftskleide — und wir wählten dabei nicht die koſtbarſte Toilette —



und prüfen dann, was dieſe eine Geſtalt zu ihrer Doppel-Erſcheinung nöthig hatte, wenn wir nur das Sichtbare taxiren. Wir zogen darüber mehrere ſolide Frauen zu Rathe und das Reſultat war: bei einem Einkauf, wo alle etwaige Prellerei außer dem Anſchlage bleibt, könne der Morgen-Anzug 25 bis 26 Thlr., der Geſellſchafts-Anzug 34 bis 35 Thlr. koſten. — Ohr- und Fingerringe, ſo wie ſonſtige Anhängſel ſind damit gar nicht bedacht; man bemerkt nur einen einzigen goldenen Halt am Buſentuch. Das wären nun alſo 60 Thlr. und nehmen wir an, daß die Mode ihr Quartal aushält — wogegen die Putzmacherinnen mit Nadel und Scheere ſich waffnen — dann braucht Madam jährlich doch 240 Thlr. — Madam will ſich aber auch ſehen laſſen, will ſich amüſiren: ein Mal wöchentlich in's Theater oder in ein Concert — und Madam kann doch nicht allein gehen — das rundet die 300 Thlr. übervoll, und Madam wird noch immer ſagen: ſie mache durchaus keine Anſprüche, und in Wahrheit nehmen wir hier auch nur die gewöhnlichſten an. Wenn nun ſonſt ein junger heirathsluſtiger Mann jährlich 400 Thlr. hatte, nebſt einer Ausſicht ſich mit der Zeit wohl auf 600 Thlr. hinauf zu arbeiten, dann wagte er, als noch Alles ſtetiger war in den Verhältniſſen und das Familienleben genügte, mit Gott ſein Mädchen heim zu führen, und die junge Frau war wirthſchaftlich, hielt die Habe zuſammen, ſo daß es nicht ohne Sinn war, wenn man derzeit ſagte: „Ein junger Mann, der ſich früh beweibt, braucht wen'ger, als wenn er bei Fremden bleibt!" — Jetzt aber, wo die Mädchen mehr nach dem baaren als nach dem wahren Gehalt ſehen, und auf Promenaden und Bällen immer nur Männer ſuchen, die ihr überreichliches Auskommen haben, wenn auch ſonſt kein Auskommen mit ihnen iſt, da bleiben freilich viele junge Mädchen ſitzen, aber die beſten jungen Männer auch. Die Heirathsluſtigen unter ihnen plagen ſich oft und rechnen — aber unter Tauſend Thaler jährlich iſt kein Hausſtand zu gründen; bevor die Mehrzahl es bis dahin bringt, rücken die Jahre ſtark an, man wird bedächtiger, kälter, reſignirter, und ſo ſind die meiſten der Heiraths-Candidaten ohne ihren Willen von der Liſte geſtrichen. Das Subſtantivum „Ehe" mahnt jetzt ſo nachdrücklich an das Umſtandswort „ehe", daß man bei jener alle Umſtände oft und ſcharf abwägt, ehe man dazu ſchreitet; und überhaupt, ſeit die Ehen immer mehr zu einem Geſchäft geworden ſind, bei dem gleichſam die Courſe notirt werden, haben ſie ihren geheimſten und heiligſten Reiz verloren. Mag man ſpotten über die Siegwartſche Stimmung vergangener Tage und über ein Liebespärchen, das ſich mit einer Hütte — mit einer Ausſicht, bei der jetzt viele ſchöne Näschen gerümpft ſeyn würden — zufrieden und ſelig erklärte, wenn nur ein eigener Heerd darin ſtand; mag man darüber ſpotten, es war doch eine ſchöne Zeit, wo das Weh der Liebe für ein unentbehrliches Glück galt, wo man endlich mit

Hoffnung und Muth friſchweg heirathete und die häuslichen Sorgen, die man vereint trug, das Band der Herzen immer mehr befeſtigten. Solche Erſcheinungen ſind immer ſeltener geworden, und giebt es ihrer noch, verbergen ſie ſich bald vor dem heutigen Geſpött; — dafür müſſen wir aber auch auf Anſtalten denken, wo die alten Jungfrauen — ohne Mode-Journale — endlich einen kargeren Unterhalt finden, als ſie bei mäßigeren Anſprüchen in einer vermiedenen Ehe vielleicht gefunden haben würden. — Unſer Thema iſt reichhaltiger als unſer Raum; da aber im Jahr 1858 die Beſſerung dieſer Zuſtände leider auch noch fehlen wird, können wir ja weiter davon ſprechen, zu welchem Zweck wir ſchon Einiges in der Kalender-Mappe aufbewahren. F. W. Gubitz.

Das Todtengewölbe in Cöln.



Mathias Staupitz, der Sohn des Dr. Staupitz, der, obwohl er Katholik blieb, im Jahr 1518 Luther in Augsburg vertheidigte, war gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts Bürgermeiſter in Cöln, ein reicher Mann und der Gatte einer liebenswürdigen zart geſitteten Frau. Nun geſchah es, daß eine ſehr ſchöne Jungfrau in ſein Haus zog, deren Vormund er geworden, und dem lebensluſtigen Bürgermeiſter gefiel ſein Mündel, Adelheid Winburger, über die Maßen, ſo daß es in ſeinem Herzen ſtreitig herging. Adelheid aber hatte einen Geliebten, Johannes Polt, der die Gottesgelahrtheit zu ſeinem Studium erwählte und eben hoffte, eine Pfarrerſtelle in Cöln zu erhalten, um dann ſeine geliebte Adelheid heim zu führen. Unterdeß gab er Unterricht in allerlei Wiſſenſchaften und ernährte ſich redlich, erübrigte auch noch manchen Gulden, womit er ſeinen Bruder, Konrad Polt, unterſtützte, der Todtengräber war, aber von ſeiner Stelle ſich nur kümmerlich nährte, da er ſich früh verheirathete, ſein redliches Weib ihm ſchon zwei Kinder gebar und eben das dritte ihm verhieß.

Der Bürgermeiſter Staupitz aber konnte den Johannes Polt, aus ſündlichem Grunde, nicht leiden, und er ergrimmte, als ſeine Gattin ſich der Liebenden annahm. Er wußte es dahin zu bringen, daß der Jüngling nicht allein ſeine Hoffnung auf die Pfarrerſtelle verlor, ſondern ſich endlich gar genöthigt ſah, Cöln zu verlaſſen, ſo daß auch der arme Konrad Polt auf ſeines Bruders Säckel nicht mehr rechnen konnte.

In Staupitz Hauſe kehrte der Unfriede ein und Adelheid ließ den Bürgermeiſter mehr Verachtung als Liebe bemerken, während ſeine Gattin im Stillen litt und endlich erkrankte. Unzufrieden mit ſeinen Verhältniſſen und mit innern Vorwürfen gegen ſich ſelbſt kämpfend, kam nun eines Abends Staupitz trunken nach Hauſe und trat ſo zu dem Krankenbett der Gattin mit heftigen Reden, die der Aerger und Rauſch ihm eingaben. Die Kranke aber erſchrak dermaßen, daß ſie nach wenigen Stunden Todes verblich.

Mit Entſetzen erkannte am nächſten Tage Staupitz ſeine Frevelthat, fühlte den ſchweren Verluſt, den er erlitten; die Reue in ihm war grenzenlos, ſo daß er beſchloß, ſeine Stelle aufzugeben und in einem Kloſter abzubüßen, was er verſchuldet. Seine Gattin aber ließ er mit hoher Pracht beſtatten, all ihren Schmuck gab er ihr mit und in einem reich verzierten Sarge, mit Glasfenſtern obenauf, wurde ſie in einem Gewölbe der Cathedrale beigeſetzt.

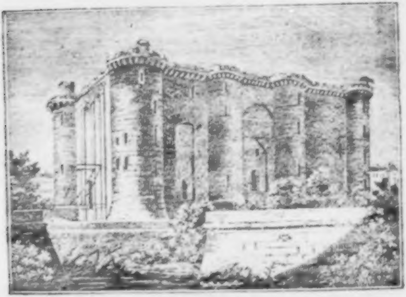
Der Begräbniß-Tag ſchloß mit einem ſtürmiſchen November-Abend und in dem ungeſtümen Wetter kehrte Konrad Polt heim nach einem vergeblichen Verſuch, ob ein Pfandleiher, dem er vor Kurzem ein golden Schauſtück brachte, ihm darauf nicht noch einen Gulden borgen wolle. Zu Hauſe angekommen, fand er ſein Weib der Entbindung nahe — und er hatte kein Mittel, die ſchweren Stunden ihr zu erleichtern. Eilend begab er ſich wieder fort, die Wehmutter zu rufen, dieſe aber, ſeinen Mangel kennend, ging nur unter der Bedingung mit, daß er noch heut ihr die

Gebühren bezahle oder ihr ein Pfand dafür gebe. Als er die Frau zur Thür ſeines kleinen Hauſes eingelaſſen hatte, blieb er draußen, ſchwer beklommen nach Athem ringend. Da ſchlug die große Thurm-Uhr der Cathedrale eben Elf, und plötzlich zuckte der Gedanke in ihm auf: was ſoll die Todte mit dem Schmuck, wenn die Noth der Lebendigen ſeiner bedarf? Dieſer Gedanke wurde zu raſcher That; er holte den Schlüſſel zum Gewölbe, eine Blendlaterne und Werkzeuge zur Eröffnung des Sarges. Bald ſtand er, vor Aufregung ſeiner Sinne kaum mächtig, in der Behauſung der Todten, und an dem Sarge der Frau Katharina Staupitz. Wie er ſtarr hinſchaute auf die Verblichene, die er bei ihrem Leben immer ſehr geſchätzt, war es ihm, als bewegten ſich ihre Züge; doch höhnte er ſich ſelber und meinte: die Phantaſie nehme die Partei ſeines Gewiſſens, um ihn abzuſchrecken — und doch konnte er eines Fröſtelns durch alle Gebeine ſich nicht erwehren. Er ſah gar nicht mehr auf die Leiche, nur auf den Deckel des Sarges, den er nach vieler Mühe erbrach und abhob, denn alle Glieder zitterten ihm fieberhaft. Jetzt griff er nach der Hand der Todten, ihr die Ringe zu nehmen — heiliger Gott! er fühlte ſich gefaßt, gehalten, wandte ſich im höchſten Entſetzen ab und ſtand doch anfangs wie gebannt; dann aber riß er ſeine Hand zurück, ſtürzte mit der Kraft der Verzweiflung aus dem Gewölbe, und rannte ſo nach ſeinem Hauſe, ohne daß ihm einfiel, er müſſe das Gewölbe wieder verſchließen. „Konrad!“ rief es plötzlich neben ihm — es war die Stimme des Bruders Johannes, und Jener lag faſt ohnmächtig in ſeinen Armen. Johannes erzählte ihm, daß er von dem Tode der Frau Katharina gehört, und die Sorge um Adelheid habe ihn zurück getrieben nach Cöln; denn er fürchte jetzt um ſo mehr für ſie und ſeine Liebe. Konrad aber verſtand faſt nichts von dem Bericht, ihn drängte es, ſeinem Johannes zu bekennen, was er gethan, und was geſchehen. Dieſem theilte ſich das Entſetzen Konrads mit, doch, muthig friſchen Geiſtes wie er war, ſprach er, als ſey er plötzlich entzückt: „Ermanne Dich, Konrad, geh' zum Bürgermeiſter und verkündige ihm: die Todten ſtänden auf, er möge alsbald zum Todtengewölbe kommen; ich ſelbſt eile dorthin!“ — und danach ſchritt er auch ſchon vorwärts.

Staupitz, der in dieſem Augenblick wenig mehr erfuhr, als jene Worte des Johannes Polt, war erſchrocken, doch zugleich belebt von freudiger Ahnung; und als Adelheid, durch den Lärmen mitten in der Nacht geweckt, herzu trat und die Kunde vernahm, ließ auch ſie ſich weder von Abmahnungen noch von dem Unwetter zurückhalten, mit nach dem Todtengewölbe zu gehen. Als ſie dort anlangten, fanden ſie Katharina, vom Scheintode zur Beſinnung zurückgekehrt, auf der Stufe einer Niſche ſitzend und Johannes beſchäftigt, ſie mit Tropfen Weins zu ſtärken, deſſen er in ſeinem Reiſebündel bei ſich trug. Staupitz, vor

Freude außer ſich, ſank zu den Füßen der Gattin, und pries laut Gott den Herrn, der ſeine geliebte Katharina zurückführe, ihm die Hölle vom Herzen zu nehmen. Konrad Polt aber war ſo zermalmt von der Begebenheit, daß er in Schmerz und Reue Alles geſtand, wie es ſich begeben, und ſich dem Gericht ausliefern wollte. „Der Strafe darf ich euch nicht entziehen“, ſprach Staupitz; „werde jedoch eifrig ſorgen, daß euch das Geſetz milde ſey, denn ihr waret ein Werkzeug der Rettung. Euer Hausſtand aber ſoll fortan nicht mehr ſo bedrückt ſeyn. Gegen euch, Johannes“, — der ſich beſcheiden zurückgezogen hatte — „bekenne auch ich gern meine Schuld und will ſie ernſtlich tilgen!“ Dies ſprechend umarmte er den Jüngling, nahm dann ſeine Hand und die Adelheid's, legte ſie in einander und ſegnete ihren Bund mit den Worten: „Euch führte der Allmächtige wunderbar an heiliger Stätte wieder zuſammen, er wird bei Euch ſeyn bis an das Ende Eurer Tage!“ Fr. Lange.

Die Baſtille.



Von allen Staatsgefängniſſen, deren die Geſchichte Frankreichs Erwähnung thut, iſt die Baſtille ohne Zweifel das berühmteſte, eben ſo ſehr durch die Begebenheiten, die ſich dort zugetragen haben, als durch die lächerlichen Fabeln, deren Gegenſtand ſie geweſen.

Der erſte Grund wurde unter Carl V. gelegt; aber man dachte noch nicht daran, es zu einem ſolchen Gebäude zu machen. Es beſtand damals nur aus zwei Thürmen zu den Seiten der Porte St. Antoine. Einige Jahre darauf erbaute man zwei neue Thürme, und die übrigen entſtanden unter Carl VI. Das Ganze war nun eine Folge von Thürmen, in einem Parallelogramm aufgeſtellt, und durch hohe Mauern verbunden. Die Gebäude im Innern theilten zwei Höfe ab; der eine von 102 Fuß Länge und 72 Breite; der andre eben ſo breit und 42 Fuß lang. Die Gefangenen brachte man in die Thürme, die Mauern waren unten 12, oben 6 Fuß dick. Den Eingang wehrten doppelte Eichenthore, von 3 Zoll Dicke. Eine Wendeltreppe führte zu den Zimmern des Thurms, und ging bis zu den unterirdiſchen Kerkern hinab. Dieſe wurden durch enge, gegitterte Luken, nach den Gräben hinaus, erhellt. Dort ſoll Ludwig XI. die Fürſten von Armagnac haben einkerkern laſſen. In jedem Thurm gab es vier Stockwerke, und jeder Stock war ein Gefängniß; der vierte war gewölbt und hieß „das Käppchen“*). Jedes Zimmer hatte ein Fenſter, das nur ein ſpärliches Licht durch ſeine doppelten Gitter eindringen ließ.

Die Wache dieſes fürchterlichen Ortes war einem Gouverneur anvertraut, der den Titel „Lieutenant des Königs“ führte, und unter deſſen Befehl eine Compagnie Infanteriſten ſtand. Außerdem befanden ſich dort ein Major, zwei Adjutanten, ein Arzt, ein Chirurgus, ein Almoſenpfleger und vier Kerkermeiſter. Um für den Unterhalt der Gefangenen zu ſorgen, bewilligte der König eine dem Stande des Gefangenen angemeſſene Summe, deren täglicher Tarif folgender war: Ein Prinz von Geblüt erhielt 50 Livres; ein Marſchall von Frankreich, 36; ein Generallieutenant, 24; eine Standesperſon oder ein Parlamentsmitglied, 15; ein Richter oder Prediger, 10; ein achtbarer Bürger, 5 Livres. Dieſe verſchiedenen Anweiſungen waren gewiß hinreichend; denn wenn man die Memoiren der Gefangenen der Baſtille lieſt, findet man nicht Einen, der ſich über die Diät beklagte; und es ſollte ſo ſeyn; denn bei der Ausfertigung eines Verhaftsbefehls wollte man einen Menſchen, deſſen Kühnheit oder Talent man fürchtete, von der Welt abſondern, nicht ihn beſtrafen.

Der Polizeibeamte, dem ein ſolcher Verhaftsbefehl übergeben war, erſchien gewöhnlich bei Tagesanbruch vor dem ihm bezeichneten Hauſe; er befahl, „im Namen des Königs“ ihm zu öffnen, und, um jedem Widerſtande zuvorzukommen, war er gut bewaffnet. Er hielt genaue Nachſuchung in dem Zimmer und verſiegelte die Papiere, welche er glaubte zum Polizei Lieutenant ſchicken zu müſſen. Nachdem er dem Verhafteten mehrere Fragen vorgelegt hatte, deren Hauptzweck war, ſich der Richtigkeit der Perſon zu verſichern, ließ man ihn in einen Wagen ſteigen, den er erſt in der Baſtille wieder verließ. Man führte ihn in das ſogenannte „Rathszimmer“, wo er ſich einem neuen Verhör unterwerfen, und ſeine Taſchen leeren mußte; Alles, Börſe, Kleinode, Geld, wurde in einen Kaſten gethan, den man vor den Augen des Gefangenen verſiegelte; am Tage ſeiner Befreiung erhielt er Alles zurück. Nach dieſer Ceremonie übergab man ihn den Kerkermeiſtern, und von dieſem Augenblick wurde er nur nach der Nummer ſeines Gefängniſſes benannt.

---

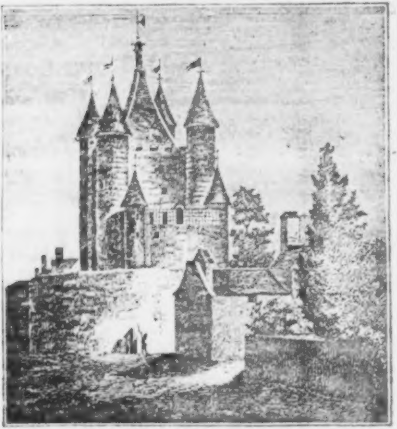
*) La calotte.

Man ſieht, daß dieſes Staatsgefängniß weniger ſchrecklich war, als alle andern, und das größte Unglück im Verluſt der Freiheit beſtand, ohne ſich vor Richtern vertheidigen zu dürfen und ohne den Augenblick der Befreiung vorauszuſehen. Man erzählte eine Menge wunderbarer Geſchichten über die Baſtille, von denen die außerordentlichſte die von dem Manne mit der eiſernen Maske iſt. Man wußte, daß es einen Staatsgefangenen gab, den man vor Niemanden ſehen ließ und der ſelbſt dem Arzte nur mit einer ſchwarzen Sammtmaske vor dem Geſichte erſchien, die durch Stahlſchienen befeſtigt war. Protokolle beſtätigen, daß man an ſeinem Todestage, am 19. November 1703, ſeine Kleider, ſeine Wäſche und alle ſeine Möbel verbrannte, als ob man fürchtete, er möchte ein Wort über ſich ſelbſt hinterlaſſen haben. Das Gerücht ſagte, es ſey eine hohe Perſon; aber man vermißte zu jener Zeit in Europa keine der ausgezeichnetern Perſonen; Einige behaupteten, es ſey der Herzog von Montmouth geweſen; aber man weiß, daß dieſer auf dem Schaffot ſtarb; Andre hielten ihn für den Herzog von Beaufort, der jedoch bei der Belagerung von Candia umkam. Voltaire wagte zu verſichern, der geheimnißvolle Gefangene ſey Niemand anders, als ein Zwillingsbruder **Ludwig XIV** geweſen, deſſen Geburt man, auf Anrathen des Cardinal Richelieu, ganz geheim gehalten hatte. Alle dieſe merkwürdigen Vermuthungen ſind jetzt erloſchen, und es ſcheint außer Zweifel, daß der Mann mit der eiſernen Maske der Graf Methioli, Staats-Secretair Carl III, Herzogs von Mantua, war. Dieſer Diplomat hatte Frankreichs Intereſſe, in einer geheimen Unterhandlung wegen der Feſtung Caſale, für Geld verrathen. Ludwig XIV, der ſich hintergangen ſah, war entſchloſſen, ſich zu rächen; er ließ den Italiener in das Gebiet von Frankreich locken und befahl, ihn für den Reſt ſeines Lebens in ein Gefängniß zu werfen. Dieſe Verletzung des Völkerrechts, in der Perſon eines Diplomaten, konnte lange Kriege anfachen; daher dieſer Entſchluß, ſie geheim zu halten, und alle die Vorſichtsmaßregeln, um den Gefangenen Niemanden ſich mittheilen zu laſſen. Dieſe Entdeckung, die man neuerlich in den geheimen Archiven der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hat, vernichtet alle die ſinnreichen Fabeln, die man erfunden hatte.

Jedermann weiß, daß die Baſtille im Jahre 1789 vom Volke von Paris angegriffen und genommen wurde. Hr. von Launay, der Gouverneur, wurde gefangen genommen, durch die Stadt geführt, ermordet, und dann enthauptet. Die Thüren der Gefängniſſe wurden zerſchlagen; aber man fand nur ſieben Gefangene, die man im Triumph durch die Stadt führte. Einige Zeit darauf beſchloß man die Niederreißung, und die Steine dienten zur Erbauung der Concordia-Brücke.

Der Tempelthurm.

(La Tour du Temple.)



Im elften Jahrhundert ſah man an den Thoren von Paris den Palaſt der Tempelritter ſich erheben. Er war ſo bedeutend, daß ein Geſchichtsſchreiber der Zeit ihn einer Stadt vergleicht.

Es war ein großes, unregelmäßiges Viereck, das von Mauern, mit Zinnen verſehen, umgeben war. Man bemerkte daſelbſt eine Kirche, einen Speiſeſaal, eine Küche und zahlreiche und große Gebäude zur Wohnung für die Ritter und den Großmeiſter des Ordens. Als der Orden der Tempelherren, im Jahre 1311, aufgehoben wurde, und im folgenden Jahre Philipp der Schöne über deſſen Beſitzungen verfügte, fing man an das Gänze dieſes Palaſtes zu zerſtören, der in Wahrheit eine Art Feſtung war. Hr. Sauval, Parlaments-Advokat, der ein ſehr merkwürdiges Werk über die Alterthümer der Stadt Paris hinterlaſſen, ſagte im ſechszehnten Jahrhundert: „Der große, von vier Seiten-Thürmchen umgebene, und von F. Hubert, dem Schatzmeiſter des Tempelherrn-Ordens, erbaute Thurm, kann noch lange ſtehen, wenn ſich nicht etwas Beſonderes ereignet; denn er gilt für eins der feſteſten Gebäude des Reichs.“ Aber es hat ſich etwas Beſonderes ereignet.

Am 13ten Auguſt 1792 ſah man zur Abendzeit mitten unter einem Gefolge von Leuten aller Art, die wüthend ſchrieen, eine Anzahl Gefangener dorthin führen. In der Mitte derſelben bemerkte man einen Mann von mittlerem Wuchs, mit einer ruhigen und ſanften Miene, einer einfachen, würdigen Haltung, nur durch ein Lächeln dem drohenden Geſchrei einer aufgebrachten Volksmaſſe antwortend; neben ihm eine Frau von Achtung gebietendem Gange, ihr Geſicht bleich und bewegt; ſie drückte ein junges Mädchen, kaum zur Jungfrau gereift, und einen Knaben, der vor Angſt zitterte, an ſich; die bebende Stimme einer Frau, die der erſten folgte, ſuchte ſie zu tröſten. Andre Gefangene umgaben ſie. Die maſſiven Thore des alten Gebäudes ſchloſſen ſich mit Geräuſch, und ein Schweigen folgte plötzlich den Verwünſchungen und Drohungen, die bis jetzt nicht aufgehört hatten. Dieſer Mann war der König von Frankreich; dieſe Frau die Königin; ſie, die 23 Jahre früher unter Freudengeſchrei Paris betreten hatte. Die beiden Kinder waren die ihrigen, die Nachkommen einer langen Reihe von Kaiſern und Königen.

Am Tage St. Louis nahm der unglückliche Ludwig XVI Abſchied von ſeiner Familie, von der man ihn trennte. Faſt vergaß er in den Armen ſeiner Schweſter, ſeiner Gattin und ſeiner Kinder, das Schickſal, das ihm bevorſtand, als plötzlich ſchrecklicher Lärm ſich vernehmen ließ. Es war eine Menge halbbetrunkener Kannibalen, die ſingend und ſchreiend ſeinen Kopf forderten. Nach einigen Tagen ſahen die unglücklichen Gefangenen, die man aller Nachrichten von Außen beraubte, doch, daß ſich in der Stadt etwas Außerordentliches begab. Die Sturmglocke tönte gewaltig, man ſchlug den Generalmarſch, und von Zeit zu Zeit durchdrang aufrühreriſches Geſchrei die Lüfte. Es war der Kopf der Prinzeſſin von Lamballe (ehemalige Ober-Hofmeiſterin der Königin), den man auf einer Lanzenſpitze der Königin zeigte.

Bei dieſem Anblick blieb Marie Antoinette, von Schrecken ergriffen, unbeweglich, die Augen ſtarr; die Haare ſträubten ſich, ihre Lippen zitterten. Man hätte gemeint, die ganze blutige Zukunft enthülle ſich in ihren Augen; ſie hatte keine Thränen mehr für einen ſo großen Schmerz; ſie verfiel in eine finſtre Melancholie, welche die Sorgen der Prinzeſſin Eliſabeth (Schweſter Ludwig XVI) und die Liebkoſungen ihrer Kinder nicht zu verſcheuchen vermochten.

Der Prozeß Ludwig XVI begann. Alle Tage führte man ihn vor ſeine Ankläger, und alle Tage glaubte der unglückliche Vater ſein Gefängniß zum letzten Male zu verlaſſen. Doch da der Prozeß ſich in die Länge zog, trat nach und nach Hoffnung in die Herzen der traurigen Familie ein, als eines Tages, am 20ſten Januar, die Königin auf ein Mal zerſtreut erſchien, dann wurde ſie aufmerkſam und mit einem raſchen Zeichen befahl ſie Schweigen. Die Stimme eines öffentlichen Ausrufers ließ ſich in der Ferne vernehmen, und näherte ſich allmählig dem Thurm. Die Königin, Prinzeſſin Eliſabeth und die Kinder liehen lauſchend ihr Ohr, um einige Worte zu verſtehen; denn dies war ihr einziges Mittel, von irgend einer Begebenheit Kunde zu erhalten! Endlich wird die Stimme lauter...., ſie ruft die Verdammung des Königs aus, und verkündet ſeine Hinrichtung für den folgenden Tag!

Um 7 Uhr Abends holt man die weinende Familie, um ſie zum König zu führen. Der unglückliche Monarch vergoß Thränen des Schmerzes über ſeine Familie, erzählte ſeinen Prozeß, verzieh ſeinen Mördern, und die Worte, welche ſeine lebhafte Bewegung ihn oft zu unterbrechen zwang, erregten herzzerreißendes Schluchzen. Wenn er allein einige Ruhe behielt, ſo war dies, weil ſeine Gedanken ſchon auf etwas Höheres gerichtet waren. Am folgenden Tage, nach einer langen Nacht voll Angſt und ſtechenden Schmerzes, hörte die Königin nur durch das Schreien von außen, daß das Verbrechen begangen war. Alles, was ſie erfahren konnte, war, daß er auf ſeinem Wege zum Schaffott zwei Mal ſeinen Blick nach dem Thurm gewandt habe, wo ſeine Kinder eingeſchloſſen waren, um ihnen ein letztes Lebewohl zu ſagen, und ſeinen letzten Segen zu ertheilen.

Sechs Monate verfloſſen, für die Kaiſerstochter ſechs Monate des gräßlichſten Kampfes. Doch hatte ſie das Glück, ihre Tochter bei ſich zu ſehen; den Sohn hatte man ihr genommen; aber was ſind die Liebkoſungen eines geliebten Kindes, wenn man unaufhörlich fürchten muß, ſie ſeyen die letzten! Am 2. Auguſt holte man die Königin ab, wie man am 11. Dezember den König geholt. Sie hörte das Urtheil an, ohne Bewegung, und ohne ein Wort zu äußern. Sie umarmte ihre Tochter, empfahl ihr, für ſie zu beten, Gott zu vertrauen; dann riß ſie ſich aus ihren Armen, indem ſie verſprach, bald zurück zu kommen; aber ſie kam nicht zurück. Zwei Monate darauf, am 16ten Oktober, fuhr man eine weißgekleidete Frau, die Hände gebunden, auf einem elenden Karren, zur Seite des Henkers, durch die volkreichſten Straßen der Stadt; man hatte den weiteſten Weg genommen: zwei Stunden dauerte es, ehe man am Ort der Hinrichtung ankam. Angekommen vor St. Roch, hielt man an, um der verſammelten Volksmaſſe Zeit zu geben, ſich an dem Anblick der Unglücklichen zu weiden. Aber ſie, die edle Königin, erwiederte nur mit einem Blick voll Verachtung die Beleidigungen dieſer blutdürſtigen Tiger.

Indeſſen bewohnte die Waiſe mit ihrer Tante, Prinzeſſin Eliſabeth, noch immer eins der Zimmer des Thurms, ohne von em Schickſal der Königin zu wiſſen. Dies Mal ließ ſich die nbarmherzige Stimme des Ausrufers nicht vernehmen. Lange ußte die junge Marie Thereſe nichts von dem Schickſal der Königin, und als ſie ihre Wächter fragte, ſchwiegen dieſe und andten die Augen ab.

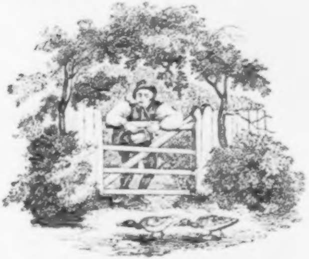
Am 9ten Mai holte man die Prinzeſſin Eliſabeth. Sie olgte den Beamten und kam nicht wieder. Die Königstochter blieb allein eingeſchloſſen in dem Thurm, erwartend, daß man uch ſie abholen würde. Aber es ſchien, als habe man ſie vergeſſen. Als das Morden endlich ſich legte, erhielt die edle Waiſe hre Freiheit wieder; aber ihr Bruder, der Erbe des älteſten Throns von Europa, war der barbariſchen Behandlung, die er atte dulden müſſen, erlegen.

Im Jahre 1805 ward der Tempelthurm zerſtört; es iſt jetzt ichts mehr von ihm übrig, als das traurige Andenken.

Die Enten.

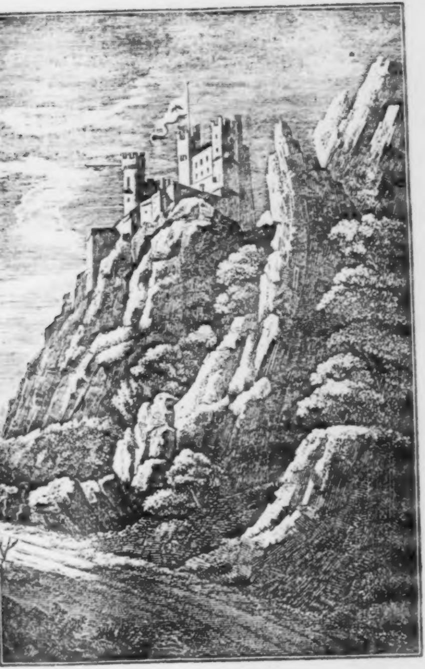
Ein Gärtner ſtand, ſich umzuſehen,
An ſeinem Zaun; er ſah dort dreiſt
Zwei Enten ſchnatternd weiter gehen —
Wenn langſam watſcheln gehen heißt —
Und meinte deutlich zu verſtehen,
Wie eine quakte zu der andern:
„Ja, ja! Talent ward uns zumeiſt!
Man ſieht uns tiefbedächtig wandern;
Den Kopf und Hals weit vorgeſtreckt,
So ſpekuliren wir und brüten,
Geſchah's nicht ſchon, die Welt entdeckt:
Doch läßt auf unſern Gang ſich wetten,
Daß ſtets im Hirne Großes heckt;
Und unſern Vertrag, dieſen netten
Gefüllten Ton — was darin ſteckt,
Kann andre Sprache nie ergründen,

Wie Red' und Singen ſo verbinden.
Nun ſind wir auch ein Schiff im Waſſer,
Wir ſegeln fliegend durch die Luft —
Gewiß es iſt ein Geiſteshaſſer,
Ein gallig-eigenſücht'ger Schuft,
Der nicht bekennt, daß unſ're Gaben
Im All nicht ihres Gleichen haben!"



Der Mann am Zaune mußte kichern,
Und ſprach: „Ich bin kein großes Licht,
Doch will ich Hausverſtand mir ſichern
Und leid' an eitlem Dickthun nicht.
Euch aber muß kurzab ich ſagen:
Der Hirſch kann geh'n, ihr wackelt nur;
Delphine laßt die Ströme ſchlagen.
Dann macht zu Stümpern euch Natur;
Vernehmt der Nachtigallen Singen,
Da hört ihr, was man Vortrag nennt;
Die Schwalbe ſeht hochauf ſich ſchwingen.
Und fragt dann: ob ihr fliegen könnt!
Ein Etwas von den vielen Dingen
Iſt Euch, nur keines recht gegönnt!
Was nutzt es, Allerlei zu treiben,
Wenn man ſich doch in nichts bewährt!
Bei Einem tüchtig ſeyn und bleiben,
Das iſt Verdienſt und echter Werth!"

M. Walter.



Burg Rheinſtein.

Der in Düſſeldorf reſidirende Prinz Friedrich von Preußen, ein Beſchützer der Künſte und dem deutſchen Streben hold, ſey es in der Vorzeit oder in der Gegenwart zu finden, hat bekanntlich die Burg Rheinſtein ſo wieder herſtellen laſſen, daß der alte Bau ſich gleichſam verjüngte. Sein Gedanke iſt ſinnig, mit Talent und Geſchmack ausgeführt, und nicht bloß durch das Aeußere, auch durch die innere Einrichtung der Burg wird man in die alten Tage zurück verſetzt. Zuweilen kommt der gütige und geliebte Prinz mit Gefolge hieher und Alle erſcheinen dann in der Tracht des elften oder zwölften Jahrhunderts, um auch den ſonſtigen Glanz, das ſonſtige Leben in dieſen Mauern walten zu laſſen. Adelheid v. Stolterſoth beſang in folgenden Verſen

Die Burg Rheinſtein.

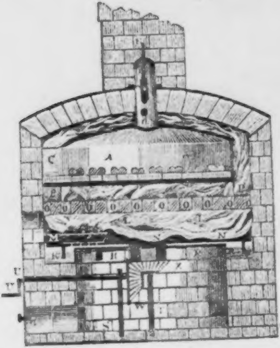
Sey mir gegrüßt im Morgenſchimmer,
O Rheinſtein, hohes Felſenſchloß!
Einſt ging ich hin durch Deine Trümmer,
Als Abendglanz mein Haupt umfloß.
Die goldne Harfe ließ ich ſchallen
Vom hohen Thurm, und ſang mein Lied,
Und klagte tief, daß Du gefallen,
Und daß Dein Burggeiſt von Dir ſchied!

Seitdem ſind Jahre fortgezogen,
Der Woge gleich, die drunten wallt.
Ein Adler kam vorbeigeflogen
An Deiner ſinkenden Geſtalt,
Und ſeine königlichen Schwingen
Erwählten Dich zur würd'gen Raſt,
Der ſechs Jahrhunderte vergingen,
Auf daß Dich nicht Zernichtung faßt.

Nun ſchauen freudig meine Blicke,
O ſtolze Burg, an Dir empor!
Ich überſchreite raſch die Brücke,
Ich trete ins gewölbte Thor,
Und ſteige träumend auf die Zinnen,
Und ſchaue hin auf Strom und Thal;
Und grüße Dich in tiefem Sinnen,
Du hohes, ſchönes Heldenmal!

Und alle Sagen, alle Lieder
Aus einer alten kräft'gen Zeit,
Erwachen in der Harfe wieder,
Die ihr ſo manches Lied geweiht.
Denn traut in ritterlichen Hallen
Grüßt mich der alte treue Geiſt,
Der mit der Burg, die einſt gefallen,
Die Huld des Adlers leben heißt!

Eine neue Art von Backofen.



Dieſer von Rob. Hicks angegebene Backofen AA, der mehrere Vortheile in ſich zu vereinigen ſcheint, um bei dem Brodbacken zugleich aus den Dünſten des Teigs Alcohol zu ziehen, iſt von Eiſen und von einer zirkelförmigen Geſtalt. Seine untere Fläche iſt nur allein von Ziegelſteinen und mit der Thür C wage- recht. Auf dieſe Fläche werden wie gewöhnlich die Brodte ge- legt. Ungefähr einen Fuß von dieſer Fläche ab iſt eine eiſerne Platte NN, von demſelben Umfang wie der des Ofens, die ſich auf einer ſcheitelrecht aufgeſtellten Axe drehen läßt, und deſſen Rand etwa 1 Zoll von oben herunter gebogen iſt, in eine zirkelförmige Vertiefung RRR läuft, die mit Waſſer angefüllt iſt. Ein Theil dieſer Platte iſt eingeſchnitten, um den Feuerroſt M aufzunehmen, welcher an derſelben befeſtigt iſt, und folglich auch an ihrer herumdrehenden Bewegung Theil nimmt. Durch dieſen Feuerroſt muß alle Luft gehen, die beſtimmt iſt, dem Feuer Nahrung zu geben, und fließt dem Aſchen-Behälter S zu. Die Bewegung dieſer Luft wird vermittelſt eines Regiſters, das bei Y angebracht iſt, geregelt, und es kann nichts davon verloren gehen, indem das Waſſer, welches die Platte umgiebt, jede mögliche Entweichung verhindert. Die umdrehende Bewegung der Platte ſteht mit der ſenkrechten Axe T in Verbindung, und kann durch ein Rad bewirkt werden, indem es die Kurbel UU herumdreht, welche die Winkel-Räder W und X in Bewegung bringt. Die zwiſchen der Oberfläche aus Ziegelſteinen und der eiſernen Platte erhitzte Luft ſtrömt durch die Oeffnungen einer dritten durchſichtigen Fläche OOO aus und geht durch Seitenräume PP durch, um nach dem Schornſtein des Ofens zu gelangen.

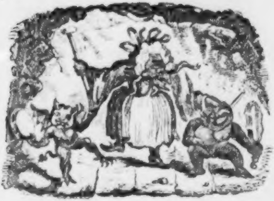
Oben am Ofen iſt ein hohler Raum D, in welchem ſich eine eiſerne Röhre von einem Fuß Länge und der Dicke eines Flintenlaufs befindet, welche an ihrem untern Ende verſchloſſen und mit Oel gefüllt iſt, worin die Kugel des Thermometers F hängt, deſſen in Graden abgetheilte Röhre oben herausragt und die Temperatur des Ofens angiebt.

Man heizt den Ofen, und wenn die Temperatur 200 Grad erreicht hat, ſo wird das Brod wie gewöhnlich hineingeſchoben, und der Ofen ſorgfältig verſchloſſen. Nach einer Viertelſtunde fängt das Brod an auszudämpfen, und dieſer Dampf ſteigt vom Ofen aus einer kleinen Oeffnung d, die mit einem Diſtillir-Apparat in Verbindung ſteht. Das Einzige, worauf man beſonders aufmerkſam ſeyn muß, iſt, daß man die Temperatur nicht über 200 Grad kommen laſſen darf. Wenn kein Alcohol mehr abgeht, ſo iſt dies ein Beweis, daß das Brod gut ausgebacken iſt.

Um einen Ofen Brod gut auszubacken, iſt 1¼ Stunde Zeit erforderlich. Jedes Brod von 4 Pfund liefert ungefähr 2 Loth Branntwein holländiſcher Probe. Das Brod iſt von vorzüglicher Güte und von jenem ſäuerlichen Geſchmack befreit, den man bei dem auf gewöhnlichem Wege gebackenen Brodte findet.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß das auf die vorſtehende Weiſe gebackene Brod noch nach einer Woche ſeine Friſche und einen weit angenehmern Geſchmack erhält, als das, welches mittelſt der jetzt üblichen Verfahren gebacken wird.

Satan in Nöthen.

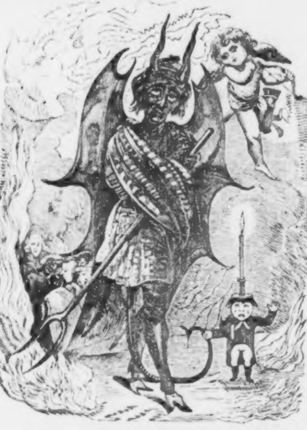


Die Mutter des **Satans** — beiläufig geſagt, eine geborene Finſterniß, verwitwete Chaos, deſſen Tod in den Tagen der Schöpfung erfolgte, nachdem er ſeinem Sohne das Reich der Hölle als Domaine gerettet und ihm die Rache übertragen hatte für den Verluſt ſeines Lebens und einer ſonſtigen weiten Herrſchaft — die Mutter des Satans alſo iſt eine unvergängliche Schönheit, wie wir ſie oben vor uns ſehen, und liebt ihren Sohn über die Maßen, weil er mit dem ungeheuerſten Glücke verzogen iſt. Nun hatte ſie aber ſeit einigen Jahrhunderten ſchon einen immer mehr zunehmenden Trübſinn auf ſeinem Antlitz bemerkt und ſein Körper magerte zuſehends ab, ſo daß ſie für ſeine Unſterblichkeit zu fürchten anfing. Da wollte ſie ihn nun durch Feſtivitäten zerſtreuen und berief in ihr geheimes Kabinet ein Paar von den adoptirten Luſt-Teufelchen, welche die Höllen-Kapelle dirigiren, um ſich mit ihnen zu berathen. Sie hielt ihnen zuvörderſt eine Rede über des erhabenen Höllenfürſten Mißlaune und befahl dieſe zu verſcheuchen. Die Teufelchen aber kicherten und ſangen das Vaudeville;

Da hilft kein Spiel, da hilft kein Tanz,
Denn Satan iſt verliebt;
Was nutzt ihm da der Firlefanz,
Wenn's keine Hochzeit giebt?

Der alten Dame fiel es wie Schuppen von den Augen, in allen Winkeln und auf allen Spitzen ihres Angeſichts taumelte die Freude, als ſie ſprach: „Ei, ihr kleinen Ausbunde von Schalkhaftigkeit, ihr könnt recht haben, und um ſo mehr rüſtet euch mit jeglichem Wirrwarr eurer Künſte; denn ich werde die Erwählte willkommen heißen und mir einen Kuppel-Pelz verdienen, wie es noch keinen gab." — Und dabei machte ſie ſelbſt vor Jubel Balletſprünge und fühlte ſich ſo jung, als ob ſie ihre Krücke nie wieder brauchen würde.

Die Mißlaune des Satans aber war zwiefach. Seit lange ſchon ſah er ſeine Exiſtenz gefährdet, nicht durch die erhöhte Erkenntniß, denn dieſe veränderte den Satan höchſtens in ſeinem Charakter, nicht in ſeiner Macht, ſondern dadurch, daß beinahe jeder Menſch, um der Hölle die Gebühren zu entziehen, ſein eigner Satan wurde, und dieſe Pfuſch-Satane verdarben ihm alle Geſchäfte. Da lebte er nun, um doch mit Anſtand zu leben, in ſtetem Müßiggange, und hoffte, aus ihm werde Großes hervorgehen; aber der Müßiggang beſonders hat ſich kultivirt und ſeine Laſter gewannen an Menge und verloren an Größe — es wollte auch dabei nichts herauskommen.



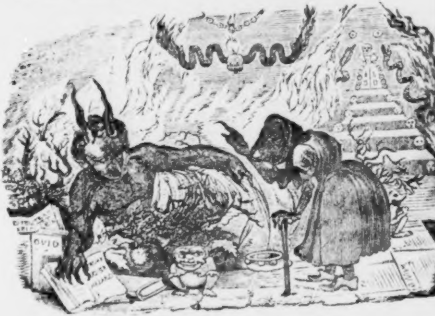
In einer Nacht nun ſchritt Satan in ſeinem beſten Hof-Coſtüm durch die Hallen ſeines Reichs, ſeine Sentimentalität mit den Wonnen des Elends um ſich her zu verſcheuchen, und brach endlich in folgenden Monolog aus:

„Seyn oder nicht ſeyn, das iſt hier die Frage! Ohne neue Anſtrengungen niemals das alte Glück — und doch ſchlagen faſt alle Maaßregeln fehl! Ein Paar Beſeſſene, etliche heuchleriſche Pietiſten ſind mir zwar neulich einigermaßen behülflich geweſen auf Erden, und die erhabene Wirkung des Branntweins, der Mord-Dramen, und die Verſuche zu einer frivolen Literatur waren mir nicht ganz ungünſtig — aber durchgreifen will nichts. Es jagt und verjagt ſich jetzt Alles ſo raſch auf Erden, daß vor der Menge Sünden faſt Keiner Zeit hat, eine exemplariſche Sünde zu begehen, und glaubt man einmal Dieſen oder Jenen reif zum Pact, da ſchlägt er um und wird eben ſo lau fromm, wie er vorher lau dem Teufel ſich näherte — o der Charakterloſigkeit, mit der jetzt Jeder in jeden Charakter ſich behaglich hinein findet!“

Sein Monolog nahm den falſchen Gang, es kam nicht zu einer Stimmung, wie Satan ſie wünſchte; er ſchüttelte ſich die Ideen ab und ſchaute um ſich. Nun mußte in jeder Abtheilung ſeines Reiches bei deſſen Unterſuchung ein Liebling, in ſeiner Erdenzeit der ärgſte Menſchenquäler, ihm das Licht halten und den Schweif tragen; ſo ſah denn Satan jetzt ein Männlein vor ſich, das er als ſeltenen Fang kürzlich geholt hatte; es war ein Wucherer, der einſt auf Pfänder lieh gegen ſolche Intereſſen, daß darüber die Pfänder verloren gingen, und die Familien dazu. Satan aber ſprach zu ihm: „Dir ward eine ſchöne Tochter!“ — „Sehr ſchön und doch pfiffiger noch als ſchön!“ antwortete grinſend der Verdammte. „Sie kann es weit bringen in Deiner Gunſt“, ſetzte er hinzu; „und für ein Wiederſehen iſt mir gar nicht bange!“ — Und Amor, dieſer kleine niedliche Höllenbrand, der überall auf Teufeleien ausgeht, kam jetzt wie gerufen und ſchoß noch einen Pfeil in Satanas Bruſt, die ſchon über ihrem Geheimniß keuchte.

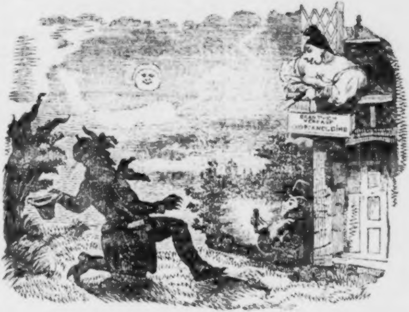
Satan ging nun ſentimentaler von dannen, als er gekommen war, um ſich auf ſein Lager zu werfen, das er ſich bereiten ließ aus den ſchärfſten Dornen und Diſteln, gemiſcht mit den Stacheln der Aloe, denn Satan iſt überall ein Freund der Aufregungen. Aber ſeine Unruhe hatte doch nicht der Stacheln genug, er dachte an die ſchöne Tochter des Wucherers und ſprach zu ſich ſelbſt: „Wem der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft legen will, dem giebt er eine ſchöne Tochter!“ — und des Wucherers Kind ging ihm durch den Sinn, daß ihm ordentlich froſtig zu Muth ward. Er ließ ſchärfer heizen mit dem Fette feiſter Finſterlinge aus vergangenen Jahrhunderten, deſſen Maſſe noch heut vorhält und griff nach ſeinen Klaſſikern, die er neben ſeinem Lager hatte, um ſich zu zerſtreuen. Es waren Bände verſchiedener Tractätlein, welche die Dummheit fördern und ehrgeizig danach ſtreben, ohne Vernunft zu exiſtiren; ferner Lobreden auf den

Wucher, den Trunk, das Hazardſpiel und mehr dergleichen Hülfsmittel für die Rekrutirung der Hölle. Als Leckerbiſſen hatte er auch immer vier bekannte Bücher des Ovid in einem Bande neben ſich, nächſtdem manches Neuere, wovon wir hier nicht reden wollen, weil wir den Geſchmack des Satans nicht gern verbreiten möchten. Er las und las: Satan kommt aber durch keine Zerſtreuung auf andre Gedanken, und den ſeinen fehlte nun einmal die Behaglichkeit, ſo daß ſeine Mutter ihn bei dem Morgenbeſuche ganz verſtört fand. Sie aber hatte in ihrer Freude über die bewußte Entdeckung beinahe die krummen Umwege vergeſſen, auf welchen die ſataniſche Sippſchaft ſich erholt, ſprach auch nur ganz kurz von dem Schmachtenden, was in dem verſchoſſenen Schwarz der Wangen ihres Einzigen lag, mit Worten, die ein Extract waren aus den breiten Schmeicheleien der hölliſchen Höflings Colonie, und nach dieſem Säuſeln ihres beredten Athems ſchlug ſie ein mit dem Donner: „Du biſt verliebt!“



Und Satan's Antlitz changirte in allen Farben der Gluth, die der Scham ausgenommen, weil dieſe aus der Hölle verbannt iſt; ſtarr ſah er vor ſich hin auf den Boden. Die unvergänglich höllenſchöne Mama aber wiederholte die einſchlagenden Worte: „Du biſt verliebt!“ ſetzte jedoch hinzu: „Dir ſoll geholfen werden!“ Und alsbald rief ſie dienſtbare Teufelchen, die Seelen verwahrloſter Jungen, die nicht durch zu große Anſtrengung, ſondern durch zu viele Ferien in Lucifers Reich kamen; ſie mußten ſchleunig zur Erde, um in einem „wirklichen Ausverkauf“, der im Jahr 1837 ſeine fünfzigjährige Dauer feiert, einen Stutzer-Anzug für die Sataniſche Hoheit zu ſtehlen. Das war bald geſchehen; und Satan, mehr träumend als wachend, verwandelte ſich in einen Stutzer, beſtieg ſeinen Thron und verkündete, daß er incognito zur Erde hinauffahren und dort als Redacteur einer ſcandaloſen Zeitſchrift ſich neue Bundesgenoſſen erwerben wolle.

Und ſo geſchah's! Zwar mußte er, wenn ſein böſer Geruch allzuſehr durchdrang, von Ort zu Ort wandern; das aber war ihm ganz recht, da er nun in vielem Volke die Grundſteine zu ſeiner erneuerten Herrſchaft legen konnte. Dabei bemühte er ſich eifrig um die Gunſt ſeiner geliebten Diavolina, die nach ihres Vaters Tode ihr Pfandleihgeſchäft noch mit einem Branntwein-Verkauf verbunden hatte, einer dritten Anſtalt nicht zu gedenken. Entzückt war Satan zu hören, daß ſie keinen Tag für zurechnungsfähig hielt, an welchem ſie nicht irgend Jemand in's Unglück geſtürzt hatte und ſeine Bewerbung brachte er an, als ſie einſt wegen eines falſchen Eides am Pranger ſtehen ſollte und ſich mit neuen Pfiffen wieder davon log.



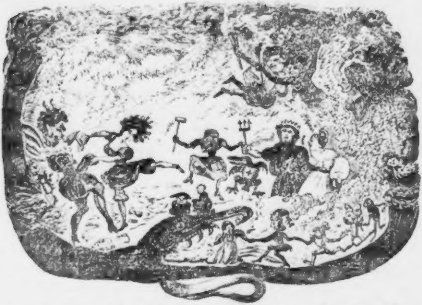
Diavolina aber war ſehr ſchwärmeriſcher Dreſſur, von der ſie ſogar verleitet wurde, Ritter- und Räuber-Romane für ſichere

Pfänder zu halten, ſo daß ſie auf jeden derſelben einen halben Silbergroſchen lieh, wodurch ſie nebenher wenigſtens noch die Leihbibliothekare betrog, da ſie nun die Bücher gratis las. Durch dieſe Lektüre war ſie mit dem Reiz der Mondſchein-Scenen bekannt geworden und Satan mußte ſich entſchließen, ſeiner romantiſchen Diavolina einen zärtlichen Kniefall zu leiſten, während ſie vom Balken ihres Hauſes überaus vergnüglich auf ihn niederſchaute, und der Mond mit einem ironiſchen Gelächter accompagnirte, in welches Satan triumphirend und hellauf einſtimmte, indem er bemerkte, daß ſeine Braut in derſelben Stunde einen Liebhaber begünſtigt hatte, der ſich jetzt aus dem unteren Geſchoß des Hauſes davon ſchlich, um auf Diebes-Abenteuer auszugehen. Im Augenblick der Bewerbung ſich ſo beglückt zu ſehen, das ging über alle Erwartung des Satans; Diavolina war reif zur Beherrſcherin der Hölle und er aus allen Nöthen, da er überzeugt ſeyn konnte, zugleich eine Unterhändlerin zu finden, die mit dem Zeitgeiſt vertrauter war als er; denn er ſelbſt konnte ſich's nicht läugnen, daß er im Vertrauen auf ſeine Ewigkeit hinter den plötzlich zum Galopp übergehenden Zuſtänden und Verhältniſſen der Sterblichen zurückgeblieben war. Und Diavolina geſtand ihm ihre Liebe, ja ſie brachte den Satan auf die Höhe ſeiner Leidenſchaft, als ſie bekannte: er ſey eigentlich ihre erſte Liebe, von der ſie getroffen worden, als Satan ihren Vater geholt und ihr dadurch alle Koſten eines Leichenbegängniſſes erſpart hatte.

So ward denn ihre Hochzeit während einer großen Sonnenfinſterniß gefeiert, und ganz erfüllten ſich die Hoffnungen, die Satan auf ſein Weib gegründet.

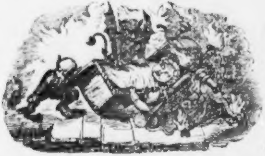
Nachdem Satan ſie in das Vertrauen gezogen und ihr Kenntniß geworden war von den Erforderniſſen der Hölle, brachte ſie ſchon am Lendemain ihrer Hochzeit ein großartiges Hülfsmittel in der Verſöhnung des Heidenthums mit den hölliſchen Principien zu Stande. Sie gewann die Furien der Zwietracht, daß ſie jubelnd und in Verjüngung ſich mit der Hölle alliirten; Satan mußte die Venus herbeiziehen, die ſich ſeit ihrer Verjährung zur Beſchützerin frivoler Tanzwuth gemacht, und Madame Satan führte den Neptun herbei, der, in neueſter Zeit ſeinen Dreizack zu einer Gabel machend, in den vielen Reſtaurationen ſich als den Gott der Leckereien anſtellen ließ. Er ſelber ſpeiſt noch mit Vorliebe Auſtern und Caviar, weil Beides ſeinem ehemaligen Reich entſtammt, und ſchwatzt gern unaufhörlich über Pferde-Wettrennen, weil bekanntlich das Pferd ihm ſeine Entſtehung verdanken ſoll. Unter ſeinem Schutze und beſonders mit Freudenſprüngen von Madame Mutter des Satans bewillkommnet, ſchwur auch der Drachenteufel des Spiels, der in ſeinem Wappen das Treff-As führt, wieder zur Fahne der Hölle, und die alte Schlange, da ſie bemerkte, daß Satans

Reich in neuem Feuer glänzen werde, ſpie luſtig die alten Hülfstruppen wieder aus.

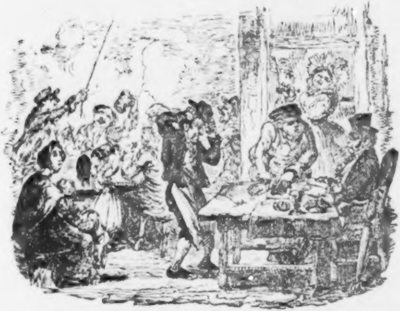


Aus ihren Naſenlöchern ſprangen die kleinen Geſtalten, die über Alles witzeln, was ehrwürdig iſt; aus ihrem flammenden Rachen entwiſchten alle die Geſtalten, die mit Wahn und Aberglauben die Menſchheit für die Hölle zu kirren ſuchen; zum Theil ſolche, die wohlbekannte Form haben, zum Theil andere, die als Galgenmännlein, Kröten-König und Alp der irdiſchen Phantaſie zu Schreckbildern werden. Das war nun ein luſtiger Wirbel, in welchem ſich die Reſtauration des hölliſchen Reichs feſtſetzte; der Nebel und die Flamme hatten den großen Reigen und wickelten die kleineren ein, in denen ſich alle Inſaſſen des ſataniſchen Gebiets bewegten. Dieſer Wirbel dauert noch immer zu und wurde nur verſtärkt durch ein zweites Feſt, indem der Madam Satan eine Wiedergeburt gelungen iſt, die den Namen Scheinheiligkeit empfing und dazu beſtimmt iſt, allem vortheilhaft Schlechten jeden beliebigen Stempel aufzudrücken. Das Kindlein wird jetzt beſtens gewiegt von der jungen Vorlautigkeit und der alten Anmaßung; wenn aber die in hölliſchem Geſchmack verzierte Wiege nach einer oder der andern Seite umſtürzen will, ſo kommt die ewige Ironie der Geſchichte und ſtellt die Balance wieder her. So hält ſich die Wiege im Kippen nach Rechts und Links und die Schlauheit, mit der Brandfackel zur Seite, kriecht immer hinter drein.

So weit nur geht fürerſt unſer Bericht und wer denken kann, der ſetzt ihn fort.



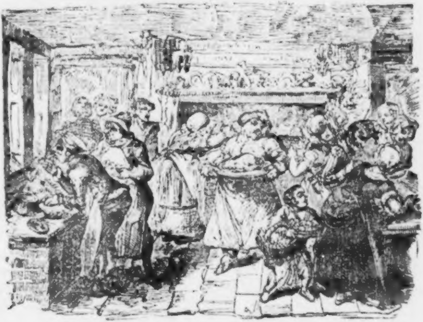
Die Rechnung.



Wir geben abermals ein Bild, das Cruikſhank zeichnete: eine Wirthshaus-Scene. Einer der Trinker iſt offenbar, ſtatt auf die Arbeit zu gehen, nach ſeiner Gewohnheit hier hinein gerathen. Die daheim darbende Frau hat ihn endlich geſucht und gefunden: ſie iſt ein Bild des Jammers, hält ein Kind an ihrem Herzen, eines hat ſich an ſie gelehnt, ein drittes trinkt die Neige aus, die der ſündvolle Vater übrig gelaſſen. Dieſem kam aber, zu neuem Schrecken der unglücklichen Frau, die böſe Minute; er ſoll bezahlen, und man ſieht aus ſeiner Stellung und Bewegung, daß es damit ſehr übel ſtehen wird. Ihm iſt, wie die Berliner zu ſagen pflegen, die Pfeife ausgegangen, ſie liegt vor ihm auf dem Tiſch; er wird das Wenige, was er etwa in der Taſche hat, hergeben und mehr noch ſchuldig bleiben müſſen. Der Wirth, ſein Rechnungsführer und im Hintergrunde die Frau Wirthin bilden eine Gruppe, die an nichts Intereſſe nimmt als an dem eigenen Vortheil, während die jetzt noch luſtigen Brüder auf der andern Seite wahrſcheinlich bald eben ſo jämmerliche Figuren ſeyn werden, als ihr Kamerad, der jetzt vor dem Zahltiſch ſteht, und bei dem es zu ſpät ſeyn wird, wenn wir ihm den Spruch zurufen:

„Genieße Alles mit den Deinen
In Frieden und im Dank zu Haus;
Und ſoll es zwiefach werth dir ſcheinen,
Bezahl' es ſorglich ſtets voraus!“

Die Küche.



Hier haben wir noch eines der Bilder des Cruikſhank, worin uns eine Küche zeigt, offenbar für eine Familie, der die

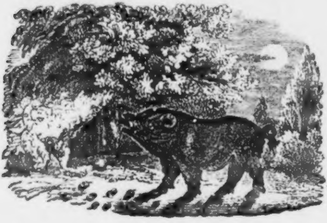
Küche im ganzen Hauſe das Wichtigſte iſt. Es könnte uns dabei eine Antwort Peter des Großen einfallen; der befand ſich in einem gräflichen Schloß und hatte bemerkt, daß man unendlich viel drauf gehen ließ, obwohl er wußte, daß der Herr Graf arge Schulden hatte. Das Schloß ſelbſt aber war prächtig überall, und der Kaiſer beſah es eines Tages, weil der Herr Graf es wünſchte. Als man nun in die Küche kam, an ſich groß, aber noch mit vielen Nebenzimmern und Speiſe-Kammern, dazu mit einer Legion Küchen-Domeſtiken verſehen, ſagte Peter der Große lächelnd: „Ich finde Alles ſchön in Ihrem Schloß, Herr Graf; nur die Küche ſchien mir ſchon zu groß, eh' ich ſie ſah!“ — Wenn man Beſitzer ſolcher Küchen mit Jean Jacques Rouſſeau fragte: „Muß es denn eine Kochkunſt geben?“ — ſie würden erſtarren über die geſchmackloſe Aeußerung, da ſolche Herren gar nicht begreifen, wie man ohne Schildkröten aus Weſtindien und Vogelneſter aus Oſtindien, ohne die Zunge des Biſon und die Naſe des amerikaniſchen Muſethiers, ohne Strasburger Gänſeleber-Paſtete und noch tauſend andre Leckereien das Leben für erträglich halten könne. Sie haben nur einen Kummer, den nämlich, daß ſie nicht in verſchiedene leere Magen hinein eſſen können, und beneiden den Krebs, wenn ſie zufällig gehört haben, daß er alljährig mit einer neuen Haut auch einen neuen Magen empfängt. Wer ſich aber an reinlicher Hausmannskoſt genügen läßt, dem möchte eher der Appetit vergehen als kommen, wenn er in einer ſolchen Küche auf einer Seite die Wichtigkeit ſieht, mit der die vielen Köche die Sache behandeln und den Brei verderben, auf der andern, wie ſie mit ihrem Miſchmaſch ſo verfahren, daß man gern ſich abwendet. Das Alles kann Jeder glauben, der nur dieſe kleine Skizze betrachtet. Manchem würde die ſchwarze Suppe des Lykurg lieber ſeyn, als Produkte aus einer ſolchen Küche, und wenn ein Weichling davor ſich entſetzt, könnte man ihm mit jenem Spartaner antworten: „Dir fehlt die Gymnaſtik und ein tüchtig Bad im Eurotas.“ D.

Der alte Eber und die alte Eiche.

Im Mondſchein hielt bei einer alten Eiche
Ein alter Eber einſt ſein Eichel-Mahl,
Und grunzte recht vergnügt, daß im Bereiche
Des Waldes ihn nicht ſeine ſtete Qual,
Der rüſt'ge Jäger, von dem Imbiß ſcheuchte,
Er ruhig ſchmauſ'te bei des Mondes Leuchte.

Die alte Eiche nur nahm's höchlich übel,
Daß ſie der Eber dankend nicht begrüßt.
„Er Grunzer“, ſprach ſie, „ihn hat ſeine Fibel
Wohl Mores nicht gelehrt; denn er genießt

So mir nichts dir nichts all die ſchönen Früchte,
Die ich ihm aufgetiſcht zum Feſtgerichte!"



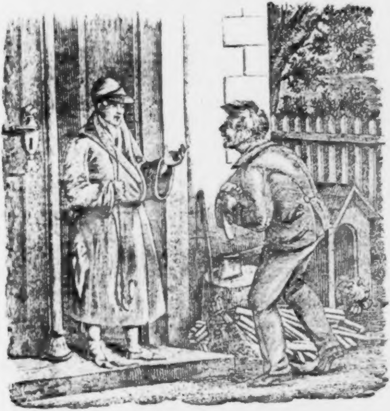
Der Eber ſchluckte raſch, bis auch nicht eine
Der lieben Eicheln noch am Boden lag,
Und dann erſt ſprach er ſpottend: „Wie ich meine,
Muß danken ich dem Wind, der Eicheln brach,
Nicht dir, den neidiſch Aerger nur bethörte,
Weil mich ernährt, was nicht mehr dein gehörte.

Doch darf ich jetzt bei dir ein Mahl erbitten
Für meine Kinder, hol' ich raſch ſie her,
Und kannſt du ſelbſt es dann herab uns ſchütten,
So dank' ich dir verbindlich und recht ſehr;
Wenn nicht, darf zu der Lehr' ich mich erdreiſten:
Wer Dank begehrt, muß ſelber Dienſte leiſten!"

Bertram.

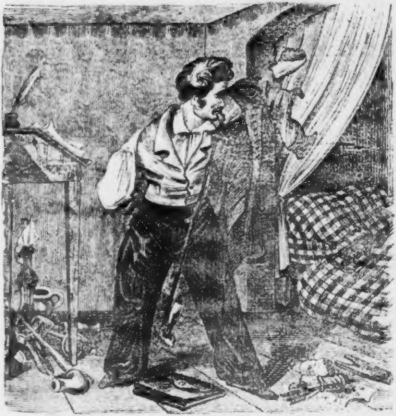
Der Rausch von Geſtern.

Der Glaube an den ſeligmachenden Schnaps iſt in Berlin beſonders unter Eckenſtehern und Hausknechten verbreitet, obſchon die jetzt ſo wohlfeile Seligkeit auf keinen feſten Boden und den Fuß des Gläubigen meiſt zum Straucheln führt, oder zu dem Sündenfalle, der ſich täglich wiederholt. Solch einen Pfleger des beſeligenden Getränks ſehen wir hier am frühen Morgen vor uns. An der Stellung ſeiner Füße, die ſich ſcheinbar bemühen, den edlen Jünger des Schnapſes wenigſtens vorläufig in ſenkrechter Richtung zu erhalten, bemerken wir, daß denſelben kein Zweifel über das Copernicaniſche Weltſyſtem, nach welchem die Erde ſich dreht, in den Sinn kommt. Sein ehrwürdiges Antlitz aber, in welchem man noch undeutliche Spuren ſchwerer Niederlagen entdeckt, ſchaut, trotz den glotzenden Augen, halb ſpottend auf den philiſterhaften Hausherrn und ſeinen Geheimen Sekretair, der ihm in Würde Worte der Ermahnung zuruft. „Aber Chriſtian, es iſt kaum Tag und er iſt ſchon wieder beſoffen!" ſpricht er, doch in halb bewußtloſem Witz



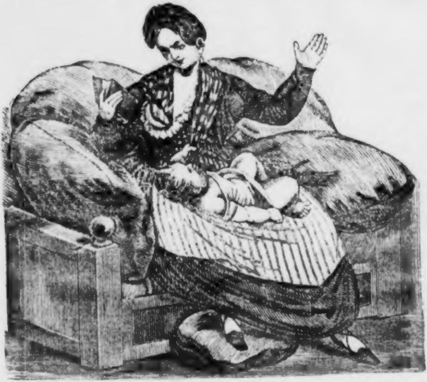
entgegnet der Schwiemel: „Verzeih'n Se, Herr Geheim Sekeltähr, heute nich, des is noch von Giſtern!" Seine Antwort, obſchon ſie viel Wahres zu enthalten ſcheint, darf doch in Zweifel gezogen werden, da ein Schnapsfläſchchen malitiöſe genug iſt, neugierig aus der Seitentaſche der Arbeitsjacke ihren kurzen Hals heraus zu ſtecken, ſelbſt nachdem ſie von unſerm fleißigen Helden ganz nach hinten gedrückt worden iſt; deren Widerſpenſtigkeit ſucht er nun den Augen ſeines Herrn durch ſeinen Arm und die vorgehaltene Mütze zu entziehen. Wie wäre es denn auch möglich, daß er nach einer Nacht, die er gewiß nicht nur im Schweiße, ſondern auch im Blute ſeines Angeſichts dahin brachte, ſeinen Glauben nicht durch einen kühlen Morgentrunk hätte erfriſchen ſollen, beſonders da er ſich zur Arbeit anzuſchicken im Begriff iſt und es ihm gewiß ſauer genug werden mag, bei dieſer ſich rings umdrehenden Welt gerade mit dem Beil den Hauklotz, geſchweige ein darauf liegendes Stück Holz zu treffen.

„Guten Morgen, Herr Fiſcher!"



Dieſer Ausruf paßt in Berlin auf Alles, faſt ſo wie das Wiener: „Es thuts halt nit!" Hat ſich Jemand übereilt und ſieht ſich voller Erwartung am Ziele plötzlich getäuſcht, ſo ruft er ſich ſelber ſpottend die klaſſiſchen Worte zu: „Guten Morgen, Herr Fiſcher!" Jedes Unerwartete, jedes Ueberraſchende und beſonders unangenehm Ueberraſchende, das den Berliner trifft, worauf er unverrichteter Sache abziehen, oder Berliniſch „abſocken" muß, bringt dieſen Ausruf hervor. Hier auf unſerm Bilde ſehen wir die Wohnung, reſpektabler geſagt „die Kneipe“ eines Studenten oder Burſchen oder eines alten Hauſes, das ſich ſo eben aus den Daunen erhob und nach unruhig vollbrachter Nacht, in welcher im Bette ſo ziemlich Unterſt zu Oberſt gekehrt worden iſt, jetzt ſeine Morgen-Toilette zu machen gedenkt, um am Morgen das einzuholen, was man am verwichnen Abend, der nicht einer der philiſtröſeſten geweſen zu ſeyn ſcheint, verſäumte. Das bekatzenjammerte Antlitz unſres Burſchen mag ſagen, daß er geſtern Abend ſehr fröhlich aus einem ſogenannten Soff oder Satz nach Hauſe gekommen, und in ſeiner Laune ſcheint er hier wie ein Executor gewirthſchaftet zu haben, indem er die heterogenſten Effekten ſeiner kleinen Kneipe friedlich mit einander verbunden hat. Wie ruhig liegt der ſolide Stiefelknecht vor einer Rechnung, auf welche ein Fidibus-Becher ſein Inneres auszuſchütten verſucht, während der geduldige Tabacksbeutel ſich an die Seite gedrückt hat! Die Gelehrſamkeit einer Collegienmappe liegt beſcheiden zu den Füßen unſres fleißigen Studioſen, während unter dem Sitz der Gelehrſamkeit, dem Schreibepult, in friedlicher Eintracht ein Rappier ſich an ein Champagner-Glas lehnt, ein Stiefel mit geſpaltenen Klauen über das Rappier ſich hinbeugt und eine beſchlagloſe Meerſchaumpfeife ihr friedfertiges Haupt an den Stiefel legt. Das Schickſal hat nur noch die Oel- oder Tintenflaſche verſchont; aber wie brüderlich ſteht ein gewiſſer Topf neben dieſer Flaſche und nimmt ſo eine ganz ſonderbare Stelle ein! Und er ſelber, der Held unter dieſen Trümmern ſeiner Effekten, iſt im Begriff zu arbeiten; nur noch ſeinen würdigen Gottlieb, ſeinen Rock, gedenkt er umzuthun, damit er durch ein leichtes Fröſteln nicht allzuſehr an die Schwiemeleien des geſtrigen Abends erinnert werde. Aber eine große Ueberraſchung ſteht ihm hier bevor! Er ſieht die vorgeſtreckte Hand auf halbem Wege wieder, denn in den Freuden des Abends hat ſich nicht nur ſein Herz, ſondern auch ſein Rockärmel geöffnet und in der Ueberraſchung des ſchnellen Wiederſehens ſeiner Fauſt, die etwas gelernt zu haben ſcheint, da ſie allenthalben durchkommt, ruft er die klaſſiſchen Begrüßungsworte aus: „Guten Morgen, Herr Fiſcher!“ — Der Himmel gebe, daß dieſer Rock nicht ſein einziger ſey; auf unſerm Bildchen leider wird kein Columbus die Spur eines zweiten Rockes entdecken, und wenn unſer luſtiger Jünger wirklich einmal einige Kleider beſeſſen, ſo ſtudiren dieſe gewiß Hebräiſch in irgend einer Pfandleihe, bei welcher Gelegenheit unſer Freund wahrſcheinlich nur binomiſche Lehrſätze experimentiren wollte, um zu prüfen, wie viel Mal ſich etwa drei Kleidungsſtücke verſetzen laſſen, was bekanntlich nach der Arithmetik ſechs Mal möglich iſt. Vielleicht, daß gar unſer Held die Kunſt erfunden hat, jedes einzelne Stück ſechs Mal zu verſetzen; denn was den „Pump“ betrifft, ſo hat er, wie man nach Sicht dieſes fidelen Hauſes von Burſchen ſogleich überzeugt ſeyn darf, ihn ſeit lange ſchon völlig erſchöpft. **R.**

Rinaldo Rinaldini und die Amme.



Ein kleines Genre-Bild, das zu den Berliner Karrikaturen gehört und hier vorgezeigt iſt, hat die Unterſchrift:

„Halt's Maul, Geheimderaths-Goehre un warte, bis Rinaldo dot is!“

Wir haben demnach eine Perſon vor uns, die durch Liebelei mit ſchlechten Romanen, mit ſolchen, welche das Laſter durch mattirende und ſchminkende Floskeln beſchönigen, ſich bis zur Amme hat verführen laſſen. Verſeſſen auf den Kitzel, mit allem Schlechten die eigene Schlechtigkeit gerechtfertigt zu ſehen, leſen Manche ſich ſo in die Sünde hinein, daß ſie von keiner andern Pflicht als der, ihre eigene Vortrefflichkeit von ſich ſelbſt oder von nichtsnutzigen Büchern ſich beweiſen zu laſſen, etwas wiſſen wollen. Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, errichtete zu Boſton im Jahr 1740 die erſte Leihbibliothek; er, der uns mit jener Erfindung unſre irdiſche Habe gegen Unwetter ſchützen wollte, hat wohl ſchwerlich daran gedacht, daß er mit der andern auf unſre geiſtigen

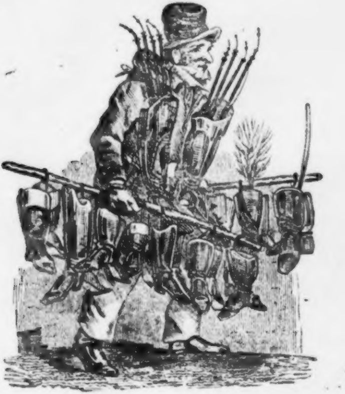
Güter viel ſchlimme Witterung losließ. Wenn man indeß die Leihbibliotheken in Franklin's Sinne errichtet und fortgeſetzt hätte, wie es allerdings von Einzelnen geſchehen iſt, dann würden die jetzigen Maſſen ſchlechter Bücher gar nicht exiſtiren, weil deren Verleger die ſicheren Abnehmer nicht aufzufinden wüßten. Wie es jetzt ſteht, iſt es kaum möglich, die Jugend vor ſchlechter Lektüre zu bewahren, da ſie überall zur Hand liegt für die früh- und unzeitige Neugier, die, machte ſie jeden Inhaber zur Salzſäule, wie einſt Loth's Weib, uns das Salz umſonſt verſchaffen würde, vermöge des unzweifelhaft entſtehenden allgemeinen Ueberfluſſes. Jener „Rinaldo Rinaldini", der vor ein Paar Jahrzehnten als Spuk der Literatur durch die meiſten jugendlichen Köpfe ging, iſt übrigens, habe er auch Unheil angerichtet, doch nicht das abzuweiſendſte unter Büchern der Art; auch darf man nicht verlangen, daß eben die Menge der Leſer von den Leihbibliothekaren unbeachtet bleiben ſolle. Dieſen liegt aber, weil Jeder an ſeiner Stelle den Willen haben muß, zu nutzen, doch die Verpflichtung ob, ihre eigene höhere Polizei zu ſeyn, möglichſt das offenbar Schlechte und Schädliche (und Erſteres gehört immer zum Schädlichen) ſich fern zu halten und ſo auch den gewöhnlichſten Leſer in die Nothwendigkeit zu verſetzen, mit ſeiner Neugier ſich an Beſſeres zu machen, was ja in jeder Richtung der Literatur zu finden iſt — wenn man es zu erkennen weiß. Die Leſer aber ſollten ſich deſſen bewußt ſeyn, daß, wer bloß Zeitvertreib und den Reiz dazu aufſpürt, des Daſeyns nicht werth iſt. Die Sucht nach Zeitvertreib enthält ſämmtliche moraliſche Gebrechen, denn ſie führt dazu hin; darum hüte ſich Jeder davor und lerne ſelbſt in den Erholungen ſeine Zeit gut anwenden, dann wird er dereinſt gute Zeit haben.

Es könnte vielleicht Manchen auffallen, wenn wir einem Bilde, das ihnen anſcheinend nichts iſt als ein Scherz, einigen Ernſt anknüpften; bei Leuten aber, wo ſich Scherz und Ernſt nicht begegnen können, wird in der Regel weder der eine noch der andere etwas zu bedeuten haben.

Der Berliner Stiefelputzer.

So wie die arbeitende Klaſſe in Paris auf ihren feinen Ton, die Londoner auf ihre Boxfauſt, ſo iſt die Berliner auf ihren Witz ſtolz. Mit Selbſtbewußtſeyn ſagt ſich ein ſolcher Bewohner vom Spree-Athen: er ſey ein geborner Witzling. Moquanterie iſt ſeine erſte Tugend und er weiß es ſich anzurechnen, irgend einen Streit und Zank durch einen Witz zu Ende gebracht zu haben. Selbſt der gebildete Berliner verzeiht eines guten Witzes halber manche Unart, und dies befördert freilich in hohem Grade die nicht überall lobens- und liebenswerthe Witzſucht. Beſonders iſt es die platte Berliner Sprache, die Mirer- und Micher-Sprache, die ihrer

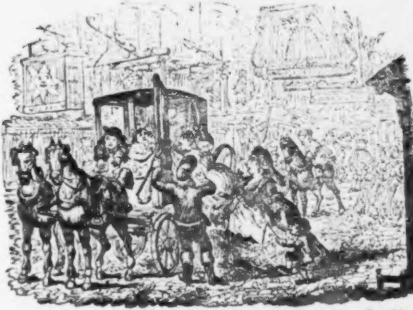
Drolligkeit wegen ſo gern gehört wird, daß man gewiß darauf zählen kann, bei irgend einem Streit gewonnen Spiel zu haben, wenn man nur ſolche halb witzige, halb moquante Redensarten vorräthig hat, mit denen ſich denn auch der echte Berliner im Voraus ſchon bewaffnet. Auch unſer Stiefelputzer iſt ſich ſeiner ſelbſt und ſeines eigenthümlichen Talents bewußt; wie oft hat er ſchon die zürnenden Studioſen durch ſeine Redensarten zum Lachen gebracht! Jetzt eilt er durch die Straße. Er hat wohl noch ein Dutzend Stiefel-Erwartende zu verſorgen und obenein ſtecken die langen Pfeifen ihre Hälſe über ſein witziges Haupt hervor; es iſt ſchon ſpät, trotz dem hat er ſich nicht zu bange; „ein juter Witz bringt mir aus die Tinte", ſcheint ſeine gehobene Unterlippe auszurufen, während ſein



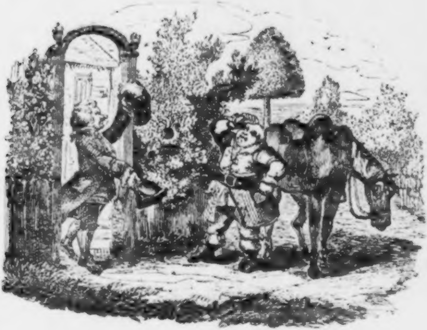
Auge ſich unter der borſtigen Braune zuſammennimmt, ſo daß die in tiefem Nachdenken gefaltete Stirn den defekt gewordenen Hut ein wenig auf den Hinterkopf drängt. So ſtürmt er dahin im vollſten Vertrauen, daß ſeine Laune die Verdrießlichen ganz und gar beſänftigt, und ſo tritt er gewiß in die erſte beſte Stube mit ſeinem „juten Morjen!“ in Begleitung eines ſtereotypen Witzes, der ſelten ſeine Wirkung ganz verfehlt — er handelt nach der Unterſchrift des Bildes: „Et is ſchonſt halb achte; da muß ick meine ſchennſten Redensarten ſpendiren, ſonſt ſind die Herren's muckſch!“ R.

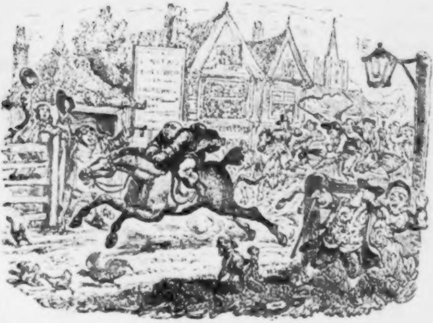
Noch drei Bilder zu John Gilpin.

Im Jahrgange für 1836 haben wir, auf Seite 173 bis 179 den abenteuerlichen Ritt John Gilpin's erzählt, und er hat beſonders gefallen. Da nun noch drei Bilder dazu gehören, die erſt ſpäter beendet wurden, folgen dieſe hiemit nachträglich, und indem wir auf das Ganze hinweiſen, mögen hier nur die Momente bezeichnet ſeyn, zu denen die Darſtellungen gehören.



Nummer Eins iſt der Auszug John Gilpin's und ſeiner Familie. „Der Morgen und die Kutſche kam; bald war ſie voll zum Knacken: ſechs Wohlgenährte ſtiegen ein und mußten dicht ſich packen. — Die Räder rollen und der Staub wird um ſie her zur Wolke; die Steine raſſeln, es erhebt ein Gaffen ſich im Volke. — John Gilpin will auch ſchon das Pferd an ſeiner Mähn' umklammern; doch weil er wieder 'runter muß, ſo thut er's ohne Jammern. — Denn kaum daß er mit Müh' und Angſt den Sattelbaum erklommen, ſo ſieht ſein Aug', das ſeitwärts lugt, drei ſeiner Kunden kommen u. ſ. w.





Nummer Zwei zeigt uns den Appreteur, wie er ſeinen Freund John Gilpin wieder mit Hut und Perücke verſieht. „Er hielt ſie in die Höh' und ſprach, um ſeinen Witz zu weiſen: „mein Kopf iſt zwar noch 'mal ſo dick, doch, Freund, die Noth bricht Eiſen. — Laßt mich zuvor nur noch den Koth von eurem Antlitz ſchaben; dann kommt und eßt und trinkt euch ſatt, denn ihr müßt Hunger haben." — „Heut iſt", ſprach John, „mein Hochzeitstag; es wär' unverzeihlich, äß meine Frau zu Edmonton allein, lebt wohl, 's geht eilig!" u. ſ. w.

Nummer Drei ſpielt kurz vor dem Ende der tragikomiſchen Leiden unſres John. Es hat ein Poſtknecht ſein Pferd am Geriem erfaſſen wollen. „Allein der ſchöne Griff ging fehl; troß ward der Scheck noch toller, und rannte ſcheu und ſchnaubend hin als wie im ärgſten Koller. — Hin flog Gilpin und hinter ihm der Poſtknecht wie der Teufel; das Beeſt das wollte jockeysfrei ſich machen ohne Zweifel. — Sechs Gentlemen's auf off'ner Straß', die ſeh'n John Gilpin rennen, den Poſtknecht keuchend hinter her, und ſchreien was ſie können. — „Halt auf den Dieb! Spitzbube! halt!" und ohne viel zu fragen, beginnt, wer juſt des Weges zog, John Gilpin nachzujagen."

Den Schluß, ſo wie den ganzen Schwank, kann Jeder in dem vorigen Jahrgange leſen, und wird es ſicherlich auch wohl gern zum zweiten Mal thun.

Zum Jahres-Wechſel.

Glocken ſchlagen hell zuſammen,
Laden zu dem Feſt' uns ein;
Ihre Töne wollen Flammen,
Fluth und Strahl und Stimme ſeyn.

Flammen, die das Herz entzünden,
Fluthen, die es waſchen rein,
Strahlen in die Nacht der Blinden,
Troſtesſtimm' in Schmach und Pein.

Laßt die Flammen um euch ſchlagen,
Denn ſie werden Schwingen euch,
Die im Flug empor euch tragen
Zu der Andacht ſtillem Reich.

Und die Woge laſſet ſchwellen,
Ob ſie in den Tod euch reißt;
Tod bringt Leben, ob den Wellen
Schwebet der lebend'ge Geiſt.

Haltet eure Augen offen,
Aus den Wolken kommt ein Licht,
Und in Glauben, Lieb' und Hoffen
Schauet auf und zaget nicht

Liebeswort ertönt von oben:
„Kindlein all mir an die Bruſt!“
Und vom Vaterarm gehoben
Schwillt das Herz in frommer Luſt.

Und der Engel Jubelchöre
Miſchen ihre Stimmen drein,
Daß die Welt es ſtaunend höre:
„Friede ſoll auf Erden ſeyn!“

Erd' und Himmel ausgeſöhnet,
Schuld und Zwietracht abgethan! —
Flammet, fluthet, ſtrahlt und tönet,
Fromme Klänge himmelan! **Karl Förſter.**

Nothwendige Berichtigung, die Lebensverſicherungsbank in Gotha betreffend.

In dem Aufſatz auf S. 59 des vorigen Jahrgangs wird von der Gothaer Lebensverſicherungsbank erzählt, daß ſie nur zwei Drittel des Gewinnes unter die Verſicherten vertheile und aus dem Reſt einen Sicherheitsfonds bilde, der nicht zur Vertheilung komme. Dieſe Angabe iſt unwahr, da ſtatutenmäßig ſämmtliche Ueberſchüſſe unter die Verſicherten zu vertheilen ſind. Sie iſt auch bereits durch die in den Jahren 1833 bis 1836 ſtattgefundenen Vertheilungen praktiſch widerlegt.

Unrichtig iſt ferner die Annahme, daß den Verſicherten eine ſolidariſche Verpflichtung aufgelegt würde. Die Bankſtatuten ſagen dies keineswegs, ſtellen vielmehr den Abgang von der Bank einem Jeden zu jeder Zeit frei. Daß dieſe Erlaubniß, wenn der zwar fern liegende aber doch mögliche Fall der Einforderung eines Nachſchuſſes einträte, von einem Drittel der Mitglieder, wie der Verfaſſer des Aufſatzes annimmt, benutzt werden würde, dafür ſind Gründe nicht angegeben und haltbare auch nicht vorhanden. Fände aber auch ein Abgang in dieſem Verhältniß Statt, ſo würde daraus ein großer Gewinn für die Bleibenden erwachſen, da dieſen zufällt, was jene von den bezahlten Beiträgen im Reſerve-Fonds zurücklaſſen.

Endlich iſt die Gefahr, welche für den Fall größerer Sterblichkeit den Theilnehmern der deutſchen gegenſeitigen Anſtalten drohen ſoll, keineswegs, wie es in jenem Aufſatz heißt, unberechenbar. Man betrachte nur das glänzende Vorbild und Muſter dieſer Inſtitute, die Equitable Geſellſchaft in London, die, ſeit 73 Jahren beſtehend und Segen verbreitend, niemals einen Nachſchuß eingefordert, wohl aber Ueberſchüſſe im Betrag von vielen Millionen Thalern unter die Verſicherten vertheilt hat. Leicht wird man dann begreifen, daß der Werth der Gefahr, welche in jenem Aufſatz geſchildert wird, ſich wohl berechnen läßt und der richtige Ausdruck dafür — Null iſt.

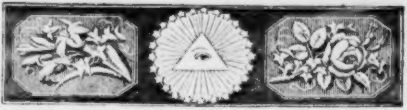
Anzeigen.

In jeder Buchhandlung iſt zu erhalten:

Faßlicher Unterricht jedes deutsche Werk recht ſchreiben zu lernen. 13te Auflage. Preis: 5 Sgr.

Geheimniſſe, künſtliche Edelſteine, Emaillen herzuſtellen; auch Anweiſung über Glasmalerei, über Moſaik, und Prüfung der Metalle und Edelſteine; von Pietſchke, 1836. 7½ Sgr.

☞ Als eine in jeder Hinſicht ausgezeichnete und preiswürdige Erſcheinung, die, mit der gefälligen Form und Wohlfeilheit der Pfennig- und Bildermagazine die Vorzüge ſelbſtſtändigen Gehalts und gründlicher wie lebendiger Darſtellung vereinigend, neben ihrer nächſten Beſtimmung für die Jugend beiderlei Geſchlechts, auch dem größeren Publikum von Intereſſe iſt, dürfen zu allgemeiner Beachtung hervorgehoben werden:



Jugendblätter.

Monatſchrift zur Förderung wahrer Bildung. Herausgegeben von C. G. Barth und L. Hänel. Stuttgart, in Commiſſion bei J. F. Steinkopf. (In Heften zu 5 Bogen in 4. auf Velinp. mit ſchönen Abbildungen und farbigen Umſchlägen) Preis: halbjährig 1 Thlr. —

Probehefte und Beſtellungen beſorgen ſämmtliche Buchhandlungen und Poſtämter.

Belehrende Schriften für Jedermann.

Zu allen ſoliden Buchhandlungen iſt zu haben:

Der praktiſche Haus-Arzt

oder:

Aerztlicher Rathgeber

für den Gutsbeſitzer, den Landmann, und überhaupt für Jeden,
der ſeinem eigenen Geſundheitszuſtande, ſo wie dem ſeiner Familie
pflichtmäßige Sorgfalt widmet.

Von Dr. W. Andresse,

praktiſchem Arzte, erſtem Arzte der franzöſiſchen Kolonie,
Dirigenten des franzöſiſchen Hospitals und ſtädtiſchem
Armen-Arzte zu Berlin.

**Drei Abtheilungen. 37 Bogen in Einem Bande,
geheftet.**

Subſcriptions-Preis: 1½ Thlr.

Zum erſten Male hat ſich ein anerkannter, durch vieljährige Erfahrungen bewährter Arzt zur Herausgabe eines ſolchen Hausbuches entſchloſſen, um auf dieſem Felde, wo bisher viel Unkraut wucherte, eine ſichere Erndte zu begründen.

Viele höchſt achtbare Stände, als namentlich Gutsbeſitzer, Landprediger, Schullehrer, leben von ärztlicher Hülfe ſo entfernt, daß in dringenden Krankheitsfällen nicht ſelten ein theurer Angehöriger ſtirbt, ehe ein Arzt hinzukommt. Außerdem leben Landleute nur ſelten in ſo glücklichen Außenverhältniſſen, daß ſie bei jedem Krankheitsfall die koſtbare ärztliche Hülfe ſuchen können. Nicht ſelten ſehen ſie, wie dies namentlich zur Erndtezeit häufig der Fall iſt den beſten

Theil des Dienſtperſonals von einer Krankheit ergriffen, deren ſchleunigſte Beſeitigung ihr Gefühl nicht minder als ihr Intereſſe gebietet. Hier kann von einer regelrechten ärztlichen Behandlung ſchon deshalb nicht die Rede ſeyn, weil die Arzneikoſten die pecuniären Mittel der Landleute weit überſteigen. Gefühlvolle, aber unbemittelte Eltern ſehen oft ihre Kinder lange Zeit kränkeln, und müſſen es ſich verſagen, der Koſten und Umſtände wegen, ihre theuren Angehörigen einem Arzte anzuvertrauen. Was iſt natürlicher, als daß unter dieſen Umſtänden das dringende Verlangen ſich äußert, durch wohlgewählte Hausmittel oder einfache, ſelbſt zu wählende wohlfeile Arzeneien ſelbſtthätig, heilend und helfend einzuſchreiten. Gäbe es Bücher, welche das eben erörterte Bedürfniß einzig im Auge hielten, ſo wären Schriften der Art ein wahrer Hausſchatz für den Landmann. Denn allerdings iſt es möglich, wohlthätige Kenntniſſe über Geſundheit und Krankheit zu verbreiten, ohne daß darum der Laie in der Medicin zum Arzt würde.

Man kann ſich leicht aus dem Buche ſelbſt überzeugen, daß der berühmte Verfaſſer die geſtellte Aufgabe auf eine eben ſo gründliche als allgemein verſtändliche Weiſe befriedigend gelöſt hat.

Allgemeine Geſundheitslehre

für alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft.

Nach dem gegenwärtigen Standpunkte dieſer Wiſſenſchaft bearbeitet,
und dem Meiſter ärztlicher Kunſt und ärztlichen Wiſſens,
Herrn Dr. Chr. W. Hufeland
gewidmet
von **J. F. Sobernheim,**
der Medizin und Chirurgie Doktor.

11 Bogen, geheftet. Preis: ½ Thlr.

Wie der „praktiſche Haus-Arzt" lehrt, bei vorkommenden Krankheiten dieſelben auf die einfachſte und ſicherſte Weiſe zu entfernen, ſo hat es ſich dies Buch zur Aufgabe gemacht, den Leſer zu unterrichten, wie er im geſunden Zuſtande ſich denſelben zu erhalten, ſich vor Krankheiten zu bewahren habe. Wie viel Ausgaben kann man erſparen, wie vielen Leiden ausweichen, ja oft einen ſichern Tod vermeiden, wenn man den Inhalt dieſes Buches wohl beachtet! Dabei iſt das Ganze nicht nur vollſtändig und erſchöpfend behandelt, daher ſo überaus lehrreich, ſondern es iſt in ſo anziehendem Tone geſchrieben, ſo reich an den intereſſanteſten Beobachtungen, die überall in's Leben greifen, daß man es mit wahrhaftem Vergnügen durchlieſt. Dem mag es das Buch zu verdanken haben, daß der große Hufeland die Widmung angenommen hat, und daß es bereits in ſehr vielen Familien als das unentbehrlichſte Hausbuch betrachtet wird. Der ſo geringe Preis macht es Jedem möglich, ſich das Buch anzuſchaffen.

Aerztliches Gemälde des weiblichen Lebens im geſunden und krankhaften Zuſtande, aus phyſiologiſchem intellektuellem und moraliſchem Standpunkte. Ein Lehrbuch für Deutſchlands Frauen von **Dr. J. J. Sachs.** 1⅓ Thlr.

Allgemeine Lehren von den epidemiſchen und anſteckenden Krankheiten, insbeſondere der Cholera, und den zu ihrer Hemmung oder Minderung geeigneten Maaßregeln. Von **Dr. J. J. Sachs.** ⅓ Thlr.

Ueber die Cholera auf Deutſchem Boden und ihre bisher bewährteſte Präſervativ- und Heilmethode. Von **Dr. J. J. Sachs.** ⅓ Thlr.

Grundriß der Diätetik bei dem Gebrauch aller Mineralwaſſer. Von **Dr. J. J. Sachs.** ⅓ Thlr.

Die vielfachen Fehler und Uebel in der jetzigen häuslichen und öffentlichen Erziehung, mit Andeutung zum Vermeiden derſelben nach der nothwendigen künftigen Stellung der Erziehungs-Wiſſenſchaft. Eine dringende Mahnung an Eltern, Lehrer und Erzieher von **Dr. J. J. Sachs.** ⅓ Thlr. (Bekanntlich hat ſich in der neueſten Zeit, vom Medizinalrath **Dr.** Lorinſer angeregt, ein lebhafter Kampf über die Erziehung, zwiſchen Aerzten einerſeits und Schulmännern andererſeits, erhoben. Es giebt aber keine Schrift, in welcher über dieſen Gegenſtand, ſowohl was die intellektuelle Bildung als die Körper-Erziehung und die ſittlich-religiöſe Gemüthsbildung betrifft, ſo äußerſt faßlich und einſichtsvoll abgehandelt wird, als dieſes Buch des bekannten **Dr. J. J. Sachs.**)

Ueber die eigenthümliche Seelenſtörung der ſogenannten „Seherin von Prevorſt.“ Von **Dr.** Dietrich Georg Kieſer, Profeſſor der Univerſität zu Jena u. ſ. w. ⅓ Thlr.

Ein Buch für den Bürger und Landmann.

Der Dorfgelehrte. Ein Unterrichtsbuch für Jeden, der über die Natur und deren gewöhnliche und außergewöhnliche Erſcheinungen in allen Jahreszeiten ſich die **nothwendigen Kenntniſſe** erwerben will. Herausgegeben von einem vieljährigen Landwirth. Nebſt einem Anhange zu Nutzen und Luſt. ½ Thlr.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Deutſcher
Volks-Kalender
für das Jahr
1838.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

t hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter
deſſen Leitung gefertigt.

„Beſchauen, hören und bedenken,
— Verſteht ſich: gut! —
Das wird zum Schaffen hin Dich lenken,
Haſt Du nur Muth!“

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.

1838.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

Widder	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.	○ Der volle Mond.
◐ Das erſte Viertel.	☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1838ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5787ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1805—
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1765—
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1883—
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 257—
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 139—
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 458—
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 398—
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 347—
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 229—
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 181—
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 138—
Seit Einführung der Schutzblattern	— 43—
Seit Friedrich Wilhelms III., Königs v. Preuß., Geburt	— 69—
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 42—
Seit Friedrich Wilhelms, Kronprinzen v. Preuß., Geburt	— 44—

merkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ✠ bezeichnet. — Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Berlin zu Grunde gelegt.

Januar 1838

Alter. Dezember 1837.

1. Woche. Von der Beschneidung Christi. Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mont.	1 Neujahr.	♓	☿ in ♒. ♂ ist nicht sicht-	20 Abraham
Dienst.	2 Abel, S.	♈	☉ in Erdn. bar. ♄ geht ge-	21 **Thom. Ap.**
Mittw.	3 Enoch, D.	♈	🌓 7. 37' V. ☾ in ☊. ♀ in ♓.	22 Beata
Donn.	4 Methusal.	♈	gen halb 5 U. Morgs.	23 Ignaz
Freitag	5 Simeon	♉	☿ größte östliche Ausweich.	24 Adam, **E**
Sonn.	6 **H. 3 Kön.**	♉	auf. ☿ geht gegen 3 Vier-	25 **H. Christt**

2. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	7 **1. n. Ep.**	♊	Melchior. tel auf 6 Uhr	26 **U. Christ**
Mont.	8 Balthasar	♊	Abends unter, nachdem er	27 **Joh. Ev.**
Dienst.	9 Kaspar	♋	♃ rückl. eine halbe Stun-	28 Unsch. K.
Mittw.	10 Paul E.	♋	🌕 8. 14' U. ♂ ♒. ☌ ♀ ⛢.	29 Jonathan
Donn.	11 Erhard	♋	☿ rückl. ♀ größt. Glanz.	30 David
Freitag	12 Reinhold	♌	de sichtbar gewesen. ♃.	31 Sylvester
Sonn.	13 Hilarius	♌	steht um 4 Uhr Morgens	1 **Neuj. 1838**

3. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	14 **2. n. Ep.**	♍	Felix. ☾ in Erdf. in Sü-	2 **U. Neuj.**
Mont.	15 Habacuc	♍	☌ ☿ ♂. den. ☿ verschwin-	3 Enoch, D
Dienst.	16 Marcellus	♍	det in der Abenddämme-	4 Methusal.
Mittw.	17 Anton	♎	rung. ♀ glänzt fast 4 Stun-	5 Simeon
Donn.	18 **Krön. F.**	♎	Prisca. ☾ in ☋. den und	6 **H. 3 Kö**
Freitag	19 Ferdinand	♏	🌗 1. 20' V. Unt. ☌ ☿ ☉.	7 Melchior
Sonn.	20 Fab. Seb.	♏	☉ in ♒. geht um halb	8 Balthasar

4. Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	21 **3. n. Ep.**	♐	Agnes. 9 U. Abds. unter.	9 **1. n. Ep**
Mont.	22 Vincenz	♐	♄ geht ein Viertel auf 4	10 Paul E.
Dienst.	23 Emerentia	♐	Uhr Morgens auf. ⛢ zeigt	11 Erhard
Mittw.	24 Timotheus	♑	sich 1 Stunde am Abend-	12 Reinhold
Donn.	25 P. Bek.	♑	himmel und geht gegen halb	13 Hilarius
Freitag	26 Polycarp	♒	🌑 2. 45' V. 8 Uhr un-	14 Felix
Sonn.	27 J. Chrys.	♒	☾ Erdn. ter. ♃ kommt	15 Habacuc

5. Jesus stillet Wind und Meer. Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	28 **4. n. Ep.**	♓	Karl. gegen 3 Uhr Mor-	16 **2. n. E**
Mont.	29 Samuel	♓	gens in Süden. ♀ glänzt 3	17 **Anton**
Dienst.	30 Adelgunde	♈	und eine halbe Stunde in	18 Prisca
Mittw.	31 Valer	♈	☾ in ☊. ☿ rechtl. Westen.	19 Ferdinand

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 3. Januar nach halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Mittwoch den 10. Januar ein Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.

Freitag den 19. Januar nach 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Freitag den 26. Januar 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der neue Mond.

Lieb, werth und gern.

Neujahrswunſch.

Werd' Euch von Gaben, was ihr mögt haben
Lieb, werth und gern!
Geld in den Taſchen, Wein in den Flaſchen,
Wer hat's nicht lieb?
Freunde, die bieder; liebliche Lieder,
Wer hält's nicht werth?
Trauliches Stündchen am Purpurmündchen,
Wer hat's nicht gern?
Dich ſollt Ihr haben vor Erdengaben
Gott, Euren Herrn,
Lieb, werth und gern!

Der chinesische Kalender

handelt von dem Einfluſſe der 34 Genien, die, nach Annahme der Chineſen, die verſchiedenen Abtheilungen des Jahres regieren. Danach kann man ſich den günſtigſten Mondstag wählen, um gewiſſe Medikamente zu nehmen, einem Frauenzimmer einen Blumen-Straus zu überreichen, Hundefleiſch zu eſſen, ſich zu verheirathen, den Kopf zu waſchen, die Nägel zu ſchneiden, ein großes Unternehmen oder auch eine große Veränderung zu beginnen u. ſ. w. Man könnte danach faſt glauben, unſer ſogenannter hundertjähriger Kalender, mit dem man noch immer Leicht- und Abergläubige bei der Naſe herumführt, ſtamme von Chineſiſcher Dummheit her!

Altes Sprüchwort für den Januar.

Tanzen im Januar die Mucken,
Muß der Bauer nach dem Futter gucken

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Bei Tage.		10	27	1
		11	53	2
		Morg.		3
		1	16	4
		2	41	5
		4	4	6
				—
		5	26	7
		6	43	8
		7	47	9
Abends				10
4	28			11
5	43			12
6	58			13
				—
8	11	Bei Tage.		14
9	21			15
10	32			16
11	44			17
Morg.				18
12	58			19
2	16			20
				—
3	38			21
5	3			22
6	22			23
7	28			24
8	14			25
		Abends		26
Bei Tag.		6	29	27
				—
		8	3	28
		9	33	29
		11	1	30
		Morg.		31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 41 M.	8 Uhr 13 M.	3 Uhr 54 M.	16 St. 19 M.
11	7 58	8 0	4 8	16 2
21	8 23	8 0	4 24	15 32

Februar 1838.

Alter. Januar.

Donn.	1 Brigitte	♉	🌓 6.27′ N. ♄ geht nach	20 **Fab. Seb.**
Freitag	2 **Mar. R. L.***	♉	halb 3 U. Morgs. auf	21 Agnes
Sonn.	3 Blaſius	♊	und ist 4 Stunden sichtbar.	22 Vincenz

6. Vom Unkraut unter dem Waizen. Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	4 5. n. Ep.	♊	Veronica. ♅ verliert sich	23 **3. n. Ep.**
Mont.	5 Agatha	♋	♀ rückl. in den Strahlen	24 Timotheus
Dienſt.	6 **Dorothea**	♋	der Abendsonne. ♂ und ☿	25 **Pauli B.**
Mittw.	7 Richard	♋	sind unsichtbar. ♀ ist 3	26 Polykarp
Donn.	8 Salomon	♌	Stunden Abendstern und	27 J. Chryſ.
Freitag	9 Apollonia	♌	🌕 2. 46′ U. geht gegen	28 Karl
Sonn.	10 Renata	♍	halb 9 Uhr unter. ♃	29 Samuel

7. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	11 **Septuag.**	♍	Euphroſyne. ☾ Erdf. geht	30 **Septuag.**
Mont.	12 Severin	♍	☿ größte weſtl. Ausweich.	31 Valer
Dienſt.	13 Benigna	♎	um 7 Uhr Abends auf und	1 Febr. Br.
Mittw.	14 **Valentin**	♎	☾ in ☋. 3 Viertel auf 2	2 **Mar. R. L.**
Donn.	15 Formoſus	♏	Uhr Morgens durch den	3 Blaſius
Freitag	16 Juliane	♏	🌗 Meridian. ♄ geht nach	4 Veronica
Sonn.	17 Conſtantia	♏	6.33′ U. ♂ in ♓. halb	5 Agatha

8. Vom vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	18 **Sexages.**	♐	Concordia. 2 Uhr Mor-	6 **Sex. Dor.**
Mont.	19 Suſanna	♐	☉ in ♓. gens auf. ♀	7 Richard
Dienſt.	20 Eucharius	♑	zeigt sich noch andert-	8 Salomon
Mittw.	21 Eleonore	♑	halb Stunden als Abend-	9 Apollonia
Donn.	22 **P. Stuhlf.**	♒	stern und geht nach halb	10 Renata
Freitag	23 Reinhard	♒	🌑 8 Uhr unter. ☾ Erdn.	11 Euphroſ.
Sonn.	24 **Mth. Ap.***	♓	1.2′ N. ☌ ♂ ☉. ♃ ist	12 Severin

9. Jesus verkündigt sein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	25 **Eſtomihi**	♓	Victor. 3 Viertel auf	13 **Eſtomihi**
Mont.	26 Neſtor	♈	1 Uhr Morgens im Me-	14 **Valentin**
Dienſt.	27 **Faſtnacht**	♈	Hektor. ☾ in ☊. ☌ ♅ ☉.	15 **Faſtnacht**
Mittw.	28 **Aſcherm.**	♉	Juſtus. ☌ ♂ ♅. ridian.	16 **Aſcherm.**

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Februar gegen halb 7 Uhr Abends das erſte Viertel.

Freitag den 9. Februar 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Sonnabend den 17. Februar nach halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonnabend den 24. Februar um 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
Sichtbar	12 27	1
	1 53	2
	3 16	3
		—
	4 35	4
	5 42	5
	6 35	6
	7 13	7
	7 39	8
Abends		9
5 58		10
		—
7 10	Sichtbar	11
8 21		12
9 32		13
10 44		14
Morg.		15
12 0		16
1 19		17
		—
2 40		18
4 1		19
5 12		20
6 6		21
6 43		22
7 7		23
	Abends	24
		—
Bei Tage.	7 0	25
	8 32	26
	10 2	27
	11 32	28

Ein Zug aus dem Leben.

Es giebt kurioſe Leute! Zu dieſen zähle ich unter Anderen auch einen Mann, der in einer Geſellſchaft eine Anekdote, Heim betreffend, erzählen hörte, und hierauf, ſich zu dem Erzähler wendend, alſo das Wort nahm: „Sie haben uns da eben eine allerliebſte Anekdote von dem ſeligen vortrefflichen Dr. Heim erzählt, die mir außerordentlich wohl gefallen hat; indeß zeigt ſie ihn doch nur von einer Seite, von der ärztlich-praktiſchen, und iſt im Ganzen nur ein Beleg für ſeine Geiſtesgegenwart. Mir aber wurde neulich von dem verewigten Heim ein Zug erzählt, der eben ſowohl ſeine geiſtige Kraft, wie ſeine ſo überaus gemüthliche Seite in's volle Licht ſtellt. Dieſe Anekdote machte auch allgemeine Wirkung — denn es waren außer mir noch mehrere Perſonen zugegen — und es thut mir in Wahrheit herzlich leid, daß ich ſie — vergeſſen habe." — Wenn der Leſer nicht lacht, dann benimmt er ſich ganz ſo, wie jene Geſellſchaft es that, aber freilich nur aus unbequemer Höflichkeit.

Oeldichte Fäſſer.

Fäſſer laſſen ſich am beſten öldicht machen, wenn man ihnen inwendig einen Ueberzug von Leim und Syrup giebt, womit man in den Druckereien den elaſtiſchen Theil der Schwärz-Walzen verfertigt.

Altes Sprüchwort für den Februar.

Wenn Februar es gnädig macht,
Bringt der Lenz den Froſt bei Nacht.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 59 M.	7 Uhr 45 M.	4 Uhr 44 M.	15 St. 1 M.
11	9 35	7 28	5 3	14 25
21	10 14	7 8	5 22	13 46

März 1838.

Alter. Februar.

Donn.	1 Albin	♉	♀ zeigt sich sowohl in der	17 Conſtantia
Freitag	2 Luiſe	♊	☽ Abend- als **Morgen-**	18 Concordia
Sonn.	3 Kunigunde	♊	7.28' V. dämmerung. ♃.	19 Suſanna
	10. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.			
Sonnt.	4 1. **Invoc.**	♊	Adrian. ☍♃☉. steht um	20 1. **Invoc.**
Mont.	5 **Friedrich**	♋	Unt. ☌♀☉. **Mitternacht**	21 Eleonora
Dienſt.	6 Eberhard	♋	☍♀♂. in **Süden** und zeigt	22 **P. Stuhlf.**
Mittw.	7 **Quat.** †	♌	Felicitas. sich die ganze	23 **Quat.**
Donn.	8 Philemon	♌	☿ in ♓. **Nacht.** ♅, ♂ und	24 **Matt. Ap.**
Freitag	9 Prudent.	♌	☿ sind nicht sichtbar. ♄	25 Victor
Sonn.	10 Henriette	♍	☾ in Erdf. geht bald nach	26 Neſtor
	11. Vom Cananäiſchen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.			
Sonnt.	11 2. **Remin.**	♍	🌕 9. 33' **V.** Roſina.	27 2. **Remin.**
Mont.	12 **Gregor**	♎	♄ rückl. **Mitternacht**	28 Juſtus
Dienſt.	13 Ernſt	♎	☾ in ☋. auf und nach halb 5	1 **März. A.**
Mittw.	14 Zacharias	♎	☌☿♅. ☌☿♀. **Uhr Morgns**	2 Luiſe
Donn.	15 Iſabella	♏	durch den **Meridian.** ♀ ist,	3 Kunigunde
Freitag	16 Cyriacus	♏	um 5 **U. Morg.** aufgehend,	4 Adrian
Sonn.	17 **Gertraud**	♐	3 **Viertelstunden** sichtbar.	5 **Friedrich**
	12. Jeſus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.			
Sonnt.	18 3. **Oculi**	♐	Alexander. ♃ geht bald nach	6 3. **Oculi**
Mont.	19 Joſeph *	♑	☾ 7. 25' **V. 11 Uhr Ab.**	7 Felicitas
Dienſt.	20 Rupertus	♑	durch den **Mittags-**	8 Philemon
Mittw.	21 **Mittfast.**	♑	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	9 Prudentius
Donn.	22 Kaſimir	♒	und Nacht gleich. kreis und	10 Henriette
Freitag	23 Eberhard	♒	ist die ganze **Nacht** sichtbar.	11 Roſina
Sonn.	24 Gabriel	♓	☾ Erdn. ♀ rechtl ☿♈. ☌☿♂.	12 **Gregor**
	13. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.			
Sonnt.	25. 4. **Lätare**	♓	🌑 10. 38' N. **M. Verk.**	13 4. **Lätare**
Mont.	26 Emanuel	♈	Uns. ☉ **Finst.** ☾ in ☊. ♀	14 Zacharias
Dienſt.	27 Hubert	♈	♂ in ♈. geht um halb 5	15 Iſabella
Mittw.	28 Gideon	♉	**Uhr Morgens** auf. ♄ steht	16 Cyriacus
Donn.	29 Euſtachius	♉	halb 4 **Uhr Morgens** im	17 **Gertraud**
Freitag	30 Guido	♊	Ob. ☌☿☉. **Meridian.**	18 Alexander
Sonn.	31 Philippine	♊	Einzug in **Paris** 1814.	19 Joſeph

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 3. März um halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Sonntag den 11. März nach halb 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 19. März gegen halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonntag den 25. März gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 11. März.

Abrechnung.

Ein Gaſtwirth in Gascogne bekam Streit mit einem Gaſt und gab ihm in der Hitze eine Ohrfeige. Der Geſchlagene klagte, und das Gericht verurtheilte den Gaſtwirth zu hundert Thaler Schadloshaltung an den Geohrfeigten. Die Sache war kaum ein Paar Tage bekannt, als ein anderer Gascogner in jenem Gaſthofe einkehrte und dort acht Tage lang wie ein Graf lebte. Dann fragte er: „Herr Wirth, was bin ich Ihnen ſchuldig?“ — Der Gefragte ſchlägt ſein Buch auf und zählt zuſammen: „Sechsundfünfzig Thaler!“ — „Ganz wohl; nun geben Sie mir gefälligſt eine Ohrfeige und vierundvierzig Thaler heraus!“

Möbel-Politur.

Für die Politur der Möbel ſchlägt der Franzoſe Dalziel vor, ſtatt der gewöhnlichen Tiſchler-Mittel kalt gepreßtes Leinöl allein zu brauchen. Man reibt den Gegenſtand damit durch Hülfe eines weichen Tuches ſo lange, bis der gehörige Glanz da iſt, der z. B. auf Tiſchen durch heiße Schüſſeln nicht ſo leicht Schaden leidet.

Altes Sprüchwort für den März.

Nimmt der März den Pflug bei'm Sterz,
Hält April ihn wieder ſtill.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Morg.	1
	1 0	2
	2 23	3
	3 36	4
	4 34	5
	5 16	6
	5 45	7
	6 5	8
	6 20	9
	6 31	10
Abends		11
7 22		12
8 34		13
9 48	Bei Tage.	14
11 6		15
Morg.		16
12 26		17
1 46		18
2 59		19
3 59		20
4 40		21
5 9		22
5 29		23
5 43		24
	Abends	25
Bei Tage.	7 27	26
	8 59	27
	10 31	28
	Morg.	29
	12 0	30
	1 21	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 47 M.	6 Uhr 50 M.	5 Uhr 37 M.	13 St. 13 M.
11	11 28	6 27	5 53	12 32
21	13 9	6 4	6 13	11 51.

April 1838.

Alter. März.

14. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	1 **5. Judica**	♋	🌓 10.26' N. Theodora. ♅	20 **5. Judica.**
Mont.	2 Theodoſia	♋	u. ♂ sind unsichtbar. ♃	21 Benedict
Dienſt.	3 Chriſtian	♌	steht um 10 Uhr Abends	22 Kaſimir
Mittw.	4 **Ambrosius**	♌	in Süden und ist noch die	23 Eberhard
Donn.	5 Marimus	♌	ganze Nacht sichtbar. ♄	24 Gabriel
Freitag	6 Sirtus	♍	☾ in Erdf. geht gegen halb	25 **M. Verk.**
Sonn.	7 Cöleſtin	♍	11 Uhr Abends auf und	26 Emanuel

15. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	8 **6. Palmar.**	♎	Heilmann. früh gegen 3	27 **6. Palmar.**
Mont.	9 Bogislaus	♎	☾ ☋. ☿ in ♉. Uhr durch den	28 Gideon
Dienſt.	10 Ezechiel	♎	🌕 3.0' V. Sichtbare ☾ F.	29 Euſtachius
Mittw.	11 Hermann	♏	Meridian. ☿ erscheint	30 Guido
Donn.	12 **Gründonn.**	♏	Julius. am Abendhimmel.	31 **Gründonn.**
Freitag	13 **Charfreit.**	♐	Juſtin. ♀ ist 3 Viertel-	1 Apr. Charf.
Sonn.	14 Tiburtius	♐	stunden Morgenstern. ☿	2 Theodoſia

16. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	15 **H. Osterf.**	♐	Obadias. zeigt sich eine	3 **H. Osterf.**
Mont.	16 **Osterm.**	♑	Cariſius. halbe Stunde in	4 **Ostermont.**
Dienſt.	17 Rudolph	♑	🌗 4.24' N. Westen und	5 **Osterdien.**
Mittw.	18 Florentin	♒	geht gegen 3 Viertel	6 Sirtus
Donn.	19 Werner	♒	auf 9 Uhr unter. ♄ geht ge-	7 Cöleſtin
Freitag.	20 Sulpitius	♓	☉ in ♉. gen halb 10 Uhr	8 Heilmann
Sonn.	21 Adolph	♓	Abends auf und 3 Viertel	9 Bogislaus

17. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	22 **1. Quas.**	♈	Lothar. ☾ in Erdn. ☾ in ☊.	10 **1. Quas.**
Mont.	23 **Georg**	♈	♀ größter Glanz. auf 2 U.	11 Hermann
Dienſt.	24 Albert	♉	🌑 7.54' V. Morgens	12 Julius
Mittw.	25 **Marc. Ev.**	♉	☿ vom ☾ bedeckt. ☿ gr.	13 Juſtin
Donn.	26 Raimarus	♊	öſtl. Ausweich. durch den	14 Tiburtius
Freitag	27 Anaſtaſius	♊	Meridian. ☿ ist fast eine	15 Obadias
Sonn.	28 Thereſe	♋	Stunde in der Abenddäm-	16 Cariſius

18. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	29 **2. Mis. D.**	♋	Sibylla. merung sichtbar u.	17 **2. Mis. D.**
Mont.	30 Jeſua	♋	geht gegen halb 10 U. unter.	18 Florentin

Mond-Wechſel.

Sonntag den 1. April gegen halb 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

Dienſtag den 10. April um 3 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Dienſtag den 17. April gegen halb 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 24. April gegen 8 Uhr Vormittags der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 10. und 11., 16. und 17. April.

Goethe über feile Kritiker.

Das Schlechte kannſt du immer loben
Du haſt dafür ſogleich den Lohn:
In deinem Pfuhle ſchwimmſt du oben
Und biſt der Pfuſcher Schutzpatron.

Das Gute ſchelten? —- Magſt's probiren!
Es geht, wenn du dich frech erkühnſt;
Doch treten, wenn's die Menſchen ſpüren,
Sie dich in Quark, wie du's verdienſt.

Auslegung.

Die Karaiben halten ein Erdbeben für eine Aufforderung zum Tanze, weil ja die Erde ſelbſt anfängt zu hüpfen. Auch bei den ſchlimmſten Dingen läßt ſich eine gute Auslegung finden!

Mittel gegen Raupen und Schnecken.

Die Krapp-Kleie (d. h. der Bodenſatz in den Farbekeſſeln oder in den Gruben, welche die gebrauchten Krappbäder aufnehmen) ſoll, in die Gärten geſtreut, alle Raupen und Schnecken in zwei Tagen vertilgen.

Altes Sprüchwort für den April.

Sey der April auch noch ſo gut,
Er ſchickt dem Schäfer Schnee auf den Hut.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
Bei Tage.		2	29	1
		3	16	2
		3	49	3
		4	12	4
		4	28	5
		4	40	6
		4	50	7
		4	58	8
		5	7	9
Abends				10
8	53			11
10	13			12
11	35	Bei Tage.		13
Morg.				14
12	51			15
1	54			16
2	40			17
3	12			18
3	33			19
3	49			20
4	2			21
4	13			22
4	24			23
		Abends		24
Bei Tage.		9	29	25
		10	56	26
		Morg.		27
		12	11	28
		1	9	29
		1	49	30

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	12 St.	54 M.	5 Uhr	38 M.	6 Uhr	32 M.	11 St.	6 M.
11	13	35	5	15	6	49	10	25
21	14	14	4	53	7	7	9	46

Mai 1838.

Alter. April.

Dienſt.	1 **Ph. J. W.***	♌	🌗 2. 58′ N. ☿ zeigt sich	19 Werner
Mittw.	2 Sigismund	♌	noch 3 Viertelstunden	20 Sulpitius
Donn.	3 † **Erfind.**	♍	am Weſthimmel und geht	21 Adolph
Freitag	4 Florian	♍	☾ in Erdf. gegen halb 10	22 Lothar
Sonn.	5 Gotthard	♍	☿ rückl. Uhr unter. ♅ und	23 **Georg**

19. Jesus spricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	6 3. **Jubil.**	♎	Dietrich. ☾ in ☋. ♂ in ♉.	24 **3. Jubil.**
Mont.	7 Gottfried	♎	♀ in ♈. ♂ sind unsichtbar.	25 **Marc. E.**
Dienſt.	8 Stanislaus	♏	♀ geht bald nach 3 U. Mor-	26 Raimarus
Mittw.	9 **Bettag**	♏	🌕 5. 51′ U. Hiob. gens	27 Anaſtaſius
Donn.	10 Gordian	♏	auf und glänzt 3 Vier-	28 Thereſe
Freitag	11 Mamert.	♐	telstunden. ☿ verschwin-	29 Sibylla
Sonn.	12 Pankrat.	♐	det am Abendhimmel.	30 Joſua

20. Von Christi Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	13 4. **Cantate**	♑	Servatius. ♃ geht ein	1 **Mai. 4. C.**
Mont.	14 Chriſtiane	♑	♀ größte weſtl. Ausweich.	2 Sigismund
Dienſt.	15 **Sophia**	♒	♃ rechtl. **Viertel auf 3**	3 † **Erfind.**
Mittw.	16 Honorat.	♒	🌓 10. 36′ U. ☍♄☉. **Uhr**	4 Florian
Donn.	17 Jobſt	♓	Unt. ☌☿☉. **Morgens**	5 Gotthard
Freitag	18 Liborius	♓	unter. ♄ ist um **Mitter-**	6 Dietrich
Sonn.	19 Sara	♈	nacht in Süden und zeigt sich	7 Gottfried

21. Von der rechten Betekunst. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	20 5. **Rogate**	♈	Franziska. ☾ Erdn. ☾ in ☊.	8 **5. Rogate**
Mont.	21 Prud. W.	♉	☉ in ♊. die ganze Nacht.	9 Hiob
Dienſt.	22 Helena	♉	♃ zeigt sich nach ☉ Unter-	10 Gordian
Mittw.	23 Deſiderius	♉	🌑 5. 17′ N. gang am Ab.	11 Mamert.
Donn.	24 **Him. Chr.**	♊	Eſther. Himmel. ♀	12 **Him. Chr.**
Freitag	25 **Urban.**	♊	glänzt 3 Viertelstunden leb-	13 Servatius
Sonn.	26 Eduard	♋	haft am **Morgenhimmel.**	14 Chriſtiane

22. Von Verheißung des heiligen Geistes. Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	27 6. **Exaudi**	♋	Beda. ♄ geht bald nach 11	15 **6. Exaudi**
Mont.	28 **Wilhelm**	♌	**Uhr Ab. durch den Mit-**	16 Honoratus
Dienſt.	29 Maximil.	♌	**tagskreis und ist die ganze**	17 Jobſt
Mittw.	30 Wigand	♌	🌗 **Nacht über dem Hori-**	18 Liborius
Donn.	31 Petronella	♍	8. 29′ V. Brechtl. zont.	19 Sara

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 1. Mai um 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Mittwoch den 9. Mai gegen 6 Uhr Abends der volle Mond.

Mittwoch den 16. Mai nach halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 23. Mai ein Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Donnerſtag den 31. Mai um halb 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 30. und 31. Mai.

Ein Stammbuch-Vers von Gellert.

In dem Stammbuch eines Theologen, der ſeiner Zeit in Leipzig ſtudirte, fand ich auf einem Blatte Folgendes:

„Ich habe gehabt, iſt ein armes Wort,
Ich hätte gern, iſt thörig;
Ich werde haben, iſt auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig.
Drum was du haſt, das nimm für viel,
Bei Hoffen und Wünſchen giebt's kein Ziel.
Leipzig, den 11. März [illegible]46.
Chriſtian Fürchtegott Gellert."

Kartoffel-Mark.

Aus dem Mark, das bei Bereitung des Stärkemehls aus Kartoffeln zurückbleibt, läßt ſich Brod backen, welches beſonders im Winter für die Pferde ſehr gut ſeyn ſoll. Es wird vor dem Kneten ausgepreßt, nnd bleibt noch einmal ſo lange im Backofen, als gewöhnliches Brod. Die Pferde freſſen es gern, und acht Pfund davon mit einem Maaß Hafer und ein wenig Heu reichen für ein Pferd bei der ſtärkſten Arbeit aus.

Altes Sprüchwort für den Mai.

Will der Mai ein Gärtner ſeyn,
Trägt er nicht in die Scheuern ein.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
	Morg.	
Bei Tage	2 16	1
	2 34	2
	2 48	3
	2 58	4
	3 7	5
		—
	3 15	6
	3 24	7
	3 34	8
Abends		9
9 20		10
10 39		11
11 48	Bei Tage	12
		—
Morg.		13
12 40		14
1 15		15
1 39		16
1 56		17
2 9		18
2 20		19
		—
2 31		20
2 43		21
2 57		22
	Abends	23
Bei Tage	9 48	24
	10 55	25
	11 44	26
		—
	Morg.	27
	12 16	28
	12 38	29
	12 54	30
	1 5	31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 52 M.	4 Uhr 32 M.	7 Uhr 24 M.	9 St. 8 M.
11	15 27	4 13	7 40	8 33
21	15 58	3 58	7 56	8 2

Junius 1838.

Alter. Mai.

Freitag	1 Nicodem.	♍	☾ in Erdſ. ♂ und ☿ sind un-	20 Franziska
Sonn.	2 Marquard †	♎	sichtbar. ♄ steht gegen 11	21 Prudens

23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes. Joh. 14. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	3 **Pfingstfest**	♎	Erasmus. ☾ in ☊. **Uhr**	22 **Pfingstfest**
Mont.	4 **Pfingstm.**	♎	Ulrike. **Abends in Süden**	23 **Pfingstm.**
Dienſt.	5 Bonifacius	♏	♀ in ♉. **und zeigt sich noch**	24 **Pfingstd.**
Mittw.	6 Quat. †	♏	Benignus. **die ganze Nacht.**	25 **Quat. N.**
Donn.	7 Lucretia	♐	♃ **ist 3 Stunden am West-**	26 Eduard
Freitag	8 **Medardus** †	♐	🌑 5. 44′ **V. himmel sichtb.**	27 Beda
Sonn.	9 Barnim. †	♑	**u. geht nach halb 1 Uhr**	28 **Wilhelm**

24. Von Chriſti Nacht Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	10 **Trinitat.**	♑	Onuphrius. **Morg. unter.**	29 **Trinitatis**
Mont.	11 Barnabas	♒	♀ **geht gegen 2 Uhr Mor-**	30 Wigand
Dienſt.	12 Blandina	♒	☿ größte weſtl. Ausweich.	31 Petronella
Mittw.	13 Tobias	♓	**gens auf, und zeigt sich**	1 **Jun.** Nic.
Donn.	14 **Frohnl.**	♓	Modeſtus. ☾ Erdn. ☿ in ♊.	2 **Frohnl.**
Freitag	15 **Vitus**	♓	🌓 3. 24′ **V. über 1 St.**	3 Erasmus
Sonn.	16 Juſtina	♈	☾ in ♌. ♅ rückl. ♂ in ♊.	4 Ulrike

25. Vom reichen Manne. Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	17 1. n. Trin.	♈	Volkmar. ♅ **geht gegen**	5 1. n. **Trin.**
Mont.	18 Pauline	♉	**Schlacht** bei Belle-Alli-	6 Benignus
Dienſt.	19 Gervaſius	♉	ance 1815. **Mitternacht**	7 Lucretia
Mittw.	20 Raphael	♊	**auf und ist schwer zu er-**	8 **Medardus**
Donn.	21 Jakobina	♊	☉ in ♋. Somm. Anf., Läng-	9 Barnimus
Freitag	22 Achatius	♋	🌕 3. 27′ V. ſter Tag. **ken-**	10 Onuphrius
Sonn.	23 Baſilius	♋	**nen.** ♃ **ist noch andert-**	11 Barnabas

26. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	24 2. n. **Trin.**	♌	Joh. d. T. **halb Stunden in**	12 2. n. **Trin**
Mont.	25 Elegius	♌	**Westen sichtbar und geht**	13 Tobias
Dienſt.	26 Jeremias	♌	**um halb 12 Uhr unter.** ♀	14 Modeſtus
Mittw.	27 7 Schläfer	♍	♃ vom ☾ bedeckt. **ist an-**	15 **Vitus**
Donn.	28 Leo P. †	♍	☾ Erdſ. **derthalb Stunden**	16 Juſtina
Freitag	29 **Petr. P.**	♎	🌗 **in d. Morgendämmer.**	17 Volkmar
Sonn.	30 Pauli G.	♎	2. 6′ V. ☾ in ☊. **sichtbar.**	18 Pauline

Mond-Wechſel.

Freitag den 8. Juni 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 15. Juni gegen halb 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Freitag den 22. Juni gegen halb 4 Uhr Morgens der neue Mond.

Sonnabend den 30. Juni nach 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Ueber-Bevölkerung.

Schon zu den Zeiten des Bauernkrieges ſprach man in Deutſchland von Ueber-Bevölkerung. Ein Hofnarr ſagte bei ſolcher Gelegenheit: „Das kommt davon, daß man dem Teufel immer mehr ſeine Macht nahm!“ — „Wie ſo?“ — „Ei, wenn der holte, was ihm gehört, würde es bald an Menſchen, aber nicht an Raum fehlen!“

Servil und liberal.

Der Ehre und dem Rechte,
Sey frommen Muths ſervil.
Das macht dich nicht zum Knechte,
Es führt zum höchſten Ziel.
Biſt du dem gift'gen Prahler
Im Auge kann ein Dorn —
Du lachſt bei ſeinem Zorn,
Und biſt ſo — Liberaler.

Späte Himbeeren.

Um ſich von der Garten-Himbeere im September und Oktober noch Früchte zu verſchaffen, ſoll man alle Triebe der erſten Blüthe, an denen ſich Blüthen befinden, ein bis zwei Finger breit vom Hauptſtamm entfernt, abſchneiden. Das Stutzen wird die beabſichtigte Wirkung haben.

Altes Sprüchwort für den Juni.

Vor dem Johannistag
Keine Gerſte man loben mag.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Morg.	
	1 15	1
	1 24	2
		—
	1 32	3
	1 41	4
	1 52	5
	2 7	6
	2 27	7
Abends		8
10 35		9
		—
11 16	Bei Tage.	10
11 44		11
Morg.		12
12 3		13
12 16		14
12 29		15
12 39		16
		—
12 50		17
1 3		18
1 20		19
1 43		20
2 17		21
	Abends	22
Bei Tage.	10 15	23
		—
	10 41	24
	10 59	25
	11 12	26
	11 22	27
	11 31	28
	11 39	29
	11 48	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 45 M.	8 Uhr 10 M.	7 St. 35 M.
11	16 40	3 39	8 19	7 20
21	16 47	3 38	8 24	7 13

Julius 1838.

Alter. Junius.

27. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	1	3. n. **Trin.**	♎	Theobald. ☉ in Erdf. ♅	19	3. n. **Trin.**
Mont.	2	**M. Heims.** *	♏	♀ in ♊. geht gegen 11 **Uhr**	20	Raphael
Dienſt.	3	Cornel	♏	☿ in ♋. **Abends auf, ist**	21	Jakobina
Mittw.	4	Ulrich	♐	**aber schwer zu erkennen.** ♃	22	Achatius
Donn.	5	Anſelm	♐	**ist noch fast 1 Stunde am**	23	Baſilius
Freitag	6	Eſaias	♐	🌕 **Westhimmel sichtbar,**	24	**Joh. d. T.**
Sonn.	7	Demetrius	♑	3.12′ **N. und geht gegen**	25	Elogius

28. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	8	4. n. **Trin.**	♑	Kilian. 3 **Viertel auf 11**	26	4. n. **Trin.**
Mont.	9	Cyrillus	♒	**Uhr unter.** ♀ **geht gegen**	27	7 Schläfer
Dienſt.	10	7 Brüder	♒	☾ Erdn. halb 2 **Uhr Mor-**	28	Leo **P.**
Mittw.	11	Pius	♓	**gens auf.** ♂ **erscheint als ein**	29	**Petr. P.**
Donn.	12	Heinrich	♓	**schwacher Stern am Mor-**	30	Pauli **G.**
Freitag	13	**Margar.**	♈	🌗 ☾ in ☊. Ob. ☌ ☿ ☉.	1	**Julius. Th.**
Sonn.	14	Bonavent.	♈	8. 13′ **V. genhimmel.**	2	**M. Heims.**

29. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	15	5. n. **Trin.**	♉	**Ap. Theil.** ♀ **glänzt 2 St.**	3	5. n. **Trin.**
Mont.	16	Walter	♉	**lebhaft vor Aufgang der**	4	Ulrich
Dienſt.	17	Alexius	♊	☿ in ♌. **Sonne.** ☿ **ist un-**	5	Anſelm
Mittw.	18	Carolina	♊	**sichtbar.** ♄ **zeigt sich über** 2	6	Eſaias
Donn.	19	Ruth	♋	**Stunden am Abendhimmel**	7	Demetrius
Freitag	20	Elias	♋	🌑 **u. geht bald nach Mit-**	8	Kilian
Sonn.	21	Daniel	♋	3.16′ N. **ternacht un-**	9	Cyrillus

30. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	22	6. n. **Trin.**	♌	**Mar. Magd. ter.** ♀ **geht**	10	6. n. **Trin.**
Mont.	23	Albertine	♌	☉ in ♌. Anf. d. Hundstage.	11	Pius
Dienſt.	24	Chriſtine	♍	**gegen halb 2 Uhr Morgens**	12	Heinrich
Mittw.	25	**Jacob** *	♍	**auf und glänzt über 2 Stun-**	13	**Margar.**
Donn.	26	**Anna**	♍	☾ in Erdf. **den.** ♃ **verliert**	14	Bonavent.
Freitag	27	Berthold	♎	☾ in ☋. ☌ ♀ ♂. **sich in den**	15	**Ap. Theil.**
Sonn.	28	Innocenz	♎	♄ rechtl. ♀ in ♋. **Strahlen**	16	Walter

31. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	29	7. n. **Trin.**	♏	🌓 6.48′ N. Martha. ♂ in	17	7. n. **Trin.**
Mont.	30	Beatrix	♏	♋. **der Abendsonne.** ♂	18	Carolina
Dienſt.	31	Germanus	♏	**geht früh nach 1 Uhr auf.**	19	Ruth

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 7. Juli ein Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Sonnabend den 14. Juli ein Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Sonnabend den 21. Juli ein Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Sonntag den 29. Juli nach 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 31. Juli.

Er will's wohl noch besser!

„Das Weib iſt der Schöpfung höchſtes Meiſterſtück!“ rief ein Verehrer des ſchönen Geſchlechts voller Begeiſterung aus. — „Ja wohl“, fügte phlegmatiſch ein breitſchultriger Oekonom hinzu; „es iſt allerdings das Beſte, was wir in der Art haben!“

Rath.

Wer ſchon des Raths bedurft, giebt oft den beſten Rath;
Denn wer gefallen iſt, betrachtet ſcharf den Pfad.

Gute Tinte.

Man löſ't einen Theil pulveriſirten Blauholzextract in 8 Theilen Waſſer auf, und ſetzt eine geringe Menge pulveriſirten Kupfervitriol zu. Man erhält ſo eine Tinte von bläulichem Schein, die nach dem Trocknen tief ſchwarz wird. Setzt man ſtatt des Kupfervitriols etwas Eiſenchloridlöſung zu, ſo wird die Tinte bräunlich ſchwarz. Man nehme aber nicht zuviel von den Metallſalzen. — Das Blauholzextract kann, wenn es nicht zu haben wäre, durch eine concentrirte Blauholz-Abkochung erſetzt werden.

Altes Sprüchwort für den Juli.

Was Juli und Auguſt im Kochen nicht thaten,
Das läßt der September auch ungebraten.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Abends 11 58	1
	Morg.	2
	12 11	3
	12 28	4
	12 54	5
	1 34	6
Abends		7
		—
9 45	Bei Tage.	8
10 7		9
10 23		10
10 36		11
10 47		12
10 58		13
11 10		14
		—
11 25		15
11 46		16
Morg.		17
12 15		18
12 57		19
1 55		20
	Abends	21
		—
Bei Tage.	9 4	22
	9 18	23
	9 29	24
	9 39	25
	9 47	26
	9 55	27
	10 4	28
		—
	10 15	29
	10 30	30
	10 51	31

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 42 M.	3 Uhr 42 M.	8 Uhr 24 M.	7 St. 18 M.
11	16 27	3 51	8 18	7 33
21	16 3	4 4	8 7	7 57

	August 1838			Alter. Julius.
Mittw.	1 **Petr. Kett.**	♐	♄ zeigt ſich nach Sonnen-	20 **Elias**
Donn.	2 **Portiunc.**	♐	☿ in ♍. Untergang am	21 Daniel
Freitag	3 **Kön. G. T.**	♑	Auguſt. Abendhimmel und	22 **M. Mag.**
Sonn.	4 Perpetua	♑	geht ein Viertel auf 12	23 Albertine
32. Von den falſchen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.				
Sonnt.	5 8. n. **Trin.**	♒	🌕 11. 19′ U. **Dominicus.**	24 8. n. **Trin.**
Mont.	6 **Verkl. Chr.**	♒	Uhr unter. ♂ geht um	25 **Jakob**
Dienſt.	7 Donatus	♓	☾ in Erdn. 1 Uhr Morgens	26 **Anna**
Mittw.	8 Ladislaus	♓	auf und iſt 2 Stunden	27 Berthold
Donn.	9 Romanus	♈	☾ in ♌. ſichtbar. ♀ geht	28 Innocenz
Freitag	10 **Laurenz** *	♈	nach halb 2 Uhr Morgens	29 Martha
Sonn.	11 Titus	♉	auf und glänzt dritthalb	30 Beatrix
33. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.				
Sonnt.	12 9. n. **Trin.**	♉	🌗 2. 22′ U. Clara. Stun-	31 9. n. **Trin.**
Mont.	13 Hildebrand	♊	den. ♅ ſteht um halb	1 **Aug. P. K.**
Dienſt.	14 Euſeb. †	♊	2 Uhr Morgens in Süden.	2 Portiunc.
Mittw.	15 **M. Himm**	♊	♀ geht 3 Viertel auf 2	3 Auguſt
Donn.	16 Iſaak	♋	Uhr Morgens auf und	4 Perpetua
Freitag	17 Bertram	♋	glänzt 2 und eine halbe	5 **Dominicus**
Sonn.	18 Emilie	♌	☌ ☿ ♃. Stunde. ♃ und	6 **Verk. Chr.**
34. Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.				
Sonnt.	19 10. n. **Trin.**	♌	Sebald. ☿ ſind nicht ſicht-	7 10. n. **Trin.**
Mont.	20 **Bernhard**	♍	🌑 5. 20′ V. bar. ♄ zeigt	8 Ladislaus
Dienſt.	21 Athanaſ.	♍	ſich anderthalb Stun-	9 Romanus
Mittw.	22 Oswald	♍	♀ in ♌. den am Weſthim-	10 **Laurenz**
Donn.	23 Zachäus	♎	☉ in ♍. Ende der Hundſt.	11 Titus
Freitag	24 **Barthol.** *	♎	☾ in Erdf. ☾ in ☋. ☿ gröſte	12 Clara
Sonn.	25 Ludwig	♎	öſtl. Ausw. mel und geht	13 Hildebrand
35. Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.				
Sonnt.	26 11. n. **Trin.**	♏	Irenäus. um 10 U. unter.	14 11. n. **Trin.**
Mont.	27 **Gebhard**	♏	♂ geht 3 Viertel auf 1 Uhr	15 **M. Himm.**
Dienſt.	28 Auguſtin	♐	🌓 9. 48′ V. Morgens	16 Iſaak
Mittw.	29 **Joh. Enth.**	♐	auf. ♄ iſt nach Unter-	17 Bertram
Donn.	30 Benjamin	♑	gang der Sonne am weſt-	18 Emilia
Freitag	31 Rebecca	♑	lichen Himmel ſichtbar.	19 Sebald

Mond-Wechſel.

Sonntag den 5. Auguſt nach ein Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 12. Auguſt gegen halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Montag den 20. Auguſt nach ein Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Dienſtag den 28. Auguſt nach drei Viertel auf 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
	Abends	
Bei Tage.	11 24	1
	Morg.	2
	12 13	3
	1 24	4
Abends		5
8 28		6
8 42		7
8 54	Bei Tage.	8
9 5		9
9 17		10
9 31		11
9 50		12
10 16		13
10 54		14
11 47		15
Morg.		16
12 54		17
2 9		18
3 27		19
	Abends	20
	7 47	21
Bei Tage.	7 56	22
	8 3	23
	8 12	24
	8 22	25
	8 34	26
	8 52	27
	9 18	28
	9 58	29
	10 58	30
	Morg.	31

Haus-Tafel.

Keine Stund' im Leben ſoll
Je uns nutzlos ſterben,
Darum laß von Andern auch
Keine dir verderben.
Willſt du bei dir ſelber ſeyn,
Rufen inn're Gäſte,
Wirf die Welt zur Thür hinaus,
Das iſt's Allerbeſte!

Ausgepresstes Obst.

Der Rückſtand des Obſtmoſtes, das ausgepreßte Mark, kann von den Oekonomen auf mancherlei Weiſe verbraucht werden. Läßt man es 12 bis 18 Monate faulen, hat man einen herrlichen Dünger, bringt man ſehr dünne Schichten Aetzkalk dazwiſchen, ſo iſt es ſchon in drei Monaten als Dünger zu gebrauchen; getrocknet giebt es eine Art Lohkuchen, deren Aſche ſehr gut iſt. Als Nahrungsmittel für Hornvieh wird es mit Heckſel vermiſcht und angefeuchtet, für Schweine mit Kartoffeln. Ferner giebt das Mark mit Waſſer und Hefe vermiſcht ſehr guten Eſſig, ja es wird Branntwein daraus gebrannt. Die getrockneten Kerne liefern, gepreßt, ein Oel, dem aus Haſelnüſſen ähnlich und zum Küchengebrauche ſehr tauglich; die Oelkuchen geben ebenfalls Viehfutter und Düngmittel.

Altes Sprüchwort für den August.

Der Mehlthau im Auguſt iſt ungeſund,
Drum wiſch die Frucht hübſch vor dem Mund.

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 31 M.	4 Uhr 20 M.	7 Uhr 51 M.	8 St. 29 M.
11	14 57	4 36	7 33	9 3
21	14 20	4 53	7 12	9 40

September 1838.

Alter. August.

Sonn.	1	**Aegidius**	♒	♀ ist über 2 **Stunden Mor-**	20	**Bernhard**

36. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	2	12. n. **Trin.**	♒	Rahel, Lea. **genstern.** ♅	21	12. n. **Trin.**
Mont.	3	Manſuet.	♒	☍ ♅ ☉. **steht um Mitter-**	22	Oswald
Dienſt.	4	Moſes	♓	🌕 7.11' V. **nacht in Sü-**	23	Zachäus
Mittw.	5	Nathanael	♓	☾ Erdn. ☾ in ☊. **den u.**	24	**Barthol.**
Donn.	6	Magnus	♈	**zeigt sich die ganze Nacht.**	25	Ludwig
Freitag	7	Regina	♈	☿ rückl. ♂ **geht nach halb**	26	Irenäus
Sonn.	8	**Mar. Geb.**	♉	1 **Uhr Morgens auf und**	27	Gebhard

37. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	9	13. n. **Trin.**	♉	Bruno. **zeigt sich die übri-**	28	13. n. **Trin.**
Mont.	10	Soſthenes	♊	🌗 11. 3' U. **ge Nacht am**	29	Joh. Enth.
Dienſt.	11	Gerhard	♊	**Morgenhimmel. ♄ ist**	30	Benjamin
Mittw.	12	Ottilia	♋	**noch 1 Stunde am Abend-**	31	Rebecca
Donn.	13	Chriſtlieb	♋	**himmel sichtbar und geht**	1	**Sept. Aeg.**
Freitag	14	† **Erhöh.**	♌	♂ in ♌. **halb 9 Uhr unter.**	2	Rahel, Lea
Sonn.	15	Conſtant.	♌	♀ **geht ein Viertel auf**	3	Manſuetus

38. Von den zehn Aussätzigen. Luc. 17 Ep. Gal. 5.

Sonnt.	16	14. n. **Trin.**	♌	Euphemia. ♀ in ♍. 4 **Uhr**	4	14. n. **Trin.**
Mont.	17	Lampertus	♍	☌ ☿ ♃. **Morgens auf u. ist**	5	Nathanael
Dienſt.	18	Siegfried	♍	🌑 9.38' N. **Unsichtbare** ☉	6	Magnus
Mittw.	19	**Quat.** †	♎	**Finst.** Januar. ☾ Erdf.	7	Regina
Donn.	20	Friederike	♎	☾ in ☋. Unt. ☌ ☿ ☉. 2 **Stun-**	8	**Mar. Geb.**
Freitag	21	**Mth. E.** * †	♎	**den sichtb.** ♂ **geht um halb**	9	Bruno
Sonn.	22	Moriz †	♏	☌ ♃ ☉. 1 **Uhr Morgs. auf.**	10	Soſthenes

39. Vom Mammonsdienst. Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	23	15. **M. F.**	♏	☉ in ♎. Herbſt-Anf., Tag	11	15. n. **Trin.**
Mont.	24	**J. Empf.**	♐	und Nacht gleich. ♃ **steht**	12	Ottilia
Dienſt.	25	Kleophas	♐	**bei der Sonne.** ☿ **erscheint**	13	Chriſtlieb
Mittw.	26	Cyprian	♐	🌓 10.47' N. ♃ in ♎. in	14	† **Erhöh.**
Donn.	27	**Kos. u. D.**	♑	der **Morgendämme-**	15	Conſtantia
Freitag	28	Wenzel	♑	☿ rechtl. **rung.** ♄ **ist noch** 3	16	Euphemia
Sonn.	29	**Michael** *	♒	**Viertelstunden am West-**	17	Lampertus

40. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	30	16. **Erntef.**	♒	Hieronym. **himmel sichtbar.**	18	16. n. **Trin.**

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 4. September gegen ein Vier-
auf 8 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 10. September nach 11 Uhr
bends das letzte Viertel.

Dienſtag den 18. September gegen 3 Vier-
auf 10 Uhr Abends der neue Mond nebſt
ner unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Mittwoch den 26. September drei Viertel
f 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres
599ſten Jahres den 20. und 21. September, das
erſöhnungsfeſt den 29. September.

Alte Sprüchwörter in neuem Gewande.

Der Menſch in Noth vermag zu beten, der
Menſch im Glück will nur zertreten.

Liebe, Feuer, Rauch und Geld bergen nie
ich in der Welt.

Wo Muth bei Gut nicht miſſethut, da wirft
Frau Ehr' ihr' Wünſchelruth.

Dem Narr'n ſind Wort' im Weisheits-
iegel, ſo nutz als einem Blinden Spiegel.

Wie's Einer im Sinn hat, ſo meint ſein
Behagen: daß Menſchen und Glocken daſſelbe ſagen.

Die Fiſche ſind mit Netzen zu fah'n, bei
Menſchen iſt's mit dem Beutel gethan.

Reinigung mit Oelfarbe angestrichener Gegenstände und der Oelgemälde.

Man laſſe in einem Glaſe Waſſer einen Eß-
löffel voll Chlorkalk oder Chlornatron zergehen,
beſtreiche die beſchmutzten Gegenſtände mittelſt ei-
nes Schwammes, und trockne ſie dann mit fei-
ner Leinwand ab. Alle noch ſo hartnäckigt ſchwarze
Flecke werden verſchwinden.

Altes Sprüchwort für den September.

Der Sanct Michaelis Wein
Wird den Herren willkommen ſeyn.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Morg. 12 18	1
	1 50	2
	3 27	3
Abends		4
7 11		5
7 23		6
7 36	Bei Tage.	7
7 53		8
8 17		9
8 51		10
9 40		11
10 44		12
11 57		13
Morg.		14
1 14		15
2 31		16
3 45		17
	Abends	18
	6 13	19
Bei Tage.	6 21	20
	6 30	21
	6 42	22
	6 57	23
	7 20	24
	7 53	25
	8 43	26
	9 52	27
	11 17	28
	Morg.	29
	12 50	30

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 37 M.	5 Uhr 11 M.	6 Uhr 48 M.	10 St. 23 M.
11	12 57	5 28	6 24	11 3
21	12 17	5 44	6 1	11 43

Oktober 1838.

Alter. September.

Mont.	1	Remigius	♓	☿ geht gegen halb 5 Uhr	19	Januar
Dienſt.	2	Vellrath	♓	☾ Erdn. Morgens auf und	20	Friederike
Mittw.	3	Ewald	♈	🌑 3. 40′ N. Unsichtb. ☾	21	[illegible] M.
Donn.	4	Franz	♈	Finst. ☾ in ☊. ☿ größte	22	Moriz
Freitag	5	Fides	♉	weſtl. Ausweich. zeigt sich	23	Joel
Sonn.	6	Charitas	♉	über eine halbe Stunde.	24	J. Empf.

41. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ev. Ephes. 4.

Sonnt.	7	17. n. Trin.	♊	Spes. ♃ erscheint am	25	17. n. Trin.
Mont.	8	Ephraim	♊	Morgenhimmel. ♂ geht	26	Cyprian
Dienſt.	9	Dionysius	♋	halb 1 Uhr M. auf. ☿ geht	27	Kos. u. D.
Mittw.	10	Amalia	♋	🌓 11. 18′ V. ♀ u. ☿ in ♎.	28	Wenzel
Donn.	11	Burchard	♌	nach halb 5 Uhr	29	Michael
Freitag	12	Ehrenfr.	♌	☌☿♃. Morgens auf und	30	Hieron.
Sonn.	13	Kolomann	♌	☌♀♃. ist 3 Viertelstunden	1	Okt. Rem.

42. Vom größten Gebot. Matth. 22. Ev. 1. Cor. 1.

Sonnt.	14	18. n. Trin.	♍	Wilhelmine. sichtbar. ♄	2	18. n. Trin.
Mont.	15	Hedwig	♍	verliert sich in der Abend-	3	Ewald
Dienſt.	16	Gallus	♎	☾ Erdf. ☾ in ☋. dämmerung.	4	Franz
Mittw.	17	Florentina	♎	♂ geht 1 Viertel auf 1 Uhr	5	Fides
Donn.	18	Luc. Ev.	♎	🌕 3. 19′ N. Schl. b. Leip-	6	Charitas
Freitag	19	Ptolem.	♏	zig 1813. Morgens	7	Spes
Sonn.	20	Wendelin	♏	auf, und ist über 5 Stun-	8	Ephraim

43. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ev. Ephes. 4.

Sonnt.	21	19. n. Trin.	♏	Urſula. den sichtbar. ☿ ver-	9	19. n. Tr. P.
Mont.	22	Kordula	♐	schwindet in den Strahlen	10	Amalia
Dienſt.	23	Severus	♐	⊙ in ♏. der Morgensonne.	11	Burchard
Mittw.	24	Salome	♑	♃ geht ein Viertel auf 5	12	Ehrenfr.
Donn.	25	Adelheid	♑	Uhr Morgens auf und ist	13	Kolomann
Freitag	26	Amandus	♒	🌗 9. 52′ V. anderthalb	14	Wilhelm.
Sonn.	27	Sabina	♒	Stunden sichtbar. ♅	15	Hedwig

44. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Ev. Ephes. 5.

Sonnt.	28	20. n. Trin.	♓	Simon J. ☿ in ♏. steht	16	20. Tr. G.
Mont.	29	Engelhard	♓	1 Viertel auf 9 Uhr Abends	17	Florentina
Dienſt.	30	Hartmann	♈	☾ in ☊. in Süden. ♄ und ☿	18	Luc. Ev.
Mittw.	31	Wolfg. †	♈	☾ in Erdn. sind unsichtbar.	19	Ptolem.

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 3. Oktober gegen drei Viertel
4 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt
ner unſichtbaren Mondfinſterniß.

Mittwoch den 10. Oktober ein Viertel auf
Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 18. Oktober ein Viertel auf
Uhr Nachmittags der neue Mond.

Freitag den 26. Oktober gegen 10 Uhr Vor-
tags das erſte Vierte.

Die Juden feiern die zwei erſten Feiertage
Laubhüttenfeſtes den 4. und 5., und die
i letzten Feiertage deſſelben den 11. und 12.
tober.

Die Rückfracht.

Ein Bremer Schiffer, der gefragt wurde, ob
denn durch die Auswanderungen nach den Ame-
la's etwas verdiene, antwortete: „Ja wohl;
obenein ſind die Auswanderer uns doppelt
enth, denn nach grade werden ſie auch zur Rück-
racht.“

Setzlinge der Chinesen.

Die Chineſen vermehren ihre Obſtbäume
cht durch Kerne ſondern durch Setzlinge und
halten dadurch in 3 bis 4 Jahren ſchon trag-
ite Bäume. Sie wählen einen Zweig, ſchnei-
en die Rinde ¾ des Umfangs durch und umwi-
eln denſelben mit einem mit Kuhmiſt beſtriche-
n Strohſtrick, ſo daß eine Kugel von 5- bis
maliger Dicke des Zweiges entſteht. Dieſe Ku-
l muß feucht erhalten werden; dann entwickelt
r Zweig darin neue Wurzeln. Nach zwei Mo-
ten wird der Zweig abgelöſt und mit der Kugel
 die Erde gepflanzt.

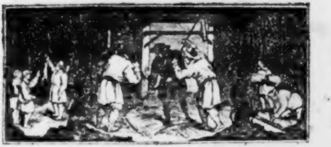
Altes Sprüchwort für den Oktober.

Sitzt das Laub noch feſt auf den Bäumen,
Kommt Winter hart, wenn auch mit Säumen.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
	2 24	1
	3 58	2
Abends		3
5 41		4
5 56		5
6 17	S	6
		—
6 48	–	7
7 32	–	8
8 32		9
9 44	M	10
11 2	•	11
Morg.		12
12 19	∞	13
		—
1 34	?	14
2 47		15
3 57		16
5 8		17
	Abends	18
	4 51	19
	5 5	20
		—
	5 25	21
S	5 54	22
–	6 38	23
–	7 40	24
M	8 58	25
	10 25	26
•	11 55	27
		—
∞	Morg.	28
?	1 26	29
	2 56	30
	4 28	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 24 M.
11	10 56	6 19	5 14	13 4
21	10 16	6 36	4 52	13 44

November 1838



Alter. Oktober.

Donn.	1 **All. Heil.**	♉	♃ geht gegen 4 Uhr Mor-	20 Wendelin
Freitag	2 **All. Seel.**	♉	🌕 1. 19′ V. gens auf und	21 Urſula
Sonn.	3 Gottlieb	♊	♀ in ♏. iſt 2 Stunden	22 Kordula

45. Von des Königischen Sohn. Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	4 21. n. Trin.	♊	Charlotte. Ob. ☌☿☉. ♂♍.	23 21. n. Trin.
Mont.	5 Erich	♊	am Oſthimmel ſichtbar. ♂	24 Salome
Dienſt.	6 Leonhard	♋	geht um Mitternacht auf	25 Adelheid
Mittw.	7 Erdmann	♋	und zeigt ſich 6 Stunden.	26 Amandus
Donn.	8 Claudius	♌	♀ geht ein Viertel auf 7	27 Sabina
Freitag	9 Theodor	♌	🌗 3. 42′ V. Uhr Morgens	28 **Sim. J.**
Sonn.	10 Mart. P.	♍	auf und iſt noch eine	29 Engelhard

46. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	11 22. n. Trin.	♍	Mart. B. halbe Stunde	30 22. n. Trin.
Mont.	12 Kunibert	♍	☾ in Erdf. ♄ in ♐. ſichtbar.	31 Wolfgang
Dienſt.	13 Eugen	♎	☾ in ☋. ♃ geht um halb 4	1 **Nov. A. H.**
Mittw.	14 Levin	♎	Uhr Morgens auf und iſt	2 **All. Seel.**
Donn.	15 Leopold	♏	3 Stunden ſichtbar. ♄ und	3 Gottlieb
Freitag	16 Ottomar	♏	🌑 ☿ in ♐. ☿ ſind unſicht-	4 Charlotte
Sonn.	17 Hugo	♏	8. 56′ V. bar. ♅ geht	5 Erich

47. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	18 23. n. Trin.	♐	Gottſchalk. um 7 Uhr Ab.	6 23. n. Trin.
Mont.	19 Eliſabeth	♐	durch den Meridian und	7 Erdmann
Dienſt.	20 Edmund	♑	bald nach Mitternacht un-	8 Claudius
Mittw.	21 **M. Opf.**	♑	ter. ♀ iſt noch kurze Zeit	9 Theodor
Donn.	22 Erneſtine	♒	☉ in ♐. in der Morgen-	10 Mart. L.
Freitag	23 Clemens	♒	🌓 ♅ rechtl. dämmerung	11 **Mart. B.**
Sonn.	24 Lebrecht	♒	7. 26′ N. ☌♄☉. zu un-	12 Kunibert

48. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	25 24. n. Trin.	♓	Katharina. Feſt zum Ge-	13 24. n. Trin.
Mont.	26 Konrad	♓	dächtn. d. Geſtorb. ☾ in ☊.	14 Levin
Dienſt.	27 Loth	♈	♀ in ♐. terſcheiden und	15 Leopold
Mittw.	28 Günther	♈	verliert ſich bald nachher	16 Ottomar
Donn.	29 Noah	♉	☾ Erdn. ☌♀♄. gänzlich in	17 Hugo
Freitag	30 **Andreas** *	♉	den Strahlen der Sonne.	18 Gottſchalk

Mond-Wechſel.

Freitag den 2. November nach ein Viertel auf 2 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 9. November drei Viertel auf 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonnabend den 17. November gegen 9 Uhr Vormittags der neue Mond.

Sonnabend den 24. November gegen halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel.

Gute Antwort.

Ein reicher Prahler ſagte zu einem armen jungen Mann: „Nicht wahr, ſo möchtet ihr es auch wohl haben, wie ich?“ — „Keineswegeſ!“ entgegnete dieſer. „Ich fühle mich reicher in der Kraft, alle Ihre Glücksgüter entbehren zu können, auch wenn ich beſtimmt wüßte, daß ich im Beſitz derſelben nicht Ihnen gliche!“

Der heilſame Schriftſteller.

Als Puff ſein dickes Buch geſchrieben,
Iſt ſchlaflos er geblieben;
Doch iſt dagegen, wer's geleſen,
Nie ſchläfriger geweſen;
So nutzt jetzt Vielen offenbar,
Was früher Einem ſchädlich war.

Das Rauchen der Oellampen zu verhindern.

Man ſättige ein Glas voll Waſſer mit Salz, und tränke den Docht darin, den man alsdann trocknen läßt; hierauf gießt man zu dieſem Waſſer eine gleiche Quantität Oel in eine Bouteille und ſchüttet beide Flüſſigkeiten gehörig durch einander. Mit dieſer Miſchung und jenem Dochte wird die Lampe verſehen.

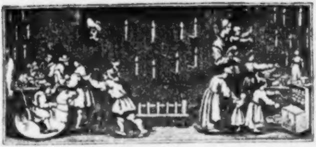
Altes Sprüchwort für den November.

An dem Allerheil'gen-Tag,
Sitzt der Winter uns auf dem Hag.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
		6	2	1
Abends				2
4	43			3
				—
5	21	Bei Tage		4
6	16			5
7	26			6
8	44			7
10	3			8
11	20			9
Morg.				10
				—
12	34			11
1	45			12
2	56			13
4	7			14
5	20			15
6	35			16
		Abends		17
				—
		3	57	18
Bei Tage		4	37	19
		5	34	20
		6	47	21
		8	11	22
		9	38	23
		11	6	24
				—
		Morg.		25
		12	33	26
		2	1	27
		3	30	28
		5	2	29
		6	37	30

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 33 M.	6 Uhr 57 M.	4 Uhr 30 M.	14 St. 27 M.
11	8 57	7 15	4 12	15 3
21	8 26	7 33	3 58	15 34

December 1838.



Alter. November.

Sonn.	1 Arnold	♊	🌕 12. 28′ N. ♑ steht um	19 **Eliſabeth**

49 Von Chriſti Einzug in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2 **1. Advent**	♊	Candida. 6 Uhr Abends in	20 **25. n. Trin.**
Mont.	3 Caſſian	♋	Süden. ♃ geht gegen halb	21 **M. Opf.**
Dienſt.	4 **Barbara**	♋	3 Uhr Morgens auf und	22 Erneſtine
Mittw.	5 Abigail	♌	☿ in ♑. zeigt ſich 4 Stun-	23 **Clemens**
Donn.	6 **Nicolaus**	♌	den am Oſthimmel. ♀ iſt	24 Lebrecht
Freitag	7 Antonia	♌	🌗 in dieſem Monat nicht	25 **Katharina**
Sonn.	8 **M. Empf.**	♍	11.50′ N. ſichtbar. ♄	26 Conrad

50 Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	9 **2. Advent**	♍	Joachim. erſcheint am	27 **1. Advent**
Mont.	10 Judith	♎	☾ in Erdf. ☾ in ☋ ſ. Morgen-	28 Günther
Dienſt.	11 Waldemar	♎	himmel, bald nach halb 7	29 Noah
Mittw.	12 Epimach.	♎	Uhr aufgehend. ♂ geht ein	30 **Andreas**
Donn.	13 **Lucia**	♏	Viertel auf 12 Uhr Abends	1 **Dec.** Arn.
Freitag	14 Iſrael	♏	auf und früh um 6 Uhr	2 Candida.
Sonn.	15 Johanna	♐	durch den Mittagskreis.	3 Caſſian

51 Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	16 **3. Advent**	♐	Ananias. ☿ zeigt ſich ge-	4 **2. Adv. B.**
Mont.	17 Lazarus	♑	🌑 1. 17′ V. ☿ größte öſtl.	5 Abigail
Dienſt.	18 Chriſtoph	♑	Ausweich. Ob. ♂♀☉.	6 **Nicolaus**
Mittw.	19 **Quat.** †	♑	Manaſſe. gen 5 Uhr	7 Antonia
Donn.	20 Abraham	♒	Abends einige Minuten	8 **M. Empf.**
Freitag	21 **Th. Ap.** * †	♒	tief in der Dämmerung. ♃	9 Joachim
Sonn.	22 Beata †	♓	☉ in ♑. Kürzſt. Tag, Win-	10 Judith

52 Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	23 **4. Advent**	♓	Ignaz. ters Anf. ♀ in ♑.	11 **3. Advent**
Mont.	24 Adam, E. †	♈	🌓 4. 0′ V. ☾ in ☊. geht	12 Epimachus
Dienſt.	25 **H. Chriſtt.**	♈	um 7 Uhr Morgens	13 **Lucia**
Mittw.	26 **Stephan**	♉	☾ in Erdn. durch den Me-	14 **Quat.**
Donn.	27 **Joh. Ev.** *	♉	☿ rückl. ridian. ☿ verliert	15 Johanna
Freitag	28 **Unſch. K.**	♊	ſich in den Strahlen der	16 Ananias
Sonn.	29 Jonathan	♊	Abendſonne. ♄ geht gegen	17 Lazarus

1. Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	30 **N. Chriſtt.**	♋	🌕 David. halb 6 Uhr	18 **4. Advent**
Mont.	31 Sylveſter	♋	1. 29′ V. Morgens auf.	19 Manaſſe

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 1. Dezember gegen halb 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Sonnabend den 8. Dezember nach drei Vier- el auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel.

Montag den 17. Dezember ein Viertel auf Uhr Morgens der neue Mond.

Montag den 24. Dezember um 4 Morgens as erſte Viertel.

Montag den 31. Dezember um halb 2 Uhr orgens der volle Mond.

Der Heiland und der Mensch.

Was entſprießt dem Schooß der Erde,
Den du ſo, mein Gott, bethau'ſt?
„Blumen zeugt ihr Schooß für dich,
Dornen zeugt ihr Schooß für mich.“
Ach, von ſolchem Quell befeuchtet,
Muß ſie ganz zum Garten werden.
„Ja, doch ganz verſchied'ne Kränze
Wird einſt dieſer Garten tragen;
Die von Dornen ſind für mich,
Die von Blumen ſind für dich!“

Fatal!

Von einem ſchlechten und zudringlichen Schrift- ller ſagte ein Buchhändler: „Er iſt wie ſeine ücher; man kann Beides nicht los werden!“

Für Papp-Arbeiter.

Der jetzt ſehr gewöhnliche metalliſche kryſtal- niſch glänzende Ueberzug von Papp-Arbeiten it dadurch hergeſtellt, daß man Gold- und lberpapier zu Pulver brennt. Man ſchreibt er zeichnet dann auf die Arbeiten mit einer nte, welche man dadurch bereitet, daß man ro- es und blaues Pigment mit fettem Firniſſe, n- und Terpentin-Oel zuſammenreibt. Da- uf wird das geſiebte Pulver aufgeſtreut.

Altes Sprüchwort für den Dezember.

Iſt gar gelinde der heil'ge Chriſt,
Der Winter darüber bald wüthend iſt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abends				1
3	59			2
5	3	[illegible]		3
6	20			4
7	41			5
9	1			6
10	18			7
11	30			8
Morg.				9
12	41			10
1	52			11
3	4			12
4	18			13
5	35			14
6	54			15
8	11			16
		Abends		17
		4	34	18
		5	58	19
[illegible]		7	26	20
		8	54	21
		10	21	22
		11	47	23
		Morg.		24
		1	13	25
		2	41	26
		4	11	27
		5	42	28
		7	8	29
		8	19	30
Abends				31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 59 M.	7 Uhr 49 M.	3 Uhr 48 M.	16 St. 1 M.
11	7 42	8 2	3 44	16 18
21	7 36	8 10	3 46	16 24

Zeitrechnung des Jahres 1838.

Das gegenwärtige 1838ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, der im alten Kalender der 21. Dezember iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 15. April und im alten auf den 3. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhängenden beweglichen Feſte in dieſem Jahre nach beiden Kalendern an gleichem Tage gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 2 Uhr 3 Minuten Morgens. Der Sommer am 21. Juni um 11 Uhr 1 Minuten Abends. Der Herbſt am 23. September um 12 Uhr 51 Minuten Nachmittags. Der Winter am 22. Dezember um 6 Uhr 21 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahr vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen nur die eine Mondfinſterniß in unſerer Gegend ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß wird am 25. März in den Abendſtunden eintreten und ſich in der Südſee bis zum weſtlichen Theil von Südamerika hin total zeigen.

Die erſte Mondfinſterniß iſt partial. Sie ereignet ſich in der Nacht vom 9. zum 10. April und iſt in ganz Europa ſichtbar. Ihr Anfang erfolgt in Berlin nach mittlerer Zeit am 10. April um 1 Uhr 25 Minuten, ihr Mittel um 2 Uhr 52 Minuten und ihr Ende um 4 Uhr 19 Minuten Morgens. Ihre Größe beträgt etwas über 7 Zoll am nördlichen Rande.

Die zweite Sonnenfinſterniß wird am 18. September in den Abendſtunden eintreten und ſich in einem durch Nordamerika gehenden Striche ringförmig zeigen.

Die zweite gleichfalls partiale Mondfinſterniß ereignet ſich am 3. Oktober in den Nachmittagsſtunden, und wird in Neuholland und in Aſien bis zu den Gränzen des europäiſchen Auslandes hin geſehen werden.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1838.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich während des Januars in den Abendſtunden am Weſthimmel. Den 27. Februar kommt er zur Sonne in deren Strahlen er bis zum Anfang des Juni verborgen bleibt. Er erſcheint dann dreizehnten Grade der Fiſche, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechster Größe der nächtlichen Dämmerung dem unbewaffneten Auge ſchwer zu erkennen ſeyn wird. Um dieſe Zeit wird er rückläufig, 16. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. er bis gegen Ende des Novembers bleibt. Den 3. September ſteht er im elften Grade der Fiſche der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und iſt dann mit unbewaffneten aber ſcharfen Augen ganz gut zu erkennen. Den 20. November erreicht er bereits Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendſtunden aufzuſuchen iſt. Schluſſe des Jahrs geht er ein Viertel auf 10 Uhr Abends unter.

Saturn.

Saturn geht zu Anfange des Jahrs gegen halb 5 Uhr Morgens und hierauf im früher auf. Um die Mitte des März wird er im 29ſten Grade des Skorpions rückläufig. Er geht dann ſichtbar durch den Meridian, als den 29. März um 4 Uhr Morgens, 4. April um 2 Uhr und den 16. Mai um Mitternacht. An dieſem Tage ſteht er 26ſten Grade des Skorpions unter den Sternen der Wage der Sonne gegenüber und ſich die ganze Nacht. Noch während des Juni iſt er die ganze Nacht über dem zont. Gegen Ende des Juli wird er im 23ſten Grade des Skorpions wieder rechtläufig. Er geht dann ſichtbar unter, als den 21. Juli um Mitternacht, den 20. Auguſt 10 Uhr Abends, den 21. September um 8, und den 23. Oktober um 6 Uhr. Bald aber verſchwindet er in den Strahlen der Sonne, die ihn den 23. November im Grade des Schützen erreicht. Gegen die Mitte des Dezembers kommt er in den ſtunden wieder zum Vorſchein. Am Ende des Jahres geht er gegen halb 6 Uhr gens auf.

Jupiter.

Dieſer Planet iſt zu Anfange des Jahres rückläufig und geht um 10 Uhr Abends und nach halb 5 Uhr Morgens durch den Meridian. Den 9. Februar culminirt er um 2 Uhr, den 1. März um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 1ſten der Jungfrau unter den Sternen an dem Hinterfuße des Löwen der Sonne gegenüber und iſt die ganze Nacht ſichtbar. Er geht hierauf in den Abendſtunden durch den und von der Mitte des Aprils an ſichtbar unter, als den 17. April um 4 Uhr Morgens, den 17. Mai, wo er wieder rechtläufig wird, um 2 Uhr, den 17. Juni um Mitternacht und den 19. Juli um 10 Uhr Abends. Bald nachher verliert er ſich in den Strahlen der Sonne, die ihn den 22. September in der Nähe des Herbſtpunktes erreicht. Erſt um den 19. Oktober kommt er in der Morgendämmerung wieder zum Vorſchein, wo er ſich täglich früher zeigt. Den 31. Oktober geht er bereits um 4 Uhr, den 11. Dezember um 2 und am Schluſſe des Jahrs gegen 1 Uhr auf. Er kommt dann, im 18ten Grade der Wage nordweſtlich von Spica in der Jungfrau ſtehend gegen halb 7 Uhr Morgens in Süden.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding zu Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars kommt am 21. Februar in Conjunktion mit der Sonne und bleibt während der erſten ſechs Monate des Jahres in ihren Strahlen verborgen. In den erſten Tagen des Juli kommt er in dem Geſtirn des Stiers einige Grade öſtlich von der Venus, nach halb 2 Uhr Morgens aufgehend, als ein unſcheinlicher Stern wieder zum Vorſchein. Seine Lichtſtärke und die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nehmen allmählig zu. Am 27ſten dieſes Monats iſt er mit der Venus in Conjunktion. Den 8. Auguſt geht er um 1 Uhr, den 21. September um halb 1, den 8. November um Mitternacht und am Ende des Jahres gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends auf. Er iſt dann bis in die Nähe des Herbſtpunktes vorgerückt, und erſcheint bald nach 5 Uhr Morgens culminirend, als ein Stern von anſehnlicher Lichtſtärke.

Venus.

Dieſer Planet iſt faſt das ganze Jahr hindurch ſichtbar. In den beiden erſten Monaten iſt er Abend- und in den neun folgenden Morgenſtern. Im Januar glänzt er vierthalb Stunden lebhaft am Abendhimmel. Im Februar iſt er am 7ten noch 3 Stunden, am 16ten noch 2, am 26ſten noch eine Stunde ſichtbar. Vom 28. Februar bis zum 5. März kann man ihn, weil er, der untern Conjunktion nahe, bedeutend nördlicher als die Sonne ſteht, zugleich am Abend- und Morgenhimmel ſehen, den 2. März z. B. faſt eine halbe Stunde in der Abend- und eine Viertelſtunde in der Morgendämmerung. Den 3. März kommt er in ſeine untere Conjunktion mit der Sonne. Den 1. April glänzt er ſchon eine Stunde, den 1. Mai und 1. Juni dreiviertelſtunden, den 1. Juli anderthalb, den 1. Auguſt faſt drittehalb, den 1. September noch über 2, den 1. Oktober anderthalb Stunden, und den 1. November noch 3 Viertelſtunden. Am Ende des Novembers verliert er ſich in der Morgendämmerung. Den 18. Dezember gelangt er zu ſeiner obern Conjunktion mit der Sonne. Seinen größten Glanz hat er am Abendhimmel den 11. Januar und am Morgenhimmel den 23. April. In ſeiner größten weſtlichen Ausweichung befindet er ſich am 11. Mai. Den 13. Oktober geht er dem Jupiter nahe nördlich vorbei.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar; in dieſem Jahr viermal. Zuerſt erſcheint er vom 27. Dezember vorigen Jahrs bis zum 13. Januar des jetzigen am Abendhimmel, am günſtigſten vom 4. bis zum 8. Januar wo er von 1 Viertel auf 6 Uhr an etwa eine halbe Stunde unter den Sternen am Kopf des Steinbocks wahrzunehmen iſt. Um die Mitte des Aprils kommt er unter den Sternen des Widders abermals am Abendhimmel zum Vorſchein. Am günſtigſten zeigt er ſich vom 22. bis 26. dieſes Monats, wo er bis zu ſeinem Untergange gegen halb 10 Uhr Abends eine Stunde (was das Maximum ſeiner Sichtbarkeit in unſern Gegenden) im Süden des Siebengeſtirns aufzuſuchen iſt. Den 8. Mai verſchwindet er in der Dämmerung. Vom 27. September an erſcheint er am Morgenhimmel unter den Sternen der Jungfrau. Am vortheilhafteſten zeigt er ſich hier vom 3. bis zum 9. Oktober, wo er, gegen halb 5 Uhr aufgehend, 3 Viertelſtunden lang unter den Sternen am ſüdlichen Flügel der Jungfrau wahrgenommen wird. Am 12. und 13. Oktober, wo er in der Nähe der Planeten Jupiter und Venus ſteht, iſt er nur noch eine halbe Stunde ſichtbar und 8 Tage ſpäter erblickt man ihn nicht mehr in der Dämmerung. Noch einmal ſieht man ihn in der letzten Hälfte des Dezembers unter den Sternen am Kopf des Schützen tief in der Abenddämmerung. Am längſten, höchſtens eine Viertelſtunde, zeigt er ſich daſelbſt am 21, 22 und 23 dieſes Monates bald nach 5 Uhr.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm III., König, geb. 3. Auguſt 1770, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm II. in der Regierung am 16. Nov. 1797, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen ſeit 1815, vermählt den 24. Decbr. 1793 mit der am 19. Juli 1810 verſtorbenen Königin Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz.

Kinder des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm**, Kronprinz, geb. 15. Okt. 1795, General der Infanterie, commandirender General des zweiten Armeecorps ꝛc.; vermählt den 29. Novbr. 1823 mit — Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — 2) **Friedrich Wilhelm Ludwig**, geb. 22. März 1797, General-Lieutenant, commandirender General des 3ten Armeecorps ꝛc., vermählt den 11. Jun. 1829 mit — Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: Friedrich Wilhelm Nikolaus Carl, geb. 18. Okt. 1831. — 3) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte) geb. 13. Juli 1798. — 4) **Friedrich Karl Alexander**, geb. 29. Jun. 1801, General-Lieutenant, commandirender General des 4ten Armeecorps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. den 3. Febr. 1808. Davon: 1] Friedrich Carl Nikolaus, geb. 20. März 1828. 2] Marie Luiſe Anne, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anne Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 5) Die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 6) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 7) **Friedrich Heinrich Albrecht**, geb. 4. Oktbr. 1809, General-Major, Commandeur der 2ten Garde-Cav.-Brig. ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs der Niederlande. Davon: 1] Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nicolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837.

Des am 28. Dezbr. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Bruders des Königs, Kinder: 1) **Friedrich Wilhelm Ludwig**, geb. 30. Okt. 1794, General-Lieutenant, Commandeur der 1ſten Diviſion ꝛc., vermählt 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Jun. 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau.

Geſchwiſter des Königs: 1) Die Königin der Niederlande, Wilhelmine Friederike Luiſe, geb. 18. Nov. 1774. — 2) Die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel, Auguſte Friederike Chriſtine, geb. 1. Mai 1780. — 3) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens —

Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Kavallerie, Gouverneur der Bundes-Feſtung Mainz ꝛc., vermählt 12. Januar 1804 mit — Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, Major ꝛc. — 2) Marie Eliſabeth Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Carl von Heſſen und bei Rhein. — 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Premier-Lieutenant ꝛc. — 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verſtorb. Großvaterbruders, Prinzen Auguſt Ferdinand, und der am 10. Febr. 1820 verſtorb. Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich Auguſt, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inſpekteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Baiern.

Karl Ludwig Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 25. — Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Braſilien.

Dom Pedro II., Kaiſer, geb. 2. Dec. 1825, reg. 7. April 1831 unter Vormundſchaft.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VI., König, geb. 28. Jan. 1768, reg. 13. März 1808. — Chriſtian Friedrich, Kronprinz, geb. 18. Sept. 1786, Sohn des am Dez. 1805 verſt. Erbprinzen Friedrich, Vaterhalbbruders des Königs.

England, ſ. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I., König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Orleans, geb. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König ernannt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837.

Hannover.

Ernſt Auguſt (bisheriger Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II., Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II., Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI. (Mauro Cappellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 182

Mecklenburg-Schwerin.

Paul Friedrich, Großherzog, geb. 15. Sept. 1800, reg. 1. Febr. 18 — Friedrich Franz Alexander, Erbgroßherzog, geb. 28. Febr. 1823.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolf Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz IV. Joſeph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 181 — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Naſſau.

Wilhelm Georg Auguſt Heinrich, Herzog, geb. 14. Juni 1792, reg. 9. Jan. 1816. — Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Erbprinz, geb. 24. Juli 1817.

Neapel und Sicilien (jezt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II. Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 18 — Franz von Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Januar 18

Niederlande.

Wilhelm I. Friedrich, geb. 24. Aug. 1772, reg. als Fürſt von Naſſau-Oranien 9. April 1806, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg 15. März 1815. — Wilhelm Friedrich Georg Ludwig Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. 6. Dec. 1792.

Oeſtreichiſche Staaten.

Ferdinand I. Karl Leopold Joſeph Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Herzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſtreich, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. ſeit 5. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II. da Gloria, Königin, geb. 4. Apr. 1819, vermählt 10. Apr. 1836 mit **Ferdinand** Auguſt Franz Anton, Fürſten v. Sachſen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816.

Rußland.

Nikolaus I., geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen. — **Alexander** Nicolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Stils).

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — **Karl** Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geboren 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — **Georg**, Erbprinz, geb. 2. Apr. 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — Auguſt **Ernſt** Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — **Victor Emanuel**, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV. Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Febr. 1818. — Joſeph Franz **Oskar**, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien.

Marie Chriſtine, Wittwe Königs Ferdinand VII. ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. Apr. 1806.

Toskana.

Leopold II. Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Mahmud II., Großſultan, geb. 20. Juli 1785, reg. 28. Juli 1808. — **Abdülmedſchid**, Thronfolger, geb. 22. Apr. 1823.

Würtemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Verzeichniß
der Jahrmärkte in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Weſtpreuſſen und Sachſen, ſo wie in den angrenzenden Ländern im Jahre 1838.

(Nach Mittheilung der Königl. Kalender-Deputation.)

Abkürzungen:

K. M. heißt: Kram-Markt. V. M. heißt: Vieh-Markt.
P. M. heißt: Pferde-Markt. W. M. heißt: Woll-Markt.
L. M. heißt: Leinwand-Markt. K. V. M. heißt: Kram- u. Vieh-Markt.
K. V. P. M. heißt: Kram-, Vieh- u. Pferde-Markt. K. V. P. W. M. heißt: Kram-, Vieh-, Pferde- u. Woll-Markt.
Wo nichts bemerkt iſt, da iſt Kram-Markt.

Aken. 2 Tage. 22. u. 23. März, 12. u. 13. Juni, 7. u. 8. Aug. 11. u. 12. Okt. Am erſten Tage iſt jedesmal Woll- u. V.M. — **[illegible].** K.V.M.: 10. April, 29. Mai, 24. Juli, 9. Okt., 13. Dez. — **Ahrenshagen.** 27. Nov. K.M. — **Albrecht** (St.). Vorſt. von Danzig. 23. u. 24. Apr. — **Almsdorf.** 25. Aug. Roß- u. V.M., 27. u. 28. Aug. K.M. — **Alsleben.** 19. März Roß- u. V.M., 20. u. 21. März, 21. u. 22. Juni, 20. u. 21. Septbr., 8. u. 9. Nov. Jahr-M., jeder 1½ Tag. — **Altdöbern.** K.M.: 6. April, 15. Juni, 31. Aug., 26. Okt., 14. Dezbr.; V.M.: 21. April, 1. Septbr. — **Altenbeuten.** 9. Septbr. — **Altenburg.** Roß-M.: 16. März, 9. Novbr. Jeder 2 Tage. Jahr-M.: 21. Mai, 10. Sept. Jeder 6 Tage. — **Altenkirchen,** auf Rügen. K.M.: 30. Juli. — **Altmark** (Dorf im Kr. Stuhm). 13. Aug. Vieh-M. — **Altſtadt** (im Hauptamte Preußiſch-Mark). K.M.: 8. Mai u. 10. Oktbr. — **Anclam.** 14. bis 17. März, K.V.P.M., 2. Juni W.M., 10. bis 15. Sept. K.V.P.M., 13. Okt. V.M., 10. Okt. W.M., 20. Okt. V.M. 27. Okt. V.M. — **Angermünde.** 22. Febr., zugl. V.P.M., 11. Juni, zugl. W.V.P.M., 18. Okt., zugl. V. P.M. — **Annaberg.** K.M.: 28. März, 26. Juli. V.M.: 23. Apr., 19. Sept. — **Annaburg.** 28. Juni, 22. Okt., K.V.Roß-M.; 2. April, 12. Dezbr. K.M. — **Apolda.** K.V.M.: 26. März; 18. Juni W.M., 2. Juli K.V.M., desgleichen den 10. Sept., 12. Nov. Die K.M. 3½ Tag, die W.M. 6 Tage. — **Apenburg.** 13. März, 19. Juni, 30. Okt. Jedesmal zugl. auch V.P.M. — **Arendſee.** 24. Jan., 3. April, 14. Juni, 8. Sept., 24. Okt. Bei den 4 letzten Tage verb. V.M., 12. Dez. — **Arneburg.** 25. Apr., 21. Juni, 9. Okt., 7. Dez. Bei dem 2. u. 3. Tage verb. V.M. — **Arnſtadt.** 20. März, 19. Juni, 11. Sept.,

6. Nov. Bei jedem Markt wird den 3. Tag V.M. gehalten. — Arnswalde. 27. März, 25. Apr., 8. Aug., 10 Okt., 28. Nov. Bei allen Märkten Tags vorher V.P.M. — Artern. 24. u. 25. Apr., 11. u. 12. Okt. 2 Tage. — Aſchersleben. 6. März Roß-V.M., 29. März, 24. Mai, 27. Sept., 11. Dez. Bei dem 3., 4. u. 5. iſt Tags vorher V.M. — Auerbach. K.V.M.: 2. April, 28. Mai, 3. Sept., 17. Dez.

Bahn. 8. Febr. P.M., 29. März, 22. Mai, 23. Aug., 9. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Baldenburg. K.V.M.: 6. März, 22. Mai, 10. Juli, 18. Sept., 4. Dez. — Barbarken (St.), im Thorner Gebiet. 5. Juni Ablaß-M. — Ballenſtädt. 25. Febr., 15. Juli, 30. Sept. Beim 2., Tags nachher V.M. Der letzte K.V.P.M. — Barby. 2 Tage. 17. u. 18. Mai, 1. u. 2. Nov., 17. u. 18. Dez. Der zweite zugl. V.M. jedesmal. — Barth. 5. Febr., 16. Juli, 15. Okt. V.P.M., 8. Okt. K.M. — Baruth. 5. März, 14. Mai, 2. Juli, 3. Sept., 19. Nov. Bei jedem Sonnabend vorher V.M. — Bärwalde, in der Neumark. 14. März, 16. Mai, 4. Juli, 29. Aug., 14. Novbr. Jedesmal Tags vorher V.M. — Bärwalde, in Pommern. V.M.: 7. Febr., 1. Mai, 28. Aug., 15. Okt., 11. Dez. Jedesmal Tags nachher K.M. — Bautzen. K.V.M.: 20., 22. u. 23. Jan., 7., 9. u. 10. Apr., 4., 6. u. 7. Aug., 27., 29. u. 30. Okt.; W.M.: 29., 30. u. 31. Mai, 16. u. 17. Okt. — Beelitz. 6. März, 3. Apr., 22. Mai, 3. Juli, 18. Sept., 13. Nov., 18. Dez. Jederzeit Tags vorher Flachs-, Hanf- u. am Montage vor dem 2. u. 5. Markt V.M. — Beeskow. 6. Apr., 25. Mai, 10. Aug., 11. Okt. Bei dem 1., 3. u. 4. Markte iſt Tags vorher, beim 2. zugl. V.M. — Betzendorf. 6. Apr., 29. Juni, 25. Sept., 9. Nov. K.V.M. — Belgern. 19. Mai V.M., 21. u. 22. Mai Jahrm., 8. Sept. V.M., 10. u. 11. Sept. Jahrm., 24. Nov. V.M., 26. u. 27. Nov. Jahrm. Die Jahrm. dauern 2 Tage. — Belgard. V.M.: 26. März, 11. Juni, 18. Okt. Tags darauf immer K.M. — Belzig. 5. März, 18. Juni, 15. Okt. V.P.M. 1. Nov. — Benneckenſtein. 3. Aug., 17. Okt. Jeder 1 Tag. — Bennshauſen. 2. Apr., 21. Mai, 1. Okt., 17. Dez. — Bentſchen. 19. März, 9. Juli, 13. Sept., 29. Okt. K.V.M. — Berent, in Weſtpreußen. K.V.M.: 5. Febr., 23. Apr., 18. Juni, 10. Sept., 12. Nov. — Bergen, auf Rügen. 4. Apr., 25. Juli, 31. Okt. K.V.P.M. — Berka a. d. Ilm. K.M.: 21. Juni, 11. Okt. — Berlin. K.M. 6 Tage: 19. März, 14. Mai, 27. Aug., 29. Okt., W.M.: 19. Juni, 5 Tage; V.M.: 2. Apr., 5. Nov. Jeder 14 Tage. — Berlinchen. 7. Febr., 4. Apr., 8. Mai, 15. Aug., 17. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Bernau. 21. März, 4. Juli, 26. Sept., 14. Nov. Tags vorher immer V.M. — Bernſtadt, in der Oberlauſitz. 26. Febr., 21. Mai, 17. Sept., 3. Dez. K.V.M. — Bernſtein. 24. März, 27. Apr., 15. Juni, 5. Juli, 7. Sept., 1. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Betſche. K.V.M.: 5. Febr., 7. Mai, 13. Aug., 12. Nov. — Beuthen a. d. O. 28. u. 29. März, 28. u. 29. Juni, 30. u. 31. Aug., 15. u. 16. Nov. Jeder 2 Tage. Bei V.M.: 27. März, 27. Juni, 29. Aug., 14. Nov. — Bibra. 5. Mai, Roß-V.M., 7. u. 8. Mai K.M., 6. Okt. Roß-V.M., 8. u. 9. Okt. K.M. — Bieſenthal. 26. Febr., 25. Juni, 5. Nov. Jedesmal K.V.M. — Birnbaum. 2. Apr., 25. Juni, 1. Okt., 3. Dez. K.V.M. — Biſchofswerder. Ablaß-M.: 13. Febr., 3. Apr., 22. Mai, 14. Aug., 16. Okt., 11. Dez. Jedesmal Montag vorher V.P.M. — Bismark. 14. Febr., 4. Apr., 8.

Mai, 5. Sept., 7. Nov., 19. Dez. Außerdem 3 V.M.: 24. Apr., 26. Juni, 25. Okt. — **Bitterfeld.** 21. u. 22. Mai, 13. u. 14. Juli, 17. u. 18. Sept., 6. u. 7. Dez. Beim 1. u. 3. zugleich Roß-V.M. Jeder 1½ Tag. — **Blankenburg.** K.V.M.: 5. März, 3. u. 17. Apr., K.M.: 22 Mai, 2. Okt., 18. Dez. — **Blankenhayn.** K.M.: 29. Apr., 22. Juli, 21. Okt. Jeder 2 Tage. — **Bleicherode.** 2. Apr., auch V.M.; 2. Juli u. 1. Okt. K.M.; 10. Dez., auch V.M. — **Bleſen.** K.V.M.: 3. Apr., 19. Juni, 25. Sept., 28. Nov. — **Bobersberg.** 2. Mai, 29. Aug., 24. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — **Bodungen (Groß-).** 15. Jan., 28. Mai, 15. Okt., 2 Tage. An jedem 2. Markttage zugleich V.M. — **Bockwitz.** 11. Apr., 18. Dez. — **Boitzenburg,** in der Ukermark. 20. März, 25. Sept. — **Bolkenhayn.** 2 Tage. 7. u. 8. Jan., 22. u. 23. Juli K.M. — **Bomſt.** 5. März, 20. Juni, 25. Sept., 20. Dez. Jedesmal K.V.M. — **Brätz.** 26. Febr., 9. Apr., 18. Juni, 5. Nov. K.V.M. — **Brandenburg** (Altſtadt). 28. Febr., 2. Mai, 6. Sept., 27. Sept., 8. Nov. Jedesmal zugleich V.M. — **Brandenburg** (Neuſtadt). 22. März, 6. u. 28. Juni, 18. Okt., 29. Nov. Jedesmal zugleich V.M., W.M.: 22. Juni, 28. Sept., 7. Dez. — **Braunſchweig.** 2 Meſſen: 1) am Sonnt. in der Woche, worin Lichtmeß fällt; 2) Sonnt. in der Woche, in der Laurentius fällt. W.M.: 1. Juli u. Mont. der Laurentiuswoche. V.M.: 1) Mont. nach Laurentius; 2) Mont. nach Lichtmeß; 3) Mont. nach Lätare; 4) Mont. nach Johanni; 5) Mont. nach Aegidi; 6) Mont. nach Galli. — **Brehna.** 2. u. 3. Apr., 22. u. 23. Okt. Jeder 2 Tage. — **Breitenbach.** K.M.: 3. Apr., 19. Juni, 25. Sept. 11. Dez. V.M. — **Breslau.** 21. März Roß-V.M., 26. März K.M., 23. Apr. Roß-V.M., 2. Juni W.M., 25. Juni K.-Roß-V.M., 12. Juli Roß-V.M., 3. Sept. K.M., 2. Okt. W.M., 19. Nov. K.-Roß-V.M. — **Brieg.** W.M.: 25. Mai, 27. Sept.; Roß-V.M.: 11. Juni, 23. Juli, 3. Sept., 3. Dez., K.M.: 12., 13. u. 14. Juni, 4., 5. u. 6. Sept., 4. u. 5. Dez. — **Brieſen** (Dorf im Kr. Culm). 22. Jan., 26. Febr., 19. März, 9. Apr., 28. Mai, 25. Juni, 23. Juli, 27. Aug., 24. Sept., 15. Okt., 26. Nov., 20. Dez. Jedesmal zugleich V.Pf.M. — **Brieſen** oder Wabrzezno (Kr. Schleſien). 7. Mai, 23. Juli, 17. Sept., 3. Nov. K.V.-Flachs-M. zugleich. — **Brück.** 11. Apr. K.M., 28. u. 29. Mai am 1. Tage V.M. u. am 2. Tage K.M., 24. u. 25. Sept., am 1. Tage V.M. am 2. Tage K. u. Flachs-M. — **Brücken.** 18. u. 19. Septbr. K.V.M. — **Brüſſow.** 6. Febr., 19. Juni, 29. Okt. — **Brzezynke.** [illegible] Thorn, 16. Aug. K.Flachs-V.Pf.M. — **Bublitz.** K.V.M.: 22. März, 22. Juni, 25. Sept., 29. Nov. — **Buchholz,** in der Mark. 2. Apr., zugl. V.M. 23. Mai, Tags vorh. V.M., 29. Aug., Tags vorh. V.M., 2. Okt., Sonnabend vorh. V.M., 17. Dez. — **Buckow.** 10. Apr. K.V.M., 29. Mai K.M. Tags vorher V.M., 25. Sept. K.M., 18. Dez. K.V.M. — **Bukow** in Pommern. 18. Apr., 2. Okt. — **Bütow.** K.V.M.: 14. März, 28. Juni, 12. Sept.; 25. Apr. V.Saat-M., 7. Nov. Honig-V.M., 28. Nov. V.Woll-M. — **Buk.** 23. Apr., 2. Juli, 17. Sept., 22. Okt. K.V.M. 2 Tage. — **Bunzlau.** 27. u. 28. Febr., 1. u. 2. Mai, 21. u. 22. Aug., 30. u. 31. Okt. Tags vorher Roß-V.M. — **Burg.** 4 K.M. u. 3 W.M.: 28. März, 17. Mai, 4. Sept., 25. u. 26. Okt. K.M. Beim 2. u. 4. Markt iſt Tags vorher V.M.; W.M.: 16. u. 17. Febr., 13. bis 15. Juni, 12 bis 15. Okt. — **Buttſtädt.** K.M.: 20. Febr., 24. Apr., 25. Juni, 2. Sept., 1. Nov. Tags vorher Roß-V.M.

Calbe a. d. Milde. 16. März K.M., 8. Juni K.W.M., 21. Sept. K.W.M., 19. Okt. Bei jedem Markt Tags vorher V.P.M. — Calbe a. d. Saale. 2 Tage. 22. u. 23. Mai, 11. u. 12. Sept., 6. u. 7. Nov. Tags vorher immer V.M. W.M.: 1. bis 8. Juni, 16. u. 17. Sept. — Callies. 2. März, 4. Apr., 1. Juni, 16. Aug., 10. Okt., 4. Dez. Beim 2. 3. 4. 5. K.M. jedesmal V.M. vorher. — Camenz, in der Oberlauſitz. 21. Mai, 17. Sept. K.V.M. — Cammin. 8. März, 19. Apr., 14. Juni, 13. Sept., 8. Nov. V.M.; K.M.: 13. März, 21. Apr., 19. Juni, 18. Sept., 13. Nov., ſo wie den Tag vor jedem K.M., Victualien- u. Leinwand-M. — Cammin, in Weſtpreußen. 13. Febr. 21. März, 1. Mai, 29. Juni, 9. Aug., 15. Okt., 20. Dez. Jedesmal zugleich V.P.M. — Carsdorf. Jahr-Roß-V.M.: 18. u. 19. Mai, 25. u. 26. Okt., 20. u. 21. Dez. K.M. — Carzenburg (Groß-), bei Bublitz in Hinterpommern. 27. Febr., 22. Mai, 27. Sept., 27. Nov. — Caſſel. 2 Meſſen, jede 15 Tage: 26. März., 20. Aug. Jahr-M.: 8. Jan., 23. Juni, zugl. W.V.M., 1. Okt. zugl. V.M., 12. Nov. Jeder dauert 2 Tage. — Caveirod. 12. März, 27. Juni, 24. Sept. K.V.M. — Charbrow, bei Lauenburg. 20. März, 13. Sept. — Chelm (Groß-), (Dorf im Kreiſe Conitz). 21. Apr., 28. Mai, 18. Juni, 1. Okt. K.P.V.M. — Chemnitz. K.M.: 23. Juli, 5. Nov. Roß-V.M.: 8. März, 13 Sept. — Chodzieſen. 22. März, 3. Juni, 10. Sept. 13. Dez. K.V.M. — Chriſtburg. 12. März. K.M., v. 2. bis 7. Juli Leinwand-M., 9. Juli 10. Sept. vom 1. bis 3. Nov. Flachs-M., den 5. Nov. K.M. — Chriſtianſtadt. 24. Febr., 14. Mai, 29. Sept., 21. Dez. Beim 2. u. 3. zugl. V.M. — Clötze. K.V.M.: 19. März, 21. Mai, 25. Juni, 1. Okt., 12. Nov., 17. Dez. — Coburg. Neujahrs-M. 9. Jan., Petri-M. 22. Febr., Oſter-M. 24. Apr., Petri-Paul-M. 29. Juni, Michaelis-M. 18. Sept., Martini-M. 20. Nov. Die Meſſen dauern jede 4 Tage. — Cochſtädt. 3. Apr., 30. Okt. K.V.M. — Colleda. 22. u. 23. Mai, 24. u. 25. Juli. 8. Okt. Schweine-M. 9. u. 10. Okt. K.M., jeder K.M. anderthalb Tage. — Cönnern. 6. u. 7. März K.M., den darauf folgenden Tag Roß-V.M. 10. u. 11. Apr., 29. u. 30. Mai K.V.M., ſämmtl. außer Roß-V.M. dauert jeder anderth. Tage. 24. Sept. V.M., 25. u. 26. Sept. u. 18. u. 19. Dez. K.M. — Cöpenick. 9. Apr., 6. Aug., 8. Okt., 17. Dez. Jedesmal K.V.M. — Cörlin. K.M.: 6. Apr., 21. Mai 9. Okt. V.M.: 5. Apr., 8. Okt. — Coslin. K.M.: 15. Febr., 7. Juni, 6. Sept., 10. Okt., V.M.: 5. Sept., 7. Nov. — Cöthen. 13. Febr., 15. Mai, 10. Juli, 18. Sept. 20. Nov. den Tag vorher jedesmal V.M. — Colberg. 2. März, Oel-M.: W.M. v. 18. bis 22. Juni u. 10. Okt., V.M.: 6. Juli, 27. Okt., K.M. 9. Juli dauert 8 Tage. — Conitz, in Weſtpreußen. 2 Tage. 19. März, 21. Juni, 24. Sept., 29. Okt. Jedesmal V.P.K.M. — Coßdorf. 9. Apr. K.M., 27. Okt. V.P.M., 29. Okt. K.M. — Cottbus. K.V.M.: 21. Apr. 3. Sept., W.M.: 20. u. 21. Juli, 6. Sept. — Cremmen. 29. März, 13. Juni, 2. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Crone (Deutſch-), in Weſtpreuß. 27. Febr. 2. Apr., 22. Mai, 19. Juni, 17. Juli, 11. Sept., 6. Nov., 18. Dez. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Creppenſtädt. 20. März, 6. Nov. — Croſſen (Flecken, Kr. Zeitz). 19. Mai V.M., 21. u. 22. Mai K.M., 20. Okt. V.M., 22. u. 23. Okt. K.M. — Croſſen. 21. u. 22. März, 20. Mai, 21. Juni, 26. u. 27. Sept., 12. u. 13. Dez. Tags vorher jedesmal V.M. W.M.: 29. Mai, 2. Okt. — Cüſtrin. 21. Febr., 2. Mai 12. Sept. Tags vor dem K.M. iſt V.M., 21. Nov. V.M. — Culm. 8. Jan. 30. Apr. 9. Juli 24. Sept. 15. Okt. 13. Nov. K.V.P.M. — Culmſee. 12. Febr., 9. Apr., 11. Juni, 16. Juli, 20. Aug. 1. Okt. 10. Dez. Jedesmal zugl. V.M. — Czarnikau. 3. u. 4. Apr., 26. u. 27. Juni, 2. u. 3. Okt., 17. u. 18. Dez. Am 1ſten Tage jedesmal V.M. am 2ten K.M. — Czarnowo (Dorf im Thorner Geb.). 12. Nov. Ablaß-M. — Czarze (Kr. Culm). 1. Okt. 12. Nov. K. Ablaß-V.P.M.. — Czersk (Dorf Kr. Conitz). 20. März 19. Juni, 11. Sept. 6. Nov. K.V.P.M.

Daber. 3. Apr., 18. Mai, 17. Juli, 9. Okt., 18. Dez.; V.M.: 2. Apr., 17. Mai, 16. Juli, 8. Okt., 5. Nov. — Dahme. 1. Mai, 19. Juni, 4. Sept., 13. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. — Dallmin. 15. Mai, 13. Sept. — Damm (Alt-). 27. März, 29. Mai, 13. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. Leinwand-M.: 7. bis 9. Juni, 3 Tage. — Dammgarten. 1. März K.V.P.M., 3. Dez. K.V.M. — Dankerode. 26. Juni, 16. Okt. Jeder anderth. Tage. — Danzig. 26. bis 29. Juni W.K.M. 5. Aug bis 1. Sept. — Dardesheim. 3. Apr. 2. Okt. Jedesmal zugl. auch V.K.M. — Delitzſch. 2. u. 3. März, 29. u. 30. Juni, 5. u. 6. Nov. Jedesmal zugleich V.M., 2 Tage. — Demmin. 7. März, 26. Juni, 5. Sept., 1. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Derenburg. 9. Okt. K.V.M. — Deſſau. 13. März, 26. Juni, 4. Sept., 13. Nov. Der W.M. wird wie biſher an dem letzten Tage des Monats Mai abgehalten, jedoch vorher öffentlich bekannt gemacht und dauert 2 Tage. — Diesdorf (Kr. Salzwedel). 20. März, 11. Sept., 4. Dez. K.V.M. — Dingelſtedt. 19. März, 25. Juli, 17. Sept. 10. Dez. K.V.M. Jeder 2 Tage. — Dirſchau. 26. u. 27. März, 18. u. 19. Juni, 17. u. 18. Sept., 12. u. 13. Nov. — Dobbrin (Dorf im Kr. Flatow). 20. März, 28. Mai, 16. Juli, 1. Okt., 8. Nov., 13. Dez. Jedesmal zugl. V.Ablaß-M. — Dobrilugk. 13. März, 14. Aug., 27. Nov. Tags vorher jedesmal V.M. — Dommitzſch. 31. Jan. 23. Mai, 28. Aug. Jahr-V.M. — Dramburg. 8. März, 17. Mai, 24. Aug., 24. Okt.,

7. Dez. Jedesmal Tage vorher V.M.; W.M.: 20. Juni, 17. Okt. — **Drebkau.** 30. Apr. 26. Juni 17. Sept., 10. Dez., beim 1. u. 3. Sonnabend vorher V.M., beim 2. Montag vorher. — **Drehnau.** K.M.: 27. Juni, 6. Dez. V.M. jedesmal Tage vorher. — **Dresden** (Altstadt), 5. u. 6. März, 25. u. 26. Juni, 22. u. 23. Okt. W.M. richtet sich nach dem Dreikönigs-W.M. 2 Tage. — **Dresden** (Neustadt). 14. u. 15. Mai, 10. u. 11. Sept. — **Dreissen.** 21. März, 20. Juni, 5. Sept., 5. Dez. Jedesmal Tage vorher V.P.M. [illegible] V.M.: 30. Apr., 29. Okt. — **Droyßig.** 21. Juni. — **Drossen.** 12. Febr., 26. März, 21. Mai, 1. Okt. Jedesmal zugl. V.P.M. — **Düben.** 7. März Roß V.M. Tage darauf K.M. 25. u. 26. Mai Roß V.K.M. 20. u. 21. Aug. desgl. 3. Nov. V. Flachs K.M. — **Dzwierzno** (Dorf Kr. Thorn). 6. Aug. K.V.M.

Ebeleben. K.M.: 30. Apr., 3 Tage. K.V.M.: 17. Okt. 3 Tage. — **Ebersdorf.** K.V.M.: 2. Febr., 6. Apr., 6. Juli, 11. Okt. 20. Dez. V.M.: 3., 10., 17., 24. u. 31. März, 7. u. 14. Apr. — **Eckartsberga.** 2 Tage. 25. u. 26. Mai, 3. u. 4. Sept. Roß V.M. — **Egeln.** 3 Jahr M. 24. Febr. zugl. V.M. 8. Mai K.M. 11. Sept. K.M. u. 2 Tage V.M. — **Eilenburg.** 3. März V.M. 5. 6. u. 7. März K.M. 1. Sept. V.M. 3 bis 5. Sept. K.M. — **Eisenach.** 14. März, 9. Mai, 25. Juli, 26. Sept. 14. Nov. K.M., jeder 1 Tage. — **Eisenberg.** K.M.: 30. Apr. 9. Juli, 10. Sept. 5. Nov. Jeder 2 Tage. Sonnabend vor dem K.M. ist V.M. W.M. 8. Juni 2 Tage. V.M.: 15. Dez. — **Eisfeld.** 29. Jan. K.M., 30. Jan. u. 20. März V.M., 26. März K.M., 7. Mai V.M., 25. u. 28. Juni K.M., 21. Juni V.M., 6. Aug. K.M., 7. Aug. 19. Sept. V.M., 15. Okt. K.M., 16. Okt. V.M., 10. Dez. K.M., 11. Dez. V.M. — **Eisleben** (Altstadt). Roß V.M.: 12. März, 18. Juni, 17. Sept., 22. Okt. K.M.: 12. 13. u. 14. März, 18. 19. u. 20. Juni, 17. 18. 19. 20. u. 21. Sept., 22. 23. u. 24. Okt. — **Eisleben** (Neustadt). 22. u. 23. Mai, 27. u. 28. Nov. K.M., jeder 2 Tage. — **Eizen**, bei Franzburg. 4. Apr. — **Elbing.** K.M. v. 6. bis incl. 11. Mai; V.V.M.: 11. 12. u. 13. Juni. 15. 16. u. 17. Okt., K.M.: 11. bis incl. 18. Nov. — **Ellrich.** 26. März. 5. Juni, 30. Juli, 17. Dez. Der 2. Markt dauert 2 Tage. — **Elsterwerda.** 9. Apr. V.M., 10. Apr. K.M., 26. Mai V.M., 28. Mai K.M., 18. Okt. V.M., 19. Okt. K.M. — **Erfurt.** 16. Juni, 12. Sept., 14. Nov. K.M. 12. März Roß V.M. Die Jahr M. dauern 8 Tage, der Roß V.M. 1 Tag. — **Ermsleben.** 30. März, 12. Okt., 30. Nov. u. 1. Dez. V.Flachs-K.M., jeder 2 Tage. — **Eschwege.** 4. Apr. 9. Mai, 20. Juni, 8. Aug., 26. Sept., 12. Dez. — **Exin.** 21. Febr., 3. Mai, 21. Juni, 1. Okt. Jeder 2 Tage. Am 1. Tage K.P.V.M., am 2. Tage V.P.M.

Falkenau (Kreis [illegible]), im Amte Mewe. 25. Febr. — **Falkenburg.** 28. Febr., 5. Apr., 21. Mai, 28. Juni, 4. Sept., 21. Nov. Jedesmal Tage vorher V.P.M. — **Fehrbellin.** 13. März, 27. Juni, 16. Okt. Jedesmal Tage vorher V.M. — **Fürstenwalde.** 25. Apr., 4. Juli, 31. Okt., 19. Dez. Jedesmal K.V.P.M. — **Filehne.** 5. Apr., 2. Juli, 24. Sept., 19. Dez. Jeder 2 Tage, am 1. Tage V.M., am 2. Tage K.V.M. — **Finsterwalde.** 27. März, 12. Juni, 21. Aug., 2. Okt. Jedesmal Tage vorher V.Schweine M.; W.M.: 15. Juni, 4. Okt. — **Flatow**, in Westpreuß. 10. Jan. 15. März, 16. Mai, 15. Aug., 13. Sept., 5. Nov., 11. Dez. V.P.M. zugl. — **Flotenstein** (Dorf Kr. Schlochau). 16. März, 27. Aug., 5. Nov. K.P.M. — **Forsta.** 6. März, 10. Apr., 29. Mai, 10. Juli, 9. Okt., 18. Dez. Bei den 3 ersten zugl. Roß V.M. Rindv. P.M. 1. Sept. — **Frankfurt am Main.** 16. Apr., 10. Sept. — **Frankfurt a. d. Oder.** 1 Jahr M.: 12. März, 16. Juli, 12. Nov. 2 Messen: 3. März, 9. Juli, 5. Nov. — **Frankenhausen.** 9. Roß V.M. 20. März, der V.M. fängt Tage vorher an. K.M.: 29. Mai, Tage vorh. V.M., K.M.: 12. Juli u. 25. Sept., Tage vorh. V.M., K. Flachs V. Garn M.: 22. Okt. K.M.; 27. Nov., Tage vorh. V.M. — **Franzburg.** 2. Apr. 18. Juli 27. Nov. K.V.P.M. — **Franstadt.** 2 Tage K.V.M.: 5. u. 6. Apr. 17. u. 18. Mai 27. u. 28. Sept., 6. u. 7. Dez. — **Freiburg.** 2 Tage 9. u. 10. März V. Roß M. 12. u. 13. März K.M., 20. Okt. V.M., 22. u. 23. Okt. K.M. — **Freienstein.** 7. u. 8. Juni, 15. u. 16. Okt. — **Freienwalde**, in Pomm. 21. März, 21. Juni, 17. Okt. 13. Dez. beim 1. 3. u. 4. M. ist Tage vor. u. beim 2. M. Tage nachher Roß V.M. — **Freienwalde**, in der Mark. 26. März, 8. Aug., 28. Nov. Bei den 2 ersten M. ist Tage vorher V.M. — **Freiwalde** (Kr. Sagan). 1. Apr., 1. Nov. — **Freystadt.** 6. u. 7. März, 12. u. 13. Juni, 2. u. 3. Okt., jedesmal Tage vorher Roß V.M. — **Freystadt**, in Westpreußen. 6. März, 24. Apr., 12. Juni, 7. Aug., 25. Sept., 4. Dez. Jedesmal Montags vorher Flachs V.P.M. — **Friedeberg.** 28. März, 27. Juni, 28. Aug., 14. Nov. Jedesmal Tage vorher V.P.M. — **Friedland**, in der Niederlausitz. 29. u. 30. März, 14. u. 15. Juni, 30. u. 31. Aug., 29. u. 30. Nov. Am 1. Tag jedesmal zugleich V.P.M. — **Friedland** (Märkisch-), im Netzedistrikt. 27. Febr., 6. Apr., 1. u. 22. Juni, 31. Aug., 19. Okt., Tage vorher jedesmal V.P.M., 28. Dez. — **Friedland** (Preußisch-). K.V.M.: 26. Jan., 27. März, 28. Mai, 16. Juli, 4. Okt., 6. Nov., 13. Dez. — **Friesack.** 24. Apr., 26. Juni, 2. Okt. 4. Nov. Jedesmal Tage vorher V.M. — **Fürstenberg**, in der Niederlausitz. 3. Apr., 3. Juli, 23. Okt., 18. Dez. Jedesmal zugl. V.P.M. — **Fürstenfelde.** 11. Apr., 21.

Mai, 28. Sept. An beiden letzten M. iſt zugl. V.M. — Fürſtenwalde. 27. Febr. 22.
Mai 21. Aug., 23. Okt., 11. Dez. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Fulda. 20. u. 21.
März, 22. u. 23. Mai, 7. u. 8. Aug., 23. u. 24. Okt. V.M.: 22. März, 5. Apr., 5
Juli 13. Sept.

Gardelegen. 6. März, 24. Apr., 3. Juli, 2. Okt., 27. Nov., jedesmal Tags vor-
her V.M. — **Garnſee.** 11. Jan., 5. Apr., 9. Aug., 27. Sept., jedesmal Mittwoch
vorher V.P.M. — **Garz a. d. Oder.** 27. Febr., 13. Juni, 2. Okt., jedesmal am
V.P.M. — **Garz auf Rügen.** 23. Juli, 29. Okt. — **Garz (Groß-).** Amt Mewe.
Fleiſch-M. 9. Apr. — **Gaſſen.** 19. Febr., 9. Apr., 28. Mai, 20. Aug., 1. Okt., 3.
Dez. Zugleich V.P.M. jedesmal. — **Gebeſee.** 12. März, 25. Sept. Jeder anderth.
Tage. — **Gefell.** 22. Jan., 12. März, 7. Mai, 21. Juni, 25. Juli, 28. Okt., 17. Dez.,
K.V.M. — **Gehofen.** 17. u. 18. Mai, 15. u. 16. Nov. Jeder 2 Tage. — **Genthin.**
17., 18. u. 19. Apr. P.M., 29. Mai, 18. Sept., 20. Nov. Bei dem 1., 3., 4. u. 5. jedes-
mal Tags vorher V.M. — **Gera.** Roß-M.: 21., 22. u. 23. März, K.M.: 10. u. 11.
Apr., W.M.: 8. u. 9. Juni, K.M.: 17. u. 18. Juli, Roß-M.: 20. 21. u. 22. Sept.
V.M.: 13. Okt. K.M.: 9. u. 10. Okt., 20. u. 21. Nov.; V.M.: 1. Dez. — **Gerbſtädt.**
März V.M.: 15. u. 16. März, 22. u. 23. Mai, 11. u. 12. Sept., 29. u. 30. Nov.
Jeder K.M. dauert anderthalb Tage. — **Gernrode.** 5. Juni, 1. Okt. Der letzte K.
V.P.M. — **Gerswalde** (Flecken). 29. Mai. — **Gingſt auf Rügen.** 1. Aug. — **Gis-
enburg.** K.M.: 13. u. 14. März, 22. u. 23. Mai, 26. u. 27. Juni, 31. Juli u. 1.
Aug., 28. u. 29. Aug., 25. u. 26. Sept., 4. u. 5. Dez. Tags vorh. V.P.M.; auch iſt je-
dem. Leinw.-M. an jedem Krammarkttage. — **Glaucha.** 11. Jan., 21. Juni, 27.
Sept. — **Glogau (Groß-).** 10. bis 17. Mai, 15. bis 22. Aug., 13. bis 20 Dez., W.M.:
Juni, 20. Okt. — **Gnewin,** bei Lauenburg. 1. Juni, 22. Aug., 7. Dez. — **Goritz.**
Apr., 23. Okt. — **Görlitz.** 8 Tage, 11. bis 18. Febr., 17. bis 24. Juni, 19. bis
Aug. Jedesmal zugleich V.M. Beſonderer V.M. 12. Apr., W.M.: 17. 18. u.
Mai, 18. 19. u. 20. Okt. Jeder 3 Tage. — **Göſſitz.** 18. Juni, 15. Okt. —
Goldberg. K.M.: 3 Tage. 8. bis 10. Jan., 23. bis 25. Apr., 9. bis 11. Juli, 22.
24. Okt. Roß-V.M.: 10. Jan., 25. Apr., 11. Juli, 24. Okt. W.M.: 21. Mai,
Sept. — **Gollnow.** 9. Febr. Fett-V.M., 30. März V.M., 4. Apr. K.M., 15.
Juni V.M., 22. Juni K.M., 5. Sept. V.M., 12. Sept. K.M., 26. Okt. V.M., 6.
Nov. K.M., 14. Dez. Fett-V.M. — **Gollub.** 3. u. 24. Apr., 26. Juni, 31. Juli,
Aug., 2. Okt., 27. Nov. Jedesmal zugl. V.P.M. — **Golſſen.** 26. März, 25. Juni,
Aug., 22. Okt. Beim 1., 2. u. 4. M. iſt Sonnabend vorher V.P.M., beim 3. Tags
vorher V.P.M. — **Gommern.** 27. Febr., 12. Juni, auch V.M., 30. Okt. K.V.M. —
Gotha. Roß-M.: 23. Febr., 6. Nov. K.M.: 16. bis 19. Mai, 18. bis 21. Juli, 31.
Okt. bis 3. Nov. V.M.: 30. Okt. W.M.: 15. u. 16. Juni. — **Grabau (Alt-).** 25.
Juli K.V.M. — **Grabau** (Kr. Schlochau). 30. Apr., 27. Sept., 13. Nov. K.V.M. —
Grabia (Kr. Thorn). 26. März, 18. Juni, 24. Sept., 3. Dez. Jedesm. zugl. V.P.M.
Gräfenhainichen. K.V.M.: 12. März, 14. Mai, 18. u. 19. Juni K.W.M., 20. Aug.
V.M., 1. u. 2. Okt. W.K.M., 29. Okt. V.K.M. — **Gräfentonna.** V.M.: 23. Sept.,
Okt., letzt. 2 Tage. — **Gramzow.** 7. Juni. — **Granſee.** 6. Apr., 11. Juni, zugl.
V.M., 9. Okt., 11. Dez. Beim 1., 3. u. 4. Markt jedesmal Tags vorher V.P.M.
— **Graudenz.** 12. März, 18. Juni, 27. Aug., 26. Nov. Zugleich K.V.P.M. —
Greifenberg in Pommern. K.M.: 6. März, 24. Mai, 17. Okt., 17. Dez. V.M.:
März, 21. März, 4. Apr., 22. Mai, 15. Okt. — **Greifenberg,** in Schleſien. K.M.:
u. 26. Febr., 25. u. 26. Mai, 12. u. 13. Aug., 4. u. 5. Nov. Jedesmal 2 Tage.
Am erſten Krammarkttage iſt jedesmal Roß-V.M. — **Greifenberg,** in der Ukermark.
Mai, 8. Nov. — **Greifenhagen.** K.M.: 22. Febr., 21. Juni, 15. Nov. Tags
jedesmal V.P.M. — **Greifswald.** 2. Febr. P.M., 24. Juli desgl., 25. Juli
26. Juli Schub-M., 24. Okt. V.M., 1. Nov. K.M., 2. Nov. Schub-M. —
rinken. Jeder dritth. Tage. 5. Febr., 18. Juni, 17. Sept. Flachs-, Garn-K.M. —
immen. 12. März V.P.M., 13. März K.M., 21. Juni V.P.M., 22. Juni K.M.,
24. Okt. V.P.M., 24. u. 25. Okt. K.M. — **Gröbzig.** 22. Febr., 3. Mai, 6. Sept., 18. Okt.
röningen. 21. Mai, 19. Nov. — **Groß-Kieleben.** 6. März, 2. Okt. K.V.M.
rebenteich. K.V.M. 2 Tage. 24. Sept. — **Großen-Gottern.** 17. Sept. —
enhain. 28. Febr., 1. u. 2. März, 18., 19. u. 20. Juni K.M., 3., 4. u. 5.
desgl. Am erſten Tage der K.M. iſt zugleich V.M. — **Grünberg.** 2 Tage.
9. Jan., 6. u. 7. Juni, 6. u. 7. Aug., 24. u. 25. Sept. An jedem Tage
V.M., W.M.: 20. Febr., 8. Juni, 20. Juli, 9. Nov. Dauern 1 Tag. —
eln 21. Mai, 24. Sept., 5. Nov. Jedesmal zugl. Roß-V.M., V.M.: 11. Juni,
Aug., W.M.: 20. Juni, 15. Okt. — **Gülzow.** K.M.: 20. März, 25. Juni,
7. Nov., V.M.: 5. März, 7. Mai, 3. Juli, 20. Aug., 2. Nov., 11. Dez. —
ſtedt. 15. Mai K.Roß-V.M., 1. Okt. Roß-V.M. Der erſte dritth. u. der zweite
2 Tage. — **Gunterodecka.** 21. Mai K.M., 20. Nov. K.Roß-V.M. —
ſtow. 20. März K.V.M., 29. Juni desgl., 15. Okt. K.M., 26. Okt. V.P.M. —

Gneſen. 23. Jan., 13. März, 12. Apr., 22. Mai, 26. Juni, 24. Juli, 4. Sept., 1. Okt., 30. Okt., 4. Dez. Jedesmal zugl. V.P.M. — Grzywno (Kr. Culm.) Ablaß-M. 3. Okt.

Hadmersleben. 24. u. 25. Apr., 16. u. 17. Okt. Jedesmal den erſten Tag zugl. V.M. — Halbau. 2. Febr., 23. Juni, 28. Sept., 20. Dez. Mit den erſten 3 Märkten zugl. V.M. — Halberſtadt. 26. März, auf m Domplatz. 15. Juni, 16. Okt. auf m Markte. V.M.: 29. März, 4. Okt. Beide auf dem Burchardi-Anger. — Haldensleben (Neu). K.M.: 6. Febr., 29. Mai, 28. Aug., 23. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M.: 26. März, 29. Juni, 21. Sept. V.M. — Halle. V.K.M.: 5. u. 6. Apr., 10. u. 11. Sept., 14. bis 24. Dez. Weihnachts-M. Vorſtadt Glaucha: 6. bis 12. Juni K.M., 10. bis 15. Aug. Vorſtadt Neumarkt: 12. bis 19. Nov. K.M. — Hammerſtein. 4. Apr., 18. Juni, 20. Aug., 22. Okt., 10. Dez. Zugl. V.P.M. — Hanau, Altſtadt: Meſſe 14 Tage. 11. Juni, 5. Nov. Neuſtadt: Meſſe 3 Tage. 8. Apr., 2. Sept. — Harzgerode. 2. Febr., 1. Mai, 2. Juli, 30. Okt. K.V.P.M. — Havelberg. 24. u. 25. Apr., 4. u. 5. Sept., 20. u. 21. Nov. Jedesmal Tags vorher Schweine-, Rindvieh- u. P.M. — Hayna. K.M.: 1. März, 22. März, 10. Apr., 26. Juni, 25. Juli, 18. u. 19. Nov. — Haynau. 2 Tage. 4. u. 5. Jan., 3. u. 4. Mai, 26. u. 27. Juli, 16. Okt. Jedesmal Roß-K.V.M. — Heiligenſtadt. 2 Tage. 17. Jan., 21. März, 11. Mai, 11. Juli, 26. Sept., 28. Nov. K.V.M. — Heinrichs. 30. Jan., 22. Mai, 16. u. 17. Okt. — Hergisdorf. 5. Juni K.M. — Heeringen. 23. u. 24. Juli, 16. u. 17. Sept. — Herzberg. 5. bis 6. Apr., 11. bis 15. Juni, 27. bis 28. Sept., 6. bis 7. Dez. Jeder 2 Tage. Den Tag vor dem erſten K.M. iſt Roß-V.M. — Herzfeld. K.M.: 21. Febr., 4. Apr., 22. Mai. K.V.M.: 18. Juli. K.M.: 5. Sept., 17. Okt., 19. Dez. — Hettſtedt. K. Flachs-M.: 3. u. 4. Apr., 17. u. 18. Juli, 16. u. 17. Okt., 4. u. 5. Dez. Jeder anderthalb Tage. — Hildburghauſen. 6. März K.M., 7. März V.M., 21. Mai Schweine-M., 22. Mai K.M., 23. Mai V.M., 3. Juli u. 16. Aug. K.M., 1. Okt. Schweine-M., 2. Okt. K.M., 3. Okt. V.M., 5. Nov. K.M. Meſſe 8 Tage vom 16. bis 24. Dez. — Hirſchberg in Schleſien. 2 Tage. 28. u. 29. Mai, 20. u. 21. Aug., 12. u. 13. Nov., V.M.: 8. März, 30. Mai, 22. Aug., 14. Nov. — Hirſchberg im Fürſtentum Reuß. K.V.M.: 19. März, 17. Apr., 5. Juni, 21. Juli, 8. Okt. K.M.: 14. Dez., V.M.: 28. Febr., 7. März, 11. März, 21. u. 28. März, 4. u. 11. Apr. — Hofſtädten, Amt Sonnefeld. K.V.M.: 1. März, 29. März, 17. Apr., 3. Mai, 5. Juni, 28. Juni, 4. Okt., 13. Dez. — Hohenleuben, im Fürſtentum Schleiz. K.V.M.: 3. Apr., 19. Juni, 15. Okt., 11. Dez. — Hohenmölſen. 11. u. 12. Juni K., u. den erſten Tag zugleich V.M., 7. Sept. V.M., 7., 10. u. 11. Sept. K.M., 11. Okt. Roß-V.K.M. — Hohenleuben. K.V.M.: 5. Apr., 19. Juni, 17. u. 18. Okt., 11. Dez. — Hohenſtein (vom Diſtrikt). 2 Tage. 3. u. 4. Apr., 17. u. 18. Juli, 11. u. 12. Sept., 13. u. 14. Nov. Jedesmal Montag vorher V.P.M. u. 8 Tage vorher Leinwand-M. — Holm. 18. Juni K., 25. Okt. K.V.Flachs-M. — Hornburg. 27. März, 13. Nov.: jedesmal zugl. 8. u. 9. Sept. K.M. — Hoyerswerda. 26. Febr., 14. Mai, 24. Sept., 22. Dez., jedesmal zugl. K.V.M.: W.M.: 14. Mai, 24. Sept.

Jablonowo Dorf, Kr. Straßburg. 26. Febr., 30. Apr., 11. Juni, 16. Juli, 10. Sept., 22. Okt., 12. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M. — Jacobshagen. K.M.: 27. März, 3. Juli, 10. Okt., 18. Dez., jedesmal Tags vorher V.M. — Jarmen. 29. Jan., 28. März, 19. Juni, 25. Okt. — Jarocin. Jeder 2 Tage. 2. u. 3. Jan., 30. Apr. u. 1. Mai, 6. u. 7. Aug., 29. u. 30. Okt., Schweinevieh-, K.-, P.- u. Rindvieh-M. — Jaſtrow. K.M.: 10. März, 25. Mai, 6. Juni, Tags vorher P.M., 15. Auguſt, 10. Okt. Tags vorher P.M., 12. Nov., 18. Dez. — Jauer. 3 Tage. 26. bis 28. März, 11. bis 13. Juni, 3. bis 5. Sept., 3. bis 5. Dez.: V.M.: 28. März, 11. Juni, 5. Sept., 5. Dez. — Ichtershauſen. K.V.M.: 24. Apr., 11. Sept. — Jena. K.M.: 13. bis 17. März, 22. bis 26. Mai, 23. bis 27. Okt., Montags vor den K.M. iſt jedesmal V.M. — Jerichow. 1. Mai, 26. Juni, 2. Okt., 6. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. — Jeſſen. 17. Febr. Roß-V.M., 19. u. 20. Febr. K.M., 24. Juni Roß-V.M., 25. u. 26. Juni K.M., 20. u. 21. Aug. Jahr-M., 18. Aug. Roß-V.M., 4. Dez. desgl., 3. u. 4. Dez. Jahr-M. — Jeſſnitz. 3. Apr. K.V.M., 19. Juni K.V.M., 2. Okt. K.V.M., 11. Dez. K.M. — Ilmenau. K.M.: 2. u. 3. Apr., 21. u. 22. Mai, 30. u. 31. Juli, 17. u. 18. Sept., 26. u. 27. Nov., V.M.: 1. Apr., 21. Mai. — Joachimsthal, in der Mark. 21. März, 27. Juni, 1. Aug., 19. Sept., 28. Nov. — Jüterbogk. 14. März Flachs-M., 15. März V.M., 26. Sept. Zugleich V.P.M. — 15. u. 16. März, 16. u. 17. März K.M., 30. Mai W.Flachs-V.K.M., 14. Juni V.M., 15. u. 16. Juni Pferde-, Rind-, Ziegen-, Hammel- u. Schafvieh-M., 15. Aug. K.M., 16., 17. u. 18. Aug. K.M., 1., 2. u. 3. Nov. K.M., Mittwoch Sept., Nov. Flachs-V.M., Tags darauf K.M., Mittwoch zuvor Flachs-M.

Kahla. K.M., jeder 2 Tage. 28. März, 18. Juli, 17. u. 23. Okt., Tags vorher V.M. — Kalau, in der Niederlauſitz. 2 Tage. 26. u. 27. Febr., W.V.M. 6. Juni.

2. Mai, 9. u. 10. Juli, 10. u. 11. Sept. Jedesm. Freitag u. Sonnabend vorh. V.
V.M.: 7., 11. u. 21. Juni. — Kauernick. 5. März, 24. Apr., 6. Juni, 25. Ju
23. Juli, 1. Okt., 12. Nov., 21. Dez. K.V.P.M. — Kayna. 26. u. 27. Juni, 6.
7. Nov. Jeder 2 Tage. — Kelbra. 21. Mai V.M., 22. u. 23. Mai K.M., 10. S
V.M., 11. u. 12. Sept. K.M., 11. u. 12. Dez. K.M. — Kelpin (Kr. Karthau
27. Sept. K.V.M. — Kemberg. 3. März, K.V.M., 7. Apr., desgleichen, 24. u.
Mai desgl., 24. u. 25. Sept. K.V.Flachs-M., 15. Dez. K.M. — Kemlo. K.V.
jeder 1 Tag. 3. Apr., 19. Juni, 2. Okt. — Kielau (Kr. Neuſtadt). 2. Mai K.V.
— Kielbaczyn (Dorf, Kr. Thorn). 10. Sept., 15. Okt. Ablaß-M. — Kinderbei
6. März, 10. Juli, 13. Nov. V.Roß V.M. Jeder anderthalb Tage. — Kirchenje
(Dorf, Kr. Marienwerder). 24. Febr., 19. März, 11. Juni, 24. Aug., 7. Dez. Abl
M. — Kirchhain. 3. Apr., 19. Juni, 16. Okt. Jedesmal Tags vorher V.Roß
— Klingen. K.M. 2 Tage. 19. Okt. auch V.M. — Koln (Kr. Neuſtadt). K.V.M.
31. Jan., 23. Apr., 16. Aug. — Königsberg im Coburgſchen. K.V.M.: 26. Fe
5. März, 1. Mai, 29. Juni, 25. Juli, 24. Aug., 29. Okt., 30. Nov., 21. Dez.
Königsberg in der Neumark. 26. Apr., 22. Aug., 31. Okt. Tags vorh. immer V.P.
— Königsberg in Preuß. Jahr-M. 18. Juni bis 15. Juli, dauert 4 Wochen. W.M
24. Juni bis 7. Juli, dauert 14 Tage. 20. u. 21. Juni V.M. — Königsbrück.
Jan., 29. Mai, 7. Aug., 16. Okt., Tags vorher V.M. jedesmal. — Königſee. K.
11. März, 10. Apr., 29. Mai, 4. Sept., 23. Okt., 21. Dez. Bei den 5 erſten Märk
u jedesmal Tags darauf V.M. — Königswalde. 21. März, 15. Aug., 31. O
Immer zugleich V.M. — Königswartha. 8. Jan., 7. Mai, 1. Okt. — Kor
K.V.M. 2 Tage. 16. März, 27. Juli, 26. Okt. — Kontop (Kr. Grünberg). 1. M
8. Sept., 30. Nov. Immer zugl. Roß V.M. — Kowalewo oder Schönſee. 3. M
2. Mai, 23. Juli, 24. Sept., 3. Dez. Zugleich V.P.M. — Kranichfeld. K.M. 2 Ta
31. Mai, 1. Okt. Tags darauf V.M. — Kreuzburg. K.M.: 2. Apr., 21. Mai,
Aug., 22. Okt., 17. Dez. — Krieſcht. K.M.: 22. Mai, 18. Okt. — Krojanke.
Jan., 13. März, 22. Mai, 23. Juli, 27. Aug., 2. Okt., 26. Nov. Zugleich V.P.
— Krokow (Kr. Neuſtadt). 26. Febr., 1. Mai, 18. Sept., 27. Nov. K.V.M. — K
toſſyn. 26. u. 27. März, 16. u. 17. Juli, 17. u. 18. Sept., 10. u. 11. Dez. K.,
Horn- u. Schwarzvieh M. Jeder 2 Tage. — Kuhna (Kr. Görlitz). 16. Juli, 22.
— Kyritz. 27. März, 12. Juni, 18. Okt. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Koſ
Alt-, Kirchdorf). 7. Febr., 19. Juli, 13. Sept., 16. Nov. K.V.M.

Labes. 28. März, 13. Juni, 30. Juli, 26. Sept., 28. Nov. Allemal Tags vor
V.P.M. — Ladiſchin. 12. März, 30. Juni, 17. Sept., 19. Nov. K.V.M. Am er
Tage K.P.V.M., am zweiten P.V.M. Jeder 2 Tage. — Lähn. 2 Tage. 27. u.
Febr., 13. u. 14. Mai, 15. u. 16. Juli, 31. Okt. u. 1. Nov. — Lagow. 14. März,
Juni, 3. Okt. — Landeck in Schleſien. 30. Apr., 29. Juli, 9. Sept., 18. Nov.
Landeck in Weſtpreußen. K.P.V.M.: 2. Apr., 25. Juni 24. Sept., 12. Nov., 17. D
— Landeck (Dorf, Kr. Flatow). V.M. 2. Apr., 25. Juni, 24. Sept., 12. Nov.,
Dez. — Landsberg (Alt-). 12. März, 28. Juni, 22. Okt. Jedesmal zugl
V.P.M. — Landsberg a. d. Warthe. 28. Febr., 13., Juni, 4. Juli, 17. Okt. T
vorher V.P.M.; W.M.: 9. bis 11. Juni, 4. Juli, 17. Okt. — Landsberg (Kr.
Lyck). 30. Apr., 3. Sept. Jedesmal auch V.M. — Langenſalza. 2 Tage. 24. M
2. Juli, 4. Sept. — Langwieſen. K.M.: 27. März, 15. Mai, 2. Okt., K.V.
11. Nov. — Lanken, auf Rügen. 9. Apr. — Laſſan. 27. Juni V.K.M., 1.
V.M., 2. Okt. K.M. Von Michaeli bis Martini alle Sonnabende V.P.M. — Laube
30. u. 31. Jan., 25. u. 26. Juni, 27. u. 28. Aug. K.V.M.; jeder 2 Tage. — Lau
20. u. 21. März V.P.M., 26. u. 27. März Jahr-M., 10. Nov. V., 12. u. 13. Jahr-
— Lauchſtädt. 25. u. 26. Mai, 27. u. 28. Aug. Jeder 2 Tage. — Lauenbu
K.V.M.: 8. März, 26. Juli, 18. Okt. — Lautenberg. im Schwarzburgiſchen. K.V.
4. Febr., 29. März, 12. Apr., 31. Mai, 5. Juni, 21. Juni, 26. Juli, 16. Aug.,
Sept., 18. Okt., 8. Nov., 6. Dez. — Lautenburg. 26. Febr., 9. Apr., 28. Mai,
Juli, 30. Aug., 1. Okt., 10. Dez. Jedesmal auch P.V.M.; jedesmal vorh. und nach
diesmaligen Jahr-M. kein M. — Leba. K.M.: 30. März, 25. Juni, 1. Okt.
Leimbach. K.V.M.: 2. u. 3. Juli, 24. u. 25. Sept. Jeder anderthalb Tage.
Leipzig. Neujahrsmeſſe: 27. bis 31. Dez. 1857 Böttcherwoche: 1. bis 8. J
1858 Meßwoche. 8. bis 15. Jan. Zahlwoche. Oſtermeſſe: Böttcherwoche: 29. A
bis 5. Mai. Meßwoche: 6. bis 13. Mai. Zahlwoche: 14. bis 19. Mai. Michaeli
meſſe: Böttcherwoche: 23. bis 29. Sept. Meßwoche: 30. Sept. bis 7. Okt. Za
woche: 8. bis 14. Okt. — Leiſtenau (Groß-), Kr. Graudenz. 19. März, 11. Ju
10. Sept., 13. Dez. Ablaß-M. — Leipkau 19. Apr., 4. Okt., K.M. — Lengenfe
K.V.M.: 8. März, 21. Juni, 27. Sept., 13. Dez. — Lenzen. 6. März, 19. Juni,
Aug., 23. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — Leſno (Dorf, Kr. Conitz). 21. M
17. Sept., 22. Okt. Ablaß-M. — Leſſen. 26. März, 25. Juni, 1. Okt., 10. Dez. K.
Jedesmal Freitag vorher V.P.M. — Lichtfelde (Dorf, Kr. Stuhm). Ablaß-M.:
M. — Liebenau (Kr. Marienwerder). 28. Sept. Ablaß-M. — Liebenau. 5. Feb

30. Nov., 25. Juni, 29. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — **Liebenarün.** 5. Juni, 25. Juli — **Liebenwalde.** 3. Nov., 28. Juni, 23. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — **Liebenwerda.** Roß-V.M.: 17. März, 23. Mai, 16. Juli, 1. Sept.; K.M.: 19. März, 5. Mai, 16. Juli, 3. Sept., R.M.: 22. Mai, 31. Aug. — **Lieberose.** 5. März, 9. Nov. 11. u. 13. Mai, 25. u. 26. Juni, 1. u. 2. Okt., 17. Dez. Zugleich V.M. jedesm. — **Liegnitz.** 4 Tage. 5. bis 8. Febr., 7., 8., 10. u. 11. Mai, 6. bis 9. Aug., 5. bis [illegible] Nov. u. Roß-V.M., W.M.: 5., 6. u. 7. Juni, 1., 2. u. 3. Okt. — **Lindow.** 30. März, 6. Juli, 3. Okt. Tags vorher R.V.M., 12. Nov. K.V.M. — **Linichen (Groß-).** 18. Nov., 28. Juni, 23. Aug., 26. Sept., 6. Dez. R.V.M., Tags darauf jedesmal K.M. — **Lippehne.** 20. März, 12. Juni, 5. Sept., 19. Okt. — **Lippusch.** 2. Juli, 21. Sept. Jedesmal zugleich V.M. — **Lissa.** K.V.M.: 8. Jan., 2. Apr., 2. Juli, 10. Sept. — **Litschewo** (Kr. Culm), Ablaß, zugleich K.V.P.M.: 22. Juni, 26. Okt. — **Lobenstein.** K.M.: 27. Febr., 1. Mai, 29. Juni, 10. Aug., 29. Sept. Tags vorher V.M. K.M.: 30. Nov. — **Lobsens,** im Westpreußen. 2 Tage. 9. Apr., 9. Juli, 17. Sept., 30. Nov. K.V.M. — **Loburg.** K.M.: 24. März, 25. Mai, 29. Aug. K.V.M., 12. Okt., Leval. — **Löbau.** 15. Jan., 21. Mai, 2. Juli, 3. Sept., 5. Dez. Jedesmal Freitag vorher V.P.M., u. jedesmal 8 Tage vorher Leinwand-M. — **Löbejün.** 27. u. 28. März V.K.M., 21. u. 22. Okt. Flachs-M., 23. u. 24. Okt. V.K.M., 10. u. 11. Okt. K.V. Flachs-M. — **Löwenberg.** 2 Tage. 28. u. 29. Jan., 6. u. 7. Mai, 7. u. 8. Okt.; V.M.: 28. Jan., 6. Mai, 7. Okt.; W.M.: 28. Mai, 15. Okt. — **Loitz.** 14. März, 14. Juni V.P.M., 10. Okt. P.V.M., K.M.: 18. Okt.; 3. Dez. V.M. Beim 1. 2. u. 5. Markt jedesmal Tags darauf K.M. — **Lenk (Kloster),** Kr. Löbau. Vom 17. Juni bis incl. 21. Juni 8 Tage K. u. Victualien-M., 8 Tage vorher Leinwand-M. u. zwar ununterbrochen bis zum Eintritte des K.M. — **Luckau,** in der Niederlausitz. 13. Nov., 15. Mai, 28. Aug., 6. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Luckenwalde.** 5. Febr., 7. Mai, 12. Juni, 26. Sept., 30. Okt., 11. Dez. Beim 2. u. 3. Markt ist zugl. V.P.M., beim 4. u. 5. aber zugleich P.V.Flachs-M. — **Lübben,** in der Niederlausitz. Jahr-M.: 19. März, 28. Mai, 17. Sept., 26. Nov. Bei diesen Märkten ist Freitag vorher Schweine- u. Sonnabends V.P.M. Ferner W.M.: 16. Juni, 7. Juli, 11. Aug., 13. Okt.; W.M.: 16. Juni. — **Lübbenau,** in der Niederlaus. 2. Apr., 18. Juni, 27. Aug., 5. Nov. Sonnabend vorher jedesmal V.M. — **Lüben.** 2 Tage. 28. Febr. u. 1. März, 23. u. 24. April, 5. u. 6. Sept., 12. u. 13. Nov. An jedem K.M. ist auch V.M. — **Lügen.** 24. März Faß-V.M., 26. u. 27. März K.M., 18. Aug. Faß-V.M., 20. u. 21. Aug. K.M., 10. Nov. Faß-V.M., 12. u. 13. Nov. K.M. — **Lurow** bei Cleve. K.V.M.: 4. Apr., 1. Aug., 17. Okt., 21. Dez. K.M. — **Lusine** (Kr. Neustadt). 12. April, 5. Nov. K.V.M. — **Lychen.** 13. März, 21. Juni, 15. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M.

Magdala. Jeder anderthalb Tage. 21. Juni, 4. Okt., 29. Nov. K.V.W.M. — **Magdeburg, Altstadt.** Hat 3 Jahr-M., 1 Messe u. 1 W.M.; Fasten-M.: 12. bis 17. Febr. Oster-M.: 23. bis 28. Apr. Der Großhandel u. Verkauf der Fabrikwaaren nimmt jedoch 4 Tage früher seinen Anfang. Pfingst-M.: 18. bis 23. Juni. Die Herbstmesse auf dem neuen Markt nimmt ihren Anfang den 22. u. dauert bis 21. Sept. Der Großhandel u. Verkauf von Fabrikwaaren nimmt den Donnerstag vor der Mauritiuswoche seinen Anfang, ohne Unterschied, ob der Mauritiustag auf einen der 4 ersten oder 3 letzten Tage der Woche fällt. W.M.: 25. bis 27. Juni. — **Magdeburg, Neustadt.** 1. im alten Theile: V.K.M.: 14. Okt. 2. im neuen Theile: 2. März K.V.P.M., 6. Juli Krm. 3. in der Sudenburg: 27. März, 7. Sept. V.P.M. — **Mansfeld.** 20. März, 21. Mai, 5. Nov. K.Flachs-M., den letzten zugleich V.M. Jeder 1 Tag. — **Marburg.** K.M.: 2. Febr., 25. März, 1. Mai, 2. Juli, 29. Sept., 19. Nov.; V.M.: 17. Febr., 23. Apr., 21. Mai, 25. Juni, 30. Aug., 21. Sept., 26. Nov. — **Marienburg.** 29. Apr. bis 2. Mai 3 Tage K.V.P.M., letzteres am 1. Tage. 2. Juli V.M., 8. bis 10. Okt. 3 Tage K.V.P.M., letzte am 1. Tage. — **Mariensee,** im Carthäuser Kr. 30. Nov., 10. Sept. K.V.M. — **Marienwerder.** 14. März, 11. Juli, 12. Sept., 11. Nov. [illegible] Tags vorher jedesmal V.P.M. — **Margonin.** 27. April, 4. Juli, 18. Okt., 20. [illegible] — **Marklissa** am Queis. 2 Tage. Jeder 2 Tage. Am 1. Tage V.K.M., am 2. V.M. — **Markranstädt.** 26. u. 27. März, 18. u. 19. Juni, 1. u. 2. Okt. Jedesmal zugl. V.M. — **Markt** [illegible] 14. März Roß-V.M., 15. u. 16. März K.M., 10. Nov. Roß-V.M., 12. u. 13. Nov. K.M. — **Marksuhl.** Roß-V.M.: 4. April, 18. Juli, 25. Okt.; K.M.: 23. Nov. K.M. — [illegible] Jeder anderthalb Tage. 10. Sept. — **Massow.** V.M.: 14. März, 2. Mai, 26. Sept., 31. Okt.; K.M.: 30. März, 8. Mai, 3. Okt., 17. Dez. — **Meeder.** K.V.M.: [illegible] 17. Juni, 30. Okt. — **Meiningen.** 30. Jan., 12. März u. 21. Apr. K.M., [illegible] 15. Mai u. 26. Juni K.M., 27. Juni V.M., 21. Juli K.M., 25. Juli V.M., 25. Sept. K.M., 26. Sept. V.M., 18. Okt. u. 13. Nov. K.M., 14. Nov. V.M., 15. Okt. K.M. — **Memmleben.** [illegible] Sept., 16. Juni V.M., 18. u. 19. Juni K.M. — **Merseburg.** 19., 20. u. 21. März, 18. bis 20. Juni, 6. bis 8. Aug., 29. bis 31. Okt. Jeder 3 Tage. In der Vorstadt Neumarkt: 19. März V.Roß-M., 21. [illegible] 24. u. 25. Nov. K.M. — **Meseritz.** 26. u. 27. März, 2. u. 3. Juli, 3. u. 4. Sept.

u. 23. Okt. K.V.M. — Mewe. 2. Apr., 14. Mai, 16. Juli, 1. Okt., 12. Nov. Freitag vorher jedesmal V.P.M. — Meyenburg. 3. Apr., 22. Juni, 2. Okt., 11. Dez. Tags vorher V.M. — Mittenwalde. 5 große Jahr-M.: 2. u. 3. Apr., 28. u. 29. Mai, 13. u. 14. Aug., 1. u. 2. Okt., 10. u. 11. Dez. Jedesmal am 1. Tage V.M., am 2. Tage K.M. — Mökern. 27. März, zugl. V.M., 3. Juli K.M. u. 2 Tage W.M., 11. Sept. K.V.M., 27. Nov. K.M. — Mohrin. 4. Apr., 27. Juni, 3. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — Mücheln. 26. u. 27. Febr., 21. u. 22. Mai, 26. Sept. V.M.; 27. u. 28. Sept. K.M. — Mühlbanz (Kirchdorf). 14. Febr., 13. Juli. K.V.M. — Mühlberg, im Reg. Bez. Merſeburg. K.M.: 8. u. 9. März, 1. u. 2. Mai, 16. u. 17. Okt., V.M.: 7. März, 30. Apr., 15. Okt. — Mühlberg, im Reg. Bez. Erfurt. 2 Tage. 5. März, 18. Juni, 2. Okt. V.K.M. — Mühlhauſen. K.-Flachs-M.: [illegible] März, 6. Juni; Quat. u. Flachs-M.: 19. Sept.; Quat. u. Weihn.-M.: 19. Dez. 4 Tage; V.M.: 28. Mai, 16. Juli, 22. Okt.; Roß-V.M.: 21. Sept., 25. Okt.; W.M.: 16. Juni. Die K.M. u. der W.M. dauern 3 Tage. — Mühlingen (Groß-). 6. Sept. K.V.M. — Müllroſe. 30. Apr., 17. Sept., 10. Dez. Jedesmal K.V.M. — Müncheberg. 27. März, 3. Juli, 28. Aug., 20. Nov. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Münſterwalde, im Marienwerderſchen. 20. Juni, 21. Dez. Ablaß-M. — Murowana-Goslin. 22. Febr., 3. Mai, 18. Okt., 20. Dez. K.V.M. — Muskau, in der Niederlauſitz. 2. u. 3. Apr., 18. u. 19. Juni, 8. u. 9. Sept., 21. u. 22. Dez. Bei den erſten 3 Märkten iſt am erſten Tage auch V.M.; W.M.: 21. u. 22. Mai, 2. u. 3. Okt.

Namslau. 20. Febr., 1. Mai, 14. Aug., 25. Sept. K.M., Tags vorher V.M. jedesmal. — Nauen. 26. Apr., 9. Juli, 13. Sept., 20. Dez. An denſelben Tage, zugleich V.P.M.; Freimärkte, zu denen den auswärtigen Gewerbtreibenden der Zutritt nicht geſtattet iſt: 29. Jan., 27. Febr., 10. Apr., 29. Mai, 6. Nov. — Naugardt. 19. März, 9. Mai, 1. Okt., 3. Dez., V.M.: 20. März, 10. Sept., 1. Nov. — Naumburg a. d. S. K.-Topf-M.: 9. bis 11. Apr., Roß-V.M. 2. Apr., Meſſe: 30. Juni bis 9. Juli. 3 Tage. Roß-V.M. 24. Sept., desgl. 29. Okt. — Naumburg am Bober. 2 Tage. 5. u. 6. Apr., 18. u. 19. Juni, 27. u. 28. Aug., 29. u. 30. Okt. Jedesmal zugleich Roß-V.M. — Naumburg am Queis. 23. u. 24. Juli, 1. u. 2. Okt., jeder 2 Tage. Roß-V.M. am Tage vor dem K.M., K.V.M.: 12. Apr., 21. Mai, 6. Dez. — Nawra-Dorf im Thorner Kr. 8. Jan., 5. Febr., 5. März, 23. Apr., 21. Mai, 25. Juni, 30. Juli, 27. Aug., 17. Sept., 22. Okt., 19. Nov., 17. Dez. Zugleich V.P.M. — Nebra. 9. u. 10. Juli, 10. u. 11. Sept. Jeder anderthalb Tage. — Neudamm. 21. März, 11. Juli, 5. Sept., 19. Okt. Zugleich W.M. beim 2. u. 4. Markt. — Neuenburg. K.M.: 22. Jan., 2. Apr., 18. Juni, 23. Juli, 24. Sept., 17. Dez. — Neuhaldensleben. S. Althaldensleben (Neu-). — Neukirchen (Mark Neukirchen). K.V.M.: 21. März, 23. Juni, 12. Sept., 5. Dez. — Neumark. 29. Jan., 26. März, 14. Mai, 18. Juni, 10. Sept., 22. Okt., 17. Dez. Jedesmal auch V.P.M., 8 Tage zuvor Leinwand-M. — Neumarkt. 2 Tage. 18. u. 19. Apr., 27. u. 28. Aug., 26. u. 27. Nov. An jedem Tage zugl. V.P.M. — Neuſtadt a. d. Doſſe. 5. Apr., 21. Juni, 8. Nov. Jedesmal Tags vorh. V.P.Schweine-M. — Neuſtadt a. d. Heyde. K.V.M.: 16. Jan., 20. Febr., 27. März, [illegible] Apr., 15. Mai, 19. Juni, 24. Juli, 7. Aug., 4. Sept., 2. Okt., 30. Nov., 21. Dez. — Neuſtadt a. d. Orla. V.K.M.: 7. März, 13. Juni, 8. Aug., 12. Sept., 5. Dez. Die K.M. jeder 2 Tage. V.M.: 18. Apr., W.M.: 30. Mai, 12. Juni. — Neuſtadt, im Reg. Bez. Erfurt. 2 Tage. 26. März, 25. Juni, 3. Dez. Jedesmal am 2. Tage zugl. V.M. — Neuſtadt, in Weſtpreußen. 1. Febr., 24. Apr., 7. Juni, 2. Okt., 13. Nov., 11. Dez. K.V.P.M. — Neuſtadt-Eberswalde. 28. Febr., 16. Mai, 27. Okt. Jedesmal Tages vorher P.V.M.; W.M.: 5. u. 6. Juni. — Neuſtadt, im Reg. Bez. Oppeln. K.V.M.: 30. Jan., 22. Mai, 9. Okt., 27. Nov. — Neuſtadt a. d. Warthe. K.V.M.: 26. März, 11. Juni, 13. Aug., 15. Okt. — Neuſtädtel. 2 Tage. 29. u. 30. Apr., 2. u. 3. Sept., 21. u. 22. Okt.; Roß-V.M.: 28. Apr., 1. Sept., 20. Okt.; Leinw.-M.: 18. Okt.; Flachs-M.: 19. Okt. — Neuteich. K.V.P.M.: 15. Jan., 23. Apr., 25. Juni, 25. Juli, 16. Okt. — Neutomysl. K.V.M.: 3. Apr., 12. Juni, 9. [illegible], 4. Dez. — Neuwarp, in Pommern. 3. Apr., 6. Nov. Tags vorher V.P.M. jedesmal. — Neuwedel. 21. März, 18. Apr., 20. Juni, 5. Sept., 3. Dez. Jedesmal den Tag vorher V.P.M. — Niemegk. 14. u. 15. Mai, am 1. Tage K., am 2. V.-Flachs-M., 9. Juli K.M., 1. u. 2. Okt., am 1. Tage K.V.M., am 2. W.-Flachs-M. — Nienburg a. d. Saale. Donnerstag nach Cant.: 17. Mai, Donnerstag vor Gallus: 11. Okt. — Niewiesczyn. 8. Jan., 5. März, 28. Mai, 16. Juli, 1. Okt. K.V.M. — Nikolaiken. 27. Febr., 17. Juli, 4. Sept., 18. Dez. Montag vorher immer V.P.M. [illegible]-M. 1. bis 21. Juni. — Nörenberg. 20. März, 28. Juni, 27. Sept., 6. Dez. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Nordhauſen. 1. Mai, 14. Sept., V.M.: 3. [illegible] 26. Apr., 22. Mai, 26. Okt. Die beiden K.M. 8 Tage, die V.M. 1 Tag.

Obornik. 26. März, 28. Mai, 23. Juli, 31. Okt. K.V.M. — Obrzycko. 9. Apr., 26. Aug., 29. Okt., 10. Dez. K.V.M. — Oderberg. 19. März, 18. Juni, 10. Sept., 12. Nov. Jedesmal zugleich V.K.M. — Oebisfelde. K.V.M.: 13. März, 10. Mai, 5. Juli, 4. Okt., 6. Dez. — Oelsnitz. K.V.M.: 27. März, 12. Juni, 10. Juli,

25. Sept. 11. Dez. Flachs-Garn-M. 13. Nov. — **Ohrdruff.** K.V.M.: 13. März,
2 Tage, 2. Okt. 2 Tage. K.M.: 3. Juli, 2 Tage. — **Oranienbaum.** K.M.: 19.
März, 28. Mai, 13. Sept., 5. Nov. — **Oranienburg.** 2. Apr., 22. Juni, 25. Sept.,
20. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Orlamünde.** K.M.: 17. Jan., 11. Apr.,
27. Juni, 5. Sept., 14. Nov., 19. Dez. Beim 2., 3., 4. u. 5. K.M. iſt Tags vorher
V.M. — **Ortrand.** 9. Apr., Sonnabend vorher Roß-V.M., 22. Juni, Tags vorher
Roß-M., 27. Aug., Sonnabend vorher Roß-V.M., 26. Okt., Tags vorher Roß-
V.M. — **Oſchersleben.** 13. März, 15. Mai, 23. Okt. — **Oſterburg.** 10. Apr., 19.
Juni, 11. Sept., 6. Nov., 18. Dez. Bei den erſten 4. Märkten Tags zuvor V.P.M. —
Oſterfeld. Roß-V.M.: 5., 12. u. 19. März. V.M.: 15. Okt., 22. Okt., 29. Okt.,
K.M.: 19. u. 20. März, 16. u. 17. Okt. 2 Tage. — **Oſterwiek.** 13. März K.V.M.,
9. Juli W.M., 25. Sept. V.M., 30. Okt. K.W.M.

Parchwitz. 2 Tage. 26. Febr., 21. Mai, 1. Okt., 10. Dez. An jedem K.M. auch
V.M. — **Paſewalk.** 8. März, 12. Juni, 18. Okt. Tags vorher jedesmal V.P.M. —
Pehsken im Amte Mewe. Ablaß-M. 10. Sept. — **Peitz.** 11. Juni, 12. Nov. Zugl.
V.P.M. — **Penkun.** 22. März, 28. Juni, 1. Okt. — **Perleberg.** 5. März Korn-M.
20. März, 3. Juli, 30. Okt. Tags vorher V.M. beim 2., 3. u. 4. — **Peſtlin** (Dorf).
8. Jan., 30. Apr., 16. Juli, 1. Okt. Ablaß-M. — **Pförten.** 26. Febr., 30. Apr., 18.
Juni, 27. Aug., 29. Okt., 10. Dez. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Pinne.** 2. April,
18. Juni, 10. Sept., 26. Nov. K.V.M. — **Plathe.** K.M.: 27. Apr., 20. Juni, 24.
Sept., V.M.: 22. März, 19. Juni, 2. Okt. — **Plaue an der Havel.** 17. Mai. —
Plaue, im Sondershauſenſchen. K.V.M. 2 Tage. 10. Mai, 11. Okt. — **Plauen.**
K.V.M.: 7. Febr., 25. Apr., 20. Juni, 22. Aug., 21. Sept., 17. Okt., 19. Dez. —
Plötzkau. 10. Sept. K.V.P.M. — **Pluonitz** (Dorf im Culmer Kr.). K.P.V.M.:
4. u. 22. März, 17. Mai, 30. Juli, 28. Aug., 1. Okt., 30. Okt., 26. Nov. —
Pokreiche. 4. Apr., 19. Juni, 11. Sept., 14. Dez. Jedesmal zugl. V.M. — **Politz.**
6. Apr., 6. Juli, 28. Sept. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Pößneck.** 5. u. 6.
Febr., 23. u. 24. Apr. K.V.M., 7. Juni W.M., 15. u. 16. Juni K.V.M., 20. Sept.
Flachs-M., 21. Sept. V.M., 22. u. 23. Sept. K.M., 8. u. 9. Okt. K.V.M. — **Po-
guttken.** K.V.M.: 29. Jan., 21. Apr., 3. Juli, 30. Okt. — **Polkwitz.** 2 Tage. 4.
u. 5. Febr., 10. u. 11. Juni, 15. u. 16. Juli, 23. u. 24. Sept., 28. u. 29. Okt. An je-
dem Tage zugleich Roß-V.M. — **Pollnow.** V.K.M.: 2. Apr., 25. Juni, 2. Okt., 17.
Dez. — **Pölzin,** in Hinterpomm. V.M.: 28. März, 18. Juni, 22. Aug., 25. Okt.
K.M. jedesmal Tags darauf. — **Ponikau.** 30. März, 14. Sept., jedesm. zugl. V.M.
— **Poſen.** 26. März, 25. Juni, 15. Okt., 17. Dez. K.V.M. Dauern ſämmtlich 8 Tage.
— **Potsdam.** 1. Febr., 5. Apr., 21. Juni, 30. Aug., 25. Okt., 22. Nov. Bei dem 2.
u. 5. Markte iſt zugleich, bei dem 6. Tags vorher P.V.M. — **Prenzlau.** 26. Febr.,
25. Juni, 15. Okt. Freitag vorher V.M., 3. Dez.; W.M.: 14. u. 15. Juni, 25. u. 26.
Okt. — **Pretzſch.** 12. Febr., 6. Apr., 11. Juni, 29. Okt., 14. Dez. Bei dem 1., 3. u.
4. zugleich Roß-V.M. — **Prettin.** K.M.: 10. Apr., 28. u. 29. Mai, 10. u. 11.
Sept., 5. u. 6. Nov., 18. Dez. W.M.: 26. Mai, 8. Sept., Flachs-V.M.: 3. Nov. —
Priebus. 2 Tage. 19. u. 20. Febr., 25. u. 26. Mai, 3. u. 4. Sept., 30. Nov. u. 1.
Dez. An jedem Jahr-M. iſt auch V.M. — **Primkenau.** 2 Tage. 1. u. 2. Apr., 8. u.
9. Juli, 9. u. 10. Sept., 4. u. 5. Nov., V.M.: 31. März, 7. Juli, 8. Sept., 3. Nov.
Leinwand-M.: 30. März, 6. Juli, 7. Sept., 2. Nov. — **Pritzerbe.** 16. Mai, 17.
Okt. — **Pritzwalk.** 13. März, 26. Juni, 25. Sept., 13. Nov. Jedesmal Tags vorher
V.M. — **Proſen** (Kr. Neiß). V.M.: 26. Mai, K.M.: 28. u. 29. Mai, V.M.: 17.
Okt. K.M.: 18. u. 19. Okt. — **Pulsnitz.** 26. März, 16. Juli, 26. Sept., 12. Nov.
K.V.M. — **Putbus,** auf Rügen. 6. Aug. — **Putlitz.** 6. Apr., 18. Mai, 6. Juli, 19.
Okt. Jedesmal Tags vorher V.-Schweine-M. — **Putzig.** 12. Febr., 25. Juni, 22. Okt.
17. Dez. K.V.M. — **Pyritz.** 28. Febr., 23. Mai, 12. Sept.; 18. Juli Fettvieh-M., 6.
Dez. desgl. Beim 1., 2. u. 3. Markt Tags vorher V.P.M.

Quaritz, im Glogauiſchen. 13. März, 9. Okt. K.V.Roß-M. — **Quedlinburg.**
30. Apr. in der Altſtadt, 28. Mai in der Neuſtadt, 12. Nov. in der Altſtadt. — **Quer-
furt.** 18., 19. u. 20. Apr., zugleich P.M., 28. u. 29. Mai, 23. u. 24. Juli, 24. u. 25.
Sept., Sonnabend vorher V.M., 11. Dez. 3 Tage. K.M.

Rackow. 9. März, 4. Sept. — **Radeburg.** K.M. u. am 1. Tage zugl. V.M. 14. u. 15.
März, 30. u. 31. Mai, 12. u. 13. Sept., 28. u. 29. Nov. — **Radegaſt.** K.V.M.: 26. Febr.,
7. Mai, 20. Sept., 13. Dez. — **Raguhn.** 7. Juni, 24. Sept. K.V.W.M., 20. Nov.
K.M. — **Rahmel** (Kirchdorf). 8. Mai, 18. Sept. K.M. — **Ranis.** K.V.M.: 5.
März, 17. Apr., 2. Juli, 29. Sept., 3. Dez. — **Rathenow.** Altſtadt: 19. Juni, 24.
Okt. Neuſtadt: 29. März, 11. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Rauden,** im
Marienwerderſchen Kr. 21. Dez. — **Ratzebuhr.** 26. März, 15. Juni, 14. Sept., 5.
Nov., 10. Dez. K.V.M. jedesmal. — **Reckenzin.** 29. Juni, 30. Nov. — **Rederitz**
(Dorf im Deutſch Croner Kr.). K.P.V.M.: 7. Juni, 26. Sept. — **Reetz,** in der Neu-
mark. 20. Febr., 29. Mai, 16. Aug., 18. Okt., 17. Dez. Beim 1., 2., 3. u. 4. Markt

Tags vorher u. beim 5. Markt Sonnabends vorher V.P.M. — **Regenwalde.** 3. März, 1. Juni, 19. Okt.; V.M.: 6. Apr., 6. Juni, 3. Okt. — **Rehden.** K.V.P.M.: 9. Jan., 2. Apr., 5. Juni, 30. Juli, 1. Okt., 12. Nov. — **Rehwalde** (Dorf, Kr. Graudenz), 2. Juli, 20. Aug., 17. Sept., 3. Dez. Ablaß- u. V.P.M. — **Reibersdorf.** 4. Apr., 3. Okt. K.V.M. — **Reichenbach,** in der Lauſitz. K.M., jeder 2 Tage: 26. u. 27. März, 25. u. 26. Juni, 12. u. 13. Nov., 17. u. 18. Sept., zugleich V.M. beim 4. K.M. — **Reichenbach,** im Voigtlande. K.V.M.: 19. März, 29. Mai, 9. Juli, 6. Sept., 12. Nov. — **Reppen.** 16. Mai, 8. Okt., 10. Dez., beim 1. Tags vorher beim 2. u. 3. Sonnabend vorher V.P.M. — **Reinsberg.** 20. März, 26. Juni, 16. Okt. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Rhinow.** 3. Apr., 25. Sept., 18. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Richtenberg.** 7. März, 20. Juli, 17. Okt., 19. Okt. Der 1., 2. u. 4. K.V.P.M., der 3. V.M. — **Rieſenburg.** 1. Febr., 3. Mai, 26. Juli, 27. Sept., 15. Nov. Dienſtag vorher V.P.M. — **Rinteln.** Meſſe 9 Tage. 13. Mai, 13. Nov. K.M.: 25. Juli, 1 Tag. — **Roda.** Roß-V.M.: 21. Febr.; K.M., jeder 2 Tage. 23. Apr., 23. Juli, 17. Sept. Sonnabend vor dem K.M. iſt V.M., 15. Dez. V.M. — **Rodach.** K.M.: 13. März, 19. Juni, 11. Sept., 11. Dez., K.V.M.: 15. Mai, 23. Okt. — **Rodasdorf,** Fürſtenth. Schleiz. K.M.: 24. Juni. — **Römhild.** 25. Jan. u. 8. März K.M., 12. März V.M., 3. Mai K.M., 7. Mai u. 11. Juni V.M., 14. Juni u. 19. Juli K.M., 9. Juli V.M., 16. Aug. K.M., 13. Aug. u. 17. Sept. V.M., 11. Okt. K.M., 8. Okt. u. 12. Nov. V.M., 15. Nov. K.M. — **Rogaſen.** K.V.M.: 19. März, 21. Mai, 3. Sept., 12. Nov. — **Rohr.** 8. Mai. — **Ronnenburg.** 12. u. 13. Febr. Jahr-M., 28. u. 29. Mai desgl., 20. u. 21. Aug. desgl., 29. u. 30. Okt. desgl., 19. März Roß-M., 27. Okt. V.M. — **Roſenberg.** 13. März, 29. Mai, 28. Aug., 9. Okt., 18. Dez. Jedesmal Freitag vorher V.P.M. — **Roslau.** K.V.M. Dienſtag nach Lichtmeß, 30. Jan. V.M., Dienſtag vor Pfingſten 29. Mai. K.V.Flachs-M., Dienſtag vor Michaeli, 25. Sept. — **Roßach,** im Amte Coburg. K.V.M.: 5. Apr., 10. Mai, 18. Okt., 6. Dez. — **Rothenburg,** in der Lauſitz. 12. März, 29. Juni, 12. Nov. K.V.M. — **Rothenburg a. d. Oder.** 2 Tage. 28. u. 29. März, 27. u. 28. Juni, 12. u. 13. Sept., 12. u. 13. Dez. K.V.M. — **Rudolſtadt.** K.V.M.: 30. Jan., 20. März. K.M.: 3. Juli, K.Roß-V.M.: 21. Aug., K.V.M.: 20. Nov., jeder 2 Tage. V.W.M.: 29. Mai, 1 Tag. K.M.: 14. Sept., 2 Tage. — **Rugenwalde.** 19. März, 18. Juni, 17. Sept., 12. Nov. Der 1., u. 3. ſind K.P.M., der 2. bloß K., u. der 3. u. 4. zugleich V.M. — **Ruhland,** in der Lauſitz. 21. März. Tags vorher V.M., 11. Juni. Sonnabend vorher V.M., 20. Aug., Sonnabend vorher V.M., 29. Okt., Sonnabend vorher V.M., 19. Dez. — **Rummelsburg.** K.V.M.: 3. Apr., 22. Mai 24. Sept., 6. Nov., 18. Dez. K.M. — **Ruppin (Alt).** 23. Mai, 12. Sept. zugleich V.P.K.M. — **Ruppin (Neu-)** 7. März V.P.Schweine- u. Saat-M., 20. Dez., 21. Juni, 27. Sept. Beim 2., 3. u. 4. Tags vorher V.P.Schweine-M., 10. Nov. V.P.Schweine-M.

Saabor, bei Grünberg. 23. Febr., 2. Juli, 28. Sept., 8. Dez. K.M. — **Saal.** K.M.: 6. Apr., 6. Sept. — **Saalau.** K.V.M.: 14. Sept. — **Saalburg.** K.V.M.: 2 Febr., 17. Apr., 2. Juli, 24. Aug., 26. Nov. — **Saalfeld.** 26. Febr., 30. Apr. u. 11. Juni K.M., 4. u. 18. Juni W.M., 16. Juli u. 27. Aug. K.M., 1. Okt. K.Roß-V.M., 5. Nov. u. 17. Dez. K.M. — **Saarmund.** 22. Febr., 14. Juni, 9. Okt., 29. Nov. Beim 3. Markt iſt Tags vorher V.Hirſe- u. Flachs-M. — **Sabow (Groß-),** bei Naugardt. 2. Juli K.M., 29. Juni Leinwand- u. Viktualien-M., V.M.: 30. Apr., 7. Sept. — **Sachſa.** 16. Juli, 2 Tage K.M., 3. Sept., 1 Tag K.V.M., 12. Nov., 2 Tage K.M. — **Sagan.** 2 Tage. 26. u. 27. Febr., 7. u. 8. Mai, 13. u. 14. Aug., 22. u. 23. Okt. Jedesmal V.M. am 1. K.M.-Tage, W.M.: 25. Juni, 28. Sept. — **Sagard** auf Rügen, 6. Apr., 27. Juli, 2. Nov. — **Salze (Groß-)** 21. u. 22. Juni, 4. u. 5. Sept. — **Salzungen.** 28. März, anderthalb Tage K.M., 29. März, 2 Tage V.M., 16. Mai, anderthalb Tage K.M., 20. Juni, 2 Tage V.M., 26. Sept., anderth. Tage K.M., 17. Okt., 2 Tage V.M., 28. Nov. anderthalb Tage K.M. — **Salzwedel.** 22. Mai, 25. Juni. Jedesmal Jahr- u. V.M., 9. Okt. Jahr- u. V.M. — **Samoczin.** V.K.M.: 26. März, 11. Juni, 8. Okt., 27. Dez. Jeder 2 Tage, am 1. Tage V.M., am 2. K.M. — **Samter.** K.V.M.: 4. Apr., 16. Juli, 1. Okt., 12. Nov. — **Sandau.** 3 Apr., 5. Juli, 4. Okt., 15. Nov. Beim letzten Markt Tags vorher V.M. — **Sandersleben.** 16. Febr. K.V.M., 27. Apr. K.M., 11. Sept. K.V.M. — **Sangerhauſen.** K.Roß-V.M.: 11., 12. u. 13. Juni, 13., 14. u. 15. Sept., 13., 14. u. 15. Dez. Jeder 3 Tage, letzterer bloß K.M. — **Schaafſtedt.** K.M., 2 Tage: 9. u. 10. Juli, 3. u. 4. Dez., Roß-V.M.: 1. Dez. — **Scharfenort** (Oſtrorog). 22. März, 28. Mai, 14. Aug., 5. Nov. K.V.M. — **Schermeiſel.** 20. März, 22. Mai, 10. Juli, 25. Sept. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Schernberg.** 2 Tage K.M. 12. Juni. K.V.M.: 8. Okt., 2 Tage. — **Schievelbein.** 13. März, 27. Juni, 30. Aug., 23. Nov. Tage vorher jedesmal V.M. — **Schildau.** 28. Febr. V.Roß-M., 1. u. 2. März K.M., 23. Mai V.Roß-M., 25. u. 26. K.M., 10. Okt. Roß-V.M. Die beiden folgenden Tage K.M.

Schkeuditz. V.M.: 17. März, 24. Sept., K.M.: 11. Juni, 22. Okt. Die V.M.

dauern 4 die K.M. 2 Tage. — **Schkölen.** K.M.: 5. März, 29. Okt. Jeder K.M. 1 Tag. Zu jedem des Sonnabends vorher V.M. — **Schlawe.** 14. Febr. K.M., 3. Apr. Saat-M., 21. Juni K.V.M., 18. Juli Leinwand-M., 13. Sept. K.P.M., 15. Nov. K.M., 23. Mai, 17. Okt. Fettvieh-M. — **Schleiz.** K.V.M.: 17. Jan., 4. Apr., 30. Mai, 16. Juli, 22. Aug., 26. Sept., 31. Okt. — **Schleuſingen.** 16. Jan., 3. Apr., 27. Mai, 24. Juli, 25. Sept., 13. Nov., 13. Dez. Jahr-M.: V.M.: 14. Mai, 21. Sept., 26. Sept. Gemüſe-M. Die Jahr-M. jeder 2 Tage, der 3. Jahr-M. aber nur 1 Tag. — **Schlieben.** Roß-V.M.: 21. Apr., 7. Juli, 17. Nov., K.M.: 23. u. 24. Apr., 9. u. 10. Juli, 19. u. 20. Nov. — **Schlochau.** 1. März, 18. Apr., 5. Juni, 19. Juli, 3. Sept., 22. Nov. Jedesmal V.P.K.M. — **Schloppe.** 8. März, 24. Apr., 23. Mai, 11. Juli, 22. Aug., 3. Okt., 7. Nov., 12. Dez. Tags zuvor jedesmal V.P.M. — **Schloß-Heldrungen.** 3. u. 4. Apr. K.V.M., 25. u. 26. Mai Roß-V.K.M., 18. u. 19. Sept. V.K.M., 4. u. 5. Dez. K.V.M., jeder anderthalb Tage. — **Schloß-Vippach.** K.V.M., jeder anderthalb Tage. 18. Juni, 4. Okt. — **Schlotheim.** 21. Juli, 21. Okt. K.M. — **Schmalkalden.** K.M.: 14. Febr., 21. März, 1. Mai, 25. Juli, 24. Aug., 18. Okt., V.M.: 22. März, 19. Okt. — **Schmiedeberg.** 5. März K.M., 9. Apr. K.V.M., 9. Juli desgl., 8. Okt. V.M., Tags darauf K.M., 17. Dez. — **Schmiedefeld.** 7. Mai, [illegible] — **Schneeberg.** K.M.: 6. März, 19. Juni, 23. Okt., V.M.: 5. März, [illegible] 19. Nov. — **Schneidemühl,** in Weſtpreußen. K.V.M., 2 Tage: 19. M[illegible] 8. Juni, 15. Okt., 10. Dez. Am erſten Tage V.M., am 2. K.M. — **Schönau.** [illegible] Tage. 18.—20. Apr., 25.—27. Juni, 1.—3. Okt., 10.—12. Dez. V.P.M. jedesmal am 3. Krammarkttage. — **Schönberg,** in der Lauſitz. 2 Tage. 30. April u. 1. Mai, 2. u. 3. Juli, 10. u. 11. Sept., 5. u. 6. Nov.; V.M.: 2. u. 3. Mai, 4. u. 5. Juli, 12. u. 13. Sept., 7. u. 8. Nov.; Roß-M.: 28. Febr.—7. März. — **Schöndorf,** im Kr. Bunzlau. 12. März, 24. Aug., 11. Nov. — **Schönebeck,** bei Magdeburg. 2 Tage. 25. u. 26. Mai, am 1. Tage zugleich V.M., 19. u. 20. Okt., am 1. Tage zugleich V.M., 7. u. 8. Dez. — **Schöneck,** in Weſtpreuß. 2 Tage. 20. u. 21. Febr., 12. u. 13. Juni, 10. u. 11. Juli, 23. u. 24. Okt. Der 1. Tag V.M., der 2. Tag K.M. — **Schöneck.** K.M.: 30. Apr., 17. Sept. — **Schönewalde.** V.Roß-M.: 25. Apr., 4. Juli, 17. Okt. Jedesmal die beiden Tage darauf K.M., 20. Dez. K.M. — **Schönfließ.** 14. Febr., 28. März, 28. Juni, 25. Okt. Beim 1., 2. u. 4. Markt iſt Tags vorher V.P.M., am 3. Markttage zugleich V.P.M. — **Schönwalde** (Groß- [illegible] Dorf im Kr. Graudenz), Ablaß-M. 9. Apr., 13. Aug. — **Schönwalde,** im Kr. Neuſtadt. K.V.M.: 13. Juli, 6. Dez. — **Schocken.** K.V.M.: 14. März, 20. Juni, 26. Sept., 19. Dez. — **Schraplau.** 2. Juli, 4. Sept., 26. Nov. — **Schubin.** P.K.-V.M.: 28. März, 11. Juli, 9. Okt., 13. Dez. Jeder 2 Tage. — **Schwanebeck.** 14. Juni, 15. Nov. — **Schwedt.** 23. Apr., 2. Juli, 29. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — **Schweidnitz.** 5. März K.M., 7. März Roß-V.M., 21. Mai K.M., 23. Mai Roß-V.W.M., 30. Juli K.M., 1. Aug. V.M., 15. Okt. K.M., 16. Okt. Roß-V.W.M. — **Schweinitz.** 12. März, 21. Mai, 29. Okt., 11. Dez.; V.M.: 10. März, 19. Mai, 27. Okt. — **Schwerin a. d. W.** 4. u. 5. Apr., 20. u. 21. Juni, 26. u. 27. Sept., 5. u. 6. Dez. K.V.M. — **Schwetz.** 5. Febr., 26. März, 14. Mai, 25. Juni, 20. Aug., 10. Sept., 8. Okt., 10. Dez. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Schwiebus.** 19. März, 29. Mai, 27. Aug., 8. Okt., 3. Dez. Jedesmal zugl. V.P.M., W.M.: 13. Juni, 7. Nov. **Seehauſen,** in der Altmark. Den 1. Tag V.M., den 2. Tag K.P.M., 14., 15. u. 16. Mai, 16. u. 17. Juli, 17., 18. u. 19. Sept., 12., 13. u. 14. Nov. — **Seehauſen,** im Magdeburgiſchen. 27. Febr., 19. Juni, 2. Okt., 13. Nov. Jedesmal zugleich V.M. — **Seidenberg.** 2 Tage. 7. u. 8. Mai, 23. u. 24. Juli, 24. u. 25. Sept., 10. u. 11. Dez.; zugleich V.M. jedesmal. — **Seelow.** 3. Apr., 15. Mai, 4. Sept., 4. Dez. K.M. Tags zuvor jedesmal V.M. — **Senftenberg.** 8. Mai, 29. Juni, 10. Aug., 16. Okt., 30. Nov. Jedesm. Tags vorh. V.Schweine-M., excl. des letzten Markts. W.M.: 28. Mai, 17. Sept. — **Seyda.** 18. Mai, 5. Okt., 7. Dez. Beim 1. u. 3. Tags vorher Roß-V.M. — **Sianowe.** 2. Juli, 6. Sept. V.K.M. — **Sierakowitz.** K.V.M.: 8. Mai, 3. Juli, 14. Aug., 14. Nov. — **Soldin.** 2. März, 11. Mai, 30. Juni, 14. Sept., 7. Dez. Beim 1., 3. u. 4. Tags zuvor V.P.M. — **Sömmerda.** 26. Apr., 19. Juli, 20. Sept. K.M., 25. Okt. K.V.M. Jeder anderthalb Tage. — **Sommerfeld.** 28. März, 16. Mai, 12. Sept., 28. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Sondershauſen.** 3 Tage. 26. März, 9. Juli, 12. Nov. Flachs-, Garn- u. K.M. — **Sonnenburg.** 23. April, 6. Juni, 22. Aug., 24. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Sonnewalde.** 6. März, 25. Mai, 3. Juli, 29. Sept. Beim 1., 3. u. 4. Tags vorher V.M. — **Sorau.** 3. Febr., 25. Juni, 10. Sept. Immer zugl. V.M., W.M.: 8. Mai, 2. Okt. — **Spandau.** 3. Apr., 26. Juni, 28. Aug., 23. Okt., 4. Dez. K.V.M. jedesmal. — **Sparnberg.** 3. Apr., 21. Juni, 11. Okt., 19. Dez. An jedem Jahr-M. auch V.M. — **Spremberg.** 5. März, 28. Mai, 21. Aug., 1. Nov., 17. Dez. An den 4 erſten zugleich V.M., W.M.: 14. Mai, 1. Okt., V.M.: 2. Okt. — **Sprottau.** 2 Tage. 28. u. 29. Jan., 27. u. 28. Mai, 23. u. 24. Sept.; V.M.: 27. Jan., 26. Mai, 22. Sept. — **Stargard,** in Pommern. V.P.M.: 9. März, 23. März, 6. Apr., 22. Juni, Leinwand-M.: 18. bis 23.

Juni, 6 Tage. W.M.: 30. Juni, K.M.. 25. Juni, 3 Tage. 25. Sept. V.M.. 18. Okt. V.P.M.. 9. Nov. desgl.. 29.—31. Okt. K.M. — Stargardt, in Preuß. 8. u. 9. Jan., 18. u. 19. Apr. 25. u. 26. Juni, 17. u. 18. Sept., 29. u. 30. Okt. K.M. Beim 2. u. 4 Markttag zugleich V.P.M. — Staßfurth. 27. u. 28. März, 19. u. 20. Juni, 9. u. 10. Okt. Der letzte zugleich V.M. — Stadtilm. 26. März, 5. Juni, 21. Juli, 2. Okt., 10. Dez. Jeder 2 Tage. V.M.: 5. Febr., 24. Sept. u. jedesmal Tags nach dem K.M. iſt V.M. — Stendal. 23. März Roß-V.M., 28., 29. u. 30. Mai K.M., am Montag Roß-, V.- u. Schweine-M., Dienſtag u. Mittwoch K.M., 24., 25. u. 26. Sept. K.M., am 1. Tage V.M. u. an den beiden letzten Tagen K.M., 22. Okt. V.-, Roß- u. Schweine-M. 11. u. 12. Dez. K.M. — Stendsitz. 30. Apr., 18. Juni, 24. Sept., 26. Nov. V.K.M. — Stepenitz (Amt), in Pommern. K.M.: 5. Apr., 11. Juni, 3. Okt., 11. Dez., V.M.: 9. März, 4. Sept., 15. Okt. — Stepenitz (Dorf). 23. Apr., 14. Sept. — Sternberg. 28. Febr., 4. Apr., 23. Mai, 10. Okt., 12. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Stettin. 2. März V.P.M., 30. Apr. bis 5. Mai K.M., 14.—16. Juni W.M., 10. Sept. V.P.M., 19. u. 20. Okt. V.M., 22.—27. Okt. K.M. — Stettin (Neu-). 21. März, 20. Juni, 26. Sept., 21. Dez. K.V.P.W.M. — Stößen. K.M.: 31. März. V.K.M.: 20.—22. Mai. V.M.: 1. Okt., K.V.M.: 18.—20. Nov. — Stolberg. 29. u. 30. Mai, anderthalb Tage, 9.—13. Juli, 5 Tage, 18. u. 19. Okt., anderthalb Tage. — Stolp. 2 Tage. 27. u. 28. Febr., 3. u. 4. Juli, 23. u. 24. Okt. K.M. Am 1. Tage wird immer der V.M. mit abgehalten. W.M.: 27. Juni., Honig-M.: 26. Sept. — Storkow. 7. Mai, 26. Juni, 25. Sept. Bei beiden letzten Tags vorher V.M., 23. Nov. K.M. Der 1. iſt K.P.M. — Stralſund. 23. Jan. V.P.M., 18. Juni K.M., 5. Juni W.M., 22. Okt. V.P.M., 6. Dez. K.M., 7. Dez. Schuh-M. — Straſburg, in Weſtpreußen. 19. März, 28. Mai, 24. Sept., 19. Nov. Jedesmal Freitag vorher V.P.M. — Straſburg. 27. März, 17. Juli, 13. Nov. Tags vorher V.M., W.M.: 18. Juni. — Straußberg. 19. Febr., 4. Apr., 28. Mai, 17. Sept., 17. Dez. K.V.P.M. zugleich. — Straupitz. 21. März, 29. Mai, 10. Okt., 12. Dez. Jedesmal zugleich V.P.M. — Striegau. K.V.M.: 4. Febr., 13. Mai, 26. Aug., 4. Nov. Die V.M. werden am 2. Jahrmarktstage abgehalten. — Strzepcz. K.V.M.: 10. Juli, 27. Sept. — Stuhm. 5. Febr., 23. Apr., 23. Juli, 12. Nov., jedesmal Freitag vorher V.P.M. — Suhl. 27. Febr., 1. Mai, 19. Juni, 28. Aug., 9. Okt., 11. Dez. K.M.. W.M.: 3. Mai, 11. Okt., Gemüſe-M.: 8. Okt. Die K.M. dauern 2 Tage, die andern 1 Tag. — Sullenczyn. K.V.M.: 5. März, 11. Juni, 27. Juli, 17. Sept., 10. Dez. — Swinemünde. 22. Mai, 30. Okt. K.P.M. Beim 2. zugleich V.M.

Tambach. V.M.: 30. Apr. K.M.: 12. Juni. V.M.: 22. Okt. Der K.M. 2 Tage. — Tangermünde. 26. Apr., 5. Juli, 6. Sept., 30. Okt. Tags vorher Roß-V.M. — Tanna. K.V.M.: 29. Jan., 26. März, 14. Mai, 11. Juni, 6. Aug., 15. Okt., 10. Dez. — Tannrode. K.M.: 2. Apr., 20. Sept. Jedesmal Tags vorher V.M. — Tarpen (Groß-), im Kr. Graudenz. 5. Mai, 18. Sept. Ablaß-M. — Teichel. K.V.M.: 6. März, 5. Juni. — Teltow. 23. Aug., 15. Nov. Jedesmal K.V.M. — Tempelburg. V.M.: 22. März, 7. Juni, 19. Juli, 6. Sept., 18. Okt., 5. Dez. Die K.M. werden Tags darauf gehalten. — Templin. 22. März, 28. Mai, 12. Juli, 8. Nov. K.V.P.M. — Tennſtädt. 20. Febr., 10. Juli, 9. Okt. Dauern 2 Tage. Jedesm. Vormittags V.M. — Teuchern. 23., 24. u. 25. Apr., am 1. Tage auch V.M., 13. u. 14. Juli Roß-V.M., 1. u. 2. Nov. Jahr-M. — Teupitz. 19. März, 21. Mai, 20. Aug., 3. Dez. K.V.M. jedesmal zugleich. — Thamsbrück. 18. Juni, 29. Sept. — Themar. 30. Jan., 20. März K.Schweine-M., 31. Mai Roß-V.M., 29. Mai, 30. Juli u. 21. Aug. K.Schweine-M., 22. Okt. Roß-V.M., 23. Okt. u. 27. Nov. K. Schweine-M. — Thimmendorf. K.V.M.: 3. Apr., 17. Apr., 27. Juni, 2. Aug., 4. Okt. — Thorn. 8. Jan., 1 Woche. 11. Juni, 8 Tage. 29. Okt., 8 Tage. Am erſten Tage jedesmal V.P.M. — Tiefenau in der Intendantur Marienwerder. 2. Febr., 23. Apr., 5. Juni, 21. Sept., 26. Nov., 21. Dez. Ablaß-M. — Tiegenhof. 25. Jan., 16. Juli, 11. Sept. — Tirſchtiegel. 24. Apr., 11. Juni, 24. Sept., 26. Nov. K.V.M. — Titſchendorf. K.M.: 15. Mai, 24. Juli, 4. Sept., 9. Okt. — Tolkemitt. 8. Jan., 23. Juli, 24. Sept. — Torgau. 12.—17. März K.M., 30. Apr. V.M., 13. u. 14. Juni W.M., 18.—23. Juni K.M., 15. Sept. V.M., 17.—22. Sept. K.M. — Trampken (Groß-), Kirchdorf. 29. Jan., 26. März, 2. Juli, 15. Aug., 10. Sept., 10. Dez. K.V.M. — Trebbin. 29. Jan., 9. Apr., 11. Juni, 3. Sept., 8. Okt., 17. Dez. Sonnabend vor dem 2., 3., 4. u. 5. Markt iſt V.P.M. — Trebſchen, im Züllichauer Kr. 9. Jan., 19. Juni, 23. Okt. — Treffurt. 11. März, 6. Mai, 2. Sept., 4. Nov., V.M.: 12. März, 5. Nov. — Treptow, a. d. Rega. 2. Apr., 18. Juni, 8. Okt., V.M.: 20. Febr., 9. Apr., 25. Apr., 29. Mai. — Treptow, an der Tollenſee. 3 K.M. über 2 Tage: 1. u. 2. März, 21. u. 22. Juni, 18. u. 19. Okt., V.M.: 16. Febr., 5. Apr., 20. Juni, auch W.M., 30. Aug., 30. Okt. Auf dem 1. u. 5. werden auch Pferde verkauft, der 2. u. 5. und Fettvieh-M., W.M. 3. Okt. — Treuenbrietzen. 2. Apr., 3. Mai, 25. Juni, zugleich V.M., 17. Sept., zugleich W.-V.-Flachs-M., 5. Nov., 10. Dez., bei beiden zugleich V.-Flachs-M., W.M.: 15. Juni. — Triebel. 3. März, 7

Apr., 9. Juli, 24. Sept., 10. Nov., 13. Dez. Immer zugleich V.M. an den 5 erſten Markttagen V.M.; 31. Aug. — Triebſees. 5. März, 16. Juli, 22. Okt. — Tuchel. 22. Jan., 5. März, 25. Mai, 13. Juli, 24. Aug., 18. Okt., 19. Nov., 13. Dez. Jedesmal zugleich V.P.M. — Tutz. 5. März, 8. Mai, 25. Juli, 24. Aug., 1. Okt., 26. Nov. K.V.P.M.

Uebigau. K.M.: 26. März, 13. Aug., 22. Okt.; V.M.: 24. März, 11. Aug., 20. Okt. — Ueckermünde. 28. Juni, 26. Sept. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Uſedom. 3. Apr., 3. Juli, 8. Okt. An den beiden erſten auch P.M., bei dem letzten aber V.P.K.M. zugl. 2 Tage.

Vandsburg. 8. Jan., 19. März, 23. April, 21. Juni, 24. Sept., 26. Nov. Zugleich V.P.M. — Vetſchau. 7. Mai, 20. Aug., 22. Okt. Freitag u. Sonnabend vorher jedesm. V.M. — Vierraden. 2. Apr., 27. Aug., 17. Dez. Jedesmal zugleich V.M. — Vietze. K.M.: 19. Juni, 16. Okt. Jedesmal auch V.P.M.

Wahrenbrück. 23. Apr. K.M., 21. Apr. Roß-V.M., 23. Juni Roß-V.M., 25. Juni K.M., 17. Dez. K.Flachs-M. — Wallbeck. 17. Mai, 20. Sept., 1. Nov. K.V.M. — Waldau. 9. April, 3. Okt. — Waltowe oder Waldau (Dorf im Flatower Kr.). Ablaß-M.: 9. Jan., 17. Mai, 26. Juli, 29. Okt. Zugleich V.K.M. jedesmal. — Waldenburg. 7. Febr., 2. Mai, 12. Sept., 7. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Wallhauſen. 1½ Tage. 27. u. 28. März, 23. u. 24. Okt. — Walſchleben. 2 Tage. 20. Juni, 25. Sept. 28. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — Waltershauſen. K.V.M.: 21. März, 27. Juni, 7. Nov. Jeder 2 Tage. — Wangerin. K.M.: 20. März, 15. Mai, 21. Aug., 2. Okt., 20. Dez. Allezeit Tags vorher V.P.M. — Wanzleben. 2 Tage. 7. u. 8. Juni, K.M., 4. u. 5. Okt. K.V.M. am 1. Tage. — — Wartenberg (Deutſch-), im Grünbergiſchen. 2 Tage. 18. u. 19. März, 27. u. 28. Mai, 9. u. 10. Sept., 4. u. 5. Nov. An jedem Tage zugleich Hanf- u. Flachs-M. — Wartenberg. K.M.: 19. März, 28. Mai, 14. Juni, 10. Sept., 19. Nov. Bei dem 1., 2., 4. u. 5. zugleich V.M., der 3. iſt bloß V.M. — Waſungen. 30. Jan. K.M., 10. April K.V.M., 29. Mai K.M., 20. Nov. K.V.M. — Weferlingen. 15. März, 19. Juli, 11. Okt.; ſämmtlich K.V.M. — Wegeleben. 8. Nov. — Weida. 24. März V.M., 27. März K.M., 5. Mai V.M., 8. Mai K.M., 14. Juni W.M., 15. Juni K.M., 13. Okt. V.M., 16. Okt. K.M., 1. Dez. V.M., 4. Dez. K.M. — Weimar. 28. Mai, 16. Juli, 15. Okt. K.V.M., jeder 5½ Tage. W.M.: 12. Juni, 3 Tage. 14. Okt. Zwiebel-M. — Weißendorf, Fürſtenthum Schleiz. K.M.: 14. Nov. — Weißenfels. V.M.: 2. März, 14. Sept.; Roß-M.: 24. u. 25. Okt.; K.M.: 6., 7. u. 8. März, 17., 18. u. 19. Juli, 18., 19. u. 20. Sept. — Weißenſee. 27. März, 17. Juli, 23. Okt., 11. Dez. Jeder 2 Tage. — Werben, in d. Altm. 11. Mai, 6. Juli, 5. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — Werben, in Pomm. 4. Mai, 10. Okt. Bei beiden Tags vorher V.M. — Werder. 29. März, 14. Juni, 25. Sept., zugl. W.M., 5. Nov., zugl. W.M.; 19. Dez. — Wernigerode. 3 Tage. 5., 6. u. 7. März, 28., 29. u. 30. Mai, 6., 7. u. 8. Dez. Jedesmal zugl. V.M. — Wettin. 9. u. 10. März, 29. u. 30. Juni, 17. u. 18. Sept. Roß-V.K.M., 6. u. 7. Dez. K.Flachs-M. Beim letzten K.M. zugleich Roß-V.M. — Wiehe. V.M.: 28. März, 14. Mai, 27. Aug. 25. Okt.; K.M.: 29. u. 30. März, 15. u. 16. Mai, 28., 29. u. 30.

Auguſt, 26. u. 27. Oktober. — **Willenberg.** 2 Tage. 2. u. 3. April, 9. u. 10. Juli, 1. u. 2. Okt., 3. u. 4. Dez. Jedesmal Sonnabend vorher V.P.M. — **Wilsnack.** 27. Febr., 19. Juni, 14. Aug., 6. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. — **Wippra.** 14. u. 15. Juni, 8. u. 9. Novbr. Jeder 1½ Tage, zugleich auch Flachs-M. — **Wittenberg (Klein-).** Roß-V.K.M.: 31. Mai, 10. Sept. — **Wittenberg,** im Herzogth. Sachſen. 3 Jahr-M.: 30. April bis 5. Mai, 22. bis 27. Okt., 10. bis 15. Dez., jeder 6 Tage. 10. Okt. V.M. — **Wittenberge,** in der Priegnitz. 29. Mai, 20. Juli, 2. Okt., 4. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — **Wittichenau.** 9. April, 5. Juni, 6. Aug., 1. Okt. — **Wittſtock.** 6. März, 1. Mai, 27. Sept., 4. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — **Wörlitz.** K.M.: 4. April. K.V.M.: 25. Juni, 1. Okt. — **Woldenberg,** in d. Neumark. 7. Febr., 2. Mai, 12. Sept., 7. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Wolgaſt.** 19. März P.M., Tags darauf K.M., 17. Sept. P.M. u. Tags darauf K.M. — **Wollin.** K.M.: 7. März, Tags vorher Victualien-M., P.M.: 19. März, K.M.: 13. Juni, Tags vorher Victualien-M., P.M.: 23. Juli, K.M.: 2. Okt., Tags vorher Victualien-M.; Fettvieh- u. Schweine-M.: alle Montage von Michaeli bis Weihnachten. — **Wollſtein.** K.Getraide-V.M.: 2. April, 13. Aug., 18. Okt., 17. Dez. — **Wollmirſtädt.** 11. u. 12. Mai, 16. u. 17. Nov., 2 Tage, am 1. zugleich V.M. — **Wongrowiec.** 7. März, 18. Juni, 5. Sept., 5. Dez. Jeder 2 Tage. V.K.M. — **Worbis.** 2 Tage. 5. Febr., 7. Mai, 16. Juli, 12. Nov. Am 2. Tage zugleich V.M. — **Wriezen a. d. O.** 14. März, 27. Juni. Jedesmal Tags vorher V.P.M., 30. Aug. V.P.M.; 10. Okt. Tags vorh. V.P.M., 11. Dez. V.M. — **Wronke.** 19. März, 9. Juli, 15. Okt., 17. Dez. K.V.M. — **Wurzbach.** K.V.M.: 31. Jan., 18. Apr., 30. Mai, 22. Juni, 15. Aug., 22. Okt., 12. Dez., V.M.: 28. Febr., 7., 14., 21. u. 28. März, 4. u. 11. Apr. — **Wuſterhauſen a. d. Doſſe.** 26. Apr., 28. Juni, 25. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.Schweine-M. — **Königs-Wuſterhauſen** (Flecken). 24. Sept. V.M. u. 25. Sept. K.M. — **Wyk.** Reg. Bez. Stralſund, auf dem Derß. 6. Nov. K.M.

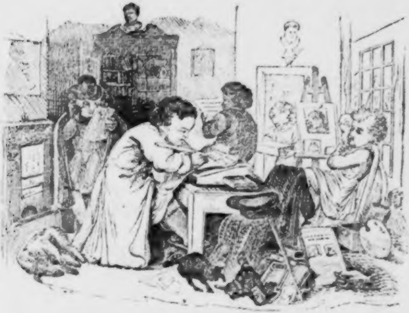
Zachan. 22. März, 16. Juli, 26. Sept., 15. Nov. Beim 1., 3. u. 4. Tags vorher V.P.M. — **Zahna.** 24. März Roß-V.M., 26. März K.M., 9. Juni Roß-V.M., 11. Juni K.M., 8. Sept. Roß-V.M., 10. Sept. K.M., 17. Nov. Roß-V.M., 19. Nov. K.M. — **Zanow.** 12. Febr. K.M., 23. Apr., 20. Aug., 1. Okt. K.V.M. — **Zehden.** 3. Apr., 29. Juni, 1. Okt., 17. Dez. Beim 1. u. 2. zugleich V.P.M., beim 3. Markt am 2. Markttage W.M. — **Zehdenick.** 5. Apr., 14. Juni, 18. Okt., 6. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M., W.M.: 23. Juni, 27. Okt. — **Zeitz.** 26. März Roß-M., 15. u. 16. Mai K.M., 9. Juni V.M., 31. Juli u. 1. Aug. K.M., 19. Sept. V.M., 20. u. 21. Sept. K.M., 5. Nov. Roß-M., 17. Nov. V.M. Sämmtliche Jahr-M. ſangen am erſten Tage Mittags 12 Uhr an, und enden am dritten Tage Mittags 12 Uhr. — **Zella** K.V.M.: 5. Apr., 31. Mai, 4. Okt., 20. Dez. — **Zellin.** 19. März, 24. Sept. — **Zempelburg.** 5. Febr., 26. März, 5. Apr., 19. Juli, 20. Aug., 27. Sept., 12. Nov., 6. Dez. Zugl. V.P.M. — **Zerbſt.** 23. Apr. K.M., 26. Apr. P.V.M., Tags vorher Schuh-M., 21. Aug. P.V.M., Tags vorher Schuh-M., 24. Aug. K.M., hat Meßfreiheit und währt 15 Tage, 18. Okt. P.V.M., Tags vorher Schuh-M.,

22. Okt. K.M., 8 Tage. — Ziegenrück. 14. u. 21. März V.M.; 28. März 4. u. 9. Apr., 18. Juni, 8. Okt., 12. Nov., 14. Dez. Jahr-V.M. — Zielenzig. 28. März, 20. Juni, 19. Sept. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Zieſar. 15. März V.K.M., 22. Mai K.V.W.M., 13. Sept., 15. Nov. K.M. — Ziethen (Dorf im Schlochauer Kr.). 10. Mai, 25. Juli, 31. Okt. K.V.M. — Zinna. 1. März, 19. Juli, 6. Dez. Jedesmal K.V.M. — Zippnow (Dorf, Kreis Deutſch-Crone). K.V.M.: 15. Mai, 16. Okt. — Zirke. K.V.M.: 20. März, 13. Sept., 2. Nov., 6. Dez. — Zittau. 10. März, 26. Mai, 1. Sept, 1. Dez. Jedesmal K.V.M. — Zörbig. 5. u. 6. März, 25. u. 26. Juni, 11. u. 12. Okt. Jedesmal zugleich V.M. Jeder 2 Tage. — Zobten. 27. Mai, 19. Aug., 28. Okt. K.M., Tags nachher V.M. — Zoſſen. 28. März, 20. Juni, 12. Sept., 17. Okt., 5. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — Zuckau, im Kr. Karthaus. 25. Juni, 25. Juli, 22. Nov. K.V.M. — Züllichau. 15. Jan., 23. Apr., 2. Juli, 20. Aug., 22. Okt. — Zwickau. Roß-V.M.: 12. März, 30. Juli, 30. Okt.; K.M.: 13. März, 12. Juni, 18. Sept.; V.M.: 4. Dez.; W.M.: 21. Mai, 15. Juni. — Zybella. 5. Juni, 8. Okt.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

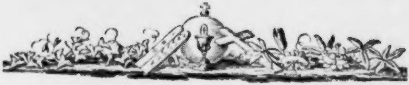
Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.



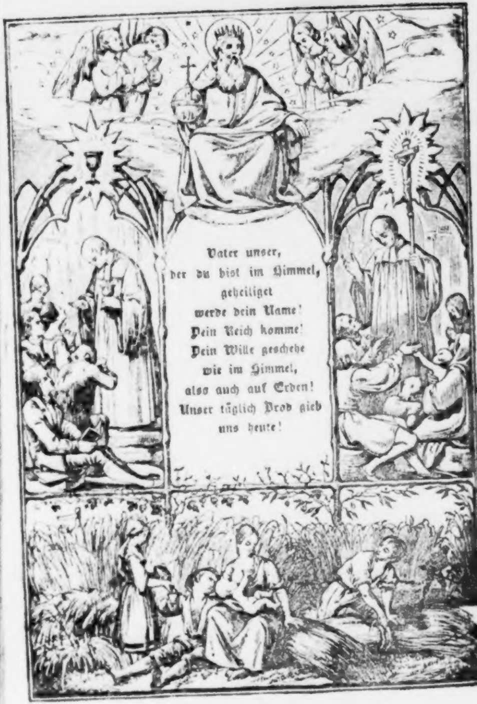
Wir sparen nicht Fleiss, zieh'n Vieles herein,
Und meinen, hier wird für Jeden 'was seyn!

1838.
Berlin Vereins-Buchhandlung.

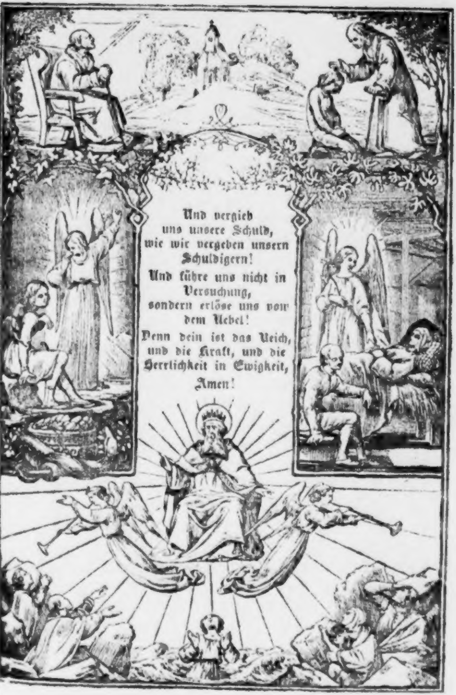


Das Gebet des Herrn.

„Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name; dein Reich komme; dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ — Wie könnten wir Gott inniger nennen als unſern Vater, einen Vater, der mit Liebe ſorgt für den Bedarf und das Wohlergehen ſeiner Kinder? Einen unermeßlichen Reichthum der ſchönſten Gaben hat er ausgebreitet vor uns und Jeden von uns berufen, davon zu nehmen, zu genießen, ſo viel als ihm gut iſt. Er führt uns, er iſt mit ſeinem Rath überall und wenn wir ſtraucheln und irren, ſind nur wir, die unbedächtigen, ungehorſamen Kinder ſchuld. Darum **„komme dein Reich“**, o allmächtiger Ordner und Bewahrer, uns immerdar zu; das ewige Reich der Wahrheit und Klarheit, daß wir deinen Willen recht erkennen und deuten, und ſo denken und handeln, daß er durch uns ausgeführt werde in den Schickſalen der Menſchheit auf Erden und dereinſt auch in dem Lichte der Ewigkeit. — **„Unser täglich Brod gieb uns heute!“** Brod für uns und die Unſern, des Lebens Nothdurft erwarten wir vom Vater. Das iſt nicht Manna vom Himmel, ſondern Segen für unſere Arbeit, unſern Fleiß, die Erndte nach Denken, Sorgen und Mühen. Der Müßige iſt ein ungehorſam Kind, das ſich ſelbſt Strafe auferlegt und ſo darben muß. Nicht der im Ueberfluſſe lebt iſt auch das am reichſten beſchenkte der Kinder Gottes. Der Reichſte hat eben nicht mehr als Brod, ſeine Nothdurft, wie mancher Flitter ihm auch — entbehrlich iſt. An ſeinem Ueberfluſſe erprüft ſich nur um ſo ſchöner des Aermeren Genügſamkeit. Der iſt wahrhaft reich, der das hat was er braucht und nicht mehr begehrt als er hat. — **„Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“** Es kommt darauf an, von wannen unſere Schuld iſt; ob ſie aus böſem Herzen hervor-



Vater unser,
der du bist im Himmel,
geheiliget
werde dein Name!
Dein Reich komme!
Dein Wille geschehe
wie im Himmel,
also auch auf Erden!
Unser täglich Brod gieb
uns heute!



Und vergieb
uns unsere Schuld,
wie wir vergeben unsern
Schuldigern!
Und führe uns nicht in
Versuchung,
sondern erlöse uns vom
dem Uebel!
Denn dein ist das Reich,
und die Kraft, und die
Herrlichkeit in Ewigkeit,
Amen!

ging, aus verſtocktem Sinn, oder bloß im Augenblick menſchlicher Schwäche verwirkt iſt. Es kommt auch wieder darauf an, von wannen dieſe Schwäche iſt; ob unſerem Fleiſche, unſerer Seele anerzogen oder bloß von uns ſelbſt durch Nachläſſigkeit oder Unachtſamkeit uns angewöhnt. D'rum habe Jeder Acht auf ſich und halte Wache ſo Tag als Nacht, daß ſein Schuldbuch nicht zu voll werde, denn viele kleine Vergehungen wiegen am Ende doch ſo ſchwer als ein großes Verbrechen. Da aber Niemands Schuldbuch ganz weiße Blätter zeigt und auch dem Reinſten ſein Engel etwas drinnen angeſchrieben hat, ſo rechtet nicht mit denen, die ſich gegen Euch verſchuldigen. Für jedes Wort, das Ihr ihnen aus ihrem Schuldbuch ſtreicht, werden Euch zehn von Eurem Engel gelöſcht. — „**Und führe uns nicht in Verſuchung!**" Tugend und Recht gehen immerfort auf einem ſchmalen Wege über einen tiefen Abgrund. Es liegt viel Lockendes und Verführendes zu beiden Seiten; wer keck danach langt, verliert leicht das Gleichgewicht und ſtürzt hinunter. Geld, Genuß, Ehre haben ihren Werth, wenn ſie auf geradem Wege zu erlangen ſind; darum ſich zu bewerben, danach zu ſtreben iſt keine Sünde. Krümmt ſich aber vor uns der Pfad zum Böſen, ſo wende man ſich ab davon, denn immer noch hat es ſich an dem ſchrecklich gerächt, der den Schlangenweg des Unrechts gegangen; und wenn nicht äußerlich, dann nur um ſo ſchrecklicher im Innern. — „**Sondern erlöſe uns von dem Uebel**"; dem Uebel des kranken Leibes ſowohl als dem Uebel des böſen Gewiſſens! Denn nur ein Unglück iſt ein wahrhaftes Unglück, das iſt Krankheit. Allem andern kann der Menſch begegnen, ausweichen, kann es ertragen. Krankheit laſtet ſchwer auf dem Geſchlagenen. Muß ſie aber getragen ſeyn, giebt der gütige Vater wohl auch die Kraft und Geduld dazu. Aber böſes Gewiſſen, Bewußtſeyn der ſchlechten That, das iſt die allerärgſte Pein, der Krebsſchaden, der immer wächſt mit den Tagen und um ſo ſchärfer ſich einätzt, je ſchwächer das Fleiſch wird, das ihn ſich zugezogen. Und wenn im Leben es ſchon ſo ſchwer, das böſe Gewiſſen wie Centnerlaſten mit ſich zu ſchleppen, wie ungeheuer muß die Laſt wachſen in der Todesſtunde; und wie muß ſie einſt in die Wage des Gerichts fallen am Auferſtehungstage! D'rum bewahre, allgütiger Vater, deine Kinder vor ſolchem Herzen und Sinn, die bös und verſtockt ſind aus angewohnter Schwäche! Laß uns ſtark ſeyn, genügſam und duldſam, daß wir freudig dir leben und nur dir! „**Denn dein iſt das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!**"

Eine Mondlandſchaft, im Fernrohr geſehen.

Im Jahrgange für 1836 waren beiſpielsweiſe einige Gegenden des Mondes, wie ſie nach einer bei Landkarten gebräuchlichen Entwerfungsart dargeſtellt werden müſſen, abgebildet worden. Gegenwärtig wird den Leſern eine Mondlandſchaft vorgeführt, wie ſie im Fernrohr zu der Zeit, wenn die Sonne über derſelben aufgeht, dem Beobachter erſcheint.

Man hat zur Rechten einen noch in Nacht liegenden Theil des Mondes, aus dem indeß ſchon einzelne Berge, namentlich die Wälle zweier großen Ringgebirge, hervorleuchten. Es iſt leicht begreiflich, daß je höher ein Berg liegt, er deſto früher von den Sonnenſtrahlen erreicht werden müſſe und daß man ſogar die Höhe eines Berges dadurch beſtimmen könne, daß man Acht habe wann er zuerſt in der Mondnacht ſichtbar werde und wie weit er dann auch von der Linie, wo die allgemeine Erleuchtung aufhört (die Lichtgrenze), entfernt ſey. Indeß iſt dieſe Beobachtung ſehr ſchwierig und auch ſonſt noch aus manchen andern Gründen unſicher, weshalb ſie nur wenig angewandt worden iſt.

Im übrigen Raume, den die Sonne (die hier zur Linken des Bildes angenommen wird) bereits erleuchtet, erblickt man zur Linken eine große graue Fläche, ein Theil des ſogenannten Mare Serenitatis. Sie iſt nicht allenthalben gleich dunkel. Der nach dem linken Rande zu liegende Theil iſt etwas heller als das Uebrige und ſchimmert im Vollmonde grün, während das Uebrige alsdann grau bleibt. Man ſieht weißlichte Verzweigungen hindurchziehen, es ſind dies flache Landrücken von geringer Höhe, die keinen dunklen Schatten werfen, ſondern nur eine leichte Schattirung an der von der Sonne abgewendeten Seite zeigen, und die, wenn die Lichtgrenze ſich weiter von ihnen entfernt, gewöhnlich ganz unſichtbar werden. Auch erblickt man in derſelben einige Crater, deren Wälle alsdann hell leuchten, während ſowohl im Innern als auch an ihrer rechten Seite noch tiefe Nacht liegt; und ganz oben ſieht man auch eine ſogenannte Rille (lange Furche), die ſich als feine ſchwarze Linie darſtellt.

An der obern Seite des Blattes erblickt man ein hohes Gebirge, dem man den Namen Appenin gegeben hat und von welchem einige Gipfel ſich mehr als 15,000 Fuß hoch erheben. Es iſt, wie die meiſten Bergländer, von hellerer Farbe und beſonders ſtark leuchten um dieſe Zeit die der Sonne zugewendeten Seiten, während auf der entgegengeſetzten die Schatten der Berge ſichtbar ſind. Jede Erhöhung wird einen deſto längeren Schatten werfen, je näher ihr die Lichtgrenze liegt und je höher ſie ſelbſt iſt. Kann man alſo die Länge des Schattens, und zugleich den Abſtand der Lichtgrenze von dem Berge, der ihn wirft, hinreichend genau meſſen, ſo wird man auch die Höhe des Berges berechnen können. Dieſe Methode iſt ſicherer als die vorhin erwähnte; ſie kann aber eben ſo wenig als jene allgemein angewandt werden. Einen Berg im Innern eines Gebirges z. B. kann man auf dieſe Weiſe nicht beſtimmen, er müßte denn ſo hoch ſeyn, daß er ſeinen Schatten über alle andern Gipfel hinweg würfe. Man wird alſo meiſtens nur die an den Rändern gelegenen meſſen können.

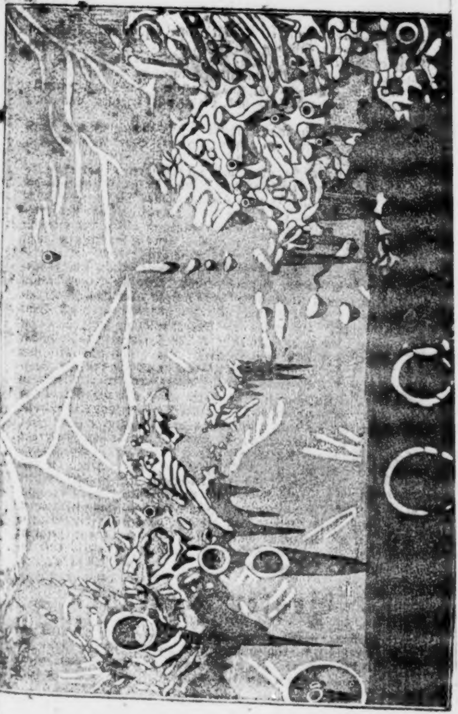
Vom untern Rande des Bildes her zieht gleichfalls ein Gebirge dem Appenin entgegen, daß den Namen Caucaſus führt. Es liegt etwas weiter von der Lichtgrenze als jenes, deshalb erſcheinen die Schatten im Innern im Allgemeinen nicht ſo lang, die nach außen fallenden aber können beſſer als jene wahrgenommen werden, da wir ſie noch ihrer ganzen Länge nach ſehen. Mehrere derſelben haben eine zum Meſſen bequeme Lage. Der höchſte Berg, unten zur Rechten eines ſehr tiefen Ringgebirges (Calippus), iſt durch ſeinen langen Schatten ausgezeichnet, deſſen Spitze grade die Lichtgrenze erreicht, er iſt 17,000 Fuß hoch. Nur zwei bis drei Stunden ſpäter, und der Schatten wird nur noch die Hälfte ſeiner gegenwärtigen Länge haben. Die etwas höher liegende Bergecke iſt 12,000, und der faſt in der Mitte des Bildes gelegene hohe Berg mit zwei Gipfeln, wie die beiden Spitzen ſeines Schattens zeigen, 10,000 Fuß hoch.

Der weſtliche Theil dieſes Gebirges, unten links in der Ecke, iſt viel niedriger, erſcheint auch weniger hell, als das übrige und beſteht aus einer ſehr großen Zahl kleiner Hügel.

Rechts am untern Rande erblickt man ein Ringgebirge, daß den Namen Caſſini führt, und über deſſen öſtlichen Rand die Sonne erſt vor Kurzem aufgegangen iſt, da am Fuße herum noch Nacht liegt. Es wirft noch einen bedeutenden Schatten in das Innere, wo aber noch einige andre Ringwälle ſchon hervorglänzen und auch ihrerſeits Schatten werfen. Der Wall des Caſſini iſt 3500 Fuß hoch gefunden worden.

Das etwas höher hinauf liegende kleinere Ringgebirge iſt, wie man ſieht, ſtärker vertieft, denn das ganze Innere iſt noch voll Schatten, und der in der Mitte des Ringes ſtehende Berg iſt noch nicht ſichtbar. Auch nach außen zu erhebt es ſich höher. Es führt den Namen Theaetetus. Eine Stunde ſpäter wird man den nach außen fallenden Schatten ganz erblicken, gleich dem der Caucaſusberge.

Rechts am Rande ſieht man in der Nacht des Mondes zwei große Ringgebirge, das untere größere führt den Namen Ariſtillus, der des andern iſt Autolycus. Von beiden ſind nur erſt die höchſten Theile des Walles ſichtbar, der ſich viel breiter



darſtellen wird, wenn die Sonne weiter herauf iſt. Doch erſt in der folgenden Erdnacht wird man in ihr Inneres ſehen und in jedem derſelben einen Berg in der Mitte erblicken, ſo wie rings herum am Walle niedrige Bergreihen in großer Zahl. Ariſtillus iſt gegen 10.000 und Autolycus 8400 Fuß vertieft; von außen her gemeſſen, ſind die Wälle dagegen nur etwa 4000 Fuß hoch.

Oben rechts, im Appeningebirg, ſieht man gleichfalls einen ſolchen Ring (Conon), in deſſen Mitte der Berg ſchon anfängt, ſichtbar zu werden.

Zwiſchen dem Caucaſus und der Lichtgrenze liegt ebenfalls eine graue Fläche, der man den Namen Palus nebularum gegeben hat. Sie iſt jetzt noch ziemlich dunkel, wird aber etwas heller werden, wenn die Sonne höher hinauf und alſo die Lichtgrenze weiter entfernt ſeyn wird. Alsdann aber wird man die kleinen Hügelrücken, die jetzt ziemlich deutlich erſcheinen, nicht mehr ſo gut erblicken, da ſie ihre Schattirung verlieren.

Die in dieſem Bilde angenommene Phaſe iſt das erſte Mondviertel. Je näher der Vollmond rückt, deſto mehr Landſchaften wird man erhellt ſehen, deſto kürzer werden aber auch die Schatten werden, zumal da wir ſie dann nur mehr von der Seite ſehen können. Iſt endlich der Mond voll, ſo ſieht man gar keine Schatten mehr. Einzelne Berge laſſen ſich dann ſchwer oder gar nicht mehr unterſcheiden; man ſieht nur noch den Unterſchied der großen grauen Flächen gegen die helleren Berglandſchaften. Der Anblick des Mondes im erſten Viertel in einem guten Fernrohr iſt daher nicht allein ungleich ſchöner und reizender, ſondern auch viel belehrender, als der des Vollmondes.

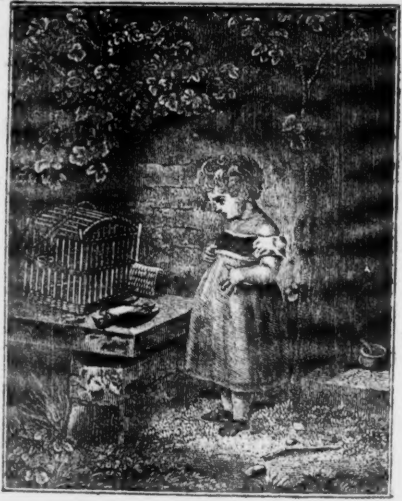
Im letzten Viertel, oder überhaupt bei abnehmendem Monde, fallen die Schatten nach der entgegengeſetzten Seite, und man ſieht ſie wachſen. An der Lichtgrenze iſt alsdann Sonnenuntergang, und die einzelnen Berggipfel und Ringgebirge, die noch eine Zeitlang in der Mondnacht erleuchtet bleiben, verſchwinden dann allmählig. Der beleuchteten Landſchaften werden dann immer weniger, bis zuletzt im Neumonde Alles für uns verſchwindet.

Noch iſt zu merken, daß die hier dargeſtellte Landſchaft ſo gezeichnet iſt, wie ſie im umkehrenden (aſtronomiſchen) Fernrohr erſcheint. Wer die Lage für das freie Auge verlangt, darf daher das Blatt nur umwenden.

Dr. Mädler.

Erster Verlust.

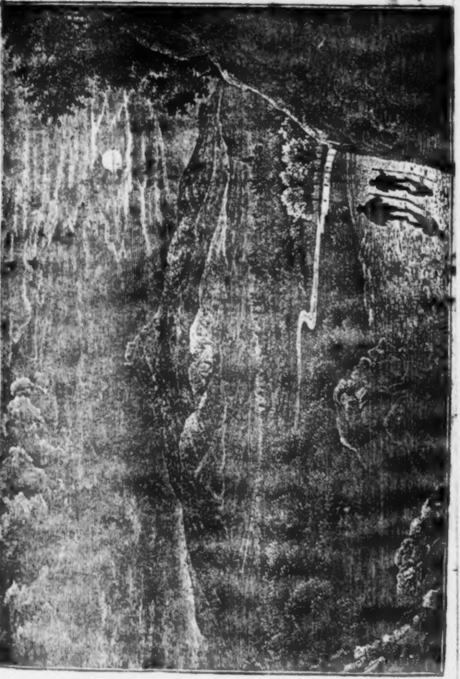
Verlieren lernen iſt die ſchwerſte Kunſt des Lebens, und wer ſie mit Leichtigkeit früh erlernt, der wird die ſchmerzlichſten Ereigniſſe gleichmüthig und weiſe ertragen können. Vom Beginn unſeres Daſeyns drückt uns ein ewiges Verlieren. Die Zeit ſpielt uns die Tage hinweg, ohne daß wir es merken; nur plötzlich befällt uns zuweilen der Gedanke an das Fliehen unſeres Lebens. Werden wir älter, ſo blicken wir mit Erinnerungsſchmerz in die frohen Tage der Kindheit zurück, bald ſehnen wir uns nach den Tagen der Jugend, endlich nach dem Glück des Mannes, und wenn wir am Ziele ſtehen, wohl dem, der mit Ruhe dem letzten Verlieren entgegen ſehen kann: dem Verluſt unſeres Daſeyns; gewiß, er hat ſich dann erſt recht gefunden!



Wir ſehen hier ein Bildchen vor uns, das uns zur Wehmuth um ſo leichter ſtimmen wird, als es den erſten Verluſt eines Kindes darſtellt, das im Tode ſeines Vögelchens das ernſte Geſchick der Zukunft ahnen könnte. Wer weiß, ob das harmloſe Kind den Käfig in ſeiner Unerfahrenheit auf einen Ort geſtellt, wo ein heimtückiſcher Marder oder eine Katze dem Vögelchen an's Leben kommen konnte, oder ob vielleicht irgend ſonſt ein unglücklicher Zufall den Tod des gefiederten Sängers herbeigeführt, genug, der erſte Verluſt ergreift unbewußt das Kind, das wohl noch nicht ahnt, wie ihm das Leben weit ſchmerzlichere Verluſte aufbewahrt. Aber ein ſchmerzlicher iſt es immer, ja vielleicht ein vorwurfsvoller, im Fall etwa das Kind ſeine Pflicht, dem Vöglein Futter zu geben, verſäumt hat; und doch kann das Herbe hier wohlthätig wirken, wenn dann bei dem erſten Verluſt auch die erſte Erkenntniß ſich einſtellt, daß die eigne Schuld die ſchwerſte Laſt des Lebens iſt.

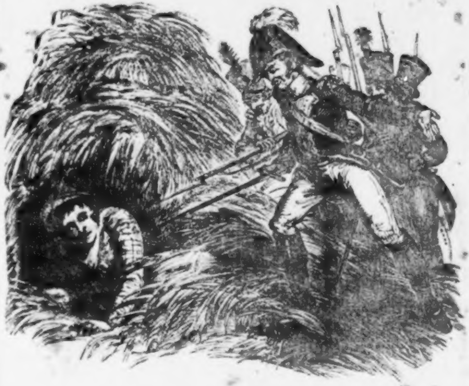
Die Ruine von Hohenſtaufen.

Von der Stammburg der berühmten Kaiſer aus dem Hauſe der Hohenſtaufen iſt nichts mehr übrig als eine ſpärliche Ruine, wie wir ſie auf dem Bilde vor uns ſehen. Der Erſte, der den Grund legte zu der geſchichtlichen Berühmtheit dieſes Geſchlechts, war Friedrich von Staufen, der im elften Jahrhundert auf dieſer Burg (nahe bei Göppingen in Schwaben) wohnte und in der Schlacht bei Merſeburg im Jahr 1080 ſich ſo tapfer zeigte, daß ihm Kaiſer Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben ſchenkte und ihm ſeine Tochter Agnes zur Gemahlin gab, die er ihm kurz zuvor verweigert hatte. Das am beſten erhaltene Bau-Denkmal, welches von den Hohenſtaufen noch vorhanden, iſt die Dorfkirche des ſogenannten Marks Staufen, am Fuß des Berges gelegen. Eine Inſchrift der Kirche ſagt: „Fridericus Barbaroſſa genannt, zu Fuß in dieſe Kirche iſt gegangen, ohn allen Stolz, ohn Pracht und Prangen, durch dieſe Thür, wie ich bericht, iſt wahrlich wahr und kein Gedicht.“ Die nachmaligen Kämpfe der Hohenſtaufner Kaiſer gegen die römiſche Kirchen-Herrſchaft hat bekanntlich ein deutſcher Dichter, E. Raupach, in einer Reihe von Dramen dargeſtellt und ſo das Andenken der würdigen Herrſcher im deutſchen Volk lebendig erneuert. Wir ſprechen davon, wenn wir das Bildniß des genannten Dichters geben, was im nächſten Jahrgange geſchehen ſoll. — In Bezug auf jene Kämpfe fällt uns gleich ein guter Zug ein von einem Geiſtlichen in Paris. Als der berühmteſte der Hohenſtaufen, Kaiſer Friedrich II., von dem Papſt in den Bann gethan worden war, ſagte jener Geiſtliche, ſtatt die Bulle nach gewöhnlicher Weiſe bekannt zu machen, zu ſeinen Pfarrkindern: „Ihr wißt, meine Freunde, daß ich den Bann über den Kaiſer verleſen ſoll, wie es mein Vorgänger gethan. Ich weiß den Grund des Befehls nicht, weiß aber, daß der Papſt und der Kaiſer uneins ſind. Gott allein kann wiſſen, wem das Recht angehört. Ich nun



der da für Recht und Frieden wirken ſoll, erkläre in meiner Unfähigkeit, hier zu entſcheiden, den in den Bann, der im Unrecht iſt und ſpreche den Dulder los.“ — Der Kaiſer ſandte dem freimüthigen Manne ein Andenken, der König von Frankreich aber beſtrafte ihn auf den Grund kirchlicher Vorſchriften, „weil er einen böſen Witz gemacht.“ Wir mögen nicht weiter unterſuchen, ob's ein guter oder ein böſer Witz war, wir erzählen's nur, um darauf hinzudeuten, daß es auch in jener Zeit Männer gab, die nicht blindlings verdammen wollten.

Der Getraide-Spion.



1.

Als die franzöſiſche Armee die deutſche Grenze überſchritten hatte, fanden ſich Viele, die, von den Siegen des großen Corſen geblendet, ſeinem Glücksſtern nachritten, und man ſah nicht ſelten Manchen des jungen muthigen Volkes in dieſer Verblendung ſeinen Glücksnachen an das Meteor Napoleon knüpfen. Dennoch hatte er bekanntlich viele Feinde unter der deutſchen Jugend und zu dieſen gehörte ein junger begeiſterter Schwabe, der aus Haß gegen den Tyrannen ſogar ſein Leben wagte und verkleidet im Feindeslager umherſchlich, um den öſterreichiſchen Truppen durch abgelauſchte Worte über geheim gehaltene Befehle des Feindes dienen zu können. — Bald wurde indeſſen der Schwabe, **Ernſt Geutler** war ſein Name, durch franzöſiſche Spione aufgefunden und wäre unſtreitig dem Tode nicht entgangen, hätte er nicht durch ſchlaue Verkleidungen ſich dieſem Schickſal entzogen.

In der Schenke zu N**, die voll von franzöſiſchen Soldaten und auch einigen Privat-Perſonen war, ſprach man daher ein Langes und Breites von Geutler und ſeiner Schlauheit, bis einem Grenadier im Geſpräch die Worte entfuhren: „Weiß der Teufel, der Geutler ſoll ſo ſchlau ſeyn, daß er unter den Augen des Feindes ſeine Streiche ausführt; wer weiß, ob er nicht unter dieſem Dache mit uns verweilt.“ — Unwillkührlich blickten die Soldaten um ſich und ſelbſt unter den nicht militairiſchen Beſuchern entſtand eine kleine Bewegung, ja ein guter Beobachter hätte wahrnehmen können, wie ein junger Bauerburſche leicht erbleichte. Bald aber faßte ſich dieſer und indem er die Aufmerkſamkeit der Soldaten bemerkte, trat er kühn und lachend vor, indem er den Schenkjungen — einen zur Beluſtigung der Gäſte kürzlich angenommenen ſehr einfältigen Burſchen — mit den Worten anhielt: „Hier, tapferes Franzoſenvolk, dies iſt der ſchurkiſche Geutler, ſo wahr ich den Kaiſer liebe.“

Die Soldaten brachen in ein helles Gelächter aus; Martin aber, ſo hieß der Burſche, ſtand vor Schrecken wie verſteinert und da ſich die Soldaten alle lachend um ihn drängten, begann er zu zittern, indem er ausrief:

„Verzeihen Sie, Herren Grenadiers, daß ich nicht der Geutler bin, ich bin —“

„Holla, der leugnet, tapfere Soldaten, dann iſt er's gewiß, denn ſo macht's der Geutler immer!“ rief luſtig der Bauerburſche.

„Ach“, ſchrie Martin, „ich bin's wahrhaftig nicht, ich heiße ja neunzehn Jahre ſchon Martin.“

„Burſche, wo Du ein Wort erwiederſt!“ ſchrie Jener. „Ja, meine braven Soldaten, er iſt bis geſtern Nacht Martin geweſen, wir wiſſen's Alle; aber in der Nacht, während er ſchlief, iſt er vertauſcht worden, und nun iſt's Geutler.“

War früher ſchon dem armen Martin aller Muth geſunken, jetzt verließ er ihn ganz, und bebend rief er aus: „Was, ich umgetauſcht! O Jemine, was wird die Mutter ſagen!“

Die Soldaten krümmten ſich vor Lachen über die Angſt des Burſchen; da ſtellte ſich der bärtige Grenadier mit ſehr ernſter Geberde auf einen Stuhl, während man Martin auf den Tiſch hob, und begann folgendermaßen:

„Kameraden, das ganze Kaiſerthum ſteht auf dem Spiel! Bedenkt, um was es ſich handelt; es iſt nicht mehr und nicht minder als die Auslieferung des großen berüchtigten Spions und eine Million iſt auf ſeinen Kopf geſetzt. Dieſer Spion ſteht vor uns auf dem Tiſche. Man weiß, wie er's angefangen, uns zu täuſchen, er ging geſtern Nachts auf den Boden, wo das Bette des braven, ehrlichen und höchſt verdienſtvollen Martin ſtand, und wechſelte, während der liebe Burſche ſchlief, die Kleider aus, legte ſich in's Bett und ſchickte den armen guten Martin in die Flucht. Kameraden, weinet um den guten braven Burſchen, der leider, nun fern von Speiſ' und Obdach, in Schlucht und Wald ſich verbergen muß."

Die Soldaten begannen ein Heulen und Schluchzen, das einen vernünftigen Menſchen halbtoll hätte machen können, aber alles Geſchrei überheulte Martin's Stimme, der ſich einem ſolchen Schmerz über ſein unglückliches Schickſal hingab, daß ſelbſt der ernſte Vorträger ſeine Würde nicht mehr behaupten konnte. Doch endlich fuhr er fort:

„Da ſteht er nun, der Betrüger, der uns hintergangen und den armen braven Martin ſo unglücklich gemacht hat. Ja, der Kaiſer würde ihm ſein Vergehen an Frankreich verzeihen; aber der Frevel an den herrlichen guten Martin, nein, Soldaten, der ſoll ihm nicht verziehen werden; wir nehmen ſogleich die fürchterlichſte Rache an ihm."

Ein betäubender Tumult erhob ſich und die Soldaten riefen: „Blut! ja Blut wollen wir ſehen!"

„Ach, Gnade! Gnade!" ſchrie der arme Martin, auf dem Tiſch knieend. „Nun denn", entgegnete der Grenadier, „zuvor laß hören, was Du zu bekennen haſt. Willſt Du die reine Wahrheit ſagen?"

„Ja, ja", ſchrie Martin, „ich will Alles bekennen!"

Der Grenadier fuhr hierauf mit tiefer feierlicher Stimme fort: „Beim Kaiſer und dem großen Reich, ſagſt Du eine Lüge, ſo mußt Du ſterben. Merke Dir's und bekenne, Schurke! Ich frage Dich im Namen des Kaiſers, ſprich, unendlich Unglücklicher, wo haſt Du unſern armen, braven, guten Martin gelaſſen?"

Statt aller Antwort ſtieß Martin ein Geheul aus, das Alles wieder außer Faſſung brachte.

„Ja", begann der Grenadier, „er hat ihn ermordet! ſo viel iſt gewiß; ach, was wird die arme Mutter ſagen, wenn ihr Martin todt nach Hauſe kommt. Doch laſſen wir das! ſag' an, Unſeliger, wie viel Waſſer haſt Du in den Branntwein gethan, ſprich?"

„Ach", begann Martin in ſeinem Schluchzen, „ich hab's nicht gethan, der Wirth, er hat einen halben Eimer hinein gegoſſen!"

Das Gelächter wollte kein Ende nehmen, beſonders da der Wirth nun anfing auf den Burſchen zu ſchimpfen. Endlich begann der Grenadier wieder: „Alſo Ihr, Herr Wirth, behauptet, daß es Lüge ſey, was der Burſche geſagt; gut, er ſoll ſterben."

Während Martin und die Soldaten in neuen Lärm ausbrachen, nahm der Wirth Gelegenheit, den Grenadier um Mitleid mit dem geängſtigten Jungen anzuflehen und mit einem vollen Glaſe ſiegte die Ueberredungskunſt des Wirths.

„Gut", ſagte endlich der Grenadier, nachdem er den Kameraden ein Zeichen gab, „er ſoll ſterben; nehmt Eure Mützen vor's Antlitz und betet ein Paternoſter für ſeine Seele."

Während der Zeit, daß die Soldaten die Hüte vor dem Geſichte hatten, gab, verabredetermaßen, der Wirth dem geängſtigten Burſchen ein Zeichen, daß er fliehe, und bevor ſich's die Soldaten verſahen, war er vom Tiſch hinunter und zur Thür hinaus.

Das Lachen ging nun erſt recht an; dabei ſah man ſich nach dem luſtigen Bauerburſchen um, der den Spaß begonnen, doch war dieſer nicht mehr in der Schenke, man dachte nicht weiter an ihn. Ein Paar überluſtige Soldaten folgten indeß der Spur des Martin, um den Spaß weiter, als bereits geſchehen, zu treiben. Der arme Martin floh und da er das Feld erreicht hatte, kroch er unter einen Getraidehaufen.

Die Soldaten, die ihm gefolgt, ſahen unter wüthendem Lachen dieſe ſpaßige Scene mit an, und bald an das Getraide gelangt, ſpürten ſie mit ihren Bajonetten umher. „Hier", begann der Eine, „hier hat ſich der ſchlaue Geutler verſteckt, der Spitzbube, wir werden ihn wohl bekommen. Laßt nicht nach, Kameraden!"

„Nein", begann der Andere, „und wenn ich heutigen Tages zwei Monate dieſen Ort belagern ſollte, er muß ſich ergeben oder des Hungertodes ſterben, dieſer ſpitzbübiſche Geutler, er ſoll bald gefunden ſeyn." Aehnliches riefen die Uebrigen aus, und thaten ſich mit ihrem Spaße ſo gütlich, daß ſie es nicht merkten, wie ihr Major ſich genaht und nun hinter ihnen ſtand. — Dieſer hörte lange ihre Geſpräche an, endlich rief er aus: „D'ran, Jungens, was ſpielt Ihr denn umher? Wenn Ihr ihn hier aufſpürt, ſoll Euer Lohn nicht gering ſeyn. Hella, rechts Du da, was ſtehſt Du? Vorwärts!" Er zog ſeinen Degen, und ohne das Staunen und den Schrecken der Soldaten zu bemerken, begann er zu kommandiren und ſelbſt mit zu ſuchen, bis endlich die unſelige Phyſiognomie des armen Martin zum Vorſchein kam.

Die Soldaten, jetzt höchſt verlegen über ihren Spaß, ſahen ein, daß ſie zu weit gegangen, hatten aber Augenblicks nicht den Muth Alles zu entdecken, und mußten nun auf Kommando den armen Martin als Gefangenen in's Lager ſchleppen, in welchem ſich auch bald die Nachricht von der Gefangennahme des berüchtigten Geutler wie ein Lauffeuer verbreitete.

II.

Zu gleicher Zeit mit dieſer Nachricht, die von den Soldaten halb als Spaß halb als Ernſt aufgenommen wurde, drang der Befehl eines ſchleunigen Aufbruch's in's Lager, indem, nach genauen Berichten, die Stellung der Truppen dem Feinde verrathen ſeyn ſollte. Der General ſaß gedankenvoll in ſeinem Zimmer und ſann darüber nach, ob dem Befehl nun noch Folge zu leiſten, indem der Spion doch eingefangen ſey. Da ließ ein Mädchen als die Schweſter Geutler's ſich anmelden; er wollte ſie nicht vor ſich laſſen, doch ſie riß die Thür auf und ſtürzte herein.

Mit Unwillen wandte ſich der General zu ihr: „Was wollt Ihr, Jungfrau? — Euer Bruder ſoll beim Verhör den Tollen, den Narren trefflich geſpielt haben, wollt Ihr hier die Verzweifelte ſpielen, ſo iſt es übel angebracht. Euer Bruder muß ſterben!"

„Erbarmen", rief ſchüchtern die unglückliche Schweſter; „ich will ihn nur noch einmal ſehen, nur ein Wort mit ihm ſprechen. Wenn Offenheit ihn retten kann, will ich ihn dazu bewegen; er ſoll ſein Leben retten mit den Geſtändniſſen, die Sie verlangen. Ach, nur ſehen, ſehen will ich ihn!" Mit dieſen Worten ſank ſie halb ohnmächtig zuſammen.

Der General fühlte Mitleid und ſagte endlich: „Laßt ſehen, was Euer Bruder für ſein Leben zu bieten hat. Er muß von den Bewegungen der Feinde unterrichtet ſeyn; vielleicht kann er ſein Leben mit einer Nachricht erkaufen. Ihr ſollt ihn ſprechen, aber ſucht ihm Geſtändniſſe zu entlocken." Die Unglückliche küßte dem General die Hände, und dieſer gebot, den Gefangenen, über den ſchon der Tod ausgeſprochen war, auf den Anblick ſeiner Schweſter vorzubereiten.

Martin war, in Ermangelung eines guten Gefängniſſes, in eine finſtere Kammer gebracht worden; er heulte fürchterlich, und beim Verhör, das wegen des Aufbruchs ſehr eilig geweſen, wußte er nichts zu geſtehen, als daß er kein Waſſer in den Brandwein gegoſſen. Jetzt ſaß er wieder heulend in der Kammer, als man ihm meldete, ſeine Schweſter ſey da. In der Ueberzeugung, daß er niemals eine Schweſter gehabt, wußte er nichts beſſeres zu thun, als noch lauter zu heulen, ſo daß die Wachen über ſeine Feigheit zu fluchen begannen. Halb ohnmächtig trat endlich die Schweſter in die finſtere Kammer, und indem ſie Martin um den Hals fiel und laut ſchluchzte, rief ſie: „Ach, Ernſt, rette, rette Dich, uns Alle, Du kannſt es, wenn Du geſtehſt; ja geſtehe Alles, was Du weißt, der General bietet Dir Gnade an; geſtehe, Dein Vaterland wird Gott retten, Du haſt Dein Leben gewagt, Du darfſt es nicht ſo ſchmählich verlieren!" In dieſem Augenblick erſt ſah ſie Martin an und machte ſich mit einem Schrei von ihm los. Doch bald wieder ſich faſſend, zuckte plötzliche Heiterkeit über ihr Antlitz.

„Guter Gott!" ſchluchzte Martin, „ja ich will Alles ſagen, was ich weiß, wenn ich nur wüßte, wie ich denn habe ſo vertauſcht werden können, daß ich eine Schweſter habe. Ich bin im Leben niemals ein Bruder geweſen; aber ja, ich will nun Alles ſeyn, was man nur haben will. Weine nur nicht, ich will bekennen!"

„Er will bekennen", ſagte die Schweſter Geutler's zu dem wachthabenden Offizier, und der General, den man davon in Kenntniß ſetzte, befahl, den Gefangenen von Neuem zu verhören.

III.

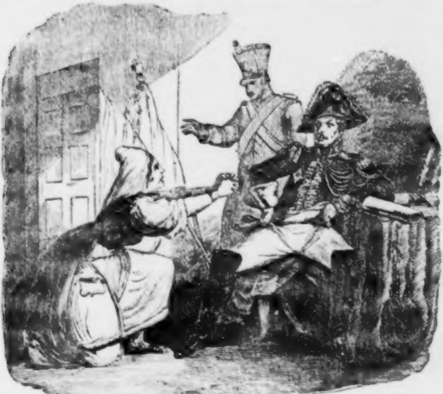
Auf der Schwelle des Hauſes, wo der General wohnte, ſtand der Major und vor ihm in präſentirender Richtung der bärtige Grenadier, den wir in der Schenke kennen gelernt.

„Herr Major", ſagte dieſer in aufgebrachtem Tone, wie er dem Soldaten gegen den Obern eigentlich nicht ziemt; „Herr Major, das Kreuz auf meiner Bruſt müßte zur Erde fallen, wenn ich's anſehen ſoll, daß der unſchuldige Burſche umkommt, ohne daß ich mich und meine Kameraden, die einen Scherz zu weit getrieben, anklage. Können Sie es verlangen, der Sie mir dieſes Zeichen der Ehre auf die Bruſt hefteten?"

„Dummkopf! und Du willſt, daß ich mich dem Gelächter der Genoſſen und dem Zorn der Obern ausſetze, um dieſes Burſchen willen? Er ſoll ſterben, gleichviel ob ſchuldig oder nicht; der Spion ſtirbt ohnedies nur, um ein warnend Beiſpiel zu ſeyn; es iſt am Ende gleich an wem ſolch ein Beiſpiel ſtatuirt wird!"

In dieſem Augenblick wurde dem General gemeldet, daß der Spion nichts bekenne, und ſich mit albernem Zeuge zu helfen ſuche, und er gab nun den Befehl, er ſolle ſchleunig erſchoſſen werden.

Noch zögerte Geutler's Schweſter, des Glaubens, daß ihr Bruder ſich gerettet habe und ſie ihm dazu ſo viel als möglich Zeit gewinnen müſſe. Als ſie aber die ernſten Anſtalten ſah, da ſtürzte ſie nochmals in das Zelt des Generals und lag händeringend zu ſeinen Füßen.



„Es iſt mein Bruder nicht!“ ſchrie ſie; „um Gottes Willen, Herr General, rettet einen Unſchuldigen, den ich gar nicht kenne! Ich ſchwöre Euch, es iſt nicht mein Bruder!“

Der General aber rief erzürnt aus: „Fort! Nichts als Verſtellung! Zum Tode mit dem Spion! Mit dieſer aber in Haft!“

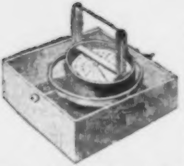
Draußen hörte man bald die Trommeln dumpf durch das Lager ſchallen und der Verurtheilte ras'te in Verzweiflung. Auf dem Platz angekommen, wo der arme Martin enden ſollte, trat plötzlich, da eben der General erſchien, jener Grenadier vor, nahm das Kreuz von der Bruſt, was auch mehrere andre Grenadiere thaten, und ſagte hierauf: „General, erlaube, daß wir dies Kreuz in Deine Hand legen, bis das Urtheil über dieſen Unglücklichen vollzogen iſt; denn beim großen Kaiſer, es hieße ſeine Ehre beflecken, wollte Einer mit dieſem Kreuz auf der Bruſt dem Kommando folgen, da wir Soldaten alle den Menſchen ſehr wohl kennen und wiſſen, daß er ein armer Burſche, ein einfältiger Pinſel und nicht der ſchlaue Ernſt Geutler iſt, den man gefangen glaubt.“

Nach dieſer Einleitung begann er den Hergang der ſpaßigen und bald zu ſolchem Ernſt herangewachſenen Begebenheit zu erzählen und genoß die Freude, daß der General ihm und den Uebrigen verzeihend auf die Schulter klopfte, ihren Spaß zwar tadelte, ihren jetzigen Eifer aber lobte und bald zu lohnen verſprach. Der Major aber erhielt einen ſtrengen Verweis mit der Bemerkung, daß dem Kaiſer der Vorfall gemeldet und deſſen Beſtimmung erwartet werden ſolle.

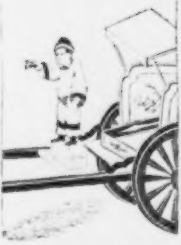
Der freigeſprochene Martin ſtürzte dankend dem General zu Füßen, der den Befehl gab, daß auch Geutler's Schweſter ihrer Haft entlaſſen werden ſolle. Alle mußten ſich indeß raſch entfernen, und nach wenigen Minuten ging durch das Lager ein freudiges Appel, das den Truppen zum baldigen Abmarſch ſich fertig zu machen befahl, indem es nun gewiß war, daß der wirkliche Geutler dennoch entkommen und die Schwachen verrathen haben könne. — Nach zwei Stunden war das Militair abgezogen, kaum aber ein wenig von dem Flecken entfernt, überraſchte ſie ein Ueberfall von den Oeſterreichern, den der wirkliche Geutler — unſere Leſer werden ihn in dem Bauerburſchen wohl erkannt haben — leitete; die ganze Mannſchaft wurde von der Haupt-Armee abgeſchnitten und mußte ſich ergeben. — Die Geſchichte verbreitete ſich in die Runde, man bewunderte Geutler's Muth und Schlauheit und die Patrioten waren begeiſtert für ſeine That. Der vermeintliche Geutler aber hat im ganzen Flecken, von damals an bis auf den heutigen Tag, den Spottnamen: „Getraide-Spion“ behalten. A. Nebenſtein.

Der Kompass.

Dieſes Büchleins Jahrgang für 1837 hat etwas über Schiffe und Schiffbau, und hier wollen wir einmal über den Kompaß ſprechen, der auf Meerfahrten ein unſchätzbares Hülfsmittel iſt.



Der Kompaß beſteht aus einer Büchſe, in welcher ein rundes Stück Kartenpapier, auf dem Linien gezogen ſind, angebracht iſt. Dieſe Linien ſind folgendermaßen bezeichnet: **N.** (Nord), **N.O.** (Nord-Oſt), **O.** (Oſt), **S.O.** (Süd-Oſt), **S.W.** (Süd-Weſt) u. ſ. w., welche Buchſtaben die Himmelsgegenden bedeuten. Auf dieſem runden Blatte iſt nun ein ſchmales Stahlſtück, die Nadel genannt, befeſtigt. Dieſe Nadel iſt magnetiſirt; das heißt, man hat ihr die merkwürdige und wunderbare Eigenſchaft des Magnetismus mitgetheilt. — Die Nadel, auf dem Schwerpunkt ruhend, kann ſich mit Leichtigkeit überall hindrehen; jedoch durch den Magnetismus wird ſie gezwungen, unveränderlich gegen den Norden zu weiſen; oder gegen Süden, welche Himmelsgegend die Chineſen als Hauptpunkt betrachten. Es iſt dies aber ganz gleich, denn das eine Ende der Nadel zeigt nach Norden und das andere nach Süden. In Amerika und Europa reden wir aber immer von dem Nordpunkt. Dieſe beſtimmte Richtung der Nadel iſt ſicherlich eine der ſeltſamſten und überraſchendſten Thatſachen in der Natur. Warum ſie gerade nach Norden zeigt, kann uns ſelbſt der gelehrteſte Mann noch nicht ſagen; doch es iſt ſo und es bleibt, für den Seemann, eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit. — Wege, noch ſonſt Merkzeichen giebts nun einmal auf hoher See nicht; Wolken verbergen gar oft die Sonne, den Mond und die Sterne, und ringsherum ſieht man nichts als die große, einförmige Waſſerfläche. — Da iſt es nun unter ſolchen Umſtänden allein mittelſt des Kompaſſes möglich, Norden, Süden, Oſten oder Weſten zu beſtimmen. Dieſes kleine Inſtrument iſt niemals vergeßlich und unſicher. Bei Nacht oder Tage, ob die Sonne oder Sterne ſichtbar ſind oder nicht, zeigt es ſtets nach Norden und Süden. Ohne dies Inſtrument könnten die Schiffe nicht ſo ſicher wie jetzt ſich von der Küſte wagen; der weite Ocean könnte niemals von Menſchen durchkreuzt werden; und große Theile des Meeres würden für immer unbekannt geblieben ſeyn. Völker, welche nun in beſtändiger Verbindung ſind, würden wahrſcheinlich ſehr geſchieden ſeyn, und der Handel, der ſich jetzt über die ganze Erdkugel erſtreckt, möchte dann wohl ſehr beſchränkte Grenzen haben. Wir würden keinen Thee aus China, keine Gewürze von den aſiatiſchen Inſeln, keinen Indigo aus Calcutta, keine Teppiche aus der Türkei erhalten; oder ſonſt einen der tauſend Handels-Artikel, die uns aus allen Theilen der Welt geſandt werden. — Auf unſerm Bilde von dem See-Kompaß befindet ſich die Büchſe mit der Karte und der Nadel im innerſten Kreiſe, dieſelbe iſt an den beiden Seitenwänden der viereckigen, äußeren Büchſe ſo aufgehängt, daß ſie den Bewegungen des Schiffes folgen kann und

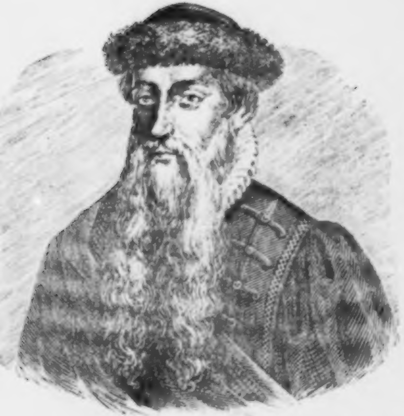


das Kartenblatt mit der Nadel ſtets in einer wagerechten Lage bleibt. Der Ring, dargeſtellt durch den zweiten Kreis, mäßigt die Bewegungen der Kompaßbüchſe und verhütet, daß ſie das Unterſte zum Oberſten kehrt. — Der See-Kompaß iſt bereits mehr als 500 Jahre im Gebrauch, doch das Zeigen der Nadel nach Norden iſt gerade noch ſolch ein Geheimniß, als damals, wo man es zum erſten Mal entdeckte. — Wir wollen nur noch erwähnen, daß Diejenigen, die China kennen, erzählen, daß hundert Jahre früher bereits eine ſeltſame Art von Kompaß im Gebrauch war, ehe wir irgend Etwas davon wußten, und wir zeigen hier zugleich einen chineſiſchen Kompaß, damit man weiß, wie er ausſieht. Hier ſteckt der Magnetiſmus in dem kleinen Männlein.

Johannes Gutenberg.

Welch einen Rieſenſprung wir in der Kultur durch die Kunſt des Drucks, oder die Erfindung, unſere Gedanken auf's ſchleunigſte zu vervielfältigen und auf leichte Art in alle Enden der Welt zu ſenden, gethan, iſt wohl Jedem bekannt, der nur darüber einmal nachgedacht; wie wir ſelbſt aber in kleineren Beziehungen gewonnen, läßt ſich wohl aus dem einen Faktum ſchon wahrnehmen, daß wir jetzt den Geburtstag der unbedeutendſten Menſchen mit Beſtimmtheit zu nennen wiſſen, den Gutenberg's aber, deſſen, dem wir ſo Vieles verdanken, nicht genau berechnen können. — Man nimmt das Jahr 1400 als ſein Geburtsjahr an, welches der Wahrheit ſehr nahe liegen muß; da man aber auch ſeinen Todestag nicht mit Beſtimmtheit kennt, ſo hat eben die Wahrſcheinlichkeits-Rechnung uns das Jahr 1468 angegeben, ſo daß Gutenberg in jedem Falle ein Alter von 67 Jahren erreicht haben muß.

Es iſt betrübend, daß man gar keine genaue Nachrichten über Gutenberg's Jugend hat. Sein Vater war ein Edelmann, Friedrich Gensfleiſch, ſeine Mutter aber der letzte Sproſſe des Geſchlechts der Gutenberge, weshalb die Kinder den Namen Gutenberg führten. So viel iſt gewiß, daß Johannes Gutenberg in ſeinem 20ſten Jahre an den Unruhen, die der Kampf zwiſchen den Adlichen und den Bürgern ſeiner Geburtsſtadt Mainz verurſachte, Theil hatte, und er deshalb mit vielen jungen Adlichen aus ſeiner Vaterſtadt verbannt ward. In dieſer Zeit der Verbannung lebte Gutenberg in Straßburg, woſelbſt er ſogar blieb, nachdem er die Erlaub-



ß, nach Mainz zurückzukehren, mit mehreren Andern erhielt. Hier
n Straßburg war es, wo er über ſeine Erfindung, eine Schrift
urch einzeln zuſammengeſtellte Typen abzudrucken, ſo daß dieſe
ypen wieder zu andern Schriften neu zuſammengeſtellt werden
önnen, zu denken begann. Leider fehlten ihm die Mittel, ſeine
Pläne mit Leichtigkeit auszuführen. Er lebte vom Schleifen der
Steine und dem Spiegel-Poliren und mußte ſelbſt in dieſen Kün-
ſten Unterricht ertheilen. In Akten aus damals von ihm geführten
Prozeſſen ſind noch mehr mechaniſche Künſte erwähnt, deren er ſich
efleißigt habe; beſonders aber war es eine geheime Arbeit, welche
hn für den Verkauf zur Aachner Meſſe, die im Jahre 1440 ſtatt-
fand, beſchäftigte, wahrſcheinlich die Anfänge der Druckerkunſt.
Indeſſen war damals ohne Zweifel nur von einem Druck vermöge
ganzer Holztafeln die Rede, welche Erfindung aber dem Geiſte Gu-
enberg's nicht genügte.

Er zog ſich in ſein Laboratorium zurück, wo er fleißig ſann, und da er Mitarbeiter brauchte, ſo wußte er ſie durch Eide zu binden, daß ſie ſeine Kunſt nicht verriethen. Indeſſen wollte es ihm in Straßburg nicht glücken und nachdem er ſich mit Schulden und ſonſtigen Mühſeligkeiten geplagt, ging er um das Jahr 1444 nach Mainz zurück, wo ſeine Pläne gereifter nach der Ausführung ſtrebten. Er verband ſich demnach mit einem Kapitaliſten, Johann Fuſt oder Fauſt, um durch deſſen Geldmittel ſeine Ideen auszuführen. Doch bevor das Werk gekrönt und die heilige Schrift als das erſte Buch gedruckt war, mußte Gutenberg, der einen Prozeß gegen Fuſt verloren, aus ſeiner ſelbſt angelegten Druckerei wandern und er hatte obenein den Schmerz, daß ein Schreiber, Peter Schöffer, der Fuſt's Tochter heirathete, das Werk fortſetzte. Vergebens reichte ein Rechtsgelehrter, Dr. Humery, dem verlaſſenen Erfinder die Hand. Fuſt und Schöffer hatten ſich wie die Zwerge auf den Rücken des Rieſen geſtellt und ſie erſchienen größer, ja ſie brachten bei reichen Mitteln auch Beſſeres zu Tage.

Das Jahr 1462, bis zu welchem Gutenberg verkannt wurde und Fuſt und Schöffer alle Vortheile ſeiner Erfindung und ihrer Verbeſſerung genoſſen, war für die Kunſt ein ſehr erſprießliches. Hier erſt begann für die Welt das Licht aufzugehen, das bisher nur Geheimniß des Erfinders und der Verbeſſerer geweſen. Denn der Erſtere, Gutenberg, verheimlichte ſeine Erfindung eben ſo ſehr, wie Fuſt und Schöffer ihre Mitarbeiter durch einen Schwur zu binden wußten, ſo daß ſie Niemanden die Geheimniſſe der Kunſt verrathen durften. In dem genannten Jahre aber überfiel der Erzbiſchof Adolph von Naſſau die Stadt, die ſeinem Gegner anhänglich war, und verfuhr wie ein Feind in derſelben. Durch Plünderung wurde die Druckerei Fuſt's zerſtört, und die Arbeiter, des Eides entbunden, zerſtreuten ſich in alle Gegenden, wo ſie die Erfindung verbreiteten, die jetzt das Licht der Welt geworden.

Gutenberg's Druckerei, die ebenfalls zerſtört war, wurde wieder hergeſtellt und förderte bald neue Werke; der Churfürſt Adolph erhob den Erfinder im Jahr 1465 zur Würde eines Hofmannes und entriß ihn ſo ſeiner drückenden Lage. Lange genoß der Edle dieſe Ruhe nicht, denn er ſtarb, wie bereits erwähnt, um das Jahr 1468 und wurde in der Minoriten-Kirche zu Mainz beigeſetzt. —

Unſer Jahrhundert, das durch Aufſtellung von Denkmälern für verewigte große Männer ſich ſelbſt zu verewigen ſucht, hat auch Gutenberg ſein Denkmal in ſeiner Geburtsſtadt geſetzt (von welchem wir im nächſten Jahrgang eine Abbildung zu liefern verſprechen). Am 14. Auguſt 1837 wurde das Denkmal unter feierlichem Hergang enthüllt, zu welchem Feſte ſich Tauſende der Kunſtjünger, Kunſtgenoſſen und ſonſtige Kunſtliebende und Schauluſtige eingefunden. Die Feierlichkeiten waren auf drei Tage berechnet; aber ſie dauerten mehr als eine Woche fort, und dieſelben bewieſen deutlich, daß in Deutſchland gar viele Herzen für das Große und Edle ſchlagen.

Das Barometer.

I. Name und Geſchichte. — Das Wort Barometer iſt aus dem Griechiſchen von **Baros** (Schwere) und **Metron** (Maaß) genommen, und heißt getreu überſetzt: Schweremeſſer; denn die eigentlichſte und weſentlichſte Eigenſchaft dieſes Inſtruments iſt, die Luftſchwere oder den Druck der Luft zu beſtimmen. Weil nun die Schwere der Luft mit dem Witterungswechſel zu und abnimmt, und alſo mit Sonnenſchein und Regen in Verbindung ſteht, ſo kam das Barometer ſpäter als Wetterprophet wie Grille und Froſch in allgemeinern Gebrauch, und iſt und heißt im gewöhnlichen Leben jetzt: Wetterglas. In der Wiſſenſchaft heißt es ſonſt noch Luftwage oder, nach ſeinem Erfinder, die Toricelliſche Röhre. — Evangeliſta Toricelli, ein Schüler des großen Gelehrten Galliläi, erfand das Barometer im Jahre 1643, als er eben Unterſuchungen über den leeren Raum anſtellte. Er füllte eine 3 Fuß lange Glasröhre, deren eines Ende zugeſchmolzen war, mit Queckſilber, hielt mit dem Finger das offene Ende zu und brachte es ſo unter die Oberfläche einer mit Queckſilber gefüllten Schale. Alsbald fiel das Queckſilber aus der Röhre in die Schale, blieb jedoch, ohne irgend ein anderes Hinderniß, dennoch 28 Zoll hoch in der Röhre ſtehen. Nun konnte dieſer wunderbare Umſtand, daß das Queckſilber nicht ganz aus der Röhre fiel, nur dadurch erklärt werden, daß man einen äußern unbekannten Gegendruck annahm, der dies verhindere. Da auf die Oberfläche des Queckſilbers in der Schale nichts ſonſt wirken konnte als die äußere freie Luft, ſo mußte ferner geſchloſſen werden, daß die natürliche Schwere der Atmoſphäre einer Queckſilberſäule von 28 Zoll das Gleichgewicht halte. Mit dieſer Entdeckung war das Geſetz des Druckes der Luft auf alle übrigen Körper gefunden und begründet. So wurde man ſogleich darauf geführt, daß die Luft auf andere Flüſſigkeiten, die leichter als Queckſilber ſind, ebenſo vielmal ſtärker drücken müßte, als dieſe geringeres Gewicht halten. Da z. B. Waſſer 13½ Mal leichter iſt als Queckſilber, ſo würde ein Barometer mit Waſſer ſtatt mit Queckſilber gefüllt, die Höhe von 384 Zoll oder 32 Fuß haben müſſen. — Zwanzig Jahre nach Erfindung des Toricelli (1654) verfertigte auch wirklich Otto von Guerike ein Waſſerbarometer, welches dieſe rieſenmäßige Höhe hatte, womit aber mehr etwas Sonderbares als etwas Nützliches geleiſtet war.

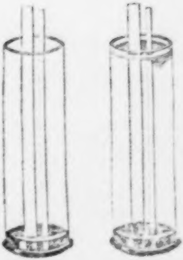
Das erſte Barometer beſtand aus einer einfachen, am obern Ende zugeſchmolzenen und mit Queckſilber gefüllten Glasröhre, deren unteres offnes Ende in einem beliebigen Gefäße, in welchem ſich Queckſilber befand, hing.

Ein ſolches Barometer, es mögen daran noch andere Verrichtungen angebracht ſeyn oder nicht, nennt man ein Gefäßbarometer. Später ſchmolz man das Gefäß an die Röhre ſelbſt in Geſtalt einer Flaſche oder Kugel an, und dieſe Inſtrumente erhielten die Namen Flaſchenbarometer, Birnbarometer oder Kapſelbarometer.

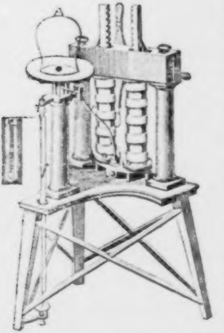
Endlich bog man das untere offene Ende der Glasröhre um, und erhielt ſo das, wegen der Aehnlichkeit der Röhre mit einem Heber, ſogenannte und jezt gebräuchlichſte Heberbarometer. (A) — Jedoch nicht ſogleich nach der Erfindung des Barometers durch Toricelli kam man zur vollen Ueberzeugung, daß die Schwere der Atmoſphäre der Grund ſey, weswegen das Queckſilber 28 Zoll in der Glasröhre ſtehen bleibe. Immer hatte man noch Zweifel, ſuchte nach anderen, ferneren Gründen und gerieth ohne Noth auf die ſeltſamſten Muthmaßungen. Dies bewog im Jahre 1648 den Gelehrten Pascal zu einem entſcheidenden Verſuche. Er überlegte, daß, wenn die Atmoſphäre über uns wirklich ein gewiſſes Gewicht beſitze und das Queckſilber 28 Zoll hoch halte, dieſes Gewicht auf einem hohen Berge geringer ſeyn und das Queckſilber in der Röhre ſonach dann um etwas fallen müſſe, weil es die Luftſchichten, die unter der Spitze des Berges liegen, nicht mehr mit zu tragen hätte. Er ſchrieb daher ſeinem Schwager, der in der Nähe des 500 Fuß hohen Berges **Puy de Dome** in Frankreich wohnte, er möge ein Barometer auf die Spitze des Berges tragen und beobachten: ob und wie viel das Queckſilber in der Röhre fallen werde. Dieſer that was ihm aufgetragen und gewahrte alsbald die Vorausſetzung Pascals beſtätigt, denn auf der Höhe des Berges fiel das Queckſilber um 3 Zoll in der Röhre. Damit war denn nun der ſchlagende Beweis geführt, daß wirklich der Druck der Atmoſphäre der Grund der Barometer-Erſcheinungen ſey. — Seit dieſer bis auf unſere Zeit ſind unzählige Verbeſſerungen und Veränderungen am Barometer gemacht worden und die vornehmſten Gelehrten befaßten ſich ernſtlichſt damit; denn ſie erkannten bald in der einfachen Röhre ein gar wichtiges Hülfswerkzeug für das Studium der Natur-Erſcheinungen. Nächſt dem Meſſen der Luftſchwere wurde das Barometer für die Höhenmeſſung einflußreich; denn wie der Verſuch auf dem erſten Berge gezeigt hatte, konnte nach dem Sinken des Queckſilbers jede andere Höhe danach beſtimmt werden. Nächſtdem daß man nun darauf hinſtrebte, die Röhren möglichſt genau zu verfertigen und die Füllungen ſorgfältigſt vorzunehmen, brachte man allerlei ſinnreiche Vorrichtungen an dem Inſtrument an, wie z. B. das von Hooke erfundene Radbarometer zeigt, mit einem Zifferblatte, auf dem ein Zeiger wie an einer Uhr läuft, ſich aber beſſer ausnimmt als verläßlich gebrauchen läßt. Daſſelbe gilt von dem Wagebarometer von Prony. Nicht um Vieles zweckmäßiger erwieſen ſich Morland's zweiarmiges Heberbarometer und Huygſen's Doppelbarometer und die Verbeſſerungen vieler Anderer mehr. — Immer blieb für den Zweck der Höhenmeſſung die ſchwerſte Aufgabe ein tragbares und Reiſebarometer zu verfertigen, weil bei einem ſolchen die Flaſche zu verſchließen, und doch ſo ſchnell wieder in Stand zu ſetzen ſeyn muß, den Druck der Luft zu empfangen, um plötzlich irgendwo Beobachtungen damit anſtellen zu können. Ein nächſter Uebelſtand kommt darin zu berückſichtigen, daß bei damit vorgenommenen Wendungen und Erſchütterungen das Queckſilber gegen das verſchloſſene Ende der Röhre anſchnellt und dieſe abſprengt. Dies zu verhindern und jenes zu begünſtigen haben Viele, beſonders ſinnreich Gödeking, es verſucht, ein Reiſebarometer zu ſchaffen, indem ſie das Queckſilber auf eine leichte und gefahrloſe Weiſe in der Röhre zu befeſtigen und dieſe raſch zu öffnen angegeben haben. — Dem von Romershauſen erfundenen Spiegelbarometer, ſehr ſinnreich zuſammengeſetzt und auch tragbar, werden Uebelſtände zum Vorwurf gemacht. — Wichtiger als auf dem Lande wurde der Barometer noch auf der See denen, die ſie befahren. Ehemals bediente man ſich auf den meiſten Schiffen eines von Blondeau vorgeſchlagenen eiſernen Schiffbarometers; ſeit Cook aber iſt das ſehr tüchtige Seebarometer von Nairne im allgemeinen Gebrauch. Caswell's Meerbarometer verträgt die Schwankungen eines Seeſchiffes nicht.

Man hat zur Beſtimmung des Druckes der Luftſchwere auch noch andere Inſtrumente in Vorſchlag gebracht, wie Hooke ſein ganz vorzügliches und für die Schifffahrt wichtiges Luftthermometer; Adie ſeinen Luftſchwermeſſer oder wie er ihn nennt Sympieſometer, und das neulich von Prechtl in Wien erfundene treffliche Inſtrument zu Höhenmeſſungen.

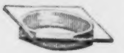
II. Erklärung. — Es wurde ſchon erwähnt, daß das Barometer als ein Inſtrument die Schwere der Luft oder, was daſſelbe heißt, den Druck der Atmoſphäre zu prüfen angenommen wurde und als ſolches der Wiſſenſchaft gilt, und daß ſein Anzeigen des Witterungswechſels nur eine ſpäter und nebenher entſtandene Eigenſchaft iſt, welche ſeinen Gebrauch im gemeinen Leben begründete. Wem nun das Weſen des Luftdrucks unbekannt iſt, der wird ſich auch die Erſcheinungen am Wetterglaſe nicht erklären können. — Im gewöhnlichen Leben ſagt man, ein Körper ſey ſchwerer als der andere, wenn das Gewicht beider bei gleichem Umfange verſchieden iſt. In der Wiſſenſchaft hat man für das

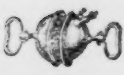


Verhältniß der Gasarten und der tropfbar flüſſigen und feſten Körper einerſeits die Luft, andrerſeits das Waſſer gewählt, die Schwere der andern zu ihrer Gattung gehörigen Subſtanzen zu vergleichen. So kann man die Schwere jeder Gasart, des Dampfes ꝛc. prüfen, indem man eine Glaskugel damit anfüllt und dieſe wiegt, dann entleert, mit Luft anfüllt und wieder wiegt. Und ſo auch hat man das Verhältniß des Gewichts zwiſchen Luft und Waſſer gefunden. Nach dieſen Verſuchen zeigte ſich das Waſſer 770mal ſchwerer als Luft. — Gießt man nun auf den Boden eines Gefäßes Queckſilber, ſtellt ein Paar Glasröhren, welche an beiden Enden offen ſind, in das Queckſilber und gießt dann Waſſer auf das Queckſilber, ſo ſteigt das Queckſilber in den Röhren in die Höhe. Berechnet man die Höhe des Queckſilbers in den Röhren zu der Höhe des aufgegoſſenen Waſſers, ſo findet man, daß das Queckſilber 13½mal ſchwerer als Waſſer iſt, und daß ſich die Höhen, in welchen Waſſer und Queckſilber in den Röhren und im Gefäß ſtehen, ſo verhalten wie ihr gegenſeitiges Gewicht. Daſſelbe Geſetz muß nun auch für die Schwere der Luft und ihren Druck gelten, der das Queckſilber 28 Zoll hoch in der Glasröhre hält. Wollte man aber das Experiment mit der Luft mit ebenſo an beiden Enden offenen Röhren anſtellen, würde das Queckſilber nicht wie beim Druck des Waſſers ſteigen, weil der Druck der Luft dann auf die Oberfläche des Queckſilbers im Gefäße und auf das Queckſilber in der Röhre zugleich wirken würde. — Man kann ſich dieſe Nothwendigkeit des Zuſchmelzens der Glasröhre an ihrem obern Ende anſchaulich machen, wenn man ein Gefäßbarometer, deſſen oberes Ende offen iſt und in welchem daher das Queckſilber in der Röhre nicht höher ſteht als das im Gefäß — wenn man dieſes Barometer mit der Luftpumpe in Verbindung ſetzt. Dieſes geſchieht, indem man das obere offene Ende der Röhre f luftdicht unter die p Glocke einſchiebt und aus dieſer nach und nach die darin befindliche Luft auspumpt. Wie ſich nun die Luft in der Glocke vermindert, ſteigt das Queckſilber in der Röhre im Verhältniß der Menge der ausgepumpten Luft. Steigt es z. B. auf 14 Zoll Höhe in der Röhre, ſo iſt dies ein Zeichen, daß die Luft in der Glocke auf die Hälfte vermindert iſt, und ſo würde bei



gänzlicher Entfernung der Luft aus der Glocke das Queckſilber bis auf die angenommenen 28 Zoll ſteigen müſſen. Daher muß das obere Ende der Barometerröhre der Luft verſchloſſen und der Raum in der Röhre zwiſchen dem Queckſilber und dem zugeſchmolzenen Ende vollkommen luftleer ſeyn, damit der Druck der Luft, welcher auf die Oberfläche im Gefäße wirkt, durch keinen Gegendruck geſtört werde. — Nach den hier mit der Kugel und den Röhren angegebenen Verſuchen wiegt ein Kubikzoll Queckſilber $16\frac{1}{2}$ Loth, ein Kubikzoll Waſſer $1\frac{1}{8}$ Loth, ein Kubikzoll Luft aber nur etwas mehr als $\frac{1}{2}$ Gran. Um nun das Queckſilber 28 Zoll hoch in einer Höhe emporzutreiben, muß auf einen Zoll Oberfläche des Queckſilbers im Gefäß die ganze Höhe der Atmoſphäre mit $14\frac{7}{8}$ Pfund Luft drücken. Nach dieſer Berechnung hat jeder Menſch eine Laſt von 30,000 Pfund zu tragen, die wir darum nicht empfinden, weil der Druck auf uns nicht an einen Punkt, ſondern gleichmäßig von allen Seiten wirkt. Dieſen ſtarken Druck der Luft kann man ſich leicht anſchaulich machen, wenn man eine dünne Glasplatte auf einen Ring mit Talg luftdicht aufklebt und den Ring auf den Teller der Luftpumpe ſtellt. Wenn man nun die Luft, welche unter dem Glaſe den Ring einſchließt, auspumpt, ſo drückt das Gewicht der äußern Luft, oder mit andern Worten, das Gewicht der Luftſäule, die auf dem Glaſe ſteht, die Glasplatte alſobald entzwei. Man kann den Druck der Luft auch dadurch zeigen, daß man zwei hohle Halbkugeln, welche luftdicht auf einander paſſen und mit





einem Hahn verſehen ſind, zuſammenlegt und die Luft, welche ſich darin befindet, auspumpt. Dann können dieſe Kugeln nur mit Anwendung großer Gewalt von einander getrennt werden. Im gewöhnlichen Leben kann man den Druck der Luft, wie die Queckſilberſäule ſie im Barometer hält, auch dadurch ſich einfach anſchaulich machen, wenn man eine mit Waſſer gefüllte Flaſche mit dem offnen Halſe unter Waſſer bringt. Dann wird auch das Waſſer aus der Flaſche nicht herausſtürzen, weil die Luft auf die Oberfläche des Waſſers im Gefäße ebenſo einen Gegendruck äußert, wie auf die Oberfläche des Queckſilbers im Gefäße des Barometers und ſonſt keine Luft auf das obere Ende der umgekehrten Flaſche wirken kann. Schlüge man nun ein Loch in den Boden der Flaſche, ſo würde die da hineindringende Luft ſogleich das Waſſer aus der Flaſche drücken. — Nach dieſen gefundenen Wirkungen und Verhältniſſen des Druckes der Luft hat man den Maaßſtab nach Atmoſphären für die Kraft der Gasarten, des Dampfes ꝛc. gewählt und ſo ſagt man nun von einer Maſchine, ſie hat die Kraft von drei, vier, fünf oder zwanzig Atmoſphären, nachdem ſie 1 [illegible] ſo vielmal mehr als 14$\frac{7}{18}$ Pfund ſchwer auf einen Quadratzoll Oberfläche Gewalt äußert. — Dieſes mit 14$\frac{7}{18}$ Pfund auf einen Quadratzoll gefundene Gewicht der Luft iſt die Mittelzahl aller unter verſchiedenen Witterungs- und Temperatur-Verhältniſſen angeſtellten Verſuche. Mit dieſem Gewicht drückt die Atmoſphäre in ihrem gewöhnlichſten Zuſtande und hält dann das Queckſilber 28 Zoll hoch in der Röhre. Da aber die Waſſerdämpfe, welche als Feuchtigkeit die Luft vermiſchen, leichter ſind als die reine atmoſphäriſche Luft, ſo würde eine mit Dünſten erfüllte Luft leichter als mit 14$\frac{7}{18}$ Pfund drücken, und das Queckſilber ſonach bei feuchtem Wetter in der Röhre herabſinken, bei ſchönem aber wieder hinaufgetrieben werden müſſen.

III. Der Gebrauch als Wetterglas. — Dieſer Calcül erleidet aber viele Einwendungen und die Erſcheinungen am Barometer bewährten ſich nach unzähligen darüber angeſtellten ſorgfältigſten und tiefſinnigſten Beobachtungen ſtets nur trüglich und widerſprechend. So iſt das Verhältniß des Gewichts der völlig trocknen Luft zur feuchten ſo geringe, daß dieſe im Barometerſtande nur ein Sinken des Queckſilbers um 2 Linien bewirken könnte. Dann kommt die jedesmalige Spannung der Luft in Betracht. Das ſchlimmſte Wetter kann bei geſpannter Luft das Barometer ſteigen, dagegen bei eintretender Trockne es wieder ſinken machen. Andrerſeits kann wieder der Druck der Atmoſphäre durch die ſie erfüllenden Waſſerdämpfe vermehrt und das Queckſilber bei drohendem Regen hinaufgetrieben werden, wie dies häufig der Fall iſt. Was aber die meiſten Täuſchungen beim Barometer verurſacht, iſt der Einfluß der Temperatur, ſowohl auf die Schwere der Luft als auf das Metall des Queckſilbers. Die Wärme dehnt das Metall aus, die Kälte zieht es zuſammen.

Wechſelt nun die Witterung von trockner Kühle in feuchte Wärme, ſo kann die Wärme über den Einfluß der Feuchtigkeit auf das Queckſilber die Oberhand gewinnen und dieſes, wie auch die Feuchte es drückt, dennoch hinaufgetrieben werden, indem es ſich durch den Einfluß der Wärme ausdehnt. Die Wärme dehnt auch die Luft aus und macht ſie leichter, daher bei eintretenden wärmeren und heiteren Tagen das Barometer fallen, bei eintretendem Regen aber, namentlich im Sommer, wenn die Temperatur ſich erniedrigt und die Atmoſphäre ſchwerer macht, ſteigen kann. So beobachtete man, daß von 1175 Regen nur 758 durch das Fallen des Barometers angezeigt wurden. Andre Beobachtungen ergaben, daß in einem Jahre eben ſo viele Barometer-Erſcheinungen ſich falſch als wahr erwieſen. Was das Zeugniß des Barometers aber beſonders trüglich macht, ſind ſeine

IV. Schwankungen. — Es giebt regelmäßige und unregelmäßige Schwankungen des Barometers, und in unſerm Himmelsſtrich herrſchen noch dazu die letzteren vor. Was die regelmäßigen betrifft, ſo hat man die Bemerkung gemacht, daß das Barometer mit dem Orte auch ſeine Empfindlichkeit verändert, und in gewiſſen Entfernungen gegen den Aequator zu nach einem beſtimmten Geſetz in ſeinen Erſcheinungen abweicht. Allenthalben aber ſtellen ſich Morgens, Abends und Nachts gewiſſe Schwankungen beim Barometer ein, wo er regelmäßig nach einem unerforſchten Geſetz ſteigt und fällt. Gewöhnlich ſteht er am Abend niedriger als am Morgen und in der Nacht höher als am Abend. Die beſte Zeit der Beobachtung bleibt daher die Mittagszeit, welche man auch ſtets als Mittelzeit annimmt. — Für die unregelmäßigen Schwankungen hat man noch gar nichts entdeckt, ſich daran durchzufinden. So viel iſt im Allgemeinen anzunehmen, daß dieſe mit den Erſcheinungen am Thermometer meiſtens im geraden Widerſpruch ſtehen; das Barometer ſinkt, wenn das Thermometer ſteigt und umgekehrt. Hier äußern die Winde den ſtärkſten Einfluß, beſonders die Aequinoctialſtürme. Es iſt ausgemacht, daß bei nördlichen Winden der Luftdruck am größten, bei ſüdlichen am kleinſten iſt, die Barometer-Schwankungen daher bei Nord- und Nordoſtwinden am höchſten, bei Süd- und Südweſtwinden am niederſten erſcheinen. Auch kann angenommen werden, daß die Schwankungen geringer werden, um ſo höher ein Ort gelegen iſt. In dem Schacht eines Bergwerks würde die Schwankung doppelt ſo ſtark ſeyn als auf der Höhe des Berges. — Ein beſonders auffallendes Sinken des Barometers findet bei Stürmen ſtatt, daher der Barometer auf der See beſonders wichtig wird. Es hat ſich gefunden, daß bei Meerſtürmen unter 18 malen 17 mal das Barometer ſicher vorhergeſagt. Auch am Seeſtrande kann man in der Regel beim Sinken des Barometers ſtarke Winde erwarten. Doch verkündet nicht immer ein tiefer Barometerſtand Sturm, wie ſchon, während die gewaltigſten Orcane wütheten, das Barometer kaum ½ Zoll fiel. Nach dieſem Allen dürfte das Barometer als Wetterglas von geringerer Autorität ſeyn, als man im gewöhnlichen Leben dafür hält und dem Erforſcher der Naturgeheimniſſe iſt hierbei noch manches Räthſel zu löſen vorbehalten, wenn es jemals zu löſen ſeyn wird. Schließlich muß noch einer merkwürdigen Erſcheinung gedacht werden, welche man an Barometern beobachten kann, nämlich

V. Das Leuchten des Barometers. Ein im dunklen Zimmer hängendes Barometer erſcheint oft, als leuchte das Queckſilber in der Röhre wie Phosphor. Dieſe Erſcheinung hat wahrſcheinlich eine elektriſche Urſache; ſie entſteht durch die Reibung des Queckſilbers am Glaſe, und kommt wohl nur bei einer beſonderen Beſchaffenheit des Glaſes vor. F. Bellegno.

Die Warnung vor der Wasserfee.

Eine Sage.

Der Volksglaube der Vergangenheit wußte jede erhabene Naturſcene, jede Gegend, ja jede ſchreckliche oder angenehme Erſcheinung, einer beſondern Kraft unterzuordnen, und ſo kam unter Anderem der poetiſche Aberglaube an Elfen, Feen und Zauberinnen im Volke auf; durch deren Einfluß ließ man oft Wunder geſchehen, zerſtörende wie herrliche Thaten wurden ihnen zugeſchrieben, in deren bildlichem Sinne ſich zuweilen Wahrheiten verbergen, wenn man ſie zu finden weiß und nicht der Schwachkopf iſt. Spiele des Wahns oder der Phantaſie für buchſtäbliche Wirklichkeit zu halten. Die Natur giebt uns nichts, was mit unſrer Erde außer feſtem und ſtetem Zuſammenhange wäre; höhere Gebiete ſind uns verſchloſſen und wir mögen uns beſcheiden, nicht Pforten öffnen zu wollen, die wir nur in der Ueberſpannung ſehen und die auf eingebildetem Wege um die Vernunft bringen.

Wir geben dieſe Vorworte einer Sage, die einem Gemälde von Theodor Hildebrandt zu Grunde liegt, indem wir zugleich im Allgemeinen das Bild ſelbſt beifügen, und werden ſehen, daß die Sage ihre gute Lehre bei ſich führt.

In einem See in der Rheingegend wohnte auf dem Kieſelgrunde eine Fee, die gern Menſchen verlockte, hinab zu kommen in ihr naſſes Reich. Allnächtlich ſtieg ſie auf einer Waſſerlilie empor zur Oberfläche des Sees, ließ ihr weiches Haar vom Nachtwind durchwehen, und ſang dazu viele ſchöne Lieder, die Jünglinge zum See zu locken. Sie kam wohl auch an das Ufer, ließ ihr weichſeidenes Haar weit umher flattern, ſo daß es bis auf's Land hinaus flog und um die Hände der Jünglinge ſeine Ringe ſchlug. Wenn Jemand dem Drange ſeines Herzens folgte und ſich verleiten ließ, die Locke zu berühren, ſchlang ſich ſchnell wie ein feſtes Band das Haar um ſeinen Leib und der

Zauber der Fee umgürtete ihn ſo, daß er jauchzend in das naſſe Grab hineinſtürzte. Viele waren bereits der Verlockung gefolgt, und die Fee zog ſie hinunter in ihren Waſſerpallaſt, wo ſie vergingen in Sehnſucht nach der Luft, dem Himmel und der grünen Flur. — Doch wenn ſie des Nachts hinunter tauchte in die Tiefe des Sees, ließ ſie als Zeichen ihres Auftauchens eine Waſſerlilie zurück, die ſich den Tag über auf den Blättern wiegte.

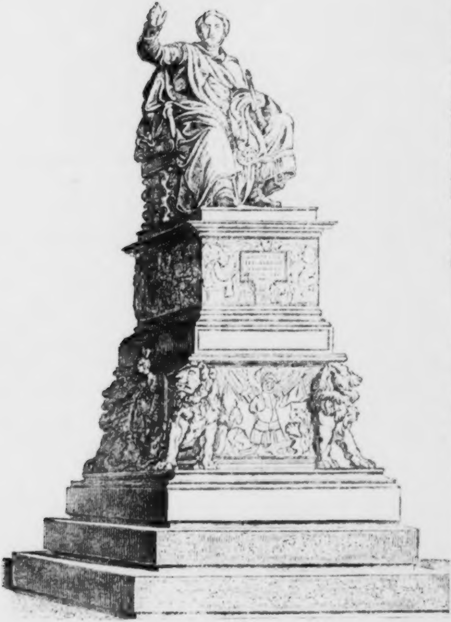
Trotz ihrer Verlockungen wußte indeſſen ein Jüngling, den ſie Nachts oft ſah, ſtets ihren Schlingen zu entgehen, denn er liebte ein Fräulein das weiß wie Milch und roth wie Roſenblut war, und deren Augen ſanfte Lieder in Jedem hervorriefen, auf dem ſie haften blieben. — Eines Tages bat ihn die Geliebte, mit ihr eine Luſtfahrt auf dem See zu machen. Er ſetzte ſich mit ihr in den Kahn und ließ ihn leiſe im Waſſer dahin gleiten, Die Sonne lugte ſo ſchön unter den Zweigen hervor und in dem See ſpiegelte ſich der herrlichſte Tag; aber trotz dem ging das Schiffchen nicht wie ſonſt die Schiffe gingen, ſondern wendete ſich immer zur Seite des Sees, wo die Lilien ſich heute beſonders träumeriſch wiegten. Die Geliebte hatte einen Vergißmeinnicht Kranz im Schooße und wollte die Lilie pflücken, um ſie einzuflechten.

„Halt!“ rief er, „es iſt die Waſſerfee, die Dich verlocken will, ſie haßt Dich, weil ich Dich liebe!“ und ſchlug den Arm um ihren ſchlanken Leib und warnte ſie, doch vergebens; ſie lächelte leicht, und ehe ſie ſich's verſah, glitt der Kahn hin, die Lilie tauchte von ſelbſt in die Höhe bis in ihre Hand, und ohne daß ſie ſich der That bewußt war, hatte ſie die Lilie abgeriſſen. Alsbald lief ein Strudel über den ganzen Waſſerſpiegel und es ſtiegen Wolken auf, die Luft verdunkelnd. Unter dieſen Wolken hoben ſich die Wellen plötzlich wild in die Höhe und ſchleuderten den Kahn von einer Seite zur andern. Das Mädchen klammerte ſich bebend feſt an ihren Geliebten, der Zauber hatte ſie erfaßt und wie mit tauſend Armen umſchlungen zog es ſie zur Tiefe. Die Lilie rankte ſich jetzt wie eine Schlange um ihren Leib und während die Waſſer immer wilder ſich erhoben, wurde ſie plötzlich hinabgezogen in die Wellen. Der Jüngling ſtürzte nach in den See, um die Geliebte zu retten; aber raſch fühlte er ſich ebenfalls von den Lilienblättern wie von unzertrennlichen Banden umſchlungen und er ward bald im Grunde des Sees ein Raub ſeiner Sehnſucht nach der Luft, dem Himmel und der grünen Aue, wie die Andern vor ihm.

Dies die Sage, und deren Lehre heißt:

Wer nicht hört wo Lieb' ihn warnt,
Den hat Gewalt des Böſen umgarnt;
Wenn unter ihm der Pfad nun brach,
So reißt er, was ihn liebt, ſich nach.

A. Rebenſtein.

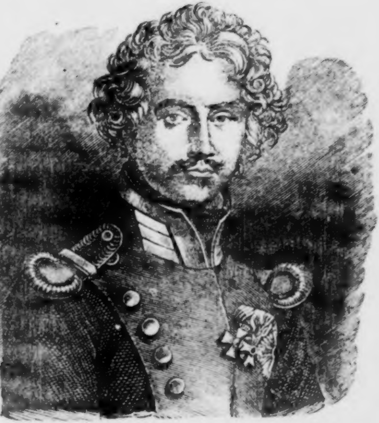


Das Denkmal in München
für König Maximilian.

Maximilian Joſeph, der erſte König von Baiern, war ein Regent, der zu den väterlichſten und wohlthätigſten Königen, die je auf einem Throne geſeſſen, gezählt werden kann. Zu bedauern iſt es nur, daß er gerade in den thatenreichſten Jahren des menſchlichen Lebensalters ein Spielball politiſcher Anregung von Außen her werden mußte; doch wie dem auch geweſen, immer bewährte ſich in dieſem Regenten ein ſehr edles und gebildetes Herz, und Baiern wird gewiß noch in ſpäten Tagen ſegnend deſſelben gedenken.

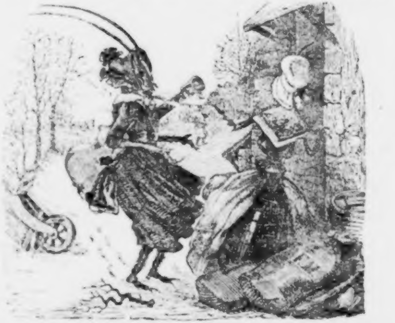
Maximilian Joſeph iſt am 27ſten Mai des Jahres 1756 zu Mannheim geboren. Er verlor in einem Alter von elf Jahren ſeinen Vater und ward für den Kriegsdienſt beſtimmt. Trotz dem, daß er jung ſchon alle Kriegsübungen unternahm, war doch ſein Geiſt niemals ein kriegeriſcher, vielmehr zog ihn die Wiſſenſchaft an, wozu ſein außerordentliches Gedächtniß ihm ſehr behülflich wurde. Der junge Fürſt machte viele Reiſen im Auslande und wurde beſonders von Ludwig **XVI.**, den er oft beſuchte, ſehr geliebt. In einem Alter von 29 Jahren heirathete er die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Darmſtadt und hatte bald Erben von derſelben. Da brach in Frankreich die verheerende Revolution aus. Der Bruder Maxens, Karl Auguſt, floh aus Zweibrücken und ſtarb in Mannheim im Exil, während Zweibrücken in den Händen der wüthenden Republikaner blieb. Gleich mit dem Tode des Bruders wurde Maximilian dem Rechte nach Herzog von Zweibrücken, da aber ſogar nach einem Traktat Zweibrücken in den Beſitz der Republikaner kam, zog Maximilian nach München, wo er, da der regierende Churfürſt Baierns kinderlos, präſumtiver Thronerbe war. Im Jahre 1799 ſtarb der regierende Churfürſt Karl Theodor und Maximilian wurde Churfürſt von Baiern.

In dieſer Zeit der politiſchen Aufregungen blieb dem Churfürſten Maximilian wenig zu thun übrig, als ſich in ſeine Lage, die faſt ausſchließlich von außen her bedingt ward, zu fügen; doch wußte er im Jahre 1801 ſich von Napoleon die Neutralität im Kriege Englands, Rußlands und Oeſtreichs gegen Jenen zu verſchaffen. — Oeſtreich, beleidigt durch Baierns Neutralität, rückte in daſſelbe ein, zwang ſo den Churfürſten zu fliehen und in ein Bündniß mit Napoleon zu treten. Mit Napoleons Siegen gewann das verbündete Baiern und ward zum Königreich von ihm erhoben. — Im Bunde mit Napoleon hatte Maximilian nur wenige Jahre Ruhe, denn bald, im Jahre 1809, brach Oeſtreich wieder auf, Maximilian mußte auf's Neue fliehen, und obgleich Napoleons Siege den Ruhm und das Anſehen Baierns nur vermehrten, kam dieſes Land und deſſen Monarch doch nicht eher zur Ruhe, bis endlich Napoleon geſtürzt war. Von nun an beginnt die eigentliche Regierung des Königs Maximilian, wo er für die innere Kultur ſeines Landes, für die Verfaſſungen Herrliches und Schönes vollbringt und ſich als Monarch im Frieden auszeichnet. Er ſuchte alten Uebeln mit möglichſter Umſicht abzuhelfen und zeigte ſich in Allem ſo wahrhaft, daß er die Liebe ſeines Volkes in hohem Grade erwarb. Er ſtarb als ſiebzigjähriger Greis plötzlich in ſeinem Sommerſitz Nymphenburg, tief betrauert von ſeiner Familie und ſeinem Lande, welches ihm ein Denkmal errichtete, das ein Meiſterwerk Rauch's iſt und deſſen Abbildung wir mittheilten.



Wir laſſen gleich das Portrait des jetzigen Königs von Bayern folgen, nach einem Bilde, das gemalt iſt, als er noch Kronprinz war und ſich als Krieger ſo auszeichnete, daß auch Napoleon als ſolchen ihn hoch hielt. Er lebte nach ſeinem Feldzuge ganz den Künſten und die Muſen waren ihm günſtig, wie dies aus ſeinen Gedichten hervorgeht. Er iſt am 25ſten Auguſt 1786 zu Straßburg geboren, beſtieg nach Maximilians Tode den Thron und zeigte ſich in großen Bau-Unternehmungen und durch Sammlungen von Kunſtwerken als eifrigen Beſchützer des Schönen. Er verbeſſerte und vereinfachte das Finanzweſen, gab neue, geordnete Geſetzbücher, unternahm ſonſt noch viel Tüchtiges, und etwas wahrhaft Großartiges mit dem im Gange befindlichen Bau des Donau-Main-Canals. Auch befördert er die Wiederherſtellung der Klöſter, eine Maaßregel, über die wir nicht hinlänglich unterrichtet ſind, um deren Zweckmäßigkeit anzuerkennen; ſo beſcheiden wir uns denn, da nicht urtheilen zu wollen, wo uns vielleicht der rechte Standpunkt fehlt, wenn wir auch die Meinung nicht verheimlichen, daß die Zeit aus ihrer eignen Kraft und Weiterbildung jene Inſtitute verſchollener Jahrhunderte von ſich gewieſen hat.

Madam Heuſchrecke und Frau Ameiſe.

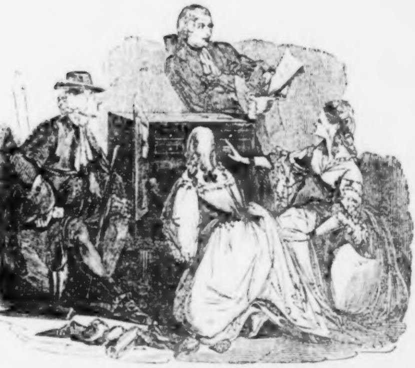


Erndtezeit war juſt vorbei;
Dame Heuſchreck' ſaß im Bloßen,
Nichts fand ſie auf all den großen
Feldern, was zu ſchmauſen ſey.

Im Bewußtſeyn ihres Werthes,
Trat ſie zu der Nachbarin,
Madam Ameiſ', als gelehrtes
Stolzes Weſen kecklich hin.
„Seht, es will jetzt nichts gedeihen,“
Sprach ſie, „alles Feld iſt leer;
Was mir fehlt, von Euch zu leihen,
Komm' ich ohne Scheu nun her.
Wenn die Saaten wieder reifen,
Zahl' ich Capital und Zins;
Darf ich doch nur um mich greifen
Nach der Fülle des Gewinns.“
Doch Frau Ameiſ' drauf entgegnet:
„Ei, Madam, kein Leihhaus ſteht
Hier vor Eurem Aug'. Geſegnet
Hat mein Fleiß ſich, doch vergeht
Auch der Winter nicht ſo eilig,
Braucht vielmehr ein langes Brod;
Was ich habe, reicht, doch theil' ich,
Käm' ich wahrlich ſelbſt in Noth.
Da im Reichthum Ihr geſeſſen,
Sprecht, was habt Ihr da gemacht?“
„Nun, geſungen und gegeſſen,
Nur an Kunſt und Luſt gedacht!“
Sprach Madam kurz und vermeſſen.
„Künft'ge Zeit iſt leicht vergeſſen,
Wenn die Gegenwart uns lacht!“ —
„Ei, Madam, wer nicht will ſorgen
Auch für einen ſpät'ren Tag,
Wundre nie ſich, wenn zum Borgen
Niemand ihm bereit ſeyn mag.
Kunſt iſt gut, doch muß ſie bringen
Auch das Nöth'ge für den Leib;
Habt Ihr nichts gethan als Singen,
Tanzet jetzt zum Zeitvertreib!
Borgen kann ich nicht; — wer ſparet,
Sieht auch zu, wie er's bewahret!“ A. Bode.

Der kleine Schrank.

Die junge Gräfin Anna von Hartfort ſaß in ihrem kleinen, nur nothdürftig ausgeſtatteten Zimmer und blickte, voll des tiefſten Schmerzes, ſtarr vor ſich hin. Sie war die Tochter des unglücklichen Seymour, Grafen von Hartford, den die Gewaltthätigkeit der Königin Eliſabeth von England ſeiner Gattin Catharina Grey und ſeiner Güter beraubte. Ihr Vater lebte fern von ihr im Aus-



lande, ſie hatte ihn nur einmal auf Augenblicke geſehen; ſie aber war abhängig von der kargen Mildthätigkeit ihrer Verwandten. Einer ihrer Vettern, Heinrich Darclay, der zweite Sohn des Lords Darclay, hatte mit glühender Liebe ihr Herz zu gleichen Gefühlen erweckt, aber der Vater wollte nicht in eine Vermählung willigen, vielmehr ſollte Heinrich, als der zweite Sohn ſelbſt wenig begütert, durch die Heirath einer reichen Verwandten ſich äußere Glücksgüter erwerben, und Lord Darclay hatte geſchworen, nur eine reiche Schwiegertochter dürfe ſein Haus betreten. So ſahen ſich denn Heinrich Darclay und Anna von Hartford nur verſtohlen; vor wenigen Augenblicken hatte ſie der verzweifelnde Geliebte verlaſſen, und ſie war ſo in ihren Gram verſunken, daß eine eben eingetretene Fremde ſchon ein Paar Minuten vor ihr ſtand, ehe ſie beſtürzt aufſah bei der Anrede:

„Warum denn ſo traurig, Gräfin Anna? — Doch was frag' ich! Wohl kenn' ich Euer Leid, und denk' es mit einer ſchmerzlichen und einer tröſtlichen Nachricht zu enden.“

„Ihr! Wer ſeyd Ihr?“ fragte Anna, ſich erhebend. „Ich glaube nicht, daß Jemand lebt, der mir größeren Schmerz, viel weniger noch Troſt bringen könne!“

„Und doch! Ich bin Fanny Lowther, Eure Milchſchweſter. Meine Mutter war Eure Amme und Zeugin des Unglücks Eurer Eltern. Sie kannte aber auch ein Geheimniß, das ſie mir anvertraute, und mich ſchwören ließ, es Euch nicht eher zu entdecken, bis — nun ja, Ihr mögt Euch fürerſt gefaßt halten, Schmerzliches zu erfahren, das ich Euch bringe — bis die Nachricht vom Tode Eures Vaters eingetroffen.“

„Mein Vater — er iſt todt!“ fiel Anna erſchüttert ein. „Ich erinnere mich ſeiner kaum, aber doch ſtirbt mir mit ihm meine Hoffnung ganz und gar.“

„Ihr ſchließet fehl; ſein Tod iſt ein Herzleid, in Eurer Lage aber auch ein Herzenstroſt. Kommt mit nach Eures Vaters Schloß —“

„Nach ſeinem ehemaligen Schloſſe, wollt Ihr ſagen“, bemerkte Anna; „Ihr wißt, daß die Nachſucht der Königin Eliſabeth ſeine Güter ihm entriß.“

„Gleichviel jezt; ich habe zwei Zeugen mitgebracht, unten im Wagen ſind ſie. Kommt nur mit und Ihr werdet ja ſehen, was ſich begiebt.“

Bald darauf betraten Fanny Lowther und Gräfin Anna von Hartfort, begleitet von zwei Advokaten, das Schloß Hartford, und Fanny ging voraus durch Säle und Zimmer, bis ſie endlich an ein kleines Gemach kamen, in welchem ein kleiner niedriger Schrank ſtand. „Hier wird es ſeyn!“ ſagte Fanny; „in dieſem Schranke müſſen ſich für Euch wichtige Papiere finden, Gräfin Anna; ſeyd ſo gut, ſie ſelbſt zu ſuchen.“ — Anfangs ſchien Alles nur darauf hinzudeuten, daß der Schrank zu Aufbewahrung von Naturalien diente, endlich aber zog Anna zwei Papierrollen heraus. Der eine Advokat ergriff die eine und las:

„Geſchichte des Grafen von Hartford und ſeiner Gemahlin Catharina Grey.

Die ſchöne Schweſter der unglücklichen Johanna Grey war heimlich mit dem Grafen von Hartford, dem Sohn des eben ſo unglücklichen Herzogs von Somerſet, vermählt. Als die Königin Eliſabeth hörte, daß ein Sohn die Frucht dieſer Verbindung ſey, die ſowohl ihre perſönliche als ihre politiſche Eiferſucht entflammte, ließ ſie die Gräfin vor ſich fordern. Da ſie ſo nah mit ihr verwandt war, beſchloß ſie, ihr zuerſt ein Privat-Verhör zu bewilligen, ſowohl um ihre eigne Gnade und Herablaſſung leuchten zu laſſen, als auch um die wirkliche Bosheit und Tyrannei ihres Charakters beſſer zu verhehlen. Sie hielt zu der Zeit, wo ihre unglückliche Verwandte vor ihr erſcheinen mußte, ihren Hof im Tower zu London. In einem kleinen Zimmer, auf einem prächtigen Seſſel ſitzend, und nur von einigen ihrer vertrauteſten Räthe und Ehrendamen umgeben, empfing ſie die zitternde Catharina, die, eine einzige Dienerin, Jeny Lowther, zur Begleitung mit ſich führend, und ihr Kind auf den Armen tragend, bei'm Eintreten ſich der Königin zu Füßen warf.

„Verzeihung, gnädige Gebieterin, Verzeihung!" rief Lady Catharina aus. — „Verzeihung, Weib!" wiederholte Eliſabeth; „Du wagſt es, die Ohren einer jungfräulichen Königin mit der Bitte um Verzeihung eines ſo gehäſſigen Verbrechens zu beleidigen! Bei Gott! wir hätten eher eine Beleidigung unſerer eigenen Majeſtät verziehen, als das Verbrechen, das königliche Blut in Deinen Adern entehrt zu haben. Sie müſſen die Kerker dieſes Gebäudes bewohnen, Madame, dort Ihr heißes Blut kühlen lernen, und durch Gebet und Buße, und den Gebrauch ſolcher heiligen Werke, womit ich Sie hinlänglich verſehen laſſen werde, Ihre ewige Gefangenſchaft zu ertragen ſuchen, zu der Sie unwiderruflich verurtheilt ſind!"

„O, nehmt dieſe Worte zurück!" rief Catharina aus; „die Prinzeſſin Eliſabeth brachte auch einſt einige Monate läſtiger Gefangenſchaft in Woodſtock zu; — laßt ſie an die Schreckniſſe denken, die eine im Tower zu London zugebrachte Lebenszeit begleiten müſſen!" — „Still, Unverſchämte!" erwiederte die Königin; „wenn Eliſabeth Deine Verbrechen begeht, wird ſie auch lernen, Deine Strafe zu ertragen. Fort mit ihr in den Kerker; ſie mag ſich Glück wünſchen, daß ihre Glieder nur in den Tower eingeſchloſſen werden, und ihr ſchuldiges Haupt nicht an ſeinen Mauern zu ſehen iſt!" — „Unmöglich", fiel Catharina ein, „kann meine königliche Verwandte ihre Drohungen erfüllen wollen. Hier, große Königin!" fügte ſie hinzu, ihr Kind empor haltend und ſich Eliſabeth nähernd: „hier iſt ein Weſen, deſſen Schönheit und Unſchuld meine Sache mit einer Beredſamkeit vertheidigen wird, die unfehlbar Dein edles fürſtliches Herz rühren muß!" — „Fort mit ihr!" rief die Königin mit donnernder Stimme, und wandte ihre Augen im Ausdruck des Widerwillens von dem Kinde. „Doch halt!" fügte ſie hinzu, als das Lächeln des Kindes ihr Auge traf — ihre Lippen zitterten, ihre Wangen wurden bleich — „mir iſt, als hätte ich ſchon Züge geſehen, die dieſen gleichen. Ich befehle Dir, Weib, ſage mir, bevor ich die Gnade widerrufe, die Dich Deines Lebens verſicherte, wer iſt der Vater Deines Kindes?" — „Und warum", entgegnete Catharina, „ſollte ich ſeinen Namen verhehlen, da ſich an dieſen Namen nur Erinnerungen braver und großmüthiger Handlungen knüpfen — es iſt Edward Seymour, Graf von Hartford!" — „Gott meiner Väter!" rief Eliſabeth, Hände und Augen zum Himmel erhebend und die Lippen zuſammenkneifend, während ihre Wangen ſo weiß wie Marmor wurden und ihren Augen große Thränen entrannen. „Sagte ich, Lords, daß ihres Lebens geſchont werden ſollte?" — „Ja, Gebieterin!" erwiederte Walſingham mit ehrerbietiger Verbeugung; „Dein königliches Wort iſt verbürgt!" — „Unwürdiges Weib!"

ſprach nun Eliſabeth; „konnteſt Du nicht Deine ſchändlichen Neigungen befriedigen, ohne zugleich den edelſten, vollkommenſten Cavalier meines Hofes zu verderben? Konnteſt Du keinen andern, als gerade Seymour, zum Gefährten Deiner Schande machen?“ — „Madam!“ ſagte Catharina ſtolz; „und wenn ſelbſt eine Königin ſpricht, dürfen die Namen Seymour und Grey nicht mit Schande gebrandmarkt werden!“ — „Ha, meinſt Du, Entehrte?!“ ſchrie die Königin im höchſten Zorne. — „Weder eine Entehrte, noch einer Entehrten Tochter“ — ſagte Catharina mit Nachdruck — „redet mit Eurer Majeſtät. Ich bin Franziska Brandon's Kind und ehelichetes Weib des Grafen von Hartford!“

Eliſabeth ſtarrte ſie einen Augenblick wüthend ſind lautlos an. Jede Silbe ihrer Vertheidigung, die aufeinander folgenden Entdeckungen, daß Catharina von einem Kind entbunden, daß es das Kind des Grafen von Hartford und zuletzt, daß es in der Ehe geboren ſey, hatten ihr Gemüth immer mehr und mehr erbittert. Mit der größten Aengſtlichkeit beobachteten alle Anweſenden die ſich verändernden Geſichtszüge der Königin, und Walſingham, der ihre Phyſiognomie gründlich ſtudirt hatte, endeckte den ſchrecklichſten Entſchluß in derſelben; aber ſo oft ihr Auge dem ſeinigen begegnete, las ſie, mit gleicher Geſchicklichkeit, ſeine Mißbilligung der heftigen Maaßregeln, die ſie zu ergreifen wünſchte. Sie handelte ſelten gegen die Rathſchläge dieſes Staatsmannes, und fürchtend, das Geheimniß ihrer weiblichen Schwäche bei dieſer Gelegenheit ihm offen darzulegen, verzichtete ſie auch darauf, ihn durch ihre Beredſamkeit für ihre Abſicht zu gewinnen. Nachdem ſie daher einige Minuten geſchwiegen, während welcher ſich der Kampf in ihrem Innern deutlich auf ihren Zügen malte, beendete ſie die Ungewißheit ihrer Umgebung damit, daß ſie befahl: „Fort mit der Ehrloſen in den Kerker!“ und in ihren Ton ſo viel Milde, als ihr mit aller Anſtrengung möglich war, zu legen ſuchte.

Die unglückliche Gräfin, welche einige Augenblicke das Urtheil erwartet hatte, enthauptet zu werden, verließ nun ohne Widerſtand das Zimmer, und wurde bald darauf mit ihrem Kinde in eins von jenen traurigen Gemächern dieſes Gebäudes gebracht, das ſo oft der Aufenthalt königlicher und anderer vornehmen Perſonen war.

Auch der Graf wurde in den Tower geſchickt, und zugleich ſtreng anbefohlen, daß man ihnen durchaus keine Gelegenheit geben ſollte, ſich zu ſehen oder zu ſprechen. Eliſabeth gab vor, eine Unterſuchung anſtellen zu wollen, ob es wahr ſey, daß Seymour und Catharina mit einander vermählt, trug aber Sorge, daß keiner von den Zeugen der Trauung ſich nahen konnte. Indeſſen hatten Catharina's Bitten den menſchenfreundlichen Sir Edward Warner bewegt, ihr eine Zuſammenkunft mit ihrem zärtlich geliebten und ſie eben ſo zärtlich wiederliebenden Gatten zu erlauben. Die Königin, von dieſer Handlung des Ungehorſams unterrichtet, gerieth in große Wuth. Sie befahl einer der Wachen, ſie in das Gefängniß der Gräfin zu führen, und den andern, ihr, mit Sir Edward Warner in ihrer Haft, zu folgen. Aerger, Haß, Furcht und Eiferſucht, Alles lieh ihren Schritten Flügel. Bald hatte ſie das Gefängniß erreicht, die Schlöſſer wurden geöffnet, und mit nur geringem Anſtand, die Königin ganz vergeſſend, ſtürzte ſie hinein und fand Catharinen in den Armen Hartford's, der ihr die Thränen von den Wangen küßte. — „Ergreift ihn! — fort mit ihm zu augenblicklichem Tode!" gebot Eliſabeth. Die Wachen ſahen ſich einen Augenblick erſchrocken an, und ſchienen den Befehl nicht zu verſtehen. — „Ergreift ihn, ſag' ich!" wiederholte die Königin. „Ich habe die Vorſicht gebraucht, ſelbſt zu erſcheinen, damit ich mich von ſeiner Verhaftung überzeuge und ihn zum Tode führen ſehe, den zu verdienen er ſich ſo viel Mühe gegeben!"

Die Wache umgab ſogleich den Grafen, zögerte aber noch einen Augenblick, ihn aus dem Gefängniß zu führen, da ſie ſah, daß die Gräfin ſich der Königin zu Füßen warf und den Saum ihres Gewandes ergriff. „Habt Erbarmen, gnädige Königin!" rief ſie aus; „habt Mitleid!" — „Fort mit ihm!" wiederholte die Königin; „er hatte kein Mitleid mit ſich ſelbſt, als er es wagte, ſogar in der Umgebung unſeres königlichen Pallaſtes ſein Gefängniß zu erbrechen. Sein Urtheil iſt geſprochen!" — „Noch nicht, große Königin, noch nicht!" ſagte Catharina, immer noch Eliſabeth's Gewand haltend; „kann nichts ihn retten?" — „Nichts, als mein Tod!" entſchied die Königin, und fügte noch mit leiſerem Ton, den ſie nicht ſchien hören laſſen zu wollen, hinzu: „Oder vielleicht der Deine!"

Catharinen's Ohr aber erreichte der letzte Theil ihrer Rede und mit Blitzesſchnelle rief ſie aus: „Dein Tod oder der meinige! O Königin! dann mag auf dieſe Weiſe" — hier riß ſie einen Dolch aus Edward Warner's Gürtel, der mit auf den Rücken gebundenen Händen neben ihr ſtand, und ſchwang ihn hoch — „dann mag ſo ſein Leben erhalten werden!"

Ein Geſchrei von: „Verrath! Verrath!" erſcholl durch das Gefängniß, und die Wache warf ſich zwiſchen ſie und die Königin, deren Leben ſie zu bedrohen ſchien, aber eh' ſie ihr den Dolch entwinden konnten, hatte ſie ihn ſchon in ihre eigene Bruſt geſenkt. — „Jetzt erinnere ich Dich an Dein Verſprechen, Königin!" ſagte ſie, in ihrem Blute zur Erde ſinkend. „Catharina Grey kann Dich nicht länger beunruhigen — ſchone des fürſtlichen Seymour's Leben!" — Dieſe Worte waren ihr letzter Hauch — ihr letzter Blick war auf die Königin gerichtet — im Todeskampf drückte ſie die Hand ihres Gemahls und — ihr Geiſt war alles Kummers entbunden.

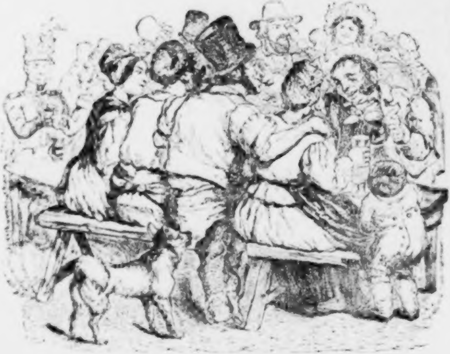
Das Opfer, was die unglückliche Gräfin mit ihrem Leben brachte, erhielt ihn, für den ſie ſich geopfert. Die Königin, von der Großherzigkeit Catharina's ergriffen, widerrief den Befehl, den ſie zu des Grafen Hinrichtung gegeben, doch zog ſie ſeine Güter ein und hielt ihn mehrere Jahre in ſtrenger Haft, bis er auf ihren Befehl aus dieſer entlaſſen, aber aus England verbannt wurde. Später muß ihr Gewiſſen mehr noch erwacht ſeyn; ſie vergab die Güter an keinen Andern, und beſuchte einſt dies Schloß, wo ſie die ehemalige Amme des Kindes jenes unglücklichen Paares fand. In ihrem Beiſeyn legte ſie in dieſen Schrank eine Urkunde, wonach ſeinem Kinde, der Gräfin Anna von Hartford, ſämmtliche Güter ihres Vaters wieder zufallen ſollten, jedoch nicht eher, bis deſſen Tod erfolgt ſeyn würde. Auch befahl ſie der Amme, dies Geheimniß zu bewahren und nur, im Fall ſie für ihr Leben fürchte, es einer „ſichren Zunge“ — dies ſind der Königin eigne Worte — anzuvertrauen. Auf den Wunſch der Amme, Tony Lowther, hat Robert Neele dieſe Geſchichte niedergeſchrieben und ſie zu dem Document gelegt, welches der Gräfin Anna von Hartford den Beſitz der Güter ihres Vaters verbürgt.“

Dies las der Advokat; das Dokument fand ſich in aller Form, Gräfin Anna ward Beſitzerin der reichen Güter ihres Vaters und Heinrich Darclay's glückliche Gemahlin. Teſſin.

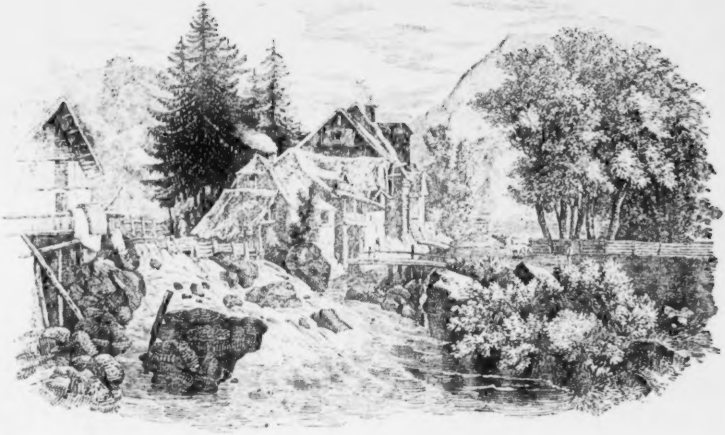
Die Genügsamen,

oder: die Bierfreuden.

Der Branntwein, dieſes verderbliche Mittel, bei dem Schwache die Sorgen vergeſſen wollen und dieſe ſich dadurch über den Kopf wachſen laſſen, hat ſo ſehr die Zahl ſeiner Anhänger unter jedem Volke zu werben und zu mehren gewußt, daß dem Biere nur ein kleineres Völkchen treu geblieben iſt, das wir die Genügſamen nennen müſſen. Der Biertrinker hat ſich zwiſchen Waſſer und Branntwein die glückliche Mitte gewählt, iſt mit den mäßigen Anſprüchen dieſer Erde einverſtanden und mag nicht jenes betäubende Getränk, das für Augenblicke die Grillen, für eine ganze Zukunft aber die Geſundheit und die Vernunft, dieſe Univerſalhülfe in der Noth, verzehrt. Das Bier verleiht ſeinen Verehrern eine derbe, wohlthuende Jovialität und Gemüthlichkeit, und wenn es auch nicht in die Stimmung verſetzt, wo alle Menſchen Brüder werden („die jetzt jubiliren mit Flauſen, in nächſter Stunde ſich zerzauſen!“), ſo giebt es doch mindeſtens verſöhnliche Gedanken bei Zagen und Plagen. Der Branntwein iſt ein betrügeriſch Getränk, das die Erde mit ihrer Wirklichkeit hinwegſtößt und ſeine Verehrer verführt, ſich in einem Nichts zu tummeln; das Bier macht die Erde feſter, hilft proſaiſch, aber etwas heller die Wirklichkeit des Lebens betrachten; es giebt dem Körper die Kraft, ſeinen Inhalt an Geiſt und Muth beiſammen zu halten. Ueber das Maaß hinaus zu gehen, iſt bei ihm ſchon ſchwieriger, obwohl wir nicht vergeſſen wollen, auch hier an ein gutes altes Reimlein zu erinnern, welches ſagt: „dem **Zapfen** gehorchen **Bier** und **Wein**, die **Hand** aber ſoll klüger ſeyn!“



Wir zeigen nun hiemit ein Bild der Genügſamkeit der Biertrinkenden Armuth, die niemals ſo weit zu ſinken im Stande iſt, als jene moraliſch- und phyſiſch-ſelbſtmörderiſchen Säufer, von denen wir geſprochen haben und die man meiſt ſo verloren geben muß, daß man von ihnen mit unſern Vorfahren ſagen darf: „ſie beſſern ſich wie ſauer Bier.“ Ja hier ſehen wir Zuneigung, Freundlichkeit, Freude und gewiß mehr Frohſinn, als in mancher koſtſpieligen Geſellſchaft. — Mit welcher alles Ungemach tödtenden Freude ſitzt das Paar den Rücken zu uns gewandt, das in Begleitung von Söhnchen und Hund ſich hier in voller Gemüthlichkeit gelagert! Der Mann mit dem Hut auf dem Kopf und der Stummelpfeife im Munde, es ſchwebt ihm ein geniales Lächeln um das Antlitz, als er ſeine ſpaßige Ehehälfte, um die er den muskulöſen Arm gelegt, mit ihrem gutmüthigen Nachbar gegenüber eine Geſundheit trinken ſieht, bei der ſich dieſer wahrſcheinlich zum Gevatter anbot. Und eben dieſer Nachbar, das Bild der fröhlichen, von innerer Ruhe beſeligten Armuth, hat ſich ſein beſcheiden Kännchen genommen, das freilich ſeine Mä-

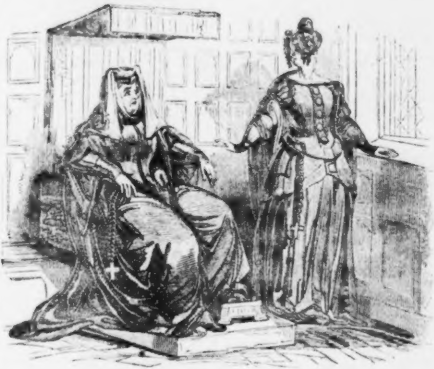


ßigkeit genugſam andeutet, und macht lächelnd und durſtend nach dem Trunk ſein Späßchen mit der Frau, die an ihren feſten Kleidern ſchon eine ordentliche Wirthſchaft zu Hauſe andeutet, die zuweilen noch ein Paar Groſchen erübrigt, um ihrem Mann auf ſaure Arbeit einen ſüßen Trunk folgen zu laſſen. Das zweite jüngere Paar, das uns den Rücken zugekehrt, ſcheint freilich den Spaß nicht ſo ganz inne zu haben, denn eben hat der Galan mit der Bibermütze, vielleicht von Eiferſucht geplagt, die Kanne an den Mund gedrückt, und trotz des ſichtbaren Durſtes und Mißmuths ſeiner jungen Ehehälfte, ſcheint er keine Luſt zu verſpüren, der begonnenen Radikal-Vertilgung des Bieres Einhalt zu thun. Deſto ehrbarer geht es aber zur Seite her, wo zwei Grenatier Veterane ihre Gläſer an einander klingen laſſen, um (es mag ein dritter Auguſt ſeyn) ihren rechtſchaffenen König und den Helden leben zu laſſen, dem ſie die Erinnerung an ihre, bis zum letzten Lebenstage reichen Stoff zur Unterhaltung gebenden Thaten verdanken. Auch vornehme Zuſchauer haben ſich eingefunden, um die Freuden der Armuth in Augenſchein zu nehmen; und ſie ſcheinen theils gutmüthig, theils ſpöttiſch zu lächeln. Spöttiſch! Und warum! Ei, es wiſſen's leider Viele nicht, daß die rechte Freude am liebſten da iſt, wo man ſie zu rufen nicht lange Zurüſtungen macht; ſie kehrt gar zu gern im Hauſe ihrer Mutter ein, und ihre Mutter heißt: Zufriedenheit.

Eine Landſchaft von Watelet.

Wenn wir dieſe Landſchaft betrachten, ſo ſcheint ſie etwas Deutſches zu haben, obwohl der Maler in Paris lebt und wir nie davon hörten, daß Watelet jemals in Deutſchland war. Er iſt ein Maler, der die Natur auf künſtleriſche Weiſe abſchreibt, der nicht glaubt, die Natur verſchönern zu können, ihre Schönheit aber im beſten Augenblick treffen will. Unſre Copie kann freilich nicht den Schmelz des Gemäldes haben, giebt indeß mindeſtens die Wahrhaftigkeit wieder, die in der Compoſition, in der Auffaſſung der Natur herrſcht. Uns erinnert das Bild an die „Heidenmühle“, die in dem ſo benannten Roman von Dan. Leßmann eine ſo wichtige Lokalität iſt; denn eine Mühle, obwohl nicht geradezu ſichtbar, ſcheint auf dem Bilde gedacht. Wer nun jene vortreffliche, belehrende Novelle lieſt, die namentlich jungen Mädchen, wenn ſie mit ihren Herzen eben nicht wiſſen wohin, eine warnende und zurechtweiſende Stimme ſeyn kann, den wird, nach Leßmanns Schilderung, dieſe ſtille Stätte anheimeln als die Stelle, wo die Dulderin Margarethe waltete und litt, ſo daß ſie hierin ein bedauernswerthes Muſter geworden iſt, wie denn überhaupt der Verfaſſer auch in Zeichnung der andern Charaktere ſeine ſeelenvolle Kenntniß innerer Kämpfe darlegte. Da uns nun für Watelet's Bild keine nähere Bezeichnung bekannt iſt, wollen wir es unter uns „Margarethens Heidenmühle“ nennen.

Die Nonnen.



Indem wir ein Bildchen vor uns haben, welches eine Aebtiſſin und eine, noch im Noviziat (Probejahr) befindliche Nonne aus dem Orden der Benedictinerinnen darſtellt, thun wir einen Blick in die Vorzeit, zu jenen Tagen, wo die Kloſterzucht noch nicht verfallen, die Ueppigkeit noch nicht eingekehrt war in die Klöſter *), dieſe vielmehr für Zufluchtsörter galten gegen alles Weh des Lebens. Wir wollen einmal die Beſchäftigungen der Nonnen betrachten, bei denen ſich beſonders die Benedictinerinnen auszeichneten, gleich den Mönchen dieſes Ordens, da der Stifter deſſelben, St. Benedictus, die Geſchäftsloſigkeit durch ſeine Regeln zu verbannen ſtrebte.

Neben den Andachts-Uebungen trieb man in Klöſtern die geiſtliche Kunſt, ſo nannte man damals das Abſchreiben. Nicht bloß Mönche, auch Nonnen waren darin erfahren. So befinden ſich

---

*) Ueber das ausgeartete Mönchsleben giebt der Jahrgang für 1846 Bild und Spruch.

z. B. zu Nürnberg auf der Stadt-Bibliothek acht große Folianten muſikaliſche Chorbücher, von einer Nonne des Katharinen-Kloſters, Margaretha Karthäuſerin, innerhalb zwölf Jahren ſehr korrekt geſchrieben und mit ſchönen Figuren ausgeziert. Der erſte Band iſt im Jahr 1458, der letzte im Jahr 1470 geſchrieben. In jedes dieſer Bücher hat ſie zu Anfange die Jahrzahl eingeſchrieben, und ihren Namen.

Geſchrieben diß Puch Schweſter Margaretha Carthuſerin
zu nutz irem Kloſter zu Sant Kathrein in Nurnperg
Prediger Ordens. Pit Gott für ſie.

Wenn nun aber einige Nonnen durch Abſchriften und durch Zuſammenſchreiben von Büchern Ruhm in dieſer Welt und die ewige Seligkeit in jener zu erſchreiben ſuchten, ſo waren deren viel mehrere darauf bedacht, ſich dieſer geiſtlichen und leiblichen Wohlthaten durch Stickereien zu verſichern. So wie überhaupt der Frauen und Jungfrauen höhern Standes, ſo war es beſonders das Beſtreben der Nonnen, Gemälde zu ſticken. Sie ſtickten in Gold, Silber und Seide — Teppiche, Meßgewande u. dgl. mit großer Fertigkeit und bewunderungswürdigem Fleiße. Darin waren die deutſchen Nonnen ſchon im ſiebenten Jahrhundert ſo erfahren und geübt, daß der Biſchof Adelhelm ſie den brittiſchen Nonnen als Muſter vorſtellte.

In Meßkleider, Altar- und Kanzel-Behänge ſtickten und wirkten die Nonnen gewöhnlich bibliſche oder Legenden-Geſchichten — für weltliche Herren aber ſchöne Mäntel. So trug z. B. Kaiſer Otto III. einen Mantel, in welchen Scenen aus der Apokalypſe, vermuthlich von der Quedlinburger Aebtiſſin Mathilde, geſtickt waren; und Kaiſer Heinrich der Heilige trug einen ſolchen, der ſich ehemals im Domſchatz zu Bamberg befand. Dieſer Mantel enthielt in ſeinen Figuren eine merkwürdige Vereinigung des Geiſtlichen, Weltlichen, Aſtrologiſchen und Myſtiſchen. Die Stickerin deſſelben war vermuthlich eine griechiſche Nonne des Ordens des heil. Baſilius. Der Kaiſer bekam dieſen Mantel von Ismael, dem damaligen Herzoge in Apulien, etwa im Jahr 1017 geſchenkt. — Die ſogenannte heilige Kaiſerin Kunigunde wird ſelbſt als eine geſchickte Stickerin und Wirkerin gerühmt. Einen eigenhändig gewirkten Gürtel verehrte ſie dem nachmals heiligen Abt Gotthart zu Niederalteich. Es iſt derſelbe einen halben Daumen breit, und es ſind auf ihm die Worte Sola Fides zwölf Mal wiederholt.

Die älteſten Stickereien und Wirkereien waren meiſt zweifarbig, am gewöhnlichſten ſchwarz und weiß; ſpäterhin wurden dieſelben bunter, ja man brachte endlich auf denſelben Gold, Silber und ſogar Edelſteine an. So verfertigte ſelbſt die Kaiſerin Kunigunde, als Nonne, koſtbare, mit Gold und Edelſteinen beſetzte Kleider. Ein Mantel dieſer Art, den ſie für ihren Gemahl verfertigt hatte, wurde ehemals im Merſeburger Dom aufbewahrt. Giſela, Schweſter Kaiſer Heinrichs II, ſtickte auf ein Kleid Chriſtum, die Apoſtel, Patriarchen und verſchiedene Inſchriften.

Als eine der geſchickteſten Künſtlerinnen wird die Aebtiſſin Agnes, Markgräfin von Meißen, die gegen 1205 ſtarb, gerühmt. Sie verfertigte mit eigenen Händen einen Teppich, in welchem auch lateiniſche Verſe eingewebt waren. Eben ſo ſchön als ſie ſtickte, konnte ſie auch ſchreiben und malen. Dies beweiſt ein von ihr auf Pergament mühſam geſchriebenes und ausgemaltes Plenarium, ſchön und koſtbar eingebunden.

Eine eigene Art von Stickerei, beſonders in den Nonnenklöſtern, war die Federarbeit, oder, wie man ſie wohl nennen könnte, Federmoſaik. Man ſetzte nämlich aus allerlei ſchönen Federn mancherlei Zierrathen auf Kleider, Altartücher ꝛc. zuſammen, oder bildete dieſelben Vögel ab, von denen ſie genommen waren. Dieſe Federarbeit, Opus plumarium genannt, entſtand durch das Aufheften der Federn ſelbſt. Ein ſolches ſchönes Kunſtwerk ſah der Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen im Jahr 1598 in der Kapelle des Papſtes, von dem er ſchreibt:

Es ward der Päpſte Stuhl zugleich uns dargezeiget,
Darauf ſie ſitzen, eh man ſich zu ihnen neiget,
Und ihre Wahl geſchieht: Ein ſchönes Marien Bild
Von lauter Federn Waar der Vögel zahm und wild,
In ſeinem Kämmerlein, als ein Altar verbreitet,
Gleich wenn's gemalet wär.

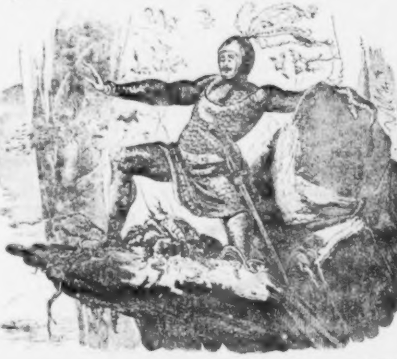
Nonnen, die es zu ſolcher Geſchicklichkeit nicht gebracht hatten, ſchnitten, nach vorhandenen Muſtern, aus Papier und Pergamentblättern Heiligenbilder, die reich genug verziert waren, und malten dann ihre Bilder und Schnörkel aus; oder aber, wenn eine Nonne nur ſchnitzeln konnte, dann übernahm eine andre, ſchon geſchicktere, die Malerei. Solche bunte Blättchen wurden dann zum Vortheil des Kloſters verkauft, und das war lange Zeit hindurch ein ſehr einträglicher Handel.

In neuerer Zeit iſt oft davon die Rede, Anſtalten zu begründen, in denen Mädchen, namentlich aus gebildeteren Familien, welche der Ehe entſagen oder entſagen müſſen, und doch nicht Vermögen genug haben, um unabhängig zu leben, ſich forthelfen und vor dem Vereinſamen ſchützen könnten. Da wären allerdings ähnliche Zufluchtsörter, wie einſt die Klöſter waren, wünſchenswerth. Doch verſteht es ſich von ſelbſt, daß in keiner Hinſicht die menſchliche Freiheit durch andre Gelübde, als die der Ehrbarkeit und des Fleißes beſchränkt ſeyn müßte; denn die Klöſter in ihrer ehemaligen Geſtaltung wieder herzuſtellen, wäre ein Rückſchritt zur Barbarei, über welche die Humanität geſiegt hat; ſelbſt der Name neuerer Anſtalten brauchte nicht an die, in ſich zerfallenen Klöſter zu erinnern. Wären aber ſolche Anſtalten vorhanden, in denen Lehrerinnen, die ſich in dieſer oder jener

Kunſt und überhaupt in ſolchen Arbeiten, welche der weiblichen Körper-Conſtitution zuſagen, eine namhafte Fertigkeit erwarben. Schülerinnen bildeten und beſchäftigten, ſo würde die Neuheit des Unternehmens, und die natürliche Theilnahme für weibliche Weſen, die dem Gewirr des Lebens ſich entzogen, und den Bedürfniſſen deſſelben doch nützlich ſind, es in Gang bringen und erhalten. Schon jeder Reiſende nähme gewiß als Andenken etwas mit von den Erzeugniſſen ſolcher Anſtalten, die mannigfache Richtungen menſchlicher Thätigkeit in ſich zu vereinen hätten.

Bertram.

Die Sage vom Kampf des Humanus Magnus um Reinholde Veritas.



Es war in einer mondhellen Sommernacht und zwei Elfen ritten auf einem Grashalm, der auf dem Rhein ſchwamm, ſpazieren. Der eine hieß Blick, weil er Vieles raſch durſchſchaute, der andre hieß Glimm, weil ſeine Augen das Dunkel beleuchteten und, wenn er wollte, Funken ſprühten; dieſe Elfen konnten gar herrlich im Reigen tanzen, in holden Tönen ſprechen und liebten Beides mit Leidenſchaft. Eben kamen ſie an einen Strudel, wo das Waſſer des Rheins einen Ring und Trichter bildete, ſo daß der Grashalm mehrere Male in die Runde trieb, in den Trichter zu ſtürzen und ſo die kleinen Elfen wegen eines neuen Fahrzeuges in Verlegenheit zu ſetzen drohte, als aus einer Höhle hoch aus dem Felſen eine Roſe gerade zwiſchen die Schwimmer niederfiel. Die Bewegung des Waſſers, welche durch den Fall entſtand, ſchnellte die Elfen empor, und als ſie wieder hinabſanken, fielen ſie Beide in die duftenden Roſenblätter hinein. Nur eine kurze Zeit irrten ſie unter den Blättern der ſchwimmenden Roſe umher, ohne ſich zu finden, endlich ſah Blick die leuchtenden Augen Glimm's durch die Wand eines Roſenblattes hindurchſchimmern, und bald lagen ſich die Freunde fröhlich in den Armen und ſprachen von ihrem herrlichen Abenteuer und von ihrem neuen Fahrzeug, der Roſe. Darauf begann Glimm: „Theures Blickchen, iſt es dir gefällig, unſere Fahrt für heute einzuſtellen, ſo wollen wir einmal Denjenigen aufſuchen, der uns die Roſe zugeworfen; denn mir ahnt, ſie komme von einer lieben Hand." „Schön Glimmchen", antwortete Blickchen, „wie kannſt du nur fragen? weißt du doch, daß mein Wille der deine iſt." Bald hatten ſich die Elfen ihre Flügelchen getrocknet, und nachdem ſich Jeder durch einen Trunk aus einem Thautropfen, der in der Roſe lag, erquickt, flogen ſie auf und davon. Als ſie in der Nähe der Höhle waren, aus der die Roſe gekommen, hörten ſie zu ihrem Erſtaunen eine ſchöne weibliche Stimme in ſchmelzender und wehmüthiger Melodie ſingen:

„O Mondlicht, glänzender ſilberner Rhein,
Fließ hin zum Schloſſe von Königsſtein,
Und klage dem theuren Geliebten mein,
Daß ich gefangen bin.
Mich hat gefeſſelt der Gnomen Graus,
Da ſend' ich als Schaar der Boten aus
Die Seufzer mit treuem Sinn.

O glänzender Rhein, in dein Wellengrab
Warf ich die ſprechende Roſe hinab;
Und wem ich ſie voll Vertrauens gab
Der trägt ſie zum Königsſtein.
Dort ſieht er meinen Helden nah'n.
Bringt ihm die Roſe, daß ſie ihn mahn'
In Liebe mich zu befrei'n."

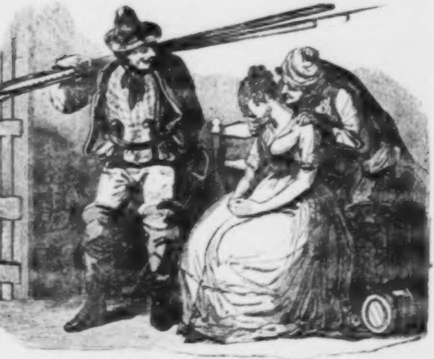
Die Stimme klang ſo hehr und ſüß in die Mondnacht hinaus, daß die beiden Elfen vor Wehmuth vergehen wollten; da flogen ſie nun ohne Säumen durch die Oeffnung zur Höhle hinein und auf den Schooß der traurigen Sängerin. Bald hatten ſie ſich mit der frommen Reinholde Veritas verſtändigt und ihr Geſchick erfahren. Sie war, mit Hülfe der Streiter für Bann und Acht, von dem Rieſengnomen Terror-Terrarum geraubt worden, deſſen Buhle ſie nicht werden mochte, weil er ſo falſch iſt, und weil ſie den Liebſten, den Ritter Humanus Magnus vom Königsſtein nicht vergeſſen kann. Hundert Jahre hat der wüthende Terror geſchworen, ſie hier gefangen zu halten, nach dieſer kurzen Beſinnungszeit, wenn ſie auf ihrem Entſchluß beharre, wolle er ſie zu Stein verfluchen. Schon viele Ritter gedachten ſie zu befreien, aber hatten ſie alle Gefahren, die ihnen drohten, überſtanden, dann kamen die beiden Wächter der Höhle: Graus und Kicher, die zwar den echten Ritter nicht berühren dürfen, aber von denen der Erſte ſo viel Entſetzliches anzurichten wiſſe, daß ſelbſt der Mannhafteſte einen Schreckensruf ausſtoßen muß; wer aber auch dieſem widerſteht, der kann dem andern Wächter Kicher nimmer widerſtehn, der ſo viel drollige Poſſen reißt, bis ſelbſt der finſterſte Ritter in Lachen ausbrechen muß. Bei jedem einſtimmenden Laut aber, den ein Menſch hier ausſtößt, bleibt er ſogleich verſteinert ſtehen. Die klagende Veritas, die dies Alles den Elfen erzählte, zeigte ihnen nun eine große Reihe der Ritter, die verſteinert am Eingang dieſer finſtern Höhle lagen, und als ſie ihren Bericht ſchloß, weinte die Jungfrau ſo, daß die Elfen ihr Hülfe zuſagten und dem Ritter Humanus Magnus mit Rath und That beizuſtehen verſprachen.

Wie Reinholde Veritas erwartet hatte, dachte ihr geliebter Held an nichts als an ſeine ſeit lange verſchwundene Geliebte, und ſchnell war er gerüſtet, als ihm die Elfen die Nachricht von ihr brachten. Wohl wiſſend, welch einem harten Kampf er entgegen ging, waffnete und bepanzerte er ſich vom Kopf bis zu den Füßen und folgte den Elfen in's Gebirge am Rhein-Ufer, um den bewachten Eingang zur Höhle zu erfragen. Und der Finger Gottes in der Natur zeigte den Wanderern den Weg, und bald kam der Ritter an einen ſchwarzen ſteilen Felſen, zu dem ſich kein Zugang entdecken ließ. — Eben war er im Begriff, muthig die ſteile Felſenwand zu erklettern, als plötzlich ein Gnome zwiſchen ſeinen Beinen ſtand, und ſich an ſein Panzerkleid feſthielt. Hierauf begann er zwiſchen den hohlen Fingern zu pfeifen, daß der gellende Klang faſt betäubend auf den Ritter wirkte. Der Ton ſchrillte durch das ganze Gebirge wieder und von oben herab begann ein Regen verwitterter Felſen, mit ſolcher Macht dahingeſchleudert, daß die Funken bei jedem Sturze umherſtieben. Der Ritter indeſſen ſtand ohne Furcht da, und dies war Urſache, daß ihn kein Wurf verwunden konnte. Die Elfen Blick und Glimm aber waren am meiſten Urſache ſeiner Furchtloſigkeit; dieſe ſchwachen Geſchöpfe hatten ſich unter die Stahlhaube des Ritters geflüchtet und hielten in dieſem Toben ſowohl die Ohren wie die Augen des Ritters geſchloſſen, indem ſie ihm Muth zuraunten und ihn verſicherten, daß dieſer Felſenregen ihnen wohl zu ſtatten kommen würde. — Als nach einiger Zeit die Gnomen die Standhaftigkeit des Ritters bewundert hatten, hielten ſie mit dem Schleudern ein und es erſchien plötzlich der Gebieter und König: die Terror-Terrarum-Majeſtät. — Es war ein Gnome, beſtehend aus zwei Hopfenſtangen ſtatt der Füße, aus einem dünnen Schiffsmaſtbaum ſtatt des Leibes, aus zwei langen Stangen ſtatt der Arme, an deren Enden fünf eiſerne Griff-Haken die Finger bildeten. Der Kopf ſah aus wie ein unbändig großer hohler Kürbiß, auf welchem Moos und Schwämme aller Art ſtatt der Haare wild wuchſen. Die ganze Geſtalt aber war mit Mönchs-Kutten, Hexenkram und Teufelsſpuk umfangen. „Verwegener!“ begann Terror-Terrarum mit einem Wüthen, welches ſo durch die Felſen rollte, daß der nahe Rhein in niegeſehene Wellen aufſchäumte: „du ſollſt bald deine Frechheit büßen.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er dem Ritter ein Bein entgegen, um ihn mit demſelben hoch in die Luft zu ſchleudern. In demſelben Augenblick aber ergriff Humanus Magnus einen herabgeregneten Fels und hielt ihn ſo vor ſich, daß nur dieſen der grimmige Gnomen-Fürſt traf und ihn hoch in die Luft ſchleuderte, wo er allen Blicken entging. „Eilt rechts fort!“ rief Blick dem Ritter in’s Ohr, dieſer that es, verfolgt von Terror-Terrarum; aber eben, als ihn dieſer erreicht hatte, fiel, wie der kluge Elfe Blick berechnet hatte, der Felſen grade nieder und ſein eigen Werk ſtürzte auf den Kopf des Unholds, woſelbſt er viel ſtruppiges Unkraut niederriß und endlich liegen blieb. Terror-Terrarum wankte betäubt und der Ritter verſetzte ihm raſch mit ſeinem guten Schwerdt einen Schlag, worauf ihm ein Fuß abflog. Während der Mann der Finſterniß auf einem Bein heulend davon humpelte, eilte der Ritter zwiſchen den Felſenwänden muthig zur Höhe. Aber Fledermäuſe, fliegende Schlangen, Nattern und alles Ungethüm, das ſich gern verkriecht, bis ſich irgendwo ſchaden läßt, ſchwirrten aus ihren Moderſitzen um ihn her und mehrten ſein Entſetzen; doch die beiden Elfen unter der Stahlhaube ſprachen ihm immer Muth zu und obgleich mit jedem Tritte in Lebensgefahr, hatte der Ritter doch bald die Spitze erreicht, wo der Eingang zur Höhle war. — Jetzt änderten die klugen Elfen ihre Plätze. Glimm kletterte auf die Naſe des Ritters und ſetzte ſich auf die Spitze, während Blick in den Schnurrbart kroch und dort ein Haar ausriß. In dieſem Augenblick ſprang Graus herbei und ſtieß einen Schrei aus, der Menſchen auf Meilen weit hätte betäuben können. Der Ritter war faſt erſtarrt und wollte laut aufſchreien, aber der kluge Blick nahm das Schnurrbart-Haar und kitzelte damit dem Ritter die Naſe, ſo daß er vor Jucken faſt gelacht hätte. In dieſem Augenblick ſtellte ſich Graus lang auf die verkrüppelten Füße und ſpie eine Feuerfluth nach dem Angeſicht des Ritters; aber der kluge Glimm ſprang die gebogene Naſe hinauf und hielt dem Ritter die Augen zu, ſo daß er nichts ſehen konnte. Da verwandelte ſich plötzlich Graus in einen großen Baſilisk und öffnete den Rachen, um den Ritter zu verſchlingen. Aber Glumm ſprang dem Ritter auf's Genick und zupfte ihn am Haar, ſo daß ſich dieſer raſch umdrehte, und der grauenvolle Anblick ihm auf ſo lange entging, bis er ſeine Geiſtesgegenwart wieder bekam. So ſetzten die klugen Elfen ihr Spiel fort, bis der entſetzliche Graus, in Verzweiflung den Ritter nicht zum Schrei der Furcht gebracht zu haben, ſich das Gehirn in Wuth an den Felſen zu zerſchlagen begann. — Kaum war der Ritter mit dieſem fertig, da kam der Gnome Kicher wie eine Ente herangewatſchelt, tanzte und verneigte ſich mehrere Male vor dem Ritter und ſetzte ſich dann platt auf die Erde nieder. Seine Geſtalt war ſo komiſch, daß ſelbſt die Elfen zu lachen anfingen; aber Glumm begann den Ritter ſo ſehr in die Naſe zu beißen, daß dieſem das Lachen vergehen mußte. Kicher nahm nun mit ſehr ehrbarer Miene eine Priſe aus ſeiner hohlen Hand, drehte ſich darauf die unmäßig lange Naſe um, ſo daß die Naſenlöcher nach oben gekehrt waren, ſchüttete ſich den Tabak hinein, ſtopfte ſich die Naſenlöcher mit zwei Schwämmen zu, und drehte ſich dieſe wieder zurecht, ſo daß die Schwämme wie ein Paar Schnurrbärte ausſahen. Das Alles aber that er ſo komiſch, daß der Ritter faſt lachen wollte; aber der kluge Flink zerzauſte dem Ritter ſo ſcharf den Schnurrbart, daß ihm das Lachen verging. Jetzt nahm Kicher ſeinen eigenen Fuß als Tabakspfeife in den Mund, dann blies er mit vollen Backen, als ob er Rauch ausblieſe, und zwar that er das ſo komiſch, daß ſelbſt der wüthende Graus zu lachen anfing; aber die Elfen thaten ſo gut ihren Dienſt, daß der Ritter, der faſt vor Lachen hätte berſten mögen, keine Miene verziehen konnte. Endlich fing Kicher ſelber zu lachen an und wälzte ſich wie eine Kugel auf der Erde umher, rollte ſich vor Lachen einen hohen Felſen hinunter und lachte dann von Neuem ſo ſehr, daß er ſich im Lachen wieder heraufwälzte. Oben aber wurde ſein Lachen immer ſtärker und er purzelbaumte und tanzte kreiſelnd in einem fort. Selbſt Graus ſtürzte dabei vor Lachen nieder und die Elfen wollten ſich die Seiten halten über die drolligen Gnomen; aber ſie thaten ſo gut ihre Dienſte, daß der Ritter ganz ernſt blieb und mit Ruhe den langen Gang bis zur Höhle durchſchritten hatte. Da, als er die Thür öffnen wollte, ſchrieen Kicher und Graus in Angſt ſo heftig auf, daß die Felſen zitterten. Mit dieſem Schrei, dieſem Erſchrecken der bisher unbeſiegten Wächter war Alles entzaubert; der Ritter ſtand am Eingang einer prächtigen Halle, Reinholde Veritas dankend ihm zur Seite. Viele andere Ritter, aus ihrer Verſteinerung erlöſt, erkannten und umarmten ſich; die Gnomen alle, wenn auch zum Theil mit tückiſcher Miene, jubelten dem Humanus Magnus und der Reinholde Veritas als Gebieter entgegen. Tage des Lichtes und der Freude gingen nun der Menſchheit auf; Blick und Glimm aber halten noch jetzt fortwährend Wache, damit Terror-Terrarum, der zwar gelähmt, aber nicht todt iſt, die Uebermacht nicht wieder an ſich reiße.

Aus der alten Ueberlieferung dieſer ſinnbildlichen Erzählung geben wir auch die Schlußworte:

„Wird dieſer Sage Lehr' und Weſen
Nicht gleich im Geiſt dir hell und kund,
Magſt du zum andern Mal ſie leſen;
Auf daß du findeſt tief'ren Grund.
Sie ruft auch noch in unſern Tagen
Nach Rittern, die um luſt'ge Stund'
Nicht Veritas in Feſſeln ſchlagen,
Nein, drohte ſelbſt der Hölle Schlund,
Für Veritas zu kämpfen wagen.“ F. Wege.

Die Strafe holt den Verbrecher ein!



Adolphine, die einzige Tochter des Juweliers Detroit in Courtray, war, ſeitdem ſie geboren, von harten Schlägen des

Schickſals getroffen worden. Noch hatte ſie das Licht der Welt nicht erblickt, da reiſte ihr Vater, indem er den größten Theil ſeiner Pretioſen mitnahm, in Geſchäften nach London — es geſchah im Jahr 1651 — und kehrte nicht zurück; er war verſchwunden und keine Nachricht von ihm, ſeinem Leben oder Tode, kam zu ſeiner jungen Gattin, deren Entbindung durch Gram und marternde Bilder über das Schickſal ihres Mannes zu einer ſehr gefährlichen wurde. Sie kränkelte von da an, und unter fortgeſetzten Nachforſchungen, ob ſie nichts erfahren könne von dem Vater ihres Kindes, in Nahrungsſorgen, Gram und Schmerz verlebte ſie ihre Tage und ſtarb, nachdem Adolphine eben ihr ſiebzehntes Jahr vollendet hatte. In der letzten langen Zeit, da ihre Mutter ſelten ihr Schmerzenslager verlaſſen konnte, waren auch alle Verſuche, ob über Detroit nicht irgend eine ſichere Kunde zu erlangen wäre, eingeſtellt worden; man wußte nur, daß er in London geweſen, dort mit ſeinen Geſchäften zufrieden war und ſich eingeſchifft hatte zu ſeiner nicht erfolgten Rückkehr.

Jetzt, nach dem Tode der Mutter, hatte die bei ſtetem Kummer zu beharrlichem Sinn gekommene Adolphine keinen andern Gedanken, als ſelbſt nach London zu reiſen, um von dort aus die Spuren ihres Vaters zu verfolgen. Sie verkaufte ihre wenige Habe und reiſte ab nach den Ufern der Schelde, um dort ſich einzuſchiffen. Da indeß eben kein Schiff nach London ſegelfertig war, ſah man ſie oft am Ufer, und ihre ſchöne jugendliche Geſtalt zog Vieler Augen auf ſie. Beſonders ſchien ein Mann, der wohl ſchon den Vierzigen nah ſeyn konnte, eine ſtarke Neigung zu ihr gefaßt zu haben; er war ihr überall nahe, ſuchte öfter ein Geſpräch anzuknüpfen, und Adolphinen's Verhältniſſe und Vorhaben zu erſpähen, bot auch mit den gefälligſten Worten ſeine Dienſte an. Das ſcheue Mädchen wich ihm aber ſtets aus und vertraute ſich ihm nicht.

Eines Abends, es war ſchon ſo ſpät, daß es bereits dunkelte, brachte man ihr die Nachricht: es habe eben ein Schiff angelegt, das auf der Fahrt nach London ſey, mit dem frühſten Morgen aber die Anker lichte, weshalb ſich Adolphine ſogleich an Bord begeben müſſe. Eilend folgte ſie dem Boten, doch kaum am Ufer angekommen, wurde ſie von kräftigen Männerarmen ergriffen, ihr Angſtſchrei mit einem Tuche erſtickt, und ſo brachte man ſie nach einem Boot, das augenblicklich abfuhr.

Vergebens fragte die Arme, was man mit ihr vorhabe; nach wenigen Stunden aber landete das Boot und Adolphine wurde in ein kleines Haus gebracht, das nicht weit vom Strande lag, und dort führte man ſie in eine ärmliche Kammer, wo ſie ſich der Verzweiflung überließ. Es waren bewaffnete Schiffer, die ſie entführt hatten, und bei Adolphinens Schluchzen traten ein Paar derſelben, denen man das Greiſenalter anſah, gutmüthig heran, ihr Troſt einzuſprechen. Beſonders der Eine bemühte ſich um ſie, und ſagte, ſich freundlich zu ihr neigend, mit wahrhaft väterlichem Tone: „Kindchen, was grämt Ihr Euch? Wir erfuhren nichts Anderes, als daß es Euer Wille war, hieher gebracht zu werden, wo Ihr Euren Verwandten findet. Denn wüßten wir, daß es nicht ſo wäre, daß man Euch Zwang anthäte, da könntet Ihr auf den Schutz eines alten ehrlichen Mannes rechnen!“

Adolphine horchte hoch auf, und erklärte endlich: ſie wiſſe von keinem Verwandten, und da der Alte ſie immer zutraulicher machte, erzählte ſie die ganze Geſchichte ihres Unglücks, jedoch ohne ihren Namen auszuſprechen.

Die beiden alten Schiffer ſahen ſich betroffen an, ſprachen dann leiſe mit einander, und endlich ſagte der, welcher das Geſpräch mit Adolphinen angeknüpft hatte: „Wir ſind zwar dem Herrn, der ſich Euren Verwandten nennt, und uns ſagte, er werde Euch mit Eurer Bewilligung einer abſcheulichen Stiefmutter aus den Händen reißen, behülflich geweſen; hat er uns aber belogen, ſind wir unſrer Zuſage quitt. Wir gehen, uns mit Jemand zu berathen. Vorher werden wir aber dafür ſorgen, daß Ihr in dieſer Kammer ſicher verwahrt und ſo gepflegt werdet, wie wir Euch irgend pflegen können. Damit Ihr aber wißt, wo Ihr Euch befindet, ſo erfahrt, Ihr ſeyd auf der Inſel Walchern, unter Leuten, die ſich auf der See ihren Erwerb ſuchen, und dafür zu Allem bereit ſind, wenn es nicht gegen Gott und ein gutes Gewiſſen geht. Faßt alſo Vertrauen zu uns! iſt Alles ſo, wie Ihr ſagtet, dann ſeyd Ihr hier ſichrer, als Ihr dort an der Küſte wart.“

Danach gingen die beiden Schiffer von dannen, riefen eine Frau herbei, die für Adolphinen ſorgen mußte, und ſtellten zu ihrer Bewachung zwei handfeſte Burſche draußen vor die Kammerthür, mit der Weiſung, fürjetzt außer jener Frau Niemand hinein zu laſſen.

Es dauerte aber gar nicht lange, da kehrten die beiden Alten zurück und brachten einen jungen Mann mit, ſagten aber Adolphinen ſogleich: dies ſey nicht der Herr, auf deſſen Wunſch ſie hieher gebracht worden; vielmehr komme er, ſich ihrer anzunehmen. Der junge, ſchöne Mann aber trat ihr näher, indem er ſprach: „Fürchten Sie nichts von mir, im Gegentheil glaube ich, Ihnen nützlich ſeyn zu können nach dem, was mir dieſe guten Leute von Ihnen ſagten. Heißen Sie Detroit?“ — Verwundert ſah ihn Adolphine an; ihren Namen hatte ſie den Schiffern nicht genannt, wie konnte der junge Mann ihn wiſſen? Als ſie nun auf jene Frage verlegen ſchwieg, fuhr Jener fort:

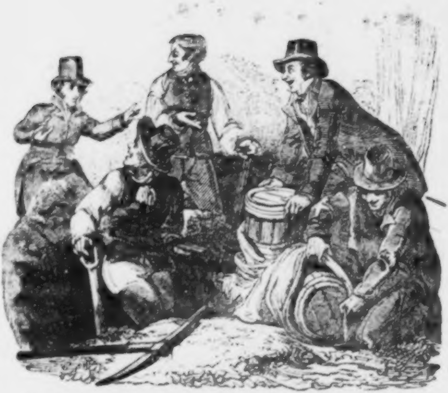
„Nun, vielleicht macht Sie das, was ich Ihnen erzählen kann, offener. Ich heiße Blake, bin der Sohn des Sheriffs von London, und in einer ſonderbaren Angelegenheit hier. Es werden nun etwa fünf Monate ſeyn, da ſtand in London ein Mann vor Gericht, angeſchuldigt, auf einer Reiſe ſeinen Herrn ermordet zu haben. Die Zeugen waren abgehört und die zwölf Geſchwornen ſprachen, bis auf einen, ihr „Schuldig!“ aus. Dieſer Eine aber ſaß da, bleich und im ſichtlichen Kampfe mit ſich ſelber. Endlich ſtand er auf, ſtellte ſich zitternd vor den Oberrichter und ſprach: „Verurtheilt auch mich; ich habe daſſelbe Verbrechen begangen.“ Es war ein Mann, der in gutem Ruf ſtand, und ſo glaubte Jeder, es habe ihn ein plötzlicher Wahnſinn befallen. Er aber wandte ſich an die Geſchwornen mit den Worten: „Ihr ſeht heute ein Beiſpiel, daß Gottes Allmacht jedes Verbrechen an's Licht zieht. Ich diente im Jahr 1651 dem Juwelier Detroit in Courtray“ — Adolphine bebte zuſammen bei dieſem Namen — „und begleitete ihn nach London. Hier verkaufte er für bedeutende Summen einen großen Theil ſeiner Pretioſen, und würde ſie alle verkauft haben, wenn nicht zu der Zeit unvorhergeſehen Krieg zwiſchen Holland und England entſtanden wäre. Da wollte nun Detroit raſch zurück nach ſeiner Heimath und ſah ſich, weil der Verkehr zwiſchen beiden Ländern ſchon geſtört war, genöthigt, ſeine Einnahme faſt ganz in baarem Gelde mitzunehmen, und nur mit Mühe gelang es ihm, für ſich und mich auf einer Fregatte, die zur Obſervation abſegelte, Platz zur Ueberfahrt zu bekommen. Als wir der holländiſchen Küſte ſchon ſehr nahe waren, erhielt aber der Capitain der Fregatte noch in hoher See durch einen Cutter den Befehl umzukehren, und der Juwelier Detroit wußte kein andres Mittel, als ſich auf einem holländiſchen Fiſcher-Fahrzeuge, das Lebensmittel zum Schiff gebracht hatte, an den Strand von Walchern bringen zu laſſen. Auf dem Fahrzeuge befanden ſich nur ein Mann und ein Knabe. Die Geldfäſſer wurden von der Fregatte auf das kleine Schiff geladen und wir kamen glücklich in Walchern an. Dort zog ich, den der Anblick der Juwelen und des Geldes lange ſchon gereizt hatte, den Fiſcher in's Einverſtändniß und wir erſchlugen in derſelben Nacht meinen Herrn und warfen ſeinen Leichnam in die Fluth. Seine noch ſehr werthvollen Juwelen theilten wir und nahmen von dem Gelde ſo viel als wir ohne aufzufallen an uns verbergen konnten; das Uebrige vergruben wir, gaben uns das Wort, den verborgenen Schatz nur in Compagnie zu heben und machten uns nun davon, nach Amſterdam. Hier trennte ſich mein Mordgefährte plötzlich von mir, und ich weiß nicht, wo er geblieben iſt. Ich aber ergriff die erſte Gelegenheit, um nach London zu kommen; ich fing da einen Handel an, erſt unſcheinbar, nach und nach aber mit all dem Gelde, was ich aus den Juwelen löſte, und es glückte mir jede Spekulation. Ich ſtieg in der Achtung meiner Mitbürger — doch alles Uebrige wißt Ihr ja. Ich kann nur noch ſagen, daß ich mich nie wieder nach Walchern getraute, dort alſo namhafte Summen vergraben liegen, wenn nicht jener Mitſchuldige ſie ſich zueignete. Bisher hatte ich mein Gewiſſen beſchwichtigt, jetzt aber war meine Stunde gekommen; eine Höllenangſt überfiel mich, ich ſah ein, der ewige Rächer will es ferner nicht dulden, daß ich Gleißner unter ehrenwerthen Männern ſitze, will nicht, daß ich auch ferner ungeſtraft bleibe. Sprecht mein Urtheil; ich bin nicht minder des Todes ſchuldig als Jener, den Ihr eben mit Recht verdammt habt.“

Hier hielt der junge Georg Blake inne; denn Adolphine war von der Gewißheit, daß ihr Vater ermordet worden ſey, auf's tiefſte erſchüttert und einer Ohnmacht nahe; ſie wurde von der Frau unterſtützt, bis in einem heißen Thränenſtrom ihr Leben ſich erholte.

„Es wird übrigens keine Zeit mehr zu verlieren ſeyn“, mahnte jetzt der alte Schiffer den Georg Blake, der ihn verſtand, ſich noch einmal zu Adolphine wandte und zu ihr ſagte: „Ich hoffe jetzt der traurigen Geſchichte das volle Ende zu geben; daß Sie Detroit's Tochter ſind, bedarf, glaube ich, keiner Frage mehr“ — „ich bin's!“ fiel Adolphine bebend ein und Georg Blake fuhr fort: „Trügen nicht alle Zeichen, ſo iſt der, welcher Sie hieher bringen ließ, der Gehülfe bei dem Morde Ihres Vaters: er weiß um den vergrabenen Schatz und kam her, ihn zu holen; wahrſcheinlich hat er gegen Sie, wenn er etwa Ihren Namen erfuhr, Verdacht geſchöpft und will mindeſtens ſo lange vor Ihnen ſicher ſeyn, bis er ſeinen Raub in Sicherheit hat. Dieſem nachzuſpähen bin ich hier, es würde mir aber nicht gelingen, die Stelle zu entdecken, wo er vergraben iſt, wären dieſe guten Leute, durch allerlei Mährchen getäuſcht, nicht bewogen worden, dem ſchlauen Geſellen zu helfen, wie ſie mir jetzt helfen werden, ihn zu entlarven oder jedenfalls feſtzunehmen.“

Nach dieſen Worten empfahl ſich Georg Blake und einer der Schiffer begleitete ihn nach dem Orte, wo zwei ihrer Gehülfen beſchäftigt waren, im Beiſeyn des Fremden und ſeines Dieners die Fäſſer mit dem Gelde an's Tageslicht zu bringen. Der Ort war weitab von dem kleinen Hauſe und die Schiffer ſollten zugleich den Reichthum tragen helfen; deshalb hatten ſie Alle in der Nacht ſich aufgemacht, um am frühen Morgen ihr Geſchäft zu vollbringen.

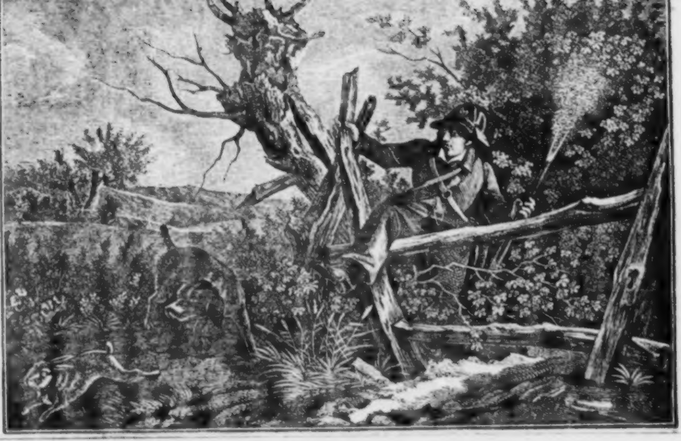
Als Georg Blake nicht weit von jener Stelle war, eilte er ſeinem Begleiter voraus und kam an, als eben die erſten Fäſſer über der Erde waren. Auf die Frage: was geht hier vor! wurde ihm von dem Verdächtigen mit erzwungener Freundlichkeit erwiedert: er habe in Kriegeszeit hier einen Theil ſeines Vermögens vergraben und ſetze ſich jetzt wieder in den Beſitz. Wie aber der alte Schiffer herangekommen war und ſeinen Kameraden ein Paar Worte zugeraunt hatte, fielen plötzlich Alle über den Mörder her und banden ihm die Hände, indem ſie ihm ſein Verbrechen auf den Kopf zuſagten. Sein Diener, der nichts von



den Unthaten ſeines Herrn wußte, war ſo erſchrocken, daß er ſich nicht rührte; aber auch ihm wurden die Hände gebunden und ſo führte man Beide nach Middelburg, der Hauptſtadt Walcherns, wo der Mörder, wie früher ſchon ſein Mitſchuldiger in London, im Jahr 1669 hingerichtet, der Diener aber freigeſprochen und entlaſſen wurde. Der Verbrecher hatte auch geſtanden, daß er Adolphinens Familiennamen Detroit erfahren und geglaubt habe, ſie ſey in Kenntniß über die Mörder ihres Vaters und ihnen auf der Spur; ſo habe er ſie ſich nur unſchädlich machen wollen, bis er im Beſitz des Geldes war; denn Alles, was er früher von dem Raube empfing, hatte er vergeudet.

Adolphine Detroit war nun über das Schickſal ihres Vaters unterrichtet, und es lag für ſie kein Troſt darin, daß ſie nicht allein die in Walchern ausgegrabenen Summen erhielt, ſondern ihr auch die Hälfte des Vermögens zugeſprochen wurde, welches der in London Beſtrafte hinterließ; einen beſſeren Troſt hat ſie wohl darin gefunden, daß ſie nach anderthalb Jahren Georg Blake's Gattin war.

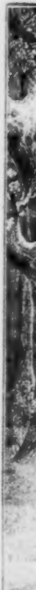
Dieſe Geſchichte aber iſt ein Zeugniß, wie wunderbar oft Greuelthaten ihren Schleier verlieren und die Verbrecher dem Strafgericht verfallen.

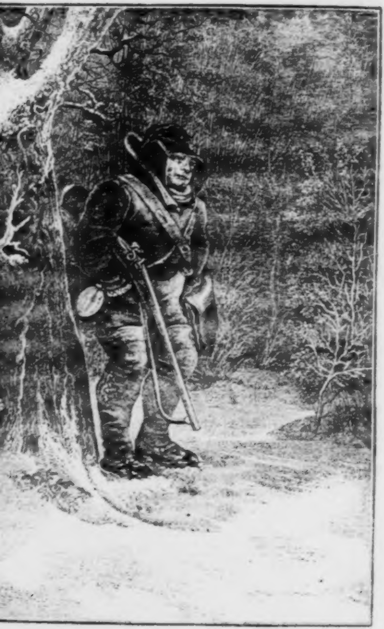


Sonntagsjäger.

Daß die Sonntagskinder die eigentlichen Geiſterſeher ſind, weiß alle Welt, wenn's auch nicht wahr iſt; daß aber ihr Geiſt kein kriegeriſcher iſt, das ſehen wir aus dieſem Bildchen, wo wir nicht nur ein Sonntagskind, ſondern einen ganzen Sonntagsmann als Sonntagsjäger vor uns ſehen, der gewiß aus purer Bedachtſamkeit es vermeidet, von einem Gehege in's andere zu ſchießen, und deshalb gewiſſenhaft über die Hecke klettert, während er mit geſundem Geſicht einem gewiſſenloſen ungalanten Haſen nachblickt, der nicht einmal warten will, bis der Sonntagsjäger auf ihn anlegt, und, impertinent genug, davon läuft, bevor der Jäger zu einem Wettlauf mit dem Vierfüßler über die Hecke geſtiegen iſt. — Daß unſer Sonntagsjäger nicht als Freiſchütz paradiren kann, wird wohl Jeder glauben; nur ſeine Büchſe ſcheint andrer Meinung zu ſeyn, wenigſtens genirt es ſie nicht loszugeben, ohne daß ihr Lauf gerichtet iſt, und ſie denkt wohl das Wild zu erlegen, ohne daß danach gezielt wird; ſie vertraut darauf, daß ſie, gleich Münchhauſens Büchſe, um die Ecke ſchießt. Freilich iſt ſie eben ſo ungalant wie der Haſe, denn ſie ſollte Einſicht haben, daß ſie mit keinem Manne zu thun hat, der alltäglich zur Jagd geht, ſondern nur alle Sonntag, von der höchſt kriegeriſchen Idee gegen alles zahme Wild erfaßt, ſeine große Wanderung über Stock und Stein antritt; auch ſollte ſie bedenken, daß er jetzt über eine Hecke klettern muß, und ſchon um deshalb nicht losgeben, weil der Schuß ihn leicht bis zum Tode erſchrecken könnte; ja ſogar der Knall wäre im Stande, ihn während des Kletterns über die Hecke hinüber zu ſchleudern. Aber was da! die unvernünftige Büchſe iſt ganz ohne Einſicht und nur einen Gefährten hat unſer Sonntagsjäger, der es wahrhaft treu mit ihm meint, nämlich ſein Jagdhund. — Dieſer iſt gewiß ebenfalls nur ein Sonntags-Jagdhund, und ich ſehe nicht ein, weshalb er, da er die ganze Woche gewiß ſehr gemüthlich zu Hauſe liegt, gerade Sonntags ſeine friedliebende Geſinnung ablegen, ſich echauffiren, und dem Haſen nachlaufen ſollte. Er thut genug, wenn er einen grimmigen Blick auf ihn ſchleudert, und mit ſehr ernſter Miene, indem er ſich halb von ihm abbeugt, ihm nachzurufen ſcheint: „Dein Glück, daß heute Sonntag iſt!“ Aber endlich unſer Haſe, er reckt ſehr gemüthlich ſeine Beine, legt ſich die Ohren auf den Rücken, und ſcheint mit ſatyriſchem Schmunzeln bequem Reißaus zu nehmen; gewiß, er iſt ebenfalls ein Sonntags-, ein ſogenannter Glückshaſe.

Unſer zweites Bild zeigt uns einen andern Sonntagsjäger, wie er auf dem Anſtand ſteht, leider ohne allen Anſtand. Er hat nicht die geringſte Witterung von Wildpret, ſelber aber von der Witterung entſetzlich viel auszuſtehen, und offenbar ſtellt er



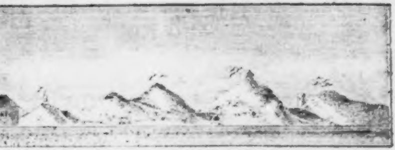


Betrachtungen darüber an: was man für Noth und Jammer hat um des Vergnügens willen, und ob's nicht die übelſte Einrichtung von der Welt zu nennen, daß Sonntags auch ſchlecht Wetter iſt. Freilich wär's ihm lieber, wenn ſtatt der Schneeflocken gebratene Tauben ihm in's Maul flögen; aber er hält rechtſchaffen aus, und würde lieber einſchneien, als ſeinen Poſten verlaſſen. Dabei giebt er in ſeiner ganzen Haltung Zeugniß von einer unbegrenzten, wenn auch bewußtloſen Humanität; denn lebten wir im Reich der Fabelwelt, in der bekanntlich die Thiere äußerſt vernünftige Geſpräche führen, ſo könnte ein Reh oder ein Haſe ruhig herankommen und eine Unterhaltung mit dieſem Sonntagsjäger anknüpfen, wozu deſſen bedauerlicher Zuſtand hinlänglichen Anlaß böte, keines der Thiere hätte etwas von ihm zu fürchten. Denn ſollte ihm ja der Einfall kommen, daß er wohl eigentlich ſchießen müßte, vom Einfall bis zur That wären noch ſolche Zurüſtungen nöthig, daß ein Reh oder Haſe einige von den Staaten Deutſchlands bequem durchlaufen könnte, ehe der Schuß fiele. Genug, der gute trübſelige Vergnügling iſt ein ſolcher Jäger, zu dem einſt ein luſtiger armer Teufel ſagte: „Herr, geben Sie mir einen Thaler, will ich einen ganzen Tag Ihr Haſe ſeyn!“

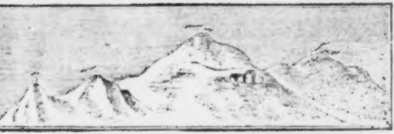
Die
Berge in der Umgegend Berlins.

Eine Ueberſchrift, bei der mancher Leſer den Kopf ſchütteln wird. Die Mark Brandenburg, wie Pommern, Oſt- und Weſtpreußen, ſo ſieht faſt in allen Geographien, ſind eine ununterbrochene Ebene, und wenn ja noch einiger Höhen Erwähnung geſchieht, ſo heißt es gewöhnlich, die Müggelsberge bei Köpnick ſeyen die anſehnlichſten unter ihnen. Auch wird der, der den großen Landſtraßen folgt und daher auch nur dieſe kennen lernt, wenig oder nichts wahrnehmen, was ihn an Berge erinnern könnte, da ſie allerdings an Höhe wie an Ausbreitung denen weit nachſtehen, welche Schleſien nnd die Rheinlande aufzuweiſen haben. Aber doch würde der, der unſre Gegenden für durchaus oder doch vorzugsweiſe für eben halten wollte, ſehr irren. Selbſt von Berlin aus kann man einen 8 Meilen weit entfernten Berg (den weiter unten zu erwähnenden Golmberg) deutlich erblicken, und an der Küſte Weſtpreußens erheben ſich Punkte, welche alle andern zwiſchen Harz und Ural, ſelbſt die Waldai-Höhen in Rußland nicht ausgenommen, an abſoluter Höhe übertreffen, ob ſie gleich bis jetzt (1837) noch auf keiner Karte ſtehen.

Darum wird es nicht überflüſſig ſcheinen, hier einige der
ſehnlichern Erhöhungen unſrer Umgegend vergleichend zuſam-
nzuſtellen.

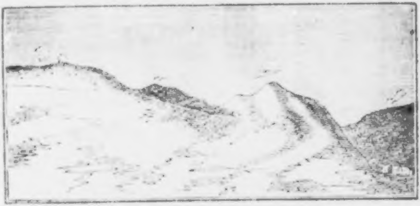


Man ſtelle ſich den untern Rand des Bildes als Höhe des
eeresſpiegels vor, ſo wird der obere 600 Fuß Höhe andeuten.
e Höhe der Spree bei Berlin (96 Fuß) iſt die Grundlage.
s Gebäude links bezeichnet den Thurm der Marienkirche
8 Fuß über dem Pflaſter); die Berge 1, 2, 3, 4 (durch
gelgruppen angedeutet) ſind der Kreuzberg, die Kalkberge bei
idersdorff, der Müggelsberg bei Köpnick (229 Fuß über der
ree) und der Brauhausberg bei Potsdam mit ſeinem Belve-
e. Dieſe jedermann bekannten Höhenpunkte erreichen demnach
h nicht die Spitze des Marienthurms und würden wenig an
ebenen Beſchaffenheit des Landes ändern: ſie ſind hier auch
r der Vergleichung wegen mit aufgenommen.

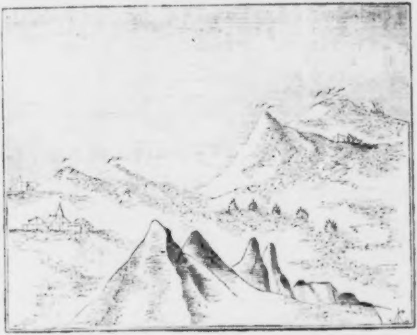


Links unten ſieht man hier den Fährkrug bei Freienwalde, wo
e Oder ſchon ziemlich gleich mit dem Meere liegt. Die Höhe 1
der Paſchenberg mit ſeinem Häuschen, das der ſchönen Aus-
ht wegen ſo häufig beſucht wird, und 220 Fuß hoch liegt.
r. 2 iſt die benachbarte Wilhelmshöhe von 256 Fuß; Nr. 3
einer der höchſten Punkte der Odergegenden, der ſogenannte
emmelberg, der ſich 485 Fuß erhebt. Von Berlin kommend,
gt er in der Nähe des Sternkruges zur linken Seite der Land-

ſtraße, man merkt gar nicht, daß man ſo hoch geſtiegen ſey, und wundert ſich, den Abfall von hier nach Freienwalde ſo bedeutend zu finden. Nr. 4 iſt die Höhe bei Oderberg, Pimpinellenberg genannt, die 390 Fuß beträgt. — Dieſe Berge ſind ſchon bedeutend genug, um eine Veränderung des Klima's zu bewirken: in der That erhält ſich auf ihnen der Schnee oft noch eine Woche und darüber, nachdem er im Thale der Oder ſchon verſchwunden iſt.



Wir befinden uns hier in den ſüdlichen Theilen der Mittelmark, und haben die höchſten Striche des ſogenannten Flämings vor uns. Dieſer Landrücken ſtreicht aus der Gegend von Burg und Belzig der Elbe parallel an den Städten Jüterbogk und Baruth vorüber, und verliert ſich an der Elſter und in den Gegenden des Spreewaldes. Nr. 1 iſt die bedeutendſte Höhe, das Dorf Hagelsberg, das 682 Fuß über dem Meere auf einer weiten kahlen Hochebene liegt, die den Anwohnern freilich nicht als Berg erſcheint. Nr. 2 iſt die Schmögelsdorfer Höhe zwiſchen Treuenbrietzen und Kropſtädt, 523 Fuß hoch. Beſſer markirt ſich der Golmberg Nr. 3, auf dem ein altes Kloſter ſtand, und der von Berlin aus geſehen werden kann. (Von der Treppe des Monuments auf dem Kreuzberge aus ſieht man ihn faſt genau im Süden.) Obgleich ſeine ſtarke Bewaldung die Ausſicht größtentheils hemmt, ſo überſieht man vom Golmberge aus doch die ganze Landſchaft von Jüterbogk bis Berlin. Ich fand ihn 552 Fuß hoch. An ſeinem Fuße iſt das Dorf Stülpe angegeben, das noch 140 Fuß Höhe hat. Nr. 4 endlich ſind die Höhen hinter Baruth. — Der Fläming läßt ſich noch weiter jenſeit der Spree bis Großglogau verfolgen; hier erhebt ſich bei Sorau der Rückenberg 719 Fuß, und andre Punkte in der Gegend von Spremberg und Muskau ſind im Ganzen nicht geringer.



Auf dieſem Blatte endlich erſcheinen, in gleichem Maaßſtabe der vorigen die Höhenpunkte Pommerns, Rügens und Weſtpreußens. Rechts unten erhebt ſich faſt ſenkrecht aus dem Meere das berühmte Vorgebirg Arkona, das Nordcap Deutſchlands. Der auf dieſem Kreidefelſen 1826 erbaute Leuchtthurm hat ſchon Hunderten das Leben erhalten; denn früher ſtrandeten oder ſanken hier jährlich im Durchſchnitt 12 bis 16 Schiffe, während in dem einzigen ſeit jener Zeit hier vorgekommenen Unglücksfall kein Menſchenleben verloren ging, ſondern alle durch den muthigen Leuchtthurmswärter Schilling gerettet wurden. Links daneben erhebt ſich Klein- und Groß-Stubbenkammer 400 Fuß ſenkrecht empor; unſtreitig der ſchönſte Punkt an Deutſchlands Nordküſte und allen Rügenreiſenden bekannt. — Die beiden Berge zur Linken ſind der Gollenberg bei Cöslin (442 Fuß) und der Revekol (480 Fuß), der 2½ Meilen nordöſtlich von Stolpe hart an der Küſte emporſteigt. Häufig wird der Gollenberg als höchſter Punkt Pommerns aufgeführt; ein Irrthum, den ſeine freie Lage und große Steilheit veranlaßt hat.

Denn dieſe hier den Vordergrund des Bildes einnehmenden Höhen können gegen die, welche beiläufig die Waſſerſcheide zwiſchen den Küſtengewäſſern und den Weichſel- und Netze-Zuflüſſen bilden, in keinen Betracht kommen. Hier ſehen wir in 427 Fuß

Höhe die Stadt Bütow und darüber, 637 Fuß hoch, das Dorf Cremerbruch an der Quelle der Wipper. Die beiden gleich hohen Berge Nr. 1 und 2 ſind der Birkhöfer Berg über Cremerbruch, und der Höllenberg ¾ Meile von Pollnow. Ihre Erhebung beträgt 792 Fuß.

Der Landrücken, auf dem dieſe Höhen emporſteigen, ſtreicht noch weiter öſtlich nach Weſtpreußen, und hier iſt es, wo wir die höchſten Punkte der Oſtſeeländer zu ſuchen haben. Durch den Ingenieur Geographen Hrn. Wolff ſind wir mit den Gebirgsverhältniſſen dieſer Gegend, die, von den großen Straßen entfernt, bisher unbeachtet geblieben war, bekannt geworden. Er hat zuerſt (1835) ein Barometer auf die Schönburger Berge getragen und dort beobachtet. „Die Schönburger Berge", ſo ſagt er in ſeinem Tagebuche, „aus hohen, kegelförmigen, theils kahlen, theils mit niedern Eichen beſtandenen Kuppen beſtehend, ſind die bedeutendſte Erhebung in dieſem Theile Weſtpreußens. Sie gewähren aus der Bütower Gegend einen wahren Gebirgsanblick, ſowohl durch Höhe als durch Ferne. Nach allen Seiten ſind ſie von tiefen See- und Moor-Einſchnitten umgeben."

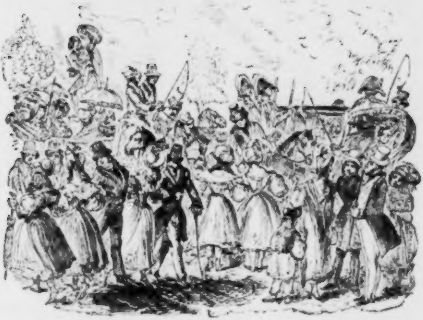
Wir ſehen hier zuerſt (Nr. 3) den Thurmberg, 4 Meilen weſtlich von Danzig, der ſich 1055 Fuß erhebt. Aber die größte Höhe liegt Nr. 4 beim Dorfe Ober-Buſchkau. Hier überblickt man die ganze Weichſel-Niederung bis Marienburg und Elbing; nördlich erblickt man über Danzig hinaus die Landzunge Hela und ſüdlich hat man die Gegend bis Preußiſch-Stargardt hin vor ſich. Die Höhe des Buſchkauer Berges fand Hr. Wolff 1110 Fuß. Auch das Forſt-Amt Stangenwalde (913 Fuß) liegt in dieſer Gegend, wo man ſchon einen bedeutenden Temperatur-Unterſchied gegen die Danziger Niederung wahrnimmt und wo die Flüſſe, namentlich die Regnitz und Radaune, in tief eingeſchnittenen Gebirgsthälern ſtrömen.

Dieſe kurzen Andeutungen mögen dazu beitragen, eine lange gehegte irrthümliche Vorſtellung über die Naturbeſchaffenheit unſrer heimathlichen Gegenden zu berichtigen. Wer nur auf den großen Landſtraßen ſich bewegt und nur in den Hauptſtädten verweilt, lernt ein Land, und wäre es das eigne Heimathland, nicht kennen; und es iſt leider nur zu wahr, daß ſelbſt die beſſern unſrer geographiſchen Lehrbücher gerade das, was uns am nächſten liegen ſollte, überſehen oder falſch darſtellen.

Ich bemerke nur noch, daß die hier vorkommenden Fußmaaße ſogenannte Pariſer Fuß ſind, die etwas größer als die rheinländiſchen (preußiſchen), und ſich zu ihnen wie 29 zu 28 verhalten.

Dr. Mädler.

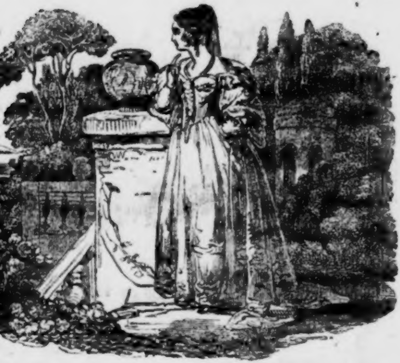
Eine Promenade.



Die Promenaden ſind die wahren und größten Schauſpielhäuſer, wo jede Perſon ohne Gage mitſpielt, das Entree frei iſt, und wo man dennoch mehr zu ſehen bekommt, als irgend in einem Theater. Hier erſcheinen die meiſten Menſchen als das was ſie nicht ſind, und beſonders die mannſüchtigen oder vielmännerliebenden Damen betrachten die öffentliche Promenade als denjenigen Ort, wo ſie die Leimruthen ihrer Toilette aufſtellen, um zu fangen, was ſich nur fangen läßt. Aber die Vögel, die hier dem Netz zueilen, ſind oft auch nicht bei beſter Stimme; es ſind geſpreizte Kraniche, Sperlinge, heiſere Krähen und ſonſtiges Gefieder wilder Art, das ſich ungeſchickt mit Pfaufedern geſchmückt. Zwiſchen durch die verſchauſpielerte Welt aber ſieht man jene Maſchinen ſich bewegen, vermittelſt welcher man ſich acht und mehr fremder Füße ſtatt der zwei eignen bedient, und dadurch unendlich vornehm iſt; die Equipagen mein' ich, eine höchſt moderne Art von Luxus, welcher die weitſichtigſten Augen einer Donna mehr blenden kann, als ein Hohlſpiegel. Mancher Mann dürfte ſich glücklich ſchätzen, wenn die in jeder Hinſicht theure Gemahlin ihn nur halb ſo liebte, wie ſie ſeine Equipage liebt. Kein Wunder, wenn ein Mann auf Freiers Füßen immer mehr gilt, je mehr Füße er kommandiren kann, und wenn's auch

Pferdefüße oder gar Haſenfüße wären. — Auf unſerm Bilde ſehen wir eine ſolche Promenade vor uns. Gleich zur Linken gewahren wir zwei Damen, welche gewiß die Wiſſenſchaft oder Kunſt ſtudirt haben, mit Seitenblicken raſch den ganzen Satz auszuſprechen: „Mein Herr, ich liebe Sie!“ ohne gleich den Nachſatz merken zu laſſen: „Notabene, wenn Sie ſtets bei voller Kaſſe und immer eingedenk ſind der Erfahrung: ein reizend Weib iſt allzeit der Vormund ihres Gatten!“ Andere, d. h. echt jungfräuliche Mädchen brauchen wohl Jahre, ehe ſie ſich zu den drei entſcheidenden Worten: „ich liebe Sie!“ ermuthigen können; vordem war dies oft, jetzt iſt's freilich ſeltener der Fall! — Der Herr, wahrſcheinlich mit ſeiner Ehehälfte ſpazierend, iſt galant genug, ſich nach jenen Cours-Zetteln in Frauentracht zu neigen, um ſeinen ſchlanken Hausfreund, da er eben der Gemahlin eine beſeligende Schmeichelei ſagt, im Geſpräch nicht zu ſtören. — Etwas tiefer nach dem Hintergrunde ſehen wir zwei Damen zweien reitenden Cavalieren ihren Gruß darbringen. Beide Damen ſind Meiſterinnen in der Kunſt der größtmöglichen Verkürzung weiblicher Anzüge in auf- und abſteigender Linie. Rechts begrüßt eine deutſche, gewiß gelehrte Dame, mit ihrem Kinde oder Zöglinge, zwei Elegants von derlei noblem oder herriſchem Anſtande, den z. B. die Herausgeber von Journalen der Klätſcherei und kritiſch-rechtloſer Henkerswitze ſich zu geben trachten; mit rothem Jäckchen würden ſie im tiefſten Incognito bei jeder Affen-Komödie mitſpielen können. Eine genährtere Dame, vielleicht eine ſchon etwas ausrangirte Heldin der Bretter, welche die Welt bedeuten ſollen, aber dieſe nur in leichtfertigen Ruf bringen helfen, mag darauf warten, daß dieſe Journaliſten ihr in den Weg kommen, und ihre eine Hand ſcheint nach dem Mittel zu greifen, was die Bärbeißigen kirre macht, nämlich nach der Vorausbezahlung des kritiſchen Weihrauchs, womit dem Publikum die Sinne vernebelt werden ſollen. Die Dame kennt den Spruch ſolcher Herren: „Wir ſchnappen's Geld auf wie die Pudel und dienen dafür mit Lobgehudel; doch wehe, wenn Einer mit Baarem geizt, er wird in giftiger Lauge gebeizt! — Im Hintergrunde aber unter wallender Menſchenmaſſe fahren die Equipagen hin und zurück. Chaiſen, Cabriolets und Kutſchen überjagen einander, um ein Ziel des Amuſements zu erreichen, oder um einem gemeinſamen Feinde, der Langeweile zu entgehen oder vielmehr zu entfahren. — Alle aber überragt die Statue zur Linken, die einen kühnen Fechter darſtellt, und die Menſchheit in ihrer jammervollen Modetreiberei an die Urkraft alter Tage erinnern zu wollen ſcheint, oder an ein muthiges Waffnen und Verwahren gegen die Spiegelfechtereien eines üppigen Zeitſinnes — denn das Wort Zeitgeiſt wäre mißbraucht bei Erſcheinungen, die durchweg nur aus allerlei ſelbſtſüchtigem Kitzel entſtehen.

Iſana's Schreckensthurm.



Auf der Meerfahrt von Neapel nach der Grotte des Pau-
ſippo ſagte der Schiffer, den ich durch Wein von Capri red-
elig erhielt: „Dort ſteht Iſana's Schreckensthurm!“ und zeigte
ach dem von der Fluth beſpülten Rande eines hochliegenden
eyenden Gartens, in welchem ich ein Terraſſen-Geländer, das
erab führte zum Meer, und nicht weit davon einen Thurm be-
merkte. „Und was iſt's mit dieſem Schreckensthurm?“ fragte
h in der Neugier eines Reiſenden, der gern daheim etwas
zählen will.

„Wie lange es her iſt, weiß ich nicht“, ſo begann darauf
er junge Schiffer ſeine Erzählung; „aber dieſe Beſitzung ge-
örte einſt dem reichen Grafen Vicini, deſſen Gattin ſchon in
rüher Jugend ſtarb, bei der Geburt einer Tochter. Nun nahm
r nicht, wie Viele thun, gleich eine andre ſchöne Frau, ſondern
r grämte ſich über den Tod ſeiner einzigen ſehr, und wohl mit
Mahnungen des Gewiſſens, da ſie nur gezwungen ihm gefolgt,

und in nagender Sehnſucht nach einem verlorenen Glück neben ihm hingewelkt war. Genug, Graf Vicini wurde trüb im Gemüth, und als Iſana, ſo hieß ſeine Tochter, kaum ihren ſechszehnten Geburtstag gefeiert hatte, ging Graf Vicini ein zu ſeinen Vätern. Iſana war an dieſem ſtillen Ort auferzogen, aber weder der Vater noch irgend einer ihrer Lehrer hatte ihren hochfahrenden Sinn, ihre Widerſetzlichkeit gezähmt; ſie wuchs auf in Gluth und Trotz und wurde gewohnt, keinem Willen zu gehorchen als dem ihren.

Nun lernte ſie bei dem Leichenbegängniß ihres Vaters den Marquis Salegno kennen, in weitem Grade mit ihr verwandt und ein hübſcher, abgeſchliffener Wüſtling. Sein keckes, freies Weſen machte Eindruck auf ihr Herz, und Salegno, obwohl er eine Verlobte hatte, ſah mit lüſternem Blick auf Iſana's Schönheit und ihre reichen Beſitzthümer, ſo daß bald, in heimlichem Einverſtändniß Beider, der Marquis allabendlich an dieſer Stelle von Iſana erwartet wurde. Da ſie nun aber einen Vormund erhielt, den bei Hofe ſehr angeſehenen Grafen Magnani, und dieſer von den verdächtigen Zuſammenkünften benachrichtigt wurde, ſo beſchloß er mit Bewilligung des Königs, daß ſein Sohn der Gemahl Iſana's werden ſolle. Sie gerieth außer ſich, als ſie dies erfuhr, und ſträubte ſich mit Heftigkeit; da aber endlich ein Befehl des Königs den Tag ihrer Vermählung, die in Neapel gefeiert werden ſollte, beſtimmte, gab ſie anſcheinend nach, während ſie in unterdrückter Gluth den verwegenſten Plan zur Widerſetzlichkeit und Rache erſann.

Da heuchelte nun Iſana dem jungen Grafen Magnani, der ſie faſt gar nicht verließ, Liebe, und beredete ihn, daß er ſie am Abend vor der raſch angeſetzten Vermählung zu einer beſtimmten Stunde ganz allein mit einer Gondel nach Neapel bringen ſolle, in den Pallaſt ſeiner Eltern, die ſie zu überraſchen gedenke. Ihren geliebten Salegno ließ ſie wiſſen, daß ſie ihn an demſelben Abend eine Stunde ſpäter bei der Terraſſe erwarten werde.

In dem Gebüſch aber hatte Iſana mehrere, mit reicher Gabe gedungene Männer verſteckt, die den Grafen Magnani, wenn er zur Terraſſe heraufſtieg, ergreifen, feſſeln und in den Thurm dort werfen ſollten, damit ſie Zeit gewänne, mit Salegno zu fliehen und ſich ihm heimlich zu vermählen. Jene Männer thaten, wie ihnen geheißen war; da jedoch der Ankommende ſeinen Vortheil erſah, ſich kräftig zur Wehr ſetzte und einen der Söldlinge ſchwer verwundete, geriethen dieſe in Wuth; er fiel unter ihren Dolchen, und in Schrecken über ihre That entflohen ſie, nachdem der Leichnam von ihnen in den Thurm geworfen worden war.

Iſana harrte unterdeß mit Aengſtlichkeit auf dem Schloß; die dem Grafen Magnani feſtgeſetzte Stunde war längſt vorüber und ſie ſchickte ſich eben an, mit einem Käſtchen voll Koſtbarkeiten nach der Terraſſe zu eilen, wo ſie Salegno und ſeine Gondel ſchon zu treffen hoffte, als ſie plötzlich einen Zug mit Fackeln durch den Garten daher kommen ſah, und bald trat der — junge Magnani mit ſeinen Eltern in Iſana's Zimmer. Der alte Graf hatte die ihm zugedachte Ueberraſchung entdeckt, und darauf beſtanden, die Braut müſſe feſtlich in ſein Haus eingeführt werden, weshalb die Herfahrt ſpäter erfolgt war. Verſtört erzählte nun der junge Graf: ſie hätten zu ihrem Schrecken auf der Terraſſe Blutſpuren gefunden — ohnmächtig ſank Iſana nieder.

Als ſie wieder zum Bewußtſeyn kam, antwortete ſie auf keine der vorgelegten Fragen, ſondern begehrte nur, nach dem Thurm geführt zu werden. begehrte dies mit einer Heftigkeit, die an Wahnſinn grenzte. So ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und als nun Fackeln das Innere des Thurms beleuchteten, entdeckte man — Salegno's Leichnam. Er war zu ſeinem Unglück der Erſte geweſen, der die Terraſſe heraufſtieg.

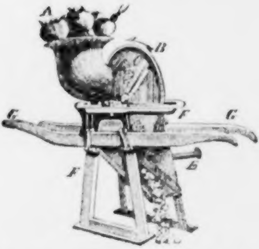
Mit Entſetzen ſchauten Alle auf den Gemordeten, und nur die Zeit gab über den Zuſammenhang der furchtbaren Begebenheit Aufſchluß. Iſana aber verfiel in Raſerei, die endlich zu ſtillem Wahnſinn überging, in welchem ſie glaubte, ihr geliebter Salegno müſſe wiederkehren. Sie erwartete ihn, feſtlich gekleidet, jeden Abend an der Terraſſe; bei dem kleinſten Geräuſch horchte ſie auf und rief: „Jetzt kommt er!“ Und ſo ſah man ſie dort viele, viele Jahre, und endlich blieb ſie aus, denn der Tod war auch über ſie gekommen. Manchmal aber wollten auch dann noch die Schiffer, wenn ſie in der Nacht hier vorbei fuhren, die hohe Geſtalt im Kleiderſchmuck erkannt haben, und bis auf dieſen Tag vermeiden wir gern bei nächtiger Zeit die Nähe des Thurms, denn oft wandeln da geſpenſtiſche Geſtalten um, die ſich zu erreichen ſuchen und ſich doch ewig fern bleiben.“

Mit dieſen Worten ſchloß der ehrliche Schiffer; ich aber beſuchte ſpäter die Villa ſelbſt, wo mir die Wahrheit der Begebenheiten beſtätigt wurde; ſo habe ich ſie denn hier mitgetheilt, wenn nicht mit der Redſeligkeit jenes Erzählers, doch mit aller Treue, und nicht einmal die geſpenſtiſchen Geſtalten hab' ich weggelaſſen, obwohl der beſonnene Deutſche den Glauben daran dem Wahn und der Phantaſie der Italiener überläßt.

J. Seidel.

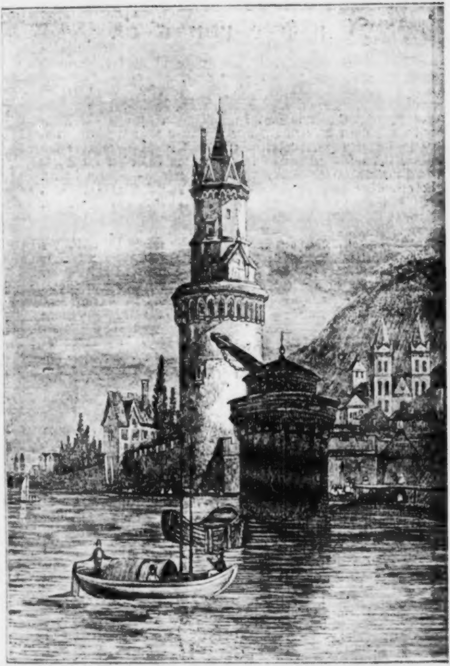
Eine Wurzelschneide-Maschine.

Dieſe Wurzelſchneide-Maſchine, welche beſonders bei Runkelrüben zweckmäßig anzuwenden, indem ſie ſolche in die kleinſten Stücke zerſchneidet, und als deren Erfinder ein Franzoſe, Hr. Baird, genannt wird, iſt faſt ganz von Gußeiſen, die Meſſer ausgenommen.



Sie beſteht aus einem Geſtelle F, woran eine Art Trichter A angebracht iſt, den man mit Runkelrüben füllt. Das Geſtelle iſt auch mit einer rundförmigen gußeiſernen Platte oder Scheibe B verſehen, deren ſenkrechte Axe vermittelſt einer Handkurbel E in Bewegung gebracht wird. Dieſe Scheibe hat an ihrem Umriß im Guß eine Wandung erhalten, die ihr mehr Gewicht und während ihres Umſchwungs die Kraft eines Schwungrades giebt. Zwei dünne Meſſer C, die auf der Oberfläche der Scheibe parallel aufliegen und von der Mitte nach der Rundung hin zulaufen, ſind vor zweien Ausſchnitten angebracht, welche ſich in dem Körper der Scheibe befinden. (Da die Meſſer auf einem Diameter angebracht ſind, ſo kann das eine, wegen des Geſtelles auf der Figur nicht geſehen werden.) Die Dicke der Rübenſchnitte wird durch die Diſtanz der Meſſer auf der Oberfläche der Scheibe gerichtet. Vor jedem Meſſer befinden ſich drei oder mehrere einzeln hervorſtehende Stahlklingen, in Geſtalt von Lancetten D, welche bei ihrem Vorbeigehen drei oder mehrere parallele Einſchnitte in die Rübe machen und dem gemäß die Scheiben vorbereiten in Stücken herunter zu fallen, je nachdem ſie von dem Meſſer durch den Umſchwung der Scheibe abgelöſet werden. Man fährt mit dem Drehen der Scheibe ſo lange fort, als ſich Rüben in dem Trichter befinden, indem ihr Gewicht hinreichend iſt die Meſſer zum Schneiden zu vermögen, und den dazu nöthigen Druck hervor zu bringen.

GG ſind zwei hölzerne Tragbahren, die auf der Seite des Geſtells vermittelſt zweier Krammen befeſtigt ſind, und dazu dienen, die Maſchine von einem Ort zum andern tragen zu können.



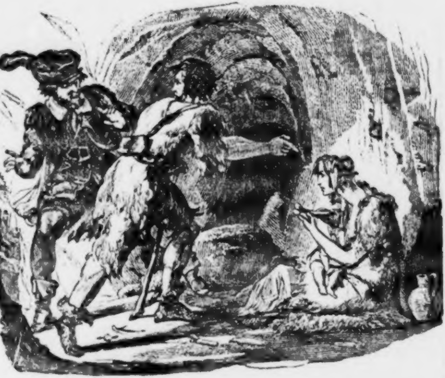
Andernach.

Das Städtchen Andernach am Rhein iſt minder bedeutend durch ſich ſelbſt als durch reizende Lage und geſchichtliche Erinnerungen, die ſich an die Umgebung knüpfen. Es liegt am linken Stromufer des berühmteſten der deutſchen Flüſſe und faßt etwa 4000 Bewohner in ſich, hat einige merkwürdige alte Bauwerke, wie unter anderen den hier ſichtbaren ſchönen Wartthurm, der in früheren Jahrhunderten oft zur Abwehr eines oder des andern Ueberfalls gedient haben mag; denn das Alter der Stadt reicht zurück bis in Zeiten, von denen wir nur Sagen haben. In der Nähe befinden ſich Eiſengruben und Schlacken-Brüche, die (nächſt der Gerberei) eine namhafte Zahl Arbeiter beſchäftigen. Die Trümmer des Palaſtes der fränkiſchen Könige zeigen ſich ebenfalls noch. Einer derſelben, ſchwer bedrängt von ſeinen Feinden — ſo meldet die Sage — wandte ſich an einen der erſten Meiſter und Herren der dortigen Bergwerke und fragte ihn: ob er ihm mit ſeinen Leuten wolle helfen gegen ſeine Bedränger. Da antwortete kühn der Meiſter: „Ich voran, die Andern nach!“ und als ſie ſiegreich zurückkehrten, ward durch den König aus dem Meiſter auch ein Ritter; dieſer nannte ſich, ſeines früheren Geſchäfts gedenkend, Ritter von Hammerſtein, und die Ruine ſeiner Burg, auf einem hohen Felſen, dicht am Rheinufer gelegen, iſt noch zu ſehen. Auch ſchenkte der König Allen, die heimgekehrt waren aus dem Kampf, ein Beſitzthum; ſo entſtand die Stadt, und weil man oft von jener Antwort des ritterlichen Meiſters ſprach und die Andern, welche ihm nachzogen, die Stadt begründeten, erhielt ſie den Namen Andernach. — Auf manche Burg-Ruine noch ſchaut man in dortiger Gegend, ſo auf die Schweppenburg, am Ausfluß der Brohl, die ein unruhig, habſüchtig Gewäſſer iſt. Auch viele Höhlen ſind zu ſehen, zerriſſene Felſen und Lava-Lager; die Erde hat da mit dem Feuer gekämpft, das bezeugt ein erloſchener Vulkan, der nun vielleicht ſchon Jahrtauſende ſchweigt, deſſen eingeſtürzter Kegel aber noch deutlich von ihm ſpricht. Sein Krater, ein rieſenhafter Keſſel, welcher 1300 Morgen Raums einnimmt, iſt jetzt ein tiefer See, der niemals zufriert, obwohl deſſen Spiegel auf einem Berggipfel ſich ausbreitet. Er ſpeiſt mehr als hundert Quellen, was von dem ehemaligen Vulkan ſehr wohlwollend iſt. So ganz kann er indeß doch ſeine Tücke nicht bewältigen; eine der Höhlen unfern vom See bläſt zuweilen Dämpfe von ſich, die mörderiſche Abſichten haben, und Thiere, welche die Höhle bei ſolchem Zorn-Ausbruch betraten, ſollen es ſchon oft mit dem Leben gebüßt haben. — Aus den umher geſtreuten Lava-Blöcken macht man vorzügliche Mühlſteine, die weit und breit geſucht werden, und ſelbſt die verhärtete Aſche gilt für eine Art Schatz.

da ſie vorzüglich anwendbar iſt zu Dämmen gegen Waſſerfluth. Genug, der liebe Leſer wird mit uns der Ueberzeugung ſeyn, daß Andernach mit ſeiner Umgebung ſehr der Rede werth iſt, und Mancher weiß auch wohl mehr noch davon zu erzählen als wir.

A. Samtner.

„Der Höhlen-Jäger.“



I.

Hoch zu Roſſe hielt Graf Reinhard von Greifenſtein noch einen Augenblick auf dem Burghof, an der Spitze eines ſtattlichen Gefolges von Knappen und Reiſigen, mit denen er an den Hof Kaiſer Heinrich IV. des Saliers zog, der ſeine Vaſallen zu ſich entboten hatte. Vor ihm ſtand ſein einziges Kind, ſeine Tochter Adelheid, die auch jetzt, im Schmerz des Scheidens, den Ruf ſeltener Schönheit bewährte; ein Ruf, der ihr zuweilen eine Laſt ſchien, denn er hatte ſchon öfter widerwärtige Freier herbei gelockt, und den Vater unwirrſch gemacht, da ſie ſich zu keiner Wahl entſchloß. „Adelheid", ſprach er jetzt; „ich denke am Hofe des Kaiſers dir den Gemahl zu wählen, und bin deß gewärtig, daß du ihn aus meiner Hand empfangen wirſt, mit dem Gehorſam, den ich zu fordern habe. Für jetzt gehab dich wohl; der Burgvoigt iſt dein Schutz, der Kaplan aber wird dir die Zeit bis zu meiner Rückkehr kürzen, von der ich ein freudig Wiederſehen hoffe!" Damit ſprengte er von dannen, bald hüllte ihn und ſeine Begleiter eine Staubwolke ein, und Adelheid ſchlich an der Seite des Kaplans Bonifazius zurück in ihr Gemach.

Der Kaplan, voll Milde und Herzensgüte, gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeine junge Herrin Adelheid aufzuheitern, es wollt' ihm aber nicht gelingen. Da ſprach er eines Abends: „Mein theures Fräulein, in Eurem Herzen birgt ſich ein Kummer; nun ſchaut Ihr auf Himmel, Erd' und Leben mit verdüſtertem Blick. Wollet Ihr mir nicht vertrauen, bemüh' ich alter Mann mich umſonſt, mit Geſprächen und den Erzählungen aus den Handſchriften der Vorzeit Euch das Gemüth zu erheitern, die Stunden flüchtiger zu machen. Sagt mir alſo, was Euch die Tage der ſchönſten Blüthe zu Tagen des Leides verkehrt."

Adelheid ſah von ihrer Spindel, die ihr in den Schooß geſunken, wehmüthig auf in das ehrwürdige Antlitz des Kaplans. „Ihr ſeyd gut", ſprach ſie dann beklommen; „aber helfen könnt Ihr mir nicht; und warum ſollt' ich mit meinem Leide auch Euch die Ruhe nehmen? Daß mir Gott helfe durch den Tod iſt mein einzig Flehen."

Erſchrocken ſchaute Bonifazius ſie an. „Um aller Heiligen, wie ſoll ich mir das deuten!" rief er aus. „Der Herr, unſer Gott, ſchenkte Euch ein Leben in Schönheit, in Fülle der Güter, und ſo Ihr ihn anfleht, dies reiche Geſchenk von Euch zu nehmen, ſündigt Ihr wider Ihn. Geht in Euch, mein Fräulein, gebt Euch in die Gnade des Allmächtigen, und wollt Ihr ſeinem demuthvollen Diener, wollt Ihr mir vertrauen, der Euch väterlich zugethan iſt, hoffe ich von Eurer Bruſt den Bann zu löſen, mit dem Ihr ſelbſt Euch abſchließt von der Hülfe aus dem Born ewiger Güte. Geleitet hab' ich Eure Jugend; könnt Ihr mich deß zeihen, daß nicht ſtets Eure Freude die meine war, Euer Schmerz auch mich bedrückte! Als vor nun elf Jahren Eure duldſame Mutter einging zu den Seligen und die Sorge für Euch ſie ſo ſchwer folgen ließ dem Rufe des Herrn, da gelobte ich in ihre kalte, zitternde Hand, die ſie gleichſam ſchon vom Jenſeits mir entgegen ſtreckte, Euch zu geleiten, zu belehren, zu tröſten und in der Noth Euch zu helfen, ſo lange der Herr mich würdigte zu wandeln auf ſeinen Wegen. Und hätt' ich denn meinen Schwur ſo wenig gehalten, daß Ihr jetzt zagen dürftet, für Euer bedrängtes Herz bei mir Hülfe zu ſuchen!"

Adelheid erfaßte ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen, die auch in Bonifazius Augen glänzten. „Ehrwürdiger Vater“, ſtammelte Adelheid, „um Euch nicht mehr noch mit meinem Leide zu belaſten, verſchloß ich’s ſo lange in meiner Bruſt und will es auch verſchließen bis zum letzten Lebenshauche!“

„Und wenn ich’s nun ſchon errathen hätte“, antwortete Bonifazius und Adelheid ſchrack zuſammen; — „wenn ich’s ſchon wüßte, daß Ihr Euch dem jungen und wackern, aber von ſeinem Beſitzthum vertriebenen Ritter Adelbert von Kiburg verlobtet, wider Wiſſen Eures Vaters —?“

„So habt Erbarmen und rettet mich vor dem Gemahl, den mein Vater mir zuführen will. Halten werd’ ich an Adelbert von Kiburg meinen Schwur: ich bin entweder die Seine oder des Todes!“

„Und wäre denn eine Zuflucht am Altar des Herrn, der die Braut des Himmels ſchützt und willkommen heißt, kein Ausweg?“ fragte der Kaplan.

„Entweder die Seine oder des Todes! ſo lautet mein Schwur, und ich halt’ ihn, ſo wahr ich Vergebung meiner Sünden von dem Allerbarmer hoffe!“ rief Adelheid im Ausdruck der höchſten Verzweiflung.

„Ich kenne Euern Schwur, Ihr habt ihn auf die heilige Hoſtie gethan; Ihr habt, um den unglücklichen Adelbert zu beruhigen, die Heiligkeit des Sacraments mißbraucht, indem Ihr ſchwurt, Euch dem Willen Eures Vaters zu entziehen. Ihr begabt Euch auf den Weg der Sünde, und mich reißt Ihr mit dahin; denn — möge mir’s der Herr, unſer Gott, zum Beſten wenden, ich fühle mich zu ſchwach, Euch Eurem Schickſal zu überlaſſen, und weiß doch kein andres Rettungsmittel als ſelber zum Sünder zu werden.“ — Dies ſprach der Kaplan aus großem Herzeleid in heftiger Bewegung und trat dann zum Fenſter, flehend hinauf ſchauend zu den Sternen, während Adelheid, in tiefem Schmerze vor ſich hin ſtarrend, nicht ahnte, was des Kaplans letzte Rede ſagen ſollte.

Bonifazius wandte ſich endlich wieder zu ihr mit den Worten: „So Ihr Euch, mein werthes Fräulein, in den Willen Eures Vaters fügen könnt, ſage ich Euch Abſolution zu für Euren Eid“ — mit Entſetzen wandte ſich Adelheid verneinend ab — „wenn nicht, ſo bin ich, auf Gottes Lenkung vertrauend, entſchloſſen, Euer Verlöbniß mit Adelbert von Kiburg durch den Segen der heiligen Kirche zu beſtätigen. Berathet Euch mit Euren Pflichten in der Stille der Nacht und Morgen bekennt mir Euern Entſchluß!“

Freudig erhob ſich Adelheid — dies bemerkend ſetzte Bonifazius hinzu: „Nicht ſo hoffnungsreich ſolltet Ihr Euch dahin wenden, wo Ihr dem kindlichen Gehorſam Fehde bietet — doch ich wünſch’ Euch eine gute Nacht, eine Nacht, die Euch erleuchten möge über Euern Entſchluß.“

Tief bekümmert ſchritt der Kaplan in ſein Gemach, wo er im Sinnen und Gebet ſich wach erhielt, bis Erſchöpfung des Greiſes ſein Haupt zu einem unruhigen Schlummer ſenkte.

II.

Adelbert von Kiburg war in der Nähe der Burg Greifenſtein, von Adelheid ein Zeichen hoffend, daß er die Geliebte ſehen und mit ihr ſprechen werde; ein blühender Zweig, den ſie an dem Fenſter ihres Gemachs befeſtigte, gab es ihm; mit jauchzender Verwunderung ſah der Ritter darauf hin, denn nach einer früheren Verabredung ſagte ihm dieſer Zweig: er könne ungeſtöret in die Burg eintreten. War die Jungfrau noch unentſchloſſen, Adelberts glühende Bitten riſſen jede Schranke nieder und noch am Abend dieſes Tages waren ſie vermählt.

„Der Herr geleit' Euch!" ſprach Bonifazius tief erſchüttert von den Gedanken an die Zukunft. „Ihr müßt, bevor Graf Reinhard zurückkehrt, dieſe Burg verlaſſen haben; ich werde Euch zu der Wald-Karthauſe des Bruder Hieronymus, zu dem frommen Schüler des frommen Bruno führen; dort lebt Ihr verborgen, bis ich Euch — was Gott verleihe! — die Kunde geben kann, daß Adelheids Vater Euch und mir vergeben und den Segen für ſeine Kinder bereit hat."

Eine kleine Stunde von Greifenſtein, im Dickicht des Waldes, lag jene Karthauſe; dort verbargen ſich Adelbert und Adelheid, eine günſtige Wendung ihres Schickſals erwartend; nur die beiden Mönche waren vertraut mit ihrem Geheimniß.

Graf Reinhard von Greifenſtein kehrte zurück, ihm folgte Burghard von Wangen, den er zu ſeinem Eidam beſtimmt hatte. Kaum in die Burg eingetreten, rief er nach ſeiner Tochter, erſtaunt, daß ſie nicht zu ſeinem Empfange herbei geeilt war. Da nahte ſich Bonifazius, und berichtete mit demüthiger aber auch kräftiger Rede, was ſich begeben. Bei dem Grafen hemmte Anfangs das Uebermaaß von Zorn deſſen Ausbruch, der dann aber um ſo fürchterlicher erfolgte. Er ergriff den Mönch bei der Kehle und würde ihn erwürgt haben, wenn nicht der Ritter von Wangen ihn zurück gehalten und Bonifazius geſchützt hätte. Reinhard begehrte nun unter Drohungen und Verwünſchungen den Aufenthalt der Schuldigen zu wiſſen, der Kaplan aber antwortete ihm mit unerſchütterlicher Ruhe:

„Ich weiß, Herr Graf, daß Ihr mitſchuldig ſeyd an der Unbill, die Adelbert von Kiburg erfahren, und die ihn um all ſein Gut brachte, ſo daß ihm nichts blieb, als eine ſchon halb in Trümmern liegende Burg. So wollt' ich Euch nun auch Anlaß geben, Euer Unrecht auszugleichen im Glücke Eures Kindes, das Euch einen Eidam zuführt, deſſen Ihr Euch nicht zu ſchämen habt. Sprecht Verzeihung aus, und Ihr erfahrt Augenblicks den Aufenthalt der Entflohenen; ſo lange Ihr's aber nicht thut, wird keine Gewalt der Erde mir das Geheimniß entreißen.“

In erhöhtem Grimme warf Graf Reinhard den Mönch zur Erde, befahl, ihm Hände und Füße zu binden und ließ ihn ſo in den Schloßthurm werfen. Er ſelbſt war Zeuge, als dies geſchah, und ehe nun die Fallthür ſich krachend ſchloß, rief der Graf dem Gefangenen nach: „Bei der kärglichſten Koſt laß' ich Dein Leben friſten, bis Du thuſt, was ich begehre oder hier vermoderſt. Ueber meiner Tochter und ihrem Buhlen walte mein Fluch und des Himmels Strafe möge mich ereilen, wenn ich jemals Dir und ihnen Verzeihung gewähre!“

Tages darauf ſchon ſaß er mit ſeinen Reiſigen zu Roß, nach Kiburg's letztem, ärmlichem Beſitzthum ziehend. Er fand es leer und ließ es von Grund aus zerſtören.

Unterdeß harrte das unglückliche Paar noch voll Hoffnung auf des Kaplans Botſchaft, die aber immer nicht kam. Da ging Hieronymus nach Kundſchaft aus und brachte den Schrecken mit. Nicht ſicher hielt Ritter Kiburg ſich und ſein junges Weib in der Nähe des rachewüthigen Vaters, und ſo verließen Adelbert und Adelheid die Karthauſe, und der arme Hieronymus konnte ihnen nichts mitgeben, als Thränen und ſeinen Segen.

Bonifazius ſchmachtete in chriſtlicher Geduld und Zerknirſchung in ſeinem Kerker und widerſtand allen Verſuchen, ihn zum Verrath ſeines Geheimniſſes zu zwingen. Dem Grafen aber war ſeine Burg wüſt und unheimlich geworden; er durchzog das Land hierhin und dorthin, immer mit gleichem Rachedurſt nach den Entflohenen ſpähend. So kam er auch nach Tyrol, ſeinen Verwandten, alten Freund und Waffengefährten Gerumbert, Grafen von Vinſchgau, heimzuſuchen. Dieſer war ein milder Herr und redete mahnend und bittend mit dem alten Freunde, deſſen Härte er um ſo minder billigte, als ihm der Himmel Kinder verſagt hatte, und er darüber tiefen Schmerz empfand. Noch aber pries Reinhard ihn glücklich, da es nun unmöglich ſey, daß auch ihm begegne, was er an ſeinem Kinde erfahren.

III.

Eines Tages hatte der Graf von Vinſchgau zu Ehren ſeines Gaſtes eine Wolfs-Jagd auf einem fern von ſeiner Veſte, dem Hauptſchloß Tyrol, gelegenen Beſitzthum veranſtaltet; ihn ſelbſt aber hielt Krankheit daheim. Reinhard freute ſich des Getümmels, weil er in ihm ſeinen nagenden Gram auf Augenblicke vergaß. In wilder Haſt ſtürzte er ſich überall der Gefahr entgegen. Seine Gefährten prieſen ihn hoch, und Einer ſprach: „Faſt möcht' ich behaupten, Ihr wär't ein ſo guter Waidmann als der Höhlen-Jäger!“

„Wer iſt der Höhlen-Jäger?“ fragte Reinhard.

„Ja, Herr, mehr als daß man ihn ſo nennen hört und er im dieſ Gegend hauſt, auch wie ein freier Mann jedes Almoſen verſchmäht, indem er den Wolf für ſich und ſein Weib zur Nahrung erlegt, weiß ich nicht von ihm. Nur zufällig hab' ich ſeinen Aufenthalt entdeckt, denn er flieht vor jedes Menſchen Antlitz."

„Und würdeſt Du den Weg zu ihm finden?" fiel Graf Reinhard ein; „ich hätte nicht übel Luſt, meinen Meiſter zu ſehen."

„Es iſt ein beſchwerlicher Gang über Fels und Abgrund", ſagte Jener; „ich rath' Euch nicht, ihn zu verſuchen."

Graf Reinhard aber beſtand darauf, und ſo zog er zu Fuß mit Wenigen über das beinahe pfadloſe Gebirge, wo noch nie ein Roß gegangen und wo kaum einzelne Wanderer ſich durchwinden konnten.

„Dort unten findet Ihr die Höhle!" ſagte endlich der Führer zu dem ermatteten Grafen; „ſo's Euch gefällig iſt, ſteigt allein hinab; denn kommen ihrer Mehrere, dürftet Ihr des Geſuchten wohl gar nicht anſichtig werden, da das Innere der Höhle ſehr weitläufig iſt und er ſich leicht dort verbirgt."

So ſtieg nun Graf Reinhard in aller Stille hinab, und wie er um eine Felsecke bog, ſtand er erſchrocken und wie gebannt vor einer grauenhaften Erſcheinung. Ein wildblickender Mann, ganz in Wolfsfelle gekleidet, wandte ſich plötzlich um nach dem Geräuſch, — es war Adelbert von Kiburg, der, raſch den Grafen erkennend, ihm mit erſchütternder Stimme zurief: „Habt Ihr Euch endlich doch das Ziel Eurer Rache gefunden? Nun wohl, wir ſind ſo elend, daß der Tod eine Gabe der Barmherzigkeit iſt — ſeht da Euer Kind!" — Und er zeigte auf eine Jammergeſtalt, die am Eingange der Höhle ſaß, an einem Wolfsknochen nagend. Adelheid, von Angſt und Noth erſchöpft, war in eine Krankheit verfallen und Adelbert hatte ſie eben herausgeführt, daß ſie ſich labe an den Strahlen der Sonne eines der ſchönſten Frühlingstage. Mit Entſetzen ſchaute Reinhard auf ſein Kind; es ſchien mehr dem Tode verfallen als dem Leben anzugehören und nicht minder erregte das auf ihrem Schooß in einem matten Schlummer liegende, aus Mangel an Nahrung hinwelkende Knäblein das Mitleid an. Einem ſolchen Anblick vermochte auch der ſtarre, hochfahrende Sinn des Grafen nicht zu widerſtehen; bleich und bebend ſprach er aus erſchüttertem Gemüth Vergebung und Segen aus, ließ auch haſtig alle Mittel herbeiſchaffen, damit die Wiedergefundenen nach dem Schloſſe des Grafen Vinſchgau gebracht würden. Mit Thränen und einem Dankgebet zu Gott hinauf trennte der, bei allen Entbehrungen nur kräftiger gewordene Adelbert ſich von der Höhle, die ihm Schutz gegeben. Mit den wilden Thieren des Waldes hatte er gekämpft, um ſich Nahrung zu gewinnen, ſie auch reichlich erworben, bis ſeiner Gattin Krankheit ihn zwang, ihr Wärter zu ſeyn, ſo daß er der Fährte des Wolfes und Ebers nur ſelten folgen konnte und den Mangel auch der kärglichen Nahrung hereinbrechen ſah.

Jetzt ging er jauchzend und weinend neben der Tragbahre her, auf welcher ſein Weib und ſein Kind zum Schloß von Tyrol gebracht wurden; über gefährliche ſchmale Pfade trug er ſelbſt ſeine Adelheid und ſein Kind und ſtrich Beiden zärtlich die Wangen, ſie mit den beſſeren Tagen der Zukunft tröſtend. Oft auch wandte er ſich dankend an den Grafen Reinhard, der zum erſten Mal im Leben ſeiner Rührung kaum Herr zu werden vermochte.

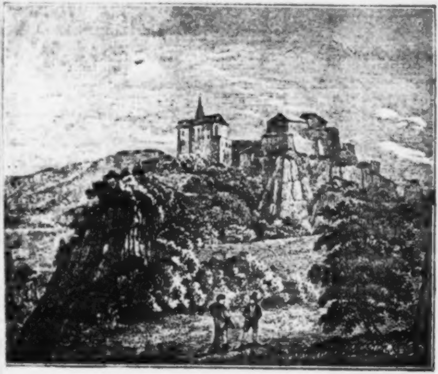
Auf dem Schloſſe des Grafen Gerumbert von Vinſchgau genas Adelheid, ſo daß ſie und ihr Kind den Herbſt des Jahres in friſcher Blüthe ihrer Kräfte begrüßten. Ihr edler Wirth aber hatte ſich ihnen mit ſolcher Liebe angeſchloſſen, daß er ſeinen Waffenbruder bat: er möge ihm die Kinder laſſen, damit er den Reſt ſeiner Tage in Freude und Pflege verbringe und dafür ihr Glück erhöhe. Da er ohne Erben war, und Niemand mit Recht Anſpruch machen durfte auf ſeine Güter, nahm er Adelbert von Kiburg, mit Beſtätigung des Kaiſers Heinrich IV. zum Sohn an.

IV.

Unterdeß war ein Bote nach Greifenſtein geſendet worden mit dem Befehl zur Befreiung des Kaplan Bonifazius. Dieſer aber ſprach: „Immer tiefer habe ich die Schuld erkannt, in die ich mich verſtrickte; ich darf und mag meinen Kerker nicht verlaſſen, bis ich die Worte der Verzeihung aus dem Munde des von mir beleidigten Vaters gehört habe.“ Da machte ſich Reinhard ſelbſt auf nach ſeiner Burg, eilte hinab in den Thurm und rief Bonifazius an mit den Worten: „Steigt empor zu neuem Leben, ich hab’ Euch ſchon verziehen, als ich meine Kinder fand und es mich tief ergriff, daß ich ihnen und mir großes Unheil verhütet hätte, wäre ich Eurem Rath gefolgt!“ — Wie aber nun Bonifazius herauf ſtieg, faſt ein Bild der Verweſung, da ſank, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, Graf Reinhard von Greifenſtein an derſelben Stelle todt nieder, wo er einſt die Strafe des Himmels gegen ſich aufgerufen, wenn er jemals ſeinen Kindern und Bonifazius Verzeihung gewähre.

Dieſer bezog jetzt die Karthauſe des Hieronymus und lebte dort in der Anſchauung Gottes nur noch kurze Zeit, hatte jedoch die Freude, daß Adelbert und Adelheid mit heißem Dank zu ihm kamen, nochmals ſeinen Segen zu empfangen, den er ihnen ertheilte und mit den Worten ſchloß: „Wahrt Euch vor Härte gegen Eure Kinder und dieſe entziehe Gott der Verſuchung, wider Euern Willen zu handeln! Wir aber wollen uns ſeiner Allmacht beugen und ſie anbeten, weil ſie unſre Uebelthat nach ſchwerer Prüfung zum Beſten wendete!“

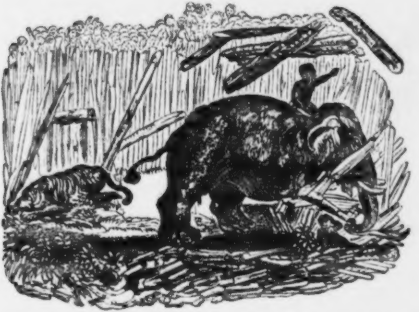
Adelbert und Adelheid betrauerten innig den Tod ihres Vaters und gedachten nur deſſen, wie er ſie in den letzten Tagen ſeines Lebens zum Glücke führte. Sie blieben bei Gerumbert, und als dieſer ſtarb (im Jahr 1089), hinterließ er ihnen mit dem Geſchlechts-Namen der Vinſchgauer ſein ganzes Beſitzthum. Als Adelbert der Dritte in der Reihe der Grafen von Vinſchgau, übernahm Adelheids Gatte die Herrſchaft, und die zu Greifenſtein übergab er ſpäterhin ſeinem zweiten Sohn. Der älteſte folgte Adelbert und nannte ſich zuerſt Graf von Vinſchgau und Tyrol. Immer mächtiger wurden die Nachkommen, ſo daß ſie ſich Gemahlinnen aus Kaiſers- und Königshäuſern wählten und wiederum ihre Töchter zu hochfürſtlichen Thronen führten. Und ihr Land mehrte ſich und erhielt endlich von dem Hauptſchloſſe der Grafen den allgemeinen Namen Tyrol. Dies Geſchlecht ſtarb aus im Jahr 1363 mit dem Grafen Meinhard, und deſſen Mutter Margarethe übergab das Land dem Herzog von Oeſtreich. Das Hauptſchloß von Tyrol aber, auf dem einſt Adelbert und Adelheid ausruhten von ihrem Anfangs ſo harten Schickſal, ſteht bis auf den heutigen Tag und wir geben hier eine Abbildung deſſelben, wie es noch jetzt der Wanderer ſieht.



Es war im Jahr 1805, als dies Schloß in unfürſtliche Hände fiel; im Jahr 1816 aber kauften es die Tyroler und übergaben es ihrem geliebten Landesherrn, dem Kaiſer Franz I. von Oeſterreich.

Adelberts und Adelheids Stamm blüht noch heute fort in den Nachkommen ihres zweiten Sohnes, den Grafen von Greifenſtein, in deren Gruft auch des Paares Gebeine ruhen; auf ſeiner Gattin Wunſch, die gern neben ihren Eltern beſtattet ſeyn wollte, hatte Graf Adelbert angeordnet, daß ihr und ſein Leichnam dort ihre Grabesſtätte finden möchten. **F. W. Gubitz.**

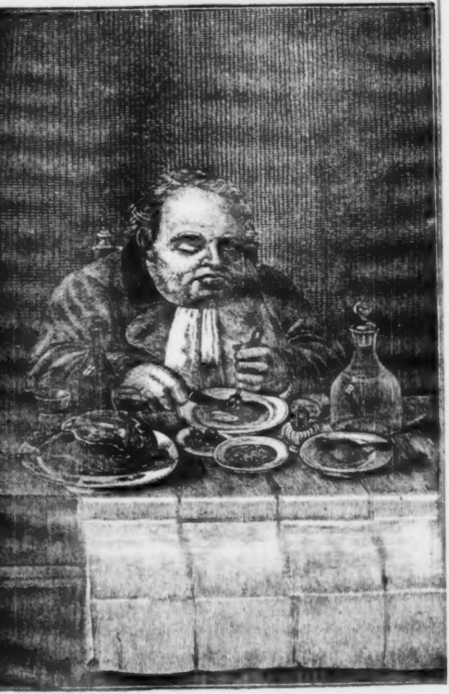
Der Thierkampf in Indien.



Was bei den alten Römern eine Quelle großen Vergnügens war, was in neuerer Zeit Spanier und Portugieſen noch beſonders liebten, die Stiergefechte, dieſe Zeugniſſe der Grauſamkeit, ſind aus Europa nach und nach gänzlich verſchwunden, und Aehnliches findet ſich nur noch unter roheren Völkern. So iſt es bei den Indiern Sitte, Thiere verſchiedener Art gegen einander kämpfen zu laſſen und ſich an der Wuth derſelben zu ergötzen. Die Beſchreibung eines ſolchen Kampfes wird einen Blick in den Charakter jenes Volks thun laſſen.

Vor einem offnen Gebäude, das Sungi Baraderi genannt wird, war ein Raum von etwa funfzig Fuß ins Geviert mit einem ſtarken Bambuswalle eingeſchloſſen, um die außen befindlichen Zuſchauer vor jeder Gefahr zu ſichern; denn oft verſucht ein Tiger, wenn ihn ſein Gegner zu ſehr in die Enge treibt, über die Wand, welche ihn vom Volke trennt, zu ſpringen. — Der Tiger-Käfig wurde geöffnet; doch der Bewohner deſſelben ſchien ein Vorgefühl des Geſchicks zu haben, das ihn erwartete; er mußte durch Feuerwerk aus ſeinem Käfig getrieben werden. Dann umkreiſte er den Kampfplatz mehremale und betrachtete die Menge mit aufmerkſamen Blicken. Vor einem Büffel, der hineingetrieben wurde, ſchien er ſich zu fürchten und zog ſich in einen Winkel zurück. Selbſt ein neues Feuerwerk vermochte eben ſo wenig, wie ſieben andre Büffel, die man hineinließ, den Tiger zum Kampfe zu reizen, und ein Hund, der in den Platz geſtoßen wurde, trieb mit ſeinem Knurren den furchtſamen Tiger von einer Ecke zur andern. Als man einen Elephanten herbeibrachte, ließ der Tiger einen Schrei des Schreckens hören, und verſuchte über die Barriere hinwegzuſetzen. Der Elephant, von ſeinem Führer angetrieben, lief auf ſeinen Gegner zu, und wollte ihn zerquetſchen, indem er auf ihn niederknieete, doch der Tiger vermied geſchickt die Gefahr und lief in einen andern Winkel des Geheges. Keine Anſtrengung des Führers konnte den Elephanten zu einem zweiten Angriff bringen; vielmehr drang er mit Gewalt durch das Thor und flüchtete ſich ſo aus dem Kampfplatze, während der Tiger, der zu ſehr in Schrecken geſetzt war, um von dem geöffneten Thore Nutzen zu ziehen, zitternd in einem Winkel lag. Ein zweiter Elephant wurde hineingelaſſen und machte einen ähnlichen Angriff, doch ohne Erfolg; der Tiger ſprang auf die Stirn ſeines Gegners, wo er ſich mit den Zähnen und Klauen feſtſetzte. Vor Schmerz außer ſich warf der Elephant durch eine plötzliche Bewegung ſeines Kopfes den Tiger mit ſolcher Gewalt zu Boden, daß dieſer betäubt und ohne Bewegung dalag, doch der Sieger wußte ſeinen Vortheil nicht zu benutzen; er ſtürzte auf die Barriere los, hob das ganze mit Zuſchauern beladene Gebäude mit ſeinen Fangzähnen auf, und bahnte ſich durch die Menge einen Weg, die [illegible] nach allen Seiten [illegible].

Wie grauſam muß ein ſolches Vergnügen erſcheinen! Die wilden Thiere kämpfen nur, um ihren Hunger zu ſtillen, um ihre Jungen und ihr Weib zu beſchützen; aber der Menſch zwingt ſie ohne allen Grund zu einem Kampfe, der, je blutiger er iſt, den grauſamen Veranlaſſern deſſelben nur angenehmer wird. Wir erlaſſen uns jede weitere Betrachtung, die Jedem nahe liegt.



Der Gutschmecker.

Die erſte Sünde, die der Menſch, nach der Bibel, begangen und die den Tod auf die Welt brachte, war die der Gutſchmeckerei, das Gelüſt nach einem ihm verwehrten Apfel, und das Gelüſt nach Verwehrtem bringt auch heut noch Sünde, ja wohl Tod. Adam's gebotwidriger Appetit belegte ihn auch noch mit dem angeblichen Fluch: „Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen!“ was wir aber in den meiſten Fällen für Segen halten, obwohl es noch Viele giebt, die darin einen Fluch finden; wir wünſchen ihnen beſſere Einſicht! — Wenn nun der Arme buchſtäblich im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod ißt, wird das Eſſen doch auch dem Reichen, der in der ganzen Welt nichts ſieht, als ein großes Speiſehaus, wo man ſo viel Portionen eſſen darf als man bezahlen kann, oft genug ſo ſauer, daß er ſich den Magen eines Hausknechts oder den eines Kalmucken wünſcht, um wie die ſieben magern Kühe Pharao's die fetten verzehren zu können. Dieſe ſieben magern Kühe waren die rechten Gutſchmecker, denn man ſah ihnen die geſegnete Mahlzeit nicht einmal an, und ſie blieben ſo mager wie ſie geweſen. Das iſt es, was unſere jetzigen Gutſchmecker anſtaunen, denn dieſe ſetzen an und werden wohlbeleibt und kugelrund. — Das edle Exemplar, deſſen Bildniß wir vor uns haben, und welches einen guten Gegenſatz zu dem Bilde eines genügſamen Alten giebt, den wir im vorigen Jahrgang gezeigt, dieſes edle Exemplar gehört dem ſelbſtzufriedenen Phlegma an, bei dem die Gutſchmeckerei immer vorzüglich anſchlägt, obwohl ſie nicht ſelten mit einem Schlage endet, nämlich mit einem Schlagfluß. Wie ſorglos wölbt ſich die Stirne, von der das Haar aus dem Geſicht geſtrichen worden iſt, damit auch kein Härchen die Frühſtückswonne ſtöre! Nur um die Augenbraunen zieht ſich die Aufmerkſamkeitsfalte, womit er das andächtige Werk betrachtet, das ſo eben zwiſchen Meſſer und Gabel ſchwebt. Eine feierliche Ruhe herrſcht rings um ihn, und auch auf den weiten Fluren, Thälern und Bergen ſeines Angeſichts hat ſich eine geduldvolle Stille verbreitet. Die Backen hängen in gutmüthiger Fülle abwärts und ſchließen ſich brüderlich dem fettſtrotzenden Doppelkinn an, das ſeinen Milch- oder beſſer Speckbruder, das eigentliche Kinn, in die Höhe gehoben, ſo daß der aufgeſchwemmte Mund in feierlichem Ernſt ſich zu ſeiner höchſten Beſtimmung, eine Grabes-Oeffnung für Delikateſſen zu ſeyn, vorzubereiten ſcheint.

Es giebt unter allen Temperamenten Vieleſſer und Gutſchmecker. Der Sanguiniker ißt wenig aber Vieles; er hat den Leichtſinn der Gutſchmeckerei, hat immer verdorbenen Magen und wird doch niemals ſatt. Er iſt ein Freß-Schmetterling, der aber am wenigſten Süßes, und das Land wo Auſtern und Canier zu haben ſind, mehr liebt, als das wo Milch und Honig fließt. Er iſt der franzöſiſche Gutſchmecker. — Der Kalmuck iſt der choleriſche Gutſchmecker. Er verſchlingt in ſeinem Hungerzorne rohes Fleiſch, Speck und Talg, und ein Baſchkire frißt in einer Mahlzeit zehn bis funfzehn Pfund Fleiſch und findet es noch ökonomiſch, daß einſtmals der Erzvater Abraham, als drei Boten des Friedens zu ihm kamen, ihnen ein ganzes Kalb vorſetzte; dreien Baſchkiren hätte es nur ſpärlich den erſten Heißhunger geſtillt. Die Kirgiſen machen's noch beſſer und wenn ein Nogayer des Nachts von gutem Appetit geträumt, ſo ſpeiſt er zu einem Gabelfrühſtück ein Schäfchen ganz mutterſeelenallein auf.

Der Engländer iſt der melancholiſche Gutſchmecker und er kann ſeufzend und nachdenkend den ganzen Tag im Kauen bleiben, während ſein Geiſt über die Vergänglichkeit des Irdiſchen nachſinnt. Alles ohne Leidenſchaft! Kalt Blut und warm angezogen, ſo ſetzt ſich der Sohn Albions mit trauriger Miene zu Tiſche und bleibt dort ſo lange bis das letzte Gericht verzehrt iſt. Dabei verzieht er keine Miene, wirſt keinen Blick bei Seite und ſteht eben ſo trauervoll auf, wie er ſich hingeſetzt, und die Scylla und Charybdis ſeines Magens gleicht der Sündfluth, die Alles verzehrte, was da Fleiſch iſt; und gießt er ſich den Porter hinunter, ſo denkt er nichts, als daß derſelbe den Weg alles Fleiſches geht. Und wenn nach dem letzten Gericht die Poſaune der Auferſtehung vom Tiſche bei ihm bläſt, ſo bläſt ſie nichts als einen gedämpften Trauermarſch, bei dem ſich der lange Sohn Albions die Daumen geduldig in die weiten Aermellöcher der offnen Weſte ſteckt, und mit den Fingern ſinnend auf dem Trauer- und Rindfleiſch-vollen Magen ſpielt, den er durch einen ſeligen Schlummer zu neuem Tagewerk ſtärkt.

Aber fort mit dem Allen! Nichts davon kennt der phlegmatiſche, der deutſche Gutſchmecker, von dem wir hier ein Conterfei beſchauen. Er ſitzt, ein wohl verſchanzter Held, inmitten geſunden Waſſers und ſtärkenden Weins. In ſtiller Andacht und Gemüthlichkeit hat er die Serviette an dem, hinter dem Umkreiſe ſeines Vollmond-Antlitzes verſchollenen Halſe befeſtigt, gleichſam als ein Ehrenzeichen ſeines Amts. Mit wahrhaft deutſcher Sicherheit hat er Meſſer und Gabel erfaßt und beſonnenen Ernſtes ſchneidet er ſich zum Vorſpiel die geſegneten Leckerbiſſen, die bald von der Erde vertilgt ſeyn werden. Und wie ſeliger ernſter Troſt lächelt in der Schüſſel noch der größte Theil des Huhns, das beſtimmt iſt den dunkeln Weg zu wandeln, und das ſich um ſo ſeliger anſchauen läßt, als es ſcheinbar ſeine Ganzheit behauptet und die Bahn bis zu ſeinem Durchmeſſer und den Keulen noch eine ziemlich weite iſt. Aber was da! ein Blick auf die geübten Hände unſres Gutſchmeckers geben uns Beweis genug für die Sicherheit, mit der er ſeinen Schnitt macht, und wenn wir nur die Feſtigkeit beſchauen, in welcher er Meſſer und Gabel regiert, ſo ſehen wir des Unterſchieds genug zwiſchen dem leichtſinnigen Eſſer und dem dicken beſonnenen Phlegma, um überzeugt zu ſeyn, daß es mit dem Daſeyn des Huhns, ſelbſt in ſeiner jetzigen Verwandlung, noch heut gänzlich zu Ende geht. Wenn wir nun unſern Leſern täglich einen vierten Theil des Appetits wünſchen, den unſer Gutſchmecker bei vier oder fünf Mahlzeiten des Tages zu Tiſche bringt, dann werden ſie immer noch ſo viel zu ſich nehmen, um mit dem Volks-Witz bedient zu werden: Ihr ſchlagt eine gute Klinge! — Dabei wollen wir aber ſchlüßlich doch an den alten Reim erinnern: „Die kleinen Töpf' und kleinen Tiegel ſind für den Wohlſtand die beſten Siegel, und wer zu theilen weiß im Haus, der kommt auch gut im Ganzen aus.“

Wir haben's nicht mit Willen gethan!

Wir ſehen hier eines der leichten franzöſiſchen Genre-Bilder vor uns, das gewiß jeden Beſchauer in die eignen Jugendjahre zurückführt, und ihn an die tauſend Fälle und Unfälle erinnert, die er angerichtet mit der Ausſicht auf die einzige Entſchuldigung, es nicht mit Willen gethan zu haben. Was aber thaten wir Alles nicht mit Willen! Wir haben uns gern gebalgt, und wenn ein Zukurzgekommener mit dem Colorit, welches die Fäuſte dem Körper beibringen, den Ankläger ſpielte, ſo hatten wir's nicht mit Willen gethan. Wir ſchlugen und ſchleuderten gern Ball; freilich war's ganz unſinnig oder malitiös von dieſem, wenn er, ſtatt auf das Kreuzholz des Fenſters, in die Scheiben drang und dort die herrliche Muſik anſtimmte, die wir mit Schrecken aber doch nebenbei mit geheimer Luſt gehört: wir hatten's indeß nicht mit Willen gethan! Genug, wir wollen uns jeder insgeheim ſelbſt fragen, wie oft wir Dies und Jenes zerſtörten oder verletzten, ohne eine andre Rechtfertigung als die, welche in den meiſten Fällen keine iſt. — Wie könnten wir's nun dem artigen Knaben auf dem Bilde verdenken, wenn er ſo galant ſeyn will, in der Equipage ſeiner jüngſten Schweſter den kleinern Bruder weite Entdeckungsreiſen über die Haus-Gallerie machen zu laſſen. Ein beſonderes Unglück nur, daß dieſe Equipage für eine ſolche wiſſenſchaftliche Reiſe zu ſchwach iſt, und unter dem Reiſenden in halber Laufbahn zuſammenbricht! Mit bittendem und zagendem Muth ruft der Knabe ſein: „Wir haben's nicht mit Willen gethan!“ der von der weinenden Equipagen-Eigenthümerin herbeigeholten Mutter entgegen. Verſteckt lächelt der kleinere Bube, der wohl weiß, wie viel Schuld ſie am

Unfall haben, während er dem vor ihm ſtehenden Bruder die Verantwortlichkeit überläßt. Die Mutter ſelber aber ſcheint, bei aller Frauenwürde, doch das komiſch Mangelhafte der Antwort zu fühlen, und ſich ſelber an Alles zu erinnern, was ſie ebenfalls nicht mit Willen und doch gethan. Ihr angenommener Ernſt iſt auch im Zuſammenbrechen, während die Equipagen-Eigenthümerin mit Schiller

„Einen Blick
Nach dem Grabe
Ihrer Habe“

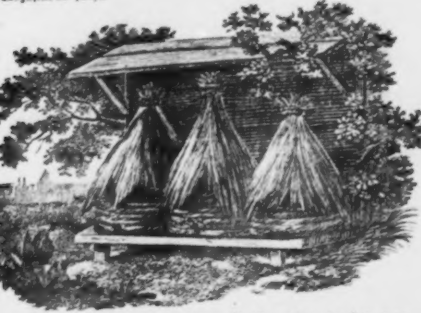
wirft und gewiß ſo lange die Trümmer beweinen wird, bis ſie entweder eine neue Equipage erhält, oder die Brüder ihr das Unglück aus dem Gedächtniß rücken, indem ſie ſo gnädig ſind, ein halbes Stündchen mit ihr zu ſpielen und durch einige Poſſen ihr das tragiſche Ereigniß aus dem Gedächtniß jagen.

Jedenfalls aber iſt das „nicht mit Willen thun“ eine gefährliche Entſchuldigung, die man bei Kindern nicht ſoll einreißen laſſen. Wie aber wäre das zu verhindern? — dadurch, daß man ſie veranlaßt, recht Vieles mit Willen zu thun, indem man ſie nach Erkenntniß ihrer Neigung beſchäftigt. Man braucht dabei nicht eben gradaus auf das Nützliche allein los zu gehen, jede unſchädliche Beſchäftigung iſt bis zu den Jahren, wo die eigentliche Beſtimmung eintritt, ſchon genügend, und jede befördert doch in einem gewiſſen Grade die Betbulichkeit und die Gewöhnung, ſich in allerlei Fällen zu helfen. Man hört ſo oft darüber klagen, in den Kindern herrſche ein Zerſtörungstrieb; dieſer herrſcht aber nicht, ſondern der des Schaffens, doch bricht er ſich da, wo ihm kein Anlaß gegeben iſt, in der Zerſtörung eine falſche Bahn. Gewiß nur mit geringen Ausnahmen freut ſich ſelbſt der wildeſte Knabe bei weitem mehr des Kleinſten, was ihm zu bauen gelungen, als des vielleicht viel Bedeutenderen, was er zerſtörte; ein Beweis deſſen iſt, daß Kinder überall gern mit anfaſſen, auch da, wo die Arbeit oder Aufgabe weit über ihre Kräfte geht. Ihnen innerhalb dieſer Kräfte Beſchäftigung zu geben, iſt deshalb eine der angelegentlichſten Aufgaben der Eltern und Erzieher, und wo dies geſchieht, wird die Entſchuldigung: wir haben's nicht mit Willen gethan, unzweifelhaft immer weniger gehört werden.

Rouſſel.

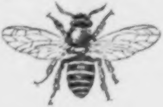
Die Bienen.

Wenn ſich das Völkchen der Bienen um einen guten Ruf bei uns kümmerte, ſo könnten ſie ſtolz ſeyn, denn es iſt kaum zu zählen, wie viel ſchon über Bienen und Bienenzucht geſchrieben worden iſt. Aber bei ihren vielen Geſchäften haben ſie keine Zeit, ſich um andrer Weſen Thun zu bekümmern. J weniger ihnen indeß z. B. an den Menſchen liegt, deſto mehr liegt dieſen an ihrer Bekanntſchaft, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß man immer noch etwas Neues an den Bienen herauszufinden ſucht.

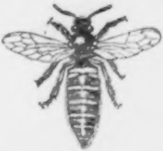


Wenn ein Schwarm in einem Stocke wohnt, ſo hat man bemerkt, daß die Bienen ſich ſogleich in vier Schwadronen theilen; die einen verlaſſen den Stock, um auf den Feldern nach Materialien zum Beginnen ihres Baues zu ſuchen; andere prüfen den Stock, verſtopfen jede Oeffnung, außer der zum Aus- und Eingang nöthigen; die dritten legen den Grund für die Zellen, indem ſie das **Wachs**, welches ſie in ihrem Magen gebildet haben, auswerfen und formen; während die vierten mit Nettigkeit und Grazie das angefangene Werk beenden.

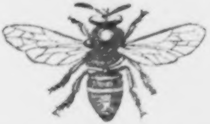
Die Arbeiter ſind fortwährend mit dem Sammeln des Blumenſtaubes beſchäftigt, und mit dem Formen der wächſernen Zellen. Ihre Hinterbeine ſind mit einer Art kleiner Körbe verſehen, vermittelſt derer ſie den eingeſammelten Blumenſtaub zum Stocke bringen. Hier iſt das Portrait einer arbeitenden Biene:



Die Königin iſt die Mutter der ganzen Kolonie. Das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Schwarms ſcheinen allein von ihr abzuhängen. Nie iſt mehr als eine Königin in einem Stocke und ihre Zelle unterſcheidet man leicht an ihrer Größe. Wenn ihr irgend ein Unfall begegnet, laſſen die Arbeiter ihre gewöhnliche Arbeit ſogleich ruhen; und iſt ſie krank, ſo pflegen ſie die übrigen Bienen mit der größten Sorgfalt. Wenn ſie geſund iſt, ſieht ſie ſo aus, wie das folgende Portrait zeigt:



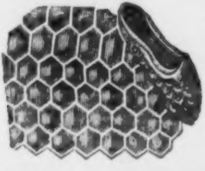
Die Drohnen ſieht man niemals draußen auf den Blumen; ſie bleiben zu Hauſe und leben mit von dem Fleiße der Arbeiter. Wer ſolch einen Faulpelz oder Hans Ohneſorge im Bienenſtaat näher kennen zu lernen wünſcht, ſieht ihn hier vor ſich:



Bei der Bildung ihrer Zellen beobachten die Bienen merkwürdiger Weiſe die größte mathematiſche Genauigkeit. Die Zellen ſind ſechsſeitig, und nach einem Princip erbaut, das den meiſten Raum gewährt und zugleich das wenigſte Wachs erfordert. Die Scheibe beſteht aus einer doppelten Reihe von Zellen, die ſo geordnet ſind, daß die Grundlage der einen zugleich für die entgegengeſetzte dient.

Um zu verhindern, daß dieſe zarten Zellen von den vielen Füßen, die über ſie hinſchreiten, auseinander getragen werden, wenden ſie die Vorſicht an, einen Rand um die Grenze jeder Zelle zu machen, der vier Mal ſo dick iſt, als die Wände. Die

Thiere arbeiten mit ihren Kinnbacken, indem ſie das Werk durch wiederholtes Streichen feſt und glatt machen. Unſer Bild zeigt eine Seite einer Honigſcheibe, und die geöffnete Zelle einer Bienenkönigin.

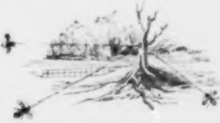


Ein Bienenſtock darf der Sonne nicht ausgeſetzt werden und muß auch vor kalten Winden geſchützt ſeyn. Der Platz muß abgelegen und, wo möglich, nicht weit von einem fließenden Waſſer ſich befinden, denn die Bienen lieben die Ruhe und reines, klares Waſſer mehr, als mancher Menſch. Unter den Pflanzen iſt ihnen die Safranblume, das Heidekorn, und der Klee am liebſten, beſonders aber die angenehm riechend Reſeda.

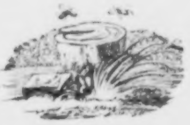
Betrachtet man ihren Stachel durch ein Mikroſkop, ſo gleicht er einem doppelköpfigen Pfeile. Die Bienen greifen nie Jemand an, wenn ſie nicht auf irgend eine Weiſe geſtört werden. Ein Verſuch, ſie von dem Platze, an dem ſie ſich beim Herumſchwärmen niedergelaſſen haben, zu verſcheuchen, kann ſie dagegen in Wuth verſetzen. Für den, welcher mit dem Geſchäft bekannt iſt, hat es durchaus keine Schwierigkeit, Bienen in einen Stock zu ſchließen, doch müſſen Kinder namentlich ſich eines ſolchen Verſuchs enthalten, da zahlreiche Stiche ſogar den Tod nach ſich ziehen können. Ein gutes Mittel gegen Bienenſtiche iſt Kreide mit Spiritus von Hirſchhorn. Auch kann man naſſes Salz mit gutem Erfolge auf die Wunde legen. Der Schmerz wird durch einen Tropfen Flüſſigkeit erzeugt, der aus dem kleinen Giftſack der Biene fließt. Wartet man, bis die Biene den Stachel ſelber herauszieht, ſo iſt die Gefahr bei weitem nicht ſo groß, als wenn man den ungebetenen Gaſt vertreibt; denn in dieſem Falle bleibt der Giftſack und der Stachel in der Wunde ſitzen. Verliert aber die Biene ſo ihren Stachel, ſo wächſt dieſer nie wieder, und ſie ſelbſt ſtirbt bald darauf.

Die arbeitenden Bienen in einem Stocke vermehren ſich oft von 15000 bis zu 30000 und mehr. Im September tödten ſie alle Drohnen (man bemerkt alſo, daß dieſen die Faulpelzerei übel bekommt), was ihnen nicht ſchwer wird, da dieſe keine Stacheln haben. Macht ſich die Maſſe in einem Stocke einmal zu groß, ſo trennen ſich die Bienen, und ein neuer Schwarm, von einer Königin angeführt, ſucht ſich einen andern Ort zu ſeinen Geſchäften. Im Winter ernähren ſie ſich von dem Honig, den ſie während der warmen Jahreszeit aufgehäuft haben. In den kälteſten Tagen ſind ſie faſt erſtarrt, doch nie für lange Zeit.

Die wilden Bienen machen ihre Neſter in alten Baumſtämmen. Die Jäger haben eine eigne Art, das Neſt eines Bienenſchwarms zu finden. Sie fangen eine Biene, halten ſie eine Zeit lang feſt und laſſen ſie dann wieder fliegen; ſie merken ſich die Linie, in der die Biene ihren Weg nimmt, fangen dann eine zweite, mit der ſie eben ſo verfahren; der Punkt, in welchem ſich die beiden Linien durchſchneiden, iſt der Ort des Bienenneſtes.



Die Hummel bildet ein Mittelglied zwiſchen der Stockbiene und der Wespe. Ihr Honig ſoll angenehmer ſeyn, als der der Stockbienen. Wenn Mangel an Futter eintritt, ſo berauben die Bienen zuweilen die Neſter der Hummeln; und man ſagt, daß dieſe liebenswürdigen Creaturen, wenn ſie mit einer Ladung nach Hauſe zurückkehren, bereitwillig den Inhalt ihrer Honigſäcke den Bienen überlaſſen, und ſogleich nach andrer Nahrung ausfliegen. Sie machen ihre Neſter unter der Erde, bei einem alten Zaune oder dem Stamme eines gekappten Baums. Ihre Winterzimmer ſind gut mit Moos bedeckt. Hier iſt das Haus einer ſolchen glücklichen Geſellſchaft zu ſehen:



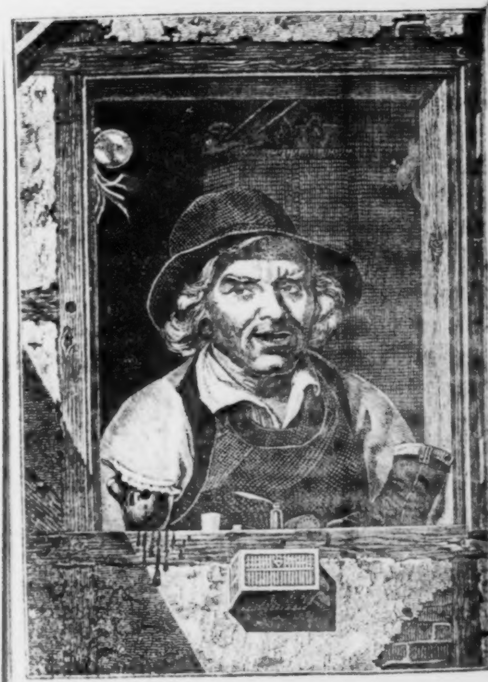
Es giebt verſchiedene Arten von Bienen, die nicht in Geſellſchaft leben, und die man deshalb einſame Bienen nennt. Eine heißt die Maurer-Biene, weil ſie ihr Neſt von Sand und kleinen Steinen baut; eine andre heißt Minengräberin, weil ſie ſich Zimmer unter der Erde gräbt; dann giebts eine Zimmermanns Biene, die ſich in weichem Holze ein Neſt baut; die Wollkrämplerin hackt Moos, um ſich ein Neſt daraus zu bauen, lebt aber nicht einſam. Sie arbeiten, indem ſie ſich in eine Reihe aufſtellen. Die erſte Biene nimmt etwas Moos mit ihren Kinnbacken, krämpelt es mit den Vorderfüßen in einen kleinen Bündel zuſammen, und ſtößt es dann unter den Leib der nächſten Biene, die es nun eben ſo weiter befördert bis zum Neſte.

Dieſe kleinen, induſtriöſen Thiere haben von früh an die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen. In der heiligen Schrift findet man ſie häufig erwähnt, und Paläſtina ſelbſt heißt: „das Land, wo Milch und Honig fließt.“ Und wirklich iſt faſt ganz Syrien mit Bäumen verſehen, die den Bienen-Anbau begünſtigen. Die Bienen bauen ihre Zellen in hohlen Bäumen, in den Spalten der Felſen, und auch für ihre Nahrung ſorgen zahlreiche Waldblumen. Ungarn's Wälder, die Berge der Türkei, beſonders der Hymettus, haben Ueberfluß an Bienen. Eben ſo Caffraria, deſſen Bewohner die Neſter auf eine merkwürdige Weiſe zu entdecken wiſſen. In den dortigen Wäldern lebt ein kleiner Vogel, Moroc oder Honigführer, von der Größe eines Sperlings, Aſchgrau mit Gelb und Weiß geſprenkelt. Er liebt den Honig eben ſo, wie ein andres Thier, der Honigwieſel, iſt aber nicht ſo, wie dieſer, durch ſeine dicke Haut gegen die Stiche der Bienen geſchützt, deshalb verbindet er ſich mit einem Honigwieſel, und nimmt, wenn dieſer in den Stock eingedrungen iſt und den Honig verzehrt, Alles, was dieſer zurückwirft. Die Hottentotten, die an die Weiſe dieſer Thiere gewöhnt ſind, erſpähen ihre Bewegungen, und indem ſie ihnen folgen, erhalten ſie ohne viele Mühe oft eine große Menge Honig, wovon ſie dem kleinen Vogel, durch deſſen Hülfe ſie den Honig bekommen haben, ſtets ein Stückchen überlaſſen. — Ueber die neueren Fortſchritte der Bienenzucht ſprechen wir ſpäter.

Der zufriedene Schuster.

(Nach dem Bilde von Piſtorius.)

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!“ So heißt der Anfang eines Liedes, das die Zufriedenheit der ärmern Klaſſen ausdrücken ſoll. Aber in der That, es giebt keinen reineren Witz, ſelbſt die Habſucht in der höchſten Anmaßung kann dieſe Worte zum Symbol ausrufen, denn auch ſie würde nichts nach Geld und Gut fragen, wenn ſie nur erſt zufrieden wäre. Was aber gehört dazu, um zufrieden zu ſeyn?

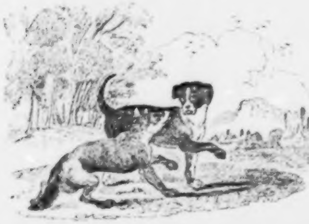


Fragt einen Menſchen nach dem andern und ſie werden Euch ſagen: vor Allem Geſundheit und Geld und zwar nur ſo viel als man braucht. — Was aber braucht man? Fragt Einen nach dem Andern, und Ihr werdet hören: Jeder braucht mehr als er eigentlich hat, und wäre Langbein's Kauz nicht grade verliebt geweſen, ſo hätte ſchwerlich der Kanzler einen Glücklichen ohne Hemd gefunden. Angely kannte die Welt ſchon beſſer, als er im Liede ausrechnete, wie wenig man braucht um glücklich zu ſeyn. Ueberflüſſiges wünſcht ſich Niemand, nur weiß man ſelber nicht was überflüſſig iſt. Dem Einen dünkt ein Fürſtenthum, dem Andern ein Schloß, dem Dritten ein Garten, dem Vierten ein Haus, dem Fünften eine Reihe von Zimmern, dem Sechſten ein Diener, dem Siebenten ein Dienſtmädchen, dem Achten eine Frau, dem Neunten ſogar die ganze Welt überflüſſig. Zufriedenheit iſt ein ſo verſchiedener Begriff, wie Menſchen im Ganzen verſchieden ſind, von denen Jeder glaubt, die allerbeſcheidenſten Wünſche zu hegen.

Blicken wir einmal auf das vorliegende Bildchen, das einen alten, zufriedenen Schuſter darſtellt. Auch er ſingt ſo eben gewiß: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!“ und wir müſſen geſtehen, es fehlt ihm zur Zufriedenheit gewiß weniger, als einem Habeviel. Er guckt uns aus dem Fenſter ſeiner Bude oder Hütte gemüthlich an und läßt uns einen Blick in ſein Reich werfen, das er meiſterlich mit Hammer und Pechdrath beherrſcht. Der eine Stiefel ſteht faſt fertig auf der Fenſterbrüſtung, während ſein Kamerad den Abſatz hervorſtreckt, und gewiß noch unter dem reſpektiven Spannriemen ſchwitzen muß. Tintenfläſchchen und Feder aber deuten uns verſtohlen an, daß der Meiſter bald mit der Rechnung loslegen wird, auf welche er auch ſchon von den Freuden dieſer Erde ein Schlückchen aus dem vor ihm ſtehenden beſcheidenen Becher gethan zu haben ſcheint. In größerer Wichtigkeit ſehen wir den Wichstopf, ein Arbeitsgeräth, aus dem ſchwere Tropfen herausgefallen ſind, zur Rechten des Meiſters, der in der Kunſt zu flicken, zu ſchwärzen und zu glätten, gewiß ſeines Gleichen ſucht. Die Waſſerkugel ſchwebt als Symbol der Genügſamkeit über ſeinem Haupte, und die Papier-Maaße, die neben ihr hängen, deuten uns an, daß Alles mit Maaß getrieben werden muß. Links ſehen wir Leiſten hangen, ſo daß wir wohl merken, unſer Meiſter iſt der Mann nicht, dem man erſt zurufen muß: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ — Auf dem, aus dem Hintergrunde dunkel hervorſchimmernden Schränkchen prangen Werkzeuge und Fläſchchen, ein Lampen-Geſtell, auch noch ſonſt Allerleiheiten bunt durch einander, und unter dieſer Umgebung ſitzt der luſtige Meiſter in zufriedener Selbſtgenügſamkeit und ſingt ſein Lied, in welches der im Bauer gehegte und gepflegte Vogel gewiß luſtig einſtimmt, und ſo ein Duett zu Stande kommt, welches ſchwerlich ein Fürſt in ſo wohlthuendem Einklang jemals gehört. — Wollt Ihr Zufriedenheit finden, in der fleißigern, ärmern Klaſſe der Menſchheit habt Ihr ſie am nächſten. „Selig biſt du, der du das Brod deiner Hand iſſeſt", ſagt der Apoſtel. Und giebt's etwa noch Leute, die da meinen, Arbeiten ſey eine Schande, wir antworten ihnen auch im Sinne des Paulus: das ſind die rechten ehrlichen Künſte, ohne die der Menſch nicht beſtehen kann, und die ſchmutzigen Hände, die ſich und den Ihrigen Nahrung erwerben, ſind uns reiner als die ſchmucken, welche nur zuzugreifen, nicht zu erwerben wiſſen. Es iſt der Allmacht Güte, wenn dem Armen ſein Schweiß ſüß wird und ſein Waſſerkrug und Haferbrei ſo gewürzt, daß er aus freiem, frohem Herzen ſeinen Schöpfer preiſt und ihm dankt in Fülle der Zufriedenheit.

Der Hund belehrt den Wolf.

Ein Wolf, der lange nicht gelagert
Zum Imbiß eine Heerde fand,
Schlich hungerleidig, abgemagert
In hellſter Mondnacht durch das Land.
Da traf er nun den kugelrunden
Hund Bullenbeißer, der in Mark
Und Saft ihm freilich wollte munden,
Doch für den matten Wolf zu ſtark,
Gab dieſer ihn als Rathsherrn an
Und ſuchte klug ihn auszufragen.



„Herr Bullenbeißer", ſo begann
Der Wolf, „ihr mögt mir gütigſt ſagen:

Wie kommt's, daß ihr ſo wohlgenährt
Und feiſt! Ihr könnt das Fett kaum tragen,
Wogegen ich im Späh'n und Wagen
Mich, wie ihr merkt, faſt abgezehrt!“
„Herr Wolf“, dies ſprach der Hund im Schmunzeln,
„Ich diene wacker meinem Herrn,
Der nähret redlich mich und gern
Und wahrt mich vor des Hungers Runzeln.
Sein Haab' und Gut ihm zu bewachen,
Durchſtreif' ich frei bei Nacht das Feld —“
„Ja, ja, Freund Hund, ihr könnt wohl lachen;
Doch, Lieber, wenn es euch gefällt,
So ſagt: wie euer Hals den Streifen
Von abgeſchabtem Haar empfing!“
„Das, mein Herr Wolf, ſollt ihr begreifen:
Das kommt von einem Eiſenring.
Ich hab' am Tage oft krakelend
Auf Beißen mich und Kampf gelegt,
D'rum hat mein Herr, das Beſſ're wählend,
Mich an der Kette eingehegt.“ —
„Ei, Bullenbeißer, da behaltet
Für euch nur euren Eiſenkranz;
Ich lieb's, daß keck und wild man ſchaltet,
Lebt wohl, mich lockt der Freiheit Glanz!“ —
„Halt, halt! und hört noch eine Lehre,
Die euch wohl nicht, doch mir behagt!“
Dies rief der Hund; „Herr Wolf, auf Ehre!
Wenn ich voll Recht's und Friedens wäre,
Würd' ich von Feſſeln nie geplagt.
Ich ſeh' es ein, ſoll Ordnung werden,
Muß bänd'gen man die Biſſigkeit,
Nicht überfallen fromme Heerden,
Zu Mord und Raube nur bereit.
Ich unterwerfe mich den Pflichten,
Da ich nur ſchlecht zu herrſchen weiß,
Und ferne von der Sorgen Kreis
Kann ich, ſo treu beſchützt, verzichten
Auf aller Wölfe blut'gen Preis!“

• • •

Wenn du nur prüfen willſt mit Milde,
Wird Ordnung nie dir Sklaverei;
Du ahn'ſt, daß Herrſchen Sorge ſey,
Und bleibſt, Geſetz und Recht zum Schilde,
Auch in der Dienſtbarkeit noch frei.
A. Samtuer.

Reiſende Engländer auf dem Gotthardt.

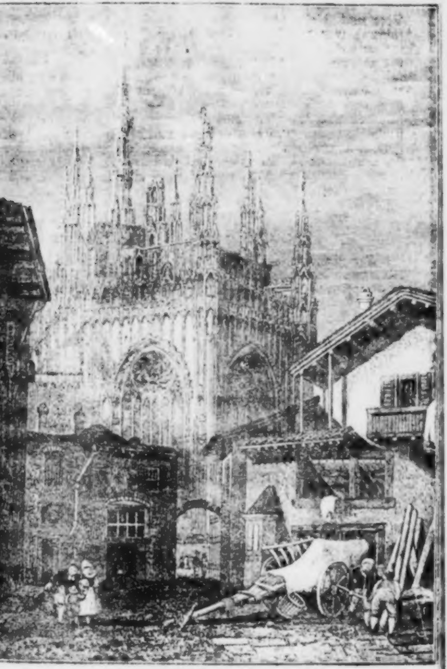
(Nach einem Bilde von Carl Groplus.)

Alljährlich, um die ſchöne Zeit des Mai's, wenn das Eis des Gebirges und der menſchlichen Herzen zu ſchmelzen anfängt, dann treibt das edle Britanien viele ſeiner goldbegabten Bewohner aus ſeinen benebelten Flachgegenden über das Meer nach dem Continent, und der Lord und die Lady ſammt den Dienern und Dienerinnen beeifern ſich, jeden beträchtlichen Berg auf dem Continente zu beklettern; Nota Bene! wenn dieſer Berg in der autoriſirten Reiſebeſchreibung als merkwürdig aufgeführt iſt. Es konnte einer ſolchen engliſchen Karavane das Unglück paſſiren, daß in ihrem Exemplar der autoriſirten Reiſebeſchreibung gerade einige Blättchen fehlen, und auf dieſen Blättchen etwa der Brocken oder der Gotthardt oder ſonſt eine Merkwürdigkeit beſprochen war. In dieſem Falle würde freilich der ſtolze Sohn Albions lieber dem kalten Tode entgegen ſehen, als ſich entſchließen etwas in Augenſchein zu nehmen, was nicht in ſeinem Exemplar der Reiſebeſchreibung ſich befindet; ſtolz würde er den Brocken für einen Hügel erklären, wenn er ſich auch lahm an ihm klettern müßte, und in der Heimath der Einſilbigkeit ein Goddam über die beſchränkten Deutſchen ausrufen, die einen Berg für beträchtlich zu halten wagen, der in ſeinem Exemplar der Reiſebeſchreibung gar nicht beſprochen iſt. — In der vor uns abgebildeten Geſellſchaft ſcheint der Gotthardt das Glück gehabt zu haben, in der Reiſeroute nicht übergangen worden zu ſeyn, und mit großer Gewiſſenhaftigkeit ſehen wir die berg-begierigen Sprößlinge der ſtolzen Britania unter der ſteil herabhangenden Felſenwand die Wallfahrt nach dem fernen Gebirge fortſetzen. Mit Mantel und Hut reitet die vornehme Tochter Englands dem ganzen Zuge keck voran, ſo daß wir aus Mantel, Hut und dem Rücktheil des Eſels das edle Thier ſammt der noch edlern Reiterin erkennen. Die Lady ſcheint, ergriffen von den Naturſchönheiten, ſo eben ihr ſtolzes Haupt empor gereckt und mit Mund und Naſe die Luft einziehend, ihre Blicke weit hin nach den rieſigen Bergen der Ferne geworfen zu haben. — In jeder Hinſicht groß zu nennen, reitet ein Sohn Albion's ihr zur Seite mit einem unmäßig breiten Krämphut, unter welchem man ſonſt einen Quäker vermuthet hätte, und einem noch breitern Regenſchirm, um etwanige Lavinen abzuhalten, wenn ſie von den Felsgewölben auf ihn herabzuſtürzen die Gewogenheit haben ſollten. Wahrſcheinlich mit einer melancholiſch langmüthigen Phyſiognomie blickt er eben um ſich, obgleich ſich ſchwer behaupten läßt, ob dieſes Umſichblicken in der auto-

citirten Reiſebeſchreibung vorgeſchrieben iſt. Mit mehr Gewißheit läßt ſich aufſtellen, daß in dem Reiſe-Codex der Herren die Empfehlung eines warmen Anzugs vergeſſen worden iſt, und ſo ſehen wir denn unſre Exemplare beleibrockt auf dem Gotthardt. — Die Dame im Nachtrab, ebenfalls reitend, unterhält ſich mit ihrem ſtämmigen Inſulaner, der die Reiſe zu Fuße macht und der gewiß der Geograph oder Geognoſt und Gelehrte der Geſellſchaft iſt, indem aus ſeiner Taſche das langweilige Fernrohr den langen Hals neugierig herausreckt und es leiſe anzudeuten ſcheint, daß ſich noch andere wiſſenſchaftliche Apparats-Werkzeuge nachbarlich dort aufhalten. — Hinter Allen aber ſchreitet der kräftige Führer, ein Bergbewohner mit rüſtigem Schritte, über das Geſtein, das ſeinen Tritt gewiß ſchon kennt, und ſein geſundes markiges Geſicht ſcheint keinen größern Wunſch zu haben, als daß alljährlich die Hälfte der Bewohner Alt-Englands den Reiſe-Spleen bekommen mögen und er zu ihrem Führer angewieſen wäre. — Wer weiß wie weit dieſer Wunſch noch in Erfüllung geht; denn authentiſch ſteigert ſich in England der Reiſe-Spleen alljährlich ſo ſehr, daß ein im Mai nicht ausgewanderter Lord gewiß nur durch einen Gegen-Spleen zum Zuhauſebleiben bewogen worden iſt, vielleicht um dort noch zu überlegen, ob ſich nicht über alle Berge hin, den Chimboraſſo nicht ausgenommen, Eiſenbahnen anlegen laſſen. L. Rebenſtein.

Ein Blick auf Mailand.

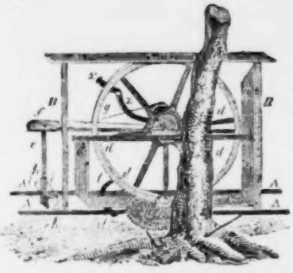
Der Dom von Mailand nimmt nicht nur unter den öffentlichen Gebäuden dieſer Stadt den erſten Platz ein, ſondern iſt auch zunächſt der Peterskirche zu Rom die größte und prachtvollſte Kirche in Italien. Ganz und gar von Marmor erbaut, ſteht ſie herrlich aufgeführt da, während von allen Seiten hohe Marmor-Statuen ſie umgeben. Auf unſerm Bilde ſehen wir ſie zum Theil verdeckt durch die nachbarlichen Häuſer; aber auch da ſtaunen wir das Gebäude an, aus deſſen herrlicher Kuppel, zunächſt des Hauptthurms, des höchſten, auch noch eine Maſſe kleiner Thürme zum Himmel, dem erhabenſten Gotteshauſe, aufſtreben, und auf deren Spitzen ebenfalls Marmor-Statuen prangen. — Dieſes herrliche Gebäude wurde bereits im Jahre 1386 projektirt, auch der erſte Stein dazu gelegt. Der Bau mußte jedoch unterbrochen werden und erſt um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts begann die Errichtung des Portals, deſſen projektirte Zeichnung verloren gegangen war. Damals wurden ſämmtliche Baumeiſter Italien's aufgefordert, einen neuen geeigneten Plan zu entwerfen, und aus den vielen eingeſandten Plänen wurde der von dem bekannten italieniſchen Maler und Architekten Pelegrini gewählt und ausgeführt. —



Aber auch dieſer Bau wurde aufgeſchoben, und die Weiterführung war dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts vorbehalten, in welchem der Baumeiſter **Saove** und der treffliche Architekt **Amanti** ihr Werk durch den Beginn zum Schluß-Bau krönten. Noch jetzt arbeitet man fortwährend an der Verſchönerung dieſes Dom's, der in ſeiner völligen Vollendung eins der koſtbarſten Gebäude Italien's ſeyn wird. — Die Pracht des Innern übertrifft noch das Impoſante des äußern Gebäudes, alle Vorſtellung aber wird durch die Ausſicht, die der höchſte Thurm gewährt, überboten, wo nicht nur die ganze Herrlichkeit dieſer Kirche ſelber ſich dem ſtaunenden Blicke entfaltet, ſondern auch die Perſpektive über die ganze Umgebung den Fremden in entzückende Bewunderung verſetzt. M.

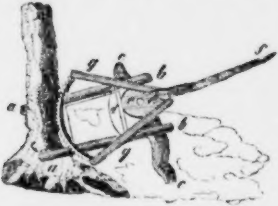
Baumſägen.

Die ſchottiſche landwirthſchaftliche Geſellſchaft hatte im Jahre 1833 eine Preis-Aufgabe zur Verfertigung einer einfachen, wohlfeilen und bequemen Baumſägen-Maſchine geſtellt, wozu ſich mehrere Concurrenten gemeldet haben. Die Geſellſchaft hat Herrn Thomas Jack den erſten, und Herrn Dikſon Ballance den zweiten Preis zuerkannt.



Wir geben hier folgend die Beſchreibung dieſer beiden Maſchinen: Die Säge des Herrn Jack beſteht erſtens aus verſchiedenen durch zwei Querleiſten AA vereinigte Stücken, welche die Geſtalt einer Tragbahre von 8½ Fuß Länge und 2½ Fuß Breite bilden, und auf deren mittlern Theil ſich zwei aufrecht ſtehende Stücke BB von 3½ Fuß Höhe befinden, die oben mittelſt eines Querſtücks zuſammen befeſtigt ſind. In dieſe Zuſammenfügung iſt ein hölzernes längliches Viereck CC von 5 Fuß Länge und 2 Fuß Höhe angebracht, deſſen ſenkrecht aufſtehende Seite aa, die bis zum Querſtück reicht, an ihrem untern Ende Zapfen hat, vermittelſt welcher dies Viereck bequem hin und her geſchoben werden kann. Die Säge b hat 24 Zoll im Durchmeſſer, und iſt mittelſt einer ſenkrecht aufſtehenden Axe in der Mitte befeſtigt; auf ihrem Mittelpunkt iſt ein Getriebe c, welches in das mit Zähnen verſehene Rad d eingreift, an deſſen Axe die Kurbel x angebracht iſt, welche die Maſchine in Bewegung ſetzt. Das Getriebe ſteht mit dem Rade in einem Verhältniß von 1 zu 5, dergeſtalt, daß wenn die Kurbel 40 Umdrehungen in einer Minute macht, ſo macht die Säge deren 200. Um die Säge mit dem untern Zuge in einem gleichmäßigen Verhältniß zu erhalten, iſt eine ſenkrecht aufſtehende Axe e angebracht, welche eine Rolle f von 1 Fuß Durchmeſſer trägt, und mittelſt eines Stranges g, der über eine andere kleinere Rolle, die an der Axe des großen Rades befindlich iſt, läuft, in Bewegung geſetzt wird. Ueber dieſer Axe e iſt ein walzenförmiger Cilinder h, über welchen ein Strick i angeſchlagen iſt, der über eine Rolle läuft, die ſich auf der Tragbahre befindet, und der mit ſeinem äußerſten Ende an dem Viereck CC befeſtigt iſt, und es unmerklich vorwärts zieht, je nachdem es das Einſchneiden der Säge erfordert. Ein Zirkel-Abſchnitt von Eiſen iſt unter dem Viereck angebracht, der in die Fugen des Geſtelles eingreift und daſſelbe leitet, und in gerader Richtung erhält. Zwei ſtarke Haken oder Krammen werden in die Wurzel des Baumes eingeſchlagen, um der Maſchine die zur Arbeit nöthige Feſtigkeit und Kraft des Widerſtandes geben zu können.

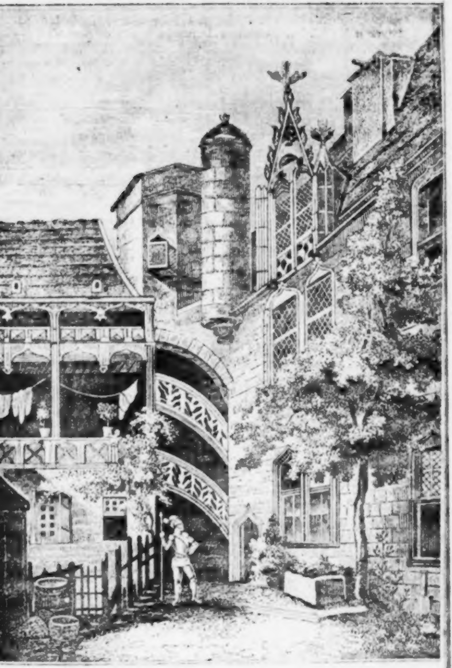
Des Herrn Dikſon Ballance Maſchine iſt von einer viel einfachern Bauart.



Man ſtelle ſich einen ſoliden Rahmen von 3 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite vor, an deſſen äußerſten Vordertheilen aa, eiſerne Krammen angebracht ſind, die in den Baum eingreifen, und der Maſchine dadurch eine gewiſſe Feſtigkeit geben. Der hintere Theil des Rahmens bb iſt erhaben und vermittelſt einiger Bolzen auf einem ſtarken zweifüßigen Träger cc befeſtigt, der demſelben eine Neigung von ungefähr 15 Grad giebt. Die beiden Seitenſtücke des Rahmens ab ab haben inwendig einen Falz, in welchen ſich ein viereckiger Klotz a einſchiebt, der in der Mitte eine eiſerne Axe e hat. Die Säge hat die Form eines Zirkelſchnitts. Sie hat 4 Fuß Ausdehnung und einen innern Halbmeſſer von 3 Fuß; ſie iſt in ein Holzwerk von zwei Speichen gg geſpannt, welche ſich am Zapfen des beweglichen Klotzes a als Mittelpunkt vereinigen. Das Holzwerk iſt mit dem Hebel l genau verbunden, der zur Handhabung dient. Die Operation des Sägens wird entweder unmittelbar durch Menſchenhände oder vermittelſt Stricke bewirkt. Die Säge wird nach Maaßgabe als ſie vorrückt, entweder durch ihre eigene Laſt in den Einſchnitt weiter gebracht, oder auch durch den Arbeiter, welcher mit der Länge des Hebe's nachdrückt. Die Verſuche zu welchen dieſe Säge angewandt wurde, haben bewieſen, daß ſie mit vieler Schnelligkeit wirkt, und daß man ſich dabei aller Kräfte des Arbeiters bedienen kann.

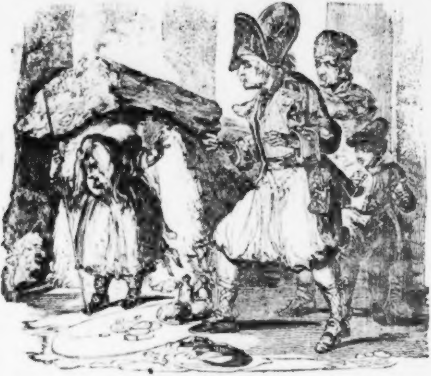
Das englische Gesandtschafts-Hotel in Dijon.

Unter allen Gebäuden Dijons, der Hauptſtadt Burgunds hat vielleicht keines ein größeres hiſtoriſches Intereſſe, als das, welches wir eben in der Abbildung vor uns haben. Es iſt ein Denkmal der Verbindung Englands mit den letzten Herzögen von Burgund, die als ſtolze Vaſallen öftere Kriegsflammen in Frankreich anzündeten, und immer neue engliſche Heere unterſtützten, bis die tiefe aber argliſtige Politik Ludwig des Elften Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, gegenüber, das lange, blutige Spiel durch Liſt gewann. Wir haben das Gebäude, obwohl wir an die hiſtoriſche Wichtigkeit deſſelben erinnern, beſonders deshalb hier gegeben, weil es ein ſchöner Ueberreſt der Baukunſt des Mittelalters iſt. In dieſem Hotel wurde die Vermählung des engliſchen Regenten von Frankreich, des Herzogs von Bedford, mit der Schweſter Philipps von Burgund auf glänzende Weiſe gefeiert und damit ein Bündniß befeſtigt, welches unheilbringend war für Frankreich, bis Jeanne d'Arc (die Jungfrau von Orleans) mit ihrer Begeiſterung die Franzoſen zu Siegen führte und nun auch Philipp von Burgund wieder an Frankreichs



Fahnen hielt. Aber noch in den Jahren von 1467 bis 1477, da eben Carl der Kühne von Burgund regierte, war dies Hotel von einer engliſchen Geſandtſchaft bewohnt, die indeß nach Carl's Tode ſich zurückziehen mußte. So ſteht es nun da als eine Erinnerung an die Herrſchaft der Engländer in Frankreich, und wenn die alten Mauern reden könnten, ſie würden uns gar viel zu erzählen haben, und über Manches Licht verbreiten, das in der Geſchichte damaliger Zeit dunkel geblieben iſt.

Die Hexenfahrt auf dem Meere.



Zurückgekehrt von meiner Reiſe nach London, wo ich einen Getreide-Verkauf für mich und meine Nachbarn abſchloß, war ich auf meinem Gute angekommen und hatte bald danach den alten Dorf-Schulmeiſter zu einem Abendeſſen geladen. Der wack're Mann bedurft' es am Erſten, daß man ſeiner mit einiger Ladung gedachte. Iſt doch der Witz eines jungen Mannes, dem die Hungerkur verordnet war, und der darauf erwiederte: „Ei, ich will Dorf-Schulmeiſter werden, da macht ſich jene Kur wie von ſelbſt!“ nicht ohne Wahrheit. Das ſtehe hier beiläufig, damit vielleicht Dieſer oder Jener einer Gemeinde, bei welcher zu Gunſten des Mannes, der den Dorfkindern die Köpfe zurecht ſetzt und ihnen Mores lehrt, um etwas angefragt wird, nicht gar brummig ſeine Hülfe weigert, ſondern in ſich geht und ſpricht: „Der Mann hat Tag für Tag nur Plage, gönnt ihm auch ein Paar gute Tage!“

Nun alſo, mein alter Dorf-Schulmeiſter ſaß neben mir und einem Fläſchlein guten Weins und ward dabei fröhlichen Herzens. Ich hatte ihm ein Paar Kleinigkeiten mitgebracht, und zeigte ihm noch Manches, das ich Einem oder dem Andern ſchenken wollte. Nun ſah mein biedrer Ehrenfried Burchard — ſo heißt er — auch obiges Bild und ſprach: „Dieſes mag wohl zu einem netten Mährlein gehören, das ſich gar anmuthig vernehmen ließe bei der lieben Gottesgabe, ſo wir's nur zu erzählen wüßten!“ — „Ei“, entgegnete ich, „da giebt's Rath; ich habe mich danach erkundigt, und ſind nur erſt wieder die Gläſer gefüllt, ſollt ihr das Geſchichtchen gleich erfahren, Vater Burchard!“ Dabei ſchenkt' ich ein und begann:

„Es war ein Mal vor Zeiten ein Schiffs-Capitain, der hatte das Pulver nicht erfunden —“

„Halt, lieber Guſtav“, fiel er mir in die Rede: „das iſt ein lahmes Sprüchwort, weil man's anwendet, um Jemand den Verſtand abzuſprechen, da doch bei Erfindung des Pulvers der Zufall wirkte, nicht der Verſtand!“

„Gut bemerkt!“ antwortete ich lachend. „Alſo: Es war ein Mal vor Zeiten ein Schiffs-Capitain, der das Pulver erfunden hätte, wenn's ihm juſt eben ſo in's Geſicht gepruſtet kam als dem Mönche Berthold Schwarz.“ — Burchard nickte beifällig. — „Dieſer liebe Mann, er hieß Brice Guldyland, war freilich oft ſchon zur See geweſen, aber immer hatte er einen Steuermann bei ſich, der die Capitainſchaft gleich mit verſah; ſo ſprach der Ruf zwar in der Runde von Guldyland's Dummheit, konnte ihm aber doch mit Thatſachen nichts Rechtes anhaben. Da ſtarb der vormundſchaftliche Steuermann, eben zu der Zeit, als ihm das Kommando über ein bedeutendes Kauffahrtei-Schiff, genannt „die goldene Diſtel von Ayr“, anvertraut wurde; er mußte einen neuen Steuermann wählen und that dies nach dem Satz: gleich ſucht ſich, gleich findet ſich! — denn James Barnacle hätte das Pulver nicht einmal erfunden, wenn man's ihm auch in's Geſicht gepruſtet hätte. An einem, nach dem alten, deshalb aber doch vernunftloſen Volksglauben ſehr bedenklichen Tage, am erſten April, und um recht genau zu ſeyn, nenn' ich auch das Jahr, nämlich 1738, ſegelte das Schiff von Ayr ab, und ſollte nach Maryland in Süd-Carolina ſteuern, dort eine Ladung Taback zu holen.

Wind und Wetter waren wie beſtellt und die Fahrt ging gleichſam von ſelber.

Wie aber Capitain Gulbyland und Steuermann Barnacle ſo recht herzinniglich darüber jauchzten, mochte wohl eine kleine Wolke, die eben am klaren Himmel ſich erging, von dem Jubelgeſchrei ſich unangenehm berührt fühlen; ſie zog ein ungeheures Wolkenheer, ein ſchwarzes Complott nach ſich. Blitze leuchteten, Donner krachten, und der wilde Schaum der aufrühreriſchen Wellen war das Einzige, was man zuweilen in der dichteſten Finſterniß ſehen konnte. Dabei ſchlug ſich ein wüthender Sturm mit dem Segelwerk, daß dieſem die Fetzen vom Leibe hingen, und unſer Schiff machte auf Wellenhöhen und Schlund-ab ſolche gymnaſtiſche Künſte, daß den Menſchenkindern auf demſelben faſt ſämmtliche Sinne Reißaus nahmen. Nun gab ſich zwar endlich die Natur wieder zufrieden, zeigte aber unſerm Capitain Gulbyland auch dann noch ihren Zahn, indem ſie ihn von ſeiner Tour ſo weit weggeſchleudert hatte, daß der Arme weder auf dem Meere noch in ſeinem Kopfe zu Haus war, und zu allem Unheil maulte jetzt der Wind in fürchterlicher Stille. Wie er ſich nun gar nicht zu helfen wußte, halfen ihm für kurze Zeit Andere. Es war Land in der Nähe, die Inſel Skye; von dort kamen Lootſen und brachten die goldene Diſtel von Ayr in eine Bucht, wo man an ihr flickte und beſſerte ſo gut es gehen wollte. Nun aber wußte von da ab unſer Capitain nicht die Richtung nach Maryland zu nehmen, und an ſeinem Steuermann hatte er im Nichtwiſſen einen vortrefflichen Compagnon, der endlich aber doch mit einem Vorſchlage herausrückte. Er habe, ſagte er, gehört, daß ſich auf der Inſel eine Hexe befinde, Mutter Meg, die eben in ſolchen Fällen beſonders Rath wiſſe; es wäre demnach am beſten, ihn dort zu holen. Capitain Gulbyland machte einmal wieder ein freundliches Geſicht, nahm ſeinen James Barnacle und einen Schiffsjungen mit und zog aus, die Hexe Meg zu ſuchen.

Die Wanderer wurden zu einer Stelle hingewieſen, wo im Kreiſe mehrere natürliche Fels-Säulen ſtanden, und riefen nun, wie man ihnen geheißen hatte:

„Mutter Meg, Mutter Meg,
Zeig' uns ſchnell rechten Weg!“

Alsbald kroch zwiſchen Felsgeſtein, das durch den herausbrodelnden Rauch ſich als Hexen-Küche kund gab, eine Alte hervor, die geſchaffen ſchien in einer Zeit, wo man von Schönheit noch gar nichts wußte. Sie nahm ſich, wie es im alten Mährlein heißt, ſo aus wie ein Felsſtück, welches in der Caprice, einem Menſchen zu ähneln, herubrig und verrückt geworden war; und daß dieſe Aeußerung nicht ganz ohne Hand und Fuß iſt, prägt uns ihr Conterfey ein. Nachdem Mutter Meg mit einem großen Stabe einen Kreis gezogen hatte, begann die Unterhandlung über ihren Lohn. Die Rathloſen waren darauf gefaßt, zogen aus einem

Säcklein zwei Flaſchen guten Liqueurs und einen Imbiß dazu vom beſten Schiffsgebäck, auch ſonſt noch einige Kleinigkeiten. Alles ſtand und lag ſchon im Kreiſe; Mutter Meg aber war damit nicht zufrieden, ſondern ſprach:

„Brice Gulbyland, ich weiß ihr braucht des guten Raths alle Tage; da iſt's am beſten, ihr heirathet mich, denn nach gerade bin ich in den Jahren, wo ich ſuchen muß unter die Haube zu kommen.“

Der Schiffs-Capitain hielt das Anfangs für eine äußerſt vortheilhafte Hexen-Laune, Mutter Meg aber erklärte: es ſey ihr über Heiraths-Angelegenheiten bereits aller Spaß vergangen und der Rath, den ſie ihm jetzt und künftig ertheilen wolle, ſey ihre Mitgift; Rath und Heirath ließen ſich diesmal nicht trennen. Der Schrecken des Capitains theilte ſich dem Steuermann und dem Schiffsjungen mit; es entſtand ein langes Gerede, die Alte jedoch beharrte bei ihrer Forderung und ermäßigte ſie nur in ſo weit, daß ſie dem Capitain ſagte: „Ich werd' euch Wind machen. um von hier nach Weſten zu ſegeln; da werdet ihr an den blauen Craig kommen; im Angeſicht deſſelben habt ihr die rechte Richtung dann vor euch. Dort aber frage ich euch noch ein Mal: ob's euch beliebt, mir die Hochzeitlichter anzuzünden; wenn nicht, dann ſoll euch der Teufel das Licht halten!“ Damit zog ſie ſich unwirſch in ihren Grabes-Pallaſt zurück.

Nachdem die drei Hexen-Beſucher noch eine Weile wie angewurzelt geſtanden hatten, traten ſie endlich mit bleiſchweren Füßen den Rückweg an. Angekommen auf ihrem Schiff fanden ſie den günſtigſten Wind vor, überließen ſich ihm und wurden auf ihrer Fahrt eben des blauen Craigs anſichtig, da ging der Wind aus wie in einer Orgel-Pfeiſe; die goldene Diſtel von Ayr war abermals in den Ruheſtand verſetzt, und es ward Allen unheimlich genug zu Muth als jetzt vom Meere herauf aus heiſerer Kehle die Worte ſich vernehmen ließen:

„Seyd nicht ſo laſch, ihr langen Geſichter:
Entzündet raſch die Hochzeitlichter!
Sonſt giebt's nicht Wind für euch, nicht Welle,
Ich bann' euch blind an alte Stelle!“

„Verfluchte Hexe!“ ſchrie der Capitain, „thu' deine Dienſte oder ſcheer' dich zum Satan!“ — da kicherte es boshaft und der Capitain ſchimpfte tüchtig weiter, bis endlich das Schiff ſich im Kreiſe drehte, welchen fatalen Tanz Mutter Meg begleitete mit dem hohlen Geſange:

„Hurre, wurre, wirre, ſchwirre,
Dreh' dich, Dummheit, in der Irre!
Hurre, wurre, wirre, ſchwirre,
Daß du endlich werdeſt kirre!“

Und wie nun die Schiffs-Mannſchaft dieſen Walzer auf dem Meere ein gutes Weilchen hatte aushalten müſſen, wehte der

Wind wieder recht luſtig, aber ſo, daß die goldene Diſtel von Ayr- zurückfuhr, wo ſie hergekommen war. Als nun unſer Capitain der Inſel Skye von Neuem anſichtig wurde, wollte er wahnſinnig werden vor Aerger, da ihm Mutter Meg zurief:

„Etſch, etſch, wo kommſt du her?
Etſch, etſch, du kommſt von Ayr!
Etſch, etſch, ſo zieh' nun leer
Etſch, etſch, zurück nach Ayr!“

Und wie ſehr ſich auch Brice Gulbyland und James Barnacle abquälten, eine andre Wendung zu nehmen, obwohl ſie nicht wußten, wo hinaus, es half ihnen Alles nichts; nach einer Unglücksfahrt von beinahe zwei Monaten, auf der unnütz aller Vorrath aufgezehrt worden war, lief die goldene Diſtel wieder im Hafen von Ayr ein, ohne Taback und ohne Proviant, wonach unſer Capitain als unfähig abgeſetzt und zum Sprüchwort wurde, indem man noch heut von Einem, der nichts ausrichtet, zu ſagen pflegt:

„Der fährt nach Maryland
Wie Captain Gulbyland!“

Nun wißt ihr, Vater Burchard, das Mährlein zu dem Bilde!“

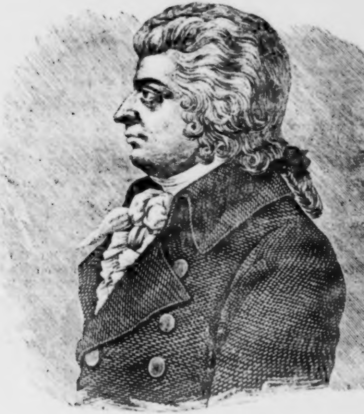
„Und es iſt“, meinte vergnügt der alte Dorf-Schulmeiſter, „gar kein übles, das ich nächſtens meinen Jungen's erzählen werde; denn es ſagt: die Dummheit verliert überall den rechten Weg und kommt endlich unverrichteter Sache ganz und gar und noch dümmer zurück, wenn ſie ſich mit dem Aberglauben einläßt. Dabei kann ich ja gleich an die alten Reime erinnern:

Mag Hänschen zieh'n durch alle Lande,
Durchſchiffen Hans das weite Meer,
Sind ſie von Mutterwitze leer,
So kommen ſie, ſtatt mit Verſtande,
Mit langen Ohren wieder her.“

F. Wege.

Wolfgang Amadeus Mozart.

Geboren zu Salzburg am 27. Juni 1756; geſtorben zu Wien am 5. Dezember 1791.



Das iſt der größte Tonkünſtler und Tonſetzer ſeines Jahrhunderts, und wahrſcheinlich noch vieler kommenden Jahrhunderte, deſſen Name in allen Theilen der Erde mit Bewunderung und Liebe genannt wird, deſſen Werke nie veralten, wohl aber jetzt, ſechs und vierzig Jahre nach ſeinem Tode, mit gleichem oder höherem Entzücken gehört werden als in den Jahren, in welchen er ſie ſchuf.

Es iſt kaum möglich, Mozarts zu gedenken, ohne zu Reflexionen über den Wechſel der Zeiten und über die Launen des

Schickſals, welches einen Menſchen früher, einen andern ſpäter geboren werden läßt, geleitet zu werden. Wenn wir in unſern Tagen ſehen, daß Tonkünſtler ihre Einkünfte nach Tauſenden zählen, und in Ueppigkeit leben, ſo ſahen Mozart's Zeitgenoſſen, wie er durch Unterricht und durch die angeſtrengteſten Arbeiten kümmerlich ſeinen Unterhalt erwerben mußte und wie ihm endlich, nachdem er bereits die ſchönere Hälfte ſeines Lebens in drückenden Verhältniſſen zugebracht hatte, von Oeſtreichs großem Joſeph, der ihn ſchätzte, der ſeine Muſik vorzüglich liebte, ein jährliches Gehalt von acht hundert Gulden (533 Thlr. 8 Gr. Preuß. Courant) bewilligt wurde.

Indem wir hier Gelegenheit finden, Mozart's kindliches Gemüth, ſein edles, treffliches Herz im ſchönſten Lichte zu zeigen, müſſen wir einige Züge anführen, welche begreiflich machen, daß der unſterbliche Schöpfer des „Don Juan“, der „Hochzeit des Figaro“, der „Zauberflöte“, des „Requiems“ und unzähliger, bis jetzt unerreichten Meiſterwerke in Dürftigkeit ſchmachten konnte. — Während ſeines zweiten Aufenthalts in Berlin, zu einer Zeit, wo er in Wien die 800 Gulden noch nicht erhalten, nicht einen Dreier feſten Einkommens hatte, bot ihm der Kunſt liebende König Friedrich Wilhelm II. drei tauſend Thaler jährlichen Gehaltes mit den verbindlichſten Worten; allein Mozart ſchlug ſie aus, indem er verſicherte, „daß er ſeinen guten Kaiſer nicht verlaſſen könnte.“ — Als er, nach ſeiner Rückkehr, das glänzende Anerbieten des Königs von Preußen ſeinen Freunden mittheilte, wurde er heftig getadelt es ausgeſchlagen zu haben und wieder nach Wien zurückgekehrt zu ſeyn, um am Hungertuche zu nagen. Er gab endlich ihren vereinten Bitten und Vorſtellungen Gehör, und erbat ſich in einer Audienz ſeine Entlaſſung. Als aber der Kaiſer in einem gütigen Tone die Worte: „Wie, lieber Mozart, Sie wollen mich verlaſſen“, ſprach, da rief Mozart: „Ich empfehle mich Euer Majeſtät ganz unterthänigſt, ich bleibe hier!“ und lief davon. Als ſeine Freunde, welchen er den Erfolg der Audienz bekannt machte, ihn wieder hart tadelten, daß er dieſen günſtigen Augenblick nicht benutzt, ſich nicht einen feſten Gehalt, eine Anſtellung erbeten hatte, rief er: „Der Teufel mag in einem ſolchen Augenblick an Geld denken!“ Er blieb auch wirklich in Wien und erhielt in der Folge, auf den Vorſchlag des ökonomiſchen Kammerdieners des Kaiſers, die erwähnten 533 Thlr. 8 Gr. Preuß. Courant. Daß ein Mann von ſolcher Sinnesart, mit einem ſo leicht beweglichen Herzen, keine Schätze ſammeln konnte und endlich in Armuth ſterben mußte dürfte ſomit wohl begreiflich geworden ſeyn.

Ehe wir von den Kinderjahren des unübertroffenen Künſtlers, der einzigen, ungetrübten Periode ſeines dornenvollen Lebens ſprechen, können wir nicht unterlaſſen auch der hiſtoriſchen Treue ihr Recht widerfahren zu laſſen, indem wir nicht nur ſeine Vorzüge und Tugenden, ſondern auch ſeine Fehler erwähnen. Seine wohl zu entſchuldigenden Fehler waren, daß er etwas leichten Sinnes, oder leichtſinnig war, den Werth des Geldes durchaus nicht erkannte und zu ſchätzen wußte, ein ſchnell entzündbares Herz hatte und gern ein Glas, oder mehrere Gläſer, Champagner trank. Wer wird dem Manne, deſſen Geiſt immer in höheren, überirdiſchen Sphären umher ſchweifte, nicht gern verzeihen, wenn er für das niedere Treiben der Welt keinen Sinn hatte; wer wird dem Manne, deſſen Zaubertöne Liebe, glühende Liebe athmen, der die Arie Belmonte's „Wenn der Freude Thränen fließen" ſchreiben konnte, nicht verzeihen, wenn ſein Herz jenen Gefühlen, die er ſo trefflich zu malen verſtand, ſich öffnete; und wer wird dem Manne, der dem Himmelstranke, Champagner genannt, ein Wunderlied ſang, nicht verzeihen, daß er den Werth deſſelben zu ſchätzen wußte? Seinen Hauptfehler aber, daß er ein ſogenannter ſchlechter Wirth war, das Metall, um welches ſich alle Wünſche und Hoffnungen der Menſchen drehen, keiner Beachtung werth hielt, wird man ihm um ſo eher verzeihen, da er nicht nur zu ſeinem Vergnügen Geld ausgab, ſondern ſeine, oft ſehr kleinen Vorräthe gern mit ſeinen armen und leidenden Mitbrüdern theilte.

Wir kommen nun zu ſeinen Kinderjahren, welche wir mit beſtem Rechte die einzige, ungetrübte Periode ſeines Lebens nannten; denn hatte er im Jünglings- und Mannesalter mit Neid, Kabale, Verfolgung und Mangel zu kämpfen, wurden ſelbſt ſeine größten Meiſterwerke, die jetzt von allen Völkern der Erde gleich gewürdigt werden, von ſeinen Zeitgenoſſen nicht verſtanden, — die Opern „Don Juan" und „die Hochzeit des Figaro" fanden in Wien nur mäßigen Beifall — brachte ein in Leipzig gegebenes Conzert ihm nicht die Koſten ein, ſo waren dagegen ſeine Kinderjahre die glänzendſten. Frankreich, England, Holland und ſelbſt das von Vorurtheilen befangene, in jener Zeit die Deutſchen für Wilde oder Beſtien erkennende Italien *) lohnte den achtjährigen Knaben, welcher in dieſem Alter der Königin von England ſechs ſelbſt componirte Sonaten zueignete, mit ungemeſſenen Beifallsbezeigungen, und mit Gold, Kardinäle begrüßten ihn mit abgezogenen Baretten, Italiens ſtets fertige Dichter, unter ihnen ſelbſt die berühmte Improviſa-

---

*) In einem italieniſchen Luſtſpiel, welches wir ſelbſt mehrere Male geſehen haben, bietet ein Sklavenhändler vier Sklaven, einen Italiener, einen Engländer, einen Franzoſen und einen Deutſchen zum Kaufe an. Er rühmt ihre Eigenſchaften, fordert für den Italiener tauſend, für den Engländer und Franzoſen fünf hundert Goldſtücke und erklärt, daß er demjenigen, welcher dieſe drei Individuen zuſammen kaufen würde, den Deutſchen als Zugabe, gratis geben wolle, da die Beſtie zu nichts zu gebrauchen ſey, und nichts weiter verſtehe als zu freſſen und zu ſaufen.

trice Corilla, machten Sonette auf ihn, die **Academia filarmonica** zu Bologna ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, man gab ihm die Titel **Cavaliere filarmonico** und **mostre d' ingegno**, und Seine Heiligkeit der Papſt machte ihn durch Ertheilung eines goldenen Ordenskreuzes zum Ritter der **auratae militiae**, eine Ehre die vor ihm nur dem Manne Gluck zu Theil geworden war. Italien war eigentlich der erſte Schauplatz, wo er ſeine Talente, die einſt die Welt mit Staunen und Entzücken erfüllen ſollten, entwickelte. In ſeinem vierzehnten Jahre ſchrieb er in Mailand die **Opera seria**: „**Mitridate**“, welche am 26. Dezember 1770 zum erſten Male gegeben, von ihm dirigirt und, trotz der Ränke, welche die neidiſchen, wälſchen Künſtler dem fremden Knaben ſpielten, mit allgemeinem Beifall aufgenommen und oft wiederholt wurde. Weniger glücklich war eine Reiſe, welche er in der Folge mit ſeiner Mutter nach Paris machte: denn er konnte ſich weder mit dem National-Charakter der Franzoſen, mit ihren Complimenten und leerem Wortkrame, noch mit ihrer faden, oberflächlichen Muſik befreunden; auch verlor er da ſeine geliebte Mutter, nach einem kurzen Krankenlager, durch den Tod. Da nun, ſeiner Aeußerung zufolge, die Pariſer weder Ohren, um zu hören, noch ein Herz um zu empfinden hatten, da ihnen Kenntniſſe der Muſik und Geſchmack gänzlich fehlten und er ſie alle, was die Muſik anbelangt, für „Vieher und Beſtien“ — **ipsissima verba** — halten mußte, ſo war es natürlich, daß er gern eine Stadt verließ, wo ihm keine Freuden blühten, wo ſein Genie keine Nahrung fand, jeder Schritt aber ihn an ſeinen großen Verluſt erinnern mußte. Er ging nach München, von wo er aber bald durch den Erzbiſchof von Salzburg, ſeinen Herrn, in deſſen Dienſten auch ſein Vater ſtand, nach Wien berufen wurde.

Auch hier blühten ihm Anfangs keine Roſen. Der Fürſtbiſchof, ein ſtolzer, geiziger Mann, behandelte den jungen Künſtler, dem halb Europa gehuldigt hatte, wie ſeine übrigen Diener, und ließ ihn Mittags mit den Kammerdienern, Zuckerbäckern und Köchen an einem Tiſche ſpeiſen. Man kann ſich denken mit welchen Gefühlen der junge, ehrgeizige Mann, der an den Tafeln der Lords und Kardinäle geſeſſen hatte, neben dem Kammerdiener und einem rohen Burſchen von Koche ſaß. Doch nicht nur dies, der Biſchof kränkte ihn auf die empörendſte Weiſe, indem er ihn mit den Ehrentiteln: „Burſche, liederlicher Kerl, Hallunke, Schucke“ belegte. Daß Mozart keinen dringenderen Wunſch haben konnte, als ſich von dieſem Patron zu trennen, läßt ſich begreifen; auch erhielt er endlich, nach vielen vergeblichen Verſuchen, die gewünſchte Entlaſſung.

Er fing nun an Unterricht im Klavierſpielen zu geben, wurde bald von Wien's hohem Adel ausgezeichnet und von dem Kaiſer bemerkt, was aber, wie man ſchon weiß, keine Segen bringenden

Folgen für ihn hatte. Auf Befehl des großen Monarchen, deſſen Lieblingsplan war, eine deutſche Oper zu errichten und das Publikum von der italieniſchen zu entwöhnen, ſchrieb Mozart ſeine liebliche Oper: „Die Entführung aus dem Serail", welche am 12. Juli 1782 zum erſten Mal gegeben wurde nnd Furore machte. Trotz einer mächtigen Oppoſition, denn auch in Wien fand Mozart, eben ſo wohl als in Mailand, Feinde und Neider, mußten beinahe alle Muſikſtücke wiederholt werden und der Name Mozart ertönte von allen Lippen. Eine eben ſo günſtige, oder beſſer enthuſiaſtiſche Aufnahme fand dieſe Oper auch in der durchaus muſikaliſchen Hauptſtadt Böhmens, und die Bewohner derſelben ſuchten die Wiener in Ausdrücken der Bewunderung und des Entzückens zu überbieten; nur die italieniſchen Sänger und Tonkünſtler, welche wohl erkannten, daß in Mozart ein mächtiger Feind erſtanden ſey, von dem ſie früher oder ſpäter den Todesſtoß zu erwarten hatten, ſtimmten in den allgemeinen Jubel nicht ein, ſondern ſuchten in raſtloſer Thätigkeit, durch ſchleichende Kabalen, den Ruhm des gefährlichen Mannes zu verkleinern. Aus dem Munde eines dieſer hämiſchen Inſekten mochte der Kaiſer, welcher aber ſelbſt von den Schönheiten des Meiſterwerkes — der „Entführung aus dem Serail" — tief durchdrungen war, eine Aeußerung gehört haben, die er gegen Mozart ausſprach: „Viele Noten, lieber Mozart, ſind in Ihrer Oper", ſagte der Kaiſer, als er kurz nach der erſten Aufführung derſelben mit Mozart zuſammen traf. „Durchaus nicht mehr als nöthig ſind, Euer Majeſtät", antwortete Mozart. Der Kaiſer lächelte und ging.

Am 4. Auguſt 1782 verheirathete ſich Mozart mit Konſtanze Weber, und da er gerade in den Wochen, welche der Verbindung voran gingen, ſeine „Entführung aus dem Serail" ſchrieb, ſo werden die ſüßen, Liebe athmenden Melodien dieſer Oper allerdings erklärlich.

Der „Entführung" folgte: „Die Hochzeit des Figaro", jetzt die Lieblings-Oper der ganzen kultivirten Welt, zu jener Zeit. in Wien, mit Beifall, doch nicht mit Enthuſiasmus aufgenommen. Mozart ſelbſt nannte dieſe Oper ſein Lieblingskind; doch das Lieblingskind bewies ſich nicht dankbar gegen ſeinen Vater; die dritte Vorſtellung wurde zu ſeinem Benefiz gegeben, und das Haus war nur mäßig gefüllt, der Ertrag ſehr unbedeutend. In unſeren Tagen noch drängt man ſich, um einen Platz zu erlangen. Wenn es denkbar wäre, daß Mozart von jedem Thaler, den ſeine Werke den Bühnen-Direktionen ſeit ſeinem Tode eingebracht haben, bei ſeinem Leben nur einen Dreier bezogen hätte, würde er wohl die ihm bald am Schluſſe ſeines Lebens bewilligten 533 Thlr. 8 Gr. als eine Gnade mit dankbarem Herzen anerkannt und angenommen haben!

Doch wenn das Publikum Wien's den hohen Werth ſeiner Schöpfungen nicht vollkommen erkannte, ſo fanden ſie in Prag die ihnen gebührende Anerkennung. „Die Hochzeit des Figaro" wurde mit beiſpielloſem Enthuſiasmus aufgenommen und beinahe durch einen ganzen Winter gegeben. Im Jahre 1787 ſchrieb er den „Don Juan" und drei Jahre ſpäter: „Cosi fan tutte." Dieſen folgte im Jahre 1791, nachdem er mit Emanuel Schikaneder*), dem berühmten und berüchtigten Direktor des Theaters an der Wien, dem beliebteſten komiſchen Schauſpieler Wien's und größten Lebemann ſeines Jahrhunderts, in Verbindung getreten war, „die Zauberflöte", und dieſer, kurz vor ſeinem Tode: „La Clemenza di Tito", und das hochberühmte, von gewiſſen ſeltſamen, unheimlichen Umſtänden begleitete „Requiem." Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß auch der erſte Akt der „Zauberflöte" bei der erſten Aufführung keine Senſation erregte, ja mit entſchiedener Kälte aufgenommen wurde, ſo daß Mozart, welcher dirigirte, am Schluſſe des Akts auf die Bühne lief und dem ihm begegnenden, den „Papageno" ſpielenden Schikaneder die Worte: „Ich will verdammt ſeyn, wenn ich je wieder etwas für das Theater ſchreibe!" zurief. Schikaneder ſuchte ihn zu beruhigen und der zweite Akt begann. Mit dieſem zweiten Akt ſchien das Publikum plötzlich zur wahren Erkenntniß gelangt zu ſeyn; jedes Muſikſtück wurde mit dem einſtimmigſten Beifall aufgenommen und die Oper hundert Male, beinahe ohne Unterbrechung gegeben.

Zu ſeinem letzten Lebensjahre erhielt Mozart den Auftrag, die Oper „Titus" zu ſchreiben und in dieſe Periode fällt auch die räthſelhafte, unheimliche Beſtellung des Requiems. Mozart ſchickte ſich eben an, zur Krönung Kaiſer Leopold's nach Prag zu reiſen, um da die Oper „Titus" zu vollenden, als ihm ein unbekannter Mann ein Schreiben ohne Unterſchrift brachte, in welchem er gefragt wurde, ob er geneigt wäre, ein Requiem zu ſchreiben und welches Honorar er dafür verlangte. Mozart ſchrieb dem Unbekannten, daß er das gewünſchte Requiem ſchreiben wolle und ein Honorar von ein hundert Dukaten dafür verlange. Nach kurzer Zeit erſchien der räthſelhafte Bote wieder, übergab Mozart die verlangten hundert Dukaten, verſprach bei Abholung des Requiems noch eine Anzahl Dukaten zu bringen und bat, jede Nachforſchung über den Verfaſſer des Schreibens zu unterlaſſen, da ſie zuverläſſig ohne Erfolg bleiben würde. Damit verſchwand der Bote; doch ſtand er, als Mozart einige Tage darauf in den Reiſewagen ſteigen wollte, an der Kutſchenthüre und fragte leiſe, wie es nun mit dem Requiem gehalten werden ſollte. Mozart verſicherte ihm, daß er gleich nach ſeiner Rückkehr ſich an die Arbeit machen würde, worauf die Erſcheinung ſich vollkommen befriedigt erklärte und verſchwand.

---

*) Sein Bild und eine Schilderung des wunderlichen Kauz gaben wir im vorigen Jahrgang.

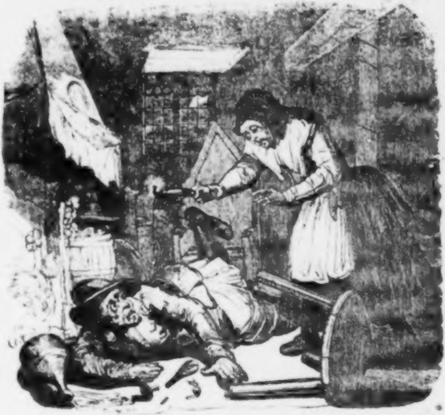
Mozart kehrte krank von Prag nach Wien zurück. Eine Unpäßlichkeit, welche ihn dort ſchon befallen hatte, nahm ſchnell überhand, und da er nun an Erfüllung ſeines Verſprechens denken, mit aller Anſtrengung an dem Requiem arbeiten mußte, ſo fiel er in eine tiefe Schwermuth, ſprach ſtets von ſeinem nahen Tode und behauptete, daß es ſeinen Feinden endlich gelungen wäre, ihm Gift zu geben. Erfolglos waren die liebevollen Vorſtellungen ſeiner Frau, der Gedanke hatte ſchon zu feſte Wurzel gefaßt und trug wohl auch weſentlich bei, ihm den frühen Tod herbei zu führen. Seine Kräfte nahmen täglich ab, er konnte das Bett nicht mehr verlaſſen und verſchied endlich, nach einem Krankenlager von zwei Wochen, am 5. Dezember 1791. An ſeinem Todestage ließ er ſich die nicht ganz vollendete Partitur des Requiems reichen, überſah ſie mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſprach endlich mit Thränen die Worte: „Hab' ich es nicht geſagt, daß ich das Requiem für mich ſelbſt ſchreibe!“ Er hinterließ zwei Söhne.

Kurz vor ſeinem Tode erhielt er die ſehr einträgliche Stelle eines erſten Kapellmeiſters an der Stephanskirche; wenige Tage nach ſeiner Beerdigung erſchien der geheimnißvolle Bote und erbat ſich das Requiem.

Mozart war klein; ſeine Geſichtszüge waren angenehm, kündeten aber keineswegs den genialſten Tonſetzer aller Zeiten an; ſelbſt ſein wohlgebildetes Auge ſprach nicht die Flammengluth aus, die in ſeinen Werken leuchtet. Seine Hände waren ſchön und ſo klein, daß es unbegreiflich war, wie er auf dem Klavier ausführen konnte, was er mit größter Leichtigkeit ausführte. Er hatte bedeutende Kenntniſſe der lateiniſchen Sprache und ſprach fertig Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch. Er arbeitete ſehr ſchnell, das heißt, er ſchrieb ſehr ſchnell; denn da er fortwährend, bei Tiſche, beim Kegel- oder Billard-Spiel, im Reiſewagen, wo er immer ging und ſtand, komponirte, ſo waren ſeine Arbeiten eigentlich ſchon fertig, ehe er ſich zum Schreiben ſetzte, daher es wohl auch gekommen ſeyn mag, daß ſeine Feinde ihm den Vorwurf machten, daß er mit zu großer Flüchtigkeit, ohne reife Ueberlegung arbeitete. Obwohl er von jener Künſtler-Unart, ſich erſt durch Bitten und Beſchwören bewegen zu laſſen, die Kunſtfertigkeit zu zeigen, ganz frei war, ſo ſpielte er doch am liebſten und mit wahrer Begeiſterung vor Kunſtverſtändigen, und entwickelte vor dieſen die ganze Kraft und Fülle ſeines Genius, indeß er manche reiche Herren, die nur Ohrenkitzel verlangten, oder nur der Mode wegen ſeinem Spiele das Ohr liehen, mit unbedeutenden Dingen abfertigte, oder wohl gar vergebens bitten ließ. Er war immer ſehr zierlich und, nach dem Geſchmack jener Zeit, ſtutzerhaft gekleidet. Er liebte das Kegel-, das Billard-Spiel, die Freuden des Tiſches, muntere Geſellſchaften und war ſelbſt, beſonders bei einem Glaſe Champagner, oder bei einer Bowle Punſch, ein ſehr heiterer und angenehmer Geſellſchafter. Schikaneders Geſellſchaft mußte ihm daher vorzüglich behagen, denn auch dieſer war ein luſtiger Vogel und wußte die genannten kalten und warmen Flüſſigkeiten eben ſo wohl zu ſchätzen als er. Daß in ſolchen Geſellſchaften manches Glas Punſch und Champagner mehr getrunken wurde, als gerade nöthig geweſen wäre, iſt freilich nicht zu läugnen. Er beſaß auch eine beſondere Fertigkeit in Knittelverſen zu ſprechen und brachte nicht ſelten ſehr poſſirliche und witzige Dinge zur Welt.

Friede ſeiner Aſche! Der Kunſt aber bald wieder einen Componiſten ſeines Gleichen!

Des Teufels Reſidenz.



In froher Geſellſchaft mehrerer Pächter in einem Holländiſchen Städtchen kam die Rede, wie gewöhnlich, auf Spuk und

Teufelsgeſchichtchen, wo denn Pächter Gerrit van Wyck, ein glaubwürdiges altes Menſchenkind, folgende Erzählung zum Beſten gab:

Ich ſtand auf dem Markt zu Delft und überzählte mein eingenommenes Geld, für welches ich am andern Morgen Kühe einkaufen wollte. Es ging eben ein Fröſteln durch meine Glieder; mir gerade gegenüber hing die goldene Traube aus einem Fenſter über der Hausthüre und lächelte mich ſo freundlich an, daß ich dem Zuge meines Herzens, wie meiner wahrlich etwas trockenen Kehle nicht widerſtehen konnte, und ſo war ich denn, ehe ich es recht wußte, in der Schenkſtube. Ich trank ein Gläschen; aber kaum hatte ich dies hinuntergeſchickt, um zu erfragen, ob da unten das Wetterglas nicht von der Kälte ablaſſen wollte, als mir die Wirthin ſchon ein zweites Glas reichte. — „Ich hab's ja nicht beſtellt!“ ſprach ich zu ihr. — „Aber ich!“ ſo miſchte ſich ein junger Menſch ein, der am Tiſche ſaß und den ich nicht beachtet hatte. „Ihr werdet doch wohl mir's nicht abſchlagen, zumal Pächter und Vater Gerrit van Wyck mein Pathe iſt.“ — „Das ich nicht wüßte!“ entgegnete ich. — „Ei, Ihr kennt mich nicht?“ fragt' er nun und ſchritt auf mich zu. Ich ſah ihn groß an und ſein Geſicht ſchien ſich in jedem Augenblick völlig zu verändern, wie die Wolke vor dem Winde; bald ſah's alt aus, bald jung, bald ſchön, bald häßlich. Endlich kam mir's wirklich vor als hätte ich eins von den vielen Geſichtern erkannt; ich ſchämte mich aber nach ſeinem Namen zu fragen, und that ihm den Gefallen, auf ſein Wohl zu trinken.

Kaum hatte ich dies Glas aus, als mich eine an mir ſeltſame Luſtigkeit befiel. Ich ſetzte mich zu dem Menſchen, und er ſagte mir, wie es ihm eigentlich leid thue, hier ſo ſchlechten Trank zu kaufen, indem er in ſeiner Taſche ein Fläſchchen mit dem feinſten Likör habe, ein Fläſchchen, das noch dazu die Eigenſchaft beſitze, nie leer zu werden. Ich horchte hoch auf; bald aber ſah ich wirklich, daß er nicht flunkre. Wir tranken beide ſo unerſättlich aus dem Fläſchchen, als hätten wir ein Meer vor uns und doch blieb's immer voll. Da befiel mich denn der Gedanke, dieſes Fläſchchen meinem neuen freundlichen Cumpan, oder auch meinem alten Bekannten abzukaufen. Darauf wollte er nicht eingehen. „Auswürfeln, das mag ich mir gefallen laſſen!“ war ſeine Rede. — Wir griffen zu den Würfeln; zuerſt ſetzte ich Geld gegen das Fläſchchen, aber ein Stück nach dem andern verſchwand, und ich wurde immer hitziger. Wie nun mein letzter Dukaten der Schwindſucht erlegen war, zog ich den Trauring vom Finger und ſetzte ihn; ich ergriff die zwei Würfel und warf richtig Zwölf. Voller Freude wollte ich ſchon das Fläſchchen in meinen leeren Beutel packen, aber mein Gegner hieß mich geduldig ſeyn, nahm die Würfel, warf, und zu meinem Erſtaunen zählte ich Dreizehn.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, wohl zwanzig Mal zählte ich, und richtig, es waren und blieben Dreizehn. Die Haare ſtiegen mir zu Berge, und ſchon wollte ich Alles im Stich laſſen, als mir der Fremde zuraunte: „Wenn Ihr das Fläſchchen haben wollt, ſo braucht Ihr nur mit einem Tröpfchen Blut dies da zu unterſchreiben.“ Bei dieſen Worten zog er eine Schriftrolle hinter den Ohren hervor, die ich noch gar nicht bemerkt hatte, obwohl ſie lang genug war.

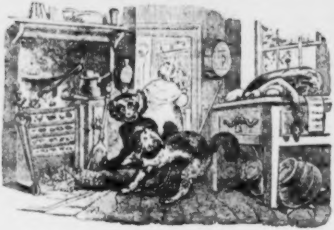
Da wurde es mir plötzlich gewiß, daß ich's mit dem leibhaftigen Gottſeybeiuns! zu thun hatte. In Angſt und Entſetzen ſprang ich auf und hinaus. Es war finſtere Nacht; ich lief wie im Wahnſinn über den Markt, durch alle Gaſſen; aber ſo ſehr ich lief, ſo ſah ich doch immer den Höllenritter von der Klaue neben mir mit fürchterlich langen Schritten ruhig wandern. Am Thor ſchien ich ihm ſchon entronnen zu ſeyn, indem ich ihn nicht neben mir bemerkte; aber als ich eben hinaus will, kommt er mir von der andern Seite entgegen. Nun ſtürzte ich wieder durch die ganze Stadt, komme an ein Waſſer, und ſpringe in einen Kahn. Aber kaum ſaß ich darin, da ſaß auch ſchon der Böſe neben mir. Er lachte ob meiner Angſt, ſtreckte lachend das eine Bein als Maſtbaum in die Höhe, das andere legte er als Steuer an und begann aus vollen Backen zu puſten, ſo daß der Wind unſer Schiffchen pfeilſchnell durch das Waſſer jagte. Ich zitterte und bebte, und ſah plötzlich eine große Hahnfeder luſtig um mich tanzen; bald blies der Teufel blaue Flammen aus dem Munde, und endlich that er einen ſo ſtarken Nieſer, daß das Waſſer berghohe Wellen ſchlug. In meiner Angſt kommt mir die Höflichkeit an, und ich ſchreie: „Helf Gott!“ — Da plötzlich fühle ich mich an's Genick gepackt, meinen Hals zuſammengeſchnürt, und mich weit hinweg geſchleudert; ich ſtürzte und ſtürzte tief, wie in einen Abgrund hinab, endlich ſtürze ich auf die Erde nieder und — erwache.

Ich ſah entſetzt um mich, und gewahrte, daß ich Alles das nur im Traume erlebte. Ich war zu Hauſe von meinem Lehnſtuhl auf die Erde gefallen, hatte die vor mir ſtehende Flaſche und einen Schemel umgeworfen, auch meine Pfeife zerbrochen; mein treues Weib ſtand mit der Lampe erſchrocken vor mir, und begriff das Entſetzen nicht, mit dem ich ſie anſah, und es dauerte lange, eh' ich mich erholen konnte. Vor Allem fragte ich nach meinem Gelde, das hatte aber meine Alte glücklicher Weiſe in Verwahrung genommen.“

Die Geſellſchaft lachte über dieſen Traum und über den vermeinten Teufelsſpuk. Pachter Gerrit van Wyck aber ſetzte ernſthaft hinzu: „Ich erzählte meinem Weibe, was ich euch erzählt habe, und ſie ſprach darauf die rechtſchaffenen Worte: Ich glaube an den Teufel, der ſeine Reſidenz in der Flaſche hat. Hätteſt du dich mit dieſer nicht vorher zu weit eingelaſſen wäre dir der Teufel auch nicht einmal im Traum erſchienen. Darum nimm dich in Acht, mache nicht die Flaſche zu deiner Liebſten, ſonſt packt dich doch einmal ihr Buhle, der Teufel, bei irgend einem Anlaß im Wachen und du wirſt auf deine alten Tage noch zum ſchlechten Geſellen!“ — Ich drückte meiner Alten die Hand und ſchwur mir ſelber, dem Flaſchenteufel nie die Oberhand zu laſſen. Deshalb ſag' ich auch zu euch: „Freunde, wir ſind guter Dinge aber die Sinne noch ohne Sprünge! Laßt uns jetzt enden, damit wir Schlaf ohne böſe Träume und ein Wachen ohne Sorgen und Reue haben. Gute Nacht!“ — So ſchüttelten ſich die ehrlichen Pächter die Hände und gingen nach Haus, ohne etwas vom Teufel zu ſpüren.

Der Affe und der Kater.

Der Kater Hinz war ſehr gefräßig,
Und wer den Affen Bibi nennt,
Der weiß, daß er gewandt und ſpäßig,
Nur Diebſtahl als ſein Handwerk kennt.
Die Beiden waren ſtets Cumpane
In eines reichen Herren Haus;
Der Eine ſpähte gern die Sahne,
Der Andre feines Knackwerk aus.
Nun war die Küch' im großen Brodeln,
Im Gang der Spieß, geheizt der Roſt,
Daß Hinz und Bibi freudig jodeln
Und ſchnuppern nach der leck'ren Koſt.



Kaſtan'jen, ſieht der liſt'ge Affe,
Hat jetzt die Köchin in der Gluth;

Ihm treibt's, daß er ſie ſich verſchaffe,
Doch ſeine Pfot' iſt ihm zu gut.
Da ſpricht er nun mit Schelmen-Süße:
„Hier wär' ein köſtlich Mahl nicht weit,
Doch leider ſind mir Händ' und Füße
Für jenen engen Roſt zu breit.
Du haſt ein liebes, feines Tätzchen,
Das geht gefahrlos dort hinein,
Gieb's mir nur her, mein werthes Schätzchen,
Bald wollen wir bei'm Schmauſe ſeyn!"
Gar lüſtern giebt ihm Hinz die Pfote,
Und unſer Bibi ſcharrt und ſcharrt
Kaſtan'jen her, ob der halbtodte
Gefährte faſt zur Leiche ward
Vom Schmerz des Brandes; unbekümmert
Entführt der Aff' die Beute keck,
Und lacht noch, wie ſein Freund nun wimmert;
Die Köchin aber hört's mit Schreck.
Sie kommt in Haſt herbeigeſprungen,
Sie ſieht, ſie wüthet, greift zum Stock;
Doch Bibi'n iſt es ſchon gelungen
Zu flüchten über Stock und Block.
Da zählt ſie friſch die derbe Münze
Dem invaliden Kater zu.
„Ich bin verführt!" ſchreit jammernd Hinze,
„Erbarmen!" — „Ei, du Schlingel, du!"
So ſpricht die Köchin; „mit Verführen
Beſchönigt jeder Böſewicht
Sein übles Thun; — mich kann's nicht rühren,
Unzeitig Mitleid heg' ich nicht!
Du biſt ein Kerl, der Böſem huldigt,
Und gern das Gute überhört;
Wer mit Verführung ſich entſchuldigt,
Der iſt ſchon durch und durch nichts werth.
Dich hat noch dumm gemacht der Schlechte,
Doch war auch dir der Raub das Ziel;
So trifft dich nun nach Fug und Rechte
Die Doppelſtraf' im Schelmen-Spiel!"

Fr. Bertram.

Ehrenbreitſtein.

Wer nach Coblenz kommt (von dem wir ein Stückchen auf unſerm Bilde ſehen), der wird bemerken, wie man dieſe Pforte Deutſchlands auf allen Punkten befeſtigte, und das hat für denkbare Fälle ſein Gutes, obwohl wir wünſchen, daß dieſe Ver-

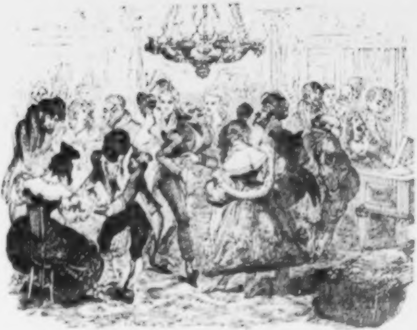
wahrung eben nur eine Sicherheits-Maaßregel ſey ohne alle weitere Folge. Der Friede iſt des Wohlſtandes beſter Freund; da es indeß doch einmal Zeiten giebt, wo er Entwürdigung wäre, wo es nur die Wahl gilt: mit Ehren geſtorben, oder mit Schmach verdorben, eine Wahl, bei der kein wackerer Deutſcher zagt, ſo müſſen auch Feſtungen und Fäuſte — das heißt: Kraft aus dem FF — bereit ſeyn, eines Volkes Selbſtſtändigkeit zu erhalten. Fäuſte und was darin iſt, geleitet von heiliger Seele für's Vaterland, ſind das lebendigſte, das nachdrücklichſte Bollwerk; aber die Feſtung Ehrenbreitſtein, die wir da auf einem Berge liegen ſehen, von welchem man geſchwinder hinunter als hinauf kommen kann, iſt auch nicht zu verachten. Die Franzoſen hatten ſie zerſtört, daraus ſieht man, daß für Deutſche Gründe da waren, ſie wieder herzuſtellen, was auch von den Preußen, auf Anordnung ihres ſorgſamen und die Zukunft erwägenden Herrſchers, dermaßen geſchehen iſt, daß Ehrenbreitſtein jetzt wieder zu den Feſtungen erſten Ranges gehört. Wir, lieben Leſer, wollen uns der tüchtigen Werke freuen, da ſie ſich am rechten Ort erheben; wir ſittſame Deutſche den Frieden lieben, aber auch niemals vergeſſen, daß in der ſtets wachen Kraft eines Volkes die Bürgſchaft liegt für alle dauernden Segnungen und, im Fall der Herausforderung, auch für den Sieg. Eintracht und Muth, Vertrauen auf Gott und Liebe zum Herrſcher, das ſind die vier unverwüſtlichen Stützen des Völkerglücks.

Noch zwei Darstellungen zu „Hans im Glücke.“

In Chamiſſo's Volksgedicht: „Hans im Glücke“, das wir im Jahrgang für 1847 mittheilten, hatten wir noch zwei Darſtellungen im Werke, wurden aber nicht zu rechter Zeit mit den Platten fertig. Damit nun unſern lieben Leſern auch nicht das Kleinſte entgehe, was ihnen einmal zugedacht war, fanden die Bilder auf der Nebenſeite ihren Platz.

Das erſte bezeichnet den Moment, wo Hans mit innerſtem Wohlbehagen für das Schwein die Gans eintauſchte und es ſchließt ſich gleich der an: wie er die Gans für gewöhnliche Feld-, nach ſeinem Glauben für Schleifſteine hingiebt, die ihn ernähren ſollen. — Die Zeichnungen zu ſämmtlichen ſechs Momenten ſind von dem Maler Holbein, der ſich ſchon in einigen Gemälden auszeichnete, und unſre Bilder helfen hoffentlich den Satz: daß die liebe Einfalt ſelbſt einen Klumpen Goldes in Nichts umſchafft, etwas tiefer einprägen.

Falſche Vornehmheit.



Vordem hat man das Hohe, Vornehme wohl zuweilen durch Rang und Stand allein auszudrücken geſucht, ſeitdem man aber geſehen, daß Mancher vom Rang doch nichts errungen und Mancher vom Stand doch gefallen, wird Manchem vor dem Rang — bang und er nennt den Stand — Tand; wenn man denn auch zu weit geht —: „ungleiches Glück macht ſcheelen Blick“ ſagt das Sprüchwort. Dem Range und dem Stande ſein Genüge thun, oder ihm Ehre machen iſt eine Aufgabe, die viel Anſtrengungen, viel Weltkenntniß erfordert, um ſie zu löſen, und nicht von jeder Stelle aus findet man dazu die rechten Wege, ſonſt lebte nicht im Munde des Volkes der Reim:

„Kommt der Knecht zum Regiment,
Keiner mehr Recht und Ordnung kennt!“

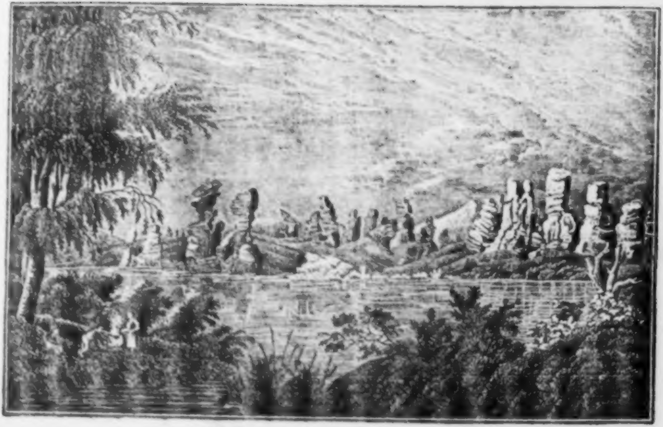
Dem hohen Rang und Stand fliegen die gebratenen Tauben auch nicht in den Mund, er muß ſich ſeines Lebens Nahrung durch Denken und Wirken verdienen, und wer im Kopf leer iſt, hat ſich nicht zu wundern, wenn er auch ſeinen Tiſch leer, und demnach ſieht, daß Rang und Stand allein nicht ſatt machen. Falſch iſt's aber auch, wenn ſich Jeder, der eben viel einzubrocken hat, ein Mann von Stande, ja, als Zugabe, auch von

Verſtande dünkt. Es iſt mit der Sylbe Ver ein Uebel; man verrechnet ſich, man verläuft, man vergeht ſich, und der Verſtand, der aus dem Beutel kommt, heißt nur darum ſo, weil man ſich damit verſteigt und ſich oft dadurch verſtandet, d. h. man geräth in einen Stand, der eigentlich keiner iſt, nämlich in den Bettelſtand. Dann erſt ſehen ſolche Emporkömmlinge ein, daß ſie keinen Verſtand hatten und geſtehen ſelber, das Leben nicht verſtanden zu haben. Faſt möchte man glauben, es ſey ein Fehler in unſrer Orthographie, zu ſagen: „Nach Freudenzeit wird man geſcheidt;" es ſollte heißen: nach Freudenzeit wird man geſcheut! ſelbſt von denen geſcheut, die Einen ſonſt für ſehr geſcheidt erachteten, und wer früher nicht geſcheidt war, ſich aber dafür hielt, wird zwar geſcheidter, wenn er geſcheitert iſt: es hilft ihm aber nicht viel, kann er nicht ein genüg Capital an die Stelle des vergeudeten baaren ſetzen. Man weiß es, daß man im Meer nicht ſo oft an einem Felſen, als an irgend einer Sandbank ſcheitert; die Leute, die nur durch Geldſäcke ihren Stand erhöhen, ſcheitern oft an ihrer eignen Bank, noch öfter aber an der Pharo-Bank, und wenn ſie dann im Nichts ſitzen bleiben, ſo wiſchen ſich die wohllöblichen Gäſte ihre Mäuler mit der Serviette und ſagen: Ja hätten die Leute nicht ſo viele Feſte gegeben, ſo ſäßen ſie nicht feſt, während barmherzige Gläubiger unſre Feſtliebenden oft ſo feſt ſetzen laſſen, daß ſie weder Ein- noch Auskommen finden.

Auf unſerm Bilde, eine der Karrikatur-Zeichnungen von Cruikſhank, wie wir einige ſchon in den erſten Jahrgängen gaben, ſehen wir eine noch auf dem hohen Meer der Sündfluth ſchiffende Geſellſchaft der Anmaßung, die trotz ihrer Schmarotzer-Seligkeit doch jeden Augenblick bereit iſt, ihren Gaſtgebern, ſobald ſie außer Stand kommen, den Rücken zu wenden und ihnen die Freigebigkeit zum Vorwurf zu machen. Und dennoch wird ihnen von dieſen Alles geboten, was nur geboten werden kann. Die Dame des Hauſes, fett von ſeliger Leſtheit, ſitzt vor dem Forte-Piano und ſchreit eben aus vollem Halſe eine gefühlvolle Arie, die ein Virtuos, für die Ausſicht, hier einmal ſatt zu werden, auf der Flöte begleitet. Der Hausherr, bei dem Bauch- und Kopfwölbung faſt gleiche Halbkugeln beſchreiben, hat aus äſthetiſcher Sattheit die Hände in die Hoſentaſchen geſteckt und klimpert mit Geld den Takt dazu, gleichſam als wüßte er, daß dieſer Klang hier die eigentliche Aeſthetik ausmacht. Hinter dieſen pflanzten ſich Enthuſiaſten auf, die zum Klatſchen Hände und Zungen bereit haben und traurige Geſichter über den Ohrenzwang ſchneiden. Ferner ſehen wir, abgewandt von der äſthetiſchen Scene, ein Paar Vornehme, unbezweifelt aus dem Hauſe Habenichts, und unfähig, ſich zu der Würde des Entbehrens zu erheben, mit einem andern Paare, beſtehend aus einem gelehrten bebrillten Herrn (vielleicht ein gefürchteter Journaliſt, der vom Scandal lebt) und einer ſtolzen, ſauertöpfiſchen Dame ſich gegenſeitig bekomplimentiren und die Freude über ihr Zuſammentreffen ausdrücken. Ein goldbetreßter Mohr präſentirt ſo eben Süßigkeiten einer ſitzenden Dame, deren größtes Verdienſt vielleicht darin beſteht, mit ihrer auffallenden Breite und Wattenfülle ohne Balancirſtange auf einem ſchmalen Seſſel ſitzen zu können. Mit unendlichem Wohlwollen blickt das verſchwelgte Geſicht ihres vor ihr devot harrenden Herrn, an dem viel Haar, vielleicht aber kein einziges gutes iſt, auf ſie hernieder. Im Hintergrunde bemerken wir noch einzelne Paare in wonniger Unterhaltung begriffen, d. h. man hechelt den oder die Nächſten durch. Ueber Allen aber ſchwebt die unendliche Langeweile der gemachten Vornehmheit, die nicht im Stande iſt, ſich wie Leute von Stande zu geberden, und unwillkührlich zu ihrer eignen Karrikatur wird. — Da denk' ich, lieben Leſer, wir halten uns an den Spruch: „Wer Maaß und Grenzen hat erkannt, wird gern dabei verharren; er achtet treulich jeden Stand und meidet den der Narren.“

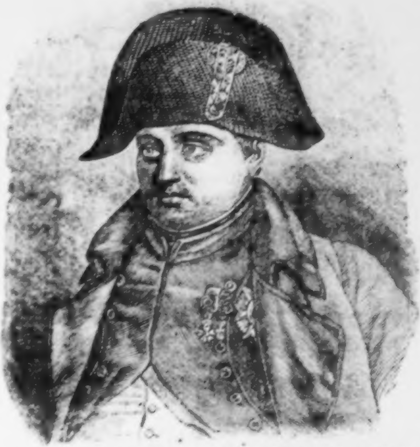
Die Granit-Felsen
am Kolywanſchen See in Sibirien.

Die Anſichten von Gebirgs-Formationen, die in früheren Jahrgängen dieſes Büchleins enthalten ſind, vermehren wir hiermit durch eine Abbildung eines Theils der ſeltſam geformten Granit-Felſen am Kolywanſchen See in Sibirien, und geben darüber den Bericht des Profeſſor v. Ledebour. Von Schlangenberg aus machte er einen Ausflug nach jenem See. Dieſer liegt drei Werſt von Saneſchka, dem erſten Dorf von Schlangenberg auf dem Wege nach Barnaul, 1105 Par. Fuß über dem Meere. Er hat im Ganzen eine beinahe kreisförmige Geſtalt und der Umfang ſoll etwa ſechs Werſt betragen. Das weſtliche Ufer iſt flach. An der nördlichen, mehr aber noch an der öſtlichen Seite treten pittoresk geformte Granit-Felſen dicht ans Ufer und erheben ſich allmählig bis zum ſüdlichen Ufer, wo ſie eine Höhe von 6 bis 700 Fuß erreichen mögen. Sie ſind ſpärlich mit Fichtenwaldung bedeckt und der See bildet, von der nördlichen oder auch nordöſtlichen Seite betrachtet, ein höchſt romantiſches Landſchaftsgemälde. Im Hintergrunde ſieht man höhere Gebirgsmaſſen, und in noch weiterer Ferne die Schneeberge, welche den weſtlichen Theil des Korgon-Gebirges bilden, mit blendend weißem Scheitel. Mit den wilden Gegenden des Hochgebirges ſteht der äußerſt freundliche Charakter dieſer Landſchaft am See im lieblichſten Contraſt. Der Waſſerſpiegel iſt größtentheils ganz rein und ungetrübt; nur hier und da in der Nähe des Ufers wächſt Schilf und eine Waſſerroſe (Nuphar), und in der ſüdöſtlichen Hälfte findet ſich die Waſſernuß (Trapa natans)



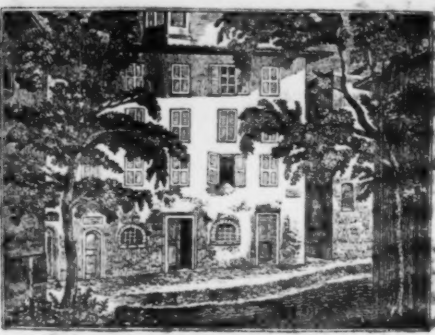
in ungemein großer Menge, deren Früchte hier häufig gegeſſen und deshalb nach Schlangenberg zu Markte gebracht werden. Man ſammelt ſie leicht, indem man mit einer Stange, an welcher ein Stück Zeug befeſtigt worden, auf dem Boden des Sees umhertreibt, da die Früchte dann mittelſt der Widerhaken, welche ſich an den ſpäter abfallenden Fortſätzen der beiden größern Höcker der Frucht befinden, am Zeuge hangen bleiben. Nach Pallas fließt der Kolywanſche See durch die Niſchnaja Kolywanka in die Loktewka ab. Dem Prof. Ledebour aber ſagte man, daß kein Abfluß des Sees ſtattfinde.

Napoleon.



In dem großen Bereich der Weltgeſchichte iſt ſchwerlich ein Charakter verſchiedenartiger, parteiiſcher aufgefaßt worden, als der Napoleon's. Von den Freunden und Anhängern vergöttert, von den Feinden in den Staub gezogen, hieß er dort der edelmüthigſte Held, hier der blutdürſtigſte Tyrann. Alle aber laſſen ihm die Größe und Kraft ſeines Geiſtes, und bewundern einen Mann, den das Zuſammentreffen raſch benutzter Umſtände aus der Unſcheinbarkeit bis zur höchſten Stufe menſchlicher Würde erhoben und ihn dann wieder ſo tief geſtürzt hat, daß ſein Schickſal ſelbſt die feindlichſten Herzen ausſöhnte. — In dieſem Sinne, als menſchlicher Charakter — ohne Beziehung auf politiſche Partei — ein großes und belehrendes Bild für die Menſchheit, ein Bild ungeheurer Maaßloſigkeit in der Sucht nach Ehre und Ruhm, mag der Inhalt ſeines Lebens hier in Kürze unſerm Blick vorübergehen.

Er wurde in Corſika zu Ajaccio am 5. Februar 1768 geboren, demnach früher als Corſika an Frankreich kam; nachdem er Conſul geworden, gab er jedoch, weil er ein geborner Franzoſe ſcheinen wollte, den 15. Auguſt 1769 als ſeinen Geburtstag an; eine politiſche, aber auch kleinliche Schmeichelei für eitle Franzoſen, die einigen Geſchichtſchreibern als Beweis ſeiner Lügenſucht dient, womit er bereit war, wenn ſie ihm vortheilte. Wir begnügen uns, das Faktum, wie es iſt, darzuſtellen, und geben als einen Contraſt zu der unendlichen Höhe, auf die ihn das Schickſal geſtellt, eine Abbildung des ſchlichten Hauſes, in welchem er geboren wurde.



Der tief ernſte Charakter der Corſikaner überhaupt gab ſchon dem Knaben eine Abgeſchloſſenheit und Stille. Er verſchmähte die Zerſtreuungen ſeiner Genoſſen, und jene kleinliche Kunſt, durch aufmerkende Artigkeit die Liebe der Lehrer zu gewinnen, als er auf der franzöſiſchen Militairſchule zu Brienne eine königliche Freiſtelle erhalten hatte; eine Wohlthat vom Stamme der Bourbonen, die Napoleon's Gedächtniß beſſer bewahren konnte. Er lernte, was er lernen mochte, mit großem Fleiß; die Mathematik und ältere Geſchichte, im Einklang mit der damaligen kriegeriſchen Periode ſeines Vaterlandes, leitete ihn auf die Kriegswiſſenſchaft, wie auf die Großthaten der gewaltigen Vorzeit, und ſo ward die Kriegskunſt der Mittelpunkt ſeines Lebens. Schon auf der Schule führte er Kriege im Kleinen und errang für ſeine oft an Zahl geringere Partei mit Liſt und überlegenem Charakter den Sieg. In ſpätern Jahren war Oſſian ſein Lieblingsdichter und die Helden des Plutarch begeiſterten ihn. Als er Offizier wurde, gewann er durch ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe in ſeinem Fach die Achtung Aller. Er erhielt eine Stelle in der Militairſchule zu Paris und ſchon im 17. Jahre ſeines Alters wurde er Unter-Lieutenant bei der Artillerie, zur Zeit als die Gährungen der Revolution begannen. Er trat auf die Seite des Volkes. Er kehrte mit Paoli nach Corſika zurück, wurde aber dort, revolutionärer Vergehungen halber, mit vielen Aufrührern verbannt, und ſchiffte ſich ſo nach Marſeille ein, wo der Parteikampf heftig wüthete. Als ein Republikaner nahm er an den jacobiniſchen Clubbs Theil, wurde durch Empfehlung an Barras zum Mitglied des Convents ernannt, und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er ſich ſehr aus, und durch ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit geſchah es, daß Toulon wieder in die Hände der blutigen Republik gerieth. Schon in ſeinem 24ſten Jahre wurde er Bataillons-Chef und ein Jahr ſpäter ernannte man ihn zum Brigade-General der Artillerie bei der italieniſchen Armee. Hier entwickelte ſich zuerſt ſeine Kraft; aber die Terroriſten ſtürzten mit Robespierre, und Napoleon mit ihnen. Er mußte zurück von Nizza nach Paris, und nur durch die eingetretenen Veränderungen im Convent wurde er Oberbefehlshaber der italieniſchen Armee. Seine glänzende Periode begann; ein Sieg über die Oeſtreicher folgte raſch dem andern, und durch höchſt unerwartete kühne Märſche und raſtloſen Muth gelang es ihm, mit dem Anfang des Jahres 1797 ganz Italien unterjocht und unter franzöſiſcher Herrſchaft zu ſehen. Die ungeheuerſten Contributionen — man darf ſie Raub nennen — und der Sturz vieler feindlichen Mächte erhoben ihn in den Augen der Pariſer; durch fortwährende Siege gekrönt brach er in Oeſtreich ſelber ein, erzwang auch dort große Contributionen und zu Ende des Jahres 1797 einen Friedensſchluß, der Belgien und die ſchönſten Provinzen Italiens in Frankreichs Gewalt brachte.

So kehrte er ſiegggekrönt nach Paris zurück. Der Enthuſiasmus für ihn machte das damalige Direktorium mit Recht ängſtlich; auch Napoleon ſah ein, daß ein Stillſtand ihm nur ſchaden könne, ſo kam die abenteuerliche Idee in ihm auf, Frankreichs Banner in Aegypten zu errichten: er entwarf den Plan zu dieſem Unternehmen, das Direktorium war zufrieden, Napoleon anderweitig beſchäftigt zu ſehen, und bewilligte ihn. Der Anfang dieſes kecken Unternehmens war glücklich, er begann Aegypten in der That nach franzöſiſcher Sitte zu organiſiren. Jedoch Englands Nelſon vernichtete die franzöſiſche Flotte und Napoleon verließ ſein Heer. Er hatte vom Zuſtande Frankreichs genaue Nachricht erhalten, ſah ſeinen Glanzſtern dort aufgehen und kam mit wenigen Begleitern urplötzlich in Paris an, das dem Sieger bei den Pyramiden entgegen jauchzte. Die Häupter von Paris, Barras und Sieyes, die ſich gegenſeitig zu bekämpfen trachteten, beide zitterten vor dem mächtigen Napoleon und jeder ſuchte ihn für ſich zu gewinnen. Dieſer aber benutzte die Macht, die ſich ihm darbot, ſtürzte das Direktorium, das in ſich ſelbſt zerfallen war, und ſchlug eine Ernennung von Conſuln vor, durch die Frankreich regiert werden ſollte. Man ernannte ihn zum erſten Conſul. Jetzt ſchon handelte er als unumſchränkter Monarch, und ſchloß Traktate mit dem Auslande, nachdem er in Italien zum zweiten Male ſeine Kriegskunſt zeigte. Der Pariſer Enthuſiasmus ſteigerte ſich, man ernannte ihn zum lebenslänglichen Conſul. England war die einzige Macht, die noch gegen ihn ſtand: er gab das Geſetz der Continental-Sperre. Eine Verſchwörung gegen den Conſul wurde entdeckt, England ſollte daran Theil haben. Frankreich glaubte einen entſcheidenden Schritt für ihn thun zu müſſen; Alles ſchmeichelte dem Mächtigen, er galt als unüberwindlich: der letzte Schein der Republik ſank. Die Ehrenlegion, vom Conſul geſtiftet, wurde ſeine Hauptmacht, und der Mann, der früher der Republik diente, wurde ihr Gegner; man ernannte ihn, den bereits erblichen Conſul, zum Kaiſer, als ſolcher wurde er im Jahre 1804 am 20. Mai proklamirt.

Der Glanz Napoleons ſtieg auf's Höchſte. Seine Familie beſtand jetzt nur aus Herrſchern, und unter Verbreitung und Feſtſtellung ſeiner Macht vergingen zwei Jahre, in welchen ſich nach und nach die Rede von der Weltherrſchaft Napoleons verbreitete. — Nur Oeſtreich und Rußland, im Bunde mit England, waren noch ſeine Gegner. Napoleon wollte dieſe einzeln unterjochen; ſo ward er immer mehr zum Tyrannen in Deutſchland, und auch unſer theures Vaterland Preußen fühlte den ſchweren Druck des Joches faſt ein ganzes Jahrzehnd, in welchem Napoleon alle Schranken niederriß, die ſich ſeiner unumſchränkten Macht entgegenſtellten. So kam das Jahr 1812 heran, das

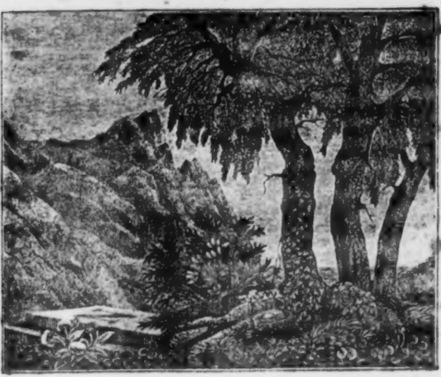
Napoleon auf die Spitze ſeines Ruhms ſtellte, und in welchem er, da Deutſchland bereits in Feſſeln lag, ſeine Macht gegen Rußland erhob. Napoleon kam im Mai nach Dresden, und eröffnete von da ſeinen Zug nach Rußland.

Wie dieſer endete, iſt bekannt. Vergebens war Napoleon bis nach Moskau ſiegreich vorgerückt, ein großartiges Nationalgefühl der Ruſſen zertrümmerte Alles, was der ſiegenden Armee als Schutz gegen Kälte und Mangel dienen konnte, und Moskau's Brand war ein fürchterliches Signal zur Rache für die gedrückten Völker. Der Rückzug Napoleons war ſchrecklich und ſchmachvoll, ein großherziges Volksgefühl, zuerſt ausgeſprochen von Preußens geliebtem und ritterlichem König, erwachte in Deutſchland, und beſonders bei den Preußen flammte es in begeiſterter Vaterlandsliebe auf. Ueberall griff Jung und Alt zu den Waffen; von Frankreich abgeſchnitten, mußte Napoleon nur darauf bedacht ſeyn, in die Verbindungslinie mit Frankreich zu gerathen, er zog ſich ſchnell, unter vielen Verluſten, nach Leipzig zurück; hier erreichte ihn die Vergeltung, und der 18. Oktober war der Tag, an dem die geſchmähten Völkerrechte ſich Genugthuung nahmen, es war der Tag, welcher Napoleon ſtürzte. Unſer herrliches Vaterland erfocht durch ſeine Söhne ſich hier die Freiheit wieder. Die Verbündeten gingen weiter, überſchritten den Rhein; Preußen ſiegte abermals bei Brienne und ſchon im nächſten Monat zogen die Verbündeten in Paris ein, während Napoleon nach Fontainebleau floh. Am 2. April 1814 wurde er entthront und ſchon am 11. April unterzeichnete er ſelber ſeine Entſagung und den Vertrag, der ihm die Inſel Elba mit ſouverainer Gewalt einräumte.

Faſt ein Jahr blieb er auf Elba, ſcheinbar unthätig, während die Welt ſich ihres gewonnenen Friedens zu freuen begann. Da plötzlich brach Napoleon, allen Verträgen trotzend, heimlich von Elba auf. Frankreich jauchzte ihm entgegen; er zog wieder in Paris ein wie der Sieger, und das ganze Land ſchien ein Heer geworden, um für den zurückgekehrten Kaiſer zu kämpfen. Aber von Neuem traten die Verbündeten auf, unter ihnen das ſieggekrönte Preußen, ſie ſtellten ſich Napoleon entgegen, der in Belgien das engliſch-preußiſche Heer angriff. Die Schlacht bei Waterloo war entſcheidend. Napoleon wurde geſchlagen. Aus allen Träumen geſtürzt, und mit der Einſicht, daß das erwachte Nationalgefühl der Völker ſich nicht mehr unterdrücken laſſe, ergab er ſich, da er die Rache der Bourbonen fürchtete, an England, das ihn als Gefangenen nach St. Helena bringen ließ.

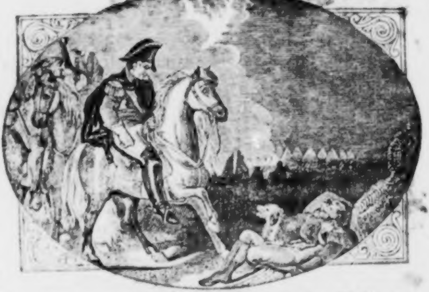
Hier hörte Napoleons Geſchick auf, weltgeſchichtlich zu ſeyn. Der Held war gefangen, und dieſe Gefangenſchaft verſöhnte ihm ſelbſt die bitterſten Feinde, ſo daß die Nachricht von ſeinem Tode jedes Herz durchzuckte. Auf St. Helena ſelbſt deckt ein einfacher

Stein, an den ſich Trauerweiden lehnen, ſeine Hülle, wie wir es hier vor uns ſehen.



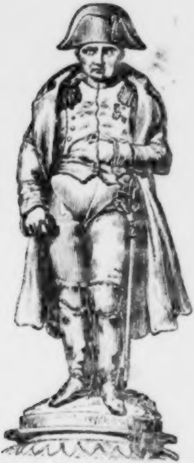
Es iſt einer der großartigſten Züge des Schickſals, wenn das Grab eines Mannes, der viele Länder erzittern machte, der aus dem Weh und Leiden von Millionen ſeinen Ruhm und Glanz zog, ſo vereinſamt liegt, daß nur leiſes Geflüſter weniger Trauerweiden das tiefſte Schweigen ſtört, und von dem Welttheil, den er in einem Moment beinah ganz ſein nannte, auch nicht einmal ſo viel ihm blieb, als ein Grabesraum beträgt, er vielmehr dieſen in einem fremden Welttheil, in fremdem Eigenthum fand. Daß man, der Sage nach, die Ueberreſte Napoleons nach Paris zu bringen gedenkt, iſt faſt ein Schnippchen zu nennen, was man dem Schickſal ſchlagen will: ſein Grab iſt auf St. Helena am belehrendſten.

Hier in der Einſamkeit liebte er es, ſein Leben im Geiſte durchzugehn, und nicht ſelten theilte er einzelne Züge aus ſeiner Erinnerung mit, von denen viele im Andenken aller Völker Europa's leben; wir ſetzen folgende Anekdote her, zu welcher wir auch eine Anſchauung geben.



Napoleon erzählte: „Bei dem Rückzuge von Moskau, wo ein Gefecht das andre verdrängte und die mörderiſchen Momente Schlag auf Schlag folgten, kam ich, als die Nacht einbrach, tief ermüdet zu einer Stelle der Schlachtfelder, wo der Kampf am heftigſten geweſen, Leichen ringsum zerſtreut lagen. Unter dieſen befand ſich ein Offizier, neben dem ein trauernder Pudel ſtand. Das treue Thier hatte ſeine beiden Pfoten auf die tödtlich getroffene Bruſt ſeines entſeelten Herrn gelegt. Der Anblick war herzergreifend. Die herabhängenden Ohren des theilnehmenden Thieres bedeckten die auf ſeinem Herrn ruhenden Augen, welche ſelbſt durch das Geräuſch unſerer Pferde von dem theuren Gegenſtand ſeiner Betrachtung nicht abgelenkt worden waren. Ich konnte nicht umhin, bei dieſer Scene zu verweilen und viel würde ich darum gegeben haben, hätte ich den Getödteten in's Leben zurückrufen können. Endlich erhob das gefühlvolle Thier ſein Auge zu mir und — ſoll ich es geſtehen — ſein wehmuthsvoller Blick ſchien mir den Tod ſeines Herrn vorzuwerfen. Ich habe ihn nicht vergeſſen dieſen Blick, den kein Ausdruck wiederzugeben, keine Feder zu beſchreiben vermag. Um Schonung und Mitleiden ſchien das verſtändige Thier für die Lebenden zu flehen — kaum iſt jemals ein tieferer Schmerz durch meine Seele gegangen! Ich hatte in der erſten Zeit meines Glanzes — nach der Schlacht von Caſtiglione — etwas Aehnliches erlebt, aber damals im Glücke — wie konnt' es damals ſo erſchütternd wirken! Den Leichnam des Offizier's ließ ich, trotz der mich umgehenden Gefahr, vom Schlachtfelde wegtragen und beerdigen, ihm folgte der trauernde Pudel, für den ich zu ſorgen befahl; aber das treue Thier wollte die Stätte nicht verlaſſen, wo ſein Herr war begraben worden.“ —

Wie der Tod Alles verſöhnt, die Sünden des Dahingeſchiedenen verſchleiert und das Leuchtende ſeiner Thaten hervorhebt, ſo iſt's auch mit Napoleon geſchehen, und die Geſchichte wird ihm den Ruhm, daß er einer der erſten Feldherren war, die jemals gelebt, unverkürzt erhalten. In dieſer Beziehung, ja im Angedenken deſſen, daß er auch in andrer Hinſicht viel für Frankreich that, ſteht jetzt auf der Vendome-Säule in Paris Napoleons Statüe, wie wir ſie hier abgebildet haben.

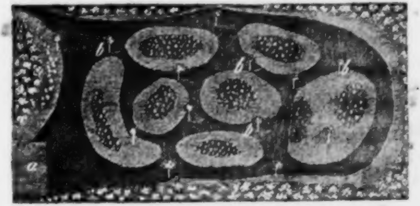


Wie ſehr wir indeß dem verſöhnenden Geiſt beipflichten, und Napoleons Größe da anzuerkennen haben, wo ſie irgend hervortrat, immer hat er der Menſchheit unzählbare Leiden veranlaßt und iſt ihr dagegen viel des Guten ſchuldig geblieben, was durch ihn leicht hätte geſchehen können. Mögen die Franzoſen in ihrem leichten Sinne eine ſolche Betrachtung nicht aufkommen laſſen, oder Alles ausgleichen mit dem kriegeriſchen Ruhm, wir Deutſche wollen am meiſten die Fürſten ehren, die das Recht beſchützen, den Frieden, die Wohlfahrt und den Geiſt des Menſchen fördern, und nur dann mit männlicher Kraft und ausdauerndem Muth das Schwerdt führen, wenn ihre und ihrer Völker Heimath, wenn das Glück und die Freiheit ihrer Völker gefährdet ſind.

Anlagen von Hausgärten.

(Als Fortſetzung der im Jahrgang für 1837 mitgetheilten Pläne.)

In der Hoffnung, daß dieſe Pläne Manchem willkommen ſind und eine Fortſetzung dienlich ſeyn werde, geben wir noch folgende:



Hier iſt ein Raum von 30 Fuß Breite und 15 Fuß Länge gedacht, nur zu einem Blumengärtchen beſtimmt. Die Umgebung iſt ein einfaches Holzgitter, mit einigen Geſträuchen, als der Rosa centifolia, Syringa vulgaris, Cytisus, Lonicera caprifolia u. dgl. bedeckt. Die Laube, a, gewährt den Ueberblick der Blumengruppen, in denen die einzeln umher gepflanzten Roſenbäume, b, mit ihrer ſchönen Blüthe ſich hervorthun. Die Zuſammenſtellung der Blumen kann auf verſchiedene Weiſe, je nach dem Wunſche und dem Geſchmack des Beſitzers geſchehen. Sie ſind entweder nach ihren Farben, oder nach der Höhe des Pflanzenwuchſes, nach der Zeit ihrer Blüthe oder in bunter Miſchung zu ordnen.

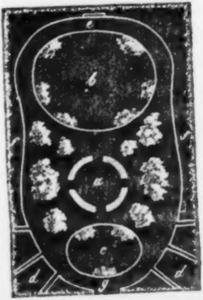
Beſonders gut machen ſich in ſolchen kleinen Gärtchen Samen-Einfaſſungen, als: Zwerg-Ritterſporen, Stiefmütterchen, Tauſendſchön u. ſ. w.

Nun wollen wir aber einmal einen Raum von 25 Fuß Breite und eine Länge von 40 Fuß annehmen und ſagen: es ſoll nicht bloß ein ſchönes, ſondern auch ein nützliches Hausgärtchen werden.

Die allereinfachſte und gebräuchlichſte Form iſt die: den Raum mit Spalierbäumen einzufaſſen und zwar ſo, daß an der Südſeite: Pürſiche, Wein, Aprikoſen, feine Pflaumen und frühe Kirſchen, an der Nordſeite ſpäte Kirſchen und an der Oſt- und Weſtſeite feine Aepfel und Birnen mit Steinobſt vermengt daſtehen. Sodann können Spalierbeete von etwa 2 Fuß Breite den ganzen Garten einſchließen, auf welchen niedriges Gemüſe gezogen werden kann. Für dieſe Beete läßt man einen eben ſo breiten Gang frei, der demnach die Form des ganzen Raumes hätte und ein Parallelogram bilden würde. Sodann müßte man durch zwei gleich breite Wege den Raum der Breite nach durchſchneiden, ſo daß jetzt drei Theile werden, und dieſe drei Theile durch einen 4 Fuß breiten Mittelweg der Länge des Gartens nach durchſchneiden, ſo daß ſechs Beete entſtehen. Auf dieſen können nun größeres Gemüſe gepflanzt und etwa zwei Dutzend Zwergobſtbäume, die das Gemüſeland nicht zu ſehr beſchatten, vertheilt werden. Nun wäre nur noch ein Platz für die Laube zu beſtimmen, und dazu müßte man den am Eingang des Gartens zunächſt liegenden Kreuzweg wählen, der von den vier großen Gemüſe-Beeten gebildet wird. Da aber dieſer Raum zu enge iſt, ſo müſſen von den vier Beeten die ſich gegenüberliegenden Ecken abgeſchnitten werden, und zwar ſo, daß zu der Laube, die etwa eine runde Weinlaube werden und 6 Fuß im Durchmeſſer haben kann, noch ein zwei Fuß breiter Weg um dieſelbe frei bleibt. Von dieſer Laube aus würde man die Ausſicht auf den ganzen Garten haben, der in einfachem und allgemein gebräuchlichem Küchengarten-Styl daſtände.

Doch nicht nur veredelter, maleriſcher und genußreicher, ſondern auch nützlicher, raumreicher und in vieler Hinſicht vortheilhafter als in dieſem Styl, kann eben derſelbe Raum angelegt oder umgeändert werden und wir geben hier mit nachfolgender Zeichnung zugleich die Erklärung.

Die Laube ſteht nun in a. Das Gemüſeland beſteht aus b und c. In e wird eine Bank angebracht. Das Spalier bleibt daſſelbe und f wird zu Spalierbeeten mit kleinem Gemüſe wie Sallat, Zwergerbſen, Zwergbohnen u. ſ. w. gebraucht, und in d, wo die Spalierbeete zu breit ſind, werden, wie hier in der Zeichnung, kleine Fußſtege gezogen, ſo daß man zu den Spalieren kann. Sodann aber werden die Zwergobſtbäume und Baumgruppen ſo vertheilt, daß ſie zum Theil das Gemüſe gar nicht beſchatten, und zum Theil für die Gänge die mannigfaltigſten Windungen geben, wie ſich auf unſerer Zeichnung ſehen läßt.

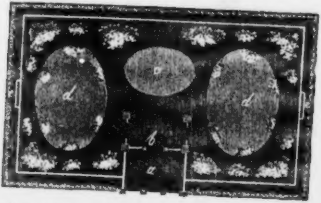


Der Garten iſt nicht nur verſchönert, ſondern auch nutzreicher geworden. Die Laube bietet die beſte Ausſicht. Die Bank in e giebt ebenfalls einen einladenden Ueberblick. Der Eingang in g iſt durch die unterſte Baumgruppe im Felde c gedeckt und der Vorübergehende kann nichts erſpähen. Die Wege haben gewonnen, indem ſie nicht mehr eckig, ſondern in ſanften runden Wendungen laufen. Die Bäume und Baumgruppen um die Laube geben die herrlichſten Wege. Der Nutzen aber iſt ungemein mannigfach. Erſtens nehmen die Wege in der vorigen Manier 300 Quadrat-Fuß Raum fort, und jetzt nur 180 Quadrat-Fuß. Die Obſtbäume beſchatten das Gemüſe weniger und können in den größern Gruppen um die Laube viel beſſer vegetiren. Endlich haben die Gemüſebeete nicht nur keinen Raum eingebüßt, ſondern ſie haben an den Spalierbeeten einen großen Zuwachs erhalten.

Sehen wir nun den Vortheil eines Hausgartenſtyls vor dem gewöhnlichen Küchengartenſtyl ſchon auf ſo kleinem Raume, ſo wird er auf größerm noch bedeutender, und nehmen wir den Raum viermal ſo hoch an, ſo können ſowohl die feinſten wie die hochſtämmigſten Obſtarten angebracht werden.

Eine veränderte Oertlichkeit, wo zum Beiſpiel der Eingang des Gartens auf der breitern Seite desſelben iſt, bedingt freilich eine Veränderung der Anlagen, und wir wollen hier ein Beiſpiel dieſer Art geben, wo ebenfalls der Hausgartenſtyl bedeutende Vortheile über die Küchengartenmanier gewinnt. Da aber zugleich oft der Fall eintritt, daß das Gemüſe ſich nicht des Bauens verlohnt, weil man daſſelbe wohlfeiler kaufen, als ſelbſt ziehen kann, ſo wollen wir hier annehmen, es ſeyen die Beete für Grasſtücke gebraucht. Die Küchengartenmanier würde eben, wie oben angeführt, den Raum außer dem Spalier und den Spalierbeeten wieder durch zwei und vier Fuß breite Gänge, in ſechs Theile ſchneiden, wovon der eine, dem Eingang zunächſt liegende Theil zur Laube und einem Gartenhäuschen gebraucht würde. Dieſem gegenüber wäre das Grasſtück frei zum Spielen für Kinder, oder zum Halten einer Ziege; auf den vier andern Tafeln könnten mit Fruchtſträuchern einige Blumen vermengt daſtehen und jede derſelben etwa ſechs Zwergobſtbäume enthalten.

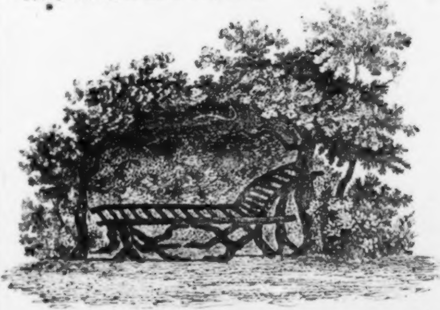
In der Umwandlung zum Hausgartenſtyl müßte der Garten dieſe Geſtaltung erhalten.



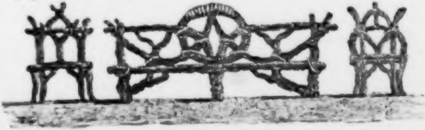
a wäre das Gartenhäuschen und b eine Weinlaube, c läge als ovales Grasſtück, das ſowohl für die Spiele der Kinder wie dem Auge angenehmer in dieſer Form iſt, der Laube gegenüber. Sodann aber bliebe noch Raum zu zwei größern ovalen Grasmatten d. Mindeſtens können in dieſen Ovalen zwölf Fruchtſträucher geſetzt werden, die, noch mit Blumen vermengt, den angenehmſten Anblick gewähren. Außerdem aber entſteht zugleich Raum für mindeſtens acht Zwergobſt-Baumgruppen, zwiſchen denen immer noch ein Zwergobſt-Stamm Platz hat. Laſſen wir demnach jede Gruppe nur aus zwei Stämmen beſtehen, ſo haben wir ebenfalls 24 Bäumchen, wie oben in der Küchengartenmanier. Zwei Bänke in c angebracht geben die deutlichſte Ausſicht über den ganzen Garten nebſt allen Baumgruppen in der Runde. Zugleich aber iſt hier der Nutzen nicht minder dem obigen gleichzuſtellen, indem die Kultur der Bäume weit naturgemäßer auf dieſem Wege iſt, und die Koſten und Mühen des Unterhaltens der Graben und des Wegereinigens hier geringer ſind.

Bei größerm Raum ſteigt der Gewinn bedeutender, indem in einem vier bis fünf Mal größern Garten die Wege nicht um eben ſo viel in der Breite zu wachſen brauchen und die Koſten und Mühen ebenfalls in geringerem Verhältniß ſich erhöhen.

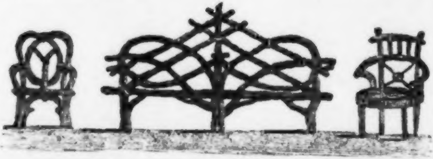
Hieran mögen ſich einige Abbildungen ſchließen, die mit Gärten in Verbindung ſtehen und zugleich zeigen, was ſich aus Geflecht von Baum-Aeſten machen läßt.



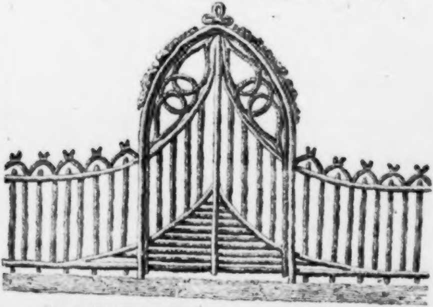
Es ſind nämlich Bänke und Seſſel, die hier aus dem rohnatürlichen Stoffe gebildet ſind. Obiges Bild zeigt eine Ruhbank der Art, die zum Liegen und Leſen auffordert, und hier folgen Ergänzungen des Garten-Ameublements:



Dergleichen läßt ſich wirklich aus Baum-Aeſten bilden, und wir haben dieſe Gegenſtände ſogar noch beſſer ausgeführt geſehen, und zwar ſo:

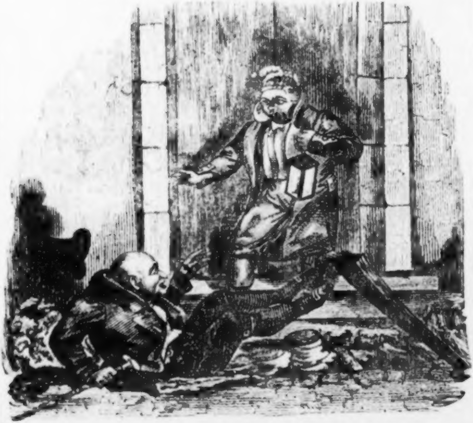


Ja, es iſt uns eine Gartenthür und ein ganzer Zaun in ſolcher Weiſe vorgekommen, wie wir ihn hier abgebildet haben:



Es machte ſich dies Alles ganz gut, hielt den Charakter des Natürlichen mehr beiſammen, und verdankte ſeine Entſtehung nur den Gärtnerei-Dilettanten oder ſolchen Gärtner-Gehülfen, die gern mehr thun als das ganz Gewöhnliche und ihre herzliche Freude daran haben, wenn ihnen ihr Einfall in der Ausführung gelungen iſt. Denn das Schaffen bleibt doch nun einmal die größte Freude, die der Menſch haben kann.

Rechthaberei.



Die Rechthaberei der Dienſtboten ſpricht ſich wohl in jedem Hauſe genugſam aus, um der Mühe überhoben zu ſeyn, Beiſpiele für ſie anzuführen. Iſt doch jene Anekdote bekannt genug, nach welcher der Kutſcher keinen Brief auf die Poſt tragen mag, weil er Kutſcher und nicht Bote iſt, und der Herr ihm befehlen muß, anzuſpannen, um den Brief auf die Poſt zu *fahren*. Am meiſten aber werden die Hausherren von den ältern Dienſtboten tyranniſirt, die mit jedem neuen Jahre mehr ein Recht zu haben glauben, Alles nach ihrem und nicht des Herrn Kopfe einrichten zu dürfen, und in gleicher Weiſe ſcheint der Berliner Diener auf unſerm Bilde von ſeinem Herrn die Reparatur einer Rinnſteinbrücke vor dem Hauſe zu ertrotzen, die der Herr noch für unnöthig gefunden. Der Zufall iſt unſerm Diener günſtig. Im Abenddunkel wandert ein alter vornehmer Mann durch die Straße, der vielleicht des Guten etwas zu viel gethan, und dem die Lehre vom Gleichgewicht eben ganz entkommen iſt; er trat auf den Rand des Brettes, ſo daß nun er und das wirklich loſe Brett ein Bad nehmen müſſen, welches beſudelt, ſtatt reinigt. Der Angſtruf des Gefallenen ſcheint den erſchrockenen Diener mit der Laterne herbeigeführt zu haben; aber in ſeiner Ueberraſchung überfällt ihn doch keine Spur von Mitleid, er ſieht nichts vor ſich als ein Argument für ſeine Anſicht, und glaubt nichts Beſſeres thun zu können, als dem Gefallenen, der ihm flehend die Hand entgegenſtreckt, zuzurufen: „Des is mir ſehr lieb, deß Sie hier in die Renne gefallen ſind, duhn Sie mir man den Gefallen un bleiben Sie liegen bis mein Herr kommt, ick werd' ihn rufen!" — und dies Alles nur, um ſeinen Herrn fragen zu können: „Ha, ha, wer hat nanu Recht!" Der Diener erinnert hier an eine Anekdote, die in unſern Zeitungen geſtanden und welche ſich in Paris zugetragen haben ſoll. Zwei Gelehrte nämlich geriethen über ein altes Manuſcript in Streit, indem der erſte in einen fraglichen Satz ein Komma, der andere aber ein Semikolon hinzugeſetzt wiſſen wollte. Der Streit wird heftig und die Gelehrten wollen ihre Meinungen mit dem Degen ausfechten. Das Semikolon, das eine gute Klinge führte, verſetzte dem Komma einen tödtlichen Stich; aber der Getroffene, der ein blutiges Semikolon in ſo ſprechender, oder ſchreiender Korrektur verzeichnet erhielt, ſtürzte nieder, indem er faſt ſterbend ausrief: „Es muß doch ein Komma ſeyn!" Wir brauchen's nach dieſem angefügten Beiſpiel aus andrer Sphäre nicht weiter auszuplaudern, daß die Rechthaberei überall zu Hauſe iſt, es erfährt's Jeder an ſeiner Umgebung leicht und an ſich ſelber, wo's am meiſten noth thäte, in der Regel zuletzt. Denn wir wollen juſt nicht den Dienern allein dies oder jenes Laſter aufreden, ſondern dem alten Worte glauben: „Ein wackrer Diener iſt gut und gern was mehr werth als drei ſchlechte Herr'n!" — was aber die Rechthaberei betrifft, für Herren und Diener hinzuſetzen: „Wo Eigenſinn mit Dummheit im Streit, da iſt die Vernunft ſtets meilenweit!"

A. Samtner.

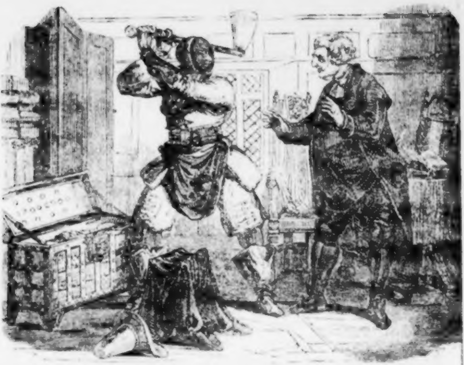
Das Gericht Gottes.

Kurz nach der aufruhrvollen mörderiſchen Zeit Cromwells waren die wieder zur Ruhe gekommenen Bürger Englands vielfach von den Erinnerungen an die ſtürmiſche Zeit erſchüttert, und man ſah nicht ſelten Reue über die Verfolgungen eines glorreichen Königshauſes auf den ſtarren Antlitzen derer, die ſonſt unerbittlich dem Fanatismus huldigten. — Eine Scene aus jenen Tagen der zurückgekehrten Beſinnung und der Schrecken eines zerknirſchenden Gewiſſens ſey hier erzählt.

Der würdige Geiſtliche Tom Readings ſaß, eben mit ſeinen Studien beſchäftigt, in einem ſtillen Nebenzimmer des Gotteshauſes, in welchem er die heiligen Lehren des Evangeliums unverfälſcht dem Volke predigte, als er im Gotteshauſe ſelbſt ein Geräuſch vernahm, das ihn aufſchreckte. Er trat in die Thüre ſeines Zimmers und blickte in das dunkle Schiff der Kirche hinein. Zur ungewöhnlichen Stunde gewahrte er einen Mann knieend am Altare, der die ſchrecklichſten Seufzer ausſtieß, ſich mit der geballten Fauſt vor die Bruſt und Stirne ſchlug und mit den Worten: „Blut für Blut! Leben für Leben!“ mehrere Male ſeinen Schädel ſo heftig gegen die ſteinernen Stufen des Altars ſtieß, daß der würdige Geiſtliche bald einen von Gewiſſensbiſſen bis zum Wahnſinn Gequälten in ihm erkannte. Bebend und mitleidig näherte er ſich dem Unglücklichen, und er erblickte an deſſen Seite einen großen mit Eiſen beſchlagenen Koffer und eine Art von Klotz dabei, deſſen Geſtalt er kaum unterſcheiden konnte.

Eine kurze Zeit ſtand der Geiſtliche, ohne einen Entſchluß faſſen zu können, dann aber wollte er eben hinzutreten, um den Troſt des Glaubens über den Zerknirſchten auszuſprechen, als er entſetzt bemerkte, wie dieſer ſich plötzlich aufrichtete, den ſchweren Kaſten mit faſt übermenſchlicher Kraft ergriff, auf die Schulter hob, und jenen Klotz unter den einen Arm nahm. Die Geſtalt des Unglücklichen war groß und fürchterlich anzuſehn, weshalb der Geiſtliche ſich ſtill in ſein Studirzimmer zurückzog, um der grauenhaften Erſcheinung nicht weiter zu begegnen. Aber das Entſetzen lähmte ihn faſt, als er den Fremden in ſein Zimmer treten ſah, und ob auch der Wahnſinn aus jedem Blick des verzerrten Antlitzes ſprach, fragte doch der Geiſtliche zitternd: „Unglücklicher, was willſt Du!“

Ohne daß dieſer ein Wort zur Antwort gab, ließ er den ſchweren Kaſten dröhnend von der Schulter herab auf den Boden ſinken und richtete den Klotz neben demſelben auf. Mit der Haſt des Wahnſinns erſchloß er den Kaſten und zu erhöhtem Entſetzen des Geiſtlichen nahm er ein blankes Beil, wie das eines Henkers, heraus und legte es auf den Boden. Sodann zerrte er einige Kleidungsſtücke hervor, riß ſich die ſeinen vom Leibe und bekleidete ſich aufs Neue mit dem Coſtüm eines Henkers. Sich ſeiner kaum bewußt, ſchaute der Geiſtliche auf alle dieſe Anſtalten, doch durchzuckte ihn der Schreck wieder, als er den Wahnſinnigen ein ſchwarzes Gewand über den Klotz werfen ſah und er darin einen Henker Block erkannte. Jetzt riß der Fremde ſich den Hut, den er tief in's Antlitz gedrückt hatte, herab und ſchleuderte ihn zur Erde, ſchnallte ſich eine Stahlhaube mit einer eiſernen Larve um den Kopf, und ſtand mit erhobenem Beile im Anzuge eines Henkers und in der Stellung, als wolle er einen Menſchen hinrichten, vor dem Geiſtlichen.



„Kennſt Du mich nun!“ ſchrie er wild, während Erſtarrung den würdigen Tom Readings unbeweglich feſſelte; denn dieſer erkannte ihn in dem fürchterlichen Anzuge: es war der Henker und Mörder des unglücklichen Karl I.

Eine Weile ſtanden Beide ſich ſo gegenüber, bis endlich der Wahnſinnige das Beil ſinken ließ und wie in ſterbender Erſchöpfung über den ſchwarzen Block ſich hinwarf. Auch der Geiſtliche ſank auf einen nahen Stuhl und vermochte kein Wort hervorzubringen; doch jetzt ſchrie der Unglückliche mit zermalmender Stimme:

„Mann Gottes! halte Gericht über mich! Blut um Blut, Leben um Leben! Gemordet habe ich ein geſalbtes Haupt und muß eines zehnfachen Todes ſterben. Gieb ihn mir, auf daß ich in's Gericht gehe dort oben! Gedungen haben ſie mich, die eiſernen Männer, zum verfluchten Werk, das ſie Gerechtigkeit nannten. Aber wie nur das Beil gefallen war, da hörte ich ſchon alle Qualen der Hölle nahen, und das Jauchzen der Teufel um mich, die in meiner verbrecheriſchen Hand hauſten als ich den Streich geführt. Uh! ſo ein junges, ein geſalbtes Haupt!“

Ein Rächer ſchien den Unglücklichen in die Höhe zu ſchleudern, er ſprang auf, ergriff das Beil, und ging auf den halb todten Geiſtlichen zu: „Hier, hier haſt Du das Beil. Du haſt geſehn wie ich's gemacht, Du wirſt es auch machen können. Nimm's oder Du fährſt zur Hölle!“

Der würdige Mann nahm in Todesangſt das Beil, doch kaum war dies geſchehn, da ſtürzte der Unglückliche ſo gewaltſam an den Block nieder, daß Stahlhaube und Maske vom Kopfe flogen. Der Geiſtliche erhob ſich, das Beil entfiel ſeinen Händen; in demſelben Augenblick ſtieß der Unglückliche einen brüllenden Seufzer aus, wie ein gewaltſam Gemordeter, und den Geiſtlichen ſelber verließ die Beſinnung: er ſank ohnmächtig zurück auf den Stuhl.

Die Frau des Geiſtlichen, die um Mittag in das Zimmer trat, ſchrie im Jammer laut auf und rief Menſchen zur Hülfe herbei.

Man fand den Geiſtlichen noch in ſeiner ſtarken Ohnmacht, wie er denn ſich ſchwer erholte; der Mörder aber lag todt da, vom Schlage getroffen. Seine Arme hielten den Block noch ſo umklammert, daß man Mühe hatte ihn loszumachen, und ſein Geſicht zeigte ſich blutig unterlaufen, ohne daß man gewaltſame Verletzung ſah.

Er war ein geborner Spanier und lange ſchon auf dem Wege des Kaiſers. Unter der Schwere ſeiner letzten Greuelthat erhob ſich ſein Gewiſſen zu marternden Vorwürfen; ſo ward er ſein eigener Richter und Henker, und alle Herbeieilenden, die ihn an Maske und Kleidung erkannten, ſahen in ſeinem ſchauerlich ſeltſamen Tode das Gericht Gottes.

Innsbruck.

Daß Innsbruck die Hauptſtadt von Tyrol iſt und ihren Namen von dem Fluß Inn hat, an dem ſie liegt, und ihm zwei ſehenswerthe Brücken gab, brauchen wir unſern Leſern nicht zu ſagen; aber auch der kürzeſte Artikel will doch ſeinen Anfang haben! Selbſt dem, der aus Italien zurückkehrt, muß die Lage dieſer Stadt in einem Thal, rings von hohen Bergen umgeben, wunderſchön erſcheinen; ja in ihrer Art — ſagt K. v. Strombeck — hat dieſer Italien nichts, Deutſchland aber nur Salzburg an die Seite zu ſetzen. Deshalb iſt Innsbruck der Mittelpunkt, von dem aus die Fremden Tyrol durchreiſen, das nicht im geringſten an prachtvollen Naturſcenen der Schweiz nachſteht. Auch an Erinnerungen und Sagen iſt das Land reich, ſo z. B. zeigt man in der Gegend einen weit zu ſehenden Felſen, der die „Frau Hutt“ heißt, und der für eine gläubige Phantaſie ſo ausſieht wie eine Frau, die ein Kind auf dem Arme trägt. Eine Mutter ſoll an dieſer Stelle ihr Kind, deſſen Vater ſie haſſen gelernt, dem Hungertode preis gegeben haben und zur Strafe

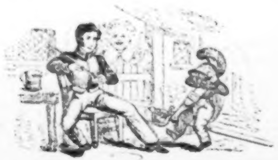
in dieſen Felſen verwandelt worden ſeyn. — Auf unſerm Bilde ſehen wir von der Stadt nach einem Thore, bemerken die Säule, welche den Schutzpatron des Landes trägt, und die Wandelnden und Beſchäftigten auf der Straße, die von Häuſern alterthümlicher Art gebildet iſt. Sie ſind hoch und meiſtens ſchmal; bei manchen iſt das Dach durch eine Vorlage verſteckt, ſo daß es einem italieniſchen gleicht. Eins von Innsbrucks Gebäuden, in welchem ſich die Hofkammer oder die Kanzlei befindet, hat, um mit dem Volk zu reden, ein goldenes Dach; es iſt indeß nur vergoldetes Kupfer, das aber dennoch ſeiner Zeit viel Geld koſtete, obwohl wir nicht ſagen können, ob Friedrich der Vierte, der es erbaute, davon ſeinen Beinamen „mit der leeren Taſche" erhielt. Die Stadt hat auch ſonſt noch manches Merkwürdige an Kunſtwerken, und zwei Grabmäler beſucht dort jeder Deutſche. Das eine iſt die Ruheſtätte des Erzherzogs Ferdinand und ſeiner erſten Gemahlin, der reizenden Philippine Welſer. Dieſer ſchönen Augsburgerin war der Sohn Kaiſer Ferdinand's I. mit Liebe zugethan. Philippine erwiederte dieſe Liebe, aber, eine ächt deutſche Jungfrau, widerſtand ſie allen ſeinen Anträgen, ſo daß Erzherzog Ferdinand ſich im Jahr 1550 insgeheim mit ihr vermählte. Der erzürnte Kaiſer verbot ſeinem Sohn, vor ihm zu erſcheinen, aber acht Jahre ſpäter entwaffnete die leibliche und geiſtige Liebenswürdigkeit Philippinens den Zorn des Vaters, er verſöhnte ſich mit dem glücklichen Paare und erkannte ihre Kinder als ſeine Nachkommen an. Nach einer dreißigjährigen Ehe, die ein Muſter häuslichen Glückes war, ſtarb Philippine (1580) in Innsbruck und ihr Gemahl verlangte ſpäter neben ihr beigeſetzt zu werden, wie es in der Hofkirche in der ſilbernen Kapelle geſchehen. — Bei einem andern Grabmal, das des Andreas Hofer, in derſelben Kirche, wird der Deutſche ſich mit Dank und Verehrung an einen Mann erinnern, der im Jahr 1809 ſein Volk kräftig in die Schlacht führte, um die Zwingherrſchaft zu überwältigen und namentlich bei Innsbruck in mehreren Treffen ſiegte, nach dem Frieden aber, verrathen durch den Prieſter Donay, der früher Hofer's Vertrauter war, in die Hände der Franzoſen fiel und in Mantua erſchoſſen wurde. — Wenn man ſich nun auch dieſen Tyroler Helden nicht nach Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol" geſtalten darf, deſſen Hauptperſon Andreas Hofer iſt, vielmehr über ihn und Tyrol ein beſtimmteres Bild erhält durch Auguſt Ellrich in dem ſehr unterhaltenden Buch: „Genre-Bilder aus Oeſtreich und den verwandten Ländern", ſo iſt es doch außer Zweifel, daß Andreas Hofer in ſeiner Liebe zum Vaterlande ein Muſter iſt und es verdient hätte, von einem edlen Feinde nur nach dieſem Standpunkt gerichtet zu werden, wie es ihm denn auch gebührt, daß in Innsbruck, welches er befreite, ihm ein Denkmal errichtet wurde.

Leſſin.

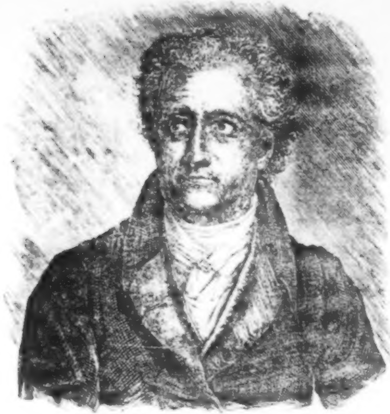
Die Luſt am Soldatenſtande.

Es giebt doch nichts Herrlicheres als das Soldatenleben, meinen die Kinder, und auch vielen Großen wird dieſes Wort nicht ſelten zur Wahrheit; ſie erfreuen ſich des Anblicks, den ein geordnetes Regiment, wenn es mit Pauken und Trompeten durch die Straßen zieht, darbietet. Der Zauber indeß, den die Kinderwelt mit dem Soldatenſtande verbindet, jenes unklare Vorausgefühl von der freieſten Unabhängigkeit, den Vergnügungen des ausgezeichneten Kleiderſchmuckes und des Waffenglanzes, dieſer Zauber geht über Alles, was es nur Schönes geben mag, und ſelbſt in den Tagen unſres Alters, wo die Zeit faſt alle Anſichten und Freuden unſeres Kinderlebens von uns abgeſtreift, bleibt uns die ſelige Erinnerung der kindlichen Soldatenſpiele. Bei ihnen fehlt natürlich der eigentlichſte Begriff von der Sache ſo gänzlich, daß uns die Möglichkeit einer Anekdote einleuchtet, die den Schreiber dieſer Zeilen immer noch zum Lächeln zwingt. Ein Knabe in einer kleinen Stadt ſpielte oft mit bleiernen Huſaren und man erzählte ihm wohl von den wirklichen, aber noch hatte er keinen geſehen. Da kam ein Huſar, als der Knabe eben am Fenſter ſtand, die Straße entlang geritten. „Ein Huſar, ein Huſar!“ rief das Kind jubelnd; in dem Augenblick hielt der Angekommene bei dem Hauſe gegenüber und ſtieg ab. „Mutter, Mutter!“ ſchrie nun in Thränen das Kind: „der Huſar iſt entzwei gegangen!“ Glückliche Naivetät, die es nicht ahnt, daß der Soldat wohl auf andre Weiſe „entzwei gehen“ kann! —

Wir aber geben hier ein Bildchen, das uns nur in die Freuden jener Beſchränktheit verſetzen mag. Die beiden Knaben binden ein eigenes Intereſſe an das Soldatenſpiel, denn ſie ſind unſtreitig Enkel von alten Kriegern, deren Einer vielleicht in mancher Schlacht ſein Regiment zu Sieg und Tod zuſammengetrommelt. Wohl mögen die Alten Vieles aus ihrem thatenreichen Leben erzählt haben, das die Spielluſt der Knaben höher angefeuert; aber jetzt, wo dieſe einſt thätigen Effekten ſtill in der Polterkammer liegen, jetzt ſchlichen die beiden Knaben hinzu, um wenigſtens durch Spiele dieſelben wieder zu Ehren zu bringen. Wie ſtolz prangt der Czako auf des Einen Haupte! Der andre arme Schelm muß ſich mit ſeinem Papierhut begnügen, dafür iſt ihm aber auch die Trommel — ſey ſie auch defekt, wenn ſie nur lärmt! — zu Theil geworden. — Jener hat ſich einer ganzen Uniform bemächtigt, er ſchlottert in dem Kleide, Patrontaſche und Sarras ſchleifen am Boden, aber ſein Stolz erhebt ſich um ſo höher, weil es ächte Utenſilien ſind. Um nun die furchtbaren Werkzeuge mit um ſo größerer Würde tragen zu dürfen, ſuchen ſie ihre Geſichter auf's ſtrammſte herauszuputzen, und wo die Natur zu langſam iſt, durch Kunſt nachzuhelfen. Der kunſtſinnige Spielkamerad weiß ſeinem Freunde gar herrlich den Schnurrbart anzuſchwärzen und der andächtige Ernſt, mit welchem er dieſes Kunſtprodukt zuwege bringt, glänzt auf ſeinem ganzen Geſichtchen. Ohne Zweifel wird er auch an ſich ſelbſt ſeine Kunſt bald in Anwendung bringen, denn der Schnurrbart, und ſollte man in Ermangelung des Farbematerials, einer Kohle, ihn aus Watte fabriziren, iſt doch die Hauptſache bei'm Soldatenſpiele, vermittelſt welcher man vor ſich ſelber Reſpekt bekommt, geſchweige die Spielkameraden. — Eins nur ſcheint unſern glücklichen Knaben noch zu fehlen: die öffentliche Anerkennung. Leider dürfen ſie nicht einer ganzen Knabenwelt die Pracht ihres Spiel-Apparats zeigen und ſich in der Gloria präſentiren, in der ſie ſich ſelbſt ſo beneidenswerth vorkommen. — Wem aber fällt bei dieſem Anblick nicht der Gedanke ein, welch andere Gefühle dieſe Knaben beherrſchen werden, wenn ſie einſt beſtimmt ſind, öffentlich in ſolcher Tracht aufzutreten, und wer erinnert ſich nicht der Fabel vom jungen Krebs, der ſeinen ſchönen rothgeſottenen Kameraden beneidet? — D'rum iſt es nicht das Aeußerliche, was uns den Kriegerſtand werth machen ſoll, es iſt die Nothwendigkeit, ſein Vaterland vertheidigen zu müſſen, wenn es die Ehre und das Recht fordern. Wir haben in neuerer Zeit noch Perioden erlebt, wo kriegeriſche Kraft und Gerechtigkeit nicht gleich bedeutend waren; denn wo dieſe waltet, wäre jene überflüſſig. Die Kraft eines Volkes muß ſich aber für ſolche Fälle wach erhalten, und dann, wo der Hülferuf des Vaterlandes erſchallt, Kampf und ſelbſt den Tod nicht ſcheuen, muthig ihm entgegen und dadurch vielleicht um ſo eher ihm aus dem Wege gehen, wohl bedenkend, daß jeder Ort und jede Stunde zum Jenſeits die gleiche Nähe und gleiche Entfernung hat. — Um aber von dem Ernſte wieder zum Lächeln überzugehen, ſchließen wir mit einem Vignettchen, auf dem ſich ebenfalls ein Knäblein vor der Zeit rüſtet und in dem Waffenſchmuck eines Mannes ſich verliert.



Goethe.



Wir brachten zwar ſchon im Jahrgang 1835 mit einer Biographie des großen Meiſters Bildniß; da wir indeß jetzt ein ähnlicheres haben, und gern den Leſern unſer Beſtes geben; da wir ferner wieder Einiges von Goethe wiſſen, was eines Theils noch gar nicht, andern Theils nur wenig bekannt iſt, ſo trifft ſich Alles eben recht erwünſcht zur Mittheilung.

Als ſich Goethe in früheren Jahren in einem Badeorte aufhielt, wo er, von vielen Familien geehrt und geliebt, ein reges geiſtiges Leben bei ihnen zu entzünden und genußreiche Stunden zu bereiten wußte, überſandte er einem jungen, liebenswürdigen Mädchen, welches er oft vor andern auszeichnete, zur Walpurgisnacht ein rothes Marokin-Käſtchen mit einem kleinen Beſen, einer Ofengabel, zwei Aepfeln und einigen Pfeffernüſſen.

Dabei lag ein kurzes, flüchtig hingeſchriebenes Gedicht, welches wir wörtlich mittheilen:

„Damit Du kannſt in künft'ger Nacht
Mit auf den Brocken reiſen,
Woſelbſt man Hexenkünſte macht
Und tanzt in frohen Kreiſen,
Schick' ich zu dieſer Reiſe hier
Die nöth'ge Equipage Dir;
Reiſ' glücklich, kleine Hexe!

Hier ſchick' ich Dir zugleich etwas zu ſchnabeliren,
Weil man dergleichen dort nicht pflegt zu präſentiren;
Dort wird von keinem Mann, von keinem Junggeſellen
Dir etwas vorgeſtellt, wie hier auf unſern Bällen.
Es ſind zwei Aepfelchen mit ein Paar Pfeffernüſſen,
So kleine Hexe Dir ich lege jetzt zu Füßen;
Verſchmähe dieſe nicht, nimm ſie mit auf die Reiſe —
Hätt' ich juſt mehr, ich gäb's, ſo wahr ich Goethe heiße!"

Der Angabe nach machte der Dichter dieſen Scherz, als er ſich eben ämſig mit dem Fauſt beſchäftigte.

Unter den vielen Ehrenbezeugungen, welche Goethe'n von gekrönten Häuptern zu Theil wurden, iſt beſonders die gemüthlich und erwähnungswerth, welche der jetzige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz ihm erwies. Derſelbe erfuhr nämlich, daß die große Wanduhr aus Goethe's elterlichem Hauſe in Frankfurt am Main zum Verkauf ſtände. Sogleich ließ er ſie erſtehen und ſchickte ſie vor Goethe's Geburtstag heimlich nach Weimar. Seiner Anordnung zufolge wurde ſie in aller Stille in der Nacht zum 28. Auguſt in Goethe's Vorzimmer aufgeſtellt und an ſeinem Geburtstage um 5 Uhr früh das Schlagewerk losgelaſſen. Goethe, der gewöhnlich um dieſe Stunde zu erwachen pflegte, hört die Uhr ſchlagen; das deucht ihm ſeltſam. Er klingelt ſeinem Bedienten und ſagt ganz erſtaunt: „Hat da nicht eben eine Uhr geſchlagen? — das klang ja ganz wie meines Vaters Uhr —." Der Bediente geht in's Vorzimmer und berichtet, was er geſehn, worauf ſich Goethe ſelbſt davon überzeugt; er blieb lange ſinnend ſtehen und die Thränen traten ihm in die Augen. Er ſoll ſpäter geäußert haben, es ſey einer der ſchönſten Momente ſeines Lebens geweſen, wo die roſige Zeit der Kindheit in voller Lebendigkeit vor ſeine Seele getreten.

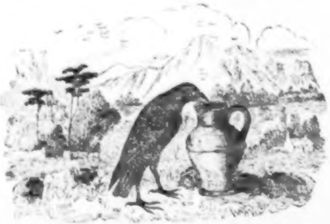
Wie bedeutſam Goethe iſt, kann nur der ahnen, der das Studium ſeiner Werke ſich zur Aufgabe gemacht. Viele wagen ſich nicht daran, Andere glauben ihn zu kennen, wenn ſie Einzelnes geleſen, und ſo werden ſie nie im Eigentlichſten mit ihm vertraut; am auffallendſten iſt aber, daß es ſo Viele, ſelbſt in ſeiner Heimath giebt, die kaum ſeinen Namen kennen und keine Ahnung von ſeinem Leben und Wirken haben. So fiel es mir ungemein auf, daß ich in Weimar mehrmals vergeblich nach Goethe's Gartenhaus fragen mußte, ehe ſich Jemand fand, der mir den Weg dahin zeigte. „Ein Prophet gilt nirgend weniger als in ſeinem Vaterlande“, fiel mir dabei ein, und ehe ich noch das Haus erreicht hatte, war folgendes Gedicht entſtanden, welches hier zum Schluß ſeine Stelle finden möge:

Goethe und Weimar.

Frag' an in Weimar: — wo ſind Goethe's Hallen? —
Du fragſt? — der Säugling wird es lallen,
Ein jedes Kind wird dir es ſagen,
Du brauchſt nicht Andre erſt zu fragen.
Du irrſt! — So Mancher weiß ja nicht,
Wie ſchön ihm ſtrahlt der Sonne Licht! —
Doch ſchiffe durch des Weltmeers Weiten,
Durchſegle raſch den Ocean,
Frag' bei den fernſten Küſten an:
„Wo lebt der Sänger aller Zeiten?“
Und ſchnell wird man auf Weimar deuten. —

Arthur Lutze.

Die Krähe und der Waſſerkrug.



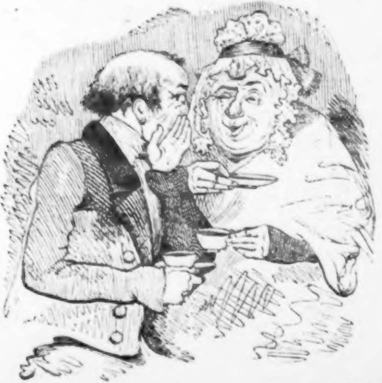
Eine durſt'ge Krähe fand
Schnitter's Krug im Felde ſtehen;
Tief im Bauche kann ſie ſehen
Waſſer, doch ſie braucht's am Rand,
Und ſie ſinnt, wie ſie's capabel,
Sich's zu fügen nach dem Schnabel. —
Erſt denkt ſie den Krug zu kippen,
Daß der Inhalt näher bringt;

Sie verſucht's mit Wippen, Schwippen,
Wo jedoch ihr nichts gelingt. —
„Halt, ich hab's! an meiner Schwäche
Ziemt es, daß mein Kopf mich räche!"
Alſo ſprechend, trägt zum Sieg
Kleine Steine ſie zu Haufen,
Wirft ſie in den Krug — da ſtieg
Nun das Waſſer. Freilich, laufen
Muß ſie, unermüdlich tragen,
Doch ſie trinkt mit Wohlbehagen!

* * *

„Nein, es geht nicht!" damit lähmt
Sich ſo Mancher. — Dumme Tröpfe,
Greift's nur an und braucht die Köpfe,
Daß die Kräh' euch nicht beſchämt! **Bertram.**

Klätſcherei.



Es giebt unter dem Geſchlecht der Schweſtern verſchiedene Grade, wie z. B. Sonntagsſchweſtern. Es ſind diejenigen, die ſich nur des Sonntags ſprechen, dafür aber getreulich berichten, was ſie in der ganzen Woche erlebt und von ſchlechten guten Freunden erfahren, oder auch ſelbſt erfunden haben. Eine andere Gattung heißt: Kaffeeſchweſtern, die als Kaffee-Imbiß heißhungrig die Schand-Chronik über die geſammte civiliſirte Welt verſchlucken, die es für das höchſte Unglück halten, daß man von den Mondbewohnerinnen nicht einmal ſo viel weiß, um ihre Sitten maltraitiren zu können. Die dritte Gattung, als die höchſte Potenz, machen die Klatſchſchweſtern aus, die zu jeder Stunde Conferenz halten und immerdar ſchlagfertig ſind, wo die Ehre des Nächſten anzugreifen iſt. Höchſt ſelten werden im Orden ſolcher barmherzigen Schweſtern Mitglieder männlichen Geſchlechts zugelaſſen, es ſey denn ein Mann von höchſt rühriger Zunge, die mit einem Wiſcher den Nächſten auf einen Zug kohlſchwärzt und der Zuhörerin angenehm heucheln kann. Ein Mann von derlei Unart findet leicht durch offene Geheimnißkrämerei das geneigteſte Ohr und gelegentlich etwas zu ſchnabeliren. Die vorliegende Zeichnung ſkizzirt uns einen ſolchen, wie er eben, vor der Wichtigkeit ſeiner Rede die Augen zudrückend, ſeiner edlen Sonntags-, Kaffee- und Klatſchſchweſter einen kleinen Artikel aus dem Werke der „Ehrabſchneiderei" zuraunt, zugleich aber mit der Hand ſeine Nachricht einhegt, damit ſie „unter uns bleibt", wie er ſagt, was immer ſo viel heißt als: „geniren Sie ſich damit nicht!" Wie entzückt blinzelt die Klatſchſchweſter mit dem einen Auge, und wie verwundert möchte ſie das andere aufreißen, wäre nicht die Sehkraft in früheren Sünden ſtark verſchwelgt worden. Mit eifriger Seligkeit hat ſie den zu Nichtsſagerei verſchwammten Kopf zu dem willkommenen Erzähler vorgebeugt, und ſelbſt der Kaffee, dies unübertreffliche Getränk, bei dem alle Klätſcher und Klätſcherinnen ausrufen:

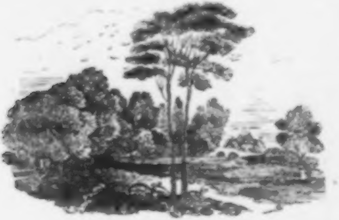
„Alle Weiber werden Schweſtern,
Wo dein holder Zauber weilt"

— der Kaffee bleibt auf halbem Wege, weicht ſogar zurück vor Erſtaunen, und die Wonne, die ihren Mund umſchwebt, verbürgt uns, daß ſie im Stande wäre, ſtundenlang es als Delice zu betrachten, wenn ſämmtlichen Nachbarn und Nachbarinnen alle Schufterei der Welt an den Hals geredet würde. Die Kaffee-Maſchine wird da zur Dampf-Maſchine der Lügen-Fabrikation, und hier beſonders kommt das alte Sprüchwort in Thätigkeit: er (oder ſie) lügt, daß ihm der Dampf zum Maule herausgeht. Dieſe Privat-Lügen aber ſind oft die allerärgſten, ſie werden von Ohr zu Ohr geflüſtert, kommen endlich an Den, deſſen Ehre damit befleckt wird, und der ſich nun oft über die abſcheulichen, aus der Langeweile gegriffenen Hirngeſpinnſte derer, die, um nicht müßig zu ſeyn, ihre Zunge mißbrauchen, abmartert und Verdächtigungen in ſein Familienleben bringt. Die Klatſchſucht und die Lüge ſind überhaupt einer der fauliſten Flecke in der

Menſchennatur, und wie das erſte Verbrechen auf Erden von der erſten Lüge herkam, ſo hat dieſe fort und fort unzählige Verbrechen und oft grenzenloſes Elend erzeugt. Wollten wir immer nach der Sentenz unſrer Vorfahren handeln, die da ſagten: „Auf jede Lüge gehört eine Maulſchelle!“ oder gäbe es eine Macht, welche dieſe Sentenz zur Ausführung brächte, ſo käm' es zu einem ewigen Maulſchelliren im Lebens-Verkehr und zu dem Geſumme des lügenhaften Klatſchens würde das Klatſchen der Maulſchellen eine unabreißbare, aber wohl geeignete Inſtrumental-Begleitung ſeyn. Der Verfaſſer dieſer Zeilen hat ſich etwas ſtark ausgedrückt, iſt jedoch überzeugt, nur Klätſcher und Lügner könnten ihm ſagen: er lüge wie gedruckt; denn jene ſchleichenden Lügen ſind der Mehlthau, der ſich an alle Blüthen des häuslichen Glückes anſetzt, und ſie leicht zerſtören kann, wenn nicht ſogleich das offenſte Vertrauen dem nagenden Verderben Einhalt thut.

Bertram.

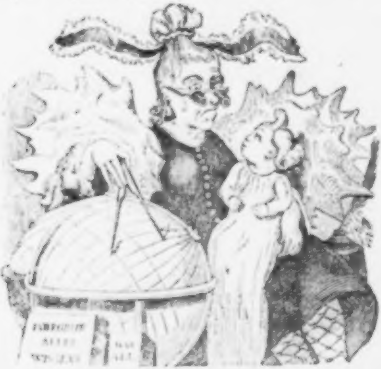
Tanne und Drombeer-Ranke.



Drombeer Ranke ſagt zur Tanne:
„Du verachteſt Büſch' und Bäume,
Die ringsum ſo freundlich ſtehen,
Liebe, das ſind Hochmuths-Träume!“
Stolz erwiedert d'rauf die Tanne:
„Wer gleich mir bis in die Wolke
Seinen Wipfel darf erheben,
Paſſet nicht zum niedern Volke!“ —
Eben nun beſchau'n die Tanne
Männer, die mit Axt und Säge,

Forſchend hier und prüfend dorten,
Schreiten durch das Waldgehäge.
Bald auch ſinkt die ſtolze Tanne
Von der Axt gefällt zu Boden;
Doch die Männer waren ſorgſam,
Nicht die Brombeer'n auszuroden:
Saßen auf gefällter Tanne,
Ließen ſich die Früchte munden,
Dankesvoll, daß nach der Arbeit
Solche Labung ſie gefunden.
Brombeer-Ranke ſprach zur Tanne:
„Dauerſt mich, biſt tief gefallen!
Demut ziemt nicht bloß dem Niedren,
Ziemt den Erdenkindern Allen;
Wer ſie von ſich wies im Glück,
Dem führt Elend ſie zurück!“ H. Gibl.

Das zwanzigſte Jahrhundert.

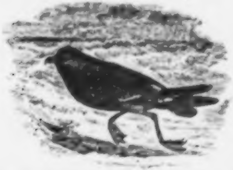


„Nur vorwärts will der Zeitgeiſt ſchweifen, er denkt an Kopfſtück nur und Dampf; will alles Wiſſen haarſcharf ſchleiſen und macht nur Alle raſcher ſtumpf!“ — ich entſinne mich nicht gleich, wo ich dieſe Reime gefunden habe; thut auch nichts, genug, ihr Inhalt ſcheint nicht ungereimt. Die Haſtigkeit iſt die hervorragendſte Eigenſchaft der heutigen Generation und weiſe Oekonomie bei Vielen nicht bloß aus dem Hauſe, auch aus dem Kopf gewichen. Betrachten wir nun die Dinge, und fragen einen Enthuſiaſten: wo ſie hinaus wollen, da giebt's ungeheure Erfolge, und es kann einem launigen Zeichner nicht verdacht werden, wenn er im Sinne des Zeitgeiſtes auf die Zukunft einen Blick thut und ihn zu Papiere bringt, wie es auf unſerm ſkizzirten Bildchen geſchehen. Es ſchiebt ſich in's zwanzigſte Jahrhundert hinein; da ſind die Frauen längſt emancipirt; d. h. ſie ſind Mann und Frau zugleich, alſo jedenfalls mehr als ein ächter Mann, der doch nicht weibiſch ſeyn darf; da ſind ferner die Großmütter, wie wir deren eine vor uns haben, Rektoren der Gymnaſial-Schulen geworden und ertheilen den umfaſſendſten Unterricht. Was kann er aber nutzen, wird er erſt in Jahren ertheilt, wo der Geiſt in natürlichem Gange faſt ſelbſtſtändig geworden iſt? Sehen wir doch in unſern Tagen ſchon Schulknaben genug, welche an Allem zweifeln, nur nicht an der alleinherrſchenden Selbſtſtändigkeit ihres Geiſtes, und wehe dem Thoren, der dieſe nicht anerkennt! Das zwanzigſte Jahrhundert iſt aber weiſer, denn es glaubt den Schulknaben, es emancipirt gleich die Wickelkinder und ſorgt dafür, daß das Ei über der Henne ſteht. Mit der Milch muß man die Weisheit einſaugen (wenn's nicht etwa beſſer iſt, den Säuglingen gleich mit Honig den Mund zu füllen), wie wir's hier vor uns ſehen. Die Großmama unterrichtet ihre Enkelin mit allen Hülfsmitteln des vorgeſchrittenen Zeitgeiſtes. An ihren geſchwächten Augen (wie ſie bekanntlich jetzt ſchon bei der Jugend überhand genommen) hat ſie ſtatt der profanen Brillen zwei Perſpektive, womit man nicht bloß über das All hinweg, ſondern auch in die Seele hineinſieht; es ſind wahrſcheinlich verſublimte Hydro-Oxigen-Gas-Mikroſkope, die beſonders das Gewiſſen der Kinder in unermeßlichem Umfange ſchauen laſſen. Statt der Ohrbaumeln hat Großmama-Rektor Taucherglocken in Miniatur; ihr Kopfputz iſt zugleich Segel und Fallſchirm und die Füße ſind mit Schwimmhäuten umnetzt, damit man raſch, ohne weitere Beihülfe, zu Waſſer gehen kann. Ihre Aermel ſind Flügel mit Gas gefüllt, um allzeit auch eine Luftfahrt machen zu können, zu welcher Füllung der Haarwuchs des Kindes ebenfalls benutzt iſt. So ſchwebt Großmama-Rektor mit ihrer noch unmwindelten Enkelin, die, den Werth jeder Minute ſchon kennend, andächtig ſich mit Worten päppeln läßt, leicht in alle Regionen, dort ſogleich ihren Unterricht durch des Kindes eigene Anſchauung (des Himmels und aller Welten, der ſichtbaren und unterirdiſchen) in deſſen Hirn zu befeſtigen, und ſo alsbald den praktiſchen Eindruck mit der Stuben-Gelehrſamkeit zu verbinden. Jetzt iſt ſie eben bei dem Erdball, und was ſie Vormittags mit dem Cirkel umfaßt, ſey's auch ein ganzer Welttheil, das wird Nachmittags als Erholung oder Spazierfahrt zu Flügel oder zu Segel in der Wirklichkeit durchmeſſen. — Der „Inbegriff des Wiſſens" iſt auch, wie man ſieht, zu einer Geſammt-Ausgabe in einem Bande geworden und „Das All" ſogar zum Taſchenbuch verarbeitet; denn was da iſt und wird, iſt und wird nun Jedem von ſelbſt zu klar, als daß überhaupt noch etwas aus Büchern zu holen wäre. Wir aber ſtehen ob eines ſo gewaltigen Vorwärtsſchreitens, das unſre mährchenhaften Siebenmeilen-Stiefel-Schritte zu einer Schnecken-Bewegung macht, wie verdutzt da. Wir beben vor ſolchen Erſcheinungen der Zukunft, wogegen alle unſre jetzigen Wunderkinder, an denen doch ein erklecklicher Ueberfluß iſt, leider (mit Reſpekt zu ſagen!) wie Strohköpfe erſcheinen, in gerechtem Erſtaunen zurück, und ſprechen zu uns: Heilige Vorſicht, wie ſoll das enden! Wir haben ſchon mitunter Kinder, die vor lauter Wiſſen nicht wiſſen, wo ſie hin ſollen, wenn es darauf ankommt, das wieder zu erwerben, was ihr Hirn Ballaſt gekoſtet hat; die vor lauter gelehrten Folgerungen in der Folge nichts zu beißen und zu brechen haben; wie ſoll's nun werden, wenn man wirklich erſt weiß, was man angeblich gar nicht wiſſen kann!

Lieben Freunde, macht euch keinen Kummer! Der Zeichner da hat den im Streben übergeſchnappten Zeitgeiſt treffend genug verſpottet, aber er erkennt es mit uns, wie ſehr dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel hinein wachſen. Mit Denen aber, die da meinen: im Häufen des Wiſſens allein ſtecke Alles, ſtreitet euch nicht, denn „Disputirer ſind ſchlimmes Pack, ſuchen den fünften Zipfel am Sack!" Das Wiſſen iſt nothwendig, aber es muß werkthätig werden, muß in's Leben eingreifen, die Erfahrung mitreden laſſen. „Der Doktor und der Bauer im Verein, wiſſen mehr als der Doktor allein!" ſagt das Sprichwort; darum laßt eure Kinder lernen und beſchauen, aber zu rechter Zeit auch an die Nutzanwendung denken. Was nicht aus dem Kopf in die Hände geſäet wird und aus den Händen zum Erwerb fruchtet, kann immer noch was werth ſeyn, aber doch nur nebenher; es iſt nicht der Halt im Leben, wonach das Trachten doch hauptſächlich gehen muß. Wer in ſeiner geiſtigen Richtung zwar tüchtig lernt, ſich aber endlich ſelbſt weiſe beſchränkt, nicht mehr umfaſſen will, als er auch begriffen hat und handhaben kann, wer — mit einem Wort — Wiſſen und That glücklich zu verbinden weiß, das iſt der rechte Mann und dürfte endlich heiter und mitleidig den auf bloßen Bücherkram weiter Stolzirenden zurufen:

O Freunde, bedenkt:
Einſt ſeyd ihr zerriſſen und hungrig vom Wiſſen;
Ich hab' mich gelenkt
Zu weniger wiſſen und weniger miſſen!

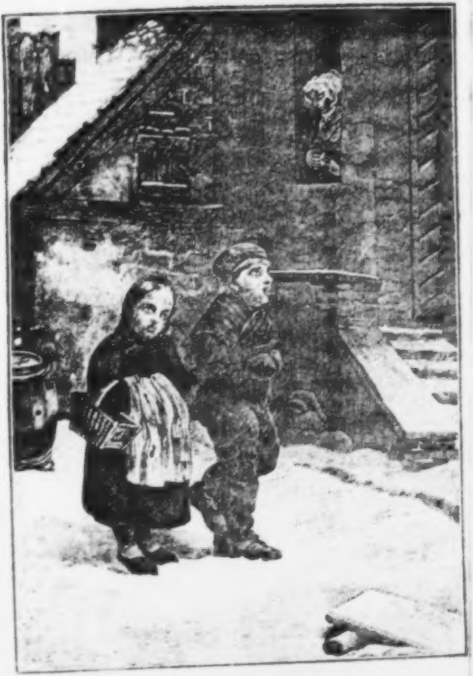
Der Sturm-Vogel.



Dieſer kleine Vogel hat in der Matroſen-Taufe ſeinen Namen empfangen, weil die Seeleute, die, wenn's möglich iſt, vom Aberglauben noch ärger beſeſſen ſind, als die Landleute, ihn als Verkünder eines argen Sturmes betrachten. Das unſchuldige Thierchen wird allerdings nur auf offener See geſehen, und kommt auch wirklich bei ſtürmiſchem Wetter den Schiffen am nächſten, ja es wagt ſich wohl oft auf die Schiffe ſelbſt, aber keineswegs als Prophet, ſondern als ein Hungriger, der bei hochbewegter See ſein Futter nicht zu finden weiß und es bei den Menſchen ſucht. Sein Erſcheinen hat etwas Eigenthümliches, indem der Sturmvogel auf der See mehr geht als fliegt, wie wir's hier ſehen.

Die Kinder im Schnee.

Gotteslohn zum Pfande ſetzend, verſuchen es hier zwei Kinder auf dem Hofe eines Hauſes, das Mitleid durch frommen Geſang anzuſprechen. Die Armen ſtehen im Schnee und Wind draußen vor der Thür und ſingen, zähneklappernd vor Froſt, während ſie mit den Beinen ſchnellen Takt dazu trippeln, wahrſcheinlich irgend ein Lied, das von Himmelsfreuden ſpricht, obwohl ſie auf Erdennoth deutende Anſpielungen zur Begleitung geben. Das Körbchen am Arm des Mädchens iſt leer, die Hände hat ſie zwar unter der Schürze verborgen, aber das Tuch um den Hals hat der unbarmherzige Begleiter von Bruder ihr abgenommen und ſich damit ausgeſtattet. Ueberhaupt iſt das Mädchen idealiſirend, während der Burſche ſchon mehr materiell iſt; er hat die Mütze über die Ohren gezogen, ein Tuch um Hals und Schultern, Handſchuhe und Stiefel von dem Allen weiß das Mädchen nichts und dennoch ſieht ſie weit beruhigter aus und wendet in ihrem Geſange die Blicke gedankenvoll in die ferne Zukunft hinaus, während er die ſeinen nur auf die



Gaben richtet, die etwa von oben kommen könnten. Von ihm noch unbemerkt läßt ſich eine mildthätige Hausfrau ſehen, die eben eine Gabe in Papier gewickelt hat, um ſie hinaus zu werfen. Gewiß ſteht den Armen eine verhältnißmäßig gute Gabe bevor, denn um eine gar zu geringfügige Wenigkeit wird dieſe gute Hausfrau nicht das Fenſter in ſolcher Jahreszeit öffnen, und wo ſie nicht helfen kann, lieber ihr Bemitleiden zurückziehn, das ſichtbar auf ihrem Antlitz herrſcht. Am ſchönſten aber iſt es noch, daß dieſe Frau ſelber nicht reich und nur die wirthliche Frau eines Arbeiters zu ſeyn ſcheint. Sie denkt gewiß:

Den Armen geben, mindert nicht das Gut,
Wenn man's nur guten Herzens thut!

Heringsdorf.

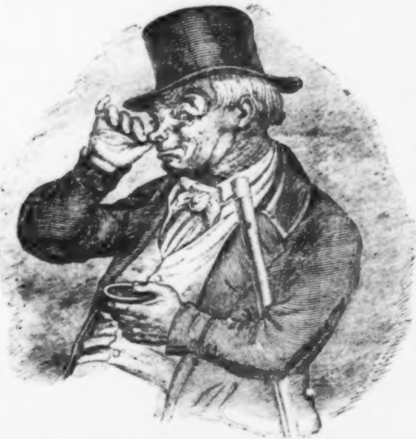
Etwa eine Meile weſtlich von Swinemünde, nachdem man auf dem glattgeſpülten Sande des Oſtſeeſtrandes dem Fiſcherdorfe Aalbeck vorübergefahren iſt, erhebt ſich die Küſte zu beträchtlicher Höhe und tritt, mit ſtattlichen Buchen gekrönt, in die See hinaus. Hier findet man, hinter dem ſchmalen Streifen hoher Bäume, welche die Axt verſchont, eine große Strecke des weit ausgedehnten Buchenwaldes thalwärts und auf der Höhe ausgerottet und mit Feldern, Gärten, Wieſenwuchs, niedren Fiſcherhütten und freundlichen Landhäuſern bedeckt. Das unaufhörlich ab- und aufſteigende Terrain giebt der Gegend einen ſehr maleriſchen Reiz, dem üppigen Laubwalde eine unendliche Abwechſelung der Anſichten; ſo daß man ſich tagelang darin ergehen kann, ohne auf eine Wiederholung des ſchon Geſehenen zu ſtoßen. Zu dieſem freundlichen Aufenthalte haben ſich ſeit etwa zwölf Jahren die Oſtſee-Badegäſte hinzugedrängt. Von Jahr zu Jahr hat ſich deshalb die Zahl der Landhäuſer und der gaſtlich eingerichteten Fiſcherwohnungen vermehrt, ohne dem Bedürfniſſe der Beſuchenden völlig zu genügen. In der That bietet die unmittelbare Nähe der See mit ihrem heilſamen Luftzuge, der kräftige Wellenſchlag an der freiliegenden Küſte, der ſtärkende Aufenthalt in der ſchönſten Wald-Natur und die anziehende Unterhaltung im engeren geſelligen Kreiſe, ſo viele Vorzüge, daß dagegen die vollſtändigere Bade-Einrichtung und der geräuſchvoll, elegante Verkehr größerer Badeorte leicht zu entbehren iſt; um ſo mehr als die wirthliche Einrichtung in Heringsdorf jedem billigen Anſpruch an Lebensgemächlichkeit vollſtändig genügt.

Das mitgetheilte Blatt zeigt die Fiſcherhäuſer von Heringsdorf, am Feld- und Wieſengrunde ſich hinziehend, umringt von den übereinanderſteigenden Waldhöhen; zur Seite eines der freundlichen Landhäuſer. Eine andre Anſicht, nach der Seeſeite zu, wird der nächſte Jahrgang geben; wir wollten hier nur von einem, wahrſcheinlich bald mehr in Rede kommenden Ort, das erſte ſkizzirte Bild bringen, zu dem wir eine Zeichnung von Ed. Devrient (dem auch als Theaterdichter rühmlichſt bekannten Sänger und Schauſpieler der Hofbühne zu Berlin) benutzten.

Der Tabacksſchnupfer.

„Eine Priſe iſt das halbe Leben", hört man manchen Tabacksſchnupfer ausrufen, und er hat nicht unrecht. Zunächſt dem Schlafe kann bei ſtarken Schnupfern dieſe Naſenfütterung die meiſte Zeit des Tages hinnehmen, und ſo geht vielleicht einem ächten Schnupfer von Profeſſion nicht viel weniger als das halbe Leben in den Priſen darauf. Freilich ſage ich: den Schnupfern von Profeſſion, denn wir, wir gewöhnlichen, profanen, während des Schnupfens mit ganz andern Dingen beſchäftigten Perſonen, die wir die Priſe oft lachend und ſpaßend, fern von aller Würde, allem Ernſt, den dies wichtige Geſchäft erheiſcht, nehmen, wir Unſeligen, die nach genommener Priſe ſogleich zum frühern Geſchäfte gedankenlos oder gedankenvoll zurückkehren, ohne der großen vollendeten Verrichtung nachzudenken, wir gehören eben ſo wenig in die Kategorie eines zünftigen, wirklichen Schnupfers, wie wirkliche wahre Schnupfer in ihrem ganzen Werthe ſchon anerkannt ſind. Der wahre Schnupfer, der Schnupfer, wie er ſeyn ſoll, iſt freilich ſelten wie jedes Ideal; denn in der That iſt er ein ſolches und wir geben zu ſeinem Portrait auch eine kleine Skizze ſeines umfangreichen Geſchäfts. — Wir gewöhnlichen Menſchen nehmen leichtſinnig die Doſe aus der Taſche, ſchon dies iſt ein Verbrechen wider den Ernſt der Sache. Die Naſe, dieſes heilige Werkzeug, in das uns der Odem eingeblaſen iſt, ſoll gefüttert werden, welch ein hoher Beruf! Der ächte Schnupfer ſpielt nicht mit der Doſe, bewahre, er trägt ſie in der Weſten- oder Rocktaſche ſicher und dennoch immer zur Hand; treibt ihn der heilige Drang zum ernſten Geſchäft, ſodann nimmt er die Doſe langſam bedächtig heraus und hält ſie in feierlicher Würde eine kurze Pauſe wie wiegend in der rechten Hand, alsdann ſtellt er ſie auf die flache Linke, umſpannt ſie mit den Fingern, beſieht ſie und findet ſich ein Körnchen darauf, ſo ſchnupft er es unmittelbar mit der Naſe auf. Entfallen bei dieſem Experiment einige Körnchen, ſo werden ſie nach vorhergegangener Beſichtigung mit dem Zeigefinger aufgetippt und nach nochmaliger Beſichtigung auf dem Finger aufgeſchnupft. Iſt nun die Doſe rein, ſo fährt er mit der flachen Rechten glättend über den Deckel, während eine Art zufriedenen Lächelns das Antlitz umſpielt. Jetzt öffnet er ſeine Doſe, aber nicht ſo leichtſinnig wie wir, ſondern im Reſpekt vor dem herrlichen Naſenfutter klopft er erſt bedächtig an, bevor er ſeinen Beſuch abſtattet. Noch eine kleine Pauſe und die Doſe wird geöffnet. — Nun wird der Deckel umgedreht, und mit dem Nagel des kleinen Fingers Kante und Winkel von dem edlen Schwarz gereinigt, das ſich allhier zuſammengeſetzt hat. Iſt dieſes Geſchäft vollzogen, ſo wird der Deckel unter die Doſe geſchoben und der Inhalt bedächtigen Blickes gemuſtert. Selten befindet ſich dieſer in einem makelloſen Zuſtande. Hier liegt zu viel auf der einen Seite, dort findet ſich ein weißes

Stäubchen, hier liegt er zu feſt, dort zu locker, hier zu feucht und dort zu trocken. Eine Pauſe vergeht, ſodann wird mit dem Zeigefinger gemiſcht und untereinander gerührt, ſo daß die Qualität ſich völlig ausgleicht. Iſt dies geſchehen, dann wird bedächtig von den Seiten der Doſe das unübertreffliche Naſenfutter nach der Mitte geſchoben, wo ſich nach und nach ein kleiner Berg bildet. Dieſer Berg der Berge trägt auf ſeinem erhabenen Rücken die große Beſtimmung, von dem wahrhaften Schnupfer einen Angriff mittelſt des Zeigefingers und Daumens zu erdulden, und die Priſe iſt gebildet. — Dieſe wird nun mehrere Male über der Doſe bedächtig geſchüttelt, ſo daß da abfalle, was nicht feſt iſt. Sodann kommt die Priſe, in ehrfurchtsvoller Begleitung der untergehaltenen Doſe, der Naſe auf halbem Wege entgegen und die wichtige Verrichtung beginnt.

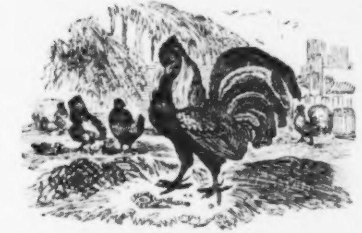


Das edle Antlitz des Schnupfers nimmt jetzt in ſeiner ſinnend betrachtenden bisherigen Miene eine neue Wendung, man könnte ſagen Reform, vielleicht gar Revolution an. Das Kinn, Unter- und Oberlippe, die Naſe, Augen und Stirne, Alles wird bis zur allermöglichſten Möglichkeit verlängert, und es beginnt ein Aufathmen, als gälte es den Erdball zu verſchnupfen. In der Naſe aber geht eine wirkliche Revolution vor. Das Alte wird fliehend zurückgedrängt und in wildem Sturm fliegen wie böſe Geiſter die neuen Tabackskörner zur Hälfte in den rechten Naſenflügel. Nach dieſer Begebenheit nehmen alle Mienen wieder den Normalzuſtand an und die eingeathmete Luft wird durch den Mund getrieben. Von Neuem beginnt nun eine Gegen-Revolution, das Geſicht verkürzt ſich und von unten und oben drängt ſich Alles zur Naſe hin, die, wie ein verſchlingend Ungeheuer, jetzt in krauſen Falten liegt. Aber nicht lange währt es und abermals beginnt der Kampf; was die Scylla des rechten Naſenflügels nicht verſchlungen, entgeht der Charybdis des linken Flügels nicht; das Geſicht reckt ſich mächtiger in die Länge, wieder jener aufathmende Sturm, wieder jene Pauſe, wieder jenes Ausathmen des Mundes und endlich wieder jenes Zuſammendrängen des Antlitzes nach der gefütterten Naſe, und die Hauptpriſe iſt genommen. — Nun wird bei einem kleinen Aufſchnupfen der Daumen an den rechten und der Zeigefinger an den linken Naſenflügel gebracht, wodurch Deſerteure und Nachzügler vertilgt werden, und um ganz unparteiiſch zu ſeyn, wendet ſich die Hand, Zeigefinger und Daumen wechſeln ihre Plätze, und die Priſe iſt vollſtändig. Es findet ſich nicht ſelten, daß das ganze Verfahren wiederholt wird, doch weiß auch die Weltgeſchichte von Fällen zu erzählen, wo es drei, ja ſogar vier Mal geſchah; Schande aber wäre es dem wirklichen Schnupfer, nicht wenigſtens eine kleine Priſe noch zu nehmen. — Hienach wird der Taback in der Doſe beſehen, die während des Aktes in der Linken ruhig und ſicher dalag, und die von der wahrhaftigen Priſe abgefallenen Körner werden reuig in ihren Mutterſchooß aufgenommen. Der einſtmalige Tabacksberg kommt in Betrachtung. Er hat ſich in zwei beträchtliche ſpitze Hügel getheilt, die durch einen Bergkamm verbunden ſind. Die Spitzen beider Hügel werden, wenn nicht verſchnupft, doch eingedrückt mit dem Zeigefinger und dieſer wird abgeſchnupft, ſodann die ebne Fläche wieder hergeſtellt, der dabei thätig geweſene Finger wieder abgeſchnupft; abermals entgeht irgend eine die Ebne unterbrechende Erhöhung dem Schickſal nicht, zu einer Miniatur-Priſe zu dienen, mit ſchwachen Zeremonien genommen. Endlich wird der Deckel bedächtig hervorgeholt, inwendig betrachtet, gereinigt, nicht ſelten geglättet und ſodann aufgedrückt. Nun folgt eine feierliche Stille, der Schnupfer iſt wie in Andacht verſunken, bis ein Klapp auf den Doſendeckel den Beſchluß giebt und die Doſe wird langſam auf ihren alten Ort gebracht.

Dieſe kurze Skizze mag genügen, um die Wahrheit zu bethätigen, daß dem wirklichen Schnupfer von Profeſſion die Priſe das halbe Leben iſt.

N. R—n.

Der Hahn und das Juwel.



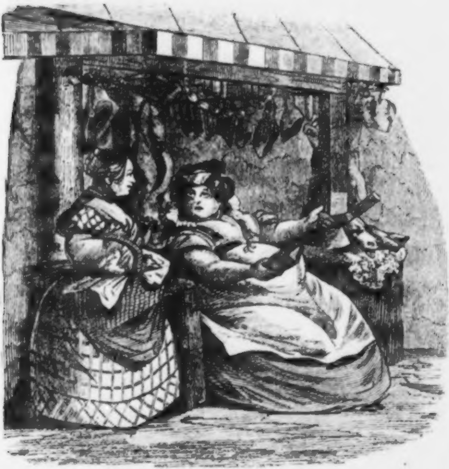
Der Hahn war hungrig und ſcharrt und ſcharrt,
Da glänzt aus dem Staub' ein Juweel;
„Ei", ſprach er, „ich hab' auf ein Körnchen geharrt!"
Und machte vom Aerger kein Hehl.
„Was ſoll mir denn wohl die dumme Pracht?
Die hat noch keinen zum Satten gemacht,
Wie ging ich im Suchen ſo fehl!"

* * *

Wenn Einer den Hahn noch beneiden mag,
Dann dreſch' er am leeren Stroh! —
Bringt euch das Nothwendige jeder Tag,
So dankt eurem Gott und ſeyd froh.

Die unterbrochene Lektüre.

Es iſt doch was Edles um den feinen Geſchmack, den ſinnlichen wie den äſthetiſchen; das haben wir im vorigen Jahrgange an der Amme, der Liebhaberin des „Rinaldo", erfahren, und hier iſt ein Seitenſtück. Auf unſerm Bilde treten die beiden „Geſchmäcker" in vieler Beziehung in Colliſion und die edle Aeſthetik ſiegt, wenn auch durch Hülfe eines Witzes, dem man eigentlich in der literariſchen Welt nicht ſelten die Aeſthetik abſpricht. Da iſt ein edles Fräulein von der Küche, eine thätige Vertreterin des feinen Ge-

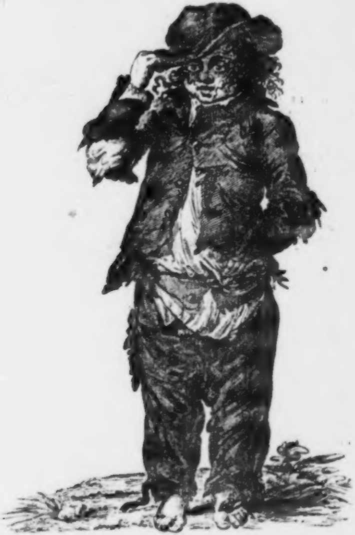


ſchmacks. Auf dem, mit gewiß ſehr zarten Gaumengenuß-Mitteln gefüllten Hand- oder Küchenkorb, den das Fräulein diesmal wirklich ſelbſt trägt, ſitzt in friedlicher Eintracht einiges Geflügel, bei deſſen Zubereitung gewiß jedem Mann von feinem Geſchmack ſchon das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Während nun die Mohrrüben als zarte Andeutungen eines Gemüſes rechts hervorlauſchen, wiegt die Tochter des feinen Geſchmacks in ihrer zarten Linken eine jungfräuliche Kalbsniere, und der erhobene Daumen, wie das edle Antlitz, das aus lauter eigenen und fremden Locken zu beſtehen ſcheint, ruft mit Verwunderung die erhabenen Worte aus: „Aberſt warum ſeynd ſe denn ſo kleene?" — Ungelegner konnte keine Frage der eingebildet-äſthetiſchen Dame des Fleiſchladens kommen, die patriarchaliſch im Schatten ihres Daches lagert und als gute Hauswirthin die Lücke, die den Eingang zwiſchen den beiden Hauklötzen bildet, wenn auch durch ihren eignen Leib, auszufüllen bemüht iſt. Denn trotz dem, daß über ihrem Haupte verhängnißvoll Keulen, Schinken und Schlackwürſte ſchweben, ein Wurſtring ihr Haupt umkränzt, ein Schwein ihr zur Linken, ein Kalbskopf zur Rechten prangt, ja ſogar ein ganzes an einer Säule hängendes Kalb mit ſchmachtend geſchloſſenen Augen die Arme nach ihr auszubreiten ſtrebt, trotz allen ſinnlichen Genüſſen war es doch die edle deutſche Literatur, die, in Form eines Taſchenbuchs auf der Wölbung ihres Leibes ſchwebend, von der linken Herzenshand liebend erfaßt, ſie ſo eben in Entzücken zu verſetzen begann, und aus welcher ergriffenen und ergreifenden Lektüre jene profane Nieren-Frage ſie geriſſen. Kann es uns wundern, wenn die edle Literaturfreundin ihre in Wohlgenährtheit ſchwimmenden, von den Locken-Polſtern beſchatteten Augen in Zorn auf die unäſthetiſche Fragerin wirft, und mit feiner Anſpielung ſagt: „Wenn ick oder mein Mann die Kälber allene beſorgten, denn machten wir ſe aus lauter Niere, ſo aberſt ſeynd ſe nich anders!“ — Das iſt, was man „patzig“ nennt, und die Dame des Fleiſchladens hat offenbar von der Literatur nichts weiter profitirt, als den Dünkel, ſich für gebildet zu halten, während die niedrige Geſinnung unwillkührlich aus ihren Worten herausſchlägt. Auch wer nur, wie man ſagt, zum Zeitvertreibe lieſt, ſoll die Bücher ſo wählen, daß er damit das Herz beſſert, den Geiſt reinigt; eine Lektüre, die das Gegentheil thut, gehört zu den Giften, womit man nicht bloß die Zeit, ſondern auch ſein beſſeres Selbſt durch und durch verdirbt.

Betteljungen und so weiter.

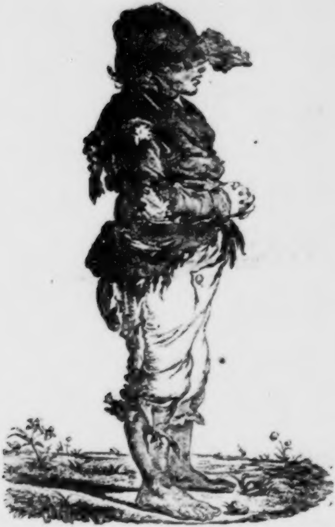
Im Jahrgange für 1837 ſind unter dem Titel „Betteljungen und ſo weiter“ mehrere aus dem Volksleben aufgegriffene, vom Profeſſor Buchhorn gezeichnete Geſtalten im Bilde mitgetheilt, begleitet von Bemerkungen, wie ſie eben aus der Anſicht der Bilder hervorgingen. Die Sammlung dieſer Zeichnungen iſt reich genug, um eine ſolche Gallerie fortzuſetzen, was geſchehen wird. Einſtweilen wollen wir hier noch drei der Bettelgeſtalten aufſtellen.

Die Bettelbuben ſind die wahrhafteſten Diener des Augenblicks. Sie richten ihr Auge nicht weiter in die Zukunft, als bis es auf eine Reiſekutſche, oder einen reichen Spaziergänger trifft; ſodann beginnt eine ſtumme Zeichenſprache, eine Art von telegraphiſcher Erklärungsweiſe, welche die Worte verdeutlichen ſoll: „Schenken Sie einem armen Bettelbuben Etwas!“ — „Vor einem Kinde in der Wiege hab' ich großen Reſpekt, wer weiß was aus ihm einmal wird!“ ſagte ein großer Philoſoph; man könnte von



Betteljungen ein Gleiches ſagen. Wird ihn ein gütiger Zufall dem Untergange retten, und ihn auf ein thätiges für den kommenden Tag bedachtes Leben führen; wird er ſeinen Weg weiter auf der Bahn des heutigen Schlendrians fortgehen, oder iſt er gar beſtimmt, Mitglied der forſchenden Geſellſchaft zu werden, die ihre Unterſuchungen nur bis auf Taſchen und Kaſten ihres

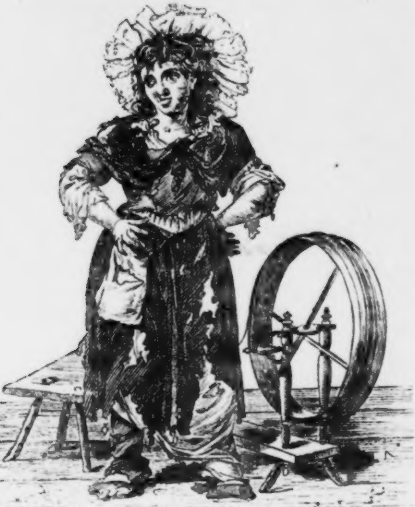
Nächſten erſtreckt! Oder legt ihm das Glück wohl gar die Schlinge, ihn auf die Ebers-Höhe eines für Freiheit und Gleichheit verkehrt entflammten Bundes zu heben, daß er ſich der verfänglichen Kunſt der Wegelagerer widmet, um ſeinen Wahlſpruch: „die Börſe oder das Leben!“ jedem mit vollen Taſchen Vorüberziehenden, weß Glaubens und Standes er auch ſey, mit der Piſtole in der Hand zuzurufen! Wer weiß es, wie weit dieſe Beſtimmungen ſeiner Zukunft gehen! Das vorliegend abgebildete Exemplar gehört auch zu jener Reihe und wir wollen ihm, wenn nicht die Linien der Hand, doch mindeſtens die des Geſichts für die Zukunft zu deuten ſuchen. — Er ſtellte ſich unſtreitig zur Klaſſe der Honorigen. Die Locken, die der Wind ihm um die dicken Backen peitſcht, dem er eben den Rücken zugekehrt zu haben ſcheint, wären in guten Umſtänden vielleicht behülflich, den Kopf für ſchön gelten zu laſſen, und unſer phlegmatiſcher Burſche ſcheint es ſelbſt zu meinen. Mit einer gewiſſen Zuverſicht blickt er wahrſcheinlich nach einer ſich nahenden Reiſekutſche und in geſpannter Erwartung hat er ſchon den Hut ergriffen, der die Gabe auffangen ſoll: denn leider iſt er nicht im Stande, die andere Hand darnach auszuſtrecken, indem er die herablaſſenden Beinkleider, die ihm faſt zermalmt zu Füßen fallen wollen, damit zu ergreifen ſucht. Dazu haben ihm ein Paar ungetreue Ellenbogen und Knopflöcher der Jacke Reißaus genommen und dem angehenden Diogenes ſind nur wenige Knöpfe an Jacke und Hoſen treu geblieben, die aber eben ſchon zu ſehr im Wanken begriffen ſind, um ihrer Haltbarkeit viel zuzutrauen. — Was aber ſteckt unter dieſer Hülle, die wir im Abriß abgeriſſen vor uns ſehen! — Es ſcheint ein gutmüthiger phlegmatiſcher Junge zu ſeyn, der eines tüchtigen Lebens und einer ordentlichen Thätigkeit nicht ganz unfähig iſt, ſobald er wieder zu derſelben gewöhnt wird. Die Eleganz, mit welcher er ſein bischen Lumpen zuſammenhält, zeigt ebenfalls auf einen ſchamhaften Ehrgeiz hin, der wohlthätig in ihm wirken kann, und wenn er in gute Hände kommt, ſo iſt er vielleicht für's Leben gerettet. — Wie aber im entgegengeſetzten Falle! — Nun das läßt ſich ſchwer behaupten; aber jedenfalls beſitzt er kein großes Feldherrn Talent, und ſchwerlich wird er es bis zu einem ſchlauen Diebe bringen. Auf dieſem Wege wäre er wohl beſtimmt, bald Mitglied der geſchloſſenen Geſellſchaft zu werden, die beim Spinnweſen in Spandau, oder ſonſt wo angeſtellt iſt. — Wünſchen wir ihm, daß ſein Schickſal nur das Beſte von ihm herauswende; ſchade wär' es nun einmal, wenn er in der Taugenichtſerei fortſchritte, ſtatt daß ſeine, durch die offenen Züge bewährten guten Anlagen irgend einen Kenner finden ſollten, der mit Ernſt daran ginge, einen Menſchen aus ihm zu machen. Das müßte er freilich raſch thun, denn das alte Sprüchwort ſagt: „Weß Hand erwärmt den Bettelſtab, der kehrt vom Guten ganz ſich ab.“



Dieſer Betteljunge perſonificirt das angehende Schmarotzer-Talent, jene Schmeerbauch-Bettelei, die ſich nicht ſelten unter der abgeriſſenen Maſſe darſtellt. Dieſem Jungen iſt ſchon der Gott aus dem Herzen in den Bauch gefallen und er huldigt nun dieſem durch den Repräſentanten, den Magen. Alles an ihm, das Eſſen ausgenommen, iſt ihm gleichgültig, er wäre im Stande ohne ein einzig Stück Kleid umher zu wandeln, könnte er es verzehren, und Alles was er liebt, liebt er im buchſtäblichen Sinne zum Auffreſſen, ſo daß er im Extrem dem Sprüchwort dient:

„Erſt der Magen, dann der Kragen!“ der ihm ſchon ganz fehlt. Wahrſcheinlich ſieht er jetzt, wie er hier vor uns ſteht, von Ferne einen, zur Gabe fähigen Menſchen nahen und erwartet dieſen mit offnem Munde. Sehr glücklich hat uns der Maler faſt nichts weiter vom Geſicht ſehen laſſen, denn Alles außer dem Munde iſt dieſer Figur gleichgültig, und wenn es wahr iſt, daß es im Menſchenleben Augenblicke giebt, in denen man dem Weltgeiſt näher iſt als ſonſt und eine Frage frei hat an das Schickſal, ſo möchte dieſer Junge wohl als die wichtigſte Frage aufſtellen: wozu man zwei Augen habe, um einen Gegenſtand zu ſehen, und nicht einen doppelten Mund, um doppelt verzehren zu können. Er hat ſeine Hände über dem Magen gefaltet und wartet bequem, indem ſein angehender Schmeerbauch ſchon um etwas ſeine Arme unterſtützt, der Dinge, die da kommen ſollen. Was die Zukunft dieſes Jungen werden ſoll, läßt ſich kaum angeben; jedenfalls iſt er weder zur Arbeit noch zum ächten Handwerk der Wegelagerer-Kunſt anſtellig, ſeine bequeme Natur dürfte ihn ſchwerlich zum verwegenen Diebe machen und ſollte ihn das Geſchick einmal nächtlings in das Haus ſeines Nächſten führen, ſo kann man ſicher ſeyn, ihn wie eine Kellerratte irgend in der Küche oder Speiſekammer eingefreſſen zu finden, ſo daß man ihm wohl rathen dürfte, ja nicht durch einen engen Einbruch in irgend eine Mundvorraths-Kammer zu ſchleichen, wenn er nicht eines bequemern Ausgangs ſicher iſt, indem ſein Leib gewiß des Guten ſo viel genießen wird, daß er nicht, bevor er ſich wieder ausgehungert, durch ſeinen ſchmalen Eingang entſchlüpfen kann. „Wie Einer ißt, ſo arbeitet er“, ſagt man. Das paßt aber bei denen nicht, die aus dem Eſſen eine Arbeit machen, die ihnen von frühſter Zeit anerzogen wurde (denn Gefräßigkeit iſt nicht angeboren, ſondern angeübt). Unſer Burſch wird ſich nie ein ander Geſchäft wünſchen und ſuchen, als das Eſſen, darin etwas Tüchtiges leiſten und keine andre Philoſophie haben als: „Gegeſſen muß ſeyn, und wenn jeder Baum ein Galgen wäre!“

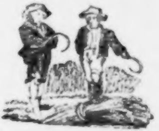
Ein neues Bild, das einer Bettlerin, reiht ſich hier der Gallerie an. Sie ſteht freilich nicht mehr auf ſo freien Füßen, wie ihre Leidensbrüder, die arbeitsfaulen Tagediebe, vielmehr iſt ſie wirkendes Mitglied einer wirklichen Spinn-Anſtalt geworden, und ihr früheres Leben mag ſo zerriſſen geweſen ſeyn, wie es jetzt ihre Kleider ſind. „Wie ſie ſpann, ſo hat ſie an!“ iſt eine Bemerkung von unſern Vorfahren; wenn dieſe Vettel aber ſich früher das Material zu ihren Kleidern hätte ſelbſt ſpinnen und weben müſſen, ſähen wir ſie wahrſcheinlich ganz paradieshaft, während ſie jetzt in den Lumpen der Unehre vor uns ſteht. Die zarten Fäden, die ſie nun zwangsweiſe aufwindet, ſind gewiß ſtarke Bande, die ſie an das Leben und eine Anſtalt knüpfen, die man im gewöhnlichen Leben „Zuchthaus“ nennt; aber man ſieht es ihrer Stellung an, in welcher ſie, die Hände wie zum Tanz an die Hüſten gelegt, nach-



ſinnend verweilt, daß ſie gern all jene Feſſeln, die ſie an ihre Beſchäftigung binden, heroiſch zerreißen möchte, um hinaus in die Welt zu können, wo ſie die Tage in vergnügter Lüderlichkeit zubringt, und daß ſie lieber auf nackten und freien, als jetzt mit zerriſſenem, ehemaligem Schuhwerk bekleideten Füßen umherwandeln wollte. Sie denkt vielleicht über die Emancipation der Frauen nach, hält ſich jedenfalls derſelben würdig. Vom Kopf bis zur Sohle iſt ihr Daſeyn eine Wunde; das Haar in Schlangenwindungen geworfen und voller natürlicher Ungebundenheit; die Haube darüber aufflatternd gen Himmel wie ihre Phantaſie; der Hals halb verhüllt, halb entblößt, darüber aber ein zerriſſenes Tuch wie ein Shawl in kunſtvollem Wurf; Unterrock und Hemde ſind im Kampf, um vom lieben Tageslicht beſchienen zu werden, voll Durchbrüche und Lücken; die Taſche an der Seite findet, mehr als der Mond in den Nebenmonden, in jedem Riſſe eine Nebenbuhlerin, und endlich die leider einſtmaligen Pantoffel, die könnten, wenn ſie nicht auf den Füßen paradirten, als Preisräthſel in ihrem Daſeyn genommen werden. So ſteht die Heldin des Fadens vor uns da, in tiefen, halb theilnahmloſen, halb intereſſanten Erinnerungen verſenkt, voll Melancholie darüber, daß ſie hier in's Garn gehen mußte. Ohne Zweifel iſt ſie aber für das Neue höchſt begeiſtert, und wünſcht nichts ſehnlicher als einen neuen Anzug, einen neuen Zuſtand und eine neue verbeſſerte Welt, in der es für die Zuchtloſen keine Zuchthäuſer mehr giebt. Genug, ſie denkt wohl an Vieles, nur nicht an die Beſſerung, und ſo müſſen wir denn wünſchen, daß ſie zu einiger Unterhaltung in ihrer Einſamkeit noch lange zu ſingen habe:

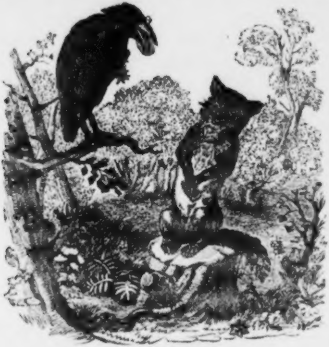
„Wo ich gern bin,
Da darf ich nicht hin;
Aber was ich nicht mag,
Das hab' ich alle Tag'."

Wir aber wollen nur noch hinzufügen, daß Niemand, der in der Sünde verkehrt und untergeht, etwa ſprechen dürfte: warum hat's mir an Rath und Warnung gefehlt! Daran fehlt es Keinem, der ſich in der Welt ehrlich umſchaut, und ganz gewiß iſt Jedem ſein eigenes Gewiſſen ein Schatz- oder Schuldbuch, wie er's nun eben treibt. Wo Armuth und Redlichkeit beiſammen wohnen, da ſchafft ein gut Gewiſſen doch täglich Wohlleben, wogegen ſelbſt dann, wenn der Reichthum ſich zur Sünde geſellt hat, der fürchterlichſte Gaſt, die innere Qual, nicht ausbleibt. „Iſt's nur im Gewiſſen friedlich-ſtill, dann iſt's bei uns immer wie Gott es will!"



„D'rum lieber in Arbeit tagelöhnern,
Als bettelnd die Zeit vertagedieben! —
So werden die Tag' euch zu Verſöhnern,
Und ſeyd ihr dem Fleiße treu geblieben,
Dann wird gewiß die Zeit ſich finden,
Wo ihr euch ſelbſt könnt Garben winden."

Der Fuchs und der Rabe.



Auf einem Baume ſaß der Rabe,
Sein Käſ' im Schnabel war deliciös!
Der Fuchs denkt: „Proſit — wenn ich ihn habe,
Mein Magen knurrt juſt etwas bös.“ —
„Herr Rabe“, ſo ſprach er, „wie prächtig
Seyd jetzt ihr beleibt und wie glänzt
Das Gefieder! ſonſt war't ihr ſo ſchmächtig,
Und plötzlich ſo würdig ergänzt!
Die Stimme nur — wenn ſie noch klänge,
Da wär't ihr ein Günſtling vom Glück;
Ich traure um eure Geſänge,
Denn rauh iſt der Ton, wird man dick!“
Und klatſch! fiel der Käſe zur Erde,
Der Rabe ſtimmt an ſeinen Ton,
Er will, daß geprieſen er werde —
Der Fuchs nun griff zu und mit Hohn
Bemerkt er dem glotzenden Raben:
„Mein Freund, wo ein Schmeichler verkehrt,
Da iſt gewiß was zu haben,
Wonach der Schmeichler begehrt!“ A. Münde.

Wunsch zum Schlusse.

Der Fleiß im Thun und Streben,
Die Lieb' auch in der Ehe,
Der Muth in Unglück und Wehe,
Die Redlichkeit im Leben,
Die Willigkeit für Bitte,
Und in Geſetz und Sitte
Verehrung heil'ges Band;
Für unſern Fürſten Treu
Und Gluth für's Vaterland,
Vor jeder Sünde Scheu,
Das Herz zu Gott gewandt —
Dies ſteh' uns Allen feſt
Wie unſrer Wälder Eiche,
Auf daß vom deutſchen Volk
Es nimmer wank' und weiche!

Bertram.

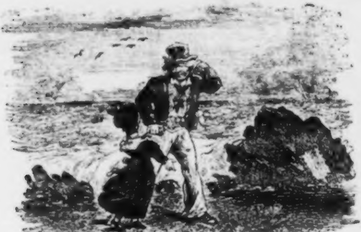
Literariſche Anzeigen.

Bei uns ſind unter anderen folgende Schriften erſchienen:

Das Leben unſres Heilands Jeſus Chriſtus.

24 Bogen. Preis: 22½ Sgr.

Gebt's Jedem zu leſen, es fruchtet für's ganze Leben!

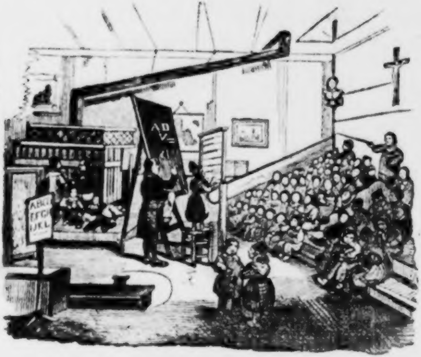


Erzähle, liebes Großmütterchen!

Nützliche Schilderungen und Unterhaltungen für die Kreiſe der Jugend.

Preis: 15 Sgr.

Wer's kauft, hat für den geringen Preis viel, was er ſeinen Kindern mit Nutzen erzählen oder, leſen ſie ſchon ſelbſt, in die Hand geben kann. — „Die heiligen zehn Gebote" (⅙ Thlr.) — „die Kinderfreundin" (⅙ Thlr.) — „der Savoyardenknabe" (⅙ Thlr.), von derſelben Verfaſſerin, die Vorſteherin einer Erziehungs-Anſtalt iſt, bieten ebenſalls für wenig Geld mehr als ſich's wohl Mancher denken mag.



Gleiches dürfen wir ſagen von F. Bertram's Jugendſchriften, nämlich:

Lehre und Erholung. (22½ Sgr.)
Der erzählende Freund. (1 Thlr. 5 Sgr.)
Mußeſtunden. (25 Sgr.)

Dieſe drei Bücher haben ſchon viele junge Leſer, verdienen ihrer aber noch mehr! In Schulen ſind ſie ſehr beliebt!

An die Jugendſchriften von Guſtav Nieritz, ebenfalls bei uns erſchienen, brauchen wir kaum zu erinnern; Eltern, Lehrer und Kinder greifen fleißig danach!

Der Eid

als eine öffentliche Religionshandlung oder Sacrament; ein Mittel, den Mißbrauch des Eides einzuſchränken und dem Eidſchwur ſeine göttliche Autorität wieder zu geben. Von F. A. Habbe, Prediger. Preis: 5 Sgr.

Unter allen Menſchen ſollten beſonders Prediger, Schullehrer und Juſtiz-Perſonen uns die wackere Schrift empfehlen helfen, wozu wir ſie hiemit aufrufen und im Intereſſe der Sache ſie um ihre Theilnahme bitten.

Ueber Urſprung, Weſen und Erfolg
des
Schiedsmanns-Inſtituts.

Vom Regierungsrath Dr. Janke.

Preis: 5 Sgr.

Wer Streit ſchlichten ſoll, und wer Streit vermeiden will, der beherzige dies Büchlein; es erfüllt ſeinen Zweck rechtſchaffen.

Afrika.

Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen und der Kämpfe in dieſem Erdtheil.

Von J. Löwenberg.

Preis: 1 Thlr.

Wer das jetzige Treiben in Afrika recht verſtehen und wiſſen will, wie es enden wird, braucht dieſes Buch!

Die bei uns erſcheinende

Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie,

enthaltend: Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen und Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden, iſt jetzt im vierten Hefte verſandt, das fünfte und ſechste in Arbeit. Jedes Heft hat acht Blätter und koſtet nur 5 Sgr. Wer ſich in ſeinem Zimmer eine Gallerie merkwürdiger Perſonen, ernſter und heiterer bildlichen Darſtellungen anlegen, oder ſie in der Mappe ſammeln will, kommt hier für eine leichte Ausgabe zu ſeinem Zweck.

Die Nibelungen, überſetzt von K. Simrock.
(Preis: 1 Thlr.) und

Walthers von der Vogelweide Gedichte

von K. Simrock und Wilh. Wackernagel
(2 Bände. Preis: 2 Thlr.)

lernt jeder Deutſche aus dieſen (nach Goethe's Urtheil) beſten Uebertragungen in unſre neuere Sprache am beſten kennen, und keiner, dem es um Bildung zu thun, wird es unterlaſſen.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

In der unterzeichneten Handlung iſt erſchienen und in ſämmtlichen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben:

Martin Luthers Werke.

Ausgewählt und angeordnet
von **Guſtav Pfizer.**

Prachtausgabe in Einem Bande.

Mit Luthers Büſte in Stahlſtich.

In 10 Lieferungen zu 20 Bogen. à 22½ Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Den Schriften unſers unſterblichen Reformators iſt in vielfachem Betracht die weiteſte Verbreitung unter der deutſchen Nation zu wünſchen, theils wegen ihrer hiſtoriſchen Bedeutung, theils wegen ihres reichen, für alle Zeiten ſchätzbaren Gehalts, wegen der darin liegenden Fülle von Frömmigkeit, Geiſt, Charakter, Gemüthlichkeit und tüchtigem Verſtand, theils endlich auch wegen der Trefflichkeit ihrer zwar alterthümlichen, aber dabei doch ſo friſchen und kräftigen Sprache, von der ſelbſt die unſrige ſich noch viel zum Muſter nehmen kann, und von der ſie in vielen Stücken beſchämt wird. Da die Geſammtausgaben von Luthers Werken ziemlich ſelten, theuer und ſchwerfällig ſind, wurden ſchon öfters dem Publikum einzelne Theile derſelben oder Auszüge dargeboten und günſtig aufgenommen. Die vorliegende Ausgabe beabſichtigt in dem Umfang eines ſtarken, enggedruckten Bandes, wie Schillers Werke in Einem Bande, einen bedeutenden Theil der Werke Luthers zuſammen zu drängen, und zwar wird ſie hauptſächlich vollſtändige Schriften geben. Von den Predigten, Briefen, Tiſchreden und den exegetiſchen Schriften wird eine entſprechende Auswahl getroffen werden, ſo daß für diejenigen Schriften, welche in der Reformation eine Hauptrolle ſpielen, für die hiſtoriſch bedeutendſten ein anſehnlicher Raum übrig bleibt. Der Name des Herausgebers, welcher bereits durch ſeine treffliche Darſtellung von Luthers Leben von den berufenſten Richtern in unſerer Literatur ſo hoch geſtellt iſt, bürgt auch für den Werth und die Anordnung dieſer Ausgabe. Die Vorrede, worin dem Publikum Rechenſchaft von den leitenden Grundſätzen gegeben werden wird, ſo wie ein Lebensabriß des großen deutſchen Mannes, folgen mit der letzten Lieferung des Werkes. Die Schönheit der Ausſtattung, die Wohlfeilheit und die Art der Herausgabe werden dies Buch auch für Andere als Gelehrte und Theologen zugänglich und anziehend machen, und demſelben einen Platz neben dem Buche aller Bücher anweiſen, welches er in ſeiner Uebertragung als köſtlichſte Perle dem deutſchen Volke hinterließ.

Frankfurt am Main.

Joh. Chriſt. Hermann'ſche Buchhandlung.

Weihnacht-Gaben,

im Verlage von S. G. Lieſching in Stuttgart erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Martin Luther's Leben, von Guſtav Pfizer. In Einem Bande. Gr. 8. 935 Seiten, mit 4 Stahlſtichen. Geb. Preis nur: 3 Fl. 54. Kr. Rheinl. 2 Thlr. 5 Sgr. Preuß.

Durch Unabhängigkeit, Geiſt und lautere Wahrheit Jeden zu befriedigen, dem es um Belehrung und einen richtigen Blick in den Charakter, die Entwicklung und den tiefen Einfluß des großen Reformators zu thun ſey, war die Aufgabe dieſer vorzugsweiſe dem Deutſchen Volke beſtimmten Lebensbeſchreibung. Daß ſie auf eine würdige Weiſe erfüllt werden, hat die ehrenvolle Aufnahme, die das treffliche Buch überall gefunden, entſchieden dargethan und wir glauben daſſelbe bei der ſchönen Ausſtattung und dem ſo mäßigen Preiſe namentlich auch als werthvolles Feſtgeſchenk empfehlen zu dürfen.

Kinderheimath in Bildern und Liedern, von Friedrich Güll. Mit einem Vorwort von Guſtav Schwab. 8. Geb. Mit elf Kupfern. Preis: 1 Thlr. 1 Fl. 40 Kr.

Dieſe ausgezeichnete Kinderſchrift, deren Titel ſie am beſten charakteriſirt, darf um ſo mehr mit Zuverſicht empfohlen werden, als ſich über die Zweckmäßigkeit derſelben die gültigſten Stimmen ausgeſprochen haben, und ihr in der kurzen Zeit ſeit ihrem Erſcheinen allenthalben die freundlichſte Aufnahme zu Theil geworden iſt.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Dietrich, Dr., die Bleichſucht oder faßliche Belehrung wie dieſem Leiden vorzubeugen und ſeinen Zufällen durch Heilmittel und Lebensordnung zu begegnen ſey ꝛc. (8 Bogen) 8. broſch. 15. Sgr.

— — Die Influenza (Grippe), Ruhr, epidemiſche Diarrhoe und aſiatiſche Brechruhr (Cholera) in Hinſicht ihrer Geſchichte, ihres Verlaufs, ihrer Behandlung und Krankenpflege ꝛc. (7 Bogen) 8. broſch. 12½ Sgr.

Weil. General von Scharnhorſt Militär-Werke, als: Handbuch für Offiziere; Handbuch der Artillerie; Taſchenbuch zum Gebrauch im Felde; Denkwürdigkeiten u. ſ. w. ſind immer vorräthig in der Vereins-Buchhandlung in Berlin; bei W. Engelmann in Leipzig und in der Helwingſchen Hof-Buchhandlung in Hannover.

Prachtausgabe: die Lieſerung zu Einem Groſchen
(oder 1½ Sgr.)

Den freundlichen Leſern des „Volks-Kalenders“ wollen wir folgendes wohlfeile Prachtwerk, welches im Laufe der Jahre 1837 und 1838 im Verlag der Claſſiker in Stuttgart erſcheint, beſtens empfehlen; als Käufer unſeres Kalenders haben Sie ſich ſchon als Bilderfreunde gezeigt, reiche Nahrung für den Geiſt und für’s Auge werden Sie ſchöpfen aus:

Tauſend und Eine Nacht.
Mit 2000 Bildern und Vignetten,

welches in einem Zeitraum von zwei Jahren vollſtändig in Wochenlieferungen erſcheint, jede Lieferung zu Vier Kreuzer oder Einem Groſchen Sächſ. oder 1¼ Silbergroſchen Preuß.

Wir bitten das Publikum, ſich nicht durch dieſen unglaublich wohlfeilen Preis abhalten zu laſſen, das Werk wenigſtens anzuſehen; wir ſind überzeugt, daß Keines von ähnlicher Schönheit die deutſche Preſſe verlaſſen hat, alſo doppelte Bewunderung verdient.

Für Eltern, Erzieher und hauptſächlich für die ſo achtbare Klaſſe der Schullehrer wollen wir noch ein wunderſchönes Werkchen erwähnen, wir meinen:

Die Kinderwelt.
In Bildern, Mährchen und Sagen
dargeſtellt von Dr. Anton Fröhlich.

Jedes Bändchen beſteht aus 100 Bildern nebſt 10 Bogen Text und koſtet nicht mehr als ſechs Groſchen Sächſ. oder 7½ Silbergroſchen Preuß.

Der Zweck dieſes Werkchens iſt, den Kindern von 6—12 Jahren ein, in Lieferungen erſcheinendes, Bilderbuch in die Hände zu geben, das in Bildern und Scenen ſolche Gegenſtände vor die Augen führt, die den Ideenkreis des Kindes am eheſten befriedigen und das auch bei dem wohlfeilen Preiſe den minder wohlhabenden Familien erlaubt, es in ihrem Kreiſe zu verbreiten.

Wer dieſe Werke ſich auch nicht ſelbſt anſchaffen will, ſehe zu, ſie zur Anſicht zu erhalten, und wir ſind überzeugt, daß uns Jedermann dankt, ihm durch unſere Empfehlung dieſer Werke einen Genuß verſchafft zu haben.

(Alle hier angezeigten Bücher ſind zu beziehen von der Vereins-Buchhandlung in Berlin.)

BIBLIOTHEK
neuer empfehlenswerther Bücher,
welche in
allen Buchhandlungen Deutſchlands,
in Berlin bei *E. S. Mittler* und in der *Vereinsbuchhandlung*
zu den beigeſetzten Preiſen zu haben ſind.

Die Handelsſchule.

Oder Real-Encyklopädie der Handels-Wiſſenſchaften. Enthaltend Belehrungen über den Handel und ſeine verſchiedenen Zweige; die kaufmänniſche Rechenkunſt; Coursberechnung; die doppelte und einfache Buchhaltung; alle Arten kaufmänniſcher Aufſätze; den Waaren-, Wechel- und Staatspapierhandel; Seehandel; das Land- und Seefrachtweſen; über Handlungsgeſellſchaften; Aſſecuranzen ꝛc. Für Jünglinge, welche ſich dem Handel und Fabrikweſen widmen wollen. Nach den neueſten Quellen und beſten Hülfsmitteln bearbeitet von

A. F. Jöcher. 3 Bände. Zweite Auflage. 8.

Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Allen Jünglingen, welche keine öffentliche Handelsſchule beſucht haben, und überhaupt allen Denen, die ſich in den verſchiedenen Zweigen der Handelswiſſenſchaften gründlich belehren wollen, bieten wir hier ein treffliches Hülfsmittel dazu dar. Man findet in dieſem Werke das ganze theoretiſche Wiſſen des Kauf- und Handelsmanns beiſammen. — Der 1ſte Band enthält: 1) Geſchichte und Literatur des Handels. 2) Allgemeine Belehrungen über den Handel. 3) Erklärung aller kaufmänniſchen Kunſtausdrücke. 4) Kaufmänniſche Arithmetik. 5) Rechnungen, Fakturen, Preis-Corrente, Courszettel, Quittungen und Scheine. 6) Die Correſpondenz. 7) Verträge und andere Aufſätze. — Der 2te Band: 1) Die Buchhaltung. 2) Die Lehre von den Wechſeln. 3) Das Seefrachtfahrweſen. 4) Die Aſſecuranzen. 5) Der Waarenhandel. Zölle und Gefälle von Waaren. Von den Uebertretungen ꝛc. 6) Das Speditionsgeſchäft. 7) Werth- und Preisbeſtimmung der Waaren. 8) Die deutſchen Flußſchifffahrts-Akten. — Der 3te Band: 1) Die Packhöfe und ihre Reglements. Die engliſchen Docks ꝛc. 2) Der Handel mit Staatspapieren. 3) Die Handels-Tractate. 4) Die Courszettel nebſt Münzer, Maße und Gewichte der vorzüglichſten Handelsplätze der Welt.

Dr. Joh. Friedr. Heinze's
kaufmänniſcher Briefſteller

und Handlungs-Comtoiriſt. Enthaltend: alle Arten im kaufmänniſchen Leben vorkommender Briefe und Aufſätze, nach den beſten und bewährteſten Muſtern und Formularen; gründliche Belehrungen über die neueſten Handelsverhältniſſe der vorzüglichſten Handelsplätze Europens, in Anſehung der Geld- und Wechſel-Courſe, der Maße und Gewichte und anderer, auf den kaufmänniſchen Verkehr Bezug habenden Gegenſtände; nebſt einem ausführlichen merkantiliſch-terminologiſchen Wörterbuche, welches alle in der kaufmänniſchen Sprache gebräuchliche Ausdrücke und Wörter genau und allgemein verſtändlich erklärt. Ein nützliches Hülfsbuch für Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturiſten u. ſ. w., vorzüglich aber für Jünglinge, die ſich der Handlung widmen. **Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.** 8. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Jungen Leuten, die ſich dem Handelsſtande widmen, iſt dieſes treffliche Buch mit Recht zu empfehlen. Gegenwärtige dritte Auflage iſt vielfach verbeſſert und bereichert.

Niemann's vollſtändiges Handbuch der

Münzen, Maße und Gewichte

aller Länder der Erde. Für Kaufleute, Banquiers, Geldwechsler, Münzſammler, Handlungsſchulen, Staatsbeamte, Künſtler, Reiſende, Zeitungsleſer, und Alle, welche ſich mit Völker- und Länderkenntniß beſchäftigen oder die in den Werken des Auslandes befindlichen Vorſchriften auf Künſte und Wiſſenſchaften anwenden wollen. In alphabetiſcher Ordnung. gr. 8. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Dreiſt können wir das mit bewundernswürdigem Fleiß und unermüdlicher Emſigkeit ausgearbeitete Werk empfehlen, da es ſchnelle und ausführliche Belehrung über jede Münzart, jedes Gewicht und jedes Maß, die größten, wie die unbedeutendſten, älterer und jetziger Zeit, aus nahen und entfernten Gegenden an Ortſchaften gewährt, ſie mit allgemein in Deutſchland bekannten Größen vergleicht, und alle mühſame Berechnungen der Werthe erſpart. Keine Nation hat ein ähnliches Werk aufzuweiſen.

Das Amt des Schiedsmannes

in den Königlich Preußiſchen Staaten. Eine genaue Darſtellung ſeiner Befugniſſe und Verpflichtungen. Nebſt Formularen zu den desfallſigen ſchriftlichen Aufſätzen. 8. Preis 15 Sgr.

Dieſes für jeden Schiedsmann höchſt nothwendige und brauchbare Hülfsbuch enthält, außer den allgemeinen Beſtimmungen über die Eigenſchaften und den Wirkungskreis des Schiedsmannes, 1) eine ſyſtematiſch geordnete Sammlung der ihn beſonders intereſſirenden Geſetze, 2) Belehrungen über das Verfahren in beſondern Streitigkeitsfällen, und 3) eine praktiſche Anweiſung zur Geſchäftsführung, enthaltend die Formulare zu allen in ſeinem Reſſort vorkommenden ſchriftlichen Aufſätzen und Verhandlungen.

Für Steuerbeamte, Kaufleute und alle Gewerbtreibende

in den deutſchen Zollvereins-Staaten.

Alphabetiſches Verzeichniß

der im Handel gewöhnlich vorkommenden

Waaren-Artikel,

dem Zollverein-Tarif für 18$\frac{37}{38}$ (welcher beigefügt iſt) angepaßt durch

W. Krey, Königl. Preuß. Steuer-Rath und Ritter des franzöſiſchen Ordens der Ehrenlegion.

Lang Octavformat. Geheftet. Preis 15 Sgr.

Der Zoll-Vereins-Tarif für 1837, 1838 und 1839 und das darauf Bezug habende amtliche Waaren-Verzeichniß haben gegen die frühern ſo weſentliche Abänderungen erlitten, resp. Zuſätze erhalten, daß ein neues, die durch Ausdehnung des Zollvereins veränderten Handels-Verhältniſſe berückſichtigendes, Waaren-Verzeichniß für das gewerbtreibende Publicum und für viele Beamte der Zollverwaltung hohes Bedürfniß geworden iſt.

Anweiſung zur Führung einer

Vormundſchafts-Rechnung.

Für den Bürger und Landmann. Abgefaßt von E. G. A. Baron v. Görtz. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Biographiſche Notizen über

Rothſchild.

Nebſt ſeinem Teſtament. Nach engliſchen Quellen von A. v. Treskow. gr. 8. geh. Preis 10 Sgr.

F. X. Körber's: (Königlichen Preuß. Kreis- und Departements-Thierarztes zu Merſeburg),

Handbuch der Seuchen

und anſteckenden Krankheiten der Hausthiere, mit beſonderer Berückſichtigung der dabei nöthigen prophylaktiſchen und polizeilichen Vorkehrungen. gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Die großen Verheerungen, welche die Seuchen und anſteckenden Krankheiten unter unſeren Hausthieren anrichten, und die Gefahr, mit welcher manche derſelben die Geſundheit und das Leben des Menſchen bedrohen, geben dieſen Krankheiten eine beſondere Wichtigkeit. Das gegenwärtige, mit großem Beifall aufgenommene Werk iſt daher jedem Thierarzte, insbeſondere den Departements- und Kreis-Thierärzten mit Recht zu empfehlen. Wegen der bei den verſchiedenen anſteckenden Seuchen überall angegebenen Vorbauungsmaßregeln und der zu treffenden polizeilichen Vorkehrungen iſt daſſelbe zugleich ein ſehr nützliches Hülfsbuch für adminiſtrative Behörden.

Münnich: Das neueſte

Hand- und Reiſebuch

für junge Handwerker,

enthaltend Belehrungen über die verſchiedenen Handwerks-Einrichtungen und Gebräuche; Anſtandsregeln; kurze Geographie von Deutſchland; Reiſerouten durch alle Theile Deutſchlands und die angrenzenden Länder; über Münzen, Maße und Gewichte; Verzeichniß derjenigen Oerter, wo die verſchiedenen Handwerker die beſte Gelegenheit finden, ſich in ihrem Gewerbe zu vervollkommnen und auszubilden; Regeln zur Erhaltung der Geſundheit auf Reiſen ꝛc. Nebſt einer Sammlung von Gebeten und religiöſen Gedichten. Zweite Auflage. Mit 1 Karte von Deutſchland. Gebunden. Preis 22½ Sgr.

Naumann's gründliche Anweiſung zur

Fabrikation des Siegellacks

und ſeiner verſchiedenen Sorten, als: des rothen, ſchwarzen, gelben, braunen, blauen, grünen, ſowie der Gold-, Bronce-, Pack-, Ofen-, Räucher- und Flaſchenlacke. Nach den neueſten Verbeſſerungen dargeſtellt. Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Der Piſé-Bau

und die neuen flachen Lehmdächer, oder die Kunſt, ohne Hülfe von Handwerksleuten, ſondern nur mit Tagelöhnern alle Arten von Gebäuden ſelbſt auszuführen. Für Grundbeſitzer und Fabrikherren. Nach den beſten Erfahrungen in Deutſchland und Frankreich. Bearbeitet von **A. T. Lehmann**. Mit Abbildungen. gr. 8.
Preis 15 Sgr.

Die Vortheile des Piſé-Baues ſind außerordentlich groß. In kurzer Zeit und mit geringen Mitteln erhält man durch denſelben feuerfeſte, geſunde und dauerhafte Gebäude und Wohnungen; man wird daher für die Folge gewiß nicht abgeneigt ſein, dieſer Bauart die gebührende Anerkennung zu Theil werden zu laſſen. Ganz beſonders iſt der Piſé-Bau in holzarmen Gegenden zu empfehlen.

Dr. Kuhnert's praktiſches Lehrbuch der

Mühlenbaukunſt.

Oder gründliche Anweiſung, alle Arten von Waſſer-, Wind-, Schiff-, Hand-, Tret- und Roßmühlen, insbeſondere ober- und unterſchlächtige Mahl-, Graupen-, Oel-, Schneide-, Pulver-, Papiermühlen u. dgl. m. nach neueſter Conſtruction zu erbauen; nebſt Beſchreibung und Abbildung aller einzelnen Theile derſelben. Für angehende Mühlenbauer und jeden Mühlenbeſitzer. Dritte, verbeſſerte Auflage. 2 Bände. gr. 8. Mit 496 Abbildungen. Preis 4 Thlr. 20 Sgr.

Dieſes Werk erfreut ſich mit Recht des allgemeinſten Beifalls, da es nicht nur die allgemeinen Grundſätze der Mühlenbaukunſt deutlich und klar vorlegt, alle Arten von Mühlen nach ihren einzelnen Theilen zu erbauen lehrt, alle neuen Verbeſſerungen und Erfindungen im Bereich des Mühlenbaues beſchreibt, ſondern auch alle abgehandelte Gegenſtände durch Abbildungen veranſchaulicht. Für den praktiſchen Mühlenbauer iſt kein beſſeres Werk vorhanden.

Lehrbuch der Mechanik.

Für Baumeiſter, Fabrikbeſitzer, Maſchinenbauer, ſo wie für Gewerbſchulen, Bauhandwerker und Dilettanten überhaupt. Von Capitain Heinrich **Kater** und Dionyſius **Lardner**. Aus dem Engliſchen. Mit 16 Tafeln Abbildungen. gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Frei von allen mathematiſchen Formeln ſtellt dieſes Werk auf eine höchſt klare, allgemein faßliche Weiſe die Geſetze der Mechanik und ihre Anwendung dar; es verdient daher vor allen ähnlichen, populär ſein ſollenden Lehrbüchern mit Recht den Vorzug. Alles iſt durch correct gezeichnete Abbildungen veranſchaulicht.

Gräbner: Wahres eröffnetes Geheimniß der Zubereitung verſchiedener Porzellan-, Steingut-, Fayance- und Töpfer-

Glaſuren,

nebſt der Verfertigung mehrerer Porzellanfarben und verſchiedener farbiger Edelſteine. Mit Angabe aller Pflanzen, aus welchen Farbeſtoffe für Maler und Färber gezogen werden können, mit Beachtung des Mineral- und Thierreichs. Ein nützliches Buch für Fabrikanten, Maler und Färber. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Schill und ſeine Tapfern.

Ein patriotiſches Denkmal bei Gelegenheit der feierlichen Beiſetzung der geſammelten Ueberreſte von den bei Braunſchweig im Juli 1809 erſchoſſenen vierzehn Schillſchen Huſaren, errichtet von E. G. A. Baron v. Görtz. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Für jeden Deutſchen, insbeſondere für die Vertheidiger des Vaterlandes iſt dieſe patriotiſche Schrift von hohem Intereſſe. Jene Züge echten deutſchen Heldenmuthes, deutſcher Treue und Vaterlandsliebe tönen in jedem gefühlvollen Herzen lebendig wieder und rühren es zu Thränen; ſie ſind traurige Bilder der Vergangenheit, in der Deutſchland jenes ſchmachvolle Franzoſen-Joch erduldete, das es mit kräftiger Hand alsbald abgeſchüttelt hat, zum ewigen Gedächtniß ſeiner Enkel.

Die neueſten Erfahrungen in der

Bienenzucht,

mit beſonderer Rückſicht auf die künſtliche Vermehrung der Bienen. Leichtfaßlich für alle Diejenigen bearbeitet, welche ohne viele Zeitverſchwendung Bienen nicht bloß zum Vergnügen, ſondern auch mit Nutzen halten wollen, von E. F. Hoffmann. 8. Preis 15 Sgr.

Dieſe Schrift darf unbedingt als die neueſte und beſte über die Bienenzucht angeſehen werden; denn ſie iſt rein aus der Erfahrung entſprungen. Der Verf. hat die verſchiedenen neueren Anſichten und Vorſchläge alle geprüft und das Beſte ſtets ſich zu eigen gemacht.

(Für Bienenzüchter.) Thomas Nutt's

Lüftungs-Bienenzucht.

Oder praktiſche Anweiſung zu einer verbeſſerten und menſchlichern Behandlung der Honigbienen, wodurch das Leben der Bienen erhalten und die größte Menge des beſten Honigs mit leichter Mühe gewonnen wird. Nach dem Engliſchen bearbeitet von D. A. G. Abicht. Mit 1 Tafel Abbildungen. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Das von dem Engländer **Nutt** aufgeſtellte neue Syſtem der Bienenzucht hat in England ſowohl als in Frankreich das größte Aufſehen erregt, indem daſſelbe die Producte der Bienen in Erſtaunen erregender Quantität und zugleich in der vorzüglichſten Qualität liefert.

Die dritte, umgearbeitete und verbeſſerte Auflage von
J. A. Ritter's allgemeinem

deutſchen Gartenbuch.

Ein vollſtändiges Handbuch zum Selbſtunterricht in allen Theilen der Gartenkunde, enthaltend: die Gemüſe-, Baum-, Pflanzen-, Blumen- und Landſchaftsgärtnerei, den Weinbau, die Glashaus-, Miſtbeet-, Zimmer- und Fenſtertreiberei, ſowie die höhere Gartenkunſt. Nebſt Belehrungen über die ſyſtematiſche Eintheilung der Pflanzen, über die Anlegung, Erhaltung und Verſchönerung von Luſtgärten und Parks, einem vollſtändigen Gartenkalender u. a. m. In alphabetiſcher Ordnung. Mit 95 Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Unter den vielen vorhandenen Gartenbüchern liefert kein einziges ſo gründliche, umfaſſende Anweiſungen, Belehrungen und Winke über alle

Theile des Gartenbaues, als das gegenwärtige. Nicht leicht dürfte der Leſer, der über irgend einen Gegenſtand Belehrung ſucht, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen; denn es iſt nicht nur nach eignen, langjährigen Erfahrungen bearbeitet, ſondern auch die vorzüglichſten neuern Schriften im Gebiete der Gartenkunde ſind überall benutzt und zu Rathe gezogen. Es iſt daher ein treuer, zuverläſſiger Rathgeber für jeden Gartenfreund und angehenden Gärtner, und die alphabetiſche Ordnung des Ganzen gewährt den Vortheil, daß man jeden Artikel mit Leichtigkeit auffinden kann. Den redendſten Beweis für ſeine allgemeine Brauchbarkeit liefern die ſo ſchnell gefolgten neuen Auflagen, bei der großen Menge ähnlicher Werke.

S. Ch. R. Gebhardt: Das Ganze der

Ziegelfabrikation,

ſowie der Kalk- und Gypsbrennerei.

Enthaltend die Fabrikation der Fließen, Backſteine, Dachziegel, ſowie auch der feuerbeſtändigen Backſteine für Glas-, Porzellan-, Hoh- und alle diejenigen Oefen, in welchen ein hoher Feuersgrad unterhalten werden muß, nebſt genauer Beſchreibung der dabei gebräuchlichen und erforderlichen Maſchinen und Brennöfen. Nach den neueſten in Frankreich, England, Holland und Deutſchland geſammelten Erfahrungen. Ein nützliches Handbuch für jeden Ziegelei-Beſitzer, insbeſondere für Diejenigen, welche die Fabrikation der Ziegeln im Großen betreiben wollen. Zweite, ſehr verbeſſerte Auflage. Mit 5 Tafeln Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr.

Dr. K. R. Stein: Das Ganze der

Talglicht-Fabrikation,

nach den neueſten, ſehr verbeſſerten Methoden. Für Lichtzieher und große Haushaltungen. 8. Preis 20 Sgr.

Gutsmuths: Der praktiſche

Hefenfabrikant,

oder gründliche Anweiſung, nicht allein die gewöhnliche Preßhefe nach einer verbeſſerten Methode zu fabriciren, ſondern auch die beſten Arten flüſſiger Hefen für die Weißbäckerei auf leichte Weiſe mit wenigen Koſten ſich zu jeder Zeit ſelbſt anzufertigen. Nebſt Mittheilungen der beſten Recepte zur Bereitung künſtlicher Gährungsmittel für die Branntweinbrennerei. Ein nöthiges Hülfsbuch für Gewerbtreibende in dieſem Fache, Hefenhändler, ſo wie für Landwirthe, die ihren Hefenbedarf oft aus der Ferne beziehen müſſen. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Färbebuch

für deutſche Haushaltungen. Eine praktiſche Anweiſung, Leinen-, Wollen- und Baumwollenzeug, ſowie dergleichen Garn auf die kürzeſte Weiſe, in allen Couleuren dauerhaft und wohlfeil zu färben. Nebſt Belehrungen, Juwelen, Geſchmeide, Treſſen, Franſen, Borden ꝛc. zu reinigen und zu waſchen, ſowie Flecken aus Zeugen zu bringen. Von C. Fr. Klaus. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Matthies: Anleitung, alle Sorten

Damen-Strohhüte

zu bleichen und zu appretiren, ihre Schaden auszubeſſern und ihre verſchiedenen Formen zu verändern. Bereits ſeit einigen Jahren in Frankreich und der Schweiz auf das Beſte erprobt. Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Friedr. Bauer's Handbuch der

ſchriftlichen Geſchäftsführung

für das bürgerliche Leben.

Enthaltend alle Arten von Aufſätzen, welche in den mancherlei Verhältniſſen der Menſchen, ſowie insbeſondere in den verſchiedenen Verzweigungen des bürgerlichen Verkehrs vorkommen, als: Eingaben, Vorſtellungen und Geſuche, Berichterſtattungen an Behörden, Kauf-, Mieth-, Pacht-, Tauſch-, Bau-, Lehr-, Leih- und Geſellſchafts-Contracte, Verträge, Vergleiche, Teſtamente, Schenkungsurkunden, Cautionen, Vollmachten, Verzichtleiſtungen, Ceſſionen, Bürgſchaften, Schuldſcheine, Wechſel, Aſſignationen, Empfangs-, Depoſitions- und Mortificationsſcheine, Zeugniſſe, Reverſe, Certificate, Inſtructionen, Heiraths-, Geburts-, Todes- und andere öffentliche Anzeigen über allerlei Vorfälle, Rechnungen, Inventaranfertigungen ꝛc. Durch ausführliche Formulare erläutert. Sechſte verbeſſerte Auflage. 8. Preis 20 Sgr.

Die große Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieſes Buches hat ſich allgemein bewährt, ſo daß ſeit ſechs Jahren bereits ſechs Auflagen veranſtaltet werden mußten.

Atlas antiquus.

Schul-Atlas der alten Welt. Nach d'Anville, Mannert, Kruse, Reichard u. A. bearbeitet. Nebst einem kurzen Abrisse der alten Geographie von *C. Herm. Weise.* 14 Blatt in grofs Querfolio. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Correctheit, Sauberkeit und Vollſtändigkeit zeichnen dieſen antiquariſchen Schul Atlas in hohem Grade aus; weßhalb derſelbe allen Gelehrten-Schulen mit Recht zu empfehlen iſt.

(Für die Jugend.) Joh. Friedr. Lentner: Der junge.

Schmetterlingsſammler.

Enthaltend eine ausführliche, ſyſtematiſch geordnete Beſchreibung aller in Deutſchland und den angrenzenden Ländern einheimiſchen und der vorzüglichſten außereuropäiſchen Schmetterlinge; nebſt Anweiſung, ſie zu fangen, auszubreiten, aufzubewahren und ſie aus Raupen aufzuerziehen. Zweite, ſehr verbeſſerte Auflage. Mit 3 Tafeln Abbildungen. 8. Mit ſchwarzen Abbildungen. Preis 1 Thlr. 17½ Sgr. Mit colorirten Abbildungen. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Fr. Stoltz's gründliche Anweiſung zur

orientaliſchen Malerei,

Transparent-Malerei und zum Uebertragen von Kupferſtichen auf

Holz, Pappe u. ſ. w.; nebſt Belehrungen, das Firniſſiren von Kupferſtichen, Karten und allen Waſſerfarben-Malereien, Relief-Arbeiten in Moos und Haar, Bronziren der Bilderrahmen ꝛc. betreffend, ſowie Anweiſungen, alle hierzu erforderlichen Lacke und Gummiauflöſungen u. dgl. m. zu verfertigen. Für jeden Dilettanten der Malerei, für junge Damen, ſo wie insbeſondere für Lackirer von Holz-, Blech-, Leder- und Wachstuch-Waaren. Mit 5 lithogr. Tafeln. 8. geh. Preis 15 Sgr.

C. F. Stiehr's Anleitung zum

Geſchäftsſtyl

für Handwerks- und Sonntags-, Elementar-, Land- und Armenſchulen, in 250 Beiſpielen aus dem Kindes- und praktiſchen Leben des Land- und Handwerksmannes. Ein Hülfsbuch für Lehrer in Freiſchulen, zum Selbſtunterricht für Kinder, Lehrlinge, Geſellen und Dienſtboten und jeden des Geſchäftsſtyls unkundigen Land- und Handwerksmann. 8. Preis 10 Sgr.

C. F. Stiehr: **Kleiner deutſcher**

Volks-Briefſteller.

Oder Anleitung zum Briefſtyl für Handwerks- und Sonntags-Elementar- und Landſchulen, in 265 Beiſpielen aus dem Kindes- und praktiſchen Leben des Land- und Handwerksmannes. Ein Hülfsbuch für Lehrer, zum Selbſtunterricht für Kinder, Lehrlinge, Geſellen und Dienſtboten, und für jeden des Briefſchreibens unkundigen Land- und Handwerksmann. Mit 1 Abbildung. 8. Preis 10 Sgr.

Fr. Stoltz: 89 Recepte zu

Lacken und Firniſſen

auf alle Metalle, Leder, Pappe, Papier, Möbel u. ſ. w. und die ſich auch mit allen Farben verbinden laſſen, ſowie vorzüglich ſchönen Goldfirniſſen auf Silber und Meſſing, zu Kitten, im Feuer und Waſſer haltbar. Nebſt verſchiedenen Anweiſungen zur Bereitung von gutem Leim und Belehrungen über Gyps, Marmor und Färbungen deſſelben. Nach vieljährigen Erfahrungen bearbeitet. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Erbe's Gründliche Anweiſung zum

Emailliren und Verzinnen

der gegoſſenen und geſchlagenen eiſernen Kochgeſchirre. Für Eiſenhüttenwerke, Kupferſchmiede, Klempner ꝛc. Mit 1 Tafel Abbildungen. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Dieſe bleifreie Glaſur iſt von dem Hofrath und Profeſſor Herrn Dr. Trommsdorff chemiſch unterſucht und einer vorzüglichen Empfehlung werth gefunden.

Heinr. Möller: Der erfahrne

Haus-Pferdearzt.

Oder Darſtellung aller innerlichen und äußerlichen Pferdekrankheiten und gründlicher Unterricht, ſie zu erkennen, zu verhüten und zu heilen. Nebſt Anweiſung, das Alter eines Pferdes genau und ſicher zu erkennen, und einem Anhange, welcher die in dieſem Buche vorkommenden Recepte enthält. Ein Hülfsbuch für jeden Pferdebeſitzer, beſonders für Landwirthe, Thierärzte, Schmiede ꝛc. Vierte, verbeſſerte Auflage. 8. Preis 20 Sgr.

Gewiß mit Recht kann man dieſes Buch allen denen empfehlen, die ſich über die Krankheiten der Pferde, innere ſowohl wie äußere, belehren und ſie heilen wollen; denn es zeichnet ſich dieſe Schrift vor vielen ähnlichen durch Reichhaltigkeit, Kürze, Beſtimmtheit und Klarheit vortheilhaft aus. Zwei ſehr hochwichtige Punkte, die Zeichen, durch welche ſich die verſchiedenen Krankheiten zu erkennen geben, und die Veranlaſſungen derſelben, hat der Verfaſſer, um ſeiner Schrift eine allgemeine Nützlichkeit zu geben, vornehmlich berückſichtigt.

(Allgemein beliebte Schrift.) J. J. Alberti's neueſtes

Complimentirbuch.

Oder Anweiſung, in Geſellſchaften und in allen Verhältniſſen des Lebens höflich und angemeſſen zu reden und ſich anſtändig zu betragen; enthaltend Glückwünſche und Anreden zum Neujahr, an Geburtstagen und Namensfeſten, bei Geburten, Kindtaufen und Gevatterſchaften, Anſtellungen, Beförderungen, Verlobungen, Hochzeiten; Heirathsanträge; Einladungen aller Art; Anreden in Geſellſchaften, beim Tanze, auf Reiſen, in Geſchäftsverhältniſſen und bei Glücksfällen; Beileidsbezeigungen ꝛc. und viele andere Complimente mit den darauf paſſenden Antworten. Nebſt einem Anhange, enthaltend: Die Regeln des Anſtandes und der feinen Lebensart. Neunte Auflage. 8. geh. Preis 12½ Sgr.

Ueber die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieſer Schrift in den mannichfachen Verhältniſſen und Vorfällen des menſchlichen Lebens herrſcht nur Eine Stimme. Gegenwärtige neue Auflage iſt ſehr verbeſſert und bereichert und zeichnet ſich durch ſaubern Druck und ſchönes Papier aus.

⁂ Da noch ein ähnliches Werk unter gleichem Titel exiſtirt, ſo bemerken wir hier nachträglich, daß nur diejenigen Exemplare als echt anzuſehen ſind, auf deren Titel der Name des Verfaſſers: „J. J. Alberti" gedruckt ſteht.

Liebesbriefe und Heirathsanträge

für die elegante Welt. Deutſch und franzöſiſch. Von Guſtav von Lobſtein. 8. geh. Preis 20 Sgr.

Der eleganten Welt wird hiermit ein Kranz von Liebesbriefen dargeboten, welche nicht nur eine ſehr intereſſante Unterhaltung gewähren, ſondern zugleich, wegen ihres ſchönen, zarten Styls, als treffliche Muſter in den Angelegenheiten des liebenden Herzens dienen können; denn dem Verfaſſer iſt es gelungen, die Sprache der Liebe in ihren mannichfachen Nüancen nach Maßgabe der verſchiedenen Charaktere, Lebensanſichten und Situationen der Liebenden meiſterhaft darzuſtellen.

Ahnungen

aus der Geiſterwelt. Eine Sammlung authentiſcher Erzählungen von merkwürdigen Träumen, Nachtwandlern, Doppelgängern, Ahnungen, Prophezeihungen, Geiſtererſcheinungen, Vorempfindungen des Todes ꝛc. und Mittheilungen aus der Geſchichte der Seherin von Prevorſt. Nebſt den Reſultaten der neueſten Forſchungen berühmter Aerzte und Naturphiloſophen über dieſe Gegenſtände. Eine intereſſante lehrreiche Schrift für Jedermann. Von Fr. Stahmann. 4 Hefte. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Mediciniſche Schriften für Nichtärzte.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an

Hämorrhoiden

in ihren verſchiedenen Geſtalten in geringerem oder höherem Grade leiden. Nebſt Angabe der Vorſichtsmaßregeln, um ſich vor dieſer ſo allgemein verbreiteten Krankheit zu ſchützen, und mit beſonderer Rückſicht auf die damit verwandten Uebel, als beſchwerliche Verdauung, Verſtopfungen der Eingeweide des Unterleibes, und Hypochondrie. Von Dr. Fr. Richter. Preis 15 Sgr.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an

Verſchleimung

des Halſes, der Lungen und der Verdauungswerkzeuge leiden. Nebſt Angabe der Mittel, wodurch dieſe Krankheiten, ſelbſt wenn ſie eingewurzelt ſind, ſicher geheilt werden können. Sechſte verbeſſerte Auflage. 8. Preis 10 Sgr.

Rathgeber für alle Diejenigen, welche an

Magenſchwäche,

beſchwerlicher Verdauung, ſo wie an den daraus entſpringenden Uebeln, als: Magendrücken, Magenkrampf, Magenſäure, Blähungsbeſchwerden, Unregelmäßigkeit des Stuhlganges, Verſtopfung des Leibes, Schlafloſigkeit, Kopfſchmerz u. ſ. w. leiden. Eine Schrift für Nichtärzte von Dr. Friedr. Richter. Zweite Auflage. 8. Preis 15 Sgr.

Die Kunſt,

geſunde Zähne

bis ins höchſte Alter zu erhalten. Nebſt einer Anweiſung, verdorbene und ſchon angegangene Zähne wieder zu verbeſſern; ſowie erprobte und bewährt gefundene Mittel wider das Zahnweh und andere Zahnübel. Von einem praktiſchen Arzte. 8. Preis 12¼ Sgr.

Die Kunſt,

geſunde Augen

bis ins höchſte Alter zu erhalten, ein ſchwaches und fehlerhaftes Geſicht zu verbeſſern und wiederherzuſtellen. Nebſt einem Anhange von Vorſchriften zu den vorzüglichſten Augenmitteln. Zweite, verbeſſerte Auflage. Preis 15 Sgr.

Der übelriechende Athem,

oder Angabe erprobter Mittel gegen dieſen Fehler. Ein Buch für alle Diejenigen, welche an dieſem Uebel leiden. Nach eigenen Unterſuchungen und Beobachtungen. Von Dr. Friedr. Richter. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Erprobte Mittel,

das Ausgehen der Haare

zu verhindern, den Haarwuchs zu befördern und zu bewirken, daß kahle Stellen des Kopfs ſich wieder mit Haaren bedecken; ſowie bewährte Vorſchriften, um Warzen, Sommerſproſſen, Leberflecke und Muttermäler wegzubringen. Von einem praktiſchen Arzte. 8. Preis 10 Sgr.

Die Auszehrung heilbar!

Enthaltend die Mittel, wodurch Natur und Kunſt die Heilung der Schwindſucht bewirken. Nebſt Vorſchriften für alle Diejenigen, welche dieſer Krankheit wegen erblicher Anlage oder wegen krankhaften Geſundheitszuſtandes am häufigſten unterworfen ſind. Von Dr. Ramadge, Oberarzt des Londoner Hospitals für Schwindſüchtige. Nach der zweiten Original-Ausgabe bearbeitet von Dr. Aug. Schulze. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Der berühmte Ramadge ſagt: „Die Heilung einer Krankheit, welche man bisher für unheilbar gehalten, iſt möglich; das Mittel zur Heilung beſteht in keinem pharmazeutiſchen Arkanum, ſondern in einem einfachen, mechaniſchen, überall anwendbaren Verfahren. Was bis jetzt dunkel war, iſt nun hoffentlich hell geworden! — Alle bisherigen Kurmethoden, die ſich auf bloße Vermuthungen gründeten, müſſen der verdienten Vergeſſenheit übergeben werden, gleich anderen irrigen Behandlungsweiſen der Vorzeit, woran wir nur mit Scham zurückdenken können; nur zu oft verſchlimmerten ſie die Krankheit, ſtatt ſie zu heilen!“ —

Dr. Fried. Alb. Niemann: Gemeinnützliches

Fremdwörterbuch

zur richtigen Verdeutſchung und verſtändlichen Erklärung der in unſerer Sprache gebräuchlichen, ſowie auch ſeltener vorkommenden ausländiſchen Wörter und Ausdrücke. Ein praktiſches Hülfsbuch für Geſchäftsmänner, Fabrikanten, Kaufleute, Studirende, ſowie überhaupt für jeden Gebildeten, und insbeſondere für alle Diejenigen, welche rein deutſch ſprechen und ſchreiben wollen. Dritte Auflage. 8. Preis 25 Sgr.

In der Umgangs-, Geſchäfts- und Bücherſprache kommen viele aus fremden, neuern und alten Sprachen entlehnte Wörter und Ausdrücke vor; es tritt daher gar häufig der Fall ein, daß wir auf uns unbekannte Fremdwörter ſtoßen, deren richtige Bedeutung zu wiſſen uns nothwendig iſt. Das gegenwärtige Fremdwörterbuch dürfen wir um ſo mehr empfehlen, da es nicht nur höchſt vollſtändig, ſondern zugleich überall die richtigſte, kürzeſte Erklärung giebt und, wo möglich, das jedem Fremdworte entſprechende deutſche Worte nennt. Die gegenwärtige **dritte Auflage** beweiſet hinlänglich die große Brauchbarkeit dieſes Buches.

Joh. Heinr. Roth's

Unentbehrlicher Rathgeber

in der deutſchen Sprache,

für Ungelehrte, ſowie für das bürgerliche und Geſchäftsleben überhaupt, oder Anweiſung, ſich ſchriftlich und mündlich, ohne Kenntniß und Anwendung der grammatiſchen Regeln, ſowohl im Allgemeinen, als in allen vorkommenden Fällen, im Deutſchen richtig auszudrücken und jedes Wort ohne Fehler zu ſchreiben. Mit beſonderer Berückſichtigung des richtigen Gebrauches der Wörter: mir, mich, Ihnen, Sie, dem, den u. ſ. w. Ein nützliches Hülfsbuch für Jedermann. In alphabetiſcher Ordnung. Zweite Auflage. gr. 8. geh. Preis 20 Sgr.

Dieſes Roth- und Hülfswörterbuch der Rechtſchreibung und Wortfügung in allen zweifelhaften Fällen, iſt nicht nur für alle diejenigen beſtimmt, welche unſere deutſche Sprache richtig ſprechen wollen, ſondern auch für Alle, welche Briefe und Aufſätze jeder Art fehlerfrei zu ſchreiben wünſchen. Man darf in allen ſolchen zweifelhaften Fällen nur das betreffende Wort nachſchlagen und wird ſtets die gewünſchte Belehrung finden.

Der vollkommene

Papparbeiter.

Oder praktiſche Anweiſung, alle Arten geſchmackvoller Papparbeiten auf das Sauberſte zu verfertigen. Ein Hülfsbuch für alle Diejenigen, welche die Kunſt, aus Pappe und Papier zu formen, erlernen oder ſich darin vervollkommnen wollen. Mit 11 Tafeln Abbildungen, 160 Figuren enthaltend, welche nicht nur ſämmtliche zur Papparbeit erforderliche Werkzeuge, ſondern auch eine Auswahl geſchmackvoller, nach ihren einzelnen Theilen detaillirter Gegenſtände darſtellen, die zum Formen aus Pappe vorzüglich geeignet ſind. Von A. Lebrun. Zweite, verbeſſerte Auflage. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Kunſt, in

Papiermaché,

ſowie in Papier, Stein- und Lederpappe, Sägeſpänen ꝛc. zu modelliren. Für Fabrikanten und Dilettanten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Von Lebrun. 8. Preis 12½ Sgr.

Handbuch der

Modellir- und Bilderformerkunſt,

Oder Anweiſung, ſowohl Statuen, als nach der Natur in Gyps, Thon, hydrauliſchem Kalk, Cementen, Wachs und Blei, ſowie Münzen, Cameen und andere Gegenſtände in Maſtix, Schwefel, Talk, thieriſchen Gallerten, Leim und Brodkrumen zu modelliren. Nebſt einer Anleitung, Holz, Horn und Schildpatt zu preſſen und erhabene Arbeit darauf hervorzubringen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Von Lebrun. Mit 1 Tafel Abbildungen. 8. Preis 1 Thlr.

Blumenſprache.

Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Fünfte Auflage. 12. geh
Preis 10 Sgr.

Deutſchlands edlen Jünglingen und Jungfrauen dürfen wir ſolche m Recht empfehlen.

Gründliche Anweiſung, die beſten, haltbarſten

Kitte

für metallene, ſteinerne und hölzerne Geräthſchaften, als: eiſern Küchengeräthe, Röhren, Oefen, Möbeln, Porzellan, Steingut, Edelſteine, Glas, Fenſter, Flaſchen, Pfeifenköpfe, chemiſche Apparate, irdene Geſchirre ꝛc. anzufertigen und zu gebrauchen. Nebſt einem Anhange, Vorſchriften zu den beſten und feſteſten Mörteln enthaltend. Ein nützliches Büchlein für Künſtler und Handwerker, ſo wie für jed Haushaltung. Dritte Auflage. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Ruggieri's praktiſcher Unterricht in der

Feuerwerkerkunſt

für Dilettanten und angehende Feuerwerker. Oder vollſtändige Anweiſung, alle Arten von Land-, Waſſer- und Luftfeuerwerken, ſowie auch Feuerwerke zu Luftballons, auf Theatern und zu Kriegsbedürfniſſen zu verfertigen, aufzuſtellen und abzubrennen. Bearbeitet von F. J. Hartmann. Mit 29 Tafeln Abbildungen. 8.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

M. Boitard:

Die Kunſt, Thiere auszuſtopfen

und Pflanzen und Mineralien aufzubewahren. Ein unentbehrliches Handbuch für Naturforſcher, Lehrer der Naturgeſchichte und Aufſeher von Naturalien-Cabinetten, ſowie zur lehrreichen Unterhaltung für jeden Gebildeten, insbeſondere den Dilettanten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Franz Bauer. 8. Preis 20 Sgr.

Tölken's Anweiſung, den

Mauerfraß,

Mauer- und Holzſchwamm, ſowie Feuchtigkeit in den Gebäuden überhaupt zu verhüten und zu vertilgen. Für Hausbeſitzer, Bauherren und Bauleute. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Ringelhard'ts Kunſt, alle Arten

Abgüſſe und Abdrücke

von Münzen, Medaillen, Cameen, Glaspaſten, Käfern, Inſekten ꝛc. in Stanniol, Gyps, Schwefel, Wachs, Siegellack, Hauſenblaſe, Leim, Alaun, Salpeter, Metall, Glas, Thon, Holzmaſſen ꝛc., auf's ſauberſte und vollkommenſte zu verfertigen, nebſt Anweiſung zum Abklatſchen und Beſchreibung der neueſten franzöſiſchen Clichirmaſchinen. Mit Abbildungen. 8. Preis 15 Sgr.

A. L. Hohnau's Anleitung zur Zucht und

Dreſſur der Jagdhunde,

insbeſondere des Hühner-, Leit-, Schweißhundes, des Saufinders, des Hetz-, Sau- oder Packhundes, der Jagdhunde zur deutſchen und zur franzöſiſchen oder Parforcejagd, der Windhunde, des Dachsfinders, der Dachshunde, des Trüffelhundes ꝛc. Nach den beſten, neueſten Mitteln, die am häufigſten vorkommenden Krankheiten der Hunde zu heilen. Eine nützliche Schrift für Jäger und Jagdfreunde. 8.
Preis 15 Sgr.

Handbüchlein der

Hufbeſchlags-Lehre,

für Cavalleriſten, Pferdebeſitzer und Beſchlagſchmiede. Oder: Wie hat ſich der Cavalleriſt vor, auf und nach dem Marſche, ſowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten, zu verhalten, um den Krankheiten des Pferdes vorzubeugen, die entſtandenen richtig zu erkennen, ſie zu heilen und die Hülfe gegen äußere Verletzungen zu ſchützen. Bearbeitet von J. G. G. Lüpke. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Veterinair-Recept-Taſchenbuch

für Thierärzte und Oekonomen. Oder: Allgemein verſtändlicher Unterricht in Betreff der in der Thierarzneikunde gebräuchlichen Medicamente, ihrer Gabe, Form, Verbindung, Bereitung und Anwendung, ſowohl im Allgemeinen, als auch in einer Auswahl von 421 Recepten, die in lateiniſcher Sprache, aber ohne chemiſche Zeichen abgefaßt ſind. Von J. G. G. Lüpke. gr. 8. Preis 25 Sgr.

Fabrikation des in Savoyen, in der Schweiz und im nördlichen Frankreich ſo beliebten und der Geſundheit ſehr zuträglichen

Kirſchwaſſers,

ferner des vielſeitig gebräuchlichen Orangenblüthwaſſers und des Roſenwaſſers. Ganz genau und auf eine faßliche Art beſchrieben von G. v. Lobſtein. Mit einer Abbildung. 8. geh.
Preis 15 Sgr.

Genaue und faßliche Anweiſung zur Fabrikation der vorzüglichſten franzöſiſchen

Liqueurs, Crêmes

und Ratafia's, welches bisher noch immer mit bedeutenden Koſten aus Frankreich bezogen ſind; nebſt einer neuen, vortheilhaften Methode zum Deſtilliren und Abbildung der Blaſe, wie ſolche beſchaffen ſein muß. Herausgegeben von G. v. Lobſtein. Mit einer Abbildung. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Dr. Joh. Heinr. Bernh. Dräſeke
(evangeliſcher Biſchof):

„Wir ſind wohl ſelig,
doch in der Hoffnung."

Predigt am Sonntage nach dem Neujahrstage 1835 gehalten im Dom zu Magdeburg. Zu einem wohlthätigen Zwecke dem Druck überlaſſen. gr. 8. geh. Preis 6½ Sgr.

Allgemeine Geſinde-Ordnung

für die Preußiſchen Staaten, nebſt den gegenſeitigen Rechten und Pflichten der Herrſchaften und der Hausofficianten. Mit erläuternden und ergänzenden Anmerkungen. Für Polizei- und Juſtizbeamte, ſowie zur Belehrung für Herrſchaften, Hausofficianten und Geſinde. Herausgegeben von J. F. Kuhn. Zweite, verbeſſerte Auflage. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Der Taubenfreund.

Oder gründlicher Unterricht in der Taubenzucht, enthaltend Belehrungen über die verſchiedenen Arten der Tauben, ihre Natur und Lebensart, Ankauf, Angewöhnung, Paarung, Erziehung und Wartung derſelben. Von D. A. Weber. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Genaue und faßliche Anweiſung zur Fabrikation aller feinen Sorten

Chokolate,

wie ſolche zu Bayonne, Mailand und Paris verfertigt wird. Nebſt einer gründlichen Auseinanderſetzung, auf welche Weiſe die verfälſchte Chokolate von der echten leicht zu unterſcheiden iſt. Herausgegeben von G. v. Lobſtein. 8. geh. Preis 12½ Sgr.

Modell- und Muſterbuch für

Bau- und Möbel-Tiſchler.

Enthaltend eine reichhaltige Sammlung geſchmackvoller Abbildungen aller in der bürgerlichen und ſchönen Baukunſt vorkommenden Gegenſtände, als Thüren, Fenſterladen, Thore, Treppen in Grund- und Profilriſſen, ſo wie der neueſten, eleganteſten Londoner, Pariſer, Wiener und Berliner Möbeln mit Grund-, Auf- und Profilriſſen, beſonders Secretairs oder Schreibſchränke, Eck-, Porzellan-, Glas-, Wäſch- und Kleiderſchränke, Commoden, Sopha's, alle Arten Stühle, Tiſche, Spiegel, Trumeaux, Conſoles, Bettſponden, Wiegen, Waſchtiſche, Uhrgehäuſe ꝛc. und aller übrigen Gegenſtände, welche bei der Tiſchlerprofeſſion vorkommen. Von Max. Wölfer. 126 Tafeln. Dritte, verbeſſerte Auflage. Klein Quart. geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieſes eben ſo elegante als moderne Modellbuch erfreut ſich mit Recht des allgemeinſten Beifalls; es enthalt gegen 1000 verſchiedene Muſter zur beliebigen Auswahl in dem verſchiedenartigſten Geſchmacke. — Die 2te Lieferung (72 Tafeln enthaltend) koſtet 1 Thlr. 5 Sgr.

Stehe früh auf!

Ueber den Nutzen des **Frühaufſtehens** für die Geſundheit und die Geſchäfte. Nebſt Mitteln, ſich das frühe Aufſtehen anzuwöhnen. Von Carl **Ritter**. Dritte Auflage. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Die heilſamen Wirkungen des

kalten Waſſers,

und wie daſſelbe in den mannichfachen Krankheitszuſtänden als das ſicherſte und wohlfeilſte Heilmittel anzuwenden iſt. Eine nützliche Schrift für Jedermann. Von Dr. Auguſt **Schulze**. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Die Feinwäſcherin;

oder vollſtändige Anweiſung, Blonden, Flor, Spitzen, Kanten, ſeidene Zeuge, Tücher und Strümpfe, geſtickte oder mit Gold und Silber gewirkte Zeuge, ſeidene Bänder, Mouſſelin, Kattun, Zitz, Baſin, Linon, Kammertuch und alle feine Wäſche zu reinigen und zu appretiren; die dazu tauglichen Seifen ſelbſt zu verfertigen; alle Flecke aus Wäſche und farbigen Zeugen zu machen ꝛc. Von Henriette **Koldiz**. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Friederike Nicolai:

Allgemeines Haus-Kochbuch.

Enthaltend: gründliche und allgemein verſtändliche Anweiſungen, alle Arten von Speiſen, als: Suppen, Gemüſe, Saucen, Ragouts, Mehl-, Milch- und Eierſpeiſen, Fiſche, Braten, Salate, Gelées, Kuchen und anderes Backwerk, Eingemachtes ꝛc. in ſehr kurzer Zeit und ſchmackhaft bereiten zu lernen. Ein unentbehrliches Handbuch für Hausfrauen und Köchinnen. Nach eigenen vieljährigen Erfahrungen bearbeitet. 8. Preis 15 Sgr.; gebunden 17½ Sgr.

Dieſes rein aus der Erfahrung geſchöpfte und durch dieſelbe bewährte Kochbuch iſt ein treffliches Hülfsmittel für jede junge Hausfrau und angehende Köchin; denn wie oft hören wir nicht die fürſorgende Hausfrau die Worte ausſprechen: „**Was kochen wir morgen?**“ „**Ich weiß es**,“ ſagt die Verfaſſerin, „wie oft dieſe in Verlegenheit gerathen, ein Mahl, frugal und doch ſchmackhaft, für ihre Tiſchgenoſſen zu bereiten. Sie ſuchen Belehrung in Kochbüchern; aber gewöhnlich iſt in denſelben die Bereitung ſolcher Gerichte, wie ſie ſich für einen frugalen Tiſch eignen, nur oberflächlich abgehandelt, ſo daß ſie gerade in dieſem, für junge Hausfrauen ſo wichtigen, Falle das nicht finden, was ſie ſuchen. Es iſt daher nur mein Zweck, die Bereitung der allergewöhnlichſten Speiſen, wie ſie ſich mir durch die Erfahrung, als am ſchmackhafteſten dargethan haben, hier aufzuzeichnen; denn dieſe Gerichte ſind gerade für eine Hausfrau, welche ſelbſt die Küche beſorgt, die wichtigſten.“

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Daſs
helfen mag
Griffel und Feder
Zu Thaten und
Ruh',
Wohl wünſchet es
Jeder;
Drum greifet
hier zu!

1839.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Mit
Gott
1813

Jubeljahr

der

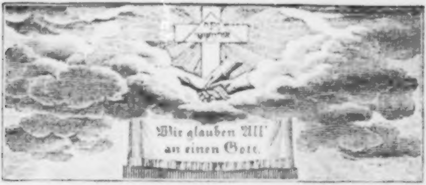
Befreiung des Rheins.

(Am 1. Januar 1814.)

Die Heere blieben am Rheine ſteh'n:
Soll man hinein nach Frankreich geh'n?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher ſprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n iſt nicht ſo ſchwer.
Wo ſteht der Feind?“
„„Der Feind — dahier!““
„Den Finger d'rauf, da ſchlagen wir!
Wo liegt Paris?“
„„Paris — dahier!““
„Den Finger d'rauf, das nehmen wir!
Nun ſchlagt die Brücken über'n Rhein,
Und mag's auch eben Winter ſeyn,
Das „Vorwärts!“ heizt uns innen ein!“

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

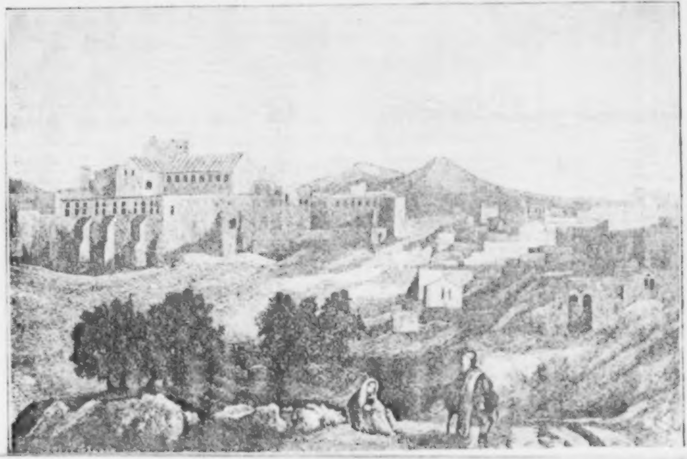
Univ. hl.
Mü n



Wir glauben All' an einen Gott!

Das iſt der Ruf der Duldung und Liebe, der von einem Volk zum andern hinüber ſchallt, der die Menſchheit durch ein gemeinſames Band unſichtbar bindet und ſelbſt den einſamen Fremdling im Nächſten einen Bruder finden läßt. Müſſen wir nicht all' die Irrthümer der Menſchheit und dieſe ſelber bedauern, wenn ſie ſogar in das chriſtliche Reich die Unduldſamkeit und den Wahnglauben finſterer Jahrhunderte heraufbeſchwört, um das Herz des Bruders vom Bruder abzuwenden; wenn ſich die Menſchenhand erkühnt, das Band zerreißen zu wollen, das ein Gott um uns Alle geſchlungen?! „Gott iſt mein Licht und meine Hülfe!“ So heißen die in hebräiſcher Sprache und Schrift niedergelegten Worte, die unſer Titelbild auf dem Kreuze zeigt; das iſt der Ruf aller Völker, aller Lande, ſo weit die Bildung der Menſchheit hinreicht, ſo weit die Hand Gottes über der Erde ausgeſtreckt iſt; und ſollte dieſer eine Ruf nicht die Menſchheit mehr verbrüdern als alle Verhältniſſe des Lebens es können!? Möge als Grundſatz dieſer Wahrheiten alle Welt den Spruch im Herzen tragen und das Reich Gottes auf Erden iſt uns dann gewiß am nächſten.

Zum Andenken an die Begründung und Verbreitung des Chriſtenthums eröffne eine Zuſammenſtellung einzelner Bilder dieſes Jahresbuch. Wir ſehen im erſten Bethlehem vor uns, den Geburtsort des Herrn unſeres Heilands, in welchem ſich Gott ſichtlich der Menſchheit offenbarte. Es iſt dies der Ort, von welchem aus das Licht über die Welt gekommen, das, ſo gering ſcheinend in ſeinem Uranfange, doch ſeine Göttlichkeit ſchon dadurch bewies, daß es ſich leuchtend über alle Enden der



Erde erſtreckt und noch täglich ſeinen Glanz über ferne Welttheile verbreitet.

Das zweite Bild iſt Gethſemane, die Stätte, wo der Heiland in den letzten Stunden vor dem heiligen Werk der Erlöſung mit ſich kämpfte und betete, wo er ſprach: „Meine Seele iſt betrübt bis in den Tod. Mein Vater, es iſt dir Alles möglich, überhebe mich dieſes Kelchs; doch nicht was Ich will, ſondern was Du willſt." Ein Spruch, der auch uns durch das Leben, durch alle Schmerzen und Freuden begleiten ſoll.

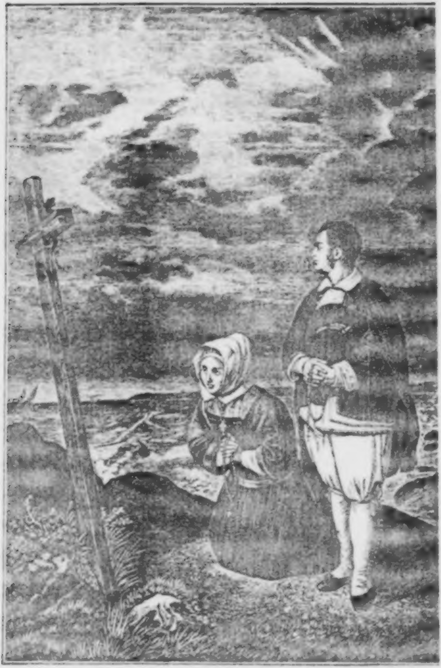
Beide Anſichten wurden an Ort und Stelle in neuerer Zeit aufgenommen, zeigen alſo dieſe Stätten der erhabenſten Erinnerung ſo, wie ſie nach Jahrhunderten uns noch aufbewahrt ſind.

Endlich geben wir ein drittes Bild, das der Südländer chriſtlich katholiſche Andacht vor einem Sinnbild des Heilands, vor einem Kreuze darſtellt. Im ächt weiblichen Gefühl der Frömmigkeit ſehen wir die Frau in's Knie geſunken, während der Mann in betender Andacht neben ihr ſteht, beide den Roſenkranz in den Händen haltend. Gewiß iſt einer ihrer geliebten Anverwandten auf dem Meere, in dem Augenblick, wo ein Gewitter heranzieht, und ſie wenden ſich an den ewigen Vermittler um Hülfe und Troſt, der ihnen nicht ausbleiben wird in der Beſeligung durch den Glauben.

Obgleich Chriſten, die dem einfacheren Glauben ohne eine andere Vermittelung als die des heiligen Evangeliums ergeben ſind, ihre Andacht und ihr Gebet in anderem Sinne und anderer Sprache ausdrücken, ſo iſt's doch genug, daß wir Alle zu einem Gotte beten, um uns als Brüder zu fühlen, um des beſeligenden Bandes, das die ganze Menſchheit umſchließt, inne zu werden, um ſich an dem Gedanken zur beglückenden Ausſicht zu erheben: daß einſtens die Menſchheit zum wahren Licht geführt, geläutert durch den wahren Glauben, aus vollkommener Ueberzeugung einſtimmig die Worte der Inſchrift ausrufen werde: „Gott iſt mein Licht und meine Hülfe! — wir glauben All' an einen Gott!"

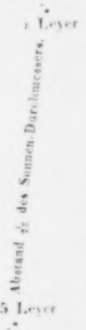
Die Doppelsterne.

Es ſcheint unſern Zeiten vorbehalten zu ſeyn, in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens Aufgaben zu löſen und Entdeckungen zu machen, die man noch vor wenigen Menſchenaltern für ſchlechterdings unmöglich gehalten haben würde. Von dem Gegenſtande dieſes Aufſatzes hatten die Alten, das Mittelalter, ja noch der größte Theil des 18ten Jahrhunderts nicht die geringſte Ahnung, und konnten ſie nicht haben. Es mußten rieſenhafte Ferngläſer gegen den Himmel gerichtet, es mußten Männer, die zu den Geiſtern erſten Ranges zählen, die Kraft und Thätigkeit ihres ganzen Lebens daran ſetzen, ehe es möglich wurde, dieſem ſo durchaus neuen Zweige der Himmelskunde, der bald ihr wichtigſter zu werden ver-



ſpricht, eine feſte Grundlage zu geben. Ich werde in der Kürze dasjenige mittheilen, was zum allgemeinen Verſtändniß der Sache gehört, und ſodann einige der weſentlichſten Reſultate folgen laſſen.

Betrachtet man das ſchöne Sternbild der Leyer, was beſonders in den Abenden des Spätſommers hoch am Himmel in der Nähe des Scheitelpunkts geſehen werden kann, ſo gewahrt man dicht links oben neben dem bekannten glänzenden Hauptſterne deſſelben einen Stern 4ter bis 5ter Größe, und ein recht ſcharfes Auge wird bei günſtigem Himmel wahrnehmen, daß er etwas länglicht erſcheint. Ein Taſchenfernrohr von 10 — 15maliger Vergrößerung wird die Urſach davon zeigen: es werden nämlich ſtatt des einen Sterns zwei nahe bei einanderſtehend geſehen. Verſtärkt man die Bewaffnung des Auges, ſo wird jeder dieſer beiden Sterne abermals länglicht erſcheinen, und ein ſehr großes Fernrohr, von 150 bis 200maliger Vergrößerung, wird endlich ſtatt des einen länglichten Sterns, den das freie Auge vermuthen ließ, vier einzelne Sterne zeigen, wie die Zeichnung es angiebt.



Dieſe vier Sterne bilden nun zwei Doppelſternpaare, worunter alſo Sterne verſtanden werden, die (ſcheinbar oder wirklich, was im Voraus nicht unterſchieden werden kann) einander ſo nahe ſtehen, daß nur ſehr ſtarke Ferngläſer ſie geſondert darſtellen, ſchwächere hingegen, ſo wie das freie Auge, ſie einfach zeigen, letzteres auch wohl ſie gar nicht mehr wahrnimmt. Solcher Sternenpaare hat nun Herſchel in den Jahren 1779 bis 1802 gegen fünfhundert entdeckt und wiederholt gemeſſen, ſein Sohn (der jetzt am Cap der guten Hoffnung beobachtet) und andre Aſtronomen haben dieſe Zahl beträchtlich vermehrt, am meiſten jedoch Struve in Dorpat, der vor Kurzem ein großes und überaus reichhaltiges Werk darüber herausgegeben hat, wodurch die Zahl der Doppelſterne nun ſchon über 3000 geſtiegen iſt. Er theilt ſie nach dem größern oder geringern Abſtande in 8 Klaſſen, die oben erwähnten beiden Paare gehören bei ihm in die dritte Klaſſe. In die letzte ſetzt er ſolche, deren gegenſeitige Entfernung den achtzigſten bis ſechzigſten Theil des ſcheinbaren Sonnendurchmeſſers (alſo 24 bis 32 Sekunden) beträgt; in der erſten Klaſſe kommen Sterne vor, die nur um den zehntauſendſten Theil dieſes Durchmeſſers (⅕ Sekunde) von einander abſtehen, und die er ſelbſt bei 1000maliger Vergrößerung in ſeinem ausgezeichneten Fernrohr nur mit der größten Mühe erkannt hat.

Innerhalb der angegebenen Entfernungsgrenzen kommen auch dreifache, vierfache, ja ſelbſt ein fünffacher Stern vor, und zwar zeigen ſich unter den helleren Sternen verhältnißmäßig mehr Doppelſterne, als unter den ſchwächern. Zu ihnen gehört z. B. der Polarſtern, Caſtor, der mittlere Stern im Schwanze des großen Bären (der ſogenannten Wagendeichſel) und viele andre, die man recht gut mit bloßen Augen ſieht, aber nichts davon ahnt, daß ſie doppelt ſind.

Zuweilen haben die beiden Sterne, welche in der bezeichneten Art zuſammengehören, gleichen Glanz; meiſtens aber ſind ſie mehr oder weniger verſchieden, ja oft ſteht neben einem hellen, den das freie Auge ſehr gut ſieht, ein andrer, den ſelbſt das größte Fernrohr kaum noch zeigt. Die dreifachen ſtehen ſelten ſo, daß ſie ein Dreieck von nahe gleichen Seiten bildeten, ſondern in den meiſten Fällen ſtehen zwei einander äußerſt nahe, und der dritte in einer vielleicht 10 bis 20mal größeren Entfernung. Die, welche ſehr nahe zuſammenſtehen, werden unter minder günſtigen Umſtänden gewöhnlich als ein länglichter Stern wahrgenommen. Daraus kann man ſchließen, daß diejenigen Sterne, welche auch unter den günſtigſten Verhältniſſen doch nur länglicht, nicht getrennt erſcheinen, gleichwohl wahre Doppelſterne ſind, und bei noch ſtärkeren Inſtrumenten ſich auch als ſolche zeigen würden.

Obgleich es nun allerdings denkbar iſt, daß dieſe Sterne uns nur einander ſo nahe zu ſtehen ſcheinen, und daß ſie in der Wirklichkeit ungeheuer weit hinter einander, nur für uns Erdbewohner in gleicher Richtung, im Himmelsraume ſtehen, ſo würde doch dieſer ſonderbare Zufall ſich gewiß nicht 3000 und mehreremale wiederholen, und ſchon dadurch allein wird es wahrſcheinlich, daß die verhältnißmäßig größere Nähe bei den meiſten nicht bloß ſcheinbar ſey, ſondern daß ſie wirklich ein zuſammengehörendes Paar von Sonnen ausmachen, wie die Erde und der Mond ein Planetenpaar ſind, welches man Doppelplanet nennen könnte.

Dieſer Umſtand wird nun aber durch eine nähere Unterſuchung des Gegenſtandes für die meiſten Doppelſterne zur Gewißheit erhoben. Es iſt nämlich durch Vergleichung der früheren Beobachtungen mit den jetzigen außer Zweifel geſetzt, daß die Fixſterne, außer ihrer ſcheinbaren, auch noch eine (obwohl äußerſt langſame) eigne Bewegung haben, und Argelander hat dies auch für unſre Sonne ſelbſt außer Zweifel geſetzt, ſo daß ſich dieſe, von allen ihren Planeten, Monden und Kometen begleitet, im Himmelsraume fortbewegt, und zwar nach dem Geſtirn des Herkules hin. Nun zeigt ſich bei denjenigen Doppelſternen, deren eigne Bewegung bekannt iſt, daß der Begleiter (der kleinere Stern) dieſelbe Bewegung in gleicher Art mitgemacht hat. Unter 41 genau verglichenen Doppelſternen hat Struve nur einen einzigen gefunden, bei dem dies nicht der Fall zu ſeyn ſcheint, und der alſo vermuthlich nur durch die erwähnte zufällige Stellung ein Doppelſtern geworden iſt.

Wie langſam dieſe Veränderungen übrigens vor ſich gehen, mag man daraus abnehmen, daß derjenige Fixſtern, der unter allen die ſchnellſte Bewegung zeigt, doch 350 Jahre gebraucht, ehe er um den Durchmeſſer der Sonne fortgerückt iſt.

Aber der deutlichſte und unwiderleglichſte Beweis eines wahren eigenthümlichen Zuſammengehörens ſolcher Sternenpaare iſt die merkwürdige Entdeckung, daß ſie einer um den andern, wie die Planeten um die Sonne, herumlaufen. Schon Herſchel wurde durch ſeine vieljährigen Beobachtungen auf dieſes Reſultat geführt, und die Vergleichung der gegenwärtigen Struveſchen mit den 50 bis 55 Jahr alten Herſchelſchen Beobachtungen hat die Sache außer allen Zweifel geſetzt. Freilich finden ſich nur 2 oder 3, die ſeit der erſten genauen Beobachtung einen vollen Umlauf zurückgelegt haben, ſo wie 5 oder 6 andre, bei denen die Bahn, wenn gleich noch unvollendet, doch ſchon mit einigem Erfolge annähernd berechnet werden kann. Aber die Veränderung des gegenſeitigen Abſtandes oder der Richtung, zuweilen beider, iſt bereits in etwa 60 Paaren mit Gewißheit, und in 100 andern mit Wahrſcheinlichkeit erkannt (ſie iſt nämlich in den meiſten Fällen ſo langſam und ſchwach, daß der wahrgenommene Unterſchied in den kleinen und nie ganz zu vermeidenden Beobachtungsfehlern liegen kann) und dies zeigt auf entſcheidende Weiſe, daß ſie keineswegs in vielleicht unermeßlichen Räumen hinter einander, ſondern in etwa gleichem Abſtande von uns neben einander ſtehen, ſo daß ihr wahrer gegenſeitiger Abſtand, wenn auch immerhin ſehr groß, doch im Verhältniſſe des Abſtandes von unſrer Erde nur unbedeutend iſt.

Es war natürlich, daß die Aſtronomen, ſobald die vorhandenen Beobachtungen nur einige Hoffnung des Erfolges darboten, dieſe merkwürdigen Bahnen zu berechnen verſuchten. Eine ſo gleichſam plötzlich und unverhofft ſich darbietende Gelegenheit, das Geſetz der Schwere, welches unſer Sonnenſyſtem regiert, in ſeiner praktiſchen Anwendung ſo bedeutend zu erweitern, ja vielleicht im Laufe der Jahrtauſende den ganzen Fixſternhimmel in ſeinen Bewegungen eben ſo genau zu kennen und eben ſo feſt vorauszubeſtimmen, als es jetzt mit dem Planetenſyſtem geſchieht, wurde mit Freuden ergriffen. Durch die Bemühungen unſers Encke und des franzöſiſchen Aſtronomen Savary beſitzen wir genaue Berechnungsvorſchriften, um aus den Beobachtungen, ſobald der umlaufende Begleiter einen hinreichend großen Bogen ſeiner Bahn beſchrieben hat, die ganze Umlaufszeit, den größten und kleinſten Abſtand vom Hauptſtern, die Geſtalt und Lage der Bahn und die Art der Bewegung, kurz die ſieben ſogenannten Elemente der Bahn zu finden. Aber es wird dies immer äußerſt ſchwierig bleiben, nicht ſowohl wegen der Verwickelungen der Rechnung ſelbſt, die jedenfalls weit weniger Schwierigkeiten macht als ähnliche Rechnungen bei Planeten und Kometen, ſondern wegen der hier erforderlichen faſt gar nicht erreichbaren äußerſten Genauigkeit der Beobachtungen, wenn man einigen Erfolg von der Rechnung hoffen will. Denn wo der Durchmeſſer der ganzen Bahn nur eine oder wenige Sekunden beträgt, iſt eine Veränderung von einer zehntel Sekunde, die bei andern Gelegenheiten für nichts gerechnet werden kann, ſchon ſehr bedeutend, und wird alſo ein Fehler von dieſem Betrage im Beobachten begangen, ſo müſſen natürlich die Reſultate erheblich falſch werden, wenn auch die Rechnung noch ſo ſorgfältig geführt wird. Dies iſt bei den weiter unten aufgeführten Verſuchen nicht zu überſehen. Die angegebenen Umlaufszeiten können noch immer um mehrere Jahre fehlerhaft ſeyn und in der Folge bedeutend anders gefunden werden, ohne daß deshalb den früheren Berechner der Vorwurf eines begangenen Irrthums treffe.

Da hiernach Alles darauf ankommt, die äußerſte Schärfe in den Beobachtungen ſelbſt zu erreichen, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, etwas über die Mittel zu ſagen, welche zu dieſem Ziele führen. Die beiden, welche ſich in der Anwendung am beſten bewährt haben, ſind das Fadenmikrometer und das Heliometer. Das erſtere iſt mit dem Augenglaſe (Okular) des Fernrohrs verbunden und beſteht aus zwei oder mehreren feinen Fäden, gewöhnlich Spinnefäden, deren einer beweglich iſt, und deſſen jedesmaliger Abſtand vom feſten Faden durch die Schraube ſelbſt, wodurch man die Bewegung bewirkt, ſich ſehr genau meſſen läßt. Man kann aber nicht bloß die Entfernung, ſondern auch die Richtung dieſer Fäden beliebig verändern und letztere an einem in Grade u. ſ. w. getheilten Kreiſe ebenfalls genau meſſen. Es kommt nun darauf an, die Entfernung und Richtung der Fäden der ſcheinbaren Entfernung und Richtung der zu meſſenden Sterne gleich zu machen, ſo daß beide Sterne gleichzeitig durch die Fäden gedeckt werden.

Das Heliometer iſt ein Fernrohr mit zwei Objektivgläſern, deren jedes einen Halbkreis bildet, und die, gehörig zuſammengerückt, genau aneinanderpaſſen und einen in der Mitte durchſchnittenen Vollkreis bilden. In dieſer Lage ſieht man durch ein ſolches Fernrohr alles eben ſo wie durch ein andres mit ungetheiltem Objektiv. Entfernt man aber beide Hälften von einander, was gleichfalls durch Schrauben geſchieht, ſo ſieht man alle Gegenſtände zwiefach, und die beiden Bilder haben gegen einander die Entfernung und Richtung, welche die Mittelpunkte der beiden Kreiſe haben, zu denen die Objektivhälften jetzt gehören. Man wird alſo ſtatt eines Doppelſterns jetzt einen vierfachen erblicken, und bringt man durch die Schrauben die Objektive in eine ſolche Lage, daß alle vier Bilder in einer graden Linie liegen und daß die drei Zwiſchenräume einander gleich ſind, ſo ſieht man leicht, daß man die ſcheinbare Entfernung und Richtung an den Schrauben und dem Kreiſe eben ſo ableſen kann, wie bei der vorigen Beobachtungsart.

Das Fadenmikrometer iſt ſeither am häufigſten angewandt worden, das Heliometer, wenigſtens auf Doppelſterne, bis jetzt nur von Beſſel in Königsberg, der ein ausgezeichnet ſchönes und kraftvolles Inſtrument dieſer Art beſitzt und deſſen Beobachtungen eine Genauigkeit haben, die man noch vor 20 Jahren für gradezu unmöglich gehalten haben würde. Noch umfaſſender ſind aber die Arbeiten von Struve in Dorpat, der eine lange Reihe von Jahren dieſen Beobachtungen faſt ausſchließlich gewidmet hat, und nicht weniger als 11,000 vollſtändige Meſſungen der Doppelſterne angeſtellt hat. Sein Werk iſt die wahre bleibende Grundlage für alle künftigen Zeiten, denn wie groß auch die Zahl und die Vollkommenheit der Beobachtungen in ferner Zukunft werden möge, immer wird man auf die früheren zurückgehen müſſen, da man nur durch Vergleichung möglichſt vieler, und der Zeit nach möglichſt entfernter Beobachtungen hoffen darf, etwas der Wahrheit nahe kommendes über dieſe Laufbahnen zu erhalten. Ein ähnliches Werk über den ſüdlichen Himmel (Struve hat hauptſächlich nur den nördlichen beobachten können, da Dorpat ſchon unter 58⅓ Grad der Breite liegt) haben wir von Herſchel (dem Sohne des oben erwähnten) zu erwarten, der ſich im Jahre 1833 eigens zu dieſem Zwecke nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begeben und ſeine ſchönen Teleſkope dort aufgeſtellt hat, noch fortwährend dort beobachtet und Afrika nicht eher verlaſſen will, bis er mit ſeiner genauen Durchforſchung des ſüdlichen Fixſternhimmels, beſonders des in Europa unſichtbaren Theiles deſſelben, zu Stande gekommen iſt. — Aus dieſen angeführten Beiſpielen mag man ſich einen kleinen Begriff von dem gegenwärtigen Leben der Wiſſenſchaft machen und unter andern auch beurtheilen können, wie wenig die Männer, welche jetzt an ihrer Spitze ſtehen, den ihnen ſo oft gemachten Vorwurf der Stubengelehrſamkeit verdienen.

Außer dem erwähnten merkwürdigen Umſtande, daß ſich Fixſterne um Fixſterne, d. h. Sonnen um größere Sonnen bewegen, haben uns die Beobachtungen noch mit zwei Erſcheinungen bekannt gemacht, welche die höchſte Beachtung verdienen, um ſo mehr als es wohl noch lange dauern möchte, bis wir ſie mit Gewißheit erklären können; ihre verſchiedne Farbe und die Veränderlichkeit ihres Lichtglanzes.

Schon bei gewöhnlichen Sternen findet ſich ſowohl das eine als das andre, doch mehr als einzelne Ausnahmen, wie man ſich ſelbſt mit freiem Auge ſchon überzeugen kann. So iſt der helle Stern im Orion, der über dem ſogenannten Jacobsſtabe ſteht, röthlicher als die übrigen, und der im Kopfe der Meduſa verändert alle 69 Stunden ſeinen Glanz, indem er von der 2ten bis zur 4ten Größe herabgeht, etwa 3½ Stunde dunkel bleibt und dann wieder ſo hell wie vorher wird. Aber bei den Doppelſternen iſt beides viel häufiger und auffallender. So giebt es Doppelſterne, wo wechſelsweiſe der eine und der andre heller iſt; andre zeigen ſich zu einer Zeit faſt gleich hell, zu einer andern beträchtlich verſchieden, wieder in andern iſt der kleinere zuweilen gut ſichtbar, zuweilen gar nicht zu erkennen, obgleich die Umſtände ſonſt ganz günſtig ſind. Dies letztere kann nun zwar auch einen andern Grund haben; der Stern kann gerade hinter oder vor den andern gerückt ſeyn, in welchem Falle man ihn nach einiger Zeit auf der entgegengeſetzten Seite wiederfindet. Aber oft iſt dies ganz beſtimmt nicht der Fall, und der Begleiter bleibt auf der einen Seite ſtehen, iſt aber wechſelsweiſe ſichtbar und nicht ſichtbar. Die wahrſcheinlichſte Erklärung iſt die, daß dieſe Körper ſich um ihre Axe drehen und auf der einen Seite dunkler als auf der andern ſeyn müſſen. Ein ganz unzweifelhaftes Beiſpiel dazu giebt unſre Erde ſelbſt, die auf der Seite, wo der große Ocean und einzelne Inſeln liegen, viel weniger hell erſcheinen muß als auf der andern, wo ſich Europa, Aſien und Afrika befinden. Man kann dieſen Unterſchied ſogar wahrnehmen, wenn man den blaſſen grauen Schimmer betrachtet, in welchem ſich, wenn der Mond nur ſichelförmig erleuchtet iſt, der übrige Theil zeigt. Dieſer iſt deſto lebhafter, je mehr Länder der Erde dem Monde grade gegenüberſtehen, denn der Widerſchein von der Erde iſt die einzige Urſach dieſes aſchfarbenen Lichtes. — Es wäre auch möglich, daß um einen ſolchen veränderlichen Stern ein andrer dunklerer liefe, den wir für ſich allein nicht ſehen können, der aber durch ſein Vortreten einen Theil des hellen für uns verdeckt, wodurch natürlich ſein Glanz vermindert werden muß.

Ueberaus intereſſant ſind nun aber auch die Beobachtungen, welche namentlich Struve und der ältere Herſchel über die Farben der Doppelſterne gemacht haben. Es iſt zuvörderſt hierbei zu erinnern, daß die Farben nur in Sternen von einiger Helligkeit noch unterſchieden werden können. Wo ſelbſt das größte Fernrohr nur einen ſchwachen Lichtpunkt bemerkt, läßt ſich keine Farbe mehr erkennen. Struve hat bei 596 helleren Doppelſternpaaren folgende Verhältniſſe gefunden:

In 295 Paaren ſind beide Sterne weiß;
„ 118 beide gelb oder röthlich;
„ 63 beide bläulich oder grün;
„ 53 iſt der eine weiß, der andre blau .
„ 52 der eine hellgelb, der andre blau .
„ 52 der eine gelb oder roth, der andre blau
„ 16 der eine grün, der andre blau . .
oder bläulich, grünlich, einigemale auch purpurfarben oder aſchfarben.

Purpurfarbne Sterne kommen 13 vor, es ſind jedesmal die ſchwächeren. — Ein Doppelſtern (Gamma im Löwen) war zu Herſchels Zeit ganz weiß; jetzt iſt der eine goldgelb, der andre rothgrün, und ſie bilden der Farbe nach den ſchönſten aller Doppelſterne unſers nördlichen Himmels. Der gleiche Fall kommt bei Gamma des Delphins vor. Vor 50 Jahren waren beide weiß, jetzt iſt der Hauptſtern goldgelb, der andre grünlich blau. — Es würde bei dem jetzigen Zuſtande unſrer Kenntniſſe an Vermeſſenheit grenzen, wenn man hier eine beſtimmte Erklärung geben wollte; wie können nur die ganz außerordentliche Mannigfaltigkeit der Schöpfung bewundern. Ueber die Entfernung der Fixſterne und namentlich der Doppelſterne war es bisher nicht möglich, zu irgend einem Ergebniß zu gelangen, man wußte nur, daß ihr Abſtand mehrere Hunderttauſendmal weiter als der der Sonne ſeyn müſſe. Gegenwärtig ſind von Struve, Beſſel und Airy Beobachtungsreihen zu dieſem Zwecke nach einer bisher noch nicht angewandten, beträchtlich ſchärferen Methode begonnen, welche einigen Erfolg zu verſprechen ſcheinen und deren Reſultat man folglich abwarten muß, ehe ſich etwas Beſtimmteres darüber ſagen läßt.

Bei Berechnung der Bahnen (die, wie oben bemerkt, nur bei wenigen bis jetzt möglich war) hat ſich gezeigt, daß ſie keine Kreiſe, ſondern Ellipſen (Ovale) und mitunter ſogar beträchtlich längliche Ellipſen ſind. Aber merkwürdiger noch iſt die Thatſache, daß ſie (ſo weit es bis jetzt zu urtheilen geſtattet iſt) ſich ganz nach denſelben Geſetzen der Schwere, wie die Planeten und Kometen unſers Sonnenſyſtems, bewegen. Dieſes von Newton entdeckte Geſetz ſcheint alſo wirklich das allgemeine Grundgeſetz der Körperwelt zu ſeyn und in der ganzen unendlich großen Schöpfung zu gelten. Welch ein Gedanke!

Wir beſitzen (außer den ſchon erwähnten Arbeiten von Encke und Savary) einige von Herſchel (dem Sohne) beſtimmte Bahnen; auch der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat mehrere nach der Enckeſchen Methode berechnet. Unter andern finden ſich

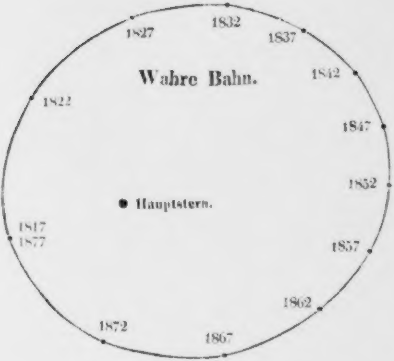
für	**Eta** in der Krone	43	Jahr	Umlaufszeit
„	**Zeta** im Krebs	56	„	„
„	**Xi** im großen Bären	60½	„	„
„	**p** im Schlangenträger . . .	80	„	„
„	einen Stern in der Caſſiopeja	84	„	„
„	**Sigma** in der Krone	200	„	„
„	Caſtor	215	„	„

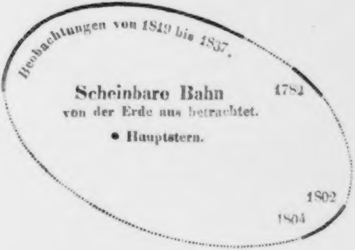
wogegen andre, die ſich noch nicht berechnen laſſen, gegen 1000, ja 5 bis 10000 Jahre und darüber als Umlaufszeit haben müſſen, worüber der Volkskalender für 1839 vielleicht nähere Auskunft geben wird. Dürfen nun zwar weder der Verfaſſer noch ſeine Leſer ſich mit Methuſalemshoffnungen ſchmeicheln, ſo will er es dennoch nicht aufgeben, in einem ſpäteren Jahrgange, wenn ſich erſt einige erhebliche weitere Fortſchritte gezeigt haben, wieder auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, und wünſcht bis dahin allen Leſern die Kraft und Geſundheit des Geiſtes und Körpers, die er ſelbſt ſich vom Weltenvater erbittet, um noch ferner ihnen nützlich und angenehm werden zu können.

Mädler.

Wahre und ſcheinbare Bahn des Sterns Xi im großen Bären.

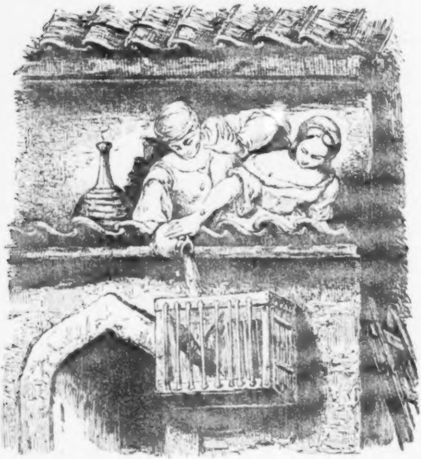
(Die Punkte auf nebenſtehenden Bildern bezeichnen diejenigen Theile der Bahn, wo noch keine Beobachtungen vorhanden ſind.)


1827
1832
1837
Wahre Bahn.
1842
1822
1847
1852
Hauptstern.
1817
1877
1857
1862
1872
1867


Beobachtungen von 1819 bis 1837.
Scheinbare Bahn
von der Erde aus betrachtet.
1782
Hauptstern.
1802
1804

Das Mährchen von der Elster.

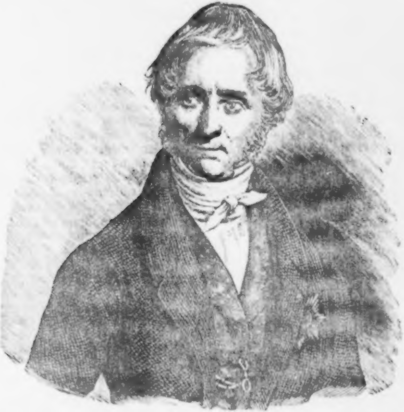
Es war ein Bürger in einer Stadt, der hatte eine Elſter, die ihm ſo lieb war, daß er ihr am Tage allerlei Reden vorſagte, ſo lange, bis ſie die Sprache wohl reden konnte und was nun die Elſter hörte und ſah, das ſagte ſie Alles ihrem Herrn wieder. Nun nahm dieſer Bürger ein junges Weib zur Ehe, die war gar ſchön und er liebte ſie ſehr, aber die Liebe, die ſie zu ihm trug, war klein, weil er des Nachts in ſeinem Bett nicht mit ihr ſcherzte. Darum gewann ſie einen Andern lieb und wenn der Mann in ſeinen Geſchäften aus der Stadt ritt, ſchickte ſie alsbald nach ihrem Buhlen, daß er die Nacht mit ihr zubrächte. Wenn das die Elſter ſah, ſo ſagte ſie es Alles ihrem Herrn wieder, wenn er heimkam, alſo daß die Frau in der ganzen Stadt in böſen Leumund kam. Der Bürger ſtrafte ſie oft darum, darauf antwortete ſie und ſprach: Du glaubſt Alles deiner Elſter, und ſo lange ſie lebt, ſo werden wir nimmer einhellig. Der Bürger ſprach: Die Elſter kann nicht lügen, denn was ſie hört und ſieht, das ſagt ſie mir und nichts Anderes. Darum ſo glaube ich ihr mehr als dir. Nun fügte es ſich einsmals, daß der Bürger ausritt. Da ſchickte das Weib ſogleich nach ihrem Buhlen, daß er zu ihr käme. Das that er nicht, ſondern verſchob es bis auf die Nacht, auf daß ihn Niemand ſähe. Als es nun dunkel ward, da kam er und klopfte an. Die Frau war gleich da und öffnete ihm und ſprach: Nun tritt ſorglos herein, denn es ſieht dich Niemand. Warum kommſt du ſo ſpät! Er ſprach: Ich wäre gern früher gekommen, aber die böſe Elſter bringt uns zu Schanden. Da ſprach ſie: Komm nur getroſt herein, denn wir werden heute Nacht an der Elſter gerochen. Alſo ging er hinein, und da er durch den Hof kam, wo die Elſter hing, da hörte ſie ſeine Stimme und ſprach: O du Armſeliger, ich kann dich nicht ſehen, aber ich erkenne dich wohl an der Stimme. Gewiß, du thuſt Unrecht an meinem Herrn. Ich ſage dir fürwahr, ſobald er zurückkehrt, ſo will ich es ihm ſagen. Als der Buhle das hörte, ſprach er zu der Frau: Siehſt du, ſagt' ich dir nicht, daß uns die Elſter zu Schanden machen werde! Sie ſprach aber: Sey unbeſorgt, denn wir wollen uns heut an ihr rächen. Damit gingen ſie zuſammen in die Kammer. Darnach um den Hahnenſchrei ſtand die Frau auf, rief ihre Magd und ſprach zu ihrer Schandenhehlerin: Laß uns eine Leiter nehmen und an das Dach ſteigen, denn ich muß jetzt an der Elſter gerochen werden. Darauf nahmen ſie eine Leiter, ſtiegen hinauf und brachen ein Loch in das Dach, wo die Elſter hing, und nahmen einen Kübel voll Waſſers und kleine Kieſel und Sand, das ſchütteten und warfen ſie die ganze Nacht auf die Elſter, daß ſie faſt geſtorben wäre.



Als das geſchehen war, gingen ſie hinab und ließen ſie hangen, und da der Tag anbrach, brachte ſie ihren Buhlen zur Hinterthür hinaus. Gegen das erſte Morgengeläut kam der Bürger geritten, und ging zu der Elſter und ſprach zu ihr: Meine liebe Elſter, wie iſt es dir derweil ergangen, daß ich nicht bei dir geweſen bin? Die Elſter ſprach: Es iſt mir unterdeſſen nicht wohl ergangen; aber ich ſage dir, was ich gehört habe. Die Frau hat ihren Buhlen des Nachts eingelaſſen und ich ſagte ihm, ich wollt' es dir nicht verſchweigen. Aber wie mir geſchehen ſey, ſeit du nicht hier geweſen biſt? — ich ſage dir, mir iſt nie übler geſchehn, als die letzte Nacht, denn Hagel, Schnee und Regen fielen auf mich, daß ich faſt des Todes war. Als nun das Weib dies hörte, da ſprach ſie zu dem Manne: Du glaubſt wieder deiner unſeligen Elſter. Sie ſpricht, die Nacht ſey Hagel, Schnee und Regen gefallen und iſt doch dieſes Jahr noch kein ſchöner Wetter geweſen als dieſe Nacht. Als nun der Bürger dieſe Reden hörte, ging er zu ſeinen Nachbarn und fragte ſie, ob es über Nacht gewittert habe? Da ſagten ihm Etliche, ſie ſeyen die ganze Nacht aufgeblieben und hätten nie eine ſchönere und lieblichere Nacht geſehen. Als der Bürger hörte, daß ſeine Frau wahr geſprochen, zürnte er auf die Elſter und ſprach zu der Frau: Diesmal hab ich dich wahr befunden, denn die Nacht iſt ſchön geweſen, wie mir die Nachbarn ſagen. Die Frau verſetzte: Herr, ihr ſeht wohl, daß eure Elſter lügt, und nur Mißhelligkeit zwiſchen uns ſtiften will; ich bin um ihretwillen in der ganzen Stadt verſchrieen worden. Hierauf ging der Bürger zu der Elſter und ſprach zu ihr: Nun ſage mir, Elſter, hab ich dich nicht alle Tage mit meinen Händen geſpeiſ't? warum ſtifteſt du denn Zwietracht zwiſchen mir und meinem Weibe? Die Elſter ſprach: Gott weiß wohl, daß ich wahr geſprochen habe, und nicht gelogen, denn was ich höre und ſehe, das ſag' ich und nichts Anderes. Der Bürger ſprach: Du lügſt, denn du haſt mir geſagt, daß es dieſe Nacht gehagelt und geregnet habe; das iſt nicht wahr, denn dieſe Nacht war ſchöner als alle andern. Du ſagſt mir fürbaß keine ſolchen Lügen mehr und ſtifteſt keine Mißhelligkeit zwiſchen mir und meinem Weibe. Damit nahm er die Elſter und riß ihr das Haupt ab. Als die Frau das hörte, da ward ſie froh und ſprach: Lieber Mann, ihr habt recht gethan, wir mögen nun wohl in Liebe zuſammen leben. Da er nun die Elſter getödtet hatte, blickte der Mann über ſich und gewahrte das Loch in dem Dach und die Leiter daneben, mit welcher ſie und ihre Schandenhehlerin hinaufgeſtiegen waren. Das wunderte ihn, warum die Leiter daſtehe und warum das Loch in das Dach gebrochen ſey und ſtieg hinauf und fand den Kübel mit Waſſer und Kieſel und Sand, welche ſie die ganze Nacht auf die Elſter geworfen und geſchüttet, daß die Elſter meinen mußte, es ſey Hagel, Schnee und Regen geweſen. Als er nun die Büberei erkannt hatte, da ſtieg er wieder herab und ſchrie mit klagender Stimme: O ich thörichter Mann, daß ich um meines Weibes Reden meine Elſter getödtet habe, an der alle meine Freude lag und die mir immer die Wahrheit geſagt hat. Weil er nun die Untreue ſeines Weibes verſtund und wie ſie ihm mitgeſpielt hatte, ſo verkaufte er Alles, was er beſaß und fuhr von ihr in das heilige Land und kam nimmer wieder heim.

Carl Ferdin. Friedr. von Nagler.

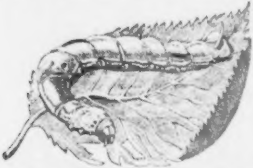
Die Reihe der Bildniſſe in dieſem Volksbüchlein eröffnen wir mit einem Manne, der in vieler Hinſicht die Erinnerung an ſich und ſein Wirken wach zu erhalten weiß.



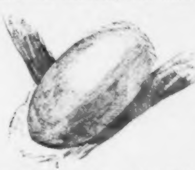
Carl Ferdinand Friedrich von Nagler, in Ansbach, wo ſein Vater Regierungsrath war, und ſich der beſondern Gnade des Markgrafen zu erfreuen hatte, im Jahre 1770 geboren, ſtudirte in Erlangen und Göttingen die Rechte und Staatswiſſenſchaften, wurde unter dem Miniſter, nachmaligem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg Expedient des fränkiſchen Departements und Referendar der Ansbachiſchen Regierung — des damaligen Landes-Juſtiz-Collegiums — dann Kriegsrath und Mitglied des für nachbarliche und Grenz-Angelegenheiten angeordneten Regierungs-Collegiums. Als im Jahre 1798 der damalige Miniſter Freiherr von Hardenberg als Mitglied des General-Direktoriums und des Cabinets-Miniſteriums verſezt wurde, nahm er denſelben als vortragenden Rath für das neu etablirte Ansbach-Baireuthiſche Departement mit dahin, wo er 1802 zum Geheimen Legationsrath befördert wurde. Mit glücklicher Einſicht war er hülfreich bei der Organiſation des fränkiſchen Departements, und noch in vielen anderen Aufträgen und bei Verhandlung mehrerer Verträge mit benachbarten Ländern bewies er ſich als ein tiefblickender Diener des Staats. Im Jahre 1806 wurde er mit der Uebergabe des Fürſtenthums Ansbach an den franzöſiſchen Bevollmächtigten, Marſchall Bernadotte, beauftragt, begleitete gegen den Schluß deſſelben Jahres den Freiherrn von Hardenberg nach Königsberg und Memel, und wurde im Jahre 1809 zum Geheimen Staatsrath und Direktor der zweiten Section des Cabinets-Miniſteriums befördert. In den Jahren 1810 bis 1821 befand ſich der thatkräftige Mann außer Dienſt, aber nicht ohne nützliche Beſchäftigung. Mit einem regen Sinne für Kunſt brachte er faſt alle Zweige derſelben umfaſſende Sammlungen ausgezeichneter Werke zu Stande, Sammlungen, durch die er eben ſo wohl begründete Kenntniſſe als geläuterten Geſchmack bewies, und die Preußens kunſtfördernder König neuerlich für das Muſeum ankaufte, dem ſie eine würdige Zierde ſind. — Im Jahre 1821 wurde derſelbe zum Chef des Poſtweſens ernannt, und brachte bald ein friſches, allſeitig wirkſames Leben in dieſe wichtige Anſtalt, wodurch der Betriebſamkeit im Lande ein erhöhter Eifer und eine raſchere Verbreitung gegeben wurde, namentlich auch durch die von ihm ausgegangene Einrichtung der Schnellpoſten und Eilwagen. Im Jahre 1823 erhob ihn der König in den Adelſtand, und 1824 ging er, mit Beibehaltung ſeines Departements, als Geſandter am Bundestage nach Frankfurt am Main, wo er nicht minder ſeine Talente und Gewandtheit in den ſchwierigſten Zuſtänden und Momenten geltend machte. Von dort abberufen und zum Staats-Miniſter erhoben, richtete er ſeine ganze Thätigkeit, die ſich immer praktiſcher entwickelte, auf ſtets noch mehr umfaſſende Einwirkung des Poſtweſens, und kein Umſtand, keine Gelegenheit entgeht ihm, wobei zum allgemeinen Nutzen und zu den Wünſchen der Bewohner aller Provinzen des Landes die Poſt ein erweitertes Hülfsmittel, eine neue Bequemlichkeit bieten kann. Wer die jetzigen Preußiſchen Poſt Einrichtungen mit den älteren vergleicht, — obwohl dieſe damals im Vergleiche zu anderen zu den vorzüglicheren gehörten — der wird erſtaunen, wie in ſiebzehn Jahren eine ſo völlige, und durchweg heilſame Umwandlung vor ſich gehen konnte, die man dem Einen, mit Geiſt und feſtem Willen durchgreifenden, und doch überall von der Humanität geleiteten Manne dankt, dem dadurch die Achtung und Liebe des Volks verbürgt iſt. Mögen ihn noch lange die Tage der Thatkraft beglücken!

Seidenwürmer.

Dieſe Inſekten ſind vielleicht der Menſchheit nützlicher als alle andern, denn beinahe die halbe Welt iſt mit dem Gewebe bekleidet, welches ſie aus ihrem eignen Körper herausſpinnen. Die Seidenraupen ſind in China häufiger als in irgend einem andern Lande, und man glaubt allgemein, daß ſie erſt von dorther nach Europa herüberkamen. Der alte Name: „China" bedeutet das Land der Seide. In Rom zur Zeit des Aurelian wurde Seide nach Goldes Werth verkauft, jetzt hat faſt jede Dame wenigſtens ein ſeidnes Kleid. Die Eier, welche den Wurm hervorbringen, werden im Mai oder Juni ausgeheckt, wofern nicht künſtliche Hitze ſie zu einer frühern Zeit ausbrütet. Sie ſind nicht ſtärker als Senfſaame, und die Würmer Anfangs ſehr klein, aber ſie nähren ſich von friſchen Maulbeerblättern auf ſo gefräßige Weiſe, daß ſie nach ſechs oder ſieben Wochen zu der Größe gelangen, wie unſer Bildchen ſie zeigt.



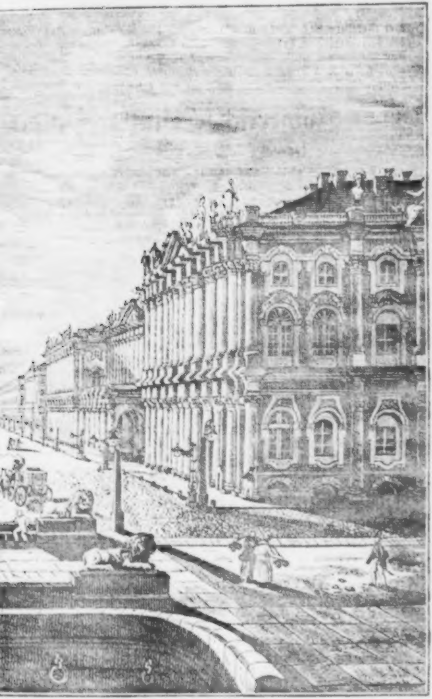
Während ſie wachſen, werfen ſie verſchiedene Male ihre Hülle ab, indem ſie ſtets zartere und ſchönere Farben annehmen. Sie haben neun Löcher auf jeder Seite, durch welche ſie athmen. Die Seide wird aus zwei kleinen Säcken geſponnen, welche auf jeder Seite mit einer gummiartigen Subſtanz gefüllt ſind, die während des Trocknens zur Seide wird. Der Wurm zerreißt nie ſeinen Faden beim Spinnen, und ein Bällchen ſoll Seide genug enthalten, um als Faden zwei bis drei Meilen zu reichen. Dieſe Bällchen werden Cocons genannt. Die Abbildung ſtellt einen derſelben vor.



Sie ſind zu demſelben Zweck da, wie des Schmetterlings Puppe, und wenn man ſie ungeſtört ließe, ſo würde eine zarte weiche Motte oder Fliege ſich aus ihr herausfreſſen. Aber das ſo angefreſſene Loch würde die Seide in Stücke reißen; deswegen bäckt man die Cocons, um die Motten zu tödten. Diejenigen, welche man zu Eiern zurückbehält, werden in's Finſtre auf Papierbogen an ſtille Plätze gelegt; die Motte kommt aus dem Cocon, legt ihre Eier und ſtirbt unmittelbar darauf. Einige Minuten Aufmerkſamkeit jeden Tag, ſechs oder ſieben Wochen hindurch, iſt Alles, was bei dieſen kleinen, betriebſamen Thieren anzuwenden nöthig iſt. Eine einzige Perſon kann auf fünfzigtauſend Seidenwürmer ohne Schwierigkeit Acht geben. Es bedarf zweitauſenddreihundert Würmer, um ein Pfund Seide hervorzubringen. Die Hauptſache beſteht darin, Alles um ſie her rein und ſauber zu halten; ſie müſſen zwei oder drei Mal des Tages friſche Maulbeerblätter haben, und dieſe dürfen nicht mit Thau bedeckt, nicht in der heißen Sonne getrocknet ſeyn, auch keinen unangenehmen Geruch angenommen haben. Manche beſprengen die Blätter, um ſie friſch zu halten, was jedoch die Würmer krank macht, und ſie leicht zum Sterben bringt.

In China hat ein Frauenzimmer die Sorge über die Seidenanſtalten, und wird deshalb die „Mutter der Würmer" genannt. Sie darf nie in das Zimmer treten, worin die Thiere ſich aufhalten, ohne die Hände zu waſchen und reine Kleider anzuziehn. Jedes Jahr feiert die Kaiſerin ein großes Feſt zu Ehren der Seidenwürmer. Während deſſelben ſchreitet ſie mit allen vornehmen Damen des Hofes in Prozeſſion einher, indem ſie Zweige vom Maulbeerbaum tragen. — Es giebt gewiſſe Gattungen wilder Seidenwürmer in China, deren Gewebe ſtärker und gröber iſt als das der gezogenen. Wilde Cocons ſind grau, die gepflegten ſind von ſchöner Strohfarbe. — Die chineſiſchen Kinder werden viel in den Seiden-Manufakturen beſchäftigt, und überhaupt immer zu dieſer oder jener Beſchäftigung aufgezogen. Jemand, der eben aus Canton gekommen war, ſagte uns, er habe dort die Kinder nie ſpielen ſehn, und daß ſie dort alle wie kleine alte Männer und Weiber ausſähen, die nur Sinn für Arbeit hätten. Wir möchten ihnen ein nützlich Bilderbuch und einige Spiele ſchicken, denn zu frühe und zu viel Arbeit und gar keine Erholung, keine Freiheit, nichts und gar nichts Anderes als was vorgeſchrieben iſt, das macht ſo engſpurige, jochgewöhnte, vor der Zeit veraltete Leute, wie die meiſten Chineſen es ſind. Erheitern und erweitern! iſt ein Spruch, der recht wohl mit der Vernunft beſteht.

Ueber den Seidenbau müſſen wir noch einer neueren Wahrnehmung gedenken, die Allen bekannt zu machen der hauptſächlichſte Zweck dieſes kleinen Aufſatzes iſt. Die Chineſen nämlich, um den Bedarf an Maulbeerblättern auch zuweilen verlegen, beſtreuen dieſe mit Reismehl, wobei angeblich die Seidenraupen von Krankheiten freier bleiben, gut gedeihen und ihr Geſchäft raſcher fördern. Ein berühmter Seidenzüchter in Turin, Hr. Bonafons, hat das Verfahren der Chineſen geprüft und vollkommen bewährt gefunden.



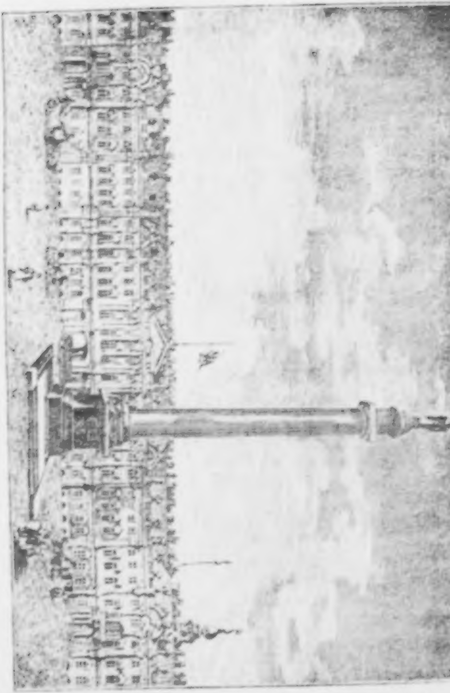
Der Freiherr von Babo in Baden that ein Gleiches, nahm (ſtatt des Reismehls) Kartoffelſtärke zu ſeinen Verſuchen und erfreute ſich gleichfalls eines ſehr günſtigen Reſultats. Die Raupen verzehrten die ſo beſtreuten Blätter gern, litten weniger von der Gelbſucht und ihre Cocons waren kräftiger und ſchwerer. J. Braun.

Das Kaiſerliche Winter-Palais in St. Petersburg.

Der viel- und weitgereiſte alte Domherr Mayer ſagt in ſeinen „ruſſiſchen Denkmälern“ über die kaiſerlichen Palläſte Folgendes: „St. Petersburgs Pracht iſt darin mit Geſchmack, Glanz mit Hoheit, Reichthum mit Gemüthlichkeit, Anmuth mit Würde, und das Ganze mit dem Edlen und Großen vollendeter Kunſt der verſchiedenen Zeitalter, ſo in dem äußern Bau, wie in den Verzierungen und Geräthen der meiſten bewohnten unter dieſen Palläſten, wunderbar vereint. Und — was am ſeltenſten in den Fürſtenhäuſern andrer Länder erſcheint — überall findet das Auge, der Pracht und des Glanzes, des Reichthums und des Wechſels jener Gegenſtände ungeachtet, bei ihrer Beſchauung Ruhepunkte zur Erholung, ohne durch gedrängte Maſſen der Gegenſtände raſtlos hinſchweifend ſich zu verwirren, ohne in einem Labyrinthe von Ueberladungen zu ermatten. Das gerade iſt der zwar imponirende, doch auch gemüthlich anſprechende Charakter der ruſſiſchen Kaiſerpalläſte inmitten der ungeheuren Größe ihrer Räume; das iſt, bei der ſinnvollſten Wahl dieſer Gegenſtände, die ſie, ohne ſich einander in den Weg zu treten, enthalten und bei dem unendlichen, doch angemeſſenen Wechſel der Aufſtellung zahlloſer Werke der Kunſt und des Geſchmacks der wahre Grund des gemächlichen Vollgenuſſes und des erhöhten Ergötzens für den ſinnigen Beſchauer.“ — Sind auch einige Beſchaffenheits- und Umſtandswörter dem Enthuſiasmus und der Schriftſteller-Gefallſucht des alten Mannes zu Gute zu halten, kann ich, der ich Petersburg genau kenne, im Uebrigen doch mit unſerm Autor einverſtanden ſeyn.

Unter den verſchiedenen Palläſten Petersburgs war ohne Zweifel das kaiſerliche Winterpalais der bemerkenswertheſte. Dieſer Pallaſt ſchien dem Beſchauer durch ſeine imponirende Lage in der Mitte der Stadt, an dem majeſtätiſchen Newaſtrome und dem größten und bedeutendſten Platze der Stadt, mit der herrlichen Ausſicht auf das großſtädtiſche und merkantiliſche Treiben, auf das großartige Leben der Reſidenz und das raſtloſe Leben des Volks ſowohl, als auch durch ſeine imponirende Größe und ſeine innere Einrichtung die Frage aufzudringen: ob hier nicht der Kaiſer wohne? Wenn gleich ſein von dem Architekten Grafen Roſtrelli und der Kaiſerin Eliſabeth und dem

Kaiſer Peter dem Dritten geleiteter Bau nur noch dem ungeläuterten Geſchmacke jener Zeit entſprach, wenn eine Menge angehängter Vorſprünge, gekuppelter Säulenportale, Balcone, ſchroffer Ecken und unterbrechender Pfeilermaſſen den Rieſenbau entſtellte, ſo milderte doch die ergraute Farbe des Alters den widrigen Eindruck und gebot ſelbſt eine gewiſſe Ehrfurcht vor dem alterthümlichen Gebäude, um ſo mehr, da es im jungen Petersburg, das ſich immer mehr verjüngt, nur wenige Gebäude giebt, die durch den alterthümlichen Stil ihrer Bauart anziehend ſind. Der Kaiſer Nicolaus iſt, wie überall, auch beſonders in dieſer Rückſicht von einem ganz richtigen Urtheile geleitet; denn als im Frühjahr 1837 mehrere Reparaturen an dem Aeußern des Gebäudes vorgenommen wurden, mußte Alles, bis zum Kleinſten, in demſelben Geſchmack wieder hergeſtellt werden. Das Winterpalais für ſich, ohne die durch bedeckte Bogengänge damit verbundenen noch ſtehenden Gebäude, war 450 ruſſiſche oder engliſche Fuß lang, 350 breit und 70 hoch, umſchloß einen großen quadratiſchen Hof, hatte über den Kellergewölben ein Erdgeſchoß, ein Hauptſtockwerk, darüber ein Entreſol, und wurde von ungefähr 4000 Menſchen bewohnt. Von den innern Räumlichkeiten kann man ſich ein Bild machen, wenn man berückſichtigt, daß jährlich am 1. Januar, an dem in den Staats- und Prunkgemächern des Schloſſes vom Kaiſer ſeinem Volke gegebenen Feſte, der ſogenannten Hof-Maskerade, an 25,000 bis 30,000 Perſonen Theil nahmen. Sprechen wir indeß nicht von der ſtrahlenden Herrlichkeit und Pracht des Georgen-, des Marſchalls-, des Saals Peters des Großen und andrer Staats- und Prunkſäle und verweilen wir mit Vorliebe in den Wohngemächern der kaiſerlichen Familie und beſonders in einem Wohnzimmer der verewigten ſo ſehr geliebten als engelguten Kaiſerin Mutter, Maria Feodorowna. Die glänzende Pracht, verbunden mit dem zarteſten, reinſten Geſchmack ſeiner Verzierungen, Möbel und Geräthe dienten dieſem herrlichen Gemach nur zur Folie ſeiner anziehend wohnlichen Gemüthlichkeit und des ſich überall ſpiegelnden Familienglücks auf dem Throne. Heiter anſprechende Anmuth, die ſich nur empfinden läßt, war hier über alle Gegenſtände der Kunſt und der Natur, der Hofconvenienz und des häuslichen Sinns ausgegoſſen. — Abgewandt von den aus Malachit, Jaspis und Porphyr geformten Tiſchen, Vaſen und andern Prachtſtücken, zog, an der lichten Fenſterſeite, eine von dem glänzenden Raume durch zartes Gitterwerk geſonderte Abtheilung unwiderſtehlich an, vor welchem die köſtlichſte Ausſicht auf die großen Plätze, ihre Palläſte, auf den Newaſtrom mit ſeinem Treiben ſich öffnete. Auf einer Eſtrade von Spiegelfenſtern ſtand der ſo ſchön geſchnitzte und durch die von lieben Kindeshänden daran ausgeführten Stickereien noch mehr verſchönerte Seſſel der Kaiſerin Maria. Es war ihr täglicher Sitz, wenn ſie im Winter den Pallaſt bewohnte. Das künſtlich umher geflochtene Gitterwerk dieſes gar anmuthigen offenen Kabinets und Belvedere, durchſchlängelten noch die zarten blühenden Laubgewinde und Erdbeeranken; mit den köſtlichen Blumen und Blüthenſtauden des Inlands und überſeeiſcher Länder war es umſtellt. — Eine achtbare Pietät des Kaiſers ehrte gern auch ſo das Andenken an ſeine erhabene Mutter; wie denn in Petersburg und Moskau im Beſondern, und in Rußland überhaupt ſich viele Beweiſe dafür finden, daß das nachfolgende Geſchlecht ſich auch dadurch der großen Vorfahren würdig zeigt, daß es mit kindlicher und nationaler Frömmigkeit ihr Andenken in Ehren hält. Der neuern ruſſiſchen Kriegsgeſchichte waren von Alexander in dem Winterpalais zwei neue, großartig verzierte weite Säle durch Aufſtellung der Bildniſſe von Marſchällen und Generalen gewidmet. Neben den 300 Bruſtbildern von Generalen, Kampfgefährten Alexanders, ſah man hier die lebensgroßen Bildniſſe des Kaiſers Alexander ſelbſt, des Kaiſers Franz, des Königs Friedrich Wilhelm III., letztere Beide zu Pferde; ferner die Bildniſſe des Großfürſten Conſtantin, des Fürſten Kutuſow, des Herzogs von Wellington und des Grafen Barclay de Tolly, von Dawe treffend gemalt. Sehr erfreulich iſt es, daß bei dem Brande des Palais dieſe Sammlung faſt ganz gerettet wurde, welche dem gewiß bald herrlich aus ſeinen Trümmern wieder erſtehenden Pallaſte in gewählter Aufſtellung nur zur Zierde gereichen kann. Mit dem Winterpalais war durch zwei bedeckte Bogengänge, von den Hauptſtockwerken ausgehend, ein Gebäude verbunden, deſſen untere gewölbte Räume zur Aufbewahrung von Holz u. dgl. dienten, und welches auf der Plattform des Erdgeſchoſſes in der Mitte des Hauptſtockwerks einen etwa 300 Fuß langen und 80 bis 90 Fuß breiten Garten umſchloß, worin man ſo große Birken und Linden erblickte, daß dieſe ſelbſt mit ihrem Laubwerke über die umgebenden zwei Stockwerke (dem Hauptſtockwerke und dem Entreſol) und das Dach hervorragten und zum Theil von der Straße aus geſehen werden konnten. Außerdem fanden ſich in dieſem ſchönen ſchwebenden Garten eine Menge Fruchtbäume, Stauden, Blumen und ſelbſt üppige Roſen, ſchattige Lauben und viele große Taubenſchläge und hübſche Volièren mit verſchiedenen Sing-Vögeln. Um den Garten herum liefen zwei kleinere Säle (an den Enden) und zwei ſehr lange Gallerien (an den Seiten), welche ihre Fenſter nur auf einer Seite hatten und zwar nach dem Garten hinaus. In der einen dieſer Gallerien (derjenigen an der Weſtſeite) ſah man außer den ſchönen Kunſtwerken Sneider's, Claude Lorrain's, Vernet's, Nicolas Pouſſin's, Bourdon's und Anderer, die Arbeiten neuerer ruſſiſcher Künſtler, wie z. B. hiſtoriſche Darſtellungen von Bruloff, Kurmeſky, Loſſenkoff, Schebujeff, Iwanoff, Jägeroff; Landſchaften, Genrebilder u. ſ. w. von Schtſchedrin, Worobjeff, Wenezianoff, Mattwejeff, und beſonders ſchöne Pferdeſtücke von Orlofſky. — In dem Zimmer vor dem Veſtibule der Gallerie hängt die Krönung von le Sueur, dem franzöſiſchen Raphael. Ein anderes Gebäude iſt ebenfalls durch bedeckte Bogengänge mit der eigentlichen Eremitage verbunden, einem großen quadratiſchen 350 Fuß langen und faſt eben ſo breiten Gebäude, von Catharina II. erbaut, welches auf ſeinem großen quadratiſchen Hofe ein rundes Gebäude aus neuerer Zeit enthält. Dieſe Eremitage iſt wiederum durch einen großen bedeckten Bogengang, der ſich kühn über den zwiſchen den beiden Gebäuden durchfließenden Moikakanal und die beiden Straßen an ſeinen Ufern wölbt, mit dem kaiſerlichen amphitheatraliſch gebauten und ſehr geſchmackvoll dekorirten Hoftheater verbunden. Die vorher erwähnten Gallerien und Säle, ſo wie die Lokalitäten der beſchriebenen Bogengänge mitgerechnet, enthält die kaiſerliche Eremitage in 45 mehr oder minder großen, geſchmackvoll, ja ſelbſt mit ſchönen Gobelin-Tapeten dekorirten und vollſtändig ausmöblirten Räumen die größten und bewunderungswürdigſten Kunſtſchätze: an 2000 Gemälde, eine Menge Arbeiten von Jaspis, Porphyr, Achat, Karneol, Verde antico, Malachit, Marmor, Porzellan, Glas, Elfenbein, Wachs; dann andre Merkwürdigkeiten, Koſtbarkeiten von Edelſteinen, Gold, Platina, Silber, wie eine ſehr reiche und große Sammlung von Antiken, Gemmen und Kameen, und eine wohlgerathene in allen Theilen genau getroffene Nachbildung der Vaticaniſchen Logen Raphaels von gleicher Größe, wie die Urbilder dieſes hochberühmten Kunſtwerks, welche Nachbildung im Jahre 1782 durch den damaligen Großfürſten, ſpätern Kaiſer Paul, und ſeine Gemahlin Maria Feodorowna auf den Wunſch Catharina II. in Rom ſelbſt beſtellt, aus den Händen des Wiener Malers Unterberger und ſeiner Schüler hervorging und dem Verehrer der Kunſt noch Intereſſe gewähren kann, wenn das dem Einfluſſe der Witterung ausgeſetzte Original längſt verfallen ſeyn wird. Auch über viele Hauptzweige der höheren Wiſſenſchaften und Literatur erſtreckt ſich der Reichthum der Eremitage. In prachtvollen Bibliothekſälen iſt eine Sammlung von mehr als 100,000 Bänden aufgeſtellt, darunter die, von der Kaiſerin Katharina angekauften berühmten Bücherſchätze Voltaire's, Diderot's, Galiani's, Nicolai's, Zimmermann's und Büſching's vorglänzen. Nicht minder ſehenswerth ſind die Sammlungen von 20,000 Kupferſtichen und Handzeichnungen, und von alten, neuern und national-ruſſiſchen Münzen und Medaillen. — Hier iſt ſeit einem verlaufenen halben Menſchenalter noch Alles unverändert, als ob in dieſen nun ſo ſtillen und verlaſſenen Räumen noch der hohe Geiſt der zweiten Katharina walte; hier, wo zurückgezogen aus dem Gewühl der Staatsgeſchäfte und des bewegten Zaarslebens, die große Frau ſich am Abend den Wiſſenſchaften, den Künſten und der Freund-



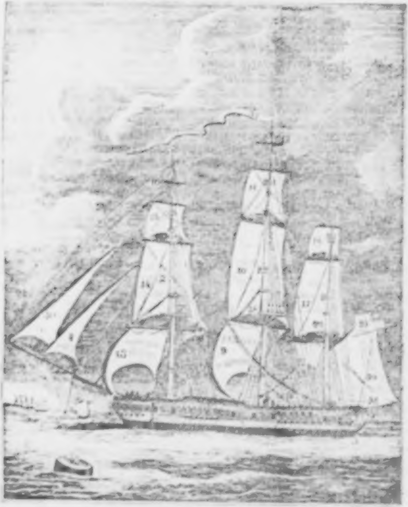
ſchaft hingab, mit hochgebildeten Gelehrten und ausgezeichneten Künſtlern, mit Staatsmännern und Heerführern im vertraulichſten Zuſammenſeyn ſich gemüthlich heiter unterhaltend. Schon intereſſant durch die ſich an die vielen prachtvollen, durch Mahagony-Spiegel-Thüren verbundenen Räume knüpfenden Erinnerungen, würde doch beſonders der Verluſt der unermeßlichen Schätze der Wiſſenſchaft und Kunſt unerſetzbar geweſen ſeyn, wenn das wüthende Element auch dieſe Gebäude weggerafft hätte, was bekanntlich von den, mit Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit getroffenen Maaßregeln des Kaiſers verhindert worden iſt; der erhabene Monarch verpflichtete ſein treues Volk durch die Erhaltung dieſer für Wiſſenſchaft und Kunſt unerſetzlichen Schätze zu neuem Danke. Ohne den richtigen Blick und die männliche Beſonnenheit in der Gefahr, die der Kaiſer bei dieſer Gelegenheit wieder ſo ſchön bethätigte, wäre die Eremitage unrettbar verloren geweſen. Jetzt kann ſich jeder Beſchauer dort noch an einer der reichſten Sammlungen von Meiſterwerken der berühmteſten Maler erfreuen und ſich dabei dankbar daran erinnern, daß dieſe Kunſtſchätze von Catharina II., Alexander und Nicolaus mit ungeheurem Koſtenaufwande zuſammengebracht ſind und daß der Himmel ihre Rettung gelingen ließ.

Unſre erſte Anſicht zeigt das Winter-Palais von der Seite, unſre zweite läßt es vom Iſaaksplatze aus ſehen, von deſſen Größe ſich Jeder einen Begriff machen kann, wenn er erfährt, daß bei Einweihung der hier zu ſehenden Alexander-Säule 80,000 Mann Militair aufgeſtellt waren, wobei noch Raums genug übrig blieb für den Kaiſer mit ſeinen Söhnen, ſeiner Generalität und ſeinem Hofſtaat, ſo wie zu den feierlichen Proceſſionen. Von dieſem Platze gehen drei Brücken und dreizehn Straßen aus und umgeben iſt er von den grandioſeſten Gebäuden. P. U. W.

Die verſchiedenen Schiffe.

Im Jahrgang für 1837 ſprachen wir über das Schiff, und brachten dazu in Abbildungen ein Kauffahrtei-Schiff, ferner ein Kriegsſchiff, im Bau begriffen, und dann fertig, auf dem Meere ſegelnd, wobei wir zugleich eine Schilderung gaben über das, vom Stapel laufende Schiff. Da nun unſre Literatur in der neueſten Zeit mit einer Anzahl guter See-Romane bereichert wurde, um ſie aber mit rechtem Genuß zu leſen, eine genauere Kenntniß der Schiffe und Benennungen ihrer Theile nothwendig wird, ferner auch dadurch eine allgemeinere Kenntniß ſich verbreitet, ſo ergänzen wir hiermit möglichſt, was jenem erſten Aufſatze noch fehlt, während der jetzige auch an ſich eine Art Vollſtändigkeit hat. — Am beſten iſt's, wir laſſen da einen Engländer reden, der die Sache verſteht, und ſo anfängt:

Erinnert euch, daß die engliſche Eiche das beſte Schiffbauholz in der ganzen Welt iſt. Seitdem nun aber die Eichen in England ſeltener geworden ſind, hat man viele Schiffe aus indiſchem Eichenholz gebaut; ich ziehe indeß ein Schiff aus gutem engliſchen Eichenholze allen andern vor. Hier iſt das Bild eines Schiffes mit ausgeſpannten Segeln:



Ihr ſeht da auf dem Schiffe verſchiedene Zahlen, ſo Nr. 1, an dem untern Theile oder dem Körper deſſelben, welcher Rumpf genannt wird. Die Kajüte iſt ein Raum innerhalb des Rumpfes; in dem hintern Theile ſchlafen der Capitain und die Paſſagiere.

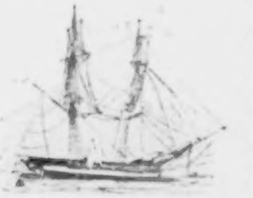
eſſen auch in der Kajüte. Die Matroſen wohnen in dem vorderen Theil des Rumpfes, manchmal Vordercaſtell genannt. Der Kielraum oder mittlere Theil des Schiffes iſt mit Tonnen und Kiſten, welche die verſchiedenen Waaren enthalten, angefüllt. Der Theil des Schiffes, auf dem man ſpazieren gehen kann, heißt das Verdeck. An dem hinteren Theile des Schiffes ſeht ihr Nr. 2. dieſer Raum wird der Stern oder das Hintercaſtell genannt. Der vordere Theil deſſelben heißt dann das Vordercaſtell. Am Sterne des Schiffes, durch Nr. 3. bezeichnet, ſeht ihr ein ſenkrechtes langes Stück Holz. Dies nennt man das Steuerruder. Das eine Ende deſſelben hängt im Waſſer, und das andere iſt an einem wagerechten Balken, der Ruderpinne, befeſtig, welcher ins Zwiſchen-Deck geht. Sie wird rechts oder links gegen das Steuerbord oder gegen das Packbord mittelſt der Hand, oder durch ein daran befeſtigtes Tau von einem Matroſen, der auf dem Verdeck ſteht, bewegt. Oftmals wendet auch der Steuermann das Steuerruder mit Hülfe eines Rades. Der Theil deſſelben, welcher ſich unter Waſſer befindet, iſt breit und flach; durch das Wenden deſſelben nach dieſer oder jener Seite, mittelſt der Ruderpinne, lenkt der Steuermann das Schiff und läßt es ſegeln, wohin er will. — Nr. 4. iſt eine beſondere Art von Maſt, welcher von dem Buge des Schiffes ausläuft und Bugſpriet heißt. Die Taue mit Nr. 5. bezeichnet, gehen von den Seiten des Schiffes nach den Maſt-Enden und heißen Wanten. Sie ſind ſehr ſtark und verhüten das Umfallen der Maſten; dünnere Taue verbinden ſie gleich Leitertritten, was ſie auch wirklich ſind, und wodurch die Matroſen die Wanten beſteigen können. Man nennt ſie Webeleinen. — Nr. 6 iſt der Haupt-Maſt, Nr 7 der Fock-Maſt und Nr. 8 der Beſan-Maſt. Nr. 9 iſt das Schönfahr-Segel, Nr. 10 das große Mars-Segel. Nr. 11 das große Bram-Segel. Nr. 12 die Ober-Bramraae, Nr. 13 iſt das Fockſegel, Nr. 14 das Vormars-Segel, Nr. 15 das Vorbram-Segel, Nr. 16 die Voroberbramraae; Nr. 17 iſt das Kreuzſegel, Nr. 18 das Oberkreuz-Segel, Nr. 19 die Voroberkreuzraae, Nr. 20 das Beſan-Segel, Nr. 21 iſt die National-Flagge. Jedes Land hat eine Flagge. Wenn ſich nun zwei Schiffe zur See begegnen, ſo hiſſen ſie die National-Flaggen auf, wodurch die Mannſchaft jedes Schiffes auf der Stelle weiß, welchem Lande daſſelbe angehört. Nr. 22 iſt die große Marsſtenge, welche einen Theil des Haupt-Maſtes bildet. Nr. 23 iſt die große Bramſtenge, Nr. 24 die Vormarsſtenge, Nr. 25 die Vorbramſtenge, Nr. 26 die Kreuzſtenge, Nr. 27 die Oberkreuzſtenge; Nr. 28 (ebenſo Nr. 29) ein kleiner runder Platz, wo, in großen Schiffen, drei bis vier Mann ſtehen können: derſelbe heißt Mars. Jeder Maſt hat einen Mars. Einer heißt Haupt-Mars, einer Fockmars und einer Beſanmars. — Um

Vordertheile des Schiffes bemerkt ihr zwei kleinere Segel, die vom Fockmaſt bis zum Bugſpriet gehen. **Das** untere heißt der **Sturmfock**, das obere Nr. 30 der **Klüver**. Die runden Bäume, welche quer an den Maſten befeſtigt ſind und die Segel tragen, heißen **Raaen**; ſie werden wie die Segel benannt. Nr. 31 iſt eine Raae, welche rückwärts vom **Beſanmaſt** ausläuft. Sie heißt der **Boom**. Die ſchräge, über dieſem ſich befindende Raae iſt die **Gaffel**. Nr. 32 iſt der **Wimpel**.

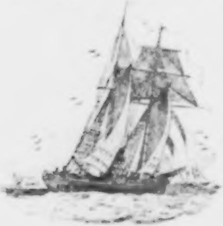
Es giebt noch eine große Menge anderer Namen, welche die Seeleute den einzelnen Theilen des Schiffes geben; ſo heißt die rechte Seite deſſelben **Steuerbord**, die linke **Backbord**. Die Richtung, wo der Wind herweht, nennt man die **Windſeite**; und wo er hinweht, die **Seeſeite**.

Die Fregatte hat dieſelbe Einrichtung wie ein Linienſchiff, nur im verkleinerten Maaßſtabe. Die anderen Schiffe ſind nun aber ſehr verſchiedener Art. Diejenigen, welche dazu beſtimmt ſind, Waaren von einer Gegend in die andere zu führen, heißen **Kauffahrteiſchiffe** (wie ſich ein ſolches im Jahrgang für 1837 abgebildet findet). Die nach China und Indien gehen, ſind im Allgemeinen ſehr groß, und einige führen eine Laſt von 1200 bis 1500 Tonnen (jede Tonne zu etwa 2000 Pfund). Ihr Bau gleicht dem eines Kriegsſchiffs, und ſie werden auch unter die Kriegsſchiffe gezählt, weshalb wir auf unſer numerirtes Schiff weiter hinweiſen können. Ihr bemerkt längs der Seiten Oeffnungen, ſie heißen **Portluken**. Durch dieſelben werden die Mündungen der Geſchütze geſteckt, wenn man auf andere Schiffe feuert. Die Läden, welche die Luken gewöhnlich verſchließen und das Eindringen des Waſſers verhindern, heißen **Pforten**. Die Linienſchiffe haben ihren Namen davon, weil ſie, als die größeſten Kriegsſchiffe, während einer Seeſchlacht in der Linie kämpfen müſſen.

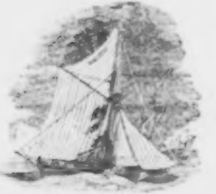
Eine **Brigg**, wie ſie hier euch in der Abbildung gezeigt wird, hat nur zwei Maſten, mit Raaſegel-Takelage. Sie macht nicht oft große Reiſen und wird gewöhnlich an der Küſte und für kurze Fahrten gebraucht. Sie führt 150 bis 300 Tonnen.



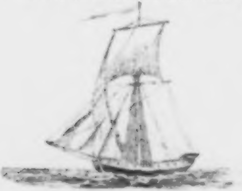
Hier folgt nun ein Schooner. Er hat zwei Maſten, aber ihr bemerkt, daß er nicht durchweg Raaſegel hat, wie eine Brigg, vielmehr nur die Marsſegel ſo aufgetakelt wurden. Die Schooner ſind von verſchiedener Größe; manchmal ſehr klein, manchmal ſo groß wie Briggs. Sie ſegeln ſchnell und werden in der Regel zu kleinen Reiſen benutzt und zum Handelsverkehr mit nicht zu entfernten Orten.



Jetzt betrachten wir uns eine Schaluppe. Sie hat nur einen Maſt. Handels-Schaluppen dienen zu Küſtenfahrten. Kriegs-Schaluppen dagegen werden in alle Theile der Welt geſandt.

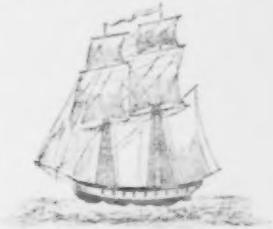


Nachfolgend habt ihr nun einen Kutter, einen Segel-Kutter, im Bilde; denn es giebt auch leichte Boote, die man Kutter nennt, die aber nur zum Rudern eingerichtet ſind. — Der Name kommt her von dem engliſchen Worte cut, ſchneiden; weil dieſe Schiffsart, ihrer leichten und



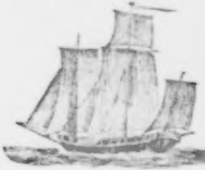
ſcharfen Bauart wegen, ſehr ſchnell ſegeln kann. Auch durch ihre großen, eigen angebrachten Segel, ferner durch die Verrichtung, daß ſich zugleich noch Ruder anwenden laſſen, ſind ſie beſonders geeignet zu raſchen Fahrten. Segel-Kutter werden gebraucht zur Verſendung von Depeſchen, zur Verfolgung von Schmugglern oder fliehender Verbrecher, überhaupt zu Dienſten, welche die höchſte Eile erfordern.

Die Brigantine, auf die ich nun komme, iſt ebenfalls zum Segeln und Rudern eingerichtet.

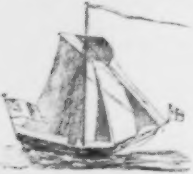


Sie wird beſonders zu Angriffen und zum Verfolgen des Feindes gebraucht; ihr ganzer Raum iſt mit Segeln beſetzt.

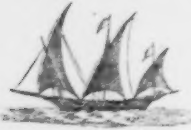
Der Lugger, den ihr jetzt vor euch habt, iſt eine kleinere Art Fahrzeug, hat aber doch drei Maſten und ein langes Bugſpriet. Seine Segel ſind Raaſegel, über welchen er manchmal noch Stangenſegel führt.



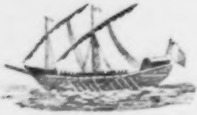
Yachten, deren eine nachſtehend gezeigt wird, ſind kleine Schiffe mit einem Verdeck. Manchmal haben ſie nur einen Maſt, und doch vier, acht oder zwölf Kanonen und dreißig bis vierzig Mann als Beſatzung am Bord. Es giebt in England einen Yacht-Klub, der aus vornehmen, oder beſtimmter geſagt, aus reichen Leuten beſteht, welche Schiffe zu ihrem Vergnügen bauen laſſen und damit Luſtreiſen machen; ein Vergnügen, wie es einem Volke, das mehr auf der See als auf dem Lande verkehrt, ſich aneignete. Wenn die Yachten jenes Klubs beiſammen ſind, bilden ſie eine zahlreiche Flotte.



Eine Schebecke iſt ein leichtes, ſchnellſegelndes Schiff mit drei Maſten und einem langen Schnabel am Vordertheil. Man ſieht der Schebecken ſehr viele in den Häfen des Mittelmeeres, weshalb ſie auch in unſern Abbildungen nicht fehlen darf.



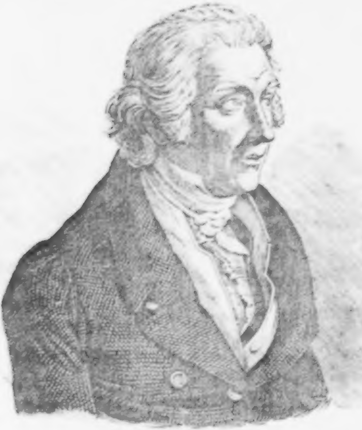
Endlich laſſen wir auch noch die Galeere ſchauen, eine andere Art Fahrzeug, das ebenfalls im Mittelmeere ſeit den älteſten Zeiten im Gebrauch iſt. Niedrig gebaut, führt ſie zwei Maſten, kann aber auch durch Ruder allein fortbewegt werden. Der Galeeren bedienen ſich beſonders die Seeräuber und die der Afrikaner waren ſonſt durch Mädchen-Raub und auch als Hülfsmittel andrer Greuelthaten vor allen berüchtigt. In Frankreich und Italien benutzt man die Galeeren zum Aufenthalts-



ert für die Verbrecher, in ähnlicher Art, wie man in England die abgetakelten Schiffe anwendet. Die franzöſiſchen Galeeren ſind aber die Stätten der grauſamſten Strafen, von denen man auf den engliſchen abgetakelten Schiffen keinen Begriff hat. v. M.

Karl Friedrich Zelter.

Geboren am 11. Dezember 1758, geſtorben am 15. Mai 1832

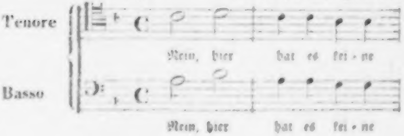


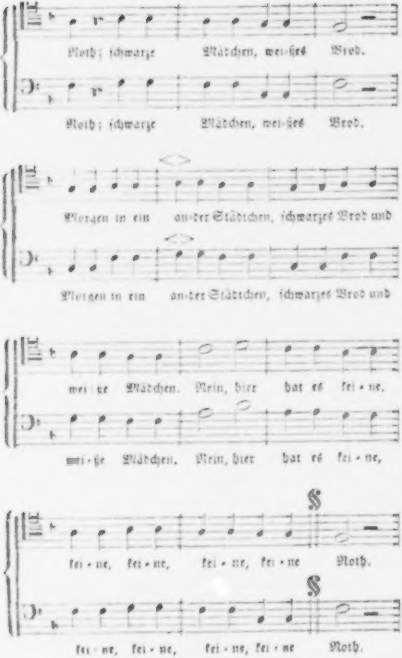
Der Mann iſt auch ſo Einer, von dem man ſagen darf: er ſetzte, was er wollte, rechtſchaffen durch. Sein Vater war ein Maurer und der Sohn mußte bei'm Handwerk bleiben. Das wollte mit einer in ihm aufſtrebenden Neigung zur Muſik nicht genug ſtimmen, weil aber der Vater davon nichts wiſſen wollte und ihm befahl, ein tüchtiger Maurer zu werden, ſo war unſer

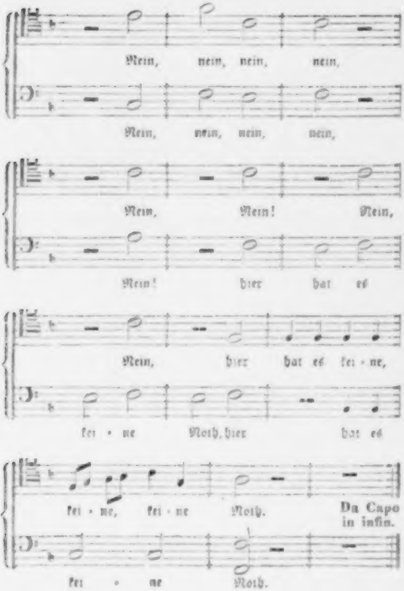
Karl Friedrich ein gehorſamer Sohn, lernte ſein **Handwerk** aus dem Grunde und machte im Jahr 1783 ſein Meiſterſtück, wonach er in Berlin mehrere Bauten ausführte. Unterdeß hatte er in allen Nebenſtunden Muſik getrieben, er ſpielte Clavier und Violine und als er nun Maurermeiſter war, nahm er bei Faſch, dem Stifter der Sing-Akademie in Berlin, Unterricht in allen Grundlagen der Compoſition, und wurde beſonders ein ausgezeichneter Lieder-Componiſt, dem vorzugsweiſe noch das humoriſtiſche Lied ſehr gelang. Als Faſch ſtarb, wurde Zelter Direktor der Sing-Akademie und dieſe verdankt ihm ungemein viel; ſpäter ernannte ihn der König zum Profeſſor der Tonkunſt an der Akademie der Künſte und gab ihm noch andre Zeichen der Anerkennung. Die Lehre aber, die aus ſeinem Leben ſpricht, iſt folgende: Wenn du, junger Mann, dich etwa zu irgend einer Kunſt berufen hältſt, ſo vernachläſſige deshalb nicht den Grund und Boden, auf den du zunächſt angewieſen biſt; wäre dann wirklich eine lebendige Kraft für Höheres in dir, wird ſie ſich ſchon durcharbeiten, ohne daß du dich der Gefahr ausgeſetzt haſt, in einem falſchen Glauben an dich, voll eitlen Vertrauens auf deine Fähigkeiten, in keinem Fache etwas zu leiſten, und endlich in Mißſtimmung und Elend unterzugehen. Zelter war Maurermeiſter, ſtand alſo feſt auf ſeinem Grund und Boden. Jetzt konnte er, ohne am Ende hier nichts und dort nichts zu ſeyn, aus ſich ſelber unterſuchen, ob ſein innerer Drang ihn nicht zum Narren habe. Er hatte einen feſten, unerſchütterlichen Charakter und erreichte ſein Ziel — wer's ihm nachthun will, ſoll ſich rüſten mit gleicher Fürſorge, ſoll ſich feſtſtellen in Einem, ehe er um ein Anderes wirbt; denn Lebensglück und Ruhm liegen nicht ſo am Wege, und wer vor Allem dem Letztern nachjagt, giebt oft Beides in den Kauf. — Wahrhaftig, wenn ich das Bild anſehe, kommt's mir vor, als ſagte der Zelter dies ſelber! — Nun aber mag er wirklich ſelber erſcheinen in einem von ihm, nach Goethe'ſchem Text componirten Liedchen, das ſogar, wie mir geäußert wurde, hier zum erſten Mal gedruckt iſt, obwohl ich dies nicht feſt verbürgen mag, weil mir nicht Alles von dem, was Zelter drucken ließ, bekannt wurde.

Soldatentroſt.

Ohne Sorge. Goethe und Zelter.

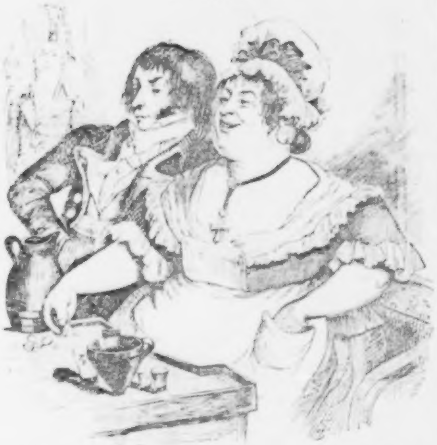



Noth; ſchwarze Mädchen, wei-ßes Brod.
Noth; ſchwarze Mädchen, wei-ßes Brod.
Morgen in ein an-der Städtchen, ſchwarzes Brod und
Morgen in ein an-der Städtchen, ſchwarzes Brod und
wei-ße Mädchen. Nein, hier hat es kei-ne,
wei-ße Mädchen. Nein, hier hat es kei-ne,
kei-ne, kei-ne, kei-ne, kei-ne Noth.
kei-ne, kei-ne, kei-ne, kei-ne Noth.


Nein, nein, nein, nein,
Nein, nein, nein, nein,
Nein, Nein! Nein,
Nein! hier hat es
Nein, hier hat es kei - ne,
kei - ne Noth, hier hat es
kei - ne, kei - ne Noth.
Da Capo in infin.
kei - ne Noth.

Der Narren-Sechser.

Vor ihrem kleinen Schenk- und Geldtiſchchen ſaß Madam Weilert, die Wirthin von der goldenen Flaſche, in der Stube



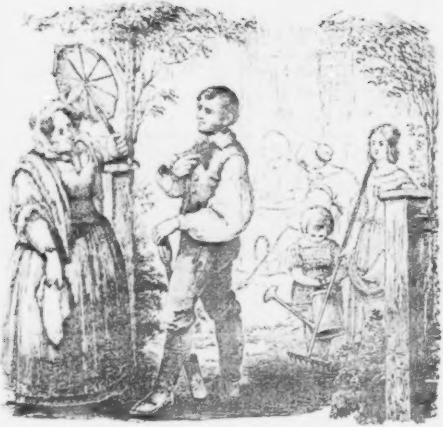
neben dem vornehm aufgeputzten Branntweinsladen; dicht bei ihr war ein Mann, der ihr oft ſchöne Dinge ſagte, um von der dicken reichen Wittwe ernährt und gelegentlich mit Gelde zu allerhand ſündhaften Irrfahrten unterſtützt zu werden, eingeſchlafen, nicht weil er des Guten zu viel gethan, wie man wohl zu ſagen pflegt, ohne das Rechte dabei zu denken, ſondern weil er des Schlimmen zu viel gethan. Madam Weilert war das ſchon gewohnt von dem Schwiemel — wie man in der Volksſprache derlei Nienüchterne nennt — ſie ſah ihm aber alles Mögliche nach, weil er ihr immer Schmeichelhaftes, niemals aber das ſagte, was ſie nicht hören wollte, nämlich die Wahrheit. Nun geſchah es, daß ein ehrlicher Pächter, dem Madam Weilert wenig Korn, aber viel Kartoffeln zum Branntweinbrennen abkaufte, einmal, indem er die Pracht des Ladens anſtarrte, auch wußte, wie glänzend ſie ihre Wohnung eingerichtet hatte, wie oft ſie Gaſtmahle gab und wie viel ihre Kinder verbrauchten, naiv fragte: „Wo kriegen Sie man dazu all das Geld her?“ — Das

Geſicht der Madam Weilert verzog ſich zu ſüßem Lächeln und Spott, indem ſie recht kreuzfidel in kreiſchendem Ton antwortete: „Die Narren-Sechſer, die Narren-Sechſer, die bringen's!" und hienach noch einige weitere Erklärungen folgen ließ. Dem Umſtande, daß die Thüre halb offen gelaſſen wurde von einer Tochter der Madam Weilert, Mamſell Malvina, die im Laden Einige abzufertigen geholfen hatte, war es zuzuſchreiben, daß jene Worte ein Mann hörte, der am Ende des Ladentiſches, nahe bei der Thüre, hinter einem „ſächſiſchen" Handwerksburſchen ſtand. Der Mann warf einen Blick auf die neben ihm ſtehenden Käufer, und ſah blaſſe, eingefallne Wangen, entzündete, rothe Augen und zerriſſne Kleider. Dann blickte er auf den köſtlichen Laden, mit ſeinen Vergoldungen und Spiegeln deſſen Einrichtung gewiß nicht unbedeutende Koſten verurſacht hatte; er ſchielte durch die halb offne Thür in eine zweite Stube und ſah ſchöne Gemälde, prächtige Spiegel, koſtbare Möbel, Sopha's und dergleichen, und Mamſell Malvina in einem ſeidnen Kleide ſetzte ſich an's Pianoforte. Er dachte bei ſich ſelbſt: Wie ſonderbar iſt doch das! Durch was für eine höchſt ſeltſame Verwandlung geſchieht es denn, daß all dies Elend zu meiner Rechten in einen ſo ſtattlichen Prunk, wie ich ihn zu meiner Linken ſehe, umgekehrt wird! — „Nun was iſt Ihnen denn gefällig?" — Dieſe Worte, mit derſelben kreiſchenden Stimme geſprochen, durch die er vorher von den Narren-Sechſern gehört hatte, weckten Meier — ſo hieß der Mann — aus ſeiner ſtillen Betrachtung, in der er bisher geſtanden hatte, indem er mit dem einen Ende ſeines Zollſtocks (denn er war ein Zimmermann) Figuren aus dem übergegoßnen Branntwein auf den Ladentiſch zeichnete. Er blickte auf und ſah Madam Weilert ſelbſt, eben ſo ſtattlich wie ihre Töchter: eine ſchöne Haube, mit bunten Bändern, und ein Paar goldne Ohrringe, die beinahe ihre fetten Schultern berührten! „Für einen Sechſer Bittern, Madam!" und dann, als er das Geld für den Schnaps hinlegte, ſah er ihr ruhig in's Geſicht und ſagte: „Da iſt der Narren-Sechſer, der letzte Narren-Sechſer, den ich auf lange Zeit zu zahlen denke!"

Meier eilte nach Hauſe. Seine Frau und ſeine zwei kleinen Töchter ſaßen bei ihrer Arbeit. Sie waren ſo ſchmalbäckig und blaß vor Mangel an rechter Nahrung. Das Zimmer ſelbſt ſah ſehr unfreundlich aus; in den Ofen war ſo wenig Holz gekommen, daß man die Wärme kaum ſpürte; dennoch mußte der oberflächlichſte Beobachter über die Reinlichkeit und Nettigkeit des Zimmers und alles deſſen was darin war, ſtaunen.

„Das iſt in der That etwas Außerordentliches, Mädchen, heut den lieben Vater ſo früh zu Hauſe zu ſehn," ſagte Suſanne Meier, und ſah dabei ihren Mann an, der an dem Tiſche ſtand und ſeine Augen bald auf das eine, bald auf das andere der Kinder richtete. Dann warf er ſich in den Großvaterſtuhl, und indem er ſich lächelnd hinten anlehnte, ſagte er: „Nun, Mari-

und Lina, freut ihr euch nicht, mich zu ſehn? Können die geſchäftigen Finger nicht ein wenig ruhen, daß ihr auf einen Augenblick aufſteht und euren Vater umarmt und ihn küßt?“ — „O ja, dazu haben wir Zeit,“ ſagte eins der Mädchen, als Beide aufſprangen, ihren Vater zu küſſen. „Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, lieber Vater,“ ſagte Lina, indem ſie ihre Wange an die ſeinige drückte und ihm leiſe ins Ohr flüſterte; „denn dieſe Hemden ſind die letzten von dem Dutzend, das wir für Herrn Mertens am Kornmarkt gemacht haben.“ — „Und da wir morgen die kranke Muhme beſuchen,“ ſetzte Marie, die ihr Händchen in die Hand des Vaters gelegt hatte, ernſt hinzu, „ſo arbeiten wir heute ſo fleißig, wie wir nur können, denn Mutter hat verſprochen, ſie Montag Nachmittag abzuliefern.“ — „Entweder Deine Augen ſind heut ſehr ſchwach, liebe Frau,“ ſagte Meier, „oder Du haſt geweint. Ich fürchte, Du arbeiteſt zu viel bei Lichte.“ — Suſanne lächelte und ſagte, daß die Arbeit ihren Augen nicht ſchade; und als ſie redete, wandte ſie ſich um, und winkte ihrem kleinen Knaben mit dem Finger. „Wie, Heinrich, was ſeh' ich da?“ ſagte ſein Vater. „Was machſt du im Winkel? Komm her, da Dir die Mutter winkt; komm, ſage mir, was haſt Du gethan?“ — „Laß nur gut ſeyn, lieber Mann, wir wollen von dem Vorgefallnen nicht weiter reden.“ — „Gern, aber ich muß es doch wiſſen“, ſagte er, indem er den kleinen Heinrich nahe an ſich heranzog. „Komm, ich will es Dir vergeben, aber ſage mir, was iſt geſchehn?“ — Heinrich war ein ganz offner Knabe; er nahte ſich dem Vater, ſah ihm frei in's Geſicht und ſagte: „Der Bäcker wollte uns heut Abend kein Brod mehr geben, Mutter ſollte erſt die Schuld bezahlen, und obgleich er ärgerlich und grob gegen Muttern war, ſo ſagte er doch, es wäre nicht ihre Schuld, und er wiſſe es wohl, daß Du alles Geld verſoffen hätteſt. Als Mutter nach Hauſe kam, weinte ſie bei ihrer Arbeit, aber ſie ſagte nicht ein Wort. Ich wußte nicht, daß ſie weinte, bis ich ihre Thränen tropfenweis auf ihre Hand und Arbeit fallen ſah; und dann ſchimpfte ich, und Mutter ſtellte mich in den Winkel.“ „Nun, Heinrich, bring mir etwas Holz,“ ſagte Suſanne, „da iſt noch ein guter Knubben, den leg' in den Ofen.“ — „Aber erſt ſage mir, Heinrich,“ fragte der Vater, „was haſt Du denn eigentlich geſagt?“ — Heinrich wurde roth, aber geradeweg wie vorher, ſprach er: „Ich ſagte, Du wärſt ſchlecht! Ich ſagte: ein ſchlechter Vater.“ — „Und das war doch ſehr unrecht,“ ſagte Suſanne ruhig, „aber es iſt Dir vergeben, und nun lange das Holz.“ — Meier ſah ſeine Frau an, und da er einen zärtlichen Blick in ihren ſanften Augen gewahrte, kamen ihm ſelbſt die Thränen in's Auge. Er ſtand auf, und indem er ihr Geld in die Hand drückte, ſagte er: „Da iſt mein Wochenlohn, Mütterchen. Komm, komm, halt beide Hände auf. Du haſt noch nicht Alles. So, nun haſt Du es bis auf einen Sechſer, und das war ein Narren-Sechſer, den ich heut Abend für einen



den Meinigen mit Gottes Hülfe ſo recht gut geht. Ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig für einige Worte von Ihnen, durch die mir zuerſt die Augen über mein thörichtes und ſündliches Leben aufgingen. Meine Frau und Kinder waren halb nackt und halb verhungert noch etwa vor einem Jahre. Sehn Sie ſie nun an, ob ſie Ihnen jezt gefallen; denn was gutes Ausſehn, anſtändige Kleidung betrifft, ſo kann ich ſie allen andern Frauen und Kindern meines Standes an die Seite ſtellen. Und nun, Madam Weilert, ſage ich Ihnen, wie Sie einſt im vorigen Jahre einem Ihrer Freunde ſagten: das ſind die ehemaligen Narren Sechſer, die haben das Alles gethan; die Narren Sechſer! oder vielmehr das mit ehrlichem Fleiß erworbene Geld, wozu ich den Segen Gottes erbitten und erwarten darf."

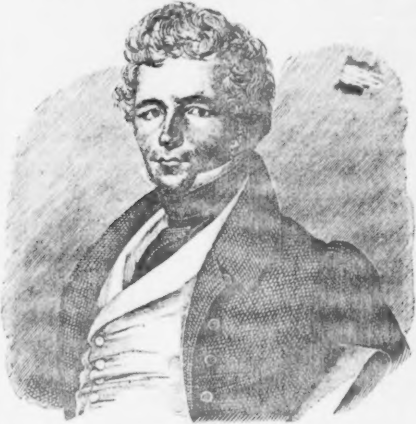
Madam Weilert ging ſtill von dannen, und da ſie, obwohl ſonſt ſehr ſchwatzhaft, dies Geſchichtchen Keinem erzählt, haben wir's gethan und hoffen, daß der „Narren Sechſer" bei Vielen eben ſo wirken werde, wie bei dem jezt wackern Meier.

Der Gang zum erſten Dienſt.

Das anmuthige Bild, das wir vor uns haben, ſtellt uns ein Mädchen dar, das eben ihre ſtille Dorfheimath verläßt, um in einer großen Stadt in Dienſt zu treten. Wie erinnerungs- und ſchmerzreich iſt ſolch ein Abſchied! Sie zieht dahin — was ſie verläßt, das fühlt und weiß ſie, was ſie findet, ſie kann es nicht errathen! Ob Härte, Gleichgültigkeit oder Theilnahme ihrem Heimweh begegnen wird, wer kann es ihr vorausſagen? Aus der ſtillen Traulichkeit des elterlichen Herdes geſchieden, wird ſie vereinſamt in der großen, fremden Stadt daſtehen, wo man vielleicht ihre liebſten Erinnerungen belächelt, ihre theuerſten Andenken beſpöttelt. Noch ſteht ſie auf dem Scheidewege vor uns, noch weilt ihr Blick ſinnend, zwiſchen Weh und Hoffnung getheilt, auf den Freuden- und Spielplätzen ihrer früheſten Jugend, die ſie vielleicht zum erſten Male bald weit hinter ſich im Dunſt der Ferne liegen ſieht. Sie wandert eben der Eiche vorüber, an der ſie ſonſt wohl der Welt Ende zu finden glaubte, und gewahrt nun, daß die Welt ſo groß, ſo fremd vor ihr ſich ausdehnt. Noch ſpielen die ländlichen Lüfte um ſie, noch ſieht ſie in der Nähe die wohlbekannte Heerde weiden, noch begleitet ſie ihr durch das neue Ereigniß höchſt redſelig gewordener Bruder, der ihr den letzten Liebesdienſt beweiſ't, indem er ihr Kofferchen trägt und theilnahmvoll von dem Geſicht der Schweſter ſein Auge nicht trennen kann. Noch ſpringt das muntere Hündchen ihr voran, das ihr, bei luſtigen Sprüngen rückblickend, ihre ſtille Trauer zum Vorwurf zu machen ſcheint; ſie aber prägt ihrem Gedächtniß die Gegend ein, ſagt den Bäumen und Blumen ein ſtilles Lebewohl. Ach, Alles läßt ſie hinter ſich; Alles kehrt und bleibt am Orte zurück; nur ſie, ſie allein muß in die Irre hinaus — und ob ſie ihrer Kindheit Heiligthum jemals wiederſehen wird? — Wüßten nur die Menſchen, zu deren Dienſt ſie bereitwillig iſt, was ſie ihr erſetzen müßten, was ihnen hier geopfert wird, wie viele Thränen der Kampf gekoſtet! Wüßten doch die Meiſten wenigſtens, die ſich Dienende aus der Fremde rufen, was ſie nach den Geſetzen der Menſchlichkeit und der Religion ihnen Alles ſeyn müßten, dann würden die beſſern Dienenden ebenfalls nicht ſelten und gewiß das Unglück derſelben nicht halb ſo groß ſeyn; dann wäre es Vielen möglich, ſich eine zweite Heimath zu begründen und im gegenſeitigen Gefühl des Glücks würde das Verhältniß, das bisher ſo oft noch ein ganz liebloſes iſt, ſich in ein freudiges verwandeln. „Wer dient, iſt ſo gut, als wer lohnt!" ſagt ein altes Sprüchwort; d. h. der des Lohns Bedürftige iſt gleicher Sorge, gleicher Theilnahme werth als wer lohnen kann, und wie du gegen den Diener geſinnt biſt, wird er gegen dich geſinnt ſeyn. Verlangſt du kalt und theilnahmlos, daß ein Die-

nender ſeine Pflicht erfülle, wird auch der beſte ſie nur kalt und untheilnehmend üben, und die ſonſtige erquickende Erſcheinung, wonach das Geſinde gleichſam in die Familien ſich mit hinein lebte, wo von Pflicht gar nicht mehr die Rede, weil die Alles reichlichgebende Liebe zur Pflicht geworden war — dieſe erquickende Erſcheinung wird mehr und mehr nur ein Bild der Sehnſucht werden! Armes, losgetrenntes Kind, mögſt du dort hinkommen, wo Mitgefühl deiner wartet!

Karl Friedrich Schinkel.

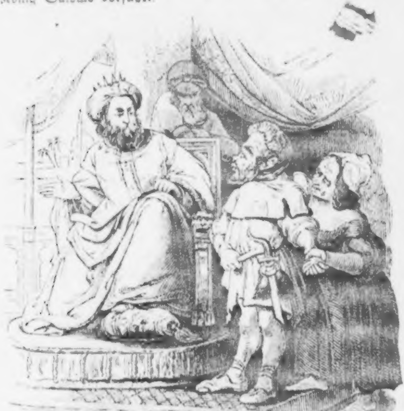


Der Name dieſes Mannes hat ſich einen weit verbreiteten Ruhm gewonnen durch die bedeutenden Bauwerke, die er ausführte, und nur da, wo etwa Selbſtliebe das gerechte Urtheil verletzt, könnte man ihm den Rang des erſten jetztlebenden deutſchen Baumeiſters ſtreitig machen, was wir aber an dieſer Stelle gewiß nicht thun, ſondern ihm und Jedem ſeine ihm gebührende Ehre laſſen. Schinkel wurde am 13. März 1781 in Neu-Ruppin geboren; unſer Bild ſtellt ihn etwas jünger dar, als er jetzt ausſieht; an Geiſt aber erſcheint er noch heut jung, d. h. ſchaffend, und ſo, da eine reiche Erfahrung hinzutrat, iſt er mehr als je in voller Geiſtesblüthe. Er kam noch als Knabe nach Berlin und ging aus der erſten Klaſſe des Berliniſchen Gymnaſiums, wo er unter dem ſtrengen, aber muſterhaften Direktor Gedike ſeine wiſſenſchaftliche Grundlage erhielt, zur Architektur über, wobei der Geh. Ober-Baurath Gilly und deſſen leider ſo früh verſtorbener Sohn, der talentreiche Profeſſor Gilly, ihm Lehrer waren. Des Letzteren Geſchäfte übernahm zum Theil Schinkel, und kam nun in eine raſch zunehmende Thätigkeit, dabei aber unermüdlich und bis auf den heutigen Tag weiter ſtudirend, wie das bei jedem Künſtler ſeyn muß; denn nur der iſt ein rechter Lehrer, der in jedem Alter auch ein Lernender bleibt. In den Jahren 1803 bis 1805 war er in Italien und Frankreich, und da ſeine Rückkehr nach Berlin in jene Zeit trat, wo die gewaltigen Schickſale über Preußen kamen — aus denen es ſich ſpäter zu friſcher Kraft, in muthiger und ſiegvoller Wehr erhob — als da für die Baukunſt wenig zu thun war, wurde Schinkel ein tüchtiger Landſchaft-Maler, womit er jedoch ſtets ein Weiterſtreben in ſeinem eigentlichſten Beruf verband; alle ſeine Landſchaft-Bilder umfaßten zugleich irgend ein bedeutendes architektoniſches Werk. Mit dem wiederkehrenden Frieden trat Schinkel in volle Wirkſamkeit, denn der, das ächte Talent mit aller Zuneigung und Sorge an's Licht ziehende, ausgezeichnete Kunſtwerke auszeichnend belohnende König von Preußen, gab ihm Gelegenheit zu größeren Bauten, deren Schinkel eine ſolche Anzahl ausführte, daß ſie hier nicht alle zu nennen ſind. So ſtieg er denn zugleich in Amt und Würden, iſt jetzt Geheimer Ober-Baurath und erſter Lehrer bei der Bau-Akademie, Mitglied der Akademie der Künſte, Ritter mehrerer Orden, denen allen der geiſtvolle Mann ſeinen Werth verleiht, weshalb wir eben auch meiſt von ihm ſelbſt ſprechen und uns über Titel und dergleichen auf ein genaues Regiſter nicht einlaſſen. Die neue Königswache, die Schloßbrücke, die Ingenieur- und Artillerie-Schule, das neue Muſeum, die neue Bau-Akademie, die Werderſche Kirche, das Denkmal auf dem Kreuzberge, ſo wie viele andere Werke in und bei Berlin ſind dauernde Zeugniſſe von Schinkels Talent, und außerdem finden ſich deren im ganzen Lande. Seine „architektoniſchen Hefte“, die er herausgab und ſie fortſetzt, ſind eine allgemein-nützliche, wenn auch nicht Alles umfaſſende Darlegung ſeiner wirkungsvollen Geſchäftigkeit, zu der wir ihm und uns Glück wünſchen, damit wir zuſammen uns noch an Vielem erfreuen, das ihm ſeine Entſtehung verdankt.

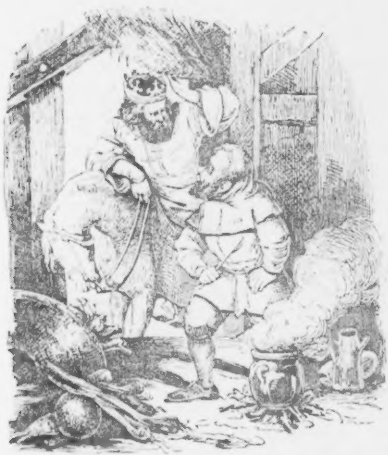
Volksbücher.

Dr. Karl Simrock in **Bonn** (dem die Deutſchen ſchon längſt gewogen ſind für die geſunde Weiſe, womit er ihnen z. B. „Die Nibelungen“ und die „Gedichte des Walther von der Vogelweide“ wieder ſo recht genießbar machte, ohne von der Treue, die man dem Alten ſchuldig iſt, etwas zu verletzen) beſchäftigt ſich jetzt mit Herausgabe der gang und gäbeſten Volksbücher und hat nun beinahe acht Jahre mit dem Zuſammenbringen alter Manuſcripte und dem Vervollſtändigen derſelben ſich redlich bemüht. Das kann nun eine Sammlung der Volksbücher werden, wie noch gar keine vorhanden. So hat Simrock unter Anderem von „Salomon und **Morolf**“ einen gereimten und einen proſaiſchen Urtext, und von dem erſteren wollen wir ein Paar Proben geben.

Zuerſt laſſen wir indeß den Morolf ſchauen, wie er ſeine, in äußern Reizen ihm würdig zur Seite ſtehende Ehehälfte dem König Salomo vorführt.



Morolf hat bald danach einen gelehrten Streit mit dem Könige, wenn Jener nicht dem Sprichwort verfällt: bei leerem Beutel ſtirbt der Witz. Danach macht ihm Salomon einen Gegenbeſuch, wie hier zu ſehen und zu leſen.



„Es begab ſich nach kurzen Tagen, als der König ritt das Wild zu jagen, daß er an eines Waldes Rand ein Bauergehöfte liegen fand und rings umher war Neugereute. Da ſprachen ſeine Jägersleute: Herr, hier wohnt euer Gumpelmann, Morolf, der ſchnakiſch klaffen kann.

Er ſprach: So reitet eurer Straßen, ich will doch ſehn, in welcher Maßen er lebt, ob traurig oder froh. Da ritt der König Salomo über des offnen Hauſes Schwelle und rief: „Wo biſt du nun, Geſelle? Wer iſt mit dir in deinem Haus?“

Da rief ihm Morolf heraus: „Anderthalb Mann und ein Roßhaupt; doch iſt mir jetzt die Zeit geraubt, euch zu empfangen wie's gebührt, da das Glück den König zu mir führt: Es fügt ſich wohl ſo bald nicht wieder; doch eine geht auf, die andre nieder, ſie verdürben leichtlich allzumal.“

Dies zu verſtehen ſchuf ihm Qual; er ſprach: „Mußt du in Räthſeln ſprechen? ich mag mir nicht den Kopf zerbrechen. Seit Saba's Königin mich verließ, war mir kein Räthſel ſchwer wie dies: ich will mich gern gefangen geben.“

Und Morolf ſprach: „Euer Pferd ſteckt eben den Kopf zu meiner Thür herein, ſo könnt ihr halb nur drinnen ſeyn, ich aber bin hier ganz im Haus: nun rechnet ſelbſt, was macht das aus? mich dünkt, die Nuß iſt leicht zerklaubt: anderthalb Mann und ein Roßhaupt. Dann hab' ich Bohnen über'm Feuer, ſie brodeln ſchon ganz ungeheuer, die eine auf, die andre nieder.“

Da ſprach König Salomon wieder: Warum mußt du denn ſelber kochen?

Er ſprach: Mein Weib liegt in den Wochen.

Salomon. Darum war ihr ſo kurz die Tracht; was hat ſie denn zur Welt gebracht? einen Knaben oder ein Mägdelein?

Morolf. Keins von Beiden.

Salomon. Wie mag das ſeyn?

Morolf. Man mußte das Kindlein von ihr ſchneiden, darum gebar ſie keins von Beiden.

Salomon. Das haſt du liſtig angefangen. Wohin iſt aber dein Vater gegangen?

Er ging, verſetzte Morolf mit Lachen, aus einem Schaden zwei zu machen.

Salomon. Wie ſo? erkläre dich genauer.

Morolf. Nun, mein Vater, der kluge Bauer, hat ſich ein Ackerſtück beſät, daß er im Sommer Weizen mäht. Die Nachbarn machten ihm zum Poſſen einen Weg darüber: ſehr verdroſſen ging er hinaus, den zu verſperren. Was half mein Predigen und Plärren? Sie machen ehſten Tages eben zwei andre Wege noch daneben.

Salomon. Wo iſt denn deine Mutter hin?

Morolf. Sie ging zu ihrer Gevatterin: einen Liebesdienſt thut ſie an der, den vergilt ihr jene nimmermehr, ſtänd' auch die Welt noch tauſend Jahr.

Salomon. Der Dienſt muß groß ſeyn, ei fürwahr! doch faſſ' ich nicht der Rede Sinn.

Morolf. Geſtern ſtarb die Gevatterin: nun ſchließt ſie ihr die Augenlieder, das thut ihr jene nimmer wieder.

Salomon. Nun ſag' noch, wo dein Bruder blieb?

Morolf. Im Hofe ſitzt der Tagedieb und richtet Mord und Todſchlag an.

„So ſollten ihn die Häſcher fahn“, rief Salomon von Zorn entbrannt: „legt er an Menſchen ſeine Hand, ſo wird es ſchwer an ihm gerochen.“

Morolf. Von Menſchen hab' ich nicht geſprochen: wer ſich von Ungeziefer reinigt, der wird dafür noch nicht geſteinigt.

„Wo haſt du deine Schweſter dann?“ hub König Salomon wieder an.

„Meine Schweſter“, ſprach der kluge Bauer, „ſitzt im Garten in großer Trauer. Kein Schaf iſt müſſ'ger bei der Räude: ſie weint jetzt über ihre Freude.“

„Erkläre dich“, ſprach Salomo: „wer trauert, iſt doch ſelten froh.“

Morolf verſetzte: „Es iſt ſchon lang, daß ſie ſo fröhlich war und ſang, und ſprang und tanzt' und fuhr umher, man hörte ſein eigen Wort nicht mehr. Da hatte ſie einen Liebhaber, der Sauſewind verließ ſie aber. Doch bleibt ihr noch ein Angedenken, ein Kindelein, das muß ſie ſchenken. Nun weint ſie ihrer Freude wegen, denn gerne mißte ſie den Segen.

Dem König Salomon gefiel Morolfs einfältig Räthſelſpiel; da ſprach er zu dem Ungefügen: Du biſt nicht dumm, ich müßt' es lügen; wie ward ſo kluger Witz und Sinn dem ſchlechten Bauer zum Gewinn? Sag' an, woher haſt du die Gaben? du kannſt ſie nicht von ſelber haben.

Morolf verſetzte: „Freilich nicht, ſie fallen zu ſehr in's Gewicht. Woher ſie kommen, will ich dir ſagen: es war in König Davids Tagen, deines Vaters, du warſt ein Kind und ſpielteſt noch mit Lamm und Rind, da ward auf ärztliches Verlangen einſt eine große Eule gefangen. Wie nun der Koch ſie Glied für Glied nach mancherlei Recepten briet, da nahm deine Mutter Betſeba das Herz der Eule und ließ es da im irdnen Topf mit großer Mühe braten in einer ſchwarzen Brühe, dann gab ſie Dir das Herz zu eſſen, Du haſt's vermuthlich längſt vergeſſen; dem Küchenjungen, mir armen Tropf, goß ſie die Brühe über den Kopf. Ich leckte, was ich mochte lecken, die Weisheit tropfenweis zu ſchlecken. Daß mir ſo kurz die Zunge war! ich konnte Naſe, Stirn und Haar, wie ich ſie ſtreckte, nicht erlangen, ſonſt hätt' ich mehr Verſtand empfangen. Denn von der Brühe kommt mein Witz, ein Körnlein nur, mehr ſtumpf als ſpitz, und von des Eulenherzens Genuß kommt deiner Weisheit Ueberfluß.“

„Wie magſt du ſo verwegen ſcherzen, als gäben Weisheit Eulenherzen“, ſprach da verächtlich Salomon: „mir erſchien der Herr auf Gibeon, da ward ich ſeiner Weisheit voll.“

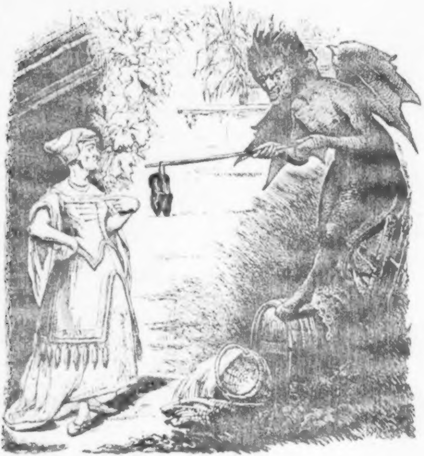
Morolf fiel ein: „Der Weiſe ſoll ſich ſelber für unweiſe halten.“

Der König ſprach: „Gerecht zu ſchalten bat ich um Weisheit und Erkenntniß: da erſchloß der Herr mir das Verſtändniß und gab mir zu dem weiſen Sinn der ird'ſchen Güter Vollgewinn.“

„Ja“, ſagte Morolf, „ſo begegnet es, denn wo Gott will, da regnet es.“ —

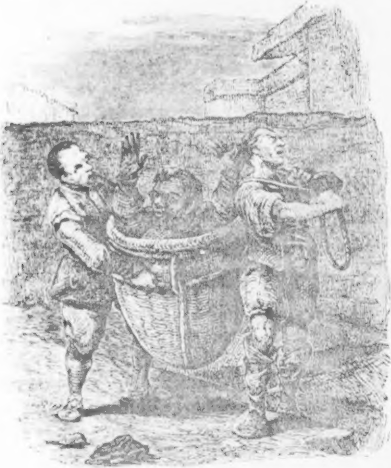
Morolf macht ſich hierauf mit dem Könige allerlei Spaß, denn das iſt eben die Spitze des Ganzen, daß man nicht weiß, wer des Andern Narr iſt; darüber wird der weiſe Salomon alle Augenblick böſe, was er ſeiner Weisheit zu Liebe hätte unterlaſſen können. Es handelt ſich beſonders um die Frauen, denen Morolf nicht ſo hold iſt, wie der König, und Jener erzählt unter Anderem den Schwank:

Die Schuhe am Stecken.



Dieſen Schwank haben wir im Jahrgang für 1835 in Proſa mitgetheilt, aber mit anderm Bilde, und wir glauben, dies neue (eben ſo wie die andern nach der Zeichnung von Holbein) ſey vorzuziehen.

Die Mährchen nimmt Salomon aber auch übel und verbietet ihm den Hof mit zornigen Worten, die aber den Morolf nicht ſehr erſchrecken. Er geht, um bald wieder zu kommen, und giebt ſich ſelber nun ein Intermezzo:



„Die Nacht nicht hellte Mond noch Stern, Morolf läg' und ſchliefe gern, doch in ſo ſtarker Dunkelheit däucht ihn der Heimweg allzuweit. Da ſucht' er ſich ein Obdach aus und kam zu einem Bienenhaus; darinnen hätt' er gern verborgen die Nacht verſchlafen bis zum Morgen. Der Körbe fand er einen leer, da beſann er ſich nicht lange mehr und ſtieg hinein mit frohem Muth. Ein Weilchen hatt' er da geruht, da hört' er ein Paar Diebe flüſtern; die waren nach dem Honig lüſtern und gedachten einen Korb zu ſtehlen: „Daß wir nur ja den Schwerſten wählen, der Schwerſte ſoll der Beſte ſeyn. Laß uns prüfen und wägen fein.“ Sie hoben Korb um Korb empor; Morolf bohrt ihnen ein Eſelsohr: der da der Allerſchwerſte ſchien, der böſe Spötter ſaß darin. Die Beiden nahmen ſäuberlich den Korb auf Striken zwiſchen ſich und ſchritten in die Nacht hinaus, bis ſie kamen vor Morolfs Haus. Wie das der Schalksnarr ward gewahr, griff er dem Vorderſten in's Haar und gab ihm einen derben Rupf. Der begann zu zürnen um den Zupf, meint ſein Geſelle hätt's gethan: „Was raufſt du mich, du Grobian, ich rath dir gut, du läßt es bleiben, ſonſt wollt' ich dir den Spaß vertreiben.“ Der Andre ſprach: „Du biſt wohl toll, hab ich nicht beide Hände voll? Und mit den Füßen muß ich laufen: was bleibt mir übrig, dich zu raufen?

Morolf neuen Zwiſt entſpann, er raufte nun den Hintermann. Der rief: „Hallunke, raufſt du mich? und klagſt mich an: ich raufe dich; das will ich nicht von dir vertragen.“ Der Vordre rief: „Darfſt du noch ſagen, ich raufe dich, du Galgenſtrick!“ Da ſchlug ihm Morolf in's Genick und zog den Hintern bei dem Bart. Da ward es länger nicht geſpart: nieder ſetzten den Korb die Tröpfe und zerdroſchen weidlich ſich die Köpfe. Morolf war bald dem Korb entſchlüpft, zufrieden in ſein Haus gehüpft. Der Kopf war ihm ſo ſchlummerſchwer; zu ſchlafen ſäumt' er da nicht mehr, und vergaß den Dieben Dank zu ſagen, daß ſie ſo fern ihn hergetragen.“

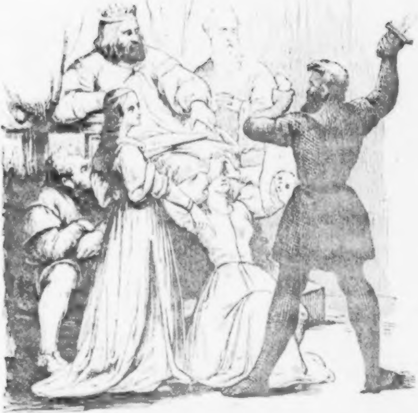
Morolf kehrt kecklich wieder zu Salomon zurück und greift ihm nun gar ſein bekanntes Urtheil an, das im Folgenden vorkommt:

„Vernehmt es Alle, die hier ſind: Theilet das lebend'ge Kind durch den Bauch und durch den Rücken, und gebt den Streitenden die Stücken. Geſchwinde ſchafft ein Schwerdt herbei!“

„Herr, ſchneidet nicht das Kind entzwei!“ rief überlaut die Klägerin: der Schmerz benahm ihr ſchier den Sinn; „laßt es ihr lieber unverletzt, eh' ihr es tödtet mit dem Schwerdt!“

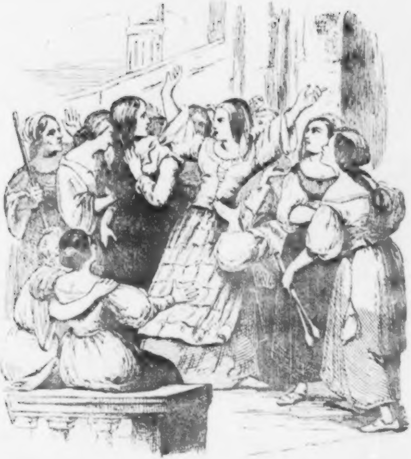
Die Beklagte ſprach: „Nicht mein noch dein, das Kindlein muß getheilet ſeyn!“

Da entſchied der König Salomon: „Der Mutter gebet ihren Sohn, den Knaben gebt der Klägerin; bewieſen hat ihr Mutterſinn, ſie ſey's, die ihn gebar zur Welt. So bleib's, das Urtheil iſt gefällt.“



Jetzt wird das Uebel noch ärger. Morolf, ſich zu rächen und dem Könige die Weiber in ihrer Leidenſchaftlichkeit zu zeigen, ſtiftet unter dieſen einen Aufruhr, indem er die Nachricht unter ſie bringt: daß hinfort, auf des Königs Befehl, jeder Mann ſieben Weiber haben ſolle. König Salomon beruhigt ſie endlich mit den Worten:

„Ich hatte Solches nie im Sinn. Es laſſe ſich auch künftighin der Mann an einem Weib genügen: der ſoll er Lieb' und Gutes fügen und ſoll ſie werth und theuer halten wie es die Sitte war der Alten. Was ich hier von den Frauen ſprach, gereicht den guten nicht zur Schmach, denn es galt einzig von den böſen: von denen mag uns Gott erlöſen. Eine gute Frau die iſt ſo gut, wer ſie beſitzt hat ſel'gen Muth, und ſelig, wer ſie



weiß zu ſchätzen: ſie wird ihn alles Leids ergötzen, wird ihm die Welt zum Himmel machen, in's Herz ihm Glück und Freude lachen. Wie eine Sonne glänzt der Erde ein Weib von ſittiger Geberde, und iſt ihr Herz auch tugendreich, ſo kommt ihr keine Gabe gleich, die Gott gewähren mag hienieden. D'rum, liebe Frauen, zieht in Frieden, ihr ſeyd ja gut und ſonder Fehl, der höchſte Gott von Iſrael, der mög' euch ſeinen Segen geben und euch behüten Leib und Leben, er mehr' euch immer Frucht und Saamen."

Da ſprachen alle Frauen: „Amen." Beruhigt zogen ſie nach Haus: ſo ging der Frauen Aufſtand aus."

Die Schwänke weben ſich nun fort, bis Morolf ſiegt und der König ausruft: „Ich muß ihn, ſeh' ich, doch ernähren. Wohlan man ſoll ihm voll gewähren, was er bedarf mit ſeinem Weibe, daß er am Hofe gern verbleibe; er ſchafft uns hier noch frohe Stunden; ſeine Schalkheit hat mich überwunden.“

In ſolcher Weiſe wird die Vereins-Buchhandlung alle Volksbücher nach Simrocks ſorgfältigſter Prüfung, in ihrer Aechtheit herausgeben, und gewiß ſind der poetiſche und proſaiſche „Salomon und Morolf“ ſchon ganz erſchienen, wenn unſere freundlichen Leſer dieſe gedrängte Hinweiſung vor ſich haben.

Die Tochter des Schmieds.

(Nach den vorliegenden Bildern.)

Wer kennt nicht jenes ſüße Spiel der Liebe, die Alles wie bedeutungsvolle Vorzeichen erſcheinen läßt! Ein Traum iſt ihr die Welt, ein Blick wird ihr zum Himmelslicht, ein Händedruck zur Himmelsſeligkeit, und nun gar ein Brief, ach, ein Brief, ein Liebesbrief, er iſt ein Freibillet zum Paradieſe, eine Anweiſung auf ewige Seligkeit, eine Aktie auf die Goldbahn des Glücks. — Mit einem ſolchen Briefe in der Hand lag Annette, die ſechszehnjährige Tochter eines reichen Schmiedes in der Nähe von Paris, auf einem Raſen des Gartens hingeſtreckt und ſog das ſüße Gift der Liebesworte mit langen Zügen in ſich hinein. „Ein Unbekannter“, ſagte ſie zu ſich ſelber, „Ein Unbekannter, und wie ſüß iſt dennoch jedes ſeiner Worte! Ach, welch ein liebenswürdiger herrlicher Geiſt, welch eine himmliſche Hingebung, welch eine Liebe ſpricht aus jeder Zeile! — und dabei ſagt er, daß er mit dem Ernſt des Mannes ſpricht. Iſt das die Sprache des Mannes? o nein, ſo ſpricht die junge, friſche, begeiſterte Liebe, ſo weiß nur der ſüße Rauſch der Jugend die Worte zu ſtellen; ach, gewiß, ich bin geliebt, geliebt wie Keine!“ Mit dieſen Worten ſprang ſie auf und durchlief den Garten. „Wahrlich“, rief ſie aus, „mir pocht das Herz, wenn ich an die Zuſammenkunft denke, um die er bittet. Soll ich hingehen? — Ach, es iſt ja das einzige Mittel, wodurch ich ihn perſönlich kennen lerne und ich ſollte es ausſchlagen? werden nicht ewige Gewiſſensbiſſe dieſem Entſchluß folgen, wenn er wirklich, liebenswürdig wie er zuverläßig iſt, jetzt völlig abbricht und mich, die Mißtrauende, verläßt? O nein, nein! ſchreibt er doch ſelbſt, daß in der wahren Liebe kein Mißtrauen liegt und ſoll ich dieſe wahre Liebe nicht bewähren? — Nun, ich will mißtrauiſch ſeyn“, rief ſie nach einer Pauſe aus, „ich will ſeine Liebe auf die Probe ſtellen, ohne ihn zu verletzen; ich will noch einmal das Blumen-Orakel befragen, das ich heut ſchon ſo oft befragte, und das mir immer ſeine Liebe feſt verſicherte; ja ſogleich will ich die Probe anſtellen.“ — Mit dieſen Worten ſprang ſie zu einem Beete und pflückte eine Sternblume. „O komm, du ſüße Wahrſagerin, die mir ſo oft

die untrüglichſte Wahrheit geſagt, komm und lehre mich noch einmal vollen Vertrauens des Geliebten Worten folgen!“ Sie hatte die Sternblume in der Hand und pflückte eben die Blätter einzeln mit den bekannten Fragen: „er liebt mich! er liebt mich nicht! er liebt mich! er liebt mich nicht!“ Da überraſchte ſie durch ihr Erſcheinen eine ältere Freundin, die bald darauf, den Arm um ihre Schulter geſchlungen, ihrem Liebesſpiele zuſah.

Annette jauchzte bei dem letzten Blättchen auf: „Er liebt mich, er liebt mich!“ und fiel der Freundin um den Hals. „Ja, Freundin, er liebt mich, und ich bin glücklich, denn ich bin geliebt!“ Erſchrocken fragte die Freundin, wen ſie meine, und Annette erzählte ihr ganzes Abenteuer. Seit wenigen Tagen erhielt ſie im Garten ihres Vaters, der von deſſen Haus und Werkſtätte entfernt lag, ſchon mehrere Briefe von einem verliebten und — wie der überbringende Knabe ſagte — ſchönen jungen Mann. Er ſchrieb ihr in dieſen Briefen, wie ſehr er ſie liebe, und nur Gelegenheit wünſche, ſie zu ſprechen; wie er bereits Wochenlang jedem ihrer Schritte folge, und endlich bat er ſie um eine Zuſammenkunft bei dem kleinen Waſſerfall im Wäldchen.

Die Freundin war mehr erſchrocken als erfreut über dieſe Nachrichten, ſie redete der verliebten und leichtgläubigen gutherzigen Thörin Worte der Vernunft, ſtellte ihr Alles vor, was nur der Verſtand bei ſolchen Angelegenheiten aufbringt und ſagte endlich: „Kind, wie biſt Du verblendet! Wenn der Mann Dich liebt, weshalb geht er nicht den geraden Weg? ich weiß es ja, daß Dein guter Vater nicht im Geringſten Deiner Neigung Zwang anthun möchte!“

„Ja, das eben iſt es, meine gute Freundin“, ſagte Annette traurig. „Mein Vater iſt ein guter, lieber und ach, ſo nachſichtsvoller Vater, daß ich mich glücklich ſchätze; aber ſieh, Du mußt mich nicht mißverſtehen, der Fremde glaubt, ich ſey aus Paris und wohne jetzt nur auf dem Lande. Er weiß es zuverläſſig nicht, daß ich die Tochter eines Schmieds bin. Er ſchreibt im Briefe, er hoffe meinen Verwandten, wenn er in Paris ſey, ſchon alle Bedenklichkeiten zu heben; ja, er glaubt mich höhern Standes als ich bin, und ſieh, liebe Freundin, ich habe in meinen Antworten dieſer Täuſchung nicht widerſprechen können.“

„Alſo Du haſt ihm geantwortet?“

„Ach, leichthin, wie in Spielerei, in Gegenwart des überbringenden Knaben; ein Paar Zeilen mit einem Bleiſtift auf ein Blatt gekritzelt ohne weitere Namensunterſchrift!“

Die Freundin haderte noch ein wenig und endlich ſchwatzte ſie mit Annetten von deren — entzückenden Hoffnungen.

Die Werkſtätte des Schmieds lag mit dem kleinen Häuschen, das ihm ebenfalls gehörte, eine Strecke ab von ſeinem ſchönen Gebäude und dem Garten, in welchem Annette, ſeine Tochter, mit der Haushälterin — ſeine Frau war ihm geſtorben —

wohnte. Der Schmied war eben mit ſeinem treuen Gehülfen bei ſeiner Arbeit, als gegen Abend ein korpulenter, unbeholfener Mann herein trat und mit ihm zu ſprechen wünſchte.

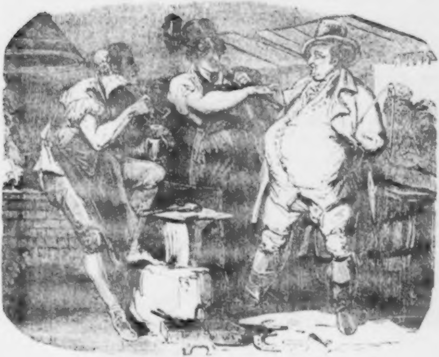
„Ihr ſeyd", ſagte der Fremde nach einer Pauſe, „Ihr ſeyd ein kluger Mann, wie man mir ſagte, der gern ein Stück Geld verdient!"

„Ja wohl", entgegnete ſchmunzelnd der Schmied mit einiger Laune, die vielleicht ausdrücken ſollte: mich dünkt, ich habe ſchon mehr als Ihr! —

„Nun, ſo ſollt Ihr ein gutes Sümmchen verdienen, wenn Ihr nebſt Eurem Geſellen einen Gang mit mir macht."

„Wohin denn!" fragte der Schmied.

Der Fremde wollte nicht mit der Sprache heraus, als aber der Schmied erklärte: er werde nichts unternehmen, wenn er nicht genau wiſſe, wovon die Rede ſey, begann endlich der Fremde: „Da Ihr doch ſo gar bedenklich, will ich Euch mein Vertrauen ſchenken. — Ihr kennt doch das Haus hier eine kleine Strecke entfernt, das einen großen ſchönen Garten hat?"



„Ich ſollte meinen", ſagte der Schmied, der ſogleich errieth, daß der Fremde ſein eignes Haus bezeichne.

„Nun, Ihr werdet auch das ſchöne Mädchen kennen, die es bewohnt?“

„Ich ſollte meinen.“

„Sie iſt aus Paris und hat zuverläſſig reiche Eltern.“

„So?“ ſagte gedehnt der Schmied. „Doch was ſoll's mit dieſem Mädchen?“

„Eben an dieſem Mädchen iſt ein Stück Geld zu verdienen!“

„Wie denn?“ fragte der Schmied erſtaunt und erſchrocken; „laßt hören!“

„Nun ſeht“, begann der Dicke, „ich habe dieſem Mädchen durch Briefe ſeit wenigen Tagen den Hof gemacht, und ſie iſt raſend verliebt in mich.“

Der Schmied und ſein Geſelle lachten hell auf.

„Ruhig“, ſagte der Fremde; „hört an und lacht nachher. Ich habe ihr, ſage ich, Briefe voll Liebesglut geſchrieben und ſie um eine Zuſammenkunft gebeten, die ſie mir auch gewährte. Um dieſe Stunde ſchon harrt ſie meiner im Wäldchen am Waſſerfall.“

„Ei!“ fiel der Vater verwundert ein.

„Nun weiß ich wohl“, fuhr der Fremde fort, „daß ich gerade nicht zur Liebe geſchaffen bin; aber das Mädchen ſcheint unerfahren und dunkel iſt es ebenfalls; ich bin gewiß, ſie harrt auf mich mit Sehnſucht und ſinkt in der erſten Ueberraſchung mir in die Arme, und hiermit iſt der Zweck erreicht. Ich ſpreche freilich den Verlobungsſchwur aus, küſſe ſie und in dieſem Augenblick müßt Ihr wie zufällig dazutreten, um Entſchuldigung bitten, vor Allem aber gratuliren und [illegible] mit den Worten: „Das wird ein Jubel ringsum werden bei der Nachricht, daß Fräulein Annette, ſo heißt ſie, verlobt iſt.“

Der Vater und der Geſelle ſtanden ſtumm vor Erſtaunen, und der Fremde ſprach weiter:

„Das Mädchen mag dann wollen oder nicht, ich geleite ſie nach Hauſe, und erzähle ſchon am Abend wie am andern Tage, daß ſie meine Braut ſei. Der Erfolg iſt einfach. Iſt die Familie damit zufrieden, gut, bin ich's gewiß; iſt ſie es nicht, ſo kann es an einem tüchtigen Stück Gelde, meiner und meiner Anſprüche los zu werden, gar nicht fehlen und in beiden Fällen ſollt Ihr mit mir zufrieden ſeyn.“

Der Schmied wie der Geſelle waren vor Ueberraſchung und ſtummem Anfangs wie verſteinert; endlich ermannte ſich der Vater und ſagte raſch: „Gut, ich gehe mit und Ihr folgt mir, Gehülfe!“

Der dicke Abenteurer rieb ſich die Hände vor Wohlbehagen und glaubte ſeinen Plan völlig gelungen. Der Schmied und ſein Gehülfe kleideten ſich an, nahmen ihre Stöcke zur Hand und folgten dem [illegible].

Annette war leichtſinnig genug, ſich am beſtimmten Orte einzufinden. Sie ſtand da, das junge thörichte Herz ohne Arg.

die Seele voll Schwärmerei und Sehnſucht, die einer beſſern Neigung werth waren; ſie hatte ſich einfach geſchmückt und harrte mit Bangen und faſt mit Thränen in den Augen auf den vermeinten Geliebten, bis ſie mehrmals faſt in Verzweiflung ausrief: „Er kommt nicht!“ So ſtand ſie längere Zeit, bis endlich der Abenteurer, als es bereits zu dunkeln begann, heraneilte und wirklich, wie der Betrüger es berechnet, war die Verwirrung des armen Mädchens ſo groß, daß ſie ſeiner Umarmung nicht widerſtehen konnte, als er mit dem Ausruf: „O meine theure Annette!“ plötzlich auf ſie zuſtürzte. Er war eben im Begriff, den Schwur auszuſprechen, indem er wohl fühlte, daß die ſo ſchrecklich getäuſchte Annette ſich ſträubte, als der Vater und der Gehülfe hervorſprangen. Annette ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; aber der Vater bekümmerte ſich nicht gleich um ſie, ſondern beide Schmiede nahmen den Betrüger vor und machten ſich vor Allem den Spaß, ihn ein wenig durchzuwalken.

Das leichtſinnige zitternde Mädchen lehnte ſich, halbtodt vor Angſt und Schrecken, an einen Baumſtamm. Als endlich der Betrüger genugſamen Lohn hatte, mußte der Geſelle ihn feſtnehmen und der Vater wandte ſich zur Tochter. Er erklärte ihr Alles, zeigte ihr den Abgrund, den ihr thörichtes Benehmen ihr geöffnet und fügte hinzu: „Deine Strafe ſey es, daß ich den Mann den Gerichten überliefere und die Geſchichte dadurch offenkundig werde.“

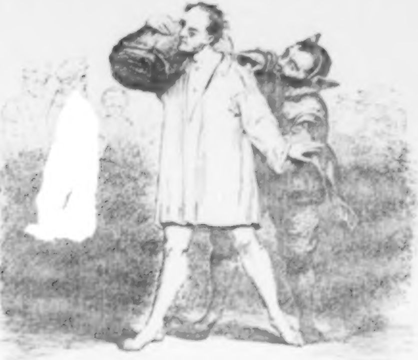
Die reuige Tochter ſank zu Boden, flehend, ſie ſo hart nicht zu ſtrafen. Der Vater beſtand auf ſeinen Entſchluß, obwohl auch der Gehülfe um Gnade für die bedauernswerthe Annette bat. Endlich rief dieſe aus: „Vater, Ihr ſpracht neulich von einer Heirath; ich wollte Euch kein Gehör geben; ſogleich will ich dem mir beſtimmten Manne die Hand reichen, wenn Ihr mich von dieſer Schmach befreit.“ Der Vater beſann ſich eine kurze Pauſe, dann entgegnete er: „Keine Uebereilung, meine Tochter; ich will den Betrüger laufen laſſen und auch Dir erſt Zeit geben, Deinen Entſchluß zu prüfen, damit es nicht ausſehe, als ob ich Dich gezwungen. Gereut es Dich dann, will ich Dir keinen Vorwurf machen. Der Mann, den ich Dir beſtimmt, iſt mein Gehülfe; ein treuer, guter und rüſtiger Menſch. Und nun kommt nach Hauſe!“

Der Betrüger, ſobald der Gehülfe ihn losgelaſſen, entfloh ſo ſchnell er konnte. Die leichtſinnige Annette ging zwiſchen ihrem Vater und dem Gehülfen voll Scham und ſinnend nach Hauſe, denn der Entſchluß, dem guten aber nicht ſchwärmeriſchen Mann ihre Hand zu geben, wurde ihr ſchwer.

Nach ein Paar Wochen, in denen ſie den ehrlichen Etienne beobachtet hatte, war der Vorſchlag ihrem Herzen ſchon näher gekommen, und die früher leichtſinnige Annette wurde bald eine brave und glückliche Gattin. — Wünſche gute Wahl, junge Leſeein, aber ohne ſolche Verirrung und Strafe — oder im ſchlimmſten Fall eine gleich gute und vernünftige Wendung!

A. Rebenſtein.

Wen's trifft, der gehe in ſich!



Ein kurioſes Bild, das da eben! wird mancher liebe Leſer ausrufen, ohne daran zu denken, daß es wohl ſehr nahen Bezug haben könnte. Wenn ich nun friſchzu an die Erklärung gehe, ſchlägt dabei vielleicht Einem und dem Andern das Herz, obwohl ich wünſche, es möge nicht ſeyn. Die Erklärung aber liegt in folgenden Reimen:

Ein Maler, der die Völker-Trachten einſt zeigen wollt' auf ſeinem Bild, kam an die Deutſchen, doch die machten mit ihrem Miſchmaſch ihn faſt wild. Da malt' er einen Mann nun hin: im Hemde, auf der Schulter tragend ein Päckchen Tuch; ſein kluger Sinn gab dann zur Antwort, kam man fragend: „Er lebt, die Deutſchen überlegen faſt immer, ob ſie von Franzoſen und Britten ſollen Rock und Hoſen ſich borgen zu dem Schnitt;

sie hegen nicht eigenen Willen und Gebrauch. Da hab' ich richtig eben auch den Mann so hingestellt, daß sein Gelüste er selber sich erfüllen müßte; weil ich nichts Eigenes finden kann, so dacht' ich: zieh' er selbst sich an!"

Nun wird das Bild verständlich seyn, wenn ich hinzusetze, daß der lustige Rath aus alter Zeit den mit Recht Gefoppten verspottet und der Hintergrund andeutet, daß wir in der Vorzeit allerdings eine Volkstracht hatten, die von der Fremdsucht verdrängt wurde. Wie wichtig es aber ist, am Eigenen zu halten, das sagte uns zur Zeit Carl V. der Herzog Ulrich von Wirtemberg in Kraftsätzen. Es kamen damals viele Spanier nach Deutschland und ihre Tracht wurde nachgeäfft; da rief jener Herzog aus: „Fremde Kleidungen bringen fremde Sitten und Bräuch' mit sich; fremde Sitten bringen fremde Völker und neue Gäste; die neuen Gäste vertreiben hernach die alten Einwohner!" — Haben nicht auch wir Aehnliches wirklich erfahren? — und herrscht nicht doch fort und fort bei uns die Fremdsucht im Leben, in der Literatur, auf der Bühne — und wo nicht? — Ihr deutschen Brüder, jener Spott ist alt, aber er trifft leider immer von Neuem! Bei meiner ehrlichen Feder, wenn dem Thoren in unserm Bilde nicht der alte Hofnarr, sondern ein Affe über die Schulter guckte, es wäre auch zu verantworten!

Schiller's Geburtshaus
in Marbach.

Unser Bild zeigt es in der Unscheinbarkeit wie es damals war, als Schiller (am 10. November 1759) in seinem Raume das Licht der Welt erblickte, und wie es noch vor zwanzig Jahren sich zeigte. Seitdem hat sich's verändert und wir wollen daraus den Marbachern keinen Vorwurf machen, denn ein Haus, das den Einsturz droht, muß umgebaut werden. — Schiller's Vater stand zu jener Zeit im Felde (früher Wundarzt, hatte er sich zum Offizier umgewandelt und brachte es bis zum Hauptmann), seine Mutter aber begab sich nach Marbach zu ihren Eltern, da ihr Wochenbett zu halten. Der Vater hatte sich Urlaub genommen, kam aus dem Winterquartier ebenfalls nach Marbach und war zu seiner Freude anwesend, als ihm ein Sohn geboren wurde, sein einziger, denn Schiller hatte nur Schwestern. Bis zum Hubertsburger Frieden (1763), also drei Jahre hindurch, blieb unser Schiller unter der ausschließlichen Pflege seiner ihn zärtlich liebenden Mutter, die überhaupt als sorgsame Gattin und verständige Hausfrau geschildert wird. — Eine kurze Biographie des großen Dichters haben wir schon im ersten Jahrgange (1855) gegeben und diese Notiz über sein Geburtshaus wollen wir nur

einigen Worten ſeines Vaters ſchließen, der unſern Schiller ſtrenge zu einem fleißigen Streben anhielt und in einem Aufſatz unter Anderem folgende Stelle uns hinterlaſſen hat: „Und du, Weſen aller Weſen, dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört. Dank dir, gütigſtes Weſen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achteſt!“

Holz-Ersparniss.

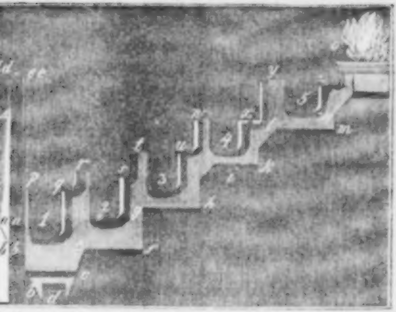
Sparherde. Spar-Oefen.

Das Kapitel von der Holzerſparniß wird immer wichtiger und nothwendiger, ſo wollen wir denn auch das Unſre thun, es in gehöriger Anregung zu erhalten.

Man beachte zu dieſem Zwecke das natürliche Alter des Holzes, das Wachsthum deſſelben, die Zeit des Fällens oder Schlagens und die zweckmäßige Verkleinerung durch Säge und Axt. Sämmtliche Hölzer, gleichviel ob Laub oder Nadelholz, müſſen in den Monaten November bis März, weil dann noch die Säfte derſelben unentwickelt ruhn, gefällt werden. Junges, nicht ausgewachſenes Holz brennt raſch fort, und giebt wenig Hitze, taugt daher nicht zum Brennmaterial; es muß, wenn es als ſolches benutzt werden ſoll, ein Jahr zuvor gefällt, und an einem luftigen Orte aufbewahrt geweſen ſeyn. Große Stücken Holz, als: Knüppel, Aeſte, Kloben, verbreiten keine lebhafte Wärme, da ſie mehr verkohlen als verbrennen, in die Gluth geworfen, ſchwer zu brennen beginnen, wenige und matte Flamme geben, und oft ganz verlöſchen, wogegen ſie, klein gehauen, viel beſſer brennen, und beim Kochen von ſchneller Wirkung ſind. Es könnte auf dem Herde viel Holz erſpart werden, wenn man die Lage des Feuers ſo einrichten möchte, daß die Hitze wirkſamer wäre, welches dadurch bewerkſtelligt wird, daß das Feuer verdeckt brennt, und durch Züge herumgeführt wird, ſo daß Vieles auf einmal gekocht, gebraten und gebacken werden kann; denn es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß, bei der üblichen Art zu kochen, ſehr viel Hitze ohne Nutzen verfliegt. Da das Feuer ſeiner Natur nach mehr aufwärts ſteigt, und ſeine Hitze nicht in der Breite austheilt, ſo iſt es zweckmäßig, daß die Töpfe nicht horizontal neben einander ſtehn, ſondern daß ſie, einer höher als der andere, in den Herd eingeſetzt werden, damit die Hitze, welche vor dem einen vorbeigeſtrichen, den andern, und nach dem andern den dritten berühre, wonach alſo der Herd das Anſehn einer Stiege mit breiten Stufen haben würde.

Nach dieſer Idee hat Rudolf einen Kochherd angegeben

Figur 1.



Figur 1. iſt das Profil eines ſolchen nützlichen Kochherdes.
c der Roſt, d das Aſchenloch, p b c e q der Feuer-Kaſten.
a brennt das Feuer, welches durch den Weg e g i l n Hitze
d Rauch fortſchickt, und auf dieſem Wege die Töpfe 1 2 3 4 5
reicht; e f, g h, i k und l m ſind die Herde; b p, q r,
l, u w, x y und z o ſind die Brandmauer, in o findet der
auch ſeinen Ausgang. Statt des zweiten Topfs kann eine
atröhre eingeſetzt werden, wobei aber die Einrichtung zu treffen
daß dieſelbe auf allen Seiten von der Hitze beſtrichen werden
an. Bei i kann ein Bratenwender angebracht werden.

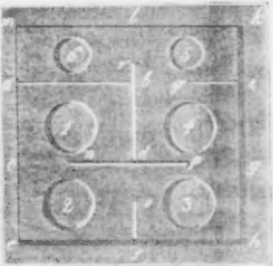
Nach dieſer Manier kann in einer kleinen Küche ein Herd
5 bis 6 Töpfen ganz bequem geſetzt werden, wobei man
e aller Feuersgefahr geſichert iſt.

Figur 2. iſt der Grundriß eines ſolchen Herdes, welcher
e Vortheile des vorhergehenden hat. a b c d iſt der Umfang
erſten Abtheilung, c d e f der anderen, d f g h der drit-
u. ſ. w. Der Zug des Feuers geht hier nach den Num-
rn 1 2 3 4 5 6 und alſo im Kreiſe fort. Die Brandmauern
üſſen dergeſtalt durchbrochen werden, daß in der Mauer c d
Oeffnung ſey bei c n; in der Mauer d f bei d o; in der
auer d g bei p g; in der Mauer h i bei h q; und in der
auer h l bei r l.

Es können ſolche Oeffnungen in der Weiſe immer ab-
men, ſo daß bei der letzten Abtheilung auch die engſte ſey;

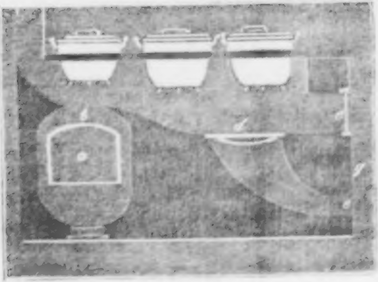
denn das hilft den Zug vermehren. Uebrigens kommt der eine Topf immer höher als der andere zu ſtehn, wie bei dem vorigen Apparate.

Figur 2.

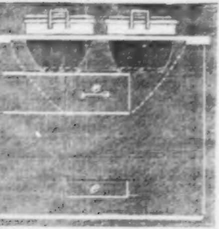


Als zweckmäßig zu empfehlen iſt der Sparherd von Panzer:

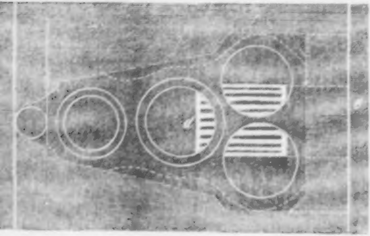
Figur 1.



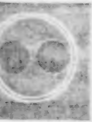
Figur 2.



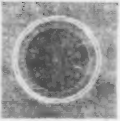
Figur 4.



Figur 3.



Figur 5.



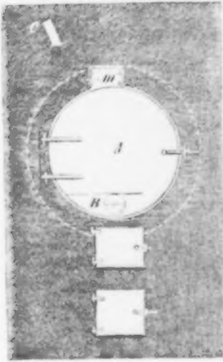
In einem Herde von Backſteinen wird der vertieft angelegte Feuer-Raum mit einer Platte von Guß-Eiſen, welche mit Löchern, zum Einſetzen der Geſchirre, verſehen iſt, bedeckt, wie dies Figur 1. im Längendurchſchnitt, Figur 2. von vorn, und Figur 4. von oben zeigt. Das Feuer brennt unter den Geſchirren auf einem Roſte, und wirkt auf dieſe, von den Wänden zuſammengehalten, ohne Zerſtreuung. Selbſt wenn kein Feuer mehr brennt, geben die Wände des innern Raumes noch ſo viel Hitze ab, daß Flüſſigkeiten lange warm bleiben. — Man kann, bei dieſer
rdnung der Geſchirre, jedem der drei vorderen nach Belie-
die größte Hitze zuwenden; je nachdem man auf dem un-

tergelegten Roſte das Brennmaterial dem einen oder dem andern näher rückt, und kann das mittlere mit dem, vom Feuer entfernteſten, verwechſeln, wenn man die in Falzen einzulegenden Ringe, Figur 3 und 5 verlegt. Will man noch ein Bratrohr beſonders anbringen, ſo hat ein ſolches bei a, Figur 1., den zweckmäßigſten Platz, weil hier auch die, durch die Oeffnung b abgehende Hitze noch benutzt werden kann.

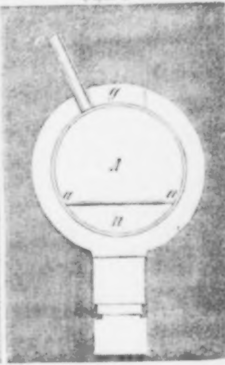
Dieſe Herde vereinigen alle Vortheile jeder anderen Kocheinrichtung. Bedarf z. B. eine Speiſe nur anfänglich ſtarker Hitze, ſpäterhin aber einer gelinderen, ſo nimmt man das Geſchirr aus dem Loche, bedeckt dieſes mit einem beſonders dazu beſtimmten Deckel von Eiſenguß oder Blech, und ſtellt das Geſchirr dann auf dieſen Deckel. Daſſelbe muß aber einen flachen Boden haben. Bei dieſem Sparherde kann auch der Rauchfang durch eine Blechkappe verſchloſſen werden, ſo daß die Küche im Winter warm wird, weil das Rauchrohr vom Herde aus an eine Wand des Schornſteins hinaufgeführt werden kann.

Unter den Bratöfen, welche holzerſparend ſind, verdient der verbeſſerte Bratofen des Grafen v. Rumford beſonderer Erwähnung.

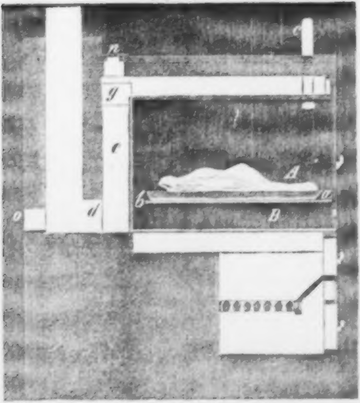
Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



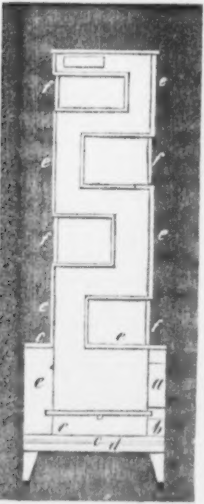
Der Körper deſſelben iſt ein Cylinder, von wenigſtens einem Fuße im Durchmeſſer und 21 Zoll Länge (ſiehe Figur 1). Sein innerer Raum iſt durch einen wagerechten Boden a a Figur 2 und 3 in zwei ungleiche Räume A und B getheilt. Der erſte A iſt der eigentliche Bratraum, der zweite B kann die Luftkammer genannt werden. Der Boden iſt ungefähr 3 Zoll unter der Achſe des Cylinders, und bleibt mit ſeinem Rande b (Figur 3) etwa um ½ Zoll von der Rückwand deſſelben entfernt. Dadurch entſteht nach der ganzen Breite des Bratrohrs und im Hintergrunde deſſelben eine Ritze b, durch welche der Bratraum A und die Luftkammer B in Verbindung ſind. Der Kreis, welcher die Vorderſeite der Bratröhre (Figur 1) darſtellt, wird durch den Boden a ebenfalls in die zwei ungleichen Segmente A und B getheilt, wo vor dem oberen A mit dem Thürchen die Bratröhre geſchloſſen, das untere B aber bleibend mit einer Blechplatte bedeckt wird. Dieſe Platte erhält in der Mitte eine halbkreisförmige Oeffnung, ungefähr 1½ Zoll im Durchmeſſer, welche mit einem Regiſter geöffnet und geſchloſſen werden kann. Nahe an der Vorderſeite iſt oben die, etwa 1½ Zoll weite Röhre c, welche mit einer Klappe geſchloſſen werden kann. Um den ſich anſetzenden Ruß auszukehren, dient die, in der Vorderwand der Bratröhre oben bei m (Figur 1) angebrachte, mit einem Thürchen verſchloſſene Oeffnung, dann die zweite Oeffnung bei n, welche mit einem in Lehm gelegten Stück Dachziegel verdeckt werden kann, und allenfalls noch eine dritte Oeffnung bei o.

Der Gebrauch dieſes Bratofens iſt folgender: Wenn auf dem Roſte ein mäßiges Feuer angemacht, und der Braten in den Ofen gebracht iſt, wird bei geſchloſſenem Thürchen der Aſchengrube, aber bei offenem Regiſter derſelben, ein mäßiges Feuer erhalten, bis der Braten beinahe fertig iſt, und anfängt braun zu werden. Man öffnet hierauf das Thürchen der Aſchengrube, legt einiges dünn geſpaltene Holz auf den Roſt, und erregt dadurch ein lebhaftes Feuer. Die Luftkammer wird nun, da gewöhnlich der Boden derſelben zu glühen anfängt, ſtark erhitzt. Man öffnet dann den Schieber an der Vorderwand derſelben, und die Klappe der Röhre c. Es entſteht nun ein ſchwacher Luftſtrom durch die vordere Oeffnung der Luftkammer, durch dieſe ſelbſt, und durch die Ritze b, in dem Bratraum A, und dann durch dieſen, über den Braten weg, nach der Röhre c, durch welche er in das Freie tritt. Da er in der Luftkammer glühend heiß wird und zugleich die Dämpfe aus dem Bratraume durch die Röhre c entführt, ſo wird der Braten ſchnell und vollkommen braun, und ſeine Oberfläche ſo ſchön, als ob er am Spieße gebraten worden wäre, während er bis in das Innerſte gar gebraten wird, was am Spieße nie, und in dem gewöhnlichen Bratofen ſelten vollkommen der Fall iſt. Eine gefüllte Gans wird in dieſem Bratofen mit nicht mehr als drei Pfund Büchenholz vollkommen gebraten, ſo wie denn überhaupt ein unbedeutendes Feuer erforderlich iſt, um einen Braten in demſelben zu bereiten.

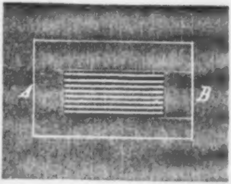
Die Erforderniſſe eines gut konſtruirten Stuben-Ofens, Behufs der Holz-Erſparniß, ſind folgende: 1) ſoll er die möglichſt größte Menge von Wärme aus dem Brennmateriale entwickeln, oder mit andern Worten: letzteres ſoll darin ſo vollkommen, und ſo nutzbar als möglich verbrannt werden, 2) ſoll er die Wärme auch ſämmtlich der Zimmerluft zuführen; 3) ſoll er die Wärme der Luft in der Quantität und Geſchwindigkeit zuführen, als es nöthig iſt, um den Abgang von Wärme zu erſetzen, den die Zimmerluft durch die Wände und die eindringende kalte Luft erleidet; 4) daß man dies nicht durch ein zu beſchwerliches Einheizen zu bewirken braucht.

Abbildung eines ſolchen Stuben-Ofens:

Figur 1.



Figur 2.

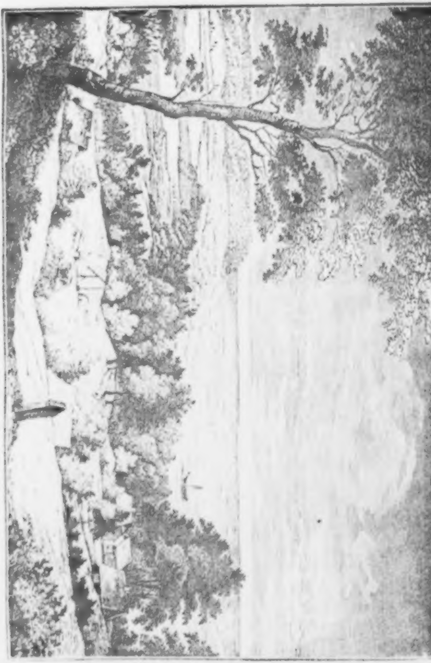


Figur 1. Grundriß des Heiz-Raums. Figur 2. Durchſchnitt des Ofens von A bis B. a Feuerraumsthür, b Luftthür, c c Stein, d Holz, e e e e Eiſen, f f f f Stützen.

Bei allen dieſen Gegenſtänden, lieben Leſer, wollt ihr einen oder den andern bei euch benutzen, müßt ihr aber, in Betreff des Baues, immer einen Sachverſtändigen, etwa einen ehrſamen Töpfermeiſter zu Rath ziehen; der wird euch Alles, nach den beigefügten Muſtern, gehörig in's Werk richten.

Heringsdorf.

Als eine Ergänzung unſerer vorjährigen Mittheilung über dies Oſtſeebad, geben wir hier ein zweites Blatt. Es ſtellt den Beſchauer auf die Höhe, auf welcher das Geſellſchaftshaus und mehrere Wohnhäuſer liegen, an den Saum des Buchenwaldes, und zeigt über die einzeln gelagerten Fiſcherhäuſer von Neukrug



hin, den weiten Spiegel der offnen See. Tiefer im Thale erheben ſich Züge alter Dünen, zum Theil ſchon mit Laub- und Nadelholz bewachſen, darüber dehnt ſich der Sloonſee aus, von Feldern und Wieſen umgeben. Nur 200 Schritte vom Salzwaſſer entfernt, ergießt dieſer Landſee, bei hohem Waſſerſtande, ſeinen Ueberfluß durch einen Canal in die Oſtſee, durch dieſen dringt bei Sturmfluthen das Salzwaſſer wiederum in den Landſee, dennoch bewahrt er ſich ſein ſüßes Waſſer und ſeinen Reichthum an Flußfiſchen. Den Horizont unſres Blattes ſchließt der Forſt von Pudagla ab, eine Waldung von majeſtätiſchen Buchen, welche mehrere ſchöne Seen umringt.

Der Schloss-Voigt von Arois.

In einem Dorfe im ſüdlichen Frankreich läutete an einem ſchönen Frühlingsabend die feierliche Vesperglocke, bei deren Klang ſonſt die Jugend froh und munter ſich auf Verſammlungsplätzen unter breitäſtigen Linden einzuſtellen pflegte, um nach vollbrachtem Tagewerk ſich dem Scherz und Spiel zu überlaſſen. Heute aber lockte der Klang nur wenige Mädchen und Burſche aus den Wohngebäuden, und auch dieſe wenigen blieben vereinzelt oder gepaart in Beklommenheit von einander geſchieden, und es war, als ob das ganze Dorf eine allgemeine Niedergeſchlagenheit drücke.

In der That war der Vorfall, der ſich in dieſen Tagen ereignete, ein ſchrecklicher, hier völlig unerhörter. Vor einiger Zeit war ein junger Mann von heiterm und höchſt gefälligem Aeußern in das Dorf eingekehrt. Er hatte ſich in ein kleines Haus bei einer Wittwe eingemiethet, lebte ſtill und fleißig, den Tag über — außer wenigen Stunden, in welchen er die Gegend durchſtreifte — mit Zeichnungen, Schriften und Büchern beſchäftigt, und war ſo gefälligen, einnehmenden Weſens, daß Jeder lebhaftes Intereſſe an dem jungen Manne nahm. Obgleich er ſich ſelten mit den Einwohnern unterhielt, und beſonders wenig von dem ſprach, was ſeinen Stand verrathen könnte: der Umſtand, daß man ihn oft zeichnen ſah bei dem alten, nahe liegenden Schloſſe, nur noch zum Theil bewohnt von der einzigen Erbin, galt als hinlänglicher Grund, ihn für einen Maler zu halten. Als ſolchem ſah man ſogar den Hang zum Alleinſeyn ihm nach, weil ein Künſtler, wenn er nur ſo viel beſitzt, um unabhängig zu ſeyn, von Dorfbewohnern ſtets wie eine Art höheres Weſen betrachtet wird. Daher nahm es auch eigentlich Niemanden Wunder, daß nicht Einer aus der ganzen Gegend, weder der Geiſtliche, noch der Maire, das Vertrauen dieſes jungen Mannes genoß, und nur den alten finſtern Voigt ſah man einige Male mit ihm in der Nähe des halb verfallenen alten Schloſſes ſprechen. Der Voigt, den die Neugierigen nun vielfach nach dem Fremden fragten, antwortete: der Maler wolle dies Schloß zeichnen und habe mit ihm über eine herbeizuſchaffende Staffage verhandelt; ſonſt nichts.

Es vergingen mehrere Wochen, bald wurde man des Gaſtes völlig gewohnt. Kleine Gefälligkeiten gegen das Volk machten ihn in hohem Grade beliebt und man ſprach ſchon davon, daß er reich und unabhängig ſey, ſich in dieſer Gegend anſiedeln werde; ja das Volk, das oft in ſeinen dunkeln Gerüchten eher ein Verhältniß erräth, als der ſcharfſinnigſte Beobachter, wollte wiſſen, daß der Fremde ſich mit der jungen Gräfin, ihrer Herrin, vermählen werde. Man ſprach ſchon von dem Glück und der Freude, die ihrer bei dem Hochzeitsfeſt harre, indem ſie ſo dem läſtigen Joch, das der allgemein gehaßte Voigt ihnen auferlegte, entgehen würden. Die junge Gräfin war in der That die alleinige Beſitzerin der Grafſchaft; aber in faſt klöſterlicher Einfachheit erzogen, vom Unglück frühe heimgeſucht, fehlte ihr aller Muth, dem verhaßten Voigt die Zügel aus den Händen zu nehmen.

Die Hoffnungen der Dorfbewohner ſollten ſich ſchnell zerſchlagen. Der junge Fremde, der Gaſt, ward ermordet gefunden im Gebüſche zwiſchen dem Dorfe und dem Schloſſe, und keine Spur irgend einer Veranlaſſung, noch die eines Thäters ließ ſich entdecken. Im erſten Augenblick herrſchte eine wilde Gährung im Dorfe. Die Burſche bewaffneten ſich ſo gut ſie konnten und zogen, den Maire an der Spitze, durch die ganze Gegend, um des Mörders habhaft zu werden. Der Jüngling war mit einem Dolche von ſicherer Hand getroffen, ſeines Geldes und auch ſeiner Schriften, welche die Wittwe ihn ſorgfältig beim Fortgehen aus ihrer Wohnung in die Seitentaſche zu ſich ſtecken ſah, beraubt, und hauptſächlich war es der Raub der Schriften, die Aller Aufmerkſamkeit auf ſich zog, indem es höchſt unwahrſcheinlich war, daß der Ermordete viel Geld bei ſich getragen habe. Jedoch was man auch mehrere Tage hindurch unternommen, Alles blieb fruchtlos und man erwartete aus der nahen Stadt eine Unterſuchungs-Commiſſion mit der geſpannteſten Erwartung.

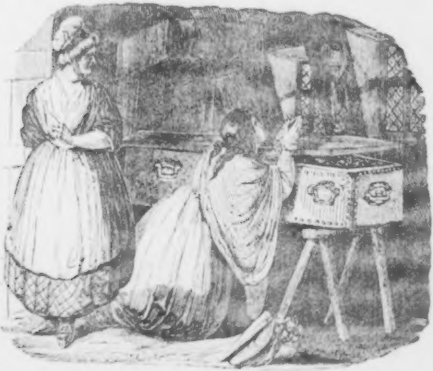
In dem Hauſe, wo der Ermordete gewohnt, war ſein Zimmerchen vom Maire ſtreng unterſucht, der Leichnam ſelbſt beſichtigt, und nachdem Alles genau zu Protokoll gebracht, wurde derſelbe in einem einfachen Sarge in das Zimmer der Wittwe geſtellt, um zum morgenden Tage noch einmal von der Unterſuchungs Commiſſion beſichtigt und dann der Erde übergeben zu werden. Die Wittwe, in Trauer um den gütigen Gaſt, wollte eben ihr müdes Haupt zur Ruhe legen, als ein leiſes Klopfen an das Fenſter ſie aufſchreckte. Sie erkannte bald draußen im Abendlichte eine Frauengeſtalt, die mit zarter dringender Stimme Einlaß erflehte. Im erſten Augenblick erſchrack die Wittwe, bald jedoch erkannte ſie die Stimme und rief: „Ach, meine gnädigſte Herrin, Ihr ſeyd's! Gerechter Gott, wie weit treibt es Eure Frömmigkeit, daß Ihr Eure Almoſen ſelber und zu ſo ſpäter Stunde mir bringt, damit Euch Niemand gewahre.“

Sie hatte während dieſer Worte die Thür geöffnet: „Aber ich kann Euch, gnädiges Fräulein, nicht in mein Haus laſſen, Ihr müßt ja wohl gehört haben, ein Todter“ — —

„Wo! wo!“ fragte die junge Gräfin mit einer zitternden und leidenſchaftlichen Stimme.

„Wie, Ihr wollt doch nicht — !“ fragte betroffen die Frau, als ſie ahnte, daß die Gräfin den Ermordeten zu ſehen wünſche.

„Ja wohl, ich will nicht, doch ich muß! Dir, Dir darf ich es geſtehen“, ſagte ſie und preßte der alten Frau krampfhaft die Hand, „der Todte war mir nahe, ach, er lag vor einigen Tagen erſt an meiner Bruſt und es ſollte ſich bald, bald Vieles enthüllen. — Wehe mir! Das Unglück hat mein Herz gebrochen!“



Starr vor Erſtaunen ſtand die Wittwe, als ſie die unglückliche junge Gräfin in das Zimmer dringen, den Schleier und den Hut von ſich werfen und mit erſchütterndem Schrei auf die Knie vor den Sarg ſtürzen ſah. Lange konnte die Unglückliche kein Wort hervorbringen, endlich aber rief ſie aus: „Ja, ja, du theurer Gemordeter, ich habe deiner Liebe ſtumme Zeichen um ſo mehr verſtanden, als du ſie zu verbergen ſuchteſt; in den wenigen Stunden, die ich an deiner Seite zugebracht, in dem einzigen Augenblick, wo ich ſelbſtvergeſſen an deiner Bruſt lag, da fühlte ich, wie ich ewig, ewig dein bin, ja ewig dein geweſen, ehe ich dich gekannt. — Welch ein grauſames Geſchick ließ deine Jugend zum Raube eines frechen Mörders werden!“ rief die Unglückliche in einem Anfall von Verzweiflung. Doch wieder raffte ſie ihre Kräfte zuſammen, und indem ſie ſich über den Sarg hin lehnte, faltete ſie ihre Hände zum feierlichen Schwur, in welchem ſie ewige Liebe dieſem Todten gelobte. Nach dieſem Schwur ſank ſie erſchöpft nieder und wurde dann, durch Hut, Schleier und den Nachtmantel möglichſt verhüllt und unkenntlich gemacht, von der Wittwe ohne Aufſehen zurück nach dem Schloß geleitet.

Die Unterſuchungs-Commiſſion war am frühen Morgen des nächſten Tages eingetroffen. Zuerſt wurde die Wittwe über den Fremden vernommen, und nachdem ſie Alles angegeben, was ſie von ihm wußte, befragte Einer aus der Commiſſion ſie nach dem Vermummten, mit welchem ſie geſtern ſpät Abends durch das Dorf gegangen ſey. Die Wittwe, die der jungen Gräfin Schweigen gelobt hatte, gerieth in Verwirrung; eine beſondere Bewegung entſtand unter den Anweſenden, die ſich erhöhte, als es ſchien, die Wittwe wolle die Antwort ſchuldig bleiben; nach einigen Querfragen und ernſtlichen Ermahnungen ſah indeß die Wittwe wohl ein, daß ſie ſelbſt in einen fürchterlichen Verdacht kommen könne, und ſo zögerte ſie denn nicht weiter, den Namen der Gräfin zu nennen, und die ganze Scene des geſtrigen Abends, wie wir ſie bereits kennen, offen zu erzählen.

Dieſe Entdeckung konnte zu neuen Aufſchlüſſen führen, und nach kurzem Berathen begab man ſich in das Schloß, um daſelbſt, wie es ſich irgend thun ließ, die Gräfin in's Verhör zu ziehen. Auf dem Wege dahin erzählte der Maire dem Oberrichter die Geſchichte der jungen Gräfin, die etwa folgende war.

Der Vater dieſer Dame, der Graf von Arois, war ein heftiger, ſonſt aber ſehr wohlgelittener Mann, der glücklich mit ſeiner Gattin und zweien Kindern lebte und vor etwa achtzehn Jahren in einem Alter von drei und funfzig Jahren ſtarb, nachdem er im Aufwallen ſeines Temperaments auf der Jagd einen Diener durch Mißhandlungen ſtark beleidigt und in Folge dieſer Aufregung durch einen heftigen Ritt ſich eine Krankheit zugezogen hatte. Aber noch an demſelben Abend, an welchem der Graf ſtarb, geſchah auf dem Schloß eine Art von räuberiſchem Einbruch, über den auch noch ein völliges Dunkel waltete, und die unglückliche Gräfin, die, betäubt von ihrem ſchmerzlichen Verluſt, faſt beſinnungslos in ihrem Zimmer lag, hatte — ſo ſagte man — bei dieſem Ueberfall ein Piſtol von der Wand geriſſen und es auf einen der Räuber ſo gut losgedrückt, daß er ſtürzte aber in demſelben Augenblick ſchon büßte die Unglückliche ihre That mit ihrem Leben. Der ganze Ueberfall und das Anzünden des einen Schloßflügels war ſo ſchnell und geordnet eingerichtet, daß die Dorfbewohner zu ſpät zur Hülfe kamen, und nur die junge Gräfin, die noch in der Wiege lag, ward mit aller Anſtrengung aus den Flammen gerettet. Vom Sohn fand ſich keine Spur, und da auch der einige Tage zuvor gemißhandelte Diener verſchwunden war, ſo ſchien es, daß dieſer Bube der eigentliche Anführer geweſen. Das Fräulein, nunmehr alleinige Herrin, wurde von einer entfernten Verwandtin, einer tauben Stiftsdame, erzogen, welche auch erſt vor einigen Jahren ſtarb. Seit dieſer Zeit lebte die Gräfin unausgeſetzt einſam, mit den Büchern jener Stiftsdame beſchäftigt, und — wie man ſagt — der Welt ſo frühe entſagend, daß ſie ihr eigenes verfallendes Schloß in ein Kloſter zu verwandeln gedachte. Nur ein Voigt, noch aus des Vaters Zeiten her, ein finſterer und verſchloſſener Geſell, und eine altersſchwache Frau lebte um ſie und war zu ihrer Bedienung da.

Während dieſer Erzählung machte der Maire beiläufig immer auf die Herzensgüte und die Schwärmerei der Gräfin aufmerkſam, ſo war man durch das Dorf, dem Orte, wo der Mord geſchehen, vorüber und bis nach dem Schloſſe gekommen. Die Gräfin, ſo überraſchend ihr dieſe Beſuche ſeyn mußten, war jedoch bald zum ordentlichen Empfang bereit und nach kurzer Verſtändigung führte ſie ſelber die Angekommenen in einen Saal des Schloſſes, bat ſie, dort Platz zu nehmen und entfernte ſich mit dem Verſprechen, ſchnell zu erſcheinen, um über alles Verlangte ſo weit Auskunft zu geben, als ſie es vermöge.

Kaum hatten ſich die Unterſuchenden hier in Reihe niedergelaſſen, ſo trat auch die Gräfin ſchon wieder in den Saal. Bleich und leidend erſchien ſie in feierlichem Schritte, wie vor den Schranken eines wirklichen Gerichtshofes; in der Hand hatte ſie ein geiſtliches Buch. In einiger Entfernung ſtand ſie ſtill und bat mit leiſer faſt gebrochener Stimme, jetzt alle Fragen an ſie zu richten. Die allgemeinen Fragen hatte ſie beantwortet, als dieſe aber beſtimmter auf den Gemordeten gerichtet waren, bat ſie mit rührendem Ausdruck um die Erlaubniß, im Zuſammenhange erzählen zu dürfen. Sie begann mit einem kurzen Hinblick auf ihre frühere Geſchichte und fuhr dann fort:

„Allein, verwaiſt, und nur auf den Umgang mit meinen Büchern beſchränkt, wurde nach dem Tode meiner Erzieherin der innigſte Wunſch in mir rege, in klöſterlicher Stille mein Leben zu beſchließen, der Welt und Allem was ſie mir bietet, zu entſagen. Ich hatte mein Leben in friedſame Abſchnitte eingetheilt und für jeden einzelnen die vollſte Lebensruhe ſchon vorausgeſehen; aber was ich mir als Leben dachte, war es nicht; denn ich lernte bald ein anderes ahnen. — Bei einem Morgengange durch die nahe Wieſe vor wenigen Tagen ſah ich einen jungen Mann auf mich zukommen, deſſen äußerer Anſtand meinem Auge wohlgefiel. Ich blieb ängſtlich ſtehen, er ſprach mich an, ich weiß nicht wie, doch gab ich ihm kaum Antwort, endlich faßte ich Muth genug, eine Art von Entſchuldigung zu ſtottern und wollte mich entfernen. Er faßte meine Hand und ein liebendes Vertrauen füllte meine ganze Seele. Bald widerſtand ich ſeinen Worten nicht, und eine Unterhaltung, die mein ganzes Seyn umzuwandeln begann, war die Folge meiner erſten Bekanntſchaft. Sinnend ging ich von ihm, und vermochte nicht zu widerſtehen: ich mußte am nächſten Tage dieſelbe Stelle beſuchen, ihn wieder dort zu treffen, zu ſprechen; dies wiederholte ſich, ach, bis auf den letzten Tag. Mich ließ er von meinen Eltern und meinem Bruder, den ich nie kannte, erzählen, während er nur vom Glück der Zukunft ſprach und ſo froh und freudig in die Welt hinein blickte, daß ich alle Gedanken der Einſamkeit ſchnell vergaß. Kein Wort der Liebe kam über unſere Lippe und dennoch wußte ich, daß wir uns auf ewig lieben würden. Als er zum letzten Male von mir ging, wußte ich noch ſeinen Namen nicht, aber dennoch entwand ich mich ſeiner Umarmung nicht und er ſprach, das vertraute „Du“ zum erſten Male brauchend: „Morgen, mache Dich gefaßt darauf, morgen ſind wir glücklich!“

Die letzten Worte ſprach die junge Gräfin von Arois mit ſo gebrochener Stimme, daß die Zuhörer von Mitleid ergriffen wurden, dann ſetzte ſie wankend hinzu, indem ſie mit den Händen ihr Antlitz verbarg: „O, wie ſchrecklich war dieſer Morgen!“

Von nun an beantwortete ſie alle Fragen nur mit einem beſtimmten: Ja! und Nein! — Was man aus dem Allen entnahm, war, daß ſie eben ſo wenig von dem Verſtorbenen etwas mit Beſtimmtheit wiſſe als alle Uebrigen; nur ſah man wohl ein, daß erſtens ſie völlig unbetheiligt an dem ſchrecklichen Morde ſey, und zweitens, daß der Fremde zuverläſſig Grund gehabt, ſeinen wahren Namen zu verſchweigen. Es machte daher keinen beſonders auffallenden Eindruck, als gleich darauf, nachdem ſich die Gräfin hinweg begeben hatte, und der Voigt verhört wurde, dieſer den jungen Mann zwar als angeblichen Maler gekannt, jedoch unter dieſer Maske einen verwegenen Abenteurer entdeckt haben wollte. Er bedauerte den unſeligen Umſtand und gab Vermuthungen, daß die That wohl von irgend einem Spießgeſellen des Ermordeten verübt worden ſey; hielt jedoch die That in Bezug auf die Gräfin für ein Glück, indem es dem Abenteurer gewiß gelungen wäre, ihre Unerfahrenheit zu umſtricken. — In den Augen der Unterſuchenden klang die Sache wahrſcheinlich, allein die Volksmeinung widerſprach, und wollte in dieſer Zuſammenſtellung nichts erkennen als die Bosheit und Schlauheit des Voigts; dies war indeß nur ein Gerede, das nichts entſcheiden konnte, und die Commiſſion verließ das Dorf, ohne Genaueres zu erfahren.

Wenige Wochen darauf kam ein junger Mann des Nachts in den Schloßhof geſchlichen; nach einem kurzen Zeichen ſeiner Anweſenheit, einem ſtarken eintönigen Pfeifen, verſchwand er hinter den Pfeilern des Eingangs. Bald aber zeigte ſich der Voigt. Er nahm den Angekommenen bei der Hand, zog ihn in's Zimmer, verriegelte die Thür und fragte:

„Alſo Ihr habt Euch nicht eines Beſſern beſonnen und beſteht auf Eurer Forderung!"

„Gewiß!" entgegnete der Fremde mit entſchloſſener Stimme. „So lange ich nicht weiß, wie und weshalb Alles geſchehen ſoll, was dabei gewagt und was gewonnen wird, ſo lange will ich mich nicht in ſolchen Handel miſchen."

Der Voigt ſchüttelte den Kopf, dann ſagte er: „Gut, Ihr ſollt Alles erfahren; aber nur mit der einen Bedingung, daß Ihr Euch nicht erdreiſtet, mein Thun und Laſſen weder zu beurtheilen, noch ſonſt mich zu unterbrechen." Als er bemerkte, daß der Andere ſchwieg und ein Zeichen der Bejahung machte, begann er:

„Seht, Ihr glaubt, ich ſey ein Fremder hier, ein Diener dieſes Hauſes, dem iſt nicht ſo. Ich bin der Bruder des verſtorbenen Grafen von Arois; freilich bin ich es nur von Vatersſeite, aber um ſo beſtimmter auch der Sohn des alten Grafen von Arois, deſſen Güter er dem in rechtmäßiger Ehe gezeugten Sohne hinterließ. Unſer Vater ſtarb plötzlich, ohne meine gerechten Anſprüche auf ſein Erbe zu beſtätigen, und da ich im Schloſſe mit meiner Mutter, welche die Dienſte einer Kammerfrau verrichtete, lebte, ſo wurde ich als Diener des neuen Herrn, meines leiblichen Bruders, betrachtet. Er wußte indeſſen nicht eher von unſerer nahen Verwandtſchaft, bis meine Mutter auf dem Todtenbette lag, und ſie ihm nun das Geheimniß entdeckte. Von dieſer Zeit ab herrſchte ein Gemiſch von Zuneigung und Haß zwiſchen uns, beſonders als er mir die Erklärung gab mich bei Lebzeiten nicht als Bruder offen anerkennen zu dürfen; jedoch verſprach er mir vermittelſt Teſtaments mich und meine Nachkommen zu Miterben einzuſetzen, und dabei mußte ich mich beruhigen. In der Gewißheit, daß er mir Wort halten werde, unterdrückte ich allen Haß meiner Seele gegen ihn und vielleicht wäre auch eine offene Ausſöhnung zwiſchen uns erfolgt, wenn mein Bruder nicht geheirathet hätte, und zwar ein ſtolzes Weib, das auf öftere Vertraulichkeit des Gemahls gegen mich, den anſcheinenden Diener, eiferſüchtig war und immer Böſes auf mich zu reden wußte. Als ſie zwei Kinder geboren hatte und ich im mer noch kein Eigenthum hatte, war mein Entſchluß feſt; ich drang eines Tages während der Jagd in meinen Bruder um eine beſtimmte ſchriftliche Erklärung, und da er mir dieſe verweigerte, drohte ich ihm mit meiner Rache. In ſeinem Jähzorn wandte er ſich verächtlich von mir ab und ein Diener, der ſich gerade eines kleinen Vergehens ſchuldig gemacht, mußte ſeinen Zorn fühlen. Hierauf kehrte er heim und erkrankte bedenklich. An ſeinem Sterbebette noch bat ich ihn um Entſcheidung, er wollte mich nicht hören. Er ſtarb; ich ſah mich völlig beraubt, und ohne Mittel, mir Recht zu verſchaffen, wollte ich wenigſtens an den Räubern meines Eigenthums Rache nehmen. — Ich ſage von jenem Ueberfalle wenig. Ich war entſchloſſen, alles Werthvolle zu entwenden und zu entfliehen. Es gelang nicht ganz, die Bauern des Dorfes eilten herbei, und meine tapfern Helfer entkamen mit der Beute. Aber die verhaßte Gräfin fiel, einer ihrer treueſten Diener tödtete ſie, weil ſie auf ihn geſchoſſen, in der erſten Wuth; es war der vor wenigen Tagen vom Grafen Gemißhandelte. Er entfloh und wie ich erſt jetzt erfahren — nahm er den jungen zweijährigen Sohn des Grafen mit, um ihn vor den Räubern zu retten. — Seit jener Zeit ſchwieg ich, und ſchonte das Leben der jungen Gräfin, weil ich gewiß war, daß ſie immer in meinen Händen ſey. Ich ſah ſie heranwachſen und hatte meine Freude an ihrem klöſterlichen Sinn, durch den Alles in meinen Händen blieb und ich wie im Eigenthum hier ſchaltete; auch wäre ſie wohl in ein Kloſter gegangen, wenn nicht ein verdammter Vorfall Alles verhindert hätte. — Der Diener, der die alte Gräfin ermordete, hatte den Knaben nur mitgenommen, um ſich des Rächers zu verſichern. Bald vergaß das Kind Alles aus ſeiner Heimath und galt nach kurzer Zeit im nördlichen Theile unſres Reiches für den Sohn des Dieners, der ihn auch erzog. Er wuchs auf, und den Diener trieb einſt ſein Gewiſſen — wie er ſagte — dem jungen Grafen das Geheimniß zu enthüllen. Der Knabe zeigte Talent, er wurde von einem Maler ausgebildet und ging auf Reiſen. Während dieſer Zeit erkrankte der Diener; in ſeiner Todesfurcht legte er auf das Sakrament einen Schwur ab vor vielen Prieſtern auf die Wahrheit ſeiner Ausſagen, entdeckte die Herkunft des Knaben und ſtarb. Der junge Maler kehrte zurück, und fand die Documente vor, die nach Wunſch des Beichtenden nur ihm ſelber übergeben werden ſollten. Er machte ſich auf und kam in unſerm Dorf an. Seine Abſicht war, die Schweſter erſt kennen zu lernen, zu ſehn, ob die einzige lebende Verwandte wirklich ihm anhänge und es verdiene, Schweſter genannt zu werden. Er hatte überſpannte Begriffe und wollte, ohne von ſeinem guten Recht Gebrauch zu machen, wieder in die weite Welt, wenn die Schweſter ſeiner unwürdig wäre. Mir entdeckte er ſich, ich hoffte, daß die Klöſterlichkeit, die Schüchternheit der Gräfin ihm mißſollen werde. Es war nicht ſo und ich mußte mir helfen. Ich beſtimmte den Tag, wo er ſich ſeiner Schweſter entdecken ſolle; er übergab mir die Papiere alle, die auf ſein bisheriges Schickſal Bezug haben, um ſie unvermerkt am Morgen auf das Leſepult der Gräſin zu legen und ſie zur freudigen Ueberraſchung vorzubereiten. Ich geleitete den Anfechter meines Eigenthums bis zum Gebüſch, dort machte ich ihn auf ewig verſtummen."

Der Mörder ſchwieg und der junge Spießgeſelle ſchüttelte den Kopf. „Nun, was wollt Ihr von mir?" ſagte er endlich.

„Dich glücklich machen und mir zu meinem Recht verhelfen", entgegnete der Voigt. „Du biſt ungefähr in dem Alter, in welchem der Verſtorbene war; die Papiere gebe ich in Deine Hand, und jetzt, gerade jetzt mußt Du hervortreten, wo durch die tolle Schwärmerei der Gräſin alle Welt angezogen wird, dieſe Gegend zu beſuchen, und ein entfernter Verwandter mit einer guten Geſtalt ſich in's Schloß eingeſchlichen, der das Talent zu beſitzen ſcheint, die klöſterlichen Gedanken der jungen Dame und ihre Schwüre für den todten Bruder in Vergeſſenheit zu bringen."

In der That war es ſo. Alfred de Malin, ein entfernter Verwandter der Gräſin, lebte ſeit wenigen Tagen auf dem Schloſſe und ſchien einen ganz andern Eindruck auf ihr Herz zu machen als der Anblick des unerkannten Bruders.

„Du biſt bald durch dieſe Papiere im Beſitz des Schloſſes und wir theilen brüderlich", fuhr der Voigt fort; „nun, biſt Du einverſtanden?"

Der junge Menſch entgegnete bedenklich: „Bevor ich es bin, muß ich zum mindeſten mich mit allen Umſtänden genau bekannt machen; dann habe ich auch wenig Talent zum Maler und das müßte ich doch in hohem Grade beſitzen, wenn ich des Bruders Stelle vertreten ſoll. Doch gieb her, wir wollen die Papiere unterſuchen!"

Der Voigt ging an einen Schrank, ſchloß ihn auf und wollte die Papiere herausnehmen; aber wie ein Donnerſchlag durchfuhr es ihn, als er ein Tagebuch des Gemordeten vermißte. Er ſuchte hin und her: es war nicht da. Er ſtieß einen Fluch aus und ſtand dann in irrer Wuth ſtumm da.

„Wo kann es denn aber ſeyn?" fragte der junge Menſch.

„Ich bin verrathen, wenn's ſo iſt, wie ich vermuthe. — Ha, dann falle wer mir irgend noch im Wege ſteht!" rief nun der Voigt, mit einem Blick und Ton, der ſelbſt den jüngern Böſewicht erſchreckte. „Wie?" fragte er den Voigt, und dieſer entgegnete: „Hör' an! Dieſes Zimmer iſt nicht mein gewöhnliches; ich habe meines dem Gaſte, Alfred de Malin einräumen müſſen, nur dort kann das Tagebuch ſeyn; wenn's iſt, darf er nicht leben!"

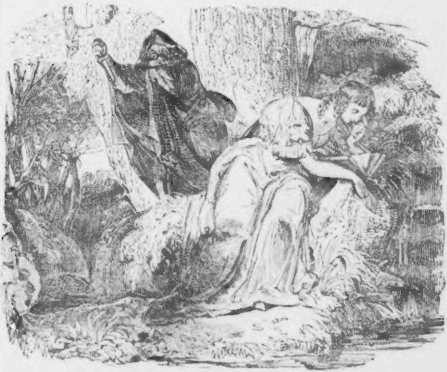
„Und wenn es die Gräſin ſchon hat?" fragte der Jüngere.

Dann muß es Deine Aufgabe ſeyn, herrlicher Bruder, Deiner Schweſter den Himmel zu öffnen!“

Wir haben viele Beiſpiele, daß die Vorſehung die Pläne der Verbrecher durch kleine Umſtände vereitelt und ſo Verbrechen an das Tageslicht führt; hier war es eben ſo. Beim Umpacken hatte der Schloßvoigt das Buch verloren und es lag in einem Winkel des Zimmers, das jetzt Alfred de Malin bewohnte, ohne daß dieſer bisher das Buch anſah. Gerade an dieſem Abende hatte er aber mit der Gräfin eine Unterredung, die ihn aufreizte. In den wenigen Tagen ſeines Umganges erkannte er in ihr ein gebildetes und für wahre Liebe empfängliches, aber durch Schwärmerei und klöſterliche Begriffe dem Leben entfremdetes Herz. Er ſah, daß ſie ihm nicht minder zugethan als er ihr; dennoch vergaß ſie des Todten in keinem Augenblick und verſicherte, ihn geliebt zu haben mit einer Unwandelbarkeit, die nur ewige Liebe kennt. Jetzt ging Alfred von den peinlichſten Gefühlen beſtürmt in ſein Zimmer, und indem er vergebens zu ſchlafen ſich bemühte, nahm er gedankenlos das Buch auf, blätterte darin und las bald mit größerm Intereſſe. Endlich ahnte er den Zuſammenhang, und erſtaunt ob dieſes wunderbaren Fundes, beſchloß er von der Gräfin Aufſchluß zu fordern. — Am nächſten Morgen fand er dieſelbe nicht minder aufgeregt als er geweſen. Auch ſie hatte die Nacht nicht ſchlafen können, und wenn ſie die Zuneigung, die ſie für Alfred empfand, mit der für den gemordeten Fremden verglich, ſchien es ihr, als ſey hier von ganz Verſchiedenem die Rede. Und dennoch war ſie des feſten Willens, dem Todten ihr Gelöbniß zu halten. Sie war daher verſtimmt und zerſtreut, als Alfred ihr das Buch übergab; ſie nahm es und begab ſich auf ihren Morgenſpaziergang. Empört über dieſes unaufmerkſame Benehmen rannte Alfred durch den Garten und auf einem Felswege einem nahen Walde zu.

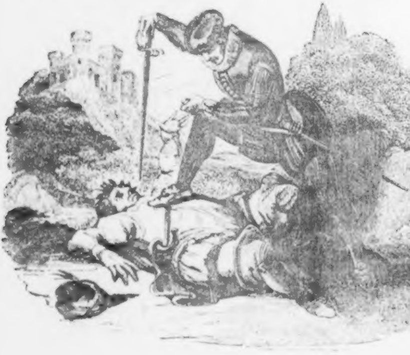
Mit rollendem wuthentbranntem Blick zog der Voigt, als kaum die beiden Vorhergenannten ihm vorübergegangen waren und er das Buch in den Händen des Fräuleins ſah, ſeinen Spießgeſellen aus einem Schlupfwinkel hervor. „Dran, Junge! Das ganze Beſitzthum iſt Dein eigen und ich will Dir als Knecht dienen, wenn Du das Buch aus den Händen der Gräfin und ſie zum ewigen Schweigen bringſt. Muth, Du Haſenherz, ſie wird eine einſame Stelle wählen, um zu leſen; ein Dolchſtoß, ſie ſchweigt und Du biſt Graf von Arois. Ich folge jenem Manne dort, ich lauere ihm auf und ehe Du mich wieder ſiehſt, iſt auch er verſchwiegen. Wirf dieſen Mantel um, ſchleiche hinter ihr her und ſtoße zu, wenn's Zeit iſt; triff wie ich, auf daß endlich Alles abgemacht ſey!“

Die Mörder trennten ſich mit bedeutſamen Zeichen und jeder begab ſich auf die Spur ſeines Opfers. Die Gräfin ging gedankenvoll bis zu einem Abhang, der ihr oft zum Raſenſitz gedient hatte und hier ſaß ſie lange, bevor ſie ſich des Buchs erinnerte. Ihre Gedanken waren auf Alfred gerichtet und ſie begann zu glauben, daß ſie wohl dieſem Manne ihre Hand zu geben vermöchte, weil ſie ſich ſo ganz anders zu ihm hingezogen fühlte, als früher zu dem Gemordeten. Ja, einen Augenblick ſchien es ihr faſt, als ſey ſie wirklich eine lebenfeindliche Thörin und was ſie für den Gemordeten empfunden, ſey nichts als abenteuerliche Empfindung geweſen. Bald jedoch fühlte ſie das Schmerzliche dieſes Gedankens und um ſich zu zerſtreuen, griff ſie nach dem Buch.



Dies war das Zeichen für ihren Mörder, er ſtürzte hervor aus dem Gebüſch, das ihn verborgen, und lauerte mit gezücktem Dolch des Augenblicks, wo ſein Opfer fallen ſollte. Sie las das verhängnißvolle Buch, jedoch verſtand und ahnte ſie kaum den wahren Inhalt. Da las die Gräfin zuerſt den Namen Arois, ſie las weiter und bald fand ſie eine Stelle, die ihr Beſtätigung gab, daß dies Tagebuch von ihrem längſt vergeſſenen Bruder herrühre. Sie ſprang in höchſter Bewegung auf und in demſelben Augenblick wollte der Mörder auf ſie zuſtürzen, als ein wüthender Lärm in der Nähe Beide ſtutzen machte. Die Gräfin ſah um ſich, gewahrte die Geſtalt des Mörders, den gezückten Dolch in der Hand, wie er gerade zur Seite in's Gebüſch ſprang; ſie ſtieß einen Schrei aus und ſank nieder.

Unterdeß begab ſich auf der andern Seite der Gegend, aber noch immer in der Nähe des Schloſſes, auch eine Scene ganz eigener Art. Alfred ſchritt eben, in ſein Taſchenbuch etwas eintragend, an einem Abhange, als der Voigt ihn einholte und unter freundlichem Zuruf ihn um einen Augenblick Gehör bat. Alfred ging bald ohne Argwohn zur Seite des Voigts, der auf das nahe Schloß deutete und von einer Einrichtung, die ihm zweckdienlich, zu ſprechen begann. Sie waren an eine Stelle gelangt, wo der Voigt ſtill ſtand, heimlich einen Dolch ergriff, und indem er auf das Schloß zeigte und mit der Linken die Blicke des jungen Mannes darauf hinlenkte, holte er mit der Rechten kräftig aus und ſtieß ſo gewaltig nach der Bruſt deſſelben, daß, als Alfred zufällig raſch ſeitwärts trat, der Voigt wankte und ſo nicht nur der Stoß völlig mißlang, ſondern der Mörder auch, von Alfred ergriffen, plötzlich niedergeworfen ward. Zu gleicher Zeit ſtießen Beide einen Zeterſchrei aus; aber in demſelben Augenblick ſchon hatte Alfred ſein Schwerdt gezogen, ſeinen Fuß auf des entlarvten Mörders Bruſt und ſeine Klinge an deſſen Kehle geſetzt.



„Sprich, elender Mörder“, rief er, „was brachte Dich zu dieſer That! — oder bei Gott! Du ſtirbſt in dieſem Augenblick.“ Der Voigt, überwältigt, ſah Alfred mit einem Blick des Verbrechers an, aber ſeine Zunge vermochte kein Wort hervorzubringen. Endlich ſtammelte er: „Gnade! Gnade! ich entdecke Euch Geheimniſſe, die Euch glücklich machen!“

„Ein Glück aus Deiner mörderiſchen Hand?“ rief Alfred entrüſtet und wollte den Stahl ſenken.

„Nun, ſo ſtoßt zu! Aber ſeyd gewiß, Ihr findet noch eine Leiche, wenn Ihr heimkommt!“ höhnte der Mörder.

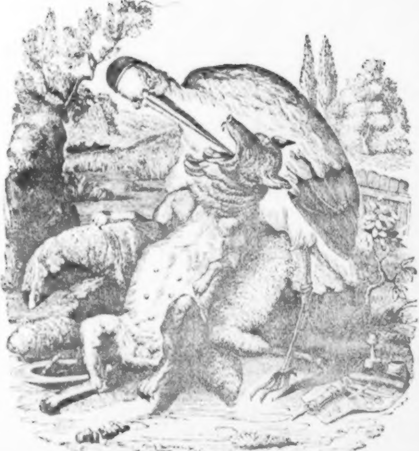
Alfred wollte dennoch zuſtoßen. „Gnade!“ ſchrie der Mörder. „Bindet mich, ich will Bekenntniſſe ablegen, und wenn ich ſterben ſoll, will ich wenigſtens nicht hingemordet werden, wie ich gemordet habe.“

Alfred zog ein Piſtol, hieß den Mörder aufſtehen und befahl ihm voran zu ſchreiten: „Weichſt Du einen Schritt ab von dem Wege, den Du gehen ſollſt, ſo erreicht Dich meine Kugel!“ Der Böſewicht gehorchte und ſo gelangte man in's Dorf, wo die Einwohner in großer Bewegung waren. So eben brachten zwei Bauern die Gräfin getragen; man hatte ſie ohnmächtig gefunden, ein Buch zu ihren Füßen. Die Ankunft Alfreds und des Mörders erregte Alle noch mehr: man band faſt jubelnd den Voigt und übergab ihn den Gerichten.

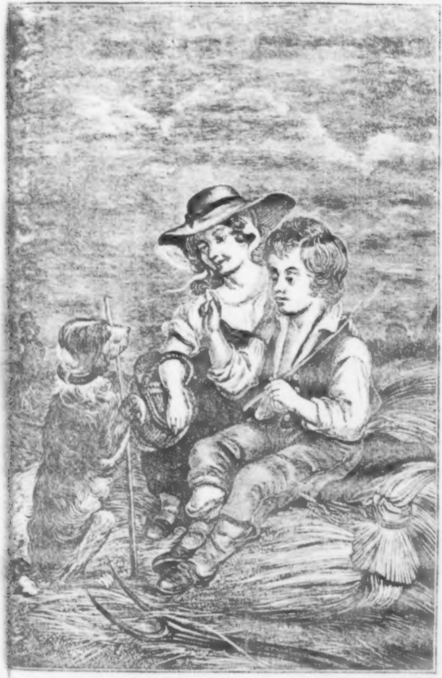
Der Mörder geſtand Alles. Jetzt erſt erklärte ſich die ewige Liebe der Gräfin für den Gemordeten, der ihr Bruder war; nicht im entfernteſten konnte ſie mehr den Gedanken faſſen, durch die Liebe zu Alfred, der ihr Retter geworden, jenen Todten zu beleidigen, und ſo war Alfred bald ihr Gemahl und Herr der Grafſchaft von Arois. Der Voigt fiel noch in demſelben Jahre auf dem Schaffot, und ſein junger Spießgeſelle fand kaum zwei Jahre ſpäter daſſelbe Loos der Gerechtigkeit, denn er war auf böſem Wege weiter gegangen und die Fügung Gottes bringt alle Sünden an den Tag. Ed. Braun.

Wolf und Storch.

„Ein toller Wolf in Polen fraß den Tiſchler ſammt dem Winkelmaaß“ — ſagt ein Fibel-Vers; ein Schaf iſt ihm alſo nur ein Koſtehäppchen. Indeß hatt' er es doch einſt etwas unvorſichtig verſchlungen: dem Schlingſchlang war ein anſehnlicher Knochen im Halſe ſtecken geblieben; da zappelte er und ſprang wie ein neumodiſcher Tänzer und krächzte ſo heiſer wie das ärgſte Mitglied eines Unmäßigkeits-Vereins. Nun kam des Weges ein Storch, der als Land-Phyſikus angeſtellt war; er machte ſich, nachdem der Wolf ihm winkte, alsbald mit Barbier-Behendigkeit



an's Werk, brachte vermöge einer natürlichen Schnabel-Zange die Schaf-Rippe wieder zu Tage, und zog dann höflich das Doktor-Käppchen, dabei ſeinen Lohn begehrend. Der Wolf oder auch die Wölfin ſah ihn verwundert an, und ſagte empfindlich: „Gelahrter Herr Storch, ſeyd Ihr etwa noch nicht zufrieden mit dem, was Euch ſchon zu Theil wurde!“ — „Und was denn!“ — „Ihr hattet Euren Kopf in meinem Halſe, tragt ihn noch auf Eurem Halſe, und verlangt noch mehr? Undankbarer, der Ihr meine Güte mißbraucht, denkt an meine Klauen!“ — Der Storch entfernte ſich raſch, wiſpert aber ſeit der Zeit zuweilen: „Armer Dienſtfertiger, bei einem gewaltigen Verſchlinger ſey froh, wenn du nach Müh' und Arbeit nackt aber heil davon kommſt!“



Fidel macht ſeine Studien.

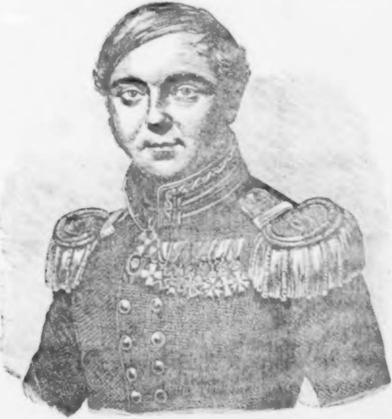
Des Pachters Kinder haben hier den frommen Fidel vor ſich, der ſeine Studien macht, ſo aufmerkſam, gehorſam und gelehrig, daß er den Kindern in dieſem Betracht allenfalls zum Beiſpiel dienen könnte, vor Allem aber in der Geduld. Zwar ſieht man leicht, daß Heinrich ein ſehr milder Lehrer iſt, denn er hat nur ein dünnes Stöckchen zu etwaiger Nachhülfe und hält es obenein in der linken Hand, ſo daß ein Schlag mehr Spaß als Ernſt ſeyn wird. Es ſpricht ja aus des Knaben Geſicht Güte genug, um zu glauben, daß der Schlag, den er ſeinem Liebling giebt, ihm ſelbſt weh thut. Schweſter Sophie ſitzt auch dabei, ſie würde es noch viel weniger zugeben, daß dem lieben Fidel Leides geſchähe. Aber geſetzt, die Kinder gingen zuweilen etwas hart mit ihm um — was ſündlich wäre — dennoch wird Fidel in ſeiner Anhänglichkeit nicht wanken, ſondern den Kindern dienen und ſie ſchützen, wo und wie er's vermag; — die Schläge verſchmerzt er und für Wohlthaten hat er ein langes Gedächtniß; eine vortreffliche Eigenſchaft! — Man hat merkwürdige Züge von der Aufmerkſamkeit und dem Eifer des Hundes, einen derſelben wollen wir mittheilen.

Die Thäler der Grampiansgebirge in Hochſchottland werden vornehmlich von Hirten bewohnt, deren jeder in dieſen wilden Einöden ſeine beſtimmten Grenzen hat. Aber dieſe ſind oft von großem Umfange, ſo daß der Hirt durchaus nicht im Stande iſt, die ganze Heerde zu überſehen, den Fall ausgenommen, wo ſie wegen des Regens oder Schneeens zuſammengetrieben wird. Alle Tage muß er daher nach den äußerſten Punkten ſeines Weidebezirks wandern und mit Hülfe ſeines getreuen Hundes die Ausreißer zurücktreiben, welche dem Gebiete des Nachbars zu nahe gekommen ſind. Bei einer ſolchen Wanderung hatte ein Schäfer ſeinen kleinen Knaben von drei Jahren mitgenommen, wie das die Hochländer immer zu thun pflegen, um die Kinder früh daran zu gewöhnen, dem rauhen Klima Trotz zu bieten. Als er den Weidebezirk einige Zeit durchſtrichen hatte, wobei ihn der Hund begleitete, ſtieg er einen ſteilen Felſen hinauf, um die zerſtreute Heerde beſſer überblicken zu können. Aber das Klettern war für das Kind zu angreifend; er ließ es daher an einem Orte, wo es geſchirmt war, und ſchärfte ihm ernſtlich ein, ſich ja nicht zu entfernen, bis er wieder da wäre. Kaum war er auf der Spitze des Felſens, ſo wurde der Himmel von einem dicken, undurchdringlichen Nebel umzogen, wie ſie ſo häufig und ſchnell in den Grampianbergen zu kommen pflegen, daß auch nicht das Mindeſte zu ſehen war. Der beſorgte Vater eilte ſogleich zurück, ſein Kind in Sicherheit zu bringen; allein in Folge der ungewöhnlichen Dunkelheit und ſeiner eignen Angſt verfehlte er beim

Herabſteigen den Weg. Er ſuchte mehrere Stunden lang in den gefährlichen Moorgründen und unter den Waſſerfällen umher, welche in dieſen felſigen Einöden zahlreich ſind, bis ihn die Nacht übereilte. Immer wandert er weiter, ohne zu wiſſen, wohin er gehe; endlich kam er aus dem Nebel heraus und entdeckte beim Scheine des Mondes, daß er nahe beim Eingange ſeines Thales und nicht mehr weit von ſeiner Hütte ſey. In der Nacht noch weiter nachzuſuchen, war unmöglich; aber kaum begann der Morgen zu dämmern, als er aufbrach und von einer Anzahl der Nachbarn begleitet wurde. Sie kletterten den ganzen Tag in den Bergen herum, durch jedes Thal gingen ſie, jede dunkle Schlucht und Höhle wurde durchſucht, und es half Alles nichts. — Indeſſen war der Hund nach Hauſe gekommen, hatte ſein gewöhnliches Stück flaches Haferbrod erhalten; gleich war er wieder fortgelaufen und nicht zu ſehen. Alle Tage erneuerte der Vater mit zerriſſenem Herzen ſein Forſchen, und die benachbarten Hirten ließen ihre Heerde gehen, wie ſie wollten, das verlorne Kind in jedem Winkel ihrer weitläufigen Berge zu ſuchen. Alles war umſonſt. Nicht die kleinſte Spur von einer kleinen Fußtapfe ließ ſich auf dem feuchten Boden entdecken; nicht der leiſeſte Schrei miſchte ſich mit dem Brauſen der ſenkrecht herabſtürzenden Waſſerfälle oder dem Blöken der zerſtreuten Heerde, und traf das lauſchende Ohr des Vaters. Aber wenn er Abends in die Hütte zurückkam, erfuhr er, daß der Hund da geweſen war, ſein Haferbrod bekommen habe und gleich wieder verſchwunden ſey. Der ſonderbare Umſtand fiel ihm doch auf, und wie der Hund wieder mit dem Brode forteilte, ging er ihm auf der Stelle nach. Das treue Thier leitete ihn zu einem Waſſerfall und zwar nahe an dem Punkte, wo der Schäfer das Kind verlaſſen hatte. Es war ein ſchrecklicher Ort. Auf beiden Seiten hohe Klippen; oben aber näherten ſie ſich einander und wurden nur durch einen furchtbar tiefen Abgrund getrennt, wie er in den Grampianbergen den Wanderer oft in Schrecken verſetzt. Längs einem der ſteilen und faſt ſenkrecht hinabführenden Pfade eilte der Hund, ohne ſich zu beſinnen, hinunter und lief endlich in eine Höhle, deren Eingang mit dem tobenden Waſſerfall ziemlich eine Höhe hatte. Der Schäfer folgte mit vieler Mühe nach und wie er hinein kam: welches Gefühl ergriff ihn da! Er ſah ſein Kind das Brod eſſen, welches ihm der Hund gebracht hatte, und das treue Thier ſaß vor ihm und hatte mit größtem Wohlgefallen das Auge auf ſeinen jungen Pflegling geheftet. Aus der Art, wie das Kind gefunden wurde, und aus der Erzählung deſſelben ſcheint es, daß der Knabe bis an den Rand des Abgrunds ging und dann entweder hinunterſtürzte oder auf den Felſen hinabkletterte, bis er in die Höhle kam; die Furcht vor dem Waſſerfalle hinderte ihn glücklicherweiſe, aus dieſer herauszugehen. Der Hund hatte mittelſt des Geruchs ſeine Spur geſunden und ihn gegen das Verhungern geſchützt, indem er ihm ſein eigenes Futter zutrug. Tag und Nacht ſcheint er das Kind nicht verlaſſen zu haben, ausgenommen wenn er Brod holte, und dann ſah man ihn im vollen Laufe nach und aus der Hütte eilen. —

Gewiß, wenn unſre Kleinen, die wir auf dem Bilde ſehen, irgend ein Unheil träfe, an Fidel haben ſie einen ähnlichen klugen und berübrigen Helfer in der Noth.

Karl Ferdinand von Gräfe.



Der Ehrenmann, den wir da im Bilde vor uns ſehen, und den die Welt kennt, wurde am 8ten März 1787 in Warſchau geboren, und widmete ſich, nach mannigfaltiger und tüchtiger Bemühung um eine allgemeine wiſſenſchaftliche Grundlage, der Medizin. Er ſtudirte in Halle und Leipzig, nächſtdem an jedem Ort und bei jeder Gelegenheit, wo es etwas zu lernen und zu üben gab. Das hat denn auch gehörig gefruchtet; gar viele Menſchen verdanken ſeiner Einſicht und Geſchicklichkeit verlängertes Leben und Geſundheit, und manche heilſame Anſtalt, ſo z. B. das mit vollem Recht gerühmte Klinikum in Berlin, erhielt durch ihn tiefere Begründung und zweckmäßigere Einrichtung. In den Jahren der Befreiung Deutſchlands, 1813 bis 1815, hatte er als Diviſions-General-Arzt die oberſte Aufſicht über die Lazarethe und ſchickte aus dieſen mehr als 80,000 geneſene brave Krieger von Neuem in den Kampf. Er hat auch gar viele gute Schriften geliefert, für Männer ſeines Fachs, und ſie ſind zum Theil faſt in alle lebende Sprachen überſetzt, damit andre Völker gleichfalls Nutzen haben von den Forſchungen und Erfahrungen unſres Landsmanns. Nächſtdem wirkt er als öffentlicher Lehrer fort und fort mit dem günſtigſten Erfolge und mehrere ſeiner Schüler ſind auch ſchon Männer von wohlverdientem Ruf. Es läßt ſich viel erzählen von ſehr gewagten Operationen, die Gräfe mit treffendem Geiſte und einer, den Gedanken und Gefühlen bewundernswerth treuen und gehorſamen Hand glücklich vollbrachte:

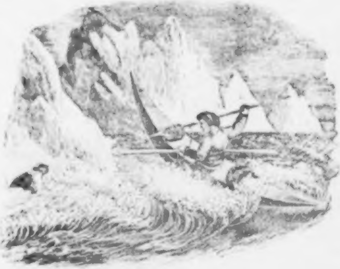
Ja, ſtets gewandt und voll Verſtand,
Geh'n Kopf und Hand ihm Hand in Hand!

Daß ihm, dem jetzigen Königlichen Geheimenrath, gar viele Würden, Orden und Ehrenbezeigungen zugetheilt wurden und werden, iſt begreiflich, doch wollen wir uns dabei nicht lange aufhalten, und nur noch wünſchen, daß dem Lebenſichernden das Leben lange geſichert ſey!

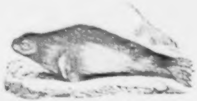
Geſchicklichkeit der Grönländer.

Die Grönländer leben faſt nur von Seehunden und ein guter Seehundsfänger zu ſeyn iſt der größeſte Stolz eines Grönländers. Laſſen wir uns von einem Augenzeugen ſchildern, in welcher Weiſe der Fang vor ſich geht. — „Unſer Schiff lag nahe der Küſte vor Anker. Es war ein ſtürmiſcher Tag, das Meer ging bedeutend hoch und in der Nähe befanden ſich mehrere Eisberge. Furchtlos aber kam ein junger Grönländer auf die See und erwartete mit aller Geduld einen Seehund. Sein Kanot war ſehr leicht und ganz mit Seehundsfellen bezogen; in der Mitte hatt' es ein Loch, in welchem er auf dem Boden des Kanots ſaß. In der rechten Hand hielt er eine leichte, an einem Riemen befeſtigte Harpune; am Ende dieſes Riemens war ein aufgeblaſener Seehundsbalg, ähnlich einer Blaſe. Nachdem er eine Weile in ſeinem Fahrzeuge, gleich einem Stück Kork, hin und her geſchleudert und herumgewirbelt worden, erhob ſich der

Kopf eines Seehundes dicht bei dem Kanot über dem Waſſer. In demſelben Augenblick holte der Grönländer mit ſeiner Harpune aus



und ſchleuderte ſie mit großer Geſchicklichkeit und Schnelligkeit auf den Seehund. Sie drang in das Fleiſch des Thieres, welches ſogleich untertauchte und die Harpune, den Riemen und die daran befeſtigte Blaſe mit fortriß. Eine Zeit lang ſah man Nichts, dann aber ſah der Grönländer in einiger Entfernung die Blaſe auf das Waſſer kommen. Er ruderte ſogleich ſein Kanot nach jener Stelle, weil er wußte, daß der Seehund der aufkommen würde, um zu athmen. Als das Thier auf der Oberfläche erſchien, ſtieß er ihm eine andre Harpune in den Leib. Es tauchte noch einmal auf kurze Zeit unter, kam aber nach wenigen Minuten todt auf die Oberfläche. Der Grönländer befeſtigte ſeine Beute mit einem Riemen an das Ende ſeines Kanots und ruderte nach der Küſte; da hab' ich den Seehund gezeichnet und ſo ſieht er aus:



Die kleinen Holzdiebe.

Auf der weiten Erde giebt es wohl kein Verbrechen, das in den Augen des ärmern Volkes weniger für ein ſolches angeſehen wird, als der ſogenannte Walddiebſtahl. Es iſt wie wenn ein Unterſchied ſtatt fände zwiſchen ſonſtigem Eigenthum und dem Beſitz eines Waldes oder eines Gehölzes; oft ſieht man ſogar den redlicheren Theil der Volksklaſſe von ſolchem Irrthum befangen, und es geben ſich dieſem Verbrechen nicht ſelten ſolche Perſonen hin, die vor dem Gedanken eines Diebſtahls zurückſchaudern. Ein bedauernswerthes Beiſpiel ſolchen Irrthums zeigt uns der Maler in der beigefügten Scene. Ein armes Mädchen, dem man die Ehrlichkeit vom Geſichte leſen könnte, iſt, in Begleitung ihres kleinen Schweſterchens und des kecken Bruders, eben im Begriff geweſen, ein Bündel zuſammenzuſchnüren und das geſtohlene Holz in Sicherheit zu bringen; zu ihrem Entſetzen führte das Schickſal den Revier-Jäger mit ſeinen Hunden herbei, und dieſer Revier-Jäger iſt, nach ſeinen Mienen und andern Anſtalten, kein Mann, der mit ſeiner Pflicht Scherz treibt, oder figürlich ein Auge zudrückt, weil ſeine offnen Augen ein leidlich hübſches Mädchen erblicken. Mit vollem Eigenthumsrecht hat er ſich über den Raub geſtellt, das Diebes Handwerkzeug, die Sichel, dem Mädchen entriſſen, und obenein droht er, mit der geballten Fauſt das ſiebente Gebot der jungen Diebin mit blauen Zügen auf den Rücken zu zeichnen, ſo ſie nicht, noch gut weggekommen mit dem Pfändungsrecht, ihr Heil in ſchleunigem Entrinnen ſucht. Sie indeſſen ſcheint freilich ihre That nicht vertheidigen zu wollen; vielmehr bittet ſie in Thränen um ihre Sichel, und ihre ſprechendere Gefährtin, die ſie wohl vor Mißhandlung noch zu ſchützen vermag, iſt die ſichtbare Armuth, der gegenüber Mitleid das Verbrechen einigermaßen mildert. Sie ſchwört indeſſen voll Reue, es gewiß und wahrhaftig nicht wieder zu thun, und faſt ſcheint der Jäger dem Schwur glauben zu dürfen. Der Burſche aber, der wohl ebenfalls die Augen voll Waſſer hat, ſcheint gerade nicht einer Derjenigen, die, nach einmaligem Mißlingen eines Vergehens, ſich gebeſſert ganz davon losſagen; vielmehr ließe ſich einer der Verſtellten erkennen, die Thränen der Reue beliebig weinen und dennoch den Diebſtahl gern in Sicherheit bringen: wie er denn auch jetzt, während er betroffen daſteht, den Raub mit ſeinem eignen Leibe deckt, d. h. den Korb mit geſtohlenen Holzäpfeln ſo hinter dem Rücken zu halten weiß, daß der erzürnte Jäger dieſen Diebſtahl vielleicht wirklich nicht merkt. Möge er und Jeder, der ihm gleicht, einen tüchtigen Anmahner finden, der bis in das Tiefinnerſte ihn mit der Wahrheit berührt, daß man auf einem moraliſchen Holzwege iſt, der durch allerlei Schlängeleien zum Zuchthauſe oder an den Galgen führt, wenn man im Diebſtahl Unterſcheidungen machen will. Vor dem Geſetz und bei dem Maaß der

Strafe kommen freilich der Werth des Geſtohlenen und alle Nebenumſtände der That in Betracht; der innere Richter, das Gewiſſen, muß jeden Diebſtahl, er betreffe eine Stecknadel oder eine Krone, in gleicher Weiſe ſtrafen, da jeglicher Sünde Anfang zu aller Tugend Ende führen wird, ſobald man ſich hier erſt in Entſchuldigungen einläßt.

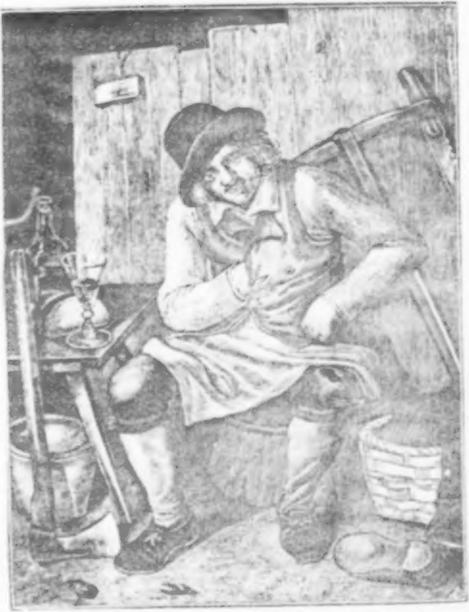
„Wenn Armuth ſich zum Raube kehrt,
Iſt ſie der Hülfe nimmer werth;
Nur wenn ſie ſündenlos ſich hält,
Wächſt Nahrung ihr auf fremdem Feld:
Wer dann ihr ſchweigt auf Blick und Worte,
Für den giebt's keine Himmelspforte!"

Freilich aber muß die Armuth, ſoll ſie Mitleid finden, einen ehrlichen und zuläſſigen Grund haben, nicht etwa vom ſorgloſen Wohlleben ſtammen, in welchem man es vergaß, daß im Leben Alles wechſelt, guten Tagen ſchlimme folgen können; oder vom Müßiggange, der die junge Zeit und die alte Habe verzehrt; oder von der falſchen Vornehmheit, die nicht nach einer ſich darbietenden ernährenden Arbeit greifen mag, weil man ſich ihrer ſchämt.

Da können wir unſere Betrachtungen gleich an ein anderes Bild knüpfen:

Der Holzhauer.

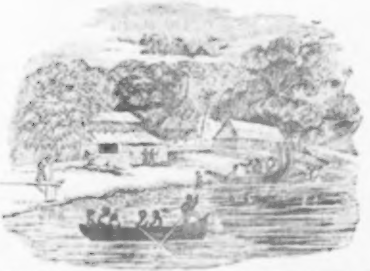
Ein in Arbeit und Genügſamkeit rüſtig gebliebener Alter ſitzt da in ſeinem Kämmerlein, das ſehr deutlich zu uns ſpricht: hier hat nur das Nothwendigſte Platz, und aus den klug-gefurchten Zügen ſcheint uns der Bewohner zu ſagen: „Zum Nothwendigſten findet ſich immer Rath! Ich hätt's wohl auch gern beſſer gehabt, fand mich aber zufriedenen Sinnes in mein Schickſal, ſah ohne Neid auf die Wohlhabenderen. Sauer iſt mein Geſchäft, aber eben d'rum wird's beſſer bezahlt als mancher Lungerer-Dienſt, und weil ich nach dem Spruch lebe: halb Maaß hält ganz geſund, und der heilige Haltzurath ſtets mein Schutzpatron war, iſt mir auch noch etwas übrig geblieben für die Sparkaſſe. Und doch laſſ' ich mir eigentlich nichts abgehen; ich eſſe gutes Brod und trinke reines Waſſer, aber auch — ſehr abgemeſſen — mein Gläschen Landwein; kleinen Grünberger, der von gutem Jahr durchaus nicht die Spitz- und Stachelreden verdient, die man ihm aus verjährtem Spott anhängt. Den Branntwein kann ich nun einmal nicht leiden: er brächte mich wohl gar um mein Bischen Mutterwitz, dem ich die rechtſchaffene Lehre verdanke: wo Arbeit einzieht in's Haus, da zieht die Armuth aus. Aber anfaſſen muß man, wo's Arbeit giebt und nicht lange wählig ſeyn. „Wär' Holzhauen ein Orden, wären nicht ſo Viele Mönch geworden!" ſo ſprach mein Großvater, als ich den erſten Schweiß bei der Axt vergoß, und nachdem ich die Schule der



Erfahrung durchgemacht habe, ſag' ich Jedem dreiſt in's Angeſicht: „Wer ſich nicht ſcheut, die Arbeit zu packen, dem iſt von Andern ſein Brod gebacken!" Jetzt aber will ich die Neige meines Glaſes austrinken, hinter dem Verſchlage dort mein Lager ſuchen und mich darauf freuen, wie ich morgen wieder einhauen werde bei Holz und bei Tiſche! Gute Nacht braucht mir Niemand zu wünſchen: die giebt mir mein Gott, denn ich habe ſie mir verdient!"

Bertram.

Die Missionair-Häuser
in Otaheiti.



Im Jahr 1797 kamen aus England achtzehn Miſſionaire nach Otaheiti (eine der Geſellſchafts-Inſeln), konnten aber trotz raſtloſer Bemühungen lange Zeit dem Chriſtenthum keinen Eingang verſchaffen. Erſt im Jahr 1814 vernichtete das Volk die Götzenbilder, und viele Bewohner Otaheiti's und der andern Inſeln ließen ſich taufen, nachdem ſie zuvor von den Miſſionairen in der chriſtlichen Religion unterrichtet worden waren. Im Jahr 1818 gab es auf den verſchiedenen Inſeln ſchon 66 Orte, wo Gottesdienſt gehalten wurde. Aber auch Schulen haben die Miſſionaire errichtet; ſo werden viele nützliche Kenntniſſe und Künſte dort durch ſie verbreitet, und die mildere Sitte iſt mit ihnen eingezogen. Wir ſehen oben die kleinen, ſchlichten Häuſer, in denen ſich die Miſſionaire anſiedelten, wo ſie ihren Unterricht ertheilen, oder von da ausziehen, die Lehre des Heilands weiter unter den Heiden zu verkünden.

Bild der Armuth.

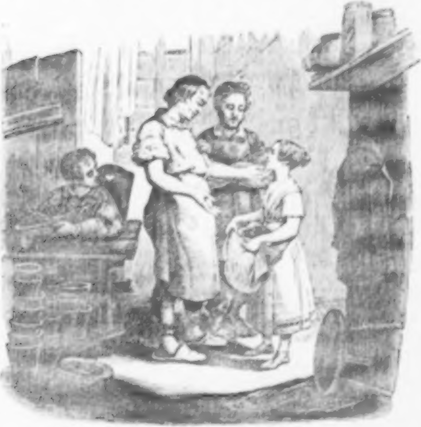
Schwer iſt's, daß die Reichen und Sorgenfreien ſich einen rechten Begriff ſchaffen von Mangel und Elend; könnten ſie ihn haben, wie Viele würden öfter helfen, würden es in milderem Sinne geſchehen laſſen! Groß iſt die Freude zu geben, größer aber Manchem der Schmerz, Wohlthaten empfangen zu müſſen. Wer da glaubt, Alles mit einem Stück todten Geldes abmachen zu können, iſt freilich der Thränen nicht werth, die zuweilen auf ſein Geld fallen; aber ſie fließen doch, fließen vielleicht in ſo bitterem Weh, daß zu ſterben Labſal wäre gegen die Pein, Almoſen anzunehmen von Denen, die es mit Kälte, wenn nicht gar in Wegwerfung darreichen. Das Mitgefühl erſt verleiht der Gabe, der Hülfe ihren Werth und verzehnfacht ihn. Dieſe wenigen Worte ſchicken wir einer Schilderung voraus, die Guſtav Nieritz, einer der ausgezeichnetſten und innigſten Schriftſteller für Volk und Jugend, in ſeiner Erzählung: „Der blinde Knabe“ entwarf. Sie möge für ſich ſelbſt ſprechen.

Erſtes Kapitel.

„Na, vorwärts, ihr Leute!“ ſprach Meiſter Lanzer, der Töpfer, zu ſeinen Geſellen, als ſie ihr Frühſtück, Kaffee und Weißbrod, verzehrt hatten — „an die Arbeit!“ — Er ſtand auf; die Geſellen thaten desgleichen und wanderten in die angrenzende Werkſtatt, wo Jeder ſich hinter die Drehſcheibe ſetzte und rührig zu arbeiten begann.

„Wer werkelt nur an der Klinke herum?“ unterbrach nach einer kleinen Weile der Meiſter die Stille. „Immer herein!“ fuhr er halb unwillig fort, als der Drücker des Schloſſes ſich mehrmals hob und ſenkte, ohne daß die Thür ſich öffnete. Er wollte eben ſeinen Sitz verlaſſen, als ein kleines Mädchen mit einem ſchüchternen Gruße hereintrippelte und dicht an der Schwelle ſtehen blieb. Es hatte noch nicht fünf Uhr geſchlagen; gleichwohl waren die blonden Haare des Mädchens, das etwa zehn Jahr alt ſeyn konnte, ſchon glatt geſcheitelt und gekämmt, die Schuhe geputzt und alle Theile des ärmlichen, aber reinlichen Anzuges geordnet. Wangen und Hände glänzten von derjenigen Roſenröthe, welche das Waſchen mit kaltem, friſchem Waſſer gewöhnlich hervorzubringen pflegt. — Meiſter Lanzer bemerkte dies Alles mit ſtillem Wohlbehagen. Seine Miene war ganz freundlich geworden, als er zu dem blöde daſtehenden Kinde ſprach: „Ei! ei! mein Töchterchen! ſchon ſo früh auf? Hältſt Du's auch mit dem Sprüchworte: Morgenſtunde hat Gold im Munde? Das iſt brav von Dir. Es ſcheint Dir zu bekommen, blühſt ja wie ein Röschen im Morgenthau. Nun, was bringſt Du mir denn? Willſt mir vielleicht Handkauf geben?“ — Das Mädchen blieb ihm die Antwort ſchuldig, und blickte in ihr aufgehobenes Schürzchen, aus welchem es endlich zwei Hälften einer zer-

zerſchlagenen Untertaſſe hervorholte. „Ich wollte Sie nur fragen“ — ſprach die Kleine weinerlich — „ob Sie mir dieſe Taſſe wieder zuſammenkitten könnten? Aber ja ſo, daß man keinen Riß bemerkt.“



Kaspar beſah prüfend die Scherben, welche von feiner Maſſe und mit ſchönen Blumen bemalt waren. „Keinen Riß ſoll man ſehen?“ hob er an — „das wird ſchwer halten! Nun, wir wollen's verſuchen.“ Mit dieſen Worten legt' er die Scherben bei Seite und verfügte ſich wieder nach ſeiner Drehſcheibe hin. — Die Kleine aber bat recht dringlich: „Ach, beſter Herr Meiſter! ſeyn Sie doch ſo gütig und kitten Sie mir jetzt gleich die Taſſe. Gern will ich ſo lange warten.“ — Der Töpfer und ſeine Geſellen lachten.

„Da könnteſt Du“, ſagte Erſterer, „gar lange warten müſſen. Die Taſſe muß, wenn ſie gekittet iſt, in's Feuer. In drei Tagen brenne ich meine Waare und in fünf Tagen kannſt Du erſt Deine Taſſe bekommen.“

Das Kind blickte traurig den Meiſter an, welcher redſelig fortfuhr: „Aha! nun begreife ich Dein frühes Aufſtehen. Mütterchen ſollte nichts von der zerbrochenen Taſſe erfahren und darum wollteſt Du ſie gekittet haben, bevor jene aufgeſtanden wäre. He! hab' ich Recht? Na, haſt Du kein Kätzchen, Hündchen oder Eichhörnchen daheim, dem Du die zerklopfte Taſſe zuſchieben könnteſt?" — Das Mädchen ſah den Meiſter fragend an, welcher ordentlich beſchämt ſprach: „Behüte mich Gott, daß ich Dich zum Lügen verleiten ſollte. Es war nur mein Spaß. Nein, mein Kind! ſag' Du Deiner Mutter die reine Wahrheit. Das iſt das Beſte. Willſt Du?" — Das Mädchen nickte, als verſtehe ſich dies ſchon von ſelbſt, und ging.

Des nächſten Tages, bei früher Zeit, kam das Kind wieder. — „Ich habe Dir ja geſagt", ſprach Meiſter Tanzer und zog die Stirn in Falten, „daß Du erſt in fünf Tagen Deine Taſſe bekommen kannſt." — „Deshalb komm' ich nicht", antwortete die Kleine betreten; — „ich bringe noch etwas zu kitten." Sie brachte die Scherben eines dunkelbraunen Topfes aus ihrer Schürze. — Wiederum lachten Meiſter Tanzer und ſeine Leute.

„Damit iſt's nichts", hob er endlich an. „Du denkſt, weil das Ding ſo glänzt, ſey es Porzellan. Nur Waldenburger Geſchirr iſt es und ſo gut Thon als das unſere. Dies kann man nicht kitten. Eine ſchöne Geſchichte wär's, wenn unſere Waare gekittet werden könnte. Da müßten wir davon laufen oder trocknes Brod eſſen. Wirf nur die Scherben weg."

Das Mädchen wurde blaß. „Der Topf gehört nicht uns", klagte ſie, „ſondern Secretair Abendroths, die uns ein wenig Eſſen geſchenkt hatten." — „Das bedaure ich;" erwiederte Tanzer — „allein Du hätteſt mit fremdem Eigenthume vorſichtiger umgehen ſollen." — „Ich nicht", ſagte das Kind, „meine Mutter hat ihn fallen laſſen, weil ſie die Gicht in den Händen hat und darum nichts ordentlich anfaſſen kann. Haben Sie denn auch dergleichen Töpfe und was koſtet wohl einer von dieſer Größe?" — Tanzer fühlte Mitleiden. „Ich habe wohl deren vorräthig", ſprach er, „allein freilich ſind ſie dreimal theurer als gewöhnliche." Er holte aus ſeiner Vorrathskammer einen ähnlichen Topf, und wollte ihn ſchon dem Mädchen zum Geſchenk machen, als er zufällig nach deſſen, immer noch aufgehobenen Schürze blickte und eine Papiertüte daraus hervorragen ſah. „Was haſt Du denn da?" fragte er neugierig — „Kaffee oder Cichorie?"

„Vogelfutter iſt's für unſer Hänschen", ſprach die Kleine freundlich.

„So! Vogelfutter!" dehnte Herr Tanzer lang heraus, ſetzte ſchnell das beabſichtigte Geſchenk weg und ſich wieder an die Drehſcheibe. „Bald hätt' ich einen dummen Streich gemacht", ſagte er, als jene ohne Topf fortgegangen war. „Wenn ihr noch Vögel halten könnt, müßt ihr mir auch die Waare bezahlen. Hab' ich ſie doch auch nicht umſonſt. Ja, ja, da thun die Leute oft ſo arm — ſo arm — und wenn's dazu kommt — haben ſie noch Hunde, Katzen und Vögel."

Den Meiſter wurmte das Vogelfutter ſelbſt dann noch, als das Mädchen nach vier Tagen ihre Taſſe abzuholen kam. Der Riß war kaum zu bemerken, und Tanzer verlangte den üblichen Preis, einen Groſchen. Das Mädchen wendete ihre Taſche um und um, und brachte nur zehn Pfennige zuſammen.

„Es fehlen zwei Pfennige", — ſagte ſie ſchüchtern und den Blick flehend zum Meiſter emporgerichtet, der da hart entgegnete: „Das ſeh' ich. Nun, Du magſt mir bei Gelegenheit das Fehlende nachbringen." Doch überließ er ihr die Taſſe. Die Kleine ſchlich gebeugt von dannen. — „Die bin ich los" — ſprach Tanzer zu ſeinen Leuten. „Die kommt mir gewiß nicht wieder über die Schwelle."

Sie kam aber wieder und zwar ſchon nach zwei Tagen, die zwei Pfennige in der Hand.

Tanzer war überraſcht. „Das iſt ſchön", lobte er das Kind, „daß Du ſo ehrlich biſt. Brauchteſt nicht wieder zu kommen — kannte ja weder Deinen Namen, noch Deine Wohnung. Wie heißt Du denn? wer ſind Deine Eltern? wo wohnſt Du?" — Das Mädchen beantwortete dieſe Fragen in umgekehrter Reihe und ſagte: „Wir wohnen in dem Seilergäßchen Nr. 47. Mein Vater iſt todt; er war ein Maler. Ich heiße Magdalene Lube."

„Ein Maler war Dein Vater? Ei ſieh doch! da kannſt Du wohl auch malen? am Ende beſſer noch als mein Lehrburſche dort, der das Maul groß und breit aufſperrt, anſtatt ſeine Köpfe zu malen und Schüſſelreime zu ſchreiben." — Erſchrocken faßte der Junge ſeinen Pinſel wieder und wurde feuerroth, als Lenchen ſeine Arbeit in's Auge faßte.

„Laß doch hören", ſprach Meiſter Tanzer zum Mädchen, „was der Faulpelz geſchrieben hat. Kannſt Du leſen?" — Statt der Antwort nahm Magdalene die erſte, beſte Schüſſel und las:

„Ich bin kein dummer Eſel,
Eſſe gerne Klößel."

„Das glaub' ich Dir gern!" fiel Meiſter Tanzer lachend ein. „Weiter!" — Auf der zweiten Schüſſel ſtand:

„Wenn ich ſchon Geſelle wär',
Kauft' ich mir gleich Schweineſchmeer."

„Ob der Junge von etwas Anderem als vom Eſſen zu ſchreiben weiß", brummte Tanzer; „ich wette, die dritte Schüſſel handelt von demſelben Kapitel. — Sie lautete:

„Fiſche, Vögel und Forellen
Eſſen gern die Töpfergeſellen."

„Hab' ich's doch geſagt!" ſprach der Meiſter. „Der Junge denkt, weil die Schüſſeln zum Aufbewahren des Eſſens beſtimmt ſind, dürfe er auch von nichts weiter ſprechen. Hat man nicht andere hübſche Reime, als: „ich ging zu meiner Baſe, gleich fiel ich auf die Naſe." Oder: „Flöten, Baß' und Geigen blaſen manchen Reigen" und dergleichen mehr. Was ſteht denn da in der vierten Schüſſel?" — Der Lehrburſche wollte dieſelbe in großer Verlegenheit bei Seite ziehen, allein der dadurch aufmerkſam gemachte Meiſter beſtand um ſo mehr auf das Leſen des Reimes, der die Worte enthielt:

„Bin ich einmal Meiſter,
Eß' ich nicht mehr Kleiſter."

Der ſanftmüthige Tanzer wurde hier ernſtlich böſe. „Wie! Junge!" rief er, — „Du unterſtehſt Dich, den guten Mehlpappe, der für Dich Schlingel noch viel zu gut iſt, Kleiſter zu ſchimpfen! Wart', ich will Dich ſchon bekleiſtern! Aber der Thunichtgut iſt's gar nicht werth, daß man ſich über ihn erboſ't. Fortjagen werd' ich ihn. Komm her, mein' Tochter, beſchäme ihn und male einen Topf an, oder ſchreibe mir einen Reim."

Schämig geberdete Magdalene. Und wenn ſie ihre Sache noch ſo ſchlecht gemacht hätte: Tanzer würde ſie, dem Lehrburſchen zum Trotz, gewiß gelobt haben. Allein dies war keineswegs der Fall. Mit geübter, ſicherer Hand zeichnete das Kind die blauen Herzchen auf den weißen Thon, und ſchrieb in den Boden der Schüſſel die Worte:

„Fleißig, höflich, ſittſam ſeyn,
Stehet Jung und Alten fein."

Der Meiſter ging, ohne ein Wort zu ſagen, in ſeine Vorrathskammer, aus welcher er mit einem Waldenburger Topfe zurückkehrte, den er dem Mädchen hinreichte. „Da", ſprach er dabei, „nimm! Er war Dir ſchon neulich zugedacht. Wer, ſo klein und jung, ſchon ſo brav arbeiten kann wie Du, mag ſich immerhin einen Beutel halten. Willſt Du mir Töpfchen malen und Schüſſelreime ſchreiben? Sollſt es nicht ſchlecht bezahlt bekommen."

Niemand war froher als Lenchen. Mit freudeſtrahlendem Angeſicht ſagte ſie zu und ſprang mit ihrem Topfe fröhlich von dannen.

Zweites Kapitel.

Frau Lude, Lenchens Mutter, war, von Gichtſchmerzen gequält, faſt die ganze Nacht munter geweſen. Erſt gegen Morgen fiel ſie in einen ſanften Schlaf, der nun um ſo feſter war. Daher hörte ſie nicht den Hahnenruf, der aus dem nahe gelegenen Hühnerſtalle nach ihrem ſtillen Stübchen herübertönte, wohl aber hörte ihn Magdalene. So geräuſchlos als möglich ſtand ſie von ihrem ärmlichen Lager auf. Noch war es ſtockfinſter in ihrer Wohnung. Doch ordnungsliebend, wie ſie war, fand ſie auch im Dunkeln ihre Kleidung, welche ſie ſchnell anlegte und dann leiſe das Stübchen verließ. Dicht an demſelben befand ſich außen im engen Hofraume ein Röhrtrog, in welchem Magdalene Angeſicht, Hals und Hände badete. Hierauf lauſchte ſie an dem Bette der Mutter deren ruhigen Athemzügen, und verrichtete knieend ihr andächtiges Morgengebet. Nun nahm ſie ihren Strickſtrumpf hervor und ſtrickte emſig, bis ein ſchwacher Tagesſchimmer durch das ziemlich erblindete Fenſter ſich ſtahl. Da legte ſie die Arbeit hin und zündete mit Hülfe eines Feuerzeuges in dem Ofen ein Feuer an, den Morgentrank zu bereiten.

„Es riecht nach Rauch“, hob die Mutter, aus ihrem Schlaf erwachend und huſtend, an.

„Guten Morgen, liebe Mutter!“ ſagte Lenchen freundlich. „Das Holz iſt noch ziemlich naß und der Ofen voll Sprünge; doch will ich ſogleich nachſehen, ob ich's abändern kann.“ Aus einem Scherben holte ſie bereit gehaltenen Lehm und verſtrich damit geſchickt die Fugen im Ofen, aus welchen der Rauch hervordrang.

„Richte mich doch auf“ — verlangte die Mutter.

Lenchen bog ſich über ſie hin; die Gichtkranke umklammerte mit beiden Armen des Kindes Hals, welches nun mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte die gewichtige Laſt emporhob. Sorglich ſtopfte es nun das Kopfkiſſen der Sitzenden in den Rücken, welche verdrießlich ausrief: „Woher kommt nur der häßliche Zugwind, der mir den Nacken kältet? Steht denn das Fenſter auf?“

Forſchend richtete Magdalene ihr Auge auf daſſelbe. — „Ach!“ ſprach ſie — „das Papier iſt von dem Fenſterſchweiße aufgeweicht und an einer Seite losgegangen.“ Geſchwind verdeckte ſie die zerbrochene Scheibe mit einem alten Oelgemälde, das zu dieſem Behufe ſchon bereit zu ſtehen ſchien.

„Iſt der Kaffee fertig?“ fragte nun die Mutter. — „Es wird gar nicht lange dauern, liebſtes Mütterchen“ — ſagte Magdalene. „Denke Dir nur, Mütterchen! ich bin wieder recht glücklich geweſen. Einen ganzen Topf voll großer, ſchöner Rindsknochen hab' ich bekommen, wovon ich für Dich recht kräftige Brühe auskochen kann. Auch hat mir Wirths Köchin verſprochen, alle Tage den Kaffeeſatz aufzuheben. Ich ſoll ihr bloß die Kaffeeſäcke dafür auswaſchen. Heute trinken wir ſchon davon und nicht bloß Gerſte und Runkelrübe.“

„Aber warum gehſt Du barfuß?“ fuhr die Mutter fort, dem Kinde auf die nackten Füße ſehend. „Du wirſt Dich auf den kalten Steinen erkälten. Kannſt Du denn Deine Schuhe nicht anziehen?“ — „Schilt nicht, liebe Mutter! ich will ſie ſchonen. Die Sohlen ſind ſchon wieder ſo dünn, ſo dünn, faſt wie Mohnblatt, und die Abſätze ziemlich herunter.“

„Ach Gott! wie ſoll das nur werden?!“ klagte Frau Tube. „Du kommſt faſt nicht vom Schuhmacher weg. Und was will nicht noch Alles ſeyn!“

„Sorge nicht, Mütterchen! Ich verdiene ja einen hübſchen Groſchen Geld bei dem guten Meiſter Tanzer, und der liebe Gott hat uns auch noch nicht verlaſſen.“

„Ja, aber er läßt uns doch oft recht lange auf ſeine Hülfe warten“ — ſprach die Mutter.

„Wenn die Noth am größten, iſt die Hülf' am nächſten“ — tröſtete Magdalene und warf einen Kummerblick auf ihre gelähmte Mutter, die kaum die kleinſten Bewegungen verrichten konnte.

„Iſt denn Raphael noch nicht munter?“ hob die Mutter wieder zu fragen an. — Indem krabbelte etwas in dem dunkeln Winkel hinter dem Ofen herum. Gleich darauf kam leiſ' und tappend ein kleiner Knabe hervorgeſchlichen, der nur erſt halb angekleidet war. Magdalene ging ihm einige Schritte entgegen, nahm ihn beim Kopf und ſagte, einen Kuß auf ſeine Stirn drückend, mit großer Herzlichkeit: „Guten Morgen, mein Raphael!“ — Dieſer erwiederte den Gruß, rief aber dann ſogleich beſorgt: „Was macht Hänschen? Er ſingt ja nicht!“

„Weil es ihm noch zu finſter iſt“ — tröſtete Lenchen — „darum kann er ſich gar nicht aus dem Schlafe finden.“ — Die Mutter aber ſchmälte und ſagte: „Ja, ja! über den Vogel vergißt er Alles; ſogar den Guten Morgen.“

„Sey nicht böſe!“ bat der Knabe, auf das Bett der Mutter zuſchreitend — „ich wußte nicht, daß Du ſchon munter ſeyſt. Ach, und mir hatte geträumt, daß man uns das Hänschen genommen habe und ich war deswegen noch ganz verdreht. Guten Morgen, liebe Mutter!“ Er haſchte nach der Hand der Kranken, die er mit großer Inbrunſt küßte.

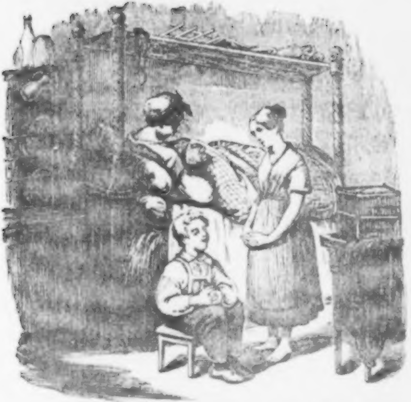
Während dem hatte Magdalene die gekittete Taſſe und zwei Töpfchen von gleicher Größe auf den Tiſch geſtellt. Aus ihrem Handkörbchen eine Dreierſemmel hervorlangend, ſagte ſie innig vergnügt: „Dieſe hab' ich geſtern Abend von der Bäckersfrau an der Ecke bekommen, weil ich ihrer Chriſtel die Gaſſe kehren half. Sie iſt zwar altbacken, aber in dem Kaffee wird ſie ſchon aufweichen.“ Geſchäftig vertheilte ſie das Gebäck in drei gleiche Theile und ſchenkte dann den heißen Trank ein. „Auch Milch hab' ich“ — ſagte ſie zufrieden — „aber freilich keinen Zucker.“ — Sie hatte den Tiſch an das Bett der Mutter gerückt und die kleine Familie genoß mit großem Behagen das ärmliche Frühſtück.

Daran ſpiegelt euch, Reiche! die ihr bei Mokka, Chocolade und Confect noch unzufrieden ſeyd!

Magdalene, kindlich froh, wie das ſtille Bewußtſeyn erfüllter Pflicht zu machen pflegt, heiterte durch ihr Geſpräch ſelbſt die von Körperleiden gedrückte Mutter auf und Minute auf Minute war ſchnell entflohen, als plötzlich ein goldgelber Canarienvogel aus ſeinem engen Gebauer ſchmetternd ſeine Stimme ertönen ließ.

„Hänschen! mein Hänschen!“ rief Raphael verklärt.

Die Mutter aber ſprach: „Der Vogel gemahnt uns an unſre Pflicht. Er lobt ſeinen Schöpfer, noch ehe er gefrühſtückt.“ Und mit ſchwacher, bebender Stimme hob ſie an: „Mein erſt Gefühl ſey Preis und Dank —“



„Erheb' ihn, meine Seele!“ fielen der beiden Kinder Stimmen laut und andächtig ein, und ſangen das Lob- und Danklied bis zum Ende, begleitet von den jubilirenden Tönen des Vogels.

Darüber war es beſſer hell geworden in dem zu ebener Erde liegenden und von einem hohen Hofraume umſchloſſenen Stübchen. Magdalene griff zur Nähnadel, ihr ſchadhaft gewordenes Röckchen auszubeſſern; Raphael aber kramte einen Haufen Seidenflöckchen aus, die er eifrig auszuzupfen anfing. Die Kinder ſchwiegen, da die Mutter ein Buch ergriffen; nur der Vogel lärmte zuweilen.

Da erſchallten nach einer Weile laute Schritte über den getäfelten Hof. Ein ſtarker Finger pochte an, und bevor noch Lenchen das „Herein“ über die Lippen ſchlüpfte, wurde aufgeklinkt. Der Mann, der hereintrat, war von der im Stübchen immer noch herrſchenden Dämmerung ſo befangen, daß er nicht gleich die Gegenſtände darin zu unterſcheiden vermochte. In das Gewirr vor ſich hineinſtarrend, fragte er: „Wohnt Frau Tube hier?“

„Ach, Herr Tanzer iſt's! Mutter! der gute Herr Tanzer kommt zu uns!“ jauchzte Magdalene und ſprang dem Meiſter freudenvoll entgegen. Grüßend verſuchte die Mutter aufzuſtehen, mußte jedoch ihr Vorhaben aufgeben. Raphael aber flüchtete mit ſeinen Flöckchen hinter den Ofen.

„Nun?“ ſagte Herr Tanzer — „ich glaubte, Du ſeyſt todtkrank, weil Du mich zwei Tage ſchon im Stiche gelaſſen haſt. Was fehlt Dir denn?“ — Betroffen antwortete das Kind: „Ich bin ja bei Ihnen geweſen und habe es dem Lehrburſchen aufgetragen, mich zu entſchuldigen. Meine Mutter hatte wieder ihren Gichtanfall bekommen und konnte ſich nicht rühren. Darum mußte ich dieſe Tage zu Hauſe bleiben.“

„Seh' mir Eins den Schlingel! kein Wort hat er mir geſagt. Wart! ich werde dir Gedanken machen müſſen! Laß mich nur heimkommen! Alſo: das iſt Deine Mutter? Freue mich, die wackre Frau kennen zu lernen, die eine ſo gute Tochter erzogen hat. Die Gicht hat ſie, ſagſt Du? Eine ſchlimme Krankheit! ſucht uns Töpfer auch gewöhnlich heim! Müſſen da mit unſern nackten Füßen im ſtrengſten Winter den kalten Thon bearbeiten, daß er weich werde. Bleibt's Reißen dann nicht aus. Aber — das iſt ja ein wahres Hundeloch von Stube! Hierin muß der geſündeſte Menſch des Todes werden! Finſter wie ein Keller — dazu die ſchöne Nachbarſchaft draußen; rechts der Waſſertrog, links die Düngergrube! Richtig! da läuft ja das Waſſer ſtromweis von den Wänden. Ihr armen Leute! Obendrein kalt, wenn gleich es nach Rauch riecht.“ Des Töpfers Auge richtete ſich ſofort auf die Sache ſeines Gewerbes — den Ofen. „Ein ſchönes Ding von Ofen!“ brummte er unwillig. „Der muß noch vor der Sündfluth gemacht worden ſeyn. Gleicht er nicht meines Arbeiters Schaafpelz? ſo zerriſſen und geflickt iſt er! Den Wirth muß ich vornehmen. Zwar wird er denken, ich thue es nur meines Vortheils willen — einen Ofen los zu werden — aber meinetwegen! Unverantwortlich iſt's, ein ſolches Loch als Wohnung zu vermiethen.“ — Um den Ofen herumgehend, wäre der Meiſter beinahe über den ſtill daſitzenden Knaben gefallen.

„Was?“ rief er verwundert — „noch Jemand? Mein Jüngelchen, Du wirſt Dir die Augen verderben in dieſer ägyptiſchen Finſterniß — Flöckchen zupfeſt Du? Blind wirſt Du werden, ſag' ich Dir!“ — Magdalene ſeufzte tief und ihre Mutter ſagte mit unterdrückter Wehmuth: „Er iſt's ſchon.“

Tanzer prallte zurück. „Bl— bli— blind!“ ſtammelte er erſchrocken. Halb mit Gewalt zog er den Knaben zum Lichte hin. „Sieh mich doch an, mein Junge!“ bat er. — „Ich kann ja nicht ſehen!“ ſagte dieſer freundlich ſanft, richtete aber doch die erblindeten Augen nach des Fragenden Geſicht empor.

Es liegt etwas ſehr Grauenhaftes in einem ſolchen Anblick. Zwar ſind dergleichen Augen wie bei jedem andern Menſchen gebildet; allein der Wiederſchein des im Menſchen verborgenen Gottesgeiſtes geht ihnen ab. Ausgebrannten Schlacken gleichen ſie. Sie ſind lebendig und doch todt.

Der wackere Tanzer war tief ergriffen. Hurtig beſah er ſich noch einmal den Ofen; eigentlich aber nur, um die Thränen zu verbergen, die ihm aus den ehrlichen Augen tropften. „Großer Gott!" ſprach er dann — „welch' ein Unglück! Und, Lenchen! kein Wort haſt Du mir davon geſagt. Iſt er denn ſchon lange blind?" — „Seit ſeinem zweiten Jahre!" berichtete die Mutter. — I, wie iſt denn dies zugegangen?" forſchte Tanzer weiter. — „Das wiſſen wir nicht" — ſprach die Mutter. „Wir merkten es erſt nach und nach und zu ſpät, wie der arme Junge ſchon faſt nichts mehr ſehen konnte."

„Mein guter Knabe" — ſagte Tanzer — „erinnerſt Du Dich wohl noch, wie der blaue Himmel, die blitzende Sonne oder das Angeſicht Deiner Mutter ausſieht?"

Raphael ſchüttelte langſam und nachdenklich das Haupt.

„Du kennſt nicht die Pracht der Baumblüthe, die bunten Farben der Blumen, die Weiße des Schnee's! Kannſt Dir nicht vorſtellen den rauſchenden Fluß mit ſeinen ſegelnden Schiffen, die blumenreichen Wieſen mit den weidenden Schäfchen, den Wald mit ſeinen immer grünen Bäumen, den —." — Die Mutter zupfte hier verſtohlen den fragenden Meiſter, welcher den Wink und das traurig werdende Antlitz des Knaben verſtand und einlenkte.

„Freuſt Du Dich denn über etwas in der Welt, die Du nicht ſiehſt?" ſprach er. — Das Geſicht Raphaels verklärte ſich, als er zögernd ſprach: „O ja! ich freue mich, wenn Mutter mit mir zufrieden iſt, wenn Lenchen mich ſtreichelt, wenn ich eſſe und trinke und in meinem warmen Bettchen liege; auch wenn ich recht viel Flöckchen gezupft habe und — wenn mein Hänschen ſingt."

Tanzer dachte nach. „Du haſt recht" — ſprach er dann — „Du biſt immer noch viel glücklicher als tauſend andere Geſchöpfe. Du kannſt hören Dein Vögelchen ſingen, vernimmſt die ſüßen Töne der Muſik, Deiner Mutter und Schweſter Stimmen. Kannſt auch ſelbſt ſprechen, kannſt ſagen, wo Dir's fehlt, was Du wünſcheſt, kannſt Dich mit andern Menſchen unterhalten. Und wenn Du auch die Farben der Blumen nicht ſiehſt, erfreut Dich doch ihr angenehmer Duft. Eine Auſter aber z. B. kann dies Alles nicht. Sie kann weder ſehen, noch hören, weder riechen noch ſchmecken, und ihr Gefühl kann nur ſtumpf ſeyn. Bloß ihre Schaalen vermag ſie auf- und zuzuklappen, während Du hundert verſchiedene Bewegungen mit Deinen Gliedern machen kannſt. Darum muß jeder Menſch ſich nicht mit dem vergleichen, der glücklicher, ſondern mit dem, der unglücklicher iſt als er ſelbſt, wenn er zufrieden bleiben will."

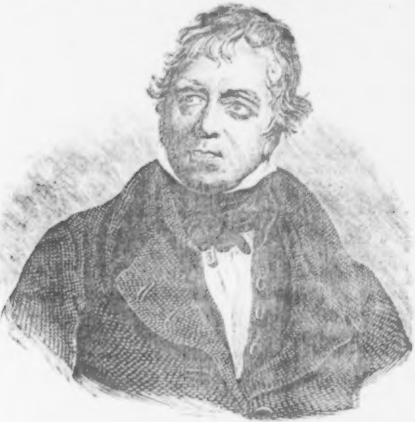
Tanzer drückte dem blinden Raphael ein Geldſtück in die Hand, nahm freundlich Abſchied, und entfernte ſich von der Familie, welche den gutthätigen Mann laut pries und ſegnete.

Uns genügt hier dieſe treffliche Schilderung, die ihres Eindruckes da, wo ſie auf ein Herz trifft, gewiß iſt; wie es der armen

Familie weiter ergeht, mag Jeder aus dem Büchlein ſelbſt erfahren und zugleich die Ueberzeugung mit ſich nehmen, daß Guſtav Nieritz für Jung und Alt ein gar lieber Hausfreund iſt. — Um aber wieder auf den Zweck dieſer Mittheilung zu kommen, fügen wir noch folgendes Geſchichtchen an: Dr. Jonas, Luther's Freund, beſchenkte einſt einen Armen und ſprach dabei: „Wer weiß, wo es Gott wieder giebt!“ — „Undankbarer!“ ſagte hierauf Luther; „als ob Gott Dir nicht Alles längſt ſchon voraus gegeben hätte!“ — Denkt und fühlt Euch, lieben Leſer, in dieſen Spruch hinein! **Bertram.**

Walter Scott.

Geboren in Edinburgh 1771; — geſtorben in Abbotsford 1832.

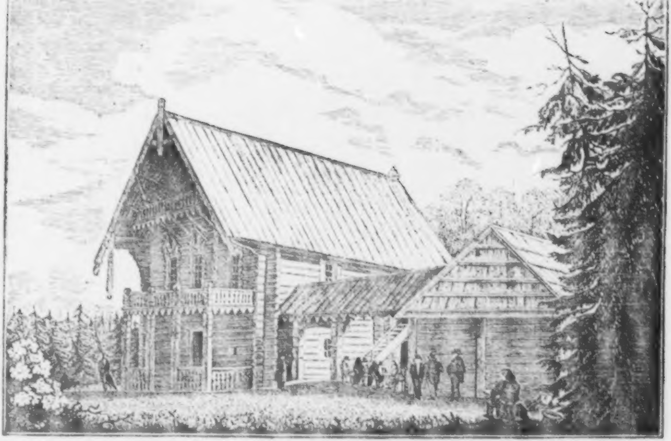


Vor wenigen Jahren noch war Walter Scott auch in Deutſchland der geleſenſte von allen Schriftſtellern, und wie bei uns, zeigte ſich die neugierigſte Theilnahme für ſeine hiſtoriſchen Romane überall. Die helle Flamme, mit der ſich ſein Name raſch bis zu den fernſten Ländern trug, iſt freilich ſeitdem vermindert, weil überhaupt der Enthuſiasmus ein kurzes Leben hat; immer aber müſſen die Verdienſte Walter Scott's von Denen geſchätzt werden, die eine ächte Eigenthümlichkeit in ihm erkennen. Dieſe Eigenthümlichkeit beruht darauf, daß er mit voller Anhänglichkeit die Natur ſeines Volkes in Geiſt und Gemüth aufnahm, von früh an Alles zu innerer Beſchaulichkeit brachte, weshalb er denn auch als Knabe oft den Tadel erfahren mußte, daß es ihm an ſchnellem Faſſungsvermögen fehle. Er ſelbſt hat keinen Zweifel gelaſſen über die Grundlage, aus welcher ſeine raſche literariſche Vertraulichkeit mit ſeinen Landsleuten und Fremden hervorging; in ſeiner Liebe zu dem Volksthümlichen erwuchs er mit dieſem und iſt in dieſe Volksthümlichkeit, die mehr oder minder in allen Völkern allgemeine Berührungen hat, hinein gewachſen. So ſagt er über die ſchottiſchen Volkslieder und Sagen, welche namentlich uns Deutſche von jeher anſprachen, weil ſie mit den unſrigen verwandt ſind, unter Anderem Folgendes: „Die ſchottiſchen Volkslieder ſind ein Stück unſres National-Erbtheils und etwas, das wir in der That unſer Eigenthum nennen dürfen. Sie tragen kein fremdländiſches Gepräge, athmen die reine Haide- und Bergluft. Alle ächten Sprößlinge der alten Britten, die Schotten, Walliſer und Irländer, haben Volksgeſänge. Die Engländer haben keine, weil ſie nicht Eingeborne des Grund und Bodens, oder doch nur Zwitterbürtige ſind. Ihre Muſik iſt ganz und gar aus fremden Stücken aufgeſtutzt, wie eine Hanswurſt-Jacke oder eine Moſaik. Ein wahrhaft altes ſchottiſches Lied iſt ein Edelſtein aus unſern eigenen Gebirgen oder vielmehr eine koſtbare Reliquie alter Zeiten, die das Gepräge des Volks-Charakters an ſich trägt: ein Urbild, welches zeigt, wie das National-Antlitz ausſah, ehe das Geſchlecht ein gemiſchtes geworden war. Die fabelhaften Weſen, womit die Schotten die wilden Ströme und Seen der erhabenen und einſamen Landſchaften ihrer Berge ſo gern bevölkern, laſſen ſich mit ähnlichem Aberglauben unter den nordiſchen Völkern Europa's vergleichen. Aber Schottland übertrifft in dieſer wüſten und unheimlichen Fruchtbarkeit der Phantaſie alle andern Länder, vermöge der Natur ſeiner Landſchaft, der nebelhaften Pracht und Unſtätigkeit des Clima's, der wilden und düſtern Begebenheiten ſeiner Geſchichte, der Eintheilung ſeiner Bewohner in Klans, der an beſtimmten Orten haftenden Gefühle, Begriffe und Vorurtheile derſelben, der Beſonderheit ſeines Dialekts, in welchem alle Arten von ſeltſamen und eigenthümlichen Vorſtellungen enthalten ſind; dazu das abgeſonderte Leben der Bergbewohner, die einſiedleriſchen Gewohnheiten ſeiner Hirten, die einen großen Theil ihres Lebens auf ihren verlaſſenen Bergen zubringen; ihre überlieferten Geſänge, welche jeden Felſen und jeden Fluß mit urweltlichen Erzählungen ſchmücken, die von einem Zeitalter auf das andere, von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt wurden. Der ſchottiſche Geiſt iſt für die Poeſie und den geſunden Menſchenverſtand, und die Kraft des letzteren giebt erſterem Dauer und Reichthum. Man wird niemals dieſe Volksſagen und Geſänge, wie dieſen Aberglauben vertilgen können; das Volk glaubt weniger an dieſelben, als es ſich daran ergötzt. Sie gehören zu den heimathlichen Bergen und Flüſſen, welche ſie lieben, zu der Geſchichte ihrer Vorväter, auf die ſie ſtolz ſind. Es iſt wohlthuend, um den Winkel am geräumigen Heerd unſer Landvolk ſitzen zu ſehen, wie es die langen, finſtern, traurigen Winter-Abende damit zubringt, einem alten Weibe oder einem herumſtreifenden Bettler mit dem Quersack zuzuhören; die alten Geſchichten von Kobolden und Zauberern, oder von Raubzügen, Grenzfehden und Scharmützeln zu erzählen oder alte Balladen zu ſingen, die voll von der Tapferen Namen ſind, die das Blut eines wahren Schotten aufregen, wie das Schmettern einer Trompete. Dieſe Sagen, von der Großmutter auf den Enkel fortgepflanzt, ſind das geiſtige Erbe der armen Landbewohner und es wäre grauſam, ſie deſſelben zu berauben, da ſie keine Leihbibliotheken haben, welche ſie an deren Stelle mit Dichtungen verſehen könnten."

Dieſe Aeußerungen mögen hier um ſo mehr an ihrer Stelle ſtehen, da es erſtens, nach Scott's Bilde, ordentlich ſcheint, als könne man ſie ihm aus dem Geſicht leſen, und zweitens, weil ſie offenbar faſt gänzlich auch auf unſere deutſchen Volkslieder und Volksbücher paſſen, während ſie zugleich den Sinn bezeichnen, der ſich eben ſo durch die früheren Gedichte wie durch die ſpäteren hiſtoriſchen Romane Walter Scott's kund giebt. Riehl.

Nikolsköe.

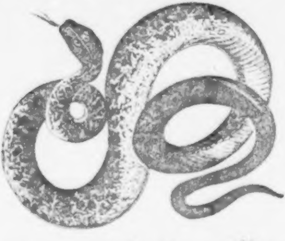
Von den zahlreichen Fremden, die in jedem Sommer die Pfauen Inſel bei Potsdam beſuchen, unterläßt es wohl ſelten Einer, das ſo reizend gelegene Blockhaus, welches der König dem ehemaligen Kutſcher der verewigten Königin Luiſe bauen ließ, und das den Namen Nikolsköe erhielt, zu beſuchen. Da es bedeutend hoch liegt, erfreut man ſich hier der ſchönſten Ausſicht über den ziemlich breiten Havelſtrom und die Pfauen-Inſel, bis Potsdam und die es umgebende ſchöne Landſchaft. Obgleich dieſes Blockhaus, von der Fähre der Pfauen-Inſel aus geſehen, ganz nahe zu liegen ſcheint, ſo bringt man doch wohl ein halb Stündchen zu, ehe man es erreicht. Ein Paar hundert Schritte vor dieſem Hauſe hat der König auch eine ſchöne Kirche im gothiſchen Stil erbauen laſſen, nebſt einer Schule, damit die Bewohner der Pfauen-Inſel und Umgegend nicht mehr ſo weit als früher zur Kirche zu gehen haben, und deren Kinder durch den dort angeſtellten Lehrer Unterricht erhalten können; lauter Gaben freundlicher Sorge eines edlen Königs! — Iſt man nun auf dem höchſten Punkt angelangt,



ſo geht man in den ſehr bequemen Hofraum dieſes zweiſtöckigen Blockhauſes hinein. Links ſieht man auf unſerm Bildchen in einem ziemlich großen überbauten, Raum Gäſte ſitzen, welche ſich hier erquicken; rechts führen von beiden Seiten zwei Treppen von außen in das zweite Stockwerk, in welchem der Ruſſe mit ſeiner Familie wohnt, und wo bei eintretendem Regenwetter auch Beſuchende in's Trockene kommen. Vom Flur aus links befinden ſich einige Zimmer, für den König beſtimmt, welcher öfters dort zu ſpeiſen pflegt; eben ſo ſind auch im erſten Stock noch ein Paar Zimmer für denſelben aufbewahrt. — Die Anlage iſt beſonders deshalb merkwürdig, weil ſich in ihr ſo treu als möglich die eigenthümliche Bauart der Ruſſen abſpiegelt.

Die Rieſenſchlange.

Die hier abgebildete Rieſenſchlange iſt auf Celebes, einer der großen Sunda-Inſeln, gezeichnet worden. Sie wurde erlegt, nachdem ſie einen engliſchen Matroſen, auf den ſie plötzlich zuſprang und ſich um ſeinen Körper wickelte, todt gedrückt, ehe man ihm zu Hülfe kommen konnte. Ihre Länge war 38 Fuß und ihr Leib hatte an ſeiner ſtärkſten Stelle über 4 Fuß im Umfange.



Eine neu erfundene Egge.

Thomas Baur, ein Feldmeſſer in England, hat ſich ein Patent geben laſſen auf eine von ihm erfundene Egge, die er ſelbſt in folgender Weiſe beſchreibt: „Meine rotirende Egge hat das Eigenthümliche, daß, während ſie ſich in Thätigkeit befindet, ein Theil derſelben den andern reinigt. Die Beſchreibung, zu der ich ſogleich übergehen werde, wird deren Einrichtung verſinnlichen.

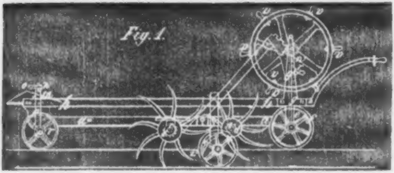


Fig. 1.
v
v
v
v
o
h
a
c
c

Fig. 1. giebt eine Anſicht meiner Egge von der linken Seite.

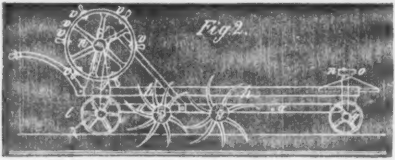


Fig. 2.
v
v
v
v
n
o
h
c
c

Fig. 2. zeigt ſie von der rechten Seite.

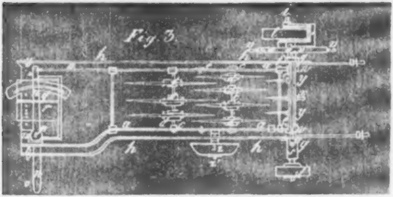


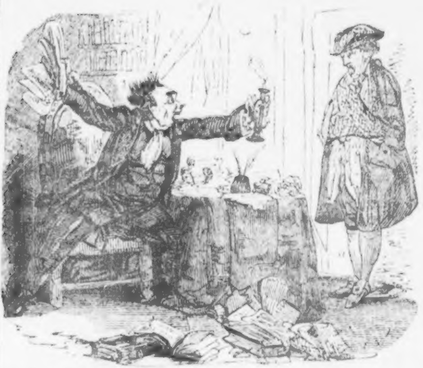
Fig. 3.
h
h
h
a
a
y
y

Fig. 3. iſt ein Grundriß.

Der Bau des Geſtelles a, a, welches ſämmtliche Theile der Egge trägt, und ſich um die Achſe b bewegt, erhellt aus einem Blicke auf die Zeichnung. c, c ſind die Achſen der rotirenden

Egge, welche aus zwei Rädern beſteht, an deren Naben d mit Schrauben oder auf andere Weiſe die gebogenen Zähne oder Speichen befeſtigt ſind. Dieſe Achſen c, c können vermöge der Spalten oder Fenſter, welche in die Seitentheile a, a geſchnitten ſind, einander genähert oder von einander entfernt werden. An dem andern Ende des Rahmens a, a ſteigen die Zahnſtangen e empor, welche ſich zwiſchen den an den Pfoſten g befeſtigten Führern f bewegen. Die Pfoſten g, g ſind an dem Geſtelle h, h befeſtigt, und reichen bis unter daſſelbe herab, um die Achſe i des Rades j aufzunehmen. Dieſes Rad j ſteht ſo weit von dem Geſtelle entfernt, daß es auf dem nicht umgebrochenen Boden läuft, während das Rad l in dem umgebrochenen Boden ſeine Bahn findet. Das Querholz n, an welches bei den Ringen o, o die Pferde angeſpannt werden, iſt mit einer viereckigen Oeffnung verſehen, und dieſe dient zur Aufnahme eines viereckigen Zapfens des Rahmens p, der die Achſe der Räder q, r trägt. Dieſe Räder müſſen je nach dem Zuſtande des Bodens eine größere oder geringere Breite haben. Der viereckige Zapfen des Rahmens p befindet ſich nicht in der Mittellinie der Maſchine, ſondern zur Linken von ihr, damit die Egge leichter auf der gehörigen Bahn erhalten werden kann. Der Zapfen ſelbſt geht durch eine adjuſtirbare Dille m, die an eine Querſtange geſchraubt iſt, welche die Seitentheile des Rahmens h, h, nach vorn verbindet. Da der durch dieſe Dille laufende Theil des Zapfens p cylinderiſch iſt, ſo bewegt er ſich in ihr, und erzeugt dadurch die Bewegung, gemäß welcher die Egge umgewendet oder in einer Curve bewegt werden kann. Die Achſe s, an der das Rad v angebracht iſt, läuft in den Zapfenlagern bei t. Das Rad v kann mittelſt der Griffe v umgedreht werden, und greift mittelſt der Zahnräder w in die Zahnſtangen e ein, um den inneren Rahmen und mit dieſem die rotirende Egge zu heben, damit auf ſolche Weiſe die Tiefe, bis auf welche die Zähne der Egge in den Boden eindringen ſollen, regulirt werden kann. Der Griff x iſt an der Welle y, die ſich zu beiden Seiten des Geſtelles der Egge in Zapfenlagern ſchiebt, befeſtigt; und an dieſer Welle ſind Sperrkegel oder Däumlinge angebracht, die, indem ſie in die Zahnſtangen eingreifen, dieſelben in irgend einer beliebigen Stellung erhalten. An einen der Seitentheile des Geſtelles a iſt mit Schrauben und Schraubenmuttern ein Seitentheil z auf adjuſtirbare Weiſe feſtgemacht, und dieſes Seitentheil trägt die Achſe z^1, an der das Rad z^2, welches ſich in der von dem Pfluge gezogenen Furche bewegt, umläuft. Die Egge iſt nämlich ſo gebaut und ſo eingerichtet, daß ſie dem Pfluge folgen kann; wollte man ſie auf andere Weiſe benutzen, ſo könnte man dieſes Rad z^2 weglaſſen, und den viereckigen Zapfen des Rahmens p in der Centrallinie der Maſchine anbringen. — Die Zähne der Egge können je nach Umſtänden eine verſchiedene Biegung haben; auch kann man ihrer an jeder Achſe eine beliebige Anzahl anbringen, ohne deshalb von meiner Erfindung abzugehen. Wenn die Egge vorwärts gezogen wird, ſo dringen deren Zähne in die Erde ein. Da die Zähne der einen Achſe zwiſchen die Zähne der andern geſtellt ſind, ſo wird hierdurch nicht nur das aufgebrochene Erdreich vollkommner zerkleinert, ſondern eine Egge wird auch die andere von den Erdklumpen und von dem Unkraute, welches ſich in ihr anſammeln würde, befreien. Damit dies um ſo beſſer geſchehe, ſind noch Zähne angebracht, die zwiſchen die Zähne des hinteren Theiles der Egge eindringen, und auch dieſen reinigen. Die vorderen Räder q, r ſind, damit ſie ſich nicht verlegen, mit einem Kratzer ausgeſtattet. An der Achſe des hinteren Rades endlich, welches über das gepflügte Land läuft, iſt mittelſt eines Hebels ein Zahn angebracht, welcher der Radſpur folgt, und der die von dem Rade niedergedrückte Erde wieder auflockert. Alles dies iſt durch die Zeichnung klar genug angedeutet und bedarf keiner weiteren Beſchreibung.“

Der wirksame Spuk.



Laird John Braſter war plötzlich geſtorben. Seine Erben, ſchon während ſeines Lebens in Uneinigkeit gerathen, waren es noch mehr nach ſeinem Tode; denn da der Laird nur einen Sohn hatte, den er aber aus dem Hauſe ſtieß, als er wider ſeinen Willen ſich verheirathete, und er hierauf in der erſten Hitze des väterlichen Zornes ſein Teſtament abfaßte, ſo kam es natürlich, daß er den Sohn völlig enterbte, und ſeine Hinterlaſſenſchaft den Verwandten ſeiner Frau zuſchrieb. Bald hatten jedoch veränderte Umſtände auch den Sinn des edlen, ſonſt milden Laird geändert. Kurz nach jenem Vorfall war er erkrankt. Die alte Dienerin ſeines Hauſes, die allein ſeine Pflege nicht beſorgen konnte, brachte eine junge Krankenwärterin vor ſein Bett und bat ihn, ihre Hülfe nicht auszuſchlagen, und wirklich ſchien es, als ſey ein Segen von jener Stunde an in das Haus gekommen. Der Laird wurde zuſehends beſſer, und ſchon wenige Tage nach ſeiner Herſtellung ſaß er in ſeinem Gartenhauſe und freute ſich ſeines wiedergeſchenkten Lebens. Dieſer Tag ſollte daher ein ächter Freudentag werden, und als die Erſte, die ſeinen Dank verdient, ſah er die junge Wärterin an. Er ließ ſie rufen und bat ſie vorerſt, ihr ganzes Leben hindurch ſein Haus wie das ihrer Eltern zu betrachten und daſſelbe nie zu verlaſſen; dann aber ſchwur er, jeden Herzenswunſch, ſo weit er's vermöge, ihr zu erfüllen, und ſollte er ſein halbes Vermögen daran ſetzen. Die junge Wärterin weinte heftig, ſtürzte nieder vor dem würdigen Greiſe und entdeckte ihm, was die alte Haushälterin längſt wußte, daß ſie die Gattin ſeines Sohnes ſey.

Im erſten Augenblick hätte dieſes Ereigniß das Leben des Lairds aufs Neue gefährden können, denn im Schreck der Ueberraſchung ſank er in eine ſtarke Ohnmacht, aus der er ſich endlich erholte, um ſeinen Sohn, der, wie er erfuhr, während ſeiner Krankheit nicht das Haus verließ, aus dem er früher hinaus geſtoßen wurde, zu umarmen. Die Vergangenheit ſollte nun ganz vergeſſen werden; jede Erinnerung daran war ſo ſchmerzlich, daß man ſie ganz mied. Von dem Teſtament wurde nichts weiter verhandelt; doch als der alte Laird mit ſeinem Advokaten Sir Graunt einen ganzen Tag im Kabinet ſich eingeſchloſſen hatte, und am Abend, da die Kinder ſagten, daß ihnen ſchon nach ihm gebangt, entgegnete: er habe dieſen Tag für ſie hingebracht, um ein gegen ſie begangenes Unrecht wieder gut zu machen, ließ ſich daraus entnehmen, daß mit dem Advokaten irgend etwas verhandelt worden ſey, was des Sohnes Rechte anerkenne.

Der alte Laird genoß aber das Glück der Verſöhnung nicht lange, er ſtarb plötzlich in einer Nacht, wo er nach ſeiner Gewohnheit Niemand um ſich hatte.

Waren früher Krieg und Kabale der Verwandten heimlich geführt worden, ſo brach jetzt der Zwieſpalt offen aus, und da das Teſtament, das den Sohn enterbte, bald aufgefunden war, nahmen die Verwandten ſogleich von allem Nachlaß Beſitz, indem ſie den Sohn mit ſeiner Gattin aus demſelben verwieſen. Vergebens beriefen ſie ſich auf die Verſöhnung mit dem Verſtorbenen, vergebens fragten ſie Sir Graunt nach einem andern Teſtament; — ſie konnten vermuthen, daß es in deſſen Händen ſey, durften es aber nicht behaupten; ſie hatten indeß guten Grund, dem Worte Sir Graunt's nicht zu trauen, indem er um eine Verwandte der nunmehrigen Erben ſeit einiger Zeit ſich bewarb.

Sir Graunt war ein unanſehnlicher habſüchtiger Mann, und in mancher Beziehung ſchlau zu nennen; er ſtand bereits in einem vorgerückten Alter, und wie faſt alle Habſüchtige und Geizige, hatte auch er die Schwäche des Geiſtes, an Erſcheinungen über- oder unterirdiſcher Dinge zu glauben. Natürlich wurde er durch dieſen Aberglauben zum Gerede in der ganzen Gegend, und dies, im Verein mit ſeiner kleinen häßlichen Geſtalt, war es, was die Verwandte der nunmehrigen Erben bereits früher vor ſeiner Hand erſchrecken machte; ſie würde ihn jetzt offen abgewieſen haben, wenn es die Familie nicht nothwendig gefunden hätte, dem Manne zu ſchmeicheln, der verſicherte, ihr Geſchick liege in ſeinen Händen.

Von dem väterlichen Hauſe zum zweiten Male verwieſen, ging der junge Mann mit ſeiner Gattin über die Pachtfelder eines alten treuen Dieners, deſſen der alte Laird noch in ſeinen letzten Lebenstagen nicht entbehren konnte, und der ihnen vorläufig ſeine Wohnung einräumte, bis der Tag der öffentlichen Jury erſcheinen werde, wo Graunt kein Teſtament, als das bereits aufgefundene, empfangen zu haben laut bezeugen ſollte. Die Gatten beſprachen ihre Zukunft, ihre Hoffnungen und Pläne, und wie immer die Frauen in den ſchwierigſten Lebensfällen ſich an die nächſte Hoffnung halten, ſo war es auch hier; die Gattin führte bald ihren Gemahl in die kleine Wohnung und hatte ſo viele Troſtgründe für ihn, daß er endlich heiterer wurde. Sie ſaßen eben ruhig bei einander, als der alte Diener, ihr jetziger Wirth, hereintrat, und ihnen die Nachricht brachte, morgen ſchon werde die Jury hier eröffnet; dies zerſchlug dem Gatten ſo plötzlich wieder alle Hoffnungen, daß er zu verzweifeln begann.

Die Gattin ermuthigte ihn von Neuem und der alte Diener ſtand im Winkel und weinte; endlich aber begann er: „Mein gnädiger Laird von Beaſter, und möge auch die ganze Welt behaupten, daß Ihr nicht der Erbe Eures ſeligen Herrn Vaters ſeyd, mich wird man durch keine Gewalt bewegen, das, was ich von Eurem Vater in Händen habe, Andern als Euch zu erſtatten. Seht, mein Pachtgeld vom letzten Jahre hab' ich hier für Euch, und auch die Kleidung meines Herrn, die er am letzten Tage ſeines Lebens trug, die ich ihm am Abend zum Reinigen abnahm und die er nicht wieder angelegt hat; ſeht, hier iſt ſie neben dem Gelde aufbewahrt.“

Mit dieſen Worten brachte er eine Summe in Gold und einige Kleidungsſtücke zum Vorſchein. Mit Wehmuth nahm der junge Laird die Kleider ſeines verſtorbenen Vaters und indem er das Gold zurückwies, ſagte er: „Dies, dies iſt das Einzige, das ich mein nennen mag!“

„Ja“, rief die Gattin, die früher ſinnend dageſtanden, in plötzlicher Freude aus: „Ja, dies ſey das Einzige, aber nur vorläufig: der Himmel gab mir einen hülfreichen Einfall, denn eben dieſe theuern Kleider ſollen uns zu unſerm Rechte oder wenigſtens zu der Gewißheit verhelfen, daß wir im Unrecht ſind.“

Der Gatte bat um Erklärung dieſer Worte, doch ſie wies ihn zurück und erbat ſich nur die Erlaubniß, bis morgen nach der Sitzung der Jury thun zu dürfen, was ihr beliebe. Die Zuverſicht ihrer Hoffnungen erheiterte auch endlich den Gemahl, ſo daß er am Abend beruhigt ſein Lager ſuchte.

Im Schloß des Laird Beaſter ſpeiſte der neue Beſitzer mit vielem Aufwand die angelangten Richter der Jury, beſonders bemühte ſich der kleine Sir Graunt, die Richter der Jury durch ſeine Gelehrſamkeit zur Bewunderung zu bringen. Es ſchlug eben Elf, als der Oberrichter ſich erhob und die Tafel beſchloſſen wünſchte; er brach kurz ab und verabſchiedete ſich bis auf morgen. Die Richter folgten ihm und auch der Advokat ging auf das Zimmer, das man ihm angewieſen hatte.

Kaum eingetreten, überlief ihn mit Schrecken der Gedanke, daß er in demſelben Zimmer ſey, in welchem er mit dem Verſtorbenen unlängſt den Tag zugebracht, und wo er auf deſſen Befehl wirklich ein neues Teſtament ausfertigte, worin das alte für ungültig erklärt wurde. Er hatte vom nunmehrigen Beſitzer des Schloſſes die feſte Zuſicherung auf die Hand der Verwandten erhalten, und war Willens, in der heutigen Nacht das zweite Teſtament zu vernichten; aber hier, in dieſem Zimmer, war's ihm unmöglich, die That zu vollbringen, denn immer glaubte er die Stimme des Verſtorbenen zu hören. Er ſetzte ſich endlich angſtvoll an den Tiſch und indem er das verborgene Teſtament hervorzog und neben ſich legte, gerieth er in Sinnen, Zweifel und Zwieſpalt.

Eben als die zwölfte Stunde herankam und der Advokat in Angſt zuſammenſchauerte, hörte er entſetzt ein Geräuſch, und als er die Augen aufſchlug, ſah er den Verſtorbenen in derſelben Kleidung, in welcher er mit ihm unlängſt in dieſem Zimmer gearbeitet, vor ſich ſtehen. Das Zetergeſchrei erſtarrte im Munde des Advokaten. Entſetzen im Antlitz und mit geſträubtem Haar flog er zurück von ſeinem Sitze, die Hände gegen das Geſpenſt geſtreckt. Dieſes aber ſtellte ſich drohend vor ihn hin, und ſagte mit hohler Stimme: „Graunt, Graunt, ich komme wieder!“ Wie vom Schlage niedergeſchmettert, ſtürzte der Advokat vom Seſſel und die Erſcheinung verſchwand.

Am andern Morgen fand das Volk die Schranken der Jury wider Erwarten zur beſtimmten Stunde nicht geöffnet, und erfuhr nun, daß vor der Eröffnung noch eine geheime Sitzung ſtattfinden ſolle. Wirklich mußte der Oberrichter in der Nacht andern Sinnes geworden ſeyn, denn er hielt ſich lange in ſeinem Zimmer verſchloſſen und befahl ſodann, in einem Saal des Schloſſes ſelbſt eine

Univ. Bibl.
München

Verſammlung der Richter und des Advokaten zu veranſtalten. Man ſtaunte die Beſtimmtheit an, mit welcher der Oberrichter den Saal bezeichnete, doch man gehorchte. Bevor Graunt noch den Saal betrat, ſprach der Oberrichter geheim mit den Geſchwornen, und öffnete ſodann eine Niſche, in welcher ſich die Geſtalt des verſtorbenen Laird zeigte. Nun erſchien der Advokat, bleich wie der Tod. Er ſetzte ſich auf den angewieſenen Platz, und als nun der Richter nach einigen Ceremonien ſeinen Namen aufrief, öffnete ſich die Niſche mit einem Geräuſch, das Jeder hätte hören müſſen und das dennoch Niemand außer dem Advokaten zu hören ſchien. Er ſprang mit ſtarren Augen auf. Als aber die Geſtalt ſich neben den Oberrichter ſtellte, und ſie dennoch Keiner, außer dem Advokaten, zu ſehen ſchien, da ſtürzte er auf die Knie, und indem er das wahre Teſtament auf den Tiſch warf, rief er faſt ohmächtig: „Gnade! Gnade!“

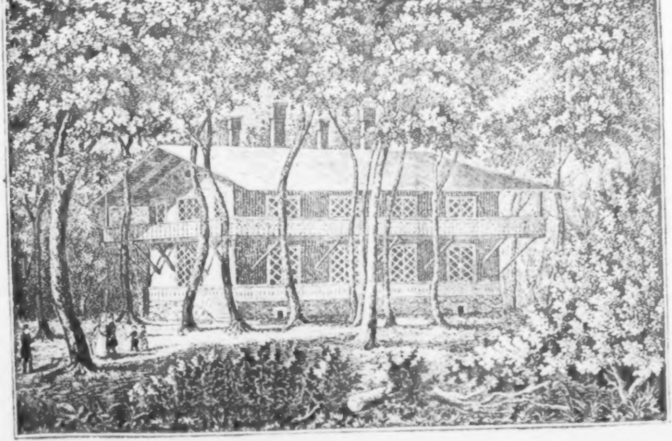
Die Gattin des jungen Laird — denn ſie und kein Anderer war die verkleidet erſchienene Geſtalt — that bei dieſem Ausruf Maske und Kleider von ſich; aber der Advokat war bereits beſinnungslos hingeſunken.

Ein öffentliches Gericht war in dieſer Angelegenheit faſt unnöthig, denn das Teſtament ſprach deutlich genug. Die Schranken wurden jetzt nur wegen des verbrecheriſchen Graunt geöffnet, der, wie ſeine Mitſchuldigen, der Strafe nicht entging. Der junge Laird, ſeine muthige Gattin und der treue Diener waren am nächſten Tage ſchon die Beſitzer und Bewohner des Beaſterſchen Gutes und Erbes.

Ed. Braun.

Das Schweizerhaus
auf Stubbenkammer.

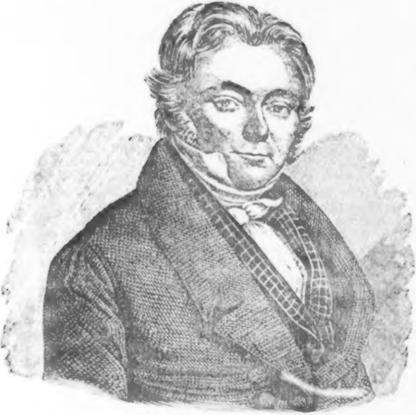
Die zur preußiſchen Provinz Neu-Vorpommern (das ehemalige Schwediſch-Pommern) gehörige Inſel Rügen iſt ein großes Eiland von beiläufig ſechs Meilen in der Länge und der Breite, und beſteht aus einem großen Stück Land, drei großen und einigen kleinen Halbinſeln und dann noch mehreren kleinen Nebeninſeln. Eine der nach Norden zu liegenden beiden Halbinſeln heißt *Jasmund* und iſt der ſchönſte Theil des Landes; nach Oſten hin hat dieſe Halbinſel hohe Kreideufer, welche ſich gegen ihre Spitze zu in abwechſelnden Geſtalten und von einem ſchönen Buchenwalde begrenzt, immer mehr und mehr erheben. Der höchſte Punkt, da wo die Halbinſel in der offenen See endet, heißt *Stubbenkammer*. Es iſt ein Kreidegebirge, nach welchem man von der Landſeite ganz unvermerkt durch den Wald hinan fährt bis zu einer etwas freieren Stelle, wo dieſes hier abgebildete Schweizerhaus, und dann beiläufig funfzig Schritte ſeitwärts noch ein kleineres ähnlicher Art ſteht. Dies iſt der



herrlichſte Punkt dieſer ſchönen Inſel; denn wenn man nur einige Schritte vom Schweizerhauſe vorwärts an das Waldufer macht, gewahrt man plötzlich unter ſich die ſchneeweißen Kreidewände, 400 Fuß tief ſich beinahe lothrecht abwärts ſenkend, und die weite Oſtſee dehnt ſich vor dem Blicke auf viele Meilen hin aus. Die Kreidewände ſind nun zerklüftet, von Regengüſſen zerſchnitten, und bilden allerlei Geſtalten, Höhlen, dann wieder Wände mit Giebeln und ganz frei ſtehende, ſpitze Kreidepfeiler. Diejenige Felſenpartie, welche man Groß-Stubbenkammer nennt und worauf das Schweizerhaus gebaut iſt, beſteht aus einer großen trichterförmigen Schlucht, darin zwei große Kreidepfeiler emporragen; dann links aus einer vorſpringenden Felswand, und aus dem rechts nur etwa hundert Schritte vom Schweizerhaus vorwärts gelegenen ungeheuern Kreidefelsſtück, dem ſogenannten Königsſtuhl. Weiter hin, am hohen Waldufer fortwandernd, gelangt man zu einer etwas niederern, aber ihrer abenteuerlichen Geſtaltung wegen eben ſo merkwürdigen Felsuferpartie, welche Klein-Stubbenkammer heißt. — Nun liegen in der Nähe des Schweizerhauſes noch viele andere Sehenswürdigkeiten aus der alten Heidenzeit; da findet man Opferſteine, alte Hünengräber (Rieſengräber oder Todtengräber) und dann die beſonders merkwürdige Herthaburg, welche etwa eine Viertelſtunde waldwärts mitten im Buchenforſte an einem dunkeln runden See, dem ſogenannten ſchwarzen See, liegt. Es iſt ein runder, hoher Erdwall, in deſſen Innern einſt der Tempel der Göttin Hertha oder Erda, welches ſo viel als die Erdengöttin oder die Göttin der Erndte und Fruchtbarkeit bedeutet, geſtanden haben ſoll, und zwar zur Zeit, als die Inſel noch nicht von den Wenden erobert, ſondern von unſern alten Vorfahren, den Teutonen, bewohnt wurde. — Da nun auf dieſem Punkte von Stubbenkammer die Natur und die Geſchichte ſo vieles Herrliche, Wunderbare und Merkwürdige vereinigt haben, ſo iſt der Zuſammenfluß von Reiſenden aus allen Gegenden, und dann von Beſuchern des nächſten Feſtlandes und der Inſel ſelbſt, während des ganzen Sommers bis ſpät in den Herbſt, der hier beſonders ſchön iſt, ſehr häufig und zahlreich, und ließ ſchon längſt eine hinlänglich geräumige Anſtalt zur Aufnahme und Bewirthung der ſich hier einfindenden Gäſte wünſchen. Auf Veranlaſſung und nach Angabe des Kronprinzen von Preußen wurde nun im Jahre 1835 mit dem Bau dieſes großen Schweizerhauſes begonnen, nachdem das kleine ſchon ſeit zehn Jahren nicht die Hälfte der Gäſte mehr beherbergen konnte. Dies große Schweizerhaus enthält im Untergeſchoſſe den Speiſeſaal, im obern einen größeren Geſellſchaftsſaal, und in beiden Geſchoſſen dann kleine, gut meublirte und heizbare Wohnzimmer, in welchen man die Nacht zubringt, um des andern Morgens auf dem Königsſtuhle den erhabenen Anblick des Aufgangs der Sonne über der offenen See zu genießen

Fr. W.

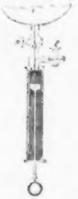
Jacob Berzelius.



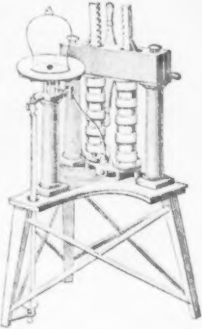
Das iſt der berühmteſte Chemiker unſerer Zeit, im Jahr 1779 in Linköping in Oſtgothland geboren. Er lebt jetzt als Profeſſor der Chemie, außerdem mit vielen Aemtern und Würden begabt, in Stockholm, und Schwedens Hauptſtadt zählt ihn mit Recht zu ihren berühmteſten Bewohnern. Wie viel der Mann in einem bisherigen Leben gethan, und mit welcher Gründlichkeit er es gethan, dazu läßt ſich ein großer und ſicherer Maaßſtab finden in der Autorität, die er unter allen ſeinen Kollegen aller Länder ſich erworben hat. Er erweiterte und ordnete ſeine Wiſſenſchaft, berichtigte eine Menge falſcher Annahmen, die in den Lehrbüchern der Chemie enthalten waren, und obwohl man zuweilen ſeine eigenthümlichen Wahrnehmungen anfocht, ſeiner gründlichen Sicherheit verblieb immer der Sieg der Wahrheit, indem er dieſe im vollſten Zuſammenhange mit den Kräften der Natur nachwies. Einem ſolchen Manne in's Antlitz zu ſchauen, macht gewiß Vielen Vergnügen; ſo haben wir ihn denn hier abconterfeit, und ſetzen nur noch hinzu, daß er auch in allen menſchlichen Verhältniſſen als ein lieber und gefälliger Zeitgenoſſe ſich bewährte. Es ſoll ihm auch ferner wohlergehen!

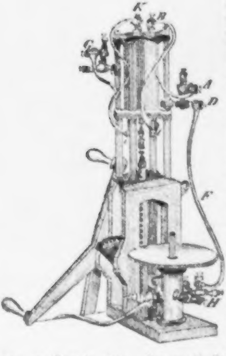
Die Luftpumpe.

Die Luftpumpe iſt ein Inſtrument, deſſen man ſich bedient, die in einem gewiſſen Raum eingeſchloſſene Luft zu verdünnen oder auch zu verdichten, indem man die Quantität der eingeſchloſſenen Luft durch Aus- oder Zupumpen vermindert oder vermehrt. So wendet man zum Laden der Windbüchsflaſchen ein ſolches Inſtrument an, welches bloß in einem Rohre beſteht, in dem ſich, wie in einer Spritze, ein Stempel auf und ab ſchieben läßt; an der Seite dieſer Röhre befindet ſich dann ein Ventil, welches die Luft, die man in die Flaſche bringen will, zuſtrömen läßt. In dieſem Falle öffnet ſich das Ventil nach innen. Will man daſſelbe Inſtrument zum Auspumpen gebrauchen, muß ſich das Ventil nach außen öffnen, um die der Flaſche (der Kugel oder einem andern Gefäße) entzogene Luft ausſtrömen zu laſſen. Wichtiger als im gemeinen Leben wird die Luftpumpe in den Wiſſenſchaften, beſonders in der Phyſik und Chemie, wo ſie zu vielen Unterſuchungen nothwendig iſt, einen luftleeren Raum zu verſchaffen, um in dieſem gewiſſe Beſchaffenheiten der Körper und die Schwere anderer luftförmiger Körper, der Gaſe, zu prüfen. Die einfachſte Luftpumpe beſteht aus einem hohlen Cylinder, welcher mit zwei Hähnen t s verſehen iſt: der hohle Cylinder muß inwendig ſo rund gearbeitet ſeyn, daß der kleine Cylinder c, welchen man den Kolben nennt, und der an einer Stange ſich auf und nieder bewegen läßt, vollkommen dicht ſchließt. Will man nun eine Flaſche oder Kugel luftleer pumpen, ſo muß an dieſer ein Anſatz angekittet ſeyn, an welchen man den Hahn s anſchraubt. Verſchließt man den Hahn t und öffnet den Hahn s, ſo tritt, wenn man den Kolben vermittelſt der Stange in die Höhe zieht, ein Theil der Luft, welche in der Kugel enthalten iſt, in den hohlen Cylinder hinein; verſchließt man den Hahn s, öffnet den Hahn t, und ſtößt den Kolben wieder herunter, ſo wird die Luft, welche aus der Kugel in den Cylinder getreten war, durch den Hahn t hinausgetrieben. Dies wird nun fortgeſetzt, ſo lange der Kolben ſich aufwärts bewegen läßt; denn wenn die Luft in der Kugel bis zu einem gewiſſen Grade verdünnt wurde, läßt ſich der Kolben wegen der Ein-



wirkung der oberhalb hin befindlichen Luft nicht mehr aufwärts ſchieben. Man kann ſich dieſer Luftpumpe nun eben ſo gut zum Zuſammendrücken der Luft oder anderer Gasarten bedienen, wo ſodann die Oeffnung der Hähne in einer umgekehrten Ordnung geſchehen muß. Dieſe Vorrichtung wird aber immer ſehr unvollkommen ſeyn und das wiederholte Oeffnen und Schließen der Hähne viel Zeit erfordern; man hat daher dieſe Hähne durch Ventile erſetzt, welche ſich dann von ſelbſt öffnen und ſchließen. Zieht man den Kolben in die Höhe, ſo öffnet ſich das untere Ventil und läßt die Luft von der Kugel in den Cylinder ſtrömen; ſtößt man den Kolben herunter, ſo verſchließt ſich das untere Ventil und das obere öffnet ſich, und läßt die Luft entweichen. Eine ganz ähnliche Einrichtung mit zwei Ventilen hat man bei großen Luftpumpen, wo abwechſelnd in zwei Cylindern zwei Kolben auf und nieder ſteigen und daher die Procedur raſcher vor ſich geht. Dieſe Cylinder werden bei großen Luftpumpen die Stiefel genannt. Zu genauen Verſuchen ſind jedoch auch bei großen Luftpumpen die Hähne vorzuziehen, indem, wenn die Luft in den Gefäßen faſt ganz herausgepumpt iſt, die Ventile ſich ſehr oft nicht mehr heben. Seit der Erfindung der Luftpumpe konnten keine weſentlichen Verbeſſerungen damit vorgenommen werden. Sie beſtand bisher gewöhnlich (wie beigefügte Abbildung zeigt) aus einem auf einem hölzernen Geſtelle aufrecht ſtehenden Cylinder, worauf eine Scheibe angebracht war, auf welche eine Glasglocke geſtellt werden konnte. In der Scheibe befand ſich ein Loch, durch welches die Luft der Glocke (Recipient) in den Cylinder gezogen werden konnte, welches dadurch geſchah, daß der Cylinder mittelſt einer Röhre mit den beiden Pumpenſtiefeln in Verbindung ſtand. Die Kolben in dieſen Stiefeln wurden nun mittelſt eines gezahnten Rades und des Kurbelkreuzes auf und niederbewegt und auf dieſe Weiſe die Luft unter der Glasglocke verdünnt oder unter dieſer Glasglocke ein gänzlich luftleerer Raum gewonnen. Die neueſte Art verbeſſerter Luftpumpen iſt die von Dr. Hare (Profeſſor zu Philadelphia in Amerika) erfundene

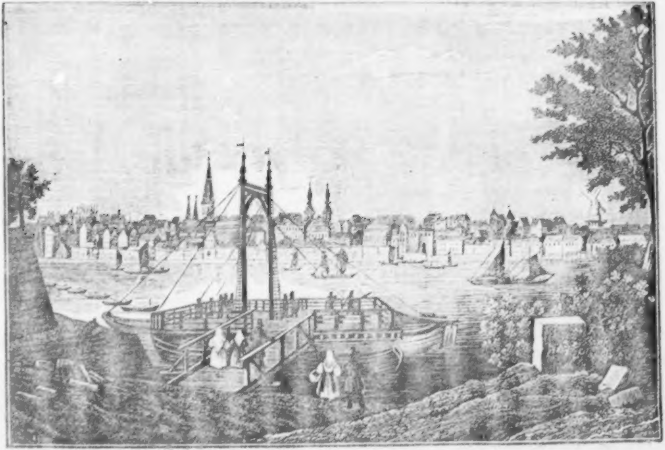




und hier abgebildete. Ihre weſentliche Verbeſſerung beſteht darin, daß ſie ſowohl zum Auspumpen, als zum Verdichten der Luft, oder auch zu beidem zugleich dienen kann. Man kann alſo mit ihrer Hülfe ein Gas aus einem Raum in den andern ſchaffen, in zwei Gefäßen zugleich, in dem einen die Luft verdünnen, in dem andern verdichten; oder man kann auch Gaſe damit durch Flüſſigkeiten treiben. Dieſe Luftpumpe hat nur einen, und zwar einen eiſernen Stiefel, in welchem ein Kolben läuft, der mit vier Ventilen in Verbindung ſteht. Sie leiſtet in einer beſtimmten Zeit eben ſo viel, als bei dem gewöhnlichen Bau zwei Stiefel von gleichem Kaliber und gleichem Kolbenhube zu leiſten im Stande ſind. Ferner iſt ſie dadurch verbeſſert, daß ſtählerne Stäbe und Zapfen an den Ventilen ſo angebracht ſind, daß der Kolben bei ſeinem Auf- und Niedergehen entſprechend auf ſie wirkt, ſo daß es nicht bloß von der Luft abhängt, ſie zu öffnen oder zu ſchließen, daß daher ſie niemals ihren Dienſt verſagen können und die Luft bis auf ihren kleinſten Rückſtand aus einem Gefäße ausgepumpt, oder in einem ſolchen zur möglichſten Dichtheit gebracht werden kann. Die abwechſelnd ſich öffnenden und ſchließenden Oeffnungen **B** und **C** ſind durch eine gabelförmige Bleiröhre mit dem Ventilhahn **A** in Verbindung geſetzt und öffnen ſich nach innen. Die mit einer ähnlichen Bleiröhre in Verbindung geſetzten Oeffnungen **E K** ſind mit zwei ſich nach außen öffnenden Ventilen verſehen und eben ſo durch eine gabelförmige Bleiröhre mit ſich und dann noch mit dem Ventilhahn **G** in Verbindung geſetzt. Dieſe beiden Ventile **E K** werden durch Spiralfedern an ihrer Stelle erhalten, wenn nicht von innen heraus ein Druck auf ſie wirkt. Sie ſchließen ſich alſo mittelſt der auf ſie drückenden Federn und öffnen ſich, wie an andern Verdichtungsapparaten, durch den Druck der Luft, welchen ſie bei Annäherung des Kolbens erleiden. Es iſt nun bei andern Apparaten der Uebelſtand, daß immer eine geringe Menge verdichteter Luft in dem zum Ventil führenden Kanal in dem Theil der Kammer zurückbleibt, weil der Kolben nicht vollkommen einnehmen kann. Dieſer Uebelſtand wird hier nun durch die an den Ventilen innerhalb angebrachten Zapfen beſeitigt, indem der Kolben ſeinen Hub nicht vollenden kann, ohne mit dieſen Zapfen in Berührung zu kommen und das Ventil in dem Maaße zu bewegen, daß die Luft ungehindert entweichen kann. Um nun den Luftpumpenſtiefel mit dem Recipienten in Verbindung zu ſetzen, iſt in D eine Galgenſchraube angebracht und durch eine biegſame Bleiröhre F mit dem untern Cylinder, welcher die Platte trägt, in Verbindung geſetzt. Auf eine ähnliche Weiſe, wie durch dieſe Röhre F die beiden Saugventile B C mit dem Recipienten communiciren, können mit dieſem auch die beiden Austrittsventile E K in Verbindung geſetzt werden, indem man bei G eine ähnliche Röhre anbringt. Es läßt ſich nun auf ganz einfache Weiſe der Apparat bald als Luftpumpe, bald als Verdichter, bald als beides zugleich gebrauchen. Wird er zur Uebertragung von Luft verwendet, ſo kann er dann richtiger eine Luftdruckpumpe genannt werden. Der Cylinder, welcher unten vor dem Pumpenapparate ſteht und den Teller des Recipienten trägt, iſt von Meſſing und in H dieſem entgegengeſetzt mit Ventilhähnen verſehen, mittelſt welcher in einem auf dem Hahne H angebrachten kupfernen Schälchen verſchiedene Verſuche angeſtellt werden können, hauptſächlich verſchiedene Körper im luftleeren Raume der Einwirkung der Hitze auszuſetzen, indem man in das Schälchen auf dem Hahne H glühendes Eiſen bringt und dergleichen. Der Mechanismus zur Bewegung des Kolbens enthält nichts Eigenthümliches, wohl aber die Kolbenſtange; dieſe iſt nämlich hohl aus einem Flintenlauf verfertigt und im Lichten mit einer maſſiven Stange ausgefüllt, die von der am Ende des Kolbens befindlichen Metallſcheibe bis zur Zahnſtange reicht. An der zweiten Metallſcheibe des Kolbens iſt dieſe innere Eiſenſtange befeſtigt, mittelſt einer über der Zahnſtange angebrachten Schraube, und kann nun die zwiſchen den beiden Metallſcheiben des Kolbens befindliche Gliederung durch die Einwirkung der Schraube auf die innere Stange mehr oder minder ſtark angezogen werden. Es läßt ſich daher der Druck reguliren, ohne daß man die Pumpe zu zerlegen braucht. — Die Wirkſamkeit dieſer Luftpumpe iſt von ſolcher Stärke, daß ſie Queckſilber bis auf ein Geringes weniger ſo hoch empor hebt, als es in der Toricelliſchen Röhre ſteht.

Bonn.

Wie die meiſten Rheiniſchen Städte, kann auch Bonn ſich eines alten Urſprungs rühmen. Schon ſo manche enge und von ziemlich hohen Häuſern eingeſchloſſene Straße, zerſtreute Steinplatten, auf denen alte Rittergeſtalten eingegraben und die jetzt dem Fußgänger als Seitenwege der Straßen dienen, und manche andre Kennzeichen, deuten auf Bonn's alten Urſprung hin. Aber



viel kommt bei dem erſten Eindruck, den man von der Stadt empfängt, darauf an, von welcher Seite man ſie betritt. Wer von Cöln kommt und mit der Poſt zuerſt die breite, nur mit neuen und eleganten Häuſern gezierte Friedrich-Wilhelms-Straße durchfährt, glaubt eine ganz moderne, prächtig gebaute Stadt zu betreten und erkennt durchaus nicht den Charakter der Rheiniſchen Städte; erſt nach und nach, wenn er durch das enge Sternthor in faſt eben ſo enge Gaſſen gelangt, bekommt er einen andern Eindruck. Wer dagegen mit dem Dampfſchiff landet und von der Rheinſeite in die Stadt gelangt, glaubt eine der älteſten und ſchmutzigſten Städte zu erblicken. Und doch iſt Bonn das Eine ſo wenig, als das Andre. Es giebt Theile, an denen man das Alterthümliche gar leicht erkennt, namentlich die dem Rhein näher gelegenen, wo ſich ganz natürlich die Heranziehenden zuerſt niederließen; je mehr man aber nach der Landſeite zu fortſchreitet, deſto mehr verliert Bonn das düſtre Anſehn und theilweiſe wird der erſte Eindruck immer mehr verwiſcht, wenn nicht einzelne alterthümliche Gebäude denſelben wieder zurückriefen.

Es war Druſus Germanicus, der Bruder des nachherigen Römiſchen Kaiſers Tiberius, der auf ſeinen Eroberungszügen nach Deutſchland ſich dieſen Ort am linken Rheinufer zuerſt auserſah, um ein Caſtell hier zu gründen, das vielleicht wegen des geeigneten Platzes den Namen: Castra bona (Gutes Lager) erhielt, woraus dann ſpäter der Name „Bonn“ ſich bildete. In den Kriegen zwiſchen Römern und Deutſchen wurde das Caſtell zerſtört und wieder erbaut, bis die Ausdehnung des Ortes immer größer, die Gebäude immer zahlreicher wurden. Auch die Hauptkirche Bonn's, die Münſterkirche, ſtammt aus der Römerzeit und zwar wird die Mutter Kaiſer Conſtantin des Großen als die Erbauerin genannt. Nachmals wiederum von den Normannen zerſtört, ſpäter ſogar von einem Prätendenten der Deutſchen Königskrone, von Philipp von Schwaben, zum Theil verbrannt, erhielt die Stadt durch den Erzbiſchof Conrad von Hochſtetten neuen Anbau, zugleich Mauern und Wälle, die am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von den erobernden Franzoſen noch bedeutend verſtärkt wurden. — Von einer ehemaligen Baſtion, dem ſogenannten alten Zolle, der in einem Theile des Schloßgartens ſich dicht am Ufer des Rheines erhebt, hat man die herrlichſte Ausſicht auf den unten fließenden Strom und hinüber zum Siebengebirge, wo der Drachenfels, die Löwenburg und andre Bergſpitzen hervorragen. Von dem alten Zoll aus dehnt ſich faſt der ganzen Breite der Stadt nach, gegen die Poppelsdorfer Höhen hin, das Schloß, zu welchem vom Churfürſten Joſeph Clemens, nach Zerſtörung des alten Schloſſes, während der Belagerung der Engländer im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der Grund gelegt und das nach abermaligem Abbrennen von Maximilian Friedrich wieder hergeſtellt wurde. Dieſer war es auch, der Bonn zuerſt zu einer Univerſität erhob, die freilich durch die Franzoſen bald wieder aufgehoben und erſt in dieſem Jahrhundert erneuert wurde.

Die Stadt iſt auf einer ſich ſanft abdachenden Anhöhe erbaut und von Obſtgärten, vorzüglich Weingärten umgeben, die zur Zeit der Weinleſe in und um Bonn zu ſo manchem Feſte Anlaß geben. Wenigſtens eine der vielen Kirmeſſe, die in der ganzen Gegend gefeiert werden, macht Jedes mit. Es liegt in dem anſpruchsloſen Sinne der Meiſten, daß ſie ſich ganz einem ſo leicht zu begebenden Vergnügen überlaſſen können, es liegt in ihrem ganzen Weſen und gewiß auch in dem Rheinweine etwas, das Allen eine innere, gemüthliche Fröhlichkeit giebt, das ſie leicht aufregt, aber ohne ſie die Grenzen, die ihnen geſteckt ſind, vergeſſen zu laſſen. Ueberhaupt findet ſich hier ein reges Leben, ein Thätigkeitstrieb in den Leuten, der ſie jede Gelegenheit der Aeußerung ergreifen heißt.

Bonn hat auch einen regen Verkehr mit den Bewohnern der Umgegend. Wenn man an den Markttagen, die mehrere Male in der Woche eintreten, früh den Markt betritt, da ſieht man die lange Reihe der Rheiniſchen Bäuerinnen aus der Gegend, wie ſie, alle auf gleiche Weiſe das Tuch über den Kopf gezogen, die Käufer erwarten, in munterem Geſpräche in dem ihnen eignen Dialekte mit einander begriffen. Daß in einer kleinen Stadt, die etwa zwölftauſend Einwohner zählt, die Regſamkeit ſich auch oft in der Form der Neugierde äußert, iſt wohl eine ganz natürliche Erſcheinung.

Aber Bonn iſt auch nicht ſo arm an dem, was man in großen Städten Saiſon zu nennen pflegt. Es drängen ſich hier die Bälle, die von einzelnen Notabilitäten der Stadt gegeben werden, abwechſelnd mit denen in der in Bonn beſtehenden Erholungs-Geſellſchaft; und wenn es auch auf faſt allen Bällen und bei den Thee's mit Tanz dieſelben Damen ſind, die man dort wieder findet, ſo giebt das der Sache etwas um ſo mehr Gemüthliches, da man überall Bekannte trifft und ſo nicht leicht eine ceremonielle Etiquette aufkommen kann, die ja in kleinen Orten nur als ein lächerlicher Nachahmungstrieb der größern Städte angeſehen wird.

Berühmtheit könnte ſich Bonn auch ſchon wegen der Männer zuſchreiben, die hier das Licht der Welt erblickten und Europa's Bewohnern ſo manches Stückchen geſpielt haben. Beethoven und der erſt am dreizehnten Januar 1838 verſtorbene Ferdinand Ries waren in Bonn geboren. Dem Erſtern wird ein Denkmal auf der Mitte des Marktes errichtet. Gewiß iſt es nicht als ein Zufall zu betrachten, daß ſich hier ſo bedeutende Muſiker hervorthaten; wenn man des Abends die Kinder und Handwerksburſchen hört, wie ſie fröhlich ſingend nach Hauſe ziehen, da begreift man, daß in dem Volke ein muſikaliſcher Sinn liegt, der in einzelnen genialen Erſcheinungen zum Durchbruch kommen mußte; ſo rein, ſo metallreich ſind meiſtens die Lieder auch der in der Kunſt des Geſanges ganz ununterrichteten Leute.

Einen großen Theil der Lebhaftigkeit hat Bonn freilich auch dem zu verdanken, daß ſich eine Univerſität und Militair hier befindet; nicht nur, daß dadurch bei weitem mehr der Handelsverkehr gehoben wird, ſondern auch das geſellſchaftliche Leben gewinnt dadurch eine noch größere Lebhaftigkeit; und im Sommer, wo die herrlichen Umgebungen, wo das Schloß Godesberg, das etwas entferntere Rolandseck und ſo viele andere Punkte zu eben ſo vielen Landpartieen einladen, da ſind die Studenten wohl immer die, welche der Einladung am leichteſten folgen. Theils untereinander, theils mit Profeſſoren, Beamten der Stadt und deren Familien unternehmen ſie gar oft eine Waſſerfahrt nach dem herrlichen Thale Heiſterbach am Fuße des Siebengebirges, nach der Inſel Nonnenwerth u. ſ. w. In Kähnen, mit deren Menge oft der ganze Rhein bedeckt iſt und die von Pferden ſtromaufwärts gezogen werden, ſitzen dann Alt und Jung fröhlich neben einander; ein Faß mit Wein liegt an dem Ende des Kahns und ein zum Mundſchenk Ernannter kredenzt der ganzen Geſellſchaft den edlen Rebenſaft, während die Frauen für Mundvorrath ſorgen; da ertönen muntere Commerslieder, bei denen auch die Mädchen mit fröhlichem Sinne Theil nehmen.

So vereint gleiche Luſt und Gemüthlichkeit Alle eng mit einander, und jeder ernſtere Zwieſpalt iſt verbannt; denn obwohl Bonn's Bewohner größtentheils katholiſch ſind, wiewohl ſo manches alte, ehrwürdige Haupt mit inniger Liebe an ſeinem Glauben und deſſen Vertreter hängt, ſo vertraut doch der beſſere Sinn ruhig dem, welchem die oberſte Sorge anvertraut iſt, und gar mancher unter den Bürgern auch des niedern Standes läßt ſich ein vernünftiges und ruhiges Wort über ſeinen Glauben gefallen.

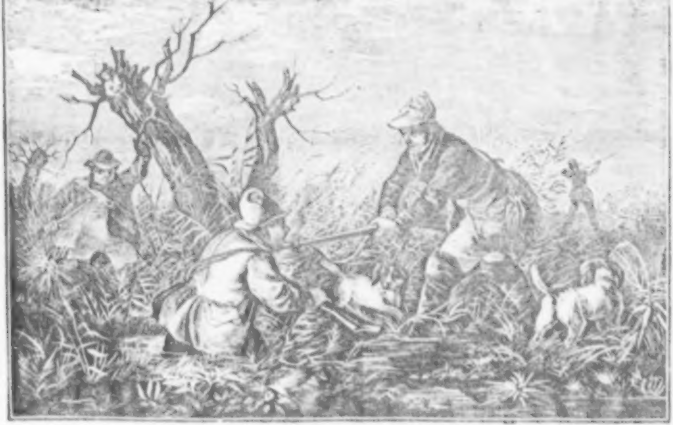
Der Standpunkt, von dem aus unſere Anſicht genommen, iſt das auf der andern Seite des Rheins liegende Beuel, ein kleiner, nicht eben einladender Ort, der durch eine fliegende Brücke mit Bonn in Verbindung ſteht. Der Verkehr iſt im Sommer namentlich ziemlich lebhaft, da viele von den jenſeits wohnenden Landleuten Bonn's Märkte beſuchen und auch Mancher aus Vergnügen und Bedürfniß nach friſcher Luft die kleine Rheinreiſe mit der Fähre macht. Eine andere Anſicht, bei der man die Stadt mehr überſehen, wenn auch vom Rhein ſelbſt nichts bemerken kann, iſt die vom Kreuzberg aus, der auf der andern Seite von Bonn über Poppelsdorf hinaus liegt, wo ſich das ſchöne Schloß Clemensruh befindet, welches jetzt die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen der Univerſität beherbergt. Es führt von Bonn aus eine ſchöne, wiewohl etwas einförmige Allee von wilden Kaſtanien dahin, wegen des dort faſt immer herrſchenden

Windzuges die Schwindſuchtsallee genannt, die aber troz dem immer ziemlich beſucht und ungeachtet ihres zurückſchreckenden Namens wenig gefürchtet iſt.

Die fünf Kirchen der Stadt, faſt alle ſehr alt, ſind jedenfalls ſehenswerther, als die wenigen Pläze Bonn's, unter denen eigentlich nur der Markt, an dem ſich das Rathhaus und in demſelben die Hauptwache befindet, und dann noch der Münſterplaz zu nennen iſt, an deſſen Seiten die Hauptkirche und das Poſtgebäude ſich vorzugsweiſe zeigen. R. G.

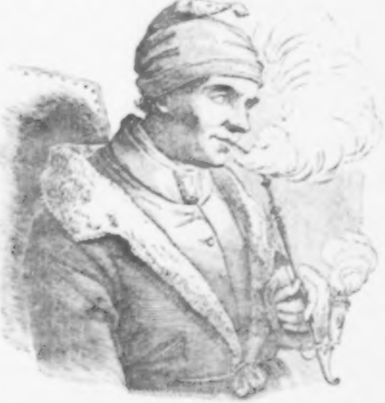
Sonntags-Jäger.

Von denen haben wir ſchon im vorigen Jahre ein Paar Pröbchen gegeben, und die Sammlung, welche der Maler Schulz anlegte und die Georg Gropius im Steindruck herausgab, iſt noch genug, um uns weiter zu unterſtützen. Naſſe Jäger und trockne Fiſcher ſind bekanntlich verkehrte Geſchäftsleute und ein Paar ſolcher ſehen wir da im Sumpf, wo ſie ſo ungeſchickt hineingewatſcht ſind, daß ſich der Hund ſogar ſichtlich darüber verwundert. Der Herr Förſter, der wohl weiß, daß er dieſe Leute nicht allein laſſen kann, hilft ihnen heraus, indem er ſeine Büchſe vorſtreckt und nun rechtſchaffen zieht. Um das Vergnügen, ſelbſt etwas zu ſchießen und ihnen dann weiß zu machen: ſie wären es geweſen, iſt er aber doch gebracht, ſo muß denn der Jäger im Hintergrunde dafür ſorgen, daß die Sumpf-Patſcher wenigſtens einige Schnepfen oder Enten kaufen und dann daheim berichten können, unter welchen ſchwierigen Umſtänden ihnen die Schüſſe geglückt ſind. Dergleichen Jäger haben nun einmal in ihrem Katechismus die Regel: Sechs Tage ſollſt du dich deiner Jagdthaten rühmen, um am ſiebenten ebenfalls — ſolche zu vollbringen. Da wünſchen wir ihnen denn, daß ſie je zuweilen auf einen Jägersmann treffen, der, wenn Jene ihr Jäger-Latein, welches ſich ganz und gar mit dem einzigen Worte: Aufſchneiden überſezen läßt, erſchöpft haben, nun etwa alſo fortfährt: „Ja, meine Herren, man erlebt gar Wunderliches, und ſeit dem einem Vorfall ſoll mir Niemand mehr kommen und zweifeln. Ich war auf dem Anſtand, mit meiner Doppelbüchſe — die kennen Sie! — da zeigt ſich ein wild Schwein; ich laſſe einen Schuß los, glaube getroffen zu haben und will raſch vorwärts, falle jedoch über eine Baumwurzel und in dem Augenblick geht der zweite Schuß los, ich bilde mir natürlich ein: in's Blaue. Ich erhebe mich raſch und was erblicken meine Augen? — Das Schwein iſt getödtet, der zweite Schuß hat einen eben vorüber ſtreifenden Vielender von Hirſch getroffen und im Fallen ſpießte dieſer mit dem Geweih einen Haſen. Darüber vor Verwunderung außer mir, ſchlage ich die Hände über dem Kopf zuſammen und fange zwei Schnepfen.



Wer ſo Etwas erlebt hat, für den giebt's nichts Wunderbares mehr! Doch es iſt ſpät, ihr Herren, gute Nacht!" — Es blieben einige verdutzte Geſichter zurück, aber dem Manne ließ ſich wirklich nichts mehr erzählen!

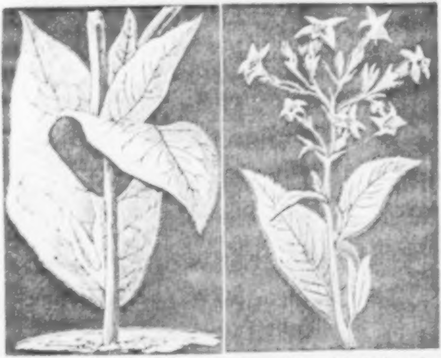
Der Taback.



„Sonderbar", ſagte mein Oheim zu mir, als ich ihn neulich beſuchte und er ſo vor mir ſaß, wie wir ihn da eben ſehen (und der junge Maler und Zeichner Holbein in Berlin hat ihn ſehr gut getroffen), „ſonderbar, daß ich nun auch ein Tabacksraucher werden muß, weil mein Arzt es haben will; ich, der ſonſt wohl manche Stachelrede fallen ließ über Leute, denen jedwede Naſe ihre Leidenſchaft für das Kraut, welches angeblich Amerika und Indien zur Heimath hat, auf hundert Schritte abmerkt.

Mir fiel das „angeblich" auf, und da von meinem Oheim immer etwas zu lernen iſt, ſo fragte ich ihn: ob er denn anderer Meinung ſei.

„Ja wohl!“ erwiederte er. „Glaubſt du etwa, daß ich, der ich mit dem Zeuge mir, wie der Herr Doctor meint, Grillen und Hämorrhoidal-Schmerzen vertreiben ſoll, mich damit abgebe, ohne darüber meine Betrachtungen zu machen? Da habe ich mir erſtens die Pflanze ſelbſt vor Augen gelegt,



und über Kraut und Blüthe Allerlei geleſen. Ich weiß, daß man ſieben Gattungen von Tabackspflanzen hat, daß aber die hier abgebildete die allgemeinſte iſt. Ich kenne auch jenes Geſchichtchen, wann die Pflanze zu uns Europäern kam, als Amerika entdeckt worden war, und wie man ſie zuerſt als Heilmittel gegen Verwundungen anwandte und ihr die Namen gab: Kraut des heiligen Kreuzes, heiliges Kraut. Es wurde in Europa zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt, doch dauerte es beinahe noch ein Jahrhundert, ehe man den Taback bei uns rauchen lernte, und Anfangs mögen ſich die Leute freilich noch ungeſchickter dabei genommen haben als ich, dem das Ding auch nicht geläufig iſt. Den Namen hat er von der Inſel Tabago erhalten, weil von dort aus ein Mönch, Roman Pane, ihn zuerſt erwähnte. Dies Alles aber mag uns heut nicht weiter beſchäftigen, ich will zu meinen eigenen Betrachtungen kommen. Wir haben in dieſem Gewächſe den Beleg zu der doppelten Wahrnehmung: erſtens, daß ein Genuß, der an und für ſich der menſchlichen Natur widerſtrebt, und den ſie gleichſam nur gewaltſam ſich aneignet, unter allen Völkern der Erde allgemein werden kann, und zweitens: daß auch eine ungegründete Anſicht und Behauptung, hat ſie ihren Eingang gefunden, von Allen angenommen und nachgeſprochen wird. Ich meine die Behauptung: daß der Tabak urſprünglich nur in Amerika zu Hauſe und das Rauchen deſſelben von den Indianern in ihrem feucht-heißen Klima als ein Mittel erfunden worden ſey, die Moskiten, dieſe Malitiöſeſten der Mücken, von ſich abzuwehren. Der Tabak wurde ſchon ſeit undenklichen Zeiten in Aſien gepflanzt, war ſeit undenklichen Zeiten ein ſehr bedeutender Handels-Artikel, und nicht bloß hier, ſondern eben ſo von den rohеſten wie von den civiliſirteſten Völkern von Aſien, Afrika und Amerika, hauptſächlich aber von den älteſten kultivirten Staaten der Welt, in Indien und China, vielfach genutzt, und an Orten, wo es keiner Wehre gegen die Moskiten bedarf. Iſt doch in China die Tabakspfeife ſogar dem wenig beſchäftigten weiblichen Geſchlecht ein Haupt-Zeitvertreib, ſo daß jedes Mädchen daſelbſt vom achten oder neunten Jahre an, als einen Haupttheſtandtheil des Anzuges, einen kleinen Beutel trägt, in welchem ſich Pfeife und Tabak befinden, was ſie beides ſchon in dieſem zarten Alter nutzen. Du kannſt in Gubitz „Volks-Kalender für 1835“ eine, nach der Natur gezeichnete chineſiſche Bauern-Familie finden, von der einzig die Bauern-Mama ihr Pfeifchen raucht, während der Bauern-Papa ſich um die Kinder bekümmert.“

„Freilich“, fiel ich ein, „es iſt kaum denkbar, daß die frühe gebildeten Aſiaten, dieſe Chineſen zumal, die jede fremde Sitte haſſen, von den wilden Amerikanern dieſen Gebrauch ſollten angenommen haben.“

„Vielmehr“, fuhr der Oheim fort, „möchte dieſer Gebrauch — wenn wir denen beiſtimmen, die Amerika als von Aſien aus bevölkert annehmen — frühe ſchon aus der alten in die neue Welt gekommen ſeyn, oder es ließe ſich auch glauben, daß er hier wie dort gleich urſprünglich entſtanden, und die Tabacks-Pflanze in beiden Erdtheilen zu Hauſe ſey, obgleich die Tabackspfeife kaum ſonſt wo eine ſolche Bedeutung gewonnen hat, wie bei den kriegeriſchen Nordamerikanern. Bei Allem, was dieſe Völker öffentlich verhandeln, iſt etwas Weſentliches das Rauchen aus einer eigens dazu beſtimmten Pfeife, Kalumet genannt. Es iſt weit größer als die Pfeife, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, insgemein von Marmor oder Eben gearbeitet, und, nach der Lieblingsfarbe jedes Stammes, weiß, roth oder ſchwarz. Das etwa fünftehalb Fuß lange, aus ſtarkem Holze verfertigte Rohr iſt mit Federn von allerlei Farben verziert, und mit Flechten von Weiberhaaren in verſchiedenen Formen durchwebt. An dem ſchön polirten Kopfe ſind zwei Flügel befeſtigt, die dem Ganzen das Anſehen eines Merkurſtabes geben. Dieſes Kalumet gilt für ein Symbol des Friedens und die Indianer halten es ſo hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vertrags, wobei man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichſten Folgen herbei ziehen würde.“

Damit der Oheim doch merken könne, daß ich von dem Gegenſtand des Geſprächs auch etwas weg habe, ſagte ich jetzt: „Seltſam iſt's, daß, während die Tabackspfeife den ſüdlichen Völkern in ihrer behaglichen Unthätigkeit eine angenehme Beſchäftigung gewährt, zugleich die rohen nördlichen, an Genuß ſo armen Völker nach dem des Tabacks ſo begierig ſind.“

„Und zwar in dem Grade“, ſetzte der Oheim hinzu, „daß der rohe Wilde, der ſich des Tabacks — wie die meiſten dieſer nördlichen Völker — minder zum Rauchen als zum Schnupfen bedient, Tage lang die härteſten Arbeiten verrichtet, nur um einige Tabacksblätter zur Belohnung zu erhalten, die er alsdann in einem Mörſer von Wallfiſchknochen mit Aſche und etwas Waſſer zu einem Pulver reibt, und dies begierig verbraucht. — Aber“ — fuhr er nach einer Pauſe fort — „bei den Aſiatiſchen Völkern wenigſtens beweiſt die Vollendung, die der Gebrauch des Tabacks und die Art, wie dieſer gleichſam nach den verſchiedenen Völkern einen volksthümlichen Charakter gewonnen hat, das Alter dieſer Sitte in dieſen Gegenden. So bedient ſich z. B. der Perſer nicht der türkiſchen Pfeife, ſondern des Narguils.“

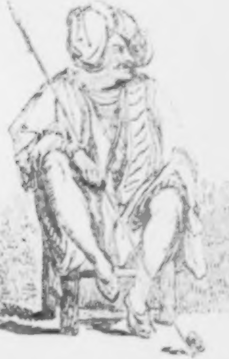
„Worin unterſcheidet ſich dieſer von der Pfeife?“ fragte ich.

„Es iſt dies ein kryſtallenes, metallenes oder ledernes, zur Hälfte mit Waſſer angefülltes Gefäß, das oben einen hohlen Cylinder hat, der ſich mit einem metallnen Becher endigt, in welchen man den Taback thut, den man rauchen will. An dem oberen Theile des Gefäßes aber iſt eine lange, hölzerne oder lederne Röhre befeſtigt, die man bei dem Rauchen in den Mund nimmt. Der Tabacksrauch wird auf dieſe Weiſe durch den Athem aus dem Cylinder herab und durch das Waſſer gezogen, ſo daß er durch dieſes gereinigt in den Mund kommt. Eine ähnliche Maſchine findet man auch in Indien, die noch die weitere Ausbildung hat, daß zwei oder mehrere Röhren, nach der Zahl der Rauchenden, darin angebracht ſind, und nicht ſelten ſitzen zwei Spielende bei dem Schachbrett zuſammen, indem Beide, nach unſerer Weiſe zu reden, eine Pfeife zuſammen rauchen.“

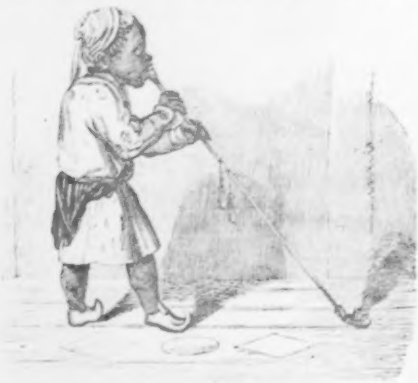
„Eine ſchöne Sitte!“ konnte ich mich nicht enthalten auszurufen.

„Wohl“, ſagte der Oheim; auch an dieſer Sitte läßt ſich der Grad der größeren oder geringeren Rohheit der Völker ermeſſen, ſo daß die vorzugsweiſe nur ſchnupfenden um eine Stufe unter den rauchenden ſtehen. Und wie grob iſt der Genuß des Oſtiaken gegen den des Indiers oder Perſers! Wenn dieſer von dem Taback gleichſam nur das Geiſtigſte, den feinſten Duft genießt, begehrt jener die materielle beißende Lauge, und bedient ſich ſeines Schnupftabacks zugleich als eines ſehr unſchönen Mittels gegen das Erfrieren ſeines Geſichts. Die Oſtiaken haben nämlich die Gewohnheit, wenn ſie ihre Naſe recht voll von Taback geſchnupft haben (der ihnen nicht zu ſcharf und beißend ſeyn kann), dann die Naſenlöcher mit Weidenbaſt zu verſtopfen; der angehäufte ſcharfe Saft ſetzt nun das ganze Geſicht in eine Art von Entzündung, die gegen den Froſt ſchützt. Und weil der Oſtiake den Schnupftaback für etwas ſo gar Köſtliches achtet, was iſt natürlicher, als daß er ſeinem Hausgötzen ebenfalls ein Horn voll davon vorſetzt und dieſes ſtets angefüllt erhält, auch an dem geſchabten Weidenbaſt es nicht fehlen läßt. Das bekommt Keinem beſſer, als dem durchreiſenden Ruſſen. Nachts, wenn das ganze Haus im tiefen Schlafe liegt, leert dieſer das Schnupftabacks-Horn aus, und am Morgen wundert ſich dann der bedeutend einfältige Oſtiake ganz außerordentlich, und meint: der Gott müſſe wohl in der Nacht auf einer großen Jagd geweſen ſeyn, weil er ſo gewaltig viel geſchnupft habe.'

Jetzt aber ſtopfte der Oheim, der bei dem Sprechen mehr Rauch verblaſen als eingezogen hatte, ſeine Pfeife aus und ſagte: „Damit du ſiehſt, wie angelegentlich ich mich mit der völkergeſchichtlichen Tabacksraucherei beſchäftige, will ich dir noch die Abbildung eines Beduinen-Häuptlings ſchenken, wie er vor uns ſitzt mit ſeiner Pfeife.



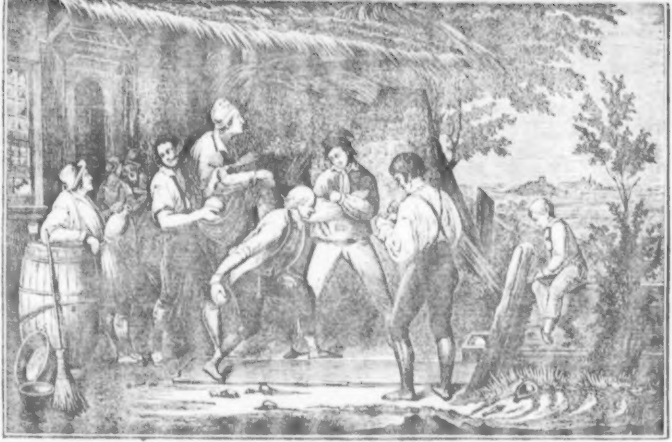
und wahrſcheinlich eben ſo emſig Rath pflegt, daß ſie ihm darüber ausgegangen iſt. Ferner einen Mohrenknaben, dem eigentlich die Pfeife über den Kopf gewachſen wäre, und der nicht anders mit ihr handthieren kann, als daß er ſie am Boden feſtſtellt und nun mit Wohlbehagen den Rauch in ſich hinein zieht.



Wenn du dergleichen bei mir ſiehſt, brauchſt du aber nicht zu denken, daß ich aus dem Tabacksrauchen ein Steckenpferd machen und am Ende wohl gar eine Pfeifen-Sammlung anlegen würde, wie etwa Emerentius Scävola, der Verfaſſer des in ſeiner Weiſe trefflichen Romans: „die Erbſünde", der ein ſo ſchönes und zahlreiches Pfeifen-Heer hat, daß er es mit mehreren hundert Thalern in der Gothaer Feuer-Kaſſe veraſſecurirte. Daraus wird bei mir nichts! — Doch nun, lieber Neffe, geh' zur Familie hinüber, ich will mich an der Arbeit vom Tabacksrauchen erholen!"

In der Hoffnung, daß meines Oheims Vortrag über Taback und Tabackrauchen manchem Leſer angenehm ſeyn werde, habe ich ihn, ebenfalls bei einem Pfeifchen, zu Papiere gebracht.

Wilhelmi.

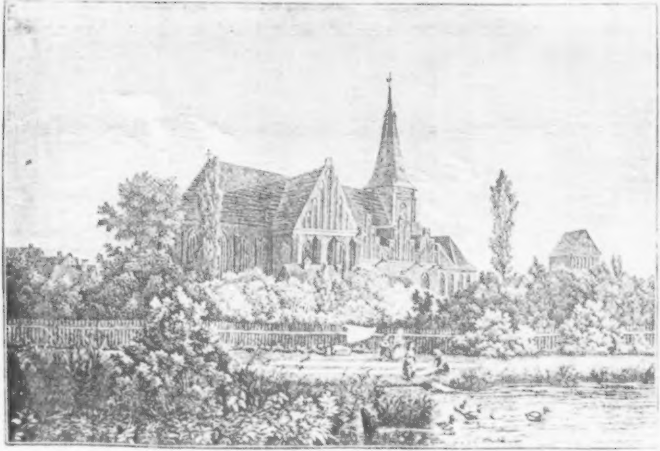


Die Kegelbahn.

Von demſelben Maler, dem wir den (bei Georg Gropius zu Berlin in Folio-Format lithographirt erſchienenen) „Holzbauer“ verdanken, wie wir dieſen für unſern Zweck verkleinert mittheilten, haben wir eine Kegelbahn vor uns, die gleichfalls in Folio-Format (Berlin, bei Fr. Krebs) lithographirt worden iſt. Offenbar eine dörfliche Anſtalt der Art; die Geſellſchaft, die ſich hier einfindet, könnte man wohl eine zuſammengewürfelte nennen, und der Alte, welcher eben die Kugel anſetzt, dürfte als der Vornehmſte zu betrachten ſeyn, in Wohlhabenheit und Geſchicklichkeit. Die baumelnde Uhrkette ſcheint zu ſagen: wer lang hat, läßt lang hangen! — auch hat er nicht, wie die andern eifrigen Kegelſpieler, das Oberkleid abgeſchält; auf Anſtand haltend, nimmt er nur die hinterſten Rockſchöße zuſammen, und trägt in ſeinem ganzen Weſen die Ueberzeugung, daß er eine gute Kugel ſchiebt; weshalb denn auch der Spreizbeinige, dem das „Hinten 'rum!“ wohl ſo viel Groſchen entzogen haben mag, daß er mit geflickter Jacke einhergeht, ihm mit den Augen ſein Schub-Talent zu ſtehlen trachtet. Hinter dem Alten kann's ein Cumpan ſchon gar nicht erwarten! ſchwatzend mit Einem, dem der Krug über die Kegel geht, wiegt er vorläufig die Kugel in der Hand, während ein Anderer in Haſt ſeine Pfeife ſtopft, um bereit zu ſeyn, ſobald er am Wurf iſt. Am Rechenbrett ſitzt ein „Grübler“, wie er in dem alten Luſtſpiel: „der Juriſt und der Bauer“ vorkommt; ein Menſch, der mehr weiß wie die Nullen ſeiner Umgebung, aber noch lange nicht ſo viel, um ſich damit ernähren zu können. Weil er keinen rechten Weg zu finden weiß, läßt er ſich überall hinſchieben, ißt und trinkt frei mit, und während er allerlei Hülfsdienſte verrichtet, die ihn nicht beſchäftigen, nimmt er, um die Ungerechtigkeit, daß er nicht wenigſtens Staatsminiſter geworden, erträglich zu finden, unendliche Priſen aus der Doſe eines Andern. Ohne jezuweilige nachdrückliche Erinnerung wird er das Rechengeſchäft eben ſo wenig aus der Confuſion bringen wie ſein ganzes Leben. Der alte Kegel-Gaſt hat wahrſcheinlich ſein Enkelchen mitgebracht, damit es dereinſt in ſeine Fußtapfen trete und von ſeinen Triumphen; wie oft er „Acht um den König“ oder gar „alle Neun“ geworfen habe, erzählen könne. Den Mann im Hintergrunde wollen wir auch nicht ganz vergeſſen, obwohl er dies Seitens der andern Geſellſchaft wahrſcheinlich wünſcht, weil er der Wirthshaus-Dirne Allerlei zu ſagen hat, was wir nicht zu wiſſen brauchen. — Da wir nun mit Erklärung des Bildes fertig ſind, fällt uns noch ein Geſchichtchen ein, obendrein ein wahres, das auf einer Kegelbahn ſich begeben. — In ein Gaſthaus vor den Thoren Berlins (es heißt mit dem erſten Buchſtaben: „die neue Welt“), auf deſſen Kegelbahn vor etwa zwei oder drei und dreißig Jahren manche Tage eine vornehme Geſellſchaft ſpielte, kam zu der Zeit ein ſchlichter Mann, ſah eine Weile dem Kegelſchieben zu und äußerte endlich: wenn's erlaubt ſey, möcht' er wohl mitſpielen. Da gab's Naſerümpfen, verächtliche Seitenblicke und die Geſellſchaft, die allerdings einen hohen Spielſatz hatte, war raſch darüber einig, einen noch höhern anzugeben, um den niedern Eindringling abzuwehren. Der aber antwortete: „'t ſchad't jar niſcht, mein Geld is ooch keen Blei!“ und trat ein. Er war ein guter Kegelſchütz und hatte obenein das Glück, einen gewaltigen Wurf zu thun, ſo daß, nach dem hohen Satze, Vielen unter der vornehmen Geſellſchaft das Geld ausging und der Wirth ſich zu Anleihen verſtehen mußte. Als das Geld aufgezählt war, rief der Fremde den Kegeljungen, fragte ihn aus über ſein Thun und Treiben und ſagte dann: „Hör' mal, Junge, des is 'n Lulei-Leben, des Du führſt. Ick werde Dich des Geld hier ſchenken, aber, verſteh' mir recht: Du ſollſt davor wat lernen. Ick will't Dir verwahren, und Dich 'nen Schein drüber geben. Such' Dir 'nen ordentlichen Meeſter, un wenn Du nu wat brauch'ſt in die Lehre, denn kannſt du't von mir kriegen. Jetzt dräg'ſt Du det Geld bei mir zu Hauſe, da weeſt Du gleich, wo ick wohne und wer ick bin.“ Der Schenker war ein Brauer und der Beſchenkte iſt jetzt ein ſich gut ernährender Sattler. — Es iſt kein übel Geſchichtchen, und das „Lulei-Leben“ beſonders ein treffend Wort, obwohl unter vielen Spielen die Kegelbahn, wenn man je zuweilen ſie beſucht, allenfalls noch einen Vorzug haben dürfte, weil man wenigſtens Bewegung dabei hat. Immer aber wollen wir an den alten Spruch erinnern: „Runde Hölzer und viereckige Knochen, haben ſchon manchen Beutel gebrochen.“ Daß hier Kugeln und Würfel gemeint ſind, erwähnen wir kaum, denn wir haben's mit lauter geſcheidten Leſern zu thun, die auch wiſſen: Spielen iſt noch lange keine ſo große Kunſt wie das Aufhören zu rechter Zeit.

Die
Katharinen-Kirche zu Salzwedel.

Sie zeigt, was ſonſt bei den alten Kirchen dieſer Gegend nicht vorkommt, auf ihrer Weſt-Seite nur einen Thurm; gewöhnlich findet man deren zwei. Die treppen- oder zinnenartige Abſtufung an den Giebeln der Kapellen auf der Nordſeite, welche auf dem beigefügten Bilde zu ſehen, iſt für den Anblick wohlthuend, indem man das Vorherrſchen jener großen ſchrägen Linie, die der hohe Giebel mit ſich brachte, und die ſich hier auch noch an dem Giebel des Kreuzes zeigt, glücklich zu vermeiden wußte. Ueber das Alter dieſer, der heiligen Katharina geweihten Kirche

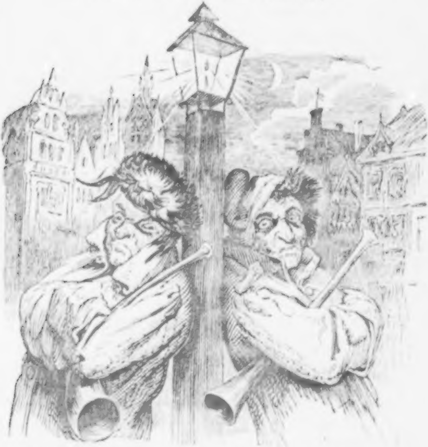


iſt nur ſo viel zu ſagen, daß eine Urkunde vorhanden, wonach ſie bereits im Jahre 1281 benutzt wurde; doch ſind ihre Theile unzweifelhaft aus verſchiedenen Zeiten. — Das Gebäude zur Rechten iſt das Lüchower Thor, und die ganze Umgebung der Kirche, wie man ſieht, ſehr anmuthig, was gewiß die Andacht erhöht. Denn ob Einem auch Gott überall begegnet, will man ihn nur erkennen, in ſchöner Natur ſpricht er uns gleichſam von ſelber an.

Die beiden Wächter.

Fabel von Gellert.

(Mit einem Bilde nach G. Oſterwald.)



Zween Wächter, die ſchon manche Nacht die liebe Stadt getreu bewacht, verfolgten ſich aus aller Macht auf allen Bier und Branntwein-Bänken, und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken einander bis auf's Blut zu kränken; denn keiner brannte von dem Span, woran der andre ſich den Tabak angezündet, aus Haß den ſeinen jemals an. Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet, den Feinde noch den Feinden angethan, den thaten ſie einander an; und jeder wollte bloß den andern überleben, um noch im Sarg' ihm einen Stoß zu geben. — Man rieth und wußte lange nicht, warum ſie ſolche Feinde waren; doch endlich kam die Sache vor Gericht, da mußte ſich's denn offenbaren, warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren, ſo heidniſch unverſöhnlich waren. — Was war der Grund? Der Brodneid? War er's nicht? Nein! Dieſer ſang: „Verwahrt das Feuer und das Licht!“ . . . allein ſo ſang der andre nicht. Er ſang: „Bewahrt das Feuer und das Licht!“ — Aus dieſer ſo verſchied'nen Art, an die ſich beid' im Singen zänkiſch banden, aus dem verwahrt und dem bewahrt war Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wuth entſtanden.

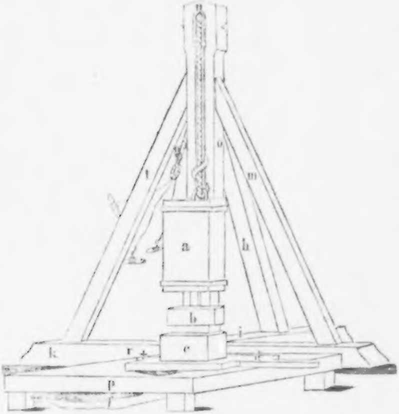
Die Wächter, hör' ich Viele ſchrein, verfolgten ſich um ſolche Kleinigkeiten? Das mußten große Narren ſeyn. — Ihr Herren, ſtellt die Reden ein, ihr konntet ſonſt unglücklich ſeyn! Wißt ihr denn nichts von ſo viel großen Leuten, die in gelehrten Streitigkeiten um Sylben, die gleich viel bedeuten, ſich mit der größten Wuth entzweiten?

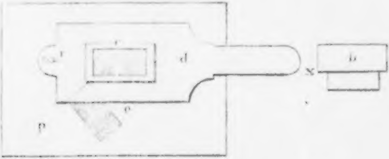
Die neu erfundenen Erdſteine und deren Fabrikation.

Herr Iſenard in Odeſſa, ein Franzoſe von Geburt, hat eine Methode erfunden, aus jeder Erdart Steine zu bereiten, welche die Lehmſteine an Güte bei weitem übertreffen, und faſt den gebrannten Steinen gleich kommen. Durch eine gefällige Mittheilung des Herrn Landes-Oekonomie-Raths Thaer auf Mögelin, über dieſen für die ländliche Baukunſt ſo wichtigen Gegenſtand, bin ich in den Stand geſetzt worden, die bereits damit gemachten Erfahrungen vorzulegen, und die Vorrichtung zur Fabrikation dieſer Steine zu entwerfen.

Man kann jede Erdart, auf der mit Vortheil Waizen gebaut wird, zu dieſen Steinen benutzen, Sandboden iſt natürlich untauglich. Zu reinem Lehmboden muß indeſſen Sand hinzugeſetzt werden, da, wenn er zu fett iſt, die Steine nicht gut aus der Form gehen. Die Verfahrungsart bei der Anfertigung der Steine, ſo wie die Vorrichtung dazu, iſt folgende.

Es wird ein Gerüſt, ganz ähnlich einer Ramme, welche zum Einſchlagen der Pfähle benutzt wird, aus ſechs Balken, die in der Zeichnung mit **h i k l m o** bezeichnet ſind, auf die dort angegebene Art zuſammengeſtellt. In der Spitze des Balkens o iſt eine Rolle n angebracht, über welche das Seil g geführt iſt, und wodurch der eichene, ſtark mit Eiſen beſchlagene Kloz, der möglichſt rechtwinklich gearbeitet ſeyn muß, bewegt wird.





Auf dem Balken o iſt eine ſtarke Latte frei ſtehend befeſtigt, welche dazu dient, dem Klotze a, der darauf läuft, einen gleichmäßigen Fall zu geben, und die Schwankungen nach der Seite hin zu vermeiden. In der Zeichnung iſt mit p ein ſtarker, aus Eichenholz gearbeiteter niedriger Tiſch bezeichnet, auf welchem die Scheibe d an der linken Seite mit einer Schraube r befeſtigt iſt. In dieſe Scheibe iſt ein aus ſtarkem, zähem Holze, und zwar aus einem Stück gearbeiteter Kaſten eingelaſſen. Aeußerlich iſt dieſer Kaſten mit eiſernen Bändern verſehen und ſein innerer Raum iſt mit einem ohngefähr ½ Zoll ſtarken, genau in den hölzernen paſſenden, gußeiſernen Kaſten gefuttert. Dieſer Kaſten bildet die Form des zu ſchlagenden Steins. Die gußeiſerne Form muß möglichſt glatt ausgeſchliffen ſeyn, damit keine Unebenheiten den Stein am Herausfallen hindern, und überall genau an die hölzerne anſchließen, weil ſie ſonſt augenblicklich zerplatzt. Man giebt dieſer Form ohngefähr das Doppelte der Höhe, welche man für den Stein beſtimmt hat. Die anzuwendende Erde, welche ſo trocken ſeyn muß, daß ſie ſich durchaus in der Hand nicht ballen läßt, und niedergeworfen in Staub zerfällt, wird nun in die Form gethan, und nachdem dies geſchehen, wird der oben mit Eiſen beſchlagene Klotz b, deſſen unterer Theil genau in den mit Erde gefüllten Raum des Kaſtens paßt, aufgeſetzt und nun beginnt das Rammen. Die erſten Schläge geſchehen langſam, damit der Klotz nicht nach der Seite abweicht und die Form verdirbt, erſt beim dritten Schlage wird ſcharf angezogen. Mit 6 bis 7 Schlägen ſitzt der Klotz mit ſeinen Kanten x auf den Rand des Kaſtens auf, und der Stein iſt alsdann fertig. Jetzt dreht ein auf der rechten Seite ſtehender Arbeiter die Scheibe ſo weit, daß der Kaſten gerade über das Loch e im Tiſche ſteht, wo alsdann der Stein durch dieſes auf eine untergeſpannte Leinewand f fällt, und auf der linken Seite herausgenommen wird. Die Größe der Steine iſt ganz willkührlich: die in Odeſſa angefertigten ſind 12 Zoll lang, 8 Zoll breit und 6 Zoll dick. Fünf Arbeiter — welche zur Bedienung dieſer Vorrichtung nöthig ſind, nämlich drei an der Ramme, die zwei andern zu den Handdienſten, — machten von dieſen Steinen an einem Sommertage 350 Stück, und da deren Kubik-Inhalt 4½ mal größer als der unſerer Ziegel iſt, welche durchſchnittlich 10 Zoll lang, 5 Zoll breit und 2½ Zoll hoch ſind, ſo ergeben ſich 1575 Stück, welche von 5 Arbeitern an einem Tage angefertigt werden. Erhält nun der Arbeiter auf dem Lande ¼ Thlr. Tagelohn, ſo betragen die Koſten der Anfertigung von 1575 Steinen 1¼ Thlr. Oder rechnet man circa 1500 Stück Steine als zu einer Schachtruthe Mauerwerk erforderlich, ſo koſtet dieſe an allem Material 1¼ Thlr., indem man keine Transportkoſten zu zahlen braucht, da die Steine an Ort und Stelle gemacht werden. Lehm oder andere Binde-Materialien ſind nicht nöthig. Der Stein wird nur mit der Hand ein wenig befeuchtet und feſt an die untere Lage angetrieben. Herr Iſenard hat bis jetzt drei Gebäude in Odeſſa ausgeführt. Das eine iſt fünf Jahr, das zweite zwei Jahr, und das dritte ein Jahr alt. Zum erſteren war als Binde-Material Kalk, zum zweiten Lehm und zum dritten kein Binde-Material genommen, und Letzteres hat ſich bis jetzt als die beſte Art bewährt. Während des Erdbebens in Odeſſa haben dieſe drei Gebäude durchaus nicht gelitten. Mit den einzelnen Steinen ſowohl als mit den Mauern ſind mannigfache Verſuche angeſtellt, und zwar bricht ein Stein, der nach dieſer Art angefertigt worden, wenn man ihn aus Leibeskräften auf die Erde wirft, nicht entzwei, ſondern erhält höchſtens einige Beſchädigungen an den Kanten. Mit einem Beil kann man einen ſolchen Stein nur mit Mühe zertrümmern. Eine Büchſenkugel auf 30 Schritt auf eine ſolche Mauer abgeſchoſſen, fällt platt gedrückt, ohne die geringſte Zerſtörung bewirkt zu haben, auf die Erde nieder. Der General-Gouverneur Graf Woronzow hat eine Kanone anfahren laſſen, und eine 3½ Fuß ſtarke Mauer ertrug dieſen Schuß ohne bedeutende Zerſtörung, und nur der Stein, auf den die Kugel gewirkt, hatte eine Vertiefung in der Stärke dieſer Kugel bekommen. Der Stein läßt ſich nicht anders zum Gebrauch verkleinern, als wenn man ihn mit einer Schrot-Säge zerſchneidet. Man thut wohl, die Mauern mit einer Berappung oder einem Abputz zu bekleiden; obgleich der Regen ihnen nichts ſchadet, ſo iſt es für die Dauer doch zweckmäßig. Unter vielen guten Eigenſchaften dieſer Bauart, bei denen die Wärme, welche die Räume erhalten, für unſer Klima nicht die unbedeutendſte ſeyn möchte, iſt beſonders noch zu bemerken, daß die Bekleidung der Mauer durch Kalk in Zeit von 8 bis 10 Tagen vollkommen trocken iſt, und den der Geſundheit ſo nachtheiligen Kalk-Geruch durchaus in ſich aufnimmt, ſo daß ſolche Häuſer ſchon 14 Tage nach Vollendung der Bekleidung bewohnt werden können. Zu den Fundamenten benutzt man entweder Feldſteine, wenn der Grund feucht iſt, bei trockenem Grunde hat man indeß nur nöthig, einen Kanal zum Fundament zu graben, und in denſelben ſchichtenweiſe 6 Zoll hoch Erde zu füllen. Jede Schicht wird tüchtig mit einer Handramme feſtgeſtampft, und damit fort gefahren, bis der Kanal voll iſt.

Die Vortheile dieſer Bauart vor dem Ziegel- und Piſébau, theils durch ihre bei weitem größere Wohlfeilheit, theils durch die ſo geringen Umſtände, welche durch die Ausführung verurſacht werden, ſind ſo in die Augen leuchtend, daß ein Mehreres darüber zu ſagen nicht nöthig ſeyn möchte. Der Herr Landes-Oekonomie-Rath Thaer wird in dieſem Sommer auf Mögelin einen Schaafſtall nach dieſer Methode ausführen, und gewiß werden bald Viele dieſem Beiſpiel folgen.

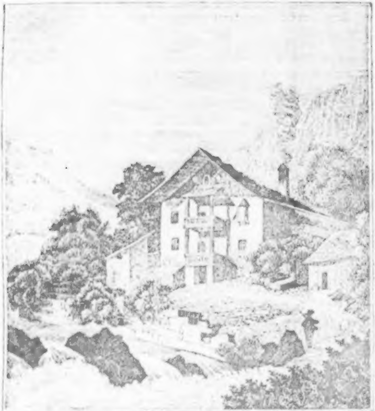
F. Hitzig, Baumeiſter.

Die Waiſen.

(Zu einem franzöſiſchen Bilde.)

Wir ſehen hier zwei Waiſen auf dem Grabeshügel der Eltern verweilen. In ſtiller Ahnung, was ſie verloren, ſitzt die Aeltere, halb gedankenlos in die Ferne blickend, während ſie vergebens verſuchte, in einem Buche den Troſt für den Schmerz, den das Leben ihr vorbehalten, zu ſuchen. Noch iſt ſie Kind, aber ſchon bewegt ſich in ihr ein Zug von Selbſtſtändigkeit, der ihr ſagt, daß ſie fortan auf ſich und am ſicherſten auf den Vater droben angewieſen iſt. Und zugleich fühlt ſie, wie ſie zum Schutz der noch jüngern Schweſter da ſey, ihr junges Herz empfindet dunkel, wie der Himmel, der ihr den Schutz entriſſen, ſie ſelber nun dazu geſchaffen, und faſt mehr mit mütterlicher als ſchweſterlicher Zärtlichkeit hält ſie das jüngere Kind im Arme. Dieſes aber iſt völlig ahnungslos all der ſchmerzlichen Tage, die das Leben Jedem bereit hält; ſie ſchmiegt ſich der Schweſter ſtill an, im Glauben, niemals den Verluſt ihrer Eltern tiefer fühlen zu dürfen, und nur der Zug leichten Bangens, vielleicht kaum mehr eine deutliche Vorſtellung von den Theuern, die unter dem Hügel ruhen, ſchwebt ihrem Sinne vorüber. Die Trauerweide über ihnen aber hängt, als ob ſie der Wehmuth entgegen käme, in ihren Zweigen mild herab und bildet den einzigen Schmuck des Grabes, welches das All dieſer Armen umſchließt, während in der Ferne die Kreuze bekränzt daſtehen, und die Liebespfänder der Ueberlebenden für die Dahingeſchiedenen wie im Triumph über den Armen tragen. — Wie viele Jahre werden entſchwinden, bevor der Schmerz ſich zu jener Liebe verklärt haben wird, die ein Grab zu bekränzen treibt, welches Alles enthält, was das Leben am innigſten leitet? Vielleicht iſt das eine oder andere dieſer Kinder noch beſtimmt, einſt, zur Jungfrau herangereift, in Thränen dieſe Stätte aufzuſuchen, um ein leidenvolles Herz hier zu beruhigen; oder es kommt der Tag, wo die Eine oder Andere, glücktrunken, an der Hand eines Liebenden den Weihort ihrer jetzigen Trauer aufſucht, um ihr Entzücken an dem Hügel des Schmerzes auszuſchütten. — Und endlich tritt auch wohl die Stunde ein, wo ein zweites Grab hier gegraben wird, das beſtimmt iſt, die Ueberreſte einer armen verlaſſenen Waiſe aufzunehmen, die eingeht in das Reich, wo ſie Alles erwartet, was an Liebe für ſie dieſſeits gefehlt hat. — Wahrlich, des Schickſals Wege ſind dunkel und dunkler wollen ſie werden, wenn wir bei Gräbern weilend ihnen nachſinnen. Nur ein Troſt bleibt uns: wenn du in die Tiefe geſchaut haſt und Schmerz dein Herz umzieht, ſo blicke auf zum Himmel und von dort wird Balſam in deine Seele träufeln; — denn daß Gott walte, iſt die höchſte aller Bitten und aller Hoffnungen!

Andreas Hofer's Haus.



Im vorigen Jahrgange erwähnten wir bei dem Bilde von Innsbruck des Andreas Hofer; hier geben wir deſſen Haus im „Weiler am Sand“ (Paſſeirer-Thal), wo er Gaſtwirth war und von ihm ſeinen Beinamen „der Sandwirth“ erhielt. Noch heut gehört das Wirthshaus „zur Kaiſerkrone“, wie es jetzt, in Bezug auf Hofer's treue Geſinnung, benannt iſt, ſeiner Familie, aus der auch, um den Dank für den Tyroler Helden zu verewigen, der Schloßhauptmann für das landesfürſtliche Schloß Tyrol (deſſen Abbildung wir ebenfalls ſchon früher gegeben haben) gewählt iſt und gewählt werden ſoll, ſo lange ein Mann aus Hofer's Familie ſich dazu eignet. Möge ſie ſich Jahrhunderte hindurch erhalten, damit aus dieſem Erb-Amt immerdar eine Erinnerung an die thatkräftige Liebe eines wackern Bürgers und an die dauernde fürſtliche Dankbarkeit uns anſpreche! —

Wir aber wollen hier noch ein Lied anfügen, das Julius Moſen dem Tode des Tyroler Vorkämpfers ſang:

„Zu Mantua in Banden — der treue Hofer war, — in Mantua zum Tode — führt ihn der Feinde Schaar; — es blutete der Brüder Herz, — ganz Deutſchland, ach! in Schmach und Schmerz, — mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken — der Sandwirth Hofer ging — mit ruhig ſanften Schritten, — ihm ſchien der Tod gering, — der Tod, den er ſo manchesmal — vom Iſelberg geſchickt ins Thal — im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern — im feſten Mantua — die treuen Waffenbrüder — die Händ' er ringen ſah, — da rief er laut: Gott ſey mit euch, — mit dem verrathnen deutſchen Reich, — und mit dem Land Tyrol!

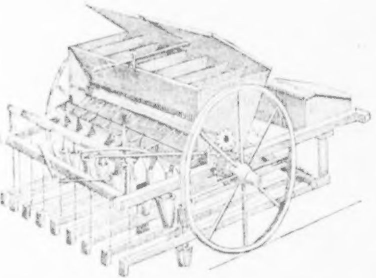
Dem Tambour will der Wirbel — nicht unterm Schlägel vor, — als nun der Sandwirth Hofer — ſchritt durch das finſtre Thor; — der Sandwirth noch in Banden frei, — dort ſtand er feſt auf der Baſtei — der Mann vom Land Tyrol.

Dort ſoll er niederknieen! — er ſprach: das thu' ich nit! — will ſterben, wie ich ſtehe, — will ſterben, wie ich ſtritt, — ſo wie ich ſteh' auf dieſer Schanz; — es leb' mein guter Kaiſer Franz, — mit ihm das Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde — nimmt ihm der Korporal, — und Sandwirth Hofer betet — allhier zum letzten Mal; — dann ruft er: nun ſo trefft mich recht! — Gebt Feuer! — Ach, wie ſchießt ihr ſchlecht! — Ade, mein Land Tyrol!“

Säe-Maschine.

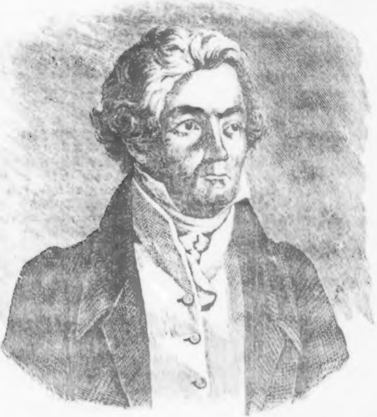
Hr. Hugues in Bordeaux hat ſie erfunden. — Dies Ackergeräth vereinigt zugleich die Eigenſchaft des Säens und die des unmittelbaren Eggens. Seine ganze Breite iſt 56 Zoll und es wiegt in allem 220 Pfund. Es hat zwei Trichter, wohinein man die Saat ſchüttet; in dem einen befinden ſich vier Oeffnungen und in dem andern drei, welche ſich, wenn die Maſchine in Thätigkeit iſt, vermittelſt des Drucks auf einen Knopf, nach Verlangen ſelbſt verſchließen. Jede dieſer Oeffnungen hat ſieben Löcher von verſchiedener Größe; man öffnet nur die, welche für das zu ſäende Getraide erforderlich ſind; die Maſchine hat folglich den Vortheil, jede Art von Getraide, klein oder großkörnicht, leichtes oder ſchweres, damit ſäen zu können. Jene Löcher ſind in Verbindung mit einem Cylinder, welcher vermittelſt ſeines Herumdrehens die Saat in eben ſo viel Röhren leitet, welche bis zum Erdboden hinabgehen; dieſe Röhren haben gegeneinander einen Zwiſchenraum von 8 Zoll. Sieben Pflugeiſen, die ihnen vorangehen, machen die Saatrinnen, wohinein der Saamen fällt; auch dieſe können durch das Stellen der Pflugeiſen nach dem Verhältniß, wie tief man die Saat unter die Erde bringen will, tieſer oder weniger tief gemacht werden. Hinter den Röhren iſt eine Ziehkette angebracht, woran eine Egge befindlich, die ſofort die Rinnen wieder zuſchüttet. Dieſe Rinnen haben gegenſeitig einen Zwiſchenraum von 8 Zoll. Wenn man drei Zwiſchenöffnungen zumacht, ſo werden nur 4 Rinnen geſäet, die dann einen Zwiſchenraum von 16 Zoll haben. Derſelbe Fall iſt es, wenn man einen Zwiſchenraum von 24, 32 oder 40 Zoll haben will, indem man für dieſen Fall verhältnißmäßig die Oeffnungen zumacht, aus welchen der Saamen fällt.



Vorn an der Maſchine befindet ſich noch ein andrer Trichter, der die ganze Breite der Maſchine einnimmt und dazu dient, den Staub-Dünger nach Belieben auf das Land auszuſtreuen, welches man beſäen will. Die Röhren dieſes Trichters haben von einander dieſelbe Entfernung, wie jene, welche die Saat ausſtreuen. Zwiſchen den beiden andern Trichtern und nach etwas vorn hin, befindet ſich ein Rad von 30 Zoll im Durchmeſſer, deſſen Umlaufsbewegung dazu dient, vermittelſt des andern Räderwerks den Cylinder zu drehen, der auf dem Boden der beiden Trichter iſt. Da der Umlauf der Axe dieſes Rades die Bewegung des Cylinders bewirkt, ſo folgt daraus, daß das Ausſtreuen der Saat immer in dem Verhältniß ſtatt findet, als das Pferd ſchnell oder langſam fortſchreitet.

Ludwig von Beethoven.

Geboren in Bonn am 16. Dezember 1770, geſtorben in Mödling bei Wien am 26. März 1827.



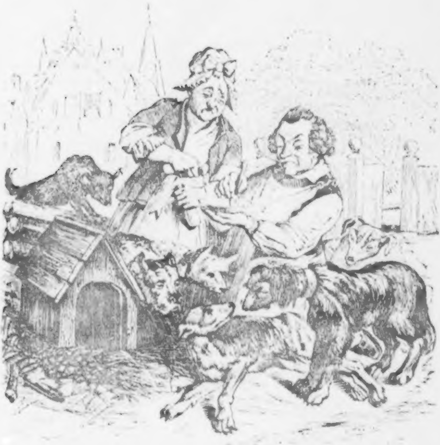
Da wir in dieſem Jahrgange bei der Schilderung Bonn's erwähnt haben, daß man genanntem Componiſten in ſeiner Vaterſtadt ein Denkmal ſetzt, iſt's uns nahe gelegt, ſein Bildniß zu bringen, was hiemit geſchieht. Dem Manne hatte die Natur den Beruf zur Muſik, man möchte ſagen als erſtes Geburtstags-Angebinde verliehen, und mit Haydn und Mozart bildet er unter den neueren deutſchen Tondichtern die erhabene Dreizahl. So ein recht volksbeliebter (oder, wenn man mit den Franzoſen den uns nicht angenehm klingenden Ausdruck brauchen will: ſo ein recht populairer) Componiſt mag er wohl niemals werden, außer etwa in ſeinen Liedern, von denen z. B. „Adelaide" bei vielen ſinnigen Leſern gewiß im Gemüth lebt; es gehört, unter uns geſagt, um Beethoven in ſeiner ganzen Tiefe zu kennen, ein ſtark Stück von ſeinem Geiſt dazu, und das hat nicht Jeder bei der Hand. Indeß ſo viel ſoll billig jeder Deutſche wiſſen, daß er ein wahrhafter Dichter in Tönen iſt, und wer ihn mit dem Herzen verſteht, muß in ſeinem Leben viel empfunden haben, was Der und Dieſer wohl nicht empfinden mag um den Preis, Beethoven ganz zu verſtehen in ſeinen Symphonien. Das mögen wir alſo Niemand zumuthen, der nicht aus eigenem Antriebe bis auf die nächſte Bekanntſchaft des großen Geiſtes vordringen will, aber Alle wollen wir Achtung hegen vor einem Manne, der auch die fremden Völker zwingt, deutſche Kunſt und deutſche Seele für was Rechts gelten zu laſſen. Das thun Beethoven's Meiſterwerke, und weil es dem ganzen deutſchen Volk zu Gute kommt, wenn unter uns volle Köpfe und volle Herzen ſo etwas vollbringen, müſſen wir Männer der Art allzeit hoch in Ehren halten. Das gebührt ihnen, zumal wenn ſie auch ſo rechtſchaffen gradaus und mildthätig waren wie Beethoven; hat man ihn auch mitunter etwas weniger rauh und etwas mehr ordentlich gewünſcht — der liebe Himmel weiß, was bei uns Allen zu wünſchen bleibt! Genug, Beethoven iſt ein Deutſcher erſten Ranges, Einer von Denen, wo wir, können wir's erübrigen, auch etwas beiſteuern müſſen, wenn in einem öffentlichen Denkmal der Volks Dank ſich gern ausſprechen möchte.

Der Hund.

Fabel von Gellert.

(Mit einem Bilde nach G. Oſterwald.)

Phylax, der ſo manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht, und oft ganzen Diebesbanden durch ſein Bellen widerſtanden, Phylax, dem Lips Tullian, der doch gut zu ſtehlen wußte, ſelber zwei Mal weichen mußte, dieſen fiel ein Fieber an. — Alle Nachbarn gaben Rath. Krummholz-Oel und Mithridat mußte ſich der Hund bequemen, wider Willen einzunehmen. Selbſt des Nachbar Gaſtwirths Müh', der vordem in fremden Landen als ein Doktor ausgeſtanden, war vergebens bei dem Vieh. — Kaum erſcholl die ſchlimme Poſt, als von ihrer Mittagskoſt alle Brüder und Bekannten, Phylax zu beſuchen rannten. Pantelon, ſein beſter Freund, leckt ihn an dem heißen Munde. „O", erſeufzt er, „bittre Stunde! o, wer hätte das gemeint!" — „Ach!" rief Phylax, „Pantelon! iſts nicht wahr, ich ſterbe ſchon! Hätt' ich nur nichts eingenommen, wär' ich wohl davon gekommen. Sterb' ich Aermſter ſo geſchwind: o, ſo kannſt du ſicher ſchreien, daß die vielen Arzeneien meines Todes

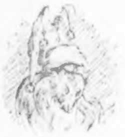


Quelle ſind. Wie zufrieden ſchlief ich ein! ſollt' ich nur ſo manches Bein, das ich mir verſcharren müſſen, vor dem Tode noch genießen. Dieſes macht mich kummervoll, daß ich dieſen Schatz vergeſſen, nicht vor meinem Ende freſſen, auch nicht mit mir nehmen ſoll. Liebſt du mich und biſt du treu, o, ſo hole ſie herbei; eines wirſt du bei den Linden, an dem Gartenthore finden; eines, lieber Pantelon, hab' ich nur noch geſtern Morgen in dem Winterreis verborgen; aber friß mir nichts davon!" — Pantelon war fortgerannt, brachte treulich, was er fand; Phylax roch, bei ſchwachem Muthe, noch den Dunſt von ſeinem Gute. Endlich, da ſein Auge bricht, ſpricht er: „Laß mir Alles liegen! ſterb' ich, ſo ſollſt du es kriegen; aber, Bruder, eher nicht! Sollt' ich nur ſo glücklich ſeyn, und das ſchöne Schinkenbein, das ich .... doch ich mag's nicht ſagen, wo ich dieſes hingetragen. Werd' ich wiederum geſund, will ich dir bei meinem

Leben auch die beſte Hälfte geben; ja du ſollſt" . . . Hier ſtarb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg; zween Blicke wirft er auf den Sarg, und tauſend wirft er mit Entſetzen nach den mit Angſt verwahrten Schätzen. O ſchwere Laſt der Eitelkeit! Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben, ſucht man ſich Güter zu erwerben; . . . verdient ein ſolches Glück wohl Neid?

Peter in der Fremde.



„Prangt die Narrenmütz über Greiſes-Bart,
Wird auch nicht' nütz der Jugend Art."

Am letzten Dezember, vor man weiß nicht genau wie vielen Jahren, verkündigte die Hebeamme dem Kalbeſchen Ehepaare das glückliche Ereigniß, daß ihm nach langem und bangem Hoffen und Harren ein munteres Söhnchen geboren worden. Die ganze Familie empfand und theilte die Freude von Kalbe dem Vater und Kalbe der Mutter. Die letzte beſonders war eine gemüthliche Frau. Als einzige Tochter eines reichen Pächters hatte ſie ihrem Manne viel mitgebracht an Baarſchaft, beweglichem und unbeweglichem Gut. Ihr Mann hatte es recht gut bei ihr, er durfte ſich um weiter nichts bekümmern als um ſich ſelber; das Hausweſen gedieh aufs Beſte. Traugott, ſo hieß Vater Kalbe, war etwas bequemer Natur, das Frühaufſtehn ward ihm zu ſauer; er vernachläſſigte oft die ſehr einträgliche Mahlmühle. Gertrude, ſo hieß Mutter Kalbe, nahm einen tüchtigen Geſellen in Dienſt, und ließ ihren Traugott ſchlafen. So ließ ſie auch ihre Aecker, Wieſen und großen Leinwandbleichen lieber von fremden Händen beſorgen, hielt ſelber auf Alles ein wachſames Auge, hegte und pflegte ihren Mann aufs ſorglichſte, und Traugott war nicht unerkenntlich. Er ſchlürfte mit ſeiner Trude den Kaffee, ſo oft ſie es haben wollte, rauchte zu Hauſe ſein Pfeifchen, trank zu Hauſe ſein Bier, bei Trude ſeinem Weibchen, und bewegte ſich wie die Angel bloß um die Thür. So lebte das glückliche Ehepaar häuslich und zufrieden. Wollte ſie Geſellſchaft, ſo lud ſie ihre zahlreichen Vettern und Muhmen zu ſich, die auch niemals ausblieben; denn ſie ließ den Kaffee brauen vom beſten, war freigebig mit Kuchen und Allem, was der Haushalt ſo reichlich darbot. Am liebſten hatte ſie ihre drei Muhmen: Eule, Dohle, Krähe, und die Eule vor Allen.

Nun, wie geſagt, es ſtellte ſich mit dem letzten Dezember ein Kälbchen ein. Die frommen Eltern dankten dem Himmel für dieſe Gunſt und der Knabe erhielt in der Taufe die Namen: Nathanael Blaſius Peter Kalbe. Von nun an wurde im Hauſe von nichts Anderem geſprochen, als von Peter dem Kleinen; kein anderes Geſpräch durfte aufkommen. War es z. B. draußen ſehr windig, und eine Muhme klagte über Erkältung, ſo fürchtete Frau Trude, der Wind könnte durch die Scheiben in die Stube dringen und Peterchen ſchaden. Die Dohle hatte in der Stadt einmal geſehen, daß die Leute zuweilen doppelte Thüren und Fenſter hätten, das ſchütze vor Kälte, und alsbald wurde der Tiſchler beſtellt; er mußte meſſen und verſprechen, recht emſig zu ſeyn und Thüren und Fenſter zu fertigen, wie Muhme Dohle es beſchrieben. In der Nachbarſchaft ſchlug einmal der Blitz ein, und tödtete im Stall ein Maſtſchwein, und Frau Kalbe jammerte und dankte: „Gott! wenn das den Peter betroffen hätte!" und ſchickte dem Pfarrer ein Angeld für ihres Sohnes Leben. Frau Krähe, die Muhme, hatte an Edelhöfen gedient; die wußte nun viel zu erzählen vom Blitzableiter, wie ſelbiger ſchütze vor jeglicher Gefahr des Donners und Blitzes. Alsbald wurde derowegen geſchrieben nach der Stadt. In wenigen Wochen prangte am Vorwerk der Blitzableiter. Ein Hauſirer brachte viele Sachen ins Dorf, ſonſt dort dem Namen nach nicht einmal gekannt; es wurde Alles gekauft für den Peter.

So wuchs der Peter heran zur Freude der Eltern und Vettern und Muhmen. Alle Speiſen konnte er ohne Beſchwerde vertragen, und hatte am liebſten die Klöße. Der Pfarrer beſuchte fleißig die Kalbe's, ermahnte den Knaben zur Schule; allein das Sitzen behagte dem Peter nicht, und ſein Köpfchen that weh, wenn der Schulmeiſter der Reihe nach von ihm das A. B. C. verlangte. „Das hat ja noch Zeit", meinte Frau Gertrude; „das hat ja noch Zeit", meinten die Vettern und Muhmen. Am liebſten verweilte Peter im Stalle, und hatte die Schafe ſo gern und die Kälber, und ließ ſich am Seile herunter an der Mühle, wie Korn und anderes Getraide. „Was der Junge wild wird!" klagte die Mutter dem Vater. „Hab's auch nicht beſſer gemacht in der Jugend", anwortete behaglich der Vater; „indeſſen habe ich meine Freude am Jungen, er wird kräftig und ſtark und ſchlachtet ganz nach mir. Wenn der Junge das Schreiben und

Leſen erlernt, ſo ſollt' es mich wundern; aber Frau, gieb Acht, er lernt es ſo wenig im Leben, wie ich ſelber. Indeſſen, wie Gott will. Es ſollen nicht Alle ſo gelehrt ſeyn, wie der Herr Pfarrer, und zum Prediger bringt es ja der Peter doch nicht!“

Außer den gewöhnlichen Beſuchen, welche die Glieder der Familie den Kalbe's oft abſtatteten, war alljährlich, am Geburtstage unſeres Peter, eine allgemeine Verſammlung. Da wurde trefflich geſchmauſt und wacker getrunken auf die Geſundheit des Königs des Feſtes. Jeder brachte ein kleines Geſchenk für den Peter und brachte es gern; denn es wurde mehrfach vergolten. Neben dem Feſte der Freude war auch die Beſtimmung des Tages, über Peter zu ſprechen, über ſeine Erziehung, Bildung und Zukunft. Beſprochen und gerathen ward da viel — es führte den Vorſitz die Eule, und den Ausſchlag gab die Krähe und die Dohle. — Allein, was da beſprochen ward und gerathen, wurde nicht zur Ausführung gebracht; gegen Alles lehnte ſich der eigenſinnige Peter auf. Seine Beſchäftigung war der Müßiggang, und abwechſelnd ging er dem Großknecht im Stalle zur Hand, dem Geſellen in der Mühle, dem Schäfer auf dem Felde, und den Mädchen auf den Leinwandbleichen. Selber legte er nie Hand an's Werk; ſondern hatte nur Freude am Zuſehen. Die Jahre gingen raſch vorüber; der Knabe ward zum Jüngling, der Jüngling zum Manne. So treffen wir ihn jetzt als Peter den Großen. Er war mündig geworden und ſollte heirathen, wozu der Pfarrer gerathen aus mancherlei Gründen. Eine vernünftige Frau ſollte ſeine Erziehung vollenden, ihn abhalten von ſeinem thörichten Treiben, und vor Allem von den Leinwandbleichen, wo er zuletzt am liebſten geweilt bei den Mädchen. Die Dohle, die Krähe warben für ihn, und vor Allem die Eule. Sie ſprach mit Wehrmanns Lieschen. Die liebliche Jungfer war züchtig und fromm, grüßte Jedermann im Dorfe, und alle Burſchen nannten ſie einſtimmig „Schön Lieschen.“ Sie war eine Waiſe, und ein Vetter ihr Vormund. Vermögen hatte ſie nicht, aber Mutter Natur gab ihr Erſatz, und zur Mitgift Tugend und Schönheit. Sie war von Peter nicht unbeachtet geblieben, er drängte ſich oft in ihre Nähe; doch wagte er es nicht mit ihr zu ſprechen, weil ſie ſchon gar ſehr über ihn gelacht, er wußte freilich nicht worüber. Um „Schön Lieschen“ alſo warb nun die Eule, ſo ward es im Rathe beſchloſſen. Sie redete ihr ſehr zu Gemüthe, führte ſie auf das Kalbeſche Beſitzthum, auf die Aecker, die Wieſen, die Mühlen, die Bleichen, zeigte ihr die ſchöne Ausſicht, zum Beſitze aller dieſer Herrlichkeiten zu gelangen, wenn ſie Petern die Hand reichen wollte. Lieschen fand wohl Freude an dem Allen; ſie wußte wohl, welche Annehmlichkeiten dies Alles gewährt, wie ſie angeſehen ſeyn würde und geſucht und geliebt als Frau Kalbe; wie manches Mädchen ſie beneiden würde ob ſolch eines Glücks, und dennoch —! Wenn ſie ſich den linkiſchen und blöden Peter vergegenwärtigte, wenn ſie ſich als Frau eines Mannes dachte, der zu nichts in der Welt tauge, als im Winter hinterm Ofen zu hocken, und Sommers mit dem Vieh auf die Weide zu gehen, der nichts von der Wirthſchaft verſtehe, ſich auch um weiter nichts bekümmere, als was in der Küche gekocht wird, da war ihr der Reichthum verleidet und das Kalbeſche Beſitzthum. Indeſſen drängte die Eule in Lieschen, und dieſe ſagte nicht „nein" und ſagte auch nicht „ja." Nur Zeit wollte ſie haben zum Beſinnen und fürchtete ſich zumeiſt vor dem Vetter, ihrem Vormund, der ſehr ſtrenge war in ſeinen Pflichten. Denn er konnte die Stunde nicht erwarten, ſeine Mündel als die reiche Frau Kalbe zu ſehen. Was die Eule über Lieschen nicht vermocht, wollte die Dohle vollenden und die zudringliche Krähe. Sie alle nun drängten und beſtürmten das arme Lieschen, ſie mußte ſich deutlich erklären und gab gezwungen folgenden Beſcheid: „es ſolle der Peter erſt reiſen; die Fremde nur", meinte ſie, „mache Menſchen, da werde er ſicher dasjenige erreichen, was ihm jetzt abgehe." Mit dieſem Beſcheid mußten die Dränger ſich vorläufig begnügen. Das arme Mädchen wollte ſich Ruhe verſchaffen und der Zeit das Andre überlaſſen. Iſt erſt der Peter einmal fort, dachte ſie, und meldet ſich inzwiſchen ein Freier — ſie entſchlöſſe ſich zu Jedem lieber, als zu dem Peter.

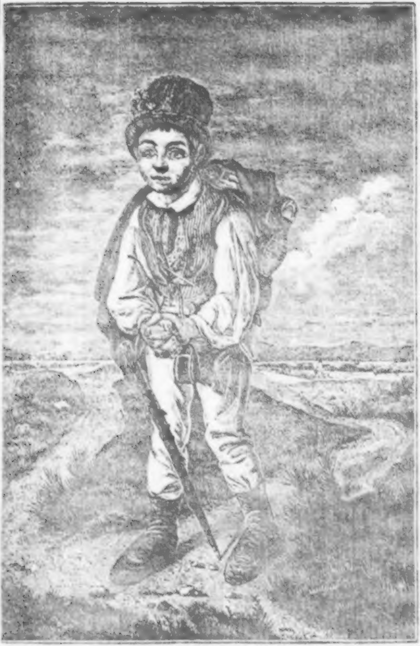
Alle waren mit dem Vorſchlag zufrieden, am meiſten der Peter. Seitdem Lieschen ſich fürs Reiſen erklärt, bemächtigte ſich ſeiner eine unendliche Sehnſucht, die Länder und Städte zu ſehen, von denen der Herr Pfarrer ſo Vieles erzählte. Dagegen eiferte die Mutter allein. Sie wollte Anfangs durchaus nichts davon wiſſen; auch davon nichts, daß dem Söhnchen noch etwas an der Erziehung ermangle, und was zum Heirathen Noth thut. Weil aber der Peter ſich aus allen Kräften für's Reiſen erklärte — die Mutter erkannte daraus ſeine heftige Liebe für's Lieschen — und er ſich durch keine Gefahren, die ſie ihm ſo lebhaft geſchildert, abſchrecken ließ, gab ſie, wiewohl ungern, dennoch endlich nach.

Die Familie wurde außergewöhnlich verſammelt, dazu auch der Herr Pfarrer. Jeder mußte, ſo wollte es die Mutter, Petern noch einmal vom Reiſen und vom Lieschen abrathen; am beredtſten that ſie es ſelber. „Was willſt Du nur in der Fremde machen. Du kennſt nicht die Menſchen und die Welt, die Dich bei Deiner Gutmüthigkeit ſicher betrügen. Sieh' doch nur einmal den Vater an, der reiſte nie, und iſt doch nicht dummer wie Andere. Und eine Frau ſollſt Du noch haben, jung und ſchön, viel ſchöner noch als das bettelarme Lieschen" — man ſieht, ihr Stolz war beleidigt — „und das ehe ein Monat noch vergeht." Es half Alles nichts. Der Peter wollte durchaus fort in die

Welt. Der Pfarrer mußte die Reiſeroute angeben und tauſend Lebensregeln.

Der Tag der Abreiſe wurde feſtgeſetzt. Alle Vettern und Muhmen waren zum Abſchiedsſchmauſe geladen. Die Mutter verpackte den Jungen aufs ſorgfältigſte, ſpickte ſeine Börſe mit Geld und der Herr Pfarrer ſein Gewiſſen mit erbaulichen Reden. Sie wollten ihm das Geleit geben; das verbat er ſich förmlich. Sie Alle ſollten noch zechen und ſeine Geſundheit trinken bis tief in die Nacht, während er ſeine Reiſe getroſt antreten werde.

Das Verabſchieden nahm kein Ende. Jeder wollte es dem Andern an Liebkoſungen zuvor thun, und ihm die beſten Reiſe- und Lebensregeln mitgeben, darüber der Peter in höchſter Ungeduld ſchleunig aufbrach und förmlich die Flucht ergriff. — In anderthalb Stunden hatte der Peter ſeine anderthalb Meilen gereiſt, oder vielmehr gelaufen. Wer den großjährigen Wanderburſchen in ſeinem neuen Reiſehabit, Felleiſen und Wanderſtab auf der Landſtraße galoppiren geſehen — der Angſtſchweiß lief ihm von der Stirne — konnte ſich unmöglich dieſe Erſcheinung erklären. Es war aber zum Theil ſeine große Reiſeluſt, angefacht von der Liebe zu Schön Lieschen, theils die Angſt, ſich zum erſten Mal in dem weiten All allein zu finden, und theils auch die Furcht, Mütterchen könnte ihn zurückholen laſſen, was ihn ſo ſehr anſpornte zum Rennen, als wenn er mit Hunden gehetzt würde. Endlich entging ihm die Kraft, er mußte ein wenig verſchnaufen. Das Reiſewetter, bis dahin für einen erſten Frühlingstag ſchön zu nennen, fing an umzuſchlagen. Schwarze Wolken umzogen den Himmel; einige machten ſich Luft und blieſen aus vollen Backen. Schneeflocken mit Regen untermiſcht fielen in ſeltſamer Verwirrung vom Himmel. Peter ſchloß die Augen und ließ alles Ungemach über ſich ergehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, es könnte wohl donnern und ein zündender Blitz ihn tödten — er hatte dieſe Angſt von ſeiner Mutter — und Thränen entquollen ſeinen Augen. Kein Obdach, kein Blitzableiter war in der Nähe, und er hülflos und allein. Sein erſter Entſchluß war umzukehren, und den Weg nach der Heimath anzutreten; allein die Angſt lähmte ſeine Schritte. So ſtand er da, ein Jammerbild, die Hände ringend, den Blick nach der Heimath gerichtet, und um Erbarmen flehend, mitten auf der Straße. Der Himmel erbarmte ſich ſein, das Wetter wurde wieder erträglich. So trat er die Reiſe von Neuem an. Er ging, oder lief vielmehr noch eine Stunde, bis er an einen Kreuzweg kam. Davon hatte der Pfarrer kein Wort geſprochen. Guter Rath war theuer und ſein eigener Verſtand ſtand ſtille. Er wollte warten bis Jemand kam, ihn zurecht zu weiſen, er wartete lange, Niemand kam. Neue Angſt, neue Verlegenheit. Schon fing es an zu dunkeln und Peter ſtand nun wartend auf eine Hülfe in der Noth. Mit einemmale



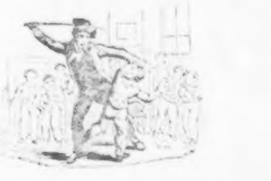
ſah man ihn ſich wenden, als wenn der Wind ſich plötzlich drehte. Er mußte einen Entſchluß gefaßt haben. So war's auch. Heimwärts trieb ihn die Angſt, heimwärts trugen ihn die Füße. Er lief, daß ihm der Athem ausgehen wollte. „Heda, Landsmann! haltet doch einen Augenblick ſtill“, ſchrie ihm ein pfiffig ausſehender Reiter von hinten nach. „Er läuft ja, wie das böſe Gewiſſen! Iſt ihm die Polizei auf dem Halſe? ſo wird ihm das Laufen wenig helfen; es ſind ihm gewiß ſchon Steckbriefe vorangeeilt.“ Peter verſtand zum Glücke den Reiter wenig, und faßte bald ein Zutrauen zu ihm. Dieſer ſprach ihm Muth zu und Schutz vor jeglicher Gefahr, denn er erkannte alsbald in dem Burſchen den einfältigen Gimpel. „Wenn ihm was daran liegt, ſich den Blicken der Neugierigen zu entziehen, ſo werde ich ihm rathen, den Seitenweg dort mit mir einzuſchlagen. Er iſt kürzer und beſſer zu betreten.“ Peter war froh, eine menſchliche Seele um ſich zu haben, folgte dem Reiter auf dem Nebenwege, erzählte ihm viel von Schön-Lieschen, ſeinen Eltern und Vettern und Muhmen, und beſonders über den Zweck ſeiner Reiſe. Der Reiter wußte nun, wen er vor ſich habe. „Er dauert mich, guter Freund“, begann zutraulich der Reiter — es war ein ſchlauer Roßtäuſcher — „daß er ſo neben dem Pferde einherlaufen muß, während ich reite; ich würde ihn auch gern aufs Pferd genommen haben, allein das iſt wahrlich ermüdet. Sein Felleiſen jedoch will ich ihm gern abnehmen; für ihn iſt es läſtig und dem Pferde eine Kleinigkeit.“ Peter willigte ein mit Freuden, entlud ſich ſeiner Laſt, ging jetzt luſtig und raſcher zu Fuß, und pries das Wohlwollen des Reiters. Der Täuſcher unterhielt ihn aufs beſte, und wie er ſich in ſein Vertrauen geſchwatzt, machte er dem Peter einen Vorſchlag, den dieſer ohne Weiteres genehmigte. „Wir ſind nun nicht mehr fern von ſeinem Dorfe“, eröffnete der Täuſcher ſein Vorhaben, „immer neben dem Pferde herzulaufen fällt ihm am Ende doch zu läſtig, wie dem Pferde, das längſt ſchon auf ſein Futter wartet. Geh' er daher langſam und ruhig ſeiner Wege; ich reite indeß raſch vor ihm her, kehre bei ſeiner Mutter ein, grüße die Seinen aufs beſte und lege das Felleiſen dort ab; wenn er ankommt, iſt mein Pferd längſt ſchon gefüttert; ich erwarte ihn, er kann ſich darauf verlaſſen.“ Der Peter war's zufrieden, bat den Freund, nichts aus dem Felleiſen zu verlieren, beſonders nicht das Geld. „Sehr wohl, Herr Peter!“ Mit dieſen Worten drückte der Gauner ſeinem Roſſe die Sporen in die Weichen, es lief Galopp, daß Kies und Funken ſtoben. Noch wollte ihm Peter einige Bemerkungen nachſchicken; ſie gingen in den Wind, und „Roß und Reiter ſah er nimmer wieder.“

Der Peter war nun wieder allein, ſeinen Gedanken überlaſſen, und dieſe flogen nach der Heimath und ſchleppten ſeine Füße immer raſch vorwärts. Ein eilender Wanderer zieht leicht fremde Blicke auf ſich, zumal unſer ſeltſam ausſtaffirter Peter. „Wohin ſo eilig, Landsmann? — Iſt eine Hochzeit in der Nähe, oder eine Leiche? Wir ſind gern bereit, an ſeinem Schickſal Antheil zu nehmen — ſo wartet doch ein wenig!“ Dieſe Anreden wurden von drei luſtigen Wanderern an Peter auf einmal gerichtet. In der Eile, mit der er an ihnen raſch vorübergegangen, überhörte er die Fragen, und antwortete ſo verkehrt, daß dieſe Luſt bekamen, ſich mit ihm ferner zu unterhalten. Sie nöthigten ihn, in ihrer Mitte und Geſellſchaft zu gehen, er mußte gehorchen. Zu ihrer Kurzweil mußte er ihnen ſein Reiſeabenteuer zum Oeſtern erzählen, und jedesmal wunderte er ſich, wenn er auf den dienſtwilligen Reiter kam, daß ſeine Reiſegefährten darüber ſo erſchrecklich lachten.

Sie kamen einem Gaſthauſe vorbei, wo ihre Wege ſich trennten; da machte Einer den Vorſchlag, dort etwas zu verweilen, und auf gute Bekanntſchaft ein Gläschen zu trinken. Die Andern hatten nichts dawider und ſo mußte Peter ſchon gehorchen. Die muntern Geſellen fingen an brav zu zechen und wußten es ſo einzurichten, daß Peter ſich von ſelber erbot, ihr Wohlthäter zu werden. Sie tranken ihm zu Ehren ein Gläschen nach dem andern, und jedesmal war er außer ſich, von fremden Herren ſich ſo geehrt zu finden. Seine Geſundheit wurde immer zuerſt ausgebracht, und zuletzt nur die ſeine allein und ausſchließlich. Das ſpornte ſeinen Wohlthätigkeitsſinn immer mehr an, und endigte zuletzt noch tragikomiſch. Die Herren verabſchiedeten ſich und Peter ſollte die Zeche bezahlen. Es fand ſich aber, daß er ſeine Baarſchaft im Felleiſen hatte und keinen Pfennig in der Taſche. Die Fremden drückten ſich und ließen den Gimpel in der Fange. „Er wollte dieſe Kleinigkeit durch Mütterchen ſchon beſorgen laſſen;“ ſagte Peter. Der Wirth aber traute dem nicht. Und Peter mußte ſich zuletzt entſchließen, ſich ſeiner Sachen, ſo viel er deren entbehren konnte, zu entäußern, und ſie als Pfänder hinzugeben. Es geſchah und Peter wurde in Gnaden entlaſſen.

Müde und lebensſatt trat er ſeine Heimkehr an, kam auch ohne ferneres Abenteuer in ſein geliebtes Dorf. Alles ſchlief ſchon, nur im väterlichen Hauſe gewahrte er noch Lichter. Er ſchloß daraus, daß die Geſellſchaft vom heutigen Abſchiedsſchmauſe noch beiſammen ſeyn müſſe, auch hörte er die Krähe laut auflachen, erkannte die Eule am Nieſen, und ſcheute ſich, den Blicken der Gäſte ſich ſo zu zeigen. Jetzt erſt kam ihm ſein Zuſtand höchſt erbärmlich vor. Er fror, gähnte und weinte. Das Weinen that ihm in der Regel wohl; in gemüthlichen Zuſtänden war er immer am vernünftigſten. Er könnte einen Entſchluß faſſen wie jetzt. Er kletterte über den Zaun, verwies den bellenden Hund zur Ruhe, und gelangte auch ohne Weiteres und unbemerkt in ſeiner Eltern Zimmer. Der Vater lag ſchon im Bette und ſchlief, er konnte das Nachtwachen nicht ertragen; aber die Mutter fehlte, ſie mußte noch bei den Gäſten ſeyn. Peter ſetzte ſich hinter den warmen Ofen, wie er es in frühern Zeiten gethan; dort ſaß er ſtill und ſchläfrig, bis die Mutter endlich herauf kam, ſich zur Ruhe zu begeben. Die Mutter fing an, ſich beim Beten zu entkleiden. Zuletzt öffnete ſie das Fenſter, wahrſcheinlich um nach dem Wetter zu ſehen, und das gewiß ihres Sohnes wegen, und dabei brach ſie nun in folgende Worte aus: „Wo mag doch nur der Peter jetzt ſeyn? Ach, wäre er zu Hauſe geblieben, er läge jetzt noch weich und warm.“

So lange hatte ſich Peter ruhig verhalten. Als er aber die Ausbrüche der mütterlichen Zärtlichkeit vernommen, da ſchwoll ſein kindliches Gemüth; er fing an laut zu ſchluchzen und zu heulen und rief laut: „Ach Mama, Mama!“ Mehr konnte er vor Heulen nicht herausbringen, flog in die mütterlichen Arme, und da weinten Beide gar ſehr — eine rührende Scene, bei der man auch lachen kann. — Das war — Peter in der Fremde, den das vernünftige Lieschen daheim ſitzen ließ, und lieber den armen, aber tüchtigen Günther heirathete, der, von ſeinem Militairdienſt zurückkehrend, mit geringem Erſparniß ein Bauergütchen kaufte und es ſich nach und nach von Schulden frei arbeitete. Frau Gertrude Kalbe aber hat in ihren ſpäteren Tagen, da mit dem Peter auch gar nichts Ordentliches anzufangen war, doch zuweilen eine Ahnung davon gehabt, daß es beſſer geweſen, es wäre dem Peter die Lern- und Arbeitsluſt im Nothfall auf ſolche Weiſe eingeprägt worden, wie dies Bildchen vor Augen bringt. —



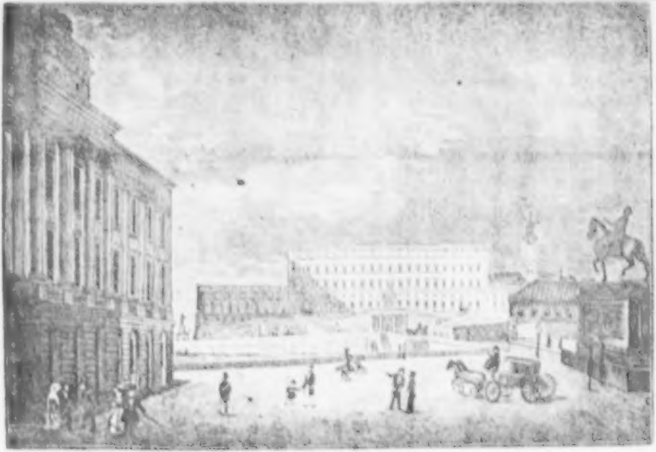
„Ein trockner Stecken in rechter Huth
Kann Blüthen treiben aus fauler Brut.“

M. Lefrank.

Das
Königliche Schloſs in Stockholm.

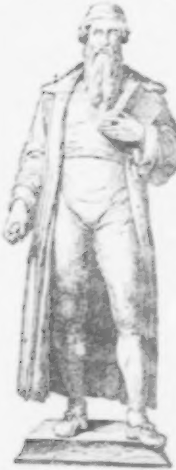
Die Hauptſtadt Schwedens und Reſidenz ſeiner Könige, Sitz der höchſten Centralbehörden liegt unter 59° 19′ 15″ nördlicher Breite an beiden Ufern des hier einem breiten Strome gleich in eine Bucht der Oſtſee ausfließenden Mälarſees und auf mehreren dazwiſchen liegenden Inſeln oder Holmen; ſie beſteht weſentlich aus drei Haupttheilen: dem Norder-Malm, dem Süder-Malm und der auf einer Inſel dazwiſchen liegenden eigentlichen Stadt. Dieſe Theile und mehrere zur Stadt gehörige kleinere Holme ſind untereinander durch zum Theil prächtige Brücken verbunden. Betrachtet man die Stadt im Ganzen, ſo gehört ſie zu den ſchönſten, die es giebt: die vielen Inſeln, die mannigfaltigen Buchten und Waſſermaſſen dazwiſchen, der überall aus Berg und Thal beſtehende Boden, theils mit herrlichen, Nachts erleuchteten Straßen und ſchönen Häuſern, theils noch mitten zwiſchen den Häuſern mit nackten oder bewachſenen Felſen bedeckt, dies Alles gewährt einen ebenſo überraſchenden als mannigfaltigen Anblick.

Der größte Theil der Stadt hat ſchöne regelmäßige Straßen, ſteinerne oft mit Kupfer oder Eiſen gedeckte Häuſer und nur in den äußern Vorſtädten findet man noch hölzerne Häuſer. Höchſt überraſchend wird der erſte Anblick auch dadurch, daß nichts in der Nähe Stockholms die große Hauptſtadt verkündigt und man beinahe unmittelbar aus Feld und Wald in die Straßen tritt. Mitten in der Stadt laufen die reichbeladenen Schiffe aus und ein, wie in Venedig. Die eigentliche Stadt, Staden, liegt im Mittelpunkte des Ganzen, auf einer im Verhältniß zu den andern Stadttheilen kleinen Inſel; hier ſind die Straßen am engſten, die Häuſer am höchſten und es iſt der unfreundlichſte und ſchmutzigſte Theil. Doch liegt hier am nordöſtlichen Ende das ſchönſte Gebäude Stockholm's, das prächtige Reſidenzſchloß, eines der ſchönſten in Europa. Das alte Schloß brannte unter Chriſtine 1642 ab; das neue ward 1692 nach Teſſin's Plan aufgeführt, brannte jedoch 1697 größtentheils abermals ab, wurde erſt 1728 wieder angefangen und 1753 vollendet. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, welches einen großen Hof einſchließt; zwei Flügel, nach Oſten vorſpringend, umſchließen einen kleinen Garten, und von der weſtlichen Fronte zieht ſich ein halbkreisförmiger Säulengang hin, worin die Hauptwache ſich befindet. Das Ganze liegt auf einem Hügel, am Ufer der See. Oeſtlich vom Schloſſe ſteht die treffliche eherne Statue Guſtavs III., welche die Bürger ihm im Jahre 1790 zu errichten beſchloſſen; ſie ward aber erſt 1808 aufgeſtellt. Vor der ſüdlichen Front ſteht ein ſchöner Obeliſk von Granit, welchen Guſtav IV. Adolf zum Andenken an die Treue des ſchwediſchen Volks, nach den Angaben Guſtav III.,



errichten laſſen. Im Innern des Schloſſes befindet ſich
e Kapelle, der prächtige Rathsſaal, eine bedeutende Bibliothek
40,000 Bänden, und außerdem manche ſeltene Handſchriften,
n denen die isländiſchen auf öffentliche Koſten zum Druck
ördert werden, und eine herrliche Sammlung von Antiken
Abgüſſen.

tandbild Gutenbergs in Mainz.



ach unſerem, im vorigen Jahrgange gegebenen Verſprechen,
wie der dort zu ſeinem Bildniß abgedruckten Biographie
Standbild, wie es Thorwaldſen ſchuf, folgen. Er hält in
chten Hand einige der Buchſtaben, in der linken die Bibel,

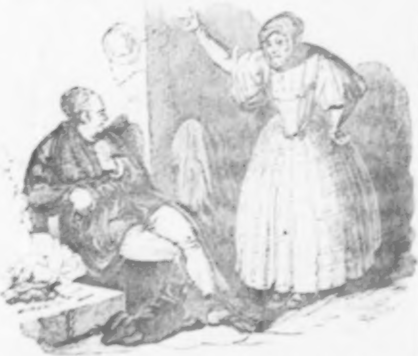
das erſte Werk, welches die neue Kunſt vervielfältigte. Die Inſchrift, welche dem Denkmal auf der Rückſeite des Piedeſtals gegeben wurde, lautet:

Artem, quae Graecos latuit, latuitque Latinos,
Germani solers extudit ingenium.
Nunc quidquid veteres sapiunt, sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Dieſe lateiniſche Inſchrift iſt von Ottfried Müller, und Karl Simrock hat ſie uns ſo überſetzt:

Jene den Griechen verborgene Kunſt, und den Römern verborgen
Brachte der forſchende Geiſt eines Germanen an's Licht.
Was jetzt immer die Alten und was jetzt die Neueren wiſſen,
Wiſſen ſie ſich nicht bloß, ſondern den Völkern der Welt.

Ein Geſchichtchen aus Holland.



Der holländiſche Schiffsbauherr Erasmus Poel war reich genug, ſich in Ruhe zu ſetzen, und er ſetzte ſich in Ruhe, ſo weit dies geſchehen konnte; denn ſeine Anna, die einmal ſehr hübſch geweſen und nicht mehr hübſch, immer aber ſehr zänkiſch war und bis an ihr ſeliges Ende blieb, ſeine Anna ließ ihm keine Ruhe. Aber Abwechſelung machte ſie ihm; wenn ſie nicht murrte und brummte, da keifte ſie, und wenn ſie nicht murrte, brummte und keifte, da tobte ſie, und das Alles mit großer Fertigkeit. Meiſter Erasmus Poel mußte das anerkennen, und wünſchte er auch manchmal, daß ſeine Anna ſtatt der Schönheit lieber die Biſſigkeit abgelegt hätte, und ſagte er auch je zuweilen: er wolle lieber alle Lecks aller Schiffe ſtopfen als einem einzigen Weibe das Maul, war er doch ein zu guter Holländer, als daß er ſich ereifert hätte. Er fand, das Phlegma ſey überall, und beſonders in der Ehe, ein höchſt achtbarer Hülfsgenoſſe, und ſo ließ er den Sturm an ſich vorübergehen, höchſtens einmal fragend: „Anna, biſt Du heut ſchon fertig mit Deinem Athem?“ — worauf dann freilich das Unwetter mit verſtärkter Gewalt ſich umdrehte und der hölliſche Plagregen ihrer Worte von Neuem losbrach.

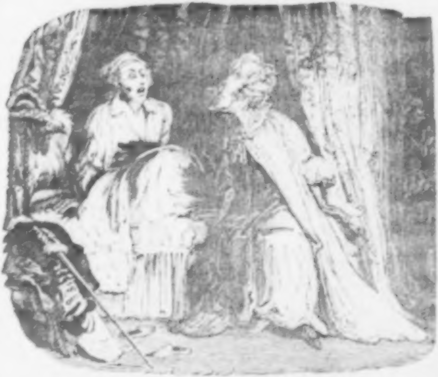
Diesmal trieb ſie's aber dem Mynherr Poel doch etwas zu toll. Seine achtzehnjährige Tochter Jacobine ſollte durchaus und durchum den franzöſiſchen Marquis von Tenville heirathen, einen Funfziger, der einmal ſchon Wittwer geworden, von einer zweiten Frau verlaſſen worden war; jene hatte er todt geärgert und dieſe wollte ſich nicht todt ärgern laſſen, weshalb ſie ihm entfloh und er ſie für eine Perſon erklärte, die nichts vom guten Ton verſtände, wonach er ſich dann nicht weiter um ſie bekümmerte. Dieſer Marquis Tenville hatte bis dahin ein ſehr luſtig Leben geführt. Er war erſtens ein tüchtiger Prahler und Trinker, ſagte am Morgen was er nicht wußte, und wußte am Abend nicht was er ſagte. Zweitens war er ein Narr der Pferde, denn er ließ ſich von ihnen das Geld aus der Börſe ziehen und jagen, drittens war er ein Knecht der Mode, kein Schneider war ihm geſchickt und theuer genug, obwohl dieſe bei ihm mit kleinen Zuthaten Großes leiſteten; viertens war er noch jetzt ſehr verliebter Temperatur, eine Eigenſchaft, die in ſolchen Jahren auch nicht ganz wohlfeil zu ſtehen kommt. Was ihm von dieſen vier Attaken auf ſein Vermögen übrig blieb, das verſpielte er am ſogenannten grünen Tiſch, dieſem Weideplatze des Satans. Genug, die Güter des Herrn Marquis waren ſo verſchuldet, daß es ein ſehr geſcheidter und vor Allem durch irgend einen Zufall begünſtigter Rechner hätte ſeyn müſſen, wenn er herausfinden ſollte, daß dem Herrn Marquis auch nur noch ein Sperlingsneſt von den Gütern gehöre. So war es denn kein Wunder, daß der Herr Marquis den Verſuch machte, durch den Reiz ſeines alten Adels noch eine junge Gemahlin, verſteht ſich mit einem friſchen Vermögen, zu bekommen, was ihm mehrmals mißglückte. Diesmal aber, da er ſein Auge auf Jacobine Poel, des reichen Erasmus Poel Tochter geworfen hatte, war er ſeines Erfolgs gewiß; denn Frau Anna, die Herrin ihres Eheherrn, ſtand ihm bei mit aller Liſt der Weiber Eitelkeit, die von der Ausſicht, einen Marquis zum Eidam zu haben, überaus geſtreichelt wurde, und mit einer Zunge, die ihr fünfzigjähriges Dienſt-Jubiläum ſchon ein Weilchen hinter ſich hatte, aber mit jedem Jahre praktiſcher zu verwirren und zu erſchrecken wußte.

Erasmus Noel war jedoch nicht ſo ſchreckhaft; er ſaß am 20. November 1739, von einem Spaziergange auf den Werften Amſterdams eben zurückgekehrt, am Kamin, und Frau Anna hielt ihm eine lange Rede, die folgender Weiſe ſchloß: „Wenn ich nicht für Dich dächte und handelte, wären wir noch immer nur im Verkehr mit gemeinem Schiffsvolke; aber ich habe dergleichen Beſucher abgetrumpft, meiner Tochter eine Franzöſiſche verſchrieben, daß ſie der Jacobine die Welt beibringe, und jetzt ſoll ſie in die Welt und in die vornehme, und wir wollen auch hinein, und darum muß Jacobine den franzöſiſchen Marquis heirathen. Er iſt vor anderthalb Stunden, während Deines Herumtreibens, wieder von ſeinen Gütern angekommen, die Braten ſtecken am Spieß, den Wein werde ich gleich aus dem Keller herauf beſorgen, denn heut Abend iſt Verlobung, und ich verbitte mir allen Widerſpruch, denn ich muß mich auch noch zu dem Feſt ſchicklich anputzen. Sei mir hübſch manierlich gegen den Herrn Marquis und halt Dein Maul, dann biſt Du am höflichſten!“ — Somit wandte ſich Frau Anna in einer Haſt, die ſtarke Zugluft verurſachte, und ſchritt mannhaft von dannen, um heut ihr Talent, zu befehlen, ſo recht im Vollen leuchten zu laſſen.

Mynheer Erasmus Noel aber blieb ſitzen und Alles, was er that, war dieſes: er wandte den Kopf und ſagte zu ſeinem, ihm zu Füßen liegenden Mops: „Fiat (ſo hieß der Mops), das werden wir uns nicht dürfen gefallen laſſen.“

Ein Stockwerk höher ſaß Schön-Jacobinchen und weinte. Die Mutter hatte ihr, da ſie noch unbefangenen Herzens war, viel von der Macht und Herrlichkeit vorgeſchwatzt, zu der eine Heirath mit dem Marquis Tenville führe, und Jungfer Jacobine ließ ſich das nicht eben volle Köpfchen verdrehen; aber kam ihr ſchon ein gelinder Schauer, als ſie den ihr mütterlicher Seits beſtimmten Bräutigam zum erſten Mal ſah, heut, wo er zum andern Mal vor ihr ſtand, wie eine Gelenk-Puppe nach vorn und nach den Seiten ſich devot beugend, wurde der Schauder vollſtändig. Sie ſchrak zuſammen und eilte verzweifelnd nach ihrem Gemach, welche Bewegung Mutter Anna für jungfräuliche Züchtigkeit ausgab. Sie wußte freilich nicht, daß der ſehr hübſche Vetter Robert ſeit Kurzem die Unbefangenheit in Jacobinchens Herzen ſehr außer Gleichgewicht brachte, jetzt aber war die Jungfrau plötzlich vom Sturm des jungen Bluts ganz überwältigt. Vetter Robert hätte in dieſem Augenblick von Muhme Jacobinchen etwas erfahren können, wofür er, nach jugendlicher Weiſe, die Hälfte ſeiner Lebenszeit hingegeben hätte; Vetter Robert aber durfte nicht in's Haus, denn ſein Vater ſagte ſeiner Schwägerin Anna Veel bei einer Gelegenheit einmal nichts als die Wahrheit, die allerdings bedeutend ſchwer auffiel, und das wollte ſie nun der Familie nachtragen, wenn's möglich wäre bis eine halbe Stunde über die Ewigkeit hinaus. Vetter Robert geht uns indeß auch weiter nichts an, denn wir ſehen ſo eben bei Jacobinchen Madame Parfait eintreten, die Franzöſin, welche ihr noch jetzt zuweilen Unterricht gab. Heut ſtand es damit freilich übel, doch entfloh die Stunde nicht unnütz, denn Jacobinchen faßte ſich ein Herz und ſchüttete das übrige aus. Madame Parfait hörte die Geſchichte des ihrem Jacobinchen drohenden Unheils mit Aufmerkſamkeit an, tröſtete wo und wie ſie konnte, und fragte endlich: ob ſie den zudringlichen Bräutigam nicht einmal unbemerkt ſehen könne; wonach eine Verabredung erfolgte, daß ſie heut Abend ſich verbergen ſolle in dem, an das Eßzimmer grenzenden Alkoven, aus welchem man durch Glasthüren in jenes ſchauen, zugleich auch alles Vorgehende hören könne. Die Beiden ſprachen noch einiges miteinander, was der Verfaſſer nicht gehört hat, und Jacobinchen erſchien bei der Abendtafel in ziemlicher Faſſung.

Hier hatte Mutter Anna einen ſchweren Stand. Der Herr Marquis ſteuerte mehrmals mit zierlichen Reden auf die Ausſteuer los, aber Mynheer Veel ſchien taubſtumm, denn er hörte und ſprach nicht und war endlich ſchon bei ſeinem Pfeifchen, ehe noch irgend eine Summe genannt worden war. Bei ſeinem Pfeifchen aber verſchwand Mynheer faſt ganz, denn wer dieſen Rauch ſah, konnte damals ſchon an Dampfmaſchinen denken, und heut arbeitete er gefliſſentlich darauf hin, den Herrn Marquis anzublaſen, der einen Abſcheu hatte vor ſolchem Qualm. Da nun aber jetzt Mutter Anna die Verlobung geradezu in's Geſpräch brachte, und einfließen ließ, ihr Mann werde eine baare Ausſteuer von 200,000 Gulden zahlen, drang aus jenem Qualm ein ſehr gewichtiges Nein, worüber der Marquis zurückbebte; Mutter Anna jedoch ließ ſich nicht ſtören, wiederholte was ſie geſagt und eben ſollten die Ringe ausgetauſcht werden, wodurch ein Augenblick des Schweigens eintrat. Da hörte man dumpfen Tones und franzöſiſch geſprochen die Frage: „Fenville, was verſprachſt du deiner erſten, und wo iſt deine zweite Frau?“ Verſtanden hatten dieſe Worte nur der Marquis und Jacobinchen; jener wurde bleich, dieſe belebter, und Erasmus Veel erhob plötzlich den Kopf über ſeinen Qualm, nach der Perſon zu jener Stimme ſuchend — ſie war nirgends zu entdecken. Darauf fragte er ſeine Tochter: was die gehörten Worte ſagen wollten, und als ſie überſetzt waren, ſagte Mynheer: „Die Antwort, Herr Marquis, bitt' ich mir auch aus, aber dazu iſt ja morgen Zeit. Gute Nacht.“ — Und ſo kam's für diesmal nicht zur Verlobung.



Mit ſchwerem Kopfe — denn der Wein hatte die zierlichen Reden der Tiſche heraus- und den Verdruß hinweggetrieben — aber doch einigermaßen wieder ernüchtert von jener Frage, die ihm etwas in's Maul gekommen war, kam der Marquis in ſein Schlafzimmer, wozu Meiſter Anna ihr Putzgemach hergegeben hatte. Er dachte im Bett noch eine Weile, aber ſehr unklar, über den ſonderbaren Vorfall nach, und ſchlief dann ein, weil er das Denken aufſchob für den nächſten Tag. Wer aber malt, als er in jener mondhellen Nacht plötzlich aufgeweckt wurde von derſelben ihm in's Ohr geflüſterten Frage, die Schnelligkeit, mit der er aus dem Schlaf auffuhr und das Entſetzen, da er zu Füßen ſeines Bettes eine geſpenſtige weibliche Geſtalt ſitzen ſah, die ihm jene Frage zum dritten Male wiederholte, und hinzufügte, ſie werde ihn allnächtlich beſuchen, wenn er, der einſt ihr zugeſchworen habe, ſich nach ihrem Tode nicht wieder zu vermählen, ſeinem Heirathsgelüſtchen nicht entſage. Ein Franzoſe iſt bekanntlich immer höflich, auch wenn er außer ſich iſt; nachdem alſo der Herr Marquis ein wenig zu Worten kommen konnte, ſagte er: „Meine ſehr werthe verſtorbene Madame, ich bitte, daß ſie ſich nicht weiter inkommodiren, oder wenn es ſeyn muß, mir wenigſtens in einer etwas annehmlicheren Geſtalt erſcheinen" — bei welchem erzwungenen Spaß er indeſſen ſo zitterte und bebte, daß ihm Sehen und Hören verging. „Auch das!" entgegnete die Geſtalt, ſtreifte ſich ab und als der Herr Marquis wieder ſo viel Muth hatte, aufzuſchauen, ſaß ſeine zweite Frau leibhaftig an derſelben Stelle, ihn mit Vorwürfen überſchüttend. Zum andern Mal verließ ihn die Faſſung, und diesmal konnte er in der Beredſamkeit der Erſcheinung nicht einmal eine Lücke finden; als dieſe nun gar ſeinen, unfern lehnenden Galanterie-Degen ergriff, und ſchwur, ſie werde im Nothfall auf ſolche Weiſe ſein Herz zu berühren wiſſen, wenn er weiter nach Jungfer Jacobinchen verlange, da brach er in ein mörderliches Geſchrei aus. Die Geſtalt war verſchwunden und das Haus in Allarm.

Der Herr Marquis Tenville wollte nichts mehr wiſſen von der Verlobung mit Jacobinchen, doch wußte er ſich immer noch ſo franzöſiſch zu benehmen, daß ihm Erasmus Boel eine Summe lieh, von der freilich Niemand wieder etwas gehört oder geſehen hat. Erſt als er abgereiſt war, kam Madame Parfait wieder zu Jacobinchen und erzählte ihr die Abenteuer jener Nacht und wie ſie ihrem ehemaligen Gatten — denn ſie ſelbſt war die, freiwillig von ihm getrennt Lebende — ſeinen ſchon früher von ihm genährten Geſpenſterglauben von Neuem eingeſchärft habe. Der Herr Marquis hat ſich auch, zum Glück der Frauen, weiter nicht einfallen laſſen, zu heirathen, ſondern iſt, als er ſchwach wurde, unter Diejenigen gegangen, die nach nichtsnutzigem Leben, in der Furcht vor dem Tode, aus der Frömmigkeit ein Handwerk machen. Es kann uns aber nichts an ihm liegen, und wir haben ohnehin noch einen Blick nach Boel's Hauſe zu werfen.

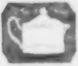
Mutter Anna war diesmal, als ſie den Zuſammenhang der Dinge erfuhr, etwas beſchämt; ſie ſprach noch immer zu viel, aber nicht vom Marquis Tenville; der ſchöne Vetter wußte dieſe günſtigen Stunden zu benutzen, und an dem Tage, da die Nachricht von der großen Seeſchlacht, die der Admiral Tromp gegen die Engländer gewonnen, die Holländer entzückte, ſo weit nämlich rechtſchaffene Holländer entzückt werden können, erhob ſich auch Mynherr Erasmus Boel zu ſeiner ganzen Kraft. Er ſagte: „Fiat, heut müſſen wir auch 'was durchſetzen, denn Robert iſt ein reſpektabler Schiffbauer!" — und er ſetzte es durch, indem er Robert zum Abendeſſen kommen ließ, und noch ehe man ſich niederſetzte, nahm er den Robert und die Jacobine bei der Hand und ſagte: „Da habt ihr euch, und nun wollen wir's uns gut ſchmecken laſſen, denn Mutter Anna hat heute noch delikater gekocht als ſonſt!" — wonach Mutter Anna's Geſicht auf einer Seite ſauer ausſah, während es auf der andern ſchon freundlich ſchmunzelte. Das junge Brautpaar aber ließ die lieben Eltern hoch leben, und gleich nach ihnen die Helferin in der Noth, die ehemalige Marquiſe Fenville, genannt Madame Parfait, welche an dieſem Abend nicht im Alkoven Verſteck ſpielte, ſondern freudig mit den Freudigen bei Tiſche ſaß.

Neue Kaffeemaſchine

mit Luft- und Spiritus-Heizung.

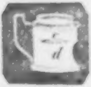
Dieſe Maſchine, von Herrn Koch in Frankfurt am Mayn erfunden, zeichnet ſich dadurch von allen bisherigen aus, daß ſie vermittelſt Luftheizung ſchneller als alle anderen, nämlich in drei bis vier Minuten, und mit nur ganz wenigem Spiritus (für einen Pfennig) kaltes Waſſer ins Kochen bringt, und dabei die Milch mit abkocht, was bisher noch kein derartiger Apparat erreichte, indem die Milch bisher immer nur von dem Schwaden oder den Dämpfen des heißen Waſſers gelinde erwärmt wurde. Die Conſtruction hat einige Aehnlichkeit mit dem vor einiger Zeit in Berlin erfundenen Spiritusofen für Zimmerheizung; die Maſchine beſteht aus:

Figur 1.

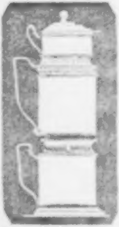


Figur 4.

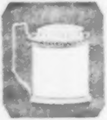
Figur 5.



Figur 6.



Figur 2.



Figur 3.

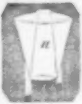


Fig. 1. der Milchkanne. Fig. 2. dem Mantel von Eiſenblech oder Meſſing, welcher über den in Fig. 3. abgebildeten Waſſerbehälter geſtürzt wird, in deſſen Mitte ſich das Brand- und Zugrohr a. befindet. Fig. 4. zeigt die Spiritusſchale; ſie iſt ebenfalls wegen des Luftzuges in der Mitte offen, damit dieſer, welcher durch den durchbrochenen Hals Fig. 5 einſtrömt, aufwärts nach der Milchkanne ſteigt. Die Schale iſt des Verglühens wegen von Meſſing angefertigt. Fig. 5. zeigt die Kaffeemaſchine. e iſt Filtrum, d der untere Raum der Kanne, in

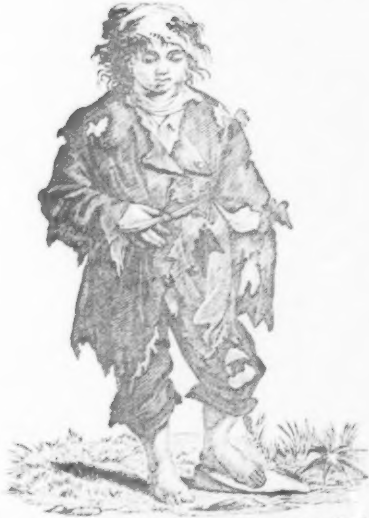
welchem ſich der filtrirte Kaffee ſammelt. Fig. 6. zeigt die Maſchine vollſtändig.

Der Waſſerbehälter, Fig. 3, hat unten, wo er an der Spiritusſchale, Fig. 4, befeſtigt iſt, zwei meſſingene Röhrchen (Zapfen), wovon eines durch die Schale durchgeht und ſich unter derſelben in einen Hahn b endigt, um das abgekochte Waſſer nach Belieben abzapfen zu können.

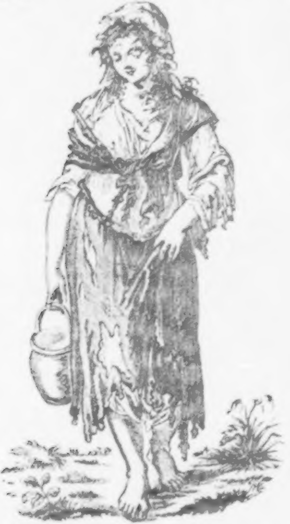
Wenn die Milchkanne und der Waſſerbehälter gefüllt iſt, ſo wird erſtere auf den eiſernen Mantel geſezt, dieſer mit derſelben über den Waſſerbehälter geſtürzt und der Spiritus in der Schale angezündet. Es iſt durch dieſen Mantel nicht nur bezweckt, daß man nicht mit der Flamme, welche den Waſſerbehälter von außen umkreiſt, in Berührung kommt, ſondern er drückt auch die Flamme zugleich auf denſelben, wodurch die ganze Hitze angewendet wird. Die Luft, welche durch den durchbrochenen Hals einſtrömt, wirkt ſo ſtark auf die Flamme, daß dieſe bis zur Milchkanne hinauf lodert, wodurch dann die Milch dem Feuer direkt ausgeſezt iſt und wirklich abkocht. Ueberhaupt iſt durch dieſe Conſtruction der Waſſerbehälter umgeben, was den Vortheil bedingt, daß man ſich ſehr ſchnell und mit ganz geringen Koſten drei bis vier Taſſen Kaffee innerhalb 3½ Minuten verſchaffen kann. Es iſt ſchließlich nur noch zu bemerken, daß die Dimenſionen der einzelnen Theile einander genau entſprechend ſeyn müſſen, und daß man den anzuwendenden Weingeiſt in einem beſonderen Kännchen abmeſſen ſollte, damit nicht zu viel hievon verbraucht wird, indem ſonſt leicht das kochende Waſſer durch das Ueberſteigen ſich dem Spiritus mittheilen könnte. Um das richtige Maaß leicht zu finden, und damit, wenn das Waſſer gekocht hat, die Flamme von ſelbſt erliſcht, hat der Erfinder bereits dieſe Maſchine in allen beliebigen Größen von 2 bis 8 Taſſen (zu dem Preis von 2, 3½ und 4 Thaler) vorräthig, nach welchem leicht andere angefertigt werden können.

Betteljungen und so weiter.

Schon in den früheren Jahrgängen dieſes Büchleins haben wir eine Reihe von Bettelgeſtalten (nach Zeichnungen vom Prof. Buchhorn) in ihrer Charakteriſtik aufgeführt; dieſe vermehren wir wieder um zwei. Wir ſehen erſtens einen Bettelknaben vor uns, der zur träumeriſchen Sorte gehört, einen Taugenichts, aus dem vor alten Zeiten ein guter Betbruder hätte werden können; der — wie es neulich dem Herausgeber von einem ſolchen geſchehen — wenn man ihm eine Ausſicht zeigt, ſich durch Arbeit zu ernähren, in falſcher Demuth zur Antwort giebt: „Der Herr hat mich zu dieſem Looſe auf Erden berufen; ich beuge mich ſeinem erhabenen Willen!“ Das nennt man mit ſeiner Faulheit dem



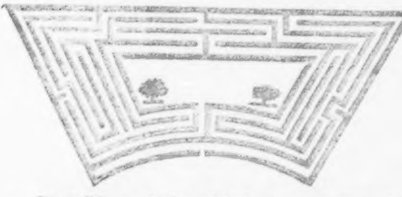
Himmel und der Erde zugleich läſtig werden! Was der Burſche von ſolchen Anlagen zu beſitzen ſcheint, wird wohl am meiſten in ſeiner Feiſtigkeit beſtehen, denn für ſeinen angeblichen Beruf ſieht er ziemlich drall aus, wie ſein Geſicht gerade auch nicht einem Koſtverächter anzugehören ſcheint. Das Vorzüglichſte an ihm wird wohl ſein gleichmüthiges ſogenanntes pomadiges Weſen ſeyn. Er thut ſo, als wären ihm ſchon manchmal die Tauben gebraten in den Mund geflogen und er denkt ſich nun: alles Uebrige kommt mir gewiß auch ſo in den Mund. In der Stellung, die er einnimmt, ſcheint er ſich mit der Rechten den Magen wärmen zu wollen, damit er gut verdaut und bald wieder eſſen könne; — fürwahr, das Beſte wird für ihn ſeyn, er meldet ſich da, wo etwa die Klöſter wieder hergeſtellt werden, als ein brauchbarer Bruder des Bettelordens.



Zweitens ſehen wir ein Mädchen der Bettelklaſſe. Sie hat ſchon einen großen Theil Grazie, wie denn ihre Stellung mehr eine ſchwebende, und wäre ſie glänzend nach der Mode angethan, würden vielleicht allezeit fertige Schmeichler ſie mit der heidniſchen Göttin Hebe vergleichen. Ob auch ihr Topf keine Schale, und deſſen Inhalt kein Nektar iſt, den ſie Göttern kredenzt, ſo liegt doch ſelbſt in ihren Zügen etwas Höheres, Empfindſameres, und die Hülle rührend durchbrochen, verräth ſie eben ſo einen zarten Bau, wie eine angeborene Vornehmheit ſich in ihrer Haltung kund giebt. So viel läßt ſich leicht entnehmen, daß in guten Umſtänden dieſes arme Geſchöpf eher zu viel als zu wenig Grazie beſitzen würde, um die galante Welt zu entzücken. Alle ihre Lumpen ſind auf dem ſchlanken Körper mit einer natürlichen Anmuth vertheilt, und wahrhaft erbaulich dünkt es uns, daß die Arme ihren ohnehin all zu kurzen in natürlichen Franzen endenden Rock noch vornehm aufhebt, um ihn nicht zu beſchmutzen, wo denn freilich das Hemdchen ſo naſeweis iſt, grade dort hervorzugucken, wo ſie einen Riß, ſtatt ihn zu flicken, zuſammengeknüpft.

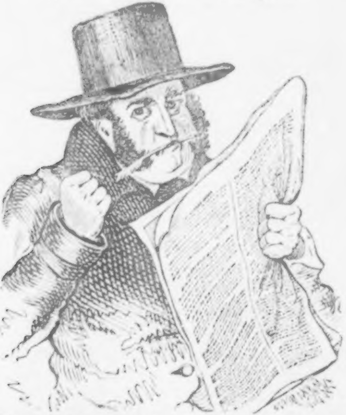
Wenn ſich aus dieſer Geſtalt etwas auf die Vergangenheit ſchließen läßt, ſo iſt ſie ein verlorenes Kind, das ohne den Segen heiliger Sitte auf die Welt gekommen, und das ſich nun ſelber verleugnet ſehen muß, wie es die angeborene Armuth in der Sphäre verleugnet, in welche ſie das Schickſal geworfen hat. Die Zukunft indeſſen kann auch dieſem Geſchöpfe lächeln; vielleicht findet ſie Eltern, vielleicht Wohlthäter, die Elternſtelle hier vertreten und dies ſchon bald im Elend verlorene Geſchöpf dem Leben wieder geben, wo es in Thätigkeit und Fleiß den wahren Werth des Daſeyns kennen lernt.

Der Irrgang.



In der Nähe von London gehört der ſogenannte Maze oder Irrgang zu den Volks-Beluſtigungen. Um einen freien Platz, auf welchem zwei Bäume ſtehen, läuft ein künſtlich hin- und hergezogener Steig zwiſchen niedrigen Buchsbaum-Stauden, und führt endlich nach vielen Irrſalen zu den Bäumen. Der Steig iſt von vielen Quer-Hecken durchſchnitten, die den Weg verſperren und zum Umwenden nöthigen. Es kommt nun darauf an, zu den Bäumen zu gelangen, ohne auf eine hindernde Quer-Hecke zu ſtoßen, welches ſtets geſchieht, wenn man einer Verir-Wendung des Steigs folgt. Gleich nach dem Eintritt ſteht den Wanderern die Wahl nach rechts oder links frei, wovon nur eine Richtung zum Ziel führt. Wer auf eine Hecke ſtößt und umkehren muß, wird ausgelacht; Viele ſtehen an den entſcheidenden Punkten lange ſtill, um dann nach ihrer Verlegenheit dennoch den falſchen Weg einzuſchlagen; nur Wenige erreichen die Mitte, dieſe aber werden vom Beifall der Menge belohnt. — Wer dieſen Irrgang hier abgebildet ſieht, wird ſich bald zurecht finden, wie er gehen müſſe, um das Ziel zu erreichen; denkt er ſich aber die Anlage auf einem großen Platz, ſo wird die Sache freilich ſchwieriger. Vor Zeiten hatte man auch bei deutſchen Städten ſolche beluſtigende Irrgänge und es mag ihrer hier und da noch geben.

Das Kalenderweſen.



Warum zerknittert wohl der Mann das Zeitungsblatt und ſchaut darüber hinaus zornvoll und mit geballter Fauſt! Gewiß denkt Jeder an einen Kritikus, und das wär' auch nicht zu verwerfen; diesmal mag's aber ein Mann ſeyn, der einen Kalender herausgiebt, und es ſich nicht verſagen konnte, immer wieder die „Witterungs-Anzeigen nach dem hundertjährigen Kalender“ als eine Lockſpeiſe in ſeinen Ankündigungen zu verſprechen und in ſeinem Kalender zu geben. Er that es aus Furcht, es möchten die einzelnen Dunſe und Tapſe im Lande den Kalender, der nicht zugleich ein Wetter-Prophet iſt, für ſo dumm halten, als ſie es (mit Reſpekt zu ſagen!) ſind, ohne es zu wiſſen. Nun iſt aber jenem Mann, der ſelbſt nicht an die Dummheit glaubt, aber doch damit Handel treibt, eine Zeitſchrift aufſäßig geworden, und das macht ihn ſo wüthend. Er hat nämlich Folgendes zu leſen:

„Von 1816 an ſtehen keine Wetterprophezeiungen mehr in dem „Verbeſſerten und alten Kalender“ des Preußiſchen Staats. — Friedrich der Große, welcher die Aufklärung des gemeinen Mannes für eine große Wohlthat hielt, ſuchte dem Aberglauben auf alle Weiſe zu ſteuern. Unter Anderem wollte er auch den alten Kalenderwahn beſeitigt wiſſen, und die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin ließ ſich's redlich angelegen ſeyn, die Kalender immer zweckmäßiger einzurichten, um dieſelben zu wahrhaft nützlichen Volksbüchern umzuwandeln. Zu dem Ende erſchienen denn die Preußiſchen Kalender für das Jahr 1779 ohne allen rothen Druck, d. h. ohne die Aſpekten und ganz frei von dem bisherigen aſtrologiſchen Aberglauben, welcher den Planeten in ihrer Stellung gegen einander im Thierkreiſe, Einflüſſe auf die menſchlichen und irdiſchen Dinge zuſchreibt. Ein Vorbericht ſagte:

„Die Akademie der Wiſſenſchaften hat für ſchicklich gehalten, in der bisherigen Einrichtung der Kalender eine merkliche Veränderung machen zu laſſen. Sie konnte nicht länger zuſehen, daß der gemeine unwiſſende Mann durch ungegründete Wetterprophezeiungen, durch unnütze Anzeige der Tage, die man ehedem zum Aderlaſſen, Schröpfen, Kinderentwöhnen und dergleichen, wiewohl ganz ohne Grund, für vorzüglich gut gehalten hat, und durch mehr albernes Zeug, hinters Licht geführt würde. Sie hat alſo befohlen, daß alles dieſes unnütze Zeug künftig aus ihren Kalendern weggeſchafft werden ſoll. Dagegen iſt ſie beſorgt geweſen, daß an deſſen Stelle nützliche und angenehme Sachen zum Unterrichte des Landmanns und des Bürgers eingerückt würden.“ — „Durch dieſe Einrichtung hoffet man ein ſehr nützliches Werk geſtiftet zu haben, ob man gleich voraus ſieht, daß mancher Unwiſſende und an alte Irrthümer hangende Leſer die Wetterverkündigungen vermiſſen wird.“

Das traf denn leider auch in ſo reichem Maaße ein, daß dieſe vernünftigen Kalender nicht gekauft wurden, und daß die Akademie, zu deren Haupteinnahme-Quellen damals das Kalenderweſen gehörte, für ihre wohlwollende Abſicht, die Hälfte ihrer ſonſtigen Einnahme einbüßte und ſich genöthigt ſah, im folgenden Jahre den alten Unſinn herzuſtellen, namentlich die ſogenannten „Erwählungen“, d. h. die Zeichen, wenn gut Baumfällen ( ), gut Haarabſchneiden ( ), gut Kinderentwöhnen ( ), gut Purgiren ( ), gut Aderlaſſen ( ), ſehr gut Aderlaſſen ( ), gut Schröpfen ( ), gut Säen und Pflanzen ( ), bös Arzneibrauchen ( ), gut Brechen, gut Schwitzen ( ) ſey.

Auch der „Neue Kalender ohne Aberglauben“, welchen die Akademie ſeit 1780, eine Reihe von Jahren, neben dem altherkömmlichen herausgab, mußte endlich, aus Mangel an Abſatz, wieder fallen.

In der Folge ging die Akademie behutſamer zu Werke. Sie ließ nämlich ganz allmählig einen Unſinn nach dem andern, endlich 1805 auch „gut Holzfällen ( )“ aus den Kalendern weg. Eben ſo war auch nach und nach alles Wetter weggeblieben. Doch ſcheint die Regierung dabei auf den Vortheil der Kalenderpächter einige Rückſicht genommen zu haben; denn 1827 hatte der „Verbeſſerte und alte Kalender für die Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachſen“ nur elfmal Wetter; 1828 aber ſchon wieder 25 Mal und 1829 gar 30 Mal. Doch las man 1829 in dem „Vereinigten Geſchäfts-, Haushaltungs- und Garten-Kalender“ eine ſehr zweckmäßige Bemerkung. Es ſtand nämlich in dem Abſchnitte: „Von der Einrichtung und dem Gebrauche des Kalenders“: „Die ſechſte Spalte zeigt endlich einige aufs Gerathewohl angeſetzte Wetteranzeigen, dergleichen noch viele Ununterrichtete in den Kalendern ſuchen, indem ſie ſich einbilden, daß man das Wetter, deſſen Veränderungen von ſo manchen zuſammenwirkenden, nicht zu berechnenden Urſachen abhangen, Monate, ja Jahre lang voraus beſtimmen könne; ein thörichter, nicht ſelten ſchädlicher Wahn!!“

Seit dieſer Zeit ſcheint es die beſtimmte und verdienſtliche Abſicht der Kalender-Deputation geweſen zu ſeyn, die Wetterprophezeiungen baldigſt zu beſeitigen; denn man fand in dem „Verbeſſerten und alten Kalender“ für das Jahr 1830 nur 15 Mal Wetter, für das Jahr 1831 nur 13 Mal, 1832 nur 11 Mal; 1833 zwar wieder 19 Mal, 1834 15 Mal Wetter; aber im Jahre 1835 war es nur zwei Mal, nämlich Ende Januar Froſt, und Mitte November Sturm angegeben, bis endlich im Jahre 1836 gar kein Wetter mehr im Kalender ſteht.

Statt dieſes geſchwundenen Aberglaubens giebt der „Verbeſſerte und alte Kalender für die Provinzen Brandenburg, Pommern und Sachſen auf das Jahr 1836“ zum erſten Male, auf eine erfreuliche Weiſe in Folge des von Preußen ausgegangenen Deutſchen Zollvereins, als Anhang: „Märkte in den benachbarten Zollvereinſtaaten: Sachſen, Weimar, Coburg-Gotha, Altenburg, Schwarzburg und Reuß.“

Leider miſcht ſich in dieſe patriotiſche Freude wieder ein Bedauern, denn wir finden neuerdings in mehreren **Volkskalendern**[*]) bei jedem Monate den „**Witterungsbericht nach dem hundertjährigen Kalender**" zugegeben. Nach unſerer beſcheidenen Meinung ſollten namentlich **Volkskalender** der unterhaltenden Belehrung und Aufklärung, nicht dem rückwärtsführenden Aberglauben dienen, und ein Leſer, der ſeinen Kopf auf dem rechten Fleck hat, muß dergleichen Begünſtigungen der Thorheit übel nehmen, während die, von denen jene Witterungsberichte ausgehen, noch auf Dank zu rechnen ſcheinen, wenn ſie einer verderblichen Täuſchung ihre Unterthänigkeit bezeugen. **Preuß.**"

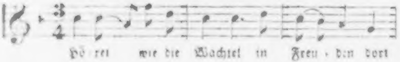
Wohl mag es jetzt Allen begreiflich ſeyn, warum der Mann, indem er dies lieſt, ſo entſetzlich böſe wird. Er geht aber vielleicht in ſich, richtet ſeinen Zorn gegen ſich ſelbſt und beſeitigt ſeine Sünde, das wäre löblich! — oder er verhärtet ſich um ſo mehr und läßt es auch uns entgelten — da würden wir denn die Sache ruhig wieder und abermals anfaſſen müſſen und bei etwaiger Störrigkeit vorläufig nur bemerken, daß es gut iſt, wenn der Mann auch den Rothdruck beibehält, damit er die Farbe der Scham, wenn nicht in, doch um ſich hat. Gz.

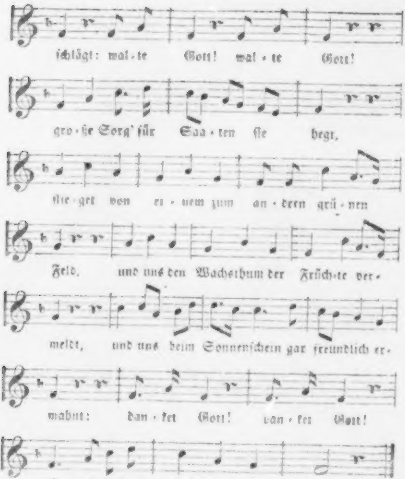
---

*) Der Herr Verfaſſer des Aufſatzes hat hier die bezüglichen Volks-Kalender genau angegeben, indeß laſſe ich jede nähere Bezeichnung an dieſer Stelle diesmal noch aus; ich möchte die gute Sache fördern helfen, ohne den Perſonen entgegen zu treten, die ja hoffentlich zu der Ueberzeugung kommen werden, daß ſie ſo viele achtbare Bemühungen, die Kalender von Unſinn zu ſäubern, um niedriger Speculation willen nicht unnütz machen dürfen.

Schluſs-Lied.

Wachtel-Schlag.




ſchlägt: wal - te Gott! wal - te Gott!
gro - ße Sorg' für Saa - ten ſie hegt,
flie - get von ei - nem zum an - dern grü - nen
Feld, und uns den Wachsthum der Früch - te ver -
meldt, und uns beim Sonnenſchein gar freundlich er -
mahnt: dan - ket Gott! dan - ket Gott!
für die ſchönen Früch - te im Land.

Höret, wie die Wachtel in Freuden dort ſchlägt:
„Walte Gott! Walte Gott!“
Große Sorg' für Saaten ſie hegt,
Flieget von einem zum andern grünen Feld,
Und uns den Wachsthum der Früchte vermeld't,
Und uns beim Sonnenſchein gar freundlich ermahnt.
„Danket Gott! Danket Gott!
Für die ſchönen Früchte im Land.“

Kommt der Bauer Frühmorgens ins Feld:
„Grüß' dich Gott! Grüß' dich Gott!“
Von ihr den Gruß er auch erhält.

Dann noch mit ihrem annehmlichen Schlag,
Sucht ſie ihm die Arbeit zu vermindern den Tag;
Iſt er vom Fleiße ermüdet und matt:
„Gute Nacht! Gute Nacht!“
Ruft ſie, ſobald es wird ſpat.

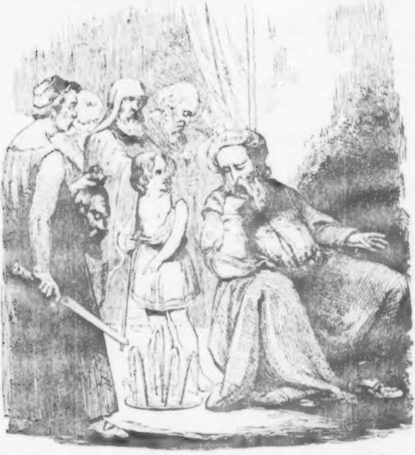
Kommt nun der Schnitter, dann ruft's unerſchreckt:
„Tritt mich nicht! Tritt mich nicht!“
Sie ſich nun klug zur Erden ſtreckt,
Flieget von geſchnittenen Landen ſodann,
Dieweil ſie ſich nicht mehr verbergen nun kann;
Sagt auch, ſie findet keine Freude mehr drin:
„Taugt mir nicht! Taugt mir nicht!“
Sagt es und flieget dahin.

Sind nun die Felder durch Erndte frei:
„Harte Zeit! Harte Zeit!“
Kommt nun der Winter bald herbei,
Flieget von unſeren Landen ſie fort,
An einen ſchönen, annehmlichen Ort;
Ruft auch den Landen zuletzt noch dies an:
„Schütz' euch Gott! Schütz' euch Gott!“
Alſo grüßend birgt ſie ſich dann.

Iſt nun die Wachtel ſo dankbar und ſingt:
„All's von Gott! All's von Gott!“
Der reichlich ſchöne Frücht' uns bringt;
Nun, ihr undankbaren Chriſten, herfür,
Lernt dies ſchön' Lehrſtück von dieſem kleinen Thier,
Ruft auch von Herzen, mit Lippen und Sinn:
Gott ſey Dank! Gott ſey Dank!
Dank für der ſchönen Früchte Gewinn!

Von einem Harfner aus Franken.

Literariſche Anzeigen.



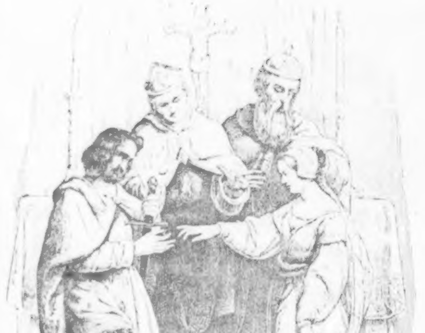
Die deutſchen Volksbücher in ihrer urſprünglichen Aechtheit.

Die unterzeichnete Verlagshandlung beabſichtigt ſeit Jahren,

die deutſchen Volksbücher

in einer ihrer würdigen Geſtalt herauszugeben.

Wie ſie jetzt an den Straßenecken, auf Meſſen und Märkten feilgeboten werden, jämmerlich entſtellte, von jedem Druckherrn, jedem Setzer nach Belieben verſtümmelte Texte auf fließendem Löſchpapier, in kaum lesbarem Druck, mit Holzſchnitten verunziert, die an eine Zeit vor dem Beginn aller Kunſt erinnern, oder wenn ſie einen Grad beſſer, ohne allen Bezug auf den Inhalt ſind, den ſie auszeichnen



ſollen, — in dieſer Geſtalt mußten ſie bei dem größten und edelſten Theile des Volks die Liebe und Achtung einbüßen, die ſie in ſo hohem Grade verdienen.

Um auch dem Geringſten und Aermſten zugänglich zu werden, haben ſie ſich beſcheiden in das Bettlergewand gehüllt, wonach ſich die Wohlhabenden ihres Umgangs ſchämten. Um ſo mehr verdienen ſie den Lohn der Demuth, welchen wir ihnen zugedacht haben: die Zurückführung zu ihrer alten Herrlichkeit, in welcher ſie allen Ständen des Volks gleich lieb und willkommen waren und wieder ſeyn werden.

Der auf dem Felde der älteren deutſchen Literatur und Sagen-Poeſie rühmlichſt bekannte

Dr. Karl Simrock in Bonn

war ſeit 1830 bemüht, die älteſten und beſten Ausgaben der deutſchen Volksbücher zuſammen zu bringen, um aus deren Vergleichung die ächteſten und ſchönſten Züge, die meiſt in den jetzt gangbaren Ausgaben verwiſcht und verdunkelt ſind, wiederherzuſtellen, und ſo einen möglichſt reinen, edlen Text zu gewinnen, der jedem gefühlvollen Leſer, welches Standes und Ranges er ſey, zum Herzen ſprechen muß.

Andrerſeits werden treffliche Zeichner und Profeſſor **Gubitz**, in Verein mit ſeinen Schülern, es ſich angelegen ſeyn laſſen, die Texte mit vorzüglichen Holzſchnitten zu begleiten, und bei einer Ausſtattung, die ſich überall Anerkennung erwerben wird, ſollen dieſe Volksbücher doch im höchſten Grade wohlfeil ſeyn.

Indem wir dieſen verſunkenen Nationalſchatz gehoben und kein Opfer geſcheut haben, um ſeine Kleinode dem geſammten Volk ächt und in beſſerer Faſſung zurückzugeben, glauben wir erwarten zu dürfen, daß die Deutſchen unſer ſeit vielen Jahren in der Stille gehegtes und gepflegtes Unternehmen begünſtigen werden; da es nach allen Seiten hin mit Tüchtigkeit bedacht iſt, und die Ausführung in Ernſt und Würdigkeit ſich nicht nur gleich bleiben, ſondern aus den beſten Kräften ſich immer mehr an Werth ſteigern wird. Uns iſt es nicht um eine bloße jagende Speculation, ſondern um Würdigkeit zu thun, bei der wir indeß die Volksbücher raſch genug werden auf einander folgen laſſen. Uns liegen bis jetzt vor:

Salomon und Morolf.
Die Sieben weiſen Meiſter.
Die Schildbürger.
Die Heimonskinder.
Die ſchöne Magelone.
Fortunat.
Octavian.
Genovefa.
Rieſengeſchichte.
Herzog Ernſt.
Fauſt.
Der ewige Jude.

Doch werden auch alle übrigen mit gleich ſorgſamer Weiſe in allen älteſten Ausgaben verglichen und berichtigt. Das erſte dieſer Volksbücher: „Salomon und Morolf" ſoll in Kurzem erſcheinen, und zwar in zwei Ausgaben: die urälteſte, die poetiſche, und die älteſte proſaiſche. Die Preiſe werden, je nach dem Umfang des Volksbuchs, 2½, 5 und 7½ Sgr. ſeyn. Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an.

(Die beiden Darſtellungen gehören zu „ſieben weiſe Meiſter.")

Die älteren Jahrgänge von Gubitz „Volks-Kalender" betreffend.

Von den vier erſten Jahrgängen des „Volks-Kalender von Gubitz" hat ſich im letzten Jahre die zu ſpäteren Nachforderungen beſtimmte Auflage ſo weit vergriffen, daſs wir die anfängliche Beſtimmung, die Zinſen des darauf verwendeten Capitals durch einen erhöhten Preis — wie er bei dem erſten nicht ſo ſtarken Jahrgange von 10 Sgr. (8 gGr.)

auf 12½ Sgr. (10 gGr.) ſtatt fand — uns zu ſichern, für jetzt noch unausgeführt laſſen. Sollten aber von den Jahrgängen für 1835, 1836, 1837 und 1838 im nächſten Jahre noch Exemplare vorhanden ſeyn, werden dieſe vier Jahrgänge nur zuſammen verkauft für den Preis von 2 Thlr. An eine neue Auflage iſt nicht zu denken, da die Koſten den Ertrag überſteigen würden.

Bei C. W. Leske in Darmſtadt ſind folgende empfehlenswerthe Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meine Bienenzucht, oder ausführliche Anleitung zur Behandlung der Bienen in jeder Jahreszeit. Von Chriſt. Friedr. Ludw. Funkel, Pfarrer und Schul-Inſpector zu Reichelsheim im Herzogthum Naſſau. Mit 3 Figurentafeln und einem Anhange, die [illegible] Lüftungsbienenzucht betreffend. gr. 8. geb. 27½ Sgr.

Die Freunde der edlen Bienenzucht werden eingeladen, dies Werkchen, welches in einer Sitzung des Landwirthſchaftlichen Vereins für das Großherzogthum Heſſen, als ſehr vortrefflich empfohlen wurde, ſich anzuſchaffen; es wird demſelben Niemand ſeinen vollen Beyfall verſagen können.

Weitershauſen, D. C., Zweihundert und ſechszig frohe Geſänge für Bürger und Landleute, zur Aufheiterung bei ihren häuslichen Geſchäften und Feldarbeiten, ſowie zur Erhöhung und Veredlung ländlicher Feſte. Anhang: Verſchiedene Wort- und Sacherklärungen, gemeinnützige Erfindungen, biographiſche Notizen ꝛc. 12. 1833. 10 Sgr.

Seit dem beliebten Mildheim'ſchen Liederbuch iſt keine derartige Sammlung erſchienen, und wie viele ſchöne Lieder ſind nicht während dieſer langen Zeit gedichtet worden, welche hier einen Platz gefunden haben.

Um das Werkchen möglichſt gemeinnützig zu machen, iſt der Ladenpreis des gehefteten Exemplars der Geſänge (346 Seiten Text) zu 10 Sgr. geſetzt und wenn 25 Exemplare zuſammen genommen werden, ſoll noch der erſte Subſcriptionspreis von 7½ Sgr. ſtattfinden, welchen Vortheil jede Buchhandlung gewähren wird.

Die Melodien dazu, zweiſtimmig geſetzt und in quer Octav-Format auf gutes Schreibpapier deutlich u. correct lithograph. koſten 15 Sgr.

Mittert, Fr. Verdeutſchendes und erklärendes Fremdwörterbuch zum Schul- und Hausgebrauch, beſonders für höhere Bürger- und Töchterſchulen. gr. 8. 1833. 1 Thlr.

Auf 10 Exemplare wird 1, auf 20: 3 und auf 100: 30 Frei-Exemplare gegeben.

Trotz der großen Zahl von Wörterbüchern der Art hat man doch noch keines, welches beſonders für den Schulunterricht bearbeitet, und woraus namentlich alles Ueberflüſſige und die Unſchuld oder das Schamgefühl Verletzende weggelaſſen wäre.

Sackreuter, L., Pfarrer zu Raunheim, Chriſtliche Religions- und Kirchengeſchichte, dargeſtellt für gebildete Familien und Lehrer an Volksſchulen, zur Erweckung und Bewahrung evangeliſcher Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit. 2 Bände. gr. 8. Auch mit 13 Kupferſtichen beide Bände elegant cartonnirt 3 Thlr. 15 Sgr.

Der Lehrer wird dieſes ausführliche Handbuch als Commentar des kleineren Lehrbuchs mit Erfolg benutzen. — In jeder chriſtlich geſinnten Familie ſollte das Buch vorhanden ſeyn, ſo wie es auch als Weihnachtsgabe für die Jugend vorzüglich geeignet iſt.

Wagner, Dr. K. (Lehrer am Gymnaſium zu Darmſtadt), **Poetiſche Geſchichte der Deutſchen.** Vorzüglich für den Unterricht in der deutſchen Sprache und Geſchichte herausgegeben. Zweite vermehrte Auflage der „deutſchen Gedichte aus dem Munde deutſcher Dichter". gr. 8. 1837. 1 Thlr. 5 Sgr. Elegant cartonn. mit 4 bildlichen Darſtellungen geziert 1½ Thlr.

Zur Herausgabe dieſer poetiſchen Schilderungen aus der vaterländiſchen Geſchichte bewog den Verfaſſer die Hoffnung, durch ſie die Bildung der deutſchen Jugend in geſchichtlicher, patriotiſcher und äſthetiſcher Hinſicht zu fördern. Daß man dieſe Idee und deren Ausführung treffend und zweckmäßig fand, bezeugen die vielen günſtigen Recenſionen und die bald eingetretene Nothwendigkeit einer neuen Auflage. **Schiller, Rückert, Uhland** und **Klopſtock** bilden die Grundlage, nächſt ihnen iſt aus **Walther v. d. Vogelweide, Herder, Auersperg, Arndt, Körner, Schwab** und **Goethe** am meiſten mitgetheilt. Die Sammlung bietet diesmal auch manches Neue und bisher Ungedruckte. Die erweiterten ſprachlichen und hiſtoriſchen Bemerkungen werden oft auch dem nicht unwillkommen ſeyn, der die Dichterſtellen ſchon kennt. — Daß ſich die lyriſchen Stücke vorzüglich zu Uebungen im Deklamiren und Recitiren eignen, bedarf kaum einer beſonderen Erwähnung. — Die cartonnirte Ausgabe mit Kupfern empfiehlt ſich beſonders zu einem gehaltvollen Weihnachtsgeſchenk für Knaben und Jünglinge.

Der ſo eben in der 16ten Auflage bei **A. Wienbrack** in Leipzig erſchienene

Briefſteller von **G. C. Claudius**, zeitgemäß bearbeitet von Dr. **Gutbier**,

verdient ſowohl wegen ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit für Schulen und zum Selbſtunterricht, als auch wegen ſeiner geſchmackvollen äußern Ausſtattung und großen Wohlfeilheit beſondere Empfehlung. Derſelbe iſt gebunden für 25 Sgr. (20 gGr.) in jeder Buchhandlung zu bekommen.

Neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kohlrauſch's, Fr., kurze Darſtellung der deutſchen Geſchichte. 15 Sgr. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Dieſterweg, Dr. F. A. W., und P. Heuſer, Praktiſches Rechenbuch für die untern und mittleren Klaſſen der Elementarſchulen und für Mädchenſchulen. 5 Sgr.

Vermbaum, Fr., Sagen aus dem Vaterlande. Eine Gabe zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für chriſtliche und fromme Familien und deren Kinder. Mit 1 Bilde. Eingeb. 1 Thlr.

Die große Chronik
oder
Geſchichte des Weltkampfs
in den Jahren 1813, 1814 und 1815
von
Johann Sporſchil.

Mit 40 — 50 Stahlſtichen nach berühmten Gemälden, hiſtoriſch-geographiſchen Ueberſichtskarten und Plänen.

Subſcriptionsbedingungen.

Die große Chronik erſcheint in 12 — 18 Lieferungen. Jede Lieferung mit 3 Stahlſtichen und 1 Bogen Text auf feinem Velinpapier 20 Sgr. 16 gGr., 1 Fl. 12 Kr. rhein.

Man ſubſcribirt auf das ganze Werk, zahlt aber nur bei Empfang einer jeden Lieferung. Subſcribentenſammler erhalten auf 12 bezahlte Exemplare eins frei. Das erſte Heft iſt in allen Buchhandlungen vorräthig.

Philipp Reclam zu Leipzig.

Im Verlage von Eduard Eiſenach in Leipzig, ſo wie durch alle Buchhandlungen, iſt zu dem außerordentlich ermäßigten Preiſe von 10 Sgr. (früher 1 Thlr. 15 Sgr.) zu haben:

Leben und Thaten
Blücher's von Wahlſtatt,
von Wallenrodt.

18 Bogen mit 4 Abbildungen.

Zweite Auflage
von Theuß Gartenhandbuch.

Es iſt:

Theuß, Th., Handbuch des geſammten Gartenbaues nach monatlichen Verrichtungen. Eine vollſtändige Anweiſung für Liebhaber der Gärtnerei. Zweite Auflage. Neu bearbeitet und herausgegeben von J. E. v. Reider. (29½ Bogen.) Preis für das Ganze 1 Thlr. In eleganten Umſchlag geb. 1 Thlr. 2½ Sgr.

erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden. Wir machen auf dieſes für die Garten-Kultur wichtige und intereſſante

Werk, auf welches fortwährend überall Beſtellungen angenommen werden, aufmerkſam.

Halle, 1838. Gebauer'ſche Buchhandlung.

Mädler's kleine Mondkarte.

Allen Freunden der Natur, welche die ſeit 4 Jahren in dieſem Kalender enthaltenen Aufſätze aus dem Gebiete der Himmelskunde mit Theilnahme geleſen haben, wird die Nachricht willkommen ſeyn, daß von dem Verfaſſer derſelben, dem Prof. Dr. Mädler, eine Mondkarte von 12 Zoll Durchmeſſer erſchienen iſt, die derſelbe aus ſeiner größern mit Hrn. Geh. Rath Beer gemeinſchaftlich bearbeiteten Mondkarte von 3 Fuß Durchmeſſer reducirt, zugleich aber mehrere Verbeſſerungen und Nachträge, die ſich aus ſpäteren Beobachtungen ergaben, angebracht hat. Sie iſt ganz für ſolche Liebhaber geeignet, welche keine oder nur mäßig große Inſtrumente beſitzen, und gleichwohl das Intereſſanteſte des uns ſo nahe angehenden merkwürdigen Himmelskörpers kennen lernen wollen, während die große mehr für wiſſenſchaftliche und mit großen Inſtrumenten verſehene Forſcher berechnet iſt. **Ihr Werth** wird noch durch eine Tabelle von einigen hundert Höhen und Tiefen auf der Mondoberfläche, ſo wie durch einige allgemeine Erläuterungen erhöht, welche ſich an den Rändern des Blattes befinden. Sie iſt ſehr ſauber und ſorgfältig in Kupfer geſtochen und trotz der ungemeinen Zartheit vieler Gegenſtände doch in allen Theilen vollkommen deutlich und Jedem verſtändlich. Um ihre Verbreitung möglichſt zu befördern, iſt der Preis nur auf 20 Sgr. geſetzt, wofür ſie von allen Buchhandlungen, in Berlin von Simon Schropp & Comp. zu beziehen iſt. Eben daſelbſt iſt auch die 1836 vollendete größere Mondkarte von Beer und Mädler in 4 Blättern für 5 Thlr., und das dadurch veranlaßte und ſich darauf beziehende Werk: der Mond oder allgemeine vergleichende Selenographie, 2 Theile in gr. 4. mit 5 Steindrucktafeln für 7 Thlr. zu haben. Bei der faſt beiſpielloſen Anerkennung, welche die gelehrten Geſellſchaften Europa's dieſen Arbeiten zu Theil werden ließen, dürfte es überflüſſig ſeyn, etwas zu ihrer Empfehlung hinzuzufügen.

Das Adreß-Commiſſions und Verſorgungs-Comptoir in Stettin weiſet nach: Käufer und Verkäufer, Pachter und Verpachter von Grundſtücken, Prinzipale und Offizianten des Handelsſtandes, der Pharmacie, der Landwirthſchaft, des Lehrfachs u. ſ. w. Auch verſchafft daſſelbe Capitalien zur Anleihe auf Grundſtücke und zwar gegen Zinſen oder gegen Leibrent

Verlag

der

Vereins-Buchhandlung in Berlin.

(Durch alle Buchhandlungen zu haben.)

Indem wir hiermit einen Theil der in unſerm Verlage erſchienenen Werke nochmals anzeigen, beziehen wir uns im Allgemeinen auf die nach und nach erhöhte Aufmerkſamkeit des verehrten Publikums auf unſere Unternehmungen; eine Aufmerkſamkeit, die uns den erfreulichen Beweis giebt, wie man ſich immer mehr davon überzeugt, daß wir niemals ohne ſorgliche Prüfung den Verlag eines Werkes übernehmen.

Deutſche Volkslieder

mit ihren Original-Weiſen.

Unter Mitwirkung des Profeſſor ꝛc. Dr. Maßmann, des Herrn ꝛc.
v. Zuccalmaglio u. A., nach handſchriftlichen Quellen
herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen

von A. Kretzſchmer,

Königl. Geh. Kriegsrath und Ritter ꝛc.

Von dieſem längſt erwarteten Werke, gleich bedeutend in ſeinem Verhältniß zur volksthümlichen Poeſie und Muſik, als zur gelehrten Forſchung, ſind nun vier Hefte erſchienen. Das Ganze wird eine Vollſtändigkeit haben, wie ſie kein Anderer als der Herausgeber herſtellen kann, da er ſich faſt ein halbes Jahrhundert um das Sammeln dieſes poetiſchen und muſikaliſchen Schatzes bemühte.

Wir laſſen den Subſcriptionspreis, à Heft 10 Sgr. oder 8 Ggr., noch beſtehen. Die vier fertigen Hefte liegen in allen Buchhandlungen aus, und geben von der reichen Ausſtattung Zeugniß, die wir dem Werke gewidmet haben.

Die

„Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie.

Enthaltend:

Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen

und

Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden"

iſt im fünften und ſechsten Heft erſchienen. Dieſe beiden Hefte geben vier Bildniſſe, ſechs Anſichten von Städten und Kirchen und ſechs Genre-Bilder. Jedes Heft (acht Blätter bringend) koſtet nur 5 Sgr. (4 gGr.), wofür man ſonſt kaum eines der Blätter hätte liefern können, und nur die große Anzahl der Abnehmer macht einen ſo unglaublich geringen Preis möglich. Von den erſten Heften iſt die zweite Auflage fertig geworden.

Wir geben hier den Inhalt der bis jetzt zu habenden ſechs Hefte genau an:

Bildniſſe:

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Nicolaus I., Kaiſer von Rußland. Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. Ferdinand I., Kaiſer von Oeſterreich. Ludwig, König von Baiern. Friedrich der Große. Napoleon. Metternich. Blücher. Gneiſenau. Abd-el-Kader. Albrecht Dürer. Johannes Gutenberg. Schinkel. Goethe. Schiller. Humboldt. „Jean Paul“ Friedrich Richter. Walter Scott. Schleiermacher. Adelbert von Chamiſſo. Beethoven. J. Meyerbeer. Carl Maria von Weber. Hufeland. Heim. Hahnemann.

Zimmer-, Landſchafts-, Architektoniſche-, Genre-Bilder u. ſ. w.

Arbeitszimmer Friedrich Wilhelm III. Der Dom zu Mailand. Die St. Martinskirche in Cöln. Die Nicolaikirche in Frankfurt am Mayn. Andernach. Ehrenbreitenſtein. Eine Landſchaft von Watelet. Bürger's Leonore. Das Dorf-Diorama. Der durſtige Alte. Der Gutſchmecker. Die vergeſſenen Stiefel. Der politiſirende Schulmeiſter. Der zufriedene Schuſter. Die Soldatenkinder. Sonntags-Jäger (der verfolgte Haſe). Die Kinder im Schnee. Die Warnung vor der Waſſerfee. Wir haben's nicht mit Willen gethan! Sonntags-Jäger (auf dem Anſtande).

(Das ſiebente und achte Heft werden in Kurzem folgen.)

Ueber den Geiſt
des
Hauſes Hohenzollern
und die
weltgeſchichtliche Bedeutung
des
preußiſchen Staats.

Von K. F. E. Trahndorff.

Preis: ½ Thlr.

Eine ſehr wichtige Schrift, in welcher hiſtoriſch entwickelt iſt, daß Preußen in den neueſten Ereigniſſen durchaus ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung folgt, wonach dann die Zukunft, in ſo weit die irdiſche Kraft vermag, zu ermeſſen iſt.

Die Preußiſche Loſung.

Gedicht von H. v. Boyen. Compoſition von Ch. G. Clemens.

Preis: ¼ Thlr.

Dieſes treffliche Gedicht des verdienſtvollen Generals und Kriegsminiſters H. v. Boyen hat Anſpruch, in jedem Familienkreiſe bekannt zu ſeyn, bei jedem Volksfeſt geſungen zu werden.

Ueber belletriſtiſche Schriftſtellerei als Lebensberuf.

Ein Wort der Warnung für Alt und Jung.

Von Dr. Julius Eduard Hitzig.

Vätern, Lehrern und Erziehern kann dieſe Schrift, die eine gefährliche Richtung unſrer Zeit mit reinem Sinn und tiefer Kenntniß bespricht, nicht genug empfohlen werden. Es ſind zwei Broſchüren à ⅓ Thlr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Achtzehnter Jahrgang; für 1839.

Preis: 1½ Thlr.

Inhalt: Das graue Männlein. Von Ed. Devrient. — Was den Einen tödtet, giebt dem Andern Leben. Von Albini. — Ein Schickſalstag in Spanien. Von L. Robert. — Ein theurer Spaß. Von E. Raupach. — Guten Morgen Vielliebchen! Von Adalbert vom Thale. — Mir gelingt Alles! Von Albini.

Es bedarf hier keiner Worte, da dieſes Jahrbuch als die bedeutendſte Sammlung von Original-Dramen bekannt iſt, und auch bei dieſem neueſten gute Wahl und reiche Fülle ſich darthut.

Afrika.

Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen und der Kämpfe in dieſem Erdtheil.

Von J. Löwenberg.

Wer geſcheidt mitreden will über die jetzigen Kämpfe in Algier, dem iſt dieſes Werk gewiß höchſt willkommen! — Preis: 1 Thlr.

Novellen von Dr. Schiff.

Agnes Bernauerin. Eine dialogiſirte hiſtoriſche Novelle. ½ Thlr.

Gundlingen. — Johann Fauſt in Paris. — Alban und Alba. — Der Cryſtall. — Zwei Fliegen mit einer Klappe. ⅔ Thlr.

„Varinka oder die rothe Schenke“; von Schiff, und: „Die drei Nüſſe“; von Clemens Brentano. Zwei Volks-Erzählungen. ½ Thlr.

Das Elendsfell. Drei Novellen nach Balzac (aber nicht nach Balzac!). — I. Das Elendsfell. II. Die Herzloſe. III. Die Gutherzige. 1 Thlr.

Noch neulich hatte die Zeitſchrift: „Literariſche und Kritiſche Blätter der Börſenhalle“ (April 1838) einen langen Aufſatz über dieſen trefflichen Erzähler. Da heißt es unter Anderem:

„Schiff iſt ein freundlicher, gemüthlicher Dichter. Seine Gedanken ſind nicht ſo geiſtreich wie die Tieckſchen; ſeine Empfindungen nicht ſo tief wie die Jean Paulſchen; ſeine Geſtalten nicht ſo ſcharf und lebensvoll aus dem Allgemeinen hervortretend, ſich zu

Individuen abſondernd, wie die Shakſpeariſchen. Aber er hat Gedanken, er hat Empfindungen, er giebt Charaktere. Und Alles dieſes vereinigt er zu einem Ganzen in ſeiner freundlich-poetiſchen Auffaſſung, in einem ſinnig dichteriſchen Gemüth. Man freut ſich mit ihm über ſeine humoriſtiſchen Gebilde, wie er ſelbſt ſich darüber gefreut haben mag, als es ihm gelang, ſie auf das Papier zu bannen. Man lebt mit in ſeinem Genuß; er verſetzt uns in ſeine eigene, glückliche Lebensempfindung.“

Außerdem enthalten die Jahrgänge 1832 und 1833 des „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele“ zwei Dramen von Schiff („das April-Mährchen“ und „der Graf und der Bürger“), die gleicher Beachtung zu empfehlen ſind.

Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.

Von Clemens Brentano.

Mit Darſtellung der Schluß-Scene.

Preis: ¼ Thlr.

In der Literatur-Geſchichte iſt es überall ausgeſprochen, daß dieſe Erzählung eine entſchiedene Eigenthümlichkeit hat und in ihrer Weiſe keine andre ihr auch nur gleich zu ſtellen iſt.

Reiſe-Novellen und Erzählungen

von F. Bellegno.

Zwei Bände. Preis: 2½ Thlr.

Hier hat man nicht nur ausgezeichnete Novellen, ſondern auch National-Bilder in treueſter Wahrheit; namentlich finden ſich vorzügliche Schilderungen über das Leben der Ungarn u. ſ. w. — kräftig und freimüthig! Wer ſich den oben angegebenen Namen überſetzt, wird in dem Verfaſſer einen Schriftſteller erkennen, der ſich neuerdings durch mehrere hiſtoriſch-ſtaatsrechtliche Aufſätze in einer viel geleſenen Zeitung auszeichnete.

Erzählungen, Mährchen und Schwänke.

Von F. W. Gubitz.

Inhalt: Der Stern im Leben. — Der Mann mit dem Schlackhute. — Vicar Aswoe. — Die Roſe. — Aus Flammthals Leben. Vier Abenteuer. — Die Hochzeiten. — Der Rache-Plan. — Die Billets zum Concert der Catalani. — Die Verleugnung. — Die Urkunde. — Ottmar. — Der Prozeß.

Preis: ⅞ Thlr.

„Fürwahr, ſehr viel für wenig Geld, wie's allen Leuten jetzt gefällt; und wer in's Buch nur wirft den Blick, giebt's ungeleſen nicht zurück!“ — Das ſagt in einer poetiſch-literariſchen Ueberſicht ein bekannter Humoriſt.

Sechs Erzählungen.

Nachlaß von Achim von Arnim.

Inhalt: I. Frau von Saverne. II. Die Einquartierung im Pfarrhauſe. III. Die Weihnachts-Ausſtellung. IV. Juvenis. V. Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott. VI. Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau.

Preis: ¾ Thlr.

Achim v. Arnim gehört — Goethe und noch viele Männer von Geiſt haben dies beſtätigt — zu den gedanken- und phantaſiereichſten Schriftſtellern der Deutſchen; mögen dieſe nach ſeinem frühzeitigen Tode ihm die verdiente Anerkennung in der Theilnahme für ſeine Werke ausſprechen.

Manzoni und Roſini.

Die Verlobten.

Roman von Aleſſandro Manzoni, überſetzt von Daniel Leßmann. Drei Bände.

Und:

Die Nonne von Monza.

Roman von Giovanni Roſini, Fortſetzung von Aleſſandro Manzoni's Roman:

„Die Verlobten"

überſetzt von Daniel Leßmann. Zwei Bände.

Wohlfeilere Ausgabe. (Preis aller fünf Bände: 4 Thlr.)

Dieſe von Goethe ſeiner Zeit empfohlene Ueberſetzung iſt anerkannt die beſte, außerdem iſt nur dieſe eine Ausgabe vorhanden, welche auch die Fortſetzung der „Verlobten" giebt.

Einzeln (Ausgabe auf feinerem Papier; die wohlfeilere Ausgabe in 5 Bänden wird nicht getrennt) koſtet der Manzoniſche Roman 4 Thlr.; der Roſiniſche 2½ Thlr.

Wenn dieſen ausgezeichneten, auf die wichtigſten und innigſten Zuſtände des Lebens eingehenden Manzoniſchen Schilderungen von allen Seiten jetzt eine volle Erkennung ihres Werths zu Theil wird, ſo iſt dies dagegen noch nicht geſchehen mit einem Werk, welches, aus ähnlicher Beſtrebung hervorgegangen und dem deutſchen Charakter näher ſtehend, ſich mit dem Manzoniſchen meſſen darf. Dies iſt:

Daniel Leßmann's

„Heidenmühle."

Ein Roman in zwei Theilen. Preis: 3 Thlr.

Wer ſich irgend für unſre Original-Literatur intereſſirt, der darf dieſes lebensvolle Gemälde der menſchlichen Seelenkämpfe nicht überſehen, wie denn überhaupt Leßmann's Schriften (Maſtino II. della Scala. Ein Beitrag zur Geſchichte der oberitalieniſchen Staaten. 1½ Thlr. — Luiſe von Halling. Zwei Bände. 2½ Thlr. — Das

Wanderbuch eines Schwermüthigen. Zwei Bände. 3½ Thlr. — Die Schlittenfahrt. 1 Thlr.) vollen Anſpruch haben, von jedem gebildeten Deutſchen gekannt zu ſeyn. — Eben iſt noch erſchienen:

Nachlaß von Daniel Leßmann.

Drei Theile. (Mit dem dritten Theil iſt dies Werk beendet.)
Preis: 5 Thlr.

Erſter Theil. Inhalt: I. Georg von Podiebrad. — Die Schmalkalder. I. — Unparteiiſche Literatur Zeitung. — Ein Gelegenheits-Scherz. — Der Taugenichts. — Geſammelte Blättchen.

Zweiter Theil. Inhalt: Hieronymus Savonarola. — Die Schmalkalder. II. — Die Quartierfreiheit. I.

Dritter Theil. Inhalt: Die Quartierfreiheit. II. — Girolamo Fracaſtoro. — Giordano Bruno. — Das neue Jahr.

Die Blume auf Kinnekulle.
Anna Reibnitz.
Guſtav Brahe.

Hiſtoriſche Novelle in drei Theilen.
Aus dem Schwediſchen
von A. Arndt.
Preis: 1½ Thlr.

Dieſe drei in ſich verbundenen Novellen ſind in Schweden Lieblings-Lektüre und auch von deutſchen Beurtheilern als trefflich hervorgehoben.

Politiſche Novellen.

Von Franz von Elsholtz.

Inhalt: Das Vermächtniß des Freundes. Der Organiſt oder Griechenland und Napoleons Tod. Verderben durch Ehrenſcrupel.
Preis: 1 Thlr.

Jede dieſer Novellen hat zum Mittelpunkt ein bedeutendes Ereigniß aus unſerer Tagesgeſchichte.

Votum über die Bildung
eines ſogenannten
Mäßigkeits-Vereins.

Von **Julius Eduard Hitzig**,
Doktor der Rechte.

Da jetzt in Deutſchland aller Orten die Rede iſt von Mäßigkeits-Vereinen, ſo wird dieſe, von einem berühmten und wohlwollenden Manne gegebene Schrift, welche, wenn auch von Berlin ausgehend, mit ihren Vorſchlägen doch auf ganz Deutſchland anwendbar iſt, gewiß überall von Nutzen ſeyn.

Ein Familien-Buch.

Von vielen Beurtheilern iſt als würdiges Seitenſtück zu Witſchel's „Morgen- und Abendopfern" empfohlen:

Der Himmel auf Erden.

Weihe der Andacht
zur Tröſtung im Leben und zum Frieden der Seele.
Von J. F. Voß, Prediger.
Preis: ½ Thlr.

Die bei uns erſcheinende anerkannt treffliche Zeitſchrift:

Der Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz,

hat beſonders in dieſem Jahrgange mehr als je die Leſer angezogen, durch die ſtarken Kämpfe auf dem Felde der Literatur, durch die Mannigfaltigkeit der, Erkenntniß und Unterhaltung bezweckenden Aufſätze, ſo wie durch den Reichthum der Mittheilungen aus der Tagesgeſchichte. Es erſcheinen wöchentlich fünf Blätter und der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr.

Allgemeine Geſundheitslehre

für alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft.
Von Dr. Sobernheim.
Preis: ½ Thlr.

Dieſes Buch giebt die Mittel an, ſich vor Krankheiten zu bewahren, und es erfüllt ſeinen Zweck in rühmlicher Tüchtigkeit; eben ſo das beliebte, gleichfalls zu unſerm Verlage gehörende Werk: „Der praktiſche Hausarzt" (von Dr. W. Andreſſe), welches lehrt, wie man ſich bei Krankheiten (die alle einzeln abgehandelt ſind) zu verhalten hat. Dies koſtet 1½ Thlr.

Das Jahr 1837.

Eine chronologiſche Ueberſicht der Ereigniſſe in demſelben.
Fortſetzung der Schrift:
Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte.
Von **Karl Stein**, Hofrath und Profeſſor.
Preis 3¾ Sgr. (3 gGr.)

Die Chronologiſche Weltgeſchichte (von den älteſten Zeiten bis auf die neueſten gehend) iſt in drei Abtheilungen complett erſchienen und für 1½ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Jenes „Jahr 1837" ſchließt ſich dem Ganzen an, dem mehrere Bildniſſe beigegeben ſind. Wer ſich aus dieſem Buche gehörig unterrichtet hat, kann in der Geſchichte jedes Examen beſtehen!

Lehre und Erholung.

Bilder des Lebens.

Für die wißbegierige Jugend geſammelt
von **Fr. Bertram.**
(Herausgeber der Jugendſchriften: „Der erzählende Freund; „Muße-
ſtunden;“ „Nützliche Erheiterungen für die Jugend“ u. ſ. w.)
Preis: ¾ Thlr.

Dreißig Bilder, belehrend und unterhaltend, vereint dieſes treffliche Buch.

In Hinſicht auf

Jugendſchriften

brauchen wir an die, ſämmtlich bei uns erſchienenen von

Guſtav Nieritz

kaum zu erinnern. Sie ſind ſo beliebt, daß Jeder, der ſeinen Kindern Bücher ſchenkt, jetzt immer zuerſt nach den Büchlein von Guſtav Nieritz greift — nämlich: Betty und Toms. — Der Rieſenſtiefel. — Alexander Menzikoff, oder die Gefahren des Reichthums. — Die Auswanderer. — Der blinde Knabe. — Wahrheit und Lüge. — Der junge Trommelſchläger. (Dieſe ſieben à ¼ Thlr.) — Die Schwanen-Jungfrau. — Der kleine Bergmann. — Die Wunderpfeife, oder die Kinder von Hameln. (Dieſe drei à ⅓ Thlr.)

Auch hat **Guſtav Nieritz** folgende vortreffliche Novellen geſchrieben: **Der Druckfehler.** ⅔ Thlr. — **Das Pomeranzenbäumchen** — **Der goldene Knopf.** — **Das wilde Schwein.** Drei hiſtoriſche Erzählungen. ¾ Thlr. — **Der Abenteurer wider Willen.** Zwei Theile. 2¼ Thlr.

Bücher-Verlooſung.

Berlin. — Es findet hier mit K. Allergnädigſter Bewilligung durch Herrn Profeſſor **F. W. Gubitz** mittelſt der **Vereins-Buchhandlung** eine **Bücher-Verlooſung** zum **Beſten des vaterländiſchen Vereins zur Verpflegung hülfloſer Krieger von der Berliner Garniſon aus den Jahren 1813 bis 1815** (unter denen viele Erblindete) **ſtatt.** Die Zahl der Looſe iſt 10,000; der Preis eines jeden **drei Thaler Preußiſch Courant.** Jedes Loos gewinnt wenigſtens ein auf anderem Wege nicht zu bekommendes neues Werk im Werth von 3 Thlr. Preuß. Courant. Der Geſammt-Betrag der Gewinne beträgt doppelt ſo viel, als die Geſammt-Einnahme. Es werden eigends zu dieſer Verlooſung fünf Werke gedruckt: 1) Ein „Handbuch aller Wiſſenſchaften, in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und ihrem Zuſammenhange dargeſtellt als Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten herausgegeben von Fr. v. Schönholz. Dies Werk *) gewinnt **jedes** der 10,000 Looſe. 2) Handbuch für Frauen; in 6000 Gewinnen mitenthalten. 3) Eine bisher noch ungedruckte größere Compoſition von C. M. v. Weber;

ferner noch einige, bisher ungedruckte Compoſitionen anderer geſchätzten Componiſten; in 3000 Gewinnen mit enthalten. 4) Ein Kunſtheft von 12 Blättern; in 2000 Gewinnen mit enthalten. 5) Ein Taſchenbuch, mit Beiträgen von den beliebteſten Schriftſtellern, und mit zwölf Holzſchnitten, in denen der in dieſem Kunſtfache ſo ausgezeichnete Profeſſor Gubitz das Beſte zu geben gedenkt, was er ſelbſt, und unter ſeiner Mitwirkung ſeine Schüler, in der Holzſchneidekunſt zu leiſten vermögen. Es wird unter Anderem auch die genaue Copie einer Zeichnung von Goethe mitbringen, nebſt dem Fac Simile des Gedichts, welches er ſelbſt dazu ſchrieb. In 1000 Looſen mitenthalten. — Es iſt auch noch eine große Anzahl Haupt-Gewinne ausgeſetzt, die aus verſchiedenen klaſſiſchen deutſchen Werken in guten Original-Ausgaben beſtehen ſollen. Der größeſte Haupt-Gewinn beſteht in Büchern für Eintauſend Thaler. Die Looſe ſind auch durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben. Die Ziehung geſchieht ſpäteſtens im Juli 1849 unter Autorität des Allerhöchſt beſtätigten vaterländiſchen Vereins; die Auslieferung der Gewinne findet unter Leitung des Profeſſor Gubitz durch die Vereins-Buchhandlung ſtatt, und gleich nach Erſcheinen der Gewinn-Liſte. Se. Excellenz der General-Poſtmeiſter, Hr. v. Nagler, hat der dies Unternehmen betreffenden Correſpondenz, ſo wie für Geld- und Packet-Sendungen innerhalb des preußiſchen Staates Porto-Freiheit bewilligt. Beſtellungs- und Geld-Briefe (erſtere unverſiegelt oder unter Kreuzband) ſind an den Profeſſor Gubitz zu adreſſiren mit der Rubrik: „Bücher-Ausſpielung des vaterländiſchen Vereins zur Verpflegung hülfloſer Krieger in Berlin“ auf der Adreſſe. Die Looſe und ſpäterhin die Gewinne werden den reſpektiven Beſitzern der Looſe portofrei überſandt. (Näheres iſt aus dem durch jede Buchhandlung gratis zu beziehenden Proſpectus zu erſehen.) — Ein großer Theil der Looſe iſt ſchon abgeſetzt.

*) Es beſteht aus zwei Bänden in groß Octav, 43 Bogen ſtark, raumſparend aber doch nett und angenehm lesbar gedruckt. Dieſes Werk wird ſchon jetzt vollſtändig mit den Looſen ausgegeben und überzeugt gewiß Jeden davon, daß es ein höchſt vorzügliches iſt, welches in ſeinem Bereich über dem Werth jedes Converſations-Lexicons ſteht.

Den löblichen Buchdruckerei-Beſitzern

empfehle ich meine Schriftgießerei. Sie iſt mit Allem verſehen, liefert die Schriften u. ſ. w. im beſten Schriftzeug für Preiſe, die durchweg mindeſtens um achtzehn Procent mäßiger ſind als die ſonſtigen und mein neuer Preis-Courant weiſ't aus, daß von jetzt an meine Preiſe ſogar um wenigſtens acht Prozent geringer ſtehen als die der Schriftgießereien, die bisher mit ihren Arbeiten am wohlfeilſten waren.

Berlin 15. September 1848. **F. W. Gubitz,**

Profeſſor der Königl. Akademie der Künſte.

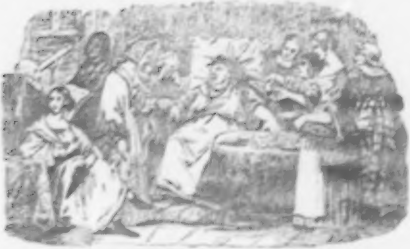
Per. 63 l

Jahrbuch

Deutſcher
Volks-Kalender
1840.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.



Durch Karten, in dem Kaffeegrunde
Und in Planeten ſucht ihr Wahrheit?
O trauet nicht der falſchen Kunde! —
Die Wahrheit ruht im Herzensgrunde
Und in des Geiſtes Klarheit.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.
Gedruckt bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

BIBLIOTECA
DELLA
[illegible]

1 8 4 0.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Waage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.
☽ Das erſte Viertel.
○ Der volle Mond.
☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.
rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1840ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5789ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1807 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1767 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1885 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 258 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 141 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 460 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 400 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 349 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 231 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 181 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 140 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 45 —
Seit Friedrich Wilhelms III., Königs v. Preußen, Geburt	— 71 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 44 —
Seit Friedrich Wilhelms, Kronprinzen v. Preuß., Geburt	— 46 —

Anmerkung. [illegible] zu finden. — [illegible] Beilage des Katholiken [illegible] bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Feſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

Januar 1840.

Alter. Dezember 1839.

1. Von der Beschneidung Christi. Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mittw.	1 **Neujahr**	♐	☿ geht gegen halb 7 Uhr	20 **Quat.**
Donn.	2 Odilo	♐	Morgens auf und zeigt	21 **Thom. Ap.**
Freit.	3 Genovefa	♐	🌑 sich über eine halbe	22 Greg. Sp.
Sonn.	4 Titus	♑	9. 48' N. Stunde.	23 Dagobert

2. Von Christi Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1 Petr. 4.

Sonnt.	5 n. Neujahr	♑	Eduard. ♀ glänzt 3	24 **4. Advent**
Mont.	6 **H. 3 Kön. E.**	♒	♀ in ♐. Stunden lebhaft	25 **H. Christt.**
Dienst.	7 Reinhold	♒	als Morgenstern. ☿ ist	26 **Stephan**
Mittw.	8 Eberhard	♒	☿ größte westl. Ausweich.	27 **Joh. Ev.**
Donn.	9 Julian	♓	☾ in ☊. eine halbe Stunde	28 **Unsch. K.**
Freit.	10 Paul E.	♓	in der Morgendämmerung	29 Thom. E.
Sonn.	11 Hygin	♈	sichtbar. ♂ zeigt sich eine	30 David

3. Jesus war 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	12 1. n. Ep.	♈	☽ 8. 25' V. Ernst.	31 **n. Christt.**
Mont.	13 Hilarius	♉	☿ in ♑. **Stunde nach**	1 **Neuj. 1840.**
Dienst.	14 Felix	♉	Sonnenuntergang. ♀ ist	2 Odilo
Mittw.	15 Maurus	♊	noch eine Viertelstunde.	3 Genovefa
Donn.	16 Marcellus	♊	☾ Erdn. sichtbar. ♄ zeigt	4 Titus
Freit.	17 **Anton**	♋	sich anderthalb Stunden	5 **Eduard**
Sonn.	18 **Kron. C.**	♋	Prisca. vor Sonnenauf-	6 **H. 3 Kön.**

4. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	19 **2. n. Ep.**	♌	🌕 1. 1' N. Marius.	7 **1. n. Ep.**
Mont.	20 **Fab. Seb.**	♌	☉ in ♒. gang. ☿	8 Eberhard
Dienst.	21 Agnes	♍	☾ in ☋. verschwindet am	9 Julian
Mittw.	22 Vincenz	♍	☌ ♀ ♄. Morgenhimmel	10 **Paul E.**
Donn.	23 Emerentia	♍	♄ geht ein Viertel auf	11 Hygin
Freit.	24 Timotheus	♎	9 Uhr Abends unter. ♃	12 Ernst
Sonn.	25 **Paul. B.**	♎	geht um 1 Uhr Mor-	13 Hilarius

5. Von dem Aussätzigen und Hauptmann. Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	26 3. n. Ep.	♏	☾ 2. 2' N. Polykarp.	14 **2. n. Ep.**
Mont.	27 J. Chrys.	♏	gens auf. ♀ geht	15 Maurus
Dienst.	28 Karl	♏	☾ Erdf. ♂ in ♓. nach	16 Marcellus
Mittw.	29 Franz S.	♐	5 Uhr Morgens auf und	17 **Anton**
Donn.	30 Adelgunde	♐	zeigt sich über 2 Stun-	18 Prisca
Freit.	31 Ludovika	♑	den in der Dämmerung.	19 Marius

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 4. Januar 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.

Sonntag den 12. Januar gegen halb 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Sonntag den 19. Januar um 1 Uhr Morgens der volle Mond.

Sonntag den 26. Januar nach 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Jahresgruſs.

Ihr wißt, mit jedem neuen Jahr
Will man es anders halten,
Doch mit dem zweiten Januar
Iſt Alles bei dem Alten.
Wenn nun das Neue gut nicht thut,
So weiß ich nichts zu ſagen,
Als: Haltet feſt das Alte gut,
Dann giebt's nicht neue Klagen.

Der Ueberkluge.

Von einem Ueberklugen ſagt ein altdeutſcher Schriftſteller: „Solch ein Gauch, den man auch Klügling und Witzbold nennt, iſt gleichſam ſchon auf ſeines Großvaters Hochzeit geweſen; er denkt allzeit drei Jahr länger, als die Welt ſteht und ſchauet auf drei Meilen über die Schöpfung hinaus. Ohne mich und nochmals mich, vergienge der Erdball ſicherlich! ſo ſteht auf ſeinem [illegible] und wenn er anfängt, die Welt zu verbeſſern, ſo mißt er der Laus Schuh an und läßt den Floh auf Stelzen gehen.“

Bronziren

kann man alle Gegenſtände wohlfeil, wenn man ſie mit einer aus gleichen Theilen beſtehenden Miſchung von Queckſilber, Zinn und Wismuth abreibt, und ſie dann mit einem Firniß überzieht.

Monats-Gruſs.

Bei Neujahr ſorgt gleich vom erſten Tag,
Daß künftig es nicht Reujahr werden mag!

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
5	25			1
6	33			2
7	34			3
		Abends		4
		4	21	5
		5	38	6
Bei Tage.		6	57	7
		8	18	8
		9	37	9
		10	56	10
		Morg.		11
		12	19	12
		1	44	13
		3	12	14
		4	41	15
		6	3	16
		7	11	17
		7	50	18
Abends				19
6	26	Bei Tage.		20
7	47			21
9	5			22
10	19			23
11	32			24
Morg.				25
12	43			26
1	56			27
3	9			28
4	20			29
5	25			30
6	19			31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 57 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 12	8 3	4 14	15 48
21	8 35	7 55	4 29	15 25

Februar 1840.

Alter. Januar.

Sonn.	1 Brigitte	♑	♀ in ♑. ♂ zeigt ſich noch	20	**Fab. Seb.**

6. Chriſtus ſtillet Wind und Meer. Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2 **4. n. Ep.**	♑	**Mar. R. L.** 3 Viertel-	21	**3. n. Ep.**
Mont.	3 Blaſius	♒	🌑 2. 26' N. ☿ in ♒.	22	Vincenz
Dienſt.	4 Veronica	♒	ſtunden nach Unter-	23	Emerentia
Mittw.	5 Agatha	♓	☾ in ☊. gang der Sonne.	24	Timotheus
Donn.	6 **Dorothea**	♓	♃ geht um halb 2 Uhr	25	**Pauli B.**
Freit.	7 Rembertus	♈	**Morgens auf und iſt über**	26	Polykarp
Sonn.	8 Ansgarius	♈	5 **Stunden** ſichtbar. ☿ iſt	27	J. Chryſ.

7. Vom Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	9 **5. n. Ep.**	♉	Apollonia. nicht ſichtbar.	28	**4. n. Ep.**
Mont.	10 Scholaſt.	♉	🌓 4. 32' N. ♀ geht gegen	29	Franz S.
Dienſt.	11 Deſiderius	♊	**halb 6 Uhr Morgens**	30	Adelgunde
Mittw.	12 Eulalia	♊	☾ Erdn. auf und zeigt	31	Ludovica
Donn.	13 Gisbert	♋	**ſich noch über eine Stunde**	1	**Febr. Br.**
Freit.	14 **Valentin**	♋	**in der Dämmerung.** ♄ iſt	2	**Mar. R. L.**
Sonn.	15 Fauſtin	♋	**dritthalb Stunden** vor	3	Blaſius

8. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	16 **Septuag.**	♌	Juliane. ☌ ♄ ♂. **Son-**	4	**5. n. Ep.**
Mont.	17 Benignus	♌	🌕 2. 21' N. **Unſ. ☾ Finſt.**	5	Agatha
Dienſt.	18 Simeon	♍	☾ in ☋. **nenaufgang**	6	**Dorothea**
Mittw.	19 Leontius	♍	☉ in ♓. **ſichtbar.** ♀ iſt	7	Rembertus
Donn.	20 Eucharius	♎	nicht ſichtbar. ♃ geht um	8	Ansgarius
Freit.	21 Felix B.	♎	☿ in ♓. halb 1 **Uhr Morg.**	9	Apollonia
Sonn.	22 **P. Stuhlf.**	♏	auf und um **5 Uhr** der	10	Scholaſt.

9. Vom geiſtlichen Säen, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	23 **Sexageſ.**	♏	Serenus. Ob. ☌ ☿ ☉. den	11	**Septuag.**
Mont.	24 **Schalttag**	♏	☾ Erdf. **Meridian.** ♀ geht	12	Eulalia
Dienſt.	25 **Mth. Ap.**	♐	🌗 11. 18' V. gegen halb	13	Gisbert
Mittw.	26 Mechtild.	♐	♀ in ♒. 6 **Uhr Mor-**	14	**Valentin**
Donn.	27 Neſtor	♑	gens auf und iſt noch	15	Fauſtin
Freit.	28 Juſtus	♑	beinahe eine **Stunde** in	16	Juliane
Sonn.	29 Romanus	♑	der **Dämmerung** ſichtbar.	17	**Benignus**

Mond-Wechſel.

Montag den 3. Februar gegen halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Montag den 10. Februar nach halb 5 Uhr Abends das erſte Viertel.

Montag den 17. Februar gegen halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Dienſtag den 25. Februar nach 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg. 7	1			1
7	32			2
		Abends		3
		6	3	4
		7	24	5
		8	45	6
		10	7	7
		11	32	8
		Morg.		9
		12	59	10
		2	26	11
		3	48	12
		5	0	13
		5	53	14
		6	32	15
		6	57	16
Abends				17
6	39			18
7	55			19
9	10			20
10	24			21
11	38			22
Morg.				23
12	52			24
2	3			25
3	10			26
4	9			27
4	56			28
5	30			29

Die Regierungs-Formen.

Ein Dichter wurde gefragt, welche Regierungsform er einführen würde, wäre ihm dazu die Macht gegeben. Er antwortete mit folgenden Stegreif-Verſe:

„Dann gäbe mein Genie
Die Republik den Engeln;
Den Menſchen Monarchie,
Die nachhilft bei den Mängeln;
Den Thieren Deſpotie.“

Der Hitzkopf.

Von einem Hitzkopf, der oft ohne Urſach verdrießlich iſt, ſagte Jemand: „Er ärgert ſich, daß er ſich nicht ärgern kann!“

Unauslöſchliche Tinte.

Man zieht den Gluthen aus dem Weizen auf gewöhnlichem Wege, löſt dieſen in Holzſäure auf; dies bildet eine ſeifenartige Flüſſigkeit, welche man mit Waſſer verſetzt, bis ſie die Stärke des Weineſſigs hat. Man reibt 8 Unzen davon in 8 bis 10 Gran des beſten Lampenrußes und 1½ Gran Indigo zuſammen und hat unauslöſchliche Tinte, welche kein Mittel wieder vom Papier bringt. Sie iſt wohlfeil, von ſchöner Schwärze, fließt leicht aus der Feder und trocknet ſchnell.

Monats-Gruſs.

Zur Faſtnacht wird im Kopf Euch nicht faſt Nacht;
Wenn Ihr Euch ſelbſt zu guter Lichtmeß macht!

		Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	9 St.	8 M.	7 Uhr	41 M.	4 Uhr	48 M.	14 St.	52 M.
	11	9	42	7	25	5	6	14	18
	21	10	18	7	6	5	24	13	42

März 1840.

Alter. Februar.

10. Jesus verkündigt sein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	1	Estomihi	♒	Suitb. ☌☿♄. ♂ verliert	18	Sexages.
Mont.	2	Simplicius	♒	sich am Abendhimmel. ☿	19	Leontius
Dienst.	3	Fastnacht	♓	Kunigunde. ☾ in ☊. er-	20	Eucharius
Mittw.	4	Ascherm.	♓	🌑 4. 33' V. Unsichtb. ☉	21	Felix B.
Donn.	5	Friedrich	♈	Finst. scheint in der	22	P. Stuhlf.
Freit.	6	Perpetua	♈	☌♄☉. ♂ in ♈. Abend-	23	Serenus
Sonn.	7	Thom. v. A.	♉	♃ rückl. dämmerung. ♀	24	Schalttag

11. Jesu Christi Versuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	8	1. Invoc.	♉	Joh. d. G. ☾ Erdn. ♄ in ♈.	25	Estomihi
Mont.	9	Franziska	♊	glänzt noch eine halbe	26	Mechthild.
Dienst.	10	40 Märt.	♊	🌓 11. 36' N. ☌☿♂	27	Fastnacht
Mittw.	11	Quat.	♋	Rosina. Stunde als	28	Ascherm.
Donn.	12	Gregor	♋	Morgenstern. ♄ geht um	29	Romanus
Freit.	13	Ernst	♌	2 Uhr Morgens auf. ☿	1	März. S.
Sonn.	14	Mathilde	♌	ist eine halbe Stunde am	2	Simplicius

12. Vom Cananäischen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theß. 4.

Sonnt.	15	2. Remin.	♌	Longin. Abendhimmel	3	1. Invoc.
Mont.	16	Heribert	♍	☾ in ☋. sichtbar. ♃ steht	4	Casimir
Dienst.	17	Gertrud	♍	um halb 4 Uhr Mor-	5	Friedrich
Mittw.	18	Cyrillus	♎	🌕 4. 50' V. gens im	6	Quat. P.
Donn.	19	Joseph *	♎	Süden. ☿ ist über 3	7	Thom. v. A.
Freit.	20	Joachim	♎	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	8	Joh. d. Deo
Sonn.	21	Benedikt	♏	u. Nacht gleich. ☿ gr. östl.	9	Franziska

13. Jesus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	22	3. Oculi	♏	Octavian. Ausw. ♀ in ♓.	10	2. Remin.
Mont.	23	Otto	♐	☾ Erdf. Viertelstunden	11	Rosina
Dienst.	24	Gabriel	♐	in der Abenddämmerung	12	Gregor
Mittw.	25	Mittfast.	♐	M. Verk. sichtbar. ♄ und	13	Ernst
Donn.	26	Ludgerus	♑	🌗 7. 9' V. ♂ sind	14	Mathilde
Freit.	27	Rupert	♑	nicht sichtbar. ☿ zeigt	15	Longin
Sonn.	28	Joh. Pr.	♒	☿ rückl. sich noch über	16	Heribert

14. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	29	4. Lätare	♒	Eustachius. eine halbe	17	3. Oculi
Mont.	30	Quirinus	♒	☾ in ☊. Stunde im Westen.	18	Cyrillus
Dienst.	31	Balbina	♓	Einzug in Paris 1814.	19	Joseph

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 4. März nach halb 5 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Dienſtag den 10. März nach halb 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Mittwoch den 18. März um 5 Uhr Morgens der volle Mond.

Donnerſtag den 26. März gegen 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 19. März.

Merkt's Euch!

Die Schönheit gleicht einem Empfehlungsſchreiben, deſſen Gültigkeit immer nur von kurzer Dauer iſt.

Der wohlthätigſte Beſuch, den ein Menſch machen kann, iſt der: wenn er zu ſich ſelbſt kommt, denn da lernt er Jemand kennen, von dem ſein ganzes höheres Glück abhängt.

Bei Männern iſt die Vielwiſſerei, bei Frauen die Vielmiſcherei oft unausſtehlich.

Die Einigkeit.

O welch ein Ehepaar! — Es kann
Kein and'res ein'ger ſeyn!
Denn ſtündlich ſpricht ſo Frau als Mann:
Die Eh' iſt Höllenpein!

Geſunderen Brodteig

giebt es, wenn man mit dem zum Einwäſſern des Mehls beſtimmten Waſſer ungefähr den dreißigſten Theil des ganzen Mehls ablöſcht und dann dieſes Waſſer zum Anmachen des Teigs verbraucht. Das Waſſer verbindet ſich auf dieſe Weiſe viel beſſer mit dem Mehle, verdunſtet beim Backen nicht ſo ſehr und das Brot wird wohlſchmeckender, nahrhafter und verdaulicher.

Monats-Gruß.

Der Frühling hebt der Erd' aus kaltem Joche; —
Des Innern Frühling ſuch' in heil'ger Woche.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
5	56			1
6	15			2
6	30			3
		Abends		4
		7	47	5
		9	12	6
♋		10	42	7
⌒		Morg.		8
–		12	11	9
		1	39	10
ᴍ		2	54	11
		3	51	12
~		4	30	13
~		5	0	14
?		5	20	15
		5	34	16
		5	48	17
Abends				18
8	5			19
9	19			20
10	33	♋		21
11	47	⌒		22
Morg.		–		23
12	57			24
1	59	ᴍ		25
2	50			26
3	28	~		27
3	57	~		28
4	18	?		29
4	35			30
4	48			31

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	10 St.	53 M.	6 Uhr	47 M.	5 Uhr	40 M.	13 St.	7 M.
11	11	32	6	25	5	57	12	28
21	12	11	6	3	6	14	11	49

April 1840

Alter. März.

Mittw.	1	Hugo B.	♓	♄ rückg. ☿ verſchwindet	20	Joachim
Donn.	2	Franz v. P.	♈	● 3. 48′ N. ☌☿♂. am	21	Benedikt
Freit.	3	Richard	♈	Weſthimmel. ♃ ſteht	22	Oktavian
Sonn.	4	Iſidor B.	♉	☾ Erdn. ein Viertel auf	23	Otto

15. Von Christi Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	5	5. **Judica**	♉	Vincenz. 3 Uhr Mor-	24	4. **Lätare**
Mont.	6	Sixtus P.	♊	☌♀♄. gens in Süden. ♄	25	**M. Verk.**
Dienſt.	7	Hermann	♊	Unt. ☌☿☉. geht gegen	26	Ludgerus
Mittw.	8	Dionyſius	♋	halb 1 Uhr Morgens auf.	27	Rupert
Donn.	9	Maria Cl.	♋	☽ 6. 49′ V. ♀ verliert	28	Felix Pr.
Freit.	10	Ezechiel	♌	ſich in den Strahlen	29	Euſtachius
Sonn.	11	Leo d. Gr.	♌	der Morgenſonne. ♄ geht	30	Quirinus

16. Von Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	12	6. **Palm**	♍	Julius. ☾ in ☊. um Mit-	31	5. **Judica**
Mont.	13	Hermeneg.	♍	ternacht auf und zeigt	1	April. H.
Dienſt.	14	Tiburtius	♍	ſich den Reſt der Nacht	2	Franz v. P.
Mittw.	15	Olympius	♎	♂ in ♉. am Oſthimmel.	3	Richard
Donn.	16	**Gründonn.**	♎	○ 8. 23′ N. ♀♈. Albin.	4	Iſidor B.
Freit.	17	**Charfreit.**	♏	Rudolph. ♅, ♂,	5	Vincenz
Sonn.	18	Eleuther	♏	♀ und ☿ ſind nicht ſichtbar.	6	Sixtus P.

17. Von Christi Auferstehung. Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.

Sonnt.	19	**H. Oſterf.**	♏	Werner. ♃ ſteht nach 1	7	6. **Palmar.**
Mont.	20	**Oſtermont.**	♐	Viktor. ☉ in ♉. ☾ Erdf.	8	Dionyſius
Dienſt.	21	Anſelm	♐	☿ rechtl. Uhr Morgens	9	Maria Cl.
Mittw.	22	Soter	♑	in Süden und iſt die	10	Ezechiel
Donn.	23	Georg	♑	ganze Nacht über dem	11	**Gründonn.**
Freit.	24	Albert	♑	☾ Horizont. ♄ geht um	12	Charfreit.
Sonn.	25	**Marc. Ev.**	♒	12. 15′ V. 11 Uhr	13	Hermeneg.

18. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1 Joh 5.

Sonnt.	26	1. Quaſ.	♒	Ferdinand. ☌♃♀. Abends	14	**H. Oſterf.**
Mont.	27	Anaſtaſius	♓	☾ in ☋. auf und um 3	15	**Oſtermont.**
Dienſt.	28	Vitalis	♓	Uhr Morgens durch den	16	Oſterd.
Mittw.	29	Petr. v. M.	♈	Meridian. ♃ culminirt	17	Rudolph
Donn.	30	Cath. v. S.	♈	halb 1 Uhr Morgens.	18	Eleuther

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 2. April nach 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Donnerſtag den 9. April nach 3 Viertel auf 7 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 16. April gegen halb 9 Uhr Abends der volle Mond.

Sonnabend den 25. April 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern die zwei erſten Tage des Paſſahfeſtes den 18. und 19., die zwei letzten den 24. und 25. April.

Variation.

„Ein aufgefundener Freund iſt doch der beſte Schatz!" rief ein Trinker, indem er ſein Glas zum Anſtoßen erhob. Der neben ihm ſaß, bemerkte darauf: „Ich trinke mit auf die Variation des Spruches: Ein aufgefundener Schatz iſt doch der beſte Freund!"

Gute Wichſe.

Der gute, deutſche Bürger und Landmann trägt auch gern gewichſte Stiefeln und bereitet ſich ſeine Wichſe gern ſelbſt. Die beſte bekommt man ſo: Man nehme 1 Pfund Beinſchwarz, 1 Loth geſtoßenen Indigo, 1 Loth geſtoßenen Colophonium, 1 Loth Sal tartari, 4 Loth geſtoßenen, feinen Zucker, thue Alles in einem irdenen Topfe zuſammen, rühre es mit einem Holzſpan um, indem man dabei eine halbe Taſſe Bier allmählig dazu ſchüttet, bis das Ganze eine geſchmeidige Maſſe giebt. Soll die Wichſe zugleich gut riechen, rührt man noch ein Quentchen Bergamot-Oel hinein. Dieſe Wichſe wichſt euch, daß ihr keinen Spiegel braucht, ihr könnt die Stiefeln dazu benutzen; ſie ſchadet dem Leder durchaus nicht, wie ſo manche andere.

Monats-Gruß.

April, ſey er im Aendern ſehr gewandt,
Ihn übertrifft des Herzens Unbeſtand.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg. 5	0			1
		Abends		2
		8	15	3
		9	47	4
Bei Tage.		11	19	5
		Morg.		6
		12	41	7
		1	47	8
		2	32	9
		3	4	10
		3	26	11
		3	43	12
		3	56	13
		4	7	14
		4	18	15
Abends				16
8	17			17
9	31			18
10	43	Bei Tage.		19
11	48			20
Morg.				21
12	43			22
1	26			23
1	57			24
2	20			25
2	38			26
2	54			27
3	6			28
3	19			29
3	33			30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 53 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 7 M.
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 9	4 55	7 4	9 51

Mai 1840.

Alter. April.

Freit.	1 **Ph. J. W.**	♉	♅, ♂, ♀ und ☿ sind	19 Werner
Sonn.	2 Athanasius	♉	🌑 12. 34′ V. ☾ Erdn.	20 Viktor

19. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ev. 1. Petr. 2.

Sonnt.	3 2. **Mis. D.**	♊	† Erfind. nicht sichtbar. ♃,	21 1. **Quas.**
Mont.	4 Monica	♊	☍ ♃ ☉. ☌ ♂ ☉. geht um	22 Soter
Dienst.	5 Pius V.	♋	☿ größte westl. Ausweich.	23 **Georg**
Mittw.	6 Joh. v. d. Pf.	♋	**Mitternacht durch den**	24 Albert
Donn.	7 Stanislas	♌	**Meridian und ist die ganze**	25 **Marc. Ev.**
Freit.	8 Mich. Ersch.	♌	🌓 3. 18′ N. **Nacht sicht-**	26 Ferdinand
Sonn.	9 Gregor N.	♌	☾ in ♌. bar. ♄ geht	27 Anastasius

20. Jesus spricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ev. 1. Petr. 2.

Sonnt.	10 3. Jubil.	♍	Gordian. ♀ in ♉. nach 10	28 2. **Mis. D.**
Mont.	11 Beatrix	♍	Uhr Abends auf und nach	29 Petr. v. M.
Dienst.	12 Pankrat.	♎	2 Uhr **Morgens** durch den	30 Cath. v. S.
Mittw.	13 **Bettag**	♎	Servatius. **Meridian.** ♃	1 **Mai. Ph. J.**
Donn.	14 Christian	♏	steht ein Viertel auf 12	2 Athanasius
Freit.	15 **Sophia**	♏	🌕 ♀ in ♉. **Uhr Abends**	3 † Erfind.
Sonn.	16 Joh. v. N.	♏	11. 58′ **V. im Meri-**	4 Monica

21. Von Christi Hingange zum Vater. Joh. 16. Ev. Jak. 1.

Sonnt.	17 4. **Cantate**	♐	Jodoc. ☾ Erdf. **dian und**	5 3. **Jubil.**
Mont.	18 Liborius	♐	**zeigt sich die ganze Nacht.**	6 **Joh. v. d. Pf.**
Dienst.	19 Ivo	♑	♄ **steht um halb 2 Uhr**	7 Stanislas
Mittw.	20 Basilla	♑	**Morgens in Süden und**	8 **Mich. Ersch.**
Donn.	21 Constantin	♑	☉ in ♊. zeigt sich die	9 Gregor N.
Freit.	22 Julian	♒	ganze Nacht. ♃ culmi-	10 Gordian
Sonn.	23 Desiderius	♒	nirt nach halb **11 Uhr**	11 Beatrix

22. Von der rechten Betekunst. Joh. 16. Ev. Jak. 1.

Sonnt.	24 5. **Rogate**	♓	🌗 1. 52′ N. Johanna. ☾ ☊.	12 4. **Cantate**
Mont.	25 **Urban. M.**	♓	**Abends.** ♄ **steht um**	13 Servatius
Dienst.	26 Phil. v. N.	♓	♂ in ♊. **1 Uhr Mor-**	14 Christian
Mittw.	27 Luciana	♈	☌ ☿ ♀. **gens in Sü-**	15 **Sophia**
Donn.	28 **Him. Chr.**	♈	**Wilhelm. den.** ♃ **geht**	16 Joh. v. N.
Freit.	29 Maximin.	♉	**ein Viertel auf 11 Uhr**	17 **Jodocus**
Sonn.	30 Felix P.	♉	**Ab. durch den Meridian.**	18 **Liborius**

23. Von der Verheißung des h. Geistes. Joh. 15. 16. Ev. 1. Petr. 4.

Sonnt.	31 6. **Exaudi**	♊	🌑 7. 43′ V. Petr. ☾ Erdn.	19 5. **Rogate**

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 2. Mai nach halb 1 Uhr Morgens der neue Mond.

Freitag den 8. Mai nach ein Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Sonnabend den 16. Mai gegen Mittag der volle Mond.

Sonntag den 24. Mai gegen 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Sonntag den 31. Mai gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der neue Mond.

Die Aehnlichkeit.

Welche Aehnlichkeit iſt zwiſchen einem Schmeichler und einem Krug? — „Sie bücken ſich Beide, wenn ſie gefüllt ſeyn wollen.“

Untrügliches Mittel, reich zu werden.

Man ſchaffe alle Steckenpferde ab und alle Laſter, denn ein einziges Laſter koſtet mehr zu unterhalten als eine Frau mit einem halben Dutzend Kindern. Jedesmal, wenn uns das Gelüſt verſucht, einen Dreier für eine Nichtsnutzigkeit auszugeben, lege man ihn zurück in eine Sparkaſſe. Das kann der innere Teufel nicht vertragen, er zieht ab und läßt den Menſchen reich werden.

Runkelrüben für Zucker

gut zu bekommen, ſoll man ſchleſiſchen Samen nehmen, denſelben eingeweicht 1½ bis 2 Zoll tief auf die hohen Ränder der Furchen ſtecken, die bis 15 Zoll tief gepflügt werden müſſen. Wenn man den Samen mit Kalkwaſſer einweicht, iſt er vor Ungeziefer ſicher. Die ſo ſchädlichen Schnecken läßt man am bequemſten durch Enten vertilgen. Die Pflanzen ſind rein zu halten, zwei bis drei Mal zu behacken und ſie dürfen nur kurz vor der Erndte, welche am beſten gegen Ende des Oktober fällt, abgeblattet werden.

Monats-Gruſs.

Soll allzeit Euch des Lebens Mai umſcherzen,
So heget Euch die höchſte Kraft im Herzen.

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
Morg.				
3	50			1
		Abends		2
Bei Tage.		10	17	3
		11	33	4
		Morg.		5
		12	28	6
		1	6	7
		1	31	8
		1	50	9
		2	4	10
		2	15	11
		2	26	12
		2	38	13
		2	61	14
		3	5	15
Abends				16
9	39			17
10	37	Bei Tage.		18
11	23			19
Morg.				20
12	0			21
12	26			22
12	45			23
1	0			24
1	13			25
1	26			26
1	38			27
1	53			28
2	12			29
2	37			30
		Abends		31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 45 M.	4 Uhr 35 M.	7 Uhr 21 M.	9 St. 15 M.
11	15 17	4 17	7 35	8 43
21	15 47	4 3	7 50	8 13

Junius 1840.

Alter. Mai.

Mont.	1 Simeon	♊	☿ in ♊. ♃ ſteht gegen	20 Baſilla
Dienſt.	2 Erasmus	♋	10 Uhr Abends in Sü-	21 Conſtantin
Mittw.	3 Clothildis	♋	den und iſt noch die ganze	22 Julian
Donn.	4 Florian	♌	☌☿♂. ♀ in ♊. Nacht	23 Him. Chr.
Freit.	5 Bonifacius	♌	☾ in ☋. ſichtbar. ♅ geht	24 Johanna
Sonn.	6 Norbert †	♍	gegen 1 Uhr Morgens auf.	25 Urban

24. Von der Sendung des heiligen Geiſtes. Joh. 14. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	7 **Pfingſtfeſt**	♍	☽ 1. 44′ V. Robert.	26 **6. Exaudi**
Mont.	8 **Pfingſtm.**	♎	Medardus. ♄ ſteht	27 Luciana
Dienſt.	9 Primus	♎	☍♄☉. um Mitternacht	28 Wilhelm
Mittw.	10 Quat. †	♎	Maurinus. Ob. ☌☿☉.	29 Maximin.
Donn.	11 Barnabas	♏	in Süden und zeigt ſich die	30 Felix Pr.
Freit.	12 Baſilides †	♏	ganze Nacht. ♃ geht um	31 Petronella
Sonn.	13 Ant. v. P. †	♐	2 Uhr Morgens unter. ♅	1 Jun. Sim.

25. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus. Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	14 **Trinitatis**	♐	Baſilius. ☾ Erdf. geht	2 Pfingſtfeſt
Mont.	15 **Vitus**	♐	○ 3. 17′ V. ☿ in ♋. ein	3 Pfingſtm.
Dienſt.	16 Benno	♑	☌♀♂. Viertel auf	4 Pfingſtd.
Mittw.	17 Adolph	♑	1 Uhr Morgens auf, iſt	5 Quat.
Donn.	18 Frohnl.	♒	Schlacht bei Belle-Alli-	6 Norbert
Freit.	19 Gervaſius	♒	ance 1815. aber ſchwer	7 Robert
Sonn.	20 Silverius	♒	☾ in ☊. zu erkennen. ♃ geht	8 **Medardus**

26. Vom reichen Manne. Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	21 1 n. Trin.	♓	☉ in ♋. Längſter Tag.	9 **Trinitatis**
Mont.	22 Albinus	♓	☾ 11. 58′ N. Sommers	10 **Maurinus**
Dienſt.	23 Walram	♈	Anfang. um halb 2	11 **Barnabas**
Mittw.	24 Joh. d. T.	♈	Uhr Morgens unter. ♄	12 Baſilides
Donn.	25 Elegius	♉	ſteht gegen 11 Uhr Abends	13 **Frohnl.**
Freit.	26 Joh. u. P.	♉	in Süden und zeigt ſich	14 **Baſilius**
Sonn.	27 7 Schläfer	♊	noch die ganze Nacht.	15 **Vitus**

27. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	28 2 n. Trin.	♊	Leo P. ☾ Erdn. ♀ in ♋.	16 **1. n. Trin.**
Mont.	29 Petr. P.	♋	● 2. 26′ N. ♂, ♀ u. ☿ ſind	17 Adolph
Dienſt.	30 Pauli G.	♋	♅ rückg. unſichtbar.	18 Marcellin

Mond-Wechſel.

Sonntag den 7. Junius 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Montag den 15. Junius nach 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Montag den 22. Junius gegen Mitternacht das letzte Viertel.

Montag den 29. Junius gegen halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 7. und 8. Junius.

Der prüfende Küfer.

Ein Privatmann ließ in ſeinem Keller Wein durch einen Küfer abziehen. „Wie finden Sie dieſen jungen Wein", fragte er ihn; „nicht wahr, er iſt noch etwas leicht?" — Der Küfer, ein affektirter, eingebildeter Menſch, ſchlürfte ihn prüfend über die Zunge und entgegnete mit wichtiger Miene: „Der Wein iſt nicht übel, aber er hat noch keine rechte Gegenwart des Geiſtes!"

Nichts.

„Ich fürchte mich vor nichts!" ſagte ein bekannter Poltron. „Sie ſchreiben doch das Nichts mit einem großen Buchſtaben?" wurde er hierauf gefragt.

Mittel gegen die Seekrankheit.

Wenn Einer aus unſern deutſchen Landen zur See gehen will, ſo nehme er Creoſot mit, genieße davon vor dem Einſchiffen drei Tropfen auf Zucker, und wenn ihm ſchlimm wird, wieder, und ſo fort. Auch China-Eſſenz in Pomeranzenſaft eingenommen iſt gut. Dabei kann man Löſchpapier auf die Magengrube legen, welches die Magenwärme befördert und die Seekrankheit ſchwächt, wenn ſie überhaupt ausbricht.

Monats-Gruß.

Der Juni macht dem Sommer ſeine Bahn —
Seid wach, daß Gleiches Ihr dem Geiſt gethan.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abends		
		10	14	1
		11	1	2
		11	32	3
Bei Tage.		11	53	4
		Morg.		5
		12	10	6
		12	23	7
		12	35	8
		12	46	9
		12	58	10
		1	12	11
		1	30	12
		1	55	13
		2	27	14
Abends				15
10	0			16
10	27			17
10	49	Bei Tage.		18
11	4			19
11	18			20
11	31			21
11	43			22
11	56			23
Morg.				24
12	12			25
12	34			26
1	4			27
1	48			28
		Abends		29
		9	29	30

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 11 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 4 M.	7 St. 49 M.
11	16 25	3 47	8 12	7 35
21	16 31	3 46	8 17	7 29

Julius 1840.

Alter Junius.

Mittw.	1 Rembold	♌	☉ Erdf. ☿ in ♌. ♄ ſteht	19 Gervaſius
Donn.	2 **M. Heimſ.***	♌	gegen halb 11 Uhr Abends	20 Silverius
Freit.	3 Hiacynth	♍	☾ in ☋. in Süden und	21 Albanus
Sonn.	4 Ulrich	♍	♃ rechtl. zeigt ſich noch	22 Albinus

28. Vom verlornen Schaaf. Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	5 3. n. Trin.	♎	Anſelm. die ganze Nacht	23 2. n. Trin.
Mont.	6 Eſaias	♎	☽ 2. 31′ N. ♅ geht 3	24 Joh. d. T.
Dienſt.	7 Wilibald	♎	Viertel auf 11 Uhr	25 Elogius
Mittw.	8 Kilian	♏	Abends auf. ♀ und ☿ ſind	26 Joh. u. P.
Donn.	9 Agilolph	♏	☌ in ☉. in dieſem Monat	27 7 Schläfer
Freit.	10 7 Brüder	♐	nicht ſichtbar. ♃ zeigt ſich	28 Leo P.
Sonn.	11 Pius P.	♐	☾ Erdf. nach Sonnen-	29 Petr. P.

29. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	12 4. n. Trin.	♐	Fel. Nab. untergang am	30 3. n. Trin.
Mont.	13 **Margar.**	♑	Abendhimmel und geht	1 Jul. Remb.
Dienſt.	14 Bonavent.	♑	🌕 5. 58′ A. gegen Mit-	2 M. Heimſ.
Mittw.	15 Ap. Theil.	♒	ternacht unter. ♂	3 Hiacynth
Donn.	16 Skap. Feſt	♒	erſcheint am Morgenhim-	4 Ulrich
Freit.	17 Alexius	♒	☾ in ☊. mel. ♄ ſteht nach	5 Anſelm
Sonn.	18 Arnold	♓	☿ größte öſtliche Ausweich.	6 Eſaias

30. Von Petri reichem Fiſchzug. Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	19 5. n. Trin.	♓	Arſenius. Sonnenunter-	7 4. n. Trin.
Mont.	20 Elias	♈	gang am Abendhimmel und	8 Kilian
Dienſt.	21 Daniel	♈	geht nach 1 Uhr unter.	9 Agilolph
Mittw.	22 **M. Magd.**	♉	☾ 7. 14′ V. ♂ geht ein	10 7 Brüder
Donn.	23 Apollinar	♉	☉ in ♌. Anf. d. Hundst.	11 Pius P.
Freit.	24 Chriſtine	♊	♀ in ♌. Viertel auf 3	12 Fel. Nab.
Sonn.	25 Jakob *	♊	Ob. ☌ ♀ ☉. Uhr Morgens	13 Margar.

31. Von der Phariſäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	26 6. n. Trin.	♋	Anna. ☾ Erdn. auf und	14 5. n. Trin.
Mont.	27 Pantaleon	♋	zeigt ſich eine halbe Stun-	15 Ap. Theil.
Dienſt.	28 Innocenz	♋	🌑 0. 56′ N. de. ♃ zeigt	16 Skap. Feſt
Mittw.	29 Martha	♌	ſich am Weſthim-	17 Alexius
Donn.	30 Abdon	♌	☾ in ☋. mel und geht ge-	18 Arnold
Freit.	31 Ign. Loj.	♍	gen 11 Uhr Abends unter.	19 Arſenius

Mond-Wechſel.

Montag den 6. Julius nach halb 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Dienſtag den 14. Julius um 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Mittwoch den 22. Julius 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 28. Julius gegen 10 Uhr Abends der neue Mond.

Auch ein Vortheil.

Als Latour-Maubourg in der Schlacht ein Bein verloren hatte und ſein Kammerdiener Bottin darüber weinte, tröſtete Jener ihn mit den Worten: „Narr, dir kann's lieb ſeyn; du haſt ja künftig nur einen Stiefel zu putzen!"

Beſcheid.

Wie wird wohl Menſchenkenntniß mein?
„Schau, guter Freund, in dich hinein!"
Und wie bring' ich mir Glück in's Haus?
„Nun, ſchaue nicht zu weit hinaus!"

Maaſsregel gegen Mückenſtiche.

Um ſich in Schlafzimmern vor Mückenſtichen zu ſichern, ſtelle man, einige Stunden vor Schlafengehen und nachdem die Fenſter zugemacht worden, ein brennendes Licht, mit einem Glas-Cylinder oder einer Glasglocke umgeben, in das Zimmer. Dieſe Gläſer müſſen auf der Außenſeite mit Honig, vermittelſt Wein oder Roſenwaſſer verdünnt, beſtrichen ſeyn. Die Mücken eilen nun dem Lichte zu und bleiben an den Gläſern kleben. Oder man ſtellt ein Licht in ein, an das Schlafzimmer ſtoßendes Gemach ſo, daß deſſen Schein durch die etwa auf Handbreite offene Thür in das Schlafzimmer fallen kann; die Mücken verlaſſen dies, durch den Lichtſchein angelockt.

Monats-Gruſs.

Wem nicht im Juli reifet ſchon die Saat,
Der ſchlägt ſich ſelber mit verſäumter That.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abends		
		9	56	1
		10	13	2
B		10	28	3
e		10	41	4
i		10	53	5
		11	5	6
T		11	19	7
a		11	35	8
g		11	57	9
		Morg.		10
e		12	26	11
		1	6	12
		1	59	13
Abends				14
8	55			15
9	12			16
9	26	B		17
9	39	e		18
9	51	i		19
10	3			20
10	18	T		21
10	36	a		22
11	1	g		23
11	38			24
Morg.		e		25
12	31			26
1	44			27
		Abends		28
B.		8	17	29
T.		8	34	30
		8	46	31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 35 M.
11	16 11	3 59	8 11	7 49
21	15 49	4 11	8 0	9 11

Auguſt 1840.

Alter. Julius.

Sonn.	1 **Petr. Kett.**	♍	☿ rückg. ♃ iſt noch andert-	20 Elias

32. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	2 7. n. Trin.	♎	Portiuncula. halb Stun-	21 6. n. Tri
Mont.	3 **Kön. G. T.**	♎	St. Erſ. den am Abend-	22 **M. Mag**
Dienſt.	4 Dominicus	♏	himmel ſichtbar. ♅ geht	23 Apollina
Mittw.	5 Mar. Sch.	♏	🌓 5.42'V. 3 Viertel auf	24 Chriſtine
Donn.	6 **Verkl. Chr.**	♏	9 Uhr Abends auf.	25 **Jakob**
Freit.	7 Donatus	♐	☾ Erdf. ♄ geht 3 Viertel	26 Anna
Sonn.	8 Cyriacus	♐	auf 12 Uhr Abends unter.	27 Pantaleo

33. Von den falſchen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	9 8. n. Trin.	♑	Romanus. ♃ zeigt ſich	28 7. n. Tri
Mont.	10 **Laurenz** *	♑	noch eine Stunde tief am	29 Martha
Dienſt.	11 Hermann	♑	☌ ☿ ♀. Abendhimmel. ♂	30 Abdon
Mittw.	12 Clara	♒	geht um 2 Uhr Morgens	31 Janaz Lo
Donn.	13 Hippolyt	♒	🌕 7.43'V. Unſ. ☾ Finſt.	1 **Aug. P.**
Freit.	14 Euſebius †	♓	☾ in ♌. auf und iſt	2 **Portiunc.**
Sonn.	15 **M. Himm.**	♓	Unt. ☌ ☿ ☉. über eine	3 Steph. Er

34. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	16 9. n. Trin.	♈	Rochus. ♀ in ♍. Stunde	4 8. n. Trin
Mont.	17 Sibylla	♈	ſichtbar. ♄ zeigt ſich noch	5 Mar. Sch
Dienſt.	18 Helena	♈	dritthalb Stunden nach	6 **Verkl. Chr**
Mittw.	19 Sebald	♉	Sonnenuntergang. ♀ iſt	7 Donatus
Donn.	20 **Bernhard**	♉	🌗 12. 45'N. nicht ſicht-	8 Cyriacus
Freit.	21 Anaſtaſius	♊	♄ rechtl. bar. ♅ ſteht	9 Romanus
Sonn.	22 Timotheus	♊	☾ Erdn. ein Viertel auf 2	10 **Laurenz**

35. Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	23 10. n. Trin.	♋	☉ in ♍. Ende der Hundst.	11 9. n. Trin
Mont.	24 Barthol. *	♋	♂ in ♌. Uhr Morgens in	12 Clara
Dienſt.	25 Ludwig	♌	♅ rechtl. Süden. ♀ erſcheint	13 Hippolyt.
Mittw.	26 Samuel	♌	☾ in ☊. in der Morgen-	14 Euſebius
Donn.	27 Joſeph C.	♍	🌑 7.11'V. Unſichtb. ☉	15 **M. Himm**
Freit.	28 Auguſtin	♍	Finſt. dämmerung. ☿	16 Rochus
Sonn.	29 **J. Enth.**	♎	geht um halb 4 Uhr Morg.	17 Sibylla

36. Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	30 11. n. Trin.	♎	Roſa. auf und zeigt	18 10. n. Trin.
Mont.	31 Paulin	♎	ſich eine halbe Stunde.	19 Sebald

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 5. Auguſt gegen 3 Viertel auf 6 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 13. Auguſt gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Donnerſtag den 20. Auguſt 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 27. Auguſt gegen 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 9. Auguſt.

Merkt's Euch!

Wer zur nöthigen täglichen Nahrung nur das rechnet, was er in den Mund ſteckt, der hört nicht eher auf, ſchädlich zu ſeyn, bis er mit ſeinem wohlgenährten Körper die Erde düngt.

Das Sprüchwort: „Man muß aus der Noth eine Tugend machen", iſt ſo allgemein gültig geworden, daß man die Tugend nur noch im Nothfall übt.

Die Erfahrung iſt leider für die Meiſten eine Heilkünſtlerin, von der man keine Schutzmittel nimmt, ſondern immer erſt nach überſtandener Krankheit auf ſie hört.

Kartoffeln recht ſchmackhaft zu machen.

Man ſchäle ſie roh, thue ſie ohne Waſſer in einen Topf, decke dieſen mit einem Blechdeckel zu und ſtelle ſie in den geheizten Ofen, bis ſie gahr ſind. Sie ſchmecken alsdann ſo ſchön, daß man deutſchen Gänſebraten und indiſche Vogelneſter könnte ſtehen laſſen, um mit den herrlichen, gebackenen Kartoffeln den begehrlichen König des Leibes, den Magen, zu füllen.

Monats-Gruſs.

Wohl dem, der ſeiner Thaten ſich erfreut
Und vor gerechter Erndte ſich nicht ſcheut.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	8 59	1
		—
Bei Nacht.	9 11	2
	9 24	3
	9 40	4
	10 0	5
	10 25	6
	11 2	7
	11 49	8
		—
	Morg.	9
	12 50	10
	2 1	11
	3 16	12
Abends		13
7 47		14
8 0	Bei Nacht.	15
		—
8 12		16
8 26		17
8 43		18
9 5		19
9 35		20
10 22		21
11 25		22
		—
Morg.		23
12 44		24
2 12		25
3 41		26
	Abends	27
Bei Tage.	7 6	28
	7 18	29
		—
	7 31	30
	7 44	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 18 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 42 M.
11	14 46	4 41	7 28	9 14
21	14 11	4 56	7 8	9 49

September 1840.

Alter. August.

Dienſt.	1	Aegidius	♏	☿ größte weſtliche Ausw.	20	**Bernhard**
Mittw.	2	Juſtus	♏	☿ geht um halb 4 Uhr	21	Anaſtaſius
Donn.	3	Rimaclus	♐	🌓 11. 5′ N. Morgens	22	Timotheus
Freit.	4	Roſalia	♐	☾ Erdf. auf und iſt	23	Zachäus
Sonn.	5	Victorin	♐	3 Viertelſtunden ſichtbar.	24	**Barthol.**

17. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	6	12. n. Trin.	♑	Magnus. ♄ geht um 10	25	**11. n. Trin.**
Mont.	7	Regina	♑	Uhr Abends unter. ☿ iſt	26	Samuel
Dienſt.	8	Mar. Geb.	♒	☿ in ♍. eine halbe Stunde	27	Joſeph C.
Mittw.	9	Gorgonius	♒	♀ in ♎. in der Morgen-	28	Auguſtin
Donn.	10	Nicol. v. T.	♓	☾ in ☊. dämmerung ſicht-	29	**Joh. Enth.**
Freit.	11	Protus	♓	🌕 8. 17′ N. ☍ ♅ ☉. bar.	30	Roſa
Sonn.	12	Winand	♓	♅ ſteht um Mitter-	31	Paulin

18. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	13	13. n. Trin.	♈	Maternus. nacht in Sü-	1	**Sept. 12. Tr.**
Mont.	14	† Erhöh.	♈	den und zeigt ſich die ganze	2	Juſtus
Dienſt.	15	Ludmilla	♉	Nacht. ☿ iſt noch eine Vier-	3	Rimaclus
Mittw.	16	Quat. †	♉	Cornel. telſtunde vor	4	Roſalia
Donn.	17	Lambert	♊	☾ Erdn. Sonnenaufgang	5	Victorin
Freit.	18	Richard †	♊	🌗 5. 59′ M. ſichtbar. ♂	6	Magnus
Sonn.	19	Januar †	♋	geht 3 Viertel auf	7	Regina

19. Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	20	14. n. Trin.	♋	Euſtachius. 2 Uhr Mor-	8	**13. n. Trin.**
Mont.	21	Mth. Ev.*	♌	gens auf und zeigt ſich über	9	Gorgonius
Dienſt.	22	Moriz	♌	☾ in ☋. drittehalb Stun-	10	Nicol. v. T.
Mittw.	23	Thecla	♍	☉ in ♎. Herbſt-Anf., Tag	11	Protus
Donn.	24	Gerhard	♍	und Nacht gl. ☿ in ♎. den.	12	Winand
Freit.	25	Kleophas	♍	🌑 6. 54′ M. ♀ erſcheint	13	Maternus
Sonn.	26	Cyprian	♎	Ob. ☌ ☿ ☉. in der	14	**† Erhöh.**

20. Vom Mammonsdienſt. Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	27	15. M. F.	♎	Koſm. u. Dam. Abend-	15	**14. n. Trin.**
Mont.	28	Wenzel	♏	dämmerung. ♃ iſt noch eine	16	Cornel
Dienſt.	29	Michael*	♏	Viertelſtunde tief in der	17	Lambert
Mittw.	30	Hieronym.	♐	Abenddämmer. ſichtbar.	18	**Quat.**

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 3. September nach 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

Freitag den 11. September nach 1 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.

Freitag den 18. September um 6 Uhr Abends das lezte Viertel.

Freitag den 25. September gegen 7 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5601ſten Jahrs den 28. und 29. September.

Es hilft jedenfalls!

Der Herzog von Marlborough war krank. Seine ſehr herriſche und böſe Gemahlin drang in ihn, eine von ihr angegebene Medizin zu nehmen und ſagte endlich heftig: „Ich will mich hängen laſſen, wenn ſie nicht hilft!“ — „Nehmen Sie geſchwind!“ ſagte hierauf Dr. Garth, des Herzogs Arzt; „die Medizin hilft ſicher auf die eine oder die andere Art!“

Grabſchrift eines Bierbank-Politikers.

Hier liegt ein großer Politikus —
Dem war's die allerhärteſte Nuß,
Zu begreifen, daß Alles, was er thät ſagen,
Sich jederzeit anders zugetragen.

Runkelrübenblätter als Tabak.

In Baden hat man angefangen, Runkelrübenblätter als Tabak zu verarbeiten. Ein ſtarker Raucher kann ſie immer unter ſeinen Tabak miſchen. Sie geben einen milden, angenehmen und geſunden Rauch, jedenfalls einen beſſern als der Tabak, von dem man für einen Groſchen eine ellenlange Rolle bekommt und nun nicht weiß, was Einem da untereinander gemengt ward.

Monats-Gruſs.

Des Menſchen Leben iſt kein Blumen-Spiel,
So wie Natur hat es die Frucht zum Ziel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Bei Tage.		8	2	1
		8	26	2
		8	57	3
		9	41	4
		10	37	5
				—
		11	43	6
		Morg.		7
		12	57	8
		2	14	9
		3	31	10
Abends				11
6	19			12
				—
6	33	Bei Tage.		13
6	50			14
7	10			15
7	39			16
8	20			17
9	17			18
10	29			19
				—
11	54			20
Morg.				21
1	21			22
2	45			23
4	7			24
		Abends		25
Bei Tage.		5	37	26
				—
		5	52	27
		6	8	28
		6	29	29
		6	58	30

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 31 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 29 M.
11	12 52	5 30	6 22	11 8
21	12 14	5 45	6 0	11 46

Oktober 1840

Alter. September.

Donn.	1	Remigius	♐	♀ zeigt ſich wenige Minu-	19	Januar
Freit.	2	Leodegar	♐	🌓 ☾ Erdf. ten tief in der	20	Euſtachius
Sonn.	3	Ewald	♑	6. 5′ N. Abenddäm-	21	**Mth. Ev.**

11. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	4	16. Erntef.	♑	Franz. ♀ in ♏. merung.	22	15. n. Trin.
Mont.	5	Placidus	♒	♄ ſteht ein Viertel auf	23	Thecla
Dienſt.	6	Bruno	♒	11 Uhr Abends in Süden.	24	Gerhard
Mittw.	7	Sergius	♒	☾ in ♌. ♂ geht gegen 3	25	Kleophas
Donn.	8	Birgitta	♓	Viertel auf 2 Uhr Mor-	26	Cyprian
Freit.	9	**Dionyſius**	♓	gens auf und iſt 3 und	27	Kos. u. D.
Sonn.	10	Gereon	♈	♂ in ♍. eine halbe Stunde	28	Wenzel

12. Vom Waſſerſüchtigen. Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	11	17. n. Trin.	♈	🌕 7. 42′ V. Wimmar.	29	16. n. Trin.
Mont.	12	Maximil.	♉	☿ in ♏. ſichtbar. ♃	30	Hieronym.
Dienſt.	13	Tilman	♉	verſchwindet bei Annähe-	1	**Okt. R.**
Mittw.	14	Calixt. P.	♊	☾ Erdn. rung der Sonne.	2	Leodegar
Donn.	15	Thereſia	♊	♀ zeigt ſich eine Viertel-	3	Ewald
Freit.	16	**Gallus**	♋	ſtunde tief in der Abend-	4	Franz
Sonn.	17	**Hedwig**	♋	dämmerung und geht 3	5	Placidus

13. Vom größten Gebot. Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	18	18. n. Trin.	♌	🌗 12. 25′ V. Luc. E. Schl.	6	**17. n. Trin.**
Mont.	19	Ferdinand	♌	bei Leipzig 1813. Vier-	7	Sergius
Dienſt.	20	Wendelin	♌	☾ in ☋. tel auf 6 Uhr unter.	8	Birgitta
Mittw.	21	Urſula	♍	☿ iſt in dieſem Monat	9	**Dionyſius**
Donn.	22	Kordula	♍	☌ ♀ ♃. nicht ſichtbar. ♄	10	Gereon
Freit.	23	Severian	♎	☉ in ♏. iſt noch eine	11	Wimmar.
Sonn.	24	Evergiſt	♎	Stunde am Weſthimmel	12	Maximil.

14. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	25	19. n. Trin.	♏	🌑 9. 26′ V. Criſpin.	13	**18. n. Trin.**
Mont.	26	Chryſanth.	♏	ſichtbar. ♂ geht	14	Calixt. P.
Dienſt.	27	Sabina	♏	halb 2 Uhr Morgens auf	15	Thereſia
Mittw.	28	**Simon J.** *	♐	♀ in ♐. und gewinnt an	16	**Gallus**
Donn.	29	Narciſſus	♐	☌ ☿ ♃. Lichtſtärke. ♄ geht	17	**Hedwig**
Freit.	30	Theoneſt.	♑	☾ Erdf. ein Viertel auf	18	**Luc. Ev.**
Sonn.	31	**Wolfg.** †	♑	3 Uhr Morgens unter.	19	**Ferdinand**

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 3. Oktober nach 6 Uhr Abends das erſte Viertel.

Sonntag den 11. Oktober gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der volle Mond.

Sonntag den 18. Oktober gegen halb 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonntag den 25. Oktober gegen halb 10 Uhr Vormittags der neue Mond.

Die Juden feiern das Verſöhnungsfeſt den 7., das Laubhüttenfeſt den 12., 13., 19. und 20. Oktober.

Vergnügen für alle Theile.

Ein ſehr zänkiſcher Reſſourcen-Beſucher ſagte zu ſeinen Collegen: „In der andern Woche reiſ' ich nach Paris, zu meinem Vergnügen!“ — „Und zu unſerm auch!“ bemerkte einer der Anweſenden.

Wortſpiel.

Ein wucheriſcher Geizhals hatte ſich mit einem ſchwarzen Halstuch und bedecktem Haupt malen laſſen. „Gut getroffen!“ ſagte ein, das Bild Beſchauender; „nur müßte die Halsbinde ſteifer und der Filz deutlicher ſeyn!“

Galvaniſirtes Eiſen,

d. h. Eiſen, welches gegen Roſt geſchützt iſt, gewinnt man, wenn man das Eiſen, mit flüſſiger Säure gereinigt, in geſchmolzenem Zink umherrührt. Der Ueberzug, der ſich dabei bildet, ſchützt es vor Roſt und erhält es glänzend. Nach dem Bade in dem Zink läßt man das Eiſen an einem feuchten Orte abkühlen. — Sollen Eiſen- und Stahlwaaren nur in der Aufbewahrung vor Roſt geſchützt ſeyn, braucht man ſie nur mit flüſſig gemachtem Kautſchuck zu überſtreichen.

Monats-Gruſs.

Das Alter wird dem Wein nicht nur zum Lobe,
Es iſt auch unſres Lebens beſte Probe.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Bei Tage.		Abends 7	36	1
		8	25	2
		9	26	3
		10	37	4
		11	51	5
		Morg.		6
		1	7	7
		2	26	8
		3	44	9
		5	4	10
Abends		Bei Tage.		11
5	14			12
5	40			13
6	18			14
7	11			15
8	20			16
9	42			17
11	7			18
Morg.				19
12	31			20
1	52			21
3	11			22
4	27			23
5	43			24
Bei Tage.		Abends		25
		4	33	26
		4	59	27
		5	33	28
		6	19	29
		7	16	30
		8	21	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 24 M.
11	10 57	6 17	5 15	13 3
21	10 20	6 34	4 54	13 40

November 1840.

Alter. Oktober.

45. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	1	20. n. Trin.	♑	All. Heil. ☿ in ♐. ♀ iſt	20	19. n. Trin.
Mont.	2	All. Seel.	♒	☽ 1. 32′ N. eine halbe	21	Urſula
Dienſt.	3	Hubert	♒	☾ in ☊. Stunde tief	22	Kordula
Mittw.	4	Carl Bor.	♓	in der Abenddämmerung	23	Severian
Donn.	5	Zacharias	♓	ſichtbar. ♅ geht bald nach	24	Evergiſt
Freit.	6	Leonhard	♈	8 Uhr Abends durch den	25	Criſpin
Sonn.	7	Engelbert	♈	Mittagskreis und um halb	26	Chryſanth.

46. Von des Königischen Sohn. Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	8	21. n. Trin.	♈	Gottfried. 2 Uhr Mor-	27	20. n. Trin.
Mont.	9	Theodor	♉	🌕 6. 19′ N. gens unter.	28	Sim. J.
Dienſt.	10	Martin P.	♉	♂ geht gegen halb	29	Narciſſus
Mittw.	11	**Mart. B.**	♊	☾ Erdn. 2 Uhr Morgens	30	Theoneſt.
Donn.	12	Kunibert	♊	☿ größte öſtliche Ausweich.	31	Wolfgang
Freit.	13	Brixius	♋	auf und zeigt ſich als ein	1	Nov. A. H.
Sonn.	14	Levin	♋	☌ ♀ ♄. heller Stern. ♄	2	All. Seel.

47. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	15	22. n. Trin.	♌	Leopold. iſt nur noch eine	3	21. n. Trin.
Mont.	16	Edmund	♌	☾ 9. 21′ V. ☾ in ☋. Vier-	4	Carl Bor.
Dienſt.	17	Hugo	♍	telſtunde am Weſt-	5	Zacharias
Mittw.	18	Maximus	♍	himmel ſichtbar. ♀ glänzt	6	Leonhard
Donn.	19	Eliſabeth	♎	eine Stunde in der Abend-	7	Engelbert
Freit.	20	Simplic.	♎	dämmerung und geht um	8	Gottfried
Sonn.	21	**M. Opf.**	♏	☌ ♃ ☉. ♀ in ♑. halb 6	9	Theodor

48. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	22	23. n. Trin.	♏	☉ in ♐. Feier z. Gedächt-	10	22. n. Trin.
Mont.	23	Clem. P.	♏	niſs der Geſtorbenen. Uhr	11	**Mart. B.**
Dienſt.	24	Joh. v. Kr.	♐	🌑 2. 39′ V. ♃ in ♐. un-	12	Kunibert
Mittw.	25	Katharina	♐	ter. ♂ geht ein Vier-	13	Brixius
Donn.	26	Konrad	♑	☾ Erdf. tel auf 2 Uhr	14	Levin
Freit.	27	Bilhildis	♑	Morgens auf. ♅ geht bald	15	Leopold
Sonn.	28	Günther	♑	♅ rechtl. nach Mitternacht	16	Edmund

49. Vom Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	29	1. **Advent**	♒	Saturnin. unter. ♄, ♃ und	17	23. n. Trin.
Mont.	30	Andreas	♒	☾ in ☊. ☿ ſind unſichtbar.	18	Maximus

Mond-Wechſel.

Montag den 2. November nach halb 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Montag den 9. November nach 1 Viertel auf 7 Uhr Abends der volle Mond.

Montag den 16. November gegen halb 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 24. November gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der neue Mond.

Merkt's Euch!

Wenn der Menſch thut, was er nicht gern thut, thut er in der Regel das Rechte.

Wem du gieb'ſt, der ſchreibt es in den Sand; wem du nimm'ſt, der äzt es in Stahl.

Nimm ein Weib um das, was ſie im Herzen hegt, einen Freund um das, was er thut, und eine Waare um das, was ſie werth iſt.

Ein Unrecht eingeſtehen, iſt keine Schande, ſondern eine Ehre; denn es iſt ein Zeugniß, daß du heut weiſer biſt als geſtern.

Unſere Vorfahren hatten ein Gewiſſen ohne Wiſſen, heut zu Tage findet man oft Wiſſen ohne Gewiſſen.

Künſtliches Leder

kann man erhalten, ohne die Thiere zu ſchinden und ohne Gerber. Man nimmt nämlich Filz, Wolle, Baumwolle oder Linnenzeug, welche Stoffe man hechelt, krämpelt und kämmt, bis ſie gleichmäßig zerfaſert und breiartig geworden ſind. Man tränkt das Ganze mit einer Flüſſigkeit, welche aus 2 Pfund Kautſchuk, 5 Pfund rectificirtem Terpentinöl, 2 Loth Harz und 2 Pfund dickem Leim beſteht, richtet das Ganze zu durch Preſſen und gleichmäßiges Ausdehnen, worauf man es an der Luft trocknen läßt. Die ſo gewonnenen Stoffe ſollen dem Leder nicht nachſtehen und ſogar gute Stiefelſohlen geben.

Monats-Gruß.

Ob Ihr der Speicher reiche Fülle preiſt,
Die ſchönſte Fülle wahret doch der Geiſt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Bei Tage.		9	34	1
		10	48	2
		Morg.		3
		12	2	4
		1	19	5
		2	36	6
		3	57	7
		5	23	8
Abends		Bei Tage.		9
4	12			10
4	59			11
6	5			12
7	27			13
8	54			14
10	20			15
11	42			16
Morg.				17
1	0			18
2	16			19
3	31			20
4	46			21
6	1			22
7	15			23
Bei Tage.		Abends		24
		4	15	25
		5	5	26
		6	11	27
		7	21	28
		8	33	29
		9	46	30

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	40 M.	6 Uhr	53 M.	4 Uhr	33 M.	14 St.	20 M.
11	9	6	7	11	4	16	14	54
21	8	37	7	27	4	4	15	23

Dezember 1840.

Alter. November.

Dienſt.	1 Eligius	♓	♂ in ♎. ♀ zeigt ſich an-	19 Eliſabeth
Mittw.	2 Balbina	♓	🌓 7.46′ V. Unt. ☌ ☿ ☉.	20 Simplic.
Donn.	3 Franz Xav.	♓	derthalb Stunden in	21 **Mar. Opf.**
Freit.	4 Barbara	♈	der Abenddämmerung und	22 Cäcilia
Sonn.	5 Criſpina	♈	geht gegen 6 Uhr unter.	23 Clem. P.

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	6 **2. Advent**	♉	**Nicolaus.** ♅ geht 3 Vier-	24 **24. n. Trin.**
Mont.	7 Ambroſius	♉	tel auf 12 Uhr Abends	25 Katharina
Dienſt.	8 M. Empf.	♊	unter. ♃ und ☿ erſcheinen	26 Konrad
Mittw.	9 Leocadia	♊	🌕 4. 44′ V. ☾ Erdn. in	27 Bithildis
Donn.	10 Judith	♋	☌ ☿ ♃. der Morgen-	28 Günther
Freit.	11 Damaſus	♋	☿ rechtl. dämmerung. ☿	29 Saturnin
Sonn.	12 Epimachus	♌	geht gegen halb 7 Uhr	30 Andreas

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	13 **3. Advent**	♌	Lucia. ☾ in ☋. Morgens	1 **Dez. 1. Adv.**
Mont.	14 Nicaſius	♍	auf und zeigt ſich eine halbe	2 Balbina
Dienſt.	15 Euſebius	♍	🌗 9. 31′ U. Stunde.	3 Franz Xav.
Mittw.	16 Quat. †	♎	Adelb. ☌ ♄ ☉. ♀ in ♒.	4 **Barbara**
Donn.	17 Lazarus	♎	♂ geht früh um 1 Uhr	5 Criſpina
Freit.	18 Wunib. †	♎	☌ ☿ ♃. auf. ☿ geht bald	6 **Nicolaus**
Sonn.	19 Nemeſius †	♏	nach 6 Uhr Morgens auf.	7 Ambroſius

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	20 **4. Advent**	♏	Julius. ☿ größte weſtl.	8 **2. Advent**
Mont.	21 Th. Ap. *	♐	Ausweich. ☉ in ♑. Kürzeſter	9 Leocadia
Dienſt.	22 Gregor S.	♐	Tag, Winters Anfang.	10 Judith
Mittw.	23 Dagobert	♐	🌑 9. 52′ N. ☿ iſt 3	11 Damaſus
Donn.	24 Adam, E. †	♑	☾ Erdf. Viertelſtun-	12 Epimachus
Freit.	25 H. Chriſtt.	♑	den am **Morgenhimmel**	13 **Lucia**
Sonn.	26 Stephan	♒	ſichtbar. ♀ glänzt dritthalb	14 Nicaſius

1. Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	27 U. Chriſtt.	♒	Joh. Ev. ☾ in ♌. Stunden	15 **3. Advent**
Mont.	28 Unſch. K.	♒	als Abendſtern. ☿ geht um	16 Adelheid
Dienſt.	29 Thom. E.	♓	halb 7 Uhr **Morgens** auf	17 Lazarus
Mittw.	30 David	♓	🌓 und zeigt ſich eine halbe	18 Quat.
Donn.	31 Sylveſter	♈	11. 18′ N. Stunde.	19 Nemeſius

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 2. Dezember nach 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Mittwoch den 9. Dezember 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.

Dienſtag den 15. Dezember um halb 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 23. Dezember gegen 10 Uhr Abends der neue Mond.

Donnerſtag den 31. Dezember nach 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Er kann wohl lachen!

Bei den vielen Bankerotten in der neueſten Zeit ſagte die Frau eines Banquiers zu einem Bekannten, der ſie in ihrer Aengſtlichkeit beruhigen wollte: „Ja, Sie können wohl lachen, Sie haben kein Vermögen!“

Richtiger Schluſs.

Ein durch ſeine Grobheit bekannter Recenſent nannte das neueſte Werk eines berühmten Gelehrten abgedroſchenes Zeug. Als der Verfaſſer es erfuhr, ſagte er trocken: „Wohl, ſo macht ſich der Flegel unnütze Mühe!“

Gegen Kopfhängerei.

Die Hauptſache iſt: Man halte den Kopf grade und laſſe ihn nicht hängen, wenn uns einmal was in die Quere gekommen iſt, denn auf der Erde, vor unſern Füßen liegt ſelten oder nie ein haltbarer Troſt. Man richte Augen und Herz gen Himmel, da fällt für Alles Troſt herab, wenn man nur das Hinaufblicken verſteht. Auf keinen Fall gehe man unter die Pietiſten. Ein Menſch, der heiter arbeitet, lebt und ſtrebt und in ſeinem Kreiſe wohlgemuth ſeine Pflicht ausübt, wiegt am jüngſten Tage mehr wie ganze Schocke ſolcher Pietiſten, die ihr Lebtage ſich nur mit der Frommthuerei beſchäftigt haben.

Monats-Gruſs.

Nur friſchen Muth! — denn Jedem kommt nach Plage
Die Weih-Nacht zu dem ew'gen Hoffnungstage.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
bei Tage	Abends 10 59	1
	Morg.	2
	12 14	3
	1 30	4
	2 50	5
		—
	4 16	6
	5 46	7
	7 16	8
Abends		9
4 58		10
6 27		11
7 58	bei Tage	12
		—
9 25		13
10 47		14
Morg.		15
12 5		16
1 21		17
2 36		18
3 50		19
		—
5 4		20
6 15		21
7 21		22
	Abends	23
bei Tage	4 2	24
	5 11	25
	6 23	26
		—
	7 35	27
	8 47	28
	10 1	29
	11 13	30
	Morg.	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 47 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 52	8 2	3 54	16 8

Zeitrechnung des Jahres 1840.

Das gegenwärtige 1840ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder von 52 Wochen und zwei Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 19. April und im alten auf ſeinen 14. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach dem alten Kalender eine Woche ſpäter als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 1 Uhr 0 Minuten Nachmittags. Der Sommer am 21. Juni um 10 Uhr 7 Minuten Vormittags. Der Herbſt am 23. September um 12 Uhr 12 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 5 Uhr 32 Minuten Abends.

Von dem Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, von denen in unſeren Gegenden keine ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte iſt eine partiale Mondfinſterniß, den 17. Februar Nachmittags.

Die zweite iſt eine ringförmige Sonnenfinſterniß in der Nacht vom 3. zum 4. März, welche in den öſtlichſten Theilen Europa's und Afrika's und in dem größten Theil Aſiens ſichtbar ſeyn wird.

Die dritte iſt eine partiale Mondfinſterniß am 13. Auguſt Vormittags.

Die vierte iſt eine totale Sonnenfinſterniß am 27. Auguſt Vormittags, welche beſonders nur im ſüdlichen Afrika und im ſüdlichſten Theil von Neuholland ſichtbar ſeyn wird.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahre 1840.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis gegen die Mitte des Februars in den Abendſtunden am Weſthimmel. Den 6. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zur Mitte des Juni verborgen bleibt. Er erſcheint dann im 21ſten Grade der Fiſche, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechster Größe bei der nächtlichen Dämmerung dem unbewaffneten Auge ſchwer zu erkennen iſt. Den 18. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. Um dieſe Zeit wird er rückläufig, was er bis zum Anfange des Dezembers bleibt. Den 11. September ſteht er im 20ſten Grade der Fiſche der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und iſt mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Am letzten November erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendſtunden aufzuſuchen iſt. Am Schluſſe des Jahrs geht er bereits um 10 Uhr Abends unter. Er ſteht dann im 18ten Grade der Fiſche in einer ſternleeren Gegend öſtlich vom Guſſe des Waſſermanns.

Saturn.

Saturn geht zu Anfange des Jahrs 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens und hierauf immer früher auf. Im Anfange des Aprils wird er im 22ſten Grade des Schützen rückläufig. Er geht dann ſichtbar durch den Meridian, als den 13. April um 4 Uhr Morgens, den 11. Mai um 2 Uhr und den 9. Juni um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 21ſten Grade des Schützen unter den Sternen am öſtlichen Fuße des Schlangenträgers der Sonne gegenüber und zeigt ſich die ganze Nacht. Um die Mitte des Auguſt wird er im 16ten Grade des Schützen wieder rechtläufig. Er geht nun ſichtbar unter, als den 5. Auguſt um Mitternacht, den 1. September um 10 Uhr Abends, den 6. Oktober um 8 Uhr und den 8. November um 6 Uhr. Bald nachher verſchwindet er in den Strahlen der Sonne, die ihn den 16. Dezember im 25ſten Grade des Schützen erreicht.

Jupiter.

Dieſer Planet geht zu Anfange des Jahrs 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens, und demnächſt immer früher auf. Im Anfange des März, wo er ſchon vor Mitternacht aufgeht und um halb 5 Uhr Morgens culminirt, wird er im 15ten Grade des Skorpions rückläufig. Er kommt nun immer früher in den Meridian, als den 6. April um 2 Uhr Morgens und den 4. Mai um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 14ten Grade des Skorpions nahe bei dem hellen Stern an der ſüdlichen Wagſchale der Sonne gegenüber, und iſt die ganze Nacht ſichtbar. Hierauf geht er in den Abendſtunden durch den Meridian, und von der Mitte des Juni an ſichtbar unter, als den 13. Juni um 2 Uhr Morgens, den 11. Juli, wo er im 9ten Grade des Skorpions wieder rechtläufig wird, um Mitternacht, den 11. Auguſt um 10 Uhr und den 13. September um 8 Uhr Abends. Einen Monat ſpäter verliert er ſich in den Strahlen der Sonne, die ihn den 21. November im 30ſten Grade des Skorpions erreicht. Erſt um den 10. Dezember kommt er wieder in der Morgendämmerung zum Vorſchein. Mit dem Ausgange des Jahrs, wo er bis zum 9ten Grade des Schützen vorgerückt iſt, geht er 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens auf. Er ſteht dann nordöſtlich vom Antares, dem hellen Stern im Skorpion, noch 18 Grad weſtlich vom Saturn entfernt, den er alle 20 Jahre einmal erreicht.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden. Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars zeigt ſich in den beiden erſten Monaten des Jahrs, zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends untergehend, als ein unſcheinlicher Stern am Weſthimmel, und entzieht ſich im Anfange des März in der Gegend des Frühlingspunktes den Blicken gänzlich. Erſt nach der Mitte des Juli kommt er in der Gegend des Sommerpunkts wieder zum Vorſchein. Er geht dann bis zur Mitte des Auguſts bald nach 2 Uhr Morgens und von hier an bis gegen die Mitte des Dezembers zwiſchen 1 und 2 Uhr Morgens auf, während die Dauer ſeiner Sichtbarkeit und ſeine Lichtſtärke allmählig zunehmen. Unterdeſſen durchläuft er die Zeichen Krebs, Löwe und Jungfrau. Am Ende des Jahrs iſt er bis zum 3ten Grade der Wage vorgerückt. Er geht alsdann nach halb 1 Uhr Morgens auf, und zeigt ſich 6 Stunden lang am Oſthimmel als ein heller Stern nordweſtlich von Spica, dem hellſten Stern in der Jungfrau.

Venus.

Dieſer Planet zeigt ſich in den drei erſten Monaten des Jahrs als Morgen- und in den drei letzten als Abendſtern. Im Anfange des Januar glänzt er, zwiſchen Jupiter und Saturn ſtehend und nach 4 Uhr Morgens aufgehend, vierthalb Stunden lebhaft im Geſtirn der Wage. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit und ſeine Lichtſtärke nehmen hierauf allmählig ab. Den 22. Januar geht er dem Saturn nördlich vorbei. Im Anfange des April verſchwindet er in der Morgendämmerung. Er iſt dann 5 Monate unſichtbar. Den 25. Juli befindet er ſich in ſeiner obern Zuſammenkunft mit der Sonne. Erſt gegen Ende Septembers kommt er in der Mitte der Wage am Abendhimmel wieder zum Vorſchein. Den 22. Oktober, wo er dem Jupiter ſüdlich vorbeigeht, iſt er eine Viertelſtunde tief in der Dämmerung, und den 14. November, wo er ſich mit dem Saturn in Conjunction befindet, 3 Viertelſtunden ſichtbar. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt hierauf ſchnell zu. Am Ende des Jahrs glänzt er an 3 Stunden lebhaft am Abendhimmel, ein Viertel auf 8 Uhr untergehend. Er iſt dann bis zum 20ſten Grade des Waſſermanns vorgerückt.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar, gewöhnlich in vier Perioden. Zuerſt zeigt er ſich in der erſten Hälfte des Januar, wie am Schluſſe des abgewichenen Jahrs, unter den Sternen des Skorpions und des Schützen am Morgenhimmel. Er iſt daſelbſt am Neujahrstage, früh gegen halb 7 Uhr aufgehend, über eine halbe Stunde ein paar Grad öſtlich vom Saturn ſichtbar. Am 10. Januar wird er noch eine halbe Stunde, am 16. nur noch eine Viertelſtunde und am 20. gar nicht mehr wahrgenommen. Vortheilhafter kommt er vom 8. März an in der Gegend des Frühlingspunkt am Abendhimmel zu Geſicht. Am längſten, faſt eine Stunde, zeigt er ſich am 21. März von 1 Viertel auf 8 Uhr Abends an, unter den Sternen am Bande der Fiſche. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt hierauf ſchnell ab, ſo daß er ſich im Anfange des April den Blicken völlig entzieht. Faſt eben ſo günſtig erſcheint er vom 24. Auguſt bis zum 15. September im Geſtirn des Löwen am Morgenhimmel. Am leichteſten iſt er am 6. September aufzufinden, wo er, gegen 3 Viertel auf 4 Uhr aufgehend, faſt 3 Viertelſtunden einen halben Grad nördlich vom Regulus, dem hellen Stern des Löwen, wahrgenommen wird. Am 9. September iſt er noch eine halbe Stunde und am 13. nur noch eine Viertelſtunde bemerkbar. Noch einmal, und zwar im Geſtirn des Skorpions, erſcheint er am Morgenhimmel vom 8. Dezember an bis über den Schluß des Jahrs hinaus, am günſtigſten vom 15. bis zum 23. Dezember, wo er, bald nach 6 Uhr aufgehend, 3 Viertelſtunden in der Nähe des Jupiter, mit welchem er kurz hintereinander zweimal in Conjunction kommt, ſichtbar iſt. Den 28. Dezember zeigt er ſich noch eine halbe, und am letzten Tage des Jahrs noch eine Viertelſtunde tief in der Morgendämmerung.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm III., König, geb. 3. Auguſt 1770, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm II. in der Regierung am 16. Nov. 1797, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen ſeit 1815, vermählt den 24. Dezbr. 1793 mit der am 19. Juli 1810 verſtorbenen Königin Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz.

Kinder des Königs: 1) Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 15. Okt. 1795, General der Infanterie, General-Inſpecteur der vierten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 29. Novbr. 1823 mit — Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — 2) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 22. März 1797, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der dritten Armee-Abtheilung, commandirender General des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit — Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831. 2] Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 3) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 4) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, interimiſtiſcher General-Inſpecteur der zweiten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Davon: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment zu Fuß ꝛc. 2] Marie Luiſe Anne, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anne Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 5) Die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 6) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 7) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Oktbr. 1809, General-Major, Commandeur der 2ten Garde-Cav.-Brig. ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit — Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs der Niederlande. Davon: 1] Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nicolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837.

Des am 28. Dezbr. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der erſten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Jun. 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Geſchwiſter des Königs: 1) Die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel, Auguſte Friederike Chriſtine, geb. 1. Mai 1780. — 2) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 3) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Kavallerie, Gouverneur der Bundes-Feſtung Mainz ꝛc., vermählt 12. Januar 1804 mit — Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Oktbr. 1785. — Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, Oberſter ꝛc. — 2) Marie Eliſabeth Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. — 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. — 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verſtorb. Großvaterbruders, Prinzen Auguſt Ferdinand, und der am 10. Febr. 1820 verſtorb. Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich August, geb. 19. Sept. 1779. General der Infanterie, General-Inſpecteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Baiern.

Karl Ludwig Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Braſilien.

Dom Pedro II., Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831 unter Vormundſchaft.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VI., König, geb. 28. Jan. 1768, reg. 13. März 1808. — Chriſtian Friedrich, Kronprinz, geb. 18. Sept. 1786, Sohn des am 7. Dez. 1805 verſt. Erbprinzen Friedrich, Vaterhalbbruders des Königs.

England, ſ. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I., König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Orleans, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victori Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837.

Hannover.

Ernſt Auguſt (bisheriger Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — **Georg** Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II., Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — **Friedrich** Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II., Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — **Ludwig**, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — **Nikolaus** Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI. (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — **Ferdinand** Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Paul Friedrich, Großherzog, geb. 15. Sept. 1800, reg. 1. Febr. 1837. — **Friedrich** Franz Alexander, Erbgroßherzog, geb. 28. Febr. 1823.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — **Friedrich Wilhelm** Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz IV. Joſeph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814. — **Franz** Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Naſſau.

Wilhelm Georg Auguſt Heinrich, Herzog, geb. 14. Juni 1792, reg. 9. Jan. 1816. — **Adolph** Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Erbprinz, geb. 24. Juli 1817.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II. Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830. — **Franz** von Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Januar 1836.

Niederlande.

Wilhelm I. Friedrich, geb. 24. Aug. 1772, reg. als Fürſt von Naſſau-Oranien 9. April 1806, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg 15. März 1815. — **Wilhelm** Friedrich Georg Ludwig, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. 6. Dez. 1792.

Oeſtreichiſche Staaten.

Ferdinand I. Karl Leopold Joſeph Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Herzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſtreich, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. ſeit 6. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II. da Gloria, Königin, geb. 4. Apr. 1819, vermählt 10. Apr. 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Fürſten v. Sachſen-Coburg, geb. 29. Oktbr. 1816, jetzt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837.

Rußland.

Nikolaus I., geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen. — Alexander Nicolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Stils).

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. Apr. 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV. Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Febr. 1818. — Joſeph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien.

Marie Chriſtine, Wittwe Königs Ferdinand VII. ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. Apr. 1806.

Toſkana.

Leopold II. Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 22. Apr. 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds feierlich umgürtet 11. Juli.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Kalender Allerlei.

Die Einheiten.

Von jedem Dinge lieb' ich Eins,
Und mehr iſt Ueberfluß;
Wer nicht ſo denkt, liebt ſicher keins
Und lebt ſich zum Verdruß.

Nur einen Gott verehr' ich ganz,
Der unſichtbar die Welt,
Mit Mann und Maus und Sternenkranz,
Am Schickſalsfaden hält.

Ein König nur, der mir gebeut,
Ein Vaterland iſt mein,
Und winkt er morgen, ruft es heut,
Stets will ich fertig ſeyn.

Ein Mädchen nur verehrt mein Herz,
Sie gilt für Alle mir,
Und was ſie bringe, Freude, Schmerz,
So leb' und ſterb' ich ihr.

Ein Freund nur iſt's, dem ich bekannt,
Der ganz mein Inn'res weiß,
Mit dieſem bin ich blutsverwandt
Und bin's um jeden Preis.

Nur eine Tugend iſt mein Ziel,
Auch bei der herbſten Zeit;
Und in ihr ſelbſt gilt nichts ſo viel,
Als die: Beſtändigkeit.

Und hätt' ich eine Freude nur,
Sie hieß Geſang und Wein;
Es können Beide von Natur
Nicht ohn' einander ſeyn.

Nur einen Feind haſſ' ich von Grund
Der Seele, das iſt der,
Deß Herz auf dieſem Erdenrund
Von aller Freude leer.

Die drei Duelle.

Don Manuel, ein ſpaniſcher Edler, war ein ſehr gemäßigter und vernünftiger Mann, gar keiner Partei anhängend. Er ſah die Dinge, wie ſie wirklich ſind, und ſprach, wie es ihm um's Herz war. Da es in Spanien jetzt faſt nichts als Exaltirte und Parteien giebt, ſo hielt Jeder den Unbefangenen für ſeinen Gegner, und er gerieth in Streit, wenn er gehofft hatte, vernünftige Meinungen zu finden. Eines Tages, als die Gemüther in erhöhter Aufregung waren, las er in einem Madrider Kaffeehauſe die Zeitung; er hatte kaum ein Paar Worte darüber geſprochen, als er ſchon in offener Fehde war mit einem königlichen Freiwilligen, dem er viel zu liberal ſprach, und die Folge davon war eine Herausforderung zum Duell. Don Manuel ging fort und begegnete unterwegs einem wirklichen Liberalen, der ihm eine Nachricht mittheilte. Dem geſunden Menſchenverſtande Don Manuels erſchien die Nachricht ſehr unwahrſcheinlich; er zweifelt, ſpöttelt über des Erzählers Leichtgläubigkeit, gleich iſt ein neuer Zwiſt bereit; er gilt für einen Royaliſten, und ein zweites Duell iſt die Folge davon. — Abends findet er bei einem Freunde einen Carliſten, der mit unverſchämter Galle gegen Königin und Miniſter loszieht. Don Manuel verdrießt dieſe Frechheit, er tadelt die Bitterkeit des Redners; man erhitzt ſich, und ein drittes Duell iſt das Ende davon. — Der Geforderte hatte ſeine drei Gegner alle zu einer Stunde und an denſelben Ort beſchieden. Zuerſt kommt der königliche Freiwillige, verwundert, noch Niemand zu finden; endlich erſcheint der Liberale, der ihn fragt, was er wolle. „Ich erwarte hier einen Negro“ — heißt es — „den ich ein wenig züchtigen will. Nicht zufrieden, ihre Genoſſen nach dem Cabada-Platz gebracht zu ſehen, findet man noch immer Naſeweiſe genug von ſolchem Caliber!“ u. ſ. w. — Nichts war natürlicher, als daß der Gegner nach dieſen Impertinenzen ſein Schwerdt zog und auf der Stelle die Schmach abwaſchen wollte, als der Carliſt erſchien. „He, was giebt's da!“ fragt er ſchon von weitem. Jeder giebt ſeine Partei zu erkennen, und der Carliſt will ſogleich mit Beiden ein neues Duell beginnen. — Da kommt endlich Don Manuel. „Gemach, meine Herren!“ ſpricht er; „ich habe den Vorzug. Erlauben Sie, daß ich Einen nach dem Andern abfertige, und zwar in der Reihe, wie ich gefordert bin. Zuerſt bitte ich den Herrn Royaliſten, ſich zu ſtellen, weil er mich einen Liberalen genannt; dann den Herrn Liberalen, weil er mich einen Royaliſten genannt, und dann den Herrn Carliſten, weil er mich einen Abſolutiſten genannt. Sie ſehen, meine Herren, daß kein ehrlicher Mann dies Alles zugleich ſeyn kann, alſo — Reparation d'honneur!“ — Zwei der Gegner, obgleich Spanier, mußten bei dieſem dreifachen Widerſpruch lachen; nur der Carliſt blieb ernſt und ſagte, Don Manuel ſcharf anblickend: „Wenn Sie keine-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GÖBITZ,F.W. FN. 06983/007

von den drei Parteien angehören, ſtellen Sie ſich offenbar zu der gemäßigten Partei, und da weiß ich nicht, ob ich einen ſolchen oder einen Descamiſados mehr verachten ſoll!" — Damit warf er ſtolz ſeinen Mantel über die Schulter, und war froh, ſein Blut nicht mit dem von Leuten ſolchen Gelichters vermiſchen zu dürfen.

Aus einer Brief-Sammlung.

Herzens-Brüderchen!

Glück vollauf! Die Weiber waren mir immer hold und Fortuna macht keine Ausnahme! Tauſend Thaler liegen vor mir, die ich in der Lotterie gewonnen habe, und da bin ich nun unſres Vertrags eingedenk, Alles, Freud' und Leid, Gewinn und Verluſt, mit einander zu theilen. Du erhältſt Deine Hälfte des Gewinnes in beikommenden 500 Thalern; ſchlage ſie todt auf luſtige Weiſe. In vierzehn Tagen beſuch' ich Dich in Berlin, da ſoll's wieder einen Zug geben, wenn wir nach der alten Melodie gröhlen:

In den Zeiten, Brüder, gelten
Wir als Herr'n bei'm Hopfentrank;
Von Vernunft uns zu erlöſen,
Jagen wir die Philiſtröſen
Auf die Arme-Sünder-Bank!

Vivant fröhliche Muſen und gefällige Mädchen; pereant Mumien von Philoſophen und alte Weiber! — Dein fideler Bruder Julius W**.

Poſtſcript. Verdammt! — Man muß jetzt ſo viel im Hirn eintorniſtern, daß unmöglich Alles Quartier findet! Da habe ich vor Jahr und Tag einen Ball veranſtaltet, um einmal die rechten Burſchen und die echten Burſchen-Mädchen beiſammen zu ſehen, und bin zufällig mit der Bezahlung hängen geblieben. Die Geſchichte verconſummirt übrigens nur 180 Thaler, und der Commerſch, den wir hatten, war ſeine 2000 Thaler unter Brüdern werth. Der Wirth vom Café loyal, der uns beherbergte und die Halsſachen bei der Geſchichte beſorgte, hat aber eine feine Naſe gehabt; ich mußte ihm vor einiger Zeit einen Wechſel geben und der iſt juſt vierundzwanzig Stunden nach meinem Lotterie-Gewinnſt fällig, ohne daß ich nur von ferne daran gedacht hatte. Indeß, wollt' ich mich nicht einſtecken laſſen, mußt' ich ausbeute'n' — Notabene. Ich will doch nicht noch einen ſolchen Gedächtnißfehler machen! Eben fällt mir das gerichtliche Erkenntniß in die Hände wegen des Götterſpuks, wie wir dem Juden S***, der den Studioſen nicht mehr pumpen wollte, alle Fenſter einwarfen auf mein Commando und nachher den Pedell à la Sancho Panſa prellten. Ich ſoll Execution haben wegen der lumpigen 130 Thaler; die muß ich noch blechen. Es kommen alſo zu der Theilung auf Dich 345 Thaler; immer noch ein reelles Sümmchen, denk' ich!

Poſtſcript. Liebe geht vor Freundſchaft! Eben wollt' ich Brief und Geld an Dich ſpediren, da ſchreibt mir mein Mädchen — eine göttliche Berlinerin, eine wahre Juno! — dieſen Brief, den ich Dir beilege: „Lieber Junge! Du haſt mich doch verſprochen, Du wollteſt mir auf meinen Geburtstag neu kleiden und derowegen habe ich mich ein Tüllkleid, einen Italieniſchen, einen Schall und ein Paar Ohrringe ausgenommen, ich habe dieſes gethan, weil mein Herz Ehre und Reputation von Dich haben will, und Alles liegt bei dem Putzhändler. Der hat's mich aufgehoben, bis Du dieſes eine und die alte Schuld, was den Sammt-Mantel betrifft, welches zuſammen 300 Thaler macht. Ich ſchicke Dich gleich den Ladendiener, damit Du dieſe eklige Geſchichte los wirſt, denn der Putzhändler iſt eine ſpinöſe Figur und gar kein Vertrauen mehr unter die Menſchheit. Um ſechs Uhr erwartet Dir in ihren Armen — Aurelie Kreuzholz. Poſſcribt. Alles dieſes iſt ſehr billig und mein Geburtstag fällt auch erſt in vierzehn Tagen, aber darauf wird es Dich nicht ankommen, das ich Dich vierzehn Tage noch vor die Zeit beſſer gefalle, weil dieſes Alles gerade ſehr billig iſt." — Dem war nicht zu widerſtehen; ich hätte mich blamirt, wenn ich nicht heraus rückte. Es gilt nun Halbpart von 390 Thalern; Du erhältſt Deine 195 richtig gezählt; verbrauche ſie zu meinem Andenken!

Poſtſcript. Der Menſch addirt und der Teufel ſubtrahirt! Der Wirth vom Café loyal hat geplaudert und ſtört mir die ſtaubigſten Schuldforderungen auf! Die Hölle bombardirt mich mit Schneidern und Schuſtern; ich mußte Alles hergeben und nun murrt noch der Pferde-Philiſter, dem ich vor fünf Monaten ein Pferd zu Tode geritten habe. Es iſt Pech! — Herzensbrüderchen, Du bekommſt diesmal nichts! aber ſehr dringend bitte ich Dich, mir mit erſter Poſt 200 Thaler zu ſchicken; mein Ehrenwort, bei dem nächſten Glücksfall zahle ich Dir die Lumperei zu Heller und Pfennig. Ich bin's von Deiner Brüderlichkeit überzeugt, daß Du mir aus der Patſche helfen wirſt, denn der Pferde-Philiſter iſt ein Vieh und will ſich nicht abtrumpfen laſſen. In Erwartung Deiner geſpickten Antwort ſalutirt Julius W**.

Käfer und Leſer.

Kennt ihr jene Käfer-Art,
Die im Schmutz nur wühlet,
Und ſtets Widerwillen fühlet
Bei den Blüthen rein und zart? —
Solchen Käfern — nehmt's nicht heftig!
Gleichet jene Leſer-Art,
Die, in Schriften wohl geſchäftig,
Sich vor gutem Werk bewahrt,
Nur mit nied'rem Witz ſich paart!

Der Bekehrte.

Obriſt Allen in den vereinigten Staaten war ein entſchiedener Religions-Verächter, da fügte es ſich, daß ſeine Tochter erkrankte und ſich ihrem Ende näherte. Als kurz vor ihrem Tode der Vater vor ihrem Bette ſaß, richtete ſich die Kranke plötzlich auf und ſagte mit feſtem Tone: „Vater, da ich meiner Auflöſung nahe bin, ſo ſage mir jetzt, ob ich Deinen Worten oder dem glauben ſoll, was mich meine Mutter gelehrt hat!“ Dieſe Frage erſchütterte den Obriſten furchtbar. Ein großer Kampf arbeitete ſichtlich in ſeinem Innern, und endlich ſprach er, die Hand des Kindes ergreifend, mit Thränen im Auge: „Mein Kind, glaube Du, was Dich Deine Mutter lehrte!“ Die Tochter ſtarb und der Obriſt ward zum Glauben bekehrt. Es iſt eine merkenswerthe Erſcheinung, daß ſich der Menſch im dunkeln Drange des rechten Weges bewußt iſt, und daß der Obriſt hier einer höhern Stimme folgte, indem er die Zweifelnde auf den Glauben verwies.

Der dumme Teufel.

In einem Kriegsbuche aus dem Jahre 1598 wird in der Vorrede erzählt: „Es hat zwar der Mönch Berthold Schwarz das erſte Pulver zuſammengeſetzt und gemacht, die Erfindung aber ſtammet nicht von ihm. Das Recept dazu ſchrieb Satanas, ließ ſich aber von dem Mönch über den Gänsdreck führen. Satanas hatte den Pakt und das Recept geſchrieben auf ein Pergament, deſſen andre Seit von dem Berthold mit einer Anrufung Gottes und der Heiligen beſchrieben war, wodurch des Satanas Recht alle Gültigkeit verlor, alſo daß der Mönch das Pulver hatte und dennoch nicht zur Höllen geſtoßen werden konnte. Des Satanas Geruch aber wird noch heute im Pulver aufzuſpüren ſeyn.“

Ein Sylveſter-Toaſt.

Jedes Eh'band knüpfe feſter,
O Pantoffelheld Sylveſter,
Mache ab die alten Reſter,
Segnend alle Eheneſter!
Doch ich fahre fort modeſter:
Frau'n, ſeyd hold und gut wie Eſther,
Dann iſt jeder Mann ein Beſter.
Hütet ſtets Euch vor Geläſter,
Das iſt Eheglücks Verpeſter;
Werdet Corn. im Semeſter,
Das nun folget, ſtets céleſter,
Jed' ein paradis terrestre.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

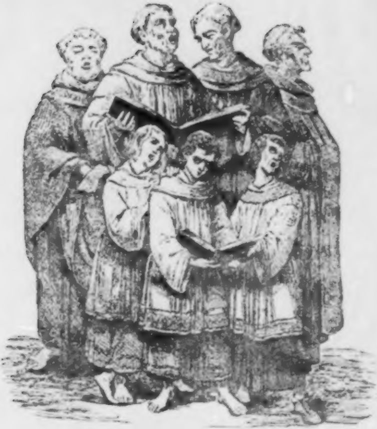
Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.

Aus dem Leben, aus den Büchern
Immer nur das Rechte merke
Klug mach' uns der Andern Narrheit,
Selber ſtark der Andern Stärke!

1840.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München



Der Chriſten Lied für alle Zeit.

Die Alten.
So wie die Alten ſungen,
So zwitſchern auch die Jungen!
Die Alten ſungen: Fried' ernährt,
Unfried' und Haderei verzehrt:
Ihr Jungen ſinget hinterdrein:
Laßt uns als Chriſten einig ſeyn!
Die Jungen.
Laßt uns als Chriſten einig ſeyn!
Die Alten.
So wie die Alten ſungen,
So zwitſchern auch die Jungen!

Die Alten ſungen: Richtet nicht,
Sonſt kommt ihr ſelber in's Gericht;
Ihr Jungen ſinget hinterdrein:
Die heil'ge Duldung gelt' allein!
Die Jungen.
Die heil'ge Duldung gelt' allein!
Die Alten.
So wie die Alten ſungen,
So zwitſchern auch die Jungen!
Die Alten ſungen: Proteſtant
Und Katholik geh'n Hand in Hand,
Ihr Jungen ſinget hinterdrein:
Wir ſtimmen vollen Herzens ein!
Die Jungen.
Wir ſtimmen vollen Herzens ein!
Die Alten.
So wie die Alten ſungen,
So zwitſchern auch die Jungen!
Die Alten ſungen: In der Eh'
Thut nicht verſchied'ner Glaube weh;
Ihr Jungen ſinget hinterdrein:
In Lieb' iſt jeder Glaube rein!
Die Jungen.
In Lieb' iſt jeder Glaube rein!
Die Alten.
So wie die Alten ſungen,
So zwitſchern auch die Jungen!
Die Alten ſungen: Friſchen Geiſt
Man auch am Chriſtenthume preiſ't;
Ihr Jungen ſinget hinterdrein:
Dazu ſagt kein Vernünft'ger Nein!

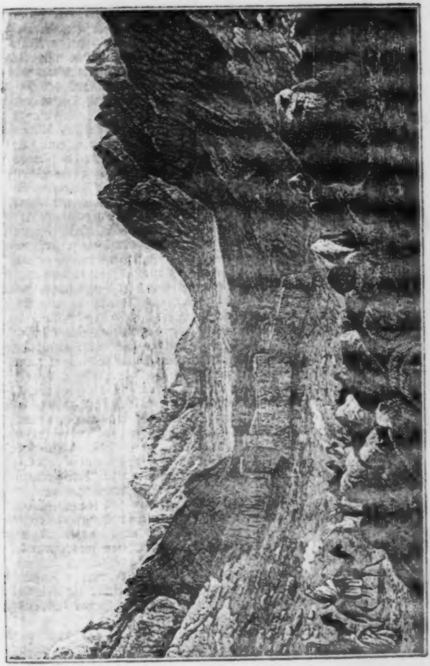
Die Alten und die Jungen.
(Fuge.)
Laßt uns als Chriſten einig ſeyn,
Die heil'ge Duldung gelt' allein!
Wir ſtimmen vollen Herzens ein:
In Lieb' iſt jeder Glaube rein; —
Dazu ſagt kein Vernünft'ger Nein!

Das St. Catharinen-Kloſter

auf dem Sinai.

Bericht eines Reiſenden.

Wir befanden uns endlich, nach der Reiſe durch die Wüſte, in der Oaſe der heiligen Catharina, welche zum Fuße des Sinai



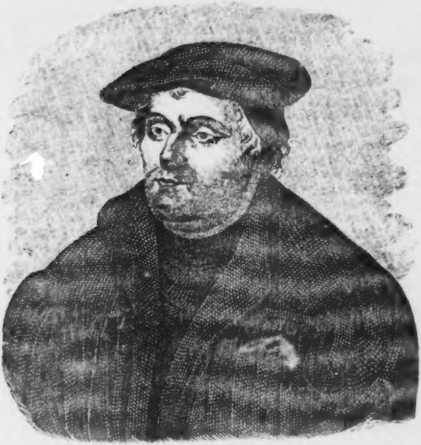
führt. Nach zwei Stunden waren wir vor dem Kloſter, das auf dem öſtlichen Abhange, etwa im Drittel der Bergeshöhe, ſteht. Es iſt eine, in ungleichſeitigem Viereck erbaute Veſte, die ſich zum Theil am Abhange hinunter zieht, deſſen nördliche Seite ganz zum Garten umgeſchaffen iſt, der den Berg mit dem Thal verbindet. Das Kloſter war uns das Land der Verheißung; chriſtliche Frömmigkeit hat es in dieſem Ocean von Sand, mitten unter Granitfelſen angelegt. Aber Anfangs fürchtete ich, das Ziel unſres Weges ſey verfehlt: das Kloſter hatte keine Thür; da ſchoſſen unſre arabiſchen Führer ein Paar Gewehre ab und gaben dann den Kameelen glucksend das Zeichen zum Anhalten; ſie legten ſich ſogleich auf die Kniee, in dem Schatten der Mauer. Jetzt öffnete ſich dicht unter dem Wetterdach ein von dieſem geſchütztes Fenſter, ein ſchwarz gekleideter griechiſcher Mönch ſtreckte vorſichtig den, mit einem Hut ohne Rand bedeckten Kopf heraus, um zu ſehen und zu unterhandeln. Wir zeigten unſre Empfehlungsbriefe aus Cairo, und der Briefträger des Kloſters, nämlich ein Strick, wurde herabgelaſſen, der dann mit den feſtgebundenen Depeſchen wieder in die Höhe ging; dieſe und der Mönch verſchwanden. Nach einer, uns ſehr lang gewordenen Viertelſtunde wurde das Fenſter wieder geöffnet, und die neugierigen Mönche beſchauten uns einer nach dem andern von oben herab. Dann wurde der Strick abermals herabgelaſſen, mit einem Haken daran; er holte unſer Gepäck, das nach und nach durch die Fenſter Oeffnung einpaſſirte. Nach dem letzten Ballen kam der Strick abermals herunter, und nun war an deſſen Ende ein Knittel befeſtigt; auf dieſem reitend wurden wir ſelbſt hinaufgezogen und nahmen unſern Einzug gleichfalls durch das Fenſter. Unſre arabiſche Begleitung durfte aber nicht mit hinein, und ſo wurde verabredet, daß ſie nach acht Tagen ſich wieder einfinden ſollte, uns abzuholen. Die Mönche haben für nöthig erachtet, ſich gegen die Streifzüge der Beduinen ſo feſt zu verwahren.

Wir fanden eine vortreffliche Aufnahme bei den heiligen Vätern. Man führte uns ſogleich in drei ſaubere, aneinander ſtoßende Zellen, in welchen ſich Divans mit ſchönen Teppichen befanden; während wir hier unſern Anzug in Ordnung brachten, erhielten wir Kaffee und Waſſer, und nach einigen Minuten wurde uns geſagt, daß eine kleine Collation uns erwarte. Wir begaben uns in ein anderes Zimmer, und fanden daſelbſt einen gedeckten Tiſch mit Milchreis, Eiern, Mandeln, Zuckerwerk, Kameelkäſe und Dattelbranntwein, welcher im Kloſter ſelbſt gebrannt wird, und mit Waſſer vermiſcht, ein köſtliches Getränk iſt. Was aber von dieſem Tafelluxus unſer Herz am meiſten rührte, das war friſches Brod; eigentliches wahres Brod, deſſen wir ſeit vierzehn Tagen nicht gegeſſen hatten. — Wir wünſchten dann, ſogleich das Kloſter zu ſehen, obwohl wir ſchrecklich müde waren: aber unſere Ungeduld trug den Sieg über die

Müdigkeit davon. Einer der Väter ging vor uns her, und wir folgten ihm auf dem Fuße. — Das Kloſter, welches unter dem Schutze der heiligen Catharine ſteht, enthält ungefähr ſechszig Mönche und dreihundert Diener, welche ſämmtlich mit den Haus- und den ſehr beträchtlichen Garten-Arbeiten beſchäftigt ſind. Jeder hat in dieſer kleinen Republik ſein beſonderes Geſchäft, und man wird, wenn man die Straßen des Kloſters durchwandert, durch die Ordnung und ungemeine Reinlichkeit, welche daſelbſt herrſchen, überraſcht. Ueberall ſpringt Waſſer, das erſte Bedürfniß der Bewohner Arabiens, in klaren hellen Strahlen hervor, und an der weißen Oberfläche der Mauern rankt die Weinrebe, mit ihrem friſchen Grün das Auge erfreuend. — Die Kirche iſt von romaniſcher Bauart; ſie ſchreibt ſich aus der Uebergangsperiode vom byzantiniſchen zum gothiſchen Geſchmacke her. Sie iſt eine Baſilica mit einem Chore, der aus einer früheren Zeit herrührt, als das übrige Gebäude, und deſſen Wände mit Moſaik-Arbeiten im Geſchmacke derer in der heiligen Sophia in Conſtantinopel, oder von Montereale auf Sicilien bedeckt ſind. Eine doppelte Reihe marmerner Säulen, mit plumpen, bizarr verzierten Capitälen, trägt Rundbogen, über denen, nahe bei der Wölbung oder vielmehr bei der Decke, von geſchnitztem Cedernholze mit goldnem Geſimſe, kleine Fenſter befindlich ſind. Die außerordentlich reichen und zahlreichen Verzierungen des Altars ſind faſt alle ruſſiſchen Urſprungs, oder in ruſſiſchem Geſchmacke. Die innern Mauern ſind mit Marmor bedeckt, welcher, nach der Verſicherung der Mönche, von der heiligen Sophia herkommt; der Singchor, welcher die Kirche in zwei Theile trennt, iſt von rothem Marmor; in demſelben befindet ſich ein Chriſtus von ungeheurer Größe, und jener Geſchmack an Verzierungen, welcher den Hauptcharakter der byzantiniſchen Kunſt ausmacht, hat ſich ſonderbarer Weiſe ſogar bis auf das Kreuz erſtreckt, an welches der Heiland geheftet iſt; dieſes Kreuz iſt vergoldet, und mit ſehr fein und bis in's Kleinſte ausgearbeiteten Verzierungen, nach Art eines Rahmens, verſehen. — Die Moſaiken im Chore zeigen Moſes, wie er mit dem Stabe Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, und dann Moſes vor dem feurigen Buſch. Der Chor iſt auf heiligem Boden erbaut, und der Altar ſelbſt ſteht auf der Stelle, wo Moſes, während er die Heerden ſeines Schwiegervaters hütete, ſich zum feurigen Buſch begab. — Nachdem wir den Chor auf das Genaueſte unterſucht hatten, begaben wir uns in die Sakriſteien und in die Seitenkapellen; überall fanden wir die Wände mit Gemälden aus der Zeit des Verfalls des Reichs behängt, welche alle höchſt ſonderbar, aber ungemein groß und erhaben ſind. — Als wir die Kirche verließen, bewunderten wir die Thüren; ſie ſind in viereckige Felder eingetheilt, in deren jedem ſich eine vortrefflich erhaltene

Emaill-Arbeit, von der vorzüglichſten Zeichnung, befindet. Dann führten uns die Mönche zur Moſchee; denn das griechiſche Kloſter hat zugeben müſſen, daß innerhalb ſeiner geheiligten Mauern ein türkiſcher Bau, als Zeichen ſeiner Dienſtbarkeit, aufgeführt wurde; es iſt dieſes das Siegel des Firmans, welcher ihnen geſtattet, auf mahomedaniſchem Boden chriſtlichen Gottesdienſt auszuüben. Die frommen Väter machten uns darauf aufmerkſam, daß ſie baufällig und verlaſſen wäre; aber ſie genügt in dieſem Zuſtande dem muſelmänniſchen Stolze, und verdrießt und demüthigt die armen Mönche über alle Beſchreibung. — Die Bibliothek, in die man uns darauf führte, enthält eine Menge von Manuſcripten, welche die Mönche niemals öffnen, und deren Werth und Wichtigkeit man nicht eher wird kennen lernen, als bis irgend ein junger europäiſcher Gelehrter ſich auf ein oder mehrere Jahre in ihren Staub vergräbt. Einige ſind in Holz mit ſilbernen Arabesken gebunden; ein neues Teſtament, welches uns gezeigt wurde, iſt, wenn man der Ueberlieferung glauben darf, ganz von der Hand des Kaiſers Theodoſius geſchrieben; es iſt mit den Figuren der vier Evangeliſten, mit einem Bilde des Heilandes, und mit einigen andern Bildern, Hauptſcenen des Evangeliums darſtellend, ausgeziert. — Dann beſuchten wir fünf und zwanzig kleine Kapellen, eine nach der andern, welche ſämmtlich in den verſchiedenen Höfen des Kloſters ſind; alle zeichnen ſich durch reiche Verzierungen und durch den byzantiniſchen Charakter der darin befindlichen Gemälde aus. Hierauf brachte uns unſer Führer in ein ſanftgeneigtes, unterirdiſches Gewölbe, öffnete an deſſen Ende eine eiſerne Thür, und wir befanden uns im Garten. — Dieſer Garten iſt ein Wunder von Geduld und Fleiß. Man hat aus Aegypten, von den Ufern des Nils her, fruchtbare Erde auf dem Rücken von Kameelen herbringen, und auf die granitnen Abhänge des Berges wenigſtens ſo dick aufſchütten müſſen, daß große Bäume darin wurzeln konnten; dann hat man durch Leitung der oberen Quellen ein Bewäſſerungsſyſtem anlegen müſſen, welches der ſengenden Sonnenhitze entgegenarbeitete, und endlich war die anhaltendſte Arbeit zu allen Tagen, allen Stunden, ja allen Minuten erforderlich, um unter dieſem Himmel, welcher ausſieht und brennt, wie eine Platte rothglühenden Eiſens, zarte Pflanzen anzuziehen und zu erhalten. Man möchte ſagen, Gott redet noch, wie in alten Tagen, durch Wunder zu den Seinen. Die ſchönſten Bäume und die beſten Früchte, welche ich je geſehen, ſind der Lohn dieſer Arbeit, die Anfangs gewiß mehr im Glauben, als in Hoffnung unternommen wurde; die Trauben beſonders erinnern an diejenigen, welche die Abgeſandten Iſraels aus dem gelobten Lande zurückbrachten; eine, welche wir ſelbſt von der Rebe abgeſchnitten, wog achtzehn Pfund.

Dr. Martin Luther.



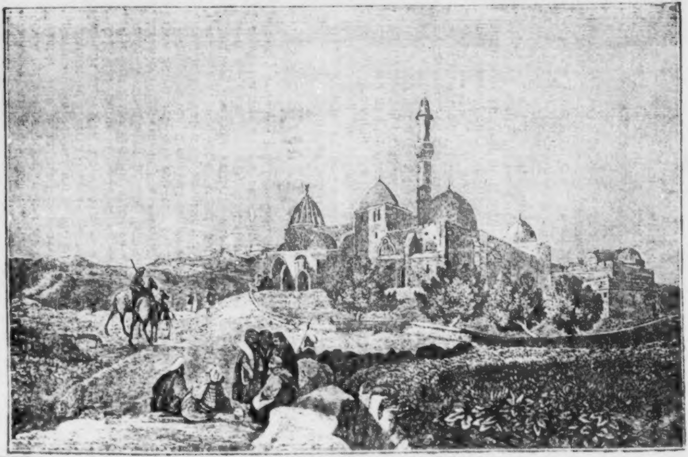
Wir kennen ihn Alle, den Helden unſres Glaubens, den Mannsfeldiſchen Bauerſohn, der vor einer ganzen Schaar von fürſtlichen Großen, die ihn zur Rechenſchaft zogen, nicht erzitterte, den Mann deutſcher, unerſchütterlicher Kraft und Derbheit, der, von Gott berufen und auserwählt, das verhöhnte, in Staub getretene und vierzehn Jahrhunderte lang dem durſtigen Volke verſchüttete Wort Gottes, den reinen Quell der Seligkeit, einer ganzen Welt eröffnete, als Labung und Erquickung für die in geiſtiger Sklaverei abgematteten Gemüther. Luther überſetzte das Wort Gottes zum erſtenmale vollſtändig in's Deutſche, und gab uns ſo den ewig lebendigen Quell unſrer Freiheit, die in Gott iſt, unſres zeitlichen und ewigen Wohls, welches in den

Worten des Evangeliums uns geboten wird. Luther iſt der Grundſtein, der Schöpfer eines ſtarken, rüſtigen, freien Glaubens und eines Lebens, wie es im Preußenlande und in andern deutſchen Landen zur herrlichſten Blüthe ausgebildet worden iſt. Aus der Eröffnung des freien Wortes Gottes, dem ewigen Rieſenwerke Luthers, ſind alle Segnungen hervorgegangen, die wir jetzt als Staatsbürger, als Glieder der Familie, als Glieder der chriſtlichen Gemeinde, als freie, ſichere, geſchützte Menſchen im geſellſchaftlichen Leben genießen. Ihm verdanken wir das Schönſte und Heiligſte, was wir haben. Die Nachwelt hat dies auch begeiſtert anerkannt und das herrliche Denkmal in Wittenberg, worüber im zweiten Jahrgange dieſes Büchleins (für 1836) etwas Näheres nachzuleſen, bezeugt es, daß der große, unvergeßliche Mann uns ewig theuer iſt. Gerade vor drei Jahrhunderten war es, wo ſich das durch ihn frei gewordene Evangelium auch im Großen und in ganzen Staaten Anerkennung und Geltung verſchaffte. Beſonders war es Herzog Heinrich der Fromme, der im Jahre 1539 in ſeinem Lande der Reformation, der freigewordenen, von allen menſchlichen Satzungen gereinigten chriſtlichen Lehre, Eingang verſchaffte. Und wie begeiſtert das Andenken an dieſe Tage die Jetztlebenden fühlten und feierten, davon zeugen die Reformations-Feierlichkeiten in Leipzig, Dresden, Meiſſen, und ehe das Jahr 1840 beginnt, werden auch Preußens Länder davon zeugen. Die Feſtzüge der weißgekleideten, blühenden Mädchen, das heilige Glockengeläute von allen Thürmen, unter welche ſich die erſchütternden Donner der Kanonen miſchten, die Aufzüge der Innungen unter jauchzender Muſik, die mit Guirlanden geſchmückten Häuſer, der von Tauſenden gefeierte Gottesdienſt in den Kirchen, der erhebende Geſang im Freien aus tauſend Kehlen und zahlloſen Trompeten und Poſaunen: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" u. ſ. w. — die am Abende erleuchteten Städte. Alles das waren blühende, kräftige, heitere Beweiſe, wie lebendig, wie ſtark das Leben geworden iſt, welches wir dem deutſchen Helden Dr. Martin Luther verdanken. In Meiſſen prangte Luthers Büſte herrlich bekränzt inmitten einer feſtlich geſchmückten, feierlich geſtimmten Schaar, und zu ſeinem Preiſe drang der tauſendſtimmige Geſang zum Himmel empor, den er uns wieder eröffnet hat. — Seht euch das derbe, biedere, kräftige, deutſche Geſicht nur recht an, es liegt etwas Stärkendes, Erhebendes, Heiligendes in dieſen entſchiedenen Zügen; denn ſo ſah der Mann aus, der einſt zu Worms vor den Mächtigſten der Erde und der Kirche ſtand und nicht wankte und wich, ſondern ihnen zum Schluſſe ſeiner Vertheidigungsrede zudonnerte: „Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!" Und er hat ſeinem Glauben geholfen, in blutigen, langen, verwüſtenden Kriegen war die Macht und die Kraft mit ihm, er iſt aus den unſcheinbarſten Keimen emporgeblüht und hat ſich ausgebreitet über die blühendſten Länder Deutſchlands. Und wenn wir wiſſen wollen, wodurch die einſt unbedeutendſten Länder, wie z. B. Preußen, zu den blühendſten, geachtetſten Ländern Europa's ſich erhoben, ſo iſt es das neu eröffnete Wort Gottes durch Luther, welches bei den Deutſchen die kräftigſte Pflege und Ausbildung genoß. Wir wiſſen es nun: eine feſte Burg iſt unſer Gott! die Schlüſſel zum Himmel ſind nicht in menſchlichen Händen, ſondern in dem lebendigen, thatkräftigen Glauben, in dem unverfälſchten Chriſtenthum, wie es von Luther eröffnet, von den kommenden Geſchlechtern weiter fortgebildet iſt. Denn das mögen die Alt-Lutheraner wohl bedenken, daß Luthers Lehre nicht ſtill ſteht, ſondern immer weiter fortſchreitet und tiefer dringt und ſich immer mehr zu der Religion der Liebe verklärt, welche Alle, mögen ſie reformirt oder katholiſch ſeyn, oder ſonſt einer von den chriſtlichen Sekten angehören, wie Brüder und Schweſtern und als Kinder eines Vaters betrachtet und behandelt. H. Beta.

Der Berg Zion.

Dieſe Stätte, an welche ſo viele Stellen der Bibel, ſo viele heilige Beziehungen uns erinnern, läßt uns jetzt eine prächtige Moſchee ſehen, in der Anhänger des Mohomet ihn anbeten, und die bei Todesſtrafe kein Chriſt und kein Jude betreten darf. Wenn wir nun die Vergangenheit und Gegenwart dieſes Ortes, und ſo zugleich die Wandelbarkeit der Zuſtände bedenken, darf uns gerade jetzt mehr als jemals einfallen, daß aus der Moſchee wohl dereinſt eine chriſtliche Kirche werden könne, und der Segen der mildeſten, die Erhebung der Menſchenrechte und die Reinigung der ſittlichen Zuſtände fördernden Religion, der chriſtlichen, auch über Mahomets Volk komme, das in ſeinem Charakter viel Liebenswerthes hat, dem es weder an ſittlichen Grundzügen noch an Geiſt fehlt, welches ſich alſo nur aus den Banden eines ſtarren Glaubens und Geſetzes zum lebendigen Fortſchritt retten darf, um würdig und thätig in die Zwecke der Menſchheit einzugreifen.

Die Reformation, die bei uns den Geiſt befreite, wird dort ebenfalls ihren Weg finden, wenn auch auf andre, der vorhandenen Volksthümlichkeit angemeſſene Weiſe. Die Bibel verbreitet ſich jetzt durch die Bibelgeſellſchaften auch im Orient, und ſie wird nach und nach alle Völker in die Heimath des Glaubens führen, der ſeine Wurzeln in der Liebe und Eintracht hat; denn die Bibel ergreift die Herzen der Menſchen, weil ſie durch das Leben des Heilands und durch den von ihm ausgeſprochenen und mit dem Tode beſiegelten Glauben für ihre Sehnſucht Nahrung finden und nach dem gereinigten Leben noch ein zweites hoffen dürfen, das jene Sehnſucht zur Erfüllung bringt.



Die Ohrenbeichte.

Zu dem Bilde von A. W. Esperſtedt.

Mariechen, das ſonſt heitere, luſtige, harmloſe Kind, die Freude ihrer Eltern, der Gegenſtand vieler ſehnſüchtiger Blicke junger Männer ihres Städtchens, welches an dem alten, heiligen, mit ſchönen Städten und Dörfern, mit alten grauen Burgen und Bergen und grünen Weinhügeln eingefaßten Rheine lag, Mariechen war ſeit einigen Wochen ſehr ſinnig, ſtill und nachdenkend geworden. Die liebende, ſorgliche Mutter ſah oft verſtohlen von ihrem Strickſtrumpf oder ihrer Nähterei nach ihrer geliebten, traulichen und traurigen achtzehnjährigen Tochter hin, wenn ſie unruhig an dem Fenſter ſaß, und zuweilen über das gewöhnliche, lebensfriſche Roth der Unſchuld und der unentweihten Geſundheit in ihrem feinen, eirunden Geſichtchen noch ein Erröthen flog. Die Mutter wollte aus der heiligen, ſtummen Sprache, welche der Geiſt durch den Körper redete, herausſtudiren, was dem Töchterchen fehlte, aber ſie verſtand die Sprache nicht eher, bis ſie ſchräg ihrem Fenſter gegenüber den jungen Doktor der Philoſophie erblickte, der jetzt ſo ſehnſüchtig und innig nach der Fenſterſcheibe ſchaute, hinter welchem Mariens Köpfchen ſich unruhig hin und her bewegte.

„Ich denke, der Doktor wollte nur einige Tage hier bleiben, da er eine Rheinreiſe macht!“ ſagte die Mutter. „Hat er nicht ſo zu Dir geſagt, Mariechen?“ — Das liebe Kind bückte ſich, um ihr glühendes Geſicht zu verbergen, tief auf den Tabaksbeutel, den ſie für des Vaters Geburtstag ſtickte, und ſagte dann nur liſpelnd: „Es muß dem Doktor doch hier gefallen.“ — Die Mutter lächelte gemüthlich und ſchlau, denn es war ihr ein Licht aufgegangen. Der Doktor war ein rüſtiger, blühender Mann, und reich, obgleich er ſtudirt hatte. Das Letztere wußte ſie von der Wirthin, wo der Doktor wohnte. In kleinen Städten macht ſo ein Mann Aufſehen. Die Mutter dachte: „I nun, meinetwegen, ich würde nicht Nein ſagen, wenn's ſo weit käme! Einen Doktor zum Schwiegerſohn! Es klingt nicht übel!“

Eines Sonntags gingen der Vater, ehrbarer Bürger und Glaſermeiſter, in ſeinem ſchönen Bratenrocke, die Mutter und das ſittige Töchterlein an den ſonnigen Ufern des Rheins hin ſpazieren. Der Rauch, den der Herr Vater aus ſeiner langen Sonntagspfeife behaglich von ſich blies, ſchien ſich ſelbſt mit Wohlbehagen in die klare, ſonnige, duftige Luft zu verlieren, ſo gemüthlich, innig freundlich war das Wetter und die Gegend. Der Vater ſagte auch: „'S iſt heute wunderſchön, Mütterchen, beinahe ſo ſchön wie an unſerm Hochzeitstage. Nicht wahr?“ Mütterchen ſchmunzelte und ſagte: „Ja! Wir werden ja wohl noch eine Hochzeit erleben, Mariechen, nicht wahr?“

Mariechen hörte nichts, denn ſie ſah eben den Doktor ſtattlich und freundlich auf ſie zu ſchreiten. Er grüßte, ſprach von dem herrlichen Sonnenſchein und der ſchönen Gegend ſo innig und begeiſtert, daß der Herr Glaſermeiſter ordentlich mit begeiſtert ward und das Rauchen vergaß. Der Doktor begleitete die herzige, liebe Familie bis an die Thür ihres Wohnhauſes, wo die goldne Abendſonne noch einen recht freundlichen Blick zwiſchen den Bergen hindurchwarf. — Alle vier Herzen waren groß und weit und liebevoll geworden auf dem Spaziergange, daraus nur kann man ſich das für eine kleine Stadt Unerhörte erklären, daß der Glaſermeiſter zum Doktor ſagte: „Eſſen Sie ein Butterbrod mit bei uns, Herr Doktor! — Mariechen kann wunderſchöne Butterbrödchen ſchneiden und mit Schinken belegen.“

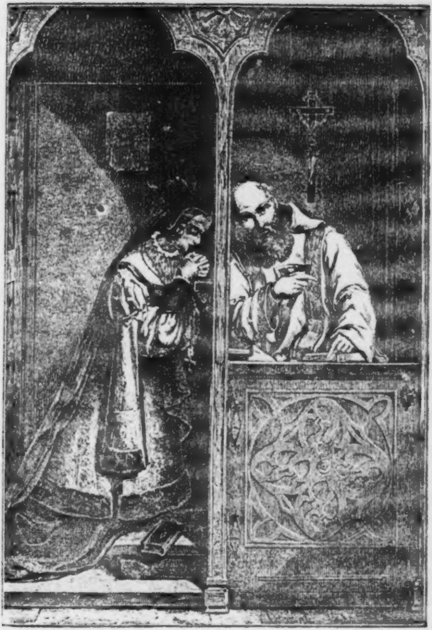
Da begegneten ſich die vier Augen, aus denen zwei Herzen in einander fuhren und ſich blitzartig ſchnell ſo innig vereinigten und durchdrangen, daß ſie keine Macht weder im Himmel noch auf Erden ſcheiden konnte. Vater und Mutter ahnten ſo was, denn ſie ſahen ſich beide fragend und bedenklich an, nachdem ſie die beiden Blicke geſehen hatten. Die Mutter lächelte ein Bischen dazu.

Vier Wochen war nun ſchon Herr Doktor Mannlich bei der Familie aus- und eingegangen. In der ganzen Stadt hieß es: Krügers (des Glaſermeiſters) Mariechen kriegt 'n Doktor, 'n Studirten. — Der Doktor hatte ſich ſeine zu einer Trauung nöthigen Zeugniſſe ſchicken laſſen und brachte ſie dem Schwiegerpapa. Er ſetzte ſeine Brille auf und las und — warf das Blatt mit Entſetzen zur Erde. Er ſtand auf, ging mit großen Schritten zwei Mal auf und ab, blieb dann vor ſeiner Frau ſtehen und ſagte: „Mutter, 's iſt ein Proteſtant!“

Mutter und Tochter waren wie vom Schlage gerührt. Der Doktor hatte in ſeiner Philoſophie und Liebe gedacht, der Unterſchied unſres Glaubens iſt das Wenigſte, die Liebe überwindet Alles. Jetzt wollt' er ſeine Philoſophie anbringen, aber kaum hatte er zwei Worte geredet, ſo rief der Vater fanatiſch aus: „Fort, Ketzer! fort! Sie betreten mein Haus nicht wieder!“

Den Doktor trafen dieſe Worte ſo bis in's Innerſte verwundend, daß er ſeinen Hut nahm und beſinnungslos vor Schmerz zur Thür hinausrannte. Mariechen fiel der Mutter in die Arme.

Vier Tage darauf ſah man Mariechen bleich hinter einem Schleier mit Kruciſix und Gebetbuch nach der Kirche gehen. Sie begab ſich in den Beichtſtuhl, kniete nieder, faltete die Hände, zwiſchen denen das Kruciſix herabhing und beichtete dem horchenden Geiſtlichen, wie es Vater und Mutter ihr befohlen, die ſchwere Sünde, einen Proteſtanten geliebt zu haben. Als ſie ſchwieg, fragte der Geiſtliche: ob ſie keine Sünde mehr auf



dem Herzen habe? — Mariechen erhob die gefalteten Hände noch einmal, ihr bleiches Geſichtchen erröthete, ſie zitterte und lispelte kaum hörbar: „Ach, ich lieb' ihn ja noch, ich lieb' ihn ewig und werde ſterben müſſen!“

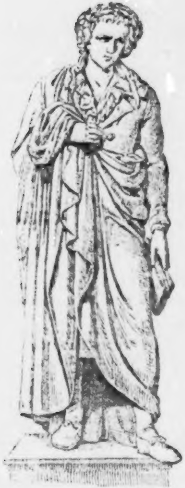
Der Geiſtliche, ein ehrwürdiger Greis mit hoher, klarer Stirn und leidengefurchten Wangen, lehnte immer noch mit dem Ohre an der Wand, durch welche die Beichtende geſprochen. Ein großes Weh ſeiner Jugend wachte in ihm auf. Auch er hatte menſchlich und göttlich gefühlt, er hatte geliebt, er hatte ſeine ganze Manneskraft anwenden müſſen, um in dem ihm gebotenen Entſagungskampfe nicht unterzugehen. Er hatte dem Mädchen ſeiner Liebe, nachdem ſie der Schmerz auf das Todtenbette gebracht hatte, die letzten Sakramente ertheilt und ſie ſterben ſehen. Er wußte aus der Ohrenbeichte einer Mutter, daß dieſelbe ihre Tochter in's Irrenhaus gebracht, weil ſie ihr die Ehe mit einem Proteſtanten verweigert. Er ſann lange, ſprach die Abſolution und ermahnte, weil er es für ſeine Pflicht hielt in dem Beichtſtuhle, das arme Mädchen, nach Kräften gegen dieſe Liebe zu kämpfen. Während er ſprach, hörte er ein Geräuſch. Mariechen war ohnmächtig zur Erde geſunken. — Schnell ward eine Sänfte herbeigebracht, und darin das lebloſe Mädchen nach Hauſe getragen. Der Doktor hatte geſehen, daß ſie zur Beichte ging, er ſah die Sänfte von dem Geiſtlichen begleitet in ihr Haus tragen, die ganze Gewalt ſeiner Liebe erfaßte ihn, er ſtürzte der Sänfte nach, riß ſie auf und rief die Lebloſe mit heißen Küſſen in's Leben zurück. Jetzt bewies ſich's, daß die Liebe Alles überwindet. Mit voller Gewalt der ſiegenden Liebe ſprach er zu den Eltern von dem Frevel, den ſie an ihrer Tochter begingen, von Gott, der die Liebe ſelbſt iſt, daß wer in der Liebe auch in Gott bleibe und Gott in ihm, daß die Liebe weder katholiſch noch proteſtantiſch, ſondern vernünftig, der göttlichen Natur des Menſchen gemäß und deshalb chriſtlich ſei. Die Mutter ſchluchzte, dem Vater ſtanden ein Paar große Thränen in den Augen, Mariechen ſprang auf und ſtürzte ſich dem Liebenden und Geliebten an die Bruſt; dann umarmte ſie Vater und Mutter, Vater und Mutter umarmten ihren Schwiegerſohn. Es war ein großer heiliger Anblick, wie die Liebe vier edle, reinchriſtliche Menſchen auf ewig vereinigte. Der Geiſtliche wiſchte ſich ein Paar Thränen aus ſeinen alten Augen und ſprach einen herzlichen Segen über das liebende Paar aus mit den Worten des Heilands: „Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet, verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet, vergebet, ſo wird euch vergeben! — Ich will den Vater bitten, er ſoll euch einen Tröſter geben, daß er bei euch bleibe ewiglich: den Geiſt der Wahrheit, welchen die Welt nicht kennt; denn ſie ſiehet ihn nicht und kennet ihn nicht. Ihr aber kennet ihn, denn er bleibt bei euch und wird in euch ſeyn.“

Der proteſtantiſche Geiſtliche aus dem Nachbarſtädtchen vollzog nach vierzehn Tagen die Trauung, der katholiſche Geiſtliche war zugegen und ſchrieb es in ſein Kirchenbuch ein, daß Mariechen Krüger und Heinrich Mannlich in den Stand der heiligen Ehe getreten. Unſer Doktor iſt ein allgemein geachteter und geliebter Lehrer an einem ſüddeutſchen Gymnaſium und hat bereits drei blühende Kinder, die Vater und Mutter in Liebe chriſtlich und in der Furcht des Herrn gemeinſam erziehen. Noch nie iſt der Himmel ihrer Liebe getrübt worden; denn aller Glaube iſt Eins durch die Liebe.

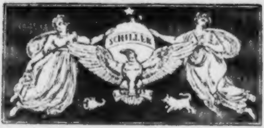
Schiller's Denkmal

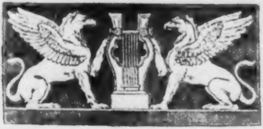
auf dem alten Schloſsplatze zu Stuttgart.

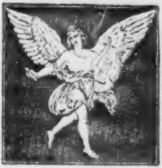
Seit dem 8. Mai 1839 ſteht Friedrich von Schiller, der Liebling des deutſchen Volks und unſterblich im Geiſt und Herzen aller Edeln, in eherner Unſterblichkeit auf dem alten Schloßplatze zu Stuttgart, in der Hauptſtadt des Landes, aus welchem er einſt als armer, verrufener Compagnie-Chirurgus flüchten mußte. Das Feſt der Enthüllung am 8. Mai, dem Todestage Schiller's, war ein großes, begeiſtertes, allgemeines deutſches Volksfeſt, an welchem zahlloſe Schaaren und die Edelſten aus allen deutſchen Landen Theil nahmen. Geſang, Reden, feierliche Aufzüge mit Muſik begleiteten die Enthüllung des in Erz wieder auferſtandenen Dichters. Der einzige Enkel Schiller's, der Sohn des Oberförſters in Rottweil, Karl's von Schiller, enthüllte der feierlich ſtaunenden Menge unter dem Jauchzen der Trompeten und Poſaunen die Statue. Sie ſteht hochgelegen, von vier Seiten durch Straßen zugänglich, eingeſchloſſen von lauter öffentlichen, alterthümlichen Gebäuden, die, aus gelblichem Sandſtein aufgeführt, das Bild beſonders hervorheben. Die Statue wird ſo von allen Seiten in der gehörigen, nicht zu großen Entfernung umgeben und hat nun von allen Seiten gehörigen Hintergrund. Sie iſt über 13 Fuß hoch. Mit geſenktem Antlitz, in der herabhängenden Linken ein Buch, in der Rechten, die zugleich den unter dem linken Arme aufgezogenen und über die rechte Schulter geworfenen Mantel hält, den Griffel, ruhend auf dem rechten Fuße, den linken vorgeſtellt, ſo ſehen wir den lorbeerbekränzten Dichter über allem Volk, auf hohem Poſtament zu uns hernieder ſchauen oder in die Tiefe der eigenen Gedanken ſich verlieren. Das Piedeſtal beſteht aus zwei durch Platten verbundenen Würfeln vom ſchönſten röth-

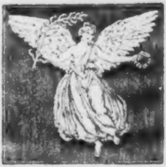


lich grauen Granit, mit Reliefs und Geſims von Erz. Die Würfel ruhen auf einer breiten Unterlage von rothem, feſtem Sandſtein, die nach den vier Seiten hin je fünf Stufen und nach den vier Ecken je einen Vorſprung zur Aufſtellung eines Candelabers hat. Die Statue ſelbſt ſteht auf einer Granitplatte, mit tragiſchen Masken und Kränzen aus Erz verziert. Das Fußgeſtell iſt 16 Fuß, die Unterlage 4 Fuß hoch. Das Relief der Vorderſeite hat Schiller's Namen mit einer von einem Adler getragenen Kugel, dem Sinnbild der Ewigkeit; die tragiſche und lyriſche Muſe daneben begleiten ihn in dieſe Ewigkeit. Darunter ſteht der Geburtstag, 10. November 1759 und des Unſterblichen Sterbetag, der 8. Mai 1805.









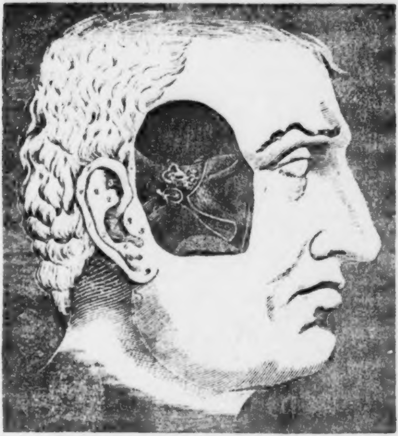
Auf der Rückſeite halten zwei Greifen die Lyra, darunter die Unterſchrift: Errichtet 1839. Das Relief der linken Seite iſt der Genius der Dichtkunſt mit der Lyra und dem Plectrum, an der rechten Seite eine ſchwebende Victoria mit Palmzweig und Lorbeerkrone. Das Ganze iſt von dem berühmten Bildhauer Thorwaldſen und koſtet ungefähr 42,000 Gulden. — Alljährlich werden ſich an dem Tage der Enthüllung die trefflichen Liederkränze Schwabens verſammeln und das ſchönſte Volksfeſt feiern. So genießt der Edelſte der deutſchen Dichter eine dreifache Unſterblichkeit, eine jenſeits dieſer Erde, eine in Erz und eine in allen deutſchen Herzen.

Eine Biographie und ein Portrait des berühmten Dichters findet ſich im erſten Jahrgange dieſes Büchleins, dem für 1835.

Das Gehör-Organ des Menſchen.

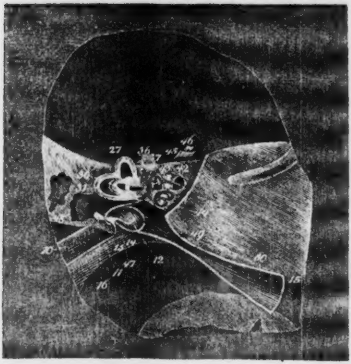
I. Bau des Gehör-Organs.

Fig. I.



Das Ohr oder Gehör-Organ des Menſchen befindet ſich zum Theil nach außen an der Seite des Kopfes, theils im Innern des Schädels. — Es beſteht zunächſt aus dem muſchelförmigen, knorpligen, äußern Ohre (Fig. I. und II., Nr. 1 bis 9), welches in einen von oben nach unten ſchwach oval geformten Kanal, den Gehörgang (Fig. I. und II., Nr. 11 und 12) übergeht. — Eine häutige Scheidewand, das Trommelfell (Nr. 12) trennt dieſen Kanal von einer rundlichen Höhle, der Trommelhöhle (Fig. II., E. F.). — Dieſelbe ſteht mit einem bis in den Rachen laufenden Kanal, der Ohrtrompete (Fig. I.,

Fig. I.



Nr. 49 bis 51), in Verbindung, durch welchen ihr fortdauernd, im geſunden Zuſtande, Luft zugeführt wird. In der Trommelhöhle liegen die für die Vermittlung des Gehörs ſelbſt ſo höchſt wichtigen Gehörknöchelchen (Fig. I. bis VI., Nr. 14 bis 26), von denen eins mit derſelben verwachſen iſt. Der eigentliche Sitz des Gehörs iſt aus mehreren, im Knochen gelegenen Gängen und Höhlen zuſammengeſetzt; dieſe ſind: die Bogengänge (Fig. I. und II., Nr. 27 bis 32), der Vorhof (Nr. 35) und die Schnecke (Fig. I. und II., Nr. 38 bis 44). Ihr Inneres wird mit häutigen Säcken und Kanälen ausgekleidet, welche das Gehörwaſſer enthalten; auch verbreitet ſich hier das eigentliche Mark des Gehörnerven (Fig. I., Nr. 45; Fig. VIII., Nr. 51 und 52).

Fig. VIII.

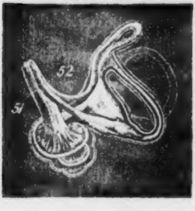
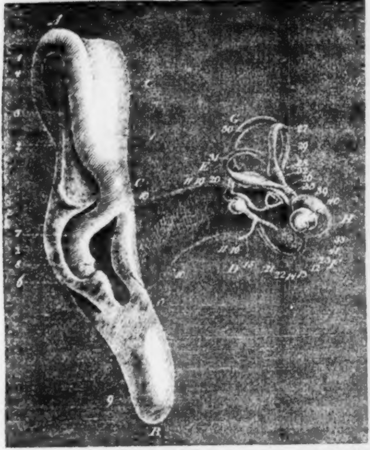


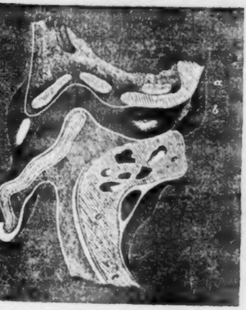
Fig. II.



Wenn wir nun das Gehör-Organ genauer betrachten, ſo müſſen wir einen äußern und innern Theil unterſcheiden. Zu dem äußern gehören: das äußere Ohr, von dem aus der Gehörgang zu dem innern Theil führt. — Es beſteht aus einem muſchelförmigen, nach vorn concaven, nach hinten convexen Knorpel (Fig. I. und II., A bis B, Nr. 1 bis 9), deſſen äußerer erhabner Rand, welcher ſich von der Höhle des Ohres an, nach hinten und außen bis zum Ohrläppchen erſtreckt, der äußere Saum (1) genannt wird; dieſem entſpricht der ſogenannte innere Saum (2), der mit zwei Schenkeln anfängt und unter dieſem (mehr nach der Höhle des Ohres) ſich erſtreckt. — Außerdem unterſcheidet man an dem äußern Ohre eine flache Grube zwiſchen dem äußern Saum und den Schenkeln des innern Saumes (3) und die kahnförmige Vertiefung zwiſchen dem äußern und innern Saume (4); ferner: die vordere Ohrklappe (5), einen Vorſprung, elcher vorn nach dem Geſichte zu liegt, dem gegenüber ein leiner Vorſprung, am Ende des innern Saumes (6), die hintere Ohrklappe entſpricht. Die Ohrmuſchel ſelbſt (7) iſt die große nnere, von allen dieſen Erhabenheiten umgebne Höhle des Ohres. Dieſelbe wird durch den Anfang des äußern Saumes in zwei ngleiche Hälften getheilt. — Auf dem Knorpel des äußern Ohres finden ſich viele Talgdrüſen, welche eine fettige Materie bſondern, und die Haut zur Bedeckung haben. Dieſe bildet nch den Anfang des Ohrs, das mit vielem Fett ausgeſtattete Ohrläppchen (9). — Die zum äußern Ohre gehörigen Muskeln elche die Bewegung nach aufwärts, vorwärts und hinten ver itteln, auch das Ohr erweitern und verengern ſollen, ſind bei en allermeiſten Menſchen nur ſchwach entwickelt.

Der äußere Gehörgang (Fig. I. und II., C bis D, lr. 8, 10, 11, Fig. VII.), ein ſchräg von außen nach innen, on hinten nach vorn verlaufender, gekrümmter und etwas platt ebrückter, 1¼ bis 1½ Zoll langer Kanal iſt aus einem knorpli en und knöchernen Theil zuſammengeſetzt. Erſterer bildet eine ortſetzung der äußern Ohrmuſchel und geht in den knöchernen n Schläfenbein gelegnen Theil über. — Die häutigen Be ckungen dieſes äußern Gehörganges enthalten ſehr viele Drüſen, elche das Ohrenſchmalz abſondern. Der Kanal ſelbſt endigt hräg nach innen mit dem Trommelfell, ſo daß ſeine untere nd vordere Wand viel länger iſt, als die obere und hintere.

Fig. VII.



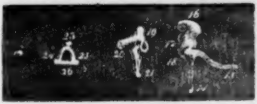
Das Trommelfell oder **Paukenfell** (Fig. I. und II., Nr. 12; Fig. VII., a und b) ſcheidet den äußern Theil des Ohres von dem innern und liegt zwiſchen dem knöchernen Gehörgange und der Trommelhöhle. Es iſt dies eine elaſtiſche, aus drei verſchiedenen Blättern zuſammengeſetzte Haut, welche, an eine Furche des Schläfenbeins (Fig. II., Nr. 13) befeſtigt, auf der innern, der Trommelhöhle zugekehrten Fläche eine Convexität zeigt (Fig. VII., b). —

Das Trommelfell iſt von länglichem Umfang und liegt in einer ſchiefen Richtung, ſo daß ſein oberer und hinterer Theil mehr nach außen gekehrt iſt, als ſein unterer und vorderer. Im kindlichen Alter wird das Trommelfell von einem eignen knöchernen Ringe umſchloſſen und ſein äußeres Blatt wird bei der Frucht noch von einem häutigen Schleimplättchen bedeckt. — Beides verſchwindet jedoch allmählig, indem namentlich der knöcherne Ring ſpäter ganz mit dem Felſenbeine verwächſt. An der innern Seite des Trommelfells zwiſchen den beiden innern Blättern, befindet ſich der Handgriff des ſogenannten Hammers, eines Gehörknöchelchens (wovon ſpäter ausführlich), welcher das Trommelfell nach einwärts zieht, während mehrere Muſkeln, welche ſich an den Hammer befeſtigen, daſſelbe mehr oder weniger ſpannen oder erſchlaffen.

Die Trommelhöhle oder Paukenhöhle (Fig. II., E. F.) bildet den mittlern Theil des Ohrs und liegt zwiſchen dem äußern Gehörgang und dem ſogenannten Labyrinthe. Sie bildet eine unregelmäßige mehr rundliche Höhle, von dem Durchmeſſer eines Drittel-Zolles, in der die Gehörknöchelchen enthalten ſind, und ſteht durch die Zellen des Warzenfortſatzes in Verbindung mit dem Schläfebein (Fig. I., Nr. 48; Fig. VII., c). Außerdem hat die Trommelhöhle noch zwei Oeffnungen, nach oben das eirunde Fenſter (Fig. I., Nr. 36), von querliegender, bohnenförmiger Geſtalt, welche in den Vorhof führt und von einem Gehörknöchelchen, dem Steigbügel, ausgefüllt wird, und nach unten, das um die Hälfte kleinere, ſogenannte rundliche Fenſter (Fig. I., Nr. 37), welches in den untern Treppengang der Schnecke führt und mit einer dünnen Haut, dem ſogenannten zweiten Paukenfelle, verſchloſſen iſt.

Die Ohrtrompete oder euſtachiſche Röhre (Fig. I., Nr. 49 bis 51), ein für das Gehör ſo höchſt wichtiger Theil, erſtreckt ſich unmittelbar von der Trommelhöhle aus bis nach dem Schlunde. Es iſt dies ein anfangs knöcherner, dann knorpliger, ſchräg nach unten verlaufender Kanal. Seine Länge beträgt 1½ Zoll, ſein Durchmeſſer nach oben 1 Linie (Nr. 49), doch erweitert ſich der knorplige Theil allmählig, bis er ſich im Schlunde trichterförmig, mit einer weiten klappenförmigen ſchräg ſtehenden Mündung (Nr. 51) öffnet.

Fig. VI. Fig. V. Fig. IV. Fig. III.



Die vier in der Trommelhöhle enthaltenen Gelenkknöchelchen (Fig. I. und II., Nr. 14 bis 26; Fig. III. bis VI.), ſtehen mit einander durch Gelenke in Verbindung, und vermitteln ſo einen Zuſammenhang zwiſchen dem Trommelfell und dem innerſten Theil des Ohres, dem eigentlichen Sitze des Gehörſinnes. Sie ſind folgende: 1) **der Hammer** (Fig. III.; Fig. I. und II., Nr. 14 bis 16), von der Geſtalt einer kleinen Keule und mit einem ſtumpfen (Nr. 16) und einem ſpitzen Fortſatze (Nr. 15) verſehen. Sein ſpitzes Ende, der Handgriff (Nr. 14) befindet ſich zwiſchen den Blättern des Trommelfelles, ſein kugelförmiges Ende, der Kopf (Nr. 16), welcher auf einem Halſe (Nr. 17) ſitzt, iſt mit dem Ambos verbunden.

2) **Der Ambos** (Fig. IV., Fig. II., Nr. 19 bis 21), einem Backenzahn ähnlich, iſt aus einem Körper (Nr. 19) und aus zwei Schenkeln zuſammengeſetzt, deſſen einer (Nr. 20) kurz und ſtumpf in der obern Wand der Trommelhöhle feſtſitzt, während der andre längere und ſchmälere (Nr. 21) mit dem Handgriffe des Hammers und dem Trommelfell parallel läuft und ſich dann etwas nach oben und innen biegt.

3) **Das rundliche** (kleinſte) **Gehörknöchelchen** (Fig. VI.; Fig. II., Nr. 22) liegt dem längern Schenkel des Ambos zur Seite, iſt oft mit demſelben verwachſen und verbindet überhaupt den Ambos mit dem Steigbügel.

4) **Der Steigbügel** (Fig. V.; Fig. II., Nr. 23 bis 26), der Geſtalt nach einem wirklichen Steigbügel ähnlich, beſteht aus dem Kopf (Nr. 23), den beiden etwas gekrümmten Schenkeln (Nr. 24 und 25) und dem Fußtritt. — Der Kopf (Nr. 23) iſt, wie ſchon oben geſagt, durch das rundliche Gehörknöchelchen mit dem langen Schenkel des Ambos verbunden. Der Fußtritt (Nr. 26), von länglich runder Geſtalt, füllt das eirunde Fenſter vollkommen aus und verſchließt daſſelbe. — Sämmtliche Gehörknöchelchen ſind durch ſehr zarte Kapſelbänder mit einander vereinigt, und können durch kleine Muskeln doch einigermaßen bewegt werden.

Hinter der Trommelhöhle, in der Knochenmaſſe des Felſentheils des Schläfebeines, befindet ſich der innerſte Theil des Gehör-Organs, **das Labyrinth** (Fig. II., G. H.). An ihm unterſcheidet man drei Theile, den Vorhof, die Bogengänge und die Schnecke, welche bei dem ungebornen Kinde ſich leicht von dem Schläfebein trennen laſſen, ſpäter jedoch ganz mit demſelben verwachſen.

Der Vorhof, welcher zunächſt hinter der Trommelhöhle liegt und mit dem ſchon oben erwähnten eirunden Fenſter communicirt, iſt eine rundliche Höhle und liegt zwiſchen den Bogengängen und der Schnecke, mit welcher er auch in Verbindung ſteht. In den Vorhof münden die fünf Oeffnungen der Bogengänge und der Eingang eines Treppenganges der Schnecke.

Die Bogengänge (Fig. I. und II., Nr. 27 bis 32), drei faſt kreisförmige Knochenkanäle, befinden ſich hinter dem Vorhofe nach außen, gehen von dieſem aus und bilden nach dieſem zurück wieder eine Krümmung, ſo daß ſie nach drei verſchiedenen Richtungen ziemlich rechtwinklich gegen einander geſtellt ſind. — Man unterſcheidet: 1) Den obern Bogengang (Nr. 27 und 28), welcher ſenkrecht über dem Vorhof von außen nach innen liegt. 2) Den hintern Bogengang, mit einer hinter dem Vorhof von vorn nach hinten laufenden Krümmung. 3) Den äußern Bogengang (Nr. 31 und 32), welcher unter und hinter den beiden erſten Bogengängen nach außen und innen ſich erſtreckt. Dieſe drei Bogengänge münden ſich in den Vorhof nur mit fünf Oeffnungen, indem der obere mit dem hinteren Bogengang eine gemeinſchaftliche Oeffnung beſitzt. Das Ende des obern und äußern Bogengangs iſt vor der Mündung blaſenartig angeſchwollen (Nr. 28 und 32).

Die Schnecke (Fig. II., Nr. 38 bis 41; Fig. I., Nr. 42 bis 44), von der wirklichen Geſtalt eines Schneckengehäuſes, liegt vor dem Vorhof, etwas mehr nach innen zu. Die einzelnen bemerkenswerthen Theile derſelben ſind: die Grundfläche (Nr. 38 und 39), mit der Richtung nach innen und oben, beſitzt viele kleine Oeffnungen, durch welche einzelne Zweige des Gehörnerven und Gefäße treten, die Windungen (Nr. 40) und die Spitze (Fig. II., Nr. 41; Fig. I., Nr. 44), mit der Richtung nach der Stelle, wo die Ohrtrompete aus der Trommelhöhle hervorgeht. Die Schnecke beſteht aus drittehalb Windungen, in deren Mitte die Spindel (Fig. I., Nr. 42) als eine äußerſt kurze Axe. Durch eine an dieſe befeſtigte Scheidewand, die Spiralplatte (Fig. I., Nr. 43), wird der gewundene Schneckenkanal in zwei Treppengänge getheilt, von denen der untere durch das mit einer Haut verſchloſſene rundliche Fenſter in die Trommelhöhle, der obere in den Vorhof mündet. — In der geſchloſſenen Spitze der Schneckenwindung, welche man Kuppel (Fig. I., Nr. 44) nennt, kommen beide Gänge zuſammen.

Die ganze knöcherne Höhle des ſo eben beſchriebenen Labyrinthes iſt mit einer Haut, dem häutigen Labyrinthe, ſo ausgekleidet, daß zwiſchen dieſen beiden einiger Zwiſchenraum bleibt. Dieſer Raum, wie die Höhle des Labyrinthes ſelbſt, enthält das ſogenannte Gehörwaſſer, ſo daß die häutigen Wände, an denen ſich die Nervenfäden verbreiten, von innen und außen mit Waſſer umſpühlt ſind.

Der Gehörnerve (Fig. I., Nr. 45; Fig. VIII., Nr. 51 und 52) entſpringt vom unterſten Theil des Gehirnes, auf dem Boden der ſogenannten vierten Hirnhöhle, und wird als das achte Paar der Gehirnnerven gezählt. Bald nach ſeinem Urſprunge umgiebt er den Antlitznerven (Fig. I., Nr. 46) und beide treten innerhalb der Schädelhöhle durch das ſogenannte innere Gehörloch in den Felſentheil des Schläfebeins. Der Antlitznerve tritt, nachdem er einige Fäden zur Ernährung und Bewegung des Gehör-Organs abgegeben und ſich durch die ſogenannte Trommelſaite (Fig. I., Nr. 47), welche durch die Trommelhöhle hindurch geht, mit dem Zungennerven verbunden hat, durch das innere Gehör-Organ durch, geht durch eine beſondere Oeffnung aus dem Schädel und verbreitet ſich von da im Geſicht. Der ſehr weiche Gehörnerve dagegen theilt ſich vom innern Gehörloch aus in einen größern Aſt, welcher ſich durch die Spindel auf der Spiralplatte der Schnecke ſtrahlenförmig ausbreitet (Fig. VIII., Nr. 51) und in einen kleinern Aſt für den Vorhof und die Bogengänge.

Endlich iſt das Gehör-Organ auch mit zahlreichen Schlag-, Blut- und Saug-Adern für ſeine Ernährung verſehen.

II. Verrichtung des Gehör-Organs.

Zum richtigen und klaren Verſtändniſſe der Verrichtung des Gehör-Organs ſelbſt iſt es nöthig, das Wichtigſte aus der Lehre vom Schalle zu erläutern.

Ein jeder Schall oder Klang entſteht durch Schwingungen elaſtiſcher Körper, und da deren wenigſtens dreißig in einer Sekunde geſchehen müſſen, ſo können dieſelben bald gleichartig und beſtimmbar ſeyn, welches wir Klang nennen, oder ſie ſind es nicht und erregen nur ein Geräuſch. Die Schwingungen ſchallender Körper theilen ſich den ſie umgebenden Körpern mit, und während letztere in gleiche Schwingungen verſetzt werden, wird der Schall fortgeleitet. Die Luft iſt der gewöhnlichſte, aber ſchlechteſte Leiter; ihre Leitungsfähigkeit wird durch Trockenheit oder Feuchtigkeit, elektriſche Spannung und Winde vielfach verändert. Die beſte Leitungsfähigkeit beſitzen Holz und Metalle. Die durch einen tönenden Körper erzeugten ſchwingenden Luftwellen umgeben denſelben, und können ſich durchkreuzen, ohne ſich ſehr zu ſtören. Auf dieſe Weiſe hält ein Schall den andern nicht auf, und ſo kommt es, daß mehrere Töne zu gleicher Zeit gehört werden, daß aber ihre Stärke durch die Entfernung ſich vermindert. — Wenn wir bei dem Klange bloß auf die Geſchwindigkeit der Schwingungen achten, ſo nennen wir ihn einen Ton, und zwar wird dieſes ein höherer ſeyn, wenn der ſchallende Körper ſchnellere, und ein niedrigerer, wenn derſelbe langſamere Schwingungen macht. Nicht Jeder vermag indeſſen dies zu beurtheilen und ſehr Viele verſtehen das Verhältniß der Höhe und Tiefe der Töne gar nicht zu würdigen.

In einer Sekunde pflanzt ſich der Schall 1027 Pariſer Fuß durch die Luft fort; doch geſchieht es im Ganzen ſtärker aber langſamer in dichterer, ſchwächer aber ſchneller in dünnerer Luft. Aus der Erfahrung, daß jeder Schall, welcher unter einem gewiſſen Winkel eine harte Fläche trifft, von ihr ungefähr unter demſelben Winkel zurückgeworfen wird, iſt das Echo, ſo wie die Wirkung des Hör- und Sprachrohres ſehr wohl erklärlich. — Die verſchiedenen, dem menſchlichen Ohre wahrnehmbaren Abänderungen des Tons ſind: ſeine Stärke oder Schwäche, Höhe oder Tiefe, ſein Metall und ſeine Richtung, von der er ausgeht. — Das angenehme Zuſammenklingen mancher Töne heißt Einklang, das unangenehme Mißklang.

Das äußere Ohr fängt nun zunächſt die Schwingungen tönender Körper auf, ſammelt ſie und leitet ſie in den Gehörgang, und zwar wird dies um ſo beſſer geſchehen, je breiter die Ohrmuſchel iſt. Auch hat ein weiteres Abſtehen des Ohres vom Kopfe und ſeine ſtärkere willkührliche Beweglichkeit (wie bei wilden Völkern) hierauf ſehr großen Einfluß.

Die durch das äußere Ohr geſammelten Schallwellen werden durch den Gehörgang zum Trommelfell geleitet, welches mit Ohrenſchmalz bedeckt und mit ſteifen kurzen Haaren beſetzt iſt, damit theils die Töne ſelber durch die Wände des Gehörgangs nicht verändert zurückgeworfen werden, theils der letztere ſelbſt vor dem Eindringen von Inſekten oder andrer ſchädlicher Stoffe hinreichend geſchützt ſey. Da das Trommelfell geſpannt iſt, ſo erzittert es von den zu ihm geleiteten Schallwellen, und ſeine Schwingungen pflanzen ſich zunächſt durch den Hammer auf den Ambos, das rundliche Gehörknöchelchen und den Steigbügel und ſo bis zu dem im Labyrinthe, zunächſt im Vorhofe, befindlichen Gehörwaſſer fort. Eben ſo pflanzen ſich die Schwingungen des Trommelfells auf die in der Trommelhöhle befindliche Luft, und von da auf das Waſſer der Kanäle und Schnecke fort. — Die Luft der Trommelhöhle ſteht durch die Ohrtrompete mit der äußern Luft in Verbindung, behält ſo fortdauernd mit ihr gleiche Dichtigkeit, und vermag daher ſo immer die nöthigen Schwingungen zu erleiden.

Außer dieſer durch den Gehörgang und das innere Ohr vermittelten Fortpflanzung der Schallwellen, vermögen auch die Kopfknochen, und in gewiſſer Beziehung der ganze Körper die Erſchütterungen tönender Körper dem Gehöre mitzutheilen, und ſo wie viele Schwerhörende ihre Hand an den äußern Rand der Ohrmuſchel ſetzen, um die auffangende Fläche für den Schall zu vergrößern, ſo vernehmen auch Harthörige den Schlag einer an die Zähne gehaltenen Uhr, und ſelbſt faſt Taube hören die Töne eines muſikaliſchen Inſtrumentes ziemlich deutlich, ſobald ſie ein Stäbchen mit dem einen Ende an die Zähne und mit dem andern an das Inſtrument ſtemmen. Daher iſt es auch erklärlich, daß man Kanonenſchläge oder andere ſtarke Töne in weiter Ferne hört, indem durch unſre Füße die Erſchütterung der Erde uns mitgetheilt wird.

Zur Vermittlung des Hörens iſt der Gehörnerve mit dem Nervenmarke in der Schnecke, dem Vorhof und den Bogengängen der weſentlichſte Theil, indem ihm die Schwingungen der Körper durch das Gehörwaſſer mitgetheilt werden, und ſo lange der Gehörnerve mit ſeinem Urſprunge im Gehirn noch nicht gelähmt iſt, können immer noch Töne vernommen werden, wenn ſelbſt ſchon einzelne Theile des Gehör-Organs gänzlich zerſtört ſind.

Der Menſch hört nicht bloß den Schall, ſondern bemerkt auch ſeine Richtung ziemlich genau, wenn auch nicht in dem Grade wie manche Thiere. — Die Entfernung des Schalles beurtheilen wir nur nach deſſen Stärke, beſonders wenn wir den Gegenſtand kennen, von dem er ausgeht, z. B. eine Glocke oder die menſchliche Stimme. — Daher vermag ein ſehr geſchickter Bauchredner durch das Dämpfen ſeiner Stimme auf das Unbegreiflichſte zu täuſchen, ſo daß man verſchiedene Stimmen aus den verſchiedenſten Entfernungen zu hören glaubt. Beide Gehörnerven vereinigen ſich im Gehirne. Dies wie der Umſtand, daß durch die Thätigkeit der Seele beide Ohren auf gleiche Weiſe den Schall empfinden, ſo wie beide Augen zugleich ſehen, macht es begreiflich, daß wir jeden Schall nur einfach vernehmen. Das Entgegengeſetzte wird nur ſelten und zwar in Krankheiten beobachtet.

Der Menſch vermag nicht bloß den Ton zu hören, ſondern er unterſcheidet auch das ſogenannte Metall des Tons. Hierdurch erkennen wir die Töne verſchiedener Inſtrumente und die Stimme der einzelnen Menſchen, mit ihren vielfachen Modulationen, und hieraus entſpringt die Quelle der reichſten und ſchönſten Genüſſe, welche uns die Muſik gewährt; — eine Kunſt, deren hoher Einfluß auf die Seele bei Allen bemerkbar iſt, wenn ſie nur hierfür nicht ganz unempfänglich ſind.

Dr. H. W. Berend.

Der Troſt.

Die beiden Leutchen, die wir auf dem nebenſtehenden Bilde vor uns haben, wohnen in den franzöſiſchen Pyrenäen. Es iſt Joſeph, der junge Verwalter des Gutes, das Thereſens Mutter gehörte, und deſſen Erbin ſie jezt iſt; denn die Mutter ſtarb und deshalb iſt die Tochter in tiefer Trauer. Aber in ihrem Herzen drückt noch ein andres Weh; Thereſe liebt den jungen Mann, und die Mutter ſah das nicht gern, denn Thereſe iſt reich, Joſeph aber arm, und die Mutter hat es in ihrem Hochmuth nicht erkennen wollen, daß ein redlicher Sinn und rüſtige Thätigkeit auch ein Vermögen ſind, das wohl ein Gegengewicht iſt für Geld und Gut. Thereſe grämt ſich nun, daß die Mutter ſtarb, ohne der gegenſeitigen Liebe der jungen Leute ihren Segen gegönnt zu haben. Joſeph aber, der verſtändige, junge Mann, ſpricht zu ihr: „Zage nicht, gute Thereſe, und härme Dich nicht! Die Mutter ſchaut vom Jenſeits zu uns herab, und wenn wir, treu in unſrer Liebe, ſorgſam für unſre Wohlfahrt, dankbar für die Gaben, die ſie dir hinterließ, in

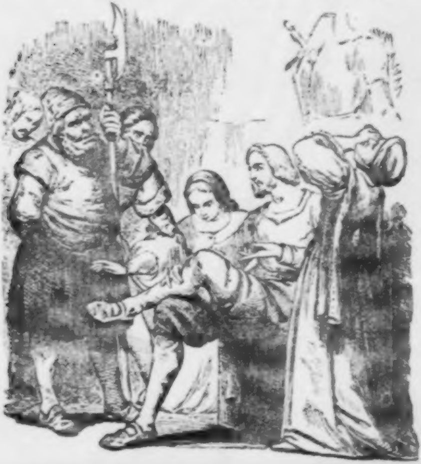
Gottesfurcht wandeln, ſo wird ihr Segen auf Allem ruh'n, was wir vollbringen. Denn ſie wollte ja Dein Glück, und wenn ſie im Geiſte ſieht, daß Du es nur auf dieſem Wege erreichen konnteſt, dann endet der ſelige Frieden droben die Zweifel, welche ſie gegen unſre Verbindung hatte, ihre Seele umſchwebt uns mit aller Freudigkeit in unſern heitern Tagen und ſtärkt uns mit der Kraft des Troſtes und der Geduld, wenn auch über uns einmal eine Zeit des Leidens kommen ſollte."

So ſpricht Joſeph zu ſeiner geliebten Thereſe, und ſie glaubt's ihm, denn ſeine Worte kommen aus dem Herzen, ſind alſo innig und wahr.

Der Schatz im Thurm.

Aus dem Volksbuch: „Die ſieben weiſen Meiſter."

Man lieſt von einem Kaiſer zu Rom, der hieß Octavianus, der war überaus reich an Gold und Silber, kein Kaiſer noch König mochte ſich ihm vergleichen. Jedoch beſorgte er immer, daß ihm des Schatzes entwendet würde und ließ einen Baumeiſter kommen und gab ihm großes Gut, daß er ihm einen feſten Thurm baute, ſeinen Schatz zu verwahren. Der Baumeiſter baute den Thurm hoch, feſt und ſtark, fügte aber einen der Steine los in die Wand, daß er ſich von außen heraus nehmen ließ; davon wußte Niemand. Nun hatte der Baumeiſter drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, und der Sohn ward zum Ritter geſchlagen und geziert mit ritterlicher Tracht, und der Vater hatte ihn gar lieb und ſprach zu ihm: Lieber Sohn, halte dich köſtlich und herrlich in aller Zehrung und gieb dein Geld freigebig aus, daß du dir Freunde machſt und einen guten Leumund unter dem Volk. Das nahm der junge Ritter zu Herzen, und kaufte ſich köſtliche Pferde, ſchönes Geſchirr und Geräthe, dazu Harniſch und Geſchmeide und lebte vollauf und machte ſich mit Gaben und Geſchenken viel Freunde und einen großen Namen. In ſolcher Weiſe ward des Vaters Gut verzehrt, bis es alle war. Da ging der Sohn zu dem Vater und klagte ihm, daß er keine Zehrung mehr hätte. Da ſprach der Vater: Ich ſehe wohl, daß ich dir zu viel Gewalt gegeben und den Zaum zu lang verhängt habe, da du all unſer Gut verzehrt und mir und deinen Schweſtern nichts gelaſſen haſt. Doch wäre mir leid, wenn du den guten Namen und Leumund, die du dir gemacht haſt, wieder verlieren ſollteſt. Nun weiß ich einen Rath, der aber gar ängſtlich und gefährlich iſt; jedoch wenn es wohl gelingt, ſo magſt du ferner leben, wie du bisher gelebt haſt. Ich habe den Thurm gebaut, worin des Kaiſers großer Schatz liegt, und weiß, wie wir hinein kommen: haſt du den Muth, ſo wollen wir um Mitternacht hingeben und ſo viel herausnehmen, als wir tragen können. Das war der junge Ritter zufrieden: ſie ſtanden alſo noch dieſelbe Nacht auf und gingen zu dem Thurm. Der Vater zog den Stein aus der Mauer, ſtieg durch die Lücke hinein und reichte dem Sohn ſo großes Gut, als ſie nur tragen konnten; darauf ſchoben ſie den Stein wieder an ſeine Stelle und gingen davon. Alsbald fing der Sohn wieder an mit Stechen und Brechen, bis das Gut verthan war, worauf er mit dem Vater wieder hin ging und des Schatzes noch mehr holte. Eines Tages wollte aber der Kaiſer nach ſeinem Schatz ſehen, nahm den Schlüſſel und ging in den Thurm: da erkannte er bald, daß ein großer Theil des Gutes genommen war. Darüber ward er gar zornig, verbarg aber ſeinen Unmuth und ließ ihn Niemand merken. Nun war ein alter Mann an ſeinem Hofe, der vor Zeiten ein landkundiger Räuber geweſen: dem hatte er die Augen ausſtechen laſſen, und gab ihm das Brot an ſeinem Tiſche; dieſem Alten, der mancherlei Abenteuer erfahren hatte, klagte der Kaiſer ſeine Noth und fragte ihn, wie er wieder zu ſeinem Schatz käme! Da ſprach der alte Mann: Willſt du wiſſen, o Kaiſer, ob dein Schatzmeiſter das Gut genommen, oder ob es ein Fremder gethan, ſo nimm Reiſig und grünes Kraut und laß es brennen. Darnach gehe du ſelbſt zwei oder dreimal um den Thurm und gieb Acht, ob du irgend eine Ritze oder Spalte ſiehſt, wo der Rauch hinausgeht. Wenn du das erkannt haſt, ſo komm wieder zu mir, ſo will ich dir weiter rathen. Dem folgte der Kaiſer, und als der Thurm voll Rauches und Dampfes war, ſo quoll der Rauch um den Stein hervor, der ohne Kalk in die Lücke gelegt wurde, durch welche des jungen Ritters Vater eingeſtiegen war. Das erzählte der Kaiſer dem alten Mann, da ſprach er: Wiſſe, daß die Diebe da eingeſtiegen ſind, wo der Rauch hinaus geht. Und dieſelben Diebe tragen dir den Schatz allzumal hinweg, es ſey denn, daß du ſie gefangen nimmſt. Nun folge meinem Rathe und laß dir den Schaden nicht angeben, damit es die Diebe nicht erfahren; aber unter das Fach, wo ſie eingeſtiegen ſind, ſetze einen breiten tiefen Keſſel und fülle ihn mit Pech und Lehm, ſo fallen die Diebe hinein und wiſſen nicht wieder heraus zu kommen. Der Kaiſer folgte dem Rath, und als nun die Diebe wieder kamen und der Vater zuerſt durch die Lücke hinein ſtieg, da fiel er bis an den Hals in den Keſſel und in die Suppe, die darin war von Pech und Lehm, alſo daß er nicht Hand noch Fuß mehr regen konnte, und nur die Zunge noch im Munde bewegte. Bleibe zurück, ſprach er zu dem Sohne, denn folgſt du nach, ſo biſt du gleich mir des Todes. Der Sohn ſprach: Vater, ich will ſehen, ob ich dir heraus helfen kann, denn findet man dich, ſo ſind wir alle des Todes. Da verſuchte er es, konnte es aber nicht vollbringen. Der Vater ſprach: Daver ſey Gott, daß man mich erkenne: darum ziehe dein Schwerdt aus und haue mir das Haupt ab, ſo bleibſt du mit deinen Schweſtern bei Ehren. Der Sohn zog ſein Schwerdt aus, ſchlug dem Vater ſein Haupt ab und warf es fern in eine wilde Grube. Am andern Morgen ſtand der Kaiſer früh auf und ging in den Thurm und ſah, wie das Pech und der Lehm im Keſſel blutig war und der Dieb darin gefangen ſaß: aber er hatte das Haupt verloren, alſo daß man ihn nicht erkennen konnte. Da ging der Kaiſer zu dem alten Mann und erzählte ihm Alles. Dieſer lachte und ſprach: Fürwahr, mich wundert, welchen edeln und liſtigen Dieb du haſt. Er wollte nicht, daß ſein Geſchlecht erkannt würde, darum ließ er ſich von ſeinem Geſellen das Haupt abſchneiden. Nun weiß ich dir nicht anders zu rathen, als nimm den hauptloſen Leichnam, und laß ihn einem Pferde an den Schwanz gebunden durch die Stra-



ken der Stadt ſchleifen, und in welchem Hauſe du Geſchrei und Weinen hörſt, da nimm Alle, die darin ſind, gefangen, denn der Herr dieſes Hauſes war der Dieb. Dem folgte der Kaiſer, und als man den Leichnam vor des Ritters Haus hinſchleifte und ſeine Schweſtern das ſahen, da konnten ſie ſich nicht enthalten. ſie ſchrieen und beklagten ihren Vater bitterlich. Der Sohn aber weinte nicht, ſondern da er ſeiner Schweſtern Geſchrei vernahm, da zog er ein Meſſer und ſchlug ſich ſelber eine gefährliche Wunde in einen Schenkel, daß das Blut hervor ſtrömte. Da nun die Diener des Kaiſers das Wehgeſchrei in dem Hauſe hörten, ließen ſie den Leichnam liegen, gingen hinein und fragten: was das Schreien bedeute? — Da ſprach der junge Ritter: Lieben Freunde, ich habe mich gar übel in einen Schenkel gehauen, darum weinen meine Schweſtern. Als die Diener die Wunde ſahen, glaubten ſie ſeinen Worten und gingen betrogen hinweg. Als das der Kaiſer erfuhr, ging er zu dem alten Mann und erzählte ihm Alles. Da ſprach dieſer: Nun will ich dir noch einen letzten Rath geben, hilft dir der nicht, den Dieb zu erkennen, ſo iſt alle Arbeit verloren. Wähle dir vierzig Ritter und kleide zwanzig derſelben eitel weiß und gieb ihnen weiße Pferde und Harniſche; die zwanzig andern aber kleide ſchwarz und gieb ihnen ſchwarze Pferde und Harniſche. Darauf laß den Leichnam hoch an einen Galgen hängen und laß ihn von den vierzig Rittern bewachen, die weißen auf der einen, die ſchwarzen auf der andern Seite. Alsdann wirſt du deinen Dieb erkennen, denn ſein Geſelle wird es auf die Länge nicht dulden wollen, daß er am Galgen hängt. Da that der Kaiſer, wie ihm der Alte gerathen hatte: der Leichnam ward an den Galgen gehängt und den vierzig Rittern die Wache befohlen. Da hing er lange Zeit, daß ihn der Sohn nicht begrub und ſein nicht wahrnahm, da es ihm doch ein Leichtes geweſen wäre, ihn wegzuſtehlen, denn er brauchte ſich nur auf der einen Seite ſchwarz, auf der andern weiß zu kleiden, ſo hätten ihn die ſchwarzen Ritter für einen der weißen, die weißen für einen der ſchwarzen Ritter gehalten.

Verbeſſerungen an den Lampen.

Der Lampen-Fabrikant William Palmer in England hat ein Patent erhalten auf Verbeſſerungen an den Lampen, und berichtet darüber das Folgende:

Meine Erfindung betrifft jene Art von Lampen, in denen Kerzen gebrannt werden. Sie bezweckt: 1) die Anwendung eines gläſernen Rauchfanges an dieſen Lampen; 2) eine Vorrichtung zum Tragen des Schirmes und des Rauchfanges dieſer Lampen; 3) eine verbeſſerte Einrichtung der Kappe und der

Dille der Lampen, wodurch verhütet werden ſoll, daß ſich die Röhre, in welcher die Kerze enthalten, ſo ſtark erhitze, wie dies der Fall iſt, wenn die Kappe mit der Röhre in Berührung ſteht; 4) endlich die Anwendung von Röhren aus Zink an den Lampen der fraglichen Art.

Fig. 1.

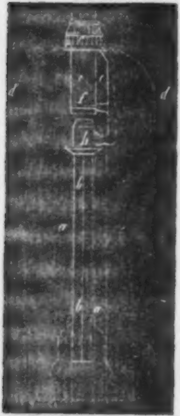


Fig. 2.

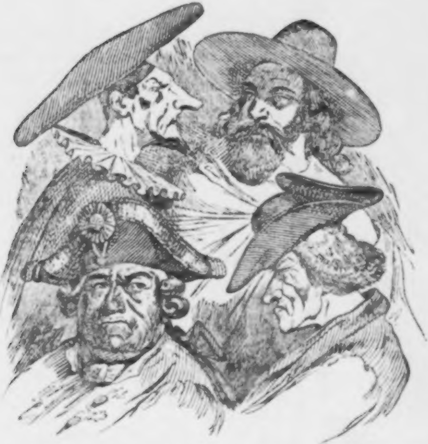
Fig. 1 iſt ein Aufriß einer Tafellampe, welche zum Brennen von Kerzen eingerichtet iſt; Fig. 2 ein Durchſchnitt der Kappe und der Dille.

Die Säule a, welche die ganze Lampe trägt, und die in der Abbildung durch punktirte Linien angedeutet iſt, kann wie bisher aus Meſſing oder einem andern Metalle verfertigt werden, in der Form nach der Zeichnung, dem Geſchmack und Belieben des Fabrikanten. Zu dieſer Säule a bemerkt man die innere Röhre b, welche aus Zink gearbeitet iſt. Dieſe Röhren können auf irgend eine Art gelöthet ſeyn; doch iſt dies nicht weſentlich, da Röhren, die aus Zinkblech geformt werden, auch ohne daß die Ränder mit einander verbunden ſind, ihre Form beibehalten. In der Röhre b iſt die Feder, welche die Kerze im Maaße des Abbrennens emportreibt, auf dieſelbe Weiſe angebracht, auf welche dies bisher an derartigen Lampen zu geſchehen pflegte. Der Hälter c, welcher den Schirm d trägt, hat an ſeinem oberen Theile auch den Rauchfang e. Der Umſtand, daß der Hälter dieſe beiden Zwecke erfüllt, iſt ein weſentlicher Theil meiner Erfindung. Der Ring f, welcher den Rauchfang umgiebt, beugt einer durch Schütteln hervorgebrachten Ortsveränderung dieſes letzteren vor. Der Rauchfang iſt auf ſolche Weiſe an dem oberen Theile der Lampe angebracht, daß ſein unteres Ende ſich in einiger Entfernung über der Dille befindet. Dieſe Entfernung ſoll für eine große Kerze ½ Zoll betragen; denn bei dieſer wird die Kerze das ruhigſte Licht geben. Einige wenige Verſuche werden ausreichen, um für jede Art von Kerzen, wie groß ſie auch ſeyn, und aus welchem Material ſie beſtehen mögen, die gehörige Entfernung ausfindig zu machen.

Aus der Zeichnung erſieht man, daß die Kappe und die Dille auf ſolche Weiſe von dem oberen Ende der die Kerze enthaltenden Röhre b angebracht ſind, daß ſie ſich in einiger Entfernung von dieſer befinden. Es iſt auf dieſe Weiſe zwiſchen der Röhre und der Kappe ein Raum gelaſſen, der die innere Röhre kühl erhält, und der alſo verhindert, daß die innere Röhre den oberen Theil der Kerze zum Abſchmelzen bringt. Die Kappe läßt ſich mittelſt des an ihr angebrachten Knaufes h bewegen; und bei dieſer Bewegung läuft der Knauf zwiſchen den Enden der von dem oberen Ende der Röhre b fixirten Bänder i. Wenn die Kappe aufgeſezt wird, ſo dreht man den Knauf unter das unterſte Band i, wodurch er an Ort und Stelle erhalten wird. Ich bemerke ſchließlich nur noch, daß nicht bloß die hier beſchriebene innere Röhre aus Zink gearbeitet zu ſeyn braucht; ſondern daß, wenn nur eine einzige Röhre vorhanden iſt, dieſe auch aus Zink beſtehen kann.

Zur Geſchichte von dem Hute.

Man wird die Geſchichte vom Hute kennen, wie Gellert ſie in ſeinen Fabeln erzählt. Es erfindet Einer den Hut und trägt ihn unaufgeſchlagen mit flach herabhängenden Krempen; der Erbe des Hutes ſteift zwei Krempen auf, und nun, ſagt das Volk, läßt der Hut erſt ſchön. Der zweite Erbe reformirt den Hut wieder, fügt eine dritte Krempe hinzu und das Volk ſchreit: der hat erſt Verſtand, das iſt ein Pfiffkopf! Der dritte Erbe hat aber doch wieder was auszuſetzen. Da der Hut alt und unſcheinbar geworden, färbt er ihn ſchwarz und das Volk jauchzt ihm ſeinen Beifall. Der vierte Erbe wendet den abgetragenen Hut um, der fünfte beſezt ihn mit goldnen Treſſen und ſo fort. Immer der alte Hut und doch fortwährend ſich verjüngend. Unter dieſem Hute ſteckt die ganze Menſchheit mit ihrer Geſchichte. Seit Adam und Eva ſind wir immer noch die alte Menſchheit geblieben; es iſt jezo 1840 immer noch ſo wie Anno 1 im Paradieſe: die Schlange treibt ihre Verführungskünſte und man genießt gern verbotene Dinge; wenn der Menſch Böſes gethan hat, verſteckt er ſich vor dem lieben Gott, aber der liebe Gott läßt nicht Verſteckens mit ſich ſpielen, er findet ihn doch und jagt ihn aus dem Paradieſe, jezt wie vor 6000 Jahren. Der liebe Gott iſt indeß immer noch der liebe Gott und erbarmt ſich der armen Sünder; wie er aus purem Mitleiden dem erſten Menſchenpaare eigenhändig Kleider machte,



ie hilft er auch jetzt noch den Menſchen, wenn ſie in Sünden gerathen und gefallen ſind, wieder auf die Beine. Es iſt Alles beim Alten, der Hut ſieht anders aus, es iſt aber, bei Licht beſehen, doch der alte Filz; der Kopf dünkt ſich vielleicht anders, und endlich zeigt er doch dieſelben Adam'ſchen Schwächen. Jedes Menſchenalter hat dem Hute eine andere Form gegeben nach ſeinem Bedürfniß, nach ſeinem Geſchmack; andre Titel, andre Kittel. Wenn das je nächſte Menſchenalter den vererbten Hut, d. h. ſeine Art zu leben im Staate, in Sitte, Religion u. ſ. w. änderte, ſo geſchah dies doch meiſt nur in den Formen, und derſelbe Hut, der den Einen gefiel, den Andern nicht gefiel, gefällt nach Jahren vielleicht wieder den Dritten, was dann Kämpfe veranlaßt. Die Menſchheit ſelbſt bleibt ſich aber gleich in allen Veränderungen, wie die Schlange dieſelbe bleibt, wenn ſie ſich häutet, wie die Raupe daſſelbe Weſen bleibt, wenn ſie ſich verpuppt und dann als Schmetterling ausfliegt. Jedes Menſchenalter zieht den alten Adam aus und einen neuen an und ſezt auch immer einen neugeformten Hut dazu auf; d. h. wir Menſchen ſchreiten immer vorwärts, wir kommen immer weiter, tiefer und höher in der Erkenntniß unſerer ſelbſt, unſrer Mitmenſchen, des Himmels und der Erde, und was wir da erreichten, ſollen wir freilich zu behaupten ſuchen. Zuerſt verehrte man Gott in Steinen und Bildern von Menſchenhänden gemacht, dann kam Chriſtus auf die Erde herab und lehrte uns den unſichtbaren Gott im Geiſte und in der Wahrheit verehren. Aber bald maßten ſich Biſchöfe und Prieſter an, Gott allein zu kennen und dem Volke Gott und ſein Wort zu verſchließen. Da kam Luther und ſchloß allen Menſchen wieder das Wort Gottes und den Himmel auf. Die Menſchen fühlten ſich frei von dem Drucke, den Prieſterherrſchaft auf ſie ausübte, ſie fühlten ſich frei und wollten nun auch frei ſeyn. Das mochte die Prieſterherrſchaft nicht geſtatten und ſo gab's einen dreißigjährigen, blutigen Krieg, der 1648 zu Osnabrück und Münſter damit endigte, daß man den neuen Menſchen, den man angezogen, und einen neuen Hut dazu duldete. Nun nahmen ſich aber die neuangezogenen Menſchen zu viel heraus; der Freiheitshut ſchien eine böſe Zauberkraft zu üben, denn die Köpfe unter ihm wurden ſchwindlich; man wollte nicht mehr hören und ſehen und keine Könige mehr dulden. Die Könige ihrerſeits wußten, daß ſie berufen waren, Zucht und Ordnung unter den Menſchen zu erhalten und ſo begann ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein noch nicht beendigter Kampf zwiſchen demokratiſchen, republikaniſchen und monarchiſchen, ariſtokratiſchen Elementen, ein Kampf zwiſchen dem freigewordenen und davon trunkenen Volke und ihren Herrſchern. Die Revolutionen in England, die Enthauptung Karl's II., die Revolutionen in Schweden und Dänemark, beſonders die franzöſiſche Revolution ſind Hauptſchlachten dieſes durch ganz Europa wüthenden Kampfes. Die Verſöhnung und der Friede zwiſchen Königen und Völkern iſt dadurch gegeben, daß Erſtere die Freiheiten und Rechte der Letztern anerkennen, ehren, ſchützen und fördern, daß leztere die erſtern als ihren Schutz, als ihren Hort ehren und heilig halten. Der Friede, wie er auch ſchon in vielen Landen ſich ſchließt, liegt darin, daß die freie Macht eines freien Volkes Alles das geſetzlich ausſpricht und ſchützt, was das Volk als ein vernünftig freies bedarf und will. Wie furchtbar es wirkt, wenn das vielköpfige Volk zum Herrſcher wird, oder umgekehrt, wenn der Herrſcher und Regent das Volk nur als Werkzeug und Mittel ſeines Willens betrachtet, davon giebt die neuere und neueſte Geſchichte blutige Beiſpiele. Welches Unglück, welche Noth brachten Frankreichs Könige über ihr Volk, weil ſie nur *ihren* Willen haben wollten? Wie blutig und grauſam rächte ſich das Volk, nachdem es die bei ihm unhaltbare Herrſchaft an ſich geriſſen! Wie ſchrecklich es aber iſt, wenn ein Volk auch dann nicht einig erſcheint, wenn ihm das, was es als freies, vernünftiges Volk verlangen kann, geſtattet wird, davon zeugt das jetzige Frankreich. Da giebt es Republikaner, Bonapartiſten, Karliſten, Legitimiſten — lauter verſchiedene Hüte und unter dieſen Hüten das tollſte Zeug. — Wie ruhig, kräftig, ſtark, friedlich hat ſich dagegen z. B. Preußen, ſeitdem es durch den großen Churfürſten aus den Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges erhoben ward, fort- und ausgebildet zu der blühendſten, in ſich vollendetſten Macht Europa's! Keine ſtarrſinnigen oder gar von blutigen Greueln begleiteten innern Kämpfe beflecken den Tempel von Preußens Geſchichte. Seit länger als drei Jahrhunderten waltet auf dem Thron das blühende Geſchlecht der Hohenzollern und nie iſt von dem Volke an ihrem Throne gerüttelt worden und die fremde Macht, die ihn entweihte, iſt von dem unter Preußens Scepter erſtarkten Volke mit der würdigen Begeiſterung eines gerechten Zorns ausgeſtoßen worden. Woher dieſer Friede, dieſe Kraft, dieſe Blüthe? Weil das Königsgeſchlecht ſtets im Einklange mit ſeinem Volke regierte, weil es die Rechte und Freiheiten des Volkes nicht nur ſchützte, wahrte, ſondern auch mit dem Fortſchritte der Zeit weiter bildete, und dem Volke nie etwas verſagte, was es als freies, vernünftiges Volk heiſchte, überſpannte Anſprüche aber ſtets mit Nachdruck und dem Einverſtändniſſe des beſſern Theils des Volks abwies. Was hätte denn auch daraus werden ſollen, wenn jenes demagogiſche Element, welches ſich nach den Freiheitskriegen in Deutſchland Stützen ſuchte, den Sieg davon trug? Mord und Todſchlag. Denn Etliche hatten Jacobinermützen auf, Etliche wollten das heilige Römiſche Reich wieder herſtellen, den alten Rothbart aus dem Kyffhäuſer hervorholen und Deutſchland unter einen Hut bringen; Etliche wollten mittelalterliche Helme aufſetzen oder Bärenfelle umbinden wie die Cherusker unter Herrmann; Etliche wollten eine Republik, eine Volksherrſchaft, damit jeder Habſüchtige den Herrſcher ſpielen könnte. Das ſcheiterte vernünftiger Weiſe an der hiſtoriſch-geregelten Feſtigkeit Deutſchlands. Die deutſchen Staaten haben ſich ausgebildet und bilden ſich aus zu freien, geiſtigen Geſtaltungen, die eben ſo wenig unter einen Hut gehen, wie zwei Köpfe unter einen Filz, der eben nur für den einen Kopf paſſen ſoll. — Preußen iſt eine Monarchie, und zwar eine conſtitutionelle, wenn auch nicht im Sinne der Franzoſen und Engländer. Es hat ſeit 1823 Provinzialſtände mit berathender Macht, Mittel des Volksgeiſtes, daß er in Einigkeit ſey und bleibe mit dem Thron, und Neues, wenn es auch gut iſt, geſetzlich ausgeſprochen werde. Von Preußen ging die Gründung des deutſchen Zollverbandes aus, wodurch der Handelszwang geſprengt und die Wurzel des Handels, die freie Bewegung, zu treiben begann, ſo daß jetzt ſchon über 24 Millionen Deutſche Handelsfreiheit genießen. Preußen hat die Frohndienſte abgeſchafft, den Zunftzwang aufgehoben und Allem, was die Bewegung und die Vernunft unſerer Zeit erheiſcht, Eingang verſchafft und geſetzlich begründet. Jeder wahrhaft freie und vernünftige Menſch fühlt ſich frei und ſicher und unbeſchränkt in dieſem Staate, da er in der geſetzlichen Nothwendigkeit ſeinen eigenen Willen erkennt und das Vernunftbeſchränkende ſichtlich immer mehr ſchwinden ſieht. — Zur Feier des Reformations-Jubelfeſtes ward die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten ausgeſprochen, weil ſie durch nichts als leere, formelle Unterſchiede von einander abweichen und das wahrhaft Chriſtliche nicht in dieſen Formen liegt. Deſſen ungeachtet gab es vielen Unfrieden und noch jetzt wandern viele Alt-Lutheraner aus; das iſt ein ſtarker Irrthum und eine Verkehrung des Strebens unſerer Zeit, welche nur das Weſen, den Inhalt, die thatkräftige Chriſtlichkeit als das Wahre anerkennt, nicht die bloße Form. Ein edler, in ſeinem Leben, Thun und Treiben chriſtlicher Katholik iſt ein Chriſt, ein im chriſtlichen Geiſte denkender und handelnder Proteſtant iſt ein Chriſt; jeder brave, wackere Mann, der im Geiſte der Liebe ſich bewegt, iſt ein Chriſt, mag er einer von den 54 chriſtlichen Sekten angehören, welcher er will. Man kehre ſich alſo nicht an den Hut, den Einer trägt, ſondern beurtheile ihn danach, was er unter dem Hut für einen Kopf, und unter dem Kopf für ein Herz hat.

Daß aber unſer Gellert bei ſeiner Fabel vom Hut an ein weites Feld dachte, ſagen ſeine Schlußzeilen:

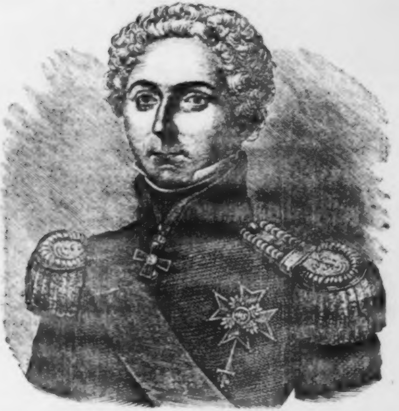
„Und daß ich's kurz zuſammen zieh':
Es ging dem Hute faſt wie der Philoſophie."

Es geht aber aller menſchlichen Weisheit, allem irdiſchen Treiben ſo, und demnach kann jedes Volk und jeder Einzelne zufrieden ſeyn, wenn ſein Hut zu ſeinem Kopfe und ſein Kopf zu ſeinem Hute paßt. Wo man aber nicht mit den Hüten und den Köpfen Anderer einverſtanden iſt, da ſoll man wenigſtens nicht gleich die Freiheitsmütze aufſetzen, weil von ihr der Schwindel ausgeht, der alle Ordnung und alles Recht in das alte Chaos wirft. „Eure Freiheit", ſagte ein unſchuldig Angeklagter einſt vor dem franzöſiſchen Blut-Tribunal, „iſt zwar eine Gottesleugnerin, eine Brandſtifterin und Räuberin, eine Unterdrückerin der Unſchuldigen, eine blutgierige Hyäne und Königsmörderin; wenn ihr's indeß begehrt, mag ſie meinetwegen doch die hehre Göttin ſeyn." — Das iſt die echte Freiheit aber wirklich, nur muß ſie, wie alles Gute, was Grund faſſen und von Dauer ſeyn ſoll, im Wege der Ordnung und Fortbildung ihr Gebiet und ihr Wirken erweitern, denn jeder gewaltſame Weg führt zum Gegenſatze, zur Knechtſchaft und Barbarei. Demnach wollen wir davon überzeugt ſeyn:

„In einem einz'gen Kopf iſt nicht für's Ganze Licht,
Drum ſoll der Einzelne nicht gleich das Ganze höhnen,
Was war und ward, hat ſtets ſich zu verſöhnen —
Denn unter einen Hut geb'n Zeit und Menſchen nicht!“

Carl XIV. Johann,

König von Schweden.

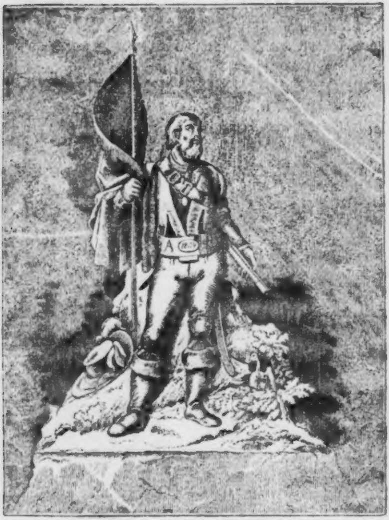


Dieſer König, einer der merkwürdigſten Zeitgenoſſen, wurde am 26. Januar 1764 zu Pau, in der Nähe der Pyrenäen, geboren und hieß mit Tauf- und Familien-Namen Johann Baptiſt Julius Bernadotte. Sein Vater war Rechtsgelehrter, doch ihn zog Neigung zum Militairſtande. Als die franzöſiſche Revolution ausbrach, 26 Jahr alt, trat er in die Reihen der

Kämpfer für ſein Vaterland Frankreich. Im Jahr 1794 war er ſchon Diviſions-General, und ſtieg von Stufe zu Stufe; 1804 ward er Marſchall und 1806 erhob ihn der Kaiſer Napoleon zum Fürſten von Ponte-Corvo. Seine Bahn iſt mit Siegen, mit dem Ruhm des Feldherrn und der Menſchlichkeit geſchmückt. So nahm er ſich, als Lübeck (1806) von den Franzoſen geſtürmt wurde, der Stadt ernſtlich an und zeigte ſich mild gegen ein bei Trave gefangenes Corps Schweden, die daheim in ihrem Vaterlande ſeines Lobes voll waren. Dies mag der erſte Grund geweſen ſeyn, daß im Jahr 1810, als der Fürſt von Ponte-Corvo, durch mancherlei politiſche Verwickelungen veranlaßt, im Schooße ſeiner Familie theils in Paris, theils auf dem Lande lebte, der damalige König von Schweden, Carl XIII., ihn zum Thronfolger Schwedens vorſchlug und die Stände ihn als ſolchen erwählten, unter der Bedingung, daß er die evangeliſch-lutheriſche Religion annehme, und eine Verſicherungs-Akte ausſtelle. Er folgte dem Willen und den Wünſchen des ſchwediſchen Volks und am 5. November 1810 erklärte Carl XIII. ihn zu ſeinem Adoptiv-Sohn; er nannte ſich nun Carl Johann, Kronprinz von Schweden, und handelte von da an mit Kraft und Vorſicht im Intereſſe ſeines neuen Vaterlandes. Nachdem Napoleons Armeen in Rußland vernichtet worden waren, hatte Carl Johann eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Alexander von Rußland (1812), doch erfolgte Schwedens Kriegserklärung gegen Frankreich erſt im Juli 1813. Der Kronprinz von Schweden übernahm den Oberbefehl über die vereinigte Armee von Norddeutſchland, und durch ſeine Mitwirkung bei den Siegen von Großbeeren (23. Auguſt 1813) und Dennewitz (6. September 1813) ward Berlin vor dem Eindringen der Franzoſen geſchützt. Am 14. Januar 1814 ward Norwegen, welches der König von Dänemark abtrat, mit Schweden vereinigt. Im Februar 1818 ſtarb Carl XIII. und der Kronprinz beſtieg als Carl XIV. Johann den Thron. Seitdem hat er ſtets mit Klugheit und Umſicht für Schweden gewirkt und ſich die Liebe ſeines Volks erworben, auch durch die ſorgfältige und zweckmäßige Erziehung des nunmehrigen Thronfolgers, Carl Oscar (Herzog von Südermannland), für die Zukunft Schwedens geſorgt, ſo weit es der Geiſt und die Kräfte der Menſchen vermögen.

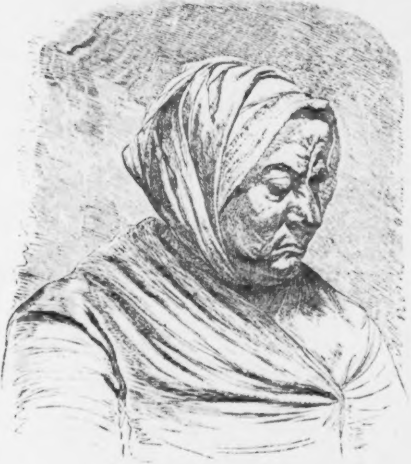
Andreas Hofer's Denkmal.

Wir haben früher (Jahrgang für 1838) eine Abbildung von Inſpruck gegeben und des Andreas Hofer erwähnt, deſſen Haus wir ebenfalls (Jahrgang für 1839) zum Beſchauen vorlegten. Jetzt laſſen wir deſſen Denkmal folgen, wie es zu In-

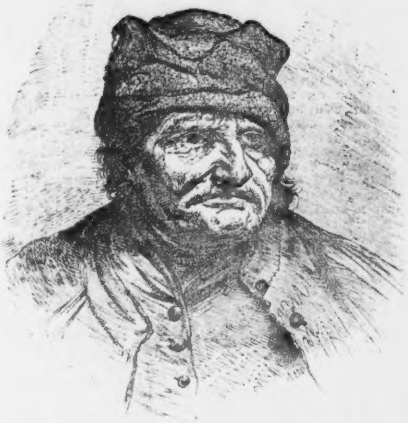


ſbruck in der Franziskaner-Kirche ſteht, nicht weit vom Haupt-Portal. Es iſt von ſchönem weißen Marmor und das Werk des gerühmten Bildhauers Schaller in Wien. Auf dem Poſtament ſteht der Held frei da, den Blick emporgerichtet, in der rechten Hand die Fahne, über die linke Schulter ſeinen Stuz geworfen. Der ſeinen Leib umfangende Gürtel hat die Buchſtaben A. H. und die Jahreszahl 1834. Er iſt in ſeiner National-Tracht, die, an ſich maleriſch, der Künſtler nicht zu idealiſiren brauchte. Der Hut mit Band und Auerhahns-Feder liegt zu ſeinen Füßen, und zur Seite zeigt ſich, in Eichenlaub halb verborgen, der Adler des Tyroler Wappens. Die einfache Auffaſſung iſt würdig des einfachen Helden, der ſein Vaterland vom Joche der Fremdherrſchaft befreite.

Jungfer Mürriſch und ihr Bruder.



Jungfer Mürriſch iſt eine gar wunderliche Perſon, und du magſt es anfangen, wie du willſt, lieber Leſer, du wirſt ſie immer ärgern, ſchon weil du ein Mann biſt, und auch du, liebe Leſerin, wirſt unter allen Umſtänden ihren Zorn reizen, wenn du einen Mann haſt, oder einen bekommſt, oder noch in den Jahren biſt, daß du einen bekommen kannſt. Daraus geht denn hervor, daß wir es mit einer alten Jungfer zu thun haben, was eine ſehr ehrwürdige Perſon iſt, wenn ſie nicht iſt wie Jungfer Mürriſch. Eine alte Jungfer hat in der Regel die Kämpfe und Schmerzen des Lebens in Fülle beſtanden, und ihre Erinnerungen ſind eine geheime Geſchichte des tiefſten Weh's und der bitterſten Entſagungen. Davon ſprechen wir ein ander Mal und führen den Beweis, daß eine alte Jungfer, die vielleicht alle ihre dieſſeitigen Wünſche mit dem Todtenſchleier bedeckte, aber doch Kraft, Milde und Mitgefühl ſich bewahrte, freundlich und gefaßt in ihrer Herzens-Einſamkeit lebt, und über das Grab hinaus die unbefriedigte Sehnſucht demuthsvoll zu dem Throne der Vergeltung trägt, — daß ein ſolches Weſen die höchſte Achtung und Theilnahme verdient. Mit Jungfer Mürriſch iſt dies aber anders; die hat in ihrer Jugend gewählt und gemäkelt, ſie wollte den ſchönſten, den reichſten, den vornehmſten Mann haben und ihr Maaßſtab hing an allem Vergänglichen, bis das Vergängliche über ſie kam und endlich von der Jugendfriſche, von dem Schein der Schönheit nichts mehr übrig blieb. Jungfer Mürriſch — man ſollt' es jetzt kaum glauben — hat wirklich ihre liebenden Verehrer gehabt; als ſie aber biſſig wurde, weil ſie jene Zeit nicht zurückrufen konnte, wo ſie in der kecken Ueberzeugung, es könne ihr gar nicht fehlen, die guten Bewerber abwies und dies nun bereute, ohne es zu geſtehen, da zerſtörten die Laſter des Neides und des Zorns ihr Antlitz, Haß und Galle blieſen es auf und alle dieſe innern Dämonen prägten ſich aus in den Falten und Zügen, die in den Tagen des Frühlings zwar keine eigentliche Anmuth, aber, wie die Anbeter verſicherten, etwas Majeſtätiſches hatten, während jetzt, wie man zu ſagen pflegt, von ihrem Blicke die Milch ſauer werden könnte. Und als ſie nun ſah, daß ſie alte Jungfer werden müſſe, ſie aber doch Jemand haben wollte, an dem ſie ihren Grimm gegen die ganze Welt ausließ, mit dem ſie ſich rächen konnte wenigſtens an Einer ihres Geſchlechts, da umſpann ſie in Liſt und geheuchelter Liebe ihren Bruder, tyranniſirte ſeine Gefühle und wußte ihm jedes Mädchen, dem er ſich nahte, ſo zu verleumden und verdächtig zu machen, daß Herr Mürriſch, der in ſeine Handelsgeſchäfte vertieft und verſtrickt war, zum Hageſtolzen wurde, und nun auch zu ſpät einſah, daß ſeine Schwäche ihn um das Leben betrogen hatte. So ſitzt er denn grämelnd, wie Figura zeigt, ſeiner grämlichen Schweſter gegenüber, die Alles, was er will und thut, begeifert. Man kann's ihm aus dem Geſicht leſen, wie er ſeinen Aerger verbeißt; will er aber einigermaßen Ruhe haben, muß er ſelber mit ſchelten auf das Daſeyn und ſeine Freuden; er muß ſeine Bekannten und Nachbarn preis geben, aus Furcht und Klugheit, wie



man der Viper einen Tuchlappen vorhält, damit ſie ihr Gift an ihm auslaſſe und unſchädlich werde; wie der Kameeltreiber ſein wüthendes Thier, das ihn zu packen droht, dadurch von ſich abhält, daß er ihm ähnliche Kleider wie die ſeinigen hinwirft, die nun das Thier im Zorn ſtatt ſeines Treibers zerſtampft und zerſetzt. Wie ein boshaftes Kind die Stelle ſchlägt, die ihm weh gethan hat, ſo möchte Jungfer Mürriſch allen Männern, wenn's nur anginge, einen blauen Fleck beibringen. So iſt's kein Wunder, daß ihr Niemand gern naht, wenn er nicht muß; wenn ſie aber gar große Wäſche hat, oder die alljährliche Gaſterei für die Verwandten-Abfütterung im Anzuge iſt, geht ihr Jeder und Jede auf tauſend Schritt aus dem Wege, denn ſie hakt ſich an Alles an wie ein Dornenſtrauch, um ihre Stacheln anzubringen.

Da loben wir uns die alte Jungfrau Sabine Altmeyer aus Altenburg, die trägt ihr Schickſal mit Humor, wie ihr aus folgendem Briefe erſehen könnt, den ſie an junge Mädchen richtete. Sie ſagt darin:

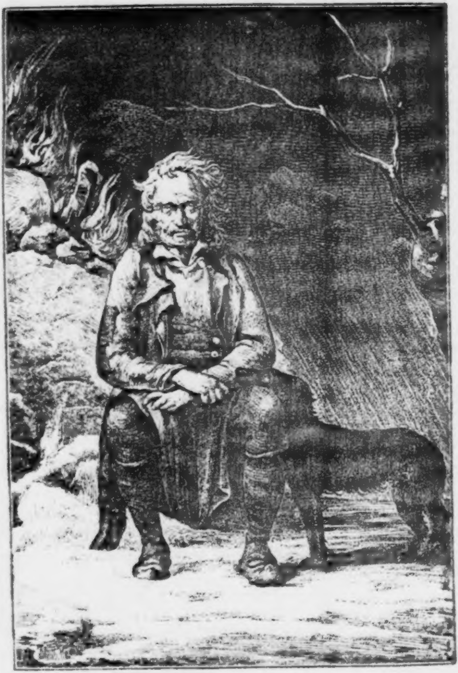
„Wenn ich gleich nie das bitterſüße Joch der Ehe getragen habe, und auch keine Ausſicht mehr vorhanden iſt, daß mich Amor mit dem bräutlichen Kranze je ſchmücken werde, iſt mir doch die Liebe mit ihrem Gefolge nicht ganz unbekannt geblieben, und ich habe in dem Geleite derſelben nach einer ziemlichen Reihe von Jahren theils an mir, theils an Andern, manche Erfahrungen gemacht, die ich euch, ihr heirathsluſtigen Mädchen, mit meinen Anſichten zu eurem Nutzen und Frommen mittheilen will. — Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß alle jungen Mädchen vor Begierde brennen, eine Reiſe nach Mannheim zu machen, und ebenſo iſt es der ſehnlichſte Wunſch der meiſten jungen Männer, ſich nach Frauenſtein zu begeben. Allein die Reiſe nach beiden Orten iſt mit Schwierigkeiten verbunden, und oft werden unrichtige Wege eingeſchlagen. Gewöhnlich erreichen die Mädchen aus Schönhauſen ſehr bald ihr Ziel, beſonders wenn ſie hübſches Reiſegeld und die Ausſicht haben, einen alten Onkel in der goldnen Aue zu beerben. Solche Mädchen ſind freilich vor vielen andern zu beneiden; allein die Liebe, ſagt man, iſt blind, und da ereignet ſich dann bisweilen der Fall, daß ſie an Glückſtadt vorüber reiſen und es nie zu ſehen bekommen. Darum rathe ich allen jungen Mädchen, auf ihrer Reiſe nach Mannheim nie den Weg über Eilenburg zu nehmen, ſondern ſich hübſch eine Zeit lang in Wartenburg aufzuhalten, und den Weg und das Wetter zu prüfen. — Junge Mädchen, beſonders ſolche, deren Wangen in Rothenburg geboren und in Roſenberg erzogen ſind, müſſen ſich vorzüglich vor denjenigen Männern in Acht nehmen, die viel über Loben- und Reizenſtein ſprechen; denn in der Regel iſt anzunehmen, daß ſolche aus Windheim ſind, und es nicht ſo meinen, wie ſie ſprechen. Solchen Windbeuteln geht weit aus dem Wege, und am allerwenigſten laßt euch darauf ein, eine Reiſe nach Küßnacht mit ihnen zu machen; denn Gott Hymen hat von dieſem Orte aus ſchon viele junge Mädchen zur Strafe nach Ammendorf geſchickt, von wo ſie ſich dann gewöhnlich über Gramsdorf und Bleicherode nach Elend, oder gar nach Sargſtedt begeben haben. Nein, wollt ihr einem Manne eure Liebe ſchenken, ſo reiſet nach Gutenswegen und Wackersleben, da werdet ihr den finden, den euer Herz ſucht. Und könnt ihr dann eurem Erwählten die Verſicherung geben, daß ihr aus Liebenwerda und Treuenbriezen zu ihnen gekommen ſeyd, dann werdet ihr gewiß euren Wohnſitz in Freudenberg aufſchlagen und manche Reiſe nach Ludwigsluſt machen. — Wenn ihr nun, ihr harrenden und ſchmachtenden Mädchen, auf eurer Liebesbahn in Siegensleben eingezogen ſeyd, dann iſt es nicht nur eure Pflicht, daß ihr euren

Gatten zärtlich liebt, und ihm in allen Stücken treu, hold und gewärtig ſeyd, nein, ihr müßt euch auch als tüchtige Hausfrauen zeigen. Daß dazu mehr gehört, als ein wenig ſticken und ſtricken, ſich putzen und muſiziren, aus den Fenſtern ſehen und kokettiren, Mazurek tanzen und gratiös auf dem Sopha ſitzen, das brauche ich euch wohl nicht erſt zu ſagen; denn alle dieſe Künſte, wenn mitunter auch nützlich und angenehm, ſind doch mit geringer Ausnahme zu entbehren und für den Haushalt nicht geradhin nothwendig. Vorzüglich befleißigt euch der Wirthſchaftlichkeit, verſchwendet für unnöthige Sachen, namentlich für Putz, nicht ſo viel Geld, ſondern ſeyd mit dem letztern ſtets aus Anhalt. Auch ſeht euch hübſch in Kochſtädt um, damit, wenn euer Gatte ſich nach des Tages Laſt und Hitze nach Eßlingen begeben will, er nicht immer Speiſen findet, die in Salzwedel und Waſſerleben zubereitet ſind; einfach, aber aus Würzburg ſey eure Koſt. — Viel Putz am Leibe taugt nicht, einfach, wie die Koſt, muß auch die Kleidung ſeyn, und ihr müßt ſtets erſcheinen, als wenn ihr aus Ebendorf wäret, und in eurem Hauſe muß es ausſehen, als wenn man ſich in Reinſtedt befände. Das dachte ich vor Kurzem auch, als ich bei einem jungen Ehepaare zum Beſuch war. Ich begab mich nämlich, faſt taumelnd vor Müdigkeit, zur Ruhe, deren ich nach den Strapazen einer langen Reiſe ſehr bedurfte. Kaum glaubte ich mich in Reinſtedt niedergelegt zu haben, ſo war mir's, als würde ich mit tauſend Nadeln gezwickt, und mit Brenneſſeln gegeißelt; denn wißt, ich mußte über Wanzleben nach Unruhſtadt, wo ich eine der fürchterlichſten Nächte meines Lebens zubrachte. — Von dem Schalten und Walten der Frau hängt des Hauſes Glück und Frieden ab. Findet es der Mann daheim nicht, was iſt die Folge davon? Der Mann ſucht dieſelben außerhalb; er geht gewöhnlich jeden Abend nach Bierſtein oder Weinsberg, und kehrt meiſtens erſt ſpät zurück. Gar oft begegnet ſich ein ſolches Ehepaar in Querfurth oder Grobzig, und einmal ſoll es ſich ſogar nach Gerbſtadt begeben haben. — Darum, ihr jungen Mädchen, prüfet gehörig, ehe ihr die Reiſe nach Mannheim antretet, ob ihr auch euren Gatten in der Folge nach Glückſtadt begleiten könnt; eignet euch frühzeitig die Tugenden einer guten Hausfrau an, damit ihr dereinſt euren Schritt nicht bereuet, ſondern euch mit frohem und zufriedenem Herzen ein „Wohl mir!“ zurufen könnet, gleichſam als wäret ihr aus Wohlau und bliebet daſelbſt.“

Thue jede Schöne danach, die nicht eine unglückliche Frau oder eine Jungfer Mürriſch werden will, und eben ſo hüte ſich jeder junge Mann vor allen Dingen und Creaturen, die ihm das Heirathen verleiden, ſonſt hat er an Herrn Mürriſch ſein Hageſtolzen-Portrait.

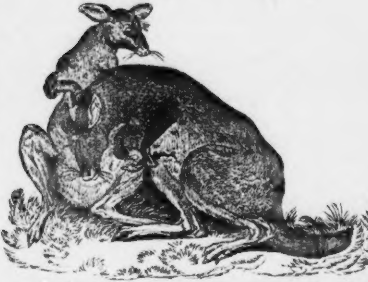
Das gröſste menſchliche Elend.

Ein Blinder iſt gewiß einer der unglücklichſten Menſchen. Kein Blick iſt ihm vergönnt in das Angeſicht eines tröſtenden Freundes, kein Blick auf die bunten, farbigen Geſtalten der Natur und des Lebens; Alles ſchwarz, Alles nur das furchtbare ewige Einerlei der Nacht! Nicht doch! — ſein Unglück hat ja noch Lichtpunkte, wenn ihm die mitfühlenden Herzen nicht fehlen. Stirbt aber nun die tröſtende und pflegende Gattin, ſterben ihm die Stützen ſeines hülfloſen Alters, die Kinder; bleibt er allein zurück, blind und allein in einer ärmlichen Hütte, ohne Nahrung und Brod und Kleider, ganz Preis gegeben der Welt, die ihn verlaſſen hat, die er nicht ſehen, ſich nicht zu ihr finden kann, um ſeine Nahrung von Mitleidigen zu erbetteln, dann iſt der Tod eine hehre, ſichere Wohlthat. Wir haben hier einen ſo maaßlos Elenden vor uns, den ein franzöſiſcher Maler zum Gegenſtande ſeines Bildes erkohr, indem er eben die Summe alles Unglücks mit ihm ausdrücken wollte, eines Unglücks, das die Barmherzigkeit Gottes und der Menſchen gewiß nur höchſt ſelten im Leben zu dieſem entſetzlichſten Grade ſteigen läßt, das aber der Maler als Idee uns vor Augen ſtellt, der wir folgen wollen. Nur ein Gefährte iſt dem blinden Greiſe geblieben, ſein treuer, kluger Hund, der ihn leitete und führte auf den ungeſehenen Wegen. Mit Hülfe deſſelben konnte er ſich nothdürftig ſein Bischen Brod erbetteln. Aber nun kommt der Winter, der Himmel ſchüttelt Schnee herab und macht die Wege ſchon für die Sehenden ungangbar, geſchweige für einen Blinden; die Hütte iſt verſchneit, die Kälte dringt herein und packt und durchdringt die abgelebten, ſchwachen, von der Lebenswärme verlaſſenen Glieder; Hunger und Kälte wetteifern, den Unglücklichſten aller Unglücklichen zu quälen und zu foltern; ſelbſt der treue Freund, der ihm geblieben, der Hund, winſelt vor Kälte und Hunger. Da nimmt der arme Mann, vielleicht mehr aus Mitleid mit dem Hunde als um ſeinetwillen, die letzte Lebenskraft und Lebenswärme zuſammen und verſucht Feuer anzumachen. Nach langer Mühe gelingt es ihm und nun wird ſich bald eine behagliche Wärme durch die kalte Hütte verbreiten. Es iſt gräßlich! — keine Wärme verbreitet ſich, ſondern eine brennende Gluth; die Flammen kniſtern furchtbar in die Höhe — der Blinde konnte ja nicht vorſichtig genug mit dem Feuer umgehen — die Hütte brennt ab. Kaum hat er noch Zeit, aus der verzehrenden Gluth hinauszutappen in die ſchneidende Kälte und das Schneegeſtöber. Er wankt und ſchwankt fort, im bloßen Kopfe, bloßen Halſe, bloßen Händen, bis er ermattet auf eine ſteinichte Erhöhung ſich niederläßt. Der Wind ſpielt mit dem weißen Haar



und ſchüttelt Schnee hinein, die Flammen der brennenden Hütte beleuchten gräßlich das Angeſicht mit den erſtorbenen Augen. Mark- und Beindurchdringend blickt der abgemagerte Hund ihn unverwandt an, der Alte ſelbſt aber hebt die hohlen, licht- und glanzloſen Augenſterne auf zum Himmel, zur heiligen Quelle der Erlöſung und Rettung. Selbſt in dieſer furchtbarſten Tiefe aller Erdennoth verläßt den Greis der Gedanke an einen barmherzigen Gott nicht, ſelbſt jetzt noch erwartet er von ihm Gnade und Liebe und betet von ganzem Herzen um einen befreienden ſchnellen Tod. Und es giebt einen gerechten Himmel —: er wird ſein Gebet bald erhören und ein ſolches Vertrauen, das durch nichts erſchüttert werden konnte, belohnen mit dem reinſten Glück, deſſen die befreite Seele fähig iſt. Das iſt Tugend, das iſt Religion und Glaube, der auch in dem größten Elende des irdiſchen Lebens nicht weicht und wankt und im Innern des Greiſes ſpricht: „Ich weiß, mein Gott hat mehr als er Allen jemals gegeben; er will aber, daß ich ſelbſt zu ihm komme, mein Theil an Freud' und Seligkeit zu empfangen. So harr' ich denn hier aus und harre ſeines geſegneten Boten, welcher iſt der Tod."

Känguruh's.



Das Känguruh, welches wir in Menagerien ohngefähr von der Größe einer Ziege ſehen, kann, aufrecht ſtehend gemeſſen, eine Größe von 6 Fuß erreichen. Es wurde uns zuerſt im

Jahr 1779 durch den Weltumſegler Cook bekannt. Das Junge, nach der Geburt nur einen Zoll lang, hängt an der Mutterzitze mechaniſch feſt, indem dieſe, einmal in den Mund des Jungen eingeſchoben, an ihrer Spitze eine Auftreibung erhält, um welche der Mund ganz genau und feſt anſchließt, da ſeine Winkel noch nicht geſpalten ſind. Der enge Mund iſt daher gleichſam mit einem Schraubenkopf an die Bruſt befeſtigt. Es befinden ſich in dem Sack der Mutter nur zwei Zitzen und ein oder zwei Jungen, die, ſchon ziemlich groß, bei der leiſeſten Furcht in den Sack der Mutter flüchten und von hier aus, wenn die Mutter graſet, den Kopf herausſtrecken, um daſſelbe zu thun, was ſehr drollig ausſieht. Sie graſen auf allen Vieren, und nur wenn ſie eine abgeriſſene Lieblingsnahrung mit Muße verzehren wollen, ſetzen ſie ſich auf die Hinterfüße. Sie leben in Heerden, die von alten Männchen angeführt werden. Wenn man ſie jagt, was gewöhnlich mit Windhunden geſchieht, hüpfen ſie mit außerordentlicher Schnelligkeit auf den Hinterfüßen, wobei ſie den Schwanz zum Balanciren gebrauchen. Ein einziger Sprung fördert die größeren Thiere 25 bis 26 Fuß weit. Ueber Gebüſche, die eine Höhe von 6 bis 9 Fuß haben, ſchnellen ſie ſich mit Leichtigkeit, und an ſolchen Orten können die Hunde ihnen nichts anhaben. Auf Ebenen hingegen werden ſie leicht ihre Beute, indem ſie ſchnell ermatten. Die Hunde packen ſie an den Lenden, werfen ſie um und erwürgen ſie durch Biſſe an der Kehle. Einzelne Hunde dagegen haben meiſtens einen gefährlichen Kampf mit einem ausgewachſenen Känguruh zu beſtehen; denn kommt demſelben ein Hund zu nahe, ſo richtet es ſich auf, dreht ſich ſtets dem Hunde entgegen, ergreift ihn endlich mit den Vorderpfoten, umarmt ihn, wie es der Bär zu thun pflegt, und ſchlitzt ihm den Bauch mit den ſcharfen Mittelklauen des kräftigen Hinterfußes auf. Wird es auf der Ebene überraſcht, und iſt ein Sumpf oder Teich in der Nähe, ſo flüchtet es ſich augenblicklich hinein; ſeine langen Hinterfüße erlauben ihm meiſtens, daß es mitten im Waſſer aufrecht ſtehen kann, während ſeine herannahenden Feinde ſchwimmen müſſen. Sind ſie in ſeine Nähe gekommen, ſo entwickelt ſich ein höchſt merkwürdiger Kampf, der viele Unterhaltung gewährt. Ganz ernſthaft ſteht das Känguruh da, beſtändig die Vorderpfoten bereit, um den erſten Kläffer, der ihm zu nahe kommt, zu packen und unterzutauchen. Kommt dem Hunde nicht ein zweiter zu Hülfe, ſo iſt es bald um ihn geſchehen; kommt er aber glücklich durch Hülfe ſeiner Kameraden aus den Klauen des Känguruh, ſo eilt er, ſo ſchnell als möglich, an's Ufer, und kein Zureden des Jägers bringt ihn mehr dahin, einen zweiten Angriff zu wagen. — Auch mit dem ſtarken, muskulöſen Schwanz theilen dieſe Thiere derbe Schläge aus; beſonders die Männchen, wenn ſie mit einander kämpfen. — In der höchſten Noth werfen ſie ihre Jungen, wenn dieſe ſchon ziemlich groß ſind, aus dem Beutel, um ſchneller fliehen zu können; doch ſoll es rührend ſeyn, wie ſie dann die zärtlichſten Blicke auf ihre zurückgelaſſenen Jungen werfen. Man ſah bei einem gebänderten Känguruh, welches tödtlich verwundet war, ſchnell das Junge aus dem Beutel herausholen, um es noch zu retten. — Das Fleiſch des Känguruh's iſt ſehr zart und nahrhaft, weshalb man denn auch oft Jagden auf ſie veranſtaltet.

Verbeſſerungen an den Eggen.

Robert Finlayſon hat ſich darauf im Jahr 1838 ein Patent geben laſſen, und er ſagt: Meine Erfindung betrifft ſechs Punkte, nämlich: 1) einen verbeſſerten Bau des Geſtelles des vordern Rades, in Folge deſſen das Rad beim Umwenden u. ſ. w. ſtets genau hinter der Dille der Egge läuft. 2) Eine verbeſſerte Methode, den Schaft des vordern Rades mit dem Hebel zu verbinden, in Folge deren die Zinken der Egge leicht aus dem Boden gehoben, oder ſo geſtellt werden können, daß ſie auf gehörige Tiefe eindringen. 3) Eine verbeſſerte Form der Zinken, wodurch dieſelben ſtärker gemacht und für geringe Koſten mit zwei Ausrück-Zinken ausgeſtattet werden können. 4) Eine beſſere Stellung und Adjuſtirungsweiſe der hintern Räder. 5) Die Anwendung der Ausrück-Zinken, die nach Belieben arbeiten oder ſtill ſtehen können. 6) Die Anwendung gußeiſerner Hauen an den Ausjät- oder Drill-Eggen.

Fig. 1.

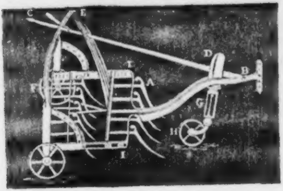
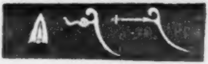


Fig. 1. iſt eine meiner verbeſſerten Drill-Eggen, deren Geſtell und Querbalken ich gewöhnlich aus Schmiedeiſen verfertigen laſſe, die aber eben ſo gut auch aus Gußeiſen oder Holz beſtehen können. An den Querbalken iſt eine eigne Art

Fig. 4 Fig. 3. Fig. 2.



von Zinken angebracht, welche man in Fig. 2. und 3. ſieht; erſtere haben die Geſtalt der vorderen Zähne des unter dem Namen Dinotherium giganteum bekannten, urweltlichen Thieres; letztere dagegen nenne ich, da ſie an der Außenſeite der Schulter des Geſtelles angebracht ſind, die Ausrück-Zinken. Dieſe Zinken befinden ſich vor den Querbalken und ſind von Vorne nach Hinten durch dieſelben geführt, während ſie ſonſt von Unten nach Oben durch dieſelben geſteckt ſind. Theils aus dieſem Grunde, theils wegen der Biegung, die ſie haben, werden die Pflanzentheile, auf welche die Zinken auf dem Wege durch den Boden treffen, nach Aufwärts getrieben und bei A weggeſchafft, ſo daß ſich alſo dieſe Egge von ſelbſt reinigt. Die Tiefe, bis auf welche die erſte Zinkenreihe eindringt, wird durch den Regulirhebel bedingt. Der kurze Arm dieſes Hebels iſt an dem vorderen Theile des Geſtelles bei B befeſtigt; ſein längerer Arm hingegen erſtreckt ſich nach Rückwärts, um hinter dem Geſtelle bei C in den Bereich des Arbeiters zu kommen. Eine kleine Strecke hinter ſeinem Befeſtigungs-Punkt in dem Geſtelle geht der Hebel durch ein Zapfenloch, das in dem Schafte des vordern Rades bei D angebracht iſt, und in welchem er ſich alſo wie an ſeinem Drehpunkt bewegt. Es iſt offenbar, daß, wenn der Griff des Hebels C zwiſchen dem ſenkrecht ſtehenden Führer von E nach F herab bewegt wird, das Geſtell emporſteigt, womit nothwendig die Zinken aus dem Boden zurückgezogen werden; hebt man hingegen den Hebel bis an den obern Theil des Führers, nämlich bis zu E empor, ſo werden die Zinken am tiefſten eingreifen. Das vordere Rad und deſſen Geſtell drehen ſich an einem Zapfen, welcher bei G in deſſen Schaft eingeſetzt iſt, ſo zwar, daß das Rad beim Umwenden u. ſ. w. ganz ſicher und richtig hinter der Dille der Egge läuft. Der Schaft dieſes Rades iſt auf ſolche Weiſe mit dem Hebel verbunden, daß man dieſen verlängern und verkürzen und dadurch ſeine Hebelkraft reguliren kann. Auf ſehr weichem Erdreich, in welchem ein einziges Rad leicht verſinkt, kann man ſtatt einem Rade zwei Räder anwenden, wo dann das Geſtell des Vorderrades zwiſchen den beiden Rädern bei H an einer Axe ſpielt. Die Tiefe, bis auf welche die letzten Zinken-Reihen einzudringen haben, wird durch einen mit den Axen verbundenen Griff, der mittelſt eines durch ihn gehenden Zapfens an dem an einer Seite der Räder befindlichen Quadranten befeſtigt iſt, regulirt. Je nachdem man nämlich dieſen Griff nach Auf- oder nach Abwärts bewegt, werden die hinteren Räder dem Geſtell näher gebracht oder weiter davon entfernt, ſo daß die Zinken hierdurch bis auf die gehörige Tiefe eindringen. Außerdem ſind die hinteren Räder auch noch weiter nach Vorne zu an den Seitentheilen des Geſtelles angebracht als an der gewöhnlichen Egge, wodurch ſie eine größere Starrheit erlangen, was für die Arbeit auf ſchwerem Boden von großer Wichtigkeit iſt. Die Ausrück-Zinken ſind an der Außenſeite des Geſtelles an der Schulter bei I angebracht, und können je nach der Stärke des zum Ziehen verwendeten Viehs oder der Schwere des Bodens in Anwendung gebracht oder unbeweglich geſtellt werden.

Meine verbeſſerten, aus Gußeiſen gearbeiteten Hauen ſieht man in Fig. 1. Sie paſſen an die Zinken der Ausjät- oder Drill-Egge, und können an dieſe angeſteckt werden, wenn man die Wurzel der Unkräuter unter der Erde abſchneiden will.

Fig. 5.

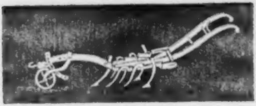
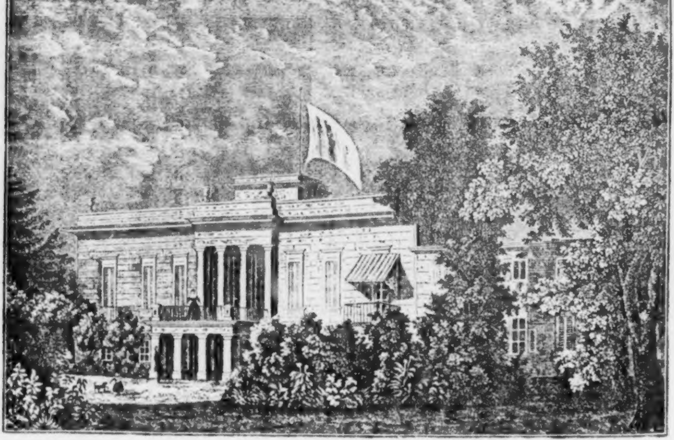


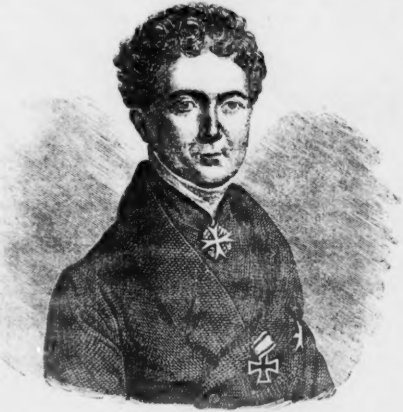
Fig. 5. zeigt meine, mit den Hauen ausgeſtattete Drill-Egge. Sie hat ſieben Zinken, von denen die vordere wie ein Entenfuß geformt iſt. Sie iſt ſo regulirt, daß ſie zwiſchen den Rüben- oder Kartoffelreihen in gehöriger Tiefe und Breite arbeitet. Sie eignet ſich beſonders zur Reinigung des Bodens von Quecken und andern derlei Unkräutern. Man läßt ſie in dieſem Fall am beſten von einem Pferde ziehn, welches in einer Furche hin und in der benachbarten Furche zurückgeht. Die gußeiſernen Hauen, die man in Fig. 4. ſieht, laſſen ſich beliebig anſtecken, wenn auf Rüben- oder Kartoffeläckern gearbeitet wird.

Klein-Glinicke

heißt der prächtige Landſitz des Prinzen Karl von Preußen, eine Viertelſtunde von Potsdam an der Havel. Die Chauſſee von Potsdam nach Berlin führt dicht vorbei über eine Brücke, von welcher man eine ſchöne Ausſicht über die ſchönſte Havellandſchaft hat. Das Gebäude iſt nach den Angaben Schinkel's ausgeführt; der Garten des Landſitzes von dem Königlichen Gartendirektor Lenné im engliſchen Geſchmacke angelegt. Die kleinen tempelartigen Gartenhäuſerchen, das prächtige Schloß, die merkwürdige Waſſerkunſt, die Statüen, die Baum- und Blumengruppen, die geſchmackvolle Abwechſelung der Wege und die verſchiedenen Formen der Grasplätze und Blumenbeete machen dieſen Landſitz zu einem der reizendſten. Als der Kaiſer von Rußland in Potsdam war, hat er ſich dieſes Klein-Glinicke mit vielem Genuſſe angeſehen.



General-Intendant, Graf v. Brühl.



Der wirkliche Geheime Rath, General-Intendant der Königl. Muſeen, Carl Friedrich-Moritz Paul, Graf von Brühl, ward 1772 den 18. Mai zu Pförthen in der Niederlauſitz geboren und war der einzige Sohn des Grafen Hans Moritz Brühl, Königl. Preußiſchen General-Intendanten der Chauſſeen. Seine Jugendjahre verlebte er auf dem väterlichen Gute Seifersdorf bei Dresden, wo er unter den Augen ſeiner geiſtreichen Eltern ſeine Erziehung, und mit ihr den Sinn und das Streben ſeine Fähigkeiten nach allen Richtungen hin auszubilden, erhielt. Im Jahre 1785 begleitete er ſeine Eltern nach Weimar. An dem Hofe der Herzogin Amalie, dieſer ſegensreichen Fürſtin, ſah er Goethe, Wieland, Herder u. ſ. w. Nach kurzem Zuſammenſeyn nahm Goethe ſich des hoffnungsvollen Jünglings an, unterwies ihn zuerſt in der Mineralogie, und belebte ſeinen

Sinn für naturwiſſenſchaftliche Studien. Herder und Wieland, mit den Eltern ſeit lange befreundet, gewannen den Sohn lieb. Im 17ten Jahre ward er als Eleve beim Berg- und Hüttenweſen in Berlin angeſtellt; da jedoch ein regerer Sinn für forſtwiſſenſchaftliche Studien in ihm erwachte, vertauſchte er dieſe Laufbahn mit der des Forſtmannes, und ſchon im Jahre 1791 erhielt er eine Anſtellung als Jagdjunker, erlernte in Thale, im Halberſtädtiſchen, die Forſtwiſſenſchaft praktiſch, und um ſich zu ſeinem Berufe als Forſtmann immer weiter auszubilden, unternahm er im Jahre 1798 eine Reiſe durch das ſächſiſche Erzgebirge, das Fichtelgebirge, den Speſſart, Odenwald, Schwarzwald bis nach Dillenburg, wo damals der um das Forſtweſen hochverdiente Hartig lebte und lehrte.

Wenn auch Graf Brühl ſein Leben ſtets den ernſteſten, wiſſenſchaftlichen Zwecken gewidmet hatte, ſo war doch die Kunſt — die im elterlichen Hauſe mit Liebe gepflegt wurde — in den Stunden der Muße ſeine ſüßeſte Erholung. Sie beſchäftigte ihn auf mancherlei Weiſe; ſich darin immer mehr zu vervollkommnen, war ſein Ziel. Vorzüglich zur Muſik entwickelte er früh ein ſchönes Talent. Faſch, der Gründer der Singe Akademie in Berlin, war ſein Lehrer in der Compoſition. Unter Genelli ſtudirte er Zeichnenkunſt, die er fleißig und mit Geſchick übte. Auch im Radiren verſuchte er ſich mit Glück. So beſitzen wir aus dem Jahre 1806 von ihm die Burg des Götz von Berlichingen, Jarthauſen, mit den Goetheſchen Worten: „Es kommen die Zeiten des Betruges; die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen.“

Im Jahre 1800 ward er zum Kammerherrn des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrich des Großen, ernannt. An ſeinem Hofe in Rheinsberg verlebte der Graf bis zum Tode des Prinzen in ländlicher Abgeſchiedenheit ſchöne, den Muſen geweihte Stunden. Hierauf ward er Kammerherr der Königin, Mutter des regierenden Königs von Preußen, und zu Anfang des Jahres 1810 ward er zum Kammerherrn der hochſeligen Königin Louiſe ernannt. Im Jahre 1813 nahm er als Freiwilliger Dienſte, folgte dem Heere und ward zuletzt Militaircommandant von Neufchatel, welche Stadt ihm bei ſeinem Abgange das Bürgerrecht verlieh.

In aller Kunſt und Wiſſenſchaft würdig vorbereitet, ſah er ſich im Februar 1815 zum General-Intendanten der Königlichen Schauſpiele berufen. Kein dichteriſches dramatiſches Produkt von entſchiedenem Werthe, inſofern es nur irgend darſtellbar war, blieb nun dem ſchauenden Publikum fremd. — Nach dem zerſtörenden Brande, welcher das Schauſpielhaus im Jahre 1817 in Aſche legte, entſtand die neue Schöpfung Schinkel's. Das Feſt der Einweihung würdig zu begehen, ſchrieb Goethe, auf Einladung des Grafen, den Prolog, und mit ſeiner „Iphigenia" wurde das Haus eröffnet. — Auch in muſikaliſcher Hinſicht bot ſich ein Feſt dar. Maria v. Weber, mit dem Grafen innig befreundet, hatte den „Freiſchütz" für die Königliche Bühne geſchrieben. Der Componiſt ſelbſt dirigirte die erſte Vorſtellung dieſer Oper, deſſen Melodien bis zum Miſſiſſippi und Ohio-Strom gedrungen ſind; ſeine „Euryanthe" folgte und Weber's Schwanenſang „Oberon" war das letzte Werk überhaupt, welches Graf Brühl den Manen des geliebten Todten würdig in die Scene ſetzte. — Den neu geſchaffenen Concertſaal weihte Graf Brühl zu einem Pantheon. Die Büſten der berühmteſten deutſchen Componiſten wurden darin aufgeſtellt, von Hiller, Gluck, Mozart, bis zu Beethoven und Maria v. Weber herauf. — Die ſchöne Gelegenheit, durch welche allen Ständen vergönnt iſt, ſich um den Monarchen und den Hof zu verſammeln, hat er gegeben. Es waren die Subſcriptionsbälle, die man noch jetzt mit dem Namen der Brühlſchen Bälle bezeichnet, welche den glücklichen Gedanken verwirklichten. — Allen Feſten, die während ſeiner Führung bei Hofe gegeben wurden, war er ein fein- und kunſtſinniger Ordner. Vor Allem möge hier des Feſtes gedacht werden, welches bei Anweſenheit der damaligen Großfürſtin Alexandra, jetzigen Kaiſerin von Rußland, in dem großen Königl. Schloſſe ſtatt fand, und an Glanz und Schönheit Alles überſtrahlte. Moore's Gedicht: „Lalla Rukh" hatte hierzu den Stoff gegeben. Chateaubriand, der als Geſandter ſich damals in Berlin aufhielt, ſagte dem Grafen: „Wenn man Alles zuſammenſtellt, was von Feſten in Frankreich in der glorreichen Zeit der Ludwige durch Kunſtwerke uns erhalten iſt, ſo hat dieſes Land doch nichts aufzuweiſen, was ſich neben dieſes Feſt ſtellen ließe."

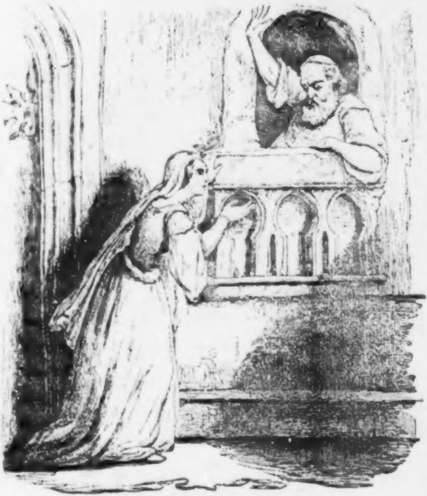
Die Wahl der aufzuführenden Stücke, die erfolgten Anſtellungen ſo vieler bedeutenden Künſtler, von denen mehrere dem Inſtitute zur höchſten Zierde gereichten, bekundeten den geläuterten Geſchmack des Verſtorbenen. Hiermit eng verbunden war ſein Sinn für die ſchöne Form und die Correktheit des Coſtüms, dem die Schönheit nie geopfert wurde. Oft wandten ſich in dieſer Beziehung Maler an den Grafen, und ſeine Theatercoſtüme dienten ihnen dann zum Muſter. Die Sinnigkeit, welche bei dem Anordnen der Coſtüme waltete, war allgemein anerkannt. In der Vorrede zu dem (bei Wittich in Berlin) erſchienenen Werke über Coſtüme und Decorationen ſind die Principien näher entwickelt, von denen er bei der Wahl und Angabe derſelben ausging. Graf Brühl war bei Verwaltung dieſer Kunſtanſtalt es ſich bewußt, es ſey in die Hand eines Führers derſelben ein großer Theil des Kunſtſchickſals der Mit- und Nachwelt gegeben, gewiſſermaßen die allgemeine Erhebung der Generation zur Begeiſterung für ſchönen Kunſtgenuß. Mit edlem Sinne, ſchönem Ernſte und wohl geſinntem Fleiße hat er dies Ziel verfolgt, ſo weit als es mit dem verwirrteſten, und ſchwierigſt bedingten Kunſtzweige unſerer Zeit, mit dem Theater, überhaupt möglich iſt. — Im Jahre 1828 verlor der Graf, der ſich im Jahre 1814 zu Neufchatel mit dem Fräulein Jenny von Pourtalis vermählt hatte, ſeinen älteſten Sohn, ein Kind voller Hoffnung, der Eltern Glück und Freude. Der Graf verfiel in eine Krankheit, welche die Seinigen mit banger Furcht erfüllte. Nur mühſam erholte er ſich wieder, und das Gefühl, ſeinem Amte nicht mehr die gewohnte Thätigkeit widmen zu können, beſtimmte ihn, den König um ſeine Entlaſſung aus dieſem Wirkungskreiſe zu bitten, die ihm auch wurde. Er ſchied mit der Anerkennung des Monarchen und Aller, welche ſein unermüdetes Streben zu würdigen wußten; auch die ungeheuchelte Liebe und Verehrung der ſämmtlichen Mitglieder der Königlichen Schauſpiele, welche in ihm ſo viele Jahre ihren Chef verehrt hatten, ward auf die wärmſte Weiſe kund. Ein längerer Aufenthalt in Seifersdorf, wie eine ſpäter unternommene Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland und in die Schweiz gaben nach und nach dem Verewigten die verlorene Ruhe und Heiterkeit der Seele wieder. — Im Jahre 1830 ernannte ihn der König zum General-Intendanten der Muſeen. Sein Kunſtſinn bewährte ſich auch hier aufs Neue. Mit dem rühmlichſten Eifer ließ er es ſich unabläſſig angelegen ſeyn, die Anſtalt zu heben und die verſchiedenen Abtheilungen zweckmäßig zu vermehren. Wie in allen früheren Verhältniſſen ward ihm auch hier bald die Liebe Aller, die Beziehungen ihm näher brachten, zu Theil. Um dem ſchönen Gebäude des Muſeums auch eine ſchöne Umgebung zu ſchaffen, ließ er unter ſeiner ordnenden Hand die Anlagen und Blumenpflanzungen entſtehen, welche jetzt den edlen Bau mit einem wahren Luſtgarten umſchließen. — Von allen Orden, die ſeine Bruſt ſchmückten, war ſein Herz der ſchönſte. Im Wohlthun unermüdlich, war ſein Streben unaufhörlich dahin gerichtet, zu helfen, wo Gott ihm die Kraft verliehen hatte. Sein letztes Werk in dieſer Beziehung war das Concert, welches er zum Beſten der in der Kaukehner Niederung (in Preußen) durch Ueberſchwemmung verunglückten Bewohner veranſtaltete. Haydn's „Schöpfung“ wurde aufgeführt. Der Erfolg war groß, die Abſicht zu helfen erreicht. — Am 9. Auguſt 1837 iſt er, nachdem er das heilige Abendmahl genoſſen und die Kinder geſegnet hatte, ſanft entſchlafen. Hell und klar, wie ſein edler Geiſt ſich im Leben bewährte, iſt er von den Seinen geſchieden. — In der Kirche zu Seifersdorf bei Dresden ruht er an der Seite ſeiner Eltern, nahe dem romantiſchen Thale, deſſen Bäume uns mit jedem wiederkehrenden Frühlinge an die Zeit erinnern, die uns zum Troſte verheißen iſt.

Das argliſtige Weib.

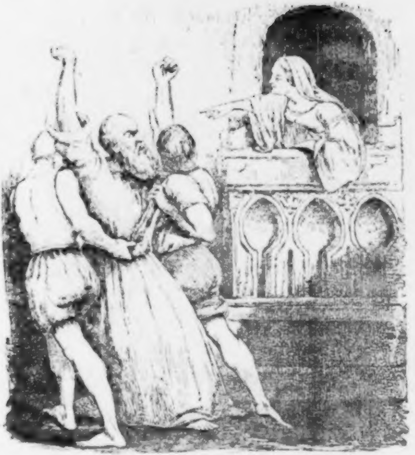
Aus dem Volksbuch: „Die ſieben weiſen Meiſter.“

Es war vor Zeiten in der Stadt zu Rom ein alter Ritter, der hatte ein junges ſchönes Weib genommen. Der ward er unmäßig hold und fürchtete gar ſehr um ſie, und alle Nacht verſchloß er ſelbſt ſein Haus und legte den Schlüſſel unter ſein Haupt. Dazumal war in der Stadt Geſez, wenn man des Nachts zur beſtimmten Stunde die Glocke läutete, wen man darnach in den Straßen fand, den griffen die Schaarwächter, führten ihn gefänglich in einen Thurm und des Morgens früh vor Tag ſchloß man ihn in ein Halseiſen und ließ ihn vor aller Welt am Pranger ſtehen. Da nun derſelbe Ritter alt war, darum ward ſie einem jungen Ritter hold, und alle Nachte, wenn der Mann entſchlafen war, nahm ſie den Schlüſſel und ging zu ihrem Buhlen, und wenn es ſie Zeit däuchte, ſo ſchlich ſie gar heimlich wieder zu ihrem Manne. Nun fügte es ſich eines Nachts, als ſie aufgeſtanden und zu ihrem Buhlen gegangen war, daß der Mann erwachte und ſein Weib vermißte. Alsbald ſtand er auf, ging zu der Hausthüre und fand ſie unverſchloſſen: das verwunderte ihn gar ſehr. Er verſchloß ſie wieder und ging hinauf in den Saal und legte ſich in ein Fenſter, von dem er die ganze Straße überſehen konnte; wenn ſein Weib von ihrem Buhlen zurückkäme, daß er ihrer gewahr würde. Darnach als der Hahn zum drittenmal gekräht hatte, da kam ſein Weib und fand die Thüre verſchloſſen. Deß erſchrak ſie, doch erkühnte ſie ſich und klopfte an. Da ſprach der Ritter, der in dem Fenſter ſaß: „O du böſes Weib, ich merke nun wohl, daß du deine Ehe gebrochen haſt. Ich ſage dir fürwahr, du bleibſt da draußen, bis man die Glocke läutet, ſo geſchieht dir dann nach dem Geſez.“ — Da ſprach ſie: „Ach, lieber Herr, warum zeiht ihr mich ſolcher Untugend? Wißt in der Wahrheit, daß meine Mutter zu mir geſandt hat in der Nacht und weil ihr ſchlieft alſo ſüßiglich, daß ich euch nicht wecken mochte, da ihr alt ſeyd, nahm ich den Schlüſſel und ging zu meiner Mutter, die gar übel iſt, ſo daß ich fürchte, man müſſe ihr morgen früh die letzte Oelung geben. Und ich wär' gern bei ihr geblieben, aber um euch nicht zu erzürnen, habe ich ſie daheim liegen laſſen in großer Krankheit. Darum ſo thut mir auf um Gotteswillen, ehe man die Glocke läutet.“ Der Ritter antwortete: „Nein, alſo kommſt du nicht herein, du mußt draußen bleiben, bis die Wächter kommen und dich fangen.“ Sie verſezte: „Das würde euch und allen unſern Verwandten und Freunden eine große Schande ſeyn; ich bitte euch, laßt mich ein.“ Der Ritter ſprach: „Gedenk, böſes Weib, wie oft du von mir gegangen biſt und haſt deine Büberei getrieben.

Es iſt beſſer, daß du hier Schande für deine Sünde leideſt, als dort ewiglich gepeinigt zu werden.“ Da ſchrie ſie und ſprach: „Bei dem Gott, der am Kreuz ſtarb für uns Alle, laßt euch doch erbarmen!“ — Der Ritter ſprach: „Die Reden ſind unnüz, du kommſt nicht herein, du mußt auf die Wächter warten.“ Als die Frau das hörte, da ſprach ſie: „Eh daß ich ſolche Schande litte, wollte ich mich hier in dem Brunnen vor dem Hauſe ſelbſt ertränken: das iſt mir viel nüzer, als daß man mich morgen ſoll an den Pranger ſtellen.“ Da ſprach der Ritter: „Wollte Gott, daß du vor langer Zeit ertrunken wärſt, ehe du ſolch



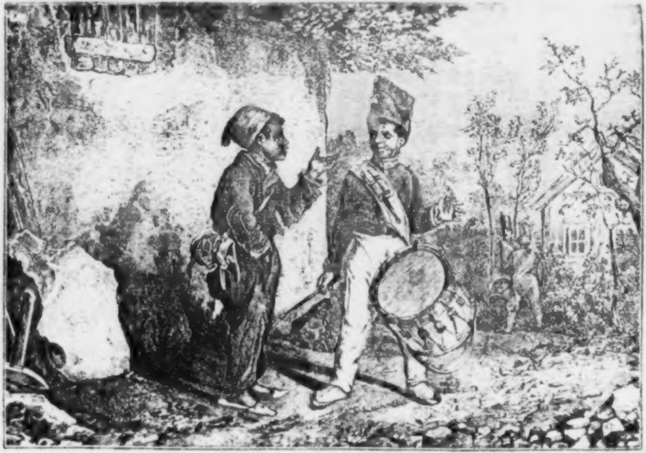
Uebel begangen hätteſt.“ Indem ſie alſo mit einander redeten, ging des Mondes Schein hinweg und die Frau blieb im Dunkeln. Da ſprach ſie: „Weil es denn nicht anders ſeyn kann, ſo will ich doch als ein Chriſtenweib mein Teſtament machen. Zum Erſten befehl' ich meine Seele Gott und unſrer lieben Frauen, und den Leib zum Begräbniß in St. Peters-Dom; meine Kleider geb ich den Armen, aber alles Gut meinem Manne, damit zu ſchalten und zu walten nach ſeinem Belieben.“ Und als ſie das geſagt hatte, ging ſie zu dem Brunnen. Da lag ein großer Stein, wie gewöhnlich bei den Brunnen liegen; den hob ſie mit beiden Händen auf und ſprach: „Jetzt will ich mich ertränken!“ und damit warf ſie den Stein in den Brunnen, daß es einen großen Plumps that. Der Ritter hörte das Rauſchen des Steins im Waſſer, da erſchrak er und ſprach: „Ach, ich geſchlagener Mann, mein Weib iſt ertrunken!“ und lief hinab aus dem Haus und an den Brunnen, ob er ihr heraus helfen möchte. Die Frau ſtand hinter der Thür verborgen, daß der Ritter ſie nicht ſah, und als er heraus trat, lief ſie hinein, verſchloß die Thür hinter ſich und ging hinauf in den Saal, ſetzte ſich in ein Fenſter und lauſchte, wie ſich ihr Mann gehaben würde. Derweil ſtand der Ritter bei dem Brunnen in bitterlichen Thränen und ſprach: „O weh, wie hab ich meine Frau verloren! die Stunde ſey verflucht, wo ich die Thüre vor ihr verſchloß!“ Nun ſaß die Frau oben am Fenſter, wo der Ritter zuvor geſeſſen hatte, und hörte ſeine Worte und hub an gar ſpöttiſch zu lachen und rief herab: „O du unſeliger Böſewicht, du unkeuſcher ſchandbarer Narr, was ſiehſt du hier zu dieſer Stunde? genügt dir nicht an meinem ſtolzen Leibe, mußt du noch alle Nacht zu deinen Dirnen und Buben laufen?“ — Als der Ritter die Stimme der Frau hörte, da ward er froh in ſeinem Herzen und ſprach: „Gott ſey gelobt und gebenedeit, daß du noch lebſt. Größere Freude iſt mir nie geſchehen: es ſoll dir auch Alles vergeben ſeyn. Nun thue auf und laß mich ein.“ Sie ſprach: „Nicht alſo, du mußt hier ſtehen, bis die Glocke geläutet wird, ſo wird das Geſetz an dir vollzogen, daran geſchieht dir alten Sünder recht.“ Da ſprach der Ritter: „Du gute Frau, Hälfte meiner Seele, warum zeihſt du mich ſo unerhörter Dinge? Ich wollte dich ſtrafen, darum verſchloß ich die Thür; doch würde ich dich nicht lange ſtehen gelaſſen haben, und als ich das Getös in dem Brunnen vernahm, vermeinte ich, du wärſt hinein gefallen und lief ſchnell hinab, dir zu helfen.“ Da ſprach die Frau: „Du haſt mir Schuld gegeben, daß ich Untreue an dir geübt hätte, da ich doch um große Noth zu meiner Mutter mußte. Es iſt wohl wahr, was man ſpricht: Wer geläſtert iſt, der wollte, daß alle Welt geläſtert würde. Du maßeſt mir Sünden bei, die du ſelber begangen haſt; darum ſollſt du hier warten, bis die Wächter kommen.“ Er ſprach: „Ich bin ein



alter Ritter und bin in dieſer Stadt geweſen mein Leben lang, daß ich ſolcher Dinge nie beſchuldigt ward, und werde ich morgen an den Pranger geſtellt, das iſt mir und dir eine große Schande; darum thu ſo groß Uebel nicht an mir, gedenk, daß Gott dem Sünder vergab und laß mich ein.“ Sie ſprach: „Welcher Teufel hat dich zu einem Prediger gemacht! Rede was du willſt, es hilft dir nicht. Es iſt nützer, du büßeſt hienieden, als dort im Fegefeuer. Gedenke, was ein weiſer Mann geſprochen hat: Es ſind dreierlei Leute, daran Gott ein Mißfallen hat, nämlich wenn der Arme hochfährtig, der Reiche lügenhaft und der Alte ein Geck iſt. Du biſt der reiche Lügner: was thut dir Noth, mir erlogene Dinge aufzubürden! So biſt du auch ein alter Geck, da du hinaus laufen mußteſt zu deinen Buhlſchweſtern. Darum iſt es eine Gnade Gottes, daß du hier darfſt büßen, auf daß du dort nicht ewiglich verdammt werdeſt. Darum leide geduldig, was dir zu leiden auferlegt wird, denn ich ſage dir fürwahr, daß du nicht herein kommſt, bis das Geſetz an dir erfüllt iſt." Indem ſie alſo ſprachen, fing man an die Glocken zu läuten. „Ach allerliebſte Frau", ſprach der Ritter, „erbarme dich und laß mich nicht alſo verderben!" — Sie ſprach: „Das Läuten iſt zu deiner Seelen Heil, darum trage die Buße mit Geduld. Kaum hatte ſie das geſprochen, ſo kamen die Wächter, die auf das Geſetz geſchworen waren und fanden den Ritter auf der Gaſſe ſtehen. Da erſchraken ſie ſehr, denn er war der beſten und rechtfertigſten Römer Einer. Und als das böſe Weib hörte, daß ſie ſprachen: „Lieber Herr, wie ſeyd ihr um dieſe Stunde hieher gekommen?" ſo fing ſie an zu ſchreien mit lauter Stimme: „Erfüllt das Geſetz an ihm, ihr Wächter! Ihr wißt wohl, wer ich bin, welches ehrbaren Geſchlechts Tochter, und dieſer alte Ritter, an den ich verheirathet bin, hat es manches Jahr getrieben, daß er zu ſeinen ſchlechten Weibern ging, da ihn doch meines ſtolzen Leibes wohl genügen konnte. Ich wollte ſeine Bosheit nicht offenbaren, bis ſie von ſelbſt an den Tag käme, und hab' es Vater und Mutter noch nie geſagt, ſondern es ihm ſtets verziehen und Beſſerung gehofft; aber all mein Schweigen half nicht, er mußte ſein Unweſen forttreiben. Darum bitte ich euch um Gotteswillen, daß ihr ihn feſtnehmt als einen ſtrafbaren Mann, und thut ihr das nicht, ſo klag' ich es morgen meinen Verwandten und Freunden und greife euch bei Eid und Ehre an!" — Da griffen die Wächter mit betrübtem Herzen den Ritter und führten ihn in den Thurm, und am Morgen ward er in ein Halseiſen geſchloſſen und an den Pranger geſtellt.

Pariſer Straſsenjungen (Gamins).

Der Pariſer Gamin iſt natürlich ein Kind der Stadt, wo die Veränderlichkeit ſich ihren Tummelplatz erwählte; überall, bei Freud' und Leid, bei dem Lärmen des Aufruhrs und den Feſten des Friedens, überall ſpielen die Gamins ihre Rolle. Sie ſchreien heut: Es lebe die ganze Welt! und morgen: Zu Grunde mit der ganzen Welt! — beides nur aus Vergnügen, mitſchreien zu können. Was ſoll ein Gamin fürchten? — er kann nichts verlieren, denn er hat nichts; nicht einmal die Schuhe wird man ihm im Gedränge und Handgemenge abtreten, denn meiſt hat er keine. Er ißt heut trocken Brod mit Wohlbehagen und verſchafft ſich morgen Leckereien, nicht auf die geſetzlichſte Weiſe. Er iſt Alles und nichts. Er iſt ein muthiges und feiges Weſen, ſtolz wie ein edler Mann, kriechend wie ein Schuft; er iſt ernſthaft, oder lacht wie ein Toller oder ein glückliches Kind; er iſt ſinnreich, wie ein Gehirn erſter Größe,

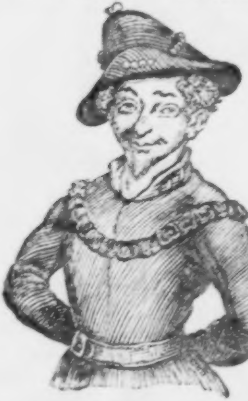


oder ein Weitergehtsnicht im Albernen, wo ſeine Unwiſſenheit in Thätigkeit kommt. Der Gamin iſt mitleidig oder boshaft und grauſam, wie ihm eben die Laune ſteht. Jetzt gefällig bis zum Aeußerſten, jubelt er bald nachher über eines Andern Unglück. Er ſchlägt ſich einmal ohne Noth und Zweck, und ſchlägt ſich ein andermal nicht, wo er helfen könnte. Er wagt Alles, weil er weiß, daß man ihm nichts nehmen und nicht viel thun kann. Er rührt ſich bei jedem Complott — aus Neugier; er ging zur Zeit der Revolution vergnügt und ohne Scrupel hinter den Henkerskarren her; war Mitſtürmer der Baſtille, ohne ſich zu fragen: warum! Er vernagelt Kanonen, hilft Barricaden errichten, wirft Steine auf Royaliſten und Liberale, läßt den König, die Charte, die Republik leben — es iſt ihm, dem Franzoſen, Alles recht und gut, wobei er mitſpielt, Alles ſchlecht und abſcheulich, wobei er nicht Hand anlegen kann oder will. Mit kurzen Worten: der Gamin iſt die Quinteſſenz der franzöſiſchen Volksfarbe, und wie ihm ſpäter das Schickſal winkt, ſo kann er ein Held im Felde werden, oder ein Genie in der Spitzbüberei, das auf der Galeere oder am Galgen endet.

Wir haben auf unſerm Bilde ein Paar Gamins vor uns. Der eine verſucht ſein Glück bei der Subordination und hat ſich die Trommel erwählt, weil ſie ſeine Liebhaberei, das Lärmmachen, in ausgezeichneter Weiſe unterſtützt; man ſieht, er iſt heraus gemuſtert, er hat ſich gewaſchen. Der andre iſt noch in der Seligkeit der Gamins, er trägt den Schmutz ganzer Monate mit ſich herum, und ſein Anzug wird nächſtens gänzlich von ihm abfallen. Wie er nun ſeinen ehemaligen Collegen ſo ſtattlich vor ſich ſieht, da thut er dick und ſpricht, halb aus trotzigem Freiheitsſinn, halb aus Neid: „Durch Kabale nur biſt du, was du biſt!“ — und dann wird er ſich ſtolz von ihm abwenden, ferner ihn keines Blickes und keiner Rede würdigen, wohl aber, wenn er ſpäter an ihn denkt, noch in den keimenden Bart murmeln: „Der Verräther! der Sclave!“ — bis ihm das Schickſal die Alternative ſtellt, entweder zu verhungern, oder ſich in irgend etwas zu fügen. Dann zehrt er noch eine Weile von den Erinnerungen an ſeine Straßen-Abenteuer und ſchämt ſich endlich, oder rühmt ſich fortwährend ihrer, je nachdem was Rechtes oder was Schlechtes aus ihm wird.

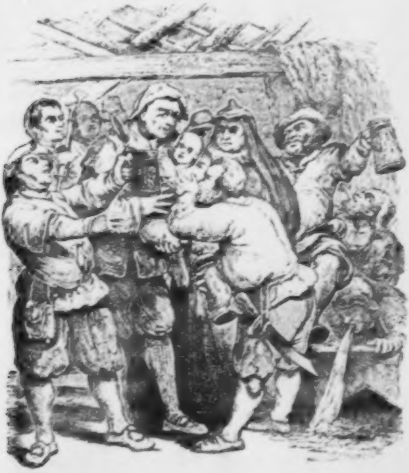
Till Eulenſpiegel.

Von den deutſchen Volksbüchern, die wir im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins ankündigten, ſind unterdeß ausgegeben: I „Salomon und Morolf“, die urpoetiſche und urproſaiſche Ausgabe, mit zwölf Holzſchnitten. II. „Gregorius auf dem Stein“; ebenfalls mit zwölf Holzſchnitten. Wenn dieſes Jahrbuch fertig iſt, oder doch bald nachher, erſcheinen: „Die ſieben weiſen Meiſter“, in ſolcher, durch bedeutende Manuſcripte aus verſchiedenen Bibliotheken bewirkten Vollſtändigkeit, wie man bisher davon keine Ahnung hatte. Hierzu gehören vierundzwanzig Holzſchnitte. Wir haben von allen bildlichen Darſtellungen Proben vorgelegt, und da wir uns jetzt mit dem „Till Eulenſpiegel“ beſchäftigen, der ebenfalls gegen die bisherigen Ausgaben ſehr gewonnen hat, laſſen wir auch von ſeinen Schwänken hier einige erzählend und bildlich folgen. Wir glauben es damit anſchaulich zu beſtätigen, daß die Deutſchen ihre Volksbücher, troz der geringen Preiſe, noch niemals in ſo annehmlicher Weiſe erhielten, wogegen wohl auf ihre lebhafteſte Theilnahme zu rechnen iſt. Sehr erfreulich iſt es uns geweſen, in der engliſchen Zeitſchrift „Foreign monthly review“, bei belobender Beſprechung des „Salomon und Morolf“ in unſrer Ausgabe, bemerkt zu finden, daß die Deutſchen billig das Unternehmen zu begünſtigen haben, weil ihr Humor hauptſächlich in ihren Volksbüchern zu finden, namentlich aber in der neueren Zeit und ihren Werken ſich nur ſehr ſpärlich zeige. Doch kommen wir nun zu unſerm Eulenſpiegel!



Wie Till Eulenſpiegel geboren und zu dreien Malen getauft ward.

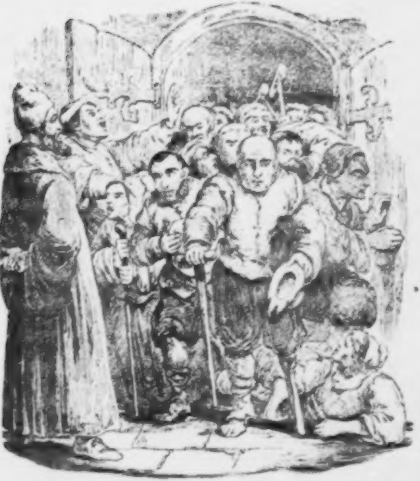
Es iſt im Lande zu Sachſen, im Walde Geld, gelegen ein Dorf genannt Knettlingen: da ward das fromme Kind Eulenſpiegel geboren. Deſſen Vater hieß Klaus Eulenſpiegel, ſeine Mutter Anna Weibickin. Und da ſie des Kindes geneſen war, ſchickten ſie es zur Taufe ins Dorf Amplen (bei dem Schloß Amplen, das von den Magdeburgiſchen, nebſt andern Mithelfern, nachmals als ein Raubſchloß zerſtört ward) und ließen es nennen Till Eulenſpiegel. Nach geſchehener Taufe aber, da die alten Mütterchen ſich bei Sommertag an der weiten Reiſe erhitzt und mit Tauftrünken überflüſſig erkühlt hatten (denn es war Gewohnheit, daß man das Kind



gleich nach der Taufe ins Bierhaus trug, damit ſich die Gevatter auch erfreuten), kam die Zeit, daß man ſich mit dem Kinde Till Eulenſpiegel wieder heim verfügte. Wiewohl nun die Gebmutter, die das Kind trug, unterwegs in Angſt und Noth kam, denn ſie fiel von einem hohen Steg, über den ſie mußte, durch einen Mißtritt gefährlich herab, ſo geſchah doch, wie man auch ſagt, daß Unkraut nicht leicht verdirbt, dem Kinde kein Leid, außer daß es ſich im Koth übel beſudelt hatte; doch half man ihm bald wieder aus dem Schlamme. Alſo ward Eulenſpiegel an einem Tage dreimal getauft; erſtlich nach gemeiner Ordnung, darnach in der Pfützen und zuletzt im warmen Waſſer. Und das war das erſte Zeichen der großen Unfälle, ſo das Kind, wie hiernach beſchrieben iſt, im ganzen Leben erwarten mußte. Denn Untreue ſchlug ſeinen eigenen Herrn.

Wie Eulenſpiegel die Kranken im Spital ohne Arznei alle auf einmal geſund macht.

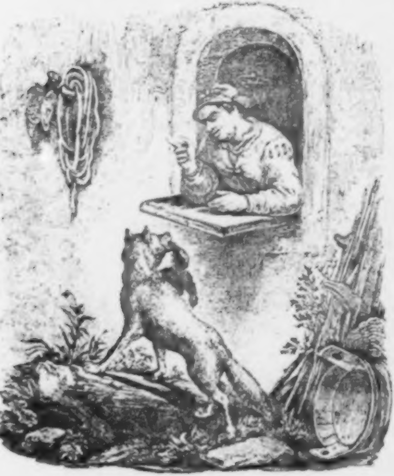
Auf eine Zeit kam Eulenſpiegel gen Nürnberg, ſchlug große Zettel an die Kirchthüren und gab ſich für einen guten Arzt aller Krankheiten aus. Nun war eine große Zahl Kranker im neuen Spital, deren der Spitalmeiſter eines Theils gern ledig geweſen wäre und ihnen Geſundheit wohl gegönnt hätte. Er ging daher zu Eulenſpiegel dem Arzt, fragte nach den Zetteln, die er angeſchlagen hätte, und ob er den Kranken auch alſo helfen könnte? Eulenſpiegel ſprach Ja, wenn er ihm zweihundert Gulden gäbe. Das Geld ſagte ihm der Spitalmeiſter zu, ſofern er den Kranken hülfe. Da verwilligte Eulenſpiegel, ſo er die Kranken nicht auf die Beine brächte, ſo ſollte ihm nicht ein Pfennig werden. Das gefiel dem Spitalmeiſter wohl und gab ihm zwanzig Gulden darauf. Alſo ging Eulenſpiegel ins Spital, und nahm zwei Knechte mit ſich, und fragte die Kranken Jeden insbeſondere, was ihm gebreche und zuletzt, wenn er von einem Kranken ging, beſchwur er ihn und ſprach: Was ich dir offenbare, das ſollſt du Niemand entdecken. Das ſagten ihm die Kranken zu. Darauf ſprach er: Soll ich euch Kranker zur Geſundheit helfen, das kann nicht anders geſchehen, als daß ich einen zu Pulver verbrenne und gebe es den Andern zu trinken. Darum, welcher der Kränkſte unter euch Allen iſt, und am wenigſten gehen mag, den will ich zu Pulver brennen, auf daß den Andern geholfen werde. Ich werde alſo mit dem Spitalmeiſter vor der Thüre des Spittels ſtehen und mit lauter Stimme rufen: Wer nicht krank iſt, der komme heraus: das verſchlafe du nicht, denn der Letzte muß die Zeche bezahlen. Das nahm ein Jeglicher wohl in Acht, und da Eulenſpiegel mit dem Spitalmeiſter kam, eilten ſie auf Krücken und lahmen Beinen herbei, denn Keiner wollte der Letzte ſeyn; und als Eulenſpiegel nach ſeiner Vorausſage rief, huben ſie ſich Alle von dannen, daß das Spital ganz leer ward. Da begehrte er ſeinen Lohn, der ihm zu großem Dank ge-



geben ward und ritt hinweg. Aber nach dreien Tagen kamen die Kranken alle wieder und beklagten ſich ihrer Krankheit. Da ſprach der Spitalmeiſter, wie das zugehe? er habe ihnen ja den großen Meiſter gebracht, der ihnen geholfen hätte, daß ſie Alle ſelber davon gegangen wären. Da ſagten ſie dem Spitalmeiſter, wie er ihnen gedroht hatte, den Letzten wolle er zu Pulver brennen. Da merkte der Spitalmeiſter, daß er betrogen ſey; aber der Arzt war hinweg, die Kranken blieben im Spital und das Geld war verloren.

Wie Eulenſpiegel in der Fremde war.

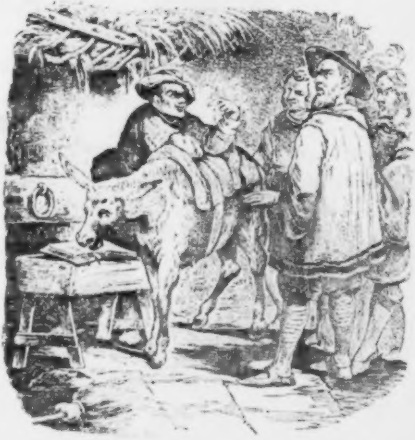
Eulenſpiegel wurde noch immer von ſeiner Mutter geſcholten, daß er kein Handwerk lernte, damit er ſich ehrlich ernähren möchte. Nun geſchah es, daß andere Burſchen aus dem Flecken, worin er mit ſeiner Mutter wohnte, auf die Wanderſchaft gingen, weil ihre Lehrzeit aus war. Da ermahnte ihn ſeine Mutter aber und aber, daß er auch in die Fremde ginge, damit er die Welt erführe und etwas Nützliches lernte. Dazu war Eulenſpiegel bereit, ſchnürte kürzlich ſeinen Bündel und trat, mit einem guten Mundvorrath in der Taſche, ſeine Reiſe an. Als der aber verzehrt war, und ihn zu hungern anfing, kamen ihm ſeiner Mutter Fleiſchtöpfe in den Sinn, beſann ſich auch nicht lange, ſondern kehrte bei einbrechender Nacht wieder heim. Da ſchlich er ſich heimlich durch den Hof und verkroch ſich in den Hühnerſtall, daſelbſt hielt er ſich ruhig bis an den Morgen. Wie er nun aufwachte, ſah er einen Fuchs aus dem Hühnerſtall ſchleichen, der einen jungen Hahnen im Maule trug. Da erzürnte ſich Eulenſpiegel heftig, ſtreckte die Fauſt



drohend aus dem Hühnerſtall und rief: Warte, du Erzdieb! ich ſollte jetzt nicht in der Fremde ſeyn, wie wollt ich dich! Das vernahm Eulenſpiegels Mutter und verwunderte ſich ſehr ſeiner erſten Herberge.

Wie Eulenſpiegel einem Eſel leſen lehrte.

Als Eulenſpiegel die Schalkheit zu Prag ausgerichtet, hatte er groß Verlangen gen Erfurt, denn er beſorgte, ſie möchten ihm nacheilen. Als er aber nach Erfurt kam, wo eine große und hochberühmte Univerſität iſt, ſchlug der liſtige Eulenſpiegel auch dort ſeine Zettel an, und die Collegen von der Univerſität hatten ſchon viel von ſeiner Schalkheit gehört, berathſchlagten ſich alſo, was ſie ihm vorlegen möchten, damit es ihnen nicht ginge, wie es denen von Prag ergangen war, die mit Schanden beſtunden. Da wurden ſie zu Rath, daß ſie Eulenſpiegel einen Eſel in die Lehre geben wollten, denn es ſind viel Eſel zu Erfurt, alte und junge. Sie gingen zu Eulenſpiegel und ſprachen: Meiſter, ihr habt künſtliche Brief angeſchlagen, wie ihr eine jegliche Kreatur in kurzen Tagen wolltet lehren leſen und ſchreiben. Nun ſind die Herren von der Univerſität hier, die wollen euch einen Eſel in die Lehre geben: getrauet ihr euch den auch zu lehren? Er ſprach: Ja, aber er müßte Zeit dazu haben, weil es ſo ein unvernünftig Thier wär. Deß waren ſie zufrieden und wurden mit ihm Eins auf zwanzig Jahr. Eulenſpiegel gedachte: Unſer ſind drei, ſtirbt der Rektor, ſo bin ich frei; ſterb ich, wer will mich machen? ſtirbt mein Discipel, ſo bin ich wieder ledig: nahm das alſo an und das Lehrgeld war fünfhundert alter Schock, darauf gaben ſie ihm einen Theil voraus. Alſo nahm Eulenſpiegel den Eſel an und zog zu dem Turnier in die Herberge, wo damals ein luſtiger Wirth war. Alſo beſtellte er einen Stall allein für ſeinen Schüler, und nahm einen alten Pſalter, den legte er ihm in die Krippe und zwiſchen jegliches Blatt legte er Hafer. Deß ward der Eſel gewahr und warf die Blätter mit dem Maul umher, um des Hafers willen, und wenn er denn keinen Hafer mehr fand zwiſchen den Blättern, rief er: J A, J A. Da Eulenſpiegel das vermerkte von dem Eſel, ſeinem Schüler, da ging er zu dem Rektor und ſprach: Herr Rektor, wann wollt ihr einmal beſehen, was mein Schüler macht? Der Rektor frug: Lieber Meiſter, nimmt er eure Lehre auch an? Eulenſpiegel ſprach: Er iſt von ſehr grober Art und übel zu lehren; doch hab' ich ihn mit Fleiß und großer Arbeit dazu gebracht, daß er etliche Buchſtaben und ſonderlich etliche Vokale kennt und nennen kann. Iſt's euch gelegen, ſo geht mit mir, ihr ſollt es hören und ſehen. Nun hatte der gute Schüler gefaſtet bis um drei Uhr Nachmittag; als nun Eulenſpiegel mit dem Rektor und etlichen Magiſtris kam, legte er ſeinem Schüler ein neu Buch vor: ſobald er das in der Krippen fand, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu ſuchen und als er nichts fand, begann er mit lauter Stimme zu

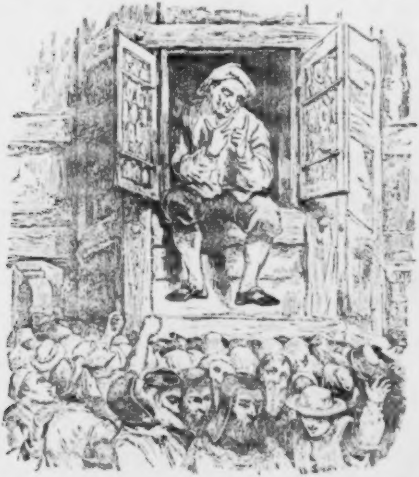


rufen: I A, I A. Da ſprach Eulenſpiegel: Liebe Herren, höret die beiden Vokale I und A, die kann er jetzt; ich hoffe, er ſoll noch gut werden. Bald darnach ſtarb der Rektor; da überließ Eulenſpiegel ſeinen Schüler ſeiner Natur, zog mit dem Geld, das er darauf empfangen hatte, hinweg und gedachte: Was würde das für Fleiß brauchen, wenn du alle Eſel zu Erfurt klug machen ſollteſt, das wär unmöglich! — und ließ es alſo bleiben.

Wie Eulenſpiegel die Schneider im ganzen ſächſiſchen Land zuſammenrief.

Auf eine Zeit ſprach Eulenſpiegel eine Verſammlung der Schneider aus, in den wendiſchen Städten und in dem Lande zu

Sachſen, als nämlich in Holſtein, **Pommern, Stettin und Mecklenburg**, auch zu Lübeck, Hamburg und Wismar. Und in dem Briefe verſicherte er ſie ſeiner großen Treue, die er zum Handwerk trüge und ſie ſollten zu ihm kommen in die Statt Roſtock, er wollt ſie eine Kunſt lehren, die ſollt ihnen und ihren Kindern zu ewigem Gedächtniß, ſo lange die Welt ſtünde, nützlich ſeyn. Die Schneider in den Städten und Dörfern ſchrieben einander Nachricht, zu welcher Zeit ihre Meinung wär dahin zu kommen. Nun waren ſie alle verſammelt und einen Jeden verlangte, was doch Eulenſpiegel ſagen und ſie für eine Kunſt lehren möchte, nachdem er ſie ſo ſcharf ermahnt, und ſo weither verſchrieben hätte. Zu Roſtock, wo ſie ihrem Abſchied gemäß zuſammenkamen, verwunderten ſich alle Leute, was doch ſo viel Schneider da thun wollten. Als nun Eulenſpiegel

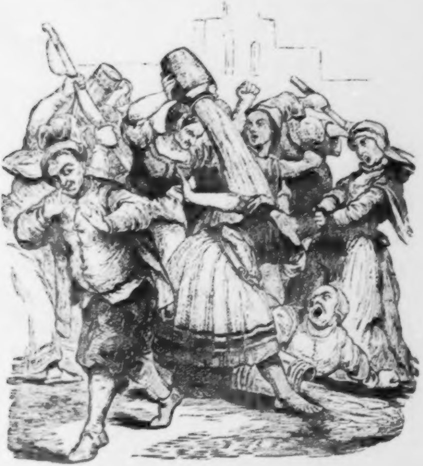


hörte, daß ihm die Schneider gefolgt waren, ließ er ſie zuſammen kommen. Da redeten ihn die Schneider an, ſie wären gekommen, ſeinem Schreiben zu folgen, worin er vermeldet hätte, er wollte ſie eine Kunſt lehren, die ihnen und ihren Kindern zu Gut ſollte kommen, und baten ihn, ſie abzufertigen und die Kunſt zu offenbaren, dafür wollten ſie ihm auch eine gute Verehrung thun. Eulenſpiegel ſprach: Ja, kommt Alle mit mir auf eine Wieſe, daß es ein Jeder von mir hören kann. Da kamen ſie alle zuſammen auf einem weiten Plan, Eulenſpiegel ſtieg auf ein Haus, ſah zum Fenſter hinaus und ſprach: Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! ihr ſollt merken und verſtehen: wenn ihr eine Scheere habt und eine Elle, einen Faden und einen Fingerhut, dazu eine Nadel, ſo habt ihr Werkzeugs genug zu eurem Handwerk. Und das iſt keine Kunſt zu wiſſen, ſondern es giebt ſich von ſelbſt, ſo ihr anders euer Handwerk treibt. Aber dieſe Kunſt lernt von mir und gedenkt mein dabei: wenn ihr die Nadel gefädenet habt, ſo vergeßt nicht, daß ihr an das andere Ende des Fadens einen Knoten macht, ſonſt ſtecht ihr manchen Stich umſonſt; ſo aber hat der Faden nicht Raum, aus dem Nadelöhr zu ſchlüpfen. Die Schneider ſahen einander an und ſprachen: Die Kunſt wiſſen wir Alle ſchon und Alles, was er uns geſagt hat. Da fragten ſie ihn, ob er nichts mehr zu ſagen hätte, denn ſolcher Albernheit wollten ſie nicht zehen oder zwölf Meilen nachgezogen ſeyn und Boten zu einander geſchickt haben: „Dieſe Kunſt haben wir Schneider ſchon lange gewußt." Darauf antwortete ihnen Eulenſpiegel und ſprach: Die Kunſt wär zwar ſchon tauſend Jahr alt, aber Niemand gedächte in dieſer neuen Zeit der alten Weisheit. Ferner ſprach er, wenn es ihnen nicht zu Dank wäre, und ſie es mit Unwillen aufnähmen, ſo ſoll ein Jeder wieder hingehen, wo er hergekommen wär. Da gingen die Schneider auseinander und waren ganz zornig auf Eulenſpiegel, ſonderlich die von Weitem hergekommen waren. Die aber da angeſeſſen waren, ſpotteten der andern und ſprachen: Habt ihr nicht gewußt, was Eulenſpiegel für ein Vogel iſt?

Wie Eulenſpiegel zu Bremen von den Bäuerinnen Milch kaufte und ſie zuſammenſchütten lieſs

Seltſame und lächerliche Dinge trieb Eulenſpiegel zu Bremen. Dahin kam Eulenſpiegel einſt auf den Markt und ſah, daß die Bäuerinnen viel Milch zu Markt brachten. Da nahm er eine große Bütte, ſetzte ſie mitten auf den Markt, kaufte alle Milch auf, die auf den Markt kam und ließ ſie all in die Bütte ſchütten, und ſchrieb jeglicher Frau an, rings um die Bütte, der einen ſo viel, der andern ſo viel und ſagte zu den Frauen, ſie ſollten warten, bis er die Milch alle beiſammen hätte, ſo wollte er Jegliche bezahlen. Da ſaßen die Frauen auf dem Markt im Kreis herum und Eulenſpiegel kaufte der Milch ſo viel, daß keine Frau mit

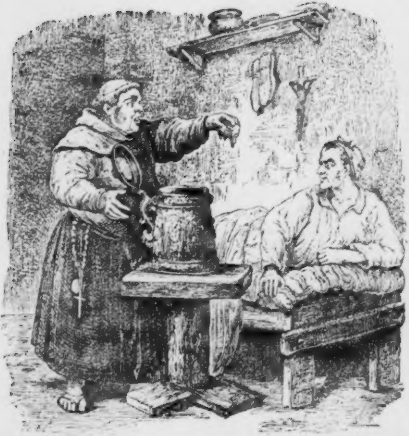
Milch mehr kam und der Zuber war auch ganz voll. Da kam Eulenſpiegel, macht' einen Scherz und ſagte: Ich habe für diesmal kein Geld; welche nicht harren und warten will vierzehn Tage, die mag ihre Milch wieder aus der Bütte nehmen; und ging damit hinweg. Da machten die Bäuerinnen einen Rumor, die eine hatte ſo viel gehabt, die andere ſo viel, die dritte desgleichen; darüber warfen und ſchlugen ſich die Frauen mit Eimern, Lägeln



und Flaſchen nach den Köpfen, goſſen und ſchütteten einander die Milch unter die Augen, auf die Kleider und auf die Erde, daß es ausſah als hätte es Milch geregnet. Die Bürger, die das ſahen, lachten, daß die Frauen alſo zu Markte gingen und Eulenſpiegel ward ſehr gelobt um ſeine Schalkheit.

Wie Eulenſpiegel auf dem Sterbebett einen Pfaffen betrog.

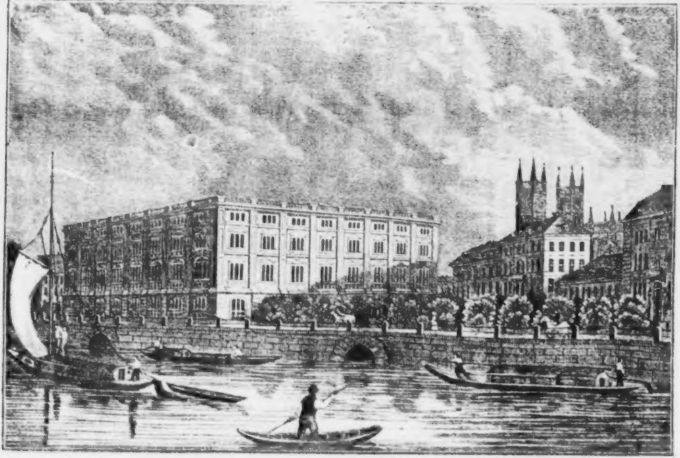
Merkt, geiſtliche und weltliche Perſonen, daß ihr eure Hände nicht verunreinigt an Teſtamenten, wie bei Eulenſpiegels Teſtament geſchah. Ein Pfaffe ward Eulenſpiegeln gebracht, daß er ihn Beicht ſollt hören. Als nun der Pfaff zu ihm kam, gedachte der bei ſich ſelbſt: Er iſt ein abenteuerlicher Menſch geweſen, damit hat er viel Geld zuſammen gebracht, das kann nicht fehlen, er muß eine merkliche Summe hinter ſich haben: du willſt nicht abziehen bis zu ſeinem letzten Ende, vielleicht wird dir auch etwas davon. Als nun Eulenſpiegel dem Pfaffen beichtete und ſie dabei ins Geſpräch kamen, da ſprach unter andern der Pfaff zu ihm: Eulenſpiegel, mein lieber Sohn, bedenket eurer Seelen Seligkeit in euerm End: ihr ſeyd ein abenteuerlicher Menſch geweſen und habt viel Sünden getrieben; das laßt euch leid ſeyn, und habt ihr etwas von Geld, das wollt ich wohl vertheilen zu Gottes Ehre, und an arme Prieſter, wie ich bin. Das will ich euch rathen, denn es iſt wunderlich gewonnen. Gedenkt ihr Solches zu thun, ſo offenbart es und gebt mir das Geld, ich will es beſtellen, daß es zu Gottes Ehren verwendet wird. Und wollt ihr mir auch etwas geben, ſo will ich euer all mein Lebtag gedenken, und euch nachleſen Vigilien und Seelenmeſſen. Eulenſpiegel ſagte: Ja, mein lieber Herr, ich will euer nicht vergeſſen; kommt Nachmittag wieder, ſo will ich euch ein gut Stück Geldes in die Hände geben, deß ſeyd gewiß. Der Pfaff war froh, und kam Nachmittags wieder gelaufen. Unterdeſſen hatte Eulenſpiegel eine Kanne mit Unflat gefüllt und ein wenig Geld darüber hin geſtreut, alſo daß das Geld den Unflat bedeckte. Als nun der Pfaff wieder kam, ſprach er: Mein lieber Sohn Eulenſpiegel, ich bin hier; wollt ihr mir nun etwas geben, wie ihr gelobt habt, ſo will ich es jetzt von euch empfangen. Eulenſpiegel ſprach: Ja, lieber Herr, wenn ihr nur züchtig greifen wollt, und nicht gierig ſeyn, ſo laß ich euch einen Griff aus dieſer Kanne greifen: dabei ſollt ihr mein gedenken. Der Pfaff ſprach: Ich will thun nach euerm Willen und darein greifen ſo mäßig als ich kann. Da that Eulenſpiegel die Kanne auf und ſprach: Greift hinein, lieber Herr, die Kanne iſt voll Geldes, langt eine Handvoll daraus, aber greift nicht zu tief. Der Pfaff ſprach: Ja, lieber Eulenſpiegel, und war ſehr geizig und die Habgier betrog ihn, daß er mit der Hand in die Kanne griff und meinte eine gute Handvoll heraus zu langen, da fühlte er, daß es naß und weich unter dem Geld war. Gleich zuckte er die Hand wieder zu ſich: da waren ihm die Finger mit Koth beſudelt. Da ſprach er: O was ein unheiliger Schalk biſt du! betrügſt du mich an deinem letzten End, da du auf deinem Sterbebett liegſt, ſo dürfen diejenigen nicht klagen, die du betrogen haſt in deinen jungen Tagen. Eulenſpiegel ſprach: Herr, ich warnte euch doch, ihr ſolltet nicht zu tief greifen.



Betrog euch nun eure Begierlichkeit, daß ihr meine Warnung verachtetet, das iſt meine Schuld nicht. Der Pfaff ſprach: Du biſt ein Schalk ob allen Schalken auserleſen; zu Lübeck konnteſt du dich von dem Galgen reden, und ſo antworteſt du mir jetzt auch wieder. Damit ging er hinweg und ließ Eulenſpiegeln liegen. Eulenſpiegel rief ihm nach, daß er warten ſollte und das Geld mit ſich nehmen. Aber der Pfaff wollte nicht warten noch hören, und ging nach Haus.

Die Königliche Bauſchule in Berlin.

Wir haben im Jahrgange für 1839 Schinkels Portrait und biographiſche Notizen über ihn gegeben; nach und nach wollen



wir einige ſeiner Bauwerke in der Abbildung vor Augen legen. Hier iſt die Königliche Bauſchule. — Sie erhebt ſich zwiſchen der Schloß- und Schleuſenbrücke an dem linken Schleuſen-Arme der Spree hin und gehört zu den neueſten Bauten Berlins, da ſie erſt 1835 nach Schinkels Plan erbaut iſt. Auf einer quadratiſchen Grundfläche, deren Seiten 180 Fuß lang ſind, erheben ſich vier ganz gleiche Façaden, die indeſſen äußerlich ſehr verſchieden erſcheinen wegen der verſchiedenen Eingangspforten, Läden und Einfahrten. Das Gebäude hat vier Stockwerke, jedes von acht breiten Fenſtern Front und mit Geſimſen, Ornamenten, Statüen und Reliefs geſchmückt. Die Backſteine, aus denen das Ganze gebaut iſt, haben die rothe Farbe von Natur und ſind nicht angeſtrichen. Im unterſten Stock befinden ſich zwölf Kaufläden, die Wohnung des Kaſtellans, und die Zimmer zur Aufbewahrung der Modelle und Geräthe, welche der Bauſchule gehören; das zweite Stockwerk iſt die eigentliche Bauſchule, das dritte enthält die Wohnungen der Beamten und des Ober-Baudirektors Schinkel, das vierte iſt das Dachgeſchoß. Die Bauſchule hat an Schinkel, deſſen Geiſte Preußen und beſonders Berlin ſo viele prächtige und geſchmackvolle Bauten verdankt, den berühmteſten Mann in der Baukunſt, und ſein Geſchmack und Geiſt verbreiten ſich durch die Bauſchule immer mehr.

Der Abſchied.

Es war in der ſchönſten Zeit unſers Jahrhunderts, in den hohen, heiligen, ewig unvergeßlichen Tagen von 1812, wo unſere von Napoleon in den Staub getretene Freiheit ſich in heiligem Grimme über ihre Entwürdigung aufrichtete und ihren Zorn, ihre Erbitterung, ihre Begeiſterung für unſer altes Recht, für unſre Selbſtſtändigkeit in den Herzen aller Deutſchen anfachte, als der neunzehnjährige Schuhmachergeſelle Gottlieb Leberecht Stange unruhig auf ſeinem Schemel ſaß und hin und herrückte und roth ward und mit freudefunkelnden Augen von dem Wochenblatte, das er eben geleſen, auf ſeinen Meiſter ſah: „Meiſter, wiſſen Sie was! Bei meiner Seele! ich kann's hier auf dem Schemel nicht aushalten, wenn Alles, was geſunde Herzen und Beine hat, zu Degen und Flinte greift. Ich bin nur ein Schuhmacher-Geſell, aber es wurmt mich, daß ich nicht auch ſoll mithelfen das Vaterland zu befreien; ich fühl' am Ende doch ſo gut wie die Andern, habe Muth wie die Andern, und ſchlag' ich Einen, der uns antaſtet, zu Boden, ſteht er eben ſo wenig wieder auf, als wenn ihm ein anderer tüchtiger Kerl Eins verſetzt hätte. Leſen Sie ſelber! Alles was Kopf und Beine hat, macht ſich auf gegen die Franzoſen.“

„Stange, ſind Sie denn verrückt unter'm Schädel?“ fragte der Meiſter; „ſeyn Sie doch froh, daß Sie ruhig auf'm Schemel ſitzen bleiben können, wenn's draußen an's Todtſchießen geht.“

„Herr, ich bin Geſelle und Sie Meiſter, ſonſt wollt' ich anders mit Ihnen ſprechen! Ich will aber nicht ſitzen bleiben! Meiſter, heut' Abend geben Sie mir den Reſt meines Lohns und damit Punktum!“

„Ach was Punktum! Ich kann Sie jetzt nicht entbehren. Es fehlt an Geſellen; Sie kriegen wöchentlich ſechszehn Groſchen mehr, und wir machen Beide in Sicherheit und vergnügt Stiefeln, die Andere beim Marſchiren zerreißen mögen.“

„Nichts, nichts! Ich muß mit drauf los ſchlagen! Ich habe eine Mutter, eine Braut, ich habe mein Brod, aber ich könnt's mir nicht vergeben, wenn mir der jetzige Krieg nicht zehn Mal lieber wäre, als das Alles! Mir iſt's lange im Kopf herumgegangen, daß wir Weſtphäliſch heißen und einen fremden König haben, der nicht Deutſch kann und nicht weiß, wie uns zu Muth iſt, und der's doch erfahren muß, was ein treues deutſches Volk thun kann für ſeinen rechtmäßigen König, der auch ein rechtſchaffenes Herz für uns hat, und ſeine Kinder ſo erzieht, daß es hübſch auf allen Seiten und zu allen Zeiten bei der Liebe bleibt. Wir müſſen wieder den alten Herrn haben und ſelber wieder zu Herren werden in den Landen, wo's deutſche Zungen und deutſche Fäuſte giebt. Dazu kann auch ein Schuhmacher-Geſelle helfen, und damit nochmals Holla!“

Der Meiſter ſuchte ihn vergebens von ſeinem Vorſatze abzubringen. Gottlieb wuſch ſich das Pech von Geſicht und Händen, zog ein reines Hemd an und einen Staubmantel drüber, ſagte dem Meiſter ein Lebewohl und ging in das benachbarte Städtchen, wo ſeine Mutter und ſeine Braut wohnten, um von dieſen Abſchied zu nehmen.

Man kann ſich leicht denken, was die alte Mutter für ein Jammergeſchrei erhob, als ſie den Vorſatz ihres geliebten Gottlieb erfuhr: aber ſie ließ ſich endlich zureden und lobte unter heißen Thränen den edeln Entſchluß ihres theuern Sohnes. Sophie, das ſechszehnjährige Töchterlein eines armen, wackern Bürgers, war ſeine Herzallerliebſte. Zu der ging er jetzt, um ſie an ſein Herz zu drücken und ſich dann in die Reihen der begeiſterten Jünglinge zu ſtellen. Keck und kühn machte er ſie mit ſeinem Vorſatze bekannt, ward aber bald weich, als er das liebe Kind in die hellſten Thränen ausbrechen ſah. Vater und Mutter waren dabei und ſchalten um die Wette gutmüthig auf ihre Tochter, daß ſie über den ehrſamen Vorſatz Gottliebs weinte. „Er thut ganz recht, Mädchen“, ſagte der alte Vater, „und wenn ich nicht die verdammte Gicht in dem linken Beine hätte, würd' ich nicht lange Federleſens machen, ſondern auch mitgehen. Alſo laß Dein Weinen, Sophie. Wenn wir wieder

Preußen werden wollen, müſſen wir uns ſelber nicht ſchonen. Der Schwager iſt ſchon dabei und es iſt mir lieb, daß noch Einer von unſrer Bekanntſchaft mitgeht."

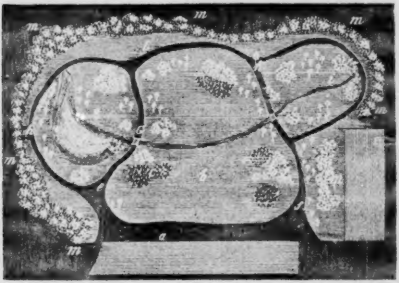
Alles ward vorbereitet zum Abmarſch früh am folgenden Morgen. Es waren ſchon Fouriere gekommen, welche gemeldet hatten, daß die Nacht ein Bataillon im Städtchen einquartiert werden ſollte. Mit dem wollte Gottlieb am folgenden Morgen aufbrechen.

Man ſag' es ſich ſelber, wie der kindlichen Braut, der alten Mutter und den Schwiegereltern zu Muth war, als Gottlieb mit ſeinem Ränzel auf dem Rücken, mit übergeſchlagenem Hemdkragen und dem Stocke in der Hand kam, um Abſchied zu nehmen. — Allgemeines Schluchzen erſtickte die Worte. Draußen raſſelten die Trommeln; der kleine ſcheckige Hund, ein Mittelding zwiſchen Spitz und Pudel, ſprang ungeduldig umher und bellte vor Freude; die Trommeln donnerten zum Abmarſch. Gottlieb riß ſich mit Gewalt los, aber die ganze Sippſchaft, Braut, Mutter, Schwiegereltern und der Hund, Alle liefen mit, um ihn wenigſtens ſo weit als möglich zu begleiten. Im raſchen Schritt wogte das Bataillon ſchon zum Thor hinaus. Vor dem Thore ward noch einmal Halt gemacht. Da ſtürzte ein Soldat aus den Reihen hervor, umarmte die Schweſter in Gottliebs künftiger Schwiegermutter und alle Anweſenden. Jetzt mußt' er wieder in Reih und Glied. Da begleiteten ſie ihn bis dahin; Gottlieb aber ſah ſeiner Sophie noch einmal recht innig in's Geſicht, faßte ihre Hand und ſagte: „Sophie, wenn ich zurückkehre, biſt du wieder ein preußiſches, ein deutſches Mädchen; wenn ich nicht zurückkehre, ſo — ſo —." Gottlieb hatte plötzlich Thränen in den Augen, Sophie griff nach ihrem weißen Schürzchen, ſich die Augen zu trocknen, und der buntſcheckige Pudelſpitz ſah betrübt an ihnen in die Höhe und wunderte ſich. Im Hintergrunde verſchwanden ſchon die Bajonette der Soldaten, da umarmte Gottlieb noch einmal raſch die Braut und trabte dann den Soldaten nach, die bald auf den Ebenen Leipzigs den großen Kampf der Freiheit kämpfen und uns durch Blut und Tod unſere heiligen Beſitzthümer wiederbringen ſollten.

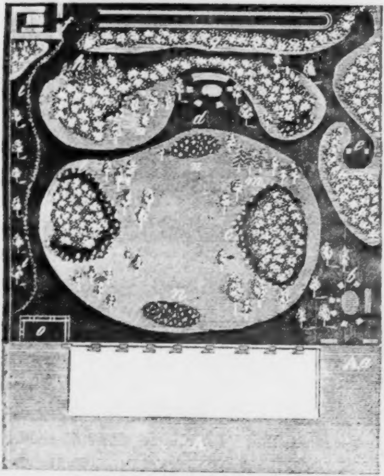
Gottlieb hatte Alles glücklich mit durchgemacht, bis er in dem mörderiſchen Kampfe bei Waterloo bedeutend verwundet ward. Nach drei Jahren kam er eines Abends wieder, und nie hat es glücklichere und ſeligere Menſchen gegeben, als den wackern Krieger Gottlieb mit den Seinigen. Wenn er jetzt des Sonntags ausgeht, ſieht man auf ſeinem Rocke ein Paar ſchöne Zeichen ſeiner Kriegsjahre glänzen und er iſt der geachtetſte aller Schuhmachermeiſter ſeines Ortes, ſo wie ſeine Sophie die wackerſte Hausfrau von der Welt, die es noch immer nicht überdrüſſig iſt, wenn Gottlieb beſcheiden von ſeinen damaligen Thaten ſpricht, ihm vielmehr einhilft, wenn er ja ein Geſchichtchen, das ſie ſchon neunundneunzig Mal gehört hat, nicht zum hundertſten Mal verträgt. Wir wiſſens, ſie leſen Beide dies Büchlein und werden ſich nicht wenig freuen, daß auch ihre einfache Geſchichte hier zu leſen iſt!

Hausgärten und Brunnen-Umkleidungen.

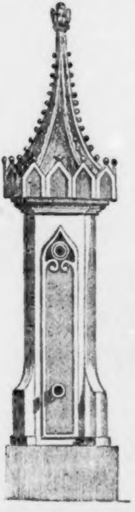
In unſres Büchleins Jahrgängen für 1837 und 1838 ſind mehrere Pläne zu Hausgärten mitgetheilt, denen wir noch ein Paar folgen laſſen.

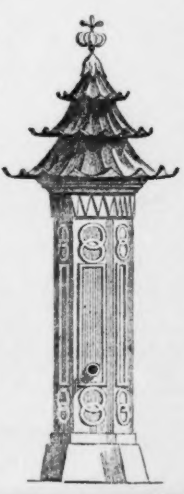


Der Garten lehnt hier an ein Schloß-Nebengebäude von 50 Schritt Länge, a iſt deſſen Seitenthür. Gleich vorn in der Mitte breitet ein ſchönes grünes Parterre, b, ſich aus, mit geſchloſſenen Baummaſſen und Blumenpartieen c, zu deſſen rechter Seite zwiſchen ebenen Ufern ein kleiner Schwanenteich. Hieher und zu der Brücke G führt auf dieſer Seite des Gartens der Weg e, gegenüber der Weg f. Ein anderer Weg, h, führt vom Gebäude gradaus an den Teich. Die Brücke liegt in der Mitte zwiſchen dem beſchriebenen erſten, vorderen Theile des Gartens und dem zweiten, die ganze Anlage ſchließenden jenſeitigen; der Waſſer Kanal erhält ſeine Zuflüſſe von der links über künſtlich gelegte Felſen herabfallenden Quelle i. Kleine Baummaſſen und Gruppen von Gebüſch und Blumen wechſeln mit einzeln ſtehenden Bäumen, unter ihnen eine Linde k, welcher gegenüber, bei l, ein Vogelhaus ſteht. Die Seitenmaskirungen, m, ſind dichtes hohes Gebüſch.



Dieſer Garten, 100 Fuß Länge und eine gleiche Breite umfaſſend, grenzt an ein großes Gebäude, A, und deſſen inneren Hof. Durch den Seitenflügel Aa, welcher einen Sommerſalon enthält, gelangt man zunächſt auf einen freien Platz b, mit Baumgruppen umſchloſſen und mit Stellagen zur Aufnahme exotiſcher Gewächſe verſehen. Weiterhin bildet ſich eine Baumgruppe c aus Akazien, deren unteren Raum Paeonien, Iris und andere Sommerblumen füllen. Hier entlang führt der Weg auf den Geſellſchaftsplatz d und zu einer mit Gebüſch umſchloſſenen Schaukel e, von dort aber an die Grenze des Gartens, woſelbſt hinter dichten Baum- und Strauch-Maſſen, **g**, eine Kegelbahn, und für dieſe der kleine Salon **f** ſich findet. Die Gruppe bei **h**, dunkle Fichten, ſchattirt angenehm dieſen Raum, während von da zurück die gegen die Morgenſonne gelegene Seitenwand mit einem Pfirſichſpalter, **i**, garnirt iſt, von Erdbeeren umzogen. — Vorn ſieht man noch eine dichte Akazien-Gruppe, **l**, zur übrigen Ausführung dieſer Gegend, Maſſen von gemiſchtem Gehölze, auch Centifolien, und endlich auf der andern Seite drei **Juniperus virginiana**, **m**, einige hochſtämmige Roſen, Schneeballen, mehrere Cytiſus, noch eine Gruppe von Monat-Roſen und kleine Blumen-Maſſen, **n**. Der erſte Seitenflügel des Gebäudes verlängert ſich bei **o** zu einem Glashauſe.

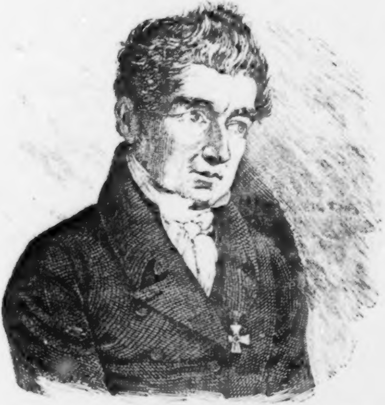




Da nun Gärten und Höfe in Communication ſtehen, denken wir auch an die Stattlichkeit der letzteren mit zwei Brunnen-Umkleidungen, wovon die eine an das Gothiſche, die zweite an das Chineſiſche erinnert. Dieſe würde in der Ausführung koſtſpieliger ſeyn als jene, immer aber auch nicht gar viel koſten; und da ein deutſcher Arbeiter die Dinger macht, man ſie nicht erſt aus der Fremde für heimiſches Geld kommen läßt, ſo kann ſich der Geſchmack ſchon ſeinen Willen laſſen, ohne daß man dem Inhaber eins verletzen darf mit dem Spruch:

„Gäbt Ihr das heim'ſche warme Hemde
Um ſchnöden Flitterputz der Fremde, —
Dann ſchenket Alles mir was Euer.
Mit *Eurem Sinn* wär's mir zu theuer!"

E. B. S. Raupach.



Als wir im Jahr 1838 eine Abbildung von der Ruine Hohenſtaufens gaben, erinnerten wir uns an Raupachs Dramen „Die Hohenſtaufen", welche Jedem, der von der Geſchichte dieſes merkwürdigen Kaiſerſtammes auf die angenehmſte Weiſe ſich wenigſtens eine allgemeine Kenntniß verſchaffen will, gewiß willkommen ſind; da dachten wir denn natürlich mit Dank auch des Dichters, und verſprachen ſein Bildniß. — Nun ſehen wir ihn vor uns den Mann, vielleicht etwas jünger als er jetzt iſt, aber wohl zu erkennen. Er wurde im Jahr 1784 am 21. Mai zu Straupitz, einem Dorfe Schleſiens, in der Nähe von Liegnitz, geboren und hatte das Unglück, ſeinen Vater, der Prediger war, frühzeitig zu verlieren; er ſtarb an dem zehnten Geburtstage unſres Ernſt Benjamin Salomon Raupach. Der lernte aber mit beharrlichem Sinn auf dem Gymnaſium zu Liegnitz rechtſchaffen, was ſich zu lernen darbot, ſtudirte in Halle (1801 bis 1804) Theologie, ging hienach als Hauslehrer nach Petersburg, wurde daſelbſt im Jahr 1816 Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte bei der Univerſität, kehrte aber Rußland im Jahr 1822 den Rücken und erhielt ſpäter die geforderte Entlaſſung. Die Gründe dazu waren für ihn ehrenvoll, denn er hatte Mißbräuche gefunden, die er bei ſeinem, mitunter bis zum Eigenſinn deutſch-gediegenen Charakter — einen Eigenſinn, den wir keineswegs tadeln, vielmehr etwas weniger ſelten wünſchen — nicht dulden mochte und konnte, und bei ſolchen Anläſſen iſt Schweigen niemals ſeine Sache. Nun, uns kann's gewiß Recht ſeyn, daß er wieder zu uns Deutſchen kam; er hatte ſchon in Rußland einige Dramen geſchrieben, ſo unter Anderem „die Fürſten Chawansky" und „Iſidor und Olga", die mehr deutſche Geſinnung verrathen, als damals eben in Rußland beliebt war, und ſie wurden von uns Deutſchen gar freundlich aufgenommen. In unſrer Mitte aber entwickelte er ſpäter eine Thätigkeit für die Bühne, die, nehmen wir etwa **Kotzebue** aus, beiſpiellos zu nennen, und die meiſten ſeiner Stücke gefielen. Wenn uns einmal eines nicht gefiel, vergaß er's, und wenn eines ſeiner kommenden Stücke einmal auch nicht gefällt, wird er's eben ſo vergeſſen, nachdem er zuvor erwogen hat, ob Er daran ſchuld iſt oder das Publikum, welches Letztere, unter uns geſagt, zuweilen auch nicht ſo ganz ſicher weiß, was es will und thut. Darüber wollen wir hier aber keinen Streit anfangen; wiſſen wir doch, das Publikum behält, wenn auch nicht am Ende, doch in der Regel eine ganze Weile Recht. Wie dem ſey, nach der vollkommenen Zuſtimmung der Mehrheit ſogar iſt unſer Raupach ein guter und ausgezeichneter Bühnendichter, und wenn dies einige Leute — zuweilen aus einem Eigenſinn, den wir allerdings tadeln — nicht zugeben wollen, ſo iſt das ebenfalls ſehr gut. Denn Jeder, der ſich hervorthut, muß, beſonders in Deutſchland, wo man meiſt etwas kaltes Geblüt wahrnimmt, ſein Dutzend oder auch etwas mehr Feinde haben, damit man ſich an dem Parteikampfe für das Gute, Rechte und Schöne erſt gehörig erwärmt. Uns aber war es ſchon lange unumſtößlich, daß Raupach ein ausgezeichneter Bühnendichter iſt, und wer es uns nicht auf's Wort glaubt, der ſehe ſeine beſten Dramen aufführen, ſo namentlich unter den tragiſchen die „Hohenſtaufen", „Taſſo's Tod", unter den Luſtſpielen: „**Mulier taceat in ecclesia**", „die Schleichhändler“ (die im Jahr 1839 auf dem Königlichen Theater in Berlin zum hundertſten Mal aufgeführt wurden), und kann er ſie nicht aufführen ſehen, ſo leſe er ſie, und wir geben eine Discretions-Wette ein, die genannten Stücke und noch mehrere werden ihm gefallen. Unſer Raupach iſt außerdem ein tüchtiger Gelehrter, hat viel erfahren und ſehr Vieles aus dem treffendſten Lichte geſehen, davon zeugen ſeine „Briefe aus Italien“, ſeine Erzählungen, von denen wir zwei Bände haben; und nun ſeine Biederkeit dazu, wenn ſie auch manchmal etwas förmig wird genug, wir haben den Mann mit Vergnügen in dieſem Büchlein und ſind überzeugt, daß es Vielen dabei eben ſo zu Muth iſt. Auf Alle rechnen wir nie und nirgends, denn Raupach hat, wie geſagt, ſeine Gegner, und wir haben deren ja auch nöthig, wie wir ſchon oben mit einer Allgemeinheit andeuteten.

Die Garnwinderin.

Hannchen, das wohlgenährte, friſche, blühende, aber ſchon vierundzwanzigjährige Töchterlein des Schulmeiſters Trotten, in einem Flecken nahe bei einer Univerſitätsſtadt, Hannchen, mit ihrem hübſchen runden Kopfe, ihren kaſtanienbraunen Locken, den freundlichen, glänzenden, unſchuldigen Augen, ihrer kecken, kleinen Naſe, ihrem ſchöngewölbten Zaune der Zähne, wie ein alter nicht eben zarter Dichter die Lippen nennt, mit dem blühenden, weichen, rundlichen Kinn, Hannchen alſo war mit ihren vierundzwanzig Jahren und ihren noch jüngeren Hoffnungen in der nahen Univerſitätsſtadt zum Ball geweſen. Da hatte ſie natürlich getanzt, verſteht ſich mit jungen Herren, und daß unter dieſen Studenten waren, verſteht ſich gleichfalls. Die hatten natürlich während ihrer akademiſchen Laufbahn beſſer und fließender und kräftiger ſprechen gelernt als etliche Philiſter von Hannchens Bekanntſchaft, deren einem ſo ein Student folgenden guten oder ſchlechten Witz in's Stammbuch ſchrieb:

„Der Philiſter — nicht viel iſt er;
Nicht viel lieſt er — der Philiſter;
Doch viel ißt er — der Philiſter!“

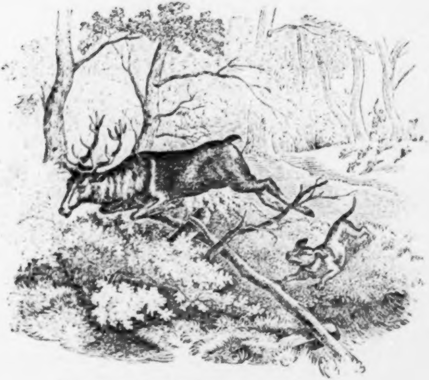
Und grade dieſer ſchnitt Hannchen auf dem Balle ſtark die Cour, und machte gegen die friſche, ſtattliche Landpommeranze (ſo nennt man auf mehreren Univerſitäten alle Mädchen vom Lande) von ſeiner Rednergabe Gebrauch. Ihre „Wellen-Locken“, ihre „Augenkerzen“ und ſo weiter mußten ſich die ausgeſuchteſten Schmeicheleien gefallen laſſen, und daneben war ſogar ein ſehr hübſcher ſogenannter Fuchs naſeweis genug, ihrem kecken, hübſchen Stummel von Naſe eine beſondere Lobrede zu halten. Hannchen, in ihrer ländlichen Unſchuld vierundzwanzig Jahre lang aufgewachſen und ſelten in ſtädtiſche Geſellſchaft gekommen, merkte nichts von der Ironie und Frivolität, mit der man um ihre Ohren herum flüſterte. Sie nahm Alles für baare Münze und hörte jenem, allerdings auch ſehr hübſchen Studenten überaus gern zu, als er von ſeinen künftigen Ausſichten ſprach, die weit genug gingen, indem er ſogar, bei dem unaufhörlichen Miniſter-Wechſel in Frankreich, wo die einheimiſchen Talente ſchon nicht mehr zureichen wollten, einen Ruf zum Miniſter-Präſidenten von dort wohl erwarten könne. Während nun beſagter Student auf der Leiter von Möglichkeiten ſtolzirte und balancirte, dabei aber gar nicht nebenſächlich eine feſte Stellung im Reiche der Liebe zu erlangen ſuchte, ward es unſerm Hannchen ganz wirblich zu Sinn. Da trat ein ernſter, nicht mehr ganz junger Mann zu ihr, der von fern zugehört hatte. Er war vier Jahr Student und elf Jahr Candidat geweſen; der roſenlaunige, derbe, humoriſtiſche Leichtſinn der Studentenjahre ging d'rauf im Candidaten-Examen und in den elf Jahren der Amt- und Brodloſigkeit. Jetzt, in ſeinem vierunddreißigſten Jahre, hatte er vorgeſtern die Zuſicherung einer Rektorſtelle mit 320 Thalern und freier Feuerung bekommen. Was war nun natürlicher bei ihm, als der Gedanke, ſich zu den 320 Thalern und der freien Feuerung eine hübſche, aber auch wirthſchaftliche Ehehälfte zu ſuchen! — Er ſah unſer Hannchen und ihre Unerfahrenheit, offenbar auf Unſchuld beruhend, und die alte zuſammen getrocknete Candidatenſeele ward bei ihrem Anblick wieder jung und tanzte in ihrem Körper herum wie ein ſechszehnjähriges Mädchen nach einem Straußiſchen Walzer. Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Der hoffnungsvolle Rektor erzählte Alles, was er von ſich ſelbſt wußte, fiel aber doch nicht ſo ganz mit der Thür in's Haus, ſondern fragte Hannchen nach einer langen Unterredung und Vorbereitung: „Fräulein, wollen Sie mir wohl erlauben, morgen bei Ihnen und Ihren Eltern vorzuſprechen!“ Hannchen ſah ihn fragend an, blitzſchnell aber ſenkten ſich ihre Augen zur Erde. Ihre friſchen, runden Wangen wurden roth wie Roſenknospen. Der Candidat ſah das, und jetzt ſtand ſein Vorſatz baumfeſt: „Die muß meine Frau werden!“ Hannchen dachte ganz, ganz heimlich in dem verborgenſten Winkel ihres Herzens: „Schöner iſt der Student, und Frau Miniſterial-Präſidentin mag auch wohl ſchöner ſeyn als Frau Rektorin — aber warten darf ich doch eigentlich auch nicht mehr, und iſt's nicht ein Glück, daß du überhaupt noch einen Mann bekommſt!!“ — Dieſe Gedanken konnte ſie indeß nicht füglich ausſprechen, deshalb ſprach ſie lieber gar nicht. Der Candidat wußte recht gut, daß dies Schweigen auch nicht übel ſey, deshalb fing er an, von Wirthſchafts-Angelegenheiten zu reden, und da kam Hannchen wunderhübſch in den Zug, ſo daß die Phantaſie des armen

künftigen **Rektors** ſeinen eigenen Heerd ſchon im feſtlichſten Stande ſah.

Auf dem Heimwege nahm die alte Schulmeiſterin ihr Töchterlein in's Gebet, denn ſie hatte Hannchen erröthen ſehen, den Candidaten auch ziemlich gut verſtanden, und ſchmunzelte nun bei des Mädchens offenem Geſtändniß. Am folgenden Morgen ſagte die Mutter: „Hör 'mal, Hannchen, wickle geſchwinde Garn, wir müſſen uns ſputen, denn es ahnt mir, daß ſich nächſtens etwas begiebt!“ Hannchen ſetzte ſich und wickelte Garn. Sie litt heut die junge Katze neben ſich auf dem Tiſche recht gern, obgleich ſie ihr immer in's Garn häkelte; denn ſie wußte von dem ſehr närriſchen Volksglauben, daß ein Mädchen, wenn's die Katzen liebt, eine gute Hausfrau, und wenn's die Katzen nicht leiden kann, ein Drache in Küch' und Keller wird. Sie ſaß und wickelte und dachte und ſann und war ſelig, wie ein Mädchen nur ſeyn kann, das Hoffnung hat, unter die Haube zu kommen. „Ich laſſe mir ein blaues Merinokleid machen“, dachte ſie, „wenn ich getraut werde. Blau iſt die Farbe der Treue. Ob er Wort halten wird? — er wollte heute herausgefahren kommen und mit der Mutter ſprechen. Frau Rektor'n! Frau Rektor'n! Ach, das klingt doch anders als Frau Schulmeiſter'n! Freilich — etwas ſehr gelehrt ſieht er ſchon aus, aber er kann doch höchſtens dreißig Jahr alt ſeyn. Und hübſch gewachſen und ſtark. Wie ich ſtolperte beim Tanzen, hielt er mich ſo feſt, ſo feſt — ach! Und recht ſeelensgut muß er ſeyn, er ſprach ſo herzlich und ſo — ſo — ganz anders wie die Andern. Ein ſehr ſchöner Menſch iſt der Student, aber — ich kann's zwar nicht behaupten — aber ein Windbeutel iſt er wohl auch. Schöner! Lieber Gott, ich verſtehe ja die Küche; der arme Rektor iſt gewiß in ſchlechter Koſt geweſen, ich werd' ihn mir ſchon herausmuſtern! — Und tüchtig arbeiten kann ich ja auch“ — ſie ſtrammte dabei ihre kräftigen Arme — „es wird gewiß recht gut geben!“ Hier war's mit dem Zwirnwickeln vorbei. Sie ließ die Hände in den Schooß ſinken, dachte gar nicht mehr und fühlte ſich in die Zukunft hinein, bis ein Wagengeraſſel ſie aus der ſüßeſten Träumerei weckte. Der Wagen hielt an, ſie ſprang auf und ſah im Spiegel ihr tiefſtes Negligé. Nach zwei Minuten pocht' es, ängſtlich ruft ſie: „Herein!“ — Da ſtand er, da war er! Sie wollte in ſich zuſammenſinken über ihre Nachthaube, über ihr ſchlechtes Halstuch und dachte: „Nun nimmt er mich gewiß nicht!“ Aber in wenigen Tagen war Alles richtig. — So kann man auch noch im vierundzwanzigſten Jahre zu einem Manne kommen, man weiß nicht wie. Dies zum Troſte und zur Freude aller Mädchen in den Zwanzigern — denen es nämlich ein Troſt und eine Freude iſt, bei eines redlichen Mannes treuer Liebe ihre Wirthſchaftlichkeit leuchten zu laſſen.

Fabeln zu Bildern von Speckter.

Hirſch.



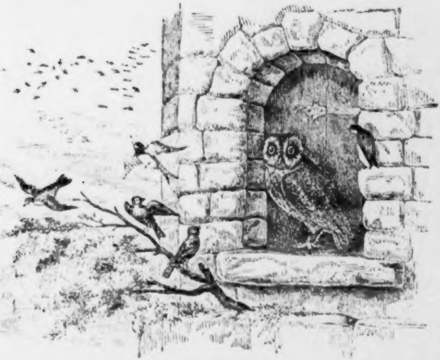
War das nicht des Jagdhorns Ton!
Sieh, da kommen die Hunde ſchon;
Ach, und der Jäger dort hinter den Bäumen,
Da iſt keine Zeit zu verſäumen.
Jetzt an ein Laufen muß es geh'n —
Nun ihr Beine, nun laßt euch ſeh'n! —

Der Hund ſprang nach mit großer Gewalt,
Warte nur, Hirſch, jetzt hab' ich dich bald!
Aber der Hirſch rief: „Sachte, mein Lieber!
Hier iſt ein Graben, ich ſpring' hinüber.
Thuſt du mir's nach? Nein, nimm dir Zeit,
Dir iſt er doch wohl etwas zu breit.“

* * *

Lerne, was ein Andrer nicht kann,
Das hilft dir, kommt die Noth heran.

Vogel und Eule.



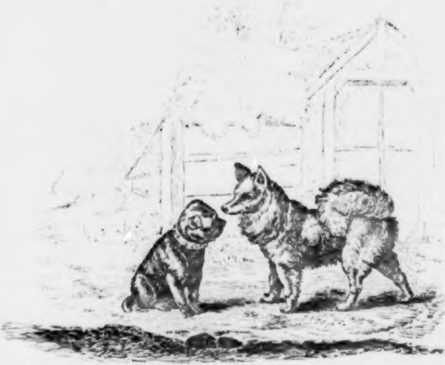
Vogel.
Frau Eule, ſieh, kommſt du auch an's Licht!
Hab' nur nicht ein ſo grämlich Geſicht;
Du machſt uns ſonſt wohl Sorgen und Schrecken;
Heut laß dich einmal ein wenig necken.
Eule.
O ſchiene der Tag nur nicht ſo helle,
Ich fräß' euch alle gleich auf der Stelle.

Dann ſpielten die Andern; ſie ſaß allein;
Da fragte ſie eins: was haſt du für Pein?
Und machſt ein Geſicht wie die theure Zeit!
Sie ſprach: mich verdrießt eure Luſtigkeit,
Mich ärgert der helle Sonnenſchein,
Mich erboſt dein Fragen da und Schrei'n.

• • •

Wer ſpricht denn ſo gegen Luſt und Licht?
Ei, kennt ihr denn die Jeſuiten nicht?

Möpschen und Spitzchen



Möpschen.
Hör, Spitzchen, ich will dich was fragen,
Du ſollſt mir ganz heimlich ſagen,
Wo haſt du den ſchönen Knochen verſteckt,
Daß ihn kein böſer Dieb entdeckt!
Spitzchen.
Nein, Möpschen, ich ſchweige lieber ſtill;
Der Dieb iſt's eben, der's wiſſen will.

Das Möpschen hat geſucht und gerochen,
Bis hinter dem Stall es fand den Knochen.
In ſeiner Schnauze hat es ihn ſchon,
Da bekam es gar einen ſchlimmen Lohn,
Herr Spitz, der faßt' es ſo derb am Kragen,
Da lief es davon mit Schreien und Klagen.

* * *

Will Einer euch übertölpeln mit Liſt,
Da packt ihn und ſagt ihm, was er iſt!

Riddle's Univerſal-Federhalter.

Fig. I.

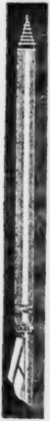
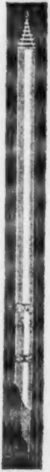


Fig. II.

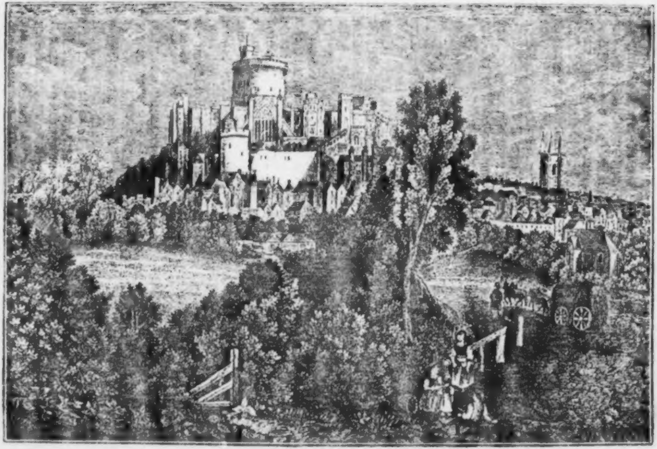


Der vor einigen Jahren patentirte Federhalter des Hrn. Bramah war bisher der beſte. Er eignete ſich deſſen ungeachtet nur für elaſtiſche Federn oder für Federn von gleichförmiger Curve und Dicke; auch erzeugte das Einführen einer ſtärkeren oder dickeren Feder eine ſolche Gewalt auf das Gefüge, daß es ſpäter nie wieder dünnere Federn gehörig feſt hielt. Schwierig war es ferner, den Schiebe-Ring über das ſpitzige Schwanzſtück zu führen; und da dieſes Schwanzſtück immer dicht an die Röhre anliegend werden muß, wenn der Ring darüber hinweg gehen ſoll, welches auch die Größe und Biegung der Feder ſeyn mag, ſo war die oben angedeutete Anwendung von Gewalt, welche häufig mit einem Bruch des Federhalters endigte, unvermeidlich. Alle Verſuche, die man bisher machte, dieſe Fehler zu umgehen, führten nicht zum Zweck. Eine rühmliche Ausnahme hievon macht der einfache Federhalter des Hrn. Riddle, der ſich für Kiele und metallene Federn von verſchiedenen Curven und Dicken eignet. Er vereinigt die Vorzüge der früheren Federhalter und beſeitigt beinahe alle ihre Mängel. Seine Einrichtung kann man ſich durch einen Blick auf die Zeichnungen Fig. I. und Fig. II. leicht verſinnlichen. Er beſteht nämlich aus einer goldenen oder ſilbernen Röhre mit einem Griffe aus Ebenholz, Elfenbein oder irgend einem anderen geeigneten Materiale. An dem unteren Theile der Röhre, die eine kurze Strecke hinauf halb-cylindriſch geformt iſt, befindet ſich eine Lippe, welche durch ein ſtarkes Federgelenk daran feſtgehalten wird. Dem Beſtreben dieſer Feder, die beiden Lippen oder Wangen, wie man ſie in Fig. I. ſieht, von einander entfernt zu erhalten, wird durch einen Ring, der, wenn man ihn gegen das Ende des Federhalters vorſchiebt, die beiden Wangen gegen einander drängt, entgegen gewirkt, ſo daß dieſe Wangen jeden zwiſchen ſie gebrachten Gegenſtand feſthalten, wie dies in Fig. II. angedeutet iſt. Die Feder, die irgend eine gewöhnliche Dimenſion haben kann, läßt ſich mit größter Leichtigkeit in dieſen Federhalter einſetzen; ſie iſt gehörig darin feſtgehalten, und wird ſich doch nie darin fixiren, indem man, um ſie ſogleich herausnehmen zu können, nur den Ring zurückzuſchieben braucht. Das Gefüge, welches an den bisherigen Federhaltern ſtets der ſchwächſte Theil war, iſt hier gerade der ſtärkſte; und bei jeder Veränderung in der Größe der Feder findet auch eine entſprechende Verſchiebung der Stützpunkte ſtatt.

Schloſs Windſor.

(Bericht eines Reiſenden.)

Dieſer berühmte Wohnſitz der Könige von England liegt auf dem Gipfel eines Berges, auf deſſen Abhange ſich die Stadt ausbreitet. Eduard der Bekenner (1041 — 1066) ſchenkte den ganzen Hügel und das jetzige Stadtgebiet der Weſtminſter Abtei; Wilhelm der Eroberer indeß, die militairiſche Wichtigkeit dieſes Punktes erkennend, entſchädigte die Abtei durch Ländereien in Eſſex, und legte eine bedeutende Feſtung auf dem Berge an, in welcher ſpäter die rebelliſchen Barone den König Johann vor der Bewilligung der Magna charta vergeblich belagerten. Eduard I. (1272 — 1307) und Eduard II. (1307 — 1327) machten Windſor zu ihrem Hauptſitz, und der berühmte Eduard III. (1327 — 1377), der hier geboren wurde, baute das Schloß mit Ausnahme von drei Thürmen gänzlich um. Eduard III. ließ auch die von Heinrich I. (1100 — 1135) erbaute und Eduard dem Bekenner gewidmete Capelle abtragen und eine neue auf derſelben Stelle errichten; er weihte ſie, nachdem er zuvor den Hoſenbandorden geſtiftet, St. Georg, dem Schutzheiligen dieſes Ordens. Seine Nachfolger erweiterten die Capelle und das Schloß; beſonders erbaute Heinrich VIII. (1509 — 1547) den Haupteingang, der noch ſeinen Namen führt. Die Königin Mary hielt nach ihrer Vermählung mit Philipp II. von Spanien von Wincheſter her einen feierlichen Einzug in Windſor. Ihre Schweſter und Nachfolgerin Eliſabeth ließ die große Terraſſe an der Nordſeite des Schloſſes anlegen, von der aus man eine entzückende Ausſicht hat; Carl II. dehnte ſie ſpäter auch nach der Oſt- und Südſeite aus. Sie iſt 1870 Fuß lang und hat eine Baluſtrade von Zinnen, zwiſchen denen von Entfernung zu Entfernung kleine metallene Geſchütze aufgeſtellt ſind. — Der unglückliche Carl I. reſidirte zu Anfange ſeiner Regierung in Windſor; als die Revolution ausbrach, wurde er jedoch in demſelben Schloß, wo er einſt Hof hielt, gefangen gehalten. Nach der Reſtauration machte Carl II. Schloß Windſor zu ſeinem Lieblingsſitz. Er that ſehr viel für das Innere des Schloſſes; er legte unter Anderem ein großes



Waffenmagazin an, und brachte die Gemäldeſammlung ſeines Vaters wieder an ſich, die das „Lange Parlament" verkauft hatte. — Wilhelm III. (1689 — 1702) und die Königin Anna (1702 — 1714) richteten ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf die Park-Anlagen, die aus dem kleinen Park, dicht ums Schloß auf dem Abhange des Berges, und dem großen Park, etwas entfernter vom Schloß, beſtehen. — In dem kleinen Park ſetzten wir uns unter einem alten Baum nieder und laſen hier an Ort und Stelle Shakſpeare's geniale Schöpfung: „Die luſtigen Weiber von Windſor." Ueber den drolligen Wirth, über Sir John, den Doktor Cajus und Sir Hugh Evans, die gebrochen ſprechen, über Frau Hurtig, Frau Page und Frau Fluth mußten wir lachen, daß uns die Thränen aus den Augen rannen. Vielleicht ſaßen wir gerade unter jener Eiche, unter welcher der arme verliebte Falſtaff ſo furchtbar gezwickt wurde. — Georg I. (1714 — 1724) reſidirte zwar öfter in Windſor, und ſpeiſte namentlich an jedem Donnerſtag öffentlich daſelbſt, wie es in jener Zeit an den europäiſchen Höfen Sitte war, doch blieb das Gebäude bis zur Regierung Georgs III. (1760 — 1820) ziemlich in dem Zuſtande, wie Carl II. es hinterlaſſen hatte. Dieſer Monarch machte Schloß Windſor zu ſeiner Hauptreſidenz, und nahm große Bauten an demſelben vor, die er faſt alle aus ſeinem Privatſchatz bezahlte. Er ſtellte die ſchöne alte Nordfront ganz ſo her, wie ſie früher geweſen war, ließ die St. Georgs-Kapelle von Grund aus repariren, und manche weniger bedeutende Verbeſſerung anbringen; doch machte leider ſeine eintretende Geiſtesſchwäche den Bauten ein Ende, die nun wohl elf Jahre ruhten. Gleich nach ſeinem Tode fiel es der Nation ein, daß es ihrer Ehre gemäß ſeyn würde, für den ehrwürdigen Königsſitz und das alte Denkmal gothiſcher Baukunſt etwas zu thun. Man begann daher im Jahre 1823 zunächſt damit, zwei werthloſe Gebäude, Auguſta Lodge und Queen's- oder Königinnen-Lodge, an der Südfront abzubrechen, da ſie die Ausſicht vom Schloß auf den großen Park, und beſonders auf deſſen großen Gang, eine Allee von drei engliſchen Meilen Länge, ungemein verdarben. Im Jahre 1824 bewilligte das Parlament eine Summe von 2,100,000 Thalern zur Ausbeſſerung und Verſchönerung des Gebäudes, die nach Jeffry Wyatt's Plänen auch ſogleich vorgenommen wurden; aber dies Geld reichte nicht, — es mußte zugelegt und immer zugelegt werden, ſo daß jetzt bereits die enorme Summe von 3,600,000 Thalern verbaut iſt. Nur wer das unermeßliche, in allen Theilen ſchöne Gebäude — die verregelmäßigte Oſtfront abgerechnet — geſehen hat, wird dieſe unerhörten Ausgaben begreiflich finden. — Von den grünen Spielplätzen im Eton-Collegium macht ſich die alte Burg — man ſieht die Nordfront derſelben — am ſchönſten und herrlichſten; Alles an dieſer Seite iſt richtig, zum Ganzen paſſend, echt gothiſch, und haucht einen romantiſchen, ritterlichen Geiſt. Die Oſtfront iſt — wie bereits erwähnt — regelmäßig; — was macht die ſchnurgerade Langweiligkeit, die kalte Verſtandesfront unter dieſen individualiſirten Mauern voller Geiſt und Leben! Die Südfront — vom großen Park aus geſehen, iſt ebenfalls äußerſt reizend mit ihren vielen Thürmen und den großartigen Eingängen. Die Weſtfront zeigt ſich eben nicht viel. — Schloß Windſor beſteht aus zwei Höfen, dem Oberen Hof und dem Unteren Hof; zwiſchen beiden befindet ſich der runde Thurm oder das Verließ. Er bildet den älteſten Theil des Schloſſes, hat 302 Fuß im Umfange und iſt 295 Fuß hoch. Wenn der König anweſend iſt, weht von ihm herab eine rieſenmäßige Flagge, die 24 Fuß breit und 42 Fuß lang iſt und ſich an einem 73 Fuß langen Stabe befindet. Eine Treppe von hundert Stufen, die von oben aus der Länge nach durch ein großes Geſchütz beſtrichen wird, führt zu den Hauptgemächern des Thurmes, welche zu Staatsgefängniſſen benutzt werden. Dieſe haben nach außen hin keine Fenſter; ſie nehmen den innern Raum des Thurmes bis auf einen kleinen Kreis in der Mitte ein, und erhalten ihr Licht nur durch eine vergitterte Scheibe in den Thüren. Da ſie nun gänzlich mit Blei belegt und überzogen ſind, und kein kühlendes Lüftchen zu ihnen hinab kann, ſo muß die Hitze während des Sommers unerträglich darin ſeyn. Hat man die höchſte Zinne des Thurmes erreicht, ſo blickt man mit Grauen hinab in den hohlen Thurm, der in ſeinem dunklen, tiefen Schooß dieſe hoffnungsloſen Gefängniſſe birgt. In ihnen ſchmachteten unter Eduard III. König Johann von Frankreich, ein Gefangener des ſchwarzen Prinzen, und David, König von Schottland; Cromwell ließ ſeine Opfer hier ſitzen, bis die Reſtauration ſie wieder erlöſte; der Letzte, den man hier gefangen hielt, war der Marſchall Belleisle, der unter Georg II. am 18. Dezember 1744 bei Elbingerode durch die Engländer gefangen genommen, und erſt im Auguſt 1745 wieder frei gegeben wurde. — In dem Theil des Schloſſes, der den Oberen Hof umſchließt, befinden ſich die ſogenannten Staatszimmer, welche von den Fremden gewöhnlich beſucht werden. Alle ſind in Bezug auf Einrichtung, die zum Theil von Carl II. und Georg III. herrührt, eines alten Königsſitzes würdig und haben eine entzückende Ausſicht; große Kunſtſachen darf man in ihnen aber nicht ſuchen. Die St. Georgs-Halle iſt ein großartiger, herrlicher Saal, deſſen Wände ganz mit gothiſchem Schnitzwerk in Holz bekleidet und mit den Wappenſchildern ſämmtlicher Ritter des Hoſenbandordens decorirt ſind. Die Halle hat eine Länge von 200 Fuß, eine Breite von 34 Fuß, eine Höhe von 32 Fuß, und von Entfernung zu Entfernung ſtehen geharniſchte Ritter. Den ſchön ſten Effekt macht ſie, wenn man ſie nicht durch eine Thür in der Mitte, ſondern durch eine am Ende betritt. Auch das Wachtzimmer iſt der Erwähnung werth. Es iſt ganz mit alten Waffen decorirt; beſonders intereſſant in demſelben iſt eine Büſte von Nelſon, und zwar ihres Poſtaments halber: ſie ſteht auf einem Stück des Hauptmaſtes vom Admiralſchiff „Victory" und zwar auf demjenigen, welches in der Schlacht bei Trafalgar von einer feindlichen Kanonenkugel durchbohrt wurde. — Wie ſich in der Weſtminſter-Abtei und zwar in der Kapelle Heinrichs **VII.** die Wappenſchilder und Fahnen aller Ritter vom Bathorden aufgeſtellt finden, ſo ſieht man in der Kapelle von Windſor die der Ritter vom Hoſenbande; — außerdem enthält ſie noch die Gräber vieler Mitglieder der Königlichen Familie.

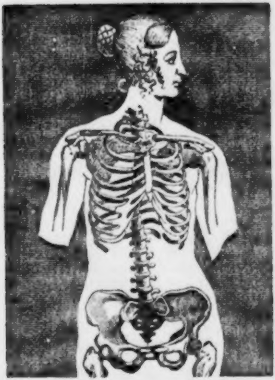
Die Schnürbruſt.

„Die türk'ſche Straf' iſt auch in Deutſchland Mode:
Denn Frau'n und Männer ſchnüren ſich zu Tode."

Viel iſt ſchon gegen die Schnürbruſt geeifert worden, aber die Eitelkeit, dieſer Affe des Selbſtgefühls, hat Augen und Ohren in ihrem Hofedienſt; ſie dürfen nichts Anderes ſehen und hören, als was ihr gefällig iſt. So reden auch wir wohl in den Wind, wenn wir von Neuem dieſer Zwangs-Jacke den Krieg erklären, und haben wenig Hoffnung, daß die Frauen ſich entſchließen werden, künftig bei dem Schnüren nicht mehr über die Schnur zu hauen.

Wir wollen indeß verſuchen, durch das Auge auf das Ohr zu wirken, geben zu dieſem Zweck das natürliche Skelett des Weibes, zeigen in zwei andern Abbildungen die Verkrüppelung, welche durch das Schnüren entſteht, und laſſen dann die Aeußerungen des berühmten Anatomen Sömmering folgen, der über die Wirkungen der leben-verkürzenden Mode ſich alſo vernehmen läßt:

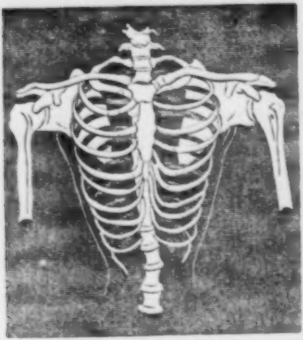
„Der Gebrauch der Schnürbrüſte, wenn ſie die geringſte Einwirkung auf den Bruſtkaſten üben, erzeugt Druck der weichen Theile unterhalb, und drängt die Eingeweide des Unterleibes nach der Bruſt hin. — Es werden nicht nur die falſchen Rippen nach oben geſchoben, zuſammengedrängt und der Raum zwiſchen ihnen vermindert, ſondern ſie werden ſo gedrückt, daß die der rechten Seite näher nach der linken kommen, nicht nur an ihren vorderen Enden (die letzte vielleicht wegen ihrer Kürze ausgenommen), ſondern auch an ihren Enden nach dem Rückgrat. In Folge davon muß die Zuſammenneigung der falſchen Rippen gewöhnlich zunehmen und ihre Knorpel müſſen mehr



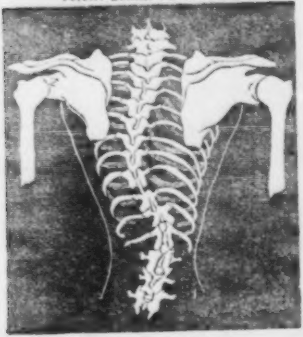
gebogen werden; denn die knorpeligen Theile geben am leichteſten nach und die knochigen weichen ihrer Elaſticität wegen ebenfalls ein wenig. — Wird der Druck weiter geführt, ſo werden die untern wahren Rippen hinauf an einander geſchoben, die rechte wird nach der linken getrieben, das Bruſtbein ſteigt in die Höhe, und wenn man den Druck vermehrt, ſo werden die Bruſtbeinenden der untern wahren Rippen nothwendig dem Rückgrat näher gebracht, und der Durchmeſſer der Bruſt von vorn nach hinten vermindert. — Während dieſes an den Rippen vor ſich geht, erheben ſich die Körper der Wirbel etwas, ihre Dornfortſätze werden allmählig ſchiefer und an einandergedrückt und endlich krümmt ſich das Rückgrat. — Höher hinauf wird der Bruſtkaſten natürlich kleiner. Die fünfte und ſechſte Rippe leiden nicht mehr durch den unmittelbaren Druck der Schnürbruſt, ſondern gemeiniglich mehr oder weniger durch einen Gürtel um die Bruſt. Bei den übrigen obern Rippen iſt in einem gewiſſen Grade das Entgegengeſetzte der Fall; die Rippen werden durch die innern Eingeweide aus einander gedrückt, ihre Zwiſchenräume ſind größer, die rechte iſt etwas von der linken getrennt und ihre Bruſtbein-Enden ſtehen ab von ihren Rückgrats-Enden. — Zu dem Akte des Athmens tragen die erſte, zweite, dritte und höchſtens die vierte Rippe bei, es ſcheint ſogar, als wären ſie beweglicher. — In dieſen Raum werden die Brüſte mit den umgebenden Theilen hinaufgeſchoben, und ſolche Perſonen ſcheinen größere Brüſte zu haben, aber ein Theil dieſer Organe leidet gewöhnlich durch dieſen Druck. — Die Schulterblätter werden bisweilen näher an einander gebracht und ihr unterer Theil wird nach dem Rückgrat geſchoben; der Rücken verliert ſeine ſchöne Rundung und der Arm iſt in ſeiner freien Bewegung behindert. Wenn daher eine geſchnürte Perſon im Sitzen den Arm ausſtrecken will, muß ſie den ganzen obern Theil des Körpers auf den Hüften bewegen.“

Wenn alle dieſe Veränderungen äußerlich ſtattfinden, was müſſen die innern Organe leiden! Die untern Theile der Lunge werden zuſammengedrückt, der Kreislauf iſt behindert, das Zwerchfell wird ſtark nach oben geſchoben und in allen ſeinen Bewegungen gehemmt. Die Eingeweide des Unterleibes leiden, der Magen wird zuſammengedrückt und es erfolgt üble Verdauung. Der Zwölffingerdarm wird auf eine unnatürliche Weiſe nach oben gedrängt und die Function der Leber behindert. Der Maſtdarm, die Bärmutter und Blaſe werden tiefer als natürlich hinunter getrieben. Aus zwei Meſſungen fand Sömmering, daß „bei einem ſchönen Mädchen der Umfang des Kopfes zwei und zwanzig Pariſer Zoll war, während der Umfang der Taille bei angezogenem Schnürleib ein und zwanzig Zoll und ein Geringes darüber betrug.“ Bei einem andern Mädchen war der Umfang des Kopfes 18 Zoll und der des geſchnürten Rumpfes 15 Zoll! Bei dieſem letztern betrug der Umfang der Bruſt an den Achſelgruben 29 Zoll. Der Rumpf maaß bei dieſer jungen Dame drei Zoll weniger im Umfang als der Kopf! — Sömmering hat aus verſchiedenen Schriftſtellern, und mit wahrhaft deutſchem Fleiße, ein Verzeichniß von Krankheiten und Beſchwerden geſammelt, welche durch das Schnüren erzeugt wurden — und ſie belaufen ſich zu der furchtbaren Zahl von ſechs und neunzig! Viele derſelben gehören auch zu den ſchrecklichſten und gefährlichſten Krankheiten, denen das Fleiſch unterworfen iſt! Wir brauchen nur auf ſehr wenige derſelben einen Blick zu werfen, nämlich: Schlagadergeſchwulſt der Karotiden, Krebs, Bruſtkrampf, Blutſpucken, Lungenabſceß, Schwindſucht, Bruſtwaſſerſucht, Verhärtung des untern Magen-Endes (Pförtners), Ruhr, Gelbſucht, Krebs der Bärmutter ꝛc. ꝛc. Unter die vielen Uebel, welche von den Deutſchen als durch das Schnüren veranlaßt betrachtet werden, gehören „häßliche Kinder.“ Man muß ſich auch erinnern, daß die Gewohnheit enge Schnürbrüſte nothwendig macht; denn Damen ſind nach dem 15ten oder 20ſten Jahre ſo von denſelben abhängig, daß ſie ſich ohne ſie nicht aufrecht erhalten können. — Die nachtheiligen Wirkungen des Schnürens ſind von Sömmering nicht übertrieben; denn der Unterleib und Bruſtkaſten werden durch die Schnürbruſt ſo ſehr zuſammengedrückt, daß bei der Athmung die Rippen ſich weder erheben können, noch das Zwerchfell herabſteigen kann. Weder

Wirkung der Schnürbruſt.



Vordere Anſicht des Skeletts



Hintere Anſicht des Skeletts

die Verdauung, noch die Verähnlichung (Aſſimilation) kann daher von Statten gehen, und viele körperliche Functionen müſſen nothwendig darnieder liegen. — Es iſt auch keinem Zweifel unterworfen, daß die Schnürbrüſte, indem durch dieſe die Verdauung gewaltſam geſtört iſt, großentheils ſchuld ſind an der frühzeitigen Zerſtörung der Zähne, die in neuerer Zeit auffallend überhand nimmt. Die Zahl der Zahnärzte iſt dadurch in fortwährendem Steigen, ohne daß ſie dankbar genug ſind, ihrer Haupt-Ernährerin, der Schnürbruſt, mindeſtens in ihrem Siegel ein Denkmal zu ſetzen.

Die Skelett-Abbildungen können übrigens eine weit beſſere Idee von den Wirkungen des Schnürens geben, als das Wort es vermag, und wenn die weibliche Eitelkeit auch davor nicht erſchrickt, und ſelbſt Männer der abſcheulichen Mode ſich fügen, ſo wollen wir ſie nur daran erinnern, daß die Muſter weiblicher und männlicher Schönheit, die mediceiſche Venus und der Apoll von Belvedere, an ihren Körpern nichts von dem Zwange des Schnürens bemerken laſſen, und daß überhaupt dem echten Schönheitsſinne die unnatürliche Schlankheit der Taille im höchſten Grade zuwider iſt. Jeder ſolide heirathsluſtige Mann aber darf und ſoll ſich wohl in Acht nehmen, mit einem ſolchen forcirt ſchlanken Mädchen ſich eine Menge von Krankheitsübeln und in deren Entwickelung auch nur ſieche Kinder in's Haus zu ziehen.

Bertram.

Otto von Regensberg.

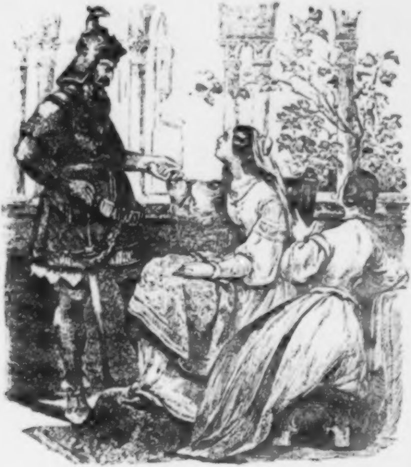
(Aus einer Chronik.)

Ritter Leutold von Regensberg, im dreizehnten Jahrhundert ein gar mächtiger Herr in der Schweiz, erhielt einſt Boten von der Stadt Zürich, welche baten, daß Leutold, der nächſte Nachbar der Züricher, ihr Schirmherr werden möchte, damit ſie ihre Gewerbe und ihren Handel, die von den vielen Raubrittern beeinträchtigt wurden, friedlicher treiben könnten. Stolz auf ſeinen Reichthum und ſeine feſten Schlöſſer, verſchmähte Leutold dieſe Bitte und erwiederte: „Ich habe des Landes und der Leute genug, die meine Unterthanen ſind; wollt auch ihr ſolche werden, gut; wenn nicht, ſo wißt ihr wohl, meine Veſten umgeben euer Gebiet und ich werd' euch zwingen." Da beſchloſſen die Bürger, ſich einen andern Schirmherrn zu wählen und ſandten zu Rudolph von Habsburg, der eben mit Leutold in Fehde lebte, und Jener kam eilend nach Zürich, ward ehrenvoll und freudig empfangen, wonach die Stadt und Rudolph ſich gegenſeitige Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen ſchwuren.

Leuthold von Regensberg aber hatte einen Sohn, Otto, welcher die Herrſchſucht ſeines Vaters und die Antwort an die bittenden Bürger Zürichs nicht billigte, und mit ſeinem Vater darüber in Hader gerieth, der von Leutholds Seite immer mehr zum Grimm ward, da eine ſeiner Burgen nach der andern durch die Macht, Tapferkeit und Liſt des Habsburgers fiel. Als nun eines Tages Otto wiederum zum Frieden rieth, und dabei äußerte: daß ja in Macht und Reichthum nicht das höchſte Glück wohne, ſondern in dem ſchuldloſen Herzen, ſteigerte ſich der Zorn Leutholds dermaßen, daß er endlich ausrief: „Nun wohlan, ſo ſollſt du dich der Macht und des Reichthums begeben. Zieh hin in die Welt und verſuch' es, mit deinem kahlen Herzen allein dir durchzuhelfen!“ — Zwar bemühte ſich Otto, durch ſeinen Oheim, Ulrich von Neu-Regensberg, Verſöhnung mit ſeinem Vater zu gewinnen; dieſer aber, in der Hoffnung, daß ihm dereinſt die Güter Leutholds zufallen könnten, nährte deſſen Wuth, ſtatt ſie zu mildern, und Otto mußte ſich dem harten Ausſpruch ſeines Vaters fügen.

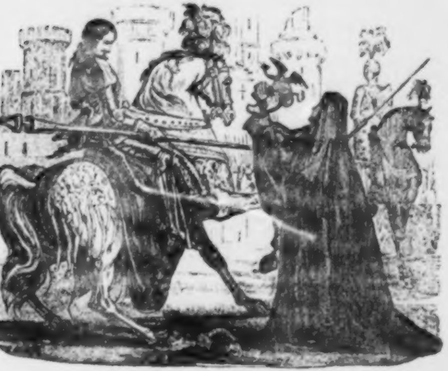
In ſchlichtem Kleide, den Wanderſtab in der Hand, zog er aus, und ſuchte Nahrung und Obdach bei den Alpenhirten, die ihm ihr Mitleid nicht verſagten. Sein Vater aber ſah ſich von ſeinen Feinden mehr und mehr bedrängt, ſo daß Otto, um ihm nach ſeinen Kräften zu helfen, ſich unerkannt unter die Beſatzung der Burg Balderm am Albis miſchte, die ſeinem Vater gehörte und von den Zürichern belagert wurde. Als auch dieſe Burg gefallen war, that er ein Gleiches in Uetliburg, der ſtärkſten Veſte Leutholds, die aber ebenfalls, nach hartnäckiger Vertheidigung, den Zürichern in die Hände fiel. Der verwundete Otto von Regensberg ſuchte zu entrinnen; mit der letzten Anſtrengung ſchleppte er ſich langſam ein Paar Meilen von dannen, bis er in einem Walde bewußtlos niederſank.

Als er wieder zu ſich kam, befand er ſich in dem Hauſe eines reichen Alpenhirten und ihn pflegte deſſen ſchöne Tochter Agnes. Sein Herz wandte ſich zu ihr und er gewann das ihrige, ſo daß er ſie zur Gattin zu nehmen gedachte. — Nun geſchah es aber, daß Luitgarde von Bibereck, welche, eben Wittwe geworden, in der Nähe auf ihrer Burg lebte, des jungen ſchönen Mannes anſichtig wurde und für ihn in Liebe entbrannte, mit der ſie um ſo eifriger ihn verfolgte, als ſie einſt Otto, der eben ſeiner Agnes erzählte, wer er ſey und welch Unglück ihn betroffen, belauſcht hatte und nun wußte, daß er von edlem Geſchlecht ſtamme. Otto aber wies Luitgardens Beſtürmungen zurück, ſo daß ſich ihre wilde Neigung in Rache verkehrte, und ſie ſich den wälſchen Ritter Forelina da Montone auserſah, der, aus ſeinem Vaterlande wegen Antheils an einer Verſchwörung vertrieben, um die reiche Herrin von Bibereck warb.



Ferelina, ein Abenteurer, war von kräftiger Geſtalt und verwegenem Muthe, ihn kümmerte es auch nicht, daß man von Luitgarden allerlei Unheimliches ſprach; ſo namentlich, daß ſie ihren erſten, ſchon bejahrten Gemahl vergiftet habe und im Beſitz vieler Zaubermittel ſey, wovon das Volk gar Mancherlei wiſſen wollte. Sie ſchwur ihm ihre Hand und ihr Beſitzthum zu und Ferelina ſchwur dagegen, Otto von Regensberg zu verderben.

Dieſem war die Kunde gekommen, daß ſein Vater geſtorben ſey, und er begab ſich deshalb nach Zürich, ſein Erbe in Anſpruch zu nehmen. Der Vater ſeiner Braut, der Otto bei ſeinem Scheiden die Thränen vom Auge küßte und ihr gelobte, ſie bald heimzuführen, hatte ihn ausgeſtattet, daß er in ritterlichem Weſen erſcheinen konnte. Unterdeß aber war Ulrich von Neu-Regensberg ſchon im Beſitz der ſeinem verſtorbenen Bruder noch übrig gebliebenen Güter und wollte Otto gar nicht als deſſen Sohn anerkennen. Da aber Viele für ihn zeugten, auch die Züricher ſich ſeiner annahmen, kam dem Oheim Forelina da Menzone ſehr gelegen, der ihm einflüſterte: Otto habe, weil er Luitgarden von Bibereck in Liebe zugethan ſey, deren Gemahl vergiftet. Forelina ſtellte ſich auch als öffentlicher Ankläger und Luitgarde hatte ihn dazu mit falſchem Zeugniß verſehen, was er und ſie mit einem Eide beſtätigten. Der entrüſtete Otto ſchalt ſeinen Gegner einen Lügner und Schandbuben und forderte ihn zu Kampf und Gottesgericht. Vor der Burg Regensberg wurden am 11. Mai des Jahres 1271 die Schranken geöffnet. Die beiden Gegner rannten heftig zuſammen, doch ſaßen Beide feſt, obwohl Otto's Helm, aus ſeinen Bändern geſprengt, zu Boden fiel, ſo daß ſein Haupt für den weiteren Kampf völlig unbedeckt war. In dieſem Augenblick zeigte ſich ihm eine vermummte weibliche Geſtalt, ihm einen Helm darbietend mit den Worten: „So du dich mir zuſageſt, biſt du mit dieſem Helm des Sieges gewiß!"



Es war Luitgarde, deren Leidenſchaft für Otto, jetzt wieder mit aller Gluth erwacht, ſie zu dieſer That bewog. Doch nach der Gegenrede: „Unwürdige, weiche von mir mit deinen Satanskünſten!" ſtürmte er mit dem Rufe: „Agnes meine Treue, mir mein Recht, und Gott meine Seele!" von Neuem auf Forelina zu. Beide Lanzen zerbrachen von dem gewaltigen Stoß. Jetzt ſprangen die Kämpfer von den Roſſen und griffen zu den Schwerdtern. Der Wälſche war jedoch ſehr kalten Muthes, bald ſtrömte Blut über Otto's Antlitz, er wankte und ſein Gegner triumphirte ſchon. Da ſah Otto plötzlich Agnes händeringend, neben ihrem Vater, vor den Schranken ſtehen; nach einem heißen Anruf Gottes ſtürzte er mit den letzten Kräften auf Forelina zu, der ſich deſſen nicht verſah, und plötzlich mit zerſpaltetem Haupt niederſank.

Auch Otto brach zuſammen, doch die Richter ſprachen ihn jubelnd frei und Agnes eilte herzu, zum zweiten Mal ſeine Pflegerin zu werden. Bald war er geneſen, und lebte mit ſeiner liebereichen und frommen Agnes geſegnete Jahre auf der Stammburg ſeiner Väter; alſo es bewährend, daß in der Unſchuld und Treue des Herzens das wahrhafteſte Glück zu finden ſey.

A. Samtner.

Der Bettelmönch.

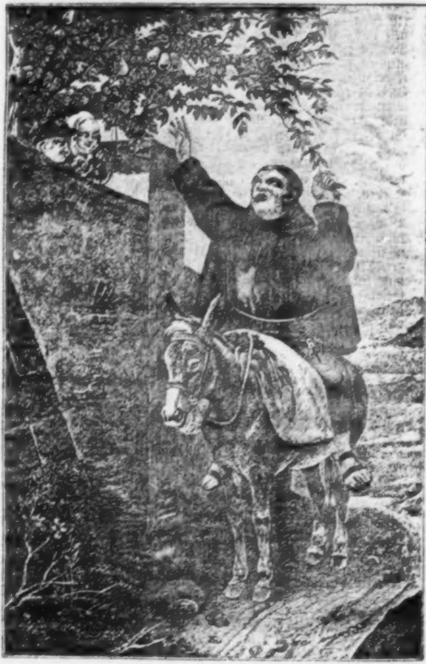
(Nach dem Bilde von Rabe.)

Um den in Holz geſchnittenen Bettelmönch näher kennen zu lernen, müßen wir erſt wiſſen, daß die Bettelmönche Kinder des Geiſtes im Mittelalter ſind, wo man glaubte, der Himmel ſey nur zu gewinnen, wenn man die Erde verliert, durch Beten ohne Arbeiten und durch nutzloſe Martern. Deshalb entſtanden unter Anderem die Bettelmönche, von denen vier Orden, die Franziskaner, Dominikaner, Auguſtiner-Eremiten und Karmeliter von Papſt Gregor X. auf der Verſammlung zu Lyon (1227) ſanktionirt wurden. Sanktionirt d. h. die Faullenzerei und Bettelei der Bettelmönche ward für etwas Heiliges und Gott Wohlgefälliges öffentlich anerkannt. Von da mag nun das alte Sprüchwort ſtammen:

„Des Bettelpacks heil'gen Behütern,
Barfüßern, Dominicanern, Auguſtinern und Karmelitern,
Gehört die Welt mit all ihren Gütern."

Diejenigen von den Bettelmönchen, welche Almoſen und Proviant für ihre Klöſter einſammelten, hießen Terminanten, und die Bettelei ſelbſt: Terminiren. Sie hatten das Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams abgelegt, d. h. ſie durften weder den Beutel noch das Geld haben, ſondern mußten ſich Alles betteln; ſie durften kein

Mädchen in die Wangen kneifen und nicht heirathen; ſie durften keine eigenen Gedanken im Kopfe haben, ſondern nur das ſteif und feſt glauben, was man in Rom zu erlauben beliebte. Das iſt hier ein terminirender, d. h. Eier und Butter und dergleichen zuſammenſchnurrender Bettelmönch. Wir ſehen, daß er bedeutend dick iſt, natürlich! — wer den ganzen Tag faullenzt, dabei überall miteſſen kann, und auch ſein Gehirn in den Bauch wirft, der mäſtet ihn ſo an, daß er ſeines Gleichen ſucht. Er ſieht aber auch ſehr dumm aus. Weshalb! Na, wer den Gehorſam ſo weit treibt wie die Bettelmönche, daß ſie in ihrem ganzen Leben keinen vernünftigen Gedanken in ihren Schädel aufzunehmen wagten, der kann's natürlich nicht zur Klugheit bringen. Und wer dumm iſt, hat ein Recht dazu, dumm auszuſehen. Aber unſer Mönchlein iſt ſogar aus dem Betteln in's Stehlen gerathen! „Ei bewahre“, wird er ſagen: „das Birnenſtehlen iſt hier eine heilige Handlung, denn ich ſtehle für's Kloſter, das Kloſter aber iſt etwas Heiliges, folglich, wenn ich ſtehle, ſo iſt das eine heilige Handlung.“ Der Mönch ſpricht gewiß ſo, da er zugleich ein geheimer Jeſuit iſt, mithin ſteif und feſt glaubt: der Zweck heilige die Mittel. Daß er ſein Gewiſſen in ſolchen Grundſätzen abgehärtet hat, ſehen wir aus ſeiner ruhigen, phlegmatiſchen Phyſiognomie. Andere ketzeriſche und heidniſche Spitzbuben ſehen ängſtlich und furchtſam aus, wenn ſie das Handwerk der Langfingrigkeit treiben, der aber verräth nicht die kleinſte Spur von Furcht. Er denkt, er hat's größte Recht. Die einzige Leidenſchaft, die ſich in ſeinem ſpeckvollen Geſichte ausdrückt, iſt der Aerger über ſeinen Fettwanſt, der ihn hindert noch höher zu klimmen, und über die Natur, daß ſie die Birnen ſo hoch aufgehangen hat, und ſie ihm nicht gleich in den Sack wachſen ließ. — Wie kömmt es aber, daß die beiden jungen Leute über die Mauer heraus ſo ruhig lächelnd zuſchauen? Die Urſache iſt ganz einfach die, daß ſie ſehen, der Dicke werde es doch, ungeachtet ſeiner ſauern Bemühungen, nicht ſo weit bringen, die ſüßen Birnen zwiſchen ſeine Kinnladen oder in ſeinen Bettelſack zu ſchaffen. Sie denken: laßt 'n nur ſtrampeln und angeln, für den iſt der Brodkorb zu hoch gehangen! Wenn ſie das nicht dächten und ſähen, würden ſie ihm ſchon die Wege weiſen. Sie ſind nicht die Leute danach, jeſuitiſchen Anſichten ihre Obſtbäume Preis zu geben. — Sollte er denn wirklich keine einzige Birne kriegen? Auf Ehre! nicht 'ne einzige. Die vier Stück, nach denen er angelt, hängen ja beinahe noch eine Armslänge höher. Ja, wenn er nicht ſo kloſterdick wäre, könnte er auf den Eſel treten und ſo ſeiner Länge eine Elle zuſetzen, und da hätt' er gewonnen Spiel. Aber geſetzt auch, er träte wirklich auf den Eſel, würde er ohne Frage, wenn er die Hand nach den Birnen ausſtreckte, die Balance verlieren, herunter plumpſen wie ein Wollſack, und



ſo recht vom Pferde auf den Eſel kommen, wenn er nicht eben auch ſchon vom Eſel gekommen wäre. — Was dieſen ſelbſt betrifft, ſo ſieht er offenbar viel geſcheidter, klüger und gelehrter aus als der auf ihm Sitzende. Gewiß, aber im Grunde denkt der Eſel nur darüber nach, warum ſein läſtiger Herr auf ihm herumſtrampelt, denn der Eſel iſt in bewußtloſer Unſchuld darüber, daß der Mönch eben durch den Beſitz der Birnen ſich zu einem gültigen Recht und Faktum verhelfen will. — Den Sack, den der Eſel über dem Nacken trägt, habe ich unterſucht, ehe er in Holz geſchnitten ward und gefunden, daß er voll Speckſeiten, Knackwürſte, Käſe und dergleichen ſteckt, was der Mönch den Bauern abgegaunert hat. Die Mohrrüben und Rettige, die auf des Eſels Nacken ſichtbar ſind, hat er zufällig auf dem Felde in der Erde gefunden.

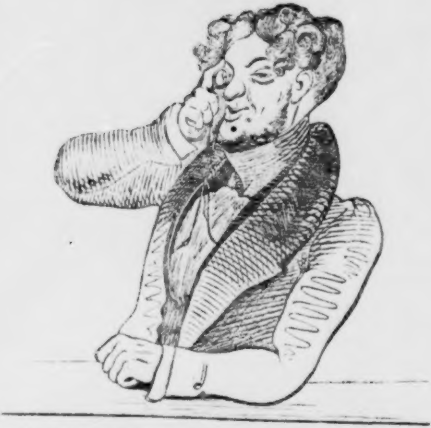
Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, oder, nach einer andern Lesart, des Teufels Ruhebank. Der Bettelmönche Grundſatz war ſtatt: bete und arbeite: faullenze und bete, d. h. arbeite mit den Kinnladen und bete bei den Bauern um Arbeit für die Kinnladen. Wegen dieſer Grundſätze gingen die Mönche müßig, und der Müßiggang führt zum — Birnbaum und zum Vergeſſen des ſiebenten Gebots. Das iſt die Moral des Bildes, die uns zuruft:

„Arbeite treu und glaub' es feſt:
Die Faulheit iſt ein Sünden-Neſt,
Und ärg're Krankheit noch als Peſt!"

— welchen Spruch wir hiemit zur Inſchrift für Klöſter in Vorſchlag bringen.

Der Theater-Enthuſiaſt.

Da es ſo viele Theater-Enthuſiaſten giebt, iſt's kein Wunder, wenn ſie ſich von einander unterſcheiden und in gewiſſem Sinne in Klaſſen gebracht werden können. Der Vorſtehende iſt einer, der zur Hauptklaſſe gehört, und dieſe beſteht vornehmlich aus verliebten Gecken, die ſich's zur Pflicht machen, Jahr aus Jahr ein dieſe oder jene Theaterprinzeſſin zu lieben, die — gleichviel, ob ſie gut oder ſchlecht ſpielt — raſend beklatſcht und auch gerufen wird. Dafür hat ſie die Verpflichtung, die fad-ſüßen Redensarten, wie ſehr zuwider ſie ihr ſeyn mögen, von dem Leithammel ihres Publikums ſich gefallen zu laſſen, und ihm, je nachdem der Vertrag lautet, zwei oder drei Mal in jedem Akte zuzulächeln, nach ſeiner Loge hin zu kokettiren, und durchaus keinem Andern einen Blick zu gönnen. Die Haupt-Enthuſiaſten haben keine Operngucker, um nicht mit dem Klatſchen genirt zu ſeyn; ſie müſſen breite tüchtige Hände beſitzen, auch darf der Mund nicht zu den kleinſten gehören.

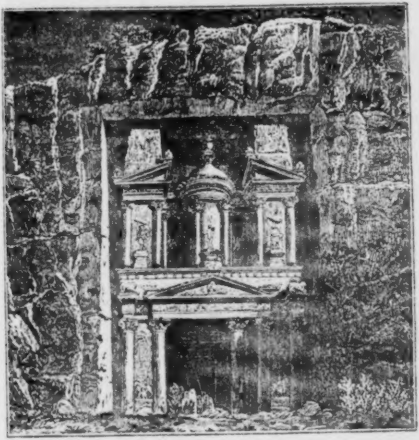


damit die Stimme einigermaßen durchdringt. Unſer Theater-Enthuſiaſt will vergehen vor Wonne, denn ſein in ſüßem Lächeln verzerrtes Antlitz wird ſo eben vom Theater her angelächelt. Er iſt entzückt im äußerſten Grade, und braucht nur die Lorgnette fallen zu laſſen, um die Hände frei zu haben. — Die andern Sorten der Theater-Enthuſiaſten ſind noch viel unbedeutender, ſo daß ſie hier gar nicht aufgeführt werden dürften; doch hat jeder Platz des Theaters, von der Gallerie bis auf das Parquet, ſeine eignen. Unſer Exemplar gehört zu den „Erſten Rang-Enthuſiaſten", zu den alten Jünglingen, die vor den Dreißigen ſchon des Perückenmachers bedürfen, und ihm wurde neulich von einer achtungswerthen Künſtlerin Folgendes in ſein Stammbuch geſchrieben:

„Die echte Künſtlerin verſchmäht den Schimmer;
Sie mag nicht tolle Fratzen leiden,
Die nichts verſteh'n, als immer nur und immer
Zu klatſchen und ihr Cour zu ſchneiden."

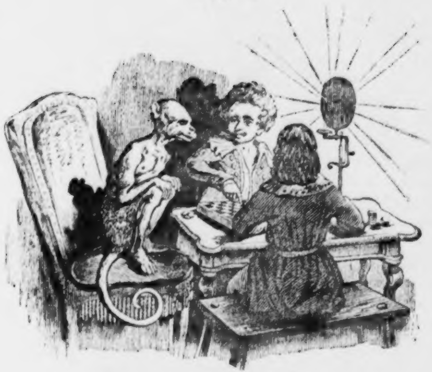
Das Felſengrabmal Chaſne

bei Petra im ſteinigen Arabien.



Die benachbarten Volksſtämme haben dieſem ſtaunenerregenden Felſengrabmale den Namen Chaſne Firaun, d. h. Schatz des Pharao, beigelegt. Es iſt aus einem ungeheuren röthlichen Sandſteinfelſen ausgehauen. Die Außenſeite deſſelben gleicht der Stirnſeite eines mit aller Pracht römiſcher Baukunſt verzierten römiſchen Pallaſtes aus der Kaiſerzeit, wie der im Giebel über dem Eingange ſtehende Adler, dann die auf hohen Fußgeſtellen zu ebener Erde zwiſchen den beiden letzten Säulenpaaren des Einganges angebrachten Statuen von Pferdeführern, welche denen auf Monte Cavallo zu Rom gleichen, endlich die im oberen Stockwerke befindlichen Figuren beweiſen. Ungeachtet dieſes unleugbaren Beweiſes, daß es ein Werk römiſcher Baukunſt, iſt es deshalb nichts weniger als im rein römiſchen Stil gebaut, und erinnert nicht nur an ähnliche Monumente zu Palmyra, ſondern auch durch einige beſondere Merkmale an die Felſengräber von Perſepolis. — Von den ſechs Säulen der Vorderſeite, welche ſich von ebener Erde erheben, tragen die vier mittlern das Gebälke und den ſchön verzierten Giebel; die beiden äußerſten das Ende des Gebälkes, worauf hier Thiergeſtalten ſtehen, von welchen, da die Köpfe fehlen, es ſchwer zu ſagen, ob ſie Löwen oder andere Thiere dargeſtellt haben. Löwen befinden ſich bekanntermaßen auf dem Geſimſe der großen Königsgräber zu Perſepolis, und außerdem, daß die Kapitäler der Säulen dort aus Einhornköpfen zuſammengeſetzt ſind, ſteht das Einhorn noch beſonders zu oberſt des Gebälkes auf jeder Ecke der großen Eſtrade, auf welcher der von ſeinem Ferwer überſchwebte König vor dem Feuer-Altare und der Sonne betet. An den Königsgräbern zu Perſepolis ſind im untern Geſchoſſe des Eingangs neben den äußerſten Säulen die Doryphoren oder Leibwachen des Königs in den Felſen gehauen, wo gerade auf derſelben Stelle bei dem Felſengrabmale Chasne bei Petra die Statuen oder Basreliefs der beiden Pferdeführer angebracht ſind. — Das obere Stockwerk des Felſengrabes Chasne beſteht aus drei von einander geſonderten Theilen; in der Mitte gerade über dem Giebel eine mit einer Kuppel gekrönte Rotunde, auf deren Gipfel noch die Urne ſteht, wie ſie zu Rom auf dem Grabe Hadrians geſtanden; zu beiden Seiten dieſer Rotunde iſt der Felſen in verzierte Pilaſter ausgehauen, welche, wenn ſie ganz frei ſtänden, gerade ſo ausſehen würden, wie viereckige mit Säulen und Giebel geſchmückte Fontainen, ſo ſind aber nur zwei Seiten davon in Säulen und Gebälke ausgemeißelt, nämlich die eine, welche der Rotunde, die andere, welche dem von unten Nahenden zugekehrt iſt; ſo ſind nur drei Säulen an den drei Ecken des Pfeilers ſichtbar, deſſen Rückſeite im Felſen ſteckt; auf dem Giebel ruhen abermals Thiere, die, ſey es der Höhe, ſey es der Verſtümmlung wegen, unkenntlich ſind. — Es iſt unmöglich, ſagt Graf Laborde, von der zauberiſchen Wirkung, welche die harmoniſche Färbung des Geſteins dieſes Felſens, der ſich zart roſenroth und heiter von den düſtern heißen ſeltſamen Farbentönen des Gebirges abhebt, auf das Auge hervorbringt, von den großartigen Linien des Denkmals und ſeiner regelmäßigen Anordnung, welche gegen die ungeſchlachten wildzerriſſenen Formen des Gebirges wunderſam abſtechen; von jener Spur uralten Glanzes, von jenem vor den Augen eines ganzen Volkes hingeſtellten ungeheuren, mit dem lebendigen

Felſen emporſchießenden Mauſoleum, welches inmitten dieſes erhabenen Schweigens der Einöde trauert — es iſt unmöglich, von dieſem Allen eine nur einigermaßen entſprechende Vorſtellung zu gewähren. — Die Erhaltung dieſes wunderbaren Denkmals verdankt man dem Schutz, den ihm die rings umher liegenden Felſen vor den Winden, und das obere Gewölbe vor den Regengüſſen darbieten. Nur an den Statuen und an den Baſen der Säulen gewahrt man die Spuren der Verwitterung, welche durch die Feuchtigkeit bewirkt wird, indem ſie theils die hervorſpringendſten, theils die den Boden nächſten Theile beſchädigt. Daher rührt auch der Sturz einer von den Säulen, welche an den Fronton anſtand; dieſelbe würde den Einſturz des ganzen Gebäudes nach ſich gezogen haben, wenn es nicht aus dem Felſen ausgehauen, ſondern frei aufgerichtet wäre; daher vermochte dieſer Sturz nichts als eine bloße Lücke zu verurſachen. — Wenn man dieſe prachtvolle Stirnenſeite ſieht, ſchließt man nach ſelber auf ein Inneres, welches einem ſo ungemeinen Äußeren Schmuck entſprechen müſſe, dies iſt aber keineswegs der Fall. Einige Stufen führen in die innere Kammer, deren Thüre man unter dem Peryſtile gewahrt; obſchon ſie nun regelmäßig ausgehauen und ihre Proportionen untadelhaft ſind, ſo ſieht man doch ihre Mauern nackt, ihre Thüren führen nirgends hin, das Ganze ſcheint mit Einem Worte in dem Augenblicke, wo es zu Stande kam, auch verlaſſen worden zu ſeyn. — In der Richtung des Geiſtes der Araber, welche dieſem unvergleichlichen Felſengrabmale, oder vielmehr in Haut-Relief ausgehauenen Grabpallaſte, den bereits erwähnten Namen: Schatz des Pharao, beigelegt haben, lag es, daß ſie, welche wohl bereits alle Särge der andern peträiſchen Felſengräber vergebens durchſtöbert hatten, den Ort ſuchten, wo Pharao, der Bauherr dieſer Gräber, ſeinen Schatz niedergelegt haben mochte, dieſen Ort fanden ſie nun endlich; es war kein anderer als die auf dem Giebel des vorſtehend beſchriebenen Denkmales ſtehende Urne, welche nach ihrer Meinung alle Schätze des großen Königs enthalten muß; da ſie aber unglücklicher oder glücklicherweiſe außer ihrem Bereiche liegt, ſo iſt ſie ſeit undenklichen Zeiten das Ziel ihrer Wünſche. Jedes Mal, wenn ſie durch die Thalſchlucht ziehen, machen ſie einen Augenblick Halt, laden die Gewehre, zielen auf die Urne, und bemühen ſich, einige Splitter davon wegzuſchießen, um ſie ſo nach und nach gänzlich herabzubringen und den Schatz zu heben. Die Urne hält ſich aber wacker; ſie trollen ſich dann unter Murren wider dieſen König der Rieſen, welcher geſchickt genug war, ſeinen Schatz hundert und zwanzig Fuß hoch über ihren Köpfen in der Luft ſicher zu ſtellen. W.



Der Affe.

Fabel von Gellert.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben im Brett einmal die Dame ziehn, und ſah auf jeden Platz, den ſie der Dame gaben, mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien: als könnt' er ſelbſt die Dame ziehn. Er legte bald ſein Mißvergnügen, bald ſeinen Beifall an den Tag; er ſchüttelte den Kopf jetzt bei des Einen Zügen, und billigte darauf des Andern ſeinen Schlag. Der Eine, der gern ſiegen wollte, ſann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn; der Affe ſtieß darauf an ihn und nickte, daß er machen ſollte. „Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn, wenn du's ſo gut verſtehſt!“ ſprach der erzürnte Knabe; „den, jenen, oder dieſen da, auf welchem ich den Finger habe!“ — Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah, und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen, die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden: ſo frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja bei deinen Fragen hurtig da: ſo kannſt du mathematiſch ſchließen, daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Der Taugenichts.

Seitdem Hermann einmal den Großvater mit dem Zopfe an die Stuhllehne gebunden hatte, ſo daß der Stuhl zur größten Freude Hermanns mitzukommen ſchien, als der Großvater aufſtehen wollte, hieß er im ganzen Hauſe: der Taugenichts; denn der Großvater hatte, während er ſich den Zopf losbinden ließ, geſagt: „Du biſt ein Taugenichts, Hermann!“ Er wäre den Namen vielleicht mit der Zeit wieder los geworden, aber da ſelten ein Tag verging, wo er nicht einen dummen Streich ausführte, wobei es allemal hieß: der Großvater hat ganz Recht, du biſt ein Taugenichts, Hermann! ſo ward er eben den Namen nicht wieder los und er hieß, als er ſchon Frau und Kinder hatte, wie wir ihn auf dem Bilde ſehen, noch immer ein Taugenichts. Es iſt im Original gedruckt zu leſen unter dem Bilde. — Wir erinnern nur aus Hermanns Jugendzeit noch, daß er einmal des Großvaters Schlafmütze genommen, ſie dem Haushunde auf den Kopf gebunden und ihn ſo in dem Hofe herumgeführt hat. Einmal hatte er den Unterrock der alten Magd auf die Wetterfahne des Hauſes gehangen; und als man ihn gefragt, weshalb er das gethan, geantwortet: man könne ſo beſſer ſehen, woher der Wind käme. Als die Magd eines Mittags an dem ſonnenſcheinigen Fenſter ihre Mittagsruhe hielt und mit offenem Munde ſchnarchte, ſteckte ihr Hermann eine trompetenartig zugeſchnittene Brodrinde in den Mund und ließ ſie dann von den zuſammengerufenen Zuſchauern aus dem Schlafe auflachen. Hermann lernte aber bei allen dummen Streichen ſehr gut, d. h. er lernte eigentlich nicht, aber er wußte Alles beſſer als die, welche wirklich fleißig waren. Gab's etwas auswendig zu lernen, ſo lernten Andere die ganze Woche dran, Hermann lernte es aber erſt den letzten Tag auf dem Schulwege und konnte immer beſſer, als die Andern. Er war es, der allen Mitſchülern Spitznamen gab, er war es, der bei allen Balgereien und tollen Streichen zum Anführer wurde; er war es, welcher allen Lehrern das Meiſte zu ſchaffen machte. Einmal kam er mit großen, bunten Vatermördern in die Schule; dann antwortete er eine Zeitlang auf alle Fragen das Wort: „Zoptenberg“, auch wenn man ihn fragte, in welchem Jahre der ſiebenjährige Krieg angefangen habe. Auf der Univerſität ließ er ſich natürlich einen ungeheuern Schnurr- und Backenbart ſtehen, und einmal kam er ſtatt mit der Mappe mit dem Stiefelknechte unter'm Arme in's Collegium. Statt nachzuſchreiben, was der Herr Profeſſor ſagte, malte er Fratzen in's Heft oder den Profeſſor ſelbſt mit ellenlangen Ohren und mit einer Naſe, die eher einer großen Samengurke ähnlich ſah als einer Naſe. — Doch machte er auffallender Weiſe am Schluſſe ſeiner akademiſchen Flegeljahre ein beſſeres Examen, als die, welche vier Jahre lang ſich krank und ſchwindſüchtig ſtudirten. Er hatte weltlich ſtudirt, ſo was man ſagt, auf den Doktor. Als er nach den Univerſitätsjahren, die ſeinem Vater ſchweres Geld gekoſtet, nach Hauſe gekommen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſich in die Gaſtwirthstochter ſeines Städtchens zu verplempern. Der Vater wollte Nichts davon wiſſen, denn er war der reichſte Kaufmann im Städtchen und Clärchen war die Tochter des ärmſten Gaſtwirths im Städtchen. Er durfte ſie nicht mehr beſuchen und ſprechen und keinen Briefwechſel mit ihr führen. Aber die Liebe hat ihren Kopf für ſich. Der Herr Papa ging alle Abende zu dem Gaſtwirthe, in deſſen Tochter ſich der Herr Sohn verliebt hatte. Liebe und Huſten laſſen ſich ſchlecht verbergen, ſagt Jean Paul; ſo kam es auch bald heraus, daß Hermann und Clärchen in einem geheimen Briefwechſel ſtänden. Die Sache war faſt in aller Leute Munde und ließ ſich nicht mehr ungeſchehen machen. Aber kennen wollte der Papa wenigſtens den Frechen, der ihr Liebesbote gegen ſeinen Willen geweſen.

„Sie ſelbſt, Herr Papa!“ ſagte Hermann.

„Wa — a — as! Wie ſo, Junge!“

„Wenn Sie zu Gaſtwirths gingen, heftete ich das Briefchen unter Ihren Mantelkragen, Clärchen las ihn, beantwortete ihn und heftete die Antwort unter Ihren Mantelkragen.“

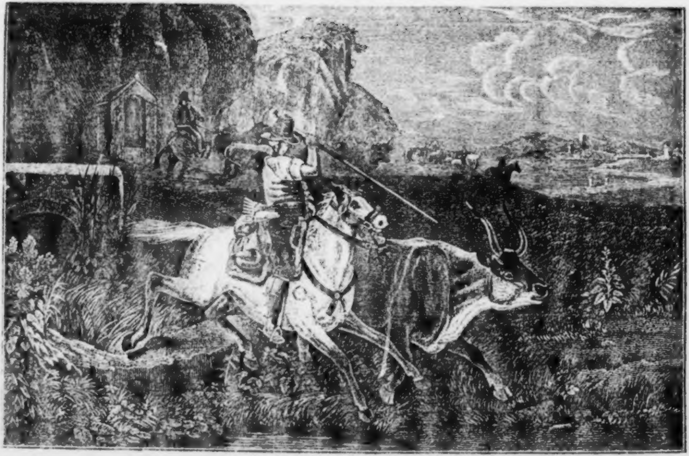
„Verdammter Junge! Na, meinetwegen kannſt Du ſie nehmen, da ich ſelber der Unterhändler geweſen bin.“

Hermann und Clärchen traten vor den Altar und ſagten Beide Ja. Es hieß nun Herr Doktor und Frau Doktorin — und er brachte ſein Erbtheil durch. Aber nun kam der erſte Krieg mit Napoleon, Hermann ging mit und hielt ſich, was den Soldaten anbetrifft, gut, und was das Raiſonniren anbetrifft, noch beſſer. Nach dem Kriege jedoch hatte Hermann nur Luſt zum Herumſtreichen und zu Anklagen derer, die mehr hatten als er. Da war er nun der Taugenichts im größeren Maaßſtabe. Er ſchimpfte auf Gott und die ganze Welt und kam in's Gefängniß. Frau und Kind geriethen in die größte Noth. Als dies Hermann im Gefängniß hörte, erfaßte er in der Verzweiflung die Eiſenſtäbe ſeines Kerkers, brach ſie entzwei, ſprang zwei Stock hoch herunter und eilte zu Frau und Kind. Sie packten ihre Siebenſachen, welche aus drei Kindern und einem kleinen Bündelchen (das, wie wir ſehen, Hermann trägt) beſtand, zuſammen und flohen. Clärchen hatte ein Kind auf dem Rücken und machte Huckepack, das zweite trug ſie in den Armen, das dritte ging weinend neben dem Vater her, der, hinter das Städtchen hinausgekommen, ein Weilchen trübe ſinnend ſtehen blieb, was nun anzufangen ſey. Dieſe Scene ſehen wir auf dem Bilde. Was iſt nun anzufangen! Das Ende. Der Taugenichts Hermann iſt immer noch ein halb nobler Kerl und ein Genie. Er begab ſich mit verändertem Namen in ein Dorf und ward Dorfbarbier, bis die Glocke der Freiheit in den Herzen der Deutſchen ſchlug. Da nahm er, ſtatt des Barbiermeſſers, abermals eine Flinte in die Hand, ſchoß damit bei Leipzig ſehr tüchtig, half den Siegeswagen wieder von Paris nach Berlin auf das Brandenburger Thor transportiren und ward ein allgemein geachteter und beliebter Mann, der mit der Erzählung ſeiner tollen Jugendſtreiche eine ganze Geſellſchaft unterhalten konnte, daß die Bäuche wackelten vor Lachen, und dann damit ſchloß: aus einem ſolchen Taugenichts kann noch immer etwas Geſcheidtes werden, wenn er's endlich mit Ernſt will, und nur nicht Kopf und Muth verliert! H. Beta.

Der Cavalcatore.

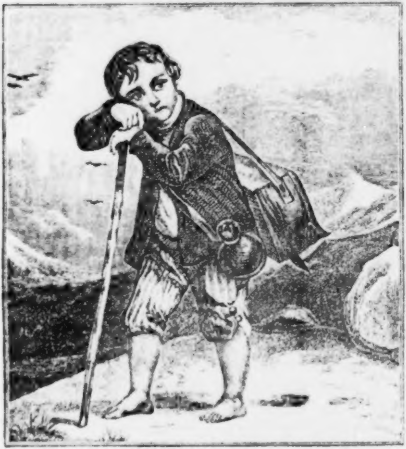
Durch die Campagna brauſt und raſ't es, als zöge der wilde Jäger einher. Tolle Reiter, auf unbändigen Roſſen und mit handfeſten Stangen bewaffnet, jagen durch den hochaufwirbelnden Staub der Heerſtraße, vor ſich eine wirre Maſſe dahertreibend, in deren Gedränge das Auge bald eine Heerde Hornvieh erkennt, welche — in angeborner Scheu vor den Roſſen, in Furcht vor den Stößen der Stangen — brüllend und in wilder Flucht dem Ziele zueilt, vor dem doch wieder ein dumpfes Gefühl ſie zurückſchaudern läßt; es iſt, als ob eine Ahnung den ſchwerfälligen Thieren ſagte, daß in der Weltſtadt ſie das breite blanke Beil des Metzgers erwartet, und ſo geſchieht es, daß in Augenblicken der Erſchöpfung, wo die Heerde wieder langſam einherſchleicht, und die hochaufathmenden Reiter, den Hals der Pferde mit leichten Schlägen liebkoſend, die Zügel ſchlaffer halten, plötzlich einer der Ochſen mit raſcher Wendung die Straße verläßt, und die Freiheit der Felder und Wieſen ſucht. Aber ihn gewahrt des Hüters ſcharfer, aufmerkſamer Blick; mit leichtem Ruck zieht er die Zügel an, wendet in derſelben Bewegung ſein edles Thier zur Verfolgung, und hat kühn und geſchickt in wenig Sätzen über Gräben und Hecken den Flüchtling eingeholt, deſſen Hals er nun mit eiſerner Spitze kitzelt, bis er ſich zur Heerde zurückwendet, zu der den Weg fortzuſetzen ihn der gewandte und unerſchrockene Reiter durch mannigfache Schwenkungen und derbe Zurechtweiſungen zu zwingen weiß. So unter dem Wechſel von Flucht und Verfolgung, toller Haſt und augenblicklicher Raſt, gelangt lachend, ſchreiend, fluchend, wiehernd und brüllend der abenteuerliche Zug gen Rom, von dem er einen großen bewohnten Theil durchſchneiden muß, um zum Schlachthauſe zu gelangen. — Kaum läßt der Lärm der einherſtürmenden ungeſtümen Gäſte

Univ. Bi
Münc



ſich vernehmen, ſo ſind auch in einem Augenblick die Straßen wie gefegt, alle Läden, alle Fenſter und alle Pforten geſchloſſen, und die Heerde, doppelt wild gemacht von dem ungewohnten Anblick der Häuſer, prallt wie verwirrt an alle Mauern und Pfoſten an, — wirft, von den verfolgenden Reitern gedrängt, Alles nieder, was ſich in den Weg zu ſtellen wagt, und raſ't blind und wüthend in die Arme ihres Verhängniſſes.

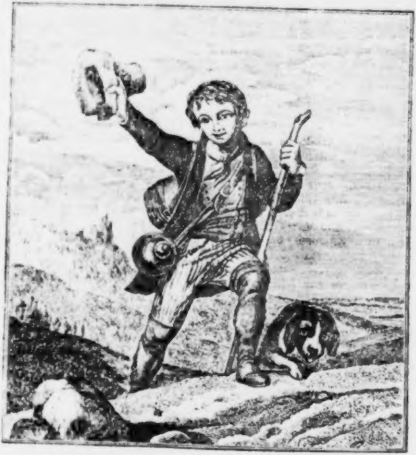
Der kleine Savoyarde.



Da iſt er auf dem einen Bilde, wie er traurig ſeine Heimath verläßt, und ein Paar Seiten weiter auf dem andern, wie er ſie jubelnd bei der Rückkehr wieder begrüßt. Ausgezogen iſt er mit einem Zehrpfennig, der höchſtens auf ein Paar Meilen verhielt, und wieder kommt er mit einem Kapitälchen, das bei ihm zu Hauſe für ein Kapital gilt. Er hat es mit allerlei Dienſten erworben, die er Jedem leiſtete, der ſie von ihm annahm; er hat Liedchen geſungen in der Schweiz und Frankreich, in Paris Stiefel geputzt und ſich ſpärlich beholfen, um aus den erhaltenen kleinen Münzen endlich einen Thaler zu machen, und ſo nach und nach dieſen einen in viele Thaler zu verwandeln. — Doch beſſer als jede Erklärung wird ein Geſchichtchen ſeyn, was uns ein Freund als etwas Erlebtes mittheilte und wir nun folgen laſſen.

Der Herrgott des kleinen Savoyarden.

Als ich eines Tages, meiner Gewohnheit zufolge, eine Ausflucht zu Fuße machte, begegnete ich einem hübſchen jungen Savoyarden, von etwa acht bis neun Jahren. Er war von gedrungenem Körperbau, hatte ein von der Luft gebräuntes Geſicht, ſchwarze funkelnde Augen, und der Umſtand, daß er in ſeiner rechten Hand einen Wanderſtab und auf ſeinen Schultern, an einer einfachen Schnur, einen viereckigen Kaſten trug, ließ keinen Zweifel über deſſen Vaterland und Gewerbe. Er führte nämlich nichts mehr und nichts weniger als ein Murmelthier bei ſich, das er als erſten Zweig ſeiner beginnenden Induſtrie der gaffenden Jugend auf ſeiner Wanderung zeigen, und wodurch er vorläufig ſein Leben friſten wollte, bis er endlich von Stufe zu Stufe ſich in der großen Welt höher emporſchwingen könnte. — Nachdem er mich bereits aus großer Ferne gewahrte, fing er an, ſeine Schritte zu verdoppeln, und als er mir endlich näher kam, ſtimmte er ſeinen Spruch an: „Digna Zanetta! — Wollen Sie das lebendige Murmelthier ſehen? Es iſt gar artig, mein gnädigſter Herr, denn es klettert wie eine Katze an meinen Stab hinan. Wollen Sie es ſehen? es wird Sie königlich beluſtigen!“ — Ich fand mich zu dieſer angeblichen königlichen Beluſtigung durchaus nicht angetrieben; allein das gute Kind ſchien mir bei dem Gedanken, daß es in ſeinem Kaſten ein Murmelthier als Eigenthum barg, ſo glücklich, daß es unverwandten Auges und voller Stolz und Zufriedenheit auf denſelben hinblickte, folglich wollt' ich den armen Knaben durch eine abſchlägige Antwort nicht gern kränken. Ich forderte ihn auf, mir ſein Murmelthier zu zeigen. Er nahm es aus dem Kaſten und bedeckte es zuvörderſt mit beiden Händen, um es zu erwärmen; allein das arme Alpenthier ſchien mir ſehr ſchläfrig und keinesweges aufgelegt, mich königlich zu beluſtigen. Der kleine Jakob gerieth hierüber außer ſich; er liebkoſete und ſchalt das arme Thier abwechſelnd, trieb es an, und munterte es durch folgende Redensarten zur Thätigkeit auf: „Munter, liebe kleine Jeannette! — dies iſt der Name des Thierchens, gnädigſter Herr, denn ſo heißt meine jüngſte Schweſter, und ich lege ihm ſolchen bei, um mich an jene zu erinnern! — Munter, kleine Jeannette! wache doch endlich einmal auf und zeige dieſem guten Herrn, was du Alles gelernt haſt! Ach, Sie ſollten ſie nur ſehen, wenn ſie gut gefreſſen hat; allein das arme Thier hat heute noch nichts erhalten, weil ich ſelbſt für mich nichts hatte. Dennoch bin ich deswegen gar nicht beſorgt, vielmehr im Voraus überzeugt, daß ſich für uns Beide wohl Rath finden wird, indem Sie uns, gnädigſter Herr, gewiß eine kleine Gabe reichen und uns hierdurch aus der Verlegenheit reißen werden!" — „Ohne Zweifel, mein kleiner Freund! — ſtecke aber nur erſt Deine Jeannette in ihren Kaſten; denn ſie hat wohl weniger Luſt zum Tanz, als zum Schlaf. Gönn' ihr Ruhe, kaufe Dir Brod für dies Geld, füttere Dein Murmelthier und ſtecke das Uebrigbleibende als Nothpfennig in die Taſche." — Der Knabe betrachtete einige Augenblicke mit Wohlgefallen die ihm gereichte Gabe in ſeiner hohlen Hand, und dann ſprang er tanzend um ſeinen Stab herum, und ſagte, indem er ſich vor Freude die Hände rieb: „Welch ein Glück! Ich ahnte es wohl, daß ich Einem begegnen würde, und mein Vater hatte ganz recht, wenn er mir bei'm Abſchied ſagte: Unſer Herrgott wird dir beiſtehen!" — „Lebt Dein Vater noch, mein Kind?" — „Mein Gott, ich hoffe doch, daß er nicht geſtorben iſt, weder meine Mutter, noch meine Großmutter, noch meine Muhme Jaqueline, noch mein Onkel Peter, noch Toinon, noch Georget, noch Andres, noch Pierrot, noch Louiſon, noch Jeannette? Denn ſie befanden ſich noch Alle wohl, als ich ſie verließ, und es ſind meiner Seele bereits zwei Jahre her, als ich von Hauſe fortging!" — „Sage, mein Kind, wie alt biſt Du denn eigentlich?" — „Zehn Jahre, glaub' ich, wenn der Schleedorn blüht, falls ich richtig zähle; denn in Wahrheit, ich hab' es noch nicht recht gelernt; doch ſo viel erinnere ich mich beſtimmt, daß ich noch vor etwa zwei Jahren ganz allein war, und mein Vater eines Tages zu mir ſagte: Höre, Jakob, du biſt nun ſchon groß und ſtark genug, um dein Brod verdienen zu können, ich kann dir leider keins mehr geben. Hier haſt du noch ein gutes Stück, allein es iſt das letzte, das ich dir reiche. Dagegen ſchenk' ich dir das ſchöne Murmelthier, das ich im Gebirge gefangen habe, und das wird dir für die Zukunft Brod verſchaffen, wenn du es in deinem Kaſten wohlbewahrt in der Welt umherführſt und es neugierigen Leuten zeigſt. Zieh' aus mit deinem Thiere in's Land, mein Kind, ſey fromm und Gott wird dir beiſtehen!" — „Biſt Du denn wirklich gleich fortgegangen?" — „Ich mußte wohl, da man mir nichts mehr zu eſſen geben konnte. Meine Mutter und meine Großmutter weinten gar ſehr bei'm Abſchiede, und ich auch, allein mein Murmelthier, über das ich mich ſo freute, tröſtete mich wieder. Wir traten Beide unſere Wanderung mit einem großen Stück Brod verſehen, in die weite Welt an, und waren nicht ſehr unglücklich; nachdem ich aber faſt den ganzen Tag hindurch gegangen, fiel der Schnee ſo arg, daß bald Alles damit bedeckt war und ich die Straße nicht mehr zu erkennen vermochte. Was hätte es mir auch geholfen, wenn ich ſie noch ſah, da ich vor großer Müdigkeit mich nicht weiter ſchleppen konnte, und meine ſchweren Holzſchuhe immer im Schnee ſtecken blieben? Jetzt war guter Rath theuer; ich ſetzte mich einſtweilen im weichen Schnee nieder und fror etwas, während Jeannette mit ihrer Lage ſo ziemlich zufrieden zu ſeyn ſchien. Uebler als dies war nur der Umſtand, daß unſer Brod ganz aufgezehrt war und mich ſehr hungerte. Ich glaubte, daß ich hier ſterben würde und das machte mich ganz traurig. Daher holte ich Jeannette aus ihrem Kaſten hervor, damit ſie nach meinem Tode entfliehen möchte; denn dieſe Thierchen können ja im Schnee und einige Zeit ohne alle Nahrung leben, was ich doch nicht kann. Ich ſteckte es unter meine Jacke, damit es mich wenigſtens vor meinem Tode nicht verlaſſen ſollte.“ — „Du armes Kind, wie biſt Du denn dieſem Elende entkommen?“ — „Ach ſehr gut; ich erinnerte mich glücklicher Weiſe an die letzten Worte meines Vaters: Gott wird dir beiſtehen! Ich kannte ihn damals noch nicht, unſern Herrgott, ich hatte ihn noch nie geſehen. Jetzt fing ich aber an, ihn aus vollem Halſe zu rufen, und kurz darauf erblickte ich ihn in einem Walde, nicht weit von der Landſtraße; und da die Bäume darin ſehr dicht ſtanden, ſo war weniger Schnee auf den Boden gefallen, ſo daß unſer Herrgott zu mir kommen konnte. Ich grüßte ihn höflichſt und theilte ihm mein ganzes Unglück mit. Er ergriff mich hierauf bei der Hand und half mir gehen, denn ich war vor Kälte und Müdigkeit ganz ſteif geworden und konnte mich allein nicht aufrichten. Nun führte er mich in ſeine Hütte, ließ ein hübſches Feuer in ſeinem Kamin anmachen und mir eine vortreffliche Suppe kochen. Ach, wie gut iſt man doch bei unſerm Herrgott aufgehoben! — Ich weinte vor Freude und er weinte mit. — Am folgenden Tage war das Wetter wieder ſchön; ich dankte daher dem Herrgott recht herzlich für ſeine Güte, und nachdem er mir noch einige Sous als Reiſegabe in die Hand gedrückt hatte, ergriff ich meinen Stab, hing den Kaſten um, und wanderte mit meiner Jeannette weiter.“ — „Haſt Du denn ſeitdem nicht wieder Noth gelitten, mein Kind?“ — „Nur ſelten; wenn ich etwas trockenes Brod, gutes Waſſer und Stroh zum Nachtlager habe, dann bin ich ganz zufrieden und ſinge den ganzen Tag hindurch. Dann und wann begegne ich wohl einem Herrgott; ſo ſind es zum Beiſpiel kaum einige Tage her, daß ein alter Herrgott, der dort unten in jenem kleinen Hauſe wohnt, mir dieſe Weſte ſchenkte, die mir aber auch ſehr noth that, da die meinige bereits ganz abgeriſſen und ich ſchier nackend war. Ich weiß es ſehr wohl, daß Sie auch ein ſolcher Herrgott ſind, und ſo oft ich einem begegne, iſt mir geholfen.“ — Das gute Kind hatte bei ſolcher Vorausſetzung auf mich gewartet und war glücklicher Weiſe in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht worden; allein ſein einziger Kummer war, daß ich ſeine Jeannette nicht hatte tanzen ſehen. — Mein Gott, du haſt es ja vernommen, wie dies Kind des Elends mit einer ſo geringfügigen Gabe ſich befriedigen läßt, indem es dich lobpreiſend in jeder mildthätigen Seele zu erkennen glaubt, dein Weſen in alle theilnehmende Herzen vervielfältigt und dir dadurch die reinſte Verehrung für deine Güte zollt. — Möge es unſerm kleinen Savoyarden auf ſeinen fernern Wanderungen noch oft gelingen, Sterblichen zu begegnen, die des hehren Namens, den er ihnen beizulegen pflegt, auch nur im Abglanze würdig befunden werden!

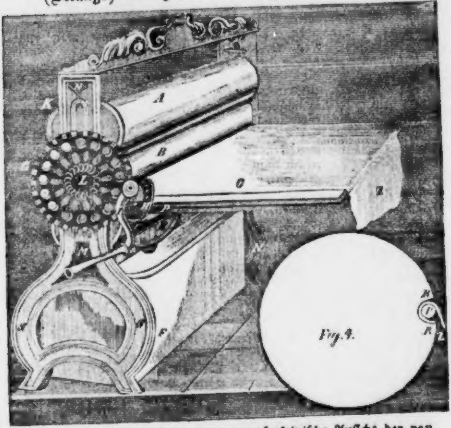


Denken wir uns, daß der jauchzend heimkommende kleine Savoyarde unſer Jakob iſt, ſo werden wir dies zweite Bildchen, wie das erſte, nicht ohne einen freundlich rührenden Eindruck beſchauen.

F. W. Gubitz.

Ueber die Patent-Zeugrolle

(Mange) von Barnard und Joy in Norwich.



Wir geben in Fig. 1. eine perſpektiviſche Anſicht der von Barnard und Joy erfundenen Zeugrolle, welche wir für ſehr ſolid und zweckmäßiger als die ſchwerfällige gewöhnliche halten, und die auch nur den vierten Theil jenes Raumes einnimmt, der zur Unterbringung letzterer erforderlich iſt. Wie wir hören, kam die neue Zeugrolle bereits ſehr in Gebrauch, wobei ſie, wie man verſichert, beſſere Dienſte leiſtet als die bisherige Vorrichtung, und ſelbſt als die Patent-Zeugrolle der Hrn. Baker. — In Figur 1. iſt N, N, N das Geſtell derſelben, in welchem die drei Walzen oder Cylinder **A**, **B** und **C** aufgezogen ſind. Am unteren Theile der Maſchine bemerkt man den Querbalken **E**, an dem das Gewicht **F** aufgehängt iſt. Die Enden der Wellen der angegebenen Walzen **A**, **B**, **C** können ſich in den in die Pfoſten des Geſtelles geſchnittenen Längenſpalten **N**, **N** frei auf und nieder bewegen, und eben ſo iſt auch den Enden des Querbalkens **E** eine freie Auf- und Niederbewegung in den für ſie in die Pfoſten geſchnittenen Spalten **M**, **M** geſtattet. An den inneren Seiten der Pfoſten **N**, **N** ſind in Falzen die Stäbe **D**, **D** eingeſetzt, welche die Walze **A** mit dem Querbalken **E** und dem an dieſem befindlichen Gewichte **F** verbinden. Einen dieſer Stäbe erſieht man aus Fig. 2., wo **D** das Loch, durch das die Welle der Walze **A** geht, **X**, **X**, ein Fenſter, in welchem die Achſen der Walzen **B**, **C** ſpielen, und e das zur Aufnahme des Endes des Querbalkens **E** beſtimmte Loch vorſtellt. Die in die aufrechten Geſtellpfoſten geſchnittenen Spalten oder Fenſter **L**, **L** geſtatten dem Ende der Welle der mittleren Walze **B** freien Spielraum; ſie ſind jedoch nicht gleich den andern Fenſtern ſenkrecht geſchnitten, ſondern bilden ein von dem Mittelpunkte des Getriebes **H** aus beſchriebenes Kreisſegment. Sowohl die ſenkrechten Fenſter **K**, **K** als das eine Curve bildende Fenſter **L** erſieht man aus Fig. 3., wo ein Theil eines der Pfoſten **N** mit den darin befindlichen Fenſtern abgebildet iſt. Das Rad **G**, in welches das Getriebe **H** eingreift, iſt außerhalb des Geſtelles an einem Ende der Welle der mittleren Walze **B** befeſtigt. Die unterſte Walze **C** hat ſich nur an einer fixen Stelle umzudrehen, und deshalb iſt auch ihrer Welle kein ſolcher Spielraum gegeben, wie den Wellen der Walzen **A**, **B**. Die Tafel **O**, auf welche die zu rollenden Gegenſtände gebracht werden, ruht auf den aus dem Geſtelle hervorragenden Armen oder Trägern **P**. Fig. 4. iſt ein Durchſchnitt der mittleren Walze **B**, woraus erhellt, auf welche Weiſe das Rolltuch an der Walze **B** feſtgemacht iſt. Es iſt nämlich in die Walze **B** ihrer ganzen Länge nach eine Fuge geſchnit-

Fig. 2.

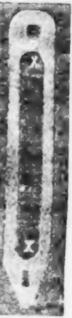
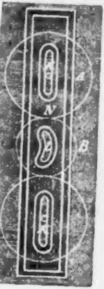


Fig. 3.



ten, in welcher der aus Meſſing oder irgend einem andern Metalle beſtehende Stab P genau einpaßt, und um den das Ende des Rolltuches herum genäht iſt. Wenn das Rolltuch um den Stab genäht worden, ſo ſetzt man das eine Ende des Stabes in ein an dem einen Ende der Walze B angebrachtes Loch, während man das andere Ende mit einer Schraube an dem andern Ende der Walze befeſtigt. Wenn das Rolltuch Z auf dieſe Weiſe angebracht worden iſt, ſo kann man ſich der Maſchine bedienen; man ziebt zu dieſem Behufe das Rolltuch über die Tafel O und breitet hierauf die zu rollenden Gegenſtände. Dann ſteckt man an die Spindel des Getriebes H eine Kurbel, womit man die Walze umdreht, damit ſich das Rolltuch Z ſammt den auf daſſelbe gebreiteten Gegenſtänden auf die Walze B aufrolle, weshalb dieſer Walze in den Fenſtern L, L ein ſolcher Spielraum geſtattet iſt, daß ſie in dem Maaße in ihnen emporſteigt, als ſie durch das Aufrollen an Umfang zunimmt. Das Rollen ſelbſt erfolgt hiebei in dem zu den gewöhnlichen Zwecken nöthigen Grade durch die gegenſeitige Wirkung der Walzen A und B und des Gewichtes F.

Die alte Zigeunerin.

Das Bild, welches wir vor uns haben, iſt nach einer Skizze von Leopold Robert, dem talentvollen Maler, der vor wenigen Jahren durch Selbſtmord endete. Was ihn dazu brachte, iſt noch unerklärt; wir haben es auch eigentlich nur mit ſeinem Werke zu thun, obwohl wir noch bemerken, daß es des Menſchen Pflicht iſt, im Leben auszudauern, wie harte Schläge des Schickſals ihn auch treffen mögen. Der Selbſtmord iſt eine That der Gottesläſterung, denn wer ihn begeht, ſagt damit, daß er verzweifelt an der Macht und Güte des himmliſchen Vaters, die beide unendlich ſind.

Man ſieht auf dem Blatte einen Bauerburſchen, der offenbar an Zeichendeuterei und Wahrſagerei glaubt, indem er ſeine Hand einer alten Zigeunerin reichte, und nun aufmerkſam der Orakelſprüche lauſcht, die er vernimmt. Die Zeit einer ſolchen Gläubigkeit iſt leider noch nicht vorüber, und wenn man auch nicht mehr, wie im Jahr 1712, auf den punktirten Flügeln der Heuſchrecken ein B. E. S. findet und herauslieſt: Blut Entſetzlicher Schlachten (jeder Ausleger der Art hätte viel richtiger und natürlicher leſen können: Biſt Ein Schöps!), ſucht man noch immer überall Haltungspunkte für den Aberglauben und die Luſt, der Zukunft den Schleier zu lüften, während doch das Ungewiſſe darüber zu den wohlthätigſten Gaben der Vorſehung gehört. Mag das Sprüchwort: „Kein Prophet gilt in ſeinem Vaterlande", zuweilen Recht behalten, was die Lügen-Prophe-

ten betrifft, ſo gelten dieſe noch immer, und in dem gebildeten Berlin ließen ja im Jahre 1839 gar Manche zu einem Manne, der ſich den Ruf der Wahrſagerei anzuſchmuggeln wußte. Obgleich es jetzt Viele giebt, die ſolche falſche Propheten nur um ihre Weisheit fragen, wenn ſie in Herzens- und Liebesverhältniſſen in's Klare kommen möchten (da die Liebe bekanntlich blind iſt), und die Ausſprüche der Zigeunerinnen, Kartenſchlägerinnen, Harnpropheten u. ſ. w. nur halb im Scherz halb im Ernſt aufnehmen, ſo fehlen doch auch Solche nicht, die noch an Tagewählerei (an glückliche und unglückliche Tage), Geſpenſter, Ahnungen, heilige und unheilige Zahlen, an den hundertjährigen Kalender feſter glauben als an Gott und Jeſum Chriſtum. Ein ſtarkes Wort des Pater Abraham a Santa Clara: „An Glauben ein Kind, an Vernunft ein Rind, macht für Himmel und Erde blind!“ ließe ſich auf Leute der Art anwenden. Gar Viele giebt es noch, die es für eine unglückliche Vorbedeutung halten, wenn ihnen ein Schwein begegnet oder ein Haſe über den Weg läuft; die eine ſchreiende Eule des Nachts oder einen heulenden Hund, zumal wenn Jemand krank iſt im Hauſe, für eine Vorbedeutung des Todes halten; die der Braut Unglück prophezeien, wenn es ihr in den Kranz regnet. Und wie oft nennt man noch beſonders alte, wohlhabende Frauen auf dem Lande Hexen, die mit dem Gottſeybeiuns, mit dem Teufel in einem Liebesverhältniß ſtehen oder einen ſogenannten Kobold in ihren Dienſten haben ſollen, der ihnen allerlei Leibesnahrung und Nothdurft aus den Küchen und Kellern anderer Leute zuſchleppte! — da es doch größtentheils nur Ordnung, Sparſamkeit, häuslicher Sinn iſt, was Dieſen und Jene wohlhabend macht. Die beſten Kobolde und die mächtigſten, die man ſich ohne alle Teufelei anſchaffen kann, ſind Sparſamkeit, Ordnungsliebe, Genauigkeit und Sorgfalt in Bezug auf Alles, was zum Hausweſen gehört. — Und wie viel ehrliche, ſonſt ganz vernünftige Leute giebt es noch, die ſich von herumziehenden, landſtreichernden Quackſalbern vergebliche Arznei anſchmieren laſſen, welche auf eine geheimnißvolle Weiſe für Dies und Jenes und am Ende für Alles helfen ſoll. Man darf aber dergleichen Zeug nur bei Licht beſehen, ſo iſt es Pulver aus einem Beſenſtiel gebrannt, oder es ſind Pillen aus Brodteig fabrizirt, oder Salben von Schweinefett, Brennöl, Branntwein und andern Beſtandtheilen, die keine Krankheit heilen, wohl aber den Beutel ſchwindſüchtig machen. In manchen Dörfern halten ſich noch ſogenannte Kurſchmiede auf, die durch geheimnißvolle Plapperei, Verſprechungen, durch Sympathie, wie man es nennt, allerlei Krankheiten an Menſchen und Vieh heilen zu können vorgeben. Es ſind entweder liſtige Betrüger oder ſie ſind ſelbſt ſo dumm, an ihre Kunſt zu glauben; in beiden Fällen aber zu Nichts nutz. Wenn ein

Kranker unter ihrer Behandlung geſund **wird**, hat ſich die Natur ſelbſt geholfen, aber die Narrheit giebt dem Kurſchmidt den Ruhm. Wenn durch ſeine Schuld ein Kranker ſtirbt, ſo heißt's: „Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt!“ und die Narrheit ſteht nach wie vor in Gunſt. — Fort mit all dem Nebelſpuk, mit dieſen Alfanzereien! — werft den Aberglauben aus Eurem Gehirn und Herzen, es ſind unſaubere Spinngewebe, die keine ordentliche Hausfrau in ihrer Stube duldet und kein Menſch in den Kammern ſeines Kopfes und Herzens dulden darf, wenn er ein Chriſt und ein vernünftiger Menſch ſeyn will. Der chriſtliche, lebendige Glaube an Gottes Weisheit und Vernunft, die höher iſt, als alle Vernunft, der Glaube macht ſelig und geſund, nicht aber ſolche Alfanzerei, die aus den Zeiten der Finſterniß und des Unglaubens wie Unkraut ſich fortgewuchert hat bis in das Jahr 1840.

Was die Wahrſagerin auf dem Bilde hier betrifft, ſo iſt es eine der alten Zigeunerinnen *), die in aller Welt herumziehen und durch ihre lügenhaften Künſte dem abergläubiſchen Volke, beſonders noch in einigen Theilen von Süddeutſchland, Geld und Speck und Butter und was ſie ſonſt brauchen, abſchwatzen. Der Junge, dem ſie hier wahrſagt, iſt ein armer Tyrolerburſche, der vielleicht ſeine letzten Pfennige hingiebt, um von der Alten ſeine Zukunft zu erfahren. O Thorheit! Der weiſeſte und klügſte Menſch kann durch alle Weisheit und Klugheit nicht eine Minute der Zukunft vorherwiſſen, und dieſe pfiffige Alte erzählt dem armen Burſchen aus ſeiner Hand vielleicht ſein ganzes künftiges Lebensſchickſal, ohne daß hernach ein Titelchen davon eintrifft. Wir können nur drüber lachen. Allerdings liegt unſer Glück und Unglück, unſer Schickſal in unſerer Hand, aber nicht in dem Sinne, wie's der arme dumme Bauerjunge verſteht. Wir haben unſer Schickſal in unſerer Hand, d. h. wenn wir mit der Hand tüchtig zugreifen und thätig, fleißig und ordentlich ſind, ſo iſt ganz gewiß wahrzuſagen und in Wahrheit zu ſagen, daß wir glücklich und zufrieden ſeyn werden; wenn wir uns aber hinſetzen und die Hände in den Schooß legen und Bärenhäuter ſind und nur die Linien in der Hand betrachten oder betrachten laſſen, ſo müſſen wir am Hungertuche nagen, ſo treiben Müßiggang und Noth zu nichtswürdigen Streichen, zu Spitzbübereien, machen uns ehrlos vor Gott und Welt und uns ſelbſt. Dieſe Wahrſagerei iſt keine Lüge, denn ſie iſt auf natürlichem Wege begründet, und muß eben deshalb in Erfüllung gehen.

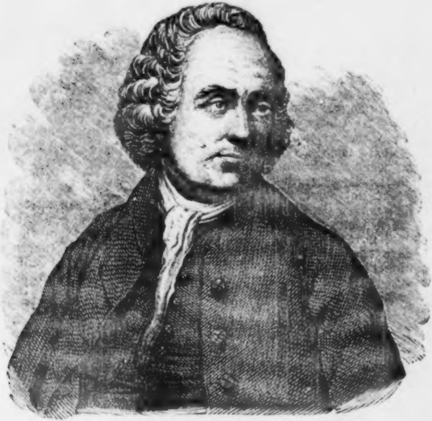
Denn es iſt gewißlich wahr:
Faule Hand ſchafft böſes Jahr;
Doch die Hand, die wirkt und faßt,
Ueberwindet Sorg' und Laſt.

---

*) Ein intereſſanter Aufſatz über die Zigeuner, deren Herkunft ꝛc. iſt im Jahrgange für 1836 dieſes Büchleins zu finden.

Schlechte meidend und das Schlechte,
Uebe Vorſicht, thu das Rechte:
Das beſtimmet dein Geſchick,
Giebt in eigne Hand dein Glück!

Benjamin Franklin.



Es iſt ſchön und denkenswerth von großen Männern, daß ſie ſich der Schwachen und Kleinen auch noch nach ihrem Tode annehmen und ſich immer wieder die Namen großer Männer von Neuem verdienen. Dies geſchieht dadurch, daß ſie uns nach ihrem Tode ihr Leben und, nachdem ſie ſich zur Ruhe gelegt, ihre Thätigkeit zurücklaſſen als ein immer ſich vergrößerndes Kapital, von dem die ganze Menſchheit die Zinſen zieht. Obwohl Franklin ſchon 1790 geſtorben, ſo lebt er doch noch, ſein Leben wirkt noch auf Jeden, der es lieſt, wie etwas Großes, Erhebendes.

Als der Sohn eines armen Seifenſieders zu Boſton in Nordamerika (er war 1706 geboren) genoß er eben nicht die ſorgfältigſte Erziehung. Von Erziehung und Bildung wie bei uns war in Nordamerika überhaupt noch wenig zu merken; aber was ein Häkchen werden will, das krümmt ſich ſelbſt bei Zeiten, und der Junge, aus dem ein großer Mann werden ſoll, der giebt oft ſchon frühzeitig die Zeichen dazu. Mozart ſpielte ſchon mit ſeinen kleinen vierjährigen Fingern auf dem Klavier herum, Napoleon lieferte ſchon als Schüler zu Brienne in ſeinem kleinen Kopfe große Schlachten, Schiller dichtete ſchon im achtzehnten Jahre eines ſeiner wildkräftigen Trauerſpiele, und unſer Franklin bewies ſchon im achten Jahre, daß er ein großer Mann im Bauen, Schaffen und Geſtalten werden würde. Er machte ſich überall zum Anführer und Chef, wenn die Jungen „Soldat ſpielen, Pferde machen“ und andere Spiele vornehmen wollten. Er war niemals bloß gemeiner Soldat, ſondern Generaliſſimus und die Jungen gehorchten, als wenn's ſo ſeyn müßte. Beim „Pferde machen“ vertrat er nie die Stelle eines Pferdes, ſondern er nahm Peitſche und Zügel und ſeine Kameraden waren die Pferde. Der achtjährige Benjamin ſpielte nun auch einmal ſo mit ſeinen Altersgenoſſen auf einem Platze zu Boſton, wo ein neues Haus gebaut werden ſollte. In der Nähe war ein Flüßchen und eine Menge Mauerſteine waren aufgefahren. Da kamen die Jungen auf den Einfall, mit den Steinen einen Damm durch das Flüßchen zu bauen. Die Jugend beſinnt ſich nicht lange und iſt deshalb viel thätiger und friſcher in ihrer Weiſe. Alſo die Jungen fielen ohne Weiteres über die Steine her und warfen ſie in den Fluß. Der kleine Benjamin Franklin aber wadete in den Fluß und ordnete und bauete die Steine ſo feſt und klug zuſammen, daß ein Waſſerbaumeiſter einen Damm nicht hätte beſſer anlegen können. Nun kamen zwar bald der Eigenthümer der Steine und der Vater Benjamins dazu und machten dem unvollendeten Damm ohne viele Complimente ein Ende; aber die beiden alten Leute beſchauten ſich die Anlage von Benjamins Händen und fanden in der Anlage der Steine, der Junge müſſe auch Anlagen im Kopfe haben, könne kein Strohkopf ſeyn. — Benjamin ward groß und Buchdrucker. Da er ſein Geld, welches er verdiente, großentheils für wiſſenſchaftliche Dinge verwandte, war bei dem Buchdruckergeſellen Geld immer das Fehlende. Einmal war er ſo abgebrannt, daß er, als er 1723 in Philadelphia einwanderte, nur noch einen Sechſer hatte und dabei für zwei Groſchen Hunger. Er kaufte ſich ein Sechſerbrod, nahm es unter den Arm und biß zu Zeiten hinein, jedoch ohne es ganz aufzueſſen, da er nicht wußte, wo mehr herzunehmen. Kein Menſch in der großen Stadt achtete auf den armen, hungrigen Buchdruckergeſellen. Dies iſt merkwürdig, denn als er 65 Jahre ſpäter durch daſſelbe Thor einzog, waren Legionen von freudeſtrahlenden, bewundernden Augen auf den Mann des Volkes gerichtet. Sein Einzug war ein Triumphzug. — Er ward zunächſt in Philadelphia Redakteur eines Journals, wodurch, ſo wie durch einige beſondere Schriften, er ſchon ziemlich berühmt ward. Bei einem angelegten Papierhandel ward er nach und nach auch reich. Er legte 1731 die erſte öffentliche Bibliothek in Philadelphia an, verbeſſerte die Harmonika, erfand und verbeſſerte in naturwiſſenſchaftlichen und gewerblichen Gegenſtänden Mancherlei. Merkwürdig iſt auch, daß er 1738 die erſte Brandkaſſe ſtiftete. Nichts aber hat ihn für die Welt bedeutender und berühmter gemacht, als daß er den Blitzen des Himmels ihre Furchtbarkeit und Macht über den Menſchen benahm durch Erfindung des Blitzableiters. Franklin aber hat in Wahrheit das Ding erfunden, welches die vernichtenden Blitze des Himmels unſchädlich in die Erde leitet, doch hatte er wegen dieſer Erfindung viel zu dulden. Man warf ihm vor, das hieße den Werken der Vorſehung in das Handwerk pfuſchen; als ob die Vorſehung nicht auch wollte, daß der Menſch ſeine Kenntniſſe üben und erweitern, und gegen alle Noth und Gefahr Mittel auffinden ſolle! Von 1757 an beginnt ſeine ruhmreiche, politiſche Laufbahn. Er ſpielte eine große, bedeutende Rolle in den nordamerikaniſchen Freiheitskriegen und erwarb ſich ein ſolches Vertrauen auf ſeine Weisheit und Macht, daß er 1776 mit unbeſchränkter Vollmacht nach Paris geſandt ward, um für die nordamerikaniſche Freiheit zu wirken. Es gelang ihm, einen Allianz-Traktat Frankreichs und des Congreſſes gegen England zu Stande zu bringen; er, der ehemalige Buchdrucker-Geſelle, unterzeichnete 1779 im Namen von ganz Nordamerika. Eben ſo unterzeichnete er 1783 den Frieden, wo Nordamerika als ein freier Staaten-Verband anerkannt ward. Später ſchloß er ſehr glückliche Handelstraktate mit Preußen und Schweden ab. Die Bewunderung und Liebe, die er ſich in ſeinem Vaterlande und im Auslande erworben, ſtieg ſo, daß, als er, wie geſagt, 1788 in ſeine Heimath zurückkehrte, ſein Einzug überall ein wahrer Triumphzug war. Er ward einſtimmig zum Gouverneur von Pennſylvanien ernannt, als welcher er die Generalſtaaten nach Philadelphia zuſammenberief, wo durch ſeinen Geiſt die neuen Staaten beſtimmt und geregelt wurden. Beſonders iſt es Pennſylvanien, einer der beſten und gebildetſten nordamerikaniſchen Staaten, welches noch jetzt in ſeiner Verfaſſung und ſeinen Geſetzen den Geiſt Franklins bewahrt und fortbildet. Er ſtarb 1790 allgemein betrauert, geliebt und geachtet als einer der edelſten und größten Männer, welche die nordamerikaniſche Geſchichte aufzuweiſen hat. Seine zahlreichen Schriften charakteriſirt eine aufs Praktiſche und Nützliche gerichtete Lebensphiloſophie, wie ſie im vorigen Jahrhundert gäng und gäbe war. Die Schriften naturwiſſenſchaftlichen Inhalts verbreiten ſich beſonders über die Elektricität, welche ihm ſo viel zu verdanken hat. Das iſt in kurzen Riſſen Franklin, der edle, biedere, fleckenloſe Mann, dem Nordamerika ſo unendlich viel zu verdanken hat, und dem auch wir ſehr viel verdanken. H. Beta.

Liebe aus dem Stegreife.

Eigentlich bedarf es keiner Erklärung, das folgende Bild; denn dieſe Situation, welche die beiden Perſonen hier einnehmen, verſteht ſogar Jeder, der nicht einmal leſen und ſchreiben kann, was jetzt mit Recht zu einer Schande geworden iſt. Und nun erſt die Mädchen, die wiſſen gleich, was es zu bedeuten hat, wenn ſie ſolche Bilder ſehen. Aber wer dies Büchlein hat, der verlangt doch ſehr viel zu leſen für ſein Geld und hofft nicht mit Unrecht, daß er etwas Näheres erfahre über die beiden Perſonen, und wir thun auch unſre Schuldigkeit. Was das robuſte ſtarke Bauermädchen betrifft, ſo ſehen wir, daß ſie irgend Einem, der jetzt Heu mäht, eine Stärkung des Leibes bringt. Ei ſeht da! da kommt aus dem Gebüſch hervor ein alter verdorbener Student, der drei Mal durch's Examen gefallen iſt, ſein Geld durchgebracht und verſtudirt hat, ohne dabei etwas Anderes in den Kopf zu kriegen als ſo oft als möglich einen Bierrauſch und dumme Streiche. Das Geld und der Kredit bei den Philiſtern ſind, wie er ſich ausdrückt, auf den Hund gekommen, d. h. alle geworden, was ſoll er nun anfangen? Ach, ſo ein alter Studio, der mit allen Hunden gehetzt iſt, weiß immer Rath. Er verkauft (verkeilt, verkloppt, vermeubelt) ſeinen letzten Rock, zieht den alten Staubmantel an, ſchlägt den Hemdenkragen darüber, ſetzt ſich eine renommirende, originelle Mütze auf den durchtriebenen Kopf, geht zum Thore hinaus und ſagt: Nun bin ich doch neugierig, was aus mir werden wird. Er ſchlendert auf den Dörfern, in Wäldern und im Gebüſch herum, ſetzt ſich zu den Bauern und lügt ihnen, wie man zu ſagen pflegt, die Hucke voll, ißt dabei aus ihrem Brodkorbe und trinkt aus ihrer Flaſche. So ſchlägt er ſich durch. Nun ſchlendert und ſchlumpert er denn auch einmal gegen Abend ſo herum, ei, da ſieht er durch's Gebüſch das ſchöne Bauermädchen. Halt! denkt er, da iſt was zu machen. Da kannſt du auf deine alten Tage noch einen recht jugendlichen, friſchen Kuß bekommen, denn die Bauermädchen haben ſehr friſche und blühende Lippen. Nun gut

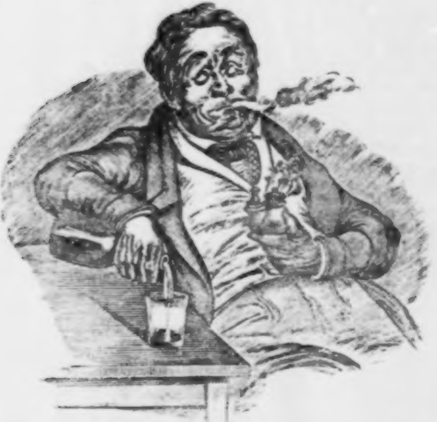
Er kommt alſo aus dem Gebüſch hervor: „Guten Tag, ſchöne Mamſell!“ (das Mädchen fühlt ſich geſchmeichelt, denn ſie meint: Mamſell, das klingt doch wirklich recht hübſch). Das Mädchen lächelt, denn ſie denkt ſich weiter gar nichts Arges. „Schön Dank!“ ſagt ſie alſo und ſieht den wunderbar aufgeputzten Studenten an. Das Geſpräch wird fortgeführt, der alte, luſtige Landſtreicher bringt eine Fineſſe und Schmeichelei nach der andern an, und ſo etwas hören die Mädchen allemal gern, weß Standes und Alters ſie auch ſeyn mögen. Sie lacht und ſcherzt mit ihm, der Herumtreiber wird immer verliebter, er ſchlägt den Arm um ſie und will nun einen Kuß rauben. Aber nein, ſo haben wir nicht gewettet! denkt Chriſtine; ſie macht den Arm wieder los, wendet das Geſicht ab und wehrt ihm die unentweihten, jungfräulichen Lippen. Denn ſo harmlos und unerfahren auch das ſchlichte Bauermädchen iſt, ſo hat ſie doch und eben gerade deshalb ein ganz richtiges Gefühl, welches ihr ſagt: An dem Burſchen wird wohl nicht viel ſeyn, du thuſt Unrecht, wenn du ihm einen Kuß giebſt; wir kennen uns ja nicht einmal; was würde Gottfried denken, erführe der ſo etwas; und der wird dich gewiß nach der Korn-Erndte heirathen, wenn du dich ordentlich hältſt, wie es einem Mädchen zukommt. Seht, das denkt ſie, das ſieht man ihr im Geſichte an. Sie zweifelt zwar noch, ſonſt würde ſie nicht ſo überlegend und ſinnend lächeln, wie wir bemerken, aber wir können in die Zukunft ſehen, und wiſſen es ganz genau, daß der alte, durchgefallene Univerſitätsmann keinen Kuß gekriegt hat, ſondern mit trocknem Munde und getäuſchter Hoffnung abziehen mußte. Und das iſt eben die Schönheit des Bildes und des Mädchens, daß ſie der Verſuchung widerſteht und ſich von ſolchen ſündigen Lippen, zwiſchen denen mancher Krug Bier hinein und mancher ſchlechte Witz herausgekommen iſt, nicht will entweihen laſſen. Sonſt nehmen wir's nicht ſo genau, wir verdammen ein Mädchen nicht gleich, wenn ſie einmal gelegentlich einem hübſchen, ordentlichen Menſchen einen Kuß giebt.

„Einen Kuß in Ehren
Kann Niemand verwehren“,

das iſt ganz richtig; die Lippen ſind offenbar nicht bloß zum Eſſen, zum Trinken und zum Ausſprechen der Lippen-Buchſtaben, ſondern auch zum Küſſen da. Wir wollen es beweiſen, daß Adam ſchon die ſchöne Eva geküßt hat als ſie noch im Paradieſe waren, und deshalb jagte ſie der liebe Gott nicht aus dem Paradieſe, ſondern erſt, als ſie vom verbotenen Apfel gegeſſen hatten. Es giebt viele verbotene Aepfel und Küſſe in der Welt. Wir überlaſſen es dem ſchönen, ſittlichen Gefühl unſerer deutſchen Mädchen, welche Küſſe ſie zu den verbotenen und welche zu den erlaubten zu zählen haben.

Ein recht warmer, friſcher Kuß
Bringt gar mundenden Genuß,
Aber mancher bringt Verdruß:
Mädchen, das bedenkt zum Schluß!

Der Stammgaſt.



Gott ſey bei uns! Was iſt denn das für eine Phyſiognomie? Das Geſicht ſieht ja aus, als hätte man Erbſenſtroh darauf gedroſchen! Und doch einen ganz noblen Rock, feines, ſchwarzſeidnes Halstuch mit umgekrempelten Vatermördern, weißes Verhemdchen, weiße Weſte und ſo viel man ſehen kann ganz ſcharmante Beinkleider über ſeinem Schmeerbauche! Liebſtes Jahrbüchlein, ſag' doch mal, was das eigentlich für ein originelles Haus iſt? Recht gern! Das iſt der Stammgaſt beim Gaſtwirthe zum goldnen Dreier, ein Schildbürger, ein ehemaliger Lohgerber und zur Zeit Rentier, mit Namen Christian Fürchtegott Spund. Früh um zehn Uhr ſteht er auf, und mit einigem Schauder an die Länge des Tages denkend, macht er ſeine Toilette, nachdem er ſich die Pfeife in die Phyſiognomie geſteckt; dann, iſt die Pfeife aus, läßt er ſich das Frühſtück von ſeiner alten Haushälterin bringen, das ſie ihm mit einigen Klatſchgeſchichten würzt. Jetzt legt er ſich mit neu geladener Pfeife in's Fenſter und kein Nachbar kann vorüber, ohne auf ſeine Frage: „Was giebt's Neues?“ geantwortet zu haben: „Daß ich nicht wüßte!“ — wonach er dann doch von irgend einem großen Unglück des Breiteren zu erzählen weiß. So kommt der Mittag heran, da wird ein Stündchen gekaut, geſchluckt und gezahnſtochert, bis das Mittagsſchnarchchen ihn in die ſeligſte Vergeſſenheit ſenkt. Nach vielem Gähnen und Dehnen reibt er ſich die Augen, er hebt ſich, zieht ſehr langſam ſeinen guten Rock an, ſteckt ſeinen Stummel in die Taſche, nimmt ſein dickes, ſpaniſches Rohr in die Hand und watſchelt bedächtig, und ſchwer an ſich ſelber tragend, zum Thore hinaus nach dem Wirthshauſe zum goldenen Dreier, welches einen Büchſenſchuß weit von der Stadt abliegt. Da ſetzt er ſich nun ruhig feſt, raucht ſeine Pfeife und trinkt inländiſches bayeriſches Bier vom eichenen Brett, eine Flaſche nach der andern dazu. Man ſieht, mit welcher Behaglichkeit er ſich eben einſchenkt. Wenn die Bauern aus dem nächſten Dorfe manchmal in den goldenen Dreier kommen, um „einen zu heben“, ſo ſagen ſie gewöhnlich: „Gott grüß' Sie, Herr Spund! Was giebts Neues?“ Die ſtehende Einleitung zu den vorzutragenden Neuigkeiten (Spund hält ein Paar „Allgemeine Zeitungen“) iſt dann allemal: Oh, ſchlechte Zeiten alleweile, Vater Stoppe oder Hans oder wie der Fragende heißt; ſchlechte Zeiten alleweile, 's is niſcht mehr mit der Menſchheit alleweile. Da is in Paris in der Deputirtenkammer der Teufel los, da ſind wegen der Korngeſetze in England alle Mäuler in Bewegung, da hat der Abdel Kader, der Mehmet Ali wieder zugegriffen. Die Bauern ſperren Mund und Naſe auf und ſagen dann gewöhnlich: der Spund is doch nich ſo dumm, weß der Teufel, der weß Alles! — J wenn wir nur ſein Geld hätten! ſagt dann wohl ein Anderer. — Spund iſt, wie ſchon bemerkt, ein Rentier, bekanntlich der Titel vom Nichts. Spund ſitzt gewöhnlich bis ſo um ein Uhrer Zehne, Elfe, dann geht er nach Hauſe und ſchläft wieder bis den andern Morgen um Zehn. So gehts alle Tage. Er iſt eigentlich einer der glücklichſten Menſchen auf Gottes Erdboden, denn er macht ſich nicht die geringſten Skrupel; denken kann er nicht und thun thut er gar nichts. Dabei darf man ihn eine gute Haut nennen, er krümmt keinem Menſchen ein Haar und theilt manchen Sechſer unter ſpaßige Betteljungen aus; deshalb hofft er auch in den Himmel zu kommen. Jetzt iſt er 45 Jahr alt, wie er hier daſitzt. — Zuletzt wird noch auf die Moral, die in dem Geſichte des Stammgaſtes liegt, aufmerkſam gemacht, nämlich: daß der Menſch oft viel gefährlicher ausſieht, als er iſt. Man ſollte aus dem Geſichte unſeres Freundes Spund ſchließen, er wär' ein wahrer Eiſenfreſſer, aber Gott bewahre! Er hat ſich nur in dem Verſuche, da Gedanken zu finden, wo doch ein für alle mal keine ſind, die Phyſiognomie ſo widerwärtig verſchoben, und ſchon wieder ſchläfrig, philoſophirt er eben über das Unglück, nicht immer ſchlafen zu können. Laſſen wir ihn druſeln, den unſchädlichen Stammgaſt, denken aber dabei:

Der Mann iſt reich und wendet alle Kraft
Nur auf's Verzehren; — mag er's thun!
Doch wir, da gute Wirthſchaft für den Wirth ſchafft,
Wir woll'n erſt nach vollbrachter Arbeit ruh'n!

F. Walter.

Ueber Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes

zu Fußpfaden, Fahrbahnen und architektoniſchen Zwecken

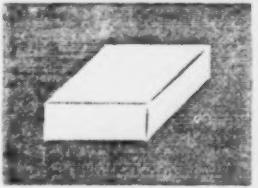
Seit ungefähr zehn Jahren bedient man ſich in Paris verſchiedener erdharziger Stoffe zur Bildung von Fußpfaden und Ueberzügen von hölzernen terraſſenartigen oder ſteileren Dächern, und ſolcher Gewölbe, welche, unter dem Boden liegend, eines Schutzes gegen die unausbleibliche Durchſickerung des Regenwaſſers oder der Feuchtigkeit im Allgemeinen bedürfen. — Jene Stoffe ſind von zweierlei Art, nämlich nachgeahmtes Erdharz (**Bitume factice**), und natürliches Erdharz von Seyſſel (**Asphalte de Seyssel**). — Die Anwendung des nachgeahmten Erdharzes hat bis jetzt im Allgemeinen keine ganz zuverläſſigen Reſultate gegeben, indem in den meiſten Fällen, wo man ſich deſſen bediente, die daraus verfertigten Ueberzüge, theilweiſe oder im Ganzen, durch den Froſt gelitten haben, welcher mehr oder weniger Riſſe, Sprünge oder Blaſen verurſachte; nur in wenigen, aber ſeltenen Fällen widerſtanden ſie der Kälte.

Jene Uebelſtände zeigten ſich beſonders auf den Boulevards in Paris, die großentheils mit nachgeahmtem Erdharz ausgeführt wurden und überall Ausbeſſerungen nöthig gemacht haben. Die Ueberzüge aus natürlichem Erdharze (**Asphalte**) dagegen ſind ohne Unterſchied gut ausgefallen; nicht bloß bei Terraſſen, Dächern, Gewölben und bei Fußpfaden von mittlerer Ausdehnung wie jene, welche zu Anfang des Jahres 1835 auf dem Pont-Royal ausgeführt wurden, ſondern dieſe Ueberzüge haben ſich in größerer Ausdehnung, indem eine Oberfläche von mehr als dreitauſend zweihundert Quadratmetre damit bedeckt wurde, eben ſo gut erhalten. Dieſer Fall ereignete ſich bei der in regelmäßigen Feldern bewerkſtelligten Bedeckung des Concorde-Platzes, zu welcher Asphalt verwendet wurde, und wo weder die Hitze des Sommers, noch die ſtrenge Kälte des Winters die geringſte Beſchädigung verurſacht hat.

In Betreff der Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit verdient alſo unbezweifelt der Asphalt den Vorzug vor dem nachgeahmten Erdharze.

Die Verſchiedenheit beider Stoffe beſteht darin, daß der Asphalt, welcher auf dem Concordeplatze und ſeitdem faſt in allen wichtigen Fällen angewendet wurde, als natürliches Erdharz im Frankreich in den Minen von Seyſſel im Departement de l'Ain gewonnen wird. Das nachgeahmte Erdharz hingegen iſt ein Theer, wie man ihn aus Steinkohlen bei Bereitung des Gaſes u. ſ. w. erzeugt, welcher ſodann, in dem Verhältniſſe von 30 bis 40 Procent mit gepulverten, kreidigen Kalkſteinchen gemiſcht, als Würfel von verſchiedenen Größen gegoſſen und in dieſer Geſtalt an den Ort der Verwendung gebracht wird.

Fig. 1.



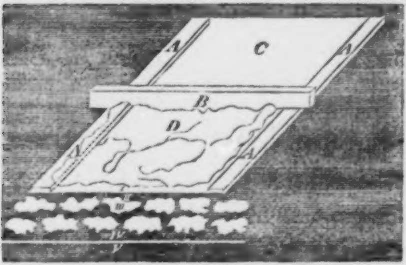
Dieſe Würfel, Fig. 1., wirft man ſodann beim Gebrauch, in kleine Stücke zerſchlagen, in Keſſel, um darin flüſſig gemacht zu werden; die Maſſe erhält einen neuen Zuſatz, in demſelben Verhältniß von 30 bis 40 Procent, von grobem Fluß- oder Kiesſand. Dieſe Miſchung geſchieht unter beſtändigem Umrühren des geſchmolzenen, flüſſigen Stoffes und Sandes, vermittelſt großer eiſerner Keſſel.

Das natürliche Erdharz bringt man meiſtens in Stücken herbei, wie ſie aus dem Bergwerke kommen; dieſe Stücke werden dann in Pfannen von Backſteinen oder Eiſenblech durch die erforderliche Wärme zu Staub gebrannt. Dieſer Staub wird ſofort in einen Keſſel gebracht (wie das nachgeahmte Erdharz) und in gleichem Verhältniſſe mit Flußſand gemiſcht. Nur iſt hierbei zu beobachten, daß, wenn der rohe Stoff mehr oder weniger Kalktheile oder fette Subſtanzen enthält, man demſelben mehr oder weniger natürlichen Theer zuſetzt, um ihn geſchmeidiger zu machen.

Nach dieſer Vorbereitung findet für den einen wie für den andern Stoff ein ähnliches Verfahren ſtatt.

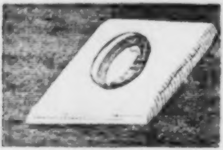
Soll z. B. ein Fußpfad gemacht werden, ſo ſtampft man zuerſt den Boden eben und giebt ihm den nöthigen Fall für den Ablauf des Waſſers; dieſen Boden bedeckt man mit einer Schicht von Mörtel, dick nach Maaßgabe der Sorgfalt, die man darauf verwenden will. Dieſer wird ſeinerſeits wieder geebnet durch Auftragung eines aus hydrauliſchem Kalk und Flußſand bereiteten Mörtels; auf ſolche alſo vorbereiteten Unterlagen gießt man das nachgeahmte oder natürliche Erdharz mit Sand gemiſcht. — Dieſer Guß geſchieht gewöhnlich in Abtheilungen von einem Metre (drei Fuß) Ausdehnung in der Breite und nach beliebiger Länge.

Fig. 2



Der Guß wird zwiſchen eiſernen Schienen (A, A, Fig. 2.) aufgetragen, welche ſo dick ſind als der beabſichtigte Ueberzug von Erdharz, der durch eine andre eiſerne Schiene B geebnet wird, die man über jene beiden hinſtreift; ſodann beſtreicht man die ganze Oberfläche des noch heißen, harzigen Ueberzuges mit gewärmtem Fluß- oder Kiesſand, der zuvor geſiebt worden iſt, und um dieſe Beſtreuung inniger mit dem Harze zu verbinden, ſchlägt man die Oberfläche ſtark mit einem hölzernen Schiebbrette, Fig. 3.

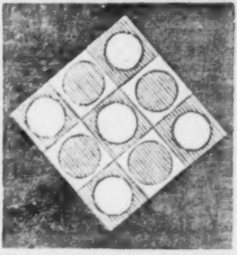
Fig. 3



das mit einem Handgriffe verſehen iſt, ſo lange, bis ſie vollkommen eben iſt. Dieſes Verfahren giebt dem Ueberzuge ein graues Anſehn, durch die gelblich-weiße Farbe des Sandes und die Zwiſchenräume des ſchwarzen Harzes hervorgebracht.

Da dieſer Anblick ermüdend einförmig iſt, ſo verſuchte man es auf dem Concordeplatze, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, zu welchem Zwecke es darauf ankam, einen ſehr dunklen, nämlich ſchwarzen Ueberzug zu bewerkſtelligen. Die Abſicht wurde erreicht, indem man den zum Beſtreuen beſtimmten Sand in flüſſigem und mit einigen Säuren verſetzten Asphalt ſchwärzte; die mit ſolchem geſchwärzten Sande beſtreuten Felder gewinnen nun ein durchaus ſchwarzes Ausſehn, das gegen die graue Farbe der übrigen ſehr gut abſticht, und dem Ganzen den Anblick einer ſchönen, geplatteten Moſaik gewährt; Fig. 4. giebt ein Muſter der dazu gewählten Felder-Eintheilung.

Fig. 4.



Seitdem hat man auch Mittel gefunden, vielfarbigen Asphaltboden auszuführen. Vor den Haupteingängen des Börſengebäudes wurden Verſuche im Freien gemacht, die vollkommen gut ausfielen. Dieſe Verbeſſerung iſt von Wichtigkeit, weil man nun im Stande ſeyn wird, ſehr reiche und dauerhafte Fußböden auszuführen, beſonders im Innern großer Gebäude und mit mäßigen Koſten. Will man eine Nachahmung verſchiedenfarbiger Steinplatten, felderartig abgetheilt und mit einfachen Rahmen oder Frieſen eingefaßt, anwenden, ſo koſtet der Flächen-Metre nur 6 bis 7 Francs; für den doppelten Preis aber könnte man die reichſten und mannigfachſten Moſaikböden nachahmen laſſen.

Die beſte Jahreszeit, um Erdharzpflaſterungen vorzunehmen, ſind die ſchönen Frühlingstage; auch Sommer und Spätjahr ſind ganz günſtig; nur hat der Sommer die Unbequemlichkeit, die Arbeiter ſehr zu ermüden, da ſie nicht nur der Sonnenhitze ausgeſetzt ſind, ſondern auch derjenigen der Schmelzpfanne und der im geſchmolzenen Zuſtande zu verwendenden Stoffe. Uebrigens wurde auf dem Concordeplatze in der ſtärkſten Hitze, wie beim Eintritte des Froſtes, ohne Nachtheil gearbeitet.

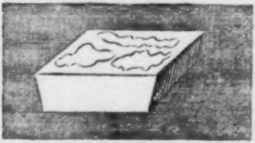
Ein Flächen-Metre Fußpfad von Asphalt oder natürlichem Erdharz in zweierlei Farben, mit Inbegriff der Ebnung des Bodens, des Mörtels, der Handarbeit wird mit 6 bis 8 Francs, einfarbig mit 6 bis 7 Francs bezahlt. Dieſe Fläche mit nachgeahmtem, einfarbigem Erdharz würde für 5 bis 6 Francs, und gegenwärtig ſogar noch billiger gemacht werden.

Es bedarf bei dieſem Geſchäft des Zuſammenwirkens von wenigſtens drei Arbeitern: des einen, um das Harz ſtets im Fluß zu erhalten und umzurühren; des andern, um die geſchmolzene Maſſe an die betreffende Stelle zu tragen; des dritten, um das Harz auszubreiten, mit Sand zu beſtreuen und zu ſchlagen. Eine große Schwierigkeit beſtand bis jetzt darin, eine hinreichende Anzahl Arbeiter zu finden, welche dem ſehr anſtrengenden Geſchäft körperlich gewachſen ſind und daſſelbe mit Sorgfalt und Fleiß ausführen. — Das wichtigſte Erforderniß iſt die Anweſenheit eines Mannes, der die nöthige Erfahrung beſitzt, über den Grad der Geſchmeidigkeit, deren das Erdharz bei der Anwendung bedarf, um im Sommer nicht zu weich zu werden und im Winter nicht zu berſten. Die Uebung allein kann ſolche Männer bilden.

Der Erdharz-Ueberzug für Fußpfade und Terraſſen wird auch auf eine Schicht gewöhnlicher Backſteine aufgetragen, die auf die breite Seite gelegt, und deren Fugen, des Verbandes wegen, mit geſchmolzenem, flüſſigem Erdharz ausgegoſſen werden. Die ganze Oberfläche wird ſodann mit Erdharz überzogen, und dies Verfahren giebt ſehr gute Reſultate, nur iſt es koſtſpieliger.

Endlich hat man noch eine Pflaſterung auf dem Concordeplatze verſucht, und zwar mit nachgeahmtem Erdharz, deren Ergebniß bis jetzt ſehr befriedigend geweſen iſt. Zu dieſem Zwecke ließ man viereckige, hohle Formen, Fig. 5., machen, von fünf Seiten geſchloſſen, die obere Fläche offen, jede lange Seite etwa 1 Pariſer Fuß, mit einer Höhe von 6 Zoll; ſie verjüngen ſich nach unten (bilden alſo den untern Theil einer abgeſtumpften Pyramide). In dieſe Formen legte man Kieſelſteine, etwa drei oder vier, ſo viel es bedurfte, um etwa zwei Drittel des Raumes einer Form auszufüllen, und auf eine Weiſe, daß ſie eine obere, rauhere Fläche bildeten. Der übrige Raum des Modells wurde mit Erdharz ausgegoſſen. Die alſo geformten Blöcke wurden mit verſchränkten Fugen auf

Fig. 5.



den Boden geſetzt, der mit Sand bedeckt worden war, die einzelnen Blöcke um etwa 1 Zoll von einander entfernt, und dieſe offenen Fugen wurden mit flüſſiger Harzmaſſe ausgegoſſen. Dies Verfahren, welches eine große Anzahl einzelner Theile zu einem dichten und feſten Ganzen verbindet, bildet durch die bogenförmige Anlage der Straße ein ſehr ſtarkes Gewölbe.

Wenn dieſer Verſuch ſeine Haltbarkeit bewährt, wie es zu vermuthen iſt, ſo bietet dieſe Conſtruktionsweiſe außerordentliche Vortheile:

1) In ökonomiſcher Beziehung; denn der Flächen-Metre koſtet nur 10 Francs und verurſacht keine Unterhaltungskoſten, im weſentlichen Gegenſatze mit dem üblichen Pariſer Straßenpflaſter, welches 9 Francs Anfertigung koſtet, und unabläſſige Ausbeſſerungen erheiſcht, deren Betrag ſich Jahr für Jahr auf wenigſtens 3 Francs beläuft.

2) In Beziehung auf Reinlichkeit; denn da das Waſſer auf einer alſo angelegten Maſſe weder verweilen noch in die Fugen eindringen kann, ſo verſchwinden die nächſten Veranlaſſungen zur Unreinlichkeit, die das gewöhnliche Pflaſter mit ſich bringt.

3) In Betreff des Geräuſches und des Schütterns; Beides wird dadurch vermindert.

4) Verringerung des Reibungswiderſtandes, wodurch es möglich wird, ſchwere Laſten durch eine kleine Anzahl Pferde fortzubewegen.

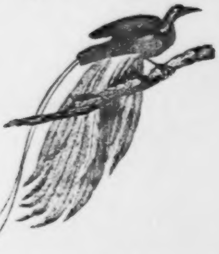
Seit der gelungenen Anwendung des Asphalts aus den Minen von Seyſſel hat man in Frankreich verſchiedentlich nachgeforſcht, um ähnliche urſprüngliche Stoffe zu finden, und nicht ohne Erfolg. Die Minen von Lobſann bei Weißenburg, Departement des Oberrheins, liefern einen Bergtheer, den man zur Verfertigung eines Fußpfades in Paris verwendet hat, den der Froſt des Winters nicht im Mindeſten beſchädigte.

Da am Eingange dieſes Aufſatzes die Verwendung des Erdharzes zu Dachbedeckungen erwähnt wurde, ſo wird zum Schluſſe deſſelben eine kurze Beſchreibung des dabei beobachteten Verfahrens um ſo paſſender ſeyn, als in der neueſten Zeit die, nach ihrem Erfinder benannte, Dorn'ſche Dachdeckung im Norden von Deutſchland ſehr häufig in Anwendung gebracht wird, bei welcher der Holz- oder Steinkohlentheer eine große Rolle ſpielt, jedoch mit andern Subſtanzen in Verbindung geſetzt.

Als Beiſpiel diene ein Fall, der in Douai im Jahre 1832 vorkam, wo eine Dachfläche von 5000 Metre mit Asphalt bedeckt wurde, die ſich vollkommen gut erhalten hat. Das Verfahren war folgendes: auf die Sparren eines Dachs wurden Latten von Rothtannenholz von Mitte zu Mitte feſtgenagelt. Quadratiſche Plättchen aus gebrannter Erde, mit leicht abgeſchrägten Kanten, wurden auf dieſe Latten gelegt, und deren gute und breitere Fläche nach unten gekehrt, ſo daß die durch die Kantenſchräge ſich erweiternden Fugen nach oben gekehrt waren. In dieſe Fugen wurde der Erdharzkitt gegoſſen, um die Plättchen untereinander zu verbinden und ſie auf die Latten zu befeſtigen.

Eine leichte, undicht gewebte Leinwand, wie man ſie als Unterlage für Papiertapeten verwendet, wurde über dieſen Plattenboden ausgeſpannt, dem Saum (Sahlleiſte, Sahlband) entlang mit einigen Nägeln in die Fugen der Plättchen befeſtigt, die Länge der Leinwand vom Gipfel nach dem untern Rande des Daches gerichtet. — Ein Erdharzüberzug wurde in Streifen, welche denen der Leinwandbreite entſprachen, über die ganze Dachfläche gegoſſen. Die Oberfläche dieſes Ueberzuges hat man, ſo lange ſie noch flüſſig war, mit einer Lage von geſiebtem Flußſande überdeckt, der in einer Pfanne gleichzeitig mit dem Erdharze ſtark erhitzt und heiß aufgetragen wurde. Endlich iſt dieſer Sandauftrag, um ihn mit dem Erdharze inniger zu verbinden, mit hölzernen Schlägeln ſo lange feſtgeſchlagen worden, bis die Oberfläche ganz eben war.

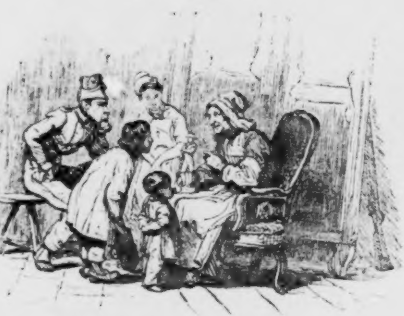
Der Paradiesvogel.



Man findet ihn in Neu-Guinea, Borneo und den benachbarten oſtindiſchen Inſeln, und er gewährt mit ſeinem bunten, vorzugsweiſe hellgelben Geſieder einen prachtvollen Anblick. Er ſchwingt ſich hoch in die Lüfte und iſt ſelten auf dem Lande ſichtbar, ſo daß man ſonſt den Glauben hegte, ſeine Heimath len nicht die Erde, ſondern der Himmel, weshalb man ihm den Namen Paradiesvogel gegeben haben ſoll; indeß könnte er auch wegen ſeiner großen Schönheit ſo benannt worden ſeyn. Die von dem obern Theil des Körpers über den Schweif herabhangenden feinen Federn ſind über drei Fuß lang.

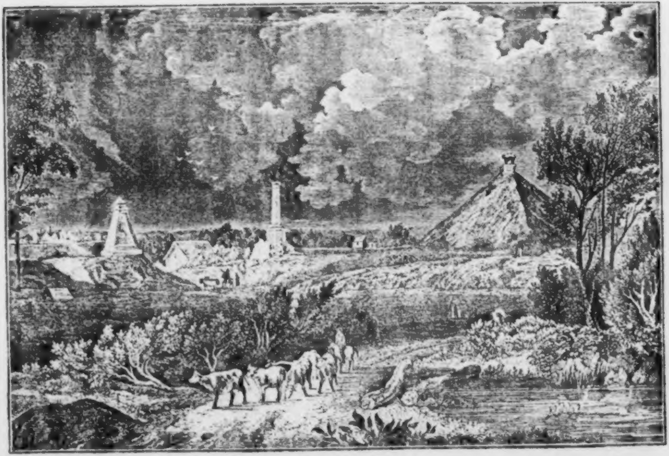
Das Schlachtfeld von Waterloo

(Belle-Alliance).



Wir Alle wiſſen es oder ſollten es wiſſen, daß wir Deutſche vor einigen Jahrzehnden einen großen blutigen, aber edlen Freiheitskampf gekämpft und die franzöſiſche Fremdherrſchaft abgeſchüttelt haben. Die Begeiſterung für unſre Freiheit, für unſere alten Sitten und Rechte führte unſre Heere auf Leipzigs Fluren und bezwang den großen Bedrücker Napoleon. Er ward nach Frankreich zurückgetrieben, mußte auf den Beſitz deutſcher Lande verzichten und endlich auch auf ſeinen gewaltigen Thron. Er ward in engliſchem Gewahrſam auf die Inſel Elba gebracht, wo er im Mai 1814 landete. Aber er konnte den Zuſtand der Gefangenſchaft nicht ertragen. Obwohl man ihn ſtreng bewachte, wußte er doch von Elba zu entkommen. Er fuhr am 26. Februar 1815 Abends mit tauſend Mann ſeiner Getreuen ab und landete am 1. März an der Küſte von Frankreich, wovon die Nachricht wie ein elektriſcher Blitz, zum Jubel aller der Tauſende, die Napoleon vergötterten, durch Frankreich zuckte. Dies neue Auftreten Napoleons bis zu ſeiner abermaligen Entfernung auf die Inſel Helena iſt unter dem Namen der „hundert Tage“ bekannt. Alles lief dem großen Schlachtenhelden zu; Alles war wieder ſein. Die in Wien verſammelten europäiſchen Mächte ſprachen die Achtserklärung über ihn aus: Er ſey als Feind der Ruhe und Weltaufwiegler der öffentlichen Rache Preis gegeben, hieß es unter Anderem darin. Aber Napoleon ward deſſenungeachtet von der Verſammlung der Abgeordneten Frankreichs auf's Neue zum Kaiſer gewählt. Die europäiſchen Mächte rüſteten ſich zum Kriege und Napoleon rückte mit 120,000 Mann und viertehalbhundert Kanonen nach Belgien vor, den alliirten Mächten entgegen. Dieſe beſtanden aus 120,000 Preußen mit 300 Kanonen unter Feldmarſchall Blücher und 100,000 Engländern, Deutſchen und Niederländern unter dem Herzog von Wellington. — Napoleon trennte die beiden Armeen und ſchlug, während der Herzog von Wellington in Brüſſel auf einem Balle Polonaiſe tanzte, die Preußen bei Ligny, hielt ſie mit 40,000 Mann im Schach und wandte ſich ſelbſt mit 80,000 Mann gegen Wellington. Dieſer ſchrieb an Blücher, er möge ihm zu Hülfe kommen, dann wolle er die Schlacht annehmen. Blücher verſprach es. Nun ſchlug Wellington in dem Flecken Waterloo auf der Brüſſeler Straße ſein Hauptquartier auf und formirte ſeine Schlachtlinie quer über die Straße vor dem Walde Soignes, durch den man die Preußen erwartete. In der Nacht vor der Schlacht am 18. Juni 1815 floß ein furchtbarer Regen vom Himmel. Die Feuer der Bivouaks miſchten ſich ziſchend mit den herabſtürzenden Waſſermaſſen. Die franzöſiſchen Truppen lagen durchnäßt im Schlamme, und eine Schlacht ſchien unmöglich. — Jetzt begann die Sonne ſich zu erheben, welche dieſem Tage der Entſcheidung über Frankreich und Deutſchland leuchten ſollte. Unſere bei Leipzig ſchwer errungene Freiheit ſtand wieder auf dem Spiele, unſere Ehre, unſere Sitte, unſer Recht. Die Frage ſollte heute entſchieden werden: Soll es künftig ein freies Deutſchland geben oder ſoll Deutſchland eine franzöſiſche Provinz, ein Knecht des großen Welteroberers ſeyn! Blücher gab eine echt deutſche, eine donnernde, furchtbare Antwort, welche die Franzoſen nie wieder vergeſſen und wir Alle in treuem Andenken behalten werden. Wie mancher ſchnurrbärtige Invalide, wie mancher wackere deutſche Bürger lebt noch, der das „Vorwärts, lieben Kinder!“ an dem Tage von dem alten, wackern Blücher gehört und mitgekämpft hat für unſere Freiheit! Waterloo! Wie erhebt ſich das Herz der ergrauten Kämpfer bei dieſem Klange! Mit Recht kann Jeder ſtolz darauf ſeyn, der da unter Blüchers: Vorwärts! einſt mit aus dem Walde von Soignes hervorgedrungen und die Schlacht zu unſerm Heile mit entſchieden hat; auch Alle die können es ſeyn, welche ein theures Glied ihrer Familie zwiſchen den Hügeln von Waterloo verloren haben. Sie ſind gefallen, damit unſere Freiheit nicht falle. — Die engliſche Armee hatte ſich auf den Hügeln zwiſchen dem Dorfe Merke-Braine und dem Weiler Ter la Haye aufgeſtellt, auf denen, wo das mittelſte Denkmal auf dem beigefügten Bilde ſteht. Die dahinter ſichtbaren Bäume gehören zu dem Walde von Soignes. Gegenüber ziehen ſich eine Reihe Hügel hin, welche die Franzoſen beſetzt hielten. Dazwiſchen iſt ein breites Thal von vier Hochſtraßen durchſchnitten, welche ſich durchkreuzen. Auf der franzöſiſchen Hügelkette liegt das Dorf Belle Alliance, welches der ganzen Hügelreihe den Namen giebt.

Der Kaiſer frühſtückte mit vielen Generalen in dem Maierhofe Caillou, eine halbe Stunde hinter Belle-Alliance, um 8 Uhr Morgens. Dann ſtieg er zu Pferde, diktirte zwei Generalen den Schlachtbefehl und um 9 Uhr war Alles ſchlag- und ſchlachtfertig. Trommelgewirbel, Trompetengeſchmetter, rauſchende Marſchmuſik. Die Augen der alten Garde funkeln, die Geiſter von hundert Schlachten und Siegen ſteigen empor. Bewegungen und Anordnungen bis halb Elf. Unter rauſchendem Enthuſiasmus durchreitet der Kaiſer die Schaaren. Der Hauptangriff ſollte auf den linken Flügel der Engländer geſchehen, um ſie von den Preußen (zu Wavre) abzuſchneiden. Unter kleinem, lebhaften Gewehrfeuer war es zwölf Uhr geworden. Jetzt bekam der Fürſt von Moskwa Befehl, anzugreifen. Eine Batterie von 80 Kanonen ſchleuderte donnernd ein furchtbares Verderben unter die Engländer. Ganze Reihen lagen und wälzten ſich in ihrem Blute. Da brauſen engliſche Reiterbrigaden heran und hauen die franzöſiſche Schlachtlinie auseinander. Die ſchlachtergrauten Küraſſiere Milhauds ſtürzten ſich wie wüthende Löwen auf die engliſche Reiterei. Furchtbares Gemetzel, unter wüthenden Cavallerie- und Infanterieangriffen von beiden Seiten ſanken Tauſende zuſammen, Flinten und Kanonenkugeln flogen fortwährend hin und her, meilenweit war das Schlachtfeld in Pulverdampfwolken eingehüllt, in denen es furchtbar hin und her donnerte und blitzte. Die Erde dröhnte unter den Sturmſchritten der Heere, dem Hufgepraſſel der Cavalleriebrigaden und Tauſenden von Feuerſchlünden. Unentſchieden hat Kampf und Tod bis 7 Uhr hin und her gewüthet. Jetzt ſtürzt ſich die alte franzöſiſche Reitergarde ohne Befehl in die Schlacht; 12,000 franzöſiſche Reiter fechten zu gleicher Zeit. Unter donnerndem Vive l'empereur! drängen ſich die Franzoſen an die Höhe von Mont Saint Jean und durchbrechen das engliſche Centrum. Wellington war in dieſem



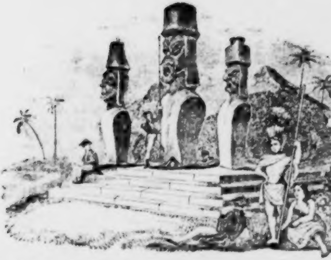
Augenblick verloren. Er ließ die noch vorhandenen Truppen Quarré's bilden, welche wie Felſen daſtanden, die Anfangs den Andrang franzöſiſcher Küraſſiere abwehrten. Aber endlich werden einige geſprengt; — 12,000 Engländer liegen in ihrem Blute. Der Kaiſer ordnet ſeine Garden in Colonnen zum letzten, entſcheidenden Siege. In dieſem furchtbaren Augenblicke, an dem eine Welt hing, ſteigen Raketen in dem Walde Soignes in die Höhe. „Es iſt Grouchy!“ tönt es frohlockend durch die franzöſiſchen Schaaren, „die Schlacht iſt gewonnen!“ Es war aber nicht Grouchy, ſondern unſer alter wackerer Blücher, welcher mit ſeinen Preußen die Sache Deutſchlands rettete. Die zur Flucht gewendeten Engländer kehren um, das Blücherſche „Vorwärts!“ ertönt und mit Löwengrimme entreißen die Preußen den Franzoſen ihren Sieg. Die Sonne war untergegangen, die Nacht brachte allgemeine Verwirrung in die franzöſiſchen Schaaren, und die Flammen des brennenden Hougemont beleuchteten das furchtbare Feld des Todes und die in raſender Eile fliehenden Franzoſen, die gegen ſich ſelbſt zu wüthen ſchienen, da die Cavallerie und Kanonen ſchonungslos über die Fußgänger hinwegbrauſten und ſie todt quetſchten. Und von allen Seiten blitzten zahlloſe Batterien in das furchtbare Gemiſch der Fliehenden, wozu endlich die Flammen aller umliegenden brennenden Dörfer grauſenhaft leuchteten. Alles iſt geflohen, nur die alte Garde von Marengo nicht. Sie ſteht wie ein Fels und feuert, bis der letzte Mann niedergehauen iſt und mit ihm der letzte Glanz des Kaiſers. Sie haben ihrem Kaiſer Ehre gemacht und ſich ſelber bis in Ewigkeit. Als die Glocke von Waterloo Mitternacht ſchlug, war Alles ſtill auf dem meilenweiten Felde des Todes und nur einen feinen, kalten Regen hörte man niederrieſeln und hier und da das Todesröcheln eines Sterbenden, der bald zu den vielen Tauſenden zu zählen war, die auf dem blutigen Felde umher zerſtreut lagen — die blühendſten Söhne von halb Europa.

Die goldenen hundert Tage des neuen Kaiſerreichs waren verſchwunden; aus dem Blute der Tauſende von Gefallenen erhob ſich auf's Neue der lichte Genius unſerer Freiheit. Napoleon ward nach Helena gebracht, wo er nach 49 Schlachten, in denen er die halbe Welt beſiegt hatte, groß und ruhig ſtarb, und am 5. Mai 1821 unter dem Donner engliſcher Kanonen in dem Thal Geranium, unter den Trauerweiden, an denen ein kleines Bächlein fließt, in ſeine enge Gruft ſtieg, er, dem die Welt zu klein geweſen war. (Siehe dies Büchlein Jahrgang für 1838.)

Das große Schlachtfeld von Waterloo iſt ſeitdem von zahlloſen Reiſenden beſucht und mit Denkmälern geſchmückt worden, wie wir ſie auf dem beigefügten Bilde erblicken. Der Löwe von Waterloo, auf einem über 100 Fuß hohen pyramidaliſch aufgethürmten Hügel, iſt von Wilhelm von Holland aufgeſtellt worden. Er iſt 12 Fuß hoch, in ſchreitender Stellung mit aufgehobenem Fuß und Schweif. Links die beiden Häuſerchen ſind die Stelle, wo Blücher und Wellington zuſammentrafen. Das mittelſte Denkmal, die einfache Säule auf dem Felſen, iſt das engliſche. Links, jenſeits des Thales, auf dem entgegengeſetzten Felſen, erhebt ſich pyramidenförmig das preußiſche. Dies ſind die Denkmäler der 20,000 Krieger, die hier fielen. Jetzt wogen goldene Weizenſaaten auf dieſem Felde des Blutes; nur die Kugeln in den Häuſern und die Denkmäler erinnern noch an dieſe große, furchtbarſte und letzte aller Schlachten Napoleons. „Aber vor zwei und zwanzig Jahren ſah es hier anders aus", berichtet ein Augenzeuge, der drei Tage nach der Schlacht den Kampfplatz beſuchte; „da floß der Bach noch blutig roth; die eine Hälfte der Gebäude der Umgegend war niedergebrannt, die andere von zahlloſen Kugeln durchlöchert; kein Weg, kein Steg durch die Trümmer, nur Leichenhaufen, über welche man fortklettern mußte. Welche verzerrte Geſtalten, welche entſetzliche Verſtümmelungen! Es ſtöhnte, wimmerte, röchelte unter den blutigen Bergen hervor; viele ſtarben hülflos und verſchmachteten, die ſonſt noch gerettet werden mochten. Man konnte den Kampf Schritt für Schritt verfolgen. Die alten, franzöſiſchen Grenadiere mit den finſtern, bärtigen Geſichtern lagen in langen Reihen am Bach, drüben die Preußen mit dem blonden Haar, welche ihr junges Leben hier gelaſſen, kalt und ſtarr zu Bergen aufgethürmt. Zwanzig tauſend Todte ſind unter den Denkmälern begraben, und die Leute fürchten ſich vor ihren eigenen Häuſern, denn in Jedem iſt Entſetzliches geſchehen." Ligny, Waterloo, Belle Alliance, das ſind Namen, die jedem Deutſchen ewig unvergeßlich bleiben werden. Dieſes furchtbare Kampfgebrüll, das einſt hier die Erde erſchütterte, dieſe Ströme Bluts, dieſe Tauſende von Todten hier haben aus ſich ſchöne Blumen für Deutſchland hervorgetrieben. Ehret die Unſterblichen, die hier gefallen ſind und gekämpft haben für uns und unſere Enkel! — Das in der Nähe des Schlachtfeldes ſtehende Gaſthaus hält ein Fremdenbuch, in welchem man unzählige Namen von allen Völkern der Erde findet; ein Beweis, daß man auf der ganzen Erde das Welthiſtoriſche dieſer Schlacht und den furchtbaren Geiſt, der über dem Kampfplatze ſchwebt, ehrt und fürchtet.

Bildſäulen auf der Oſter-Inſel.

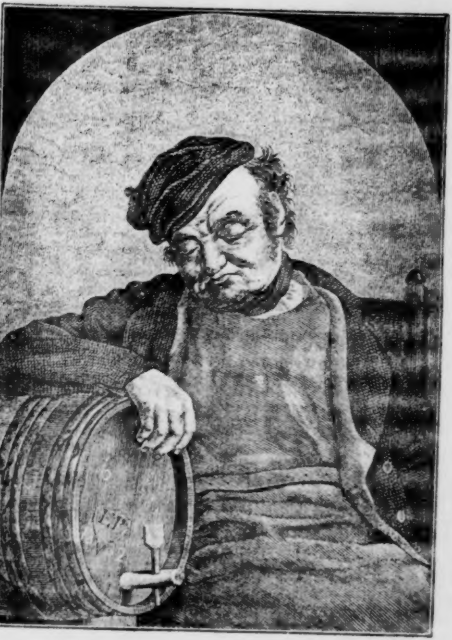
Im ſtillen Ocean giebt es eine Inſel-Gruppe, welche man die Marquesas-Inſeln genannt hat; ſüdöſtlich von dieſen liegt die Oſter-Inſel, auf der ſich alte Bildwerke befinden, wie wir



deren oben ſehen. Manche davon ſind 25 Fuß hoch und wahrſcheinlich hat man ſie aufgerichtet für einen früheren, nun verſchollenen Götzendienſt. Ihr Alter iſt bis jetzt noch nicht ausgemittelt, und uns mag die Copie einen Begriff davon verſchaffen, wie es vor undenklichen Zeiten unter den Völkern, denen wir die Bezeichnung „Wilde" gaben, mit der Bildnerei ſtand. Immer deuten dieſe rohen Geſtalten auf einen, nach Kultur ſtrebenden Sinn, der ſich denn auch überall zur Kunſt wendet, wie unbeholfen es Anfangs geſchehen mag.

Der Wein-Küfer.

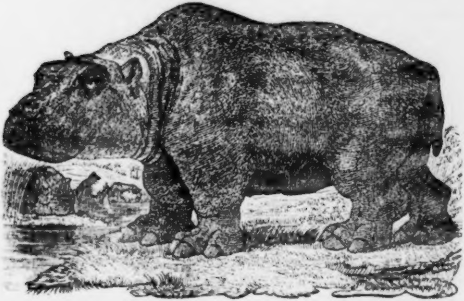
Das Männlein ſchläft, wie wir ſehen, aber nicht wie andere Leute im Bette oder wenigſtens im Zimmer, ſondern im Keller an einem Tönnchen Vierunddreißiger. Er hat Wein gefüllt, der gute Mann und dabei gekoſtet und immer wieder gekoſtet, was ihm nichts gekoſtet hat, bis ihm die Zunge auf Stelzen ging und ſo der Wein ihm in den Kopf ſtieg. Was ſoll auch der Wein, der im Magen keine Herberge mehr fand, anfangen? Er iſt ausgewandert, höher hinauf, und der gute Mann hat ſich einen Spitz getrunken, ſtudentikos: ſich beknillt, benebelt, oder wie man ſich noch ſonſt ausdrücken mag mit einer der zwei hundert Redensarten, die der Deutſche für die geliebte Trunkenheit aufzuweiſen kann. Hierbei machen wir zugleich die Bemerkung, daß der Menſch für alles Unrechte und Unerlaubte verblümende, beſchönigende, umſchreibende Bezeichnungen ſchafft, um ſich ſelbſt zu betrügen und das Unrechte als berechtigt er-



L.P.

ſcheinen zu laſſen. Ein Spitzbube wird nie ſagen: ich habe geſtohlen, ſondern, ich habe etwas mitgehen heißen, oder wie der Berliner Eckenſteher, der eine derbe Klobe Holz geſtohlen hatte, ſagte: „Et is en Splinteken, des mich zwiſchen de Nägel bei't Abladen ſtecken geblieben is.“ So wird auch der Küfer hier, wenn er aufwacht und man ihn zur Rede ſetzt, nicht geſtehen, daß er ſich betrunken hat; er wird ſagen: „I du meine Güte, was iſt denn da weiter! Ich habe man bloß 'n Biſchen gekoſtet, kaum 'n Paar Schluck. Ich kann nichts vertragen!“ oder ſo was Aehnliches. Daß der aber 'n gehörigen vertragen kann, und, wieviel er auch zu ſich nehmen mag, doch „keine Staffetten nach Speyer ſchickt“ (auch eines der zwei hundert Trink-Sprüchwörter), das ſieht man, dächt' ich, klar genug an ſeiner ganzen Vierſchrötigkeit und beſonders an ſeinem derben, dickblumichigen Geſicht. Er muß alſo dem Weinfaſſe ganz beſtialiſch zugeſetzt haben, wenn der Geiſt des Weins in einem ſolchen Körper eine falſche Macht bekommen ſollte, daß er deſſen Lebensgeiſter auf eine Weile tödtete. Gelegenheit macht Diebe, aber ein Dieb macht ſich auch Gelegenheit. Es iſt zwar ſchön und groß, ungeachtet der Gelegenheit nicht zu ſündigen, aber Jeder hat ſo ſeinen kleinen Teufel im Leibe, der's ihm ſchwer macht. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch ſchwach, d. h. ſchwach zum Guten und ſtark zum Böſen. Das Beſte iſt alſo für uns ſchwache Menſchen immer, die Gelegenheit zu vermeiden, z. B. lieber vor einer Weinſtube oder einem Schnapsladen vorbei als hinein zu gehen. Hat man's, um je zuweilen ein Fläſchchen Wein's zu leeren, ſoll man's daheim mit den Seinigen thun; da wird's hübſch eingetheilt und Jeder bekommt nur eben ſo viel, daß er ſich die Freude und nicht die Reue weckt. Wer aber nur an ſich allein denkt, wem bei der edlen Gluth des Rebenſafts das geöffnete Herz nicht eben ſo werth und werther iſt als der Wein, von dem ſagt noch eines jener Sprüchwörter ganz richtig: „Er trinkt ſich einen Pelz, damit ihm der Narr nicht erfriert!“ — Die Trinker von Profeſſion, welche mehr in den Weinſtuben heimiſch ſind, als in ihrem Hauſe und Geſchäft, machen ſich der edlen Gottesgabe unwürdig und gehen auch meiſt in ihrem Faul- und Narrenpelz zu Grunde.

Das Flußpferd.



Es hat eine Länge von 13 bis 15 Fuß und iſt eins der unförmlichſten Thiere. Die einzige gute Abbildung iſt von Daniel, die hier verkleinert gegeben iſt; alle übrigen ſind ſchlecht oder höchſt mittelmäßig. Es findet ſich am Vorgebirg der guten Hoffnung; Lander fand es im Niger ſehr zahlreich. Nach Rüppell findet es ſich noch in Dongola. Seine Nahrung beſteht in Waſſerpflanzen; es kann ſehr gut ſchwimmen, vortrefflich tauchen und ſoll auf dem Boden der Flüſſe gemächlich umhergehen können. Auf angebauten Feldern verurſacht es eine fürchterliche Verwüſtung und zwar weniger durch das, was es frißt, als durch ſeine plumpen, breiten Füße, mit denen es die ganze Saat in den Boden ſtampft. Den Menſchen flieht es, und ſeine Flucht geht dann immer nach dem Waſſer hin. Im gereizten Zuſtand iſt es gefährlich, mit ihm zuſammen zu treffen, denn es läuft ziemlich ſchnell und, erreicht es ſeinen Feind, ſo zertritt es ihn mit ſeinen Füßen. Von ſeiner Jagd giebt **Dr.** Rüppell folgende intereſſante Schilderung:

„Die Harpune, womit die Jäger in Dongola die Flußpferde anwerfen, iſt etwas von der der Krokodilsjagd verſchieden. Das Eiſen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radirmeſſer; die äußeren Dreiviertel des ovalen Randes ſind vorzüglich zugeſchärft. Am oberen Vorſprung der Harpune iſt ein ſtarker, langer Strick befeſtigt, und an deſſen anderm Ende ein dicker Kloß von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfene Thier bei Tage leichter wieder aufzufinden. Die Jäger werfen übrigens dies Wild bei Tag und bei Nacht an. Der erſteren Zeit geben ſie immer den Vorzug, weil ſie beſſer den wüthenden Anfallen des gereizten Feindes entgehen können. Einen Theil des Strickes, nebſt dem Holzſchaft der Harpune, nimmt der Jäger in die rechte Hand; in der linken trägt er das übrige Seil und den Holzkloß. So nähert er ſich behutſam ſeinem Wilde, wenn es bei Tag auf einer kleinen Inſel ſchläft, oder er lauert des Nachts an der Uferſtelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatfeldern zu weiden. Iſt er bis auf die gewünſchte Entfernung (etwa 7 Schritt) genaht, ſo wirft er kraftvoll die Lanze auf ſeinen Feind, deren Harpune, wenn ſie geſchickt geſchleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleiſchmaſſe eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet ſich gewöhnlich nach dem Waſſer und verbirgt ſich in den Fluthen. Die Holzlanze fällt ab, aber der an dem Harpun-Eiſen gebundene Kloß ſchwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher das Flußpferd geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thiers iſt dann, wenn der Jäger von demſelben bemerkt wird, ehe der Wurf geſchehen. Zuweilen dringt dann die Beſtie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit Einemmale in dem weit offnen Rachen, ein Vorfall, der während unſers Aufenthalts bei Schendi ſtatt hatte. Oft reizen ganz harmloſe Gegenſtände den Zorn des Thieres; ſo zerknirſchte in der Gegend von Amara ein Flußpferd mehrere Stücke Rindvieh, die bei einem Waſſerrad angebunden waren. — Sobald das Thier glücklich angeworfen iſt, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne, und nähern ſich behutſam dem ſchwimmenden Holzkloß, an welchem ſie ein ſtarkes, langes Seil befeſtigen. Mit deſſen anderem Ende fahren ſie nach der herbeieilenden großen Barke, auf welche ſich ihre Gehülfen befinden. Jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an, der durch den Widerhaken verurſachte Schmerz reizt ſeine Wuth und, kaum hat es die Barke erblickt, ſo dringt es auf ſie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen und zuweilen gelingt es ihm, ſolches zu zertrümmern oder umzuſchlagen. Die Jäger bleiben unterdeſſen nicht müßig; vier bis ſechs andre Harpunen werfen ſie ihm ein, und mit der Anſtrengung aller Kraft nöthigen ſie durch die Seile derſelben das Thier, ſich dicht an die Barke anzulehnen, um ſo einen Theil ſeiner Stärke zu lähmen. Mit einem ſcharfen, langen Eiſen ſucht man ihm dann den Schädel einzuſtoßen, und ſo tödten die Eingebornen das Thier. Da die Fleiſchmaſſe eines ausgewachſenen Flußpferdes zu groß iſt, um ohne eine namhafte Zahl Menſchen aus dem Waſſer geſchafft zu werden, ſo zerhackt man das getödtete Thier im Waſſer und zieht die einzelnen Stücke auf das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkiſchen Provinz Dongola nur ein bis zwei Flußpferde jährlich. In den Jahren 1821 bis 1823 einſchließlich wurden aber deren neun Stück erlegt, wovon vier durch unſere Hände. Das Fleiſch des jungen Thiers iſt ſehr ſchmackhaft. Ausgewachſene Individuen pflegen ſehr fett zu ſeyn, und ihre Fleiſchmaſſe ſchätzt man gleich vier bis fünf Stück Ochſen. Die Haut wird einzig und allein zu vortrefflichen Peitſchen verarbeitet. Eine Haut giebt 350 bis 500 ſolcher Peitſchen. Die Zähne werden nicht benutzt. — Eines der von uns erlegten Flußpferde, ein ganz altes Männchen, maß von der Schnauze bis an's Schwanz-Ende 13¼ franz. Fuß, und ſeine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung maßen 26 franz. Zoll. Um es zu erlegen, kämpften wir mit ihm vier Stunden lang, und zwar des Nachts. Wenig fehlte, daß die Beſtie unſre große Barke und mit ihr vielleicht uns Alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an den Holzkloß der Harpune anbinden ſollten, ſchleuderte es ſich mit einem Satz auf dieſelben, riß den Kahn mit ſich unter das Waſſer und zerſchmetterte ihn. Die beiden Jäger entkamen mit Noth dieſer großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geſchoſſen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Naſe durchbohrt. Bei jeglichem Schnauben ſpritzte nun das Thier reichliche Blutſtröme auf die Barke; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut ſtecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, deſſen Gebrauch in ſo kleiner Entfernung wir überflüſſig glaubten; aber nur nachdem fünf ſeiner Kugeln, in einer Entfernung von wenig Fuß gefeuert, die ſchrecklichſte Verwüſtung in dem Kopf und Körper des Thiers angerichtet hatten, gab der Koloß ſeinen Geiſt auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfs. Dieſes rieſenmäßige Flußpferd ſchleifte nach Belieben unſere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem ſehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geſchleift hatte, die um ſo gefährlicher werden konnten, da wegen großer Verwirrung, worin die Schiffgeſellſchaft war, Niemand ſolche bemerkte. — Die Flußpferde von der Größe des erwähnten können von den Eingebornen wegen Mangel eines Standrohrs nicht erlegt werden. Dieſe Thiere ſind wegen ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; die Bewohner haben kein Mittel, ſie für immer von ihren Pflanzungen abzuhalten; Alles was ſie thun, iſt, in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmen und ſtellenweiſe Feuer zu unterhalten. An einigen Orten und die Flußpferde ſo kühn, daß ſie nur dann ihren Weideplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menſchen mit Stöcken ſchreiend auf ſie zukommt.“

Die ſchöne Bandhändlerin.

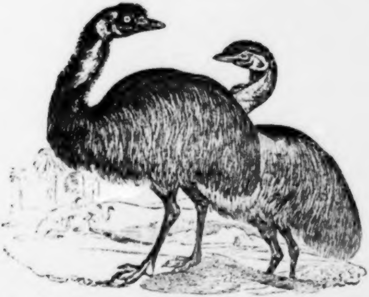
Wer in den reizenden Thälern und Bergen Würtembergs bekannt iſt und die ſchönen Ufer des Neckar kennt, der hat auch gewiß Augen gehabt für die ſich bewegenden Schönheiten, die in den duftigen Thälern umherwandern. Und wenn ihm das Glück zu Theil ward, eine Bandhändlerin zu ſehen, wie wir ſie hier auf's Papier zu bringen geſucht haben, ſo wird er gewiß mit Vergnügen daran zurückdenken. Für die, die keine geſehen haben, dient das Bild hier als ein Bote der Phantaſie. Dies iſt die ſchöne Bärbeli aus einem kleinen Städtchen im Neckarthale, in deſſen Nähe ſie einen Gärtner zum Geliebten hat. Da ſitzt ſie nun mit ihrem Bandkaſten auf dem Schooße, die Hände darauf geſtützt und ſinnend und grübelnd und rechnend, was ſie heute eingenommen und um wie viel ſich ihre Mitgift vergrößert hat. Der Vater, ein ehrlicher, armer Leinweber, iſt geſtorben, ſie iſt mit der guten, alten Mutter allein zurückgeblieben und hat nicht gewußt, wie ſie ſich und die Mutter ernähren ſoll. Da nahm ſie ihre letzten Groſchen zuſammen, kaufte ſich Flachs und ſpann den ganzen Winter hindurch Tag für Tag, und ſo weit dies ihre Kräfte irgend zuließen, auch Nachts. Wie der Schnee weggethaut war, nahm ſie das ſchöne, fein und gerade geſponnene Garn, trug es in eine benachbarte Stadt, wo ein Leinweber einen Handel mit buntem Zeug und Band angelegt hatte. Da tauſchte ſie das Garn gegen ſchöne, bunte Bänder ein, that ſie in einen Kaſten und wanderte damit von Ort zu Ort, und wo irgend ein junger Menſch in einem Hauſe war, da wußte es dieſer bei der Mutter ſo zu drehen und zu wenden, daß man der ſchönen Bärbeli abkaufte. Bald war es in der Gegend ordentlich Mode geworden, die Röcke nur mit Bändern von der ſchönen Bärbeli einzufaſſen und die Haare nur mit Bändern zuſammenzubinden von der ſchönen Bärbeli, und die jungen Burſche auf den Dörfern mußten Bänder an den Uhren haben von der ſchönen Bärbeli. So lief ſie viele Monate lang wohlgemuth von Haus zu Haus und Jeder nahm ſie freundlich auf und kaufte ihr ab, ohne lange zu handeln; denn auch hierin zeigte ſich die Macht und Gewalt eines unſchuldigen, heitern, chriſtlichen Sinnes, daß man der ſchönen Bärbeli gar nicht zutraute, ſie könne beim Handel übervortheilen, da ſie wirklich ſo unſchuldig und harmlos war, wie ſie ausſah und Jeder wußte, daß ſie Alles ihrer lieben, alten Mutter wegen that. Eines Tages kam ſie

nun ſo hauſirend auf das Rittergut des Herrn von H. Sie mußte durch den großen Hofraum, in welchem ſich an dem Hauſe hin eine geſchmackvolle prächtige Garten-Anlage hinzog. Hier blieb ſie bei einem Roſenſtrauche ſtehen und freute ſich wie ein Kind über die duftigen, rothglühenden Roſenſterne. So geht es in der Welt, das Schickſal lauert Manchem hinter Diſteln und Brennneſſeln, Manchem hinter einem Roſenſtrauche, wie z. B. eben der ſchönen Bärbeli. Sie hatte Herz und Sinn ſo in die ſinnigen Roſen vertieft, daß ſie gar nicht bemerkte, wie hinter dem Roſenſtrauche der junge, kräftige Gärtner des Herrn von H. ſtand und ſtand, und ſah und ſah, als wenn er ganz Auge ſey und ſonſt Nichts. Wenn zwiſchen einem jungen Manne, der noch ein liebebedürftiges Herz hat und eine Frau braucht, und einem jungen Mädchen, welches eine recht hübſche Hausfrau zu werden ſcheint, ein blühender Roſenſtrauch ſteht, ſo kann man ſich an den Fingern abzählen, wo das hinauswill. Der Gärtner hatte ſo rothe Backen, daß Bärbchen im Anfange, als ſie eine davon erblickte, gar nicht wußte, ob es eine Roſe ſey oder nicht. Aber bald kam ihr ein lebensluſtiger Wind, weiland Zephyr genannt, zu Hülfe. Er kam von Weſten her und ſah, als er beim Roſenſtrauche ankam, daß er hier ein gutes Werk ſtiften könnte. Er bog alſo gerade da den Roſenbuſch auseinander, wo Bärbchen bisher weiter nichts hatte ſehen können als die Roſenwange oder Wangenroſe des Gärtners. Wie erſchrack ſie nun auf einmal, als ſie ſtatt der Backe ein ganzes Geſicht ſah. Raſch! raſch! flüſterte der Weſtwind den kleinen liebenswürdigen Roſengeiſtern zu, die in den Roſen ſaßen und ſich von der Sonne behaglich beſcheinen ließen; raſch! raſch! ſchleicht euch ſchnell in die Herzen der beiden jungen Leute, die Hälfte in Bärbchens, die Hälfte in des Gärtners Herz. Ich habe manchmal zu Bärbchens Fenſter hineingeguckt, wenn ich vorbeikam, auch hab' ich ihr oft ſchon die lebensfriſchen, warmen Bäckchen geküßt, wenn ich in Luft und Sonne dahinwanderte: ich weiß, daß es ein ganz herrliches Mädchen für den Gärtner iſt, dem ich ebenfalls ſehr gut bin wie allen Gärtnern, die meine lieben Mädchenblumen ſo angelegentlich pflegen und warten. So ſprach der luſtige Weſtwind zu den kleinen Roſengeiſtern. Dieſe ließen ſich das nicht zwei Mal ſagen, und ſchlichen ſich durch Licht und Luft in Bärbchens und des Gärtners Herzen. Hier fachten ſie alsbald Feuer an und blieſen es zu hellen, heißen Gluthen und Flammen. In Beider Herzen gab es daher Schmerzen, wie das ſo zu gehen pflegt; ſie pochten, hämmerten und wirthſchafteten, als wären ſie allein Herr im Hauſe. Bärbchen war noch rother geworden wie die Roſen, Liebende werden wiſſen, wie das ſo ſchnell kam. Guſtav, der junge Gärtner, wollte etwas ſprechen, aber die Worte ſetzten an und kamen nicht an.

Kurz und gut, die beiden Leute verliebten ſich mir nichts dir nichts in einander und Bärbchen ging mit ihrem Bandkaſten in's Herrenhaus. Jetzt ſtach der Gärtner ſeinen Spaten in die Erde, ſtemmte ſich mit der Hand darauf und fing an zu überlegen, was er ſagen wollte, wenn Bärbchen wieder zurückkäme. Es ward ihm ſchwer, etwas Geſcheidtes herauszubringen. Er pflückte in der Eile einen Strauß von Roſen und andern Blumen zuſammen, den wollt' er ihr anbieten. So geſchah's auch. Was man Alles ſprach, was man ſich Alles ohne Worte glaubte, weiß ich nicht. Der Gärtner zog aber nach vierzehn Tagen ſeinen guten Rock an und begab ſich in das Städtchen, wo Bärbeli wohnte. Er ſuchte ſie auf Spaziergängen, fand ſie aber nicht. J was! dacht' er endlich, du gehſt geradezu hin und ſagſt ſo und ſo. Ich habe 300 Thaler, freie Wohnung und ſo weiter. Wenn du einen Korb kriegſt, ei nun, da — wir verſuchen's! — Guſtav ging in das Haus, fand Bärbchen an dem Bette ihrer kranken Mutter, machte Einleitungen und Anſpielungen: er wolle ihre Lage verbeſſern und was dergleichen mehr iſt. Die Mutter und Bärbchen merkten bald, wo das hinauswollte. In einer Stunde war man am Ziel. Die Verliebten waren Verlobte. Im Herbſte ſollte die Hochzeit ſeyn. Bärbchen handelte indeſſen fort, um was mitbringen zu können in die neue Wirthſchaft. Da ſetzte ſie ſich nun eines Tages auf dem Wege nach Hauſe auf ein Stück Fels zwiſchen grauen Bergen und grünen Thälern, nahm ihren Kaſten auf den Schooß, ſtemmte die Hände darauf und berechnete in ihren Gedanken, was ſie ſchon habe, was ſie heute eingenommen und wie ſie das Geld verwenden wollte. Da nun in dieſer Stellung hat ſie ein Maler geſehen, und ſie hat ihm ſo gefallen, daß er nach Hauſe ging und ſie malte; uns aber gefiel das Bild und das haben wir bewieſen, indem wir's hier einordneten. Bevor es aber damit ſo weit kam, hat ſich's zugetragen, daß Bärbchen den Gärtner heirathete. Sie ſind als ein geliebtes und ſich liebendes Pärchen viel zu glücklich, als daß wir es mit Worten und mit Druckerſchwärze ausſprechen und drucken laſſen könnten; denke darüber Jeder ſelbſt nach, und noch beſſer fühl' es Jeder mit, wie viel Glück in treuer Liebe und beſcheidenem Anſpruch zu finden iſt. H. Beta.

Der Caſuar.

Zum Geſchlecht der Strauße gehörend, iſt er nach dieſem der größeſte Vogel; in Neu-Holland findet man ihn bis zu 7 Fuß hoch. Sein Hals iſt kürzer, ſein Leib aber länger als bei dem Strauß. Seine Flügel ſind noch kleiner und vom Gefieder ſo überdeckt, daß man ſie kaum gewahrt. Statt der



Schwungfedern hat er gleichſam Schäfte, die wie Stacheln ausſehen. Laufen kann er mit ſolcher Schnelligkeit, daß kein Jagdhund ihn einholt. Seine Nahrung beſteht aus Vegetabilien und am zahlreichſten findet man ihn in Oſtindien.

Eveline d'Aubigny.

Während der erſten Revolutionskriege ward auch Ehrenbreitſtein den Launen eines wandelnden Kriegsglückes ausgeſetzt. — Wenige Tage zuvor, ehe der franzöſiſche General Hoche ſein Heer über den Rhein führte (1797), wurde in Coblenz ein franzöſiſcher Edelmann, d'Aubigny, feſtgenommen. Aus ſeinen Papieren erſah man, daß er mit dem Pariſer Direktorium in ſehr nahen Verhältniſſen ſtehe, und man beſchloß, ſich ſeiner für einen etwaigen Nothfall als Geißel zur Sicherheit der Stadt zu bedienen. Er wurde mit ſeiner Gemahlin und ſeinem einzigen Söhnchen nach Ehrenbreitſtein abgeführt, welches damals eine Chur-Mainziſche Garniſon, unter Befehl des Oberſten Faber, vertheidigte. Wenn auch ungeduldig über den Verzug, der ihn an den Grenzen ſeines Vaterlandes zurückhielt, tröſtete ſich d'Aubigny doch mit der Hoffnung, daß der damals ſchon beſprochene nächſte Congreß in Raſtadt ſich ſeiner annehmen werde. War er ja doch von dem Direktorium aus dem freiwilligen Exil zurückgerufen, und auf die Stufe der Aemter und Ehren geſtellt worden, die ihm früher ſeine Geburt und ſeine Talente verheißen hatten.

Was aber Andern vielleicht die Hoffnung vermehrt hätte, das durchzuckte des erfahrenern d'Aubigny Herz mit Angſt und Schrecken. Ein fränkiſches Blokade-Heer nahte der Veſte, und der dürftige Zuſtand der Vorräthe, wie die feſte Entſchloſſenheit des Kommandanten ließen ihn das Schlimmſte für Gattin und Kind fürchten. Bald gab ihm die Verminderung der Mund-Rationen den Beweis, daß die äußerſte Noth einbrechen werde. Vergebens kämpfte noch ſein Stolz und ein Reſt von Hoffnung gegen die finſtere Ahnung, welche ſeine Seele befiel; er bezwang ſich endlich, den Oberſten Faber zu bitten, er möge ſeine Gattin und ſeinen Sohn unter einer Sicherheits-Fahne nach Coblenz ſenden. Aber fruchtlos waren ſeine Bitten: Faber kannte kein Gefühl, als das ſeiner Pflicht. „Eure franzöſiſchen Damen", ſagte er, „ſind von zu beweglicher Zunge, als daß man ihnen im Lager eines Feindes trauen könnte, und Moritz Faber hat wenig Luſt, die ſchöne Gräfin in den Stand zu ſetzen, Nachrichten von dem entblößten Zuſtande der Feſtung unter ihren Landsleuten zu verbreiten, und eine königsmörderiſche Bande zu noch größerem Eifer zu entflammen. Nein! Sie verweilen in dem alten Adler-Horſte. Unſere Gallerien ſchützen Euch gegen Eure Freunde im Thale, und wenn unſere Vorräthe zu Ende gehn — und das müſſen ſie, ehe ich mein Amt dem Feinde übergebe — ſo mögen die Gräfin und ihr Sohn mit Ehren unſere Nahrung und unſere Entbehrungen theilen. Vielleicht zerſtreut die Kenntniß von den Leiden einer Dame Eure kecken Landsleute eher, als Falkonet und Feldſchlange."

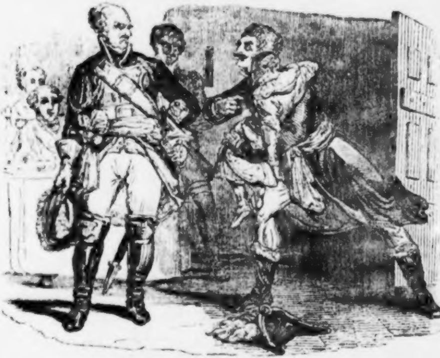
D'Aubigny's Zureden half nichts, und ſeine einzige Hoffnung war, daß entweder Fabers oder ſeine eigene Stafette vom Congreß den Befehl zu irgend einem Verſtändniß zwiſchen Belagerern und Belagerten bringen ſollte; doch Tage vergingen auf Tage, und bald konnte d'Aubigny die Länge der vergangenen Zeit nach den regelmäßigen Verminderungen der Rationen abmeſſen. — Mit Stärke und Ergebung ertrug ſeine Gemahlin Entbehrungen, welche ihre Jugend ihr ſo wenig verkündet hatte; wohl weinte ſie in der Einſamkeit, wenn ihr Gemahl nach dem fernen Boten ausſchaute, bittere Thränen dem Schickſal ihres einzigen, geliebten Kindes; aber d'Aubigny ſah ihre Stirn nur heiter, und Nichts verkündete ihm die Abnahme ihrer Körper- und Seelenkräfte, als die immer zunehmende Bleiche ihrer Wangen und die Mattigkeit ihres ſonſt ſo ausdruckvollen Auges.

Wer den Hunger nur von dem gelegentlichen Ausfallen eines gewohnten Mahles kennt, mag eine Verachtung gegen die Qualen deſſelben fühlen und es für unpaſſend halten, ſeine Seele einem ſo gemeinen Bedürfniſſe unterliegen zu laſſen. Aber das wirkliche Gefühl einer Hungersnoth, jenes ermattende und zugleich erregende Gefühl, welches die Ohren mit verworrenen Tönen, den Körper mit Qualen, das Herz mit Verzweiflung, und den Kopf mit Wahnſinn erfüllt: das ſind Empfindungen, welche den Satz von der Ueberlegenheit der Seele über den Körper umwerfen können.

D'Aubigny war der Erſte aus der kleinen Familie, der ſeinem gepreßten Herzen in Klagen Luft machte. „Eveline, mein theures, himmliſches Weib", ſagte er, „konnt' ich es ahnen, als ich mich um Deine Hand mitten unter der Pracht und dem Ueberfluſſe Deines hohen Standes bewarb, daß ſie mir nur werden ſollte, damit Du die Schrecken meines traurigen Schickſals mit mir theilen müßteſt! Konnte ich träumen, als ich die erſte Freudenthräne über dem Haupte dieſes lieblichen Kindes weinte, daß ich ihn bald dahinwelken, ihn langſam, qualvoll würde ſterben ſehen!"

„Still', d'Aubigny! er ſchläft; ſein Haupt iſt auf mein Knie niedergeſunken." — „Nein", ſagte der Knabe ſchwach, „ich ſchlafe nicht; ich lauſche der Stimme meines theuren Vaters."

„Das iſt Erſchöpfung! Gott, Gott! Erſchöpfung ließ ſeinen Kopf niederſinken!" rief der Graf aus, und wie in Verzweiflung nahm er den Sohn auf ſeinen Arm, und Raſerei in den Mienen ſtürzte er zu Fader hin: „Sieh ihn an!" ſagte er mit gebrochener Stimme, „es iſt mein einziges Kind; ſieh ihn an, und wenn Du menſchlich fühlſt, erhöre meine Bitte! Noch iſt's nicht zu ſpät; ſende ihn weg von der Feſtung!"



„Es iſt nicht möglich!" antwortete Fader, ſeine Rührung unterdrückend, mit Entſchloſſenheit: „Ich will mit Freuden, ſo weit es irgend möglich, meine eigene Nahrung mit ihm theilen, Herr Graf; aber keine lebende Seele verläßt die Veſte. Ich bin in hohem Grade verantwortlich, und die elende Lage meiner Soldaten meiner Kinder, möchte mich ſonſt noch eher zwingen, einen Eid zu brechen, den der Raſtadter Congreß ſich ſo wenig zu ſchützen bereit. Meine Pflicht, Graf, iſt eine harte: Ich kann Ihre Bitte nicht gewähren."

„Weine nicht, Vater", liſpelte ſchwach Eugen, „weine nicht meinethalb; es wird ja beſſer werden. Ich will eſſen was ich bekomme — weine nicht, Vater!"

Mit einer Anſtrengung, die ſein zartes Alter überſtieg, zwang er ſich zum Genuſſe der elenden Biſſen, welche ihm zufielen; aber bald war jedes Hausthier innerhalb der Wälle getödtet, und das Fleiſch von Hunden und Pferden eine Delikateſſe geworden, welche dem Soldaten ſchon zu hoch im Preiſe ſtand. Und dieſe Speiſe genoß die zarte, die hochgeborene Eveline; dieſe zwang ſie ſich zu genießen, um ihres Sohnes Verlangen nach Nahrung nicht noch durch Ekel vor der vorhandenen zu verſchlimmern.

Mancher von der Garniſon war ſchon als ein Opfer des Nahrungsmangels geſtorben, und die Kraftloſigkeit und die bleichen Lippen Eugens und ſeiner Mutter zeigten deutlich, daß ſie bald nachfolgen würden. — Nochmals verſuchte es der Graf, Faders Entſchloſſenheit zu beſiegen — und wieder ohne Erfolg. Aber nicht mehr entſagend nahm er die abſchlägige Antwort auf: er wüthete, drohte, und vergaß ſich ſo weit, Thätlichkeiten zu verſuchen. Die Scene hatte Zeugen, und der Commandant fühlte ſich verpflichtet, den Beleidiger mit einſamer Haft zu beſtrafen. — „So", dachte der ehrliche Krieger, „werde ich dem Unglücklichen wenigſtens den Schmerz erſparen, Leiden anſehen zu müſſen, die er nicht lindern kann."

Das ſchlechte Zimmer, welches die Gräfin bewohnte, lag in einem der höchſten und feſteſten Thürme der Burg. Als die Sonne am Tage nach d'Aubigny's Verhaftung durch die Schießſcharten blickte, erhob ſich Eveline ſehr früh, um ihre ſchwachen, fieberhaft bewegten Glieder an der Morgenluft zu ſtärken; ihr Haupt an die ſchmale Oeffnung legend, ſah ſie nieder auf die blauen, klaren, freien Gewäſſer des Rheins, die weit, weit weg floſſen von der Veſte, und der Wunſch wurde rege in ihr, ſie möchten ſich erheben und ſie verſchlingen. Aber bald bereute ſie den Gedanken, eben ſo wie ſie ſchon früher d'Aubigny's Abſicht, ihrem langſamen, ſchrecklichen Tode entſchloſſen zuvorzukommen, verworfen hatte. „Dieſes Kind", ſagte ſie, „iſt ein heiliges, uns anvertrautes Pfand, und wir haben kein Recht, es ſeinem Elende verwaiſt zu überlaſſen. Und der Gedanke konnte doch wahrlich nicht in dir entſtehen, ſein junges Leben enden zu wollen."

„Was ſiehſt Du denn unten, Mutter?" fragte matt Eugen, den ihre Bewegung geweckt hatte, der aber zu ſchwach war, ſich zu erheben und der Oeffnung zu nahen.

„Ich ſehe des Himmels herrliche Sonne aufſteigen, lieber Eugen, glänzend, als ob ſie kein menſchliches Elend beſchiene; ich ſehe die weiße Stadt Coblenz mit ihrem grünbelaubten Hintergrunde, und dem Rauche von tauſend Herden. An ihnen iſt Glück, Eugen, Freude und Nahrung — und bei uns Nichts als Vertrauen auf Gottes Gnade. Denke daran, mein theures Kind, denke daran, daß wir durch Gott bald alles Leidens und aller Noth überhoben ſeyn werden.“

„Ich kann nicht denken, Mutter, mein Kopf ſchwindelt ſo ſonderbar. Aber noch iſt Gefühl in meinem Herzen, und nur Gefühl für Vater und Dich.“

„Eugen, ſollten wir dieſe Noth überleben — und für Dich iſt ja die meiſte Hoffnung in der Stärke der Jugend — ſo laß dieſe Erinnerung bei Dir eine Ermahnung zur Milde für Dein ganzes Leben ſeyn. Laſſe von Armen und Hungrigen Dich nie vergebens bitten!“

„Mutter, Deine Worte erreichen mein ſchwaches Ohr kaum; tritt näher! Es ſtärkt mich, wenn ich Deine Worte vernehme, Deine Hand in der meinen halte!“

Eveline ging zu ihm und weinte ſtill vor ſich hin. Jetzt aber gewahrte ſie, daß unten bei einer Kanone der Artilleriſt niedergeſunken war — in einem plötzlichen, im halben Wahnſinn kommenden Gedanken ergriff ſie die Feder und ſchrieb auf ein Blatt Papier: „Franzoſen, in dieſer Veſte verſchmachtet Graf d'Aubigny, ſein Weib und einziges Kind; ſie ſterben den Hungertod, wenn ihr nicht Hülfe ſchafft. Es fleht Euch, ihre Landsleute, um dieſe Hülfe an eine verzweifelnde Mutter Eveline d'Aubigny.“

Dieſe Schrift band ſie an einen Stein, ihn noch mit Leinen umwickelnd, und da ſie oft geſehen hatte, wie die Kanonen geladen und abgefeuert wurden, wollte ſie verſuchen, den Stein hinab zu ſchießen in's Thal. Sie trat aus dem Thurm, ſie überzeugte ſich, daß der Artilleriſt todt war; ſie verſuchte es eine Weile erfolglos, ihren Vorſatz auszuführen, doch plötzlich donnerte ein Schuß und Alles auf der Veſte, Alles im Thal kam in Bewegung.

Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, fand man Evelinen niedergeſunken bei dem Geſchütz. Man fragte, unterſuchte, und als ſie endlich wieder Worte hatte, geſtand ſie aufrichtig, was ſie gethan und warum ſie es gethan habe — ach, es war die That einer Mutter für ihr hungerndes Kind!

Thränen ſtanden in den Augen des alten, ſonſt eiſenfeſten Oberſten Faber, und er vermocht' es nicht, die harten Worte auszuſprechen, die ſein Pflichtgefühl ihm zuflüſterte gegen diejenige, welche zur Verrätherin des Zuſtandes geworden war, durch den die Uebergabe der Veſte den Feinden als nahe bezeichnet ſeyn mußte. Er ließ Evelinen nach dem Thurm-Zimmer bringen, er gab Zeichen, ihren Gatten aus der Haft zu holen und Keiner fand Worte in der Erſchütterung, die jedes Herz ergriffen hatte.

Da kündigte ſich ein Parlamentair des Feindes an, und Oberſt Faber, von ſeinen Offizieren begleitet, trat ihm entgegen. Er überbrachte folgenden Brief:

„Herr Oberſt!

Sie haben gethan, was menſchliche Kraft irgend vermag, und da ich von dem tödtenden Mangel weiß, der in der Veſte herrſcht, ich auch Nachrichten habe, daß der Friede nahe iſt, zu Folge deſſen wir durch Convention Ehrenbreitſtein erhalten, ſo wollen wir bis dahin alle Feindſeligkeiten einſtellen und ich werde gern die Beſatzung mit Allem verſehen, was ſie bedarf. Es ſteht ein Transport von Lebensmitteln für Sie bereit, und Sie können deren in Empfang nehmen, ſo viel ſie ihrer bedürfen. Vermelden Sie der Gräfin Eveline d'Aubigny den Gruß ihrer Landsleute, mit denen ſie hoffentlich zufrieden ſeyn wird, und nehmen Sie den Ausdruck der verdienten Hochachtung, die ich jedem braven Krieger von Herzen zolle.

Hoche."

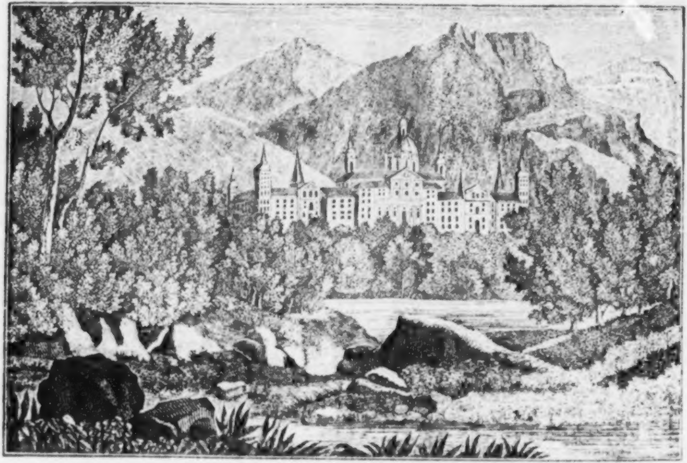
General Hoche hielt ſein Wort redlich, er verſah noch beinahe fünf Wochen die Beſatzung Ehrenbreitſteins mit Allem, was ſie bedurfte, und als die Franzoſen durch Uebereinkunft die Veſte in Beſitz nahmen, wurde die kleine Garniſon mit allen kriegeriſchen Ehren von den Belagerern empfangen. Graf d'Aubigny aber trat mit ſeiner Gattin und ſeinem Eugen vor Hoche hin, ihm zu danken, und dieſer wandte ſich an Evelinen mit den Worten: „Nichts von Dank für meine Schuldigkeit; Sie aber hat das Muttergefühl zu einer Heldin gemacht, deren That unvergeßlich ſeyn wird, und mir wär's eine Ehre, wenn unſre Namen dereinſt einmal zuſammen genannt würden!"

Bertram.

Das Escurial.

Das, einen Dom, ein königliches Schloß, ein Kloſter und ein Mauſoleum in ſeinen Mauern bergende Pracht- und Rieſengebäude, welches den weltberühmten Namen „Escurial" führt, liegt in der Nähe des gleichnamigen Fleckens in der ſpaniſchen Provinz Segovia, am ſüdöſtlichen Abhange des Guadarrama-Gebirges. — Philipp II. hatte vor der Schlacht von St. Quentin das Gelübde gethan, wenn er den Sieg erringen würde, wolle er das prachtvollſte Kloſter auf der chriſtlichen Erde zu Ehre desjenigen Heiligen erbauen, an deſſen Tag die Schlacht ſtattgefunden haben werde. Sie fiel am zehnten Auguſt, dem Tage des heiligen Laurentius vor, es wurde daher eine Stelle auserkoren, welche bereits früher den Namen dieſes Heiligen führte, und die Wahl fiel auf den Ort: San Lorenzo del Escorial *), Kirche und Kloſter wurden daher dieſem Heiligen gewidmet.

*) Escorial kommt von dem Worte escoria, Schlacke, her, und wird allen Gegenden, wo alte und erſchöpfte Bergwerke ſind, beigelegt.



Da Sanct Laurentius auf einem Roſte zu Tode gemartert worden war, beſchloß der Künſtler, Namens Juan Baptiſte de Toledo, welchem der Bau übertragen wurde, dem Gebäude die Geſtalt eines Roſtes zu geben, und führte dieſen durchaus kunſt- und geſchmackwidrigen Plan auch leider aus. In dieſer Abſicht ſtellte er die verſchiedenen Stäbe durch Reihen von Flügeln, die Handhabe durch einen Theil der Kirche (nach einer andern Angabe durch den die Gemächer des Königs enthaltenden Flügel), und die Füße durch vier unbedeutende Eckthürme vor. — Der Baumeiſter nahm ſich hiebei, wie man ſieht, die Freiheit, den Roſt umgekehrt darzuſtellen. Das Gebäude iſt ein längliches Viereck, welches in der Länge 740, in der Breite 580 Fuß mißt; die Höhe der Hauptkuppel über dem Mittelgebäude beträgt 330 Fuß. Die Koſten des Baues ſollen ſich nach einigen auf 50 Millionen Piaſter, nach Andern nur auf 5 Millionen Dukaten belaufen haben. Es beſteht aus ſiebzehn Abtheilungen, in welchen zuſammen man 22 Höfe, 36,000 Fenſter, 11,000 Thüren u. ſ. w. zählt. — Die Kirche oder große Kapelle iſt in der Form eines griechiſchen Kreuzes, ganz nach dem Muſter der St. Peterskirche, erbaut und von dem obenerwähnten Prachtdom überwölbt, welcher von vier gewaltigen Granitpfeilern getragen wird, die einen ſo großen Umfang haben, daß in jedem kleine Kapellen angebracht ſind, woſelbſt tagtäglich Meſſe geleſen wird. — Dem Hauptaltar zur Seite, welcher in demſelben ſtrengen und düſtern Stil wie das ganze Gebäude aufgethürmt iſt, knieen in Niſchen die lebensgroßen Bildſäulen Kaiſer Karls V. und Philipps II. mit dem Antlitz nach dem Tabernakel hin gewendet, Kronen und Scepter zu ihren Füßen liegend, baarhaupt, und umgeben von ihren Gemahlinnen und Kindern. Dieſer Dom wird in ſeiner impoſanten Feierlichkeit vielleicht von keinem andern übertroffen, denn zier- und ſchmucklos ſieht der Granit, welcher überall in ſeiner erhabenen Nacktheit ſichtbar iſt, in vollkommnem Einklang mit der kühnen Größe des ſtolzen Baues. Unter dem erwähnten Hauptaltare iſt die den Namen „Pantheon" führende Begräbnißkapelle, oder das Mauſoleum der katholiſchen Könige und ihrer Familien. — Die Aſche Karls V. wurde da zuerſt beigeſetzt. Eine aus funfzig Stufen beſtehende Marmortreppe führt hinab. Die Form dieſer Kapelle iſt rund, von dem Mittelpunkt der aus Bronze gewölbten Kuppel hängt ein mächtiger Kandelaber aus Bergkryſtall herab, welcher nur bei dem Begräbniß eines Mitgliedes des königlichen Hauſes angezündet wird; es herrſcht daher immer ein ſchauerliches Dunkel. Der Treppe gegenüber iſt ein kleiner Altar, worauf ein reich mit Edelſteinen geſchmücktes Crucifix von ſchwarzem Marmor auf porphyrnem Geſtelle ſteht. Das ganze Innere der Kapelle, wie der Fußboden u. ſ. w. iſt mit einem dunkelfarbigen prachtvoll geaderten ſpiegelnden Marmor belegt. — Rings um das Grabgewölbe laufen reich verzierte lange Niſchen, die durch cannelirte Pilaſter von einander geſchieden ſind, und deren jede einen Sarkophag von Porphyr enthält. Eine Reihe noch leerer Sarkophagen wartet auf die Aſche, die ſie einſt aufnehmen ſollen. — Der zum Escurial gehörende königliche Pallaſt, oder das Schloß, heißt: **San Lorenzo el Real**, und enthält, oder enthielt wenigſtens vor dem Halbinſel-Kriege, welcher Spanien und Portugal um ihre koſtbarſten Gemälde-Schätze brachte, unter Anderem das weltberühmte Raphaelſche Gemälde, auf welches ſich jene herrlichen Verſe im Schiller'ſchen „Don Carlos“ beziehen:

„Was geht es König Philipp an, wenn ſeine
Verklärung im Escurial den Maler,
Der vor ihr ſteht, mit Ewigkeit entzündet!“

Unter den Wandgemälden befindet ſich eine Darſtellung der Schlacht von St. Quentin; ein anderes ſtellt die Vollziehung des bei dieſem Anlaſſe von Philipp gethanen Gelübdes dar. Zu den Schätzen, welche das Escurial einſt enthielt, gehörte auch eine ganz aus Silber gegoſſene Bildſäule des heiligen Laurentius, als Patrons des Kloſters, welche 450 Pfund wog; das daran befindliche Gold wog 18 Pfund. — Die Bibliothek des Escurials hat einen unſchätzbaren Handſchriftenſchatz. — Die Einkünfte des Kloſters beliefen ſich ſonſt auf hundert und dreißig Tauſend Piaſter jährlich, der Ertrag theils der anſehnlichen Ländereien, theils jener großen Merinos-Heerde, welche aus mehr als 30,000 Thieren beſtand und im Sommer auf den Alpenwieſen des Guadarrama-Gebirges weidete, an welchem das Escurial liegt. — Der Hof hielt ſich bis zum Tode Ferdinands VII. alljährlich in den Monaten Oktober und November im Escurial auf. — Ueber das dortige Klima giebt es ein in Spanien allbekanntes Sprichwort: **En invierno yiela, en verano quema**, d. h. Im Winter zum Erfrieren, im Sommer zum Verbrennen.

Verbeſſerungen an den zum Heizen von Zimmern beſtimmten Oefen.

Wir ergänzen die im vorigen Jahrgange (für 1839) gegebenen Abhandlungen über Spar-Oefen mit den bildlichen Darlegungen eines Ofens, der kürzlich in Nord-Amerika eingeführt wurde, und auf welchen L. Mott in New-York ein Patent erhielt. Seine Beſchreibung iſt folgende:

Meine Erfindung beſteht in einem mit Luftheizern verſehenen Ofen, welcher nicht nur zur Holzerſparniß beiträgt, ſondern zugleich auch eine warme Luft, die nicht auf dem Durchgange durch die Züge verdorben worden, verbreitet.

Fig. 1.

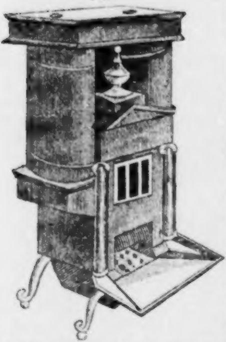


Fig. 1. giebt eine perſpektiviſche Anſicht meines Ofens, Fig. 2. und 3. ſind ſenkrechte Durchſchnitte, durch deſſen Mitte, und von der Fronte gegen den Rücken zu. Ueber dem Roſte oder Feuerheerde **A** befindet ſich ein Kohlenbehälter **B**, der bei **C** mit einem genau einpaſſenden Deckel verſehen iſt, und in welchen eine große Menge Brenn-Material, das allmählig ausbrennt, auf einmal eingetragen werden kann. **D**, **D** ſind die mit einander verbundenen Feuerzüge und Luftheizer, d. h. man ſieht hier zwei cylindriſche oder oval geformte, innerhalb befindliche Röhren, von denen die innere die Luftkammer bildet, während der zwiſchen ihr und der äußern befindliche Raum für den Durchgang des Rauches beſtimmt iſt. **E**, **E** ſind Durchſchnitte der innern oder Luftkanäle, **F**, **F** Durchſchnitte der Rauchkanäle. Die Luft tritt an dem unteren Ende durch Röhren oder Löcher in den Luftkanal, wie dies durch die Linien a, a angedeutet iſt. Man kann dieſe Röhren bis an die freie, außerhalb des Gemaches befindliche Luft leiten, was jedoch ſelten nöthig ſeyn dürfte. Die auf ihrem Durchgange durch dieſe Röhren erwärmte Luft entweicht durch die Oeffnungen, welche ſich bei **b**, **b** in dem oberen Theile des Ofens befinden, in das Gemach. Die Richtung, welche die Luft und der Rauch bei ihrem Durchgang durch den Ofen verfolgen, iſt durch Pfeile angedeutet. Gleichwie an andern Oefen kann der Rauch u. ſ. w. auch hier nach zwei Richtungen entweichen; nämlich einmal direkt durch die Auslaßröhre, und das zweite Mal auf einem weiteren Umwege, der dann in Anwendung kommt, wenn einmal das Brennmaterial vollkommen entzündet worden iſt. Von der Feuerſtelle aus ſteigt bis zu der am obern Theile des Ofens befindlichen Kammer **H** ein platter Kanal **G** empor, und in dieſem Kanale befinden ſich zwei zur Regulirung des Zuges dienende Ventile oder Regiſter **c**, **d**. Die Austrittsröhre des Rauches ſieht man bei **I**, direkt tritt der Rauch in ſie, wenn das Re-

Fig. 2.

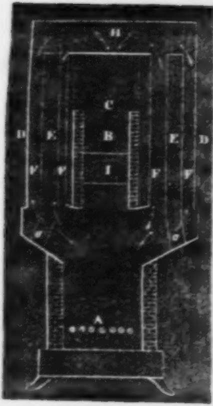

H
C
D
E
B
E
D
F
F
I
F
F
e
e
A

Fig. 3

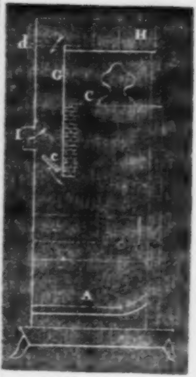
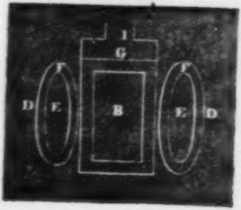


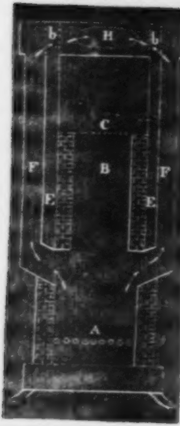
Fig. 4.



außer e geöffnet, und das Regiſter d dafür geſchloſſen wird; iſt hingegen das Umgekehrte der Fall, ſo findet der Zug durch die die Luftröhren umgebenden Feuerzüge ſtatt, wo dann der Rauch durch den Kanal G in die Austritts-Röhre gelangt.

Fig. 4. iſt ein horizontaler Durchſchnitt des Ofens auf der Höhe der

Fig. 5.



Austritts-Röhre genommen. Bei dieſer Einrichtung der Feuerzüge der Luftröhren wird das Gehäuſe des Ofens direkt durch die heiße Luft geheizt, und es findet eine freie Ausſtrahlung in das Zimmer ſtatt.

Fig. 5. zeigt eine Modifikation dieſes Ofens, gemäß welcher die Rauchröhren die Luftröhren nicht ganz und gar umſchließen, ſondern bei der letztern, an der gegen den Behälter B zu gelegenen Seite, direkt geheizt werden, jedoch ſo, daß zwiſchen ihnen und dem Behälter eine Fütterung aus Mauerwerk beſteht. In allen übrigen Beziehungen kommt dieſer Ofen dem im Eingange beſchriebenen gleich.

Das aufgerüttelte Gewiſſen.

Herr von Pinerre, der alte, vertrocknete, im Dienſte des Hofes Ludwigs XV. und des Laſters ergraute und reich gewordene Geheimſecretair des General-Controlleurs Terray, gähnte der ſein Bett beſcheinenden Sonne einen Morgengruß und klingelte dann. Es ſprang ein ſchön gepuderter, ſteif angezogener Lakai herbei.

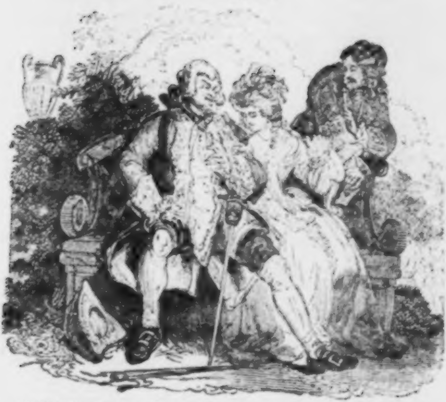
„Anziehen!“ — „Zu Befehl, Herr Geheimſecretair!“

Jetzt wickelte ſich das ſcheußliche, zuſammengetrocknete Gerippe mühſam aus dem Bette heraus und kam mit Hülfe des Lakai's endlich zum Stehen.

Der Lakai ſetzte die lebendige Leiche auf einen Stuhl und begann in zuthulicher Eile das furchtbare Geſchäft des Anziehens. Er ſchnallte ein Paar mächtige Polſter um die knöchernen Beine und Schenkel des Geheimſecretairs, band ihm einen künſtlichen Bauch an den Lenden feſt, brachte dann dickgefütterte Beinkleider darüber, und zog und ſtrich ſo lange an dem Unterkörper herum, bis er ausſah wie der eines blühenden Jünglings. Der Geheimſecretair betrachtete ſeine untere Hälfte ſchmunzelnd, wobei man den zahnloſen Mund in ſeiner ganzen Trocken- und Hohlheit bemerkte und ſagte: „Zieh mich ja recht ſorgfältig an; du weißt, ich habe heut' eine wichtige Zuſammenkunft mit dem ſchönen, jungen Hoffräulein von Latude." — „Zu einem Apollo mach' ich Sie, Herr!" erwiederte der Lakai; „ich gebe Ihnen die ſchönſte Jugendblüthe der Männlichkeit."

Jetzt fing der Kammerdiener oben an. Er zog nicht weniger als fünf dicke Schlafmützen von dem Glaskopfe ſeines Herrn, ſo daß derſelbe jetzt nicht viel anders ausſah als ein gebleichter Todtenſchädel. Es ward eine mächtige, ſchöngepuderte Perücke drauf geſetzt, an welcher ein unförmlicher, aber für jene Zeit geſchmackvoller Haarbeutel herabhing. Jetzt brachte der Diener zwei Reihen der ſchönſten Vorder-Zähne, die er dem Herrn im Munde befeſtigte. Zwei dicke Halstücher wurden um den dürren Hals gewunden und über dieſe endlich das dritte; nun kam die lange Weſte dran, mit Silber und Perlen geſtickt; dann die dicke, vierfach gefütterte Uniform und was noch ſonſt dazu gehörte. Die vergrauten Augenbrauen und die dürren Wangen wurden mit belebenden und verjüngenden Salben beſchmiert. Endlich ward der Staatsdegen umgeſchnallt. Die ganze Arbeit des Anziehens dauerte über zwei Stunden. Jetzt aber ſtand die alte Truggeſtalt in vollem Glanze da und beſah ſich lächelnd im Spiegel. Ein Paar Gläſer Wein mußten die wenigen Reſte der Kraft gewaltſam ſteigern, ſo daß der alte, verfallene Sünder wie ein Jüngling in den vorgefahrenen Wagen hüpfte, um bei Fräulein Antoinette von Latude den jungen Liebhaber zu ſpielen.

Das Fräulein war die geliebte und liebende Braut eines wackern aber nicht ſehr bemittelten jungen Offiziers. Der verlebte Geheimſecretair hatte bei Hofe ſeine alten, ſündigen Augen auf ſie geworfen und ging in ſeiner Frechheit gleich ſo weit, bei dem Vater, der in Terray's Büreau angeſtellt war, und von ſeinem Gehalt leben mußte, um ſeine Tochter anzuhalten. Der Vater hing ganz vom General-Controlleur Terray ab, bei welchem der Geheimſecretair ſehr viel galt, da er um ſämmtliche Geheimniſſe dieſes Volks-Ausſaugers wußte. Hr. von Latude war ein ängſtlicher Mann, er fürchtete ſeinen Poſten zu verlieren, und ſo ſagte er, wenn auch mit ſchwerem Herzen, dem alten Unhold ſeine Tochter zu. Antoinetten ward befohlen, den Geheimſecretair freundlich und zärtlich aufzunehmen; ſie aber, die mitten in dem verdorbenen Hofleben ihren zarten Sinn für Sittlichkeit und Tugend bewahrt hatte, dabei auch heiter und zu kleinen Schelmereien geneigt war, dachte ſich ſelbſt zu helfen, da ſie von ihrem furchtſamen Vater keine Hülfe



zu erwarten hatte. So ſehr ſie alſo auch der Befehl des Vaters empörte, fiel es ihr doch ſogleich ein, den alten Sünder ſcheinbar liebevoll aufzunehmen, dabei aber ihre Vorkehrungen zu treffen. Sie ſprach deshalb mit ihrem Geliebten, und Beide zogen noch einen Freund in's Geheimniß, den jungen Marquis von Grammont, der ſchlau lächelte, als er bei dem Verabredeten ſeine Mitwirkung zuverſichtlich verſprach.

Der Geheimſecretair kam alſo vorgefahren. Antoinette hatte ſich in vollem Putze in den Garten begeben, um hier ihren alten Liebhaber zu empfangen. Er kam — vorſichtig indeß doch durch einen Stock geſtützt — mit zierlich geſetzten Schritten und lächelnd verliebter Miene auf dem breiten Sandwege daher. Die niedliche, ſchelmiſche Franzöſin gab ſich einen Anſchein von Zärtlichkeit und ſetzte ſich zu ihm auf eine Gartenbank. Hier überſchüttete ſie der alte, verliebte Geck mit einem Strome von Schmeicheleien und zärtlichen Redensarten, die ihm ſo geläufig geworden waren im Gange ſeines Laſterlebens, daß ſeine Zunge ſie glatt und fein abſchüttelte. — Fräulein Antoinette hörte freundlich und mit einem Anſtrich von Zärtlichkeit zu, und ſchien ſeinem Antrage, den er unter allerlei

Schmeichelreden endlich hervor brachte, gar nicht abgeneigt, indem ſie ſagte: „Mein Vater gab Ihnen ſein Wort und ich als eine gehorſame Tochter —.“

Sie hatte noch nicht ausgeredet, da zeigte ſich hinter der Bank ein Menſch in Livree, welcher dem Fräulein geheimnißvoll einen Brief zureichte, den dieſe, wie es ſchien, verſtohlen ergriff, ſich aber doch dabei ſo benahm, daß Herr von Pinerre aufmerkſam werden mußte. Eiferſucht und Mißtrauen brachten ihn augenblicklich aus ſeiner eingelernten Galanterie; er bemächtigte ſich des Briefes, und höchlich verwundert ſah er, daß die Adreſſe an ihn gerichtet war. Haſtig riß er den Brief auf — ein furchtbarer, durch eine, im Briefe eingeſchloſſene chemiſche Miſchung bewirkter Knall erfolgte, ſo daß der alte Sünder im erſten Augenblicke ſich von der Betäubung gar nicht erholen konnte. Als ihm die Sinne einigermaßen wiederkehrten, ſchrie er: „Mord! Verrath! Hülfe!“ — doch Antoinette, ſelbſt beſtürzt, machte ihm ein Zeichen des Schweigens und wies ängſtlich auf den Brief mit den Worten: „Herr von Pinerre, um's Himmelswillen, der Inhalt ſcheint mir äußerſt verfänglich!“ und dabei begann ſie zu leſen:

„Nachweis, wie der General-Controlleur Terray zu einer jährlichen Einnahme von mehr als einer Million Livres, und wie ſein Geheim-Secretair Pinerre zu einem Vermögen von zwei Millionen Livres gekommen iſt.“ Herr von Pinerre riß ihr den Brief wieder aus der Hand. In demſelben folgte nach jener Ueberſchrift die Aufdeckung einer Unzahl von Betrügereien, wonach weiter zu leſen war:

„Sie werden, Herr von Pinerre, jezt, wenn Sie ſich von dem ſpaßhaften Schreck, durch welchen ich Ihr Gewiſſen etwas wach rütteln wollte, erholt haben, vollkommen überzeugt ſeyn, daß der Herr General-Controlleur und Sie einen Mitwiſſer Ihrer verbrecheriſchen Geheimniſſe haben. Ich würde das Alles der Regierung anzeigen, wüßte ich nicht, daß, wenn die heutigen Räuber des öffentlichen Vermögens geſtürzt werden, andere an ihre Stelle treten, für das Allgemeine mithin kein Vortheil daraus entſteht, ſollten Sie auch das Galgenholz zieren. Sie werden mir indeß, nachdem Sie viele Menſchen in's Elend ſtürzten, den Gefallen thun, ein Paar glücklich zu machen. Demnach ſind Sie — ich hoffe ohne Widerrede! — ſehr bereitwillig, ſich bei Herrn von Latude dafür zu verwenden, daß Fräulein Antoinette und ihr Geliebter ſich vermählen können, und dies unterſtützen Sie mit Auszahlung der Summe von 200,000 Francs, als großmüthige Ausſteuer für Fräulein Antoinette, die Tochter Ihres Freundes. Sind Sie nun aber einmal in der Großmuth, ſo ſorgen Sie auch für Ihren natürlichen Sohn Jaques, der als Parlamentsſchreiber kümmerlich lebt und ſich eben jezt mit ſeiner geliebten Adele verheirathen möchte. Beide werden in der Nähe ſeyn und ſo können Sie ihnen ſagen, daß Sie gleichfalls 200,000 Francs dazu beſtimmt haben, um ihr Glück zu gründen. Sie behalten dann immer noch eine Million und ſechsmalhunderttauſend Francs von Ihrem Sündengelde. Ich bin deſſen ganz gewiß, daß Sie meine Bitten berückſichtigen; ſollte dies aber wider alle Erwartung doch nicht geſchehen, verbreite ich obigen Nachweis wie ich kann, unter Anderem durch die engliſchen Zeitungen; da kommen Sie dann um Ihr Vermögen, um Ihre Ehre und wahrſcheinlich auch um Ihr Leben, jedenfalls doch um Ihre Freiheit. Zur Erfüllung meiner ausgeſprochenen Wünſche haben Sie nur einen Tag Zeit; ſind ſie morgen nicht in aller Ausdehnung erfüllt, dann handelt der Schreiber dieſer Zeilen, der ſich zu nennen die Ehre hat   der Aufrüttler Ihres Gewiſſens."

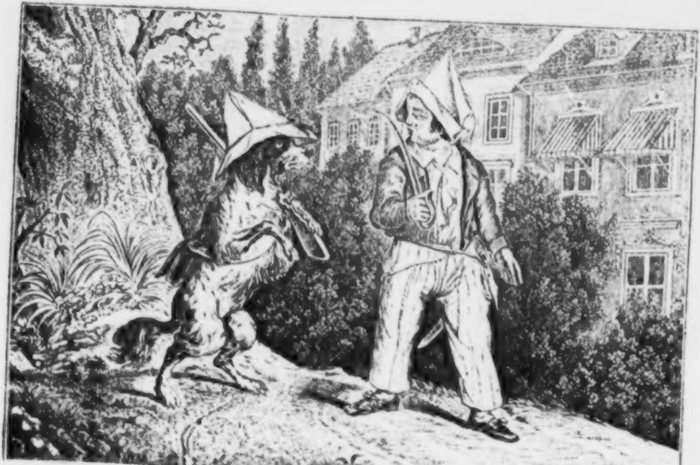
Todesbleich und unentſchloſſen hielt der bebende Pinerre den Brief in der Hand, endlich griff er nach ſeinem, ihm entfallenen Stock, und empfahl ſich dem Fräulein, um — zu Herrn von Latude zu gehen, der nun auch erbebte in freudigem Schreck, als er hörte, daß ſeine Tochter ihren Geliebten und 200,000 Francs dazu erhalte. Auch Jacques wurde eilend in gleicher Weiſe bedacht.

Als der Marquis von Grammont, der Schreiber jenes Briefes, den Dank Aller empfing, und nun gefragt wurde: woher er dieſe ſo wirkſam gewordenen Nachrichten habe, legte er den Finger auf den Mund; ſpäter aber vertraute er es ſeinem Freunde: er habe jenen Nachweis von dem Dauphin, dem nachmaligen König Ludwig XVI., empfangen, mit der Erlaubniß, einen ſolchen Gebrauch von der Mittheilung zu machen, wie er ihn gemacht habe.

Das Gewiſſen des Herrn von Pinerre war übrigens ſo wach geworden, daß er ſich in Frankreich nicht mehr ſicher glaubte; er nahm ſein Vermögen zuſammen und verſchwand, ſo daß man niemals wieder etwas von ihm hörte.

Der originelle Rekrut.

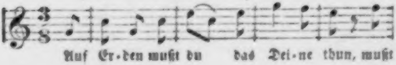
Hugo, der zehnjährige Sohn des Vorwerks-Beſitzers Koſler, war mit ſeinem Vater in der benachbarten Stadt geweſen und hatte zum erſtenmal zu ſeinem Staunen und zu ſeiner Freude Soldaten exerciren ſehen. Das „Gewehr auf!" „Gewehr ab!" „Links um!" „Rechts um!" u. ſ. w. hatte ihm ſo gefallen, daß er, ſobald er nach Hauſe kam, ſeinen Säbel, den ihm der heilige Chriſt gebracht, umſchnallte, auch die hölzerne Flinte nahm und im Garten ſtundenlang ſich ſelbſt commandirte: „Links um! Rechts um! Marſch! Halt! Gewehr ab! Gewehr auf!" Bald aber ward's ihm zu beſchwerlich, zu commandiren und die Commando's ſelbſt auszuführen. Er wollte einen Rekruten haben zum Einexerciren, nahm alſo das achtjährige Schweſterchen vor, behielt den Säbel und gab ihr das Gewehr. Indeß — das weibliche Geſchlecht ſieht die Soldaten wohl gern, aber ſelbſt Soldat ſeyn, dazu iſt es nicht

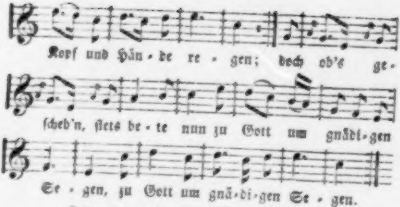


geſchaffen. Clärchen alſo, das Schweſterchen, ließ ſich das Ding nicht lange gefallen, warf das Gewehr weg, lief dem Offizier davon in die Stube, wo ſie ihre Puppe aus- und ankleidete und auf den Aermchen wiegend in der Stube herumtrug, daß ſie einſchlafen ſollte. Hugo's Aerger war groß; er ſah ſich lange vergebens nach einem Rekruten um, bis ihm endlich der junge Hund, dem der Hausknecht gelehrt hatte, auf den Hinterfüßen zu gehen, in die Augen fiel. Halt, dacht' er, Mylord muß Soldat werden. Er machte zwei Papiermützen, eine ſetzte er ſich, die andere dem Hunde auf. Aber Mylord wollte ſich das nicht gefallen laſſen, ſondern ſtreifte Anfangs immer die Papiermütze mit den Vorderpfoten wieder ab. Hugo ſchalt wie ein Unteroffizier von Ehemals und quälte den Hund ſo lange, bis er die Mütze duldete. So gelang es Hugo auch, dem Hunde die Patrontaſche von Pappe anzugewöhnen, und endlich lernte er noch die Flinte tragen. Jetzt hatt' er gewonnen Spiel. Den Säbel in der Hand ließ er den Hund wie einen Rekruten im Garten, und wie wir ſehen von einer Anhöhe herab und hinauf marſchiren, daß es eine Luſt war. „Marſch!“ und „Halt!“ verſtand Mylord ſo perfekt, daß er in gehöriger Subordination marſchirte und pünktlich Halt machte. Jetzt hatte Hugo noch ein ſchweres Stück Arbeit, ihm das „Gewehr auf!“ „Gewehr ab!“ und „Gewehr über!“ beizubringen. Aber Mylord war gern Hugo's Spielkamerad, lernte alſo vollkommen exerciren, obgleich er vorher das Gewehr oft genug aus den Pfoten fallen ließ oder ſelbſt rückwärts hinpurzelte. Die ganze Geſchichte dauerte indeß viele Wochen und Hugo lernte mit ſeinem Rekruten in der Geduld wetteifern. Wie aber die Geſchicklichkeit auch eines Hundes Werth erhöht, war daraus zu erſehen, daß ein Bären- und Affenführer für unſern Mylord eine namhafte Summe bot, um ihn der Welt zu zeigen, wozu aber weder Papa Lesler noch Hugo beiſtimmten. Unterdeß iſt Mylord alt geworden und Hugo treibt andre Studien; da kommt nun der Hund nur noch bei feſtlichen Gelegenheiten dazu, ſeine Künſte leuchten zu laſſen, und dann iſt er nicht mehr ſo willig, als zu der Zeit, da ihm die Liebe zu ſeinem kleinen Lehrmeiſter die Sache ſehr erleichterte.

Schluſs-Lied.

(Mit einer altdeutſchen Volks-Melodie.)



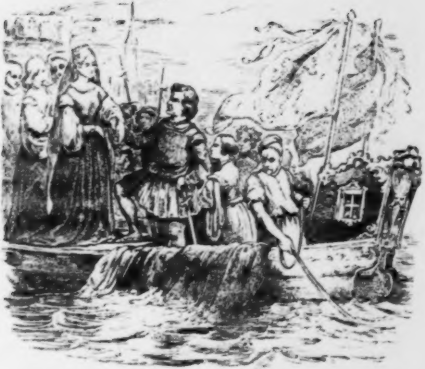

Kopf und Hän-de re-gen; doch ob's ge-
ſcheh'n, ſtets be-te nun zu Gott um gnädi-gen
Se-gen, zu Gott um gnä-di-gen Se-gen.

Das mehret dir die Lieb' und Kraft
In deines Herzens Grunde,
Und was dein Streben denkt und ſchafft,
Es findet glückliche Stunde.

Drum bete, wenn du in Freuden biſt,
Arbeit' in deinem Leiden;
Wenn du verarmt an Hülfe biſt,
Dein Gott wird nimmer dir ſcheiden.

So treulich iſt er dir zugethan,
Der Vater ſeinem Kinde;
Nur ſorge, daß auf ſeiner Bahn
Das Auge Gottes dich finde.

Und ſorge, wenn es zum Sterben geht,
Daß er den Engel ſende,
Und was in deinem Schuldbuch ſteht
Nicht hindre ſeliges



Anzeigen.

Eine neue Ausgabe vom

„Nibelungen-Lied"

wird bei uns in Kurzem fertig. Sie iſt im Text höchſt ausgezeichnet, mit vierzig Holzſchnitten von Gubitz und deſſen Schülern (nach Zeichnungen von Holbein) geſchmückt, elegant gedruckt und koſtet doch nur 1⅓ Thlr. Wir dürfen glauben, daß dieſe Ausgabe, die ſchwerlich Jemand in ſolcher Weiſe für ſolchen Preis liefern kann, allen Anforderungen genügt. Beſtellungen können in allen Buchhandlungen gemacht werden und wir erbitten ſie ſo bald als möglich, um die Auflage danach einzurichten.

Von dem, allſeitig mit Freude aufgenommenen Werk:

Deutſche Volkslieder

mit ihren Original-Weiſen;

unter Mitwirkung des Profeſſor Dr. Maßmann und des Herrn von Zuccalmaglio herausgegeben von A. Kretzſchmer" ſind bis jetzt acht Hefte (à ½ Thlr.) erſchienen. Es werden fünfzehn Hefte und wenn das Ganze vollendet iſt, tritt eine bedeutende Erhöhung des Preiſes ein.

Die

„Wohlfeilſte Volks-Bilder-Gallerie"

iſt im ſiebenten und achten Heft (à ½ Thlr.) erſchienen. Sie enthalten folgende ſechszehn Blätter: Karl Ferdinand Friedrich von Nagler. Karl Friedrich Zelter. Der Gang zum erſten Dienſt. Die Kinder und der Hund. Peter in der Fremde. Die Kegelbahn. Das Winter-Palais in St. Petersburg. Schloß Klein-Glienicke bei Potsdam. — Jacob Berzelius. Karl Ferdinand von Gräfe. Andacht. Er liebt mich, er liebt mich nicht! Die alte Zigeunerin. Der Holzhauer. Pariſer Gamins („Durch Kabale nur biſt du was du biſt!"). Bonn.

Von unſerer, auch im Auslande als vorzüglich anerkannten Ausgabe der deutſchen Volksbücher wird Nr. 111, enthaltend

„Die ſieben weiſen Meiſter"

im Oktober d. J. verſandt.

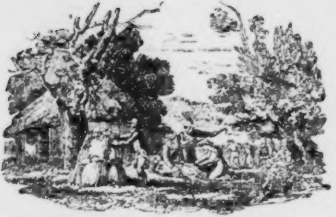
Die Zeitſchrift:

„Der Geſellſchafter"

herausgegeben von F. W. Gubitz,

(jetzt im dreiundzwanzigſten Jahrgange)

iſt bekanntlich die mannigfaltigſte und bedeutſamſte unter denen ihrer Art, die in Berlin erſcheinen. Bei den Unparteiiſchen beliebt, denen aber, welche die Unparteilichkeit aus egoiſtiſchen Gründen haſſen, oder ſolchen Redakteren, die es nicht leiden mögen, daß Einer mehr Abbonnenten hat als ſie, ein Dorn im Auge, geht der „Geſellſchafter" ruhig in ſeinem ſicheren Gang vorwärts. Der Jahrgang beſteht aus 272 Blättern und koſtet acht Thaler.



Der Dorfgelehrte.

Ein Unterrichtsbuch für Jeden, der über die Natur und deren gewöhnliche und außergewöhnliche Erſcheinungen in allen Jahreszeiten ſich die nothwendigen Kenntniſſe erwerben will.

Herausgegeben von einem vieljährigen Landwirth.

Preis: ¼ Thlr.

„Viel Lernen für wenig Geld; — fürwahr, das behagt der Welt!“

Von den allbeliebten Jugendſchriften von Guſtav Nieritz ſind die neueſten:

Der ſtille Heinrich. Mit vier Bildern. ½ Thlr.
Das Fiſchermädchen. Mit vier Bildern. ½ Thlr.
Die Pilger. Mit vier Bildern. ½ Thlr.

So eben verſenden wir: „Der Findling, oder die Schule des Lebens“ (½ Thlr.) und nächſtdem machen wir noch auf ſeine ausgezeichneten Novellen: „Das Pomeranzenbäumchen“ u. ſ. w. (⅓ Thlr.), „der Druckfehler“ (⅓ Thlr.) und „der Abenteurer wider Willen“ (Zwei Bände. 2⅓ Thlr.) aufmerkſam. — In neuen Auflagen erſchienen die Jugendſchriften: „Der kleine Bergmann" (½ Thlr.) und „Menzikoff, oder die Gefahren des Reichthums" (½ Thlr.).

Von der beliebten Jugendſchriftſtellerin J. Satori ſind die neueſten Gaben:

Der Fiſcherknabe. (½ Thlr.)
Petermännchen. (½ Thlr.)

„Das Gedicht von der Roſe",

dieſes berühmte altfranzöſiſche Gedicht des Guillaume de Lorris, bei uns vor Kurzem in einer trefflichen Ueberſetzung von H. Fährmann, mit einem Vorwort von Fr. H. von der Hagen, ausgegeben, koſtet 1 Thlr.

Volks-Kalender von F. W. Gubitz

(mit Holzſchnitten)
für 1835, 1836, 1837, 1838, 1839.

Die Nachfrage nach den bereits erſchienenen Jahrgängen dieſes nunmehr allgemein bekannten Kalenders war ſo bedeutend, ſelbſt nachdem das Chronologiſche längſt werthlos geworden, daß wir auch dieſe älteren Jahrgänge theilweiſe doch wieder neu drucken mußten, damit ſie, heimiſch nunmehr im deutſchen Volke als echte Volksbücher, wenigſtens jetzt noch nicht fehlen mögen. So ſind denn auch dieſe Jahrgänge wieder vollſtändig

à 12½ Sgr. (10 gGr.) für jeden Jahrgang

durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Ohne das Chronologiſche u. ſ. w. führen ſie den Titel:

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden

und koſten, geheftet, nur:

10 Sgr. (8 gGr.) jeder Jahrgang.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Bei Ed. Bühler in Magdeburg iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine poetiſche Feſtgabe für die liebe Kinderwelt. Gedichte und Bilder, herausgegeben von Thereſe Berger geb. Herrenner. Mit 20 Abbildungen. Geb. Schwarz 1 Thlr., colorirt 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſe liebliche Kinderſchrift (für Kinder von 6 — 10 Jahren ſich eignend) kann den Hey-Speckter'ſchen Fabeln würdig an die Seite geſtellt werden, und ſey demnach den Aeltern hierdurch beſtens empfohlen.

Anweiſung, gründliche und leicht faßliche, zum Illuminiren ꝛc. von C. Fr. Behrends. Mit einer ſchwarz-color. Abbildung. kl. 8. geb. 7½ Sgr.

Meerfels, C. G., Anleitung zu zweckmäßigen und holzerſparenden Stubenöfen und Feuerungsapparaten, nebſt einigen Bemerkungen über ſtattfindende Holzverſchwendung. 8. geb. 10 Sgr.

Anleitung zur franz. Schnellölmalerei oder die Kunſt, in ſehr kurzer Zeit in Oel malen zu lernen, und ohne alle Vorkenntniſſe ſehr bald ein ſchönes Oelgemälde darzuſtellen, ſo wie einige andere wichtige Notizen über Malerei als namentlich: Wachsmalerei (Enkauſtik), — Glasmalerei nebſt Anweiſung, — Miniaturmalerei, — Schwarze Kunſt (Mezzo Tinto) auf Glas abzudrucken und mit Oelfarben zu malen, — Abziehen der Kupferſtiche auf Holz (Xylographie) und Malertuch ꝛc.

Auf praktiſche Erfahrungen gegründet, geſammelt und herausgegeben von Friedrich Hoffmann, Architekt. geh. mit verſchloſſenem Umſchlag. 15 Sgr.

Hausapotheke zum Gebrauch in Thierkrankheiten, oder: Aufzählung und genaue Beſchreibung derjenigen Arzneimittel, welche der Viehbeſitzer auf dem Lande aus Vorſicht immer vorräthig haben muß und größtentheils ſelbſt einſammeln kann. Ein unentbehrliches Handbuch für Gutsbeſitzer, Pächter, Oekonomen und Landleute, von Wieſe, Kreis-Thierarzt. geb. 15 Sgr.

Das Ganze der Oel-Raffinerie, oder, die Kunſt, mit geringen Koſten jedes, auch das kleinſte Quantum rohes Rüböl in der kürzeſten Zeit zu raffiniren und zu klären. Ferner: Oel vor dem Verderben zu bewahren, verdorbenes Oel wieder zu verbeſſern, ſchön weiß und geruchlos zu machen. Angabe, zu erfahren, ob Oel mit thieriſchen Fetten verfälſcht iſt; und einige ſehr billige Mittel, Thran ſofort für das Brennen in Lampen zu reinigen. Nebſt wichtigen Nachträgen. Auf zuverläſſige Erfahrungen gegründet, und für Materialiſten, Droguiſten u. ſ. w. aufrichtig mitgetheilt von Wörſcher. geb. 15 Sgr.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

Der Branntwein als Urheber vieler Krankheiten. Für Nichtärzte dargeſtellt von **Dr. C. Deutſch.** 8. Geheftet. Preis: 8 gGr. oder 10 Sgr. Verlag von Hirt in Breslau.

Dieſe treffliche, überall lobend beurtheilte Schrift bringt dem Laien die aus dem Branntweingenuſſe entſtehenden Krankheiten durch eine faßliche und naturgetreue Schilderung derſelben zur warnenden

Beſchauung. Die Amtsblätter der Königlichen Regierungen in Schleſien empfehlen das Büchlein der allgemeinſten Beachtung.

Bei G. Reichardt in Eisleben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Preußiſche Regentenhaus. Eine überſichtliche und faßliche Darſtellung der Preußiſchen Geſchichte, inſonderheit der Lebensbeſchreibungen von Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürſten bis zu dem jetzt regierenden Könige Friedrich Wilhelm III. 8. geheftet. 10 Sgr.

Wichtige Schrift, allen Eltern und Erziehern gewidmet.

Im Verlage der Stettiniſchen Buchhandlung in Ulm iſt ganz neu erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die körperliche und diätetiſche Erziehung der Kinder bis zum mannbaren Alter. Für Eltern, Erzieher, Aerzte und Beamte der öffentlichen Geſundheitspflege. Von einem Arzte. Octav. Broſchirt 11¼ Sgr. oder 36 Kr. Rheinl.

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben:

Luſtfeuerwerkerei für Dilettanten. Von Martin Websky. Mit 10 Kupfertafeln. gr. 8. Druckvelinpapier. Geheftet. Preis: 22½ Sgr. oder 18 gGr. Verlag von Hirt in Breslau.

Ein anerkannt ausgezeichnetes, eben ſo klar als gründlich geſchriebenes Buch, deſſen jeder Laie ſich beim Selbſtunterricht mit Erfolg bedienen wird.

In der Balz'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der angrenzenden Länder zu haben:

Marianne Strüf's
vollſtändiges Kochbuch

für alle Stände. Mit einem Titelkupfer, einer Zeichnung und einer Maaß- und Gewichtstabelle. gr. 8. Velinpapier. Preis: elegant gebunden 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr.; geheftet 27½ Sgr. — 1 Fl. 21 Kr.

Die zweite unveränderte, wohlfeile Ausgabe
von

Marianne Strüf.

Ein wirthſchaftliches Haus- und Leſe-Buch für Frauen und Töchter jeden Standes. Von Anna Fürſt. gr. 8. 2 Theile mit 3 Kupfern. Preis: elegant gebunden 1 Thlr. 17½ Sgr. oder 2 Fl. 24 Kr.; geheftet 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 Fl.

Schiller's Gedichte. Erläutert von Dr. H. Viehoff. 1r Theil. Format wie die neue Ausgabe von Schiller. Preis: 15 Sgr oder 54 Kr.

In der Schnuphaſe'ſchen Buchhandlung zu Altenburg erſchienen und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart,

häusliche und landwirthſchaftliche

Einrichtungen der Altenburgiſchen Bauern.

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage der Kronbiegel'ſchen Schrift,
von

Carl Friedrich Hempel,

Kirchenrath und Pfarrer ſen. in Stünzhayn bei Altenburg, Mitglied der hiſtoriſch-theologiſchen Geſellſchaft in Leipzig.
Mit einem Gedicht als Fürwort von dem Bauer und Anſpanner Zacharias Kreſſe in Dobraſchütz an ſeine Stammgenoſſen
Nebſt 10 gruppirten und colorirten Lithographien.
gr. 8. 1839. broſchirt: colorirt 2 Thlr. — ſchwarz 1 Thlr. 5 Sgr

Bei G. Reichardt in Eisleben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

100 Muſterblätter für Zeichner.

Neueſte und vollſtändige Zeichnenſchule für Lehrer und zum Selbſtunterricht.

Von Otto Warmholz.

100 Blätter Imperialquartformat. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr. Rhein.

Syſtematiſche Zeichnenſchule

für Zeichnenlehrer, ſo wie für alle, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen: 72 Vorlegeblätter, enthaltend: Die Anfänge des Zeichnens — das Blumenzeichnen — das Fruchtzeichnen — das Thierzeichnen — das Zeichnen menſchlicher Figuren — das Landſchaftszeichnen.

Von Otto Warmholz.

2te verbeſſerte Auflage. Royalquart. 2 Thlr. od. 3 Fl. 36 Kr. Rhein.

☞ Dies Werk iſt auch in einzelnen Abtheilungen, jede zu ⅓ Thlr. oder 36 Kr. Rhein. zu haben.

Die vielen und alle bis jetzt über die Warmholziſchen Zeichnenwerke erſchienenen Beurtheilungen räumen denſelben unter allen vorhandenen ähnlichen Werken, wegen des großen Fleißes, den der Herausgeber auf jedes Blatt und auf jede einzelne Figur verwendete, ſo wie wegen der zweckmäßigen Anſchaffung und Aufeinanderfolge des Stoffes den erſten Rang ein. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß nach kurzer Zeit die erſte Auflage der Zeichnenſchule vergriffen war. Dieſe neue Auflage entſpricht auch in der äußern Ausſtattung allen Anforderungen, die ein geſteigerter guter Geſchmack ſtellen kann. — Die jetzt erſt neu herausgegebenen 100 Muſterblätter (die ebenfalls eine ſyſtematiſch geordnete vollſtändige Zeichnenſchule bilden) bieten ganz beſonders dem Lehrer einen reichen Schatz von Vorlagen, die geeignet ſind, den Unterricht zu erleichtern und den Schüler angenehm zu feſſeln. Lithographie, Druck und Papier ſind ausgezeichnet ſchön.

Im Verlage der Gebrüder Bornträger in Königsberg iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines Vieh-Arzeneibuch

oder

gründlicher, doch leicht faßlicher Unterricht, wonach ein jeder Viehbeſitzer die Krankheiten ſeiner Hausthiere auf die einfachſte und wohlfeilſte Weiſe leicht erkennen und ſicher heilen kann,

von

Dr. L. Wagenfeld,

Königl. Preuß. Kreisthierarzt in Danzig.

Vierte ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage mit 9 neu in Stahl geſtochenen Tafeln. gr. 8. 1839. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfaſſer dieſes Buches hat die in der Vorrede ausgedrückte Abſicht, Kürze, Deutlichkeit und Popularität in der Beſchreibung der Krankheiten und ihrer Heilung, mit Gründlichkeit und Vollſtändigkeit zu vereinigen, im hohen Grade erreicht, und dadurch dieſem Werke eine Brauchbarkeit gegeben, die es vor vielen andern Werken ähnlicher Art zu einem Rathgeber und Nothhelfer für den Landwirth und jeden Viehbeſitzer empfiehlt.

Die ſehr gelungenen Abbildungen erleichtern und ſichern im hohen Grade die ſichere Erkenntniß der einzelnen Krankheiten und kommen daher den genauen Beſchreibungen derſelben noch ſehr zu Hülfe, ſo daß man auch ohne vorherige Kenntniſſe in der Thierheilkunde hiebei nicht fehlen kann, wenn man das Buch mit Aufmerkſamkeit benutzet. Die angegebenen Heilmittel ſind einfach und nicht ſchwierig zu bereiten.

Mit vollem Rechte kann daher dieſes Buch einem Jeden empfohlen werden, der ſich veranlaßt findet, die Krankheiten ſeiner wichtigſten Hausthiere ſelbſt zu heilen und wie natürlich, wünſcht, auf dem möglichſt leichten und kürzeſten Wege zum Zwecke zu kommen.

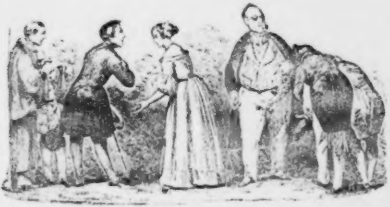
Dieſe 4te Ausgabe iſt durchweg berichtigt, mit einer ausführlichen Abhandlung über die Krankheiten der Hunde bereichert und mit neuen, ſchönen Stahlſtichen verſehen, der billige Preis aber nicht erhöhet worden.

Deutſcher Volks-Kalender

1841.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.



Der Büchſen-Mann, der Knabe gratulirt — für Geld;
Der Werber um die Alt' iſt gleichem Sinn geſellt;
Wenn Krümmlinge den Reichen veneriren;
Sie thun's um Geld, den Götzen dieſer Welt; —
Drum dächten wir, dem feilen Gratuliren
Gebiete Scham: „es ſey nun abgeſtellt!“

12K

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ.
Mün

1841.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
🌓 Das erſte Viertel.
🌕 Der volle Mond.
🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender. ☋ niederſteigender Knoten des ☾.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

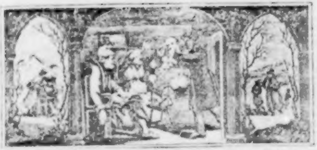
Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1841ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5790ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1808 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1768 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1886 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 260 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 142 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 461 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 401 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 350 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 232 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 184 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 141 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 46 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., Königs v. Preußen, Geburt	— 47 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 1 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem o bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

Januar 1841



Alter. Dezember 1840.

1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.				
Freit.	1 **Neujahr**	♈	Immanuel. ☉ Erdn. ☿	20 Julius
Sonn.	2 Otilo	♉	ist eine **Viertelstunde am**	21 Thom. Ap.
2. Von Christi Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petr. 4.				
Sonnt.	3 n. Neujahr	♉	Genoveva. **Morgenhimmel**	22 **4. Advent**
Mont.	4 Titus	♉	☌ ♀ ♄ sichtbar. ♄ erscheint	23 Dagobert
Dienst.	5 Eduard	♊	am **Morgenhimmel.** ♂	24 Adam, E.
Mittw.	6 **H. 3 Kön. E**	♊	geht um halb 1 Uhr **Mor-**	25 **H. Christt.**
Donn.	7 Reinbold		○ 3. 26' N. ☾ Erdn. ♀ ♄.	26 **Stephan**
Freit.	8 Gudula	♌	**gens auf und bald nach**	27 Joh. Ev.
Sonn.	9 Julian	♌	☾ in ☊. ♀ in ♓. 6 **U. durch**	28 **Unsch. K.**
3. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	10 1. n. Ep.	♍	Paul E. **den Meridian**	29 **n. Christt.**
Mont.	11 Hygin	♍	♀ **glänzt über** 3 **Stunden**	30 David
Dienst.	12 Ernst	♍	**lebhaft als Abendstern.**	31 Sylvester
Mittw.	13 **Hilarius**	♎	♃. **geht bald nach** 5 **Uhr**	1 Jan. 1841
Donn.	14 Felix	♎	☾ 12. 50' N. **Morgs. auf**	2 Otilo
Freit.	15 Maurus	♏	♂ **und ist an** 2 **Stunden**	3 Genofeva
Sonn.	16 Marcellus	♏	**sichtbar.** ♄ **zeigt sich eine**	4 Titus
4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	17 2. n. Ep.	♐	Anton **halbe Stunde in**	5 **n. Neujahr**
Mont.	18 **Kron. T**	♐	Briska. **der Morgendäm-**	6 **H. 3 Kön**
Dienst.	19 Marius	♐	**merung.** ♄ **geht gegen 9 U**	7 Reinbold
Mittw.	20 Fab. Seb.	♑	☉ in ♒. ☾ Erdf. **Abends**	8 Gudula
Donn.	21 Agnes	♑	**unter.** ♂ **geht bald nach**	9 Julian
Freit.	22 Vincenz	♒	● 3. 34' M. Unsichtb. ☉	10 Paul E.
Sonn.	23 M. Verm.	♒	Finstern. **Mitternacht**	11 Hygin
5. Von dem Aussätzigen und Hauptmann, Matth. 8. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	24 3. **n. Ep.**	♒	Bertram. ☾ in ☊ **auf und**	12 1. **n. Ep.**
Mont.	25 Pauli B.	♓	☌ ♀ ♄. **nimmt bedeutend**	13 Hilarius
Dienst.	26 Polykarp	♓	♀ in ♒. **an Lichtstärke zu**	14 Felix
Mittw.	27 J. Chrys.	♈	♀ **glänzt** 3 **und eine halbe**	15 Maurus
Donn.	28 Karl d. Gr.	♈	**Stunde am Westhimmel**	16 Marcellus
Freit.	29 Franz S.	♈	☽ **und sinkt** 3 **Viertel**	17 Anton
Sonn.	30 Adelgunde	♉	11. 27' V. **auf 9 Uhr**	18 Prisca
6. Christus stillet Wind und Meer. Matth. 8. Ep. Röm. 13.				
Sonnt.	31 4. **n. Ep.**	♉	Aus. Alb. **unter d. Horizont.**	19 **2. n. Ep.**

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den **7.** Januar gegen halb **4** Uhr Nachmittags der volle Mond.

Donnerſtag den **14.** Januar um **1** Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Freitag den **22.** Januar nach halb **6** Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Sonnabend den **30.** Januar gegen halb **12** Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Neujahrswunſch.

Man bringt am erſten Januar
Nach alter Sitte Wünſche dar,
Drum bring' ich hiermit auch ein Paar!
Seht, wenn Ihr ſprechet, ſprechet wahr,
Und wenn ihr denket, denket klar,
Und klarer noch, ſchreibt Ihr ſogar!
Zur Rechtes ſcheuet nie Gefahr,
Sonſt wird gewiß das Rechte rar!
Bezahlt auch, was Ihr brauchet, baar —
Wenn Alles ſo im alten war,
Iſt auch geſorgt für's neue Jahr!

Spruch.

Offen iſt der Himmel von allen Seiten;
Kommt nur von einer, wirſt hinein auch ſchreiten.

Troknen der Runkelrüben.

In Frankreich hat man Verſuche gemacht, die Runkelrüben durch die Kälte zu trocknen, und ſie ſind nicht allein gelungen, ſondern haben ergeben, daß der Zucker Inhalt ſich dabei eher vermehre als vermindere.

Monats-Prophezeiung.

Januar. Zwiſchen Weihnacht und aller Narren Faßnacht wird den Buhlern und Faulpelzen die Nacht zu kurz und der Tag zu lang ſein. Will einer um dieſe Zeit gern Schlitten fahren und hat keinen, muß er ihn borgen; und fehlt ihm ein Pelz, muß er ſich warm arbeiten, um ſich bald einen anſchaffen zu können.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
Bei Tage.		12	29	1
		1	49	2
		3	13	3
		4	41	4
		6	5	5
		7	19	6
Abends				7
5	24			8
6	57			9
8	25	Bei Tage.		10
9	46			11
11	5			12
Morg.				13
12	22			14
1	38			15
2	53			16
4	6			17
5	13			18
6	10			19
6	59			20
7	33			21
		Abends		22
		5	25	23
Bei Tage.		6	38	24
		7	51	25
		9	4	26
		10	18	27
		11	35	28
		Morg.		29
		12	51	30
		2	18	31

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	58 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	3 M.	16 St.	2 M.
11	8	15	8	1	4	16	15	45
21	8	38	7	53	4	31	15	22

Februar 1841.

Alter. Januar.

Mont.	1	Brigitte	♊	♃. geht bald nach 4 Uhr	20	Fab. Seb.
Dienst.	2	**Mar. R. L.**	♊	**Morgens auf und ist dritt-**	21	Agnes
Mittw.	3	Blasius	♋	halb Stunden sichtbar. ♄	22	Vincenz
Donn.	4	Veronica	♋	☾ Erdn. ♀ in ♈. zeigt sich	23	M. Verm.
Freit.	5	Agatha	♌	🌕 ♂ ♏ Ob. ☌ ♀ ☉. ☾	24	Bertram
Sonn.	6	Dorothea	♌	2. 33′ V. Sichtbare ☾	25	Pauli B.

7. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	7	**Septuag.**	♍	Rembert. Finst. über eine	26	**Septuag.**
Mont.	8	Ancharius	♍	♄ ♑. Stunde in der Mor-	27	J. Chrys.
Dienst.	9	Apollonia	♎	gendämmerung. ♀ glänzt	28	Karl d. Gr.
Mittw.	10	Scholast.	♎	fast 4 Stunden als Abend-	29	Franz v. S.
Donn.	11	Desiderius	♏	stern, und geht 1 Viertel auf	30	Adelgunde
Freit.	12	Eulalia	♏	🌗 ☿ in ♓. 10 U. unter. ♃	31	Lud. Alb.
Sonn.	13	Gisbert	♏	7. 6′ V. verliert sich	1	**Febr.** Br.

8. Vom vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	14	**Sexages.**	♐	Valentin. in den Strah-	2	**Sex. M. L.**
Mont.	15	Faustin	♐	len der Abendsonne. ♂ geht	3	Blasius
Dienst.	16	Juliane	♑	☾ Erdf. um halb 5 U. Mor-	4	Veronica
Mittw.	17	Benignus	♑	gens durch den Meridian	5	Agatha
Donn.	18	Simeon	♑	☉ in ♓. ♃. geht 1 Viertel	6	Dorothea
Freit.	19	Leontius	♒	auf 4 Uhr Morgens auf.	7	Rembertus
Sonn.	20	Eucharius	♒	☾ in ☊. ♀ erscheint in der	8	Ancharius

9. Jesus verkündigt sein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	21	**Estomihi**	♓	🌑 11. 48′ V. Unsichtb. ☉	9	**Estomihi**
Mont.	22	P. Stuhlf.	♓	Finstern. Abenddäm-	10	Scholast.
Dienst.	23	**Fastnacht**	♓	Serenus. ☌ ♀ ♃. merung. ♀	11	**Fastnacht**
Mittw.	24	**Ascherm.**	♈	Matth. Ap. zeigt sich 4 St.	12	**Ascherm.**
Donn.	25	Mechthild	♈	am Abendhimmel und geht	13	Gisbert
Freit.	26	Nestor	♉	um 10 U. unter. ♄ zeigt sich	14	Valentin
Sonn.	27	Justus	♉	2 Stunden vor ☉ Auf-	15	Faustin

10. Von Christi Versuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	28	1. **Invoc.**	♊	🌓 8. 31′ M. Roman. gang	16	1. **Invoc.**

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 6. Februar nach halb 3 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Sonnabend den 13. Februar nach 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonntag den 21. Februar nach 3 Viertel auf 12 Uhr Vormittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Sonntag den 28. Februar um halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T
		Morg.		
		3	42	
		4	59	
		5	59	
		6	44	
		7	15	
Abends				
				–
7	14			
8	28			
9	58			
11	17			1
Morg.				1
12	34			1
1	51			1
				–
3	1			1
4	4			1
4	54			1
5	31			1
6	5			1
6	26			1
6	43			2
				–
		Abends		2
		6	52	2
		8	6	2
		9	24	2
		10	43	2
		Morg.		2
		12	6	2
				–
		1	27	2

Merkt's Euch!

Der Gedanke an den Tod ſoll uns vor jeder ſchlechten That bewahren, an einem guten Werke aber niemals hindern; denn des Guten Anfang iſt eine der ſchönſten Erbſchaften für die Nachbleibenden.

Die Eigenliebe ſchickt uns bei der Verſtellung in die Schule.

In ein Stammbuch.

Freund, die Luſt, zu hoffen, frommt
Ohne Muth, zu warten, nicht;
Wenn Erfüllung nie dann kommt,
Wird auch noch Geduld zur Pflicht.

Verbeſſerte Fußböden

hat man, wenn die Dielen nicht angenagelt, ſondern mit Schrauben verſehen ſind, die, wenn der Boden ſich krummt, angezogen und aufgeſchraubt werden können.

Monats-Prophezeiung.

Februar. Wer in dieſem Monate niemals frieren mag, bedarf viel Holz, und braucht's nicht theurer zu bezahlen, wenn er's ſchon hat. Vor dem Eiſe iſt alle Furcht unnöthig, weil's noch in dieſem Jahre zu Waſſer wird, und wer gute Lichtmeſſen feiern will, mag meſſen, wie viel nicht mehr ihm ſeit einem Jahr im Kopf zu Theil geworden.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 9 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 49 M.	14 St. 51 M
11	9 47	7 22	5 9	14 13
21	10 21	7 4	5 25	13 39

März 1841.

Alter. Februar.

Mont.	1	Suitbertus	♊	♃ geht 3 Viertel auf 4 Uhr	17	Benignus
Dienſt.	2	Simplicius	♋	♀ in ♈. **Morgs. durch den**	18	Simeon
Mittw.	3	**Quat.** ✝	♋	Kunigunde. ♀ größte öſtl.	19	**Quat.**
Donn.	4	Caſimir	♌	Ausw. ♀ in ♉. ♀ größte	20	Eucharius
Freit.	5	Friedrich ✝	♌	öſtl. Ausw. ☾ in ☋. ☾ Erdn.	21	Felix B.
Sonn.	6	Perpetua ✝	♍	**Meridian.** ♀ **zeigt ſich** 3	22	P. Stuhlf.

11. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	7	2. **Remin.**	♍	🌕 2. 4' U. Thom. v. A.	23	2. **Remin.**
Mont.	8	Joh. de Deo	♍	**Viertelſtunden am**	24	Matth. Ap.
Dienſt.	9	Franziska	♎	**Abendhimmel und geht um**	25	Mechtilde.
Mittw.	10	40 Märt.	♎	☌ ♀ ☉. **halb 8 U. unter.** ♀	26	Neſtor
Donn.	11	Roſina	♏	**ſteht bei der Sonne.** ♄ **geht**	27	Juſtus
Freit.	12	Gregor	♏	♃ rückl. **um 3 und** ♃. **um 2**	28	Romanus
Sonn.	13	Ernſt	♐	**Uhr Morgs. auf.** ♀ **glänzt**	1	**März.** S.

12. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	14	3. **Oculi**	♐	Mathilde. ♃ rückg. **über**	2	3. **Oculi**
Mont.	15	Longin	♐	☾ 2. 47' **V. 4 Stunden als**	3	Kunigunde
Dienſt.	16	Heribert	♑	☌ ☾ Erdf. **Abendſtern** ♀	4	Caſimir
Mittw.	17	**Mittfaſt.**	♑	Gertrud. **verliert ſich in**	5	Friedrich
Donn.	18	Cyrillus	♒	**den Strahlen der Abend-**	6	Perpetua
Freit.	19	Joſeph	♒	☾ in ☊. **ſonne.** ♃ **ſteht um**	7	Thom. v. A.
Sonn.	20	Joachim	♒	☉ ♈. Frühl. Anf., Tag u.	8	Joh. d. Deo

13. Jeſus ſpeiſt 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	21	4. **Lätare**	♓	Bened. Nacht gleich. Unt.	9	4. **Lätare**
Mont.	22	Octavian	♓	☌ ♀ ☉. **halb 3 Uhr Morg.**	10	40 Märt.
Dienſt.	23	Otto	♈	🌑 3. 4' V. ♀ gr. Glanz	11	Roſina
Mittw.	24	Gabriel	♈	**in Süden und zeigt ſich**	12	Gregor
Donn.	25	**M. Verk.**	♉	**als ein heller Stern faſt**	13	Ernſt
Freit.	26	Ludgerus	♉	**die ganze Nacht.** ♄ **geht um**	14	Mathilde
Sonn.	27	Rupert	♊	**2 U. Morg. auf und iſt über**	15	Longin

14. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	28	5. **Judica**	♊	Felix Pr. **dritthalb Stunden**	16	5. **Judica**
Mont.	29	Euſtaſius	♋	**ſichtb.** ♀ **geht um 11 U. Ab.**	17	Gertrud
Dienſt.	30	Quirinus	♋	☽ 3. 26' V. **unter.** ☾ Erdn	18	Cyrillus
Mittw.	31	Balbina	♌	**Einzug in Paris** 1814.	19	Joſeph

Mond Wechſel.

Sonntag den 7. März nach 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Montag den 15. März nach 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Dienſtag den 23. März nach 3 Uhr Morgens der neue Mond.

Dienſtag den 30. März gegen halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 7. März.

Dieſer und Jener kann's ſagen.

Als ich noch ein Jüngling war,
Machte man es mir zu eigen:
Wo das Alter ſpricht zu ſchweigen,
Und ich ſchwieg ſo manches Jahr.
Jetzt trag' ich des Alters Spur,
Und wie geht es heut dem Greiſe? —
Unſre Jugend ſchreiet weiſe:
„Alten ziemt das Schweigen nur!“
So hab' ich an Jahren zugenommen,
Doch zum Sprechen bin ich nie gekommen!

Neues Düngmittel.

Wieſen- und Gartenbeſitzer mögen ſich an Fabriken, wo Berlinerblau und Blutlaugenſalz (blauſaures Kali) bereitet wird, wenden, und die Abgänge davon um ein Billiges kaufen. Sie ſind ein ſehr befruchtendes Düngmittel beſonders für Wieſen und Klee-Auen. Solche Abgänge mit ⅓ Erde vermiſcht, geben den Gärtnern auch eine kräftige Erde für Blumen, die in dieſem Boden viel ſchneller und ſaftiger hervorſchießen.

Monats-Prophezeiung.

März. Wer keinen Garten hat, der wird's unterlaſſen, in dieſem Monate ſeine Bäume abzuraupen. Das Oſterfeſt in dieſem Oſtermonat zu feiern, iſt entſchieden verwehrt, weil's erſt in den April fällt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T
		Morg.		
Bei Tage		2	45	1
		3	49	[illegible]
		4	39	[illegible]
		5	14	[illegible]
		5	38	[illegible]
		5	59	[illegible]
Abends		Bei Tage		[illegible]
7	29			[illegible]
8	51			[illegible]
10	11			1
11	28			1
Morg.				1
12	42			1
1	50			1
2	47			1
3	31			1
4	4			1
4	29			1
4	49			1
5	3			2
5	18			2
5	30			2
Bei Tage		Abends		2
		8	27	2
		9	50	2
		11	14	2
		Morg.		2
		12	35	2
		1	43	2
		2	36	3
		3	16	3

		Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	10 St.	51 M.	6 Uhr	48 M.	5 Uhr	39 M.	13 St.	9 M
	11	11	31	6	26	5	57	12	29
	21	12	10	6	3	6	13	11	50

April 1841.

Alter. **März.**

Donn.	1	Hugo B.	♌	☾ in ☊. ♃ geht 3 **Viertel**	20	Joachim
Freit.	2	Franz v. P.	♌	auf 1 **Uhr Morgens auf u.**	21	Benedikt
Sonn.	3	Richard	♍	**zeigt sich den übrigen Theil**	22	Oktavian

15. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	4	6. **Palm.**	♍	Isidor B. ☿ **rechtl. der**	23	6. **Palm.**
Mont.	5	Vincenz	♎	**Nacht am Morgenhimmel.**	24	Gabriel
Dienst.	6	Sixtus P.	♎	🌕 1. 59' **V.** ♀ **glänzt** 4	25	**M. Verk.**
Mittw.	7	Hermann	♏	**St. lebhaft am Ab.-**	26	Ludgerus
Donn.	8	**Gründonn.**	♏	Dionysius. ☿ rückg. **him-**	27	**Gründonn.**
Freit.	9	**Charfreit.**	♐	Maria Cl. **mel.** ♄ **geht bald**	28	**Charfreit.**
Sonn.	10	Ezechiel	♐	**nach** 1 **Uhr Morgens auf**	29	Eustasius

16. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	11	**H. Osterf.**	♐	Leo d. Gr. **und zeigt sich**	30	**H. Osterf.**
Mont.	12	**Ostermont.**	♑	Julius. ♀ in ♉ **an 3 Stun-**	31	**Ostermont.**
Dienst.	13	Mar. v. E.	♑	🌗 10. 32' **N.** ☾ Erdf. den	1	**April H.**
Mittw.	14	Tiburtius	♒	♄ rückl. ♂ **und** ☿ sind	2	Franz v. P.
Donn.	15	Olympius	♒	☾ in ☋. **nicht sichtbar.** ♃	3	Richard
Freit.	16	Drogo	♒	**steht halb 4 Uhr Morg. in**	4	Isidor B.
Sonn.	17	Rudolph	♓	☿ gr. westl. Ausw. **Süden.**	5	Vincenz

17. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	18	1. **Quas.**	♓	Eleuther. ☍ ♂ ☉. ♂ **steht**	6	1. **Quas.**
Mont.	19	Timotheus	♈	**der Sonne gegenüber um**	7	Hermann
Dienst.	20	Victor	♈	☉ in ♉. **Mittern. in Sü-**	8	Dionysius
Mittw.	21	Anselm	♈	🌕 2. 59' N. **den und ist**	9	Maria Cl.
Donn.	22	Soter	♉	**als ein heller Stern**	10	Ezechiel
Freit.	23	Georg	♉	**die ganze Nacht sichtbar.** ♀	11	Leo d. Gr.
Sonn.	24	Albert	♊	**glänzt noch 3 St. am Ab-**	12	Julius

18. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	25	2. **Mis. D.**	♊	Marc. Ev. ☾ Erdn. **himmel,**	13	2. **Mis. D.**
Mont.	26	Ferdinand	♋	♀ rückl. **und geht um halb** 11	14	Tiburtius
Dienst.	27	Anastasius	♋	**Uhr unter.** ♄ **geht um Mit-**	15	Olympius
Mittw.	28	Vitalis	♌	🌓 9. 25' V. ☾ in ☊. **ter-**	16	Drogo
Donn.	29	Petr. v. M.	♌	**nacht auf und zeigt sich**	17	Rudolph
Freit.	30	Cath. v. S.	♍	**über 3 St. am Mrghimmel.**	18	Eleuther

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 6. April um 2 Uhr Morgens der volle Mond.

Dienſtag den 13. April nach halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 21. April um 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Mittwoch den 28. April gegen halb 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern die zwei erſten Tage des Paſſahfeſtes den 6. und 7., die zwei letzten den 12. und 13. April.

Spruch.

Ein Laſter zu ernähren, ihr dummen Sünder,
Koſtet mehr als ein Weib und 'ne Mandel Kinder.

Wohlfeiler Anſtrich für Ackerwerkzeuge.

Man kocht 10 Quart Waſſer, thut 1 Loth klar geſtoßenen, weißen Vitriol hinein; dann nimmt man 10 Quart reines, kaltes Waſſer, rührt ½ Metze feines Roggenmehl dazu und ſchüttet es unter häufigem Umrühren zu dem erſteren. Hierauf werden ¼ Pfund Colophonium in einem glaſurten Tiegel geſchmolzen, dieſer Maſſe allmählig 5 Pfund Thran hinzugegoſſen, und das Ganze zu der vorher gewonnenen Maſſe geſchüttet. Will man nun etwas anſtreichen, nimmt man ungefähr ſo viel, als man zu verbrauchen gedenkt, alſo z. B. 2 Quart, dazu thut man 2½ Loth Ocker, 1½ Pfund Bleiweiß und etwas Kohle von Birkenholz oder Weinrebe. Tragt man dieſe Miſchung warm auf, giebt's eine ſchöne Perlfarbe. Das ganze iſt um ⅓ billiger als Oelfarbe.

Monats-Prophezeiung.

April. Der iſt ſo veränderlich, daß es wohl ſeyn kann, er iſt einmal aus lauter Veränderlichkeit unveränderlich. Es giebt Wind auf den Triften, aber noch mehr in den Schriften, und mit nicht weniger Gekakel als die Oſter-, wird man auch manche Oſtermeß-Eier verkündigen.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.
Bei Tage.	Morg.
	3 43
	4 3
	4 20
	4 34
	4 48
Abends	
9 4	
10 21	
11 34	Bei Tage.
Morg.	
12 35	
1 25	
2 2	
2 31	
2 52	
3 19	
3 23	
3 36	
3 49	
4 3	
	Abends
Bei Tage.	8 54
	10 18
	11 33
	Morg.
	12 32
	1 15
	1 46
	2 8
	2 26

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 50 M.	5 Uhr 40 M.	6 Uhr 30 M.	11 St. 10 M.
11	13 30	5 16	6 48	10 30
21	14 9	4 55	7 5	9 51

Mai 1841

Alter. April.

Sonn.	1	Phil. Jak.	♍	♃. ſteht nach halb 3 **Uhr**	19	Timotheus

19. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	2	**3. Jubil.**	♎	Athanaſius. **Morgens** in	20	**3. Jubil.**
Mont.	3	† Erfind.	♎	**Süden und zeigt ſich faſt**	21	Anſelm
Dienſt.	4	Monica	♏	**die ganze Nacht.** ♀ **iſt noch**	22	Soter
Mittw.	5	**Bettag**	♏	🌕 2. 33′ **U.** Pius V.	23	Georg
Donn.	6	Joh. v. d. Pf.	♏	**über 1 Stunde Abend-**	24	Albert
Freit.	7	Stanislaus	♐	**ſtern.** ♂ **ſteht gegen halb**	25	Marc. Ev.
Sonn.	8	Mich. Erſch.	♐	11 **Uhr Abends in Süden**	26	Ferdinand

20. Von Chriſti Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	9	**4. Cantate**	♑	Greg. ☿ in ♑. **und zeigt ſich**	27	**4. Cantate**
Mont.	10	Gordian	♑	**noch die ganze Nacht.** ♄ **und**	28	Vitalis
Dienſt.	11	Beatrix	♑	☾ Grvſ. ☿ **ſind nicht ſichtb.**	29	Petr. v. M.
Mittw.	12	Pankrat.	♒	☾ in ☋. ♀ **verſchwindet in**	30	Cath. v. S.
Donn.	13	Servatius	♒	☾ 4. 52′ **U.** **der Abend-**	1	**Mai.** Ph. J.
Freit.	14	Chriſtian	♓	**dämmerung und kommt**	2	Athanaſius
Sonn.	15	Sophia	♓	Unt. ☌ ♀ ☉. **zur unteren**	3	† Erfind.

21. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	16	**5. Rogate**	♓	Joh. v. N. **Conjunction mit**	4	**5. Rogate**
Mont.	17	Jodocus	♈	**der Sonne.** ♃. **ſteht gegen**	5	Pius V.
Dienſt.	18	Liborius	♈	**halb 2 Uhr Morgens im**	6	Joh. v. d. Pf.
Mittw.	19	Prudent.	♉	☌ ☿ ♀. **Meridian und iſt**	7	Stanislaus
Donn.	20	**Him. Chr.**	♉	Baſilla. **die ganze Nacht**	8	**Him. Chr.**
Freit.	21	Conſtantin	♊	🌑 12. 11′ V. ☉ in ♊.	9	Gregor N.
Sonn.	22	Julian	♊	**ſichtbar.** ♄ **ſteht nach**	10	Gordian

22. Von der Verheiſſung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	23	**6. Exaudi**	♋	Deſiderius. ☾ Erdn. 2 **Uhr**	11	**6. Exaudi**
Mont.	24	Johanna	♋	in ♊. **Morg. in Süden.** ♀	12	Pankrat.
Dienſt.	25	Urban	♌	☾ in ☊. **wird am Morgen-**	13	Servatius
Mittw.	26	Philipp N.	♌	Ob. ☌ ☿ ☉. **himmel ſichtb.**	14	Chriſtian
Donn.	27	Luciana	♍	☽ 3. 37′ N. ♂ **ſteht drei**	15	Sophia
Freit.	28	Wilhelm	♍	**Viertel auf 9 Uhr Abd.**	16	Joh. v. N.
Sonn.	29	Maxim. ☿	♎	**in Süden und zeigt ſich noch**	17	Jodocus

23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	30	**Pfingſtfeſt**	♎	Felix Pr. **faſt die ganze**	18	**Pfingſtfeſt**
Mont.	31	**Pfingſtm.**	♎	Petron. ♂ rechtl. **Nacht.**	19	**Pfingſtm.**

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 5. Mai nach halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Donnerſtag den 13. Mai gegen 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Freitag den 21. Mai gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.

Donnerſtag den 27. Mai gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 26. und 27. Mai.

Der naive Hofmann.

Ein Hofmann ſagte einmal zu einem milden und freigebigen Fürſten: „Ew. Hoheit haben ſchon ſehr viel Undankbare gemacht, ſollten Sie damit fortfahren wollen, bitte ich, mich auch mit auf Ihre Liſte zu ſetzen.“

Spruch.

Beſſer klug zu Fuße gehn,
Als im Wagen dumm ausſehn.

Neue Buttermaſchine.

Das Buttern iſt eine langwierige Arbeit. Eine Erleichterung gewähren viereckige Kaſten, ungefähr 50 Zoll lang und 30 Zoll weit; darin wird der Rahm, wenn man die Maſchine um eine Axe dreht, ſchnell von Ecke zu Ecke geſtürzt, ſtärker geſchlagen, alſo auch ſchneller in Butter und Buttermilch geſchieden, wie bei den anſtrengenden Butterfäſſern. Jeder Tiſchler kann ſolche Maſchinen machen. Sie halten auch ganz gut und laſſen ſich leichter reinigen.

Monats-Prophezeiung.

Mai. Wer im Mai verſucht, ſämmtliche Gedichte über ihn zu leſen, dem wird dieſer Monat viel länger vorkommen wie er iſt und ihm zu Muth werden, als befinde er ſich nicht im Blüthe-, ſondern im Dürr-Monat.

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
Bei Tag		Morg. 2	41	1
		2	55	2
		3	9	3
		3	25	4
Abends				5
9	16			6
10	22			7
11	17			8
Morg.		Bei Tage		9
12	0			10
12	31			11
12	55			12
1	13			13
1	29			14
1	41			15
1	55			16
2	9			17
2	22			18
2	41			19
3	6			20
		Abends		21
		10	21	22
Bei Tage		11	11	23
		11	47	24
		Morg.		25
		12	13	26
		12	32	27
		12	48	28
		1	2	29
		1	16	30
		1	30	31

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	43 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	19 M.	9 St.	17 M.
11	15	17	4	18	7	35	8	43
21	15	45	4	4	7	49	8	15

Junius 1841.

Alter. Mai.

Dienſt.	1	Simeon	♏	☿ geht ein Viertel auf 2	20	Baſilla
Mittw.	2	**Quat.** †	♏	Erasmus. Uhr **Morgens**	21	**Quat.**
Donn.	3	Clothildis	♐	auf, iſt aber ſchwer zu erken-	22	Julian
Freit.	4	Florian †	♐	🌕 4. 9' **V.** nen. ♃ ſteht	23	Deſiderius
Sonn.	5	Bonifac. †	♐	☍ ♃ ☉ um **Mitter-**	24	Johanna

24. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	6	**Trinitatis**	♑	Norbert. ♀ rechtl. **nacht**	25	**Trinitatis**
Mont.	7	Robert	♑	☾ Erdf. ☿ in ♋. **in Süden**	26	Phil. N.
Dienſt.	8	Medardus	♒	☾ in ☊. ♃ **zeigt ſich die ganze**	27	Luciana
Mittw.	9	Primus	♒	**Nacht.** ♄ **culminirt gegen**	28	Wilhelm
Donn.	10	**Frohnl.**	♒	Maurinus. 4 **Uhr Morgs**	29	**Frohnl.**
Freit.	11	Barnabas	♓	🌗 **und iſt die ganze Nacht**	30	Felix Pr.
Sonn.	12	Baſilides	♓	8. 26' **V.** **ſichtbar.** ♂	31	Petronella

25. Vom reichen Manne. Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	13	1. **n. Trin.**	♈	Ant. v. P. **zeigt ſich nach Un-**	1	**Jun. 1. Tr.**
Mont.	14	Baſilius	♈	**terg. der Sonne am Abend-**	2	Erasmus
Dienſt.	15	Vitus	♉	**himmel und geht bald nach**	3	Clothildis
Mittw.	16	Benno	♉	1 **Uhr unter.** ♀ **geht ein**	4	Florian
Donn.	17	Adolph	♊	**Viertel auf 3 Uhr Morg.**	5	Bonifacius
Freit.	18	Marcellus	♊	🌑 **Schlacht b. Belle-Alli-**	6	Norbert
Sonn.	19	Gervaſius	♋	7. 42' V. ance 1815.	7	Robert

26. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	20	2. **n. Trin.**	♋	**Silverius.** ☾ Erdn. **auf.** ♄	8	**2. n. Trin.**
Mont.	21	Albanus	♌	☉ in ♋. Somm. Anf. Läng-	9	Primus
Dienſt.	22	Albin	♌	ſter Tag. ☍ ♄ ☉. ☾ in ☊.	10	Maurinus
Mittw.	23	Walram	♍	**ſteht der Sonne gegenüber**	11	Barnabas
Donn.	24	Joh. d. T.	♍	**um Mitternacht in Süden**	12	Baſilides
Freit.	25	Elegius	♍	🌓 11. 5' N. **und zeigt ſich**	13	Ant. v. P.
Sonn.	26	Pelagius	♎	♅ rückl. ☿ in ♌. **Die**	14	Baſilius

27. Vom verlornen Schaaf. Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	27	4. **n. Trin**	♎	7 Schläfer. **ganze Nacht.** ☿	15	**3. n. Trin.**
Mont.	28	Leo P. †	♏	**iſt unſichtb.** ♂ **geht 1 Vier-**	16	Benno
Dienſt.	29	**Petr. P.**	♏	**tel auf 1 Uhr Morg. unter.**	17	Adolph
Mittw.	30	Pauli G.	♐	☿ größte öſtliche Ausweich.	18	Marcellus

Mond-Wechſel.

Freitag den 4. Junius gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.

Sonnabend den 12. Junius gegen halb 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Sonnabend den 19. Junius 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der neue Mond.

Freitag den 25. Junius nach 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

☾ Aufg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		
B.		1	47	1
T.		2	11	2
		2	40	3
Abends				4
9	57			5
10	31	Bei Tage		6
10	58			7
11	18			8
11	34			9
11	48			10
Morg.				11
12	0			12
12	13			13
12	27			14
12	43			15
1	4			16
1	32			17
2	15			18
		Abends		19
Bei Tage		9	44	20
		10	15	21
		10	36	22
		10	54	23
		11	9	24
		11	23	25
		11	37	26
		11	54	27
		Morg.		28
		12	15	29
		12	41	30

Zeit-Motto.

Dampfmaſchinen-Leben,
Dampfmaſchinen-Wandel,
Dampfmaſchinen-Wucher,
Dampfmaſchinen-Handel,
Dampf im Kopf, ſonſt iſt er leer,
So geht's heut zu Tage her!

Parfümerie.

Feine Herren und Damen wiſſen, was das Haar koſtet. Dieſer natürliche Hauptſchmuck kommt von der Wiege bis zur Bahre nicht aus der Kunſtſchule heraus. Da das nun einmal ſo iſt, iſt's — nach der neueſten Weltweisheit — auch vernünftig, und da wollen wir denn dieſer Vernunft dienſtbar ſein. Alſo man gewinnt eine paradieſiſch duftende Pomade, wenn man mit gewöhnlichen Fettigkeiten, die zur Pomade dienen, reife und gereinigte Wald-Erdbeeren vermiſcht. Gewürze und wohlriechende Oele ſind gar nicht nöthig. Eine hübſche Jungfrau, deren Haar mit dieſer Wald-Erdbeeren-Pomade beglückt war, kam ſogleich unter die Haube. Dieſe Pomade lockt die Herren gewaltiger, als der Honig den Bär.

Monats-Prophezeiung.

Juni. Die Fiſche werden zu Lande nicht gerathen, und wer in's Waſſer greift und nichts fängt, wird doch eine Menſchenhand herausziehen. — Wer ein rechtes Herz hat und von einem rechten Herzen geliebt wird, kann nichts vom Brach-, viel aber vom Roſen-Monat wiſſen.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 25	3 47	8 12	7 35
21	16 31	3 46	8 17	7 29

Julius 1841.

Alter. Junius.

Donn.	1 Rembold	♐	☉ Erdf. ♄ steht ein Vier-	19 Gervaſius
Freit.	2 M. Heimſ.*	♐	🌕 tel auf 12 Uhr Abends	20 Silverius
Sonn.	3 Hiacynth	♑	6.56' U. in Süden und	21 Albanus

27. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	4 4. n. **Trin.**	♑	Ulrich. ♀ größter Glanz	22 4. n. **Trin.**
Mont.	5 Anſelm	♒	☾ Erdf. iſt die ganze Nacht	23 Walram
Dienſt.	6 Iſaias	♒	☾ in ☋. ſichtbar. ♂ zeigt	24 Joh. d. T.
Mittw.	7 Willibald	♒	ſich nach Sonnenuntergang	25 Elogius
Donn.	8 Kilian	♓	am Weſthimmel. ♀ geht	26 Pelagius
Freit.	9 Agilolph	♓	ein Viertel auf 2 Uhr	27 7 Schläfer
Sonn.	10 7 Brüder	♈	Morgens auf und glänzt	28 Leo P.

28. Von Petri reichem Fiſchzug. Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	11 5. n. **Trin**	♈	🌗 8.58' N. Pius. an 2	29 5. n. **Trin.**
Mont.	12 Felix N.	♈	Stunden lebhaft. ♃.	30 Pauli G.
Dienſt.	13 Margar.	♉	zeigt ſich über 3 Stunden	1 Jul. Remb.
Mittw.	14 Bonavent.	♉	♀ rückl. am Abendhimmel	2 M. Heimſ.
Donn.	15 Ap. Theil.	♊	und geht ein Viertel auf	3 Hiacynth
Freit.	16 Skap. Feſt	♊	2 Uhr Morgens unter ☿	4 Ulrich
Sonn.	17 Alexius		geht 3 Viertel auf 10 Uhr	5 Anſelm

29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	18 6. n. **Trin.**	♋	🌑 2.11' N. Sichtb. ☉	6 6. n. **Trin.**
Mont.	19 Arſenius	♌	Finſt. ☾ Erdn. ☾ in ☊.	7 Willibald
Dienſt.	20 Elias	♌	Abds. auf ♀ iſt nicht ſicht-	8 Kilian
Mittw.	21 Daniel	♍	bar. ♀ geht um 1 U. Mor-	9 Agilolph
Donn.	22 M. Magd.	♍	gens auf und glänzt über 2	10 7 Brüder
Freit.	23 Apollinar	♎	☉ in ♌. Anf. der Hunds-	11 Pius P.
Sonn.	24 Chriſtine	♎	tage. ♀ gr. weſtliche Ausw.	12 Fel. Nab.

30. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann. Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	25 7. n. **Trin.**	♏	🌓 8.40' V. Jakob. St.	13 7. n. **Trin.**
Mont.	26 Anna	♏	lebhaft. ♄ geht um	14 Bonavent.
Dienſt.	27 Pantaleon	♏	Unt. ☌ ♀ ☉. halb 10 Uhr	15 Ap. Theil.
Mittw.	28 Innocenz	♐	Abends durch den Meri-	16 Skap. Feſt
Donn.	29 Martha	♐	dian und halb 2 Uhr Mor-	17 Alexius
Freit.	30 Abdon	♑	gens unter. ♂ iſt 1 Stunde	18 Arnold
Sonn.	31 Ign. Loj.	♑	am Weſthimmel ſichtbar.	19 Arſenius

Mond-Wechſel.	☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Sonnabend den 3. Julius gegen 7 Uhr Abends der volle Mond.			Morg.		
			1	15	1
Sonntag den 11. Julius um 9 Uhr Abends das letzte Viertel.			2	0	2
	Abends				3
Sonntag den 18. Julius gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.	9	2			4
	9	23			5
	9	40			6
Sonntag den 25. Julius nach 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.	9	54			7
	10	8			8
	10	19			9
Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 27. Julius.	10	32			10
	10	47			11
	11	6			12
	11	30			13
	Morg.				14
	12	4			15
	12	53			16
	2	2			17
			Abends		18
			8	38	19
			8	57	20
			9	14	21
			9	29	22
			9	44	23
			10	1	24
			10	20	25
			10	43	26
			11	15	27
			11	57	28
			Morg.		29
			12	50	30
			1	52	31

Merkt's Euch!

Es giebt eine anſcheinende Schwäche, die große Kraft vorausſetzt; es iſt die vorſätzliche Geduld.

Haushalten und Aushalten! — das iſt, wenn man danach thut, ein Spruch, in welchem das ganze Lebensglück liegt.

Das Wild von Gärten und Feldern abzuhalten.

Man nehme 1 Pfund Talg (Unſchlitt), ½ Pfund Schweinefett und 1 Loth Terpentin; nachdem dieſe Gegenſtände geſchmolzen, miſche man darunter: ½ Quentchen Assa foetida und ½ Pfund geriebenes Schießpulver. In dieſe ſalbenartige Miſchung werden kleine wollene Läppchen getaucht und an den Plätzen aufgeſtellt, von denen man Hirſche, Rehe, Haſen, wilde Schweine u. ſ. w. abhalten will. Jede Art Wild ſoll angeblich durch dieſen Geruch verſcheucht werden.

Monats-Prophezeiung.

Juli. Um dieſe Zeit wird alles Getreide dem, der's nicht hat, nicht wohlfeil genug, und dem, der's hat, nicht theuer genug ſeyn. Ueberall aber, wo die Narren kein Brod eſſen, könnte der Roggen gar gering im Preiſe ſtehen.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	24 M.	3 Uhr	51 M.	8 Uhr	15 M.	7 St.	36 M.
11	16	11	3	59	8	10	7	49
21	15	49	4	11	8	0	8	11

August 1841.

Alter. Julius.

32. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	1 8. n. **Trin.**	♑	Petr. Kett. ☾ Erdn. ♃ ist	20	8. n. **Trin.**
Mont.	2 **Portiuncula**	♒	○ 10. 29' V. Unsichtb. ☾	21	Daniel
Dienst.	3 Steph. Erf.	♒	☾ im ♒. Finsterniß.	22	M. Magd.
Mittw.	4 Dominicus	♓	**noch gegen 3 Stunden am**	23	Apollinar
Donn.	5 Mar. Sch.	♓	**Abendhimmel** sichtbar. ♀	24	Christine
Freit.	6 Verkl. Chr.	♓	♃. rechtl. **geht gegen 1 Uhr**	25	Jakob
Sonn.	7 Gottschalk	♈	♀ im ♋. **Morg. auf.** ♄ ist	26	Anna

33. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	8 9. n. **Trin.**	♈	Cyriacus. ♄ rechtl. **eine**	27	9. n. **Trin.**
Mont.	9 Romanus	♉	**Stunde am Abendhim-**	28	Innocenz
Dienst.	10 Laurenz	♉	☾ 6. 40' V. **mel sichtbar**	29	Martha
Mittw.	11 Hermann	♊	♀ **erscheint in der Mor-**	30	Abden
Donn.	12 Clara	♊	**gendämmerung.** ♄ **zeigt**	31	Jgnat. Loj.
Freit.	13 Hippolytus	♋	**sich am Abendhimmel und**	1	Aug. P. K.
Sonn.	14 Eusebius	♋	**geht bald nach Mitternacht**	2	Portiuncula

34. Jesus weint über Jerusalem, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	15 10. n. **Trin.**	♌	Mar. Himmf. ☾ in ♌. ♃ ist	3	10. n. **Trin.**
Mont.	16 Rochus	♌	● 10. 0' M. Unsichtb. ⊙	4	Dominicus
Dienst.	17 Sibylla	♍	Finst. westliche Ausw.	5	Mar. Sch.
Mittw.	18 Helena	♍	**unter.** ♃ **steht um 2 Uhr**	6	Verkl. Chr.
Donn.	19 Sebald	♎	**Morgens in Süden.** ♀ **geht**	7	Gottschalk
Freit.	20 Bernhard	♎	**bald nach 3 Uhr Morg. auf**	8	Cyriacus
Sonn.	21 Athanasius	♎	**und zeigt sich eine halbe St.**	9	Romanus

35. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	22 11. n. **Trin.**	♏	Timotheus. ♀ **glänzt über** 3	10	11. n. **Trin.**
Mont.	23 Zacharias	♏	☽ 9. 58' M. ⊙ ♍. Ende	11	Hermann
Dienst.	24 Bartholom.	♐	der Hundst. **Stunden**	12	Clara
Mittw.	25 Ludwig	♐	**lebhaft als Morgenstern.**	13	Hippolytus
Donn.	26 Samuel	♑	♃. **ist noch 2 Stunden am**	14	Eusebius
Freit.	27 Joseph C.	♑	**Abendhimmel sichtbar und**	15	M. Himmf.
Sonn.	28 Augustin	♑	☾ Erdf. **geht bald nach** 10	16	Rochus

36. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	29 12. n. **Trin.**	♒	Joh. Enth. ☾ in ♒. **Uhr**	17	12. n. **Trin.**
Mont.	30 Rosa	♒	**unter.** ♀ **verschwindet in**	18	Helena
Dienst.	31 Paulin	♓	**der Morgendämmerung.**	19	Sebald

Mon[illegible]echſel.

Montag den [illegible] Auguſt um halb 11 Uhr Vormittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Dienſtag den 10. Auguſt 3 Viertel auf 7 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Montag den 16. Auguſt um 10 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Montag den 23. Auguſt gegen 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Wortſpiel.

In B. ſtarben ein mittelmäßiger Schauſpieler und ein leichtſinniger Verſchwender an demſelben Tage; da ſagte Jemand: „Die Stadt verlor heut zwei Künſtler ſonderbarer Art; der Eine iſt uns die Kunſt ſchuldig geblieben, der Andere verſtand die Kunſt, ſchuldig zu bleiben.“

Gegen Sauerwerden des Biers.

Das Leben wird einem ſchon oft ſauer genug, wenn man aber dazu noch ſaures Bier trinken ſoll, könnte Einem die letzte Süßigkeit des Daſeyns abhanden kommen. Die Herren Schenkwirthe mögen nur, um ihren Gäſten ordentliches Bier vorſetzen zu können, 6 Loth kohlenſaure Magneſia in einem mouſſelinenen Säckchen in's Bier hängen, da wird's nicht ſauer. Das heißt, ſobald das Bier ausgegohren und 6 Loth auf einen Ohm (120 Quart), auf einen halben Ohm alſo, nach Adam Rieß, 3 Loth und ſo fort.

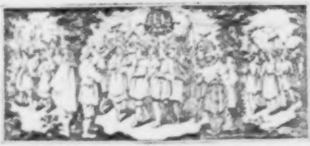
Monats-Prophezeiung

Auguſt. Der Auguſt iſt ſo heiß, daß ein ſchwarzer Krebs, wenn man ihn ſiedet, ganz roth werden, die dürreſte Kuh aber doch mehr Milch geben wird, als der fetteſte Ochſe. Daß der Donner mehr Lärm macht als der Blitz, kann in dieſem Monat den überraſchen, der's noch nicht weiß.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg. 3	0	1
Abends				2
8	3			3
8	15			4
8	28	Bei Tage.		5
8	41			6
8	54			7
9	11			8
9	32			9
10	1			10
10	42			11
11	39			12
Morg.				13
12	55			14
2	23			15
		Abends		16
		7	18	17
		7	31	18
		7	49	19
Bei Tage.		8	5	20
		8	21	21
		8	47	22
		9	16	23
		9	54	24
		10	43	25
		11	42	26
		Morg.		27
		12	49	28
		1	50	29
		3	11	30
		4	21	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 41 M.
11	14 46	4 41	7 27	9 14
21	14 13	4 56	7 8	9 47

September 1869.



Alter. August

Mittw.	1	Aegidius	♓	🌕 2.2' V. ♀ zeigt sich,	20	Bernhard
Donn.	2	Raphael	♓	ein Viertel auf 2 Uhr	21	Anastasius
Freit.	3	Mansuetus	♈	Morg. aufgehend, 3 u. eine	22	Timotheus
Sonn.	4	Rosalia	♈	♄ rechtl. ♀ in ♌. halbe St.	23	Zacharias

36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	5	**13. n. Trin.**	♉	Herkulian. ♂ ist eine St.	24	**13. n. Trin.**
Mont.	6	Magnus	♉	♂ in ♐. als ein unscheinli-	25	Ludwig
Dienst.	7	Regina	♊	cher Stern am Abendhim-	26	Samuel
Mittw.	8	Mar. Geb. *	♊	☾ 2.44' N. mel sichtbar. ♄	27	Joseph C.
Donn.	9	Audomar	♊	Ob. ☌ ♀ ☉. zeigt sich	28	Augustin
Freit.	10	Nicol. v. T.	♋	nach Sonnenuntergang im	29	Joh. Enth.
Sonn.	11	Protus	♋	Westen und geht ein Viertel	30	Rosa

37. Von den zehn Aussätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	12	**14. n. Trin.**	♌	Winand. ☾ in ♌ auf 11 U	31	**14. n. Trin.**
Mont.	13	Maternus	♌	☾ Erdn. unter. ♄ steht der	1	**Sept.** Aeg.
Dienst.	14	† Erhöh.	♍	☍ ♄ ☉. Sonne gegenüber	2	Raphael
Mittw.	15	**Quat.** †	♍	🌑 6. 30' V. Ludmilla.	3	Mansuetus
Donn.	16	Cornel.	♎	♀ in ♎. um Mittern	4	Rosalia
Freit.	17	Lambert †	♎	in Süden und ist die ganze	5	Herkulian
Sonn.	18	Richard †	♏	Nacht über dem Horizont	6	Magnus

38. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	19	**15. n. Trin.**	♏	Nicleta. ♀ glänzt 4 Stun-	7	**15. n. Trin.**
Mont.	20	Eustachius	♐	den als Morgenstern. ♃ ist	8	Mar. Geb.
Dienst.	21	Mth. Ev.	♐	über anderthalb Stund. am	9	Audemar
Mittw.	22	Moriz	♐	☽ 1.59' N. Abendhim-	10	Nicol. v. T.
Donn.	23	Thecla	♑	☉ in ♎. Herbst-Anf.,	11	Protus
Freit.	24	J. Empf.	♑	Tag und Nacht gleich. mel	12	Winand
Sonn.	25	Kleophas	♒	☾ Erdf. ☾ in ♌. sichtbar u.	13	Maternus

39. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	26	**16. n. Trin.**	♒	Cyprian. geht um halb 9	14	**16. n. Trin.**
Mont.	27	Cos. u. D.	♒	☌ ♂ ♃.. Uhr unter. ♂ geht	15	Ludmilla
Dienst.	28	Wenzel	♓	dem ♃. südl. vorbei und zeigt	16	Cornel.
Mittw.	29	Michael	♓	🌕 sich über 1 St. am Ab.	17	**Quat.**
Donn.	30	Hieronym.	♈	4.46' U. ♀ ♍. himmel.	18	Richard

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 1. September nach 2 Uhr Morgens der volle Mond.

Mittwoch den 8. September 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Mittwoch den 15. September um halb 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Mittwoch den 22. September um 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 30. September 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5602ten Jahres den 16. und 17. September, ihr Verſöhnungsfeſt den 25. September, und ihr Laubhüttenfeſt fängt den 30. September an.

Spruch.

Baut Mancher ſich ein großes Haus,
Iſt's fertig, guckt ein Narr heraus.

Nutzen der Waſſerpflanzen.

Neuere Erfahrungen haben es beſtätigt, daß die Waſſerpflanzen das Mittel ſind, durch welches ſtehende Waſſer ſich reinigen und vor Fäulniß bewahren. Beſonders iſt die gemeine Waſſerlinſe dazu beſtimmt; ſie hält das Waſſer ſtets rein, wodurch ſchädlichen Ausdünſtungen und den dadurch entſtehenden Seuchen vorgebeugt wird. Profeſſor Johnſon in London eifert demnach dagegen, aus Teichen, Canälen und andern Gewäſſern die Waſſerpflanzen zu entfernen, und bemerkt noch: durch deren Beſeitigung würden auch die Fiſche zerſtört. Man ſoll ſogar Regenwaſſer klar und rein erhalten können, wenn man Waſſerlinſen oder andre Sumpfpflanzen hinein verſetzt.

Monats-Prophezeiung.

September. Zeitigt der Wein früh, wird der Moſt gut, und iſt deſſen viel, wird doch des Waſſers viel mehr ſeyn. Wenn aber die Zugvögel um dieſe Zeit noch da ſind, werden wir wohl merken, weshalb.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abends				1
6	50			2
7	3	[illegible]		3
7	19			4
7	39			5
8	4			6
8	39			7
9	30			8
10	35			9
11	57			10
Morg.				11
1	25			12
2	55			13
4	22			14
		Abends		15
		6	9	16
		6	27	17
[illegible]		6	48	18
		7	16	19
		7	51	20
		8	36	21
		9	32	22
		10	37	23
		11	45	24
		Morg.		25
		12	57	26
		2	8	27
		3	19	28
		4	30	29
Abends				30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 52	5 30	6 22	11 8
21	12 15	5 45	6 0	11 45

Oktober 1841.

Alter. September.

Freit.	1	Remigius	♈	♄ ist noch über 2 Stunden	19	Niceta
Sonn.	2	Leodegar	♉	am Abendhimmel sichtbar	20	Eustachius

41. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	3	17. Trinit.	♉	Ewald. und geht um 9 Uhr	21	17.n.Trin
Mont.	4	Franz	♉	unter. ♂ zeigt sich über	22	Moriz
Dienst.	5	Placidus	♊	☿ in ♏. eine Stunde tief	23	Thecla
Mittw.	6	Bruno	♊	in der Abenddämmerung.	24	J. Empf.
Donn.	7	Sergius	♋	☾ 9.39' U. und geht gegen	25	Kleophas
Freit.	8	Brigitta	♋	8 Uhr unter. ♀ glänzt	26	Cyprian
Sonn.	9	Dionysius	♌	☾ in ☊. 3 Stunden lebhaft	27	Kos. u. D.

42. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	10	18.n.Trin	♌	Gereon. ☾ Erdn. als Mor-	28	18.n.Trin.
Mont.	11	Wimmar.	♍	genstern. ♃ zeigt sich über	29	Michael
Dienst.	12	Maximil.	♍	eine Stunde in der Abend-	30	Hieronym.
Mittw.	13	Tilman	♎	dämmerung und geht gegen	1	**Okt.** Rem.
Donn.	14	Kalixtus	♎	🌑 4.52' N. halb 8 Uhr	2	Leodegar
Freit.	15	**Kön. E. T.**	♏	Theresia. unter. ☿ steht	3	Ewald
Sonn.	16	Gallus	♏	gegen 10 Uhr Ab. in Süden	4	Franz

43. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	17	19.n.Trin.	♏	Florentin. ☌ ♂ ♄. ♂ geht	5	19. n. Trin
Mont.	18	Luc. Ev.	♐	Schlacht bei Leipzig 1813	6	Bruno
Dienst.	19	Ferdinand	♐	♂ in ♑. dem ♄ südlich	7	Sergius
Mittw.	20	Wendelin	♑	vorbei und zeigt sich andert-	8	Brigitta
Donn.	21	Ursula	♑	halb Stunden in der Däm-	9	Dionysius
Freit.	22	Kordula	♒	☽ 9.29' V. ☾ Erdf. ☾ in ☋	10	Gereon
Sonn.	23	Severinus	♒	☉ in ♏. merung. ♀	11	Wimmar.

44. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	24	20.n.Trin	♒	Evergist. ♀ in ♎. geht 3	12	20.n.Trin.
Mont.	25	Raphael	♓	☿ größte östl. Ausweich.	13	Tilmann
Dienst.	26	Amandus	♓	Viertel auf 4 Uhr Morg.	14	Kalixtus
Mittw.	27	Sabina	♈	auf und glänzt dritthalb	15	Theresia
Donn.	28	Sim. J.	♈	Stunden. ♄ ist noch an-	16	Gallus
Freit.	29	Narcissus	♈	🌕 derthalb Stund. in der	17	Florentin
Sonn.	30	Theonest.	♉	6.25' V. ♀ in ♐. Ab-	18	Luc. Ev.

45. Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	31	21.n.Trin.	♉	Wolfgang. dämmer. sichtb.	19	21.n.Trin

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 7. Oktober gegen 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

Donnerſtag den 14. Oktober gegen 5 Uhr Abends der neue Mond.

Freitag den 22. Oktober um halb zehn Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Sonnabend den 30. Oktober gegen halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Laubhüttenfeſt noch den 1., 7. und 8. Oktober.

Kurze Heirathsgeſchichte.

Der holländiſche Admiral Bombell war Anfangs Hofknecht bei dem Gutsbeſitzer von Bombell, im Schleswig'ſchen, entfloh wegen allerlei Händel, und machte raſch ſein Glück auf der holländiſchen Marine. Da ſchrieb er einem armen Dienſtmädchen zu Emerleff:

„Meine liebe Grethe!

Wenn Du noch geſinnt biſt wie damals, als ich mit Dir zugleich in Bombell diente, ſo komm zu mir nach dem Haag und werde meine Frau. Ich bin gegenwärtig holländiſcher Admiral.

Nis de Bombell, zuvor Nis Jeſſen,
Dein getreuer Bräutigam.“

Die Magd packte raſch ein, reiſete, kam im Haag an und ward Frau Admiralin.

Kränkliche Pferde

laſſen ſich in der Regel dadurch wieder herſtellen, wenn man ihnen täglich 10 bis 12 Pfund Quecken mit Mohrrüben vermiſcht giebt. Das iſt zugleich Anlaß, die dem Boden ſchädlichen Quecken eifriger auszurotten.

Monats-Prophezeiung.

October. In dieſem Monat wird viel abfallen, viel zerſtreut werden, und dennoch deshalb kein Hader entſtehen. Wer keinen Wein zu keltern hat, kann ihn um deſto bequemer trinken, wenn's ihm nicht an Gelde fehlt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abends				
5	26			1
5	44			2
6	9	[illegible]		3
6	42	[illegible]		4
7	28	[illegible]		5
8	27			6
9	42	[illegible]		7
11	5	[illegible]		8
Morg.		[illegible]		9
12	32	[illegible]		10
1	58			11
3	23			12
4	46			13
		Abends		14
		4	49	15
		5	14	16
[illegible]		5	47	17
[illegible]		6	28	18
[illegible]		7	21	19
		8	24	20
[illegible]		9	32	21
[illegible]		10	42	22
[illegible]		11	52	23
[illegible]		Morg.		24
		1	2	25
		2	13	26
		3	21	27
		4	37	28
		5	54	29
Abends		[illegible]		30
4	41	[illegible]		31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 22 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 31	4 54	13 40

November 1897

Alter Oktober.

Mont.	1 **All Heil.**	♊	♀ ist an 2 Stunden in der	20	Wendelin
Dienst.	2 All Seel.	♊	Abenddämmerung sicht-	21	Ursula
Mittw.	3 Hubert		bar und geht nach halb	22	Cordula
Donn.	4 Carl Bor.		☾ Erdn. 8 Uhr unter. ♃.	23	Severinus
Freit.	5 Zacharias	♌	☾ ☾ in ♌. ist noch drei	24	Evergist
Sonn.	6 Leonhard	♌	4. 41' V. Viertelstun-	25	Raphael

45. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	7 22 n. **Trin**	♍	Engelbert. den in der Ab-	26	22. n. **Trin**
Mont.	8 Gottfried	♍	♀ rückl. **Dämmer.** sichtbar	27	Sabina
Dienst.	9 Theodor	♎	und geht nach 6 U. unter. ♀	28	Sim. J.
Mittw.	10 Martin P.	♎	geht gegen halb 5 U. Mor-	29	Narcissus
Donn.	11 Mart. B.	♎	gens auf und glänzt über	30	Theonest.
Freit.	12 Kunibert	♏	🌕 2 Stunden. ♄ zeigt	31	Wolfgang
Sonn.	13 Stanisl.	♏	5. 57' V. sich noch 1	1	**Nov. All H.**

46. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	14 23 n. **Trin**	♐	Levin. Stunde in der Ab-	2	23. n. **Trin**
Mont.	15 Leopold	♐	Dämmerung und geht ge-	3	Hubert
Dienst.	16 Edmund	♑	☌ ♀ ☉. gen halb 7 U	4	Carl Bor.
Mittw.	17 Gertrud	♑	unter. ☿ geht nach halb 8	5	Zacharias
Donn.	18 Maximus	♑	♀ in ♏. Uhr Abends durch	6	Leonhard
Freit.	19 Elisabeth	♒	☾ in ♒. den Mittagskreis.	7	Engelbert
Sonn.	20 Simplic.	♒	☾ Erdf. ♀ erscheint in der	8	Gottfried

47. Vom Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	21 24 n. **Trin**	♓	☽ 6. 38' V. M. Opf. **Feier**	9	24. n. **Trin**
Mont.	22 Cäcilia	♓	☉ in ♐. zum **Gedächt-**	10	Mart. P.
Dienst.	23 Clemens	♓	**niß d. Gestorbenen. Mor-**	11	Mart. B.
Mittw.	24 Joh. v. Kr.	♈	gendämmerung. ♂ geht 1	12	Kunibert
Donn.	25 Katharina	♈	Viertel auf 6 Uhr Mor-	13	Stanisl.
Freit.	26 Konrad	♉	gens auf und zeigt sich 2	14	Levin
Sonn.	27 Virgilius	♉	♃ rechtl. ♂ rechtl. Stunden.	15	Leopold

48. Von Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	28 1. **Advent**	♊	🌑 7. 6' U. Günther. ♄	16	25. n. **Trin**
Mont.	29 Saturnin	♊	in ♒. ♃. verliert sich	17	Gertrud
Dienst.	30 Andr. Ap.	♋	in der Abenddämmerung	18	Maximus

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 6. November gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonnabend den 13. November gegen 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Sonntag den 21. November gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Sonntag den 28. November nach 7 Uhr Abends der volle Mond.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abends				
5	24			1
6	21	[illegible]		2
7	33	[illegible]		3
8	54	[illegible]		4
10	19			5
11	41	[illegible]		6
Morg.		[illegible]		7
1	8			8
2	28	[illegible]		9
3	49	[illegible]		10
5	11			11
6	31			12
		Abends		13
		4	22	14
		5	11	15
		6	10	16
[illegible]		7	16	17
[illegible]		8	26	18
[illegible]		9	36	19
		10	45	20
[illegible]		11	55	21
[illegible]		Morg.		22
		1	5	23
[illegible]		2	15	24
[illegible]		3	29	25
		4	48	26
		6	8	27
Abends		[illegible]		28
4	8			29
5	17	[illegible]		30

Spruch.

Wer Alles, nur nicht den Kopf, verlor,
Der iſt ſo reich noch, als wie zuvor.

Feineres Backwerk.

Nirgends, wo's luſtig und feſtlich hergeht, darf Kuchen oder Zuckergebacknes fehlen. Dieſes Gebackne muß ſo fein und ſchmackhaft als möglich ſeyn. Nun, ſo nehme man ſtatt des gewöhnlichen Weizenmehls — Weizenmalz, das man ſo erhält: Sorgfältig gewaſchener Weizen wird in ein Gefäß voll reinen Waſſers gethan, ſo daß das Waſſer noch einige Zoll drüber ſteht. Jeden Morgen und Abend muß das Waſſer mit friſchem erneut werden. Läßt ſich nach ungefähr 30 Stunden der Weizen mit den Fingern leicht zerdrücken, legt man ihn in Haufen von 8 Zoll auf ein reines Brett, wendet die Haufen öfter um, damit die Körner nicht lange Keime treiben. Sind dieſe ungefähr 2 Linien lang, trocknet man den Weizen an einem luftigen Orte, reibt die welken Keime ab, und läßt ihn dann wie andern Weizen mahlen. Das Mehl davon giebt dem Backwerk eine große Süßigkeit, ſo daß man viel Zucker ſpart.

Monats-Prophezeiung.

November. Da kann Jeder froh ſeyn, wenn er nichts geerndtet hat, denn er braucht dann nicht zu dreſchen, und alle Sonntags-Jäger dürfen unverzagt auf die Jagd gehen, denn es iſt ihr altes Recht, daß ſie nicht zu treffen brauchen, und wenn keiner von ihnen benebelt iſt, der Himmel wird's manchmal ſeyn.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 12 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 48 M.
11	9 7	7 10	4 17	14 53
21	8 39	7 26	4 5	15 21

Dezember 1869.

Alter. November.

Mittw.	1 Eligius	♋	☾ Erdn. ☿ geht 3 Viertel	19 Eliſabeth
Donn.	2 Balbina	♌	☾ in ☊. auf 6 U. Morgens	20 Simplic.
Freit.	3 Franz Xav.	♌	auf und iſt faſt 1 St. ſicht-	21 Mar. Opf.
Sonn.	4 Barbara	♌	☿ größte weſtl. Ausweich.	22 Cäcilia
	50. Von den Zeichen des jüngſten Tags, Luc. 21. Ep. Röm. 15.			
Sonnt.	5 **2. Advent**	♍	☾ 12.44 U. Criſpina. bar.	23 26. n. **Trin.**
Mont.	6 Nicolaus	♍	♄ verliert ſich in der	24 Joh. v. Kr.
Dienſt.	7 Ambroſius	♎	☌ ♃ ♀. weſtlichen Dämmer.	25 Katharina
Mittw.	8 **M. Empf.**	♎	♀ iſt noch anderthalb St.	26 Konrad
Donn.	9 Leocadia	♏	**Morgenſtern.** ♅ geht um	27 Bithildis
Freit.	10 Judith	♏	♀ in ♐. **Mitternacht** un-	28 Günther
Sonn.	11 Damaſus	♐	ter. ☿ geht 1 **Viertel** auf	29 Saturnin
	51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.			
Sonnt.	12 **3. Advent**	♐	🌕 10. 3' N. Epimachus.	30 1. **Advent**
Mont.	13 Lucia	♐	7 **Uhr Morgens** auf	1 **Dez.** Elig.
Dienſt.	14 Nicaſius	♑	und zeigt ſich noch über eine	2 Balbina
Mittw.	15 **Quat.** †	♑	Euſebius. halbe Stunde.	3 Franz Xav.
Donn.	16 Adelheid	♒	☾ in ☊. ♂ iſt als ein un-	4 Barbara
Freit.	17 Lazarus †	♒	☾ Erdf. ♃ in ♑. ſchein-	5 Criſpina
Sonn.	18 Wunib. †	♒	licher Stern noch dritthalb	6 Nicolaus
	52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.			
Sonnt.	19 **4. Advent**	♓	Nemeſius. **St. am Abend-**	7 **2. Advent**
Mont.	20 Julius	♓	himmel ſichtb. ♀ verſchwin-	8 **M. Empf.**
Dienſt.	21 Th. Ap.	♈	☽ 3.16 V. ☉ in ♑. Win-	9 Leocadia
Mittw.	22 Greg. Sp.	♈	ters Anf.. Kürzeſter Tag.	10 Judith
Donn.	23 Dagobert	♈	☌ ♃ ☉. det am **Morgen-**	11 Damaſus
Freit.	24 Adam, E. †	♉	himmel. ♃ ſteht bei der	12 Epimachus
Sonn.	25 **H. Chriſtt.**	♉	Sonne. ♀ iſt noch 3 Vier-	13 Lucia
	1. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.			
Sonnt.	26 **U. Chriſtt.**	♊	Stephan. telſtunden **Mor-**	14 3. **Advent**
Mont.	27 Joh. Ev.	♊	☌ ♄ ☉. genſtern. ♄ ſteht	15 Euſebius
Dienſt.	28 Unſch. K.	♋	🌑 7 2' V. bei der Sonne.	16 Adelheid
Mittw.	29 Thom. B.	♋	☾ Erdn. ☾ ☍ ♂. ♂ zeigt	17 **Quat.**
Donn.	30 David	♌	ſich 3 St. tief in der **Abend-**	18 Wunibald
Freit.	31 Sylveſter	♌	♀ in ♑. ☉ Erdn. dämmer.	19 Nemeſius

Mond-Wechſel.
Sonntag den 5. Dezember 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel. Sonntag den 12. Dezember nach 10 Uhr Abends der neue Mond. Dienſtag den 21. Dezember 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens das erſte Viertel. Dienſtag den 28. Dezember nach 7 Uhr Morgens der volle Mond.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T
Abends		
6 38		1
8 6		2
9 32		3
10 56		4
Morg.		—
12 18		5
1 37		6
2 57		7
4 16		8
5 35		9
6 49		10
		11
		—
	Abends	12
	3 58	13
	5 2	14
	6 11	15
	7 21	16
	8 32	17
	9 40	18
		—
	10 49	19
	Morg.	20
	12 0	21
	1 9	22
	2 23	23
	3 39	24
	4 50	25
		—
	6 19	26
	7 29	27
Abends		28
5 39		29
7 9		30
8 36		31

Der Apoll in Krähwinkel.

Ein eitler Stutzer in Krähwinkel ſchrieb an einen Schneider in der Reſidenz: „Machen Sie mir raſch einen vollſtändigen Anzug und nehmen Sie die Maaße am Apoll von Belvedere im Muſeum.“

Lebensüberdruſs,

Kopfhängerei, Grillenfängerei, Hypochondrie, Hyſterie, Muck- und Duckmäuſerei und wie ſonſt die Plagegeiſter des Lebens genannt werden, ſind am beſten zu verbannen, wenn man in irgend einer Sphäre ſich tüchtig und thätig erweiſt, die Mußeſtunden nicht mit Trinken und Kartenſpielen und in Kneipen verbringt, ſich des Tages dreimal an einfacher Koſt ſatt, aber nur ſatt ißt, für gewöhnlich Waſſer und wenn's Börſe und Frau (oder Mann) erlauben, zuweilen auch ein Schlückchen Wein trinkt, die Nacht verſchläft und den Tag verarbeitet. Iſt das nicht beiſpiellos einfach? Und es hilft, es iſt eine Apotheke für's ganze Leben!

Monats-Prophezeiung.

Dezember. Da die Sonne früh untergeht, wird es nicht ſpät Nacht, und wer ſich zu Weihnacht reichlich beſchenkt ſieht, wird ſelbſt einen grauen Himmel heiter. Jeder auch unſre Prophezeiungen richtiger finden als die im hundertjährigen Kalender; es ſey denn, man habe das luſtige „Kalender-Aderlaßmännchen“ nöthig.

	Tageslänge.	☉ Aufgang	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 15 M.	7 Uhr 41 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 45 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 52	8 2	3 54	16 8

Zeitrechnung des Jahres 1841.

Das gegenwärtige 1841ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tag, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 11. April und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 30. März, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach beiden Kalendern zugleich gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nehmen ihren Anfang: Der Frühling am 20. März um 6 Uhr 17 Minuten Abends. Der Sommer am 21. Juni um 3 Uhr 51 Minuten Nachmittags. Der Herbſt am 23. September um 5 Uhr 24 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 11 Uhr 16 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahr ſechs Finſterniſſe, vier an der Sonne und zwei am Monde, wovon in unſern Gegenden nur eine Sonnen- und eine Mondfinſterniß ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte iſt eine **Sonnenfinſterniß**, welche am 20. Januar in den Abendſtunden eintritt, wird nur in der Südſee ſichtbar ſeyn, ohne bewohnte Gegenden zu treffen.

Die zweite iſt eine **Mondfinſterniß** in der Nacht vom 5. zum 6. Februar. Sie iſt total und in ganz Europa ſichtbar. Nach mittlerer Zeit von Bern tritt ihr Anfang um 12 Uhr 28 Minuten Morgens, der Anfang der totalen Verfinſterung um 1 Uhr 45 Minuten, die Mitte um 2 Uhr 24 Minuten, das Ende der totalen Verfinſterung um 3 Uhr 3 Minuten, und das Ende der ganzen Finſterniß um 4 Uhr 20 Minuten ein, nachdem ſie überhaupt 3 Stunden 52 Minuten gedauert hat.

Die dritte iſt eine **Sonnenfinſterniß** am 21. Februar gegen Mittag, wird aber mit Ausnahme von Island und einem Theil Schottlands in Europa nicht geſehen werden.

Die vierte iſt eine **Sonnenfinſterniß** am 18. Juli in den Nachmittagsſtunden. Sie iſt partial und in einem großen Theil Europas, dem weſtlichen von Aſien, und einem kleinen Theil von Amerika ſichtbar. In Bern nimmt ſie nach mittlerer Zeit um 3 Uhr 5 Minuten ihren Anfang. Im Mittel, um 3 Uhr 26 Minuten, zeigt ſich ein halber Zoll am nördlichen Rande verfinſtert. Das Ende tritt um 3 Uhr 48 Minuten ein, nach einer Dauer von 43 Minuten.

Die fünfte iſt eine **Mondfinſterniß** am 2. Auguſt in den Vormittagsſtunden. Sie wird total, aber in Europa nicht ſichtbar ſeyn.

Die ſechste iſt eine **Sonnenfinſterniß** in der Nacht vom 16. zum 17. Auguſt, und iſt ringförmig nur in der Südſee ſichtbar.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahre 1841.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis gegen die Mitte des Februars in den Abendſtunden am Weſthimmel. Den 10. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zur Mitte des Juni verborgen bleibt. Er erſcheint dann im [illegible] Grade der Fiſche, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechster Größe bei der nächtlichen Dämmerung dem unbewaffneten Auge ſchwer zu erkennen iſt. Den 30. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. Bald nachher wird er rückläufig, was er bis gegen Ende des November bleibt. Den 15. September ſteht er im 28ſten Grade der Fiſche der Sonne gegenüber um Mitternacht im Süden, und iſt mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Am 8. Dezember erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendſtunden aufzufinden iſt. Am Schluße des Jahrs geht er bereits gegen halb 11 Uhr unter. Er ſteht dann im 21ſten Grade der Fiſche in einer ſternleeren Gegend öſtlich vom Fuße des Waſſermanns.

Saturn.

Saturn erſcheint in den erſten Tagen des Jahrs gegen 7 Uhr Morgens in der Dämmerung und geht hierauf immer früher auf. Gegen die Mitte des April wird er im [illegible] Grade des Steinbocks rückläufig. Von der Mitte des Mai an geht er ſichtbar durch den Meridian, als den [illegible]. um 2 Uhr und den 21. Juni um Mitternacht. Zu letzterer Zeit ſteht er nahe beim Winterpunkt unter den Sternen am Bogen des Schützen der Sonne gegenüber und zeigt ſich die ganze Nacht. Im Juli geht er in den Abendſtunden durch den Mittagskreis, und von der zweiten Hälfte dieſes Monats an ſichtbar unter, den 1. Auguſt um 1 Uhr Morgens, den 15ten um Mitternacht, den 15. September um 10 Uhr Abends, wo er im [illegible] Grade des Schützen wieder rechtläufig erſcheint, den 17. Oktober um 8 Uhr, den 20. November um 6 Uhr. In den erſten Tagen des Dezember verſchwindet er in den Strahlen der Sonne, die ihn den 27. im [illegible] Grade des Steinbocks erreicht.

Jupiter.

Dieſer Planet geht zu Anfange des Jahrs 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens, und demnächſt immer früher auf. In den erſten Tagen des April, wo er ſich ſchon halb 1 Uhr Morgens zeigt, wird er im 20ſten Grade des Schützen rückgängig, was er bis zu Anfange des Auguſt bleibt. Vom Schluß des April an geht er ſichtbar durch den Meridian, als den 9. Mai um 2 Uhr und den 5. Juni um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 15ten Grade des Schützen nordöſtlich von dem hellen Stern im Skorpion der Sonne gegenüber, und iſt die ganze Nacht ſichtbar. Hierauf geht er in den Abendſtunden durch den Meridian, und vom Juli an ſichtbar unter, als den 3. um 2 Uhr Morgens, den 31. um Mitternacht, den 31. Auguſt um 10, den 3. Oktober um 8, den 8. November um 6 Uhr Abends. Mit dem Ausgange des letztgedachten Monats verliert er ſich in der Abenddämmerung. Am Schluſſe des Jahrs hat er ſich bis auf 3 Grad dem Saturn genähert.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars geht zu Anfange des Jahrs nach halb 1 Uhr Morgens auf und ein Viertel auf 7 Uhr durch den Meridian. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit und ſeine Lichtſtärke nehmen nun allmählig zu. Den 21. Februar culminirt er bereits um 4 Uhr Morgens, den 26. März um 2 Uhr, den 18. April um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 28ſten Grade der Waage der Sonne gegenüber und zeigt ſich dann bis Ende des Mai als ein heller, röthlich glänzender Stern die ganze Nacht in der Gegend der Kornähre. Vom Anfange des Juni an geht er ſichtbar unter, den 1. Juli um Mitternacht, den 8. Auguſt um 10 Uhr Abends, den 1. Oktober um 8 Uhr und von hier an bis zum Schluſſe des Jahrs als ein ſchon unſcheinlich gewordener Stern zwiſchen 8 und halb 8 Uhr Abends, während er bis zum Geſtirn des Waſſermanns vorrückt. Den 27. September geht er dem Jupiter und den 17. Oktober dem Saturn ſüdlich vorbei.

Venus.

Dieſer Planet iſt, mit Ausnahme von etwa 14 Tagen um die Zeit ſeiner untern Conjunction, das ganze Jahr hindurch ſichtbar. Im Anfange des Januar zeigt er ſich faſt 3 Stunden am Abendhimmel unter den Sternen des Steinbocks. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit und ſeine Helligkeit nehmen bis nach der Mitte des März zu, wo er über 3 Stunden lebhaft im Geſtirne des Widders glänzt. Den 25. April wird er rückgängig, worauf ſich die Dauer ſeiner Sichtbarkeit ſchnell vermindert. Den 1. Mai zeigt er ſich noch an 2 Stunden, den 12ten nur noch 10 Minuten. Drei Tage ſpäter kommt er in ſeine untere Zuſammenkunft mit der Sonne und wird nun Morgenſtern. Am 25. Mai erſcheint er zum erſtenmal tief in der Dämmerung. Bald nachher wird er wieder rechtläufig. Im Anfange des Juli erreicht er ſeinen größten Glanz und am 21. deſſelben Monats ſeine größte weſtliche Ausweichung. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt dann noch immer zu, bis dieſelbe um den Anfang des September auf 3 und eine halbe Stunde anwächſt. Den 1. Oktober iſt er noch 3 Stunden, den 1. November noch dritthalb, den 1. Dezember noch anderthalb, und am Schluſſe des Jahrs noch eine halbe Stunde ſichtbar. Er iſt dann bis in die Gegend des Winterpunkts vorgerückt.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar, in dieſem Jahre vier Mal. Zuerſt zeigt er ſich am 1. Januar von 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens an eine Viertelſtunde unter den Sternen am öſtlichen Fuß des Schlangenträgers. Ein paar Tage ſpäter wird er nicht mehr geſehen. Vortheilhafter kommt er vom 20. Februar an am Abendhimmel zu Geſicht. Am längſten, nämlich von 3 Viertel auf 7 bis um halb 8 Uhr, zeigt er ſich daſelbſt am 5. März ein paar Grad öſtlich vom Frühlingspunkt. Den 16. März hat er ſich den Blicken ſchon wieder entzogen. Minder vortheilhaft erſcheint er vom 10. bis zum 31. Auguſt im Geſtirn des Krebſes am Morgenhimmel, am längſten, etwas über eine halbe Stunde, vom 17. bis zum 21., wo er halb nach 4 Uhr aufgeht. Günſtiger zeigt er ſich am Morgenhimmel vom 22. November bis zum 21. Dezember. In den erſten Tagen des letztern Monats iſt er daſelbſt, 3 Viertel auf 6 Uhr aufgehend, faſt eine Stunde unter den Sternen der Waage ſichtbar, wo er leicht an der nur 2 Grad weſtlich ſtehenden Venus zu erkennen ſeyn wird. Den 14. Dezember iſt er nur noch eine halbe Stunde und den 21. nur noch ein paar Minuten ſichtbar.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. November 1823 mit — Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der dritten Armee-Abtheilung, commandirender General des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit — Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Oktbr. 1831. 2] Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Davon: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment zu Fuß ꝛc. 2] Marie Luiſe Anne, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anne Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Major, Commandeur der zweiten Garde-Cav.-Brig. ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit — Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs der Niederlande. Davon: 1] Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der vierten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geſchwiſter des Königs: 1) Die Kurfürſtin von Heſſen-Caſſel, Auguſte Friederike Chriſtine, geb. 1. Mai 1780. — 2) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 3) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den

12. Jan. 1804 mit — Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, Oberſter ꝛc. 2] Marie Eliſabeth Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. 4] Friederike Franziſka Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verſtorbenen Prinzen Auguſt Ferdinand, Bruders Friedrichs II, und der am 10. Febr. 1820 verſtorb. Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt. Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich Auguſt, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inſpecteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern.

Karl Ludwig Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Braſilien.

Dom Pedro II, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831 unter Vormundſchaft.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839. — Friedrich Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

England, ſ. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ferdinand Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Orleans, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20 Juni 1837, vermählt 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl Auguſt emanuel, zweitem Sohn des regierenden Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm **II**, Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig **II**, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor **XVI** (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Paul Friedrich, Großherzog, geb. 15. Sept. 1800, reg. 1. Febr. 1837. — Friedrich Franz Alexander, Erbgroßherzog, geb. 28. Febr. 1823.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz **IV** Joſeph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand **II** Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830. — Franz von Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836.

Niederlande.

Wilhelm **I** Friedrich, geb. 24. Aug. 1772, reg. als Fürſt von Naſſau-Oranien 9. April 1806, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg 15. März 1815. — Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. 6. Dez. 1792.

Oeſtreichiſche Staaten.

Ferdinand **I** Karl Leopold Joſeph Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Herzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſtreich, eb. 12. Dez. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen apoleon, reg. ſeit 3. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, vermählt 10. April 1836 mit **Ferdinand** Auguſt Franz Anton, Fürſten von Sachſen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jezt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jezt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen. — Alexander Nikolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Stils).

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Februar 1818. — Joſeph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien

Marie Chriſtine, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 22. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds feierlich umgürtet 11. Juli.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Kalender Allerlei.

Die Pantoffeln.

Gelaſia, die Tochter eines Apothekers einer kleinen Stadt Spaniens, war verliebt in einen Hauptmann der Garniſon, der ſich Don Spacamonte nannte. Er wohnte in einem Häuschen, deſſen Fenſter jenen unſrer Heldin gegenüber ſtanden; den Zwiſchenraum nahm ein kleiner Garten ein, welchen aber eine Mauer durchſchnitt, damit doch ein einziges Hinderniß den wiederholten verliebten Zuſammenkünften im Wege ſtände. Als die Furcht, es möge ſie Jemand belauſchen, Beiden läſtig zu werden begann, bequemten ſich die Liebenden, einem andern Mittel ihr ferneres Heil zu vertrauen: dieſes Mittel führte den Hauptmann in das Schlafzimmer ſeiner Freundin; da wo ihn Niemand zu ſuchen wagte, war er am ſicherſten. Er überſprang das kleine ſteinerne Hinderniß, die Mauer, ſchwang ſich bis zum offenen Fenſter des heimlichen Zimmerchens empor, und ſtand jedesmal, ſo oft er dies verſucht hatte, in ſeinem Glücke. Der Vater wohnte und ſchlief eine Treppe höher; daher der beglückte Ritter ſacht in leichten Pantoffeln kam, dieſe aber ſogleich beim Ankommen weglegte, alles Geräuſch zu entfernen. — An einem Abend verurſachte ein unerwarteter Gaſt große Verwirrung und Unheil. Der Onkel, ſpät angelangt, mußte in des Mädchens Zimmer untergebracht werden; das Mädchen dagegen in der großen Kammer der Haushälterin. Dem Hauptmann davon Nachricht zu geben, konnte auf keine Weiſe mehr möglich gemacht werden; und als dieſer kam, ſeine Pantoffeln in Sicherheit gebracht hatte, traf er auf den ſchnauzbärtigen Onkel. Er fuhr zurück, ohne laut zu werden; der im Bette lag, fuhr jedoch heraus und hervor, ſtieß ein brüllendes Geſchrei aus, und eilte auf ſeinen Degen zu. Der Hauptmann machte ſich eilig auf dem Wege, der ihn in's Zimmer führte, wieder davon, und rettete ſich, ohne erkannt worden zu ſeyn; die Pantoffeln aber blieben ſtehen. Jetzt ſtürzten von allen Seiten Leute herbei, fragten, wunderten ſich, begriffen nichts, ſahen und tappten nach allen Ecken und — fanden die Pantoffeln. Wem gehören dieſe? — Farbe und Schnitt waren ſonderbarer Art; Niemand in der Stadt bekannte ſich dazu. Man verfiel auf die Soldaten, auf die Offiziere, dem Prunk ſo wenig als der Galanterie abhold, und der Apotheker trug die anklagenden Pantoffeln zum Kommandanten. „Ein verwegener Ehrenräuber ſtieg zum Fenſter herein", ſagte er, „habe es auf die Ehre der Tochter angelegt, ſey aber übel weggekommen und mußte die Flucht ergreifen, nachdem er die Pantoffeln, welche ſo laut gegen den Räuber zeugen, in Angſt und Eile mitzunehmen vergeſſen hatte." — „Wer war dieſer freche Waghals!" — Der Apotheker meinte: „der Fuß, dem die Pantoffeln ſich anpaſſen, gehöre dem Manne, nach welchem man frage, und dieſen zu entdecken, ſey ein Leichtes, denn die Zeugen verriethen ohne Bedenken den Sünder." Alles lachte. Die Pantoffeln fügten ſich zu einer Menge von Füßen, ſo daß ſich am Ende eine Zahl von dreihundert muthmaßlichen Sündern ergab. — Der Apotheker ging traurig und verhöhnt zurück, die Pantoffeln offen vor ſich her tragend. Da kam ihm des Hauptmanns Burſche in den Weg; dieſer erkannte ſogleich ſeines Herrn Eigenthum, riß es dem Apotheker zornig aus der Hand, und trug es lachend wie im Triumph nach Hauſe. Der Triumph war auf des Apothekers Seite, denn dieſer wußte jetzt, woran er war und brachte species facti und Klage ungeſäumt zu Papier. — Klüger noch benahm ſich der Hauptmann; er klagte ſeinen Burſchen des Diebſtahls an, ließ von einem gut belohnten Schuhmacher ſchnell eine Veränderung an den Pantoffeln vornehmen und ſchickte ſie darauf dem alten Apotheker, dem er ausdrücklich die Frage ſtellen ließ: ob er dieſe Pantoffeln beſtimmt als diejenigen erkenne, welche ſich in der Tochter Schlafzimmer vorfanden! Der Vater ſchrie und betheuerte, daß es dieſelben wären, welche Klage und Zeugniß führten. Der Hauptmann erbot ſich, ſie ſeinem Fuße anzulegen; der Apotheker lachte laut auf, denn er ſah gewonnen Spiel vor ſich. Die Pantoffeln wurden vor Gericht dem Fuße angelegt, und — waren zu klein. Allgemeines Gelächter, Spott und Hohn; inmitten der Apotheker, der Flüche und Verwünſchungen ausſtieß. Am meiſten fand ſich aber das Städtchen beluſtigt; es wurde darin acht Tage, ohne ſich Erholung zu gönnen, von Nichts geſprochen, als den Pantoffeln, dem luſtigen Mädchen und dem betrogenen Apotheker; denn der Volks-Verſtand ſieht allemal ſchärfer als der Vater eines ſchönen Mädchens.

Das Wunder.

In einem Kreis von bärt'gen Alten,
Wo witz'ge Worte Agio galten,
Saß auch Iſaak, den Jeder ehrte
Und mit Vergnügen erzählen hörte.
Der Iſaak war ein ſchlauer Mann,
Der manchen pfiffigen Spaß erſann,
Und wie arg er auch die Freunde neckte,
Doch ſtets der Freunde Neugier weckte.

„Was mir am Dienſtag", ſprach er, „geſcheh'n,
Wird nimmer aus dem Kopf mir geh'n,
Und welche Müh' ich auch mir gebe,
Ich begreif' es kaum, wie ich noch lebe!" —
„Erzähl', erzähle!" ertönt das Geſchrei,
Man ſpitzt die Ohren und rückt herbei.
„Ich war von Dorf zu Dorf gewandelt
Und hatte mit gutem Vortheil gehandelt;
Nach Hauſe ging ich in eil'gem Lauf,
Ein Hohlweg nahm den Wand'rer auf.
Da kam mit einem Mal von oben,
Daß athemlos ſchier die Roſſe ſchnoben,
Des Landgrafs Sohn herabgejagt.
Ich wurde bleich und bebte verzagt;
Nicht auszuweichen war dem Wagen,
Mein letztes Stündlein hört' ich ſchlagen.
Zu, Kutſcher, zu! — befahl ſein Gebot —
Und fahre den lumpigen Juden todt!
Es rollte der Wagen raſch hernieder,
Zerſchmettert fühlt' ich ſchon die Glieder;
Zu jeder Rettung war es zu ſpät,
Ich ſprach mein letztes Stoßgebet,
Von keiner Seele mehr vernommen,
Und ließ ruhig den Tod dann kommen." —
Die Hörer ſitzen voll Staunen da —.
„Nun weiter, geſchwinde! Was geſchah!" —
„Entgegen flog mir der verdammte Wagen,
Als thäten die Wind' ihn weiter tragen; —
Da ward erhört mein ängſtlich Flehen,
Ein großes Wunder war ſchnell geſchehen
Und machte, — daß auch nicht ein Haar
An der ganzen Geſchichte wahr."

Ein Mann wie ein Rieſe.

Ein Privatgelehrter hatte ſeit mehr als einem Jahre ſeinen Weinbedarf von einem in der Nähe wohnenden Weinhändler bezogen und die Flaſche angeblichen Franzweines, den Umſtänden eines Privatgelehrten gemäß, mit acht Groſchen honorirt, ohne daß er den Weinhändler, noch der Weinhändler ihn perſönlich kannte.

An einem heißen, den Weinhändlern beſonders günſtigen Julitage erkrankte die Aufwärterin des Gelehrten, wodurch er genöthig wurde, ſich ſelbſt zu dem Weinhändler zu begeben. Da er dem Kute erklärte, daß er eine Flaſche Wein zu acht Groſchen, von der Sorte elche täglich von einer bejahrten Frau geholt würde, zu erhalten unſchte, ſo wurde er ſogleich als der Doktor Hempelius erkannt — ie redſelige Aufwärterin hatte dem Küfer Stand und Namen des errn, für welchen ſie täglich Wein holte, vertraut — und von dem üfer, als ein ſehr ehrenwerther Kunde, achtungsvoll begrüßt. Der einhändler, welcher in einem Nebenzimmer hörte, daß ſein Küfer en Herrn Doktor begrüßte, kam ſchnell herbei und nachdem er er- ahren, daß dieſer Herr der Herr Doktor ſey, der bereits ſeit einem ahre täglich eine Flaſche Wein holen ließ, ſo begrüßte er ihn eben ehrfurchtsvoll und machte ſelbſt Anſtalt, den geſchätzten Gaſt zu be- nen. Während er die Flaſche in eine großformatige Zeitung wickelte nd ſie mit einer anſtändigen Reverenz überreichte, ſtand der Küfer em Doktor zur Seite, und beſah ihn mit Blicken der höchſten Ver- underung, konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen und vergaß endlich ar das gebührende Abſchiedskompliment. Der Weinhändler fand as Benehmen ſeines Küfers ſehr ſeltſam, der Doktor hatte daher m den Rücken gewandt, als er ihn zur Rede ſtellte und fragte: as er denn ſo Merkwürdiges an dem Herrn Doktor gefunden, daß r ihn mit ſolchen Blicken des Staunens und der Verwunderung be- achtet habe.

„Da iſt doch Urſache genug ſich zu verwundern", erwiederte der Küfer; „das iſt ein Mann wie ein Rieſe, ſo einer iſt mir noch nicht rgekommen; er trinkt jetzt ſchon ſeit einem ganzen Jahre unſern tgroſchenwein und iſt nicht nur im Stande, allein, ohne Stock, hie- er zu kommen, ſondern ſieht auch recht wohl und munter aus; das ache ihm ein Anderer nach!"

Haustafel.

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finſterniß,
Was uns zu thun gebührt, deß ſind wir nur gewiß;
Dem kann kein Leidensdruck, kein Tod die Hoffnung rauben:
Der glaubt, um recht zu thun, recht thut, um froh zu glauben.

Ueber das Jenſeits.

(Geſpräch zwiſchen einem Hauptmann und einem Pfarrer.)

H. Schade iſt's doch, Herr Pfarrer, daß wir von unſerem Zu- ande nach dem Tode ſo gar nichts wiſſen. Was hilft alles Wiſſen, nn wir darüber im Dunkeln bleiben.

Pf. Dunkel bleibt es nun deshalb wohl nicht, weil uns das ſſen abgeht. Ob aber das Wiſſen hierin uns frommen möchte?

H. Wie ſo?

Pf. Sie, mein Herr, ſind jetzt Hauptmann!

H. Ja, das bin ich!

Pf. Wenn ich Ihnen nun ſagte: ſobald Sie jenes Zimmer öffnen und hinein gehen, ſo ſind Sie Major; was würden Sie thun?

H. Das bedarf keiner Frage, ich würde hinein gehen.

Pf. Und wenn der Menſch wüßte, daß ihm unmittelbar nach dem Tode ſehr wohl, daß ſein Zuſtand der beſſere ſey, und es begegnete ihm Verdruß oder Langeweile, was meinen Sie, das geſchehen würde?

H. Hm! — Wahrſcheinlich würden die Piſtolen fortwährend knallen!

Pf. Das denke ich auch. Bei weitem der größere Theil der Menſchen verließe nun ſeinen Poſten vor der Zeit. Urtheilen Sie ſelbſt: welch gefährliches Geſchenk die Gottheit uns mit einem beſtimmten Wiſſen über dieſen Gegenſtand gemacht haben würde. Sie hätte ihr eigenes Werk zerſtört.

H. Ja, wahrlich, ſo iſt's! Nun, ich will nicht vor der Zeit Major ſeyn!

Jedem nach ſeinem Geſchmack.

Mancher alſo geſinnet iſt
Gleich dem Eſel, der Diſteln frißt;
Wie das Maul, ſo iſt der Salat,
Fräß' er's beſſer, ſo wär' es ſchad'.

Anekdote.

Im Jahr 1538 verjagten die Bürger von Strasburg die Lieben-Frauen-Brüder; Karl V forderte deshalb Rechenſchaft, und man ſandte den als Philologen berühmten Johann Sturm zu dem erzürnten Kaiſer. Er fragte den Abgeordneten: was die Stadt zu ſo gewaltſamen Maaßregeln gegen die Brüder veranlaßte? und Sturm entgegnete: „Majeſtät! So lange ſie unſerer lieben Frauen Brüder waren, duldeten wir ſie gern; da ſie aber unſrer lieben Frauen Männer wurden, mußten wir ſie wohl zum Thor hinaus jagen.“ — Der Kaiſer lächelte und ließ die Sache geſchehen ſeyn.

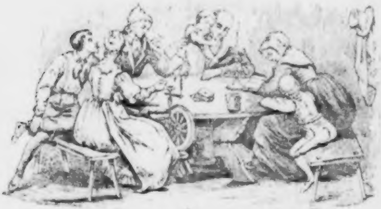
Gefährliche Kur.

Süß wie Arſenik iſt Rache und ſtillend die Hitze des Blutes,
Doch an der Heilung verſiecht mehr als am Uebel ihr bald.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

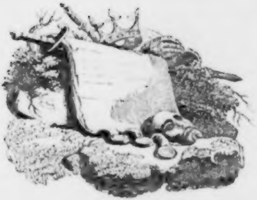
Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.



„Hm!“ — denkt Hans — „hätt's nicht gedacht,
Daſs ſo lang' ich dumm geweſen;
Hielt ſonſt gar nichts von dem Leſen,
Und jetzt geb' ich eifrig Acht
Immer zu!“ — Ei, dächten's Viele,
Weg dann mit dem Kartenſpiele!

1841.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.



Die Jahre Vierzig
in der deutſchen Geſchichte.

Wir haben ſeit 1840 Jahren ſo Großes und Herrliches erarbeitet und erkämpft, unſere Geſchichte iſt ſo reich, ſo heldenhaft und eichenartig trotzig und edel, daß ein Rückblick auf unſer Leben in der Geſchichte gewiß für jeden wackern Deutſchen eine Labung, ein Genuß iſt, der uns ſtärkt und begeiſtert für die Gegenwart und Zukunft. Das Jahr 1840 giebt uns die geeignetſte Veranlaſſung dazu. Laßt uns ſehen, wie gerade die Jahre 40 in den neunzehn Jahrhunderten der chriſtlich-deutſchen Geſchichte faſt durchgängig etwas Bedeutendes und Entſcheidendes zeigen und uns ein Jubeljahr erleben ließen, wo nach Ablauf von Jahrhunderten die Vergangenheit wieder eintrat in die Gegenwart und dieſe heiligte und weihte durch große Erinnerungen an unſere Helden und Heldenthaten.

40.

Die alte Welt vor Chriſtus, die Indier, Aegypter, Griechen und Römer, hatten Götter, aber keinen Gott, ſie kannten nicht den alleinigen, wahrhaften Gott aller Menſchen, der nicht in Bildern von Menſchenhänden gemacht, ſondern im Geiſte und der Wahrheit zu verehren und zu lieben iſt. Chriſtus erlöſte die Menſchheit, d. h. er befreite ſie von den dunkeln Göttern, die durch Prieſter über die Völker herrſchten; er offenbarte uns den Gott der Liebe, der uns durch Liebe frei macht, indem er ſich zu uns herabläßt, in uns wohnt, uns erleuchtet, unſern Geiſt leitet und lenkt, und uns ſo in ſeine Freiheit erhebt. Jeder Menſch war nun frei, indem er durch Chriſtus vor Gott als gleichberechtigt mit jedem Andern hingeſtellt ward, indem alle Menſchen als Kinder Eines Vaters erſcheinen. Dieſe neue, offenbarte Religion der Liebe und Freiheit war der Tod der

alten Welt, ſie war für Aufnahme und Entwickelung des Chriſten-
thums verdorben; deshalb zerſtört ſie auch dieſe alte Welt und
rief die Schaaren der Deutſchen zu ihrem Rüſtzeuge empor.
Herrmann, der erſte Nationalheld der Deutſchen, ſchlug ſchon
im Jahre 9 nach Chriſti Geburt die römiſchen Legionen unter
Varus. Seit der Zeit ging die blutige Arbeit unaufhaltſam
vor ſich, welche die Römerwelt zertrümmerte und dem Chriſten
thum und den Deutſchen Raum verſchaffte.

Die Bekenner des Chriſtenthums wurden verfolgt und in
unterirdiſchen Andachtshöhlen mußten ſie, von der Nacht um
hüllt, ihrem Gotte dienen; aber in unterirdiſcher Nacht entfal
tete ſich der Keim und ſprengte den heidniſch-römiſchen Boden
und wuchs und erſtarkte zu der alleinigen Macht über ganz
Europa. Herodes hatte, um den Keim des Chriſtenthums zu
vertilgen, einen allgemeinen Kindermord vollzogen; die Juden
hatten geſchrieen: Kreuzige, kreuzige ihn! und hatten ihn wirk
lich gekreuzigt; vergebens! Chriſti Geiſt war über die Jünger
ausgegoſſen, und Petrus, dieſes heiligen Geiſtes voll, war hinaus
gegangen zu der Menge und hatte mit begeiſtertem Wort an
einem Tage 3000 Seelen für das Chriſtenthum gewonnen und
täglich ſtrömten neue Seelen hinzu. Sie wurden verfolgt,
Stephanus ward als erſter Märtyrer der neuen Lehre geſtei
nigt, aber er hatte, unter dem Steinregen ſeinen Geiſt auf
gebend, gerufen: „Herr, behalt' ihnen dieſe Sünde nicht!" Dem
Saulus, der die Chriſten verfolgte, war der Himmel aufgegan
gen. Saulus ward Paulus, der liebevolle Lehrer und Ver
breiter des Chriſtenthums, deſſen Briefe noch jetzt als Quell
der chriſtlichen Lehre gelten. Stephanus iſt das ergreifend
Beiſpiel des Todesmuthes und der Liebe, die aus dem Chriſten
thum fließt. Paulus der lebendige Beweis der Allmacht vo
Chriſti Lehre. So mußte das Chriſtenthum immer muthige
hervorbrechen aus ſeinen nächtlichen Höhlen, immer weite
immer tiefer, höher und breiter. So ſehen wir zwar hunder
Jahre ſpäter

140

das geprieſene Zeitalter der Antonine im Römerreiche, aber
konnten es nicht mehr retten, da es in Unſittlichkeit aller A
immer mehr verwilderte. Das Heidenthum gab dem Menſche
keinen Troſt, keinen geiſtigen Halt mehr; ſo ſtürzten ſich imm
neue Schaaren in die liebenden Arme des Chriſtenthums, welch
ja ſagte: „Kommt her, Alle, die ihr mühſelig und beladen ſei
ich will euch erquicken!" Juſtin von Samothrake, der die er
Schutzſchrift des Chriſtenthums geſchrieben, mußte 140 d
Märtyrertod ſterben. Aber ſolcher Tod brachte nur um
mehr Leben in's Chriſtenthum, da eine Religion, die freu
zu ſterben lehrte, gewiß höher ſtand als die heidniſche, wel
keinen Troſt für den Tod hatte.

So ſehen wir denn nach wieder hundert Jahren

240

nur einen größern Verfall des Römerreichs und ein viel größeres, weiteres Aufleben der chriſtlichen Religion. Der Kaiſer, der auf dem Römerthrone ſaß, Gordian, war durch Mord Kaiſer geworden, wie ſo Viele vor und nach ihm. Betrügerei, Unſittlichkeit, unſinnige Verſchwendung ruinirten den Staatskoloß immer mehr; dagegen hat nun das Chriſtenthum, ungeachtet vieler Verfolgungen vom Staate, in den bedeutendſten Städten öffentliche Gemeinden, an deren Spitzen berühmte Kirchenväter ſtanden, in Alexandrien Clemens und Origines, in Karthago Tertullian und Cyprian u. ſ. w. Das Chriſtenthum verbreitete ſich jetzt ſo mächtig und Alles bewältigend, daß wir es

340

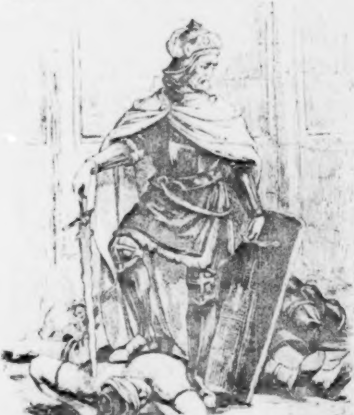
bereits zur römiſchen Staatsreligion erheben ſehen. Durch Conſtantin des Großen Uebertritt zum Chriſtenthume feierte die neue Welt ihren erſten welthiſtoriſchen Sieg. Der Geiſt des Heilands war nun als Gift in den heidniſchen Staatsrieſen gedrungen, während er als Stärkung, Lebenskraft und wahrhaftes Heil die deutſchen Völker ergriff, die dadurch Macht und Beruf erhielten, das heidniſche Römerreich zu vertilgen. Der alte, tauſendjährige Römer-Adler trug den Tod in ſich und auch von Außen marterten ihn die überkräftig gährenden germaniſchen Rieſenſchaaren zu Tode. Das Rettungsmittel, welches das Römerthum ergriff, beſchleunigte juſt deſſen Untergang. Es nahm deutſche Völker in Sold gegen deutſche Völker. Aber dieſe Hülfsvölker luden ihre Stammgenoſſen, nachdem ſie mächtig in alle Staatsämter eingedrungen waren, zu ſich ein, und nun bemächtigten ſie ſich mit römiſcher Waffenkunſt des römiſchen Kaiſerreichs. Daher welch ein Anblick

440!

Die blühendſten Provinzen Roms abgefallen, verwüſtet, blutgedüngt; Mord und Verrath vom römiſchen Hofe aus, Blutrache und Kampfeswuth der deutſchen Rieſen. — Die Völkerwanderung, ſeit 375 durch die aus Aſien hereinſtürmenden Hunnen, drängte die deutſchen Horden in alle Glieder des Römerreichs ein, welches nach Theodoſius des Großen Tode (395) in ein oſt- und weſtrömiſches zerſpalten, in ſeinem Kerne, dem weſtlichen Theile, ſchon gänzlich von deutſchen Heerführern abhängig war. Ein allgemeiner, furchtbarer, bluttriefender Läuterungsprozeß, der alles Römiſch-Heidniſche vollends verzehrte. Die Götter der alten Welt ſanken in Schutt und Staub, neue Staaten, Sitten, Geſetze, Künſte, Sprachen blühen, befruchtet von dem heiligen Lebenswaſſer der Lehre Chriſti, aus der zertrümmerten Herrlichkeit des Heidenthums empor; die deutſchen Stämme gründen neue Reiche als Weſtgothen, Burgunder, Franken, Sachſen, Sueven, Vandalen, Oſtgothen u. ſ. w., die aber alle wieder verſchwinden, und nach Jahrhunderten endlich durch Karl den Großen in **ein** großes, chriſtliches Reich zuſammenſchmelzen.

340.

Jetzt hatten deutſche Horden bereits ſeit länger als 60 Jahren unter Odoaker's Anführung das Herz des todten Römerrieſen aufgezehrt. Nichts mehr war übrig von jener gigantiſchen, tauſendjährigen Herrlichkeit, der Mörderin aller alten Völker. Das Chriſtenthum ſteht ſiegreich auf den heidniſchen Trümmern und fängt an, die neue, europäiſche Welt zu erbauen. Wir ſehen noch Alles in furchtbarem, chaotiſchem Gedränge, Baumaterialien anhäufend. Ein Völkerſtamm verſchlingt den andern, ein ſchäumender, chemiſcher Völkerprozeß, von deſſen Miſchungen und Arbeiten uns das „Nibelungenlied" das Nähere bringt und ein erſchütterndes, großes, ideales Spiegelbild giebt.



Das oſtrömiſche Reich lebte noch jämmerlich fort bis zum Anbruch der Reformation, eine Brücke aus der alten Welt über das Mittelalter in die neue Zeit. Auf ſeinem Throne ſitzt um 540 Juſtinian, der Schöpfer des furchtbaren corpus juris, der Geſetze der alten Welt, welche man uns hier und da noch zur Befolgung aufbürden möchte, obgleich wir ſchon beinahe zwei Jahrtauſende Chriſten ſind. Die römiſchen Rechtsgelehrten hätten 1840 in aller Andacht und Verehrung gern die zwölfte Säcular-Feier des corpus juris begangen. Vor 1300 Jahren brachten auch Mönche die erſten Seidenraupen nach Europa, wodurch ſpäter ſo viel Seidenzeuge zum Putz für Herren und Damen entſtanden, daß ſie wohl hätten ein Jubelfeſt der Seide feiern müſſen.

640.

Das Chriſtenthum bildete ſich zunächſt als ein ſchneidender Gegenſatz zu der alten Heidenwelt aus, es verſchmähte alle ſinnliche Herrlichkeit, um den Himmel zu gewinnen. Dieſer Entſagung alles Irdiſchen konnten die Schwachen nicht folgen, und ſo entſtand durch Muhamed vom Anfange des ſiebenten Jahrhunderts an eine neue Religion, welche, eine mittelalterliche Miſchung von chriſtlichen, heidniſchen und jüdiſchen Religionsanſichten, als *Islam* reißend ſchnell die arabiſchen und türkiſchen Völkerſtämme ergriff und ſich fürchterlich gegen das Chriſtenthum ausbreitete. Das muhamedaniſche Religionselement erhebt ſein fataliſtiſches Despotenhaupt und die Sicheln ſeines Halbmonds drohend der Religion der Liebe und Freiheit gegenüber, und aus Mekka's Thoren waffenklirrend hervorſtürzend überwältigen die Gläubigen Muhamed's in raſender Haſt den zerfallenen Perſerſtaat und die Ohnmacht des oſtrömiſchen Reiches. Wir finden ſie 640 bereits in Perſien, Syrien, Damaskus und *in demſelben Jahre erobert* Amru, ihr Anführer, *Paläſtina, die heilige Stätte, wo Chriſtus geboren, gelebt, gelehrt, gelitten, gekreuzigt und begraben war*, die Wiege, das Mutterland des Chriſtenthums; das ward ſpäter die Quelle der beinahe zwei Jahrhunderte hindurch geführten abenteuerlich-heiligen Kriege, der Kreuzzüge, durch welche die Chriſten den ungläubigen Muhamedanern das heilige Land entreißen wollten. In Aegypten zerſtörte Amru in demſelben Jahre *Alexandria*, wohin ſich die gelehrten Ueberbleibſel der alten Welt gerettet hatten, die nun größtentheils verbrannten.

Hundert Jahre ſpäter

740

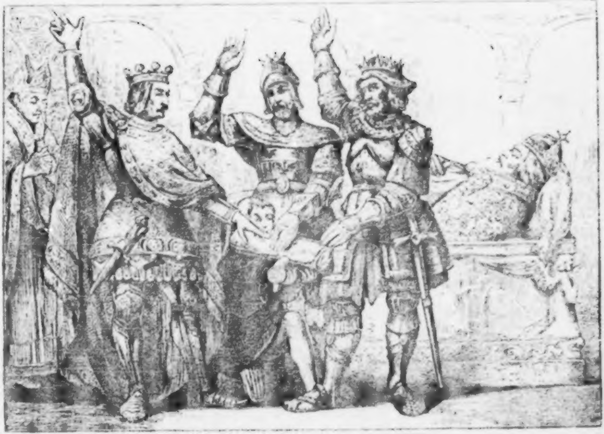
hat ſich der muhamedaniſche Halbmond noch fürchterlicher ausgebreitet; er legte ſich ſichelförmig um die chriſtlich deutſchen Lande herum, doch verhinderte Karl Martell, Herrſcher über den deutſchen Stamm der Franken in dem jetzigen Frankreich, durch ſiegreiche Schlachten deſſen weiteres Eindringen in's Abendland. Karl Martell's Geſchlecht ward bald alleinherrſchend und ſein Enkel, Karl der Große, vereinigte faſt alle chriſtlich deutſchen Stämme unter einem erſten abendländiſch-chriſtlichen Kaiſerſcepter. Das Chriſtenthum gewann immer mehr Verbreitung, beſonders durch Miſſionaire, wie Winfried (Bonifacius, den Apoſtel der Deutſchen), der die heidniſchen Heſſen, Thüringer und Frieſen für das Chriſtenthum vorbereitete, durch Columban, Gallus, Kilian u. ſ. w.

Vom Lande der Franken aus entſtehen jetzt die beiden welthiſtoriſchen Pole des Mittelalters, die Hierarchie, die Herrſchaft des Papſtes und der Geiſtlichkeit über alles Weltliche, und der Lehensſtaat, welcher gegen die Hierarchie durch das ganze Mittelalter hindurch Berechtigung und Unabhängigkeit zu erkämpfen ſucht.

840.

Karl der Große (768 — 814) hatte faſt alle chriſtlichen Staaten zu einem abendländiſch-chriſtlichen Kaiſerthume vereinigt, welches dem ganzen Mittelalter als Muſter vorſchwebte; doch ſehen wir es 840 ſchon am Ende, da es mit dem Tode ſeines Nachfolgers, Ludwig des Frommen (840), in ſeine drei Hauptbeſtandtheile — Deutſchland — Frankreich — Italien — zerfällt, die von jetzt an als ſelbſtſtändige Staaten aufzutreten anfangen. Ludwig des Frommen Söhne ſtritten ſich um das Reich, bis ſie ſich dahin vereinigten, daß Lothar Italien, Ludwig (der Deutſche) Deutſchland und Karl der Kahle Frankreich erhielt.

Wir ſehen ſie ſich hier verſöhnen neben der Leiche des Vaters und betrachten das Bild gewiß mit Intereſſe, da es uns die Entſtehung Deutſchlands, Frankreichs und Italiens als ſelbſtſtändige Staaten verſinnlicht. Das Jahr ihrer politiſchen Geburt war 840. Deutſchland iſt alſo gerade tauſend Jahr alt. Es hätte 1840 wohl Urſach gehabt, nach ſeinem tauſendjährigen Heldenleben zu jubeln über die Helden-Arbeit, die es vollbracht, und in deſſen heiligen Endergebniſſen es blühend und kraftvoll, geachtet und geehrt von allen Völkern der Erde, fortarbeitet. — Es müßte das großartigſte Feſt aller Zeiten werden, wenn ſich Deutſchland, Frankreich und Italien in dieſen Jahren (843 kam der Vergleich unter den Söhnen Ludwig des Frommen erſt feſt zu Stande) vereinigten zu gemeinſamer Feier ihrer tauſendjährigen Jubiläen. Auch in den düſtern Norden Schwedens und Norwegens und zu den ſlaviſchen Völkerſtämmen weht nun der heilige Odem des Chriſtenthums. Die Götterdämmerung bricht herein, welche die alten heidniſchen Götter ſtürzt und dem einen Gotte der Liebe und einer neuen Welt den Tag verkündigt. 840 tritt ein ſlaviſcher Völkerſtamm, die Lechen, zwiſchen Weichſel und Warthe unter ſeinem Herzoge Piaſt als ſelbſtſtändiger Staat



auf die Wurzel **Polens**; denn dieſe Lechen nannten ſich ſeit 960, wo ſie Chriſtenthum und Kultur annahmen, Polen; aber Polen feierte 1840 kein tauſendjähriges Jubiläum; es iſt an ſeiner harten Adelsherrſchaft untergegangen.

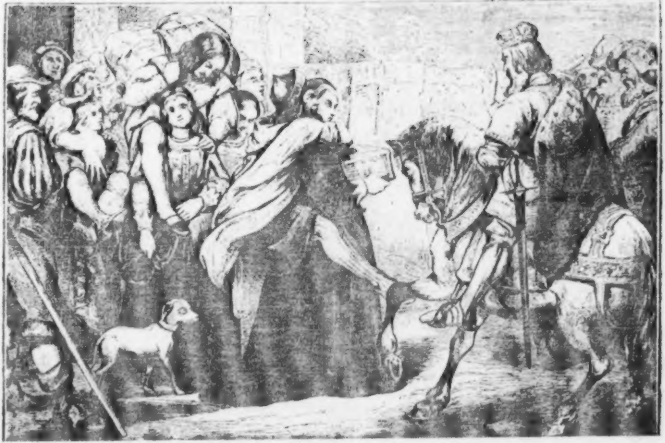
940

ſehen wir die hundertjährigen Kinderchen: Deutſchland, Frankreich, Italien und Polen, ſchon ziemlich groß gewachſen, junggeſellenhaft, liederlich, gährend, aber nach Solidität ſtrebend. Um 940 finden wir auf dem deutſchen Throne **Otto den Großen**, den Zweiten aus dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe. Er ſchuf die nächſt höhere Stufe des mittelalterlichen Staates Karls des Großen, indem er den deutſchen Königsthron zum Kaiſerthrone des heiligen römiſchen Reichs erhob, wie es bis zur Reformation fortlebte und ſich dann, morſch und wurmſtichig, bis 1806 erhielt, wo es Napoleon umſtieß. Otto der Große brachte dadurch Deutſchland und Italien, wo der geiſterbeherrſchende Papſt ſaß, in gewaltſame Verbindung, welches beiden Ländern Jahrhunderte hindurch unendlich viel Blut und Menſchen gekoſtet hat.

Otto der Große berief 940 einen Reichstag nach Arensberg, wo die Fragen über Erbrecht dahin entſchieden wurden, was ſpäter in den meiſten deutſchen Ländern eingeführt, der Grund der Erbherrſchaft und eines großen Theils mittelalterlicher Fehden und Familienkriege ward. In Britannien, das Alfred der Große zu einem mächtigen Staate ausgebildet hatte, ſtarb 940 ſein zweiter Nachfolger, Edmund.

1040.

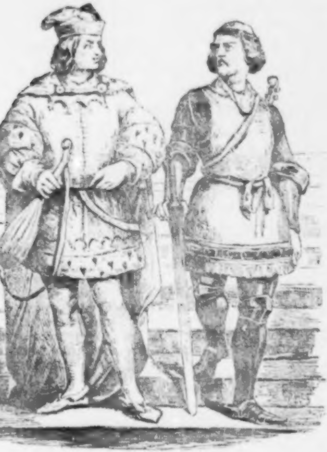
Das Mittelalter, welches wir uns ungefähr von 840 bis 1540, um es rund heraus zu ſagen, zu denken haben, iſt die Entſtehungsgeſchichte der neuen Staaten und Völker und Sitten und Geſetze, der furchtbare, blutige Prozeß, der, nach Ausarbeitung und Beſiegung von tauſend Widerſprüchen und Gegenſätzen, endlich die Hierarchie und den Lehnsſtaat zertrümmerte, jedes Gewiſſen und jeden Staat frei machte und ſo die neue Welt ſchuf, wie ſie ſich ſeit der Reformation und dem dreißigjährigen Kriege ausbildete und noch fortarbeitend auszubilden hat. Um 1040 ſehen wir das fränkiſche Kaiſergeſchlecht (1024 – 1125) in Kriegen mit Italien und dem Papſte, Kämpfe, die Jahrhunderte hindurch wütheten, ehe man zur Vernunft kam. Der gewaltigſte unter den fränkiſchen Kaiſern, Heinrich III, kämpft vergebens gegen die Herrſchaft des Papſtes, welche ſich zur unbeſchränkten Despotenherrſchaft über alle chriſtlichen Gemüther emporarbeitet und in dem Papſte Gregor VII ſeinen größten Sieg feiert. Er war es, der den deutſchen Kaiſer Heinrich IV zu Canoſſa grimmig büßen ließ für ſeine Kämpfe gegen die Papſt-Allgewalt; doch werden wir nach zwei Jahrhunderten etwas völlig Umgekehrtes ſehen.



1140.

Das furchtbare Gewitter der Entwickelung des Chriſtenthums hat nun nach tauſendjährigen Blitzen, Donnern und Schlägen alle Lande, Herzen und Köpfe durchſchüttert, durchfurcht, befruchtet, erleuchtet, geläutert; aber es wirbelt immer noch fort, während ſchon einige Blüthen und Blumen von Chriſti Lehre aus deutſchen Herzen ihre himmliſchen Augen aufſchlugen. Das mächtige Kaiſergeſchlecht der Hohenſtaufen iſt emporgeblüht zu unbeſchränkter Gewalt, mit welcher es die Berechtigung des Staates gegen die päpſtliche Macht rittermuthig erkämpft, aber noch in dieſem Kampfe untergeht, den erſt Spätere zum völligen Siege durchſetzen können. Die heilige Gluth der Kreuzzüge brennt durch die deutſchen Herzen und ſtürzt Millionen in das heilige Land, um der Chriſten heiligen Boden aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Der erſte Hohenſtaufiſche Kaiſer, Konrad III (1137 — 1152), ward im Widerſpruch mit den Herzögen von Bayern gewählt. Dieſe traten gegen ihn kriegeriſch auf; es kam am 21. Dezember 1140 zu der berühmten Schlacht bei Weinsberg, die mit Niederlage des Herzogs von Bayern (Welf's) endete. Vor der Schlacht rief ſeine Partei: „Hie Welf!" Konrad's Krieger antworteten: „Hie Waiblingen!" Dieſe Parolen, die jetzt nur zwei feindliche deutſche Geſchlechter bezeichneten, erſchollen von nun an Jahrhunderte lang durch Deutſchland und Italien, bekamen viele Bedeutungen und Beziehungen und dienten den verſchiedenſten Parteien zu Vereinigungs- und Trennungspunkten; ſeine Grundbedeutung ward aber die Bezeichnung des Kampfes der weltlichen, kaiſerlichen (Waiblingen, Gibellinen) und der geiſtlichen, päpſtlichen Macht (Welfen); ein Kampf, der unter den Hohenſtaufen ſeine größte Höhe erreichte und von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt ward, bis nach Jahrhunderten endlich des Papſtes Geiſterherrſchaft erlag und man fand, daß der höchſte Richter eines Jeden eigenes Gewiſſen ſey. — Nach der Schlacht bei Weinsberg geſchah etwas, wie nie wieder Aehnliches ſich zugetragen. Weinsberg mußte ſich, als Welfiſch, Konrad ergeben. Die Weiber der Stadt baten ihn nur um Erlaubniß, das Koſtbarſte, was ſie hätten, auf den Schultern mitnehmen zu dürfen. Konrad ſagte aus Ritterlichkeit: Ja. Wie erſtaunte aber der Kaiſer mit ſeinen Mannen, da die Weiber als das Koſtbarſte auf ihren Schultern ihre — Männer zum Thore hinaustrugen!

Das Koſtbarſte, ihre Männer! Das kam ihnen ſchnakiſch vor, und auch jetzt würden viele Weiber in ähnlichen Fällen ganz andere Koſtbarkeiten aufhucken. Aber freilich, die Frauen von 1140 waren ſtärker an Schultern, Taille (und in der Mehrheit wohl auch an Liebe) als die von 1840. Wir haben deshalb ein Bild dazu gegeben, daß ſich unſere Schönen ein Exempel dran nehmen und ihre Männer als das Koſtbarſte mögen ſchätzen lernen. Die Männer müſſen freilich auch das Ihre thun, ſonſt betrachten Frauen ihre Männer allerdings als Laſt, eben nicht als Koſtbarkeit. Das beiläufig. Werden die Frauen ein Jubiläum der Weibertreue feiern? — Das Mittelalter zeigte jetzt ſeine höchſte Blüthe — Ritter, Turniere, großartige Kämpfe, Klöſter, Mönche, Nonnen, Spielleute, Sänger — Alles blühte und ſtrebte und mühte ſich ab. Wir laſſen hier zwei ſolcher mittelalterlicher Geſtalten, ritterliche Troubadoure, erſcheinen, das Andere mag man ſich hinzudenken.



Zu den weltlichen Rittern kamen durch die Kreuzzüge noch die geiſtlichen Ritterorden, die Johanniter und Templer, und 1140 entſtand auch der deutſche Ritterorden. Deutſche Pilger gründeten 1140 das Marien Hoſpital in Jeruſalem, zur Pflege der Kranken und Verwundeten. Aus dieſen deutſchen Pilgern erhob ſich der deutſche Ritterorden, der bald zu ungeheurer Macht kam. Die Ordensmänner trugen weiße Mäntel mit ſchwarzen Kreuzen. Sie ſind für uns beſonders merkwürdig, da ſie an den Ufern der Weichſel und Nogat bald den preußiſchen Ordensſtaat gründeten und Preußen kultivirten, daß es hernach des Brandenburgiſchen Staates beſten Beſtandtheil ausmachte. — Von dem Schwarz und Weiß der Ordensritter ſtammt die preußiſche Nationalfarbe. Das Brandenburgiſche Markgrafenthum gründete 1140 Albrecht der Bär, welcher den letzten Wendenfürſten, Jakzo, und mit ihm den letzten Reſt heidniſcher Selbſtſtändigkeit beſiegte. Berlin war noch ein ſumpfiges, wendiſches Fiſcherdörfchen, zu dem nach Beſiegung Jakzo's Köln kam, von welchem Dorfe noch jetzt ein Stadttheil Berlins Köln heißt.

1240.

Jetzt ſieht es ſchon ganz anders aus. Gegen den Papſt treten die Hohenſtaufen mit Erfolg auf. Friedrich II, der Glorreichſte und Weiſeſte unter ihnen, zieht 1240 gegen den Papſt, der ihn abgeſetzt hatte, nimmt deſſen Prälaten gefangen und ſucht auf alle Weiſe die Oberhand über die geiſtliche Gewalt zu erlangen. Doch war der Staat noch nicht reif genug dazu, und nur als Bildung, Selbſtdenken, Vernunft, reineres Auffaſſen der chriſtlichen Religion die angemaßte und unchriſtliche Herrſchaft der Hierarchie über den Geiſt mehr zum Bewußtſeyn brachten, als, mit einem Worte, die vielen Ketzerſekten entſtanden, welche ſich, obwohl oft in ſtarken Irrthümern, von der Herrſchaft des Papſtes und der Geiſtlichen losſagten, ergab ſich immer mehr Freiheit, Selbſtbewegung und Aufklärung. Die Klöſter, deren man Tauſende und aber Tauſende hatte, waren größtentheils verwildert und voller unchriſtlicher Müßiggänger. Gegen die Ketzerſekten, gegen das Auftauchen beſſerer Einſicht und größerer Freiheit, erfand man ein fürchterliches Mittel, die Inquiſition, welche Friedrich II (1240) mit Schutzbriefen verſah, und welche als Folter und Henker der Herzen und Gewiſſen Jahrhunderte hindurch Blut vergoß und Scheiterhaufen brennen ließ; aber das Beſſere, Sichere, die Wahrheit, konnte ſie nicht verbrennen und ſchlachten. Die Geiſtlichkeit ſieht faſt überall, ſtatt gen Himmel und in die Bibel, in Fleiſchtöpfe, Geldſäcke und fette Ländereien. In die Wiege Preußens, in das Brandenburgiſche Markgrafenthum, wo Otto III und Johann I gemeinſchaftlich regierten, fallen zwei Erzbiſchöfe (von Magdeburg und Halberſtadt) ein, um noch mehr Land und Reichthum zu erwerben; aber die beiden Markgrafen beſiegten die beiden weltſüchtigen Geiſtlichen 1240 bei Mittelwalde, wobei ihnen die Brandenburgiſchen Bauern mit Flegeln, Miſtgabeln und andern Cavalierwaffen tüchtig zuſchlagen halfen. 1240 unternimmt auch Theobald von

Champagne noch einen Kreuzzug, der aber, wie die ſpätern, ohne Erfolg iſt. Die kreuzfahrenden Chriſten hatten Chriſti Gegenwart im gelobten Lande genießen wollen, aber am heiligen Grabe war ihnen die Antwort geworden: Er iſt auferſtanden, nicht hier, ſondern geiſtig mitten unter euch! Dieſe Lehre, und Bildung aller Art brachten ſie mit aus dem Morgenlande. Die Kreuzzüge und dieſe Einſicht hatten viele Millionen Menſchen gekoſtet. Die Wahrheit iſt nicht wohlfeil! Das Jahr 1240 iſt auch das Geburtsjahr der freien Schweiz, indem Friedrich II die Waldſtädte Schwyz, Uri und Unterwalden in ihrem freien Hirtenleben beſtätigte, woran ſich ſpäter immer mehr ſchloſſen, die, gegen Unterdrückungsverſuche ſtets ſiegreich, in ihrer republikaniſchen Freiheit erſtarkten und wuchſen zu den 22 Kantonen, wie ſie jetzt ſind. — Ueberall Verfall veralteter Geiſtesrichtungen und Geſtaltungsdrang reinerer Wahrheit, die freilich erſt durch Irrthum und Schaden klug ward und ſich läutern mußte.

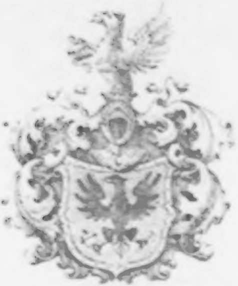
1340.

Die Keime des Neuen ſind größer, das Alte iſt mehr noch zerfallen und ſchwächer geworden, ſo daß die Wahrheit in verſchiedeneren ſogenannten Ketzereien immer gewaltiger hervorbricht und ſich gegen die unhaltbaren Einrichtungen des Mittelalters zerſtörend richtet. Eine furchtbare Macht tritt auf um 1340, gegen die dicken Mauern der Ritterburgen und düſteren Vorrechte des Adels — das Schießpulver, die äußerliche, irdiſche Gewalt gegen das Unrecht, in welches das mittelalterliche Leben nach allen Seiten hin verſunken war. Juſt hundert Jahre ſpäter kam die geiſtige Macht gegen dieſes Unrecht — die Buchdruckerkunſt. Die Beſtandtheile des großen, heiligen Römiſchen Reichs fangen an ſich zu löſen und zu gliedern zu ſelbſtſtändigen, freien Staaten. — Kaiſer Ludwig der Bayer (bis 1347) zeigt uns jetzt das völlig Umgekehrte von der Scene zu Canoſſa; er hält mitten in der Peterskirche zu Rom Gericht über den Papſt und verdammt ihn ſelbſt als Ketzer. Der Glaube, der als Zwang feſtgehalten werden ſollte, befreite ſich; man lernte denken, und die Wiſſenſchaften blühten auf beſonders durch Univerſitäten, die von jetzt an überall entſtehen. Im Ganzen und Großen ſehen wir im Verlaufe dieſes Jahrhunderts die mannigfaltigſten Stoffe der großen Reformation aller Richtungen des Geiſtes und Lebens ſich hervorkämpfen im Kriege mit den vertrocknenden, ſtarren Inſtituten des Mittelalters; aber die Wahrheit koſtete Ströme von Menſchenblut, ehe ſie ſich aus dem Irrthume hervorrang.

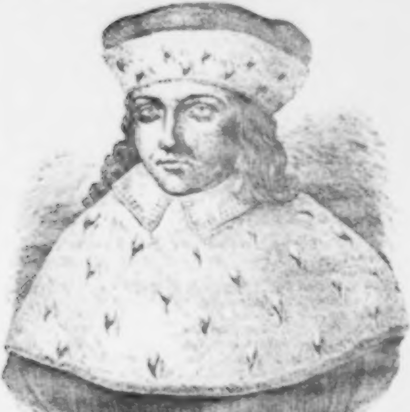
1440.

Durch die ſchwarzblauen Körnerchen von Berthold Schwarz donnerte der junge Zeitgeiſt das ſtarre Mittelalter, den Raubrittertrotz hinter dicken Mauern, das Fauſtrecht, die Freibriefe des Adels, die Sklavenketten der Bürger und Bauern, nieder;

hundert Jahre ſpäter, 1440, kamen vierundzwanzig kleine ſchwarze Apoſtel des Zeitgeiſtes von Johannes Gutenberg, aller Welt Schwarz auf Weiß zu zeigen, daß der freie Geiſt in ſeiner Entwickelung das Recht dazu hatte. Luther nannte die Buchdruckerkunſt das höchſte und erhabenſte Geſchenk Gottes, durch welches er das Evangelium, die Lehre Chriſti vorwärts treibt und zum Gemeingut aller Menſchen macht. Er hat wahrhaftig recht, wie wir es im Verlaufe von vier Jahrhunderten erfahren haben. Durch die Buchdruckerkunſt thut ſich Gott allen Menſchen auf, er entfaltet nun ſeinen unerſchöpflichen Reichthum, die Fülle ſeiner Liebe, die Verheißungen des Evangeliums für Jeden, der Menſch heißt und leſen kann, ſo daß es wirklich Ernſt wird, jede einzelne Kreatur frei und göttlich und klar vor Gott und Welt hinzuſtellen. Als das Haus Oeſterreich (1438) auf den deutſchen Kaiſerthron kam, waren ſchon die meiſten Staaten reif zur Selbſtſtändigkeit, es bildeten ſich die deutſchen, freien Staaten und ſagten ſich ſowohl von der Vormundſchaft des Kaiſers als des Papſtes los. Friedrich III kam 1440 auf den deutſchen Kaiſerthron. Er that nicht viel, obgleich er 53 Jahre regierte, beſchenkte aber die damals entſtehenden Buchdrucker mit Privilegien und dem Wappen, das ſie noch jetzt führen und das ſo ausſieht:



Man ſieht hier den Adler, den König der Vögel, und das geflügelte Wunderthier, Greif, Sinnbild des Begreifens des Göttlichen, des Wiſſens und der Weisheit, als überirdiſchen Schutz und Schirm der Goldgruben der Wiſſenſchaft und Freiheit, aus welchen die eben Dunkelmänner der heutigen Tage vergebens das Geld zu ſtehlen ſich abmühen. Im Jahre 1840 wehte das ſtolze, bedeutungsvolle Wappen der [illegible] Fürſten her. Möge man nicht umſonſt den Bewohner [illegible] [illegible] und das [illegible] Wunderthier haben über ſich ſchweben ſehen! — Unter den ſich befreienden Staaten finden wir Brandenburg im Vordergrunde. Mit dem Grafen von Hohenzollern, Friedrich VI, Burggrafen von Nürnberg, war das Haus Hohenzollern (1412) auf den Thron gekommen. Friedrich VI regierte als Friedrich I bis 1440. Er fing an den wüſten, fauſtrechtlichen Raub und Mord und die Zügelloſigkeit des Adels zu bändigen. Die faule Grete, ſeine einzige Kanone, war trotz ihres Namens, ſehr fleißig dabei und ſchmetterte viele dicke Mauern nieder, hinter denen die ungeſchlachten Adeligen trotzten. 1440 folgte ihm Friedrich II (in deſſen

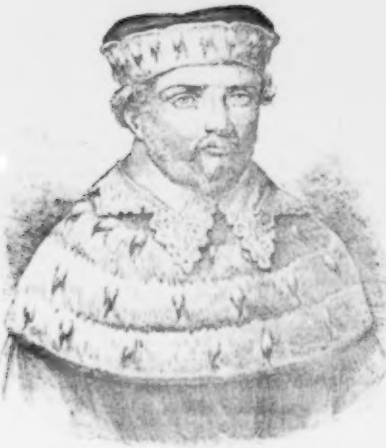


Porträt wir ſogleich die durchgängige Familien-Aehnlichkeit der Hohenzollern wiederfinden), der mit „eiſernen Zähnen" die Bewältigung dieſes Ritterunfugs kräftig fortſetzte. Auch beſchnitt er die Macht der Geiſtlichen, die's mit ihrer Macht nur auf's Geldſchneiden abſahen, und erwarb ſich das Recht, die drei Biſchöfe ſeines Landes ſelbſt zu wählen. Und ſo ſehen wir 1440 den erſten welthiſtoriſchen Wendepunkt in Preußens Entwickelung, wie es ſich ſpäter bis heut jedesmal im Jahre 40 wiederholt hat. —

Der deutſche Orden in den preußiſchen Provinzen war in ſich zerfallen. Der Preußiſche Bund trat 1440 zu Marienwerder gegen ihn zuſammen und beſtand aus faſt ſämmtlichen Städten. Das Ordensland verfiel immer mehr, bis es als weltliches Beſitzthum der Hohenzollern (ſeit 1512) auf's Neue aufblühte und jetzt den ſchönſten Beſtandtheil Preußens ausmacht. Neben die Buchdruckerkunſt ſtellte ſich ſeit 1440 die Erweiterung des Poſtweſens als eine Macht, welche die neuen Säfte der Zeit in lebendigen Umlauf ſetzte, die Menſchen in raſchere und öftere Verbindung brachte und ſo tüchtig beitrug, körperlichen und geiſtigen Verkehr zu fördern und die Schranken kleinlicher örtlicher Engherzigkeit niederzureißen.

1540.

Wenn die warmen Küſſe des Frühlings den Schnee geſchmolzen, die ſchlafenden Knospen aus den Bäumen gelockt und die erſten grünen Halme, Schneeglöckchen und Veilchen aus der Erde gerufen haben, ſo ahnen und wittern wir den wonneſprudelnden Reichthum und Segen des Lenzes, wir fühlen ihn in und um uns, aber wir ſehen ihn noch nicht; kommen wir aber einige Wochen ſpäter plötzlich in Wald und Flur hinaus, ſo faſſen die Augen, obgleich ſie mit jedem Blicke Millionen Strahlen empfangen und von Tauſenden von Halmen, Blättern und Blüthen Abdrücke in den bewußten und genießenden Geiſt ſenden, nie und nimmer die in unendlicher Schöpferkraft über die ganze Natur ausgegoſſene Segensfülle der verjüngten Natur. So geht's uns mit der Weltgeſchichte, wenn wir aus dem fünfzehnten Jahrhundert plötzlich in das ſechszehnte treten. Vorher fühlten wir es pulſiren und in den Tiefen arbeiten und ſchaffen, und nur einzelne Propheten ſprangen hervor an das Tageslicht, die neue Auferſtehung des Heilandes zu verkünden; aber jetzt, welch ein wogendes Blüthenmeer, welch ein lebensgrüner, vollſaftiger, kraftſprudelnder Boden, auf dem die Lichtgeſtalten einer neuen Zeit in rüſtiger Arbeit jäten, pflügen und ſäen! — Die frühern, götterdämmernden Jahrhunderte erleuchtete die Gluth der Scheiterhaufen, und das Blut der Boten der Reformation färbte die Erde; aber über ein ganzes Jahrhundert noch mußten Schwerdter und Lanzen und Kugelregen durch die Lüfte blitzen und donnern und ziſchen und den Boden mit Millionen von Leichnamen beſäen, mußten Tauſende von Dörfern und Städten in Flammen aufgehen und in Aſche zuſammenſtürzen, ehe auf dieſen Trümmern und Deutſchlands Heldenleichen die Lichtgeſtalt des gereinigten Chriſtenthums unangefochten ſiegen und ſeine kampfbewährte Gotteskraft entfalten konnte. Jeder Fußtritt auf Deutſchlands Boden iſt heilig. Ueberall die verſunkene Herrlichkeit blühender Dörfer und Städte, überall Narben und Ehrenwunden der Weltgeſchichte, der Entwickelung des Chriſtenthums. Aber jetzt auf eingeäſcherten Wohnſtätten, aus dem Blute und den Gebeinen der Helden früherer Tage fruchtſchwangere Meere goldener Halme, freundliche Dörfer mit traulichem Bau- und Buſchwerk und gaſtlich winkenden Kirchſpitzen, ſtolze Städte in blühender Lebensfülle, in ihnen ein tiefbewegtes Geiſtesleben in Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie, Handel; ein einiger Staaten- und Landfriede, ein einiger Friede des Wiſſens, eine geliebte, allſeitig erkannte Erde, ein allen Sterblichen freundlich geöffneter Himmel; Alles offen, Alles frei, Alles Allen zugänglich! — Der Geiſt, der da zerſtörte und tödtete, hat Alles herrlicher, freier, ſchöner, wohnlicher wieder aufgebaut und belebt. Entdeckungen, Erfindungen, Verbeſſerungen öffnen nach allen Seiten hin die menſchlichen Köpfe zu unermeßlicher Wirkſamkeit und Befreiung von alten Schranken. Luther giebt den Chriſten zum erſten Male wieder die verdeutſchte, Allen verſtändliche Bibel in die Hände, neue Welten auf der Erde werden entdeckt und Kopernikus ſprach zum erſte Male die Wahrheit aus, daß die Erde rund ſey, ſich bewege und wie alle Sterne des Himmels um Sonnen und Fixſterne herumfliege. Sein Werk darüber erſchien 1540 und brachte die ganze Menſchheit in Erſtaunen; es kam nun Licht, Bewegung, Schwung in Himmel und Erde, die durch das Mittelalter ſtarr und ſtumm ſtill geſtanden hatten für die Unwiſſenheit. Man ehrt ihn deshalb auch in ſeinem Geburtsorte Thorn und ſetzt ihm ein Denkmal. Gegen die Gewalt des neuen Geiſtes und Glaubens trat aber auch 1540 die fürchterlichſte Macht auf: Papſt Paul III beſtätigte die Geſellſchaft Loyola's, den Jeſuitenorden, der Tauſende mordete und immer wieder Anſtalten macht, Freiheit und Gottes Wort von der Erde zu vertilgen. Die von Luther ausgegangene Kirchenreformation flog auf den Fittigen der Buchdruckerpreſſen in alle Welt, und Preußen zeigt wieder einen welthiſtoriſchen Wendepunkt. Joachim II, deſſen Portrait hier folgt, ging mit ſeinem Volke, das größtentheils ſchon proteſtantiſch war, zu Ende des Jahres 1539 zu Luthers Lehre über und reformirte 1540 und ſo fort den ganzen Staat zu einem Werkzeuge und zu einer Schutzmacht des Proteſtantismus. Preußen hat das Jubiläum der Einführung der Kirchenreformation

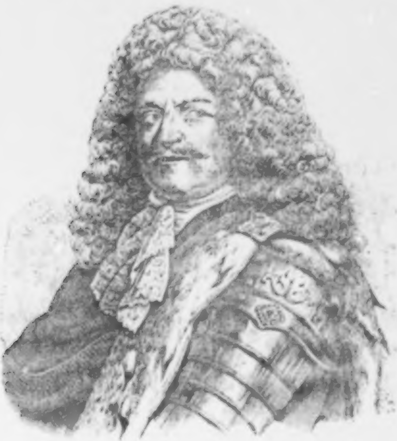


gefeiert; aber es hatte noch mehr Veranlaſſung zu Jubiläen. Joachim II erließ 1540 eine **Reformation des Kammergerichts**, gab für den Geiſt des Proteſtantismus eine neue Kirchenordnung und rief den erſten Buchdrucker Hans Weiß nach Berlin.

Für weitere Kreiſe reformirten die Kaiſer Maximilian I (1493 — 1519) und ſein mächtiger Sohn Karl V (1519 — 1556), deren Kriege und Arbeiten, zum Theil wider ihren Willen, zum Siege der neuen Zeit ausſchlagen. Krieg, Krieg donnert Jahrhunderte lang durch Europa, das Schwerdt, das Chriſtus in die Welt gebracht, wird tauſendfach gezückt und geſchwungen, ehe es ruhet im Frieden, den Chriſtus zugleich brachte. Wie troſtlos ſieht es aus nach einem Jahrhundert.

1640!

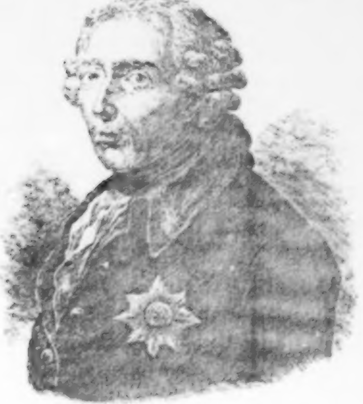
Deutſchland lag durch den dreißigjährigen Krieg nieder geſchmettert da, verhungert, zerfetzt, nur in Haut und Knochen angend, aber durch dieſen Krieg verſchaffte ſich der Geiſt der neuen Zeit den wirklichen Sieg über die alte. Nun ſchüttete die junge, neue Zeit die höhere Offenbarung des Chriſtenthums in Religion, Staat, Wiſſen u. ſ. w., all ihren Reichthum und alle Segensfülle aus, davon zeugend, daß, wenn der Geiſt, die Idee nur ſiegt, Nichts verloren iſt. — Dies bewies beſonders der große Kurfürſt, Friedrich Wilhelm, der nach dem Tode des unglücklichſten aller Hohenzollernſchen Fürſten, George Wilhelm's, im Dezember 1640 den Thron eines ausgehungerten, von Räubern und Kriegsbanden ausgeſogenen und verwilderten Landes beſtieg und dies Land nach einer beinahe fünfzigjährigen Regierung als das blühendſte, kräftigſte, glücklichſte ſeinem Nachfolger übergab. Hier ſtehe er, der ewig große Mann, mit ſeinem energiſchen Hohenzollern-Antlitze.



Er bekam 1640 eine ausgehungerte Wüſte von 1444 Quadratmeilen und hinterließ 1688 ein blühendes Land auf 2046 Quadratmeilen, und zu deſſen Schutze ein treffliches Heer von 28,000 Mann, einen Staatsſchatz von 650,000 Thalern, ein gebildetes und unendlicher Bildung fähiges, geſichertes Volk, und das Ganze als erſte, kräftige Schutzmacht des Geiſtes der Reformation, die nun aus der Kirche in Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben überging und fortan in rüſtiger Entwickelung immer vorwärts ſchritt und annoch die Menſchheit zu immer größerer Vollkommenheit forttreibt auf den ewigen Bahnen des Geiſtes, die in den Himmel führen und die Erde verſchönern. — Wir gehen zu einer größeren Freiheit ſtark und ſicher auf dem von ihm befeſtigten Staatsboden, und wie er in eiſerner Ewigkeit da hält auf ſeinem Roſſe zu Berlin auf der Kurfürſten-Brücke (lange Brücke), erſcheint dieſes koloſſale Denkmal nur als ſinnliches Abbild der geiſtigen Ewigkeit, in welcher er unter allen guten Deutſchen fortlebt. In andern Staaten mußte der neue Geiſt erſt neue Hinderniſſe in blutigen Kriegen überwinden. In Spanien ſucht ſich der veraltete Geiſt in ſeiner ganzen Starrheit feſtzuhalten, ſo daß jeder ſeiner Pulsſchläge erſtarrt und jeder freie Gedanke in der Geburt gemordet wird. Portugal reißt ſich 1640 von Spanien los und wird ein ſelbſtſtändiger Staat; in England ſehen wir 1640 ſchon die große Revolution im Anzuge, welche die Stuarts, die alle Freiheit, welche die Reformation gewährte, unterdrücken wollten, von dem Throne und einen König aus dieſem Hauſe ſogar auf das Schaffot brachte. An dem langwierigen, blutigen Parlamente, welches 1640 beiſammen war, brach der abſolutiſtiſche Herrſchertrotz Karl's I. Blutig, fürchterlich verlief dieſe Revolution, aber ihr Segen war nach Abſtreifung aller Irrthümer gewaltig und groß für ganz Europa. Sie iſt die Wurzel des europäiſchen Gleichgewichtsſyſtems, welches allen Staaten Freiheit und Ehre gegen einander ſichert und die Willkür der Gewalt fortan unmöglich macht.

1740.

Friedrich der Große! Wir Alle wiſſen, daß im Jahr 1740 für Preußens Geſchichte und das Schickſal von ganz Deutſchland, ja für das ganze germaniſche Europa ein neuer Wendepunkt zur Vervollkommnung eintrat. 1740 ſtieg Friedrich der Große auf den Thron ſeiner Väter, mit ihm die Aufklärung, die man ſo oft geſchmäht, die aber uns befreit hat von der Tortur, von Scheiterhaufen, körperlichen Strafen und Glaubens- und Bevormundungs-Tyrannei aller Art, ſo daß wir nun duldſam ſind und ſeyn müſſen gegen einander, wenn ſich auch die Chriſten in den Formen ihres Glaubens, ihrer Kirche unterſcheiden. In Liebe und dem wahrhaften, lebendigen Glauben, der über alle irdiſche Aeußerlichkeit hinaushebt und befreit, ſind wir immer Eins und einig und lieben uns als Brüder und Schweſtern und Kinder Eines Vaters. Friedrich der Große und nach ihm ſo viele Nebenſonnen, Joſeph II von Oeſterreich, Struenſee in Dänemark, Guſtav III in Schweden, Karl III und Aranda in Spanien, Pombal in Portugal u. ſ. w. befreien die Welt von den alten Feſſeln, welche die Menſchheit aus dem Mittelalter in die neue Zeit herüberſchleppten. — Sie haben die Jeſuiten verjagt, Aberglauben aller Art ausgerottet, Religionsduldung eingeführt, das hochnothpeinliche Recht menſchlich gemacht, die Folter, Hexenprozeſſe, Frohndienſte u. ſ. w. abgeſchafft; iſt das Nichts! — Die deutſche Literatur blüht auf; 1740 kam Klopſtock nach Schulpforte, um bald zu ſingen der ſündigen Menſchen Erlöſung und die Welt poetiſch von den ſtarren Glaubensſätzen zu befreien. Aber nicht in Preußen allein, auch auf den Thronen andrer Staaten gehen mächtige Veränderungen vor. In Oeſterreich ſtirbt Karl VI und ſeinen Thron erbt Maria Thereſia, mit welcher Friedrich der Große drei Kämpfe um Schleſien ſiegreich beſtand; in Rußland ſtirbt die Kaiſerin Anna und ihr folgt Eliſabeth; endlich ſtarb auch 1740 der Papſt Clemens XII. — Wir haben früher ſchon bildlich Friedrich den Großen gegeben in ſeinem jugendlichen und Greiſes-Alter; hier fügen wir ihn bei nach einem Gemälde, das ihn in ſeinen funfziger Jahren darſtellt.



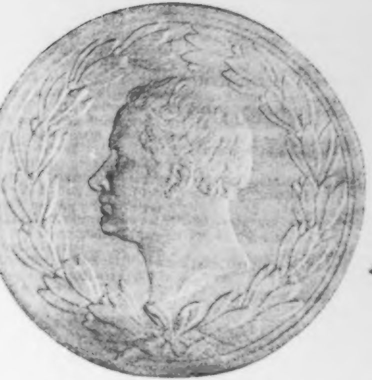
Blutig ſcheidet dieſes Jahrhundert, blutig fängt das unſere an, aber

1840

genoſſen wir bereits fünfundzwanzig Friedensjahre, deren Segen aus dem Fluche des Krieges und der Revolution in Frankreich ſprießt. — Wir laſſen hier auf das allbekannte Angeſicht Friedrich Wilhelm's III ſchauen. *)

---

*) Die drei folgende Bildniſſe ſind die **erſten Verſuche**, die Relief-Manier, in der man Medaillen, Münzen u. ſ. w. vom Original ſelbſt für den Druck gewinnt, auch für die Buchdrucker-Preſſe

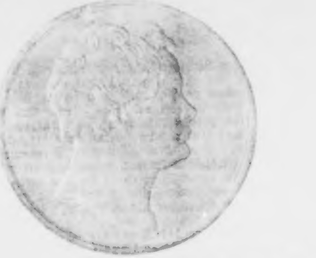


Er iſt der Repräſentant der ſegensreichen Friedensjahre, nachdem wir mit ihm einen glorreichen Krieg für unſere geſchändete Freiheit geführt hatten; er iſt der Held des Friedens, der Gerechtigkeit und Milde. Als ſolchen ehrt und [illegible] ihn nicht bloß ſein Preußen, ſondern ganz Europa, wie wir von allen Ecken und Enden nach ſeinem Tode herzliche Beweiſe davon bekamen. Nach dem glänzenden Freudenfeſte, das wir dem großen Friedrich widmeten, folgte bald die allgemeine Landestrauer. In vielen Städten iſt der Tag gefeiert worden, an welchem einſt der große Friedrich den Thron beſtieg, nirgends glänzender und feierlicher als in Berlin. Am Vormittage des

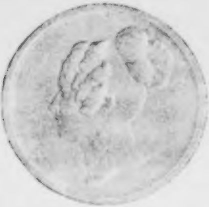
---

zu benutzen. Sie ſind das Neue, das ich in der Anzeige für dieſen Jahrgang unſeres Büchleins verſprach, und geben die Ausſicht, daß man künftig alle ähnlichen Abbildungen zu Werken über Münzen u. ſ. w. gleich mitten im Text haben und ſie auf der Buchdrucker-Preſſe drucken kann. Etz.

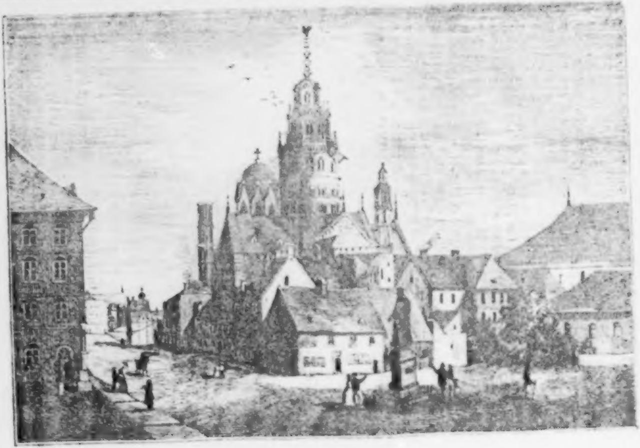
1. Juni welch ein jauchzendes, donnerndes Schauſpiel auf dem ſchönſten Platze der Welt, der ſich in Berlin um das Opernhaus ausbreitet! Auf dieſem Platze, umkränzt von dem Akademie- und Univerſitäts-Gebäude, grünen Bäumen, vor denen lorbeergekrönt Scharnhorſt und Bülow ſchweigend in Marmor ſtehen, dem Zeughauſe, Muſeum, Dome, dem alten Schloſſe des Königsgeſchlechts, dem Königlichen Palais, dem Opernhauſe und dem Palais des Prinzen von Preußen, wo dazwiſchen auch der alte preußiſche „Vorwärts“ lorbeerumwunden ſteht, den grünköpfigen, prächtigen Lindenreihen, durch deren Lichtung die Siegesgöttin vom Brandenburger Thore hereinſchaut, inmitten dieſer ſteinernen, künſtlichen Blumen, deren Wurzeln einſt der große Kurfürſt und er, der Held des Tages, legten, fließen aus allen Straßen der koloſſalen Reſidenz bunte, dichte Volkswogen zuſammen. Die Gewerke mit feſtlichen Fahnen, die Blüthe des preußiſchen Heeres, alle Staatsbeamten in der Mitte der Volksmaſſen, rauſchende Muſik, Kanonendonner, Jubel; — der Grundſtein zu Friedrich des Großen Denkmal wird von ſeinem Urenkel gelegt und geweiht und Friedrich Wilhelm III ſchaut zum letzten Male mit ſterbendem Auge auf die Blüthe ſeines Volkes. Nach einigen Tagen, am 7. Juni, am erſten Pfingſtfeiertage, war derſelbe Platz mit Menſchen gefüllt; Alles aber blieb ſtill und düſter, denn den Nachmittag hatte er ſein Auge zum letzten Schlummer geſchloſſen. — Alle Regimenter marſchirten ſtumm

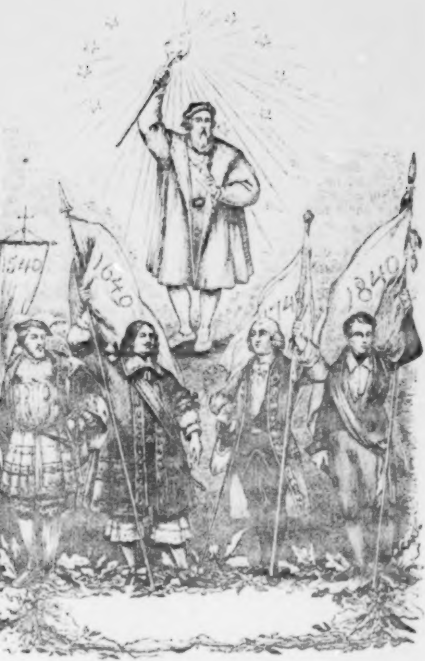


auf, beugten ihre Fahnen, ſchwuren Friedrich Wilhelm IV den Eid und ihr dreimaliges Hoch! ſchell nun weithin durch die Stra ken und vermiſchte ſich mit dem Geläute aller Glocken. Das Jahr 40 erwies ſich nun ſchon zum fünften Male als verhängnißvoll in Preußens Königsgeſchlechte und als Wendepunkt zu höherer Entwickelung für unſere Geſchichte. Wir blicken trauernd auf das Grab des allgeliebten Seligen und mit Vertrauen und Hoffnung auf Friedrich Wilhelm IV. der den Preußen zugleich wieder eine Königin auf den Thron führte.



Ueber vierzehn Millionen treue, liebende, gebildete und bildungsfähige Unterthanen leben und ſtreben und arbeiten, blühend und geehrt von allen Nationen, und blicken auf ſie, die durch Herzlichkeit, Milde, Weisheit und geſunde Frömmigkeit mit Recht die treueſte Liebe von Nah und Fern genießen und herrlich begabt ſind, ein großes, glückliches Volk auf der Bahn wahrhaften Wohl's weiter zu führen. — Zu dieſen Freuden- und Trauerfeſten geſellte ſich in ganz Deutſchland ein glänzendes, großes Triumphfeſt — die vierte Jahrhundertfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt, des Feuerſchlunds der Ideen, der Bildung, Wiſſenſchaft, Freiheit, des rieſenhaften Werkzeugs, welches das nach allen Seiten hin ſich aufſchließende Wort Gottes ſchnell und unaufhaltſam in die Adern und Herzen aller Menſchen bringt und ihnen allen Reichthum und alle Fülle chriſtlicher Wiſſenſchaft, Kunſt, Bildung, Freiheit und Beſeligung unverkümmert öffnet. Ein großes, heiliges Feſt der Idee, der allſeitigen Verwirklichung der Verheißungen, welche im Chriſtenthume liegen und ausgehen von dem unſcheinbaren Dinge, das Preſſe genannt wird. Wir geben hiezu umſtehend den Gutenbergs-Platz in Mainz und ein Erinnerungsblättchen aus dem Jahr 1840 auf den nächſten Seiten.



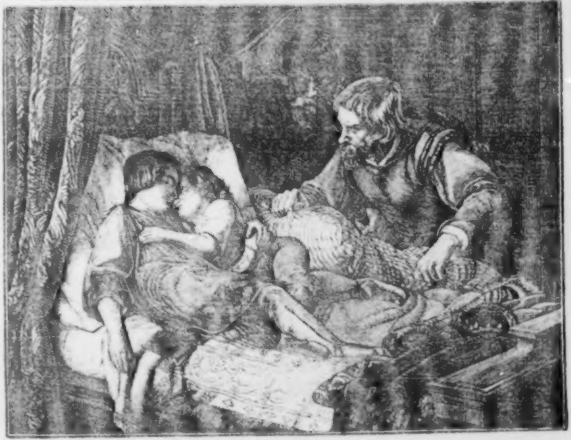

1540
1640
1740
1840

Der 24. Juni war für die außerpreußiſchen Städte der allgemeine Feiertag, der ſich in Leipzig, Mainz, Straßburg, Stuttgart, Hamburg u. ſ. w. glänzend aufthat und ſchloß und noch einen zweiten brauchte, um die Begeiſterung des Innern nach Außen erſcheinen zu laſſen. Glockengeläute, Orgelton, Kanonendonner verkündeten die Feierlichkeiten, Feſtzüge in bunter, friſcher Lebensfülle, jauchzende Muſik, feierliche, tauſendſtimmige Hoch's der Wahrheit! der Freiheit! dem Lichte! begeiſterte öffentliche Reden, das ewige Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" mit ſeiner kräftigen, erquickenden Melodie — und Abends flimmerten die feiernden Städte wie die Sterne in der Nacht. Wir ſind gekräftigt, erfriſcht von dieſem Geiſte der Feier, der uns begleitet in die Zukunft und uns dieſe verherrlichen hilft. Wir Deutſche blicken mit freudigem Stolze darauf zurück und auf das ganze tauſendjährige Heldenleben unſres Volks, welches die Urwälder ausgerottet, den Nebel und die Sümpfe aus Natur und Geiſt getrieben, immer weiter vorgedrungen iſt in dem Geiſte des Chriſtenthums und jetzt herrlich und blühend wohnt in Tauſenden von freundlichen Dörfern und blühenden Städten und in ſich bürgt für eine noch lichtere, glücklichere Zukunft, in der unſere Enkel leben und mit Dank und Stolz auf uns zurückſchauen werden.

Du großes Volk in tauſendjähr'ger Blüthe,
Blüh' ſtolzer auf in deiner Heldenmacht!
Wie auch der Haß in deinem Fleiſche wüthe,
Du mußt dich lieben; — nur die düſtre Macht
Der Dunkelmänner haßt ein deutſch Gemüthe,
Weil's Sonne liebt und Wärm' und Farbenpracht.
Darinnen blüht, gedeiht das deutſche Leben
In ſeinem tiefen, hohen Weiterſtreben!

Die Söhne Eduard's.

Im Jahre 1836 ſtanden auf der Kunſt-Ausſtellung zu Berlin fortwährend dichtgedrängte Maſſen vor einem großen Oelgemälde. Wo man ging und ſtand, hörte man mit Begeiſterung von dieſem Bilde ſprechen. Jeder hatte es geſehen, Jeder neue Schönheiten und Genüſſe gefunden; es war ein Zugſtück, welches die Ausſtellung zu einer der beſuchteſten und berühmteſten machte. Dies Bild ſtellte „die Söhne Eduards" dar, es iſt von dem Düſſeldorfer Maler Hildebrandt. Wir haben hier, ſo gut es möglich war, eine Copie im Kleinen davon gegeben, wo allerdings Phantaſie und Schilderung erſetzen muß, was das Originalbild durch Größe, Farbenſchmelz, Feinheit und die geiſtvollſte Charakteriſtik der Geſichter in der ſinnlichſten Kraft dem Auge ſelbſt bietet. Die geſchichtliche That-



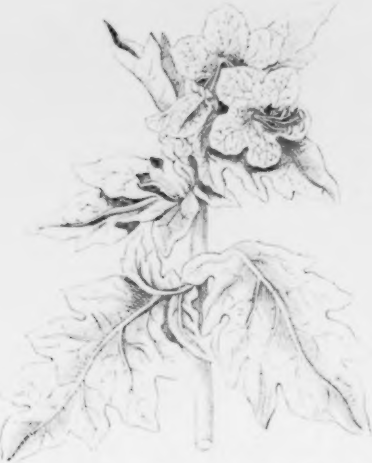
ſache, wovon der Maler den Stoff nahm, gehört der engliſchen Geſchichte an, dem letzten Wendepunkte des blutigen Bürgerkrieges der rothen und weißen Roſe (1455 bis 1485). König Eduard III ſtarb 1377, hinterließ mehrere Kinder, unter denen beſonders Johann von Lancaſter und Edmund von York deshalb merkwürdig ſind, weil deren Nachkommen eben den blutigen Krieg um den Beſitz des Thrones länger als dreißig Jahre führten, bis mit Heinrich VII das Haus Tudor den Thron beſtieg. Sein furchtbarſter Feind war der unter dem Namen Richard III als der ſcheußlichſte Menſch auf dem Throne berüchtigte und von Shakſpeare in ſeiner ganzen körperlichen und moraliſchen Scheußlichkeit gezeichnete Herzog von Glouceſter. Um ſich den Thron zu verſchaffen und alle Anſprüche Anderer zu beſeitigen, düngte er den Weg dahin mit dem Blute ſeiner Verwandten. So mußten auch die beiden Söhne Eduard's IV, ein dreizehn- und ein neunjähriger Knabe, ermordet werden. Es waren Richard's Neffen. Nachdem er ſie in ſeine Gewalt bekommen und in den Tower geſperrt hatte, wußte er Mörder zu dingen. Viele weigerten ſich ſolcher frevelvollen That, bis er endlich Jacob Tyrrel dafür gewann. Dieſer ward deshalb zum Befehlshaber über den Tower ernannt, um mit Hülfe zweier Verbrecher die That ausführen zu können. Er führte ſie um Mitternacht vor die Thür des Zimmers, wo die unſchuldigen Königskinder Arm in Arm harmlos und wie quellende Knoſpen ſchliefen. Die verworfenſten Verbrecher treten ein, ziehen den Vorhang zurück — ſehen ſie ſchlummern in der heiligſten Unſchuld mit blühenden Wangen, die der Schlaf noch höher röthete. Dieſer Anblick erſchüttert ſelbſt die ſündvollſten Herzen. Sie wollen die unſchuldigen Kinderknoſpen durch Kiſſen erſticken; der Eine faßt ſchon krampfhaft hinein, aber er zagt und zaudert noch, während des Andern hartes Herz der Anblick ſchon ganz erweicht hat, ſo daß er müßig und mitleidig auf die ſchlafende Unſchuld hinſchielt. Aber mit Entſetzen ſehen wir, wie bei dem Vorderen der ſchwache Funke des Mitleids erliſcht, wie er ſich krampfhaft zwingt, den verheißenen Sündenlohn zu verdienen; auf die über die Schlafenden geworfenen weichen Pfühle preßt ſich endlich die eiſerne Mörderhand, welche die Luft ſo lange verſchließt, bis die Kinder auf die qualvollſte Weiſe erſtickt ſind. Wie tief ergreifend wirkt das Bild! Hier die harmloſeſte Unſchuld in ſicherm Schlafe, daneben die kalte Härte der Verbrecher, die ſelbſt einen Augenblick von dieſem Anblick erſchüttert werden. Aber der Teufel in ihnen ſiegt, die ungeheure That geſchieht. Richard III dachte nun König zu ſeyn; — doch leſen wir Shakſpeare's „Richard III“, wie gräßlich quält ihn ſein eigenes Gewiſſen, wie furchtbar ſchwingt die Verachtung ihre Geißeln über ihn, wie jämmerlich ſtürzt er vom Throne! Ueberall, in der Völkergeſchichte wie in dem Leben jedes

Einzelnen, rächen ſich Frevel und Verbrechen mit unabweichlicher Nothwendigkeit. Beſäße der Verbrecher auch Millionen und ſtolze Königsthrone, ſie vermögen nicht den geringſten Tropfen Balſam für die ſtechenden Qualen des Gewiſſens zu erkaufen, und eine Minute ſchwerer Sünde belegt der innere Richter mit einem ganzen Leben der nagendſten Martern.

Die einheimiſch wildwachſenden
Giftpflanzen,
die unſrer Geſundheit höchſt gefährlich ſind.

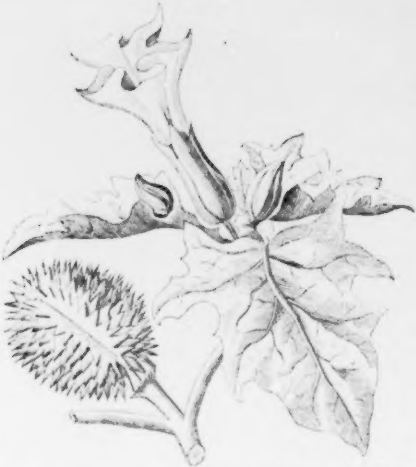
Die Geſundheit iſt des Menſchen höchſtes Gut, und deren Erhaltung ſeine heiligſte Pflicht. Sie wird aber am meiſten von denjenigen vernachläſſigt, die keine rechte Kenntniß von Dingen haben, welche unſerer Geſundheit am gefährlichſten ſind. Hierher gehören zunächſt die obengenannten Giftflanzen. Dieſe werden nicht ſelten wegen ihrer Aehnlichkeit mit unſern einheimiſchen Küchenkräutern und andern wildwachſenden Gewächſen verwechſelt, und dadurch Unglücksfälle herbeigeführt. Zu den Giftpflanzen zählen wir diejenigen, deren Beſtandtheile ſchon in geringer Menge, entweder mit der Oberhaut des menſchlichen Körpers, oder mit Wunden deſſelben in Berührung gebracht, ſchädliche Einflüſſe äußern, oder deren Genuß Krankheit und den Tod nach ſich zieht. Hiernach werden nun dieſe Pflanzen in ſcharfe betäubende und in laxirende oder draſtiſche eingetheilt. — Damit nun Jedermann, dem es um die Erhaltung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens zu thun iſt, die gefährlichſten einheimiſchen Giftpflanzen genau kennen lerne, wollen wir ihm dieſelben hier näher beſchreiben und die Kennzeichen derſelben angeben, wobei er ſich aber genau zu wiederholten Malen die Abbildungen derſelben anſehen muß. Ohne ſolche Abbildungen helfen uns die Beſchreibungen dieſer Giftpflanzen zu gar Nichts. — Die gefährlichſten einheimiſch wildwachſenden Giftpflanzen ſind nun folgende:

1. Das Bilſenkraut, welches auch die ſchwarze oder tolle Bilſe, Tollkraut, Schlaftrunk, Rinnwurzel, Zigeunerkraut, Zigeunerkorn, Hühnergift, oder Tod, Teufelsauge, Prophetenkraut genannt wird Dieſes Bilſenkraut iſt nun leicht zu erkennen. Es verräth ſich ſchon durch ſein düſteres Anſehen und durch den widerlich tabakähnlichen, betäubenden Geruch, durch einen bittern, ſcharfen Geſchmack als eine ſolche Pflanze, wozu man eben keine Veranlaſſung findet, ſie lange in Händen zu haben und ſie oft anzuriechen. Die Wurzeln und die Samen ſind giftiger, als die Blätter. Dieſe Pflanze, ein einjähriges Gewächs, wächſt in



ganz Europa wild auf Schutthaufen, auf wüſten Stellen, Kirchhöfen und Aeckern, an Mauern, Zäunen, Hecken und Wegen. Das Bilſenkraut blüht im Juli und Auguſt. Die Größe der Pflanze richtet ſich ſehr nach der Güte des Bodens. In der Regel wird ſie ein bis zwei Fuß hoch. Die **Wurzel** iſt runzlicht, ſpindelförmig, faſrig, äußerlich braun, im Innern weiß und ungefähr einen halben Zoll dick; der **Stengel** ſteht aufrecht, iſt ſtielrund, feſt, haarig, ſchmutzig, gelbgrün, an den meiſten Theilen ſeines Umfanges mit Blättern bedeckt; die **Aeſte** gleichen faſt durchgängig dem Hauptſtengel; die **Blätter** ſind länglich, unten breit, an der Spitze abgerundet, an den Rändern ausgebogen und ſehr weich anzufühlen. Die weißlich weichen Haare bedecken ſie ſo, wie den Stengel, beſonders dicht in der Nähe der Mittelrippe. Die Größe der Blätter nimmt von oben nach unten zu. Die **Blumen** ſind kurz geſtielt, die obern aufrecht, alle übrigen aber abwärts hängend. Der **Kelch** iſt fünfzähnig, walzig, lederartig, äußerlich ſchmuzig gelbgrün; die **Krone** hat gelbe, dunkel purpurrothe Adern, trichterförmig, doppelt ſo lang wie der Kelch; die **Frucht** zeigt ſich nach dem Abfallen der Blüthe an der Stelle des Blumenkelchs, und bildet ſich erſt zu einer grünen, dann zur bräunlichen Samenkapſel von der Größe einer Haſelnuß aus. Dieſe Kapſel iſt eiförmig. Jede Samenkapſel enthält Hunderte von kleinen, ſchwarzbraunen, ovalen, etwas zuſammengedrückten Samenkörnern, welche ſich in zwei Kammern lagern, die durch eine ſenkrechte Scheidewand der Kapſel gebildet werden. Der Genuß dieſer Pflanze verurſacht Hize und Trockenheit in der Kehle, Neigung zum Brechen, Schwere im Kopfe, Schläfrigkeit, Angſt, Sprachloſigkeit, Erweiterung des Augenſterns, Funken und Dunkelheit vor den Augen, ſtarren Blick, Zittern und Lähmung der Glieder, und zulezt, wenn man viel von dem ſchwarzen Samen genoſſen hat, endet gewöhnlich der Tod dieſe Qualen. Aber ordentlich angewendet iſt der Bilſenkraut-Extrakt und das daraus bereitete Pflaſter eine herrliche Arzenei, welche Schmerzen ſtillt, Krämpfe lindert und Schlaf macht. In Rußland thun ſich die Leute aus Schabernack manchmal eine ſolche Pflanze in die Badeſtuben oder auf die Oefen, wovon dann die Menſchen, die ſich in ſolchen Zimmern aufhalten, wie toll werden. Dieſer Zuſtand iſt vorübergehend, immer aber bleibt's ein ſchlechter Spaß.

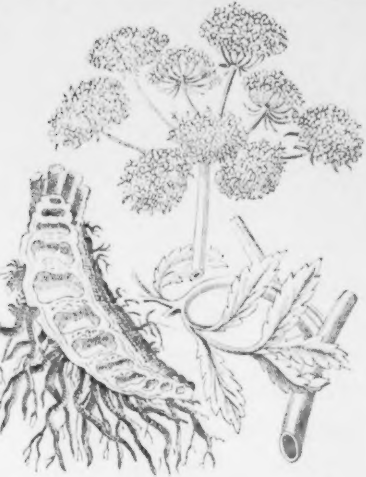
11. Der **Stechapfel**, auch **Teufelsapfel**, **Stachelnuß**, **Tollkraut** genannt, iſt eine einjährige Pflanze und in allen Theilen weit giftiger, als das Bilſenkraut. Er ſtammt aus Indien her und ſoll durch die Zigeuner nach Europa gekommen ſeyn. Jezt wächſt dieſe Pflanze wild auch in ganz Deutſchland an Wegen, Zäunen, Hecken, auf Kirchhöfen, wüſten Pläzen und Schutthaufen. In Dörfern, wo die Garten- und Obſt-Kultur noch im Argen liegt, findet man damit ganze Strecken bewachſen. — Sie blüht von Juni bis Mitte Auguſt's. Die **Wurzel** iſt ſenkrecht, ſpindelförmig (d. h. rübenartig nach unten und oben verdünnt), äußerlich bräunlich, innen weiß, oben einen halben Zoll dick. — Der **Stengel** iſt rund, kahl, hellgrün, aufrecht, zweigablig und ein bis drei Fuß hoch. — Die **Blätter** ſind eirund, zugeſpizt, kahl, mit einer klebrichten Feuchtigkeit überzogen. An dem Stiel-Ende ſind die größeren Blätter ausgebogen, und an dem entgegengeſezten Ende laufen ſie in eine etwas gebogene Spize aus. Die **Blumen** ſtehen aufrecht in den Winkeln der gabelförmigen Theilungen der Aeſte einzeln da, jede auf einem beſondern hellgrünen, runden und etwas ſteifen Stiele, der in den Blumenkelch oder in die äußere grüne Decke übergeht. Die Blume ſelbſt hat ein ſchönes



veilchenblaues Anſehen und iſt etwa einen Zoll lang. Der Kelch iſt einblättrig, röhrenförmig und bauchig ausgedehnt. Der Länge nach legt er ſich in fünf ſchmale Lappen. Die Krone iſt Weiß, in's Gelbliche übergehend, trichterförmig und legt ſich ebenfalls der Länge nach in fünf Falten. Die Frucht oder der ſogenannte Stechapfel, derjenige Theil der Pflanze, von welchem ſie den Namen erhalten, iſt eine länglich runde mit Stacheln beſetzte Samenkapſel und ſieht beinahe ſo aus, wie eine Roßkaſtanie. Sie iſt etwa 1½ Zoll lang und einen Zoll breit und beſteht aus vierfächrigen Kapſeln, in denen ſich der ſchwarzbraune, nierenförmige Samen befindet. Dieſer iſt von der ganzen Pflanze am giftigſten, und wird von Kindern, die mit ihm ſpielen, verſchluckt, von Erwachſenen mit dem Schwarzkümmel verwechſelt, und von wandernden Arzneikrämern dafür verkauft. Es ſind viele traurige Vorfälle bekannt, welche durch Vergiftungen mit dieſem Samen und auch wohl der Blätter veranlaßt wurden. Nach einer ſolchen Vergiftung entſtehen Trunkenheit, Irrereden, Verluſt der Sinne, Schläfrigkeit, Raſerei und Wahnſinn, anhaltender oder vorübergehender Verluſt des Gedächtniſſes, Krämpfe, Lähmung und Steifigkeit der Glieder, kalte Schweiße, außerordentlicher Durſt und Zittern, Brennen im Unterleibe, Anſchwellen deſſelben und endlich der Tod.

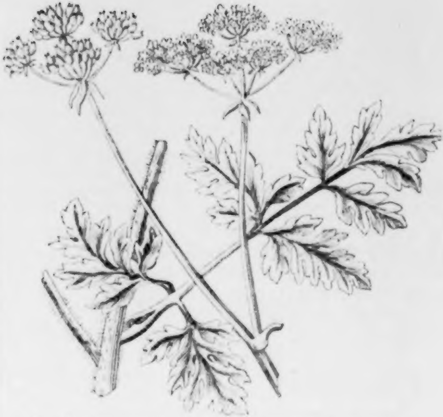
III. Das Geſchlecht der Schierlinge. Hiervon giebt es bei uns drei Arten, die alle ſehr giftig ſind.

1) Der Waſſerſchierling, auch wilder oder giftiger Wütherich, Parzen- oder Sterbewurzel genannt. Dieſe ausdauernde Pflanze wächſt in ſtehenden und fließenden Ge-



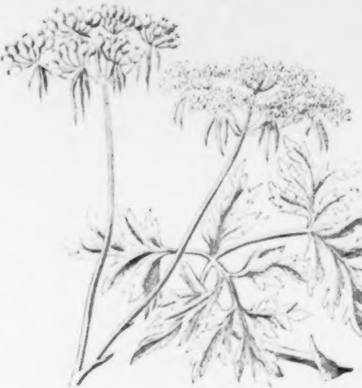
wäſſern, in Sümpfen, Waſſergräben, an ſchlammigen Ufern der Teiche, Seen, Bäche und Flüſſe, auf Flößholz. Sie blüht vom Juli bis Ende Auguſt. Bei dieſer muß man ſich genau alle Kennzeichen merken, weil ſie im Frühjahr wie Selleriewurzel und im Herbſte wie eine Peterſilienwurzel ausſieht, wie Paſtinak riecht und beinahe wie Selleriewurzel ſchmeckt. Mit dieſer letztern wird ſie auch ſehr häufig verwechſelt und von Unwiſſenden dafür gegeſſen. Die **Wurzel** iſt groß, jung mehr knollenartig, ringsherum mit laufenden erhabenen Ringen und vertieften Punkten bezeichnet und mit laufenden Wurzelfaſern verſehen, je älter ſie wird, um deſto länger pflegt ſie ſich auszuſtrecken; innerhalb iſt ſie hohlfächrig und enthält einen ſcharfen gelblichen Milchſaft, der beim Zerſchneiden derſelben an der Luft röthlich wird. Hierdurch unterſcheidet ſich dieſe Pflanze von der Selleriewurzel, welche dieſe Eigenſchaften nicht hat. — Der **Stengel** iſt rund, röhrig, in's Röthliche ſpielend, treibt viele Nebenſtengel 1 bis 1½ Zoll dick und zwei bis vier Fuß hoch. Die Blätter des Stengels ſind doppelt zuſammengeſetzt und gefiedert, die einzelnen Blättchen lanzettförmig, ſägenartig gezähnt, glänzend dunkelgrün, und die Blattſtiele umfaſſen den Stengel ſcheidenartig. Die **Blumen** bilden den Blättern gerade gegenüber eine zuſammengeſetzte weiße Dolde, wo an den Spitzen der Stengel die Aeſte buſchweiſe aufſteigen. Der **Kelch** iſt fünfzähnig, kaum bemerkbar auf dem Fruchtboden. Die **Krone** iſt weiß, aus fünf verkehrt nieren- und herzförmigen Blättern gebildet. Die **Frucht** iſt ohne Hülle, rund, der Same eierförmig, mit fünf ſtumpfen Rippen verſehen, und hat dem Anſehen und Geſchmacke nach Aehnlichkeit mit dem Samen der Peterſilie. Die **Wurzel** und der **Stengel** ſind die giftigſten Theile dieſer Pflanze. Der Genuß derſelben erregt drückende und brennende Magenſchmerzen, ſchreckliche Krämpfe, Wahnſinn, Verluſt der Sprache und des Bewußtſeyns, Zuckungen und gewöhnlich einen ſchnellen Tod. Der Saft der Wurzel und des Stengels, wenn er ausfließt, kann ſelbſt das Waſſer, worin die Pflanze ſteht, für Menſchen und Vieh vergiften. Dagegen dient der ausgepreßte, eingedickte Saft dieſer Pflanze, der von grünlicher Farbe iſt, als vorzügliches auflöſendes Mittel bei Drüſenverhärtungen, bösartigen, fiſtulöſen Geſchwüren, hartnäckigen Ausſchlägen u. ſ. w. zur Heilung.

2) Der **gefleckte Schierling**. Auch dieſer führt verſchiedene Namen, als: **Tollkörbel**, **Würgerling**, **Teufels-** und **Katzenpeterlein** u. ſ. w. Er wächſt in Gärten, an Zäunen, Hecken, Wegen, Gräben, Mauern und an alten Gebäuden, auf wüſten Stellen, Schutthaufen, und blüht im Juli und Auguſt. Der gefleckte Schierling iſt nicht weniger giftig als der Waſſerſchierling, unterſcheidet ſich aber von dieſem



doch weſentlich. Die **Wurzel** iſt hier ſpindelförmig, ſenkrecht, unbehaart, hohl äſtig, mit blutrothen Flecken bezeichnet, die aber, wenn die Pflanze auf gutem Boden, z. B. in Gärten wuchert, oft ſehr blaß, zuweilen kaum merklich ſind. Die **Stengel** ſind ſtielrund, gefurcht, röhricht, äſtig, hohl, unten mit purpurfarbenen Flecken bedeckt, drei bis fünf Fuß hoch. Mit dieſen hohlen Stengeln ſpielen Kinder ſehr häufig und machen daraus Pfeifen, welche eben deshalb ſehr gefährlich ſind, weil die Kinder ſie an die Lippen bringen, wodurch ſich dieſe und andere Theile des Mundes entzünden und anſchwellen. Die **Blätter** ſind geſtielt, dunkelgrün, glänzend, die untern mehrfach, die obern doppelt gefiedert, meiſtens gegenüberſtehend und zum Theil auch herabhängend, und beſtehen aus eiförmig zugeſpitzten tief eingeſchnittenen Blättchen; die Blattſtiele ſind rund, röhricht und umfaſſen den Stengel ſcheidenartig. Die **Blumen** beſtehen aus zuſammengeſetzten Dolden. Dieſe haben die Form eines Schirmes. Aus den Spitzen der Aeſte entſpringen gewöhnlich elf bis zwölf Blumenſtiele, welche ſchräg aufwärtsſteigen. Der **Kelch** iſt eine fünfzähnige Blüthendecke. Die **Krone** iſt weiß, fünfblättrig und hat eingebogene, herzförmige Blättchen. Die **Frucht** theilt ſich in zwei braune Samenkörner, welche mit der ebenen Fläche zuſammenliegen. Die äußere Fläche dieſer Körner iſt ſehr gewölbt und zeigt fünf ſtark hervorragende fein gekerbte Rippen. — Im erſten Jahre trägt der gefleckte Schierling nur Blätter. Dieſe haben, wenn ſie nach dem Regen oder beim warmen Wetter zerquetſcht oder zerrieben ſind, einen der ſpaniſchen friſchen Fliege nicht unähnlichen, widerlich-betäubenden Geruch, einen ſüßlichen, ſcharfen und ekelhaften Geſchmack. Als Unterſcheidungsmerkmal von der Peterſilie und dem Körbel, womit er ſo oft verwechſelt wird, dient der Geruch und der röthlich gefleckte Stengel. Der Genuß dieſer Pflanze verurſacht heftigen Durſt, Leibſchmerzen, Speichelfluß, Zittern, trübes Sehen, Schlafſucht, Krämpfe, Lähmung, Wahnſinn, Brennen im Schlunde, Erbrechen, Wuth, Angſt, Sinken des Athems, Aufhören des Pulſes und endlich den Tod.

3) Der **kleine Erdſchierling**, auch **Garten-Gleiße, Gartenſchierling, Hunds-, Glanz-** und **Toll-Peter-**



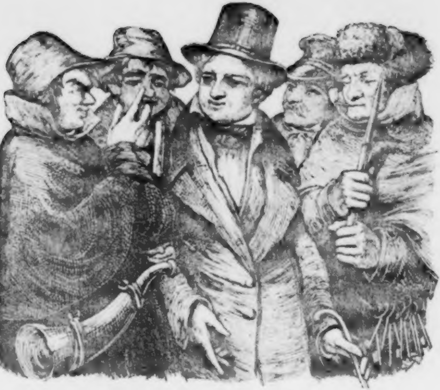
ſilie, faule Grete genannt. Er wächſt an Zäunen auf Aeckern, in Gärten unter dem Gemüſe, vorzüglich unter der Peterſilie, und blüht im Juni bis Auguſt. Dieſe Pflanze iſt zwar weniger giftig als die beiden vorhergehenden, ihre Kenntniß indeß eben ſo nöthig als die der vorigen, weil ſie gerade am häufigſten unter der Gartenpeterſilie vorkommt, und mit ihr eine ſolche Aehnlichkeit hat, daß ſie mit derſelben ſehr oft verwechſelt wird, und durch deren Genuß auch ſchon mancher Unglücksfall herbeigeführt wurde, woraus ſich ergiebt, daß ſie giftig iſt. So hatte ſie ein neunjähriger Knabe für Peterſilie gegeſſen, der bald darauf ein heftiges Angſtgeſchrei ausſtieß, über Magenkrampf klagte, und deſſen Körper ſehr ſtark aufſchwoll; nach achtſtündigem Leiden war er todt. Ein anderes vierjähriges Kind, welches mitgegeſſen hatte, gab zwar das Genoſſene wieder von ſich, wurde aber doch wahnſinnig. — Die Wurzel iſt lang, ſenkrecht, ſpindelförmig, fingerdick, äußerlich gelblich, innen weiß, äſtig. Sie iſt ſehr giftig, indeß das Kraut noch mehr. Der Stengel ſteht aufrecht, erzeugt nach allen Seiten hin Aeſte, welche ſich ſperrig ausbreiten. Aeußerlich iſt er geſtreift, innerhalb hohl, und eben ſo verhalten ſich auch ſeine Aeſte, welche gabelförmig getheilt ſind. Unten iſt der Stengel röthlich. Dieſe Farbe verliert ſich aber bald in eine hellgrüne, welche mit bläulichem Thau, dem der Pflaume ähnlich, bedeckt wird. Oberhalb ſind die Stengel und Aeſte hellgrün. Die Blätter ſind dunkelgrün, wechſelweis ſtehend, kahl zwei- und dreifach gefiedert, ſpitz, gezähnt, den Stengel ſcheidenartig umfaſſend; zerrieben riechen ſie wie Knoblauch, ſonſt aber ſind ſie faſt geruchlos. Die Blumen bilden eine Dolde, die Blumenſtiele ſind gefurcht, glatt, hellgrün und ungleich an Größe. Der Kelch iſt eine kaum bemerkbare Blüthendecke. Die Krone iſt weiß, fünfblättrig und hat verkehrt herzförmige, an der Spitze eingebogene Blättchen. Die Frucht iſt ohne Hülle; auf ihr ſtehen die kleinen Griffel. Die einzelnen Schließfrüchte ſind auf der gewölbten Seite fünfrippig, auf der flachen hingegen gefurcht. Der Genuß dieſer Pflanze verurſacht Hitze in der Kehle, Durſt, heftige Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, Entzündung und Brand dieſer Organe, Herzensangſt, Bangigkeit, Kopfſchmerzen, ſtarkes Erbrechen, Aufſchwellen des Unterleibes, Betäubung, Schlafſucht, Wahnſinn, bis die Qual mit dem Tode endet.

Da nun der kleine Erdſchierling, der unter dem Namen Hundspeterſilie am bekannteſten iſt, mit der Gartenpeterſilie am häufigſten verwechſelt wird, ſo müſſen von beiden die Unterſchiedsmerkmale genau kennen gelernt werden. Die Hundspeterſilie unterſcheidet ſich von der Gartenpeterſilie durch die ſchwarzgrüne Farbe, den Glanz ihrer Blätter und durch den unangenehmen Geruch der zerriebenen Blätter. Außerdem aber wächſt die Hundspeterſilie ſchneller in die Höhe, wo ſie bald über jene hervorragt, und geht auch weit früher in Samen über, wo man ſie dann leicht an den einſeitig herabhängenden Hüllchen und gedrängt ſtehenden Früchten erkennt. — Von den Gegengiften ſoll künftig eine Mittheilung gemacht werden, wie denn überhaupt auch hinſichtlich der andern Giftpflanzen dieſer Aufſatz eine Fortſetzung erhalten wird.

Nachtwächter-Philoſophie.

Es iſt nicht gar lange her, daß die Nachtwächter während ihres Dienſtes allſtündlich ihre Sprüchlein ſagten, faſt aller Orten gleichmäßig oder doch nur mit geringen Veränderungen. Mitunter gab's aber auch bei den Nachtwächtern ſolche Leute, die einen dichteriſchen Anflug im Innern hatten und ſich zuweilen einen ernſten Spruch mehr, ſelbſt einen Spaß erlaubten. In neuerer Zeit wurde für manche Städte das Anſagen der Stunden mit Sprüchlein ganz abgeſchafft; mir nicht zu Dank! Wenn ich einmal auf der Reiſe in einer kleinen Stadt übernachte, und dort noch Nachtwächter-Sprüche vernehme, freue ich mich jedesmal darüber, und hat mich ſo ein Spruch aus dem Schlaf geweckt, was ſchadet's! Man denkt über den Spruch ein wenig nach, der Gedanke wird immer dämmriger und — riſch! — iſt man wieder eingeſchlafen, vorausgeſetzt, daß man ein gutes Gewiſſen hat. Wo dies nicht der Fall, da hat man freilich den ſchlimmſten Wecker in ſich ſelber, und es fügt ſich dann wohl gar, daß dem Manne mit böſem Gewiſſen dieſer oder jener Nachtwächter-Spruch ſich centnerſchwer auf's Herz legt. Schadet gleichfalls nichts; denn eine ſolche Mahnung in der Nacht thut zuweilen Wunder, wir haben der Beiſpiele!

Nun aber weiter! — Zu der Zeit, wo noch überall Nachtwächter-Sprüche ſich hören ließen, wollt' ich — es war eben in einer kleinen Stadt — nach Hauſe gehen, als die Mitternacht ſchon vorüber war. Bei einem Freunde in ein Geſpräch vertieft, hatten wir weder Glockenſchlag noch Nachtwächter-Ruf gehört; es waren demnach gewiß glückliche Stunden, die ich mit dem Freunde verlebte, und ich denke daran, mein werther, jetzt im Jenſeits zu ſuchender Freund! — Du magſt mich etwas plauderhaft finden, lieber Leſer! aber bei Deinen Erinnerungen wird's Dir nicht anders gehen, und wär's doch, wär's immer nicht beſſer. Wie ich nun aber von dem Freunde weg und fürbaß ging, kam ein tüchtiger, der Erde höchſt wohlwollender Regenguß, der ſich im Geringſten nicht daran kehrte, daß ich noch unterweges war. Ich ſah mich alſo genöthigt, einen Zufluchtsort zu ſuchen, eilte in ein kleines Wachthaus, und befand mich in einem — Nachtwächter-Clubb. Man muß mit einem



Unbekannten von ſeinem Handwerk reden, wenn man ihn geſprächig machen will. — „Ihr Leute liebt doch auch hübſche Weiber und Mädchen“, ſagte ich, „warum iſt es denn noch Keinem von Euch eingefallen, den Weibern die Stunden zu ſagen?“ — Ein lautes Gelächter war die Antwort. — „Das iſt nichts, Ihr werdet doch eine Urſach wiſſen!“ — Hier rückte der Aelteſte unter ihnen ſeine Mütze: „Es iſt ja eine alte Geſchichte, daß die Weiber ſich nichts ſagen laſſen!“ — „Gut, Alter, ich höre ſchon, Ihr habt Erfahrung. Aber Ihr dort, guter Freund, ſeyd Ihr auch dieſer Meinung?“ — „Ich mag mit den Weibern nichts zu ſchaffen haben. Gewiß hätte ich das Horn noch nicht abgeſetzt, ſo würde ſchon aus jedem Fenſter ein Weiberkopf ſchauen und rufen: daß der Hecht nicht blau, und die Glocke nicht zehen ſey.“ — „Euer Witz iſt beleſen, mein Freund, ſchade, daß Euch Gellert nicht gekannt hat.“ — Der Dritte nahm unaufgefordert das Wort: „Wer wollte die lieben Weiber aus ihrer Ruhe ſtören! Laßt ſie ſchlafen, ſo iſt der Mann doch vor einer Gardinen-Predigt oder vor etwas noch Schlimmerem ſicher.“ — „Fürwahr, Ihr Leute genießt eines großen Vorzuges, daß Ihr vor dieſer unerbaulichen Art von Predigten ſicher ſeyd."

Der Vierte hatte bisher nur den Kopf geſchüttelt. „Wollen Sie auch meine Meinung wiſſen?" ſagte er jetzt. „Ich glaube, es ſey den Herren ſo viel zu ſagen, daß man an die Weiber nicht denken kann; deshalb habe ich mich auf einige kleine Sprüchelchen befleißigt. Wenn ich um zehen Uhr an den Weinkellern und Kaffeehäuſern vorüber gehe, und höre, wie die Kannengießer den Staat regieren, während in ihrer Wirthſchaft Alles drunter und drüber geht, ſo ſtimme ich meinen Spruch an, daß es beſſer ſey, zu Hauſe die zehen Gebote zu befolgen, als außer dem Hauſe ſich um die ehemaligen zehen Kreiſe des heiligen römiſchen Reiches zu bekümmern. Um elf Uhr habe ich ſchon manchen feinen Herrn ertappt, der in ein Haus ſchlich, in welches er nicht gehörte; da trete ich denn hin und ſinge von den elf Jüngern, die ihrem Meiſter treu blieben, und daß es eben ſo große Sünde ſey, ſeine Frau, als ſeinen Meiſter zu verrathen. — Wenn es Mitternacht iſt, ſtelle ich mich vor das Fenſter, wo ein einſames Studir-Lämpchen flimmert, und erinnere den Gelehrten, daß die Nacht zum Schlaf gemacht ſey, und daß der liebe Gott die Sonne nicht würde haben untergehen laſſen, wenn er nicht gewollt hätte, daß wir auch zu Bett gehen ſollten. — Um ein Uhr bin ich den Gaunern und Dieben, die im Finſtern herum ſchleichen, auf den Ferſen, und ſchärfe ihnen in's Gewiſſen, daß ein Auge wacht, welches durch die finſterſte Nacht ſieht. — Wenn ich um zwei durch die Straßen gehe, ſo ſchallt mir zuweilen noch Jubel und Geſang entgegen, da trete ich dicht unter das Fenſter und ſinge mit lauter Stimme: daß es zwei Wege zum Glücke gebe, einen guten und einen böſen, und daß diejenigen auf dem falſchen Wege ſind, die noch um zwei Uhr um den Punſchnapf ſitzen. — Um drei Uhr iſt Alles ſtill und todt, nur ein Paar Spielhäuſer ſind noch erleuchtet. Wenn ich dann bedenke, daß dort die Ruhe und das Glück mancher Familie auf ewig gemordet wird, ſo ſtoße ich noch einmal ſo laut in's Horn, und ſinge von den drei Männern im Feuer-Ofen, und von den Böſewichten, die für ihre Miſſethat in die Hölle fahren werden. — Um vier Uhr führt mich der Weg bei der Thür des trägen Handwerkers vorüber, der den geſtrigen Rauſch noch verträumt, während die emſige Hausfrau ſchon die Spindel luſtig dreht; ich ſinge ihm den goldenen Spruch von der Morgenſtunde vor, und wandere flugs und fröhlich nach Hauſe." — „Seyd Ihr verheirathet, guter Freund?" fragte ich den verſchmitzten Lobredner des ſchönen Geſchlechts. — „Ja wohl, Herr, und zwar mit einem recht ſchmucken Weibchen." — „Schon lange?" — „Seit vier Wochen." — „Nun, das hätte ich errathen können."

Ich legte der Geſellſchaft einen Thaler hin, um auf die Geſundheit des ſchmucken Weibchens zu trinken, und ging meines

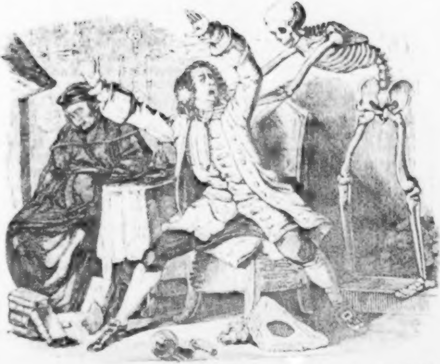
Weges, denn der Regen hatte nachgelaſſen. — Der letztere Nachtwächter hatte mir gefallen, beſonders ſein Mutterwitz, und ich dachte in meinem Sinn: der Mann könnte wohl etwas höher ſtehen in der Welt, ſagte aber gleich: „Ei, er iſt voll Zufriedenheit, und wo Einer dieſe fand, ſteht er allemal hoch genug!“

Was begab ſich aber? — Nach mehreren Jahren, als ich wieder auf einer Reiſe war, trat ich in einen Gaſthof, der Wirth kam mir ſo bekannt vor und endlich — ſiehe da! — war's der Nachtwächter von damals. Er hatte eine gute Kundſchaft aus der Kreis-Stadt, in welcher er jetzt ſich befand; denn er wußte, ohne in niedere Späße zu verfallen, ſeine Gäſte zu ergötzen, und daß er's konnte, wird man nach obigen Aeußerungen ſeiner Nachtwächter-Philoſophie ihm zugeſtehen. Seinem netten und ſehr berührigen Frauchen war ein Erbſchaftchen zugefallen, damit war ein Wirthſchaftchen angelegt, nach und nach aber eine tüchtige Wirthſchaft daraus geworden, in der es überall ausſah wie ein Muſterbild der Ordnung, bei der zugleich Frohſinn und Zufriedenheit wohnten. Ich ließ mir's nicht nehmen, in Geſellſchaft des wackern Ehepaars eine Flaſche zu leeren und trank ihm zu mit dem Verslein:

Mit gutem Muth und Mutterwitz
Erringt ſich leicht ein warmer Sitz!

Berthold Kuffner und ſein Gaſt.

Der berühmte und reiche Arzt Berthold Kuffner in Freiburg ſaß im Jahr 1710 eines Abends, nach den Anſtrengungen des Tages, in ſeinem Studirzimmer bei einem Fläſchchen Weins, als ihm ein Fremder gemeldet wurde, der ein Empfehlungsſchreiben an ihn habe. Er ließ ihn eintreten und erſah aus dem Briefe, den ihm der Fremde brachte, daß es der Sohn eines Verwandten, des Malers Friedrich Herskmeif ſey. Er bat ihn, ſich zu ſetzen, was Jener auch that, obwohl etwas beklommen, denn das Zimmer, in welchem ringsum Skelette ſtanden, ſchien ihm kein angenehmer Ort. Kuffner bemerkte dies und ſagte lächelnd: „Ei, Vetter, Ihr ſeyd auch Maler, wie der Brief beſagt, und ſo müßt Ihr ja, glaub' ich, Eure Studien am Skelett ebenfalls durchmachen; ſo werdet Ihr Euch alſo nicht ſcheuen vor den Geſtalten, die einſt mit Fleiſch überzogen waren wie Ihr. Sie thun Euch nichts, ſeyd alſo wohlgemuth und trinkt!“ — Ein Fläſchchen des beſten Weines nach dem andern wurde geleert und der redſelige Kuffner erzählte dann auch die Geſchichte ſeiner Skelette. Eines derſelben war das Skelett eines Räubers, der im Gefängniß ſtarb und von deſſen Gräuelthaten Kuffner viel zu berichten wußte. Der Fremde trank dabei immer haſtiger, und der alte Doktor that des Guten ein wenig zu viel, ſo daß er, während der Gaſt



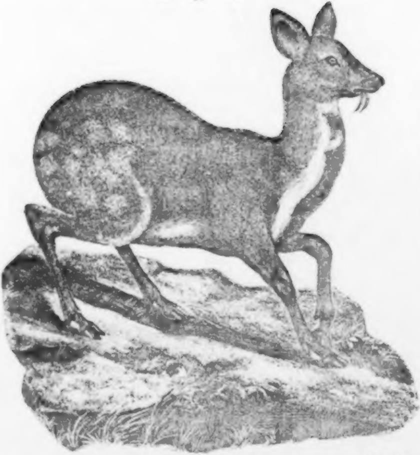
das Wort genommen hatte, einſchlief. Jetzt beugte ſich dieſer ſcheu zu ihm hinüber, damit er prüfe, ob er wirklich feſt ſchlafe; als er nun aber zurücktrat und wohl ſelber nicht mehr bei rechtem Gleichgewicht war, ſtieß er an das Skelett jenes Räubers, ſank bei dem Geräuſch entſetzt auf ſeinen Seſſel zurück und fühlte nun plötzlich die kalte knöcherne Hand des zuſammenbrechenden Skeletts an ſeinem Halſe. Seiner nicht mehr mächtig, ſchrie er laut auf, daß der Doktor davon erwachte, bald auch deſſen Diener herbeikamen. Wie zermalmt ſank der Fremde auf ſeine Kniee und als Kuffner nun um ſich ſchaute, das Geſchehene errieth, rief er ſcherzend aus: „Ei, Ihr ſcheint mir ſehr verweichlichter Art, daß Euch ſolche Furcht angeht bei ſolchen natürlichen Dingen!“ — „Herr“, entgegnete, ſeiner Sinne noch immer nicht mächtig, der bebende Fremde, „Ihr irrt Euch! Hier waltet Gottes Fügung, denn wißt, auch ich bin ein Räuber und Jener war einſt mein Hauptmann, der mich zu Gericht fordert!“ — Jetzt ſelbſt erſchrocken, glaubte Anfangs Kuffner, Wein oder Wahnſinn ſpreche aus dem Fremden; dieſer aber, wie getrieben von ſeinem Gewiſſen, fuhr fort: „Der Brief iſt falſch und ich bin gekommen, mir die Gelegenheit zu erſpähen, wie ich mich Eures Geldes und Eurer Pretioſen bemächtigen könne. Meine Spießgeſellen lauern nur auf mein Zeichen, das ich ihnen in der Nacht, wenn Ihr mich als vermeinten Verwandten bei Euch behieltet, zu geben gedachte. Liefert mich den Gerichten aus, daß ich meinen Lohn empfange!“

Es geſchah und bei dem Verhör ergab ſich noch, daß der jetzt Verhaftete einſt bei einem Gelage ſaß mit ſeinem Hauptmann, und Beide über das Jenſeits ſpotteten; da ſagte unter Anderem der Letztere: „Brüderchen, wenn ich etwa früher als Du von hinnen ſcheide und ich von noch einer Welt etwas erfahre, werde ich nicht verfehlen, Dir es auf verſtändliche Weiſe kund zu thun!“

Wie ſehr nun auch Alles natürlich zugegangen in dem Augenblick, als der Räuber die Umhalſung des Skeletts fühlte, immer werden auch wir es als eine Fügung Gottes erkennen, wenn ein unvorgeſehener Umſtand den Verbrecher zum Geſtändniß bringt. Der erzählte Fall iſt aber gewiß einer der merkwürdigſten, da hier ſo Manches zuſammentraf, was mit voller Gewalt eines göttlichen Ausſpruchs wirken mußte, wenn wir auch dabei an Salomo's Worte erinnern: „Böſes Gewiſſen verſiehet ſich immer des Aergſten.“

Das Moſchusthier.

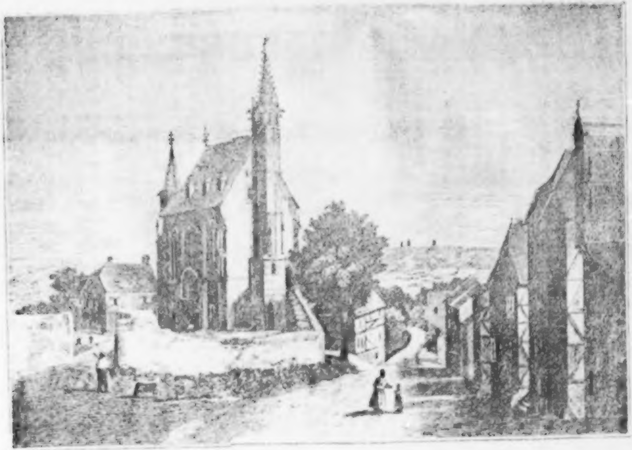
Es hat nicht ganz die Größe des Reh's, iſt mit graubraunem grobem Haare bedeckt, das ſich in der Mitte breit und gedreht zeigt. Das Thier iſt faſt ungeſchwänzt; vor der Vorhaut des Männchens befindet ſich der berühmte Sack, welcher den Biſam oder Moſchus enthält. — Bisweilen iſt es in der Jugend hellgefleckt, am Kopf und Nacken graulich, untenhin weißlich. Nach der Geſtalt der chineſiſchen und ruſſiſchen (kabardiniſchen) Moſchusbeutel glaubt man zwei Arten derſelben unterſcheiden zu können. — Dieſes ſchöne zierliche Thier lebt ziemlich häufig in den rauhen felſenreichen Hochgegenden zwiſchen Sibirien, China und Tibet. Es hat eine Lebensart wie die Gemſe und läßt ſich bei Tage faſt gar nicht ſehen. Mit ſeinen weit ausgeſpreizten Klauen läuft es in größter Leichtigkeit über die Schneefelder, auf denen es faſt keine Spur zurückläßt, und durchſchwimmt breite und reißende Ströme. Im Sommer leben dieſe Thiere einzeln und verſammeln ſich erſt im Herbſt in kleinen Rudeln. Man fängt ſie in Schlingen und Fallen. — Der Moſchus, welcher ſich in einem mit vielen Hüllen umgebenen Beutel von der Größe eines Taubeneies befindet, iſt im friſchen Zuſtand eine röthlichbraune, latwergenartige Subſtanz, die getrocknet krümelig wird, dabei aber immer noch fettig anzufühlen iſt. Der Moſchus aus Tibet und Tonkin iſt der beſte; der ſibiriſche der ſchlechteſte, faſt ohne Geruch; er wird aber von den Chineſen ſtark aufgekauft, um damit den tibeta-



nichen zu verfälſchen. In der Nähe hat er einen unerträglichen ammoniak-ähnlichen, zertheilt aber einen äußerſt feinen Geruch, der für viele Perſonen angenehm, andern aber zuwider iſt. In Krankheiten angewendet, iſt es ein äußerſt kräftiges, belebendes und krampfſtillendes Mittel, welches das letzte iſt, zu dem der Arzt ſeine Zuflucht nimmt, um die faſt erloſchenen Lebenskräfte anzufachen. Pelz- und Woll-Waaren, die den Moſchus-Geruch an ſich tragen, ſollen von den zerſtörenden Motten und andern Käfern verſchont bleiben, welches verſucht zu werden verdient, um den bei Naturalien-Sammlungen angewandten, für die Geſundheit ſo höchſt nachtheiligen Arſenik zu verdrängen. — Das Moſchusthier läßt ſich zähmen, bleibt aber immer furchtſam. In Verſailles lebte ein ſolches Thier drei Jahre lang; es war zahm, aber furchtſam, roch im Sommer ſtark nach Biſam, hatte einen hüpfenden Gang wie ein Haſe, und ſprang öfters mit allen Füßen an eine Mauer, ſo daß es davon abprallte.

Die St. Michaels-Kapelle
in Kiedrich.

Kiedrich iſt ein Flecken im Rheingau, der manches Merkwürdige in ſich und ſeiner Nähe hat, ſo z. B. den edlen Wein liefernden Gräfenberg und die Ueberreſte der Burg Scharfenſtein. Im Gräfenberger Wein mag man auf die Geſundheit unſrer Zeit trinken (denn iſt ſie nicht überall geſund, kurirt man doch meiſt rechtſchaffen an ihr!), ſchon deshalb, weil nun die Ritter von Scharfenſtein es nicht mehr hindern, daß ein ehrſamer Bürgers- oder Bauersmann auch ſeinen Schoppen in Fried' und Freude trinkt, und ungefährdet an dem noch ſtehenden Burgthurme mit Geld und Gut vorbeigehen kann, was im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert eine bedenkliche Sache war. Denn die edeln Ritter von Scharfenſtein hatten nichts gelernt als zuſchlagen und zugreifen, und z. B. leſen war ihnen vorſichtig gar nicht gelehrt worden, damit ſie nicht zufällig etwas vom ſiebenten Gebot, und davon wohl gar in ihrem Raubhandwerk Störung erführen. Der Erzbiſchof Peter von Mainz ließ, da ſie geiſtliches Gut ebenfalls nicht verſchont hatten, eine Schutzburg, Neuenhauſen, erbauen, legte auch ein Karthäuſer-Kloſter da an, um ſich auf doppelte Weiſe in Reſpekt zu ſetzen. Neuenhauſen wurde aber zerſtört und die Karthäuſer, eine Verwünſchung der Scharfenſteiner zurücklaſſend, begaben ſich eilends nach Mainz zurück. Die Verwünſchung half nicht, aber das Schießpulver half und Gutenbergs Kunſt, durch welche die Menſchenrechte ihre Kräfte fühlen lernten. Jetzt ſchaut man ſeit lange friedlich vom Thurme zu Scharfenſtein auf die herrliche Umgegend. — Von Kiedrich's Merkwürdigkeiten ſehen wir uns aber diesmal hauptſächlich die, anbei abgebildete gothiſche Kapelle, die St. Michaels-Kapelle an. Sie iſt noch eines der wenigen Bau-Denkmale aus der Vorzeit und der Rheingau thut ſich etwas darauf zu Gute, und darf's auch. Leider iſt ſie aber einigermaßen baufällig; das Mauerwerk ſtände ſchon noch Jahrhunderte, aber der Dachſtuhl leidet an Altersſchwäche, auch mit den Fenſtern iſt's nicht richtig und das Innere könnte geſäubert werden. Dazu gehört nun weiter gar nichts als Geld, und keineswegs eine große Summe. Wenn Jeder der Vielen, welche die Rheingegenden bereiſen, eine Kleinigkeit gäbe, ſo wäre ein ſchönes Werk wieder bei Ehren, und gewiß, es brauchte nur Einer in Kiedrich oder der Umgegend die Sache gehörig anzuregen, ſo wäre ſie gemacht. Der Herausgeber dieſes Büchleins fordert dazu auf und würde ſelbſt, ſollte er auch vor Sorg' und Arbeit nicht das Glück haben, jemals nach dem Rheingau zu kommen, von Herzen gern ſeine Beiſteuer einſenden. Es wäre doch ſehr



Schade, wenn es dieſem Bauwerk ginge, wie der weiland Margarethen-Kapelle, welche nicht weit davon ſtand, im Jahr 1816 aber „auf Abbruch“ verſteigert wurde, ſo daß nun aus den Steinen derſelben ein Wirthshaus geworden iſt. Dergleichen geſchieht „auf Abbruch“ der Kunſt und Geſchichte und nimmt uns die werthvollſten Erinnerungen; — wir bitten alſo für die St. Michaels-Kapelle!

Seewaſſer in trinkbares Waſſer zu verwandeln.

Der Engländer Cotelle erfand dazu einen Apparat, und wir laſſen ihn ſelbſt darüber ſprechen: Meine Erfindung bezweckt die Abſcheidung des Salzes und der ſonſtigen Unreinigkeiten aus dem Meerwaſſer, und die Reinigung und Verbeſſerung anderer unreiner Waſſer.

Um den erſten dieſer Zwecke, nämlich die Abſcheidung des Salzes aus dem Meerwaſſer, zu erreichen, benutze ich einen Apparat, der aus drei Gefäßen beſteht, von denen ich das eine den Keſſel oder die Blaſe, das zweite den Rectificator, und das dritte den Condenſator nennen will. Das ſalzhaltige Waſſer wird in erſterem der Einwirkung des Feuers ausgeſetzt, und der aus ihm aufſteigende Dampf geht durch eine Reihe gebogener Röhren in den Rectificator, um endlich in dem dritten vollends verdichtet zu werden. Aller Dampf, der nach Beendigung des Proceſſes in dem Rectificator zurückbleiben möchte, wird bei einem Hahne abgelaſſen. Das Waſſer ſetzt auf dem Durchgange durch den Rectificator alle die Unreinigkeiten, die es allenfalls noch aus dem Keſſel mit fortgeriſſen hat, ab. Das in dem Condenſator ſich anſammelnde Waſſer iſt rein und zum Kochen vollkommen geeignet; ich verbeſſere jedoch deſſen Qualität und mache es trinkbar, indem ich es einem Filtrirproceſſe unterwerfe. Dieſen letzteren kann man entweder in Verbindung mit meinem Deſtillir Apparate in Anwendung bringen, oder ſich ſeiner auch für ſich allein zur Verbeſſerung unreinen Waſſers bedienen. Man läßt das Filter aus irgend einem Materiale, am beſten aus Eichenholz verfertigen. Deſſen oberer Theil ſoll einen Deckel, welcher luftdicht ſchließen muß, haben, damit keine Unreinigkeiten in das Filter eindringen können. Als Filtrirmaterial kann man irgend eine für geeignet erachtete Subſtanz benutzen. Man gießt das Waſſer durch einen Trichter in den oberen Theil des Filters, in welchem es auf eine hölzerne Platte, durch die zahlreiche Löcher gebohrt ſind, gelangt. In dieſe Löcher ſind Pfropfe geſteckt, die nicht ganz ſo groß ſind als die Löcher, damit das Waſſer auf dieſe Weiſe an einem zu raſchen Eintritt in den Filter gehindert und zugleich der Unreinigkeiten, die etwa noch in ihm enthalten ſind, entledigt wird. Das durch das Filter gelaufene Waſſer wird an deſſen Boden abgelaſſen. Es unterliegt auf ſeinem Durchgange durch das Filter, zum Behufe ſeiner Verbeſſerung und um es zum Trinkwaſſer geeignet zu machen, der Einwirkung der Luft, welche in Röhren, die aus dem Filter hervorragen, eingeleitet wird. Die Zahl dieſer Röhren richtet ſich nach der Luftmenge, die man auf das Waſſer wirken laſſen will; ihre Geſtalt iſt in der Zeichnung durch punktirte Linien angedeutet.

Mein Apparat, den ich in den Figuren, welche ich ſogleich näher beſchreiben will, für ſich allein abgebildet habe, läßt ſich am geeignetſten mit den Kochheerden, auch der Schiffe, in Verbindung bringen.

Fig. 1.

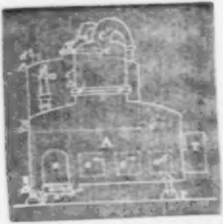


Fig. 2

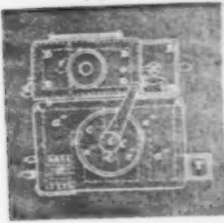


Fig. 3.

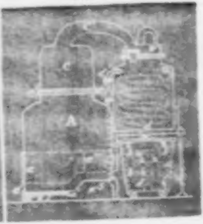


Fig. 1. zeigt den von mir erfundenen und mit dem Filter in Verbindung gebrachten Apparat vom Rücken her betrachtet.

Fig. 2. giebt eine ſeitliche Anſicht deſſelben.

Fig. 3. iſt ein Grundriß.

An allen dieſen Figuren iſt A der Keſſel, in den das ſalzhaltige Waſſer gebracht wird, und an dem man bei a das Thürchen der Feuerſtelle; bei a' das Aſchenloch; bei a'' das Regiſter, welches zur Regulirung des Luftzufluſſes zu dem Feuer dient; bei a''' den Feuerzug, der den Rauch in den Rauchfang leitet, ſieht. B iſt der Hahn, bei dem das Waſſer aus dem Keſſel abgelaſſen wird. C iſt der mit dem Keſſel in Verbindung gebrachte Rectificator, deſſen Deckel C' die Geſtalt des Helmes einer Deſtillirblaſe hat, und den Dampf in den Condenſator leitet. Der Hahn C'' dient zum Ablaſſen des Waſſers, welches nach jeder Operation in dem Rectificator zurückbleibt. D iſt das in dem Condenſator befindliche, mit kaltem Waſſer umgebene Schlangenrohr, in welchem der Dampf auf ſeinem Durchgange durch den Condenſator verdichtet wird, und aus dem man das verdichtete Waſſer bei dem Hahne d abläßt. T iſt der in den Schornſtein führende Schlauch.

Mit dieſem Apparate in Verbindung gebracht, ſieht man bei E das Filter, in welches das Waſſer durch den Trichter 1 aus dem Condenſator her einfließt. 2 iſt die durchlöcherte Platte, welche oben auf das Filtrirmaterial gelegt iſt, und in deren Löcher die Pfröpfe oder Zapfen 3 eingeſteckt ſind. 4 ſind die gebogenen, in die Seiten des Filters eingeſetzten Röhren, durch welche Luft in das Filtrirmaterial eingeleitet wird. e iſt der Hahn, bei dem die Flüſſigkeit aus dem Filter abläuft.

Das Glücksloos.

Der Actuar Franz Sinnig galt in der ganzen Stadt für einen Narren, weil er nicht that, was die Leute wollten, das er thun ſollte. Zum Glück hatte Franz keinen andern Rathgebern, als ſich ſelbſt; daher ließ er die Leute reden, und that, was ihm gut dünkte. Eines Abends ſaß er auf dem Kaffeehauſe und las in einem alten Kalender. Seine Nachbarn lachten ihn aus. Kein Buch iſt ſo ſchlecht, ſagte er, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Er las fort und traf auf die goldenen Worte:

„Wenn es keine Weiber gäbe, ſo wären die beiden Extreme des Lebens ohne Hülfe und die Mitte deſſelben ohne Freuden."

Das iſt ſo wahr, als ob es in der Bibel ſtände, dachte er bei ſich; morgen will ich mir eine Frau ſuchen. Er legte ſich zu Bette und machte die Augen zu, aber er ſchlief darum nicht;

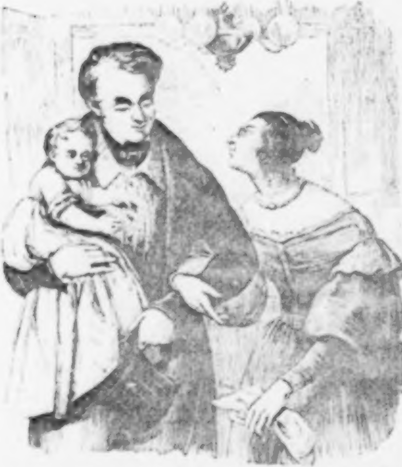
am Wanderer ſpukte in ſeinem Kopfe. „Du willſt jetzt in die große Eheſtands-Lotterie ſetzen, Franz!“ ſagte er zu ſich; „nimm dich vor einer Niete in Acht. Iſt deine Braut reich, ſo wird ſie die Pracht lieben, aber die Häuslichkeit ſpeiſt ſelten auf einem goldenen Teller; arm muß ſie jedoch nicht ſeyn, ſonſt wird die junge Frau an Putz und Bällen einbringen wollen, was ſie als Mädchen verſäumt hat. Ein Wunder von Schönheit will ich auch nicht, es wäre ein noch größeres Wunder, wenn die Anbeter und Schmeichler ſie nicht bezaubert machten; aber häßlich? nein, das wäre noch ſchlimmer; es mag ſo übel nicht ſeyn, einem niedlichen Geſichtchen gegenüber zu ſitzen. Gelehrt? o Himmel, ſchütze mich davor! Der Mann hat aus meiner Seele geſprochen, welcher behauptete: er wolle lieber ſein Tintenfaß heirathen, als eine gelehrte Frau. Indeſſen ganz unwiſſend darf mein Weibchen auch nicht ſeyn, und wenn ſie die reizendſten Lippen von der Welt hätte; man kann doch nicht immer küſſen, und ſelbſt aus dem ſchönſten Munde klingt eine Albernheit zuletzt doch — albern.“

Kaum merkten die Leute, daß Franz auf Freiersfüßen ging, als Jeder ihm ſchon eine Frau ausgeſucht hatte. Die Menſchen ſind gar dienſtfertig, wenn es ihnen nichts koſtet, oder wenn es darauf ankommt, ſich in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angehen. Franz war auch diesmal ein Narr; er führte ein Mädchen zum Altar, an das Niemand gedacht hatte. Wählen ſie reich, meinte er; ich nehme eine Frau für mich, nicht für Andere.

Ein Jahr war ſchon verfloſſen und die Flitterwochen wollten noch kein Ende nehmen. Neben dem Bett ſtand eine Wiege, in der ein kleiner Pausbackiger ſchlummerte; Franz war, zum Aerger der Stadt, der glücklichſte Mann von der Welt. Als der Mai ſeine Blumen brachte, wünſchte Ottilie die Nachtigallen einmal im Freien ſchlagen zu hören; ſie nahm ihren kleinen Franz auf den Arm, und fuhr zu einer Freundin auf's Land. Der zärtliche Mann ſah ihr nach, ſo lange er konnte; aber ſobald der Wagen um die Ecke bog, war es, als wenn ſeine alten Mucken ihm wieder kämen; er lief zu einigen Freunden: „Brüder, heute wollen wir einmal das luſtige Univerſitäts-Leben wieder ſuchen. Ihr ſeyd auf den ganzen Tag meine Gäſte!“ Die lieben Freunde ließen es ſich nicht zwei Mal ſagen, und wollten ſich noch vor dem Glockenſchlage hungrig und durſtig eſſen. — „Die Suppe iſt verſalzen: nun deſto beſſer wird der Wein ſchmecken, hurtig eingeſchenkt!“ — „Dieſes Stück Rindfleiſch iſt auf den Zahn eines Dromedars berechnet. Fort damit!“ — „Aber wo bleibt der ſchöne Aal?“ — „Ach, der iſt während eines heftigen Geſpräches der Nachbarin mit der Köchin Regenten entwiſcht.“ „Geduld, Freunde, wir müſſen uns an dem Braten erholen, ein welſcher Hahn, groß wie ein Rhinoceros!“ Das

Rhinoceros wird gebracht, und iſt halb zu Pulver verbrannt. „Und das Deſert?“ Das iſt ganz und gar vergeſſen. „Zum Teufel, Kinder, Ihr ſeht, meine Schuld iſt es nicht, wenn Eure Zähne heute feiern müſſen; aber dafür ſoll auch das beſte Rheinweinfaß es entgelten. „Hanne, wo ſeyd Ihr?“ Keine Antwort. Hannchen war zu einer Frau Muhme gelaufen, um ihrer geläufigen Zunge einmal einen Feſttag zu geben, und hatte zum Unglück den Kellerſchlüſſel mitgenommen. An Kaffee war vollends gar nicht zu denken. Ohne Speiſe und Trank friert die Liebe, wie vielmehr die Freundſchaft. Die Gäſte nahmen ihren Hut und ſchlichen betrübt fort.

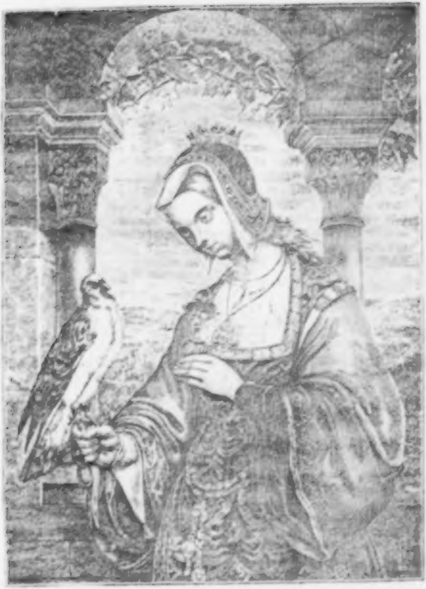
Franz ging vor's Thor, um ſeinen Aerger zu verlaufen; vergebens, der Aerger war treuer als ſein Schatten; er folgte ihm auch, als die Sonne untergegangen war. „Der Unmuth ſoll mir doch nicht über den Kopf wachſen!“ ſagte er, ging in das nächſte Kaffeehaus und forderte eine Bowle Punſch. Er ward glücklich Herr über ſeinen Verdruß, dafür ward aber der Punſch Herr über ihn. Um Mitternacht taumelte er mit wüſtem Kopfe und leerem Beutel nach Hauſe; das Bett war noch ſo, wie er es verlaſſen hatte, er mußte ſich diesmal ſelbſt bedienen, wollte er ſeinen Verdruß nur leidlich verſchlafen. Die Sonne war ſchon hoch herauf geſtiegen, als er am andern Morgen erwachte. Geſtern reichte ihm eine weiße zarte Hand die Taſſe hin, heute mußte er ſich allein einſchenken. Mürriſch ſchlürfte er den Kaffee hinunter, nahm ein Buch, las ein Paar Zeilen und warf es weg. Er griff nach ſeinen Akten — Alles war ſo öde und ſtill um ihn her, kein Fußtritt auf der Treppe; keine Thür ging auf oder zu, die Wiege ſtand leer und unbeweglich im Winkel, — er konnte vor lauter Stille nicht arbeiten. Geſtern hatte er den kleinen Schreihals auf dem Arme, und ließ ſich von ihm die Ohren voll lärmen; heute mußte er mit ſich ſelbſt ſprechen, wenn er etwas hören wollte. Des Mittags ward eine kleine Serviette aufgebreitet und ein Stuhl hingeſchoben. Der Braten war diesmal nicht verbrannt, aber er mußte ihn allein eſſen. Auf das Kaffeehaus mochte er nicht wieder gehen; er blieb zu Hauſe und gähnte ſich ſelbſt an. Da ſaß er in dem Lehnſtuhle, in welchem Ottilie zu ſitzen pflegte, und ſeufzte; das Licht brannte ſo dunkel, daß er ſich zu fürchten anfing. Endlich trieb ihn die Langeweile in's Bett, aber der Unmuth lagerte ſich unter ſeinem Kopfkiſſen. Früh, als der Tag graute, ſprang er auf, ſchickte nach Poſtpferden und ſaß binnen einer Viertelſtunde im Wagen. „Da fährt er hin!“ ſagten die Leute, „gewiß will der Narr ſeine Frau ſchon wieder holen!“ Ottilien glänzte eine Thräne an der ſeidenen Wimper, als Franz ihr um den Hals fiel und ſie beſchwor, mit ihm zurück zu kehren; ſie nahm ihren ſchreienden Kleinen auf den Arm, reichte dem überſeligen Mann das weiche Händchen und ſprang fröhlich in den Wagen. Wie glücklich war Franz in dem heimiſchen Stübchen, als die Thüren wieder auf und zu gingen und die Wiege wieder ſchaukelte. „Wohl dem", rief er aus, wobei er in die blauen Augen ſeiner ſanften Ottilie blickte, „wohl dem, der ein tugendſam Weib hat, deß lebet er noch eins ſo lange!"



Wenn ich jetzt das Pärchen manchmal an meinem Landhäuschen vorbei wandeln ſehe, den großen Franz, wie er den kleinen Franz der Mutter eben abgenommen und ihn ſo vergnügt trägt, dabei ſein Weibchen am Arm und ihr immer etwas zu ſagen, ſie immer etwas zu erwidern hat und ihm dabei die Worte von den Lippen nimmt, da denk' ich an die anſpruchsloſen Tage, wo es mehr glückliche Ehen gab als heut. Freuen thu' ich mich aber, daß noch Menſchen da ſind, die ſich von keiner Zeit und von keinem Spott über Philiſterei und dergleichen am Glücke hindern laſſen. Da kann ich denn gleich gar nicht anders, ich ſchreibe an den Actuar Franz Sinnig und ſeine liebe Ottilie: „Kinder, kommt heut Abend nach meinem kleinen Gartenſaal auf ein Gericht Gerngeſehen, bringt mir auch den kleinen Schreihals mit; er kann ſich ein Biſchen im warmen Sande wälzen, daß er müde wird, dann wollen wir ihn ſchon weich betten!" — Sie kommen denn auch ſo an, wie Ihr ſie da oben im Bilde ſeht. Dann plaudern wir oder leſen Etwas, wobei wir uns nicht hauptſächlich nach der Jahreszahl der Bücher richten, weil uns alt oder neu gleich, wenn die Sache nur gut iſt, und da vergeben wir ein Paar Stündchen ſeelenvergnügt. Ich bin leider Wittwer, muß mich jetzt mit Andrer Glück behelfen! Aber es thut mir doch wohl, daß ich mich dabei lebhafter des meinigen mit Wehmuth und zugleich mit Dank für meine Selige erinnere; ſie war auch ein braves Weib, war meine Herzensfreundin viele Jahre! — Still davon! — ich bin ja nahe daran, ſie wieder zu ſehen und mein Tod iſt nun die Erfüllung einer großen, ſchönen Hoffnung mehr!

Das Edelfräulein.

Das beigegebene Bild zeigt uns ein Edelfräulein, welches mit ihrem Falken ſpielt. Tracht, Umgebung und der Falke verſetzen uns in die Zeit, welche wir uns noch ohne Reformation, aber mit Fauſtrecht zu denken haben. Viele wünſchen ſolche Tage zurück und ſehnen ſich nach mittelalterlichen Burgen, Ritterfehden, Verließen, „wo Molch und Unke niſten." Sie verkennen die unendlichen Vorzüge unſerer Zeit, die wahrlich nicht verdient, mit irgend einer der Vergangenheit vertauſcht zu werden. Hatte man damals freilich Edelfräuleins, welche jagten, ritten, und ſich mit allen Reichthümern und prächtigen Kleidern umgaben, ſo kommt uns das ſehr reizend vor, und höchſt romantiſch, wenn ſich nun einige verliebte Ritterlein die Hälſe um ſie brechen; aber während ſich Einzelne in Pracht und Reichthum labten, lag die Volksmaſſe, alſo unbeſtritten die Mehrzahl, zu ihren Füßen und darbte und hatte kein Eigenthum, kein Recht, keine Freiheit. — Was hat das Fräulein mit dem Falken zu ſchaffen? Je nun, es ſoll wahrſcheinlich zur Haſen-, Rebhühner- oder anderer Geflügel-Jagd gehen, wo die Falken im Mittelalter einen weſentlichen Beſtandtheil ausmachten. Gewöhnlich wurden die Edelfalken, und zwar beſonders die isländiſchen und Wanderfalken, als die gelehrigſten, dazu abgerichtet. Man fing ſie jung, ließ ſie drei Tage und drei Nächte



in einem freihängenden Reifen weder ſchlafen noch freſſen, wodurch ſie ihre räuberiſche Natur verloren und gleichſam zu Verſtand kamen. Sie wurden nun mit ledernen Riemen gefeſſelt, man lehrte ſie aus der Hand freſſen, machte ſie durch Hunger dann wieder begierig nach Wildpret, ließ ſie hierauf an einem Faden darauf los ſchießen, was man ſo lange trieb, bis die Falken vollkommen eingeſchult waren und nun als treffliche Jagd-Offizianten frei auf das Wildpret ſchoſſen und es dem Herrn für ſeine Küche einlieferten. Nur durch ungeheure Quälerei konnten die Thiere ſo weit gebracht werden, und wir wollen's den heutigen Falken gönnen, daß ſie zu dergleichen nicht mehr gebraucht werden; denn einige, neulich in Frankreich, Belgien und England zu Erneuerung der Falkenjagd gemachte Verſuche, die von etlichen reichen Herren ausgingen, welche allerlei Gelüſten Wirklichkeit zu ſchaffen ſuchen, um in der Kunſt, ihre Zeit um Nichts und wieder Nichts todtzuſchlagen, Meiſter zu werden, kommen wohl mit anderm Rococo wieder in Vergeſſenheit. Jetzt hat man Flinten und Pulver und Blei, wovon die Jäger genug verpuffen, um die Tiſche der Wohlhabenden mit Wildpret zu ſchmücken; wobei wir denn auch zuweilen ein Stückchen abbekommen, obgleich wir übrigens mit dem kräftigen Fleiſch unſeres Schlachtviehes, wenn namentlich dazwiſchen die Martinsgans nicht fehlt, gewiß ganz außerordentlich zufrieden ſind oder doch ſeyn können — beides mit dem Notabene, wenn wir's haben.

Wir bringen auch noch den „Edelknaben“ in dieſem Büchlein, aber auf einem der nächſten Bogen; denn kommen ſich die beiden jungen Leutchen gar zu nahe, könnt's kein gut's thun! — es iſt auf dem Papier eine ſpaßhafte Vorſicht, aber unſer Papier mahnt wenigſtens daran.

Märkiſche Bauern.

Wo es ſolche hagbüchene, derbe, breitſchulterige Menſchen giebt, die wie Eichen feſt und breit auf ihren Beinen ſtehen, ſolche dralle, derbe Weiber, deren Taillen einen größern Umfang haben als der ganze Oberkörper einer eingeſchnürten Städterin, ſolche rothbäckige, rundwangige Kinder und niedrige Hütten und Ackerbau und Viehzucht, wie wir aus dem Bilde erſehen können, da hat's noch keine Noth. Dieſe Bauern ſind der goldene Boden des Staates, Prieſter der Allernährerin Natur. Früh mit Sonnenaufgang erheben ſie ihre markigen Körper vom Lager und eilen in's Feld hinaus und durchfurchen und bearbeiten den Rücken der Erde im heißen, ſauern Schweiße ihres Angeſichts und zwingen dem kargen Sande der Mark mit der mühevollſten, ununterbrochenen Anſtrengung Nahrung und Getreide ab. Haben ſie endlich die Erndte vollendet, das Korn

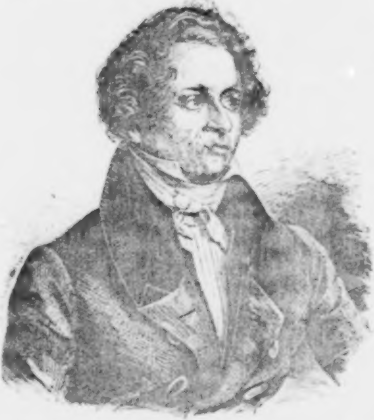
eingefahren, gedroſchen, gereinigt, gemeſſen und in Säcke gefüllt, ſo führen ſie das ſchwer errungene Ergebniß der jahreslangen Arbeit in die Stadt, um ein Paar Thaler für ihre Wirthſchaft und die Abgaben zu gewinnen; auch noch etwas darüber. Der handfeſte, auf beiden Beinen derb daſtehende Mann, hinter dem die Gänſe pipen und gackern, Konrad Grade, iſt auch in der Stadt, vielleicht gar in Berlin geweſen; das Sohnes- oder Tochterkind hat's geſehen, wie er eben vom Wagen ſtieg, nahm ihm die Peitſche ab und ein Säckchen, in welchem wahrſcheinlich auch etwas für die kleine Marielieſe ſteckt, wovon ſie nun ihrem noch jüngeren Bruder ſogleich die freudige Mittheilung macht, der auch nicht leer ausgehen wird. Aber der Alte hat in der Stadt Mancherlei gehört vom Könige und von Weltbegebenheiten, und da begegnet ihm der lange Gottlieb Pappel und ſeine Fragen verwickeln den Ankömmling gleich ſo, daß Alles heraus muß aus den Kopf-Zellen und Herzens-Kammern. Ihr ſeht's auch, mit welcher Begeiſterung er da geſtikulirt vor dem langen Gottlieb und von dem Zukünftigen ſpricht, dem der Staat und die Bauern entgegengehen! Wir freuen uns des warmen Antheils, welchen der Bauer an ſeinem Vaterlande nimmt und freuen uns über die derben, einfachen Geſtalten, denen wir ſo viel verdanken, die als Bearbeiter und Bauherren der Erde viel mehr Achtung und Liebe verdienen, als man ihnen gewöhnlich zollt.

„Dem Mann, der ſä'n und erndten kann,
Dem braven derben Bauersmann,
Ihm drücken liebend wir die Hand,
Der Früchte lockt aus kargem Sand."

Und dieſer alte Konrad Grade zumal, der muß ſonſt ſchon Manches gethan und geſagt haben, was ihm Glauben verſchaffte; denn nicht nur der lange Gottlieb Pappel geht höchſt ernſthaft auf das ein, was Jener äußert, auch Konrad's Hausehre hört zu mit einem Reſpekt und einer Freude, als predigte jede Miene: „Ja, wenn mein Alter ſpricht, da fühlt er der Welt auf den Zahn, und ſie kann ſich nur verkriechen, wenn ſie nicht auf rechtem Wege geht." — Die Sache iſt hier wahrhaftig nicht ganz ohne, wie man zu ſagen pflegt; das Sprüchwort: „Den Bauer erkennt man an der Gabel, den Advokaten am Schnabel!" paßt hier nicht ſo keckhin. Konrad Grade weiß auch zu reden und hat ſtudirt bei der höchſten Fakultät, der Erfahrung, bei der gewöhnlich die „Geſtudirten" noch ſehr viel nachſtudiren müſſen, bis ihnen das rechte Licht aufgeht und dann können ſie ſich in ihr Merkbuch ſchreiben:

Wenn ſchön ihr's Verkehrte
Mit Worten verklebt,
Iſt ſtets der Gelehrte,
Wer's Rechte erlebt!

Johann Friedrich Dieffenbach.

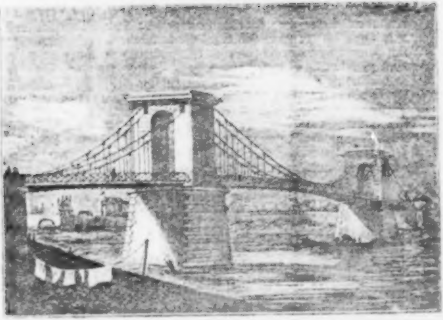


Dies iſt einer der genialſten Aerzte und Operateure unſerer Zeit, welcher 1795 zu Königsberg in Preußen geboren ward. Wir wollen mit wenigen Worten die Lebensgeſchichte eines noch jetzt in der vollſten Blüthe der Kraft lebenden Mannes mittheilen, der mit Recht nicht nur in unſerm Vaterlande, ſondern überall gefeiert wird, wo wahres Verdienſt um Kunſt und Wiſſenſchaft gerechte Anerkennung findet. — In Roſtock erzogen, beſuchte Dieffenbach dort Gymnaſium und Univerſität, in der Abſicht, Theologie zu ſtudiren, als ihn in den Jahren 1813 bis 1815 die deutſchen Freiheitskämpfe ins Feld riefen. Nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich vertauſchte er bald die Theologie mit der Medicin, und gab ſich beſonders in Bonn der Wundarzneikunſt mit außerordentlichem Eifer hin. Von hier aus begleitete er, auf Empfehlung des berühmten v. Walther, eine vornehme erblindete Dame nach Paris, ging von da nach Marſeille, und war ſchon im Begriff, ſich nach Griechenland einzuſchiffen, als ihn Familienverhältniſſe nöthigten, nach ſeinem Vaterlande zurück zu kehren. In Würzburg zum Doktor ernannt, ging er nach Berlin, wo ſein hohes Talent für die Heilkunde ſehr ſchnell die gebührende Anerkennung fand. Im Jahre 1830 erhielt Dieffenbach die wichtige Stelle eines Direktors der Abtheilung für äußere Kranke in dem großen Charité-Krankenhauſe zu Berlin, und im Jahre 1832 ward er zum Profeſſor der Univerſität ernannt. — Wie viel er ſeit jener Zeit als Arzt, Operateur und Lehrer gewirkt, weiß die Welt. Er hat ſich durch That, Schrift und lebendiges Wort nicht minder wie durch ſeine Offenheit und Uneigennützigkeit zu ſeinem jetzigen Rufe emporgeſchwungen. — In der Wiederherſtellung verloren gegangener Geſichtstheile, wie in den Operationen zur Naſenbildung, iſt Dieffenbach einer der größten jetzt lebenden ärztlichen Meiſter, und neuerdings hat die auf frühere, Andern mißglückte Verſuche gebaute Heilung des Schielens, die ihm durchzuſetzen gelungen, ſeinen Ruf erweitert. Daß einem ſolchen Manne auch die Feinde nicht fehlen, verſteht ſich in der Welt Lauf von ſelbſt, und ihrer kann ja wohl nicht genug haben, wer nach Auszeichnungen trachtet, wenn der Spruch des Ritters Georg von Frundsberg: „Je mehr Feinde, je mehr Ehre!“ allerdings nicht ohne Grund iſt. Dieſer Punkt wurde übrigens im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins (ſiehe Raupach's Biographie) ſchon näher beſprochen und wir ſetzen noch hinzu: wer Furcht hat, ſich Feinde zu machen, iſt der Freunde nicht werth! — denn auch für dieſe würd' es ihm an Muth mangeln.

Die Hängebrücke

in den Eliſäiſchen Feldern zu Paris.

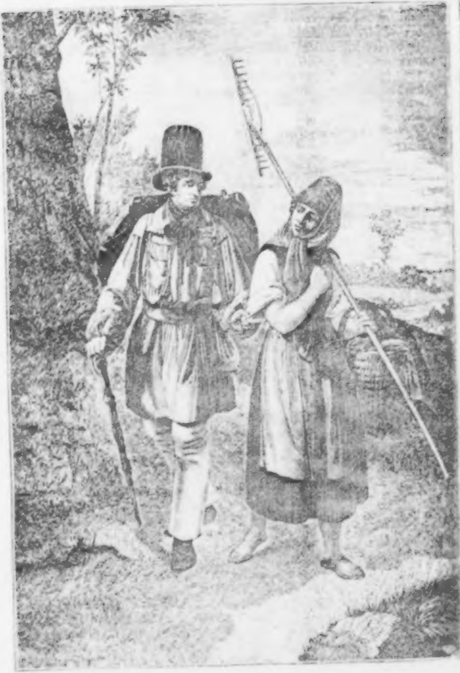
Dieſe Hängebrücke, zwiſchen dem Quai d'Orsai und den Eliſäiſchen Feldern iſt nach letzteren benannt. Sie beſteht aus zwei Mittelpfeilern und drei Durchgängen und dient zum Gebrauch für Wagen und Fußgänger. Durch ihre geſchmackvolle, zugleich auch ſolide Bauart zeichnet ſie ſich vortheilhaft aus unter den Hängebrücken, die auf dem Continent zu finden, und wir geben ſie als Muſter, weil wir in Deutſchland hin und wieder gar wohl eine ſolche Brücke brauchen könnten, wenn auch darüber eines der vielen Denkmale, die man jetzt in Vorſchlag bringt, noch ein wenig in Ausſicht geſtellt bliebe. Um nur ein Beiſpiel zu geben, ſo ruft die Oder, an der Stelle, wo eine Fähre auf den Weg gen Zehden führt, nach einer ſolchen



Brücke. Der Verfaſſer dieſer Zeilen mußte an benannter Stelle zwei Mal gleichſam Schiffbruch erleiden. Das eine Mal hatte ſich die Oder mit dem leichteſten Eiſe belegt und ließ ſich nun auch mit der Fähre nicht paſſiren. Das Ziel der kleinen Reiſe war Königsberg in der Neumark, und wäre hier eine Brücke geweſen, kam ich noch an demſelben Abend dort an. Statt deſſen mußt' ich nun zurück und brachte, freilich noch durch mancherlei andre Widerwärtigkeiten chikanirt, beinah einen vollen Tag länger zu auf dem Wege den ich nun ſtatt der ſechs Meilen, die von der Oder aus noch vor mir lagen, zu überſtehen hatte. Das zweite Mal, im Frühjahr, wo die Kette an der Fähre vom Strom fortgeriſſen und nicht wieder aufgefunden worden, mußt' ich die Nacht in einem Dorfkruge bleiben, wo ſich nur die Gaſtſtube zum Unterkommen fand, welches, weil es Sonntag war, und bis gegen Morgen bei Kartenſpiel dem Kartoffelgeiſte zugeſprochen wurde, ſich durchaus nicht zu einem Unterkommen geſtaltete. Ich höre, daß ſeit lange, und ſehr lange, von einer Ketten-, von einer Hängebrücke an jener Stelle die Rede iſt, und obwohl es mir nicht einleuchten will, wie gerade ich dort jemals wieder die Oder zu paſſiren hätte, will ich doch zu Gunſten Aller, die allda gelitten haben und noch leiden werden, das obige Muſter eben für beſagten Punkt zuerſt empfehlen, ſo wie dann für jeden ähnlichen, den ich nicht ſo namhaft machen kann. Eile mit Weile iſt zwar ganz löblich — und dem Deutſchen braucht man ſolche Worte bei Allgemein-Nützlichem ſelten zuzurufen, ſein Puls ſchlägt ſchon nach dem Takt dieſes Raths — aber an bloßer Weile und Langeweile iſt kein gutes Haar; dergleichen wollen wir uns alſo abgewöhnen — nicht wahr? — Ich habe eben geſagt, es leuchte mir nicht ein, wie gerade ich dort jemals wieder die Oder zu paſſiren hätte; indem ich aber ſchließen will, leuchtet es mir plötzlich ein: aus Freude thät' ich's, wenn dort eine Brücke ſich über die Fluth erhoben hat, welche den deutſchen Baumeiſtern Ehre und den Bewohnern in der Nähe jener Oder-Ufer das Leben bequemer macht.

Wander-Liebe.

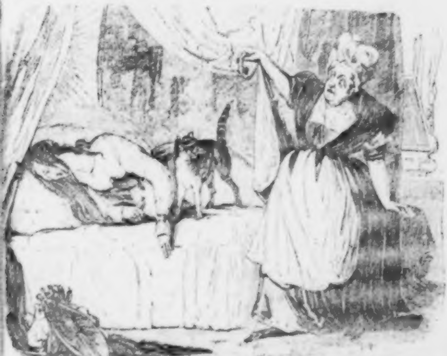
„Wohin des Weges, liebes Mädchen? — können wir nicht zuſammen gehen?“ — ſagt ein luſtiger, und wie wir ſehen, wohlhabender Handwerksburſch zu einem Landmädchen, das, dem Anzuge nach, nicht zu den wohlhabendſten gehört. Man könnte ſich indeß irren; denn da es in unſrer Zeit, wo ſonſt gar manche Verhältniſſe loſe geworden ſind, hin und her immer noch einige begüterte Bauern giebt, welche nach alten Haus- und Wirthſchafts-Regeln verfahren und demnach mit zäher Vernunft bei der Arbeit keinen Putz dulden, damit er hübſch lange für die Sonn- und Feſttage aushalte, läßt ſich auch in dem ſchlichten und ärmlichen Gewande die Tochter eines Landmanns vermuthen, der eine tüchtige Wirthſchaft und obenein ein Capitälchen in der Sparkaſſe oder ein Paar ſichere preußiſche Pfandbriefe in der feſtverwahrten Lade liegen hat. Aber wie dem ſey, das Mädchen ſieht den Wanderer, der ſo dreiſt thut, nicht mit freundlichen Augen an und erwiedert: „Seinen Weg kenn' ich nicht, den meinigen aber kann ich ohne Ihn finden!“ — Das klingt freilich nicht gar zu höflich, aber doch gut. Denn trauen wir dem Wanderer auch ſo weit, daß wir annehmen können, es iſt eben nur eine Neckerei, wär's doch möglich, es würde etwas Schlimmeres daraus, wenn das Mädchen auf das Zuſammengehen einginge. Den dreiſten jungen Mann halten wir für eines Meiſters Sohn, der ſo eine Fußwanderung mehr zum Vergnügen als aus Nothwendigkeit macht, und der auf Abenteuer erpicht iſt, um dereinſt von ſeiner Wanderſchaft erzählen zu können. Er hat zu Hauſe ſchon mit Bürgerstöchtern verkehrt und weiß ganz hübſche Redensarten auswendig. Da würde nun alſo zuerſt die Eitelkeit des Mädchens mit Vergleichen gekirrt: ſchön wie ein Engel, ſchön wie eine Roſe und dergleichen von allen Liebhaber Lippen ſtrömenden Floskeln, die nichts ſagen und leider oft zuviel bewirken. Gelegentlich wird dann ein Vergißmeinnicht überreicht — eine Blume, die, was in andrer Beziehung wohl beachtenswerth iſt, gewöhnlich auf einem Boden zu finden, wo man leicht verſinken kann — und



von der ewigen Liebe geſchwatzt, während man nicht vergißt, daß alljährig andre Vergißmeinnicht blühen und die vorjährigen verwelkt und — zu vergeſſen ſind. Solch ein Umgang iſt dann für ein einfach Mädchen ein Schleifſtein, der glatt macht, aber auch die guten Vorſätze und die Tugend angreift. Da nun die Sittlichkeit faſt aus lauter Unterſagungen, die Unſittlichkeit aus lauter Verheißungen beſteht, jene nur im Ueberwinden, dieſe aber anſcheinend ſogleich belohnend iſt, so giebt's einen Kampf, bei dem man ja nicht auf ſeine Stärke vertrauen darf!

„Du hülleſt dich in deine Tugend ein! —
Das nenn' ich leicht gekleidet ſeyn!'

— ſagt einer unſrer Dichter, und der Menſchen, denen die Natur im Blute gleich ſo viel Maaß verlieh, daß ſie ſich ſelber Richtſchnur und Geſetz ſeyn können, giebt es nun einmal ſehr wenige. Schließt alſo euer Ohr den ſchönen Redensarten, ihr Mädchen, und glaubt es, daß echte Liebe alle Hinderniſſe beſiegt, die gewöhnliche aber auf dem ebenſten Wege juſt am leichteſten ſtrauchelt. Schenkt ihr aber ſolchen Worten zuvorkommenden Glauben, dann ſeyd ihr ſchon außer Macht, euch ſelbſt zu bewahren und zu retten, und welch ein Schickſal euch dann droht, das wollen wir, in einem Falle wenigſtens, mehr mit dieſem Bilde, als mit Worten bezeichnen.



Es ſtellt das Ende einer wahren Geſchichte dar, von einem deutſchen Mädchen, das auf ein Zupfen und Schönthun zu früh mitging und endlich, nach einer kurzen Zeit ſündigen Glanzes und vielfacher Entwürdigung, in einer großen Reſidenz, da ihr Gewiſſen erwachte, ſie ihr Elend erkannte, in einem ruchloſen Hauſe an Gift ſtarb und ſo ihr frevelndes Leben mit einem neuen Frevel ſchloß. Der erſte Verführer lebt noch und er wird ſeine ſchwere Strafe in den Vorwürfen finden, die aus ſeinem Innern hervorgehen, wenn auch der weltliche Richter ihn entweder gar nicht oder doch nur in keinem ausgleichenden Maaße beſtrafen konnte.

Wir wollen zum Schluß noch ein Liedchen mittheilen, wie es die ſpaniſchen Mädchen ſingen, die aus ihrem wärmeren Gefühl Manches ausſprechen, was uns nicht recht mädchenhaft klingt, in ſeiner derben Deutlichkeit hier aber gar nicht am unrechten Orte ſteht:

„Wenn ich am Altar ſtehe,
Ja da, da ſprech' ich: Ja!
Will aber vor der Ehe
Ein wilder Freier frei'n —
Nein, nein, da ſprech' ich: Nein!
Seht, viele Kinder können
Nicht ihren Vater nennen.
Woher? — je nun daher:
Weil einſt ihr Mütterlein
Sich irrt' in Ja und Nein."

Alſo, ihr Mädchen, irrt euch nicht mit den kleinen Worten, ſagt immer ein Paar Mal: Nein! damit die rechte Bejahung daraus wird!

Bettel-Predigt.

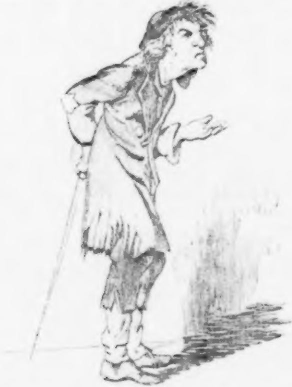
Aus mehr denn 50,000 Exemplaren unſers Büchleins will ich zu Dir reden, geliebtes deutſches Volk, über eine der wich tigſten und tiefgreifendſten Angelegenheiten des irdiſchen Lebens, über das Betteln. — Betteln? Was geht uns das Betteln an! werdet Ihr ſagen, wir haben einen ganzen Rock und zu eſſen und zu trinken, ſchafft uns die Bettler vom Halſe! O Ihr Lieben! — es bettelt der Millionair, es bettelt der Inhaber von Pfandſcheinen und Schuldcontrakten und der Beſitzer leerer Taſchen; es bettelt der Zerlumpte, es bettelt der Gold- und Silbergeſtickte. Die ganze Menſchheit geht betteln, aber ſie bettelt nicht auf eine und dieſelbe Weiſe, das iſt die Sache, meine andächtigen Zuhörer! Die Meiſten, von denen wir glauben, ſie gehörten zu nichts weniger als zum Heere der Bettler, betteln bloß auf eine gebildete, verſteckte, blumige Art, ſo daß man es nicht Bettelei zu nennen pflegt. Solche Leute wagen nur eine gehorſamſte, unterthänigſte Bitte; ſie bitten um Unterſtützung, Honorar, Gage, Trinkgeld, Ehrenſold, Lohn, Anerkennung, Entree, Eintrittsgeld, Abonnement, Subſcription, Vorſchuß, Zuſchuß, Vergütigung, Berichtigung von Auslagen, Koſten, um Erwiederung von Freundſchaftsdienſten, Anſtellung, Zulage, Standes- und Amtserhöhung, Entſchädigung, Ermäßigung, geneigten Zuſpruch beim Ausverkauf, Ablaß bei Einkäufen, Empfehlungsbriefe, Recommandation und wie ſonſt die Umſchreibungen für das ſchlichte deutſche Wort betteln heißen mögen. O, wenn ſich jetzt nur der kratzt, den's juckt, ſo kratzt ſich bereits die ganze Menſchheit hinter den Ohren, denn wir haben ſie getroffen. Seyd ehrlich, liebe Deutſche, verhehlt es nicht und kratzt Euch nur, denn wir wiſſen ja, daß die Sache ſeine Richtigkeit hat. Bin ich doch ſelbſt ein Bettler, da ich Euch inſtändigſt um geneigtes Gehör bitte für die folgenden Worte, die ich zu Euch reden will über die Bettelei. Zuerſt werde ich ſprechen von den Bettlern in Lumpen und Hadern auf der ganzen Erde und beſonders in Deutſchland, im zweiten Theile von den Bettlern, die einen ganzen Rock oder wohl gar mehrere Röcke haben und in Sammet und Seide gehen, und ſodann im dritten Theile beweiſen, daß die ganze, liebe Erde ein ganz herrliches Bettelneſt iſt, woran ich denn zum Schluß erbauliche Betrachtungen zu Nutz und Lehr der Leſer dieſes Büchleins anknüpfen werde.

Unſere alte Jungfer Europa, meine geliebten Freunde, beſitzt jetzt, rund heraus geſagt, ungefähr 240 Millionen Kinder und ſonach 12 Millionen mehr als vor zehn Jahren. Täglich mehrt ſich die Anzahl dieſer Kinder, wie der Vergleich von Geburts- und Sterbe-Liſten darthut, täglich mehrt ſich die Armuth, obgleich es ſchon an 13 Millionen entſchieden Arme und darunter mehrere Millionen privilegirte Bettler giebt. Und da ſeyd Ihr immer noch nicht mitgezählt, Ihr Tauſende von Unglücklichen, die Ihr im Stillen weint, hungert und friert und aus Scham Eure Armuth vor der Welt verbergt! Auf was für ungeheuren Volksmaſſen laſſen die Quälgeiſter des Mangels und Entbehrens, welche um ſo gräßlicher wirken, da ſie zugleich das geiſtige Glück und das ewige Wohl dieſer Unglücklichen erſticken und die gräulichſten Verbrechen aus dieſem Heere in's Leben rufen. Wohl iſt unter tauſend Verbrechern kaum einer, von dem es ſich nicht nachweiſen läßt, daß er durch Armuth und die damit verbundene, geiſtige Verwahrloſung auf die Bahn des Verbrechens gezerrt worden ſey. Wie viel verlorne Seelen raſſeln mit Ketten, ſeufzen bei Waſſer und Brod in ihren kalten, dumpfen Kerkermauern, welche geachtet und geliebt als nützliche Staatsbürger daſtehen würden, wenn nicht Mangel und Noth, Hunger und Durſt, Arbeitloſigkeit bei aller Luſt und Kraft zu arbeiten, die Banden der Sitte und des Geſetzes geſprengt und ſie in Verzweiflung auf Geld oder Leben ihrer Mitbrüder hingeſchleudert hätte! Die alte Mutter-Erde iſt nicht ſchuld, ſie kann, wenn man ihre Gaben und Spenden gehörig benutzt, ungefähr ein halb Mal ſo viel ernähren, als ſie jetzt durch die Unklugheit der Menſchen nicht durchweg ernährt. Arme muß es geben, ſonſt würden Alle eſſen und Niemand kochen und auftragen wollen; Bettler muß es aber nicht geben, die ſind ein Luxus-Artikel, welchen die verkehrte Civiliſation und der Geiz und der egoiſtiſche Geldſtolz hervorbringt. Bettler ſind lumpige, lebendige Satiren auf unſer geſellſchaftliches Leben, ſchreiende Anklagen unſerer bettelhaften Sittlichkeit, unſeres verkehrten Chriſtenſinnes, eine Verhöhnung der chriſtlichen Religion, welche alle Menſchen mit gleicher Liebe umfaßt und ſie Alle als gleichberechtigte Kinder des Himmels und der Erde glücklich ſehen will. Wie unendlich viel thun Staaten und Privatleute, um die Bettel-Armuth zu vertreiben! Und dennoch nehmen die Bettler eher zu als ab. Es liegt an den Menſchen ſelbſt!

Preußen verwendet jährlich ungefähr drei Millionen für ſeine [illegible] armen und Bettel-Familien. Man denke an die Unzahl von Wohlthätigkeits-Anſtalten, Waiſen- und Krankenhäuſern, Kliniken, Arbeits- und Corrections-Anſtalten, an die überall beſtehenden Armen-Fonds, milde Gaben der Einzelnen; — welche ungeheuren Kräfte ſind fortwährend in Thätigkeit, um den gefräßigen Drachen der Bettelei umzubringen! Und doch ſind die Folgen ſo wenig ſichtbar. Das liegt eines Theils an der zu großen Anzahl zu reich beſoldeter, überflüſſiger Beamten bei Armen-Anſtalten. Die Geſchäftsführung, die Rechnereien und Schreibereien müßten wohlhabenden Perſonen übertragen werden, die es um Gottes willen thun, da ſie ſonſt von ihrem Gelde leben und dabei Nichts thun würden. Als Ehren-Beamte beim Armenweſen haben ſie das ſchöne Gefühl, für ihre Mitbrüder thätig zu ſeyn; ſie machen ſich das Leben durch Nichtsthun und Nichtsnutz nicht mehr zu einer langweiligen

Gewohnheit. Ein Menſch, der auf Erden nichts hat als Geld und Langeweile, müßte mit Freuden ſolche Aemter bei Armen-Anſtalten für einen mäßigen Amtstitel annehmen und verwalten. Es iſt nun einmal — hoffentlich dauert's auch nicht ewig! — in ganz anderes Ding im Leben, wenn man Herr Direktor, Herr Stadtrath, Herr Secretair u. ſ. w. genannt wird, als ſo bloß Herr Michel, Peter, Herr — wie denn nun gleich? So ine Aushülfe ſollte man doch zum Nutzen der Armen allgemein nführen. Die vielen Millionen, womit Preußen jährlich ſeine Armen unterſtützt, können doch die Bettelei nicht einmal mindern, geſchweige vertilgen, weil ſich ſo ungeheure Summen ei der Adminiſtration verkrümeln. Da ſeht Euch einmal den icken engliſchen Bettler-Verjager an, der auf dem erſten Holzſchnitte unter der Ueberſchrift den betrügeriſchen Bettler (auf en wir noch zurückkommen) entlarvt und verfolgt, was hat er ich für ein Bäuchlein angemäſtet! Nun hindert es ihn noch n Verwaltung ſeiner Amtspflicht; vor Fett und Faulheit kriegt r den Bettler nicht!

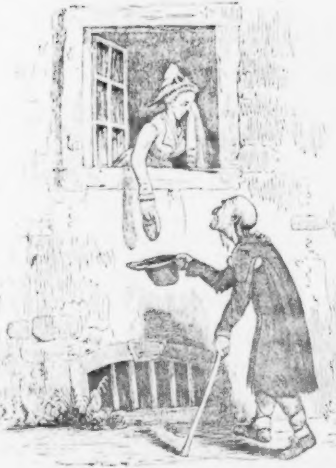
Ein anderer Grund, warum die Bettelei, Gaunerei und Spitzbüberei bei aller Wohlthätigkeit und ſtrafenden Gerechtigkeit nicht abnimmt, liegt in der Art der Strafe. Die Bettler werden arretirt, geſetzt und nach einiger Zeit als deſto frechere und kunſtverſtändigere Spitzbuben entlaſſen. Die Straf- und Verbeſſerungs-Anſtalten ſind mitunter — denn es giebt rühmliche Ausnahmen! — Univerſitäten des Laſters, wo die alten Verbrecher den jungen Vorleſungen über Betteln und Spitzbüberei halten, welche Weisheit ſie denn auch nach ihrer Entlaſſung gehörig anwenden und gewöhnlich anwenden — müſſen. Iſt das Zuſammenſtecken der Bettler und Spitzbuben ſchon ein großes Förderungsmittel ihrer Laſter, ſo noch mehr der Umſtand, welche den Entlaſſenen als gebrandmarkt von allen Wegen, ich Brod zu verdienen, unbarmherzig ausſchließt, ihn mit Gewalt in ſeine frühere Lebensweiſe zurückſtößt und ſo auf's Neue zum Betteln und Stehlen zwingt. — Doch ſtill, Ihr verlornen Söhne und hungrigen Wölfe, frohlockt nicht zu früh, nun kriegt Ihr auch was ab und wir geben ſogar noch Holzſchnitte dazu. Die Größe und Unzahl der Bettler hat ihren Grund auch in den Bettlern. Ihr könnt nicht wirthſchaften, Leute! Ihr freßt und ſchlampampt und putzt Euch und nährt Laſter in's Gelag hinein, als hättet Ihr kein Bischen Ueberlegung und geſunden Menſchenverſtand im Kopfe. Der verruchte Luxus in Eſſen, Trinken, Kleidern, Möbels u. ſ. w. bringt Euch an den Bettelſtab. Wenn Ihr halbwege ein Hemdchen und ein Häuschen habt, ſo legt Ihr nicht mehr Kuhkäſe auf Butterbrod, ſondern Schweizerkäſe; Eure tägliche Doſis Branntwein oder Wein erhöht Ihr um ein halbes Quart; früher trugt Ihr Röcke von Mitteltuch, jetzt könnt Ihr's nicht rein genug kriegen; Eure Frau will ein lebendiges Modemagazin vorſtellen und eben ſo abgeſchmackt einherflunkern, wie's im Mode-Journal abgebildet iſt; Eure Kinder kleidet Ihr wie Affen, die man für Geld ſehen läßt und ſchickt ſie in die Tanz- und franzöſiſche Stunde, ehe ſie laufen und deutſch können; und ſtatt ſie einfach zu erziehen und zu ernähren, füttert Ihr lieber Eure gebildeten Laſter und bedenkt nicht, daß ein einziges Laſter mehr zu erhalten koſtet, als eine Frau mit ein Dutzend Kindern. Seht hier, dieſes Scheuſal von Bettler, den Repräſentanten einer zahlloſen Art von Bettelvolk in ſeiner größten Verworfenheit, mit ſeinem teufeliſchen Geſichte und dem ſymboliſchen Degen, der ihn im Betteln unterſtützen ſoll



Wollt Ihr wiſſen, was für ein Leben hinter dieſem Vagabunden liegt? Er iſt der Goldſohn eines reich gewordenen Schneiders. Der Schneider hatte eine große Hölle und ließ ſich auch über Maßen bezahlen, da er die reichſten Kunden hatte. Von dem Sündengelde gewann er noch Sündengeld durch die Lotterie er ließ ſich einen Pallaſt bauen, hielt ſi

Equipage und dem Jungen einen Hofmeiſter, der ihm aber, als einem reichen Schneiderſohn, nichts thun durfte. Er lernte tanzen, fechten, trinken und war bald ein beliebter Lebemann. Sein Vater ſtarb und hinterließ dem angeblich gebildet erzogenen Sohn ein hübſches Vermögen und ein ſchönes Haus. Er heirathete ein gleichfalls angeblich gebildet erzogenes Fräulein, kleidete ſich mit ihr nach dem Mode-Journal in Purpur und köſtliche — Leinwand hätt' ich bald geſagt; nein, er kleidete ſich in Gold und Silber und Sammet und Seide, hielt ſich nach verſchiedenen Beiſpielen noch Nebenfrauen, war ein Theater-Enthuſiaſt und Stammgaſt in dem Weinhauſe und lebte ſo alle Tage herrlich und in Freuden. Alle Tage, d. h. ſo lange es ging, und es ging ſchon in zwei Jahren nicht mehr. Er machte Schulden, betrog, verwilderte, ſchlug ſeine Frau, wenn ſie über die Unmöglichkeit klagte, ſich nach dem Mode-Journal zu kleiden, ließ ſich von ihr ſcheiden, ward Kuppler, Gauner, Spitzbube, Bettler. Da fleht er, bittet um eine Gabe; man ſchlägt ſie ihm ab, und er greift zu Zwangsmitteln, die wir hier nur mit dem Degen bezeichneten, deren ſich aber eine ungeheure Reihe aufſtellen ließen. So lebt er, der verzogene Geldſohn, der Reiche, einſt Geachtete und überall Eingeladene, weil er Geld hatte, bis er hinter einem Zaune jämmerlich verendet oder von den eiſernen Armen der Gerechtigkeit zermalmt wird; ein ſchauerliches Bild des Schickſals, welchem die Mode- und verzogenen Leute, allerdings in verjüngtem Maaßſtabe, aber doch jämmerlich genug endlich erliegen, wenn ſie nicht zur Vernunft kommen, ſondern fortfahren, die Putz-, Mode- und Genußſucht und das Feſte geben und andere Gelüſte des civiliſirten Lebens zu befriedigen. Wie aber ſchon ein einziges Laſter hinreicht, um Glück und Wohlſtand und Geſundheit zu vernichten und an den Bettelſtab zu bringen, das beweiſt der alte Krüppel, den wir auf der andern Seite ſo erbärmlich vor dem Hauſe einer Reichen betteln ſehen.

Er war einſt vierſchrötig, geſund und ſtark und wohlhabend; ſein blühendes Handwerk nährte ihn und ſeine Familie ſo gut, daß er ſich manche Ausgabe für entbehrliche Gegenſtände erlauben durfte. Man kann nichts dagegen haben, daß man ſich, ſo zu ſagen, zuweilen eine Güte thut, wenn man's dazu hat redlich verdienen müſſen. Aber er machte aus dem „Sich-Etwas zu Gute Thun“ eine Gewohnheit, ein unentbehrliches Bedürfniß, ein unwiderſtehliches Laſter, das nicht ſowohl er, welches vielmehr ihn hatte. Kurz und gut, er gewöhnte ſich das Trinken an, das Branntweintrinken, welches endlich, zum wahnſinnigſten Laſter aufgeſchwollen, ihn um Geſundheit, Haus und Hof und Weib und Kind und Ehre und um Alles brachte. Zwar ward er von dem fürchterlichen Saufwahnſinn (delirium tremens) in einem öffentlichen Krankenhauſe wieder geheilt, aber ſeine

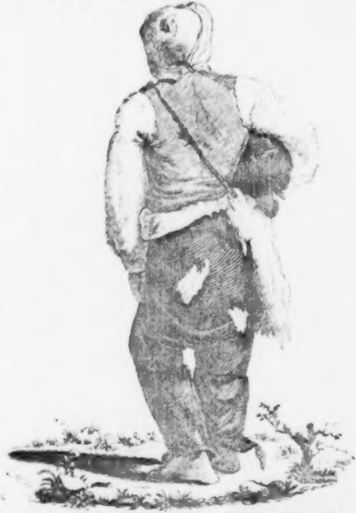


Geſundheit, ſein Verſtand, ſeine Jugendkraft, ſeine Mittel, ſich zu nähren, waren dahin; nun ſchleicht er an der Krücke alt und matt täglich umher, ſich mit nagender Reue und ewigen Vorwürfen des Gewiſſens bis in's Grab zu betteln. — Freilich ſo ein ſchwer geſtrafter, alter, hülfloſer Mann verdient, ungeachtet ſeiner Schuld, Mitleiden und Erbarmen; aber da treffen wir wieder auf einen neuen Schlag von Großmäuligkeit, die mit ihrer Mildthätigkeit prahlt, wenn ſie dem Armen einen Pfennig von ihren Tauſenden, oder ein winziges Stück verſchimmelt Brod, das für den Hund zu ſchlecht iſt, in den Hut wirft. Die alte Schachtel z. B., welche dem Bettelgreiſe etwas ſpendet, iſt eine reiche, ſteinreiche, alte Jungfer, welche neulich erſt Tauſende von Thalern geerbt hat. Nun prahlt ſie mit emporhimmelnden Augen zu ihren Kaffeeſchweſtern: „O nun will ich den Armen Gutes thun, die Durſtigen tränken, die Hungrigen ſpeiſen, die Nackenden kleiden, ich kenne nun keine Grenzen im Wohlthun!“ Wollen 'mal ſehen! Da ſteht alſo der alte Bettler und ſingt ſein Lied; die alte Jungfer wird gerührt, ſie weint einen Strom von Mitleidsthränen und ſucht — nach ihren Thalern? — Halt! Da lag ſchon lange im Winkel ein ſchwarzes Stück verſchimmelt Brod, das weder Hund noch Katze freſſen wollten; ſie weint, ergreift es, macht das Fenſter auf, weint abermals und wirft dem Bettler dieſes Stück verſchimmelt Brod in den Hut. Nun geht ſie zu ihren Kaffeeſchweſtern zurück, die mit ihr zu den Titular-Frommen gehören, und ruft gefühlsſelig aus: „O Schweſtern, es iſt doch ein himmliſches Gefühl, wohlthätig ſeyn zu können!“ Du alte, ſündige Heuchlerin! Aber ſo ſind ihrer Viele, die mit ſolcher Heuchelei ihren nichtswürdigen Egoismus und ihren filzigen Geiz vor der Welt zu bedecken und mit einem Heiligenſchein zu umgeben ſuchen. Dies Bild entnehmen wir aus einer Fabel Gellert's, ſo wie jenes vom Bettler mit dem Degen.

Nun iſt es allerdings auch für die wirklich wohlthätigen Seelen eine ſchwierige Sache, ihre Wohlthaten an dem rechten Orte anzubringen, da ſo viele Betrüger und Landſtreicher ſich unter der Maske hülfloſer Krüppel verbergen, um ſo das Mitleid zu erregen. Das findet man beſonders in großen Städten, wie London, Paris, Berlin. Seht einmal den ſtarken, geſunden Kerl auf dem Bilde unter der Ueberſchrift! Kurz vorher war er noch ein ſtelzbeiniger Krüppel, der an der Krücke erbärmlich herhinkte und den Blinden ſpielte und ſich von ſeinem Hunde leiten ließ. Der Aufſeher hat ihn aber entdeckt, und als er ihn ergreifen will, verliert er Krücke und Stelzbein und ſucht ſein Heil auf geſunden Beinen in der Flucht. Dieſe Art der Bettelei findet man in den vielfachſten Formen. Einige miethen verkrüppelte Kinder, um durch dieſe die Beutel und Herzen der Vorübergehenden zu bewegen; Andere entſtellen gar ſich ſelbſt oder die, welche ſie unter'm Herzen trugen, um durch Müßiggang und Bettelei der Arbeit zu entgehen. „Wenn ich Deine Gicht hätte!“ ſagte einmal ein noch ziemlich geſunder Nichtsnutziger zu einem Bettler, „da wär' ich durch!“ — und gottloſer noch war ein Bettler in Baſel. Der zerbrach ſeinem erſten Kinde den Fuß, dem zweiten gedacht' er den Arm zu zerbrechen. Die Mutter aber, die doch ein Kind mit ordentlichen Gliedmaßen haben wollte, eiferte dagegen, und der niederträchtige Bettler kramte ſeine Philoſophie aus in den Worten: „Willſt Du einen Hungerleider haben, ſo behalt' ihn, ich wollte einen Herrn aus ihm machen, der leben könnte ohne Arbeit!“ — Man muß demnach allerdings vorſichtig ſeyn im Geben, und ſich lieber Zeit nehmen, die Sache zu unterſuchen, in die

Wohnungen der Bedürftigen zu geben und dann, wenn man ſieht, daß ſie es verdienen, das Geld mit Liebe und Freundlichkeit und gutem Rath begleiten, was die ehrlichen Armen, die gewöhnlich nur barſche Geſichter ſehen, oft mehr erquickt, als der Anblick eines Geldſtücks.

Indem wir zugleich auf die abgebildeten Bettler in frühern Jahrgängen unſeres Büchleins hinweiſen, ſehen wir hier noch einen der vierſchrötigen, geſunden, kräftigen Lumpenkerle vor uns.



Mit dergleichen ſollte man gar kein Mitleiden haben, ſondern ſie, wenn man etwas für ſie thun will, ohne Zögern in

Arbeit bringen oder ihnen doch weiter nichts geben als den Rath, da und dorthin zu gehen, wo es etwas zu verdienen giebt. Solchen Vagabunden muß man etwas an's Gewiſſen greifen, daß ſie noch zu rechter Zeit gerettet werden, ſonſt vermehren ſie die Haufen derer, die ihre geſunden Arme auf Beutelſchneiderei, Einbrüche, Taſchendiebſtähle u. ſ. w. einüben. Die heiligſte Pflicht aber der Staaten, aller Wohlthätigkeits Anſtalten und wohlhabenden und wohlthätigen Menſchen iſt es, die Armen, welche ohne ihre Schuld zum Betteln gezwungen ſind, die bei dem beſten Willen und Kräften, ſich redlich zu ernähren, keine Arbeit bekommen können, ſo zu ſtellen, daß ſie ſich ehrlich durchhelfen und nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft werden.

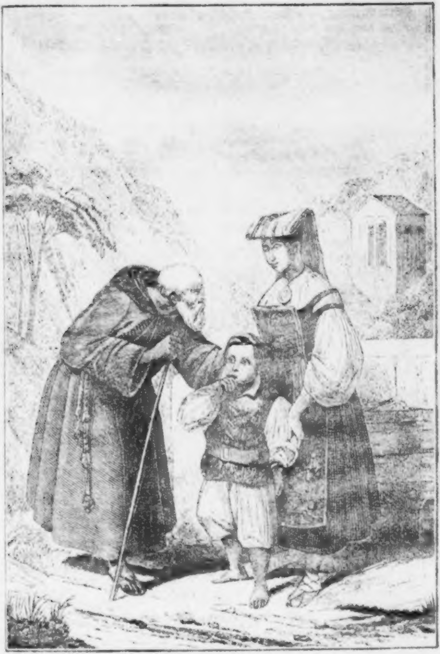
Nun noch ein Wort über das Bettelgeſindel in Sammet und Seide. Das wiſſen Sie, meine Lieben, daß im Grunde genommen Alles betteln geht. Voran aber ſteht die Kunſt, die Kunſt geht nach Brod, die Kunſt geht betteln. Sehn Sie, da reiſen und treiben ſich jetzt eine ziemliche Menge Menſchen in den deutſchen Landen umher, die man Virtuoſen nennt. Die haben mitunter ſechs, acht Stücke gehörig ſich eingetrichtert und eingefingert; ſie ſchlagen Burzelbäume auf den Taſten des Klaviers und können eine Reihe zum Theil lächerlicher Kunſtſtücke auf ihren Inſtrumenten; da nehmen ſie denn mehr oder minder Eintrittsgeld, wenn ſie den Leuten ihre Kunſtſtückchen vormachen und ziehen dann mit Tauſenden und leicht gewonnenen Lorbeeren in eine andere Stadt, um dieſelbe glänzende Bettelei vorzunehmen. Künſtler ſind es zum Theil, und die müſſen wir achten! — aber zumeiſt ſind es Kunſtbettler, welche die echte Kunſt an den Bettelſtab bringen. Der krummgecomplimentirte Geiger zum Schluſſe unſerer Predigt iſt Repräſentant aller dieſer verſchiedenen Arten von Kunſtbettlern. Wollte Gott, alle Menſchen ſchnitten ſo ſchiefe Geſichter ſolchen Bettelkünſten entgegen, wie der von dem Geiger Angebettelte.

Noch muß ich gegen Euch, liebe Deutſche, eine weitverzweigte Bettelei hervorheben, von der Ihr viel zu leiden habt. Da treiben ſich jetzt viele Reiſende mit ſogenannten wohlfeilen Blättern und Büchlein umher, und wenn Ihr ſie zu einer Thür hinauswerft, kommen ſie mit einem Bückling zur andern herein und laſſen nicht eher locker, bis Ihr abonnirt oder gekauft habt. Sie bringen Euch literariſchen, geiſtloſen Brei in's Haus, Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, die eben ſo gut für die Hottentotten paſſen als für Euch; deutſche Intereſſen, deutſcher Sinn iſt nicht darin; ſie laſſen ihre Blätter drucken und an Euch verſchachern, um Geld zu ſchneiden — es ſind verkappte Bettler. Und vor den Bettlern im Handel und der Induſtrie, vor den „Ausverkäufen“, wo Alles weit unter dem Ladenpreiſe verkauft werden ſoll, vor den Dingen, die noch nie da geweſen“, auf welche in den Anzeige Blättern mit großen Händen hingezeigt wird, müßt Ihr Euch auch hüten. „Kein Bettler ſchlägt ein Almoſen aus, kein Hund eine Bratwurſt, kein Krämer eine Lüge.“ Sie haben's auf Euer Geld abgeſehen. Ja, hütet Euch beſonders vor aller Art von Bettelei, die in Sammet und Seide und Gold und Silber einhergeht und den Leuten aus vollem Halſe zugrölt: „Kauft! kauft! kauft! So etwas kommt nicht wieder!“ — Geld! Geld! Geld! ſo ſchreien im Grunde genommen Alle. Welt und Geld, das vereint ſich, alle Welt will Geld. Sie denkt, wenn ſie Geld hat, iſt ſie der Himmel. Aber irret Euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Die Welt, die ſich nur auf Geld baut, iſt ein armſeliges Bettelneſt, das übermorgen zuſammenſtürzt. Sammelt Euch Schätze, die weder Motten noch Roſt freſſen, denen die Diebe nicht nachgraben, ſammelt Euch Schätze für den Himmel, und Geld ſeht nur als einen Wanderſtab an, den man auf dem Wege durch die Welt in den Himmel braucht. Verdient es Euch durch ehrlicher Hände Arbeit, bettelt, gaunert, betrügt nicht; geizt aber auch nicht mit dem Plunder, wenn ihn Euch das blinde Glück in den Schooß geſchüttet hat, ſondern unterſtützt und tröſtet die Armen, daß ſie einen Wanderſtab haben durch dieſe Welt und ſich in den Himmel helfen können. Ja, es muß noch dahin kommen, daß es in weiſen, chriſtlichen Staaten gar keinen Bettler und Betrüger mehr giebt, ſondern lauter glückliche, ehrliche Leute, die ſich wie Kinder eines Vaters lieben und gegenſeitig helfen und tröſten und ſich Alle freudig durcheinander bewegen, bis ſie dieſes allerliebſte Bettelneſt der Erde verlaſſen und es mit einem frohen Jenſeits vertauſchen, wo das Geld ſo tief geſunken iſt, daß es kein Menſch haben will, wo das Geld, das dieſe Welt regiert, nicht die geringſte Stimme hat, da das Geld des Jenſeits nur das Herz, das Gemüth, der Geiſt und das iſt, was wir hier Edles und Gutes vollbrachten. — Wir werden freilich ſchon lange ſchweigen, ehe es zu ſolcher Geſinnung, zu ſolchem Erfolge gekommen iſt; ſchadet indeß nichts! — wenn Jeder nur das Seine thut, um einen ſolchen Weg einzuſchlagen, thut er das Rechte. Weiter wollen wir vorläufig auch nichts ausgeſprochen und gewünſcht haben, und darauf ſagen wir in Gottes Namen: Amen!

Niklaus von Flüe.

Kein Menſch kann ſich ſo ganz den Schwächen und Wunderlichkeiten ſeiner Zeit entziehen und ein Wahn, der Viele befällt, wird gar oft zu verdienſtlichem Werk, während man, wenn nur der Einzelne davon ſich befangen ließe, dieſen ohne Weiteres zum Thoren ſtempeln würde.

Zu dieſer Bemerkung wurden wir gedrungen, als wir neulich in einer alten Chronik Mancherlei laſen über Niklaus von Flüe, den Schweizer, von dem wir ſprechen wollen, um die Eingangsworte unſres kleinen Aufſatzes zu erklären. Im Jahr 1417 zu Saxeln in Unterwalden geboren, wuchs er als Hirtenknabe auf und zeigte frühe eine große Tüchtigkeit, indem er als Kind ſchon bemüht war, ſich ſelbſt zu beherrſchen und Alles mit Ruhe und Klarheit zu vollbringen. In den Jünglingsjahren kämpfte er wacker für ſein Vaterland, und da man ſeinen Beruf dazu erkannte, erhielt er ein Amt, verheirathete ſich und wurde Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern, wovon namentlich die letzteren viel Sorge bedurften, weil ſie leibesgebrechlich waren. Er ward Landrath, dann Landamman, ein Amt, das er von ſich wies, weil er ſich nicht die hinlänglichen Fähigkeiten für daſſelbe zutraute, das man ihm aber faſt aufzwang, weil man vom Gegentheil ſich überzeugt hatte. So ſtieg ſein Einfluß, ſein Ruhm, und gar viel Löbliches ging von ihm aus. Wer aber mit der Menge verkehrt, ihre Wandelbarkeit und ſelbſtſüchtigen Neigungen kennen lernt, der bedarf eines immer friſchen, neubewegten Geiſtes, um dem beſſern Theil der Menſchheit und überhaupt dem Leben nicht Unrecht zu thun, ſich nicht von ihm zu entfremden. Niklaus von Flüe vertiefte ſich jedoch immer mehr in Betrachtungen, die mitunter über das damalige Erkennen, oder wohl gar über alles menſchliche Erkennen hinausgingen. Endlich ſchien ihm, dem Gatten, dem Vater von zehn Kindern, die ſein ſo ſehr nöthig hatten, die Abgeſchiedenheit von der Welt das Höchſte und Schönſte und in ſeinem fünfzigſten Jahre verließ er die Seinen, um künftig als Einſiedler zu leben und zu ſterben. Wie viel Schmerzliches mögen Gattin und Kinder empfunden haben, als ſie nun einſehen mußten, daß er die Ferne, die Einſamkeit ihrem Umgang, der täglichen, wenn auch abmühenden, doch auch wieder ſtärkenden Sorge um ihr Wohl und Weh vorzog! Er ſelbſt muß davon ergriffen geweſen ſeyn, denn Anfangs wollte er ſeinen einſamen Zufluchtsort weit, weit von denen ſuchen, für die Gott und jedes Gefühl ihn zur Stütze beſtimmt hatte; er kehrte aber zurück und ſiedelte ſich nicht fern von ſeinem Hauſe an, in einer Schlucht des Melchthals. Er verſagte ſich alle Bequemlichkeiten; ein grober wollener Rock, der ihm über die nackten, nur von Sohlen beſchuhten Füße herabhing, war ſeine Kleidung, ſeine Schlafſtätte der Boden ſeiner Zelle, in welcher zwei Stühle das ganze Mobiliar ausmachten; als ob der himmliſche Vater darin, daß man ſeiner Gaben, der Freuden des von ihm verliehenen Daſeyns ſich entſchlägt, den Genuß deſſelben verweigert, ein ihm gefällig Werk erkennen werde! Nach derzeitigen Begriffen gehörte er indeß nun zu den Heiligen und ſeine Landsleute bauten ihm eine Kapelle an ſeine Zelle, aus der er ſich nur Nachmittags entfernte, um einen andern Einſiedler, den Bruder Ulrich, der ein halb Stündchen von ihm ein gleiches Leben führte, zu beſuchen. Manchmal ging er auch zu Frau und Kindern und glaubte vielleicht ſeinen Pflichten da mit Ermahnungen zu genügen, wo doch das Zuſammenleben, bei dem Größeſten und Kleinſten mit Rath und That in jedem Augenblick bereit ſeyn zu können, die vor dem heiligen Altar übernommene Verbindlichkeit war, während er freilich nach eigenem Sinn das Rechte, nach dem Sinn ſeiner Zeit das Bewunderungswürdige erwählt hatte. Der Ruf ſeiner Heiligkeit durchzog die ganze Schweiz und die Nebenländer, und mehrere ſeiner Ausſprüche, die bis auf unſere Zeit gekommen ſind, zeugen von dem ſittlichen Werth des Mannes. Wenn er aber unter Anderem äußerte: „Jeder ſey nur treu und fleißig in ſeinem Stande; es iſt gleichviel, ob lebendiges Quellwaſſer durch Blei oder Gold rinne“; ſo iſt's auch offenbar, daß er ſelbſt des eigentlichen Kerns ſeines Spruchs nicht theilhaftig war; denn er hatte danach unbedenklich auszuharren an der Stelle, wohin ihn Gott mit ſeiner Thätigkeit beſchieden, er durfte ſich von derſelben nicht entfernen. Daß er dies nicht einſah, war eine Krankheit ſeiner Frömmigkeit, und wenn wir ihm eben deshalb, weil es Krankheit war, unſer Mitgefühl ſchuldig ſind, und nun von Herzen das Gute anerkennen, was er auch von ſeinem vereinſamten Standpunkt aus wirkte, dürfen wir doch einen ſolchen Abſchluß vom eigentlichſten, von dem thätigen Leben nimmermehr gut heißen. — Aber, wie geſagt: Kein Menſch kann ſich ſo ganz dem Wahn und den Wunderlichkeiten ſeiner Zeit entziehen! Iſt jedoch in der unſrigen an einigen Zeichen wahrzunehmen, daß eine ſolche ſich abſondernde Frömmigkeit nicht allein wieder ihre Anhänger, ſondern ſogar ihre Beſchützer und Verfechter hat, wird's zum Beruf, eine ſolche Abtrennung vom thätigen Leben, von dem gemeinſamen Wirken, als ſündlich zu bezeichnen. Es giebt zwar Leute, die in ihrer Beſchränkung meinen: dergleichen gehöre nicht in ein Volksbuch; es giebt ſogar ſolche Leute, die nur aus Speculation eine ſolche Anſicht hätſcheln. Wenn wir aber, vom Geiſt des Chriſtenthums, von der Liebe und Demuth durchdrungen, in milder Weiſe denen begegnen, die ihren Irrthum für wahr halten, müſſen wir doch gradhin die auf einen Irrthum Spekulirenden als verächtlich bezeichnen.



Niklaus von Flüe hat auch während ſeines Klausner-Lebens noch manches Gute vollbracht; ſo namentlich, als zwei Tagſatzungen einen Streit unter den Kantonen nicht zu ſchlichten vermochten, bewirkte eine Rede aus ſeinem Munde die Einigkeit und den Sieg der Billigkeit. Viele andre Züge noch ſprechen für ſeinen edlen Charakter. Wenn man aber in den Chroniken findet, daß er als Klausner nur vom innern Geiſt ſich ſättigte, gar keiner Speiſe mehr bedurfte, und ſo noch zwanzig Jahre lebte, überlaſſen wir dies zu glauben dem, der es kann. Die Geſetze der Natur machen nirgends eine Ausnahme und haben ſie nicht gemacht bei Niklaus von Flüe, das iſt unſre Ueberzeugung, die ſich folgerichtig auch auf alle andern Legenden der Art ausdehnt.

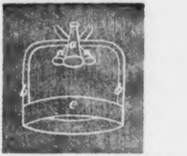
Daß aber unſer Klausner wohl zuweilen ſelbſt erkannt haben möge, das Abſcheiden von ſeiner Familie und dem Getriebe der Welt ſey doch nicht der eigentlichſte Weg ſeines Berufs geweſen, deutet uns vielleicht ein Vorfall an, der auf beigefügtem Bilde dargeſtellt iſt. Sein Ruf war, wie ſchon erwähnt, weit verbreitet und oft kamen Perſonen aus der Ferne, ſeinen Rath zu vernehmen. Eines Tages trat ihn ein italieniſch Mädchen an, das eine Waiſe war und noch einen jüngeren Bruder zu ernähren hatte. Sie mußte in Dienſte gehen, und da in der Heimath, als die Eltern noch für ſie ſorgten, ihre Ausſichten beſſere waren, dort alſo ein kümmerlicheres Verhältniß ihr Gefühl mehr noch bedrückt haben würde, entſchloß ſie ſich, nach der Schweiz auszuwandern, wo ſie für ſich ein Unterkommen fand, nicht aber für den Knaben. Auf den Rath Anderer entſchloß ſie ſich, bei Niklaus von Flüe anzufragen: ob er nicht ihr Brüderlein einem Kloſter empfehlen möge, daß es ihn aufnehme und zum Dienſt der Kirche erziehe. Niklaus betrachtete den Kleinen, der ihn, da er wie ein Hirtenknabe ausſah, an ſeine eigene Jugend erinnerte, und nach mancherlei Fragen ſprach er: „Einem Landmann will ich ihn empfehlen, damit er lerne, ſich zu rühren und zu regen in der Welt. Von dieſer abgeſchieden dennoch Ruhe und Freudigkeit zu bewahren, dazu bedarf es Erfahrung und eines Entſchluſſes, die aus jener hervorgeht. Thäte ich, was Ihr jetzt wünſchet, ſo griffe ich frevelnd in das Schickſal, das dieſen Knaben wohl anders führen will. In die Arbeit ſoll er und Gott möge ihn leiten!"

Niklaus von Flüe wurde ſiebenzig Jahr alt und ſtarb 1487 am 21. März, der auch ſein Geburtstag war. — Wir nennen ihn aus vollem Herzen einen edlen Mann, und Achtung gebührt ſeinem Andenken, das dadurch im Geringſten nicht gekränkt wird, wenn wir ſeinen Hang zur Vereinſamung nicht gut heißen; denn er lag in der Richtung jener Tage und ihr zu widerſtehen, reichte ſeine Kraft nicht aus. Dagegen tadeln wir einen ſolchen Hang in unſrer Zeit ganz entſchieden, denn er iſt jetzt etwas Gemachtes, ein Wahngeſpenſt der Vergangenheit, deſſen Nebelgeſtalt nur kranke Phantaſie oder die aus eigenſüchtigen Beweggründen entſtehende Luſt zu täuſchen wieder herbeirufen kann. Der Menſch gehört in's thätige Leben, hat ſich unzertrennlich dem Ganzen anzuſchließen und in gemeinſamer Ordnung zu wirken, das iſt ſein Beruf; in ihm iſt Förderung der Zwecke Gottes und in dieſer wohnt, wie es uns auch gehen möge, das innerſte Glück, die innerſte Beruhigung.

Verbeſſerte Vorrichtung,

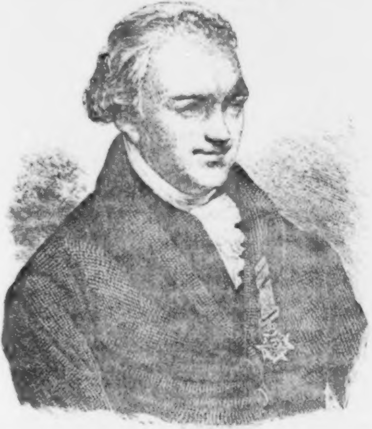
welche das **Putzen** der **Kerzen** unnöthig macht.

Dieſer Zweck iſt dadurch zu erreichen, daß man das Ende des brennenden Dochtes aus der ſenkrechten Richtung bringt, ſo daß es ſeitlich an der Flamme hinausragt und, auf dieſe Weiſe der atmoſphäriſchen Luft ausgeſetzt, dermaßen verbrennt, daß es nicht geputzt zu werden braucht. Ein Herr **Palmer** ſuchte vor einigen Jahren an ſeinen Patentkerzen daſſelbe zu erlangen, indem er zwei oder mehrere Dochte ſpiralförmig zuſammendrehte; beſſer iſt's aber, den Docht gerade und unverändert beizubehalten, und die Biegung der Dochte dadurch zu bewirken, daß man deren brennende Enden durch eine oben auf die Kerze gebrachte Vorrichtung, deren trichterförmige Mündungen nach Außen zugewendet ſind, führt.



Die Vorrichtung beſteht, wie man an beigedruckter Figur ſieht, aus drei trompetenförmigen Röhren a a a, welche durch die Bänder b b mit einem Ringe c verbunden ſind, der auf eine an dem obereren Theile des Leuchters befindliche Leiſte zu liegen kommen ſoll. Die Kerze iſt in eine cylindriſche Röhre zu bringen, und in dem Maaße, als ſie abbrennt, durch eine von Unten wirkende Feder nach Oben zu treiben, gleichwie dies mit den Kerzen an den Kutſchen-Laternen zu geſchehen pflegt. Damit die Kerze nicht aus der Röhre hinausgetrieben werden kann, muß das obere Ende dieſer letzteren mit einem Randkranze verſehen ſeyn. Das obere Ende eines jeden der Dochte wird durch die trompetenförmige Röhre ſeitlich aus der Flamme hinausgeführt, damit es daſelbſt zu Aſche verbrenne. Wollte man die Kerze in keine Röhre einſetzen, ſo könnte man die trompetenförmigen Röhren an einer Kappe anbringen, die oben auf die Kerze geſetzt werden müßte, und welche vermöge ihres Gewichtes in dem Maaße herabſinken würde, als die Kerze abbrennt.

Wilhelm Herſchel.



Dieſer berühmte Aſtronom wird gewöhnlich William Herſchel genannt, weil er ſeine Erweiterungen der Wiſſenſchaft in England vollbrachte. Da er aber ein Deutſcher iſt, dürfen wir Deutſche auch nicht leiden, daß ſein Vorname anders an ihm hafte, als er ihn in deutſcher Taufe empfing, obwohl wir dabei die alte Bemerkung wiederholen müſſen, daß ſo viele Deutſche, um für ihren Geiſt einen Wirkungskreis zu finden, ſich an das Ausland wenden mußten. Das wird hoffentlich künftig nicht mehr ſo ſeyn; die Deutſchen lernten ſich als Volk fühlen, ſie haben Fürſten, die ein ſolches Gefühl, das in Zeiten der Noth und That Wunder übt, als ein heiliges Schutzmittel für die angeſtammten Throne und die Volks-Ehre fördern und befeſtigen helfen, wovon unſre Tage hinlänglich Zeugniß geben. Zwar tauchen hin und wieder auch Andeutungen entgegengeſetzter Art auf, ſie verkümmern und verſchwinden aber vor den vielen Zeichen, daß die Deutſchen ihre Kräfte üben, ihre Ehre wahren, und die Herrſcher erkennen, daß in ſolcher Geſinnung des Volks die höchſten und ſchönſten Erfolge nach allen Seiten hin die feſteſten Stützen haben.

Dies iſt nicht Abſchweifung, wenn wir eben von Wilhelm Herſchel reden wollen. Er iſt auch ſo ein Mann, der deutſcher Beharrlichkeit durch ſein Leben eine Lobrede hält. Geboren wurde er am 15. November 1738 in Hannover, als der Sohn eines armen Muſikers, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Ein würdiger Lehrer nahm ſich unſres Wilhelm Herſchel an, um ſeiner Fähigkeiten und um Gottes willen, deſſen Ruf zu Werken der Liebe ermahnt; ein Ruf, der in jedem Tüchtigen erklingt und beſonders dazu auffordert, das Talent und den Geiſt der Unbemittelten nicht verloren gehen zu laſſen. Jener Lehrer unterrichtete den Knaben in den Grundlagen der Wiſſenſchaften und des Sittlichen, wodurch die Lernbegierde ſeines Schülers ſo zunahm, daß Wilhelm Herſchel jede Gelegenheit ergriff, ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Sein Vater beſtimmte ihn zur Muſik und Beide waren als Militair-Muſiker angeſtellt bei einem hannöverſchen Regiment, das im Jahr 1759 nach London mußte. Der Vater kam nach Deutſchland zurück, der Sohn blieb in England, kämpfte mit Hunger und Kummer, erhielt aber endlich eine Anſtellung als Organiſt in Halifax. Der drückendſten Sorgen überhoben, ſtudirte er Sprachen und lernte durch ſich ſelbſt Italieniſch, Lateiniſch und Griechiſch. Dann fiel ihm ein Buch über die Harmonie in die Hände; er ward nun inne, daß er vor Allem ſich in der Mathematik feſtſtellen müſſe, was er that und endlich den Euklid und Newton (deſſen Bildniß und Biographie wir ſchon früher mittheilten) ſtudirte. Jetzt machte er eine Reiſe nach Italien, half ſich mit der Muſik durch und erfuhr in Neapel, man habe ihm in London für eine Abhandlung den Preis ertheilt. Es trieb ihn dorthin zurück, doch ihm fehlte Reiſegeld, als er in Genua war, um ſich einzuſchiffen; er verſchaffte es ſich durch einen Spaß, der ihm die Menge herbeilockte. Er ſpielte nämlich in einem Concert ganz allein ein Quartett, indem er mit den Händen arbeitete und zugleich Inſtrumente ſich an den Schultern und

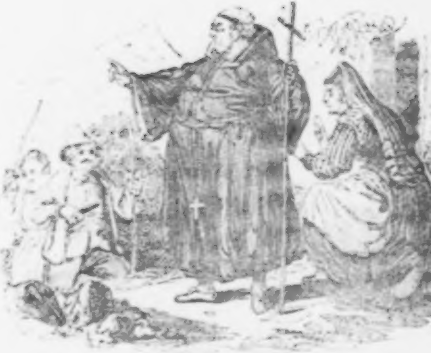
Stücken beſchäftigt hatte. Mit dem ſo gewonnenen Gelde machte er es möglich, England zu erreichen und ward im Jahr 1766 Organiſt in Bath, wobei er zugleich die Direktion dortiger Muſik-Aufführungen übernahm und Unterricht gab. Trotz dieſer mannigfachen Beſchäftigungen ſetzte er ſeine Studien eifrigſt fort und nahm die Nacht zu Hülfe, wenn der Tag nicht ausreichen wollte. Seine Bemühungen richteten ſich beſonders auf Optik und Aſtronomie. Da er indeß zu ſeinen Beobachtungen des Himmels nur ein ſehr dürftiges Teleſcop beſaß, ein beſſeres aber hoch im Preiſe ſtand, verfertigte er ſich ſelbſt eins und nach der größten Mühſeligkeit hatte er im Jahr 1774 den herrlichen Lohn, durch ſeinen, von ihm geſchaffenen ſechsfüßigen Refractor die Welten am Himmel zu betrachten. Er ging nun weiter, verfertigte ſich größere Inſtrumente, zuletzt ein vierzigfüßiges, das indeß ſchwer zu handhaben war. Aber mit ſeinen eigenen brauchbaren Teleſcopen that er Ausgezeichnetes für die Aſtronomie. Er entdeckte einen Planeten, Vulkane im Monde; am Uranus entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben ſey und ſechs Trabanten habe, und erweiterte überhaupt die Reſultate der Forſchungen in der Aſtronomie. Dafür überſandte ihm die Univerſität zu Oxford das Doctor-Diplom, was man dort nicht ſo leicht vergiebt als auf manchen deutſchen Univerſitäten, wo man zuweilen ſolche Doctoren ernennt, welche Karrikaturen dieſer Würde ſind. Wilhelm Herſchel blieb bei allen ſeinen Anſtrengungen kerngeſund, erreichte ein hohes Alter und ſtarb am 25. Auguſt 1822. — Seine Schwe[illegible] Caroline Herſchel, welche Anfangs des Jahres 1840 ſich, [illegible] er 91 Jahre, noch immer rüſtig zeigte, war ihm übrige[illegible] wackere Gehülfin, ja ſie ſelbſt hat nicht unwichtige E[illegible]n gemacht, namentlich fünf Kometen aufgefunden, d[illegible]en ſie auch in Abhandlungen darlegte. — In der Neujah[illegible] 1839 — 1840 hat man unſerm Wilhelm Herſchel ein eigenthümliches Denkmal errichtet, nämlich ſein vierzigfüßiges Rohr, das vom Zahn der Zeit angegriffen war, wieder hergeſtellt und mit drei ſteinernen Pfeilern geſtützt. Die Herſchel'ſche Familie hatte in jener Neujahrsnacht im Innern des Rohrs ein Weihe-Feſt veranſtaltet, bei dem auf den alten Tubus ein Loblied geſungen wurde, aus welchem wir, unſern Aufſatz damit ſchließend, die folgenden Verſe mittheilen:

„Hier wacht' unſer Vater in eiſiger Nacht,
Hier hat ihm vorweltlicher Lichtſtrahl gelacht;
Hier half ihm die Schweſterlieb' treulich und mild,
Sie zogen vereint durch das Sternengefild'.

Dies Rohr wird verfallen der Zeit einſt zum Raub,
Sein Eiſen und Erz iſt dann Roſt nur und Staub;
Doch ob auch Jahrhunderte rauſchend vergeh'n,
Sein Ruhm wird doch in den Trümmern beſteh'n.“

Die ſchreckliche Hütte.

Es war einer der ſchwülen Abende des italieniſchen Sommers, als Doctor Scarlatti, in Rom anſäßig, auf ſeinem getreuen Maulthier von dem kleinen Dorfe Genſana, wo ihn ſein Beruf hingeführt hatte, zurückkehrte. Der Krankheitsfall, der ihm hier vorkam, beſchäftigte den Arzt ſo, daß er, ganz in Gedanken vertieft, den richtigen Weg verlor, und als er aus ſeinen Träumereien erwachte, in denen wohl auch ſeines Patienten trefflicher Wein eine Rolle geſpielt haben mochte, eine ihm ganz fremde Gegend vor ſich ſah. Seine Beſtürzung mehrte ſich, als er bemerkte, daß die Dunkelheit bereits mit raſchen Schritten das ſchöne Dämmerlicht verdrängte, und nun plötzlich ſeine Phantaſie von der Möglichkeit erhitzt wurde, daß Räuber, welche eben in dieſer Gegend hauſen ſollten, ihn überfallen könnten. Unter dieſen Umſtänden that er Alles, was er, als ein nicht beſonders beherzter Mann, für das Rechte hielt. Er band ſein Maulthier an einen Baum, ſtieg mit Hülfe der Zweige auf den Sattel und ſpähte ringsum, hoffend, irgendwo einen Wegweiſer zu entdecken. Zu ſeiner großen Freude gewahrte er ein Lichtchen, kletterte auch ſogleich von ſeinem Thier herab, welches er an dem Baume angebunden ſtehen ließ, und eilte auf dem ſchon finſtern Wege dem Lichtſchein zu. Büſche, Wurzeln und Baumſtubben hielten ihn oftmals auf, und nur mit Mühe konnte er ſein Ziel erreichen. Er ſtand endlich vor einer einſam gelegenen Hütte, von einfachſter Bauart und von traurigem Anſehen. Eine lebhafte Einbildungskraft — und die des Doctor Scarlatti war eben lebhaft — konnte ſich kein beſſeres Bild von einer Räuberherberge machen, als er hier vor ſich ſah; ehe er jedoch einen Entſchluß gefaßt hatte, rief ihm eine rauhe Stimme zu: „Wer iſt da?“ — „Ein unglücklicher, verirrter Reiſender“, antwortete Scarlatti; „dem es nicht möglich iſt, den Weg wieder zu finden.“ — „Geht nur weiter, Herr“, antwortete die Stimme, „wir können keine Reiſende beherbergen!“ Die verweigerte Aufnahme brachte den Doctor von ſeinen Gedanken an Räuber ab und in den Muth hinein; er ſetzte ſeine Unterhandlung um ein Nachtlager mit großer Beredſamkeit fort, und verſprach dem Wirthe eine anſehnliche Belohnung, wenn er ſeine Wünſche erfüllen wollte. Ob ſeine Beredſamkeit oder das Verſprechen einer Belohnung wirkſamer geweſen, möchte unzart ſeyn, näher zu unterſuchen; als ſich jedoch in der Hütte eine weibliche Stimme leiſe in die Unterredung gemiſcht hatte, wurde dem Doctor die Thür geöffnet — und er trat ein. Da ſah er einen ſtark gebräunten Mann vor ſich, ungefähr vierzig Jahr alt; er hatte den Ausdruck einer fürchterlichen Entſchloſſenheit, die den Doctor zittern machte; der Wirth ſah das entweder nicht, oder wollte es nicht ſehen. Er entſchuldigte kurzweg ſein Zögern, einen Fremden einzulaſſen, damit, daß ſie auf der Hut ſeyn müßten, weil ſich Banditen in der Nähe aufhielten. — Dem Doctor genügte dieſe Entſchuldigung vollkommen, er ſetzte ſich ruhig an den Tiſch und begann einen Angriff auf die Lebensmittel, welche die Frau ihm vorgeſetzt hatte. Doch der unglückliche Feinſchmecker vermochte nicht, das alte Schwarzbrod und den furchtbar ſauren Wein hinunter zu bringen. Dabei flüſterten ſein Wirth und deſſen Weib, eine große Geſtalt, mit Geſichtszügen, die früher ſchön geweſen ſeyn mochten, jetzt aber einen faſt wilden Ausdruck hatten, eifrig zuſammen und warfen von Zeit zu Zeit ſo bedeutungsvolle Blicke auf ihn, daß er wohl glauben konnte, er ſey der Gegenſtand dieſer geheimnißvollen Unterhaltung. Sich in dieſelbe zu miſchen, wagte er nicht; ſondern bat, als ein Augenblick düſteren Schweigens eingetreten war, ihm ſein Nachtlager zu zeigen. „Warten Sie, mein Herr“, erwiederte die Frau in aufgeregtem Tone, und wandte ſich mit den Worten zu ihrem Manne: „Filippo, Du vergaßt, daß das Bett noch nicht in Ordnung iſt, geh' und mach' es ſchnell zurecht!“ [illegible] konnte nicht begreifen, warum Filippo das Bett zurecht machen ſollte; er ſagte jedoch nichts, ſondern beobachtete nur in dumpfer Träumerei, aus der ihn ein ſeltſames Geräuſch an der Decke des Zimmers weckte. Es war, als ob ein ſchwerer Körper hinfiel, und dann fortgeſchleppt würde. Die Frau, nicht weit von ihm ſitzend, ſah blaß und verſtört aus und ſchien im höchſten Grade beklommen zu ſeyn. Er argwöhnte das Schrecklichſte. [illegible] trat Filippo wieder ein und zeigte ihm den Weg zu ſeiner Schlafkammer. Der Doctor nahm die Lampe, wünſchte ſeinen Wirthen gute Nacht und ging mit ſo viel Entſchloſſenheit, als er noch aufzubringen vermochte, in das kleine Gemach. Seine erſte Sorge war, die Thür zu verriegeln, dann unterſuchte er auf das Sorgfältigſte den Fußboden, ob ſich vielleicht irgendwo Fallthüren oder verſteckte Mörder befänden. Von Alle dem fand er jedoch nichts; er empfahl ſich hierauf dem Schutze ſeines Heiligen, entkleidete ſich, löſchte die Lampe aus, warf ſich auf das Bett und ſchlief bald feſt ein. Die Anſtrengungen und Ereigniſſe des vergangenen Tages waren dem guten Doctor ſo in's Blut gedrungen, daß die ſchrecklichſten Träume ſeinen Geiſt beunruhigten. Plötzlich glaubte er zu erwachen und ſah Filippo mit gezogenem Dolche ſich hereinſchleichen und leiſe unter ſein Bett kriechen. Dies war zu viel für ſeine Nerven, er erwachte nun wirklich, erſchreckt und beſtürzt griff er mit zitternder Hand tief unter das Bett, und — unſäglich war ſein Schrecken — berührte das kalte Geſicht eines Leichnams. Seine Sinne vergingen ihm, der Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirn. Mit einem Sprunge war er am Fenſter; es war höchſtens zwölf Fuß über der Erde. — Ohne ſich mehr als die nothdürftigſten Kleidungsſtücke überzuwerfen, ließ er ſich hinab, kletterte über einen niedrigen Zaun, der die Hütte umgab und lief querfeldein, ohne ſich auch nur umzuſehen. Jedes fallende Blatt, jeder Luftzug erſchreckte ihn auf ſeiner Flucht; in jedem Buſche ſah er einen Feind lauern; hinter jedem Baume ſchien ein Mörder zu ſtehen. Als ſeine Kräfte erſchöpft waren, bemerkte er erſt, daß ihm Niemand verfolgte, und da der neue Tag ſchon anbrach, faßte er ſo viel Muth, ſich am Fuße eines Baumes, dicht bei der Landſtraße, zuſammen zu kauern, wo er, ermüdet wie er war, bald einſchlief. Wie lange er geſchlafen, wußte unſer Doctor nicht; die Sonne war aber ſchon hoch über dem Horizont, als er durch das Geklingel von Maulthieren erweckt wurde, die einen Karren mit Wein beladen zogen. „Halt, halt, guter Freund!“ ſtöhnte Scarlatti; „um des Himmels Barmherzigkeit willen, rettet mein Leben! — Iſt es keine Täuſchung“, fuhr er fort, als er genauer das Geſicht des Maulthiertreibers geſehen hatte, „biſt Du es wirklich, Peter? dann ſey der Himmel gelobt!“ — „Und ſeyd Ihr es denn, Herr Doctor?“ fragte Peter mit unverhehltem Erſtaunen; „haben Euch die Banditen hier feſtgebunden und beraubt?“ — „Nein, das nicht; aber kennſt Du, Freund Peter, die Beſitzer jener Hütte dort links vom Walde?“ — „Ob ich ſie kenne! vortreffliche Leute! ſie ſind ſehr arm, aber ehrlich.“ — „Ehrlich?“ fuhr der erſtaunte Scarlatti auf; „höre nur!“ Auf dieſen Ausruf folgte nun die Erzählung ſeines erlebten Abenteuers. — „Das iſt ja eine ſchreckliche Geſchichte“, ſagte Peter; „aber dahinter müſſen wir kommen, ich bin gut bewaffnet, habe auch für Euch noch einen Degen; wir laſſen die Maulthiere hier und gehen geraden Weges zu Filippo, ehe er fliehen kann.“ — Der Doctor mochte gegen dieſen Vorſchlag nichts einwenden, um nicht als Feigling zu erſcheinen; ſo bewaffnete er ſich mit dem Degen und Beide zogen fort. Bald kamen ſie zu dem Orte des Schreckens; wie groß war aber ſein Erſtaunen, als er das Weib vor der Thür im ernſten Geſpräch mit einem Mönch ſtehen und dann ſich verbergen ſah. „Steckt Eure Waffen ein“, ſagte der Mönch, auf die Ankommenden zuſchreitend, „wenn, wie ich nach Eurem Ausſehen vermuthen kann, Ihr der Herr ſeyd, welcher die vergangene Nacht hier geſchlafen hat, und der auf eine ſo ſonderbare Weiſe ſich entfernte. Die arme Bianca hat mir Alles erzählt, und der Schein iſt ſehr gegen dieſe Leute. Glaubt mir aber, Eure Angſt iſt ganz grundlos geweſen.“ — „Ihr werdet mich doch nicht überreden wollen“, unterbrach ihn der Doctor mit großer Heftigkeit, „daß ich keinen Leichnam unter dem Bette fand?“ — „Das werde ich keineswegs verſuchen. Es iſt die Leiche des Sebaſtiani Frau, der wenige Stunden vor Eurer Ankunft verſchieden

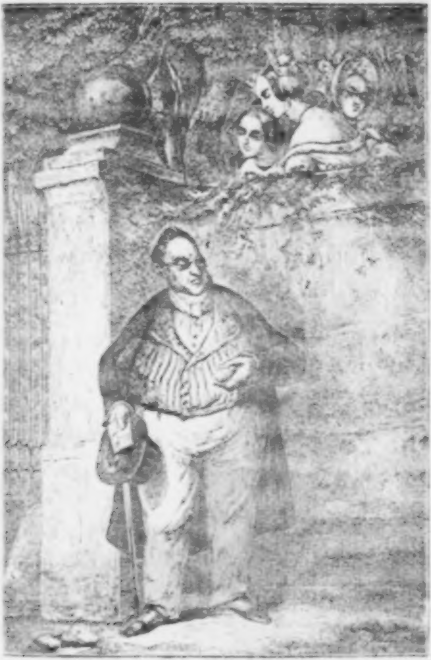


war. Das Geflüſter der Wirthsleute, welches Euch ſchon ſo ſehr beunruhigte, hatte zum Zweck, Euch irgendwo eine Lagerſtelle zu bereiten. Das Geräuſch über Euch entſtand durch das Fortſchleppen der Leiche unter das Bett. Die Hoffnung, von Euch ſo viel zu bekommen, daß ſie ihren Sohn könnten anſtändig begraben laſſen, verführte die armen Leute, eine ſolche Handlung gegen ihr beſſeres Gefühl zu begehen. Wollt Ihr Euch von der Wahrheit des Geſagten überzeugen, ſo wartet, denn in kurzer Zeit holt die Leichenprozeſſion, die ich durch [illegible] beſtellt habe, den todten Körper ab." — Scarlatti erhielt ſeine Kleider und ſein Maulthier wieder. Die armen Leute hatten keinen Grund, das Geſchehene zu bedauern, denn der Doctor belohnte ſie auf das Freigebigſte, ſich ſelber aber mit der guten Lehre, daß man jedem Begegniß erſt gehörig in's Auge ſchauen ſoll, ehe man davon läuft.

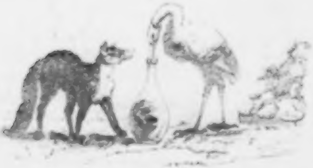
H. v. W.

Der alte Geck.

Es iſt ein eigen Ding um Einen, der nichts weiter iſt als reich und einen ſolchen haben wir auf dem Bilde vor uns



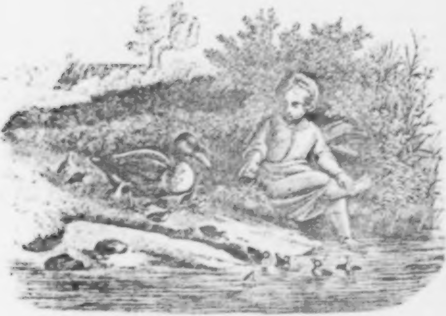
Er hat ein großes Comtoir und unterſucht alle Vormittage, nachdem er bis um zwölf Uhr mit dem Aufſtehen und der Toilette, die zu einer ſolchen Geſtalt nichts fruchten will, alle Hände voll zu thun hatte, fünf Minuten hindurch, ob — die Andern gehörig arbeiten. Dann bekümmert er ſich um die Courſe der Papiere, geht hin, wo's Neues zu ſchauen giebt, unterhält ſich dann ein Paar Stunden mit den Delicateſſen des Mittagstiſches, hütet ſich hierauf vor jedem Gedanken, um die Verdauung nicht zu ſtören und ſetzt dieſe Gedankenloſigkeit im Theater fort. Das Alles iſt freilich keine Tugend, aber nach den vornehmen Begriffen ohne Begriff auch keine Sünde; denn ſeine Zeit in möglichſt behaglicher Weiſe unnütz zu verbrauchen, gilt für ein Geſetz der — Vornehmthuerei. Der Mann aber, den wir da ſehen, hat in einem Punkte ganz den orientaliſchen Gebrauch beibehalten, nämlich in Betreff der Vielweiberei. Von all dem Neuen, was er ſucht und ſchaut, iſt ihm das immer neue Liebes-Abenteuer das reizendſte, und da er Geld hat und viel Geld, hält er ſich ſchon dadurch für unwiderſtehlich, obwohl er ſeine Siege beſonders ſeiner geiſtigen und körperlichen Unwiderſtehlichkeit zu danken glaubt, und er iſt in einer Art wirklich einzig, indem er außer ſich Keinen findet, der dasſelbe glaubt. Mit ſeiner ſcharfen Brille muſtert er nun alle Schönheiten, und um in ſeiner Heimath nicht allen guten Schein aufgeben zu müſſen, beſucht er die Badeorte. Da haben nun zwei junge Frauen und ein Mädchen — es iſt ein wahres Kleeblättchen! — den alten Faun von Seiten ſeiner ſpeculativen Gelüſte kennen lernen und ihm eine ſehr gnädige Strafe zudictirt. Jede hat ihn nämlich, mit verſtellter Hand und nur mit dem Vornamen unterzeichnet, brieflich zu einem abendlichen Stelldichein, immer an verſchiedenem Ort, gerufen und er iſt auch nach jeder bezeichneten Stelle hingewandert, wobei ihm noch durch Verzögerungen und ſo weiter Pönitenz auferlegt worden iſt; denn Figura zeigt, daß ihm dergleichen nicht ſüß ankommt. Heute fand er ſich nun wieder am bezeichneten Orte ein, wartet und wartet, daß er des Stehens ſchon auf ewige Zeiten genug hat, und ſieht jetzt verdrießlich nach ſeiner Uhr, die ihm ſagt, daß er bereits zwei Stunden auf das harrt, was ihm der Brief in ſeiner rechten Hand verheißt. Die drei Schönen die den Schalk im Nacken haben, ſchleichen ſich unterdeß, geſchützt von der hohen Gartenmauer, heran und bekichern nun den Gefoppten, den wir ſamt auslachen dürfen, wenn wir wollen, ihm aber auch den beſſeren Schlaf gönnen, der ihm nach ſeinem anſtrengenden Abenteuer nicht ausbleiben wird. — Wenn dieſer oder jener Leſer den Mann kennen will, ſo hat er wahrſcheinlich Recht; es iſt wohl derſelbe, den er meint, und wenn's doch ein Anderer iſt — was gleichfalls wahrſcheinlich — ſo iſt damit bewieſen, daß es derlei alter Gecken mehrere giebt, und darauf darf man ſich verlaſſen. Aller Verführung zum Trotz eilen dieſe Thoren nach ihrer Anſicht von Eroberung zu Eroberung, während ſie doch von keinen andern Siegen erzählen dürften, als von ſolchen, bei denen ein Geldbeutel ohne Mann immer noch eine viel beſſere Rolle ſpielen würde. Wer es aber mit der Moral hält, wie Diebe mit der Polizei, der iſt noch äußerſt zart behandelt, wenn er mit ſo leichter Fopperei davon kommt; denn — wir haben's ſchon geſagt — zwei der Schönen haben Männer und ſolche Männer, die mit dem Ziegenhainer ſeit ihren Studentenjahren vortrefflich umzugehen wiſſen; wir loben's aber an den Frauen, daß ſie ſolche Rohheiten verhüten und doch den alten Gecken bei Gelegenheit eine gute Lehre zu geben wiſſen, was wir indeß noch viel vortrefflicher finden, wenn's auch den jungen Gecken geſchieht!



Fabeln zu Bildern von Speckter.

Dieſe Fabeln und Bilder, an die wir ſchon einmal erinnerten, ſind beliebt und wir verſchaffen ihnen gern einen noch größeren Kreis von Leſern, als ſie ſchon haben; wegen ihrer Gemüthlichkeit, die etwas ſo Urſprüngliches hat, daß ſelbſt ein Bejahrter, wenn er dieſe Fabeln behaglich lieſt, die Kindlichkeit gleichſam wieder empfängt. Das iſt wahrhaftig etwas höchſt Wohlthuendes und wir würden Jeden bedauern, dem nicht zu Zeiten ein ſo herzerhebender Eindruck zu Theil wird. Doch die kleinen allerliebſten Dinger vertragen keine lange Vorrede, und demnach ſey nur noch geſagt, daß ſie nächſtens in einer neuen Auflage erſcheinen bei dem Verleger, dem wackern **Friedrich Perthes**, der viel Freunde haben muß, wenn er deren ſo viel hat als er verdient, für gar manches Gute, das er aus ſtets jugendlicher Empfindung und alter Anſpruchsloſigkeit zum Licht förderte. Nun kommen wir gleich zu unſern Fabeln, denen wir eine unſchuldige Spitze anhängten, nach unſerm Zweck.

Knabe und Ente.



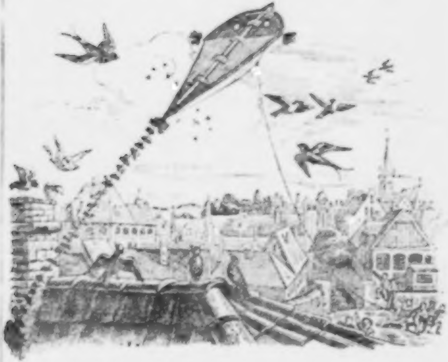
Knabe.
Ente, du gute, nun ſag' einmal:
Wie groß iſt Deiner Jungen Zahl?
Ente.
Hab' leider nicht recht gelernt zu zählen,
Doch denk' nur nicht, du willſt mir eins ſtehlen;
Gar ſorgſam geb' ich auf alle Acht,
Weil jedes mir große Freude macht.

Und ſie ruft ſie herbei geſchwind,
Da kommen ſie alle, ſo viel ihrer ſind.
Sie ſchauet recht mit frohem Sinn
Auf die lieben kleinen Dinger hin;
In's tiefſte Waſſer ſchwimmen ſie fort.
Der Knabe ſaß lange am Ufer dort.

* * *

Die Mutterliebe hilft weiter als weit
Läßt hinter ſich alle Gelehrſamkeit!

Papierdrache und Vogel.



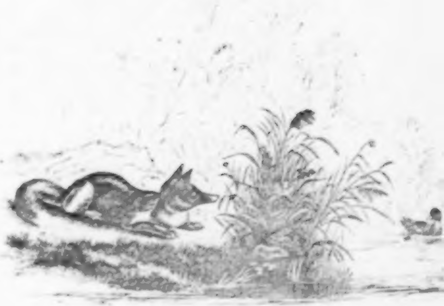
„Seht ihr den großen Vogel da!
Ihr kleinen, kommt ihm nicht zu nah,
Daß er euch nicht etwa ertappt
Und jeden gleich hinunter ſchnappt.“ —
„Ach, geh' mit deinem großen Thier,
Das iſt ja gar nichts als Papier.“

Da legt auf einmal ſich der Wind:
Zur Erde fiel der Vogel geſchwind;
Die Knaben bemühten drum ſich ſehr,
Doch wollt' er nicht länger fliegen mehr —
Die kleinen alle mit leichtem Sinn
Sie flatterten um ihn her und hin.

* * *

Was nur der Wind gehoben,
Ob hoch es ſtieg, es bleibt nicht oben;
Wie dick es thut, gar bald vergeht,
Was nicht durch eigne Kraft beſteht.

Fuchs und Ente.



Fuchs.

Frau Ente, was ſchwimmſt du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich:
Ich hab' dich ſchon lange was wollen fragen.

Ente.

Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu ſagen,
Du biſt mir ſo ſchon viel zu klug.
Drum bleib' ich dir lieber fern genug.

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin,
Und war verdrießlich in ſeinem Sinn.
Es lüſtete ihn nach einem Braten,
Das hatte die Ente gar wohl errathen.
Heut' hätt' er ſo gerne ſchwimmen können;
Nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen.

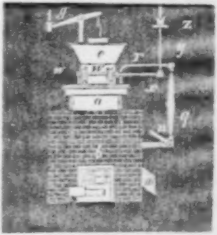
* * *

Die Habgier, wenn ſie machtlos iſt,
Erſetzt den Mangel gar oft mit Liſt,
Zu ſehn, wie dumm oder — klug du biſt!

Verbeſſerter Apparat

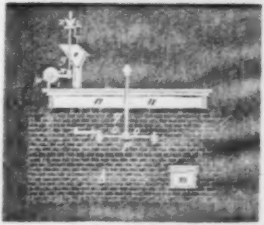
zum Trocknen von Getraide und anderem Samen.

Fig. 1.



Ein von dem Engländer William Southam erfundener und patentirter Apparat iſt zum Trocknen feuchten Getraides oder anderer Samen mittelſt erhitzter Luft beſtimmt. Man ſieht denſelben in Fig. 1. in einem ſeitlichen Aufriſſe; in Fig. 2. in einem Frontaufriſſe; in Fig. 3. in einem ſenkrechten, der Länge nach durch ihn geführten Durchſchnitte, und in Fig. 4. in einem ſenkrechten Querdurchſchnitt durch das äußere Gehäuſe und das Mauerwerk.

Fig. 2



Die arbeitenden Theile des Apparats ſind mit einem eiſernen Gehäuſe a, a, a, welches auf einem Mauerwerke ruht, umſchloſſen. Unter dieſem Gehäuſe und um daſſelbe herum ſind der Ofen c und die Feuerzüge d, d ſo angebracht, daß ſie das Gehäuſe gehörig heizen und den Rauch in einen Schornſtein ableiten. Das zu trocknende feuchte Getraide gelangt von einem obern Stockwerk der Mühle, oder auch wohl von einem andern Gebäude her, in den kleinen Regulirtrichter e, der mit einem Schieber und einer Oeffnung f ausgeſtattet iſt, damit hierdurch die Quantität des der Trocknenkammer zufließenden Getraides regulirt werden kann. Dieſer Regulator läßt ſich mittelſt des Hebels g, an dem er angebracht iſt, und mittelſt der Daumenſchraube h, welche ſich gegen einen

Fig. 3.

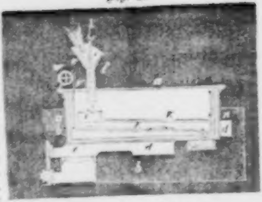
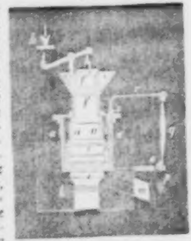


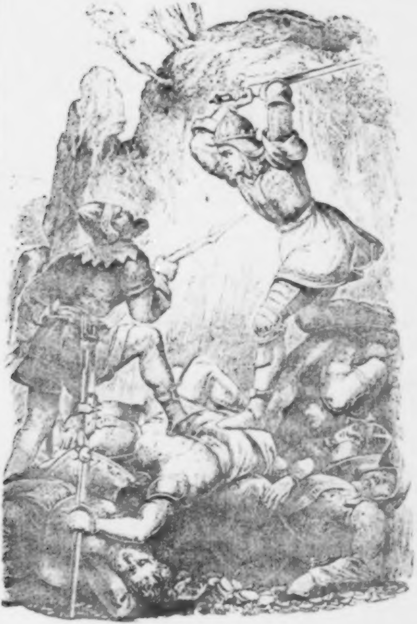
Fig. 4.



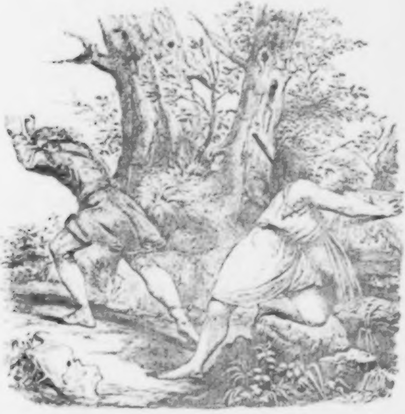
nen Trog ſtemmt, richten. Das zu trocknende Getraide fällt aus den Oeffnungen des Trichters e durch die Mündung i der ſich ſchwingenden Trocknenkammer b, welche aus Drahtgewebe und einem Gerippe aus Metallblech beſtehen kann. Beſteht der Boden der Trocknenkammer aus Drahtgewebe, ſo wird es gut ſeyn, wenn man zwiſchen ihn und den Boden des Gehäuſes eine Eiſenplatte bringt. Auf dieſe Platte würden nämlich die durch das Drahtgewebe fallenden, in dem Getraide enthaltenen Unreinigkeiten gelangen, und auf ſolche Art vermeidet man es, daß dieſe Stoffe anbrennen oder ſich gar entzünden und dadurch eine ſchädliche Wirkung ausüben. Das Getraide bewegt ſich durch die Trocknenkammer b, der zu dieſem Zweck eine gewiſſe Neigung gegeben ſeyn muß, und gelangt aus ihr bei der Mündung des kleinen, nach der Quere laufenden Troges l in den Leitungskanal m, aus dem es auf den Boden eines Gemaches fällt, auf welchem es ſogleich ausgebreitet wird, damit es den Dampf von ſich geben und abkühlen kann. Noch beſſer iſt's, das aus dem Apparat kommende Getraide auf eine aus Drahtgitter verfertigte und unter einem Winkel geſtellte Kühlfläche gelangen zu laſſen, damit die kalte Luft freien Zutritt zu ihm erhalte, und damit ihm hierdurch nicht nur die Wärme, ſondern auch der aus ihm aufſteigende Dampf raſch entzogen werde. Um den Trocknungsprozeß und das Durchlaufen des Getraides durch den Apparat zu befördern, iſt der Trocknenkammer b eine ſchaukelnde Bewegung gegeben worden, und zwar durch folgende Vorrichtungen. An der Welle a befindet ſich eine Kurbel n, die durch Menſchenhände umgetrieben werden kann, wenn man es nicht vorzieht, die Welle durch ein Laufband, das von irgend einer Triebkraft her an einen Rigger führt, in Bewegung zu ſetzen. An der Welle o, welche in entſprechenden Anwellen läuft, befindet ſich die kleine Kurbel p, und mit dieſer ſteht die Stange q in Verbindung, welche an dem andern Ende mit dem Krummhebel r, der ſeinen Stützpunkt in s hat, verbunden iſt. Der andere, in Fig. 4. mit t bezeichnete Arm dieſes Hebels iſt durch eine zur Seite der Trocknenkammer angebrachte Klinke geführt, und bewegt hierdurch in dem Maaße, als die Kurbel umläuft, die Trocknenkammer ſeitlich hin und wieder. Die Kammer iſt an ihrem untern Ende mittelſt der Stangen oder Ketten u, u, an dem oberen hingegen mittelſt der Ketten v, v innerhalb des Gehäuſes a, a aufgehängt. Die Ketten v, v ſtehen mit zwei Rollen oder Riggern w, w, die in einer in geeigneten Zapfenlagern umlaufenden Welle aufgezogen ſind, in Verbindung; und an der Welle dieſer Rigger befindet ſich der Hebel x, der mit der Stange y in Zuſammenhang ſteht. Letztere iſt mit einer adjuſtirbaren Schraube und Schraubenmutter z, welche auf einem unbeweglichen Stücke ruht, ausgeſtattet. Mittelſt dieſer Verrichtung kann man der Trocknenkammer eine jede beliebige Neigung geben, und folglich den Durchgang durch dieſelbe beſchleunigen oder erſchweren. Man kann der Trocknenkammer einen Deckel geben oder auch nicht; und eben ſo kann man auch den Deckel des Gehäuſes a, wenn man es für nöthig findet, zum Abnehmen einrichten. Ferner kann man an dem Gehäuſe auch nur den Deckel und den Boden aus Eiſen und die Seitenwände aus Mauerwerk, oder ſelbſt den Boden aus feuerfeſten Backſteinen aufführen. Alle dieſe Modifikationen wird jeder Sachverſtändige leicht zu machen wiſſen.

Das neue Nibelungenlied.

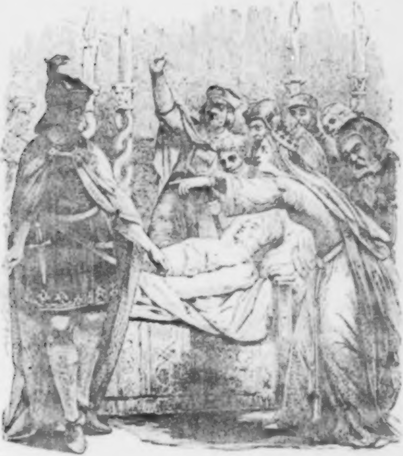
Deutſchland hat nun ein tauſendjähriges Heldenleben hinter ſich. Es iſt groß und herrlich geworden über alle Völker der Erde durch Schlachten und Kriege, durch Kampf und Noth, durch Schweiß und Fleiß, durch den Geiſt, der es einſt losrang von den finſtern Göttern des Heidenthums und es führte in das Licht der Liebe, das Chriſtus einſt vom Himmel herab auf die Erde brachte, alle Menſchen zu erleuchten und zu erwärmen. Es iſt ein hoher, göttlicher Genuß, auf dieſe unſere ruhmreiche Vergangenheit zurückzublicken und zu ſehen, wie unſere Ahnen ſtritten und kämpften für das Heil und den Segen ihrer Nachkommen, wie ſie ſich emporarbeiteten aus dem Nebel ihrer Wälder und ihres Heidenthums in die ſonnige, lächelnde Atmoſphäre des Chriſtenthums. Hier tritt uns das größte deutſche Heldengedicht als ein Brennſpiegel dieſes Kampfes entgegen — das Nibelungenlied. Hier ſehen wie die wilden deutſchen Völkerſchaaren der Völkerwanderung in ein großes Meer zuſammenfließen und das Heidenthum unſerer alten Ahnen ſterbend auftreten gegen den heiligen Geiſt des Chriſtenthums. Durch die Bärenfelle des trotzigen Heiden dringt die heilige Lehre und das Schwerdt, das Chriſtus einſt in die Welt gebracht; die heidniſchen Haine ſtürzen nun mit ihren Göttern und lichten ſich; die Blut- und Familienrache der Heldin des Gedichts, Kriemhilde, mordet das Leben aller Nibelungen und ihr eigenes Leben. Wir ſehen am Ende nichts als ein blutgedüngtes Feld des Todes, über das die lichte, lebensquellende Geſtalt des Chriſtenthums, der Liebe, der Verſöhnung und des neuen Lebens, in welchem wir groß und ſtark geworden ſind, über alle Völker dahinſchreitet. Daß dieſes große, deutſche Volksgedicht verdient, von allen deutſchen Völkern gekannt und genoſſen zu werden, dafür ſpricht ſein Inhalt ſelbſt und das Zeugniß aller derer, die ſich mit ihm vertraut gemacht haben. Es iſt aber bis jetzt leider noch immer zu wenig bekannt im deutſchen Volke, weil es ihm bisher noch nicht in recht volksthümlicher angenehmer Weiſe und doch zugleich in einer wohlfeilen Ausgabe geboten worden iſt. Wir ſind deshalb überzeugt, Allen einen guten Dienſt erwieſen zu haben, wenn wir es nun in einer flüſſigen, der jetzigen deutſchen Sprache angemeſſenen Ueberſetzung, mit Holzſchnitten zum Volksbuche ausgeſtattet, dem deutſchen Volke anbieten. Es iſt in der Vereins-Buchhandlung in Berlin für 1⅓ Thlr. zu haben; für einen Preis, der, wenn man Mühe und Ausſtattung berückſichtigt, unerhört iſt, und von den Verlegern nur in der Hoffnung ſo gering geſtellt werden konnte, daß ein reichlicher Abſatz und Anerkennung ihrer Abſicht Müh' und Fleiß einigermaßen belohnen werde. Der Ueberſetzer (H. Beta) hat es ſich ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, den holprigen, ungefügen Urtext ſo flüſſig und erquicklich als möglich wieder zu geben, und das Ganze zu einem wahrhaft neuhochdeutſchen Gedicht umzuwandeln, da dem Volke, welches das Gedicht nur leſen und genießen will, wenig damit gedient ſeyn kann, die Unbeholfenheit des Urtextes eben ſo unbeholfen wieder zu haben. Es ſollte ein neuhochdeutſches Gedicht werden in der Form, welche die Bildung unſerer Sprache nothwendig erheiſcht. Und er darf hoffen, daß ihm dies nicht mißlungen iſt. Um das deutſche Volk nun ſpecieller darauf aufmerkſam zu machen, werden hier einige Holzſchnitte zum Nibelungenliede, nach Zeichnungen von Holbein, mit der nöthigen Angabe ihrer Beziehung zum Texte gegeben, worüber Jeder ſelbſt urtheilen mag. Es iſt nur dabei zu bedenken, daß ſich die Holzſchnitte auf dem noch ſchöneren Papiere unſeres Nibelungenliedes auch ſchöner und kräftiger ausnehmen.



Das erſte Bild verſetzt uns in das dritte Buch, wie der ſtarke Siegfried mit der hörnenen Haut mit dem furchtbaren Schwerte, Balmung genannt, ſiebenhundert Nibelungenhelden und ihre beiden Könige erſchlägt und ſo den großen Schatz der Nibelungen, den hundert ganze Wagen nicht hätten fortbringen können, erobert. Dies brachte ihm Reichthum und Ruhm, daß ihn Alle fürchteten.

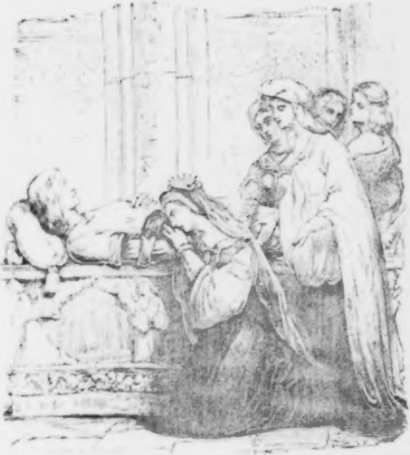


Aber ſein Reichthum und ſeine Macht und der königliche Stolz ſeines Weibes Kriemhilde, der Königin Brunhilde gegenüber, koſtete ihm endlich das Leben. Er ward, wie im ſechzehnten Buche erzählt wird, durch Hagen auf der Jagd zu einer Quelle verlockt, und, indem er ſich zum Trinken bückte, von dieſem mit einem langen Speere von dem Rücken her durchbohrt, ſo daß der Lanze Spitze zum Herzen wieder herausdrang und der ſpringende Blutſtrom die Kleider des Mörders beſpritzte. Wir ſehen, wie Hagen in dem Bewußt denn ſeiner Miſſethat flieht, aber der todtwunde Siegfried richtet ſich mit Löwenkraft auf und verfolgt ihn mit dem durchbohrten Leibe, bis er, der nie beſiegte Held, niederſtürzt, die Blumen des Waldes mit ſeinem Blute röthet und ſterbend den herbeigeeilten König Gunther bittet, ſein geliebtes Weib in Treue zu pflegen.

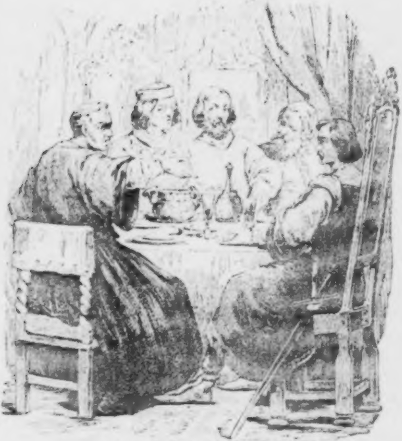


Erſchütternd iſt die Schilderung, wie das liebende Weib den ſchmählichen Tod ihres geliebten Heldengatten erfährt, wie ſie klagt und weint und die Leiche in's Leben zurück küſſen will; erſchütternd die Scene, die wir eben ſehen, wie der Mörder Hagen an die Leiche herantritt und nun (nach dem alten

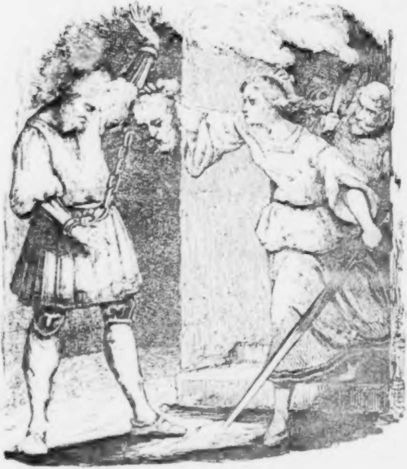
Volksglauben) deren Wunden aufs Neue zu bluten anfangen, wie ſich die Umſtehenden vor dem entdeckten Mörder entſetzen und Kriemhilde ausruft: „Hagen, ihr ſeyd der Mörder! Gott wird die Miſſethat rächen durch meiner Freunde Hand!"



Wir ſehen noch das troſtloſe Weib, wie es vor den dienenden Frauen, an des Geliebten Leiche niedergeſunken, klagt und weint „drei Tage und drei Nächte, bis ſie ihren lieben Mannes ſatt genoſſen und auf Gott hofft, daß er auch ſie dahinnehme und ihre Noth endige", wie ſie mit ihrer ſchönen, weißen Hand ſein ſchönes Haupt aufhebt und es küßt und dabei Blut weint aus ihren lieben Augen und ohnmächtig niederſinkt, als man die Leiche zur Gruft forttrug.



Das obige Bild giebt uns eine Scene des ſechsundzwanzigſten Buches, wie die Helden von König Gunthers Hofe bei dem Markgraf Etzel's (Attila's) Rüdeger gaſtfreundſchaftlich bewirthet werden, wobei der edle Giſelher um Rüdeger's ſchöne Tochter wirbt und ſie bekommt zum trauten Weibe. Doch wie wenig genoß der Edle dieſes wonniglichen Kindes. Die Furie der Blutrache, welcher das ganze Heldengeſchlecht der Nibelungen zum Opfer fällt, bricht auch über ihn herein.



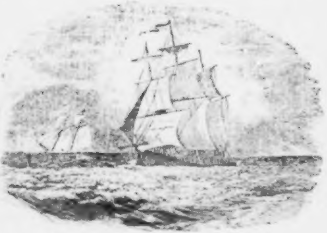
Der grimme Mörder Hagen kommt in die Gewalt der racheglühenden Kriemhild und wird in Ketten und Kerker geworfen. Sie ließ ihrem eigenen Bruder, dem Theilnehmer an dem Morde ihres geliebten Mannes, das Haupt abſchlagen; ſie tritt nun, das erſchütterndſte Bild der altheidniſch-deutſchen Blutrache, mit dieſem abgeſchlagenen Haupte in den Kerker des Mörders Hagen und hält es ihm an den Haaren entgegen. In der andern Hand hat ſie das fürchterliche Schwerdt Balmung, welches ſie, von der Furie der Blutrache entflammt, ſchwingt und dem Mörder damit das Haupt ſelbſt abſchlägt. Doch auch Kriemhilden trifft nun die Blutrache. Hildebrand entreißt ihr das Schwerdt, von deſſen Schlage getroffen ſie ſchreiend zum Tode niederſinkt.

„Da ruhte nun im Tode jedweder Heldenleib
Und jämmerlich zerſtückelt das edle Königsweib,
Dieterich und Etzel beweinten dieſe Noth
Und jammerten und klagten der vielen Freunde Tod.

Die ruhmvollſten Helden lagen nun erſchlagen,
Und alle Leute hatten zu weinen und zu klagen.
Mit Leiden nahm ein Ende des Königs Luſtbarkeit,
So wie ja ſtets die Liebe ſich endiget in Leid.“

H. Beta.

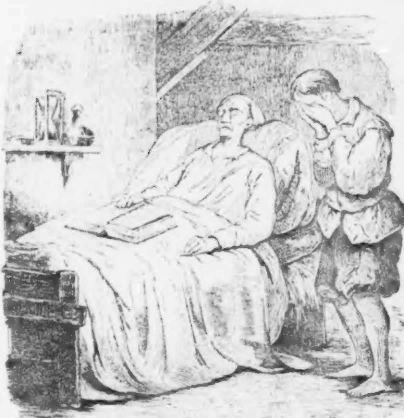
Aus dem
Nachlaſs eines Seemanns.



„Ich war ein Junge von funfzehn Jahren, und hatte außer einigen Fiſcherbarken und Küſten-Fahrzeugen noch nichts Rechtſchaffenes von einem Schiffe geſehen. Da kam eines Morgens ein Fahrzeug mit vollen Segeln in die Nähe des Strandes, und brachte alle Bewohner unſres Dorfes in Allarm. Es war die ſchönſte Schooner-Takelage, die man denken kann. Vier Kanonen blitzten aus ſeinen Backbords-Schanzkleidungen hervor, und von ſeiner Gaffel wehte eine engliſche Flagge. Nun aber war dazumal eine engliſche Flagge an unſerer Küſte etwas Seltenes, denn die Dänen ließen beſtändig kreuzen und machten Jagd auf ſie, wo ſie einer habhaft werden konnten. Da war nun des Verwunderns kein Ende, und Alle geriethen außer ſich, als der Schooner vor unſerm Dorfe hin und her kreuzte. Halt! dachte ich, das mußt du dem Vater ſagen, der iſt ſo viel klüger, als alle Andern hier im Orte, der wird's wohl wiſſen. — Der Alte hörte mich aufmerkſam an: Das iſt ein Kaper und Schmuggler zugleich, mein Sohn. Er wird verfolgt, hat ſeinem Feinde einen Vorſprung abgewonnen, und ſucht Schutz in unſern Buchten. Sein Hin- und Herkreuzen bedeutet, daß er einen Lootſen ſucht, und er wird bald genug Signale machen. Wer da hinaus könnte; ſolches Volk ſieht es auf eine Handvoll Thaler nicht an. — Ich will auch die Handvoll Thaler haben, Vater! Bin ich auch kein befahrner Mann, ſo kenne ich hier herum doch jedes Fahrwaſſer und jede Bank genau, und bringe den Schooner, wohin er will. — Das ſollſt du bleiben laſſen! brummte der Alte, Manneswerk ziemt ſich nicht für Kinder; auch bin ich krank, und es iſt Niemand da, der mir beiſteht! Du wirſt doch deinen Vater nicht verlaſſen wollen, da er krank iſt? Junge! — Ich ſagte nichts, ſondern nahm die Bibel vom Sims und las daraus vor, bis der Alte eingeſchlafen war. Nun trat ich vor die Thür hinaus, von wo ich die See und auch den Schooner deutlich ſehen konnte; er hatte die Segel eingezogen und machte Signal über Signal, daß irgend Jemand zu ihm an Bord kommen ſollte, aber ſie thaten es Alle nicht, denn ſie fürchteten ſich vor der engliſchen Flagge und den blanken Kanonen. — Jetzt gewahrte ich auch in der äußerſten Kimmung des Horizontes ein neues Segel, und gleich darauf wurden die Signale heftiger und es kam mir vor, als flogen die Worte: „Lootſe an Bord!“ vom Schooner zu uns herüber. Da hielt es mich nicht länger; ich fragte zurück: ob Einer mich begleiten wollte, und als ſie mit dem Kopfe ſchüttelten, ſprang ich in meine Jolle und ruderte zu dem Schooner hinaus. — Ich handelte hinter dem Rücken des Vaters und gegen ſein ausdrückliches Verbot; aber ich hatte in dieſem Augenblicke Vater und Heimath vergeſſen und dachte nur daran, wie ich dem Schooner zu Hülfe kommen wollte. Der Schweiß lief mir von der Stirn und als ich bei dem Fahrzeuge längsſeits legte, konnte ich vor Erſchöpfung kaum ſprechen. Sie warfen mir ein Tau zu, ich band die Jolle feſt, und ſtieg an Bord. Der Capitain kam mir entgegen und fragte, was ich wolle? — Wenn er mich haben möchte, wollte ich ſein Lootſe ſeyn, gab ich zur Antwort. — Er lachte, aber bald wurde er wieder ernſthaft und fragte: ob ich mich wirklich getraue, das Fahrzeug durch das Netz von Klippen und Sandbänken zu ſteuern und es jenſeits der Inſeln auf ein freies Fahrwaſſer zu bringen? — Ja, antwortete ich, dann muß ich doch erſt wiſſen, ob euer Fahrzeug auch nicht zu tief geht; denn wenn ihr über ſechs Fuß unter Waſſer habt, müßt ihr Außen umſegeln, und das iſt ein Umweg von mehr als dreißig Meilen.

Das paßt! rief der Schooner-Capitain, mein Schiff geht etwas über fünf Fuß, und jener ungeſchlachte Burſche da, der mir ungerufen in mein Kielwaſſer ſteuert, muß ſich jetzt einen andern Cours ſuchen. Friſch, mein Söhnchen, wir wollen Segel ſetzen! Bringſt du mich gut durch, ſo gebe ich dir hundert Thaler, betrügſt du mich aber, oder ſetzeſt mich auf den Strand, ſo daß ich dem Dänen da in die Hände falle, hänge ich dich auf. — Wir ſetzten nun Segel, ſo viel der Schooner nur zu führen vermochte; allein je mehr wir unter Land kamen, je ſchwächer wurde der Wind, und wir rückten wenig von der Stelle. Auf der hohen See brieſte es indeſſen friſch auf, und ehe wir es uns verſahen, näherte ſich die däniſche Brigg immer mehr und hatte bald den Eingang des Kanals erreicht, den wir mit ſchwacher Fahrt durchſchnitten. Aber nun mußte die Brigg auch ihre Segel einziehen; der Wind hörte faſt gänzlich auf und ſie ging überdies viel zu tief, um ſich in dies Fahrwaſſer zu wagen. Die Brigg legte ſich nun am Eingange des Kanals feſt, und feuerte einen Schuß nach dem andern auf uns ab; aber wir waren ſchon zu weit entfernt und die Kugeln fielen weit hinter unſerm Heck in's Waſſer. — Zuletzt wurde es dunkel, und zugleich umzog ſich der Himmel von allen Seiten; der Regen ſtürzte in Maſſen herab, und es wurde ſo finſter, daß wir keine Hand vor Augen ſehen konnten. Wir lagen mitten in dem Klippennetz, gerade bei der gefährlichſten Stelle, und eine falſche Strömung, die uns nur einige Fuß aus dem Fahrwaſſer brachte, hätte uns geliefert. Mir war bei dem ganzen Handel nicht wohl zu Muthe, und ich ward noch verwirrter, als der Capitain ſich neben mich ſtellte und mich mit einem ſtechenden Blicke anſah. Ich wünſchte mich weit weg vom Bord des Schooners. In demſelben Augenblicke war es mir, als trete die Geſtalt meines Vaters mit aufgehobenem Finger vor mich hin; ich zitterte an allen Gliedern, und hätte ich mich nicht geſchämt vor dem fremden Schiffsvolk, ich hätte zu weinen angefangen. — Junge! rief jetzt der Capitain, Junge, warum zitterſt du? Haſt du mich dem Dänen verrathen, ſo biſt du verloren. Aber ſo wie ſo bin ich geliefert; du wirſt mich nicht aus der Klemme ziehen, und darum ſollſt du immer voran den Weg wandern, den wir morgen früh Alle müſſen. — Schon befahl ich meine Seele Gott; da fügte es der Himmel, daß wir eine kleine Brieſe vom Land her bekamen, und die leichten Oberſegel ſich füllten; der Schooner ſchwankte, und ich war für dieſes Mal gerettet. Es dauerte aber nicht lange, und nach einer Viertelſtunde lagen unſere Segel wieder glatt an den Maſt gedrückt. Nun wurde großer Rath gehalten, was geſchehen ſolle, um aus dieſer gefährlichen Lage heraus zu kommen, und endlich beſchloſſen wir Folgendes: Der Schooner ſollte von ſeiner Schaluppe bugſirt werden, ich aber und der Capitain wollten voraus fahren mit meiner leichten Jolle und das Fahrwaſſer unterſuchen, wobei ich durch das Winken mit einer Laterne den Steuercours angeben ſollte. Das geſchah. Aber es war während der Zeit noch finſterer geworden, und als wir kaum ſechs Ruderſchläge von dem Schooner entfernt waren, vermochten wir ihn nicht mehr zu ſehen. Ich ſtrengte nun alle meine Sehkraft an, um unſere Lage ausfindig zu machen, und gab dann dem Capitain Anleitung, nach welcher Richtung er abhalten ſolle. Da ziſchte und knatterte es plötzlich in der Luft, als ob ein Blitz hernieder führe, und die ganze Gegend ward eine Sekunde lang erhellt; ſie hatten am Bord der Brigg eine Rakete ſteigen laſſen. Und warum? Um ihren Böten ein Signal zu geben, denn dieſe waren alle in's Waſſer gelaſſen worden und in den Kanal hinein gerudert. Die Ruder-Mannſchaften antworteten mit einem lauten Hurrah, und in allen Böten war ein helles künſtliches Feuer angezündet, das drei Minuten lang hoch aufloderte. Es war ein gräßlicher Anblick. Wir ſahen die Brigg ganz deutlich an der Mündung des Kanals; die Böte, vollgepfropft mit bewaffneten Matroſen; unſern Schooner, der in lichten Flammen zu ſtehen ſchien, und dazu in meiner größten Nähe das Geſicht des Capitains, worauf ſich Wuth und Verzweiflung zeigten. — Hier kann nur Gott helfen! ſprach ich, denn das Feuer hatte ihnen die Lage des Schooners verrathen, und ſie ruderten mit langen Zügen auf ihn los. Aber nun erloſchen die Feuer, und die Dunkelheit war noch eins ſo furchtbar als zuvor. — Wir ſind hin! rief der Capitain mit kreiſchendem Tone, aber meinen Schooner ſollen ſie nicht haben, und du, kleine Schlange, ſollſt noch von mir zertreten werden! Ich ſtand an einem Ende der Jolle, und er am andern; leiſe betete ich um Erbarmen zu Gott und dieſer half, indem er mir den Weg der Rettung zeigte. Vor meinen Füßen lag ein kleines Faß, das wir ſtets mit ſüßem Waſſer zu füllen pflegten, wenn ich mit meinem Vater auf die See hinausfuhr. Das hob ich hoch empor, neigte mich darüber, und warf es, indem ich einen lauten Schrei that, in's Waſſer. Dann aber bückte ich mich eben ſo ſchnell und hielt mich unter den Vorderducht verborgen, wobei ich kaum Athem zu holen wagte. Das Alles geſchah ſo ſchnell, daß ich nicht ſchneller einen Zug aus meiner Pfeife thun kann. „Der Junge iſt über Bord!“ ſprach der Capitain in ſich hinein, und ruderte die Jolle nach dem Schooner zurück. Er rief den Leuten in der Schaluppe zu, an Bord zu kommen und ſprang ſelbſt über den Fallreep. Die Jolle ließ er treiben. Ich lag noch immer ſtill, und erſt als ich, nach meiner Rechnung, mich eine bedeutende Strecke hinter ſeinem Spiegel befand, wagte ich es, aus meinem Verſteck hervorzukriechen und nach den Rudern zu greifen. Heiſah, wie flog das kleine Ding über das Waſſer hin! Ich hörte und ſah nichts, und hatte, von blinder Furcht erfüllt, keinen andern Gedanken, als wie ich möglichſt weit aus dem Bereiche des Schooners kommen wollte. Da knitterte und knatterte es in der Luft, ganz wie vorhin. Der Däne hatte abermals eine Rakete ſteigen laſſen, und abermals glühten die künſtlichen Feuer in den Böten auf. Sie waren keinen Flintenſchuß weit von mir entfernt, und konnten mich ſo deutlich ſehen, wie im hellſten Sonnenſchein. Sogleich ruderte eines der Böte mir entgegen, und als ich geantwortet, daß ich ein Fiſcher von der benachbarten Inſel ſey, preßten ſie mich zum Lootſen. In dieſem Augenblicke glühten die Feuer ſo hell auf, daß der ganze Kanal wie im Zauberlichte ſtrahlte, und man konnte jeden Gegenſtand am Bord des Schooners unterſcheiden. Da ſahen wir, wie die ganze Beſatzung ſich in die Schaluppe warf und davon ruderte, das Fahrzeug aber blieb einſam liegen, denn auch der Hund, den ſie in der Eile vergeſſen hatten, ſprang mit lautem Heulen in's Waſſer und ſchwamm ihnen nach. — Als die Dänen die Mannſchaft des Schooners entfliehen ſahen, ſchrieen ſie Alle, wie vom Teufel beſeſſen: Ihnen nach! ihnen nach! und riſſen dabei mit ſolcher Vehemenz an den Riemen, daß ſie meine kleine Jolle beinahe übergerudert hätten. Flugs waren auch zwei ihrer Böte voraus, und hinter der Schaluppe drein, die beiden andern aber legten ſich am Backbord und Steuerbord des Schooners und ich hörte deutlich, wie die mit Enterhaken verſehenen Fangleinen auf das Verdeck niederſtürzten. Dann aber erloſchen die Feuer wieder, die dieſes Mal über fünf Minuten gebrannt hatten, und tiefe Finſterniß umgab mich zum dritten Male; doch hatte ich während der Helle fleißig umhergeſpäht, und ruderte jetzt friſch nach der Richtung hin, wo ich einen Landungsplatz finden konnte. Da vernahm ich auf einmal ein furchtbares Gepraſſel; es war, als ob Himmel und Erde zuſammenbrechen ſollten, ein lautes, verworrenes Geſchrei ſchallte zu mir herüber, und der Schooner ſtand in hellen Flammen. — Der Schmuggler hatte Feuer in der Nähe der Pulverkammer angelegt, und ſeine Mine wohl berechnet. Von ihm und ſeinen Leuten hat man nachher nichts wieder gehört, denn Tags darauf wüthete ein heftiger Sturm und ſie ſind wahrſcheinlich in der See umgekommen. Aber die armen Dänen mußten es theuer büßen, denn faſt Alle, die an Bord des Schooners gegangen waren, fand man am andern Morgen als Leichen, oder doch ſchwer verwundet wieder. — Ich lief nun, was ich konnte, nach Hauſe, denn ich brannte vor Begier, meine Abenteuer der vergangenen Nacht zu erzählen. Aber je näher ich der väterlichen Wohnung kam, je langſamer wurde mein Gang, denn es fiel mir ſchwer auf's Gewiſſen, daß ich dem Vater ungehorſam geweſen war und ihn einſam zurück gelaſſen hatte. Endlich erreichte ich die Hausthür und trat mit lautklopfendem

Herzen ein. Nicht ein Laut. Ich ſchlich mich in die Stube; da lag der Vater, ganz wie geſtern, mit geſchloſſenen Augen, nur weit bleicher, und die Züge ſeines Geſichts ſchienen ſchmerzhaft verzerrt. Vor ihm auf dem Bette lag die Bibel aufgeſchlagen und er hielt die Hand darauf. Ich wagte nicht, mich zu regen, als ich aber den Alten noch immer regungslos liegen ſah, trat ich endlich näher. Er war todt! — Ich warf mich bei'm Bette auf die Knie und heulte und ſchrie, aber ich konnte ihn nicht wieder zum Leben erwecken. Und als nun meine Thränen zuletzt verſiegten und ich das brennende Auge aufſchlug, fielen meine Blicke auf die Bibel und auf die Stelle, worauf der Finger des Todten deutete. Gott im Himmel, es war der Spruch: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden!“

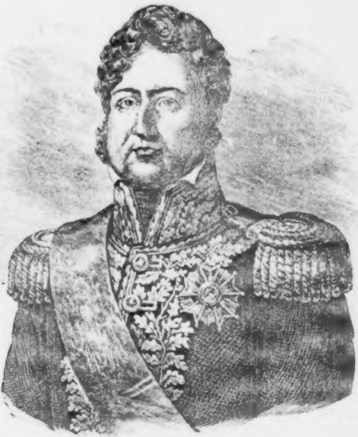


Es ſind jetzt mehr als funfzig Jahre verfloſſen ſeitdem, aber noch heut durchzuckt mich die Erinnerung an jenen Augenblick wie ein Gericht des Himmels, und ich habe dies niedergeſchrieben für Kind und Kindeskinder, damit ihnen mein unvergänglicher Schmerz tief und tiefer den Spruch einpräge: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden!“

Der Schiffs-Capitain Wilhelmi.

Ludwig (Louis) Philipp,

König der Franzoſen.



Seit 1830 iſt dieſer Sohn des Herzogs Louis Joſ. Phil. von Orleans (der in der großen Revolution 1789 eine bedeutende Rolle ſpielte, ſich ſelbſt, um den Republikanern zu ſchmeicheln, Egalité nannte und 1793 guillotinirt wurde) König der Franzoſen. Am 6. October 1773 geboren, als Kind Herzog von Valois, dann Herzog von Chartres und zuletzt, nach dem Tode ſeines Vaters, Herzog von Orleans genannt, erhielt er, unter der Aufſicht ſeiner Mutter, Louiſe von Penthievre, ſeine erſte Erziehung von dem wackern Ritter Bonnard; 1782 vertraute man ſeine Bildung der Frau von Genlis (Sillery) an. Ihre Lehren flößten ihm Achtung für Menſchenwürde und Volksglück ein. Der Eintritt des Herzogs in Militairdienſte und ſeine Beförderung erfolgte früh. Bei dem Beginn der Revolution befehligte er als Obriſt ein Regiment; 1791 wählte man ihn zum Commandanten von Valenciennes. Nach ſeinen erſten Waffenthaten (April 1792) ward er zum General-Major und bald darauf zum General-Lieutenant befördert. Als ſolcher focht er rühmlichſt in der Schlacht bei Valmy (20. Sept. 1792) und in der Schlacht bei Jemappes (6. Nov. 1792) entſchied er, als Befehlshaber von 24 Bataillonen, durch ſeine Tapferkeit und Umſicht den folgenreichen Sieg der Franzoſen. Dennoch ſah er ſich durch ſeine Stellung zu den Machthabern genöthigt, mit Dumouriez (1793) auszuwandern und ſich nach der Schweiz zu begeben, worauf man (unter Robeſpierre) ihn ächtete und einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte. Nachdem er in der Schweiz ſeiner Schweſter Adelaide und Frau von Genlis einen Zufluchtsort geſichert und ſie mit dem Reſte ſeiner Baarſchaft unterſtützt hatte, lebte er in Dürftigkeit, bis er, geſtützt auf ſchätzbare Kenntniſſe, im October 1793 die Stelle eines Profeſſors der Geometrie und Geſchichte bei dem Schulcollegium zu Reichenau (bei Chur) erhielt, wo er unter dem Namen Chabos lehrte; doch ſchon nach acht Monaten gebot ihm die Sorge für ſeine Sicherheit, ſein Amt aufzugeben, in welchem er ſich allgemeine Achtung und Liebe erworben. Nun fand er unter dem Namen Corby einen Verſteck zu Brenngarten (Schweiz). Darauf unternahm er (1795) eine Reiſe über Hamburg, durch Schweden, Norwegen und Lappland bis an den Nordpol, wo er ſich mit aſtronomiſchen Beobachtungen beſchäftigte; dann kehrte er nach Hamburg zurück, ernährte ſich dort eine Zeitlang als Gelehrter, ging darauf nach Nordamerika (1796), wo Waſhington ihn als Freund aufnahm. Von da begab er ſich (1800) nach England, in welchem Lande er ſich zu Twikenham wiſſenſchaftlichen Arbeiten weihte. Von ſeiner in Spanien lebenden Mutter nun finanziell unterſtützt, beſuchte er Malta (1808) und Sicilien; dort vermählte er ſich (25. Novbr. 1809) mit der Tochter des Königs Ferdinand IV. Prinzeſſin Maria Amalia. Aber die ſtrengen, politiſch abſolutiſtiſchen Grundſätze der Königin Maria Caro lina mißfielen ihm ſo ſehr, daß er den Hof verließ. Die Reſtauration 1814 führte ihn nach Frankreich zurück; er übernahm das Commando in den Nord-Departements, aber nach Napoleons Entweichung von Elba (1815) trat er aus dem Dienſt und begab ſich nach England; doch nicht lange und Napoleons Sturz führte ihn in das öffentliche Leben zurück; er trat als Pair von Frankreich ein, zerfiel aber mit dem nach Unumſchränktheit ſtrebenden Hofe und ging abermals nach England, ſöhnte ſich jedoch bald (1817) mit König Ludwig XVIII. aus, und hielt ſich nun im Vaterlande, faſt immer auf ſeinem Landgute Neuilly, als Privatmann auf, bis die Lenker der Juli-Revolution ihn als Generalſtatthalter nach Paris (30. Juli 1830) und (7. Aug.) auf den franzöſiſchen Thron, als Bürgerkönig, beriefen.

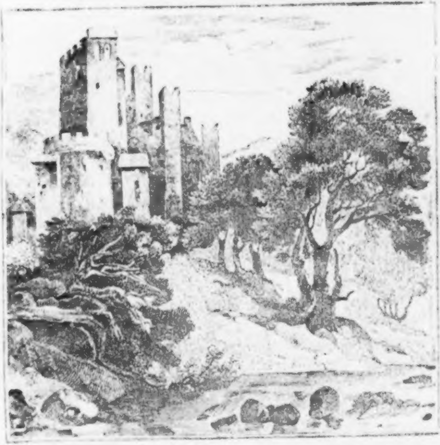
Muſterhaft im Familienkreiſe als Gatte und Vater, als Regent ehrenhaft, friedliebend, wohlwollend, freiſinnig in den Grenzen der Geſetze, lebensklug und beharrlich, muthvoll aber vorſichtig und verſöhnlich gegen Feinde, lenkte er bisher unter erheblichen Schwierigkeiten und Gefahren aller Art die Geſchicke des leicht beweglichen Frankreichs mit günſtigem Erfolge.

K. S.

Das Schloſs Vorſt in Tyrol

und die Sage von den feindlichen Brüdern.

Vorſt iſt ein halb in Ruinen liegendes Schloß, auf einem Hügel mitten unter Strauchgebüſchen erbaut, welche in Felsblöcken wurzeln. Die kleinen Waſſerfälle des Partſchin baden den Fuß dieſer Felſen, unterhalten die Friſche des Mooſes, das ihn bekleidet; ſchattenreiche Bäume, die ihn krönen, beleben mit ihrem Rauſchen die Gegend und ermüden das Echo. Vorſt beſaß einſt eine bedeutende Herrſchaft, die dem Beſitzer zugleich den Grafentitel gab. In jenen mährchenreichen Zeiten, aus denen uns ſo manche Herz und Gemüth, Geiſt und Moral anregende Sage und Legende überliefert iſt, lebte hier ein Graf, der ſeine Frau ſehr übel behandelte, weil ſie ihm nur eine Tochter und keinen männlichen Erben geſchenkt hatte, und er das Beſitzthum ſeiner Ahnen ſchon in den gierigen Händen fremder Familien zu ſehen vermeinte. Die Frau, welche das Leiden nicht mehr ertragen konnte, begab ſich eines Tages nach der Hütte eines berühmten Nekromanten; als ſie zurückkehrte, verfiel ſie in eine ſchwere Krankheit, aus der ſie nicht eher genas, bis ſie, nachdem ſie Zwillinge geboren, die bleiche Lippe des Todes küßte. Schon in der Wiege ſtießen die Kleinen einander fort; und je größer ſie wurden, deſto mehr



wuchs der Haß der Zwillinge, als ſie erſt einſehen lernten, wie ſehr Jeder von ihnen dem Andern im Wege ſtand; denn die Schloßfrau von Borſt war ohne Beiſtand niedergekommen, und man wußte nicht, welcher von den Söhnen der Aelteſte ſey. Der Vater haßte Beide, weil Jeder daran Schuld ſey, daß er nicht einem Erſtgebornen ſeine ganze Herrſchaft hinterlaſſen konnte; im Sterben fluchte er ihrem Zwiſte. Sie bewohnten nach ihres Vaters Tode die beiden verſchiedenen Flügel des Schloſſes, und umgaben ſich Tag und Nacht mit Wachen, Jeder fürchtend, der Bruder könne das Ende des Bruders beſchleunigen wollen. Beide verliebten ſich in die Tochter eines Ritters in der Umgegend, und trafen ſich einſt auf dem Wege zu dieſem vor deſſen Burgthor; ſie ſenkten das Viſir und ſtürzten wüthend auf einander, mit heftigen Hieben die Eiſenſchienen ihrer Rüſtung bedeckend. Jener Ritter trennte ſie und ſie erhielten von ſeiner Tochter den Beſcheid, niemals zurückzukehren, da ſie ſo unnatürliche Brüder nicht achten, viel weniger Einem von ihnen Gattin werden könne. Nun gab ein Bruder dem andern dieſe Abweiſung Schuld, und ihre Gedanken waren: Lebte mein Bruder nicht, wäre ich Graf von Borſt; lebte mein Bruder nicht, wäre ich ihr Gatte; ohne meinen Bruder wäre ich glücklich: o, möcht' er nicht leben! Tagtäglich wuchs ihr Haß und im ganzen Lande verbreitete er Schrecken und Abſcheu. Zur Zeit zog ein heiliger Mann, der Abt von Brixen, durch das Land; er heilte die an der Seelenkrankheit Daniederliegenden und tröſtete die Unglücklichen. Dieſer würdige Mann wandte ſich gen Borſt, wo die Brüder, Otto und Adelbert, in ſtetem Streite lebten; er beſuchte Beide, und nöthigte ſie, nachdem er lange umſonſt ſeine eindringlichen Worte verſchwendet, zu dem Verſprechen, ſich am folgenden Tage ohne Waffen am Altar in der Kapelle des Schloſſes einzufinden. Der Abt hielt am nächſten Tage, als der Adel und das Volk in Schaaren nach der Kirche gekommen, um die Verſöhnung der Zwillinge zu ſehn, eine herzerſchütternde Rede, trat dann zu Otto und Adelbert und ſprach, ihnen den Kelch reichend: „Bei dem Leib und dem Blut unſers Herrn Jeſus Chriſtus beſchwöre ich Euch, jeden feindlichen Gedanken zu laſſen und Euch den Friedenskuß zu geben!“ Die Brüder erhoben ſich, eilten auf einander zu, und ſchon wollte die verſammelte Menge laut aufjauchzen ob der freudigen Ausſöhnung, als ein ſchrecklicher Schrei, von jenen Beiden zugleich ausgeſtoßen, die Kirche durchhallte; das Kleid des Prieſters, der Altar war mit Blut beſpritzt aus den Wunden, welche die Brüder ſich gegenſeitig mit verborgenen Dolchen beigebracht. Sie lebten noch. Dem erſchreckten Prieſter war die Hoſtie aus der Hand in das Blut geglitten, und bis auf ſpäte Zeit zeigte man die blutige Hoſtie im Schloſſe zu Borſt. Das Blut der Zwillinge floß in Strömen aus den klaffenden Wunden, aber gleich dem Oel und dem Waſſer vermengte es ſich nicht. Der Abt wandte ſich zu ihnen, ihre Seelen zu erretten und drohte ihnen mit der Hölle und dem Fegefeuer. „Deſto beſſer“, rief Otto, „ſo werde ich die ewige Freude haben, meinen Bruder ewig leiden zu ſehn! Ich möchte das Paradies nicht, wenn ich ſeine Thränen, ſeinen Jammer dort nicht mit anſchauen könnte!“ — Der Prieſter wendete ſich zu Adelbert: „Denk an deine Seele!“ ſprach er, „und gieb zugleich deinem Bruder ein gutes Beiſpiel.“ — „Damit er es befolge und nicht verdammt werde! Nein, ich haſſe ihn, wie mein Vater meine Mutter haßte. Von Kindheit an gehörte meine Seele dem Teufel.“ — Und ich haſſe dich“, erwiederte Otto, „wie meine Mutter meinen Vater haßte!“ — Beide warfen einander drohende Blicke zu, bis ſie verſchieden. In der Nacht nach ihrem Tode hatte der wohlwollende Abt von Brixen folgenden Traum: Die Jungfrau Maria erſchien ihm, und ſprach mit freundlichem Lächeln: er ſolle ſich den Brudermord, deſſen mittelbare Urſache er geweſen, nicht bekümmern laſſen; denn durch den Nekromanten, welchen die Mutter zu Rath gezogen, ſey der Teufel herbeigerufen worden, und was mit der Hölle begonnen, müſſe auch mit der Hölle enden.

„Das eben iſt der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären!“ — Dieſer Spruch Schiller's bewährt ſich in obiger Sage, und wie manche andre enthält ſie zugleich einen Aufruf zum Guten, den man, um ihm dem Weſen des Menſchen näher zu bringen, an Perſonen knüpfte, die in ihren Neigungen und Thaten dem Böſen ſich zuwendeten; dieſem gab man auch eine Geſtalt, welche man Teufel nannte. Gar viele alte Sprüchwörter warnen vor dieſem zur Geſtalt gewordenen Böſen, und eines derſelben paßt hier ganz beſonders, nämlich:

„Wer ſich dem Teufel in Sünden verſpricht,
Der entkommt ihm ſelbſt am Altare nicht!“

Daß man ſich ihm nun nicht verſpreche, ſoll man im verlockenden Falle lieber etwas opfern, ſey es eine Neigung, ein Gelüſt, ſey's ein beſtritten Recht, das uns zu Leidenſchaftlichkeit verführen könnte, oder eine irdiſche Habe. So dachte z. B. Wladislaw, der nachmalige König von Polen. Als der ſich im Jahr 1375 taufen ließ, führten ihn die Prieſter zu allen Heiligenbildern in der Kirche und vor jedem ließ der neue Chriſt eine Kerze aufſtecken. Dann führte man ihn noch vor ein gräßliches Bild und ſagte ihm: „Dies iſt der Teufel (das Böſe), der Erzfeind des Menſchen!“ — „Ei“, rief Wladislaw aus, „dem ſtecket alſobald zwei Kerzen auf, damit er uns ungehudelt laſſe!“ — Steckt dieſe Kerzen in Eurem Geiſte, in Eurem Herzen auf, und wenn es dann in Beidem hell wird, ſo läßt Euch der Teufel, die Luſt zum Böſen, gewiß ungehudelt!

Der Edelknabe.

Dieſer blondlockige, milchgeſichtige Jüngling (nach dem Gemälde von H. Wittich) iſt ein Edelknabe oder Page, der bei einem Ritter die Künſte des Ritterthums erlernt, um ſpäter ſelbſt als freier Ritter zu leben. Er verſetzt uns in die Zeiten vor der Reformation, ungefähr in das Ende des vierzehnten oder den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, weil er bereits ein Schießgewehr trägt, was erſt gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Gebrauch kam. Die Pagen oder Edelknaben waren Söhne von Adeligen und Freien.

welche von ihren Eltern auf die Burgen berühmter Ritter oder Fürſten geſchickt wurden, um hier fechten, reiten, jagen, mit Anſtand eſſen und trinken, Complimente machen, mit dem ſchönen Geſchlechte ſchön thun, und ihre Untergebenen, die leibeigenen Bauern und Hörigen, placken und ſchinden zu lernen. Das war ihre Schule. Wenn ſie dieſe Künſte gelernt hatten, wurden große, glänzende Feſtlichkeiten veranſtaltet, um dieſe Edelknaben oder Pagen zu Rittern zu ſchlagen. Nun konnten ſie auf eigene Fauſt ſchalten und walten. Und das benutzten ſie in damaligen Zeiten gehörig, weshalb man ſie die Zeiten des Fauſtrechts nannte. Je größer und gewaltiger die Fauſt, deſto mehr Rechte und Freiheiten zum Unrecht und zur Unterdrückung der Andern, die nicht ſo derbe Fäuſte hatten! Durch das Schießpulver, die Buchdruckerkunſt und Reformation ward dieſer Ungeſchlachtheit und Rohheit des Mittelalters das Handwerk gelegt und das Heil der neuen Zeit vorbereitet, in deren Segen wir leben. Jene Gewalt, die eben nichts war, als Gewalt, iſt durch die Macht des Schießpulvers zerſchoſſen, die Bevorzugung in Bildung, Freiheit und Recht durch die Buchdruckerkunſt, welche dieſe Güter zu allgemeinem Beſitz des Volkes verbreitete, verdruckt und zerdrückt und durch die Reformation die Freiheit und die Heiligkeit jedes Einzelnen, ſey er Bürger, Bauer, Tagelöhner oder Bettler, anerkannt. Der ſchöne, freundliche Knabe ſieht eigentlich nicht aus, als wollt' er ein ungeſchlachter Raubritter werden, aber — böſe Beiſpiele verderben gute Sitten. Als es dem Ritterthume und der Herrſchaft des Adels an Leib und Leben ging, hat er vielleicht auch das Seinige abgekriegt, denn, wie Körner von Nielleben ſingt:

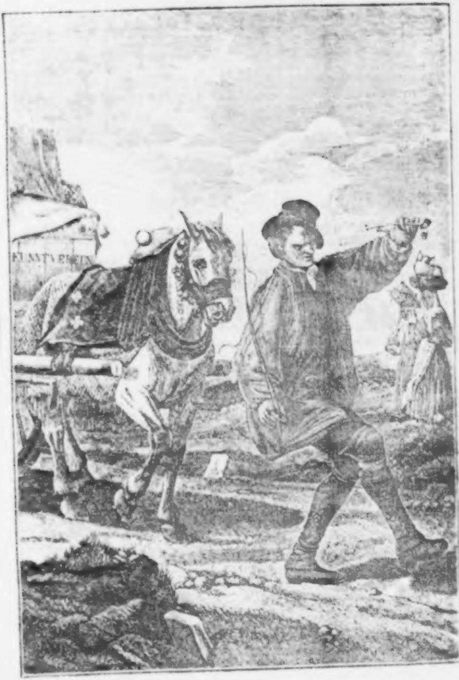
„Schwarz und Gutenberg, die Künſtler, und des Sachſenmönchleins Rede
Haben gegen ſie erreget grimmige Vertilgungsfehde,
Denn die rohe Kraft der Fäuſte ſoll der Macht des Geiſtes weichen,
Alle Landeskinder ſollen ſich vor Gott und Rechte gleichen!“

Uebrigens hatte der Edelknabe vielleicht einen guten Herrn, deren es zu jener Zeit auch ſchon gab. Wir wollen, um gleich ein tüchtiges Beiſpiel zu haben, nur an Kaiſer Rudolph I., den vormaligen Grafen von Habsburg erinnern, der auf die Frage: warum er immer gelinder werde gegen ſeine Unterthanen, antwortete: „Meiner Strengigkeit hat mich oft gereut, meiner Gütigkeit nie!“ — ein ſchönes Fürſtenwort! Hat er einen ſolchen Herrn gehabt, iſt aus unſerm Edelknaben gewiß ein Ritter geworden, der nach dem Spruche handelte:

„Was der Herr in Liebe thut,
Wird zu ſeinem reichſten Gut
Und zu ſeiner beſten Huth!“

Der Kunſtbeförderer.

„He, Holla! Freund Kärrner, wohin ſoll denn die luſtige Fahrt gehn? Vorſichtig, daß Ihr bei Euren Sprüngen Euch nicht einen ſpitzen Kieſel der Chauſſee in den Fuß tretet!" — Eitle Sorgfalt! ſolch' ein Mann von Schrot und Korn, ein Kunſtbeförderer der Art ſchreitet ja nicht auf leichtem Fußwerk daher; er trägt nicht die modernen Korduan-Stiefelchen; nein, auf feſterer Grundlage ruht ſein nicht aufgeſchwemmter, aber an Muskelkraft wohlhabender Körper. In den klotzigen, mit Nägeln beſchlagenen waſſerdichten Schuhen möchten die Füßchen einer Theater-Sylphide ſchwerlich eine Pirouette ſchlagen, der Kärrner aber kann's in ſeiner drallen Weiſe. Die Freude liegt ihm dabei auf dem Geſicht, und laut jodelt er in die freie Natur hinein; denn was er für die Kunſt thut, thut er gern, und nicht, wie ſo mancher gebildet ſeyn Wollende, mit ſaurem Geſicht und nur durch Zwang. Er iſt dabei dem Himmel dankbar für ſeine Stellung, die ihn zum fahrenden Ritter mancher gemalten Schönen ſtempeln mag, und wer wollte ihm einen kleinen, ihn ſo zufrieden machenden Dünkel nicht laſſen? Jeder nützt der Welt in ſeinem Kreiſe; der Tagelöhner, der redlich ſeine Pflicht erfüllt, iſt auch ein rechter und tüchtiger Mann, und wenn manch ein Jemand, ſich aufblähend, dies nicht anerkennt, ſo iſt's ein Solcher, auf den die Rede des Asmus-Claudius paßt: „Vetter, wenn Dir ein Menſch vorkommt, der ſo groß, dick und breit daſteht, ſo wende Dich um und ſchenk' ihm Dein Mitleiden!" — Wir freuen uns der Freude des Kärrner's: daß er ſo reiche Schätze transportirt; eine Freude, die ihn antreibt, gleich auf der Landſtraße einige Uebungen in der, neuerdings wieder mehr als ſonſt zu den Künſten vorgerückten Tanzbeluſtigung zu verſuchen. Iſt ihm aber dabei der Deckel vom Kopf ſeiner thönernen Pfeife herabgebaumelt, mag er ſich nur hüten, damit nicht herunterfallende Funken den Erwerb eines Kleiderkünſtlers befördern, wodurch der Zufall ſeinem Fuhrwerk einige Aehnlichkeit mit den Dampfwagen verleihen könnte: im Grunde iſt er ſo ſchon nebſt ſeiner Pfeife und ſeiner Peitſche die dampfende und in Bewegung ſetzende Lokomotive des Ganzen. Hinter ihm folgt ſein Pferd, und nach dem freudig blinzelnden Auge deſſelben zu urtheilen, iſt auch dies nicht gar ſo unzufrieden; denn der langſame Schritt mag ihm behagen und wir können auch annehmen, daß der Karren, welchen das Thier zu ziehen hat, ſo gar ſchwere Laſt nicht enthalte. Mannigfache Vermuthungen ließen ſich über den unſichtbaren Inhalt anſtellen, und der leider ſo früh verſtorbene Dichter Franz v. Gaudy äußert ſich darüber mit aller liebſter Naivetät folgendermaßen:



Univ. Bibl.
München

„Frachtfuhrmann, laß uns nicht ſo lange harren;
Friſch vorwärts! — ſpute Dich in's Teufels Namen!
Nur erſt zur Hälfte ſeh' ich Deinen Karren —
Die andre Hälfte ſteckt ja noch im Rahmen.

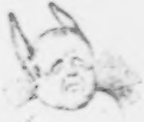
Ich bin kein Kenner, Kritiker, Kunſtrichter,
Für die die vordre Fracht beſtimmt vom Rheine;
Sprich, Fuhrmann, trägt Dein Karren für den Dichter
Nicht hintenauf ein Faß mit altem Weine?“ —

Aber ſagt ſelbſt, lacht Einem nicht das Herz im Leibe über die Heiterkeit im ganzen Bilde! Es ruft uns gleichſam zu: Nützet der Menſchheit nach beſten Kräften, und thut es fröhlich, ſo werdet Ihr Euch nicht nur eine innere Zufriedenheit, ſondern auch die Zuneigung aller guten Menſchen erwerben! Doch ſeht, dort im Hintergrunde hat der Maler noch zwei Dörflerinnen hingeſtellt, die ſich wundern mögen, daß unſer Kunſtbeförderer ſo allein herumtanzt, ohne ſein Schätzchen bei ſich zu haben. Vielleicht denken ſie auch: ach, wäret Ihr doch ſo leicht wie Jener, und hättet nicht die ſchwere Bürde auf dem Kopf, wie wolltet Ihr hüpfen und ſpringen! Aber es ſind vernünftige Dirnen, ſie ſtehen nur ſtill und ſchauen ſich die Freude des Mannes von Weitem an; wäre das Milchweib in der Fabel eben ſo klug geweſen, hätte ſie noch ihre Milch im unzerbrochnen Topfe oder das Geld in der Schürzen-Taſche. Alles hat ſeine Zeit! — Ihr alſo, die Ihr nicht, wie unſer Kärrner, gleich bei Eurem Geſchäft luſtige Sprünge machen könnt, ſpart Euch das Hüpfen und Springen bis nach der Arbeit auf, da ſchmeckt es deſto beſſer! — Und nun, luſtiger Kärrner, fahr zu! Gott geleite Dich, daß Du immerdar Deinen Beruf für Deine Freude und dabei die ganze ſchöne Erde für einen Sang- und Tanzſaal halten magſt!

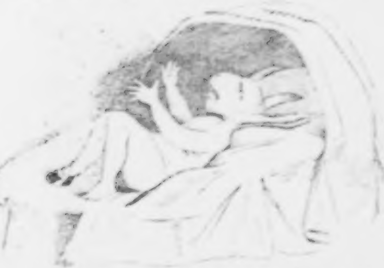
A. G.

Verläumdung.

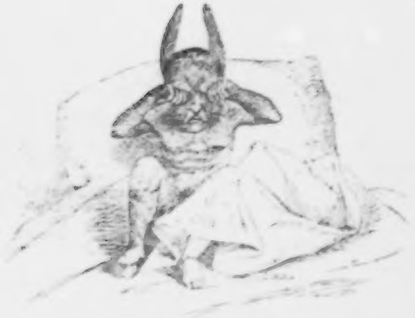
Die Zunge iſt ein klein aber gefährlich Ding. „Statt von falſcher Freundeszung' iſt's beſſer, man wird verwundet von Dolch und Meſſer!“ ſagen die Spanier, und es giebt nicht leicht Jemand, der nicht erfahren hat, daß Wunden, die Einem böſe Zungen ſchlagen, meiſt ſchwerer zu heilen ſind als alle andern, weil ſie durch das Gerücht immer wieder von Neuem aufgeriſſen werden. Sehr ſchlimm in der Welt, daß Gutes, was man ſo Manchem nachſagen muß, immer verkürzt, alles Schlimme aber in's Unendliche verlängert wird. Gellert hat davon erzählt in ſeiner „Mißgeburt“, einer Fabel, welche G. Oſterwald bildlich darlegte. Da ſagt Morgens eine Gevatterin, die ſtets einen Heimlichkeits-Kram haben muß, den ſie von den fatalen Schweſtern Lüge und Mißgunſt in Commeinen nimmer. „Denk' dir, die ſtolze Lucinde, die Vornehme, die uns oft behandelt mit ihrem ſchönen Anzug, hat eine Mißgeburt zur Welt gebracht, ein Kind" — hier bekreuzt ſie ſich — „mit verdrehtem Geſicht und langen Haſenohren, ſo ſieht's aus!" —



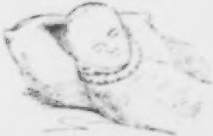
„Aber ſag's ja nicht weiter!" — Die Gevatterin muß es indeß begreiflich alsbald ihrer Nachbarin erzählen, wie der gebildeten Lucinde ein Strafgericht gekommen, denn ſie hat ein Kind, das ganz einem Haſen gleicht, und noch obendrein mit einem Pferdefuß begabt iſt! Hier folgt nun die Beſchreibung des



[illegible] Kleinchen, und endet mit dem mitleidigen Ausruf: „Die Arme! — nun, wir wollen's nicht unter die Leute bringen dieſes fürchterliche Unglück!" — Die Frau Nachbarin verſpricht's auch in Gedanken aber ſchon ihre Kaffeeſchweſter ausnehmend, der ſie Alles getreulich erzählt; nur muß das Kind noch Krallen an den Händen haben und ein entſetzlich böſes, immer heulendes Teufelchen ſeyn.



Jetzt wiſſen vier Frauen dieſe unheilvolle Geſchichte, jede weiß ſie unheilvoller, und da, nach einem italieniſchen Sprichwort, ſchon drei Frauen einen Markt machen, iſt's nur ein unumgängliches Ergebnis, daß Nachmittags vor allen Häuſern Gruppen ſtehen, die ſich mit dem Scandal unterhalten. Die arme Lucinde wird nun zu pietiſtiſchen Stoßſeufzern und gleißneriſchen Moral-Predigten dienen, um ſo mehr, als eben eine Deputation des Magiſtrats in Begleitung des Pfarrers und Phyſikus feierlich nach dem Hauſe der Wöchnerin vorüberzog. Und was fand man? Ein ſehr wohlgeſtaltetes ruhiges Kind, das nur nicht gerade die kleinſten Ohren hatte!



Gellert verwünſcht nun am Schluß das Gerücht, wie es durch Zuträgerinnen in ſtets vermehrter Lüge ſich überall hinſchleicht, die herzlichſten Verhältniſſe auf ewig zerſtört, und endet mit der humoriſtiſchen Wendung, daß er auf jenes Weib nicht ſchmählen möge, weil ihre Zungenkünſte ihn erſchrecken.

Wir ſind indeß auch nicht zum Spaße furchtſam, ſondern ſagen kurzweg, die Gerüchte-Schmiede, oder mit dem hergebrachten Wort die Verläumder ſind von den Geſetzen bisher viel zu nachſichtig behandelt, denn ſie gehören zu den Criminalverbrechern, da es einer der ärgſten Todtſchläge iſt, wenn man Einem die Ehre todtſchlägt. Wenn Euch alſo ſo ein Kerl oder ſolch eine Kerlin entgegentritt und Euch Dieſen oder Jenen verdächtig macht, ſo ſeyd Euch vor Allen dieſer Verdächtigmacher verdächtig. Ihr könnt ihm erzählen, wie man aus einem wohlgeſtalteten Kinde, das gerade nicht die kleinſten Ohren hatte, ein fabelhaftes Schandbild machte, könnt hinzuſetzen, daß es ſehr hübſch von den alten Polen war, daß ſie den Verläumder oder die Verläumderin unter die Bank vor dem Rathhauſe an eine Kette legten und durch energiſche Mittel dazu nöthigten, die begreiflich zahlreich zu dem Spaß herbeigezogenen Zuſchauer wie ein Hund anzuknurren und anzubellen, wie er oder ſie es im Leben mit dem geübten Metier der Bosheit that, und endlich könnt Ihr etwa ſchließen mit den Worten: „Der Verläumder hat den Satan auf der Zunge, und wer ihm zuhört, hat ihn in den Ohren — packet Euch!“ — Es wäre ſehr hübſch, wenn Einer oder der Andere gelegentlich unſerm Rathe folgte!

Bertram.

Verbeſſerter Scarificator.

Charles Madeley in England iſt patentirt worden auf eine neue Anordnung der Scarificatoren und anderer Arten von Eggen, welcher gemäß jeder Zahn in einer eigenen Linie wirkt, wodurch die ganze Oberfläche des Bodens auf wirkſamere und vollkommnere Weiſe umgebrochen und aufgeriſſen wird. Dieſen Zweck erreicht man dadurch, daß man die Balken, an denen man die Zähne befeſtigt, im Zickzack laufen läßt.

Fig. 1.

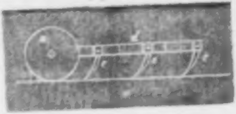
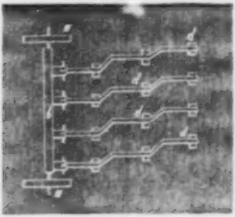


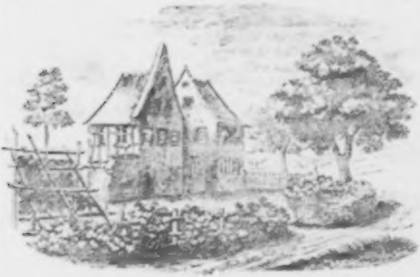
Fig. 1. iſt eine ſeitliche Anſicht und Fig. 2. ein Grundriß der verbeſſerten Egge. a, a ſind die Laufräder, an dem Ende des Geſtelles b aufgezogen. c, c, c ſind die Zähne, die in den ſchmiedeeiſernen Bal

len d, d, deren Form aus einem Blicke auf die Zeichnung genügend deutlich wird, feſtgeſtellt wurden.

Fig. 2.



Das Luther-Häuschen bei Heidelberg.

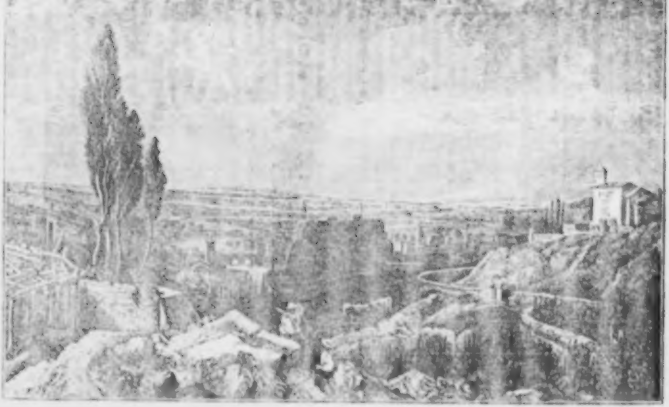


Gegenüber der ſchönen Stadt Heidelberg, am Fuße des heiligen Berges, und von den Fluthen des Neckars beſpült, liegt das kleine Dörfchen Neuenheim unter Mandelbäumen und

Rebengeländen verſteckt, welches durch eine Schlacht zur Zeit der erſten Raubzüge der franzöſiſchen Ohnehoſen (Sans-culottes), die ſich in Deutſchland ihren Einzug und noch etwas mehr holten, beinahe ganz in Flammen aufging. Es iſt indeß ſeitdem aus der Aſche wieder erſtanden, wie deutſche Freiheit wieder erſtanden iſt unter dem brennenden Drucke der Feſſeln, die Fremdherrſchaft ihr angelegt hatte. Während der ſchönen Jahreszeit machen auch jetzt noch die Heidelberger Studenten und die Bürger mit ihren Familien Ausflüge nach jenem Dörfchen. Unweit des Gaſthofes zur Roſe, wo man die zauberiſche Ausſicht auf Fluß, Stadt, Thal und Berg genießt, ſteht an der nach Frankfurt am Main führenden ebenſten Straße Deutſchlands, die dennoch „Bergſtraße“ genannt wird, ein altes, von den Flammen verſchont gebliebenes Häuschen, welches dadurch, daß es den nach Worms reiſenden Luther eine Nacht beherbergte, bis auf den heutigen Tag eine Menge frommer oder neugieriger Beſucher an ſich zieht. Vermuthlich wollte der Gottesmann in Heidelberg Niemanden in Verlegenheit, oder wohl gar in Gefahr bringen; er kehrte deshalb in der unbedeutenden Dorfſchenke ein, wo er unerkannt ruhen und dann in einer Tagereiſe Worms erreichen konnte. Von hier aus ſah er die Thürme der Stadt, in welcher es ſich durch öffentliche Ablegung ſeines Glaubensbekenntniſſes entſcheiden ſollte: ob das Evangelium, die Lehre des Heilandes, für das deutſche Volk frei werden könne und welches Schickſal ihn ſelbſt erwarte! Wenn wir bedenken, was Alles er empfunden und gedacht auf einer Reiſe, die ihn minder wahrſcheinlich zu dem errungenen Siege als zum Tode führte, mögen wir wohl den Sinn des alten Sprichworts faſſen: „Doktor Luther's Schuhe ſind nicht Jedem gerecht!“ Ihm aber waren ſie gerecht; er ging muthig vorwärts, und wenn er trotz dem in jenem Häuschen doch wohl nur eine unruhige Nacht gehabt, ſo geſchah es vielleicht eben hier, daß die gewaltigen Töne: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ aus ſeinem Innern zuerſt hervordrangen, und ihn ſtärkten, wie ſie in Ewigkeit Jeden ſtärken werden, der die letzten Stützen irdiſcher Hoffnung wanken, aber auf ſtürmiſchen Wogen des Lebens den unvergänglichen Leuchtthurm erbaut ſieht aus duldſamer Erkenntniß, aus dem Glauben an einen Gott, der unter denen, die auf verſchiedenen Wegen zu ihm kommen, keinen Unterſchied macht, ſie Alle liebend empfängt im heiligen Vaterhauſe.

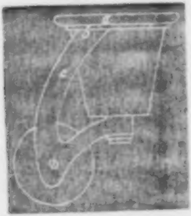
Das
römiſche Amphitheater Verona's.

Zu ſeinen bedeutendſten Merkwürdigkeiten zählt Verona die Arena, das römiſche Amphitheater, das in ſeinem früheren



umfange über 30,000 Menschen faſſen konnte und noch jetzt das am beſten erhaltene Denkmal jener Zeit iſt. Dies erkennend, wird auch Seitens der Stadtbehörden Alles gethan, es nicht allein in gutem Zuſtande zu erhalten, ſondern auch die Theile, welche verfallen ſind, nach und nach wieder herzuſtellen; dies Gebäude ſteht am Platze Bra und iſt (angeblich unter Domitian und auf deſſen Betrieb) außen ganz von Marmor erbaut worden. Es hat bei einer Länge von 464 und einer Breite von 367 Fuß innen eine ovale Form, die ſich wie ein hohler ellipſenartiger Kegel geſtaltet, deſſen Oberfläche von den Sitzen gebildet wird. Die äußere, aus rothem Marmor aufgeführte Mauer, von der nur noch Bruchſtücke vorhanden, macht gewiß ſeinen Anblick eindrucksvoller. Ein Reiſender bemerkte neuerdings über dieſen Bau: „Bei dem Eintreten in die Arena fühlt' ich all' die Größe, all' die Pracht und das Angemeſſene der elliptiſchen Form, wo der obere Rang von dem unteren durch einen engen Weg getrennt iſt. Wenn man von dem höchſten Kreiſe dieſer Sitze hinabſieht, ſcheinen ſie zuletzt alle in einem Punkt zu enden. — Wo einſt die Arena war, ſieht man jetzt eine hölzerne Bühne, und man hört dort den Klang des zahmen Fiedelbogens, wo einſt das Gebrüll wilder Thiere ſich vernehmen ließ.“ — Das wollen wir übrigens nicht betrauern! denn über der vergangenen alten Herrlichkeit erbaut ſich die Humanität mehr und mehr ihre geläuterten Tempel.

Verbeſſerungen an Rollen für Möbel.



Die Erfindung iſt von dem Engländer James Lutton und beſteht ganz einfach darin, daß er das ſogenannte Horn oder den Kolben der Rollen, die man an Möbeln anzubringen pflegt, durch einen Arm verſtärkt, damit die Rollen auch unter der Laſt großer Gewichte nicht nachgeben. Die Figur zeigt eine derlei verbeſſerte Rolle in einem Seiten-Aufriß. Ihr oberer Rand wird, wie gewöhnlich, von einem Kranze oder Bande a gebildet, dieſer Kranz iſt aber hier von bedeutender Stärke, damit er dem Drucke, den der Ring b nach Oben zu ausübt, beſſer widerſtehe. An dieſem Ringe befindet ſich ein Arm c, deſſen unteres Ende in das Horn oder in den Kloben der Rolle, die dadurch bedeutend verſtärkt wird, ausläuft.

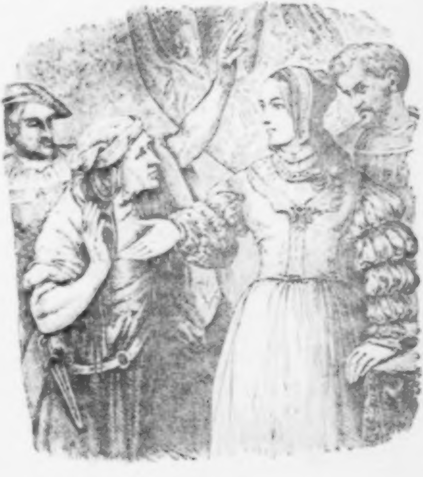
Die drei Könige.

(Eine Sage der Vorzeit.)

Zur Zeit des Philipp von Valois, Königs von Frankreich, verheerte die ſchwarze Peſt alle Länder und der Tod riß ganze Geſchlechter mit ſich fort; ſo ſehr wüthete die Zerſtörung, und der Schrecken ſcheuchte die Menſchen ſo auseinander und in die Fremde, daß manches dem Grabe entronnene Kind Niemand zu nennen wußte, dem es angehöre. So fand ſich auch einſt auf einer der Straßen von Paris ein Mädchen, das aus einem verödeten Hauſe hervor geſchlichen war an die wärmende Sonne, und die Vorübergehenden im Namen der heiligen Jungfrau bat, ihren Hunger zu ſtillen. Sichtbar war die Kleine eben erſt in der Geneſung von ſchwerer Krankheit, und ſo fürchtete Jeder, daß durch Näherung oder Berührung derſelben die furchtbare Seuche über ihn kommen könne und abgewandten Geſichts ſchritten Viele vorüber. Endlich erbarmte ſich Peter Bloteau, ein Bürger des Stadtviertels St. Gervais, der Flehenden und nahm ſie liebreich in ſein Haus.

Das Mädchen wurde gepflegt, doch währete es gar lange, ehe es nur eine Frage nach den Ihrigen beantworten konnte, und endlich wußte ſie auch nichts weiter, als daß ſie Catharina de Braie heiße; ein Halsband von Diamanten, welches ſie trug, ſchien eine hohe Abſtammung zu verrathen. Bloteau gab ſich alle Mühe, ihre Herkunft zu entdecken und ihre Verwandten aufzufinden, aber vergebens blieb alle Nachforſchung und er und die Seinigen wurden es gewohnt, Catharina als Hausgenoſſin zu betrachten und ſie, die zu einer der ſchönſten Jungfrauen erwuchs, lebte mit ihren Pflegeeltern in verborgener Stille.

Es geſchah aber, daß beide Söhne Bloteau's, Julius und Melchior, ſich in ſie verliebten. Jener, ein aufbrauſender Burſche, ſuchte durch Muſikanten und Gaukler, deren Fertigkeiten und Künſte er vor ihrem Fenſter üben ließ, ihre Gunſt zu gewinnen und ſein Ungeſtüm bedrängte ihr Herz. Melchior pflanzte Blumen und ſtellte ſie in ihr Gemach, und nicht ſein Mund, nur ſeine Blicke verriethen dann die innere Leidenſchaft; Catharina aber blieb unbefangen bei dieſen Huldigungen. Und einſt brachte Julius eine böhmiſche Alte, eine Zigeunerin, in's Haus, und hatte die Prophetengabe derſelben nach ſeinem Sinne erkauft, wenn etwa Catharina ſie anrufen ſollte. Und ſie that es, ließ das Weib in ihr Gemach treten, um es über ihr Schickſal zu befragen. Die Wahrſagerin, wohl wiſſend, was ſie ſprechen ſollte, ergriff die Hand der Jungfrau und fuhr erbebend zurück, ganz vergeſſend, was Julius ihr zu ſagen geheißen. Catharina drang in die Beſtürzte, die, je mehr ſie ſchaute, in immer größere Verzückung gerieth und endlich, wie unwillkürlich, verkündete:



„Es ſtreiten einſt drei Kön'ge ſich
Um Dich!
Es tödten einſt zwei Kön'ge ſich
Um Dich!
Doch fand dann ſchon die Krone ſich
Für Dich!"

Catharina aber hörte den Spruch mit an und begriff ſeinen Inhalt nicht, auch als ihn das bohemiſche Weib wiederholte; da ſie aber der Wahrſagerin eine Münze zum Lohn geben wollte, ſprach dieſe: „Nein, damit bin ich nicht zufrieden; Du mußt mir die Hälfte Deines Halsbandes geben, wenn es Dir nichts mehr gilt und Du dereinſt Deine Krone haſt." Und die Alte, wohlerfahren in den Schriftzeichen, ſetzte ſelbſt eine Urkunde auf, worin ihr dies Halsband verheißen wurde, und Catharina unterzeichnete ſie, ſinnend über den Spruch und um der Krone willen das Halsband ſchon vergeſſend. Und wie das bohemiſche Weib von dannen ging, war es ihr gleich einem Traum, was geſchehen, und nur die geheimnißvollen Worte lebten in ihrem Gedächtniſſe.

Peinlicher noch als bisher waren der Jungfrau nun die Bewerbungen der beiden Jünglinge, und Julius verfiel darüber in Wuth, Meidner in ſtilles Härmen, ſo daß von Moreau's Hauſe der Frieden wich. Julius ſchwur, dem hochfahrenden Sinn Catharinens genug zu thun und glaubte bald, ſein Ziel gewonnen zu haben. Es war nämlich Philipp von Valois zu ſeinen Vätern verſammelt worden und ſeine Leiche ſollte feierlich zur Gruft beſtattet werden. Da erhob ſich unter den Bogenſchützen des Königs und den Salzträgern, zu denen Julius gehörte, ein Streit. Dieſe behaupteten, ſeit undenklicher Zeit gehöre ihnen das Vorrecht, den Sarg des verſtorbenen Fürſten zu tragen, die Bogenſchützen dagegen vermeinten, wer den König im Leben bewacht, dem gebühre das Recht, ihn auch zunächſt bis an die Gruft zu geleiten; und deshalb würden ſie von dem Sarge des Königs nicht weichen, bis ihr Führer ſeinen Degen auf die Thür des Grabgewölbes gelegt und der Wappenherold ihnen zugerufen habe: „Er iſt in Gottes Bewachung, ihr ſeyd entlaſſen!" Und die Marſchälle der Todtenfeier gaben ihnen Recht; da aber erhob ſich Julius und, mit ſeinem ſchweren Stabe Ruhe gebietend, redete er ſo kräftig und eindringlich für die Gerechtſame der Seinen, daß ſelbſt die anweſenden Prinzen ihm beipflichteten. Die Bogenſchützen mußten zurücktreten, ſo heut als für immer; und dies machte einen ſolchen Eindruck auf Julius Handwerksgenoſſen, daß ſie ihn einmüthig zu ihrem Könige ausriefen und ihm als ſolchen manche Vortheile zuerkannten. Im Jubel und auf einem Trageſſel im Triumph nach ſeinem Hauſe geleitet, glaubte er den Stolz Catharinens nun wohl überwunden zu haben, erfuhr aber nach wie vor ſeine Gunſt, welches ſeinen Ingrimm immer mehr entflammte.

Der arme Melchior, der zu der Gilde der Vogelſteller gehörte, war im Herzen überzeugt, ſein Bruder werde nun Catharinen heimführen und grämte ſich deshalb ſehr, hatte auch keinen andern Gedanken, als an ſeine Erſehnte, ſo daß ſeine Vögel ungelehrig blieben und nichts ausſprechen konnten, als den Namen Catharina. Als nun der neue König Johann von Rheims ſeinen Einzug in Paris hielt und die ſämmtlichen Vogelſteller auf der Brücke Pont aux Changeurs ihre Waare ausboten und anprieſen, damit nach altem Herkommen zwei hundert Vögel gekauft und von der Kirche aus, wohin der König zog, in Freiheit geſetzt würden, ſtand Melchior ſtumm und in ſich gekehrt, kaum gewahrend, was um ihn her ſich begab. So kam es denn auch, daß Alle ihre Vögel los geworden, nur er hatte die ſeinigen noch immer im Käfigt. Es wollte ihn nun aber der Grundherr der Brücke, da die Zeit zum Verhandeln um war, nicht mehr an ſeiner Stelle dulden; der Jüngling, der jetzt aus ſeinen Träumen erwachte, mochte nicht weichen und es entſtand darüber ein Auflauf im Volke, als eben der König mit ſeinem Geleit über die Brücke daher zog. Johann ſandte einen Boten, zu forſchen, was ſich dort begebe, und als er die Geſchichte erfuhr und auch, daß alle Vögel Melchior's fort und fort riefen: Catharina! ward er neugierig und befahl, der Vogelſteller ſolle heran treten. Melchior, beſchämt und demüthig, gab auf alle Fragen Beſcheid und mußte zuletzt auch bekennen, weshalb ſeine Vögel nichts weiter gelernt, als den einen Namen, wobei der Jüngling, überwältigt von ſeinem Herzen, in ein Lob ſeiner Geliebten ausbrach, daß Alle ihm mit Erſtaunen zuhörten. Und der König Johann ſprach: „Ich will Dir dieſen Tag zu einem glücklichen machen, wie ich hoffe, daß er es mir ſeyn ſoll. Ich ſelbſt kaufe alle Deine Vögel, ernenne Dich, Melchior Ploteau, hiemit zum König Deiner Gilde, und werde ſelbſt bei Catharinen Dir Freiwerber ſeyn.“ — Melchior, vor Entzücken kaum ſeiner Sinne mächtig, ward nun von den Vogelſtellern zu ihrem Könige ausgerufen und feierlich nach ſeines Vaters Hauſe begleitet, wo die Erzählung deſſen, was er erlebt, große Verwunderung erregte.

Catharina aber blieb kalt wie ſonſt gegen die beiden Brüder und zog ſich immer mehr in ſich ſelbſt zurück; denn ſie fühlte, daß die Prophezeiung des böhmiſchen Weibes wahr werde und fand ſich tief verletzt von der niedern Erfüllung ſo hoher Verheißung, deren Löſung aber noch nicht ganz gekommen war. Da trat nach zween Tagen ein junger Mann in das Haus ihres Pflegevaters und begehrte, Catharinen zu ſprechen. Und wie ſie vor ihn hintrat, züchtig und erröthend und eben um ſo ſchöner in ihrer ſeltenen Schönheit, da ſtand der junge Mann betreffen vor ihr und wagte nicht, ſeine Rede anzubringen. Catharina aber, als ſie ihm in's Auge ſchaute, erbebte, ward bleich wie eine Lilie und wollte umſinken. Da fing der junge Mann ſie in ſeinen Armen auf und ſchwur: er wolle ihr kein Leids zufügen laſſen bei ſeiner königlichen Ehre; denn er war kein Anderer als König Johann ſelbſt, der als Freiwerber kam und mit der Liebe im Herzen wieder ging.

Noch zwei Mal ſah Johann Catharinen in der Meſſe und nicht lange währte es, da ließ der König den Peter Bloteau zu ſich beſcheiden, um ihm zu ſagen, daß er Catharinen zu ſeiner Geliebten begehre. Der alte Pflegevater kam beſtürzt heim und ſagte Catharinen, was geſchehen; ſie aber, von Ehrbarkeit durchdrungen, erhob ſich mit Stolz und verwehrte ſich dem Könige, obwohl die Gluth und die Sehnſucht ihres Herzens für ihn ſprach. Fort und fort bemühte ſich Johann, ihre Gunſt zu erringen, doch vergebens; das heimliche Weh aber warf Catharinen auf das Siechbette, dem ſie nur entkam, als ihre entſeelte Hülle nach dem Begräbnißorte bei der Kirche St. Jean gebracht werden ſollte.

Und als die Jungfrau mit der nun gewonnenen Todtenkrone im Sarge lag, ſchön wie das herrlichſte Abbild einer Seligen, da trat die bohemiſche Alte herzu und zeigte ihre Urkunde; Peter Bloteau aber hielt ſie heilig gleich einem Vermächtniß der Dahingeſchiedenen und gab der Alten das Halsband, damit ſie ihr Theil nehme. Wie ſie es aber zerbrach, da fand ſich in einem Gehäuſe folgende Schrift: „Catharina iſt nur das Pflegekind der de Braie's; ſie iſt eine Tochter des Philipp von Valois und der Clotilde von Auvergne.“ — Und als nun Bloteau erſtaunt daſtand und nicht wußte, ob er dieſe Entdeckung verkündigen oder verheimlichen ſollte, da kamen die Leichenträger und brachten Catharinen zu ihrer letzten Ruheſtätte.

Die Brüder Julius und Melchior aber fanden keinen Frieden, es trieb ſie hin zu dem Grabe Catharinens. So geſchah es, daß am 14. November 1350 Nachts Julius in tiefem Hinbrüten auf dem Kirchhofe ſaß; da trat auch ſein Bruder herzu, und ſtreute, ungeſehen von jenem, Blumen auf die ihm heilige Stätte. Julius, noch eiferſüchtig um die Todte, gerieth mit ihm in Wortwechſel und erſchlug ſeinen Bruder; wie er aber ſeine That erkannte, zückte er die Mordwaffe gegen ſich ſelbſt und am Morgen wurden beide Leichen gefunden.

Als aber der König Johann dies Alles vernahm und daß Catharina ſeine Schweſter geweſen, überfiel ihn ein Grauen und er befahl, daß fortan dieſer Kirchhof geſchloſſen werden und keinen Todten mehr aufnehmen ſolle. Und dies wurde gehalten immerdar, ſo daß die Stätte den Namen trug: der wüſte Kirchhof.

* * *

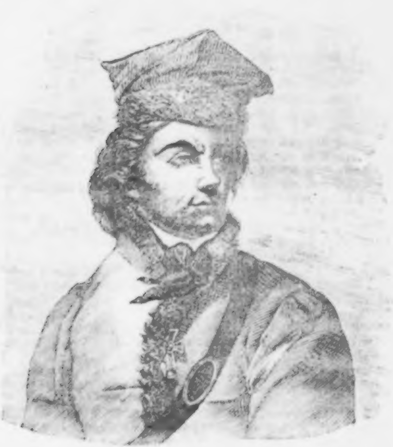
Aus dieſer Sage, wonach angeblich eine Prophezeiung ſich erfüllt hat, ruft uns eine warnende Stimme zu: Trachte nicht, deine Zukunft kennen zu wollen, denn in dem, was du davon als wahr annimmſt, liegt dein Schickſal! Daß Catharina an jene Prophezeiung glaubte, gab jedem Vorfall eine falſche Richtung und Deutung. Wer ſeine Zukunft in eigener Gewalt zu haben glaubt, der verleugnet Gott und dieſer verläßt ihn, um ſo mehr, wenn man, wie hier Catharina that, ſein Herz nur auf irdiſche Hoheit richtet; Aberglauben und Eitelkeit halten uns da in Furcht und Hoffen, bis ſie uns — ſtatt unter geträumtem Glanze — unter der Todtenkrone betten.

Thaddäus Kosciusko.

Thaddäus Kosciusko wurde am 12. September 1746 zu Meretſchewſchtſchisna in dem Palatinat Nowogrodek, dem heutigen Gouvernement Grodno, geboren. Nachdem er ſich unter dem Beiſtande des Palatins Sosnowski mit den Elementen der Wiſſenſchaften bekannt gemacht hatte, war er einer der fleißigſten Schüler im Kadettenhauſe Warſchau's, ſpäter ging er in's Ausland, um ſich zu vervollkommnen, beſuchte während eines Zeitraums von fünf Jahren Deutſchland, Italien und Frankreich (1769 — 1773) und kam zur Zeit der erſten Theilung Polens in ſein Vaterland zurück. Sein offner Charakter lenkte ſchon damals die Aufmerkſamkeit auf ihn, er entzog ſich ihr jedoch in dem Schloſſe Sosnowice, wo er Lehrer der Tochter des Palatins Sosnowski und bald der innigſte Verehrer ſeiner Schülerin wurde. Er faßte den Plan, ſie zu heirathen, ſah jedoch einen großen Widerſtand von Seiten des Palatins voraus, und nahm ſeine Zuflucht zur Unterſtützung des Königs Stanislaus Auguſt Poniatowski. — Der König ſuchte zuerſt, jedoch vergeblich, Kosciusko von dieſer Heirath abzuwenden;

dann verſprach er ihm ſeinen Beiſtand, wirkte aber insgeheim mit dem Palatin vereint gegen die Abſichten des jungen Liebhabers. Dieſer verließ in Verzweiflung ſein Vaterland und begab ſich nach Danzig (1775), wo er ſich auf einem Fahrzeuge einſchiffte, welches nach Martinique ging.

In dieſer Zeit warfen die vereinigten Staaten von Amerika das Joch Englands ab. **Kosciusko** diente Anfangs den Amerikanern als Freiwilliger, erhielt aber am Ende des Jahres 1776 die Stelle eines Obriſten. Er glänzte in der amerikaniſchen Armee durch ſeinen Muth und ſeine militairiſchen Talente; als der Revolutionskrieg 1783 beendigt war, wurde Kosciusko, mit dem Orden des Cincinnatus geſchmückt, zum Brigade-General erhoben und hatte Theil an den Belohnungen, die durch den Congreß theils in Geld, theils in Ländern feſtgeſetzt wurden.



Nach neunjähriger Abweſenheit kam Kosciusko ruhmbedeckt in ſein Vaterland zurück, wo ihm Alles eine glänzende Zukunft verſprach. Seine Rückkehr erregte große Freude unter ſeinen Landsleuten; — er aber nahm wenig Theil daran, denn er fand ſeine Geliebte, Sosnowska, verheirathet, ſeinen Vater todt. Wohl triumphirten endlich Vernunft und die Stärke ſeines Charakters über jene Leidenſchaft, die ihm nur mit allem Weh des Herzens gelohnt worden war, aber der Eindruck von dem gewaltſamen Tode ſeines Vaters erloſch nie. Der Vater Kosciusko's, ein Mann, der mit vielen guten Eigenſchaften auch manche ſtrafbare verband, hatte die Unumſchränktheit, welche ſich damals der polniſche Adel anmaßte, dahin ausgedehnt, daß er ſeine Bauern mit der fürchterlichſten Strenge behandelte, ſo daß dieſe, des Druckes müde, ihren Herrn ermordeten. Die Seele des jungen Generals Kosciusko war von dieſem tragiſchen Ereigniß tief ergriffen, und nachdem er Erbe der Güter ſeines Vaters geworden, behandelte er ſeine Bauern nicht nur mit der größten Menſchlichkeit, ſondern machte ſie vor ſeinem Tode vollkommen frei.

Inzwiſchen eröffnete Polen ſeinen Conſtitutionstag (1788), welcher vier Jahre dauerte. Sein Reſultat war die Conſtitution vom 3. Mai 1791 und Polen, welches ſich durch dieſes Unternehmen ſelbſt ſtärker ſah, ſuchte den fremden Einfluß von ſich abzuwälzen. Es kam zum Kriege mit Rußland. Am 18. Juni 1792 zeichnete ſich Kosciusko bei Zielenice aus; am 17. Juli gewann er neue Lorbeeren durch die Schlacht bei Dubienka. Aber der König Stanislaus Auguſt ſchloß, aus Beſorgniß ſeine Krone zu verlieren, einen Waffenſtillſtand ab und die Ruſſen kamen als Verbündete und Freunde nach Warſchau, wo ſich der König in ihrer Mitte befand.

Mehrere Generale und Offiziere, unter ihnen Kosciusko, forderten ihre Entlaſſung und gingen in's Ausland. Aber bald erhob ſich in Polen eine republikaniſche Partei, welche die alte Ariſtokratie zu ſtürzen und eine allgemeine Gleichheit einzuführen ſuchte. Von Neuem wurde mit aller Kraft gerüſtet und Kosciusko zum Führer für dieſen Krieg ernannt; während in den erſten Tagen des März 1794 der Brigadier Madalinski die Fahne der Unabhängigkeit im Norden des Palatinats Maſovien erhob und nach Krakau marſchirte, hielt Kosciusko hier ſeinen Einzug in der Nacht vom 24. bis 25. März. Zum Generaliſſimus der Armeen von Polen und Lithauen erklärt, ſah er ſich noch im Beſitze einer diktatoriſchen Macht ohne Grenzen, durch den Akt der Unabhängigkeit, welchen die Bewohner Krakau's am 26. März 1794 unterzeichneten.

Nachdem Kosciusko das Gouvernement in jeder Art organiſirt hatte, verließ er Krakau mit ſeinen Truppen, denen die Ruſſen bei weitem überlegen waren. Am 4. April 1794 begegneten ſich beide Armeen bei dem Dorfe Maclawice, zwölf Meilen von Krakau. Der Kampf war fürchterlich, der Sieg für die Polen entſcheidend und ſeine Reſultate erzeugten eine magiſche Wirkung. Bald wurde Kosciusko nach Warſchau gerufen, deſſen Einwohner einen Plan des ruſſiſchen Statthalters zu ihrer Vernichtung vereitelt und die Stadt gänzlich von den Ruſſen befreit hatten. Kosciusko ſtellte die Ordnung wieder her und eilte dann den Preußen entgegen; beide Heere trafen ſich am 6. Juni 1794 bei Schtſchekoſchin, die kleinere Truppenzahl der Polen machte den Sieg lange ſtreitig, bis ſie endlich weichen mußte und ſich auflöſete, ohne verfolgt zu werden. Kosciusko war verwundet; zwei Pferde wurden unter ihm getödtet; man ſah ihn immer da, wo die Gefahr ſich am drohendſten zeigte.

In Folge dieſer Schlacht zog ſich Kosciusko nach Warſchau; alle Einwohner dieſer Stadt arbeiteten an ihrer Beſeſtigung, die Polinnen ermunterten die Arbeiter, verſorgten ſie mit Kriegs- und Mundverräthen und gaben Proben von dem Muth, den man immer bei den polniſchen Frauen fand. Warſchau wurde belagert, aber während Kosciusko und die belagerte Armee die Stadt vertheidigten, kam ihnen ein allgemeiner Aufſtand in Groß-Polen zu Hülfe; die Belagerung der Stadt wurde aufgehoben. Während Kosciusko mit Glück die Angelegenheiten leitete, erlagen Samogitien und Litbauen; General Sierakowski verlor eine Schlacht gegen Suwarow. Kosciusko verließ Warſchau, vereinte ſich mit der Diviſion Sierakowski's, drang bis Grodno vor und kehrte dann nach Warſchau zurück. Aber die Gefahr war drohend; der ruſſiſche General Ferſen, welcher ſich am linken Ufer der Weichſel, Maciejowice gegenüber, poſtirt hatte, wollte ſich mit Suwarow verbinden, der in der Gegend von Brzec-Litowski ſtand. Am 7. Oktober verließ Kosciusko mit ſeinem Flügel-Adjutanten Niemcewitſch insgeheim Warſchau und Beide kamen nach Podſamce, nahe bei Maciejowice. Dort vereinigte er ſeine Truppen und erwartete die Feinde. Von ſeinem Unterfeldherrn verlaſſen, ſtellte er ſich ihnen allein entgegen; die Infanterie that ihre Pflicht, die Kavallerie wich. Kosciusko, ſie aufzuhalten, nahm ſeinen Weg über einen Sumpf, ſein Pferd ſtolperte, er fiel und die verfolgenden Koſacken ſtachen ihn mit ihren Lanzen, bis ein polniſcher Soldat ſchrie: „Stecht nicht, es iſt der General!“ Die Feinde umringten voller Bewunderung den Helden, während die Ueberbleibſel der polniſchen Armee ſich wieder ſammelten, um ſich zu vertheidigen, trugen Koſacken den großen, mit Wunden bedeckten Feldherrn in's Schloß Podſamce zum General Ferſen.

So war Kosciusko in der Macht des Feindes. In Warſchau erregte dieſes Ereigniß große Beſtürzung. Es wurde von Suwarow mit Sturm eingenommen und kapitulirte am 9. November 1794. — Koſcinſko wurde mit mehreren Andern nach der Ukraine und von da nach Petersburg geführt, wo ſie in Haft blieben, bis der Tod der Czarin Katharina II. (1796) Paul I. auf den Thron führte. Der neue Kaiſer gab Koſcinſko die Freiheit, bot ihm Würden und Güter an, aber er verweigerte Alles und nahm nur eine kleine Summe, welche hinreichte, ſeine Bedürfniſſe zu beſtreiten. Paul forderte ihm das Wort ab, nie mehr gegen Rußland zu kämpfen. So verließen er und Niemcewitſch nach zweijähriger Gefangenſchaft Petersburg und landeten in London. Von da gingen ſie nach Briſtol, wo die Freunde der polniſchen Sache Koſcinſko mit Geld unterſtützten, ſo daß er ſich nach Philadelphia einſchiffen konnte. Später kam er nach New-York und ein freundſchaftliches Vertrauen band ihn an Jefferſon.

Während Koſcinſko in Amerika war, organiſirte der General Dombrowski die berühmten polniſchen Legionen in Italien. Die Landsleute boten Koſcinſko das Oberkommando an, aber er ließ es Dombrowski. Bei ſeiner Rückkehr nach Europa wurde er überall, beſonders in Paris, ehrenvoll aufgenommen, und trat hier mit mehreren der einflußreichſten Perſonen in die engſten Verhältniſſe. Als Napoleon ſeinen Feldzug von 1806 eröffnete, wollte er, daß Koſcinſko ihn unterſtützen ſolle. Der große Mann forderte vor Allem erſt Garantieen für ſein Vaterland, und da Napoleon unbedingten Gehorſam verlangte, glaubte Jener ſich nicht in dem Recht, ſeine Nation zu repräſentiren und blieb unabhängig. Später in ſeinen Hoffnungen noch mehrmals getäuſcht, begab er ſich endlich nach Solothurn, wo er ſich durch Wohlwollen und Förderung vieles Guten die Herzen Aller gewann. Er ſtarb daſelbſt am 15. Oktober 1817, und unterzeichnete mehrere Monate vorher die Akte, durch welche er ſeine Bauern in Litthauen für ewig der Leibeigenſchaft entzog. Wie er, als er verwundet bei Maciejewice hinſank, ausrief: „Finis Poloniae!" — ſo war auch im Sterben Polen ſein letztes Wort. — Es giebt wenige Männer in der Geſchichte, über welche die verſchiedenſten Parteien ſo einig ſind wie über Koſcinſko; alle ſprechen mit Enthuſiasmus von ihm, wie es ſeine Talente, ſeine Geſinnung und ſeine Uneigennützigkeit verdienen. Sein Leben war dem Wohl ſeines Vaterlandes gewidmet; nicht aus Ehrſucht oder anderm niedern Triebe, wie man es ſo Vielen nachſagen muß, welche Aufregungen der Völker nur zu ihrem Vortheil benutzten, ging er mit Zeit und Verhältniſſen in den Kampf; er opferte ſich für eine Idee, die den edelſten Willen und Bewußtſein entflammte, und eine volle reine Hingebung wird, unabhängig vom Widerſtreit der Anſichten, überall die verdiente Theilnahme und Bewunderung finden.

aber unten im Thale, welcher der Jüdin Eſther, der Geliebten Kaſimir's des Großen, nach ihrem dunkeln Tode aufgeſchüttet ward. Das Denkmal Kosciusko's iſt unter dieſen das höchſte und ſchönſte, hat zwar keinen bedeutenden Kunſtwerth, dafür aber den Werth der Dauer, da es nicht ſo bald verwittern, auch nicht die Habſucht reizen, noch von ſeiner Stelle entführt werden kann.

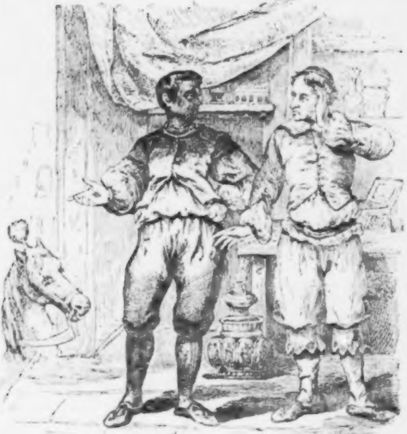
W. v. Wh.

Till Eulenſpiegel.

Wie wir im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins mehrere Schwänke Eulenſpiegels mitgetheilt haben, zugleich mit den Darſtellungen, ſo thun wir's auch hier, beſonders weil viele Stimmen, zum Theil auch öffentliche, ſich günſtig über dieſe verbildlichten Schwänke ausſprachen. Nachdem wir zuvor noch bemerken, daß „die ſieben weiſen Meiſter“, dies ausgezeichnete Volksbuch, deſſen baldige Herausgabe wir im vorigen Jahre ankündigten, nun längſt in der Vereins-Buchhandlung erſchienen und mit fünfunddreißig Holzſchnitten (nach Zeichnungen von Holbein) ausgeſtattet iſt, kommen wir zu Eulenſpiegel's Schwänken.

Wie Eulenſpiegel ſeinem Pferd den beſten Hufſchlag geben lieſs.

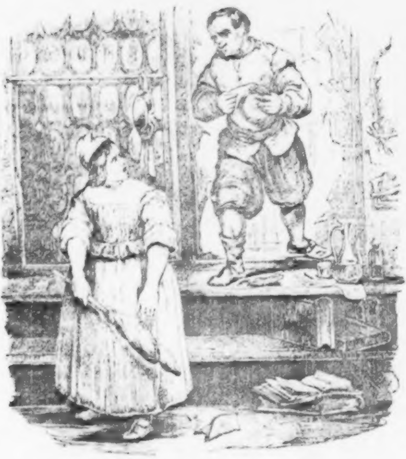
Eulenſpiegel hielt ſich ſo wacker, daß ſeine Frömmigkeit vor manchen großen Herrn kam und man allwärts von ihm zu ſagen wußte. Das mochten die Fürſten wohl leiden und gaben ihm Kleider, Pferde, Geld und Koſt. Alſo kam er auch zu dem König von Dänemark; der bat ihn, ein abenteuerliches Stück zu zeigen, er wollte ihm ſein Pferd mit dem allerbeſten Hufſchlag beſchlagen laſſen. Eulenſpiegel fragte den König, ob er ſeinen Worten glauben ſollte? Ja, ſprach der König, ſo er nach ſeinen Worten thäte. Eulenſpiegel ritt mit ſeinem Pferd zu dem Goldſchmied und ließ ſich ſein Pferd mit goldenen Hufeiſen und ſilbernen Nägeln beſchlagen; darauf ging er zum König und frug ihn, ob er ihm den Hufſchlag bezahlen wollte? der König ſagte Ja, und ſprach zum Rentmeiſter, daß er ihm den Hufſchlag bezahlen möchte. Der Rentmeiſter meinte, es wäre ein ſchlechter Hufſchmied; da führte ihn Eulenſpiegel zum Goldſchmied; der begehrte hundert däniſche Mark. Der Rentmeiſter wollte das nicht bezahlen, ging hin und ſagte es dem König. Der König ließ Eulenſpiegeln holen und ſprach zu ihm: „Eulenſpiegel, was für einen theuern Hufſchlag haſt du machen laſſen! Wenn ich alle meine Pferde ſo beſchlagen laſſen wollte, ſo müßte ich Land und Leute verkaufen. Ich meinte nicht, daß man das Pferd mit Gold beſchlagen ſollte.“ Eulenſpiegel



ſprach: „Gnädiger Herr, ihr ſagtet, es ſollte der beſte Hufſchlag ſeyn: ſo hab' ich euern Worten genug thun wollen.“ Der König ſprach: „Du biſt mein allerliebſter Diener am Hof, du thuſt, was ich dich heiße“, lachte und bezahlte die hundert Mark. Da war Eulenſpiegel hurtig, ließ die goldenen Hufeiſen wieder abbrechen und ſein Pferd mit andern Eiſen beſchlagen.

Wie Eulenſpiegel ſich zu Hamburg bei einem Barbier verdingte und dem Meiſter durch die Fenſter in die Stube ging.

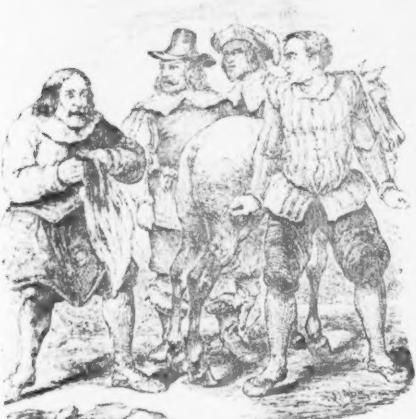
Einsmals kam Eulenſpiegel gen Hamburg auf den Holzmarkt, ſtand und ſah ſich um; da kam ein Barbier zu ihm und fragte: „Was biſt du für ein Handwerksgeſell?“ Eulenſpiegel ſagte: „Ich bin ein Barbier, grad heraus geſagt.“ Da dingte ihn der Meiſter. Derſelbe Bartſcherer wohnte auf dem Holzmarkt, dem Platz gerade gegenüber, wo ſie ſtanden, und das Haus hatte hohe Fenſter nach der Straße. Da ſprach der Meiſter zu Eulenſpiegel: „Siehſt du das Haus da gegenüber wo die hohen Fenſter ſind? da geh hinein, ich will bald nachkommen.“ Eulenſpiegel ſagt Ja und geht zu dem Haus durch die Fenſter hinein und ſagt: „Grüß euch Gott und das Handwerk!“ Die Frau ſaß in der Stube und ſpann, die erſchrak übel und ſprach: „Sieh, führt dich der Teufel da herein? kannſt du nicht zur Thür hereinkommen? iſt das Thor dir nicht weit genug?“ Eulenſpiegel ſprach: „Liebe Frau, zürnt nicht, euer Hauswirth hat mich das geheißen und mich als Geſellen gedingt.“ Die Frau ſprach: „Das wär mir ein ſauberer Geſelle



der ſeinem Meiſter Schaden thut.“ Eulenſpiegel ſprach: „Liebe Frau, ſoll der Geſelle nicht thun, was ihn der Meiſter heißt?“ Indem kam der Meiſter, hörte und ſah was Eulenſpiegel angerichtet hatte. Da ſprach der Meiſter: „Wie, Geſell, konnteſt du nicht zu der Thür eingehen und mir meine Fenſter ganz laſſen? Was haſt du doch für Urſache gehabt, daß du durch die Fenſter hereingekrochen biſt?“ „Lieber Meiſter“, ſprach Eulenſpiegel, „ihr hießt mich, wo die hohen Fenſter ſeyen, da ſollt ich hineingehen, ihr wolltet bald nachkommen. So hab' ich nach euerm Geheiß gethan; ihr ſeyd mir aber da nicht nachgekommen, wo ihr ſagtet, daß ich euch vorangehen ſollte.“ Der Meiſter ſchwieg ſtill, denn er bedurfte ſein und gedachte, wenn ich meine Kunden beſſer bedienen kann, ſo will ich wohl zu meinem Schaden kommen und ihm das an ſeinem Lohn abhalten. Da hieß der Meiſter Eulenſpiegeln die Scheermeſſer ſchleifen. Eulenſpiegel ſprach: „Ja, gern.“ Der Meiſter ſprach: „Schleif ſie glatt aus dem Rücken gleich der Schneide.“ Eulenſpiegel ſprach Ja und begann zu ſchleifen und ſchliff den Scheermeſſern den Rücken ſo ſcharf wie die Schneide. Der Meiſter kam und wollte zuſehen, was er mache, da ſah er, daß den Meſſern, die er geſchliffen hatte, der Rücken wie die Schneide war, und die Meſſer, die er noch auf dem Schleifſtein hatte, die ſchliff er auch darnach. Da ſprach der Meiſter: „Wie machſt du das? das wird nicht gut.“ Eulenſpiegel ſprach: „Wie ſollt es nicht gut werden! Es thut ihnen nicht weh: ich mach' es, wie ihr mich geheißen habt.“ Der Meiſter ward zornig und ſprach: „Ich hieß dich, daß du ein arger Schalk biſt, hör' auf, und laß dein Schleifen und geh wieder hin, wo du her biſt kommen.“ Eulenſpiegel ſprach Ja, ging in die Stube und ſprang zu dem Fenſter wieder hinaus, wo er hineingekommen war. Da ward der Bartſcherer noch böſer, und lief ihm nach mit dem Büttel und wollt ihn greifen laſſen, daß er ihm die Fenſter bezahlen ſollte, die er zerbrochen hatte. Aber Eulenſpiegel war behend und hurtiger als der Meiſter, kam in ein Schiff und fuhr bald davon.

Wie Eulenſpiegel zu Wismar ein Pferdehändler oder Roſstäuſcher wurde und einen Kaufmann betrog.

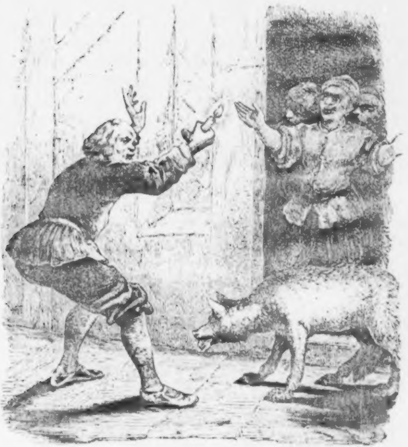
Ergötzliche Schalkheit thät Eulenſpiegel einem Roßtäuſcher zu Wismar bei dem See, denn dahin kam allezeit ein Roßtäuſcher, der kaufte ſelten ein Roß, ſondern handelte und kaufte nicht, zog aber alle Pferde beim Schwanz, ſonderlich die er nicht kaufte; denn er hatte ſein Gemerk am Ziehen, ob das Roß lang' leben würde. Sein Gemerk aber war alſo: hatte das Pferd einen langen Schwanz, daran zog er es, und ſtand ihm das lange Haar ſchwach im Schwanz, ſo kaufte er das nicht, denn er hatte den Glauben, daß es nicht lang' leben würde, ſtand ihm das Haar feſt im Schwanz, das kaufte er, und hatte guten Glauben daran, daß es lang' leben würde und harter Natur wäre. Dies war eine gemeine Sage zu Wismar, ſo daß ſich Jedermann darnach richtete. Als das Eulenſpiegel erfuhr, gedachte er, dem mußt du auch eine Schalkheit thun, es ſey was es wolle, daß der Irrthum aus dem Volk kommt. Nun konnte ſich Eulenſpiegel etwas mit der ſchwarzen Kunſt behelfen, überkam ein Pferd, und machte ihm einen Schwanz von Blut und Harz, wie er es haben wollte. Damit zog er zu Markt und bot das Pferd theuer aus, auf daß ſie es ihm nicht abkauften, ſo lange bis der Kaufmann käme, der die Pferde bei dem Schwanz zog, dem bot er das Pferd guten Kaufs. Der Kaufmann ſah wohl, daß das Pferd ſchön war und gut für



das Geld; ging alſo hinzu und wollt das Pferd hart bei dem Schwanz ziehen. Aber Eulenſpiegel hatte es ſo eingerichtet, ſobald er das Pferd bei dem Schwanz zog, ſo behielt er ihn in der Hand, und dem Pferde war ſo geſchehen, als hätte er ihm den Schwanz ausgezogen. Der Kaufmann ward zaghaftig, und Eulenſpiegel hub laut an zu rufen über dieſen Böſewicht: „Seht, liebe Bürger, wie er mir das Pferd verderbt und geſchändet hat.“ Die Bürger kamen hinzu und ſahen, daß der Kaufmann des Pferdes Schwanz in der Hand hatte, und da das Pferd ohne Schwanz war und der Kaufmann ſich ſehr fürchtete, fielen die Bürger dazwiſchen und machten, daß der Kaufmann Eulenſpiegeln zehn Gulden gab, wozu er das Pferd behielt. Da ritt Eulenſpiegel mit ſeinem Pferde hinweg und ſetzte ihm den Schwanz wieder an, aber der Kaufmann zog nach der Zeit kein Pferd mehr beim Schwanz.

Wie Eulenſpiegel den Wirth zu Eisleben mit einem todten Wolf erſchreckt, den der lebendig zu fangen verſprochen hatte.

Zu Eisleben wohnte ein Wirth, der war ſpöttiſch und hielt ſich für einen tapfern Mann. Eulenſpiegel war in ſeiner Herberge im Winter, da ein großer Schnee lag. Da kamen drei Kaufleute aus Sachſen bei finſterer Nacht auch in die Herberge, und wollten gen Nürnberg. Der Wirth war behend mit dem Mund, hieß die drei Kaufleute willkommen ſeyn, mit ungeſtümen Worten, und ſprach alſo: „Woher des Wegs? was den Teufel ſeyd ihr ſo lang' ausgeweſen und kommt ſo ſpät in die Herberge?“ Da ſprachen die Kaufleute: „Herr Wirth, ihr dürft uns nicht ſo anfahren, uns iſt ein Abenteuer widerfahren unterwegs, indem uns ein Wolf viel Leids gethan hat. Der begegnete uns im Moos, daß wir uns mit ihm ſchlagen mußten: das hat uns ſo lang' aufgehalten.“ Da der Wirth das hörte, ward er ganz ſpöttiſch auf ſie und ſprach, es wär eine große Schande, daß ſie ſich von einem Wolf aufhalten ließen. Und wenn Er allein im Feld wär, und zwei Wölfe begegneten ihm im Moos, ſo wollte er ſie verjagen: ihrer aber wären drei, und ſie ließen ſich von einem Wolf ſchrecken. Das währte den ganzen Abend durch, daß der Wirth die Kaufleute verſpottete, bis ſie zu Bette gingen. Eulenſpiegel ſaß dabei und hörte das Geſpötte. Als ſie nun zu Bette gingen, da wurden die Kaufleute und Eulenſpiegel in eine Kammer gelegt. Da ſprachen die Kaufleute untereinander, wie ſie es anfangen möchten, daß ſie den Wirth bezahlten. Da ſprach Eulenſpiegel: „Lieben Freunde, ich merke wohl, daß unſer Wirth ein Großſprecher iſt: wollt ihr mir folgen, ich will ihn bezahlen, daß er euch nichts mehr von dem Wolf ſagen ſoll.“ Das gefiel den Kaufleuten wohl, ſie gelobten ihm Geld zu geben. Da ſprach Eulenſpiegel, ſie ſollten ihrer Kaufmannſchaft nachreiten und bei ihrer Rückreiſe wieder dahin zur Herberge kommen, alsdann wolle er auch da ſeyn, da ſollten ſie den Wirth bezahlen. Das geſchah. Die Kaufleute machten ſich reiſefertig, bezahlten ihre Zehrung, für Eulenſpiegel auch, und ritten aus der Herberge. Da rief der Wirth den Kaufleuten ſpöttiſch nach: „Ihr Kaufleute, ſeht zu, daß euch kein Wolf begegne!“ Sie ſprachen: „Habt Dank, daß ihr uns warnt; wenn uns die Wölfe freſſen, ſo kommen wir nicht wieder.“ Eulenſpiegel ritt auf die Hardt, ſtellte den Wölfen nach, fing einen, tödtete ihn und ließ ihn hart gefrieren. Um die Zeit, als die Kaufleute wieder gen Eisleben in die Herberge kommen wollten, nahm Eulenſpiegel den todten Wolf in einen Sack, ritt gen Eisleben und fand die Kaufleute, wie ihre Verabredung war, des Abends beim Nachteſſen. Da ſpottete der Wirth noch über die Kaufleute wegen des Wolfs und ſie erzählten, wie es ihnen ergangen wär. Der Wirth ſprach große Worte, wie er zwei Wölfe zu Stücken ſchlagen wollte, und wenn es ſich begäbe, daß ihm zwei Wölfe begegneten, ſo wolle er ſich zum Erſten des einen Wolfs entledigen und darnach den andern erſchlagen. Das währte den ganzen Abend, bis ſie zu Bett gehen wollten. Eulenſpiegel ſchwieg ſtill, ſo lang' bis er zu den Kaufleuten in die Kammer kam; da ſprach er zu ihnen: „Ihr guten Freunde, ſeyd ſtill und bleibt wach; was ich will, das wollt ihr auch; laßt nur das Licht brennen.“ Als nun der Wirth mit ſeinem Geſind ſchlafen war, da ſchlich Eulenſpiegel leis von der Kammer, und hatte den todten Wolf, der hart gefroren war und trug ihn an den Heerd, unterſtellte ihn mit Stecken, daß er aufrecht ſtand, ſperrte ihm das Maul weit auf und ſteckte ihm zwei Kindsſchühlein in's Maul; dann ging er wieder zu den Kaufleuten in die Kammer und rief dem Wirth. Der Wirth hörte das gleich, denn er war noch nicht eingeſchlafen, und rief zurück, was ſie wollten? ob ſie wieder ein Wolf beißen wolle? Da ſprachen ſie: „Ach lieber Wirth, ſchickt uns den Knecht, daß er uns Wein bringe, wir wiſſen uns vor Durſt nicht zu laſſen.“ Der Wirth ward zornig und ſprach: „Das iſt der Sachſen Art, die ſaufen Tag und Nacht.“ Er rief der Magd, daß ſie aufſtünde und ihnen Wein in die Kammer brächte. Die Magd ſtand auf, ging zu dem Feuer und wollt ein Licht anzünden: da ſah ſie dem Wolf recht in's Maul, erſchrack, ließ das Licht fallen, lief in den Hof und meinte nicht anders, als der Wolf hätte die Kinder gefreſſen. Eulenſpiegel und die Kaufleute riefen abermals um Wein; der Wirth meinte, die Magd ſey eingeſchlafen und rief dem Knecht. Der Knecht ſtand auf und wollte auch ein Licht anzünden und ſieht den Wolf auch da ſtehen. Da meint er, der Wolf hätt' die Magd gefreſſen und lief in den Keller. Eulenſpiegel und die Kaufleute hörten das; Eulenſpiegel ſprach: ſeyd guter Dinge, das Spiel wird gut werden. Eulenſpiegel und die Kaufleute riefen zum Drittenmal, wo der Knecht und die Magd wäre, daß ſie ihnen kein Trinken brächten! er ſollte doch ſelbſt kommen und ein Licht bringen, ſie könnten nicht aus der Kammer kommen. Der Wirth meinte nicht anders, als der Knecht wär auch eingeſchlafen, ſtand auf, ward zornig und ſprach: „Der Teufel hat die Sachſen gemacht mit ihrem Saufen", zündete ein Licht bei dem Feuer und ſieht den Wolf auf dem Heerde ſtehen, die Schuh im Maul. Da hub er laut an zu ſchreien und rief: „Mordio, Mordio, rettet, liebe Freunde!" Und lief zu den Kaufleuten, die in der Kammer waren und ſprach: „Lieben Freunde, kommt mir zu Hülfe, ein gräuliches Thier ſteht bei

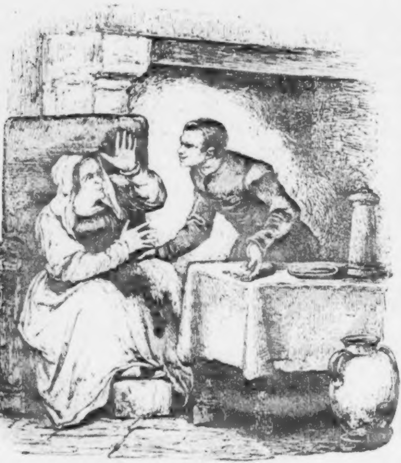


dem Feuer.“ Der Knecht kam aus dem Keller, die Magd kam aus dem Hof, die Frau brachte die Kinder aus der Kammer, ſo daß noch Alle lebten. Eulenſpiegel ging hinzu und ſtieß den Wolf mit dem Fuß um: da lag er und regte ſich nicht. Eulenſpiegel ſprach: „Das iſt ein todter Wolf, und ihr macht daraus ein Geſchrei! Was ſeyd ihr für ein blöder Mann! Beißt euch ein todter Wolf in euerm Haus, und jagt euch und all euer Geſind in die Winkel? Und nicht lang' iſt's her, da wolltet ihr zwei lebendige Wölfe im Feld ſchlagen.“ Die Kaufleute lachten, bezahlten des Morgens, was ſie und Eulenſpiegel verzehrt hatten, und ritten hinweg.

Wie Eulenſpiegel einen Hund ſchindete und das Fell der Wirthin als Bezahlung gab.

Auf eine Zeit begab es ſich, daß Eulenſpiegel an einem Ort in die Herberge kam: da fand er die Wirthin allein. Und die Wirthin hatte ein ſchön zartes Hündchen, das hatte ſie gar lieb, und es pflegte ihr auf dem Schooß zu liegen, wenn ſie müßig war, und wenn ſie Bier trank, ſo mußte ſie dem Hund Bier in eine Schüſſel geben, daß er auch trank, daran war das Hündlein gewöhnt. Als nun Eulenſpiegel bei dem Feuer ſaß und aus der Kannen trank, da ſtund der Hund auf und liebelte ſich Eulenſpiegeln an. Das ſah die Wirthin und ſprach: „Ach Lieber, gebt ihm zu trinken in die Schüſſel, das iſt ſeine Meinung.“ „Gerne“, ſagte Eulenſpiegel. Die Wirthin ging und beſorgte, was ſie zu ſchaffen hatte und Eulenſpiegel gab dem Hund in eine Schüſſel, legte ihm auch ein Stück Fleiſch dazu und der Hund trank und fraß und als er voll war, legte er ſich zum Feuer und ſtreckte ſich, ſo lang er war. Da ſagte Eulenſpiegel zu der Wirthin: „Wir wollen rechnen“, und ſprach weiter: „Liebe Wirthin, wenn ein Gaſt eure Koſt ißt und euer Bier trinkt, wolltet ihr dem auch borgen?“ Die Wirthin fiel nicht darauf, daß er den Hund meinte, ſondern gedachte, Er wär der Gaſt, und ſprach zu ihm: „Herr Gaſt, hier borgt man nicht, man muß Geld geben oder Pfand.“ Eulenſpiegel ſprach: „Des bin ich meines Theils zufrieden, ein Jeder ſorge für das Seine.“ Da ging die Wirthin hinweg und als es Eulenſpiegel zu Wege bringen konnte, nahm er den Hund unter den Rock, ging in den Stall und zog ihm das Fell ab. Dann ging er wieder in das Haus zu dem Feuer und hatte des Hundes Fell unter dem Rock. Da hieß Eulenſpiegel die Wirthin zu ihm kommen und ſprach: „Laßt uns rechnen.“ Die Wirthin rechnete und Eulenſpiegel legte die halbe Zeche auf den Tiſch. Die Wirthin fragte, wer die andere Hälfte bezahlen ſollte, er hätte das Bier allein getrunken. Er ſprach: „Nein, ich hatte einen Gaſt, der trank auch mit, hatte aber kein Geld, ſondern ein

Pfand; der ſoll die andere Hälfte bezahlen.“ Die Wirthin
prach: „Was iſt das für ein Gaſt und was hat er für ein
Pfand?“ Eulenſpiegel ſprach: „Das iſt der Rock, den er an-
atte“, und zog das Hundsfell unter dem Rock hervor und
prach: „Seht, Wirthin, das iſt des Gaſtes Rock, der mit mir

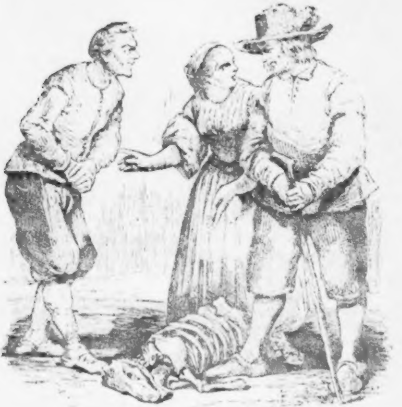


trank.“ Die Wirthin erſchrack, denn ſie ſah wohl, daß es ihres
Hundes Fell war, ward zornig und ſprach: „Daß dir nimmer
Gutes geſchehe! warum haſt du mir meinen Hund abgezogen?“
Eulenſpiegel ſprach: „Frau, das iſt eure eigene Schuld, ich laß
euch fluchen. Ihr ſagtet mir ſelber, ich ſollte dem Hund ein-
ſchenken, und als ich ſprach, der Gaſt habe kein Geld, wolltet
ihr ihm nicht borgen, ſondern Geld oder Pfand haben. Nun

hatte er kein Geld und das Bier mußte bezahlt ſeyn: da mußte er ſeinen Rock zu Pfand laſſen: den nehmt nun für das Bier, das er getrunken hat." Die Wirthin ward noch böſer, hieß ihn aus dem Hauſe gehen, und nicht mehr über ihre Schwelle kommen. Eulenſpiegel ſprach: „Ich will aus euerm Haus nicht gehen, ſondern reiten"; ſattelte ſein Pferd und ritt zur Thür hinaus.

Wie Eulenſpiegel zu Eimbeck ein Bierbrauersknecht ward und einen Hund, der Hopf hieſs, für Hopfen ſott.

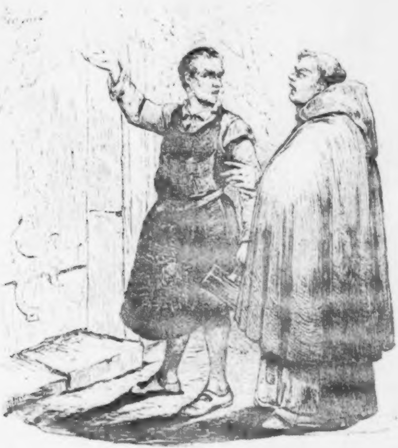
Zuthätig war Eulenſpiegel mit ſeiner Arbeit; aber er verdiente oft nicht viel Danks, wie wohl geſchieht. Auf eine Zeit kam er gen Eimbeck und verdingte ſich bei einem Bierbrauer. Es begab ſich, daß der Bierbrauer zu einer Hochzeit gehen wollte und Eulenſpiegeln befahl, er ſollte mit der Magd Bier brauen: gegen den Morgen wollt er ihm zu Hülfe kommen. Und vor allen Dingen ſollte er Fleiß anwenden, den Hopfen wohl zu ſieden, damit das Bier ſein ſtark darnach ſchmecke. Hierauf ſagte Eulenſpiegel Ja, er wollt ſein Beſtes thun. Damit ging der Bierbrauer ſammt ſeiner Hausfrauen hinaus und Eulenſpiegel begann zu ſieden. Die Magd unterrichtete ihn, denn ſie hatte mehr Verſtand davon als er. Als es nun dazu kam, daß man den Hopfen ſieden ſollte, da ſprach die Magd: „Ach, Lieber, den Hopf ſiedeſt Du wohl allein; vergönne mir, daß ich eine Stunde den Tanz beſehen mag." Eulenſpiegel ſprach Ja und gedachte: geht die Magd auch hinweg, ſo haſt du zu einer Schalkheit Macht. Nun hatte der Brauer einen großen Hund, der hieß Hopf: den nahm er, als das Waſſer heiß war und warf ihn darein, und ließ ihn wohl verſieden, daß ihm Haut und Haar abging. Als nun die Magd wieder heim kam und Eulenſpiegeln helfen wollte, ſagte ſie: „Lieber Bruder, es iſt genug, ſchlag ab." Als ſie nun den Siedekorb einſchlug, und eine Schaufel nach der andern eintauchte, ſprach ſie: „Haſt Du auch den Hopfen hineingethan? Ich verſpüre noch nichts davon auf meiner Schaufel." Eulenſpiegel ſagte: „Auf dem Grund wirſt Du ihn finden." Die Magd fiſchte darnach, bekam das Gerippe auf die Schaufel und hub laut zu ſchreien an: „Ei, behüt' mich Gott! Was haſt Du darein gethan! Der Henker trinke das Bier." Indem kam der Brauer wohl betrunken nach Haus und ſprach: „Was macht Ihr, meine lieben Kinder!" Die Magd ſprach: „Ich weiß nicht, was den Teufel wir machen. Ich ging eine halbe Stunde auf den Tanz und hieß unſern Knecht den Hopfen derweil gar ſieden: da hat er unſern Hund gar geſotten, hier mögt Ihr ſeinen Rücken ſehen." Eulenſpiegel ſprach: „Ja. Ihr habt mich's geheißen. Iſt es nicht eine Plage! ich thu



Alles, was man mich heißt. Thät andrer Leute Geſind nur halb, was man es hieße, ſie ließen ſich begnügen.“ Alſo nahm er Urlaub und ſchied von dannen.

Wie Eulenſpiegel einem Schmied Hammer und Zange, und was er fand, zuſammen ſchmiedete.

Als nun Eulenſpiegel weiter kam, ging es gegen den Winter, und der Winter ward kalt, daß es hart gefror; dazu fiel eine theure Zeit ein, alſo daß viel Dienſtknechte ledig gingen. Und da Eulenſpiegel kein Geld zu verzehren hatte, wanderte er weiter und kam in ein Dorf, da auch ein Schmied wohnte. Der nahm ihn für einen Schmiedeknecht auf, aber Eulenſpiegel hatte keine große Luſt, da ein Schmiedeknecht zu bleiben, jedoch der große Hunger und die Wintersnoth zwangen ihn dazu. Eulenſpiegel gedachte: Leide, was du leiden kannſt, ſo lange bis der Finger wieder in die loſe Erde zeyt, und ihm was der Schmied will. Denn der Schmied wollte ihn ohnedies wegen der theuern Zeit nicht gern behalten. Da bat Eulenſpiegel den Schmied, daß er ihm zu arbeiten gebe. Der Schmied, der ein karger Mann war, gedachte: Nun, in acht Tagen kann er mich nicht arm eſſen, und nahm ihn auf. Des Morgens begannen ſie zu ſchmieden und der Schmied hielt Eulenſpiegeln mit dem Hammer heftiglich an der Arbeit bis an die Mahlzeit. Da hatte der Schmied eine Grube im Hof und als ſie zu Tiſch gehen ſollten, nimmt der Schmied Eulenſpiegeln, führte ihn in den Hof an die Grube und ſprach zu ihm: „Schau her, dies iß: Du ſprichſt, Du willſt eſſen, was ich will, auf daß ich Dir zu arbeiten gebe: wohlan, dies mag Niemand, ſo iß Du Alles allein.“ Darauf ging er in's Haus, aß das Beſte, was er hatte und ließ Eulenſpiegeln bei der Grube ſtehen. Eulenſpiegel ſchwieg ſtill und gedachte bei ſich ſelbſt: Du haſt dich verredt und viel andern Leuten Gleiches gethan: mit dem Maaß wird dir wieder gemeſſen. Wie ſoll ich ihm das nun bezahlen? es muß bezahlt werden, und wär der Winter noch ſo hart. Eulenſpiegel arbeitete fort bis an den Abend und hatte den ganzen Tag gefaſtet: da gab ihm endlich der Schmied etwas zu eſſen; aber ihm ſteckte noch im Kopf, daß er ihn an die Grube gewieſen. Als nun Eulenſpiegel zu Bett gehen wollt, ſprach der Schmied zu ihm: „Steh morgen früh auf, die Magd ſoll blaſen, und ſchmied eins für's andere, was Du haſt, und hau Hufnägel ab, bis ich aufſtehe.“ Da ging Eulenſpiegel ſchlafen, und als er aufſtund, gedacht er, er wollt ihn bezahlen und ſollt er bis an die Knie im Schnee laufen. Er machte ein heftig Feuer, nahm die Zange und ſchweißte ſie an den Sandlöffel, desgleichen zwei Hammer und den Feuerſperbaken. Dann nahm er die Kumme, worin die Hufnägel lagen, ſchüttete die Hufnägel daraus und hieb ihnen die Köpf ab und that die Köpf zuſammen und auch die Stifte. Als er hörte, daß der Schmied aufſtand, nahm er ſeinen Schurz und ging hinweg. Der Schmied kam in die Werkſtatt und ſah, daß den Nägeln die Köpfe abgehauen waren und die Hammer, Zangen und andere Stücke zuſammen geſchmiedet. Da ward er zornig und rief der Magd, wo der Knecht hingekommen wär? Sie ſprach, er wär vor die Thür gegangen. Der Schmied ſprach: „Er iſt gegangen als ein Schalk: wüßt ich wo er wär, ich wollt ihm nachreiten und eine gute Schlappe ſchlagen.“ Die Magd ſprach: „Er ſchrieb etwas über die Thür, da er hinwegging, das ſieht aus wie eine Eule.“ Denn Eulenſpiegel hatte die Gewohnheit, wenn er eine Büberei beging, wo man ihn nicht kannte, da nahm er Kreide, malte über die Thür eine Eule und einen Spiegel und ſchrieb darüber Hic fuit. Als nun der Schmied aus dem Hauſe ging, fand er die Eule, wie die Magd ihm geſagt hatte. Da der Schmied die Schrift nicht leſen konnte, ging er zum Kirchherrn und bat ihn, daß er mit ihm ginge und das Gemälde läſe. Da ſprach er zum Schmied: „Das bedeutet ſo viel als: Hier iſt Eulenſpiegel geweſen.“



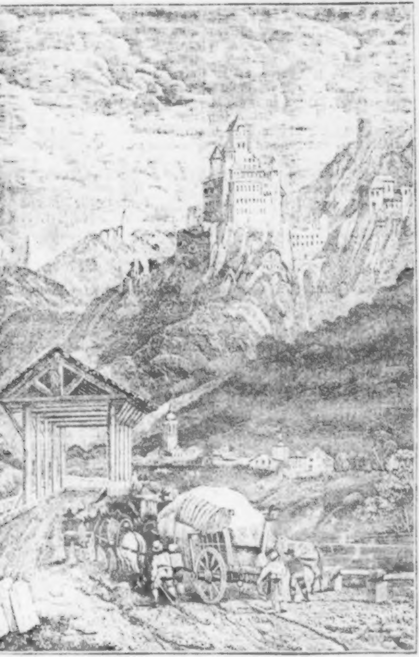
Der Kirchherr hatte viel von Eulenſpiegel hören ſagen und ſchalt den Schmied, daß er ihm das nicht zu wiſſen gethan, damit er ihn doch auch geſehen hätte. Da ward der Schmied zornig auf den Kirchherrn und ſprach: „Wie wollt ich Euch das zu wiſſen thun, was ich ſelber nicht wußte? Jetzt weiß ich wohl, daß er in meinem Haus geweſen iſt: man ſieht es an meinem Werkzeug, er ſoll mir nur nicht wieder kommen!“ Damit nahm er den Kohlwiſch und wiſchte das aus, was auf der Thüre ſtand, indem er ſprach: „Ich will keines Schalks

Wappen an meiner Thüre haben.“ Alſo ging der Kirchherr von dannen und ließ den Schmied ſtehen; aber Eulenſpiegel blieb aus und kam nicht wieder.

Troſtburg.

Es giebt nicht leicht eine wildere, romantiſchere Gegend, als die, in welcher das Schloß Tronsberg (in neuerer Zeit Troſtburg genannt) liegt. In einem herrlichen Thale Tyrol's, zwiſchen Botzen und Clauſen, erhebt es ſich auf einem Felſen hart über dem Dorfe Kolmann, mit dem Felſen ſelbſt beinahe eine Maſſe bildend. Auf der linken Seite des Schloſſes, gerade auf der Spitze eines Berges, ſieht ein Dorf mit ſeiner Kirche, und auch auf der andern Seite gewahrt man, von einigen Hütten umgeben, ein kirchenartiges Gebäude, das ſich aber minder gut erhalten hat. Es iſt faſt unbegreiflich, wie die Bewohner zu ihren hohen Wohnungen hinaufklimmen und man findet ſchwer einen Ort, der in den Zeiten der Lehnsherrſchaft von ſolcher Wichtigkeit geweſen ſeyn mag. Der Weg durch Tyrol nach Italien iſt der älteſte und wohl noch am meiſten beſuchte, und es war jener Zeiten der erſten Beſitzer dieſes Schloſſes würdig, ſolch ein Zollhaus an den Weg zu bauen. Nachdem das Geſchlecht der Tronsberge ausgeſtorben war, kam dies Schloß in den Beſitz der Grafen Wolkenſtein und jetzt ſoll es den Baronen von Gottenberg gehören.

Um es erklärbar zu finden, wie ſelbſt der Landmann ſich auf einer ſolchen Höhe anbauen konnte, muß man eine Sage hören, die man ſich in dortiger Umgegend erzählt. Diether von Tronsberg war, wie ſein Vater, Raubritter geweſen und große Reichthümer befanden ſich in dem Schloſſe zu jener Zeit, als man eben das Pulver erfunden und die Zerſtörung der Raubburgen begonnen hatte. Da entführte der wilde, aber männlich ſchöne Diether von Tronsberg eine reizende Nonne; dieſe ward ſeine Gemahlin und verwandelte den ſtarren Sinn des Ritters ſo, daß er ſeinen Unterthanen ein milder und von Allen geliebter Herr wurde. Da indeß ſeine früheren Raubthaten und die Entführung der Nonne Acht und Bann über ihn brachten und er vorausſah, man werde ihn in ſeiner Burg angreifen, ließ er Dörfer mit Kirchen auf den Höhen bauen, und ſeine treueſten Unterthanen ſiedelten ſich dort an, um, wenn ihr Herr einmal in ſeiner Burg eingeſchloſſen würde, ihm Zeichen geben, und gleichſam durch den, im Geläut der Glocken gemeinſchaftlich werdenden Gottesdienſt ihn tröſten zu können. Als nun der Papſt vergeblich die Ehe des Ritter Diether von Tronsberg zu trennen verſucht hatte, rüſtete ſich die weltliche Macht gegen ihn und auf einer noch ſteileren Höhe wurde ein



Thurm erbaut, von welchem man die Burg Fronsberg beſchoß. So wie aber dies geſchah, begannen rechts und links die Glocken zu läuten und Diethers getreue Unterthanen beteten in feierlicher Meſſe für die Rettung ihres Herrn. Während dieſes, von den Glocken begleiteten Gottesdienſtes wagte man nicht, die Burg zu beſchießen, und die Unterthanen des Ritters zeigten ſich ſo ausdauernd in ihrem Gebet, daß endlich ſelbſt die Belagerer davon gerührt waren und es dahin brachten, daß Diether, gegen das Gelöbniß, fortan ein reines Leben zu führen und zur Sühne ſeiner früheren Thaten ein Kloſter zu bauen, von der geiſtlichen und weltlichen Macht wieder zu Gnaden aufgenommen ward. Damals ſoll auch die Burg, weil von allen Seiten der Preis des Herrn mit Glockenklang die zagenden Bewohner durchdrungen, den Namen Troſtburg erhalten haben, wie denn, nach den alten Chroniken, von da an Diether und ſeine Gemahlin ſie wirklich zur Troſtburg machten für Jeden, der, vom Unglück verfolgt, dort Hülfe ſuchte.

Der Pachter.

Im Jahre 1814 wurde Petit-Bourg von dem commandirenden General der alliirten Armeen, Fürſten von Schwarzenberg, beſetzt. Er ſchlug hier ſein Hauptquartier auf und von dieſer Stellung aus beobachtete er die Armee-Bewegungen um Paris und Fontainebleau, wo die großen geſchichtlichen Begebenheiten des Augenblicks ſich knüpften und auflöſten. In den benachbarten Beſitzungen waren die vornehmſten öſtreichiſchen, preußiſchen und bayerſchen Offiziere einquartiert, die Soldaten lagen in den Flecken und Dörfern der Umgegend und zwar in ſo großer Anzahl, daß viele Familien gezwungen waren, deren Zwanzig aufzunehmen, was freilich eine zernichtende, aber durch den Krieg unvermeidlich gemachte Laſt war. In dieſer Zeit erlitten die Landeigenthümer den Todesſtoß. Jetzt dem Einſtürmen der Feinde preisgegeben, dann von Franzoſen beſetzt, die einen kurzen Vortheil gewonnen oder auf dem Rückzug begriffen, wurde eine ſolche Pachterwohnung oft zwei Mal in einem Tage, bald von Feinden und bald von feindlich handelnden Franzoſen überſchwemmt. Dennoch gab es während dieſes Kampfes eine Zeit, wo man nicht einmal eine Klage beim Chef wagte, ein ſo ſtrenges Kriegsgeſetz war gegen den kleinſten Fehltritt der Soldaten gegeben, und bei ernſteren Vergehen war das Todesurtheil gleich fertig. Aus Menſchlichkeit ließ man ſich lieber den Verluſt eines Hammels oder einiger Pfund Früchte gefallen, als den unglücklichen Marodeur der Strafe zu überliefern. Indeſſen wurde einſt ein ſo ausgelaſſener Diebſtahl begangen, daß der Beraubte, ein Pachter von Soiſy-ſous-Etioles (in der Umgegend von Villeneuve-Saint-Georges), in den allerheftigſten Zorn ausbrach.

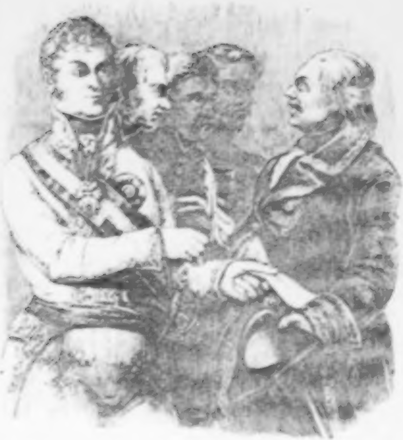
Durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, drei bis vier Tage mit ſeiner Familie zu Villeneuve Saint-Georges zuzubringen, vertraute der Pachter ſeine Wirthſchaft einigen Bauerfrauen an, die zwei Mal die Woche Butter und Käſe auf den nächſten Markt verkaufen mußten. Von der Reiſe des Pachters unterrichtet, brachen die deutſchen Soldaten in ſeinen Weinkeller ein, entwendeten in der erſten Nacht all ſeinen auf Flaſchen gezogenen Wein und die beiden folgenden Nächte fünfhundert Flaſchen extra feinen Wein, aufgeſpart für beſondere Feierlichkeiten. Alles ging unter dem Deckmantel der Finſterniß fein ſtill und geräuſchlos. Ich weiß nicht, ob Eier und Hühner nicht auch ſehr zu leiden hatten, die Hauptſache hat für die Nebengriffe keinen Platz gelaſſen. Als nun der Pachter zurückkam, wie mußte dieſer Schlag ihn treffen! Einem Wolf ähnlich, denn Wuth macht zum wilden Thiere, hatte er bald mit heftigen Sätzen das Terrain zwiſchen ſeiner Wohnung und der Seine überſprungen, ſetzte über den Fluß, und begab ſich in's Hauptquartier zum Fürſten von Schwarzenberg; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe zu den in der Umgegend liegenden Regimentern gehörten, was auch durch verlorene Knöpfe, Schuhnägel, Pompons und viele andere Beweiſe beſtätigt war. Ein Deutſcher iſt viel zu naiv, um nicht ſolche, eine gehörige Sentenz bildende Proben hinter ſich zu laſſen. Der Fürſt bewilligte dem Pachter mit ſeiner gewöhnlichen Gefälligkeit Audienz und nachdem er die Klage vernommen, fragte er ihn: ob er die Strafe kenne, zu welcher die von ihm Verklagten unwiderruflich verdammt werden müßten! — „Ich weiß es", erwiederte der in Wuth kochende Pachter; „aber ſie haben es verdient!" — „Bedenken Sie ſich noch", fügte der Fürſt hinzu, „und kommen Sie morgen früh wieder. Beſtehen Sie darauf, ſo ſoll Gericht gehalten werden, wonach das Todesurtheil erfolgt, das verſteht ſich von ſelbſt." — Mein Entſchluß bleibt feſt, dachte der Pachter beim Nachhauſegehen; was ſoll ich dieſe Plünderer noch ſchonen! Iſt es übrigens meine Schuld, daß ihre eignen Geſetze ſie zum Tode verurtheilen! Mir wäre ihre Gefängnißſtrafe genug geweſen!

Am andern Morgen reicht der Fürſt dem unbeugſamen Pachter die Hand entgegen und ſagt: „Nun, was haben Sie beſchloſſen?" — „Daß ich nicht darauf verzichte, die Diebe vor das Kriegsgericht zu bringen!" erwiederte der Kläger hart. — „Sind Sie vielleicht auch Soldat geweſen?" fragte der Fürſt. — „In meinem Alter iſt Jeder ſchon Soldat geweſen." — Der Fürſt ſann nach. Dann hob er wieder an: „Die drei Deutſchen ſind mir bereits ausgeliefert; bevor ich jedoch morgen den Kriegsrath verſammle, lade ich Sie ein, um zehn Uhr früh zu mir auf's Schloß zu kommen." — Der Pachter fand ſich abermals pünktlich ein, nichts hatte aber bis jetzt ſeinen Rachedurſt erſchaffen. In ſeiner alten Soldatennatur vereinte er den Groll des gedemüthigten Landmanns mit dem ſtillen Haß des beſiegten Soldaten und zwiſchen dieſen beiden Leidenſchaften waren Vernunft und Mitleid in die Enge getrieben. — „Hier ſind drei Soldaten, die Rädelsführer, gegen die Sie als Kläger auftreten; es ſind drei Brüder!“ ſagte der Fürſt zum Pachter.

„Es thut mir leid, daß es drei Brüder ſind. Freilich iſt's hart, drei Brüder füſiliren zu laſſen, aber das iſt ihre Schuld!“ — „Ehe wir ſie vor Gericht ſtellen“, fiel der Fürſt ein, „ſollen Sie und die Delinquenten bei mir eſſen. Wir wollen alle Fünf erſt ein Frühſtück einnehmen. Meine Herren, ſetzen Sie ſich!“ — Als die ſonderbaren und Anfangs in ihrer Stellung ſehr verlegenen Gäſte zwei bis drei Gläſer Wein getrunken, wonach die Diener ihnen noch immer einſchenkten, gewöhnten ſie ſich allmählig an ihre wunderliche Lage. — „Wo haben Sie den Krieg gemacht, Herr Pachter?“ fing der Fürſt die Unterhaltung heiter an. — „In Italien und Deutſchland, mein Fürſt!“

Die andern Drei der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig, horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem nun beginnenden Geſpräch. — „Sind Sie bei der Einnahme irgend einer Stadt geweſen?“ — „Gewiß!“ — „Auch bei andern Ueberfällen?“

„Ja, mein Fürſt! Es ging heiß her. Wir ſtießen den Feind hinter einer Pachterwohnung auf, jagten dieſe in die Höhe, dann kam Alles an uns!“ — „Auf Ihre Geſundheit!“ ſagte der Fürſt, ihm ſelbſt ein Glas Bordeaux-Wein einſchenkend. „Fahren Sie fort!“ — Die drei Soldaten athmeten kaum. — „Sapperment! Wir machten es, wie man es mit einem eroberten Lande zu machen pflegt. Wir aßen, tranken und quartirten uns bei den Bürgern ein. Ich gerieth zu einem Prediger und während der zwei bei ihm zugebrachten Monate kann ich ſagen, daß ſie [illegible] den Branntwein nicht verließen.“ — „Auf Ihre Geſundheit, Herr Pachter!“ — der Fürſt ſchenkte ihm ein. — „War kein Wein da, ſo waren ſeine Hühner fett; ich trank ſeine letzte Flaſche.“ — „Ohne Zweifel hat er ſie Ihnen ſehr freundſchaftlich aufgedrungen?“ — „Gott bewahre! Der alte Geizhals! Aber ich hätte den doch ſehen mögen, der mich hätte verhindern ſollen, den Keller zu zapfen!“ — „Wenn er Ihnen nun die Schlüſſel verſagt hätte?“ — „Dann wäre ich zur Thür eingebrochen.“ — „Auf Ihre Geſundheit, Herr Pachter!“ — der Fürſt ſchenkte ein. „Alſo, Sie würden die Thür erbrochen haben? Aber — der Kriegsrath — ?“ — „Bah! Ein Kriegsrath in einem eroberten Lande! Nun ja! Zum Nachtheil des Regiments wäre ich allerdings verdammt worden.“ — „Feder und Papier!“ rief der Fürſt ſeinem Bedienten zu. Er ſchrieb und las dem Pachter dann folgende Zeilen vor: „Ich, Pachter zu Soiſy-ſous-Etiolles, alter Soldat, der den Krieg in Italien und Deutſchland gemacht, und zuweilen aus



eigenem Antrieb und gegen den Willen meines Wirths ſeinen Wein getrunken, aber niemals dafür eine Strafe erlitten; ich ſehe daher deſto weniger ein, daß gegenwärtige drei Soldaten, zur Strafe, meinen Weinkeller geplündert zu haben, ohne Gnade zum Tode verurtheilt werden." — „Unterzeichnen Sie, Herr Pächter!" — Der Pächter nahm aber nicht die Feder, ſondern Stock und Hut und ſuchte ſchleunigſt die Thür zu gewinnen. — „Nein! So ſollen Sie doch nicht fort!" rief der Fürſt ihm lachend nach; „berechnen Sie Ihren Verluſt und wir werden Beide einig. Thun Sie, als ob ich Ihnen den Wein abgekauft." — „Gehet!" ſagte hierauf der Fürſt zu den vor Freude und Rührung beſtürzten Soldaten: „Ich verdamme euch unwiderruflich zu dreimonatlichem Waſſertrinken!"

Die Dorfbraut.

Wer fühlt ſich nicht angezogen von dem milden, lieblichen Geſicht der Hauptfigur in nebenſtehendem Bilde? Sie iſt die Braut eines reichen Bauers, und doch, ſeht hin, doch blickt der Schmerz aus ihren Zügen; und mit tiefſtem Gefühl, mit dem frommen Wunſch einer beſſern Zukunft, als ihr ſelber entgegenlacht, ſchaut ſie auf die jüngere Schweſter, die, ohne zu wiſſen weshalb, von den traurigen Zügen der Braut zu Thränen gerührt, doch unter dieſen Thränen wieder leicht aufſchaut, von andern Gedanken erheitert; — ihr öffnet die kindliche Anſicht noch das Leben im roſigſten Lichte. Woher aber der Schmerz in dem Gemüth der Braut an dem Tage, den faſt jedes Mädchen ſehnlich herbeiwünſcht, am Hochzeittage? Hat ſie eine Untreue entdeckt an dem Manne, dem ſie ihre Hand zum Bunde der Liebe reichen ſoll? Das nicht, ſonſt würde ein Strom von Thränen die Augen des liebenden Mädchens füllen. Oder ſchaut ſie zurück auf die Jahre, in denen die ungebundene Freiheit ſie ergötzte, bedauert ſie, daß nun das Geſchick ihr ernſtere Pflichten auferlegt? Nein, die rüſtige Jungfrau ſchaffte ſchon in ihrer Eltern Hauſe mit ſtrebſamer, fleißiger Rührigkeit; ſie war der Mutter Stütze, des Vaters Troſt. Oder ſollte ſie wohl gar nur des äußern Gutes wegen den Mann zum Gatten gewählt haben, nur, um in Müßiggang und Pracht zu leben, und ſollte nun das erwachte Gewiſſen ihr zuflüſtern: du wirſt unglücklich und machſt unglücklich! Wer wollte in den reinen, unſchuldsvollen Zügen der Jungfrau ſo verachtungswerthe Schwächen leſen! Nein, nein, nicht nur der Kummer ſpricht aus ihnen, auch die Reſignation; man ſieht, ſie hat mit ſich gekämpft, und auf ihrem Geſicht liegt eine himmliſche Ueberwindung. Wohl denkt ſie mit ſchwerem Herzen des Geliebten, der, arm wie er iſt, erſt nach jahrelanger Mühe und Arbeit würde im Stande geweſen ſeyn, vor den Vater hinzutreten, und um Liesbeth zu freien; ſie hatten einander Treue gelobt, und nun, nun ſieht ſie im Begriff, ſie zu brechen, und kann nicht anders! Innig denkt ſie zurück an die Jahre der Kindheit, wo ſie unbefangenen Sinnes heiter um dieſelbe Kirche herum ſprang, in welcher nun ihr namenloſes Elend unauflöslich beſtätigt werden ſoll. Da drängt ſich ihren Gedanken das Bild des Geliebten auf, wie einſt in kindlicher Weiſe ſie ihm gut war, dann die Neigung wuchs, bis ſie zur innigſten Liebe gewachſen, ſie [illegible] an ſeine Bruſt geſunken, wo ihm geſtanden, was ſie für ihn fühlte. Ach, wohl durchzieht ihren Buſen ein nagender Schmerz, denn ſie weiß, der Schwur, den ſie zu ihm nicht vermeiden kann, das Ja, welches ihren Lippen entſchlüpfen wird, führt ſie zu dem Grabe der Hoffnungen, die ihr Lebensathem waren, und nicht nur der ihrige, auch der

des Geliebten! Dies Alles hat ſie überdacht, alle dieſe ſtürmenden Gefühle haben ſie beängſtigt, und dennoch iſt ſie bereit zu dem ſchweren Opfer, in voller Hingebung an ihre kindliche Pflicht. — Es ſind zeitliche Rückſichten, die Eliſabeths Eltern beſtimmten, ihr Kind durch Bitten und Gewalt zu der Ehe mit dem reichen Mann hinzudrängen — ſie meinten: Liebe kann wohl Viel, Geld aber kann Alles! — und ſo nahmen ſie ihrem Kinde, dem ſie das Leben gaben, die blüthenreichſten Freuden ſchuldlos, nicht wiſſend, welch eine ſchwere Verantwortung ſie auf ſich laden! — Aber unſre Eliſabeth iſt ein ſtarkes Mädchen! — ſie verſetzt durch ihr Opfer ihre Eltern aus einer ſorgenvollen in eine ſorgenfreie Lage, und mit dieſer wohlthuenden Empfindung, geſteigert durch das Bewußtſeyn, daß es in harter Prüfung geſchehen, wird ihr die Ueberwindung, die ſchon jetzt in ihren Zügen ſich andeutet, zur Zufriedenheit übergehen; — und wer mit ſich zufrieden ſeyn darf, iſt eher wohl es auch mit der Welt! — So geſchehe es unſrer guten Eliſabeth! — aber ein beſſerer Wunſch iſt noch: daß ſolche Opfer nicht verlangt werden mögen! — Wir indeß ſehen noch einmal in das wehvolle Antlitz dieſer Braut und dabei fällt uns unwillkürlich ein:

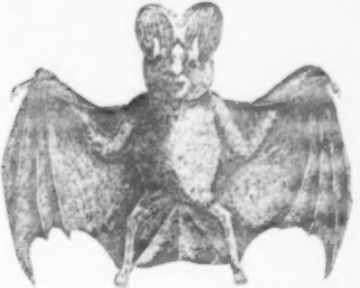
„Ach Scheiden und Leiden, wie ſeyd doch ihr Beiden,
Wie Herzen und Schmerzen, im Klange ſo gleich!
Drum iſt auch beim Scheiden nicht Leiden zu meiden,
Drum ſind auch die Herzen an Schmerzen ſo reich.“ A. G.

Fledermäuſe.

Das Geſchlecht der Fledermäuſe iſt ſehr zahlreich, auch wenn wir die, welche man unter den Menſchen mit dieſem Namen bezeichnet, nicht mitzählen, obgleich ſie gerade in unſern Tagen wieder ſehr ausgezeichnet werden. Man ſieht ſie z. B. auftreten als Geiſter, um zu beweiſen, daß es doch Geſpenſter giebt, während alle ihre Beweiſe etwa ſo klingen, wie der Bericht jenes Dorfſchulzen, der ſeiner Behörde meldete, daß ſeit einiger Zeit auf unſichtbare Weiſe ein Komet im Dorfe umgehe, der in verſchiedener Geſtalt, zuweilen ſichtbar, zuweilen unſichtbar, Exceſſe aller Art verübe, und neulich ſogar ihm, dem Schulzen ſelbſt, in ſein Gemeinderechnungsbuch geſchrieben habe: er ſey ein Lumpenhund, der in dieſem Buche Geld als verbraucht aufführe, was doch nicht verbraucht ſey — worauf ſich denn wirklich nur der leere Geldkaſten gefunden. Die citiren Geiſter, dieſe menſchlichen Fledermäuſe, und behaupten: daß ſie erſcheinen, ungleich Jenem, der öffentlich Geiſter citiren wollte, es auch that und dann in der Verſammlung ehrlich ſagte: „Meine Herren, ich verſprach Ihnen, gegen ein erlegtes Eintrittsgeld, Geiſter zu citiren; das hab' ich gethan. Sie werden aber einſehen, daß ich ganz guter Schuld bin, wenn ſie nicht kommen!“ Auch als Verkündiger der Wetterprophezeiungen auf hundert Jahre hinaus treten ſie auf, wie dies ein Breslauer Scribent neuerlich zwei Mal gegen den Herausgeber dieſes Büchleins gethan und dabei zugleich eine Prophezeiung für das Jahr 1840 beibrachte, die glücklicher Weiſe nicht eintraf. Glücklicher Weiſe! — denn wären ihm bei der von ihm begünſtigten Prophezeiung die Umſtände — was ſehr leicht ſeyn konnte — günſtiger geweſen, ſo hätte er ſtolzirt mit ſtelzenhaften Worten und auf einen Weg hingewieſen, wo keiner iſt, und doch wäre ihm wohl ein Gefolge erwachſen, denn:

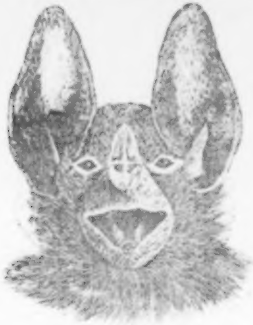
„Der Thorheit iſt geſellet
Ein Schwarm auf allen Gaſſen,
Vernunft, wo ſie ſich ſtellet,
Sieht ſich allein gelaſſen,
Und kann von Glück noch ſagen,
Wird ſie nicht gar geſchlagen!“

Genug, was der fortſchreitende Geiſt längſt für überwunden erachtete, das findet jetzt abermals ſeine Verfechter und aus lauter altem Gerölle entſteht immer wieder ein Thurm zu Babel, den die menſchlichen Fledermäuſe umſchwirren. Von ſolchen Fledermäuſen reden wir hier nebenbei und zugleich von jenen, wonach man die Lichtſcheuen benennt, indem wir ein Paar in Abbildungen geben, welche jene Benennung begreiflich machen. Da iſt erſtens die „Leiernaſe“, die ſo ausſieht, als hätte der Menſch bei den Geſtalten ſeiner Hirngeſpinnſte ſie ſich zum Muſter genommen.



Sie könnte zugleich als Spottbild aller Mantelträger dienen, wie Figura zeigt, und wir bemerken noch, daß ihr Pelz oben rothbraun und unten rothgelb, ihr Daſeyn aber nur den Inſekten ein verderbliches iſt, da dieſe der „Leiernaſe" zur Nahrung dienen.

Die zweite zu betrachtende Fledermaus iſt der „Vampyr", dem die Ammenmährchen abenteuerlichen Stoff genug verdanken.

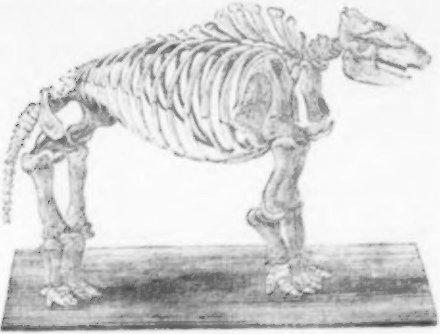


Wir bildeten nur den Kopf ab, da der übrige Bau dem der „Leiernaſe" ähnelt. Seine Heimath hat der „Vampyr" in Südamerika und von dort aus verbreitete ſich ſein übler Ruf als Blutausſauger, was er auch wirklich iſt, ohne jedoch den Menſchen ſehr gefährlich zu ſeyn, wenn er auch bei offenen Fenſtern in die Schlafzimmer fliegt und dort, kann er's bekommen, etwas Menſchenblut zu ſich nimmt. Der Schreck ſoll dabei größer ſeyn als der Schaden. — Dieſe Sorte von Fledermäuſen veranlaßte in alter Zeit die Sage von den Harpyen und aus unſerm Mittelalter hervor ging eine andre Sage, daß nämlich Geſtorbene, die in Sünden oder im Kirchenbann dahinfuhren, des Nachts aus ihren Gräbern emporſtiegen, als „Vampyre" umherzögen, und den Menſchen, für welche ſie im Leben Liebe empfanden, das Blut ausſaugten, jene aber, die ihr Haß traf, umbrächten. Noch im Jahr 1732 veranlaßte dieſer Aberglaube in Ungarn und Serbien Unruhen und Unterſuchungen, es erſchienen Schriften für und wider die Exiſtenz ſolcher menſchlichen Vampyre, und es iſt ſpaßhaft genug, zu leſen, mit wie wunderlichen Gründen literariſche Fledermäuſe, die den Glauben an Vampyre in Menſchengeſtalt verfechten wollten, ſich zu Narren machten und Andere dazu machen wollten. — Im Redegebrauch iſt uns indeß die Bezeichnung „Vampyr“ und „Blutſauger“ noch gang und gäbe, als ſinnbildlicher Vorwurf für diejenigen, die vom Blut und Schweiß ihrer Mitmenſchen leben und aus der Noth und dem Elend die Mittel zu ihrem Prunk ziehen; — denen wollen wir denn auch einen ſolchen Namen nicht ſtreitig machen.

Der groſse Maſtodon

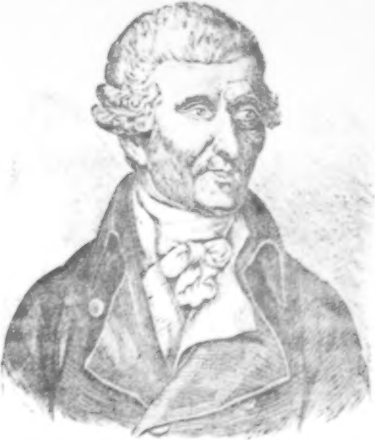
(das Ohio-Thier).

Zu den urweltlichen Thieren, die man nur durch Erwähnung in alten Werken und Ausgrabung ihrer Ueberreſte kennen lernte, gehört auch der Maſtodon, von welchem ein vollſtändiges Skelett hier vor uns ſteht.



Nach der Geſtalt deſſelben erklären die Naturforſcher: die Nahrung der Maſtodon's ſey ganz die der Elephanten ge weſen. Man findet ihre Reſte beſonders in Nord-Amerika und zumeiſt am Ohio in großer Menge; ſie ſind in der Regel gut erhalten und ſo war es möglich, ſchon mehrere Skelette aufzuſtellen, die in nord-amerikaniſchen Muſeen zur Schau ſtehen. — Mit einigen Abweichungen im Bau, hat der Maſtodon aber auch in Europa gelebt; Reſte deſſelben ſind z. B. in Süddeutſchland öfter ausgegraben worden und man bewahrt ſie in öffentlichen Naturalien-Sammlungen. Der Berechnung nach hat das Thier eine Länge von 18 bis 20 Fuß und eine demgemäße Höhe gehabt.

Franz Joſeph Haydn.



Haydn iſt es, der der Inſtrumental-Muſik zuerſt die Unabhängigkeit gab, welche weder Italiens noch Deutſchlands Meiſter bis dahin ihr verleihen konnten; ſeine Symphonien können und werden durch ihre Grazie, den Humor und die originelle Lebendigkeit ſich ſtets glänzend denen Mozart's und Beethoven's gegenüber behaupten, wenn auch dieſe Beiden das Feld bedeutend erweitert haben; aber Haydn war, wenn auch nicht der Schöpfer der Symphonie, doch der Erſte, der ſie bis zu der großen Höhe heranbildete. Seine Quartette, ſeine berühmten Quartette werden noch immer als das Werk eines großen Geiſtes angeſehen. Einige derſelben ſind ſo friſch, daß ſie mit eben ſo ſicherem Glück noch jetzt zur Aufführung kommen als früher, nachdem zwei Generationen vorübergegangen, als deren Haupt ein Mozart, dann ein Beethoven daſtand. Sein Oratorium, „die Schöpfung", iſt ein Meiſterſtück an tiefer Wahrheit und Wirkung; bei allen Völkern hat es Bewunderung erregt. „Die vier Jahreszeiten", „die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuz" verdienen ebenfalls in den erſten Rang der Inſtrumental-Muſik aufgenommen zu werden. — Will man den Schauplatz finden, wo dieſer Stern aufging, muß man ihn in der räuchrigen Hütte eines Stellmachers ſuchen.

Franz Joſeph Haydn ward geboren zu Rohrau, ſieben Meilen von Wien, am 31. März 1732. Er war der Aelteſte einer zahlreichen Familie; ſein Vater, Mathias Haydn, hatte von ſeinen zwei Frauen zwanzig Kinder gehabt. Außer ſeinem Handwerk als Stellmacher, verſah Mathias noch das Amt des Dorfrichters und des Sakriſtans von der Pfarrkirche; er beſaß eine ſchöne Tenorſtimme, und hatte auf einer Reiſe durch Deutſchland gelernt, etwas die Harfe zu ſpielen. An den Feſttagen vergnügte er ſich durch Muſiciren und Singen mit ſeiner Frau. Im ſiebenten Jahre enthüllte Joſeph Haydn dadurch ſein muſikaliſches Gefühl, daß er anſcheinend die Stimme ſeiner Mutter mit einem Holzſtück und einer Ruthe begleitete, die er in der Weiſe der Geige und des Bogens handhabte. Der Zufall fügte es, daß ein Vetter Haydn's, Namens Frank, der Schulmeiſter in Haimburg und guter Lehrer der Muſik war, einem dieſer Trios beiwohnte; er erſtaunte über die Sicherheit, mit welcher das Kind Takt hielt und ſeinen angeblichen Bogen führte. Er meinte, daß ſeine Anlage ausgebildet zu werden verdiente, und bot ſich an, den kleinen Joſeph unter ſeine Obhut zu nehmen. In kurzer Zeit lernte er bei Frank mehrere Inſtrumente ſpielen, und ſeine ſchöne Stimme machte ihn im Chore bemerkbar. Hier war es, wo ihn der Kapellmeiſter v. Reuter auszeichnete und ſogleich den Gedanken faßte, Haydn mit ſich zu nehmen, um ihn in der Stephanskirche zu Wien ſingen zu laſſen. Er blieb mehrere Jahre unter Leitung Reuter's, und ſchon im Alter von zehn Jahren componirte er Sonaten für drei Inſtrumente, die ſpäter in London gedruckt wurden; er hatte ſogar den Einfall, eine vierſtimmige Meſſe mit

Orcheſter Begleitung von ſechszehn Inſtrumenten zu ſchreiben, wonach ihm aber klar wurde, daß er vor Allem Unterricht über den Contrapunkt zu nehmen habe; denn auch das Genie bedarf der wiſſenſchaftlichen Grundlage! Er beſaß jedoch keinen Heller und kein Lehrer in Wien fand ſich, der ihm unentgeltlich Unterricht geben wollte. Er ſuchte ihn dadurch zu erſetzen, daß er Tag und Nacht die theoretiſchen Abhandlungen von Mattheſon, Fux und Emanuel Bach copirte. Wenn er den Sinn einer Vorſchrift nicht verſtand, wagte er nicht, ſeinen Lehrer oder ſeinen Mitſchüler danach zu fragen; er ſtudirte eifrig, bis er das Verſtändniß erlangt zu haben glaubte. Haydn fand ſo viel Vergnügen an dieſem angeſtrengten Studium, daß er, arm wie er war, erſtarrt von Froſt, von Schläfrigkeit matt, vor ſeinem alten Clavier ſich doch den glücklichſten Menſchen der Welt fühlte, und daß er ſpäter in einer glänzendern Lage oft meinte, er habe nie eine vollſtändigere Glückſeligkeit empfunden als damals. Als der berühmte Porpora den venetianiſchen Geſandten nach Wien begleitet hatte, brachte es Haydn, geſtachelt von dem Wunſche, des großen Meiſters Rath zu empfangen, dahin, daß er ſich im Hauſe des Miniſters einſchmeichelte und von dieſem in die Bäder von Manensdorf mitgenommen wurde. Hier erhob er ſich, um die Gunſt Porpora's zu erwerben, frühzeitig, bürſtete die Kleider, reinigte die Schuhe des neapolitaniſchen Meiſters, ſetzte ſeine alte Perücke in Stand, kurz verwaltete das Amt des eifrigſten Dieners. Zuerſt zeigte ſich Porpora nicht ſehr angezogen von dieſen Aufmerkſamkeiten; als er aber die glücklichen Anlagen des jungen Haydn erkannt, gab er ihm Rathſchläge, und ließ ihn dann ſeine Compoſitionen begleiten, die durch die darin ſich findenden Schwierigkeiten und künſtleriſchen Modulationen ſehr lehrreiche Uebungen für Haydn wurden. Die Liebe zu ſeiner Kunſt ließ ihn geduldig die Erniedrigungen ertragen, und verſchaffte ihm zuletzt von dem Miniſter (während der Badezeit) ein monatliches Gehalt von ſechs Ducaten und freien Tiſch. — Der muthige junge Mann, nach Wien zurückgekehrt, wendete ſeine Morgenſtunden dazu an, ſich kleine Einkünfte zu verſchaffen. Am frühen Morgen begab er ſich nach der Kirche der barmherzigen Brüder, um die zweite Geige zu ſpielen; dann ſpielte er die Orgel in der Kapelle des Grafen Haugwitz, und von dort ging er nach der Stephanskirche, um zu ſingen. Bei ſeinem natürlichen Geſchick und ſeiner Beharrlichkeit in der Arbeit, Eigenſchaften eines tüchtigen Geiſtes, der fähig iſt, die Gegenſtände des Lebens wie der Kunſt ernſt aufzufaſſen, beſaß Haydn zugleich ſein gutes Theil Fröhlichkeit, welche ſich durch den originellſten Witz kund gab; oft beluſtigte er ſich auf Koſten ſeiner Mitſchüler und durch einen ſeiner luſtigen Streiche zog er ſich die Entlaſſung von der Stephanskirche zu. Er wäre wieder in die frühere, unſichere Lage zurückverſetzt werden, aus der er ſich mit größter Mühe hervorgearbeitet hatte, wenn nicht der Perückenmacher Keller, der ihn in der Kirche hatte ſingen gehört, und von ſeiner Stimme, wie von ſeiner Methode eingenommen war, ihm Wohnung und Tiſch angeboten hätte; Keller behandelte den jungen Mann wie einen Sohn. Haydn verfolgte während ſeines Aufenthalts bei ihm mit mehr Eifer als jemals ſein Studium; er componirte zuerſt kleine Sonaten für das Pianoforte, was ihm wenig Geld einbrachte; er ſchrieb Walzer und deutſche Tänze für die Bälle der Geſellſchaft; endlich componirte er eine Serenade für drei Inſtrumente, welche er und ſeine Freunde des Abends in den verſchiedenen Vierteln Wiens ausführten.

Der Direktor des Kärnthnerthor-Theaters, Namens Bernardone Kurtz, hatte eine ſehr hübſche Frau; Haydn und ſeine Freunde verfehlten nicht, ſich unter ihre Fenſter zu begeben, und die Serenade aufzuführen. Als Bernardone die graziöſe Muſik vernahm, wollte er wiſſen, wer der Verfertiger derſelben ſey; er ging auf die Straße hinab und fragte, wer das Stück componirt habe. — „Ich!“ antwortete Haydn. — „So jung?“ — „Man muß ja wohl einmal anfangen, ich habe meine Kräfte erproben wollen.“ — „Vortrefflich, willſt Du mir einen Operntext componiren?“ — „Warum nicht, aber ich habe es noch niemals verſucht.“ — „Ich werd’ es Dir zeigen, folge mir!“ Haydn ſteigt mit ihm in ſeine Wohnung hinauf und kommt mit einem Text zurück, der den Titel: „Der hinkende Teufel“ trug. Dieſe Oper wurde componirt und kam auf die Bühne. Der Text hatte indeß für jene Zeiten mißfällige Anſpielungen und damals dachte man langſamer an’s Verbeſſern als an’s Verbieten, was jetzt ſich immer mehr anders ſtellt. Genug, dem „hinkenden Teufel“ wurde zu raſchem Abzuge verholfen. — Durch ſeine erſten Verſuche aufgemuntert, fuhr er fort, ſich mit der Compoſition zu beſchäftigen. Im ſechsundzwanzigſten Jahre hatte Haydn durch ſeine Kenntniſſe ſchon eine Art von Ruf erhalten. Der Graf Morzin nahm ihn zu ſich. Hier hörte der Fürſt Anton Eſterhazy eine Symphonie von Haydn, und erbat ſich vom Grafen den jungen Muſiker für ſeine Kapelle. Haydn freute ſich dieſes Wechſels. Der Fürſt war Kenner und leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik, er hielt ein zahlreiches und gewähltes Orcheſter. Unter einem ſolchen Schutz konnte Haydn ſowohl ſeine Talente ausbilden, als ſie geſchätzt ſehen. Indeß vergingen mehrere Monate, ohne daß die Rede von ſeinem Eintritt bei’m Fürſten war; endlich wurde derſelbe auf eine beſondere Weiſe bewirkt. — Der Maeſtro Friedberg, ein Freund und Verehrer Haydn’s, wohnte bei dem Fürſten. Gleich ſeinem Freunde betrübt über den Verzug, bewog er dieſen, eine Symphonie zu ſchreiben, welche würdig wäre, in Eiſenſtadt am Geburtstage des Fürſten aufgeführt zu werden. Haydn that es. Der Tag der Ausführung kommt heran; der Fürſt ſetzt ſich nach ſeiner Gewohnheit, umgeben vom Hofſtaat, in ſeinen Armſtuhl, und Friedberg vertheilt die Partien jener Compoſition. Kaum haben die Muſiker die Hälfte des erſten Allegro geſpielt, als der Fürſt ſie unterbricht, um nach dem Verfaſſer einer ſo ſchönen Muſik zu fragen. Friedberg läßt aus einer Ecke des Saals den dort verſteckten, zitternden Haydn hervor. Beim Anblick deſſelben ruft der Fürſt: „Was, dieſer Mohr!“ (Haydn hatte keine beſonders weiße Haut.) „Wohlan, Mohr, Du ſollſt künftig in meinem Dienſte ſeyn! Wie heißt Du?“ — „Joſeph Haydn.“ — „Aber, dann biſt Du ſchon Einer der Meinigen; weshalb hab' ich Dich niemals hier geſehn?“

— Die Blödigkeit des jungen Componiſten verhinderte ihn zu antworten, aber der Fürſt ſelbſt zog ihn aus der Verlegenheit: „Geh, und kleide Dich, wie es Deinem Rang zukommt: ich will Dich nicht mehr in dieſem Aufzug ſehen. Du mußt ein neues Kleid haben, eine Perücke mit Locken, Halskragen und rothe Abſätze; aber beſonders müſſen die Abſätze recht hoch ſeyn, damit Deine Geſtalt etwas in Einklang komme mit Deinen Fähigkeiten. Geh, man wird Dir Alles geben, was Du brauchſt.“ — Auf dieſe Art kleideten ſich die Tonkünſtler zu jener Zeit, wo man die Muſik als eine Wiſſenſchaft, nicht als ein Handwerk betrieb und betrachtete. Haydn zog ſich, nachdem er dem Fürſten die Hand geküßt, in eine Ecke zurück, indem er doch ein wenig bedauerte, daß er ſeine ſchönen Haare verbergen, und dem ſchmucken Jünglings-Anzuge, den er gern trug, entſagen ſollte. Am folgenden Tage mußte er in ſeiner, modiſch geſchnittener Kleidung ſich dem Fürſten vorſtellen. Er hatte in derſelben ein ſo gezwungenes Weſen, daß er das Lachen der Umſtehenden erregte. Später, als ſein wachſender Ruhm ihn dem Fürſten immer werther machte, erlaubte ihm dieſer, wieder ſeine früheren Kleider zu tragen. Aber den Beinamen „Mohr“, den ſein Herr ihm im Scherz gegeben, behielt er mehrere Jahre. Als Conzertmeiſter, oder zweiter Maeſtro trat Haydn in die Dienſte des Fürſten Eſterhazy. Der erſte war Werner, ein Mann von großen Verdienſten. Ein Jahr ſpäter ſtarb der Fürſt Anton; Fürſt Nikolaus, der ſein Nachfolger wurde, war ein noch größerer Kenner der Muſik, und ſetzte Haydn an die Spitze eines großen Orcheſters. Die folgende Anekdote zeugt von der Herzensgüte, mit welcher er ſein Amt verwaltete. Der Fürſt hatte beſchloſſen, ſeine Muſiker, mit Ausnahme Haydn's, zu entlaſſen. Der größte Theil derſelben beſtand aus Familienvätern, welche dieſe Maaßregel in's Unglück ſtürzen mußte. Haydn, Jener Betrübniß mitfühlend, nahm ſeine Zuflucht zu einem höchſt originellen Mittel, um den Fürſten zu bewegen, ſie zu behalten. Er ſetzte eine Symphonie, in welcher jede Abtheilung auf dieſelbe Art endigte, und zwar ſo, daß die Töne allmählig erſtarben, und jeder Muſiker, Einer nach dem Andern, ſein Notenbuch ſchloß, zuſammenrollte, ſein Licht löſchte und ſich traurig zurückzog. Haydn, allein zurückgeblieben, verneigte ſich gegen den Fürſten, und wollte ebenfalls gehen, als Eſterhazy, der die rührende Allegorie verſtanden hatte, bewegt ausrief: „Haydn, wohin gehſt Du denn! Es bleibt Alles beim Alten!“

Nach dem Tode des Fürſten (im Jahre 1790) verließ Haydn die Kapelle, welche er dreißig Jahre geleitet hatte. Der Kreis der Bewunderer Haydn's vergrößerte ſich fortwährend, und verbreitete ſich über ganz Europa. Eine muſikaliſche Geſellſchaft, welche ſich in London gebildet hatte, lud ihn ein, dahin zu kommen, und verſprach ihm für zwölf Vorſtellungen die Summe von 2400 Pfund Sterling. Haydn begab ſich nach London, und ſchrieb ſechs neue Symphonien für die muſikaliſchen Feſtlichkeiten von Hanover-Square; jedes Adagio, jedes Andante mußte wiederholt werden, und nichts iſt dem Enthuſiasmus vergleichbar, mit dem die Compoſitionen aufgenommen wurden. Nach Wien zurückgekehrt, ſchrieb er „die Schöpfung“. Der Erfolg war ſo groß, daß alle bedeutenden Städte ſich um dies Werk bemühten; und die Künſtler der großen Oper zu Paris richteten nach der Aufführung der „Schöpfung“ ein anerkennend Schreiben an Haydn, das er ſehr beſcheiden beantwortete. In den Conzerten der Straße Clery in Paris ward ſeine Büſte gekrönt, und in demſelben Jahre wurde er Ehrenmitglied der franzöſiſchen Akademie.

Haydn war gutherzig, freimüthig, bieder, geehrt und geſchätzt von Allen, die ihn kannten. Mitten in ſeinen ſchönſten Triumphen, mitten in den Ehrenbezeugungen, die alle Hauptſtädte Europa's ihm zukommen ließen, vergaß er niemals die kleine Hütte, in welcher er geboren. Er begab ſich alljährlich in das Dorf, wo er alle ſeine Verwandte bei einem Familienmahl vereinigte. Nach beendetem Feſt gab er Jedem ein Geldgeſchenk, und lud ihn für das nächſte Jahr ein. Er nannte dieſe Zuſammenkunft „den Tag ſeiner Größe.“ Von ſeiner Frau wollen wir nicht viel reden; ſie ſoll wenig getaugt haben, indeß geht uns das hier gar nichts weiter an, wenn wir gemeldet haben, daß er ſich von ihr ſcheiden ließ, um volle Ruhe zu gewinnen für ſeine Werke, von denen wir nicht alle erwähnen wollen, vorzugsweiſe aber noch ſein Oratorium: „die Jahreszeiten“ nennen.

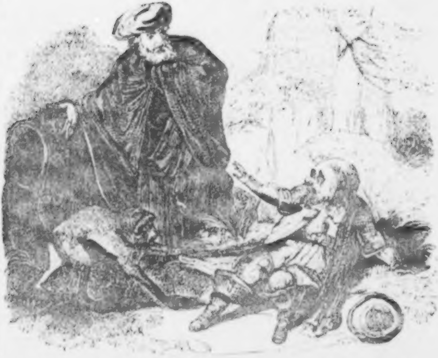
Haydn ſtarb am 31. Mai 1809. Der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich beſchleunigte ſein Ende; er hörte nicht auf davon zu ſprechen, und ſang oft mit ſchwacher, gebrochener Stimme das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiſer.“ — Der drangvollen Zeit muß man es wohl beimeſſen, daß ſeine irdiſchen Reſte von den Wienern faſt vergeſſen wurden. Neukomm, ſein liebſter und beſter Schüler, wollte, als er 1816 nach Wien kam, das Grab ſeines Meiſters, den er wie einen

Vater geehrt und geliebt, beſuchen; nur mit Mühe gelang es ihm, daſſelbe zu entdecken, da kein Stein es bezeichnete. Neukomm wollte die Vergeßlichkeit ſeiner Landsleute verbeſſern, und ließ ihm einen Grabſtein ſetzen, auf den man ein räthſelhaftes Canon von Haydn's Compoſition gravirte mit den Worten: „Non totus moriar" (nicht Alles wird ſterben).

Der dankbare Affe.

Vor alten Zeiten war ein Zwerg in manchen Landen bekannt, der hieß Falber und verſtand ſich ſehr auf Kräuter und heilſame Wurzeln. Selbige ſucht' er in Wäldern und zwiſchen Geſteinen mühſam zuſammen und kochte ſie zu Salben und Tropfen zum Einnehmen und zog umher, die Kranken geſund zu machen. Da kam er eines Tages im Walde zu einem Affen, der am Wege lag und wimmerte und heulte und den Zwerg bittend anſah. Falber nahm ſich ſeiner an und fand einen großen Splitter in ſeinem Fuße. Den zog er heraus und belegte die Wunde mit Salbe, die den Schmerz linderte. Da ſah ihn der Affe abermals an, als wollt' er dem Zwerge danken, aber er konnte nicht reden, ſondern winſelte nur freudig und legte ſeine Hand in die Hand des Zwergs, gleichſam wie ein Freund. Da ging der Zwerg Falber ſeines Weges und dachte nicht mehr an den Affen, ſondern an die kranken Menſchen, die er wollte geſund machen. So wanderte er wohl ein Jahr und heilte und verkaufte Salben. Da führte ihn der Weg eines Tages in denſelbigen Wald, wo er den Affen freundſchaftlich geheilt hatte, und er ſtand plötzlich vor einer Höhle, in welche ein alter Mann mit weißem Haar und ſchwarzem Mantel hineinſchreiten wollte. Der Zwerg erſchrack und entſetzte ſich und fiel auf die Erde. Aber der alte Mann war freundlich und winkte ihm, in ſeine Höhle zu treten, wo er der Welt entſagte und als Einſiedler von Wurzeln und Kräutern lebte, wie die Thiere des Waldes. Als der Zwerg ſo vor Furcht dalag, kam ein Affe geſprungen und zog ihn am Mantel und ſah ihn an, als ob er ihm etwas zu ſagen habe.

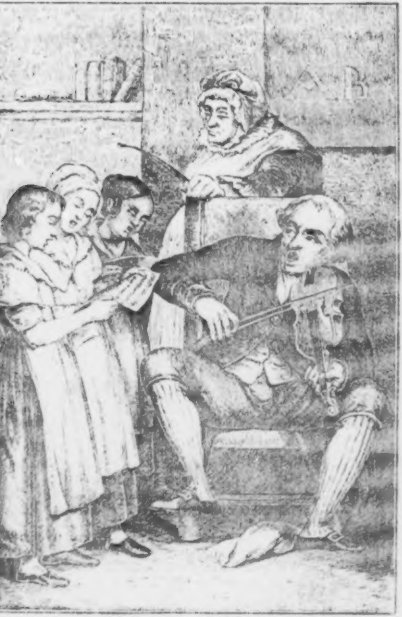
Der Zwerg dachte bei ſich: der alte Mann ſey ein Zauberer und der Affe ein dienſtbarer Geiſt, und wollte Anfangs nicht mitgehen, wohin ihn der Affe zog und ihm winkte. Als ihm aber der alte Mann ſeine Lebensgeſchichte erzählt hatte, daß er ſich von der falſchen Welt zurückgezogen und ſein Geld vergraben habe, gedachte der Zwerg bei ſich: „Hei, wenn ich das Geld hätte, ich wollt' es nicht vergraben, ſondern unter die Leute bringen, wohin es gehört!" Als nun der alte Mann ſo vom Gelde ſprach, geberdete ſich der Affe wunderlich und winkte und zog, daß der Zwerg auf den Einfall kam, es könne derſelbige Affe ſeyn, dem er in frühern Zeiten einen Splitter aus



dem Fleiſche gezogen. Als er nach der Stelle ſah, wo der Splitter geſeſſen, fand er auch noch die Narbe, und der Affe ſchnitt nun freudige Grimaſſen und nickte und wieß die Zähne, wie Einer, der gern mit Worten danken möchte. Da hatte ſich bei dem Zwerge alle Furcht verloren und er folgte dem Affen hinter einen Felſen, wo nun der Affe die Erde aufkratzte und dem Zwerge winkte, ihm zu helfen. Da half er ihm. Bald zeigte ſich ein großer Haufen Geldes. Jetzt ſprang der Affe luſtig um ihn her, weil er fühlte, daß er dem Zwerge für ſeine Hülfe ſeine Dankbarkeit bewieſen und ihn reichlich bezahlte. Der Zwerg nahm das Geld und wußte nicht, wie der Affe das habe wiſſen können und war erfreut von des Affen Dankbarkeit, die er bei den Menſchen ſo ſelten fand. Als ſie wieder vor die Höhle des alten Mannes kamen, erzählte der Zwerg ſeine Geſchichte. Der alte Mann ſagte: es ſey ſein Geld und der Affe habe es ihn vergraben ſehen. Er brauche es nicht mehr und der Zwerg möge es behalten. Beide lobten die Dankbarkeit des unvernünftigen Thieres und der alte Mann holte Aepfel und gab ſie ihm. Er ſprang damit zurück auf die Bäume und geberdete ſich vor Freuden überaus poſſirlich. Der alte Mann aber weinte vor Rührung, denn weil die Menſchen gegen ihn ſo falſch und undankbar geweſen und ihn betrogen hatten, war er ihnen gram und Einſiedler geworden. „Möchten die Menſchen", ſagte er, „an dieſem unvernünftigen Thiere ein Beiſpiel nehmen und ſich nicht von ihm beſchämen laſſen; aber die Meiſten ſind undankbar und falſch und ſuchen Einer den Andern zu überliſten und zu betrügen." — Der Zwerg Falber nahm freundſchaftlichen Abſchied, brachte das Geld unter die Leute und heilte ihre Krankheiten mit Salben und Tropfen.

Die Sängerinnen.

Es giebt mehr Narrheiten unter den Menſchen, als Sperlinge auf dem Dache, mehr Verkehrtheiten durch alle Jahreszeiten hindurch, als des Sommers Fliegen in Bauerſtuben. Man könnte ſich nicht retten, wenn ſich nicht mitunter vernünftige Leute fänden, die mit der Fliegenklatſche des Witzes und Spottes fleißig dergleichen todt ſchlügen. Jetzt haben wir's auf eine weitverbreitete Thorheit abgeſehen, die, mit andern Hand in Hand gehend, uns zugleich auf dieſe andern wird treffen laſſen, ſo daß wir, wenn's Glück gut iſt, zwei Fliegen auf einen Schlag treffen können. Da iſt alſo meinetwegen Frau Schulz, oder Madam Müller, oder Frau Meiſterin X, Y oder Z, die hat ein ſchmuckes Töchterlein, das in der Wiege gut ſchreien lernte. Sie hat eine gute Kehle und ſingt und trillert nun hell und kreiſchend in der Kinderſtube herum. Die Mutter faßt große Pläne im Kopfe für ihre Tochter, wie jetzt unter hundert Müttern durchſchnittlich neunundneunzig; des Töchterchens helle Kehle fährt in dieſe Pläne, da geht ihr ein Licht auf: Halt! denkt ſie, meine Rieke oder meine Sophie muß eine Opernſängerin werden, eine Sontag, eine Löwe, eine Schröder Devrient, eine Faßmann u. ſ. w. Sie ſoll Triller ſchlagen lernen, daß den Leuten Hören und Sehen vergeht. Da wird ſie Grafen und Barone hinter die Couliſſen trillern, die werden ſich in dem Netze ihrer Triller fangen; huſch! hat ſie einen Baron weg, ſie iſt eine hohe, reiche, vornehme Dame, fährt vierſpännig, und ich ſitze als Mutter neben ihr und kriege dann auch wohl mein Theil ab von den Complimenten, die dem Töchterlein im Ueberfluß ausgeſchüttet werden. — Pfui! wer wird ſo denken! Still, ganz ſtill! wir können den Leuten in's Herz ſehen! Die Mutter geht alſo zum Schulmeiſter, Kantor oder Stadtmuſikus. „Hören Sie, Herr Kantor!" ſagt ſie, „meine Tochter hat eine Stimme, eine Stimme, ſag' ich Ihnen — Sie müſſen ſie ausbilden!" — „Sie haben ganz recht, Madam!" antwortet der Kantor, der ſchon das Geld für die Privatſtunden in Gedanken einſtreicht; „Ihr Fräulein Tochter iſt zu etwas Höherem geboren" u. ſ. w. — Was wird nun draus? Ungefähr zunächſt Folgendes:


A B

Es haben ſich noch ein Paar Töchterchen gefunden, die ebenfalls zu etwas Höherem geboren ſind. Sie kriegen alſo Privatſingſtunden beim Kantor (oder Stadtmuſikus), ſie müſſen lernen nach Noten, der Lehrer geigt und ſingt dazu, die dicke Lehrerin hilft mit dem Päſerich, und die Töchterchen müſſen mit Gewalt große Sängerinnen werden. Die Zierpuppen ſind bald fertig, ſie können etwas ſingen, tanzen, franzöſiſch parliren, kokettiren, Liebesnetze ſtricken, romanhafte Ideen faſſen u. ſ. w. Wenn man aber nun ein ſolches Fräulein fragt: „Um Vergebung, werden Sie mir auch eine gute Kartoffelſuppe kochen können, wenn ich das Glück haben ſollte, Sie heim zu führen?" — unglücklicher Liebhaber, Dein Korb iſt ſchon fertig; ſie heirathet nur einen Herrn „von", einen Mann, der ihrer hohen Bildung angemeſſen iſt, wie die Frau Mutter bemerken wird. Doch, liebes Fräulein, nehmen Sie's nicht übel, Sie werden hoffentlich bei Ihrem ſingenden Tanze durch's Leben ſitzen lernen müſſen, Sie werden muthmaßlich ſitzen bleiben, oder ſtatt in einen Ehehimmel in die fürchterlichſte Hölle des ehelichen Lebens zu ſitzen kommen; denn eine ſolche hochgebildete Zierpuppe, wie Sie, wird nie und nimmer eine gute, deutſche Hausfrau. O ja, wenn ihr hübſch ſingen könnt, das iſt ganz ſchön, aber ihr müßt nicht gleich auf die Couliſſen und Bretter losſteuern, ihr müßt euch keinen Mann erſingen wollen, ſondern ihn erobern und feſſeln durch ein reines, tiefes Gemüth voll Liebe und Unſchuld und Häuslichkeit. Aber in den Schulen werden größtentheils ſchon die Keime gelegt zu Verbildung und Koketterie durch die ſeichte und falſche Bildung. Da ſehen wir an der Tafel hinter dem Schulmeiſter große lateiniſche Buchſtaben angemalt, welche die Kinder oft lernen müſſen, ehe ſie deutſch buchſtabiren können. Die Jungen müſſen im ſiebenten Jahre lateiniſch und franzöſiſch anfangen, die Mädchen müſſen franzöſiſche Privatſtunden nehmen, ehe ſie eine Ahnung davon haben, was für ein Unterſchied zwiſchen „mir" und „mich" iſt, tanzen lernen, ehe ſie gehen können und ſo mehr von den Verziehungs-Verkehrtheiten. Lernt und tanzt und ſingt nach Herzensluſt, dagegen wird kein Vernünftiger etwas haben; fangt aber bei dem an, was am Nächſten liegt, was Noth thut bei dem Deutſchen; das lernt ordentlich, bildet euer deutſches, ehrliches, tiefes Gemüth, euer unverdorbenes Herz aus und vergeßt nicht, daß es jedem Mädchen und jeder Hausfrau gut ſteht, wenn ſie einen Rußfleck aus der Küche mitbringt, wenn die Schlüſſel an ihrer Schürze hängen, wenn ſie dem Manne eine ſchmackhafte Hausmanns-Koſt vorſetzt, von ihr ſelbſt zubereitet. Kann ſie ihm hernach ein ſchönes Liedchen vorſingen und vorſpielen, ſehr willkommen! aber Hauptſache iſt's und wird's nimmer; — und echte Künſtlerinnen giebt's nur wenige!

Von der Dachdeckung

mit getheerten Pappen.

Dieſe ſeit kurzer Zeit unter dem Namen *Schwediſches Pappendach* mehrfach in Anwendung gekommene Bedachung kann in Rückſicht des dazu zu verwendenden Materials zu den Harzplattendächern gezählt werden. Sie eignet ſich beſonders wegen ihrer geringen Schwere für Dächer leicht conſtruirter Gebäude, bei denen es aber nicht auf vollſtändige, unbedingte Feuerſicherheit ankommen darf. Die damit verbundene Gefahr iſt aber keineswegs größer, als bei den Stroh-, Rohr und Schindeldächern; im Gegentheil, da bei dem feſten Annageln jeder einzelnen Platte auf der Schalung im Fall eines Brandes kein Umherfliegen derſelben ſtattfinden kann, gewiß viel geringer. Nach den bis dahin über die Haltbarkeit gewonnenen Erfahrungen möchte dieſe Methode unbedingt empfohlen werden können. Haben jedoch von den ſchon vielfältig ausgeführten Dächern dieſer Art einige ſich inſofern als unvollkommen ergeben, als die einzelnen Pappen bei feuchtem Wetter nicht in einer feſten, ebenen Lage auf der Schalung verblieben ſind, ſondern ſich in Wulſtern in die Höhe gezogen haben, hinter welchen das Waſſer, am Abfließen verhindert, ſtehen geblieben iſt, hat dies wahrſcheinlich ſeinen Grund entweder in mangelhafter Behandlung beim Auflegen, oder in Anwendung zu dicker Pappen, die von dem Theer nicht vollſtändig durchdrungen worden ſind. Unter ſolchen Verhältniſſen behält die nicht durchdrungene Papiermaſſe ihre hygroſcopiſche Eigenſchaft bei, in deren Folge ſie bei jeder Temperatur-Veränderung entweder aufſchwillt, oder ſich zuſammenzieht, wodurch natürlich mit der Zeit kleine unſcheinbare Riſſe in dem Theerüberzuge entſtehen müſſen, die endlich ſich erweiternd das Waſſer durchlaſſen. Bei einigen in Berlin und der Umgegend unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ausgeführten Dachdeckungen haben ſich dergleichen Uebelſtände ſelten gefunden.

Die hierzu erforderlichen Pappen von 3 Fuß Breite und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Höhe müſſen in den Papiermühlen beſonders beſtellt und wegen der erforderlichen Biegſamkeit aus wollenen, auf den Holländern nur zu ſogenanntem Halbzeuge bearbeiteten Lumpen gefertigt werden. Die Dicke darf in keinem Falle mehr als die von vier Schöpfbogen betragen, damit die fertige Pappe nicht ſtärker als höchſtens zu einer Linie ausfällt.

Die einzelnen Bogen werden nun auf einen großen, glatten Tiſch gelegt und durch einen Umbug an drei Seiten mittelſt eines etwas ſtarken und glatten Streichholzes gefalzt. An beiden langen Seiten beträgt dieſer Falz $1\frac{1}{2}$ und an der kürzeren Seite nur 1 Zoll; der eine Längen- und der Seitenſalz werden nach oben, der andere Längenfalz aber nach unten umgebogen, ſo daß die Platten gegenſeitig in einander gebracht werden können (Figur 2 und 2a.). Um dieſes Hineinſtecken zu erleichtern und um den Seitenfalz ganz umlegen zu können, müſſen an jedem Bogen die Ecken der Falze um 1 bis 1½ Zoll lang fortgeſchnitten werden.

Fig. 2.

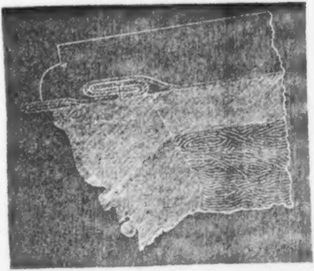
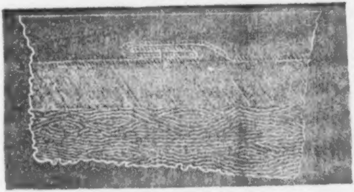


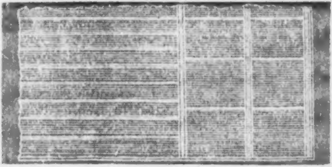
Fig. 2 a.



Sind ſämmtliche Pappen auf dieſe Weiſe bearbeitet worden, ſo werden ſie nach und nach ſchichtweiſe in einen für den Zweck eingemauerten, großen Keſſel oder beſſer in eine etwas über 3 Fuß lange und 2 Fuß breite, eiſerne Pfanne mit rechtwinklichem Querſchnitt gelegt und mit Steinkohlentheer ſo weit übergoſſen, bis auch die letzte Platte ganz damit überdeckt iſt. Sind ſie ungefähr eine Stunde lang über gelindem Feuer bis zum Siedepunkt erwärmt und dadurch von dem Theer vollſtändig durchdrungen worden, ſo werden ſie wieder herausgenommen und unter einem verdeckten Raume zum Ablaufen des Theers neben einander auf die hohe Kante auf einen etwas geneigten Tiſch geſtellt. Hier bleiben ſie bis zum vollſtändigen Abtrocknen, wozu nach der mehr oder weniger feuchten Witterung eine längere oder kürzere Zeit erforderlich iſt, die im günſtigſten Falle ſich jedoch auf 8 bis 10 Tage erſtreckt. Statt des Steinkohlentheers kann hier mit gleichem Nutzen, ja ſogar vortheilhafter, der Nadelholztheer verwandt werden.

Die Neigung der mit dieſen Theerpappen zu belegenden Dachſchalung kann wie bei den Lehmdächern genommen werden. Da ſich hier aber bei den horizontalen Falzen nothwendiger Weiſe ein kleiner, vorſtehender Rücken bildet, hinter welchem das Waſſer leicht ſtehen bleibt, ſo möchte es jedenfalls zweckmäßig ſeyn, nicht zu flach, wenigſtens nicht unter 1½ bis 2 Zoll Höhe für jeden Fuß der Grundlinie zu geben. Die ganz ebene Schalung darf aber nur aus trocknen, 1 bis 1½ Zoll ſtarken Brettern mit geſchmiegten und ganz dichten Fugen gefertigt werden, damit bei der Aufnagelung der Pappen bei einem zufälligen Treffen der Nägel in die Fuge nicht aller Halt verloren gehe. Die die Schalung tragenden Dachſparren müſſen hier genau nach der Breite der Pappen bei der angenommenen Abmeſſung von 3 Fuß wegen gegenſeitiger, einzölliger Ueberdeckung, alſo noch in etwas geringerer Entfernung von Mitte zu Mitte, aufgelegt werden, damit die über die Verticalfugen zu ſtreckenden Latten (Figur 1., 2. u. 3.) auf der Mitte des Sparrens mit langen Nägeln befeſtigt werden können.

Fig. 1.



Die Traufe wird unmittelbar aus einem ſchmalen Streifen der Pappe ſelbſt gebildet, und dann die Deckarbeit reihenweiſe von der unteren Kante bis zum Forſt hinaufſteigend ausgeführt, wobei die langen Seiten der Platten alle parallel mit dem letztern zu liegen kommen (Figur 1.). Zunächſt wird der an drei Seiten gefalzte Streif mit einem Vorſtoße von 1 Zoll über die Geſimskante hinausgerückt, hier in kurzen Zwiſchenräumen genagelt und dann die erſte Platte mit ihrem nach unten gebogenen Falze in den nach oben gerichteten des unterhalb liegenden Streifens eingeſchoben und mittelſt doppelter Rohrnägel in ſechszölliger Entfernung auf der Schalung befeſtigt. Alle folgenden Tafeln werden auf gleiche Weiſe in einander geſchoben, und die dem Forſte zunächſtliegende wird nach der andern Seite des Daches hinübergebogen und feſtgenagelt (Figur 2a. und 1.).

Iſt eine Verticalreihe bis zum Forſte mit Pappen belegt worden, ſo wird die zweite unter gleichem Verfahren dergeſtalt daneben gebracht, daß die nicht gefalzten Seiten der Platten den umgebogenen Rand der ſchon liegenden Reihe um 1 Zoll überdecken. Zur Dichtung der Verticalfuge dient dann die vorgedachte, von der äußerſten Geſimskante bis zum Forſt überzulegende Latte (Figur 3.), welche an der untern Seite ein wenig mit dem Hobel ausgeſtoßen wird, damit der Umbug der einen und der Rand der andern Platte darin Platz findet. Auf gleiche Weiſe wird zur Verdeckung der beiden Fugen am Forſte der Länge nach eine etwas breitere, nach beiden Richtungen abgewäſſerte Latte übergelegt und mit Bodenſpikern auf jedem Sparren befeſtigt (Figur 1.). Nach bisher gewonnenen Erfahrungen ſcheint der Seiten-Umbug aber gerade nicht nothwendig bedingt zu ſeyn, da bei einem bloßen Uebereinandergreifen der Tafeln durch das Aufbringen eines waſſerdichten Ueberzuges die Fugen vollſtändig gedichtet werden. Bei einem in der Nähe von Köpnick ausgeführten Papierdache haben ſich die Falze nicht überall anbringen laſſen; deſſen ungeachtet iſt bei einer fortgeſetzten Beobachtung bisher keine Undichtigkeit an demſelben wahrgenommen worden.

Nach dem Auflegen der Pappen wird nun ein heißer Theer-Ueberzug mit einer ſtarken Beſandung, ganz wie bei dem Lehmdache, aufgebracht. Sollte inzwiſchen aber die Fläche durch Regen angefeuchtet ſeyn, ſo muß damit jedenfalls bis zu deren vollſtändigen Abtrocknung gewartet werden. Indeſſen iſt es nicht gerade nothwendig, mit dem Theeren ſo lange zu zögern, bis ſämmtliche Pappen liegen, ſondern nach Verlegung eines kleinen Theils kann zur Sicherſtellung gegen Näſſe bei günſtigem Wetter das Ueberziehen gleich hinterher geſchehen. Daß aber das Aufbringen der Pappen ſelbſt nicht durch Regenwetter unterbrochen werden darf, und darin eben ein Vorzug dieſer Methode liegt, iſt wohl ein Selbſtverſtändniß, zu welchem noch ſchließlich hinzuzufügen bleibt, daß die Bogen bei feuchter Temperatur ſich glatter, als bei ſehr warmer auf die Schalung auflegen laſſen, und es deshalb zweckmäßiger ſeyn möchte, bei

Fig. 3.

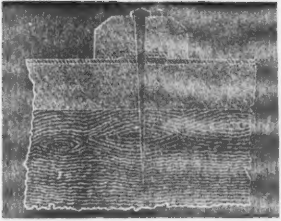
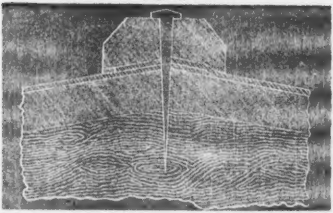


Fig. 4.



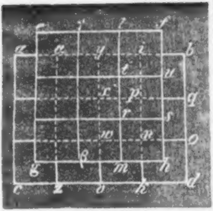
heißem Sonnenſchein ſie ſämmtlich kurz vor dem Auflegen in ein mit friſchem, kalten Waſſer gefülltes Gefäß zu ſtellen, wodurch alle Wulſtern und Beulen vermieden werden.

Ueber die

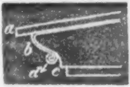
Deckung flacher Dächer mit doppelten Harzplatten

haben wir noch folgende Darlegung empfangen:

Die Sparren von Halbholz, 2½ Fuß vom Mittel zu Mittel gelagert, erhalten eine Steigung von ungefähr 1½ Zoll auf den Fuß. Die Fache zwiſchen denſelben werden, wie eine gewöhnliche halbe Windeldecke, geſtaakt und gelehmt, und zwar in gerader Flucht mit der Oberkante der Sparren. Hierauf wird die Oberfläche mit einer dünnen Lehmlage abgeglichen. Auf dieſe ebene Fläche wird eine doppelte Schicht Harzplatten ſo ge-



lagert, wie es die nebenſtehende Figur ergiebt. Jede einzelne Platte der untern Schicht *abcd* wird an ihren zwei Kanten mit der Mixtur auf der Lehmfläche, und an den andern beiden Kanten auf die zunächſt liegenden beiden Platten, indem erſtere die beiden letzteren um 1 Zoll überdeckt, feſtgeklebt. (Die Deckung geſchiehet jederzeit in der Richtung von dem Hauptgeſims nach dem Forſte.) Die ganze Oberfläche dieſer untern Schicht wird mit der Mixtur vollſtändig überſtrichen, und unmittelbar darauf mit der obern Schicht *efgh* im Verbande, und ebenfalls ſo, daß eine Platte die andere um einen Zoll deckt, überlegt. Dieſe obere Schicht wird nunmehr eben ſo wie die untere mit Mixtur überſtrichen, zugleich aber auch mit ſcharfem Sand dick überſtreuet. Hierbei iſt das ſpecielle Verfahren folgendes: Zuerſt wird die Plattenreihe *nokd, pqno, tbpq* .... bis zur Forſt hinauf gelegt. Alsdann folgt die Plattenreihe *wnok, xpon, yixp* .... Nachdem dieſe erſten beiden Plattenreihen gelegt ſind, wird ſchon jetzt die Mixtur darüber geſtrichen und ſolche nicht mit Sand beſtreuet, ſondern es wird ſofort zur obern Schicht geſchritten, indem man die Plattenreihe *rsmh, turs, lftu* .... eindeckt. Nunmehr wird die Reihe *zvαy* der untern Schicht gelegt und überſtrichen, worauf unmittelbar die Deckung der Reihe *βmγt* der obern Schicht folgt. Auf dieſe Art fährt man fort, bis die ganze Dachfläche doppelt eingedeckt iſt. Ueber dieſe mit Mixtur beſtrichenen und mit Sand beſtreueten Platten endlich erfolgt eine Abpflaſterung von eckigen Dachſteinen in Kalkmörtel.



Die Dachſteine ragen bei *a* in der nebenſtehenden Figur um ½ Zoll über das Hauptgeſims vor, die äußerſten Harzplatten *b* aber ſind hier in die Profilirung des Geſimſes hineingebogen und daſelbſt bei *c* umgeſchlagen und mittelſt eines Nagels *d* befeſtigt. Bei freiſtehenden Giebeln werden die Platten daſelbſt um 3 Zoll herunter gebogen und theils mit einer Kalkleiſte, theils mit dem Wandputz überdeckt. Um die Schornſteinkaſten herum aber, ſo wie auch überall, wo das Dach an eine höher hinaufreichende Wand anſtößt, müſſen die Platten um 3 Zoll nach oben zu aufgebogen werden, und zwar in der Art, daß darüber weg geputzt werden könne.

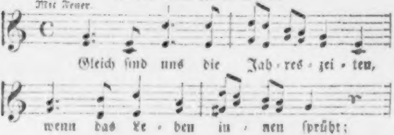
Der Kaufmann Hr. Sperber in Berlin (Fiſcherſtraße Nr. 30) liefert ganz beſonders gut fabricirte Platten, in der Größe von 2 Fuß 2¼ Zoll lang und 1 Fuß 9 Zoll breit, das Stück für 1⅞ Sgr. Für dieſen Preis erhält der Käufer außer der Platte zugleich auch noch die Quantität Mixtur, die zum Ueberſtreichen der Platte, nachdem ſie auf dem Dache verlegt iſt, gebraucht wird. Jede dieſer Platten muß zwiſchen 7 bis 8 Loth wiegen. Daſſelbe Gewicht muß die dazu gehörige Mixtur haben. Für den Preis von 1⅞ Sgr. erhält man alſo eine Platte nebſt Mixtur, zuſammen an Gewicht zwiſchen 14 und 15 Loth. — Wer ſich die Platten ſelbſt fabriciren will, zahlt für 8 Loth Mixtur 15/16 Sgr., d. i. pro Pfund 3¾ Sgr. — Hiernach ſtellt ſich der Koſtenbetrag für Eine Quadrat-Ruthe Dachdeckung in folgender Art heraus: 84 Platten großer Form, incl. Mixtur zum Ueberſtreichen à 1⅞ Sgr.: 5 Thlr. 7½ Sgr.; 225 Dachſteine, das Tauſend 9⅞ Thlr.: 2 Thlr. 7½ Sgr.; Kalkmörtel, Pinſel, Kohlen: 1 Thlr.; Dachdeckerlohn: 2 Thlr. 15 Sgr.; überhaupt: 11 Thlr.

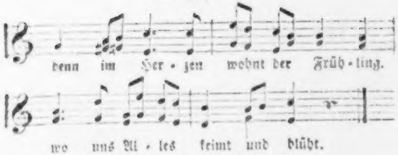
Zu bemerken iſt endlich noch, daß die Mixtur beim Ueberſtreichen der verlegten Platte auf dem Dache ſo heiß erhalten werden muß, daß ſelbige den gehörigen Grad von Flüſſigkeit beſitze, weil ſonſt das Streichen ſchwer von Statten geht, auch mehr Mixtur verbraucht würde, als nöthig iſt.

Sachs, Regierungs-Bau-Inſpektor a. D.

Schluſs-Lied.

Muſik von F. Commer.


Mit Feuer.
Gleich ſind uns die Jah-res-zei-ten,
wenn das Le-ben in-nen ſprüht;


denn im Her - zen wohnt der Früh - ling.
wo uns Al - les keimt und blüht.

Gleich ſind uns die Jahreszeiten,
Wenn das Leben innen ſprüht;
Denn im Herzen wohnt der Frühling,
Wo uns Alles keimt und blüht.

Gleich ſind uns die Jahreszeiten,
Wenn nur That in's Leben greift;
Aus dem Kopfe ſtrahlt die Sonne,
Die uns Alles treibt und reift.

Gleich ſind uns die Jahreszeiten;
Iſt das Leben rein vollbracht,
Haben wir zum Lebens-Herbſte
Reichlich unſer Glück bedacht.

Gleich ſind uns die Jahreszeiten;
Ging nur redlich unſre Bahn,
Hat ein Gott uns ew'ge Schätze
Für den Winter aufgethan.

Frühling, Sommer, Herbſt und Winter
Ziehen ſtets im Wechſel hin,
Aber unverändert führet
Durch die Zeit uns feſter Sinn!

Feſten Sinn bei ſchlauer Lockung,
Und bei Stürmen Kraft und Muth! —
Habt Ihr das, dann iſt am Ende
Mit dem Ende Alles gut!

Anzeigen.

Jugendſchriften von J. Satori.

Es giebt viele Jugendſchriften, d. h. ſolche, die es den Titeln nach ſeyn ſollen; in der Wahrheit finden ſich aber nur wenige, die in rechtem Tone das Nützliche mit dem Unterhaltenden zu verbinden, und ſo die jungen Leſer zu feſſeln, auf der rechten Bahn zu halten wiſſen. Das thun aber beſonders die von J. Satori für dieſen Zweck herausgegebenen (in der Vereins-Buchhandlung zu habenden) Büchlein und ſo bitte ich Eltern und Erzieher, ſich für Geſchenke an ihre Kinder und Zöglinge folgende Titel zu bemerken:

Die Kinderfreundin. Wirklichkeit und Dichtung in Erzählungen, Mährchen und belehrenden Andeutungen zur Stärkung des Geiſtes und Gemüths. ¼ Thlr.

Erzähle, liebes Großmütterchen! Nützliche Schilderungen und Unterhaltungen für die Kreiſe der Jugend. ⅓ Thlr.

Der Savoyarden-Knabe, oder: Das Pathengeſchenk. Eine lehrreiche Geſchichte, die allen Kindern lieb ſeyn wird. ⅙ Thlr.

Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage, für die Jugend erzählt. ¼ Thlr.

Petermännchen. Erzählung für Knaben und Mädchen. ¼ Thlr.

Der kleine Fiſcherknabe. Erzählung für Knaben und Mädchen. ¼ Thlr.

Da ich durch Erfahrungen in Familienkreiſen weiß, wie lebhaft ſich die Jugendwelt für dieſe Schriften intereſſirt, darf ich ſie aus voller Ueberzeugung empfehlen. F. W. Gubitz.

Die deutſchen Volksbücher.

Der größeſte Schatz unſerer National-Literatur, unſere Volksbücher, lag bisher im Argen. Wir glauben gar Vieler Wünſche erfüllt zu haben, indem wir eine würdige Ausgabe dieſer Volksbücher veranſtalteten.

Die deutſchen Volksbücher.

Herausgegeben von Dr. Karl Simrock.

Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz u. ſ. w., nach Zeichnungen von Holbein.

Dieſe Ausgabe liefert endlich einen echten, reinen, edlen Text, und eine würdige Ausſtattung: Herrlicher Druck auf Druck-Velin-Papier, und geſchmückt mit den trefflichſten Holzſchnitten, welche deutſche Kunſt geliefert hat. Und daß hier, wo das echteſte deutſche Leben wohnt, auch nur deutſcher Sinn dazu Gehöriges mit dem rechten Gefühl ſchaffen kann, wer würde das bezweifeln? Und mit welchen Holzſchnitten ausländiſcher Meiſter ließen ſich die hier gelieferten nicht vergleichen, in denen noch die alte deutſche Kunſt, die Mutter des Holzſchnitts, ſichtlich zu erkennen?

Bereits erſchienen ſind:

Volksbücher I. Salomon und Morolf. Eine gar anmuthige Hiſtorie. Zu Nutz und Kurzweil geſchrieben, daß man daraus abnehmen mag, was Liſte ein fündiger Bauersmann gegen einen weiſen König geübet hat.

Geheftet. Preis: 5 Sgr. ($\frac{1}{6}$ Thlr.)

Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht. Neu gereimt von Dr. Karl Simrock. (Das obige Buch poetiſch, und mit noch größerer Eleganz ausgeſtattet.)

Geheftet. Preis: 10 Sgr. ($\frac{1}{3}$ Thlr.)

Volksbücher II. Eine ſchöne merkwürdige Hiſtorie des heiligen Biſchofs Gregorius auf dem Stein genannt.

Geheftet. Preis: 5 Sgr. ($\frac{1}{6}$ Thlr.)

Volksbücher III. Die ſieben weiſen Meiſter, wie Pontianus der Kaiſer zu Rom ſeinen Sohn Diocletianus den ſieben weiſen Meiſtern befiehlt, die ſieben freien Künſte zu lernen, und wie derſelbe hernach durch Untreu ſeiner Stiefmutter und ihre Gleichniſſe ſiebenmal zum Galgen geführet, aber allemal durch ſchöne Gleichniſſe der ſieben weiſen Meiſter vom Tode errettet und ein gewaltiger Kaiſer zu Rom ward. Sehr luſtig und nützlich wider der falſchen Weiber Untreu zu leſen. Mit ſechsundzwanzig Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. Preis: 10 Sgr. ($\frac{1}{3}$ Thlr.)

Sehr erfreulich iſt es uns geweſen, in der engliſchen Zeitſchrift „Foreign monthly review", bei belobender Beſprechung des „Salomon und Morolf" in unſerer Ausgabe, bemerkt zu finden, daß die Deutſchen billig dies ſo gut ausgeführte Unternehmen zu begünſtigen haben, weil ihr Humor hauptſächlich in ihren Volksbüchern zu finden, namentlich aber in der neueren Zeit und ihren Werken ſich nur ſehr ſpärlich zeige.

Der Nibelungen Lied als Volksbuch.

In neuer Verdeutſchung
von
Heinrich Beta.
Mit einem Vorwort
von
F. H. von der Hagen

iſt im erſten Theile erſchienen und dieſer für ⅔ Thlr. zu haben. Das Ganze (in zwei Theilen) wird mit funfzig Holzſchnitten (nach Zeichnungen von Holbein von F. W. Gubitz und deſſen Schülern gefertigt) geſchmückt ſeyn. Man wird ſich leicht überzeugen, wie es auch das Urtheil des Profeſſor von der Hagen ausſpricht, daß hier von einer vorzüglichen Ausgabe unſres berühmteſten Volksgedichts die Rede iſt, die, trotz des geringen Preiſes, auch in äußerer Ausſtattung befriedigt.

Die Bürgerverſchwörung in Breslau.
Die Royaliſten in der Vendee.

Novellen von **H. Kletke.**
Preis: ⅔ Thlr.

Von der wohlfeilſten

Volks-Bildergallerie

iſt das neunte und zehnte Heft erſchienen. Jedes Heft hat acht Blätter und koſtet nur 5 Sgr. (⅙ Thlr.)

„Der Geſellſchafter.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz**“,

beginnt mit 1841 ſeinen fünfundzwanzigſten Jahrgang. Wegen ihrer Parteiloſigkeit iſt dieſe Zeitſchrift von manchem parteiiſchen Literaten angefeindet; die fortdauernde Theilnahme des leſenden Publikums iſt aber eine hinlängliche Entſchädigung für die, ſich ſelbſt ſchlagenden Anfechtungen. Der Jahrgang beſteht aus 272 Blättern und koſtet acht Thaler. Alle wohllöblichen Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In Berlin bei F. A. Herbig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbibliothek für Gärtner und Gartenfreunde, bearbeit. v. d. K. Garten-Direct. Lenné und mehreren K. Hofgärtnern ꝛc. Von dieſem Werke, das den Zweck, ein treuer Rathgeber nach dem jetzigen Stande des Wiſſens zu werden, um ſo ſicherer erfüllt, da es von tüchtigen, allgemein anerkannten Praktikern bearbeitet worden iſt, ſind jetzt vollſtändig erſchienen: **Botanik** für Gärtner ꝛc. 1r Thl. theoretiſche, 2r u. 3r Thl. praktiſche Botanik (Beſchreib. d. Gewächſe.), von Dr. A. Dietrich. 5⅓ Thlr. — **Natur- u. Hülfswiſſenſchaften** für Gärtner ꝛc., v. W. Legeler, K. Hofgärtner, m. 13 Kpfrt. 2 Thlr. — **Küchengärtnerei** v. T. Nietner, K. Hofg. 2 Thle. 3¼ Thlr. — **Obſtbaumzucht** nebſt Beſchreib. d. Früchte ꝛc. v. C. J. Fintelmann, K. Hofg. 2 Thle. 3¼ Thlr. — **Wildbaumzucht** v. G. A. Fintelmann, K. Hofg. 1½ Thlr. — **Blumenzucht** in ihrem ganzen Umfange (im Freien, in Glas- u. Treibhäuſern, wie auch im Zimmer), v. P. F. Bouché, Kunſtgärtner ꝛc. 3 Thle. 5½ Thlr.

Verlag von Mauke.

Neu erſchienene Bücher, in jeder Buchhandlung zu haben:

Döring, H., Deutſcher Legendenſchatz für Schule und Haus. gr. 8. 286 S. geh. 22½ Sgr.

— — Heilige Harfe, Seitenſtück zu Spitta Pſalter und Harfe. 8. geh. 20 Sgr.

— — Schillers Leben. kl. 8. geh. 15 Sgr.

Schlechtendal, Flora von Deutſchland. 1. Lief. 8. geh. 10 Sgr. (Jede Lieferung mit 10 colorirten Kupfertafeln und dem dazu gehörigen Text.)

Bei C. W. Leske in Darmſtadt erſcheint auf Subſcription:

Die maleriſchen und romantiſchen Stellen
der Bergſtraße, des Odenwaldes
und der Neckar-Gegenden,

in ihrer Vorzeit und Gegenwart geſchildert von

A. L. Grimm.

Mit 36 bis 48 Stahlſtichen.

In Heften von drei Anſichten mit begleitendem Texte.

Groß Royal-Octav. à Heft 36 Kr. oder ¼ Thlr. Auf chineſiſchem Papier à Heft 54 Kr. oder ½ Thlr.

(Alle 4 Wochen erſcheint 1 Heft.)

Unſer liebes deutſches Vaterland zählt der ſchönen, von der Natur geſegneten und geſchichtlich merkwürdigen Gegenden ſo viele, zu deren würdiger Darſtellung ſich manches ſchriftſtelleriſche und künſtleriſche Talent bereits gewidmet hat. Zu den anziehendſten, durch Sage und Geſchichte zugleich intereſſanteſten aber ſind gewiß ie Gegenden zu rechnen, deren entſprechender Schilderung die Ver- agshandlung das oben genannte Werk beſtimmt hat. Der durch rühere Bearbeitung deſſelben Gegenſtandes (welche in kurzer Zeit wei Auflagen und eine Ueberſetzung erlebte), ſowie überhaupt durch eine literariſche Thätigkeit, namentlich durch ſeine Bearbeitung der „Mährchen der 1001 Nacht", berühmte Profeſſor A. L. **Grimm** n Weinheim a. d. Bergſtraße, hatte auf Erſuchen der Verlags- andlung die Gefälligkeit, ſeine gewandte Feder dieſer Arbeit auf's Neue zu leihen. Um aber nach eigener Anſchauung unter Be- utzung der beſten hiſtoriſchen Quellen die Darſtellung deſto friſcher nd lebendiger zu geben, hat er die ganze Gegend und alle zu be- prechenden Punkte wiederholt bereiſt. Indem die Verlagshandlung iberzeugt iſt, den literariſchen Theil des Werkes in die beſten Hände gelegt zu haben, glaubt dieſelbe, daß es keiner weitern Andeutung edürfe, was von den Stahlſtichen zu erwarten iſt, als daß ſie größtentheils nach Zeichnungen des genialen Landſchaftsmalers **Theodor Verhas** in dem rühmlichſt bekannten Atelier des Hof- upferſtechers **Ernſt Grünewald** ausgeführt werden, welcher, um n jeder Beziehung etwas vollkommen Gediegenes und in raſcher Reihenfolge liefern zu können, bei Herausgabe dieſes Werks ſeine Beſtrebungen mit denen der auch in Deutſchland wohlbekannten und hierſelbſt anweſenden engländiſchen Künſtler **M. M. Cooke, Engleheart** Vater und Sohn vereinigt hat. Der beſchreibende Text, in Verbindung mit den gewählteſten Anſichten, wird gewiß jedem Wandernden ein führender Freund werden; dem Einheimiſchen eine Erinnerung an die Vorzeit ſeiner Umgebungen ſeyn; dem Fremden aber, welcher die Wanderung durch dieſe anmuthigen Gegenden machte, als feſter Ankergrund dienen für das auf dem Strome der Phantaſie unſtät ſchwankende Schiff ſeiner Erinnerung an die flüch- ig vorübergegangenen Bilder. Außerdem wird das Ganze in ſeiner künſtleriſchen Vollendung werth ſeyn, in der Sammlung eines jeden Kunſtfreundes und auf der Toilette jeder Dame einen Platz zu finden. Die Anſicht der bereits erſchienenen Hefte wird das Geſagte vollkommen beſtätigen. Dem Formate nach ſchließt ſich das Werk an das maleriſche und romantiſche Deutſchland.

Findet das ganze Unternehmen die gewünſchte Theilnahme, ſo ſoll im Schlußhefte eine **Specialkarte** der benannten Gegenden und ein **Panorama der Bergſtraße** gegeben werden.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Schwartz, J. M. kurze Nachricht von der Entſtehung und Feier der chriſtlichen Sonn- und Feſttage.
Dritte verm. und verb. Aufl. 8. Chemnitz. Starke. 6¼ Sgr.

Dieſe Schrift wird Allen, die über das Geſchichtliche der kirchlichen Sonn- und Feſttage ſich näher zu unterrichten wünſchen, um ſo mehr willkommen ſeyn, da ſie ſich bei verhältnißmäßiger Vollſtändigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit empfiehlt.

Bei G. Reimer in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's ſämmtliche Werke.

Neue Ausgabe in 33 Bänden.
1ſter und 2ter Band.
Jeder Band auf gutem Maſchinenpap. 17½ Sgr., auf feinem Velinpapier geh. 25. Sgr.
In der Folge wird jeden Monat ein Band erſcheinen.

Bei Ludwig Schumann in Leipzig iſt erſchienen:

Urban Jürgenſen
Allgemeine Grundſätze der genauen Zeitmeſſung
durch Uhren

oder Zuſammenfaſſung der Grundſätze des Uhrenbaues zur ſorgfältigen Zeitmeſſung, mit einem Anhange verſehen, enthaltend zwei Abhandlungen über die Uhrmacherkunſt und Beſchreibung eines ſehr genau gehenden Metallthermometers. Nach der zweiten durch Ludwig Urban Jürgenſen beſorgten und vermehrten Ausgabe deutſch bearbeitet. Mit einem Atlas von 17 erläuternden Kupfertafeln.

Preis: 3 Thlr. 15 Sgr.

Repertorium
oder
allgemeines Handbuch der homöopathiſchen Thierheilkunſt.

Zweite Auflage. Geh. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Vollſtändiges Färbebuch

oder Anleitung alle möglichen Zeuge in jeder Farbe ſchön und dauerhaft zu färben, von K. G. Kindermann. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Allen Buchdruckerei-Beſitzern empfehlen wir unſre

Schriftgießerei.

Wir ſtellen unſre Preiſe ſo, daß Jeder, der ſeine Schriften u. ſ. w. von uns bezieht, dabei in großem Vortheil iſt, obwohl wir zugleich für den beſten Zeug ſorgen und demnach dafür bürgen können, daß auch an Dauer die von uns gelieferten Schriften nichts zu wünſchen übrig laſſen. Unſre Schriftproben ſind, auf frankirte Briefe, von uns gratis zu beziehen. — Die in Abgüſſen zu habenden Vignetten u. ſ. w. (1688 Nummern) bedürfen keiner Empfehlung, da das im Drucke erſchienene Muſterbuch in den meiſten Druckereien befindlich und denſelben, um es bei Beſtellungen vorlegen zu können, nothwendig iſt.

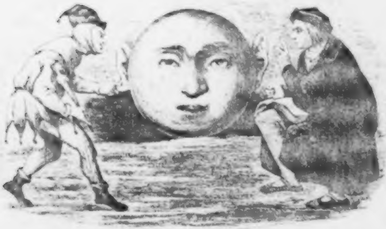
Vereins-Buchhandlung.

Deutſcher
Volks-Kalender
1842.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

12 Kr

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.



„Dickfellig iſt noch Manches in der Welt,
Noch mancher Satan möcht' in ihr rumoren;
Nicht ſchaden wird's, zupft man ſie an den Ohren,
Auf daſs ſie wachſam ſich und rüſtig hätt.“

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

A. D.
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

1 8 4 2.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1842ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5791ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1809 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1769 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1887 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 261 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 143 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 462 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 402 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 351 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 233 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 185 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 142 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 47 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., Königs v. Preußen, Geburt	— 48 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 2 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu ſuchen. Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen ; bedeutet einen gebotenen Fasttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

	[illegible]			
Samſt.	1 Neujahr	♍	Zunehmend [illegible] ♄ Nacht nach	20 Julius
	[illegible]			
Sonnt.	2 n. Neujahr	♍	Odile. Sonnen-Untergang	21 4 Advent
Mont.	3 Genovefa	♎	[illegible] 10. [illegible] U. am Abend-	22 [illegible]
Dienſt.	4 Titus	♎	[illegible] ♄ himmel ♀ iſt	23 Dagobert
Mittw.	5 Simeon	♏	[illegible] noch eine Viertel-	24 Adam Eva
Donn.	6 H. 3 Kön. E	♏	[illegible] ſtunde tief in der	25 H. Chriſtt.
Freit.	7 Reinhold	♏	Morgendämmerung ſicht-	26 Stephan
Samſt.	8 Erhard	♐	[illegible] bar. ♂ zeigt ſich	27 Joh. Ev.
	[illegible]			
Sonnt.	9 1. n. Ep.	♐	[illegible] drittehalb Stun-	28 n. Chriſtt.
Mont.	10 Paul Einſ.	♑	[illegible] den am Weſthimmel	29 Thom. B.
Dienſt.	11 Hygin	♑	[illegible] U. Mittags. ☉	30 David
Mittw.	12 Ernſt	♒	[illegible] und geht bald	31 Sylveſter
Donn.	13 Hilarius	♒	nach 8 Uhr Abends unter	1 Jan. 1842
Freit.	14 Felix	♒	♀ verſchwindet am Mor-	2 Odilo
Samſt.	15 Maurus	♓	genhimmel. ♄ und ♃ nahe	3 Genovefa
	[illegible]			
Sonnt.	16 2. n. Ep.	♓	[illegible] bei einander	4 n. Neujahr
Mont.	17 Anton	♓	[illegible] ☉. Abend, er-	5 Simeon
Dienſt.	18 Petri St.	♈	[illegible] ſcheinen am Mor-	6 H. 3 Kön.
Mittw.	19 Marius	♈	[illegible] ♀ in ♒ ge-	7 Reinhold
Donn.	20 Fab. Seb.	♉	[illegible] ☉ in ♒. himmel. ♂	8 Erhard
Freit.	21 Agnes	♉	zeigt ſich am Abendhimmel	9 Julian
Samſt.	22 Vincenz	♊	und geht um 9 Uhr unter. ♀	10 Paul Einſ.
	[illegible]			
Sonnt.	23 Septuag.	♊	[illegible] und ♀ ſind	11 1. n. Ep.
Mont.	24 Timotheus	♋	nicht ſichtbar. ♄ und ♃ ſind	12 Ernſt
Dienſt.	25 Pauli B.	♋	[illegible] in Conjunction,	13 Hilarius
Mittw.	26 Polykarp	♌	[illegible] U. Sichtbare ☾	14 Felix
Donn.	27 Chryſoſt.	♌	Finſterniß. erſterer um	15 Maurus
Freit.	28 Karl d. Gr.	♍	♀ in ♒ einen halben Grad	16 Marcellus
Samſt.	29 Franz S.	♍	höher. ♂ zeigt ſich zwei	17 Anton
	[illegible]			
Sonnt.	30 Sexageſ.	♎	[illegible] und eine halbe	18 2. n. Ep.
Mont.	31 Lud. Alb.	♎	Stunde am Weſthimmel.	19 Marius

Mond-Wechſel.

Montag den 3. Januar nach halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Dienstag den 11. Januar 3 Viertel auf 5 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Mittwoch den 19. Januar gegen halb 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Mittwoch den 26. Januar nach 1 Viertel auf 7 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Zum Jahreswechſel.

Ein Jahr iſt zur Vergangenheit entſchwunden,
Es bot uns bittern, bot uns ſanftern Theil.
Und wenn wir treulich und gerecht gefunden,
Erwuchs auf beiden Pfaden himmliſch Saat.

Denn ob des Lebens Wege weit ſich dehnen,
Ob hier der Kampf und dort die Sorge mahnt,
Wir zagen nicht vor all' den Schreckgeſtalten,
Iſt nur nach oben uns der Weg gebahnt.

Wie oft hat Gott uns aus der Noth erhoben! —
Er wird uns ferner noch zur Seite ſteh'n;
Der Zukunft Schleier, wie er dicht gewoben,
Läßt immer doch uns Gottes Auge ſeh'n!

Die Tugend.

Ein Millionär fragte einen Kaffern-Häuptling: „Weißt du, was Tugend iſt?“ — „O ja“, erwiederte der Kaffer ſtolz; „die Tugend beſteht darin, ſo viel als möglich Vieh zu ſtehlen!“ — Da werden die guten Chriſten noch lange Zeit brauchen, ehe ſie durchdringen! — abgeſehen davon, daß die Schelme aller Länder ein Studium daraus machen, ſie zu verargen.

Die Himmelszeichen predigen Mäßigkeit!

Januar. ♒ Waſſermann.

Die Sonne tritt hier in den Waſſermann,
Der kündigt Waſſer uns als Heilkraft an.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abends 10	2			1
11	25	Bei Tage		2
Morg.				3
12	10			4
2	8			5
3	25			6
4	41			7
5	48			8
6	46			9
7	32			10
		Abends		11
		5	7	12
Bei Tage		6	18	13
		7	28	14
		8	37	15
		9	45	16
		10	54	17
		Morg.		18
		12	3	19
		1	17	20
		2	25	21
		3	56	22
		5	7	23
		6	9	24
		6	58	25
Abends				26
6	8			27
7	31	Bei Tage		28
9	2			29
10	28			30
11	50			31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 55 M.	8 Uhr 6 M.	4 Uhr 1 M.	16 St. 5 M.
11	8 12	8 2	4 15	15 48
21	8 36	7 55	4 30	15 24

Februar 1842

Alter. Januar

Dienst.	1 Brigitte	♏	♄ und ♃. gehen nach 6 Uhr	20 Fab. Seb
Mittw.	2 **Mar. Lm.**	♏	☾ 10. 54' V. **Morgens**	21 Agnes
Donn.	3 Blasius	♏	auf und zeigen sich eine	22 Vincenz
Freit.	4 Veronica	♐	☌ ♂ ☉ halbe Stunde. ♀ er-	23 M. Verm
Sonn.	5 Agatha	♐	♀ in ♑. scheint am **Abend-**	24 Bertram

6. Jesus verkündigt sein Leiden, Luc. 18, Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	6 **Estomihi**	♑	Dorothea. himmel. ♂ ist	25 3 n. Ep.
Mont.	7 Rembertus	♑	noch über 2 **Stunden** nach	26 Polykarp
Dienst.	8 **Fastnacht**	♑	Richarius. ☉ **Untergang**	27 J. Chrys.
Mittw.	9 **Ascherm.**	♒	Apollonia. sichtbar. ☿ zeigt	28 Karl d. Gr
Donn.	10 Scholast.	♒	● 12. 22' N. sich eine	29 Franz v. S
Freit.	11 Desiderius	♓	halbe Stunde am	30 Adelgunde
Sonn.	12 Eulalia	♓	**Abendhimmel** u. geht bald	31 Em. Vd.

7. Von Christi Versuchung, Matth. 4, Ep. 2 Cor. 6.

Sonnt.	13 1. **Invoc**	♓	Gisbert. 7 **Uhr unter.** ☿	1 **Febr.** 4. **Ep**
Mont.	14 Valentin	♈	♂ in ♈. ☿ größte östliche	2 **Mar. Lm**
Dienst.	15 Faustin	♈	Antonius. ist noch eine	3 Blasius
Mittw.	16 **Quat.**	♉	Juliane. halbe **Stunde**	4 Veronica
Donn.	17 Benignus	♉	am **Westhimmel bemerkbar**	5 Agatha
Freit.	18 Simeon	♉	☽ 12. 8' N. und ver-	6 Dorothea
Sonn.	19 Leontius	♊	☉ in ♓. schwindet ei-	7 Rembertus

8. Vom Cananäischen Weibe, Matth. 15, Ep. 1 Thess. 4.

Sonnt.	20 2. **Remin.**	♊	Eucharius. nige **Tage** spä-	8 5. n. Ep.
Mont.	21 Felix B.	♋	♀ in ♓. ter ☿ ist eine halbe	9 Apollonia
Dienst.	22 P. Stuhlf.	♋	**Stunde in Westen sichtbar.**	10 Scholast.
Mittw.	23 Serenus	♌	☿ rückl. ♃ und ♄, die schon	11 Desiderius
Donn.	24 Math. Ap.	♌	3 **Grade aus einander ge-**	12 Eulalia
Freit.	25 Mechthild	♍	○ 4. 43' **V. rückt sind,**	13 Gisbert
Sonn.	26 Nestor	♍	**zeigen sich eine St. am**	14 Valentin

9. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11, Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	27 3. **Oculi**	♎	Justus **Morgenhimmel.**	15 **Septuag**
Mont.	28 Romanus	♎	☿ verschwindet in **Westen.**	16 Juliane

Mond Wechſel

Mittwoch den 2. Februar gegen 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 10. Februar gegen halb 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Freitag den 18. Februar gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Freitag den 25. Februar gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 21. Februar.

Merkt's Euch!

Was nicht Eile hat, muß man raſch thun, um Zeit zu gewinnen zu dem, was Eile hat.

Mit einem Geheimniß iſt's wie mit einem [illegible]; weiß man, daß er verborgen, iſt er ſchon halb entdeckt.

Hühneraugen-Vertilgung.

Es weiß Mancher, wo ihn der Schuh drückt, und nicht, wie er ſich helfen ſoll. Die Hühneraugen nun, auch Leichdornen genannt, ſchafft man ſich am Beſten ſo vom Halſe oder vielmehr vom Fuße: Man ſteckt eine Stecknadel in die Mitte des Leichdorns, ſo weit, als es ohne Schmerzen möglich iſt, hält den obern, krummgebogenen Theil in ein Licht, bis die Spitze der Nadel ſchmerzt, zieht dann den Fuß zurück, wiederholt dies drei bis vier Mal und ſchabt am folgenden Morgen die durch das Brennen entſtandene hornartige Haut fort. Man wiederhole es, wenn das eine Mal nicht genügt; das befreit ganz ſicher von dem Schuh- und Stiefeldrucke. Im künftigen Jahr kommen Mittel gegen Herz-, Magen-, Beutel- und andern „Druck“, wie er entſteht, wenn man juſt nichts hat, um den leidenden Theilen ein Heilmittel aufzudrücken.

Februar. ♓ Fiſche.

Die Fiſche, das Zeichen im Februar,
Empfehlen Euch Waſſer; — 's iſt wahr und klar!

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		1
1 11	[illegible]	2
2 28		3
3 40		4
4 42		5
5 32		6
6 10		7
6 37		8
6 59		9
	Abends	10
	6 26	11
	7 35	12
[illegible]	8 43	13
	9 52	14
	11 6	15
	Morg.	16
	12 19	17
	1 32	18
	2 44	19
	3 53	20
	4 48	21
	5 28	22
	5 58	23
	6 22	24
Abends	[illegible]	25
7 55		26
9 21		27
10 47		28

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 9 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 49 M.	14 St. 51 M.
11	9 33	7 21	5 7	14 27
21	10 20	7 5	5 25	13 40

Dienſt	1 Suitbert	♏	♄, ♀ und ♃ ſind in dieſem	17	Benignus
Mittw	2 Mittfaſt	♏	[illegible] Monat unſichtbar.	18	Simeon
Donn	3 Kunigunde	♐	[illegible] Iſt	19	Leontius
Freit	4 Kaſimir	♐	1 30 U. anderthalb	20	Eucharius
Sonn	5 Friedrich	♑	[illegible] Stunden	21	Felix B.

[illegible]

Sonnt	6 4 Lätare	♑	Perpetua. am Morgen-	22	Seragef.
Mont	7 Thom. v. A.	♑	himmel ſichtbar. ♃ zeigt	23	Serenus
Dienſt	8 Joh. v. Gott	♒	ſich nach anderthalb Stun-	24	Matth. Ap.
Mittw	9 Franziska	♒	den am Abendhimmel und	25	Mechtilde
Donn	10 40 Märt.	♒	geht nach halb 9 Uhr un-	26	Victor
Freit	11 Roſina	♓	ter. ♃ geht um 4	27	Julius
Sonn	12 Gregor	♓	[illegible] Uhr	28	Romanus

[illegible]

Sonnt	13 5. Judica	♈	Früh. Morgens auf und	1	März Ck.
Mont	14 Mathilde	♈	iſt faſt anderthalb Stun-	2	Simplic.
Dienſt	15 Longin	♉	[illegible] den ſichtbar. ♃	3	Faſtnacht
Mittw	16 Heribert	♉	[illegible] iſt 3 Viertelſtun-	4	Aſcherm.
Donn	17 Gertrud	♉	[illegible] den als ein un-	5	Friedrich
Freit	18 Cyrillus	♊	ſcheinlicher Stern am	6	Perpetua
Sonn	19 Joſeph	♊	11 9 N. weſtlichen	7	Thom. v. A.

[illegible]

Sonnt	20 6. Palm.	♋	Abend- Himmel ſichtbar.	8	1. Invoc.
Mont	21 Benedikt	♋	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	9	Franziska
Dienſt	22 Octavian	♌	und Nacht gleich. ♃ geht	10	40 Märt.
Mittw	23 Otto	♌	um 4 Uhr Morgens auf.	11	Quat.
Donn	24 Gründonn.	♍	[illegible] ♃ erſcheint eine	12	Gregor
Freit	25 Charfreit.	♍	Mar. Verk. halbe	13	Ernſt
Sonn	26 [illegible]	♎	2 25 U. [illegible] St-	14	Mathilde

[illegible]

Sonnt	27 Oſterſ.	♎	[illegible] ſpäter und zeigt	15	2. Remin.
Mont	28 Oſtermont.	♏	[illegible] ſich anderthalb	16	Heribert
Dienſt	29 Euſtaſius	♏	Stunden am Morgenhim-	17	Gertrud
Mittw	30 Quirinus	♐	[illegible]	18	Cyrillus
Donn	31 Balbina	♐	Einzug in Paris 1814	19	Joſeph

Mond-Wechsel.

Freitag den 4. März gegen 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonnabend den 12. März gegen 7 Uhr Vormittags der neue Mond.

Sonnabend den 19. März gegen 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erste Viertel.

Sonnabend den 26. März gegen halb 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern die zwei ersten Tage des Passahfestes den 26. und 27. März.

Die Wahl.

„Den K[illegible] will ich in meine Dienste nehmen!" sagte der Monarch zum Minister. — „Ihn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?" [illegible] „Nun, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in meine Dienste nehmen!"

Humor und Naivetät.

Ein [illegible] kam aus dem Examen: „Nun, wie abgelaufen?" fragte ihn ein Freund. „Gut, vortrefflich!" erwiderte der Examinirte; „ich versichere, daß mich [illegible] [illegible]!" — Er wiederholte es mit [illegible] Ernste und [illegible], als ihm [illegible] [illegible] worden war, um [illegible] [illegible] [illegible]: „Nun, so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!" — Bei dem [illegible] [illegible] [illegible], er [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]. Als man ihn nun [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible], daß er ihm [illegible] [illegible] [illegible]: „Ja, die [illegible] [illegible] [illegible]!"

Der edle Manns-Charakter.

Ein Kind im Gemüth, ein Jüngling im Muth, ein Mann im [illegible].

März. ♈ Widder.

Der Widder hat nun seine Kraft
Ganz [illegible] angeschafft.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		1
12 8	Vormitt.	2
1 25		3
2 32		4
3 28		5
4 10		6
4 41		7
5 4		8
5 23		9
5 38		10
5 52		11
	Abends	12
Vormitt.	7 43	13
	8 55	14
	10 10	15
	11 25	16
	Morg.	17
	12 32	18
	1 44	19
	2 40	20
	3 21	21
	3 56	22
	4 27	23
	4 43	24
	5 1	25
Abends		26
8 14	Morgens	27
9 30		28
11 4		29
Morg.		30
12 15		31

	Tageslänge	☉ Aufgang	☉ Untergang	Nachtlänge
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 10	6 4	6 13	11 50

April 1864.

Alt. März.

Freit	1 Hugo B.	♐	☾ ♂ erscheint in der	20 Joachim
Sonn	2 Franz v. P.	♑	1. 6.58 U. Abenddäm-	21 Benedikt

13. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20, Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt	3 **1. Quasim.**	♑	[illegible] merung. ♄ geht	22 **3. Oculi**
Mont	4 Isidor B.	♒	ein Viertel auf 3 Uhr	23 Otto
Dienst	5 Vincenz	♒	Morgens auf und ist über 2	24 Gabriel
Mittw	6 Sixtus P.	♒	Stunden sichtbar. ☿ zeigt	25 **M. Verk.**
Donn	7 Hermann	♓	sich nach 1 Viertelstunden	26 Lutgerus
Freit	8 Dionysius	♓	tief in der Abenddämme-	27 Rupert
Sonn	9 Maria Cl.	♈	rung. ♀ ist eine Viertel-	28 Felix Pr.

14. Vom guten Hirten, Joh. 10, Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt	10 **2. Mis. D.**	♈	☺ 10. 59 M. [illegible]	29 **4. Lätare**
Mont	11 Leo d. Gr.	♈	♀ im ♉. ☌ ♀ ♉. stunde	30 Quirinus
Dienst	12 Julius	♉	am Abendhimmel sichtb., ♀	31 Balbina
Mittw	13 Mar. v. G.	♉	geht nach halb 8 Uhr unter.	1 **April.** H. B.
Donn	14 Tiburtius	♊	♀ im ♈. ♃ erscheint bald	2 Franz v. P.
Freit	15 Olympius	♊	nach 2 Uhr Morg. u. glänzt	3 Richard
Sonn	16 Drogo		an 2 Stund. ♀ ist eine halbe	4 Isidor B.

15. Ueber ein Kleines werdet ihr mich sehen, Joh. 16, Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt	17 **3. Jubil.**	♋	[illegible] Stunde Abend-	5 **5. Judica**
Mont	18 Eleuther	♌	☽ 7.40 U. stern und geht	6 Sixtus P.
Dienst	19 Timotheus	♌	um 8 Uhr unter. ♄ geht	7 Hermann
Mittw	20 **Bettag**	♌	☉ im ♉. [illegible] bald 8	8 Dionysius
Donn	21 Anselm	♍	nach 1 Uhr Morgens auf	9 Maria Cl.
Freit	22 Soter	♍	und ist dritthalb Stunden	10 Ezechiel
Sonn	23 Georg	♎	[illegible] sichtbar. ☿ ist	11 Leo d. Gr.

16. Von Christi Hingang zum Vater, Joh. 16, Ep. Jak. 1.

Sonnt	24 **4. Cantate**	♎	☾ 11. 33 M. [illegible]	12 **6. Palm**
Mont	25 Mark. Ev.	♏	noch eine Viertel-	13 Mar. v. G.
Dienst	26 Ferdinand	♏	stunde tief am Abendhimmel	14 Tiburtius
Mittw	27 Anastasius	♐	bemerkbar. ♃ geht bald	15 Olympius
Donn	28 Vitalis	♐	nach 1 Uhr Morgens auf	16 **Gründonn.**
Freit	29 Petr. v. M.	♑	und glänzt an 2 Stun-	17 **Charfreit.**
Sonn	30 Kath. v. S.	♑	den vor Sonnenaufgang.	18 Eleuther

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 2. April gegen 7 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonntag den 10. April um 11 Uhr Abends der neue Mond.

Montag den 18. April um 7 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Sonntag den 24. April kurz vor Mitternacht der volle Mond.

Die Juden feiern die zwei letzten Tage des Paſſahfeſtes den 1. und 2. April.

Rath.

Spricht Einer ſchlecht von Dir — ſey's ihm erlaubt;
Du aber lebe ſo, daß Keiner es ihm glaubt.

Das Legen der Kartoffeln.

Ein Landwirth, der mit Andern oft die Erfahrung gemacht hatte, daß die von ihm in die Erde gelegten Kartoffeln faulten, macht Folgendes bekannt: „Ich ließ die Kartoffeln in Stücke zerſchneiden und dieſe in einer Stube ausbreiten, damit der Schnitt trocknen konnte; nach acht Tagen ließ ich ſie legen und nicht ein einziges Stück verfaulte. Zu gleicher Zeit ließ ich auch friſch zerſchnittene in demſelben Boden legen, welche aber alle faulten." Da iſt der Boden ſchuld! Kartoffel, Dir leb' ich, Kartoffel, Dir ſterb' ich; muß man doch für die edle Frucht Sorge tragen. Alſo noch Eins! Man lege Kartoffeln mehrerer Stücke mit mehr als einem Keim zerſchnitten, ungefähr je 10 Zoll von einander, nicht in die bloße Erde, ſondern jedesmal auf ein Händchen trockenen Staub oder Sand, und laſſe ſie dann einſcharren. Wohl iſt die Mühe etwas größer, giebt's aber hernach zur Ernte viele und ſchmackhafte Kartoffeln, wird's Keiner bereuen, daß er mit einem Stücklein Landes den Verſuch machte.

April. ♉ Stier.

Der Stier, auch Brummochs wohl genannt,
Hat Feld zum Ackern uns bekannt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg. 1	18	Bei Tage		1
2	5			2
2	42			3
3	8			4
3	29			5
3	45			6
3	59			7
4	13			8
4	26			9
Bei Tage		Abends		10
		7	56	11
		9	12	12
		10	26	13
		11	35	14
		Morg.		15
		12	35	16
		1	21	17
		1	57	18
		2	25	19
		2	46	20
		3	5	21
		3	21	22
		3	39	23
Abends		Bei Tage		24
8	23			25
9	52			26
11	1			27
11	56			28
Morg.				29
12	33			30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 29 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 30	5 15	6 47	10 30
21	14 8	4 56	7 4	9 52

Mai 18[illegible]

Alter April.

18. [illegible] Joh. 16. Ep. Jac. 1.

Sonnt	1 S Rogate	♑	Phil. Jakob. ♀ in ♉	19 H. Ostern
Mont	2 Athan. W	♒	☾ 1. 11 U. ☌ ♀ ☿ ♂	20 Ostermont.
Dienst	3 ✠ Erfind.	♒	♂ verbirgt sich am Abend-	21 Osterd.
Mittw	4 Monica	♓	himmel. ♃ geht gegen 1 Uhr	22 Soter
Donn	5 Him. Chr.	♓	Pius V. ♀ in ♊ Morgens	23 Georg
Freit	6 Joh. v. d. Pf.	♓	auf und ist 2 Stunden	24 Albert
Sonn	7 Stanislaus	♈	☿ in ♊. sichtbar. ♀ ist	25 Marc. Ev.

20. [illegible] Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt	8 6 Exaudi	♈	Mich. Ersch. ♃ rückt eine	26 1. Quas.
Mont	9 Gregor N.	♉	Stunde Abendstern, und	27 Anastasius
Dienst	10 Gordian	♉	● 12. 6 N. ☌ ♂, ☉	28 Vitalis
Mittw	11 Mamert.	♊	geht ein Viertel auf	29 Petr. v. M.
Donn	12 Pankrat.	♊	10 Uhr unter. ♄ geht 3	30 Cath. v. S.
Freit	13 Servatius	♊	Viertel auf 12 Uhr Abends	1 Mai. Ph. J.
Sonn	14 Christian		auf und ist fast 3 Stun-	2 Athanasius

21. [illegible] Joh. 14. Ap. Gesch. 2.

Sonnt	15 Pfingstfest	♋	Sophia. ♀ in ♊. den vor	3 2. Mis. D.
Mont	16 Pfingstm.	♌	Joh. v. N. ☉ Aufgang	4 Monika
Dienst	17 Jodocus	♌	☽ 12. 38 N. sichtbar. ♃	5 Pius V.
Mittw	18 Quat.	♍	Liberius. geht um	6 Joh. v. d. Pf.
Donn	19 Prudent.	♍	Mitternacht auf und zeigt	7 Stanislaus
Freit	20 Basilla	♎	sich dritthalb Stunden. ♀	8 Mich. Ersch.
Sonn	21 Constant.	♎	☉ in ♊. glänzt 3 Vier-	9 Gregor N.

22. [illegible] Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt	22 Trinitatis	♏	Julian. telstunden in der	10 3. Jubil.
Mont	23 Desiderius	♏	Abenddämmerung u. geht	11 Beatrix
Dienst	24 Johanna	♐	○ 10. 7 V. 3 Viertel	12 Pankrat.
Mittw	25 Urban	♐	auf 10 Uhr unter.	13 Servatius
Donn	26 Frohnl.	♐	Philipp N. ☿ zeigt sich	14 Christian
Freit	27 Luciana	♑	eine Viertelstunde tief in	15 Sophia
Sonn	28 Wilhelm	♑	der Abenddämmerung. ♄	16 Joh. v. N.

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt	29 1 n. Trin.	♒	Maximinus. ♀ in ☉	17 4. Cantate
Mont	30 Felix Pr.	♒	wird am Morgenhim-	18 Liberius
Dienst	31 Petronella	♓	☿ in ♋. mel sichtbar.	19 Prudent.

Mond-Wechſel.

Montag den 2. Mai 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 10. Mai gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Dienſtag den 17. Mai gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Dienſtag den 24. Mai gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 15. und 16. Mai.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg. 1 9		1
1 31	B	2
1 50	e	3
2 8	i	4
2 17	T	5
2 32	a	6
2 46	g	7
	e	8
3 2		8
3 20		9
	Abends	10
	9 24	11
	10 27	12
B	11 18	13
e	11 56	14
i	Morg.	15
	12 28	16
T	12 51	17
a	1 10	18
g	1 27	19
e	1 44	20
	2 3	21
	2 22	22
	2 47	23
Abends	Bei Tage	24
9 43		25
10 31		26
11 6		27
11 31		28
11 51		29
Morg.		30
12 9		31

Des Armen Schmeichler.

Dem Armen, dem ſonſt Alles fehlet,
Fehlt Eines doch, ein Schmeichler nicht.
„Ein Schmeichler — ihm? Ihr übergeht ihm,
dem gebricht,
Was Schmeichler lockt, die nur der Reiche
zählet!“ —
Der Schmeichler Hoffnung fehlt ihm nicht!

Verbeſſertes Verfahren bei dem Buttern.

Man nimmt von der Milch, nachdem ſie zwölf Stunden im Keller oder in der Milchkammer geſtanden, den fünften Theil als Sahne ab; hat man nicht ſo viel Kühe, um von einmaligem Melken Butter ſchlagen zu können, ſammelt man den Rahm, bis er hinreichend iſt. Dann nimmt man auf 12 Maaß Rahm 1 Loth fein geleſenen Alaun und 2 Maaß ſaure Milch, mengt Alles gut untereinander, läßt es bei gelindem Feuer lau werden und nach der Abkühlung in das Butterfaß ſchütten, wonach man in gewöhnlicher Weiſe verfährt. So erhält man in ſechs Stunden die reinſte Butter und bedeutend mehr als nach bisheriger Weiſe.

Mai. ♊ Zwillinge.

In Zwillingen, ſind ſie gut gepaart,
Haben ſie Milch und Waſſer bewahrt.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 13	4 18	7 35	8 47
21	15 46	4 4	7 50	8 14

Junius 1812.

Alter. Mai.

Mittw.	1 Simeon	♓	☾ 7. 19' V. ☿ ist fast eine	20	Basilla
Donn.	2 Erasmus	♓	halbe Stunde am Ab-	21	Constantin
Freit.	3 Clotildis	♈	Himmel sichtbar und geht	22	Julian
Sonn.	4 Florian	♈	ein Viertel auf 11 U. unter	23	Desiderius

2. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	5 2. n. **Trin.**	♉	Bonifacius. ♀ ist 5 **Vier-**	24	5. **Rogate**
Mont.	6 Norbert	♉	telstunden Abendstern und	25	Urban
Dienst.	7 Robert	♉	geht bald nach 10 Uhr unter.	26	Phil. N.
Mittw.	8 Medardus	♊	🌑 10. 41' N. ♂ ist un-	27	Luciana
Donn.	9 Primus	♊	sichtbar. ♄ steht nach	28	**Him. Chr.**
Freit.	10 Maurinus	♋	halb 2 Uhr Morg. in Sü-	29	Maximin
Sonn.	11 Barnabas	♋	♀ größte östliche Ausweich.	30	Felix Pr.

3. Vom verlornen Schaaf. Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	12 3. n. **Trin.**	♌	Basilides den. ♃ ist noch	31	6. **Exaudi**
Mont.	13 Ant. v. P.	♌	eine Viertelstunde am	1	Jun. Sim.
Dienst.	14 Basilius	♍	Abendhimmel sichtbar. ♃.	2	Erasmus
Mittw.	15 Vitus	♍	☽ 5. 10' N. ♄ geht um 2	3	Clotildis
Donn.	16 Benno	♎	Uhr Morgens durch	4	Florian
Freit.	17 Adolph	♎	den Meridian und zeigt sich	5	Bonifacius
Sonn.	18 Marcellus	♏	Schlacht b. Belle-Alliance	6	Norbert

4. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	19 4. n. **Trin.**	♏	1815. Gervasius. die	7	**Pfingstfest**
Mont.	20 Silverius	♏	♂ in ♐ ganze **Nacht.**	8	**Pfingstm.**
Dienst.	21 Albanus	♐	☉ in ♋ Somm. Anf. Läng.	9	**Pfingstd.**
Mittw.	22 Albin	♐	🌕 9. 49' N. der Tag	10	**Quat.**
Donn.	23 Walram	♑	♀ glänzt 5 Viertel-	11	Barnabas
Freit.	24 Joh. d. T.	♑	stunden in der Abenddäm-	12	Basilides
Sonn.	25 Elogius	♒	♀ in ♌ ☌ ♂ ☉ merung.	13	Ant. v. P.

5. Vom reichen Fischzug. Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	26 5. n. **Trin.**	♒	Pelagius. Frankl. geht ein	14	**Trinitatis**
Mont.	27 7 Schläfer	♒	Viertel auf 11 Uhr un-	15	Vitus
Dienst.	28 Leo P.	♓	ter. ♄ geht nach halb	16	Benno
Mittw.	29 **Petr. P.**	♓	12 Uhr Abends auf, ist	17	Adolph
Donn.	30 Pauli Ged.	♈	aber schwer zu erkennen.	18	**Frohnl.**

Mond-Wechſel

Mittwoch den 1. Junius nach 1 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Mittwoch den 8. Junius gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.

Mittwoch den 15. Junius gegen 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Mittwoch den 22. Junius nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond.

☾ Aufg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
Morg.				
12	23	[illegible]		1
12	37			2
12	51			3
1	6			4
1	21			5
1	45			6
2	13			7
		Abends		8
		9	12	9
		9	57	10
[illegible]		10	29	11
		10	54	12
		11	15	13
		11	32	14
		11	49	15
		Morg.		16
		12	8	17
		12	28	18
		12	50	19
		1	20	20
		1	58	21
Abends				22
9	5	[illegible]		23
9	31			24
9	53			25
10	11			26
10	29			27
10	43			28
10	56			29
11	9			30

Ja ſo!

Als zur Zeit der franzöſiſchen Kriege in Deutſchland einmal italieniſche Soldaten ankamen mit gelben Stiefeln, verwunderte ſich darüber ein ehrlicher Deutſcher, und meinte: die könnten ja gar nicht gewichſt werden. „Hm!“ bemerkte ein Anderer: „die kriegen ihre Wichſe den!“

Staatsregeln.

Damit dem Staat nichts fehle,
Sey das Geſetz ſein Schutz,
Die Kriegeskunſt ſein Schwerdt,
Der Ackerbau ſein Herd,
Die ſchöne Kunſt ſein Putz,
Der Handel ſeine Seele.

Sonderbare Freiſprechung.

Ein Vagabund, der ſich Ritter Brown nannte, ſtand in England vor Gericht und wußte ſich von diebiſchen Betrügereien los zu lügen. Als der Richter dem Beklagten das „Nichtſchuldig“ ausſprechen mußte, ſagte er zu ihm: „Geht nach Rußland, da kriegt ihr die Knute, wie ihr's verdient; oder nach Frankreich, da harrt eurer die Galeere, wie in Deutſchland das Zuchthaus. In England ſprech' ich euch frei, weil ihr nach ſchlechten Streichen gut gelogen habt!“

Juni. Krebs.

Der Krebs, mag er zurück ſtets gehn,
Doch wird im Waſſer Aquarii er ſehn.

	Tageslänge.		☉ Aufgang		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	11 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	3 M.	7 St.	49 M.
11	16	26	3	46	8	12	7	34
21	16	32	3	45	8	17	7	28

Julius 1842.

Alter Junius.

Freit.	1	Rembold	♈	☾ 12 — V. ♂ ist in die-	19	Gervasius
Sonn.	2	M. Heims.	♈	sem Monat unsichtbar	20	Silverius

28. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	3	6. n. **Trin.**	♉	Hiac. ☍ ♄ ☉. ☉ in Erdf.	21	1. n. **Trin.**
Mont.	4	Ulrich	♉	♄ steht um Mitternacht	22	Albin
Dienst.	5	Anselm	♊	in Süden und zeigt sich	23	Walram
Mittw.	6	Jesaias	♊	die ganze Nacht. ♀ ist	24	Joh. d. T.
Donn.	7	Wilibald		Unt. ☌ ☉. eine Stunde	25	Elogius
Freit.	8	Kilian	♋	● 7. 28 V. Sichtb. ☉	26	Vigilius
Sonn.	9	Agilolph	♌	Finst. ♃ rückl. Abend-	27	7 Schläfer

29. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	10	7. n. **Trin.**	♌	7 Brüder. ☍ ♃ ☉. stern.	28	2. n. **Trin.**
Mont.	11	Pius B.	♍	☌ ♀ ♂. ♃ geht um Mitter-	29	**Petr. P.**
Dienst.	12	Nabor	♍	nacht durch den Meridian	30	Pauli G.
Mittw.	13	Margar.	♎	und glänzt die ganze Nacht	1	**Jul.** Remb.
Donn.	14	Bonavent.	♎	☽ 10. 33 M. ♄ geht um	2	M. Heims.
Freit.	15	Ap. Theil.	♎	halb 11 Uhr Abends	3	Hiacynth
Sonn.	16	Skap. Fest	♏	auf. ♀ ist eine Stunde	4	Ulrich

30. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	17	8. n. **Trin.**	♏	Alexius. Abendstern. ♄	5	3. n. **Trin.**
Mont.	18	Arnold	♐	♀ in ♍. geht um 11 Uhr	6	Jesaias
Dienst.	19	Arsenius	♐	Abends durch den Meri-	7	Wilibald
Mittw.	20	Elias	♑	dian und ist noch die ganze	8	Kilian
Donn.	21	Daniel	♑	☿ rückl. Nacht sichtbar	9	Agilolph
Freit.	22	M. Magd.	♑	○ 11. 25 V. Unsichtb. ☾	10	7 Brüder
Sonn.	23	Apollinar.	♒	Finst. ☉ in ♌. Anf.	11	Pius B.

31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	24	9. n. **Trin.**	♒	Christine. d. Hundstage. ♃	12	4. n. **Trin.**
Mont.	25	Jakob	♓	steht um 11 Uhr Abends in	13	Margar.
Dienst.	26	Anna	♓	Süden u. zeigt sich die ganze	14	Bonavent.
Mittw.	27	Pantaleon	♓	Nacht ☿ wird am Morgen-	15	Ap. Theil.
Donn.	28	Innocenz	♈	himmel sichtbar. ♀ glänzt	16	Skap. Fest
Freit.	29	Martha	♈	☾ ☿ größte westl. Ausw.	17	Alexius
Sonn.	30	Abdon	♉	3. 10 N. 3 Viertelst.	18	Arnold

32. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	31	10. n. **Trin.**	♉	Ign. Lojola. in Westen.	19	5. n. **Trin.**

Mond-Wechſel.

Freitag den 1. Julius gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Freitag den 8. Julius gegen halb 8 Uhr ormittags der neue Mond nebſt einer ichtbaren Sonnenfinſterniß.

Donnerſtag den 14. Julius nach halb 11 Uhr ends das erſte Viertel.

Freitag den 22. Julius gegen halb 12 Uhr ormittags der volle Mond nebſt einer nſichtbaren Mondfinſterniß.

Sonnabend den 30. Julius gegen 1 Viertel uf 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 17. Juli.

Merkt's Euch!

Wer heut Allen giebt, geht als gerühmter Geber zu Bett; wenn er aber morgen etwas verlangt, ſteht er übermorgen als Narr auf.

Seine Fehler eingeſtehen, iſt Beſcheidenheit; ie den Freunden entdecken, iſt Offenherzigkeit, Vertrauen; mit ſich ſelbſt darüber hadern, iſt Demuth; ſie vor der ganzen Welt auskramen, t Hochmuth.

Getreidepuppen

nd das beſte Mittel, das Getreide auf dem Felde gegen naſſe Witterung zu ſchützen. Es wird ein Pfahl eingeſchlagen, mit einer ſtarken Garbe umgeben, deren Aehren aufwärts ſtehen, dann werden vier Garben darum und in deren Winkel noch vier geſetzt, ſämmtlich mit den Aehren aufwärts, dann mit einem Strohſeil umwunden. Eine doppelte Garbe wird zuletzt, mit den Aehren unterwärts, darauf geſtülpt. So beſteht jede Puppe aus zehn Garben, welche durch naſſe Witterung nicht auswachſen oder faulen.

Juli. ♌ Löwe.

Der Löwe, das allgewalt'ge Thier,
Weiß nichts vom Weine, geht nicht zu Bier!

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abends 11	26	B		1
11	45	e		2
		i		3
Morg. 12	11	T		4
12	41	a		5
1	29	g		6
2	30	e		7
		Abends		8
		8	56	9
B		9	19	10
e		9	39	11
		9	55	12
i		10	13	13
		10	32	14
T		10	35	15
a		11	21	16
g		11	56	17
e		Morg.		18
		12	42	19
		1	39	20
		2	43	21
Abends				22
8	20	B		23
8	36	e i		24
8	50			25
9	5	T		26
9	17	a		27
9	31	g		28
9	49	e		29
10	10			30
10	39			31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 28 M.	3 Uhr 49 M.	8 Uhr 17 M.	7 St. 32 M.
11	16 13	3 58	8 11	7 47
21	15 51	4 10	8 1	8 9

August 1842.

Alter. Julius.

Mont.	1	Petr. Kett.	♋	☿ ist von 3 Viertel auf	20	Elias
Dienst.	2	Portiunc.	♋	4 Uhr Morgens an eine	21	Daniel
Mittw.	3	Steph. Erf.	♋	Viertelstunde in der Däm-	22	M. Magd.
Donn.	4	Dominicus		♃ in ♌. merung sichtbar.	23	Apollinar
Freit.	5	Mar. Schn.		🌑 ♀ zeigt sich 3 Viertel-	24	Christine
Sonn.	6	Verkl. Chr.	♌	3. 14 M. stunden in	25	Jakob

11. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	7	11. n. Trin.	♌	Gottschalk. der Abenddäm-	26	6. n. Trin.
Mont.	8	Cyriacus	♍	☿ in ♌. merung u. geht ge-	27	Pantaleon
Dienst.	9	Romanus	♍	gen 9 Uhr unter. ♃ erscheint	28	Innocenz
Mittw.	10	Laurenz	♎	☌ ☿ ♃. als ein schwacher	29	Martha
Donn.	11	Hermann	♎	Stern in der Morgen-	30	Abdon
Freit.	12	Clara	♏	🌓 Dämmerung. ☿ ver-	31	Ignaz Loj.
Sonn.	13	Hippolytus	♏	5. 49 V. ♀ in ♎	1	Aug. P. K.

12. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	14	12. n. Trin.	♐	Eusebius. schwindet in den	2	7. n. Trin.
Mont.	15	M. Himm.	♐	Strahlen der Morgen-	3	Steph. E.
Dienst.	16	Rochus	♑	sonne. ♄ steht um 9 Uhr	4	Dominicus
Mittw.	17	Sibylla	♑	Abds im Meridian u. geht	5	Mar. Schn.
Donn.	18	Helena	♑	3 Viertel auf 1 Uhr unter.	6	Verkl. Chr.
Freit.	19	Sebald	♒	♃. culminiert ein Viertel	7	Gottschalk
Sonn.	20	Bernhard	♒	auf 10 Uhr Abends und	8	Cyriacus

13. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	21	13. n. Trin.	♓	🌕 2. 41 V. Athanasius.	9	8. n. Trin.
Mont.	22	Timotheus	♓	☿ in ♍ Obere ☌ ☿ ☉.	10	Laurenz
Dienst.	23	Zacharias	♓	☉ in ♍. Ende der Hundst.	11	Hermann
Mittw.	24	Barthol.	♈	geht um 1 Uhr Morg. un-	12	Clara
Donn.	25	Ludwig	♈	ter. ♂ steht um halb 2	13	Hippolytus
Freit.	26	Samuel	♉	Uhr Morgens in Süden.	14	Eusebius
Sonn.	27	Joseph C.	♉	♃ ist eine halbe Stunde	15	M. Himm.

14. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	28	14. n. Trin.	♉	🌗 Augustin. am Mor-	16	9. n. Trin.
Mont.	29	Joh. Enth.	♊	4. 17 V. genhimmel	17	Sibylla
Dienst.	30	Rosa	♊	und ♀ eine halbe Stunde	18	Helena
Mittw.	31	Paulin	♊	am Abendhimmel sichtbar.	19	Sebald

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 6. Auguſt gegen 1 Viertel
4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 13. Auguſt nach 3 Viertel
6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 21. Auguſt gegen 3 Viertel
3 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 29. Auguſt nach 1 Viertel auf
Uhr Morgens das letzte Viertel.

Warnung.

„Was machſt Du da in unſrer Nacht?“
— „Ich rede ganz allein mit mir.“ —
„Allein, ſagſt Du? Nimm Dich in Acht:
Der ärgſte Schmeichler ſpricht mit Dir!“

Wortſpiele.

Frage: Welcher Monarch hat gut ſpielen?
ntwort: Der König von Preußen, der iſt
ch bleibt im Beſitz der Marken. — Frage:
er kann ſein Reich leicht finden, wenn es einen
ß bekommt? Antwort: Der ruſſiſche Kaiſer,
nn er hat die Lappen. — Frage: Wen darf
an mit Ehren Wüſtling nennen? Antwort:
n Bewohner der Wüſte.

Reinigung der Luft.

Die ſchlechte Luft, welche ſich in Viehſtällen
ldet und das Gedeihen der Thiere hemmt, iſt
m Beſten zu reinigen und zu benutzen, wenn
an in den Ställen Scherben mit verdünnter
Salzſäure aufſtellt. Dieſe ſaugt das Ammoniak
den ſchädlichen Beſtandtheil der Luft) ein und
ldet Ammoniakſalz, eines der kräftigſten Düng-
mittel. Alſo zwei Fliegen auf einen Schlag!
Das laſſen ſich die Herren Oekonomen und
ferdebeſitzer gewiß nicht zwei Mal ſagen.

Auguſt. ♍ Jungfrau.

er Jungfrau Reiz flößt Waſſer Dauer ein,
icht Oſterwaſſer braucht's zu ſeyn!

☾ Aufg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
Abends 11	17	Bei Tage		1
Morg.				2
12	10			3
1	17			4
2	38			5
		Abends		6
		7	42	7
		8	1	8
Bei Tage		8	19	9
		8	38	10
		8	59	11
		9	21	12
		9	58	13
		10	41	14
		11	34	15
		Morg.		16
		12	35	17
		1	44	18
		2	54	19
		4	5	20
Abends				21
7	12	Bei Tage		22
7	25			23
7	40			24
7	56			25
8	16			26
8	41			27
9	14			28
9	58			29
10	57			30
Morg.				31

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
den 1	15 St.	21 M.	4 Uhr	25 M.	7 Uhr	46 M.	8 St.	39 M.
11	14	48	4	40	7	28	9	12
21	14	12	4	57	7	8	9	48

September 18[illegible]

Alter August.

Donn	1 Aegidius		☿ ist in diesem Monat un-	20 Bernhard
Freit	2 Rahel	☽	sichtbar. ♄ sieht während	21 Athanasius
Sonn	3 Mansuetus		der Abenddämmerung in	22 Timotheus

37. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt	4 15 n. Trin	♍	☉ 10. 13′ M. Rosalia	23 10. n. Trin
Mon	5 Herkulan	♍	♃ sieht. Süden und	24 Barthel
Dienst	6 Magnus	♎	geht nach halb 12 U. Abds	25 Ludwig
Mittw	7 Regina	♎	unter. ♃ steht 3 Viertel	26 Samuel
Donn	8 Mar. Geb.	♏	♀ in ♏ auf 8 Uhr Abends	27 Joseph C.
Freit	9 Auremar	♏	♀ in ♎ in Süden und geht	28 Augustin
Sonn	10 Nicol. v. T.	♐	nach halb 12 Uhr Abends	29 Joh. Enth.

38. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt	11 16 n. Trin	♐	☽ 4. 26′ M. Protus.	30 11. n. Trin
Mon	12 Wimund	♐	♄ sieht. unter ♀ ist	31 Paulin
Dienst	13 Maternus	♑	eine halbe Stunde Abend-	1 Sept. Aeg.
Mittw	14 † Erhöh.	♑	stern u. geht um halb 8 Uhr	2 Raphael
Donn	15 Lutmilla	♒	unter. ♂ geht um 3 Uhr	3 Mansuetus
Freit	16 Euphem.	♒	Morgens auf und zeigt	4 Rosalia
Sonn	17 Lambert	♒	sich anderthalb Stunden.	5 Herkulan

39. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt	18 17 n. Trin	♓	Richard. ♅ steht der	6 12 n. Trin
Mon	19 Medeta	♓	☉ 7 1′ U. ☍ ♅ ☉	7 Regina
Dienst	20 Eustachius	♈	Sonne gegenüber um 8	8 Mar. Geb.
Mittw	21 Quat. †	♈	Nach Gr. ♅ in ♍ Mit-	9 Auremar
Donn	22 Moritz	♈	ternacht in Süden ♄ geht	10 Nicol. v. T.
Freit	23 Thekla †	♉	☉ in ♎ Herbst Anf., Tag	11 Protus
Sonn	24 Joh. Empf. †	♉	u. Nacht gleich nach 10 U	12 Winand

40. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt	25 18 n. Trin	♊	Morgens und ♃ um halb	13 13 n. Trin.
Mon	26 Cyprian	♊	11 U Abends unter. ♅ cul-	14 † Erhöh.
Dienst	27 Cos. u. D.		☾ 3 34 U minirt um	15 Lutmilla
Mittw	28 Wenzel		halb 12 Uhr Abends	16 Quat.
Donn	29 Michael		☿ in ♏. ♀ ist über eine	17 Lambert
Freit	30 Hieronym	♌	halbe Stunde Abendstern	18 Richard

Mond-Wechſel.

enntag den 4. September gegen 3 Viertel
Uhr Abends der neue Mond.
enntag den 11. September gegen halb
Nachmittags das erſte Viertel.
ientag den 19. September um 7 Uhr
s der volle Mond.
ienſtag den 27. September nach halb 4 Uhr
mittags das letzte Viertel.

ie Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres
en Jahres den 5. und 6. September, ihr
öhnungsfeſt den 14. September, und
aubhüttenfeſt den 19. und 20., 26. und
eptember.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
12	10			1
1	33			2
3	2			3
		Abends		4
		6	22	5
		6	12	6
		7	2	7
		7	27	8
		7	58	9
		8	38	10
		9	29	11
		10	29	12
		11	36	13
		Morg.		14
		12	45	15
		1	55	16
		3	3	17
		4	11	18
Abends				19
5	48			20
6	1			21
6	23			22
6	46			23
7	17			24
7	56			25
8	49			26
9	45			27
11	11			28
Morg.				29
12	33			30

Der freimüthige Leichenſtein.

Daß auch die Leichenſteine mitunter frei-
g ſeyn können, beweiſt auf einem Kirch-
Londons das Grab eines achtzehnjährigen
chens. Der dabei aufgerichtete Stein ſagt:
ſtarb an der Schnürbruſt!"

Kraft und Wille.

n höret ſtets gar Viele ſchrei'n:
llein iſt die Kraft, nur groß der Wille!"
e hört' euch, Leutchen, ſeyd doch ſtille! —
e Kraft iſt groß, der Wille klein!

Zufälliger Witz.

Von einem ſtets beſpornten Stutzer ſagte
Mädchen, ohne Witz machen zu wollen:
r Menſch rellet, wo er geht und ſteht!"

Brod aus Kartoffeln.

Die beſte Bereitung des Kartoffel-Brodes
wenn man die Kartoffeln roh gerieben an-
ret, ſie mit Hefen (Bärme) und Weizenmehl
t, zwei bis drei Stunden gähren läßt und
backt.

September. ♎ Waage.

er die Getränke prüft mit rechter Waage,
ntſcheidet ſich für Waſſer, ohne Frage!

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	13 St. 32 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 46 M.	10 St. 28 M.
11	12 55	5 29	6 23	11 5
21	12 16	5 44	6 1	11 44

Oktober 1842

Alter September

Sonn.	1 Remigius	♌	♂ geht um 3 Uhr Mor-	19	Niceta

41. Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt	2 **19. Erntef.**	♍	Leodegar. gens auf und	20	14 **n. Trin**
Mont.	3 Ewald	♍	zeigt ſich faſt 2 Stunden.	21	Mth. Ev.
Dienſt.	4 Franz	♎	🌑 6. 52 V. ♀ glänzt 3	22	Moriz
Mittw.	5 Placidus	♎	Viertelſtunden als	23	Thecla
Donn	6 Bruno	♏	♀ in ♐. Abendſtern und	24	J. Empf
Freit.	7 Sergius	♏	geht 3 Viertel auf 7 Uhr	25	Kleophas
Sonn.	8 Brigitta	♐	♀ größte öſtliche Ausweich.	26	Cyprian

42. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt	9 20. n. **Trin**	♐	Dionyſius. ♀ größte öſtl.	27	15. n. **Trin**
Mont.	10 Gereon	♑	Ausweichung. unter. ♄ iſt	28	Wenzel
Dienſt	11 Wimmar.	♑	☽ 7. 8 V. noch über	29	Michael
Mittw.	12 Maximil.	♒	dritthalb Stunden am	30	Hieronym
Donn.	13 Tilmann	♒	Abendhimmel ſichtbar und	1	**Okt.** Rem
Freit.	14 Kalixtus	♒	geht um 9 Uhr unter. ♅	2	Leodegar
Sonn.	15 **Kön. G. T.**	♓	Thereſia. ſteht um 10 Uhr	3	Ewald

43. Von des Königiſchen Sohn. Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt	16 21. n. **Trin.**	♓	Gallus. **Abends in Sü-**	4	16. n. **Trin**
Mont.	17 Florentin	♈	den und zeigt ſich vom	5	Placidus
Dienſt	18 Luc. Ev.	♈	**Schlacht bei Leipzig 1813**	6	Bruno
Mittw.	19 Ferdinand	♈	🌕 11. 40 V. die ganze	7	Sergius
Donn.	20 Wendelin	♉	Nacht. ♃. ſteht nach	8	Brigitta
Freit.	21 Urſula	♉	♀ rückg. **Sonnenunter-**	9	Dionyſius
Sonn.	22 Kordula	♊	gang am Abendhimmel	10	Gereon

44. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt	23 22. n. **Trin.**	♊	☉ in ♏. Severin. u. geht	11	17. n. **Trin.**
Mont.	24 Gergiſt	♊	um 9 Uhr unter. ♀ glänzt	12	Maximil
Dienſt	25 Raphael	♋	eine Stunde lebhaft am	13	Tilmann
Mittw.	26 Amandus	♋	Abendhimmel und geht	14	Kalixtus
Donn.	27 Sabina	♌	☾ 1. 8 V. bald nach	15	Thereſia
Freit	28 Sim. J.	♌	♀ größter Glanz. 6 Uhr	16	Gallus
Sonn.	29 Narciſſus	♍	unter. ♂ geht 3 **Viertel**	17	Florentin

45. Vom Zinsgroſchen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt	30 23. n. **Trin**	♍	Theoneſt. auf 3 **Uhr**	18	18. n. **Trin.**
Mont	31 Wolfg. †	♎	Unt. ♂ ☌ ☉. **Morgens auf**	19	Ferdinand

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 4. Oktober gegen 7 Uhr Mor-
ns der neue Mond.
Dienſtag den 11. Oktober gegen 1 Viertel
f 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 19. Oktober gegen 3 Viertel
f 12 Uhr Vormittags der volle Mond.
Donnerſtag den 27. Oktober gegen 1 Viertel
f 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Merkt's Euch!

Von Feinden lerne die Fehler kennen, die
haſt, von Schmeichlern die Vorzüge, die dir
len.

Das Glück will beherrſcht, das Unglück
erwunden ſeyn.

Thäte der Teufel (Notabene, wenn's Einen
e), was die Menſchen haben wollen, würde
m ihn für das edelſte Weſen halten.

Iſt's nicht ſo?

Trotz Thomas ſträubt man ſich zu glauben,
Was einen Wahn uns könnte rauben;
Doch wer, was uns zu Sinne ſteht,
Weiſſagt, iſt uns gleich Prophet!

Mittel zur Verhütung der Klauenſeuche.

Zwei Loth Chlorkalk in einem Maaße Waſſer
ufgelöſt, damit die Klauen des Viehes gereinigt,
rhüten die Klauenſeuche, wozu es noch beſon-
ers dienlich iſt, dem Vieh wöchentlich zweimal
ne Salzlecke zu geben. Iſt das Vieh ſchon
ngeſteckt, reinigt man noch das Maul deſſelben
mit obigem Mittel, mit welchem man übrigens
rſichtig ſeyn muß, da es für den Menſchen
ſchädlich iſt.

Oktober. ♏ Scorpion.

Der Wein zeugt Podagra, das ſticht wie Scorpion,
Und Waſſerſucht wird oft dann ſpät'rer Lohn!

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
Morg. 2	0	B.		1
3	27	T.		2
4	55			3
		Abends		4
		5	27	5
		5	56	6
B		6	33	7
e		7	20	8
i		8	19	9
		9	25	10
T		10	36	11
		11	46	12
a		Morg.		13
g		12	51	14
e.		2	2	15
		3	9	16
		4	16	17
		5	25	18
Abends				19
4	52			20
5	20			21
5	57	B		22
6	46	e		23
7	48	i		24
9	0			25
10	18	T		26
11	40			27
Morg.		a		28
1	2	g		29
2	27	e.		30
3	52			31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 22 M.
11	11 0	6 17	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 55	13 38

November 1-12.

Alter. Oktober.

Dienst.	1	All. Heil.	♎	♀ glänzt eine Stunde als	20 Wendelin
Mittw.	2	All. Seel.	♏	🌑 4. 35 N. Abendstern.	21 Ursula
Donn.	3	Hubert	♏	♅ geht gegen 9 Uhr	22 Cordula
Freit.	4	Carl Bor.	♐	Abds. durch den Meridian	23 Severinus
Sonn.	5	Zacharias	♐	und nach halb 3 Uhr Mor-	24 Evergist

46. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	6	24. n. **Trin**	♑	Leonhard. gens unter.	25 19. n. **Trin**
Mont.	7	Engelbert	♑	♃ wird in den Abendstun-	26 Amandus
Dienst.	8	Gottfried	♑	♂ in ♎. den vom sichel-	27 Sabina
Mittw.	9	Theodor	♒	♀ sichel. förmigen Monde	28 Sim. J.
Donn.	10	Martin P.	♒	🌓 1. 43 V. bedeckt. ♄	29 Narcissus
Freit.	11	Mart. B.	♓	geht halb 8 Uhr Abds.	30 Theonest.
Sonn.	12	Kunibert	♓	♀ in ♑. unter. ♂ geht 3	31 Wolfgang

47. Vom Greuel der Verwüstung, Matth. 24. Ep. 1. Theß. 4.

Sonnt.	13	25. n. **Trin**	♓	Stanisl. Viertel auf 3 Uhr	1 **Nov. 20. Tr**
Mont.	14	Levin	♈	Morgens auf. ☿ zeigt	2 All. Seel.
Dienst.	15	Leopold	♈	sich fast eine Stunde am	3 Hubert
Mittw.	16	Edmund	♉	Morgenhimmel. ♀ ist über	4 Carl Bor
Donn.	17	Gertrud	♉	☿ größte westl. Ausweich.	5 Zacharias
Freit.	18	Maximus	♉	🌕 3. 57 V. eine Stunde	6 Leonhard
Sonn.	19	Elisabeth	♊	Abendstern und geht	7 Engelbert

48. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.

Sonnt.	20	26. n. **Trin**	♊	Feier zum Gedächtniß der	8 21. n. **Trin**
Mont.	21	M. Opf.*		Gestorbenen. nach halb	9 Theodor
Dienst.	22	Cäcilia		☉ in ♐. 6 Uhr unter. ☿	10 Mart. P.
Mittw.	23	Clemens	♌	ist von 3 Viertel auf 6	11 Mart. B.
Donn.	24	Joh. v. Kr.	♌	Uhr Morgens an 3 Vier-	12 Kunibert
Freit.	25	Katharina	♍	🌗 9. 27 V. telstunden	13 Stanisl.
Sonn.	26	Konrad	♍	sichtbar. ♄ geht um	14 Levin

49. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27	1. **Advent**	♎	Urb. halb 7 und ♃. nach	15 22. n. **Trin**
Mont.	28	Gunther	♎	7 U. Abds. unter. ☿ ist noch	16 Edmund
Dienst.	29	Saturnin	♏	eine halbe Stunde vor	17 Gertrud
Mittw.	30	Andr. Ap.	♏	Sonnenaufgang sichtbar.	18 Maximus

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 2. November nach halb 5 Uhr Abends der neue Mond.

Donnerſtag den 10. November gegen 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Freitag den 18. November gegen 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 25. November gegen halb 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Hausſegen.

Wer ſich an Früchten labt aus eigner Arbeit Schweiß,
Dem ſteht der Reichen Luſt in gar geringem Preis.

Scheint richtig!

Ein eitler und vorlauter Stutzer ſagte in einem Streit zu einem Literaten: „Herr, Sie wollen mich wohl zu Narren machen?“ — „Verzeihen Sie,“ entgegnete der Literat; „Sie vergeſſen, daß man einen nur zu dem machen kann, was er noch nicht iſt!“

Wenig verloren, viel gewonnen!

Willſt eilend ſäubern Du Dein Haus
Vom Lumpen, leih' ihm zehen Gulden;
Er ſtreicht dich im Gedächtniß aus
Und wahrt ſich ſeine Schulden.

Vornehme Naivetät.

Einer reichen Dame, die eben ein großes Gaſtmahl geben wollte, wurde von ihrem Haushofmeiſter angezeigt: die Auſtern waren ſehr im Preiſe geſtiegen. „Es iſt entſetzlich!“ entgegnete ſie bedauernd; „wir halten's wohl aus, was ſollen aber die Armen thun?“

November. ♐ Schütze.

Der Schütze, will er ſicher treffen,
Weiß: jeder Rauſch würd' ihn nur äffen.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg. 5 19		1
	Abends	2
	4 25	3
	5 9	4
	6 4	5
Bei Tage	7 9	6
	8 19	7
	9 31	8
	10 42	9
	11 50	10
	Morg.	11
	12 51	12
	2 8	13
	3 11	14
	4 20	15
	5 30	16
	6 42	17
Abends		18
4 42		19
5 41	Bei Tage	20
6 51		21
8 8		22
9 29		23
10 50		24
Morg.		25
12 10		26
1 33		27
2 55		28
4 20		29
5 41		30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 41 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 19 M.
11	9 7	7 10	4 17	14 53
21	8 37	7 27	4 4	15 23

Dezember 1842.

Alter November.

Donn.	1 Eligius	♐	♀ rückt. ☿ iſt noch eine	19 Eliſabeth
Freit.	2 Balbina	♐	🌑 4. 42' V. **Viertel-**	20 Simplic
Sonn.	3 Franz Xav	♐	ſtunde am **Morgen-**	21 Mar. Opf

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	4 2. **Advent**	♑	Barbara. himmel ſichtbar.	22 23.n.Trin.
Mont.	5 Criſpina	♑	☿ in ♐. ♄ rechtl. und ver-	23 Clemens
Dienſt.	6 Nicolaus	♒	ſchwindet einige Tage	24 Joh.v.Kr.
Mittw.	7 Ambroſius	♒	nachher. ♄ geht nach halb	25 Katharina
Donn.	8 **M. Empf.**	♓	7 U. **Abds.** durch den **Me-**	26 Konrad
Freit.	9 Leocadia	♓	🌗 10. 52' N. ridian. ♄	27 Vithildis
Sonn.	10 Judith	♓	geht um halb 6 Uhr	28 Günther

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	11 3. **Advent**	♈	Damaſus. **Morg.** auf und	29 1. **Advent**
Mont.	12 Epimachus	♈	zeigt ſich 4 Stunden. ♀	30 Andr. Ap.
Dienſt.	13 Lucia	♈	verliert ſich in der Abend-	1 **Dez.** Elig
Mittw.	14 **Quat.** †	♉	Nicaſius. dämmerung. ♄	2 Balbina
Donn.	15 Euſebius	♉	iſt noch kurze Zeit am	3 Franz Xav
Freit.	16 Adelheid	♊	🌕 Weſthimmel ſichtbar	4 Barbara
Sonn.	17 Lazarus	♊	7. 14' U. und ver-	5 Criſpina

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	18 4. **Advent**	♋	Wunibald. ſchwindet ei-	6 2. **Advent**
Mont.	19 Nemeſius	♋	Unt. ☌♀☉. nige Tage	7 Ambroſius
Dienſt.	20 Julius	♌	ſpäter ♃, geht um 6 Uhr	8 **M. Empf.**
Mittw.	21 Th. Ap.	♌	☌ ♀ ☿ **Abends** unter. ♃	9 Leocadia
Donn.	22 Greg. Sp.	♍	☉ in ♑. Wint. Anf., Kürz	10 Judith
Freit.	23 Dagobert	♍	🌓 ſter Tag. ſteht nach	11 Damaſus
Sonn.	24 Adam, E.	♍	5. 13' U. ☿ in ♑. Son-	12 Epimachus

1. Von Chriſti Geburt. Luc. 2. Ep. Tit. 2.

Sonnt.	25 **H. Chriſtt.**	♎	nenuntergang am Weſt-	13 3. **Advent**
Mont.	26 **Stephan**	♎	himmel u. geht halb 12 Uhr	14 Nicaſius
Dienſt.	27 Joh. Ev.	♏	unter ♂ geht ein Viertel	15 Euſebius
Mittw.	28 Unſch. K.	♏	♂ in ♍. ☍ ♂ ☉. auf	16 **Quat.**
Donn.	29 Thom. B.	♐	3 Uhr Morg. auf u. glänzt	17 Lazarus
Freit.	30 David	♐	🌑 ☉ Erdn. über 4 Stund.	18 Wunibald
Sonn.	31 Sylveſter	♑	7. 30' U. Unſ. ☉ Finſt.	19 Nemeſius

Mond-Wechſel.

Freitag den 2. Dezember gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der neue Mond.

Freitag den 9. Dezember gegen 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

Sonnabend den 17. Dezember 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Sonnabend den 24. Dezember 1 Viertel auf 6 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonnabend den 31. Dezember um halb 5 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Sorge muſs ſeyn!

Die Lüſte wollen ſich am Glücke nähren,
Vom Rechten ab führt dann der Sinne Lauf;
Doch ird'ſche Sorge ſcheucht die ird'ſche Sehnſucht
Und weckt die Seele für den Himmel auf.
Drum mag die Sorge wechſeln Dir mit Glücke,
Daß Sinnlichkeit nicht Deinen Geiſt erdrücke.

Merkt's Euch!

Die Furcht vor Geſpenſtern kommt aus geſchehenen Dingen, vor denen man ſich vorher hätte fürchten ſollen, und die in Wahrheit mehr zu fürchten ſind als die — nichtvorhandenen Geſpenſter.

Die Ueberhöflichen geben Dir nur deshalb ſo viele gute Worte, daß Du nie etwas Rechtes und Tüchtiges von ihnen fordern ſollſt.

Die Klugheit ſpricht nur mit der Zunge, die Liebe mit dem Herzen.

Dezember. ♑ Steinbock.

So luſtig wie der Steinbock ſpringt,
Wer's Trinklied auch bei'm Waſſer ſingt! —
Und kommt ein Gläschen Wein zum Feſte,
Was ſich ein Paar Mal jährlich wohl erſchwingt,
Gedeiht ſo ſelt'ner Wechſel auch auf's Beſte:
Nur Uebermaaß iſt's, was uns Unheil bringt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
7	6			1
		Abends		2
		4	49	3
				—
8		5	59	4
^		7	12	5
		8	25	6
–		9	32	7
		10	44	8
ꟽ		11	50	9
▬		Morg.		10
				—
◡		12	56	11
ↄ		2	3	12
		3	13	13
		4	24	14
		5	35	15
		6	45	16
Abends				17
				—
4	35			18
5	53			19
7	14	8		20
8	38	^		21
10	0			22
11	22	–		23
Morg.		ꟽ		24
				—
12	42	▬		25
2	5			26
3	28	◡		27
4	48	ↄ		28
6	3			29
7	6			30
		Abends		31

	Tageslänge.	☉ Aufgang	☉ Untergang.	Nachtlänge
Den 1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 47 M.
11	7 56 .	7 53	3 51	16 4
21	7 50	8 3	3 53	16 10

Zeitrechnung des Jahres 1842.

Das gegenwärtige 1842ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. December iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 27. März und im alten auf ſeinen 12. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach dem alten Kalender 4 Wochen ſpäter als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 12 Uhr 34 Minuten Morgens. Der Sommer am 21. Juni um 9 Uhr 42 Minuten Abends. Der Herbſt am 23. September um 11 Uhr 16 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 5 Uhr 15 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahr fünf Finſterniſſe, drei an der Sonne und zwei am Monde, wovon in unſern Gegenden nur eine Sonnen- und eine Mondfinſterniß ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte iſt eine Sonnenfinſterniß (eine ringförmige), welche am 11. Januar Nachmittags eintritt. Sie wird nur in der ſüdlichen Halbkugel der Erde ſichtbar ſeyn.

Die zweite iſt eine Mondfinſterniß am 26. Januar Abends. Sie iſt partial und in ganz Europa, Aſien, dem größten Theil von Afrika und in Neuholland ſichtbar. Nach mittlerer Zeit von Cöln tritt ihr Anfang um 4 Uhr 45 Minuten, ihr Mittel, wo ſich zehntehalb Zoll am nördlichen Rande verfinſtert zeigen werden, um 6 Uhr 11 Minuten und ihr Ende um 7 Uhr 37 Minuten ein.

Die dritte iſt eine Sonnenfinſterniß (eine totale) am 8. Juli in den Morgenſtunden. Sie wird in ganz Europa, in Aſien mit Ausnahme einiger ſüdlichen Spitzen und im nördlichen Afrika ſichtbar ſeyn. Ihr Anfang tritt in Cöln um 5 Uhr 18 Minuten und ihr Ende um 7 Uhr 11 Minuten mittlerer Zeit ein. Sie wird daſelbſt eine Größe von 10¼ Zoll am ſüdlichen Rande erreichen. Im ſüdlichen Deutſchland wird ſie ſtärker als im nördlichen, zu Wien namentlich total ſeyn.

Die vierte iſt eine Mondfinſterniß am 22. Juli gegen Mittag. Sie wird total und in Amerika, dem öſtlichen Aſien und in Neuholland ſichtbar ſeyn.

Die fünfte iſt eine Sonnenfinſterniß (eine ringförmige) und tritt den 31. Dezember in den Abendſtunden ein. Sie wird in Südamerika und dem großen Ocean ſichtbar ſeyn.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahre 1842.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis gegen die Mitte des Februars in den Abendſtunden am Weſthimmel. Den 15. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zu Anfange des Juni verborgen bleibt. Er erſcheint dann im erſten Grade der Fiſche, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechſter Größe nur mit bewaffnetem Augen zu erkennen ſeyn wird. Den 21. Juni geht er bereits um Mitternacht auf. Bald nachher wird er rückläufig, was er bis zu Anfange des Dezembers bleibt. Den 19. September ſteht er im 27ſten Grade der Fiſche der Sonne gegenüber um Mitternacht im Süden, und iſt mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Am 13. Dezember erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont, worauf er nur noch in den Abendſtunden aufzuſuchen iſt. Am Schluſſe des Jahrs geht er bereits gegen 11 Uhr Abends unter. Er ſteht dann 5 Grad weſtlich vom Frühlingspunkt in einer ziemlich ſternleeren Gegend.

Saturn.

Saturn erſcheint nach der Mitte des Januars 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens in der Dämmerung und geht hierauf immer früher auf, als den 31. Januar um 6, den 5. März um 4, den 6. April um 2 Uhr, den 6. Mai um Mitternacht und den 4. Juni um 10 Uhr Abends. Er culminirt dann ſichtbar, als den 12. Juni um halb 2 Uhr Morgens und den 3. Juli um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 11ten Grade des Steinbocks unter den Sternen am Kopf des Schützen der Sonne gegenüber und zeigt ſich die ganze Nacht. Bis zur Mitte des Auguſts geht er in den Abendſtunden ſichtbar durch den Meridian, und demnächſt ſichtbar unter, als den 30. Auguſt um Mitternacht, den 29. September um 10, den 31. Oktober um 8, den 5. Dezember um 6 Uhr. Um die Mitte des Dezembers verſchwindet er in den Strahlen der Abendſonne. Vom 23. April bis zum 12. September iſt er rückläufig.

Jupiter.

Jupiter wird um den 30. Januar in der Morgendämmerung ſichtbar, faſt gleich[illegible] mit dem [illegible], mit dem er am 25. Januar in Conjunction iſt, in welcher [illegible] ng er alle 29 Jahr nur einmal kommt. Er geht dann immer früher in der Nacht auf, am 2. Februar um 6 Uhr Morgens, den 10. März um 4 Uhr, den 13. April um 2 Uhr, den 11. Mai, wo er rückläufig geworden iſt, um Mitternacht und hiernächſt in den Abendſtunden. Von der Mitte des Juni an geht er ſichtbar durch den Meridian. Am 10. Juli ſteht er im 18ten Grade des Steinbocks, 5 Grad oſtwärts vom Saturn, unter den Sternen am Mantel des Schützen um Mitternacht in Süden, und zeigt ſich die ganze Nacht. Er geht dann ſichtbar unter, als den 7. Auguſt um 2 Uhr Morgens, den 7 September um Mitternacht (um dieſe Zeit wird er wieder rechtläufig), den 5. Oktober um 10 Uhr Abends, den 10. November um 8, und am Schluſſe des Jahrs um halb 6 Uhr. Bald nachher wird er in der Abenddämmerung unſichtbar.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden. Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars zeigt ſich in den vier erſten Monaten dieſes Jahrs, zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends untergehend, am Weſthimmel, wo er täglich tiefer und mit ſchwächerem Lichte erſcheint. Am 1. Mai verliert er ſich als ein unanſehnlicher Stern in der Abenddämmerung. Er iſt dann über 3 Monate in der Nähe der Sonne, mit der er am 25. Juni in Conjunction kommt. Erſt am 10. Auguſt bleibt er ſo weit hinter ihr zurück, daß er in der Morgendämmerung aufgehend geſehen werden kann. In den übrigen Monaten zeigt er ſich vor Sonnenaufgang am Oſthimmel, wo er allmählig immer länger und mit zunehmendem Lichte erſcheint. Den 15. September geht er um 3 Uhr und dann bis zum Schluſſe des Jahrs zwiſchen 2 und 3 Uhr auf. Während des ganzen Jahrs durchläuft er den Thierkreis von den letzten Graden des Waſſermanns bis in den erſten des Skorpions mit immer rechtläufiger Bewegung. Den 1. Februar geht er dem Uranus im 11ten Grade der Fiſche nahe nördlich vorbei.

Venus.

Dieſer Planet zeigt ſich in den erſten Tagen des Januars noch kurze Zeit in der Nähe des Winterpunkts am Morgenhimmel, wo er den 8. mit dem Jupiter und am 13 mit dem Saturn in Conjunction iſt. Letztere Erſcheinung wird jedoch ſchwer mehr zu beobachten ſeyn. Am 5. März erreicht er ſeine obere Conjunction mit der Sonne. Vom Anfange des Aprils an bis zur Mitte des Dezembers glänzt er als Abendſtern. Am 2. Mai gelangt er zu ſeiner Zuſammenkunft mit dem Planeten Mars, der jedoch nur noch mit Fernrohren zu erkennen ſeyn wird. Die längſte Dauer ſeiner Sichtbarkeit, nämlich 5 Viertelſtunden, findet im Anfange des Juni ſtatt. Bis zum September nimmt dieſelbe bis zu einer halben Stunde ab, und dann bis zur Mitte des Novembers wieder bis auf eine Stunde zu. Seinen größten Glanz erreicht er am Ende des Oktobers. Am 1 Dezember iſt er noch 3 Viertelſtunden ſichtbar. Etwa 14 Tage ſpäter verliert er ſich in der Abenddämmerung, worauf er am 19. Dezember zu ſeiner untern Conjunction mit der Sonne gelangt.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar, in dieſem Jahr vier Mal. Zuerſt zeigt er ſich im Februar unter den Sternen des Waſſermanns in der Abenddämmerung. Er erſcheint am 5., wo er bald nach 6 Uhr, am längſten, nämlich 3 Viertelſtunden, am 17., wo er um 7 Uhr, und zum letzten Mal den 27., wo er um halb 7 Uhr untergeht. Minder günſtig kommt er vom 25. Mai bis zum 13. Juni abermals am Abendhimmel zum Vorſchein, am längſten den 3. Juni, wo er in der Nähe des Sommerwendepunkts unter den Sternen an den Füßen der Zwillinge von 3 Viertel auf 10 Uhr Abends da aufzuſuchen und faſt eine halbe Stunde wahrzunehmen ſeyn wird. Zum dritten Mal zeigt er ſich etwas weiter öſtlich in demſelben Geſtirn vom 26. Juli bis zum 11. Auguſt am Morgenhimmel, am günſtigſten den 3. Auguſt, wo er von 3 Viertel auf 3 Uhr an 18 Minuten lang beobachtet werden kann. Am ſicherſten darf man ihn im November in der Morgendämmerung zu finden hoffen. Er wird dann in der erſten Hälfte des Skorpions unter den Sternen der Wage zum Vorſchein kommen. Die günſtigſten Tage zur Beobachtung ſind der 15., 16. und 17. November, wo er von halb 6 Uhr Morgens an etwas weſtlich von den beiden hellen Sternen der Wage faſt eine Stunde wahrzunehmen ſeyn wird. Erſt am 3. Dezember wird er ſich den Blicken wieder gänzlich entzogen haben.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
die jetzigen Regenten und Thronfolger.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. November 1823 mit — Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, commandirender General des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit — Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831. 2] Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit — Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Davon: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment zu Fuß ꝛc. 2] Marie Luiſe Anne, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anne Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Major, Commandeur der fünften Diviſion ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit — Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs der Niederlande. Davon: 1] Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit — Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Seconde-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 12. Jan. 1804 mit — Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſenhemburg, geb. 13. Oktbr. 1785. — **Kinder:** 1] **Heinrich Wilhelm Adalbert**, geb. 29. Okt. 1811, General-Major ꝛc. 2] **Marie Eliſabeth Karoline Victorie**, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm **Waldemar**, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. 4] Friederike Franziſka Auguſte **Maria** Hedwig, geb. 15. Okt. 1825.

Des am 2. Mai 1813 verſtorbenen Prinzen **Auguſt Ferdinand**, Bruders Friedrichs II, und der am 10. Febr. 1820 verſtorb. Prinzeſſin **Anna Eliſabeth Luiſe**, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich **Auguſt**, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inſpecteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. – Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830

Baden.

Karl **Leopold** Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 0. März 1830. — **Ludwig**, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825. — **Maximilian** Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — **Leopold** Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Braſilien.

Dom **Pedro** II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt **Wilhelm** Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839. – **Friedrich** Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

England, ſ. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — **Ferdinand** Philipp Ludwig Karl Heinrich, Herzog von Orleans, geb. 3. Sept. 1810.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, vermählt 10. Febr. 1840 mit **Albrecht** Franz Carl Auguſt Emanuel, zweitem Sohn des regierenden Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II, Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Paul Friedrich, Großherzog, geb. 15. Sept. 1800, reg. 1. Febr. 1837. — Friedrich Franz Alexander, Erbgroßherzog, geb. 28. Febr. 1823.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz IV Joſeph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830. — Franz von Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836.

Niederlande.

Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840. — Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817.

Oeſtreichiſche Staaten.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Herzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſtreich.

geb. 12. Dez. 1791, Wittwe des ehemaligen Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. ſeit 5. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, vermählt 10. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Fürſten von Sachſen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jezt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jezt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen. — Alexander Nikolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. Apr. 1818 (neuen Stils).

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Februar 1818. — Joſeph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, ſ. Neapel.

Spanien.

Marie Chriſtine, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 22. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Kalender Allerlei.

Ein geiſtlich Lied der Schweizer.

Allmächtiger, hier trete ich
Vor deinen Thron, und flehe,
Daß deines Geiſtes Athem mich
Mit Heiligung durchwehe;
Denn vor des Höchſten Angeſicht,
Da gilt ein eitles Reden nicht:
Gott blickt in's Herz und — richtet.

Herr, gieb mir Weisheit und Verſtand,
Auf deinen Rath zu ſchauen,
Und lehr' mich, deiner Vaterhand
In allen Lagen trauen,
Daß ich im Leiden ſtark, und frei
Von Kummer und Verzweiflung ſey;
Denn du biſt ewig Vater.

Und hat er dieſes wohl erkannt,
Doch irrt im Land des Sterbens
Der arme Menſch ſo gern am Rand
Des ewigen Verderbens,
Und über der Verführung Ton
Vergißt er deinen großen Sohn,
Vergißt des Weltenvaters.

Auch hüllt im Leid das Menſchenherz
Sich nur zu gern in Trauer;
Es hat nur Sinn für ſeinen Schmerz
Und der Verzweiflung Schauer;
Es glaubt an keines Gottes Huld,
Verwünſcht in ſeiner Ungeduld
Das Leben und ſich ſelber.

Doch plötzlich wird die Sonne ſich
Mit neuem Glanze kleiden,
Des Höchſten Hand zieht väterlich
Sein Kind aus allen Leiden!

Er flüſtert freundlich: habe Muth,
Denn auch im Sturme bin ich gut;
Dir iſt, mein Kind, verziehen!

Herr, der du alles Leben ſchirmſt,
Meinſt's gut mit deinem Kinde,
Und wenn du ihm in's Leben ſtürmſt,
So haſt du weiſe Gründe:
Du ſtärkſt durch Leiden ſeinen Muth
Und ſprichſt zum Schwachen lieb und gut:
„Dir iſt, mein Kind, verziehen!“

Herr, gieb mir Weisheit, gieb mir Kraft,
Den rechten Pfad zu wandeln,
Und unabweichlich ehrenhaft
Zu denken und zu handeln:
Damit ich ohne Furcht und Grau'n
Darf in des Grabes Tiefen ſchau'n
Und zu den Sternen — Amen!

Anekdoten.

Zu einem Meiſter kam ein Bauer, deſſen Sohn bei Jenem arbeitete; dieſer war eben, wegen Krankheit, nach Hauſe gegangen, und der Meiſter ſagte zum Vater: „Ihr müßt ſorgen, daß er ſich etwas mehr pflegen kann. Seht nur zu, wie ihm überall die Knochen herausſtehen!“ — „Ja“, ſagte der Bauer, „ick weeß nich, wo der Junge all die Knochen herkriegt!“

Ein junges, hübſches Pachterkind deklamirte in einer Geſellſchaft Bürger's Gedicht: „Der Kaiſer und der Abt“, worin bekanntlich die Zeilen vorkommen:

„Er (der Abt) ſchickte nach ein, zwei, drei, vier Univerſitäten,
Und fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten.“

Die Kleine ſprach aber ganz unbefangen:

„Er ſchickte nach zwölfhundertvierunddreißig Univerſitäten,
Und fragte bei zwölfhundertvierunddreißig Facultäten.“

Sie hatte das Gedicht nach einer Abſchrift gelernt, worin die Zahl der Univerſitäten und Facultäten mit Ziffern (1. 2. 3. 4.) geſchrieben waren, und das Kind, kaum wiſſend, was Univerſität und Facultät ſey, hatte in Unſchuld dieſe Zahlen zuſammen geleſen.

Ein alter pommerſcher Edelmann, der in der Kirche aus dem alten pommerſchen Geſangbuche ſingen hörte: „Herr Gott Vater im Himmelreich, der du uns macheſt Alle gleich“ — ſagte zu ſeinem Nachbar: „Das kann nicht ſeyn, das giebt die Ritterſchaft nicht zu!“

Unter Hieronymus Napoleon ſollte eine weſtphäliſche Stadt aus eigenem Vermögen ein Haus bauen laſſen zur Unterbringung der Conſcribirten. Der Bürgermeiſter berichtete über die Unzulänglichkeit der Mittel und ſetzte naiv hinzu: „Uebrigens ſteht ja die jetzige Einrichtung noch nicht ſo feſt, daß man darauf Häuſer bauen könnte.“

„Kinderchen! was verſteht Ihr unter Laſter?“ fragte ein Schulrath bei einer öffentlichen Prüfung die verſammelte Schuljugend. „Die Gewohnheit, zu ſündigen!“ war die Antwort. — „Gut! Iſt denn auch der Selbſtmord ein Laſter zu nennen?“ fragte der Examinator weiter. — „Ja!“ ſchrie die ganze Klaſſe, „wenn er zur Gewohnheit wird!“

In ein Gedenkbuch.

„Wer fünfzig Jahre zählt und haßt die Menſchen nicht,
Der hat ſie nie geliebt!“ —
Dies ſchwere Wort, was uns ein großer Dichter ſpricht,
Ob es wohl Wahrheit giebt?

Bei Gott, ich ſage nein! — und glaube freudiglich,
Daß Jeder Recht mir giebt:
Wer jemals haſſen lernt, hat eitlen Sinn's nur ſich,
Nicht menſchlich rein geliebt!

J. Bern.

Der Troubadour.

(Eine Fabel, aus dem Engliſchen.)

Im dreizehnten Jahrhundert zog ein Troubadour mit ſeiner Harfe umher. Einſt überfielen ihn Räuber, banden ihn an einen Pferdeſchweif und ſchleppten ihn ſo in ihre Höhle. Die Harfe, der es nicht viel beſſer, wie dem Troubadour ſelber ergangen war, kam ſehr beſchädigt mit ihm an. Die Räuber aber, nachdem ſie getrunken hatten, wurden luſtig und begehrten Geſang; der Troubadour mußte Folge leiſten. Er begann mit noch zitterndem Ton und verſtimmter Harfe; die Zuhörer ſchienen jedoch kein ſehr zartes Muſik-Organ zu haben und nahmen die Sache nicht ſo genau. Der Gegenſtand ſeines Geſanges war eine Romanze, worin der Liebhaber ſeiner Gebieterin klagte: ſie habe ihm ſein Herz geſtohlen. Bei dieſem Wort gab ihm einer der Räuber einen derben Schlag, mit dem Bemerken: alle Anzüglichkeiten für die Zuhörer zu vermeiden. Der Troubadour ſang darauf eine andere Romanze, von einem Gefangenen, welcher Gerechtigkeit verlangt. Er ward ſogleich wieder unterbrochen, und ihm bei ſchwerer Strafe befohlen: ſich durchaus aller Perſönlichkeiten zu enthalten. Der Troubadour machte nun einen dritten Verſuch, ſeinen Zuhörern zu gefallen; allein zum Unglück bildete ſchon im zwei-

n Verſe das Wort Menſchlichkeit den Reim. „Eine neue Grob-
eit!" rief der Räuber-Hauptmann; „das iſt zu arg! Jetzt werde ich
ir vorſchreiben, was Du beſingen ſollſt, und wage nicht, dagegen zu
ndeln. Gieb ſogleich eine Hymne zu Ehren meiner Perſon und
iner Tugenden!" — Der Troubadour gerieth in peinliche Zögerung;
ſollte gehorchen, doch — der Räuber war zu häßlich, ſeine Hände
ch mit Blut beſudelt; ſeine wilden Reden, ſein abſchreckendes Be-
agen — Alles widerſtrebte einem Lobgedicht und der Barde —
wieg. Wüthend ergriff jetzt der Räuber die Harfe und warf ſie
gen die Wand, daß ſie in Stücke ſprang. Da ſprach mit frohem
ick der Troubadour: „Habe Dank, guter Gott! beſſer vernichtet,
s entehrt!"

Die Entſtehung der weißen Roſen.

Die gluthgeſchmückte Roſe
Sprach einſt zur weißen Lilie:
„Sieh mich im Farbenprangen,
Wer müßte mir nicht weichen!"
Die Lilie flüſtert traulich:
„Kann Unſchuld wohl und Demuth
Sich je wie du vermeſſen!
Doch deinen Stolz vergeſſen
Das kann ich — und du ſelber
Errette dich hienieden:
Denn nur vom Prunk geſchieden,
Wird dich dein Schöpfer lieben.
Ich, die ihm treu geblieben,
Möcht' ihm dich neu erwerben,
Und will zu ſolchem Streben
Gern mein Gewand dir geben,
Müßt' ich auch früher ſterben!"

Und viele Roſen hörten
Die Rede ſtill und ſinnig;
Es fühlten die Bethörten
Der Lilie Wort gar innig,
Entſagten freudenloſen,
Nur ſchimmerreichen Banden:
Und lieblich weiße Roſen
Sind ſo der Erd' entſtanden.

F. W. Gubitz.

Guter Gebrauch der Augen.

Ein Biſchof in einer kleinen italieniſchen Stadt hatte viel gegen
inderniſſe und Feindſchaft anzukämpfen; nie aber zeigte er den

Widerſachern die geringſte Ungeduld, den kleinſten Groll. Einer ſeiner vertrauteſten Freunde fragte ihn einſt: wie er bei ſo böſem Sinn ſtets guter Laune ſeyn könne? — „Ich will Dir mein Geheimniß ſagen“ gab er zur Antwort. „Daß ich immer frohen leichten Sinnes bin, verdanke ich meinen Augen und der Art, wie ich ſie gebrauche.“ — „Wie ſo?“ fragte der Freund. — „Bei jeder Veranlaſſung hebe ich ſie zuerſt gen Himmel auf, und erinnere mich: daß mein Hauptgeſchäft dort oben iſt; dann blicke ich auf die Erde hin und bedenke, wie wenig Raum ich davon bedarf, um einſt begraben zu werden; endlich ſchaue ich um mich her und betrachte die Menge derer, die es ſchlimmer haben als ich. Dieſes Alles belehrt mich: wie wenig ich berechtigt bin, mich über die Plagen des Lebens zu beſchweren.“

Spruch.

Wie der Sturm weht, ſo das Leben vergeht;
Wie der Tag fleucht, ſo das Glück entweicht;
Wie der Abend ſinkt, ſo der Tod winkt. —
Der Sturm kann Feige nur ſchrecken,
Ein Tag ſoll den andern nur wecken,
Der Tod iſt Engel der Ruh' —
Was tadelſt und zageſt Du?

Der Stuzer und das ſchöne Bürgermädchen.

Er. O dieſe ſchöne Hand! — Wie glücklich wär' ich, böte ſie mir den Ring, da von dem niedlichen Finger! Er iſt ein Symbol meiner Liebe, denn dieſe iſt, wie der Ring, ohne Ende!

Sie. Um Vergebung, mein Herr! den Ring muß ich behalten. Er iſt gewiſſer noch ein Symbol meiner Liebe zu Ihnen — er hat ja keinen Anfang.

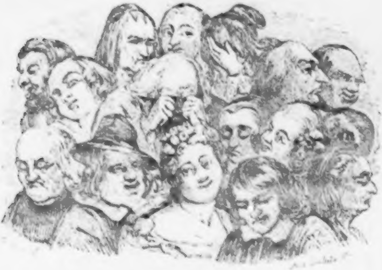
Spruch für den Lebensweg.

Der Menſch iſt ein ganz andrer,
Wenn er ſich friſch bewegt;
D'rum ſey im Allem Wand'rer,
Daß es ſich innen regt.
Wer viel erlebt, wer viel geſeh'n,
Läßt, ohne Scheu und Grämen,
Gar viel an ſich vorüber geh'n,
Doch ſich im Gang nicht lähmen.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

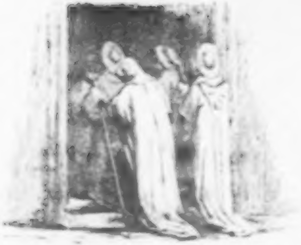
Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.



„Der Eine lacht, der Andre weint,
Bald wird Der lachen, Jener weinen; —
Faßt Beides uns zu heit'rem Ernſt vereinen:
Was haltbar iſt, nicht was nur ſcheint,
Das mache Herz und Seele zu dem Seinen!"

1842.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

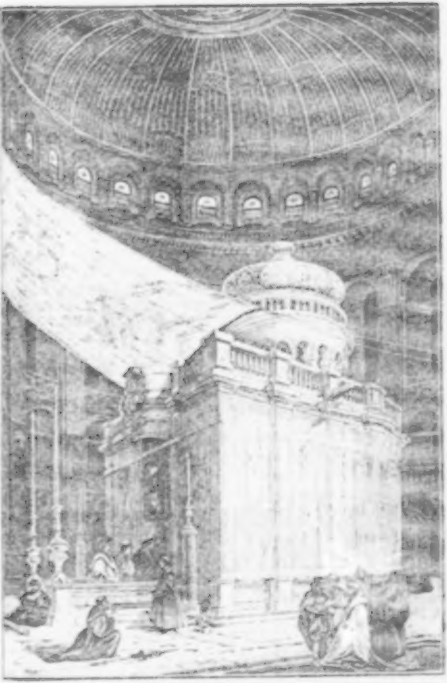


Die heilige Grabes-Kapelle.

Noch immer ziehen Pilger zur heiligen Grabes-Kirche nach Jeruſalem, und da in unſern neueſten Tagen davon die Rede war, jene Stätten, die jedem Chriſten ehrwürdig ſind, überhaupt ganz Jeruſalem und deſſen Umgegend als Freiſtaat dem Schutze der Chriſten zu unterwerfen, gab uns dies den Gedanken, unſer Büchlein mit einem Bilde der heiligen Grabes-Kapelle zu eröffnen, und ſie uns ſchildern zu laſſen von einem Pilger (Joſeph Pallme), der ſie vor Kurzem mit eigenen Augen ſah.

„Ich begab mich“, ſagt er, „in das heilige Grab, darin die Nacht zuzubringen. Mehrere Türken, welche Kaffee trinken und Tabak rauchen, ſitzen am Eingange der großen Pforte auf einer erhöhten Mauer, auf der ein Divan angebracht iſt. Es ſind die Wächter des heiligen Grabes und die Schlüſſel dazu ſind in ihrem Beſitz. Die Kirche wird täglich drei Mal geöffnet, zu dem Preiſe von fünf Piaſtern, und die drei zahlenden Gemeinden ſind Griechen, Armenier und Katholiken. Mehrere Vorlege-Schlöſſer, ſo hoch angebracht, daß bei dem Auf- und Zuſchließen eine Leiter gebraucht wird, ſichern das Thor, und zwei kleine vergitterte Fenſter dienen, den Dableibenden Speiſen hineinzureichen. Bei dem Eintritt ſieht man eine weiße Marmorplatte, wobei unausgeſetzt acht Lampen brennen;

hier iſt der Stein verwahrt, auf welchem man den Leichnam des Gekreuzigten ſalbte. Die Granitſäule, an der Chriſtus gegeißelt wurde, und woran man noch acht Tropfen ſeines Blutes zeigt, befindet ſich an der Epiſtel-Seite des Altars. Der Verſchlag, welcher dieſe Reliquie verwahrt, hat eine runde Oeffnung, wobei ein an ſilberner Kette befeſtigtes indianiſches Rohr mit großem ſilbernen Knopf angebracht iſt. Dieſes Rohr ſtecken die Pilger in die Oeffnung, berühren mit dem Knopfe die Säule, und küſſen dann andächtig den Knopf. Aus der Sacriſtei hinter dem Altar iſt die Säule, hebt man die Tapete weg, zu ſehen, doch den Weißen wird nur vergönnt, ſie bei brennender Kerze durch die Oeffnung zu beſichtigen. Bei dieſer Säule, wo die Prozeſſion beginnt, gab man mir eine Kerze und ein Büchlein in lateiniſcher Sprache, gedruckt zu Venedig, worin die Litanei zum bittern Leiden und die Gebete enthalten waren, welche während der Prozeſſion zu ſprechen ſind. Ich wurde mit Weihrauch geräuchert, hiernach begann der Zug in die Kapelle, als dem Platze, wo die Kriegsknechte das Loos warfen um das gewirkte Kleid unſres Heilands. Auch ſoll hier jener römiſche Soldat, der mit ſeinem Spieß in die Seite des Gekreuzigten ſtach — er wird Longinus genannt — ſeinen Frevel bereut und ſich bekehrt haben. Wir gingen dann in eine zweite Kapelle, in der ſich hinter einem Drahtgitter der Granitblock zeigt, auf dem Chriſtus mit einer Dornenkrone ſpöttiſch zum König der Juden gekrönt wurde. Eine andere Kapelle, die der heiligen Helena, bezeichnet den Ort, wo man die drei Kreuze ſammt Dornenkrone und Nägeln fand. Nach dem Wunſch der heiligen Helena wurde das Kreuz Chriſti in zwei Stücke getheilt, eines erhielten die Chriſten zu Jeruſalem als Geſchenk, das andre ihr Sohn Conſtantin. Dieſer ließ es auf einem nach ihm genannten Platze Conſtantinopels in ſeine Bildſäule einſetzen, weil er glaubte, die Stadt müſſe durch ſolche Reliquie vor allem Unheil bewahrt ſeyn. Seinen Helm und den Zaum ſeines Pferdes ließ er mit den Nägeln des Kreuzes beſchlagen, durch dies heilige Amulet vor allen Gefahren in Schlachten ſich geſichert haltend. Zwei nebeneinander ſtehende Altäre bezeichnen die Stellen, wo Jeſus an's Kreuz genagelt wurde und wo er den Kreuzestod ſtarb; man darf ſie nur knieend berühren. Nun gingen wir zum Salbungsſtein und zuletzt in's heilige Grab. Die eigentliche heilige Grabes-Kapelle ſteht ganz abgetrennt, und ringsum ſind Kapellen für die verſchiedenen Religionsparteien. Der Eingang und die Vorderſeite der heiligen Grabes-Kapelle iſt mit farbigem Marmor ausgelegt und ſie ſelbſt getheilt. Im erſten Raum ſieht man einen mit Marmor überlegten Stein; es ſoll der ſeyn, auf welchem der Engel in Jünglingsgeſtalt, angethan mit ſchneeweißem Kleide



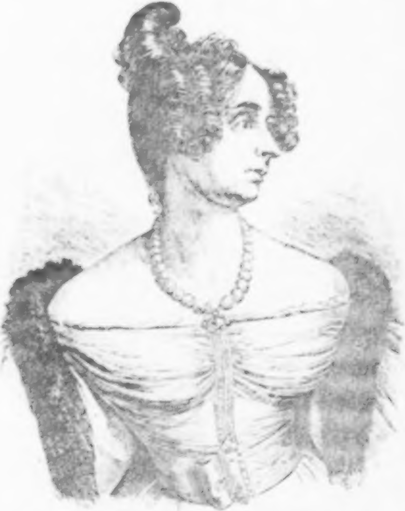
den ſuchenden Frauen die Auferſtehung Chriſti verkündigte. An beiden Wänden ſind [illegible] Oeffnungen, aus denen bei verſchloſſenen Thüren am Pfingſtfeſte das heilige Feuer, als vom Himmel kommend, brennt und das unter die ſich draußen zu der Zeit drängenden Griechen und Armenier vertheilt wird.

Die andere Kapelle, das wahre Heiligthum, ſcheidet eine Marmorwand von der erſteren. Durch eine 2½ Fuß breite und 4 Fuß hohe Oeffnung gelangt man gebückt in das Allerheiligſte, das 6 Fuß in's Gevierte breit und bis an die Wölbung 8 Fuß hoch iſt. Eine weiße Marmorplatte bedeckt zur Rechten das im Felſen gehauene Grab, in welchem der Leichnam Jeſu lag. Bunter und goldgeſtickter Sammet ſchmückt den Raum; 48 goldene Lampen, von verſchiedenen Fürſten Europa's geſchenkt, erhellen ihn ohne Unterlaß. Ueber der Marmorplatte ſtellt ein Gemälde die Auferſtehung des Heilands dar, außerdem ſieht man mehrere kleinere Gemälde gleichen Inhalts. Eine Menge verſchiedener Kerzen, von den Gebern ſelbſt aufgeſteckt, brennen auf dem Altar und wegen der Feuersgefahr ſind eigene, ſich ablöſende Wächter angeſtellt. Der Raum iſt hier ſo beſchränkt, daß außer dem opfernden Prieſter und den Miniſtranten kaum noch eine andere Perſon Platz findet; ſobald aber die heilige Meſſe beendet iſt, drängt ſich hinein wer kann. Ueber dem Eingange von außen iſt auf Leinewand das Kreuz, der ſiegreiche Ueberwinder des Todes, wie eine Fahne aufgeſpannt.“

Wir haben im Eingange geſagt, daß noch immer Pilger zur heiligen Grabes-Kirche ziehen, und wer möchte nicht gern die erſte Heimath unſeres Glaubens ſehen, jene Heimath, von der ſich aus edlem Martyrthum eine ewige Verſöhnung verkündigte. Die Tage aber, wo man, vertrauend mönchiſcher, nur bequeme Herrſchaft über allen Geiſt ſorgender Rede, mit einem müßigen Pilgerzuge vollbrachte Thaten abzuthun glaubte, ſind hoffentlich vorüber, ſo wie der Wahn, daß man um ſolcher Pilgerſchaft willen ſich der Pflichten für Familienwohl dürfte entheben halten. Reue und Buße haben in unſerm Innern ihre rechte Stätte, und wo wir in Fried' und Eintracht wohnen, iſt der Heiland mitten unter uns. Dieſer Friede, dieſe Eintracht findet ſich jedoch nicht überall unter den Chriſten, am wenigſten ſogar bei denen, welche die durch unſern Glauben geheiligten Orte bewohnen; dort waltet vielmehr der feindliche, abgünſtige, unheilvollſte Hader, von dem wir uns mit Wehmuth abwenden. Aber auch in den freieren chriſtlichen Ländern verſtört noch der Mißbrauch einer Macht, die nach den Worten des Erlöſers nicht von dieſer Welt ſeyn ſoll, und doch von dieſer Welt ſeyn will, vielfältig Frieden und Eintracht, verſtärkt mit Schutt die veraltete Form und Scheidewand gegen den ſich entwickelnden friſchen Geiſt, den Chriſtus ſeiner Lehre einhauchte, und verdammt oft genug da, wo Einigung ſo nahe lüge. Man vergißt die Worte des Heilands (Johannes Cap. 3. Vers 17): „Gott hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde", und überhaupt, ſtatt rein dem Evangelium zu folgen, kämpft man noch für eigennützige, die Herzen in Trennung erhaltende, für verjährte Menſchen-Satzungen, und verſucht es, die lebende Zeit, die mit des Glaubens Kern die ihn umhüllende untaugliche Schale ſprengt, in den finſtern Seelenzwang begrabener Jahrhunderte zurück zu ſtürzen. Die Erleuchtung von oben wird uns helfen auch aus dieſen erneuten Wirren, wie aus ſo vielen ſie uns ſchon geholfen hat.

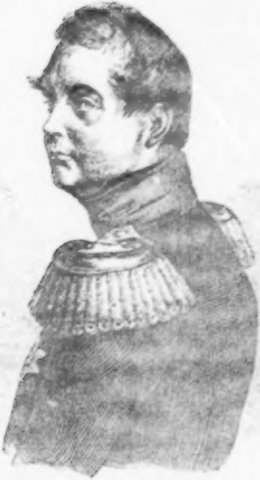
Preuſsen's Königs-Paar.

Friedrich Wilhelm, der vierte König dieſes Namens in Preußen, beſtieg, mit den Herrſchertugenden ſeiner erlauchten Vorfahren ausgeſtattet, den Thron am 7. Juni 1840, da an dieſem Tage Friedrich Wilhelm der Dritte nach einer ereignißvollen mild gerechten dreiundvierzigjährigen Regierung, zu Gott eingegangen war. Mit Ihm beſtieg die erlauchte Gemahlin, Eliſabeth Ludovika, den an einer Landesmutter ſeit dreißig Jahren verwaiſ'ten Thron; ſchon als Kronprinzeſſin das hohe Vorbild weiblicher Güte und Würde, echt chriſtlicher Wohlthätigkeit und frommen Sinnes, der zärtlichſten Gattenliebe und einer allen Ständen gleich liebreich entgegenkommenden Menſchenfreundlichkeit, dem Allen ſich ein geiſtvoll reiches Wiſſen vereint. Für den großen Verluſt des königlichen Todten gab das Land einen eben ſo großen Erſatz. Mit dem 7. Juni 1840 ſchloß in der Geſchichte Preußens eine verhängnißvolle Periode, in welcher die Sturmzeit des Krieges die alte wohlbewährte Eiche des Preußenſtaates oft wild gerüttelt, aber ihre Säfte nur geweckt hatte, die breiten ſchattenden Zweige ſtattlicher auszuſtrecken; es war ein ſchwüler, gewittervoller Uebergang, welcher das Land erkräftigte für lebensvollere Saat und erquickendere Früchte. Und mit dieſem Tage begann eine neue Periode in der Geſchichte Preußens, friſche Blätter und friſche Blüthen austreibend am ewig ſich wieder verjüngenden Baume des Staates. — Die Preußen ſind das Volk der Intelligenz und der Waffen; es ſtützt ſich mit der einen Hand auf die Fackel, mit der andern auf das Schwerdt. Die Intelligenz und der Waffenruhm ihrer Fürſten hat es groß gemacht, ſeine Bildung und Tapferkeit hat es groß erhalten. Preußen hatte immer das Auge offen für das, was im Frieden Noth that, und das Schwerdt blank, wenn der Krieg drohte; ſo auch hielt und hält es Friedrich Wilhelm der Vierte. Er hat ſchon gehalten und wird halten, was er dem Volk zu ſeyn



verſprach, und das Volk wird treu und innig Ihm halten, was es ehrlich gelobte. So hat die Geſchichte eine Zuſage deſſen, was ſie in der großen Ausbildung der menſchlichen Angelegenheiten von Preußen fordert, nämlich ein ruhig-kräftiges Entwickeln der auf hiſtoriſchem Grunde ſich ausbreitenden Erleuchtung in des Landes Verfaſſung, und ungefährdete Ausübung gleicher, allgemein gültiger Rechte im Gebiet des Glaubens.

Friedrich Wilhelm des Vierten erſte Staatshandlung war ein Werk der Wahrheit und Kraft, welches den Weltfrieden ſichern ſollte. Dem Rechte, galt es auch einem fernen Reiche, mußte das Anſehen erhalten werden im europäiſchen Staatsverbande.



denn das Recht iſt der Inbegriff und die Quelle aller Intelligenz. Ohne Recht keine Sitte und Bildung, keine Freiheit, kein Wohlſtand! Und Preußen vertraute dabei abermals ſeinem Schwerte und der Geiſt des Muthes und der Selbſtſtändigkeit regte ſich widerhallend durch ganz Deutſchland. Das war ein wichtiger und ſegensvoller Moment für Preußen und für die Deutſchen! — Seitdem nun das Geraſſel der bereitgehaltenen Waffen wieder verhallt iſt, geſchah noch manches Schöne und Wichtige im Lande. Wie die erſte Staatshandlung Friedrich Wilhelms IV die Kraft und das Anſehen des Volks nach Außen geltend machte, ſo erweckte und erfriſchte ſeine zweite Staatshandlung die Kraft im Innern. Mit der Berufung der Stände und der Lebendigmachung des geſchriebenen Verfaſſungsgeſetzes iſt ein überaus befruchtender und belebender Quell dem Volksgeiſte, dem Volkswohlſtande, der Volksfreiheit und Intelligenz geöffnet und die fortwährende Verjüngung und Kräftigung des Staates geſichert. — Von ſolchen leuchtenden Anfangspunkten ausgegangen, können die Erfolge von Friedrich Wilhelms IV Regierung nur glänzend ſeyn. Nach allen Richtungen hin verbreitet ſich vom Throne jetzt gleiches Licht. Die Wiſſenſchaften, die Künſte, der Ackerbau und der Handel, die Schifffahrt und die Induſtrie, das Waffenwerk und die Geſetzgebung, und ſo auch die höchſte Angelegenheit der Menſchheit, der Glaube, in ſeinen Anſprüchen, die Allen gleich gerecht werden, — dieſe mannigfaltig grünenden und blühenden Zweige des Staatsbaums finden in des Königs Weisheit und Wohlwollen die feſte und reich nährende Wurzel. — Und was zwiſchen den Zweigen wächſt, die kleinen Aeſtchen und Knospen: die gute Sitte und die Bildung der Jugend, die Barmherzigkeit mit Armen und Kranken, der ſtille Fleiß und die duldende Einfachheit — das findet eine zarte und innige und immer emſig darum bemühte Pflegerin in Eliſabeth, der guten Königin, der gemüthvollen Gemahlin des in heiterer Kraft wirkenden Königs. — Das iſt in wenigen Zügen das Bild vom Vaterhauſe des preußiſchen Volks. Wo ſolche Geiſter und Herzen das Hausweſen von Millionen beſorgen, da kann es den guten Kindern nur wohlergehen auf Erden.

Die beiden Chorknaben.

Sie ſind nach einem Gemälde von Rahm, und eben damit beſchäftigt, die Kohlen im Weihrauchbecken anzublaſen, damit dem Segen, welcher zum Schluſſe des Hochamtes von Prieſters Hand geſpendet werden ſoll, die feierlichen Duft-Opfer nicht fehlen. In den Mienen Beider gewahrt man recht die fromme Unſchuld, den gottesfürchtigen Eifer, dem Geſchäft mit aller Pünktlichkeit obzuliegen, wie dann in dem Geſichte des Halbknieenden ſchon ein Anflug von Würde und Selbſtſchätzung zu leſen iſt, welche der Kirchendienſt den dazu Erkorenen auf die Dauer einzudrücken pflegt. In den katholiſchen Landgemeinden gilt es unter der Jugend für keinen geringen Vorzug, die Meſſe bedienen zu dürfen, wie denn der Fleißigſte und Zuerſtkommende der Knabenſchaft ſeinen Roſenkranz auf die Stelle des Dieners neben die Klingel legt, um dadurch anzuzeigen, daß er als Erſtkommender für dies Mal auf die Stelle gerechte Anſprüche habe. An Sonn- und Feiertagen noch dazu, wo die weißen Gewande mit dem ſcharlachenen Ringkräglein

angelegt werden, und der Knabe vor ſeinen andern Spielkameraden ein gar ſtaat- und ſtattliches Anſehen hat, wo der Meſſe leſende Prieſter nicht die gewöhnlichen alltäglichen vier Pfennige giebt, ſondern wohl zu einem Silberſtück Ehrenſold ſich veranlaßt ſieht, iſt der Dienſt geſucht, der Andrang groß. Auch iſt das Handhaben der Klingeln, der Rauchfäſſer und Weihrauchbecken, das Feueranmachen, wie das Verbreiten der kräuſelnden Rauchgewölke unter Sang und Glöckleinklang ein Etwas, welches das ganze Kindergemüth ergreifen, und für Knaben die Lockung haben kann, die dem Manne ſpäter in figürlichen Weihrauchwolken und andern Glocken, als den harmlos-kirchlichen, nie ſo ungetrübt entgegenlachen mag. — Nun, ihr Knaben, bewahrt — auch ohne klingenden Lohn — eure tief-innigſte Andacht für das ganze Leben, haltet treu an den Glaubensſätzen, die von Gottes Wort ſtammen, und flüſtert euch Dieſer oder Jener das Wort „Ketzer" zu, ſo verbindet hiemit keinen andern Sinn, als daß es ein Chriſt ſey, der da meint, Gottes Erleuchtung und Duldung habe kein Ende, und daß es, iſt man darüber einig, auf Meinungs-Verſchiedenheit in einigem Nebenſächlichen gar nicht mehr ankommt. Halten wir lieber, wie billig, Jeden für chriſtlich, der ſich die kurze Predigt des Mennoniten Calf im Bethauſe zu Saardam zur Richtſchnur nimmt. Er ſollte vor Peter dem Großen predigen, der aber die Bedingung machte: **kurz!** Darauf beſtieg Calf die Kanzel und ſprach mit feierlichem Ernſt: „Denke gut, ſprich gut und handle gut. Amen!" — Freilich eine kurze Predigt, aber eine lange und ſchwere Aufgabe!

Ueber Sonnenfinſterniſſe.

Beſonders über die große Finſterniß am 8. Juli 1842.

Vielleicht giebt es keine Himmelsbegebenheit, die von den früheſten Zeiten des Menſchengeſchlechts an eine ſo allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, als die Sonnenfinſterniſſe, und dieſe Theilnahme begreift ſich leicht, wenn man an das Unerwartete und Unerklärliche derſelben für die ältern Zeiten, ſo wie an die plötzliche Veränderung des Tageslichts bei großen Sonnenfinſterniſſen denkt. Nur waren ſie gewöhnlich nicht ein Gegenſtand ruhiger Beobachtung und Forſchung, ſondern der Furcht und des Schreckens, der ſich aller Gemüther bemächtigte und ſie zu den wunderlichſten Aeußerungen trieb. Man legte ſich die härteſten Bußungen auf, flüchtete in die Tempel und ſuchte Rath bei den Prieſtern, opferte den zürnenden Gottheiten und harrte ängſtlich des wiederkehrenden Sonnenlichts. Man deckte eiligſt die Brunnen zu, um ſie vor dem aus der Luft herabfallenden Gifte zu ſchützen. Feindliche Heere, ſchlagfertig einander ge genüberſtehend, vergaßen ihres Zwiſtes und das ſchon gezückte Schwerdt kehrte in die Scheide zurück. Ja auch noch in chriſtlichen Jahrhunderten waren Finſterniſſe oft Veranlaſſung zu Juden-Verfolgungen, und die Chineſen peitſchten ihre Hunde, damit durch deren Geheul der große Drache abgehalten werde, die Sonne zu verſchlingen.

Und was iſt es denn nun eigentlich, das ein ſo allgemeines Entſetzen verbreiten konnte! Nichts weiter, als daß drei Weltkörper, die gewöhnlich ein Dreieck im Weltenraume bilden, ausnahmsweiſe in eine gerade Linie zu ſtehen kommen, wobei keiner den andern berührt, ſondern jeder ſich wie immer in gemeſſener Entfernung hält. Dieſe drei Körper ſind Sonne, Mond und Erde, und die Ordnung, in der ſie hier aufgeführt ſind, zugleich die, in welcher ſie ſich alsdann befinden. Die Sonne, von der das Phänomen ſeinen Namen entlehnt, erfährt dabei nicht das Geringſte, ungeſchwächt ſpendet ſie Licht und Wärme nach allen Seiten, und leidet keine Finſterniß.

Allein unſre Erde, oder richtiger nur ein Theil der Erde (ein Fünftel oder Sechstel etwa) empfängt das Sonnenlicht nicht, welches ihr beſtimmt war, da der zwiſchen beiden ſtehende Mond es auffängt und ſeinen Schatten gegen die Erde hin erſtreckt. Dieſe alſo iſt es, welche theilweis verfinſtert (beſchattet) wird, und es gehen daher auch auf ihr Veränderungen vor, als ſolche, die ein Schatten bewirken kann. Die alten Völker verdienen Entſchuldigung, denn die Urſache der Erſcheinung war ihnen unbekannt: wer heut, bei beſſerer Erkenntniß, noch abergläubiſche Vorſtellungen dieſer Art feſthalten wollte, der fürchtet ſich vor einem Schatten.

Der Mond, ſcheinbar eben ſo groß, in der Wirklichkeit aber dem Durchmeſſer nach 400, dem körperlichen Inhalte nach 64 Millionen Mal kleiner als die Sonne, kann ſeinen Schatten nicht in's Unendliche fort erſtrecken, ſondern dieſer muß in einer Spitze enden und nur der Halbſchatten, der den vollen Schatten rings umgiebt und ſeine Grenzen unſicher macht, erſtreckt ſich noch weiter. Die Entfernung des Mondes von der Erde wie von der Sonne iſt nun nicht ſtets dieſelbe, und wiewohl beide Veränderlichkeiten in ziemlich enge Grenzen eingeſchloſſen ſind, ſo reichen ſie doch hin zu bewirken, daß die gegen die Erde gerichtete Spitze des Mondſchattens in einigen Finſterniſſen dieſe erreicht, in andern dagegen nicht. Nur wenn erſteres geſchieht, wird den Gegenden der Erde, auf welche dieſe Spitze trifft, die Sonne gänzlich verdeckt; allein dies iſt jedenfalls nur eine verhältnißmäßig ſchmale Zone der Erde und die totale Finſterniß kann nicht über 4—5 Minuten währen. Die vom wirklichen Schatten getroffenen Orte haben alſo nun eine totale Sonnenfinſterniß, während für die andern außerhalb dieſer Zone liegenden (und für ſie ſelbſt vor und nach der totalen) eine partiale Sonnenfinſterniß ſtattfindet, die deſto größer iſt, je näher der Ort dieſer Zone liegt, und die in etwa 200 bis 300 Meilen Entfernung von derſelben ſchon aufhört.

Trifft der wirkliche Schatten die Erde gar nicht, hat er aber eine ſolche Lage, daß er in gerader Linie verlängert die Erde treffen würde, ſo hat der Punkt, auf welchen die Spitze des Schattens gerichtet iſt, eine ringförmige Sonnenfinſterniß, die gleichfalls nur in einer ſchmalen Zone geſehen werden kann. In der Mitte dieſer Zone, wo der Ring der Sonne einen Augenblick überall gleich breit erſcheint, iſt die ringförmige Finſterniß central. Vor und nach der ringförmigen Finſterniß, ſo wie zu beiden Seiten der Zone, iſt die Finſterniß dann ebenfalls partial, und der Mond ſteht nicht ganz vor der Sonnenſcheibe.

Geht endlich der wirkliche Schatten des Mondes gar nicht auf die Erde zu, ſondern an ihr vorüber, doch aber ſo nahe, daß der Halbſchatten noch einen Theil der Erde treffen kann, ſo entſtehen bloß partiale Sonnenfinſterniſſe. Dieſe letztern kommen nur in den nördlichſten und ſüdlichſten Gegenden der Erde vor und häufig treffen ſie auf kein einziges bewohntes Land, ſondern nur auf Oceane.

Um in beſtimmten Zahlen die Größe auszudrücken, welche die Finſterniß eines Orts verglichen mit der eines andern erreicht, theilt man den Durchmeſſer der Sonne, ohne Rückſicht darauf, ob er ſcheinbar etwas größer oder kleiner iſt, in 12 gleiche Theile (Zolle) und dieſe in Decimaltheile. Bei einer Finſterniß von 6 Zollen iſt alſo gerade die Hälfte des Durchmeſſers, bei 8 Zoll zwei Drittel, bei 10.5 Zoll ſieben Achtel des Sonnendurchmeſſers verdeckt. Man nimmt jedesmal den Moment, wo die Finſterniß am größten iſt, und der ohngefähr in die Mitte fällt, zum Maaßſtabe.

Die Vorausberechnung einer Sonnenfinſterniß würde bei der jetzigen Vollkommenheit der Aſtronomie zu den leichten Aufgaben gerechnet werden müſſen, wenn ſie nicht durch den Umſtand, daß ſie für jeden Erdort beſonders geführt werden muß, langweilig würde. Jeder Ort hat ſowohl der Zeit als der Größe nach ſeine eigne Finſterniß, etwas, das bei Mondfinſterniſſen nicht eintritt, die vielmehr allen Erdorten, welche den Mond zu dieſer Zeit über ihrem Horizont haben, gleich groß und — bis auf den Meridian-Unterſchied — zu gleicher Zeit erſcheint. Denn die Mondfinſterniß iſt für unſern Anblick eine Beſchattung, die Sonnenfinſterniß eine Bedeckung. Man berechnet ſie alſo gewöhnlich für einige Hauptorte genau, für die übrigen nur beiläufig. Auch iſt es wirklich nicht möglich, Anfang und Ende bis auf die letzte Sekunde zuſtimmend vorauszubeſtimmen. Zu groß iſt die Zahl der Ungleichheiten des Mondlaufs und zu verwickelt ihre Berechnung, als daß dieſe äußerſte Schärfe erreichbar wäre. Man kann annehmen, daß eine mit aller Sorgfalt im Voraus berechnete Finſterniß dem Anfang und Ende nach etwa auf ½ Minute unſicher ſey; bei den nur beiläufig nach Näherungsformeln berechneten kann die Unſicherheit 1 bis 2 Minuten betragen. Immer aber muß vorausgeſetzt werden, daß die Lage des Orts auf der Erde ſelbſt genau beſtimmt ſey. Wie wenig dazu gehöre, um eine bemerkbare Verſchiedenheit des Phänomens zu erzeugen, beweiſt unter Anderem die Finſterniß vom 15. Mai 1836, die auf der Königsberger Sternwarte, am nordweſtlichen Ende der Stadt, bloß ſichelförmig, in der Stadt ſelbſt aber einen Augenblick wirklich ringförmig erſchien.

Wenn eine partiale Sonnenfinſterniß nicht über 9 Zolle geht, ſo bemerkt man keine Schwächung des Tageslichts und eben ſo wenig etwas Beſonderes an der Sonne ſelbſt, die vielmehr regelmäßig diejenige Geſtalt annimmt, welche ihr der Vorausberechnung gemäß zukommt. Das Einzige, was ſich auf der Erde verändert zeigt, ſind die Lichtlücken im Schatten belaubter Bäume, die ſtatt ihrer gewöhnlichen runden Form die ſichel- oder hufeiſenförmige der Sonne annehmen. Durch Ferngläſer, mit einem Blendglaſe verſehen, kann man die einzelnen Unebenheiten des Mondrandes, ſo weit er vor der Sonne ſteht, deutlich wahrnehmen. — Ueberſteigt dagegen die Finſterniß 9 bis 10 Zoll, ſo wird eine Abnahme des Sonnenlichts verſpürt, die man aber weder als eine Dämmerung, noch als einen bleichen neblichten Sonnenſchein bezeichnen kann, ſondern die ſich von beiden der Art nach völlig unterſcheidet. Eigentlich beſitzen wir für dieſe ganz eigenthümliche Beleuchtung keinen Ausdruck. Das Licht iſt entſchieden ſchwächer, allein dabei wirklich beſtimmter als ſonſt, die Schatten ſind ſchwärzer und ſchärfer begrenzt, die Farben bleicher und eine Art grünlicher Schimmer verbreitet ſich über die Landſchaft; auch die Wolken, wenn deren einzelne am Himmel ſtehen, bekommen grünliche Ränder; das eigentliche Blau des Himmels wird vermißt, obgleich er ſeine Heiterkeit behält. Die ganze Natur hat etwas melancholiſch magiſches, das Thermometer ſinkt, ein Wind fährt über die Erdfläche hin und folgt dem Laufe der Finſterniß. Thiere, insbeſondere Vögel, werden ängſtlich, ſcheu und unruhig. Aehnliches wird bei wirklich ringförmigen Sonnenfinſterniſſen bemerkt, vorausgeſetzt, daß heitrer Himmel ſtatt finde, denn bei bedecktem Himmel zeigt ſich nichts als eine Abnahme der Helligkeit. In den Momenten, wo der Ring ſich bildet und wieder zerbricht, bemerkt man (im Fernrohr), daß dies gewöhnlich mit einem Zerbrechen des Sonnenrandes in mehrere Stücke verbunden iſt, was ſich hinreichend durch die Ungleichheiten des Mondrandes erklärt.

Totale Sonnenfinſterniſſe für beſtimmte Erdgegenden ſind ſehr ſelten. Man kann durchſchnittlich annehmen, daß 8 Jahre, welche 99 Neumonde enthalten, 18 Sonnenfinſterniſſe, und unter dieſen 3 totale und 8 ringförmige bringen. Aber da die Zone, innerhalb deren die Finſterniß total ſeyn kann, durchſchnittlich nur etwa den 100ſten Theil der Erde trifft, ſo vergehen drei Jahrhunderte, bis dieſelbe Erdgegend wieder eine ſolche ſieht. Man rechne nun noch diejenigen ab, die durch trübes Wetter vereitelt werden und man wird es begreiflich finden, daß wir noch ſo wenig über dieſes merkwürdige Phänomen wiſſen. Die Alten melden uns nichts Näheres, denn „die Sonne verſchwand; es erſchienen am Tage die Sterne“, und ähnliche allgemeine Ausdrücke können uns nur wenig belehren. — Aus den wenigen Beobachtungen, die wir von neuen Aſtronomen beſitzen, erſieht man, daß ſich um die Sonne ein leuchtender Ring bildet, ſobald ihre Scheibe gänzlich vom Monde bedeckt iſt. Dieſer Ring iſt zunächſt am Mondrande roth, weiterhin gelb und er verliert ſich in großen weißen Strahlen. Er iſt in heftiger wallender Bewegung, ſo daß Einige ihn mit einem künſtlichen Feuerrade verglichen haben, auch fügen ſie hinzu, daß er ſich nicht gleich, ſondern erſt 5 — 6 Minuten nach Eintritt der totalen Verdunkelung bilde und in der Mitte der Finſterniß am ſtärkſten glänze. Er iſt Urſach, daß keine eigentliche Nachtdunkelheit eintritt, obgleich der Himmel hinreichend dunkel iſt, um die Sterne erſter und zweiter Größe, ſo wie die hellern Planeten, zu zeigen — ſogar ein Komet ſoll ſich einſt auf dieſe Weiſe gezeigt und den allgemeinen Schrecken nicht wenig vermehrt haben. Die höchſt eigenthümliche Dämmerung, welche ſich über die Erde lagert, der Finſternißwind, der ſich plötzlich erhebt, und die ungewöhnliche Himmelserſcheinung verwirren die Thierwelt: Pferde drängen ſich ängſtlich zuſammen; Heerden laufen ſcheu und verſtört umher. Vögel ſtehen im Begriff, ſich zur Ruhe zu begeben oder flattern hin und wieder, fallen wohl gar aus der Luft herab — daher die Meinung von einem Gifte, das in der Luft ſtecke. — Befindet man ſich auf weiten freien Ebenen oder auf Berggipfeln, ſo kann man den Schatten des Mondes auf der Erdfläche deutlich herankommen und abziehen ſehen; man erblickt eine Gegend von Nacht umhüllt, und eine andere im hellſten Sonnenſchein glänzend — doch das ganze wunderbare Schauſpiel währt nicht lange genug, um es gehörig aufzufaſſen — denn in vier bis fünf Minuten iſt es vorüber.

Aufmerkſame und möglichſt vorbereitete Beobachtungen einer totalen oder faſt totalen Sonnenfinſterniß, auch ohne Inſtrumente — nur eine genaue Uhr iſt wünſchenswerth — können deshalb noch immer für die Bereicherung unſrer Kenntniß der phyſiſchen Natur der betreffenden Himmelskörper von

Wichtigkeit werden, und deshalb wird es nicht ohne Intereſſe ſeyn, auf die im Jahr 1842 eintretende, große Sonnenfinſterniß im Voraus aufmerkſam zu machen. Sie tritt am 8. Juli in der Frühſtunde ein, und die Grenzen ihrer Sichtbarkeit, ſo wie deren Verlauf, können wir uns auf folgende Weiſe darſtellen:

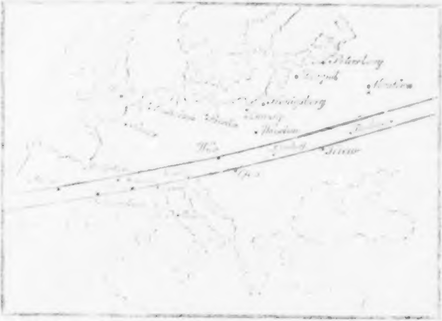
Ein auf dem Gipfel des berühmten Piks von Teneriffa ſtehender Beobachter würde die Finſterniß gerade beim Aufgange der Sonne zuerſt bei ihrem Aufhören erblicken, weiter weſtlich geht die Sonne erſt auf, nachdem die Finſterniß ſchon vorüber iſt; ihren Anfang ſehen am früheſten die Araberſtämme, welche im Süden der Regentſchaften Tunis und Tripolis nomadiſiren. Die Grenze der Sichtbarkeit geht vom Pik von Teneriffa aus durch die Sahara, überſchreitet zweimal den Niger, bei Jenné und bei Katunga, zieht dann an den Südufern des Tſchadſees vorüber, durch Derfur und über den Nil, nahe bei Ambukan. Bei Suakim überſchreitet ſie das rothe Meer, zieht an Mekka und Maskat ſüdlich vorüber, geht durch Bombay und Hyderabad in Indien, ferner durch Malacca, den ſüdlichen Theil von Borneo, die Inſel Flores und den nördlichſten Theil von Neuholland. Hier, in Arnheims-Land ſüdlich von Port Eſſington, liegt der ſüdlichſte Punkt der Erde, bis zu welchem die Finſterniß vordringt. Von hier ab wendet die Grenze ſich nordöſtlich, durchſchneidet Neu-Guinea und den Archipel der Carolinen, in denen der Punkt liegt, wo ſie für die Erde endet und beim Untergange der Sonne geſehen wird. Weiter zieht ſie durch den nördlichen Theil des großen Oceans (die Inſel Halcyon 19° 30′ N. B. und 182° 30′ O. L., iſt einer der Grenzpunkte) und an Kodjak vorüber zum S. Eliasberge, durch den großen Bärenſee, die Bathurſt-Einfahrt, die Halbinſel Melville und den ſüdlichen Theil von Baffins-Land zu den Azoren, wo Terceira und S. Miguel zwei Grenzpunkte bilden, bis zu dem oben erwähnten Pik von Teneriffa.

Hieraus geht hervor, daß ganz Europa, ganz Aſien, mit Ausnahme einiger Südſpitzen, ein Theil Neuhollands, der größte Theil Neuguinea's, über ein Drittel des afrikaniſchen Continents, mehrere Inſeln des indiſchen Archipels, der Südſee und des atlantiſchen Meeres, ſämmtliche des nördlichen Eismeeres und die nördlichſten Theile Amerika's, namentlich ganz Grönland, die Finſterniß ſehen.

Bei weitem enger ſind dagegen die Grenzen, innerhalb deren ſie total erſcheint, allein ſie iſt in Beziehung auf Beobachtungen, von denen eine Bereicherung der Wiſſenſchaft zu hoffen iſt, ſehr günſtig gelegen. Von europäiſchen Hauptſternwarten werden ſechs, Marſeille, Mailand, Padua, Wien, Ofen, Kiew, ſie total erblicken; andre nambafte Orte ſind: Badajoz, Madrid, Toledo, Saragoſſa, Barcellona, Avignon, Toulon, Nizza, Genua, Parma, Verona, Venedig, Grätz, Presburg, Lemberg, Brody, Tſcheraigow, Kurſk, Tambow, Penſa. Auch Turin, Modena, Ferrara, Trieſt, Orel, Woroneſch und Simbirsk liegen der Zone ſo nahe, daß die Finſterniß dort faſt ganz total iſt, indem an keinem der genannten Orte $\frac{1}{30}$ der Sonne unverfinſtert ſtehen bleibt. Von Penſa aus überſchreitet dieſe Zone, in einer Breite von 18 bis 20 Meilen, die Wolga zwiſchen Simbirsk und Samara, den Ural um Werchuralsk, den Tobol zwiſchen Troizk und Iſchim und den Irtiſch zwiſchen Omsk und Sempolatinsk. Hier trifft ſie den Ort Jamyſchewskaja, wo gerade um Mittage die totale Finſterniß ſtatt findet. Von dieſem Centrum der Finſterniß aus zieht ſie über die wilden Höhen des Koiſuun und großen Altai und ſteigt in die ſüdöſtliche Hochebene hinab, wo ſie die Horden der Thianſchan, Kallas und Torgoten in Furcht ſetzen wird, und durch die Kobiwüſte zur chineſiſchen Mauer, die ſie bei Longtſcheu überſchreitet. Dreimal durchſchneidet ſie den Hoangho und einmal den Jantsekiang und endet in einem Punkte des Oceans, der etwa in die Mitte des Weges von den Philippinen zu den Marianen-Inſeln fällt. Die ganze Zone begreift noch nicht den zweihunderten Theil der Erdoberfläche.

Für ganz Europa iſt die Finſterniß bedeutend groß.

Zone der totalen Sonnenfinſterniß am 8. Juli 1842 in Europa.

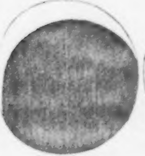


In Deutſchland z. B. wird die Inſel Norderney, der Punkt, wo ſie am kleinſten iſt, ſie noch 9, 6 Zoll groß ſehen. Die Linie für 11 Zoll Verfinſterung an der Südſeite der Sonne läuft von der Mündung des Minho durch Bourges, Coburg, Poſen, Wilna, Wjätka, die für zehn Zoll von L'Orient durch Dieppe, Lille, Bremen, Hamburg, Windau, Dorpat. Elf Zoll Verfinſterung an der Nordſeite zeigen ſich auf einer Linie, die von Melilla durch Saſſari, Civita vecchia, Semlin und Jaſſy zieht u. ſ. w., ſo daß es keinen europäiſchen Ort giebt, der nicht mehr als die Hälfte der Sonne verfinſtert erblickte. Weſtlich erfolgt ſie früher, öſtlich ſpäter.

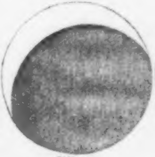
Mädler.

Größe der Sonnenfinſterniß für verſchiedene Orte.

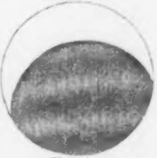
Berlin.



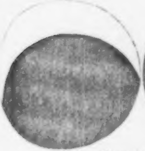
Paris.



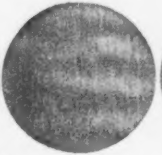
Stockholm.



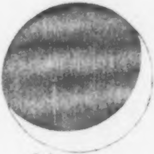
Petersburg.



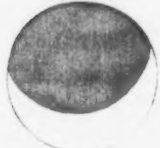
Wien.



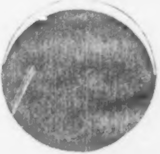
Neapel.



Conſtantinopel.



Kaſan.



Die Polterkammer.

Heinrich Reſſel, ein Berliner Kind, das nun ſechsundzwanzig Jahr alt war, wanderte, bald zur Erde, bald in den heitern Himmel ſchauend, mißmüthig und gedankenlos nach einem Dorfe, das eine gute Meile von Preußens Reſidenz entfernt iſt. Nachdem er kaum ein Drittheil des Weges hinter ſich hatte, kam er ſich ſchon ermüdet vor und warf ſich auf eine Bank, die er an einem einzeln ſtehenden Hauſe fand. Da wär' er wahrſcheinlich eingeſchlafen, wenn ihn nicht plötzlich die lebhafte Bewegung eines kreiſchenden Brunnenſchwengels ermuntert hätte und eine klare weibliche Stimme, die zu der wunderlichen Inſtrumental-Begleitung ſang:

„Wer viel hat und viel mag geben,
Kennt der Freund' und Freunde viel;
Doch kann er nicht Schätze heben,
Hat das luſt'ge Spiel ſein Ziel; —
Wandert's Geld ihm aus dem Haus,
Freund' und Freund zieh'n mit hinaus!“

„Ja wohl!“ brummte Heinrich vor ſich hin, und dabei erhob er ſich bald gern und bald ungern, weil er einige Neugier verſpürte, zu wiſſen, wer die Sängerin ſey. Sehr zufrieden damit, daß die Haus-Ecke ihm erlaubte, ſich daran zu lehnen, ſchaute er herum, und ſah eine kräftig geſunde Schöne am Brunnen, die nun Waſſer genug im Zober hatte und eifrigſt Wäſche ſpülte. Eben, da ſie mit einem Bett-Tuch ſo recht aus voller Macht im Waſſer wirthſchaftete, wozu ſie die Augen nicht grad' ſo ſehr nöthig brauchte, erhob ſie dieſe, und klatſch! hatte das Bett-Tuch Frieden, denn ſie mußte loslaſſen, weil ſie ihre Hände zur Verwunderung brauchte. „Herr Je, Herr Reſſel, iſt es denn möglich, wo kommen Sie denn hieher!“ war ihr Ausruf und dabei ſtand ſie auch ſchon dicht bei ihm. Heinrich wurde über und über roth, doch mit einer an ihm ſeltenen Lebhaftigkeit rief er aus: „Du mein Himmel, Lorchen Huthmann! Sind Sie's denn, oder ſind Sie's nicht!“ — „Na, was werd' ich denn ſonſt ſeyn, als ich ſelber!“ erwiederte lachend das Mädchen, und immer mehr lachend ſetzte ſie hinzu: „Es iſt aber hübſch von Ihnen, daß Sie uns einmal beſuchen, und da können Sie der Mutter zeigen, daß Sie nun wirklich leſen gelernt haben!“ Und nun rief ſie: „Mütterchen, Mütterchen, komm 'mal heraus!“ — und Mütterchen kam, verwunderte ſich auch, und nun ging's an's Plaudern, bis Mutter und Tochter merkten, daß Heinrich ſchweren Herzens war. — Mit dem Leſenlernen hatte es eine eigene Bewandniß. Heinrichs Mutter ſtarb bei ſeiner Geburt, und der Vater, Gottfried Reſſel, der, in Compagnie mit einem Capitaliſten, eine Deſtillations-Anſtalt hatte, behalf ſich von da an mit den hübſchen Ladenmädchen, ſelten an ſeinen Sohn denkend. Nun wohnte im ſelben Hauſe, auf dem Hofe, ein Böttcher-Meiſter, Namens Huthmann; der hatte eine gar wackere Frau, die es mit großem Leid wahrnahm, daß der arme Heinrich in ſeines Vaters Hauſe faſt wie ein Ueberläſtiger betrachtet wurde, und da der Knabe öfter in die enge Wohnung der ordnungliebenden Familie Huthmann eintrat und die Mutter ihre Tochter, Lorchen, im Leſen unterrichtete, und in Allem, ſo weit ihre Kenntniſſe reichten, mußte Heinrich, der damals ſchon elf Jahre zählte und wenig oder nichts gelernt hatte, in ſolchen Stunden auch mit heran und legte auf dieſe Art den erſten Grund zu der geringen Weisheit, die ihm zu Theil wurde. Da ſich Niemand recht um ihn bekümmerte, ward er ſcheu, träumeriſch und träge. Seinen Vater machten unterdeß die Branntweintrinker reich und immer reicher. Er trennte ſich von ſeinem Compagnon, und mehrere Jahre ſpäter wurde er Rentier, hatte ein Paar Häuſer in der Stadt und ein Landhäuschen auf einem Dorfe. Da kamen dem Herrn Gottfried Reſſel wohl zuweilen Gewiſſensbiſſe über die Vernachläſſigung ſeines Sohnes; es ſollte Alles nachgeholt werden, aber mit Vielem war es zu ſpät, und unſer Heinrich, ſonſt ein gutmüthiges Menſchenkind, hatte bei'm Lernen keinen rechten Trieb, mithin nur ſchwachen Erfolg. Da ſtarb plötzlich auch ſein Vater, zu großem Leidweſen der Weinhändler, die ihn einen ihrer beſten Kunden nannten; der Tod ereilte ihn, als er eben ſein Landhäuschen bezogen hatte, und Heinrich, der nun ein reicher Erbe war, kam auf zwei Jahre noch unter Vormundſchaft, lebte indeß mit ſeinen Cumpanen, die ſich raſch eingefunden hatten, wie ein Schlaraffe. Das Schickſal zeigte ihm aber Tücke; die Erben des früheren Compagnons ſeines Vaters präſentirten einen Kontrakt und mehrere Schuldſcheine, wonach ſie an die Erbſchaft die Summe von 40,000 Thalern zu fordern hatten, nächſtdem die Zinſen und Zins auf Zins ſeit vierzehn Jahren. Es entſtand ein Prozeß, da jedoch trotz allen Suchens, in dem Nachlaß des Herrn Gottfried Reſſel ſich keine Quittungen fanden, ſo ſprach das Urtheil durch alle Inſtanzen zum Vortheil der Gegner, und was Heinrich bis dahin ſein nannte, reichte nicht hin, die Gläubiger zu befriedigen. Dieſe zeigten ſich freilich noch großmüthig genug; ſie ließen unſerm Heinrich das Landhäuschen und verbürgten ſich, ihm jährlich 300 Thaler zu zahlen auf Lebenszeit. Daß ihn unter dieſen Umſtänden ſeine Cumpane verlaſſen hatten, verſteht ſich von ſelbſt. So ſtanden ſeine Angelegenheiten, und er war eben auf dem Wege, ſein ihm übrig gebliebenes Beſitzthum zu beſichtigen, als ſich ihm unerwartet die Bekanntſchaft mit Lorchen Huthmann erneuerte, der er wohl von Zeit zu Zeit einmal begegnete, ſie aber jetzt ſeit ſechs Jahren nicht geſehen hatte; und er mußte ſich geſtehen, daß ein Mädchen vom vierzehnten bis zum zwanzigſten Jahre ſich ſehr angenehm verändern kann, obwohl ſie immer Anlage zeigte, eine hübſche Jungfrau zu werden. Vater Huthmann war auch zu ſeinen Vätern verſammelt und die Wittwe hatte ſich vor dem Thore ein Gärtner-Häuschen ſammt dem Garten gepachtet, wo ſie nun, ſelber fleißig, mit der fleißigen Tochter ſich ganz zufrieden nährte, denn ihre Anſprüche gingen nicht in's Hohe.

Das hatten ſich nun beide Theile bei der erneuerten Bekanntſchaft erzählt, und Lorchen war dazwiſchen zuweilen hin- und hergelaufen, ein Glas Milch und einen Teller voll Obſt, auch ein ſolides Butterbrodt zu holen, was Alles ſich Heinrich wohl ſchmecken ließ, auf ein freundlich Erſuchen auch verſprach, wenn er zurückkäme, wieder vorzuſprechen.

Viel rüſtiger war jetzt ſein Schritt, und er ſah gar nicht mehr aus, als langweile er ſich, er ſchaute vielmehr mit heitrer Miene ſinnend vor ſich hin. Das Landhäuschen fand er begreiflich nicht in der ſchönſten Ordnung. Ein ehemaliger Ladengehülfe ſeines Vaters hatte ſich dort, man wußte nicht recht wie, eingeniſtet und ſich den Raum dadurch verſchafft, daß er Alles, was ihm im Wege lag oder ſtand, in ein Zimmer hineinwarf, dem man nun den Namen: Polterkammer nicht mehr verſagen konnte. Seit Kurzem war nun jener Inſaſſe auch geſtorben, und dadurch eine doppelte Unordnung in dem Hauſe heimiſch. Unſerm Heinrich wollte die Sache nicht behagen, da er durchaus nicht wußte, wie er es anzufaſſen habe, um hier wohnen zu können, und ſo kam er, den Kopf voll von Wirrigkeit, gegen Abend wieder bei der Wittwe mit ihrem Lorchen an. Die wußten aber für Alles Rath, ſagten ihm auch: daß er mit einer Leibrente von 300 Thalern und einem eigenen Häuschen immer noch ein gemachter Mann wäre, und erboten ſich zugleich, ihm gern zur Hand zu ſeyn, wenn er ſich da wohnlich einrichten wolle.

Das wollte nun Heinrich freilich; nachdem er indeß drei Wochen und etwas drüber täglich recht gern bei der Wittwe, oder vielmehr bei Lorchen Huthmann, vorſprach und ungern wieder wegging, fand er, daß Lorchen nothwendig mit in das Landhäuschen gehöre, wenn er an die dort mögliche wohnliche Einrichtung glauben ſolle. Weil er aber gar keinen Muth aufbringen konnte, ihr das zu ſagen, ſchrieb er an ſie wie folgt:

„Meine verehrte Jugend-Bekanntſchaft!

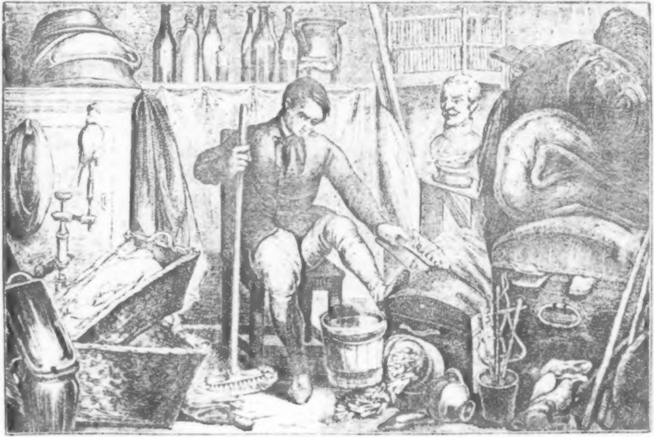
Von Ihrer Mutter hab' ich leſen lernen, und von Ihnen möcht' ich leben lernen, ſo weit ſich das mit jährlichen 300 Thalern auf einem Landhäuschen thun läßt. Gewiß aber geht's noch 'mal ſo gut, wenn Sie dabei ſind, und Ihre Mutter. Das hat aber Eile, denn meine gemiethete Möbel-Stube muß ich am 31ſten Auguſt verlaſſen und heut haben wir ſchon den hten. Wenn Sie alſo nichts dagegen haben, ſo hol' ich Sie morgen ab, daß wir wegen unſrer Trauung zum Prediger gehen; hienach kann am [illegible]ſten die Hochzeit ſeyn und wir beziehen dann vereint die neue Wohnung. Ich bitte Gott, daß er Sie Ja ſagen läßt; wollten Sie aber Nein ſagen — thun Sie's nicht an mir ungeſchickt Unglücklichen! — ſo ſchreiben Sie's mir lieber; dann will ich nicht mehr zu Ihnen kommen. In beſſer Hoffnung, daß Sie morgen meine Braut ſind, empfehle ich mich Ihnen und der Mutter ganz ergebenſt

Berlin, den 6. Auguſt 1838. Heinrich Reſſel."

Da er keine ſchriftliche Antwort erhielt, ging er andern Tages klopfenden Herzens hinaus, wußte aber nicht, ob er ſonderliche Freude daran haben könne, daß ihm die Mutter, die ſein anſichtig geworden, ein Stück Weges entgegen kam. Sie grüßte ihn jedoch recht freundlich und ergriff auch bald das Wort: „Ihr Schreiben hat uns überraſcht", ſagte ſie, „aber ich weiß, Lorchen iſt Ihnen gut, Sie ſind auch ſo weit ein ganz guter und gewiß ein redlicher Menſch, und mit dem, was Sie haben, können genügſame Leute ſehr wohl auskommen, und Hände habt Ihr ja auch noch alle Beide. Das iſt indeß die Hauptſache und ſehen Sie" — ſie ſtockte etwas — „ja, heraus muß es! — ſehen Sie, da liegt bei Ihnen der Fehler. Ich entſinne mich, daß in Ihrer Kindheit, wenn ich manchmal ſah, daß Sie ganze halbe Tage rein gar nichts thun konnten, und ich nun fragte: Heinrich, wird dir denn das nicht zur Laſt? — Sie mir ſehr ruhig antworteten: Gar nicht! — bei ſo was muß man aber gar nicht gar nicht ſagen, denn arbeiten iſt das eigentliche Leben!"

Heinrich ſchritt ſtumm nebenher, verlegen auch, denn er fühlte, daß die Alte recht hatte. Sein Muth wäre aber doch ganz hin geweſen, kam nicht jetzt Lorchen herbei. Zwar nicht ſo luſtigen Muthes wie ſonſt, ſtreckte ſie ihm doch ſchon von weitem die Hand entgegen, und als er ſie haſtig ergriff, ſah er, wie ihr die Thränen aus den Augen ſchoſſen, und ſie ſich nun abwenden wollte. Da fragte er dann: „Lorchen, wollen Sie mir nicht eine Antwort geben?" — „Sie haben ſie ja ſchon!" entgegnete ſie, mit der Schürze die Thränen trocknend; „ich hätt' Ihnen ja jetzt nicht die Hand gegeben, wollt' ich Nein ſagen. Ich habe zu Gott um ſeinen Segen gefleht, wir wollen ihm vertrauen, uns ſelber aber auch tüchtig rühren, dann wird gewiß Alles gut!" — Dabei fiel Lorchen der Mutter um den Hals, weinte ſich aus, und war dann bald wieder ſo fröhlich wie ſonſt.

Raſch kam nun Alles in Gang und Mutter Huthmann trieb nun auch, das Landhäuschen in Ordnung zu ſetzen. Das war ein Jubel, als man dort hinaus kam! — man fand viel mehr, als man erwartet hatte, und über die Unordnung zu



ſiegen, da waren die beiden Frauen grade die rechten Leute. So wurde nun Tag für Tag geſcharwerkt zu eigenem Nutzen, und Heinrich mußte tüchtig mit angreifen. Alles wurde verzeichnet, was vorhanden, um zu ermitteln, was etwa noch mangle zum Hausſtande, und nachdem dies geſchehen, erhielt Heinrich einen Zettel, worauf das Fehlende bezeichnet war, daß er nachſehe, ob ſich vielleicht in der Polterkammer etwas davon vorfinde, wobei ihm mir nichts, dir nichts gleich der Auftrag wurde, dieſe Rumpeleien gleichfalls in Ordnung zu bringen, Alles aufzuſchreiben, damit man das Ueberflüſſige vom Nutzbaren ſondere, jenes auf den Trödel ſchicken, dieſes in Gebrauch nehmen könne. Unterdeß wollten ſich Mutter und Tochter über die einträglichſte Art, das Gärtchen umzugeſtalten, berathen, auch wohl hier und da gleich mit der That einſchreiten. Der Auftrag für Heinrich war kein angenehmer, wie leicht zu ermeſſen, betrachtet man nur ein Stück der Polterkammer, wozu ſich in dem Bilde die Gelegenheit findet. Er brütete auch Anfangs in halber Verzweiflung über die ihm zugetheilte Arbeit, zu welcher er mit Haarbeſen und Borſtwiſch ausgerüſtet worden war. Endlich aber, an die künftigen Honigtage denkend, faßte er den Entſchluß, die ſauern Stunden rüſtig zu überwinden, und ging an's Werk. Nachdem er Manches gefunden, womit er, laut ſeines Zettels, ſein Frauenvolk erfreuen konnte, und dies in die Zimmer brachte, gerieth er an mehrere Koffer, in denen er unter Anderem auch vielerlei Papiere fand, wobei er ſich denn hin und her vertiefte, da ſich manche Erinnerung bei ihm weckte, ſo daß, als die Frauen mehrmals riefen: er möge zur Erholung auch einmal in den Garten kommen, er ihnen entgegnete: er fände da ſo viel, daß es ihn gradhin wie feſt hielte. Plötzlich aber hörten Mutter und Tochter ein wahres Jubelgeſchrei aus dem Fenſter herunter: „Lorchen, Mutter Huthmann um Gotteswillen, was hab' ich in Händen! Kommt 'rauf! kommt 'rauf! Ich kann mich nicht rühren vor Freude!" — Sie ſtürzten herbei und herauf, ſahen aber jetzt daß er ſich ſehr wohl rühren konnte; denn bald lachend, bald weinend tanzte er wie raſend im Zimmer herum, mehrere Papiere hoch über dem Kopfe haltend, und lange war nichts aus ihm heraus zu bringen, als die Worte: „Ich bin wieder ein reicher Mann!" und dabei ging das Springen von Neuem los.

Nachdem er ſich einigermaßen beruhigt hatte, legte er den Frauen die Papiere vor. Es waren die Quittungen, wonach Heinrichs Vater ſeinem ehemaligen Compagnon Schuld und Gewinn ehrlich herausgezahl't hatte, und ausdrücklich war in einem dabei liegenden Aufſatz bemerkt: daß der Compagnon die über die Sache ſprechenden Papiere nicht auffinden konnte, ſie aber hiemit für null und nichtig erklärte, wenn ſie jemals wieder zum Vorſchein kommen ſollten.

Heinrich hatte in ſeinem Entzücken noch nicht Zeit gehabt, zu bemerken, daß die Frauen ſehr ſtill geworden waren, jetzt aber ſah er, daß Lorchen wieder Thränen trocknete. Heinrich ſtürzte auf ſie zu: „Lorchen, was iſt Dir, freu'ſt Du Dich denn nicht mit?“ — „Ach ja, aus tiefſter Seele!“ antwortete ſie, und legte die Hand auf's Herz. „Aber, wenn Sie nun ein ſo reicher Mann ſind —!“ — „Da meinſt Du wohl, ich würde ein Schurke ſeyn? Pfui, ſchäme Dich, Lorchen; und bitt' mir's gleich ab! Das ſag' ich Dir hiemit, iſt unſre Hochzeit nicht am Erſten Auguſt, und iſt der Plunder Schuld daran, ſo werf' ich ihn in's Feuer; denn ich weiß es, ich kann ohne Dich nicht glücklich ſeyn. Und wenn Du willſt, will ich nun auch alle Tage Polterkammern ausräumen!“

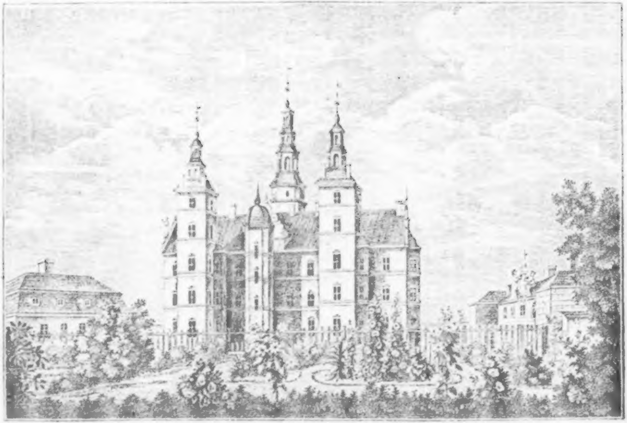
Lorchen lag ſtumm an ſeinem Herzen und Mutter Huthmann ergriff gerührt Heinrichs Hand. „Siehſt Du, Mutter, wozu das Leſenlernen gut iſt?“ ſagte er in halbem Scherz; „hab' ich's doch von Dir gelernt, und nun will ich mich rechtſchaffen dafür bedanken!“

Das thut er auch! Jene Erben, als der Juſtiz-Commiſſarius ihnen die Papiere vorlegte, ließen es gar nicht zum Prozeſſe kommen, ſondern gaben Alles wieder heraus, wobei aber Heinrich nicht ſtreng rechnete; denn er hatte auch ihnen einen Dank abzutragen, da ſie doch, als ſie im Recht zu ſeyn glaubten, ihn nicht ganz leer ausgehen ließen. Das Landhäuschen iſt ihm aber ſo lieb geworden, daß er es wirklich bezog, das Gebäude vergrößerte, zu dem Garten ein Stück ankaufte, ja dann auch Feld und Wieſen, und die Frauen haben einen recht fleißigen Landwirth aus ihm gemacht, denn Mutter Huthmann blieb bei ihrem Spruch: „Arbeiten iſt das eigentliche Leben!“ — „Beſonders, wenn Einem die Polterkammer hilft!“ ſetzt dann wohl manchmal der glückliche Heinrich Reſſel hinzu.

Das Königliche Schloſs

in Copenhagen.

Roſenburg wird es genannt, weil König Chriſtian der Vierte, der den Bau (1604) begann, es zu einem Luſtſchloß beſtimmte, weßhalb es auch außerhalb der Stadt lag; aber man erweiterte deren Grenzen ſchon nach vier Jahren und ſo wurde das Schloß mit ſeiner Umgebung ein Theil Copenhagens. Dem Geſchmack der damaligen Zeit nach wurde es zum Theil im gothiſchen Stil von Inigo Jones, einem Engländer, erbaut und hat in der Länge 76, in der Breite 38 däniſche Ellen; die Höhe bis zur Dachſpitze beträgt 35, die des größten Thurmes 74 Ellen. Das merkwürdigſte Gemach iſt der große Rittersaal im zweiten Stockwerk, der eben ſo lang und breit wie das



ganze Schloß und verhältnißmäßig hoch iſt. Er enthält das königlich däniſche Wappen und die aus Stuccatur-Arbeit gefertigten Modelle der Reichs-Inſignien. Auf den koſtbaren Tapeten ſind in zwölf Gemälden die Siege und Thaten des Königs Chriſtian des Fünften dargeſtellt, alle mit Reimlein verſehen, von denen wir folgende, ihres eigenthümlichen Ausdrucks wegen, mittheilen wollen: Bei der Eroberung Chriſtianſtadts (15. Aug. 1676):

„Die kühne Kraft des ſelbſtanweſenden Monarchen
Giebt ſeinen Dänen Muth, daß kein Cartaunen Schnarchen
Gefährlich ihnen ſcheint, dies Chriſtianſtadt ſpürt,
Das mit dem Degen in der Fauſt wird emportirt.“

Bei der Eroberung der Citadelle von Landscrona (4. Aug. 1676):

„Lands Cronen ſtolzes Schloß für die ſiegreichen Stücken
Des großen Chriſtians ſich endlich auch muß bücken,
Als es drei Wochen ſich mit großem Lob gewehrt,
Verzweifelnd an Succurs, hat es Accord begehrt.“

Und bei der Darſtellung des großen Sieges auf der Collberger Haide (1. Juni 1677):

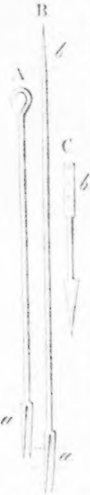
„Aus Gothenburg der Feind war durch den Belt gekommen,
Bei Roſtock ward ertappt und tapfer ihm genommen
Vier capitale Schiff, nebſt ſelbſt den Admiral,
Auch ſank Calmar-Caſtel, der Reſt entkam diesmal.“

Die Portraits auf dieſen Tapeten ſind faſt alle ähnlich, namentlich erkennt man Chriſtian den Fünften, ſeine Generale, Admirale und übrigen Beamten. Auch ein königlicher Thron befindet ſich in dieſem Saal, nebſt drei ſilbernen Löwen von natürlicher Größe mit vergoldeten Mähnen, welche vor demſelben ſtehen bei der Krönung. Im zweiten Stockwerk befinden ſich noch in den Thürmen erſtens: das Glas-Cabinet mit einer Sammlung ſeltner und koſtbarer Glasgeſchirre jeder Art, beſonders ſehr vieler Pokale, welche die verſchiedenſten heimiſchen und ausländiſchen Fürſten gebraucht. Zweitens: das Regalien-Cabinet, welches die goldne Königskrone, das goldne Scepter, das königliche Schwerdt, den großen goldnen Reichsapfel und die goldne Salbenbüchſe, Alles reich mit Edelſteinen verziert, und andre der königlichen Familie gehörige Juwelen und Schmuckſachen von Gold, Silber, Elfenbein u. ſ. w. enthält. Ferner: das grüne Cabinet. Hier findet man unter den mannigfaltigſten Koſtbarkeiten, als Pokalen in allen edlen Metallen und in Cryſtall (jeder von irgend einer Merkwürdigkeit), Schwerdtern und Degen berühmter Potentaten und allerlei andern Dingen, auch das bekannte Oldenburgiſche Horn. Von dieſem erzählt man eine Sage, welche wir hier mittheilen wollen. Graf Otto der Erſte von Oldenburg, der ſich auf der Jagd zu weit von ſeinem Hofgeſinde entfernt hatte, kam nach langem Reiten an einen Berg, der Oſenberg genannt, auf dem er ſtill hielt und ſich nach einem Quell umſah, da ihn ſehr durſtete. Plötzlich öffnete ſich der Berg und eine ſchöne Jungfrau, herrlich geſchmückt, trat aus demſelben, ihm jenes mit einem Trank gefüllte Horn anbietend. Ihn aber ſchreckte das trübe Getränk und er wagte nicht, es zu genießen. Da ſprach zu ihm die Jungfrau: „Trinke ohne Zagen, Graf! denn ſo Du dieſes Horn austrinkeſt, wird Dein Haus bis auf ſpäte Zeiten blühen, ſo Du es aber verſchütteſt, wird Zwietracht und Haß darin wüthen.“ Der Graf jedoch konnte ſich nicht zum Trunk entſchließen, ſondern goß es aus, und ſiehe, wo die Feuchtigkeit ſein Pferd berührte, nahm ſie die Haare weg. Bei dieſem Anblick grauſete ihn, und ob die Jungfrau gleich ihr Horn zurückforderte, ſprengte er doch mit demſelben eilends davon und gelangte bald zu ſeinem Gefolge. So weit die Sage, doch vermuthet man, daß dies Horn zu Chriſtian des Erſten Zeiten von Daniel Aretäus, einem weſtphäliſchen Bildhauer, den dieſer König an ſeinen Hof berief, verfertigt ſey. — Im erſten Stockwerk iſt ein großer, mit vielen Gemälden (beſonders däniſcher Könige) behangener Saal, in welchem die Ziehungen der königlichen Klaſſen Lotterie ſtatthaben. Dann das Spiegelgemach, worin die Decke, Wände, Thüren und ſelbſt ein großes Oval im Fußboden aus Spiegelglas beſtehen; daneben ein kleiner Verſchlag, früher Badezimmer, in welchem jetzt mehrere Schwerdter aufbewahrt werden. Nächſtdem das in drei Zimmer vertheilte, aus 60,000 Münzen und Medaillen aller Zeiten beſtehende Münz-Cabinet, das Porzellan-Cabinet und endlich das Thronzimmer. Hier befinden ſich die Thronſtühle, welche bei der Krönung gebraucht werden, beide von der ausgeſuchteſten und kunſtreichſten Pracht; der königliche Mantel von carmoiſinrothem Sammet, mit goldnen Kronen geſtickt, die bei der Taufe der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen gebräuchliche „heilige Vaſe“ und Anderes. Auch das künſtliche Modell einer Ehrenpforte, welche dem König Chriſtian dem Sechsten und ſeiner Gemahlin auf einer Reiſe (1733) zu Bergen errichtet worden, und das ſilberne Standbild Chriſtian's des Vierten zu Pferde, 1888 Loth ſchwer, werden hier aufbewahrt. Im untern Geſchoß liegt gegen Norden ein großer Saal, mit 79 Gemälden guter Meiſter der älteren Zeit geziert, früher das Audienzzimmer des eben erwähnten Königs, von wo ein Sprachrohr bis zu einem Zimmer auf der ſüdlichen Seite des Schloſſes führt, durch das man ſich ganz leiſe unterhalten kann. In dem letztern Zimmer wird das Geweih eines Hirſches gezeigt, der 1611, als die Dänen von der ſchwediſchen Feſtung Calmar Beſitz genommen hatten, die Annäherung der Schweden der Beſatzung kund gab, indem er durch dieſelbe in die Stadt geſcheucht wurde, was natürlich Aufſehen erregte. Außer dem Schlafgemach Chriſtian des Vierten, in dem er auch am

28. Februar 1648 ſtarb, befinden ſich in dieſem Geſchoß noch mehrere Zimmer von geringerer Bedeutung, in denen das lebensgroße Bild Chriſtian des Fünften, genäht und geſtickt von ſeiner talentvollen Tochter Eleonora Ulfeldt, erwähnenswerth iſt. Die große Gallerie zwiſchen den Gemächern des Königs und der Königin iſt mit einer langen Reihe von Gemälden, welche die verſchiedenartigſten Gegenſtände darſtellen, behängt. Atn.

Arteſiſche Brunnen.

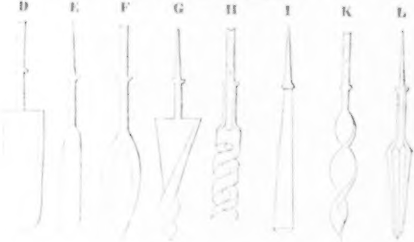
Es ſind gebohrte oder Hebelbrunnen, welche man, da ſie zuerſt in der Grafſchaft Artois in Frankreich in allgemeinen Gebrauch kamen, Artois'ſche oder Arteſiſche Brunnen genannt hat. — Der Gedanke: mit Hülfe des Erdbohrers unterirdiſche Quellen aufzuſuchen und zu Tage zu fördern, iſt Jahrtauſende alt, und ſeit unvordenklichen Zeiten bedienten ſich die Chineſen ſchon des Erdbohrers, um Salzſohle unter der Erde zu entdecken. Die mit dem Erdbohrer gemachten Erfahrungen auf die gebohrten oder überlaufenden Brunnen waren in China wohl ſchon vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung in Gebrauch; denn gegenwärtig iſt dieſes Land reich an ſolchen künſtlichen Springquellen und die Chineſen verſtehen es, 1000 bis 3000 Fuß tief mit dem Erdbohrer einzudringen. — Auch in Europa ſchreibt ſich der Gebrauch des Erdbohrers aus alter Zeit her. Im vierzehnten Jahrhundert bediente man ſich dieſes Inſtrumentes ſchon zur Erforſchung der Erdſchichten bei Land- und Waſſerbauten; ſpäter auch um wiſſenſchaftliche Unterſuchungen über die Lage und Dicke der verſchiedenen Erd- und Steinſchichten, die unſere Erdrinde bilden, anzuſtellen. Alt iſt auch die Gewohnheit bei uns, mit dem Erdbohrer auf Steinkohle oder Salzſohle zu bohren, und nicht viel jünger ſcheint die Zeit zu ſeyn, wo man in Frankreich anfing, den Erdbohrer zur Aufſuchung unterirdiſcher Quellen anzuwenden, denn in der franzöſiſchen gelehrten Literatur iſt davon ſchon um das Jahr 1660 die Rede. Die erſten praktiſchen Verſuche, mit Hülfe des Erdbohrers ſpringende oder überſprudelnde Brunnen anzulegen, ſcheinen im nördlichen Frankreich gemacht worden zu ſeyn, obgleich in Nieder-Oeſterreich ſchon vor 120 bis 150 Jahren gebohrte Brunnen im Gebrauch waren, auch in Italien bei **Modena** und **Bologna** ſchon in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſolche Brunnen beſtanden. In jenem Theile des nördlichen Frankreichs, wo nun dieſe Art von Brunnen ihren Namen erhielten, war die Beſchaffenheit des Erdreiches dem Bohren auf Quellwaſſer auch beſonders günſtig; ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts



haben ſich aber dieſe Brunnen über ganz Frankreich verbreitet und gleichzeitig fanden ſie in den ſüdlichen Grafſchaften Englands Eingang, wo die mit Nord-Frankreich ganz ähnliche Bodenbeſchaffenheit dazu aufforderte. Die größte Aufnahme erhielten die Bohrbrunnen in den zweiten zehn Jahren dieſes Jahrhunderts, wo ſie auch in Deutſchland Anwendung fanden, z. B. in Weſtphalen, in der Gegend von Coblenz und von Tübingen. Hier wollen wir hauptſächlich nur der Umſtände gedenken, auf welchen die ganze Sache beruht. Zu dieſem Zwecke haben wir Dreierlei zu betrachten.

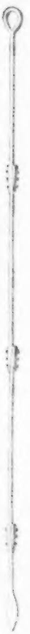
1) **Der Erdbohrer und Brunnen-Erdbohrer.** — Da man dem Bohrer beim Beginn der Arbeit nicht gleich die ganze Länge geben kann, welche er im Verlaufe der Arbeit erhalten muß, um viele hundert Fuß in die Erde einzudringen, und da man auch beim Beginn der Arbeit nicht gleich weiß, wie tief man zu bohren wird nöthig haben, ſo mußte man auf ein zuſammengeſetztes Inſtrument bedacht ſeyn, welches man beliebig, ohne das Bohrſtück erſt aus dem Loche heraufzuziehen, verlängern kann. Zu dieſem Zwecke richtete man den Bohrer ſo ein, daß er aus drei Theilen beſteht: 1) dem **Kopfſtück** A, in welches die **Drehſtangen** zum Umdrehen des Bohrers eingeſetzt werden; 2) dem **Mittelſtück** B und 3) dem **Bohrſtück** C, wie nebenſtehende Zeichnung ſie darſtellen. Dieſe Theile werden ſo zuſammengeſetzt, daß die platten Enden b des einen Stücks in die **Gabeln** a des andern Stücks eingeſetzt und durch eingebohrte Löcher mit Schraubenbolzen feſt verbunden werden können. Das Kopfſtück hat gewöhnlich 6, das Mittelſtück 10 bis 15 Fuß Länge, und ſolcher Mittelſtücke können dann in beliebiger Anzahl ſo oft und ſo viel zwiſchen das Kopfſtück und das letzteingeſetzte Mittelſtück angeſetzt werden, als es die Arbeit erfordert. Die Stärke ſämmtlicher Eiſenſtangen iſt von 1½ bis 2 Zoll im Quadrat oder Durchmeſſer. Auf die Zubereitung dieſer Bohrerſtangen muß große Sorgfalt verwendet und jedes Stück vor dem Gebrauche einer Probe unterworfen werden, damit man ſeiner Stärke und Ausdauer möglichſt verſichert ſey. Eine noch größere Sorgfalt muß auf die Verfertigung der Bohrſtücke verwendet werden, welche den ſchwierigſten Theil der Arbeit zu verrichten haben und größten-

theils aus ſehr gutem Stahl gearbeitet werden. Da das Erdreich, durch welches der Bohrer bis zu den unterirdiſchen Quellen dringen muß, mehrere und oft ſehr viele Lagen oder Schichten von Erdarten und Felsarten übereinander bildet, von denen manche nur mit größter Anſtrengung zu durchdringen ſind, hat man auch verſchiedene Bohrſtücke nöthig, von denen hier die gebräuchlichſten und hauptſächlichſten abgebildet ſind. Man theilt ſie in der Regel in vier Klaſſen.



Zur erſten Klaſſe gehören die, mit welchen man durch Damm-Erde und zähen Thon bohrt. Dies iſt der gewöhnliche Erdbohrer D, deſſen Durchmeſſer von 4 bis 15 Zoll genommen wird, je nachdem es der Zweck erfordert. Ueberhaupt müſſen beim Brunnenbohren alle Bohrſtücke von größerem Durchmeſſer als beim Bohren auf Steinkohle oder dergleichen genommen werden, wegen Einbringung von Röhren in das Bohrloch. Zur zweiten Klaſſe gehören die Bohrſtücke für ſehr harten Thon, Kreide, Kalkſtein, wie die hier unter E, F abgebildeten Schaufelbohrer und Schneidebohrer und der Schneckenbohrer G. — Zur dritten Klaſſe gehört der unter A ſchon abgebildete Spitzbohrer, welcher angeſetzt wird, wenn man auf Kieſel trifft, und der Schraubenbohrer H, mit welchen kleinere und loſe liegende Kieſel zermalmt oder aufgenommen und zu Tage gefördert werden. — Zur vierten Klaſſe endlich gehören der Meißelbohrer I, mit welchem harte Geſteine, wie Sandſtein, Marmor durchpocht oder Trümmergeſteine zerſtoßen werden; dann der Kronbohrer und gewundene Kronbohrer K, welcher bei tiefliegendem ſehr harten Thon angewendet wird und ſchnell

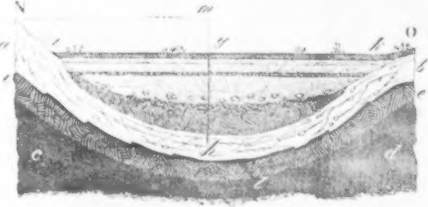
M



eindringt, und der **Sternkronbohrer L**, welcher dazu dient, das Bohrloch durch alle Erd- und Felslagen durch gleich cylindriſch zu machen, d. h. rund und eben nachzuputzen. — Eine fünfte Klaſſe von Bohrern ſind die **Sandkellen**, trichterförmige Bohrſtücke, um Triebſand zu bohren; auch wie die **Schaufelbohrer** zu ähnlichen Zwecken, und um Erdtheile und kleine Trümmer heraufzuholen. Wenn dieſer aber nicht genügt, um die zerpochten oder durch Waſſer aufgelöſten Theile im Bohrloche herauszuſchaffen, ſo bedient man ſich hierzu des ſogenannten **Löffels**, **Bohrlöffels**, welcher beinahe ſo wie der Schaufelbohrer E geformt, nur daß er unten 5 Zoll hoch aufgebogen und geſchloſſen iſt, um die aufgelöſten Erd- oder Steintheile aufnehmen zu konnen. Jedoch laſſen die hier angegebenen Bohrſtücke noch eine große Mannigfaltigkeit der Form zu, welche jedesmal von der Beſchaffenheit des Erdreichs und der Erfindungsgabe des Ingenieurs abhängt. — Die hier nebenſtehende Figur M zeigt den **Brunnen-Erdbohrer** in einer Zuſammenſetzung aus dem Kopfſtück, zwei Mittelſtücken und einem Schneidebohrſtück.

2) **Von der Beſchaffenheit des Erdreichs.** — Das was wir das Erdreich nennen iſt eigentlich nur die **Rinde** der Erde. Dieſe Rinde beſteht aus vielen Schichten oder Lagen übereinander, von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. So weit man bei uns bisher in dieſe Rinde eingedrungen iſt, beiläufig 2000 Fuß, findet ſich die unterſte dieſer Schichten aus ſehr harten Steinarten beſtehend, z. B. Granit, Gneus, Grauwacke, welche man „Urgebirge" nennt. Ueber dieſe harte Rinde liegen dann in vielfachen Stufen: Baſalt, Porphyr, Thonſchiefer, Sandſtein, Kalkſtein u. dgl. als „zweite Bildungen." Dann kommen die Schichten, welche man „Flötzgebirge" nennt, wie Kreide, ſchwarzer und grauer Thon, gewöhnlich mit Kieſellagen oder Feuerſtein durchſchoſſen. Endlich kommen nach oben zu mehrere dünnere Lagen von allerlei leichteren Erdarten, z. B. zäher Thon, Triebſand, Schluff, Lehm, ſandiger Lehm, Mergel, und als oberſte Lage dann die Damm-Erde. Dieſe oberſten Schichten ſind „angeſchwemmte" Gebirgsarten. Die weiterhin vorkommende Figur Q giebt einen ungefähren Begriff von dieſen angeſchwemmten und Flötz-Schichten. — Hiebei iſt es von Wichtig-

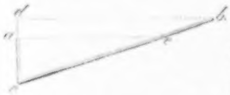
keit für die Lehre von den arteſiſchen Brunnen, daß man wiſſe, wie nicht alle tiefe Erdſchichten horizontal, d. h. wagerecht aufeinander, ſondern daß ſie größtentheils in ſchiefen Abdachungen an den Seiten der unter ihnen vulkaniſch ſich erhobenen Urgebirgsgipfel liegen. Dies iſt beſonders mit den zweiten und dritten Bildungen der Fall, über welche dann die angeſchwemmten wieder in wagerechten Niederſchlägen lagern. Betrachten wir hier die Figur als ein Stück der Erdrinde im Durchſchnitt



bis auf die Granitgipfel c, d, über welchen eine waſſerdichte Thonſchicht e lagert, auf welche Kalkſtein kommt, der in der Mitte gebrochen und nach a, b hin gehoben iſt; i, k — f, f ſind dann angeſchwemmte Schichten. So können wir uns von den ſchiefen Lagern, wie ſie beſonders im Thonſchiefer, Kalkſtein und der Kreide vorkommen, eine Vorſtellung machen. In den meiſten dieſer Erdſchichten befindet ſich Waſſer und wenn man nach ſolchem bohren will, ſo iſt es die Hauptſache, zu wiſſen, wo man es anzutreffen hoffen kann. — Die ganze Erdrinde iſt nämlich mit unzähligen Waſſeradern durchfloſſen, die in Spalten und Klüften der unterirdiſchen Geſteine in langen Zickzack Strahlen ſich durchzwängen und hier und dort kleine Waſſerbecken bilden, welche wieder Waſſeradern nach allen Richtungen hin ausſenden, wo ihnen die loſe Beſchaffenheit des Erdreichs den Abfluß erlaubt. Dieſe unterirdiſchen Waſſer haben ihren Urſprung nicht in der Tiefe, ſondern kommen alle von oben her, indem ſie durch die oberſten leichten Erdſchichten durchſickern. Dies geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Einerſeits wird ein Theil des gefallenen Regens eingeſogen und nach unten abgeſetzt. Der andere Theil des Regens verdunſtet aus dem Erdreich und bildet mit den Abdünſtungen der Seen und Flüſſe, Nebel und Wolken, welche wieder ihr Feucht an die Hügel und Bergſpitzen abſetzen, wo es eingeſogen, zu Waſſer gerinnend, in die unterirdiſchen Kanäle abfließt. Auch nehmen gewiſſe Erdſchichten Waſſer von den über ſie hinfließenden Bächen und Flüſſen auf, oder laſſen das Waſſer der Seen durchſickern, ſo daß allenthalben Waſſeradern rinnen, wo ſie nur Raum finden. Man muß ſich das ſo vorſtellen, daß nicht allein auf der Oberfläche der Erde, ſondern auch unter derſelben zahlloſe kleine Bächlein fließen und ein Waſſernetz ſichtbar und unſichtbar die Erdrinde durchſchlingt. Viele Bäche und Flüſſe, nachdem ſie aus ſolchen hervorquellenden Waſſeradern entſtanden, verrinnen in Sand- oder loſen Geſtein-Schichten und bilden wieder verborgene Waſſeradern, und ſo findet ein fortwährender Austauſch zwiſchen den oberirdiſchen, unterirdiſchen und den in der Atmoſphäre aufgelöſten Waſſern ſtatt. Senken ſich die unterirdiſchen Waſſeradern von den Bergkuppen nach innen nieder, ſo ſuchen ſie ſich alſobald an den Bergwänden, am Fuße der Berge und Hügel, oder auch in den Ebenen, Ausgänge und fließen dann als natürliche Quellen zu Tage. Finden ſie aber dieſe Ausgänge nicht, ſo müſſen ſie durch gewiſſe Erdſchichten, welche dies vorzüglich zulaſſen, nach unten zu weiter niederrinnen und werden hier von der Geſchwindigkeit und der Schwere der obern Waſſeradern, aus denen ſie ſich fortpflanzen, hart gedrückt, ſo daß, wenn der Erdbohrer nun in der Tiefe auf eine ſolche Waſſerader trifft, ſie nothwendig emporſpringen muß, weil durch das Bohrloch das Hinderniß gehoben wird, welches ſie nicht zu Tage fließen ließ. Solche durch die Kunſt geöffnete Springquellen würden jedoch nicht vorkommen können, wären alle Erdarten gleich geeignet, Waſſer durchzulaſſen. Dann würden die von den Höhen unterirdiſch fallenden Waſſer bald überall an den Berghängen zu Tage kommen und die in den Thälern eingeſunkenen nach den Flüſſen oder an die Seeufer ausrinnen. Allein nicht alle Erdſchichten laſſen Waſſer durch. Dies thun hauptſächlich nur zerklüftete oder loſe Geſteine, wie Kieſellagen, Sandſtein, Sand und beſonders der ungleichförmige Kalkſtein. Andere Erdſchichten dagegen ſind waſſerdicht, wie z. B. der gleichförmige Kalkſtein, die Kreide, beſonders aber die Thonarten. Zu einem Springquell iſt daher immer nothwendig, daß eine waſſerhaltige Erdſchicht zwiſchen zwei waſſerdichten Erdlagen eingeſchloſſen vorhanden iſt. — Betrachten wir noch einmal die Figur N, O und nehmen wir an, daß in g ein arteſiſcher Brunnen gebohrt werden ſoll. i, k wäre ein ebenes Thal, welches in i an den hier zu Tage gehenden Kalkſteinberg N, in k aber an einen mit Frucht-Erde bedeckten Hügel O grenzt. Das Waſſer, welches in h gefunden werden ſoll, kann nun entweder aus dem Hügel O kommen, wo es durch die Damm-Erde bis in den Kalkſtein h durchſickert, oder aus der Höhe bei N, wo es der nackte Kalkſteinberg einfängt.

f, f iſt die oberſte waſſerfeſte Thonſchicht und e, e die unterſte. Die Waſſeradern müßten alſo im Kalkſtein, oder wenn die Lage Kieſel wäre, in dieſem bis h vordringen, gleichviel ob die Entfernung von a bis h oder von b bis h nur gering oder weiter, vielleicht 2 bis 3 Meilen wäre. Wenn man nun bei g zu bohren anfinge, ſo könnte man ſchon in den erſten Schichten auf Waſſer treffen; denn die von der Höhe N kommenden Waſſeradern würden Gelegenheit finden, bei i in die loſen Schichten der Damm-Erde und des Sandes zum Theil auszulaufen. In dieſen Schichten würde man aber nicht hinreichend Waſſer finden, vielleicht nur ſo viel, als ein gewöhnlicher gegrabener Pumpbrunnen bedarf; jedenfalls keine Springquelle. Man müßte nun Röhren einſetzen und mit dem Bohren fortfahren. Wenn man auf die Schichte Thon f gekommen iſt, hätte man eine waſſerfeſte Lage und die Hoffnung erreicht, eine waſſerhältige zu finden. Man führe nun mit Bohren bis h fort, wo man Kieſel oder Kalkſtein und ſo auch auf Waſſer träfe. Ob und in wie weit jetzt dieſe gefundene Quelle emporſpränge, hängt von Umſtänden ab. Man könnte z. B. in h auf eine ſehr reichhaltige Waſſerader geſtoßen ſeyn und dennoch ſeine Arbeit umſonſt gemacht haben, wenn dieſe Waſſerader in l frei abflöſſe. Der Bohrer ſänke bei h dann in eine Kluft und würde einen Waſſerſtrom anzeigen, ohne daß Waſſer im Bohrloch emporſtiege. Dies erklärt ſich aus dem hydrauliſchen Geſetz des Waſſergleichgewichtes. Es wäre z. B. hier Figur P eine ungleichſchenklichte Röhre. Würde dieſe mit Waſſer gefüllt, ſo ſtellte ſich dieſes in der Röhre bei a und e gleich. Wollte man die Röhre auch von e bis b voll gießen, ſo würde ſie bei a überfließen. Wollte man deren Waſſer in der bis b gefüllten Röhre durch Verbindung mit einem Waſſergefäß einen Druck geben, ſo würde es bis d emporſpringen, ſo hoch nämlich als die Stelle iſt, wo es den Druck erhält. Machte man aber in die Röhre bei c ein Loch, ſo würde das Waſſer hier abfließen und nicht bis a emporſteigen. Dadurch erklärt ſich das ganze Experiment der arteſiſchen Brunnen. Wenden wir dies Beiſpiel auf die Figur N. O. an, ſo erhalten wir dieſelbe Anſicht im Durchſchnitt des Erdreichs. Die Winkel g, h, b und g, h, a wären ebenfalls ſolche Röhren. Käme das Waſſer von b, ſo würde es in dem Bohrloche von h nur bis g emporſteigen und überfließen. Käme es aber von der Höhe bei a, ſo würde es durch das Bohrloch von h bis m, nämlich in gleicher Höhe mit der,

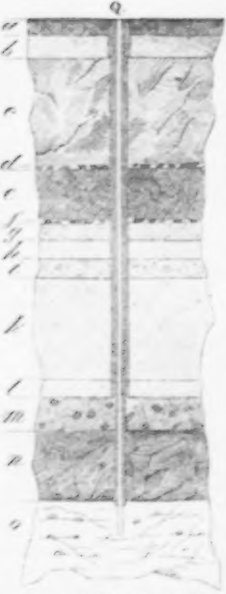
P



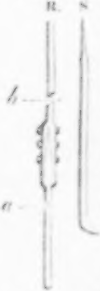
woher der Druck kommt, emporſprützen. — Einige Zeit war man in dem Irrthum befangen, daß die Gewalt, mit welcher die Quelle aus dem Bohrloche aufſpringt, von unterirdiſchen Dämpfen oder der Entwickelung von Gaſen in Höhlen, durch welche das Waſſer kommt, herrühre. Dies iſt freilich bei heißen Mineralquellen der Fall, wie bei dem Karlsbader und Kiſſinger Brunnen, welche durch Druck der unterirdiſchen Gasſpannung auf die Höhe getrieben werden, wenn auch die Kiſſinger Quelle ihre Befreiung dem Erdbohrer verdankt. Aber das Geſetz, nach welchem die arteſiſchen Quellen überlaufen oder ſpringen, iſt das ganz einfache des bekannten Waſſerdruckes. Es ſind daher zur Anwendung arteſiſcher Brunnen, hinſichtlich der Beſchaffenheit des Erdreichs, zwei Hauptbedingungen zu erwägen: 1) auf eine loſe oder klüftige waſſerleitende Schicht zu treffen, welche zwiſchen zwei waſſerfeſten liegt; 2) in dieſer Schicht auf eine Waſſerader zu treffen, welche ihren Druck oder Urſprung von einer Stelle erhält, welche höher liegt als die Stelle, wo gebohrt werden ſoll.

3) Von dem Verfahren beim Bohren arteſiſcher Brunnen. — Mancherlei Verfahrungsweiſen werden hier angewendet, je nach der Einſicht und Erfindung der Ingenieurs. Im Weſentlichen richtet ſich das Verfahren nach der muthmaßlichen Beſchaffenheit des Erdreichs. Es kommt zunächſt darauf an, was man ſich aus dem Anſehen der Gegend von der Tiefe verſprechen kann. Wenn z. B. keine beträchtlichen Höhen in der Nähe wären und man nicht hoffen dürfte, einen überlaufenden Quell zu erhalten, würde zuerſt in die leichten oberſten Erdſchichten, vielleicht auf 30 bis 50 Fuß tief, ein Brunnenſchacht gegraben und dann erſt mit dem Bohrer durch Thon oder Lehm gearbeitet werden. Solche Brunnen ſind in den Ebenen Lithauens, auf dem Königlichen Geſtüte Trakehnen angelegt worden, welche ihr Waſſer von den Anhöhen Polens erhalten und aus einer Tiefe von 150 Fuß aus einer kieſelhaltigen Schicht überlaufen. — Dies Verfahren kann ſich auch umgekehrt ſtellen. Man kann nämlich im Vertrauen auf nahe Höhen gebohrt haben und doch auf eine Waſſerader treffen, welche nicht von dieſen, ſondern von entfernteren und niedrigern Anhöhen kommt. Man hätte dieſe Ader z. B. in einer Tiefe von 200 Fuß gefunden; das Waſſer ſtiege aber nur 120 Fuß hoch im Bohrloche empor. Man würde jetzt, um nicht den Lohn der Arbeit aufzugeben, oder ſich auf ein ſehr mühſames und in Hinſicht auf beſſeres Reſultat zweifelhaftes Weiterbohren einzulaſſen, dem Waſſer im Bohrloche durch Ausgrabung eines Brunnenſchachtes von einigen achtzig Fuß Tiefe entgegen kommen müſſen. In dieſem Behälter würde der Quell überlaufen, könnte mit einem Pumpenwerk beſtellt

werden und man hätte doch einen weit beſſern und viel wohlfeileren Brunnen, als man durch dieſes Graben erhalten hätte, wo ſich wahrſcheinlich Waſſer und zwar weniger gutes, früher in den letzten Schichten eingeſtellt oder das Graben durch ſo zähe und harte Maſſen in ſo beträchtliche Tiefe ungeheure Koſten erfordert haben würde. — Es wäre aber auch denkbar, daß der Quell nicht ſogleich aufſprudelt, weil er unten einen mäßigen Abfluß hat, und zugleich den Druck der Atmoſphäre nicht überwinden kann. Daher muß man immer, wenn das Waſſer in der Tiefe bleibt, es erſt verſuchen, ihm durch die Anwendung einer Pumpe den Ausfluß zu erleichtern. Ein ſolcher Verſuch iſt bei Bethune geglückt, wo der Quell erſt in einer Tiefe von 150 Fuß ſtehen blieb, durch die Pumpe gehoben aber überlief und noch heute, nach 15 Jahren, dabei geblieben iſt. — Im Gegentheil ſinken oft Quellen, welche, als ſie vom Bohrer berührt wurden, hoch aufſprangen, wieder in eine beträchtliche Tiefe hinab, in welcher ſie verharren und aus der ſie durch Pumpenzüge ſich nicht wieder heraufführen laſſen. Dergleichen, wie die hier angeführten Umſtände, gehören jedoch zu den Ausnahmen und in der Regel ſpringt der Quell oder fließt doch über, wenn die Stelle der Arbeit nur mit Kenntniß und Einſicht gewählt wurde. — Beim Beginn der Arbeit unterſcheidet ſich das Verfahren der Franzoſen von dem der Engländer darin, daß jene ein Gerüſt über das zu eröffnende Bohrloch bauen, dieſe aber auf 20 bis 30 Fuß tief ſich in die oberſten loſen Erdſchichten eingraben. Dieſe Methode erſpart das Gerüſt, hat aber allerlei Nachtheile, wie z. B. auch den, daß oft, wenn die Waſſerader aufſpringt, die Arbeiter ſich kaum vor dem Ertrinken im Loche retten können. — Nach der vorangehenden Beſchreibung des Erdbohrers und der folgenden Figur Q wird das Verfahren wohl hinlänglich deutlich gemacht ſeyn. Dieſe Abbildung zeigt den Durchſchnitt der Erdſchichten, wie ſie in einigen Gegenden des Pas-de-Calais vorkommen, und namentlich iſt die hier abgebildete Bohrung bei Merville ausgeführt. Man ſieht hier die verſchiedenen Gebirgslagen in dem natürlichen Verhältniß ihrer Mächtigkeit (d. h. Dicke). a iſt Dammerde, b Triebſand, c grauer Thon, d eine Sandſteinlage, e grüner erdhaltiger Thon, f eiſenhaltiger Kies, g ſchwarzer Sand, h grüner Sand, i ſchwarzer erdiger Sand, k ſchwarzer Triebſand, l ſandiger Thon, m grüner ſehr harter Thon mit Kies, n ſchwarzer ſehr feſter Thon, o kreideartiger Kalkſtein. — Das Bohrloch iſt mit ineinandergeſchobenen verzinnten Eiſenblechröhren geſchützt; bis a iſt die erſte, bis l die zweite durch die loſen Sandlagen eingebracht; endlich machte der drückende harte Thon noch eine Verlängerung der Röhre bis n, n nothwendig. Es mußte alſo, da die zweite Röhre nicht mehr ſich abwärts treiben ließ, eine im Durchmeſſer engere, dritte einge-

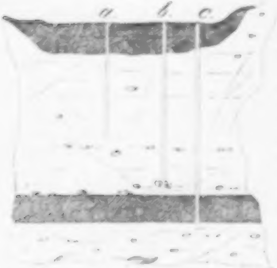


ſchoben werden. Aus dieſem Beiſpiel laſſen ſich alle andern Fälle beurtheilen. — Im milden Erdreich thun es auch hölzerne Röhren, doch muß das Bohrloch dann größer ſeyn und ſie erfordern eine größere Arbeit. Die Franzoſen bedienen ſich gewöhnlich der verzinnten Blechröhren oder ſolcher von Kupfer — die Engländer gebrauchen meiſt Röhren von Gußeiſen. Die Röhrenſtücke von 8 bis 10 Fuß werden an ihren erhabenen Rändern mit Bolzen zuſammengeſetzt oder auch verlöthet. Durch Erde und Sand werden ſie eingetrieben, durch härtere Erd- oder Steinſchichten eingeſenkt. In Deutſchland hat man auch Bohrbrunnen ohne Röhren, wo nämlich eine feſte Lehm- oder Thonſchichte ſolches begünſtigt. — Aus dem früher erwähnten Umſtande, daß die **Bohrſtücke nach Beſchaffenheit** der wechſelnden Erdſchichten gewechſelt werden müſſen und dem hier in der Abbildung gegebenen Beiſpiel verſchiedener Gebirgslagen, läßt ſich die Schwierigkeit und Langwierigkeit der Arbeit beim Brunnenbauen ermeſſen, wenn man bedenkt, daß die hunderte von Fußen lange, oft 1000, 2000 Pfund und darüber wiegende Bohrſtange bei jedem Wechſel ſtückweiſe herausgebracht und nach gewechſeltem Bohrſtück nach und nach, indem die Mittelſtücke zuſammengeſchraubt werden, wieder eingeſenkt werden muß. Oft geräth man ſchon nach einem oder einigen Tagen Arbeit wieder auf andere Schichten und das Herausnehmen der Bohrſtange muß abermals erfolgen, welches oft mehrere Tage Zeit wegnimmt. Großen Aufenthalt verurſacht ferner das Auslöffeln des Bohrloches, wo der Bohrer aus-, die Löffelſtange eingebracht und dann wieder herausgenommen und der Bohrer von Neuem eingeſenkt werden muß. Der größte Aufenthalt entſteht aber dadurch, wenn die Bohrſtange im Bohrloche abbricht. Dann wird eine Procedur nöthig, welche die äußerſte Umſicht und Geduld erfordert. — Iſt die Stange unter einer Gabel (ſiehe Figur R — a) gebrochen, ſo iſt das noch ein günſtiger Umſtand. Dann wird an einer Bohrſtange der bügelförmige Bohrerzieher S angeſetzt, die Gabel gefaßt und das Bruchſtück des Bohrers daran herausgezogen. Iſt die Stange aber oberhalb der Gabel (ſiehe R — b) gebrochen, ſo wird das Herausziehen beſonders in großer Tiefe ſchwierig. Es wird dann der ſchraubenförmige Bohrerzieher, welcher mit dem Bohrſtück H Aehnlichkeit hat, oder der glockenförmige angewendet, wobei noch die Vorſicht gebraucht werden muß, daß die Schraubengewinde nicht allzuſcharf in das Trümmer der Stange eingreifen, weil in dieſem Falle, wenn Steine nachfallen, oder die Stange nicht zu heben iſt, auch der Bohrerzieher nicht mehr herauszubringen wäre. Bei dem neueſten arteſiſchen Brunnen zu Paris, wo der Bohrer in einer Tiefe von 1200 Fuß brach, bedurfte es ein ganzes Jahr Arbeit, um die Bruchſtücke heraufzuholen. — Was die durchſchnittliche Dauer der Arbeit betrifft, ſo kann man täglich, je nachdem das Erdreich mild oder zähe, 2, 3 auch 4 Fuß eindringen. Gewöhnlich arbeiten beim Bohren ein Werkmeiſter und vier Gehülfen. Wenn der Bohrzieher in Anwendung gebracht werden muß, ſind ſechs Gehülfen nothwendig. Den Arbeitslohn berechnet man in Frankreich für jeden Fuß Tiefe auf 3 Francs (24 Sgr.) im leichtem, und 4 Francs (1 Thlr. 2 Sgr.) im hartem Erdreich. Sämmtliche Koſten machen in der Regel dann das Dreifache des Arbeitslohns aus.



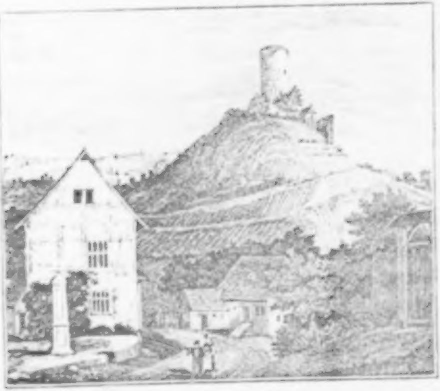
Allgemeine Bemerkungen. — Aus dem hier Beigebrachten wird zur Genüge erhellen, daß es mit dem Bohren arteſiſcher Brunnen keine großen Schwierigkeiten hat, und dieſes nur von Leuten unternommen werden kann, welchen man die Einſicht in die muthmaßliche Beſchaffenheit des Erdreichs an der Stelle der Bohrung ſowohl, als [illegible], zutrauen kann. Es iſt zwar überall die Hoffnung vorhanden, auf Waſſer adern zu treffen, wenn man nur recht tief geht und ſich nicht gleich abſchrecken läßt, ob ſich auch in Kalkſtein oder Kieſellagen nicht ſogleich Waſſer zeigt. Dann iſt eine folgende waſſerdichte Schicht zu erwarten, unter welcher dann erſt die waſſerleitende Gebirgslage folgt. Dies ergiebt ſich aus dem Beiſpiel einer Bohrung bei Blendel im Servoiſer-Thale, wovon Figur T den Durchſchnitt zeigt. Hier bohrte man im Kalkſtein 80 Fuß tief und fand doch kein Waſſer. Jetzt verließ man das Bohrloch a und begann in geringer Entfernung bei b ein neues. Hier gerieth der Bohrer in 110 Fuß Tiefe auf groben Kieſel und blieb ſtecken. Man machte nun ein drittes Loch in c begonnen, bohrte 120 Fuß tief und gerieth endlich in eine Schicht mergelhaltigen Thon. Dies gab Hoffnung, unter der waſſerdichten Schicht einen Waſſerleiter zu finden. Richtig ſprudelte auch, ſobald man die Thonlage durchbohrt hatte und wenige Fuß in die zweite Kalkſteinlage gedrungen war, Waſſer empor. Man würde nun daſſelbe Reſultat erreicht haben, wenn man das erſte Bohrloch bis auf dieſe Tiefe verfolgt hätte. — Gleichwohl iſt auch vorgekommen, daß ein Grundbeſitzer auf 80 oder 100 Fuß Tiefe gutes und reichliches Waſſer bohrte, und ſein Nachbar, davon ermuthigt, ebenfalls bohrte, aber in demſelben Erdreich in einer Tiefe von 300 Fuß auf keine Waſſerader ſtieß. Das Glück muß auch hier dabei ſeyn! — Am merkwürdigſten, der ungeheuren Tiefe wegen, iſt bisher die Bohrung am Schlachthauſe von Grenelle zu Paris, welche 1800 Fuß in die Erdrinde eindrang und das Waſſer nicht, wie dies ſonſt in dieſem Lande der Fall war, aus dem Kalkſtein, ſondern aus einer grünen Sandſchicht emporhob, welches wieder einen Beweis liefert, wie unbeſtimmt ſich über die muthmaßliche Beſchaffenheit des Erdreichs und das Ergebniß der Brunnen-Bohrungen voraus urtheilen läßt. — Schließlich iſt des Umſtandes zu er-

T.



wähnen, daß arteſiſche Brunnen, welche in geringen Entfernungen von der See gebohrt wurden, dem Einfluſſe der Ebbe und Fluth ausgeſetzt ſind, welches erklärt wird, wenn man das große unter der Erde ausgeſpannte Waſſernetz mit dem Meere durch ſeine am Geſtade hervorbrechenden Quellen ſich im Zuſammenhange vorſtellt. Fr. v. Sch.

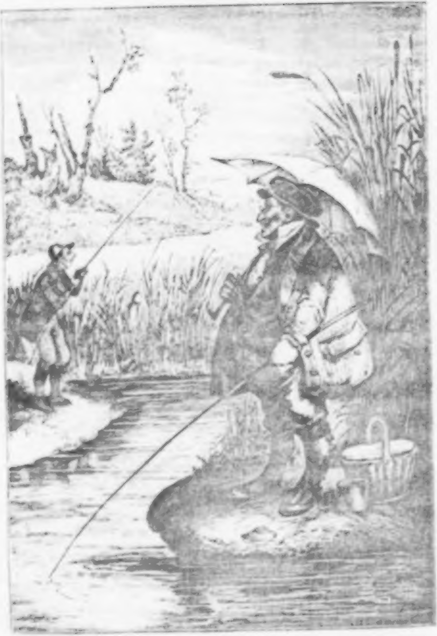
Ruine von Scharfenſtein.



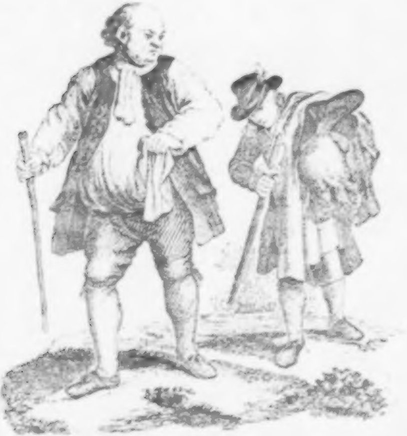
Sie liegt im Rheingau in der Nähe von Kiedrich, und da wir im vorigen Jahrgange (S. 49) ihrer erwähnten, als Reſte der Burg, auf welcher einſt die Raubritter von Scharfenſtein gar übel hauſten, ſagen wir jetzt: das iſt's, was die Franzoſen und Schweden im ſiebzehnten Jahrhundert davon übrig ließen. Um den Thurm zu beſteigen, muß man den Weg auf einer Treppe, an welcher der Zahn der Zeit ſein Möglichſtes gethan, nicht ſcheuen; oben hat man dafür eine Ausſicht, wie, trotz ſeiner Herrlichkeit, der Rheingau ſie nicht zum zweiten Mal bietet. Wer alſo dort hinreiſt, werde für Augenblicke ein Thürmer, ſchaue weit hinaus nach dem Rheine und denke ſich dabei ſein Theil von dem, was die drüben nicht haben ſollen und — ſollten. Dabei kann auch Jeder das (in Mainz, bei C. G. Kunze erſchienene) „Rheiniſche Album", welches, mit 30 trefflichen Stahlſtichen geſchmückt, im inhaltreichen Text ein ſehr ſinniger Begleiter iſt, bei ſich führen; denn ſeinen Preis von 2½ Thlr. iſt's über und über werth!

Saures Vergnügen.

Wenn der Menſch mit dem Menſchen ſo viel Geduld hätte, wie der Angler mit den Fiſchen, da würde viel Hader im Keime erſtickt! Der dicke Engländer da iſt im Stande, Tag für Tag am Waſſer zu verſuchen, ob er wohl allſtündlich ein Fiſchlein fängt, und er achtet nicht der brennenden Sonnenhitze, gegen welche er ſich mit dem Schirm waffnet, der ihm auch gegen den Regen dient. Wie der Herr ſo der Diener! — dem eben eine große Hoffnung zu Waſſer wird, indem nach aller Laſt und Liſt ſeine Luſt am Fange untergeht im Anblick eines alten Schuh's, den er mit Anſtrengung zu Tage förderte. Himmel, wie viel des Guten und Nützlichen könnte ſich ſchaffen und feſtſtellen, wenn die Leute dabei gleiche Ausdauer zeigten als bei dem Ritt auf ihren Steckenpferden! Hat ſich doch in Norwegen ein Engländer ein ſtattlich Haus gebaut, einzig um dort allſommerlich zu angeln, und in der Nähe Berlin's ſiedelten ſich zwei ſolcher Inſulaner an, die vom Morgen bis zum Abend ihre Fäden auswerfen von einem kleinen Kahn, ſo lang' es die Witterung erlaubt. Wahrſcheinlich nimmt es aber jeder Angler, ob er von den Angeln abſtammt oder nicht, dennoch übel, wenn man ihm erzählt: ein Lehrer, der mit ſeinem ſechsjährigen Zögling ſpazieren ging und an einem ſolchen Uferfiſcher vorüberkam, wurde von dem Knaben deshalb befragt, dieſem auch der nöthige Beſcheid gegeben. Endlich kam die Frage: „Was iſt denn eine Angel?" — Der Lehrer entgegnete humoriſtiſch: „Der lange Stecken und ein Faden, mit einem Wurm an einem und einem Narren am andern Ende!" — und hierauf erläuterte er dem Kinde das Sprüchwort: „Fiſche fangen und Vogelſtellen, verdarb ſchon manchen Junggeſellen." — Unſre Engländer, von denen wir ſprechen, ſind indeß reiche Leute, die bei einem nichtsſagenden Geſchäft immer noch Beſſeres thun als ſolche, die mit ihrem Gelde Andre durch Wucher und dergleichen zu verderben ſuchen. Lächeln wir freilich darüber, daß ſie faſt nur um der Erwartung willen ihre Wohlgenährtheit an der Sonne zerfließen und den Regen über ſich ergehen laſſen, ſo iſt dies am Ende immer noch eine ſtärkendere Kur, als die in



den Bädern bei wohlbeſetzter Wirthstafel, Courmacherei und den Aufregungen am Spieltiſch; und ſuchen ſie einen Deckmantel für den Müßiggang, thun ſie recht eigentlich nichts und laſſen ſich dabei von ihren Dienern helfen, wer möchte ernſtlich etwas dagegen haben! Sie ſind jedenfalls menſchlicher, als Se. Herrlichkeit, der Lord, der ſich hiemit, nach der Wahrheit und Natur gezeichnet, vorſtellt.



Sein Arzt hat ihm gegen die Fettſucht eine tägliche, heiter zu vollbringende Bewegung von zwei Meilen verſchrieben, und er keucht nun unter dem Heilmittel, ſo daß er ſich nach und nach aller möglichen Kleider- und Putz-Anhängſel entſchlug und ſie dem Jockei aufpackte. Da's eben über ein von der Hundstags-Sonne beſchienenes Flachsfeld geht, verräth das Geſicht des armen Burſchen ſein innerliches Stöhnen. Se. Herr lächelt der Lord aber, im Verdruß, daß er ſchicklicher Weiſe nicht noch mehr von ſich thun kann, macht ihm bemerklich, daß er gegen ihn offenbar im Vortheil, da er mitſammt dem ihm Aufgebürdeten noch nicht ſo gewichtig ſey als Se. Herrlichkeit durch das, was die allzu freygebige Natur ihm verlieh. Da iſt uns der Angler doch lieber, denn er findet die Laſt unzertrennlich von ſeinem Vergnügen, gleicht Eines mit dem Andern aus und hat von letzterem immer noch einen erklecklichen Ueberſchuß.

Die Börſe.

Das nebenſtehende Bild zeigt uns Kaufleute auf der Börſe (der Name ſoll entſtanden ſeyn durch van der Beurſe, in deſſen Hauſe zu Brügge einſt Kaufleute ihre erſten Verſammlungen hielten). Den Zeichen nach iſt's die Börſe einer Handelsſtadt, die durch Schiffahrt mit andern Welttheilen in Verbindung ſteht. Eine ſehr nützliche Anſtalt, die Börſe, da ſie für die Geſchäfte Manches höchſt bequem macht, und ſo den Austauſch der Produkte und der, die Völker ſich näher bringenden Ideen fördert. Es iſt jetzt aber auch ein gefährlicher Ort, die Börſe, weil hier nur noch zum Theil die Solidität, mehr aber ſpekulativ-politiſche Windmacherey herrſcht, womit man in unſrer Zeit, die man nicht ohne Ernſt im Scherz die papierene nennt, ſolche Wege einſchlägt, auf denen alle Mittel recht ſind, wenn ſie nur, dort an den geſetzlichen Straßen vorbei, zum Vortheil führen. Man hat heut zu Tage reiche Leute, die einem ehrlichen Mann Alles borgen könnten, was ſie beſitzen; er nimmt's nicht, wenn er ihr Vermögen zugleich mit empfinge. Denn das Gewiſſen, habe man es auch ſtumm gemacht, wird gelegentlich doch wieder laut, und das Wohlleben iſt nicht vor Zuſtänden geſchützt, in denen es der inneren Stimme unterliegt.

Unſer Börſen-Bild gewährt einen Anblick, als ginge hier die ältere Zeit zu der jetzigen über. Die Nachrichten, welche auf den Stand der Dinge einwirken können, werden hier verhandelt, aber der es thut, hat die Beglaubigung in der Hand: er lieſt ſie aus Gedrucktem, und ehemals fand das Sprichwort „er lügt wie gedruckt“, noch nicht ſo breite Anwendung als jetzt. Der Mäkler im Hintergrunde aber, der mit den leeren Händen, könnte uns ſchon an Abſchlüſſe der verrufenen „Käufe auf Zeit“ (ein Hazard-Spiel auf Steigen und Sinken des Courſes der Papiere) erinnern; der junge Mann im Vorgrunde ſieht mißlich aus, als ob der letzte Tag des laufenden Monats der Berechnungs-Tag jener Käufe, bei den Nachrichten, die er eben vernimmt, ſich ſchon jetzt ſchwer auf ſeine Bruſt legt.

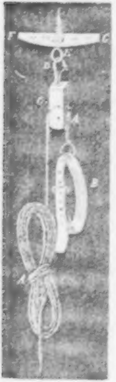
Dem iſt auch ſo! Er hat ein mäßig Vermögen ererbt, und wollt' es nun auf die ſchnellſte Weiſe vermehren. Er geht an

die Börſe, ſtudirt eifrigſt die zweideutigen Börſen-Orakel und folgt ihrem Beiſpiel in Hausse und Baisse (Steigen und Fallen der Papiere). Die abgefeimten Börſen-Orakel haben das aber bald weg, ſie verwirren ihm nun, um ihre Pläne zu verſchleiern, mit hundert kleinen Kreuz- und Querzügen, deren Aufzählung Bücher füllen würde, das Börſenſpiel, und ſein Geld wandert in die Säcke Jener, die es dann muthmaßlich noch Lebenslang überaus witzig finden, wenn ſie ihm, der etwa in ſeiner Angſt fragte: „Wie bringt man wohl dieſe Papiere zum Steigen?“ zur Antwort gaben: „Machen Sie einen Drachen daraus!“ — Dieſe ganze Börſen-Wirthſchaft iſt ein Krieg großer Capitale gegen kleine; nur Kriegsliſten können bewirken, daß die Letzteren ſich zuweilen mehren, in den meiſten Fällen werden ſie von jenen verſchlungen, weil ſich mit ihnen die Gold-Truppen immer wieder rekrutiren laſſen, bis der Sieg ganz auf ihrer Seite iſt.

Man ſchließt überall die Spielhäuſer (außer in gewiſſen deutſchen Badeorten, die mit ihren Geſundheits-Waſſern noch immer die Peſt an den grünen Tiſchen verbinden); die Regierungen entſagten ſchon faſt ſämmtlich dem Gewinn, welchen ſie von den, Habe und Moralität der Armen verzehrenden Zahlen-Lotterien hatten; aber das erwähnte Börſenſpiel, obwohl allerdings geſetzlich keineswegs geſchützt, verdient gleichfalls noch eine ernſtliche Aufmerkſamkeit, die ihm aber auch nicht ausbleiben wird. Denn dieſes Fabriziren von Nachrichten und das Benutzen der Wahrheit in allerlei falſchen Wendungen, wie es z. B. von der Börſe in Paris u. ſ. w. ausgeht, und womit man ſich wenigſtens für Momente nach ſeinem ſpekulativen Bedarf Zuſtände machen möchte, iſt eine Hauptkraft im Getriebe der Unruhe, von dem mehr oder minder alle Völker leiden.

Uebrigens bemerken wir mit Vergnügen, daß es unter den Herren vom Gelde ſich regt, dem Geſchlecht der Fugger nachzuahmen, das mit der ehrſamſten, Jahrhundert hindurch feſtgehaltenen Betriebſamkeit ſich von armen Webern zu reichen Edeln machte, deren Ahnen noch heut in den Herzen des deutſchen Volks leben. Wir wünſchen indeß, daß eine ſolche Nachahmung wirklich im Sinne der alten Fugger geſchehe, und [illegible] nicht etwa, wie bei dem Börſenſpiel, jeden Behelf zum Gewinn für erlaubt halte, denn wo Reichthum Zweck wird, kennt er keine moraliſche Grenze, und bei ſolchen Zweck-Männern iſt dann ſteinreich und ſteinhart beiſammen. Wenn ſie ſich aber zu wahrhaft redlicher Betriebſamkeit bekehren, vergißt ſich wohl mit der Zeit manches Andere und wir laſen neulich in der Hinſicht einen guten Volkswitz. Ein durch Börſen-Speculationen nicht mit dem beſten Ruf Reichgewordener gründete in W. eine große Fabrik, weihte ſie ein durch einen feſtlichen Zug der von ihm beſchäftigten Arbeiter, und das Volk ſagte: „Endlich kommt doch einmal ein ſchöner Zug von ihm zu Tage!“

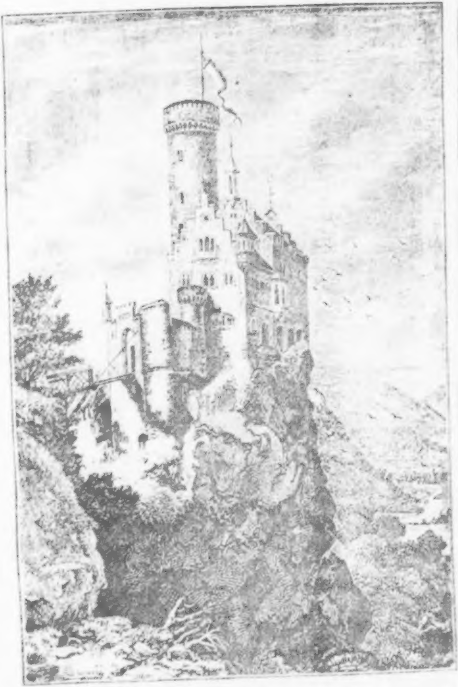
Rettungs-Apparat
bei Feuersgefahr.



Merryweather in London hat eine höchſt einfache und ihrem Zweck vollkommen entſprechende Vorrichtung angegeben, um bei Feuersgefahr die in den oberen Stockwerken der Häuſer befindlichen Perſonen zu retten. Sein Apparat wurde bereits in ſehr vielen Häuſern Londons angeſchafft, und mehrere Fälle ſind ſeitdem ſchon vorgekommen, wo Miethsleute es nur dieſem Apparat verdankten, daß ſie dem größten Unglück entgingen. A iſt ein ſtarkes Seil, zweimal ſo lang als das Haus hoch iſt; B ein breiter Ledergurt mit ſeinem Ring. Das Seil A geht über eine kleine meſſingene Rolle C, welche an dem Haken D befeſtigt iſt. Dies iſt der ganze Apparat, welcher leicht in einer Schublade oder unter dem Bett aufbewahrt werden kann. Um ihn anwenden zu können, muß man den eiſernen Aufhängering E mittelſt ſeiner Schraube an einem Balken oberhalb eines Fenſters anbringen; dieſe Schraube wird der Feſtigkeit wegen noch von vier Holzſchrauben unterſtützt, welche durch die Oehre F und G gehen. In Ermangelung eines Balkens kann dieſer Ring am Stubenboden befeſtigt werden, in welchem Falle das Seil durch die bei ſeinem Hingleiten über die Fenſterbrüſtung entſtehende Reibung ſich langſamer bewegt, ſo daß man in London Frauen ohne alle weitere Beihülfe bloß durch ihre eigene Kraft ſich herablaſſen ſah. Bei ausbrechendem Feuer hängt man die Rolle an den Ring und wirft das Seil auf die Straße; nachdem man den Gurt um den Leib geſchnallt hat, braucht man nur vor das Fenſter hinauszutreten und ſich nach der Länge des Seils grade zu halten, um von den unten auf der Straße befindlichen Perſonen herabgelaſſen zu werden.

Die neue Burg in Würtemberg.

Von Reutlingen gelangt man in einer Stunde in das Honauer Thal, in dem ſich auf einer die Gegend beherrſchenden



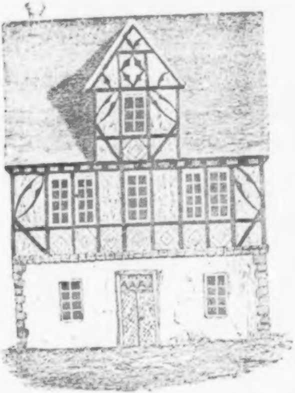
Felsſpitze das, im mittelalterlichen Geſchmack neu erbaute Schloß Lichtenſtein erhebt, deſſen ſeltſame Lage an das berühmte Greifenſtein in Süd-Tyrol erinnert. Der ſinnige und geiſtreiche Graf Wilhelm von Würtemberg, der dieſen Bau unternahm, beauftragte mit deſſen Ausführung den bekannten Architekten Heideloff aus Nürnberg, der als Wiederherſteller manches alten Bauwerks ſich Ruf erworben hat. Hier handelte es ſich jedoch darum, etwas Neues zu ſchaffen. Eine Fahrſtraße führt bis zur Zugbrücke, auch iſt die Höhe recht bequem zu erſteigen und bietet überall Schatten. Die Ausſicht in das zur Seite ſich hinziehende lichte Thal, mit ſeinem heitern Dörfchen und ſeinem murmelnden Waſſer, iſt der beſtändige Begleiter auf dieſer Wanderung. Die Burg, am äußerſten Rande einer rieſenhohen, zerklüfteten Felſennadel ſchwebend, überragt alle umliegenden Gegenſtände, und bleibt fortwährend vor Augen. Hat man den letzten Theil des hier ſchön und dichtbelaubten Berges erſtiegen, iſt man überraſcht, das Schloß mit ſeinen räumlichen Maſſen in der Nähe zu erblicken, das man aus der Ferne ſich unmöglich ſo denken konnte. Obgleich nicht größer als die knappe Fläche oben es zuließ, iſt doch Alles mit ſo weiſer Oekonomie und ſo gutem Verhältniß benutzt, daß nichts kleinlich erſcheint, man Alles für vielmal größer annehmen möchte, als es in der That iſt; ein Triumph der Geſchicklichkeit des Baumeiſters. Eben ſo hervorzuheben iſt die richtige Abſtufung in der Höhe der verſchiedenen Gebäude und die mit vielem Geſchmack berückſichtigte maleriſche Unregelmäßigkeit, die der Charakter des Ganzen erheiſcht, die aber wohl nur ſelten mit dieſem Erfolge wiedergegeben wurde. Man ſollte glauben, hier wirklich einen jener Felſenbaue aus dem Mittelalter in ſchönſter Erhaltung vor ſich zu ſehen.

Das Innere des Schloſſes iſt ſehr bequem eingerichtet, und enthält die gehörige Anzahl von Gemächern. Im Erdgeſchoß findet man den Ritterſaal, die Burgkapelle und das Geſellſchaftszimmer; eine großartig angelegte Treppe führt in die obern Räume, wo ſich ein prächtiger Saal befindet, der die herrlichſte Ausſicht bietet. Daß die Dekorirung, die Möbel u. ſ. w. ſtreng im altdeutſchen Stil beſchafft wurden, verſteht ſich von ſelbſt; zu den Gemälden ſind Gegenſtände aus Würtembergs Ritterzeit gewählt. — Die Stürme der Jahrhunderte werden auch über die Zinnen dieſes Schloſſes hinwegziehen, und was wir jetzt ſo neu und freundlich, als den anmuthigen Sommerſitz eines jugendlichen Ehepaares, vor uns ſehen, verehren unſere Nachkommen einſt als hiſtoriſches Denkmal, als die Wiege eines Geſchlechtes, deſſen Wappen die Wahlſprüche zieren: „Furchtlos und treu“ — „Honneur et patrie“ (Ehr' und Vaterland).

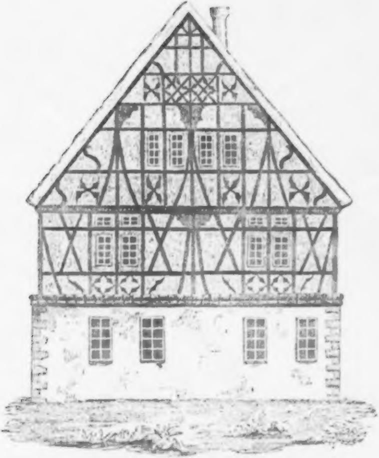
„Furchtlos, gilt's die Ehre, treu dem Vaterland,
Jeder ſey's und wehre ſo dem Unbeſtand;

Das in ein'gem Sinne
Deutſchland ſich gewinne
Alles Edlen Pfand."

Alt-Rheiniſcher Holz-Bau.



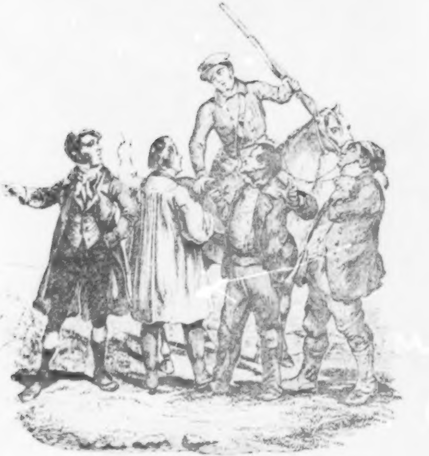
Faſt bei allen Völkerſchaften iſt es erweislich, daß der Holz-Bau dem gediegneren Stein-Bau vorausgegangen, wie denn auch in der deutſchen Baukunſt ſich vielfach Spuren finden, welche auf die Holz-Conſtruktion zurückführen. Zufällig haben ſich noch in mehreren alten Städten, beſonders in den kleineren Rhein-Städten, manche Bauten in Holz Jahrhunderte hindurch erhalten, in denen der unverfälſchte Volks-Geſchmack ſich kund giebt, und die vielleicht für den Stein-Bau Muſter liefern. Wir ſehen hier in der Vorder- und Seiten-Anſicht ein Haus der Stadt Vallendar (in der Nähe von Coblenz), und



werden fortfahren, nach und nach ähnliche Bau-Conſtruktionen aus verſchiedenen deutſchen Gauen unſern Leſern vorzulegen. Sie erheben ſich, was Schönheit und Stärke anbelangt, über die leichtfertigen Erzeugniſſe des Tages, denn hinſichtlich der Solidität im Bauen iſt man jetzt, gegen unſre Vorfahren, mitunter ſtark auf dem Holzwege, trotz der Bauten von Stein. Schad' iſt's übrigens, daß dies Haus zu Vallendar keine Chronik hat — wie viele Geſchlechter wohnten darin, welche Umwandlungen ſind neben ihm vorgegangen, und welch Glück und Leid mag es beherbergt haben!

Wo iſt der Fuchs hin?

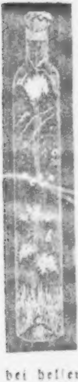
Glücklicher Herkules! — Du hatteſt am Scheidewege nur zwiſchen zwei Richtungen, wie Jedem ſie ſich öffnen, zu wählen.



wa. iſt alſo gegen dieſen Sonntags-Fuchsjäger in viel ärgerer Noth. Er hat die Fährte des liſtigen Thiers verloren, und auf die Frage danach macht man ihm Fingerzeige nach allen Himmelsgegenden. Da wird guter Rath theuer, und wohl ihm, wenn er ſich nun den beſten giebt, den nämlich, künftig ſelber beſſer aufzupaſſen. Der Wahlſpruch Wilhelm's I von Naſſau: „Rathen und Reiten thut's!" reicht unſerm Fuchsjäger nicht aus, wie man auch nicht ausreicht, wenn man glauben ſollte, unſerm Bildchen fehle der tiefere Sinn. Es ſagt erſtens: daß man den Fuchs, auch den zweibeinigen, ſtreng im Auge behalten, gegen ihn, wie ſich unſre Vorfahren ausdrückten, gleichſam Fuchs und Haaſe ſeyn müſſe, um ihn allſeitig beobachten zu können. Beſonders aber ſoll man ſich vor ihm huten, wenn er recht unſchuldig thut, eingedenk der Warnung: „Predigt der Fuchs, ſo nimm die Hühner in Acht!“ Dann iſt das Bildchen auch noch eine Verſinnlichung Deſſen, der alle Welt um Rath fragt, wodurch er denn gewöhnlich ganz vom rechten Wege abkommt. Schreiben wir alſo in unſer Gedächtniß:

„Andern nur folgen, bringt Trug und Spott;
Hilf dir ſelber, ſo hilft dir Gott!“

Ein Wetterglas.



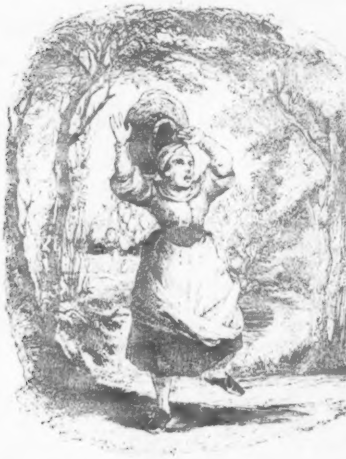
Ein Wetterglas, das ſich Jeder leicht ſelber verfertigen kann, das die Veränderungen des Wetters viel zuverläſſiger vorherſagt, als der Barometer, der eigentlich nur eine Luftwage iſt, erfordert folgende Beſtandtheile: ¼ Loth Kampher, ¼ Loth Salpeter, ¼ Loth Salmiak. Jeder dieſer Stoffe wird beſonders in Kornbranntwein von mindeſtens achtzehn Grad aufgelöſet, was bei den Salzen ſchnell erfolgt, beim Kampher aber langſamer, ſo daß man demſelben über einem gelinden Feuer, oder das Gefäß in warmes Waſſer eintauchend, etwas nachhelfen muß. Sind alle Stoffe aufgelöſt, ſo werden ſie zuſammen vermiſcht, und darauf die ganze Maſſe in längliche Gefäße, allenfalls in die bekannten Eau-de-Cologne-Flaſchen gegoſſen, die dann vorſichtig zu verpfropfen und zu verſiegeln ſind. Dieſe Flaſchen werden nun an freier Luft an einer Fenſterbrüſtung, an der Nordſeite der Wohnung aufgehangen, und können dort Winters wie Sommers hängen bleiben. Wetterveränderungen zeigen ſich nun jedes Mal durch Kryſtall-Bildungen an, und zwar nach folgender Erfahrung:

Klare Flüſſigkeit verkündigt heiteres Wetter. — *Trübe Flüſſigkeit* zeigt Regen an. — *Eis auf dem Boden* (a) dicke Luft, Froſt im Winter. — *Trüb mit kleinen Sternen* (e) Donnerwetter. — *Große Flocken* (b) ſchwere Luft, bedeckten Himmel, Schnee im Winter. — *Fäden im oberen Theile der Flüſſigkeit* (f) windiges Wetter. — *Kleine Punkte* (c) Nebel, feuchtes Wetter. — *Aufſteigende Flocken, die in der Höhe bleiben* (d), Winde in den oberen Luftſchichten. — *Kleine Sterne im Winter bei hellem Sonnenſchein:* Schnee am folgenden erſten oder zweiten Tage. — Je höher das Eis (a) im Winter ſteigt, um ſo größer wird die Kälte.

„Hab' ich" iſt beſſer als „Hätt' ich."

Die Franzoſen erzählen von einem Milchmädchen, das große Pläne machte, worüber ſie verlor, was ſie hatte. Man überſetzte den kleinen Schwank und vergaß, daß er deutſchen Urſprungs iſt; da wollen wir denn alſo, mit gutem Recht, deutſches Eigenthum in Anſpruch nehmen, indem wir die altdeutſche Erzählung hier mittheilen.

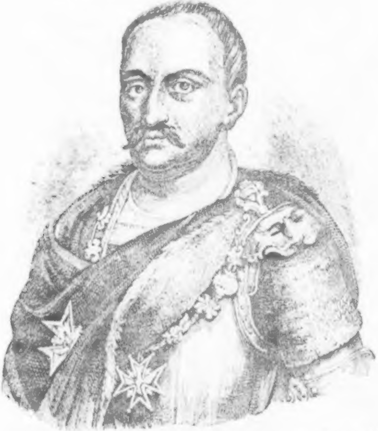
Eine Bauers-Wittwe hatte nur eine einzige Henne, denn ſie wußte bei Lebzeiten ihres Mannes nicht zu wirthſchaften. Dieſe Henne legte ihr alle Tage ein Ei; ſie ſammelte derſelben ſo viel, bis ſie meinte, für drei Groſchen zu haben, nahm ſie in ein Körblein und zog damit zu Markt. Unterwegs fielen ihr allerlei Gedanken ein; unter Anderem machte ſie ſich folgende Rechnung: „Siehe", ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „du löſeſt auf dem Markte drei Groſchen. Dafür willſt du zwo Leg-Hennen kaufen. Dieſe zwo, ſammt der einen, die du ſchon haſt, legen dir in ſo viel Tagen ſo viel Eier; wenn du die verkaufſt, willſt du noch drei Hennen kaufen; das Uebrige iſt ſchon Gewinn. Nun haſt du ſechs Hennen, die legen dir in einem Monat ſo viel Eier; die willſt du verkaufen (kannſt dennoch wohl zuweilen ein halbes eſſen) und das Geld zuſammen legen. Alſo kannſt du Nutz haben von den Hennen: die alten, ſo nicht mehr legen, verkaufſt du, das iſt Eins; die jungen legen dir Eier: das iſt das Andere; ſie brüten die Jungen aus, die du zum Theil ziehen und den Haufen mehren, zum Theil verkaufen und Geld daraus machen kannſt: das iſt das Dritte; auch kannſt du ſie rupfen wie die Gänſe, das iſt das Vierte. Aus dem zuſammengelegten Geld willſt du darnach etliche Gänſe kaufen; die tragen dir auch Nutzen, mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. Alſo haſt du Nutzen von Hennen und Gänſen, und kommſt in acht Tagen ſo und ſo weit. Nach Solchem willſt du eine Ziege kaufen, die giebt dir Milch und junge Zicklein. Alſo haſt du junge und alte Hühner, junge und alte Gänſe, Eier, Federn, Milch, Zicklein und Wolle; denn du willſt verſuchen, ob ſich die Ziege vielleicht ſcheeren laſſe. Nach Solchem willſt du eine Schweinemutter kaufen, ſo haſt du Nutzen zu dem vorigen Nutzen, mit jungen Ferkeln, Speck, Würſten und Anderem. Nach Solchem willſt du eine Kuh kaufen, die giebt Milch, Kälber und Düngung. Was willſt du mit dem Dünger, ſo du keinen Acker haſt? Du willſt einen Acker kaufen: der giebt dir Korn, daß du keines mehr zu kaufen brauchſt. Darnach willſt du Pferde kaufen und Knechte dingen, die dir dein Vieh verſehen und den Acker bauen. Darnach willſt du Schafe kaufen. Darnach willſt du dein Haus größer machen, damit du auch wohl Miethsleute haben kannſt. Darnach willſt du mehr Güter kaufen. Alſo kann dir's nicht fehlen, denn du haſt Nutzen von jungen und alten Hühnern und Hahnen, von jungen und alten Gänſen, von Eiern, Ziegenmilch, Wolle, Zicklein, Lämmlein, Ferkeln, Kühen (denen du auch wohl die Hörner abſägen und den Meſſerſchmieden verkaufen willſt), von Kälbern, von Aeckern, von Wieſen, von Hauszins und Anderm. Darnach willſt du einen jungen Mann nehmen, mit dem willſt du in Freuden leben und eine gnädige Frau ſeyn. O wie willſt du dir's laſſen ſo wohl ſeyn, und Keinem ein gut Wort geben! Juho, juhwaho, hoppſas!" — Mit ſolchen Gedanken verſtieg ſich die gute Frau ſo hoch, daß ſie gleichſam ganz unempfindlich wurde, und ihr nicht anders war als einem Trunkenen. Darum als ſie „Ju Hoppſas!" ſchrie, wollte ſie auch einen Arm dazu aufwerfen und einen Sprung thun. Ich weiß aber bei Sanct Grir nicht, wie ſie es machte. Als ſie den Arm auf-



ſchwang und dazu jauchzte, ſtieß ſie mit ſolchem den Korb vom Kopfe, daß er ſich ganz ungeſtüm hernieder begab, und die Eier zerbrachen. Hiermit lag all ihre gnädige Frauenſchaft im Koth. Wer Luſt dazu hat, mag's aufleſen und gerade ſo ein gnädiger Herr werden, wie ſie eine gnädige Frau geworden iſt.

Johann III (Sobieski),

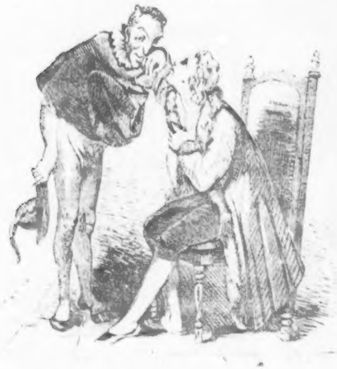
König von Polen.



Dieſer königliche Held, der nicht allein den Ruf des größten Kriegers des ſiebzehnten Jahrhunderts hinterlaſſen, ſondern, was mehr iſt in einer Zeit der hinterliſtigſten Staatskunſt und des niedrigſten Eigennutzes, biederherzig und unbefleckt daſtand, die Geſittung der Welt den geringeren perſönlichen Intereſſen vorziehend, wurde 1629 zu Olesko in Rothreußen geboren, als ſein Vaterland ſchon von Feinden rings umdrängt, von Parteiungen im Innern zerriſſen war. Sein Vater, Edelmann und Krieger, gab ihm, wie ſeinem Bruder, eine gründliche Bildung, nach deren Vollendung er beide Söhne auf Reiſen ſandte. Die Brüder kamen heim, da gerade die Tataren die polniſchen Fluren verwüſteten, und halfen im Heer des Königs Johann Kaſimir redlich die Raubhorden vertreiben. Leider fiel Marcus Sobieski in einer Schlacht am Bug; ſein Bruder Johann rächte ihn in Beſiegung der Feinde, und die Wirkung ſeiner Thaten erhoben ihn zum Feldherrn des Reiches. Begünſtigt durch die Königin, Kaſimir's Gemahlin, welche ihn mit ihrer Freundin Maria d'Arquien vermählte, mußte er während der Zeit bürgerlicher Unruhen Partei ergreifen, ließ es aber nie zur Schlacht kommen, ſondern ſchonte das Bürgerblut, wo er nur konnte. Unter der Regierung Michaels Wiesnowiezki's vertheidigte er das bedrohte Vaterland, ohne von dem ſchwachen Könige gehörig unterſtützt zu ſeyn, und zog ſich, in allen ſeinen Unternehmungen gelähmt, ja verleumdet und angeklagt, endlich auf ſeine Güter zurück, bis (1673) die äußerſte Noth des bedrohten Polens ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er rückte an der Spitze des kleinen Heeres, trotz der rauhen Jahreszeit, den Türken und Tataren entgegen und ſchlug ſie in der Schlacht bei Chozim, in der die Feinde Polens 28,000 Mann verloren, verfolgte ſeinen Sieg und ſtand mitten in der Wallachei, als die Nachricht von des Königs Tod ihn in die Heimath zurückrief, die Königswahl als Kronfeldherr zu lenken. Sechszehn Prätendenten hatten ſich für den bedrohten, untergrabenen Thron gemeldet, ſämmtlich ausländiſche Fürſten. Sobieski ſtimmte für den franzöſiſchen Prinzen Condé, den man faſt ſchon als erwählt betrachtete; da ſtand Stanislaus Jablonowski auf und rief: „Was, dürfen wir den Würdigſten vergeſſen? Sobieski ſey unſer König!“ Ein Ruf, der im ganzen Lande wiederhallte. Während der Vorbereitungen zur Krönungsfeierlichkeit kam jedoch die trübe Botſchaft, daß die öſtlichen Barbaren von Neuem auf Polen herdrängen und Galizien bedrohten. „Der Helm iſt meine Krone!“ rief der Held, flog mit kleinem Heere dem Feinde entgegen, und trieb die Horden über die Grenze. Im Jahr 1676 ließ er ſich mit ſeiner Gemahlin in Krakau krönen, hatte aber im ſelben Jahre den neu ermuthigten Feind wieder auf dem alten Schlachtfelde zu bekämpfen. Meuterei waltete im eignen Heere und die Verſchwornen wollten ihn zum Rückzuge nöthigen. „Geht!“ rief der König, „und ſagt daheim, daß Ihr mich allein gelaſſen; ich ſterbe hier, die Waffen in der Hand!“ Dies ſagend, ſprengt er dem zahlloſen Feinde entgegen, reißt das ganze Heer ſich nach und vernichtet die Feinde, die demüthig um Frieden bitten.

Ludwig der Vierzehnte, in ſeinem Eifer, Deutſchland zu verderben, hatte die Türken gegen Oeſtreich gehezt, und ſuchte auch Johann Sobieski für ſeine ſchlechte Sache zu gewinnen, um ſo dem im Innern durch Religions- und Herrſcherzwiſte, ſo wie durch den dreißigjährigen Krieg gelähmten Lande den Todesſtoß zu geben. Unerſchütterlich blieb aber Sobieski der Sache der Geſittung und des Rechts zugethan, ohne eigennützig nur an den Vortheil ſeines Königreichs zu denken. Er verſchmähte die glänzenden Vorſchläge der Vernichter Deutſchlands, warf ſich, da die Nachricht kam, die Türken ſtänden vor Wien (1683), auf's Pferd und rief dem päpſtlichen Nuntius zu: „Melden Sie dem Papſt, daß Sie mich zu Pferde ſahen und Wien ſeinen Befreier gefunden hat!“ Er eilte dem von der ganzen türkiſchen Macht bedrängten Wien mit ſeinem 25,000 Mann ſtarken Polenheere zu Hülfe, vereinigte ſich mit dem Herzog von Lothringen und ſchlug die Feinde, die ſchon vor ſeinem Namen erzitterten; das ganze Lager, ſelbſt Muhamed's heilige Fahne, blieb den Siegern. Als Sobieski vor dem Treffen die Stellung der Türken beobachtete, ſagte er unwillig: „Dieſer Großvezier Kara Muſtapha, ich kenn' ihn ſchon, iſt ein eingebildeter Thor; wir werden von dem Siege nicht viel Ehre haben!“ — und dem Papſte ſchickte er nachher die Fahne Muhamed's mit folgenden ſchriftlichen Worten: „Ich kam, ſah und — Gott hat geſiegt!“ Uebrigens aber von Eiferſüchtelei derer gekränkt, die er aus der Noth riß, hielt er ſeinen Einzug in Wien, und ſchlug dann die Türken durch Ungarn über die Grenze. Da nun die äußeren Feinde ſich nicht mehr gegen den Helden zu erheben wagten, erhob ſich deſto mehr die innere Zwietracht, ſo daß Sobieski, überall gelähmt und beſchränkt, mehrmals im Begriff war, die Krone niederzulegen. In trüber Ahnung, daß der Polen Reich bald ſinken müſſe, da deſſen Glieder in ſtetem Zwieſpalte blieben, ſuchte er Erholung in ſeinem Garten an dem ſchönen Weichſel-Ufer von Willanow bei Warſchau, wo noch heutigen Tages die ehrwürdigen Pappeln ragen, die der Held ſich pflanzte. Im Jahre 1692, als die Türken wieder vordrangen, erhob er ſich noch einmal, jagte ſie über den Dnieſter und baute die Dreieinigkeitsburg bei Chozim, welche jene Grenze fortwährend ſichern ſollte. — Im Jahre 1696, als eine langwierige Krankheit den großen Mann an ſein Lager gefeſſelt, ſeine Feinde regſamer wurden, die unruhigen Vaſallen gegeneinander die Waffen ergriffen, fühlte er ſein Ende nahen. Er ließ ſich nach ſeinem geliebten Willanow bringen und beſchäftigte ſich dort mit Gedanken an ſeinen Schöpfer. Dem Biſchof Saluski, der ihn erſuchte, ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben, entgegnete er: „Mein Wille wurde bei Lebzeiten verhöhnt und nicht befolgt, nach meinem Tode wird er noch weniger gelten!“ Er ſtarb am 17. Juni an ſeinem Ge burtſtage, im 6[illegible]ſten Jahr ſeines Alters. Mit ihm war der Geiſt ſeines Volkes erlegen, das nun unaufhaltſam durch innere Zerrüttung verfiel; das Gedächtniß des Helden aber, der ſo ſchön Menſchlichkeit mit dem kühnſten Ritterſinn zu verbinden wußte, wird dauern in Ewigkeit!

Frontin und Hannchen.

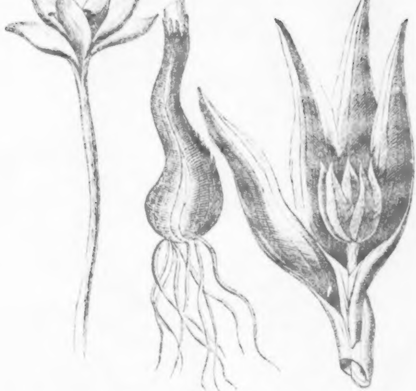


Unſer Gellert erzählt, daß Herr Frontin ein ſchönes Hannchen bis zum Sterben geliebt und nur durch ein Bündniß mit dem Böſen und die Verpflichtung, ihm zwei Jahre dienen zu wollen, beſagtes Hannchen zur Frau bekommen habe. Nach vier Wochen ſchon bat aber Frontin den Höllenfürſten, ſeine Frau ihm abzunehmen, wogegen er ihm ſechs Jahre zu dienen verſprach. Was der Böſe darauf erwiedert, vergaß Gellert zu ſagen, und es dürfte zeitgemäß ſeyn, dieſem Mangel abzuhelfen. Als Frontin ſein Geſuch mit Streicheleien und Schmeicheleien unterſtützte, entgegnete der herzenskundige Satan: „Es hieß erſt: ohne ſchön Hannchen kann ich nicht leben, jetzt heißt es:

eine gewiſſe Andere gefällt mir tauſendmal beſſer." Durch dein erſtes Gelüſt ward ich dein Herr auf Zeit, durch dein zweites könnt' ich's in Ewigkeit werden, wollt' ich nur einen Augenblick noch dein Knecht ſeyn. Dazu biſt du mir aber zu ſchwach, und man hat von deiner ſeichten Wandelbarkeit kein Vergnügen. Du haſt übrigens jetzt eine vortreffliche Gelegenheit, dein eigener Herr zu werden, wenn du über deine ſündliche Neigung ſiegſt, oder dein eigener Knecht und Teufel, wenn du dieſer Neigung nachgiebſt. Zu ſehen, was du thuſt, wird mein Spaß. Es ſind jetzt der Leute ſo viele des Teufels, daß es mir auf Einen mehr oder weniger gar nicht ankommt; ich habe mich kultivirt, mache feinere Anſprüche als ſonſt, und weiß übrigens, daß du bis jetzt wohl einen Körper, aber keine Seele zeigteſt, mir alſo auch keine geben kannſt. Sieh' zu, daß du ſie im Kampfe mit dir bekommſt, und gehab' dich wohl!" — Damit wollte ſich der moderne Teufel trollen, Frontin hielt ihn aber feſt, ſeine Bitte mit ſteigender Leidenſchaft wiederholend, konnte indeß nichts erlangen als die Antwort: „Laß' mich ungeſchoren! — ich habe keine Zeit, denn ich will jetzt in eine orthopädiſche Anſtalt und meinen Pferdefuß für Pariſer Schuhe zurichten laſſen! Die Hörner verdeckt mir eine Pariſer Perücke, und ſo geb' ich unter die jungen Stutzer und alten Luſtgierigen, wozu mich meine ſchlanke Taille und mein dünnes Untergeſtell beſonders eignen. Da dieſe Art junger und alter Herren aus lauter Gelüſt und Genuß beſteht, hat man deren immer ein Dutzend mit einem Griff; laſſen ſich aber in dieſer charakterloſen Zeit nichts als Lumpen-Geſchäfte machen, ſoll's wenigſtens en gros geſchehen!" — So bleibt Hannchen Frontin's Frau, er aber vorläufig doch des Teufels, und es kommt darauf an, ob er von deſſen Aufrichtigkeit — oder eigentlich von der Aufrichtigkeit ſeines eigenen Gewiſſens — den rechten Nutzen zieht.

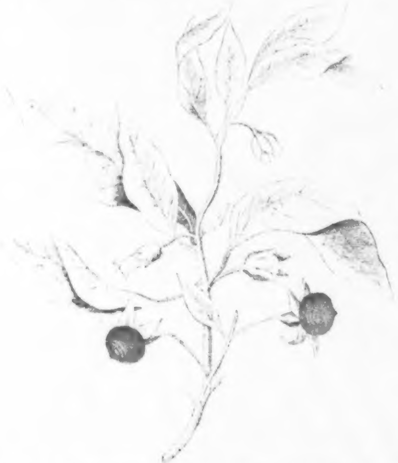
Die einheimiſch wildwachſenden
Giftpflanzen,
die unſerer Geſundheit höchſt gefährlich ſind.

Wir verſprachen, die Abbildung und Beſchreibung der einheimiſchen Giftpflanzen fortzuſetzen; zu den fünf (ſiehe Jahrgang für 1841) geben wir hiemit noch vier, und ſind überzeugt, daß es von Nutzen ſeyn wird, Kinder und überhaupt Alle, die keine nähere Kenntniß von den gefährlichen Gewächſen haben, durch dieſe Anſchauung und Schilderung zu unterrichten und zu warnen.



6) **Die Herbſtzeitloſe, Lichtblume, Spinnblume,** nackte Jungfrau, iſt eine Blume, welche einem Zwiebelgewächſe entſproßt, das bis hoch im Norden in Europa auf Wieſen und feuchten Plätzen wächſt, auch wohl in den Gärten als Zier-Pflanze gezogen wird. Die Höhe derſelben beträgt etwa fünf bis ſechs Zoll; die flachen, aufrecht ſtehenden, lanzettlichen Blätter gleichen denen der Hyazinthe; die Wurzel beſteht aus einer fleiſchigen, ſaftreichen Zwiebel, die mit mehreren Häuten umgeben iſt, die auf der Außenſeite eine dunkelbraune, innen aber weißliche Farbe haben. Im Herbſte, wenn die Blätter längſt verwelkt und abgefallen ſind, ſproſſen aus der Mitte der Wurzel ohne Stengel ſchöne roſenfarbige Blumen, die ſpäter in's Weißliche bleichen; ihr Fruchtknoten bleibt in der Wurzel verborgen, überwintert dort, und keimt erſt mit dem künftigen Frühling zu Tage, die mit drei oder vier Blättern umgebene Saamen-Kapſel zeigend, welche, obwohl die Blume doch vor dem Winter verblüht, jezt erſt zur Reife kommt. Die Blumenkrone iſt ſechstheilig, wie ſie denn auch zur ſechsten Klaſſe (mit

ſechs Staubfaden und drei Mutterröhren) zur dritten Ordnung gehört. Die Zwiebel iſt giftig; doch im Herbſte nicht ſo ſchädlich wie im Frühling, und dient den Aerzten zu heilſamer Arznei, indem manche Krankheiten, unter andern oft die hartnäckige Gicht, dem ſcharfen Safte derſelben weichen. Der Saft der zerquetſchten Blätter wird von Landleuten gebraucht, um das Vieh vom Ungeziefer zu reinigen. Daß die Heilkraft dieſer Pflanze bloß dem Arzt vorbehalten ſeyn muß, verſteht ſich von ſelber, weil ſonſt leicht der Tod auf das Mittel erfolgen könnte, übrigens wird die Pflanze ſelten Unheil anrichten, weil keine Frucht hier den lüſternen Unkundigen anlocken kann.

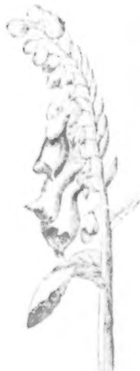


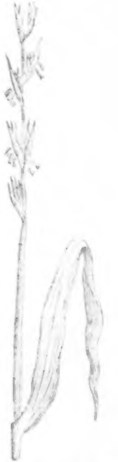
7) Die Wolfskirſche, Tollkirſche, Wuthbeere, Teufelskirſche, das Tollkraut, Belladonna oder Schwindelbeere gehört

zu den Pflanzen mit fünf Staubfäden und einer Mutterröhre, wächſt faſt in allen europäiſchen Ländern in Bergwäldern, und iſt eine der ſcharfen betäubenden Giftpflanzen. Sie hat einen krautartigen, röthlichen, aufrecht ſtehenden Stengel, der ſich in viele Zweige zertheilt, und eine Höhe von vier bis ſechs Fuß erreicht. Die Blätter ſind eirund, werden an ſechs Zoll lang, und ſtehen auf kurzen Stielen. Die Blumen erſcheinen im Juni, Juli, bis in den Auguſt, und zeichnen ſich durch eine dunkle, ſchmutzig purpurrothe Farbe aus, ſind glockenförmig, und beſtehen, ſowohl Krone als Kelch, aus fünf Theilen; ſie hinterlaſſen runde zweifächerige Beeren, die im September und Oktober reif werden. Beſonders zur Zeit der Blüthe, wie zur Reife der Beeren, hat die Pflanze ein ſchönes Anſehen; der Name Belladonna rührt aber wohl daher, daß man ehedem in Italien Schminke aus dem Safte der Blätter bereitete. Der Genuß der Beere, wie der anderen Pflanzentheile, verurſacht Schläfrigkeit, Wahnwitz, Raſerei und gar den Tod. — Die Beeren ſind Anfangs grün, zur Zeit der Reife aber glänzend ſchwarz; alsdann ſind ſie ſehr weich, und inwendig ganz voll von einem purpurrothen Safte. Mit den ſchwarzen Kirſchen, die ſie oft an Größe übertreffen, haben ſie eine ſo auffallende Aehnlichkeit, daß unwiſſende Leute, beſonders Kinder, leicht zum Naſchen verführt werden können. Zehn Beeren ſollen bei einem Erwachſenen ſchon hinreichen, den Tod zu geben, zwei bis drei ſchon einem Kinde lebensgefährlich werden. — Das kräftigſte Gegenmittel, wodurch Menſchen, von dieſer Pflanze vergiftet, gerettet werden können, beſteht in Brecharzneien, wie auch in Eſſig, Citronen und andern Pflanzenſäuern. Obgleich die Tollkirſche zu den ſchlimmſten Pflanzengiften gehört, bedient man ſich doch der Blätter und Wurzel zu arzneilichem Gebrauche wider hartnäckige Krankheiten, beſonders gegen den Krebs und den Biß wüthender Hunde. Von ſelber verſteht es ſich, daß auch dieſes Mittel nur durch den Arzt mit größter Vorſicht angewandt werden kann.

8) Der Fingerhut (Waldbelle) gehört zur vierzehnten Linné'ſchen Klaſſe, der Gewächſe mit zwei ungleichlangen Paaren von Staubfäden, zu den Rachenblüthen; die Blumen dieſes Geſchlechts haben einen fünfſpaltigen Kelch, eine einblättrige, glockenförmige, fünftheilige, bauchige Krone. Die Saamen-Kapſel iſt eirund, zugeſpitzt, zweifächerig, und enthält viele kleine Saamenkörnlein. Die Blumen-Deckblätter ſind eiförmig zugeſpitzt, die unteren, eigentlichen Blätter ſind ebenfalls eirund zugeſpitzt, breit, rauh, runzlich, am Rande gezähnt, und ſitzen wechſelweiſe an den Seiten des Stengels. Die faſerige Wurzel treibt einen haarigen, eckigen, an fünf Fuß hohen Stengel, an welchem ſich die Blüthen in reicher Fülle drängen. Die purpurfarbigen Blumen erſcheinen vom Juni bis in den

Auguſt, und haben die Geſtalt einer Röhre, die unterwärts bauchig iſt, welcher bauchige Theil der Krone inwendig mit runden, augenförmigen Flecken gezeichnet iſt; ſie gleichen auch wohl einem Fingerhut, wobei ſie zu dem Namen gekommen. Die Pflanze wächſt überall im ſüdlichen Europa, in ganz Deutſchland in bergigen Wäldern und Haide Gegenden, wird aber auch vielfach wegen ihrer ſchönen Blumen in Gärten gezogen. — Die ganze Pflanze hat ſehr ſcharfe Säfte, und erregt innerlich gebraucht Ekel, Erbrechen und Abführen. Von vorſichtigen Aerzten wird ſie in manchen Krankheiten mit Erfolg angewandt, äußerlich braucht man einen Abſud der Pflanze zur Heilung kropfartiger Geſchwülſte und Geſchwüre.





9) Der Lolch, Taumellolch, Sommerlolch, Lolchgras, Tollkorn, Schwindelhafer, Tolltrespe oder auch Twalch genannt.

gehört zu den Gräſern, den Pflanzen mit drei Staubfäden und zwei Mutterröhren. Die Pflanze trägt eine lange Aehre, welche aus zwölf bis achtzehn kleinen, vielblumigen Aehrchen beſteht, die wechſelweiſe übereinander ſtehen, und mit Grannen (ſteifen Spitzen) bewehrt ſind. Sie wächſt häufig als ein ſchädliches Unkraut in unſern Getreidefeldern, beſonders in der Gerſte. Der Halm iſt bräunlich, wird drei bis vier Fuß hoch, und theilt ſich durch verſchiedene Knoten in Gelenke; die Blätter ſind glatt. Der Same iſt eirund, breitgedrückt, ziemlich klein, von ſüßlichem Geſchmack, und wegen ſeiner betäubenden, Schwindel verurſachenden Kräfte den Menſchen und dem Vieh ſchädlich. Dieſe Kräfte äußert er nicht bloß roh, ſondern auch im Brode, Biere und Branntweine; daher muß man ſorgfältig das Getreide von dieſem ſchädlichen Samen reinigen, ehe man es zu Mehl mahlen läßt, oder zum Malze bereitet. Obgleich die Wurzel dieſes Unkrauts alle Jahre abſtirbt, pflanzt es ſich dennoch durch den entfallenen Samen in Menge fort. Da es offenbar giftige Eigenſchaften hat, ſo iſt es unverzeihlich und höchſt ſtrafbar, wenn Bierbrauer und Branntweinbrenner den Samen unter das Getreide miſchen, um dem Getränk dadurch mehr berauſchende Kraft zu geben. — Wir ſchließen für jetzt, werden aber auch die übrigen einheimiſchen Giftpflanzen im nächſten Jahrgange auf gleiche Weiſe vor Augen legen.

Verwahrloſung.

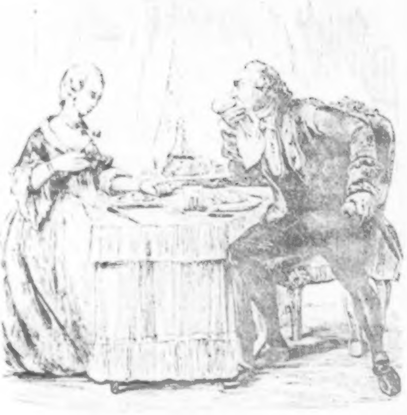
Wie viele, liebe Mütter deutſcher Mädchen, giebt's unter euch, die ihr den Töchtern nichts mitgeben könnt als euren Segen in das Leben und die Ehe; wie viele Familienväter, die nicht einmal Lehrgeld, Schulgeld, Reiſegeld für den confirmirten Sohn, der nun fort muß, um ſich ſelbſt was zu verdienen, ſchaffen können! — Ja, es iſt bitter, wenn man die kaum erwachſenen Kinder, weil man kein Brod für ſie hat, frühzeitig ſich vermiethen laſſen, in die Lehre ſchicken, ſie im zarten, noch unreifen Alter aus der Familie ſchützendem Verbande unter fremde Leute, in das lockende, liſtige, verführeriſche Leben hinausſtoßen muß, ohne daß man weiß, was aus ihnen wird. Wie oft verließ der zarte Knabe mit friſchen Wangen, fromm und ſchuldlos das elterliche Haus, und kam nach Jahren als ein Wildfang, ein Taugenichts, wohl gar als Verbrecher zurück. Wie heiter, munter, mit der Farbe der Unſchuld und Sittlichkeit auf den Wangen ging eure liebe Tochter in Dienſt — und in ein Paar Jahren, was hört ihr von ihr? Nun, ich mag nicht Alles aufzählen, was man in dieſer Hinſicht täglich hört, aber, ihr Eltern, den Zorn des Vaters hör' ich toben, Thränen der Mutter ſeh' ich fallen, wenn ſie vielleicht plötzlich ſchwach volle Dinge von ihren Kindern erfuhren. Wer zählt die körperlichen Krüppel alle, die an den Straßen-Ecken betteln, die Unglücklichen, die durch Verwahrloſung der Eltern oder Wärterinnen buckelig, krumm, ſchief, lahm und auf die mannigfaltigſte Art verwachſen, ein gedrücktes Leben bis in's Grab ſchleppen? — Der Nachſatz zu allen dieſen Andeutungen iſt dieſer: Ihr habt nicht Geld und Gut für eure Töchter zur Mitgift, kein baares Vermögen für eure Söhne, keine Wächter und Schützer für ſie, wenn ſie in's Leben hinausgeſchickt und und ihr todt ſeyd; nun wohl, ſo gebt ihnen Schätze mit, denen die Diebe nicht nachgraben, die weder Motten noch Roſt freſſen: eine gute Erziehung. Das iſt das ſchönſte Kapital, die ſegensreichſte Mitgabe für das ganze Leben, die koſtbarſte Ausſtattung eurer Tochter, der ſicherſte Anker und Leitſtern durch das Meer des Lebens. Gute Erziehung! Gott, welch ein Jammer faßt da den redlichen Menſchenfreund an, wenn er ſo zuſieht, wie man jetzt ſo häufig die Kinder erzieht. Hat Einer halbweg ein Aemtchen oder Titelchen oder Kapitälchen, ſo zählt er ſich zu den Honoratioren und Vornehmen, und das Töchterlein lernt eher Franzöſiſch als Deutſch, lieſ't eher Romane als die Bibel, lernt eher tanzen als gehen, eher lieben als leben, und wird ihre eigene Puppe, ehe ſie die Spielpuppe aus der Hand legt. Nun muß ſie wenigſtens einen Studirten, einen Mann mit rothem Kragen und Epaulettes oder wohl gar einen Baron und Grafen haben, wenn ſie ſich „ihrer Bildung gemäß" verheirathen ſoll. O ihr thörichten Eltern, ihr habt eure Kinder nicht erzogen, ſondern verwahrloſt. — Das Gegentheil davon ſieht man freilich noch öfter. Man läßt die Kinder aufwachſen wie's liebe Vieh. Man überläßt ſie im zarteſten Alter ſich ſelbſt oder giebt ſie unerwachſenen, unverſtändigen Geſchwiſtern, die ſich an ihnen krumm und buckelig tragen, wie hier ſich bildlich zeigt. Es zeigt ſich aber noch mehr, eine vierſchrötige, rohe Perſon von Dienſtmagd oder Mutter, die das zarte Kind bei einem Arme über eine Pfütze ſchleudert, ihm die zarte Schulter ausrenkt und das Kind zeitlebens zu einem Krüppel macht. Ihr wackern Leute auf dem Lande könnt euch allerdings nicht zu euren Kindern hinſetzen, ihr müßt vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht auf dem Felde des Tages Laſt und Hitze tragen, müßt euch plagen und placken, daß ihr nur das Leben habt, deshalb iſt der Vorſchlag, den ein wackerer Mann in einem beſondern Büchlein („Ueber die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit." Von C. W. König. Halberſtadt, bei F. A. Helm.) für euch gemacht und in dem Büchlein näher ausgeführt hat, möglichſt allgemein zu verwirklichen, nämlich Gründung von Kleinkinderſchulen auch auf dem Lande, wie ſie ſchon ſo beliebt ſind und ſegensreich wirken in vielen unſerer Städte. Es wird ein wackerer und gebildeter Mann mit einer eben ſo wackern

und verſtändigen Frau zu finden ſeyn, die für ein Geringes (lange nicht ſo viel, als was euch die Kinder zu Hauſe ohne Aufſicht koſten und verderben) es übernehmen, die kleinen Kinder den Tag über zu beaufſichtigen bei Spiel und angemeſſenen Beſchäftigungen, ſie pflegen, ihnen zu eſſen und zu trinken geben u. ſ. w.; früh tragt ihr eure Kinderchen hin, Abends holt ihr ſie wohlbehalten, friſch und freudig wieder ab. Ihr bekommt dann geſunde, wohlerzogene Kinder, und euer Gewiſſen kann euch keine Vorwürfe machen, daß ihr ſie verwahrloſen und verwildern laßt. Und wenn ihr ſie Sonntags recht ſauber anzieht und euch mit ihnen vor die Thür ſetzt oder mit ihnen ſpazieren geht, was für ſchöne Vater- und Mutterfreuden werden euch daraus entſprießen!

Seht die glückliche Mutter hier mit dem blühenden, bausbäckigen Kindlein, wie ſie ſelbſt reinlich und verſtändig und mütterlich ſelig in ihr Glück vertieft erſcheint, ſo ſieht uns auch das Kind reinlich, geſund, wohlerzogen und glücklich vom Arme und im Schutze der Mutter an. Sie iſt gut und ſorgſam, und erzieht ein gehorſames, liebes Kind, das ſie künftig mit gutem Gewiſſen im Leben zurückläßt, wenn ſie ihr Auge zum letzten Schlummer ſchließt; denn ſie vererbt ihm den inhaltvollſten Beſitz, der im Leben überall gilt und ein Reiſeſchatz iſt auf dem Wege zum Himmel. Ein Anderer wird Gelegenheit nehmen, auf das, was hier ſo noth thut, im heurigen Jahrgange nochmals näher hinzuweiſen, um uns den Satz zu bekräftigen: Die Menſchheit geben Vater und Mutter, die Menſchlichkeit giebt nur die Erziehung. H. Beta.

Der Druckfehler.

Ich war ſeit ſechs Wochen Bürgermeiſter in Kindleben und meine junge Frau ſehr liebenswürdig. Friſch wie ein Mairöschen, zärtlich wie ein Turteltäubchen, lammfromm und wohlerzogen ſaß am vierten Tage unſerer glücklichen Ehe mir das wunderhübſche Weib am eignen Tiſche gegenüber. Nach der Suppe wiſchte meine Lilli das Purpurmäulchen, küßte mich und fragte: „Nun, Du Guter, befiehlſt Du noch?“ — Ich dankte huſtend; die verſalzene brannte mir wie Höllenfeuer in der Kehle. Sie klingelte und der als Kammerdiener angeſtellte Gerichtsbote ſetzte eine mächtige Schüſſel Fleiſchwerk auf den Tiſch. Lilli lächelte wie die jüngſte der Grazien. „Du **Schelm**!“ ſprach ſie anmuthig — „gewiß hat der Leckerzahn mir in die Töpfe geſchaut und das Leibgericht, welches ich ihm bereitet, gewittert. Hüte Dich vor dem Küchenſchürzchen, wenn ich Dich ertappe! Geſtehe nur, die Ausſicht auf das Fricaſſee hat der Kraftſuppe den Zuſpruch geſchmälert, denn Du haſt nicht zehn Löffel genoſſen!“ — und dabei fuhr ſie mit dem übrigen in das ſogenannte Fricaſſee, das ich in ſtarrer, ſtummer Verwunderung mit den Augen muſterte. Ich gewahrte da allerhand Dinge und Zuthaten, die ich, meines Wiſſens, nie in ſothaner Speiſe erblickt hatte. Die gewöhnlich weißgelbliche Farbe der würzenden Sauce war hier entſchieden dunkel, und ein fataler Zwiebelgeruch dampfte mir aus der Schüſſel entgegen. Lilli hatte ſich und mich reichlich verſorgt, und während ich noch immer mißtrauiſch das Gemengſel betrachtete, hatte die Muntere ſchon einen Biſſen hinunter, klopfte ſich anmuthig-kindiſch mit dem Händchen vor die Bruſt und rief: „Köſtlich! verſuche doch, lieber Pfennig — ganz delikat!“ — Ich aber ſchob mit der Gabelſpitze einige Corinthen, die ich anfänglich für Kapern gehalten



hatte, verwundert bei Seite und einen Biſſen in den Mund. — „Nicht wahr? ſüperbe!“ wiederholte meine liebliche Hälfte. — Ich nickte und ſchluckte geduldig unter ſüßſaurem Lächeln, ich vermochte es nicht über's Herz zu bringen, die Gutmüthige zu betrüben, wenn gleich dieſes ſogenannte Fricaſſee meinen Geſchmacks-Nerven eine heilloſe Marter ſchien. Krebsbutter, Zwiebeln, kleine Roſinen, Blumenkohl, Kalbfleiſch, braunes Mehl, Champignon, Pfefferkuchen und Lorbeerblätter mochten die Hauptbeſtandtheile dieſes abenteuerlichen Gerichtes ſeyn. Lili wurde zum Glück durch die Magd abgerufen und mir blieb Zeit und Gelegenheit, die ganze Portion, welche auf meinem Teller laſtete, in die Schüſſel zurück zu fördern. Die wieder Eingetretene freute ſich meines Appetits, nöthigte; ich aber ſprach: „Danke, liebes Herz!“ — „Schmeckt Dir's nicht?“ entgegnete ſie. — „Hat geſchmeckt, Kind! — man muß des Guten nicht zu viel thun — vortrefflich! wie nennſt Du dies Ragout?

à la —." — „Nichts von à la", erwiederte ſie, „Fricaſſe ſchlechthin." — „Unmöglich, Kind!" lautete meine Gegenrede; „Fricaſſee's, denk' ich, ſind Blondinen, während Ragouts zu den Brünetten gehören?" — „Davon verſtehſt Du, mein gelehrter Herr, meine ich, gar nichts!" ſprach ſie, klingelte, forderte ihr Kochbuch, und fuhr fort: „Schau her! hier ſteht es zu leſen: Fricaſſe von Kalbfleiſch Nr. 255. Dazu kann man eine ganze Bruſt nehmen oder ſie auch zerhauen" — iſt geſchehen! — „recht gut blanchiren, kochen, fleißig abſchäumen" — wurde vollbracht — „und damit ſie ſich weiß kocht, ein Stück Butter anthun" — habe ſie nicht geſpart!" — „Weiß kocht", unterbrach ich, „da haſt Du die Blondine!" — „Hör' nur weiter!" entgegnete Lilli; „nur weiter, Herr Rechthaber!" — „Nun bereitet man die Fricaſſee-Sauce nach Nr. 100" — geſchah pünktlich!" redete ſie dazwiſchen, indem ſie zurück blätterte. — „Hier Nr. 100: gießt ferner von der Brühe des Haſenkleins zu" — dieſe fehlte mir leider, doch muß es unweſentlich ſeyn, denn nicht wahr, die Sauce war vortrefflich? — „thut gereinigte kleine Roſinen, gebackte Zwiebeln, Chalotten und Gewürze daran, rührt dies Alles zu einer ſämigen Sauce, verſüßt es mit Zucker und Syrup" — da haſt Du die Brünette, Musjeh! — „und läßt es aufkochen." — „Alſo wirklich Syrup?" dehnte ich und nahm der Triumphirenden das Buch aus der Hand, ſchlug das Blatt zurück, las und rief: „Den Teufel auch! — ſchau nur her, Kind, das Blatt iſt verkleiſtert und Du biſt in's Haſenklein gerathen!" — Lilli erſchrak, erröthete, wurde um ſo hübſcher, ich lachte, küßte ſie und verſchlang mit wahrem Heißhunger drei Portionen Weincreme, welche den Beſchluß des Mahles machte. Caroline aß nicht mehr, ſie war verdüſtert, ſchämte ſich und ſchalt, daß man ſie nicht zur Erlernung der edlen Kochkunſt angehalten. — Ich ſprach dem guten Kinde Muth zu, und rief bei jedem Biſſen: „Köſtlich, meine liebe Lilli — delikat! o wie erquicklich, wie ſüß!" — Ich herzte die Geliebte zur geſegneten Mahlzeit, ich fühlte mich ſo unausſprechlich ſelig — und warf mich dann in den Sorgenſtuhl, um, wie gewöhnlich, die Berliner Zeitungen zu leſen.

Ich mochte etwa über die orientaliſchen Angelegenheiten hinaus ſeyn, wollte eben zu den „vermiſchten Nachrichten" übergehen, da trat der Senator, Seifenſieder Schnäbel, mit verſtörtem Angeſicht vor mich hin. — „Auf's Rathhaus!" rief er; „um Gotteswillen auf's Rathhaus, Vater der Stadt! Die Furierſchützen reiten ſo eben ein. Ich habe bereits zum Moldauer Kürſchner-Geſellen geſchickt, er mag dolmetſchen, und die Bürger mögen illuminiren!" — „Was dolmetſchen, wozu illuminiren?" fragte ich. — „Wie, ſorgloſer Conſul, Sie wiſſen nicht — was ich längſt prophezeit, traf ein: Selim Paſcha iſt da, die Alliirten ſind auf's Haupt geſchlagen, Alles iſt caput—

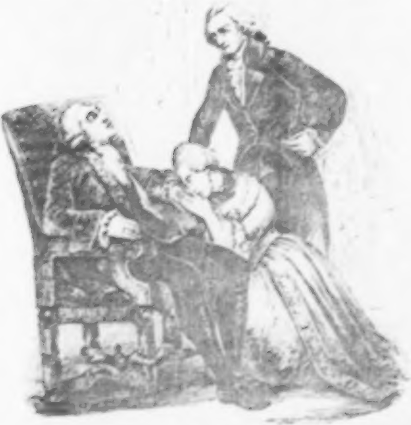
die Türken landeten bei Warnemünde, ſie ſtehen vor Kindleben und werden in acht Tagen in der Hauptſtadt ſeyn. Wir bekommen Einquartierung — eilen Sie, eilen Sie, des Bürgermeiſters Jedem iſt dem Vertrab voran geeilt — achthundert Mann der regelmäßigſten Janitſcharen werden ſogleich hier ſeyn, befehlen Sie ſofort die Illumination und requiriren Sie Opium-Schnaps!" — Ich ſuchte lange nach Hut und Stock, konnte weder das Eine noch das Andre finden; der Lichtzieher zog mich barhäuptig von hinnen. „O thörigter Menſch, o blinder Erdenſohn!" dachte ich auf dem Wege, der gar kein Ende nehmen wollte; „wie wenig weißt du, was dir frommt und nützt. Warum erhörteſt du, lieber Himmel, deines vorwitzigen Knechtes fromme Bitte; weshalb lenkteſt du die Gemüther der Kindleber Gemeinde dahin, daß ſie mich unglücklichſten aller Bürgermeiſter zum Hirten erwählten im Augenblicke, wo der hungrige Wolf aus Oſten über die Heerde einbricht, ſie unſelige zu zerfleiſchen! — O Pfennig, armer, geſchlagener Pfennig! in welcher gräßlichern Lage befindeſt du dich jetzt, gerade während du wähnteſt, in dem Hafen des Friedens, des innigen, lieben [illegible] Hausfeiertags eingelaufen zu ſeyn."

Schon war die Hiobspoſt im Städtchen verbreitet, denn zu Schweriſchen Todesängſten verzerrt waren alle die wohlbekannten Geſichter, welche mir aus den Fenſtern nachblickten. An allen Ecken ſtanden Nachbarn mit ellenlangen Phyſiognomien, verkündeten den Jammer und pflogen Rath. — „Ruhe, lieben Freunde!" rief ich ihnen wie von innerer Stimme begeiſtert zu, denn wo hätte ich ſonſt den großen Gedanken hergenommen. „Ruhe! ſie iſt die erſte Bürgerpflicht! — Ihr ſeyd mit Franzoſen und Ruſſen, mit Preußen, Tataren, Koſaken, Baſchkiren und Ilenburgern fertig geworden, auch mit dieſen Fremdlingen werdet Ihr Euch befreunden — haltet Euch nur ruhig — kocht Kaffee, denn Eure Gäſte trinken keinen Wein, ſorgt für Tabak und Pfeifen und [illegible] in der Erfüllung unſerer ſchweren Pflicht." — „Ja wohl ſchweren Pflicht!" fügte der Senator Lichtzieher hinzu. „Illuminirt, Freunde! Talglampen findet Ihr bei mir das Stück zu einem Groſchen. Legt ihn auf dieſen Samariter-Balſam, der ſelbſt [illegible] erweicht, auf die Wunden unſrer Vaterſtadt!" — Endlich gelangten wir zum Rathhauſe; mühſam erkletterte ich die Treppe, die mir unvermerklich lang erſchien, nahm endlich Platz am grünen Tiſche, an welchem bereits mein [illegible] College mit andächtig gefalteten Händen und [illegible] Armenſünder-Geſichte ſaß.

„Zu Hülfe, Herr Kellner!" ſagte ich zum Gerichtsſchreiber „[illegible] zu den Bäckermeiſtern! der hohe Magiſtrat entbietet ihnen, ſchleunigſt für zweitauſend Brotportionen zu ſorgen."

„Weyh!" jammerte mit hohler Stimme der College Schulz — „die Kerls eſſen nichts als türkiſchen Waizen — ſag' Er ihnen, daß ſie ſich Gott empfehlen mögen, denn ehe eine Stund vergeht, ſind ſie ſämmtlich mit den Ohren angenagelt, und wir geſpießt!“ — „Dann eile Er zu den Metzgern!“ fuhr ich fort — „Wozu?“ heulte Schild abermals dazwiſchen; „die Kerls verſchmähen Wurſt und Schinken, genießen nichts als türkiſche Enten und Perlhühner, wo die hernehmen? — ſie mögen ihre Naſen wahren, wir aber ſind geſpießte Leute!“ — „Unterwegs reiße Er die Comödienzettel ab“, fügte ich hinzu; „der „Muſtafa“ könnte als Tuſch erſcheinen und uns den Hals brechen. Der Director ſoll „Belmonte und Conſtanze“ anſetzen, da wird türkiſcher Edelmuth gepreiſen!“ — „Und erſt geſpießt und dann gehangen!“ heulte Schild; der Senator Schnäbel aber meinte: die Illumination der deutſchen Gärten könne füglich in die Mozartſche Oper eingelegt werden. — Krüder ging und zugleich traten die gefürchteten Muſelmänner ein. — Schild wurde noch blaſſer und betete ein griechiſches Vater-Unſer — was mir nicht allein unpolitiſch, ſondern wunderbar vorkam, da er nie Griechiſch gelernt hatte. Der Anführer der ſtürmenden Bande trat auf mich zu, und ich erkannte in ihm auf den erſten Blick einen mir noch von der Schule her erinnerlichen, wenn auch nicht beſtrumpften Menſchen, Carl Bojanus, einen Erzfaullenzer und durchtriebenen Schelm, der ſich nie präparirte und Kreuzſpinnen zum Morgenbrode verzehrte. — Wir aber waren einander feind; auf mein Einbläſen hatte er einſt das Wort Cothurnus durch Filzmütze überſetzt, war in's Carcer gewandert und hatte mir Rache geſchworen. — Ich erkannte im Nu das Gefährliche meiner Lage, und zog ein ſchiefes Maul, um das drohende Unheil möglichſt von mir und Mindleben abzuwenden. Vergebens, Bojanus hatte mich längſt erkannt. „Pfennig!“ rief er, „Verräther! jetzt will ich Dir die Filzmütze vergelten!“ — „Herr Bojanus-Aga!“ begann ich demüthig. — „Der Teufel iſt Aga!“ fuhr er wild dazwiſchen; „Paſcha, Du Höllenhund, Paſcha von ſo viel Roßſchweifen, daß Du Dir zehn Matratzen laſſen ausſtopfen könnteſt! — und hundert Flaſchen Unger heraus, Du Seekalb, und beſchaffe mir ſofort einen Harem!“ — „Unmöglich, Herr Paſcha!“ — „Was unmöglich!“ lachte der Wüthrich; „unmöglich! Dummes Wort!“ — Der blaſſe Schild aber lang heulend: „Erſt geſpießt und dann gehangen!“ — „Herr Bürgermeiſter!“ raunte der Lichtputzer mir in's Ohr; „ſtatt Unger geben Sie ihm Malaga, abſichtlich des andern Artikels rufen Sie weibliche Freiwillige auf!“ — „Sind Sie toll, Herr?“ fragte ich entrüſtet. — „Nein, Conſul, nur Patriot!“ erwiederte er. — „Man ſpieße ihn ſofort!“ ſchrie Bojanus-Paſcha; — da drängte ſich Tilli durch den Haufen. — „Pardon!“ flehte ſie — „nein, Pfennig, ich laſſe Dich nicht auf den Marterpfahl pflanzen! Nein!“ — „Weh! Schlange! Tilli! weißt Du, um welchen Preis?“ rief ich aus voller Kehle. — „Nein, laßt mich!“

jammerte mein Weib — „Max! Du ſtirbſt — er ſtirbt!“ — „Nicht doch!“ ſagte mein Haus-Arzt Simmerling, der mitten unter den Türken ſtand; „er ſtirbt nicht, aber er iſt betrunken!“



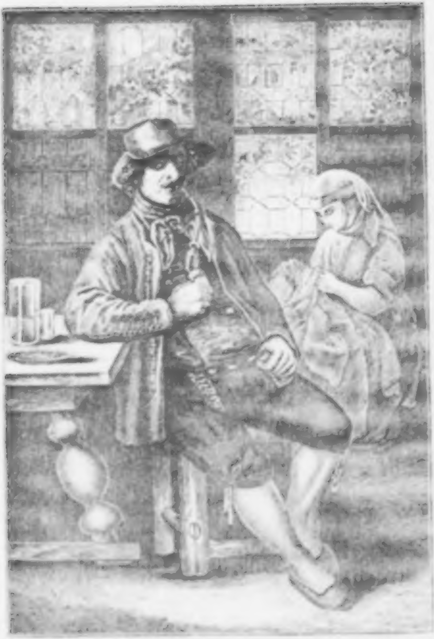
Ich ſchlug die Augen auf und fühlte raſendes Kopfweh. Lilli, in Thränen ſchwimmend, kniete zu meinen Füßen, mir ſtand der Angſtſchweiß in dicken Tropfen vor der Stirn. — „Wie iſt Dir, Max? Kennſt Du mich?“ — „Welche Frage!“ „Aber Du phantaſirteſt, Du haſt geraſet; wer iſt Dejanus? wer Cetbornus?“ — Ich rieb mir die Augen. „Gieb mir ein Glas Waſſer, Zuckerwaſſer und — Dein Kochbuch.“ — „Mein Kochbuch! — Ach Gott, Doktor“, jammerte Lilli, „er iſt noch immer krank!“ — dabei reichte ſie mir das Verlangte. — Ich ſchlug den Artikel „Weincreme“ auf. — „Da haben wir's!“ rief ich aus. „Nimm drei Viertel Quart Rum und ein Glas chen Wein.“ Hole der Teufel den Corrector! das muß offenbar heißen: Nimm drei Viertel Quart Wein und ein Gläschen Rum. Koche mir Kaffee, liebe Frau, und miethe Dir eine Köchin, damit ich nicht vor der Zeit an einem — Druckfehler ſterbe!“

M. T.

Der Tyroler.

Der Teppichhändler und Handſchuhmacher, wie er auf allen Märkten Deutſchlands, ſelbſt in Italien, Frankreich und Schweden erſcheint, iſt ſchon nicht mehr der echte Tyroler von altem Schrot und Korn, wie man ihn daheim in ſeinen Alpen findet. Auch in den von Reiſenden, beſonders den Engländern, durchſtöberten Gründen des ſchönen Berglandes, wovon das reizende Zillerthal am meiſten beſucht wird, trifft ſich nicht mehr die alte Geradheit und Einfalt dieſes freien Volks. Die Gewinnſucht hat den Anwohnern der Landſtraßen eine neue Umgangsweiſe gelehrt, die den Gaſt auf den erſten Anblick wohl angenehmer berührt als die alte ſchlichte, beinahe grobe Offenheit, die aber nicht ſelten Verſchlagenheit durchblicken läßt und hinterher ſich als eine wohlberechnete Kunſt ausweiſt. Seitwärts von den Landſtraßen aber, in den unbeſuchten Thälern, auf den von der Schauluſt ungeſtörten Alpen hauſt noch die alte ungeſchwächte Kraft und Sitte, mit der man es freilich da nicht ſo genau nehmen muß. Gewiſſe mit der heutigen Bildung nicht verträgliche Volksgewohnheiten müſſen oft mit dem Sprichworte: „Ländlich, ſittlich“ entſchuldigt und es muß bei Beurtheilung eines Volks auf ſeinen urſprünglichen Charakter, ſeine Beſchäftigung und die Eigenthümlichkeiten ſeiner Wohnſitze Rückſicht genommen werden. Freilich würde mit obigem Sprichwort, wenn man es immer ſchlechtweg anwenden wollte, auch gar Manches gebilligt werden, welches ernſte Rüge und die Ermahnung zum Beſſern verdient. — Im Allgemeinen ſind die Tyroler ein herrlicher Schlag Menſchen, von gutem ſtattlichen Wuchs, gedrungenem Körperbau, mit kräftigen edlen Geſichtszügen, männlicher Schönheit, geſund und oft von ungeheurer Stärke. Die Schönheit des weiblichen Geſchlechts ſteht dagegen zurück, wenigſtens nach unſern modiſchen Begriffen. Die Weiber haben zwar eine liebliche Geſichtsbildung, weiße Haut und ſchöne Farben des Haars, der Augen, Lippen und Wangen, aber ihre Geſtalten ſind meiſt etwas zu derb und unſchlank, und ihre Füße, als Bergbewohnerinnen, von eckiger Form und bedeutender Größe. Dabei tragen ſie noch ein weites, bäuriſches Schuhzeug. Auch ſteht die Tracht der Frauen zurück gegen die der Männer, welche die am meiſten maleriſche iſt unter allen noch lebenden Volkstrachten Europa's. Der enge Schnürſtiefel, knappe Strumpf, die kurze bebänderte

Hoſe, der reiche Gurt, der grüne meiſt geſtickte Hoſenträger, das weiße Hemd, die mit Silberknöpfen beſetzte Jacke und beſonders der grüne mit Goldſchnur, Bändern, Gemsbart und Hahnenfeder gezierte Hut, geben dem Tyroler — beſonders wenn er, die Büchſe (Stutzen genannt) über der Schulter, zum Schießen zieht — ein eben ſo freundliches, geputztes als ritterliches Anſehen. — Wie in der Tracht unterſcheidet auch an Geſtalt der an der italieniſchen Grenze wohnende Menſchenſchlag, die ſogenannten „Welſch-Tyroler", durch dunkle tiefliegende Augen, kurzen, hageren Körperbau, blaſſer in's Braune übergehender Geſichtsfarbe, ſich zu ſeinem Nachtheil vom deutſchen Geblüt. Das Gebiet der „Wälſchen" erkennt man ſogleich an der geringern Reinlichkeit der Wohnungen, den ſchlechteren Häuſern, obgleich auch die des deutſchen Tyrolers Manches zu wünſchen übrig laſſen. — Was den Mann betrifft, der hier abgebildet iſt, ſo ſieht es bei ihm ziemlich freundlich aus, aber an ſeiner Kleidung gewahren wir nur wenig Maleriſches und gar nichts von den ſo hochgehaltenen Zierden des Hutes. Dieſer Mann iſt aber auch ein Bewohner von Hall, ein fleißiger Bergbauer, der keine Zeit übrig behält zum Raufen und zur Jagd. Der Ackersmann, Hirte und Köhler, ſelbſt der Krämer treiben gleichmäßig das kühne Waidwerk auf Bären, Wölfe und Luchſe, wo ein gutes Schußgeld von der Obrigkeit zu verdienen iſt: für einen Bären oft 30 bis 50 Gulden. Die Jagd auf Gemſen (Gams-Stellen) verzinſt ſich durch Beute an Horn und Haut, aber noch mehr durch die Luſt, welche die gefährliche Verfolgung des Thiers über Abgrund und Felszacken, die man mit Hülfe des Bergſtocks überſpringt und erklettert, gewährt. Selten wird dem Tyroler Schützen, deſſen vortreffliche kurze Büchſe (Stutzen) auf 1200 Schritte nicht fehlt, die Freude und der Ruhm, einen Gemsbock herabzupfeffern, wie man dort zu Lande ſagt, denn dieſes herrliche Wild gehört hier ſchon zu den ausſterbenden Gattungen. — Wenn nun unſer hier abgebildeter Mann weder Feder noch Gemsbart, noch Geldtroddel am Hute trägt, ſo kann er doch ein wohlhabender Bergmann ſeyn und als ſolcher iſt er immer nicht der Letzte; denn unter den drei Haupt-Erwerbszweigen des Tyrolervolks: dem Ackerbau, der Viehzucht und dem Bergbau nimmt der Letztere eine ſehr wichtige Stelle ein. Das Land Tyrol beſitzt eine außerordentliche Menge von Mineralien, wie Graphit, Grünerde, Marmor, Sandſtein, Quadern, Kalk, Alabaſter, Bergkryſtall, Kupfer, Eiſen, Zink, ſelbſt etwas Gold, und von Edelſteinen den Turmalin, den köſtlichen Topas und edle Granaten. So liefert das kleine Bergländchen von nur 516 Quadratmeilen Umfang, worauf nicht ſo viel Leute wohnen als Paris Einwohner zählt, nämlich nicht ganz Million, allein an Ausbeute ſeiner Berge an vier

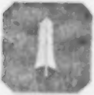


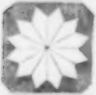
Millionen Gulden Werth. Dazu kommen nun noch jährlich 200,000 Centner Salz, welche eben bei Hall gewonnen werden. — Beſonders iſt es ein Mineral, welches Tyrol im Ueberfluß und beinahe ausſchließlich beſitzt, womit es ganz Deutſchland verſorgt und das in jeder Wirthſchaft, ſelbſt des Aermſten, gute Dienſte thut. Das iſt der Asbeſt oder Bergflachs, auf den in unſeren Feuerzeug-Fläſchchen der Vitriol gefüllt wird. — Der Landbau läßt ſich dagegen auch nicht verſpotten, denn er bringt Vieles und reichlich. An Flachs werden 4000, an Tabak 30,000 Centner erzeugt; das Korn trägt ſechs- bis zehnfach; an Wein werden 560,000 Eimer gewonnen; Obſt iſt im Ueberfluß vorhanden, ſelbſt Feigen; an Oel werden 3000 Centner ausgeführt. Auch blüht der Seidenbau im Etſchthal und um Trient und liefert über 3000 Centner Seide. — Die Viehzucht Tyrols iſt berühmt. Wer kennt nicht das ſchöne Milchvieh dieſes Alpenlandes? — zwar kleiner als das Schweizeriſche, aber von feinerer Geſtalt und doch beſſerer Dauer. Tyrols Weiden und Alpen (Alm) nähren 210,000 Kühe und 100,000 Ziegen, von deren ſüßen Milch die trefflichen Käſe kommen, welche mit den engliſchen wetteifern. Außerdem hält das Land 50,000 Schweine, 15,000 Ochſen, 15,000 Pferde und 214,000 Schaafe zur Maſt, Zucht, Arbeit und Schur. — Solche Zahlen ſprechen deutlicher als lange Beſchreibungen für die Wohlhabenheit eines Volkes. Dabei iſt der Tyroler ſparſam; doch giebt es freilich auch manche Gegenden, wo üble Wirthſchaft mit der Ungebundenheit, und die Neigung zum Trunke mit der angebornen Raufluſt ſich paart. Wie der Gemsbart, der oft mit 6 bis 20 Gulden bezahlt wird, den Jäger und Wohlhabenden bezeichnet, ſo bezeichnet die Hahnenfeder den Raufer, Robler. — Ringen, der Fauſtkampf mit Schlagringen, welche wie unſere Siegelringe am Finger getragen werden, dann beſonders das Hakeln, wo beide Kämpfer ſich mit den hakenförmig gebogenen Mittelfingern anfaſſen und ſich über Zäune, oder andere dergleichen Gegenſtände zu ziehen ſuchen — dieſe Leibesübungen verurſachen, nebſt Schlägereien, viele blutige Köpfe und thun der Rohheit allerdings bedeutenden Vorſchub. — Erwähnen wir nun noch des Branntweintrinkens — auch unſer Mann hat hier neben ſeinem Glaſe ſchwachen Landweins ein Fraſſe (Achtel) dieſes bei ſo heißblütigem Volk gefährlichen Getränkes ſtehen — und dann des noch herrſchenden Aberglaubens, ſo haben wir die Schattenſeiten des ſonſt lieblichen Gemäldes. Leider glaubt der gemeine Mann in Tyrol noch an Hexen, ſo daß bei Gewittern Alles auf den Dörfern läutet und in die Luft nach den böſen Geiſtern ſchießt. Aber auch dieſer Wahn iſt im Abnehmen wie die alte Gewohnheit, Menſchen, welche bei Bränden aus brennenden Häuſern liefen, zurück in die Gluth zu werfen, damit ſie das Feuer nicht nach ſich ſchleppen. Der Vorwurf unſittlicher Liebe, der dem jungen Volk Tyrols gemacht wird, iſt ebenfalls nicht ganz ungerecht und beſonders wird das ſo frühe Heirathen der Mädchen, oft mit zwölf Jahren, dadurch gerechtfertigt, was andererſeits wieder nachtheilig auf die Fortpflanzung eines kräftigen und geſunden Menſchenſchlags wirken muß und in der That ſchon gewirkt hat. — Aber der Mann, der hier vor uns ſitzt, iſt der Bürger eines glücklichen Landes. Er bedarf nicht des Weines der Franzoſen, nicht des Geſpinnſtes der Engländer, nicht des Tabaks der Amerikaner. Sein Land verſorgt ihn mit allen ſeinen Bedürfniſſen und er beſcheidet ſich dabei und lebt unangefochten und in Frieden. Gelüſtet es aber einem Feinde nach ſeiner Milch und ſeinen Feigen, dann greift er zum Beil und zur Büchſe, ſtürzt vom Felſen auf die Eindringenden und hier kommt ihm ſeine ſonſt böſe Rauflust gut zu ſtatten, als Leibesübung. Mit ſeiner Seele aber — wie er ſonſt auch ſeyn mag — war und iſt er immer Gott getreu und ſeinem Landesherren in Noth und Tod. Und das iſt die wahre Sonnenſeite des Tyrolers. S.

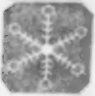
Der Schnee.

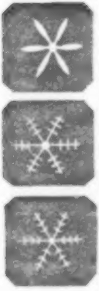
Wie viel Schönes, wie viel Reize mehr hat die Natur, wenn man ſie nicht oberflächlich betrachtet! — Sehen wir einmal den Schnee an, ſo werden Manche meinen: das verlohne ſich wohl nicht ſonderlich der Mühe. O doch!

Wenn zur Winterszeit der Regen vom Froſt erſtarrt, eh' er zu Tropfen wurde, bildet ſich der Schnee. Die Criſtalliſation geſchieht aber, wie Alles in der Natur, ſehr regelmäßig und die Flocken, beſonders die des Staubſchnee's, haben oft eine ſehr beſtimmte ſchöne Geſtaltung. Bei der ruhig kalten Luft ſetzen ſie ſich aus mehreren unter einander ſich verbindenden Eisnadeln zuſammen, wovon meiſt ſechs größere auslaufen, mit denen ſich dann kleinere, gleichſam als Aeſte und Zweige, vereinigen. Je nach der Temperatur, aus welcher dieſe Flocken herunter kommen, und je nachdem ſie in verſchiedenem Luftſtrich Umwandlungen erfahren, werden aber die Geſtaltungen reicher an Verzierung, immer aber iſt eine Beſtimmtheit, eine Ordnung darin. Am beſten erkennt man das, wenn man etwas Schnee, ohne ihn zu berühren, auf einen dunklen, kalten Körper fallen läßt, und dann die Flocken mit dem Vergrößerungsglaſe beſchaut. Wir haben hier ſechs ſolcher Flocken-









Bilder vor uns, die in ihrer Vergrößerung gezeichnet wurden. Damit iſt aber die Bildergallerie des Schnee's keineswegs erſchöpft, wer ihn genau und öfter unterſucht, kann ſich der Verzierungen noch mehrere entnehmen. — Wie der Schnee entſteht, das hat man bei folgendem Verſuch erklärend genug vor Augen. Man löſt in warmem Waſſer ſo viel Salmiak auf, als es irgend aufzulöſen vermag. Dieſe Auflöſung wird in ein tiefes, vorher erwärmtes Gefäß gegoſſen und man läßt ſie hienach an ruhiger Luft erkalten. Da bilden ſich an der Oberfläche bald kleine Cryſtalle, welche ſchwerer ſind als die Flüſſigkeit, in welcher ſie ſchwimmen; ſie fallen daher langſam zu Boden. In ihrem Falle werden ſie indeß merklich größer und gelangen auf den Boden des Gefäßes in großen Flocken. Merkwürdig iſt hierbei, daß dieſe Cryſtalliſation ſich ſehr raſch macht in Flüſſigkeit, welche nicht genug geſättigt iſt, um ſich von ſelbſt zu cryſtalliſiren: die ganze Flüſſigkeit wird ſogleich zum Cryſtalliſiren verleitet. Dem ähnlich, meint man, ſey auch die Erſcheinung in der Luft, wenn es ſchneit. Sind einige Waſſertheilchen durch die Kälte erſtarrt, ſo hat die Cryſtalliſation ihren Anfang genommen; fangen nun dieſe kleinen Cryſtalle, vermöge ihres Gewichts, zu fallen an, führt die Cryſtalliſation fort, und das übrige in der Luft enthaltene Waſſer, welches ſonſt noch ungebunden geblieben wäre, cryſtalliſirt ſich ebenfalls raſch, weil die Cryſtalliſation nun einmal angefangen hat.

Wunderſame Fügung.

Gerhard Sebald war ein Goldſchmied, der früher in einer Stadt Pommerns wohnte, im Jahr 1610 aber nach Roſtock zog, wo er nun ein kleines Haus beſaß und ſich redlich nährte. Seine Wirthſchaft wurde jetzt von Clara geführt, die für ſeine Tochter galt, und außer einer ſehr alten und ſchweigſamen Magd befand ſich weiter Niemand im Hauſe als Erich Heimlen, den Sebald als eine Waiſe zu ſich und in die Lehre nahm.

Es war im Juni 1628, als Meiſter Sebald zu Erich ſprach: „Du wurdeſt geſtern vierundzwanzig Jahr alt, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich umſäheſt in der Welt. Dazu ſcheint mir jetzt gute Gelegenheit, da zumal hier der Arbeit nicht viel iſt, ſo daß ich wohl allein damit fertig werde. Die Kaiſerlichen ſtehen unter Wallenſtein vor Stralſund, die Verheerungen des

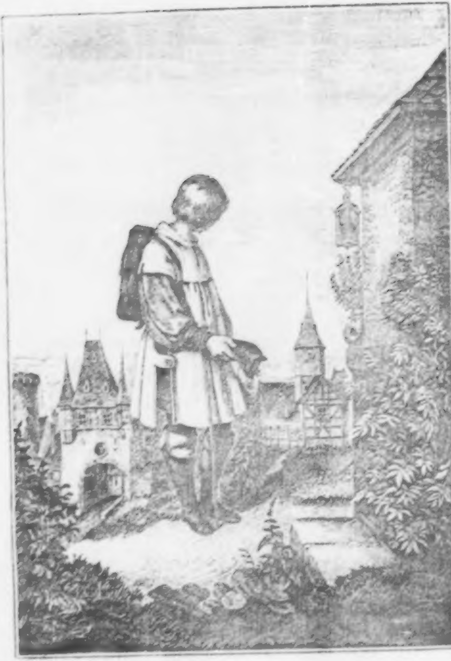
Krieges laſſen in unſrer Gegend nur Wenige an Gold- und Silbergeräth denken, und ſelten werden ſogar die Brautringe. Ziehe alſo in Frieden! und werde geſchickter in Deiner Kunſt da, wo das Glück und die Freude heimiſcher ſind als bei uns!“

Erich ſtand wie vom Donner gerührt und kam lange nicht zu Worte. „Meiſter“ ſprach er endlich, und an ſeiner Rede nagten die unterdrückten Thränen: „Meiſter, gerad' in dieſen Tagen des Unheils ſolltet Ihr mich nicht von Euch ſenden. Wißt Ihr denn, was ſich begeben kann — und ob Euch nicht für alle Fälle in Eurem Hauſe ein Paar junge, kräftige Arme noth thun?“ — „Wir ſtehen in Gottes Hand!“ entgegnete Sebald. „Draußen wirſt Du Arbeit finden und Lohn, den ich Dir, da's hier an Geſchäft mangelt, nicht mehr zu geben im Stande bin. Und wie geſagt, es iſt Dir nützlich; machen wir uns alſo das Herz nicht ſchwer!“

Ach, Erich wär' gern ohne ſolchen Lohn geblieben, denn er ſehnte ſich nach dem größeren — nach Clara. Auch dieſe wurde bleich und roth, als ſie vernahm, daß Erich fort ſolle, und eilend ging ſie in ihr Kämmerlein, ſich dort auszuweinen und ihres Herzens Neigung nicht zu verrathen. Sebald aber hatte dieſe Neigung wohl erkannt, und auch deshalb ſchien es ihm gerathen, daß Erich ſcheide. So geſchah es denn nach wenigen Tagen. Clara nahm von ihm Abſchied in Gegenwart des Vaters und vermochte nicht der Thränen ſich zu erwehren, als ſie nun ſprach: „Gedenk' Unſrer, und halte Dich treu und redlich, daß wir uns freuen mögen, wenn wir uns jemals wiederſehen!“ — und dabei hatte ſie ihm die Hand gegeben und er fühlte ihren innigen Druck. Erich mußte weinen und Thränen waren auch faſt ſeine ganze Sprache, denn er ſagte nur: „Lebt wohl, Meiſter, der Ihr mir Vater war't; lebt wohl, Jungfer Clara! Wenn's Euch wohl geht, vergeßt mich nicht, und geht's Euch ſchlimm, ſo ruft mich!“

Bald ſtand er draußen vor der Stadt und betete inbrünſtig zu Gott, indem er hinblickte auf den Ort, wo er ſein Herz zurückließ. Dann ſchritt er fürbaß, und wiederholte ſich im Gehen Clara's Rede, von der ihm die Worte: „halte dich treu“ die liebſten waren, denn wagte er auch nicht, es ſich zu geſtehen, doch ſchien es ihm, als läge gar viel Hoffnung darin.

Clara ſaß traurig daheim und Sebald ſagte ſeufzend zu ſich ſelber: „Du haſt doch recht gehandelt!“ — Clara war nicht ſeine Tochter. Als Sebald von langer Wanderſchaft zurückkehrte, fand er beide Eltern todt, und nur ſeine liebe Schweſter Kunigunde kam ihm entgegen. Er brachte einen Kunſtgenoſſen mit, Franz Horſolt, der, eines reichen Goldſchmieds Sohn, nach Stockholm wollte, wohin er verſchrieben war. Aber er blieb, und blieb zum Grame Sebald's, denn dieſer ſah, daß ihn Kunigunde hielt, und doch hatte er ſchon deutlich genug bemerkt.

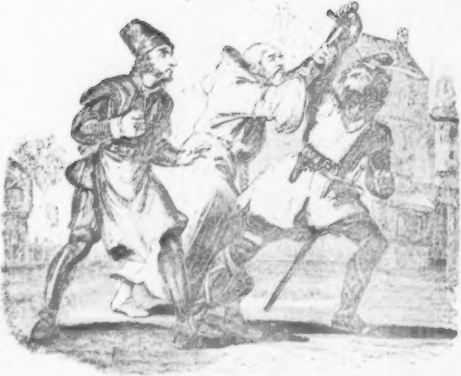


daß dem Horſolt nicht ſonderlich zu trauen war, ihm, der nach Luſt und Prunk, nicht in Genügſamkeit nach den Schätzen des Herzens trachtete. Plötzlich aber hatte er ſich entfernt, und aus Kunigunden's Thränen und Verzweiflung ſprach es, daß er ihr Verführer geweſen. Clara war Horſolt's und Kunigunden's Tochter, und die Mutter ſtarb bei ihrer Geburt. Sebald nahm ſich des Kindes mit aller Sorge an, verließ jedoch mit der alten Magd ſeiner Eltern die Vaterſtadt, die ihm verleidet war. Von einer Ehe ſchreckten ihn bittre Erfahrungen zurück und alle ſeine Liebe hatte er auf Clara und Erich übertragen. Das Mädchen, jetzt achtzehn Jahr alt, kannte das Geheimniß ihrer Geburt nicht, und Sebald mocht' es Niemand ſagen. Es wäre wohl ſein Wunſch geweſen, ſeine beiden Schützlinge zu verbinden; aber er dachte bei ſich: „Wer weiß, ob Erich's Neigung feſt iſt, zumal wenn er Clara's Herkunft erfährt; dann wär's ja möglich, ihr Vater käme einmal wieder und ich hätte da zuviel gethan! Auch iſt's beſſer, daß Erich ſein Glück erſt verſuche; denn du kannſt ihm ja ohnehin, in deiner beſchränkten Lage, keine ſichre Ausſicht eröffnen!“ So hatte er bei ſich überlegt, und hiernach gehandelt, oft noch hinzufügend: „Iſt Erich's Neigung ſtark genug gegen die Anfechtungen des Lebens, ſo kehrt er wieder und Alles ſieht dann beſſer!“

In ſeinem Hauſe war es nun freilich recht düſter geworden, ſeit Erich's Scheiden, und recht ſtill, aber das Toben des Schickſals zog nach wenigen Monden heran.

Wallenſtein hatte mit aller ſeiner Macht Stralſund nicht zu gewinnen vermocht und eilte jetzt den Dänen entgegen, auf Roſtock zu, das er unerwartet überfiel. Die Kaiſerlichen drangen in die Stadt und ein Troß derſelben, von einem Offizier geführt, in Sebald's Haus. Der Offizier ſah Clara — ein Wink von ihm und Soldaten hatten ſie ergriffen und führten ſie dann in das kaiſerliche Lager. Sebald, nichts mehr bedenkend, ſuchte ſein Kind zu retten, aber vergebens; der ſtärkere Gegner überwältigte ihn und eilte von dannen. Doch Sebald, in dem vollſten Grimme und dem Muth, ſich aufzuopfern, ſtürzte ihm nach, mit verdienten Worten der Schmach ihn anrufend. Da zückte der Offizier in wildem Grimm ſeinen Dolch auf ihn; doch in dem Augenblick hielt ein raſch herbei gekommener Mönch ſeinen Arm auf und rief ihm zu: „Was willſt Du thun, Franz Horſolt? die Du raubteſt, iſt Deine Tochter, und dieſer ihr Pflegevater!“

Bebend ließ der Wüthende den Dolch fallen; ihm war plötzlich, als kenne er das Antlitz deſſen, der ihm mit aller Anſtrengung ſeiner Kraft genüber ſtand, und in Erwartung ſtarrte er den Mönch an, der nun fortfuhr: „Dies iſt Gerhard Sebald, einſt Dein Freund, den Du verrathen. Ich war Kuni-



gunden's Beichtiger, kenne Deine Uebelthat an ihr und preiſe Gott, daß er auf dieſer Miſſion, in der ich dem Heere des Kaiſers folgte, mich gewürdigt hat, an einem neuen Verbrechen Dich zu hindern!"

„Um Gott und aller Heiligen willen, fort!" ſtöhnte jetzt voll Angſt Horſolt und wandte haſtig ſich um; ihm folgten Sebald und Pater Cöleſtin. Bald waren die Soldaten erreicht; Clara lag ohnmächtig hingeſunken und neben ihr ſtand Erich, blutend, aber noch immer gegen die Uebermacht kämpfend. Horſolt gebot Frieden und Erich wankte nun näher mit dem Ruf: „Hab' ich's Euch nicht geſagt, Meiſter, daß ich Euch noth ſeyn würde! Ich hörte in der Ferne von dem Unheil, das dieſer Gegend drohe, und es trieb mich unwiderſtehlich zu Euch her!" Tiefgerührt drückte ihm Sebald die Hand und leitete den Ermatteten nach ſeinem Hauſe, während Horſolt Clara auf ſeinen Armen dorthin trug.

In tiefer Zerknirſchung erfuhr er hier die Folgen ſeines Leichtſinns und berichtete dann, daß er, immer mehr in ein wüſtes Leben gerathen, ſich zu Wallenſtein's Heer habe werben laſſen. Von der wunderſamen Fügung überwältigt, wollte er ſogleich ein namhaftes Vermögen ſeiner Tochter geben, die er mit Freuden anerkannte und ihren Bund mit Erich ſegnete.

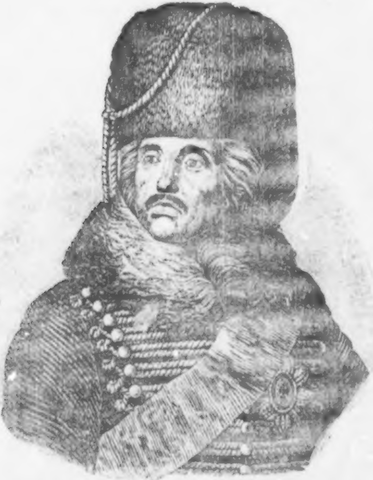
Aber ſeine Kinder, aus Furcht, es hafte Sünde auf dem Gelde, mochten aber nichts annehmen, bis er bewies, daß es ſein ehrliches Erbe ſey. Als dies geſchehen, zogen Sebald, Clara und Erich nach Danzig, dort eine größere Werkſtätte mit Glück anlegend. Nach wenigen Jahren kam auch Horſolt zu ihnen, umgeſtaltet in ſeinem Weſen. Er lebte in demüthiger Reue und ſtarb ruhig im Kreiſe der Seinen, vertrauend der Gnade Gottes. J. Bern.

Tod und Leben.

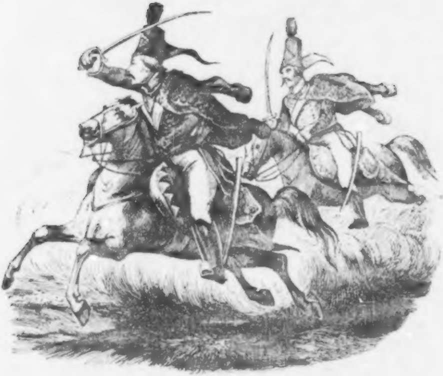
(Gedanken auf einem Kirchhofe.)

Viele und wohl gar die meiſten Menſchen beweint man nur ſo lange, als ihre Leichen noch im Hauſe liegen. Wenn ſie erſt drei Ellen unter der Erde einlogirt ſind, ſpült der Strom des Lebens in den Hinterbliebenen bald Eindrücke und Erinnerungen mit ſich fort. Das iſt frevelnder Leichtſinn, denn die Todten ſollen in unſerm Herzen leben, auch wenn wir chriſtlich nicht für wahr halten, daß wir bei ihnen am längſten ſeyn werden, ſondern feſt glauben, daß der Tod des Todes Ausgang iſt. Dagegen giebt es nicht Wenige, welche Jahre und wohl ihr Lebelang nicht aufhören können, ſich zu härmen und zu grämen um einen geliebten Todten. Sie treiben förmlich Götzendienſt mit ſeinem Grabe und ſind andächtiger und gerührter, wenn ſie den Hügel mit Blumen bepflanzen und dieſe mit Thränen begießen, als im feierlichſten Gottesdienſte in der Kirche. Weiche Seelen rechnen das den Trauernden, und dieſe ſich ſelbſt ſehr hoch an und finden eine Art Wolluſt in ſolchem naſſen Schmerze. Man beſehe es aber bei Lichte, und im Lichte des Chriſtenthums, ſo erſcheint es als eine geradezu irreligiöſe Eigenſucht, als eine Schwäche, gegen die juſt das Chriſtenthum die kräftigſten Mittel bietet. Warum weint, trauert, ſeufzt man ſo unaufhörlich? Weil man ihn nicht mehr hat, weil das Ich, das liebe Ich, den Verluſt erlitt. Wenn man den Todten wirklich und wahrhaft liebt, ſo muß jeder Chriſt den reinſten, kräftigſten Troſt über deſſen Verluſt darin finden, daß er nicht mehr hier, ſondern jenſeits lebt. Iſt das Grab nicht die Wiege für ein höheres, geiſtigeres, glücklicheres, ſeliges Leben? Iſt ihm alſo dort nicht wohler als hier? Und wie darf man weinen und unaufhörlich troſtlos ſeyn, wenn man den geliebten oder die geliebte Todte glücklich, ſelig weiß, glücklicher als hier, frei, erhaben über das kleine, dunkle, vom Wahn und Unſinn umſchränkte Weltenſtück, die Erde mit ihrer wunderlichen Lebens-Komödie? Es iſt natürlich, das heißt in der Beſchränktheit der Natur des Menſchen begründet, daß man weint, trauert, wenn man uns etwas Liebes nimmt, aber es iſt die Kraft des Geiſtes, es iſt chriſtlich und vernünftig, in dem Gefühl und Bewußtſeyn, daß der Todte nun neugeboren iſt für ein beſſeres Leben, Troſt und Muth und — Freude zu finden. Wer das nicht kann, der ſchäme ſich wenigſtens ſeiner Schwäche und des Mangels an lebendiger, wirkſamer Religioſität, der lerne ſeine unchriſtliche und unvernünftige Eigenſucht beſiegen durch Geiſtesmacht, welche wir über kurz und lang ſelbſt brauchen, um kaltblütig unſern Leib der Erde zurückzulaſſen und ſeinen Verluſt zu fühlen, wenn wir dann ohne dieſes Futteral, welches der Geiſt auf der Erde brauchte, zu leben uns bequemen müſſen. An das Heulen und Zähnklappern in der Hölle glaubt kein Vernünftiger mehr, aber man findet am Ende jenſeits eine viel größere Unſeligkeit, wenn wir nicht ohne Körper zu leben uns vorbereitet haben, und nun doch ſo nackt und unbeholfen ohne den geliebten Leib uns behelfen müſſen. — Dies giebt keinen Rückblick, keine mönchiſchen Klaggeſänge auf das Leben und deſſen Pflichten und Spenden hier, ſondern es giebt den heitern Sinn, der uns mit dieſer irdiſchen Erſcheinungswelt ausſöhnt, der uns nicht knechtet und feſſelt an die vergänglichen, flüſſigen Formen; das giebt die chriſtlich erhebende Freudigkeit, die uns an den Gräbern unſerer Lieben tröſtet, die uns ſelbſt Muth verleiht, den Leib zu ſeiner Zeit hinzuwerfen wie einen alten, zu eng gewordenen Rock, die Freudigkeit, welche uns bei allen Verluſten den unerſchütterlichen Beſitz des beſeligenden Bewußtſeyns läßt: daß nach allem Vergänglichen, Verlorenen und Unwiederbringlichen, das Ewige, das Bleibende unſer dauerndes Eigenthum iſt und bleibt. Nun ſo lernt als Chriſten auf eine chriſtliche Weiſe heiter leben und ſterben! — H. Beta.

Hans Joachim von Ziethen.



Der Mann, von dem wir reden wollen, iſt einer von den ſeltnen Helden, welche den unvergeſſenen und unvergeßlichen preußiſchen König Friedrich den Großen in Glück und Unglück auf der großen Siegerbahn begleiteten. Er wurde am 18. Mai 1699 auf Wuſtrau (bei Ruppin), dem Gut ſeines Vaters, Joachim Matthias von Ziethen, geboren und bei den ſchwachen Einkünften, die das Beſitzthum abwarf, in Einfachheit erzogen, ſo daß ſeine Jugendbildung eben nicht zu den feinſten gehörte. Im vierzehnten Jahre trat er als Fahnenjunker in das von Schwendy'ſche Regiment, mußte aber wegen Streites mit ſeinen in Grobheit ausgezeichneten Vorgeſetzten zweimal ſeine militairiſche Laufbahn unterbrechen, bis er in dem von Friedrich Wilhelm I neu errichteten Huſaren-Regiment Lieutenant und bald auch Rittmeiſter wurde. Als ſolcher machte er auf Befehl des Königs bei den Oeſtreichern den franzöſiſchen Krieg mit, dort den Dienſt der ungariſchen Huſaren zu erlernen, und wurde bei ſeiner Rückkunft zum Major befördert. Um dieſe Zeit (1740) beſtieg Friedrich II den preußiſchen Thron, und in demſelben Jahre begann der erſte ſchleſiſche Krieg. Hiermit fängt auch Ziethens Ruhm an, denn nicht lange währte es, ſo ſtieg er nach mehreren glücklichen Waffenthaten zum Obriſtlieutenant, und, als der Obriſt Wurm verdientermaßen verabſchiedet worden, zum Oberſten und Chef des Huſaren-Regiments, das nach ihm das Ziethenſche genannt und unter dieſer Benennung ſo berühmt wurde. Wir wollen denn auch zum Gedächtniß des wackern Regiments auf nächſter Seite ein Paar Alt Ziethenſche Huſaren, in voller Arbeit abgebildet, beifügen. — Die glänzendſten Thaten führte er an der Spitze dieſer Reiter aus, und im dritten Feldzug ließ er die Trompeten derſelben ſogar vor Wien ſchmettern, mußte aber, da Friedrichs Bundesgenoſſen ihn nicht unterſtützten, wieder umkehren; ohnehin ward nicht lange danach der Breslauer Friede geſchloſſen (17. Mai 1742). Der zweite ſchleſiſche Krieg, zwei Jahre darauf, den Ziethen als General-Major antrat, gab dem Helden neue Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, und das Treffen bei Tabor, ſo wie die Einnahme von Budweis und der glänzende aber ſchwere Sieg, den er bei Tein mit zwei Huſaren- und zwei Grenadier Regimentern über 10,000 Oeſtreicher davontrug, machten ihn zum Schrecken ſeiner Feinde. Bewundernswerth aber iſt das Gefecht bei Teinitz. Der Herzog von Lothringen hatte ſeine ganze Armee nach dieſem Punkte zuſammengezogen hier den Uebergang über die Elbe zu erzwingen. Ziethen jedoch und der Obriſtlieutenant von Wedell verhinderten ihn mit einem Bataillon und drei Schwadronen ſo lange daran, bis ſie einſahen, daß alle ihre ausgeſandten Boten, die von den Feinden aufgefangen wurden, nicht zurück kehrten, und es dem Herzoge gelungen war, mehrere Brücken über den Fluß zu ſchlagen, ſo daß die kleine Schaar der Preußen leicht hätte umzingelt werden können. Da endlich

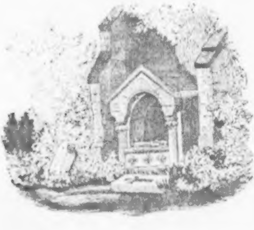


zogen dieſe in völlig geregeltem Marſch zu dem Heere des Königs, der ſofort ſich nach Schleſien wandte. Die Oeſtreicher folgten ihm zwar dahin, wurden aber nach Mähren zurückgedrängt, ſo daß Friedrich in Schleſien die Winterquartiere beziehen konnte. Hier widmete Ziethen die Zeit ganz ſeinem Regimente, bei dem er für jeden Einzelnen faſt väterlich ſorgte, wie ein Beiſpiel erläutern mag. Als ihm einſt in einem Treffen ſein Pferd getödtet wurde, und ein Unteroffizier von dem ſeinigen ſprang, um es dem General anzubieten, ſprach dieſer, indem er ſich den Soldaten anſah: „Nein, nein, behalt' Er ſein Pferd! Er iſt von den Oeſtreichern herübergelaufen; kriegen ſie Ihn, ſo wird Er gehängt!“ Von einem Andern aber nahm er das Pferd an, indem er verſicherte, ihn zu befreien, falls er dadurch den Feinden in die Hände fiele. Alle ſeine Untergebenen nannten ihn denn auch nur den guten Vater Ziethen. Als im folgenden Feldzug ſich das preußiſche Heer in zwei Abtheilungen unter dem König und dem Markgrafen Karl geſchieden, und der erſtere in Frankenſtein, der letztere in Jägerndorf ſtand, zwiſchen welche beiden Orte ſich nun eine feindliche Armee poſtirte, wurde die Vereinigung zur höchſten

Nothwendigkeit, nur wußte man nicht, auf welchem Wege der Markgraf dies erfahren ſolle. Da fiel die Wahl des Königs auf Ziethen, und wie unerläßlich, aber auch wie gefahrvoll dies Unternehmen war, erhellt aus dem Befehl des Königs, daß Ziethen allen ſeinen Huſaren den Auftrag bekannt machen ſollte, damit, wenn auch nur einer nach Jägerndorf entkäme, der Markgraf benachrichtigt würde. Ziethen aber, vertrauend darauf, daß die neue Montirung ſeiner Reiter dieſe den Ungariſchen ſehr ähnlich machte, ſchloß ſich mit faſt beiſpielloſer Kühnheit geradezu dem Feinde an, durchzog das feindliche Lager und wurde erſt am Ende deſſelben erkannt, von wo ihn ein ſchneller Ritt und ein leichtes Gefecht nach Jägerndorf brachte. Nicht minder ſchwierig war nun der Marſch des Markgrafen nach Frankenſtein zu bewerkſtelligen, aber auch dieſer gelang, und Ziethen wurde mit unbeſchreiblichem Jubel im Hauptquartier des Königs empfangen. Kurze Zeit darauf beendete die wichtige, ſiegreiche Schlacht bei Hohenfriedberg den zweiten ſchleſiſchen Krieg. Unbegreiflich bleibt es, wie es nach ſo vielen geleiſteten trefflichen Dienſten dennoch dem Neide gelang, Ziethens Milde und Freundlichkeit gegen ſeine Huſaren, die aber der Gerechtigkeit freien Lauf ließ, als Schwäche und Nachläſſigkeit darzuſtellen und den König gegen den verdienſtlichen General dergeſtalt einzunehmen, daß dieſer Einem, der Ziethens Kriegsthaten hervorhob, entgegnete: „Ich kann doch ſeinetwegen keinen Krieg anfangen! Und im Frieden taugt er in den Teufel nichts!“ Nicht zufrieden aber damit, machte man dem Helden von Teiniz und Jägerndorf noch den Vorwurf der Unwiſſenheit und Unkenntniß, ja Friedrich wollte ihn ſogar einer Verabredung gemäß auf die Probe ſtellen und fragte ihn vor einer großen Geſellſchaft nach den Plänen und Diſpoſitionen bei ſeinen bedeutendſten Gefechten aus. Ziethen, der die Abſichten ſeiner Feinde längſt durchſchaut, ſie aber mit ſtummer Verachtung geduldet hatte, erkannte auch den Zweck dieſer Frage, erwiederte aber kurz: „Wenn ich Stellung und Anzahl der Feinde erfahren, ſeine Abſichten näher beobachtet hatte, griff ich ihn an und ſchlug ihn.“ Ziethen blieb indeß in der Ungnade des Königs, der hierin ſo weit ging, als ihm auf einer Revue ein Angriff der Huſaren mißfiel, auszurufen: „Geht mir aus den Augen, ich mag Euch nicht wieder ſehen!“ Kaum waren ihm dieſe Worte entſchlüpft, ſo kommandirte Ziethen zum Umkehren und ritt mit ſeinem Regiment nach der Stadt zurück; trotz dem fand er ſich unbefangen und heiter im Schloſſe ein, und der König erwähnte jenes Umſtandes nie. Gerade in dieſer Zeit, wo er die Ungnade eines im höchſten Grade verehrten Monarchen ſo tief empfand, ob er es gleich in ſeinen Mienen und Worten verbarg, betrafen ihn kurz nach einander zwei über Alles ſchmerzliche Unfälle, der Tod ſeines achtjährigen Sohnes und der Tod ſeiner geliebten Frau. Am Sarge dieſer Letztern tröſtete er die laut wehklagende Schweſter derſelben, und dann näher zu der theuren Leiche tretend, ſprach er: „Ich verliere viel in ihr, unſäglich viel; Tugend und Schönheit, Geiſt und Häuslichkeit beſaß ſie, doch der Herr nahm ſie zu ſich!“ Das feſte Gottvertrauen, in welchem er auferzogen, und das unvertilgbare Wurzel in ſeinem aufrichtigen Gemüth geſchlagen hatte, ließen ihn jeden Schmerz überwinden. Indeſſen zog er ſich ſeit dieſen Unglücksfällen von ſeinen Geſchäften immer mehr zurück, und wollte gerade in dem Augenblick, da der Krieg von Neuem auszubrechen drohte, ſeinen Abſchied nehmen. Der König, der ſich ſchon mehrere Male nach dem Befinden ſeines Generals erkundigen ließ und einen Boten an ihn geſandt, um ihn zu erforſchen, aber nur die Beſtätigung von ſeinem Entſchluß, den Kriegsdienſt zu verlaſſen, erhalten hatte, konnte und wollte nicht ohne Ziethen in den Kampf gehen und beſuchte ihn perſönlich. Nachdem er dem alten Krieger ſein Unrecht zu beweiſen und mit größter Mühe ihn zu überzeugen geſucht, daß er — Ziethen — die ganze Schuld der Mißſtimmung trage, dieſer aber, ſeines Werths und ſeiner Unſchuld ſich bewußt, nicht darauf eingehen wollte, rief Friedrich in heftiger Gemüthsbewegung: „Mein treuer General wird nicht in dem bevorſtehenden, gefährlichen Kriege die Sache ſeines Königs und ſeines Vaterlands im Stich laſſen. Wir rechnen auf ſeine Anhänglichkeit an Beide!“ — und jetzt war Ziethens Feſtigkeit beſiegt. Er fiel zu des Königs Füßen und ſchwur ihm ewige unverbrüchliche Treue; Friedrich der Große aber riß ihn an ſeine Bruſt und umarmte ihn. Ein erhebender Bund war es, den der König mit ſeinem Feldherrn, den Held und Held hier ſchloſſen, und er währte fortan bis zum Tode. — Ziethen ward zum Generallieutenant ernannt, und der ſiebenjährige Krieg begann (1756). Die blutige aber ſiegreiche Schlacht bei Prag, in welcher Schwerin auf dem Wahlplatz blieb, wurde namentlich durch Ziethens Vorkehrungen gewonnen, wogegen Friedrich bei Kollin auf's Haupt geſchlagen wurde, weil er auf die Rathſchläge des Herzogs von Bevern und Ziethens, welche die Stellung des Feindes genauer kannten, nicht achtete. Ziethen, hier am Kopfe verwundet, focht nach ſeiner Herſtellung, während der König den in die Mark einbrechenden Franzoſen entgegeneilte, unter dem Kommando des Herzogs von Bevern in den unglücklichen Treffen bei Görlitz und Breslau, und rettete nach der Gefangennehmung des Herzogs das 16,000 Mann ſtarke Heer deſſelben nur durch ſein entſchiedenes Auftreten gegen die Maaßregeln des älteſten Generals. Deshalb ernannte ihn der aus der glorreichen Schlacht bei Roßbach wiederkehrende König zum Oberbefehlshaber jener Heeres-Abtheilung. Nachdem die verbundene preußiſche Armee in der berühmten Schlacht bei Leuthen geſiegt hatte, mußte Friedrich wiederum nach der Mark gegen die anrückenden Ruſſen, über welche er bei Zorndorf ebenfalls einen entſcheidenden Sieg davontrug (25. Auguſt 1758), und ließ Ziethen in Schleſien zurück, den er unter mehreren andern vorher auch durch folgendes merkwürdige Schreiben antrieb: „Mein lieber Ziethen. Ein Tag Fatigue in dieſen Umſtänden bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feind in die Hoſen geſeſſen!“ — Aber Ziethen ſaß dem Feinde auch „in die Hoſen“, denn er ſäuberte die ihm anvertraute Provinz durchaus, und hielt ſie glücklich gegen Laudon. In Vereinigung mit dem König bezog er hierauf ein verſchanztes Lager bei Hochkirch, wo wieder nur ſeine Wachſamkeit das gänzliche Aufreiben der preußiſchen Armee bei dem ſo denkwürdigen als unglücklichen nächtlichen Ueberfall der Oeſtreicher verhinderte. Bei dieſem mörderiſchen Kampfe fiel der Huſaren Oberſt von Seelen, an deſſen Bilde Ziethen noch ſpäter vor einer großen Geſellſchaft ausrief: „Der Mann da war mehr werth als wir alle!“ — ein Wort, das ſeine Gerechtigkeitsliebe und Beſcheidenheit von ſelbſt rühmt. Nach einem meiſterhaften Rückzuge ging Friedrich in die Winterquartiere, doch ſchon frühzeitig ſtand er wieder zum neuen Feldzug gerüſtet, der ihm die unglückliche Schlacht bei Kunersdorf brachte, zugleich aber bekannt iſt durch die ausgezeichneten Dispoſitionen des Prinzen Heinrich und Ziethens in Schleſien, die zu einer Vereinigung mit Friedrich führten, ſo daß man bis zum Jahre 1760 eine ſichere Stellung annehmen konnte. Auf den beſchwerlichen Zügen nach Dresden und von Dresden nach Liegnitz leitete Ziethen wie immer mit größter Umſicht die Arrieregarde, und ſeine Tapferkeit und Klugheit in der Schlacht bei Liegnitz, wo das vereinigte Laudon'ſche und Daun'ſche Heer gänzlich geſchlagen wurde, bewirkten, daß Friedrich ihn zum General der Cavallerie machte. Unterdeſſen aber hatten die Ruſſen Berlin beſetzt und Friedrich ſtand bei Torgau einem neuen öſtreichiſchen Heer gegenüber; unſchlüſſig, was er thun ſollte, da Alles auf dem Spiele ſtand, entſchied er ſich auf Ziethens Rath zur Schlacht. Das Heer wurde in zwei Abtheilungen getheilt, die eine befehligte der König, die andere Ziethen. Friedrich führte ſeine Truppen heftig gegen den Feind, doch die ungeheuren Maſſen von Geſchütz trieben ihn mehrmals zurück, ſo daß er bei einbrechender Nacht, obgleich mit dem Entſchluß, am folgenden Tage das Treffen zu erneuern, die Soldaten aus dem Feuer treten ließ. Während der Zeit hatte aber Ziethen auf dem andern Flügel den Feind geworfen, und neu angeeifert durch das Schweigen der Kanonade auf jener Seite der Schlacht, das er als eine Niederlage des Königs deutete, erſtürmte er allein die Siptitzer Höhen, welche er dem Plane zufolge in

Vereinigung mit Jenem nehmen ſollte. Friedrich ſaß indeß unruhig in dem Dorfe Elsnig, ritt endlich in banger Erwartung aus demſelben, ſtieß in der Finſterniß auf einen Offizier, der ihm rapportirte: „Ew. Majeſtät, wir haben geſiegt, der Feind zieht ſich zurück!" — Alsbald ſprang Friedrich vom Pferde und lag in des Offiziers Armen — es war Ziethen, und der greiſe Held vergoß Thränen an der Bruſt ſeines Königs. Als er aber erfahren, daß dieſer nicht geſchlagen ſey, ſondern nur einen Rückzug angetreten habe, ohne doch dem Feinde eine feſte Stellung überlaſſen zu haben, da erſt erkannte er die Größe ihres Siegs und rief ſeinen Huſaren jubelnd zu: „Jungens, der König hat geſiegt, der Feind iſt auf's Haupt geſchlagen. Es lebe unſer großer König!" — und Jene jubelten laut: „König Fritz ſoll leben, hoch! Aber unſer Huſarenkönig, Vater Ziethen, der Huſarenkönig, auch!" — Sogleich wurden die Mark und ganz Schleſien vom Feinde befreit, aber ſchon im nächſten Jahre überſchwemmten Ruſſen und Oeſtreicher wieder die ganzen königlichen Lande, und nun war es Ziethens zuverſichtliches Gottvertrauen allein, das den König aufrecht erhielt, der in ſeiner verzweifelten Lage ſchon im Heldentod ſein einziges Heil erblickte. Nie hatte es ſchlimmer um Preußen geſtanden als am Ende des ſechsten Feldzugs, denn in den königlichen Landen ſelbſt ſchlug zum erſten Mal der Feind ſeine Winterquartiere auf; und dennoch machte der ſiebente Feldzug (1762), in welchem Anfangs die Ruſſen ſich mit Preußen vereinigten, durch die Treffen bei Burkersdorf, bei Reichenbach und Freiberg, die Einnahme von Schweidnitz und die von Kaſſel durch den Herzog von Braunſchweig dem Krieg ein Ende. Der Friede ward im Jahre 1763 auf dem Schloß Hubertsburg unterzeichnet, und nie erhörter Jubel empfing in Berlin die rückkehrenden Sieger, den großen König und den Helden Ziethen. Um ſeine von den mannigfachen Strapazen des Krieges angegriffene Geſundheit wieder herzuſtellen, begab ſich der alte Krieger nach Carlsbad, wo er mit mehreren öſtreichiſchen Generalen zuſammentraf, denen er vor Kurzem noch im Felde gegenüberſtand. Mit Laudon ſah man ihn oft Arm in Arm umherwandeln. Nach ſeiner Zurückkunft in die Hauptſtadt vermählte er ſich, obſchon 65 Jahre alt, zum zweiten Male, und zwar mit einem Fräulein von Platen. Bei dieſer Gelegenheit darf ein Schreiben des Konigs nicht übergangen werden, weil es das Verhältniß deſſelben zu ſeinem alten Kriegskameraden in's hellſte Licht ſetzt; es lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Ziethen. Ich akkordire Euch hierdurch mit vielem Vergnügen den von Euch in Euerm Schreiben vom vierten dieſes gebetenen Conſens zu Eurer vorhabenden Heirath mit dem Fräulein von Platen, und wünſche Euch zu Eurer Verbindung alles Glück und Vergnügen, ſo Ihr nur dazu wünſchen und verlangen möget; wie ich denn, wenn ich wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitfeſt celebriren werdet, ſelbſt dahin kommen würde, um auf ſelbigem zu tanzen. Ich bin Euer wohlaffektionirter König Friedrich. Potsdam, den ſiebenten April 1764." — Im nächſten Jahre ward ihm noch ein Sohn geboren, wie denn überhaupt ſein Alter ſich einer bewundernswerthen Rüſtigkeit erfreute. Im freundſchaftlichſten Umgang mit ſeinem König, verehrt von ſeinen Kameraden, geliebt von ſeinen Angehörigen und Untergebenen, lebte er in Ruhe noch bis 1786, wo er, 87 Jahr alt, am 25. Januar, betrauert von Allen, ſanft entſchlief. — Er war ein echt deutſch-biederber Charakter. Gottesfurcht, ſtrenge Rechtlichkeit, Feſtigkeit und Menſchlichkeit ſchmückten ihn, ja er ging in ſeiner Herzensgüte ſo weit, daß er dem Rittmeiſter, um deſſentwillen er in ſeiner Jugend unverdientermaßen den Abſchied erhielt, nicht nur verzieh, ſondern ihn auch aus dem Elend riß und in ſeinen Schutz nahm. Durch Ziethen's unerſchütterlichen Muth, kaltblütige Faſſung, blitzſchnelles Entwerfen und die ſchleunigſte Ausführung der Pläne ward es zum Sprichwort, bei jedem unerwarteten Zufall zu ſagen: „Das kommt wie der alte Ziethen aus dem Buſch!" — ein Sprüchwort, das ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Gegen ſeine Familie zeigte er ſtets die zärtlichſte Sorgfalt und ſeine Diener behandelte er mit großer Milde. Beigeſetzt wurde ſeine Leiche in der Familiengruft zu Wuſtrau, und in der Kirche ihm ein Denkmal von carrariſchem Marmor gewidmet. Friedrich Wilhelm II ließ ſeine Statüe (ein Werk G. Schadow's) auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin aufſtellen, und manches Antlitz leuchtet vor Freude, wenn es ſich zu dem guten Vater Ziethen wendet, der immer neue Denkmale finden wird in den Herzen der kommenden Geſchlechter.

Anton Gubitz.



Verbeſſerungen an den Koch-Apparaten.

Von Lyme Regis.

Meine Erfindung betrifft 1) Verbeſſerungen an den Kochherden; 2) Verbeſſerungen an jenen Bratenwendern, die durch einen gegen die ſchiefen Flügel eines Rades wirkenden Luftſtrom in Bewegung geſetzt werden.

Fig. 1.

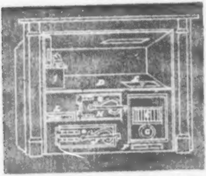


Fig. 1. zeigt die vordere Seite eines nach meiner Erfindung eingerichteten Kochherdes.

Fig. 2. iſt ein Quer- und Fig. 3. ein Längendurchſchnitt von Fig. 1. A iſt der Feuerungsplatz, der mit feuerfeſten Backſteinen gefüttert ſeyn muß und in deſſen Fronte die Stangen B angebracht ſind. An der vorderen Seite dieſer letzteren befindet ſich ein Roſt C, deſſen Stangen zum Theil beweglich, zum Theil unbeweglich eingeſetzt ſind, und zwar ſo, daß die eine Hälfte der Stangen C zurückgezogen werden kann, bis ſie hinter die andere Hälfte zu ſtehen kommt. In letzterem Falle wird das Feuer nach vorn offen ſeyn; dagegen iſt es geſchloſſen, wenn die eine Hälfte der Stangen C ſo verſchoben

Fig 2.

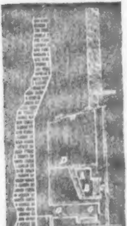
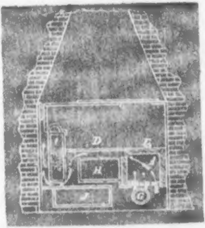


Fig 3.



wird, daß ſie die zwiſchen der andern Hälfte befindlichen Räume ausfüllt. D iſt eine Platte, die zu denſelben Zwecken gebraucht werden kann, wie die gewöhnlichen Ofenplatten. E iſt eine Oeffnung, durch welche das Feuer mit jedem beliebigen Brennmaterial genährt werden kann und die mit einem Deckel verſehen iſt. Nimmt man dieſen Deckel von der Oeffnung weg, ſo kann man einen Theekeſſel oder irgend ein anderes zu erhitzendes Gefäß über die Oeffnung ſtellen. F iſt eine Aſchenlade, mittelſt welcher die Aſche entfernt werden kann. Das Maaß, in welchem dieſe Lade geöffnet wird, beſtimmt die Menge der Luft, die an den unteren Theil des Feuers zutreten kann. G iſt eine Röhre, die von der vorderen Seite des Herdes aus nach rückwärts in den Feuerzug geht, und deren Zweck ich ſpäter angeben werde. H iſt der Ofen. Man wird bemerken, daß der Feuerzug von der einen Seite des Herdes weg über den Ofen hin, dann unter den Keſſel I und hierauf an der andern Seite des Keſſels empor in den Schornſtein ſteigt. Es läßt ſich nicht verkennen, daß dieſe Einrichtung des Feuerzuges für das Braten und Backen ſehr vortheilhaft iſt, denn Fleiſch ſowohl als Gebäck, welche aus einem Apparate dieſer Art kommen, werden nie den unangenehmen Geruch haben, den ſie in gewöhnlichen Brat- oder Backofen nur zu oft bekommen. I iſt ein Bratrohr, welches deutlich genug aus der Zeichnung erhellt. K iſt eine Thür, welche das Reinigen des oberen Theiles des Ofens erleichtert. L iſt eine Thür, bei welcher der Feuerzug unter dem Keſſel ausgeputzt werden kann. Der Keſſel läßt ſich auf irgend eine paſſende Weiſe theils zum Kochen, theils zum Erhitzen des Waſſers, oder auch für beides zugleich einrichten.

Ich gehe nunmehr zur Beſchreibung des zweiten Theils meiner Erfindung, welcher einen eigenen Bratenwender und Brat-Apparat betrifft, über.

Fig. 4 zeigt eine perſpektiviſche Anſicht dieſes Apparates, und Fig. 5 einen Durchſchnitt deſſelben in größerem Maaßſtabe. M iſt der äußere Feuerſchirm, in welchem das Fleiſch oder der ſonſtige zu bratende Gegenſtand aufgehängt wird, und in deſſen Inneres der Koch bequem durch die Thür N gelangen kann, um zu erfahren, wie weit das Braten gediehen iſt. O iſt eine Spindel, die in entſprechenden Lagern PP umläuft. Man kann dieſem Apparat eine ſolche Einrichtung geben, daß eine oder mehrere Speiſen auf einmal gebraten werden können. So ſieht man z. B., daß in Fig. 4 drei Speiſen auf einmal gebraten werden; jede Speiſe hat ihre eigene Pfanne, welche, da ſie von der umlaufenden Spindel getragen wird, ſtets in der geeigneten Stellung unter der

Fig. 4.

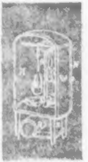
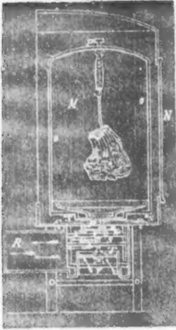


Fig. 5.



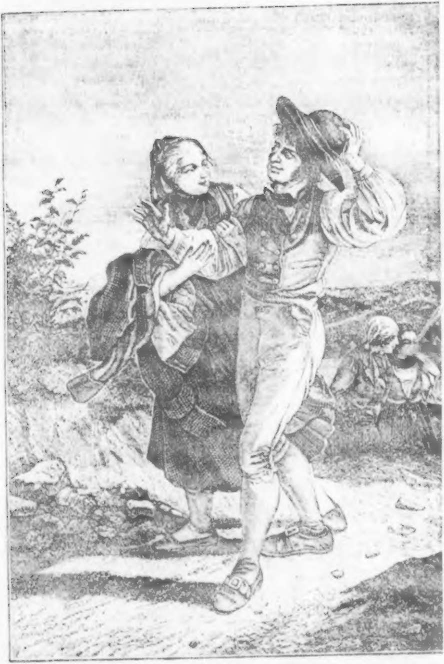
Speiſe, die man gebraten haben will, bleibt. Gemäß der in Fig. 4 erſichtlichen Einrichtung ſteht die Spindel O ſenkrecht. Sie iſt am oberen Ende mit einem Rade Q verſehen, an dem, je nach der Zahl der Speiſen, die man eben auf einmal braten will, eine entſprechende Zahl von Haken angehängt werden kann. In Fig. 5 iſt die umlaufende Spindel O zum Braten einer einzigen Speiſe eingerichtet, es iſt daher auch nur eine einzige Pfanne an ihr zu ſehen.

Die Spindel wird auf folgende Weiſe bewegt: R iſt eine Röhre von ſolcher Größe, daß ſie genau in die Herdröhre paßt. Dieſe Röhre R iſt an der Kammer S, die an dem Boden des Mantels befeſtigt iſt, und in der ſich das Schwungrad T dreht, feſtgemacht. Dieſes Schwungrad iſt jenen ähnlich, deren man ſich an den gewöhnlichen Bratenwendern bedient. Seine Achſe dreht ſich in den Lagern V, welche von den durch die Kammer S gehenden Balken W getragen werden. An der Welle S iſt ein Getriebe befeſtigt, das in das Zahnrad X eingreift, deſſen Welle in den Lagern Y umläuft. An der Welle des Rades X befindet ſich ein Getrieb, das in das Rad Z, welches an der Spindel O befeſtigt iſt, eingreift. Da dieſes ganze Räderwerk in einem Geſtelle aufgezogen iſt, ſo kann man es leicht aus der Kammer S herausnehmen und auch wieder in ſie einſetzen. Wie man ſieht, iſt der untere Theil dieſer Kammer offen, damit die Luft frei zwiſchen den Flügeln des Schwungrades emporſtrömen und hierdurch nicht nur das Räderwerk, ſondern auch die Spindel O und die zu bratenden Gerichte umtreiben kann. Der obere Theil der Kammer S iſt mit einem Deckel °S geſchloſſen. Man wird leicht begreifen, daß, wenn dieſer Apparat dem Feuerherde gegenüber aufgeſtellt wird, und die Röhre R in die Röhre G eingeſteckt iſt, die Luft in den Röhren erhitzt, und dadurch ein raſcher und ſtarker Luftzug erzeugt wird, der den Bratenwender fortwährend in Bewegung erhält. Ich bemerke in Hinſicht auf dieſen Theil meiner Erfindung nur noch, daß der Bratenwender mannigfach modificirt werden kann, ſo lange die Anordnung des Räderwerkes beibehalten wird.

Kirmes-Luſt.

Kirmes! Kirmes! Ein goldenes, lachendes Wort für unſere guten deutſchen Landleute. Wenn der Landmann einen langen Frühling, einen heißen Sommer, einen kärglichen Herbſt hindurch gearbeitet hat, da kommt endlich im Spätherbſt die Kirmes, in welche er alle Vergnügungen und Genüſſe des Jahres zuſammendrängt. Kirmes und Pfingſtbier, das ſind die einzigen Feſte, wo ihm Grundſätze, Herkommen und Mode geſtatten, einmal rückſichtslos alle Schleuſen des Genuſſes zu öffnen. Aber du lieber Gott! an ſeine Arbeit und Scholle gebannt, hat er wenig Genüſſe kennen gelernt; keine Theater, keine Concerte, keine Kunſt-Ausſtellungen, nichts von Spazierfahrten, Badereiſen, und daß er ſchwächlichen Thee mit oblaten-dünnen Butterſchnittchen nicht mag, läßt ſich ihm nicht verdenken. Glücklicher Landmann, der du nur deinen Krug Bier trinkſt, nicht täglich noch ein Paar Dreier dem Deſtillateur als freiwilligen Blaſenzins, und dich durch den Branntwein um die Geſundheit brachteſt, du kannſt heut, am einzigen Kirmestage im Jahr, all' die Dreier zuſammenlegen und du haſt mindeſtens Sechs Thaler, womit du dir und den Deinen, Knecht und Magd nicht ausgeſchloſſen, munteren Sinnes eine Dorf-Kirmes bereiten wirſt, deren Fülle von Freuden bis zur nächſten dir mit gar kräftiger Luſt durch das Gedächtniß zieht!

Alſo heut iſt Kirmes und wir ſehen auf dem Bilde einen luſtigen Kirmes-Bruder, von dem wir nicht ſo übel denken, wie Mancher bei einem oberflächlichen Hinblick vielleicht möchte. Gewiß iſt er noch keiner von Denen, auf die alle zweihundert Redensarten, welche deutſche Zechbrüder bezeichnen, mit einem Male ausgeſchüttet werden könnten. Er „ſchickt noch keine Staffetten nach Speyer", hat „keinen Igel", kein „Krakeel-Waſſer" im Magen, ſchwebt vielmehr nur in einigem Unmaaß von Seligkeit, das er aus zwei Maaß Wein getrunken. Er hat heu' alle Sorgen vergeſſen, aber doch nicht „ſeine Sach' auf Nichts geſtellt" — denn er war fröhlich mit den Seinen. Er geht auch jetzt nicht nach dem Krug, wo Hans und Kunz ſind, und auf den Tiſch ſchlagen und dreſchen, ſtatt mit Flegeln, mit Karten. „Herr Wirth, ein halbes Pfund Glas! Noch eins! noch eins!" Man kreiſcht, jauchzt, foppt, neckt, zankt. Man greift Hanſen's ſchwache Seiten an, ſpricht ehrenrührig von ſeiner Frau, ſeinem Pferde, ſeinen Rüben. Branntwein, der Störenfried, hat ſein Ehrgefühl in die Dummheit geſchraubt; er ſagt ein Wort zu viel, ein Wort giebt das andere, bis die Worte zu ſchwache Waffen werden und man mit Fäuſten d'rein ſchlägt und mit blau anfärbenden Gründen die Weisheit vertreibt. Unſer Martin iſt nicht ſo Einer, er giebt ſich mit dem



Branntwein wenig ab, und wenn er nun zuweilen an ein Glas Wein denkt, ſingt er auch nicht:

„Die liebſte Buhle, die ich kenne,
Die kehrte bei'm Wirth im Keller ein;
Kaum nöthig wär's, daß ich ſie nenne:
Es iſt die Flaſche, voll von Wein! —
Nicht denk' ich, wenn ich die erprobt,
Was ich 'ner andern hab' gelobt!"

Nein, ſo Einer iſt's nicht! — Er war, wie geſagt, fröhlich mit den Seinen, trank ſein Gläschen und noch eins; dann vergaß er nach und nach das Zählen und trank eins zu viel, als es den Spruch des Königs David galt: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz!" und in ſeiner ungeheuern Heiterkeit würde er freilich den für einen Philiſter, oder in landmänniſcher Sprache für einen Duckmäuſer halten, der ihm jetzt in die Quer käme mit dem Spruch:

„Wer zum Tiſchtrunk Fiſchtrunk wählt,
Wird nie von der Gicht gequält!"

— denn der Gicht wird er morgen gewiß ſchon wieder die Wege weiſen mit dem Dreſchflegel, der ihm alle Krankheit aus den Gliedern jagt. — Heute hatte er nun auch gar zu viel Anlaß zu einem Uebrigen: denn er machte das Kirmes- noch zum Verlöbniß-Feſt! Sein Töchterchen, die hübſche Marthe, hat einen Liebſten, den wackern Großknecht Traugott, der unſerm Martin nun ſchon acht Jahre rechtſchaffen beiſtand, und Martin hat Hirn genug, um einen tüchtigen, arbeitſamen Mann für ein Kapitälchen zu nehmen, und Humor genug, um ſein Kapitälchen bei einem ſolchen Schwiegerſohn erſt recht für geſichert zu halten. So ſprach er denn die Beiden heut in aller Willfährigkeit vorläufig zuſammen. Auf das Wohl der jungen Leute mußte dann freilich getrunken werden und Traugott, ſolch' Glück dankbar empfangend, gedachte hiebei ſeiner Eltern, die einſt ſelbſt ein Bauergütchen beſaßen, durch Kriegsunglück aber verarmten und frühzeitig ſtarben. Sie konnten nun dieſſeits nichts vernehmen von Traugott's Freude! — und als ihn die Wehmuth erfaßte in dieſer Erinnerung, als nun eine Thräne in's Glas fiel und Marthe dazu ihre Beiſteuer gab, ſchenkte Martin raſch wieder ein und ging mit dem Beiſpiel, die W des Weh's und Weinens mit dem angenehmen W des Weins zu verſcheuchen, etwas zu haſtig voran. So kam denn die Zeit herbei, wo vor dem Dorf auf der Gänſewieſe das Wettrennen um die ſtattliche Tabakspfeife und hinterdrein der Tanz ſtattfinden ſoll, und dazu gehören doch unſere Leutchen auch. „Alſo vorwärts, Mütterchen, Martchen und Traugott, vorwärts!" — Und nun geht's eben vorwärts auf dem Bilde (das nach einem Gemälde von Jacob Becker iſt, der die Scene belauſchte), und Martin wird immer kreuzfideler; aber zu warm wird ihm auch, und ſeine Hausfrau, die muſterhaft wirthſchaftliche Beate, nimmt ihm gern ſeine Jacke ab, daß er ſich nun mit einem Mal ſo recht kernwohl fühlt in der friſchen ſonnigen Herbſtluft und ihm zu Muth iſt, als tanze er ſchon mit auf der Gänſewieſe. Darüber kommt denn ſeiner Beate doch etwas Beſorgniß in den Sinn, und daß der Weingeiſt ihm ein wenig ſpukt im Giebel, läßt ſich nicht leugnen; aber im Freien und Freuen wird er den Spuk bald wieder los ſeyn — „und's Jahr, was man auch ſagen mag, hat doch nur einen Kirmestag!" — Freilich, die jungen Leutchen, die langſam nachkommen, ſind eigentlich noch ſeliger als unſer Martin; ſie trinken aus dem Becher der Liebe, den ihnen der Himmel kredenzt, und wie ſie da traulich und eng umfangen ſchlendern, kommt's Einem vor, als ſänge Marthchen:

„So manche Blum' im Felde ſteht,
Sie ſcheidet, doch kommt ſie wieder;
So manches Leid die Lieb' angeht,
Doch Scheiden drückt ſie nicht nieder!
In der Fremde ſchützt ſie ein Ringelein,
Doch ſchöner iſt's, bei einander ſeyn!"

Nun, ſo bleibt bei einander und das Dörfchen, was jetzt euch zur Seite liegt, wird euch zum Paradieſe, aus dem ihr nimmer vertrieben werden könnt, wenn ihr — die Liebe nicht vertreibt, und ſo hinaus müßt aus dem Paradieſe durch eurer Sünde Schuld!

Der gebeſſerte Teufel.

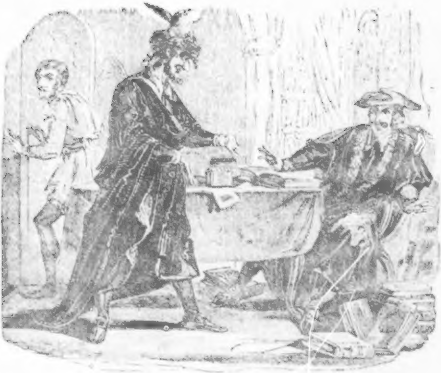
Valentin Trotzendorf, der in den Jahren 1523 bis 1556 Rektor der Schule zu Goldberg in Schleſien war, hatte ſich in der Welt tüchtig umhergetummelt und mit klarem Blick viele Erfahrungen gemacht, die ihn, da er ſie in Nutzanwendung zu gebrauchen verſtand, über ſeine Zeitgenoſſen erhoben. Dabei war er, im derben Ausdruck jener Zeit, guten Humors, was unter Anderem auch daraus erhellt, daß, als er ſeinen erſten Vortrag in der Schule der genannten Stadt hielt, er ſeine Knaben alſo anredete: „Gott grüß' euch, ihr Edlen, Bürgermeiſter, Rathsherren, ihr kaiſerliche, königliche und fürſtliche Räthe! Gott grüß' euch, ihr Künſtler, Gewerbsmeiſter, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpenleut!" Seinen kecken und friſchen Sinn bewahrte er ſich im Wandeln auf Erden bis zum letzten Augenblick, in welchem er noch ſeine Geiſtesgegenwart bewährte. Am 26. April 1556 erklärte er den 23ſten Pſalm und war eben bei der Stelle: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Lebelang, und ich werde bleiben im Hauſe des Herrn immerdar!" — da rührte ihn der

Schlag. Er ſprach noch: „So eben, geliebte Zuhörer, werde ich in eine andere Schul abgerufen!“ ſank um und war todt.

Wir kennen nun den Mann ein wenig und wollen zu einem Vorfall kommen, von dem er ſelbſt gern ſprach. Einer der Lehrer an genannter Schule — er hieß Sebaldus Graßhof — war ſehr im Aberglauben befangen, und obwohl ſich ſein Rektor alle Mühe gab, ihn aus ſeiner Schwäche zu befreien, wollt' es doch nicht gelingen. Wie alle Gelehrte jener Zeit, die ſich einem Hange zu Grübeleien — oder um den jetzigen vornehmen, aber auch bombaſtiſchen Ausdruck zu gebrauchen, dem Studium der „in das Erdenleben hereinragenden Geiſterwelt“ überließen, hatte Sebaldus eine wahre Wuth nach alten Manuſkripten und Büchern, worin dergleichen abgehandelt wurde, und Valentin Trotzendorf, der eine anſehnliche Bibliothek zuſammenbrachte, ließ Jenem davon Nutzen ziehen. Eines Abends — es war Anfangs März im Jahre 1528 — befanden ſich Beide in der Bibliothek, deren Beleuchtung, von der Seite, hauptſächlich auf die Bücher-Repoſitorien gerichtet war. Sebaldus hatte, nach ſeiner Meinung, einen Fund gemacht von der größten Wichtigkeit: ein Buch nämlich, worin in aller Breite abgehandelt war, wie man Geiſter und ſelbſt Teufel citiren könne. Mit freudiger Haſt, aber nicht ohne einiges Fieber der Furcht, ſprach er davon zu ſeinem Rektor, der unterdeß an ſeinem Tiſche ruhig Arbeiten der Schüler geprüft hatte. „Seyd kein Narr, Sebaldus!“ ſagte lachend Valentin Trotzendorf, „wenn wir nicht andere Geiſter hätten, als die, welche auf ſolche Beſchwörungsformeln erſcheinen, ſtänd's übel mit uns, obwohl's wieder gut wäre, wenn die Teufel der Erde immer auf's Citiren warteten!“ — Er nahm bei dieſer Rede dem Sebaldus das Buch aus der Hand und legte es vor ſich hin. „Damit Ihr aber merkt“, fuhr er fort, „daß von dem Pergament da weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten, werd' ich Euch den Teufel berufen mit dieſer Formel; Ihr ſollt dann ſehen, wie er — ausbleibt, was wieder ein gutes Remedium ſeyn dürfte, um Euch von Eurer Thorheit geneſen zu machen.“

Sebaldus Graßhof hörte dies nicht ohne Zittern, weil er ſich aber der Angſt ſchämte und zugleich Reſpekt hatte vor ſeinem Rektor, erwiederte er nichts, und Valentin Trotzendorf begann die Beſchwörung ganz in der vorgeſchriebenen Weiſe. Plötzlich erhob ſich ein Gepolter vor der Thür, dieſe ging auf, und herein ſtürzte lang und dürr — der Teufel. Sebaldus ſuchte eilends ſeine Rettung in den Füßen, auch Trotzendorf war überraſcht, ermannte ſich aber alsbald und rief: „Wer ſeyd Ihr, was wollt Ihr?“ —

„Um Gott und aller Heiligen willen verbergt, rettet mich, Herr Rektor! Ich bin Bartholomäus Brenz, der mit Euch in Wittenberg ſtudirte!“ — Hell auf lachte nun Trotzendorf,



Sebaldus hielt im Laufen inne, und nach wenigen noch gewechſelten Worten wurde der Teufel im Carcer verſchloſſen.

Draußen vor dem Schulhauſe aber lärmte das Volk und drang ſogar ein, wonach ihm Valentin Trotzendorf entgegentrat und es beſcheidete, daß dies Gebäude mehrere Ausgänge habe, der, den ſie ſuchten, alſo muthmaßlich ſchon durch eine andere Pforte ſich weiter entfernt hätte. Dabei ließ er, den Alle achteten, ſich beruhigend mit mehreren Wortführern in Rede ein, wodurch er den Zuſammenhang erfuhr, den er ſich aber, nachdem es ihm gelungen war, die Aufregung der Menge zu ſtillen, von dem aus ſeinem Carcer wieder entlaſſenen und zum Abendeſſen genöthigten Teufel ſelbſt erzählen ließ.

„Mir iſt es“, berichtete Bartholomäus Brenz, „nicht ſo gut geworden, als Euch; doch mag's auch an mir ſelber gelegen haben, wenn ich kein Amt zu erhalten wußte, da ich mich des Leichtſinnes anſchuldigen muß. Nun trieb ich mich bald hier, bald dort um und geſellte mich endlich zu wandernden Faſtnachtsſpielern, mit ihnen geiſtliche Comödien aufführend. Vor wenigen Tagen hier angekommen, ward uns verſtattet, auf dem Rathhauſe ſpielen zu dürfen und wir begannen heute mit dem Weltgericht. Eure Goldberger nahmen es aber für Gotteslästerung, daß endlich der Herr der Heerſchaaren oberhalb unſeres bunten Gerüſtes, unterhalb die Hölle erſchien, wo ich als der Erſte der Teufel die Seelen im Fegefeuer braten ließ. Unſere Zuſchauer geriethen in Grimm, und da ſie des Himmels über mir nicht gleich theilhaftig werden konnten, ließen ſie ihre Wuth an der Hölle aus, ſo daß ich nur mit genauer Noth ihren Händen entſchlüpfte, und, von allen Seiten verfolgt, mich hieher flüchtete, wohl wiſſend, daß Ihr Rektor dieſer Schule geworden. Von Herzen dank' ich Euch jetzt meine Rettung! — aber nun wohin? Des fahrenden Lebens lange ſatt, bedurfte es nur noch des heutigen Begegniſſes, um mich ganz davon zurückzuſchrecken!"

„Wohl iſt's mir im Gedächtniß", erwiederte ihm Valentin Trotzendorf, „daß Ihr allezeit ein lockerer Burſche waret; daß Ihr aber was Tüchtiges gelernt habt und Euch nicht fürchtet, Wahres, ſelbſt unter Anfechtung zu verkünden, iſt mir auch bekannt. Wollt Ihr's nun bei mir als Tertius (dritter Lehrer) verſuchen, ob Ihr Euch halten könnt, wie's einem wackeren Schulmann geziemt, werd' ich Euch herausreißen aus Eurem Ungemach?"

Der arme Teufel ſchlug mit Freuden ein und ward bald ein Muſter in Fleiß und Ordnung, half auch den Sebaldus Gnadbei allmählig von ſeiner Thorheit heilen. Wenn nun Valentin Trotzendorf ſich ſpäter oft der gar willkommenen Hülfe des Bartholomäus Brenz erfreute, pflegte er gewöhnlich zu ſagen: „Es iſt doch ein gutes Glück, daß ich den Teufel zum Tertius gemacht habe!" — was übrigens Bartholomäus Brenz nur bis zum Jahre 1531 blieb, indem er dann Beförderung erhielt.

Theodor Brenz.

Die ehemalige Kaiſer-Pfalz

am Rhein.

Der ehemalige Wibert oder Swibert, deſſen Andenken jedem Deutſchen als einer der erſten Anpflanzer heilig bleiben ſoll, bebaute zuerſt die Rheinau, welche nach ihm Swibertswerder benannt wurde. Schon die fränkiſchen Kaiſer, welche die günſtige Lage des Ortes erwogen, der, vom Rhein umfloſſen, gegen die eindringenden Dänen eine Zuflucht, ein Bollwerk bot, befeſtigten ihn mit Mauern und Thürmen und ſo erwuchs er bald zur Kaiſer-Pfalz an, woher er denn auch ſeinen Namen veränderte. Die Wittwe Heinrich III., Agnes, Herzogin von Aquitanien, zog ſich eben mit ihrem minderjährigen Sohne, dem nachmaligen Heinrich IV., nach dieſem Rhein-Eilande zurück, weil ſie dort eine glänzende ſichere Wohnung

hatte und den Gauen des Reiches, welche ihrer Hülfe am meiſten bedurften, am nächſten lag. Sie kannte die Umtriebe der geiſtlichen Fürſten und hatte durch eine ſechsjährige Staatsverwaltung gezeigt (ihr Gemahl war 1056 verſchieden, indeß wir vom Jahre 1062 reden), daß es ihr weder an Muth noch Umſicht fehle. Hildebrand, Gregor VII., ſaß damals auf dem päpſtlichen Stuhl, deſſen Anſprüche er ſchon einige Jahre früher in Anregung gebracht hatte, wo er aber an dem gewaltigen Heinrich III. einen zu kräftigen Widerſacher gefunden. Jetzt ſuchte er den günſtigen Zeitpunkt, ſein Vorhaben auszuführen, und ſollte das Reich auch zu Grunde gehen, dem er Einfluß und Macht verdankte. Unter Heinrich III. war Deutſchland eine erblich unumſchränkte einige Monarchie, die einzige Form, welche für jene Zeit paßte; die Fürſten waren kaiſerliche Statthalter, welche nach Gutdünken des Herrſchers ernannt und entſetzt werden konnten. Jetzt zog der Papſt die Reichsfürſten in's Bündniß und verſprach denſelben Unabhängigkeit vom Kaiſer, wenn ſie ſeine Abſicht unterſtützen wollten. Die Kaiſerin hatte Winke über die Verſchwörung erhalten, kannte aber die Theilnehmer nicht genau, welche auf verſchiedenen Wegen ſich bei ihr zum Pfingſtfeſte einſtellten, mit ſüßer Rede von Ergebenheit und Treue. Die kaiſerliche Wittwe gab ihren Vaſallen ein großes Mahl und als der Wein wie die ſchöne Maienzeit jedes Herz zur Freude geſtimmt hatte, that Hanno, Erzbiſchof von Cöln, welcher den jungen Heinrich an ſich zu ziehen gewünſcht, den Vorſchlag, mit dem Thronerben eine Luſtfahrt auf dem Rheine zu machen, zu der ſein Wunderſchiff mit farbigen Segeln und ſeidenen Wimpeln einlud. Der Anſchlag gelang, die Verſchwornen führten den Knaben auf's Schiff und entfernten ſich mit vollen Segeln, während die Mutter von einigen andern Großen hingehalten, gnädig den Entführern Beifall lächelte. Endlich ſchöpfte der Knabe Verdacht, begehrte zur Mutter und ſtürzte ſich, als ihm mit Hohnlächeln geantwortet wurde und ſeine Mutter, ebenfalls Verdacht ſchöpfend, vom Ufer um Hülfe rief, in den Rhein. Ekbert von Braunſchweig ſprang ihm nach, rettete ihn mit Gefahr des eigenen Lebens und brachte ihn auf das Verdeck zurück. Ob auch die Kaiſerin in Verzweiflung die Hände rang, ob das Volk ſich verſammelte und am Ufer das ſchnell ſegelnde Schiff verfolgte, Hanno ſegelte mit gutem Winde und erreichte Cöln mit ſeiner Beute ungekränkt, wo er dann bald zeigte, daß er auch ſeine Mitgenoſſen überliſtet und den alleinigen Vortheil des Verbrechens an ſich geriſſen hatte. Wie Hanno im Namen ſeines Gefangenen geherrſcht, wie die koſtbarſten Rechte deutſcher Krone in dem unſeligen Ergebniß verloren gegangen, mag Jeder ſich neu erinnern, wenn er die Thürme beſchaut, über denen der trübe Stern Heinrich IV. aufging. Die Burg ſtand noch lange als Denkmal jener That und ward erſt in neueſter Zeit durch die republikaniſchen Franzoſen abgetragen, als ob ſie mit dem deutſchen Kaiſerreiche erſt fallen ſollten. Die Abbildung iſt getreu nach einer Federzeichnung entworfen, welche ſich in einem Bergiſchen Archive vorgefunden. W. v. Waldbrühl.

Die wirthliche Hausfrau.

Piſtorius hat uns in dieſer Beziehung ein ſehr einfaches Bild gegeben. Man findet in unſern deutſchen Familien, beſonders auf dem Lande, noch oft ſolche alte, ehrwürdige, in ihrem Kreiſe mit vieler Erfahrung waltende Hausfrauen, die in der Regel von den Ihren geachtet und geliebt, von Damen überſpannter Bildung aber meiſt überſehen oder angegähnt werden, wenn ſie es außer Acht laſſen, daß vieles Gähnen den Mund vergrößert. Freilich, unſere Alte da lieſt nichts als Erbſen und Linſen, keine Taſchenbücher und Romane; ſie ſchaut vielleicht nur zuweilen in Gubitz „Volks Kalender“, um ihn dann wieder einmal auszuſchelten, daß er nicht die „Witterung“ nach dem „Hundertjährigen“ anzeigt, was wir alten gemüthlichen Frauen und den alten Weibern unter den Männern recht gern zu Gute halten. Eine Leih-Bibliothek braucht ſie auch nicht, denn ſie hat ein halb Dutzend Mährchen und ein Dutzend andere Geſchichtchen geerbt, womit ſie, ſogar nach zehnmaliger Wiederholung, bei den Enkeln und Enkelinnen immer willkommen iſt; beſonders macht die Sage vom „Hans-Hütchen“ da großes Glück und die durch den Schulmeiſter ſchon aufgeklärten Kleinen nennen ihr Großmütterchen ſo. Vor Allem aber iſt ſie eine der Frauen, die auf Grund des Spruches erzogen ſind: „Mädchen müſſen nach einer Feder über die Zäune ſpringen!“ — denn es gehören gar viele Federn zur Ausſtattung! — Unſer Mütterchen, das allein zu Hauſe iſt, weil eben Kind wie Kindeskind mit auf dem Felde arbeiten muß, erbaut ſich „ganz heimelig“ ſchon daran, wie ſich morgen, am heiligen Sonntage, ſämmtliche Hausgenoſſen an der ſchönen Suppe erfreuen werden; denn eine ſolche wird aus den Wurzeln und Kräutern hervorgehen, wonach dann die tüchtige Hausmannskoſt folgen und nicht fehlen darf, was ein bekanntes Dorfliedchen malt:

„Schön röthlich die Kartoffeln ſind,
Und weiß wie Alabaſter,
Für Menſchenkinder, Schwein und Rind
Ein wahres Magenpflaſter.“

Ein Schälchen Kaffee, verſteht ſich mit Cichorien, trinkt aber Mütterchen auch gern, und weil noch ein Erkleckliches vom letzten Aufguß übrig geblieben iſt, wird's eben bei einigen Kohlen aufgewärmt, damit ſich das alte Herz daran labe, obwohl

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06984/008

der Städter ſolchen Kaffee eben nicht mundlich finden würde, wie's der Schreiber dieſes einmal auch nicht gethan hat. Als Knabe von etwa vierzehn Jahren machte ich mit einigen Schul-Kameraden eine Fußreiſe im Thüring'ſchen. Wir kamen, von einem Gewitterregen, der unſere Haut zu finden wußte, tüchtig eingeweicht, in einen Dorfkrug und beſtellten „recht ſchönen Kaffee für uns!" Es erſchien eine Kanne, eine wahre Rieſin unter ihres Gleichen, wogegen die hier an die Kohlen gerückte ein Kind zu nennen. Das Gebräu wollte uns nun gar nicht hinunter, da aber durchnäßte Leute doch etwas Warmes zu ſich nehmen ſollen, was uns zum Ueberfluß der größte Philiſter unter uns mit doktorlicher Weiſe zu Gemüth führte, tranken wir wie zur Frohne. Auf die Frage, was wir ſchuldig ſeyen, erhielten wir die Antwort: „Neun Pfennige!" — und als dieſe geringe Zahlung gegen die Unmaſſe des Getränks uns zum Gelächter zwang, ſülzte uns die alte Wirthin aus mit den Worten: „Ei, ſeht 'mal! die jungen Herrchen haben ſich gewiß darauf geſpitzt; ich würde ihnen hier ſo einen rechten ſtarken, theuren Kaffee vorſetzen: Proſt Mahlzeit! — bei mir ſollt ihr Krabben Euer Geld nicht durchbringen, den Eltern zu Hauſe wird's Erwerben ſauer genug!" — Da hatten wir mindeſtens den Kaffee ganz umſonſt, denn neun Pfennige war die gute Lehre unter Brüdern werth! — So eine Alte iſt die unſre hier auch, und ich nehme mich deshalb ſehr wohl in Acht, ihren Kaffee näher zu beſehen, weil ſie ohnehin jeden „Toppkieker" abfertigt mit der Sentenz:

„Der Mann muß woll Allen's eten,
Aber nich Allen's weten!"

Da ſie, wie ſchon geſagt, wenig oder nichts lieſt, hat ſie auch das Büchlein: „von der Kunſt, reich zu werden", nicht geleſen; aber ſie hat's von ihrer Mutter und ſagt's ihrer Tochter, daß die ganze Kunſt hauptſächlich darin beſteht, in vielen Kleinigkeiten zu ſparen, und in der Hinſicht iſt ſie ſo praktiſch, als kenne ſie die Erzählung jenes Franzoſen, der klar beweiſt, daß er zu Grunde gegangen ſey, weil ſeine Frau Alles äußerſt wohlfeil gekauft habe; — denn ſie konnte gar nicht aufhören, wohlfeil zu kaufen. Unſere Alte iſt, nach echter Frauen Art, eine geborne Zuſammenhalterin (wie es denn überhaupt zu Gunſten der Frauen ſpricht, daß auf zehn Verſchwender kaum eine Verſchwenderin kommt), und hat dabei doch immer etwas auf der Kante, wie man zu ſagen pflegt; ihre Weihnachts-Aepfel und Nüſſe dauern bis in den Auguſt hinein und auf irgend einer warmen Stelle ſteht allezeit ein gutes Häppchen, was hier und da den Enkelchen zugeſteckt wird, womit ſie denn auch — es iſt gleichſam durch Verjährung ein Großmutter-Recht! — die Enkelchen ein wenig verzieht und die Unarten fördert, indem es, wenn Eines weint oder trotzt, gleich heißt:

„Kindes Hand iſt bald gefüllt,
Kindes Zorn iſt bald geſtillt!" —

und da hat denn's Trotzköpfchen geſchwind ein Leckerbißchen, um die Störrigkeit zu brechen und ſich das ſchreiende Mäulchen zu ſtopfen. Dergleichen iſt eine Schwäche der Gutmüthigkeit, immer aber eine Schwäche, und heilſam für Hausfrieden und Erziehung wär's, wenn Großmütterchen das laſſen könnte. Aber ſie iſt doch übrigens gar zu gut, hat's ganz verlernt, an ſich ſelber zu denken, und wenn einmal ihr letztes Stündlein da iſt, geht ſie ruhig, Kind und Kindeskind ſegnend, aus einem Leben, in welchem ſie rechtſchaffen das Ihre gethan, ſich geplagt und Andern viel Plagen abgenommen hat; ſie hofft mit Zuverſicht auf die künftige Seligkeit, denn an den Worten des Evangeliums zu zweifeln, hatte ſie weder Trieb noch Zeit. — Wo aber ein ſolches Großmütterchen iſt, ſoll man ihr mit dem Maaße meſſen, womit ſie zu meſſen pflegt. Es giebt junge Leute, die gerade gegen ſo gutwillige Alte barſch und garſtig werden, zumal wenn dieſe nun etwa gar nicht mehr arbeiten können. O möchten die Jüngern doch immer daran denken, was Alles dieſe jetzt ſo dürren und unbehülflich gewordenen Hände früher für ſie gethan! — dann verbittern ſie gewiß denen, die ſichtbarlich mit allerlei Schmerzen, mit dem zitternden Haupte und den unrührſamen Gliedern ſchon als nächſte Opfer des Todes bezeichnet ſind, nicht den Lebensabend, entpreſſen ihnen nicht Thränen, die, wenn nun die Alten heimgegangen, den Zurückbleibenden in der Erinnerung brennend und ätzend auf das Herz fallen. Schütze ſich Jeder vor der Wirkung ſo grauenvoller Thränen; ehret, liebet eure Alten, umſtehet ſie dankend in der Sterbeſtunde, haltet feſt ihre Hände zum langen Abſchiede und bewerbt euch um den letzten freundlichen Blick ihres Auges, bis ihr es ihnen ſanft zudrückt; — das iſt ein Gewinn, der aushält, der in eurer eigenen heißen Todesſtunde noch mit dem Oelzweige des Friedens euch Linderung zuweht!

Kinder-Glück und Kinder-Erziehung.

„Wer wäre im Stande, von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen!" ſagt Goethe, und: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolchen iſt das Reich Gottes!" ſagt Chriſtus. Warum ſollten nicht auch wir Veranlaſſung nehmen, heitere und ernſte Worte für ſie und ihre Eltern zu ſprechen!

Seht, wie rundbäckig, blühend, gemüthlich, lieblich ſehen dieſe beiden Kinder aus. Die Schweſter mit dem kleineren Bruder. Sie ſind ſo friedfertig glücklich in dem warmen, lieben Gefühl, Geſchwiſter zu ſeyn und ſchmiegen ſich lächelnd an einander, und wenn's die Eltern und größeren Geſchwiſter ſehen, muß es ihnen eine wahre Freude ſeyn, die ſich mit keinem Gut der Erde erkaufen läßt. Sie müſſen ſich freuen über die reinliche Fülle und die reine Liebe dieſer Kleinen, die unter ihrem Schutze und ihrer liebevollen Pflege aufblühen werden zu guten, herrlichen Menſchen. Man ſieht's den Kindern an, daß ſie nicht mit der Ruthe, ſondern von väterlicher Weisheit und mütterlicher Liebe erzogen werden. Sie ſind deshalb eine ſittliche Anklage für ſolche Eltern, die gleich dreinſchlagen, wenn's ihnen die Kinder einmal ein wenig zu toll machen und das eine heilſame, ſtrenge Erziehung nennen, während doch die Eltern eben auch nur ein wenig toll geweſen ſind. „Unleidliche Kinder und Hunde, die Nachſicht finden zu jeder Stunde!“ — dies derbe Wort unſerer Vorfahren kann nur in ruhigem Erwägen und rechtem Maaß Anwendung finden. Das ſtete Drohen aber und Schlagen, dieſes Dreſſiren durch Furcht und Schrecken, iſt ein ziemlich allgemeines, verkehrtes Treiben ſehr vieler Eltern, wodurch ſie ſtöckiſche, ſtörrige, heimtückiſche Geſchöpfe in die Welt ſchicken, die ihre Verwahrloſung ſchon oft genug in der Kinderſtube kund geben und ſich unter einander zanken, kratzen und balgen und das Fauſtrecht im Kleinen vorüben, um es ſpäter in Bierkneipen und ſonſtigen ſogenannten Vergnügungsorten im Großen anzuwenden. Es ſind hernach oft anmaßende über alle Sitte ſich hinweg dünkende, ja über das „Mein“ alles „Dein“ vergeſſende Burſche, die von der Polizei zur Ordnung gezwungen werden müſſen. Die Schuld geht auf euch zurück, ihr Eltern, die ihr ſie unvernünftig erzogen, verzogen oder ſie verwahrloſen ließet. Wir erinnern euch an den Dieb, der, ehe er gehangen ward, gern ſeine Mutter noch einmal ſehen wollte. Sie ward geholt. Er that, als wollt' er ſie küſſen, biß ihr aber voll Wuth das Ohr ab, weil, wie er ſagte, ſie ihn in der Kindheit habe verderben laſſen. Und wie viele Kinder laufen ſchmutzig und zerriſſen umher, während die Eltern in Putz und Staat ſtolziren! Umgekehrt putzen andere Eltern, oft mit eigener Entbehrung, ihre Kinder wie Affen aus, die man um Geld ſehen läßt. Wie einfach, reinlich, ſchmuck ſehen euch dieſe Kinder hier an! Sie mahnen euch an gute, liebevolle, vernünftige Erziehung, welche durch eine vermittelte und vermittelnde Liebe der Schweſter und zur Schweſter, die ſchon von Natur an gemeſſeneren Schranken hält, die wilden Ausbrüche des Knaben zähmt und ſie endlich ſo weit ſänftigt, daß der Grund gelegt wird zur Selbſtbeherrſchung, dieſer Wurzel des gediegenen Charakters.

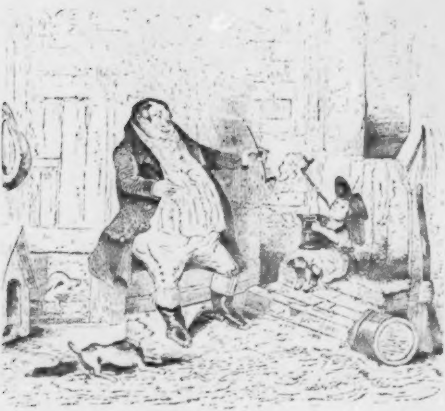
Die Kinder ſpielen gern. Man wehre ihnen das nicht [illegible] und leite aber ihr ſpielendes, heiteres Leben, ohne allzu ängſtlich ihnen dabei die Freiheit zu brechen.

„Bei Kinderſpiel in Einigkeit
Und ſonder Seelenſchaden,
Da ſind die Engel allezeit
Getreue Spielkam'raden!"

das iſt ein recht kindlicher Gedanke eines längſt heimgegangenen Dichters. Wer ſich nicht verjüngt fühlt an einem offen traulichen und herzvergnügten Spiele der Jugend, wobei für ſie nichts da iſt als dieſe luſtgefüllte Stunde, der verſchließt ſich das Himmelreich, das ſich nur denen öffnet, ſo da werden wie die Kinder.

Ein Anderes iſt's aber mit Spielen, die ſich verheimlichen, der Aufſicht zu entkommen ſuchen, wie es der Fall bei dieſen Lotterbuben, die, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, an einer Stelle, die nicht oft betreten wird, eine kleine Kanone abfeuern. Wir haben nichts dagegen, wenn ein tüchtiger Vater ſeinen Jungen bei Zeiten Courage beibringt und ſie lehrt, mit Gefährlichem umzugehen, ja ſie ſogar Pulver riechen läßt; ſie aber dabei ganz frei zu geben und den unkundigen Händen das Pulver anzuvertrauen, das Mauern und Steine und Menſchenleben zerſchmettert, iſt durchaus unverantwortlich. Die Spiele der Kinder müſſen einen unſchädlichen, gefahrloſen Charakter haben, und wenn man ihnen ja etwas erlaubt, wobei Gefahr ſeyn kann, iſt die ſorgfältigſte Aufſicht und Leitung nöthig. Wir können es mit der Kinder Erziehung nicht genau genug nehmen, da von den erſten Eindrücken und Schickſalen das ganze ſpätere Leben abhängt. Wie viele Krüppel, körperlich Entſtellte wanken in der Welt umher, wie viele Gauner und Spitzbuben und liederliche Menſchen verpeſten und entwürdigen das geſellſchaftliche und ſittliche Leben, weil ſie von den Eltern verwahrloſt und planlos erzogen wurden! Wer kann es verantworten, wenn er das zeitliche, oft auch das ewige Verderben derer, die ihm anvertraut waren, auf ſeiner Seele hat! Ihr liebenden Mütter, ihr guten Väter, ſeht euch eure glücklichen, harmloſen Kinder in der Fülle ihrer Geſundheit und Unſchuld an und bedenkt, daß ſie einſt Krüppel und Bewohner von Zuchthäuſern ſeyn können, wenn ihr nicht alle Sorgfalt und Liebe auf deren ſittliche, geiſtige und körperliche Ausbildung verwendet und ſie nicht erziehet in der Zucht und Furcht des Herrn!

Das Wichtigſte und Gefährlichſte iſt aber, wenn Eltern die Nachäffereien ihrer Schwächen und Laſter bei Kindern als ergötzlichen Spaß anſehen, dergleichen unvorſichtig belachen und dadurch begünſtigen. Wir geben zur Betrachtung hier eine Skizze.



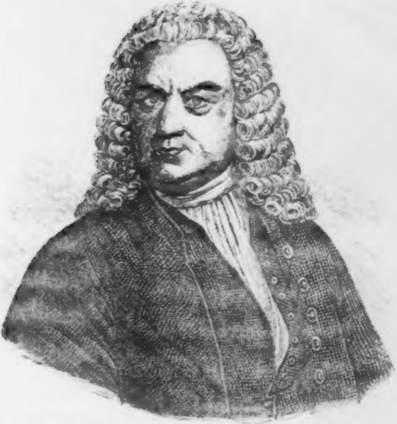
Der Großvater, mit glücklichem Phlegma in den Tag hinein lebend, findet ſeinen dreijährigen Enkel, wie er, ein dürres Reis, das ein wenig des Alten Tabakspfeiſe gleicht, im Munde, vor ſich einen auf tüchtiges Maaß berechneten Bierkrug, eben den alten Herrn ſpielt, der nun bei dieſem Anblick gleich weiß, wo der ihm fehlende Hut geblieben iſt, den das Enkelchen ſich aneignete, um dem Großvater möglichſt ähnlich zu werden. Dieſer will ſich darüber ausſchütten vor Lachen, während das Schwein im Koben vergnügt, das wohl dreſſirte Hündchen aber faſt mit bedenklichem Ausdruck zuſchaut. Die jetzige Nachahmerei des Kindes ließe ſich noch als etwas Unſchuldiges anſehen, aber bald genug wird die Sache ausarten und das Lachen dann den Eltern vergehen, ſo wie, wenn rechte Erziehung eintritt, dem Enkel. Denn leider beſteht die Noth gediegener Lehrer bei guter Führung der Kinder hauptſächlich darin, daß ſie jenen abgewöhnen ſollen, was ſie von den Erwachſenen Uebles annahmen. Beſonders iſt die Heftigkeit vom Uebel; — wer ſeinen Kindern begegnet im Zorne, der tränkt ſie aus einem Laſter Borne!“ — Wer Andere zum Rechten und Guten leiten will, muß ſich — was All' und Jedem als letzte Nothwendigkeit hier übrig bleibt — erſt noch ſelber in tüchtige Schule genommen haben, und wie das erſte Jahr der Ehe das letzte Jahr der Erziehung des Weibes ſeyn ſoll, ſo muß der Mann, ſeinen Kindern gegenüber, die letzten Spuren deſſen, was er an dieſen tadelt, von ſich thun und tief davon durchdrungen ſeyn:

„Das Beiſpiel iſt die ſchickſalsvolle Macht,
Die ew'ges Heil und ew'gen Fluch gebracht!“

Jedem Kinde aber ſoll es eine beſondere Freude ſeyn, auf die innere Stimme achten zu lernen, aus der Gott ſpricht; dann wird es böſe Beiſpiele als ſolche erkennen und ſich nicht gerechtfertigt wähnen mit dem ſündlichen Gedanken: Der und Jener thut dies und das, das darfſt du auch thun; denn wer nicht beſſer handeln will, als Dieſer und Jener, taugt nichts und wird verſunken in Leichtſinn und Laſter, wonach die Folgen in Elend und Strafe nicht ausbleiben. Bertram.

Johann Sebaſtian Bach.

Aus dieſem tief-ernſten Geſichte, dem ſelbſt die Staffel-Locken der mächtigen Perücke nichts von ſeiner Hoheit und Würde rauben können, ſchaut uns der Geiſt der deutſchen Kirchenmuſik an, eine Künſtlerſeele, deren Werke um ſo erhabener, kräftiger und großartiger uns erſcheinen, je zerriſſener, abgeſchmackter und farbloſer die Zeit war, in der er ſich rieſig erhob, beinahe nur auf ſich ſelber geſtützt. Der Aeltervater dieſes Künſtlers war weiland Bäckermeiſter zu Preßburg in Ungarn, und wanderte zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, wegen ſeines Kirchenglaubens angefeindet und verfolgt, aus ſeiner Heimath nach dem lutheriſchen Deutſchland, wo er günſtige Lebensverhältniſſe fand. Johann Ambroſius Bach hieß der ſeiner Söhne, der in Eiſenach Hof- und Rathsmuſikus geworden, dem am 21. März 1685 der Knabe Sebaſtian geboren wurde. Schon in der Knabenzeit, vor ſeinem zehnten Lebensjahre, hatte Sebaſtian das Unglück, binnen wenig Wochen beide Eltern zu verlieren, und wäre ganz ohne Hülfe verkommen, ohne Pflege ſeiner innwohnenden Schöpferkraft aufgewachſen, wenn nicht ſein älterer Bruder, Johann Chriſtoph Bach, der ſchon als Organiſt in Ohrdruff eine Stellung gewonnen, ſich ſeiner angenommen und zu ſeiner Ausbildung den Grund gelegt hätte. Schon im zarteſten Alter zeigte ſich ſeine Liebe zur Kunſt und zur ernſteſten Tiefe derſelben, obwohl zuerſt, wie ſich beim heiligen Criſpinus, der das Leder ſtahl, um den Armen Schuhe davon zu machen,



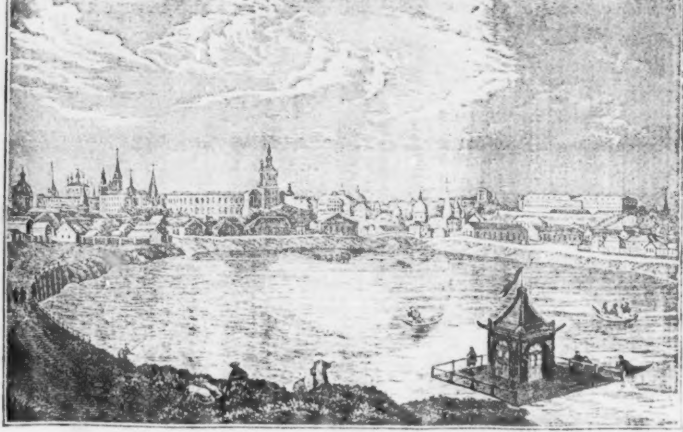
die Frömmigkeit zeigte: was wir nicht für gut finden, gut zu heißen. Seinem Bruder ſtahl er nämlich ein Notenbuch, das die Frobberger'ſchen, Kerl'ſchen und Pachelbel'ſchen Klavierſtücke enthielt, die ihm dieſer nicht mittheilen wollte, und ſchrieb ſich ſolche Nachts, wie man ſagt, bei Mondenſchein ab, eignete ſich daneben auch die Werke an, bis ſein Bruder der Sache inne ward und ihm den Raub wieder abjagte, ohne daß die Künſtler-Eiferſucht ihm die Früchte deſſelben entziehen mochte. Nach des Bruders Tode, der einige Jahre ſpäter erfolgte, wurde der Knabe von ſeinen Pflegern dem Gymnaſium zu Lüneburg übergeben, wo er fleißig den Wiſſenſchaften oblag und nicht ſelten Ausflüge nach Hamburg machte, den daſigen berühmten Organiſten Johann Adam Reinken zu hören, dann nach Celle zu pilgern, wo er in der herzoglichen Kapelle, die damals aus Franzoſen beſtand, Gelegenheit hatte, franzöſiſchen Kunſtgeſchmack zu ſtudiren, was er mit ſolchem Erfolge betrieb, daß ſpäter in allen ſeinen Werken nichts davon zu verſpüren iſt.

Im Jahre 1703 gewann der Jüngling eine Stelle als Hofmuſikus in Weimar; im folgenden Jahre erhielt er den Ruf als Organiſt nach Arnſtadt, wo er vier Jahre weilte und ſich durch eignes Nachdenken, wie im Durchforſchen der Werke der alten Meiſter, namentlich Bruhn's, Bartehuden's und Reinke's, echt volksthümlich zu ſeiner nachmaligen Tonſchöpfer-Laufbahn vorbereitete. Im Jahr 1707 ward er Organiſt in Mühlhauſen, im folgenden Hof-Organiſt in Weimar, wo er, durch den Beifall des Hofes aufgemuntert, nicht nur ſich zum erſten Künſtler auf der Orgel ausbildete, ſondern auch die meiſten Werke für dieſelbe ſchrieb, welche ſpäter von ihm bekannt geworden. Im Jahre 1714 ward er zum herzoglichen Concertmeiſter erhoben und 1717 rettete er die deutſche Kunſtehre, wie Kaiſer Max zweihundert Jahre früher in Worms die deutſche Ritterehre mit der Lanze gen Frankreich verfocht. Der franzöſiſche Organiſt Marchand war in Dresden aufgetreten und hatte durch ſeine Sicherheit und Redſeligkeit Alles verblendet, ſo daß ſelbſt der Hof die höchſten Anerbietungen verſchwendete, um ihn am ſächſiſch-polniſchen Hofe zurückzuhalten. Von einem Gönner des fremden Künſtlers wurde der junge Bach nach Dresden geladen, damit der Franzoſe über das ganze muſikaliſche Deutſchland ſiegprange. Beide Künſtler ſuchten ſich vor dem anberaumten Wettſpiele heimlich zu behorchen, Bach zuerſt Marchand und dann dieſer jenen; als aber der Entſcheidungstag angebrochen, war der Franzoſe auf und davon gereiſt, um ſich nach ſo viel Prahlerei die öffentliche Beſchämung zu erſparen. Bach ſpielte nun allein und erhielt durch den Vorfall ſo viel Ruf, daß er, nach Weimar heimkehrend, ſeine Ernennung zum Köthenſchen Kapellmeiſter fand. Als er in dieſer Zeit eines ſeiner Vorbilder, den hundertjährigen Organiſten Reinke in Hamburg, beſuchte und vor ſelbem ſpielte, äußerte dieſer Jubelgreis entzückt: „Ich dachte, die Kunſt ſey geſtorben, ſehe aber nun, daß ſie in Ihm noch fortlebt!“ Um 1723 berief der Rath der Stadt Leipzig den Meiſter zu ſeinem Muſik-Direktor; bald darauf ward er vom Herzog von Weißenfels in eben dieſer Eigenſchaft gewonnen, bis 1736 der König von Polen, der ih[illegible]ehrmals in Dresden gehört, ihn zu ſeinem Hof-Tonſetzer ernannte. Als ſolcher kam Bach 1747 auf einer Kunſtreiſe nach Berlin und Potsdam, wo er vor Friedrich dem Großen, der auch als Tonkünſtler groß war, ſpielte und einen der Gedanken dieſes Helden auf deſſen Verlangen aus dem Stegreif als Fuge bearbeitete, dann zum Erſtaunen des Königs unvorbereitet über einen eigenen Gedanken eine ſechsſtimmige Fuge ſpielte, die er zur Erinnerung der ihm denkwürdigen Stunde ſpäter im Stich erſcheinen ließ. Anhaltende Arbeit ſchwächte nun nach und nach des Meiſters Geſicht, eine mißlungene Operation aber machte ihn erblinden; hierauf kränkelte er mehr und mehr und ſtarb am 28. Juli 1750 am Schlage. In ihm ſtarb der größte Orgelkünſtler ſeiner, vielleicht auch aller Zeiten, ein Tonſetzer, der beinahe in allen Zweigen der Kunſt unſterbliche Werke hinterlaſſen; was aber die Kirche betrifft, die heilige Kunſt, Werke, deren Tiefe, Großartigkeit und Kunſtvollkommenheit wohl nie übertroffen werden können. Die Menge der Schöpfungen des Meiſters iſt ſo denkwürdig als ſeine Inhaltstiefe, um ſo mehr, da ein großer Theil derſelben noch nicht durch den Druck veröffentlicht, viele noch in Sammlungen verborgen liegen und leider manche für immer verloren gegangen ſeyn werden. Die größten ſind ſeine beiden Paſſions-Muſiken, ſein Magnificat, ſeine Meſſen, ſeine Motetten, deren er fünf Jahrgänge für alle Sonn- und Feſttage ſetzte. Vom gewaltigen Oratorium bis hinunter zum leichten Liede, vom Concert und der Simphonie zum anſpruchsloſen Vorſpiel verſuchte ſich der Meiſter in Allem, ja, legte oft ſeinen hohen Ernſt bei Seite und ſchuf im Kreiſe ſeiner Familie komiſche Lieder und Cantaten, die von köſtlichem Humor ſprudeln, deren einige uns aufbewahrt worden und den Meiſter auch hier bewähren und ſchätzen lehren. — Gebe der Himmel jeder Kunſt ſolche Männer, damit ſie die Ehre der Deutſchen fördern und von dieſen nach Gebühr geehrt werden!

Wilh. von Waldbrühl.

Kaſan.

Dieſe Hauptſtadt der Statthalterſchaft Kaſan (mit noch vier andern Statthalterſchaften ein Königreich gleiches Namens bildend, als eines von den ſechs großen Ländergebieten Rußlands in Aſien) liegt am Fluſſe Kaſanka, der ſich in die Wolga ergießt. — Die Stadt Kaſan beſteht aus drei Theilen: der ſogenannten Feſtung mit den vorzüglichſten Gebäuden (die Kathedrale Blagowätſchenſk, die Palläſte des Gouverneurs und Erzbiſchofs, die Regierungs-Kanzlei, die Kaſerne u. ſ. w.); der eigentlichen Stadt und den Vorſtädten, wozu auch zwei von Tataren bewohnte gehören. Die Feſtung liegt auf der Höhe eines Berges, die Stadt breitet ſich amphitheatraliſch am Abhange deſſelben aus, die Vorſtädte ziehen ſich in die Ebene nach der Kaſanka hinunter. Das Ganze gewährt durch die Lage und den zum Theil rein morgenländiſchen Charakter einen ſehr maleriſchen Anblick. Hier ſaß einſt Pugatſchew im Gefängniß, wußte ſich zu befreien, und erregte, indem er ſich fälſchlich für Peter III (der damals ſchon in ſeiner Haft geſtorben war) ausgab, einen Aufſtand, der Anfangs glückte, ſo daß er ſelbſt Kaſan eroberte, bis er im Jahre 1775 gefangen und hingerichtet wurde; angeblich das einzige Todesurtheil, das unter der Regierung Katharina der Zweiten vollzogen worden iſt. —



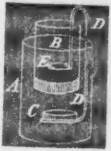
Un
MONT

Als Peter der Große im Jahr 1722 ſich in Kaſan befand, hörte er, daß in der Nähe Trümmer der ehemaligen Bulgariſchen Stadt Bulgar zu finden ſeyen. Er begab ſich ſelbſt dahin, ließ die dort noch vorhandenen Grab- und andre Inſchriften in armeniſcher und arabiſcher Sprache ſorgfältig copiren und, zugleich in's Ruſſiſche überſetzt, nach Petersburg in ſein Kabinet der Alterthümer bringen, traf auch Anſtalten, daß Alles, was von Bulgar noch übrig, möglichſt wieder hergeſtellt und von da ab mit Sorgfalt erhalten werde.

Die Galvanoplaſtik.

Unſern Zeitgenoſſen war es vorbehalten, uns ein leichtes Mittel an die Hand zu geben, ohne beſondere Mühe Medaillen zu prägen, Basreliefs und andere plaſtiſche Gegenſtände in Kupfer darzuſtellen.

Zur Erzeugung galvaniſcher Münzen bedarf man nur eines kleinen Apparats, den man am beſten aus zwei Gläſern zuſammenſetzt und folgendermaßen einrichtet:



A iſt ein großes, wo möglich oben und unten gleich weites Trinkglas, in welches die Kupfervitriol Auflöſung gegoſſen wird, **B** ein kleineres Glas ohne Boden, das mit einem Gypsdeckel verſchloſſen und oben mit einem Kupferdraht befeſtigt wird — in dieſes Glas kommt eine ſehr verdünnte Schwefelſäure (etwa funfzehn Theile Waſſer auf einen Theil Vitriolöl), welche den Zink nach und nach auflöſet, wobei ſich Waſſerſtoffgas entbindet. **D D** iſt ein gebogener Kupferdraht, an deſſen beiden Enden man zwei Kupferſcheiben löthen kann — auf die obere **E** legt man ein Stück Zink, auf die untere **C** die Medaille, worauf ſich der Kupferniederſchlag ablagern ſoll.

Es iſt nothwendig, daß man den Kupferdraht, ſo weit er in die Kupfervitriol-Auflöſung taucht, mit einer dünnen Schicht Wachs umgebe, ſo wie auch die Kupferſcheibe, worauf das Modell der Münze zu liegen kommt, damit der Draht ſowohl als die Scheibe durch das Wachs iſolirt werde, weil ſich ſonſt eine Menge Kupfer darauf abſetzen würde.

Will man ſich nun das Facſimile einer Münze verſchaffen, ſo klatſcht man dieſe entweder in Schriftmetall ab oder in einer Miſchung von

5 Theilen Wismuth,
3 Theilen Blei und
2 Theilen Zinn.

worin die Abdrücke, wenn man erſt einige Uebung hat, ſehr ſauber und ſcharf werden. Man gelangt auch zu demſelben Zwecke, indem man die Münze zwiſchen zwei Stücke ausgewalztes Bleiblech legt, und unter eine Schraubenpreſſe bringt; ich erhielt auf dieſe Weiſe Modelle, an denen die feinſten Details erkennbar waren, — und man hat dabei den Vortheil ſich eine beliebige Anzahl derſelben ſogleich verſchaffen zu können. — Profeſſor Jacobi bediente ſich zu Darſtellung ſeiner Modelle vorzugsweiſe der Stearinſäure, welche er nachher mit Graphit auf der Oberfläche einrieb, oder auch mit Bronzefarben überſtrich; auch kann man Gyps- und Thonmodelle gebrauchen, wenn man ſie nachher mit Blattgold überzieht oder bronzirt; doch ziehe ich die metalliſchen Modelle vor, weil bei den Wachs-, Stearin-, Gyps- und Thonmodellen der Uebelſtand vorkommt, daß, weil dieſe Körper an und für ſich iſolirend wirken, wenn irgend ein Fleckchen des Modells nicht mit Graphit, Bronze oder Blattgold verſehen iſt, dort keine Metall-Ablagerung ſtattfindet, wodurch dann in dem galvaniſchen Abguß ein Loch entſteht. Außerdem habe ich noch ein anderes ſehr leichtes Mittel verſucht, mir für dieſen Zweck taugliche Modelle von Münzen zu bereiten, welches darin beſteht, daß man von einer ſehr dünngewalzten Bleifolie (welche jedenfalls nicht dicker ſeyn darf als Poſtpapier) ein Stück von der Größe der zu kopirenden Medaille abſchneidet, jedoch muß dieſes hinlänglich groß ſeyn, um am Rande etwas übergebogen werden zu können. Man drückt dann behutſam die Bleifolie mehr und mehr an die Medaille, ſucht die Falten zu vermeiden, was leicht geſchieht, indem man ſorgfältig am Rande immer umbiegt, je nachdem durch das ſtärkere Andrücken der Bleifolie dieſe größer geworden zu ſeyn ſcheint, und reibt dann, am beſten mit einem lockeren Bäuſchchen von Watte, die Bleifolie immer feſter auf, bis die feinſten Details der Münze ſichtbar geworden. Dann legt man um die Medaille einen etwa 3 Linien hohen ſteifen Rand von Papier, und gießt ein beliebiges Quantum Gyps darauf. Nachdem dieſer hart geworden, nimmt man den Papierſtreifen ab, ſchlägt nun die Ränder der Bleifolie auf die andere Seite, ſo daß dann der Gyps dadurch eingeſchloſſen wird, und hat auf dieſe Weiſe ein Modell erhalten, daß an Genauigkeit gewiß nichts zu wünſchen übrig läßt, und ſich, namentlich wenn man es mit einer dünnen Reihe von Bleiblech umgiebt, ganz vorzüglich zu galvanoplaſtiſchen Kopien eignet, und den ganz metalliſchen Modellen an Wirkſamkeit kaum nachſteht.

In neuerer Zeit hat auch Spencer ein anderes Verfahren angegeben, um ſelbſt nicht-metalliſche Gegenſtände auf ſehr bequeme Weiſe zur Galvanoplaſtik herrichten zu können; ich führe es hier an, weil ich es bei meinen neueren Verſuchen wirklich bewährt gefunden. — Angenommen, ſagt er in ſeiner Abhandlung, ich wünſchte einen Holzſchnitt zu metalliſiren und dann Kupfer auf ſeiner Oberfläche ablagern zu laſſen (dieſes Beiſpiel gilt für jedes andere Material), ſo iſt die erſte Operation, daß ich in ſtarken Alkohol in einem mit Kork zu verſchließenden Arzneiglaſe ein Stück Phosphor bringe, das Glas ſodann einige Minuten in heißes Waſſer ſtelle und von Zeit zu Zeit umſchüttele; der Alkohol wird beiläufig den 300ſten Theil ſeines Volumens Phosphor auflöſen. Die nächſte Operation beſteht darin, eine ſchwache Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber auf einen Teller oder in eine flache Schaale zu gießen und die geſtochene Oberfläche der Holztafel einige Sekunden lang hineinzutauchen, ſo daß ſich die Flüſſigkeit durch die Wirkung der Capillarität in das Holz hineinziehen kann.

Hierauf muß man eine kleine Portion der geiſtigen Phosphor-Auflöſung in ein Schälchen oder Uhrglas gießen und daſſelbe auf ein Sandbad ſtellen, um die Flüſſigkeit zu verdunſten. Man hält ſodann die Holztafel mit ihrer geſtochenen Oberfläche über den Dampf, wodurch ſogleich eine Veränderung erfolgt. Das ſalpeterſaure Silber wird nämlich desoxydirt und in Phosphorſilber verwandelt, auf welches ſich der galvaniſche Niederſchlag eben ſo ſchnell und ſicher wie auf das reinſte Silber oder Kupfer ablagern kann.

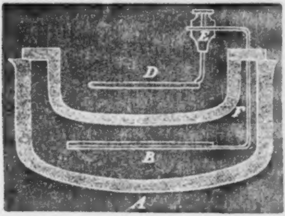
Das ganze Verfahren läßt ſich in einigen Minuten und mit größter Sicherheit des Erfolges ausführen. Die äußere oder innere Oberfläche eines Gyps- oder Thonmodells von einer Statue, wie groß ſie auch ſeyn mag, kann auf dieſe Art ganz leicht metalliſirt werden. Wenn der Gegenſtand nicht ſehr groß iſt, befeſtige ich ihn mit einem Stück Pech oder Kitt an der oberen Wölbung einer Glasglocke und ſtelle dieſe dann über die Schale im Sandbade, worin ſich die Phosphor-Auflöſung befindet; der Phosphordampf verbreitet ſich darin gleichförmig und wird nicht zerſtreut. Man kann auch eine Auflöſung von Phosphor in Aether anwenden, und ſtatt der Silber-Auflöſung eine ſolche von Chlorgold oder Chlorplatin. — Um ſich ſchnell durch einen Verſuch von der Wahrheit dieſer Angabe zu überzeugen, tauche man eine kleine und ſcharfe Gypsmedaille an ihrer Oberfläche in eine ſchwache Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber (ſogenanntem Höllenſtein), nehme ſie ſogleich wieder heraus, befeſtige ſie auf dem Boden eines Trinkglaſes, lege ein Uhrglas mit einigen Tropfen Phosphor-Auflöſung auf etwas heißen Sand, den man in einer Schale bei der Hand haben muß, und ſtelle dann die Mündung des Glaſes über das Ganze, ſo wird man ſehen, daß die Medaille faſt augenblicklich ihre Farbe verändert. Die Operation iſt nun beendigt.

Hat man endlich ein Modell aus einem der angegebenen Stoffe bereitet, ſo legt man es auf die untere Scheibe C im Gefäß

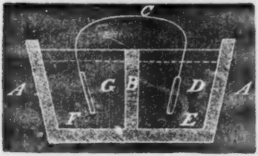
A, ſetzt das Glas B, in welchem Zinkſtücke befindlich, nachdem man es mit ſehr verdünnter Schwefelſäure, wie oben erklärt worden, oder auch mit einer Kochſalz-Auflöſung angefüllt, in das Gefäß A, und ſchüttet in letzteres eine concentrirte Kupfervitriol-Auflöſung, welche etwa einen Finger hoch über den am untern Boden des Gefäßes B befindlichen Gypsdeckel zu ſtehen kommen muß. Auf den Boden des Glaſes A legt man einige Kupfervitriol-Cryſtalle, damit im Verlauf der Operation, wenn durch die galvaniſche Strömung das Kupfer gefällt wird, das freigewordene Waſſer ſie auflöſen könne.

Nach Verlauf von höchſtens zwei Stunden wird man ſchon dies Modell mit einem röthlichen Metallhäutchen überzogen finden, welches in den nächſten acht bis zehn Tagen immer mehr an Dicke zunimmt, und endlich mit Leichtigkeit abgelöſt werden kann, worauf die getreueſte Abbildung des Originals vor unſern Augen liegt.

Spencer ſchlug für größere Verſuche einen Apparat vor, der namentlich zur Erzeugung von Kopien von bereits gravirten Kupfer-, Zinn-, oder Stahlplatten anwendbar iſt.



A iſt ein Gefäß, welches die Auflöſung des ſchwefelſauren Kupfers (Kupfervitriols) enthält. C das innere Gefäß, welches man aus Thon oder Holz nehmen kann, und unten mit einem Gypsboden verſchließt — es muß bequem in das Innere des Gefäßes A paſſen und dient zur Aufnahme der Kochſalz-Auflöſung oder an ihrer Stelle des mit Schwefelſäure angeſäuerten Waſſers. B iſt die Platte, auf welche das Metall galvaniſch gefällt werden ſoll und welche in die Kupfer-Auflöſung untergetaucht ſeyn muß. An dieſer Platte iſt der leitende Kupferdraht F befeſtigt, welcher mit der Bindeſchraube E, woran die in der Salz-Auflöſung untergetauchte Zinkplatte D gelöthet iſt, in Verbindung ſteht. Zu meinen eigenen Er perimenten bediente ich mich eines Apparats, der an Einfachheit, wie mich dünkt, dem andern vorzuziehen iſt, dabei nicht theuer zu ſtehen kommt, leichter zu behandeln iſt und bequemer beaufſichtigt werden kann. — Ich gebe hier eine Zeichnung davon, welche denſelben leicht anſchaulich machen wird.



A iſt ein hölzerner Kübel, der innen ausgepicht iſt und worin ſich eine Scheidewand von nicht zu grobem Gyps (B) befindet. C iſt der Kupferdraht, an deſſen rechtem Ende E ein Zinkſtück angeſetzt worden, das in die Salz-Auflöſung hinabreicht, an deſſen anderm Ende F aber das Modell befeſtigt iſt, doch ſo, daß die zu kopirende Fläche der Gypswand zugekehrt ſey. Die punktirte Linie deutet die Höhe der Kupferlöſung G und die der Salz-Auflöſung D an.

Nachträglich muß ich noch bemerken, daß die intenſive Stärke des galvaniſchen Stroms durch die Dicke der Gypsſcheidewand, und die Feinheit oder Grobheit des Materials, welches dazu angewendet worden, bedingt wird. — Nimmt man zu dieſer Gypswand einen ſehr groben, folglich einen ſehr poröſen Gyps und macht ſie dünn, etwa nur zwei bis vier Linien dick, ſo erfolgt die metalliſche Präzipitation ſehr ſchnell, aber in zerreiblichen, bröcklichen Cryſtallen, die wenig Cohäſion unter einander beſitzen — iſt die Wand aber etwas dicker (etwa ½ Zoll), ſo geht die Wirkung freilich bedeutend langſamer von ſtatten, man erhält aber dafür ein Kupfer, welches eben ſo ſchön und geſchmeidig iſt, als das beſte im Handel vorkommende. — Ich bekam mit einem Gypsboden, der ½ Zoll dick war, in elf Tagen eine Metallſchicht, welche beinahe eine Linie ſtark war, und dem ſchönſten Kupfergepräge gleich kam. Statt der Gypsſcheidewand B kann man auch einen Holzrahmen, der mit Leder, Schweinsblaſe oder Pergament überzogen iſt, einſetzen, nur müſſen dann die Fugen mit einem Aſphaltkitt verklebt werden; dieſe dünne Trennungswand beſchleunigt die Operation außerordentlich, und kann dieſe Schnelligkeit noch dadurch geſteigert werden, daß man die in den verſchiedenen Zellen befindlichen Metalle F und E der Scheidewand auf etwa 8 Linien nähert.

Da bei dem Fortgange des Prozeſſes fortwährend Kupfer aus der Vitriol-Auflöſung ausgeſchieden wird und ſomit die Schwefelſäure im Waſſer zurückbleibt, was bei einer langen

Operation, wenn ſich deren zu viel ſammelt, nachtheilig werden könnte, ſo iſt es beſſer, von Zeit zu Zeit, ohngefähr alle acht Tage, dieſe alte Kupfer-Auflöſung durch eine neue zu erſetzen auch thut man wohl daran, den in der Salz-Auflöſung befindlichen Zink hin und wieder abzuwaſchen, und von ſeiner Oxydkruſte zu reinigen, damit das ſaure Waſſer wieder kräftiger auf ihn einwirken könne. Ueberhaupt iſt es gerathen, um die zu raſche Auflöſung und Zerſtörung des Zinks zu verhindern, denſelben zu amalgamiren, was dadurch geſchieht, daß man denſelben zuvor eine Sekunde lang in ein mit Salpeter- oder Schwefelſäure ſchwach geſäuertes Waſſer taucht, und dann, je nach Maaßſtab der Größe deſſelben, drei auch vier Tropfen Queckſilber darauf gießt, welches ſich ſchnell ausbreitet und am beſten mit dem Finger gleichmäßig darauf verrieben wird. Der Zink bekommt durch dieſe Operation eine dünne Queckſilberſchicht, welche ihn einige Zeit vor der direkten Einwirkung der Säure ſchützt, und ſeine elektro-chemiſche Potenz noch zu erhöhen dient.

Es beſchäftigen ſich viele gewandte Techniker mit der Löſung der ſchönen Aufgabe, die Galvanoplaſtik zum Gemeingut der Induſtrie zu machen, und es läßt ſich von deren Geſchicklichkeit und Ausdauer erwarten, daß wir mit Nächſtem bedeutende Reſultate ankundigen können. Dr. Eduard Stollé.

Der franzöſiſche Advokat.

Don Sanferra, Grand von Spanien, war im Jahr 1651 mit ſeiner Tochter Maria von ſeinen Gütern in Spanien nach Paris gekommen, dort ſich eine anſehnliche Erbſchaft zu ſichern. Seine Schweſter hatte ſich einem Franzoſen vermählt, Antoine Marquis de Richmont, dieſer war, angeblich als der Letzte ſeines Stammes, geſtorben, das große Vermögen ohne Teſtament ſeiner Gemahlin hinterlaſſend, die im Jahre 1650 ſtarb, und ſo wollte nun Don Sanferra den reichen Nachlaß in Beſitz nehmen. François de Langeac, ein junger kluger Franzoſe, der die Rechte ſtudirt hatte, ſah den Spanier öfter mit ſeiner ſchönen Tochter ſpazieren gehen und die Reize der jungen Spanierin machten raſch einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er nach irgend einem Anlaß ſuchte dem ſtolzen Don Sanferra näher zu kommen; es wollte ihm aber durchaus nicht gelingen. Wenn indeß Don Sanferra ſeiner bis dahin gar nicht achtete, Donna Maria hatte den jungen ſchönen Mann wohl bemerkt und ſeine Bemühungen wurden von ihr ohne Worte verſtanden, was dem klugen Franzoſen auch nicht entging.

Weshalb ihr Vater nach Paris gekommen war, wußte er auszukundſchaften, und ſo gerieth er auf den Gedanken, einen

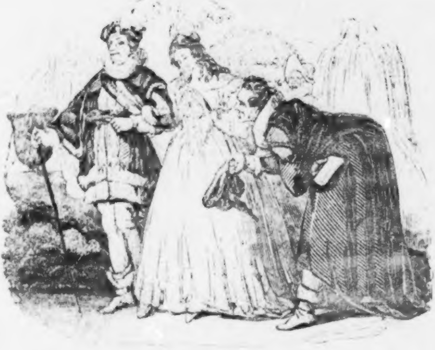
Verſuch zu wagen, ob der Spanier ihn vielleicht als Anwalt in ſeiner Erbſchafts Angelegenheit beſchäftigen und er ſo Gelegenheit finden würde, ſeiner Geliebten ſich zu nähern. Obwohl Don Sanferra wenig oder gar keine Beſuche annahm, auch Langeac ein Paar Mal abgewieſen worden war, wußte er doch den alten ſpaniſchen Diener von der Wichtigkeit deſſen, was er ſeinem Gebieter eröffnen wollte, ſo zu überzeugen, daß er endlich vorgelaſſen wurde, als beſonders auch die Duenna (Erzieherin der Donna Maria) wie zufällig ihn geſehen und ein Wort für ihn geſprochen hatte; ein Umſtand, den die eitle Schlauheit Langeac's ſeinen Hoffnungen ſehr günſtig erachtete.

Mit der verbindlichſten Höflichkeit trug der Franzoſe dem ſtolzen Spanier ſein Anliegen vor, Don Sanferra aber, der nicht nur ſtolz, ſondern auch geizig war, zeigte keine Luſt, einem Anwalt ſeinen Beutel zu öffnen, ſondern erwiederte:

„Mein Herr, die Angelegenheit, welche mich nach Paris rief, iſt ſo klar und einfach, daß ſie keines Advokaten bedarf, um in die Länge gezogen zu werden.“

Langeac ließ ſich indeß nicht ſo leicht abweiſen, redete ſich vielmehr in's Feuer, um darzuthun, daß der Don ſich irre und ungeahnte Schwierigkeiten ſeinen Weg erſchweren könnten, was ihm aber nichts half, vielmehr nur dahin führte, daß der Spanier ſeinem Groll gegen Advokaten immer mehr Luft machte, ſo daß endlich Langeac ſelber empfindlich wurde und ſeiner Dreiſtigkeit keinen Zügel mehr anlegte. Der Spanier horchte doch auf, als er vernehmen mußte, daß der Franzoſe ſein Anerbieten nur zum Vorwande genommen habe, Donna Maria ſich nähern zu können, um die nun Langeac ohne Weiteres ſeine Werbung vorbrachte. Sanferra, ſchon in höchſter Aufwallung, hielt doch ſo weit ſeine Faſſung beiſammen, um den kecken Freier zu fragen: „Iſt Eure Familie, Euer Vermögen der Art, daß Ihr Euren Sinn auf die Tochter eines Grand von Spanien richten dürft!“ — „Warum nicht!“ entgegnete übermüthig Langeac; „ich bin franzöſiſcher Edelmann, habe zwar wenig an Geld und Gut, aber mein Talent verſichert mir Beides, und ich werd' es als Advokat zu gewinnen wiſſen!“ — „So thut's erſt!“ gab ihm Sanferra höhniſch zur Antwort, „und ſorgt zugleich, daß Ihr aus dem niedern Edelmann Euch zu den Höchſten des Reichs erhebt, dann meldet Euch wieder! Was mich betrifft, ſo hab' ich's kein Hehl, daß ich von Federhelden Eurer Art wenig erwarte!“

Damit entfernte ſich Don Sanferra in ein anderes Zimmer und ließ Herrn François de Langeac ſtehen, der ſich nach einiger Ueberlegung in Wuth entfernte und von da an nur überlegte, wie er ſich rächen und doch ſein Ziel erreichen könne.



Nach einigen Tagen, als ſich der Spanier mit ſeiner Tochter im Garten der Tuilerien befand, nahte ſich ihnen, im Coſtüm eines ſpaniſchen Alcalde, Langeac, indem er, der etwas Spaniſch gelernt hatte, in tiefſter Unterwürfigkeit vortrug: er reiſe gerade in die Gegend, wo Don Sanſerra ſeine Güter habe, und frage an, ob ihm vielleicht die Ehre werden könne, irgend etwas dort zu beſtellen oder zu beſorgen! — Dabei aber gab er **Donna Maria** zu verſtehen, ſie möge erlauben, ihr geheim einen Brief zu überreichen. Dieſe wollte im erſten Augenblick nichts davon wiſſen, als ſie aber, ſchärfer hinſehend, ihn erkannte, zog ſie in Schreck und Verlegenheit ihr Taſchentuch, in welches Langeac den Brief ſchob. Sanſerra jedoch, dem das ſchlechte Spaniſch des angeblichen Alcalde ſchon aufgefallen war, bemerkte in ſeinem Mißtrauen etwas von dem Vorgang, und barſch erwiedernd, daß er für ſeine Beſorgungen der Leute genug habe, wandte er ſich in eine andere Allee, während Langeac mit dem Ausdruck von Freude, Spott und Verdruß ſich entfernte.

Kaum waren Sanſerra und ſeine Tochter wieder in ihr Hotel getreten, da forderte Jener den Brief, welchen ſie auf der **Promenade** empfangen habe, und erröthend gab **Donna**

Maria ihn hin, noch uneröffnet. Der Vater löſte das Siege und las:

„Schöne Maria!

Eurer Liebenswürdigkeit huldigend aus vollem Herzen und mit ganzer Seele, iſt es Ziel meines Lebens geworden, Eure Huld zu gewinnen. Euer Vater mißgönnt mir das Glück, um Eure Gunſt mich bemühen zu dürfen, und wenn es nun doch geſchieht, weil es meinem heißen Gefühl für Euch unerläßlich iſt, ſo mögt Ihr — aber nur Ihr allein — erfahren, daß ich nicht bin, was ich bisher ſchien, damit Ihr mich nicht verkennt in dem, was ich jetzt thun muß. Ich ſchmeichle mir, daß meine eifrigen Verſuche, in Eure Nähe zu kommen, Euch nicht völlig entgangen ſind und ſo hoffe ich, dereinſt noch mein erſehntes Ziel zu erreichen, wenn Ihr nicht in Verzweiflung ſehen wollt den, der ſich hier mit ſeinem wahren Namen unterzeichnet als Euer innigſter Verehrer

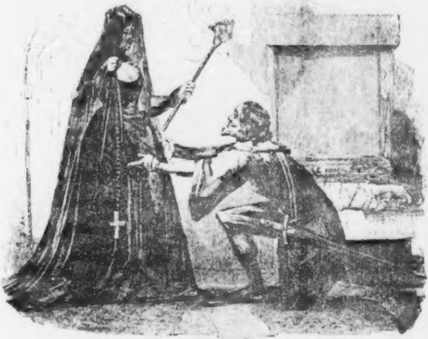
François, Marquis de Richmont, genannt Langeac.

Paris, am 26. Juni 1651.“

Don Sanferra hatte nach Leſung dieſes Billets keinen andern Gedanken, als daß dies der Scherz eines Abenteurers ſey, und ſeine Tochter ausforſchend und erfahrend, daß bisher keine Art von Mittheilung zwiſchen ihr und jenem jungen Manne ſtattgefunden, glaubte er, ſich beruhigen zu können. Am nächſten Tage aber empfing er von ihm eine weitläuftige Darlegung, daß kein Anderer an das Vermögen des verſtorben Antoine, Marquis de Richmont, Anſpruch habe, als er, François, Marquis de Richmont, genannt Langeac. Er ſey — ſo hieß es in jener Darlegung — der Bruderſohn des Letzteren, wie er beweiſen und, da ſeine Mutter noch lebe, auch durch das gültigſte Zeugniß bewähren könne, weshalb denn Don Sanferra auch nicht die geringſte Berechtigung auf den in Rede ſtehenden Nachlaß habe. — Der Spanier wüthete und ſah ſich nun doch genöthigt, einen Anwalt anzunehmen, der indeß die Angelegenheit weder aufklären, noch vermitteln konnte, ſo daß es zu langwierigem Prozeſſe kam.

Henri de Richmont, der jüngere Bruder Antoine's, war kaum ein Jahr nach ſeiner Vermählung im Duell getödtet und ſeine junge Gattin in grenzenloſem Schmerz und fieberhaften Anfällen von einem Knaben entbunden worden, der aber, wie man ihr ſagte, als ſie wieder genas, bald nach der Geburt geſtorben ſeyn ſollte. Langeac behauptete jetzt, er ſey dieſer Sohn und Don Sanferra's Schweſter, die kinderlos blieb, habe, um das Vermögen der Richmont's auf ihre Familie zu bringen, das Kind ihrer Schwägerin bei Seite geſchafft und es einer Bäuerin übergeben, wonach es denn wie verſchollen geweſen. Als die Bäuerin ſtarb, fand François die Briefe der Marquiſe de Richmont, mit denen ſie ihr die Geldſendungen gemacht hatte; die wirkliche Mutter aber lebte noch als Aebtiſſin in einem Kloſter der Bretagne.

François begab ſich jetzt nach jenem Kloſter, und da er, die Verhältniſſe raſch überſchauend, im Sprachzimmer nicht den günſtigen Ort ſah zu ſeinen Entdeckungen und Plänen, wußte er durch Beſtechungen in die Zelle der Aebtiſſin zu dringen. Als dieſe eines Abends hier eintrat, kam ihr François mit aller Vorſicht entgegen, und die Ueberraſchte hörte ihn zitternd an. Was er von Beweiſen hatte, legte er vor und ergänzte ſie mit der wärmſten Beredſamkeit, bis er zu ihren Füßen ſank, um die Anerkennung und den Segen ſeiner Mutter flehend.

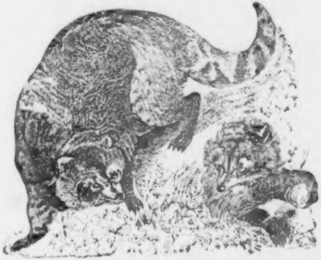


Die beſtürzte Aebtiſſin, Adele de Richmont, wußte Anfangs nicht, was ſie entgegnen ſollte, da aber François unter Bitten und Thränen ſeine Beſtürmungen mit aller Gewandtheit ſeines Geiſtes erneuerte, glaubte ſie in ſich die Stimme der Natur zu vernehmen, ſchloß den wiedergefundenen Sohn in ihre Arme, folgte ihm nach Paris, ſtand bald vor Gericht als unverwerfliche Zeugin, die überall innige Theilnahme erweckte, und das Urtheil ſetzte François, Marquis de Richmont, der auch alle klingenden Hülfsmittel bei den damals ſehr ſeltenen franzöſiſchen Richtern zur Anwendung gebracht hatte, endlich in alle ſeine Rechte ein und ſprach ihm die volle Erbſchaft zu.

Der ergrimmte Sanferra appellirte freilich gegen dieſen Ausſpruch, doch ſein eigener Anwalt erklärte ihm, daß dies unter den obwaltenden Umſtänden von keinem Erfolge ſeyn würde. Da ließ François, deſſen Leidenſchaft für Donna Maria durch die Hinderniſſe, die ſich ihm in den Weg warfen, nur heftiger geworden war, um eine Unterredung bitten; Sanferra war nicht Willens, ſie zu gewähren, auf die Vorſtellungen des Anwalts geſchah es indeß, aber erſt nach einigen Tagen. Es war, wie ſich François ausbedungen hatte, auch Donna Maria, ſonſt aber keine andere Perſon zugegen. François erinnerte nun den Don Sanferra daran, wie er ihm geſagt habe, daß von Federhelden ſeiner Art wenig zu erwarten ſey, und erneuerte dann, da er nun die Bedingung, ein bedeutendes Vermögen nachzuweiſen, erfüllen könne, ſeine Bewerbung. Mit verbiſſenem Aerger lobte nun der Spanier François Geſchicklichkeit und zeigte ſich nicht abgeneigt, ihn zum Eidam anzunehmen, wenn er das Jawort ſeiner Tochter erhalten könne. Dieſe zögerte zwar, endlich aber ſprach ſie ihr Ja aus, jedoch mit dem Vorbehalt, daß er ihr ein offenes Bekenntniß über die von ihm durchgekämpften Anſprüche ablege, ein Wunſch, den auch Sanferra unterſtützte, weil, wie er bemerkte, es doch nun zu einer Ausgleichung käme und der Nachlaß ein und derſelben Familie angehöre. François wollte erſt durchaus nicht darauf eingehen, ſondern behauptete: es ſey Alles ſo, wie er angegeben habe; als indeß Donna Maria nicht daran glaubte und hinſichtlich ihres Jaworts ſich mit Empfindlichkeit auf ein Jahr Bedenkzeit zurückzog. konnte er, da ohnehin ſeine Eitelkeit mit im Spiele war, nicht widerſtehen, und bekannte, ſich darauf verlaſſend, daß keine vor Gericht gültigen Zeugen vorhanden, er alſo immer wieder ſein Geſtändniß ableugnen könne, daß jene Aeußerung Don Sanferra's über Federhelden ihm zur Herausforderung geworden ſey. Er habe demnach Erkundigungen eingezogen über die Familie des Marquis Antoine de Richmont und darauf ſeinen Plan gebaut. Oefter mit Beifall von den Zuhörern belohnt, fuhr François fort, genau alle die Schliche und Wege anzuzeigen, wie er ſich falſche Dokumente verſchafft und eine angebliche Mutter gewonnen habe. Während er noch im beſten Reden war, öffnete ſich plötzlich eine Tapetenthür und vier ſehr achtbare Zeugen ſtellten ſich ihm entgegen. Das Wort ſtockte ihm im Munde, aber Sanferra ergriff es und ſprach: „Wir haben Euch, auf den Rath und die Anordnung meines Anwalts, mit eigenem Maaße gemeſſen! — Da ich indeß das Unweſen hieſiger Gerichtsbarkeit kennen lernte und überdem mich ſchuldig fühle, weil ich damals den harten Ausdruck gegen Euch brauchte, ſo biete ich Euch hiermit, Eure Geſchicklichkeit anerkennend und belohnend, die Summe von einer halben Million Francs gegen die ſchriftliche Anerkennung meines vollſten Rechts auf den ganzen Nachlaß des Marquis Antoine de Richmont." — François war in ſeinem eigenen Netze gefangen, und um nicht Alles wieder zu verlieren, ging er den Vertrag ein, der ſogleich von dem Anwalt und allen Zeugen mit unterſchrieben wurde. — Als nun aber François ſich an Donna Maria wandte, ſagte dieſe mit der freundlichſten Verneigung: „Herr François de Langeac, Ihr habt mir gezeigt, wie viel von Eurer Klugheit zu fürchten iſt, erlaubt mir demnach, daß ich mich ſo weit wie möglich von ihr entfernt halte und der Hoffnung lebe, daß dieſe die erſte und letzte Eurer Intriguen iſt, in der ich ſo unglücklich war, gezwungen mitzuſpielen!" — François de Langeac zog mit dieſem Beſcheid raſch ab, und hielt es, nachdem er ſeinen Sündenlohn empfangen hatte, doch für gerathen, ſich aus Frankreich eilend zu entfernen.

H. Gibl.

Der nordamerikaniſche Waſchbär.



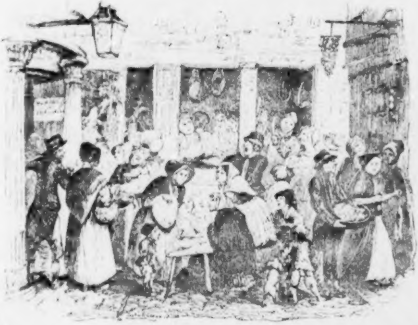
Der Waſchbär iſt ein Mitteldimg zwiſchen Dachs und Bär, nicht ſo träge wie jener und lebendiger wie dieſer in den Bewegungen. Beiden gleicht er darin, daß er nur Abends und Nachts auf Beute ausgeht. Er iſt graubraun mit weißlicher Schnauze und einem braunen Streifen durch die Augen; der

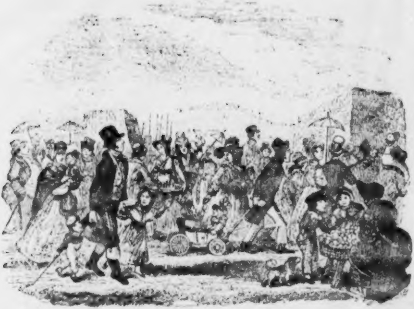
Schwanz hat auf gelblichem Grunde fünf bis ſechs ſchwarze Ringel. — Dies Thier iſt bis jetzt bei ſeinem Treiben in der Freiheit noch wenig beobachtet worden, ſo daß unſre Naturforſcher, wenn ſie etwa einmal ihre Verſammlungen nach Nord-Amerika verlegen, wohl thun würden, nicht alle ihre Kräfte bei Tage in ſchönen oder langen Reden und bei Feſtlichkeiten zu verbrauchen, damit ſie Nachts Forſchungen anſtellen können und wir etwas mehr erfahren über den Waſchbär, der bis zum funfzigſten Grade in Nord-Amerika noch häufig genug zu finden iſt. Seinen Namen hat er von der auch nach der Zähmung noch immer wahrzunemenden Eigenthümlichkeit, Alles, was er genießen will, erſt in's Waſſer zu tauchen, wonach er es mit den Pfoten reibt. Wenn man ihm nun ein Stück Zucker giebt und er ſein Experiment damit macht, ſoll es höchſt komiſch ſeyn, wie er ſich plötzlich verwundert, daß er nichts mehr hat. Bei jedem andern Stück Zucker wiederholt er aber dennoch ſein Verfahren, und noch konnte in keiner Menagerie ein Wärter ihm ſo viel chemiſche Kenntniß beibringen, um dem Waſchbär ſeinen Zucker zu retten. Ueberhaupt wird er nie vollkommen zahm; es behagt ihm zwar ſehr, wenn man ſeine Gelüſte erfüllt, aber der Wärter hat dafür doch wenig Anhänglichkeit zu erwarten, was indeß dem Waſchbären nicht zu verargen iſt, da man ſogar unter den Menſchen, in Bezug auf nicht vorhandene Anhänglichkeit für geleiſtete Dienſte, noch verſchiedene waſchbärige antrifft. Man will ſogar bemerkt haben, daß die derzeitige Kultur dieſe üble Eigenſchaft nicht zähmt, ſondern verſtärkt.

Etwas vom Sonntage.

„Sechs Tage ſollſt du arbeiten und alle deine Dinge beſchicken, aber am ſiebenten iſt der Sabbath (Ruhetag) des Herrn, deines Gottes." Dieſen Spruch wird Jeder kennen und nicht Jeder danach thun, ſelbſt wenn wir willfährig, nach Art der Verhältniſſe, eine verſchiedene Auslegung des Sinnes in jenem Spruche zuläſſig finden. Arbeiten ſoll der Menſch, ſoll ſorgen für ſich und die Seinen, wozu auch gehört, daß er ſich und die Seinen hinweiſe auf den, der für uns Alle ſorgt. Aus dem Herzen muß das kommen, nicht bloß eine Gewohnheit, oder gar ein Zwang ſeyn; es muß nicht bloß in der Form, ſondern in der Wahrheit geſchehen, daß man im Vertrauen auf Gott mit ihm vertraut werde und bleibe. — Erholen auch ſoll ſich der Menſch von den Mühen des Lebens, aber wie ſoll er es thun? Im Ausüben ſeiner Pflichten, in der Reinheit vor Gott und ſich ſelbſt, und in der Ueberzeugung, daß „jeder Tag des Herrn iſt", für jeden Abend ſich die innere Zufriedenheit ſichern, wie ſchwankend und unſicher die Schickſals-Looſe auf Erden ſeyn mögen.

Aber gar Viele holen beſonders am Tage der Ruhe und des Friedens ſich Unruhe und Unfrieden. Was in der Woche mit träger Halbgeſchäftigkeit erworben wurde, das geht, unbekümmert über die, laut beigefügter, der Wirklichkeit entnommenen Skizze, nebenher laufenden, zerlumpten und verwahrloſten Kinder, Sonnabends auf dem Markte drauf, um wenigſtens Sonntags vollauf und übervoll zu haben. Durch Sinnenluſt, durch Gelüſt nach dem Apfel, der dem Genuſſe verwehrt war, kam das erſte Unglück über die Menſchen, und daß wir an dieſen Adams-Apfel für ewige Zeiten denken ſollen, iſt er uns, nach dem Volkswitze, in der Kehle ſtecken geblieben. Dennoch giebt es der Adams-Kinder in Menge, die, ſtatt emſig zu erwerben und zu verbrauchen mit Bedacht, immer nach den in ihren Verhältniſſen verbotenen Früchten und all ihren Segen in einer geſegneten Mahlzeit ſuchen. Iſt dieſe Sonntags vorüber, bezieht man ſich Nachmittags in das bunte Gewirre, haſcht, um es Vermögenderen gleich zu thun, Vergnügen im Schweiße ſeines Angeſichts und endet den Tag ſpät Nachts in den Tabagien, wo man die Kinder mit hin ſchleppt, damit ſie ſich ja frühzeitig an das hohle und lüderliche





Leben gewöhnen. Da werden dann Verbrüderungen geſchloſſen mit ähnlichen Geſchöpfen, Verbrüderungen, bei denen der hier nothwendig derbe Trinkſpruch ſeyn ſollte: „Freſſen und Vergeſſen, Saufen und Auseinanderlaufen!" Denn Freundſchaften, die den Magen zur Grundlage haben, bleiben ſich treu bis zum jüngſten Gericht, das man — miteinander verzehrt. Daß ſo Viele nicht Herr werden können über ihre Gelüſte, iſt ein Hauptgrund der ſich ausbreitenden Armuth, und in unſern ſogenannten kultivirten Ländern giebt's Menſchen genug, die ärger ſind als jener Kamtſchadale. Der klagte einem Handelsmann, daß ihm ein Paar Zobel in jeder Nacht ſeine Fiſche wegfingen. „Warum fängſt du denn nicht die Zobel weg?" war die fragende Antwort. „Ich habe keine Schulden!" entgegnete gleichmüthig der Kamtſchadale. Der Handelsmann lachte und borgte ihm, der ein Paar Loth Tabak kaufen wollte, zwei Pfund; wenige Stunden nachher brachte ihm ſein Schuldner die Zobel als Bezahlung. — Die Gelüſte ſind gleichfalls Raubthiere, die der Saumſeligen Habe verſchlingen, an Schulden fehlt's ihnen dann auch nicht, aber ihre räuberiſchen Gelüſte fangen ſie doch nicht weg!

Unſer Dichter Schiller nennt die Freude einen Götterfunken, die Tochter aus Elyſium und ihren Wirkungskreis ein Heiligthum. O gewiß, die rechte, geſunde Lebensluſt, Heiterkeit im Schaffen und Wirken, Erholungen und Vergnügungen nach anſtrengender Arbeit; die Spiele der Kinder, das Lächeln der Eltern und Großmütter und Tanten über die poſſirlichen Sprüche und Sprünge der jungen Seelen und Körper, denen nach der Bibel das Himmelreich iſt, die Neckereien und Scherze der Jünglinge und Mädchen, die Späße, Anekdoten und Witze des ſilberhaarigen Greiſes im Großvaterſtuhle und des alten Mütterchens hinter'm Ofen — alle dieſe aufleuchtenden Funken der Freude belebt ein heiliger, vom Himmel entſtammender Geiſt. Die Freude iſt göttlich, chriſtlich, vernünftig. Der Fiſch, der im Waſſer plätſchert, der Vogel, der, auf den Zweigen ſich wiegend, ſein Liedchen anſtimmt, das Inſekt im Blumenkelche und das unſichtbare Thierchen im Thautropfen bis zum Menſchen herauf, deſſen Angeſicht ſchöner wird, wenn echte Freude dahinter waltet, das Alles ruft uns tauſendfältig zu, daß über den Sternen und unter uns ein liebender Vater wohnt und unſer Glück, unſre Freude will. Er hat uns völlige Freiheit gegeben in der Wahl der tauſend und aber tauſend Quellen, aus denen uns die Freude ſtrömt. Da ſind wir nun aber allerdings oft thöricht genug, unſre Freude, ſtatt aus den reinen, himmliſchen Quellen, aus falſchen, unrein irdiſchen, aus Fäſſern und Flaſchen, in Tabaksrauch und Tabagiendunſt, auf Tanzböden und an Spieltiſchen u. ſ. w. zu ſchöpfen. Man will oft die Freude zwingen, durch unſre Adern zu laufen, man trinkt über Durſt, um freudetrunken zu werden. Aber das heißt, ſich ſelbſt ein X für 'n U vormachen. Die Freude iſt an und für ſich ſelbſt der Wein, der im beſten und edelſten Sinne trunken macht, und der beſte Kelterer und Keller für dieſen Wein iſt unſer Herz. Wenn's hier nicht richtig iſt, da hilft kein Tanzboden, kein Rauſch, der aus Korn- und Rebentrank entſteht, kein Jubeln und Schreien an Vergnügungs-Oertern.

— — „In deiner eignen Bruſt,
Da oder nirgends fließt die Quelle wahrer Luſt."

Meine lieben Deutſchen, ihr könnt das auf dem nebenſtehenden Bilde ſehen.

Der Mann hier iſt ſo ſelig vertieft in ſein Vergnügen, daß er es gar nicht hört, wenn man ihn fragt, wer und was er für ein Landsmann ſey. Wir müſſen's errathen. Da fällt uns eben ein Geiſtesgenoſſe von ihm ein, den wir kennen und der uns als Schlüſſel in deſſen Inneres hier dienen wird, Johann Weinrich aus Heiligenſtadt im Eichsfelde, „ein Schuhmacher und Poet dazu" und Erfinder eines muſikaliſchen Inſtruments, welches er Pſalm-Melodikon nennt. Der Mann war von jeher immer gern für ſich und ein wenig geſcheidter wie andere Leute, weshalb ihn Einige für etwas toll hielten. Aber er war in ſich vergnügt, und klügelte und grübelte für ſich und muſizirte ſich was auf dem ſogenannten Brummeiſen (Maultrommel) und während Andere Karten ſpielten, tranken, tanzten und bei

dem Stadt-Gaſtwirth an die Kreide, bei dem Dorfkrug-Wirth an's Kerbholz kamen, verbeſſerte er ſein Brummeiſen und erfand endlich das wunderbare Inſtrument, welches er „Pſalm-Melodikon" nannte und das zufriedenen Gemüthern ein ganzes Orcheſter von allen möglichen Inſtrumenten erſetzt. Seht, nun reiſ't der Mann mit dieſem Inſtrumente in den deutſchen Gauen herum und findet überall Liebe, Bewunderung und Geld, von welchem er daheim ſich und den Seinen ein Haus bauen will. Die Quelle ſeiner Freuden bauet ihm Häuſer, während Andere Haus, Hab und Gut verjubeln und verſchlingen! So ein in ſich vergnügter, kluger, ſinniger Mann iſt auch der hier abgebildete, einer der ärmſten, an Werkeltagen fleißiger Weber, der ſeine kleine Wirthſchaft im ſchleſiſchen Gebirge hat. Wenn er am Webeſtuhl ſitzt, webt er auch Gedanken, und hat er Abends ſein Biſchen Feld und Garten beſorgt, dann ruht er ſich damit aus, daß er Allerlei nach ſeiner Idee ſchafft. Wer das Vergnügen nicht kennt, aus ſich ſelbſt etwas geſchaffen zu haben, ſey's zum Nutzen oder zur Erheiterung, der hat die lohnendſte Seligkeit des Lebens noch nicht empfunden! Jetzt klügelte er ſich mit wenigen Mitteln ſo eine Art Harfe aus, und iſt zur Sonntagsluſt mit ſeiner lieben Ehehälfte hinaus unter Gottes freien Himmel gegangen. Da ſitzt er nun, aller Laſten und Sorgen vergeſſend. Daß er an ſich ſelber weniger denkt, als an die Pflicht, für ſeine treue Hausfrau zu thun, was er vermag, ſieht man an Beider Kleidung; was da irgend zu entbehren iſt, entbehrt er gern, aber die Ueberzeugung muß er haben, daß ſein Weibchen nicht bloß das Nöthigſte, ſondern auch etwas Putz hat, um den Nachbarn nicht zum Gerede zu werden. Ein ſo poetiſches Gemüth, wie er, iſt ſie nicht, denn ſie ſchlief ein bei den Verſuchen auf dem neuen Inſtrument, auf welchem der Weber ſich Chorale einübt und endlich auch mit der wonnevollſten Empfindung ſingt:

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann."

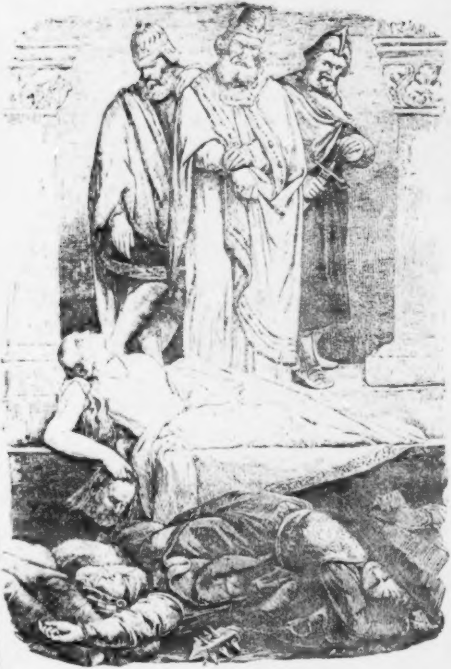
Jetzt aber, weil er aus immer freierer Bruſt ſingt, wacht dann auch ſein Weibchen wieder auf und ſtimmt ein in der frohen Andacht, und nun glauben Beide, die Vögel auf dem Baume horchten ihnen zu, die Wolken am Himmel ſtänden ſtill und lauſchten, die Blumen reckten ſich in die Höhe und möchten vor Freude von ihren Stielen ſpringen und tanzen; ja ſie ſind deſſen gewiß, der Himmel ſelbſt freue ſich mit ihnen. Nun, freut Euch denn auch, all ihr Beſitzer unſeres Büchleins, über die wahrhafte Freude des armen ſinnigen Mannes, und wer's noch nicht kann, der lerne ſeine Vergnügungen und ſeine Stärkung aus den Tiefen ſeines Herzens gewinnen, aus den Kreiſen der Familie, aus ſchöpferiſcher, heiterer Thätigkeit, aus Blumenkelchen, aus den tauſend Anſtalten, welche der liebe Gott in der Natur zu unſrem Heil errichtete! Wer einmal in dieſe Freuden eingeweiht iſt, wird ſelig in ihrem Reichthum und ſpart für Erd' und Himmel!

Zungen-Spielerei.

In allen Sprachen hat man ineinander geſchobene Sätze und Scherze, welche Kindern das Gedächtniß ſtärken, die Zunge geläufiger machen ſollen. Den redſeligen Franzoſen fehlt ſo Etwas am wenigſten, und wir geben hier zum Spaß eines ihrer Stückchen, das wir neulich auch in einer engliſchen Jugendſchrift fanden:

„Ich komme aus dem Garten meiner Muhme — wie ſchön iſt der Garten meiner Muhme! Im Garten meiner Muhme ſteht ein Baum — wie ſchön iſt der Baum im Garten meiner Muhme! Im Baum des Gartens meiner Muhme iſt ein Aſt — wie ſchön iſt der Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme! In dem Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme iſt ein Neſt — wie ſchön iſt das Neſt in dem Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme! Im Neſt in dem Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme iſt ein Vogel — wie ſchön iſt der Vogel im Neſt in dem Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme! Der Vogel im Neſt in dem Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme ſingt: Sey artig, ſey artig! — wie ſchön ſingt der Vogel im Neſt in dem Aſt im Baum des Gartens meiner Muhme: Sey artig! ſey artig!"

Bemerken wollen wir jedoch, daß dergleichen allenfalls zu ergötzendem Spiel der Kinder dienen dürfte, indem ſie Aehn-



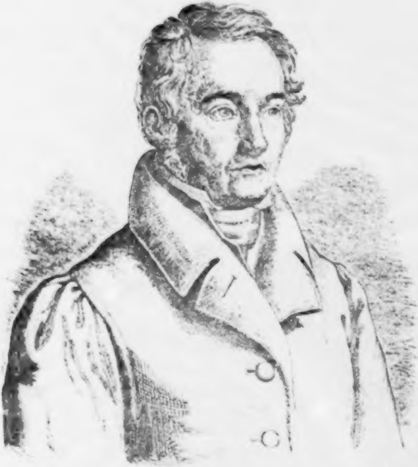
liches ſich leicht ſelber bilden und dadurch den Erfindungsgeiſt wecken können. Zu eigentlichen Gedächtniß-Uebungen der Kinder ſoll man aber das Einfach-Inhaltvollſte benutzen; deſſen eingedenk, daß die erſten Eindrücke die lebhafteſten ſind, früh Gelerntes am dauerndſten im Gedächtniß aushält, iſt hier die Wahl höchſt ſorglich zu treffen und in unſern Schulen wird bei dergleichen noch ſchwer geirrt, indem man oft mit ſehr müßigen, ja manchmal ganz unbrauchbaren oder den Kindern noch gar nicht begreiflichen Dingen ihnen die Köpfe füllt. „Lernen und nicht verſtehen, iſt ein halbes Müßiggehen!“ ſagten unſre Alten, aber ſie urtheilten noch viel zu gelind; es muß heißen: Beim Lernen, das nicht zu Verſtändniß taugt, werden die Kräfte ſündlich verbraucht!

Der Nibelungen Ende.

Von dem vorzüglichſten deutſchen Heldengedicht, dem „Nibelungenlied“, ſprachen wir im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins, und da jetzt (Berlin, Vereins-Buchhandlung) die zweckmäßigſte Ausgabe für das deutſche Volk (auf Velin-Papier, in zwei Theilen groß Octav, mit funfzig Holzſchnitten, und doch nur 1½ Thlr. koſtend) erſchienen iſt, geben wir auf vorſtehender Seite noch das Titelbild des zweiten Theils. Es ſtellt das tragiſche Ende dar: wie auch Kriemhild, nachdem ſie ihre Rache geſättigt, vom alten Hildebrand erſchlagen wurde, nur König Etzel, Dieterich von Bern (der den grimmen Hagen bändigte) und Hildebrand übrig blieben, das Loos ſo vieler Helden zu beweinen, obwohl es den größten Theil derſelben nicht ohne Verſchulden traf. Kriemhild, auch im Scheiden vom Leben ihrem Rachegefühl nicht entſagend, hält krampfhaft Hagen's Haupt feſt, das ſie ihm ſelbſt mit dem Schwerdte Siegfrieds abſchlug. Da es jedem Deutſchen ziemt, ihr beſtes, dichteriſches Erbe zu kennen, wollen wir mit dieſem, alles Weh der Nibelungen zuſammenfaſſenden Bilde nochmals darauf hinweiſen.

Ernſt Moritz Arndt.

Jetzt, wo die Bildung und Ueberbildung die meiſten Menſchen über einen Leiſten ſchlägt, daß ſie ſich in Unbeſtimmtheit, Feinheit, Charakterloſigkeit und Verſtellung gleichen, wird es die Edleren unſeres Volks deſto mehr erquicken und ſtärken, wenn wir ihnen das derbe, biedere Angeſicht eines deutſchen Kernmannes, und eine kurze Lebensgeſchichte dieſes deutſchen Profeſſors, deutſchen Dichters, dieſes Freiheitshelden und Franzoſenhaſſers hier vor die Augen bringen. Wir meinen



Ernſt Moritz Arndt, der aus begeiſterter, großer Zeit hereinragt in unſere ſchwindlichen, zerriſſenen Tage. Er iſt ein Mann, der jedem deutſchen Biedermanne die Hand drückt, welches der einzige Druck iſt, den er ausübt und leiden mag. Nur auf einem Steckenpferd reitet er etwas zu eigenſinnig, es heißt: Franzoſenhaß. Die Völker und Staaten des gebildeten Europa fördern und unterſtützen ſich gegenſeitig in geiſtigen und weltlichen Dingen, die heiligen Bande des Chriſtenthums umſchlingen und durchdringen ſie; ſie müſſen ſich gegenſeitig achten und lieben, was ſich ſogar noch thun läßt, wenn ſtreitige Rechte ſie feindlich gegenüber ſtellten, wobei dann die Deutſchen ihre Beſonnenheit, und im Nothfall auch andre Kräfte gehörig und rechtſchaffen zu brauchen haben. Die Deutſchen ſind ein Volk, das mit jedem andern die Abrechnung in Ehren aushalten kann. Die Franzoſen ſind indeß gleichfalls ein großes, gebildetes, rüſtiges Volk — allerdings keine Deutſchen — aber eben als Franzoſen mit Leib und Seele achtungswerth. Sie haben, indem ſie für ſich wirkten, zugleich viel für uns gethan, das ergiebt eine Vergleichung der Volks-Zuſtände vor 1790 mit denen der heutigen Zeit, und das Beſſere, ſo wie deſſen Grund anzuerkennen, iſt auch echt deutſch, weil's gerecht iſt.

Arndt's Haß ſtammt indeß aus Tagen heiliger Aufregung, die uns von dem Joche Napoleon's befreiten, und da der alte Herr eine Reliquie jener Aufregung iſt, wollen wir ihm, der uns überdem erwiedern kann: „ein alter Baum verpflanzt ſich ſchwer!“ — auch von dieſem Haſſe ſo viel laſſen, als er ſelbſt glaubt ruhig und klar rechtfertigen zu können; denn durchgängig möchten wir ohnehin weder die Verantwortung deſſen übernehmen, was die Lauteſten unter den Franzoſen, noch was die Schweigendſten unter den Deutſchen beabſichtigen.

E. M. Arndt iſt ein Pommer, geboren auf dem Gute Schoritz bei Stralſund, wo ſein Vater Verwalter war, 1769 am zweiten Weihnachtsfeiertage; „wohlgeboren, weil er als ein tüchtiger Kerl, hochgeboren, weil er eine Treppe hoch zur Welt kam.“ So ſagt er ſelbſt. Er wuchs zum tüchtigen Knaben auf und tummelte ſich und ſpielte, wie's eben andere Jungen auch machen. Später bekam er Hauslehrer, die ihm die gewöhnlichen Schulkenntniſſe beibrachten. Als er mit der Geſchichte bekannt ward, fing er an, Helden zu beſingen und zu bereimen. Im ſiebzehnten Jahre ging's mit ihm nach Stralſund auf die gelehrte Schule, wo er Lateiniſch, Griechiſch und dergleichen lernen mußte, weil er ſtudiren ſollte. Hier ward ihm aber endlich die Zeit zu lang, und er lief an einem Herbſt-Nachmittage 1789 ohne Weiteres davon nach Greifswald, der Univerſitätsſtadt, um endlich, nachdem er zwiſchen dem Bauer und Studirten eine Zeit lang geſchwankt hatte, Theologie zu ſtudiren. Im Frühling 1793 vertauſchte er Greifswald mit Jena, blieb da bis zum Herbſt 1794, und kehrte dann nach Lobnitz, wo ſein Vater hinverſetzt war, zurück. Hier verlebte er zwei behagliche Jahre, ſtudirte für ſich und unterrichtete ſeine jüngern Geſchwiſter. Zu bemerken iſt, daß er während ſeiner Studentenzeit beiſpiellos einfach lebte und ſich in jeder Hinſicht abhärtete, ſo daß er kein ſiecher Stubenhocker ward und rüſtig und kräftig blieb. In Greifswald hatte er eine Liebſchaft mit der Tochter des Profeſſors Quiſtorp angeknüpft, welche ihn nach Greifswald führte und zum Univerſitätsmann machte. Er heirathete ſein Mädchen und ward Privatdocent und Adjunkt der philoſophiſchen Facultät mit jährlich dreihundert Thalern, 1805 außerordentlicher Profeſſor mit zweihundert Thalern Zulage. Seine Frau verlor er ſchon 1801 bei der Geburt des erſten Sohnes. Reiſen hat er auch gemacht, worüber es Bücher giebt, und zehn Jahre hindurch war er Greifswalder Profeſſor, als die Wogen der franzöſiſchen Revolution, welche Napoleon über Europa hintrieb, ſein Katheder Leben ſtörten. Schon 1806, als Deutſchland vor dem Rieſen der Revolution zuſammenſank, entbrannte aus ſeinem grimmigſten Franzoſenhaſſe die kräftigſte Liebe zu dem geſchändeten Vaterlande. Er flüchtete ſich nach Stockholm, wo er in der Staats-Kanzelei einige Jahre arbeitete. Im Jahre 1809 begab er ſich nach Berlin, ſah den feierlichen Einzug des Königs und der Königin mit an und weinte mit Tauſenden ſeine herzlichen Thränen. — Er lebte dann abermals eine Zeitlang theils in Schweden, theils in Greifswald, endlich wieder in Berlin, von wo er ſich nach Rußland flüchtete. Als die Flammen Moskau's Napoleon's Sturz beleuchtet hatten, allgemeine Begeiſterung und Volksgefühl ſich in Deutſchland erhoben, kam er wieder zurück und lebte in Königsberg, Dresden und an andern Orten. Er dichtete, mit dem Wort dreinſchlagend, Freiheitslieder und ſchrieb mehrere Flugſchriften, unter denen beſonders: „Der Rhein Deutſchlands Strom, aber nicht Deutſchlands Grenze", Wirkung hatte und den Preußiſchen Staatskanzler v. Hardenberg bewog, ihn für den Preußiſchen Staatsdienſt einzuladen. Er arbeitete auch lange und kräftig in dem Bureau Stein's, der den Mittelpunkt des welthiſtoriſchen Aufſchwungs der Preußen bildete und war deſſen Freund durch und durch.

Als ſpäter ein trauriges Mißtrauen in den Geiſt der Freiheitskämpfe entſtand, verfiel auch Arndt dieſem Mißtrauen und wurde ſeines Amtes entſetzt. Er hatte ſich doch in den Vierzigern nach einem vielbewegten Leben wieder verheirathet mit der Schweſter des berühmten Schleiermacher in Berlin, wollte nun ruhig auf der neuen Univerſität in Bonn als Profeſſor leben und wirken, ward aber 1820 wegen Verdachtes, an geheimen Geſellſchaften Theil genommen zu haben und ein Freund des Burſchenthums zu ſeyn, zur Ruhe geſetzt. Die gerichtliche Unterſuchung brachte für ihn keine Schuld an den Tag, doch ließ man ihn als Privatmann in ſeinem ſtillen Gärtchen. Er hat ſich in ſeinem Werke: „Erinnerungen aus meinem äußern Leben" offen und derb und ehrlich vertheidigt, und der jetzige König von Preußen geſtattete ihm, wieder auf den Lehrſtuhl der Univerſität zurückzukehren. Mit vollſter Begeiſterung empfingen ihn die Studenten, und ihm iſt ein freudiger Lebensabend geworden. Möge er ihn noch recht lange genießen und als deutſcher Kernmann ewig von uns geliebt und verehrt werden. Denn war auch hin und her ein Etwas an dem Manne zu lodernd, muß man ihn doch in ſeine Zeit hineindenken; da gefällt er uns im Ganzen, und das wird wohl vollkommen genug ſeyn."

Die Neugierigen.

Die Neugier iſt eine Tochter der Langeweile, eine Halbſchweſter der Trägheit und des Müßigganges. Eine ſchlechte Verwandtſchaft, und doch eine ſo weit verbreitete Familie! Die Alten ſtellten die Neugierigkeit dar in einem Gewande, das überſäet war mit Augen und Ohren, und ſolche Menſchen, die ſich aus Schauen und Hören ihre ganze Unterhaltung zuſammenſetzen, werden auch leicht Alles zuſammenhetzen. Nach der griechiſchen Sage brachte die Neugier, in Geſtalt der Pandora, welche die Büchſe öffnete, in der alles Unheil verſchloſſen war, ſämmtliche Uebel und Krankheiten in die Welt, und wir können noch froh ſeyn, daß der Deckel wieder zugeſchlagen wurde, als nur noch die Hoffnung, das einzige Gute, in der Büchſe verblieb; ſonſt wäre dieſe auch flüchtig geworden und die Menſchen hätten's mit ihr verdorben. Wo es irgend ein Geheimniß giebt, hat die flache Neugier nicht eher guten Appetit und ruhigen Schlaf, bis das Siegel gebrochen und die Geſchwätzigkeit zu neuer Habe gekommen iſt. Wer auf die Neugier ſpekulirt, hat einen großen Anhang, ſey's auch, daß die Sache ſo ausgeht, wie bei Jenem, der an ſeiner Bude mit großen Buchſtaben die Worte ausſtellte: „Hier iſt der Teufel zu ſehen." Man zahlte das Eintrittsgeld und lief hinein; da zeigte der Mann einen Sack und ſagte: „Schauens!" — „Es iſt nichts darin!" war die Antwort, wonach Jener ſagte: „Das iſt eben der Teufel, daß halt nix d'rin iſt!" — und nun kam die Bitte, es um ſeiner hungernden Familie willen zu verzeihen, daß er auf ſolche Weiſe um ein Almoſen anſpreche. Da mußte denn die Neugier aus Scham ſchon wohlthätig ſeyn!

Den Frauen ſagt man beſonders die Neugier nach, und nicht ganz ohne Grund iſt freilich der alte Vers:

„Wenn Jede wie Madame Loth
Ihre Neugier büßte,
Iſt's gewiß, daß man vom Salz
Nicht ein Quentlein kaufen müßte."

Aber es giebt auch der Männer genug, denen die Neugier alle Geſchäfte verſauert, wobei es wünſchenswerth wäre, daß es ihnen ginge wie jenem Gaſtwirth, der den Gensdarmen, als er einen Gefangenen fortführte, wer weiß wie weit verfolgte, um zu erfahren, was der Mann gethan habe. Endlich flüſterte ihm der Gensdarm zu: „Ein ſchrecklicher Betrug! — er hat Winters hinter dem Ofen Schnee gedörrt und ihn nachher als Salz verkauft!" — Wir haben beide Späße dicht nebeneinander geſtellt, um den Frauen, wenn ſie mit der Salzſäule geneckt werden, gleich eine Hülfe zu bieten an dem Schnee-Salze des gefoppten Gaſtwirths.

Wir ſehen da das Bild der Neugier vor uns in fünf Dienſtmädchen, die vor einem Kellerfenſter eifrigſt in ihre Beobachtungen vertieft ſind. Vorzeiten waren es hauptſächlich die Brunnen, wo die Mägde ſich Alles zutrugen, was bei ihren Herrſchaften ſich begab; jetzt iſt's jede Straße, jeder Winkel, und man nimmt ſich dazu die gehörige Bequemlichkeit. Dort ſtehen ihrer drei oder vier, und plötzlich kommt noch eine gelaufen: „Bertha, ſpute Dich, Deine Herrſchaft wartet!“ — Bertha aber antwortet phlegmatiſch: „So, wartet ſie! da brauch' ich mich ja nicht zu übereilen!“ — und das iſt jener ſo einleuchtend, daß ſie nun auch ſtehen bleibt, der Unterhaltung mit ihrem Geklätſch fortzuhelfen. — Unſre Dienſtmädchen aber ſind am Kellerfenſter, und was mag ſich begeben? Das Bild knüpft ſich an eine wahre Begebenheit, die wir erzählen wollen.

In einer Kellerwohnung lebte eine kranke Frau, die ein einzig Töchterchen hatte, vom Armengelde und dem Wenigen, was endlich die Tochter mit Nähen und Stricken verdiente. Das Mädchen wuchs heran und ward ganz hübſch und hielt ſich ſehr geſittet, ſo daß eine Verwandte, die eben auch nur von der Hand in den Mund hatte, aber recht geſchickt war in weiblichen Arbeiten, ſie unterrichtete, des Mädchens Arbeiten nun allmählig mehr eintrugen, und ſie ſich recht reinlich hielt in ihren Kleidern, auch die kleine Wirthſchaft mehr in Ordnung brachte. Mit den Dienſtmädchen in demſelben Hauſe hielt ſie's aber nicht, die ihr deshalb allerlei Spottnamen gaben und das arme Mädchen neckten, wie ſie konnten, was manchmal hart zu ertragen war, denn

„Ein Gretchen,
Zwei Nettchen,
Zwei Annen
Können den Teufel aus der Hölle bannen!“

Aber Friederike — ſo hieß das Mädchen — ertrug Alles geduldig, bis ihr plötzlich vorgeworfen wurde, daß ſie ſich putze vom Armengelde ihrer Mutter. Das war freilich eine Lüge, indeß immer ſchmerzlich. Friederike hielt ſich von da an noch zurückgezogener und arbeitſamer; endlich ging ſie zum Armen-Vorſteher ihres Bezirks, ihm anzuzeigen: daß ſie ihre Mutter jetzt ernähren könne, und dieſe auf das Armengeld Verzicht leiſte. Das war dem Mann noch nicht vorgekommen, es überraſchte ihn, doch mußte er, ſeiner Pflicht gemäß, Friederiken erwiedern, daß die Mutter Jahrelang Unterſtützung genoſſen habe und dem Recht zufolge dereinſt ihr ganzer Nachlaß der Armen-Verwaltung zufalle. Die gute Tochter erklärte: nach und nach ſchon jetzt Alles ausliefern zu wollen, was ihrer Mutter gehöre. Der Armen-Vorſteher machte ſeinen Bericht und die Sache ſprach ſich herum, ſo daß an der Tafel einer Fürſtin von dem Mädchen die Rede war. So wurde ein Polizei-Beamteter beauftrag, über Friederiken Erkundigungen einzuziehen, und da dieſe ſehr günſtig ausfielen, machte die Fürſtin ſie zu ihrer Kammerjungfer. — In dieſem Augenblick, wo die Mädchen vor dem Fenſter ſich verſammelten, wiſſen ſie, daß der Polizei-Beamtete in die Keller-Wohnung eingetreten iſt und ſie denken ſich nichts Anderes, als daß die „hochmüthige Mamſell“ in irgend eine bedenkliche Lage gerathen ſey. Sie hatten indeß den Verdruß, innen nur dankbare Freude wahrzunehmen, und da der Polizei-Beamtete die Neugierigen wohl bemerkt hatte, trat er hinaus und verkündete ihnen das, was ihnen etwa entgangen ſeyn könnte, nicht ohne einige Redensarten, welche bewirkten, daß die Neugierigen beſchämt davonſchlichen.

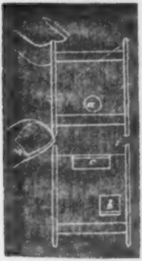
Friederike iſt jetzt die glückliche und brave Frau des Kaſtellans im Palais jener Fürſtin und ihre, ſich viel beſſer befindende Mutter ſieht man bei ſchönen Sommertagen oft in einem kleinen, freundlichen Garten, der zur Kaſtellans-Wohnung gehört. — Was aus den bösartig Neugierigen geworden, wollen wir nicht weiter verfolgen, aber viel gebeſſert haben ſie ſich bisher noch in keiner Hinſicht.

Meſs-Inſtrument,

zur Beſtimmung der Höhe von Bäumen, Gebäuden und andern Gegenſtänden.

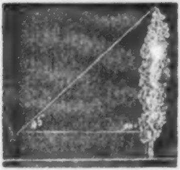
Dies Inſtrument, von John Sang erdacht, wurde an einigen Häuſern und Bäumen geprüft, und gab ihre Höhe, beſonders die der Häuſer, mit großer Genauigkeit an. Seine Behandlung ſcheint etwas ſchwer, nach wenigen Verſuchen jedoch verlieren ſich alle Schwierigkeiten. Das Verfahren iſt folgendes: Mit Hülfe eines kleinen Hakens befeſtige man das Ende eines Zwirnfadens an den Baumſtamm, und zwar genau in der Höhe des Auges des Beobachters vom Boden. Nun entferne man ſich vom Baume und laſſe den Zwirnfaden ſo lange ſich abwickeln, bis, unter Anwendung des Inſtruments, der Wipfel des Baumes und das Ende des Fadens ganz dicht bei einander erſcheinen. Addirt man jetzt die Höhe des Beobachterauges zu der Länge des Fadens, ſo giebt dieſe Summe die Baumhöhe an. Es bleibt jetzt nur noch die Schwierigkeit, das Bild des Baumgipfels in dem Inſtrumente aufzufangen; dieſer Umſtand erfordert nur wenige Verſuche, und wer mit dem Gebrauch des Sextanten vertraut iſt, wird ſich ſogleich zurecht finden. Man faſſe das Inſtrument an einem ſeiner geränderten Enden und nehme ſich in Acht, daß die Finger nicht über eines der Löcher zu liegen kommen, oder daß der Hutrand etwa

Fig. 1.



im Wege ſtehe. Darauf lege man das Auge auf ein rundes Loch a, Fig. 1. und ſehe in der Richtung nach einem kleinen viereckigen Loche b hindurch, wobei man das Inſtrument ſo hält, daß die Linie, welche a und b vereinigt, horizontal liegt, während das größere viereckige Loch c dem Himmel zugekehrt iſt. Man wird nun irgend ein Objekt direkt durch das kleine Loch, zugleich aber auch das Bild irgend eines andern Objektes wahrnehmen, von welchem die Lichtſtrahlen in die weite Oeffnung fallen, und nachdem ſie durch zwei innen angebrachte Spiegel reflektirt worden ſind, in's Auge gelangen. Fallen nun irgend zwei Objekte, welche im Auge unter einem Winkel von 45 Grad von einander abſtehen, z. B. das mit dem Auge des Beobachters in einer horizontalen Linie liegende Faden-Ende und der Baumgipfel (Fig. 2.), durch das Inſtrument betrachtet, ſcheinbar zuſammen, ſo iſt der Abſtand des Auges von dem Baumſtamme genau gleich dem Abſtande des Faden-Endes von dem Baumgipfel, vorausgeſetzt, daß der Baum gerade gewachſen iſt. Man wird leicht bemerken, daß die Genauigkeit der Meſſung vom ſenkrechten Wuchs des Baumes abhängt. Bei abhängigem Boden muß der Meſſende in ſolcher Richtung von dem Baume ausgehen, daß die Fadenlinie perpendikulär auf dem Stamme ſteht; dies kann übrigens hinreichend genug durch das Augenmaaß beſtimmt werden, um die Höhe ſelbſt eines ſehr hohen Baumes mit ziemlicher Genauigkeit zu ermitteln. Die Höhe von Häuſern wurde bis auf den Zoll genau angegeben, ein Reſultat, welches in Betracht ihrer vollkommen aufrechten Stellung über einem vollkommen ebenen Hofraum nicht zu bezweifeln war.

Fig. 2.



Das Princip des Inſtruments iſt ſehr einfach; es ſtimmt mit dem des Sextanten oder Quadranten genau überein, nur daß die Spiegel, anſtatt beweglich zu ſeyn, unter einem gewiſſen Winkel befeſtigt ſind. Das Auge befindet ſich in a.

Fig. 3.

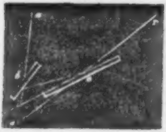
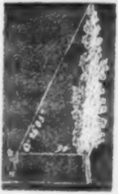


Fig. 3.; b iſt ein theilweiſe belegter, und c ein größerer, ganz belegter Spiegel. Ein auf den Spiegel c fallender Lichtſtrahl r wird von demſelben in der Richtung b a in's Auge zurückgeworfen; zugleich gelangt aber auch ein anderer Lichtſtrahl von einem Objekte e direkt, ohne reflektirt zu werden, ins Auge. Nach den Geſetzen der Reflexion iſt der Winkel r a e doppelt ſo groß, als der Neigungswinkel der Spiegel; er bleibt conſtant, wie man auch das Inſtrument in der Ebene der Objekte bewegen möge, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man das Licht einer Kerze in dem Inſtrumente auffängt, und das letztere in der Ebene ſeiner Ränder bewegt. — In einem dichten Gehölz, wo der Meſſende nicht Raum genug hat, um ſich ſo weit von den Bäumen entfernen zu können, als ſie hoch ſind, hilft man ſich dadurch, daß man ein anderes Inſtrument ſich verfertigt, in welchem die Spiegel unter einen Winkel von 63° 26′ 05″ zu einander geſtellt werden. So findet ſich dann, daß die Höhe der Bäume gleich der doppelten Länge des Fadens + der Höhe des Beobachterauges iſt (ſiehe Fig. 4.).

Fig. 4.



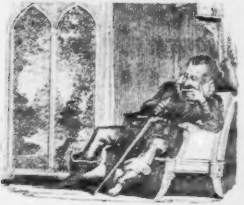
Trient.

Dieſe Stadt Tyrol's liegt in einem Thal an der Etſch, über welche hier eine 146 Schritt lange Brücke führt. Die landſchaftliche Umgebung iſt reich und ſchön und auf den Weinbergen in der Nähe ſind manche hübſche Landhäuſer erbaut. Das Innere der Stadt könnte, wenn der rechte Sinn für Verbeſſerungen da wäre, noch freundlicher ſeyn und der ſo angenehmen Lage mehr entſprechen; indeß ſind die Spuren der ehemaligen biſchöflichen Regierung noch bis auf unſre Zeit wahrzunehmen, obwohl dies Beſitzthum ſeit 1803 ein weltliches geworden und ſeit 1814 unter Oeſtreich's Scepter die Einwohner, die man auf 12,000 und darüber angiebt, ſich friedlich mit ihrem Vortheil und ihrer Behaglichkeit beſchäftigen konnten. Arm iſt die Stadt nicht, denn es geht ein lebhafter Handel von ihr aus, man treibt da beſonders Seidenweberei, und die Hausfrauen verbrauchen zum Nähen manche Seidenfaden.

ohne vielleicht zu wiſſen, daß ſie von Trient kommen. Die Kathedrale iſt ein merkwürdiges Gebäude und in der Kirche Santa Maria Majora zeigt man ein Gemälde, auf welchem die namhafteſten Mitglieder des Conciliums von Trient abgebildet ſind. Dies Concilium wird das Tridentiniſche genannt (denn im Lateiniſchen heißt die Stadt Tridentum), und es gab dem Orte, wo es abgehalten wurde, in der Weltgeſchichte ſeine hauptſächlichſte Wichtigkeit. Die Reformation hatte ihre Macht dargethan, aber der Kampf gegen ihren Einfluß war im Gange und jenes Conciliums Zweck ſollte ſeyn, von den Proteſtanten die Rückkehr zur katholiſchen Kirche zu erzwingen. Doch Jene erkämpften ſich den Paſſauer Vertrag (1552) und auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) die Artikel, welche den Religionsfrieden ausſprachen. Das Tridentiniſche Concilium, ſich vom Jahre 1545 bis 1563 bei mehreren Unterbrechungen hinziehend, hatte ſeine eigentlichſte Aufgabe verfehlt, und die Artikel, die endlich haſtig genug feſtgeſetzt wurden, haben zwar in der katholiſchen Kirche ſelbſt Manches näher beſtimmt, übrigens aber auch die Keime gepflegt zu den ſteten Zwiſtigkeiten, die nur durch Anerkennung gleicher Rechte in gleicher Duldſamkeit geſchlichtet werden können. Iſt nun Trient den Katholiken ein wichtiger Ort, iſt er's den Proteſtanten, welche allerdings mit vollem Grunde dies Concilium gänzlich verwarfen, doch auch inſofern, als aus den dort entſtandenen Artikeln eine Befeſtigung der Unduldſamkeit hervorging, die ſchmerzlicher Weiſe einer rechten Einigung der Deutſchen aus Herz und Seele noch immer entgegenſteht. Wir wollen nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß von dem in dieſer Hinſicht ſo hiſtoriſch wichtigen Ort dereinſt ein vollſtändiger Verſöhnungs-Akt ausgehen könne, und ſtatt des frevelnden Rufes, womit damals das Tridentiniſche Concilium ſchloß, der ertöne Segen und Eintracht allen Chriſten!

Das Mährchen vom Sack.

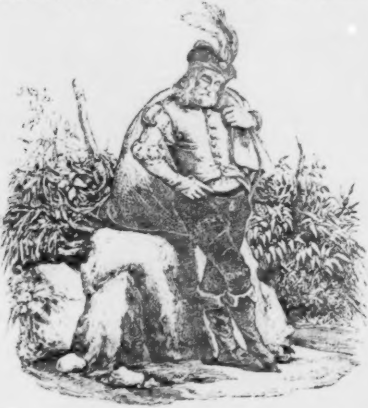
Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte auf ſeiner ſtattlichen Burg Ritter Otto von Ebeleben und hatte der Beſitzthümer mehr noch in Thüringen. Er war ein junger, wohlwollender Herr, der gar bald luſtige Freunde um ſich ſah, die ihm viel von ſeinem Gut abnahmen und verzehrten, ſo daß er zwei Herrſchaften ſchon verpfändet hatte und nur noch die dritte ſein nannte. Da merkte er nun wohl, daß ſeine Freunde ſchlimme Feinde waren, und des wüſten Lebens ſatt, wußte er ſich doch nicht zu beſchäftigen; denn er verſtand nur zu turnieren und zu jagen, was ihm, da er jetzt in ſich ſchaute, nirgends genügen wollte. So ſaß er grämelnd oft auf ſeiner



Burg und ſann, bis ihm endlich einfiel, er wolle ein Berggräber werden und mit den Schätzen der Erde ſeine verpfändete Habe wieder einlöſen. Er ging ſpähend zu Wald und Berg und ſchlug eines Tages mit dem Schwerdt an das Geklüft einer Höhle, zu der er eingedrungen, zuvor aber Büſche und Schlingkräuter, die ihm den Weg erſchwerten, zerhauen hatte. Da ſah er ſich plötzlich rings von mürriſchen Zwergen umſtanden und deren König redete barſch, wie er's eben vermochte, ihn alſo an: „Wer gab dir das Recht, mein Reich zu ſchänden?" Ritter Otto antwortete etwas mürriſch, und zeigte Luſt, ſich der Zwerge mit dem Schwerdt zu erwehren; dieſe nun umdrängten ihn bei ſchallendem Gelächter und er fühlte mit einem Mal ſo große Laſt auf ſeinen Schultern, daß ihm das Schwerdt entfiel und er ſich nicht zu rühren vermochte, wonach der Zwerg-König ſprach: „Wohl weiß ich, daß du gern arbeiten und ſchaffen möchteſt und doch an Ungeſchick leideſt. Mich ehrlich zu rächen für den mir zugefügten Frevel, beglück' ich dich damit, daß du fortan dieſen ſchweren Sack trageſt und mit ihm die Länder durchpilgerſt. Er enthält Alles, was die Welt begehrt und du kannſt, die Laſt dir zu erleichtern, Jeden herausholen laſſen, was er ſich wünſchet. Entledigt wirſt du ſeiner jedoch nur, *wenn du dich ſelbſt ſieheſt, gewünſcht von dem, was du wünſcheſt.*" Und mit abermaligem Gelächter trieben die Zwerge ihn hinweg aus der Höhle, und der Ritter, kaum ſeiner Sinne mächtig, keuchte mit der Laſt davon. Jener Worte eingedenk, ſprach er nun Alle, die ihm begegneten, an, daß ſie ihrer Herzen Wunſch ſich erfüllen möchten mit einem Griff in den Sack. Da nahmen Ritter und Reiſige ſich Turnierpreiſe und Ehrenzeichen heraus; Mönche Krummſtab und Biſchofsmütze; Studirende den Doktorhut, Geizige Gold, Weiber Putz und Liebeszeichen, und faſt immer waren es Eitelkeit und Habſucht, welche die Wünſche erregten.

Der Ritter aber erkannte mehr und mehr das Richtige in der Menſchen Begehren, und wenn auch die Laſt durch Gewohnheit und die Begier der Andern ſich ſchwächte, ihm ward innen nicht leichter, obwohl er doch, wenn er am Tage durch die Macht ſeiner Verzauberung umgetrieben worden, auf minder weicherem Lager als ſonſt ſtärkenden Schlaf fand. Weiter und weiter zogen ihn indeß Wehmuth und unerklärbare Sehnſucht, und ſie legten über ſeine männlich ſchönen Geſichtszüge immer mehr der duldſamen Milde.

So war er an die Ufer des Neckar gekommen und in die Nähe von Heilbronn. Da begegnet ihm eines Tages im Walde ein Mägdlein, von einem alten Diener begleitet, und wie er ihr auch wollte ſeine Zauberwaaren empfehlen und auf ſie hinſchaute, war's, als ſpreche ihn ſein Glück an aus dieſen Zügen; doch verſchloß es ihm faſt die Lippen, und er ſagte endlich nur: „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!" — wonach die Jungfrau verſchämt und leiſe erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!" — Und nun ging ſie und ſuchte heilende Kräuter, welche der alte Diener dann trug. Nächſten Tages war Otto wieder an derſelben



Stelle und ſo Tag für Tag, und die Jungfrau kam auch und grüßte ihn züchtiglich. Er weilte dann, ſeine Laſt ſtützend, gedankenvoll in ihrer Nähe und wußte ſich ſelbſt nicht zu verſtehen; wenn aber das Mägdlein ausblieb, ſchien ihm auch der letzte Muth geſunken. Und einsmals ſprach ihn der alte Diener an und da bat ihn Otto: er möge nach ſeines Herzens Gelüſten ſich eine Gabe aus dem Sacke nehmen. Der Alte griff hinein und zog einen feſten Stab heraus, an welchem als Knopf ein ſchönes Engelsköpflein geſchnitzt war, freute ſich auch deſſen überaus, indem er ſagte: daß er ſolch eine feſte Stütze für ſeine letzten Jahre ſich gewünſcht habe und ſie ſehr wohl brauchen könne. Von dem dankbaren und geſchwätzigen Diener erfuhr nun Otto, daß Beata die einzige Tochter des berühmten Doktors von Alxinger in Heilbronn und ſelber ſehr in Wiſſenſchaften eingeweiht, auch an Frömmigkeit ein wahrhaftes Kind Gottes ſey, wonach dem trübſeligen Ritter das Herz aufging und er die Bitte nicht verbarg, daß Beata von ihm auch eine Gabe nach ihrem Wunſch empfangen möge. Der Alte ſchmunzelte und meinte: es würde ſich ja fügen. Er mochte wohl der Jungfrau ein gut Redens von dem wunderbaren Manne gemacht haben, der aller Menſchen Wünſche bei ſich führe; denn nach ein Paar Tagen zögerte die Jungfrau, an Otto vorüberzugehen, ſo daß dieſer endlich mehr mit Zeichen als Worten ſein Anliegen kund gab. Geſenkten Blickes ſtreckte ſie ihre ſchöne Hand aus und zog ſich — das getreue Bild des Ritters Otto von Ebeleben; da war im Nu die Laſt von ihm genommen und heilige Töne umklangen ihn, daß er tief bewegt der Jungfrau zu Füßen ſank. Die aber ſtand hocherglüht und bebend vor ihm, bald das Bild, bald ihn betrachtend, und als der Ritter nun endlich Faſſung gewonnen, erzählte er Beaten, was ihm früher und mit den Zwergen geſchehen, daß nun Beide erkannten, wie das Walten Gottes ſie zu einander hingezogen. und bald führte der glückliche Ritter Beaten von Alxinger als Hausfrau heim nach ſeiner Burg.

Wie ein anderes Leben war nun da! Beata brachte viel des Wiſſens mit und Otto war voll Freudigkeit als ihr gelehriger Schüler; die Schätze des Geiſtes thaten ſich ihm auf und ſeiner Wißbegierde ward die Zeit immer kürzer und viel zu kurz. Er lernte ſein Gut geſchickt verwalten, ſo daß ihm der Boden zehnfältig zurückgab, was er ihm als Saat anvertraute; nach wenigen Jahren ſchon löſete er, voll des heißen Dankes für das errungene Glück, die verpfändeten Herrſchaften ein und ſeinen Kindern gab er noch reichere Güter, indem er ſie lehrte, das Glück aus ſich ſelbſt in der ſchaffenden Thätigkeit zu finden. — Das iſt der wahrhaft dauernde Inhalt des Lebens, und wer ihn nicht zu erkennen und zu faſſen vermag, der bleibt ein Sackträger bis an die Schwelle ſeines Grades, ohne daß er weder die Wünſche Anderer, noch ſeine eigenen zur Erfüllung bringen kann.

Das Leibgericht.

Eine preußiſche Armee war gegen die Franzoſen zu Felde gezogen — es war im Jahre 1792 — und am Rhein wollte man den Franzmännern entgegentreten. Es ging mitunter gar ſcharf her, und manche gute Preußen fanden da ihr Grab. Etwa nach Jahr und Tag hieß es in Berlin: Es würden noch einige Regimenter nachmarſchiren; Freiwillige könnten den Feldzug mitmachen, die aber bereits zwanzig Jahre gedient haben, ſollen daheim bleiben. — Dieſe Ordre kam denn auch an ein Pommerſches Regiment. In dieſem Regiment diente nun Friedrich Knurring, ein alter Schnurrbart, der bereits neunzehn Jahre die Muskete als ein recht ehrlicher Preuße getragen, weshalb er auch bei allen ſeinen Offiziers, und namentlich bei allen Hauptleuten, die er gehabt, nicht minder beim Regiments-Commandanten gar wohl angeſchrieben ſtand; und weil der alte Schwerin ſein Abgott war, von dem er Manches gehört und geleſen hatte, und immer gern nur von dieſem erzählte, ſo nannte man ihn beim ganzen Regimente immer den „alten Schwerin." Unſer Schwerin — ſo bleibe er auch in der Erzählung genannt — hörte alſo die Ordre mit verleſen, und dachte ſich dabei das Seinige. Da trat der alte Obriſt auf ihn zu, zupfte ihn am Bandelier und ſprach: „Nun, Du alte Excellenz, was wird's denn mit uns werden? Ich ſelbſt kann nicht mit, ich bin zu alt und zu dick, als daß man mich brauchen könnte — und Du wirſt wohl auch lieber bei Deiner Frau und Deinen Jungens bleiben; haſt übrigens nun auch neunzehn Jahre und drei Monate und zwölf Tage gedient — nicht wahr, wir laſſen unſere Kameraden marſchiren, und bleiben zu Haus? — Komm Du nur manchmal zu mir, da wollen wir von unſern vorigen Thaten reden."

Da hätte man aber den alten Schwerin ſehen ſollen! Das Gewehr ergreifend und ſich doch aufſtreckend, ließ er ſich alſo vernehmen: „Halten's zu Gnaden, Herr Obriſt, ich müßte mich für einen Schuft halten, nicht für einen ehrlichen Preußen, wenn ich der allergnädigſten Ordre nicht folgen und meine Zeit nicht ausdienen wollte; — laſſen Sie mich nur mitmarſchiren — ich werde ſchon meinen Mann ſtellen, und einem Franzoſen eins auf die Mütze brennen; — ich bleibe nicht daheim — und wenn ſie mich todtſchießen, je nun, da wird mein allergnädigſter König wohl ſorgen für meine zwei Buben, die es ohnedem nicht erwarten können, das Feldzeichen zu tragen — ich marſchire mit!" — „Das iſt brav, alter Schwerin!" rief erfreut der Obriſt, der ſich zur Seite wendete, in die Taſche griff und eine wohlgefüllte Börſe in Schwerin's Patrontaſche ſteckte.

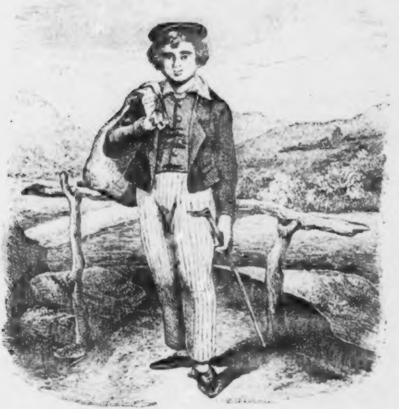
„Na, Jungens, Morgen um die Zeit bin ich ſchon ein ziemlich Stück Weges von Euch — höre, Mutter, das ſage ich Dir, laß mir die Jungens hübſch ordentlich in die Schule gehen, daß ſie nur recht ſchreiben und rechnen können; ich habe deshalb ſchon mit dem Schulmeiſter geredet, daß er das Seinige thue — und — nun, was flennt Ihr denn? — Laßt das unterweges — Soldaten und Soldatenweiber und Soldatenkinder dürfen nicht weinen! — Laßt mir doch meinen Willen, und mich mitmarſchiren, ich möchte ſo gern auch das ſchöne Rheinland ſehen." — So ſprach der alte Schwerin zu ſeiner Frau und den zwei Jungen, Friedrich von vierzehn, Wilhelm von bald dreizehn Jahren, als er mit ihnen zur letzten Abendmahlzeit vereint war, bei welcher eine Schüſſel Kartoffeln das einzige aber Hauptgericht war. — „Ich will mir's zum letzten Mal", ſetzte er hinzu, „hier noch recht gut ſchmecken laſſen; wer weiß, ob mir wieder welche ſo bald vor den Schnabel kommen — denn draußen am Rhein und bei den Franzoſen ſollen die Kartoffeln rar ſeyn. Ich werde mich wohl manchmal nach einem ſolchen Gericht ſehnen, jedoch will ich mir in meinem Torniſter ein Leibgericht mitnehmen."

Der Morgen graute kaum, da ſchritt Schwerin dahin, der nahen Garniſonſtadt zu. Mutter Martha ſchied an der Ecke des Gärtchens ſchon von ihm, die Jungens aber trollten eine ziemliche Strecke weiter mit, und wären am liebſten wohl bis an den Rhein gelaufen, wenn nicht der Vater geſagt hätte: „Na, Ihr guten Jungen, geht wieder heim zur Mutter, und folgt ihr, geht aber auch fleißig zur Schule! — Denkt hübſch an mich und betet für mich — laßt Euch auch die Kartoffeln immer recht wohl ſchmecken — und auf ein frohes Wiederſehen — na, Gott behüt' Euch, Ihr lieben Buben!" — Still und traurig ſchlichen die armen Jungen heim, ſich wohl hundertmal, bis er hinter einer Wald-Ecke verſchwand, nach dem Vater umſehend, der wacker vorwärts ſchritt, oft die Wimpern ſich wiſchte, bald aber ſeinen Stummel hervorlangte und den Berliner Knaſter dampfte.

Der Mutter Anna und ihren Jungen wollte das Mittags- ſo wie das Abendeſſen, nämlich ein Gericht Kartoffeln, nicht recht ſchmecken; und wenn die Mutter die dampfenden Knollen in die große hölzerne Schüſſel ſchüttete, denen die immer hungrigen Buben lungernd entgegenſahen, da hieß es jedes Mal: „Ach, wenn der Vater miteſſen könnte! wo wird er denn jetzt ſeyn?“ — „Ei ja wohl“, ſprach Wilhelm dazwiſchen, „wenn er doch mit da wäre!“ Friedrich aber ſprach nichts dazu.

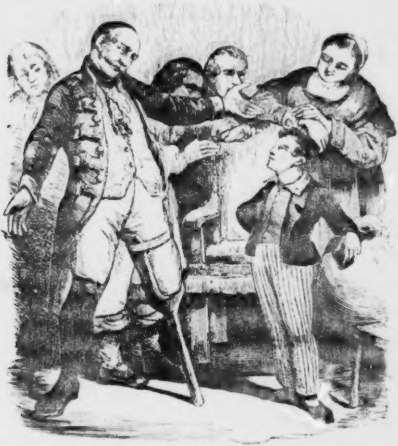
Es waren bereits acht Wochen vorbei, der Vater mußte wer weiß wie weit ſchon den Franzoſen entgegen ſeyn, und zu Hauſe war die Kartoffel-Erndte gekommen. Einen ſo reichen Segen wie heuer hatte die Mutter Martha noch nicht geerndtet, denn der ſogenannte Keller faßte ihn nicht, und ſie mußte ihn da und dort zu verwahren ſuchen. — „Ach, wenn doch der Vater da wäre!“ ſagte die Mutter, und Wilhelm that desgleichen, indeß Friedrich gar nichts dazu ſprach, aber wie nachſinnend den Segenshaufen betrachtete, es ſich's jedoch zum täglichen Geſchäft machte, in den Kartoffeln herumzuſuchen und ſie in verſchiedene Sorten zu bringen. Wenn die Mutter ihn fragte, was er ſich denn ſo viel mit den Kartoffeln zu ſchaffen mache, da er ſich ja ſonſt nicht darum bekümmert habe, erwiederte Friedrich: „Ich will nur die herausſuchen, die ſo recht rund, nicht zu groß und nicht zu klein ſind, ſo recht dünnſchälig, die leicht aufſpringen, wie ſie der Vater ſo gern ißt; ich will ſie ihm herausſuchen und aufheben.“ — „Ach, Du albernes, gutes Kind!“ ſprach die Mutter.

„Wo iſt Friedrich?“ fragte nach einigen Tagen die Mutter, als ſie früh, wie ſie es immer zu thun gewohnt war, ſogleich beim Aufſtehen in die anſtoßende Kammer trat, um die Kinder zu wecken. Friedrichs Lager war leer, doch war es zu erſehen, daß er in demſelben gelegen hatte. „Wilhelm, wo iſt Friedrich? Sollte er denn ſo zeitig in die Schule gegangen ſeyn?“ — Man nahm dies an, und die Mutter war weiter nicht beſorgt. Aber ſie ward es, als Wilhelm mit der Meldung aus der Schule kam, daß Friedrich nicht da geweſen ſey. „Ach, das Angſtkind!“ rief die erſchreckte Mutter; „mir ahnt, was er wird unternommen haben — ach, der böſe, der leichtſinnige Junge iſt gewiß dem Vater nachgelaufen, um ihm ſein Leibgericht zu bringen — das gute Kind, ach welche Gefahren werden es treffen — ach, der böſe, liebe Junge!“ — Die hellen Thränen rannen aus der Mutter Augen, es waren Thränen des Kummers, und gleichwohl auch Thränen der Rührung und Freude. Sie ſuchte in der kleinen Lade, welche der Kleiderſchrank der Kleinen war, und ſie vermißte Friedrichs Sonntagsjacke und Sonntagshoſen: auch hing die Feldmütze des Vaters, die der Mutter Schneiderei-Kenntniß zu einer ſtattlichen Mütze für Friedrich umgeſtaltet hatte, nicht an dem gewohnten Nagel; ferner bemerkte ſie bei ihrem Spähen im Kartoffelvorrathe, daß von dem Häuflein, das er ſo ſorglich ausgeleſen hatte, ein ziemlicher Theil fehlte. „Ja ja. es iſt nur zu gewiß, daß der arme Junge dem Vater nachgelaufen iſt!" rief die Mutter, und fragte Wilhelm: ob ihm denn der Bruder gar nichts von ſeinem Vorhaben offenbart habe; doch dieſer verſicherte ein offenes Nein. Hierzu kam am Nachmittage eine Befreundete in's Haus, die mit der Frage eintrat: „Wo haſt Du denn Deinen Friedrich ſchon an ſo trübem Morgen hingeſchickt, und was trug er denn ſo ſchwer? Als ich heute früh, es mochte etwa drei Uhr ſeyn, von der kranken Liſe kam, ſah ich ihn weit draußen vor'm Dorfe an der Holz-Ecke hingehen, ich rief ihm zu: wohin er wolle, aber er hörte entweder meinen Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, denn ganz eilfertig ſchritt er vorwärts." — „Nun, ſo mag ihn der liebe Gott auf ſeinem weiten Marſche ſchützen; ach, wenn er nur glücklich zum Vater kommt!" rief gefaßt die Soldatenfrau. Sie gewöhnte ſich nach und nach an Friedrichs Abweſenheit.



Seht denn nun unſern Friedrich auf ſeinem Berufswege, wie er ſelbſt ihn nannte; darum ſchritt er ſo heiter und froh dahin, denn er wollte zum lieben Vater, um ihm eine Freude zu machen. Auf einer alten veräucherten Karte von Deutſchland, die dem Herrn Schulmeiſter gehörte, hatte er ſo ziemlich herausſtudirt, wo Frankreich und der Rhein lägen; er hatte mittelſt eines Lineals ſich eine Linie gezogen, die er würde gehen müſſen; er hatte ſich auf ein Stückchen Papier, das er aus ſeinem Schreibebuche geſchnitten, die Städte geſchrieben, durch die ihn ſein Weg führen werde. Wohl wußte er, daß er in etwa drei oder vier Tagen nicht zu ſeinem Vater kommen werde, aber das kümmerte ihn nicht, denn er meinte, er werde doch hin kommen. Auch hatte er nicht den geringſten Reiſepfennig, denn er dachte: wozu brauche ich Geld? ein Stückchen Brod giebt mir ja Jedermann, Waſſer finde ich auch überall, und ein Nachtlager giebt's ja wohl in einem Schuppen oder auf einem Heuboden, wo man mir gewiß ein Plätzchen verſtatten wird. Alles das machte ihm nicht die geringſte Sorge, und er freute ſich nur auf den Augenblick, wo ihn ſein Vater ſehen und große Augen machen werde, wo doch ſein Friedrich mit dem Leidgericht herkomme!

Der rüſtige Burſche hatte wahrhaftig am erſten Tage einen Weg von ſechs Meilen zurückgelegt, da trugen ihn ſeine müden Beine nicht weiter, überdem ward es dunkel. Er lugte umher, zu erſpähen, wo er ſeine müden Glieder hinſtrecken könne; hungrig war er nicht, da eine Bauerfrau ihn vor einigen Stunden mit einem tüchtigen Brodſtück erfreut hatte, aber ein Obdach wünſchte er, da eine kühle Herbſtnacht hereinzukommen ſchien. Jetzt ſah er in der Ferne ein Licht ſchimmern, dem er folgte, und das ihn in ein Dorf führte, und bald auch in ein Wirthshaus, in welchem es laut zuging, da der Gäſte viele darin waren, die beim Glaſe und Spiel ſich vergnügten. Friedrich trat ſtill ein, nahm ſchüchtern ſein Plätzchen auf der breiten Ofenbank; die Laſt von ſeinem Rücken nehmend und ſie ſorglich neben ſich behaltend, harrte er eines Weiteren. Da trat die dicke, freundliche Wirthin, die ihn gewahrte, zu ihm, und fragte: wer er ſey, woher er käme, wohin er wolle. Recht treuherzig erzählte der Befragte. Die Fragerin ſchien erſtaunt zu ſeyn, wendete ſich aber bald von ihm, und an einen Tiſch hin, an welchem Spielende und Trinkende ſaßen. „Was?" riefen mehrere Stimmen, „was? den Jungen muß ich ſehen!" — Da trat (Friedrich erſchrack faſt) ein baumlanger Mann, mit einem eisgrauen Schnurrbart, mit einem eisgrauen, faſt kahlen Kopfe, und mit einem hölzernen Beine auf den Bankſitzer zu, und ſchnurrte ihn an: „He, Junge, wer biſt Du? wohin willſt Du? was trägſt Du bei Dir?" — Der Erſchrockene erzählte, er erzählte ausführlich, auf gar viele Fragen gab er hinreichenden Beſcheid. Alle in der großen Stube Anweſende hatten ſich in einem weiten Kreiſe um den Ankömmling geſtellt, und ſahen unverwandten Blickes auf ihn hin; dabei herrſchte während des Erzählens des Kleinen eine Stille in dem weiten Raume, die gegen das vorige Getöſe gar ſehr abſtach.



Da trat (Friedrich erſchrack wieder) der alte Stelzfuß auf ihn zu, faßte den Jungen beim Kopfe, drückte ihn an ſeine alte Soldatenbruſt, ſo daß Friedrich ſein Geſicht von des alten Soldaten Zähren genäßt fühlte, und rief: „Potz Bomben und Granaten, Du biſt ein echtes Soldatenkind — biſt ein braves Kind — ich kenne Deinen Vater, den alten Schwerin, gar wohl — wie, ſo was! — nun, aus Dir wird einmal ein braver Preuße — be. Wirthin, das ſage ich Dir, gieb dem braven Jungen zu eſſen und zu trinken, pflege ihn — nein, ſo was lebt nicht! — ye. Ihr Alle mit einander, den kleinen Kameraden dürfen wir nicht im Stiche laſſen!“

Jetzt nahm der alte Kriegsheld ſein Käppchen vom kahlen Scheitel, und hielt es als wie zur Einladung Allen hin, die dicht um ihn herum ſtanden. Und ſiehe, männiglich führte die Hand zur Taſche, und bald war ein anſehnliches Häuflein Münze im Käppchen, welches der alte Stelzfuß in Friedrichs Mütze ausſchüttete. Die gemüthliche Wirthin, die es nicht unterlaſſen konnte, den kleinen Wanderer zu herzen, zog ihn zum großen Tiſche hin, den die Trinkenden wieder einnahmen, und erquickte ihn mit einem gar reichlichen Imbiß. Am nächſten Morgen, nachdem der Pilger in einem weichen Bette recht wohl geruht hatte, that die Gute noch mehr, denn ſie verwandelte die Münze, der ſie ſelbſt noch ein Anſehnliches hinzugefügt hatte, in zwei harte Thalerſtücke, die ſie noch dazu in den Bund ſeiner Höschen einnähete, und ihn außerdem mit einem Imbiß verſah, der ihn auf zwei Tage vor Hunger zu ſchützen vermochte.

Späterhin fand er ebenfalls Theilnehmende und Gönner, die ihn reichlich ausſtatteten mit Speiſe und Münze, von welcher letztern er aber auch nicht das Geringſte als Reiſegeld bedurfte, ſo daß ihm ein Schatz von etwa acht Thalern geworden war, bei dem er ſich ſo reich dünkte wie ein Hunderttauſendthalermann. Auch führte ihn ſein günſtiger Stern einem Reiſenden zu, der ihn in ſeinem bequemen Wagen zwei Tage mit ſich nahm. So kam denn der kleine Wanderer ſeinem Ziele immer näher. Endlich hatte er es erreicht, wenigſtens glaubte er's. Bei ſeinem Wandern durch ein Städtchen ſah er wahrhaftig einen preußiſchen Soldaten vor einem Hauſe ſitzen, und nun meinte er, die ganze preußiſche Armee, alſo auch ſeinen Vater zu finden, und ſomit das Ende ſeines Marſches. In freudiger Eile ſprang er auf den Blaurock zu, den er fragte: „Wo iſt denn mein Vater? er iſt doch auch hier?“ — Der Angeredete ſah aber mit gar verdrüßlicher Miene auf den Frager hin und brummte: „Dummrian, bin ich denn allwiſſend? weiß ich denn, wer Dein Vater iſt?“ — Dem armen Friedrich wurde nun Aufſchluß, daß der Soldat ein Kranker war, der, wie noch manche, dem Lazareth angehörte, und denn wohl hatte zurückbleiben müſſen, auch erfuhr Friedrich, daß er ſeine Beine noch gar oft werde aufheben müſſen, wenn ſie ihn bis zum Vater tragen ſollten. Er that es mit Freuden.

Endlich kam er zum Lager der Preußen, und er meinte, ſchon nach zehn oder zwanzig Schritten den Vater zu finden; aber es lag noch Manches zwiſchen Ankommen und Finden. Er wurde von dem äußerſten Vorpoſten angeſchnurrt: wer er ſey und was er wolle, doch ließ er den treuherzigen Erzähler zum nächſten Poſten gehen. So kam er denn an einen Gefreiter, von dieſem an einen Korporal, dann an einen Lieutenant, der den drolligen Burſchen zum Capitain, unter Begleitung eines Gefreiten, führte. Dieſer examinirte ihn gar ſcharf, ließ ſich ſelbſt die Kartoffeln zeigen, ſo daß ihm kein Zweifel mehr beikam. Nach geendigtem Examen klopfte der Capitain das muntere Kerlchen auf die Backe, zupfte ihn am Ohr, und ſchien Wohlgefallen an dem ſeltenen Jungen zu haben. Dann ſetzte er ſich, indem er dem Harrenden einen Imbiß vorſetzen ließ, und ſchrieb wohl eine Viertelſtunde lang. Jetzt ſtand er auf, rief eine Ordonnanz herbei, und ſprach zu Friedrich: „Nun wackerer Junge, ſollſt Du bald zu Deinem Vater kommen!“

Der Ordonnanzmann führte ihn nun, ach, noch weit, durch manche Zelt-Reihen. Friedrich wollte bald da hin, bald dort hin zur Seite ſpringen, denn er glaubte in jedem Soldaten ſeinen Vater zu erkennen, aber der alte ihn führende Schnurrbart commandirte: „Hübſch vorwärts und nicht geredet!“ — Jetzt endlich ging es eine Anhöhe hinan, die ein ſchönes Gebäude trug, und welches ein Schloß war. Da gab es wieder viele Soldaten, und namentlich viele Offiziers, zu Fuße und zu Pferde. Friedrich wollte gewaltig viel fragen, aber es wurde ihm Stille geboten. — Es ging eine breite ſchöne Treppe hinan, da wurde Halt gemacht, denn die Ordonnanz hatte hier an einen Offizier, der vor einer Thüre ſtand, ſeinen erhaltenen Brief abzugeben. Der Offizier las ihn, und ſah dann recht lange den kleinen Paſſagier an, der, die Mütze in der Hand und ſein Hückchen auf dem Rücken, gar große Augen machte, und das Kommende verlangend erwartete.

Der Offizier trat mit ſeinem erhaltenen Schreiben in ein Zimmer, aus dem er nach einigen Minuten wieder heraus trat, Friedrichen bei dem Arme ergriff und zu ihm ſprach: „Du ſollſt hinein kommen!“

Friedrich that es, und gab ſich ſogleich beim Eintreten eine recht ſoldatiſche Stellung, wie ihm ſchon längſt von ſeinem Vater gelehrt worden war. Da ſaß an einer langen Tafel, auf welcher viele Landkarten und Schriften lagen, ein Offizier, der wohl viel mochte zu bedeuten haben, denn er hatte gewaltig viel Gold auf ſeiner Uniform, und dann ſtanden auch viele Offiziers um ihn herum, die nur auf ihn zu hören ſchienen; aber Zweie ſaßen mit an der Tafel, und ſchrieben ſo eifrig, daß ſie auf etwas Anderes gar nicht achteten. — Der vornehme Offizier winkte Friedrichen näher und ſprach: „Du willſt zu Deinem Vater?“ — „Nun freilich“, war die Antwort; „ich bin ſchon lange gelaufen, und kann ihn immer noch nicht finden, iſt er denn nicht mit hier?“ — „Was willſt Du bei Deinem Vater?“ — „Ei nun, ich bringe ihm etwas, was ihm gewiß Freude machen wird.“ — „Nun was denn? willſt Du mir's nicht zeigen?“ — „Warum denn nicht! — ſehen Sie nur, Herr

Offizier, was das einmal für ſchöne Kartoffeln ſind, die ißt er ſo gern, und ....“ — „Schon gut, Kleiner! — Aber höre, wie dann, wenn Dein Vater nicht mehr lebte, wenn ihn die Franzoſen tödtete ....“ — „Ei, ich möchte wiſſen — da hätte er es uns daheim ſchon ſagen laſſen!“

Der Herr Offizier lachte herzlich, und die Andern mit. — Friedrich wurde dann in ein anderes Zimmer geführt, wo wieder viele Soldaten waren, die ihn umringten, und denen er erzählen ſollte. Jedoch dazu hatte er keine beſondere Luſt, und rief nur öfterer: „Ach, wenn ich nur bald zu meinem Vater käme!“ — „Ja, kleiner Kamerad!“ riefen Einige ſcherzend, „der iſt jezt nicht hier, er iſt draußen und führt mit den Franzoſen Krieg.“ — „Nun, warum“, meinte der Drollige, „ſeyd denn Ihr nicht mit dabei?“

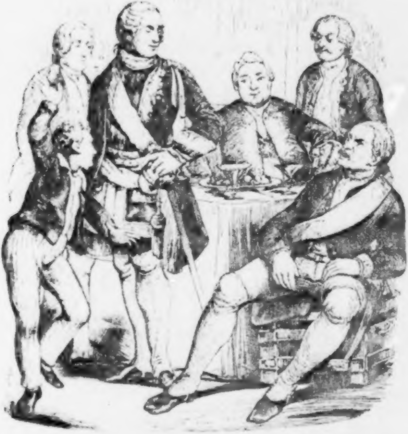
So vergingen einige Stunden, für die vielen Frager recht kurzweilig, aber für den Gefragten endlich bald langweilig.

Der Generaliſſimus ſaß mit ſeinem Generalſtabe an der Mittagstafel. Auf dieſer gab es gar manches Leckere, und den Schluß machte ſonderbarer Weiſe, eine Schüſſel Kartoffeln.

„Nun, meine Herren!“ rief der Generaliſſimus, „langen Sie zu, es iſt ein ſeltenes Gericht!“ — Man that es, und lobte das Gericht als etwas Seltenes und Delikates. — „Nun, Du Alter, hätteſt Du nicht auch Appetit? Iſt's nicht auch Dein Leibgericht?“ — ſo rief der Generaliſſimus der Schildwache zu, die jedoch nur für heute, im Innern des Zimmers, an der Thür ihren Poſten und Gewehr beim Fuß hatte, aber gar ernſt vor ſich hinſah, ſteif und unbeweglich wie eine Schachfigur, und nichts auf die gethane Anrede erwiederte. — „Es iſt mein Ernſt, Kamerad!“ rief der Generaliſſimus, „wenn Du Appetit haſt, ſo iß mit; es iſt ſchon noch ein Stuhl für Dich da!“ — Der Mann ſchulterte zur Antwort das Gewehr und ſah auf den Gebieter hin. Doch wer weiß es, ob ihm nicht der ſo vielartige Dampf von alle dem Lieblichen, und wohl auch von den Kartoffeln, in die Naſe gefahren ſeyn mag. — „Ich wiederhole es“, wurde ihm zugerufen, „iß mit! Adjudant, laſſen Sie den Mann ablöſen! — Na, ſo recht, mach' nun keine Umſtände weiter, ſondern ſetz' Dich her und lange zu! Ich muß Dir nur ſagen, es ſind Pommerſche Kartoffeln, ganz gute — nun, Du wirſt es wohl ſelbſt ſchmecken — ich kommandire: Marſch!“ — Des Alten Geſicht ſchien ſich zu verklären, im Paradeſchritt trat er auf den noch leeren Stuhl zu, und ward, was ihn gar ſonderbar dünkte, der Nachbar von ſeinem Capitain. Es wurde ihm die Schüſſel, die noch zum größern Theil gefüllt war, zugeſchoben und er nochmals erinnert, daß er ohne alle Umſtände zulangen ſolle. Solcher Nöthigung konnte der neue Gaſt, deſſen heutige Hauptmahlzeit Kommisbrod geweſen war, nicht widerſtehen. Er wollte ſo eben nach einem Knollen langen, aber dahin kam es nicht ſogleich, denn er mußte auch von dem genießen, was ſonſt auf der Tafel geſtanden und noch daſtand; Leckereien, von denen der Alte bisher weder Namen noch Geſchmack gekannt hatte. Von Allem verſuchte er nur ein Weniges, denn ihn gelüſtete nach ſeinem Leibgerichte, das in einer Porzellanſchüſſel ihn anlachte, neben welcher ein Butterſchäfchen ſtand, dem das Hinterviertel bereits abgeſchnitten war. Jetzt langte der Lüſterne endlich nach der winkenden Frucht, und legte ſich zwei der kleinſten, denn er wollte nicht unhöflich erſcheinen, auf ſeinen Teller; aber ſein Hauptmann ſchob ihm die Schüſſel ganz nahe zum Teller und rief lachend: „Lange nur zu, wir haben ſchon unſern Theil, und dem Schäfchen mache nur vollends den Garaus!“ — Der Aufgeforderte warf jedoch erſt einen Blick auf die vielen Herren an der Tafel; da er aber fand, daß man beim lauten Geſpräch auf ihn nicht achte, ſo fing er denn ſein Zulangegeſchäft herzhaft an. „Ach, du lieber himmliſcher Vater!“ brummte er bei'm Kauen, „'s iſt doch eine herrliche Gottesgabe!“

„Nun, Schwerin, ſchmeckts?“ rief ihm der Generaliſſimus zu, „nicht wahr, ſie ſchmecken wie Pommerſche! — Aber höre, Alter, Du mußt auch einmal dazu trinken! Weißt Du was, bringe eine Geſundheit aus!“ — Da erhob ſich raſch der Alte, nahm das Glas und rief, als wenn er eine Parade kommandirte: „Auf das Wohl meines allergnädigſten Königs! auf das Wohl des Herrn Generaliſſimus! auf das Wohl aller Herren Offiziere! auf das Wohl der ganzen Armee Seiner Majeſtät des Königs von Preußen!“ — Und nun nippte der Toaſtausbringer. — „Bravo, bravo!“ erſcholl es an der Tafel, und alle Gläſer ſtießen aneinander. „Ich will auch einen Toaſt ausbringen!“ rief jetzt der Generaliſſimus, ſich von ſeinem Stuhle erhebend, und Alle wurden ſtill und erhoben ſich ebenfalls, des Toaſts gewärtig.

„Der Korporal Knurring ſoll leben — hoch!“ — „Hoch!“ war der Nachklang. Der Korporal ſchien etwas entgegnen zu wollen, aber „bſt, bſt“ rief man, denn der Generaliſſimus wollte noch einen Toaſt ausbringen. „Der Sergeant Knurring ſoll leben, hoch!“ — „Hoch!“ riefen Alle nach. — Jetzt mochte es dem Gefeierten ein Ernſt ſeyn, etwas ſagen zu wollen, denn hoch war ſein Glas gehoben, ſchon der Mund geöffnet — da erſcholl eine Knabenſtimme drein: „Nun, Vater, haben ſie Dir geſchmeckt?“ — Ein Knabe ſprang jetzt aus einer Thür hervor, welche ein Offizier auf des Generaliſſimus Wink geöffnet hatte, und trat auf den neugebackenen Sergeanten zu, dem er ſich an die Bruſt warf. — „Ach Herr, mein Gott, biſt Du es, guter Friedrich? Ach — wie — was — woher — Du



armes, gutes Kind!'' — Das volle Glas fiel aus des Alten Hand, und er ſelbſt ſank auf den Stuhl zurück — ſeine bebuſchten Augen feuchteten ſich, und Thränen fielen über den Bart herab. „Ach, Du Wetterkind, ſag' mir nur — iſt denn die Mutter wohl auf und der Wilhelm? — Ach, Du Angſtkind! — halten Sie mir's nicht ungnädig, meine gnädigen Herren, wenn ich flenne wie ein altes Weib; aber es iſt auch gewiß des Guten zu viel auf Einmal — ſolche Freude hätte ich mir nicht gedacht! Ach Herr, mein Gott, was ſoll ich aber ſagen — ich hätte nicht gedacht, daß ein alter Soldat weinen könnte! — ach, ich bin ganz verwirrt — halten's doch ja zu Gnaden!'' — Vater und Kind herzten ſich, ſo ſtill, ſo innig, daß Aller Augen, die wohl ſelten geweint hatten, naß wurden. Es gab eine wahrhaft anſprechende Scene.

„Vater!“ rief der Kleine, der jetzt ein Beutelchen emporhob und mit der andern Hand auf ſeinen Leibgurt zeigte, „brauchſt Du etwa Geld? ich habe viel Geld! gute Leute haben mir's geſchenkt — ich habe aber nicht etwa gebettelt!“ — Aus des Knaben hellen Augen funkelte die klare reine Freude. „Nun kannſt Du“, fuhr er in ſeiner Freude fort, „das Stück von unſerm Dorf-Anger kaufen und einen Garten draus machen, und —“ — „Und ein hübſches Häuschen drauf bauen!“ rief jetzt der Generaliſſimus drein, welcher einen Teller nahm und ſtillſchweigend mehrere Dukaten darauf legte, dann eben ſo ſtillſchweigend den Teller weiter reichte, ſo daß der Teller die Runde gemacht hatte, ohne daß es Vater und Sohn, die mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt waren, bemerkten. Der Teller faßte bald, denn es waren gar reiche Hanſen mit an der Tafel, einen ziemlichen Reichthum in ſich. — „Komm her, kleiner Schwerin!“ rief der Generaliſſimus, „hier haſt Du etwas für Deinen weiten Weg und für das Leibgericht!“

Tags darauf hatte der alte Schwerin, Sergeant Knurring, den ehrenvollſten Abſchied in den Händen, das kleine Schwerinchen aber die Kokarde auf der Feldmütze, und die Mutter daheim erfreute ſich eines anſehnlichen Reichthums. C.

Muſikaliſches.

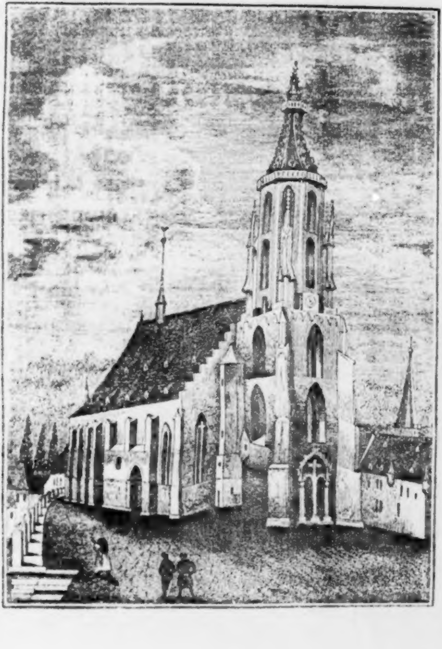
Wir greifen unſer Schildern und Bildern gern aus dem Leben und der Gegenwart, und da iſt uns neulich etwas vorgekommen, das dem kleinen Aufſatz: „Die Sängerinnen“ (Jahrgang für 1841, S. 176 bis 178) als Anhang dienen kann. — Die Muſik war in unſrer Zeit ſehr gelehrt geworden, da verlor ſie ihre alte, und doch ſtets jugendliche Freundin, die Empfindung, und der neue Freund, den ſie ſuchte, der Verſtand, gab ihr den Korb. Nun ſchwebelt ſie mitunter ſo zwiſchen Beidem hin und her und kann ſich nicht zum Ganzen finden. Das Halbe iſt aber gewöhnlich recht geeignet für die Halbmenſchen, daher dieſe anſteckende Muſikſucht, die in einer großen Stadt unter Anderem ſo weit ging, daß Anno 1841 ein Hausmädchen einen Dienſt nicht annahm, weil man ihr kein Fortepiano geben wollte zur Fortſetzung ihres Studiums einiger unglücklichen Variationen über das Thema: „Die Liebe, ach, die Liebe hat mich ſo weit gebracht!“

Nun hab' ich ſeit Kurzem eine Nachbarſchaft, welche auch mich gebändigten Menſchen wieder unbändig machen könnte. Es iſt eine Sängerin, eine von denen, die durch äußere Mittel das ſogenannte Glück einfangen wollen, wie wir das im vorigen Jahrgang andeuteten. Sie hatte ein Vermögen erlangt, verheirathete ſich, vom Theater abgehend, im 35ſten Jahr ihrer

erſten Jugend mit einem Herrn von, der neun Jahre jünger, aber in vier Jahren ziemlich mit dem Gelde fertig war, was ſie in ſiebzehn Jahren erſungen und errungen, wodurch ſie genöthigt wurde, von Neuem die Bretter zu betreten. Da wollt' es nun aber nicht gehen wie ehemals; wenn die ſonſt ſehr Reizende falſch ſang, brachte ihre Schönheit Alles in Richtigkeit, jetzt kam es indeß ſo weit, daß ein Kapellmeiſter, zu dem ſie ſagte: „Aber Sie accompagniren ja ſo ſtark, daß mich kein Menſch hört!“ ihr trocken zur Antwort gab: „Verzeihen Sie, geſchieht Alles wirklich zu Ihrem Beſten!“ Sie muß das einigermaßen einſehen, denn ſie übt nun unabläſſig Tag für Tag, und namentlich jagte ſie mir eine Höllenfurcht ein vor dem Sonnabend, denn da iſt der Triller an der Tagesordnung. So geſchah es denn auch neulich, als ich mich eben mit dem verfänglichen Schluß einer Abhandlung beſchäftigte, auf welche der Druckerei-Burſche wartete. Schon in halber Verzweiflung über den unausgeſetzten Triller, der mich marterte, als läge ich unter der Tortur einer Schraube ohne Ende, wird plötzlich durch ein zeterhaftes Kindergeſchrei die Sache zum unaushaltbaren Duett. Meiner kaum ſelbſt bewußt, und glaubend, es ſey ein Unglück geſchehen, ſtürz' ich hinaus, öffne drüben die Thür, und was ich ſah, ſieht hier Jeder gleichfalls. Das Kind war vom Eröffnungs-Apparat heruntergefallen und fehlte mit der vortrefflichſten Anlage zu einem italieniſchen Tenoriſten; Madame ließ ſich aber davon nicht ſtören in dem trillernden Nachtigallenſchlag, und der Herr Gemahl, ausgeſtreckt auf dem Sopha, ſuchte in den Journalen ruhig weiter nach Witzen, die er Abends bei Whiſt und Souper anbringen könnte. Ich hab' auch, da das ſchreiende Unglück ſich ohne meine Hülfe beſeitigen ließ, den und das Spektakel im Geringſten nicht geſtört, vielmehr ſacht die Thür wieder zugemacht; kann aber anzeigen, daß meine Wohnung zu vermiethen iſt.

Die Kirche zu Meiſenheim.

Unter die ſchönen Denkmale der deutſchen Architektur gehört die vormals reformirte, jetzt evangeliſche Kirche zu Meiſenheim (Landgrafſchaft Heſſen-Homburg), welche Ludwig I, genannt der Schwarze, weiland regierender Herzog von Pfalz-Zweibrücken, im Jahr 1479 zu bauen angefangen hat. Da dieſe Kirche durch die neueſten Territorial-Veränderungen aller Erhaltungsmittel beraubt worden iſt und immer ſichtbarer verfällt, ſo iſt es wohl gerathen, die Aufmerkſamkeit darauf hinzulenken. — Die genannte Kirche iſt in gothiſchem Stil erbaut und verdient nach dem Zeugniß eines Sachverſtändigen („Allgemeiner Anzeiger der Deutſchen“, Jahrgang 1807, Nr. 111), den vorzüglichſten

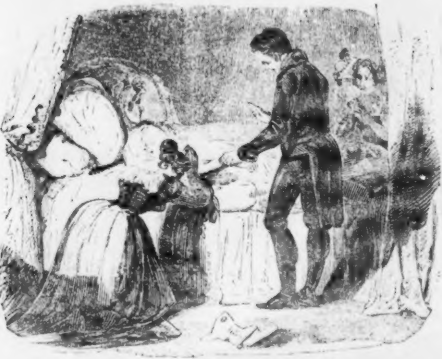


Monumenten des deutſchen Stils an die Seite geſetzt zu werden. Das Gewölbe und kunſtreiche Dach wird durch von Außen aufgeführte ſteinerne Pfeiler, inwendig durch zwei Reihen prächtiger Säulen getragen, an welchen aber die Capitäle fehlen, ſtatt deren ſich die zierlich geformten Rippen der Gewölbe allmählig in den obern Theil der Pfeiler verlieren, welche Bäume vorſtellen, deren Aeſte unter dem Gewölbe hinlaufen. Der achteckige, mit dem Innern dieſer Kirche identiſch verknüpfte Thurm, 185 Fuß hoch, aus lauter kleinen, mit künſtlich gehauenen ſteinernen Bildern verzierten Nebenthürmchen zuſammengeſetzt, iſt oberhalb der untern Gallerie durchſichtig und deſſen Gipfel mit einem einzigen Steine gedeckt. Ueber der obern Gallerie befindet ſich ein aus maſſiven Steinen gebauenes, mit Schall-Löchern verſehenes viereckiges Thürmchen, deſſen Ecken die vier Himmelsgegenden andeuten und worin eine kleine Glocke aufgehängt iſt, welche nur bei ſichtbarer Feuersgefahr geläutet und darum Feuerglöckchen genannt wird. Der Baumeiſter dieſes Gebäudes war Thomas Berenzer, der auch laut K. Th. Gemeiner's „Chronik von Regensburg" den Bau einer Kirche daſelbſt, der Sebalduskirche in Nürnberg und zum Theil auch des Doms zu Speier geleitet haben ſoll. — In dem Raume dieſer Kirche befindet ſich ein ehrwürdiges Mauſoleum von mehr als vierzig Särgen der hohen Ahnen des jetzt den Königlich-Bayeriſchen Thron beſitzenden Geſchlechts der Pfalzgräflich-Zweibrückiſchen Häuſer, deſſen Stifter Karl I, jüngſter Sohn von Herzog Wolfgang, in ihr neben vielen Andern ſeine Ruheſtätte gefunden hat, bei der man ihm eine Statüe in Lebensgröße errichtete, welche unter den Stürmen unſerer verwüſtenden Zeit allein unverſehrt erhalten worden, während andre neben ihr zertrümmert und noch nicht reparirt worden ſind. Daß nun dieſe Kirche dem Untergange geweiht ſcheint, iſt um ſo auffallender, als der allverehrte König Maximilian Joſeph, laut höchſten Dekrets vom 12. Februar 1823, zu ihrer Unterhaltung ein Kapital von 6000 Gulden beſtimmt hatte, welche rühmliche Sorgfalt aber durch untere Behörden ganz unwirkſam geworden iſt. Man wird endlich auch die zinnernen Särge der fürſtlichen Leichname verkaufen müſſen, um die Mittel zu finden das ſchöne Dachwerk der Kirche noch einmal nothdürftig ausbeſſern und deren Fortdauer wenigſtens um einige Jahre länger friſten zu können, in Hoffnung, daß man ſich ihrer einmal ernſtlicher annehme. Beſſer aber, es geſchieht raſch! — was wir hiemit bittend in Antrag bringen. —o—.

Aus Gefahr zum Glück.

Die Thür ward wild geöffnet, ſo daß die Kranke auf ihrem Lager in die Höhe fuhr, und herein drangen die Worte: „Im

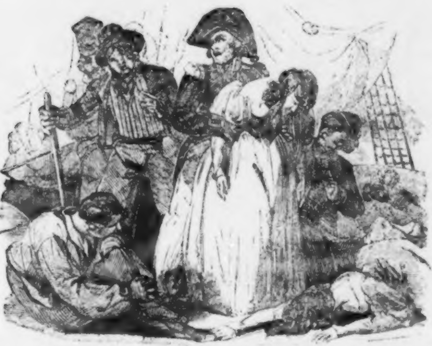
Namen des Tribunals begehr' ich Einlaß! Ich will allein ſeyn mit Frau von Debuſſon.“ Sodann ward die Thür wieder zugeſchlagen, die Lichter in den ſilbernen Armleuchtern zitterten vom Zugwind und die ſeidenen Vorhänge des Bettes, an welches eine nervige, hohe männliche Geſtalt trat, bewegten ſich. „Frau von Debuſſon, kennen Sie mich?“ rief der Fremde, indem er die Vorhänge theilte und ſich dem bleichen Antlitz der alten Dame zeigte, in deren Munde faſt der Name: „Gernotte!“ erſtarb, ehe er zu einem hörbaren Laut geworden. „O, Sie vergeſſen nicht ſo leicht, Madame, merk' ich wohl; aber auch ich habe Sie nicht vergeſſen. Sie verwundern ſich — hier der Beweis!“ Er hob ein bedrucktes Blatt Papier in die Höhe und fuhr fort: „Sie ſind zweifelhaft über das Schickſal zweier lieben Angehörigen, welche mitten unter den Bürgern von Paris verweilen. Ich bringe Ihnen Nachricht. Wahrhaftig, Madame, ich weiß nicht, wodurch Sie es verdient haben, daß ich mir Ihretwegen dieſe Mühe gab, es müßte denn dafür ſeyn, daß Sie mich vor dem Unglück bewahrten, Ihr Schwiegerſohn zu werden!“ — „Dieſer Hohn, Herr Gernotte, und Ihre erſten Worte, wie ſtimmt das!“ ſtammelte ſchwach Frau von Debuſſon. — „Bürger Gernotte, wenn's beliebt! Den Zuſammenhang werden Sie ſich erklären, wenn Sie dieſe Anzeige geleſen.“ Er reichte ihr das Papier. „Ihr Gatte, Madame, fiel unter der Guillotine, das Urtheil Ihres Sohnes iſt geſprochen.“ — „Barmherz'ger Himmel!“ kreiſchte die Kranke und fiel in heftigen Verzuckungen mit dem Haupt in die Kiſſen; „das iſt mein Tod!“ — „In der That!“ ſprach mit bitterm Lächeln Gernotte; „es ſollte mir leid thun, noch lebt Ihre Tochter.“ — „Unmenſch, willſt Du auch an der Unſchuldigen Dich rächen!“ — „Wägt denn das Schickſal Schuld und Unſchuld ſo genau! Ich will nicht gerechter ſeyn als das Geſchick, das mich — —.“ Er wollte weiter ſprechen, aber es wurden Stimmen im Nebenzimmer laut, die Thür flog auf, und ein junges, ſchönes Mädchen, dem ein ältlicher Mann in ſchwarzer Tracht folgte, trat eilig an das Krankenlager. „Mutter“, rief ſie, „ſey gutes Muths, ich bringe den Arzt!“ — „Deſſen bedarf's nicht mehr!“ ſtöhnte Frau von Debuſſon, und Gernotte ſagte: „Mademoiſelle, ich that mein Möglichſtes zur Heilung Ihrer Frau Mutter, dort liegt das Recept!“ Er wies auf das Papier, das den Händen der Kranken entfallen war, und verließ das Zimmer. Pauline von Debuſſon, welche bei ſeinem Anblick erſchreckt zurückgewichen war, griff convulſiviſch nach dem am Boden liegenden Blatte, und las, während der Arzt die Hand ihrer Mutter prüfend ergriff, die ſchreckliche Nachricht. Ihre Sinne wankten von dem ungeheuern Jammer, der auf ſie einſtürmte, ihre Hände zitterten, ihre Augen ſtarrten nieder, der Buſen hob ſich in ſchnellen Schlägen; plötzlich ſtürzten



Thränen über ihre Wangen und ſchluchzend lag ſie auf den Knieen am Lager ihrer Mutter. Die Dienerinnen kamen wieder in's Zimmer, der Arzt aber winkte ihnen, ſich zu entfernen und ſuchte durch ſanften Zuſpruch die Unglücklichen zu tröſten. „Nein, Herr Doktor", nahm Frau von Debuſſon das Wort; „täuſchen Sie meine Tochter nicht! Ich weiß, was mir bevorſteht und bin gefaßt, ſie ſey es auch! Sie ſteht allein, ſie muß erſtarken im Schmerz, denn nur der Schmerz giebt der Seele eine dauernde Feſtigkeit. Der Segen ihrer ſterbenden Mutter wird ſie geleiten!" Ihre Lippen ſchloſſen ſich wieder, und nur ihre Blicke ruhten noch auf der Tochter, bis auch dieſe ſtarrer und ſtarrer wurden und endlich erloſchen. Ihre Seele war dem Körper entflohen. —

Ein Paar Jahre verfloſſen der hinterbliebenen Tochter, Pauline von Debuſſon, in ſteter Einſamkeit und Trauer auf ihrem Stammgut, das hart an der Seeküſte bei der Stadt Havre lag und von den räuberiſchen Revolutions-Männern noch verſchont worden war. Die Schreckensherrſchaft war durch Buonaparte geſtürzt worden, der als erſter Conſul Frankreich regierte; aber dieſe Veränderungen waren unbemerkt von der Bewohnerin jenes Gutes vorübergegangen, und nur eine ihr räthſelhafte Begebenheit riß ſie in der letzten Zeit aus ihrer düſtern Ruhe. Schon mehrere Male waren ihr nämlich auf verſchiedene Weiſe Zettel zugekommen, auf denen nur die Worte ſtanden: „Fort nach England!“ Indem ſie, wieder einen ſolchen in der Hand haltend, eines Abends an das geöffnete Fenſter trat, erblickte ſie Gernotte, in Begleitung eines andern Mannes, in gemeiner Tracht an der Mauer des Schloßhofes außen herumſchleichen. Schrecken ergriff ſie, und obgleich ſich mehrere Tage nachher noch nicht das Geringſte ereignet hatte, was ihre Furcht begründen konnte, litt es ſie doch nicht mehr auf dem Gute; ſie faßte wirklich den Entſchluß, nach England überzuſetzen und führte ihn ſchnell aus, indem ſie in Eile Alles, was ſie an baarem Gelde und Geldeswerth beſaß, auf einen ſegelfertigen engliſchen Kauffahrer bringen ließ. Am folgenden Tage verließ ſie die vaterländiſche Erde und betrat das Schiff, das ſogleich unter Segel ging. Der Wind blies ziemlich ſtark, ſo daß man ſich gegen Abend ſchon weit vom Lande entfernt hatte. Nicht gewöhnt an das Schaukeln der Meereswogen, obgleich an der Küſte aufgewachſen, konnte Pauline es in ihrer engen Zelle nicht ertragen und ging hinaus auf das Verdeck. Die Nacht war dunkel, ſchwarzes Gewölk hatte ſich um den Himmel gelagert, einzelne kurze Blitze, denen ein um ſo nachhallenderer Donner folgte, durchbrachen grell die dichte Finſterniß, und doch ſchlief Alles auf dem Schiffe, ſogar der Steuermann hatte ſich unvorſichtig zur Ruhe niedergelegt. Ruhe rund umher, nur die Wellen ſchlugen heftig gegen das Schiff. In dieſen Augenblicken trat dem Mädchen ihre Verlaſſenheit ängſtigend vor die Seele und ſie fiel zum Gebet nieder auf ihre Kniee. Da vernahm ſie plötzlich Schritte hinter ſich, fühlte ſich unſanft am Arme gezogen und eine Stimme raunte ihr zu: „Sie wollten mir entfliehen, aber ich laſſe meine Beute nicht ſo leicht!“ Es war Gernotte's Stimme. Doch mit überraſchender Kraft machte Pauline ſich von ihm los und rief um Hülfe. „François!“ ſchrie Gernotte, „an's Werk!“ und das Mädchen fühlte ſich ergriffen, während mit höchſter Schnelligkeit eine breite Hand ihren Mund verſtopfte. In fürchterlicher Angſt klammerte ſie ſich an den ihr naheſtehenden Maſt, als bäte ſie den lebloſen Stamm um Hülfe wider die mitleidloſen Menſchen. „Ich habe es bemerkt, Pauline, wie Du Dich zur Reiſe anſchickteſt, da ich Dein Schloß umſpähte, deshalb eilte ich Dir nach. Ich muß Dich beſitzen und ſollte ich mit einem Verbrechen Dich erkaufen. Man hat mich aus Frankreich verbannt, ſeit der corſiſche Edelmann befiehlt, ich habe nichts mehr zu verlieren, aber viel — Dich hab' ich zu gewinnen. Sprich, willſt Du die Meine werden?“ — Die Hand befreite ihren Mund, in demſelben Augenblick aber fuhr wieder ein Blitz herab, und wie auf Verabredung ſchoß es zugleich von den

Lippen Gernotte's und François: „Teufel, was iſt das! Wir ſind verloren!“ Die Umriſſe flatternder Segel wurden ſichtbar, ein entſetzlicher Stoß traf in dieſem Augenblick, wo ſich Jene wendeten, das Schiff, und von der Seite her tönten Stimmen: „Rettet! Rettet! Wir ſind angefahren!“ — Fortgeriſſen von der heftigen Schwankung des Bodens, auf dem ſie ſtanden, fielen beide Männer auf das Deck nieder und ſtürzten unaufhaltſam hinab in die Wogen, wo ſie noch einmal auftauchten, um für immer zu verſchwinden. Ein Gottesgericht! Pauline aber, obwohl mit einer Ohnmacht kämpfend, hielt den Maſtbaum noch feſt umklammert. Indeſſen fing das Schiff an zu ſinken; das andre, welches mit ihm zuſammengeſtoßen war, löſte die Kanonen, ſetzte die Bote aus und ſchickte ſie dem erſteren zu, auf dem Alles in planloſer Verwirrung umherlief. Der größte Theil der Mannſchaft ward gerettet, indeß brachte man Mehrere, unter jenen Pauline, nur in bewußtloſem Zuſtande auf das Verdeck des andern Schiffes, das unbeſchädigt geblieben war.



Der Himmel entwölkte ſich, der Mond trat hervor und beleuchtete das gräßliche und doch ſo erhabene Schauſpiel, wie der große Holzcoloß ſchnell und immer ſchneller ſank, bis das

Waſſer ſchäumend und ſprützend über ihm zuſammenſchlug. — Als Pauline aus ihrer Ohnmacht erwachte, blickte ſie in das über ſie gebeugte Antlitz eines engliſchen Offiziers, in deſſen Armen ſie lag. Nach kurzem ſtaunendem Sinnen raffte ſie ſich empor und warf ſich mit dem frohen Ausruf: „Mein Bruder!“ dem Offizier an die Bruſt, der ſie innig an ſich drückte und in die Worte: „Arme, arme Pauline!“ ausbrach. „Warum arm!“ erwiederte ſie, „hab' ich doch Dich wieder, den ich längſt als einen Todten beweinte. Sprich, wie ging das zu!“ — „Es war mir gelungen, liebe Schweſter, von Paris noch eher zu entkommen, als man mich zur Haft bringen konnte. Ich wandte mich nach England. Als ich aber hier, erſt vor Kurzem, die Nachricht von unſrer Mutter Tode erhielt, wünſchte ich Dich bei mir zu haben und begab mich an Bord eines Schiffes, das mehrere Monate in Havre vor Anker lag. Trotz meiner engliſchen Militairtracht mußte ich jedoch ein Erkennen fürchten, auch durfte ich Dich nicht dem Verdacht ausſetzen, daß Du mit mir noch umgingeſt, denn das konnte Dir gefährlich werden. Deshalb ſchrieb ich Dir mehrmals anonyme Zettel mit den Worten: „Fort nach England!“ glaubend, daß eine wiederholte Aufforderung der Art Dich am Ende doch beſtimmen würde. Ich bemerkte auch bald, daß ich meinen Zweck erreicht hatte, und ſegelte Dir nach, bis wir dann freilich durch die Finſterniß der Nacht und die Nachläſſigkeit eurer Schiffsmannſchaft auf eine höchſt gefährliche Art zuſammentrafen. Nun aber hab' ich Dich wieder, und nichts ſoll uns mehr trennen!“ — Die Geſchwiſter lagen einander gerührt und vor Freude weinend in den Armen.

N — z.

Das Gaſtmahl.

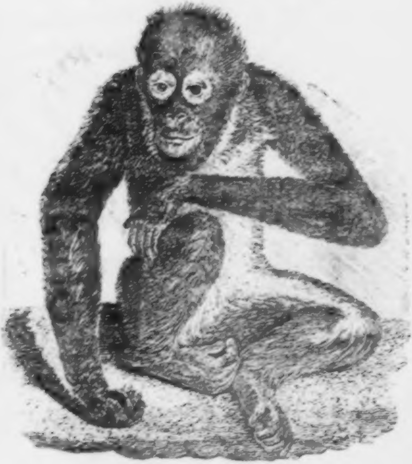
Ein Gaſtmahl, und zwar ein feſtliches, vielleicht ein „patriotiſches!“ Nun, kann ſeyn; ſey's auch nicht gradhin ein ſolches „Zweck Eſſen“, wie die Berliner ſagen. Es galt einem Einzelnen, den ſeine Freunde Sonderling nannten. Er hatte in den Zeiten der Noth nach verſchiedenen Seiten mitgewirkt, ſich dann aber anſpruchslos in ſein Geſchäft zurückgezogen, es leitend und vergrößernd, ohne ſich zu den mancherlei Erinnerungsfeſten einzufinden. Man vernahm nun, daß fünfundzwanzig Jahre vergangen, ſeit er mit aller Emſigkeit und Entſchiedenheit ſeinen Beruf wieder ergriff, die Freunde von damals wollten ihm zeigen, daß ſie ihn nicht vergaßen, ſie veranſtalteten ein „Diner“, und er empfing die Einladung nicht eher, bis Alles in Ordnung war. Da hielt denn der Senior eine Rede, die unſer Mann, weil ſie ſein Lob enthielt, nicht ohne Scham mit anhörte, und als nun ſich einige Vorwürfe anſchloſſen,

weil er ſo ganz für ſich gelebt, unterbrach er den Redner, wie folgt: „Meine Freunde", ſagte er, „ich danke herzlich für Alles, was mir geſchehen und geſagt, und da ich wohl weiß, daß Ihr mich zuweilen einen Sonderling ſchaltet, kommt es ja nicht darauf an, wenn ich Euch etwa wieder als ſolcher erſcheine; Ihr vergabt mir das ſchon mehrmals, und folgerichtig werdet Ihr es mir auch wohl ferner vergeben, da ich eben unter Freunden bin. Es iſt mir, als müſſe der Mann ſeine Thaten als gethan betrachten und deren Anerkennung oder Nicht-Anerkennung Andern überlaſſen, ganz nach ihrem Belieben. Daß er ſich ihrer an Jahrestagen beſonders erinnert, iſt natürlich, daß er's dann aber mit Gepränge und hochtrabenden Redensarten thut, daß er ſich ſelber ſchmeichelt, und dabei noch manch andre Schmeichelei mit einfließen läßt, iſt gegen meine Natur, der es auch widerſtrebt, ſich für geübte Pflicht zu belohnen oder belohnen zu laſſen. Soll aber von einem Volksfeſt die Rede ſeyn, ſo ſteckt man's nicht in einen Saal! — Ich hab' indeß meine Erinnerungstage ebenfalls gefeiert. Da bin ich zuerſt hingegangen, an den Gedenk-Tafeln die Namen der mir Bekannten zu betrachten, die berufen waren, mehr zu thun als wir: denn ſie ſtarben für ihr Vaterland, und die Erinnerung an ſie iſt ihr einziger Lohn. Und dann dacht' ich Derer, die als Verſtümmelte zurückkehrten in das Leben des Friedens und nun ſchweren Kampf mit dem Leben ſelbſt zu beſtehen hatten, und Derer, welche kein Beſchützer hervorhob, kein günſtig Loos ſo ſtellte, daß ſie ihrer Erinnerung Blüthen mit Champagner erfriſchen können. Ich that da, was in meinen geringen Kräften ſtand, und ein Paar nahm ich mit mir, auch zu einem Feſtmahl, aber zu einem häuslichen, wo es nicht gar hoch herging, man ſich aber doch hoch erfreute, weil Weib und Kinder daran Theil nahmen, wie's recht iſt. Denn Erſtens haben die deutſchen Frauen zur Zeit der Noth das Ihre mitgethan, es geht ihnen auch das Herz auf, wenn man ihnen dafür noch heut ein ermunternd Wort ſpricht zu einem ehrlichen Händedruck. Zweitens aber ſoll die Zukunft in unſern Kindern wach erhalten und bekräftigt werden in der Liebe zum Vaterlande und zu allem Rechten. Da ſagt' ich denn wohl bei'm Hausmahl auch einige Worte, ungefähr des Inhalts: „Es war eine freud- und ſchmerzreich ſchöne Zeit, Kinder, in welcher die Deutſchen reif geworden, ſich, von ihren Fürſten gerufen, mit Muth frei und ſelbſtſtändig zu kämpfen; die Geſchichte erhält jene Zeit am Leben, und ihre Lehren erhalten wir am Leben, wenn wir nämlich dieſe Lehren verſtehen lernen. Menſchen und Völker können gar oft das Unglück beſſer überwinden als das Glück ertragen, und eine Größe, welche ihnen das Unglück aufzwingt, ſchwächt ſich ab im Glück. Ehrenwerth iſt der Muth im Kriege, aber der Muth im Frieden könnte wohl gar höher ſtehen, und nicht bloß deshalb, weil er den Zerwürfniſſen vorbeugt. Dort giebt's noch allerlei Ausſichten, Aufregung und Leidenſchaft reißen uns mit ſich fort und die Aufopferung kann zweifelhaft ſeyn. Der Muth im Frieden geht überall auf Anerkenntniß der Wahrheit, und Wahrheit iſt ein Geſchütz, das zuerſt beinah immer den verwundet, der es zuerſt gebraucht, das aber doch in der Rückwirkung ſelten das Ziel verfehlt. Sie ſind indeß nothwendig dieſe Wahrheit und der Muth für ſie, damit die Kraft des Lichts nicht breche, jene Kraft, die aus nächtigen Jahrhunderten und deren Feſſeln ſich mühſelig zu Tage gerungen hat, die keine Anmaßung und keine Gehirnblendung leidet, und darin, daß Etwas durch Verjährung zum Recht gekommen zu ſeyn glaubt, keinen Grund zu deſſen Duldung findet.“ Dieſen Satz führt' ich näher aus zu dem Reſultat: daß man weder um Volksgunſt, noch um Gold, Ehren und Würden ein Intereſſe der Humanität aufgeben, ſondern dies Intereſſe, ob auch nur in ſeinem angewieſenen Kreiſe, fördern müſſe, wobei man zwar zuweilen einen ſchlimmen Stand habe, aber eben beſtens im Rechte ſey, wenn man Anfangs gar keine Partei auf ſeiner Seite ſieht. Wir leerten hienach die Gläſer auf den Ruf: „Es lebe der Muth im Frieden!“ und wenn's Euch recht iſt, rufen auch wir: „Es lebe der Muth im Frieden!“

Es geſchah, wonach der Redner lächelnd fortfuhr: „Geleugnet ſey's nicht, daß ich die Kochbuch- und Weinkarten-Begeiſterung, mit der man jetzt ſo oft die Berühmten in Oſtentationen und Reſtaurationen anißt und antrinkt, dabei die Wort Poſaune mit vollen Backen blaſend, gleichfalls nicht theile, und ſie ſehr unterſcheide von wirklicher Begeiſtigung an tüchtigen Werken, wie ich denn überhaupt die Selbſtverehrung in der Verehrung nicht leiden kann, beſonders wenn die Herren Männer ſie für ſich ausſchließlich berechnen. Bin ich's nun aber einmal gewohnt, mich nur unter den Meinen feſtgemäß behaglich zu fühlen, werdet Ihr mir wohl den Gefallen thun, den Abend dieſes Tages mit ihnen bei mir zu verleben. Und da ich wünſche, daß es Allen ſo gut werde, hab' ich insgeheim Eure Frauen und Kinder einladen laſſen; ſo werdet auch Ihr unter den Euern ſeyn, und da wollen wir noch auf einen Spruch die Gläſer anklingen laſſen, den nämlich: „Das Staatenwohl beruht auf Familienwohl!“

Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß die Heiterkeit am Abend bei dem einfachen Mahl viel inniger war, als die bei dem „Diner“ mit ſeinen noch ſehr unterſchiedlichen ſchönen Redensarten und ſeiner Ellen-Waare von Reimen, die kein Ausverkauf beſeitigt, die nicht aufgeräumt werden können, oft aber das Aufgeräumte unterbrechen.

Affenthum.

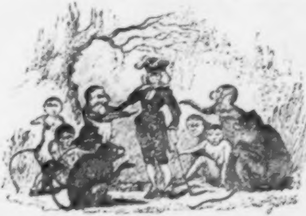


Abraham a Santa Clara ſpricht in ſeinem „Huy! und Pfuy!" — einer Sammlung von ernſten Aufſätzen, wobei ſich jedoch der Humor oft unwillkürlich hindurchrankt, unter Anderem auch von den Affen und ruft dabei aus: „O grundloſe Gütigkeit Gottes, indem er nicht allein ſo viel tauſend Geſchöpfe zu unſerm Nutzen erſchaffen, ſondern auch einige zu unſerm Geſpaß und Ergötzlichkeit, unter welche die Affen vorderan zu zählen." — Verehren wir in Demuth die Gütigkeit Gottes, und geben wir dem guten Pater Abraham zu, ſeine Anſicht könne bei verſchiedenen Affen und für mancherlei Menſchen paſſen, ſo iſt dagegen gewiß, daß die Affen, welche in ihrer äußern Geſtalt den Menſchen am ähnlichſten ſind, ſich nicht geſpaßig, vielmehr ernſt, ja melancholiſch zeigen. So namentlich der Orang-Utang, deſſen Name malaiſchen Urſprungs iſt. „Orang" bedeutet „vernünftig Weſen", „Utang" heißt „Wald" (ſo wurde der Name mit „Waldmenſch" überſetzt); doch wäre hier die Vernünftigkeit ſehr beſchränkt zu nehmen, und in der Weiſe des Pater Abraham dürfte man wohl gar ſagen: der Ernſt, die Melancholie des Orang-Utangs komme daher, weil er eine Ahnung hat, daß ſeine Vernunft nicht zureichend iſt, wodurch er ſich von den Affen unter den Menſchen ſehr vortheilhaft auszeichnen würde.

Wie der Orang-Utang ausſieht, liegt vor. Er hat ſeine Heimath auf Borneo, in Cochinchina, Malakka, wird 4 bis 5 Fuß hoch, iſt ungeſchwänzt, hat rothbraunen, roſtfarbigen Pelz und die wenigen, vom Haar freien Theile, namentlich die Handflächen, ſind kupferroth, zuweilen bläulich. Die Finger haben runde Nägel. Zahm gemacht, bewahrt er ſich die Reinlichkeit, die man bei dem Leben in Bergwäldern an ihm bemerkt, und läßt ſich leicht zu allerlei Geſchäften abrichten. Er lernt ſich ſein Lager bequem machen, Kleider anziehen, mit Meſſer und Gabel ſpeiſen, Thee einſchenken, Cigarren rauchen, Pfropfen löſen (was er überaus gern thut, denn Spirituoſa behagen ihm) und noch viel andre Dinge; ja man hat einigen Orang-Utangs ſogar das Schreiben beigebracht. Wär' es möglich, ihm nur zwei Dutzend Phraſen ſprechen zu lehren, etwa von dieſer Sorte: „Köſtlich Wetter! — Miſerables Wetter! — Ihre Augen ſind Sonnen, mein Fräulein! — Ich langweilte mich wie ein Mops! — Zu Befehl!" — dann könnte der Orang-Utang, den ohnehin ein waldiger Backenbart auszeichnet, ſich dreiſt unter die modernſten Pflaſtertreter miſchen. — Wohl diente Manches, die alte Hypotheſe glaublich zu machen, das Menſchengeſchlecht ſtamme von den Orang-Utangs ab, wir ſtimmen indeß der Anſicht bei, welche ſo Affen als Menſchen für Originale gelten läßt. Die affenartige Nachahmungsſucht manches Geſchöpfes, Menſch genannt, ſelbſt wenn dieſe Nachahmungsſucht zuweilen ganze Maſſen eines Volks befällt, beweiſt für jene Hypotheſe gar nichts. Eine ſolche Erſcheinung iſt nur als Ironie der Natur zu betrachten, die, um wieder mit Abraham a Santa Clara zu reden, auch Geſchöpfe „zu unſerm Geſpaß und Ergötzlichkeit" aufſtellen und darthun will, es gebe unter den Menſchen viel zu anmaßende, als daß ſie nicht ſogar den Affen ihre Naturgabe ſollten ſtreitig machen. So finden wir unter den Menſchenkindern verſchiedene äffiſche Abarten, von denen wir diesmal nur einige näher bezeichnen.

I. Mode-Affen. Das ſind die zahlreichſten und unzertrennlich von allen andern Arten. Man darf ſie ohne

Irrthum zu den „Schlank-Affen" zählen, da ſie, in Bezug auf ihre Taille, es immer nur mit dem Pariſer Tailleur, nicht mit dem heimiſchen Schneider zu thun haben, oder zu den „Kleider-Affen", auch „Duc" genannt, oder zu den „Brüll-Affen", beſonders wenn man durch ein i, ſtatt des ü, die Rechtſchreibung herſtellt. Man nennt ſie auch Cour-Affen, wobei wir den Doppelſinn fallen laſſen, nur bemerkend, daß ſie lorgnettirend allen Schönen immer dieſelben ſchönen Redensarten mit einem ſchönen Schnarren vortragen, wobei denn ihre Kultur von allen unkultivirten Affen und Aeffinnen überaus bewundert wird. Sie ſind übrigens ſehr ſchwächlich und müſſen alljährlich ein Bad beſuchen.



II. Die Politik-Affen. Dieſe haben eine kleine Zahl beſtimmter Wörter, mit denen ſie ſagen wollen, daß Alles, was in Frankreich und England gut und ſchlecht iſt, auch ohne Weiteres für alle andern Völker paßt, wobei ſie auf den ganz verſchiedenen geſchichtlichen und charakteriſtiſchen Boden gar keine Rückſicht nehmen. Gewöhnlich verlangen ſie Dinge, bei deren Gewährung man mindeſtens gerade ſie ausſchließen müßte. Ihnen ähnlich ſind

III. Die Verjährungs-Affen. Dazu gehören beſonders die, welche die Gegenwart noch immer unter den griechiſchen und römiſchen Maaßſtab zwängen, und Alles wieder herbeiziehen möchten, was durch des Himmels Gericht und die immer mehr erwachſende Erleuchtung in ſich zerfallen iſt. Sie arbeiten ſich ab in Wiederherſtellung von Inſtituten, die unter dem Lebendigen ausſehen wie geöffnete Gräber, in denen nun noch ihr Gehirn vermodert.

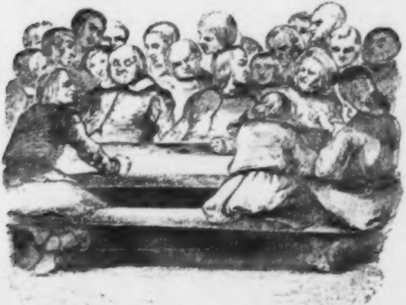
IV. Die Ueberſetzer-Affen, die wegen ſchwächlicher Verdauung ſich hauptſächlich mit franzöſiſcher Koſt nähren, ihr

Scheinleben beſonders auf den Bühnen treiben und ſich in Leih-Bibliotheken einquartieren, damit das Volksthümliche ja nirgends recht Platz findet. Dahin wären auch

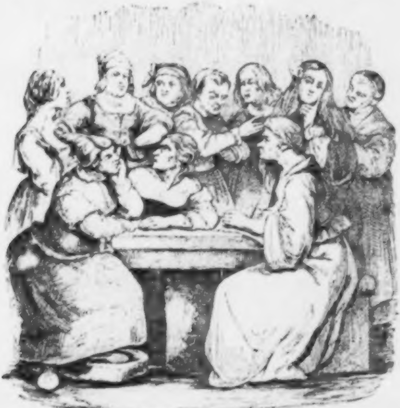
V. **Die Literatur- und Kunſt-Affen** zu zählen, die, wenn einmal eine gute Idee angeregt iſt, gleich mit ſo viel Aehnlichem ſich anſchließen, daß Viele dann ſelbſt für die gute Idee überſättigt ſind. Sie heißen auch Nachhinker, ihrer ſind Legion, und wären ſie nicht, würde die Zahl von 10,000 Büchern, die alljährlich der Meß-Catalog darlegt, ein Paar Nullen verlieren, man alſo 9,900 literariſche Nullen weniger haben.

VI. **Kalender-Affen.** Sie ſchreiben noch heut den hundertjährigen Kalender nach, halten ſich an Raub- und Mordgeſchichten, und aus Furcht, ſie könnten's den Unvernünftigen nicht recht machen, denn ſie wollen nur bei dieſen keinen Anſtoß finden, ſind ſie unverſchämt genug, zu thun, als ob's gar keine Vernünftigen gäbe.

VII. **Die Emancipations-Affen.** Das iſt eine Sorte, die ſich am wenigſten zähmen läßt. Sie greifen alle Rechte auf und wollen ſie ganz nach ihren Gelüſten für ſich zurichten; nur die Pflichten ſchieben ſie bei Seite, weil ſie ſich damit gar nicht befaſſen können. Sie ſind ſchon anſteckend bis in die kleinſten Krähwinkel gedrungen, ſo daß namentlich in einem von den Männern



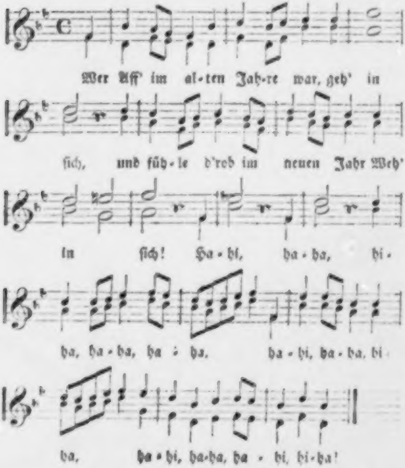
ſeit lange in Verſammlungen berathen wird: ob die Ehe überhaupt zuläſſig? welche Frage ein junger Pfiffikus in Bewegung brachte, der nicht in die Verſammlung kommt, weil er während derſelben am bequemſten den Cour-Affen ſpielen kann. Zwar haben zu derſelben Zeit auch die Weiber beſagten Krähwinkels ihre Verſammlungen, indem eine alte Buhlſchweſter in Frage ſtellte: ob nicht ſämmtliche Männer beliebig als dienſtbares Allgemeingut zu betrachten wären! — aber ſie hat meiſt nur Weiber



zuſammengebracht, die ihre Jahre unter keiner Bedingung von 20 weiter zählen, mithin iſt jener junge Pfiffikus in nichts gehindert. Die Emancipations-Affen werden nicht eher klug, als bis man ihnen begreiflich macht, daß Alles ſich nur aus dem eignen Beſſerwerden emancipirt, wobei man vielleicht zu einigen Rechten, aber zugleich zu hundert Pflichten mehr kommt; da werden ſie ſich denn freilich gegen das Klugwerden wehren und lieber dekretiren: Es ſoll vorläufig Alles beim Alten bleiben!

Das möchten wir nun, was das Affenthum überhaupt betrifft, nicht gern und ſo wollen wir ſagen, oder vielmehr ſingen, damit ſich's beſſer einprägt:

Schnell und luſtig. Franz Commer.


Wer Aff' im al-ten Jah-re war, geh' in
ſich, und füh-le d'rob im neuen Jahr Weh'
in ſich! Ha-hi, ha-ha, hi-
ha, ha-ha, ha-ha, ha-hi, ha-ha, hi-
ha, ha-hi, ha-ha, ha-hi, hi-ha!

Wer Aff' im alten Jahre war,
Geh' in ſich,
Und fühle drob im neuen Jahr
Weh' in ſich!
Hahi! Haha! Hiha!

Er laſſe fremden Firlefanz
Im Bann ruh'n,
Sey Maulheld nicht, und ſey kein Schranz,
Sey Mann nun!
Hahi! Haha! Hiha!

Giebt's Affen-Weibchen — ihrer giebt
Es leider! —
Sorgt, daß Ein's mehr als Euch nicht liebt
Den Schneider!
Hahi! Haha! Hiha!

Dann iſt's gewiß auch minder gern
Im Ballkleid,
Und bleibt des Hauſes lieber Stern
Euch allzeit!
Hahi! Haha! Hiha!

Bilden wir uns alſo in allen Dingen aus uns ſelbſt, beſſern unſere Zuſtände auf Grund unſrer Eigenthümlichkeit, und ſtellen dieſe aller Fremdſucht voran. Iſt's nun, weil wir noch ſo tief in dieſer ſtecken, freilich nicht möglich, daß wir ſchon im nächſten Jahr das Affenthum von unſrer Zeitrechnung verſcheuchen, kommt doch wohl endlich eine Zahl, die es nicht mehr erreicht; — dies ſey unſer volksgemäßer Wunſch für die Zukunft! — und damit Glück auf!

Anzeigen.

Bei uns (Vereins-Buchhandlung) iſt fertig geworden:

Das Nibelungen-Lied.

In neuer Verdeutſchung von H. Beta.
Bevorwortet von F. H. von der Hagen.
Mit funfzig Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung gefertigt. Zeichnungen von Holbein.

Hier iſt nun die anerkannt für das Volk vorzüglichſte Ausgabe des berühmten Gedichts, das mit der Ausſtattung einer Pracht-Ausgabe vollſtändig doch nur 1⅓ Thlr. koſtet.

Von unſern Nieritz'ſchen Jugendſchriften (wir haben die ausgezeichnetſten) ſind in **zweiter** Auflage verſandt: „Wahrheit und Lüge." — „Der junge Trommelſchläger." — „Der Pilger und der Lindwurm." — „Das Fiſchermädchen." — „Der ſtille Heinrich." (Jedes à ⅓ Thlr.) Wir haben deren noch neun, die meiſt ſchon früher in zweiter Auflage erſchienen. Unſre Jugendſchriften von J. Satori, Bertram u. ſ. w. verdienen gleiche Verbreitung.

Von der Sammlung: „Deutſche Volkslieder" (von Kretzſchmer und W. v. Zuccalmaglio), von allen Beurtheilern als hochbedeutend gerühmt, ſind die Hefte 15 und 16 verſandt. Sie iſt vollendet mit den Heften 17 und 18, welche im Oktober d. J. fertig werden. Nur bis 31. Dezember 1841 gilt der Subſcriptions-Preis (das Heft zu ⅓ Thlr.).

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in (ſieben) Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. 1½ Thlr. (Hier lernt man den „alten Fritz" erſt ſo recht kennen!)

Gegen **Temme's** und **Noerner's Beleuchtung des Prozeſſes Lafarge.** Vom Profeſſor Dr. v. Woringen. ½ Thlr. (Entſchiedene Widerlegung; von großem Intereſſe!)

Die deutſchen Pflanzen-Namen. Von **W. v. Waldbrühl.** ⅓ Thlr. (Da kann der Deutſche ſeine Pflanzen deutſch nennen lernen!)

Hausbuch für Frauen. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andreſſe. 1⅓ Thlr. (Wer in ſeinem Hauſe ein gutes Spar-Syſtem haben will, ſchenke der Hausfrau dies Buch!)

Handbuch aller Wiſſenſchaften. Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung. Von Fr. v. Schönholz. 3 Thlr. (Heut zu Tage ſoll man vernünftig über alles Wiſſen mitzureden verſtehen; das lernt man aus dieſem Werke!)

Blätter und Blüthen. Taſchenbuch in einem einzigen Jahrgange, herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit zwölf Holzſchnitten. 2 Thlr. (Reicher, mannigfaltiger Inhalt; iſt den Leſern des „Volks-Kalender" gewiß ohne weitere Worte empfohlen!)

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Bei Heinrich Franke in Leipzig ſind nachſtehende Schriften erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der kleine braſilianiſche Hausarzt

oder

Verkündigung eines erprobten, untrüglichen Mittels, durch deſſen Anwendung die Anfälle der Epilepſie für immer verhindert, Gichtkranke aber völlig geheilt werden. Herausgegeben von J. S. B. Arnd. 2te Auflage. Preis geheftet 12 gGr. (15 Sgr.)

Witterungs-Taſchenbuch

auf das Jahr 1842.

Zum nützlichen Gebrauch

für Oekonomen, Gartenbeſitzer und Freunde der Meteorologie. Herausgegeben von G. E. Seidemann. Preis geb. 5 gGr. (6¼ Sgr.)

Der joviale Hexenmeiſter.

Eine Sammlung ergötzlicher Kunſt- und Zauberſtücke, welche ohne große und koſtſpielige Vorrichtungen ausgeführt werden können. Herausgegeben von G. H. Retörchs. Preis 7½ Sgr. (6 gGr.)

Neues Taſchenliederbuch.

82 auserleſene Geſänge für frohe Geſellſchaften und geſellige Unterhaltung nach allbekannten Melodien. Geſammelt von C. F. D. Lorenz. Preis geh. 3¾ Sgr. (3 gGr.) geb. 5 Sgr. (4 gGr.)

Die Pflanzenuhr

oder

Beſchreibung der Pflanzen, an welchen zu beſtimmten Stunden des Tages eine auffallende Veränderung wahrzunehmen iſt. Von Dr. A. D. Reichenbach. Preis 6¼ Sgr. (5 gGr.)

Geheimniſſe aus der Ehe

oder

Unterricht in der Kunſt, eine lange und glückliche Ehe zu führen. Ein Rathgeber und Wegweiſer für Eheleute und Alle, die es werden wollen. Von Dr. Fr. Richter. Dritte vermehrte Auflage. Preis 15 Sgr. (12 gGr.)

Den Herren Land-Geiſtlichen, Schullehrern und chriſtlichen Hausvätern, wie überhaupt jedem wahren Freunde der Volkswohlfahrt, darf folgende Schrift zur beſten Weiterverbreitung mit Ueberzeugung empfohlen werden:

Des Hauſes Fluch

und

Des Hauſes Segen.

Ein Beitrag zur Begründung der öffentlichen Wohlfahrt und des Glückes der Familien, von J. J. Glaſer. Bern und St. Gallen bei Huber u. Comp. (J. Körber) 1841. Preis eingebunden 9 gGr. oder 11¼ Sgr., oder 36 Kreuzer. In allen guten Buchhandlungen zu finden.

Im Verlage von J. H. Haſſelberg's Buchhandlung in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Robinſon's
letzte Schickſale.

Zweiter Theil
von
„Robinſon's Abenteuer“

nach D. Foë bearbeitet von F. Rauch, und Fortſetzung der Campe'ſchen und anderer Ausgaben. Mit zehn Abbildungen von Hoſemann. Mit colorirten Abbildungen 1 Thlr. 10 Sgr., mit ſchwarzen 25 Sgr., mit 1 Titelbilde 17½ Sgr.

In der A. Sorge'ſchen Buchhandlung in Oſterode und Goslar iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutſcher Liederkranz. Eine ſtarke Sammlung der beſten Geſänge für den billigen Preis von 12½ Sgr. für das geh. Exempl.

In der Schnuphaſe'ſchen Buchhandlung iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beſchreibung der Reſidenzſtadt Altenburg und ihrer Umgebung mit durchgängiger Berückſichtigung der Vergangenheit, für Fremde und Einheimiſche. Nebſt Grundriß der Stadt und dem Laufe der Sächſ. Baier. Eiſenbahn von Leipzig bis Hof. Broſchirt 8 Sgr. (⅓ Thlr.)

Der Plan der Sächſ. Baier. Eiſenbahn apart 2½ Sgr. (2 gGr.)

Im Verlage der **L. G. Homann**ſchen Kunſt- und Buchhandlung **in Danzig** ſind nachſtehende höchſt empfehlungswerthe Werke erſchienen und durch jede gute Buchhandlung zu nebengeſetzten Preiſen zu beziehen:

Ueber Lehrerinnen und ihre Ausbildung. 1837. 8. broſch. 4 gGr. oder 5 Sgr.

Betrachtungen über die Stellung der Schule zum Leben, oder dürfen Eltern mit ihren Kindern machen, was ſie wollen? 1837. 8. broſch. 3 gGr. oder 3¾ Sgr.

Gemeinnützige Blätter für Gewerbtreibende und Landwirthe, herausgegeben vom Danziger Gewerbeverein. Jahrgang 1838 bis 1841. 8. à Jahrgang 16 gGr. oder 20 Sgr.

J. C. Kretzſchmer, Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Blüthen der Erinnerung aus dem Befreiungs-Kampfe geſammelt. 2 Bde. 8. 1838. geb. 3 Thlr.

Koſſak. Eine Stimme wider die Branntweinſeuche unſerer Zeit. 1838. 8. geh. 4 gGr. oder 5 Sgr.

v. Mekowski. Eichenkränze um die Denkſteine der Vorzeit Preußens gewunden. 1s Bändchen, enthält die Schlacht bei Rudau. Hiſtoriſche Novelle. — Heinrich von Plauen. Epiſche Trilogie. — Anmerkungen. 1839. 12. geh. 18 gGr. oder 22½ Sgr.

Desgl. 2s Bändchen, enthält: Cyrene. Hiſtoriſche Novelle. — Meinhard von Querfurt. Epiſches Gedicht. — Anmerkungen. 1840. 12. geb. 18 gGr. oder 22½ Sgr.

F. A. Brandſtäter, Dr. Grundlegung einer franzöſiſchen Grammatik für höhere Bildungsanſtalten und zum Selbſtgebrauch. Anhang: Grundriß der franzöſiſchen poetiſchen National-Literatur. 1840. 8. 12 gGr. oder 15 Sgr.

Etwas über Aktien-Geſetzgebung, zur Nachricht für diejenigen, welche ſich durch Ankauf von Aktien, oder durch Unterzeichnung bei Unternehmen auf Aktien betheiligen wollen. Von G. E. G. 1840. 8. geh. 4 gGr. oder 5 Sgr.

C. T. Anger. Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände der neueren Geometrie. 1s Heft: Einleitung. — Theorie der Aehnlichkeitspunkte. Mit 3 Figurentafeln. 1839. 4. geh. 8 gGr. oder 10 Sgr.

Desgl. 2s Heft: Anwendungen der Theorie der Aehnlichkeitspunkte auf die merkwürdigen Punkte im Dreiecke und die Apolloniſchen Berührungs-Aufgaben. — Fortſetzung der allgemeinen Betrachtungen. Mit 4 Figurentafeln. 1841. 4. geh. 12 gGr. od. 15 Sgr.

A. Menge. Catalogus plantarum phanerogamicarum regionis Grudentinensis et Gedanensis. 1839. 12. 1 Thlr.

Berechnungstafel des Preuß. Gewichts in Zoll-Gewicht. 1840. 2 gGr. oder 2½ Sgr.

Plan von dem Weichſeldurchbruche bei Neufehr ohnweit Danzig am 2. Februar 1840. 6 gGr. oder 7½ Sgr.

H. R. Schmidt, Dr. Grundriß der Naturgeſchichte. Für die obern Klaſſen höherer Bürgerſchulen entworfen. 1ſte Abtheilung. Anthropologie und Zoologie. 1840. 8. 16 gGr. oder 20 Sgr

Der Geſellſchafter

(herausgegeben von F. W. Gubitz)

hat am 31. Dezember 1841 ſein Viertel-Jahrhundert durchgemacht, und wird ſich beſtreben, das neue recht lebendig anzufangen, eben mit Neuem! Der Preis des Jahrganges (272 Blätter) iſt acht Thaler. Wohllöbliche Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an. Vereins-Buchhandlung.

* * *

In meiner **Schriftgießerei**, welche bei dem beſten Guß und Zeuge die vortheilhafteſten Preiſe ſtellt, habe ich die Einrichtung getroffen, daß ſtets die ſämmtlichen nothwendigen Schriften vorräthig ſind für vollſtändige kleine Druckereien zu 500 Thlr., 350 Thlr., 250 Thlr. Auch Buchbinder-Schriften ſind ſtets zu haben. — Nächſtdem iſt jetzt eine **Stereotypie** mit ihr verbunden, welche alle dahin einſchlagenden Arbeiten liefert; und da ich ſehr oft Anfragen erhielt: ob nicht von den zum „Volks-Kalender" benutzten Platten Abgüſſe zu beſtellen wären, zeige ich hiemit an, daß dies von jetzt ab geſchehen kann, vorläufig beſchränkt auf die Jahrgänge für 1835 bis 1840 inclusive. **F. W. Gubitz.**

Deutſcher
Volks-Kalender
1843.

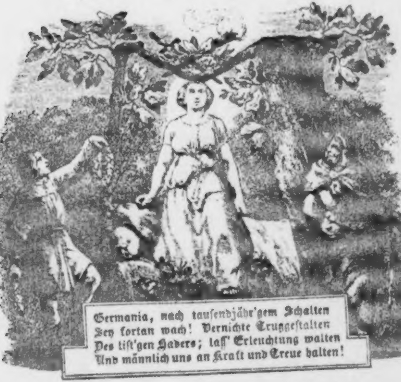
Herausgegeben von F. W. Gub

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſel

unter deſſen Leitung gefertigt.

Neunter Jahrgang.

12 K



Germania, nach tauſendjähr'gem Schalten
Sey fortan wach! Vernichte Truggeſtalten
Des liſt'gen Haders; laſſ' Erleuchtung walten
Und männlich uns an Kraft und Treue halten!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Gedruckt bei Blachmann & Bornſchein in Gera.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

1 8 4 3.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
🌓 Das erſte Viertel.
🌕 Der volle Mond.
🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
♅ **Uranus.**

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.

V. **Vormittag.**
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1843ſte.

Seit Erſchaffung der **Welt nach Calviſius**	**das** 5792**ſte.**
Seit Chriſti Tode	— 1810 —
Seit Zerſtörung **Jeruſalems**	— 1770 —
Seit Einführung des **julianiſchen Kalenders**	— 1888 —
Seit Einführung des **gregorianiſchen Kalenders** . . .	— 262 —
Seit Einführung des **verbeſſerten Kalenders**	— 144 —
Seit Erfindung des **Geſchützes und Pulvers**	— 463 —
Seit Erfindung der **Buchdruckerkunſt**	— 403 —
Seit Entdeckung der **neuen Welt**	— 352 —
Seit Erfindung der **Ferngläſer**	— 234 —
Seit Erfindung der **Pendeluhren**	— 186 —
Seit Erhebung des **Königreichs Preußen**	— 143 —
Seit Einführung der **Schutzblattern**	— 48 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., **Königs v. Preußen, Geburt**	— 49 —
Seit Antritt ſeiner **Regierung**	— 4 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von **Cöln** zu Grunde gelegt.

Januar 1843

Alter. Dezember 1842.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Sonntag	1 **Neujahr**	♑	Immanuel. ♀ geht gegen	20 **4. Advent**
Mont.	2 Odilo	♒	halb 7 Uhr Morgens auf	21 Th. Ap.
Dienſt.	3 Genovefa	♒	☌ ♄ ☿. und zeigt ſich 5	22 Greg. Sp.
Mittw.	4 Titus	♒	**Viertelſtunden.** ♃ und	23 Dagobert
Donn.	5 Eduard	♓	♃. in ♒. ☿ ſind unſichtbar.	24 Adam, E.
Freit.	6 **H. 3 Kön.**	♓	♄ ſteht bei der Sonne und	25 H. Chriſtt.
Sonn.	7 Reinold	♈	☾ Erdf. ♀ rechtl. ☌ ☉ ♄. iſt	26 Stephan

2. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	8 **1. n. Ep.**	♈	🌓 8. 39' N. Gudula.	27 **n. Chriſtt.**
Mont.	9 Julian	♈	nicht ſichtbar. ♂ geht	28 Unſch. K.
Dienſt.	10 Paul. Einſ.	♉	bald nach 2 Uhr Morgens	29 Thom. C.
Mittw.	11 Hygin	♉	auf. ♅ iſt faſt 4 Stun-	30 David
Donn.	12 Ernſt	♊	☿ in ♒. ☌ ♃. ☿. den am	31 Sylveſter
Freit.	13 Hilarius	♊	**Weſthimmel** ſichtbar und	1 **Neuj.** 1843.
Sonn.	14 Felix	♊	geht um 10 Uhr Abends	2 Odilo

3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	15 **2. n. Ep.**	♋	Maurus. ☾ in ☋. unter.	3 **n. Neujahr**
Mont.	16 Marcellus	♋	🌕 8. 55' V. ♂ geht um	4 Titus
Dienſt.	17 Anton	♌	2 Uhr Morg. auf und	5 Eduard
Mittw.	18 **Krön. Tag**	♌	Prisca. ☾ Erdn. iſt 4 und	6 **H. 3 Kön.**
Donn.	19 Marius	♍	eine halbe Stunde ſicht-	7 Reinold
Freit.	20 Fab. Seb.	♍	☉ in ♒. bar. ☿ erſcheint	8 Gudula
Sonn.	21 Agnes	♎	in der Abenddämmerung.	9 Julian

4. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonntag	22 **3. n. Ep.**	♎	Vincenz. ♀ glänzt dritt-	10 **1. n. Ep.**
Mont.	23 Mar. Ver.	♏	🌗 1. 29' V. halb Stund.	11 Hygin
Dienſt.	24 Bertram	♏	lebhaft als Morgen-	12 Ernſt
Mittw.	25 Pauli B.	♐	☌ ☉ ♃.. ſtern. ☿ iſt eine	13 Hilarius
Donn.	26 Polykarp.	♐	halbe St. in der weſtlichen	14 Felix
Freit.	27 Chryſoſt.	♑	Dämmerung ſichtbar und	15 Maurus
Sonn.	28 Karld. Gr.	♑	☾ in ☊. geht ein Viertel	16 Marcellus

5. Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonntag	29 **4. n. Ep.**	♑	Fr. Sal. auf 7 U. Abends	17 **2. n. Ep.**
Mont.	30 Adelgunde	♒	🌑 12. 29' N. ☿ gröſte	18 Prisca
Dienſt.	31 Lud. Alb.	♒	öſtliche Ausw. unter.	19 Marius

Mond-Wechſel.

Sonntag der 8. Januar gegen 3 Viertel auf 9 Uhr Abends das erſte Viertel.

Montag den 16. Januar gegen 9 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 23. Januar um halb 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Montag den 30. Januar um halb 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Das wär' ein guter Anfang!

Könnten wir wohl den Beginn eines zweiten Jahrtauſends des deutſchen Reichs auch im Kalenderweſen mit einer That bezeichnen? Gewiß, wenn nur Alle helfen wollen, dem Aberwitz des ſogenannten hundertjährigen Kalenders endlich ganz die Ausſichte zu geben. Seh' es Jeder für Schmach an, wenn ihm Einer Kalender bietet, die z. B. über künftige Witterung noch albernes Zeug verbreiten, nach dem „Hundertjährigen", deſſen Gott und Vernunft läſternder Unſinn ſchon längſt von der vorgeſchrittenen Erkenntniß bekämpft und widerlegt worden iſt. Seh' es Jeder für Schmach an, dergleichen bei ſich aufzunehmen; denn eine offenbare Schmach liegt in der Zumuthung: daß man daran glaube, oder nicht merke, dieſer und jener Kalender-Verleger ſchmeichle um ſündhaften Gewinns dem Wahn, der doch nur beſtehen kann bei mangelnder Einſicht. Der Verkäufer ſolcher Trug-Waare ſagt gleichſam zu dem Käufer: „Du biſt ein Ignorant, ein Kopfleſer!" — Demnach iſt der Verkäufer ein Injuriant, ein Verunehrer. Nun, da hat er doch die Ausſichte gewiß verdient; — alſo fort mit ihm! —

„Ein Jeder trachte, daß er kräftig nutze,
Sich ſelber achte, Trug nicht ſtütz' und ſchütze!"

Karl des Groſsen Monats-Namen.

Januarius: Winter-Monat, Hart-Monat. **Februarius:** Hornung, Thau-Monat. **Martius:** Lenz-Monat. **Aprilis:** Oſter-Monat. **Majus:** Wonne-Monat. **Junius:** Brach-Monat. **Julius:** Heu-Monat. **Augustus:** Erndte-Monat. **September:** Wite-Monat. **October:** Wein-Monat. **November:** Herbſt-Monat. **December:** Heilig-Monat, Chriſt-Monat.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

**Was iſt der Inhalt des Wetter-Berichts? —:
Ich weiß nichts!**

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
		4	52	1
		6	5	2
		7	16	3
B		8	27	4
e		9	34	5
		10	41	6
i		11	48	7
				—
T		Morg.		8
a		12	55	9
		2	4	10
g		3	14	11
e		4	24	12
		5	30	13
		6	27	14
				—
		7	44	15
Abends				16
6	16			17
7	42			18
9	6	B		19
10	30	e		20
11	54	i		21
				—
Morg.				22
1	15	T		23
2	36	a		24
4	3			25
4	59	g		26
5	52	e		27
6	33			28
				—
7	4			29
		Abends		30
		6	9	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 57 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 12	8 2	4 15	15 48
21	8 35	7 53	4 30	15 25

Februar 1848.

Alter. Januar.

Mittw.	1 Brigitte	♓	☿ in ♓. ☿ zeigt ſich faſt	20 Fab. Seb.
Donn.	2 **Mar. R. L.**	♓	♀ in ♑. 3 **Viertelſtunden**	21 Agnes
Freit.	3 Blaſius	♓	**in der Abenddämmerung**	22 Vincenz
Sonn.	4 Veronica	♈	☾ Erdf. **und geht um halb**	23 Mar. Ver.

6 Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonntag	5 5. n. **Ep.**	♈	Agatha. ☿ rückl. 7 **U. unter.**	24 3. n. **Ep.**
Mont.	6 Dorothea	♉	♂ geht 3 **Viertel** auf 2 **Uhr**	25 Pauli B.
Dienſt.	7 Rembertus	♉	🌓 5.0′ N. ♀ gr. Glanz.	26 Polykarp
Mittw.	8 Ancharius	♉	**Morg. auf und cul-**	27 Chryſoſt.
Donn.	9 Apollonia	♊	**minirt nach** 6 **Uhr.** ☿	28 Karl d. Gr.
Freit.	10 Scholaſt.	♊	verſchwindet am **Weſt-**	29 Franz Sal.
Sonn.	11 Deſiderius	♋	☾ in ☊. himmel. ♄ erſcheint	30 Adelaunde

7 Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor 9.

Sonntag	12 **Septuag.**	♋	Eulalia. **in der Morgen-**	31 4. n. **Ep.**
Mont.	13 Gisbert	♌	**dämmerung.** ♀ glänzt 2	1 **Febr.** Br.
Dienſt.	14 Valentin	♌	🌕 8.37′ M. Unt. ☌☉☿.	2 **Mar. R. L.**
Mittw.	15 Fauſtin	♍	**Stunden lebhaft als**	3 Blaſius
Donn.	16 Juliane	♍	☾ Erdn. **Morgenſtern.** ♃	4 Veronica
Freit.	17 Benignus	♎	und ☿ ſind nicht ſichtbar. ♅	5 Agatha
Sonn.	18 Simeon	♎	verliert ſich in der **Abend-**	6 Dorothea

8 Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonntag	19 **Serageſ.**	♏	Leontius. ☉ in ♓. **däm-**	7 **Septuag.**
Mont.	20 Eucharius	♏	**merung.** ♂ **geht um halb**	8 Ancharius
Dienſt.	21 Felix B.	♐	🌗 11.13′ V. ♂ in ♐. 2	9 Apollonia
Mittw.	22 P. Stuhlf.	♐	**Uhr Morgens auf**	10 Scholaſt.
Donn.	23 Serenus	♐	**und erreicht** 3 **Viertel**	11 Deſiderius
Freit.	24 Mth. Ap.	♑	☾ in ☊. **auf** 6 **Uhr den**	12 Eulalia
Sonn.	25 Mechtildis	♑	**Meridian.** ♀ **geht** 3	13 Gisbert

9 Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.

Sonntag	26 **Eſtomihi**	♒	Neſtor. ☿ rechtl. **Viertel**	14 **Seragef.**
Mont.	27 Jnnius	♒	**auf** 5 **Uhr Morgens auf.**	15 Fauſtin
Dienſt	28 **Faſtnacht**	♓	☌♄♀. ♀ gr. weſtl. **Abw.**	16 Juliane

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 7. Februar um 5 Uhr Abends das erſte Viertel.

Dienſtag den 14. Februar gegen 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.

Dienſtag den 21. Februar 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Bei Tage.		7	20	1
		8	27	2
		9	34	3
		10	41	4
				—
		11	48	5
		Morg.		6
		12	56	7
		2	5	8
		3	12	9
		4	12	10
		5	2	11
				—
		5	43	12
		6	17	13
Abends				14
6	38	Bei Tage.		15
8	5			16
9	32			17
10	58			18
				—
Morg.				19
12	21			20
1	41			21
2	52			22
3	48			23
4	33			24
5	6			25
				—
5	31			26
5	53			27
6	11			28

Leſen kann var dem Tode ſchützen.

Ein verliebter Pariſer Schuhflicker war in franzöſiſcher Verzweiflung und wollte ſich umbringen. So etwas muß jedoch in Paris mit Glanz geſchehen, er ſchrieb alſo folgende Worte auf einen Zettel: „Ich ſelbſt gab mir den Tod, indem ich mit Moliere ſage: wer Alles verloren, wer nichts mehr zu hoffen, hat ein Recht zu verzweifeln!“ — Nun ſetzte er das Piſtol an, da fällt ihm ein: Himmel! wenn's nun nicht Moliere geſagt hätte, wenn ich mich nach dem Tode noch blamirte? — Er läßt das Piſtol ſinken, ſchlägt einen Band der Moliereſchen Luſtſpiele auf, lieſt und ſucht, fängt an zu lachen, wirft das Piſtol bei Seite, ſucht weiter, und — lieſt ſich wieder lebensluſtig.

Schafft's Euch!

Der Schwäch' iſt Schmerz ein Allbegleiter,
Ein männlich Herz bleibt immer heiter!

Pferdebrod

macht man in Frankreich aus Kartoffeln ſo: Kartoffeln werden 6 bis 7 Stunden gekocht, in zwei Kufen geſchüttet, abgekühlt, mit Gerſtenmehl vermiſcht, zerſtampft und zu Broden geknetet und gebacken. Dies Brod ſoll wohlfeiler als gewöhnliches Pferdefutter und den Pferden ſehr heilſam ſeyn; andre Völker können's alſo auch verſuchen.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Prophet, trotz überpfiff'gen Geſichts:
Du weißt nichts!

		Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	9 St.	8 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	48 M.	14 St.	52 M.
	11	9	42	7	23	5	7	14	18
	21	10	19	7	5	5	24	13	41

März 1843.

Alter. Februar.

Mittw.	1 **Aſcherm.**	♓	🌑 6.30′ V. Switbert. ♄	17	Benignus
Donn.	2 Simplicius	♓	geht um 5 Uhr **Morg.**	18	Simeon
Freit.	3 Kunigunde	♈	☾ Erdf. auf und zeigt ſich	19	Leontius
Sonn.	4 Caſimir	♈	eine halbe St. in der Däm-	20	Eucharius

10. Von Christi Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	5 1. **Invoc.**	♉	Friedrich. merung. ♂ ſteht	21	**Eſtomihi**
Mont.	6 Perpetua	♉	gegen halb 6 Uhr **Mor-**	22	P. Stuhlf.
Dienſt.	7 Thom. v. A.	♉	♀ in ♒. **gens** in **Süden**	23	**Faſtnacht**
Mittw.	8 **Quat.** †	♊	Joh. de Deo. und zeigt ſich	24	**Aſcherm.**
Donn.	9 Franziska	♊	☽ 10. 16′ V. über vier	25	Mechtildis
Freit.	10 40 Märt. †	♋	**Stunden.** ♀ glänzt 5	26	Neſtor
Sonn.	11 Roſina †	♋	☾ in ☋. **Viertelſtunden als**	27	Juſtus

11. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	12 2. **Remin.**	♋	Gregor. **Morgenſtern.** ♄	28	1. **Invoc.**
Mont.	13 Ernſt	♌	☿ größte weſtliche Ausw.	1	**März.** Swt.
Dienſt.	14 Mathilde	♌	**geht ein Viertel auf 5 Uhr**	2	Simplicius
Mittw.	15 Lengin	♍	**Morgens auf und zeigt**	3	**Quat.**
Donn.	16 Heribert	♍	🌕 6. 26′ **V.** ☾ Erdn. ſich	4	Caſimir
Freit.	17 Gertrud	♎	beinahe eine **Stunde.**	5	Friedrich
Sonn.	18 Cyrillus	♎	♅ **und** ☿ **ſind in dieſem**	6	Perpetua

12. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	19 3. **Oculi**	♏	Joſeph. ☌ ☉ ♅. **Monat**	7	2. **Remin.**
Mont.	20 Joachim	♏	**nicht ſichtbar.** ♃ **wird in**	8	Joh. de Deo
Dienſt.	21 Benedict	♐	☉ in ♈. Frühl. Anf. Tag u.	9	Franziska
Mittw.	22 **Mittfaſt.**	♐	☾ 11. 1′ **N.** Octavian.	10	40 Märt.
Donn.	23 Otto	♑	Nacht gl. ☾ ☊. ☌ ♃ ♀.	11	Roſina
Freit.	24 Gabriel	♑	**der Morgendämmerung**	12	Gregor
Sonn.	25 **M. Verk.**	♒	**ſichtbar.** ♂ **ſteht nach halb**	13	Ernſt

13. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonntag	26 4. **Lätare**	♒	Ludgerus. 5 **Uhr Morg.**	14	3. **Oculi**
Mont.	27 Rupert	♒	**im Meridian.** ♀ **geht um**	15	Lengin
Dienſt.	28 Felix Pr.	♓	**halb 5 Uhr Morg. auf und**	16	Heribert
Mittw.	29 Euſtaſius	♓	**zeigt ſich 3 Viertelſtunden**	17	Gertrud
Donn.	30 Quirinus	♈	🌑 ☾ Erdf. **in d. Dämmer.**	18	Cyrillus
Freit.	31 Balbina	♈	12.16′ V. **Einz. Paris.**	19	Joſeph

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 1. März um halb 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Donnerſtag den 9. März nach 1 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 16. März gegen halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Mittwoch den 22. März bald nach 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Freitag den 31. März 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 16. März.

Engel und Sterne.

Viel tauſend Fenſter, breit und klar,
Hat Gottes Wohngebäude,
Und eine große Kinderſchaar
Aus Engeln auch, zur Freude.
Es ſeh'n die Engelskinderlein
Wohl nächtlich, reg' und munter,
Aus Sternen-Fenſtern, breit und rein,
Und nie — fällt ein's herunter.

Gegen Feldmäuſe und Maulwürfe.

Man kocht eichene Holzaſche mit Waſſer zu einer ſtarken Lauge, weicht Korn darin ein und ſäet es mit oder ſtreut es vor die Löcher. — Anderes Mittel: Schwarzes Steinöl mit Werg geträufelt und dies auf das Feld verſtreut, vertreibt Mäuſe und Maulwürfe, die den Geruch nicht vertragen können. Will man die Mäuſe tödten, ſtreut man Mehlkügelchen, die mit verdünnter Phosphorſäure geknetet werden, vor die Löcher. Für einen Thaler ſolcher Kügelchen reichen für zehen Morgen Land hin.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Der Hundertjähr'ge iſt Krücke des Wichts:
Er weiß nichts!

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abends		1
		7	21	2
		8	28	3
B		9	36	4
e		10	43	5
i		11	52	6
		Morg.		7
T		12	58	8
		1	58	9
a		2	52	10
g		3	36	11
e.		4	11	12
		4	39	13
		5	4	14
		5	25	15
Abends				16
8	28			17
9	55			18
11	20	B		19
Morg.		e		20
12	37	i		21
1	40			22
2	31	T		23
3	7			24
3	35	a		25
3	58	g		26
4	18	e.		27
4	33			28
4	49			29
5	4			30
		Abends		31

Den	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
1	10 St. 50 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 38 M.	13 St. 10 M.
11	11 29	6 26	5 56	12 31
21	12 8	6 4	6 12	11 52

April 1854

Alter. März.

Sonn.	1 Hugo B.	♈	♀ geht ein **Viertel** auf	20 Joachim
14. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.				
Sonntag	2 **5. Judica**	♉	Franz d. P. 5 **Uhr Morg.**	21 **4. Lätare**
Mont.	3 Richard	♉	**auf und iſt drei Viertel-**	22 Octavian
Dienſt.	4 Iſidor B.	♊	♀ in ♓. **ſtunden in der**	23 Otto
Mittw.	5 Vincenz	♊	**Dämmerung ſichtbar.** ♄	24 Gabriel
Donn.	6 Sixtus P.	♊	☌☿♅. geht 3 Viertel auf	25 **M. Verk.**
Freit.	7 Hermann	♋	☽ 11.33′N ☿in♈.☾in♉.	26 Ludgerus
Sonn.	8 Dionyſius	♋	3 **Uhr Morg.** auf. ♂	27 Rupert
15. Von Christi Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.				
Sonntag	9 **6. Palm.**	♌	Mar. Cl. geht bald nach	28 **5. Judica**
Mont.	10 Ezechiel	♌	**Mitternacht auf und gegen**	29 Euſtaſius
Dienſt.	11 Leo d. Gr.	♍	4 **Uhr Morgens durch den**	30 Quirinus
Mittw.	12 Julius	♍	**Meridian.** ♀ **glänzt eine**	31 Balbina
Donn.	13 **Gründonn.**	♎	Mar. ☾ Erdn. **halbe St.**	1 **April.** **Hg.**
Freit.	14 **Charfreit.**	♎	🌕 2. 57′ **N.** Tiburtius.	2 **Franz d. P.**
Sonn.	15 Olympius	♏	**als Morgenſtern.** ♄	3 Richard
16. Von Christi Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.				
Sonntag	16 **H. Osterf.**	♏	Drogo. **geht ein Viertel**	4 **6. Palm.**
Mont.	17 **Osterm.**	♐	Rudolph. **auf 3 U. Morg.**	5 Vincenz
Dienſt.	18 Eleuther.	♐	**auf und zeigt ſich andert-**	6 **Sixtus P.**
Mittw.	19 Timotheus	♑	☾ in ♌. **halb Stunden.** ♃	7 Hermann
Donn.	20 Viktor	♑	☉ in ♉. ♅ in ♈. **geht bald**	8 **Gründonn.**
Freit.	21 Anſelm	♒	☾ 12.52′ **N. nach 3 Uhr**	9 **Charfreitag**
Sonn.	22 Soter	♒	**Morgens auf und iſt 3**	10 Ezechiel
17. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.				
Sonntag	23 **1. Quaſ.**	♒	Georg. ☿ in ♉. **Viertel-**	11 **H. Osterf.**
Mont.	24 Albert	♓	**ſtunden ſichtbar.** ♀ **iſt eine**	12 **Ostermont.**
Dienſt.	25 Marc. Ev.	♓	Ob. ☌☉☿. **Viertelſtunde**	13 **Osterd.**
Mittw.	26 Ferdinand	♈	☾ Erdf. **Morgenſtern.** ♂	14 Tiburtius
Donn.	27 Anaſtaſius	♈	**glänzt an 4 St. als ein an-**	15 Olympius
Freit.	28 Vitalis	♈	🌑 **ſehnlicher Stern, um 3**	16 Drogo
Sonn.	29 Petr. v. M.	♉	4.46′ N. **U. culmini-**	17 Rudolph
18. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.				
Sonntag	30 **2. Miſ. D.**	♉	C. v. S. ♀ in ♈. ☌♅♀. **rend.**	18 **1. Quaſ.**

Mond-Wechſel.

Freitag den 7. April nach halb 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Freitag den 14. April gegen 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Freitag den 21. April gegen 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Sonnabend den 29. April nach 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 15. und 16., 21. und 22. April.

Das gute Sprüchlein.

Laßt Euch ein Sprüchlein ſagen
Zu Gunſt gerechter Klagen:
Die Frechen muß man ſchlagen,
Der Schlauen Netz zernagen,
Die Narren raſch verjagen,
Die Schwachen mild ertragen,
Von Weiſen viel erfragen,
Mit Kräftigen was wagen,
Dann wird in allen Tagen
Die Erd' uns baß behagen.

Lob des Hanfs.

Der Engländer Loles ſagt in ſeiner „Geſchichte der Pflanzen" vom Hanf: „Genannte Pflanz' uns Vieles ſchenkt, wenn ihr auch nur an Stricke denkt; mit denen werden Schiffe gelenkt, Glocken geſchwenkt, Bettſtellen verſchränkt und Schelme gehenkt."

Den Schwamm im Holze

verhütet man, wenn man gebrannte Braunkohle zwiſchen die Schwellen und das untere Gebälk ſtreut.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Die Kund'gen ſagen's und Erfolg verficht's:
Wir wiſſen nichts!

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
		8	34	1
				—
[illegible]		9	41	2
		10	49	3
[illegible]		11	52	4
[illegible]		Morg.		5
		12	45	6
[illegible]		1	31	7
[illegible]		2	8	8
				—
[illegible]		2	38	9
[illegible]		3	2	10
		3	26	11
		3	47	12
		4	8	13
Abends				14
8	49			15
				—
10	12	[illegible]		16
11	24			17
Morg.		[illegible]		18
12	22	[illegible]		19
1	5			20
1	37	[illegible]		21
2	2	[illegible]		22
				—
2	22	[illegible]		23
2	40			24
2	54	[illegible]		25
3	11			26
3	27			27
3	44			28
		Abends		29
				—
		8	39	30

		Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	12 St.	50 M.	5 Uhr	40 M.	6 Uhr	29 M.	11 St.	10 M.
	11	13	29	5	17	6	47	10	31
	21	14	7	4	56	7	3	9	53

Mai 1843.

Alter. April.

Mont.	1	Phil. Jakob	♊	♀ geht bald nach halb 4 Uhr	19	Timotheus
Dienſt.	2	Athanaſius	♊	**Morgens** auf und zeigt	20	Viktor
Mittw.	3	† Erfind.	♊	ſich über 1 Viertelſtunde	21	Anſelm
Donn.	4	Monika	♋	☾ in ☋. tief in der **Däm-**	22	Soter
Freit.	5	Pius V.	♋	**merung.** ☿ erſcheint am	23	Georg
Sonn.	6	Joh. v. d. Pf.	♌	♂ rückl. **Abendhimmel.**	24	Albert

19. Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ev. 1. Petr. 2.

Sonntag	7	3. **Jubil.**	♌	🌓 8. 52′ V. Staniſl. ☿	25	2. **Miſ. D.**
Mont.	8	Mich. Erſch.	♍	in ♊. ♂ culminirt ge-	26	Ferdinand
Dienſt.	9	Gregor	♍	gen halb 3 Uhr **Morg.** ♄	27	Anaſtaſius
Mittw.	10	**Bettag**	♎	Gordian. geht nach halb 1	28	Vitalis
Donn.	11	Beatrix	♎	♄ rückg. **U. Morg.** auf. ☿	29	Petr. v. M.
Freit.	12	Pankrat.	♏	🌕 ☾ Erdn. iſt eine halbe	30	Cath. v. S.
Sonn.	13	Servatius	♏	11. 2′ **N. St.** in **We-**	1	**Mai.** Ph. J.

20. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ev. Jak. 1.

Sonntag	14	4. **Cantate**	♐	Chriſtian. ſten ſichtbar und	2	3. **Jubil.**
Mont.	15	Sophia	♐	geht nach halb 10 U. unter.	3	† Erfind.
Dienſt.	16	Joh. v. N.	♐	☾ in ☊. ♃ geht um halb	4	Monika
Mittw.	17	Jodokus	♑	2 **Uhr Morg.** auf und ♂	5	Pius V.
Donn.	18	Liberius	♑	ſteht um dieſelbe **Zeit** im	6	Joh. v. d. Pf.
Freit.	19	Prudent.	♒	☍♂☿. **Meridian.** ☿ iſt	7	Stanislaus
Sonn.	20	Baſilla	♒	3 **Viertelſtunden am Weſt-**	8	Mich. Erſch.

21. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ev. Jak. 1.

Sonntag	21	5. **Rogate**	♓	🌗 4. 22′ **V.** ☉ in ♊. Con-	9	4. **Cantate**
Mont.	22	Julian. **W.**	♓	ſtant. himmel ſichtbar u.	10	Gordian
Dienſt.	23	Deſiderius	♓	geht ein **Viertel** auf 11 **Uhr**	11	Beatrix
Mittw.	24	Johanna	♈	☾ Erdf. ☿ größte öſtliche	12	Pankrat.
Donn.	25	**Himm. Chr.**	♈	Urban. Ausweich. unter. ♀	13	Servatius
Freit.	26	Phil. N.	♉	♀ in ♉. glänzt eine halbe	14	Chriſtian
Sonn.	27	Luciana	♉	**Stunde als Morgenſtern.**	15	Sophia

22. Von der Verheißung des heil. Geiſtes, Joh. 15. 16. Ev. 1. Petr. 4.

Sonntag	28	6. **Exaudi**	♉	Wilhelm. ☿ zeigt ſich **noch**	16	5. **Rogate**
Mont.	29	Maximin.	♊	🌑 7. 22′ V. eine halbe	17	Jodokus
Dienſt.	30	Felix Pr.	♊	☿ in ♋. **St. tief in der**	18	Liberius
Mittw.	31	Petronella	♋	☾ in ☋. **Abenddämmerung.**	19	Prudent.

Mond-Wechſel.

Sonntag den 7. Mai gegen 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Sonnabend den 13. Mai nach 11 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 21. Mai gegen halb 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Montag den 29. Mai gegen halb 8 Uhr Vormittags der neue Mond.

Lebensweisheit eines Paria.

Ein reiſender Engländer kam nach Bengalen und trat in die niedere, verachtete Hütte eines Paria, den er neben ſeinem Weibe auf der Erde ſitzend fand. „Wer ſeyd ihr?“ fragte er, und erhielt die Antwort: „Ich bin ein Unreiner, ein Paria; meine Landsleute fliehen vor mir, fliehe du auch! dieſe iſt mein Weib, wie die Sonne ehr' ich ſie, liebe ſie wie den Mond!“ — Der Engländer blieb, fand Frieden und Weisheit in der ſchlechten Hütte, und als er von dannen ging, wollt' er den Paria beſchenken: „Hier nimm die Uhr, ſie ſchlägt die Stunden.“ — „Mir ſingen ſie die Vögel des Waldes!“ — „So nimm die Piſtolen, ſie ſchützen dich vor Räubern.“ — „Behalte ſie, das Silber, womit ſie beſchlagen ſind, würde die Räuber herbeilocken!“

Drinnen und drauſsen!

Iſt deines Hauſes Raum vom Makel rein,
Wird voller Freuden dir der Erdball ſeyn.

Die Kühe geben mehr Milch,

wenn ſich die Melkenden die Finger mit Däumlingen von weichem Leder oder Gummi elasticum überziehen.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Ihr haltet feſt die Nacht ſtatt Lichts:
Ihr wiſſet nichts!

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
		Abends		
		9	45	1
Scheint		10	41	2
		11	29	3
		Morg.		4
		12	8	5
		12	39	6
				—
		1	6	7
		1	28	8
		1	49	9
		2	8	10
		2	29	11
		2	53	12
Abends				13
				—
9	0			14
10	6			15
10	58	Scheint		16
11	35			17
Morg.				18
12	4			19
12	26			20
				—
12	44			21
1	2			22
1	16			23
1	33			24
1	49			25
2	10			26
2	33			27
				—
3	2			28
		Abends		29
		9	27	30
		10	9	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 41 M.	4 Uhr 37 M.	7 Uhr 18 M.	9 St. 19 M.
11	15 16	4 19	7 35	8 44
21	15 45	4 5	7 48	8 15

Junius 1843.

Alter. Mai.

Donn.	1	Simeon	♋	☿ verliert sich in der	20 **Himm. Chr.**
Freit.	2	Erasmus	♌	**Abenddämmerung.** ♀ **geht**	21 Constant.
Sonn.	3	Clothildis ¦	♌	**nach** halb 3 **Uhr Mor-**	22 Julian

23. Von der Sendung des heiligen Geistes, Joh. 14. Ap. Gesch. 2.

Sonntag	4	**Pfingstfest**	♌	Florian. **gens auf und ist**	23 6. **Exaudi**
Mont.	5	**Pfingstm.**	♍	🌓 3. 3′ N. Bonifacius.	24 Johanna
Dienst.	6	Norbert	♍	☿ rückl. ☍♂☉. **1 halbe**	25 Urban
Mittw.	7	**Quat.** †	♎	Robert. **Stunde** sichtbar.	26 Phil. N.
Donn.	8	Medardus	♎	♂ **steht der Sonne gegen-**	27 Luciana
Freit.	9	Primus ¦	♏	☾ Erdn. über und zeigt sich	28 Wilhelm
Sonn.	10	Maurin. †	♏	**die ganze Nacht.** ♄ geht ge-	29 Maximin.

24. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonntag	11	**Trinitat.**	♐	Barnabas. **gen** halb 11 **U.**	30 **Pfingstfest**
Mont.	12	Basilides	♐	🌕 7. 37′ **V. Abends auf**	31 **Pfingstm.**
Dienst.	13	Ant. v. P.	♑	☾ in ♌. **und ist den**	1 **Jun. Pfgstd.**
Mittw.	14	**Basilius**	♑	**übrigen Theil der Nacht in**	2 **Quat.** Ex.
Donn.	15	**Frohnl.**	♒	Vitus. **Osten sichtbar.** ♃	3 Clothildis
Freit.	16	**Benno**	♒	**geht nach halb 12 U. Ab.**	4 Florian
Sonn.	17	**Adolph**	♒	♃ rückl. auf. ♀ glänzt 3	5 Bonifacius

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	18	1. n. **Trin.**	♓	**Schlacht bei Belle-Alliance**	6 **Trinitat.**
Mont.	19	Gervasius	♓	🌗 8. 58′ **M.** 1815. **Unt.**	7 Robert
Dienst.	20	Silverius	♈	☌☉☿. ♀ in ♊. **Vier-**	8 **Medardus**
Mittw.	21	**Albanus**	♈	☾ Erdf. **telstunden als**	9 **Primus**
Donn.	22	**Albin**	♈	☉ in ♋. Som. Anf., Läng-	10 **Frohnl.**
Freit.	23	Walram	♉	ster Tag. **Morgenstern.** ♅	11 **Barnabas**
Sonn.	24	Joh. d. T.	♉	**geht um Mitternacht auf.**	12 **Basilides**

26. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	25	2. n. **Trin.**	♊	Elegius. ♂ steht 1 **Viertel**	13 **1. n. Trin.**
Mont.	26	**Pelagius**	♊	☍♂♀. **auf 11 U. Abends**	14 **Basilius**
Dienst.	27	7 Schläfer	♋	🌑 7. 48′ N. **Unsichtbare**	15 **Vitus**
Mittw.	28	**Leo P.** †	♋	☉ **Finstern.** ☾ in ☋.	16 **Benno**
Donn.	29	**Petr. P.**	♋	☿ rechtl. **in Süden und**	17 **Adolph**
Freit.	30	**Pauli G.**	♌	**zeigt sich die ganze Nacht.**	18 Marcellus

Mond-Wechſel.

Montag den 5. Junius nach 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Montag den 12. Junius gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 19. Junius gegen 9 Uhr Abends das lezte Viertel

Dienſtag den 27. Junius nach 3 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 4. und 5. Junius.

Lacht ſie aus!

Ein Küſter auf dem Lande hatte ſich eine Frau aus einem fernen, angenehm gelegenen Dorfe erheirathet; ſie trug aber bald auf Scheidung an und als ſie um den Grund befragt wurde, antwortete ſie: „Da, wo mein Mann wohnt, iſt's mir zu ſandig!" — „Die kann Gott danken, daß Dummheit auch kein Scheidungs-Grund iſt!" ſagte der humoriſtiſche Schulmeiſter, als er das Geſchichtchen erfuhr.

Töffel.

Daß Glück ihm günſtig ſey, was hilft's dem Töffel?
Denn regnet's jemals Brei, fehlt ihm der Löffel.

Erdbeeren geben eine Doppel-Ernte, wenn man nach der erſten die Stöcke bis auf den Boden abſchneidet, dieſe dann mit Erde bedeckt und gut angießt. Zu Anfang des Herbſtes wird man dann noch ein Mal Erdbeeren von ihnen pflücken. Wenig bekannt iſt es, daß die zarten Erdbeerblätter, langſam an einem luftigen Orte getrocknet, einen ſehr wohlſchmeckenden Thee geben, der außerdem nicht ſo ſchädlich iſt, wie der ſogenannte Kugel- und grüne Thee.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

O glaubt es doch! — Erfahrung ſpricht's:
Sie wiſſen nichts!

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
		Abends		
Bei Tage		10	42	1
		11	10	2
		11	34	3
				—
		11	54	4
		Morg.		5
		12	13	6
		12	33	7
		12	54	8
		1	20	9
		1	53	10
				—
		2	35	11
Abends				12
9	29			13
10	2			14
10	28	Bei Tage		15
10	49			16
11	6			17
				—
11	23			18
11	38			19
11	55			20
Morg.				21
12	14			22
12	34			23
1	1			24
				—
1	36			25
2	19			26
Bei Tage.		Abends		27
		8	44	28
		9	15	29
		9	40	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 11 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 49 M.
11	16 26	3 47	8 11	7 34
21	16 31	3 46	8 16	7 29

Julius 1843.

Alter. Junius.

Sonn.	1 Rembold	♌	☉ in der Erdn. ♀ geht nach	19 Gervaſius

27. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	2 3. n. **Trin.**	♍	**M. Heimſ. 2 U. Morgens**	20 2. n. **Trin.**
Mont.	3 Hyacinth	♍	**auf und glänzt eine Stunde.**	21 Albanus
Dienſt.	4 Ulrich	♎	☽ 7.30' N. ♃ geht ein	22 Albin
Mittw.	5 Anſelm	♎	☾ Erdn. Viertel auf	23 Walram
Donn.	6 Jſaias	♏	11 Uhr Abends auf und iſt	24 Joh. d. T.
Freit.	7 Wilibald	♏	den übrigen Theil der	25 Elegius
Sonn.	8 Kilian	♐	Nacht am Oſthimmel ſicht-	26 Pelagius

28. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	9 4. n. **Trin.**	♐	Agilolph. ♄ rückg. bar. ♂	27 3. n. **Trin.**
Mont.	10 7 Brüder	♑	☾ in ♌. ſteht 1 Viertel auf	28 Leo P.
Dienſt.	11 Pius P.	♑	○ 5.34' U. ♂ rechtl. ☿ gr.	29 **Petr. P.**
Mittw.	12 Nabor	♑	weſtl. Ausw. 10 **Uhr**	30 Pauli G.
Donn.	13 Margar.	♒	**Abends im Meridian.** ♄	1 **Jul.** Remb.
Freit.	14 Bonavent.	♒	♀ in ♋. ſteht der **Sonne** ge-	2 M. Heimſ.
Sonn.	15 Ap. Theil.	♓	☍ ☉ ♄. **genüber um Mit-**	3 Hyacinth

29. Von Petri reichem Fischzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	16 5. n. **Trin.**	♓	Skap. F. ternacht in Sü-	4 4. n. **Trin.**
Mont.	17 Alexius	♈	den und iſt die ganze	5 Anſelm
Dienſt.	18 Arnold	♈	☾ Erdf. Nacht ſichtbar.	6 Jſaias
Mittw.	19 Arſenius	♈	☾ 2. 6' U. ♃ geht ein	7 Wilibald
Donn.	20 Elias	♉	**Viertel auf 10 und ♄ ein**	8 Kilian
Freit.	21 Daniel	♉	**Viertel auf 11 U. Abends**	9 Agilolph
Sonn.	22 M. Magd.	♊	**auf. ♀ geht gegen halb 3 U.**	10 7 Brüder

30. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	23 6. n. **Trin.**	♊	Apollinar. ☉ in ♌. Anfang	11 5. n. **Trin.**
Mont.	24 Chriſtina	♊	☾ in ☋. der Hundstage.	12 Nabor
Dienſt.	25 Jakob	♋	**Morgens auf.** ♂ **ſteht**	13 Margar.
Mittw.	26 Anna	♋	ein **Viertel auf 9 Uhr**	14 Bonavent.
Donn.	27 Pantaleon	♌	● 6.11' V. ☍ ♄ ☿. **Ab.**	15 Ap. Theil.
Freit.	28 Innocenz	♌	**in Süden.** ♀ iſt	16 Skap. F.
Sonn.	29 Martha	♍	**eine Stunde in der Mor-**	17 Alexius

31. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	30 7. n. **Trin.**	♍	Abdon. **gendämmerung**	18 6. n. **Trin.**
Mont.	31 Jgn. Loj.	♎	☾ Erdn. ☿ in ♌. **ſichtbar.**	19 Arſenius

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 4. Julius um halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel.

Dienſtag den 11. Julius nach halb 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Mittwoch den 19. Julius nach 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 27. Julius gegen 1 Viertel auf 7 Uhr Vormittags der neue Mond.

Deutſch deutlich.

Der wilde Tanz iſt ein Lungenvergifter und Todtſchläger; die Moden ſind wahnſinnige Träume zu Gunſten der wachſamen und pfiffigen Gewinn-Jäger; die Sucht nach Mahagoni-Möbel, Silbergeſchirr und Goldgeflitter iſt die Schwindſucht der Geldbeutel und des häuslichen Glücks, und Leckerei und Gutſchmeckerei ſind die Führerinnen zum Armenhauſe. Das kann Der oder Jener im Nothfall ſeiner Familie zuweilen vorleſen, aber deutlich!

Unterſchied.

Zu dem Adler ſprach die Taube:
„Wo das Denken aufhört, da beginnt der Glaube.“
„Recht“, ſprach jener, „mit dem Unterſchied jedoch:
Wo du glaub'ſt, da denk' ich noch.“

Winter-Kartoffeln.

Wenn man zu Ende Juli oder Anfangs Auguſt Kartoffeln etwas tief legt, ſie dann gewöhnlich behandelt, bei eintretender Kälte abſchneidet und mit Dünger oder Erde bedeckt, ſie mit beginnendem Frühling aufdeckt, kann man von dieſen Kartoffeln ſchon im März eine Ernte haben. Sie ſchmecken eben ſo gut als die gewöhnlichen neuen, während man ſonſt bis zum Juli auf neue warten muß.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

„Ich kenne des Wetters Flüge und Züge!“ —
Ich lüge!

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends 10	1	1
Bei Tage		10	21	2
		10	40	3
		11	0	4
		11	21	5
		11	53	6
		Morg.		7
		12	30	8
		1	17	9
		2	17	10
Abends				11
8	30			12
8	53			13
9	12			14
9	28	Bei Tage		15
9	45			16
10	0			17
10	19			18
10	38			19
11	3			20
11	33			21
Morg.				22
12	11			23
1	1			24
2	3			25
3	14			26
		Abends		27
Bei Tage		8	6	28
		8	26	29
		8	46	30
		9	7	31

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	28 M.	3 Uhr	50 M.	8 Uhr	16 M.	7 St.	32 M.
11	16	13	3	59	8	10	7	47
21	15	52	4	10	8	1	8	8

Auguſt 1843.

Alter. Julius.

Dienſt.	1 Petr. Kett.	♎	☍♄♀. ♀ geht 3 Viertel	20 Elias
Mittw.	2 Portiunc.	♏	🌓 11.54′ N. auf 3 Uhr	21 Daniel
Donn.	3 Steph. Erf.	♏	Morgens auf u. glänzt	22 M. Magd.
Freit.	4 Dominicus	♐	1 Stunde. ♃ geht 1 Viertel	23 Apollinar
Sonn.	5 Mar. Schn.	♐	auf 9 Uhr Abends auf und	24 Chriſtina
32. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.				
Sonntag	**6 8. n. Trin.**	♐	Verkl. Chr. ☾ in ☊. iſt	**25 7. n. Trin.**
Mont.	7 Gottſchalk	♑	Ob. ☌☿☉. die ganze Nacht	26 Anna
Dienſt.	8 Cyriakus	♑	♀ in ☊. ſichtbar. ♅ ſteht	27 Pantaleon
Mittw.	9 Romanus	♒	um 3 U. Morg. in Süden.	28 Innocenz
Donn.	10 Laurenz	♒	🌕 5.22′ V. ♂ zeigt ſich	29 Martha
Freit.	11 Hermann	♓	nach Untergang der	30 Abdon
Sonn.	12 Clara	♓	☍♃☿. Sonne am Weſt-	31 Jgn. Loj.
33. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.				
Sonntag	**13 9. n. Trin.**	♓	Hippolytus. himmel und	**1 Aug. 8. n. Tr.**
Mont.	14 Euſeb. †	♈	geht 3 Viertel auf 11 Uhr	2 Portiunc.
Dienſt.	**15 Mt. Himm.**	♈	☾ Erdf. ☿ in ♍. unter. ♃	3 Steph. Erf.
Mittw.	16 Rochus	♉	☍☉♃. ſteht der Sonne	4 Dominicus
Donn.	17 Sibylla	♉	gegenüber um Mitternacht.	5 Mar. Schn.
Freit.	18 Helena	♉	🌗 7.17′ V. in Süden. ♄	6 Verkl. Chr.
Sonn.	19 Sebald	♊	geht um halb 10 Uhr	7 Gottſchalk
34. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.				
Sonntag	**20 10. n. Trin.**	♊	Bernhard. Abends durch	**8 9. n. Trin.**
Mont.	21 Athanaſius	♋	☾ in ☋. den Meridian und	9 Romanus
Dienſt.	22 Timotheus	♋	um halb 2 Uhr Morgens	10 Laurenz
Mittw.	23 Zacharias	♌	☉ in ♍. Ende d. Hundſt.	11 Hermann
Donn.	24 Barthol.	♌	unter. ♂ ſteht nach ☉ Un-	12 Clara
Freit.	25 Ludwig	♌	🌑 3. 3′ N. ☍♃♀. ter-	13 Hippolytus
Sonn.	26 Samuel	♍	gang am Abendhim-	14 Euſebius
35. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.				
Sonntag	**27 11. n. Trin.**	♍	Joſeph C. ☾ Erdn. mel	**15 10. n. Trin.**
Mont.	28 Auguſtin	♎	und geht ein Viertel auf	16 Rochus
Dienſt.	29 Joh. Enth.	♎	11 Uhr unter. ♀ glänzt	17 Sibylla
Mittw.	30 Roſa	♏	noch eine halbe Stunde in	18 Helena
Donn.	31 Paulin	♏	der Morgendämmerung.	19 Sebald

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 2. Auguſt gegen Mitternacht das erſte Viertel.

Donnerſtag den 10. Auguſt gegen halb 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 18. Auguſt nach 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Freitag den 25. Auguſt nach 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 6. Auguſt.

Dem Störrigen.

Schicke dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf iſt viel zu klein,
Daß ſich ſchicke die Welt hinein!

Für Landwirthe.

Die zittergrasähnliche Segge (**Carex brizoides**) kommt jetzt unter dem Namen Seegras als Erſatzmittel der Pferdehaare in den Handel. Die Segge wächſt drei bis vier Fuß hoch auf lehmigem, mäßig naſſem und ſchattigem Moorgrunde ſchnell, vermehrt ſich raſch und ſtellt ſich dicht. Nach vollendetem Wachsthum kann man dies Gras ſchneiden oder heraus ziehen, dann läßt man's zwei bis drei Tage liegen, daß es nur welk, nicht dürr erſcheint, und bringt es ſo unter Dach. Es gehörig zu reinigen, wird es zwei Stunden geſotten und, damit die Wurzeln ſich abſondern, durch eine Hechel gezogen. Nach erfolgter Trocknung verſpinnt man es zu Fingerdicke wie Seile; dieſe werden in Zopfen wie das Pferdehaar zugerichtet und ſo verſchickt. In mehreren Gegenden Süd-Deutſchlands machen Oekonomen damit ein gutes Geſchäft. Wo ſich Wald findet, läßt ſich desgleichen thun.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Mein'ſt, daß in des Himmels Werkſtatt du ſtieg'ſt?
Du lüg'ſt!

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
		Abends		
Bei Tage.		9	29	1
		9	57	2
		10	32	3
		11	14	4
		Morg.		5
		12	8	6
		1	14	7
		2	26	8
		3	39	9
Abends				10
7	33			11
7	51			12
8	7	Bei Tage.		13
8	25			14
8	44			15
9	6			16
9	32			17
10	7			18
10	51			19
11	46			20
Morg.				21
12	53			22
2	8			23
3	27			24
		Abends		25
Bei Tage.		6	50	26
		7	12	27
		7	35	28
		8	0	29
		8	34	30
		9	14	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 22 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 38 M.
11	14 49	4 41	7 28	9 11
21	14 15	4 55	7 9	9 45

September 1843.

Alter. Auguſt.

Freit.	1	Aegidius	♐	☽ 5. 50′ V. ♀ in ♍. ♀	20	Bernhard
Sonn.	2	Raphael	♐	☾ in ☊. ☿ in ♎. glänzt	21	Athanaſius

36. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.

Sonntag	3	**12. n. Trin.**	♑	Manſuet. ☍ ♅ ☿. **noch**	22	**11. n. Trin.**
Mont.	4	Roſalia	♑	**eine halbe Stunde tief**	23	Zacharias
Dienſt.	5	Herculian	♒	**in der Morgendämme-**	24	Barthol.
Mittw.	6	Magnus	♒	rung. ♂ iſt über 2 Stun-	25	Ludwig
Donn.	7	Regina	♒	den am Abendhimmel ſicht-	26	Samuel
Freit.	8	**Mar. Geb.**	♓	○ 7. 25′ U. bar und geht	27	Joſeph C.
Sonn.	9	Audomar	♓	gegen 10 Uhr unter.	28	Auguſtin

37. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	10	**13. n. Trin.**	♈	Nicol. v. T. ♅ **culminirt**	29	**12. n. Trin.**
Mont.	11	Protus	♈	**um 1 Uhr Morgens und**	30	Roſa
Dienſt.	12	Winand	♈	☾ Erdf. **zeigt ſich die**	31	Paulin
Mittw.	13	Maternus	♉	**ganze Nacht.** ☿ **iſt in die-**	1	**Sept.** Aeg.
Donn.	14	† Erhöh.	♉	**ſem Monat unſichtbar.**	2	Raphael
Freit.	15	Ludmilla	♊	☾ ☿ **verliert ſich in den**	3	Manſuetus
Sonn.	16	Cornel	♊	**11. 40′ M.** ♂ in ♑.	4	Roſalia

38. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	17	**14. n. Trin.**	♊	Lamb. ☾ in ☋. **Strahlend.**	5	**13. n. Trin.**
Mont.	18	Richard	♋	**Morgenſonne.** ♃ **geht 3**	6	Magnus
Dienſt.	19	Nicleta	♋	**Viertel auf 10 Uhr Abends**	7	Regina
Mittw.	20	**Quat.** †	♌	Euſtachius. ☿ gr. öſtliche	8	**Mar. Geb.**
Donn.	21	Mth. Ev.	♌	Ausw. **durch den Meri-**	9	Audomar
Freit.	22	Moriz †	♍	● **dian und 1 Viertel auf**	10	Nic. v. T.
Sonn.	23	Thekla †	♍	11. 20′ N. ☉ in ♎. H.	11	Protus

39. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Galater 5.

Sonntag	24	**15. n. Trin.**	♎	Joh. Empf. ☍ ☉ ♅. Anf.,	12	**14. n. Trin.**
Mont.	25	Kleophas	♎	☾ Erdn. ♀ in ♎. ☍ ♅ ♀. Tag	13	Maternus
Dienſt.	26	Cyprian	♏	und Nacht gleich. 3 **Uhr**	14	† Erhöh.
Mittw.	27	Cosm. u. D.	♏	♄rechtel. **Morg. unter.** ♅	15	**Quat.**
Donn.	28	Wenzel	♐	**ſteht um Mittern. u.** ♄ **ge-**	16	Cornel
Freit.	29	Michael	♐	☽ ☾ in ☊. **gen 7 U. Ab. in**	17	Lambert
Sonn.	30	Hieronym.	♑	2. 37′ N. ☿ in ♏. **Süden.**	18	Richard

Mond-Wechſel.

Freitag den 1. September nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Freitag den 8. September gegen halb 8 Uhr Abends der volle Mond.

Sonnabend den 16. September gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonnabend den 23. September nach ein Viertel auf 12 Uhr Abends der neue Mond.

Sonnabend den 30 September gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5604ten Jahres den 25. und 26. September.

Offenes Bekenntniſs.

Auf dem Kirchhofe eines ſchleſiſchen Städtchens findet ſich folgende Grabſchrift:

„Aus Erd' erzielt, verwandelt mich
Der Schöpfer wiederum in Erde;
Wird dieſe wieder Menſch, wünſch' ich:
Daß beſſer dann als ich er werde."

Ein Wort über die Buchdruckerkunſt.

Als man berathſchlagte, ob die Buchdruckerkunſt in England Eingang finden ſolle, bemerkte der Biſchof von London: „Dulden wir ſie, wird ſie bald uns nicht mehr dulden!"

Veredelung des Fleiſches.

Wenn man unter das Futter für Gänſe etwas geſtoßene Holzkohlen miſcht, ſchmeckt der Gänſebraten, der daraus gemacht wird, noch viel beſſer. Auch unter das Waſſer, welches die Gänſe bekommen, kann man etwas Holzkohlen-Pulver miſchen. Schweinefleiſch wird gleichfalls viel wohlſchmeckender, wenn man den Borſtenthieren oft ſolche Kohlen unter das Futter miſcht.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Er lügt ſich zum Vortheil, d'rum ſey's gerügt:
Er lügt!

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Scheint		10	5	1
		11	7	2
				—
		Morg.		3
		12	16	4
		1	30	5
		2	41	6
		3	52	7
Abends				8
6	15			9
				—
6	31	Scheint		10
6	50			11
7	10			12
7	36			13
8	7			14
8	46			15
9	36			16
				—
10	36			17
11	45			18
Morg.				19
1	0			20
2	20			21
3	42			22
		Abends		23
Scheint				—
		5	36	24
		6	2	25
		6	33	26
		7	12	27
		8	1	28
		9	1	29
		10	9	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 33 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 27 M.
11	12 56	5 29	6 24	11 4
21	12 17	5 44	6 1	11 43

Oktober 1843

Alter. September.

40 Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	1	16. **Erntef.**	♑	Remigius. ♀ und ☿ sind	19	15. n. **Trin.**
Mont.	2	Leodegar	♒	Ob. ☌ ☉ ♀. nicht sichtbar.	20	Eustachius
Dienst.	3	Ewald	♒	☿ rückl. ♃ steht gegen halb	21	Mth. Ev.
Mittw.	4	Franz	♒	9 **Uhr Abends** in **Süden**	22	Moriz
Donn.	5	Placidus	♓	und geht bald nach 1 **Uhr**	23	Thekla
Freit.	6	Bruno	♓	**Morgens** unter. ♄ ist	24	Joh. Empf.
Sonn.	7	Sergius	♈	vierthalb **Stunden** am	25	Kleophas

41 Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	8	17. n. **Trin.**	♈	○ 11. 44′ V. Brigitta.	26	16. n. **Trin.**
Mont.	9	Dionysius	♈	☾ Erdf. **Westhimmel**	27	Cosm. u. D.
Dienst.	10	Gereon	♉	sichtbar und geht ein	28	Wenzel
Mittw.	11	Wimmar.	♉	**Viertel auf 11 U. Abends**	29	Michael
Donn.	12	Maximil.	♊	unter. ♂ ist 3 Stun-	30	Hieronym.
Freit.	13	Tilmann	♊	den als ein unscheinlicher	1	Okt. Rem.
Sonn.	14	Kallixtus	♊	☾ in ☊. ☌ ♀ ☿. Stern am	2	Leodegar

42 Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonntag	15	18. **Kön. O.**	♋	Ther. ♃ rechtl. Unt. ☌ ☉ ☿.	3	17. n. **Trin.**
Mont.	16	Gallus	♋	☾ 2. 27′ N. Abendhim-	4	Franz
Dienst.	17	Florentin	♌	☌ ♄ ☾. mel sichtbar. ♅	5	Placidus
Mittw.	18	Luc. Ev.	♌	Schlacht bei Leipzig 1813.	6	Bruno
Donn.	19	Ferdinand	♍	steht ein Viertel auf 11	7	Sergius
Freit.	20	Wendelin	♍	♀ in ♏. Uhr **Abends** in	8	Brigitta
Sonn.	21	Ursula	♎	**Süden.** ☿ **erscheint in der**	9	Dionysius

43 Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	22	19. n. **Trin.**	♎	Cordula. **Morgendäm-**	10	18. n. **Trin.**
Mont.	23	Severin	♏	● 8. 3′ V. ☾ Erdn. me-	11	Wimmar.
Dienst.	24	Evergist	♏	☉ in ♏. ☿ rechtl. **rung.**	12	Maximil.
Mittw.	25	Raphael	♐	♃ **culminirt nach 7 Uhr**	13	Tilmann
Donn.	26	Amandus	♐	**Abends.** ☿ ist nach 5 **Uhr**	14	Kallixtus
Freit.	27	Sabina	♑	☾ in ☊. **Morgens 3 Vier-**	15	Theresia
Sonn.	28	Sim. J.	♑	**telstunden sichtbar.** ♄	16	Gallus

44 Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonntag	29	20. n. **Trin.**	♑	Narcissus. **zeigt sich noch**	17	19. n. **Trin.**
Mont.	30	Theonest	♒	☽ 3. 10′ V. 3 **Stunden.**	18	Luc. Ev.
Dienst.	31	Wolfg.	♒	☿ größte westl. Ausw.	19	**Ferdinand**

Mond-Wechſel.	☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Sonntag den 8. Oktober 3 Viertel auf 12 Uhr Vormittags der volle Mond.	Bei Tage.	Abends 11 21	1
Montag den 16. Oktober gegen halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.		Morg.	2
Montag den 23. Oktober bald nach 8 Uhr Vormittags der neue Mond.		12 33	3
Montag den 30. Oktober gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.		1 43	4
		2 52	5
		4 0	6
		5 7	7
	Abends		8
	5 16		9
	5 41		10
	6 11	Bei Tage.	11
	6 46		12
	7 31		13
	8 27		14
	9 30		15
	10 41		16
	11 57		17
	Morg.		18
	1 15		19
	2 35		20
	3 59		21
	5 26		22
		Abends	23
	Bei Tage.	5 4	24
		5 50	25
		6 47	26
		7 55	27
		9 8	28
		10 21	29
		11 33	30
		Morg.	31

Die Juden feiern ihr Verſöhnungsfeſt den 4. Oktober, ihr Laubhüttenfeſt den 9. und 10., 16. und 17. Oktober.

Feiner Spott.

Ein eitler Thor ſagte einmal: „Wenn ich etwas Albernes thue oder ſage, bin ich immer der Erſte, der lacht!“ — Ein feiner Spötter bemerkte darauf: „Sie Glücklicher, da führen Sie ja das luſtigſte Leben von der Welt!“

Angefaßt!

Wer hundert Tonnen voll denkt und ſpricht,
Bezahlt damit doch eine Hand voll Schulden nicht!

Gegen Lungenkrankheit.

Eine alte erfahrene Hausfrau in Weſtphalen heilte ſchon vielmals die Lungenſucht (Schwindſucht) durch folgendes Hausmittel: Sie that zwei Quart Braunbier in einen unglaſirten Topf, dazu für einen guten Groſchen Lungenkrauts-Blätter und für eben ſo viel weißen Honig, nebſt einer guten Hand voll Weizenkleie, deckte und klebte den Topf zu und ließ die Maſſe bis zur Hälfte einkochen. Nach dem Abkühlen wurde dieſe durch Leinwand geſeiht, in eine Flaſche gefüllt und dem Patienten zum Trinken öfters gereicht. Nach einigen Wochen war die Krankheit gehoben.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Bekennt ihr, werden die Worte genügen:
Wir lügen!

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 39 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 39 M.	12 St. 21 M.
11	11 1	6 16	5 18	12 59
21	10 23	6 34	4 56	13 37

November 1843.

Alter. Oktober.

Mittw.	1	**All. Heil.**	♓	♂ in ♒. ☿ um 5 U. **Mor-**	20	Wendelin
Donn.	2	All. Seel.	♓	**gens aufgehend, ist fast**	21	Urſula
Freit.	3	Hubert	♓	**eine Stunde ſichtbar.** ♃	22	Cordula
Sonn.	4	Karl Bor.	♈	**culminiert um halb 7 Uhr**	23	Severin

45. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonntag	5	21. n. **Trin.**	♈	Zachar. ☾ Erdf. **und** ♄ **um**	24	20. n. **Trin.**
Mont.	6	Leonhard	♉	**9 Uhr Abends.** ☿ **zeigt ſich**	25	Raphael
Dienſt.	7	Engelbert	♉	🌕 3. 49' V. **noch drei**	26	Amandus
Mittw.	8	Gottfried	♉	**Viertelſtunden in der**	27	Sabina
Donn.	9	Theodor	♊	**Morgendämmerung.** ♂ **iſt**	28	Sim. J.
Freit.	10	Martin P.	♊	☾ in ☊. **4 St. am Weſthim-**	29	Narciſſus
Sonn.	11	Mart. B.	♋	**mel ſichtbar und geht um**	30	Theoneſt

46. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	12	22. n. **Trin.**	♋	Kunibert. ♀ in ♐. **halb 10**	31	21. n. **Trin.**
Mont.	13	Staniel.	♌	**Uhr unter.** ♄ **zeigt ſich**	1	**Nov. A. H.**
Dienſt.	14	Levin	♌	**drittehalb Stunden am**	2	All. Seel.
Mittw.	15	Leopold	♌	🌗 3. 1' V. **Abendhim-**	3	Hubert
Donn.	16	Edmund	♍	**mel.** ☿ **geht um 6 Uhr**	4	Karl Bor.
Freit.	17	Gertrud	♍	**Morgens auf und iſt noch**	5	Zacharias
Sonn.	18	Maximus	♎	**eine Viertelſtunde ſicht-**	6	Leonhard

47. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonntag	19	23. n. **Trin.**	♎	Eliſabeth. **bar.** ☿ **verſchwin-**	7	22. n. **Trin.**
Mont.	20	Simplic.	♏	☾ Erdn. **det am Morgen-**	8	Gottfried
Dienſt.	21	**M. Opf.**	♏	🌑 6. 1' N. **himmel.** ♃	9	Theodor
Mittw.	22	Cäcilia	♐	☉ in ♐. **geht um halb**	10	Martin P.
Donn.	23	Clemens	♐	☾ in ☊. **6 U. Abends durch**	11	Mart. B.
Freit.	24	Joh. v. Kr.	♑	**den Meridian und um 10**	12	Kunibert
Sonn.	25	Katharina	♑	**Uhr unter.** ♀ **tritt in der**	13	Staniel.

48. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonntag	26	24. n. **Trin.**	♒	**Feier zum Gedächtniſs der**	14	23. n. **Trin.**
Mont.	27	Bilhildis	♒	**Geſtorbenen. Abenddäm-**	15	Leopold
Dienſt.	28	Günther	♓	🌓 7. 36' N. ☿ in ♐. **merung**	16	Edmund
Mittw.	29	Saturnin	♓	**hervor.** ♄ **ſteht halb 8**	17	Gertrud
Donn.	30	Andr. Ap.	♓	**Uhr Abends im Meridian.**	18	Maximus

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 7. November nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Mittwoch den 15. November um 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Dienſtag den 21. November um 6 Uhr Abends der neue Mond.

Dienſtag den 28. November nach halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel.

Zur Stärkung der Genügſamkeit.

Ein reicher Engländer beklagte einmal auf der Inſel Spitzbergen einen Eskimo, weil er aller Genüſſe des Lebens entbehren müſſe. „Was?“ — entgegnete verwundert der Naturſohn — „ich habe ſtets eine ſchöne Fiſchgräte durch die Naſe zu ſtecken und immer hinreichend Fiſchthran zu trinken, was könnt' ich denn noch verlangen?“ — Es iſt uns ſchon recht, wenn nun alle Welt ausruft: wie wenig bedarf es, um glücklich zu ſeyn! Gar viele Dinge, welche man für ganz unentbehrlich hält, ſind, bei'm rechten Lichte beſehen, nur koſtſpieliger, zu Grunde richtender Ueberfluß.

Unverändert!

Geduld iſt immer gleich froh und munter,
Ob auf der Bank ſie liegt oder drunter.

Obſt vor Fäulniſs und Froſt zu bewahren,

legt man es im Keller auf trocknes Laub von ſauern Kirſchbäumen, muß es aber reif an einem trocknen Tage gepflückt haben und nur unbeſchädigtes, glattes Obſt dazu nehmen. Liegt es im Winter, gegen die äußere Kälte geſchützt, trocken im Keller, wird es auch ſtets vor Froſt ſicher ſeyn.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

Schand' euch, daß ihr die Schwachen betrügt! —
Ihr lügt!

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
Bei Tage.	12 44	1
	1 52	2
	2 58	3
	4 5	4
	5 11	5
	6 17	6
Abends		7
4 47		8
5 30		9
6 22	Bei Tage.	10
7 23		11
8 31		12
9 42		13
10 57		14
Morg.		15
12 14		16
1 33		17
2 54		18
4 20		19
5 46		20
	Abends	21
	4 28	22
Bei Tage.	5 33	23
	6 46	24
	8 2	25
	9 17	26
	10 30	27
	11 40	28
	Morg.	29
	12 48	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 41 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 35 M.	14 St. 19 M.
11	9 8	7 10	4 18	14 52
21	8 37	7 26	4 5	15 23

Dezember 1863.

Alter. November.

Freit.	1	Eligius	♈	☌♃♂. ♀ iſt eine Viertel-	19	Eliſabeth
Sonn.	2	Balbina	♈	ſtunde am Abendhimmel	20	Simplic.

49 Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonntag	3	**1. Advent**	♉	Franz Xav. ☾ Erdf. ſichtbar	21	24. n. Trin.
Mont.	4	Barbara	♉	und geht nach halb 5 Uhr	22	Cäcilia
Dienſt.	5	Criſpina	♉	unter. ♂ zeigt ſich nach	23	Clemens
Mittw.	6	Nicolaus	♊	♀ in ♑. ☉ Untergang am	24	Joh. v. Kr.
Donn.	7	Ambroſius	♊	🌕 12. 28′ V. Sichtb. ☾	25	Katharina
Freit.	8	**M. Empf.**	♋	☾ in ☋. Ob. ☌☿☉.	26	Konrad
Sonn.	9	Leocadia	♋	♆ rechtl. Fnſt. Abendhim-	27	Bithildis

50 Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonntag	10	**2. Advent**	♋	Judith. mei. ☿ iſt unſicht-	28	**1. Advent**
Mont.	11	Damaſus	♌	bar. ♃ iſt noch 4 Stunden	29	Saturnin
Dienſt.	12	Epimachus	♌	am Weſthimmel ſichtbar	30	Andr. Ap.
Mittw.	13	Lucia	♍	♂ in ♓. u. geht bald nach 9	1	**Dez.** Elig.
Donn.	14	Nicaſius	♍	🌗 2. 21′ N. Uhr unter. ♆	2	Balbina
Freit.	15	Euſebius	♎	ſteht gegen halb 7 Uhr	3	Franz Xav.
Sonn.	16	Adelheid	♎	Abends in Süden und geht	4	Barbara

51 Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonntag	17	**3. Advent**	♏	Lazarus. ☿ in ♑. 1 Vier-	5	**2. Advent**
Mont.	18	Wunibald	♏	tel auf 1 Uhr Morg. unter.	6	Nicolaus
Dienſt.	19	Nemeſius	♐	☾ Erdn. ♄ zeigt ſich noch	7	Ambroſius
Mittw.	20	Quat.	♐	Julius. ☾ in ☊. eine St.	8	**M. Empf.**
Donn.	21	Th. Ap.	♑	🌑 5. 36′ V. Unſ. ☉ Finſt.	9	Leocadia
Freit.	22	Greg. Sp.	♑	☉ in ♑. Wint. Anf.,	10	Judith
Sonn.	23	Dagobert	♒	kürzſter Tag. im Weſten	11	Damaſus

52 Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonntag	24	**4. Advent**	♒	Adam, E. und geht um	12	**3. Advent**
Mont.	25	**H. Chriſtt.**	♒	6 Uhr unter. ♀ iſt eine	13	Lucia
Dienſt.	26	Stephan	♓	☌♄♀. St. als Abendſtern	14	Nicaſius
Mittw.	27	Joh. Ev.	♓	ſichtbar. ♃ ſteht nach Son-	15	**Quat.**
Donn.	28	Unſch. K.	♈	🌓 3. 20′ N. nenunter-	16	Adelheid
Freit.	29	Thom. C.	♈	gang am Abendhimmel	17	Lazarus
Sonn.	30	David	♈	☾ Erdf. ♀ in ♒. und geht	18	Wunibald

1 Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonntag	31	**n. Chriſtt.**	♉	Sylveſter. nach 8 U. unter.	19	**4. Advent**

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 7. Dezember gegen halb 1 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Donnerſtag den 14. Dezember gegen halb 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 21. Dezember nach halb 6 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Donnerſtag den 28. Dezember gegen halb Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Weihnacht.

Sey gegrüßet, heil'ge Nacht,
Der das Himmelslicht entflammet,
Das mit ſehnſuchtſtarker Macht
Segnend durch die Herzen flammet,
Das uns ewig Heil gebracht!

Sey gegrüßet, heil'ge Nacht,
Da das Kind uns ſtieg zur Erden,
Deſſen Leben es vollbracht,
Daß wir Gottes Kinder werden,
Die ſein Auge treu bewacht!

Sey gegrüßet, heil'ge Nacht,
Wo wir uns mit Kindern freuen,
Wo der Trieb uns angefacht,
Unſre Unſchuld zu erneuen
Durch des Kindes heil'ge Macht!

Tröſtende Verwandtſchaft.

Trauer iſt verwandt mit Wehmuth, Wehmuth mit der Sehnſucht, Sehnſucht mit Hoffnung und Hoffnung mit der Erfüllung.

Hülſenfrüchte ſchnell weich zu kochen.

Man thut etwas reine Pottaſche in das dazu beſtimmte Waſſer, nur wie eine Erbſe groß auf ein Maaß, wodurch die Früchte auch einen angenehmen Beigeſchmack bekommen.

Wetter-Lügen und Lügen-Propheten.

So laß, mein Volk, dich ferner nicht betrügen:
Sie lügen!

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Morg. 1 54	1
	3 0	2
		—
	4 6	3
	5 12	4
	6 17	5
	7 17	6
Abends		7
5 16	Bei Tage.	8
6 23		9
		—
7 33		10
8 47		11
10 3		12
11 19		13
Morg.		14
12 36		15
1 56		16
		—
3 10		17
4 42		18
6 4		19
7 14		20
Bei Tage.	Abends	21
	5 35	22
	6 52	23
		—
	8 8	24
	9 22	25
	10 32	26
	11 39	27
	Morg.	28
	12 46	29
	1 53	30
		—
	2 50	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 14 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 46 M.
11	7 56	7. 54	3 52	16 4
21	7 49	8 3	3 54	16 11

Zeitrechnung des Jahres 1843.

Das gegenwärtige 1843ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1842 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 16. April und im alten auf ſeinen 11. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahre nach dem alten Kalender 8 Tage ſpäter als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 6 Uhr 25 Minuten Morgens. Der Sommer am 22. Juni um 3 Uhr 22 Minuten Morgens. Der Herbſt am 23. September um 5 Uhr 28 Minuten Abends. Der Winter am 22. Dezember um 11 Uhr 8 Minuten Vormittags.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahre drei Finſterniſſe, zwei an der Sonne und eine am Monde, von denen in unſern Gegenden nur die letztere ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß (eine ringförmige) tritt am 27. Juni in den Abendſtunden ein. Sie wird nur in dem größten Theil von Südamerika, in einem kleinen Theil von Nordamerika, und im ſtillen und atlantiſchen Ocean ſichtbar ſeyn.

Die Mondfinſterniß ereignet ſich am 6. Dezember gegen Mitternacht. Sie iſt partial und wird in ganz Europa und Afrika, dem weſtlichen Theil von Aſien und dem öſtlichen von Amerika ſichtbar ſeyn. Nach mittlerer Zeit von Cöln tritt ihr Anfang um 11 Uhr 45 Minuten Abends, ihr Mittel, wo ſich drittehalb Zoll am ſüdlichen Rande verfinſtert zeigen werden, um 12 Uhr 39 Minuten Morgens am 7. Dezember, und ihr Ende um 1 Uhr 32 Minuten ein.

Die zweite Sonnenfinſterniß ereignet ſich am 21. Dezember in den Frühſtunden. Sie wird total, aber nur im größten Theil von Aſien und in kleinen Theilen von Afrika und Neuholland ſichtbar ſeyn.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1843.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis zur Mitte des Februars am Weſthimmel. Den 18. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zu Anfange des Junius verborgen bleibt. Er erſcheint dann im 3ten Grade des Widders am Morgenhimmel, wo er jedoch bei der nächtlichen Dämmerung als ein Stern fünfter bis ſechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen ſeyn wird. Den 22. Junius geht er bereits um Mitternacht auf. Nicht lange nachher wird er rückläufig, was er bis zu den erſten Tagen des Dezembers bleibt. Den 24. September ſteht er im erſten Grade des Widders in einer ziemlich ſternleeren Gegend der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und iſt mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Den 19. Dezember erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont. Am Schluſſe des Jahrs geht er bald nach 11 Uhr Abends unter.

Saturn.

Saturn erſcheint in der erſten Hälfte des Februars um 6 Uhr Morgens in der Dämmerung und geht hierauf immer früher auf, als den 1. März um 5 Uhr, den 1. April um 3 Uhr, den 1. Mai bald nach 1 Uhr und im Anfange des Junius um 11 Uhr Abends. Er culminirt dann ſichtbar, als den 15. Julius um Mitternacht, wo er im 21ſten Grade des Steinbocks unter den Sternen am Mantel des Schützen der Sonne gegenüber ſich die ganze Nacht zeigt. Bis gegen Ende des Septembers geht er in den Abendſtunden ſichtbar durch den Meridian, und demnächſt ſichtbar unter, als den 11. Oktober um 10 Uhr, den 13. November um 8 Uhr und den 17. Dezember um 6 Uhr Abends. Mit dem Ausgange des Jahres verſchwindet er in der Abenddämmerung. Vom 11. Mai bis zum 27. September iſt er rückläufig.

Jupiter.

Jupiter kommt am 25. Januar zur Sonne und iſt bis zur Mitte des März unſichtbar. Er kommt dann in der Morgendämmerung zum Vorſchein. Am 5. April geht er um 4 Uhr

Morgens auf, den 8. Mai um 2 Uhr, den 8. Junius um Mitternacht (bald nachher wird er rückläufig), den 9. Julius um 10 Uhr Abends, und hiernächſt ſichtbar durch den Meridian, als den 21. Julius um 2 Uhr, den 16. Auguſt um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er unter den Sternen am Schwanz des Steinbocks der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden und zeigt ſich die ganze Nacht. Er geht hierauf ſichtbar unter, als den 21. September um 2 Uhr Morgens, den 30. Oktober um Mitternacht (um dieſe Zeit wird er wieder rechtläufig), den 23. November um 10 Uhr Abends und mit dem Ausgange des Jahres um 8 Uhr.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, vom Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzuſuchen.

Mars.

Dieſer Planet iſt das ganze Jahr hindurch ſichtbar, in den erſten fünf Monaten meiſtens am Morgen-, in den letzten ſieben am Abendhimmel. Im Januar geht er bald nach 2 Uhr Morgens auf, und hiernächſt immer früher, während er an Lichtſtärke gewinnt. Den 14. Februar ſteht er um 6 Uhr Morgens in Süden, den 8. April um 4 Uhr, den 12. Mai, wo er rückgängig geworden iſt, um 2 Uhr und den 6. Junius um Mitternacht. An letzterem Tage kommt er im 16ten Grade des Schützen unter den Sternen am öſtlichen Fuße des Schlangenträgers um Mitternacht in Süden und zeigt ſich als ein Stern erſter Größe die ganze Nacht. Dann geht er in den Abendſtunden durch den Meridian und hiernächſt ſichtbar unter, als den 29. Julius, wo er wieder rechtläufig geworden iſt, um Mitternacht, den 3. September um 10 Uhr Abends und von hier an bis zu Ende des Jahres nach 9 Uhr, während er allmählig immer mehr an Licht verliert. Den 17. Oktober geht er dem Saturn und den 1. Dezember dem Jupiter ſichtbar vorbei.

Venus.

Dieſer Planet iſt bis zur Mitte des Septembers Morgenſtern, dann zwei Monate unſichtbar und die übrigen anderthalb Monate des Jahres Abendſtern. Am 1. Januar geht er gegen halb 7 Uhr Morgens auf und iſt über eine Stunde ſichtbar. Gegen Ende dieſes Monats glänzt er beinahe drittehalb Stunden. Am 7. Februar erreicht er ſeine größte Lichtſtärke und am 29. ſeine größte weſtliche Ausweichung. Er geht dann dem Saturn, am 24. März dem Jupiter und am 21. April dem Uranus vorbei. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit hat unterdeſſen bis auf eine Viertelſtunde abgenommen, worauf ſie bis Ende des Julius wieder bis über eine Stunde zunimmt. Am Ende des Auguſt zeigt er ſich noch eine halbe Stunde tief in der Dämmerung, und um die Mitte des Septembers wird er unſichtbar. Den 2. Oktober kommt er zu ſeiner obern Conjunction. Erſt nach der Mitte des Novembers wird er am Abendhimmel ſichtbar. Am 26. Dezember, wo er von halb 5 Uhr Abends an eine halbe Stunde glänzt, geht er dem Saturn vorbei. Er wird hierauf immer länger in der Abenddämmerung geſehen.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar; dieſes Jahr drei Mal. Zuerſt zeigt er ſich vom 23. Januar bis zum 9. Februar in der Abenddämmerung, am günſtigſten den 1. Februar, wo er, vor ſeinem Untergange um halb 7 Uhr, 40 Minuten lang unter den Sternen des Waſſermanns geſehen wird. Zum zweiten Mal erſcheint er in der Abenddämmerung vom 6. Mai bis zum Anfange des Junius, am günſtigſten den 20. Mai, wo er 3 Viertelſtunden lang, bis zu ſeinem Untergange bald nach 10 Uhr, zwiſchen den beiden hellen Sternen an den Stierhörnern wahrgenommen wird. Zum dritten Mal, und am aller vortheilhafteſten, wird er vom 22. Oktober bis zum 17. November in der Morgendämmerung geſehen. Am längſten erſcheint er vom 30. Oktober bis zum 3. November, wo er ſich, nach 5 Uhr Morgens aufgehend, 31 bis 32 Minuten über dem Stern Spica in der Jungfrau zeigen wird.

Genealogie des Königl. Preußiſchen Hauſes und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, commandirender General des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Davon: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regim. ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (vorher: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Davon: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regim. ꝛc. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant, Commandeur der fünften Diviſion ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs Wilhelm I der Niederlande. Davon: 1) Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Davon: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Seconde-Lieutenant. 2) Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vaters-Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 12. Jan. 1804 mit Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Major ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, verlobt mit dem Kronprinzen von Bayern.

Des am 2. Mai 1813 verſtorbenen Prinzen Auguſt Ferdinand, Bruders Friedrichs II, und der am 10. Febr. 1820 verſtorbenen Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt, Sohn: Friedrich Wilhelm Heinrich Auguſt, geb. 19. Sept. 1779, General der Infanterie, General-Inſpecteur und Chef der Artillerie ꝛc.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit Auguſte Friederike Eſperance, Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des vormaligen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 6. Dez. 1820. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich

Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Carl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Maria Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Thereſe Charlotte Luiſe Friederike Amalie, Schweſter des Herzogs von Sachſen-Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Heſſen und bei Rhein, geb 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. Luitpold Karl Joſeph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Erbprinzeſſin von Modena, geb. 19. März 1823. 6. Hildegarde Luiſe Charlotte Thereſe Friederike, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalia, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 21. Juli 1831, verm. 9. Auguſt 1832 mit Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Carl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20 April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Caroline Amalie, Schweſter des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erſter Ehe: Friedrich Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin von Belgien. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Marie Clementine Caroline Leopoldine Clotilde, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Marie, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpenſier, geb. 31. Juli 1824. — Des verſtorbenen Herzogs von Orleans älteſter Sohn: Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl Auguſt Emanuel, zweitem Sohn des regierenden Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albrecht Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II, Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda, Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguſte Friederike Chriſtine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 von Wilhelmine Luiſe, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Chriſtian Georg Friedrich, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Auguſt 1824.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, zum drittenmal verm. 5. Mai 1831 mit **Cäcilie**, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph, geb. 22. Juni 1807. — Kinder aus beiden erſten Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie **Friederike**, geb. 8. Juni 1826. 3. Nikolaus Friedrich **Peter**, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit **Maria** Nicolajewna, Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Davon: 1. **Alexandra** Maximilianowna, geb. 9. April 1840. 2. **Maria** Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie **Thereſe**, Tochter des Königs Victor Emanuel v. Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: **Ferdinand** Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit **Marie** Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. **Friedrich** Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. **Caroline** Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10. Jan. 1821. 3. **Georg** Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz IV Joſeph Karl, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814, Wittwer 20. Sept. 1840 von **Beatrix** Marie Victoria, Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. — Kinder: 1. Marie **Thereſe** Beatrix, geb. 14. Juli 1817. 2. **Franz** Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819. 3. **Ferdinand** Karl Victor, geb. 20. Juli 1821. 4. **Maria Beatrix** Anna Franziſka, geb. 13. Febr. 1824.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria **Thereſia** Iſabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Söhne aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf v. Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Albert Maria Franz, Graf v. Caſtrogiovanni, geb. 17. Sept. 1839. 4. Alfonſo Maria, Graf v. Caſerta, geb. 28. März 1841.

Niederlande.

Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit **Anne** Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. **Wilhelm** Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm **Alexander** Ludwig Konſtantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm **Friedrich** Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Wilhelmine Marie **Sophie** Luiſe, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie **Anne** Caroline, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſterreich, Herzogin, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe den 5. Mai 1821 des Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. 5. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 10. April 1836 mit **Ferdinand** Auguſt Franz Anton, Fürſten von Sachſen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Söhne: 1. Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. **Johann** Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher **damals** dem 6. Juli, **jetzt** dem 7. Juli **neuen** Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit **Alexandra** Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen.

— Kinder: 1. Alexander Nikolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, geb. 11. Sept. 1822. 4. Alexandra Nikolajewna, geb. 25. Juni 1825. 5. Konſtantin Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 6. Nikolaus Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 7. Michael Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Marie Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Sohn: Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit Amalie Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Töchter: 1. Alexandrine Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, geb. 14. April 1818, verlobt mit dem Kronprinzen von Hannover. 2. Henriette Friederike Thereſe Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. Alexandra Friederike Henriette Pauline Mariane Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806, zum zweitenmal verm. 23. Dez. 1832 mit Antonie Friederike Auguſte Marie Anna, Tochter des verſt. Herzogs Alexander von Württemberg, geb. 17. Sept. 1799. — Söhne: 1. Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818. 2. Der Gemahl der Königin von Großbritannien.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit Thereſe Marie Franziska, Schweſter des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820. 2. Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV Johann, König, geb. 26. Jan. 1763, reg. 5. Febr. 1818, verm. 16. Auguſt 1798 mit Bernhardine Eugenie Deſideria, geb. 8. Nov. 1781. — Sohn: Joſeph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Spanien.

Marie Chriſtine, Schweſter des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie Iſabelle Luiſe, geb. 10. Okt. 1830. 2. Marie Luiſe Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguſte Ferdinandine Luiſe Marie Johanne Joſephe, geb. 1. April 1825. 2. Maria Iſabella, geb. 21. Mai 1834. 3. Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Giovanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. Karl Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Anna Carolina Annunciata Johanna, geb. 6. Juni 1840. 7. Rainieri Salvator Maria Stephan Joſeph Johann Philipp Joachim Anton Zanobi Ludwig Gonzaga, geb. 1. Mai 1842.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 23. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerte Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Sohn: Murad, geb. 22. Sept. 1840.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Oranien, geb. 17. Juni 1818. 3. Katharina Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Auguſte Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Ueber den geſellſchaftlichen Ton.

Bei dem, was der Menſch geſellſchaftlich redet, ſoll er vor Allem eingedenk ſeyn, mit Angemeſſenheit das Rechte zu dem Rechten zu fügen. Wenn er dem Verſtande dieſe Klugheit zur Gefährtin giebt, macht er gern weniger Aufſehen, erſpart ſich aber viel Verdruß. Er ſey noch ſo geiſtreich, nie wird irgend Jemand ihm ein größeres Maaß von Verſtand beilegen, als er ſelber hat und alſo begreifen kann. Wer den Himmel und die Pracht ſeiner Sterne überſehen ſoll, darf nicht kurzſichtig ſeyn; wer würde wohl ſo ungerecht ſeyn wollen, der Mangelhaftigkeit, Unzulänglichkeit ſeines Organs wegen, feindliche Geſinnungen wider Jemand zu faſſen, oder ihn zu verhöhnen? Wäre es nicht ſchon gegen alle Sitte, einen Taubgebornen ſeines Gebrechens wegen auszuſpotten, weil er keine Idee von Muſik hat, oder den Schlag einer Nachtigall nicht vernehmen kann, und ſchiefſinnig ihm die Verwahrloſung der Natur anzurechnen, als verginge er ſich wunder wie gröblich an dem Gegenſtande durch willkürliche freie Verachtung deſſelben, da er doch nur zu beklagen iſt, daß ihm die Natur ohne ſein Verſchulden den ganzen Himmel der Töne unbarmherzig verſchloſſen hat. Nur ein durch und durch rohes Gemüth könnte ſich auf ſolche Weiſe am Unglück vergehen. Unausbleiblich würde es Jeden empören und gerechten Haß gegen ſich erregen. Warum ſollte es nicht auch ſtrenge geboten ſeyn, dieſe unerläßliche Pflicht der Schonung bei den Gebrechen des Geiſtes zu üben, der man ſich ſo willig gegen den unterwirft, dem ein äußeres Organ fehlt. Iſt denn die Geſtaltung des Gehirns, durch deſſen Thätigkeit große Gedanken in das Daſeyn treten, die Lichtſchnelle, mit der ſie einander folgen, die Klarheit und Folgerung, mit der ſie verbunden werden, weniger eine urſprüngliche Gabe der Organiſation, als das zarte Ohr, mit dem Gluck der Natur die Töne der Affekte abhörte? — Welchen tückiſchen Uebermuth würde es offenbaren, einen Lahmen zum Sprunge und Wettlauf herausfordern zu wollen — wäre es wohl ein Triumph, unter ſolchen Vorausſetzungen zu ſiegen? Warum ſoll daher nicht eben die Rückſicht gegen ein minder begünſtigtes Gehirn geübt werden, dem nur unſichere, verwirrte Bewegungen möglich ſind?

Wie es vor Allem ſchon eine Pflicht der guten Lebensart iſt, das Aeußere einer Geſellſchaft bei dem Eintritt mit dem Auge zu überfliegen, die Formen und die Umgebung zu prüfen, damit man Niemand mit anzüglicher Rede verletze, und in dieſem Falle, bei aller Argloſigkeit der Geſinnung, als ein Ungebildeter erſcheine, der rückſichtslos — denn ſeine Unkunde wird ihm nicht zu gute gehalten — Unmuth und Mißvergnügen erregt; eben ſo ziemt es ſich in dem mündlichen Verkehr, daß der Menſch vor Allem ſeinen Verſtand zur Prüfung gebrauche: welchen Umfang von Einſicht und Geiſtesfreiheit der Gegenüberſtehende beſitzt, welche Gabe von Witz er alſo ertragen kann. Ein gebildetes, geübtes Auge wird aus einer zufälligen, linkiſchen Bewegung bald die Unbeholfenheit des ganzen äußeren Menſchen vermuthen; ein gebildeter erfahrener Verſtand aus ſeinen einzelnen Reden — und dieſe ſollte doch Jeder abwarten können — ſeine Fähigkeiten und Neigungen durch Auffaſſung, Erkenntniß und Schlüſſe, nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit zuſammenfaſſen; — und das eben iſt die Menſchenkenntniß, deren Ziel die möglichſt richtige Anwendung allgemeiner Erfahrung zur beſondern Beurtheilung des Einzelnen iſt. Hat nun der Menſch wahrgenommen, daß es in dem Kopfe eines Andern finſter und leer ſey, ſo wird er gewiß mit ſeinen Gedanken nicht raſch und verſchwenderiſch hinein blitzen, wenn er überlegt, daß es mit dem Anzünden eines ſpärlichen Lämpchens zweckmäßiger gethan ſey, anſtatt durch übervolles Licht blenden zu wollen. Plato würde Anſtand genommen haben, den Hyperboräern zu predigen, weil ſie ſich, wie dies Goethe von den Menſchen im Allgemeinen behauptet, gewiß auch vor nichts ſo ſehr fürchteten als vor dem Verſtande. — Nichts in der Welt empört uns mehr, als wenn ſich fremder Verſtand aufzubringen ſcheint, um uns den unſrigen zweifelhaft zu machen. Unſere ſtillſchweigende Verſchwörung gegen ihn iſt ſein unausbleiblicher Lohn. Die meiſten Menſchen ſuchen in der Regel ſo frühzeitig, als es nur immer möglich, mit ihren Anſichten und Meinungen, wenn ſie ſich überhaupt noch zu welchen erheben können, fertig zu ſeyn, aus Hang zur Bequemlichkeit. Sobald ſie ſich nun einmal dafür entſchieden haben — auf Gründe warum? kommt es nicht immer an — ſo ſind ſie ihnen auch ſchon die einzig rechten und wahren und nichts greift ihnen mehr an die Seele, als wenn an dieſen angenommenen Sätzen, die ſie für ausgemacht unwiderlegliche Grundſätze halten, gezupft und gerückt wird, weil ſie in ihrem behaglichen Dünkel geſtört werden. Hören ſie daher einmal von irgend Jemand eine Aeußerung, die nur auf das Allgemeinſte in einigem Widerſpruch mit ihren Aeußerungen zu ſtehen ſcheint, ſo werden ſie ungeduldig und es folgt ein Heer von niederſchlagenden Gemeinſprüchen [illegible]ner allgemeinen Behauptung wird mit Bitterkeit eine perſ[illegible]e Wendung und Deutung und Beziehung gegeben, und am En[illegible] wird Jenem unverdientermaßen ein heimlicher Haß zu Theil, wo er Berichtigung ſeiner eigenen Irrthümer, oder auch nur Unterhaltung durch Gedankenſpiel ſuchte. Sie glauben ſich immer abſichtlich und perſönlich angetaſtet, weil ſie ihre Meinungen für ihre Perſon halten. Es ſcheint dies allerdings unbillig: aber iſt denn überhaupt Jemand berechtigt oder berufen, die Menſchen in ihrem Selbſtgefühl zu beunruhigen, in der Freude an ſich ſelber zu ſtören? Dieſem unklugen Beginnen werden auch alſobald die gehäſſigſten Beweggründe untergelegt, und das argloſeſte Gemüth wird ohne Gnade verurtheilt. Darum iſt es Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt, jeder Gelegenheit auszuweichen, wo er veranlaſſen kann, mißverſtanden, alſo in ſeiner inneren Natur verkannt und ungerecht beurtheilt zu werden; wenn ihm dies auch nicht wirklichen Schaden brächte, kann ſich doch aus dem Unwillen darüber eine unedle Bitterkeit in ſeiner Geſinnung gegen die Menſchen entwickeln, welche den Charakter entwürdigt. Er entgeht aber allem Unheil, wenn er ſich der Angemeſſenheit befleißigen, ſeine eigene und fremde Einſicht immer mit dem rechten Maaße zu meſſen ſich beſtreben will. C.

In jeder Schönen Stammbuch.

Mädchen, die Liebſchaft — ſchafft
Euch ja nur Schmerz;
Denkt euch die Schmeichler — leer
An Kopf und Herz!

Null's Brief-Stil.

Sie verzeihen, daß ich es wage, Sie zu bitten, mir zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu fragen: ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich unterſtehe, Sie zu erſuchen, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen zu ſagen: daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als im Stande zu ſeyn, Ihnen zu zeigen, wie ſehr es mich freut, daß das Schickſal mir ſo günſtig iſt, den Augenblick herbei zu führen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu verſichern, daß es mir unmöglich iſt, durch Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt ſind, wie tief ich es empfinde, welch ein Vorzug es iſt, daß ich die Ehre habe, mich in der lebhafteſten Hochachtung zu nennen Ihren

gehorſamſten Diener.

Altdeutſche Spruchweiſe.

Das ſchlimme Gewiſſen iſt ein Hund,
Der heult und bellt zu jeder Stund';
Es iſt ein Hahn, der immer kräht,
Eine Glocke, die läutet früh und ſpät,
Ein Fluß, der immer rauſcht und läuft,
Eine Orgelpfeife, die immer pfeift,
Ein Fuhrmann, der ſchnalzt ohn' Unterlaß,
Ein Wagen, der knarret auf jedem Paß,
Ein Puls, der immer pocht und geht,
Bis vor'm Gericht der Sünder ſteht.

Der Regenbogen.

(Eine Parabel.)

Die düſteren Gewitterwolken begannen ſich zu zertheilen, nur ſanfte Lüftchen wehten, die Tropfen fielen leiſer und leiſer — plötzlich brach ein reiner heller Sonnenſtrahl aus dem Gewölk, und ein herrlicher Regenbogen glänzte auf dunklem Grunde. Kaum entſtanden, fingen die verſchiedenen Farben an, unter einander um den Vorzug zu ſtreiten. „Welche von Euch dürfte es wohl wagen, ſich mir zu vergleichen?" begann das Roth; „alle überſtrahle ich mit meinem Glanze; rein und feurig zugleich, ſtelle ich das Bild der höchſten, erhabenſten Liebe dar; kommt, vereinigt Euch mit mir, damit fortan nur die Wahrheit herrſche!" — „Mit nichten!" erwiederte das Blau; „Deine Pracht iſt nur Täuſchung, ich allein, die ich in meiner Klarheit dem Aether gleiche, ich allein bin Wahrheit, Treue und Innigkeit; mir müßt Ihr gleichen, wenn Ihr das Wahre ſucht!" — „Du irrſt!" zürnte das Gelb; „nur ich, dem urſprünglichen Lichtſtrahle am nächſten ſtehend, verdiene, daß ſich Alles vereine, mich zu verherrlichen; leuchtend zeige ich der Wahrheit Bahn!" — „Schweiget Ihr, die Ihr mit Eurem trüglichen Schimmer blendet!" rief das Grün; „nur mein ſanftes Licht thut dem Auge wohl und erſtarket den Blick, das Wahre einſt unverhüllt zu erkennen; darum verlaßt den erborgten Glanz und kommt zu mir!" — „Ich verſchmelze mit dem Lichte das Gelb, das Feuer des Roth, und vereine ſo Wahrheit und Liebe; deshalb naht Euch mir, wenn Ihr Vollkommenheit ſuchet!" ſprach Aurora-Farb. — „Bei mir vielmehr findet Ihr dieſe!" meinte Violett; „bei dem Verein des Roth und Blau, der Liebe und innigen Treue, iſt allein Wahrheit!"

„Was ſtreitet Ihr doch, Ihr thörichten Schweſtern!“ rief lächelnd der Lichtſtrahl; „nur mir verdankt Ihr Alle Eure Entſtehung, die Verſchiedenheit Eurer jetzigen Natur aber den aufſteigenden Dünſten der Erde; keine vermag zu entſcheiden, wie viel von ihrem Glanze ſie der benachbarten Schweſter verdankt! — Darum ſtehet liebend bei einander, bis es mir gefällt, Euch in der reineren Aetherluft zu meiner urſprünglichen Klarheit und Farbenloſigkeit zu vereinen.“

Wer erkennt in dieſem Bilde nicht den immer wiederkehrenden Streit der Meinungen der verſchiedenen Glaubens-Parteien? — deren jede ſo gern das Gewand für das einzig paſſende erklären möchte, in welches ſie die ſtets gleich wahren und erhabenen Grundſätze des Chriſtenthums gehüllt hat. O, lernten ſie doch endlich die Stimme des Lichtſtrahles verſtehen, welche ihnen Duldung und Liebe zuruft! — Der einzige Wettſtreit würde dann künftig nur der ſeyn, ſich gegenſeitig in ſtiller demüthiger Uebung aller chriſtlichen Tugenden übertreffen zu wollen.

Bei alle dem.

Nicht weil du arm biſt, ſenke ſcheu
Die Wimper, Freund, bei alle dem
Geh' an dem Reichthum ſtolz vorbei,
Der Mann iſt Mann bei alle dem.
Rang iſt der Münze Stempel nur,
Iſt eitel Schein bei alle dem;
Sey arm, doch bieder von Natur,
Und du biſt reich bei alle dem.

Bei mag'rer Koſt und klarem Trunk,
Im groben Rock, bei alle dem
Beneide nicht den goldnen Prunk,
Er macht nicht froh bei alle dem.
Was frommt der helle Flitterſtaat,
Am Thron, am Rock und alle dem?
Wenn ſich des Todes Sichel naht,
Erbleicht der Glanz bei alle dem.

Es ſpreizt ſich Mancher hier und dort
Mit Park und Schloß und alle dem;
Doch flögen Hundert auf ſein Wort,
Er bleibt ein Menſch bei alle dem.
D'rum weil du arm, ſey ſtolz und frei,
Die Stirne hoch bei alle dem; —
Im Grund iſt Beides einerlei,
Glaub' mir, mein Freund, bei alle dem.

A. Becker.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

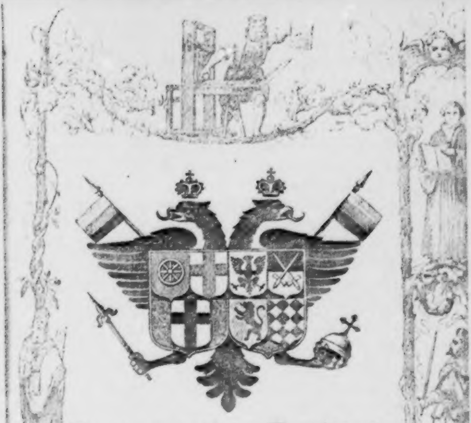
Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzſchnitten.

Klares Thun, aus klarem Blick,
Geiſtig vorwärts, nie zurück,
Sey, wie walten mag Geſchick,
Deutſcher Ruhm und deutſches Glück!

Jubeljahr 1843.

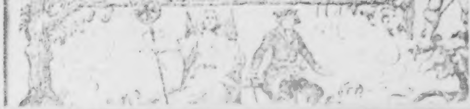
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

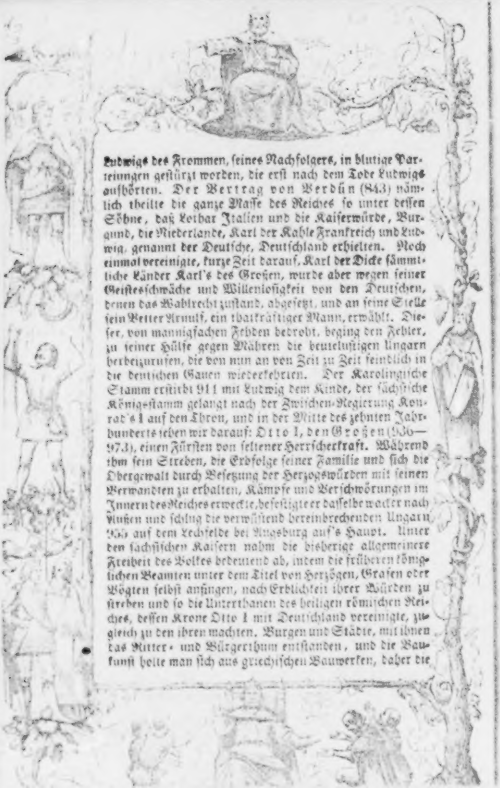


Das tauſendjährige Deutſchland.

Mit dem Jahr 1843 ſind nun gerade tauſend Jahre vergangen, ſeit ein beſtimmter Vertrag den Haupttheil des jetzigen Deutſchlands aus dem großen Frankenreiche ausſonderte und als ein ſelbſtſtändiges Reich hinſtellte. Bei einem ſolchen Jubelfeſt iſt es wohl Bedürfniß, den Gang der großen Begebenheiten zu beobachten, welche aus einem einfachen Königreich einen Bund vieler Staaten werden ließen. Wir beziehen uns hierbei zum Theil auf den im Jahrgang 1841 abgedruckten Aufſatz: „Die Jahre Vierzig in der deutſchen Geſchichte.“

Das Frankenreich, welches Karl der Große auf dem Grundpfeiler des Chriſtenthums erbaut, und das ganz Italien, Frankreich, einen großen Theil Deutſchlands und ein Stück von Spanien bis an den Ebro umſchloß, war nach ſeines Gründers Tode durch den Streit unter den Söhnen



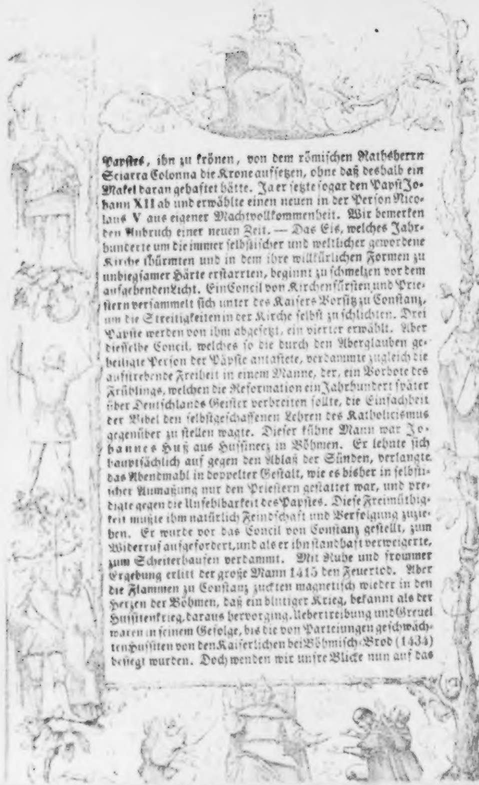


Ludwigs des Frommen, ſeines Nachfolgers, in blutige Parteiungen geſtürzt worden, die erſt nach dem Tode Ludwigs aufhörten. Der Vertrag von Verdün (843) nämlich theilte die ganze Maſſe des Reiches ſo unter deſſen Söhne, daß Lothar Italien und die Kaiſerwürde, Burgund, die Niederlande, Karl der Kahle Frankreich und Ludwig, genannt der Deutſche, Deutſchland erhielten. Noch einmal vereinigte, kurze Zeit darauf, Karl der Dicke ſämmtliche Länder Karl's des Großen, wurde aber wegen ſeiner Geiſtesſchwäche und Willenloſigkeit von den Deutſchen, denen das Wahlrecht zuſtand, abgeſetzt, und an ſeine Stelle ſein Vetter Arnulf, ein thatkräftiger Mann, erwählt. Dieſer, von mannigfachen Fehden bedroht, beging den Fehler, zu ſeiner Hülfe gegen Mähren die beuteluſtigen Ungarn herbeizurufen, die von nun an von Zeit zu Zeit feindlich in die deutſchen Gauen wiederkehrten. Der Karolingiſche Stamm erſtirbt 911 mit Ludwig dem Kinde, der ſächſiſche Königsſtamm gelangt nach der Zwiſchen-Regierung Konrad's I auf den Thron, und in der Mitte des zehnten Jahrhunderts ſehen wir darauf: Otto I, den Großen (936—973), einen Fürſten von ſeltener Herrſcherkraft. Während ihm ſein Streben, die Erbfolge ſeiner Familie und ſich die Obergewalt durch Beſetzung der Herzogswürden mit ſeinen Verwandten zu erhalten, Kämpfe und Verſchwörungen im Innern des Reiches erweckte, befeſtigte er daſſelbe wacker nach Außen und ſchlug die verwüſtend hereinbrechenden Ungarn 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg auf's Haupt. Unter den ſächſiſchen Kaiſern nahm die bisherige allgemeinere Freiheit des Volkes bedeutend ab, indem die früheren königlichen Beamten unter dem Titel von Herzögen, Grafen oder Vögten ſelbſt anfingen, nach Erblichkeit ihrer Würden zu ſtreben und ſo die Unterthanen des heiligen römiſchen Reiches, deſſen Krone Otto I mit Deutſchland vereinigte, zugleich zu den ihren machten. Burgen und Städte, mit ihnen das Ritter- und Bürgerthum entſtanden, und die Baukunſt holte man ſich aus griechiſchen Bauwerken, daher die

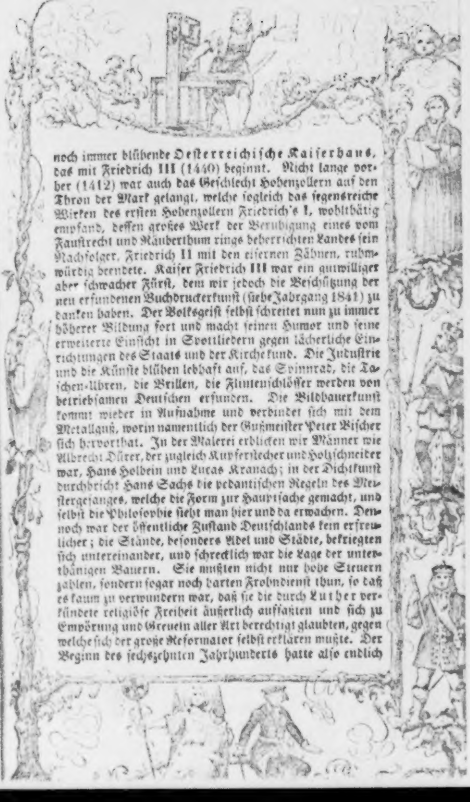
derzeit beliebte Kreisbogenform. Die übrigen Künſte und Wiſſenſchaften lagen im Ganzen ſehr danieder und wurden nur von einzelnen Mönchen emſiger betrieben, welche, wie es beim Schreiben überhaupt Sitte war, ſich nur der lateiniſchen Sprache bedienten. Die Geiſtlichkeit erhielt Länderbeſitz, und ihre ſittliche Macht nahm einen bedeutenden Aufſchwung, wozu unter Anderem die Einrichtung der Ohrenbeichte viel beitrug. Zuerſt gewiß, wie viele andere Satzungen des Katholicismus, aus wohlthätiger Abſicht und ſogar zu einer Zeit des beſchränkten Selbſtdenkens, obgleich ſie daſſelbe eher niederhielt als beförderte, mit wohlthätigen Folgen auf die Beruhigung der Gemüther eingeführt, war ſpäter dieſe Ohrenbeichte und Sündenvergebung nach auferlegter Buße die Quelle grenzenloſer Verrätherei. Das Brechen ſeines Verſchwiegenheits-Eides wurde bald, wo es das Intereſſe der Kirche betraf, als ruhmwürdige That dem Beichtiger angerechnet. Mit der Geiſtlichkeit wuchs das Oberhaupt derſelben, der Papſt zu Rom, deſſen Macht mit der der weltlichen Herrſcher unter den Saliſchen Kaiſern in lebhaften Kampf tritt. Heinrich III (1028 — 1056), ein geiſt- und thatkräftiger Fürſt, kämpfte unausgeſetzt gegen dies Emporringen des römiſchen Stuhls, der ſich zum Herrn der Welt aufwarf — obgleich Chriſtus ſelbſt ſagte: „ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt" — und ſo lange ſein mächtiger Wille beſtand, mußte ſich auch jener der kaiſerlichen Oberhoheit unterwerfen. Aber anders wurde es unter ſeinem Nachfolger, Heinrich IV, der ſich nach hartnäckigem aber unglücklichem Kampf ſo weit vergaß, ſich vor Gregor VII, dem herrſchſüchtigſten und zugleich ſchlauſten aller Päpſte, zu demüthigen. Trotz mannigfacher Unruhe nach Außen und im Innern begann doch in Deutſchland unter den fränkiſchen Kaiſern ſich ein friſcher Geiſt der Gewerbthätigkeit und des Handels anzuregen. Die bedeutenderen Städte wurden mit beſonderen Rechten von den Kaiſern bedacht und einige zu freien Reichsſtädten erhoben. Die Mutterſprache gewinnt mehr Ausdehnung auch im Ge-

brauch beim Schreiben, und die erſten Dichtungen, Geſänge alter Heldenſagen, entſtehen in deutſcher Sprache. In der Architektur entwickelt ſich gleichfalls ein neuer Bauſtil, der ſogenannte gothiſche, der aber richtiger der deutſche genannt zu werden verdiente, und der Spitzbogen drängt den Byzantiniſchen Halbkreis zurück, indem zugleich eine leichtere, zierlichere Freiheit ſich in den Bauwerken dieſer Zeit offenbart. Das nächſte Kaiſergeſchlecht ſind die Hohenſtauffen, unter denen das Ritter- und Sängerthum immer mehr erblüht, während Kämpfe aller Art, wobei ſich die Hauptparteiung in Welfen und Waiblinger (ſiehe Jahrgang 1841) vorzugsweiſe unterſcheidet, Deutſchland und Italien zerſpalten. Unter der Regierung Konrad's III (1137—1152) iſt der Fall von Edeſſa (1144) merkwürdig, weil es der erſte bedeutende Fortſchritt war, den die Türken im oſtrömiſchen Kaiſerſtaat machten, deſſen nur noch in theatraliſchem Aufputz glänzende Ruinen bald gänzlich die Beute des aufſtrebenden Mohamedanismus wurden, der auch den ſpäteren Kaiſern manchen Kampf veranlaßte. In dieſe Zeit fällt auch die Gründung der Nordmark (Mark Brandenburg, ſiehe Jahrgang 1841) durch Albrecht den Bär. Die Hohenſtauffen waren ſämmtlich Männer von tüchtigem Schrot und Korn und ließen ſich durch die Päpſte nicht in Furcht ſetzen. Der aufgeklärteſte und weiſeſte aus dieſem Herrſchergeſchlecht war Friedrich II, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Kaiſerkrone beſaß. Er ging von dem leider noch jetzt beſtrittenen Grundſatz aus (und er war die Triebfeder aller ſeiner Handlungen): daß die Allgemeinheit des Staatskörpers die unbedingte Macht ſeyn müſſe und die Kirche nur ein von ihm beſchützter Beſtandtheil deſſelben. Aber für dieſen Grundſatz, der einſt ganz unbeſtritten aus natürlichem Inſtinkt befolgt worden, war die verdorbene Zeit, die erſt im Kreislaufe durch die Intelligenz wieder auf jene Stufe der Einſicht gelangen mußte, welche man einſt in unbewußtem Allgemeinſinn gefunden, nicht reif. Dennoch ſehen wir, während un-

ter den fränkiſchen Kaiſern der höchſte Glanz des apoſtoliſchen Stuhls mit dem höchſten Mißbrauch ſeiner Macht zuſammenfiel, nun ſchon wieder heftig an dieſen willkürlich aufgethürmten Rechten rütteln. Zwar die Hohenſtauffen erlagen in dieſem Kampfe, aber ewig glorreich bleibt ihr Untergang, der aus Grundſätzen der Aufklärung und unbeugſamer Gegenwehr wider die geiſttödtenden Eingriffe der Kirche entſtand. Sie haben die große Bahn mächtig gebrochen, und die Schwäche der Päpſte ihnen gegenüber läßt ſich unter Anderem daraus folgern, daß der im Jahr 1243 auf den heiligen Stuhl gelangte Papſt Innocenz IV vor Friedrich II nach Lyon floh und von dort wirkungsloſe Bannſtrahlen gegen dieſen ſchleuderte. Wiſſenſchaft und Kunſt, namentlich die Dichtkunſt, nehmen einen immer höheren Schwung, und ewig denkwürdig bleibt jene Zeit durch die in ihr entſtandenen herrlichen Gedichte: „Nibelungen" und „Triſtan und Iſolde". Friedrich II ſelbſt war Dichter, wie ſpäter ein zweiter Friedrich auf Preußens Thron Philoſoph. — Der deutſche Orden aus Syrien wird gegen die heidniſchen Preußen herbeigerufen, erbaut Marienburg; und an den Nordküſten Deutſchlands erhebt ſich ein Städtebund, aus dem ſpäter die Hanſa entſtand. Auch am Rhein werden Städtebündniſſe geſchloſſen und der Handel wird emſig und einträglich betrieben. Im weitern Verfolg, nach dem Untergang der Hohenſtauffen, in den innern Kämpfen immer mehr von einander geſchieden, fangen die Herzogthümer und Grafſchaften an, ſich zu abgeſchloſſenen Staaten auszubilden; das Städteweſen bringt ſich zu größerer Vollkommenheit, indem das Volk ſelbſt an der inneren Regierung derſelben Theil nimmt. Es werden Geſangsſchulen von ſogenannten Meiſterſängern gebildet, und Regeln der Dichtkunſt, oft verſchroben genug, aufgeſtellt. Univerſitäten werden errichtet, und induſtrielle Verſuche verſchiedener Art gemacht. Das Uebergewicht neigt ſich immer mehr auf die Seite der weltlichen Macht, das heißt auf die des Fortſchrittes, und Ludwig der Bayer ließ ſich auf die Weigerung des

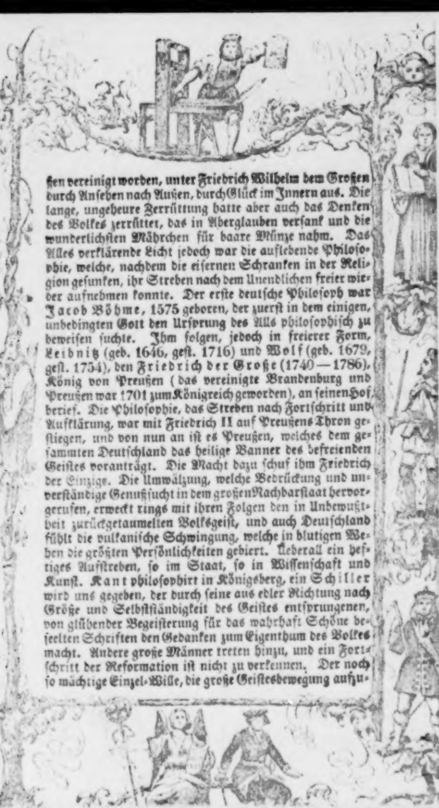


Papſtes, ihn zu krönen, von dem römiſchen Rathsherrn Sciarra Colonna die Krone aufſetzen, ohne daß deshalb ein Makel daran gehaftet hätte. Ja er ſetzte ſogar den Papſt Johann XII ab und erwählte einen neuen in der Perſon Nicolaus V aus eigener Machtvollkommenheit. Wir bemerken den Anbruch einer neuen Zeit. — Das Eis, welches Jahrhunderte um die immer ſelbſtiſcher und weltlicher gewordene Kirche ſtürmten und in dem ihre willkürlichen Formen zu unbiegſamer Härte erſtarrten, beginnt zu ſchmelzen vor dem aufgehenden Licht. Ein Concil von Kirchenfürſten und Prieſtern verſammelt ſich unter des Kaiſers Vorſitz zu Conſtanz, um die Streitigkeiten in der Kirche ſelbſt zu ſchlichten. Drei Päpſte werden von ihm abgeſetzt, ein vierter erwählt. Aber dieſſelbe Concil, welches ſo die durch den Aberglauben geheiligte Perſon der Päpſte antaſtete, verdammte zugleich die aufſtrebende Freiheit in einem Manne, der, ein Vorbote des Frühlings, welchen die Reformation ein Jahrhundert ſpäter über Deutſchlands Geiſter verbreiten ſollte, die Einfachheit der Bibel den ſelbſtgeſchaffenen Lehren des Katholicismus gegenüber zu ſtellen wagte. Dieſer kühne Mann war Johannes Huß aus Huſſinecz in Böhmen. Er lehnte ſich hauptſächlich auf gegen den Ablaß der Sünden, verlangte das Abendmahl in doppelter Geſtalt, wie es bisher in ſelbſtiſcher Anmaßung nur den Prieſtern geſtattet war, und predigte gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes. Dieſe Freimüthigkeit mußte ihm natürlich Feindſchaft und Verfolgung zuziehen. Er wurde vor das Concil von Conſtanz geſtellt, zum Widerruf aufgefordert, und als er ihn ſtandhaft verweigerte, zum Scheiterhaufen verdammt. Mit Ruhe und frommer Ergebung erlitt der große Mann 1415 den Feuertod. Aber die Flammen zu Conſtanz zuckten magnetiſch wieder in den Herzen der Böhmen, daß ein blutiger Krieg, bekannt als der Huſſitenkrieg, daraus hervorging. Uebertreibung und Greuel waren in ſeinem Gefolge, bis die von Parteiungen geſchwächten Huſſiten von den Kaiſerlichen bei Böhmiſch-Brod (1434) beſiegt wurden. Doch wenden wir unſre Blicke nun auf das

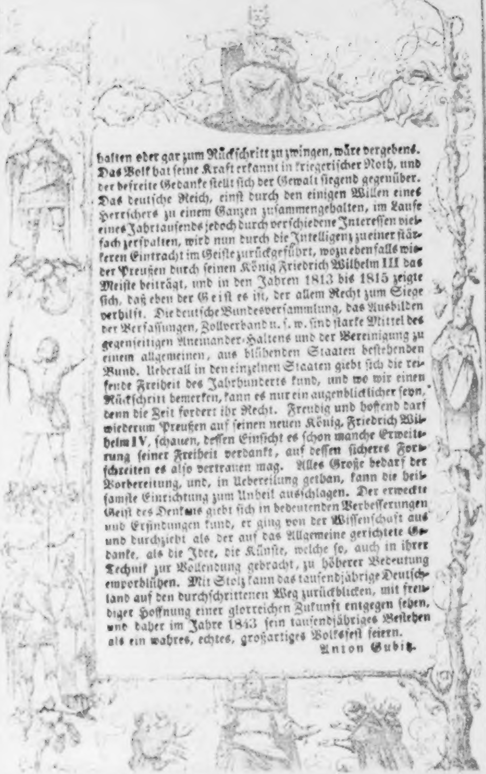


noch immer blühende Oeſterreichiſche Kaiſerhaus, das mit Friedrich III (1440) beginnt. Nicht lange vorher (1412) war auch das Geſchlecht Hohenzollern auf den Thron der Mark gelangt, welche ſogleich das ſegensreiche Wirken des erſten Hohenzollern Friedrich's I, wohlthätig empfand, deſſen großes Werk der Beruhigung eines vom Fauſtrecht und Räuberthum rings beherrſchten Landes ſein Nachfolger, Friedrich II mit den eiſernen Zähnen, ruhmwürdig beendete. Kaiſer Friedrich III war ein gutwilliger aber ſchwacher Fürſt, dem wir jedoch die Beſchützung der neu erfundenen Buchdruckerkunſt (ſiehe Jahrgang 1841) zu danken haben. Der Volksgeiſt ſelbſt ſchreitet nun zu immer höherer Bildung fort und macht ſeinen Humor und ſeine erweiterte Einſicht in Spottliedern gegen lächerliche Einrichtungen des Staats und der Kirche kund. Die Induſtrie und die Künſte blühen lebhaft auf, das Spinnrad, die Taſchen-Uhren, die Brillen, die Flintenſchlöſſer werden von betriebſamen Deutſchen erfunden. Die Bildhauerkunſt kommt wieder in Aufnahme und verbindet ſich mit dem Metallguß, worin namentlich der Gußmeiſter Peter Viſcher ſich hervorthat. In der Malerei erblicken wir Männer wie Albrecht Dürer, der zugleich Kupferſtecher und Holzſchneider war, Hans Holbein und Lucas Kranach; in der Dichtkunſt durchbricht Hans Sachs die pedantiſchen Regeln des Meiſtergeſanges, welche die Form zur Hauptſache gemacht, und ſelbſt die Philoſophie ſieht man hier und da erwachen. Dennoch war der öffentliche Zuſtand Deutſchlands kein erfreulicher; die Stände, beſonders Adel und Städte, bekriegten ſich untereinander, und ſchrecklich war die Lage der unterthänigen Bauern. Sie mußten nicht nur hohe Steuern zahlen, ſondern ſogar noch harten Frohndienſt thun, ſo daß es kaum zu verwundern war, daß ſie die durch Luther verkündete religiöſe Freiheit äußerlich auffaßten und ſich zu Empörung und Greueln aller Art berechtigt glaubten, gegen welche ſich der große Reformator ſelbſt erklären mußte. Der Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts hatte alſo endlich

den Mann gebracht, auf dem das befreite Chriſtenthum ſich begründen ſollte: Dr. Martin Luther, welcher glücklich die Bahn gebrochen, auf der kein Stillſtand, kein Feſthalten an beſtimmten Sätzen, ſondern ein ewiges Fortſchreiten und Weiterſtreben ſtattfindet nach dem großen Ziele einer rein geiſtigen Religioſität. Die Reformation befreite den Geiſt von den Feſſeln menſchlicher Beſtimmungen, nicht damit er ſich neue ſchaffe als unbedingte Satzungen, ſondern damit er das von der Zeit Bedingte mit dem Fortſchritt der Zeit vernichte. Sie iſt das Rad, auf welchem die menſchliche Erkenntniß dem unendlichen Ziel entgegenläuft, iſt ein immer reges Leben, eine ewige Bewegung! — Aber auch die Macht der Finſterniß verſchanzte ſich gegen dieſe ſchnell von der Preſſe verbreitete Aufklärung durch die Errichtung des bald nur der einträglichen Liſt dienenden Jeſuiten-Ordens, der das Staats- wie das Familienwohl untergrub, und dem zum Andenken man jede hinterrücks ausgeführte, verwerfliche Schlauheit: Jeſuiterei genannt hat. Der Jeſuitismus war die Seuche, welche ſich zu dem durch die Unterdrückung der neuen Lehren entbrannten Kriege geſellte. Dieſer wurde zugleich um die Selbſtſtändigkeit der emporblühenden Einzel-Staaten Deutſchlands geführt, und beide Intereſſen verſchmelzen in eines als Gegengewicht gegen die katholiſche Kaiſermacht, deren Anſehen beträchtlich geſunken war. Hätte Kaiſer Karl V den unbedingten Sieg davon getragen, ſo wäre der Entwickelungsgang der kleineren Staaten, welche unter der Fürſorge ihrer Herrſcher ſchnell erblühten, gehemmt worden. Die Geſchichte wollte es anders, und nachdem noch hundert Jahre darauf ein zweiter, weit furchbarerer Krieg, eine dreißigjährige Verheerung, Deutſchland verwüſtet hatte, gründete der Weſtphäliſche Friede (1648), der zugleich Metz, Tül, Verdün und das Elſaß vom Reiche trennte, die Selbſtſtändigkeit der einzelnen deutſchen Fürſtenthümer. Vor dieſen zeichnete ſich bald das Kurfürſtenthum Brandenburg, das ſchon 1512 nach dem Untergang des deutſchen Ordens mit dem Herzogthum Preu-



ſen vereinigt worden, unter Friedrich Wilhelm dem Großen durch Anſehen nach Außen, durch Glück im Innern aus. Die lange, ungeheure Zerrüttung hatte aber auch das Denken des Volkes zerrüttet, das in Aberglauben verſank und die wunderlichſten Mährchen für baare Münze nahm. Das Alles verklärende Licht jedoch war die auflebende Philoſophie, welche, nachdem die eiſernen Schranken in der Religion geſunken, ihr Streben nach dem Unendlichen freier wieder aufnehmen konnte. Der erſte deutſche Philoſoph war Jacob Böhme, 1575 geboren, der zuerſt in dem einigen, unbedingten Gott den Urſprung des Alls philoſophiſch zu beweiſen ſuchte. Ihm folgen, jedoch in freierer Form, Leibnitz (geb. 1646, geſt. 1716) und Wolf (geb. 1679, geſt. 1754), den Friedrich der Große (1740—1786), König von Preußen (das vereinigte Brandenburg und Preußen war 1701 zum Königreich geworden), an ſeinen Hof berief. Die Philoſophie, das Streben nach Fortſchritt und Aufklärung, war mit Friedrich II auf Preußens Thron geſtiegen, und von nun an iſt es Preußen, welches dem geſammten Deutſchland das heilige Banner des befreienden Geiſtes voranträgt. Die Macht dazu ſchuf ihm Friedrich der Einzige. Die Umwälzung, welche Bedrückung und unverſtändige Genußſucht in dem großen Nachbarſtaat hervorgerufen, erweckt rings mit ihren Folgen den in Unbewußtheit zurückgetaumelten Volksgeiſt, und auch Deutſchland fühlt die vulkaniſche Schwingung, welche in blutigen Wehen die größten Perſönlichkeiten gebiert. Ueberall ein heftiges Aufſtreben, ſo im Staat, ſo in Wiſſenſchaft und Kunſt. Kant philoſophirt in Königsberg, ein Schiller wird uns gegeben, der durch ſeine aus edler Richtung nach Größe und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes entſprungenen, von glühender Begeiſterung für das wahrhaft Schöne beſeelten Schriften den Gedanken zum Eigenthum des Volkes macht. Andere große Männer treten hinzu, und ein Fortſchritt der Reformation iſt nicht zu verkennen. Der noch ſo mächtige Einzel-Wille, die große Geiſtesbewegung aufzu-



halten oder gar zum Rückſchritt zu zwingen, wäre vergebens. Das Volk hat ſeine Kraft erkannt in kriegeriſcher Noth, und der befreite Gedanke ſtellt ſich der Gewalt ſiegend gegenüber. Das deutſche Reich, einſt durch den einigen Willen eines Herrſchers zu einem Ganzen zuſammengehalten, im Laufe eines Jahrtauſends jedoch durch verſchiedene Intereſſen vielfach zerſpalten, wird nun durch die Intelligenz zu einer ſtärkeren Eintracht im Geiſte zurückgeführt, wozu ebenfalls wieder Preußen durch ſeinen König Friedrich Wilhelm III das Meiſte beiträgt, und in den Jahren 1813 bis 1815 zeigte ſich, daß eben der Geiſt es iſt, der allem Recht zum Siege verhilft. Die deutſche Bundesverſammlung, das Ausbilden der Verfaſſungen, Zollverband u. ſ. w. ſind ſtarke Mittel des gegenſeitigen Aneinander-Haltens und der Vereinigung zu einem allgemeinen, aus blühenden Staaten beſtehenden Bund. Ueberall in den einzelnen Staaten giebt ſich die reifende Freiheit des Jahrhunderts kund, und wo wir einen Rückſchritt bemerken, kann es nur ein augenblicklicher ſeyn, denn die Zeit fordert ihr Recht. Freudig und hoffend darf wiederum Preußen auf ſeinen neuen König, Friedrich Wilhelm IV, ſchauen, deſſen Einſicht es ſchon manche Erweiterung ſeiner Freiheit verdankt, auf deſſen ſicheres Fortſchreiten es alſo vertrauen mag. Alles Große bedarf der Vorbereitung, und, in Uebereilung gethan, kann die heilſamſte Einrichtung zum Unheil ausſchlagen. Der erweckte Geiſt des Denkens giebt ſich in bedeutenden Verbeſſerungen und Erfindungen kund, er ging von der Wiſſenſchaft aus und durchzieht als der auf das Allgemeine gerichtete Gedanke, als die Idee, die Künſte, welche ſo, auch in ihrer Technik zur Vollendung gebracht, zu höherer Bedeutung emporblühen. Mit Stolz kann das tauſendjährige Deutſchland auf den durchſchrittenen Weg zurückblicken, mit freudiger Hoffnung einer glorreichen Zukunft entgegen ſehen, und daher im Jahre 1843 ſein tauſendjähriges Beſtehen als ein wahres, echtes, großartiges Volksfeſt feiern.

Anton Gubitz.

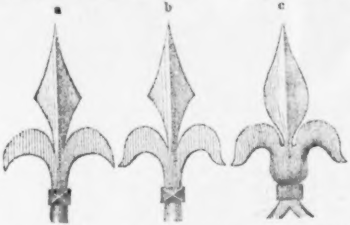
Das deutſche Wappen.

Wir haben es dem Aufſatz über unſer Jubeljahr vorangeſtellt, und es mag wohl nur von Wenigen gekannt ſeyn. Der Adler war ſchon in der früheſten Zeit das Abzeichen des deutſchen Reiches, wie denn eine alte Sage geht: daß in der Teutoburger Schlacht zwei römiſche Adler erobert worden, von denen die Deutſchen den ſchwarzen zum Sieges- und Denkzeichen behalten, den weißen aber ihren ſlaviſchen Bundesgenoſſen gegeben, weshalb Polen noch heut zu Tage einen weißen Adler führe. Da die Kaiſer gewählt wurden, ſtellte ſich kein allgemeines Hauswappen feſt, dafür fehlten aber nimmer die Wappen der ſieben Kurlande auf der Bruſt des mächtigen Adlers, der mit der Zeit zwei Häupter und zwei Kronen, wegen Deutſchlands und Italiens, erhalten hatte. Drei der Zeichen gehörten den geiſtlichen Kurfürſtenthümern, vier den weltlichen. Unter den Geiſtlichen führt Mainz ein weißes Rad in rothem Grunde, weil einſt ein neckiſcher Bube dem Erzbiſchof Willegis, der eines Rädermachers Sohn war, ein Rad auf das Thor malte und mit dem Spruch unterſchrieb: „Willegis, was du geweſen nie vergiß!" Willegis nahm das Rad in das Mainzer Wappen auf und zeigte dadurch, daß er ſolcher Lehre nicht bedurfte. Das Wappen von Trier daneben zeigt ein rothes Kreuz in weißem Felde, zum Andenken der rothen Kreuze, welche einſt vom Himmel auf Trier herab gefallen ſeyn ſollen, deren Ebenbild in Stein noch heute den Markt ſchmückt. Das untere Kölniſche Wappen, das ſchwarze Kreuz im weißen Felde, dankt ſeine Entſtehung wohl dem erzbiſchöflichen Kreuze und der ſchwarzen Farbe, die vom abendländiſchen Prieſterſtande vorzugsweiſe getragen wurde. Unter den vier weltlichen Kurfürſtenthümern wird das brandenburgiſche durch den rothen Adler im weißen Felde kennbar, Sachſen durch zwei gekreuzte Schwerdter auf ſchwarz und weißem Felde, die Pfalz durch den rothen Löwen im Goldgrunde, Bayern durch das blau und weiß geſchachte Rautenfeld. Die Banner des Reiches waren dreifarbig: ſchwarz, roth und golden. Auch dieſe Farben-Wahl hängt mit der Geſchichte des Volkes inniger zuſammen, als Mancher glauben ſollte. Das rothe Feld in der Fahne ward nämlich ſchon durch die Karolinger (Nachfolger Karl des Großen) angenommen, deren Leibwache ganz in roth gekleidet ging, woher der Name Scharlach (Scharlaken) kommen ſoll. Das ſchwarze Feld iſt eine Zugabe des ſächſiſchen Kaiſergeſchlechtes, deſſen Hausfarbe ſchwarz und weiß war, und das Gold zuletzt, die Gabe der Hohenſtauffen, der ſchwäbiſchen Kaiſer, weiſt auf die glänzendſte Zeit des deutſchen Reiches hin. Der Adler führt in einer Kralle den Reichsapfel, das Zeichen der Weltherrſchaft, über welcher das Kreuz thront, in der andern den Herrſcherſtab, das Zeichen des Gerichts, ein Stab, an deſſen Spitze die Franzika (die Kleve) angebracht, die Angriffswaffe der Franken, die als Zierrath und

Sinnbild, beſonders in der deutſchen Baukunſt, eine große Rolle ſpielt und ziemlich den römiſchen Ruthenbündeln gleich kommt.

Die Kleve

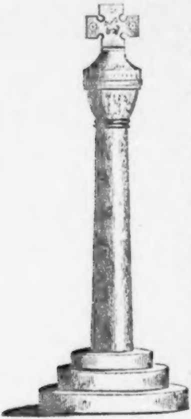
aber in dem Wappen des entfernten franzöſiſchen Herrſcherſtammes, wie in hundert andern Verzierungen, iſt ein Zeichen, das von Vielen für das Abbild einer Lilie gehalten worden, die Franzoſen auch Lilie nennen. Indeſſen ſoll es keine Lilie, ſondern die Waffe des alten Frankenſtammes vorſtellen, wie man ſie auch als Zeichen der Würde und Gewalt in dem merowingiſchen Herrſcherhauſe im Grabmal Childerichs (geboren 436, geſtorben 481) gefunden hat. Es beſtand (Fig. a) aus einer Lanzenſpitze, die zwei Seitenhaken hatte,



welche ſowohl zum Schlagen als zum Feſthalten und An-ſich-reißen gebraucht werden konnten. In b, wo dieſe Haken ſich etwas zierlicher biegen, nähert das Ganze ſich der oben erwähnten Blumengeſtalt, und den Hellebarten, wie im ſpäteren Mittelalter ſie wohl geführt wurden, bis es (in c) in die Verzierung übergeht, die wir überall in reichem Maaße in der gothiſchen Kunſt angebracht finden. Ludwig der Siebente (1120) von Frankreich nahm die in der Königlichen Gruft gefundene Waffe zuerſt wieder als ſein Hauswappen auf; Karl der Fünfte (geſtorben 1380) machte den Gebrauch häufiger, bis Heinrich der Erſte ſie für immer zum Abzeichen des franzöſiſchen Königshauſes erhob. Einige deutſche, beſonders rheiniſche Adels- und Fürſtenhäuſer haben ebenfalls dieſe Waffe in ihren Schilden, und das Herzogthum Kleve hat von ihr den Namen erhalten. Kleve, das mit dem Zeitworte klaffen, ſpalten, zuſammen zu hängen ſcheint, hat die Wurzel zum franzöſiſchen glaive (Schwerdt) und dem engliſchen Claver (Klee) hergegeben, wie denn auch wohl die deutſche Benennung unſeres Klee herbeigeführt. Der dem Volke entlehnte Name Franzika, Frankenwaffe, Franze, iſt auf das Zeichen als Verzierung übergegangen, beſonders da, wo wir es als Saumverzierung an Prachtgewanden und Gemälden erblicken, ſo daß es eben mit Saumverbrämung, mit Brahm gleich bedeutend geworden. — Daß nun dem franzöſiſchen Wappen ein deutſcher Urſprung nachzuweiſen iſt, mag uns Deutſchen gar nicht unlieb ſeyn, und kommt wohl gelegen zur Sprache, wenn wir vorher ſchon an das Jahr 1843 dachten, an die nun tauſendjährige Trennung Deutſchlands zu einem ſelbſtſtändigen Reiche. Da nun oben auch das

Marktkreuz in Trier

erwähnt iſt, wollen wir davon die Abbildung ebenfalls nicht ſchuldig bleiben. Der Schauplatz der alten Sage: daß der Kaiſer Conſtantinus, vor der Schlacht mit ſeinem Gegenkaiſer Maxentius, ein Kreuz in den Wolken geſehen, ward von Alterthumsforſchern nach Trier verlegt, oder doch in die Nähe der Stadt, welche in der That Hofſtadt mehrerer römiſchen Kaiſer geweſen iſt. Mit der Sage des in den Wolken erſchauten Kreuzes mag dann eine ſpätere zu verknüpfen ſeyn, die Sage von einem aus den Wolken gefallenen, die ſich wahrſcheinlich aus den Zeiten der erſten Kreuzzüge herſchreibt, wo ſolche Zeichen und Wunder durch ganz Europa erſchollen. Dieſe vom Himmel gefallenen Kreuze wurden nachgebildet und in Stein, auf paſſenden Säulen aufgerichtet, eines auf dem Markte, die beiden andern vor der Kirche des heiligen Paulin vor der Stadt. Ihrer Geſtalt nach ſtammen die Kreuze ebenfalls aus den Kreuzzügen, aus der Blüthezeit der fränkiſchen (byzantiniſchen) Kunſt; der auch die Säulen, Säulenknäufe und Fußgeſtelle genau entſprechen, obſchon laut einer Inſchrift dieſelben im verwichenen Jahrhundert, nach den alten verwitterten Ueberbleibſeln, angefertigt wurden. Trier iſt übrigens eine der wenigen Städte, in welcher ſich die alte fromme Sitte des Marktkreuzes, die in England noch all-



gemein geblieben, noch jetzt findet, und unter dieſen Städten beinahe die einzige, die bei jenem Kreuze die mittelalterliche Form beibehalten, ſie nicht mit den Auswüchſen einer geſchmackloſen verdorbenen Zeit überladen hat. **W.**

Zum Schluß noch einige Andeutungen, betreffend die Rand-Verzierungen des geſchichtlichen Aufſatzes über das tauſendjährige deutſche Reich. Jede derſelben, eine Seite dem Schutzheiligen widmend, umfaßt fünf Jahrhunderte. Auf der erſten von Heinrich dem Vogler ausgehend, folgen Otto der Große, das nach Hülfe rufende Bürgerthum, die Hohenſtauffen und der Papſt und die Gründung des Bürgerthums unter Rudolph von Habsburg. Die zweite beginnt mit Erfindung der Buchdruckerkunſt, zeigt Luther, Guſtav Adolph, den großen Churfürſten, dann ſchließend mit Friedrich dem Großen und dem Schutzgeiſt des Freiheitskampfes der Deutſchen, deſſen Segen und Kraft dauern mögen bis in Ewigkeit! **Gß.**

Die Sternbilder.

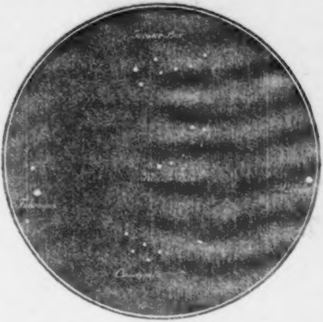
Die Betrachtung des Himmels iſt ſicherlich eben ſo alt, als das Menſchengeſchlecht. Die älteſten Urkunden der Völker erwähnen der Geſtirne und ihrer Namen: die früheſten Religions-Syſteme knüpften ſich, mittelbar oder unmittelbar, an den geſtirnten Himmel. Die Frage nach dem Urſprunge der Sternbilder iſt daher zugleich eine der leichteſten wie eine der ſchwerſten: erſteres, inſofern es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß der Menſch, ſo wie er nur überhaupt anfing, den Dingen Namen zu geben, auch nicht lange geſäumt haben wird, die Lichter ſeines nächtlichen Himmels zu benennen; letzteres: wenn man wiſſen will, welche beſondere Bedeutung und Beziehung jedes einzelne Sternbild habe. Merkwürdig, obwohl leicht aus dem Geſagten erklärlich, iſt es, daß die verſchiedenen alten Völker, je verſchieden auch ihr religiöſer Cultus, ihre Sprache und ihre Lebensweiſe war, doch eine ſo große Uebereinſtimmung in Bezeichnung und Benennung der Geſtirne darbieten, daß wir in der Bibel, bei den Chaldäern, Griechen und Egyptern denſelben Namen und Bildern begegnen und daß beinahe nur die Chineſen, die faſt in allen irdiſchen Dingen das grade Widerſpiel der Europäer ſind, auch den Sternenhimmel auf ihre eigne Weiſe eingetheilt haben.

Im Allgemeinen iſt nicht zu verkennen, daß die Götterlehre der Alten mit ihren Sternbildern in der genaueſten Verbindung ſtand. Attribute der Götter, Thiere, die ihnen geheiligt waren oder ſonſt in näherer Beziehung zu ihnen ſtanden, Helden und Herrſcher, Erfinder und ihre Erfindungen waren es, deren Andenken durch dieſes unvergänglichſte aller Monumente bewahrt werden ſollte. Aber wir ſtehen zu fern von jenen Zeiten, ſind zu wenig in ihren Cultus und ihre Denkweiſe eingeweiht, als daß wir hoffen dürften, überall die richtige Erklärung zu treffen: waren doch ſchon die Alten ſelbſt nicht einig darüber und geben uns, die wir in ihnen geſchichtliche Aufſchlüſſe ſuchen, nur ihre eigenen Privatmeinungen mit mehr oder minderem Selbſtvertrauen. — Deshalb iſt es am beſten, die Sternbilder zu nehmen und zu laſſen, wie ſie nun einmal Jahrtauſende lang beſtehen, um ſo mehr als die Wiſſenſchaft nichts dabei gewinnen kann, wenn willkürliche Aenderungen hierin gemacht werden. Unbekümmert um das, was die Vorzeit ſich bei ihnen gedacht haben möge, ſind uns die Sternbilder Hülfsmittel, uns am Firmament zurecht zu finden. Niemand, ſelbſt nicht der kundigſte Aſtronom, kann jeden einzelnen Stern ſeiner Lage und Größe nach im Gedächtniß haben; jeder Menſch aber, oder er müßte ſich ſo gänzlich in das Großſtädterleben verſenken, daß für ihn die Natur da draußen überhaupt nicht vorhanden iſt, bedarf einer Kenntniß des geſtirnten Himmels, ohne welche der Schiffer, der Jäger, der nächtliche Wanderer jeden Augenblick in Verlegenheit und Gefahr gerathen würden, und die alſo auch ein ſehr dringendes, materielles Bedürfniß ſelbſt für den iſt, der kein höheres und edleres in ihnen ſucht. — Die Alten hatten ihre Sternbilder zwar über den ganzen Himmel verbreitet, doch nicht alle Räume deſſelben damit vollſtändig beſetzt. Wie zwiſchen den älteſten Staaten und Reichen der Erde, ſo blieb auch zwiſchen den durch Bilder bezeichneten Regionen des Himmels noch viel leerer Zwiſchenraum; doch ähnlich wie in ſolchen hier unten nirgend große Städte und andre wichtige Punkte lagen, ſondern meiſt nur arme Hirten und Nomaden vergeſſen und unbeachtet hauſten, ſo waren auch die Figuren am Himmel ſo angeordnet und vertheilt, daß nur die mit kleineren Sternen ſparſam beſetzten Räume unbenannt blieben. — Die achtundvierzig Sternbilder, welche ihren altklaſſiſchen Adel dokumentiren können, reichen daher auch noch heut für den, welcher kein tieferes Studium beabſichtigt, ſondern nur eine Sternenkunde für die Orientirung im gewöhnlichen Leben bezweckt, faſt überall aus. Nur in den Gegenden um den Südpol, die man in Griechenland und Egypten nicht mehr ſehen konnte, und die man alſo in unſern Gegenden noch viel weniger ſieht, haben die Seefahrer des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts noch bedeutend helle Steingruppen gefunden, welche neu zu benennen waren. — Dies iſt denn auch in reichlichem Maaße geſchehen, ja man hat auch in den übrigen Gegenden des Firmaments die Zwiſchenräume mit neuen Sternbildern beſetzt, ſo daß gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bereits der ganze Himmel unter etwa ſiebenundſiebzig Sternbilder vertheilt war, die überall an einander grenzten, ſo daß es fortan keinen, ſelbſt keinen neu entdeckten Stern mehr geben konnte, der nicht einem Sternbilde beſtimmt angehörte. Damit hätte nun billig Alles abgeſchloſſen ſeyn ſollen. Aber die Aſtronomen, wie nahe auch dem Himmel verwandt, ſind doch keineswegs ſo frei von allen menſchlichen Leidenſchaften, daß nicht namentlich die liebe Eitelkeit Manchen von ihnen beſchleichen ſollte. War eine neue Entdeckung oder Erfindung gemacht, ſo begnügte man ſich nicht, ſie auf der Erde in Anwendung geſetzt zu ſehen; man mußte ſie auch noch am Himmel unterbringen. Schmeichelei verſetzte die Attribute berühmter und unberühmter Könige an den Himmel, ja man ging noch weiter, und Lalande ſchob ſeine Lieblingskatze zwiſchen die hehren Götter- und Heroengeſtalten mitten hinein, obgleich ein alter und ein junger Löwe nebſt einem Luchſe, den Hevel eingeführt hatte, das Katzengeſchlecht wohl genügend verrathen.

Es hat wirklich etwas Komiſches, wenn auf den neuern Sternkarten, neben den mächtigen und impoſanten Bildern des Orion, des großen Hundes, des Wallfiſches und Centauren, eine Buchdruckerwerkſtatt, eine Elektriſir-Maſchine, eine Malerſtaffelei und ein chemiſcher Ofen zu finden, wir einen Luftball herumfliegen und eine Georgsharfe vergebens die Hand ſuchen ſehen, welche ihre Saiten anſchlage. Möchte der Vorſchlag des verewigten Olbers, den er in einem nach ſeinem Tode gedruckten Aufſatze über die neuern Sternbilder gethan, dieſe unnützen und geſchmackloſen Namen der Sternbilder wieder abzuſchaffen, allgemeine Zuſtimmung erhalten! — Für unſern gegenwärtigen Zweck iſt die Frage übrigens gleichgültig. Mögen dieſe neuen, dem bloßen Auge ſo gut als unſichtbaren, eben ſo plan- als geſchmacklos gebildeten Zeichen ſich fernerhin in Karten und aſtronomiſchen Schriften erhalten oder nicht: wir wollen hier nichts als die kenntlichſten, ausgezeichnetſten, für allgemeine Orientirung am Himmel und auf der Erde nothwendigſten Bilder zuſammenſtellen, und dazu reichen die Sternbilder der Alten faſt allein ſchon aus.

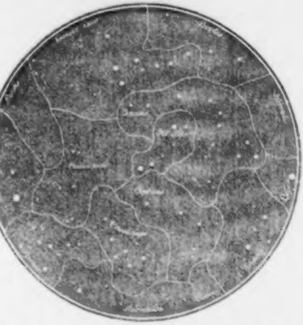
Bei der hier folgenden allgemeinen Anweiſung, wie man es anzufangen habe, mit dem Himmel bekannt zu werden, haben wir zunächſt Deutſchland und die benachbarten Länder, überhaupt ſolche im Auge, die um den fünfzigſten Breitengrad, der etwa durch Deutſchlands Mitte zieht, herumliegen. Alle näheren Angaben, die nicht für die ganze Erde gleichmäßig gelten, ſind alſo zunächſt auf dieſen Grad zu beziehen. — Man ſuche zunächſt den Polarſtern auf. Unſer nördlicher Himmel hat den großen Vorzug, in dem hellen Sterne am Schwanze des kleinen Bären einen der Weltaxe ſehr nahe ſtehenden Stern zu beſitzen, den man immer in derſelben Gegend des Himmels findet und ihn für allgemeine Orientirung ohne Fehler als Mittelpunkt der Bewegungen betrachten kann. Er giebt zugleich mit überall ausreichender Sicherheit die Himmelsgegend Norden an, wenn man von ihm aus den kürzeſten Weg zum Horizont hinab einen Bogen zieht. — Iſt man ſicher, ihn ſtets wieder zu erkennen, ſo merke man ſich die hellſten und ausgezeichnetſten der um den Pol herumliegenden Sternbilder, und zwar eins nach jeder Himmelsgegend. Am geeignetſten ſind hierzu: der große Bär (Himmelswagen), die Caſſiopeja, der Stern Capella im Fuhrmann und Wega in der Leyer. Die beiden erſten wie die beiden letztern ſtehen im Bezug auf den Polarſtern einander faſt gegenüber, ſo daß, wenn

z. B. eins derſelben im Norden ſteht, die übrigen drei die Richtungen Oſt, Weſt und Süd nahezu bezeichnen.



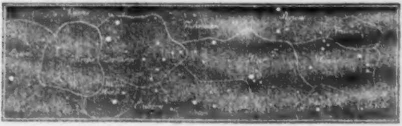
So wie es hier gezeichnet iſt, erblickt man die angeführten Sternbilder zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche um Mitternacht: für die Herbſtnachtgleiche muß man das Bild umkehren; für die kürzeſte Nacht des Jahres muß die Leyer oben ſtehen, für die längſte der Fuhrmann. Keins dieſer Geſtirne geht für Nord-Deutſchland unter; nur Wega für die Gegenden, welche ſüdlich von Dresden und Leipzig liegen, und nur auf ſehr kurze Zeit. Man wird ſie daher in jeder heitern Nacht und zu jeder Stunde derſelben auffinden und als eine ſichere Grundlage gebrauchen. — Auf dem zweiten Blatte ſieht man ſämmtliche, dem bloßen Auge deutlich ſichtbaren Sterne, welche zu Berlin nie untergehen.

Es ſind nämlich die Sterne der vier erſten Größen, deren dieſe Gegend hundertundzwanzig enthält, und die ſich auf funfzehn Sternbilder vertheilen. Scharfe Augen unterſcheiden zwar noch Sterne der fünften und ſechſten Größe, doch nur in den heiterſten Nächten, und es kommt zunächſt nicht darauf an, dieſe zu kennen, ſondern die auch unter minder günſtigen Umſtänden noch ſichtbaren und ſich deutlich hervorhebenden zu unterſcheiden. — Zwiſchen dem großen und kleinen Baren zieht ein Bogen von Sternen ſich um letztern herum und bildet mit einigen weiter abwärts nach Wega zu liegenden das Sternbild des Drachen. Zwiſchen dem Drachen und der Caſſiopeja liegt das nicht ſehr ausgezeichnete Bild des Cepheus, und in den faſt leer erſcheinenden großen Raum zwiſchen dem Polarſtern und dem Fuhrmann, wo ſich nur wenige Sterne der vierten



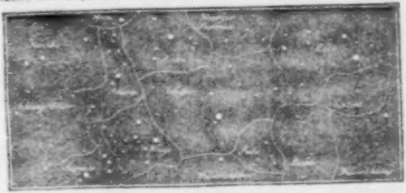
Größe befinden, theilen ſich das Camelopard und der Luchs. — Die übrigen am Rande des Blattes herum gruppirten Sternbilder, von denen die hier nicht gezeichneten Theile zu Berlin untergehen, ſieht man am beſten, wenn ſie ſich in der Nähe des Zeniths befinden, und dies geſchieht für den Fuhrmann in den Mitternächten des Dezembers und Januars, für den Luchs im Februar, für den großen Bären im März, den Bootes im April und Mai, den Herkules im Mai und Juni, die Leyer im Juli, den Schwan im Auguſt, die Andromeda im September und Oktober, den Perſeus im November. Will man dieſe Sternbilder in andern als den angegebenen Monaten im Zenith ſehen, ſo muß man für jeden von da ab gezählten Monat ſie zwei Stunden früher aufſuchen. Will man alſo z. B. den Perſeus im Januar im Scheitel haben, ſo wird man, da zwei Monate ſeit November verfloſſen ſind, 2 mal 2, d. h. vier Stunden vor der Mitternacht, alſo um acht Uhr Abends ſie aufſuchen müſſen; und wenn die ſo berechnete Zeit in den Tag fällt, ſo folgt, daß man ſie alsdann gar nicht im Zenith, ſondern nur in andern Gegenden des Himmels während der Nacht finden wird.

Durch die Sternbilder Perſeus, Caſſiopeja, Cepheus und Schwan zieht ein Theil des großen Gürtels, der unter dem Namen der Milchſtraße bekannt iſt. Sie wird deshalb auch in allen Nächten geſehen, nur freilich unter ſehr verſchiedenen Umſtänden. Im Frühling zeigt ſie ſich um Mitternacht tief am Nordhimmel, ja in den ſüdlichſten Gegenden Europa's iſt ſie alsdann ſo gut als unſichtbar. Die hellen Nächte der Sommermitte ſind ihrer Sichtbarkeit ungünſtig, ſo wie die Mondſchein-Perioden ſie gleichfalls unſcheinbar machen. Dagegen zieht ſie in den Herbſtnächten und zu Anfang des Winters hoch am Himmel hin und durch den Scheitelpunkt oder nahe daran vorüber, und für die glänzendſten Partien derſelben ſind dieſe Nächte überdies die vortheilhafteſten. — Hat man die angegebenen Bilder ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt, ſo kann man die Sternbilder des Thierkreiſes folgen laſſen, die überdies, da Sonne, Mond und Planeten (einige teleſkopiſche ausgenommen) ſich ſtets innerhalb des Thierkreiſes halten, die wichtigſten ſind. Doch kann man ſie in keiner Nacht des Jahres alle beobachten, da das, in welchem eben die Sonne ſteht, und eben ſo die beiden, welche öſtlich und weſtlich daran grenzen, unſichtbar ſind. Ihre Namen ſind allbekannt. Will man ſie ſich in der Ordnung merken, wie ſie in den Mitternächten des Jahres am höchſten (im Süden) ſtehen, ſo muß man, ihrem gegenwärtigen Stande nach, mit den Zwillingen anfangen, die in der Mitternacht des 1. Januar durch den Meridian gehen. Am 1. Februar iſt dies der Fall mit dem Krebſe u. ſ. w., ſo daß man am 1. Dezember um Mitternacht den Stier im Meridian erblickt. Wir werden indeß hier mit dem Widder beginnen, den man am 1. November im Süden hat.



Die beiden hellſten und kenntlichſten Sterne des Widders ſtehen, wenn ſie durch den Meridian gehen, ſo wie hier angegeben iſt. Beim Aufgang hingegen ſtehen ſie wagerecht neben einander, ſo wie beim Untergange ſenkrecht übereinander. — Auf ihn folgt der Stier, der einen Stern erſter Größe, Aldebaran, hat, welcher mit fünf andern benachbarten (und noch vielen kleineren), die Hyaden oder Regenſterne bildet. Eine andre noch viel gedrängtere und reichere Sterngruppe ſind die Plejaden, rechts nördlich von den Hyaden. Man nennt ſie auch das Siebengeſtirn, weil ſcharfe Augen ſieben einzelne Sterne darin unterſcheiden. (Das Teleſkop unterſcheidet mehrere Hunderte). Die Plejaden bleiben nur ſo lange unter dem Horizont, als die Sonne in der kürzeſten Nacht des Jahres. Die beiden hellen Sterne im öſtlichen Theile des Bildes (links) nennt man die Hörner des Stiers. — Hierauf folgt ein faſt eben ſo glänzendes Sternbild, die Zwillinge, auch Caſtor und Pollux nach ihren beiden hellſten Sternen genannt. Caſtor iſt der nördliche, von grünlicher Farbe und ein Doppelſtern; Pollux der ſüdliche. Kurz nach dem Aufgange ſtehen ſie ſenkrecht, kurz vor dem Untergange wagerecht neben einander. Sie bilden die Köpfe der beiden Zwillinge; die helleren Sterne im gegenüberliegenden Theile des Bildes bezeichnen die Füße. Unter allen Sternbildern des Thierkreiſes ſteigen die Zwillinge am höchſten gegen das Zenith empor.

Jetzt gelangen wir zu einem kleinen und dunklen Sternbilde, dem Krebſe. Er hat nur Sterne vierter und kleinerer Größen, unter denen ſich aber mehrere doppelte und ſelbſt ein dreifacher befinden. Zwiſchen den beiden in der Mitte, welche den Namen nördlicher und ſüdlicher Eſel führen, liegt ein Sternhaufen, die Praeſepe, ſehr reich aber minder glanzvoll als die Plejaden. — Von andern Sternbildern ſehen wir noch auf dieſem Blatte den Triangel, die Inſel Sicilien vorſtellend. Er hat nur wenige und kleine Sterne. Ferner Theile des Perſeus, Fuhrmanns und Luchſes, die aber hier nur ſchwache Sterne zeigen. — Glänzender und reicher ſind die Bilder am Südrande des Blattes. Hier zeigt ſich ein Theil des Wallfiſches, dann das glänzendſte Sternbild des ganzen Himmels, Orion, der hier einen röthlichen Stern erſter Größe hat; ein Theil des Einhorns und ſodann der kleine Hund, mit dem hellſtrahlenden Procyon. Der Sextant iſt nur ſchwach und kaum kenntlich. — Die Milchſtraße, aus dem Bilde des Perſeus kommend, durchzieht einen Theil des Stieres, der Zwillinge und des Einhorns. Sie iſt in dieſer Gegend nicht ganz ſo hell und breit, als gegenüber im Bilde des Schwans.



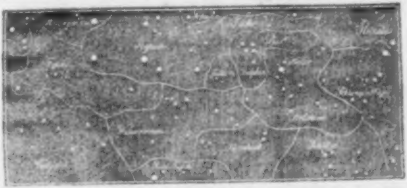
Auf dieſem Blatte folgt zunächſt der Löwe, der in den Märznächten am beſten ſichtbar iſt. Der hellſte Stern iſt Regulus (das Löwenherz), links über ihm ſteht ein ſchöner goldfarbiger Doppelſtern, der hellſte des nördlichen Himmels. Dieſe beiden und noch drei andre im öſtlichen Theile des Bildes ſtehende machen den Löwen am beſten kenntlich. An kleineren Sternen iſt dieſe Gegend nicht ſonderlich reich. — Das große Sternbild der Jungfrau zeigt ſich am Mitternachtshimmel des März und April. Es iſt ziemlich leer an kleinern Sternen, dagegen angefüllt von mehr als vierhundert Nebelflecken, die nirgend am Himmel in ſo dichtem Gedränge ſtehen als im nordweſtlichen Theile dieſes Bildes. Mit bloßem Auge iſt kein einziger ſichtbar, dagegen kann man wahrnehmen, daß in dieſer Gegend der Grund des Himmels etwas geringere Schwärze zeigt als anderwärts. Fünf Sterne dritter Größe bilden hier zwei ſymmetriſche Bogen , während im öſtlichen Theile fünf andre, den Saum des Kleides der Jungfrau bezeichnend, die Gestalt haben. Zwiſchen beiden Gruppen ſteht eine dritte, deren Mittelpunkt der helle Stern Spica (die Kornähre, welche die Jungfrau in der Hand hält) bildet. Spica gehört ſchon zu den ſüdlichen Sternen, und bleibt nur ſo lange über dem Horizont als die Sonne am 18. Oktober. — Hierauf folgt die Wage, die man am beſten Anfangs Mai ſieht: ſie zeichnet ſich durch zwei helle Sterne aus, welche die beiden Schalen der Wage bilden und beim Untergange ſenkrecht über einander ſtehen. Die große und reiche Sterngruppe ſüdweſtlich von den Wagſchalen, die zum Theil dem folgenden Bilde angehört, kann man in Nord-Deutſchland ſchon nicht mehr in ihrem vollen Glanze ſehen, da ſie zu tief ſteht und die Nächte des Mai's ſchon nicht mehr die volle Dunkelheit haben. Süd-Deutſchland und noch beſſer Italien zeigt ſie dagegen in voller Pracht. — Der Scorpion würde ohne ſeinen Stern erſter Größe (Antares) im Norden kaum mehr bemerkt werden, da er ſich faſt nur in den hellen Juninächten zeigt. Die ausgezeichneteren Sterne dieſes Bildes gruppiren ſich ſehr ſymmetriſch und machen es dadurch leicht kenntlich.

Für den Bewohner der ſüdlichen Halbkugel bildet der Scorpion den Anfang eines großen breiten Gürtels, der ſich am Südpol vorüber und bis zum Orion zieht, und in den ſich faſt Alles, was der ſüdliche Himmel Glänzendes darbietet, zuſammen gruppirt hat. Wir Bewohner des Nordens ſehen nur die beiden Enden, und nie gleichzeitig. — Andre auf dieſem Blatte befindliche, und mit den erwähnten Sternbildern gleichzeitig ſichtbare ſind im Norden das Haar der Berenice, eine ſchöne Gruppe von Sternen, unter denen aber keiner beſonders hervorglänzt. — Der Bootes (Bärenführer), deſſen Hauptſtern der ſchöne rothe Arcturus bildet, den man eine Zeitlang für den der Erde nächſten Fixſtern hielt. Auch die übrigen Sterne dieſes Bildes ſind ſehr kenntlich gruppirt, und es befinden ſich unter ihnen eine große Anzahl merkwürdiger Doppelſterne. — Die nördliche Krone, deren Hauptſterne hier noch dargeſtellt ſind, der hellſte von ihnen heißt Gemma (Edelſtein). — Endlich zwei große Sternbilder, Herkules (das Bild, wohin ſich unſer Sonnenſyſtem bewegt) und Ophiuchus (Schlangenträger) mit der

Schlange. Der hellſte Stern des Ophiuchus ſteht nahe neben dem hellſten des Herkules, und ſie bilden die Köpfe beider Figuren. Der des Herkules iſt veränderlich, d. h. er zeigt ſich bald mehr bald weniger hell. Es iſt dies zwar in Folge der verſchiedenen Nachtdunkelheit und der größern oder geringern Heiterkeit der Atmoſphäre, ſo wie des höhern oder tiefern Standes, mehr oder minder bei allen Sternen der Fall; hier aber iſt die Rede von einer ihm eigenthümlichen Veränderlichkeit. Man erkennt dies am beſten daran, daß er zuweilen dem neben ihm ſtehenden Ophiuchusſterne faſt gleich iſt, ein andres Mal dagegen merklich ſchwächer. — Die Schlange des Ophiuchus, die bis zur nördlichen Krone hinaufreicht, hat gleichfalls einen hellen Stern zweiter und mehrere andre dritter Größe.

Gegen Süden zeigen ſich ſehr ſternenleere Gegenden. Das ſich weit herumſchwingende Bild der Waſſerſchlange zeigt nahe am rechten Rande der Tafel einen ſehr einſam ſtehenden Stern Alphard, den die früheren Aſtronomen zur erſten Größe zählten und der jetzt kaum zur zweiten gehört, da er z. B. den Sternen der Caſſiopeja an Glanz faſt noch nachſteht. Er hat alſo wohl im Laufe der Jahrhunderte an Glanz verloren. Weit und breit um ihn herum, beſonders aber nach Süden zu, findet ſich eine merkwürdige Sternenleere; gar keine großen und ſehr wenig kleine Sterne. Der Sextant iſt kaum kenntlich; etwas beſſer der Becher, in dem namentlich ein Halbkreis von ſechs Sternen einigermaßen die Form eines Bechers zeigt, und der Rabe, den man rechts unterhalb Spica ſieht.

Die vier letzten Sternbilder des Thierkreiſes zeigt das hier folgende Blatt:



Zunächſt folgen zwei ſehr ſternenarme, und namentlich für unſre Gegenden unſcheinbare Sternbilder, der Schütze und Steinbock. Man ſieht ſie nur in den hellſten Sommer-Nächten tief am Südhimmel, und muß die benachbarten Sternbilder zu Hülfe nehmen, um ſich ihre Lage einzuprägen. Den beſten Anhaltpunkt gewährt der helle Stern des Adlers, der in den Mitternächten des Juli culminirt. Rechts unter ihm, allein in ziemlicher Entfernung, ſteht dann der

Schütze, links der Steinbock, beide nahe am Horizont. — Beſſer ſichtbar iſt der Waſſermann, wiewohl er auch nur Sterne dritter und vierter Größe zeigt. Ueberhaupt ſind dieſe vier letzten Bilder des Thierkreiſes die ärmſten, ſowohl mit den andern acht Bildern als auch mit den ſie umgebenden und nicht zum Thierkreiſe gehörenden verglichen. Im Waſſermann ſind drei Sterne im nördlichen Theile am kenntlichſten, ſie ſind von der dritten Größe und ſtehen links ſüdöſtlich von den hellen Sterngruppen des Adlers und Delphins. — Die Fiſche beſchließen den Kreis. Nur ein Stern in der ſüdöſtlichen Ecke am Bande der Fiſche zeichnet ſich einigermaßen aus: er iſt zugleich ein Doppelſtern. Seine beſte Sichtbarkeit fällt in die Oktober-Nächte; er ſteht dann grade ſüdlich unter den hellen Sternen des Widders.

Noch zeigen ſich auf dieſem Blatte: Der Schlangenträger, in dem ſich einige glänzende Sterngruppen befinden, wiewohl er im Ganzen nicht zu den reichen Bildern gehört. Ein Theil des Herkules, meiſt nur kleine Sterne enthaltend. Das glänzende Sternbild des Adlers, deſſen ſüdlicher Theil (ohne beſtimmte Abgrenzung) Antinous heißt. Hier zeichnet ſich Athair als Stern erſter Größe aus; er hat zugleich eine ziemlich ſtarke eigene Bewegung. Von den beiden ihm zunächſt ſtehenden iſt der ſüdliche veränderlich. Auch im ſüdlichen Theile des Bildes, wo die Sternkarten den Antinous zeichnen, ſtehen ziemlich helle Sterne.

Oeſtlich und nördlich vom Adler gruppiren ſich vier kleine Sternbilder, unter denen der Delphin das glänzendſte iſt. Fünf Sterne dritter Größe ſtehen hier nahe bei einander. Die drei übrigen: Füllen, Pfeil und Fuchs, enthalten nur ſchwächere Sterne. Im Fuchſe erſchien 1671 ein neuer Stern, der wieder verſchwunden iſt. — Nördlich darüber ein Theil des Schwans, mit drei kenntlichen Sternen. — Oeſtlich der ſehr kenntliche Pegaſus, wo drei Sterne zweiter Größe mit einem vierten noch helleren, zur Andromeda gehörig, ein ziemlich regelmäßiges Quadrat bilden, was auch den Namen Tiſch führt.* Der innere Raum dieſes Tiſches iſt faſt leer; im übrigen Theile des Bildes ſtehen dagegen noch einige gut kenntliche. — Andromeda, in deren ſüdlichen hier vorkommenden Theile ein Stern erſter Größe ſteht, der jetzt den Anfangspunkt des Himmels bezeichnet. Er ſteht nämlich am Tage der Frühlingsnachtgleiche mit der Sonne zugleich im Meridian. — Am ſüdlichen Rande des Blattes finden wir den ſüdlichen Fiſch (von dem Bilde der Fiſche wohl zu unterſcheiden) mit einem Sterne erſter Größe, Fomahand (richtiger Phamalhut), der aber in Deutſchland ſehr wenig, in Stockholm und Petersburg gar nicht mehr geſehen wird. — Endlich der Wallfiſch, deſſen weit umher zerſtreute Sterne doch ziemlich kenntlich gruppirt ſind. Die Milchſtraße zieht, vom Schwane herkommend, in doppeltem Zuge durch den Fuchs, Pfeil, Adler, Antinous, Scorpion und Schützen. Die Vereinigung beider getrennten Arme erfolgt erſt in Gegenden, die unter unſerm Horizont liegen.

Hat man ſich mit dieſen Bildern bekannt gemacht, ſo iſt man im Ganzen ziemlich am Himmel orientirt, und es bleiben nur noch eine kleine Anzahl, beſonders am ſüdlichen Himmel, übrig, die hier theils noch gar nicht, theils nicht vollſtändig gegeben ſind. Im nächſten Jahrgange gedenken wir dieſe zu ergänzen und noch einige allgemeine Regeln und Ueberſichten hinzuzufügen. Mädler.

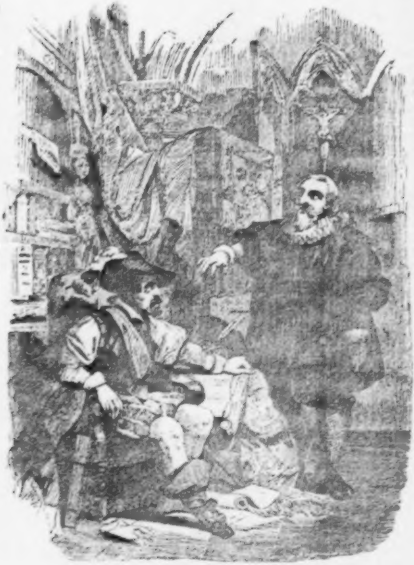
Die Schlächter von Gent.

In eine kleine Schenke der Stadt Gent, deren Straßen von ſpaniſchen Söldnern wimmelten, traten ſehr eilig zwei Männer, welche einen Koffer trugen, unter deſſen Laſt ſie keuchten. In einem Hinterzimmer angelangt, zog der Eine ſeinen Dolch, öffnete damit das Schloß des Kaſtens, warf den Deckel hintenüber und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus. „Bei San Jago“, rief er, „Pedro, Silber- und Goldgeräth, nichts Geringeres!“ — Auch der Andre trat näher und betrachtete den Inhalt. Dann griff er hinein, zog einen ledernen Beutel hervor, ſchüttelte ihn in der Hand und leerte ihn auf den Tiſch. „Goldmünzen!“ ſchrie er und warf den Krug mit Bier, welchen der Gaſtwirth ihnen herbeigetragen, verächtlich auf den Boden. „Malaga!“ fuhr er fort; „hat der Kerl keine ſpaniſchen Weine, wie es ſich für einen guten Unterthan ſeiner Majeſtät Philipps des Zweiten gebührt?“ — Furchtſam ſchlich der Wirth mit einer Flaſche des edeln Trankes herbei, beeilte ſich dann, wieder aus dem Zimmer zu kommen, und lugte nur mit ſchmerzlicher Lüſternheit durch ein in der Hinterwand befindliches Fenſter auf die vor ſeinen Augen enthüllten Koſtbarkeiten. „Auf das Wohl des Herzogs von Toledo!“ ſprach Pedro, nachdem er eingeſchenkt, das Glas hebend. „Und das unſeres Feldhauptmanns, des Grafen d' Ulloa!“ ergänzte der Andre. — „Auch ihm gebührt unſer Dank, haſt Recht, Rodrigo! Die Stadt iſt ſchon längere Zeit erobert, aber das Vergnügen, ſie zu plündern, hat immer noch nicht aufgehört. Und woher kommt das? Weil er die Plünderung zwar nicht erlaubt, aber uns gewähren läßt nach Belieben. Brauchen wir etwas, ſo holen wir es uns von den Bürgern, übrigens laſſen wir ſie ungeſchoren.“ — „Möchten ſie Alle auf dem Schaffott umkommen“, fiel Rodrigo ein, „die aufrühreriſchen Hunde! Was hat der Kerl da hereinzuglotzen?“ fuhr er gegen den Wirth auf; „haſt Du nichts zu thun?“ — „Ich bewundere nur die Herrlichkeiten, welche Ihr da angebracht“, entgegnete ſchüchtern der Gefragte; „ſind ſie Euer Eigenthum?“ — „Alles wohl erworben durch den gefürchteten Namen unſeres Führers!“ — „Des Grafen d' Ulloa!“ ſetzte der Wirth hinzu, indem er ſich bekreuzte und das Fenſter verließ. — Da wurde die Thür heftig aufgeriſſen, und ein Trupp ſpaniſcher Soldaten ſtürzte in das Zimmer. „Kameraden!“ rief Einer derſelben, „Ihr ſitzt hier müßig bei Euerm winzigen Mammon, da Ihr das Zehnfache gewinnen

könntet? Schließt Euch an, unſer Weg geht zu dem reichen Kaufherrn Hernandez, dem gebornen Spanier, welcher, dem Vaterlande feindlich geſinnt, das Wort führt zum Vortheil der Niederländer.“ — „Er ſoll büßen!“ fiel ein Zweiter ihm in die Rede; „erſt heute früh ſprach er in der Rathsverſammlung gegen die Freiheit der ſpaniſchen Krieger.“ — „Zu ihm, zu ihm!“ ſchrie der ganze Trupp. Pedro und Rodrigo warfen die Gläſer zu Boden und folgten ihren Kameraden.

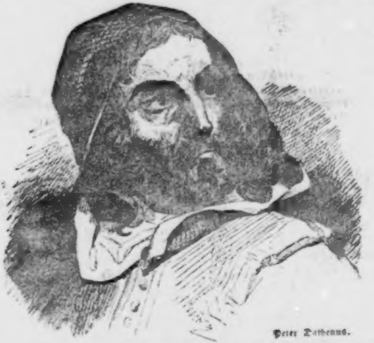
Don Hernandez, welcher durch die Verſchwendung ſeiner hochadligen Ahnen und beſonders ſeines Vaters um die Erbgüter der Familie gekommen, hatte ſich, noch ein Jüngling, in die Niederlande begeben und hier durch betriebſamen Handelsgeiſt ein Vermögen erworben, das dem verlornen mindeſtens gleich kam. Als Geſchäftsmann aus den Reihen des ſpaniſchen Adels verbannt, hatte er ſich an das gaſtfreundliche flandriſche Volk geſchloſſen, bald daſſelbe liebgewonnen und gleiche Lebensart, gleiche Bedürfniſſe angenommen mit ſeinen neuen Landsleuten. Dieſem Umſtand entſprang der Haß, den die Spanier wider ihn hegten. — Das greiſe Haupt in die Lehne des Seſſels gedrückt, der dicht am Kamin des geſchmackvoll verzierten Gemaches ſtand, lauſchte er den Tönen, welche ſeine liebliche Tochter Maria der Mandoline entlockte. Ein lautes Geräuſch auf der Stiege des Hauſes lenkte ſeine Aufmerkſamkeit ab und zog ſeine Blicke nach der Thür, welche ſich öffnete und jenen Trupp Spanier einließ, der von der Schenke aus ſeinen Weg hierher genommen. „Gold!“ brüllten ſie, indem ſie mit den Büchſenkolben auf den Fußboden ſtießen; „gieb uns Gold, wenn Du nicht als Landesverräther am nächſten Balken baumeln willſt!“ — Der Greis erhob ſich, trat ihnen mit edlem Anſtand entgegen und erwiderte: „Seit wann iſt es Sitte, daß die Diener eines großen Königs Räubern gleich in die Häuſer friedlicher Bürger dringen? Verlaßt mein Eigenthum, oder ich werde bei Eurem Feldherrn Gerechtigkeit ſuchen!“ — „Das mögt Ihr!“ höhnten Jene, „doch erſt befriedigt uns!“ — „Wollt Ihr aber unſerm Begehren nicht willfahren“, ſprach Pedro, „ſo werden wir uns ſelbſt die Kaſſen öffnen und Euer holdſeliges Töchterlein — —.“ Er ergriff bei dieſen Worten die zitternde Maria am Arm und wollte ſie zu ſich ziehen. Don Hernandez aber ſchleuderte ihn mit kräftiger Fauſt einige Schritte zurück, und das Schwerdt aus der Scheide reißend, rief er: „Wer mir rühret an dies Kleinod meiner Ehre und meines Herzens, ſoll meine ſtrafende Klinge empfinden!“ — „Elender Schwächling!“ wüthete Pedro, „Du wagſt es, mir zu drohen? Uns gehören die Mädchen von Gent, und bei San Jago, ich werde meinen Willen nicht aufgeben!“ Wieder griff ſeine Hand nach dem Mädchen, in demſelben Augenblick aber zuckte der Stahl ihres Vaters nieder und ſtreckte den Frechen todt zu Boden. Schnaubend vor Wuth ſtürzte ſich nun die Rotte auf den unglücklichen Greis, riß ihn nieder und der Ruf: „Zum Feldherrn! Zum Feldherrn! Er ſoll den Mörder richten!“ ſchallte aus ihren rauhen Kehlen. Sie ſchleiften ihn aus dem Zimmer, die Treppe hinab und über die Straßen fort. Maria’s Sinne umnachtete Bewußtloſigkeit, ſie ſank ohnmächtig in den Lehnſtuhl ihres Vaters. Als ſie aus dieſem dem Tode ähnlichen Zuſtand erwachte, fühlte ſie den leiſen Druck einer Hand und blickte in das edle Antlitz eines vor ihr knieenden Jünglings. „Don Juan!“ jauchzte ſie und ſchlang die Arme um ſeinen Hals; „ach, Geliebter, wär’ſt Du früher gekommen! Es gilt kein Zaudern, ich muß zu ihm eilen, ihn um das Leben meines Vaters anzuflehen!“ — „Zu wem?“ fragte erſchrocken Don Juan. — „Ach, Du weißt es nicht?“ erwiederte Maria; „ſpaniſche Söldner ſind in unſer Haus gebrochen, haben den Vater fortgeſchleppt zum Grafen d’ Ulloa — laß mich zu ihm!“ — „Bleib’, Theure! wenn Jemand für ihn wirken kann, ſo vermag ich es.“ — „Du?“ ſagte ſtaunend das Mädchen; „Du biſt ein Spanier, aber ich glaubte, Du ſeyeſt von unſrer Partei.“ — „Es giebt nur eine Partei in den Niederlanden, Maria, die des Königs. Sey ohne Furcht! Ich eile zum Feldherrn und kehre mit günſtiger Antwort zurück, oder nie ſoll mich Deine Liebe beglücken!“

Don Hernandez war vor den ſpaniſchen Gouverneur geführt worden, deſſen gefürchteter Name ganz Gent in Schrecken ſetzte. Muthig trat er dem Tyrannen entgegen, der ihn mit finſtern Blicken maaß. „Sieh, wohin Dein blinder Haß gegen die Spanier Dich getrieben!“ redete d’Ulloa den Gefangenen an. — „Nicht der Haß, die Nothwehr zwang mich zum Morde“, erwiederte Hernandez ruhig. — „So redet Ihr Alle, Ihr Aufrührer! Bei der heiligen Catharina! Wenn man Euch hört, ſo ſeyd Ihr Alle unſchuldig an den Unruhen, welche das Land verſtören.“ — „Dieſe Unruhen, Sennor d’ Ulloa, werden nicht durch uns erweckt.“ — „Durch wen denn?“ — „Durch die Ungerechtigkeit, Gewalt und Unterdrückung!“ Dieſe Worte des Greiſes riefen die Röthe des Zorns in’s Antlitz des Statthalters. „Ha!“ rief er, „Du nennſt unſre heilſame Strenge Unterdrückung? Unſre Handlungen ſind Gewalt und Tyrannei? Bei den vier Evangeliſten, mit welchem Namen belegſt Du das tückiſche Complott, das Du und die Deinigen in der Finſterniß geſchmiedet?“ — „Ich kenne keines! Es kann nur eine feige Lüge ſeyn!“ — „Es iſt vorhanden, dies Complott. Das rebelliſche Volk haßt die Geſetze unſers Königs. Es will den Triumph des Aufruhrs und der Ketzerei, es will den Tod aller Spanier.“ — „Den Frieden will es und ſeine Gerechtſame“, entgegnete ohne Wanken Hernandez. — Ulloa aber rief ſchäumend vor Wuth: „Wirſt Du freiwillig Deine Genoſſen nennen? Wer ſind die Schuldigen?“ — „Die Schuldigen, Sennor, ſind die, deren Einer den Tod fand in meinem Hauſe.“ — „Das iſt zu viel!“ ſchrie der ſpaniſche Feldherr außer ſich und winkte der Wache, als Don Juan plötzlich hereintrat. „Er iſt unſchuldig!“ rief dieſer haſtig; „laßt ihn frei, ſein Tod iſt ein Verbrechen!“ — „Haſt Du Dich zu kümmern um meine Thaten?“ fuhr d’ Ulloa ihn



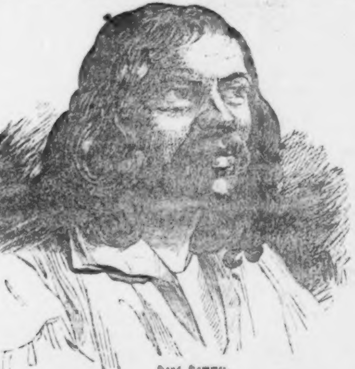
an; „ich werde ſie vertreten!“ — „Vater, Ihr habt mir oft geſagt, daß ich Euch werth ſey. So laßt ihn frei um meinetwillen, denn Ihr tödtet mich mit ihm!“ — D'Ulloa ergriff Juan's Hand, führte ihn zum Fenſter und hinausdeutend ſprach er: „Siehſt Du die verſammelten Krieger? Sie erwarten das Todesurtheil des Schuldigen. Die wüthende Soldateske achtet meine Worte nicht, wenn ich ihn für unſchuldig erkläre, denn er hat Einen aus ihrer Mitte erſchlagen. Seine Freiſprechung iſt mein Todesurtheil. Wähle zwiſchen dem Tode des Fremden und dem des Vaters!“ — Juan wollte reden, doch ſchon ſchallte die Stimme des Feldherrn aus dem Fenſter, die Vollziehung des Todesurtheils an Hernandez auf den folgenden Tag anberaumend. Lauter Jubel der verſammelten Soldaten folgte ſeinen Worten. Juan wankte zur Seite gegen die Wand des Fenſters, d' Ulloa aber gab ein Zeichen, den Gefangenen in den Gewahrſam zurückzuführen.

An einem der äußerſten Winkel der Stadt, in einer finſtern und engen Gaſſe ſtand ein Haus, deſſen gothiſches Schnitzwerk in Holz als Schild eine grob gearbeitete Geſtalt Johannes des Täufers trug, des Schutzheiligen der Schlächter-Corporation von Gent. Der Wirth dieſer Taverne war von Allen als ein heftiger Feind der Spanier und ein eifriger Anhänger der neuen Lehrer, welche damals das Land durchſtrichen, gekannt. Hier hatten ſich einige der vorzüglichſten Glieder der Corporation auch an dieſem Abend zuſammengefunden, und beriethen ſich über die Mittel, das verhaßte Joch abzuſchütteln. Um einen alten Eichentiſch gereiht, überließen ſie ſich den hitzigen Ausbrüchen ihres Zorns, und nur Einer von ihnen, aus deſſen wohlgenährtem, doch bejahrtem Antlitz ein gewiſſes Selbſtgefühl ſprach, und deſſen Kleidung durch ihre Wohlhabenheit ihn von den Uebrigen unterſchied, warf mitunter beruhigende Worte ein, denen die Andern achtungsvoll lauſchten. „Leiſer!“ ſprach er, „meine Kinder, vergeßt die Vorſicht nicht!“ — „Ehrenwertheſter Altmeiſter“, entgegnete ihm Einer der Schlächter, deſſen athletiſche Formen und ungeheure Körperkraft ihm den Beinamen Hammer verſchafft hatte, und nahm ſeine Mütze aus Büffelleder vom Haupt, „wir Alle lieben Dich und Deinen Rath. Aber beim heiligen Johannes dem Täufer, wie lange ſollen wir noch harren auf den Anbruch der Freiheit? Unſre Meſſer und Aexte ſind bereit, wir wollen die ſpaniſchen Räuber zum Teufel jagen!“ — „Das wollen wir, das wollen wir!“ ſchallte der Ruf von allen Seiten. „Meine Kinder, hört mich ruhig an!“ erhob der Altmeiſter ſeine Stimme; „der Tag wird kommen, wo unſer Banner auf den Straßen von Gent flattern, unſer Kriegsruf ertönen wird. Aber erſt ſey Alles dazu vorbereitet. Dann fallen wir über ſie her, ſchmettern ſie nieder und verjagen ſie —.“ — „Wir würgen ſie Alle!“ unterbrach ihn Hans Hammer. — „Und dann“, fuhr Jener fort, „werde ich an Eurer Spitze ſeyn, und wir werden vereint unſre Rechte und Privilegien wieder erobern oder mit einander untergehen. Bis dahin vertraut meinen Worten. Doch irre ich mich nicht“, ſprach er horchend, „ſo tönt Lärm von der Straße zu uns!“ — Das Geräuſch, das der Altmeiſter vernommen, ward beſtimmter, und ſeine Gefährten, obgleich von dem vielen und ſtarken Getränk, das ſie genoſſen, ein wenig betäubt, hörten es nun ebenfalls ganz deutlich. „Es lebe unſer heiliger Schutzpatron!“ rief Hans Hammer, indem er freudig in die Hände ſchlug. „Auf, meine Freunde, es giebt Tumult, die Schlächter müſſen beim Feſte ſeyn!“ — „Ruhe! Ich befehl' es Euch!“ ſprach der Aelteſte zürnend; „wer ſagt Euch, ob nicht horchende Ohren an dieſen Thüren lauern!“ — „Ehrenwertheſter Meiſter“, erwiederte Hans, „erlaubt mir nur, daß ich ſie abſchneide, und wären es die Ohren Beelzebubs ſelbſt!“ — In dieſem Augenblick ging die Thür auf, und ein Mann von hoher Geſtalt, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, deſſen Caputze ſein Haupt verdeckte, trat herein. Die Blicke der Schlächter richteten ſich geſpannt gegen den Eindringling, und die erſte Bewegung Hans Hammers war ein Griff nach dem Meſſer; doch der Altmeiſter hielt ſeinen Arm zurück, auf ſeinen Wink nahmen Alle ihre früheren Sitze wieder ein, und das Geſpräch unter ihnen ward träg und nur in einzelnen Worten leiſe weiter geführt. Der Fremde forderte einen Krug Bier, und als er ihn erhalten, leerte er ihn mit einem Zuge.



Peter Dathenus.

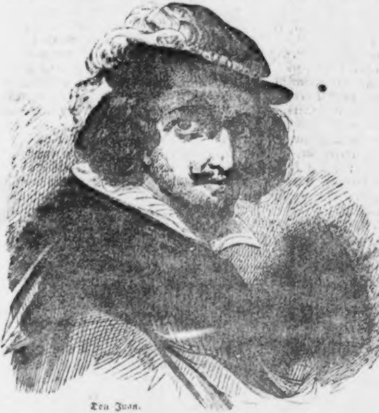
Hierauf warf er die Caputze zurück, und das über ſein Antlitz gleißende Licht des Kamins erlaubte eine nähere Betrachtung. Einige lange Locken rothen Haares fielen ungeordnet auf ſeine Schultern herab und vereinten ſich mit dem gleichfalls rothen, wilden Barte. Seine Augen, von ſtarken Brauen beſchattet, ſchienen von übernatürlichem Glanz zu ſtrahlen, und in den Zügen ſprachen ſich eben ſo wohl Geiſt und Kühnheit als ſorgloſe Nachläſſigkeit aus. Heimliches Geflüſter entſtand unter den Schlächtern beim Anblick dieſer markigen Phyſiognomie, der Fremde aber trat mit feſtem Schritt an ihren Tiſch und ruhig beide Hände in den Gürtel ſeines Mantels ſteckend, redete er ſie an: „Meine Gegenwart hat, wie ich ſehe, Eure freudigen Vorſätze unterbrochen, meine Tapfern. Irre ich mich nicht, ſo hat mein Eintritt unter Euch eine Wirkung hervorgebracht wie beim Feſt des Balthaſar die Erſcheinung der Hand Gottes.“ — „Beim Teufel, der Dich vermuthlich hergeführt“, fuhr Hans auf, „glaubſt Du, Deine Gegenwart ſchüchtere uns ein? Wir machten vorher Lärm, weil es uns ſo gefiel, aus demſelben Grunde ſchweigen wir jetzt. Und brächteſt Du Tauſende mit Dir, Du ſollteſt den Schlächtern von Gent nicht Ruhe gebieten!“ — „Schweigt, Hans!“ fiel der Altmeiſter ihm in die Rede; „wißt Ihr doch nicht, mit wem Ihr ſprecht!“ Und zu dem Fremden gewendet fuhr er fort: „Ihr wißt, die Zeiten ſind ſchwer, der Bruder mag ſich kaum dem Bruder vertrauen —.“ — „Ich verſtehe!“ unterbrach ihn der Fremde. „Es iſt wahr, der Eintretende muß zuerſt ſich zu erkennen geben, damit er nicht als ein Philiſter betrachtet wird unter den Kindern Iſraels. Wohlan denn, thut mir Beſcheid, Ihr Tapfern! Auf den Tod des letzten Spaniers in unſern Landen! Möge der Engel der Rache ſie ſchlagen und austreiben wie ehemals den abgöttiſchen König Sennacherib!“ — Auf dieſe energiſchen Worte erhoben ſich ſämmtliche Anweſende und ſtießen jubelnd ihre Krüge aneinander, der Altmeiſter jedoch ſprach: „Wer bezeugt uns, daß Euer Herz die Gefühle billigt, welche Euer Mund bekennt?“ — Stolz richtete der Fremde ſich empor und den Arm zum Himmel erhebend, erwiederte er: „Gott iſt mein Zeuge! Wenn es eine Lüge war, was über meine Lippen ging, möge die himmliſche Gerechtigkeit die Erde unter meinen Füßen aufreißen, wie ſie einſt Dathan, Coran und Abiron verſchlungen! Ich komme von Ypern, Euch die freie Lehre zu predigen, in der Gefahr, meinen geächteten Kopf den Tyrannen des unheiligen Babylon zu überliefern. Mein Name iſt Peter Dathenus.“ — Kaum hatten die Schlächter den Namen des berühmten Predigers vernommen, als ſie die Mützen von den Köpfen riſſen und mit Ehrfurcht zu dem Fremden aufblickten. „Führt uns zum Kampfe!“ rief Hans Hammer, doch der Altmeiſter ſprach: „Vorſicht! Vorſicht! Herr Dathenus meint, wenn der Tag gekommen ſeyn wird, dann ſollen wir unſern Feinden entgegenſchreiten!“ — „Bruder!“ fiel der Prediger ein; „wenn der Tag des Herrn gekommen, meint Ihr, dann wollen wir unſere Schwerdter umgürten und den Feind bekämpfen. Und welche Zeichen erwartet Ihr noch? Die Unterdrückung, welche auf Euch ruht, kann ſie härter ſeyn?“ — „Nein, nein!“ murmelte der Gefragte. — „Wohl denn“, fuhr Dathenus fort, „wollt Ihr es dulden, daß dieſe Madiamiter Eure Weiber und Töchter ſchänden, wollt Ihr warten, bis ſie Euch von Haus und Hof getrieben! Hört Ihr das Getöſe in den Straßen der Stadt! Einen Unſchuldigen ſchleppten ſie zum Richtſtuhl ihres Tyrannen —." — „Wen! Wen!" fragten ſtürmiſch die Schlächter. — „Den unglücklichen Don Hernandez!" erwiederte Dathenus; „auf Morgen iſt die Vollſtreckung ſeines ſchamloſen Todesurtheils feſtgeſetzt." — „Wir retten ihn", ſchrie Hans; „er war ſtets der Vater der Armen!" — „Der edle Don Hernandez", ſeufzte der Altmeiſter, „könnten wir ihm Hülfe bringen!" — „Ihr könnt!" ſprach der Geiſtliche; „morgen, wenn ſie ihn zum Richtplatz führen, ſeyd zur Hand mit Euern Aexten und Meſſern, ihn zu befreien aus den Händen dieſer Moabiter." — „Er ſoll nicht ſterben!" rief wiederum Hans Hammer, und der Aelteſte



Hans Hammer.

fügte hinzu: „Ihn zu retten, geben wir willig unſer Blut. Doch jetzt laßt uns ruhig aus einander gehen, und erſt der Morgen treffe uns auf dem Richtplatz. Jeder ſuche ſeine Freunde auf und theile denen, deren er ſicher iſt, unſre Abſicht mit; im Uebrigen wollen wir auf Gott und das Genter Volk vertrauen!" — „Der Herr, welcher ſein Volk aus den Händen der Egypter befreite", ſprach Dathenus, „wird auch uns ſeinen Beiſtand nicht verſagen!"

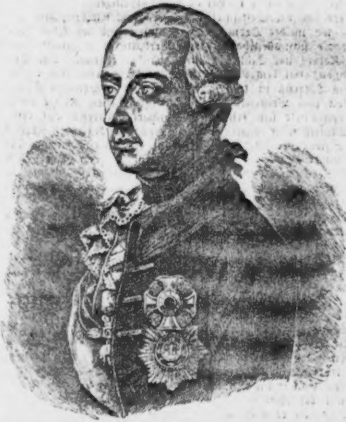
Ein Zug von vierhundert ſpaniſchen Schützen bewegte ſich am folgenden Morgen nach dem Mittwochsmarkt, wo das Gerüſt aufgeſchlagen war. In ihrer Mitte ſchritt der Verurtheilte. Als die Vorderſten auf dem Platze angekommen waren, ertönte von allen Seiten der Ruf: „Das freie Flandern!“ und von vorwärts, von rückwärts und in den Flanken wurden die Söldner von den Schlächtern angegriffen. Im erſten Augenblick ſtutzten die Spanier, und dies gab dem verwegenen Hans Hammer Gelegenheit, mitten in ihre Reihen zu dringen, den unglücklichen Greis ihren Händen zu entreißen und, beſchützt von den nachdringenden Gefährten, ihn in das nahe Haus eines Zunftgenoſſen zu tragen. Der tapfere Altmeiſter hielt die nachſtrebenden Feinde zurück, während Dathenus die Schlächter vor dem Hauſe ordnete, das ſie ſo lange zu vertheidigen dachten, bis das Volk zu ihrem Beiſtand herzugeeilt wäre. Aber dieſe Hoffnung betrog ſie. Immer mehr ſchmolz ihr Häuflein zuſammen, und ſchon nahte auf die ſchnell ihm hinterbrachte Kunde des Aufruhrs der Graf d' Ulloa mit neuen Truppen. Ueber die Leichen des Altmeiſters und ſeiner treuen Freunde bahnte er ſich den Weg, doch ſchnell hatten ſich die übrigen Schlächter in dem Hauſe verſchanzt und ſandten dem andringenden Feinde eine Kugelſalve entgegen. Der ſpaniſche Feldherr ließ immer friſche Truppen in die lückenhaften Reihen treten, und dem zahlreichen Anſturm gelang es, die Thür zu zerſchmettern. Nun ging es unaufhaltſam in das Innere des Hauſes, wo Hans Hammer wie ein Verzweifelter focht, während Dathenus, ſelbſt die Axt ſchwingend, mit glühender Beredtſamkeit die kühnen Vertheidiger des Greiſes anfeuerte. Da erſchien plötzlich Hernandez ſelbſt unter ihnen und rief: „Thut dem Blutvergießen Einhalt, Ihr Freunde! Vergebens opfert Ihr Euch auf um eines alten Mannes willen. Das Volk von Gent hat die Thaten ſeiner Väter vergeſſen, es zagt und bebt, ſtatt Euch zu helfen. Meine Zeit iſt vorüber, laßt mich zum Tode!“ — Doch Hans Hammer erwiederte: „Was wir begannen, ſey durchgeführt, oder der Tod mag uns ereilen!“ Und dieſe Worte waren ſeine letzten, von einer Kugel getroffen ſank er todt zur Erde. Die Soldaten fielen über die wenigen noch übrig gebliebenen Schlächter her und erſchlugen ſie ſammt dem verwegenen Prediger. Als ſie aber die blutigen Hände nun auch nach dem ruhig ſie erwartenden Hernandez ausſtreckten, trat ein Jüngling im ſpaniſchen Mantel, das Barett mit wallender Feder auf dem Haupte, der ſich eilig durch die Kriegermaſſen gedrängt, vor den Bedrohten und rief mit erhobenem Schwerdt: „Weicht von ihm, oder laßt auch mich unter Euern Mörderhänden ſterben!“ — „Juan, mein Sohn!“ klang es von den Lippen d' Ulloa's; der Jüngling aber ſprach: „Gieb ihm die Freiheit, oder ſchicke Deine mörderiſchen Rotten gegen den eigenen Sohn!“ — „Reißt den Wahnwitzigen fort!“ rief der Feldherr ſeinen Kriegern zu, „und ich überlaſſe Euch die Beſtrafung des Hernandez!“ — Nach tapfrer Gegenwehr wurde Juan entwaffnet und von einigen Söldnern zurückerhalten, während die übrigen den Verurtheilten über das Steinpflaſter zum Richtplatz ſchleiften, wo ſie ihn unter Spott und wildem Jauchzen an einem Balken des Gerüſtes aufknüpften.



Don Juan.

In ſchmerzvollem Harren ſaß Maria ſchon einen langen Tag in ihrem Cloſett ohne Nachricht von Außen. Der Lärm auf den Straßen hatte ihr verkündet, daß etwas Außergewöhnliches in der Stadt vorgehe, aber ſie getraute ſich nicht, den Fuß aus dem Hauſe zu ſetzen. Da ſtürzte Don Juan in's Zimmer, zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küſſen. „Endlich", hauchte ſie. „was bringſt Du mir?" — „Mein Lebewohl, Maria! Geh' in ein Kloſter!" — „So iſt der Vater todt?" fragte mit ſtockendem Athem die Jungfrau. — „Ich konnte ihn nicht erretten!" erwiederte er indem der heftigſte Schmerz in ſeinem Antlitz zuckte. — „Gott, o Gott!" ſtöhnte Maria. — „Der Herr hat es gewollt!" ſprach Don Juan; „ihm weihe fortan Dein Leben, denn er allein hat Troſt für Dich." — „Und auch Du willſt mich verlaſſen?" ſagte das Mädchen ſchluchzend; „denkſt Du nicht mehr Deiner Liebe zu mir?" — „Du folterſt mich, Geliebte, und doch bin ich viel unglückſel'ger als Du! Wenn Du meinen Namen wüßteſt, Du würdeſt einſehen, daß ich Dich verlaſſen muß, mich vielleicht von Dir ſtoßen —." — „Wer biſt Du denn?" fragte Maria. — „Kennſt Du den Mörder Deines Vaters!" entgegnete gleichfalls fragend Don Juan. — „Ob ich ihn kenne? Der Graf d'Ulloa —!" — „Wohlan, ich bin ſein Sohn!" — Mit einem Schrei des Entſetzens fiel die Jungfrau in die Kiſſen ihres Seſſels, der Jüngling floh verzweifelnd von dannen. — Don Juan blieb unvermählt — der Erinnerung an ſeine erſte Liebe treu, weiht' er ſeine Gluth der Ehre und Pflicht; Maria fand Ruhe in ihrer ſtillen Zelle und bald in der noch ſtilleren; — die Freiheit der Niederländer war aber endlich doch die Folge der vielen und mannigfachen Aufopferungen. Fr. P.

Joſeph der Zweite.



Der Sohn der großen Maria Thereſia, der freiſinnige und liebenswürdige „Kaiſer Joſeph", wie er heut noch kurzweg vom

Volke in Oeſterreich mit dankbarer Liebe genannt wird, war nicht allein einer der größeſten und begabteſten Fürſten, ſondern auch der liebenswürdigſte der Menſchen — Menſchenfreund in wahrem Sinne des Worts. Aus dem Geſichtspunkte der Menſchenliebe faßte er den ſchweren und großen Beruf: zu herrſchen, vorurtheilsfrei auf, ſuchte mit Feuereifer die Schwächen und Flecken ſeiner Zeit zu entdecken und dieſe zu ſtärken und zu reinigen von allen hergebrachten Mängeln, an denen die Völker leiden. Aber ſo dem trägen mit Gewohnheiten ſich ſchleppenden Sinn voraneilend in raſchem Fluge des Geiſtes, wurde er verlaſſen, mißverſtanden, verkannt — und erfuhr ſo das Loos der meiſten großen Menſchen, die eine neue Bahn eröffnen.

Joſeph der Zweite, Erzherzog von Oeſterreich, König von Ungarn und Böhmen, römiſch-deutſcher Kaiſer, geboren am 13. März 1741, der Sohn der letzten Habsburgerin Maria Thereſia, Karls VI Tochter und Franz I (Herzog von Lothringen), römiſch-deutſchen Kaiſers, kam zur Welt in einer kriegeriſchen, wildbewegten, gährenden Zeit, wo in der Ordnung der Staaten und im Leben der Völker Europa's ſich allenthalben neue Verhältniſſe zu geſtalten anfingen. Der Kampf um Schleſien hatte zwiſchen Preußen und Oeſterreich begonnen: mit dem Neugebornen auf dem Arme trat die Kaiſerin Maria Thereſia in die Verſammlung der ungariſchen Stände, die Nation zum Beiſtande in dem ausgebrochenen Kriege aufzurufen. So bezeichnete ſein erſtes unfreiwilliges Auftreten auf den Armen der Mutter ſeine ſpätere, fortwährend von Kämpfen jeder Art beunruhigte Laufbahn. — Der Prinz erhielt eine ſtrenge Erziehung und wurde auch, erwachſen zum Jüngling, von ſeiner Mutter in einer Abhängigkeit erhalten, welche ſeiner ſelbſtſtändigen und der Freiheit bedürftigen Natur empfindlichen Zwang auferlegte und ihn früher ſchon zum Beobachten der Menſchen und Ereigniſſe, und zum Nachdenken über den Beruf der Herrſcher und den Einfluß ihrer Umgebung anregte. Nächſt dem Adel war es damals die Geiſtlichkeit, welche auf die Entſchließungen der Kaiſerin die größte Macht ausübte, und daher kehrte ſich der Sinn des Prinzen am entſchiedenſten gegen den Clerus, obgleich er auch gegen die großen Vorrechte des Adels den heftigſten Tadel richtete und mit ſeiner Mutter über die Grundſätze, nach welchen ſie regierte, in Widerſpruch gerieth. — Als der Krieg ausbrach, verſagte Maria Thereſia, den Vorſtellungen ihrer Räthe Gehör gebend, dem lebhaften Prinzen, der die Waffen ritterlich liebte und den großen Gegner ſeiner Mutter, Friedrich den Zweiten, bewunderte, den Feldzug mitzumachen. Ungeachtet ſeiner wiederholten Bitte, erhielt er keine Stelle bei der Armee; man ſuchte vielmehr ihn häuslich zu feſſeln und vermählte ihn mit der eben ſo ſchönen als liebenswürdigen Eliſabeth von Parma, die er auch mit der ganzen Innigkeit ſeines warmen Herzens verehrte. Aber ſo groß und herrlich das Glück dieſer Ehe, ſo kurz war es auch, da Eliſabeth ſchon im zweiten Wochenbette ſtarb.

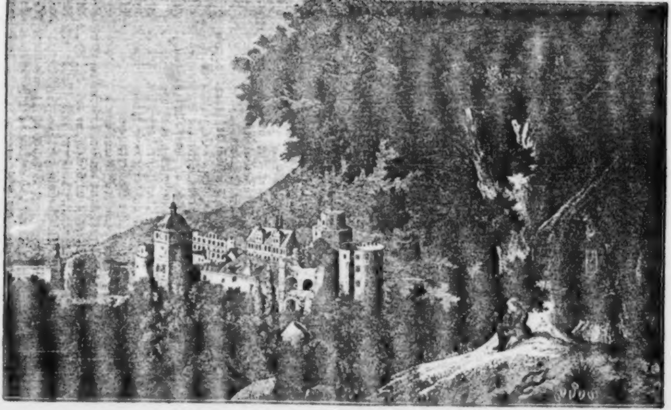
Nicht glücklicher erging es dem zu ſchweren Prüfungen beſtimmten Fürſten mit ſeiner andern Gemahlin, Joſepha von Baden, die im zweiten Jahre ihrer Ehe in die Gruft ſank. So trat er, zwei Mal Wittwer, ein unglücklicher Hausvater, im Jahre 1764 auf den hiſtoriſchen Schauplatz, indem er in dieſem Jahre zum römiſchen König ernannt wurde. Im nächſten Jahre erfuhr er mit dem Ableben Franz I, ſeines kaiſerlichen Vaters, einen neuen Schmerz und ward (1765) römiſch-deutſcher Kaiſer. Auch für ſeine öſterreichiſchen Erbſtaaten ernannte ihn jetzt die ſtrenge Mutter zum Mitregenten, aber ihr Mißtrauen in den raſchen, freiſinnigen Sohn hieß ihr, ihm alle eigentlichen Regentenhandlungen und allen Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte vorenthalten. Nur den Befehl über das Heer erhielt Joſeph; ſonſt blieb Alles in ſeiner Mutter Händen. — Wenig geſchah, was nach ſeinem Sinne war; allenthalben erblickte er Mängel in den Rechtsverhältniſſen, Uebelſtände in der Verwaltung. Sein Hauptgeſichtspunkt, aus dem er das Glück der Völker betrachtete, war Gleichheit vor dem Geſetz, gleiche Vertheilung der Rechte und Pflichten, Ehren und Laſten unter alle Stände, überhaupt die möglichſte Gleichheit aller Staatsbürger und aller Staatsformen in den verſchiedenen Lebenskreiſen und den verſchiedenen Provinzen und Ländern ſeines Reiches; und ſo ſchön und herrlich dieſer Gedanke war, iſt er ſpäter darin doch für die damaligen Verhältniſſe zu raſch vorwärts gegangen und dies um ſo mehr, als er bei Lebzeiten ſeiner Mutter mit der ſtarren Unbeweglichkeit der alten Staatseinrichtungen Urſache zur Unzufriedenheit gefunden hatte. — Sobald er nun die Mitregentſchaft — freilich nicht die Macht, nur den Namen derſelben — erlangt hatte, begab er ſich auf Reiſen. Kein Fürſt der damaligen Zeit iſt ſo viel und ſo weit umher gereiſt, wie Joſeph. Zuerſt durchzog er alle ſeine Erbſtaaten, unterſuchte genau und angelegentlich den Zuſtand der Länder, die bäuerlichen Verhältniſſe, die Wirkung der Steuern, die Verhältniſſe des Handels, des Ackerbaues; den Zuſtand der Armee, der Feſtungswerke. Er half, wo Noth war, ſo gut er konnte: ließ Getreide hinſchaffen, wo Mißwachs geweſen, ſteuerte in Siebenbürgen der Peſt und verbeſſerte die Contumaz-Anſtalten; zwang die wucheriſchen Viehhändler, ihr Vieh nach den Städten zu treiben, wo Mangel an Fleiſch und große Theurung einriß. So ließ er ſich freilich mitunter von ſeiner allgemeinen Menſchenliebe hinreißen, etwas gewaltſam in Privatrechte einzugreifen; dabei aber leuchtete überall ſein erhabener Sinn, das Rechte unter dem verwahrloſten Recht zu retten, hell hervor. Bei ſeinem Aufenthalt in Böhmen ließ er dem preußiſchen General Schwerin, der bei Prag gefallen war, ein Denkmal ſetzen (S. Jahrgang für 1835) und ehrte ſo im Feind den Feldherrn und Menſchen.

Daß einen Charakter wie Joſeph ein Fürſt wie Friedrich der Große zur ſteigenden Bewunderung hinreißen mußte, lag in der Natur der Verhältniſſe. Es iſt bekannt, daß beide Herrſcher ſich gegenſeitig erkannten und verehrten, und in Friedrichs Arbeitszimmer ſah man Joſephs Büſte, wie in des Kaiſers Kabinet des Königs Bildniß. Im Jahre 1768 fand im Lager bei Neiße die erſte Zuſammenkunft dieſer beiden merkwürdigen Fürſten ſtatt, wo Joſeph den König unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein beſuchte. Im folgenden Jahre erhielt er im Lager bei Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch Friedrich des Zweiten. Beide Zuſammenkünfte geſchahen ohne alles Ceremoniell, da die beiden gekrönten Philoſophen ſich nur rein menſchlich genießen und über die Angelegenheiten der Menſchheit berathen wollten. Hierauf trat Joſeph eine Reiſe durch Italien an, wo er ſich angelegen ſeyn ließ, alle Schätze der Kunſt und des Alterthums mit ſeinem reichgebildeten Geiſt auszubeuten. Später (1777) ging er nach den Niederlanden, welche damals Oeſterreich gehörten, und von Brüſſel nach Paris. Als der Krieg über die Erbfolge in Bayern, welche Oeſterreich anſprach und Preußen verweigerte, auszubrechen drohte, brannte Joſeph, mit ſeinem ruhmgekrönten Nebenbuhler ſich auf dem Schlachtfelde zu meſſen; aber die bedächtige Kaiſerin Mutter vereitelte dieſes durch einen raſchen Friedensſchluß. Es war ihre letzte Staatshandlung. Sie ſtarb 1780 und nun gelangte Joſeph II in ſeinen Erbſtaaten zur unbeſchränkten Herrſchaft.

Nächſt der Einführung der Gleichheit in dem erwähnten Sinne, beſchäftigten Joſeph noch zwei andere Angelegenheiten weſentlich: nämlich die Einſchränkung des Einfluſſes der Geiſtlichkeit und der päpſtlichen Gewalt und die Vertreibung der, ſeine Grenzländer ſtets beunruhigenden Türken aus Europa. Darin wurde er von ſeinem erſten Miniſter, dem berühmten Grafen von Kaunitz, unterſtützt. Sogleich eilte er daher nach Moskau, um mit der Kaiſerin Katharina von Rußland den Feldzug gegen die Osmanen zu berathen. In ſeine Staaten zurückgekehrt, legte er nun mit einer, die vorhandenen Zuſtände erſchütternden Eile die umformende Hand an Alles, was er als mangelhaft und ſtürzenswerth erkannt hatte. Zunächſt ertheilte er größere Preßfreiheit, und umgab ſich, wie ſchon als Mitregent, mit den ausgezeichnetſten Denkern ſeines Landes. Dann hob er die Verbindung der geiſtlichen Orden mit Rom mit einem Federſtriche auf; erließ das Toleranz-Edikt, vermittelte den Juden größere Duldung und Rechte; ſchaffte die Leibeigenſchaft ab; hob eine Menge von Mönchs- und Nonnen-Klöſtern auf, welche keine Schulen hielten oder ſich der Seelſorge oder Krankenpflege nicht weihten, ſo daß die Zahl der Geiſtlichen von 61,000 ſchnell auf 27,000 zuſammenſchmolz. Ueberhaupt wurde das Kirchenweſen verbeſſert, die Polizei reorganiſirt, die Todesſtrafe abgeſchafft, der Landbau gehoben — aber bei allen dieſen höchſt nützlichen Verbeſſerungen wurden die Privatrechte zu wenig geſchont, geſchahen empfindliche Eingriffe, welche beſonders die bevorzugten Klaſſen zur lauten Unzufriedenheit herausforderten. Der Papſt Pius VI, erſchreckt von den Reformen und der Einziehung der Kloſtergüter, begab ſich ſelbſt nach Wien, wurde mit Auszeichnung empfangen, konnte aber nichts ausrichten. Im folgenden Jahre beſuchte der Kaiſer ſogar den Papſt in Rom, aber es blieb bei dem Einziehen der Klöſter. Immer allgemeiner wurde die Unzufriedenheit, aber das Volk in Oeſterreich betete ſeinen Kaiſer an! — Als endlich die Staatsformen in allen Staaten in gleicher Weiſe eingerichtet werden ſollten, fanden ſich die bevorzugten Klaſſen der einzelnen Nationalitäten tief verletzt. In den Niederlanden erhoben ſich Adel, Geiſtlichkeit und der Stand der Advokaten, wiederholt gegen den Kaiſer, beſonders als die franzöſiſche Revolution ausbrach und unklare Wirren eindrangen. Die kaiſerlichen Beſatzungen wurden aus den Niederlanden vertrieben. Gleichzeitig empörte ſich Tyrol, welches von ſeinen eigenthümlichen Gewohnheiten und Rechten nicht laſſen wollte, und in Ungarn entſtand fürchterliche Gährung, denn hier verletzte der Verſuch, eine gleichmäßige Verfaſſung in allen Erbſtaaten einzuführen, am empfindlichſten das Nationalgefühl. — Auch mit Holland gerieth der Kaiſer (1784) wegen der freien Schifffahrt auf der Schelde in Händel. So ſtieß ſein zu raſch vorwärts getriebener Eifer für das Gute überall an, fand der Menſchenfreund Widerſtand und Anklagen, wo er Dank und Beifall gehofft hatte und dieſes Fehlſchlagen ſeiner Unternehmungen verletzte tief ſein Gemüth und rüttelte an ſeiner Geſundheit. Als er endlich 1787 Rußland zur gemeinſamen Thätigkeit gegen die Türken gewonnen hatte und nach Cherſon zu Katharina reiſte, um den Türkenkrieg einzuleiten, war er ſchon tief erkrankt; ließ ſich jedoch ſtarke Mittel verordnen, um das Uebel für die Dauer der Reiſe zu beſiegen. Aber auch im Felde hatte er Unglück. Der Feldzug ſcheiterte an dem falſchen Syſtem der Kriegsführung des General Lascy — noch verſtimmter und kränker kehrte der Kaiſer nach Wien zurück. Als endlich ſein (1789) erlaſſenes, auf gleichere Vertheilung der Laſten berechnetes Steuer-Geſetz nur neue heftige Unzufriedenheit erregte, und 1790 Ungarn, Tyrol und die Niederlande in offener Empörung aufzuſtehen drohten, warf es den an Gemüth und Körper leidenden Kaiſer auf das Todtenbett, auf dem er, veranlaßt von der, ſein Hinſterben benutzenden Umgebung, ſeine gleichmachenden Ideen widerrief, und das Meiſte in dieſer Beziehung Angeordnete, beſonders für Ungarn und Tyrol, wieder aufhob. — Kein Herrſcher hat den ſcheidenden Blick auf ſeine Handlungen und das, was er nachließ, mit größerem Schmerz und Unmuth gerichtet als Joſeph, und kein Herrſcher hat es weniger verdient als gerade er, der die ganze Welt und beſonders die ihm anvertrauten Völker mit der reinſten Liebe umfaßte. Frei in jeder Beziehung, war auch ſeine äußere Erſcheinung immer anſpruchslos. Im einfachen Bürgerkleide ging er allein, gewöhnlich nur von einem Begleiter in einiger Entfernung gefolgt, durch die Straßen, ſah und überzeugte ſich von Allem perſönlich, war Tag und Nacht unermüdlich, immer der Bürgerfreund und Menſch. — Sein Neffe, der verewigte Kaiſer Franz I. hat dem großen Oheim ein prächtiges, ehernes Standbild ſetzen laſſen zu Wien, welches den Kaiſer Joſeph darſtellt als römiſchen Imperator, wie er die Hand mehr ſegnend als befehlend ausſtreckt. Dies bezeichnet ſeinen Charakter: ſein Befehl ſollte ein Segen ſeyn. Das ſchönſte Denkmal hat ſich Joſeph aber ſelbſt geſetzt in der Inſchrift des kaiſerlichen ſogenannten Au-Gartens, den er dem Volke öffnete, und für deſſen Portal am Eingang von ihm die Worte beſtimmt wurden: „Allen Menſchen gewidmet von ihrem Schöpfer.“ Wollen wir ihn, der den Segen der Nachwelt verdient, um ſo mehr, weil er nur Leiden erndtete für Schritte, denen man, einmal gethan, endlich doch folgen mußte, in einem Zuge erkennen, mag es der ſeyn: Eine vornehme Perſon hatte ein Verbrechen begangen und man verwendete ſich bei dem Kaiſer Joſeph um Erlaß oder Milderung der Strafe; da erwiederte er: „Das Geſetz trifft ohne Unterſchied: wer ein Verbrechen begeht, muß es büßen. Ließe das Geſetz Unterſcheidung zu, könnte ſie grad am wenigſten den treffen, der die mindeſten Entſchuldigungen für ſich hat; ſonſt müßten ja eher noch tugendhafte Handlungen der untern Menſchenklaſſe höher angerechnet werden, da ihre Erziehung ihnen mindere Anleitung dazu giebt.“ v. S.

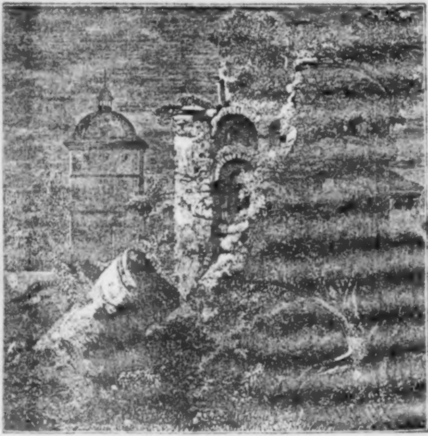
Das Heidelberger Schloſs.

Das Schloß zu Heidelberg, wenn auch zur Hälfte Ruine, iſt wegen ſeiner Großartigkeit ſowohl, als wegen ſeiner romantiſchen Lage und des Schatzes von hiſtoriſchen Erinnerungen, der ſich in ihm birgt, der anziehendſte Punkt in der Umgebung dieſer Univerſitätsſtadt. Ehemals der Sitz der Pfalzgrafen und Kurfürſten am Rhein, ragt es jetzt, ein Denkmal der entſchwundenen Mittelalterlichkeit, mit ſeiner halb erhaltenen, halb zerfallenen Herrlichkeit ehrwürdig in unſre Zeit herein. Der Jettenbügel, auf dem es erbaut, war — der Sage nach — einſt der Wohnplatz einer lieblichen Zauberin, Jetta genannt, welche den Menſchen das Zukünftige vorherſagte und ihnen Manches zu Liebe that. Der erſte Bau des Schloſſes beſtand aller Wahrſcheinlichkeit nach in einem römiſchen Caſtell, zur Zeit, als die Römer den ganzen Rhein abwärts ihre Befeſtigungen anlegten. Doch läßt ſich der Zeitpunkt ſeiner Gründung eben ſo wenig wie bei der Stadt ſelbſt beſtimmen. Erſt als Konrad von Hohenſtaufen es zu ſeinem Wohnſitz erwählte, gewann es Bedeutung. Aber die noch jetzt erhaltenen Namen der einzelnen Bauten gehen nicht einmal bis auf ihn zurück, ſondern der älteſte wird der Rupertsbau genannt, von Rupert dem Dritten, der ſpäter deutſcher König wurde, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Als unter der Regierung Ludwig's XIV, Königs von Frankreich, die Franzoſen, angeführt vom Marſchall Türenne, in das Elſaß und die Pfalz brachen, wurde dieſer Bau, wie viele andre Theile des Schloſſes, ein Raub der Zerſtörungswuth des franzöſiſchen Führers



Melac. Schon früher, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, hatten Stadt und Schloß Drangſale in Menge auszuſtehen, bald von den Schweden oder Franzoſen, bald von den Kaiſerlichen beſetzt; und namentlich war es der General Tilly, welcher, als er im September 1622 ſie mit Sturm eroberte, durch dreitägiges Sengen, Morden und Plündern die Stadt verwüſtete. Aber nichts von alle den Beſchwerden hatte ſo böſen Einfluß auf das Schloß als die Zerſtörung durch Melac im Jahre 1689. Der genannte Ruprechtsbau und der daran ſtoßende ſogenannte alte Bau, worin der Kaiſerſaal, wurden ein Opfer derſelben, doch hat man neuerdings in dem erſteren einen Saal wieder in Stand geſetzt zur Aufnahme von altem Rüſtzeug und Waffen. Auf dem Hofe vor dem alten Bau werden in neueſter Zeit die Heidelberger Muſikfeſte begangen. Tauſende von Hörern füllen dann den geſchmückten Platz, in welchem die Stimmen der Sänger und der Schall der Inſtrumente beſonders ſchön erklingen. An denſelben ſchloß ſich die alte Kapelle, ſpäter, nach Erbauung der neuen Schloßkapelle, in einen Saal verwandelt und von Friedrich dem Fünften, erwählten König von Böhmen, der Königsſaal genannt. Auch ſein früheres Anſehen hat durch die Verwüſtung verloren. Ziemlich erhalten iſt der Friedrichsbau, ein hohes, ſchönes Gebäude, etwa in der Mitte der Burg, am Dachſtuhl mit zwei Giebeln verſehen und mit Standbildern geſchmückt. Zwar wurde auch er zerſtört, doch zu gutem Anſehen wieder hergeſtellt durch Karl Philipp und nach dem Brande von 1764 durch Karl Theodor. Von hier gelangt man auf den großen Altan, neben welchem in einem eigenen Hauſe das große und berühmte Faß aufbewahrt wird, das nicht weniger als 283,200 Flaſchen hält, jedoch ſeit jenem Schloßbrande nicht wieder gefüllt wurde. Zwar nicht ohne verletzte Theile, aber nur unbedeutend beſchädigt iſt der neue Hof, der auch jetzt bewohnt wird. Nicht weit von dieſem erhebt ſich der achteckige Thurm, deſſen oberer Theil im Jahre 1550 vom Pfalzgrafen Friedrich II erbaut worden iſt; der untere runde Theil ſoll älter ſeyn. Er zeigt eben ſo ſchöne als kräftige Formen. Auf der andern Seite des Schloßhofes ſtehen der runde Thurm, in welchem ſich die Bibliothek befindet, durch zahlreiche Fenſter erleuchtet, dem Vermuthen nach von Friedrich dem Siegreichen gegründet, und der Otto-Heinrichs-Pallaſt. Die Hauptſeite dieſes ſchönen Baues geht nach dem Hofe hinaus. Eine Reihe von Statuen, ſo wie ein reicher Arabeskenſchmuck, zieren dieſelbe und machen ſie, bei der trefflichen architektoniſchen wie ſkulptoriſchen Ausführung, zu dem Prächtigſten unter den Baulichkeiten des Schloſſes. Leider iſt er durch die Zerſtörung im ſiebzehnten und den Brand im achtzehnten Jahrhundert hart mitgenommen, und man bemerkt die Spuren davon, trotz mehrerer Verſuche zur Wiederherſtellung. Ihm reihen ſich verſchiedene ökonomiſche Gebäude an, unter denen ſich mehrere Küchen und andre Räume zu häuslichen Dienſtbeſchäftigungen finden. In ihrer Nähe ſteht der Ziehbrunnen, bis zur Fläche des

Waſſers vier und fünfzig Fuß tief, im Jahre 1508 unter Ludwig des Fünften Herrſchaft in den Granitfels eingebauen. Den Ueberbau tragen ſechs Säulen, welche angeblich von Karl dem Großen aus Ravenna nach Deutſchland mitgebracht wurden. Denjenigen Thurm, welcher mit dem Beiwort der geſprengte bezeichnet wird,

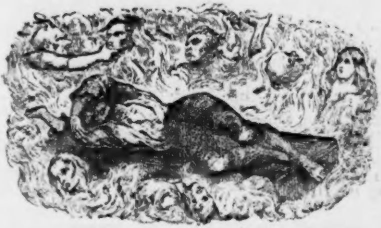


zeigt eine eigene Abbildung. Friedrich der Siegreiche war ſein wahrſcheinlicher Erbauer. Melac zerſtörte ihn durch eine Pulvermine, die jedoch nur ein großes Stück von ihm ablöſte und am Fuße des Thurmes niederwarf. Indem dadurch dem Blick des Beſchauers die Einſicht in das Innere des mit Moos und Geſtrüpp bewachſenen Thurmes eröffnet, und auch das ſeltſam liegende, doch nicht zerfallene Mauerſtück mit Pflanzen überwuchert iſt, gewinnt die Partie an maleriſcher Romantik. Auf der andern Ecke des Schloſſes, am Ende des Stückgartens, in den man durch die geſchmackvoll verzierte Eliſabeth-Pforte gelangt, zeigt ſich als ein nicht minder anziehender Punkt der Schloßruine der dicke Thurm. Am beſten iſt die nach dem Garten blickende Seite deſſelben erhalten, wo die Standbilder Ludwig des Fünften und Friedrich des Siegreichen in Mauer-Niſchen ſtehen, von immergrünem Epheu umſchlungen. Die andre Seite iſt gänzlich zerſtört und das eigentliche Meiſterſtück des wüthenden Melac. Zwiſchen dieſem Thurm und dem übrigen Theil des Schloſſes zog ſich der nach ſeiner Bewohnerin Eliſabeth, Prinzeſſin von England, Gemahlin Friedrich's des Vierten, der Engliſche zubenannte Bau. Er wurde zu derſelben Zeit zerſtört wie jener Thurm, deſſen Mauer vier und zwanzig Fuß in der Dicke mißt. Der daran noch erhaltene Theil kann beſtiegen werden und bietet einen ausgezeichneten Standpunkt zum Beſchauen der Stadt. Außer dem ſchon erwähnten, in den Granit getriebenen Ziehbrunnen befindet ſich noch ein Brunnen im Schloßhofe, in einer Schale beſtehend, aus der einſt das Waſſer emporſprang; jetzt iſt daſſelbe aber verſiegt und das Becken von Geſtrüpp bedeckt. — Friedrich der Fünfte ließ im Jahre 1616 durch den Architekten Caus den großen Schloßgarten anlegen, der damals prächtig mit Bildſäulen und Kunſtwerken aller Art geſchmückt geweſen ſeyn ſoll, aber ſpäter gänzlich verfiel. Erſt im Jahre 1804, unter der Regierung des für die Verſchönerung ſeines Landes thätigen Kurfürſten Karl Friedrich, wurde er durch Skell wieder geordnet und mit neuen Anlagen verſehen, jetzt die angenehmſten Spaziergänge bietend und leitend zu den ſchönſten Ausſichten weit über die Stadt und den Thalgrund. Für die Erhaltung dieſes Gartens, der Jedem eröffnet iſt und dem Studirenden wie den zahlreichen Reiſenden, welche Heidelberg beſuchen, zur angenehmen Erquickung gereicht, wird durch eine eigne über das Schloß und die dazu gehörenden Anlagen geſetzte Direktion auf das Zweckmäßigſte geſorgt. So vereint ſich das romantiſch Alterthümliche mit dem geſchmackvoll Neuen, um das Heidelberger Schloß zu einem der reizendſten Punkte der Rheingegenden zu machen. Kin.

Die beiden Träume.

I.

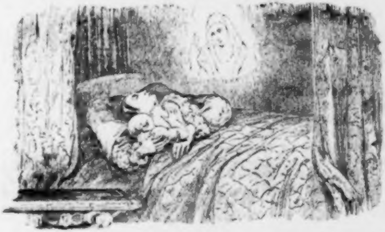
Rauſchende Muſik hallte von den goldenen Wänden wieder; der reiche Wucherer Alban ſchwelgte an dem fürſtlichen Mahle, das die Habe der Wittwen geſchmückt und die Thränen der Waiſen kredenzt hatten. Längſt war die Stunde der Mitternacht düſter vor dieſem erleuchteten Pallaſt vorüber gewandelt, der Strahl im Oſten röthete ſchon die Werkſtatt des fleißigen Künſtlers, als der Praſſer ſich taumelnd erhob und noch nicht völlig entkleidet auf das damaſtene Ruhebett und in einen Todtenſchlaf ſank. Plötzlich dünkte es ihm: er ſtürze endlos hinunter in den Abgrund der



Hölle; rings umher, bis in unermeßliche Ferne, die keines Menſchen Auge erreicht, wogte ein Feuermeer, in deſſen Tiefe die Verdammten gefeſſelt waren. Die Stille der Todten waltete überall. Hoch über der feurigen Lohe erhob ſich ein Rieſenfelſen, von den Thränen der Bedrückten gehärtet; auf ſeinem Gipfel ſtand das Zeitmaaß des Weltgerichts. Aus dem unerreichbaren Abgrunde tönte der langſame Pendulſchlag furchtbar herauf durch die Stille, und das Zifferblatt der Unendlichkeit, deſſen Zahlen in Sternenbildern ſich verloren, glühte, von dem Abglanz des feurigen Meeres geröthet, bis in das fernſte Dunkel. Zur Seite dieſes furchtbaren Maaßes des Weltgerichts ſtand der Engel der Verdammniß, die ſchrecklichen Blicke unverwandt auf den Zeiger geheftet, der langſam, wie die Qual des Verbrechens, ſich fortbewegte. Plötzlich erhoben ſich, auf den Schlag eines Donners, die Verdammten aus den flammenden Wogen; die Wuth der Reue zuckte in ihren Blicken, und der ewige Schmerz hatte ſich auf ihrem entſtellten Antlitz gelagert. „Welche Stunde iſt es?“ riefen ſie mit der Stimme der Verzweiflung. — „Die Ewigkeit!“ antwortete der Todesengel; „die Ewigkeit!“ — Und immer erhoben ſich die Verzweifelten und wimmerten: „Welche Stunde iſt es?“ und immer erſcholl die furchtbare Stimme: „Die Ewigkeit!“ — Alban ſprang von ſeinem Lager auf, bebend und voll Todesangſt. An den goldenen Wänden glänzte ihm der Wiederſchein der feurigen Lohe, und in ſeinem Innern tönte immer noch die Stimme des furchtbaren Engels; er ſtürmte in die Glocke, die erſtaunte Dienerſchaft ſtürzte herbei und fand den bleichen Sünder leblos zu den Füßen des Bettes hingeſunken. Fürwahr, eine Stunde in dieſem Vorgefühl der Vergeltung verlebt, kann ein Jahrzehend von Luſt nicht aufwiegen!

II.

Hinweg von dieſem Lager des beſtraften Frevels! Ihm mag die Nacht eine Ahnung geben, daß eine höhere Gerechtigkeit wach iſt, wenn Schlauheit irdiſcher Gerechtigkeit zu entgehen weiß! — Wechſele deine furchtbaren Schwingen, du Gott der Träume, und nimm mich auf dein roſenfarbenes Gefieder, mit welchem du zu den Schwanenbetten der reizenden Clementine ſchwebſt. So ſchlummert die Unſchuld, mit dieſem Lächeln wiegt die Tugend ihre Lieblinge ein! Der Zukunft ſchöne Ahnung wird der holden Schlummernden zur Gegenwart; auf einer Silberwolke ſchwebt ſie in die Gefilde der Seligen, die himmliſche Muſik der Sphären erklingt aus der Ferne; Wohlgerüche, ewig friſch und ſüß, duften um ſie her; ein heiterer Frühlingstag, der nie untergeht, wölbt ſich über ſie; von fern her wallt eine Schaar von freundlichen Geſtalten ihr entgegen, ſie winken ihr und nähern ſich allgemach; es ſind ihre Lieben, die in dieſe Gefilde voran geeilt waren. Einer dieſer Engel trennt ſich von dem Kreiſe; der ätheriſche Glanz, der ihn umgiebt, löſt ſich in Duft auf; die Geſtalt ſchwebt lächelnd auf ſie zu; — es iſt ihre Mutter. Clementine breitete die Arme aus, ſie flog ihr entgegen, um ſie an ihre Bruſt zu drücken — und als ſie erwachte, ſchmiegte ihr holder Säugling ſich an ihren Buſen; und deutlicher noch als ſonſt fand Clementine die Züge der ſeligen Mutter im Antlitz des Kindes.

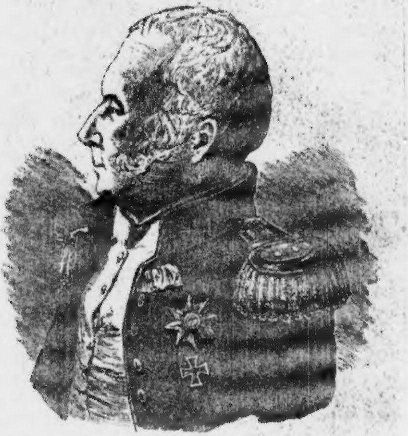


* * *

Träume ſind nichtig! — aber ein bös Gewiſſen macht ſie zu einer unabwerflichen, tödtenden Laſt. Träume ſind nichtig! — und doch, ſchuldlos Herz und Gewiſſen machen ſie ſtärkend und beſeligend

Mag Jeder ſein Gewiſſen rein bewahren,
Und nur das Glück des Schlafs und Traums erfahren!

Hermann von Boyen.



Dieſer preußiſche Ehrenmann iſt jetzt wirklicher Geheimer Staats- und Krieges-Miniſter, Mitglied des Staatsraths, General der Infanterie, Chef des erſten Infanterie-Regiments, Chef des Direktoriums des Potsdamſchen großen Militair-Waiſenhauſes, Präſident des Vereins für militairiſch-wiſſenſchaftliche Vorträge, Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, des Ordens pour le mérite und des Eiſernen Kreuzes Erſter Klaſſe, auch vieler fremder Orden.

Die Familie v. Boyen hat von je an, wie auch ihr Wappen zeigt, in dem Degen ihre Ehre geſucht. Der Vater des Miniſters, Johann Friedrich v. Boyen, Page bei Friedrich dem Großen in Rheinsberg, wohnte den drei ſchleſiſchen Kriegen bei, kommandirte vor der Erwerbung von Weſtpreußen, nach den Generalen

v. Peſling und v. Loſſow, den Grenz-Poſtirungs-Cordon gegen Polen und erwarb ſich für ein glückliches Gefecht den Orden pour le mérite. Er ſtarb 1777 als Ob. L. zu Pakoſz im Netzdiſtrikte und hinterließ aus ſeiner Ehe mit einem Fräulein v. Holtzendorff aus Gerlaucken einen Sohn, Hermann v. Boyen, welcher, in der Mitte des Jahres 1771 zu Kreuzburg in Preußen geboren, im elterlichen Hauſe und von Hofmeiſtern die erſte Erziehung bekam, und am 7. April 1784 als Gefreiter Corporal bei dem Infanterie-Regiment v. Anhalt, dem jetzigen erſten Infanterie-Regiment, ſich den Waffen weihte. Dieſer Eintritt in den Kriegesdienſt führte dadurch zu volksthümlicher Geſinnung hin, daß der Junker bei einem tüchtigen Unter-Offizier, Namens Maleſſa, gleichſam zum militairiſchen Elementar-Unterricht, in's Quartier gelegt wurde. Im Januar des Jahres 1787 als Offizier zum Infanterie-Regiment v. Wildau, dem jetzigen vierten Infanterie Regiment verſetzt, avancirte er in demſelben am 19. April des folgenden Jahres zum Seconde-Lieutenant, am 11. Juni 1796 zum Premier-Lieutenant, am 15. Juni 1799 zum Stabs-Capitain. In dieſe Jahre fallen für Herrn v. Boyen die wichtigſten geiſtigen und gemüthlichen Bewegungen; ja, man kann ſagen, daß in denſelben ſich ſeine ganze Zukunft mit ihrem Streben und Schaffen unerſchütterlich begründete. Einmal konnten des großen Königs Werke und des großen Königsberger Philoſophen Nähe auf ein ſo empfängliches Talent nicht ohne folgenreichſten Einfluß bleiben; dann brachte der Krieg in Polen, 1794, die erſte Poeſie in die Beſtimmung des Soldaten, erhöht durch das Glück, in demſelben, und bis in die Mitte des Jahres 1796 des kommandirenden Generals v. Günther Adjutant, Bewunderer und Freund zu ſeyn, und, nach deſſen Tode, ſein Biograph zu werden. Auch Freunde, welche noch jetzt in der alten Innigkeit zuſammenhalten, fanden damals ſich zu ihm: ihnen weihte er Günther's Leben, ihnen, die (wie er ſelber ſingt) mit ihm

„Die erſte Krieges-Fahrt durchlebt,
In dem waldbedeckten Lande,
An dem dunklen Narew-Strande,
Keck nach Kampf und Ruhm geſtrebt.
Hoch vor Allen glänzt aus jenen Zeiten
Günther, der durch kühnes Streiten
Siegte gegen Uebermacht;
Unerſchrocken in Gefahren
Schien er, an der Spitze ſeiner Schaaren,
Uns ein Stern in dunkler Nacht.“

Der Friede führte zu der Vorbereitung für den Krieg und zu den Studien zurück; denn die Wiſſenſchaften, welche des Soldaten Kunſt betreffen, und die Geiſtesbildung, welche ihn als Menſchen und als Bürger hoch erheben, waren und verblieben Boyen's unentbehrliches Bedürfniß: Dichtkunſt und Geſchichte, zumal die vaterländiſche Geſchichte und der klare Blick auf die Ideen und Ereigniſſe, die die Welt bewegen, boten immer unerſchöpflichen Genuß, und in hiſtoriſchen Geſängen und im Volkslied ſprach ſich vorzugsweiſe ſeine Muſe aus.

Auch reformatoriſch finden wir ſchon den jungen Stabs-Capitain. Bis dahin von der alten Zeit genährt, getragen, kommt er nun auf ernſtliche Bedenken über die Behandlung des Soldaten. Wie aber jeder neue, der bequem gewordenen Weiſe widerſtrebende Gedanke zu innerem und äußerem Kampfe führt: ſo ward auch Boyen's Anſicht, daß die Kriegeszucht fortan auf Ehre zu begründen ſey, nicht ohne alle Schmerzen reif. Neun Jahre früher, ehe (unter großer Gegenrede) der damalige Oberſt-Lieutenant v. Gneiſenau, zur Empfehlung der humanen neuen Kriegsartikel, ſeine „Freiheit der Rücken“ und General v. Scharnhorſt ſeine „Gedanken zur Bildung einer Armee aus lauter Landeskindern ſchrieb“, ließ der Hauptmann v. Boyen im Regiment Prinz George von Hohenlohe ſeine, Bartenſtein am 10. Auguſt 1799 niedergeſchriebene Anſicht „Ueber die militairiſchen Geſetze“ (in den Jahrbüchern der preußiſchen Monarchie) drucken, deren Quinteſſenz in folgenden Artikeln liegt: „Jede Strafe, die in einem andern Stande entehren würde, muß im Soldatenſtande doppelt ſchädlich ſeyn.“ — „Oeffentliche Beſtrafungen erzeugen Verachtung, gegen den Einzelnen ſowohl, als gegen den ganzen Stand.“ — „Dienſtvergehungen und Lüderlichkeit können, gerechter Weiſe, nicht mit gleicher körperlicher Züchtigung belegt werden.“ — „Wenn ein Geſetz zu hart iſt, ſo wird es leicht übertreten, denn das menſchliche Gefühl ſträubt ſich ſo lange dagegen, bis man es am Ende einſchlafen läßt.“ — „Unbefolgte Geſetze verleiten zu einer Geringſchätzung des Ganzen.“ — „Mißhandlungen, ſowohl körperliche, als auch mit Worten, erſticken alle Ehrbegierde.“ — „Ein jedes Zeitalter verlangt ſeine eigene Geſetzgebung: dasjenige Heer wird die beſte Disciplin haben, welches die menſchlichſte Geſetzgebung hat.“ — „Ein Bataillon guter Menſchen nützt mehr, als ein Regiment Falſtaffſcher Rekruten.“ — „Der Laſterhafte iſt brav, wo es was zu plündern giebt und ſo lange er im Glücke die Gefahr nicht kennt; der Tugendhafte bleibt ſich im Glück und Unglück gleich.“

Dieſe Abhandlung über die Militair-Geſetze ward der Wendepunkt in Boyen's Leben; denn, führte ſie auch (außer der unerſchütterlichen Anwendung auf die eigene Compagnie) keine unmittelbare Veränderung für ihn herbei, war doch der entſchiedene Charakter für die würdigſte Erfüllung des Berufes dargelegt; ja es war das Bedürfniß lieb gewonnen, jede geiſtige Erſcheinung in dem Dienſtbereiche prüfend zu durchdringen: und dieſe Uebung mußte ihre guten Folgen haben.

Bei dem ſehr bewölkten politiſchen Horizonte, nach den franzöſiſchen Gewaltthätigkeiten in dem preußiſchen Fürſtenthum Anwach, hatte der König, in der Idee, eine Schaar von tüchtigen Offizieren für ſeine Nähe zu gewinnen, das Gutachten über den zu erwartenden Krieg, gleichſam als eine Prüfung der Intelligenz in ſeinem Heere, aufgegeben. Boyen ſandte ſeinen Aufſatz, am 21. Auguſt 1806, von Bartenſtein nach Berlin, und er hatte das Glück, daß der Monarch ihn, zur Belohnung, beim Ausmarſch gegen die Franzoſen, in ſein Gefolge nahm.

In der verhängnißvollen Schlacht vom 14. Oktober ward Hr. v. Boyen am Fuße verwundet. In dem Hauſe des Oberforſtmeiſters v. Stein in Weimar ward er auf das Gaſtlichſte gepflegt: ohne welche theilnehmende Sorgfalt er den Leiden vielleicht erlegen wäre. Nach ſeiner Geneſung eilte er nach Preußen zur Armee und avancirte am 22. Juni 1807 zum wirklichen Capitain von der Armee, ward im Januar 1808 dem General-Stabe attachirt und den 31. Januar deſſelben Jahres zum Major befördert. In dieſen wenigen Thatſachen iſt Boyen's ganze Zukunft ausgeſprochen: denn — er war von den Männern erkannt und angezogen worden, welche mit ihm ſich Preußens Zukunft weihten. Als nämlich der Oberſt v. Scharnhorſt im November 1807 zum General-Major befördert und mit der Reorganiſation der Armee beauftragt wurde, auch, ein Jahr ſpäter, den Militair-Vortrag in des Königs Kabinet ganz allein bekam, da blieb die Neu-Geſtaltung unſrer Waffen-Macht, zur Wiedererhebung des Vaterlandes, ſein Haupt-Augenmerk. Boyen ſpricht das ſelbſt in ſeinen Beiträgen zur Kenntniß des Generals v. Scharnhorſt aus, indem er ſagt: „Als nach dem Tilſiter Frieden ich zu den Arbeiten der damaligen Reorganiſations-Kommiſſion hinzugezogen wurde, und dadurch in ein näheres Verhältniß mit Scharnhorſt und Gneiſenau trat, habe ich in allen häufigen, vertraulichen Unterredungen mit dieſen Männern nur immer den Grundgedanken gefunden, daß, im Fall eines damals ſehr zu beſorgenden, überraſchenden Angriffs von Frankreich, man mit einer allgemeinen Landesbewaffnung für die Erhaltung des Königs und ſeines Geſchlechtes kämpfen, und im übelſten Falle nur mit den Waffen in der Hand ehrenvoll untergehen müſſe.“ Den Männern, welche mit Scharnhorſt damals einhellig wirkten, verdankt das Vaterland ein, in äußerer Bildung, wie in Geiſt und in Geſinnung durchaus neues Heer, und das muß ihnen um ſo höher angerechnet werden, da ſie nicht ohne ſchweren Kampf mit den Verfechtern des abgelebten Alten ſiegten. Boyen's Aufgabe war, unter Anderm, die weitere Ausführung der Scharnhorſtiſchen Idee des Krümper-Syſtems. Nach einem Zuſatz-Artikel des Tilſiter Friedens ſollte nämlich Preußen künftighin nur 24,000 Mann Infanterie, 6000 Mann Kavallerie, 6000 Mann Artillerie und 6000 Mann Garden, 42,000 Mann im Ganzen, ohne Reſerven, halten. Napoleon, der mißtrauiſche franzöſiſche Gewalthaber, konnte indeß nicht hindern, daß dieſe kleine Macht aus lauter

Landeskindern, ganz auf Ehre und Patriotismus gegründet, die Leibesſtrafen wie das Privilegium der Geburt entfernte, und ihr Offizier-Corps in den Talenten und in den Verdienſten ſuchte, auch nicht mehr aus den alten Regiments-Kantons, ſondern aus der geſammten kriegesfähigen Nation ihre Ergänzung holte. Jede Abtheilung dieſer neuen preußiſchen Armee hatte ihr Depot, in welchem unausgeſetzt Rekruten geübt, ſtatt der gedienten Soldaten eingeſtellt und, ſobald ſie ſelbſt den Kurſus durchgemacht, auch wiederum entlaſſen wurden. Für dieſe, fort und fort in großen Schaaren Beurlaubten wählte Boyen den Namen „Krümper", welcher in der Provinz Preußen, auch in andern Gegenden, zur Bezeichnung einer Zugabe zu dem ordentlichen Maaße, mit Rückſicht auf den möglichen Verluſt des Ganzen, üblich iſt. Dieſes Krümper-Syſtem bereitete die ſchlagfertige Armee von 1813 ſo erfolgreich vor, daß aus den, mit Laufpäſſen entlaſſenen Krümpern, im Augenblick der Kriegserklärung, nicht nur jedes der zwölf Feldregimenter mit einem dritten Bataillon verſtärkt werden, ſondern daß auch noch dreizehn Reſerve-Regimenter (zu drei Bataillonen) alsbald ausrücken konnten. In gleicher Art war die Artillerie beſorgt und eine Anzahl Kavallerie-Stämme nahm die Landwehr-Kavallerie auf.

Boyen's Wirkungskreis wuchs, als er, am 3. Februar 1810 zum Direktor der erſten Diviſion des Allgemeinen Krieges-Departements ernannt, den Vortrag in Militair-Angelegenheiten bei dem Könige bekam. — Nur mit Schmerzen ſagte er ſich von ſo ſegensreicher Thätigkeit los, als ſein Herr (1812) für Napoleon ein Armee-Corps ſtellen mußte: er überwand ſich ſelbſt und folgte hier, wie immer, ſeiner Ueberzeugung. Nachdem er von dem Könige am 11. März als Oberſt, mit Beibehaltung der Uniform des Allgemeinen Krieges-Departements, in Gnaden entlaſſen worden, ging er nach Rußland. Aber kaum ein Jahr währte dieſe Trennung: denn in dem Augenblick der wichtigſten Veränderung für das Vaterland traf er in Breslau ein. Er reihte ſich an alle Edle und Große als an ſeine Freunde an, und ſah in patriotiſcher Begeiſterung ſich verwirklichen, was ſeit ſechs Jahren weislich vorbereitet war.

Was Boyen in dem großen Kampfe mitgerungen, iſt durch ſeine Stellung angedeutet: er ward nämlich 1813 am 9. März Oberſt im General-Stabe, am 22. Dezember General-Major; und er wohnte, als Chef des General-Stabes des dritten (des Bülow'ſchen) Armee-Corps, allem Glanze, allen Mühen und Gefahren dieſer Heldenſchaar bei, deren Reihenfolge durch die Namen Luckau, Groß-Beeren, Dennewitz, Leipzig, durch die Befreiung Hollands, durch den Siegesmarſch durch Belgien, durch die Schlacht bei Laon und den Einzug in Paris zu bezeichnen iſt.

Mit der Ernennung zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegs-Miniſter, am 3. Juni 1814, wuchs der Kreis von Boyen's

Thätigkeit, und was ſeitdem für Heer und Landwehr, wie ſie jetzt beſtehen, zunächſt zum Kampfe des Jahres 1815, er gewirkt, geſorgt, iſt noch in friſcheſter Erinnerung.

Ein Verdienſt aus dieſer Zeit müſſen wir dem Miniſter v. Boyen ausdrücklich zur beſonderen Ehre rechnen, nämlich die Veranlaſſung des Geſetzes über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegesdienſte, vom 3. September 1814. Dieſes Geſetz iſt darum von doppelt weſentlicher Bedeutung, weil die alte Kanton-Verfaſſung mit ihren Exemtionen (ſeit dem 27. Mai) ſich, als Rückſchritt, ſchon wieder geltend machte. Solche Einrichtungen und ſolche Privilegien aber widerſprachen durchaus dem Geiſte, welcher die Wege nach Paris gebahnt und in deſſen Sinne nun das neue Geſetz, alle ältere, über die Ergänzung der Armee beſtehende Verordnungen aufhebend, ſagte: „Jeder Eingeborne, ſobald er das 20. Jahr vollendet hat, iſt zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet.“ — „Die bewaffnete Macht ſoll beſtehen aus dem ſtehenden Heere, der Landwehr des erſten Aufgebots, der Landwehr des zweiten Aufgebots und aus dem Landſturm.“ — „Gebildet wird die ſtehende Armee aus Denjenigen, die ſich, mit Rückſicht auf weitere Beförderung, zum Dienſt melden und den in dieſer Hinſicht vorgeſchriebenen Prüfungen ſich unterwerfen, aus den Freiwilligen, die ſich dem Kriegesdienſt widmen wollen, aber keine Prüfung beſtehen können, und aus einem Theil der jungen Mannſchaft der Nation vom 20. bis zum 25. Jahre.“ — „Die Landwehr des erſten Aufgebots iſt bei entſtehendem Kriege zur Unterſtützung des ſtehendes Heeres beſtimmt, ſie dient gleich dieſem, im Kriege, im In- und Auslande; im Frieden dagegen iſt ſie, die zur Bildung und Uebung nöthige Zeit ausgenommen, in ihre Heimath entlaſſen. Sie wird ausgewählt aus allen jungen Männern vom 20. bis zum 25. Jahre, die nicht in der ſtehenden Armee dienen, aus denjenigen, die in den Jäger- und Schützen-Bataillons ausgebildet worden, aus der Mannſchaft von dem 26. bis zurückgelegtem 32. Jahre.“ — „Die Landwehr des zweiten Aufgebots iſt im Kriege entweder beſtimmt, die Garniſon oder die Garniſon-Bataillone durch einzelne Theile zu verſtärken, oder ſie wird nach dem augenblicklichen Bedürfniß auch im Ganzen, zu Beſatzungen und Verſtärkungen des Heeres gebraucht. Sie wird aus allen Männern, die ſowohl aus der ſtehenden Armee, als aus der Landwehr des erſten Aufgebots heraustreten, und aus den Waffenfähigen bis zum zurückgelegten 39. Jahre ausgewählt.“ — „Der Landſturm tritt nur in dem Augenblick, wenn ein feindlicher Anfall die Provinzen überzieht (auf des Königs Befehl) zuſammen; im Frieden iſt er einer beſondern Beſtimmung unterworfen, wie er von der Regierung zur Unterſtützung der öffentlichen Ordnung in einzelnen Fällen gebraucht werden kann; er beſteht aus allen Männern bis zum 50. Jahre, die nicht in das ſtehende Heer und die Landwehr eingetheilt ſind; aus allen Männern, die aus der Landwehr herausgetreten ſind und aus allen rüſtigen Jünglingen vom 17. Jahre an."

Dieſes große organiſche Geſetz ſicherte die Erfolge der errungenen Waffenthaten, es entwickelte im Volke eine immer friſche moraliſche Kraft und ſieghafte Zuverſicht; und, ſo wie es gleich Anfangs den allgemeinen Wünſchen gemäß erſchien, ſo hat es ſeine Volksthümlichkeit auch fort und fort bewährt.

Auch die Friedensjahre, nach ſo ſeltenen Siegen, machten an den Pfleger der Armee und Landwehr große Forderungen: der klaren Einſicht und der patriotiſchen Begeiſterung wurde ſelbſt das Schwerſte leicht, und die Gnade des Monarchen, welcher ſeinen Kriegesminiſter am 2. April 1818 zum General-Lieutenant beförderte, fügte dem erhebendſten Bewußtſeyn äußere Anerkennung und Belohnung bei. — Bald aber traten wiederum Momente ein, wo, in dem Kampfe mit der Wirklichkeit, die Ueberzeugung ſchwere Opfer heiſchte: — am Weihnachtstage 1819 erhielt der Miniſter v. Boyen, auf ſein Anſuchen, den Abſchied mit Penſion.

Boyen hatte ſich als Soldat, als Staatsmann, als Patriot und Freund ſo viele Freunde und Verehrer erworben, daß ſein Ausſcheiden von Geſchäften als ein öffentlicher Verluſt, auch vom Volke, gefühlt, gewürdigt wurde. Ihm ſelbſt war die Muße keine Freude; aber, als Charakter, das heißt als ein Mann, deſſen Handlungen in Einklang ſtehen mit ſeinem Denken und mit ſeinem Fühlen, faßte er auch dieſe Schickung auf, und dieſe innere Einheit, die Wurzel ſeiner geiſtigen und ſeiner ſittlichen Größe, machte, daß er zwanzig Jahre wie ein Held gefeiert und doch den Augenblick wie ein Kind genoſſen hat. Geſchichte und Poeſie, die beiden Genien, welche in früher Jugend ihn zum Staatsmann, zum Soldaten und zum Menſchen weihten, ſie traten hold und ſegnend wieder ihm zur Seite, und nährten ihn mit allen Kräften, welche, trotz der Jahre, den Körper friſch erhalten, während ſie Geiſt und Gemüth mit immer ſchönen Gaben zieren. Raſtlos und vorwärts im Sehnen und im Streben, huldigte er dem Geiſte des großen Kurfürſten, des großen Königs, der großen, von ihm ſelbſt mit geſchaffenen Vergangenheit — in unerſchütterlicher Hoffnung einer immer herrlicheren Entwickelung des Vaterlandes:

„Schwert, Licht und Recht, die heil'ge Drei,
Die Loſung und das Feldgeſchrei
In Glück, wie in Gefahren"
galt ihm als „unſer Reichspanier,
Der Hohenzollern ew'ge Zier
Auf ihren Herrſcherbahnen."

Dies tröſtete, wenn es zu dunkeln ſchien, dies trug den immer hellen Blick des Flammen-Aug's durch alle Nebel unwillkommner Zeiten, dies ſprach ſein Lied der Weihe bei des Löwen Schlummer auf ſeines Freundes Scharnhorſt ſtill enthülltem Grabdenkmale zuverſichtlich aus.

Der neue König erwies dem theuern Patrioten ſich bald durch die Berufung in den Staatsrath gnädig. Dann gab er ihn, durch ein eigenhändiges Schreiben vom 14. Oktober 1840, dem aktiven Kriegesdienſt zurück, damit er „als der Gründer der Landwehr" bei der Huldigung am andern Tage ohne die Inaktivitäts-Dienſtzeichen erſcheinen könne. — Am 22. November ward Herr v. Boyen zum General der Infanterie im aktiven Dienſt, mit Patent vom 15. Oktober 1840, befördert, am 1. März 1841 aber zum Wirklichen Geheimen Staats- und Krieges-Miniſter, und zwar, ſeinem früheren Miniſter-Patente nach, als das älteſte Mitglied des Geheimen Staats-Miniſteriums ernannt. Der Miniſter v. Boyen trat dieſes Amt ſogleich mit der Lebendigkeit und Geiſtesfriſche an, die er ſich durch Körperübung und durch Studien bewahrt. Die Geſchichte und der Blick auf's Leben, welche ihn von früh an eigentlich zum Staatsmann ausgebildet, erhielten ihn ſtets vertraut mit der Regierung und dem Kriegesheere; und — als er wieder zu Geſchäften kam, — da war er bald wieder überall ſo eingeübt, als wäre er nie davon entfernt geweſen.

Wie der König ſeinen würdigen General und Miniſter ehre, zeigte er 1841 in Sommerſchenburg bei Magdeburg, unmittelbar nach der Enthüllung des, dem Feldmarſchall Grafen von Gneiſenau, am Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, daſelbſt geweihten Denkmals, indem er ſich durch den Major Grafen Auguſt von Gneiſenau, den älteſten Sohn des Verewigten, das Band des ſchwarzen Adler-Ordens ablöſen ließ, zum General v. Boyen trat und demſelben dieſes Band überreichte, um ihn, als einen Freund des Verſtorbenen, der es einſt getragen, an dieſem feierlichen Tage damit zu ſchmücken; der König umarmte dann den General.

Der Miniſter v. Boyen iſt auch ein Mann des Volkes und vom Volke geliebt, und ſeine Lieder ſind bei öffentlichen Freudenfeſten ein ſtehender Geſang geworden, zum Zeugniß, daß ſein patriotiſches Bekenntniß allgemeine Stimmung war.

Aus der glücklichen Ehe mit der jüngſten Tochter des Kammer-Aſſiſtenz-Raths Berent in Gumbinnen, ſind dem Miniſter v. Boyen ein Sohn (Lieutenant im großen Generalſtabe) und drei Töchter am Leben.

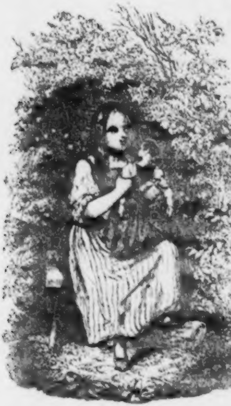
Lieber Leſer, bitte Gott mit uns, daß er dem Könige, dem Vaterlande einen ſo treuen und ſo weiſen Miniſter noch lange Jahre erhalten wolle! Profeſſor Preuß.

Wild erwachſene Roſe.

(Nach dem Däniſchen des H. C. Anderſen.)

Dort in der kurzen Straße, die ſo ſchmal iſt, daß man unwillkürlich hinein ſchauen muß in die Fenſter, dort erblickt' ich ein

Weib — ſie war's! Als Kind kannt' ich ſie vor ſechszehn Jahren. Auf dem Dorfe draußen ſpielte ſie in des alten kranken Küſters Garten; die Roſenhecken waren ſchon bejahrt und verwildert, ſie wuchſen in die Gänge herüber und hinauf in die Aepfelbäume, und nur vereinzelt gewahrte man noch eine Roſe, nicht ſo ſchön, wie die Königin der Blumen es ſeyn kann; die Farben aber waren da und der Duft fehlte nicht.



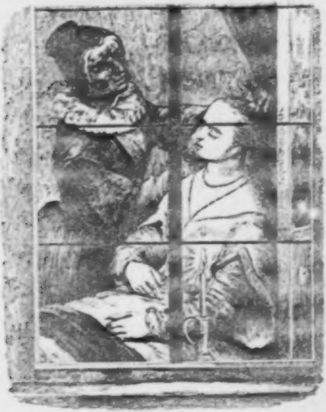
Eine viel ſchönere Roſe ſchien mir des Küſters kleine Enkelin; auf ihrem niedrigen Schemel ſaß ſie unter der allzu ungebunden wachſenden Roſenhecke, und küßte ihrer Puppe die zerdrückten Wangen von Pappe.

Im prunkenden Ballſaal ſah ich ſie wieder, es mochte zehen Jahre ſpäter ſeyn; des reichen Handelsherrn allerliebſte Braut war ſie und ich freute mich ihres Glückes, dachte für ſie gern an Sonſt und Jetzt. Aber meine Roſe wuchs auch hinaus über den ge-

zogenen Weg, ſie rankte hinan zu dem, der ihr beſſer gefiel als der Bräutigam und der doch nicht Bräutigam ſeyn wollte.

Heut nun ſah ich den letzten Akt. In der kurzen Straße, die ſo ſchmal iſt, lag ſie auf ärmlichem Lager, krank zum Sterben, und die böſe Wirthin, kalt und habgierig, zog den Vorhang weg und ſagte grollend: „Steh' auf, Du! Deine Wangen ſind abſchreckend blaß, färbe ſie, putze Dich, ſchaffe Geld, oder die Straße iſt Dein! Erhebe Dich, raſch!“

„In meinem Herzen iſt der Tod!“ ſtöhnte ſie; „laß mich ruhig hinweg ſchlummern aus dem Elend!“



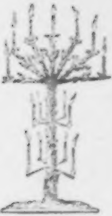
Doch Jene riß ſie empor, zuthätig ſchminkte ſie ihr die Wangen, ſchlang Roſen in ihr Haar, zog ſie zum Fenſter, ſorgend, daß der Lichtſchein ſie grell traf, und dann ging ſie fort.

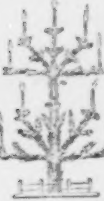
Ich aber ſtarrte die Roſe aus des alten Küſters Garten an; unbeweglich ſaß ſie eine Weile, plötzlich rührten ſich die Hände krampfhaft, ſie falteten ſich raſch, fielen nieder; — eine der Scheiben war zerſchlagen, ſie ſaß indeß wieder unbeweglich ſtill, von der beleuchteten, durch Zugluft bewegten Gardine gleich einer flammenden Fahne umweht — ſie war todt.

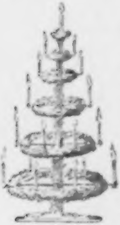
Ich nahm einen ſchweren Eindruck mit heim: — arme Roſe aus des alten kranken Küſters vernachläſſigtem Garten! In der Erziehung verſäumt und vergeſſen, hätte die Sitte dich ſtützen können; warum drängteſt du ſie, des Weibes feſteſten Stab, hinweg, um der Eitelkeit willen, die ein ſchwankend Rohr iſt, dich in den Abgrund des Elends und in ein frühes Grab ſtürzte!

Der Chriſtbaum.

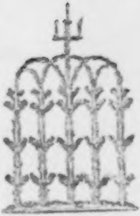
Mit Recht beklagt man ſich über den immer mehr fühlbar werdenden Mangel des Holzes und die dadurch folgerichtig ſteigenden Preiſe deſſelben. Man ſucht von Seiten der Regierungen durch geſchärfte Forſtgeſetze, durch wohlgemeinte Vorſchläge zur Verbeſſerung der Holz-Kultur zu helfen, und doch überſieht man dabei einen Punkt, der, ſo unbedeutend er auch beim erſten Anblick ſcheint, doch eine ernſtliche Erwägung und Berückſichtigung verdient: ich meine nämlich das Abſchneiden und Verwenden junger Tannen zu ſogenannten Chriſtbäumen. Nimmt man in den deutſchen Staaten 30,000,000 Einwohner an und läßt ſie aus 5,000,000 Familien beſtehen, wovon nur der zehnte Theil das Weihnachtsfeſt durch einen Chriſtbaum ſich verherrlicht, ſo ſtellt ſich die Anzahl von 500,000 jungen Tannen heraus, welche jährlich der Freude geopfert werden, wovon wir und unſere Nachkommen die nachtheiligen Folgen nothwendig empfinden müſſen. Denn ein junger, aus einer Pflanzung herausgeſchnittener Baum (und immer wählt man die beſten) wird in der Regel durch neue Anpflanzungen nicht wieder erſetzt, da man theils den Verluſt nicht ſogleich bemerkt, theils auch die Mühe ſcheut. So trägt zur Lichtung der Wälder ein altes Herkommen nicht wenig bei. Der Chriſtbaum iſt aber eine liebe und ehrwürdige Sache, und nimmermehr möcht' ich weder den Kindern noch den Eltern, denen vor ſolch einer Weihnacht-Beſcherung das ganze Herz in die Jugendzeit zurückkehrt, die Freude ſchmälern; das iſt aber auch nicht nöthig, denn Hülfe giebt's überall. Wie wär' es alſo, wenn man, ſtatt gleich ein ganzes Stämmchen zu nehmen, ſich mit Tannenzweigen begnügte! — wie dies hier und da ſchon geſchieht. Man nimmt einen Stab von beliebiger Größe, in der Form eines Baumſtämmchens, giebt ihm die Farbe eines ſolchen, bohrt eine beliebige Anzahl Löcher und fügt in ſelbige Tannenzweige ein. Der Anblick iſt bei ſeiner täuſchenden Natürlichkeit um ſo ſchöner,

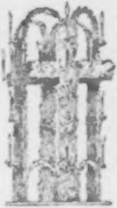


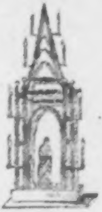




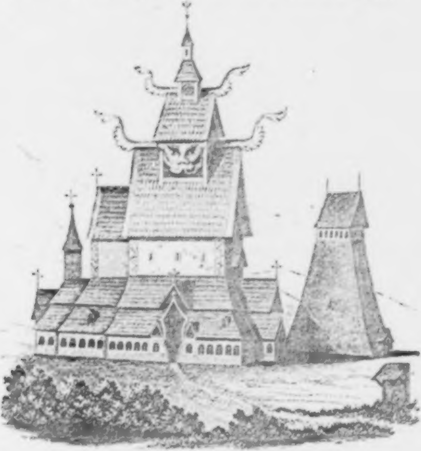
je größer die Gleichheit, welche rückſichtlich der Zweige erzielt werden kann. Und da es in unſrer Zeit, wo bei der fortſchreitenden Induſtrie alle Köpfe geöffnet werden müſſen für neue Gedanken und Formen, ſehr zweckmäßig iſt, die Jugend frühzeitig darauf hinzulenken, bietet eben der Chriſtbaum hiezu eine gute Gelegenheit, indem aus den Tannenzweigen die mannigfachſten Gebilde entſtehen können. Dieſem Vorſchlage ſind ſechs ſolcher Muſter beigefügt, die ſich durch Biegen der Zweige und wenn man Stämmchen damit umwindet, erlangen laſſen; andere Formen wären noch in Menge zu finden. Einmal gut angeregt, würde die reifere Jugend ſchon ſuchen, ſich ſelbſt ſinnreich zu zeigen und das hätte gewiß auf die Erfindungskraft überhaupt einigen Einfluß; — ein zweiter Vortheil zum hauptſächlichen, daß nun die jungen Tannen in den Wäldern zu alten werden könnten, wofür der Nachkommen Segen uns gewiß iſt! — Verſuchen wir's, was Alles aus Tannenzweigen ſich machen läßt: ich ſehe gar nicht ſcheel dazu, wenn man meine Muſter übertrifft.







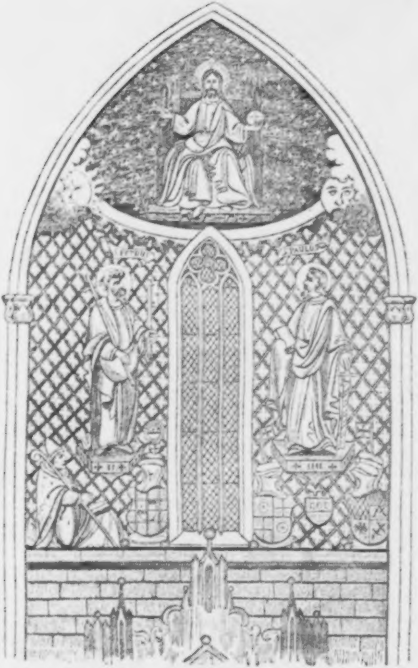
Die
Kirche zu Burgund in Norwegen.



Seitdem der Landſchafter Achenbach die Scheeren Norwegens befahren, die Waldſtröme des Dovrefield und die Meerſtröme der öden Nordküſte auf die Leinwand gezaubert hat, ſind uns die entfernteſten Thale, die verborgenſten Denkmale des Nordlandes zugänglich geworden. So wurde uns denn auch die ſeltſam geformte Kirche eines norwegiſchen Küſtendorfes, Burgund, bekannt, deren Abbildung wir vor uns ſehen. Obgleich nur aus Holz gebaut, gleich den meiſten Kirchen Norwegens, iſt ſie doch eine der urälteſten dieſes Landes und führt uns an die Wiege unſrer germaniſchen Kunſt, aus der freilich im Süden, in Deutſchland, Schöneres hervorging. — Wie unter ſo zerſtörendem Himmel ſich bis zu unſrer Zeit dieſer Holzbau erhalten konnte, erklärt ſich dadurch, daß die Stämme, aus denen er zuſammengefügt, nach einer beſtimmten Reihe von Jahren wieder friſch getheert, vorher aber immer die ſchadhaften Balken herausgenommen und durch neue erſetzt werden. — Die Kirche iſt, nach Art unſrer lombardiſchen Bauten, mit einem Lov-Gange umgeben, und hat den Glockenthurm nicht unmittelbar mit ſich verbunden, ſondern etwas ſeitwärts, wie dies in mehreren chriſtlichen Ländern gebräuchlich. Das Alter dieſer Kirche können wir nicht angeben, ſagt ſie doch mit ihrer Form ſchon ſelbſt, daß ſie aus fabelhafter Zeit zu uns herſchaut. Wbl.

Der Kölner Dom.

Die Erbauung und gänzliche Vollendung dieſer größten, großartigſten und ſchönſten aller chriſtlichen Kirchen des Mittelalters iſt jetzt eine Zeitfrage geworden. — Engelbert, Graf von Berg, Erzbiſchof von Köln und Verwalter des Kaiſerreiches während der Abweſenheit Friedrich II, einer der hellſten Köpfe ſeiner Zeit, entwarf den Plan zu dem Bau, der von ſeinem Nachfolger im Amte nach der Ermordung des großherzigen Fürſten, von Konrad von Hochſtäden im Jahr 1248 begonnen wurde. Bis zum Jahr 1499 wurde noch gebaut, und glücklicherweiſe dann inne gehalten, als die deutſche Kunſt durch franzöſiſchen Einfluß und ſchaale Ziererei ausartete, als Geſchmackloſigkeit und Wuſt an der Tages-Ordnung, die ſich nun wohl in der innern Auszierung des Gotteshauſes geltend machen, aber nicht den Hauptformen aufdringen konnten, ſo daß die letzte Spur dieſer Zeit deutſcher Erniedrigung in einigen Jahren ganz verſchwunden ſeyn wird. Die Länge des vollendeten Domes beträgt 400 Fuß, die größte Breite im Kreuzdurchſchnitte 200. Er hat die Geſtalt eines lateiniſchen Kreuzes, deſſen Hauptſtamm oben mit der Rundung (dem Kringe) ſchließt. Die weite Halle des Gebäudes wird von 64 freiſtehenden Säulenbunden gehalten, deren vier mittleren 30 Fuß Umfang haben und aus 16 Säulen beſtehen, wogegen die übrigen nur 20 Fuß im Umfang halten. Alle Säulen tragen Knäufe von dem mannigfaltigſten Laubwerke und laſſen Baldachine und Fußgeſtelle verſchwellen, auf denen Deutſchlands Schutzheilige Platz finden ſollten. Vollendet, und zwar ganz vollendet iſt bis jetzt das Empor, der obere Kreuzbalken des Gebäudes, lediglich für die dienenden Prieſter beſtimmt, wo das 150 Fuß hohe Gewölbe auf 14 Säulen ruht, an denen die zwölf Apoſtelbilder mit der Bildſäule des Erlöſers und ſeiner Mutter, auf das Reichſte angemalt und vergoldet, die bedeutende Höhe altdeutſcher Bildhauerkunſt bekunden. Alle Knäufe der Säulen, alle Läuber des Frieſes ſind vergoldet; um den erſten Lovgang, in den Spandrillen, Engel durch den Pinſel angebracht,


PAULUS

die ebenfalls von einem frühen Aufſchwunge der Malerei Zeugniß geben und ſich ſo lange Jahrhunderte hindurch erhalten haben, weil ſie in den Zeiten des Ungeſchmackes mit Tünche bedeckt worden waren. Ueber dem Hochaltare, im geheimnißvollen Oſterei, iſt das Bild des Welterlöſers wieder hergeſtellt, und die Wand, welche das Empor ſchließt, weil der hinter ihr liegende Theil der Kirche noch nicht zur Hälfte der Höhe gediegen iſt, einſtweilen nach den alten Ueberbleibſeln von Malerei durch den rheiniſchen Künſtler Guſtav Laſſinski wieder auf das Sorgfältigſte geſchmückt worden. Ueber dem Fenſter dieſer Wand ſchauen wir Chriſtus den Weltrichter, zu Seiten des Fenſters die beiden Apoſtel Petrus und Paulus, die Schirmer des Baues; unter den Füßen des heiligen Petrus wahrſcheinlich den Stifter der alten Gemälde, einen betenden Biſchof, auf der andern Seite die Wappen des deutſchen Volkes, die Schilde der Kurfürſten mit ſchwarzrothgoldenen Bannern überwoben. Sobald die ganze Halle fertig ſeyn wird, muß dieſe Mauer, die wir in dieſem Holzſchnitte geben, mit der Orgel, die an ſelber lehnt, fallen, dafür würden aber die darauf befindlichen Gemälde in's Fenſter des Hauptportales als Glasgemälde hinausrücken, und ſo wird dann die Rieſengröße des Gebäudes, das man jetzt nur theilweiſe einſehen kann, auf den erſten Blick zu erkennen ſeyn. In der unteren Empor-Einfaſſung ſind auf dem Stein auch alte Gemälde angebracht, die vielleicht noch ein Jahrhundert älter als die früher erwähnten ſind und ebenfalls durch eine, in den Zeiten des Ungeſchmacks darüber angebrachte Tapete gerettet wurden. Die Sitze für die Prieſterſchaft in dem Empor ſind alle prachtvoll aus Holz geſchnitzt, und miſchen den gewagteſten Humor vielfach mit dem heiligſten Ernſte, nach dem Geiſte damaliger Zeit. Manches Zerſtörte an äußerer Zier iſt freilich noch im Empor zu erſetzen, unter der Leitung des trefflichen Baukünſtlers Zwirner aber wird dieſes, wie die Vollendung des ganzen Werkes keine Schwierigkeiten mehr haben, wenn nur Frieden und dadurch volle Baukaſſe erhalten wird. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß bei der nun beendigten Wiederherſtellung des Beſchädigten am alten Bau, die beinahe funfzehn Jahre gedauert, kein Menſch verunglückt, wohl aber einer von der höchſten Höhe gefallen, jedoch mit der Ferſe in einem Zierrath wie in einem Stiefelknecht, den Kopf zu unterſt, hängen geblieben, bis ihm durch Taue und Leiter Hülfe geleiſtet werden konnte.

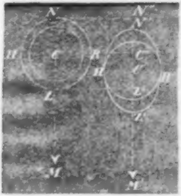
W.

Ebbe und Fluth.

Wer's nicht klarer weiß, wird ſich wenigſtens noch aus „Robinſon Cruſoe" erinnern, daß innerhalb vierundzwanzig Stunden das Meer zwei Mal ſteigt und zwei Mal fällt. Lange fortgeſetzte Beobachtungen, die das Bleibende, Regelmäßige von dem

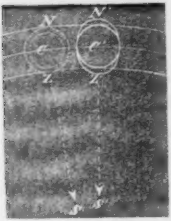
Zufälligen in dieſer für Küſtenbewohner und Seefahrer ſo wichtigen Erſcheinung gehörig geſondert haben, lehren uns darüber etwa Folgendes: Die Zeit, innerhalb welcher ein doppelter Wechſel zwiſchen Ebbe und Fluth erfolgt, iſt im Durchſchnitt vierundzwanzig Stunden funfzig Minuten; die höchſte Fluth findet immer einige Zeit nach dem Durchgang des Mondes durch die obere ſowohl als untere Hälfte des Meridians ſtatt. Vergleicht man den höchſten Stand des Meeres an verſchiedenen Tagen, ſo ergiebt ſich bald, daß die Fluthen zur Zeit des Neu- und Vollmondes höher ſind, als bei den Mondvierteln — erſtere heißen Springfluthen, die geringeren Nippfluthen. — Endlich fand man auch einen Unterſchied in dem höchſten Fluthſtande des Meeres, je nachdem der Mond in der Erdnähe oder Erdferne iſt, indem die Fluthen, wenn der Mond uns näher ſteht, ſtärker ſind. Vergleicht man aber die Fluth-Höhen unter verſchiedenen Breiten, finden ſich im Allgemeinen die größeren Fluthen in der Nähe des Aequators, ja in einer Breite von etwa 65 Grad zu beiden Seiten des Aequators verſchwindet die ganze Erſcheinung.

Fragen wir nun nach den Urſachen dieſes merkwürdigen Phänomens, ſo drängt ſich uns ſogleich der Gedanke auf, daß ſie in dem Mond und in geringerem Grade auch wohl in der Sonne zu ſuchen ſeyen.



Sey (Fig. 1.) der Kreis um C ein Durchſchnitt der Erde, M der Mond, der Punkt Z alſo der Ort, der den Mond im Zenith, N, der ihn im Nadir hat. — Da der Mond, troz ſeiner geringen Maſſe, doch wegen ſeiner großen Nähe nach dem Geſez der allgemeinen Schwere anziehend auf die Erde wirkt, ſo wird er ſuchen, die ganze Erde nach M hin aus ihrer Bahn zu entfernen. Da aber die drei Punkte Z C N verſchiedene Entfernung vom Mond haben, ſo wird Z ſtärker als C, dieſes aber wieder ſtärker als N angezogen werden. — Wäre nun die ganze Erde ein feſter Körper, ſo würde ſich dieſe ungleiche Anziehung auf verſchiedene Punkte derſelben in nichts Beſonderem kund geben, weil kein Punkt vom andern abgeſondert ſich bewegen könnte; iſt aber die Oberfläche mit einem ſo leicht verſchiebbaren und beweglichen Körper, wie das Meer, bedeckt, ſo wird der Punkt Z dem Punkte C um eben ſo viel nach dem Mond hin voreilen, als N hinter C zurückbleibt; es kann uns daher nicht befremden, wenn die Waſſermaſſe auf der Oberfläche der Erde die Geſtalt Z' R' N' H' annimmt, d. h. daß die

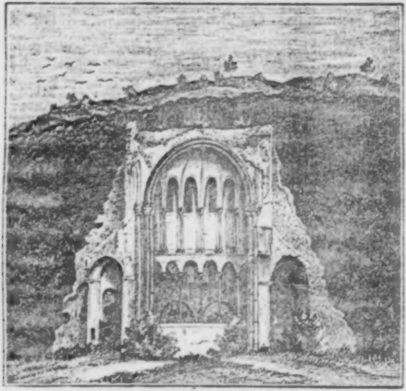
Orte, die den Mond im Zenith (Scheitel-Punkt) und Nadir (Fuß-Punkt) haben, zugleich die größte Fluth-Höhe, die beiden H′ und H′, denen der Mond im Horizonte ſteht, den tiefſten Waſſerſtand haben. Da aber der Mond in vierundzwanzig Stunden und funfzig Minuten wegen der Rotation der Erde und ſeiner eignen Bewegung um die Erde wandert, ſo muß auf dem beſtimmten Parallel-Kreis der Erde, dem der Mond an einem beſtimmten Tage im Zenith bleibt, höchſte Fluth und tiefſte Ebbe zwei Mal innerhalb vierundzwanzig Stunden funfzig Minuten abwechſeln. Aber auch auf den Parallel-Kreiſen der Erde, die zu beiden Seiten des eben Betrachteten in gleichem Abſtande liegen, wird das Phänomen eben ſo erfolgen, nur immer deſto ſchwächer, je weiter ſie entfernt ſind, d. h. je geringer die Höhe über dem Horizont iſt, die der Mond bei ihnen erreicht. Daß aber die größte Fluth-Höhe erſt einige Zeit nach dem Augenblick eintritt, in dem der Mond ſeinen höchſten Stand erreicht (culminirt), finden wir eben ſo natürlich, wie die Thatſache, daß die größte Wärme am Tage und im Jahre nicht gerade Mittags zwölf Uhr oder am 21ſten Juni ſtattfindet, indem immer eine Zeit vergeht, bis die herbeigezogenen Waſſermaſſen ſich gehörig anhäufen. Daß aber auch die Sonne die Geſtalt der waſſerbedeckten Erd-Oberfläche ſo verändern muß, daß die Orte, denen ſie im Zenith und Nadir ſteht, Fluth, diejenigen, denen ſie auf- oder untergeht, Ebbe haben, überſieht man ſo:



Sey (Fig. 2) S die Sonne, C die Erde, die in ihrer Bahn um die Sonne, als ihren Centralkörper, ſchwingt. Alle Punkte der Erde erhalten dadurch eine Flieh- oder Schwungkraft von der Sonne hinweg, aber N, das den größern Kreis durchlaufen, alſo ſich ſchneller bewegen muß, auch eine größere als C, dies wieder eine größere als Z. Dazu kommt noch, daß die der Fliehkraft entgegenwirkende Anziehungskraft der Sonne auf N, das entferntere Erdtheilchen, ſchwächer, auf das nähere Z aber ſtärker wirkt — was Wunder alſo, daß N weiter von der Sonne ſich entfernt als C, und Z ihr näher bleibt als C, d. h. daß das Weltmeer wieder eine Geſtalt, wie Z′ N′ Z′ (Fig. 2), annehmen muß.

So bringen alſo Mond und Sonne, jeder Himmelskörper für ſich, ganz ähnliche Ebbe- und Fluth-Erſcheinungen hervor, die ganz unabhängig neben einander herlaufen und ſich einzeln nach ihren Urſachen, der Sonne und dem Monde, richten; nur ſind die Wirkungen der Sonne wegen der weit größeren Entfernung derſelben viel geringer als die des Mondes. Sehr erklärlich iſt es alſo, warum bei Voll- und Neumond, wo die Mond- und Sonnenfluthen zuſammen fallen, ſich demnach unterſtützen, die Fluth-Erſcheinungen überhaupt ſtärker ſind als zur Zeit der Mond-Viertel, wo die Mond-Fluthen gerade mit den Sonnen-Ebben zuſammentreffen. Daß aber die Sonnen- ſowohl als Mond-Fluthen auch dann größer ausfallen, wenn dieſe Himmelskörper uns näher ſind, bedarf wohl kaum der Erläuterung, und daß endlich in Gegenden, wo Sonne und Mond niemals eine bedeutende Höhe über oder unter dem Horizont erreichen, alſo der Zug der Gewäſſer nach dieſen hin faſt in horizontaler Ebene vor ſich geht, daß alſo in hohen nördlichen oder ſüdlichen Breiten die Erſcheinung der Fluthen faſt ganz aufhört, wird man ſich ſogleich ſelbſt ſagen können.

Kloſter Heiſterbach.



Jeder großartige Bau, er mag ſeyn, welcher er will, iſt neben dem Zweck, für den er beſtimmt wird, zugleich ein Denkmal der Zeit, die ihn für ſich wie für die Nachwelt errichtete und ihm ihre Formen, ihre Prägung auſdrückte. Dieſer im zehnten Jahrhundert entſtandene Bau iſt aber nicht nur ein Denkmal deutſcher Frömmigkeit und deutſchen tief-chriſtlichen Gemüthes, ſondern auch ein ſchreiendes Denkmal franzöſiſcher Zerſtörungswuth aus den neueren Tagen. Die Franzoſen, welche 1794 über den Rhein kamen, um ihre damals ſehr zügelloſe Freiheit dieſſeits zu predigen und angeblich die Völker zu beglücken, plünderten Arm und Reich, raubten ſo auch die Schätze dieſes Kloſters und ſprengten deſſen Mauern, um damit ihre Zwingburg Weſel (jetzt eine unſerer Schutzburgen) zu befeſtigen. Nur der Umſtand, daß ſpätere Berechnung ergab: die Steine aus den am Rheine liegenden Brüchen könnten billiger an Ort und Stelle geſchafft werden, rettete den Reſt der Kirche, das Empor, das, obgleich dachlos und allem Unwetter preis gegeben, bis jetzt der Zeit getrotzt hat, und eine der ſchönſten Ruinen bildet, die man irgend finden mag. Das übrige Kloſter mit allen ſeinen Bauten iſt rein von der Stelle verſchwunden, da unſere damaligen Unterjocher die Steine zum Straßen-Bau benutzten, und ſo das höhniſch in den Boden traten, was unſere Väter mit tiefer Andacht und begeiſtertem Kunſtgefühl geſchaffen hatten. Nicht ganz eine Meile vom Rheine, oberhalb Bonn, in der Nähe des freundlichen Städtchens Königswinter und des Rolandswerder, in einem ſchönen Waldthale des Siebengebirges, liegt Heiſterbach, deſſen Name allein ſchon durch den frommen Chroniſten Cäſarius, den Zeitgenoſſen des großen Kaiſers Friedrich II, denkwürdig bleibt, der die Sagen und Legenden ſeiner Zeiten geſammelt und ſie, naiv erzählt, der Nachwelt aufbewahrt hat. Die Trümmer gehören jetzt dem Grafen von der Lippe, welcher jüngſt gelobte, ſie vor weiterem Verfalle zu ſichern, und ſomit dieſes Franzoſen-Denkmal unſerem Volke zu erhalten. W.

Eiferſucht.

Catharina van Leyde, ein gar hübſches Mädchen von neunzehn Jahren, ſaß in ihrem fein geordneten und geſchmückten Gemach eben ſinnend und mit läſſigen Händen vor einer faſt vollendeten Stickerei, die von Kunſtſinn und Fertigkeit zeugte, als ihr Vormund, der Maler Cornelius Engelbrecht, hereintrat mit den Worten: „Habt Ihr gehört, der Lucas will ſchon wieder fort!“ — Erſchrocken fuhr Catharina auf und Jener ſprach weiter: „Weiß Gott, was meinem Bruder fehlt! Er könnte doch, nachdem er in England mit ſeiner Kunſt ſich Ruhm und Geld erworben hat, einmal aushalten in der Heimath; aber, kaum ein halbes Jahr wieder in Brügge, iſt er unruhiger als je, läßt einpacken und eilt zurück nach London.“ — Catharina war bleich geworden, doch entgegnete ſie kein Wort, nur als jetzt auch Lucas Engelbrecht herzukam und ihr die Hand zum Abſchiede bot, füllten Thränen ihre Augen. Sie machte ſich eilend mit ihrer Arbeit zu ſchaffen und ſagte leiſe: „Schon mehrere Tage ſah' ich Euch nicht, und nun wollt Ihr Euern Bruder abermals verlaſſen, wie ich höre." — „Nun, wenn's ihm zum Glück iſt", fiel Cornelius ein, „mag's geſchehen, und ich will ſelber ſein Reiſegepäck in Ordnung bringen, denn bei ſeiner Stimmung wird er das wohl nöthig haben!" So entfernte er ſich.

Nach einem Schweigen, während deſſen er ſichtlich ſeine Empfindungen zu bekämpfen ſuchte, ſagte Lucas mit beklommenem Ton: „Ihr habt es gewollt, Catharina! Lebt denn wohl und des Himmels vollſter Segen werd' Euch zu Theil. Ich kam mit Sehnſucht und ſcheide mit Schmerz!"

„Nun, wenn's Euch zum Glück iſt, wie Euer Bruder ſagte, dann thut Ihr ja recht!" erwiederte, ohne aufzublicken, die Jungfrau.

„Wo mein Glück anfängt und endet, das wißt Ihr am beſten, wenn Ihr es wiſſen wollt. Da dem aber nicht ſo iſt, will ich Euch von der Laſt meines Anblicks und mich von dem Leid meines Herzens zu befreien ſuchen. Ich bin ein Mann und will's ſeyn!" ſetzte er, ſich ermuthigend, hinzu. „Lebt wohl auf ewig und ſeyd glücklich für ewig!" — Damit bot er ihr die Hand, ſie aber ſchlug nicht ein, ſondern ſah nur verſtohlen auf. Seine Bruſt hob ein ſtiller Seufzer, dann ließ er die Hand ſinken und wandte ſich, um zu gehen.

In dieſem Augenblick ſchnarrte der Papagey, der auf einer Stange neben ſeiner Herrin ſaß: „Lucas, er kommt noch nicht!" — Entſetzt und von brennender Röthe überflogen erhob ſich Catharina und der junge Mann blieb betroffen ſtehen. „Ein recht dummer Vogel!" liſpelte ſie ſtotternd, mit von Thränen erſtickter Stimme; Lucas aber ergriff ihre Hand und ſprach bittend: „Wollt Ihr mich denn wirklich ſcheiden laſſen, ohne mir zum Abſchied für dieſes Leben ein gütig Wort zu ſagen?"

„Ja, geht nur! Geht wieder nach London zu Euern feinen Liebſchaften!" entgegnete Catharina heftig, und unaufhaltſam floſſen ihre Thränen.

„Zu meinen Liebſchaften nach London?" fragte verwundert Lucas; „was wißt Ihr denn davon?"

„Geht nur, geht! — daß Ihr Eure Unruhe da ſtillt, wo Ihr ſie geholt habt!" eiferte die Jungfrau weiter.

„Catharina — liebe Catharina, Ihr thut mir weh und doch wohl!" — ſie erhob trotzig ihr reizendes Köpfchen bei dieſen Worten. „Nun ja", ſagte beſchwichtigend Lucas, „Ihr mögt mir nicht wohlthun, aber Unrecht dürft Ihr mir auch nicht zufügen. Laßt mich alſo nicht glauben, daß Ihr mich mit Vergehen belaſten wollt, nur um Eure Kälte zu beſchönigen. Habt Ihr Vorwürfe für mich, müßt Ihr auch Beweiſe haben, und um Eurer ſelbſt willen ſeyd Ihr ſie mir ſchuldig!" — Dies ſprach Lucas Engelbrecht mit ſo entſchiedener Kraft und Haltung, daß Catharina ihn ſcheu anſah. Doch bald wieder aufgeregt, zog ſie haſtig ein Käſtchen ihres Arbeitstiſches auf, ergriff eine Zeichnung, hielt ſie dem Maler vor die Augen, und fragte dabei zürnend: „Kennt Ihr dieſes Bild?"

„Ja wohl!“ erwiederte Lucas befremdet: „es ſind die beiden Töchter unſres Landsmanns, des reichen Kaufmanns Lankrinck in London!“

„Und kennt Ihr auch dies Papier?“ fragte Catharina wieder, indem ſie ihm ein Paar beſchriebene Seiten von fern zeigte.

„Auch das kenn' ich!“ antwortete Lucas mehr freudig als empfindlich. „Und nun weiß ich ja mit einem Male, wer mir dieſe Blätter aus meiner Mappe nahm.“

Verlegen ſtand Catharina da, blickte vor ſich hin und entgegnete nur: „Ihr gabt mir Eure Mappe ſelbſt zur Durchſicht, und weil“ —. Sie ſtockte.

„Und weil Ihr — wenn's doch ſo wäre! — eiferſüchtig wurdet, ſo —.“

„Eiferſüchtig! Warum nicht gar! Eiferſucht würde etwas Anderes vorausſetzen!“ — warf Catharina heftig dazwiſchen.

„Was ich nicht vorausſetzen darf, ich hab' es leider längſt empfunden; aber, Catharina, da es nicht Eiferſucht ſeyn ſoll und kann, wär' es ja als Schlimmeres zu deuten. Es hieße: Ihr empfändet nichts für mich und wolltet doch auch nicht leiden, daß ich für eine Andre, eine Andre für mich empfände. Wißt Ihr, wie man das nennt?“

„Und wie denn?“ fragte mit erzwungener Keckheit die noch immer Verlegene.

Einige Augenblicke ſchwieg der junge beſonnene Mann, dann ſagte er: „Wollt Ihr, ſchöne Catharina, mir wohl vergönnen, Euch ein Geſchichtchen zu erzählen, das zu jener Frage Veranlaſſung gab?“ — Sie nickte mit dem Kopfe, er führte ſie zu ihrem Stuhl, ſetzte ſich zu ihr und erzählte:

„Ihr entſinnt Euch, daß ich vor anderthalb Jahren nach London berufen wurde, zu dem Kaufmann Lankrinck, der, ein Niederländer von Geburt, durch Geldgeſchäfte mit Heinrich dem Achten und ſeinem Hofe große Reichthümer erworben hat. Nun kaufte er im Jahr 1521 ein Landhaus, das einſt dem Herzog von Buckingham, den König Heinrich hinrichten ließ, gehörte, und weil Lankrinck es innen theilweiſe umgeſtalten wollte, übertrug er mir die Malereien. Im Sommer 1522 bewohnte er mit ſeiner Familie die neue Beſitzung, und da waren denn auch ſeine Töchter, Jacobine und Margarethe, oft zugegen, wenn ich malte und wir wurden ſo weit mit einander bekannt, daß wir uns oft neckten und Scherz trieben.“

Catharina bewegte ſich ungeduldig hin und her auf ihrem Stuhl, was unſerm Lucas gar nicht unbehaglich war. Er beugte ſich etwas näher, hielt ſie feſt und berichtete weiter:

„Eines Morgens, als ich durch den Garten ſtrich, eben ein Paar Roſen gepflückt hatte und nach dem Saal zurückgehen wollte, fand ich die beiden Schweſtern auf einer Bank ſitzen und zutraulich rückten ſie, daß ich mich zwiſchen ſie ſetzen möge. Jacobine, bei vieler Gutmüthigkeit doch etwas ſtolz und herriſch, war ſchon prunkend gekleidet, Margarethe dagegen im einfachen Morgen-Anzuge. Indem ich nun der Erſteren eine meiner Roſen überreichte, kam mir der Gedanke, die andere Margarethen in's Haar zu flechten, die das in ihrer freundlichen Milde gern geſchehen ließ."

Lucas mußte hiebei Catharinen etwas feſter halten, denn über die ſchönen Züge flog ſchon wieder die Röthe des Zorns.

„Geduld, Liebe!" ſagte der junge Mann. „Hört doch nur das Ende! — Plötzlich erhob ſich Jacobine, warf die ihr gegebene Roſe zu Boden, und mit den Worten: „Wünſche gute Unterhaltung, Mynherr Engelbrecht!" ſtürzte ſie rauſchend von dannen. Das fiel mir natürlich auf und ich ſah ein, daß ich unvorſichtig geweſen war." — „So, ſaht Ihr das wirklich ein?" fragte Catharina ſchnippiſch und mit raſcher Bewegung. Lucas aber ließ ſie nicht entkommen und entgegnete: „Ja, man darf es unvorſichtig nennen, aber doch nicht ſo ſehr: denn ich wußte ja, daß je Eine wie die Andre Braut war."

„Alle Beide?" fiel Catharina ein, und der düſtre Zug auf dem kindlichen Antlitz war im Weichen.

„Alle Beide!" beſtätigte Lucas. „Indeß war ich doch etwas verſtört durch das Benehmen Jacobinens und ſah Margarethen an, als wollte ich von ihr Aufklärung haben. Sie aber äußerte in ſanftem Ton: „Laßt's gut ſeyn, Mynherr! Die Schweſter hat wohl manchmal über ein Nichts ihren heftigen Augenblick, er geht aber leicht vorüber wie ein Lüftchen!" — Das Lüftchen ſäuſelte jedoch diesmal ſtark genug und wollte nicht leicht vorübergehn. Ich ſah beide Schweſtern ſeitdem ſelten, Jacobine namentlich würdigte mich keines Wortes, und, was mir das Unangenehmſte war, zwiſchen den Schweſtern ſchien auch der Same des Unfriedens aufzugehen. Nun konnt' ich's nicht laſſen, ich malte, nach der Skizze, die da vor uns liegt, die Scene im Garten, und weil ich die beiden Schweſtern auch zuweilen in ihrer Einſamkeit beobachtet hatte —."

„Alſo doch, Mynherr, verſuchtet Ihr nähere Bekanntſchaft?" — bemerkte mit wieder verſtärkter Entrüſtung Catharina.

„Maler haben neugierige Seelen und müſſen hauptſächlich den Menſchen ſtudiren!"

„Und insbeſondere ſchöne Mädchen, nicht wahr?"

„Und insbeſondere Euch, liebe, auch im Zürnen ſo ſchöne Catharina, was nämlich mich allein betrifft. Denn von andern Kollegen wäre mir ſolch Studium höchſt widerwärtig. Ihr ſeht, ich bekenne meine Mißgunſt, will aber nun raſch weiter erzählen. Ich beobachtete alſo die Schweſtern in ihrer Einſamkeit —."

„Das hab' ich ja ſchon gehört!" murrte die noch immer Feſtgehaltene und ſtampfte mit dem netten Füßchen.

„Und da ich ihnen ein Andenken zurücklaſſen wollte, hab' ich Beide gemalt. Auch davon beſitz' ich Skizzen und ich gehe, ſie zu ſuchen."

Hiemit wollt' er fort, doch jetzt hielt ihn Catharina und flüſterte, verſchämt die Augen abwendend: „Iſt mir doch, als hätt' ich ſie auch!" — wobei ſie denn die Blätter zögernd aus dem Käſtchen hervorzog.

„Nun, das fügt ſich ja außerordentlich!" ſagte zweideutig lächelnd Lucas. „Da iſt Alles beiſammen und auch meine Erzählung bleibt im Zuſammenhange. Die drei Bilder ſchickte ich Jacobinen und ſchrieb dazu — ſeyd doch ſo gut und reicht mir das beſchriebene Papier!" — Catharina that es. — „Ich ſchrieb dazu, was ich Euch hier leſe und an beide Schweſtern zugleich richtete:

Ihr lieben Kinder meines Landsmannes!

Recht wußt' ich's nicht, daß uns in letzter Zeit eine Mißhelligkeit entſtanden iſt, und da mögt Ihr denn von mir, eine Stunde nach meiner Abreiſe, ein offen Wort aus ehrlicher Seele hinnehmen, daß es Euch vielleicht in der Zukunft nütze. Unter den böſen Dingen auf Erden iſt eines, das heißt: Eiferſucht. Sie geht aus der Selbſtſucht hervor und kann zwiſchen dem Liebespaare, zwiſchen Gattin und Gatten, auch bei Freund und Freund, bei Schweſter und Schweſter ſtatt finden. Eiferſucht iſt die Schweſter der Liebe, wie der Teufel der Bruder des Engels, und ihre Entſtehung oft nicht minder räthſelhaft als die Schöpfung der Welt; denn ſie geht meiſt aus dem Nichts hervor. Hier iſt dem ſo! Ihr ſeyd Braut, Margarethe iſt es, und ich liebe, liebe — ohne Hoffnung — nur die Eine, die mein Herz erfüllt, wie Jede von Euch nur den Einen liebt, und das iſt Tugend. Einen ſcheinbaren, inhaltloſen Vorzug aber der Schweſter nicht gönnen wollen, das wäre Neid, — könnte noch Schlimmeres ſeyn, nämlich Koketterie, die jede Huldigung an ſich nehmen will, gehöre ſie auch nur zum Zeitvertreibe. Hier iſt aber kaum von einer Verirrung des Augenblicks die Rede, und es müßte mich ſchmerzen, ſollte ich die unſchuldige Urſach ſeyn, daß zwei herzlich gute Schweſtern im Mißverſtändniſſe zu ſchlimmen würden. Deshalb ſchick' ich Euch, liebe Margarethe, mit einer Erinnerung an jene ſündloſe Scene im Garten, das Bild Eurer Schweſter, wie ich ſie in ihrer Melancholie belauſchte, die Euch ſagt, daß ſie innig und tief jedes Weh des Lebens, ſo auch den Zwieſpalt mit Margarethe empfindet; und Euch, liebe Jacobine, geb' ich das ebenfalls erlauſchte Bild Eurer Schweſter, wie Ihr ſie ſeht in ihrer Unbefangenheit, in ihren ſteten Beſchäftigungen, was ihrer Unbefangenheit Grund iſt und ſie vor der Melancholie ſchützt, die Kraft und Schönheit frühzeitig altern läßt. Weiſet Eure düſtern Gedanken ab, ergreift das Leben mit heiterem Gleichmuth wie Margarethe, daß Ihr nicht Grillen hegt zu Eurem [illegible] Grillen, die ſich leicht anſiedeln in den, allen Mädchen verhaßten Falten des Antlitzes. Kommt Ihr Euch überall mit Thätigkeit und Vertrauen entgegen, laßt Ihr Euch überall begleiten von dieſen geſundeſten Genien des Lebens, dann werdet Ihr glücklich ſeyn und glücklich machen, und vielleicht gern der Kühnheit gedenken, in der ich Euch dies ſagte. „Der Beleidigte verzeiht von Herzen ſieben Mal ſiebenzig Mal, der Beleidiger ungleich ſeltener“, ſagt ein weiſer Orientale. Nun ſeyd Ihr die Beleidigte, ich bin der Beleidiger, denn ich beging die Uebereilung, einem Mädchen in Gegenwart des andern ſcheinbar den Vorzug zu geben, und dieſer Unbedacht meinerſeits iſt Beleidigung, denn dem Mann geziemt Unbedachtſamkeit weniger als einem Mädchen. Dagegen ſeyd Ihr, liebe Jacobine, im ähnlichen Falle zu Eurer Schweſter, und ich bitte gar herzlich: folgt meinem Beiſpiel und die gute Margareth wird Euch dabei entgegen kommen. Und ſo lebt denn wohl Beide, deren Andenken mir dauernd, und deren baldiges Liebesglück nach meinem Wunſche ſo groß ſeyn wird, daß kein anderes Schickſal, als ſehr bald ganz in Vergeſſenheit zu gerathen, übrig bleibt für Euren freundſchaftlichen Verehrer

Lucas Engelbrecht.

Nun kennt Ihr den ganzen Vorfall, liebe Catharina, und wenn ich noch hinzufüge, daß die Schweſtern mir in Briefen ſehr lieb und wohlwollend dankten, Beide in glücklicher Ehe leben und das erſtere der Bilder dem Vater ließen, die andern aber ihren Gatten ſchenkten, werdet Ihr nun gewiß mir ſagen, welch einer andern Sünde als der, die ich ſchon ſelbſt geſtand, ich mich ſchuldig machte.“

Catharina ſtreckte den Zeigefinger der niedlichen Hand aus nach der Stelle des Briefes: „und ich liebe, liebe — ohne Hoffnung! — nur die Eine, die mein Herz erfüllt.“

„Was iſt denn da Böſes!“ fragte Lucas.

„Was da Böſes iſt!“ eiferte Catharina. „Habt Ihr mir nicht auch von Liebe vorgeredet!“

Verwundert entgegnete Lucas: „Ihr habt doch nicht etwa geglaubt, daß in dem Briefe von einer Anderen die Rede, als von Euch!“ — „Das könnt Ihr jetzt gut ſagen, da kein Name dort ſteht!“ warf, etwas kleinlaut, Catharina ein.

„Euern Namen da zu nennen, hätt' es doch Eurer Einwilligung bedurft! — dieſe vorauszuſetzen, gabt Ihr mir leider niemals Anlaß. Und könnt' Ihr meines Herzens Empfinden nicht theilen, mögt Ihr doch nicht an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, mich nicht zürnend von Euch ſchicken!“ Dies ſprechend, bot ihr Lucas abermals die Hand. Unentſchloſſen ſtand ſie vor ihm, da rief von draußen Cornelius den Bruder und plötzlich legte Catharina beide Händchen in die ſeine und ſagte: „Ich merk' es wohl, ich bin ſo thörig, wie jene Jacobine. Wollt Ihr's aber mit mir und meiner Eiferſucht wagen, da habt Ihr mich und nun ſeht zu, wie Ihr mit mir auskommt!“

Im Uebermaaß von Freude drückte Lucas die lieben Händchen an ſein Herz und konnte erſt gar keine Worte finden. Endlich rief er jubelnd nach ſeinem Bruder, der bald auch voller Freude neben den Glücklichen ſtand, als er vernahm, daß nun von der Abreiſe nicht die Rede ſey.

„Und wißt Ihr wohl“, fragte mitten in ſeiner Seligkeit Lucas, „wißt Ihr, Catharina, wer mir den Muth belebte, nochmals mit Euch zu ſprechen? — der Papagei war's!“

„Der Verräther!“ ſagte, ihr Köpfchen an des Geliebten Bruſt verbergend, Catharina.

„Es iſt derſelbe, den Ihr auf dem Bilde neben Margarethen ſeht. Sie ſchenkte ihn mir, als ich ihr einſt ſagte: ich möchte wohl ſo einen wunderlichen Vogel haben — denn ich wußte, Ihr, Catharina, hattet den Wunſch. Und jetzt werd' ich ihm einen prächtigen Käfig beſorgen, da er heimlich ſo gelehrig war und gerade im rechten Augenblick ſich in meine Angelegenheiten gemiſcht hat.“

Das geſchah denn auch, und der Käfig erhielt die Umſchrift:

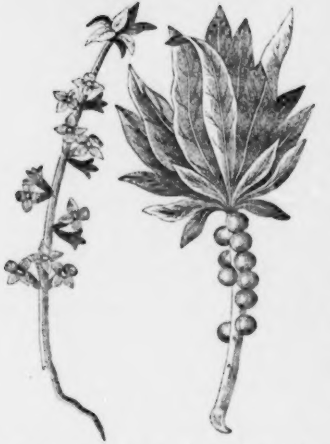
„Dem einſt die Zunge ward gelöſ't,
Er löſ'te einmal ſelber Zungen;
Und was mißlang von Tag zu Tag,
Im Augenblick war's ihm gelungen.“

F. W. Gubitz.

Die einheimiſch wildwachſenden Giftpflanzen.

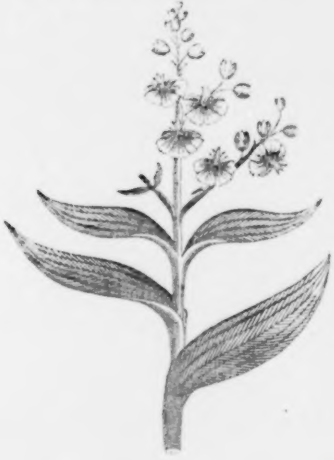
(Fortſetzung dieſes Büchleins zu den Jahrgängen 1841 und 1842.)

10) **Seidelbaſt, Zilling, Kellerhals, falſcher Pfefferbaum.** Der Blume fehlt der Kelch; ſie hat acht Staubfäden und eine Mutterröhre. Die Blumenkrone iſt trichterförmig und an der Mündung vierſpaltig. Der Strauch hat lanzettliche, glattrandige, jährlich abfallende Blätter und ſtielloſe Blumen, die aus den bloßen Zweigen entſpringen und je drei zuſammenſtehen. Er wächſt faſt allenthalben im ſüdlichen Europa in ſchattigen Laubwäldern, und wird drei bis vier Fuß hoch, in Gärten gezogen noch größer. Auch ziehen Blumenliebhaber den Strauch in Töpfen, weil ſeine Blumen zu den erſten Frühlingsboten gehören. Der Stamm wird ein Paar Zoll dick, und theilt ſich gleich über der Wurzel in lange, runde, dünne Zweige, die gewöhnlich geradeauf wachſen, ſehr biegſam und mit einer glatten grauen Rinde bedeckt ſind. Die Blätter ſitzen wechſelſtändig an den Enden der Zweige, ſind blaßgrün, etwa zwei Zoll lang und haben in der Mitte eine erhabene Rippe. Die Blumen kommen vor den Blättern, im Februar, ſpäteſtens im März zum Vorſchein, und entweder roth oder weiß, und von ſtarkem betäubendem Geruch. Sobald ſie abwelken, ſproſſen die Blätter, und wenn dieſe abfallen, zeigen ſich die rothen Beeren in völliger Reife.



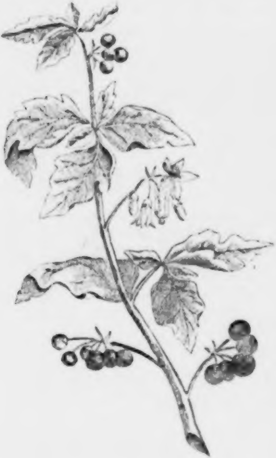
Dieſe ſind vollkommen rund, glatt, ſaftig, erſt grün, dann aber purpurroth. Im Auguſt werden ſie reif und enthalten unter dünner Schaale einen weißgelblichen Samen von der Größe einer Erbſe und haben eine große Schärfe. Die getrockneten Beeren, gewöhnlich Kellerhalskörner genannt, gleichen den Wachholderbeeren. Die Wurzeln und das Holz geben friſch gerieben einen ſtarken widrigen Geruch von ſich, und verurſachen, wenn man ſie kaut, ein heftiges Brennen auf der Zunge und im Halſe, das wohl vierundzwanzig Stunden anhält. Der innerliche Gebrauch der Beeren erfordert die größte Behutſamkeit, weil er ſtarkes Erbrechen und Abführen, wie die heftigſten Schmerzen in den Eingeweiden und nicht ſelten den Tod herbeiführt. Sechs Beeren ſollen hinreichen, einen Wolf zu tödten, woher das Mittel auch jetzt beinahe ganz außer Gebrauch gekommen. Die Rinde dient aber friſch, oder in Eſſig aufgeweicht, in Augenkrankheiten, Flüſſen u. ſ. w., zum Blaſenziehen wie zu Haarſeilen. Eine aus der Rinde und den Beeren verfertigte Salbe thut gute Dienſte bei bösartigen, freſſenden Geſchwüren; überdies geben die friſchen Beeren den Malern eine rothe Farbe, dienen die getrockneten den Landleuten über das eingeſalzene Fleiſch zu ſtreuen, um ſolches vor den Würmern zu bewahren. Da aber das Fleiſch hiervon einen üblen Geruch, und gewiß für den Gebrauch keinen heilſamen Einfluß bekommt, ſo iſt dieſe Gewohnheit zu tadeln, und dafür ein beſſeres Mittel, „geſtoßener Pfeffer in ſtarkem Branntweine eingeweicht“, zu empfehlen; der, wenn man nur das Fleiſch, den Schinken u. ſ. w. damit beſtreicht, in einigen Minuten die Würmer verſchwinden macht.

11) Das weißgrüne Nießkraut, der **Hammer**. Die Blumen haben keinen Kelch, ſechs Staubfäden und drei Mutterröhren. Die Blumenkrone iſt ſechsfach getheilt, die Samenkapſel enthält drei Fächer und in dieſen eine Menge von Samenkörnern. Die Pflanze



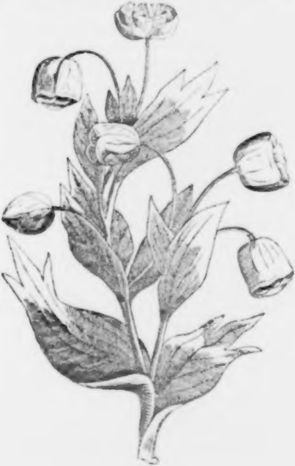
entſproßt einem zwiebelartigen Knollen, der mit vielen Faſern in der Erde verwächſt. Der Stengel wächſt an drei Fuß hoch, treibt große, eiförmige, glatte, ſpitzige Blätter. Die Blumen, welche immer in Trauben zuſammen ſtehen, ragen aufrecht und entfalten eine grünweißliche Krone. Die Wurzel iſt giftig, deren Genuß dem Menſchen ſchädlich, ja tödtlich; indeſſen wird auch dieſe Giftpflanze von den Aerzten in manchen Krankheiten gebraucht. Die Pflanze wächſt in Deutſchland nicht häufig, und findet ſich nur hier und da an kalten hinterſonnigen graſigen Plätzen.

12) Der ſchwarze Nachtſchatten, die **Morche**, hat, wie das ganze Geſchlecht der Nachtſchatten, fünf Staubfäden und eine Mutterröhre in einer auf dem Fruchtknoten ſitzenden Blume, einen fünfſpaltigen Kelch, eine wie der Kelch fünfſpaltige radförmige Blumenkrone, eine runde zweifächerige, vielen Samen enthaltende



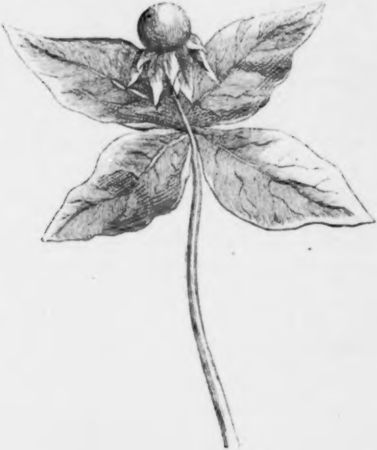
Beere; dazu hat das Gewächs eirunde, gezahnte, ſcharfzugeſpitzte, auf langen Stielen ſitzende Blätter, und zweizeilige Blumentrauben. Es wächſt in Gärten an Mauern auf Schutthaufen und unangebauten Orten, hat einen gewöhnlich an zwei Fuß hohen Stengel, der, eckig und breit, ſich in armförmigen Aeſten ausbreitet. Die Blumen ſind von weißer Farbe, und hinterlaſſen ſchwärzliche, glänzende Beeren, von der Dicke der Spargelkörner. Der Strauch gehört zu den verdächtigen Pflanzen, beſonders ſind ſeine Beeren giftig und ſchläfern den ein, welcher ſie genießt.

13) **Die ſtinkende Nießwurz.** Dieſe Pflanze iſt daran kenntlich, daß ihre Blume keinen Kelch, viele Staubfäden und viele Mutterröhren enthält, die Krone aus fünf oder mehreren Blättern beſteht, die ſich nachher in eine aufrechtſtehende hülſige Kapſel verwandelt, die vielen Samen umfaßt. Dieſe Art hat einen viel-



blumigen blättrigen Stengel, mit fußförmigen Blättern; ſie wächſt an ſteinigen Orten, auf Bergen und blüht im Mai. Die Blume hat eine ſchmutziggrüne in's Bräunliche ſpielende Farbe, wie die ganze Pflanze einen ſtinkenden Geruch und einen ſcharfen, bittern, ekelhaften Geſchmack. Ihr Genuß weckt heftiges Erbrechen, ja den Tod, woher ihr Gebrauch nur auf ärztlichen Rath zu geſtatten iſt.

14) Die Einbeere. Die Einbeere iſt kenntlich an einem Kelche, der aus vier lanzettförmigen, ausgebreiteten, ſpitzigen Blättchen beſteht, in dem acht Staubfäden und vier Mutterröhren, und einer Blumenkrone aus vier Schelfen, d. h. Blumenblättern, welche jedoch ſchmäler als die Kelchblätter ſind. Sie wächſt in Deutſchland allenthalben in feuchten Wäldern, in Hecken und Gebüſchen, und wird auch Wolfs- oder Fuchsbeere genannt. Die Wurzel iſt dick und knollig, treibt einen aufrechten nackten Stengel, der nie Nebenzweige hat, bis zu neun Zoll Höhe ſteigt und oben eine ein-



zige Blüthe treibt. Etwa einen halben Zoll unter der Blüthe ſtehen vier Blätter, die einzigen, welche die Pflanze hat, regelmäßig in einem Quirle um den Stengel. Sie ſind eirund, zugeſpitzt, glatt, ungezahnt, an drei Zoll lang und beinahe zwei Zoll breit. Aus ihrer Mitte ragt der dünnere Blumenſtengel, der die blaßgrüne Blume hervorbringt. Die darauf folgende Beere iſt ſchwarzbläulich, von betäubendem Geruch, an Größe der Weintraube oder einer kleinen Kirſche ähnlich. Dieſelbe hat ein ſaftiges Fleiſch, welches dreieckige, weißliche Samenkörner enthält, die in zwei Reihen übereinander liegen. Die Pflanze gehört zu den Giftpflanzen. Die Hühner ſterben vom Genuſſe der Beeren, der den Menſchen wenigſtens heftige Magenſchmerzen und Erbrechen verurſacht.

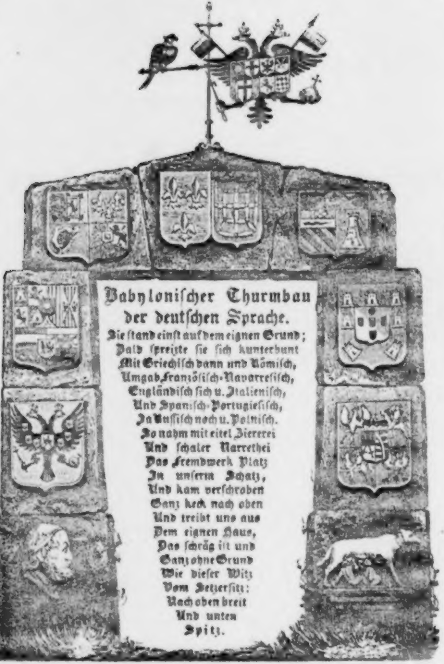
Für diesmal genug! — Wir haben indeß noch mehr von Giftigem zu ſagen, und nicht bloß von den Pflanzen.

Aufgemerkt!

Den Kölner Dombau beenden zu helfen, iſt eine ehrenwerthe Aufgabe, aber den babyloniſchen Thurmbau in unſrer Sprache einzuſtürzen, wäre nicht minder ehrenwerth. Dazu möchten wir mit förderlich ſeyn, und ſo gaben wir dieſem Aufſatz ein Bild mit den Wappen der Länder, aus welchen ſich die deutſche Sprache bunte Lappen und Flittern herbeiholte, um ihre kräftig-ſchöne Einfachheit zu verderben. Da ſind unten Beziehungen auf Griechiſch und Römiſch, dann links aufſteigend und den Wappen nachgehend bis wieder zum Römiſchen: Ruſſiſch, Spaniſch, Engliſch, Franzöſiſch-Navarreſiſch, Italieniſch, Portugieſiſch und Polniſch, wie wir das in dem eingefügten Spitz-Reim ſchon bemerklich machten! Wir konnten ſogar noch auf mehr Fremdländer deuten, obwohl es ihrer genug ſind. Obenauf haben wir dann das deutſche Wappen an einer Wetterfahne, und daneben einen Papagei angebracht, welches hinlänglich bezeichnet, daß wir eine Windroſe aus der deutſchen Sprache machen und ihr von allen zweiunddreißig Winden etwas zuführen laſſen, um es papageienartig nachzuplappern. Wenn wir das aber wieder von uns thun, wollen wir zugleich dafür ſorgen, daß nicht eine andre Lächerlichkeit und Uebertreibung ſich erhebe, wie etwa zur Zeit des Philipp v. Zeſen (geſtorben 1689), der z. B. nicht dulden wollte:

Fenſter,	**Kloſter,**	**Krebs,**	**Hut,**
Tageleuchter,	Jungfernzwinger,	Waſſer-Küraſſier,	Kopfdeckel,
Kantor,	**Piſtol,**	**Flinte,**	**Schornſtein,**
Muſik-Stockmeiſter,	Sattelpuffer,	Schießprügel,	Dachnaſe,
Pinſel,	**Natur;**		
Malerquaſt,	Zeugemutter;		

ſondern dafür die mit der kleineren Schrift gedruckten Wörter vor-



Babyloniſcher Thurmbau
der deutſchen Sprache.

Sie ſtand einſt auf dem eignen Grund;
Bald ſpreizte ſie ſich kunterbunt
Mit Griechiſch dann und Römiſch,
Umgab Franzöſiſch-Navarreſiſch,
Engländiſch ſich u. Italieniſch,
Und Spaniſch-Portugieſiſch,
Ja Ruſſiſch noch u. Polniſch.
So nahm mit eitel Ziererei
Und ſchaler Narrethei
Das Fremdwerk Platz
In unſerm Schatz,
Und kam verſchroben
Ganz keck nach oben
Und treibt uns aus
Dem eignen Haus,
Das ſchräg iſt und
Ganz ohne Grund
Wie dieſer Witz
Vom Setzerſitz:
Nach oben breit
Und unten
Spitz.

ſchlug. Wie ſich dieſes Zeſen'ſche Deutſch in der Verbindung ausnehmen würde, mag man aus folgendem Satz erſehen:

„Der Maler Friedrich liebte die Tochter eines Muſik-Stockmeiſters, die aber, wie er plötzlich hörte, in den Jungfernzwinger ſollte. Empört rief er aus: „Das iſt gegen die Zeugemutter!“ — legte ſeinen Malerquaſt aus der Hand, drückte den Kopfdeckel auf das Haupt, ergriff Schießprügel und Sattelpuffer und eilte nach dem Hauſe des Muſik-Stockmeiſters. Hier fand er Thür und Tageleuchter geſchloſſen, und da kein Klopfen half, brannte er endlich Schießprügel und Sattelpuffer ab, daß von der Dröhnung die Dachnaſe einſtürzte und auf ein Gericht Waſſer-Küraſſiere fiel, welches drinnen eben auf dem Herd am Feuer ſtand.“

Nach dieſem Humor werden wir gebührend ernſthaft in folgendem

Aufruf an die Deutſchen.

Müßt nicht erſchrecken, ihr lieben Landsleute! Das iſt kein Aufruf zum Kriege mit einem auswärtigen Volke, ſondern eine Einladung an die Deutſchen in allen Gauen zu einem Kampfe gegen fremde Wörter, die ſich wider Fug und Recht durch Mißbrauch und gedankenloſe Gewohnheit in unſre ſchöne, kraftvolle deutſche Sprache eingeniſtet haben. Zwar leſen wir oft, in Blättern und Flugſchriften, Mißbilligungen verſtändiger Männer über das in unſerer Zeit ſich immer mehrende Unweſen der Fremdwörter-Einmiſchung; allein immer bleibt es beim Alten. Iſt es denn nicht möglich, die Deutſchen zur Ausführung eines feſten Entſchluſſes zu bewegen, die Fremdwörter mit Kraft und Gewalt aus dem Heiligthume unſerer Sprache hinaus zu jagen? Was iſt wohl die Urſache, daß es nicht geſchieht, daß nicht einmal Hand angelegt wird, unſerer herrlichen Sprache, ſie reinigend von dieſer ſchmählichen und entehrenden Entſtellung, unter den vorzüglichſten europäiſchen Stamm-Sprachen den ihr längſt gebührenden ehrenvollen Rang anzuweiſen, den ſie einzunehmen verdient? — Die Urſachen möchten folgende ſeyn. Niemand will ſo recht entſchieden den Anfang bei dieſem ſchwierigen und undankbaren Geſchäft machen, das eben ſo viele Gegner als Freunde zählt; und wenn auch einzelne Geſellſchaften beſtehen, die dafür wirken, ſo ſind ihre Kräfte zu ſchwach, um einen durchgreifenden Erfolg hervorzubringen. Endlich ſind die Gebildeten und Gelehrten und die höheren Stände ſo ſehr an die Fremdwörter gewöhnt, daß ſie ihnen zum wahren Bedürfniſſe und geläufiger als ſelbſt die eigenen echtdeutſchen Wörter geworden ſind. Ja, ſehr Viele würden in Verlegenheit ſeyn, wenn ſie für manches Fremdwort einen paſſenden deutſchen Ausdruck angeben ſollten. Hiebei iſt Niemand übler daran als das Volk, indem es gar viele deutſche Schriften, Bücher, Tageblätter, Zeitungen u. ſ. w., ohne Hülfe eines Fremdwörterbuches gar nicht verſteht. Sein Wunſch iſt alſo gewiß der ſehnlichſte und aufrichtigſte, daß dieſe Schmarotzerpflanzen aus unſerer Sprache ausgerottet werden möchten. Allein was kann es dabei thun? Es kann nur bedauern, daß mit ſeinem Eigenthum ſo übel verfahren wird; nur klagen, daß man mit dem, was aus ſeinem innern Leben hervorging, ſo leichtſinnig wirthſchaftet, und es kann ſich nur ſehnen nach Verbeſſerung dieſes traurigen Zuſtandes, worin es bald die Hälfte ſeiner eigenen Sprache nicht mehr verſteht. Das Volk hat dieſe Fremdlinge nicht hereingeſchwärzt und es kann ſie auch nicht hinaustreiben; nur die Gelehrten und Gebildeten vermögen das Ziel zu ſtecken einem Mißbrauche, der auch nur durch ſie, durch ihre Liebe zu dem Fremden, durch ihre Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Nachgiebigkeit entſtand.

Am früheſten kamen die Wörter aus der lateiniſchen Sprache durch Umgang mit den Römern an den Grenzen und durch Verpflanzung des römiſchen Rechtes und römiſcher Schulgelehrſamkeit auf deutſchen Grund und Boden. Dieſe zwei Gebiete wimmeln daher von Fremdwörtern. Im Verlaufe der Zeit brachten auch die übrigen Wiſſenſchaften, Gottesgelehrtheit, Arznei- und Naturwiſſenſchaften, Weltweisheit u. ſ. w., jede ihren Theil mit. In neuerer Zeit wetteiferten ſogar Staatswiſſenſchaft, Künſte, Gewerbe, Handwerker bei Erfindungen und Entdeckungen mit einander, um alles Neue vielmöglichſt mit fremden und am meiſten mit franzöſiſchen Wörtern zu bezeichnen, beſonders ſeit den traurigen Zeiten der Fremdherrſchaft, gleichſam als wäre unſere Sprache zu arm an Ausdrücken, oder als würde die Sache dadurch beſſer und mehr werth, wenn ſie fremden Namen trüge. Welche Verblendung! So wurde eine Unzahl Fremdwörter in allen Wiſſenſchaften, Künſten, Gewerben, im Staats- und Kriegsweſen, kurz in allen Theilen des Lebens und Treibens nach und nach heimiſch, daß wir zu unſrer Schande bald eben ſo viele fremde als eigene Wörter beſitzen. Wo ſoll das hinaus? Muß nicht endlich das Weſen und die Eigenthümlichkeit der Sprache ſelbſt darunter leiden? Werden nicht die meiſten Menſchen aus dem Volke die übrigen aus gelehrten und höheren Ständen faſt gar nicht mehr verſtehen? Führt das wohl zur Eintracht unter den Ständen und Stämmen des deutſchen Volkes, welche zu erhalten und zu fördern immer mehr noth thut?

Nachdem wir kurz und im Allgemeinen dargethan, wie dieſe Fremdlinge ſich in unſere Sprache eingedrängt haben, wollen wir auch beweiſen, daß wir derſelben nicht bedürfen. — Unſere Sprache gehört zu den reichſten, bildſamſten, beugungs- und zuſammenſetzungsfähigſten der neuern europäiſchen Sprachen und iſt ein wahrer Ausfluß und Abdruck des deutſchen urſprünglichen Gefühls, dem an Tiefe, Edelmuth, Zartheit und Fülle, als dem Herzpunkte unſeres Welttheils, nicht leicht ein anderes Volk gleich kommen dürfte. Der Reichthum derſelben iſt ſo groß, daß keine andere ſie daran übertrifft und nur ſehr wenige ihr gleich ſtehen können, ja daß ſelbſt nur wenigen Deutſchen alle Wörter des ganzen deutſchen Sprachſchatzes und deren Bedeutung mit Einſchluß aller Kunſt-Ausdrücke für Gewerbe und Künſte (nicht gerechnet die Beſonderwörter einzelner Landſchaften und Gegenden) bekannt ſeyn dürften. Wozu alſo noch Fremdwörter, da wir einen ſo großen Vorrath an eigenen beſitzen? — Ueberdies können wir noch viele neue Wörter mittelſt der vorhandenen durch Zuſammenſetzung mit andern, durch Umbildung, durch Vor- und Nachwörtchen bilden, ſo daß wir im Stande ſind, alle Anſchauungen, Begriffe, Dinge und Verhältniſſe mit echtdeutſchen Wörtern zu bezeichnen. Wozu alſo fremde?

Nun, wie ſoll denn die Ausrottung der Fremdwörter geſchehen? Welche Mittel ſind hiezu die zweckmäßigſten, welche Art dürfte den beſten Erfolg verſprechen? — Am kürzeſten wäre freilich der Weg, wenn Jene, die ſelbe in unſere Sprache hineingebracht haben, ſie auch wieder aus derſelben hinausſchafften. Allein das iſt kein ſo leichtes Unternehmen, wie Manche glauben; denn Alle ſind jetzt ſo daran gewöhnt, daß es große Ueberwindung und Selbſtverleugnung koſten wird, bis ſich nur ein großer Theil der Fremdwörter entäußern kann. Wir wollen daher nur einige unmaßgebliche Vorſchläge hier machen, welche vielleicht auch nur fromme Wünſche, wie ſo manche andere, bleiben werden; doch mag es nichts ſchaden, dieſelben angeführt und die Sache in Anregung gebracht zu haben. Und wer weiß, es kann doch ein Samenkorn auf gutes Erdreich fallen!

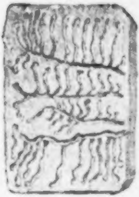
Erſtens. Da Männer auch mit dem beſten Willen, mit Kenntniſſen und Kraft ausgerüſtet, vereinzelt dennoch in unſerer Zeit wenig ausrichten, ſo könnten die deutſchen Regierungen wegen ihrer hohen Stellung und ihres mächtigen Einfluſſes mit Leichtigkeit den erſten Anfang machen, indem ſie, nach dem erhabenen Beiſpiele Karls des Großen, ſelbſt zur Sprachreinigung ſchritten, und ſie dürften gewiß des Beifalls des Volkes und der Gebildeten verſichert ſeyn, wenn ſie ihren Angeſtellten und Beamten im gerichtlichen und verwaltlichen Verfahren und überhaupt in der ganzen Geſchäftsſchreibart den Gebrauch der Fremdwörter aus dem Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen u. ſ. w. unterſagten und eine echtdeutſche Sprache an die Stelle dieſer gemiſchten, undeutſchen und unverſtändlichen zu ſetzen befehlen. Zweitens. Vorzüglich wohlthätigen Einfluß auf die Sprachreinigung könnten alle Lehrer an Hoch-, Mittel- und Volksſchulen haben, wenn ſie ſämmtlich beim Unterrichte nur echtdeutſche Wörter gebrauchten und auch ihre Zöglinge mit Strenge und Ausdauer zur Vermeidung der Fremdwörter und zur Anwendung der eigenen anhielten. Die Zöglinge, welche dieſen Grundſätzen treu bleiben, würden dann ſpäter in ihren Berufskreiſen ſehr viel zur Erhaltung der reindeutſchen Sprache beitragen. Drittens. Deutſchlands Schriftſteller ſollten es ſich zum unverbrüchlichſten Geſetze machen, in ihren Werken die deutſche Sprache rein und ohne Vermiſchung von Fremdwörtern zu ſchreiben, um nicht nur in Volksſchriften, ſondern auch in ſtreng wiſſenſchaftlichen Abhandlungen nach und nach die Fremdlinge zu vertreiben und durch echtdeutſche Ausdrücke zu erſetzen. Viertens. Ausgebreitete Wirkung müßte für die Sprachreinigung erwachſen, wenn die Verfaſſer, Herausgeber, Mitarbeiter und Brief-Mittheiler der Zeitungen, Tagblätter, Flug- und Zeitſchriften u. ſ. w. ſich nach und nach der Fremdwörter enthielten. Doch wird es hier am meiſten Mühe koſten, bis ſich die ehrenwerthen Herren dazu verſtehen, weil in dergleichen Blättern gar oft Uebertragungen aus franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen u. ſ. w. Schriften enthalten ſind, wobei es gar zu bequem iſt, die Fremdwörter beizubehalten, ſtatt gute deutſche, die oft etwas mühevoll zu finden ſind, an deren Stelle zu ſetzen. Doch Uebung erleichtert auch dieſes Ungemach. Und gerade in ſolchen Blättern wird der größte Unfug mit Fremdwörtern und zwar bis zum Unglaublichen getrieben, indem oft faſt in jeder Zeile ein ſolches vorkommt, ſo daß Bürger und Leute ohne wiſſenſchaftliche Bildung beſtändig das Fremdwörterbuch nachſchlagen müßten, um ihre eigene deutſche Zeitung leſen und verſtehen zu können. Fünftens. Der Jugend ſollte man zu Hauſe und in der Schule tief einprägen, wie ſo ſehr ſchimpflich es ſey, immer Fremdes in die deutſche Sprache und in den deutſchen Verkehr zu bringen, wo wir an eigenen Ausdrücken ſo reich ſind. Man ſollte ſie ſtets belehren, daß es keine Schande ſey, Deutſch zu denken und Deutſch zu ſprechen mit Offenheit, Wahrheit und Biederkeit, wie es kräftigen deutſchen Jünglingen und Männern zukommt, die ihre vaterländiſche Sprache höher achten als jede fremde, ohne dieſe jedoch zu verachten. Sechstens. Die höheren, gebildeten und gelehrten Stände, bei denen leider die meiſten Fremdwörter einheimiſch ſind, ſollten es ſich zur Ehre rechnen, nun auch wieder am meiſten für die Reinigung der Sprache thätig zu ſeyn und in ihren Geſellſchaften, Zuſammenkünften und Unterhaltungen ſich nur echtdeutſcher Wörter bedienen, ſo wie auch im Umgange; denn ihr Beiſpiel würde mächtig nach allen Seiten hin wirken. Auch bei der Erziehung dürften Eltern hierauf Rückſicht nehmen und im jugendlichen Alter mit der reinſten deutſchen Sprache beginnen. Siebentens. Da unſere Zeit ihr Heil in Vereinen ſucht, ſo dürften hauptſächlich auch Vereine zur Reinigung der deutſchen Sprache in allen Gauen unſres Vaterlandes zeitgemäß ſeyn, welche dieſen Gegenſtand zur angelegentlichſten Aufgabe machen. Achtens. Eben ſo wünſchenswerth wäre eine eigene Zeitſchrift und zwar eine für alle gebildeten Stände, welche nebſt der deutſchen Sprachreinigung auch echt deutſche Geſinnungen in die Herzen, Gemeinſinn in die Gemüther und Eintracht unter die Stämme zu pflanzen ſuchte. Aufſätze hierüber, Beiſpiele aus der deutſchen Geſchichte, Edelthaten aus der Vorzeit und Gegenwart, ſchöne Züge deutſchen Lebens und Wirkens, nebſt Lebensbeſchreibungen vorzüglicher Deutſcher würden das Blatt gewiß gemeinnützig, in Scherz und Laune unterhaltend machen.

So, glauben wir, könnten allmählig die unnützen und undeutſchen Fremdlinge verdrängt und die Reinheit und Gediegenheit unſrer ſchönen Sprache wieder hergeſtellt werden, welche wahrlich ein Schatz des geſammten deutſchen Volkes iſt, den man hoch und höher halten muß, als Manche glauben, weil mit der Sprache auch die Denkart und Geſinnung in nächſter Verbindung ſteht. Mit der Einpflanzung echt deutſcher Wörter wird unvermerkt auch echt deutſche vaterländiſche Geſinnung, Liebe zum theuern ſchönen Heimathlande, Verſtändniß mit dem Geſetz, Begeiſterung für Recht, Verfaſſung, vernünftige bürgerliche Freiheit in die Herzen eingepflanzt und die Eintracht und Liebe der Stämme unter ſich befeſtigt. Müßten wir uns nicht ſchämen, den Nachkommen eine ſolche verbunzte, halb-ausländiſche und entſtellte Sprache zu hinterlaſſen, wie ſie gegenwärtig beſteht? Wollen wir denn ewig Knechte fremder Wörter, fremder Meinungen und fremder Anſichten ſeyn? — Möchte doch jeder Deutſche in ſeinem engern oder weitern Wirkungskreiſe aus allen Kräften dazu mitwirken, daß die Söhne des Vaterlandes den Glanz und die Erhabenheit ihrer Mutterſprache endlich erkennen, fühlen und ſchätzen lernen und nicht immer mehr dieſelbe durch eitle, nichtige Fremdanhängſel zu entſtellen ſuchen! Dr. B.

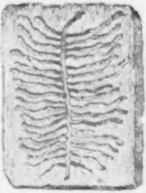
Verheerungen der Holzweſpe.

Die Holzweſpe, **Scolytus destructor**, iſt ein kleines Kerbthier, welches die Rinden der Bäume bis auf den Splint durchbohrt, und dort ſeine Eier legt; dieſe, von der Wärme des Sommers ausgebrütet, verwandeln ſich in Maden, welche ſich in das Holz einbohren, und an deſſen Oberfläche die beigefügten Gebilde eintragen. Es iſt eine Streitfrage unter den Gelehrten: ob das Thierchen ſeinen böſen Ruf in vollem Wortſinn verdiene; ob es noch kräftige Bäume anbohre und ſo dem Untergange weihe, oder ob es ſeine wunderbare Kraft nur an abſterbendem Holze verſuche? Für letzteren Umſtand bürgen die Unterſuchungen mehrerer Naturforſcher.

a.



b.

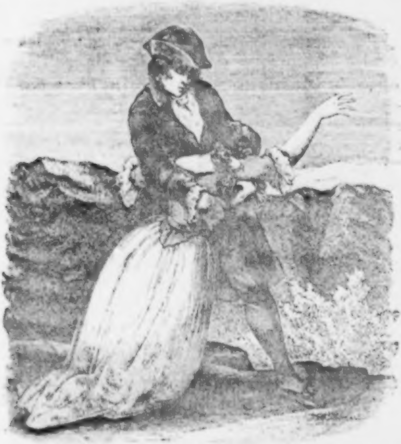


Weil die genannte Weſpe ihre Eier erſt im Juni oder Juli legt, iſt das Pflanzenwachsthum ſo weit gediehen, daß ſich der grüne von dem abſterbenden Baume unterſcheiden läßt, in welchem letzteren das Thier ſeine Brut legt, weil dort gerade die Stoffe ſich bereiten, welche derſelben zum Fortkommen unentbehrlich ſind. Die Maden kommen in Kien-, Ulmen- und Eſchenbäumen fort. In dieſen letzteren Bäumen legt die Weſpe ihre Stiche immer in wagerechter Richtung an, in rechtem Winkel mit dem Wachsthum des Baumes (ſiehe a.), wogegen ſie in Ulmen dieſe Stiche, welche engere Rinnen bilden, ſenkrecht, d. h. mit dem Wuchſe des Baumes, anbringt (ſiehe b.).

Hilma.

Es war ein milder Abend, ein zu früher Bote des Frühlings, da Lord Cally in der Nähe von Edinburgh die Einſamkeit ſuchte, wie er gar gern that. Am Himmel ſchwebte ein Heer leichter Wölkchen, die der Vollmond mannigfach ſonderbar beleuchtete und nun ſelbſt bald hell im dunkelblauen Raume ſtand, bald ſchauerlich nur matt das Grau durchſchien oder verſchleiert ſich in Silber-Ringen zeigte. Und es dünkte dies dem Lord, dem des Lebens Walten wohl ſchon denkbar, nie aber in Klarheit ſich verkündete — das Gleichnißbild ſeines Herzens. Oft hob deſſen Gewalt ihn in Sehnſucht empor, daß all ſein Empfinden zu Licht wurde, welches die Räume des Himmels ihm heimiſch machte; oft zogen der Wehmuth vielgeſtaltige Nebelbilder düſtre und doch geliebte Schatten über den innern Frieden. Auch heute im Schwanken zwiſchen Sehnſucht und Wehmuth, ſah er hinauf in die jagenden Wolken; es ſtillte ſich der Zwieſpalt in ihm und jeder Gedanke war Gebet, als er endlich an einem Felſen das Haupt auf die gefalteten Hände ſtützte. Da hielt er plötzlich den Athem an, um beſtimmter von tiefbewegter weiblicher Stimme dieſes Flehen zu hören: „O Herr der endloſen Güte, der du mir immerdar Verwaiſeten ſtets ein hülfreicher Vater wareſt, bittend und fragend ſchau' ich in dein Auge, das den Erdball umſchließt. Du kennſt meine Qual, weißt, daß ich meine Pflichten erfüllte, ſo lang' ich Schwache es mußte. Dein heiliger Wille hat mich jetzt ihrer entlaſſen; todt ſind die, für die ich leidend lebte; die Erde ſpricht mich frei, wirſt auch du es thun, wenn ich zu dir eile! — wirſt du mich nicht ſtrafend empfangen! — O du, Allmächtiger, ich habe keine Furcht, ich habe keine Hoffnung, ich habe keine Liebe, als dich! — gieb mir ein Zeichen, daß du mich nicht verwerfen willſt, wenn ich in meinem Elende an dein Vaterherz fliege. O Allerbarmer, nicht Wunder begehr' ich; gewitterhaft thürmen dort unten ſich die Wolken, laß den Donner hallen — und ich will leben! — Aber zitternd erwart' ich die Gnade: daß deine Donner ſchweigen und die Fluthen tragen mich zu dir! — Preis und Ehre meinem Gott! Ich harre deiner Entſcheidung! Amen!"

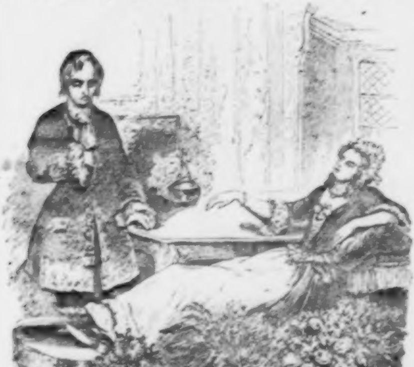
Ein leiſes Weinen nur war jetzt vernehmlich und ſeine Erſchütterung überwältigend bog ſich Cally bedächtig um die Windung des Felſens; da ſah er in der demuthsvollſten Kniebeugung eine weibliche Geſtalt, die ihn nicht gewahrte und auch er wagte nicht, ſich bemerklich zu machen. So entſchwanden viele Minuten, hinabgeſunken war der gewitternächtige Wolkengürtel und ihm angeſchloſſen hatten ſich die Dunſtzüge; rein glänzte der Mond im weiten Plan. Endlich blickte die Geſtalt auf; erſchauend die Heiterkeit des Himmels ſtand ſie raſch erhoben, lautlos im Uebermaße des Entzückens ſtreckte ſie die Hände gen Himmel und trat zu dem Felsrande, ſich in die Fluthen hinab zu ſtürzen; — da umfaßte ſie Cally mit ſtarkem Arm und mit einem, nach Innen verhallenden Angſtruf bebte ſie ohnmächtig zuſammen.



Der Lord ſah, im Innerſten ergriffen, auf die bleichen, höchſt anmuthigen Züge und trug die Ohnmächtige mit der höchſten Anſtrengung von der gefährlichen Stelle hinweg. Sie erholte ſich langſam, ſorglich leitete Cally ſie zur Stadt und ſie ſprach nur: „Ich kann Euch nicht danken, veracht es, edler Herr! — ich kann auf Erden Niemand danken! — Ach, ja doch!“ — ſetzte ſie dann hinzu und, ob der Lord auch nicht fragte, erzählte ſie noch: „Ich heiße Hilma, beide Eltern ſind mir im letzten Jahre geſtorben, ich habe keine Verwandte mehr!“ — Cally meinte: der Schmerz darüber habe ſie in Verzweiflung geſtürzt; Hilma errieth es, und mit gen Himmel gehobenem Blicke ſtammelte ſie: „Du allein weißt es, Herr!“ — und ließ ſich nun ruhig zu einer Dame bringen, der Cally die Unglückliche empfahl. — Das Abenteuer beſchäftigte in dem Lord ſeinen reichen Hang zu Träumen, und wie das innigſte Mitleid der höchſten Liebe gleich iſt, ſo hatte er jetzt keinen andern Gedanken als Hilma. Er beſuchte ſie täglich und ſandte mit jedem Aufwande allen menſchlichen Wünſchen Gewährung voraus. Das ſchöne Mädchen aber, das ſich mit Fertigung geſchmackvoller Stickereien beſchäftigte, ſchien Wünſche gar nicht zu kennen; doch war ein lieblicher Gleichmuth und das Streben, ihm die Zeit angenehm zu machen, welches beſonders auch durch Hilma's Spiel auf der Harfe geſchah, Dank für Cally, der die innere Gluth endlich nicht mehr bergen konnte. — Zitternd und mit ſtarren Blicken hörte Hilma die Sprache ſeines Herzens, und wie er um Antwort bat, trocknete ſie hervorſtürzende Thränen und flüſterte: „Morgen!“ — Unruhig erwartete der Lord den nächſten Tag und früher als gewöhnlich war er bei der Geliebten, die ihn mit ſchmerzvollem Blicke empfing und es lange vermied, an geſtern zu denken; Cally aber durchbrach gewaltſam dieſes Verhüten. — Da ſprach Hilma: „Wohlan, Herr Lord! Sie wollen mir die Hülle meines Elends nicht gönnen, ich aber bin für ſo viel Güte, die mich erhob und beugte, es Ihnen ſchuldig, durch Vertrauen — wie entſetzlich es mir auch wird! — Ihnen den Frieden zu ſichern, der mir dieſſeits nicht mehr naht. Hören Sie mich ruhig an!“ — Hilma bekämpfte eine ſtürmende Bewegung, die ſich in ihrem ganzen Weſen zeigte und erzählte dann: „Mein Vater war ein Pachter, der verarmte; ſein Pachtherr, ein harter Mann, forderte die Steuern durch jedes Mittel ein und wollte meine Eltern auspfänden laſſen. Der Vater ward im augenblicklichen Grimme von meiner Mutter noch gereizt, und Beide zündeten in einer Nacht die Gebäude an und wollten ſich dann mit mir — die ich damals zwölf Jahre zählte — entfernen. — Die Gewiſſensbiſſe kamen ſchnell nach und die Eltern ließen mich auf das Cruzifix ſchwören: daß ich, wenn wir etwa in Haft kämen, mich als Thäterin nennen wolle, da mir, wegen meiner Unmündigkeit, wenig geſchehen könne, ſie aber hingerichtet würden. Bald darauf ergriff man uns, ich that, wie die Eltern befohlen hatten; alle Richter glaubten es, ein einziger nur, ein junger Mann, ſtritt laut und lebhaft für meine Unſchuld — ich habe oft für ihn gebetet! — Das „Schuldig!“ ward über mich ausgeſprochen und — um meiner Jugend und Reue willen!“ — hier hielt die arme Hilma an und rang nach Athem — „erkannte das Urtheil auf Peitſchenſchläge.“ — Cally war entſetzt und Hilma ſtammelte in halber Ohnmacht: „Gott ſey Dank, das Härteſte iſt überſtanden!" — Dann ſagte ſie mit erzwungener Faſſung: „Herr, ich Gebrandmarkte kann nie die Ihrige werden! Duldend habe ich gelebt, ſo lange ich die Eltern ernähren mußte — ſieben volle Jahre! — als meine Pflichten endeten, wollt' auch ich enden — denn was ſoll mir das Leben!"

Stumm vor ſich hin ſah Cally, endlich rief er heftig: „Genugthuung ſoll Dir werden, Unglückliche!" — Doch ſanft entgegnete Hilma: „Was können Menſchen hier noch gut machen! an Gott allein bin ich verwieſen!" — Mit großen Schritten maaß der Lord das Zimmer, endlich ergriff er krampfhaft die Hand Hilma's, ſprechend: „Sey mein Weib, und was die Erde Dir zu Leide that, will ich ausgleichen!" — Wehmüthig ſchüttelte Hilma das Haupt.

Aber in dem Lord — der ohne Hilma ſein Daſeyn verödet fühlte — ward die Leidenſchaft zur Ehrenſache und feſt beharrte er auf ſeinem Sinne: daß Hilma ſeine Gattin werden müſſe. Mehrere Monate verſuchte das Mädchen vergebens, ſeinen Entſchluß zu ſchwächen; endlich ließ ſie ihn einſt raſch zu



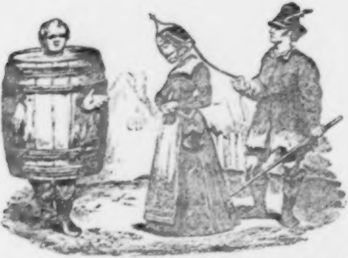
ſich bitten. Cally kam eilend und hörte im Vorgemach Harfenklänge. Leiſe öffnete er die Thür; da lag Hilma, rings mit Blumen umgeben, auf dem Ruhebett und hatte eben die Harfe von ſich gelehnt. „Willkommen!" hauchte ſie, reichte dem Eintretenden die Hand, zog ihn neben ſich hin und ſagte: „Ich muß Sie, edler Lord, retten, wie ich kann! Erfahren Sie denn mein letztes Geheimniß: Ich liebe! — liebe jenen Richter, der für meine Unſchuld zeugte, der mich allein in ſeinem Herzen aufnahm, da Alles mich von ſich ſtieß, Alles mich verdammte. Sein Bild nur lebt in meiner Seele und ob ich ihn gleich nie wieder ſah, hab' ich dennoch ſeinem Andenken mich mit der unverbrüchlichſten Treue gelebt! — Nehmen Sie meinen innigſten Dank für die edelmüthige Güte — doch Ihnen und mir Freiheit zu geben, habe ich — Gift genommen."

Und Hilma übergab dem Lord eine, von ihr ſelbſt geſchriebene Geſchichte ihrer Leiden und ſtarb in ſeinen Armen. Da, wo er ſie dem Tode in den Fluthen entzog, ließ Cally ein Felsgewölbe zu ihrem Grabmal bereiten, und ruhte nicht eher, bis an ihrer Gruft ihre Unſchuld verkündet war. Jener Richter aber, der ſie vertheidigt hatte, ward der tröſtende Freund von Cally, und als auch dieſer früh heim ging, beſtimmte er ſein Vermögen zu einer milden Stiftung für unglückliche Opfer menſchlicher Kurzſichtigkeit.

Inniges Mitgefühl der Unglücklichen! — aber doch liebte ſie ſich mehr als den Allmächtigen, ſonſt wäre ſie, im Vertrauen auf ihn, deſſen Hülfe laut zu ihr ſprach, der Tröſtung gewiß und nicht verſchnell geweſen im Kürzen ihres Lebens; denn unſre Tage gehören Gott, nicht uns! F. W. Gubitz.

Gebräuche der guten alten Zeit.

Im Mittelalter hatte man für Frauen, welche durch Zankſucht, Verleumdungen oder Klatſchereien Unheil angerichtet hatten, eine eigene Strafe. Sie beſtand darin, daß man der Schuldigen einen Zankzaum, nach Art eines Pferdegebiſſes, umlegte, und ſie ſo von dem Büttel oder Frohnvogt durch die ganze Stadt leiten ließ. In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts verlor ſich dieſe Strafe allmählig, wahrſcheinlich deshalb, weil unſere Frauen allem Zank und aller Haderei abſchworen, die ſo ungeeignet ſind, ſie liebenswürdig und beliebt zu machen, was doch eine Frau gern ſeyn möchte. Solche alte Rüſtzeuge, wie wir eines bildlich darlegen, bezeugen, daß manche Stamm-Mutter mit ihrer Zunge wohl etwas ſtachelich und verſchnell geweſen ſeyn müſſe, und ſie werden in vielen Rüſtkammern aufbewahrt, unter andern auch in der bekannten Erbachiſchen in Erbach im Odenwalde. Die Muſter ſind demnach im Original vorhanden und deshalb mögen ſich die zank- und klatſchſüchtigen Frauen, wenn's deren etwa ſogar in unſrer Zeit noch giebt, hüten.



damit man nicht bei der Wiederkehr manches Alten auch des Zankzaums gedenkt, der gerade nicht das Schlimmſte wäre unter dem modiſchen Roccoco. Hübſch alſo an Salomo gedacht, der da ſagt: „Wer Zank liebt, liebt Sünde, und die Worte des Verleumders ſind Schläge und gehen Einem durch's Herz.“

Hängen wir aber den Frauen etwas an, ſoll das Mannsvolk auch nicht leer ausgehen! Unſre Altvordern wußten ſehr wohl, welch ein kräftiges Mittel der Spott zu Zeiten war. Um nun einen bis dahin unverbeſſerlichen Trunkenbold zu ſtrafen, und wo möglich von ſeiner Leidenſchaft abzuſchrecken, bedienten ſie ſich eines eigenen Mittels: eines Faſſes, dem der Boden fehlte und deſſen obere Seite durchlöchert war, ſo daß es, über den Kopf eines Menſchen geſtreift, auf deſſen Schultern ruhen blieb. Für die Hände des Inſaſſen waren rechts und links ebenfalls Oeffnungen gelaſſen. In ein ſolches Faß wurde der zu Beſtrafende geſteckt, und in dem nicht gar bequemen Mantel vor der ganzen Gemeinde herum geführt, die es nun an Spott und Gelächter nicht fehlen ließ. Ob dieſer Mantel heutigen Tages nicht hier und dort dienen könnte, und mit geringeren Koſten mindeſtens eben ſo kräftig wirkte, wie Mäßigkeits-Vereine, käme auf einen Verſuch an. — Humor iſt jedenfalls ein haltbarer Stab im Leben, auch eine hülfreiche Waffe, und die Criminal-Juſtiz thäte gewiß nicht übel, wenn ſie durch Wiederaufnahme des Zankzaums den Familienfrieden zu ſichern, durch die faßliche Strafe dem Trunkenbold ſeine Sünde begreiflich zu machen, und zugleich Andern die Mäßigkeit einzuſchärfen ſuchte! —

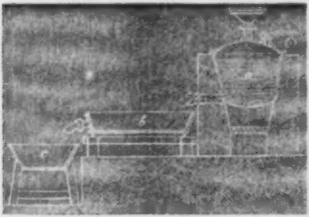
Kein reizend Schild wär' ſolch ein Mantelträger
Dem prächt'gen Branntweinsladen,
Doch wider Noth und Schaden
Ein guter Schild, der Sitte Schirm und Pfleger!

Verbeſſerungen

in der Brodbereitung von Dufaure de Montmirail.

Die Erfindung beſteht 1) in einer verbeſſerten Flüſſigkeit zum Anfeuchten des Mehls, um den Teig zu bereiten; 2) in einer verbeſſerten Methode, Salz dem Mehle beizufügen; 3) in einem verbeſſerten Apparat zur Bereitung des Teigs. — Anſtatt, wie dies ſonſt geſchieht, reines Waſſer zu nehmen, wird die Flüſſigkeit, womit man den Teig anfeuchtet, auf folgende Weiſe bereitet: Zu 20 Pfund ſiedenden Waſſers nimmt man 8 Loth arabiſches Gummi; wenn das Gummi ſich vollſtändig aufgelöſt hat, läßt man die Flüſſigkeit in ein Gefäß ab, damit ſie ſich etwa bis zur Blutwärme abkühle, worauf ſie zum Gebrauch fertig iſt.

Anſtatt das dem Brode beizugebende Salz, wie bisher üblich, mit dem zum Netzen des Teiges dienlichen Waſſer zu vermengen, trocknet man die erforderliche Quantität Salz vor einem Feuer oder in einem Ofen; darauf pulveriſirt man es ſo fein wie möglich und vermengt es in dieſem Zuſtande ſorgfältig mit dem trockenen, in Teig zu verwandelnden Mehle, bevor es angefeuchtet wird; dieſes Verfahren erhöht die abſorbirende Eigenſchaft des Mehls und veranlaßt eine innigere Vermiſchung der neuen Flüſſigkeit mit demſelben. — Der Apparat, um dieſe Verbeſſerungen in's Werk zu ſetzen, iſt in beigegebener Figur dargeſtellt: a iſt ein geſchloſſener Keſſel, um die zum Anfeuchten dienliche Flüſſigkeit zu erwärmen und zuzubereiten; b iſt der Kühlbehälter, in welchen die Flüſſigkeit abgelaſſen wird, wenn ſie warm genug iſt, und das Gummi ſich gänzlich aufgelöſt hat; c iſt der Knete-Trog. Das mit dieſer Flüſſigkeit bereitete und ſorgfältig gebackene Brod giebt aus derſelben Quantität Mehl ein gewichtigeres Brod, als wenn es nach der alten Methode bereitet würde, und iſt doch dabei leichter, geſunder und nahrhafter.



Fräulein Gevatterin.

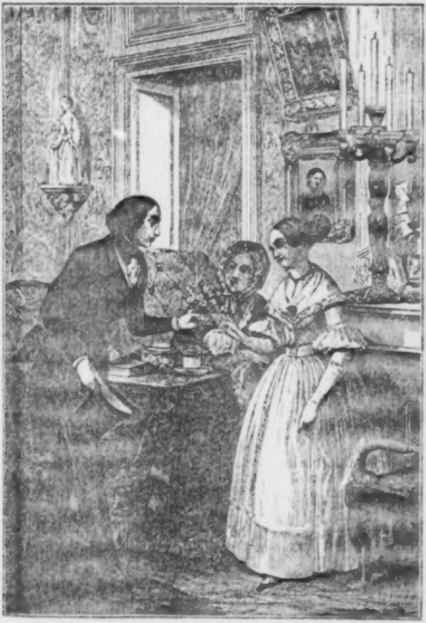
In Mannheim lebte ein junger Mann, Max von Eckersheim, ſehr eingezogen und doch wußte der Ruf viel Gutes von ihm. Er hatte in Heidelberg bei kärglichen Mitteln Theologie ſtudirt und eben ſein Examen gemacht, als ihm unerwartet eine Erbſchaft zufiel, die ihm jährlich etwa 1500 Gulden ſicherte. Da zog er nach Mannheim und beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften, war aber ſo guten Herzens, daß er gern half, wenn man ihn um Unterſtützung anſprach, oft in einer Weiſe, die an ein größeres Vermögen denken ließ, als er beſaß. Er ſelbſt brauchte ſehr wenig, in Geſellſchaft ſah man ihn ſelten, und, wie geſagt, man ſprach nur Gutes von ihm, wenn man auch hinzuſetzte: Ein Sonderling iſt er aber doch!

Max von Eckersheim machte täglich Spaziergänge; ſo befand er ſich öfter auf der Mühlaue, einer lieblichen Inſel in der Nähe Mannheims. Eines Vormittags traf er dort eine, von ihrem Dienſtmädchen geführte alte Dame, die ein Geſpräch mit ihm anknüpfte und bald ſeinen Namen nannte. Den Blick der Verwunderung an ihm wahrnehmend, ſagte ſie lächelnd: „Sie gehen ja oft genug in Mannheim an meiner Wohnung vorüber, und da Frauen neugierig ſind, hab' ich mich nach Ihnen erkundigt. So erfuhr ich denn auch, daß Sie am liebſten ganz für ſich leben, was doch ein junger Mann nicht thun ſollte.“ Er bemerkte, daß er ſich nun einmal von dem gewöhnlichen geſelligen Treiben nicht angezogen fühle, und die Dame ſetzte das Geſpräch ſo fein und geiſtreich fort, daß er faſt wider Willen auch auf dem Wege zurück nach Mannheim in ihrer Geſellſchaft blieb, und als ſie bei ihrem Hauſe ihn verließ, bat ſie freundlich: daß er doch gelegentlich ſie beſuchen möge, wenn er nicht ſeine Zeit für verloren erachte in der Unterhaltung mit einer alten Frau, die nur noch von Erinnerungen lebe.

Frau von Sacy — ſo hieß die Dame — brauchte nicht lange darauf zu warten, der junge Mann kam und kam öfter, ſo daß ſich nach und nach eine Vertraulichkeit zwiſchen Beiden einfand und Max ihr manche kleine Geſchäfte, namentlich ihre Gaben an Arme beſorgte. „Es geht mir wie Ihnen“, ſagte ſie bei dieſer Gelegenheit; „ich möchte auch gern überall helfen, aber was ich mein nenne, reicht dazu nicht aus.“

Eines Abends traf Max die alte Dame ſinnend, auf einen Brief ſchauend, den ſie in der Hand hielt. „Heut“, begann ſie, „möcht' ich Ihre Freundſchaft für eine große Bemühung in Anſpruch nehmen; ich wag' es aber kaum!“ — „Sprechen Sie, ſprechen Sie, verehrte Frau“, fiel er ein; „was in meinen Kräften ſteht, thu' ich ja gewiß!“

„Ich habe“, fuhr die Dame fort, „eine junge Verwandte in Frankfurt am Mayn, die ich ein wenig unterſtütze; ſie ſchreibt



mir eben, ſie ſolle zum erſten Mal Pathin ſeyn und bittet um die Erlaubniß dazu. Nun möcht' ich aber nicht gern, daß ſie einen Begleiter hätte, den ich nicht kenne; dem wäre abgeholfen, wenn Sie die Gefälligkeit übernehmen, es zu ſeyn, womit ich noch den Wunſch verbinde, durch Sie zu erfahren, ob die Kleine — ſie heißt Antoinette — in ihrer Penſions-Anſtalt ſich wohl befindet.“

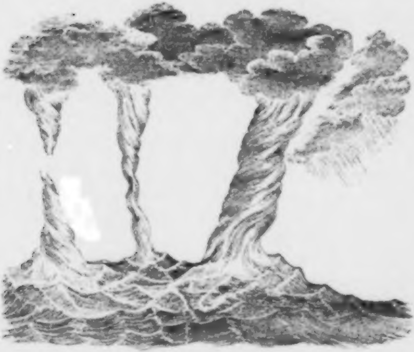
Der gutwillige Max war auch hier bereit, Frau von Sach ſchrieb das Nöthige an Antoinetten und zu rechter Zeit war Max in Frankfurt, das Fräulein Gevatterin zur heiligen Handlung zu begleiten, nachdem er ihr zuvor nach alter Sitte den Blumenſtrauß überreicht hatte. Zurückgekehrt, ſtattete er ſeinen Bericht ab an Frau von Sach, der überaus günſtig ausfiel, wobei er indeß zuweilen ſtockte und ſein Geſicht die Farben wechſelte. Frau von Sach dankte ihm herzlich für die ihr erzeigte Gefälligkeit, und dieſe Angelegenheit ſchien nun abgethan. Auffallend war es indeß, wie Max oft ſelber das Geſpräch auf Antoinette zu bringen, Frau von Sach dagegen dies zu vermeiden ſuchte. Darüber wurde der junge Mann ſtill und immer ſtiller; ja er verſchloß ſich wieder wie ſonſt in ſich ſelbſt und ſeine Beſuche bei Frau von Sach machten ſich immer ſeltener.

Schon war er wieder mehrere Tage nicht bei ihr geweſen, da ließ ſie ihn, mit Beſtimmung einer Stunde, bitten, zu ihr zu kommen. Er fand einen Notar bei Frau von Sach, die ihn mit den Worten empfing: „Es mahnt mich, meinen letzten Willen aufzuſetzen, und ich wollte Sie erſuchen, dabei als Zeuge gegenwärtig zu ſeyn. Wiſſen Sie aber wohl, daß ich Ihnen zugleich eine Sorge zugedacht habe?“ — „Und welche?“ — „Sich dereinſt meiner kleinen Antoinette ein wenig anzunehmen.“

Sichtlich verlegen antwortete der junge Mann: „Nein, nein; Sie leben noch Jahre und mir kann nicht das Glück werden“ — plötzlich beſtürzt unterbrach er ſich ſelbſt, konnte auch augenblicklich keine andre Wendung finden. — „Soll ich Ihnen vielleicht die Sorge jetzt gleich überlaſſen?“ fragte ſie, mit einem neckenden Tone, und hochroth ſtand Max noch immer ſtumm vor ihr. „Ich werde mir die Antwort ſelbſt geben, mein Freund!“ ſagte darauf Frau von Sach. „Ich habe beobachtet und bin erfahren genug, zu wiſſen, daß Ihr gegenſeitig Eindruck aufeinander machtet. Antoinette iſt meine Enkeltochter, das Einzige, was mir in den Stürmen der Revolution geblieben iſt. Für ſie hab' ich nur gelebt, und ich leugne nicht“ — indem trat Antoinette herein, Max ſtürzte freudig ihr entgegen, blieb aber lautlos vor ihr ſtehen. „Nun, haben Sie keinen Gruß für die Gevatterin?“ fragte die Großmutter. — „Sie haben mich errathen, gnädige Frau! — wollten Sie nicht Ihre Rede von vorhin beendigen?“ — Bei dieſen Worten nahm Max Antoinetten bei der Hand und führte ſie zu ihr hin. „Des Himmels reichſten Segen über Euch, meine Kinder!“ ſagte ſie. „Ich leugne nicht“ — ſetzte ſie dann ihre Rede fort.

„ich habe Sie geprüft, und Alles ſo geleitet, wie ich wünſchte, daß es kommen ſollte, und wie es, Gott ſey Dank! kam. Das gute Kind war meine einzige Sorge und ich weiß, ſie iſt mir abgenommen von einem redlichen Herzen! — Nun aber, Herr Notar, wollen wir an unſer Geſchäft gehen! Ich ſelbſt brauchte wenig, habe ein Kapital für Euch, meine Kinder, durch Zinſen anwachſen laſſen und eine Rente von 400 Thaler übergebe ich Euch!" — „Den kleineren Schatz zu dem größten!" ſagte Max und drückte Antoinettens Hand an ſein Herz. — „Aber ein Schatz", bemerkte Frau von Sacy, „der doch Ihrem Hang zum Wohlthun willkommen ſeyn wird, und ich vermache Ihnen nun zugleich und für dereinſt auch meine Armen, denen ich ſchon noch etwas übrig zu laſſen hoffe." **Fr. Bertram.**

Die Waſſer-Trompete.



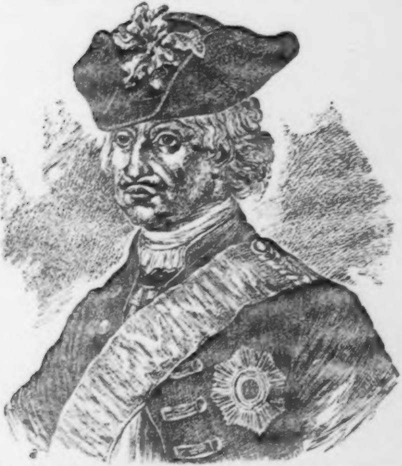
Sie wird auch Waſſer- und Seehoſe genannt und iſt eine furchtbare Natur-Erſcheinung. Eine Gewitterwolke zieht über das Meer hin, und oft geräth dann unter ihr das Waſſer in eine kochende, mit ſtarkem Geräuſch verbundene Bewegung; einzelne Wellen erheben ſich bis zur Wolke, vereinen ſich mit dem, aus ihr herabfallenden Waſſer und bilden eine, an Fuß und Haupt zuweilen 15 und mehr Fuß im Durchmeſſer habende trichterförmige Säule, die meiſt oben am ſtärkſten iſt und ſich im Wirbel herumdreht, während, ohne daß man Donnerſchläge hört, nicht ſelten Blitze von dieſer Wirbelſäule ausgehen. Der eine Fuß ruht auf dem Meere, der Obertheil ragt aus der Luft, und wenn eine ſolche Waſſerſäule das Meer verläßt, treibt ſie ſich manchmal noch eine ganze Strecke verwüſtend in's Land hinein. Schiffe, welche in ihr Bereich kommen, ſind oft nicht zu retten, und man hat ſchon beobachtet, daß kleinere Fahrzeuge, z. B. Boote, von ihr in die Höhe gezogen und dann wieder herabgeſchleudert wurden. Von den Schiffen aus ſucht man dieſe Waſſerſäulen durch das Abfeuern der Kanonen zu zerſprengen; wenn es gelingt, oder ein Sturm ſie zerſtört, ſtürzt die ganze Waſſermaſſe mit ungeheuerm Gekrach in's Meer, dies auf die gefährlichſte Weiſe aufregend. Gewöhnlich zeigt ſich die Waſſerhoſe in Gewitterluft bei ſtillem Wetter. Bildet ſie ſich aus dichtem Waſſer, iſt ſie durchſichtig; aber meiſtens inwendig hohl, von außen mit einer Menge zertheilter Tropfen umgeben, hat ſie ein trübes, nebliches Anſehen. Sie ſteht zuweilen ſenkrecht, legt ſich aber auch manchmal ſchief und ganz ſchräg. Ihre Dauer iſt verſchieden; oft hält ſich eine derſelben ſehr lange, die andere verſchwindet und es erſcheint eine neue; immer aber ſind es mehrere, die zu gleicher Zeit ſichtbar werden, und man bemerkt ihrer, die ohne Verbindung bald von der Wolke ausgehen, bald auf dem Meere fußen, ſo daß beide Stücke Kegeln gleichen. Vor Kurzem noch wurde bei Iſchia eine ſolche Natur-Erſcheinung beobachtet. Die wirbelnde Säule, die unten im Meere und oben in einer dunklen Gewitterwolke haftete, ſah zweien, mit der Spitze einander zugekehrten Trichtern ähnlich. Sie ging über die See, eine tiefe Furche hinter ſich laſſend, rückte vor bis zum Hafen Neapels und verſchwand erſt auf dem Lande. Im Vorübergehen ließ ſie ein Paar Barken tanzen, drehte eine Fregatte raſch um, warf eine Schildwache am Leuchtthurm in's Waſſer und drückte eine Mauer ein. Der Soldat wurde gerettet, und da er als guter Tänzer bekannt war, machten die ſingeluſtigen Neapolitaner ein Spottlied, das mit den Worten ſchloß:

„Wir haben oft den Burſchen, leicht und loſe,
Die Tarantella tanzen ſeh'n:
Und ließen ihn nicht untergeh'n
Im Wirbeltanz mit einer Waſſerhoſe."

Die verſuchten Erklärungen über dieſe Natur-Merkwürdigkeit reichen noch nicht aus, doch weiß man mit der Elektriſir-Maſchine die Erſcheinung im Kleinen nachzuahmen. Bringt man einen Waſſertropfen auf die Kugel des elektriſirten Konduktors, dehnt er ſich kegelförmig aus, ſobald ein mit der Erde verbun-

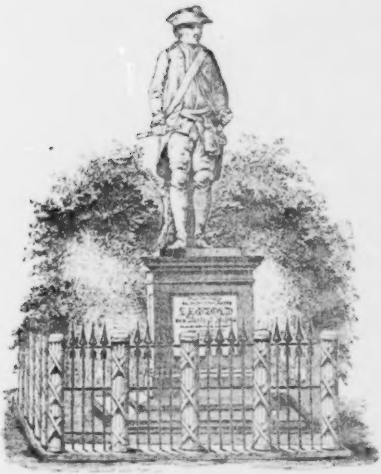
dener platter Leiter dagegen gebracht wird. Denkt man ſich alſo eine ſtarke elektriſirte Wolke, welche durch ihren elektriſchen Wirkungskreis der Erde oder dem Meere die entgegengeſetzte Elektrizität giebt, ſo entſteht zwiſchen beiden eine ſtarke Anziehung, welche die Wolke kegelförmig herabzieht, das Waſſer aber emporhebt, bis Beide ſich entweder durch unmittelbare Berührung oder durch einen Bliz ihre Elektrizität mittheilen und ein Ganzes werden.
St.

Leopold, Fürſt von Deſſau.

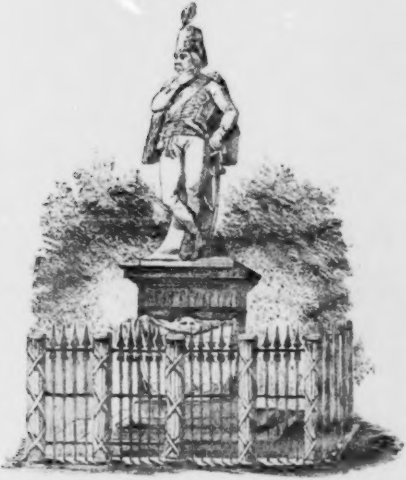


Der alte Deſſauer! Wer kennt nicht den alten Schnurrbart, der dreien Königen ein ſiegreicher Feldherr war, unter dieſer volksthümlichen Benennung! Freilich war er nicht immer alt, er war auch einmal jung und hat recht tolle Jugendſtreiche gemacht, der alte Deſſauer; da er aber jung geweſen, iſt er natürlich auch eines Tages geboren, nämlich am 3. Juli des Jahres 1676. Aufgezogen wurde er von ſeinem Vater Johann Georg in Gewährung aller ſeiner Launen, wodurch er denn ein gar trotziger Knabe ward, deſſen Kriegsliebe ſich ſchon früh entwickelte. Kaiſer Leopold I, der davon hörte, machte ihn im elften Jahre zum Oberſten eines Infanterie-Regiments, welches ihn ſo beſchäftigte, daß, als er im ſiebzehnten Jahre ſeinen Vater verlor, er ſich nicht im Geringſten um die Regierung ſeiner Erblande bekümmerte, welche ſeine Mutter, Henriette von Oranien, vormundſchaftlich führte. In dieſer Zeit verliebte ſich der junge Prinz in eines Apothekers Tochter in Deſſau ſo leidenſchaftlich, daß Henriette, um dies Verhältniß, das übrigens bei der unbeſcholtenen Tugend des Mädchens in den Grenzen des ſtrengſten Anſtandes blieb, zu beſeitigen, ihn mit einem Hofmeiſter reiſen ließ. Er beſuchte Italien, wo er auf das Ausſchweifendſte ſeinen Vergnügungen lebte und überall mit Auszeichnung empfangen wurde; bald aber kehrte er nach Deutſchland zurück und führte ſeine erſten Waffenthaten bei einem brandenburgiſchen Corps unter den Fahnen des Königs von England aus. Bei der Belagerung von Namur (1695) wurde er General-Major, als welcher er bald darauf ſein großes Geſchick durch die Ueberrumpelung von Quedlinburg an den Tag legte. Nun kehrte er nach Deſſau zurück, ließ ſich am 13. Mai 1695 huldigen und vermählte ſich, aller Einreden ungeachtet, mit jener Apothekerstochter, ſeiner geliebten Anna Föhſin, die er ſpäter durch den Kaiſer Leopold zur Reichsfürſtin von Anhalt erheben und deren Nachkommen er für ebenbürtig erklären ließ. Eines der ſchönen Beiſpiele treuer Liebe, die ſonſt öfter vorkamen als jetzt, was übrigens nicht an der Bildung, ſondern an der Zerr- und Verbildung liegt. Dieſelbe Ausdauer und Feſtigkeit, welche er hier wie für's ganze Leben ſeiner Liebe bewahrte, zeichnen alle ſeine Thaten und Entſchlüſſe aus. Seine Beſchäftigung beſtand jetzt darin, ſein Regiment in Waffen, Kleidung und allen Uebungen zu verbeſſern, was er auch bald im ſpaniſchen Erbfolgekriege geltend machen konnte. Der General-Lieutenant von Heyden und der jugendliche Fürſt von Deſſau führten die preußiſchen Truppen, welche Friedrich I zur Hülfe ſandte, zum Heere Marlboroughs, in welchem Leopold ſofort ſeine glänzenden Anlagen für die Kriegskunſt bei der Erſtürmung von Kaiſerswerth und anderer Feſtungen bewies und ſich dadurch bei ſeiner Rückkehr nach Berlin den ſchwarzen Adlerorden erwarb; der Johanniter-Orden ſchmückte ihn ſchon. Im zweiten Feldzuge hatte er als General-Lieutenant die Leitung des preußiſchen Hülfs-Corps und rettete in der unglücklichen Schlacht bei Hochſtädt, die der Kaiſerliche General Styrum mit 18,000 Mann gegen 30,000 Bayern und Franzoſen verlor, während die Oeſtreicher ſchon in offener Flucht waren, durch die muſterhafte, bisher nie erhörte Ordnung im Rückzug ſeiner Truppen die Armee vor der gänzlichen Auflöſung. Zum General der Infanterie ernannt, führte er 12,000 Preußen in's Feld und machte am 13. Auguſt 1704 die berühmte Schlacht bei Hochſtädt (auch Schlacht bei Blenheim oder Blindheim genannt), in welcher die Scharte des vorigen Jahres ausgewetzt wurde, unter dem Commando des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs von Marlborough mit. Schon hatte der Kurfürſt von Bayern auf dem Flügel, den Eugen befehligte, einige kaiſerliche Generale durch ſeine Mehrzahl zurückgedrängt, da ergriff Leopold das preußiſche Feldzeichen und, mit demſelben ſich in den Feind ſtürzend, erneuerte er wüthend den Kampf. Eugen wandte ſich nun freudig zu den Preußen und führte mit ihnen die Schlacht zu Ende, ſo daß er ſich mit dem ebenfalls ſiegreichen Marlborough im Dorfe Blenheim vereinigte. Dieſen entſcheidenden Sieg, ſo wie die folgende Eroberung von Landau, hatte man großentheils dem Deſſauer Fürſten zu verdanken, der den Prinzen Eugen nun auch auf ſeinen italieniſchen Feldzügen begleitete. An das blutige Treffen bei Caſſano knüpft ſich die Entſtehung des Deſſauer Marſches, der dem Fürſten von den Eingebornen des Landes, das er durch ſeine Siege befreit, gewidmet und bald zum Lieblingsmarſche wurde, den man noch lange nach dem Tode Leopolds bei den preußiſchen Armeen hörte. In den Zwiſchenzeiten der verſchiedenen Feldzüge begab ſich der Fürſt gewöhnlich nach ſeinen Erblanden, in deren Regierung ſeine treffliche Gemahlin ihm zur Seite ſtand, die ihn auch in die erſten Feldzüge begleitet hatte. In einem ſolchen Zwiſchenraum mußte er bei der Taufe Friedrichs des Großen — der damals allerdings noch klein — die Stelle aller Pathen vertreten, ein großer Feldherr bei einem dereinſt nicht minder großen. Prinz Eugen wandte ſich im nächſten Jahre gegen Turin und unternahm einen Sturm, trotz vielem Widerrathen, in Uebereinſtimmung mit Leopold, der durch die gefährliche und blutige Erſtürmung der erſten Schanze den bedeutendſten Antheil am Siege hatte. In dieſem fünften und den folgenden italieniſchen Feldzügen nahm er noch die ſtarke Feſtung Pizzighetone, war bei Toulons Belagerung und Suſa's Erſtürmung, trug viel bei zu dem vernichtenden Siege bei Malplaquet über die Franzoſen, zu der Einnahme von Douay, Aire und anderer feſten Orte. Auf ſeiner Rückkehr aus dem elften Feldzug bemächtigte er ſich im Fluge, dem Befehl des Königs Friedrich I gemäß, der Stadt und Feſtung Moeurs, welche die Holländer den Preußen verſprochen hatten und dennoch vorenthielten. Nach dieſer gelungenen Kriegsthat wurde er im 35ſten Jahre ſeines Lebens zum Feldmarſchall und Kriegsrath befördert.

Im Jahre 1713 beſtieg den preußiſchen Thron **Friedrich Wilhelm I**, der ſchon als Kronprinz dem Deſſauer ſehr geneigt geweſen und ihm nun die Leitung des ganzen Soldatenweſens überließ, welches Leopold unter dieſem Monarchen ſo vorzüglich ausbildete, daß er als der Begründer der preußiſchen Kriegsmacht angeſehen werden darf. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg war beendigt, aber bald ſah Preußen ſich für ſein eignes Intereſſe durch Sachſen und Rußland in einen Krieg mit Schweden verwickelt (1715). Das war eine neue Wonne für Leopold, der ſogleich nach Rügen aufbrach, dort — freilich mit überlegenem Heere — den großen Schweden-König nach hartnäckigem Gefecht ſchlug und Stralſund, als Karl XII es nach langer Gegenwehr verzweifelnd am Siege verlaſſen, in Beſitz nahm. Der Friede mit Schweden kam jedoch erſt 1720 zu Stande, und Preußen erwarb für immer Stettin und ganz Vorpommern. In der langen Friedenszeit, welche nun folgt, machte Leopold zwar in nicht würdiger Weiſe ſich viel mit höfiſchen Intriguen zu ſchaffen, aber er verbeſſerte zugleich das Militair auf überraſchende Art: Ordnung brachte erſt er in die Haltung deſſelben und ließ die Schieß-Uebungen ſo häufig betreiben, daß man nirgends beſſere Schützen fand als im preußiſchen Heere. Auch führte er eiſerne Ladeſtöcke ein, die früher von Holz geweſen, ſo wie Verbeſſerungen an den Bajonets, und ließ ſeine Thätigkeit auch auf die Feſtungen ſich erſtrecken, wovon Magdeburg, Stettin, Küſtrin, Spandau und andere noch zeugen. Die Thronbeſteigung Friedrichs II ſollte ihm bald wieder Gelegenheit geben, ſeine kriegeriſchen Talente zu entfalten, ob er ſich gleich zuerſt theils aus Anhänglichkeit an das öſterreichiſche Kaiſerhaus, das ihm manche Gunſt erwieſen hatte, theils aus Aerger, daß Schwerin Feldmarſchall wurde, vom ſchleſiſchen Kriege zurückzog. Die Siege des jungen Königs begeiſterten aber den alten Heldendegen wieder, und er war im Begriff, in's Feld zu rücken, als ſeine Gemahlin plötzlich (1745) ſtarb, welchen unglücklichen Zufall er ſeinem Sohne Moritz in tiefſter Bekümmerniß mit den Worten anzeigte: „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!“ — ein Ausruf, der ganz in der unbedachten Rauhheit ſeines Weſens lag. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege führte er einen Theil des preußiſchen Heeres nach Sachſen, ſchlug die ſächſiſche Armee, nahm Leipzig, Torgau, Meißen, und erhielt nun vom König, der ihm aus Schleſien bis Meißen nachgekommen war, den Befehl, gegen Dresden vorzurücken, das die vereinigten Sachſen und Oeſtreicher beſetzt hielten. Der Feind zog ihm entgegen und nahm die vortheilhafteſte Stellung bei dem Dorfe Keſſelsdorf. Deſſenungeachtet griff der alte Deſſauer muthvoll an, indem er ſchwur, er würde Sachſen mit einem Geſtank anfüllen, der noch lange Jahre zu riechen ſeyn ſollte. Nachdem er nun gebetet hatte: „Lieber Gott, ſteh' mir gnädig bei, oder willſt du heute mir nicht beiſtehen, ſo hilf doch wenigſtens dem Schurken von Feinde auch nicht, ſondern ſieh ruhig zu, wie's kommt!" ließ er den Deſſauer Marſch aufſpielen, und fort ging's im Sturmſchritt gegen die Keſſelsdorfer Höhen, die nach ungeheurem Kampf durch die beſonnene Entſchloſſenheit des Führers, dem ſelbſt mehrere Kugeln durch den Rock gingen, erobert wurden, wodurch der vollſtändigſte Sieg erfochten war. Durch dieſe glorreiche Schlacht bei Keſſelsdorf, die Leopold im ſiebzigſten Lebensjahre gewann, beendete er auf's Glücklichſte den zweiten ſchleſiſchen Krieg. Er lebte danach in Deſſau, wo er im folgenden Jahre (1747) ſtarb und mit allen militairiſchen Ehrenbezeugungen beſtattet wurde. Von Charakter war dieſer große Feldherr zwar heftig und rauh, aber auch inniger Empfindungen nicht unfähig, was er im Verhältniß zu Gattin und Kindern bewies. Vor dem Tode ſeiner Tochter Luiſe, Fürſtin von Bernburg, hielt er ein Gebet, das einzige, welches er noch außer dem in der Schlacht bei Keſſelsdorf gehalten haben ſoll, und das nicht minder merkwürdig als jenes: es lautet: „Herr, ich bin kein ſolcher Lump, der dir bei jedem Bettel mit Gebeten beſchwerlich fällt. Ich komme nicht oft, werde auch nicht ſo bald wiederkommen, ſo laß mir denn auch jetzt meine Tochter geſund werden!" Dies Gebet, wie obiges, iſt das eines ſchroffen fürſtlichen Soldaten, dem demüthige Hingebung an Gott fehlte; aber man erſieht daraus zugleich: er hielt nicht viel vom Frömmlerweſen, was man auch bei keinem wirklich großen Manne findet. Als ſeine Tochter dennoch geſtorben war, und er ſpäter einmal nach Bernburg kam, kehrte er dicht vor dem Schloſſe um, indem er ernſthaft vor ſich hin ſagte: „Ich kann den Ort nicht wiederſeh'n, wo meine Luiſe ſterben mußte!" In ſeinen Erbſtaaten traf er manche nützliche Anſtalten, auch kaufte er alle Beſitzungen des Adels darin an ſich, jedoch nicht immer auf die rechtmäßigſte Weiſe, und erleichterte dem Volk die Steuern. Seinen Unterthanen hielt er überhaupt viel zu gut, obgleich er ſtreng und willkürlich herrſchte. So riefen ihm, wenn er von der Jagd, die er leidenſchaftlich trieb, ohne Beute heimkehrte, die Jungen auf den Gaſſen nach: „Haha, er hat nichts, er hat nichts!" was er ruhig geſchehen ließ. Je ärger und roher die Stückchen waren, welche er mit ſeinen Untergebenen aufführte, um ſo mehr waren ſie nach des fürſtlichen Soldaten Geſchmack. Eben deshalb aber ließ er ſich auch von ſeinen Soldaten Manches gefallen, ſo lange ſie außer Dienſt waren; im Dienſt ſtrafte er unbarmherzig, und Gerechtigkeit war nicht immer ſeine Leiterin. Zwei ſeiner Soldaten waren einſt deſertirt, und, nachdem ſie wieder ergriffen, zum Strange verurtheilt worden; doch wollte Leopold den einen, der ſehr jung war, gern erretten und ließ Beide um ihr Leben würfeln. Als das erſte Mal der Aeltere gewann, ließ er noch einmal würfeln, erhielt aber



auch diesmal und ſogar zum dritten Mal daſſelbe Ergebniß; da rief er zornig dem andern zu: „Schurke, nun kann ich Dich nicht mehr retten!“ und ſogleich ließ er Beide aufknüpfen. Hat indeß, wie man ſieht, der alte Deſſauer auch ſeine Schwächen und derben Fehler gehabt, ſie wurden durch ſeine großen Eigenſchaften überwogen, und dieſe großen Eigenſchaften kamen dem preußiſchen Staate zu gut; deshalb ließ ihm Friedrich Wilhelm III eine ſchöne Statue ſetzen, welche Schadow verfertigte, und die auf dem Wilhelmsplatz in Berlin ſteht. — Dieſer Statue grad gegenüber iſt die Ziethen's zu ſehen, und wir ſtellen dieſe hier ebenfalls gegenüber, weil wir im Jahrgange für 1842 die Lebens-

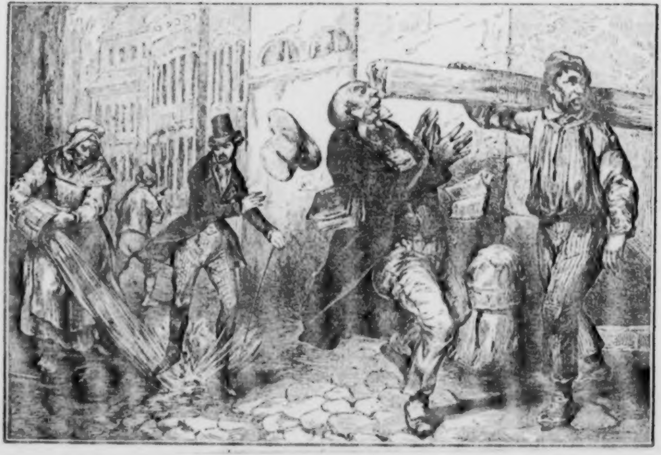


geſchichte des alten Haudegen brachten und es uns nachträglich auf's Herz gefallen iſt, daß wir dem Andenken Ziethen's auch eine Abbildung ſeines Berliner Denkmals ſchuldig ſind.

Anton Gubitz.

Unachtſamkeit.

Der Menſch iſt ein Egoiſt, das heißt: er denkt mehr an ſich als an Andre, und das An-Sich-Denken verſtehen ſogar Leute, die ſonſt gar nicht denken. Heut zu Tage geſchieht's wohl auch unter ſogenannten guten Freunden, daß Jeder nur an ſich denkt, Andern aber mit Vergnügen Alles läßt, was er nicht haben will. Kenn' ich doch einen guten Freund vieler Leute, zu dem man nur ſagen darf: „Höre, du könnteſt mir einen Gefallen thun —" und ehe er weiß, wovon die Rede, antwortet er: „Alles Mögliche, Lieber, aber nur das nicht!" Da iſt's denn freilich am beſten, man hilft ſich ſelbſt und läßt die Duz- und Dutzend-Freunde, die man ſo als Angewöhnung mit in's Leben ſchleppt, zu Dutzenden laufen, wenn man ſich nur den einen, rechten gerettet weiß. Iſt ſolche Verwahrung nun bei den Bekannten nöthig, um ſo mehr bei den Unbekannten, und waren wir mit obiger Bemerkung ein wenig auf Abwegen, jetzt biegen wir ein zur rechten Straße, zu der nämlich, die wir vor uns ſehen. Da giebt's etliche ſolche Leute, die einzig an ſich ſelbſt denken, und nur Jener, der uns ruhig den Rücken wendet und pflichtgemäß den Schmutz wegkehrt, hat das allgemeine Beſte im Auge. Das Weib aber vertrödelte offenbar bei einer Klatſcherei die Zeit, noch vertieft in dem, was ſie erfahren und gern weiter verbreiten möchte, will ſie ihr Reinigungs-Geſchäft möglichſt raſch und oberflächlich abmachen, und da ſtürzt alsbald die ganze Fülle ihres Sprengmittels über die Beine eines zierlichen, das Herz in der Schnürbruſt haltenden Herrn, der eilend daher kam, zerſtreut ſeinem Gedächtniß die Worte wiederholend, womit er einen ſeiner Kollegen, nämlich einen Dutzend-Freund, zu einem Pump bewegen will, den er nothwendig braucht, um ſeine Spekulation auf ein reiches Mädchen mit einer koſtſpieligen Spazierfahrt fortzuſetzen. Glücklicher Weiſe überſtrömt ihn nur reines Waſſer, alſo hilft ihm der Vorfall noch; denn er hat nun einen vermittelnden Anlaß, bei dem Dutzend-Freunde vorzuſprechen, um ſich ein wenig zu ſäubern, und beginnt augenſcheinlich nicht gleich mit einer trockenen Unterhaltung. Der Freund muß hiebei auch einiges Mitgefühl zeigen und ſieht ſich wirklich genöthigt, ſeine Zärtlichkeit bis dahin zu ſteigern, daß er dem Be- und Verſucher jeden Thaler vorſchießt gegen einen Schein über zwanzig, zahlbar an einem Termin, wo das Vermögen der vom Gläubiger erſpekulirten Braut auch flüſſig geworden, wo ſie alſo ſchon Frau und er Herr über ihr Vermögen und Schickſal iſt. Wir kommen noch einmal auf ihn zurück, jetzt aber erſt vorwärts auf die andre Gruppe. Da erblicken wir ein verdorbenes Genie, herabgeſunken zu einem ehrſamen Stiefelputzer, dem ein junger Journaliſt ſein Handwerkszeug inne behielt, um ihn raſch nach einer Leihbibliothek zu ſchicken. Der arme Schriftſteller ſitzt daheim wie auf Kohlen, ſeinen Boten erwartend, denn er braucht Stoff, die nächſte Nummer des Journals zu füllen; der Stiefelputzer will indeß auch gern wiſſen: wie man nach ſo vielen jahrelangen Umwälzungen zu dem großen Taſchenſpieler-Reſultat gelangt, daß immer Alt-Verjährtes wieder obenauf liegt, und wie man



bei den nicht geheuern ungeheuern Fortſchritten der Zeit ſich doch ſo plaiſirlich rückwärts ergebt. Er ſtudirt alſo unterweges die Broſchüren ſelbſt, und während er, ganz vertieft, ſich freut, die Splitter und den Staar in den Augen des Zeitgeiſtes zu entdecken, will ihm ein Balken in's Auge, den Zwei tragen, wovon der ſichtbare Eine ſich bei dem unſichtbaren Andern, zu gutem Beginn der Arbeit, erkundigt: ob's wahr iſt, daß der Sonntag jetzt gleich hinter dem blauen Montag folgt. Denn er gehört zu Jenen, die man nicht daran zu mahnen hat, daß ſie am Sonntage nicht zu arbeiten brauchen, die jedoch an Sonn- und Wochentagen gern verbrauchen, was Andern gehört und die man aus geſchloſſener Geſellſchaft zuweilen als gebeſſert entläßt, wonach ſie ſogleich die Beſſerung entlaſſen. Der Stiefelputzer, der ſich kurz zuvor wer weiß wie weit in aller Welt befand, wird nun genau wiſſen: wo und wie er ſich befindet und darf froh ſeyn, daß er mit dem blauen Auge davon kommt, und nicht leiblich blind wird, wie er es geiſtig bleibt, trotz der Broſchüren.

Der Heiraths-Candidat aber beſorgte mit einem Theile der gepumpten zehen Thaler ein Cabriolet, Gig, Tilbury oder Tandem — mag ſich Jeder den angenehmſten Namen für den zweirädrigen Karren ausſuchen — und fährt ſeine künftige Leibrente ſpazieren, wozu er ſich einſamen Weg ausſuchte, um ungeſtört das Ja endlich heraus zu preſſen und heraus zu ſchmeicheln. Während er aber der Schönen ſüße Dinge ſagte und in thätiger Zärtlichkeit an keinen Zügel dachte, wurde er dem Pferde langweilig; es geht durch, und was nun an dem Prellſtein geſchehen wird, iſt leicht erklärlich. Der Zeichner hat auch dieſen Moment nach der Natur entworfen, das Bild hatte uns indeß zu viel Natürlichkeit und wir bemerken alſo nur noch, daß dieſer Un- und Umfall von dem Spekulanten geſchickt benutzt wurde. Der Wagen zerbrach, und mit einem Theil deſſelben jagte das Pferd davon. Dem kläglichen Hülfsgeſchrei der Dame vereinte der Herr das ſeine; was von Menſchen in der Nähe war, rannte herbei, und der Spekulant rief nun Allen überlaut und wie in Verzweiflung zu: „Sorgt nur für meine Braut, das Fräulein von**!“

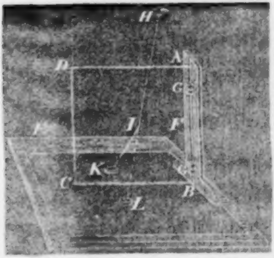
So war die Verlobung veröffentlicht und die Art des Bekanntwerdens beluſtigte die Stadt. Meiſt von dieſem Umſtande beſtimmt — wie denn die Meinung und der Glaube Anderer leider ſehr oft mehr Wirkung macht als die eigene Ueberlegung — wurde das Fräulein die Frau des Spekulanten, der nun jenen Wagen wahrſcheinlich am liebſten Tandem (endlich) nannte; denn ihm hatte er endlich zu ſeinem Zweck verholfen, das Vermögen ſeiner Hälfte — ganz durchzubringen; es ging im Galopp davon wie das Pferd vor dem Tandem und endete zerſplitternd wie dieſes „Endlich.“

Eg.

Einfache Camera clara

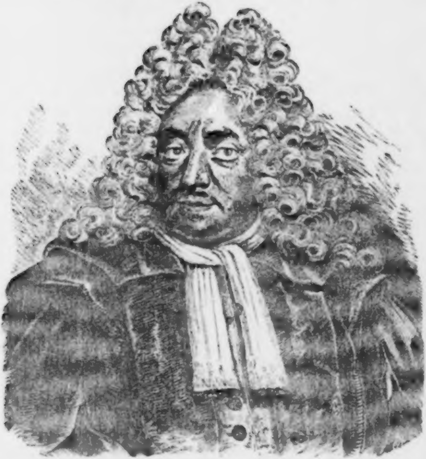
zum Zeichnen von Blumen und andern kleinen Gegenſtänden.

Von H. Robinſon.



A, B, C, D, auf angefügter Abbildung iſt eine dünne quadratiſche Glastafel, welche auf einem Zeichnungsbrette E aufrecht ſteht; dieſe Tafel iſt mit dem einen Rande in dem Falze einer hölzernen Säule F eingelegt, und wird darin durch die Keile G, G feſtgehalten. Die Säule F iſt mit einem Fuße verſehen, damit man ſie verſetzen und überall, wo man will, aufſtellen kann. Um ſich dieſes Apparats zu bedienen, iſt er ſo aufzuſtellen, daß man die Säule F vor ſich hat. Der zu zeichnende Gegenſtand wird, links vom Glaſe, im Punkte K auf das Zeichnungsbrett E gelegt; dann der Kopf des Beobachters ein wenig links von der Säule und das Auge H nach der Mitte des Glaſes auf den Punkt I gerichtet; durch die Reflexion der Lichtſtrahlen wird man nun das deutliche Bild des Objekts K erblicken, als ob es bei L auf dem Papier läge. Der Bleiſtift wird in der rechten Hand gehalten, und durch die Glastafel ſehend, wird man folglich das Bild K an der angedeuteten Stelle L nachzeichnen können. — Dieſer Apparat kann nur zum Zeichnen kleiner Objekte dienen, wie Blumen und andere Gegenſtände der Naturgeſchichte, welche wenig Raum auf dem Zeichnungsbrett einnehmen; er giebt aber davon ein getreues Bild, welches man mit der größten Leichtigkeit nachzeichnen kann. Uebrigens iſt er außerordentlich einfach und bequem, wenn man nur eine paſſende Stellung annimmt, um das Bild durch die Glastafel gut unterſcheiden zu können.

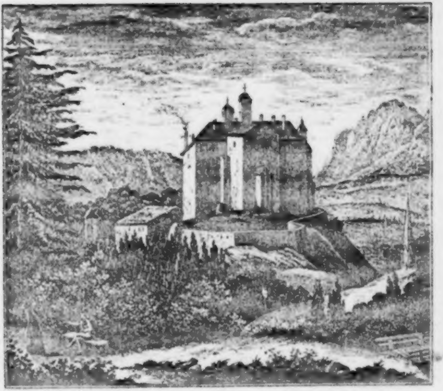
Chriſtian Thomaſius.



Das iſt ein Mann, dem die Menſchheit zu unendlichem Dank verpflichtet iſt, denn er war's, der dem gräßlichen Unfug der Hexen-Prozeſſe und Tortur mit der Entſchiedenheit und dem Muth entgegentrat, die zu jedem Kampfe mit einem Uebel der Zeit nothwendig ſind. Geboren in Leipzig (1655), wo ſein trefflicher Vater, Jacob Thomaſius, zuletzt Rector der Thomas-Schule, den nachmals berühmten Leibnitz zu ſeinen Schülern zählte, ſtudirte Chriſtian Thomaſius die Rechte (1675—1678) in Frankfurt an der Oder, kam (1679) nach ſeiner Vaterſtadt zurück, hielt da Vorleſungen über Recht und Fortſchritt in freimüthigem Sinne, und erweckte ihm dies ſchon Gegner, mehr noch that es der Umſtand, daß er ſeines Landes Sprache, die deutſche, zu ſeinen Verträgen gebrauchte, ja die damals unerhörte Kühnheit hatte, ſogar eine deutſche Ankündigung an das ſogenannte ſchwarze Brett anſchlagen zu laſſen. Dieſes ſchwarze Brett lag manchen verlateinerten und verſteinerten, vergriechten und verſiechten — geleerten Köpfen ſo vor dem Kopf, daß ſie ihn gänzlich verloren, den Neuerer verketzerten und einen Verhaftsbefehl veranlaßten, um den deutſchen Mann, der ſich unterſtanden hatte, in aller Hinſicht deutſch zu reden, außer Thätigkeit zu ſetzen. Sie wollten's nicht begreifen, daß man am klarſten denkt in der Sprache, die wir von der Mutter lernten, in ihren Lauten am deutlichſten ſpricht zu Gott und Menſchen. Der bedrohte Thomaſius verließ ſchleunig ſeine Vaterſtadt und kam (1690) über Berlin nach Halle, wo er zunächſt den Anlaß gab, daß man dort eine Univerſität errichtete, an welcher er erſter Rechtslehrer, geheimer Rath, endlich Direktor der Univerſität wurde und es blieb bis zu ſeinem Tode (23. September 1728). Obwohl er, wie man ſieht, die Spuren ſeiner Zeit in einer mächtigen Perücke auf dem Haupt trug, in demſelben litt er ſie nicht, ſondern bekämpfte bis dahin warm gehaltene Mißbräuche nach Kräften. Durch ihn fand das Naturrecht mehr Eingang in die Gerichtshöfe, die Milderung barbariſcher Geſetze brachte er zu raſcherem Leben und rüttelte ſtark an den Schlagbäumen, welche mißverſtandene Strenggläubigkeit der Denkfreiheit entgegen warf. Die Abſchaffung der Hexen-Prozeſſe und der Tortur ging, wie geſagt, hauptſächlich von ihm aus und dies allein ſchon verbürgt ihm den ewigen Segen der Menſchheit. Einen ſolchen Mann zu lieben, iſt gerechte Forderung des Herzens, und da Liebe die Mängel nicht ſieht, wollen wir zwar nicht behaupten, daß Thomaſius deren nicht hatte, aber für uns ſind ſie nicht da, weil wir erkennen, daß ſie von ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft unzertrennlich waren. Auch als Schriftſteller zeigte er ſich ſehr thätig und wohl berufen, eine „Geſchichte der Weisheit und Narrheit“ zu geben, wie dies, um vom Kleinen auf Größeres ſchließen zu laſſen, folgende von ihm herrührende Bemerkung, die man immer wieder brauchen kann, darthun mag: „Der Aberglaube iſt der Menſchen grimmigſte Geißel. Er macht die Schwachen dümmer, verfolgt die Vernünftigen, ſchlägt Völker in Feſſeln und erzeugt überall unzählige Leiden. Welches Gute bewirkt er? Keines! Nur den Schlauen und Tyrannen kann er nützen, er iſt ihre fürchterlichſte Waffe und hierin liegt das größte Uebel, das je von ihm ausging.“ Gz.

Schloſs Ambras in Tyrol.

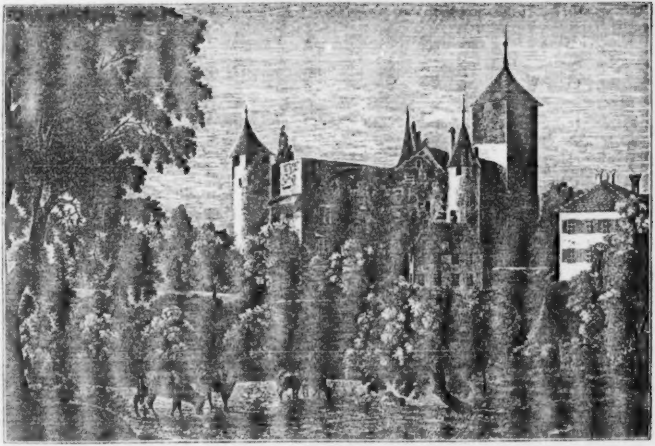
Eine Stunde von Innsbruck liegt das ſonſtige Luſtſchloß Ambras, allen fühlenden Herzen eine liebe Erinnerung. Hier



lebte, vom Jahr 1559 an, der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich mit ſeiner ſchönen und geiſtvollen Gemahlin **Philippine Welſer**, oder, nach dem Gebrauch jener Zeit, **Welſerin**. Aus einer vornehmen und reichen Bürger-Familie Augsburgs ſtammend, ſah ſie (1547) Ferdinand bei den Feſten eines Reichstages und da die ſchöne Jungfrau ſittſam allen vermittelnden Anträgen widerſtand, vermählte er ſich heimlich mit ihr (1550), worüber der kaiſerliche Vater Ferdinand I in Zorn gerieth. Nach acht Jahren wußte die Liebenswürdigkeit Philippinens und ihre Klugheit den Kaiſer zu verſöhnen, ſo daß er dem dauernd glücklichen Paare verzieh, die Kinder deſſelben zu Markgrafen von Burgau erhob und Alle ruhig in Tyrol leben ließ. Nach einer Sage wäre ſie aber doch in dieſem Schloß eines gewaltſamen Todes geſtorben; der Tyroler Adel, ſeinen Groll gegen die Bürgerliche fort und fort nährend, ſoll es angeſtiftet haben, daß ſie im Bade durch ein Oeffnen der Adern getödtet wurde. Wenn ſie indeß, nach andern geſchichtlichen Ueberlieferungen, zweiundfünfzig Jahr alt in Innsbruck (1580) ſtarb, iſt jene Mordthat, wie wir zur Ehre der Menſchheit glauben möchten, wohl eben nur Sage. — Auch Wallenſtein's Name knüpft ſich an dieſes Schloß. Hier ſoll es geweſen ſeyn, wo er als Page, vom Wachen ermüdet, im Sitzen auf der Brüſtung einer hohen Gallerie einſchlief und im Schlafe von da herabſtürzte, ohne ſich im geringſten zu beſchädigen, was ihn zu dem Glauben verleitete, daß eine höhere Macht ihn beſonders ſchütze; ein Glaube, der viel Einfluß geübt haben mag auf ſeine Thaten und Schickſale. Jetzt iſt Schloß Ambras eine öſterreichiſche Kaſerne und ſeine reichen alterthümlichen Sammlungen ſind nach Wien gebracht worden. Nächſt jenen Erinnerungen bleibt es aber immer noch anziehend genug durch die herrlichſte Ausſicht, die man von dort hat. Man ſieht das vom Inn durchſtrömte Thal mit ſeinen Dörfern, Schlöſſern und Landhäuſern, Innsbruck mit ſeinen Vorſtädten, und die ganze prachtvolle Ebene iſt wie ummauert von ſechs- bis achttauſend Fuß hohen Gebirgen in den großartigſten Formen, während man auch die fernen Gebirge, Burgen und Trümmer wahrnimmt, an die ſich Geſchichte und Sage knüpfen. — Vielleicht kommt dem Schloſſe Ambras noch eine Zeit, wo man ſich ſeiner Vergangenheit in neuer Wiederherſtellung ſorglicher annimmt!

Murten.

Es war im Sommer des Jahres 1476, als der Freiburger Hauptmann Wilhelm von Affry mit dem, vor Kurzem aus Bern angelangten Büchſenmeiſter Heinrich Ott in der Halle der Veſte Murten einen Becher ſtärkenden Weines in Eintracht leerte, und dabei manches Wort mit dem erfahrenen Künſtler wechſelte über die Drangſale der Zeit. Sich lange mit einem niederſchlagenden Geſpräch zu befaſſen, war aber nicht des tapfern Kriegsmannes Weiſe, und er rief, indem er mit der Rechten kräftiglich auf den Tiſch ſchlug, daß die Deckel der Humpen klirrten: „Laßt ſie nur kommen, die Burgundiſchen Knechte! Hat ſich manch Anderer die Hörner abgelaufen an Murtens harten Wällen, hat Kaiſer Konrad und der große Habsburger Rudolph ablaſſen müſſen von der Burg, werden wir auch wohl fertig werden im Tanz mit dem weichlichen Geſindel!" — „Doch hörte ich", erwiederte Herr Ott, indem er ſich vorn über den Tiſch beugte, „daß Eure Veſte einmal ſchon gefallen." — „Das war vor Zeiten, da mußte unſre derbe Art zu ſchlagen der liſtigen Kriegskunſt des Italieners weichen. Markgraf Bonifaz ward der Burg Meiſter. Doch ſeitdem iſt eine geraume Zahl von Jahren vergangen, die deutſche Kunſt hat ſich gehoben, und die betriebſame Stadt Nürnberg hat uns ihren beſten Meiſter abtreten müſſen." Bei dieſen Worten reichte er dem Berühmten die Hand und ſchüttelte ſie herzlich. Da hallten Tritte im Hofraum und lockten die Beiden an das Fenſter. Adrian



von Bubenberg, Altſchultheiß von Bern und zur Zeit erſter Befehlshaber in Burg und Stadt Murten, mit ſeiner Schaar von einem Streifzuge zurückgekehrt, ging nun mit gewichtigen Schritten die Stiege herauf und trat in die Halle. Den Männern die Hand zum Gruße reichend, ſprach er: „Willkommen, Herr Ott, Gott ſey geprieſen, daß ich Euch ſchon antreffe. Nur ſchnell zum Werk geſchritten, denn der Burgunder naht mit fürchterlicher Kriegsmacht. Keine Raſt iſt uns gegönnt; zwar habe ich dem Vortrab wacker aufgeſpielt und reiche Beute mitgebracht, aber zahllos iſt des Herzogs Heer." Auf dieſe Mahnung des Altſchultheißen trennten ſich die ehrenwerthen Männer, Jeder an ſein Geſchäft zu gehen. Auch ließ der Feind nicht lange auf ſich warten. Karl der Kühne von Burgund, der ſein ſiegreiches Schwerdt über viele Völker geſchwungen, war ergrimmt über den kräftigen Widerſtand, welchen er bei den Eidgenoſſen fand; denn dieſe hatten ihn ſchon einmal nach unerhörter, von ihm an der Beſatzung von Granſon verübter Grauſamkeit bei dieſer Stadt in blutigem Treffen geſchlagen. Doch ſeine Hülfsquellen waren unerſchöpflich, und bald ſtand ein neues Heer von ſechszigtauſend Mann ihm zu Gebot, das nun, unter ſeiner Oberleitung, den Befehlen des Baſtards Anton von Burgund, des Prinzen von Tarent und des Grafen Jacob von Romont untergeordnet war und ſich um das von zweitauſend Bernern und achtzig Freiburgern beſetzte Murten lagerte. Die Beſchießung der Wälle begann und dauerte bei oft zurückgeſchlagenem, immer wieder erneutem Beſtürmen Tag und Nacht ununterbrochen, bis, trotz der trefflichen Gegenanſtalten, ein Theil der Stadtmauer zuſammenſank. Sogleich rückten die Burgunder in die Breſche ein, doch der unermüdliche Bubenberg empfing die Andringenden ſtandhaft, ſo daß ein furchtbarer Kampf ſich entſpann, der nach entſetzlichem Blutbad mit dem Rückzuge der Belagernden endigte. Danach ſchrieb der Altſchultheiß einen Brief an die Aelteſten von Bern, in welchem die Worte ſtanden: „So lange in uns eine Ader lebt, giebt Keiner nach!" Dieſen Brief überbrachte ein beherzter Mann aus der Beſatzung an den Ort ſeiner Beſtimmung, indem er zur Nachtzeit in einem Nachen über den Murten-See ſetzte. Auf dieſem Wege wurde überhaupt die Verbindung mit den Eidgenoſſen unterhalten. Am folgenden Tage ließ Adrian von Bubenberg alle Bürger auf dem Marktplatze zuſammenkommen und ermahnte ſie, muthig und recht auszuharren. Da, als er mit Begeiſterung ihnen das Beiſpiel ihrer Brüder bei St. Jacob in's Gedächtniß rief, wo der franzöſiſche Ludwig den Schweizern das Feld hatte räumen müſſen, fiel ein Pfeil, von feindlichem Geſchoß in die Stadt geſchleudert, dicht vor ihm nieder. Er hob ihn auf und las einen daran befeſtigten Zettel, auf dem die gräßlichſten Drohungen ſtanden. Er theilte den Inhalt den Bürgern mit und ließ ſie dann einen Eid ſchwören. Jeden, und wenn er ſelber es ſey, der von Uebergabe ſpräche, ohne Zögern dem Tode anheimzugeben. Die Bürger leiſteten den Schwur und hielten ihn mit bewundernswerther Treue. Nachdem die Belagerung ſich ſchon ſehr in die Länge gezogen, und trotz der großen Bereitwilligkeit und Freudigkeit Aller die Lage der Eingeſchloſſenen recht drückend zu werden anfing, da ſpürten dieſe am 16. Juni eine ungewöhnliche Aufgeregtheit im feindlichen Lager, und als ſie die Blicke über den See ſandten, bemerkten ſie über Salvenach und Griſach die Eidgenoſſen heranziehen. Der tapfere Hans von Hallwyl war es, welcher eine Schaar von vierunddreißigtauſend Schweizern herbei führte. Er ſtellte ſein Heer in Schlacht-Ordnung und feuerte daſſelbe an, indem er mit entblößtem Schwerdt durch die Reihen ſchritt und ſie an die glorreichen Schlachten von Laupen und Granſon erinnerte. Dann fiel er, und nach ſeinem Beiſpiel das ganze Herr, auf die Kniee. Alle beteten inbrünſtig; da, wie auf einen Wink des Herrn, theilte ſich das düſtre Gewölk, das vom Himmel herabhing, und ein freundlicher Sonnenſtrahl glänzte auf den Streithauben und den blitzenden Schwerdtern der Betenden. Friſch belebt ſprang Hallwyl auf und rief, die Waffe ſchwingend: „Biederbe Männer! durch dieſe Aenderung des Wetters und den Sonnenglanz, in dem wir gebetet, will uns Gott beweiſen, er ſey mit uns, und will uns entzünden. Darum fröhlich im Namen Gottes! — gedenket Eurer Weiber, Kinder und Bräute, daß Ihr mit männlicher That ſie vor Schmach und Verderben errettet!“ So führte er ſeine Schaaren heftig wider den Feind, welcher von einem Dornenhag geſchützt wurde. Zahlreiche Donnerbüchſen empfingen die Schweizer und brachten ſie auf Augenblicke zum Stehen. Doch ſchnell gefaßt, drangen ſie von Neuem vor, nahmen das feindliche Geſchütz mit Sturm und richteten es gegen die Burgunder. Nur die engliſchen Schützen hielten hier noch Stand, aber Hans Waldmann, aus Zürich, und Caspar von Hertenſtein, aus Luzern, fielen nun dem Feinde in die Flanken, während Bubenberg einen kräftigen Ausfall that wider die Lombarden, wodurch ſich der Sieg für die Eidgenoſſen entſchied. „Granſon! Granſon!“ ſo erhoben dieſe ihr Rach- und Siegsgeſchrei; die Burgunder werden im hitzigſten Kampfe zu Tauſenden hingeſchlachtet, und der ſtolze Herzog Karl muß zur Flucht umwenden. Der Sieg war vollſtändig und glänzend, die Beute an Waffen und Koſtbarkeiten aller Art von unberechenbarem Werth. Der Graf von Romont hielt am längſten Stand; als er ſich aber überzeugte, das ganze Heer fliehe und das Lager ſey erobert, da nahm er ſeinen Rückzug über einen hinter ſeiner Schlachtſtellung ſich ausdehnenden Sumpf. Dieſe glorreiche Schlacht rettete die Schweiz vor den ehrgeizigen Plänen des kühnen Eroberers, und zum Andenken derſelben erbaute man eine Kapelle, worin die Ueberreſte der Gefallenen aufbewahrt wurden. Als dies Denkmal zur Zeit der

Revolution von den Franzoſen zerſtört worden, diente als Zeichen der Erinnerung eine Linde, welche zu ungewöhnlicher Höhe und Ausdehnung herangewachſen, und deren Stamm zuletzt kaum ſieben Männer umſpannen konnten. Leider hat der Sturm am 18. Juli 1841 dieſen herrlichen Baum der Freiheit geknickt, obgleich ſein Grünen und Blühen gerade jetzt zu rechter Erinnerung dienen könnte, wo eine friſche geiſtige und religiöſe Freiheit in der Schweiz ihre Schwingen entfaltet. Im Jahre 1822 ließ die Stadt Freiburg außerdem einen über fünfzig Fuß hohen Obelisk an dieſer Stelle aufführen. — Die Burg, die auf dem beigefügten Bilde zu betrachten iſt, hat zwar im Lauf der Zeiten manche Veränderung erfahren, ſo ſind die ſtarken Wälle zu Spaziergängen umgewandelt und auch Graben verſchüttet, Mauern geſunken; aber der viereckige Thurm an der Oſtſeite ſteht noch aus jener Zeit, ſo wie die Wohngebäude und Ställe, welche daran gebaut wurden. Gegen Süd und Weſt befinden ſich gleichfalls mehrere Thürme. Am lieblichen Murten-See und in wunderſchöner, lachender Gegend, durch welche belebte Landſtraßen ziehen, gelegen, gewährt das Schloß die reizendſten Ausſichten über eine blühende, angebaute Flur und geſtattet dem Blick, bis fernhin zu dem im Aether verſchwimmenden Jura-Gebirge zu ſtreifen. Seit 1816 iſt es Sitz eines Oberamtmannes. Fr. Paolo.

Etwas von
Herrſchaften und Dienenden.

Groß iſt in unſrer Zeit die Geſinde-Noth! — und wo Frauen zuſammen kommen, wird man immer etwas davon erfahren. Wir haben auf unſerm Bilde eine Frau vor uns, die dreien ihres Geſchlechts ihre Noth klagt über die Dirne, die ſich, in aller Ruhe am Brunnen angelegt, das Zuhören angelegen ſeyn läßt. Sie hat einen ſchweren Dienſt; ihre Herrin wäſcht für andre Leute, und da heißt's nun: waſchen Tag und Nacht. Das Mädchen ſieht aus, als könne ſie was angreifen und als griffe ſie auch an, denn ſie iſt arbeitſam gekleidet und vom Schnürleib nicht behindert; aber es geht dem dienſtbaren Kinde doch im Kopf herum, daß ſie der Frau auch gar nichts recht machen, ihr nie genug thun kann, und bei der Art, wie man in ihrem Beiſeyn alle ihre Mängel, vielleicht vergrößert, der Nachbarſchaft verkündet, muß ſie wohl etwas dickfellig werden. Wir halten die Dirne für keine von denen, auf welche der Spruch paßt:

„Wer recht bequem iſt und recht faul,
Flög' dem die Taube gebraten in's Maul,
Er würde ſich den Spaß verbitten,
Wär' nicht der Braten gleich — zerſchnitten!“

— es käme nur auf die Behandlung an und daß man einen in

Univ. Bibl.
München

nern Trieb belebte, ſtatt ihn zu vernichten. Es iſt eine Landdirne, die unverdorben nach der großen Stadt kam — aber die große Stadt!

Die Entartung der Dienſtboten, namentlich in großen Städten, iſt unbedingt auffallend genug, aber ſie kommt meiſt von der Verführung, und dieſe kommt daher, weil man nicht von Jugend an die Menſchen dagegen rüſtet. Nicht einmal in den großen Schulen der Reſidenzen bemüht man ſich, hauptſächlich innere Begründung zu ſchaffen, viel weniger in den kleinen der Städtchen und Dörfer. Man lernt da leſen, ein wenig ſchreiben und rechnen, nichts aber, was zur Richtſchnur des Lebens dienen könnte. Sonſt war die Religion eine Feſſel für ſchlimme Regungen; jetzt iſt ſogar in den niedern Klaſſen des Volks ſelten noch auf Glauben an den Glauben zu rechnen, und doch will man nicht zu den rechten Mitteln greifen, nicht die Theile ausſcheiden, die entweder der erwachte Zweifel, oder auch der anerzogene Hang zum Verderblichen benutzt, um das Ganze unwirkſam zu machen. Hier liegt der Mangel, den die vorgeſchrittene Zeit zu Tage legte, die vorſchreitende immer ſichtlicher macht. Wird ihm nicht gewehrt, was aber durch alte Verkehrungen nicht möglich iſt, hat man auch eine ſich ſelbſt regelnde innere Kraft nur bei denen zu erwarten, die den vorhandenen Zuſtänden aus eigener Einſicht das Rechte entgegenſetzen, was man doch von der Maſſe des Volks vorläufig noch nicht hoffen kann, während zugleich das Allgemeinere Jene in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich zu vereinzeln. Daß aber die modiſch oberflächliche, ihre Vernunft gefangen gebende Frömmelei in den unteren Klaſſen auf das Familienleben zerſtörend wirkt, davon habe ich mehrere Beweiſe erlebt, und einen davon will ich darlegen. In meinem Hauſe diente eine Köchin, ſie hatte ihre ſchlimmen Eigenſchaften und Stunden, wie jeder Menſch; bei richtiger Behandlung waren ſie aber immer überhin gegangen, und ſie blieb treulich acht Jahre in der Familie. Da meldete ſich ein Freier, ein Schuhmacher; ich richtete ihr die Hochzeit aus, und die beiden Leutchen fingen ihre eigene Wirthſchaft an. Aber du lieber Himmel! — der Mann war ein Frömmler, ein ehrlicher ſogar, und doch war's ein Unglück. Wenn er nichts zu thun hatte, ging ſein Eifer nicht dahin, ſich Arbeit zu ſuchen, ſondern er griff nach ſeiner Geige, ſpielte und ſang einen Choral, und harrte ſo der Hülfe, die ihm, nach ſeiner Anſicht, gar nicht fehlen konnte. Sie kam aber nicht, wohl aber mit einem Kinde die größere Noth. Ich erfuhr es, ließ den Mann zu mir kommen und fragte: „Was verdienen Sie denn wohl wöchentlich?" — „Im Durchſchnitt", ſagte er, „hab' ich's nie über Einen Thaler und acht Groſchen gebracht." Ich eröffnete ihm nun eine Ausſicht zu einer Anſtellung, die ihm wöchentlich vier Thaler einbringen ſollte bei mäßiger Arbeit, und eigentlich arbeitſcheu war er nicht. Was entgegnete er mir? Dies iſt ſeine Antwort: „Behüte mich der Herr vor ſolcher Sünde! Er hat mich zum Schuhmacher beſtimmt und dabei muß ich ausharren, ob ich auch des Himmels Zuchtruthe zu fühlen habe.“ Vergebens ſucht' ich ihm begreiflich zu machen, daß es gewiß Gott am wohlgefälligſten ſey, wenn Einer die Seinen vor Sorg' und Hunger bewahre, er blieb mit gefalteten Händen bei ſeiner Erklärung. Er verkam dann auch im Elend, obwohl die Frau tüchtig ſich umtummelte und nach ſeinem Tode ſich durch ihre Arbeitſamkeit natürlich beſſer ernährte als mit ihm.

Wenden wir uns nun wieder zu den Dienenden, ſo ſind ihrer gar Viele, ja die Meiſten, die, alle Kenntniß der Welt entbehrend, hinaus geſchickt werden in deren Getriebe, um ſich zu ernähren. Ohne eine Grundlage in ſich, werden ſie nun von der Bildung überfallen, die bei den weiblichen Dienſtboten vorzugsweiſe darin beſteht, ſich grade ſo modiſch und prunkend zu kleiden wie manche Damen, die vielleicht dazu auch nicht auf dem gradeſten Wege kommen und unbekümmert ſind, wenn ſie ein böſes Beiſpiel geben; denn die bloß modiſche Bildung wirft die Scrupel leicht ab. Der Hang zum Putz iſt da, und was bei den Dienenden darauf folgt, kann ſich Jeder ſelbſt ſagen.

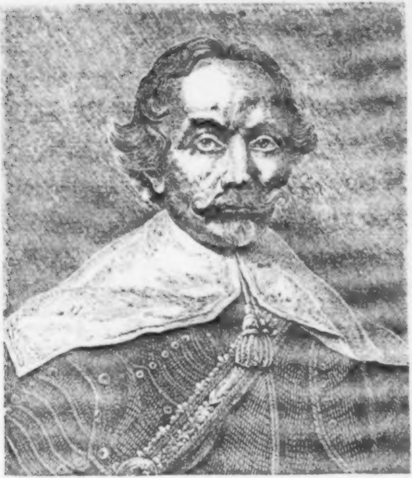
Wir wollen indeß weniger von den böſen Zuſtänden reden, die wir Alle in größerem oder geringerem Umfange kennen, ſondern, indem wir zugeben, daß in der dienenden Klaſſe Vieles ganz außer Rand und Band iſt, uns mit Andeutungen begnügen, wie dem Uebel abzuhelfen ſey. Da drängt ſich aber freilich das Beiſpiel wieder als das hauptſächlichſte Hülfsmittel hervor. Was die Erziehung bei den Dienenden verdarb oder vernachläſſigte, das ſollten die Herrſchaften zu ändern und herbei zu ſchaffen ſuchen. Da wird nun die Selbſtſucht, die auf den Feldern unſrer angeblich geſelligen Verhältniſſe als Schmarotzer-Pflanze wuchert, alsbald einwenden: zu dergleichen ſind wir nicht da! — dem iſt aber nicht ſo. Jeder ſoll in ſeinem Kreiſe und auf denſelben ſo günſtig als möglich wirken, und dem rechten, in ſich begründeten Menſchen iſt das nicht Laſt, ſondern Erhebung. Unſre Vorfahren erkannten dies auch hinſichtlich der Dienenden an, obwohl man ſich jezt gern mit der Redensart verwahrt: es war damals nicht beſſer wie jezt, was jedoch eine baare Unwahrheit iſt. Auch in unſrer Zeit erkennen's Manche an — und Dank ihnen! — aber ſie ſtehen doch zu vereinzelt, um auf das Ganze entſchiedenen Einfluß zu haben. Vereine — wie ſich z. B. einer in Berlin gebildet hat — thun vielleicht etwas, aber ein allgemeiner Grundſatz wirkte ſicher mehr. Wenn hier beſonders von weiblichen Dienſtboten die Rede, wär' es vor Allem nöthig, gleich bei dem Miethen derſelben ihnen zu ſagen: ſo werdet ihr euch kleiden, ſonſt bleiben wir auseinander. Thäte dies jede Hausfrau, würde die Sache bald anders ſtehen, und da an der Putzſucht der Dienſtmädchen die Mehrzahl ihrer Laſter hängt, indem ſie das erſte Glied einer Kette von Sünden iſt, durch welche ſie endlich in die ärgſte Verworfenheit und das tiefſte Elend gerathen, wäre mit dem einen Schritt ſchon ſehr viel gewonnen. Eine polizeiliche Kleider-Trennung dürfte bei den Richtungen unſrer Tage empfindlicher, könnte auch in den Beſtimmungen nicht ſo vermittelnd ſeyn, als der Wille, die nachſichtige Zurechtweiſung der Herrſchaften, ja ſie würde an gehäſſige Abzeichen erinnern. Schwer iſt die Sache, aber bei einiger Feſtigkeit doch nicht unmöglich!

Dann wäre bei der Behandlung ſelbſt vorſichtiger zu verfahren. Indem wir die Herrſchaften ſelbſt als gute Beiſpiele annehmen, geſchieht es doch gar häufig, daß man Schlimmes tadelt und im Nothfall beſtraft, aber dagegen nicht ein Loben zu rechter Zeit verſteht. Das Ehrgefühl iſt im Menſchen die Triebfeder aller Dinge, von den geringſten bis zu den höchſten; dieſes Ehrgefühl auch bei den Dienenden zu bewahren, wo es noch vorhanden, es wieder zu erwecken, wo es ſich abgeſtumpft zeigt, iſt eines der ſchönſten Mittel zur Beſſerung.„ Gar oft aber wird ein Fehler, ein Verſehen der Dienſtboten ſogar wiederholt geſcholten, während man ihr Gutes ſchweigend hinnimmt. Dieſes, meint man, verſtehe ſich von ſelbſt. Ja, es verſteht ſich wirklich bei allen Theilen von ſelbſt, zu dem Guten gehört aber nächſtdem, daß, wenn man die Fehler der Eigenliebe, in unſrer Zeit die mächtigſte Fee, mit Tadel ſtraft, man auch ihre beſſere Seite benutze, um den Schwachen auf rechten Weg zu führen und dort feſtzuhalten; denn nur bei einer entſchiedenen Verhärtung des Gemüths, die in ſolchem Grade ſelten vorkommt, geht ein freundlich Wort fehl. Zuweilen nutzt auch Beſchämung. Einer Köchin ſagte der Hausherr: ſie möcht' ihm doch etwas Holz aus dem Keller holen. Sie entgegnete hochmüthig: „Das iſt gegen meinen *Charakter*!" — Das Hausmädchen, zu deſſen Charakter, nach der Köchin Anſicht, das Holztragen gehörte, war indeß verſchickt, und der Hausherr ſagte nichts weiter als: „Gieb mir den Kellerſchlüſſel; ich friere, da brauch' ich Holz, und es iſt nicht gegen meinen Charakter, es mir ſelbſt zu beſorgen!" — Die Köchin ſtand einen Augenblick verdutzt, endlich griff ſie nach dem Kellerſchlüſſel, *bat* aber nun, das Holz dem Herrn holen zu dürfen, wonach dieſer ſie mit Recht lobte, denn es war eine Ueberwindung dummen Hochmuths.

Es giebt eigentlich nur *ein* Zeichen tüchtig durchgedrungener Bildung, und das iſt *Selbſtbeherrſchung*. Wer dieſe nicht gewonnen hat, darf ſich auch noch nicht zu den wahrhaft Gebildeten zählen, wer ſie aber gewann, der wird mit ruhigem Tadel und — wo es angebracht — mit freundlichem Lobe ſein Haus regieren, und ſehr bald empfinden, mit welch einem wohlthätigen Uebergewicht er allem Leidenſchaftlichen und Unrecht wehrt, und wie ein ſolcher Einfluß ſchon in der ganzen Umgebung, bis herab zu den Dienenden, das Regiment erleichtert und das Rechte fördert.

Bei den Frauen, die unſer Bild darſtellt, iſt auf ſo Etwas freilich nicht beſonders zu rechnen, deshalb wünſchen wir dem armen Mädchen da am Brunnen bald eine von den vernünftigen Herrſchaften; ſonſt iſt's ein verloren Kind, und uns iſt bei ihrem Anblick zu Muthe, als wär' es ſchade drum! Gz.

Oliver Cromwell.

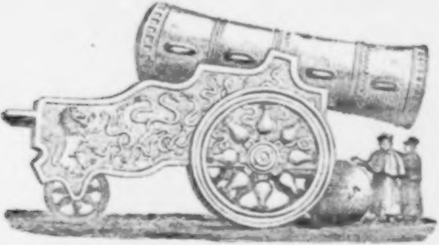


Große Staatsumwälzungen ſind immer die Stufen geweſen, auf denen Ehrgeizige, welche vielleicht ohne dieſelben in unbedeutender Dunkelheit verkommen wären und in fruchtloſem Streben ſich aufgetrieben hätten, zur Höhe des Ruhms empor ſtiegen. Während ein Kampf um Grundſätze religiöſer und politiſcher Art die Parteien entzweite, trugen Diejenigen, welche geſinnungslos ihren eigenen Vortheil nie aus den Augen ließen und die Mittel, ſich hervorzuheben, wenn ſie der Klugheit gemäß waren, nicht auf die Waage des Gewiſſens legten, gewöhnlich den Preis davon. Zu dieſen vom Geſchick Begünſtigten müſſen wir Oliver Cromwell rechnen, der trotz ſeines ſcharfen Geiſtes und ſeines Muthes in einer andern Zeit als der, welche jene Bürgerkriege gebar, ſicher in einer kaum beachtenswerthen Sphäre ſein Leben hingebracht hätte, da ein unbegrenzter Ehrgeiz ihn hinderte, in ruhigem Streben etwas Bedeutendes zu ſchaffen. Er mußte erſt durch die Umſtände ſelbſt auf einen Standpunkt geſtellt werden, von wo er durch kluge Benutzung des Moments, durch eine Frevelthat und einen kühnen Schritt der Gewalt unerwartet die unumſchränkte Macht ſich aneignen konnte. — Am 3. April 1603, an demſelben Tage, welcher England durch den Tod Eliſabeth's eine Königin von großem Geiſt und Werth raubte, obwohl eine ihrer Thaten, die Hinrichtung der Maria Stuart, nicht zu rechtfertigen iſt, wurde Oliver Cromwell zu Huntington geboren. Schon als Knabe von hochfahrender Gemüthsart und bei jeder Gelegenheit bereit, ſich über ſeine Genoſſen zu erheben, fehlte ihm doch der eiſerne Fleiß, wodurch er dieſe Auszeichnung hätte erwerben können; der Wille zu glänzen war früh in ihm erwacht, aber nicht die Luſt, ſich dies erſehnte Loos durch Eifer zu verdienen. Er bezog die Univerſität Cambridge, wo er, nachdem er ſchon im Sidney-Collegium theologiſche Studien gemacht, ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete, ſeine Zeit jedoch in den roheſten Ausſchweifungen vergeudete. Sein unruhiger Geiſt trieb ihn bald unter die Fahnen des Prinzen von Oranien, und er machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Von dort zurückgekehrt, wurde er Geiſtlicher, wandte ſich zu der damals in England um ſich greifenden Sekte der Puritaner, hielt Reden, mit denen er aber niemals Aufſehn erregte, ward Gatte und Vater. Da kamen ihm die Zwiſtigkeiten des Königs Karls I mit ſeinem Parlament zu Statten. Karl I, ein, obgleich rechtſchaffener, doch in ſeinen Neigungen ſchwacher Monarch, der es nicht vermochte, ſeinen mit Recht von der Nation gehaßten Günſtling, den Herzog von Buckingham, aufzugeben, lud mehr durch ſeine Nachgiebigkeit gegen deſſen eigenmächtige Bedrückungen als durch von ihm ausgehende Handlungen den Haß der Volkspartei auf ſich. Des Geldes bedürftig, das man ihm auf nicht ganz geſetzlichem Wege vorenthielt, griff er endlich gezwungener Weiſe zu gewaltſamen Maaßregeln, und plötzlich ſtanden König und Parlament, Adel und Volk ſich feindlich gegenüber. Cromwell, erſt Deputirter der Univerſität Cambridge im Parlament, ging endlich, als nach vergeblichen Anſtrengungen des Königs, den Frieden zu bewahren, der Bürgerkrieg unaufhaltſam losbrach, in Kriegsdienſte bei dem Parlaments-Heere. Nicht politiſche Zwecke allein bewaffneten die Hand des Bürgers gegen den Bürger, es kam ein ſchrankenloſes Uebel, ein religiöſer Fanatismus hinzu, welcher, von den Sektirern ausgehend, die aufgeregte Maſſe des Volks mit ſeltener Wuth ergriffen hatte, und der den Kampf zu einem erbitterten werden ließ. Nachdem der König längere Zeit ſiegreich geweſen, wandte ſich ſein Glück. Cromwell, der ſich ſeit 1643 im Heere des Parlaments auszeichnete, trat als Feldherr auf. Der tapfere Prinz Robert von der Pfalz nahm verwegen bei Newcaſtle ein Treffen gegen die Schotten unter Mancheſter und Cromwell an und verlor es durch die Umſicht namentlich des Letzteren, der nicht lange darauf als General-Lieutenant unter dem Commando des Sir Fairfax die Königlichen bei Naſeby vernichtete (1645) und triumphirend in Schottlands Grenzen einzog. Das Anſehen, welches ihm dieſer Sieg bei dem Heere verſchaffte, wußte er ſich dadurch zu erhalten und wohl gar zu ſteigern, daß er auf die Schwärmereien der wüthendſten Eiferer einging und ſtets den Schein begeiſterter Frömmigkeit mit klugem Spiel um ſich verbreitete. So auf eine Armee geſtützt, konnte er es wagen, bei ſeiner Rückkehr nach London das Parlament zur Abſetzung des Königs zu bewegen, der von den Schotten, zu denen er ſich in ſeiner Rathloſigkeit geflüchtet, verrätheriſcher Weiſe verkauft wurde. Die Seele der aus dreizehn Perſonen beſtehenden, dem König zu Richtern geſetzten Commiſſion war wiederum Cromwell, obwohl er Alles ſtets ſo zu wenden wußte, daß es ſchien, er habe kaum die Hand im Spiele, und alle Handlungen, die von ihm ausgingen, nächſt der Allmacht Gottes, deſſen Namen er ſtets heuchleriſch im Munde führte, dem Parlament zuſchob. Danach war es natürlich, daß dieſe Commiſſion auf keine Entgegnung des unglücklichen, und gerade in ſeinem Unglück ſo ehrenwerthen und edlen Monarchen Rückſicht nahm, ſondern ihn zum Tode durch das Schwerdt verdammte, welches Urtheil am 9. Februar 1649 vollzogen wurde. Mit dieſem Morde war aber die königliche Partei noch keineswegs gebrochen, denn die Schotten, von den unerwarteten Folgen ihrer Verrätherei heftig betroffen, hatten den Prinzen von Wales, der ſich nun Carl II nannte, bei ſich aufgenommen und unterſtützten ihn im Felde. Cromwell, General-Capitain der Republik von England, verfolgte, ſchlug ihn und richtete ſeine Macht völlig zu Grunde. Nachdem er nun England, Schottland und Irland unter der Oberhoheit des Parlaments vereinigt hatte, wagte er endlich mit unerhörter Kühnheit einen Schritt gewaltiger als alle, welche einem Könige von England Krone und Leben gekoſtet hatten. Er trat am 20. April 1653 unter die verſammelten Parlaments-Glieder, erklärte das Parlament, er, der Unterthan, die Landesregierung, für geſprengt, ließ die Einzelnen alleſammt das Haus verlaſſen und nahm die Schlüſſel deſſelben mit ſich. Hierauf ſtellte er ſich als Protektor, d. h. der That nach als unumſchränkten Alleinherrſcher, an die Spitze der Republik, deren Name das Einzige war, was noch an eine geweſene republikaniſche Verfaſſung erinnerte. Doch muß man zugeben, daß die verſtändige Sicherheit, mit welcher er bis zu ſeinem Tode (3. September 1658) die Leitung des Staates führte, die kräftigen Einrichtungen, welche er traf, zum Nutzen und zum Ruhme Englands beitrugen. Klugheit und Heuchelei, kühnes aber auch oft verwerfliches Handeln hatten, im Bunde mit dem mächtigen Glück, ihm zu einer Größe verholfen, die er nun mit Menſchlichkeit und Gerechtigkeit gebrauchte. Aber ſeine zur Erlangung dieſer Würde verübten Grauſamkeiten verfolgten ihn unaufhörlich wie Geſpenſter, und ſelbſt ſeine unermüdliche Thätigkeit konnte die Anfechtungen ſeines Gewiſſens nicht verſcheuchen. So blieben ihm auf der höchſten Stufe, die er erſchwingen konnte — den Titel eines Königs ſchlug er aus, da er die Macht beſaß — Glück und Ruhe ſtets fremd. Er ward ſcheu und in ſich gekehrt, mißtraute Jedem, und die fortwährenden Beängſtigungen trieben ihn zu den ausgeſuchteſten Kunſtgriffen, alle etwaigen Anſchläge auf ſein Leben zu vereiteln. Dieſem fieberhaften Zuſtande mußte ſein Körper, trotz eines mäßigen und vernünftigen Lebenswandels, vor der Zeit erliegen. — Als ſein Sohn, Richard Cromwell, nach dem Tode des Vaters vom Protektorat zurückgetreten war und die Krone dem rechtmäßigen Herrſcher, Karl II, wieder übergeben hatte, ließ dieſer, die Schwachheit des Sohnes nicht dem Vater zu Gute haltend, des Letztern Leiche, welche einbalſamirt und in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt werden, hängen und unter dem Galgen begraben. Wohl war dies eine kleinliche Rache, welche die Geſchichte nicht billigt, doch iſt der Charakter Cromwells, ſelbſt wenn wir, gerechten Sinnes, ihn durch manche ſeiner Thaten als Kriegs- und Staatsmann ausgezeichnet nennen, nicht in Schutz zu nehmen; denn auch ſeine glänzendſten Eigenſchaften vertilgen nicht die Verbrechen, die Cromwell's Andenken mit Schmach belaſſen.

Fr. Paolo.

Die Zar-Karthaune.

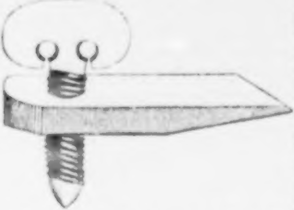
Vor dem, von Peter dem Großen in Moskau erbauten Zeughauſe erſtreckt ſich ein bedeutender Platz, welcher „der Geſchützgarten“ genannt wird, in welchem auch nach der Ordnung und Reihenfolge alle Geſchütze aufgeſtellt ſind, welche Rußland in ſeinen verſchiedenen Kriegen von ſeinen Feinden eroberte, unter denen die Geſchütze des letzten Krieges bei weitem die Mehrzahl ausmachen, und ſich beinahe aus allen Ländern Europa's herſchreiben, die damals mit Napoleon im Bündniſſe waren. Von Raum zu Raum liegen zwiſchen den Geſchütz-Reihen ungeheure große Kanonen, wie Eltern unter ihren Kindern: Rüſtzeuge, welche die alten Zaren zum Schrecken ihrer Unterthanen anfertigen und um ihren Kreml aufſtellen ließen. In keiner Kunſt haben es die alten Ruſſen weiter gebracht als im Gießen der Glocken und Kanonen, wie überhaupt barbariſche Völker, unter anderen auch die Sineſen, für die, jenen Ton-Werkzeugen zu entlockende Muſik eine große Liebhaberei offenbaren und Concerte von Glocken-Inſtrumenten, die gerade die Mitte zwiſchen Ton und Geräuſch halten, aller übrigen Muſik vorziehen. Die größten aller Geſchütze aber in der reichen Sammlung liegen zu beiden Seiten des Haupt-Einganges auf Lavetten: eine Rieſen-Kanone und eine Rieſen-Haubitze, von denen die letztere die größte und ſchönſte iſt, und gegen die ſogar der ehemals in Ehrenbreitſtein liegende Vogelgreif, den die Franzoſen, um ihn nicht wieder geben zu müſſen, im Stadtgraben von Metz verſteckten, nur eine Büchſe ſeyn würde. Beide ſind würdige Gegenſtücke zu der großen, auf dem Kreml jetzt ebenfalls als Denkmal ſtehenden Glocke. Im Jahr 1686 wurden beide Geſchütze auf Befehl des Zaren Feodor Iwanowitſch (Theodor Johannsſohn) durch den ruſſiſchen Gießkünſtler Tſchochoff gegoſſen, lagen aber ſeit lange in einem Winkel verborgen, bis 1835, bei gänzlicher Wiederherſtellung des Kreml, durch den deutſchen Künſtler Bert paſſende Untergeſtelle (Lavetten) dazu gegoſſen, und die Röhre auf dieſelben gewunden wurden. Die längere Feldſchlange hat etwa 20 Fuß Länge und wird 17,000 Pfund wiegen; die hier dargeſtellte Haubitze aber, deren Seele (innere Höhle) über drei Fuß Durchmeſſer hat, wiegt, bei einer Länge von vierzehn Fuß, 80,000 Pfund, und eine ihr zur Seiten liegende, für ſie gegoſſene Kugel, iſt nicht weniger als 4800 Pfund ſchwer. Ob das Ungeheuer je-



mals abgefeuert werden, iſt nirgends in den ruſſiſchen Annalen erwähnt, daß es aber dem Zarthume von großem Nutzen in den früheren unruhigen Zeiten geweſen, geht deutlich aus den Blicken hervor, mit denen der niedere Ruſſe noch heute zu dem gewaltigen Rüſtzeuge aufſieht, indem es ihm Ehrfurcht vor ſeinem Beherrſcher und Selbſtvertrauen der ganzen Welt gegenüber aus ſeiner Rieſenſeele (konſtabelmäßig geſprochen) einprägt. W.

Zur Sicherung der Thüren.

Nachſtehende äußerſt einfache Vorrichtung zur Sicherung der Thüren dürfte ſich ſowohl für Reiſende, als auch für Hausbewohner als brauchbar bewähren. — Alle Thüren, mit ſehr wenigen Ausnahmen, öffnen ſich von Außen nach Innen; nur auf ſolche Thüren iſt dieſer Befeſtigungs-Apparat, auf den ein Engländer ein Patent erhielt, anwendbar. Er beſteht, wie beigefügte Abbildung darlegt, aus einem eigenthümlich geſtalteten, meißelförmigen, ſtählernen Keil, durch deſſen Baſis eine Daumen-Schraube geht. Das dünnere Ende des Keils iſt gehärtet und dann bis zur Federhärte angelaſſen. Auch die Schraube beſteht aus Stahl und beſitzt eine ſtumpfe Spitze, welche gehärtet und angelaſſen worden iſt. Das Inſtrument wird auf folgende Weiſe angelegt. 1) Man ſchließe die Thür des Zimmers, worin man ſicher zu bleiben wünſcht, ab. 2) Man ſchiebe den Keil unter diejenige Stelle der Thür, wo ſonſt der Riegel ſich befindet, bis die Schneide deſſelben unter der ganzen Thürdicke hinweg iſt. Dabei halte man die gerade Seite des Keils aufwärts gekehrt. 3) Jetzt drehe man die Schraube und dränge dadurch den Keil aufwärts, bis man einen mäßigen Widerſtand ſpürt. Die Thür iſt alsdann von Außen nicht zu öffnen, wenn nicht die Angeln herausgeriſſen werden. — Die Eigenthümlichkeiten dieſes Befeſtigungsmittels ſind: ſeine Einfachheit, ſo wie die Leichtigkeit, womit es ſich anlegen läßt; die Unmöglichkeit, daſſelbe zurückzuſchieben; die Gewißheit, daß, je mehr die Thüre

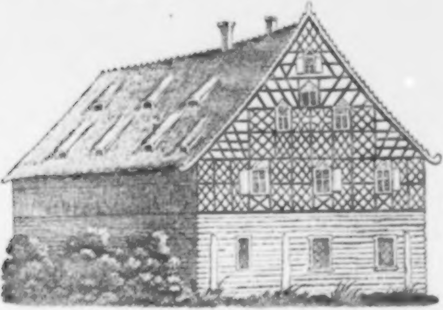


nach Innen gedrückt wird, deſto feſter das Inſtrument ſich einkeilt; die Leichtigkeit, womit es von demjenigen weggenommen werden kann, welcher ſich deſſelben bedient; der Mangel an ſichtbaren Spuren ſeines Gebrauchs; die Unmöglichkeit, das Inſtrument von Außen auf die Seite zu ſchaffen, ohne ein ſo anhaltendes Geräuſch zu verurſachen, daß der Eigenthümer nothwendig aufwachen muß; endlich ſeine leichte Tragbarkeit. — Der Keil iſt 3¼ Zoll lang, ⅞ Zoll breit und ⅛ Zoll dick. Die Länge der Schraube beträgt 1½ Zoll, ihr Durchmeſſer ⅜ Zoll.

Mittelalterlicher Holz-Bau.

Verſprechen macht Schulden! — wir wollen eben eine abtragen. Im Jahrgange für 1841 (S. 52 und 53) iſt ein „Alt-Rheiniſcher-Holz-Bau" dargeſtellt und beſprochen, mit der Ankündigung: es folgen ähnliche Bau-Conſtruktionen aus verſchiedenen deutſchen Gauen. Wir thun nach unſrer Zuſage, ſind auch noch nicht damit zu Ende, laſſen aber jetzt ohne breitere Vorrede anrücken:

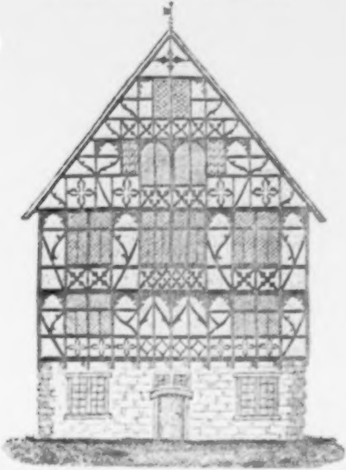
Holz-Bau aus Böhmen.



Er iſt aus der Egerer Gegend und ſcheint von den hier gegebenen der neueſte. Reich an Holz und an Fachwerken, iſt doch der

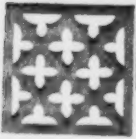
Bogen minder vorherrſchend, bis auf wenige Spuren; dafür die gerade Linie mehr üblich. Immer aber noch den neueren balkenarmen Bauten vorzuziehen, beleben ſolche Häuſer, deren Pfoſtenwerk gewöhnlich dunkelroth angeſtrichen iſt, die Landſchaft, und geben ihr einen eigenen freundlichen Reiz.

Holz-Bau von der Moſel.

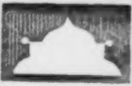


Dieſer Bau ſteht in dem Städtchen Trarbach an der Moſel und ſchreibt ſich, nach des Baumeiſters Einkerbung, aus dem Jahr 1588. Während des letzten Zeitraumes gothiſcher Kunſt gebaut, hat es ſchon die ſogenannten Flammen, blattähnliche Gebilde, in ſeinen Fachwerken angebracht, aber auch noch die Fülle alter ſchöner Bogenverſchlingungen. Zur größeren Deutlichkeit ſind hier zugleich einige Fächer (d e f g) in größerem Maaßſtabe ausgeführt, aus denen die Balkenlage deutlicher zu erſehen. Die Eckpfoſten wie die Querbalken (Sohlen) ſind mit Kerb-Arbeit verziert, von der wir ebenfalls einige Kabel- und Rauten-Muſter mitgetheilt haben (a b c). Das Haus hat drei Geſchoſſe, deren unteres aus Stein gefügt iſt, auf welchem die oberen vorgekragt auf hölzernen Kragen ruhen. Der ganze Bau iſt holzreicher und ſtärker als unſere heutigen Holz-Bauten, und troz ſeines bedeutenden Alters noch ſo wohl erhalten, daß er, wenn Feuer oder andere Unglücke nicht zerſtörend wirken, wahrſcheinlich die Bauten des Tages noch lange überleben wird. Die Balken tragen keine Spuren von Anſtrich mit Oelfarben, ſondern müſſen, nach ihrer rauchartigen Färbung zu ſchließen, gebeizt worden ſeyn, woher vielleicht ihre gute Erhaltung theilweiſe ſich herſchreiben mag. Solcher Beizen kennt man jezt mehr als ſonſt (wir gaben ihrer früher auch an), aber die heutige Sorgloſigkeit überſieht ſo etwas leicht!

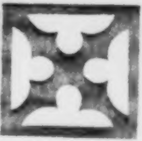
d



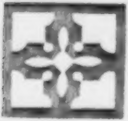
e



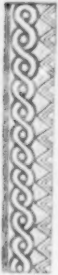
f



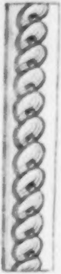
g



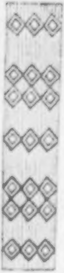
a



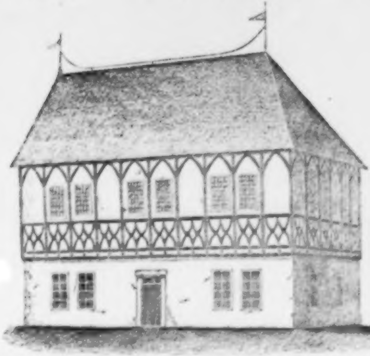
b



c



Holz-Bau aus dem ſächſiſchen Voigtlande.



Auch in dieſem einfacheren Bau iſt die edle Form der mittelalterlichen Kunſt nicht zu verkennen, indem eine Reihe von Spitzbogen, welche die Simsbalken trägt, und eine doppeltverſchlungene Reihe von Spitzbogen, die unter den Fenſtern über die Sohle läuft, uns ganz an die gothiſchen Stein-Bauten erinnern. Obſchon das Haus nicht ſo künſtlich zuſammengeſetzt, wie das vorige, iſt es edel gehalten; und minder ſtark, wird es doch an Stärke die meiſten neueren Bauten übertreffen.

Auswanderer.

Ein herzzerreißend Bild, das wir vor uns haben, und doch iſt's Wahrheit, iſt entworfen nach einem Briefe aus Nord-Amerika. Gottlieb R** verließ mit ſeinem Weibe, zwei Kindern und einem Bruder unſer Deutſchland, ſeines Glaubens wegen, wie er ſagte. Damit iſt's aber nichts; denn ob ſich auch im Bereich der kirchlichen Angelegenheiten Deutſchlands — und nicht hier allein! — neuerlich wieder manche Wirren eingefädelt haben, iſt's doch

gewiß, daß die Deutſchen überall ihres Glaubens, je innerlicher je beſſer und gewiſſer, leben können. Der Hader dreht ſich ja meiſt nur um nebenſächliche Formen, um Aeußeres, und in den wenigen Punkten, wo freilich allgemeine Menſchenrechte in Rede kommen, wird durch die tapfere Macht des Geiſtes die Pflicht der Gleichſtellung ſich allen Verhältniſſen aufprägen. Das Gute fordern iſt eine männliche, Befangenen und Schwachen dabei aber Geduld entgegenſetzen, iſt eine chriſtliche Tugend, und männlich und chriſtlich zugleich ſeyn, das führt im Frieden zum Beſſern. Aber von ſolchen ſchweren Punkten, die der Löſung harren, waren Gottlieb M** und ſeine Familie nicht aus ihrer Heimath getrieben, etwas weniger Starrſinn, etwas mehr Nachgiebigkeit hätte ihnen viel Elend erſpart, und jetzt, wo die ſogenannten Altlutheraner — dazu gehören dieſe Leute — wieder ganz ihren Anſichten dienen können, hätten ſie auch in der Heimath ihren Willen gehabt. Sie machten indeß ihre Habe zu Gelde, ſchifften ſich ein und kamen nach einer koſtſpieligen und entbehrungsvollen Fahrt in New-York an. Dort fielen ſie in die Hände eines Maſter John, der ihnen ein „wunderſchönes und höchſt wohlfeiles Grundſtück in Buffalo“ anpries; dabei legte er unſerm Gottlieb M** ſo viele falſche Zeugniſſe ſeiner Ehrlichkeit vor, daß dieſer den Maſter einen Himmelsboten nannte, für tauſend Dollars die Beſitzung in Buffalo kaufte, die Hälfte der Summe ſogleich als Angeld bezahlte und abreiſte. Wie nun aber unſer Gottlieb hinkam nach der Beſitzung, lachte der Eigenthümer, Maſter Grant, ihn aus und erklärte: daß ihm ein Verkauf gar nicht eingefallen ſey. So mußten die Betrogenen zurück nach New-York, hatten aber noch das Glück, daß ſich ein Advokat ihrer annahm und vom Maſter John 450 Dollars wieder herauspreßte, 50 jedoch für ſich behielt, ſo daß Gottlieb M** nur 400 empfing. Dafür kaufte er 50 Acker Wald und nun ſehen wir die Familie in der Wildniß angekommen, abgeriſſen an Kleidern, von der fürchterlichen Hitze und Anſtrengung ermattet und bei der ſpärlichſten Eintheilung des Mundvorraths doch ſchon faſt ganz ohne Lebensmittel. Wo anfangen, um zu einem Dach und zu einem tragbaren Boden zu kommen! Nun, der Himmel hat ſich ihrer erbarmt, denn gerade an dieſer Stelle war es, wo ſich plötzlich Fußtritte hören ließen; bald drang durch das Gebüſch ein ſtämmiger Mann und — o Freude! — auch ein Deutſcher, der ſchon ſeit zwei Jahren Anſiedler in der Gegend war. Nachdem er die Unglücklichen ermuthigt und ihnen geſagt hatte, daß er ſich unausſprechlich wohl fühle in dem Gedanken, deutſche Nachbarn zu erhalten, führte er ſie in ſeine, freilich auch nur ärmliche Wohnung. Aber er richtete ſich ein und gab Allen Obdach für eine ſehr geringe Entſchädigung, ging ihnen mit Rath und That zur Hand, half durch raſches Ausroden eines Waldtheiles noch in demſelben Jahre zu einer kleinen Erndte und vor dem Winter ſtand auch das Häuschen fertig für die Angekommenen. Wir haben ein Paar Briefe von Gottfried R** vor uns, die er an Verwandte ſchrieb; ſie ſind voll des tiefſten Heimwehs und er geſteht, daß ſie Alle oft laut ſchluchzen, wenn nur der Name ihres Dörfchens genannt wird, wo ſie — ja ſie ſagen es jezt ſelbſt — doch einſt ſo ſehr glücklich waren. Sein lezter Brief ſchließt mit den Worten: „Gedenk' ich der Wohlthaten, die ich in meinem Vaterlande genoß, muß ich wohl weinen, aber der Schritt iſt geſchehen! Gebt den Brief Jedem zu leſen, der ihn leſen mag, daß mein Schickſal zur Lehre diene. Lebt Alle wohl! Lebe wohl, mein liebes, deutſches Vaterland! Gott ſegne dich und die es regieren, Gott ſegne euch Alle! Mir aber gebe er Kraft und Frieden! — und halte mich aufrecht mit der Hoffnung einer dereinſtigen Rückkehr zu Euch! Amen!“

Das iſt genug für den, der darüber nachdenkt, und wir ſezen nur noch hinzu: Ihr Leute, die ihr nun einmal weichen wollt von dem Spruche: Bleibet im Lande und nähret euch redlich! — ſorgt doch wenigſtens ſicherer für euch, ſpielt nicht ſo verwegen mit dem eigenen Looſe und dem der Euern! Denn Gottfried R** hat wahrhaftig noch von Glück zu ſagen, da ſo gute Nachbarn, wie er einen fand, überall, beſonders aber in der Fremde, ein ſehr ſeltenes Gewächs ſind! — Vor Allem jedoch ſezt euch nicht Uebel in den Kopf, die nur der Wahn und die Unzufriedenheit euch als Geſpenſter hervorrufen, die in der Wirklichkeit bei freiem Muth und heiterm Sinn verſchwinden; — laßt die böſen Einbildungen, die falſchen Anſprüche auswandern, dann wird euch daheim wohl ſeyn! Gz.

Der groſse Ahorn in Frauenſtein.

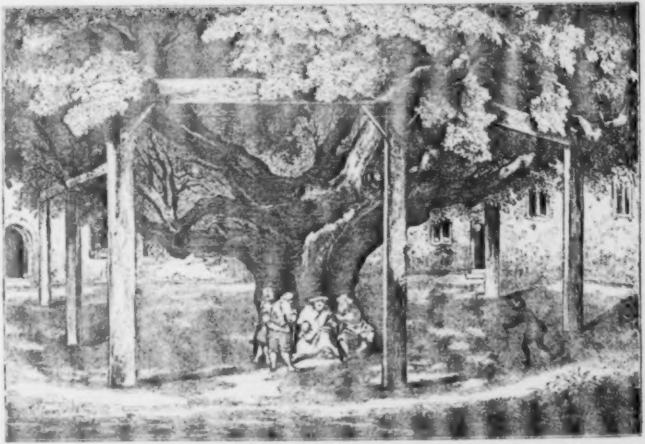
Im Dörfchen Frauenſtein am Taunus (dem Haingau) oder Taun- (Zaun-) gebirge, nicht weit von den berühmten Naſſauiſchen Bädern Schwalbach, Wiesbaden u. ſ. w. ſteht ein rieſiger Ahorn, deſſen fünf gewaltige Aeſte fünf große Bäume vorſtellen könnten. Durch Alter ſind dieſe Aeſte ausgehöhlt und gebrechlich geworden, da aber die Sorgfalt der Dörfler den Baum mit einem Gerüſte von Zimmerwerk umgeben, grünen die Veteranen luſtig fort, und beſchatten vielleicht noch lange zukünftige Geſchlechter, die, gleich ihren Vorfahren, unter dem Schatten dieſes Ahorns ſpielen, raſten, arbeiten, Markt halten und Rath pflegen. Der Baum ſcheint einer jener alten, heiligen, geweihten Bäume der deutſchen Heidenzeit zu ſeyn, nach der Sage von einem Weſen belebt, daher die Meinung, daß er bluten könne; indeſſen weiß der Landmann von dieſem ſo weit zurückgehenden Alterthume des Baumes nichts, erzählt aber von ihm eine Geſchichte aus dem Mittelalter, die hier folgt.

Der alte Graf Kuno ergriff mit zitternder Hand den Pilgerſtab, ſich Frieden zu ſuchen, nachdem Kummer ihm lange am tiefſten

Leben genagt. Vor Jahren hatte er ſeinen blühenden Sohn von ſeinem Angeſichte verbannt, weil derſelbe ein Mädchen aus niederer Abkunft liebte. Der Sohn ließ ſich die Jungfrau heimlich am Altar verbinden und wanderte dann in die Ferne. Einige Zeit weilte Graf Kuno noch wohlgemuth in ſeiner Burg, ſchaute heiter in das Thal hinunter, hörte den Bergſtrom unter ſeinem Fenſter vorbeirauſchen, und dachte kaum jener Begebenheit und der Hinfälligkeit des Lebens. Seine Gattin grämte ſich freilich über den verſchwundenen Sohn; doch ſeine liebliche Tochter wuchs heran und zauberte ihm ſeine Jugendtage zurück. Doch wer in eigenſüchtiger Sorgloſigkeit lebt, verfällt der Hand des Schickſals! — Die Hausfrau ſtarb, der Graf begrub die Gefährtin ſeiner Tage; ſeine Tochter ward von einem der edelſten Männer ſeines Landes heimgeführt. Da er dieſes letzte Reis auf einen edlen Stamm übertragen wollte, hatte er in ihre Abreiſe gewilligt und war nun plötzlich einſam und allein in ſeiner öden Burg. Nicht länger tummeln ſich die fröhlichen Reigen durch die Hallen, der Klang der ſprudelnden Humpen iſt längſt verhallt. Der Schritt des Grafen allein klirrt Nachts, wenn es ihn auftrieb vom Lager, durch die Räume, und ſah er beim Kerzenſchein die Bilder ſeiner Ahnen, war's ihm, als ob ſie hervor aus den Rahmen, als ob ſie fragen wollten nach dem Erben ihres Namens. Sein Panzer, von den Spinnen dicht eingewebt, zog ſeine traurigen Blicke auf ſich und machte ihn ſchaudern, wenn er ſich im Luftzuge leiſe an der Wand regte. Er dachte fort und fort ſchmerzlich ſeines Sohnes und die Reue kam über ihn, daß er ſich entſchloß zur Pilgerfahrt nach dem Grabe des Erlöſers. Er kleidete ſeine zitternden Glieder in's Bußgewand, nahm den Muſchelhut und ergriff mit der Rechten, die einſt das ſchwere Schlachtſchwerdt zu führen gewohnt, den leichten langen Pilgerſtab. Langſam entfernte er ſich aus dem Schloſſe, den Fußpfad hinunter, während der erſchreckte Pförtner hinter ihm zuſchloß, ohne zu fragen: Wohin? — Einige Tage hindurch war der Alte gewandelt, bis er ein Dörfchen erreicht, in deſſen Mitte ein uralter Ahorn einem zerfallenen Schloſſe gegenüber ſtand; fünf Aeſte, jeder einem Baumſtamme gleich, bogen zur Erde nieder und berührten dieſelbe beinahe.

Des Dorfes Greiſe, Männer vergangener Tage, ſaßen unter demſelben in der ſtillen Abendruhe; als der Pilger vorüber gehen wollte, grüßten ſie ihn, und luden ihn ein zur Raſt. Er ſetzte ſich zu ihnen und ſagte: „Nachbarn, Ihr habt hier einen ſchönen Maßholder." — „Ja wohl", antwortete der Aelteſte von ihnen, durch das Lob des Baumes geſchmeichelt; „und doch iſt er in Blut gepflanzt worden."

„Es iſt nun ſchon Jahrhunderte her" — erzählte der Greis — „als ein junger Mann in unſer Dorf kam, der Kleidung nach ein Edelmann, der ein junges Weib mit ſich führte, ſchön und zart, doch erſichtlich durch eine lange Reiſe erſchöpft. Ihre Wangen



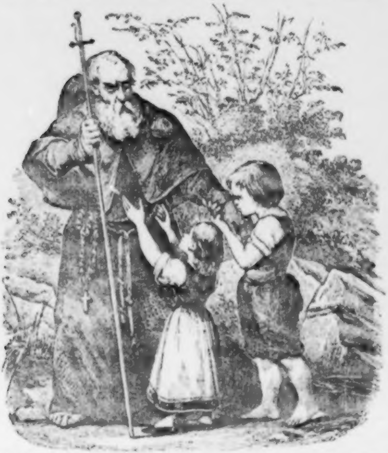
waren bleich, ihr Haupt, von ſchönem Goldgelocke bedeckt, lehnte auf der Schulter des Führers. Aengſtlich ſchaute dieſer um ſich, ſchien jeden Blick zu fürchten, und wünſchte doch, ſeiner Gefährtin halber, Zugang zu einer der Hütten, daß ſie ſich dort erholen möge von allen Anſtrengungen. Hier unter dieſem mit Epheu umwobenen Thurm ſtand eine einſame Hütte, die dem alten Schloßherrn gehörte. Dorthin ſchleppte ſich der unſelige Mann mit ſeiner Gefährtin, doch kaum war er in die Wohnung, als er ſchon von dem Fürſten eingeholt wurde, deſſen Nichte er entführt hatte. Hierhin brachten ſie den edlen jungen Mann gebunden und dort, wo der Baum ſeine Wurzeln breitet, floß ſein junges Blut, auf Befehl des ſtolzen Fürſten. Die Jungfrau ging in ein Kloſter; doch ehe ſie von der Welt ſchied, pflanzte ſie dieſen Ahornbaum auf die Stelle, wo das Blut ihres Geliebten gefloſſen: ſeit der Zeit iſt es, als ob ein Geiſt in dem Baum lebe, der ihn verhindere zu ſterben, und Keiner im Dorfe leidet, daß ein Zweiglein abgeſchnitten oder ein Blüthenbüſchel abgebrochen werde, aus Furcht, daß er bluten könne. — Wir denken auch von Geſchlecht zu Geſchlecht jener Begebenheit und ſchaudern vor dem Stolz, der ſolch Unheil über zwei liebende Herzen brachte!“ — „Gottes Wille geſchehe!“ rief der alte Graf plötzlich und eilte von dannen.

„Das iſt ein wunderlicher Mann“, ſagte der angeſehenſte der Landleute, indem er dem haſtigen Fremden nachblickte; „der muß etwas auf ſeiner Seele haben! Er ſpricht nicht und flieht die Menſchen! Aber Nachbarn, der Abend naht, und Frühlings-Abende ſind nicht warm. Ich meine, in den weißen Wolken dort, dem Rheine zu, iſt noch immer ein Schneeſchauer verborgen; laßt uns zum warmen Herde gehen!“

Die Nachbarn zerſtreuten ſich in ihre Hütten, während der alte Graf, in tiefen Gedanken verloren, durch das Dorf ſchritt, an deſſen Ende er ſich vor dem Kirchhofe wiederfand. Ernſte ſchwarze Kreuze blickten auf den Wanderer, die Gräber waren von Brombeeren und wilden Roſen umſtrickt — kein Fuß trat das Geſtrüppe nieder. Gegenüber am Wege ſtand ein Kreuz, mit roher Kunſt gemeiſſelt, aus deſſen Niſche im Fußgeſtelle eine Flamme nach den blutigen Füßen des Gekreuzigten ſpielte, aus einer Lampe, die von frommer Einfalt reich mit Oel verſehen war. Daneben lagen die erſten Blumen des Frühlings. — „Tröſter der Betrübten“, betete der Pilger, „gieb mir meinen Sohn wieder, bei deinen Wunden und Leiden, gieb mir Frieden! Amen!“

Er ſah mehrere Wege vor ſich und wußte nicht, welchen er wählen ſolle. Da nahm er eine der Blumen aus der Niſche, warf ſie in die Luft, und dahin, wo ſie, von der Abendluft getragen, bald nieder ſank, richtete er ſeinen Schritt, nach einem engen Pfade in's Gebirge, der dicht unter einem felſigen Weinhange vorbei führte. Das ſanfte Murmeln der Wellen, die hier und dort über glänzende Kieſel rannen, entſprach ſeinen frommen

Gedanken. Nicht lange, ſo begegnete der Graf zweien Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, die Blumen gepflückt hatten und ſie nun zum Spiele auf dem Bache niederflößen ließen. Die Kinder, durch des Pilgers ehrwürdiges Anſehen gerührt, erhoben ſich, kamen näher, ergriffen die Hand des Greiſes und küßten ſie.



„Gott ſegne Euch, Kinder!“ ſagte der Pilger, durch ſo liebevolles Begegnen angenehm überraſcht. Sich dann auf den Grund zu ihnen niederſetzend, bat er um einen Trunk aus ihrem Becher.

„Es wird Euch recht gut aus ihm munden“, ſagte das Mädchen; „es iſt unſres Vaters Becher, in dem wir ihm zu trinken bringen nach dem Weinberge. Schaut, dort arbeitet er auf der ſonnenbeſchienenen Klippe ſeit Tages Anbruch ſchon; unſere Mutter hat uns oft mit Erfriſchungen zu ihm geſchickt.“ — „Iſt das Euer Vater“, fragte der Graf, „der mit dem ſchweren Karſt den

Boden ſo kräftig aufwühlt, als ob er den Felſen unter ſich zertrümmern wollte!" — „Ja", ſagte der Knabe, „unſer Vater muß ſich gar viel plagen, bevor der Berg Trauben bringt; doch wenn die Leſe naht, dann leben wir dafür auch herrliche Feſttage." — „Wo wohnt Dein Vater, mein Knabe?" — „Dort unten im Thale, wo die weiße Giebelſpitze durch die Bäume ragt. Komm mit uns, fremder Mann, unſere Mutter wird Dich willkommen heißen; ſie freut ſich allzeit, wenn ein müder Wanderer bei uns einkehrt." — „Freilich", fuhr das kleine Mädchen fort, „dann giebt es immer die beſten Gerichte; komm nur mit, ich will Dich führen!" — Hiemit ergriff die Kleine den alten Grafen bei'm Gewande und verſuchte ihn fortzuziehen, während der Knabe, ebenfalls ſich aufraffend, bald vor, bald hinter ihnen herumſprang und ſtets freundlich den Wanderer im Auge hielt; ſo gelangten ſie bald zu der Hütte.

Die Hausfrau war eben damit beſchäftigt, in der Aſche den ſchlummernden Funken anzublaſen; bei dem Rufen ihrer Kinder ſchaute ſie auf, ſah den Fremden, erhob ſich und trat ihm leutſelig entgegen, indem ſie ſprach: „Willkommen, ehrwürdiger Pilger, in unſerer armen Hütte! Wünſcheſt Du Erfriſchung nach ermüdender Wanderſchaft, ſo ſprich nur und vertrage uns den Segen nicht, der Dich begleitet!" Zugleich führte ſie den Alten in ein enges, aber reinliches Zimmer und nöthigte ihn, ſich zu ſetzen; der aber ſprach: „Weib, Du haſt liebe und treffliche Kinder, ich wünſchte, ich hätte einen ſolchen Knaben wie Du!"

„Ja wohl", entgegnete die Hausfrau; „er gleicht ſeinem Vater. Muthig und friſch geht er oft allein in's Gebirge, und redet von Schlöſſern, die er dort bauen will. Ach, Herr, wenn Ihr wüßtet, wie das ſo ſchwer auf mein Herz fällt!" Das Weib ſuchte hierbei eine Thräne zu verbergen. — „O da iſt Rath für", entgegnete der Graf; „ich habe keinen Sohn, und will aus Eurem, ſo Ihr ihn mir überlaſſet, einen Ritter machen. Meine Burg wird doch bald leer ſeyn, kein männlicher Sohn trägt meine Waffen." — „Liebe Mutter", fiel der Knabe freudig ein, „iſt das Schloß dieſes alten Mannes ledig, kann ich doch wirklich, wenn ich größer werde, hinein ziehen!" — „Und willſt mich hier allein laſſen?" fragte die Mutter. — „Nein, Du ſollſt mit gehen!" ſagte der Bube mit Wärme; „Du wirſt finden, wie ſchön ſich von der Höhe in die Thale hinunterblickt." — „Er hat einen wahrhaft ritterlichen Sinn!" bemerkte der Graf; „iſt er in dieſem Thale geboren?"

„Gebet und Arbeit", ſagte die Mutter, „iſt Gottes Ordnung, die ſind beſſer als alle ritterlichen Ehren, die Ihr dem Knaben verſprechen könnt; er wird, wie ſein Vater, Wein bauen und dem Segen Gottes vertrauen, der Regen ſendet und Sonnenſchein. Ritter hauſen in ihren Schlöſſern da oben und wiſſen nicht, wie Arbeit thut; aber dafür kennen ſie auch nicht die Segnungen und den Frieden, der in des armen Mannes Hütte wohnen kann. Mein Gatte war von ſchweren Sorgen gedrückt; leider durch mich ward ſein Herz von Kummer heimgeſucht; doch ſeit er dieſe Hütte hier ſein eigen nennt, iſt er heiterer als je zuvor; aus dem Sturme des Lebens iſt er eingelaufen in den Hafen des Friedens, geduldig trägt er die Hitze des Tages, und wenn ich ihn bedauern will, ſagt er: Frau, ich fühle mich jetzt in der That glücklich! Doch oft ſcheint ein Gedanke ſeine Seele zu trüben: ich bewache ihn ſorgfältig und ſehe zuweilen Thränen auf ſeinen dunkeln Wangen. Sicherlich denkt er dann ſeiner Heimath, ſeines nun gealterten greiſen Vaters, und ich weine dann im Stillen auch."

Die Hausfrau ward jetzt durch das kleine Mädchen unterbrochen, welches ſie leiſe am Kleide zupfte und dabei erinnerte: „Mutter, komm in die Küche, der Vater wird bald hier ſeyn!" — „Du haſt Recht", ſagte die Mutter, das Gemach verlaſſend; „über die Unterhaltung und Euern Anblick vergeſſ' ich mich ſelber."

In tiefem Nachdenken blieb der alte Graf ſitzen. „Wo mag heute Nacht mein Sohn ſchlafen?" dachte er, ward aber wieder durch den Knaben aus ſeiner Schwermuth geweckt, der einen alten Jagdſpeer aus dem Winkel hervorgeſucht hatte, ſich vor den Grafen hinſtellte und rief: „Schau, ſo erlegt mein Vater die wilden Eber im Gebirge; dort rennt einer, mein Vater ruft: Huſſah! und nun ſtürzt ſich der Eber in den Jagdſpeer. Der Speer fährt tief in ſeinen Schädel, er iſt hart genug, ihn zu durchſtoßen!" und dabei geberdete ſich der Knabe, als ob der Eber wirklich vor ihm wäre. — „Recht ſo, mein Bub!" ſagte der alte Mann; „aber jagt Dein Vater oft hier in den Gebirgen?" — „Wohl thut er das, und die Nachbarn loben ihn deshalb ſehr und nennen ihn tapfer, weil er die Eber ausrottet, welche unſere Felder verwüſten."

Während ſolcher Unterhaltung nahte der Vater ſich der Hütte; ſein Weib eilte ihm entgegen, drückte ſeine nervige Hand und ſprach: „Du haſt wieder ein heißes Tagewerk gehabt!" — „Freilich", ſagte der Mann; „doch mir wird der ſchwere Karſt leicht, wenn ich an Euch denke. Gott iſt dem fleißigen, dem redlichen Landmanne gnädig, und das fühlt er wunderbar, wenn er einen langen Tag gut angewendet, ob auch mühſelig." — „Unſer Vater iſt draußen!" ſchrie plötzlich der Knabe, warf den Jagdſpieß mitten in's Zimmer und fort war er. Das kleine Mädchen hing ſchon an ſeinen Knieen. — „Guten Abend, Vater!" jubelte der Knabe; „ſchnell komm in die Stube, da ſitzt ein fremder Mann, ein Pilger, den ich Dir gebracht habe!"

„Daran haſt Du wohl gethan!" entgegnete der Vater; „man darf keinen Ermüdeten vorüber laſſen, ohne ihn einzuladen. Theures Weib", fuhr er fort, „belohnt ſich die Arbeit nicht in ſich ſelbſt, wenn man einen Wanderer einladen und erfriſchen kann! Bring' uns ein Glas unſres beſten, ſelbſtgezogenen Weines; ich weiß nicht, weshalb ich heute ſo froh bin und nicht die geringſte Müdigkeit fühle!“ Alſo ſprach der Hauswirth, ging in die Stube, drückte dem Gaſt die Hand und ſagte ihm: „Willkommen, frommer Pilger! Euer Vorhaben iſt heilſam, und ſeyd Ihr am Grabe des Erlöſers, betet für die Dauer meines Glücks und Friedens. Ein Trunk mit ſolchem Manne muß doppelt munden!“

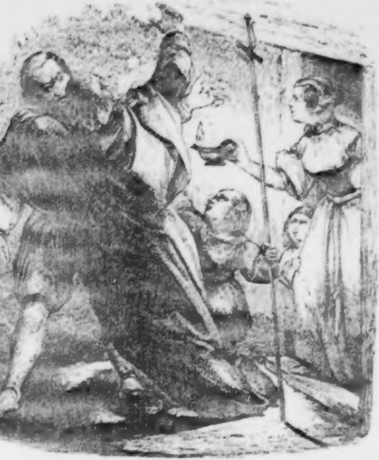
Sie ſaßen nun bald in dem halbdunkeln Gemach ſich gegenüber, und die Kinder kauerten zu den Füßen des Vaters nieder.

„Erzähle uns etwas, Väterchen, wie Du gewöhnlich thuſt!“ ſchmeichelte der Knabe. — „Das geht heut nicht an“, antwortete der Vater; „wir haben ja einen Gaſt. — Doch was macht der Jagdſpeer dort? Haſt Du wieder mit ihm geſpielt? Gleich ſetz' ihn in den Winkel zurück!“ — „Ihr habt da“, ſagte der Pilger, „einen jungen Ritter, der ſchon Eber zu ſpießen verſteht; auch höre ich, daß Ihr ein tüchtiger Waidmann ſeyd; Ihr müßt alſo auch etwas Edelmänniſches in Euch tragen!“ — „Ja“, entgegnete der Winzer, „alte Liebe roſtet nicht, auch nicht die Luſt zu den Waffen; ſo oft ich auf den Speer blicke, wünſche ich ihn brauchen zu können. Ehedem — doch wir wollen nicht an das Vergangene denken. Frau! biete dem werthen Gaſte Willkommen!“

In dieſem Augenblick trat die Wirthin ein, ſetzte einen Krug und zwei Humpen auf den Tiſch und ſprach: „Mag es Euch erquicken und wohl bekommen!“ — „Das thut's ſchon!“ erwiederte der Pilger, „von ſo freundlicher Hand und ſo ſchönem Antlitz geboten!“ — Die Hausfrau entfernte ſich wieder, die Männer tranken und ſtießen die Becher aneinander, die einen guten Klang gaben; die Kleine ſchlüpfte vom Knie des Vaters und rannte zur Mutter in die Küche; der Knabe aber lugte klug in's Auge des Vaters und dann auf den Becher; der Vater, der ihn verſtand, gab ihm etwas Wein, worauf dieſer immer munterer wurde und den Becher anlächelte.

„Der Bube wird nimmer ein friedlicher Winzer wie ich bin“, ſagte der Vater ſeufzend; „er hat viel von ſeinem Großvater, er iſt eifrig und haſtig, aber ſonſt ein trefflicher Junge, tapfer und ehrlich. Ach, die Erinnerung deſſen, was uns Sorge macht, kommt Einem am erſten hinter dem freudigen Becher. Wenn er Dich nur ſähe — Dich — Kind der beſten, liebſten Mutter, Deinethalb würde er nicht länger mit Deiner Mutter, mit Deinem Vater zürnen; Deine unſchuldigen Scherze würden ſeine alten Tage erheitern, in Dir würde er die Gluth ſeiner Jugend wieder erneuert ſchauen — aber —.“ — „Was ſagſt Du da?“ fiel ihm haſtig der Pilger in die Rede; „ſprich nur weiter!“ — „Vielleicht hab' ich ſchon zu viel geſagt, ehrwürdiger Vater! Haltet es dem Wein zu gut, der macht geſchwätzig; ich will Euch nicht länger mit meinen Erinnerungen plagen!“ — „Rede“, ſagte der Pilger heftig und dringend; „rede, wer biſt Du?“ — „Welche Bande knüpfen Dich noch ſo feſt an die Welt, frommer Pilger, daß Du

Dich eines Mannes halber grämſt, der viel getragen hat, aber nun im Frieden wohnt, kann er auch nicht ſo ganz vergeſſen!" — „Rede!" heiſchte der Pilger; „laſſ' mich Deine Geſchichte wiſſen." — „Wohlan", entgegnete der Winzer, „es mag ſeyn. Ich bin kein geborner Landmann, ich bin Sproſſe eines edlen Stammes, aber Liebe zu einem Mädchen trieb mich von Hauſe fort." — „Liebe!" rief der Pilger bewegt. — „Ja, ich liebte ein Mädchen, ein Kind der Natur, nicht der Burgen; mein Vater war dagegen — in einem jähen Ausbruch des Zornes trieb er mich von ſich — ſchlaue Verwandte, welche ihn, wenn er kinderlos, zu beerben wünſchten, entflammten ſeinen Eifer noch mehr gegen mich; und er, der mich doch im Herzen ſicherlich noch lieben muß, er —." — Der Pilger erhob ſich plötzlich und ging zur Thür, mit dem matten Ausruf: „Licht, werthe Frau, Licht!" — „Was iſt Dir?" ſagte der erſtaunte Winzer; „erſchreckt Dich meine Er-



zählung!" — und der Knabe ſprang hinter dem alten Manne drein und hielt ihn bei der Hand: „Du willſt doch nicht fort, Pilger!"

Raſch trat die Hausfrau mit Licht in die Stube. Beim erſten Blick in's Angeſicht des Winzers rief der alte Graf: „Mein Sohn!" und fiel bewegungslos in ſeine Arme. Als er zu ſeiner Beſinnung zurückkehrte, erkannten ſich Vater und Sohn. Adelheid, das edle, treue Weib, hielt weinend und beſorgt die Hand des Alten, während die Kinder vor ihm knieten, ſchluchzten und beteten. — „Verzeihung, Vater!" bat der Sohn. — „Vergieb Du mir", entgegnete der Pilger, „und gönne Deinem Vater ein Plätzchen im Hafen Deines Friedens, daß er darin ſeine Tage beſchließe! Sohn, Du biſt edlen Geiſtes und Deine Gattin iſt Deiner werth; Deine Kinder werden Dir gleichen, kein unedler Tropfen fließt in ihren Adern. Daher trage mein Wappen wieder, aber zum ewigen Andenken nimm einen Pilgerſtab und einen Karſt darin auf; ſie beide ſind mir jetzt gar werthes und würdiges Geräth, und ich hab' erkannt: bei Treu' und Rüſtigkeit iſt auch die Ehre!"

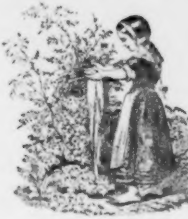
Und die lieben Wiedergefundenen zogen nun jauchzend ein mit friſchem Leben in die Burg des Grafen Kuno. Der aber verweilte zuvor auf der Rückkehr bei dem Ahorn und war nun gar redſelig, indem er den Dörflern erzählte, wie ſchwer ihn die Mähr von dem jungen Ritter getroffen und wie glücklich es ſich dagegen mit ſeinem Kummer gewendet. An der Stelle aber, wo er gebetet und die Blume ihm den Weg gezeigt hatte, ließ er eine reiche Kapelle bauen und ſie trug die Inſchrift:

„Echtes Herz hat Gott geweiht;
Echtem Werth flieht Eitelkeit.
Echte Kraft hilft allezeit."

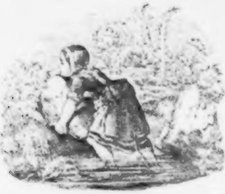
Das
Mährchen von der guten Chriſtel.

Sonntag Nachmittag, zur Zeit des Sommers, gingen die Kinder des Dorfes in die Kirche zur Katechiſmus-Lehre. Auch Chriſtel, des Schäfers Stiefkind, ein Mädchen von ſieben Jahren, war unter ihnen, und als der Pfarrer ſagte: jeder Menſch, wäre ſeine Kraft auch noch ſo gering, müſſe Gutes thun, wenn er Gott wohlgefällig ſeyn wolle, da weinte das gute Kind. Chriſtel war ſo arm und in ihrer Unſchuld überzeugt: ſie könne Niemand eine Liebe oder Güte bezeugen, nicht einmal einem Täubchen oder Schäfchen, denn ſie hatte ja keines von Beiden.

Sie kam recht traurig aus der Kirche, in dem Gedanken, der liebe Gott habe keine Freude an ihr, weil ſie nach ihrer Meinung noch nie etwas Gutes gethan habe, und da ſie zu Hauſe ihre verweinten Augen nicht zeigen wollte, ging ſie hinaus auf's Feld und legte ſich unter einen wilden Roſenſtrauch. Da bemerkte ſie, daß ſeine Blätter welk und dürr herunterhingen, die rothen Röslein gar welk und matt ausſahen, denn es hatte ſeit langer Zeit nicht geregnet. Sie eilte zu einem Bächlein, das unfern vorüberfloß, ſchöpfte mit der Hand — denn ſie hatte kein Gefäß — und ſo trug ſie auf eine mühevolle Weiſe dem faſt vertrockneten Strauche Waſſer zu, daß er noch am ſelbigen Tage wieder friſch und kräftig ſtand und die Röslein duftig und luſtig blühten. — Da ging die gute Chriſtel an dem Bächlein hin auf die Wieſen, und ſie beneidete die ſilberne Welle, daß ſie dem Roſenſtrauche hatte Gutes thun können; ihrer eigenen Güte aber war ſie ſich nicht bewußt.



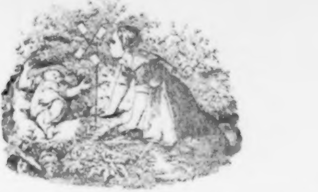
Und wieder war ſie ein Stück des Weges gegangen, da lag ein großer Stein im Bett des Bächleins, und das Waſſer floß nur langſam und tropfenweiſe unter ihm hervor, ſo daß all ſein luſtiges Plätſchern aufgehört hatte. Das that der guten Chriſtel leid; ſie ſprang mit ihren bloßen Füßchen in den Bach und rüttelte an dem ſchweren Steine. Ehe noch eine halbe Stunde



verging, hatte ſie ihn mühſam herausgewälzt, und der kleine Bach floß luſtig dahin; die rieſelnde Welle ſchien dem guten Kinde zu danken.

Und weiter ging die gute Chriſtel: denn zu Hauſe fragte Niemand nach ihr; der Stiefvater war ihr gram und die Mutter hatte die jüngeren Geſchwiſter viel lieber; das that dem armen Mädchen weh. Auf weiten Umwegen kam ſie endlich zurück zum Dorfe und grämte ſich noch immer, daß ſie Niemand etwas Gutes gethan. Da lag in einem Gärtchen, an der erſten Hütte des Dorfes, ein krankes Kind, deſſen Mutter auf das Feld gegangen war, um Aehren zu leſen. Sie hatte aber dem Kinde ein Spielzeug gemacht, eine kleine Windmühle aus dünnen Brettchen, damit ihm die Zeit nicht lang würde. Aber das kranke Kind lag auf dem grünen Raſen unter den gelben Ringelroſen und weinte; denn die kleinen Flügel der Mühle bewegten ſich nicht mehr, da ſich kein Lüftchen regte unter den Bäumen.

Alsbald ſtieg die gute Chriſtel über den niederen Zaun des Gärtchens, wobei ſie ſich jedoch ihr einziges Sonntagsröcklein zerriß, kniete vor der kleinen Mühle hin und blies aus allen Kräften in die leichten Flügel derſelben, daß ſie ſich zu drehen anfingen und nicht mehr ſtill ſtanden.



Da lächelte das kranke Kind und ſchlug die Händchen zuſammen und Chriſtel ward nicht müde, das Spielzeug zu bewegen durch ihres Mundes Hauch. Endlich ſchlief das Kind ein ermüdet von der Freude, die ihm die kleine Mühle gemacht; und da es Abend wurde, ging Chriſtel heim; der Hunger trieb ſie, denn ſeit Mittag hatte ſie nichts gegeſſen.

An ihre Hütte gekommen, hörte ſie den Stiefvater toben und ſchelten. Er war eben zurückgekehrt aus dem Wirthshauſe, wo er ſich einen Rauſch geholt, und als ſie in die Stube trat und jener das zerriſſene Röcklein des Mädchens ſah, taumelte er auf

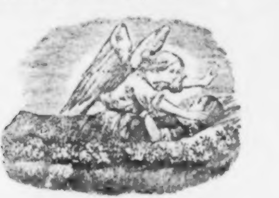
Chriſtel zu und ſchlug mit ſeiner gewaltigen Fauſt gegen die Stirn des ſchwachen Kindes.

Da beugte Chriſtel ihr Haupt, gleich den verwelkten Röslein draußen, denn der Schlag hatte ſie am Schlafe getroffen. Als ſie nun blaß und ſterbend hinſank auf den Boden, ſprang die Mutter jammernd herbei und auch der harte und jähzornige Mann ward plötzlich nüchtern vor Schreck. Sie weinten und klagten Beide um das gute Kind und legten es in's Kämmerlein auf's Bett, beſtreuten es auch mit allerlei Blumen: Ringelroſen, bunten Mohn und grünen Zweigen; aber das Mägdlein war todt. — Als ſich hienach die Eltern große Vorwürfe über ihre Härte gegen das nun todte Kind machten, und dem Stiefvater das Gewiſſen ſchlug, da kam die Welle des Bächleins hereingerieſelt in die ſtille Kammer und beſpülte Mund und Augen der todten Chriſtel. Sie ſchlug die gebrochenen Aeuglein wieder auf, die kühlen Tropfen floſſen in ihre Adern, ſetzten das ſtockende Blut von Neuem in Bewegung und ſprachen: „Das thun wir dir zum Dank des Guten, ſo du uns gethan!“

Nicht lange darauf kam auch die Luft, küßte Stirn und Wange des blaſſen Kindes und hauchte ihr friſchen Athem in die Bruſt. Da fing ihr das Herz wieder an zu ſchlagen, und ſie griff nach den bunten Blumen und freute ſich ihrer; die Luft aber ſprach: „Ich bringe dir den Athem zurück, den du verwendet haſt zu des kranken Kindes Freude!“

Da lächelte Chriſtel voll Wonne.

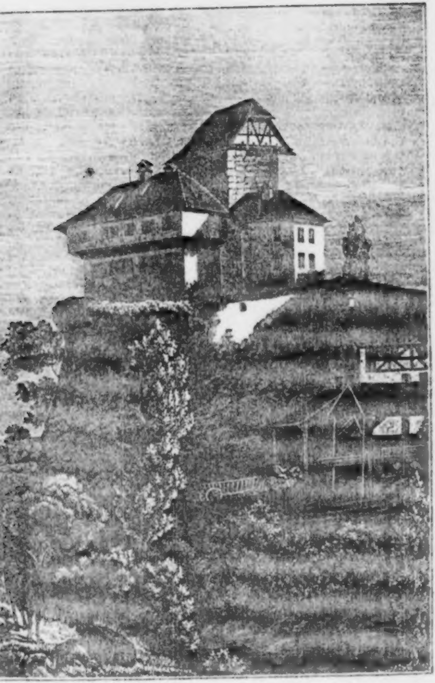
Nicht lange darauf kam ein Engel hereingeſchwebt durch die niedere Thür des Kämmerleins, der hielt einen Strauß friſcher, duftiger Roſen. Die legte er an des blaſſen Kindes Wangen, und die Roſen gaben dieſen die verlorene Röthe wieder und ſprachen: „Das thun wir dir zum Dank des Guten, ſo du uns gethan!“ Der Engel aber küßte die kleine Chriſtel auf Stirn, Auge und Mund; da genas ſie zu einem kräftigen Leben. Und er ſprach zu ihr: „Du haſt Gutes gethan nach deiner Kraft, darum ſollſt du auch zwiefachen Segen haben!“



Und von Stund' an ward Chriſtel geſund und friſch und auf ihre Wangen kam die ſchönſte Röthe, ſo daß man ſie jezt nur das Roſenwänglein nannte. Die Mutter wendete fortan ihr das Herz zu in vergütigender Liebe, und auch der harte Stiefvater ging in ſich, war freundlich und ſanft mit dem Kinde, das nun aufwuchs zu der Eltern und aller Menſchen Freude.

Burg Frauenfeld.

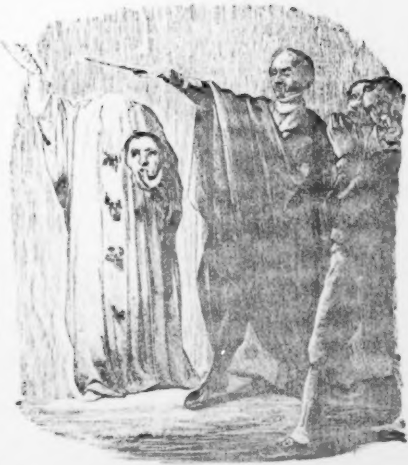
Frauenfeld, die beſcheidene Hauptſtadt des Kantons Thurgau, hat faſt durchweg neue, freundliche Häuſer, weil die alten in zweiter Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom Feuer weggeräumt wurden. Aber die Burg mit ihren tüchtigen Steinmaſſen ſchaut noch dunkel, ernſt und unheimlich in das Neue, obwohl ſie ſelbſt mancherlei Verwandlungen ſich hat müſſen gefallen laſſen; ſie war ſonſt ſtattlicher und feſter, der viereckte Thurm ragte weiter in die Luft und ſchloß oben mit der Zinne in gezacktem Mauerkranz, während jezt ein Dach den Reſt beſchüzt, daß ſeine Zerſtörung der Zeit nicht allzu bequem werde. Und doch that dieſe neuerdings auch einmal etwas zur Herſtellung ſeiner alten Ehre, indem ſie durch die verwitterte abbröckelnde Uebertünchung die gemalten Wappenſchilde der vormaligen regierenden Orte hervortreten ließ, ſo an die vormalige Herrlichkeit der Burg erinnernd. Aber uns iſt die Geſchichte der Burg wichtiger. An ihre Erbauung iſt eine Sage geknüpft. Die junge Gräfin Juſtina von Kyburg hatte treue Liebe dem Ritter von Seheim zugeſagt, und wurde deshalb von ihren ſtolzen Verwandten auf Kyburg in Haft gehalten. Allnächtig hörte ſie das Zeichen, welches ſonſt irgend ein Verſtändniß mit ihrem Geliebten begünſtigte, und einſt, da eben Graf Kyburg mit vielem Gefolge zu einer mehrtägigen Jagdluſt ausgezogen war, gelang es ihr in mondheller Nacht, bis nach dem Söller zu kommen. Der Geliebte, ſie gewahrend, näherte ſich, ſo weit er es vermochte, eben ſo ſein Knappe; mit dieſem hielt er ſeinen weiten Mantel ausgeſpannt und Juſtina hatte Muth genug, den kühnen Sprung hinab zu wagen, der auch glückte, da die beiden rüſtigen jungen Männer ſich auf die feſthaltende Kraft ihrer Muskeln verlaſſen konnten. Die Liebenden flohen nach dem Kloſter Reichenau, und der Abt erbarmte ſich ihrer. Er brachte bei dem Grafen, den er noch auf der Jagd traf, mit allen Gründen die wiederholte Werbung des Ritters von Seheim an. Da dies nichts half, vereinte er heimlich ſeine Schüzlinge am Altar; von ihm unterſtüzt, erbauten ſie eine Burg und nannten ſie Frauenfeld, wie das in der Nähe ſich allmählig erhebende Städtchen, deſſen Wappen auch umgeben wurde mit Beziehungen auf jene Sage, die übrigens in alten Chroniken verſchieden erzählt wird. Wir haben uns für den am meiſten



romantiſchen Bericht entſchieden, was bei der Sage wohl erlaubt iſt. In ſpäterer Zeit, wo die Geſchichte ſchon bewährte Mittheilungen giebt, finden wir die „Hofmeiſter von Frauenfeld“ hier anſäßig, Kaiſerliche Vögte, unter denen ſich beſonders Nicolaus auszeichnete. Er wurde im Jahr 1333 Biſchof von Konſtanz, war aber ein ſehr kriegeriſcher Biſchof, der zugleich den Titel eines Hauptmannes mit allen Ehren und Erfolgen führte und ſtrenges Regiment hielt, ſo daß ihn die Edeln ſeines Stifts und ſein Lehns-Adel nicht beſonders liebten. Das vergalten ihm indeß die Armen, die ihm ſehr zugethan waren, weil er ihre Noth gern linderte. In den Jahren 1343 und 1344 litt das Land an Hungersnoth. Nicolaus von Frauenfeld, jezt ſchon ein Greis, verwendete ſeine erſparten Schätze freudig zur Abhülfe des Elends, und da einſt ſein Verwalter, als Nicolaus wieder einen Theil ſeiner Habe opfern wollte, von Verſchwendung ſprach, hob der alte Herr ſo wild ſeine Krücke und die Worte: „Fehlt's an Nahrung, darf der Biſchof von Konſtanz nichts haben, was nicht den Bedürftigen gehört!“ ſprach er ſo zornig, daß der Verwalter genug hatte und ſchleunig dem Befehl ſeines Herrn genügte. — Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Herren von Landenberg die Burg Frauenfeld von Oeſtreich zu Lehn und von ihr ging manche Unternehmung gegen die Eidgenoſſen aus, bis dieſe auch hier Sieger waren und die Burg erkauften. Dann hauſten die thurgauiſchen Landvögte drinnen und draußen, nicht zu ihrem Ruhm; aber einer davon hat ſich verewigt bis auf die heutige Zeit, und um ſeinetwillen ſchon allein muß man dieſen alten Sitz mit Theilnahme betrachten. Es iſt die Rede von Johann Ulrich Nabholz, dem erſten evangeliſchen Landamman in Thurgau. Ehemals Schuſterlehrling, dann Soldat, hatte er ſich ſpäter zu einem biedern Advokaten gemacht und durch Geiſt und Kenntniſſe zu ſeiner hohen Stelle ſich aufgeſchwungen. In den ſchwierigſten Fällen wurde er zum Schiedsrichter erwählt, brachte auch die verwickeltſten Dinge zu klarem und gutem Ende, ſo daß er namentlich den gedrückten Evangeliſchen Freiheit verſchaffte. Nach den von ihm mühſam in fünf Bänden zuſammengetragenen Verordnungen und alten Rechten wird noch heut in Thurgau gerichtet, was ein ſchönes Denkmal iſt für den herrlichen Mann, der, endlich zu der höchſten Verwaltungsſtelle nach Zürich berufen, im Jahr 1740 in hohem Alter ſtarb. Hoffentlich machen dieſe Andeutungen das Bild der Burg Frauenfeld zu einem angenehmen und wir bemerken nur noch, daß es ſo, wie wir's hier vor uns ſehen, in Thurgau der einzige Ueberreſt aus der verrufenen Landvoigts Zeit, jezt aber ein Aufenthalt des Friedens iſt, und als Amtshaus der Staatskaſſen-Verwaltung benuzt wird, wobei wir wünſchen, daß den dort thätigen Beamten Johann Ulrich Nabholz fort und fort als Muſter verleuchte!

Das citirte Geſpenſt.

Es giebt bekanntlich noch Leute, die an Geiſter und Geſpenſter glauben und zu ihnen geſellten ſich ſogar neuerdings wieder einige Männer der Wiſſenſchaft, ſolche, die mit dem Volks-Ausdruck: Ueberſtudirte in höflichſter Weiſe richtig bezeichnet ſind. Sie nennen die Denkkraft Glaubensſchwäche und ſchwärmen mit ihrer Denkſchwäche zwiſchen Glauben und Wiſſen ſo umher, daß man endlich an ihr Wiſſen nicht mehr glauben kann, und von ihrem Glauben nichts mehr wiſſen will. — Ein echter Gelehrter im vergangenen Jahrhundert hatte einſtmals noch Einige vor ſich, die von Geiſter- und Geſpenſterfurcht abgemartert wurden, und er verſprach ihnen lächelnd: er wolle einen Geiſt erſcheinen laſſen. Nun war an dieſem Tage ein Verbrecher hingerichtet worden, ein „armer Sünder", wie man zu ſagen pflegt, obwohl dies Unrecht zu nennen; ein Verbrecher iſt nicht arm an Sünde, ihr volles Maaß laſtet ſchwer auf ſeinem Gewiſſen. — Unter den Bekannten des Gelehrten war nun Einer, der den Vorſchlag machte: er möge jenen Enthaupteten citiren, was auch angenommen wurde. Der Gelehrte erbat ſich nur den Aufſchub von einer halben Stunde, entfernte ſich, und als er zurück kam, erſuchte er die Leutchen, ihm in das andere Zimmer zu folgen, aber kein Wort zu reden, noch ſich zu bewegen, was ſich auch begebe. Die Zuſchauer ſtellten ſich in eine Ecke, der Gelehrte ſtand in der Mitte des Zimmers und machte mit einem Stabe auf dem Boden den Kreis, in welchen der Geiſt treten ſollte. Hierauf citirte er ihn namentlich vom Rade, und zwar mit dem Kopfe in der Hand. Er bediente ſich dabei gewiſſer Formeln und verſchiedener, wunderlicher fremden Worte, wodurch die Einbildung der Furchtſamen erſt recht geſpannt wurde. Der Geiſt kam aber nicht, der Gelehrte, anſcheinend ſehr erſchrocken, ergriff das einzige vorhandene Licht, wollt' es auf das Fenſter ſetzen, ließ es aber zitternd fallen. In dem Augenblick fuhr ein Blitz durch das Zimmer. Der Gelehrte winkte, daß ſich ja Niemand rühren ſolle, und Alles war todtenſtill. Er begann nun die zweite Citation. Es donnerte gewaltig; aber kein Geiſt zeigte ſich, und aufgebracht rief der Gelehrte: „Sey noch ſo widerſpenſtig, erſcheinen ſollſt du dennoch!" Die Zuſchauer waren ihrer kaum mehr bewußt. Während jetzt die dritte Citation mit verſtärkten Ausdrücken erfolgte, öffnete ſich eine Thür, ſie wurde aber plötzlich mit größter Gewalt wieder zugeworfen, ohne etwas ſichtbar werden zu laſſen. „Ha", rief der Profeſſor, „biſt du gezwungen? Näher, näher!" — und abermals verſtärkte er ſeinen Anruf. Die Thür öffnete ſich wieder und der Geiſt trat mit einem dumpfen Stöhnen langſam herein. Er war noch mit dem weißen Sterbekittel angethan, und hielt den Kopf in der einen Hand mit der andern wie nach dem Rade



hinweiſend. Am Gewande ſah man Blutſpuren. Nachdem der Gelehrte in feſter Haltung einige Fragen an ihn gerichtet, und ihm wegen ſeines langen Ausbleibens zürnende Worte geſagt hatte, ſprach er eine Formel, wonach die Erſcheinung verſchwand; doch wurde die Thür nochmals mit der größten Heftigkeit zugeworfen, als wenn der Geiſt unwillig geweſen, daß man ihn hergezwungen habe. — Nun trat der Gelehrte wieder aus dem Kreiſe und die Zuſchauer durften reden. „Was ſagen Sie nun", ſprach er, „kann ich Geiſter citiren? Sie ſtaunen? Kommen Sie, ich will Ihnen beweiſen, wie leicht die Einbildung mit ſehenden Augen zu betrügen iſt. In der halben Stunde", fuhr er fort, „die ich mir erbat, habe ich Alles vorbereitet. Das Fenſter hatte ich mit einem ſehr leicht zu entzündenden Spiritus beſtrichen, und das Licht abſichtlich daran herunter fallen laſſen, damit ein

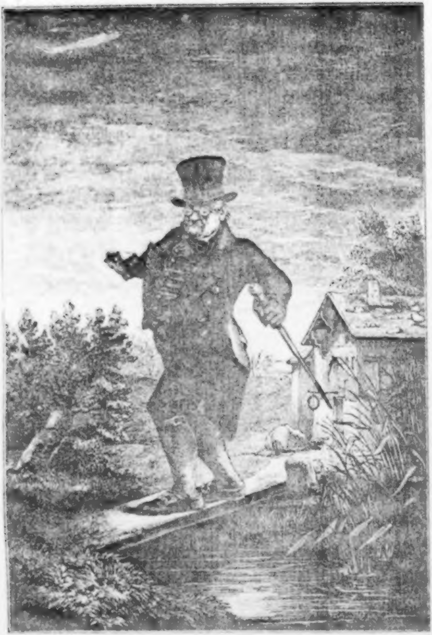
Bliz entſtehe. Den Donner verſchaffte uns mein Diener über uns auf dem Boden mit zwei Stück-Kugeln. Durch die Balken und Säulen war ſtarker Draht gezogen, womit ich, ohne daß es Jemand merkte, die Thür raſch zuwerfen konnte. Den Geiſt ſtellte mein Bruder vor, den in ſolchen Erwartungen Niemand vermißte. Er hatte eine Maske in der Hand und über dem Kopf ein weißes Hemde, das hier und da mit rother Tinte gefärbt war. Hätte Einer Muth genug gehabt, den Geiſt anzugreifen, würde er bald eines Beſſern belehrt worden ſeyn!“

So oder ähnlich iſt es mit allen Erſcheinungen der ſogenannten Geiſter! — Das Geſicht und die Einbildung können leicht getäuſcht werden; nicht ſo das Gefühl. Wer nicht ausgelacht ſeyn mag, der greife nur herzhaft zu; der Betrug wird dann bald entdeckt, die männliche That ihm für immer eine glückliche Erhebung und Erinnerung ſeyn, und kommt ein Ueberſtudirter mit ſeinem Geiſter- und Geſpenſter-Kram, darf man ihm ſagen:

„Und kläng' es hochgelehrt —
Ihr ſchwaget doch verkehrt,
Und eures Geiſtes Ehre
Verfliegt als Dunſt in's Leere!“

Schlimmer Weg.

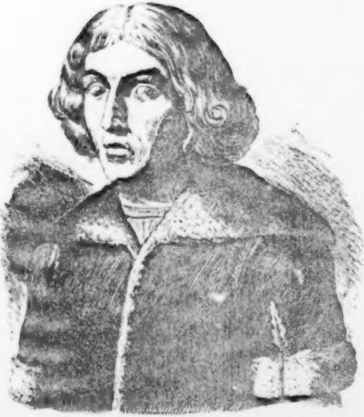
Der Mann in Aengſten ſieht ſehr poſſirlich aus und man wird über ihn lachen müſſen, was hoffentlich erlaubt iſt, denn das Aergſte, ſo ihm geſchehen könnte, wär' ein kaltes Bad in einem klaren und ungefährlichen Bach. Man würde auf dem für eine Perſon ganz ſicheren Stege auch ſeine Balancir-Anſtalten nicht begreifen, aber jenſeits, wie das Zeichen beſagt, iſt ein Wirthshaus, und der aushängende Weinkranz legt uns die Wahrheit ſehr nah, weshalb dieſer ſüddeutſche Dorfbader, ſelbſt nachdem er ſich die Augen mit einer Brille verdoppelte, doch nicht Strich halten kann. Wie dieſer Mann — der ſich übrigens, unter uns geſagt, am liebſten „Herr Doktor“ nennen hört, auch zuweilen ein Recept ſchreibt, das glücklicher Weiſe keinen Geſunden krank und unglücklicher Weiſe keinen Kranken geſund macht — wie alſo dieſer unſchädliche Doktor heißt und welches Dorf das glückliche iſt, ihn den Seinen zu nennen, wollen wir nicht verrathen, ihn aber, da wir wiſſen, er lieſt was hier ſteht, verwarnt haben. In dem Wirthshauſe dort iſt ihm nämlich nicht bloß der Wein anlockend, es ſind's ihm auch ein Paar Augen, die der hübſchen Nannerl, und Nannerl iſt des Vaters einzig Töchterlein, der Vater aber ſchon todt, und ſo gehört die ganze ſchöne Wirthſchaft ihr, mitſammt den vollen Kellern, in denen verſchiedene alte Jahrgänge liegen, die wahrſcheinlich noch mehr geſucht werden als die alten Jahrgänge von unſerm Büchlein, obwohl



wir darüber keineswegs klagen können, denn manche davon werden nächſtens aufgeräumt ſeyn. Jedenfalls hat unſer Dorfbader, ſogar unter der Bedingung, daß er künftig ſämmtliche Bärte ſeiner Gemeinde ungeſchoren laſſe, große Luſt, die beweglichen und unbeweglichen Güter in Beſitz zu nehmen, aber die ſonſt ſehr bewegliche Nannerl iſt unbeweglich, wenn er darauf zu reden kommt und ſich dabei regelmäßig einen Spitz trinkt. Hier wäre nun immer noch nichts Bedenkliches, muß er auch allabendlich ſich auf dieſem Breite erſt in's Gleichgewicht ſetzen. Aber — nun kommt die Hauptſache! — in dem Hauſe da drüben iſt auch der junge Sepperl, ein Urenkel-Kind von Nannerls Urgroßvaters Frauen Schweſter; — die Verwandtſchaft geht, wie man ſieht, in die graue Vorzeit, aber das iſt Nannerl ganz recht, und Sepperl iſt ſehr kräftig, ſehr jung und ſehr hübſch, und dieſe drei Sehr's gefallen ihr ſehr, was ſie ſelbſt dem Pfarrer am Altare nicht verleugnen würde, und das iſt uns ganz recht! Denn Sepperl iſt auch ein braver Burſch, der die Wirthſchaft gar tüchtig in Ordnung hält, und zu dieſer Ordnung, meint' er, wär' es nun nothwendig, daß man dem verliebten Dorfbader ſelber in die Kur nähme. Sepperl hat nicht übel Luſt, auf der einen Seite des Baches dem Brette den Grund weg zu graben, ſo daß der Lieb- und Weinſüchtige hier einmal auf den Grund käme und zugleich einen auffände, weshalb es beſſer wäre, er bliebe künftig zu Hauſe. Nannerl wehrt zwar den Sepperl und ſein Vorhaben immer noch ab, die Sache ſteht indeß doch ſo, daß der Dorfbader vom ſchlimmen Wege auf einen noch ſchlimmeren gerathen könnte, und da es uns leid wäre, müßten wir ihn einmal abbilden, wie er mit Händen und Füßen da im Waſſer zappelt, wollen wir's hiemit an einem verhütenden Winke von dem ihm drohenden Schabernack nicht mangeln laſſen. Er mag wohl bedenken, daß die Dorf-Jungen jezt ſchon über ihn lachen, und was würden ſie erſt nachher thun! Er wird alſo geſcheidter handeln, wenn er Nannerl und Sepperl ruhig ein hübſches und glückliches Paar werden läßt, dann bittet man ihn zu Gevatter und er kriegt ſehr ſchönen Wein umſonſt, welches doch unbedenklich eine angenehmere Ausſicht iſt als die, da in's Waſſer zu plumpen!

Nicolaus Copernicus.

Da im Jahr 1843 g'rade drei Jahrhunderte vergangen ſeit dem Tode des Nicolaus Copernicus, dem die Aſtronomie ſo Großes verdankt, wär' es ſündlich zu nennen, wenn wir ſeiner in dieſem Jahrgange unſres Büchleins nicht gedächten. Selten ſind Männer, die eine Reformation hervorbrachten in Glauben und Meinungen, welche Alter oder irgend eine Macht des Augenblicks geheiligt, ohne hitzigen Kampf gegen das Beſtehende mit ihren geläuterten Anſichten in daſſelbe gedrungen; aber die aufgehende Sonne der Wahrheit ſiegt zuletzt über die an der herkömmlichen Finſterniß Feſthaltenden und zertheilt dieſelbe mit ihren leuchtenden Strahlen gleich einem gebieteriſchen: Es werde Licht! Daher laßt uns gutes Muths ſeyn, wenn auch unſre Zeit von den bequemen Gewohnheiten nicht nur nicht laſſen will, ſondern ſogar manchen Schritt zu den noch bequemeren älteren zurückthut, ohne die allerſeits hervorbrechende Geiſtesreife zu bedenken. Hoffen wir und tröſten wir uns mit dem Schickſal einer der größten Erfindungen, welche der menſchlichen Erkenntniß gelungen ſind.



Nicolaus Copernicus, der nach der Weiſe ſeiner Zeit an ſeinen väterlichen Namen Copernik die lateiniſche Endung hängte, wurde am 19. Februar 1473 zu Thorn von deutſchen Eltern, die allem Vermuthen nach aus Weſtphalen in die Länder des Deutſchen Ordens eingewandert waren, geboren. Er ſtudirte in Krakau

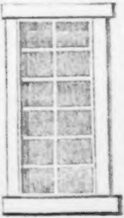
Medicin, Mathematik und Aſtronomie, und erwarb ſich in erſterer Wiſſenſchaft den Doktorhut. Hier vernahm er in ſeinen Studien von zwei deutſchen Aſtronomen, Peurbach und deſſen großem Schüler Regiomontan, welche beide in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gelebt und Wichtiges für die Himmelskunde gewirkt hatten. Ihr Ruf begeiſterte den jungen Copernik, der in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre nach Italien reiſte, um daſelbſt auf dem Herde der nach dem Umſturz des byzantiniſchen Kaiſerreichs neu ſich entflammenden Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft in ſeinem Wiſſen ſich zu vervollkommnen. Er ging nach Bologna, hörte hier auf der hohen Schule die Vorleſungen des Aſtronomen Dominico Maria und wurde bald der Freund deſſelben. Vier Jahre ſpäter (1500) treffen wir ihn in Rom ſelbſt auf dem Katheder, mathematiſche Vorträge haltend, denen die Männer der Kunſt und Gelehrſamkeit zuſtrömten, um ſeine ſchon jetzt als ſcharfſinnig ſich darlegenden Entwickelungen zu vernehmen. Nach ſolchem Erfolge kehrte er in die Heimath zurück und erhielt durch ſeinen Oheim, den Biſchof von Ermeland, ein Canonicat am Dom zu Frauenburg, wo er ſtill und eingezogen lebte, alle Zeit aber, welche ſeine theologiſchen Amtspflichten und menſchenfreundlichen Beſtrebungen, den Unbemittelten durch ſeine mediciniſchen Kenntniſſe Hülfe zu leiſten, ihm übrig ließen, eifrig ſeinen Beobachtungen und Studien in der Aſtronomie widmete. Das damals allgemein gültige Planetenſyſtem hatte ſich aus den Vorſtellungen des Alterthums, den Anſichten eines Pythagoras, Ariſtoteles u. ſ. w., dem Mittelalter überliefert; man nannte es das Ptolomäiſche Weltſyſtem, weil ein egyptiſcher Aſtronom, Ptolomäus, ein ausführliches Werk darüber hinterlaſſen hatte. Darin wurde gelehrt, die Erde, ein großer, unbeweglicher Koloß, ſey das unveränderlich Feſte, um welches Sonne, Mond und Sterne täglich ihren Kreislauf von Morgen nach Abend vollendeten. Aber nicht dieſe einfachen Bewegungen allein waren es, die darin behauptet wurden, es waren da noch allerlei verwickelte Aufſtellungen, nach denen die Planeten mitunter auch wohl gegen Morgen ſtatt gegen Abend zogen, zu Zeiten völlig ruhten, dennoch aber an jedem Tage ihre Reiſe zu Ende brachten. Um dieſe Widerſprüche zu vereinigen, war man auf die wunderlichſten Kreuz- und Querzüge von Kreiſen gefallen, welche die ſich durchſchneidenden Wege der Geſtirne andeuten ſollten. Mit dieſem Syſtem, deſſen Grundlehren das Feſtſtehen der Erde und die Bewegung der Sonne waren, ſtimmten zu großer Freude der „Alleinſeligmachenden“ die Worte der Bibel, ſo daß man freudig eine Lehre der Kirche daraus machte. Ein ungewöhnlicher Muth gehörte alſo dazu, ſo entſchieden wie Copernicus, der noch dazu als Domherr unmittelbar unter der Hoheit der Kirche ſtand, gegen die bisherigen Annahmen aufzutreten und das klarſte Gegentheil als vollgültige Wahrheit ihnen gegenüberzuſtellen. Gründliches Eingeben auf die Schriften der Alten hatte ihn belehrt, daß Einzelne derſelben ſchon an dem Stillſtande der Erde zweifelten, und indem er ſeine eigenen Beobachtungen damit in Verbindung ſetzte, erhielt er folgendes Reſultat. Die Sonne iſt der Mittelpunkt der Welt und bleibt in ihrem Verhältniß zu den übrigen Weltkörpern in unwandelbarer Stellung. Die Erde, ſo wie die andern Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn, laufen um die Sonne und zwar in der angeführten Folge, nur daß die Erde zwiſchen Venus und Mars ihren Platz einnimmt. Die von den früheren Aſtronomen beobachteten Rückſchritte und Stillſtände der Planeten erklärten ſich nun ganz von ſelbſt durch die gleichzeitige Bewegung derſelben mit der Erde. Denn, ſo erläutert es Copernicus, wenn man ſich auf einem ſegelnden Schiffe befinde, halte man häufig einen auf dem Lande fahrenden Wagen für ſtillſtehend, oder, wenn das Fahrzeug, auf dem der Beobachter, das ſchnellere iſt, gar für rückwärts fahrend. Dadurch hatte Copernicus in einer Idee, welche von den bedeutendſten Gelehrten nicht gebilligt worden, den Vorurtheilen der Wiſſenſchaft wie der Religion ſich mit Ruhe entgegenſtellend, die lange verkannte Wahrheit entdeckt; die nun, obgleich kurz nach dem Tode ihres Ergründers (der am 11. Juni 1543 im einundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens verſchied) bekämpft und verdammt, nach drei Jahrhunderten als unumſtößlich richtig unter dem Namen des Copernicaniſchen Weltſyſtems die Grundlage der Aſtronomie bildet. Ein halbes Jahrhundert nach ihm nahm ein kräftiger Geiſt, der des berühmten Vorgängers würdig war, Galileo Galilei (geboren am 15. Februar 1564 zu Piſa), von Neuem das Syſtem des Copernicus auf, obgleich die Römiſche Inquiſition es als ketzeriſch in der Religion und abgeſchmackt in der Philoſophie verdammt hatte. Dieſem Manne verdankt die Wiſſenſchaft gar Vieles, unter Anderem wichtige Verbeſſerungen an den Fernröhren, welche Copernicus bei ſeinen mächtigen Entdeckungen noch nicht kannte. Dennoch mußte Galilei bitter leiden, weil er ſich einer vom Clerus verketzerten Wahrheit angeſchloſſen; und dieſer Unverſtand, welcher dem großen Gelehrten ſein redliches Streben mit Verfolgung lohnte, ſtammt daher, daß man an dem Buchſtaben alter Ueberlieferungen, die Menſchenwerk ſind, aus dem der ſelbſtdenkende Geiſt das Wahre vom Schein ſondern ſoll, hartnäckig feſthielt, da doch der große Lehrer uns zugerufen: der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig! — Wir bemerken nur noch, daß man dem Copernicus in ſeiner Vaterſtadt Thorn ein Denkmal ſetzen wird, und obwohl wir die Sucht nach dergleichen, die zur Mode geworden iſt und mithin ſchon mehr ſpielt als wirkliche Verdienſte würdigt, nicht begünſtigen, müſſen wir doch zu dieſer Anerkennung die Theilnahme herbeirufen: denn es gilt hier ein für ewig wohlerworbenes Denkmal!

Fr. Paolo.

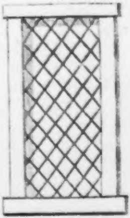
Mittelalterliche Fenſterſcheiben.

Unſere Fortſchritte in der Kunſt, große Glasſcheiben zu verfertigen, auch die Bequemlichkeit des Vierecks, haben jetzt beinahe alle Fenſter in Stadt und Land zu der a dargeſtellten, ſogar noch zu einfacherer Art eingerichtet; kaum daß die Größe der Scheiben, die Klarheit und Durchſichtigkeit des Glaſes Unterſchiede herbeiführen mag. In den vergangenen Jahrhunderten, wo die Rauten, die Glasſtücke, kleiner waren, wo man dieſelben mit Blei aneinander befeſtigte, wußte man ihrer Lage mehr Abwechslung zu geben und die Fenſter, auch ohne die Kunſt der Glasmalerei, durch Stichtung (dem außer Umlauf gekommenen deutſchen Worte für Moſaik) zu einem niedlichen Ganzen zu erheben, wogegen unſere Scheiben, die wir jetzt vielfach mit Durchſchein-Bildern zu unterbrechen ſuchen, ſehr eintönig und langweilig ſich ausnehmen. Die gewöhnlichſten Formen, die wir noch in unſern alten außer Verkehr gekommenen Städten antreffen, ſind die Rauten b, die nicht viel vor den Scheiben voraus haben, als daß ſie ſich leicht dem Bemalen mit einer roſenartigen Blumengeſtalt boten; dann die gefälligere Brechung in ein regelmäßiges Sechseck, in die Wabengeſtalt c. Die runde Form d, die mit einem vierzinkichten, von einſpringenden Kreisbogen gebildeten kleineren Glasſtückchen abwechſelt, iſt viel ſchwieriger, wogegen die e aus regelmäßigen und verſchobenen Vierecken zuſammengeſetzte Geſtalt, eine recht angenehme, und leicht zu entwer-

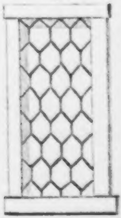
a



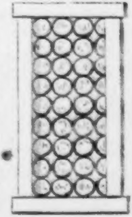
b



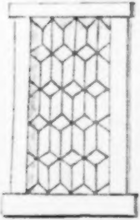
c



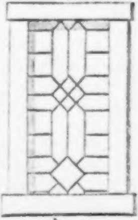
d



e

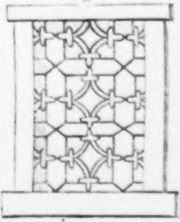


f

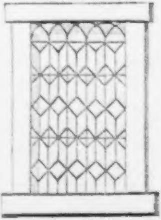


werfende Zeichnung liefert. Noch mannigfaltiger iſt die aus Vierecken und länglichten Sechsecken zuſammengeſetzte Form f, deren Mittel-Vierecke ſich beſonders gut zu gemalten oder farbigen Scheiben eignen. Das Fenſter g aber gehört ſchon zu den zuſammengeſetzteren Arten, die, mit der Malerei oder der Farben-Zuſammenſetzung (Stichtung) verbunden, unendlich mannigfaltig ſind. In dem Fenſter h iſt die Rauten-Zuſammenſetzung e mit der Bogen-Verſchlingung verbunden, die in der mittelalterlichen Kunſt eine ſo große Rolle ſpielt, daß ſie die Grundlage unſerer Baukunſt genannt werden könnte. — Zur Vervollſtändigung geben wir noch i die Kreuzgitter-Scheiben, k die Rautengitter-Scheiben,

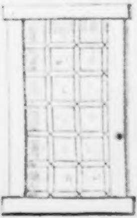
g



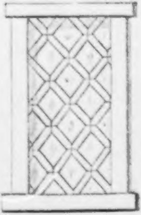
h



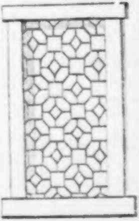
i



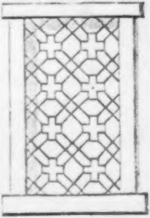
k



l



m



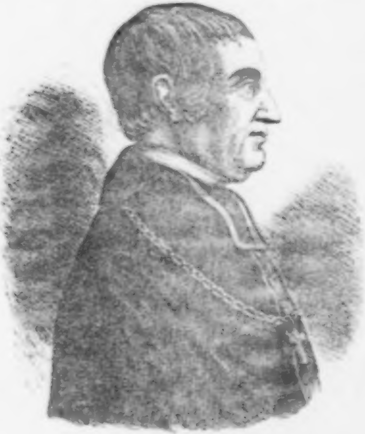
l die Schachkreuz-Raute und m die dreifach gekreuzte Scheibe, ſo daß nun die Ueberſicht reichhaltig genug iſt. — Wahrſcheinlich dauert die Mode jetzt gebräuchlicher Fenſterſcheiben nicht ewig; die Menſchen werden ſie endlich langweilig finden — was ihnen ſelbſt bei ganz guten Dingen oft genug zu geſchehen pflegt — und das Geſchmackvollere wählen, weshalb wir dem, der noch alterthümliche Fenſter an ſeinem Hauſe beſitzt, rathen wollen, ſie in Ehren zu halten, und ſich einſt nicht übermüthig zu brüſten, wenn er plötzlich wieder Fenſter nach der neueſten Mode hat. Wär's etwa nicht zu glauben? —

He, hoho! Das Rococo
War erſt neulich höchſt modern:
So und ſo und fein und roh,
Daß vielleicht nicht allzufern
Auch den Fenſtern Rococo!

Ferdinand Auguſt Graf Spiegel zum Deſenberg.

Der vor wenigen Jahren heimgegangene Staatsmann und Erzbiſchof dieſes Namens ſtammt aus einem edlen Bürgergeſchlechte Kölns, welches die Chroniken immer mit unter ihren erſten Helden feiern, und das neben den Burgen in Köln bedeutende Güter am Rheine und in Weſtphalen beſaß. In letzterer Provinz wurde Ferdinand am 25. Dezember 1764, und zwar auf dem Schloſſe Kanſtein, geboren. Noch in den Knabenjahren, welche durch einen Hauslehrer bewacht waren, wurde der junge Deſenberg als Edelknabe des Fürſtbiſchofs von Fulda auf eine Bildungs-Anſtalt überſiedelt, welche genannter Prälat ſeinem Gefolge errichtet, und er mag ſich auch wohl hier, in geiſtlicher Umgebung, zuerſt für den geiſtlichen Stand beſtimmt haben. —

Nach gründlicher Vorbildung bezog Ferdinand Auguſt die Hochſchule, folgte jedoch nicht einſeitig ſeiner erwählten Standesrichtung, ſondern bewahrte offenen Sinn für alles rein Menſchliche, erwarb ſich beſonders in Rechts- und Staatswiſſenſchaften gründliche Kenntniſſe. Beinahe noch Knabe, erhielt er vom Weihbiſchof von Fulda nach dem Geiſte jener Zeit die Weihen und verließ dann ſeinen Bildungsort, um am Domſtifte zu Münſter eine erledigte Pfründe anzutreten. — Der Jüngling, nun im Beſitz deſſen, was hundert Andere kaum nach einem mühſam durchſtrebten Leben erringen können, ergab ſich nicht müßigem Genuſſe, in welchem dazumal die mit weltlichem Glanze prunkenden geiſtlichen Fürſten zu Grunde gingen, ſondern beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften in den Stunden, welche ihm von ſeinen treulich verrichteten Amtspflichten übrig blieben, ſo daß die Fürſten ſchon damals ihr Auge auf ihn richteten, er bereits 1793 Vitzthum und Erzdiakon am Stifte wurde, wo er vielfach



Gelegenheit hatte, von ſeinem rechtlichen Wiſſen Vortheil zu ziehen, und ſich ſo zu bewähren, daß er 1796 zum wirklichen Geheimrathe ernannt wurde. — Somit war dem Manne, der als Jüngling im engen Dom-Kapitel gewirkt hatte, die umfaſſendere Laufbahn im Staate eröffnet, und zwar in jener ſchwierigen Reichsverfaſſung, über welche das Ungewitter von Frankreich her nun ſtürmiſch ausbrach. Im Jahr 1799 wurde der Geheimrath durch Stimmen-Mehrheit zum Dechant des Dom-Kapitels ernannt, hatte aber von dieſer Zeit an ſchwere Sorgen, unendliche Arbeit, zugleich auch Kämpfe, ohne mit dem beabſichtigten Zweck zum Ziel zu kommen, indem Frankreich wie ein reißender Strom ſich auf die deutſchen Marken warf, und immer größere, fruchtbarere Gaue von demſelben fortriß. In dieſer Zeit der Noth ſtarb der Kurfürſt und ſo fiel die Verwaltung des ganzen Landes 1803 dem Dom-Dechanten anheim, der gewiß keine Mühe unverſucht ließ, das Rettbare zu retten, aber noch im Laufe des Jahres ſeiner Stelle entbunden wurde, da die Münſterſchen Lande an Preußen fielen.

Mit dem Jahre 1803 beginnt ein neuer Abſchnitt im Leben des Verewigten, indem er, von der preußiſchen Regierung bemerkt, hervorgezogen und nach Verdienſten gewürdigt, jetzt einen viel größeren, viel einflußreicheren Wirkungskreis erhielt. Anfangs hatte er zwar nur die Schul-Stiftungen der Provinz zu verwalten, wurde nur zum Vorſteher der Münſterſchen Hochſchule ernannt, kam aber ſchon in dieſer Stellung mit gleichgeſinnten, gleichgeſtimmten Männern in Berührung, erkannte das Nothwendige und fühlte ſich durchdrungen von dem geiſtigen Reiche, das ſich im Vaterlande regte und verbreitete; ſo ward er eine kräftige Stütze des wiedererſtandenen Deutſchlands, das ſich ſpäter erſt ſiegend offenbarte. Zwar kamen die Jahre der Prüfung, ſchwere Opfer erheiſchend, raſch heran. Das alte Preußen erlag bei Jena, und der Eroberer, der im deutſchen Preußen die Macht deutſcher Geſinnung nicht ahnte, noch zu würdigen verſtand, theilte Münſter erſt dem Königreich Weſtphalen zu, dann, wie es ſeine Laune erheiſchte, dem Herzogthum Berg, das er zum Kaiſerſtaate Frankreich zählte. — Trauernd zog ſich Ferdinand auf ſeine Güter zurück, alle Anerbietungen des kriegeriſchen Machthabers ablehnend, ſeinen Einfluß nur benutzend, den durch ſo viele Neuerungen bedrängten Landsleuten zu helfen. Selbſt als Napoleon im Jahr 1813, um die Deutſchen mit einem Blendwerk zu täuſchen, ihn zum Biſchof von Münſter ernannte, lehnte er dieſe Stelle ab, und Zwang allein brachte ihn aus ſeiner Zurückgezogenheit, doch nur auf wenige Wochen, da durch die Völkerſchlacht das Vaterland befreit wurde.

In dieſen glorreichen Tagen verließ der Biſchof ſeinen aufgedrungenen Stuhl und arbeitete Anfangs im Verborgenen mit ſeinem verewigten Freunde Stein an der Wiedergeburt des

Vaterlandes. Dankbar erkannte König Friedrich Wilhelm III von Preußen das Streben des kerndeutſchen Mannes an, erhob ihn 1816 in den Grafenſtand, berief ihn 1817 zum Mitgliede des Staatsrathes, ernannte ihn 1819 zum wirklichen Geheimrathe, bis er im Jahr 1825 von dem Oberhirten der Kirche mit der Genehmigung des Staats-Oberhauptes zum Erzbiſchof von Köln berufen ward, auf eine Stelle, vor der damals jeder Andere, der ſich nicht als Mann fühlte, zurückgebebt wäre. Ferdinand Auguſt aber, der für Vaterland, höhere geiſtige Bildung und Religion keine Opfer, keine Arbeit ſcheute, widmete ſich dem neuen Amte mit Thätigkeit und Zuverſicht. — Durch mehrere Jahrhunderte der Ueppigkeit und Verweichlichung, wie durch die weltliche Stellung des Prieſterthums an den geiſtlichen Kurhöfen und Landesherrſchaften, war in Deutſchland ein Verderben eingeriſſen, das in allen Gauen dem des ſonſtigen Pariſer Hofes gleichkommen wollte. Die höheren Prieſterſtellen, ſogar die minderen Ranges, waren Schlaraffen-Aemter für den hohen Adel geworden, der durch niedre Geiſtliche ſich vertreten ließ, welche, Laſtträger und Maſchinen-Menſchen, faſt aller Bildung entbehrten. Als nun die franzöſiſche Revolution jenem Zuſtand ein Ende machte, die Schätze der Kirche, welche ihr noch einen gewiſſen Glanz gegeben, nach Frankreich geſchleppt wurden, fiel der geſammte Lehrſtand mit wenig achtungsvollen Ausnahmen der beſchränkteſten und gedrückteſten Menſchenklaſſe anheim, welche ſich im Laufe der franzöſiſchen Zwingherrſchaft nur aus den unterſten Ständen erſetzte, die eben in der Prieſterwürde kümmerliches Brod und Befreiung von des Kaiſers Schlachtbank ſuchte. Viele Geiſtliche gab es am Rheine, die weder leſen noch ſchreiben konnten, ſo daß die Gemeinde ſich glücklich ſchätzte, welche einen Pfarrer in einem vertriebenen Kloſtergeiſtlichen gefunden, der im Wuſte der Unwiſſenheit und der Verderbniß Einiges der alten Kenntniß und Wiſſenſchaft gerettet. In dieſe Nacht der Verwahrloſung trat Graf Spiegel erleuchtend ein und ward der Vater, der Lehrer, der Wiederaufrichter, das Licht ſeines Sprengels, ja waltete, dem ihm werthen und nirgends abzuwehrenden geiſtigen Fortſchritt folgend, muthig über die zu engen und hemmenden Schranken hinaus, verbreitete Leben und Thätigkeit durch das geſammte Vaterland. Der neue Biſchof ſuchte auf die Lehrſtühle der Rhein-Hochſchule ausgezeichnete, Recht und Wahrheit liebende Männer, drang darauf, daß nur Jünglinge von Beruf die geiſtliche Laufbahn einſchlugen, verordnete, daß alle die gehörige Prüfung beſtehen müßten, damit Keiner, dem die Vorkenntniſſe mangelten, weder zu den Hochſchulen, noch zu den Weihen gelangte. Dann bildete er das Seminarium, die letzte Prieſterſchule, gänzlich um, und überwachte in ſelbiger mit regem Fleiße Alle, denen die künftige Seelſorge vorbehalten war. Auf öfteren Amtsreiſen lernte er die Pfarrer und ihre

Pfarreien kennen, bildete, ermunterte, ſtrafte und richtete, ſetzte ganz unwürdige Prieſter in Ruheſtand, ſorgte für den Unterhalt der Verarmten, für die Erhaltung und den Bau der Kirchen, reinigte den Gottesdienſt von den Mißbräuchen einer finſtren Zeit, und verbreitete, wo er nur hinkam, Duldung und Verträglichkeit aller verſchiedenen Bekenntniſſe. Wo die Geldmittel der Kirche nicht hinreichten, borgte er bei'm Staate, griff in das eigene Vermögen und ruhte nimmer, wo wohlmeinende Fähigkeiten zu unterſtützen, wo das Beſte der Menſchheit und der ſie vertretenden Kirche zu erreichen war. Das herannahende Alter und ſeine Kränklichkeit vermochten des Greiſenden Eifer nicht zu zügeln, bis er mitten in ſeinem Wirken auf einer Amtsreiſe in Uerdingen ſein Ende herannahen fühlte; ärztliche Pflege konnte ihn nur bis Köln zurückgeleiten, wo er am 2. Auguſt 1835 hinüberging zu einem Höheren, dem wir Alle einſt Rechenſchaft zu geben haben von unſerm Thun und Unterlaſſen. — Was der Verewigte gewirkt, iſt unüberſehbar, Jahrhunderte werden noch von den Saaten des Einen zehren, und wenn auch die nach ſeinem Tode eintretenden Wirren den Mann vielfach in ein falſches Licht geſtellt, ſeine Arbeiten angegriffen haben, ſo kann das nun einmal erſchienene Licht nicht mehr löſchen, kann ſein Einfluß nur kräftiger, ſegenreicher durch die Zeiten fortwirken und edlere Früchte zur Reife bringen. Wir aber, wenn wir ſelber Männer ſind, haben ein achtungsvolles Andenken dem Manne zu zollen, der ſeinen Beruf nicht erfüllte wie ein Werkzeug der Menſchen, ſondern wie ein echter Diener und Verkündiger des ewigen Gottes.

M.

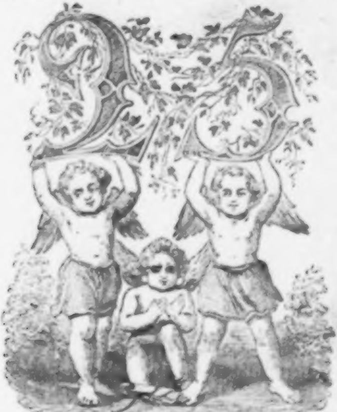
Eheſtand.

Vor zwei Jahren erzählten wir etwas von dem Aktuar Franz Sinnig, der ein „Glücksloos" gezogen hatte in der Ehe-Lotterie, was ſich auch heut noch bewährt; denn er und ſeine Ottilie ſind mit ihren beiden Kindern die zufriedenſten Leutchen von der Welt, und es wäre dazu kaum nöthig geweſen, daß er, für ein noch übernommenes Neben-Pöſtchen, hundert Thaler Zulage erhielt, obwohl's ihnen natürlich ganz angenehm iſt, von den jährlichen vierhundert auf fünfhundert Thaler gekommen zu ſeyn. Aber auch ihren alten Freund haben ſie noch, den greiſen Witwer auf ſeinem Landhauſe, der ſie gar gern ſieht, wie unſer Pärchen denn auch gar gern zu ihm geht und ihm das Neueſte des Tages meldet, was er ihnen vergilt aus dem Schatz ſeiner Erfahrungen. So ſaßen Franz und Ottilie denn vor Kurzem wieder in ſeiner Geisblatt-Laube, wo man nach der Straße ſchaut. Ihrem Knaben wies der Alte ein Beet an, daß er da grade, pflanze und begieße, und für die Kleine, die auf der Mutter Schooß ſaß, hatte er nach und nach bunte Steinchen geſammelt, womit Mariechen ſpielte redſelig und jauchzend. Der Alte war herzig froh, und als jetzt Ottilie den ſchönen Geruch vom Je länger je lieber pries, ſagte er: „Nun, euch kann der Name ſchon Vergnügen machen, denn ihr mahnt an die Sage von deſſen Entſtehung.“ Er ſchmunzelte dabei, und das hieß: wenn ihr davon wiſſen wollt, ſo fragt mich, und die Frage blieb nicht aus, wonach er die Sage mittheilte:

„Vor Jahrhunderten blühte das Geisblatt nur kurze Zeit, wie andere Kinder des Frühlings. Nun wohnten aber einmal zwei Verlobte, Daphnis und Chloe, viele Meilen weit von einander und konnten ſich ſelten in die treuen Augen ſchauen. Da geſchah es, daß Mutter Lycinna mit ihrer Tochter Chloe ihre Jugendfreundin, Daphnis Mutter, unerwartet beſuchte, und dieſe ſaß mit dem Sohn eben unter blühendem Geisblatt. Nach der erſten Freude fragte nun Daphnis: „Werdet ihr auch recht lange bei uns bleiben?“ — und Lycinna erwiederte freundlich: „Bis das Geisblatt verblüht iſt!“ — Und wie es dunkel geworden, Alle ſchon das Lager geſucht hatten, ſchlich Daphnis, mit Blumenkränzen beladen, unter Herzklopfen nach dem nahen Hain, wo die Göttin der Liebe ſtand, von einem geſchickten Hirten aus glänzendem Buchsbaum geſchnitzt. Daphnis bekränzte das Bild und betete dabei: „Schönſte Göttin, laß' in dieſem Jahr das Geisblatt lange blühen und duften: denn mit ihm ſcheidet die Freude meines Lebens. So du mich erhörſt, gelob' ich dir zwei ſchneeweiße Tauben, und friſche Kränze an jedem Abend.“ Und die Göttin war ihm gnädig, ließ das Geisblatt blühen und duften bis in den ſpäten Sommer hinaus und Daphnis hielt die fromme Lycinna an ihrem Worte feſt, ſo daß die Liebenden auch bald ein feſtes Wort band. Daphnis aber nannte nun das Geisblatt zum erſten Mal: „Je länger je lieber“ und weihte es der ihm hülfreich geweſenen Göttin, die dankbar ſorgte, daß es ſeine lange Blüthenzeit und ſeinen ſchönen Namen behielt.“

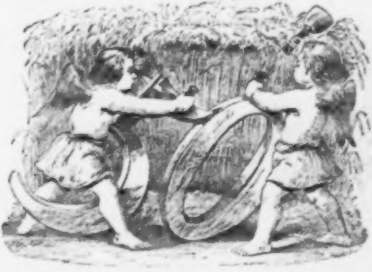
„Ja“, ſagte Franz, „jetzt wird noch Mancher geduldiger warten müſſen, denn auf das Studium folgt ein langes Thu-dich-um nach einem Amte!“ — „Nun, wenn's dann nur heißt: „Je länger wir warten, je lieber haben wir uns“, ſo bleibt die Blume doch in ihrem Recht!“ bemerkte Ottilie.

„Und das Warten dehnt ſich dann auch oft dadurch, daß der Anſprüche, welche die modiſche Ehe macht, zu viele ſind, und nicht wie ſonſt, gegenſeitige Liebe für eine große Einnahme gilt, welche die anderweitige geringe deckt. Drum freut's mich an euch, daß ihr muthig der Zukunft vertraut und gedacht habt: Braucht's einmal mehr, Gott ſchickt es her! Da werd' ich euch ein Spiegelbild vorhalten — Jakob!“ — ſo rief er ſeinem alten Diener zu, „bring' mir einmal die Mappe Nr. 8 mit den Zeichnungen!“ — Und als ſie vor ihm lag, fuhr er fort: „Ich habe an meiner Beſitzung rechts und links in der Nachbarſchaft wahre Gegenſätze. Da rechts wohnt ein Ehepaar, das vor wenigen Tagen ſeine goldene Hochzeit feierte, und mit dem ich verwandt bin. Der Mann heirathete ein nicht wohlhabendes Mädchen, als er 250 Thaler Gehalt bezog in ſeiner damaligen Stellung; er war Schreiber, oder wie die Deutſchen, um ſich auch hier mit einem Fremdwort zu putzen, ſagen: Secretair in einem Miniſterium, wo er dann ſtieg, nur langſam, denn vom Bücken, Bitten und Betteln hielt er nichts und wollte nur nach Pflicht und Recht behandelt ſeyn, was denn freilich auch zuweilen ausblieb. Als er ſeine ſilberne Hochzeit feierte — ich war dabei — ſah ich ihn im Kreiſe ſeiner Kinder, und er hatte ihnen, bei nun 800 Thalern jährlicher Einnahme und guter Selbſthülfe, eine tüchtige Erziehung gegeben. Ja, derzeit waren Beide noch in voller Kraft, wie einfach ordentliche Häuslichkeit ſie bewahrt, und die Zukunft ſchien ihnen noch ohne Ende. Ich hatte mich in einer Reimerei verſucht, zu der ich mir ein Paar Vignetten beſorgte; ich habe noch einen Abdruck, den ich euch zeige. Da tragen Genien die 25 und der



Liebes-Knabe legt eine Fürbitte ein. Unterdeß ließ ich ſchließlich andre Genien friſchzu an der **50** zimmern und freue mich, daß der Schlußvers:

„Bei Euch bedarf es nicht Propheten,
Man ſieht's Euch an in Sprung und Tanz:
Ihr müßt noch zum Altare treten
Bei gold'nem Feſt und Greiſes-Glanz!"



in Erfüllung gegangen iſt. Es traf ſich für meinen Vers gerade recht gut, daß unſer Paar damals die Braut-Menuet tanzte: Einer der Söhne, der Maler wurde, zeichnete die Eltern in dieſem Augenblick und ſchenkte mir die Skizze. — Bei dem neulichen gold'nen Feſt traf ich das Paar, nun auch von Enkeln umgeben, allerdings ernſter, in Rückerinnerung mancher ſchmerzlichen Verluſte; der wackre Sohn und Maler iſt mir auch dieſe Skizze nicht ſchuldig geblieben, hat mir das Paar gezeichnet, wie es auf die Abholung zur Kirche wartet. Von dem Jubelgreiſe ſelbſt — der noch immer ſein Amt verwaltet, bei einem Gehalt von 1200 Thalern, und im Sommer mein Nachbar iſt, indem er mit ſeiner ehrwürdigen Gattin bei ſeinem Schwiegerſohn, dem Guts-Beſitzer nebenan, wohnt — hab' ich aber eine Anordnung für dieſes Feſt; daraus werdet ihr ſeinen trefflichen Charakter erkennen und euch hübſch danach richten, wenn euer goldener Ehrentag, den ich hiemit gleichfalls prophezeie, herankommt. Der biedere Nachbar hat die Ueberzeugung, daß ſolche goldene Feſte, wie man ſie gewöhnlich feiert, — goldene Sargnägel ſind, und er beſtimmte deshalb ſchon vor mehreren Jahren Folgendes:

„Wenn ich einſt durch die Klippen und Sandbänke des Lebens als Schüttel-Köpfchen mit meiner Hausehre gelangen ſollte an's Eiland der Jubelfreude, will ich anlanden und ſo empfangen ſeyn von den Befreundeten und Verwandten: Zuerſt mag ich nicht ausſteigen aus dem Schifflein der Tagesfahrt, d. h. aus dem Bette, ohne Erhebung des Herzens zu dem großen Steuermann, der mich immer ſicher leitete auf den unſicheren Wogen des Lebens — ihm, meinem himmliſchen Vater, will ich danken mit Inbrunſt und Freude: daß er mich erreichen ließ ein Ufer, nach welchem Unzählige ſtreben, das aber von Tauſenden nicht Zehen erreichen. — Habe ich ſo mich geſtärkt durch Gebet, dann ſoll die Phantaſie vor mir aufthun das große Bilderbuch der verklungenen Stunden, darin will ich blättern mit Freuden und Wohlgefallen; denn nicht bloß die heiteren Stillleben und Blumenſtücke, die lieblichen Familien-Scenen und Landſchaften, die freundlichen Frühlings- und Sommer-Gemälde, die hellen Sonnen-Auf- und Untergänge, die heiligen Mondſchein-Partieen und Waſſerfahrten — nein, auch Bataillen und Belagerungs- und Herbſt- und Winter- und Nacht- und Sturm-Stücke ſollen mich erquicken und anziehen, weil ſie — durch Gottes Hülfe — vollendet ſind und nun, belehrend und erinnernd, ruhig in der Bilder-Gallerie meines Lebens hängen. — Gleicherweiſe — deß bin ich feſt überzeugt — wird auch beten und bildern meine Hausehre, und wenn wir uns endlich dabei angekleidet haben, dann will ich — iſt mild und rein die Luft, in der Gartenlaube, iſt's aber ſtürmiſch und kalt, im Zimmer — mit meiner Hausehre empfangen ſeyn zum Frühſtück von Kindern und Enkeln, ohne Sang und Klang, ohne Blumen und Deklamation. — Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, Kuß und Händedruck — damit iſt's abgethan, was darüber, iſt vom Uebel. — Doch mögen auch — ſehr willkommen — ein Paar Freunde mit ſtehen unter dem Häuflein der Gerührten, nur nicht Titular, ſondern wirkliche — nicht Aſſeſſoren der Freundſchaft, ſondern Räthe mit Sitz und Stimme im Seſſions-Zimmer der Häuslichkeit. Auch der Händedruck eines alten treuen Dienſtboten ſoll uns willkommen ſeyn; denn, nach Luther, gehört ja, nächſt guten Freunden, auch gut Geſinde mit zum häuslichen Glück. — Nach dem Frühſtück gehen wir — iſt's der Herren Tag, in die Kirche, iſt's Wochentag, in die Kanzlei: ich in die landesherrliche, meine Hausehre in die häusliche. Mittags Familientafel, Abends desgleichen, nicht ohne Leibeſſen und ohne Freund, übrigens ſparſam an Gerichten wie an Gäſten, ohne Saus und Braus, ohne Aufwand und Prunk — doch nicht ohne eine gebackene Arabeske; denn — ſagt Blumauer — Weib und Kinder naſchen gern! — Die Zeit zwiſchen der Mittag- und Abendtafel gehört dem häuslichen Tagebuch, das ich treu und gewiſſenhaft immer geführt habe. Hier ſtehen geſchrieben und beſchrieben alle Leiden und Freuden, die mich und mein Haus betroffen, verziert mit Bemerkungen, wie der erſte Eindruck ſie in die Feder gab. — Vergeſſen wird ſie nicht, dieſe

Chronik des Hauſes, denn ſie iſt zu dickleibig: die kernhafteſten Stellen aber werden heraus gehoben, denn ſie geben Stoff zur Unterhaltung, Stoff zum Bewundern der göttlichen Führungen im menſchlichen Leben, Stoff zum Dank für den, der bis hieher geholfen und auch noch weiter hilft, Stoff zur Belehrung endlich für Kinder und Kindeskinder: was man im Leben Alles thun und dulden müſſe mit Freuden, um zum Ziele zu gelangen mit Ehren. — Die zehnte Stunde des Abends macht bei uns gewöhnlich den Schlußſtein zum Gewölbe des Tages; diesmal aber iſt's die neunte. Denn, obſchon kein großes Feſt in große Unruhe uns verſetzte, mehr als gewöhnlich ſind doch die alten Glieder in Umlauf gekommen, vorzüglich die Springfedern der ſo ziemlich abgelaufenen Uhr alter Ordnung und Sitte: die Nerven. — Kinder, Enkel, Freunde drücken uns bei dem Abſchiede zur guten Nacht unter Segenswünſchen die Hände; Worte vom letzten Abſchiede, von der letzten guten Nacht, vom Hingange nach Jenſeits fließen mit unter. Spät und leicht! — flüſtert Eines die, Eines da — meine alte Hausehre fängt an zu weinen — mir bricht auch das Herz, doch laſſ' ich mir es nicht eben merken, wenigſtens durch Thränen nicht — mit Freude und Dank ſoll der goldene Tag beſchloſſen werden, nicht mit Jammer — darum werde ich zum Dichter aus dem Stegreif und ſpreche meine Hausehre alſo an:

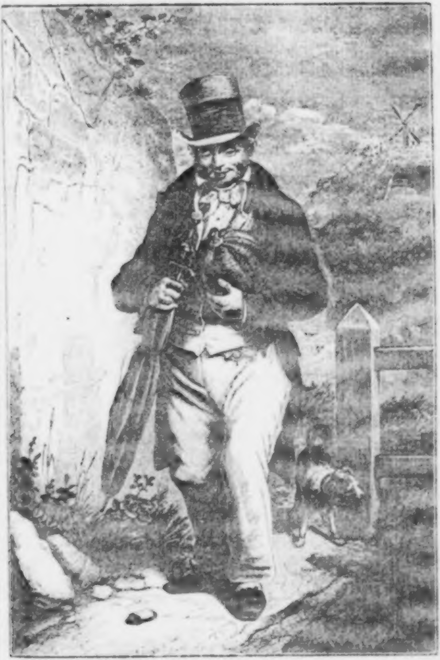
Fort, Mütterchen! ach! fort mit Tod und Grab
In dieſer ſchönen Stunde —
Nur mit der Freude ſteh'n wir heut im Bunde;
Iſt er gleich morſch, doch hält er noch, der Wanderſtab,
Und wird — ſo Gott es will — noch ein Paar Jährchen halten —
Drum weg mit Stirn- und Herzensfalten!
Die Freude nur, die Freude ſoll jetzt walten! —
Sie ſey uns ein erquickendes Gebet!
Sie ſtimme uns zu Freud' und Dank
Und zu dem alten Hochgeſang:

Nun danket alle Gott!

Dieſen ſtimm' ich nun, als Haus-Kantor, gemüthlich an, der Familien-Chor fällt ein. Singend — das Mützchen unter dem einen, meine Hausehre am andern Arme, die Hände gefaltet, die Herzen zum Himmel gewendet — gehen wir ſelbander nach dem Schlaf-Kämmerlein, der Familien-Chor folgt, und ſo führt nun des Hauſes Regent, der Jubel-Bräutigam, die Jubel-Braut heim, ohne Fackeltanz — betend und ſingend — ſo ſchließt ſich der Tag, und ſo wird nicht zum goldenen Sargnagel das goldene Jubelfeſt.“

Das iſt denn auch Alles ſo geſchehen und am nächſten Morgen ging das Paar wieder froh und fröhlich weiter auf dem altgewohnten Lebenspfade.

Mein Nachbar links aber — der Wolf in der Fabel! — da biegt er eben ein in ſein Gehöft, das ihm ſeine ſelige Frau hinterließ, ſeht hin! — Er trägt noch den Flor um den Hut, aber

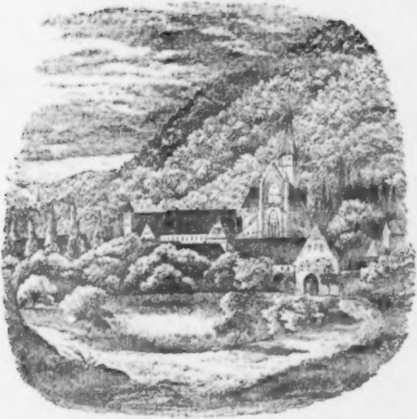


ſeine Wittwerſchaft, nun, der erſte Blick giebt's, daß er nur der Form nach trauert! Sein Zweck war und iſt: wohl zu leben, das heißt: ſeinem Magen zu dienen. Der Mann war ehemals Makler, und da er ſich den Titel eines Commerzien-Raths anzumakeln wußte, heirathete ihn die funfzigjährige Tochter eines Rentiers, die zur Zeit ihrer Blüthe mit ihren hochfahrenden Anſprüchen ſitzen blieb, dann als Frau Commerzien-Räthin die Naſe wieder hoch trug und jetzt aus ihrem Manne ihren lachenden Erben gemacht hat. Das iſt ein abſchreckend Beiſpiel, bei dem ich mich nicht gern aufhalte, beſonders, da, wie ich bemerke, unſer Abendeſſen aufgetragen iſt. Kommt, Kinder, wir wollen an die Nachbarn rechts denken, zuſammen unſer eines Fläſchchen leeren und dabei anklingend ausrufen:

„Viel Lieb' und Treu' und etwas Plage,
Das ſchafft uns heitre Erdentage;
Und wer geliebt, gekämpft, geſtrebt,
Der hat in vollem Glück gelebt!"

Schulpforte.

Etwa eine Stunde von Naumburg im preußiſchen Sachſen, an den romantiſchen Ufern der lebhaften Saale liegt die berühmte Landesſchule, allgemein Schulpforte genannt, welche im Jahre 1843 das Jubiläum ihres 300jährigen Beſtehens feiern wird. Ehemals ein Nonnen-, dann ein Mönchskloſter, lagen die zu den Beſitzungen gehörigen Gebäude früher an andern Orten der Umgegend, bis 1175 der Grundſtein auf der jetzigen Stelle am Fuße des hohen, mit Laubholz bedeckten Knabenberges gelegt wurde. Bis zur Reformation lebten in dieſem, mit den reichſten Schenkungen bedachten Kloſter eine Anzahl Mönche, die ihre Zeit damit hinbrachten, zu beten und — nicht etwa zu arbeiten, ſondern beſonders des Leibes nächſt der Seele zu pflegen. Der vierundzwanzigſte Abt ward endlich durch Herzog Heinrich von Sachſen aus dem Kloſter entlaſſen, und dies am 1. November 1543 zur ſogenannten Fürſtenſchule eingeweiht. Hundert bis hundertfunfzig Zöglinge wurden darin aufgenommen zu Koſt und Unterricht, von denen keiner jünger ſeyn als elf Jahre, noch länger als ſechs auf der Schule verweilen durfte. Dieſe Beſtimmungen beſtehen noch jetzt, wie überhaupt die meiſten hieſigen Einrichtungen von Beſtand geblieben. Zu Anfang zählte das Lehrer-Perſonal außer dem Rektor noch vier Lehrer, unter denen der Paſtor. Die Schüler, denen vorgeſchrieben war, nur Latein zu reden, trugen uniforme Mützen und Mäntel und waren in Ober-, Mittel- und Untergeſellen eingetheilt. Auch dieſe Eintheilung findet ſich noch jetzt. Durch die ſächſiſchen Fürſten wurde die Schule ſehr begünſtigt, doch litt ſie viel von Brandſchatzungen und Zerſtörungen im dreißigjährigen Kriege und ſpäter. Im erſteren mußte ſie auf ein Paar Jahre ganz geſchloſſen werden. Auch in dem



für Deutſchland ſo unglücklichen Kriege zu Anfang dieſes Jahrhunderts wurde ſie mitunter hart mitgenommen und mußte Einquartierung und Plünderung ertragen. Doch von allen dieſen Schlägen erholte ſich Schulpforte auf das Kräftigſte unter preußiſcher Regierung und verdankt namentlich dem hochſeligen König Friedrich Wilhelm III Vieles, unter Anderem die Mittel, die Wiederherſtellung der Kirche zu beenden. Dieſe, in gothiſchem Stil erbaut, wurde am 21. April 1251 begonnen, hatte daher bei ihrem großen Alter manche Beſchädigung erlitten, die einen nunmehr vollendeten Ausbau nothwendig machte. In ihr befindet ſich das ſteinerne Monument des Herzogs Georg von Sachſen, eines der früheſten, eifrigſten Beſchützers der Anſtalt. Außerdem erfreut den Beſchauer derſelben ein großes Altarbild von W. Schadow, dem Direktor der Kunſt-Akademie zu Düſſeldorf. Das Schulhaus beſteht aus drei Stockwerken. Im unterſten befinden ſich die Hörſäle, im mittleren die Wohnungen der Zöglinge oder Alumnen, im dritten die ſechs großen Schlafſäle. In jeder Stube wohnen Obere (Obergeſellen), Mittlere und Untere zuſammen, und die erſteren ſind angewieſen, den jüngeren Genoſſen Aufſicht und Unterricht außer den eigentlichen Lehrſtunden angedeihen zu laſſen. Die Anzahl der Bewohner eines Zimmers beſteht je nach der Größe deſſelben aus 12 bis 20 Schülern, unter denen ſtets einer, der Primaner, eine Art von Inſpektion ausübt. Die Aufſicht des Ganzen geht allwöchentlich von einem auf den andern Lehrer über, von denen außer Rektor und geiſtlichem Inſpektor jetzt 8 Profeſſoren und 4 Adjunkte bei der Anſtalt ſind. Die Alumnen werden angehalten, im Sommer um fünf, im Winter um halb ſechs Uhr aufzuſtehen; die Lehrſtunden beginnen in erſterer Jahreszeit um 6, in letzterer um 7, und dauern, von Repetirſtunden unterbrochen, bis 12. Dann wird geſpeiſt und bis zwei Uhr die freie Zeit durch Spaziergänge im Schulgarten und Kegelſpiel vertrieben. Die Primaner dürfen an einigen Tagen der Woche die Mauern des Gartens verlaſſen und ihre Spaziergänge im Freien vornehmen. Dieſe Begünſtigung wird an Sonntagen auch andern Alumnen nach Maaßgabe ihrer Aufführung zu Theil. Nachmittags iſt von 2 bis 4 Lektion. Für Turnübung, Schwimmen und Baden, im Winter ſogar Schlittſchuhlaufen auf den überſchwemmten Wieſen, ſind die zweckmäßigſten Einrichtungen getroffen, und überhaupt wird der leiblichen Geſundheit neben geiſtiger Bildung nicht vergeſſen. Auch die tägliche Speiſung, welche der Oekonomie-Pachter beſorgt, beſteht aus den nahrhafteſten und ſchmackhafteſten Gerichten in reichlichem Maaße. Früh giebt es warme Milch und Semmel, zu Mittag ſtets zwei Gänge und Deſſert, drei Mal wöchentlich Braten, zur Vesper Semmel mit Butter oder Obſt und alle Abend warme Speiſen. Die Bedienung der Alumnen iſt auf vier Aufwärter vertheilt, denen die Reinigung der Zimmer, Kleider, Schuhe, die Heizung u. ſ. w. obliegen. Jeder der Alumnen iſt einem der zwölf Lehrer zu beſonderer Aufſicht übergeben, an den die Eltern ſich zu wenden haben, und der auch den Privatfleiß deſſelben regelt. An Sonn- und Feſttagen iſt Vormittags Predigt, Nachmittags Betſtunde, auch werden Morgen- und Abendgebete gehalten, wie denn überhaupt das religiöſe Element ſehr ſtark bedacht iſt. Zwiſchen den 21. Juni und den 27. Juli fallen die großen Ferien (in denen alle Alumnen die Anſtalt verlaſſen), die kürzeren zwiſchen Weihnacht und Neujahr. Zu Oſtern und Michaelis ſind die Examina, die Ertheilung von Cenſur und Verſetzung. Die Zeit des Geſammt-Curſus, welcher erſt von Tertia beginnt, blieb noch immer auf ſechs Jahre feſtgeſetzt. Es giebt zweihundert Schüler-Stellen, zwanzig ſogenannte Extraner-Stellen, deren Inhaber bei den Lehrern wohnen und beköſtigt werden, mitgezählt. Unter den übrigen 180 befinden ſich 140 ganz freie, zwanzig, welche ein Koſtgeld von 21 Thlr. 20 Sgr., und zwanzig, welche ein Koſtgeld von 80 Thlr. zahlen. Hundert Stellen werden vom Königl. Provinzial-Schul-Collegium, achtzig vom Domkapitel zu Naumburg, von einzelnen Städten, dem Rektor und wenigen Familien vergeben. Geſuche darum müſſen drei Monate vor dem beabſichtigten Eintritt eingereicht werden. Außer den ſchon genannten Lehrern befinden ſich in Schulpforte noch ein Muſikdirektor, ein Zeichnenlehrer, ein Schreiblehrer, ein Turnlehrer und ein Tanzlehrer. Zeitiger Rektor iſt Hr. Dr. **Kirchner**, ein Mann von philologiſchen Verdienſten. Im Mai und Auguſt werden zwei Schulfeſte, die ſogenannten Bergtage, auf den nahen Höhen mit Muſik und Geſang gefeiert, eben ſo der Geburtstag des Königs. Das Weihnachtsfeſt wird gleichfalls feierlich begangen und den in Pforte Zurückbleibenden aus den Mitteln der Anſtalt beſcheert. Das Beſitzthum derſelben iſt bedeutend an Ländereien, beſtehend aus Gütern und Vorwerken, Weinbergen, Waldungen, Mühlen, und wirft einen jährlichen Ertrag von etwa 42,000 Thlr. ab, dem die Ausgabe ziemlich gleich kommt. Unter den Beamten in Schulpforte verdienen hauptſächlich noch ein Arzt und ein Chirurg erwähnt zu werden. — So weit dieſe Ueberſicht ſich erſtrecken konnte, denken wir, wird es dem Leſer klar werden, daß in der Anſtalt alles Nöthige und Zweckmäßige auf das Beſte bedacht und eingerichtet iſt. Die Anſtalt darf ihr Jubelfeſt mit der Ueberzeugung begehen, ihrem Zecke vollkommen entſprochen zu haben. Manche bedeutende Männer gingen aus ihrem Unterricht hervor, unter Andern **Klopſtock** und **Fichte**; auch viele noch lebende Schüler der Pforte tragen geachtete oder berühmte Namen und werden der bedeutſamen Feier gewiß nicht fern bleiben.

Zum Schluſs.

Von F. W. Gubitz.

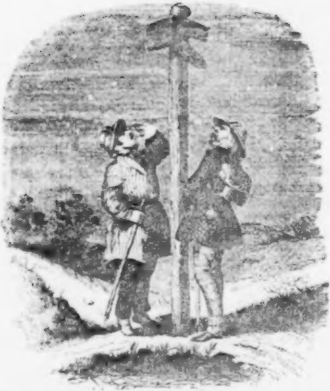
Mein werthes, weit verbreitetes Publikum!

Indem ich Dir wieder auf ein Jahr Lebewohl ſage, wünſche ich, daß Du bei unſerm Büchlein zuweilen freundlich meiner gedenkeſt, denn an unfreundlichen Gedanken laſſen's ja ſchon Manche nicht fehlen; ſo unter Anderen die, welche mir nachahmen und es mit allem Möglichen verſuchen, mir Deine Theilnahme zu vermindern, wozu wir Beide es jedoch ſchwerlich kommen laſſen. Da ſagte denn auch Einer: in Politiſches und Religiöſes dürfe ſich ſolch ein Buch durchaus nicht miſchen, und dieſe Meinung hat man nicht Deinetwegen, ſondern aus Furcht: es könne hier oder da der Abſatz gehindert werden. Ich aber bin überzeugt, und Du biſt's unbedenklich gleichfalls, daß Alles, was Volks-Zuſtände betrifft, in ein Volksbuch gehöre, und wenn dann Dieſer oder Jener dazu ſcheel ſieht, oder wohl gar donnernde Bannworte unſer Büchlein treffen, wie im Jahr 1839, dazwiſchen auch unterſchriftloſe Drohbriefe ankommen, ſo laſſ' ich mir das ruhig gefallen thue vor wie nach, was ich für recht und gut halte, und vertraue muthig und freudig auf Deinen geſunden Sinn!

Mit meinen Grundſätzen, die Du eigentlich ſchon kennen mußt, wirſt Du übrigens hinſichtlich der fraglichen Punkte wohl einverſtanden ſeyn. Ich glaube an Gott, aber weder an einen katholiſchen noch proteſtantiſchen Papſt. Was ich als falſch begriffen habe, das glaub' ich nicht, ſpiele nirgends den Heuchler; wohin aber mein Begriff nicht zu dringen vermag, da ſetz' ich einen ehrlichen Glauben an. Wer daſſelbe thut, der hat, je nach dem Maaße ſeiner Einſicht, allzeit den wahren Glauben; unverbrüchlich feſt ſteht aber dabei: wenn der Weg, den wir gehen, uns nicht Gott nähert, iſt's ein Irrweg und wir müſſen einen beſſern ſuchen. In der Anwendung meines Glaubens aber ſag' ich: Namen hindern mich niemals, und ein braver Ketzer (man hat auch mich öffentlich Ketzer genannt) oder braver Jude gilt mir grad eben ſo viel, als ein braver Chriſt, und ein ſchlechter Chriſt taugt nach meiner Anſicht juſt eben ſo wenig als ein ſchlechter Ketzer oder Jude. Auch bin ich deß gewiß, daß Niemand für Sünden Ablaß ertheilen, Jeder aber zum Guten ermuntern kann, und in Summa fühl' ich mich davon durchdrungen, jeder Glaube ſey der richtige, bei dem man klar denken, redlich leben und ſtreben und dereinſt — wir wollen an dem ſtreben nur ein Paar Buchſtaben vertauſchen — ruhig ſterben kann. — Außerdem bemerke ich unverhohlen, Geſchichte und Erfahrung bezeugen es mir als nothwendig, daß die Kirche, verſteht ſich in nicht [illegible] Weiſe, dem Staate einverleibt ſey; denn kann Einer füglich nicht zweien Herren dienen, kann er auch nicht füglich zweien obergebietenden Herren gehorchen.

Das wendet ſich denn ſchon in die Politik und auch da will ich ein kurzes Glaubens-Bekenntniß ablegen. Ich liebe mein Vaterland und liebe den nicht, der's mit ſeinem Vaterlande nicht thut. Daraus ergiebt ſich, daß ich's zugleich an jedem Volk achte, wenn es das Eigene mehr fordert als das Fremde, was man bei uns Deutſchen leider noch von ſehr Vielen nicht ſagen kann. Ich liebe auch gute Fürſten, halte in der Regierung die Einheit für beſſer als die Vielheit, wenn auch deren Rath und Hülfe allzeit nothwendig iſt, und was die Vor- und Fortſchritte betrifft, bin ich mit voller Seele dafür; nur theile ich die Anſicht, ſie aus der Ge ſchichte und Zeit herauswachſen zu laſſen und beiden nicht keck vorgreifen zu wollen, weil die Wirkungen ſonſt nicht zu berechnen ſind, und, was noch nicht in ſeinen Folgen zu überſehen, auch nicht der Klugheit gemäß iſt. Dagegen erſcheint mir nichts als geſchichtlich oder zeitgemäß begründet, was an ſich ſchlecht und etwa ein, die allgemeinen Menſchenrechte verletzender Vorzug iſt; dergleichen nenne ich Anmaßung, man mag ſich dabei antik oder modern heraus putzen, wie man will. Für den beſten Fürſten halt' ich den, der mit vollem Wohlwollen den beſten Willen hat und von ſeinen Dienern gern die hört, die ſich nicht zudrängen die man rufen muß und die nun, darum gefragt, die Wahrheit, volle Wahrheit, in mildem Ernſt gründlich darlegen; mein beſter Fürſt würde dann den Widerſpruch beſonnen anhören, eben ſo prüfen, und dem Manne, von dem er ausging, nicht gram werden; dieſer ſich aber mit der von ihm geübten Pflicht für vollkommen belohnt erachten, und das Wettrennen um klingende und prunkende Erwerbungen denen überlaſſen, die nicht innere Grundlage und Bildung genug haben, um zu erkennen, daß der Mann, je ſchlichter er daſteht, je mehr in ſeinem fleckenloſeſten Glanze iſt. Ziehe ich die Sache wieder kurz zuſammen, ſo iſt mir der beſte Staat der: wo man Vernunft haben und ſie gebrauchen, wenn man Recht hat, es trotz Anfechtung bekommen, ſeine Meinung frei äußern und ſie hienach ihrem Eindruck überlaſſen kann, ohne ſie gleich als Geſetz und Richtſchnur ausgeben zu wollen. Fürſt zu ſeyn iſt in unſern Tagen, wo die Umbildungen keimen, blühen und ſehr verſchiedene Früchte tragen, das ſchwerſte Amt, und wer viel ſchaffen und gewähren ſoll, hat ſich nicht allein viel zu beſinnen, es muß ihm ſelbſt nicht ſchaden, wenn er abſichtlos zuweilen irrt. Genug, eine tüchtige Geſinnung liebt das Vaterland und den Fürſten, und nicht etwa nur, wenn Dies oder Das geſchieht; denn das Rechte ſuchend und erſtrebend, muß man doch nicht vergeſſen, daß irren — bei Allen, mithin auch bei Dir und mir — menſchlich, Liebe aber hier Pflicht iſt und ſich, nach dem Charakter aller echten Liebe, nicht an Bedingungen knüpfen mag.

Wie ſich aber Jeder um ſeinen Hausſtand zu bekümmern und dafür zu ſorgen hat, ſo auch um den Staat, denn das iſt der allgemeine Hausſtand. Mit ihm wollen wir ſorgen, daß überall Tag werde, und den Tag nutzen, damit er uns bleibe. Sonſt gleichen wir den Wanderern, von denen ich Euch hier ein Bild gebe. Sie haben die Schwüle geſcheut und die hellen Stunden verſchlafen; jetzt laufen ſie in der Dämmerung irre und müſſen, obwohl ſie an einem Wegweiſer ſtehen, doch auf neuen Tag harren, weil ſie in dem flunkernden Halblicht nicht einmal die Zurechtweiſung leſen können. Das iſt Folge der faulen Selbſtſucht, die ſehr lau, flau und widerwärtig iſt, am Bauer ſowohl, wie am Rentier und Mönch und ſo weiter. Es giebt jedoch auch eine zuthuliche Selbſtſucht, die ſich regt, aber Alles von ſich, von

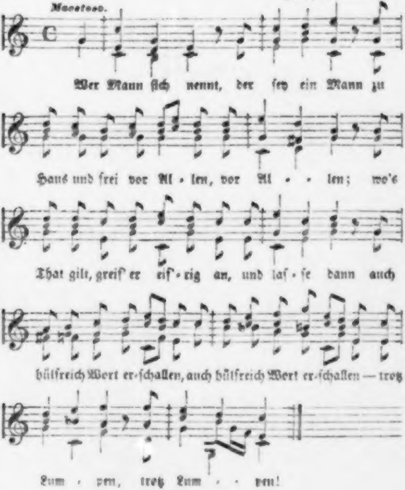


der eigenen Beſchränkung aus meſſen will. Das ſind die überall verbreiteten Inſaſſen Ir(r)lands, und dies zu erklären, diene ein Geſchichtchen.

„Ich wollt in Irland nach Ballinrobe" — ſo erzähl' ich's einem Reiſenden nach — „und fragte den erſten Bauer, der mir begegnete: wie weit iſt's noch? Er antwortet: „Drei kleine Meilen." Ich gehe weiter, frage nach anderthalb Stunden einen zweiten, und er entgegnet: „Vier ſtarke Meilen." Kopfſchüttelnd zieh' ich meines Weges, frage einen dritten, der mir ſagt: „Sie haben noch ungefähr fünf Meilen", einen vierten, von dem ich erfahre: „Wenn Sie drei Meilen ſcharf laufen, ſind Sie noch ein gut Stück davon!" Jetzt zeige ich nach einem nahen Kirchthurm und frage: „Wie heißt der Ort?" — „Mit Ihrer Erlaubniß", klang nun der Beſcheid, „das iſt Ballinrobe, ſo wahr ich lebe!" — „Aber Ihr ſpracht ja von drei Meilen und mehr?" — „Freilich", erwiederte der gute Mann; „ſo iſt es auch, von mir zu Hauſe gerechnet. Mit Erlaubniß ſo machen wir Irländer es Alle. Jeder kennt die Weiten von ſeinem Ort aus, die Entfernung von einem Ort zum andern kennen wir nicht. Unſer Schulmeiſter nur hat eine andre Art zu rechnen, an den müſſen Sie ſich wenden."

Wir aber wollen nicht Alles „von uns zu Hauſe aus“ beurtheilen, ſondern auch den Standpunkt Anderer im Auge haben, danach rathen und helfen, wenn wir können, und vernehmen wir dann: das Allgemeine gehe den Einzelnen nichts an und ſtellt ſich Jemand in den Weg mit der Tafel: ein Volksbuch hätte ſich um Volkszuſtände nicht zu bekümmern, ſo wollen wir's machen, wie die Vögel mit den Vogelſcheuchen. Haben dieſe eine Weile geſtanden, ſind jene ihrer gewohnt und brauchen ſie zur Bequemlichkeit. Solche Scheuchen ſind auch wohl auf dem Lebenswege aufgeſtellt, aber wir wollen ohne Scheu ſie in der Nähe betrachten, mit lächelndem Spott um ſie herum gehen, und dazu ſingen:

Franz Commer.


Maestoso.
Wer Mann ſich nennt, der ſey ein Mann zu
Haus und frei vor Al - len, vor Al - - len; wo's
That gilt, greif' er eif - rig an, und laſ - ſe dann auch
hülfreich Wort er - ſchallen, auch hülfreich Wort er - ſchallen — trotz
Lum - pen, trotz Lum - - pen!

Wer Mann ſich nennt, der ſey ein Mann
Zu Haus und frei vor Allen;
Wo's That gilt, greif' er eifrig an
Und laſſe dann
Auch hülfreich Wort erſchallen —
Trotz Lumpen.

Es denk' und lenk' ein Jeder klug,
Dann ſoll er gar nicht ſchweigen,
Begünſt'gen nicht ſo Wahn als Lug
Und eitlen Trug
Durch unterthänig Neigen —
Trotz Lumpen!

Wir prüfen Altes, wahren's gern,
Iſt's nämlich nicht Verkehrtes;
Doch halten wir nicht Neues fern,
Iſt's neuer Stern,
Und nennen's Ehrenwerthes —
Trotz Lumpen!

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Noch iſt Gubitz **„Volks-Kalender"** vollſtändig (vom Jahrgange 1835 bis 1842 für 3½ Thlr.) zu haben, der Vorrath jedoch nur gering. Die Jahrgänge 1837, 1838 und 1839 mußten wir deshalb im Preiſe erhöhen. Einzeln verlangt koſtet jeder ½ Thlr.

Von unſern deutſchen Volksbüchern erſchien:

IV. „Tyll Eulenſpiegel",

zwölf Bogen, mit 40 Holzſchnitten von Gubitz ꝛc. nach Zeichnungen von Holbein, und der Preis doch nur: ½ Thlr.

Die **Pracht-Ausgaben** der **„Nibelungen"**, in der Urſprache von F. H. v. der Hagen, in der Uebertragung von H. Beta, jede mit 50 Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen von Holbein, ſind nun vollſtändig zu haben. Bei ſolcher Ausſtattung iſt der Preis à 1½ Thlr. gewiß ein überraſchend geringer.

Die **Pracht-Ausgabe** der **„deutſchen Volkslieder mit den Melodien"** (herausgegeben von Kretzſchmer und W. v. Zuccalmaglio) ſind nun ebenfalls vollſtändig in zwei ſtarken Bänden. Preis: 6 Thlr.

Die **„Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie"** hat die Hefte 11 und 12 (à ½ Thlr.) erhalten.

Der Sonntag in London.

(Nach „Sunday in London.")

Mit 14 humoriſtiſchen Holzſchnitten nach Zeichnungen des berühmten Engländers Cruikſhank.

Da der „Sonntag in London" zum Muſter empfohlen werden ſollte, kann ſich Jeder aus dem intereſſanten und netten Büchlein (1½ Thlr.) überzeugen, daß es mit der Muſterhaftigkeit nicht weit her, das Elend in England aber ein rieſenhaftes iſt.

Blätter und Blüthen.

Taſchenbuch in einem einzigen Jahrgange, herausgegeben von F. W. Gubitz. (2 Thlr.) Mangel an Raum erlaubt nicht, die Titel der 60 hier vereinten literariſchen Gaben anzufügen. Sie ſind von bedeutenden Schriftſtellern, namentlich iſt auch Vieles darin enthalten von Clemens Brentano (unter der Bezeichnung „Clemens"), als vorzüglicher Dichter dem Volk namentlich durch die „Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl" bekannt. Dies Taſchenbuch hat jede gute Leihbibliothek.

„Das Handbuch für Frauen", unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen von Dr. Andreiſe (1½ Thlr.) geht auf Sparen und Bewahren.

Im **„Handbuch aller Wiſſenſchaften"** von Fr. v. Schönholz (3 Thlr.) findet man einen Schatz von Erkenntniß und Bildung.

Unſre **Jugendſchriften** von Bärmann, Fr. Bertram, G. Nieritz, J. Satori und v. Sydow ſind als höchſt vorzüglich bekannt.

„Der Geſellſchafter“, von Gubitz, iſt im 26. Jahrgange. Es wird darin über jedes wichtige Thema der Zeit verhandelt, in freien, parteiloſen Aeußerungen, die freilich mancher Partei nicht behagen. Kein bedeutender Leſezirkel läßt dieſe Zeitſchrift (jährlich 272 Blätter in groß Quart, Preis 8 Thlr.) fehlen.

Die **„Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben** von F. W. Gubitz, Profeſſor der Königl. Akademie der Künſte“, iſt im 6. Heft (Nr. 1689 — 1930) ausgegeben (1¼ Thlr.).

Unſre **Schriftgießerei** liefert bei den mäßigſten Preiſen Schriften, Verzierungen u. ſ. w. im beſten Zeuge und unſre **Stereotypie** übernimmt alle Arbeiten in Schrift und Verzierungen. Wie alle unſre Anſtalten, ſtehen auch dieſe unter der Leitung des Beſitzers, Profeſſor Gubitz.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In dem Verlage von C. F. Amelang in Berlin (Brüderſtr. Nr. 11) erſchienen unter vielen anderen ſeit Kurzem noch folgende gemeinnützliche Werke, welche ebendaſelbſt ſo wie in jeder Buchhandlung des In- und Auslandes zu haben ſind:

Dieterichs, J. F. C., Arzneimittellehre für Thierärzte und Landwirthe. III. Auflage. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Pathologie und Therapie für Thierärzte oder die Kunſt, die innern Krankheiten der Pferde, Rinder und Schafe zu erkennen und zu heilen. II. Auflage. 2 Thlr. 20 Sgr.

— — Die Zucht der Vollblut- und Landpferde, ſo wie unſerer Hausthiere überhaupt. III. Auflage. Geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Hartmann, Dr. C., Populäres Handbuch der allgem. u. ſpeciellen Technologie. 2 ſtarke Bände mit 635 Abbildungen. 8 Thlr.

— — Handbuch der Papierfabrikation, mit 90 Abbildungen. Geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

— — Handb. d. Thon- und Glas-Waaren-Fabrikation. Mit 154 Abbildungen. Geb. 3 Thlr. 15 Sgr.

Hermbſtädt's, Chemiſche Grundſätze der Kunſt Branntwein zu brennen. III. Auflage bearbeitet von Fr. Schwartze. 2 Theile mit 28 Kupfertafeln, auf welchen 180 Figuren die in Deutſchland, Frankreich, Rußland, England u. Schweden erfundenen Brenn- und Deſtillir-Apparate darſtellen. 6 Thlr.

Keller, W., Die Branntweinbrennerei nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte im Jahre 1842. Zweite verbeſſerte Auflage. 2 Theile. Mit einem großen Kupfert. 4 Thlr. 15 Sgr.

— — Anleitung zur Deſtillirkunſt und Liqueur-Fabrikation. Geb. 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Der Fermentations-Prozeß, enthaltend die bisher unermittelten Veränderungen der künſtlichen Hefen, welche dieſelben bei Ausgährung d. Getreide- und Kartoffelmaiſchen eingehen. Geb. 1 Thlr.

— — Vollſt. Farben- u. Lack-Kunde f. Künſtler u. Handwerker, od. praktiſche Anleit. z. Fabrikation aller Arten Farben- u. Lack-Firniſſe. Mit 8 illum. Kupfert. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Kölges, B., Oenologie, od. d. Lehre vom praktiſchen Weinbau. Mit 4 Kupfert. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Oenochemie od. Lehre von der Weinbereitung u. Weinerziehung nach rationellen Grundſätzen. Geh. 1 Thlr.

Quarizius, C. E., Populäres Handb. d. organiſch-techniſchen Chemie, oder Anleitung der Rohſtoffe aus dem Gebiete der organiſchen Natur nach rationellen Grundſätzen zu verarbeiten. Geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Schrader, H. (Kunſt- und Schönfärber), Praktiſches Lehrbuch d. geſammten Wollen- od. Schönfärberei. Geh. 1 Thlr.

— — Neueſte Erfahrungen in der geſammten Schönfärberei ꝛc. Geh. 1 Thlr.

— — Lehrbuch der Baumwollen-, Leinwand- und Seidenfärberei. Geh. 1 Thlr.

— — Lehrbuch der Zeug-Druckerei für Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinen-Gewebe. 2 Theile. Geh. 2 Thlr.

Jenneck, Phyſikaliſch-chemiſches Hülfsbuch, die verſchiedenen Eigenſchaften und chemiſchen Prozeſſe aller ökonomiſch-pharmaceutiſch- und techniſch wichtigen Körper darſtellend. Geh. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Zu Weihnachts-Geſchenken für junge wirthſchaftliche Damen zu empfehlen:

Grebitz (Caroline E.), Die beſorgte Hausfrau in der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten. Ein Handbuch für angehende Hausfrauen in mittleren und kleinen Städten und auf dem Lande. III. Aufl. 2 ſtarke Theile. Geh. 2 Thlr.

Hehn (Friederike geb. Ritter), Unterricht in der feinen Kochkunſt mit 1040 Vorſchriften belegt. Geh. 1 Thlr. 5 Sgr.

Scheibler (Sophie Wilh.), Deutſches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. X. Aufl. 1 Thlr.

— — Zweiter und letzter, ſpäter hinzugekommener Theil, III. Auflage. Mit 3 Kupfertafeln. 20 Sgr.

— — Küchen-Zettel-Buch auf alle Tage d. Jahres f. Mittag und Abend mit Berückſichtigung der Jahreszeiten. 15 Sgr.

Bei Henning u. Hopf in Erfurt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ch. Leander. **Anweiſung zur Kunſt-Strickerei.** Eine Sammlung der neueſten, ſowohl ſchwierig als auch leicht ausführbaren, ſchönen und eleganten Strickarbeiten, als Strumpfrändern, **Spitzen,** Manſchetten, Uhrbänder, Mützen, Jacken und Handſchuhen, mittelſt der Stricknadeln zu verfertigen. Nach eigener Erfindung. 4 Hefte mit 85 Abbildungen. 2. Aufl. broſch. ¼ Thlr.

R. Andreä. Sammlung von leicht ausführbaren Vorſchriften, zu den ſchönſten und eleganteſten Strumpf-Rändern und andern feinen Strickereien. Ein Hülfsbüchlein für das ſchöne Geſchlecht. 3. Aufl. 3 Hefte mit Abbildungen. broſch. ¼ Thlr.

Gerlach, Gottlob. Der elegante Kaffee- und Theetiſch; oder Anweiſung, wie man das Lob, eine Geſellſchaft delikat und doch wohlfeil bewirthet zu haben, erhalten kann. Ein Handbuch für Damen, Kaffee- und Gaſtwirthe. 8. broſch. ¼ Thlr.

Im Verlage von Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler in Berlin iſt nunmehr vollſtändig erſchienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. A. Zimmermann's

Geſchichte des brandenburgiſch-preuſsiſchen Staates.

Ein Buch für Jedermann.

Lex. 8. Subſcript.-Preis 2¼ Thlr. ſehr ſchön gebunden 2⅔ Thlr. Nach Weihnachten tritt der erhöhte Ladenpreis ein.

Dies intereſſante Volksbuch giebt in anſchaulicher Darſtellung die ganze Entwickelung des Vaterlandes und verweilt mit der gebührenden Ausführlichkeit bei den welthiſtoriſchen Momenten und den Großthaten in der Preußiſchen Geſchichte. Es kann daher jedermann mit beſtem Gewiſſen empfohlen werden und wird der heranwachſenden Jugend namentlich ein ſehr willkommenes und nützliches Geſchenk ſeyn.

Bei Ignaz Jackowitz in Leipzig iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Euphraſia.

Taſchenbuch für geſellſchaftliches Spiel und Vergnügen, von C. Fröhlich. 1. Bändchen. Dritte verb. und verm. Aufl. 16. geb. 27½ Sgr. 2. Bändchen geb. 27½ Sgr. **Beide Bändchen zuſammen nur 1 Thlr. 5 Sgr.**

Im Beſitz dieſes Büchleins wird es Allen gelingen, jede große oder kleine Geſellſchaft in Zimmern und im Freien angenehm zu unterhalten und Fröhlichkeit und Heiterkeit zu erwecken.

Von den erſten Bändchen ſind bis jetzt an 8000 Exemplare im Publikum verbreitet.

Empfehlenswerthes Buch:

Der erfahrne Rindvieharzt,

oder leichtfaßliche Anleitung, wie der Landmann die Krankheiten ſeines Rindviehes richtig erkennen, leicht verhüten und gründlich heilen kann. Von J. Wirth, Kantonsthierarzt. Mit Abbildungen. gr. 12. Schön gebunden. Chur und Leipzig, Grubenmann'ſche Buchhandlung. Preis 25 Sgr. 1 Fl. 21 Kr.

Mittel und Rathſchläge, hundert Jahre alt zu werden. Vier Abhandlungen, geſchrieben im 86ſten, 88ſten, 90ſten und 95ſten Lebensjahre von Ludw. v. Cornaro. 8. br. Augsburg, bei Math. Rieger 1842. Preis 10 Sgr. oder 36 Kr.

L. v. Cornaro hat ſeine Vorſchläge an ſich ſelbſt erprobt und iſt dabei 102 Jahr alt geworden. Kein Menſch, dem eigenes und Anderer Geſundheitswohl am Herzen liegt, wird es bereuen, ſich mit dieſer trefflichen Schrift bekannt gemacht zu haben.

Anzeige

für jedes Haus und jede Familie gleich paſſend.

Sehr empfehlenswerth ſind nachfolgende Bücher, welche in der C. H. Beck'ſchen Buchhandlung in Nördlingen erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Auserleſene chriſtliche Kerngebete. Ein allgemeines Gebetbuch, geſammelt und herausgegeben vom Verfaſſer der „Mitgabe für's Leben." Mit einem Titelbilde. 8. 1842. XXXVIII und 295 S. 25 Sgr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Ein Recenſent ſpricht ſich hierüber folgendermaßen aus: „Eine mit tiefer Einſicht in das Bedürfniß der Zeit und jedes Einzelnen veranſtaltete Sammlung der kräftigſten, den Geiſt der Gnade und des Gebets athmenden Kerngebete von wahrhaft chriſtlichem Charakter, durchwoben mit ſalbungsreichen Liedern — ein Buch, deſſen „Geruch iſt wie der Geruch des Feldes, welches Gott geſegnet hat."

Diätetiſches Schatzkäſtlein. Eine Sammlung bewährter Erfahrungsſätze und Vorſchriften über Lebenserhaltungs- und Verlängerungskunde nach Fr. Hoffmann, Tiſſot, Fauſt, Joerdens, Hildebrandt, Mai, Hufeland, Leupoldt, Wildberg, Tiedemann, Feuchtersleben, Heinroth und vielen Andern zur Beherzigung für Jung und Alt. Auch u. d. Titel: **Diätetiſches Schatzkäſtlein.** Ein Taſchenbuch f. Freunde eines geſunden, frohen und langen Lebens. 16. 352 S. broch. 1842. 25 Sgr. od. 1 Fl. 24 Kr.

„Eine Sammlung von eintauſend Aphorismen aus den Schriften der berühmteſten Aerzte von Hippokrates an. Und zwar ſyſtematiſch angeordnet: zuerſt die Ausſprüche und Lehren der Heilkundigſten über Geſundheitspflege im Allgemeinen, dann insbeſondere über die Nahrung, Diät im Eſſen und Trinken; ferner über das Verhalten in Bezug auf Klima, Witterung, Wohnung; über die Kleidung; über Reinlichkeit, Hautkultur, Bäder; über Bewegung und Ruhe, Schlaf und Wachen; über die Geſundheitspflege in Bezug auf Denken, Gemüthsbewegungen, Handeln, häusliches und geſelliges Leben und endlich über die Seelendiätetik, die aus der Religion zu ſchöpfen iſt, eine Auswahl von bibliſchen Kernſprüchen.

Dieſe kleine Schrift iſt ſehr empfehlenswerth und wird manchen Leſer durch das Treffende und Praktiſche vieler Sentenzen überraſchen. Namentlich dürfte ſie jungen Leuten in die Hand gegeben werden, die daraus manche treffliche Lebensregel ſich einprägen können." (W. Menzel.)

Anleitung zum richtigen Gebrauch der Volks- und Haus-Mittel, mit Einſchluß des kalten Waſſers, gegen die Krankheiten der Menſchen, nebſt Angabe der dabei unbedingt nöthigen Diät und Lebensordnung, wenn man von ihnen Hülfe erwarten will, für Leidende aller Stände herausgegeben von einem Arzt. Nebſt einem alphabetiſchen Regiſter der Krankheiten, in denen die verſchiedenen Mittel anwendbar ſind oder nicht. 8. 12½ Bogen. 1842. 15 Sgr. oder 54 Kr.

Dieſe wohlgemeinte Schrift, deren Verfaſſer ſich bereits durch Herausgabe vieler gemeinnütziger Werke um die leidende Menſchheit verdient gemacht hat, zeichnet ſich vor allen ähnlichen Schriften durch den Umſtand vortheilhaft aus, daß ſie ſich zum Zwecke macht, die Hausmittel, welche ſich hier in einer ſeltenen Vollſtändigkeit mit ſteter Berückſichtigung der neueſten Erfahrungen angegeben finden, nicht nur von ihrer Nutzen bringenden, ſondern auch von der Seite zu betrachten, wo ſie Nachtheil ſtiften können und eine warnende Stimme Noth thut. Wir bieten daher ein Buch an, das verdiente, in jedem Hauſe, in jeder Familie einen Platz zu finden; denn es iſt ein vorſichtiger und zuverläſſiger treuer Rathgeber in Krankheiten und Leiden aller Art. — Das Regiſter zählt über 700 Fälle auf, über die ſich der Leidende in dieſem Buche Raths erholen kann!!

Ueber den rechten Gebrauch des Arztes. Zur Belehrung für Jedermann, beſonders das Landvolk, von Dr. Pettenkofer, praktiſchem Arzte. 8. 3¼ Bogen. geh. 1842. 6½ Sgr. oder 20 Kr.

Inhalt: 1) Von der Pflicht, in Krankheiten Hülfe zu ſuchen. — 2) Wo dieſe Hülfe zu finden ſey? — 3) Was ein Arzt ſey, zum Unterſchiede von denen, die es nicht ſind. — 4) Wie ſich der Kranke während ſeiner Krankheit gegen den Arzt und deſſen Anordnungen verhalten ſolle. — 5) Wie die Angehörigen des Kranken ſich gegen den Arzt und den Kranken verhalten ſollen. — 6) Was von dem eigenmächtigen Gebrauche von alten Arzneien (die einem Andern gut gethan haben), Geheimmittel, Sympathien, Aderlaß, kurz allen Quackſalbereien, zu halten ſey.

Die erfahrene Landwirthin. Eine nützliche Rathgeberin für junge Hausfrauen, die ſich mit den Geſchäften der Landwirthſchaft befreunden wollen. Auch mit beſonderer Rückſicht auf den Viehſtand, die Krankheiten des Viehs und die verſchiedenen Mittel zur Heilung derſelben. 8. broſch. 20 Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Das Lotto. Eine Denkſchrift. 8. 95 S. 15 Sgr. od. 54 Kr.

Wer ſich über die Geſchichte dieſes Spiels und ſein Verhältniß zum Staatshaushalt gründlich unterrichten will, wer die innerſten Beziehungen deſſelben nach klaren und ſichern Berechnungen kennen zu lernen ſucht, leſe dieſes Büchlein. Die verſchiedenen Spielweiſen ſind jede in ihrem Werthe und mit dem wahrſcheinlichen Erfolge charakteriſirt; auch die ſicherſten ſind angegeben. Die ganze Darſtellung iſt ſo humoriſtiſch, daß ſie jedem Leſer Unterhaltung verſchaffen wird.

Puchta, Dr. W. H., Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornehmlich für Anfänger in der juriſtiſchen, beſonders Aemter-Praxis. 8. 1842. 23 Bogen. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 Fl. 40 Kr.

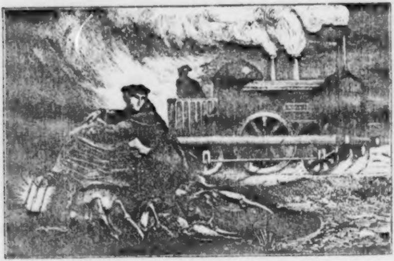
Deutſcher
Volks-Kalender
1844.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.

Zehnter Jahrgang.

12K



Der Neuzeit Dampf kann raſch uns vorwärts bringen,
Der Vorzeit Dunſt treibt rückwärts im Erkennen;
Hat nun der Vortheil für den Fortſchritt Schwingen,
Mag er vom Geiſte nicht die Flügel trennen:
Daſs um des Leibes eitle Wohlfahrt nicht
In Sumpf und Krebsgang komme Seelenlicht'

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Mintzel'ſche Buchdruckerei in Hof.

AD
BIBL. UNIV.
BONAC.

Univ. Bibl.
M[illegible]n

1 8 4 4.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1844ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das	5793ſte.
Seit Chriſti Tode	—	1811 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	—	1771 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	—	1889 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	—	263 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	—	145 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	—	464 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	—	404 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	—	353 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	—	235 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	—	187 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	—	144 —
Seit Einführung der Schutzblattern	—	49 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., Königs v. Preußen, Geburt	—	50 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	—	5 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ✠ bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

Januar 1844

Alter. **Dezember 1843.**

1 Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mont.	1	**Neujahr**	♉	☉ in der Erdn. ♄ iſt **nicht**	20	Julius
Dienſt.	2	Odilo	♊	☌ ☿ ♄. ſichtbar. ♅ geht	21	Th. Ap.
Mittw.	3	Genovefa	♊	um 11 Uhr Abends unter.	22	Greg. Tr.
Donn.	4	Titus	♊	☾ in ☊. ☿ in ♒. ♂ ſteht	23	Dagobert
Freit.	5	Eduard	♋	🌕 6. 2′ U. nach ☉ Un-	24	Adam, E
Sonn.	6	**H. 3 Kön.**	♋	tergang am Weſthim-	25	**H. Chriſtt**

2 Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	7	1. n. **Ep.**	♌	Reinold. mel und geht	26	n. Chr. **St**
Mont.	8	Gudula	♌	gegen 10 Uhr Abends un-	27	Joh. Ev
Dienſt.	9	Julian	♍	ter. ♀ glänzt anderthalb	28	Unſch. K
Mittw.	10	Paul. Einſ.	♍	Stund. lebhaft als Abend-	29	Thom. E
Donn.	11	Hygin	♎	ſtern. ♂ geht gegen 10 Uhr	30	David
Freit.	12	Ernſt	♎	🌗 9. 59′ U. Abds unter.	31	Sylveſter
Sonn.	13	Hilarius	♎	☿ größte öſtl. Ausw.	1	**Neuj. 1844**

3 Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	14	2. n. **Ep.**	♏	Felix. ♃ zeigt ſich nach ☉	2	n. **Neujahr**
Mont.	15	Maurus	♏	☾ in Erdn. Untergang am	3	Genovefa
Dienſt.	16	Marcellus	♐	Abendhimmel. ♄ in Con-	4	Titus
Mittw.	17	Anton	♐	☾ in ☊. ♃ in ♓. junction	5	Eduard
Donn.	18	**Krön. Tag**	♑	Priſca. mit der **Sonne.**	6	**H. 3 Kön**
Freit.	19	Marius	♑	🌑 6. 16′ N. Mitt. ☌ ♄ ☉.	7	Reinold
Sonn.	20	Fab. Seb.	♒	☌ ♂ ♅. ♂ geht dem ♅	8	Gudula

4 Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonntag	21	3. n. **Ep.**	♒	☉ in ♒. Agnes. vorbei.	9	1. n. **Ep.**
Mont.	22	Vincenz	♓	♂ in ♈. ♀ glänzt an 2	10	Paul. Einſ.
Dienſt.	23	Mar. Ver.	♓	♀ in ♓. Stunden lebhaft	11	Hygin
Mittw.	24	Bertram	♈	☌ ♀ ♃. als Abendſtern.	12	Ernſt
Donn.	25	Pauli B.	♈	♃ geht um 7 Uhr Abends	13	Hilarius
Freit.	26	Polikarp	♈	🌓 unter. ♂ zeigt ſich	14	Felix
Sonn.	27	Chryſoſt.	♉	12. 58′ N. ☾ Erdf.	15	Maurus

5 Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonntag	28	4. n. **Ep.**	♉	K. d. Gr. als ein unanſehn-	16	2. n. **Ep.**
Mont.	29	Franz v. S.	♉	Unt. ☌ ☿ ☉. licher Stern	17	Anton
Dienſt.	30	Adelgunde	♊	gegen 10 Uhr Abends	18	Priſca
Mittw.	31	Lud. Alf.	♊	☾ in ☋. untergehend.	19	Marius

Mond-Wechſel.

Freitag den 5. Januar bald nach 6 Uhr Abends der **volle Mond**.

Freitag den 12. Januar um 10 Uhr Abends das **letzte Viertel**.

Freitag den 19. Januar nach 3 Viertel auf 7 Uhr Abends der **neue Mond**.

Sonnabend den 27. Januar um 1 Uhr Nachmittags das **erſte Viertel**.

Neujahrs-Gruſs.

Magiſter Neumeiſter, Prediger in Dresden, ſchloß am Neujahrs-Tage 1735 ſeine Predigt (in Bezug auf mehrere Unglücksfälle durch Hagel und Gewitter) mit folgenden Reimen:

„Ich wünſche Jedermann den **Donner** und den **Hagel**
Des **Wortes**, daß es Euch durch Herz und Seele dringt;
Die Gottesfurcht hängt in der Welt am Nagel,
Und Macht der Red' iſt's nur, was alle Herzen zwingt.
Brecht Hals und Bein entzwei, ihr Eltern und ihr Kinder,
Dem **Adam**, welcher Euch zum Böſen ſtets erweckt.
Den **Teufel** wünſch' ich Euch, Ihr unbekehrten Sünder,
Nicht zwar, daß er Euch hol', vielmehr Euch nur erſchreckt.
Ich ſelbſt muß noch **Mord** und **Todtſchlag** ſingen
Dem **Fleiſche**, welches uns zum Uebel nur erregt,
Der Himmel laß' uns ſolchen Wunſch gelingen,
Wird es recht verſtanden, ſo wird es wohl gelebt.“

Aus dem Briefe eines Amtmannes.

„Gott ſegne Ihre nun ſchon mehrere Jahre fortgeſetzte Bemühungen, die Witterungs-Anzeigen nach dem „Hundertjährigen“ aus den Kalendern zu verbannen. Kaum zu glauben, aber doch wahr iſt's, daß nicht wenige Landleute ihre Feld-Arbeiten noch danach einrichten und ſo ihre Faulheit und ihre Verluſte begünſtigen. Möchten es doch viele Prediger ſo halten wie Pater **Freſinus**; der gab in ſeiner Predigt am Erntefeſt jedesmal eine Ueberſicht des Wetters ſeit Jahresfriſt und bewies dann jedesmal, daß es mit dem „Hundertjährigen“ nichts iſt und Gott auch Etwas für ſich allein behalten will.“

Spruch.

Thu' Rechtes, trotz Undank und Spott,
Den Nutzen beſorget dann Gott.

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unta. U.	☾ Unta. M.	T.
		Morg. 4	5	1
		5	6	2
		6	4	3
		6	55	4
Abends				5
5	21			6
6	33	Bei Tage		7
7	50			8
9	6			9
10	26			10
11	44			11
Morg.				12
1	3			13
2	23			14
3	43			15
4	57			16
5	59			17
6	49			18
		Abends		19
		5	43	20
Bei Tage		6	57	21
		8	10	22
		9	22	23
		10	31	24
		11	37	25
		Morg.		26
		12	43	27
		1	49	28
		2	53	29
		3	52	30
		4	45	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 56 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 4 M.
11	8 11	8 3	4 14	15 49
21	8 34	7 55	4 29	15 26

Februar 1844

Alter. Januar.

Donn.	1 Brigitte	♋	☿ ſteht nach Untergang der	20 Fab. Seb
Freit.	2 **Mar. R. L.**	♋	Sonne am Abendhimmel.	21 Agnes
Sonn.	3 Blaſius	♌	♄ in ♒. ♃ geht gegen 3	22 Vincenz

6 Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonntag	4 **Septuag.**	♌	○ 9. 11′ V. Veronica.	23 **Septuag.**
Mont.	5 Agatha	♌	Viertel auf 7 Uhr	24 Bertram
Dienſt.	6 Dorothea	♍	☌ ☿ ♄. Abends unter. ♄	25 Pauli B.
Mittw.	7 Rembertus	♍	iſt noch unſichtbar. ♂ geht	26 Polykarp
Donn.	8 Eucharius	♎	in dieſem und den beiden	27 Chryſoſt.
Freit.	9 Apollonia	♎	☾ Erdn. folgenden Mona-	28 Karl d. Gr.
Sonn.	10 Scholaſt.	♏	☿ in ♈. ten gleich nach 10	29 Franz v. S

7 Vom vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonntag	11 **Sexageſ.**	♏	☾ 5. 49′ V. Deſider. Uhr	30 **Sexageſ..**
Mont.	12 Eulalia	♐	☿ rechtl. Ab. unter. ♀	31 Lud. Alb.
Dienſt.	13 Gisbert	♐	☾ in ♌. geht nach 8 Uhr u.	1 **Febr.** Br.
Mittw.	14 Valentin	♑	☿ um halb 9 Uhr Ab. un-	2 **Mar. R. L**
Donn.	15 Fauſtin	♑	ter. ♃ verſchwindet in der	3 Blaſius
Freit.	16 Juliane	♒	♀ in ♈. Abenddämmerung.	4 Veronica
Sonn.	17 Benignus	♒	☌ ♀ ☿. ♀ geht um halb 6 U.	5 Agatha

8 Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.

Sonntag	18 **Eſtomihi**	♓	● 9. 13′ V. Simeon.	6 **Eſtom.** D.
Mont.	19 Leontius	♓	☉ in ♓. Ab. dem ☿	7 Rembertus
Dienſt.	20 **Faſtnacht**	♓	Eucharius. vorbei. ♂ zeigt	8 **Faſtnacht**
Mittw.	21 Aſcherm.	♈	Felix B. ſich Abends 3½	9 Aſcherm.
Donn.	22 P. Stuhlf.	♈	**Stunden.** ☿ verliert ſich	10 Scholaſt.
Freit.	23 Serenus	♉	☿ größte weſtl. Ausweich.	11 Deſiderius
Sonn.	24 **Schalttag**	♉	☾ Erdf. von der Sonne. in	12 Eulalia

9 Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	25 1. **Invoc.**	♉	Matth. Ap. der Ab.-Däm-	13 1. **Invoc.**
Mont.	26 Mechtildis	♊	☽ 10. 25′ V. merung. ♀	14 Valentin
Dienſt.	27 Neſtor	♊	☾ in ♉. geht 3 Viertel	15 Fauſtin
Mittw.	28 Quat.	♋	auf 9 U. Ab. unter. ♃ ſteht	16 Juliane
Donn.	29 Romanus	♋	☌ ♃ ☉. in d. Nähe d. Sonne.	17 Benignus

Mond-Wechſel.

Sonntag den 4. Februar ein Viertel auf 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

Sonntag den 11. Februar nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonntag den 18 Februar ein Viertel auf 10 Uhr Vormittags der neue Mond.

Montag den 26. Februar gegen halb 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Wenn nicht wahr, doch witzig.

Ein jüdiſcher Kaufmann, der zum Verdruß ſtrenger Juden an Sabbath- und Feſttagen zu arbeiten pflegte, wurde nach zwölf Jahren bankerott. „Hat er's nun doch vom Arbeiten an Feſttagen!“ meinte ein alter Jude, und auf die Bemerkung, das könne doch nicht Urſache ſeyn, erwiederte Jener: „Ei, hätt' er nicht gearbeitet an Feſttagen, müßt er doch ſeyn ein Paar Jahre ſpäter Bankerott gegangen!“

Der ſchlechte Geiger.

Durch Orpheus Spiel ward Fels und Thier gerührt,
Der Mann rührt nur den Bogen, den er führt.

Merkt's Euch!

Wo man die meiſte Anmaßung ſindet, da iſt der ärgſte Pöbel.

Ehrlich ſeyn iſt zwar das Wenigſte, was der Menſch ſeyn kann, aber das Seltenſte, was er iſt.

Knochen als Maſt.

Mit allerhand zerſtoßenen Knochen, die man mit etwas Brod, Korn oder ähnlichen Dingen vermiſchen mag, läßt ſich alles Federvieh außerordentlich leicht mäſten. In das Waſſer, welches man ihnen giebt, muß man etwas groben Sand thun; er befördert die Verdauung. Die Knochen mäſten bei der guten Verdauung des Federviehes deshalb ſo gut, weil ſie viel Gallerte enthalten.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
	5 31	1
	6 10	2
	6 42	3
		—
Abends		4
6 50		5
8 10	[illegible]	6
9 31		7
10 52		8
Morg.		9
12 13		10
		—
1 31		11
2 46		12
3 51		13
4 43		14
5 25		15
5 57		16
6 23		17
		—
	Abends	18
[illegible]	7 3	19
	8 13	20
	9 20	21
	10 27	22
	11 34	23
	Morg.	24
		—
	12 37	25
	1 38	26
	2 34	27
	3 22	28
	4 3	29

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 7 M.	7 Uhr 41 M.	4 Uhr 48 M.	14 St. 53 M.
11	9 40	7 25	5 6	14 20
21	10 19	7 6	5 24	13 41

März 1841

Alter Februar.

Freit.	1	Switbert	♋	⛢, ♃ und ☿ ſind in die-	18	Simeon
Sonn.	2	Simplic.	♌	ſem Monat nicht ſichtbar.	19	Leontius

10 Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	3	**2. Remin.**	♌	Kunigunde. ♂ in ♉. ♄ Her-	20	**2. Remin.**
Mont.	4	Caſimir	♍	🌕 9. 30′ U. ſcheint am	21	Eleonore
Dienſt.	5	Friedrich	♍	Morgenhimmel. ♀	22	P. Stuhlf.
Mittw.	6	Perpetua	♎	glänzt 3 Stunden lebhaft	23	Serenus
Donn.	7	Thom. v. A.	♎	☾ Erdn. als Abendſtern u.	24	**Schalttag**
Freit.	8	Joh. de Deo	♏	geht ein Viertel auf 10 Uhr	25	Matth. Ap.
Sonn.	9	Franziska	♏	unter. ♄ geht um 5 Uhr	26	Mechtildis

11 Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	10	**3. Oculi**	♐	40 Märt. Morgens auf	27	**3. Oculi**
Mont.	11	Roſina	♐	🌗 1. 47′ N. ☾ in ☊ u. iſt	28	Juſtus
Dienſt.	12	Gregor	♑	1 Viertelſtunde ſichtb.	29	Romanus
Mittw.	13	**Mittfaſt.**	♑	Ernſt. ♀ in ♉. ☿ in ♓. ♀	1	**März.** Swt.
Donn.	14	Mathilde	♒	glänzt über 3 Stunden	2	Simplicius
Freit.	15	Longin	♒	mit lebhaftem Lichte als	[illegible]	Kunigunde
Sonn.	16	Heribert	♒	Abendſtern und geht vor	[illegible]	Caſimir

12 Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonntag	17	**4. Lätare**	♓	Gertrud. halb 10 [illegible]	[illegible]	**Lätare**
Mont.	18	Cyrillus	♓	unter. ♄ glänzt eine halbe	[illegible]	Perpetua
Dienſt.	19	Joſeph	♈	🌑 12. 45′ V. St. in der	7	Thom. v. A.
Mittw.	20	Joachim	♈	☉ in ♈. Frühl. Anf.,	8	Joh. de Deo
Donn.	21	Benedikt	♈	☌ ☿ ♃. Tag u. Nacht gleich.	9	Franziska
Freit.	22	Octavian	♉	☌ ⛢ ☉. Morgenröthe. ⛢	10	40 Märt.
Sonn.	23	Otto	♉	☾ Erdf. iſt bei der Sonne.	11	Roſina

13 Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonntag	24	**5. Judica**	♊	Gabriel. ♀ glänzt 3 und	12	**5. Judica**
Mont.	25	**M. Verk.**	♊	☾ in ☋. ☌ ♀ ♂. eine halbe	13	Ernſt
Dienſt.	26	Ludgerus	♊	Stunde in der Abenddäm-	14	Mathilde
Mittw.	27	Rupert	♋	🌓 5. 29′ V. merung. ♂	15	Longin
Donn.	28	Fehr Pr.	♋	iſt dritthalb Stunden	16	Heribert
Freit.	29	Euſtaſius	♌	in der Abenddämmerung	17	Gertrud
Sonn.	30	Quirinus	♌	☿ in ♈. ☌ ☿ ⛢. ſichtbar.	18	Cyrillus

14 Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonntag	31	**6. Palm.**	♍	Balb. Einz. in Paris 1814.	19	**6. Palm.**

Mond-Wechſel.

Montag den 4. März um halb 10 Uhr Abends der volle Mond.

Montag den 11. März nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 19. März 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.

Mittwoch den 27. März um halb 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 5. März.

Geduld.

Nimm die Geduld als Magd in's Haus;
Sie hilft dir ein, ſie hilft dir aus.
Doch hüt' dich, wenn ſie herrſchen will,
Sonſt ſteht die ganze Wirthſchaft ſtill.

Blücher und Bücher.

Als im Jahr 1815 das Hauptquartier des Fürſten Blücher nach St. Cloud kam, wünſchten mehrere Offiziere vom Generalſtabe einige ausgezeichnete und ſeltene Werke aus der kaiſerlichen Bibliothek zu haben, wagten jedoch nicht, hier ohne Erlaubniß des Fürſten Beute zu machen. Sie fragten ihn deshalb, und er erwiederte: „Bücher? die ſtehen ja in Reih und Glied, ſind folglich Kriegsgefangene.“

Drei Sprüche.

„Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, das thu' auch Andern nicht“, ſagt die Gerechtigkeit; „was du willſt, daß dir geſchehe, thue den Andern“, lehrt die Sitte; „was du willſt, daß der Andere an ſich thue, das thue an dir!“ verlangt die Moral.

Schlechte Frage und gute Antwort.

Es ward Einer gefragt: was er denke, wenn er nichts denke? und gab die Antwort: „Ich denke, wie ich dem antworten will, der mich nichts fragt!“

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		
		4	39	1
		5	9	2
		5	34	3
Abends				4
7	8			5
8	30			6
9	55	[illegible]		7
11	17	[illegible]		8
Morg.		[illegible]		9
12	34			10
1	44	[illegible]		11
2	40	[illegible]		12
3	21			13
4	0	[illegible]		14
4	27	[illegible]		15
4	52			16
5	10			17
5	28			18
		Abends		19
		8	14	20
[illegible]		9	19	21
[illegible]		10	24	22
[illegible]		11	26	23
		Morg.		24
[illegible]		12	23	25
		1	14	26
[illegible]		1	57	27
[illegible]		2	34	28
		3	5	29
[illegible]		3	32	30
		3	33	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 7 M.
11	11 32	6 25	5 57	12 28
21	12 11	6 3	6 14	11 49

April 1844

Alter. März.

Mont.	1	Hugo B.	♍	♀ glänzt fast 4 **Stunden**	20	Joachim
Dienst.	2	Franz v. P.	♎	als Abendstern und geht 3	21	Benedikt
Mittw.	3	Richard	♎	○ 7. 29' V. Viertel auf	22	Octavian
Donn.	4	**Gründonn.**	♏	Isidor B. ☾ Erdn.	23	**Gründonn.**
Freit.	5	**Charfreit.**	♏	Vincenz. 11 Uhr unter. ♂	24	**Charfreit.**
Sonn.	6	Sixtus P.	♐	ist noch über 2 Stunden nach	25	**M. Verk.**
	15. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.					
Sonntag	7	**P. Osterf.**	♐	Hermann. ☾ in ☊. ♀ in ♊.	26	**H. Osterf.**
Mont.	8	**Ostermont.**	♑	Dionys. Ob ☌ ☿ ☉. Un-	27	**Ostermont.**
Dienst.	9	Maria Cl.	♑	☾ 10. 36' V. tergang der	28	Osterd.
Mittw.	10	Ezechiel	♑	Sonne sichtbar. ♄ geht	29	Eustachius
Donn.	11	Leo d. Gr.	♒	um 3 U. Morg. auf u. zeigt	30	Quirinus
Freit.	12	Julius	♒	sich 1 Stunde. ♃ und ♅	31	Balbina
Sonn.	13	Mar. v. E.	♓	sind noch in den Strahlen	1	April. H. B.
	16. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.					
Sonntag	14	**1. Quas.**	♓	Tiburtius. ☿ in ♉. der ☉	2	**1. Quas.**
Mont.	15	Dionysius	♈	♂ in ♊. verborgen. ♀ ist	3	Richard
Dienst.	16	Drogo	♈	am 4 Stunden Abendstern.	4	Isidor B.
Mittw.	17	Rudolph	♈	● 5. 0' N. ☿ kommt in	5	Vincenz
Donn.	18	Eleuther.	♉	der Abenddämmerung	6	Sixtus P.
Freit.	19	Timotheus	♉	☉ in ♉. ☾ Erdf. zum Vor-	7	Hermann
Sonn.	20	Victor	♊	Bedeckung d. ♂ v. Monde.	8	Dionysius
	17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.					
Sonntag	21	**2. Mis. D.**	♊	Anselm. ☾ im ☋. schein. ♄	9	**2. Mis. D.**
Mont.	22	Soter	♊	geht bald nach 2 Uhr Mor-	10	Ezechiel
Dienst.	23	Georg	♋	gens auf. ☿ zeigt sich eine	11	Leo d. Gr.
Mittw.	24	Albert	♋	halbe Stunde am Abend-	12	Julius
Donn.	25	Marc. Ev.	♌	☽ 8. 45' N. himmel und	13	Mar. v. E.
Freit.	26	Ferdinand	♌	geht um 9 Uhr un-	14	Tiburtius
Sonn.	27	Anastasius	♌	ter. ♀ ist beinahe 4 Stun-	15	Dionysius
	18. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.					
Sonntag	28	**3. Jubil.**	♍	Vitalis. den sichtbar	16	**3. Jubil.**
Mont.	29	Petr. v. M.	♍	☿ in ♊. und geht kurz	17	Rudolph
Dienst.	30	Cath. v. S.	♎	vor Mitternacht unter.	18	Eleuther.

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 3. April gegen halb 8 Uhr Vormittags der volle Mond.

Dienſtag den 9. April gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 17. April um 5 Uhr Abends der neue Mond.

Donnerſtag den 25. April 3 Viertel auf 9 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 4. und 5., 10. und 11. April.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
	4 18	1
	4 38	2
Abends		3
8 53		4
10 15	[illegible]	5
11 29		6
Morg.	[illegible]	7
12 33	[illegible]	8
1 22	[illegible]	9
2 0		10
2 30	[illegible]	11
2 55	[illegible]	12
3 16	[illegible]	13
3 35		14
3 52		15
4 10		16
	Abends	17
	8 14	18
	9 16	19
[illegible]	10 17	20
[illegible]	11 8	21
[illegible]	11 51	22
	Morg.	23
[illegible]	12 32	24
[illegible]	1 4	25
	1 32	26
[illegible]	1 55	27
[illegible]	2 19	28
	2 39	29
	3 0	30

Vertheidigung.

Ein Student war als Händel-Anſtifter verklagt und als man ihn nun zur Rede ſtellte, ſagte er: „Verleumdung! Ich bin ein ordentlicher Student und trinke lieber ſieben Biere, als daß ich bei einem Pereat durſten ſollte!“

Beſtes Loos.

Wer keinen Diener braucht und keinen Herrn,
Dem iſt das Unheil möglichſt fern.

Merkt's Euch!

Der, welcher im Hauſe und in Familien das zum Frieden redet, iſt nicht immer der Schwächere, immer aber der Beſſere.

Wenn die Jugend nichts werth iſt, dürfen ſich die Alten nicht rühmen.

Salz als Dünger.

Langjährige Beobachtungen haben ergeben, daß das Küchenſalz alle Arten von Dünger übertreffe, beſonders für Bäume. Beſtreut man im Frühjahr den Boden um den Stamm des Baumes recht dicht mit Salz, ſo erndtet man dreimal ſo viel Obſt als ſonſt. Da kann man alſo getroſt Salz ſäen wie die Schildbürger und braucht nicht zu fürchten, Brenneſſeln zu erndten wie ſie.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 55 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 5 M.
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 9	4 55	7 4	9 51

Mai 1844

Alter. April.

Mittw.	1 **Bettag**	♎	Philipp Jakob. ☿ zeigt	19 Timotheus
Donn.	2 Athanasius	♏	🌕 3. 44′ U. sich eine	20 Viktor
Freit.	3 † Erfind.	♏	☾ Erdn. Stunde in der	21 Anselm
Sonn.	4 Monika	♐	☾ in ☊. Abenddämmerung.	22 Soter

19. Vom Abschied Christi zum Vater. Joh. 16. Ep. Jac. 1.

Sonntag	5 4. **Cantate**	♐	Pius V. ♀ in ♋. ☿ größte	23 4. **Cantate**
Mont.	6 Joh.v.d.Pf.	♑	östl. Ausw. u. geht 3 Vier-	24 Albert
Dienst.	7 Stanislaus	♑	tel auf 10 Uhr unter. ♃ er-	25 Marc. Ev.
Mittw.	8 Mich. Ersch.	♒	scheint am Morgenhimmel.	26 Ferdinand
Donn.	9 Gregor N.	♒	🌗 8. 50′ V. ♂ geht als	27 Anastasius
Freit.	10 Gordian	♓	ein schwacher Stern	28 Vitalis
Sonn.	11 Beatrix	♓	bald nach 10 Uhr Abends	29 Petr.v.M.

20. Von der rechten Gebetsart. Joh. 16. Ep. Jac. 1.

Sonntag	12 5. **Rogate**	♓	Pankratius. unter. ♄ ist	30 5. **Rogate**
Mont.	13 Serv. † W.	♈	in der Morgendämmerung	1 Mai. Ph.J.
Dienst.	14 Christian	♈	♀ größte östl. Ausweich.	2 Athanasius
Mittw.	15 Sophia	♉	schwer zu erkennen. ☿ ist	3 † Erfind.
Donn.	16 **Himm.Chr.**	♉	Joh. v. N. ☾ Erdf. noch	4 **Himm.Chr.**
Freit.	17 Jodokus	♉	🌑 9. 21′ U. eine Vier-	5 Pius V.
Sonn.	18 Liborius	♊	☾ in ☋. ☿ rückl. tel-	6 Joh.v.d.Pf.

21. Von der Verheißung des heil. Geistes. Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.

Sonntag	19 6. **Exaudi**	♊	Prudent. stunde nach Son-	7 6. **Exaudi**
Mont.	20 Basilla	♋	☉ in ♊. ♄ rückl. nenunter-	8 Mich.Ersch.
Dienst.	21 Constantin	♋	gang sichtbar u. verschwin-	9 Gregor N.
Mittw.	22 Julian	♋	det ein paar Tage später. ♄	10 Gordian
Donn.	23 Desiderius	♌	geht bald nach Mitternacht	11 Beatrix
Freit.	24 Johanna	♌	🌓 auf. ♂ verschwin-	12 Pankrat.
Sonn.	25 Urban †	♍	7. 58′ A. det in den	13 Servatius

22. Von der Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14. Ap. Gesch. 2.

Sonntag	26 **Pfingstfest**	♍	Phil. N. Strahlend. Ab.-	14 **Pfingstfest**
Mont.	27 **Pfingstm.**	♎	Luciana. Sonne. ♀ glänzt	15 **Pfingstm.**
Dienst.	28 Wilhelm	♎	Unt. ☌ ☿ ☉. noch 3 St. am	16 **Pfingstd.**
Mittw.	29 **Quat.** †	♏	Maximinus. Abendhim-	17 **Quat.**
Donn.	30 Felix P.	♏	☾ Erdn. ♂ in ♋. mel.	18 Liborius
Freit.	31 Petron. †	♐	🌕 11. 15′ M. Sichtb. ☾ F.	19 Prudent.

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 2. Mai 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Donnerſtag den 9. Mai nach 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Freitag den 17. Mai nach ein Viertel auf 10 Uhr Vormittags der neue Mond.

Sonnabend den 25. Mai um 8 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Freitag den 31. Mai 1 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 24. und 25. Mai.

Alter.

In Rußland giebt's viele Beiſpiele von hohem Alter. So erzählt man ſich nun: ein Greis wurde von ſeinem Vater geſcholten, weil er den Großvater unartig behandelte, und als man den Großvater fragte: wie alt er ſey? entgegnete dieſer: „Ich weiß es nicht mehr; fragt aber unſern alten Pfarrer, der hat mich getauft.“

Dienerſchaft

Ich habe gute Dienerſchaft;
Die Knechte heißen: Selbſtgeſchafft,
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durſt, Hunger heißen Schenk und Koch,
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt: Gebet und gut Gewiſſen,
Die, bis ich ſchlaf', mich wiegen müſſen.

Kartoffeln ohne Hacke.

Franzöſiſche Landleute haben gefunden, daß Kartoffeln, die man nicht hackt, viel beſſer gedeihen, als gehackte, weil die Erhöhung um die Staude den Regen ablaufen läßt. Deutſche Landleute können ja den Verſuch machen, zumal da ſie Arbeit dabei ſparen.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Morg. 3	27	1
Abends				2
9	4			3
10	16			4
11	13	[illegible]		5
11	58			6
Morg.				7
12	32			8
12	59			9
1	21			10
1	41			11
1	58			12
2	17			13
2	37			14
2	59			15
3	26			16
		Abends		17
		9	4	18
[illegible]		9	51	19
		10	32	20
		11	6	21
		11	35	22
		11	59	23
		Morg.		24
		12	22	25
		12	42	26
		1	2	27
		1	26	28
		1	53	29
		2	20	30
Abends				31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 46 M.	4 Uhr 35 M.	7 Uhr 21 M.	9 St. 14 M.
11	15 18	4 17	7 35	8 42
21	15 47	4 3	7 50	8 13

Junius 1816

Alter. Mai.

Sonn.	1	Simeon	♐	☾ in ☊. ♃ geht gegen halb	20	Basilla
23 Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.						
Sonntag	2	**Trinitatis**	♑	Erasmus. ♄ in ♈. 2 **Uhr**	21	**Trinitatis**
Mont.	3	Clotbildis	♑	♀ größter Glanz. **Morgs.**	22	Julian
Dienst.	4	Florian	♒	auf und zeigt sich eine St.	23	Desiderius
Mittw.	5	Bonifacius	♒	♂ und ☿ sind nicht sicht-	24	Johanna
Donn.	6	**Frohnl.**	♒	Norbert. bar. ♀ zeigt	25	**Frohnl. U.**
Freit.	7	Robert	♓	☽ 9.0′ M. sich noch über	26	Phil. N.
Sonn.	8	Medardus	♓	♀ in ☊. zwei **Stunden**	27	Luciana
24 Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1 Joh. 4.						
Sonntag	9	1. n. **Trin.**	♈	Primus. in der **Abend-**	28	1. **Trin. W.**
Mont.	10	Maurinus	♈	dämmerung und geht um	29	Maximin.
Dienst.	11	Barnabas	♉	☿ rechtl. 11 Uhr unter.	30	Felix Pe.
Mittw.	12	Basilides	♉	♄ geht um 11 Uhr **Abends**	31	Petronella
Donn.	13	Ant. v. P.	♉	☾ Erdf. auf und ist an 3	1	**Jun.** Sim
Freit.	14	Basilius	♊	**Stunden** sichtbar. ♃ geht	2	Erasmus
Sonn.	15	Vitus	♊	☾ in ☋. gegen 3 **Viertel**	3	Clotbildis
25 Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.						
Sonntag	16	2. n. **Trin.**	♋	● 12.54′ V. Unf. ☉ **f.**	4	2. n. **Trin.**
Mont.	17	Adolph	♋	auf 1 Uhr **Morg.** auf.	5	Bonifacius
Dienst.	18	Marcellus	♋	**Schlacht** bei Belle-Alliance	6	Norbert
Mittw.	19	Gervasius	♌	☌ ♀ ♄. 1815. ♂ geht bald	7	Robert
Donn.	20	Silverius	♌	nach **Mittern.** auf, ist aber	8	Medardus
Freit.	21	Albanus	♍	☉ in ♋. Som. Anf., Läng-	9	Primus
Sonn.	22	Albin	♍	ster Tag. schwer zu erken-	10	Maurinus
26 Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.						
Sonntag	23	3. n. **Trin.**	♍	○ 3.52′ N. Walram. ☿ gr.	11	3. n. **Trin.**
Mont.	24	Joh. d. T.	♎	westl. Ausweich. nen.	12	Basilides
Dienst.	25	Elogius	♎	♀ zeigt sich noch eine Stunde	13	Anton v. P.
Mittw.	26	Pelagius	♏	in der **Abenddämmerung**	14	Basilius
Donn.	27	7 Schläfer	♏	und geht gegen 10 **Uhr**	15	Vitus
Freit.	28	Leo P.	♐	☾ Erdn. und ☋. unter. ♄	16	Benno
Sonn.	29	**Petr. P.**	♐	♀ rückl. steht früh um 2 **Uhr**	17	Adolph
27 Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonntag	30	4. n. **Trin.**	♑	☾ 6. 44′ V. in **Süden.**	18	4. n. **Trin.**

Mond-Wechſel.

Freitag den 7. Junius um 9 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonntag den 16. Junius gegen 1 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Sonntag den 23. Junius gegen 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Sonntag den 30. Junius 3 Viertel auf 7 Uhr Vormittags der volle Mond.

Witterungs-Weisheit.

Gutsherr. Ihr klagt wohl auch über die Dürre?

Bauer. Ne doch! Et regent, wenn ik will!

Gutsherr. Wie ſo?

Bauer. Jk mache Gottes Willen zu meinem Willen, un da regent et nu immer, wenn ik will!

Gutsherr. Wenn's nun aber einmal zu viel Regen giebt?

Bauer. Det is och nich meine Sorge, denn wat unſer Herrjott naß macht, macht er och alleene widder drocken!

Rath.

Der Mann iſt Himmel und Hölle ſich:
Verläßt dich das Glück, verlaß nicht — Dich!

Merkt's Euch!

Für den Fleißigen hat die Woche ſieben Heute, für den Faulen ſieben Morgen.

Seifenblaſen und Luftſchlöſſer ſpielen in den ſchönſten, bunteſten Farben; jene verzehrt ein Lufthauch, dieſe das Leben.

Spargelkochen.

Beim gewöhnlichen Kochen des Spargels geht der ſchmackhafteſte Duft verloren; um ihn zu erhalten, muß man Spargel waſchen, ſogleich umgekehrt in bereits kochendes Salzwaſſer ſtecken und 8 — 10 Minuten kochen laſſen, dann ſchmeckt er mit brauner Butter wie — Spargel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T
Abends 8	57			1
9	49	[illegible]		2
10	30			3
11	0	[illegible]		4
11	25	[illegible]		5
11	47			6
Morg.		[illegible]		7
12	4	[illegible]		8
12	22	[illegible]		9
12	42			10
1	3	[illegible]		11
1	28			12
1	57			13
2	33			14
3	16			15
		Abends		16
		9	9	17
[illegible]		9	39	18
[illegible]		10	5	19
		10	27	20
[illegible]		10	49	21
[illegible]		11	8	22
[illegible]		11	28	23
		11	53	24
[illegible]		Morg.		25
[illegible]		12	23	26
		12	58	27
		1	46	28
		2	46	29
Abends				30

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	14 M.	3 Uhr	51 M.	8 Uhr	4 M.	7 St.	46 M.
11	16	27	3	47	8	12	7	33
21	16	33	3	46	8	17	7	27

Julius 1844

Alter. Junius.

Mont.	1 Rembold	♑	♃ geht um halb 12 Uhr	19	Gervasius
Dienst.	2 **M. Heims.** *	♒	☾ Erdf. Abends auf und	20	Silverius
Mittw.	3 Hyacinth	♒	ist dritthalb Stunden sicht-	21	Albanus
Donn.	4 Ulrich	♓	bar. ♄ steht vor ☉ Auf-	22	Albin
Freit.	5 Anselm	♓	gang im Mittagskreise.	23	Walram
Sonn.	6 Jsaias	♈	♀ erscheint noch kurze Zeit	24	Joh. d. T.

28. Vom Petri reichem Fischzug. Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	7 5. n. Trin.	♈	🌗 11.18' V. Wilibald. in	25	5. n. Trin.
Mont.	8 Kilian	♈	♀ in ♋. d. Abenddäm-	26	Pelagius
Dienst.	9 Rudolph	♉	merung und verliert sich ei-	27	7 Schläfer
Mittw.	10 7 Brüder	♉	☾ Erdf. nige Tage später.	28	Leo P.
Donn.	11 Pius P.	♊	♅ ist die ganze Nacht über	29	Petr. P.
Freit.	12 Nabor	♊	☾ in ☋. dem Horizont, je-	30	Pauli G.
Sonn.	13 Margar.	♊	doch schwer zu erkennen.	1	Jul. Remb.

29. Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	14 6. n. Trin.	♋	Bonavent. ♅ rückl. ☿, ♀ u.	2	6. n. Trin.
Mont.	15 Ap. Theil.	♋	🌑 2. 41' N. ♂ sind nicht	3	Hyacinth
Dienst.	16 Skapul.	♌	♂ in ♌. sichtbar. ♀	4	Ulrich
Mittw.	17 Alexius	♌	wird Frühmorgens vom ☾	5	Anselm
Donn.	18 Arnold	♌	bedeckt. ♃ geht halb 11	6	Jsaias
Freit.	19 Arsenius	♍	Uhr Abends auf und ist 4	7	Willibald
Sonn.	20 Elias	♍	☌ ♀ ♂. Stunden sichtbar.	8	Kilian

30. Jesus speist 4000 Mann. Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	21 7. n. Trin.	♎	Daniel. ☿ in ♌. [illegible] ☌ ☿ ☉.	9	7. n. Trin.
Mont.	22 M. Magd.	♎	🌓 9.40' N. ☉ in ♌. Anf. d.	10	7 Brüder
Dienst.	23 Apollinar	♏	Hundst. Unt. ☌ ♀ ☉.	11	Pius P.
Mittw.	24 Christina	♏	☌ ♀ ☿ ☍ ♂ ♄. ☌ ☿ ♂. ♀ in	12	Nabor
Donn.	25 Jakob *	♐	☾ in ♌. der untern Conjunc-	13	Margar.
Freit.	26 Anna	♐	☾ Erdn. tion. ♄ steht der	14	Bonavent.
Sonn.	27 Pantaleon	♑	♃ rückl. ☍ ♄ ☉. Sonne	15	Ap. Theil.

31. Von den falschen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonntag	28 8. n. Trin.	♑	Innocenz. gegenüber um	16	8. n. Trin.
Mont.	29 Martha	♒	🌕 3. 1' M. Mitternacht	17	Alexius
Dienst.	30 Abdon	♒	in Süden u. ist die gan-	18	Arnold
Mittw.	31 Jgn. Loj.	♓	ze Nacht hindurch sichtbar.	19	Arsenius

Mond-Wechſel.	☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Sonntag den 7. Julius nach 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.	Abends 8 57		1
Montag den 15 Julius gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.	9 25		2
Montag den 22. Julius gegen 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.	9 50		3
Montag den 29. Julius um 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.	10 10	M	4
Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 25. Julius.	10 28	o	5
	10 48	r	6
	11 9	g	7
	11 33	e	8
	Morg.	n	9
	12 0	s	10
	12 31		11
	1 13		12
	2 1		13
	2 58		14
		Abends	15
		8 17	16
		8 34	17
		8 55	18
	M	9 15	19
	o	9 36	20
	r	9 59	21
	g	10 25	22
	e	10 58	23
	n	11 39	24
	s	Morg.	25
		12 32	26
		1 36	27
		2 49	28
	Abends		29
	7 51		30
	8 13		31

Di, Do, Dum!

Im Reimſpiel wurde ein Poet aufgefordert, aus dem Stegreif in die Sylben „Di, Do, Dum“ Sinn zu bringen und er reimte ſogleich:

„Frau Dido lebte froh;
Doch brachte ſie ſich um,
Als ihr Aeneas floh:
Das war von Dido dumm!“

Merkt's Euch!

Wo der Unſchuldige wohnt, wird das Spinnengewebe zum feſten Wall, wo der Schuldbeladene wohnt, wird der feſteſte Wall zum Spinnengewebe.

Ein Fehler ſchadet nur uns, ein Laſter ſchadet uns und Andern; eine Eigenſchaft frommt nur uns, eine Tugend nützt uns und Andern.

Das Sauerwerden des Biers zu verhüten,

ſticht man durch ein friſches Ei einige Löcher, thut es dann mit geſchälten Lorbeeren, etwas Hopfen und einigen Gerſtenkörnern in einen Beutel und hängt dieſen durch das Spundloch in das Faß, dann wird das Bier nicht ſauer, vorausgeſetzt, daß das Faß vorher vollkommen gereinigt und das Bier nicht ſchon vor dem Einfüllen auf die unchriſtlichſte Weiſe getauft war.

		Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den	1	16 St. 26 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 34 M.
	11	16 12	3 59	8 11	7 48
	21	15 50	4 11	8 0	8 10

1881 August

Alter. Julius.

Donn.	1 Petr. Kett.	♓	♃ geht um halb 10 Uhr	20 Elias
Freit	2 Portiunc.	♓	Abends auf u. zeigt sich den	21 Daniel
Sonn.	3 Steph. Erf.	♈	übrigen Theil der Nacht	22 M. Magd
32. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.				
Sonntag	4 9. n. Trin.	♈	Dominicus. ☌ ♂ ☾. am	23 9. n. Trin.
Mont.	5 Mar. Schn.	♉	Morgenhimmel. ♀ er-	24 Christine
Dienst.	6 Verkl. Chr.	♉	☾ 3. 51′ V. ☿ in ♍.	25 Jakob
Mittw.	7 Gottschalk	♉	☾ Erdf. scheint in der	26 Anna
Donn.	8 Cyriakus	♊	☾ in ☊. Morgendämme-	27 Pantaleon
Freit.	9 Romanus	♊	rung. ♄ geht nach 11 Uhr	28 Innocenz
Sonn.	10 Laurenz *	♋	Abds. durch den Meridian	29 Martha
33. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.				
Sonntag	11 10. n. Trin.	♋	Herm. u. ist noch die ganze	30 10. n. Trin.
Mont.	12 Clara	♌	Nacht sichtbar. ♀ geht	31 Ign. Loj.
Dienst.	13 Hippolytus	♌	Viertel auf 3 Uhr Morgs.	1 Aug. P. K.
Mittw.	14 Euseb.	♌	🌕 2. 50′ N. auf und	2 Portiunc.
Donn.	15 M. Himm.	♍	ist fast anderthalb	3 Steph. Erf.
Freit.	16 Rochus	♍	♀ rechtl. Stunden sicht-	4 Dominicus
Sonn.	17 Sibylla	♎	bar. ♄ geht gegen 3 Uhr	5 Mar. Schn.
34. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.				
Sonntag	18 11. n. Trin.	♎	Helena. Morgens unter.	6 11. n. Trin
Mont.	19 Sebald	♏	♄ steht um halb 3 Uhr	7 Gottschalk
Dienst.	20 Bernhard	♏	Morgens im Meridian.	8 Cyriakus
Mittw.	21 Athanasius	♐	☽ 2. 43′ N. ☾ Erdn.	9 Romanus
Donn.	22 Timotheus	♐	☉ in ♍. ☾ in ☊. Ende	10 Laurenz
Freit.	23 Zacharias	♑	der Hundstage. ♃ steht	11 Hermann
Sonn.	24 Barthol. *	♑	nach 2 Uhr Morgens im	12 Clara
35. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.				
Sonntag	25 12. n. Trin.	♑	Ludwig. Süden und zeigt	13 12. n. Trin
Mont.	26 Samuel	♒	sich die ganze Nacht. ♀ geht	14 Eusebius
Dienst.	27 Joseph C.	♒	☿ in ♎. um 2 Uhr Morgens	15 M. Himm
Mittw.	28 Augustin	♓	🌑 1. 1′ V. auf und glänzt	16 Rochus
Donn.	29 Joh. Enth.	♓	dritthalb Stunden.	17 Sibylla
Freit.	30 Rosa	♈	♄ culminirt nach halb 10	18 Helena
Sonn	31 Paulin	♈	♂ in ♍. ☌ ♀ ♄. U. Abends.	19 Sebald

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 6. Auguſt gegen 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Mittwoch den 14. Auguſt um 3 Uhr Morgens der neue Mond.

Mittwoch den 21. Auguſt 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Mittwoch den 28. Auguſt um 1 Uhr Morgens der volle Mond.

Triftiger Grund.

Bekanntlich ſind mehrere Vereine bemüht, das Pferdefleiſch-Eſſen in die Mode zu bringen. „Warum das nur?“ fragte ein Bürger den Nachbar, der ihm hierauf antwortete: „Weil zu viele Menſchen unter das Hornvieh gerathen ſind, man will es ſchonen!“

Noch nicht gewohnt!

Vater.

Mein Sohn, du ſchielſt dort am Stein,
Haſt wohl zu viel ſtudirt bei Lampenſchein?

Sohn.

Daß ich nicht wüßte! Hab' mich da geſchont,
Ich bin die Brille nur noch nicht gewohnt!

Merkt's Euch!

Vom Unglück lerne: das geringſte Glück zu genießen; von deinen Fehlern: ſie nicht wieder zu begehen; von deinen Feinden: über dein Betragen zu wachen; von den Böſen: die Guten richtig zu ſchätzen.

Der Schmeichler iſt wie ein Opernglas. Er vergrößert unſere Verdienſte und bringt ſie uns näher, dann kehrt er das Glas um, und verkleinert und entfernt unſere Fehler und Schwachheiten.

Salzbeize für Fleiſch.

Kochſalz 192, Salpeter 3, Zucker 32 Theile in 1200 Theilen Waſſer gekocht und abgeſchäumt, giebt die beſte Beize für's Fleiſch, welches gut ſchmecken ſoll.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
Abends				
8	33			1
8	51	M		2
9	12	o		3
9	35	r		4
10	1			5
10	32	g		6
11	9			7
11	54	e		8
Morg.		n		9
12	46	s		10
1	47			11
2	53			12
4	2			13
		Abends		14
		7	22	15
M		7	43	16
o		8	5	17
r		8	31	18
		9	1	19
g		9	40	20
e		10	28	21
		11	26	22
n		Morg.		23
s		12	34	24
		1	48	25
		3	6	26
		4	23	27
Abends				28
6	57			29
7	17			30
7	39			31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 41 M.
11	14 47	4 41	7 28	9 13
21	14 12	4 56	7 8	9 48

September 1867.

Alter. August.

36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	1	13. n. Trin.	♉	Aegidius. ☌♀♄. ♀ geht	20	13. Tr. B.
Mont.	2	Rahel	♉	☿ größte östliche Ausweich.	21	Athanasius
Dienst.	3	Mansuetus	♉	nach halb 2 Uhr Morgens	22	Timotheus
Mittw.	4	Rosalia	♊	☾ 10. 11' U. ☾ Erdf. u.	23	Zacharias
Donn.	5	Herculan	♊	☾ in ☋. auf und glänzt	24	Barthol.
Freit.	6	Magnus	♋	über 3 Stunden lebhaft	25	Ludwig
Sonn.	7	Regina	♋	♄ geht um 9 Uhr Abends	26	Samuel

37. Von den zehn Aussätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	8	14. n. Trin.	♋	Mar. Geb. durch den Me-	27	14. n. Trin.
Mont.	9	Audomar	♌	ridian und um 1 Uhr Mor-	28	Augustin
Dienst.	10	Nicol. v. T.	♌	gens unter. ♅ und ♃ stehen	29	J. Enth.
Mittw.	11	Protus	♍	um halb 1 Uhr Morgens	30	Rosa
Donn.	12	Winand	♍	🌑 1. 41' N. in Süden	31	Paulin
Freit.	13	Maternus	♎	♀ größter Glanz. und	1	**Sept.** Aeg.
Sonn.	14	† Erhöh.	♎	sind die ganze Nacht sicht-	2	Rahel

38. Vom Mammonsdienst. Matth. 6. Ep. Galater 5.

Sonntag	15	15. n. Trin.	♏	Ludmilla. ☿ rückl. bar.	3	15. n. Trin.
Mont.	16	Cornel	♏	☾ Erdn. ♂ erscheint in der	4	Rosalia
Dienst.	17	Lambertus	♐	Morgendämmerung. ♄	5	Herkulan
Mittw.	18	**Quat.** †	♐	Richard. ☾ in ☊. steht	6	Magnus
Donn.	19	Nicleta	♐	☽ 8. 20' A. gegen halb 9	7	Regina
Freit.	20	Eustach.	♑	Uhr Abds. in Süden.	8	**Mar. Geb.**
Sonn.	21	M. Ev. *	♑	☍♃☉. ♃ steht der Sonne	9	Audomar

39. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	22	16. n. Trin.	♒	☉ in ♎. Herbst Anf., Tag	10	16. n. Trin.
Mont.	23	Thekla	♒	u. Nacht gl. gegenüber um	11	Protus
Dienst.	24	Joh. Empf.	♓	Mitternacht in Süden und	12	Winand
Mittw.	25	Kleophas	♓	zeigt sich die ganze Nacht.	13	Maternus
Donn.	26	Cyprian	♈	🌕 1. 51' U. ♅ in Oppo-	14	† Erhöh.
Freit.	27	Cosm. u. D.	♈	☍♅☉. sition mit der	15	Ludmilla
Sonn.	28	Wenzel	♈	Ust ☍♆☉. Sonne, ist die	16	Cornel

40. Vom Wassersüchtigen. Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	29	17. n. Trin.	♉	Michael. ganze Nacht	17	17. n. Trin.
Mont.	30	Hieronym.	♉	über dem Gesichtskreise.	18	Richard

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 4. September gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Donnerſtag den 12. September 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Donnerſtag den 19. September nach 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 26. September gegen 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5662ſten Jahres den 14. und 15. September, ihr Verſöhnungsfeſt den 23ſten und die erſten beiden Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 28. und 29. September.

„Niſcht.“

Ein Fremder fragte einen Berliner Nachtwächter: „Was iſt die Glocke?“ — „Niſcht!“ — „Dummes Zeug!“ — „I bewahre; et is niſcht, denn et is noch nich' mal Eens!“

Spruch vom Glück.

Bei Sinnen und Säumen
Wirſt Glück du verträumen;
Bei Eilen und Haſten
Mag's nicht bei dir raſten;
Bei That und Ertragen,
Da wird's nach dir fragen.

Weiſsen Oellack-Anſtrich

auf hölzerne Gegenſtände, der Jahre lang aushält und nicht vergilbt, erhält man ſo: Man ſtreiche Thüren, Fenſter und dergleichen zuerſt mit Bleiweiß, das mit Leinöl-Firniß verdünnt iſt, an. Zum zweiten Anſtrich nehme man nur ſo viel Leinöl-Firniß zum Bleiweiß, als nöthig iſt, letzteres damit abzureiben und verdünne die Farbe mit Terpentinöl. Iſt der zweite Anſtrich getrocknet, wird er mit einer Miſchung von 3 Theilen Dammar- und einem Theile Kopallack oder auch bloß mit Dammarlack zweimal überſtrichen, wodurch der angeſtrichene Gegenſtand glänzend weiß wird und Jahre lang der Vergilbung und Verwitterung widerſteht.

☾ Aufg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
Abends				
8	4	Bei Tage		1
8	33			2
9	8			3
9	49			4
10	38			5
11	34			6
Morg.				7
12	37			8
1	43			9
2	56			10
4	10			11
		Abends		12
Bei Tage		6	10	13
		6	35	14
		7	5	15
		7	41	16
		8	27	17
		9	22	18
		10	26	19
		11	38	20
		Morg.		21
		12	53	22
		2	8	23
		3	22	24
		4	35	25
Abends				26
5	43			27
6	7	Bei Tage		28
6	34			29
7	7			30

		Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	13 St.	31 M.	5 Uhr	14 M.	6 Uhr	45 M.	10 St.	29 M.
	11	12	51	5	31	6	22	11	9
	21	12	15	5	45	6	0	11	45

Oktober 1844

Alter. September.

Dienſt.	1	Remigius	♊	☾ in ☊. ☿ wird am Mor-	19	Nicetas
Mittw.	2	Leodegar	♊	☾ Erdf. genhimmel ſichtbar.	20	Euſtachius
Donn.	3	Ewald	♊	☿ rechtl. ♀ gr. weſtl. Ausw.	21	Mth. Ev.
Freit.	4	Franz	♋	☾ 1.59′ N. von d. Sonne.	22	Moriz
Sonn.	5	Placidus	♋	♂ zeigt ſich als ein	23	Thekla

41. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonntag	6	18. **Erntef.**	♌	Bruno. **ſchwacher Stern.**	24	18. **n. Trin**
Mont.	7	Sergius	♌	♄ rechtl. **eine Stunde in**	25	Kleophas
Dienſt.	8	Brigitta	♌	**Oſten. ☿ geht nach halb 5**	26	Cyprian
Mittw.	9	Dionyſius	♍	♀ in ♍. **Uhr Morg. auf u.**	27	Coſm. u. D.
Donn.	10	Gereon	♍	**iſt 1 halbe Stunde ſichtbar.**	28	Wenzel
Freit.	11	Wimmar.	♎	● 11.51′ N. **♀ geht um**	29	Michael
Sonn.	12	Maximil.	♎	**2 Uhr Mrg. auf.** ☿ in	30	Hieronym.

42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	13	**19. n. Trin.**	♏	Colmann. ☾ in Erdn. der	1	**Okt. 19. Tr**
Mont.	14	Kallixtus	♏	größten weſtl. Ausweich.	2	Leodegar
Dienſt.	15	**Kön. G. T.**	♐	Thereſia. ☾ in ☋. **☿ geht nach**	3	Ewald
Mittw.	16	Gallus	♐	**halb 5 Uhr Morg. auf und**	4	Franz
Donn.	17	Florentin	♑	**iſt 3 Viertelſtund. ſichtbar.**	5	Placidus
Freit.	18	Luc. Ev.	♑	☽ 3.43′ N. **Schlacht bei**	6	Bruno
Sonn.	19	Ferdinand	♒	♂ in ♎. **Leipz. 1813. U.**	7	Sergius

43. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonntag	20	**20. n. Trin.**	♒	Wendelin. **♃ geht gegen 10**	8	**20. n. Trin**
Mont.	21	Urſula	♓	**Uhr Abd. durch den Meri-**	9	Dionyſius
Dienſt.	22	Cordula	♓	**dian und zeigt ſich noch bei-**	10	Gereon
Mittw.	23	Severinus	♓	☉ in ♏. ☍ ♃ ☉. **nahe die**	11	Wimmar
Donn.	24	Evergiſt	♈	**ganze Nacht.** ☿ **geht ein**	12	Maximil.
Freit.	25	Raphael	♈	○ **Viertel auf 6 U. Mrg.**	13	Colmann
Sonn.	26	Amandus	♉	5. 33′ V. **auf und iſt**	14	Kallixtus

44. Von des Königiſchen krankem Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonntag	27	21. **n. Trin.**	♉	Sabina. **noch 1 halbe St.**	15	**21. n. Trin**
Mont.	28	Sim. J.	♉	☾ in ☊. **ſichtbar. ♄ zeigt ſich**	16	Gallus
Dienſt.	29	Narciſſus	♊	☾ Erdf. **noch 4 St. in We-**	17	Florentin
Mittw.	30	Theoneſt	♊	**ſten. ☿ verſchwindet in der**	18	Luc. Ev.
Donn.	31	Wolfg.	♋	☌ ♀ ♃. **Morgendämmer.**	19	Ferdinand

Mond-Wechſel.

Freitag den 4. Oktober um 5 Uhr Abends das letzte Viertel.

Freitag den 11. Oktober gegen Mitternacht der neue Mond.

Freitag den 18. Oktober gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Sonnabend den 26. Oktober nach halb 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern die beiden letzten Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 5. und 6. Oktober.

Ueber Menſchenkenntniſs.

Wie lernt man die Menſchen kennen? Sie ſind dreiſt aus Feinheit, höflich aus Ueberdruß, galant aus Kälte, verbindlich aus Eigenſucht, edel aus Habſucht. Der Eine ſagt ſtets: „Mit Erlaubniß!“ Der Andre: „Offen geſagt!“ Der Dritte: „Ohne Eitelkeit zu ſprechen!“ Der Vierte: „Endlich!“ Ein Fünfter: „Unter allen Beziehungen!“ Ein Sechſter: „Kurz!“ — Der Erſte iſt unaufhörlich dreiſt, der Zweite furchtſam, der Dritte unausſprechlich eitel, der Vierte kommt nie zu Ende, der Fünfte iſt höchſt oberflächlich, der Sechſte ein langweiliger Schwätzer. Kurz — wir wollen hier wirklich raſch enden — das Wort, was der Menſch am liebſten im Munde trägt, iſt meiſt der Deckmantel eines Fehlers, deſſen er ſich bewußt geworden.

Fleckwaſſer,

um Fett- und Oelflecke aus ſeidenen und wollenen Zeugen zu bringen, gewinnt man durch 4 Loth ſtarken Weingeiſt, der mit ½ Loth Citronen-, 1½ Loth Bergamottöl und ½ Loth ätzenden Salmiakgeiſt gemiſcht und ſo lange aufbewahrt wird, bis die Miſchung klar ausſieht. Ein Paar Tropfen davon auf den Fleck getröpfelt, dann mit Löſchpapier eine Zeitlang gerieben, vertreibt jede Spur des Fleckes.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abends				
7	45			1
8	32			2
9	24	Bei Tage		3
10	23			4
11	28			5
Morg.				6
12	35			7
1	47			8
3	2			9
4	19			10
5	39			11
		Abends		12
Bei Tage		5	38	13
		6	22	14
		7	16	15
		8	18	16
		9	29	17
		10	44	18
		11	59	19
		Morg.		20
		1	13	21
		2	24	22
		3	36	23
		4	45	24
		5	52	25
Abends				26
5	6	Bei Tage		27
5	44			28
6	28			29
7	18			30
8	14			31

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	11 St.	36 M.	6 Uhr	1 M.	5 Uhr	37 M.	12 St.	24 M.
11	10	58	6	17	5	15	13	2
21	10	20	6	34	4	54	13	40

November 18[illegible]

Alter. Oktober.

Freit.	1 **All. Heil.**	♋	☿ in ♏. ♀ geht 3 Viertel	20	Wendelin
Sonn.	2 All. Seel.	♋	auf 3 Uhr Morgens auf	21	Ursula

45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	3 **22. n. Trin.**	♌	🌗 10. 47′ V. Hubert.	22	**22. n. Trin.**
Mont.	4 Karl Bor.	♌	und glänzt an 4 Stun-	23	Severinus
Dienst.	5 Zacharias	♍	♀ in ♎ den lebhaft. ♂ geht	24	Everaist
Mittw.	6 Leonhard	♍	um 4 Uhr Morgens auf u.	25	Raphael
Donn.	7 Engelbert	♎	zeigt sich an 2 Stunden	26	Amandus
Freit.	8 Gottfried	♎	☌ ♀ ♄. ♄ steht um 9 Uhr	27	Sabina
Sonn.	9 Theodor	♏	Abds. in Süden. ♀ glänzt	28	Sim. J.

46. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonntag	10 **23. n. Trin.**	♏	🌑 10. 4′ V. Unsichtb. ☉	29	**23. n. Trin.**
Mont.	11 Mart. B.	♐	☾ Erdn. u. in ☊. Finst.	30	Theonest
Dienst.	12 Kunibert	♐	nach 4 St. als Morgen-	31	Wolfgang
Mittw.	13 Stanisl.	♑	stern. ♄ steht nach Sonnen-	1	Nov. A. H.
Donn.	14 Levin	♑	untergang am Westhimmel.	2	All. Seel
Freit.	15 Leopold	♒	☌ ☿ ☉. ♄ geht um 9 U.	3	Hubert
Sonn.	16 Edmund	♒	unter. ♃ geht um 8 U. Abd.	4	Karl Bor.

47. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonntag	17 **24. n. Trin.**	♓	🌓 1. 58′ V. [illegible] durch	5	**24. n. Trin.**
Mont.	18 Marianne	♓	den Meridian und nach	6	Leonhard
Dienst.	19 Elisabeth	♓	♂ in ♐. halb 2 Uhr Morg.	7	Engelbert
Mittw.	20 Simplic.	♈	☾ höchst. unter. ♂ geht ge-	8	Gottfried
Donn.	21 **M. Opf.**	♈	☉ in ♐. gen 4 U. Morg.	9	Theodor
Freit.	22 Cäcilia	♉	auf und zeigt sich dritthalb	10	Martin P.
Sonn.	23 Clemens	♉	Stunden. ♄ geht um 2 Uhr	11	Mart. B.

48. Vom Greuel der Verwüstung, Matth. 24. Ep. 1 Thess. 4.

Sonntag	24 **25. n. Trin.**	♉	Feier z. Gedächtn. d. Gest.	12	**25. n. Trin.**
Mont.	25 Katharina	♊	🌕 12. 11′ V. Sichtb. ☾ F.	13	Stanisl.
Dienst.	26 Konrad	♊	☾ Erdf. u. ☋. ☍ ♀ ♂.	14	Levin
Mittw.	27 [illegible]	♋	Morg. unter. ♀ glänzt 3	15	Leopold
Donn.	28 Günther	♋	und eine halbe Stunde in	16	Edmund
Freit.	29 Saturnin	♋	Osten. ♃ steht nach 7 Uhr	17	Gertrud
Sonn.	30 Andr. A.	♌	☌ ♀ in ♏. Abends in Süden	18	Mariann

Mond-Wechſel.

Sonntag den 3. November 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Sonntag den 10. November bald nach 10 Uhr Vormittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Sonntag den 17. November gegen 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Montag den 25. November gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Bild eines Heftigen.

Dr. R**, der gern bei Allem ſich für ſchuldlos hielt, warf einſt ein ſchönes Gefäß aus der Hand. „Es iſt nur gut, daß du es ſelbſt warſt!" ſagte ihm ein Freund, doch Jener erwiederte hitzig: „Hoho! Ich werde ſchon noch Jemand finden, der ſchuld daran iſt!"

Wahrheit.

Das iſt auf Erden gar alte Art,
Daß Wahrheit man für den Feiertag ſpart;
Ein rechter Kopf hält damit nicht Haus,
Denn ihm geht die Wahrheit doch nicht aus!

Schlechtes Waſſer zu reinigen.

Unreines Brunnenwaſſer mit Beigeſchmack, ſelbſt das ſchmutzigſte Waſſer aus Pfützen u. ſ. w. wird vollkommen rein, wenn man es durch einen Sack filtrirt, der unten mit reinem, feinem Sand, darüber mit einer fußhohen Schicht von Holzkohlen und dann wieder mit einer Schicht grobkörnigen Sandes gefüllt iſt. Man muß dabei ſorgen, daß das Waſſer nicht unmittelbar durch die Leinwand, ſondern erſt durch dieſe Sand- und Kohlenſchicht dringt, dann iſt es, wenn auch vorher noch ſo ſchmutzig, vollkommen rein und von allen fremden Beſtandtheilen frei. Die Kohlenſchichten kann man von Zeit zu Zeit durch friſche erſetzen.

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Abends 9 14		1
10 20	[illegible]	2
		—
11 28		3
Morg.		4
12 38		5
1 52		6
3 9		7
4 29		8
5 52		9
		—
	Abends	10
	5 1	11
[illegible]	6 2	12
	7 13	13
	8 30	14
	9 47	15
	11 2	16
		—
	Mor	17
	12 16	18
	1 26	19
	2 36	20
	3 43	21
	4 49	22
	5 54	23
		—
	6 56	24
Abends		25
5 12	Bei Tag	26
6 6		27
7 5		28
8 9		29
9 16		30

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 5	7 11	4 16	14 55
21	8 37	7 27	4 4	15 23

Dezember 1844

Alter. November.

49 Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonntag	1	**1. Advent**	♌	Eligius. ♃ geht nach halb	19	**26. Tr. El.**
Mont.	2	Balbina	♍	1 Uhr Morgens unter. ♀	20	Simplic.
Dienſt.	3	Franz Xav.	♍	☾ 2. 35' V. geht bald	21	**M. Opf.**
Mittw.	4	Barbara	♍	nach 4 Uhr Morgens	22	Cäcilia
Donn.	5	Criſpina	♎	♂ in ♏. auf und glänzt an	23	Clemens
Freit.	6	Nicolaus	♎	3 Stunden ſehr lebhaft.	24	Joh. v. Kr.
Sonn.	7	Ambroſius	♏	♂ zeigt ſich faſt 3 Stun-	25	Katharina

50 Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonntag	8	**2. Advent**	♏	Mar. Empf. den vor Son-	26	**27. n. Trin.**
Mont.	9	Leocadia	♐	🌑 8. 40' N. Unſ. ☉ Finſt.	27	Bithildis
Dienſt.	10	Judith	♐	☾ Erdn. u. ☊. ☿ in ♑.	28	Günther
Mittw.	11	Damaſus	♑	♑ rechtl. nenaufgang. ♃	29	Saturnin
Donn.	12	Epimachus	♑	geht um 7 Uhr Abends	30	Andr. Ap.
Freit.	13	Lucia	♒	durch den Meridian. ♄	1	**Dez.** Elig.
Sonn.	14	Nicaſius	♒	ſteht nach Sonnenunter-	2	Balbina

51 Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonntag	15	**3. Advent**	♓	Euſebius. gang am Abend-	3	**1. Advent**
Mont.	16	Adelheid	♓	☽ 3. 49' N. himmel und	4	Barbara
Dienſt.	17	Lazarus	♈	geht nach 7 Uhr unter.	5	Criſpina
Mittw.	18	**Quat.**	♈	Wunibald. ♃ geht gegen 6	6	Nicolaus
Donn.	19	Nemeſius	♈	Uhr Abd. durch den Meri-	7	Ambroſius
Freit.	20	Julius	♉	dian u. gegen 12 Uhr unter.	8	**M. Empf.**
Sonn.	21	Th. Ap.	♉	☉ in ♑. Kürzſter T., Wint.	9	Leocadia

52 Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonntag	22	**4. Advent**	♊	Greg. Sp. ☾ in ♉. Anfang.	10	**2. Advent**
Mont.	23	Dagebert	♊	☾ Erdf. ♀ iſt noch dritthalb	11	Damaſus
Dienſt.	24	Adam, E.	♊	🌕 7. 57' M. Stunden	12	Epimachus
Mittw.	25	**H. Chriſtt.**	♋	♀ in ♐. Morgenſtern.	13	Lucia
Donn.	26	**Stephan**	♋	☿ zeigt ſich 1 Viertelſtunde	14	Nicaſius
Freit.	27	Joh. Ev.	♌	☿ größte öſtliche Ausweich.	15	Euſebius
Sonn.	28	Unſch. K.	♌	tief in der Abenddämmer.	16	Adelheid

1 Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonntag	29	**n. Chriſtt.**	♌	Thom. E. ♀ zeigt ſich von	17	**3. Advent**
Mont.	30	David	♍	☉ Erdf. 5 Uhr Morgens	18	Wunibald
Dienſt.	31	Sylveſter	♍	über 2 Stunden in Oſten.	19	Nemeſius

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 3. Dezember nach halb 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Montag den 9. Dezember gegen 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Montag den 16. Dezember nach 3 Viertel auf 4 Uhr Abends das erſte Viertel.

Dienſtag den 24. Dezember gegen 8 Uhr Abends der volle Mond.

Scheidegruſs.

Schon wieder ſtirbt ein Jahr hienieden —
Es trug im Jubel einen Wandrer,
Und mühvoll keuchte dort ein andrer,
Doch iſt's von Beiden kalt geſchieden — Ade,
Ade d'rum Freud' und Weh!

O ſagt, wie ſind wohl unterſchieden
Die Freude, die im Nu verſchwindet,
Und Leid, das endlich ſich verwindet
Zu einem innern heil'gen Frieden? — Ade,
Ade d'rum Freud' und Weh!

Berufet uns das Leid hienieden
Zu immer pflichterged'nern Werken,
Wird ſel'ge Ruh' in uns ſich ſtärken,
Bis wir zu Gott im Ruf geſchieden: Ade,
Ade d'rum Freud' und Weh!

Merkt's Euch!

Des Menſchen Herz flößt von weitem Zutrauen, von nahem Mißtrauen, ganz in der Nähe Nachſicht und Schonung ein.

Handle gut, und du wirſt Neider haben; handle noch beſſer, ſo verblüffſt du ſie.

Kartoffeln ſchmackhaft zu erhalten, legt man ſie im Keller auf eine Schicht von Holzkohlen, da wachſen ſie auch nicht aus. Dies einfache Mittel reicht hin, um im Frühjahre noch, bis es wieder neue giebt, gute, ſchmackhafte Kartoffeln zu haben.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abends		
10 23	Bei Tage	1
11 33		2
Morg.		3
12 47		4
2 3		5
3 21		6
4 41		7
		—
6 2		8
	Abends	9
	4 46	10
	6 2	11
Bei Tage	7 23	12
	8 43	13
	9 59	14
		—
	11 14	15
	Morg.	16
	12 25	17
	1 33	18
	2 40	19
	3 46	20
	4 48	21
		—
	5 46	22
	6 41	23
Abends		24
4 58		25
6 1	Bei Tage	26
7 6		27
8 14		28
		—
9 23		29
10 33		30
11 47		31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 47 M.
11	7 57	7 54	3 52	16 3
21	7 52	8 2	3 54	16 8

Zeitrechnung des Jahres 1844.

Das gegenwärtige 1844ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder von 52 Wochen und zwei Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1843 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 7. April und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 26. März, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahre nach beiden Kalendern an gleichen Tagen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 12 Uhr 14 Minuten Nachmittags. Der Sommer am 21. Juni um 9 Uhr 6 Minuten Vormittags. Der Herbſt am 22. September um 11 Uhr 17 Minuten Abends. Der Winter am 21. Dezember um 4 Uhr 31 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahre fünf Finſterniſſe, drei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unſern Gegenden nur die beiden letzteren ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte Mondfinſterniß iſt total. Sie tritt am 31. Mai um 9 Uhr 36 Minuten Abends nach mittlerer Zeit von Cöln ein. Der Anfang der totalen Verdunkelung tritt um 10 Uhr 39 Minuten, die Mitte der Finſterniß um 11 Uhr 18 Minuten, das Ende der totalen Verdunkelung um 11 Uhr 57 Minuten, und das Ende der ganzen Finſterniß um 12 Uhr 59 Minuten ein, nachdem ſie 3 Stunden 23 Minuten gedauert hat.

Die erſte Sonnenfinſterniß tritt in der Nacht vom 15. zum 16. Juni ein und wird nur in der Südſee, namentlich in und um Neuholland, ſichtbar ſeyn.

Die zweite Sonnenfinſterniß tritt am 10. November Vormittags ein. Sie iſt klein und nur in der Südſee ſichtbar.

Die zweite Mondfinſterniß iſt ebenfalls total. Sie ereignet ſich in der Nacht vom 24. zum 25. November. Ihr Anfang erfolgt um 10 Uhr 17 Minuten Abends nach mittlerer Zeit von Cöln, der Anfang der totalen Verfinſterung um 11 Uhr 25 Minuten, die Mitte der Finſterniß um 12 Uhr 12 Minuten, das Ende der totalen Verfinſterung um 12 Uhr 59 Minuten und das Ende der ganzen Finſterniß um 2 Uhr 7 Minuten, nach einer Dauer von 3 Stunden 50 Minuten.

Die dritte Sonnenfinſterniß tritt am 9. Dezember Abends ein und iſt nur in Nordamerika und im großen Weltmeer ſichtbar.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1844.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis Ende Februars am Abendhimmel. Den 22. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zu Anfange des Junius verborgen bleibt. Er erſcheint dann im 6ten Grade des Widders am Morgenhimmel, wo er jedoch bei der nächtlichen Dämmerung als ein Stern fünfter bis ſechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen ſeyn wird. Den 24. Junius geht er bereits um Mitternacht auf. Den 14. Julius wird er rückläufig, was er bis zum 11. Dezember bleibt. Den 27. September ſteht er im fünften Grade des Widders in einer ziemlich ſternleeren Gegend der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und iſt mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Den 25. Dezember erreicht er bereits um Mitternacht den Horizont. Am Schluſſe des Jahres geht er um halb 12 Uhr Abends unter.

Saturn.

Saturn gelangt am 19. Januar zu ſeiner Conjunction mit der Sonne, und bleibt in deren Strahlen bis Ende Februars verborgen. Am 1. März erſcheint er um halb 6 Uhr Morgens in der Dämmerung und geht hierauf immer früher in der Nacht auf, als den 25. März um 4 Uhr, den 26. April um 2 Uhr, den 27. Mai um Mitternacht und hiernächſt in den Abendſtunden. Um die Mitte des letztern Monats wird er im 8ten Grade des Waſſermanns rückläufig. Er culminirt dann ſichtbar, als den 27. Julius um Mitternacht, wo er im 4ten Grade des Waſſermanns bei einem halben Grade ſüdlicher Breite unter den Sternen am Halſe des Steinbocks der Sonne gegenüber ſich die ganze Nacht zeigt. Bis gegen Ende des Oktobers geht er in den Abendſtunden ſichtbar durch den Meridian und demnächſt ſichtbar unter, als den 12. November um 9 Uhr Abends, den 16. Dezember um 7 Uhr und mit dem Ausgange des Jahres bald nach 6 Uhr Abends. Seit dem Anfange des Oktobers wieder rechtläufig geworden, ſteht er am Ende des Jahres im 7ten Grade des Waſſermanns.

Jupiter.

Jupiter iſt im Anfange des Jahres am Abendhimmel ſichtbar, wo er um den 13. Februar verſchwindet. Am letzten Tage dieſes Monats kommt er zu ſeiner untern Conjunction mit der Sonne, in deren Strahlen er bis zur Mitte des Maimonats verborgen bleibt. Er geht dann immer früher auf, als den 22. Mai um 2 Uhr, den 21. Junius um Mitternacht, den 24. Julius um 10 Uhr Abends. Um dieſe Zeit wird er im 4ten Grade des Widders rückläufig. Hiernächſt geht er ſichtbar durch den Meridian, als den 23. Auguſt um 2 Uhr Morgens und den 21. September um Mitternacht, wo er ſich im 29. Grade der Fiſche, in der Nähe des Frühlingspunkts bei 2 Grad ſüdlicher Abweichung der Sonne gegenüber die ganze Nacht zeigt. Er culminirt hierauf in den Abendſtunden, als den 17. Oktober um 10, den 15. November, wo er im 25ſten Grade der Fiſche wieder rechtläufig wird, um 8, den 17. Dezember um 6 Uhr Abends. Mit dem Ausgange des Jahres ſteht er nach Sonnenuntergang am Abendhimmel und geht um 11 Uhr unter.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Dieſer Planet iſt im Junius vorigen Jahres mit der Sonne in Oppoſition geweſen und zeigt ſich daher in dieſem Jahr in keinem günſtigen Lichte. Er durchläuft die Ekliptik mit immer vorwärts oder öſtlich gerichteten Bewegung von den Fiſchen bis zum Skorpion als ein ſchwacher, die Augen wenig auf ſich ziehender Stern, indem er ſich in den erſten 5 Monaten am Abendhimmel, in den folgenden 3 gar nicht und in den letzten 4 am Morgenhimmel zeigt. Den 4. Auguſt ſteht er bei der Sonne; den 21. Januar geht er im 25ſten Grade der Fiſche dem Uranus vorbei; den 20. April wird er Abends vom Monde bedeckt.

Venus.

Dieſer Planet iſt mit Ausnahme des Julius das ganze Jahr hindurch ſichtbar, in den 6 erſten Monaten am Abendhimmel, in den 5 letzten am Morgenhimmel. Im Anfange des Jahres zeigt er ſich 5 Viertelſtunden als Abendſtern und entfernt ſich allmählig ſcheinbar von der Sonne. Am 21. Januar geht er 3 Viertel auf 7 Uhr Abends im zweiten Grade der Fiſche dem Jupiter vorbei. Im Februar iſt er über 2 Stunden am Abendhimmel ſichtbar. Am 17ten kommt er im 10ten Grade des Widders in Conjunction mit dem Uranus. Im März nimmt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit bis auf 3 und eine halbe Stunde zu. Am 25. dieſes Monats iſt er im 15. Grade des Stiers gegen Mitternacht in Conjunction mit dem Mars. Am Ende Aprils zeigt er ſich in den Zwillingen beinahe 4 Stunden am Abendhimmel, erſt gegen Mitternacht untergehend. Am 14. Mai erreicht er ſeine größte öſtliche Ausweichung von 45 Graden. Zu Anfange des Junius, wo er ſich noch faſt 3 Stunden am Abendhimmel zeigt, hat er ſeinen größten Glanz, bei dem er einen ſchwachen Schatten zu werfen vermag. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit als Abendſtern nimmt dann allmählig ab. Im Anfange des Julius verſchwindet er in der Dämmerung, worauf er am 21. dieſes Monats im erſten Grade des Löwen zu ſeiner untern Conjunction mit der Sonne gelangt. Er wird dann Morgenſtern. Als ſolcher erreicht er im Auguſt bereits eine Sichtbarkeit von dritthalb Stunden, die im September, um deſſen Mitte er am lebhafteſten glänzt, bis auf 4 Stunden ſteigt. Auch im Oktober iſt er in der Nähe des Herbſtpunktes noch an 4 Stunden ſichtbar. Am 26. November iſt er im 25. Grade der Waage wieder in Conjunction mit dem Mars. Am Schluſſe des Jahres iſt er bis zum 9. Grade des Schützen vorgerückt; er geht dann um halb 6 Uhr Morgens auf und zeigt ſich noch 2 Stunden.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar; dieſes Jahr drei Mal. Zuerſt zeigt er ſich vom 17. April an einen Monat am Abendhimmel, am günſtigſten den 4. Mai, wo er bis 3 Viertel auf 10 Uhr über eine Stunde öſtlich von den Plejaden und nördlich von den Hyaden ſichtbar iſt. Zum zweiten Mal erſcheint er im Oktober am Morgenhimmel, am günſtigſten den 15ten, wo er, nach halb 5 Uhr aufgehend, nordweſtlich vom Spika, dem hellen Stern in der Jungfrau, 3 Viertelſtunden bemerklich iſt. Zum dritten Mal kommt er in der zweiten Hälfte des Dezembers auf kurze Zeit am Abendhimmel zum Vorſchein, am längſten den 28ſten, wo er im letzten Grade des Schützen unter den Sternen am Kopf des Steinbocks vor bis 6 Uhr Abends 22 Minuten lang tief am ſüdweſtlichen Horizont wahrgenommen werden kann.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30 Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20 März 1828, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regim. ꝛc. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant, Commandeur der fünften Diviſion ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Premier-Lieutenant. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vaters-Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 12. Jan. 1804 mit Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Major ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit Auguſte Friederike Eſperance, Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 6. Dez. 1820. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Maria Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Thereſe Charlotte Luiſe Friederike Amalie, Schweſter des Herzogs von Sachſen-Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Heſſen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. Luitpold Karl Joſeph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Erbprinzeſſin von Modena, geb. 19. März 1823. 6. Hildegarde Luiſe Charlotte Thereſe Friederike, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalia, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Auguſt 1832 mit Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 10. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Carl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. durch Procuration den 30. Juni 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII., König, geb. 18. Sept. 1786, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Caroline Amalie, Schweſter des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erſter Ehe: Friedrich Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I., König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen Ferdinand Georg von Sachſen-Coburg-Cohary, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpenſier, geb. 31. Juli 1824. — Des verſtorbenen Herzogs von Orleans älteſter Sohn: Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl Auguſt Emanuel, zweitem Sohn des regierenden Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albrecht Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II., Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda, Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguſte Friederike Chriſtine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II., Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 von Wilhelmine Luiſe, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Chriſtian Georg Friedrich, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Auguſt 1824.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, zum drittenmal verm. 5. Mai 1831 mit Cäcilie, Tochter des vermaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph, geb. 22. Juni 1807. — Kinder aus beiden erſten Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie Friederike, geb. 8 Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Davon: 1. Alexandra Maximilianowna, geb. 9. April 1840. 2. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie Thereſe, Tochter des Königs Victor Emanuel v. Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Maria Joſeph Karl Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10. Jan. 1821. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz IV Joſeph Karl, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814, Wittwer 15. Sept. 1840 von Beatrix Marie Victoria, Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. — Kinder: 1. Marie Thereſe Beatrix, geb. 14. Juli 1817. 2. Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819. 3. Ferdinand Karl Victor, geb. 20. Juli 1821. 4. Maria Beatrix Anna Franziska, geb. 13. Febr. 1824.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſis Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf v. Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Albert Maria Franz, Graf v. Caſtrogiovanni, geb. 17. Sept. 1839. 4. Alfonſo Maria, Graf v. Caſerta, geb. 28. März 1841. 5. Maria Annunziata Iſabella, geb. 24. März 1843.

Niederlande.

Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anne Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konſtantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie Anne Karoline Pia, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſterreich, Herzogin, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe den 5. Mai 1821 des Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. 30. Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Fürſten von Sachſen-Koburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Eine Prinzeſſin, geb. 21. Juli 1843.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. **Olga** Nikolajewna, geb. 11. Sept. 1822. 4. **Alexandra** Nikolajewna, geb. 25 Juni 1825. 5. **Konſtantin** Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 6. **Nikolaus** Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 7. **Michael** Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit **Marie** Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit **Marie** Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Sohn: **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit **Amalie** Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Töchter: 1. Die Kronprinzeſſin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. **Henriette** Friederike **Thereſe** Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. **Eliſabeth** Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. **Alexandra** Friederike Henriette Pauline Mariane Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806, zum zweitenmal verm. 23. Dez. 1832 mit Antonie Friederike Auguſte **Marie** Anna, Tochter des verſt. Herzogs Alexander von Württemberg, geb. 17. Sept. 1799. — Söhne: 1. Auguſt **Ernſt** Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818. 2. Der Gemahl der Königin von Großbritannien.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit **Thereſe** Marie Franziska, Schweſter des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. **Victor Emanuel**, Kronprinz, geb. 14. März 1820. 2. **Ferdinand** Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1823.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Febr. 1818, verm. 16. Auguſt 1798 mit Bernhardine **Eugenie** Deſideria, geb. 8. Nov. 1781. — Sohn: Joſeph Franz **Oſkar**, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Spanien.

Marie Chriſtine, Schweſter des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29 Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie **Iſabelle** Luiſe, geb. 10. Okt. 1830. 2. Marie **Luiſe** Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, geb. 1. April 1825. 2. Maria **Iſabella**, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Giovanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Anna Carolina Annunciata Johanna, geb. 9. Juni 1840. 7. Salvator Maria Stephan Joſeph Johann Philipp Joachim Taten Zanobi Ludwig Gonzaga, geb. 1. Mai 1842.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 19. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Sohn: Murad, geb. 22. Sept. 1840.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Marie** Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Oranien, geb. 17. Juni 1818. 3. **Katharine** Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. **Auguſte** Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Theure Lehre.

Vorwärts nur ſchaut' ich im Leben,
Gegenwart gab nie mir Glück —
Und jetzt will der Seele Streben
Und der Sehnſucht ſtilles Beben
Zur Vergangenheit zurück!

Brauſend war des Jünglings Walten,
Unbeſchränkt des Mannes Plan;
Frei mit enger Kraft zu ſchalten,
Ließ ich nirgends feſt mich halten
Auf der kurzgemeſſ'nen Bahn.

Allem, was am Wege blühte,
Gab mein Eilen raſchen Tod,
Wenn ich nach dem Fernen glühte,
Unabläſſig mich bemühte,
Dem zu nah'n, was Zukunft bot.

Ach, es iſt mir auch gekommen,
Was mir damals Zukunft war;
Und ich trage, ſchwer beklommen,
Für ſo viel, das mir genommen,
Morſchen Stab und graues Haar.

Und nun ruft das All die Kunde
Tief in meine Bruſt hinein:
Dem, der nimmer ſteht im Bunde
Mit der jetzt gegeb'nen Stunde,
Kann kein Glück erkohren ſeyn!

Bertram.

Wohin Dieſe und Jene gehören.

(Ein Faſchings-Schwank.)

Die Armen nach Geldern, die Hungrigen nach Island, die Kranken nach Heilbronn und Curland, ſchlechte Buchmacherei nach Buchareſt, die Perückenmacher nach Haarburg und Tours, die Dürftigen nach Brody, die Creditloſen nach Siebenbürgen, die Ruheliebenden nach Friedau, die Traurigen nach Klagenfurt, die ſchwatzhaften Brünetten nach Braunſchweig, die Weinenden nach Zähringen, die Auswanderer nach Neuſiedel, die Iſraeliten nach Judenburg, die Rechtsſtudirenden nach Jura, die Eierhändler nach Hennegau, die Frommen nach Fünfkirchen, die ſehr Frommen nach Neunkirchen, die Eheleute nach Belle-Alliance, die Jäger nach Hetzendorf, die Kahlköpfigen nach Glatz oder Kahlenberg, die Kammermädchen nach Zofingen, die Gecken nach Dünkelsbühl, die Geldloſen nach Guinea, die Mönche nach Kuttenberg, die Befragten nach Sagan, die Einſamen nach Oedenburg, die Wurſtmacher nach Darmſtadt, die Aufſchneider nach Mähren, die Ehrloſen nach Schandau, die Plauderhaften nach Schwaz und Schwetzingen, die Barbiere nach Bartfeld, die Lotterieſpieler nach Satz, die Kußſüchtigen nach Dortmund und Küßnacht, die Verſifexe nach Knittelfeld, die Prozeſſirenden nach Dortrecht, die Kletterer nach Hohenlinden, die Schloſſer nach Eiſenſtadt, die Weiberfreunde nach Magdeburg, die Freſſer und Geizigen nach Nimmerſatt, die Brummigen nach Bärwalde, die Schreibluſtigen nach Poſen, die Strebenden nach Erlangen, die Furchtſamen nach Memmingen, die Briefträger nach Oporto, die Recenſenten nach Rügen, die Dichter nach Rheims, die Jungfrauen nach Virginien, die Kinder nach Papa, die Geiſteskranken nach Irland, die Grauhaarigen nach Montblanc, die Lumpenſammler nach Fetz, die Milchweiber nach Melk, die Kaltblütigen nach Eisleben und Schneeberg, die Nichtkalten und Nichtwarmen nach Lauſitz, die Schlaffen nach Laxenburg, die Kalten und Froſtigen nach Ofen, die Neugierigen nach Leutſchau, die Harthörigen nach Orenburg, die Dummen nach Oxford und die Aushecker ſolcher Sächelchen nach Lappland.

Gr.

Die Feinde.

Pflicht iſt's, vor Feinden ſich zu hüten,
Doch wenn ſie immer ärger wüthen,
Dann kannſt du immer heit'rer ſeyn;
Denn ſieh', geläng' es, dich zu beugen,
Sie würden Luſt, nicht Groll bezeugen,
Ihr Grimm verbürgt: der Sieg ſey dein.

Der Senior der Baſtille.

Als Ludwig **XIV** zum Thron gelangt war, glaubten ſeine neuen und menſchlicheren Miniſter vor allen Dingen einen Akt der Gerechtigkeit und des Wohlthuns begehen zu müſſen, indem ſie die Regiſter der Baſtille ein wenig durchgingen und mehrere Gefangene daraus ſtrichen. Unter der Zahl derſelben befand ſich auch ein Greis, der ſeit 47 Jahren zwiſchen vier dicken, kalten engen Mauern ſeufzte. Durch das lange Leiden abgehärtet (das den Menſchen ſtählt, wenn es ihn nicht tödtet), hatte er die Langeweile und den Greuel der Gefangenſchaft mit männlicher, muthiger Ergebung getragen; ſein Haar war geſilbert und ſparſam geworden, und ſein Körper hatte faſt ſelbſt die Feſtigkeit ſeines lange gewohnten ſteinernen Sarges angenommen. Die Thür dieſes Grabes öffnete ſich jetzt, und zwar nicht, wie nach Gewohnheit, halb, ſondern diesmal ging ſie weit auf und eine unbekannte Stimme bedeutete ihm: er ſey frei! Der Erſtaunte zaudert, erhebt ſich endlich, geht zitternd einige Schritte, und kann den langen Raum bis zur Straße gar nicht erreichen. Die Treppe, der Flur, der Saal, der Hof, Alles erſcheint ihm unbegrenzt. Er ſteht und kann das Tageslicht kaum ertragen. Endlich beſteigt er einen Wagen, der ihn nach Hauſe fahren ſoll; aber — er muß bald wieder ausſteigen, das Fahren iſt ihm eine unerträgliche Erſchütterung. Man führt ihn langſam weiter. Er erreicht die Straße ſeiner ehemaligen Wohnung; das Haus — fehlt! ein öffentliches Gebäude ſteht an deſſen Stelle. Stadtviertel, Stadt, Menſchen, Alles iſt ihm fremd, die ganze neue Menſchenwelt iſt für ihn todt. Er fragt wieder nach der Baſtille, will dorthin zurück. Die Neugierde umgiebt ihn, einige alte Leute fragen ihn, er kennt Niemand mehr. Endlich erſcheint ein alter Portier, der, ſeit funfzig Jahren in ſeine Loge eingewohnt, kaum noch den Thürzug zu ziehen vermag. Es iſt ſein ehemaliger Domeſtik. Der gefühlloſe Menſch erzählt ſchonungslos, daß ſeine (des Gefangenen) Gattin vor dreißig Jahren vor Kummer geſtorben, ſeine Kinder in ferne unbekannte Gegenden gegangen und ſeine Freunde nicht mehr ſind. Der Unglückliche hört, ſeufzt und ſeufzt — allein! — Er geht zum Miniſter, der ihm ſeine Freiheit geſchenkt, verbeugt ſich und bittet: er ſolle ihn nach der Baſtille zurück führen! Er vermag es nicht, ſeine Angehörigen, ſeine Freunde allein zu überleben! Todesfälle, die Andere nach und nach betrüben, ihnen Zeit zum Troſt gönnen, haben ihn auf einmal niedergeſchmettert; ſein Gemüth erliegt! — Der Miniſter ward gerührt. Seinen Wunſch umgehend, veranlaßte er, daß er ſich an den alten Diener, ſo ſchonungslos er auch die erſten Leidensfälle vor ihm enthüllt, dennoch nach und nach gewöhnte, und mit ihm als Einſiedler fortlebte, bis der zeitige Tod ihn ereilte. Nie konnte er ſich an die neue Menſchenwelt gewöhnen. Duſchet.

Spaſshaftes Turn-Lied.

Lernt das Turnen mit der Milch
Im purpurnen Kleid und Zwilch!

Gleich dem Burnet *) hadert dann:
„Wer nicht turnet, iſt kein Mann!“

Schon ein Murner ſpringt und klimmt,
Wie zum Turner vorbeſtimmt.

Ein azurner Himmel lacht,
Wo der Turner Künſte macht.

Drum ſey Turnen unſer Thun,
Bis in Urnen Alle ruh'n!

Kurioſe Heilmittel.

Auf einem Masken-Balle, zur Feier eines hohen Geburtsfeſtes, erſchien auch eine Maske, welche Drogerieen ausbot, unter denen ſich folgende auszeichneten: Madagascar-Oel für diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaſter für diejenigen, die wohl wiſſen, wo ſie der Schuh drückt. — Wunder-Salbe für Froſtbeulen am Herzen. — Ohren-Balſam für diejenigen, die Alles nur halb verſtehen. — Seife für diejenigen, die ſich gern weiß waſchen möchten. — Extrait de plusieurs simples. — Pomade für die, an denen kein gutes Haar iſt. — Scheidewaſſer, um läſtige Verbindungen aufzulöſen. — Wunderthätige Mixtur gegen die Einſeitigkeit. — Peruaniſcher Balſam zu Einreibungen für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Auflöſende Pillen für verhaltene Seufzer. — Präcipitat für diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Veritable Augsburger Lebens-Eſſenz für diejenigen, die nicht zu leben wiſſen. — Niederſchlagendes Pulver für zu hohe Anſprüche. — Probates Mittel gegen den Stein des Anſtoßes. — Jungfern-Milch, um ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen. — Sublimat für diejenigen, die zu ſehr an der Erde kleben. — Räucher-Pulver für diejenigen, die gern den Geruch der Heiligkeit haben wollen. — Heftpflaſter für Schwätzer. — Höllenſtein für böſe Zungen. — Elaſtiſches Fluidum, um dem Mantel der chriſtlichen Liebe einige Dehnbarkeit zu verſchaffen. **.

---

*) Gilbert Burnet, ein ſtreitſüchtiger Geiſtlicher.

Lied.

Einſt war die Liebe Tugend,
Jetzt iſt ſie Sinnenluſt,
Und mit der Gluth der Jugend
Erſtirbt ſie jeder Bruſt.

Da lob' ich mir die Alten,
Die ſtets der Liebe Werth
Sich wußten zu erhalten,
Bis ihn der Tod verklärt.

Sollt' ich für Niemand beben,
Fühlt Niemand mir zum Heil,
So böt' ich dieſes Leben
Als Nichts um Nichts auch feil!

Einſt war die Freundſchaft dauernd,
Jetzt iſt ſie trügend Spiel,
Verfolget klug und lauernd
Des Eigennutzes Ziel.

Da lob' ich mir die Alten,
Die, was ihr Wort verſprach,
Im Herzen auch gehalten,
Bis Tod die Herzen brach.

Sollt' ich die Freunde meiden,
Wenn ſie das Glück verließ,
So müßt' ich ſündig ſcheiden
Vom inn'ren Paradies.

Doch immer ſich erneuen
In Lieb' und Freundesthat,
Heißt in die Bruſt ſich ſtreuen
Des Lebens ew'ge Saat.

D'rum lob' ich mir die Alten
Und will auch, treu bewährt,
In Lieb' und Freundſchaft walten,
Bis Tod ſie mir verklärt.

C. Dellink.

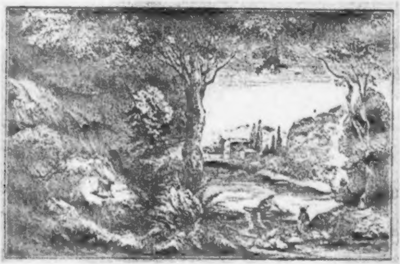
Die Zunge.

Die Zunge erzeuget manche Noth,
Die Niemand endet denn der Tod;
Die Zunge hat nicht Mark noch Bein,
Und bricht doch Mark und Bein und Stein;
Ja, von der Zung' es einſt erging,
Daß Chriſtus an dem Kreuze hing!

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

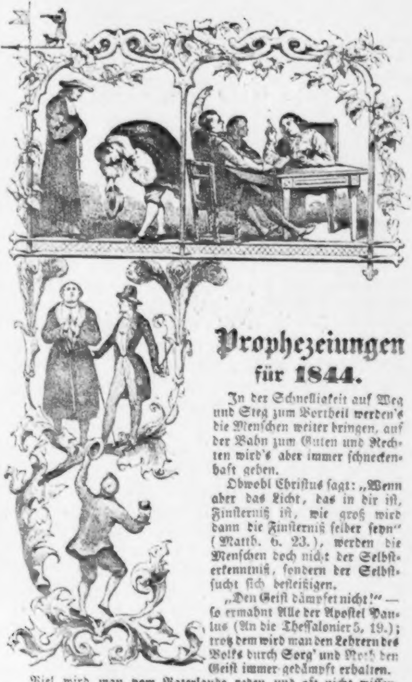
Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.



Natur zeigt düſter, rauh und ſtürmiſch ſich —
Doch bald wird Gott ſie lichten und erweichen,
Bis Mild' und Freundlichkeit das All erreichen; —
Und wenn den Menſchen nicht Natur entwich,
So muſs dem Bilde unſre Zukunft gleichen.

1844.
Berlin Vereins-Buchhandlung.



Prophezeiungen
für 1844.

In der Schnelligkeit auf Weg und Steg zum Vortheil werden's die Menſchen weiter bringen, auf der Bahn zum Guten und Rechten wird's aber immer ſchneckenhaft gehen.

Obwohl Chriſtus ſagt: „Wenn aber das Licht, das in dir iſt, Finſterniß iſt, wie groß wird dann die Finſterniß ſelber ſeyn" (Matth. 6. 23.), werden die Menſchen doch nicht der Selbſterkenntniß, ſondern der Selbſtſucht ſich befleißigen.

„Den Geiſt dämpfet nicht!" — ſo ermahnt Alle der Apoſtel Paulus (An die Theſſalonier 5, 19.); trotz dem wird man den Lehrern des Volks durch Sorg' und Noth den Geiſt immer gedämpft erhalten.

Viel wird man vom Vaterlande reden und oft nicht wiſſen, daß es im Gebiet des Lichtes und Geiſtes liegt; viel von Freiheit, ohne daran zu denken, daß die wahre Freiheit darin beſteht, ewiger Ordnung und ewigem Geſetz ausdauernd zu dienen; viel von Verfaſſungen, und es dennoch dabei an Vergreifungen nicht fehlen laſſen.

Man wird die Wahrheit zuweilen fordern; wer ſie aber giebt, den wird man mit Unwahrheit ſchmähen, ihn wohl gar beſtrafen. Es werden ſich Manche freuen, wenn Einer die Wahrheit klar herausſagt, ſelber aber ſchweigen; man wird ſchweigen, wenn ſich Einer für die Wahrheit opfert, nach ein Paar Jahrhunderten jedoch ein Denkmal für ihn in Vorſchlag bringen.

Gerechtigkeit wird als Kleinkrämerin gute Geſchäfte machen und als Großhändlerin und Großhandelnde zu Grunde gehen, wie's überhaupt oft geſchieht, wenn man den Zuſtänden auf den Grund geht.

Die Philoſophen oder ſogenannten Weltweiſen werden uns nicht die Welt weiſen, wie ſie iſt, vielmehr ſich die Dinge und Bedingungen erſt ſtellen, wie ſie nicht ſind, um auf den gelehrteſten Umwegen, zu großer Freude derer, die das Unbegriffene für das Unbeſtreitliche halten, uns endlich darzulegen, was nicht war, nicht iſt und niemals ſeyn kann.

Die Jungen werden ſich weiſer dünken wie die Alten, die Alten die Jungen thöricht nennen, die Weisheit wird aber ringsum ſelten zu finden ſeyn.

Man wird hier und dort edlen geiſtigen Samen ausſtreuen, aber die „ſchwarzen Vögel", genannt Jeſuiten, nicht hindern, daß ſie ihn verzehren, ehe er ſich mit der Erde vermählt und Frucht erzeugt.

Die Welt wird das Anſehen mit Verehrung anſehen und das Einſehen wird ohne Anſehen ſeyn.

Will auch Jeder ſich für parteilos erachten, werden doch die Meiſten immer und einzig Partei für ſich ſelber nehmen.

Es werden Viele am Staate beſſern wollen, die noch erſt ihr Familienweſen zu beſſern haben, und nicht begreifen, daß im guten Familienweſen ſich der gute Staat begründet; Viele werden ſogar gegen die Scepter wüthen und dabei der Pariſer Schneiderſcheere knechtiſch unterthan bleiben.

Man wird ſich oft an Luther's Worte erinnern und trotzdem ſein Beiſpiel gänzlich vergeſſen.

Der achtungswerthen „gerechten Mitte" wird oft weiter nichts fehlen als der Anfang, ſelten aber das Ende.

Loben wird man's, wenn Einer „politiſche Farbe" hat und es nicht ſtreng unterſuchen, wenn ſie darin beſteht, mit ſeiner Weisheit ſich weiß zu brennen und Andere anzuſchwärzen.

Es wird nicht an „leitenden Artikeln", oft aber am rechten und graden Wege fehlen.

Die Meiſten werden nach Aemtern und Begünſtigungen trachten und dabei die ehrwürdigſte und vortheilhafteſte Befähigung, ſich ſelbſt zu helfen, ſich ſelber der Mann zu ſeyn, gänzlich verwahrloſen.

Man wird ſehr viel examiniren und ſich ſehr viel examiniren laſſen; man wird ſehr viel wiſſen, nur nicht recht, was mit dem

Wiſſen anzufangen; demnach ſehr wenig vermögen, und doch hat ein: ich vermag! reichern Inhalt als ein zehnfaches: ich weiß!

Die Menſchen werden lieber Aal als liberal ſeyn, ſich lieber durchwinden und ſich ſchmiegen, als ſich durchkämpfen und ſiegen.

Man wird ſich unter das Pantoffel-Regiment nicht bloß der jungen, ſchönen Frauen, ſondern auch eines alten, ſogar niemals ſchön geweſenen Weibes, genannt Hierarchie, beugen, und das würde man unbegreiflich finden, ließen ſich Abſicht und Zweck nicht mit Händen greifen.

Beim Verſprechen wird man ſich oft verſprochen haben und vom Halten wenig halten.

Die Mäßigkeits-Vereine werden wieder meiſt Müßigkeits-Vereine und die Enthaltſamkeit mehr bei dem Geiſtigen als bei dem Körperlichen zu bemerken ſeyn.

Die Einigkeit der Deutſchen wird man beſonders an ihrer Flotte wahrnehmen, denn ſie wird aus einem Schiffe beſtehen.

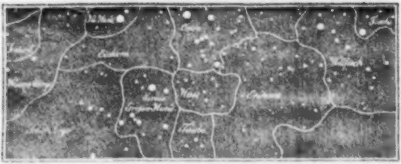
Man wird ſehr viel anfangen, nichts aber ſo beſtimmt zu Ende kommen wie das Jahr, welches ohnehin ein Schalt- oder Bewegungs-Jahr iſt; nichts aber wird ſich ſo dauernd zeigen, wie Eitelkeit, Selbſtſucht und — verfehlte Hoffnungen. Gz.

Die Sternbilder.

(Als Fortſetzung des Artikels im Jahrgange von 1843.)

Die hier noch aufzuführenden Bilder ſind ſämmtlich ſo gelegen, daß man ſie nahe um die Zeit ihres Meridiandurchganges betrachten muß, um ſie möglichſt deutlich wahrzunehmen. Je weiter gegen Süden, deſto beſſer und häufiger ſind ſie ſichtbar, und für die jenſeit des Aequators liegenden Länder ſtehen ſie hoch am Himmel, während unſere nördlichen Sternbilder Bär, Herkules, Leyer, Fuhrmann, u. a. nach und nach aufhören, ſichtbar zu ſeyn. Man muß demnach in unſern Gegenden, wenn man die hier verzeichneten Bilder kennen lernen will, die Jahreszeitenfolge deſto ſtrenger inne halten, je weiter ſüdlich ſie liegen. Wählt man die Mitternacht, ſo wird man die Bilder des erſten Blattes, von rechts nach links gezählt, in den Monaten Oktober bis Februar, die des zweiten im Februar bis Juni, die des dritten im Juni bis Oktober am beſten ſehen; will man ſeine Beobachtungen um 11 Uhr Abends machen, ſo muß man ſie einen Monat ſpäter an der betreffenden Stelle erwarten.

In den Winternächten alſo wird man das erſte Blatt vergleichen. Das uns ſchon bekannte Sternbild der Fiſche ſteht (in der erſten Mitternacht des Jahres) tief im Weſten; einzelne Theile ſind ſchon untergegangen; der helle Stern an der Grenze des Wallfiſches aber glänzt noch bis gegen 1 Uhr hin. Ihm folgt im Südweſten der Wallfiſch, ein großes aber nicht ſehr reiches Sternbild, und links daneben der ſehr ähnliche Eridanus, ein



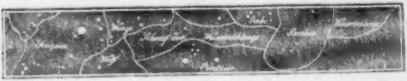
fabelhafter Fluß der Alten, deſſen weitere ſüdliche Fortſetzung in Europa nicht mehr ſichtbar iſt. Alles dies aber wird weit überſtrahlt durch den prachtvollen Orion und durch das große faſt gleichſeitige Dreieck, welches die drei hellſten Sterne Orions, des kleinen und des großen Hundes mit einander bilden. Dieſes ſchönſte Glanzgeſtirn unſeres Firmaments ſteht alsdann gerade im Süden und zwar ſo, daß Sirius im Meridian ſteht in der Minute, mit welcher das Jahr anfängt.*) Vom Orion nach Süden gehend, ſieht man das Geſtirn des Haſen und im ſüdlichen Deutſchland auch noch das der Taube. Das große Einhorn, zwiſchen den beiden Hunden, verſchwindet faſt ganz vor dem Glanze der Nachbargeſtirne; vom Schiff Argo ſind im tiefſten Südſüdoſt einige bleiche Sterne zu ſehen (die ſchönſten dieſes Bildes bleiben uns ganz verborgen) und weiter öſtlich iſt eine faſt ganz ſternenleere Gegend, in der man den einſamen Alphard (das Herz der Waſſerſchlange) mit einiger Mühe wahrnimmt.

Auffallender noch tritt dieſe Sternenleere hervor, wenn man in den Mitternächten des Februars (oder den Abenden des März und April) das Auge auf dieſe Gegend richtet. Alphard ſteht ſodann im Süden und zwar ſo hoch, wie die Sonne am 1. März; aber während der ſchon zum Untergang ſich neigende Orion und die beiden Hunde auch jetzt noch alles Andere am Himmel überglänzen, vermag ſelbſt ein ſcharfes Auge unter Alphard wenig oder nichts wahrzunehmen; ja auch über ihm und bis zum Geſtirn des Löwen hin iſt faſt leerer Raum, den die Alten daher unbezeichnet gelaſſen hatten. Hier nun iſt es, wo die Aſtronomen des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine Muſterkarte von mathematiſchen, chemiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten anbrachten, um der Nachwelt zu zeigen, daß ſie mehr wiſſenſchaftlichen Eifer als Geſchmack beſaßen. Man hat ſie bisher, da ſie kein anderes Bild behinderten, noch geduldet: die Napoleonsſterne dagegen, welche die franzöſiſchen Aſtronomen mit gänzlicher Verkennung älterer Rechte aus der glanzvollen Gegend in Orions Mitte bildeten, haben Leipzig und Waterloo nicht überdauern können und haben der alten Bezeichnung wieder Platz gemacht.

---

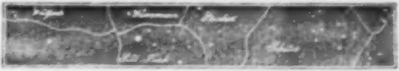
*) Jetzt zwar trifft dies noch ſchärfer für die vorhergehende Nacht (30. zum 31. Dezember) zu; in der letzten Hälfte des Jahrhunderts aber wird dafür die Neujahrsnacht mit aller Strenge eintreten.

Im Bilde des **Wallfiſches** zieht ein Stern unſere beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; der vierte unter den helleren (von links nach rechts gezählt) und dem hellen Stern der Fiſche zunächſt ſtehend. Er heißt Mira (der wunderbare) und iſt in hohem Grade veränderlich, indem er wechſelsweiſe als heller Stern dritter oder ſelbſt zweiter Größe erſcheint und dann wieder (außer für ſehr ſtarke Ferngläſer) ganz verſchwindet. Er iſt roth und dieſe rothe Farbe bleibt ihm auch beim ſchwächſten Lichte noch eigen; die Periode ſeines Wechſels iſt 336 Tage. Es giebt allerdings noch mehr veränderliche Sterne (man kennt jetzt einige zwanzig), aber bei keinem iſt der Wechſel ſo auffallend ſtark als bei dieſem. — Beſondere Aufmerkſamkeit verdient auch noch ein großer, glänzender, und dem bloßen Auge ſichtbarer **Nebelfleck** im Orion, etwas unterhalb den drei ſchönen Sternen, die in der Mitte des Bildes in gerader Linie neben einander ſtehen und die unter dem Namen des **Jacobsſtabs** bekannt ſind.



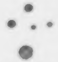
Für die Sternbilder des **zweiten** Blattes wird man die Frühlingsnächte wählen; doch auch in dieſen wird man ſie nur mit Mühe und bei genauer Kenntniß der darüber liegenden Sterne des Thierkreiſes finden, namentlich im nördlichen Deutſchland. Man betrachte (im Jahrgange von 1843) das Bild, welches in der Mitte die Jungfrau darſtellt. An dies ſchließt ſich unſer gegenwärtiges an. Der **Becher** ſteht in den Mitternächten des März tief im Süden, unterhalb des Löwen, und enthält nur kleine Sterne. Daſſelbe gilt von dem **Raben**, links neben ihm, und noch mehr von dem Schwanze der Waſſerſchlange, die (durch den Becher vom Hauptkörper getrennt) ſich durch eben ſo ſternenleere Gegenden als dieſer hinzieht. Der **Centaur**, ein glänzendes Sternbild für die ſüdliche Halbkugel, läßt die wenigen Sterne, welche in Deutſchland von ihm ſichtbar ſind, in den Mitternächten des April culminiren; ſie ſtehen unterhalb des Bildes der Jungfrau und ſind in Berlin ſchon kaum mehr zu ſehen.

Weiter öſtlich, im Mai culminirend, zeigen ſich die uns ſchon bekannten **Waage** und **Scorpion**, hier die Südgrenze unſers deutſchen Firmaments bezeichnend. Namentlich der Scorpion iſt ein reiches und glänzendes Sternbild, zumal im Vergleich mit den bisher betrachteten; allein wir gewahren in unſerm Norden von dieſem Glanze wenig und ein Theil ſeiner Sterne iſt ſelbſt in Italien kaum noch ſichtbar. **Antares**, der hellſte, das ſogenannte Herz des Scorpions, kann für dieſe Gegenden als Richtſtern dienen.



Auf dem **dritten** Blatte gewahren wir rechts zuerſt den in den kürzeſten Nächten des Jahres culminirenden **Schützen**, und links neben ihm den im Juli am beſten ſichtbaren **Steinbock**: beide, beſonders der letztere, nur ſchwach erglänzend. Doch ſind die Gegenden des Schützen, wo die alten Himmelskarten Pfeil und Bogen ſetzen, ziemlich reich an Sternen mittlerer Größe. Links vom Steinbock culminirt in den Mitternächten des Auguſt, unterhalb des Waſſermanns, der **ſüdliche Fiſch**, kenntlich durch einen Stern erſter Größe, **Fomalhaut** (auch Fomahant). Weiter öſtlich wieder eine große Sternenleere, die ſich im Süden des Wallfiſches hinzieht und erſt im Eridanus endet.

Nun noch einige Worte über den Theil des Himmels, den wir Bewohner des Nordens nicht ſehen. Man kennt ihn, wenigſtens ſeine ſüdlichſten Theile, erſt ſeit den Seereiſen der Portugieſen und anderer landentdeckender Völker des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, wiewohl man erſt im achtzehnten angefangen hat, ihn ordentlich zu verzeichnen. Er iſt im Ganzen weder reicher noch ärmer an Sternen als der uns ſichtbare Theil. Aber ihre Vertheilung iſt **weniger gleichförmig** und ſo zu ſagen maleriſcher; der ziemlich ſchroffe Wechſel zwiſchen ſternreichen und ſternleeren Gegenden, wie wir ihn an den zuletzt betrachteten Blättern ſchon einigermaßen kennen lernten, ſetzt ſich durch den ganzen ſüdlichen Himmel fort. Namentlich findet ſich ein großer glänzender Gürtel, deſſen beide Enden wir im Orion und dem Scorpion noch in unſeren Breiten ſehen, während die ſie verbindende Mitte (das **Schiff Argo**, das **ſüdliche Kreuz** und der **Centaur**) uns fehlen. Das Ganze, hoch am Himmel ſich hinziehend, macht einen majeſtätiſchen Eindruck, um ſo mehr als auch die Milchſtraße, in mehrere Arme geſpalten, denſelben Lauf nimmt. Vor allem zieht das ſüdliche Kreuz, das aber ſelbſt in Algier und Nieder-Egypten noch ſichtbar iſt, die Aufmerkſamkeit auf ſich. Vier glänzende und ein ſchwächerer Stern bilden nämlich die folgende Stellung:



Der ſüdlichſte (erſter Größe) ſteht in der Milchſtraße, und dicht neben ihm (zur Linken) zeigt ſich eine Stelle, welche ſchwärzer als der übrige Himmelsgrund zu ſeyn ſcheint und gleichſam eine Inſel der Milchſtraße bildet. Zwei andere haben die zweite, der an der rechten Ecke die dritte und der kleinſte die vierte Größe, während das Ganze nur 5 Grad Durchmeſſer (der Raum zwiſchen den beiden Zwillingsſternen) am Himmel einnimmt. Nahe links daneben ſtehen noch zwei Sterne erſter Größe, zum Centauren gehörig. Dieſes Kreuz dient allen ſüdlichen Völkern ſtatt einer Uhr. Am 1. April iſt es Mitternacht, wenn das Kreuz aufrecht ſteht, am 1. Mai 10 Uhr Abends u. ſ. w. nach der bekannten Jahreszeitenfolge. Seiner ſo ſehr beſtimmten Figur ungeachtet iſt das Kreuz gleichwohl ein neues von den portugieſiſchen Seefahrern eingeführtes Sternbild, denn die Alten rechneten es mit zum Centauren, und dies iſt ein Beweis neben manchem andern, daß ſie wenig daran dachten, durch ihre Sternbilder die von den Geſtirnen wirklich gebildeten Figuren auszudrücken. Auch kannten ſie es wenig, da es ſich damals kaum noch (jetzt gar nicht mehr) über den Horizont von Alexandrien erhob; und überdies war ja das Kreuz der Alten nicht mehr und nicht weniger als jede andere mathematiſche Figur. Dagegen ſtelle man ſich das Entzücken chriſtlicher Seefahrer vor, als ſie zuerſt, nach Süden ſchiffend, das heilige Symbol des Glaubens hellſtrahlend am Firmament erblickten!

So haben wir nun ein allgemeines Bild des Himmels, wie er uns erſcheint, aufgeſtellt, das freilich nur wenig ahnen läßt von dem, wie er wirklich iſt. Wie Manches von dem, was wir als Gruppe zuſammenziehen, mag in ungeheure Fernen auseinander gerückt ſeyn und nur für unſern Anblick hintereinander ſtehen, wie der Mond hinter einer Wolke! Noch manches Jahrhundert wird vergehen, bis wir die Bewegungen, Veränderungen des Glanzes und dergleichen etwas mehr als jetzt wiſſen und die wirklichen Entfernungen — wozu bis jetzt nur erſt ein ſchwacher Anfang gemacht iſt — meſſen können. Und wieviel des gänzlich Unerforſchten mag nicht hinter Allem, was unſer bewaffnetes Auge erblickt, verborgen ſeyn! Doch darüber kann hier nicht weiter geſprochen werden, und wir haben unſre Abſicht erreicht, wenn es uns gelungen iſt, vorerſt nur dem ſichtbaren Himmel wieder einige Blicke zuzuwenden in einer Zeit, die nur zu ſehr Gefahr läuft, über die freilich aller Beachtung werthen materiellen Intereſſen das höhere Bedürfniß des Geiſtes mehr und mehr aus den Augen zu verlieren.

Es möge nun noch eine kurze Anleitung folgen, aus den Geſtirnen, wo man ſich auch auf der Erde befinden möge, ſowohl die Himmelsgegenden als die Zeit zu beſtimmen.

Die erſteren findet man auf der nördlichen Halbkugel am einfachſten durch den Polarſtern, deſſen Auffindung im vorigen Jahrgange gelehrt wurde. Wendet man das Geſicht gegen ihn, ſo hat man zur Linken Oſt, zur Rechten Weſt, im Rücken Süd, wenigſtens ſo genau, als es z. B. dem nächtlichen Wanderer irgend wünſchenswerth ſeyn kann. Verlangt man ſie genauer, z. B. um die Richtung der Fronte eines Gebäudes zu beſtimmen, eine Sonnenuhr aufzuſtellen und dergleichen, ſo muß man berückſichtigen, daß der Polarſtern nicht genau im Pole ſelbſt ſteht, ſondern einen, wiewohl ſehr kleinen Tageskreis um ihn beſchreibt; man muß alſo die Zeit wählen, wo er durch den Meridian geht, wobei man aber dieſe Zeit doch nur ohngefähr, wie eine gewöhnliche Taſchenuhr ſie giebt, zu wiſſen braucht.

Der Polarſtern geht durch den Meridian

am	6. April	und	6. Okt.	um	12 Uhr	Mittag und Mitternacht,
=	22. =	=	22. =	=	11 Uhr	Morgens und Abends.
=	7. Mai	=	6. Nov.	=	10 Uhr	= = =
=	23. =	=	22. =	=	9 Uhr	= = =
=	7. Juni	=	7. Dez.	=	8 Uhr	= = =
=	22. =	=	22. =	=	7 Uhr	= = =
=	7. Juli	=	7. Jan.	=	6 Uhr	= = =
=	22. =	=	22. =	=	5 Uhr	= = =
=	6. Aug.	=	6. Febr.	=	4 Uhr	= = =
=	21. =	=	21. =	=	3 Uhr	= = =
=	6. Sept.	=	6. März	=	2 Uhr	= = =
=	21. =	=	21. =	=	1 Uhr	= = =

wonach ſich leicht die Zeit für andere Tage findet. Wenn man die Zeit auf eine Viertelſtunde richtig hat, ſo kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß eine nach dieſen Angaben aufgeſtellte Sonnenuhr alsdann auf die Minute genau zeigen werde.

Um nun, wenn man durch den Polarſtern die Himmelsgegenden kennt, auch ohne alle inſtrumentale Hülfsmittel die Zeit zu finden, merke man ſich die Tage des Jahres, wo gewiſſe helle und leicht kenntliche Sterne um Mitternacht im Meridian (alſo dem Polarſtern gerade gegenüber im Süden) ſich befinden. Es folgt hier eine kleine Auswahl ſolcher Sterne, nach den Jahreszeiten geordnet.

Es ſtehen um Mitternacht im Meridian:

Caſtor (in den Zwillingen)	am 12. Januar,
Procyon (im kleinen Hunde)	= 14. =
Alphard (in der Waſſerſchlange)	= 10. Februar,
Regulus (im Löwen, der hellſte)	= 21. =
Denebola (im Löwen, der nächſt helle)	= 18. März,
Spica (in der Jungfrau	= 11. April,
Arctur (im Bootes)	= 24. =
Gemma (in der Krone)	= 15. Mai,
Antares (im Scorpion)	= 28. =
Wega (in der Leyer)	= 30. Juni,
Atair (im Adler)	= 18. Juli,
der hellſte im Waſſermann	= 21. Auguſt,
der hellſte in Andromeda	= 22. September,
der hellſte im Widder	= 22. Oktober,
der hellſte im Wallfiſch	= 5. November.

Aldebaran (im Stier) am 28. November.
Sirius (im großen Hunde) „ 31. Dezember.

Drei Stunden früher ſtehen dieſe Sterne (beiläufig) im Südoſten, drei Stunden ſpäter im Südweſten. Für jeden Tag, der ſpäter als die obige Angabe fällt, ziehe man vier Minuten von der Mitternacht ab.

Es ſey alſo z. B. der 8. April und man erblicke den Regulus gerade im Süden, dem Polarſtern gegenüber, welche Zeit iſt es?

Regulus culminirt um Mitternacht am 21. Februar.
Von da bis zum 8. April ſind . . . . 46 Tage.
46 mal 4 Minuten . . . . 3 Stund. 4 Min.
Dieſe abgezogen von der Mitternacht bleibt 8 Uhr 56 Min.
es iſt alſo beiläufig 9 Uhr Abends.

In derſelben Nacht ſehe man Arctur im Süden, welche Zeit iſt's?

Arctur culminirt um Mitternacht am 24. April,
vom 8. April bis zum 24. fehlen noch 16 Tage,
16 mal 4 Minuten . . . . . 1 Stunde 4 Minuten.
Dieſe zur Mitternacht zugelegt, giebt 1 Uhr 4 Minuten Morgens.

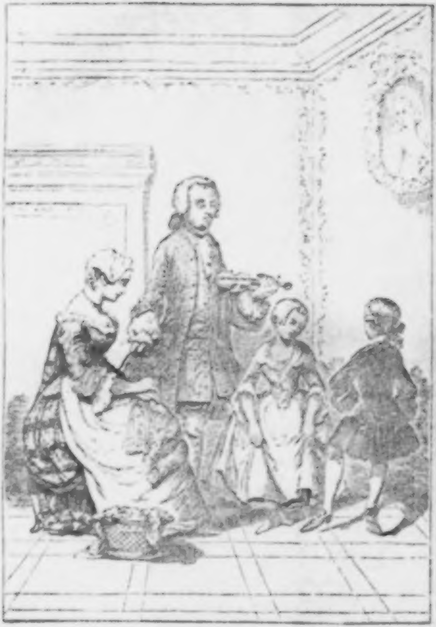
Dieſelbe Tafel kann nun natürlich auch dienen, bei ohngefähr bekannter Zeit durch irgend einen Stern die Himmelsgegend zu finden, im Fall etwa der Polarſtern durch Wolken verdeckt wäre.

Mädler.

Erziehung und Lehre.

Wenn wir über Erziehung und Lehre Einiges zu ſagen gedenken, wollen wir zuvor ein Paar Bilder aus dem achtzehnten Jahrhundert betrachten, deſſen angeſchlagene Richtung ſich immer fühlſamer machte, denn ſie legte den Grund zu der bloßen Dreſſur, die auch heut zu Tage vorherrſcht, aber nun in ſolcher Breite, daß man ſie nicht gehörig überſieht und in der bloßen Zunahme ganz Neues zu haben glaubt. Die ehemals beſchränktere Dreſſur — Einſchulung — iſt nur eine umfaſſendere, eine verwinkeltere geworden.

Da haben wir auf dem erſten Bilde die Dreſſur des Körpers durch den Tanz, und die in der gezwängten und ſteifen Kleidung geſuchte Wohlanſtändigkeit des Aeußern, bei einer Erziehung, der die Bonne, die Hofmeiſterin, vorſtand. Hiebei galt nur das Oberflächliche, die Liebhaberei, und das Leben war ſo um ſeinen Halt und Ernſt gekommen, daß die franzöſiſche Revolution nöthig wurde, um der Zeit den Kopf zurecht zu ſetzen. Dies Bild erinnert an die Tage, wo der Gouverneur des nachmaligen Ludwig XIV eine neue Menuet-Figur erfand, die durchaus keinen andern Zweck hatte, als dafür zu ſorgen, daß man nicht einmal während des Tanzes dem Dauphin den Rücken zukehren ſolle, und dann zwingt es uns auch, mit Schrecken an die Maſchine zu denken, welche die Tanzmeiſter anwendeten, um die Füße nach



auswärts zu drehen, bis ſie zur geraden Linie gezwängt wurden, während die Beine doch ſich kerzengrad hielten. Der Schreiber dieſer Zeilen verdankt indeß einer ſolchen Maſchine das Angenehme, niemals getanzt zu haben. Als ich in ihr ein paar Stunden gemartert worden war, benahm ich mich etwas ungeberdig, ſo daß der franzöſiſche Tanzmeiſter in ſeinem geradebrechten Deutſch bemerkte: „Ah, an Sie is verloren der 'Opp und die Walz!" wonach ich mit vollem Lachen den gewiß Vielen barbariſch vorkommenden Entſchluß faßte, niemals tanzen zu lernen, ihn auch ausführte und nun nebenher glücklich lernte, mich um das Achſelzucken wohldreſſirter Leute gar nicht zu kümmern. Bemerken müſſen wir noch, daß die Bonne eine der beſten iſt; denn während ſie hier ein Auge darauf hat, daß Alles in „noblem" Anſtande geſchehe, brachte ſie ſich eine Handarbeit mit, um die Zeit nicht ganz unnütz zu vergeuden, und ebenein ſcheint ſie ſelber etwas nachdenklich geworden zu ſeyn über die Zuläſſigkeit ſolcher Erziehungs-Grundlagen.

Das zweite Bild zeigt uns die Zöglinge in der Schreibeſtunde, wo begreiflich der Unterricht nur in franzöſiſcher Sprache ertheilt wurde; denn dieſe allein war hinlänglich, im achtzehnten Jahrhundert überall die Bildung zu beweiſen, während die vornehme Jugend jetzt, weil das Franzöſiſche zu verbreitet iſt, ſich ſchon mit dem Engliſchen und Italieniſchen plagen muß. Der kleine Schüler, der Rococo-Stutzer, hat ſichtlich mit Unluſt ſein Spielwerk verlaſſen, er muß die Feder anſetzen, um auch brieflich an Rede-Figuren und Höflichkeits-Drechſeleien die Wahrheit ſich abzugewöhnen, und die Bonne ermahnt den Unwilligen freundlich, was wieder darthut, daß wir eine der leut- und leutſeligſten vor uns haben, während doch die Uhr bezeugt, daß ſie ſtreng und pünktlich Stunde hält.

Im dritten Bilde ſehen wir ſie als Lehrerin in der Kunſt, durch die Kunſt ſich die Langeweile zu vertreiben, denn von einer tieferen Erfaſſung kann hier nicht die Rede ſeyn. Der Bruder malt die Schweſter, die Schweſter zeichnet den Bruder und dieſer muß wohl eben die modiſche Negligee-, zu deutſch die Haus- oder Morgen-Haube idealiſirt, zu deutſch „halbvergöttert", „ſchönſcheiniger", „ſchönwirklicher" gemacht haben — man möge ſich einen der drei Ausdrücke für die „idealiſirte" Nachtmütze ausſuchen! — da die Bonne ihn darüber zurechtweiſt.

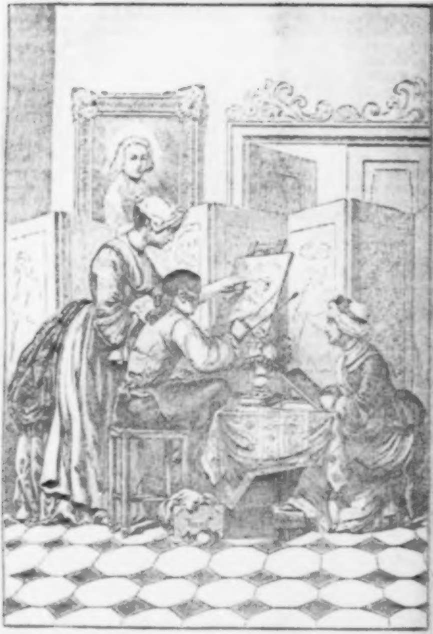
Auf dem vierten Bilde iſt eben für den jungen Herrn die Fechtſtunde zu Ende, und die Ritterlichkeit wurde ſchon ſo übermüthig, daß ſie dem Religionslehrer, der ſich zu ſeiner Schülerin den Schüler holen will, einen ihn erſchreckenden Beweis von ihrem Fortſchritt giebt. Wie hier auf Neckerei, wird das Herrchen ſpäter, wenn ſich die falſche Ehre breit machen will, auf ernſte Händel ausgehen, oft eines „dummen Jungen" wegen, wo die Ausgleichung doch ſo nahe läge, indem ſtatt eines dummen Jungen man gleich zwei annähme bei den Zweikämpfern.

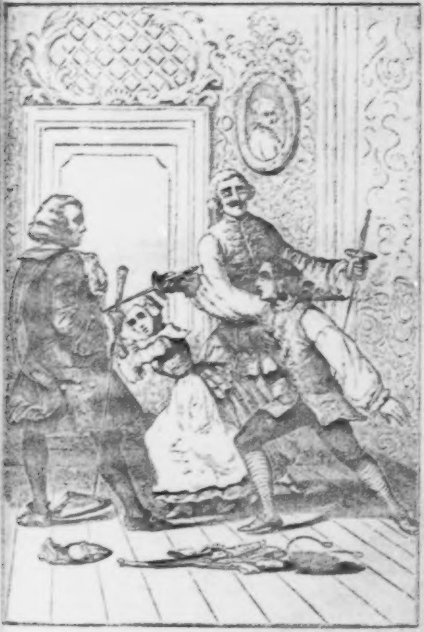
Man ſieht aus den vier Darſtellungen, daß hier nur an äußerliche Fertigkeit der Bildung gedacht iſt, an eine ſolche, die Alles hauptſächlich zu Schein und Zeitvertreib benutzt. Erziehung und Lehre ſollen indeß den Beweis zu Tage fördern, daß der Menſch ein vernunftfähiges Geſchöpf iſt; ſeinen geiſtigen Beruf und ſeine Eigenthümlichkeit ſoll er wahrnehmen, nicht ein Affe ſeyn, der ohne Prüfung nachahmt, und Alles ſchon deshalb für vernunftgemäß hält, weil er's an Vielen bemerkt.

Die natürlichen Anlagen und Geiſtesgaben bei den Menſchen ſind ſich bei weitem ähnlicher, als man zuweilen noch jetzt zu erkennen Luſt oder Einſicht genug hat. Die Verſchiedenheit iſt unzweifelhaft minder eine angeborene, mehr entſtanden aus der Verſchiedenheit der Ausbildung oder deren Mangel; denn vielen Kindern geht es eben nur wie der linken Hand, die bloß deshalb ſo — linkiſch ſich geberdet, weil man ſie vernachläſſigt und die rechte Hand vorzugsweiſe in Thätigkeit ſetzt.

Das Beiſpiel und die Selbſterziehung ſind das eigentlich Wirkſamſte, aber von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, ſterben Viele, ehe ſie erzogen ſind. Vom *Beiſpiel* zu reden, ſo wäre oft den Kindern das abzugewöhnen, ihnen das *abzulehren*, was ſie von den Erwachſenen lernten. Die Selbſterziehung aber ſetzt die Kraft der Prüfung und Entſagung voraus, und dieſe gewinnt man nur in ſtrenger und herber Schule, die indeß von dem heutigen jugendlichen Geſchlecht nicht eher benutzt wird, bis das Schickſal unumgänglich darauf hinweiſt, während es doch Grundſatz und freier Entſchluß ſeyn ſollte, in der Selbſtüberwindung Herr und Meiſter werden zu wollen. Feſtigkeit des Geiſtes, Muth und Ausdauer in den Beſtrebungen, Einfachheit und Genügſamkeit in Forderungen und Wünſchen: das ſind die Bedingungen eines *Charakters*; nur Wenige faſſen jedoch den Plan zu ſolchem Ziel und noch Wenigere führen ihn aus.

Zwiſchen Erziehung und Lehre iſt ein Unterſchied. Für die Welt des Wiſſens, der Worte und des Scheins, überhaupt der Form, hat man der Lehrer unzählige; für die Welt der inneren begründeten Erkenntniß, der Erziehung in klarer Wahrheit und natürlich richtigem Gefühl, ſind die Lehrer ſo ſelten wie die Sache und hierin muß auch Jeder für ſich das Beſte thun. Man gebe der Jugend die Richtung zur Selbſterkenntniß, in ihr liegt dann die Grundlage zur Menſchenkenntniß überhaupt. Was nun das Wiſſen betrifft, ſo antwortete ſchon der ſpartaniſche König Ageſilaus auf die Frage: „was müſſen die Kinder lernen?“ ſehr richtig: „was ſie als Erwachſene brauchen!“ Bei den einfachen ſpartaniſchen Zuſtänden war dies keine ſchwierige Aufgabe, bei den ſich oft ganz entgegenſtehenden, von der ſogenannten Kultur beherrſchten heutigen Zuſtänden würde aber die Antwort auf die Frage: „was brauchen die Erwachſenen?“ ſehr mannigfach und verwirrend ausfallen und man vor Allem einſehen müſſen, daß eben





erſt die Zuſtände wieder einfacher zu regeln, dabei aber doch nicht im Stocken, ſondern in der Bewegung zu halten wären; denn unſre Zeit iſt auf der Wanderſchaft zu einem Ziel, das noch nicht einmal mit Beſtimmtheit erkannt wurde. Jedenfalls iſt indeß zu ſagen: man laſſe die Jugend lernen, was lebendig eingreift in's Leben, plage ſie nicht mit dem Todten, das ihr den Kopf füllt und ſpäter doch keinen Ertrag giebt; in der Ausbildung des Geiſtes pflege man aber auch die des Körpers, denn von der körperlichen Schwäche ſtammen viele der Verſchrobenheiten, welche die Menſchen hindern im freien Wachsthum und Fortſchritt. Man will dies neuerdings durch das Turnen beſſern, und das iſt unzweifelhaft ein gutes Etwas; denn bisher war die Gelehrſamkeit ſo einſeitig und verkehrt, daß die Gymnaſien, im Alterthum zuerſt für die Körper-Uebung geſtiftet, bei uns Orte wurden, wo die Jugend frühzeitig im Sitzen verzwergte und verkrümmte und man ſich die Verbreitung der Schwindſucht angelegen ſeyn ließ. Frühwiſſerei, Vielwiſſerei und Verzärtelung, das ſind die mit Modeputz verhüllten Ungeheuer, welche dem Menſchengeſchlecht Kraft und Freudigkeit ausſaugen. Nicht wie raſch und was Einer weiß, ſondern wie er es weiß und zu benutzen verſteht, iſt das Wichtigere für den Geiſt, und dieſes Wie umfaßt dann auch die Pflege der Kräftigkeit überhaupt, denn nur im geſunden Körper wohnt die geſunde Seele. — Uebrigens ſind wir, was das Zuviel des Wiſſens betrifft, nur inſofern einverſtanden, als von dem für das Leben Unbrauchbaren die Rede iſt; denn bei Gewöhnung an Arbeit und Ordnung läßt ſich gar viel thun, und die jetzigen Klagen: man bürde der Jugend mehr auf, als ſie zu rechtem Gedeihen zu ertragen vermöge, haben doch auch ihren Grund mit darin, daß man die Stetigkeit, die Emſigkeit verlernt und ſich zu früh und gedankenlos hineinreißen läßt in die Zerſtreuungen und Genüſſe des minder geſelligen als luſtliebigen Lebens.

Gewiß aber — um hier zu ſchließen — entbehrt ein Menſch, der nicht ſelbſt denkt, ſondern immer Andre für ſich denken, ſich von ihnen gängeln und verleiten läßt, der nicht feſten Grundes ſeines Kopfes und Herzens ſich verſichert, den werthvollſten Theil des Daſeyns; er iſt unfähig für deſſen ernſte und große Aufgabe, uns dem göttlichen Urbilde zu nähern, iſt nur bequemes Handwerkszeug derer, welche die Welt täuſchen und betrügen wollen. So muß es denn bei Lehre und Erziehung heißen: Nicht die bloße Schulweisheit und das Fortkommen, ſondern das Leben und der Fortſchritt ſind Zweck der Lehre und Erziehung. Gz.

Moosröslein.

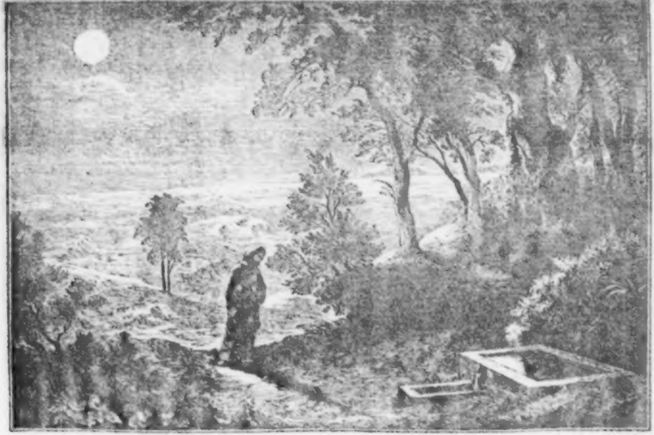
Während jener Zeit, da der Heiland zur Erde gekommen, die göttliche Lehre zu verkündigen und zu verbreiten, ſcheute er nicht Sorge, Müh' und Beſchwerden, ſeinen heiligen Beruf zu erfüllen.

So wanderte er einſt zu einer Gemeinde, die nach ihm und dem Worte des ewigen Lebens verlangte, über den glühenden Sand der Wüſte hinweg, nicht achtend Schmerzen und Wunden der Füße, nicht klagend über den Mangel des labenden Quells.

In der Ferne zeigte ſich endlich ein Wald, und deſſen grüne und weiche, kunſtreich vom Schöpfer bereitete Moosdecke war oft unbemerkt geblieben: der Wanderer viele ſchritten darüber hin ohne ſie eines Blickes zu würdigen. Hiedurch gekränkt, ſelbſt in ſeiner Demuth, flüſterte das Moos: „Wie bin ich doch ein gar armes Weſen, daß man mein ſo ganz vergißt! Immer aufwärts nach den hohen Bäumen, vorwärts nach dem langen Wege wendet ſich das Auge der Vorübergehenden; wie freundlich und traulich ich einlade, zu mir winzigem Pflänzlein beugt ſich Niemand! Dennoch will ich ferner nicht murren, ob es mich auch ſchmerzt; will künftig ſtillen Sinnes das mir gewordene Loos ertragen: er, der mich ſchuf, wird wiſſen, warum es mir ſo hart ergeht, wird wiſſen, weshalb ich hier vereinſame!“

Eben trat des Mondes glänzende Scheibe hinter Wolken hervor, und das Moos hatte doch heimliche Freude daran, wie nun ein ſchweigendes Schimmer-Meer über ſeinen Sammet-Teppich ſich ergoß und die feingezierten Blätter und Spitzen ſich kränzten mit dem ſanften Lichte. — Da nahte der Heiland, ſichtbar ſchwer ermüdet und ermattet. Seine Geſtalt vermochte nicht, ſich wie ſonſt in Hoheit zu tragen. Geſtützt auf einen Stab, beugte ſich ſein Nacken und das ſchöne Haupt; das himmliſch-edle, ausdrucksvolle Antlitz war bleich, aus dem ſehnſuchtvollen Auge aber leuchtete dennoch die mildeſte Innigkeit. Ach, wie wohl that ihm die Kühle des Mooſes, und mit gefalteten Händen pries er die Güte und Herrlichkeit Gottes, die an dem Saum der brennenden Wüſte den friſchen, grünenden Teppich ausgebreitet hatte. Er verweilte, und das Moos dankbar betrachtend, ſprach er: „Du herzig weiches Kräutlein, wie lieb und werth biſt du mir, ob man auch dein kaum gedenkt. Harre nur aus in entſagender Geduld, und mein Vater im Himmel, der dem dürren Felde Lilien ſchenkt, ſo ich ihn darum bitte, wird dich ſchmücken mit ſeiner Freude an dir!“

Und nieder ließ ſich der Heiland zu wonnigem Ausruhen, und wie er da ſo hingeſtreckt lag, ſinnend und träumend, neben ſich auch ſeinem Stabe die Raſt gönnend, träufelten Tropfen ſeines Blutes, heller und klarer wie der ſchönſte Rubin, aus den Wunden ſeiner Füße auf das Moos, und jeder Tropfen des geſpendeten Blutes ward ein Röslein, das, ſich mehrend, immer weiter und weiter ſproßte und ſich hinzog über den ganzen Teppich. Das Moos aber, beſchämt darüber, daß es doch wohl nach dem freundlichen, erhebenden Schmuck getrachtet habe, umſchloß ihn, damit er nicht prunke, achtſam mit ſeinen Blättchen, und den Menſchen, die ein ſolch Empfinden richtig erkannt haben, gilt noch heut das Moosröslein als Sinnbild der Demuth. Gh.



Der zweite ſchleſiſche Feldzug.

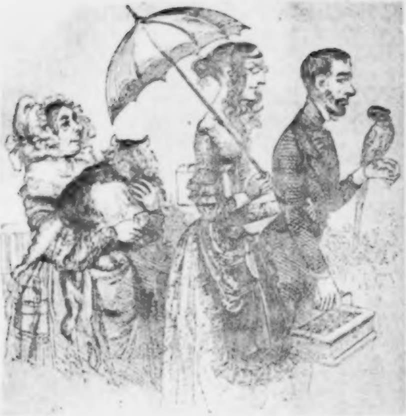
Da am 10. Auguſt 1844 ein Jahrhundert verfloſſen, ſeit der zweite ſchleſiſche Feldzug begann, dürfen wir eine Erinnerung an Friedrich den Großen nicht unterlaſſen. Der König gewahrte neue Anſtrengungen ſeiner Gegner und kam deren Schritten zuvor. Er hatte ſich mit Frankreich und der Pfalz verbunden, eilte nach Böhmen und eroberte Prag. Die Franzoſen zeigten ſich jedoch als ſchlechte Bundesgenoſſen, der König verlor viel Menſchen und Heergeräth, ſeine Bundesgenoſſen verließen ihn. Schleſien wurde von den Feinden überſchwemmt, mehrere Feſtungen fielen und der Stern des Königs ſchien untergehen zu wollen. Da ſiegte er aber — nachdem man am 18. Mai in Leipzig ſeine Staaten ſchon getheilt hatte — bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 und an dieſem Tage, Morgens neun Uhr, hatte er — Schleſien wieder gewonnen. Nachmals wurde er zwar bei Sorr (30. September 1745) überfallen, hatte nur 18,000 Mann gegen 40,000, ſiegte jedoch auch hier nach fünfſtündigem ſchwerem Kampfe, dann noch bei Hennersdorf (23. November 1745). Als jetzt die Feinde den Plan faßten, im folgenden Winter Berlin raſch zu erobern, warf ſich Friedrich mit einer Abtheilung ſeines Heeres in die Lauſitz, während der „alte Deſſauer“ mit der andern Abtheilung gerade auf Dresden rückte. Dieſer ſchlug die Oeſterreicher am 15. Dezember auf den Höhen von Keſſelsdorf, rückte am 18ten in Dresden ein, wo am 25. Dezember der Friede zu Stande kam und Schleſien nun abermals dem Könige geſichert war. In dieſem Kriege begingen die Panduren, immer den Vortrab habend unter ihrem Oberſten, dem Freiherrn von der Trenck (der 1749 als Gefangener auf dem Spielberge zu Brünn ſtarb und ein ſchmachvolles Andenken hinterließ), die empörendſten Grauſamkeiten. Hier mag es denn auch geſchehen ſeyn, daß einſt ein Pandur ſein langes Gewehr auf den König anlegte und dieſer mit dem Anruf: „Du, Du, Du!“ den im Hinterhalt Lauernden ſo erſchreckte, daß er ſeine Waffe ſinken ließ, obwohl ein ehrlicher Invalide einſt das auf beigefügtem Bilde dargeſtellte Ereigniß in das Jahr 1757 verlegte und dem Könige die Worte unterſchob: „Kanaille, willſt Du den ſiebenjährigen Krieg vor der Zeit zu Ende bringen!“ — was jedenfalls eine luſtige Einfalt iſt.

Um nun aber auf die Wichtigkeit des zweiten ſchleſiſchen Feldzugs hinzuweiſen, wollen wir nur folgende Bemerkung Friedrich des Großen mittheilen: „Der Feldzug von 1744 war meine Schule und Traun (der öſterreichiſche Feldmarſchall) mein Lehrmeiſter. Oft iſt das Glück verderblicher für die Fürſten als das Unglück; das erſtere berauſcht ſie mit Hochmuth, das andere macht ſie umſichtig und beſcheiden.“

Die „Selbſtſtändigte“.

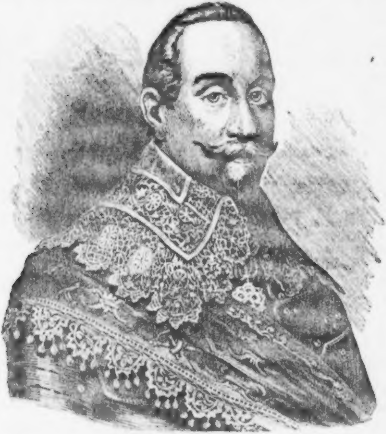
Man wird dies Wort nicht gleich verſtehen, es iſt indeß vorgeſchlagen worden für den Fremd-Ausdruck: die „Emancipirte“; wir wollen es zum Spaß gebrauchen, bis Einer das treffendere und wohlklingendere findet und nun über dieſe „Selbſtſtändigte“ eine briefliche Mittheilung geben.

„Du willſt wiſſen, wie es dem Franz D** in ſeiner Ehe geht? Ueberblicke das mit einem Male. Seine Frau iſt eine Gelehrte, das heißt: ſie dichtet und ſchreibt Romane, nachdem es ihr nicht beſonders gelingen wollte, ſelbſt Romantiſches zu erleben. Da ſie lange die Ledigkeit nicht los werden konnte, hat ſie ſich zur Selbſtſtändigkeit entſchloſſen, aber doch einen Mann als Krücke und unterthänigen Diener herbeigezogen, unſern Franz D**, den wir überredeten, ſich durch die Zeitungen zum Ehemann anzubieten, nachdem er im Examen zum andern Male durchgefallen war. Da meldete ſich nun Doris von M**, freilich beinahe ſchon doppelt volljährig, aber die Summen ihrer Thaler überwogen die Summen ihrer Jahre und überreifen ſchlimmen Launen: die Heirath kam zu Stande. Mit Deiner und meiner Neugier behaftet, ſchrieb ich nun an D**, daß ich auf einer Reiſe ihm in die Nähe kame und erhielt die Einladung, mich an einem beſtimmten Tage nach ſeinem Landgut zu bemühen, das eben bezogen werden ſollte. Ich war dort, aber etwas zu früh, das Ehepaar mußte ſich im Winterquartier zu lange mit Packen aufgehalten haben! Indeß waren die nöthigen Anordnungen meinetwegen gemacht worden, ich blieb in dem ganz hübſchen Schloß und ſah am andern Tage vom Fenſter aus den Einzug des Ehepaars, den ich Dir hiemit zeichne, wonach Du eigentlich Alles haſt, um beurtheilen zu können, wie es unſerm Franz D** geht. Aus dem dicken Buche, das Madame unter dem Arme trägt, hörte ich Morgens und Abends ein paar Tage ſchlechte Verſe vorleſen, hörte den dicken Schoßhund knurren, vom Papagey Goethe's „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſeyn“ ſchnarren; vernahm, daß Madame in der Zwiſchenzeit ſchreibe und immer ſchreibe, bei Sonne und Licht. Franz aber beſorgt alle Wirthſchafts-Angelegenheiten und nächſtdem ein Amt, worin er einzig iſt: er muß nämlich allzeit die Verſe ſeiner Frau loben. Da er auf keine andre Anſtellung Anſpruch hat, er ſich auch immer beſſer ſteht, wie wir es als künftige Aſſeſſoren zu hoffen haben, iſt er zufrieden genug, und als ich ihm bemerkte: mir ſchien es, er ſey eigentlich auch als Ehemann durchgefallen, entgegnete er faſt humoriſtiſch: „Ach nein; ich habe mich recht glücklich unter die Haube gebracht!“ So mag er denn im Frieden ein altes Weib werden, und wer weiß, ob er nicht auch noch in anderer Weiſe, trotz der verfehlten Examen, ſein Glück macht; denn die alten Weiber vom Männergeſchlecht werden zuweilen für



höchſt anſtellungsfähig gehalten, weil ſie natürlich aus Eigenliebe am Alten hangen, vom Alten zehren, die Dinge erſt nachträglich begreifen, wenn ſie ſchon vergriffen ſind, und, die Zeit nach ſich ſelbſt beurtheilend, ſie allzeit für ſo gebrechlich halten, daß man ſie im Spital verſorgen müſſe. Doch ich will nicht eine Abhandlung ſchreiben über die Menge mannsgeſchlechtlicher alter Weiber, deren ſchlechte Wirthſchaft weltgeſchichtlich wurde, ſondern für Mit- und Nachwelt nur wünſchen: Weiber bei Windel und Spindel, Männer im Feuer und am Steuer! — Leb wohl, mein Freund! — rüſte Dich gleich mir zum Aſſeſſor-Examen oder zur „Beiſitzer-Herausförderung" (auch „Herausforderung"), aber als Mann, damit wir nicht bloß Beiſitzer, ſondern wirkliche Beſitzer eines Amts werden können, und müſſen wir, eh' wir eins bekommen, alt und grau werden, laß uns doch in Hirn und Bruſt jung und friſch bleiben. Auf Wiederſehen!

mark. Schweden und Norwegen ſollten fernerhin unter Souveränetät des erſten nur ein Reich bilden. Ungern fügte ſich Schweden dieſer Beſtimmung, doch das Anſehen und die Gewalt Margarethe's, Königin von Dänemark, bezwang jeden Widerſtand. Die vereinigten nordiſchen Länder bildeten ein Wahlreich. Dieſer letztere Umſtand ſtellt die durch das Gedrücktſeyn hervorgehenden Aufſtände Schwedens unter den theils ſchwachen, theils grauſamen Unions-Königen in ein förmliches Recht. Die Schweden ernennen ſich ſelbſt Reichs-Statthalter, welche den Königen ſich zwar unterordneten, die Macht jedoch in Händen behielten. Steno Sture, nach ihm Suanta Nielſon Sture führen das Amt des Reichs-Statthalters ruhmvoll. Steno Sture zog den am 12. Mai 1490 zu Lindholm in Upland gebornen Guſtav, deſſen Mutter Cäcilia aus dem Geſchlecht der Sture, Sohn des Herzogs Erich Waſa von Grypsholm, in ſeinem ſechsten Jahre an den Hof, wo er bald Zeichen ſeines kräftigen und ſelbſtſtändigen Gemüthes gab. Als der Dänenkönig Johann nach Stockholm kam, um die Huldigung zu empfangen, ſoll der junge Guſtav ihm unter den Edelknaben vor Allen aufgefallen ſeyn. Er winkte ihn zu ſich, blickte ihm in das blitzende Auge und ſprach, indem er mit der Hand des Knaben Haar herabſtrich: „Dieſer Jüngling wird, ſo ihm Gott das Leben läßt, dermaleinſt ein tapferer Held werden." Er ahnte nicht, was die Erfüllung dieſer Prophezeiung ſeinem Nachfolger koſten ſollte. Guſtav bezog im Jahre 1509 die Univerſität Upſala; als jedoch Chriſtian II nach Schweden kam, um es gemäß der Kalmariſchen Union in Beſitz zu nehmen, ſtellte der muthige Jüngling ſich in aufwallendem Zorn den Dänen entgegen und ſchlug eine Abtheilung ihres Heeres. Indeß war Chriſtian doch in Stockholm eingetroffen und verlangte unter den ihm bewilligten Geißeln für die Treue der Schweden auch den jungen Waſa. Wider ſein gegebenes Wort führte er di[illegible]ben nach Dänemark, von wo Guſtav aber in Bauernkleidung entkam und mit Hülfe eines Lübecker Schiffes glücklich in Kalmar landete. Die Beſatzung dieſer Feſtung weigerte ſich, dem kühnen Helden zu folgen. Er mußte weiter fliehen, aber obgleich Chriſtian ſeinen Schwur einer allgemeinen Amneſtie und der Aufrechterhaltung aller ſchwediſchen Freiheiten längſt gebrochen, obgleich der Tyrann mit dem Abſchlagen von ſechshundert Häuptern ſeine Blutherrſchaft begonnen, fand Guſtav dennoch nicht die Unterſtützung, welche er gehofft. Schrecken und Furcht feſſelten das Volk. So gehetzt von den Verfolgern, in Gefahren aller Art kam er nach Dalekarlien, wo ihn ein Pfarrer bei ſich aufnahm, ihm mit Geld, mit Wort und That beiſtand. Auf Anrathen deſſelben trat Guſtav mitten unter die verſammelten Bewohner des Ortes, welche eben ein Feſt feierten, und redete ſie in ernſter, begeiſterter Rede an, gedachte des Blutbades, welches erſt vor Kurzem ſtattgefunden, und eiferte für die unterdrückte Freiheit. Seine Worte zündeten, man rief ihm zu, er ſolle das Vaterland erretten, und ſchwur Gut und Blut zu wagen. Dies war der Anfang des Aufſtandes, zu dem ſich nach und nach das ganze kräftige Bergvolk Dalekarliens geſellte. Bald war das Schloß des Gouverneurs erobert, immer neue Haufen Volkes ſtrömten unter die Fahnen des kühnen Waſa, bedeutendere Siege folgten, in kurzer Zeit rückte Guſtav bis vor Stockholm. Die Hauptſtadt ergab ſich dem Sieger, den nun ganz Schweden jauchzend als ſeinen Retter begrüßte. Chriſtian floh nach Dänemark, ward aber auch hier durch eine Revolution entſetzt und auf dieſe Art Schwedens Befreiung geſichert. Im Jahre 1521 erwählten die Stände auf dem Reichstag zu Wadſtena Guſtav zu ihrem Reichs-Statthalter, 1523 am 6. Juni zu Staraquas erklärten ſie ihn zum König. Nach mehrmaliger Weigerung nahm Guſtav dieſe Würde an, ließ ſich aber erſt einige Jahre ſpäter krönen, weil er die Aufrechterhaltung des damaligen geiſtlichen Zuſtandes in Schweden nicht beſchwören mochte. Mit Hülfe ſeines wackern Kanzlers Lardz Anderſon führte er nach und nach, durch Begünſtigung der dem Lutherthum ergebenen Geiſtlichen, mit weiſer Mäßigung die neue Lehre ein, der er ſchon längſt zugethan war. Indem er ſo gewiſſermaßen ſich zum Vormund des Volks machte, erfüllte er ſeiner Zeit gemäß vollkommen ſeinen Beruf. Man muß dieſe folgenreiche That Guſtav's aus dem Geſichtspunkte betrachten, den jene Zeit, wo Bildung nur in den höheren Ständen anzutreffen war, aufſtellt: das Volk wußte nicht zu denken, ſo dachte er für das Volk. Jetzt freilich würde es eine falſche Art ſeyn, wollte ein Herrſcher die eigene Ueberzeugung auf ſolchem Schleichwege ſeinem Volke unterzuſchieben ſuchen, denn jetzt iſt es die höchſte Aufgabe des Herrſchers, mit dem Volke zu denken. — Im Jahre 1527 erlangt Guſtav von den Ständen die Abſchaffung der biſchöflichen Privilegien. Die Geiſtlichen beſchwerten ſich zwar hierüber ſowohl als über Einziehung der Kloſtergüter und über Beſchränkung ihres anmaßenden Verfahrens, als Guſtav aber zornig in aller Gegenwart die Krone niederlegen wollte, dagegen aber auch von der Geiſtlichkeit die Erſtattung der zur Befreiung des Landes aufgewandten Koſten begehrte, beſannen ſich dieſelben eines Beſſeren und wagten fortan nur im Geheimen, ihn einen Ketzer zu nennen. Die Ausbreitung von Luthers Lehre griff indeß immer mehr um ſich, Guſtav's Klugheit beſchwichtigte die Wankenden, ſein ſtarker Arm züchtigte die Rebellen, welche ſich in einigen Provinzen gegen ihn erhoben, und im Jahre 1530 nahm ein National-Concil die Augsburgiſche Confeſſion als des geſammten Reiches Glaubensform an. Im folgenden Jahre vermählte der König ſich mit Catharina, Tochter des Herzogs Magnus von Sachſen, welche jedoch ſchon 1535 ſtarb. Guſtav vermählte ſich zum zweiten Male mit Margarethe, Tochter des Landvogts von Weſtgothland. Um dieſe Zeit wurde eine Verrätherei entdeckt, welche des Königs Geheimſchreiber, Wolfgang Gyler, mit mehreren Deutſchen angezettelt. Der König ſollte durch Pulver, das unter ſeinen Kirchenſitz eingegraben, in die Luft geſprengt werden. Ein Schiffer, Johann Windrack, war beauftragt, die brennende Lunte anzulegen. Dieſer aber ſchwatzte das Geheimniß in trunkenem Muthe aus; die Verräther wurden überwieſen und hingerichtet. Von nun an war es des Königs Wunſch, ſeinen Nachkommen die Erbfolge zu ſichern. Die Stände ſetzten dieſelbe auf dem Reichstag zu Weſteräs (1544) als Reichsgeſetz feſt. Der ſchwediſche Thron befand ſich den beſtehenden Rechten der Stände gegenüber eigentlich zu jener Zeit in keiner ſelbſtſtändigen Lage; Adel und Geiſtlichkeit hatten zu viel Gewalt in Händen, doch auch der Bürger- und Bauernſtand hatte manche Rechte; Guſtav's perſönliche Kraft gab ihm allerdings ein großes Uebergewicht, da zugleich ſein Heldenmuth noch friſch im Gedächtniß des Volks lebte. Doch verletzte er nie die Verfaſſung. Unter ſpäteren kriegeriſchen Königen hob ſich die monarchiſche Gewalt. Guſtav's III ſpätere Beſtrebungen, die beiden unteren Stände gegen den Adel zu heben, ging freilich nur von abſolutiſtiſchen Abſichten aus, auch fand dieſer König in dieſem Kampfe ſeinen Tod. Erſt die neueſte Verfaſſung, nach der franzöſiſchen Revolution und als deren Folge, hat dem Bürger- und Bauernſtande größere Rechte gewährt, welche dadurch keine unbedeutende Macht in dem, wenn auch immer noch ariſtokratiſchen, Staate erlangten und der Krone ſelbſt zur Stütze dienen. — Guſtav Waſa wirkte mit aller Kraft für des Reiches Beſte, gab heilſame Geſetze, begünſtigte die Wiſſenſchaft, die Gewerbe, den Handel. Er ſtarb nach einer ſieben und dreißigjährigen, weiſe geführten Regierung im ſiebzigſten Jahre ſeines Alters (1560). In ſeiner Perſönlichkeit wird er als ein ſchön und hoch gewachſener Mann, voll Leutſeligkeit, hinreißender Beredſamkeit, unerſchütterlichem Muth und klarer Beſonnenheit uns gerühmt. Dennoch beging er darin einen Fehler, daß er ſeinen Söhnen zweiter Ehe große Provinzen verlieh, wodurch ſich Zwiſtigkeiten in der königlichen Familie entſpannen, welche beſonders durch des zum König gekrönten Erich XIV Wildheit und ſeines Bruders Johann von Finnland Verrätherei zum Ausbruch kamen. Johann verband ſich mit dem dritten Bruder Carl von Südermannland, Erich wurde abgeſetzt, Johann III König (1569). Dieſer ließ ſich durch ſeine Gemahlin Katharina Jagellona, eine Polin, zur katholiſchen Kirche zurückleiten, weil er es vergaß, daß die Königin nur des Königs Gattin, nicht ſein Geheimerrath noch ſein Beichtiger ſeyn ſoll. Hierdurch erzeugte ſich im Volke Mißvergnügen, das unter Johann's Sohn, Sigismund, der zugleich König von Polen war und ſtets in dieſem Lande ſich aufhielt, zur offenen Empörung ſtieg. Die Stände verlangten, Sigismund ſolle wenigſtens ſeinen Sohn den Schweden übergeben, damit er in Luthers Lehre erzogen werde. Da dies nicht geſchah, erklärten ſie ihn für des Thrones verluſtig und erwählten an ſeiner Statt ſeinen Oheim Carl von Südermannland mit Feſtſetzung der Erblichkeit für die Söhne und Töchter in gerader Linie. Carl behauptete ſich glücklich gegen Polens Angriffe, ließ aber den Kampf noch ſeinem Sohne Guſtav Adolph. Dieſer, ein Enkel Guſtav Waſa's gleich Sigismund, wurde 1594 zu Stockholm geboren. Sowohl geiſtig als körperlich durch eine ſorgſame Erziehung geſund und kräftig gebildet, trat er ſchon im zwölften Jahre in das Heer und im ſechszehnten in den Staatsrath. Als Carl IX im Jahre 1611 geſtorben, erklärten die Stände den achtzehnjährigen Guſtav für mündig und huldigten ihm. Durch die erſte That ſeiner Regierung ſchon bewies der junge König, daß er es verſtehe, in der gleißenden Um-

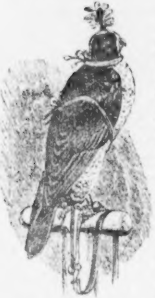


gebung des Hofes das wahrhaft Ehrenwerthe und Geiſteskräftige zu erkennen. Er nahm Axel Oxenſtierna, bisher den jüngſten unter den Staatsräthen, zu ſeinem vertrauten Rathgeber an, und dieſer zur Freundſchaft ſich ſteigernden Verbindung zwiſchen einem großen König und einem großen Staatsmanne verdankte Schweden ſeine Blüthe im Innern, ſeinen Einfluß nach Außen. 1612 ſchloß Guſtav einen Frieden mit Dänemark, um ſich deſto kräftiger gegen Rußland und Polen wenden zu können. Das erſtere ſah ſich, nachdem der Schwedenkönig in glücklichem Feldzug die ruſſiſchen Feſtungen Kexholm, Noteburg, Ivonovgorod, Jama, Caporia u. a. eingenommen, ebenfalls zum Frieden gezwungen; Polen ging, obgleich in offener Feldſchlacht bei Wallhoff in Semigallen auf's Haupt geſchlagen (1626), nur einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre ein (1629). Guſtav nahm ihn an, weil er ihm freie Hand ließ, nun gegen Oeſterreich ſeine Waffen zu kehren. Kaiſer Ferdinand II, der unverſöhnliche Feind der Proteſtanten, beabſichtigte aller Wahrſcheinlichkeit nach auch Schweden anzugreifen nach Beſiegung des nördlichen Deutſchlands. Guſtav Adolph erkannte dieſen Plan, der ihn freilich nur zur Wachſamkeit und ſteten Schlagfertigkeit verpflichtete, während ein anderer Grund ihn antrieb, ſelbſt nach Deutſchland zu gehen: die ſchmähliche Lage, in der ſeine proteſtantiſchen Brüder in dieſem Lande ſich befanden; die Sache ſeines heiligen Glaubens, die Sache der Menſchheit zu verfechten, fühlte er ſich gedrungen. — Kaiſer Ferdinand hatte, nachdem Wallenſtein Oeſterreichs Waffen zum Schrecken Deutſchlands gemacht, am 6. März 1629 das Reſtitutions-Edikt gegeben. Dieſes Edikt hob vor Allem die Rechte der Reformirten gänzlich auf, weil der frühere Religionsfrieden nur den Lutheriſchen die Kirchenfreiheit geſtattet. Auf dieſe Weiſe hätte ſich das Intereſſe der Lutheriſchen, welche ohnedies in Haß gegen die Reformirten lebten, von dem der letzteren getrennt, doch der Kaiſer ſorgte, daß auch die erſten ſich dem Edikt nicht fügen konnten. Denn dies beſtimmte ferner, daß kein katholiſcher Landesherr gehindert werden dürfe, wenn er ſein Land von der neuen Lehre ſäubern wolle, daß die proteſtantiſchen Unterthanen nicht das Recht der Duldung, ſondern nur das ungehinderter Auswanderung in Anſpruch nehmen dürften. So wurde das Recht der freien Ueberzeugung durch dieſes Edikt mit Füßen getreten, und dennoch wäre vielleicht ſelbſt ein ſo verachtendes Verfahren nicht von den Fürſten angefochten worden, hätte nicht ein dritter Punkt ſie eben in ihrem Vortheil gefährdet. In dieſem nämlich wurde die Zurückſtellung aller ſeit dem Paſſauer Vertrage (1552) durch die Proteſtanten eingezogenen Kirchengüter befohlen. Dieſem Anmuthen widerſetzte man ſich, und da der Kaiſer feſt bei ſeiner Abſicht verharrte, ſah man ſich nach auswärtiger Hülfe um. Schon war Guſtav Adolph, der eifrigſte und frommſte Bekenner der lutheriſchen Lehre, bereit, das

Schwert für ſie zu ziehen, wie für die deutſche Freiheit, ohne welche er keinen Boden ſah, worin die Pflanze der reinen Erkenntniß ſicher Wurzel ſchlagen könnte. Er nahm in kräftiger Rede von ſeinen Ständen Abſchied, übergab ihrer Obhut ſeine Tochter Chriſtine, ordnete die Regierung und ſchiffte nach Deutſchland. Am 24. Juni 1630 betrat er mit einem Heere von 30,000 Mann die pommerſche Küſte. Der Kaiſer, im Uebermuth des Sieges, achtete ſeiner kaum, ja er entließ, als der Schwedenkönig ſchon in Deutſchland ſtand, noch ſeinen Feldherrn Wallenſtein, über deſſen Gewaltthätigkeiten ſich ſelbſt die katholiſchen Fürſten auf dem Reichstage zu Regensburg beklagt hatten. Die ſoldloſen Kriegerſchaaren zogen zum Theil dem neuen am Kriegeshimmel aufgehenden Sterne zu. Guſtav hatte wohl geheime Einladungen nach Deutſchland erhalten, aber im Bündniß mit ihm war bei ſeiner Landung noch kein Fürſt. Auch jetzt ſetzte man noch kein Vertrauen in ſeine Macht und wollte deshalb nicht offen mit dem Kaiſer brechen. Der König wußte ſich Anerkennung zu verſchaffen. Mit dem Schwert zwang er Pommerns Herzog Boliſlav, die Thore Stettins ihm zu öffnen, und trieb die Kaiſerlichen aus Pommern und Mecklenburg. Den ängſtlichen Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg konnte er nur durch Drohung zum Bündniß bewegen; Johann Georg von Sachſen aber ſuchte ſchlau, ohne ſich mit Guſtav einzulaſſen, vom Kaiſer die möglichſten Vortheile aus der Landung der Schweden zu ziehen. Glücklicher Weiſe war er in dieſen Bemühungen unglücklich. Durch ſolche Widerwärtigkeiten Seitens derer, denen er Hülfe bringen wollte, aufgehalten, konnte Guſtav Adolph das ſchreckliche Schickſal Magdeburgs, das in Erwartung ſeiner ſich ſechs Wochen lang mit Heldenmuth vertheidigte, nicht abwenden. Am 10. Mai übergab ſich Magdeburg an den bayeriſchen Feldmarſchall Tilly, der die ſchöne und reiche Stadt bis auf den Grund zerſtören ließ. Nicht oft genug können die unmenſchlichen Scheußlichkeiten, welche bei dieſer That barbariſcher Wuth vorfielen, für das ſpäteſte Gedächtniß mit dem Fluche der Geſchichte gebrandmarkt werden! — Landgraf Wilhelm von Heſſen kam freiwillig zu Guſtav Adolph und endlich erklärte ſich auch Sachſen für den König, der im zornigen Schmerze über Magdeburgs Fall den Wütherich Tilly verfolgte, ihn bei Leipzig traf und hier auf dem breiten Felde auf das Glänzendſte beſiegte (7. Sept. 1631). Siebentauſend Todte blieben aus dem Heer des Tilly, fünftauſend Gefangene, alles Geſchütz und Heergeräth fiel in die Hände des Siegers. Das ganze proteſtantiſche Deutſchland athmete auf nach dieſer glorreichen Schlacht, welche plötzlich alle Verhältniſſe veränderte. Dem ruhmvollen Sieger ſchloſſen ſich die Fürſten zuverſichtlich an, und Guſtav wußte ſeinen Sieg höchſt vortheilhaft zu nützen. Thüringen, Franken, die Rheinländer wurden durchzogen und vom Feinde befreit, überall mit milder Schonung und ſtrenger Mannszucht gewaltet. Am Lech ſtellte ſich Tilly dem Könige von Neuem entgegen, wurde aber auch hier geſchlagen, und erhielt eine Wunde, an welcher er ſtarb. Guſtav zog in München ein, doch ohne, wie die Stadt gefürchtet hatte, ſie als Vergeltung für Magdeburgs Verwüſtung der Plünderung preis zu geben. Guſtav dachte zu edel, um einer ſolchen Rache fähig zu ſeyn. Ganz Deutſchland ſchien in ſeiner Gewalt, die deutſche Freiheit wieder hergeſtellt, konnte er an ſo niedrige Thaten denken! In dieſer bis auf's Höchſte geſtiegenen Verlegenheit wandte der Kaiſer ſich wieder an Wallenſtein, der nach vielen Zugeſtändniſſen Seitens des erſteren ein neues Heer aufſtellte. Mit 60,000 Mann traf er bei Nürnberg auf den Schwedenkönig. Beide Armeen lagen einige Zeit in Verſchanzungen einander gegenüber, endlich, des Harrens müde, greift Guſtav das Lager des Feindes an, muß aber erfolglos ſich zurückziehen. Er verließ Nürnberg. Auch Wallenſtein brach auf und ging nach Sachſen. Guſtav Adolph folgte ihm, und die beiden größten Feldherrn ihrer Zeit trafen am 1. Nov. 1632 zu offener Feldſchlacht bei Lützen auf einander. Hier war dem edelſten Helden der Geſchichte die Grenze ſeines Lebens geſteckt: Guſtav Adolph fiel, durch Verrath, wie man vermuthet. Der Sieg blieb unentſchieden, doch behaupteten die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar das Schlachtfeld. — Nicht volle drittehalb Jahre hat der heldenmüthige Schwedenkönig für die Freiheit Deutſchlands gefochten, aber ſein Beiſpiel hatte noch mehr gewirkt als ſeine großen Thaten. Er hatte neuen Muth und Selbſtvertrauen in die Verfechter des Proteſtantismus gebracht, und ſo müſſen wir die Verehrung für ihn als ein heiliges Vermächtniß bewahren. Schweden iſt weder reich noch ſehr bevölkert, aber Guſtav machte es gewaltig durch die kühne geiſtige Kraft ſeiner Perſönlichkeit; in der Begeiſterung für die Idee ſeines gereinigten Glaubens ſchreckten ihn weder Gefahren noch Anſtrengungen. Geiſt und Muth, Frömmigkeit und redlicher Sinn einten ſich in ihm. Er umfaßte in ſeinem großen Herzen nicht allein die Scholle, welche ſein Vaterland hieß, obgleich er für daſſelbe mit Weisheit ſorgte — ſein Vaterland war größer, ſein Vaterland war die Freiheit des Geiſtes, für die er focht und ſtarb. Als ein Feldherr des Geiſtes iſt er ewig für die Welt! — In Stockholm wurde ſeine Leiche mit der ausgeſuchteſten Verehrung beigeſetzt. Auf eines der bei dieſer Gelegenheit nach damaliger Sitte aufgeſtellten Schaugerichte hatte die Königin Maria Eleonora, Schweſter Georg Wilhelms von Brandenburg, welche ihren Gemahl auch nach Deutſchland in den Kampf begleitet und ſeinen Leichnam nach Schweden führte, eigenhändig die Worte geſchrieben: „Alles iſt vergänglich, die Tugend aber unſterblich.“ Dies war der große Troſt der Wittwe — er ſey's auch der Menſchheit zu aller Zeit!

Anton Gubitz.

Die Falknerei des Mittelalters.



In England, Frankreich und Belgien hat man, weil die Langeweile das Neue raſch alt und das Alte nagelneu werden läßt, der Falkenjagd ſich wieder zugewendet, und da ſie geſchichtlich merkwürdig iſt, wollen wir bei einem aufgeputzten Vogel einen Blick in die Vorzeit werfen. Die Falkenjagd war ſonſt eine der gewöhnlichſten Beluſtigungen vornehmer Herren und Damen. Mit Falken auf der Hand abgebildet ſieht man ſie bei feierlichen Aufzügen, auf Münzen, Siegeln und Grabſteinen. Der Falke war gleichſam der Stempel des Adels, und ſo geehrt und hochgeſchätzt, daß die alten Saliſchen, Ripuariſchen, Allemanniſchen, Burgundiſchen, Longobardiſchen Geſetze dieſen Vogel durch große Strafen gegen alle Nachſtellungen zu ſichern ſuchten. Nach den Burgundiſchen Geſetzen, welche dieſen Raub ganz beſonders hoch beſtraften, mußte der Falkendieb, der ſich nicht mit einer großen Geldſumme loskaufen konnte, von dem geſtohlenen Vogel ſich aus ſeiner Bruſt ſechs Unzen Fleiſch ausbacken laſſen. Die Vergnügungsſucht macht grauſam!

König Franz I von Frankreich, genannt der „Vater der Jäger“, verwendete (obgleich der Jägerei weit mehr ergeben) auf die Falknerei viel Geld. Der Ober-Falkenmeiſter zog die damals anſehnliche jährliche Beſoldung von viertauſend Livres. Er hatte funfzehn Edelleute unter ſich, deren Jeder fünf- bis ſechshundert Livres erhielt, und fünfhundert Falkenmeiſter ſtanden bei dreihundert Beizvögeln zu Gebote; er konnte nach Belieben allenthalben jagen, und zog auch noch eine Abgabe von den Vogelhändlern. Der Falkenier-Stab folgte dem König allenthalben hin, ſo wie ſeine Jägerei. — Die Jäger und Falkenmeiſter hatten damals einen ſonderbaren Gebrauch unter ſich. Im Mai kamen alle Jäger, grün gekleidet, mit Trompeten und grünen Spitzruthen bewaffnet und jagten die Falkenmeiſter aus dem Hofe: es war nun die Jahreszeit, wo man die Hirſche jagt. Wenn aber der Winter begann, erſchien die Falknerei und trieb die Jäger aus, die nun die Hunde in die Ställe einſperren mußten, weil die Hirſche jetzt nicht mehr zur Jagd taugen.

Kaiſer Heinrich IV war ein ſo außerordentlicher Liebhaber der Falknerei, daß er die Falken (gleich ſeinem Vorfahren Heinrich III) mit in ſein Reichsſiegel aufnahm. Damit geziert, ſind von ihm auch Münzen vorhanden. — Kaiſer Friedrich I verſtand ſelbſt die Kunſt, die Falken abzurichten; Kaiſer Heinrich IV liebte die Falkenjagd ungemein und Kaiſer Friedrich II kennen wir als ſehr kunſtgerechten Liebhaber dieſer Beluſtigung. Er ließ ſeine Falken aus Afrika kommen und erfand eine neue Art von Hauben (Capellae) für ſie. Die gemeinere Gattung der Falken kannte man ſchon im zwölften Jahrhundert, und die Araber ſollen ſie zuerſt gebraucht haben. — Es gab Reichsſtädte, die dem Kaiſer jährlich Falken liefern mußten. — Kaiſer Karl V gab den vertriebenen Rhodiſer Rittern die Inſel Malta, wofür, zur Anerkennung der Lehn, die Ritter ihm jährlich einen weißen Falken ſenden mußten. So wurden viele Lehen gegen Darbringung von Falken ertheilt, auch finden ſich mehrere Beiſpiele von einem ſogenannten Habichts-Lehen in der Vorzeit.

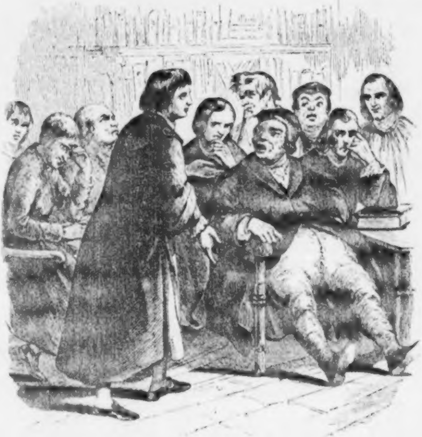
Ein ſo geliebter und geſchätzter Vogel, den Fürſten und Geſetze ſchützten und ehrten, mußte endlich auch dadurch geehrt werden, daß er, „als ein Gefährte des Adlers", ſogar einem Ritter-Orden ſeinen Namen gab. Dieſen ſtiftete, unter der Benennung „der weiße Falken-Orden", oder: „Orden der Wachſamkeit", im Jahre 1732 Herzog Ernſt Auguſt zu Sachſen-Weimar. — Unter den Falken ſelbſt achtet man die weißen aus Island und Norwegen, als die ſchönſten und kühnſten im Fluge und Raube, am höchſten. Ehemals zierte man ihnen den Hals und die Klauen mit goldenen Ringen, und das edelſte Geſchenk, was ein Ritter ſeiner Dame, oder ein Vaſall ſeinem Lehnsherrn als Gabe bringen konnte, war ein Falke. An keinem Theile der Jagd nahmen die Damen der Vorzeit mehr Antheil als an der Falknerei; ihre Leibfalken wurden von ihnen eben ſo ſehr geliebkoſet, als in unſern Zeiten andere Schooß-Thiere, und ein Schriftſteller des funfzehnten Jahrhunderts ſagt: „Wenn man auf das Beitzen oder Jagen ausging, beſtiegen die Damen geputzte Zelter und jede trug ſehr niedlich, entweder einen Sperber, einen Habicht oder Stoßvogel auf ihrer Fauſt." — Der Mann war nicht eben zart in ſeinem Ausdruck: Fauſt, heut zu Tage würde es heißen: „auf ihrem ſchönen Arm oder Händchen", denn man iſt jetzt gar zierlich im Reden und — lacht ſich hinterdrein in's Fäuſtchen. Wir aber wollen dem alten Schriftſteller die Fauſt und Jedem einen biderben Ausdruck laſſen, wenn er's nur offen und ehrlich meint.

J.

Johannes Fauſt.

(Aus einer alten Pergament-Handſchrift.)

Doktor Johannes Fauſt war eines Bauern Sohn aus Roda im Altenburgiſchen, obwohl er ſelber oftmalen ſagte: er ſtamme aus Knüdlingen in Schwaben, weil er alldort einen reichen Ohm hatte, den er auch nach deſſen Abſcheiden beerbte. Er war geboren im Jahr 1512, ſtudirte in Wittenberg 1530 und weiter in der Zeit, ergab ſich aber neben der Theologie auch der Weltweisheit. Als er nun im Jahr 1532 in Wittenberg mit ſechzehn Doktoren disputirte, um des Amtes willen, ward ihm die Theologie zum Leide. Hatte er auch gar wohl beſtanden, wurde er doch nicht einig mit den Herren. Denn als er zum Exempel gefragt wurde: was er von dem Ablaß halte, ſagte er: „Taugt nichts; ſonſt konntet ihr ohne Ablaß in die Hölle fahren, jetzt müßt ihr mit Ablaß drein fahren. hättet alſo wenigſtens Eure Gabe ſparen können!“ Und da er Vieles beſtritt in den alten Büchern und die Herren deshalben in Zorn geriethen, fuhr er heraus mit den Worten: „Viel Altes iſt Gewohnheit und Thorheit, aber nicht Wahrheit; doch braucht darüber kein Zagens unter euch zu ſeyn, denn wohl iſt die Dummheit, nicht aber die Vernunft anſteckend. Immer iſt's aber gewiß, daß die Guten und Beſſeren, die alte Schriften auf uns übertrugen und

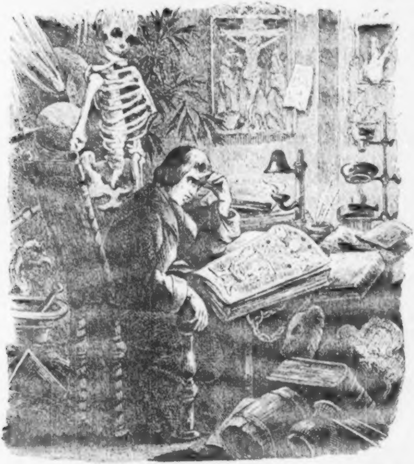


ſie für uns auslegten, ehrlich das Ihre gethan; das Beſte thaten aber doch ſtets die, welche das Gute und Rechte, wie es der Zeit erforderlich, aus ſich ſelber herzuſtellen wußten.“ Und als man ihm nun im Grimm erwiederte: das würde der Kirche Regiment zerſtören und Lärmen in die Welt bringen, antwortete er: „Der faulen Kirche Scepter iſt aus dem Feigenbaum gemacht, den der Herr zur Unfruchtbarkeit verfluchte, und wenn's am Himmel finſtert und auf Erden ſchwül wird, bedarf's des Blitzes und Donners zur Klärung.“

Ob ſolcher Reden ward insgeheim beſchloſſen, dem Johannes Fauſt kein Amt zu geben, obwohl man ihn hinhielt, und ſo ſprach er eines Tages zu den Herren: „Eure Sach' iſt nichts als Ja und Nein, Ja im Verſprechen und Nein im Halten!“ und zog gen Ingolſtadt, dort den Wiſſenſchaften zu leben. Als er jedoch leichtlich merkte, daß er auch hier mit der Wahrheit nicht durchkomme, und man überall alte Mißbräuch für ewige Ordnung wollte genommen haben, ergab er ſich ganz der Weltweisheit und wurde Mediciner. Aber hiebei erging es ihm gleichfalls übel, und man ſtellte ihn zurück, weil er mehr wußte, als derzeit in Deutſchland zu wiſſen erlaubt und räthlich war, wollte man von der Gelehrten und Layen Narrheit ſein Brod eſſen.

Da ſprach eines Tages Johannes Fauſt zu ſich ſelber: Nun, ſo will ich doch ſtatt der Weltweisheit fortan Weltnarrheit ſtudiren und zuſehen, ob ich da weiter komme, und will's wieder anfangen in Wittenberg. Alsbald begab er ſich dorthin und vertiefte ſich ganz in die Thorheit der Gelehrten, damit er den Thorheiten Aller gefällig werden könne. Er beobachtete die Leidenſchaften und Geſchicke der Menſchen, ſtudirte die Schriften des Noſtradamus, Paracelſus und Agrippa, lernte das Horoscop ſtellen und Wetter verkünden, trieb die Künſte der Cryſtallſeher und machte Bekanntſchaft mit Haillinger in Wittenberg, der ein Teufel-Austreiber und Teufels-Beſchwörer zu ſeyn vorgab, wegen ſeines Betruges aber nachmals von einem Bergknappen erſtochen wurde.

So in andrer Weiſe ausgerüſtet, durchzog Johannes Fauſt die Länder, und die Menſchen liefen ihm zu, ſchrien Wunder! und brachten ihm Gold und Gaben, wonach er dann oft bitter lachte, das Gewonnene aber ſo leichtfertig ausgab, wie er's erworben, des Lebens genoß und ſeiner dennoch nicht froh wurde. Unwirrſch in ſich und bös auf die Welt, zog er ſich abermals nach Wittenberg zurück, nahm ſich einen Famulus Namens Wagner und war faſt erdrückt von denen, die von ihm Hülfe und Lehre begehrten, blieb auch meiſt einſam daheim, bis ihn dazwiſchen das wilde Sauſen und Brauſen auf kurze Friſt wieder hinriß. Da begab es ſich eines Oſtermorgens, daß er ſeiner Düſterheit los werden wollte in einem Spaziergange und gewahrte eine Jungfrau, die eben aus der Kirche trat, und die nahm ihm Herz und Gedanken ſo ganz hin, daß er ferner nicht glaubte leben zu können ohne ſie. Sie war eines rei-



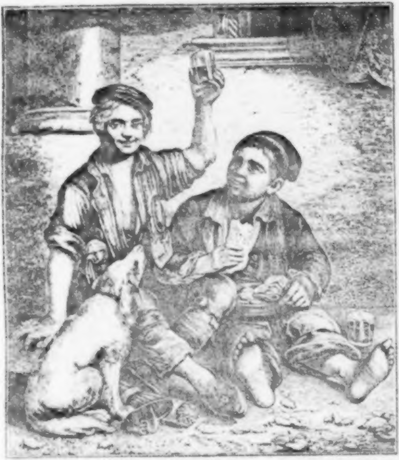
chen Bräuers wunderliebliche Tochter, hieß Martha, und ſollte einem reichen Bräuer wider ihren Willen verlobt werden. Das erkundete Johannes Fauſt, wußte auch durch Martha's Amme an ſie zu kommen und gewann der Jungfrau Neigung, daß ſie ihm verſprach zu folgen, wohin er ſie führe. Von da nun ſammelte er ſein Hab und Gut und erwarb, was zu erwerben war. Er hatte, weil er eben auch ſeines Oheims in Knüdlingen Verlaſſenſchaft empfing, ſo viel beiſammen, um mit der Zufriedenheit Haus halten zu können, verſchrieb nun ſein Haus in Wittenberg dem Famulus Wagner und lud ſeine Freunde ein, mit ihm in dem Dorfe Rünlich bei jener Stadt zu Abend zu eſſen, weil er, wie er ihnen ſagte, zu einer Reiſe verſchwinden wolle. Er machte ſie aber alle trunken und verſchwand vor ihren Augen nach Mitternacht, um mit Martha, die ſeiner harrete, von dannen zu ziehen. Sie begaben ſich erſt nach den Rheinlanden, dann gen Hiſpanien, wo Johannes Fauſt ſich Juan Pugnero (vom lateiniſchen Pugnus, welches Fauſt bedeutet) nannte und als Arzt großen Ruhmes gewürdigt ward. Da er aus Deutſchland vernahm, daß durch ſein Verſchwinden zu Rünlich die Sage ginge, ihn habe der Teufel geholt, ſagte er lachend: „Iſt mir mehrmals geſchehen! Es wird noch Manchen der Teufel holen, weil er's nicht verbergen konnte oder mochte, daß er Etliches mehr weiß als die Andern."

Er aber, gar glücklich und froh im Beſitz ſeines guten Weibes und wohlgerathener Kinder, erlebte der Jahre noch viele und erforſchte bis in ſein ſpätes Alter Wahrheit und Natur. War dann einmal von ſeinen ſonſtigen Irrfahrten die Rede, ſetzte er die Lehre hinzu in dem Spruch: „Halt an dir ſelber und beſchwöre die Natur, daß ſie dir vertraut, treu und gewärtig werde; dann haſt du Gott gefunden und den Teufel nicht zu fürchten!"

Die Savoyarden-Knaben.

Der alte Savoyard Michely hatte ſich, wie viele ſeiner Landsleute, in ſeiner Jugend auf Kreuz- und Querzügen ein Stück Geld erworben, war dann heimgekehrt und half ſich mit Frau und Kindern in einer unſcheinbaren Hütte durch, indem er ein Gärtchen und etwas Feld fleißig bebaute. Da fiel aber während mehrerer Jahre Mißwachs ein, er litt durch Krankheit, und kaum vom Schmerzenslager aufgeſtanden, legte ſich die Frau, ſo daß in ſolchem Mißgeſchick bei weniger Erwerb und mehr Koſten bald der Mangel ſichtlich wurde. Die Geſundheit kehrte zurück, der Mangel aber blieb und die Sorge wuchs zuſehends. Da traten eines Tages ſeine beiden Knaben, Antony und Paul, jener zwölf, dieſer noch nicht elf Jahr alt, vor Michely hin und der Aeltere ſagte: „Vater, Du haſt uns oft erzählt, wie Du draußen Geld verdient; laſſ' uns fort, wir wollen unſer

Glück auch verſuchen, und Gott wird uns helfen, weil wir Dir und der Mutter gern helfen wollen!" Dieſe ſprach aber viel dagegen, auch war kein Zehrpfennig da, den Knaben mitzugeben, und ſo unterblieb's. Nun hatten aber die Knaben einen Hund, Celero genannt, dem lehrten ſie nach und nach mancherlei Künſte, auch ſchwimmen, und kamen eines Tages, da ſie einem Reiſenden zu Führern gedient, jubelnd heim, drei Dukaten mit ſich bringend, die ſie ihrem Celero verdankten, der das Kind eines Engländers, das in's Waſſer gefallen war, rettete. Celero war bei dem Hülfsruf ſogleich in die Fluth geſtürzt, erfaßte mit den Zähnen das Kleid des Kindes und arbeitete ſich glücklich durch den Strom an's Ufer. „Nun, liebe Eltern, behaltet die Hälfte des Geldes für Euch, die andere Hälfte laßt uns, daß wir wandern und, Ihr könnt's glauben, wir kommen nicht mit leeren Händen heim!" ſo ſprachen die Knaben, und da ſie nicht aufhörten zu bitten, willigten endlich die Eltern ſchweren Herzens ein. Mit zwei Murmelthierchen, denen ſie ſchon längſt tanzen gelehrt, und die nun ihre Wohnung in dem alten Kaſten erhielten, den einſt Vater Michely trug, zogen Antony und Paul aus, ihren Celero immer zur Seite, und halfen ſich bis Paris. Da wollt' es indeß doch nicht ſo gehen, wie's die kleinen Savoyarden ſich gedacht, denn es war eine Zeit der Unruhe und die Künſte der Murmelthiere wurden wenig beachtet. Antony und Paul verloren aber Muth und Heiterkeit nicht und entſchloſſen ſich endlich, Schornſteinfeger zu werden. Da geſchah es einſt, daß ihr Geſell vorausgegangen war in das Haus eines vornehmen Mannes und die Knaben ſollten nachkommen, ſobald ſie fertig wären da, wo ſie ſich eben befanden. Es war im Sommer und der Portier jenes Hauſes gab dem Geſellen ein Paar Schornſteine an, die zu reinigen nicht nöthig ſey. Als danach die Knaben ankamen und den Geſellen nicht gleich fanden, begannen ſie ohne Weiteres ihr Geſchäft, was ſie an demſelben Orte ſchon früher verrichteten, mithin damit ſchon bekannt, nicht aber von der Anordnung des Portiers unterrichtet waren. So fuhr Paul in einen Schornſtein herab, der nicht gereinigt werden ſollte, und war ſehr verwundert, ſich durch etwas gehemmt zu ſehen. Er unterſuchte, ſo weit er es vermochte, und fühlte heraus, daß es ein Sack, und deſſen Inhalt Geld und Gegenſtände von Werth ſeyn müßten. Nun hatte ſich kürzlich die Kunde verbreitet von einem großen Diebſtahl, der in dieſem Hauſe begangen worden, und auch die Knaben hörten davon, ſo daß unſerm Paul der Sack im Schornſtein verdächtig wurde. Ohne Geräuſch erhob er ſich wieder und vertraute ſeinem Bruder die von ihm gemachte Entdeckung, die dann Beide dem unterdeß herbeigekommenen Geſellen berichteten. Dieſer ließ ſich Alles genau beſchreiben; — es war kein Zweifel, der Schornſtein endete in der Wohnung des Portiers. Ohne Säumen machte der Geſell der Polizei Anzeige, und im Schornſtein des Kamins, der zur Portier-Stube gehörte, wurden die vermißten, höchſt werthvollen Schmuckwaaren und noch eine be-



deutende Summe Geldes gefunden. Der Herr des Hauſes kam herbei, erkannte in dem Fund das ihm Entwendete und hörte, wie es entdeckt worden ſey. Voller Freude ließ er den Knaben zu eſſen und zu trinken geben und verhieß ihnen große Belohnung. Antony und Paul theilten die Mahlzeit mit ihrem Celero und jubelten, daß ſie nun vielleicht bald würden heimkehren und den Eltern das Leben erleichtern können. Das traf auch ein; der Hausherr zahlte die von ihm ausgeſetzte Belohnung und die Knaben empfingen tauſend Francs in Golde. Da hielt ſie nichts mehr in Paris, ſie liefen Tag aus, Tag ein, und halbe Nächte, bis ſie endlich in voller Seligkeit die heimathliche Hütte erreichten und mit ihrer Ankunft Freude und friſchen Muth ſich in ihr verbreitete. Bald wurde der Acker vergrößert und die Knaben griffen Alles rüſtig an, ſo daß der Segen ſich mehrte bei der ſteten ſparſamen Genügſamkeit. Sie hatten ihr Glück zwar durch den Schornſtein empfangen, ſagten es aber nicht zum Schornſtein hinaus, ſo daß Antony und Paul jetzt Jeder in eigener Hütte mit Weib und Kind nachbarlich nebeneinander wohnen, nachdem die Eltern ihnen vorangingen zur ewigen Heimath.

C. Rienitz.

Putz- und Modeſucht.

„Was ſoll der thun, dem das in meiner Hand verborgene Pfand gehört?“ fragte Aſſeſſor Keymar als Anwalt beim Pfänderſpiel. „Er ſoll eine Viertelſtunde hindurch von dem weiblichen Geſchlecht nur Böſes ſagen!“ antwortete die Wirthin des Hauſes, Frau von Imhoff. — „Wenn aber das Pfand einer Dame gehört“, bemerkte Henriette, ihre hübſche und geiſtreiche Tochter, „dann wird ſich der Pfeil wenden“ — „und man nichts als Vortreffliches von den Männern zu ſagen wiſſen“, fiel Jene ein; „denn es iſt doch unglaublich, daß die Herren der Schöpfung irgend Mängel oder wohl gar Fehler haben ſollten!“

Der Aſſeſſor hielt die Hand in die Höhe und zeigte einen Uhrſchlüſſel. „Doktor Bertram!“ riefen die Damen jubelnd; „der rechte Mann zu der Stachelrede!“ Bertram wagte einen Widerſpruch, aber es hieß: „Sie müſſen! Die Geſetze des Pfänderſpiels wollen ihr Recht!“ — So trat er denn inmitten der Verſammlung an einen Tiſch und begann:

„Es iſt ein durch Uebereinkunft löblich und chriſtlich gewordener Gebrauch, von ſeinem Nächſten immer noch ein großes Theil mehr Böſes zu erzählen, als man weiß. In der conventionellen Welt iſt Verleumdung die beliebteſte Conventions-Münze, und noch dazu eine ſolche, von der Jeder, wie viel er ausgiebt, noch immer einen unerſchöpflichen Vorrath behält. Ein fein gebildeter Mann und eine fein gebildete Männin — ſo nannte Adam ſelbſt die Eva und öffnete demnach der Emancipation Thür und Thor, obwohl, da Emancipation ein Losgeben von Leibeigenſchaft bedeutet, eigentlich die Männer emancipirt werden müßten, die bekanntlich meiſt unterthänige Diener ihrer Frauen ſind; — alſo Mann und Männin, ſind ſie fein gebildet, würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht einen ehrlichen Namen bei einer Taſſe Thee in ein Meer der Schmach und Schande zu bringen wüßten. Mir aber, einem ſolchen Verehrer und Vermehrer der Schönen — denn mir iſt an ihnen Manches ſchöner als bloße Schönheit! — könnte das glückliche Unglück begegnen, daß all die Bosheiten, die ich ausſprechen ſoll, kommt mein Herz auf die Zunge, ſich in Lobſprüche verwandelten; denn viele Schwachheiten der Frauen ſind unzweifelhaft ſo liebenswürdig, daß ſie, recht beleuchtet, zu Tugenden werden“ —

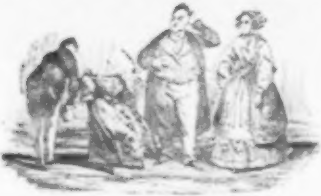
„Das iſt wider die Abrede, Herr Doktor!“ unterbrach ihn Frau von Imhoff; „alle Süßigkeiten verbitten wir uns, wir ſind auf

Bitterkeiten gefaßt und wollen die heilſame Viertelſtunde in rechter Weiſe genießen.“

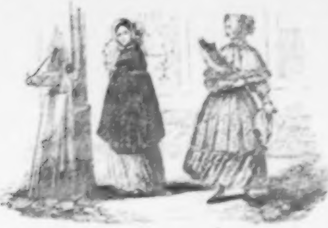
Ohne ſich ſtören zu laſſen, wiederholte Bertram: „Gewiß, viele Schwachheiten der Frauen ſind ſo liebenswürdig, daß ſie, recht beleuchtet, zur Tugend werden, kommt auch gerade dabei das Sprüchwort in Anwendung: Jugend hat nicht Tugend. Sie lächeln, meine Verehrten, und finden mich nun hoffentlich auf dem vorgeſchriebenen Wege; ich will ihn denn auch, zwar ungern, aber doch mit möglichſtem Muthe verfolgen. Sehen Sie, da auf dem Tiſche liegt ein Mode-Journal, und das aufgeſchlagene Bild, Modekram — der Modegram der Männer — hab' ich wahrſcheinlich Ihrer Güte als Leitfaden zu verdanken. — Nachdem die erſten Menſchen die erſte Sünde begangen hatten, folgte alsbald eine zweite: ſie konnten gleich die Natur an ſich nicht ertragen, und gründeten das Putzmacher-Handwerk, indem ſie ſich Schürzen aus Feigenblättern flochten. Mit dieſen Schürzen iſt recht eigentlich der Knoten geſchürzt worden, der manchem Ehemann unauflöslich iſt, weshalb er denn auch durch die Putz-Rechnungen ſeiner Ehehälfte oft ganz zu Grunde geht. Eitelkeit! Du Stiefſchweſter des edlen Stolzes, du Wandelbare, die am beſten bei Frauen und jungen Schriftſtellern zu ſtudiren iſt, wie bunt und bepackt ſiehſt du vor mir! Was hängſt du Alles dir auf von Hauben, Kragen, Shawls, Ketten, Fächern, Federn, Bändern, und wie all die „Nippes“ heißen mögen, bei denen ſelbſt der Mann zum „Nipps“, zum „Kleinlichen“ wird. Komm' her, Eitelkeit, du kleiner Flitter und Flattergeiſt, gieb mir eins deiner Bänder, ich will dir die Schmetterlings-Flügel binden, damit du hier verweilen und hören mußt, was ich dir ſagen werde. Noch nicht lange iſt's her, da waren die Gewänder, welche du uns brachteſt, ſo dünn und karg zugemeſſen, daß ſie aus der Hälfte eines Hemdes und der Hälfte eines Spinngewebes beſtanden. Du holteſt ſie aus Griechenland, vergaßeſt aber den ſüdlichen Himmel mitzubringen und doch kamen ſie zu ſündlicher Anwendung. Das Wohl der ganzen Nachkommenſchaft ſtand in Gefahr, aber was iſt blühende Munterkeit der Kinder gegen ein neues Muſſelin-Gewand, das die Eitelkeit empfiehlt! Du warſt aber dennoch gegen dich ſelbſt; deine Klugheit ging nicht ſo weit, um zu wiſſen, daß Verhüllungen einen größeren Reiz haben als Enthüllungen, die ſchon halbe Erfüllungen ſind, während jene Wünſchen und Sehnen ſteigern. Mädchen ſind magnetiſch, die Schönen ſind ſehr anziehend, wollen aber auch ſehr ſchön angezogen ſeyn und hegen den Wahn, ſie verlören, wie der Magnet ihre Anziehungskraft, wenn ſie nicht in Seide, Silber und Gold eingefaßt werden. Das mag ſo ſeyn, wäre nur nicht die Mode, dieſe Beſchützerin aller achttägigen Verfaſſungen, dieſes am Familienglück zehrende Wechſel-Geſchäft, das Götzenbild der Frauen! Brächte man uns bei den beliebten Rückſchritten dem ganzen Mittelalter — an ſich ſchon ein häßlich Wort, meine Damen, nicht wahr? — wieder nah, vielleicht das Beſte daran, die einfache

Kleider-Ordnung, „nur eins für's Haus, ein zweites, ſind wir aus!" würde einen neuen Mägdekrieg veranlaſſen. Sich immer auf dieſelbe Weiſe im Spiegel ſehen — es wäre entſetzlich! — und wo iſt die Dame, die, wenn ein Beſuch in der Nähe, nicht ſogleich einen Blick auf den Spiegel wirft, dies Geräth, vor welchem die Frauen eilend thörig und nur ſehr langſam wieder ein wenig weniger thörig werden! Will nun aber die Mode herrſchen, mag ſie's doch mit Klugheit thun, und wohl bedenken, daß die ſchöne Phryne Griechenlands die ehrbarſte Verhüllung als beſtes Hülfsmittel zur Bewahrung ihrer Verehrer erkannte, wie denn ein Weiſer ſagte: fiele es der Mode ein — und welchen närriſchen Einfall verſagte ſich die Mode! — die Frauen ſollten nur die große Zehe verhüllen, ſo würde dieſe das Reizendſte an ihnen ſeyn. Uebrigens aber iſt jedenfalls zu wünſchen, daß niemals wieder eine Mode herrſchend werde, bei der man ſagen kann: es geht keine Dame aus, ohne ſich zuvor gehörig entkleidet zu haben.

Doch jetzt komm, Eitelkeit, laß' uns einmal ſehen, wie mancherlei Unheil du in der Welt anrichteſt! Schau' in das Fenſter dort! Wir ſehen einen Menſchen, der uns in Gubitz „Volks-Kalender" ſchon wiederholt vorgekommen iſt: einen Gecken, der ſelbſt der Mode huldigt, und nun doch den Modiſten, wie höflich er ſich eben vor Damen krümme, zu allen Teufeln wünſcht, aus Verzweiflung mit der einen Hand in's Haar fährt, ohne an die Gefahr der Perücke zu denken, mit der andern in die leere Taſche. Er hat ſich einſt



ein zierlich Modefräulein geheirathet, es war keine Puppe, aber nicht eine, mit der er, ſondern eine, die mit ihm ſpielte. Jetzt iſt ſie alt geworden und nicht, wie's dem Alter geziemt, die Entſagungen, ſondern die Anſprüche der Jugend haben ſich bei ihr geſteigert. Ihr gelten Schneider und Putzmacher für die eigentlichen Heilkünſtler, da ſie die äußerlichen körperlichen Uebel verdecken; die geiſtigen verhüllt ſie mit der Convenienz, welches Wort nicht, wie es ſollte, mit Schicklichkeit zu überſetzen iſt, indem es in der Regel die Geſchicklichkeit bedeutet, dem Unſchicklichen den Schein des Schicklichen zu geben. Ihr Mann, der, beurtheilen wir ihn nach dem Sprüchwort: „Mit Recht heißt der ein kluger Mann, der ſeinen Geck verbergen kann!“ dies Talent des Verbergens nicht hat, vielmehr ſeinen „Geck“ als Vor- und Zunamen behalten muß, zahlt übrigens ſeiner Sünden Schuld, wenn er die ſeiner Frau mitzahlen muß; da ſie faſt täglich neue Uebel des Alters entdeckt, mithin auch faſt täglich den Schneider oder Putzmacher braucht, hat er auch faſt täglich Reugeld zu zahlen. — Aber ſchau' dorthin, Eitelkeit! Dort gehen zwei Damen; du ſiehſt, wie ſie eben zur Muſterung den Kopf wenden, was bei Modedamen Regel iſt, auch wenn



ſie ſich nicht kennen. Dieſe aber ſind Herzensfreundinnen und doch, behüte der Himmel, daß Eine etwas entdeckt, was die Andere nicht hat und nicht zu bekommen weiß, dann biſt du, kleines Teufelchen, gleich geſchäftig, um ein Band zu zerreißen, was freilich nicht für die Ewigkeit gewebt war, ſondern wie andere Bänder der Mode unterworfen iſt. Du freuſt dich nicht deines Triumphes, Eitelkeit? Ach, du biſt überſättigt von Triumphen! Dein Scepter, das eben die Erdkugel hat, auf der ein Affe ſitzt, herrſcht in den Weltſtädten Paris und London, wie in den Höhlen von Nova Zembla, du lehrſt dem jüngſten Mädchen ſchon, ſeine Launen an der Puppe auszulaſſen, machſt die erwachſenen Töchter und jungen Frauen, daß ſie über das Einnehmende das Maaß der Einnahme der Väter und Gatten vergeſſen, und gaukelſt noch auf dem Stabe der Matronen. Blicke nach Afrika herüber — o des blutigen Haders zweier Negerkönige! Sie bekriegen ſich um den Beſitz einer blühenden Provinz? Behüte! der Kampf gilt einem Schmuck, den beide Königinnen, die erlauchten ſchwarzen Gemahlinnen, ſich zueignen wollen: es iſt eine alte Grenadiermütze, die ein Europäer als unbrauchbar an der Küſte liegen ließ, um welche Ströme von Blut floſſen! Du kicherſt über die alte Grenadiermütze? — nun, wir können Aehnliches näher haben, denn ein Paar Handſchuhe ſind eben nicht mehr und doch bewirkten ſie für die Weltgeſchichte eine große Umwandlung. Der Engländer Marlborough flog von Sieg zu Siegen, der franzöſiſche vierzehnte Ludwig ſchien verloren. Da kam Madame Marlborough zur Königin Anna mit einem Paar neuer Pariſer Handſchuh. Die Königin ließ merken: ſie würden ihr angenehm ſeyn, die Marlborough hatte aber die Bosheit, es nicht merken zu wollen, und Anna rächte ſich, indem ſie ihren Gatten all' ſeiner Würden entſetzte, den Utrechter Frieden ſchloß, und dieſe verhängnißvollen Handſchuhe gaben Ludwig dem Vierzehnten freie Hand, um ſeinen Ruhm wieder aufzufriſchen und die Hoffnungen ſeiner Feinde zu vernichten.

Ja, liebe Eitelkeit, dein Plunder thut Wunder! Was haſt du Alles in deinem Ränzelchen? Ein Farbenkäſtchen für die europäiſche Schöne, um an jedem Morgen die Natur Lügen zu ſtrafen und Abends ihren Anbeter mit einem neuen Geſicht zu überraſchen; Pfeil und Meſſer für die aſiatiſche Kokette, ihre Wangen auf eine bezaubernde Art zu zerkratzen; Ringe für die Ohren, Ringe für die Naſe, Ringe für die Fußzehen; ein Halsband von Diamanten und ein Halsband von eiſernen Nägeln. Wenn eine Pompadour ihre Gunſt gegen einen Edelſtein aufwiegt, der eine Grafſchaft werth iſt, ſo würde die Neuſeeländerin dieſen Stein vor ihren Füßen liegen laſſen und ihre Gunſt dagegen mit einem Dutzend eiſerner Nägel zu gewinnen ſeyn. Und von dir, du Schmetterlingsweſen Eitelkeit, geht auch die Herrſchſucht der Frauen aus. Vielleicht hat irgend eine Mode, welche bekanntlich alle Länder und Zeiten ausplündert, um der Begierde nach Allem und Anderem genug zu thun, Sie, verehrte Damen, einmal an die Scythen erinnert, und Sie wiſſen zufällig, daß ein Volk in Aſien ſo hieß. Zu deren Weibern kam einmal das Teufelchen Herrſchſucht, und beſiegte das Teufelchen Eitelkeit, indem jenes den Weibern in die Ohren flüſterte: „Beſſer noch Sclaven als Bewunderer!" — in einer Nacht waren alle Männer blind. Das hat beſagtes Teufelchen jetzt nicht mehr nöthig, da man heut zu Tage die Männer mit ſehenden Augen blind zu machen weiß. Sie würden ſich ſonſt rüſten gegen dieſe Modeſucht, die das Auswärtige zum Allgegenwärtigen, das Einheimiſche zum Widerwärtigen macht, uns fremden Völkern Zoll bezahlen und das eigene Volk verarmen läßt, weil man ihm die Arbeit kürzt. Es iſt aber noch lange hin, ehe wir volksthümlich werden, und ehe wir zu einer Volks-Kleidung, zu einer Kleidung nur aus unſern Erzeugniſſen, zu einer Rettung Tauſender der Heimiſchen kommen, die ſich in Sorg' und Elend verzehren — während man die Fremdſucht, die Unheimiſchen mäſtet — müſſen wir noch gar Manches an- und ausziehen. **Vor Allem thun uns aber hochherzige Frauen noth, die es fühlen und faſſen könnten, welch eine**

große That, welch ein Segen es wäre, wenn die Frauen ſich nur mit inländiſchen Stoffen kleideten, nur mit inländiſchen Erzeugniſſen ſich umgäben, und ſo als Beiſpiel zu der echten Wirkung die Bahn brächen! Wir aber putzen gleichſam das Licht der Volkswohlfahrt mit dem Modeputz aus, wir putzen nicht, wie es bei den gewöhnlichen Bäumen geſchieht, die verdorbenen und verdorrten Aeſte am Baume der Erkenntniß, wir putzen nicht das uns Feindliche, ſondern das uns Hülfreiche weg, was unfehlbar einen Ausputzer verdient!"

„Doch Gott ſey Dank, die Viertelſtunde iſt um!" fiel ſich hier Bertram ſelbſt in die Rede, und ſoll mehr über die Modeſucht, mehr Böſes von den Frauen geſagt werden, mag ein Anderer fortfahren, dem die Bosheit nicht ſo ganz und gar mangelt wie mir, denn es ließe ſich allerdings n[illegible] Aergeres —!"

„Hier iſt Ihr [illegible] wieder!" ſagte raſch Frau von Imhoff, „und wenn wir kein[illegible]eis vom Mangel an Bosheit von Ihnen fordern, ſind Sie b[illegible]genug!"

„Und mit die[illegible]gerung beſtraft!" entgegnete Bertram; „warum zwangen [illegible] aber, Wahrheit und Damen zuſammen zu bringen!"

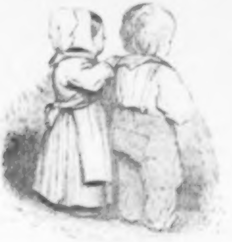
„Still, ſtill! [illegible] Viertelſtunde iſt um, wir haben vollkommen genug!" ri[illegible] Damen durcheinander. „Zu unſerer Genugthuung ſoll[illegible]e einmal Ihr eigenes Geſchlecht in gleicher Weiſe behandeln."

„Es ſoll gewiß geſchehen!" verſicherte Bertram; „denn ich habe die volle Ueberzeugung, daß die Frauen das Beſte auf Erden wären, wenn ſie nicht durch die Männer verdorben würden!"

Nachſchrift. Da man mich aufgefordert hat, das Obige drucken zu laſſen, erſuche ich zugleich, im nächſten Jahrgange mir Raum zu gönnen für die „Modeſucht der Stutzer" auch wohl „Zierbengel" genannt; eine Abhandlung, auf welche die ſchönen Frauen jetzt einſtweilen aufmerkſam machen mögen, da deren gewöhnlich in ihrer Nähe ſind. Bertram.

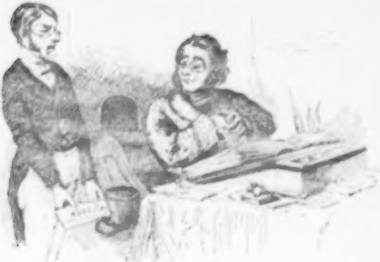
Das Brüderchen.

Am Wege zum Walde, wohin ich Abends zuweilen gehe, liegen vereinzelt zwei Bauerhütten. Die Thüren ſind niedrig, die Fenſter klein; ringsum und die Mauern bedeckend ziehen ſich freundlich Schleedorn und Weinlaub; die Dächer ſind bemooſt, überzogen mit vergilbten Pflanzen-Flechten und Hauslauch. In den kleinen, wohlgeordneten Gärten neben und hinter den Hütten wachſen nur Kohl und Kartoffeln, aber über den altersſchwachen Zaun ſtreckt der Flieder ſeine blühenden Zweige. Ueberall das Bild der Armuth, aber doch zugleich ein Bild anmuthiger Genügſamkeit, das ich mir gern betrachte. Diesmal gewahrt' ich etwas fern von den Hütten ein kleines Mädchen, das unverwandt mit den leuchtenden braunen Augen hinſchaute auf einen alten Eichbaum. Deſſen einer Stamm iſt vertrocknet und oben abgeſägt; dort baute der Storch ſein Neſt und er ſtand eben darin, klappernd mit dem Schnabel. Jetzt kam kurzweg über den Zaun daher ein kleiner Knabe, deſſen Kleider hinlänglich bewieſen, daß er's Zerreißen verſteht, ſtellte ſich zu ſeiner Schweſter und fragte: „Wonach ſchauſt Du denn?“ — „Nach dem Storch; die Nachbarin, die Nachmittag bei uns blieb, flüſterte mir zu, daß er uns heut noch ein Brüderchen oder Schweſterchen bringt; nun paß ich auf, zu ſehen, wenn's kommt.“ — „Ei“, entgegnete der Knabe pfiffig, „laß Dir doch nichts aufbinden! — Der Storch iſt viel zu ungeſchickt. Die Nachbarin wollte mir's auch weiß machen, ich aber fragte ſie, ob ſie dazu ſagen könnte: wahr und wahrhaftig! Ja, das konnte ſie nicht, ſie lachte nur, und alſo merkt' ich, daß die Geſchichte mit dem Storch Spaß iſt!“ — „Aber wie kommt uns denn nun ein Brüderchen oder Schweſterchen?“ forſchte neugierig das Mädchen. — „Das will ich Dir ſagen“, antwortete wichtigthuend der Knabe. „Damit ſchleicht ſich unſer Herrgott herbei. Er hat's unter ſeinem Mantel, kein Menſch aber kann unſern Herrgott ſehen, und ſo ſehen wir's auch nicht, wenn er's bringt.“ — Da ging ein Wehen durch alle Zweige, der Knabe faltete plötzlich ſeine Hände, das Mädchen hielt ſich feſt an ihm, und beide ſahen erwartungsvoll ſich an und dann vor ſich hin, als wollten ſie ſagen: Still, das iſt Gott! Furchtſam ergriffen ſie ſich nun bei den Händen, denn die Thür der elterlichen Hütte ging auf, und die Nachbarin rief: „Kommt, ſeht was der Storch brachte: es iſt ein Brüderchen!“ — Die Kinder aber nickten ſich ſchelmiſch zu; ſie wußten ja Alles, und wußten's viel genauer!



Lotterie.

Seit vielen Jahren ſchon haben ſich überall Stimmen erhoben, welche auf Abſchaffung der Lotterie dringen. Wenn man dabei hauptſächlich die vorzugsweiſe Zahlen-Lotterie genannte, das Lotto meint, ſo iſt deſſen verderbliche Einwirkung wohl unzweifelhaft, weshalb es denn auch in den meiſten Staaten abgeſchafft iſt, immer aber noch in einigen beſteht. Wir hörten neuerdings erſt wieder in der zweiten Kammer Bayerns tüchtige Männer ſich gegen die Fortdauer einer Anſtalt erklären, die den Armen, der in ihr bei doppeltem Mangel: den des hinreichenden Erwerbes und des Denkvermögens, eine Hoffnung ſieht, aus der Dürftigkeit zu Sünde und Verzweiflung treibt. — Wir hörten jene Männer den zerſtörenden Einfluß des Lotto ſchildern, deſſen Abſchaffung in München mit den haltbarſten Gründen beantragen, dennoch iſt ſie nicht erfolgt, wie ſie an andern Orten nicht erfolgte, obwohl man vielfach mit der Kraft des Wortes dagegen kämpfte. Wir laſen in einem vor wenigen Monaten erſchienenen Buche *) eine Schilderung der entſetzlichen Wirkungen des Zahlen-Lotto's auf das Familienwohl, namentlich auch die Geſchichte eines Kaufmanns, der einen fälligen Wechſel von tauſend Mark nicht bezahlt, nur um dieſe Summe der wahnſinnigen Hoffnung auf das Lotto zu opfern, wonach er dann in Verzweiflung endet.



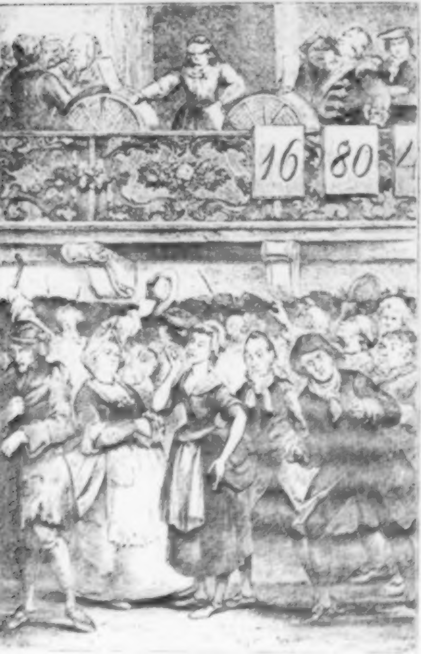
---

*) „Altonaer Bilder. Genre-Bilder und Skizzen von Heinrich Smidt." — Mannigfache Beziehungen auf das Leben der Gegenwart machen dieſes zugleich ſehr unterhaltende Werkchen empfehlenswerth.

Aehnliche Berichte von den Greueln, die das Lotto in Altona veranlaßte, finden wir mehrere, dennoch beſteht dieſe, den Müßiggang befördernde und die Sittlichkeit zerſtörende Anſtalt auch noch in genannter Stadt. Wie der natürliche Verſtand in der Maſſe des Volks, fehlt ihr auch die Kraft, dem Uebel zu widerſtehen, darüber denkt, und die Furchtbarkeit der Erfindung des Zahlen-Lotto erkannte, iſt ſchon daraus wahrzunehmen, daß ſie dem Erfinder — man nennt den Venetianiſchen Rathsherrn Benedetto Gentile — in einer bei den Italienern noch heut im Gange erhaltenen Volksſage ein Bündniß mit dem Teufel zuſchreibt, in Folge deſſen er denn auch zur Hölle fährt. Auf dem beigefügten erſten Bilde hat der Zeichner die verſchiedenen Eindrücke darzuſtellen verſucht, die nach der Ziehung der fünf Nummern ſich kund geben: auf der einen Seite die Wuth und den innern Groll der Getäuſchten, und wie, nicht belehrt, ſie den letzten Schilling zu neuem Einſatz beſtimmen, dazwiſchen Müßiggänger und ſolche Leute, welche ſich mäſten von den Procenten, die ihnen erwachſen aus dem blinden Wahn und dem Elend der Armen und die wohl gar Unterhaltung ſuchen in dem von den fünf Zahlen veranlaßten Geberdenſpiel. Wie Mancher mag da jenem Kaufmann in Allgäu gleichen, von dem uns die Zeitungen im Jahr 1842 meldeten: er habe 41,000 Gulden von ſeinem Vater geerbt, 18,000 Gulden erheirathet und nun innerhalb 27 Jahren zwar 1276 Gulden im Lotto gewonnen, dagegen aber 73,856 verſpielt. Im drückendſten Elende verblieben ſein krankes Weib und drei, nicht nur bettelarme, ſondern auch durch die Schuldenlaſt noch ſchwer in Anſpruch genommene Kinder. Der Pfarrer des Orts ließ nun, Andern zur Warnung, dem ſündhaft Unſinnigen ein ſchwarzes Brett auf das Grab ſetzen mit der (aus Bürger's Gedichten entlehnten) Aufſchrift:

„Geldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frei'n,
Und Schätze graben — ſegnet nie,
Wird Manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchwort heißt: Auf Gott vertrau',
Arbeite brav und leb' genau!
Ruhe ſeiner verlotterirten Seele!“

Der Menſch will eine Hoffnung haben, ſie iſt ein Unentbehrliches und gerade dem Aermſten oft einziger Halt im Leben. Sie ſoll ſich aber niemals nach einer Richtung wenden, wo das Verderben im Innern und Aeußern näher iſt als die Rettung. „Hilf Dir ſelbſt, ſo hilft Dir Gott!“ — das iſt ein Spruch, deſſen Befolgung nie untergehen läßt, und wer nur ein Mal ſeine Macht erkannt und empfunden hat, der hält feſt an ihm, denn er trägt Segen und Seligkeit in ſich. Die Arbeit iſt die Selbſthülfe, und hundert ehrlich erworbene Kreuzer ſind in ihrem Erfolge meiſt ungleich mehr werth, als hundert gewonnene Gulden. Ich habe einen verſtändigen Lotterie-Collecteur gekannt, der früher viele Jahre der Mühen und Sorgen überſtehen mußte und endlich anſtändiges Auskommen hatte


16
80

durch ein ſicheres Geſchäft; ein Geſchäft, mit welchem nebenher gewöhnlich der Verkauf von Lotterie-Looſen verbunden iſt. Niemals bot er ſie aber an, Keinem ſandte er ſie in's Haus, und er ſagte nur einmal im Vertrauen: „Sehen Sie, es giebt gar zu viel Abergläubige, die da meinen, wenn ſie ein Loos in die Hand bekommen: ſie könnten ihr Glück von ſich ſtoßen. Zu ſolcher Verführung geb' ich mich nicht her und rathe Allen, denen ſo etwas geſchieht: Traut ihr euch nicht den nöthigen Muth zu, auch im Glücksſpiel euch nur nach eurer Decke zu ſtrecken, ſo ſeht eine ſolche euch zugeſchickte Nummer gar nicht an. Die Ueberzeugung, ſie gar nicht zu kennen, ſchützt euch allein vor der Täuſchung: ihr hättet damit das große Loos gewonnen; denn deſſen Nummer, oder doch die eines Gewinns, ſchiebt ſich in der Regel jener, die ihr einmal in Händen hattet, unter, weil das untreue Gedächtniß auf eure Begierde eingeht und euch, zu eurer Qual, ein X für ein U macht. Immer iſt mir auch Angſt geworden, wenn einmal ein Armer wirklich einen bedeutenden Gewinn zog, denn faſt jedesmal war dies eine Verführung, ſtets mehr und mehr der Looſe zu nehmen, um gleichſam das Glück warm zu halten. Ich habe die traurige Erfahrung, daß ſolche Leute ſpäter meiſt zu Grunde gingen; wenn es nun vorkommt, daß dem kärglich Bemittelten ein Treffer zufällt, zahl' ich ihm das Geld da drinnen in der kleinen Stube und ſag' ihm ungefähr: „Lieber Mann, Ihnen iſt da ein ſehr ſeltenes Glück widerfahren; thun Sie ſich's, ja thun Sie's auch mir zu Liebe, ſpielen Sie künftig ebenfalls nicht mehr als Ihr Achtelchen oder Viertelchen; das können Sie, denk' ich, aushalten, auch wenn Ihnen, was ſehr wahrſcheinlich iſt, ein ſolcher Fall, wie Sie ihn heut erleben, niemals wieder vorkommt. Bleiben Sie bei Ihrem bisherigen Geſchäft und wenn's Ihnen fruchtet, vergrößern Sie es mit Ihrem Gelde oder legen dies ſonſt ſicher an und verbrauchen Sie nichts als die Zinſen, damit ſich Ihre Kinder noch Ihres Glückstages freudig erinnern können. Ergeben Sie ſich aber um Gotteswillen nicht dem Glauben an die Lotterie, Sie verlieren Alles wieder, was ſie Ihnen brachte, und wohl auch das dazu, was Sie bisher beſaßen. Sehen Sie, in jenem Rahmen hab' ich eine Skizze von einem Münchener Zeichner, worin derſelbe den Müßiggang ſchildert, der ſich bei den Lotterie-Narren einfindet, ſo daß ſie ganz untauglich werden zu der Emſigkeit, die allein Arbeit und Geſchäft erſprießlich machen. Der Zeichner hat's uns in ſeinen Dargeſtellten angedeutet, daß ſie alle ſchon in der Bettel-Armuth oder doch ihr ganz nahe ſind; ich habe mir das Bild hergehängt, um mich vor der eigenen Schwachheit zu ſchützen, und ich ſelbſt ſpiele nie mehr als ein Viertel-Loos. Sehen Sie die Unterſchrift, die ich dem Bilde gegeben habe? Sie heißt:

„Iſt mit dem Spiel der Müßiggang verbunden,
So hat der Teufel off'ne Thür gefunden!“

Nehme ſich alſo Jeder in Acht und wende ſich mit der nöthigen Kraft gegen ſich ſelber, wenn er bemerkt, daß er in der Luſt zum

Spiel ſein Geſchäft verſäumt, oder wohl gar irgend ein Spiel zum Geſchäft macht. Und nun walte Ihre eigene Vernunft und Einſicht mit dem Gewinn, zu deſſen Segen ich's rechne, wenn ich mich unterſtanden habe, über ſeine Gefährlichkeit offen mit Ihnen zu ſprechen." — „Ja" — fuhr der ehrliche Collekteur fort — „ein Paar Mal hat's doch wirklich genutzt und das iſt meine Beruhigung für die andern Fälle, wo's nichts genutzt hat; ich muß ſogar ſagen, daß ich zuweilen grob behandelt worden bin von Einem und dem Andern, dem ich ſo zuſprach; das hat mich aber nie gekränkt, weil ich wußte, ich meint' es gut, mich alſo leicht tröſten konnte, wenn ich üblen Lohn empfing!" — Das ſagte der Mann und ich weiß, er hat ſo gethan, wie er ſagte, auch eine ruhige Todesſtunde gehabt und ein ehrenwerthes Andenken hinterlaſſen.

Gegen die Klaſſen-Lotterie — von dieſer ſprach jener Collekteur — wird ebenfalls geeifert und wenn nicht mit Unrecht, doch unzweifelhaft mit geringerem Recht. Denn hier iſt eine Anzahl von Gewinnen ſicher und wer einen derſelben erlangt, kann ſich wohl die Abgabe an den Staat gefallen laſſen. Den menſchlichen Schwächen iſt nicht jeder Anſtoß aus dem Wege zu räumen, Erziehung und erkräftigte Selbſtüberwindung müſſen dafür ſorgen, einer gefährlichen Lockung widerſtehen zu können. Wenn Einer, je nach dem, was er ohne Nachtheil für ſich und die Seinen übrig hat, zu den Hoffenden tritt, von denen einer Anzahl die Erfüllung nicht ausbleiben kann, mag man ihm dieſe Spannung wohl gönnen, und Mancher, der ſein Geld in Weinhäuſern oder wohl gar an der Branntweins-Quelle opfert, thäte noch immer beſſer, wenn er dies Geld nähme, um damit, wie man zu ſagen pflegt, dem Glück ein Thürchen zu öffnen. Giebt's doch, will Einer liederlich wagen, noch die Papier-Spekulationen, die man auch bis in die Hütten zu treiben wußte, und nächſtdem gar Mancherlei, was dem Trieb, auf leichte Weiſe reich und ſo gewöhnlich ärmer zu werden, Vorſchub leiſtet. Wer aber an irgend ein Spiel das ſetzt, was er ſeinem Geſchäft oder dem Wohl der Seinen entziehen muß, begeht ein Verbrechen, und eben ſo begeht ein Verbrechen, wer die Gewinnluſt eines Andern reizt und nicht unumſtößlich weiß, daß dieſer ohne Sorge und Schuld verlieren kann, was auf dem Spiele ſteht. Das kann indeß nur ſehr ſelten Jemand wiſſen, denn die Lage gar Vieler wird mehr vom Schein beurtheilt als von der Wahrheit. Deshalb ſind die mit Lotterie-Looſen Hauſirenden, wie wir einen hier auf dem Bilde ſeine Mittelchen anwenden ſehen, nicht zu dulden, und wir wollen hoffen, daß der junge Burſch da auf die Warnungen des Mädchens hört, das er heimzuführen gedenkt, wenn ſich Beider Sparpfennige durch tüchtiges Arbeiten ſo weit vermehrt haben, um, auf Gott und rüſtigen Fleiß vertrauend, die eigene kleine Wirthſchaft anzufangen. Wo ſich ſolch ein Hauſirender zeigt, da ſoll der erſte beſte tüchtige Mann ihm ſagen: er möge ferner nicht mit ſeinem Treiben unſerm Herrgott die Tage, ſeinen Mitmenſchen nicht

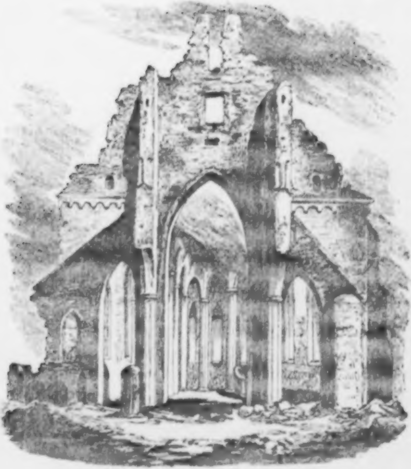
die Ruhe aus der Bruſt und das Geld aus der Taſche ſtehlen; denn verwandt mit dem Diebſtahl iſt's, Einem zuzureden, daß er im Spiel wage, was nothwendig und unentbehrlich zum Begründen ſeiner Zukunft oder zum Ernähren der Seinen gehört.

Die Hoffnung auf die Glücksgöttin überhaupt, mithin auch auf das Spiel in der Klaſſen-Lotterie, gönne ſich demnach Jeder nur ſo weit, als er mit frohem Muth den Verluſt, **auch ohne jemals einen Treffer zu haben,** ertragen kann, und immer ſey er dabei überzeugt, daß nur in der Arbeitſamkeit, Einſchränkung und Sparſamkeit das ſegensvollſte Glück zu finden ſey. Unſre Vorfahren ſagten: „Man muß ſich ein Jahres-Einkommen als Nothpfennig erwerben und dann doch nur zwei Drittel jeder Jahres-Einnahme ausgeben.“ Danach zu handeln iſt freilich Vielen nicht möglich, einen Nothpfennig muß aber Jeder haben, einen durch Arbeitſamkeit erworbenen. „Ueberall ſelbſt Hand anlegen, vergeldet die Hand, und ein Klafter Holz, das Einer ſelbſt ſägt, ſpaltet und in den Ofen legt, wärmt ſo viel wie zwei Klafter.“ Wenn Jeder den Sinn dieſer Lehre nach ſeinen eigenen Zuſtänden erfaßt, wird er zu einem **Nothpfennig** kommen; hat er **dieſen,** und **außerdem** noch Etwas, womit er bei der Glücksgöttin ſein Heil verſuchen kann, mag er in der Lotterie ſpielen; **aber er greift ſchon ſeine Pflichten an, wenn er zum Spiel auch nur den Nothpfennig angreift.** — Das kann ſehr leicht der erſte Schritt ſeyn zu dem endloſen Wege des Verderbens und dem gänzlichen Falle: denn „was du nicht mit heiterem Muthe verlieren kannſt, wirſt du mit Jammer und Entſetzen vermiſſen.“ Vertraue da Keiner auf ſeine Stärke, denke Jeder vielmehr der allgemeinen menſchlichen Gebrechlichkeit! — es fiel ja ſelbſt in der Schule des Heilands einer der Jünger: er ſetzte Ehre und Seelenheil auf's Spiel, weil ihn nach dreißig Silberlingen gelüſtete und gewann nichts weiter als den Strick, mit dem er ſich erhängte.

Um nun aber am Ende den Anfang wieder zu erfaſſen, ſo hoffen wir, im nächſten Jahrgange dieſes Büchleins von der überall angeordneten oder ſchon erfolgten Abſchaffung des **Zahlen-Lotto** ſprechen zu können, dieſes frevelhaften Wuchers, der das Mark der Aermſten im Volke verzehrt, den Familienjammer erzeugt und die Urſach zahlloſer Verbrechen iſt!! Gz.

Die Dom-Ruine zu Dorpat.

Eine der ſchönſten Ruinen Lieflands, weit in das flache Land hineinſchauend, ſteht dieſer ehrwürdige alte Bau auf der Höhe des weſtlichen Domberges, der nur durch eine ſehr ſchmale Schlucht von dem öſtlichen, welcher auf ſeinem Gipfel die Sternwarte trägt, geſchieden iſt. — Biſchof Hermann I von Dorpat gründete, bald nach Eroberung dieſer Gegend durch die deutſchen Ordensritter, im



Jahr 1223 dieſen Dom, der alſo mit der wahrſcheinlich älteſten Kirche Berlins, der Nicolaikirche, von gleichem Alter iſt. Nach ſieben Jahren war der Ausbau vollendet und die Kirche ward dem heiligen Dionyſius gewidmet. Nur 900 Fuß ſüdweſtlich von derſelben erhob ſich (an der Stelle der jetzigen Sternwarte) das biſchöfliche Schloß, von dem aber ſchon längſt jede Spur bis auf einige unterirdiſche Mauertrümmer verſchwunden iſt. — Der Dom, 260 Fuß lang, 110 breit und mindeſtens 280 Fuß hoch, hatte drei Jahrhunderte lang auf die blutigen Kämpfe des Landes herabgeſchaut, er ſelbſt aber wenig von ihnen gelitten. Eben hatten die ſiegreichen Schaaren des großen Walther von Plattenberg dem Lande einige Ruhe von Außen verſchafft, als im Innern religiöſer Zwiſt ausbrach. Dorpats Bürgerſchaft, zahlreich und vermögend durch ausgebreiteten Handel (die Stadt zählte damals gegen 40,000 Einwohner), hatte Luthers Kirchenverbeſſerung angenommen, der die Mönche, wie natürlich, feindlich ſich gegenüberſtellten. Namentlich galt ihnen der Beſitz des Doms als eine Lebensfrage, und nach langen Kämpfen kam es auch zu einer Ausgleichung, vermöge deren zwar die ſämmtlichen Kirchen der eigentlichen Stadt dem Lutherthum überlaſſen wurden, der Dom jedoch dem katholiſchen Gottesdienſte verblieb. — Der herrliche Bau überlebte eine noch größere Umwandlung, er ſah das Ende der Herrſchaft des Ordens, der das Land nicht länger gegen die wild anſtürmenden Ruſſen vertheidigen konnte und ſich deshalb dem Polenkönige unterwarf. Die letzte Stunde der Selbſtſtändigkeit Lieflands hatte geſchlagen; denn von jetzt ab blieb das Land zu allen Zeiten dem jedesmal mächtigſten der Nachbarn unterworfen; zuerſt Polen, hierauf Schweden und endlich Rußland.

Mehrmals hatten ſchon Feuersbrünſte den Dom heimgeſucht, dem mächtigen Bau aber im Ganzen wenig geſchadet, als er im Jahr 1596 ein Opfer der Johannisfeuer betrunkener Mönche ward; ein Unglück, was ſich nach theilweiſer Wiederherſtellung 1606 wiederholte. Seit dieſer Zeit war nun das Ganze eine Ruine. — Hätte man dieſe nur ſich ſelbſt überlaſſen! — der Zahn der Zeit allein würde nur äußerſt langſam ſein Recht ausgeübt haben und noch manches kommende Geſchlecht den herrlichen Thurm bewundern, der einſt dieſen Gipfel krönte. Aber ſein oberer Theil ſank ſchon unter den Kanonen Peters des Großen (die Schweden ſollen damals oben auf der Ruine eine Batterie gehabt haben), und das Uebrige ward, bis auf den jetzt noch ſtehenden Reſt, unter Katharina II abgetragen, da man den Plan hatte, den Domberg zu einer Citadelle umzuſchaffen. Auch dieſer Plan blieb unausgeführt, als 1776 die ganze Stadt abbrannte und nun weit und breit Alles Ruine war. Ohne die großmüthige Unterſtützung der Kaiſerin hätte der Ort ſich nicht wieder erheben können und würde heut auf der Karte verſchwunden ſeyn. So aber ſah man dieſelben Hände, welche bis dahin das Werk der Zerſtörung alter Ruinen gefördert und fortgeſetzt hatten, mit Wiederherſtellung der neuen ſich beſchäftigen. Langſam erhob ſich die Stadt, die jedoch zu Anfang des Jahrhunderts noch keine 3000 Einwohner zählte, die Dom-Ruine und der ganze große Brandſchutthaufen, der den herrlichen Berg einnahm, blieb vergeſſen.

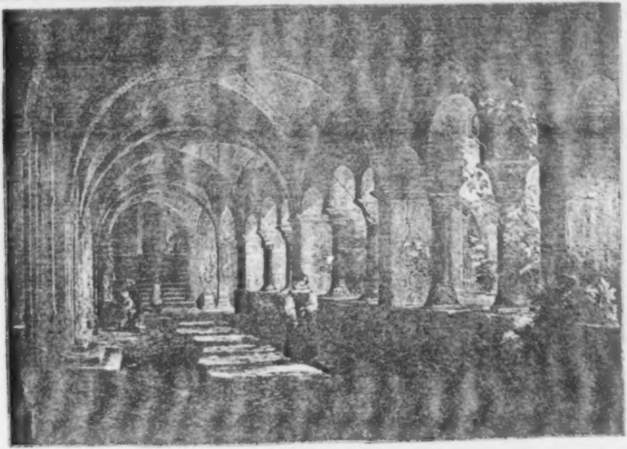
Alexander gründete gleich bei ſeinem Regierungsantritte die Univerſität Dorpat und ſchenkte ihr unter Anderm auch den ganzen Domberg, welcher nun benutzt ward, um diejenigen Univerſitäts-Lokale, welche im Hauptgebäude und in der Stadt ſelbſt keinen Platz fanden, darauf zu gründen. Auf dem übrigen Raume wurden Baumpartieen und Spaziergänge angelegt.

Die Dom-Ruine völlig wiederherzuſtellen lag nicht im Plane; man beſchränkte ſich auf den weſtlichen Theil, das hohe Chor, welches man zur Univerſitäts-Bibliothek einrichtete. In drei großen übereinanderliegenden Sälen befinden ſich die 70,000 Bände, bis zu welcher Zahl die Sammlung jetzt angewachſen iſt. Dieſer Ausbau war im Jahr 1806, dem fünften ſeit Gründung der Univerſität, vollendet. Eine kurze Zeit hindurch dienten dieſe Räume wieder dem Gottesdienſte, als 1811 eine gänzliche Ausbeſſerung der Johanniskirche, jetzt der einzigen deutſchen Kirche Dorpats, nöthig ward. Alles Uebrige, d. h. über Zweidrittel des Ganzen, iſt in ſeinem mehr als zweihundertjährigen wüſten Zuſtande verblieben. Das mächtige Mauerwerk hat ſich in ſeinen untern Theilen noch großentheils ſehr gut erhalten; nach oben zu aber iſt das Werk der Zerſtörung vollendet, und eine vollſtändige Wiederherſtellung, eine Rückgabe dieſer Hallen zu ihrer früheren Beſtimmung darf wohl nicht gehofft werden, denn die Jahrhunderte, welche über dieſe Trümmer dahingegangen, haben Alles ſo ſehr verändert, daß hier wohl neue Schöpfungen erſtanden ſind und erſtehen werden, das Alte jedoch unwiederbringlich dahin iſt und nicht wieder zum Leben erwachen wird. Der altehrwürdige Dom in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande iſt ein getreues Bild des Schickſals der Stadt. Von ſeinem früheren Glanze und Reichthum zum Nichts herabgeſunken, zu einer Behauſung wilder Thiere und ſcheuen Nachtgevögels, iſt er zu einem Theile wieder erſtanden, aber nicht zu ſeinem früheren Daſeyn, ſondern zu einem Tempel der Wiſſenſchaft. So auch die alte Hanſeſtadt Dorpat. Beraubt ihrer alten Selbſtſtändigkeit, losgeriſſen von ihrem Mutterlande, ſank ſie unter polniſcher und ſchwediſcher Herrſchaft allmählig immer tiefer herab und ward endlich von Peter I bald nach der Eroberung 1704 vernichtet, indem ſämmtliche Einwohner in's Innere Rußlands abgeführt wurden. Erſt 1721 erhielt ein Theil derſelben die Erlaubniß, in die Heimath zurückzukehren, in welcher ſie ödes verfallenes Gemäuer, das den Thieren des Waldes zu einer Zufluchtsſtätte diente, wiederfanden. Als ſich endlich Dorpat, nach faſt einem Jahrhunderte des kläglichſten Verfalls und wiederholten Unglücks, zu neuem Flor erhob, da war es nicht der Handel, der ſie wiederbelebte, ſondern die Wiſſenſchaft, die ſich hier, von Alexander beſchützt und befördert, einen Tempel erbaute, die Söhne der edlen Familien des Landes und nach und nach dieſe ſelbſt herbeizog, wodurch ſich die Zahl der Bewohner binnen 40 Jahren vervierfachte, ſo daß Dorpat jetzt wieder 12.000 Bewohner zählt.

Der Kreuzgang von St. Marien

am Bühl.

Pipin, der Frankenfürſt, hatte im Geiſte ſeiner Zeit ſeine Gemahlin Plechtrude, mit welcher er in nicht beſonderem Frieden leben mochte, zu Köln in ein Kloſter verbannt, das am ehemaligen Rhein Ufer, an ſüdlicher Seite der Römer Umwallung, aus einem



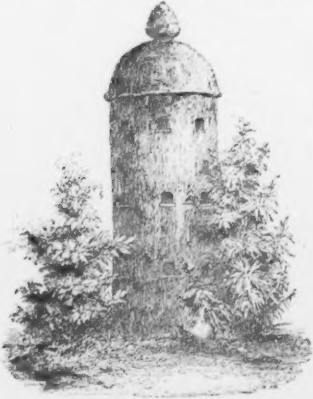
fränkiſchen Königsbaue errichtet wurde. Als Pipin am 16ten des Chriſt-Monats 714 ſtarb, ſuchte Plechtrude, jezt Aebtiſſin des Stiftes unſerer Liebenfrauen in Köln, die Herrſchaft an ſich zu reißen und das Frankenreich im Namen ihres Enkels Teutobald, Grimmalds Sohn, zu verwalten. Karl, einen Sohn Pipins mit einer Kebſe, Namens Alfaide, der ſich durch Muth und Schönheit auszeichnete, hatte ſie liſtiger Weiſe verhaften und in den Gebäuden des Stiftes verwahren laſſen. Ida, ein Fräulein der alten Königin, nach Andern ihre Nichte, erbarmte ſich des gefangenen Ritters, ſpann ihm eine Strickleiter, mit Hülfe deren er dem Verließe entſteigen und an dem Gartenbörnlein ſeiner Retterin danken konnte. Dann entkam Karl glücklich über die Stadtmauer, gewann die Frankenhäuptlinge durch ſeinen Muth und ſeine Beredſamkeit, kämpfte mit abwechſelndem Glücke gegen die Königin, bis er im Jahr 717, nach dem Tode des Knaben Teutobald, die Stiefmutter zwang: Köln ſeiner Macht zu unterwerfen, die Güter und Schätze ſeines Vaters ihm abzutreten. Die Königin, zum zweiten Male aller Macht, alles Glanzes verluſtig, lebte fortan ruhig in dem Münſter, den ſie mit ihrem Reichthum zum Theil ganz neu anlegen, zum Theil bedeutend vergrößern ließ, an den ſpäter noch einzelne Anbauten geſezt wurden, der aber auch mit dieſen noch eine der älteſten und merkwürdigſten Kirchen von Köln bleibt. Die Kirche, geräumig und hoch, theilt ſich in drei Schiffe, welche auf gewaltigen würfelknaufigen Säulen ruhen, hat die Empore durch ein reich gemeißeltes Steingitterwerk eingefaßt, und zwei Kapellen zu beiden Seiten des Altares, von denen die nördliche in dem „Tode der heiligen Jungfrau", von Albrecht Dürer, einen bedeutenden Kunſtſchatz enthält. Außen an der Nordſeite der Kirche wird das Ida-Brünnlein gezeigt, wo Karl (der Hammer) ſeiner Retterin Ida dankte, und ſpäter oft um die früh Dahingeſchiedene geweint haben ſoll.

In der Geſchichte der alten Reichsſtadt ſpielte fortan die Kirche keine unbedeutende Rolle. Bevor die Kölniſchen Erzbiſchöfe, aus der Stadt vertrieben, in Bonn ihren Wohnſiz aufgeſchlagen, hielten ſie in dieſer Kirche in der Weihnacht das erſte Hochamt, nach welchem ſie zu ähnlichem Dienſte ſich nach dem alten Dome, dann nach dem neuen, jezt noch ſtehenden, verfügten. Die Stellvertreter der weltlichen Macht der Kurfürſten: Gräfe und Schöffen, feierten hier ſpäter mit großem Gepränge den Vorabend des Oſterfeſtes, dann zog der ſtädtiſche Rath bei jedem Bürgermeiſter-Wechſel hieher zu feierlichem Dienſte, bei welchem den neuen Bürgermeiſtern das Bild Hartenraths als Muſter und Vorbild gezeigt wurde.

An der Südſeite der Kirche führt das ſogenannte Königsthörchen, ein gothiſches Portal, welches der um das rheiniſche Alterthum hochverdiente Dr. Noel vor Zerſtörung gerettet hat, zu der Stelle, wo der alte fränkiſche Pallaſt geſtanden haben ſoll, während auf der Weſtſeite der ſchöne alte Kreuzgang erhalten iſt.

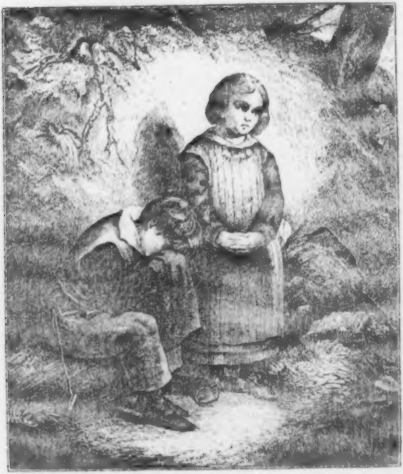
den wir hier, von dem Architektur-Maler Wegelin gezeichnet, beifügten: ein Denkmal, ſo alt, und trotz dem ſo edler Arbeit, wie irgend bei einem Denkmal am Rheine zu finden. W. v. W.

Ein vorzüglicher Bienenſtock.



Er wird aus dem Schafte einer alten Rüſter (Ulme) bereitet und mit Unterlage einer Bohle auf den Grund geſetzt. Dieſer Stock hat ein ländliches Aeußere und iſt ſehr geeignet, friſchen Honig zu erzielen, ohne daß man deshalb die Bienen zu kränken hat. Eine Thüre iſt nämlich an der Rückſeite angebracht, die innen eine zweite ebenfalls zum Oeffnen eingerichtete Glasthüre hat, welche die Auswahl geſtattet: ſo viele Waben herauszunehmen als man nur will. Die Bienen, nachdem ſie in dieſem Behälter ſind, werden übrigens in ganz gleicher Weiſe behandelt, wie bei andern Körben. Die Enden des Stocks werden durch zwei runde Bretter gebildet. Um den Stamm legt man zwei eiſerne Reifen, ihn zu befeſtigen, und beklebt die Thüre mit Baum rinden deſſelben Stammes, wölbt das obere Dach gleichfalls mit Baumrinden, damit der Regen ſich ableiten kann, und befeſtigt oben einen großen Tannzapfen, auf welchem die Bienen gern ausruhen. Die Stöckchen werden innen in der Höhe der Fluglöcher angebracht, und hinten, zu beiden Seiten der Thüre befeſtigt. Bei kaltem Wetter werden die Fluglöcher verſtopft. Um den Stock her pflanzt man Stauden, am geeignetſten Quendel und ähnliche honigreiche Blumen. W.

Die Kinder im Walde.



Wenn ich das rührende Bild ſah, iſt mir immer das alte Mährchen eingefallen von den Kindern des armen Holzhauers, und da ich's von meiner Urgroßmutter in meinen früheſten Jugendtagen ſo erzählen hörte, wie ich's ſpäter nirgends wieder vernahm oder las, iſt wohl die Mittheilung gerechtfertigt, beſonders weil das Mährchen in ſolcher Weiſe jedenfalls inhaltreicher iſt als nach andern Ueberlieferungen. Wäre man auch nicht in dem Grade aufmerkſam, wie ich's bei öfterer Wiederholung meiner Urgroßmutter war, gefallen wird's doch Manchem, und ſo folgt es denn hier.

Es lebte einmal ein armer Holzhauer, der hatte ſich ein Mädchen zur Frau genommen, das war auch arm und nun fanden ſie ſich mit zwei Kindern, denen es nie an Hunger fehlte, und die manches Kleidchen verbrauchten, noch ärmer. Der Bub hieß Hänſel und ſein Schweſterchen Gretel. Einſt nun im Spätherbſt, da alles Holz für die Wohlhabenden gefällt und gehauen, nichts mehr zu erwerben, dazu eben große Theurung im Lande war, hat der Holzhauer Nachts auf ſeinem harten Lager ſchwer geſeufzt und zur Frau geſagt: „Wie wollen wir nur die Kinder den Winter durchbringen, haben wir doch für uns ſelber nichts!“ — „Weißt Du was?“ antwortete ihm die Frau; „wir geben morgen jedem ein Stückchen von unſerm vorletzten Brodte und führen ſie weit weg in den Wald. Da werden ſie ſich verlieren, aber unſern Herrgott ſchon finden!“ Der Mann wollte erſt nicht, hienach iſt aber die Frau bös geworden und hat ihn angeſchrien: „Nun, ſo mach' nur die Todtenlade für uns alle Vier zurecht, und ſieh die Kinder mit uns Hungers ſterben!“ — „Na, meinetwegen!“ jammerte drauf der Holzhauer; „aber die Würmer dauern mich doch!“

Die Kinder aber hielt der Hunger wach und ſie hatten Alles mit angehört. Wie nun die Alten ſchliefen, ſchlich Hänſel ſacht hinaus und ſuchte weiße Steinchen im Mondſchein; band ſie in ein Bündelchen Heu aus dem, worauf er ſchlief, daß er ſie verſtecke, und ſagte zum Schweſterchen: „Jetzt weine nicht, wir wollen uns ſchon helfen und Gott wird bei der Hand ſeyn!“ Dabei weinte Hänſel freilich auch, aber beide Kinder ſchliefen doch bald ein.

Nun iſt's am Morgen geſchehen, wie's die Mutter wollte. Sie reichte den Kindern jedem ein Stück Brod und ſagte: „Haltet Haus damit, denn heut giebt's nichts mehr!“ — Der Bub hatte aber ſeine Steine zu ſich geſteckt, das Gretel an die Hand genommen, der Vater trug die Axt, die Mutter ſchloß die Thür und nun gingen ſie alle Vier auf den Wald zu. Der Hänſel, der wohl wußte, daß er gern rechts und links herumſprang, hatte ſich diesmal den Faden an ſeinem Angelhaken in dem Hoſentäſchchen feſtgebunden, jetzt nahm er ihn heraus, hakte ſich heimlich an das Kleid der Mutter und ließ nun verſtohlen ein weiß Steinchen nach dem andern fallen, damit er den Weg zurück fände, und dabei nickte er liſtig dem Gretel manchmal zu.

Als ſie tief im Wald waren, hat der Vater ein Feuer angemacht, daß ſie ſich wärmten, und die Mutter, die nun merkte, was Hänſel mit dem Angelhaken gethan, machte ſich, obwohl unter Thränen, los, und redete den Kindern zu, daß ſie ein wenig ſchlafen möchten. Sie wollten erſt nicht, aber die Müdigkeit wollt' es, und ſich zuflüſternd: „Vater und Mutter ſind ja noch da!“ verſanken ſie in Schlummer.

Es war ſchon finſter, da iſt Gretel zuerſt erwacht: ſie weckte das Brüderchen: „Hänſel, ſteh' auf! Nun ſind ſie doch fort!“ — Hänſel ermunterte ſich und rief: „Fürchte dich nicht, Gretel; bald wird uns der Mond leuchten und da finden wir den Weg ſchon!“ – Und als der Mond herauf ſtieg, nahm er's Schweſterchen bei der Hand und Beide ſuchten die weißen Steinchen, und richtig, ſie kamen an ihr Häuschen und klopften an. Wie nun die Mutter die Thür aufmachte, wußte ſie nicht, ob ſie Schreck oder Freude hatte und ſagte: „Ihr böſen Kinder ihr, haben wir doch gedacht, ihr werdet gar nicht wieder aufwachen! Jetzt kommt nur 'rein und legt euch zur Ausruh.“

Nach ein Paar Tagen hat's in der Nacht zwiſchen dem Holzbauer und ſeinem Weibe ein ähnlich Geſpräch gegeben und der Vater wehrte ſich, konnte jedoch nichts ausrichten gegen die Vorwürfe der Mutter. Die Kinder waren aber gewitzigt, hatten gut aufgemerkt und wußten, was ſich begeben ſollte. Der Hänſel gedachte nun nochmals Steinchen zu ſammeln, die Mutter aber hatte die Thür feſt zugemacht, Hänſel konnte nicht 'naus, ſagte indeß muthig zur Gretel: „Verlaß Dich nur auf mich, und ich verlaß' mich auf unſern lieben Gott!“

Und wie's andern Tages ganz eben ſo in den Wald ging, jedes Kind mit ſeinem Stückchen Brod, hat Hänſel auf dem Wege Brodkrümchen verſtreut, meinend: nun ließe ſich der Weg ſchon wieder finden. Es iſt abermals Feuer gemacht worden und die Mutter ſagte: „Hier bleibt, wir gehen Holz ſuchen!“ — „Geht nur!“ dachte Hänſel; „wir kommen ſchon nach!“ — Drauf hat's Gretel mit ihm ihr Stückchen Brod getheilt und ſind dann Beide eingeſchlafen. Und als ſie erwachten, ſchien der Mond ſchon und Hänſel ſagte fröhlich: „Da brauchen wir nicht weiter zu warten, merk' nur auf die Brodkrümchen, die weiſen uns heim!“ — Die aber hatten ſich die Vöglein gut ſchmecken laſſen und keines der Brodkrümchen war zu finden. Jetzt ging's dem Hänſel faſt kleinmüthiger als der Gretel; ihn verdroß ſeine Dummheit mit den Brodkrümchen, da er doch an die Vöglein hätte denken können. Er ſaß und weinte, unterdeß das Schweſterchen troſtlos ausſchaute. Endlich iſt der Hänſel jedoch aufgeſprungen und hat geſagt: „Eine Schand' iſt's für mich, ſo verzagt zu ſeyn; haben wir die Vöglein genährt, wird Gott uns nähren und zu rechtem Weg uns führen!“

Sie ſind aber doch den ganzen Tag herumgelaufen, immer tiefer in den Wald gerathend, als ob's da gar keinen Ausgang gäbe. Wie jetzt die Noth am größten war, ſahen ſie plötzlich ein ſchneeweiß Vögelchen, und das iſt vor ihnen hergeflogen und hat ſtets geſungen:

„Riſch vom Ort, flink nur fort,
Gott iſt Hort hier und dort!“

Alsbald ſind die Kinder dem Vöglein gefolgt, bis es ſich auf ein Häuschen ſetzte, deſſen Wände von Brodteig waren und ſtatt der Dachziegel hat's lauter Eierkuchen gehabt. Da iſt Hänſel fröhlich auf einen Stein geſprungen und zupfte ſich Eierkuchen vom Dach, gab aber gleich das erſte Stück dem Schweſterchen. Wie er nun mit vollen Backen noch im Zupfen war, hörte man von drinnen eine Stimme:

„Wer zupft mir am Häuschen,
„Vöglein oder Mäuschen!“

Die Kinder aber nahmen ſich zuſammen und haben geſchwind gerufen:

„'S ſind Kinder am Häuschen, ſind hungrig und matt,
Bedanken ſich ſchönſtens und eſſen ſich ſatt!“

Nun iſt ein kleines höckeriges, vom Alter krumm gebeugtes Weib herausgetreten mit einer ſo langen Naſe, daß wenn ſie ihre nach innen gebogenen Füße aufhob, ſie dennoch nicht immer an der Naſe vorbei konnten. Und die Alte hat geſagt: „Ei, kommt 'rein, ihr friſchen Kinderchen, ſollt's gut haben, wenn ihr bei mir bleibt!“ Die ſind denn auch in's Häuschen gegangen. Die Alte hat ihnen's Tiſchchen gedeckt, ſie bedient mit Allem, wonach ſie gelüſtete, und zu Nacht hat ſie ſo den Buben wie das Mädel jeden in ein ſchönes lilienweißes Bettchen gelegt, daß Hänſel zur Gretel nur noch ſagte: „Jetzt haben wir's einmal über und über gut!“ — und da ſchliefen ſie auch ſchon alle Beide.

Die Alte iſt aber von innen gleichfalls häßlich und bitterbös geweſen und das eßbare Häuschen baute ſie nur, um damit Kinder anzulocken, ſie drall zu füttern und dann zu verſpeiſen. Und mitten in der Nacht hat ſie den Hänſel genommen und nach dem Gänsſtall gebracht, und ihn da unter Schloß geſperrt, unterwegs aber den Mund verſtopft, daß er nicht hat ſchreien können. Zur Gretel hat ſie gegen Morgen geſagt: „Steh' auf, faule Dirne, wir müſſen Deinem Brüderchen 's Eſſen herrichten; er iſt in der Maſt und wenn er recht drall iſt, wird er mein Feſtbraten.“ Da begann Gretel zu weinen und zu ſchreien, es wollt' nur nichts helfen: ſie mußte thun, wie's die bitterböſe Alte befahl. Als ſie nun aber die gefüllte Schüſſel nach dem kleinen Luftloch im Gänsſtall brachte, ſaß auf dieſem das ſchneeweiße Vöglein, ſchlug mit den Flügeln und ſang:

„So bring' nur, bring', bring'!
Die Zeit iſt ein Ring,
Der Ring iſt gut Ding,
Gut Ding, o geling'!“

Da faßte Gretel Muth und warf dem Vöglein ein Kußhändchen zu, und alle Morgen, wenn ſie wieder mit der Schüſſel kam, zwitſcherte das Vöglein ſein tröſtend Lied, daß es auch Hänſel hörte. Gretel und Hänſel bedankten ſich und beteten auch immer zu Gott um Hülfe.

Nach vielen, vielen Tagen nun hat die Alte ein mächtig Feuer gemacht auf dem Hofe und dabei geſagt: „Nun wollen wir den Hänſel braten!“ Da iſt die Gretel in ein groß Gekreiſch gerathen und die Alte hat ſie ſchlagen wollen; darauf kam aber das ſchneeweiße Vöglein und fuhr ihr mit dem Schnabel nach den Augen, ſie ihr auszuſtechen. Und wie nun die Alte ſich wehrte, die Augen ſchloß und immer um ſich herum ſchlug, das Vöglein zu verjagen, iſt ſie plötzlich in's Feuer gefallen und's Gretel lief im Schreck davon. Jetzt ſind aber mit einem Mal viele Vöglein um ſie her geweſen und haben durcheinander gezwitſchert:

„Die Hexe verbrennt,
Ihr Kinderchen, rennt!
Ihr war't uns mit den Krümchen hold,
Nun nehmet Edelſtein und Gold
Von drinnen, von hinnen!“

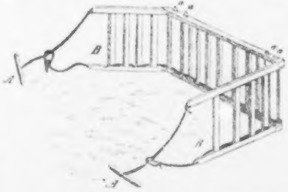
Und's Gretel hat den Hänſel 'raus geholfen aus dem Gänſeſtall. Beide ſind dann in's Häuschen gegangen, haben ſich jeder ein Säcklein voll Edelſteine und Gold gepackt und noch etwas haben ſie auch in die Schürzchen gebunden. So ſind ſie dann wieder in den Wald gegangen; 's war aber ſchon Frühling geworden und ſie konnten bald nicht weiter vor großem Waſſer. Da kam jedoch ein wunderſchöner Schwan geſchwommen und die Kinder haben ihn gebeten:

„O lieber Schwan, ſey unſer Kahn!
Hier giebt's nicht Steg, nicht Brücken,
Nimm uns auf deinen Rücken!“

Und der Schwan hat mit dem Halſe genickt und ſich genaht, alsbald auch von den Kindern eines nach dem andern auf ſeinem Rücken hinübergebracht an's jenſeitige Ufer, und da iſt ihnen der Weg allgemach immer bekannter geweſen, haben auch hoch in der Luft wieder das ſchneeweiße Vöglein geſehen. Und ſie merkten nun gar vorſichtig auf deſſen Flug und ihren Weg, bis ſie endlich ihr Häuschen von weitem geſehen haben. Da hätten ſie nun gar gern vor Freuden in die Hände geſchlagen, die mußten jedoch ihren Reichthum feſthalten. Aber haſtiger gelaufen ſind ſie und hutſch! wutſch! waren ſie in der Stube, wo Vater und Mutter traurig ſaßen und ſich ſelber Vorwürfe machten. Sie hatten nun eine große Freude, verſtummten aber vor Verwunderung, als ſie das glitzernde Gold und die funkelnden Edelſteine aus Säcken und Schürzchen herausfallen ſahen. Im Herzen nur waren ſie nicht ſtumm, ſondern dankten Gott, der ſich der unſchuldigen Kinder und um derentwillen auch ihrer ſo gnadenvoll angenommen hatte. Die Kinder aber vergaßen von da ab keinen Tag, die hungrigen Vöglein zu füttern, und die Eltern erzogen Hänſel und Gretel zu Fleiß und Ehrbarkeit, kauften den ganzen Wald, und wo ſonſt das Eierkuchen-Häuschen ſtand, ſteht noch heut eine Kohlenbrennerei; da wohnen die Nachkommen und halten wacker an dem Spruche: „Bete und arbeite!“

G z.

Vorrichtung
zum Zuſammen-Rechen des Heues.

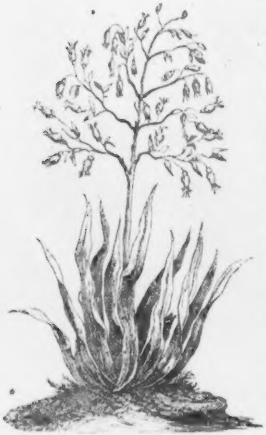


Die beigefügte Abbildung giebt eine Anſicht dieſer einfachen, in Nord-England gebräuchlichen Vorrichtung. Sie iſt aus Eichenholz gefertigt und nur die vier Pfeiler a, a, a, a, ſind von Eiſen. Die letzteren endigen ſich unten in flache oder runde Köpfe, welche in's Holz eingelaſſen ſind, um eine ebene Grundlage herzuſtellen; oben ſind ſie vermittelſt Schrauben und Schraubenmuttern befeſtigt. Die oberen und unteren Schienen ſind 4 Zoll hoch und 3 Zoll breit. Die Länge des hinteren oder mittleren Theiles beträgt 8 Fuß, die der Seitenflügel 4 Fuß 8 Zoll, die Höhe 3 Fuß 6 Zoll. Die beiden Seitenflügel laſſen ſich durch Drehung um die äußeren Eiſenſtangen vor- oder rückwärts bewegen. — Ein ſtarkes Seil iſt in der Nähe des Bodens durch die Stäbe geflochten und durch ein kleineres Seil mit dem Obertheile verbunden. An jedes Seil-Ende iſt ein Ortſcheit **A** befeſtigt, an welches ein Pferd geſpannt wird. Das in Rede ſtehende Werkzeug leiſtet bei zweifelhaftem Wetter vortreffliche Dienſte. Iſt nämlich das Heu beinahe gemacht und man will es gegen das Naßwerden durch plötzlichen Regen zu ſchützen ſuchen, ſchichtet man es gern in großen Haufen auf. Zu dem Ende ſchafft man das Heu nach der gewöhnlichen Art mittelſt Gabeln auf Haufen, mit Hülfe der Maſchine aber kann man mit zwei Pferden in einer Stunde mehr anhäufen, als viele Männer in einem Tage.

Neuſeeländiſcher Flachs.

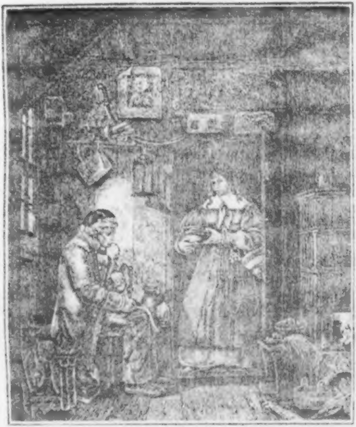
Dieſe Pflanze der Südſee-Inſeln, vorzüglich Neuſeeland eigen, iſt in den letzteren Jahren mit Erfolg in Schottland und England, aller Strenge der Witterung ausgeſetzt, in ſandigem Boden gebaut worden, kommt auch in Irland, wie an der Nordküſte von

Frankreich recht gut fort, ſo daß es außer Zweifel iſt, ſie eigne ſich auch für Deutſchland. Die Pflanze gleicht einigermaßen dem Kalmus unſerer Sümpfe, iſt jedoch höher, üppiger noch im Wuchſe, und hat ſtärkere aufrechtſtehende Blätter von friſchem, ſchönem Grün. In Europa kommt ſie nur ausnahmsweiſe zur Blüthe, weil angeblich die ganze Kraft der Pflanze ſich in dem Blattwerke entfaltet. Eine Pflanze jedoch, die in England zur Blüthe kam, trug auf einem ſieben Fuß hohen Stengel 109 grüngelbliche Blumen. Sie dauert eine Reihe von Jahren aus, darf nicht alljährig angebaut werden, und der Anbauer hat nur jährlich den Boden aufzulockern und vom Unkraute zu reinigen. Bei einem Alter von drei Jahren werden der Pflanze bis an 30 Stamm-Blätter ſprießen, die Seiten-Schößlinge nicht mitgerechnet. Die Blätter werden im Herbſte abgeſchnitten und ſchießen im Frühlinge neu hervor. Sechs Blätter zuſammen bringen an getrockneten ganz gereinigten Faſern eine Unze (2 Loth), eine Pflanze von 36 Blättern wird daher jährlich 6 Unzen guten Flachſes abwerfen, wonach ſich der Ertrag leicht berechnen läßt, wenn man zuſetzt: daß die Pflanze im Acker etwa drei Fuß von der nächſten ſtehen muß. Die Blätter werden grün abgeſchnitten, wenige Tage im Waſſer erweicht und dann unter einer ſchweren Walze durchgezogen. Der Hauptſtamm ſoll vier Jahre ſtehen müſſen, bevor man die Ausſchüſſe zum Weiterpflanzen abnehmen kann, welches am beſten im Mai geſchieht. In Neuſeeland können die Blätter jährlich drei Mal geſchnitten werden. Die Stärke der Faſern iſt außerordentlich, nach wie-



derholten Verſuchen verhält ſie ſich zu andern Pflanzen-Faſern folgendermaßen: Wenn die Haltbarkeit der amerikaniſchen Agare gleich 7, des Flachſes gleich $11\frac{3}{4}$, des Hanſes gleich $16\frac{1}{3}$ angenommen, ſo ſteht die des neuſeeländiſchen Flachſes $23\frac{5}{11}$, wogegen die Seide nur 24 hält, ſo daß man ihn in der Stärke mit der Seide vergleichen kann, er jedenfalls hierin die andern Stoffe weit übertrifft. Neuſeeländiſcher Flachs läßt ſich zu allen Stoffen in gleicher Feinheit verarbeiten wie der gewöhnliche Flachs, den er an Haltbarkeit übertrifft, woher denn auch ſeine Einfuhr beſonders nach England ſich ſtets vermehrt hat. **W.**

Der Invalide.



In einer Unterſuchungs-Angelegenheit von der Regierung beauftragt, mußte ich mich mehrere Wochen in S** aufhalten, wurde oft eingeladen und hörte dann faſt immer bei Tiſche ſagen: „Es iſt doch nicht vergeſſen? heut iſt unſer Invalide an uns!“ und die Antwort, meiſt von Frauen gegeben, war ſtets eine raſch theilnehmende. Eines Tages, da ich Gaſt des Bürgermeiſters war, vernahm ich wieder eine ähnliche Erinnerung an den Invaliden, und fand mich veranlaßt, mich zu erkundigen: weshalb denn in ſo vielen Familien von ihm die Rede ſey?

„Das hat einen eigenen Zuſammenhang“, erwiederte der Bürgermeiſter, „den juſt ich Ihnen am beſten erklären kann. Vor nun beinahe dreißig Jahren, auf dem Wege hieher, wurde ich von einem Gewitter überfallen, ſo daß ich Gott dankte, einen Dorfkrug in der Nähe zu haben. Ich trat ein und fand die verſammelten Bauern in großer Aufmerkſamkeit; der Küſter las ihnen die Zeitung vor und war eben bei der gräßlichen Beſchreibung eines Sturmes, ich weiß wirklich nicht mehr auf welche Feſtung. Ich hörte kaum zu, ſetzte mich ſtill in einen Winkel, über mein Schickſal nachſinnend, was mich derzeit nicht eben freundlich behandelte in Herzens-Beziehungen. Da öffnete ſich die Thür und ein Soldat kam an, deſſen Jugend und ſchöne Geſtalt einen traurigen Gegenſatz hatten an ſeinem ſchwer erlahmten Bein. Er hörte, ſich zu den Andern geſellend, dem Küſter aufmerkſamer zu als ich und nachdem dieſer die ſchauerliche Schilderung zu Ende geleſen, ſagte der Soldat mit ſichtlicher Erſchütterung: „Kinder, unter allen Greueln des Krieges iſt ſolch ein Sturm das Schrecklichſte; da wird der Menſch zum Tiger, da zerhaut das Schwert auch den letzten Faden menſchlichen Gefühls. Gottlob“ — fuhr er fort, und faltete die Hände — „gottlob, ich bin ein Menſch geblieben, und daß dem ſo iſt, verdank' ich den letzten Worten meiner Mutter.“ — Alle ſahen ihn ſchweigend an, was dem Soldaten Aufforderung genug war, den Zuhörern die Deutung ſeiner räthſelhaften Worte zu geben.

„Ich war ein wilder Burſche“, begann er; „aber vor ſchlechten Streichen bewahrte mich der Hang zu den Wiſſenſchaften, und die Liebe zu meiner Mutter. Mit hinlänglichen Kenntniſſen ausgerüſtet, ſollte ich eben die Univerſität beziehen, als mich das Loos traf, Soldat zu werden. Der Feldzug war ſchon eröffnet, wenige Wochen wurden wir in den Waffen geübt, dann traten wir den Weg zur Armee an. Am Abend vor meiner Abreiſe, als meine gute Mutter unter tauſend Thränen und Umarmungen mir ihren mütterlichen Segen ertheilt hatte, ergriff ſie auf einmal feierlich meine beiden Hände. „Lieber Fritz“, ſagte ſie, „meine Augen werden Dich wohl nicht wiederſehen. Gedenke dieſer Stunde und meiner letzten Bitte, gelobe mir in dieſe Hand: nie grauſam zu ſeyn, und die Unſchuld heilig zu halten. Sieh, ich war ein armes Mädchen, als Dein Vater mich fand, aber ich brachte ihm einen Schatz zu, den keine Reichthümer erkaufen können: Unſchuld und Liebe. Wo auch Schickſal und Leidenſchaft Dich hinführen mögen, gedenke daran, daß Deine Mutter auch ein Mädchen geweſen iſt. Gelobe es mir bei dieſen Thränen, meiner Worte immer eingedenk zu ſeyn.“ Ich ſank vor ihr auf die Knie, und ſchwur, ihre mütterlichen Lehren nie aus meinem Herzen zu laſſen. Ach, es waren die letzten für dieſe Welt!“

Der junge Krieger ſchwieg einige Augenblicke und gleitete mit der Hand raſch über ſeine Augen; dann fuhr er fort:

„Nach der Schlacht bei ** rückten wir ſchnell vor *, und forderten die Stadt auf. Aber der Commandant hatte mit ſeinen braven Soldaten geſchworen, ſich unter den Trümmern der Feſtung zu begraben, und er hielt nur zu gut Wort. Vierzehn Wochen lagen wir ſchon davor, die Stadt war ein Schutthaufen, aber hinter Wall und Mauern trotzte die Garniſon unſerm Muthe und zwang uns die höchſte Bewunderung ab. Die Kälte war fürchterlich, unſer Ungemach unbeſchreiblich, wir wünſchten laut den Sturm. Endlich, in einer eiſigen Dezembernacht, es war der Vorabend zum Weihnachtsfeſte, kam der Befehl zum Aufbruch, und als der Tag graute, rannten wir, vor Froſt und Rachgier wüthend, von allen Seiten gegen die Feſtung an. Siebenmal wurden wir zurückgeſchlagen, jeden Schritt mußten wir mit dem Blute unſerer Brüder erkaufen, endlich ſiegte die Uebermacht; Wuth und Rache waren grenzenlos, wer nicht von den Unſrigen war, wurde niedergeſtoßen. Meine Glieder erſtarrten vor Froſt, während mein Blut kochte und mein Gaumen lechzte. Ich drang in die Unterſtube eines Hauſes und erblickte zwei meiner Kameraden, welche mit den letzten Kräften eines todtbleichen Mädchens rangen, indeß eine Matrone, blutend und erſchöpft, mit ſchwachen Händen es zu befreien ſuchte. Unbekümmert um Alles, was um mich her vorging, ſtürzte ich den Wein, der auf einem Nebentiſche ſtand, bis auf den letzten Tropfen hinunter. Blut in allen Sinnen, Blut und Tod auf allen Tritten, fühllos durch Leichen und Mord, von Wuth und Wein in allen Adern glühend, Gott weiß, was aus mir geworden wäre! hätte nicht in dieſem Augenblicke das unglückliche Geſchöpf mit den ſchrecklichſten Tönen der Angſt geſchrien: „Mutter, rette mich, Mutter!“ Dieſe Worte gaben mir plötzlich alle meine Beſinnung wieder; es gelang mir, das Mädchen zu befreien, und während ich mit meinen Kameraden rang, waren die beiden Weiber glücklich entkommen. Zwar erhielt ich in dieſem Kampf einen Hieb über die Stirn und einen Bajonett-Stich in's Bein, aber ich fühlte in dem Augenblick keine Schmerzen, ich hatte Alles um mich her vergeſſen, dachte nur an die Thränen meiner Mutter und an ihren letzten Segen. — Die eingeäſcherte Stadt konnte die große Zahl der Verwundeten nicht faſſen, ich war unter denen, welche zurückgeſchafft wurden. Durch die Verzögerung eines guten Verbandes, und durch die Erhitzung des Blutes bei der ſchrecklichen Kälte, war meine Wunde ſo gefährlich geworden, daß ich nur mit dieſem ſchwer erlahmten Bein davon kam; Ihr ſeht, Kinder, ich kann freilich mit keinem hübſchen Mädchen mehr tanzen, aber ich denke doch, manches ſchöne Kind, wenn es die Geſchichte meines Unglücks wüßte, würde mir deshalb nicht weniger gut ſeyn. Jetzt komme ich von dem Grabe meiner Mutter, einige Stunden von hier, und will nun wieder in meine Heimath zurück. Heute iſt der Jahrestag unſerer Trennung, und alle Jahre gehe ich an dieſem Tage zu ihrem Grabe, um mir ihren Segen zu holen."

Der junge Mann trat jetzt an's Fenſter; das Gewitter hatte ſich verzogen und ich konnte bei dem Scheine des Vollmondes ſehen, daß ihm Thränen die Wangen herabfloſſen. Ich näherte mich ihm, und ſuchte leiſe zu erforſchen: ob er Unterſtützung bedürfe. Er erwiederte mich ſchnell, dankte freundlich und ſagte: „Durch den Unterricht, den ich in einigen Wiſſenſchaften ertheile, bin ich wenigſtens vor Mangel geſchützt, und wenn ich einmal kein Brod habe", ſetzte er wehmüthig-lächelnd hinzu, „ſo will ich es vor der Thür jedes hübſchen Mädchens ſuchen!" — Damit empfahl er ſich.

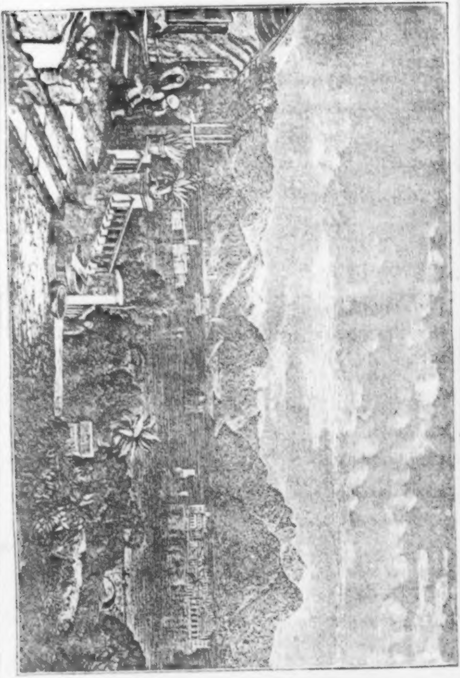
Ich verlor ihn indeß nicht aus den Augen", — erzählte der Bürgermeiſter weiter — „und hörte vor mehreren Jahren, er ſey in Folge der wieder aufgebrochenen Kopfwunde blind geworden. Da ich jenes Begegniß oft erzählt hatte, und auch von dem neuen Unglück des nun gealterten Mannes ſprach, vereinten ſich im Nu viele Frauen dieſer Stadt, ihm zu helfen. Er wurde im Triumph hieher geholt, und die Sorge für ihn iſt von Woche zu Woche unter die Familien vertheilt, wie man ihm denn auch eine Wohnung bequem, ganz nach ſeiner Anordnung, einrichtete und eine treffliche Witwe zu ſeiner Pflege anſtellte."

Nicht verſagen konnt' ich's mir, den wackern Invaliden zu beſuchen und fand ihn fromm und gefaßt, zugleich aber voll der wärmſten Dankbarkeit für die lieben Frauen und Mädchen, die ihn mit Allem in Ueberfluß verſorgten. — „Und denken Sie ſich, lieber Herr!" ſagte er, „allemal am Jahrestage der Trennung von meiner Mutter fährt ein Wagen vor und man bringt mich hin zu ihrem Grabe und wieder zurück! Gott ſegne die Frauen dieſer Stadt!" — rief er tiefbewegt aus, dabei ſein Käppchen vom Haupt nehmend — und wer das lieſt, ſpricht ihm gewiß die gleichen Worte aus vollem Herzen nach.

J.

Der
Lago Maggiore oder Lange See.

Wer hat nicht ſchon ſprechen gehört von dieſem weder durch hiſtoriſche Thatſachen ausgezeichneten, noch durch romantiſche Sagen ausgeſchmückten, ſondern allein durch ſeine zauberhafte Naturſchönheit, welche der ſeltenſte Kunſtgeſchmack noch zu erhöhen gewußt, berühmten und in ſeiner Art einzigen See! Er iſt das Ziel zahlloſer Reiſen, der Stoff mannigfacher begeiſterter Schilderung, die Sehnſucht der durch die Beſchreibung ſchon erregten Phantaſie. Ein mildes Klima, das nur im Sommer zu heftiger

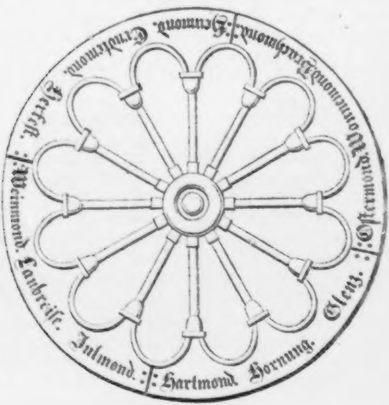


Hitze ſteigt, die reichſte Abwechſelung von Ausſichten und Umgebungen, im Norden die ſchweizeriſchen Alpen, weiter nach Süden die üppigen Gefilde Italiens machen ihn zu einer paradieſiſchen Gegend, wie kein Dichter ſie reizender erfinden kann. Das Auge ſchweift über die Fülle dieſer Naturwunder, die ſich ihm bei Durchſchiffung des Sees entfalten, wie trunken dahin; bald ergriffen durch die eindrucksvolle Erhabenheit jener hohen Bergkronen, unter denen man am Ufer von Laveno den Monte Roſa und den Simplon in blauer Ferne unterſcheidet, und von den nah an das Gewäſſer tretenden, ſchön bewaldeten Abhängen, bald gefeſſelt von der Menge freundlicher Ortſchaften, zierlicher Thürme und blühender Gärten, welche im Italieniſchen die Ufer umkränzen. — Der See iſt im Norden begrenzt von dem ſchweizeriſchen Canton Teſſin, im Oſten von dem Lombardiſchen, im Weſten vom Sardiniſchen Königreich, drei Staaten theilen ſich in dies Eldorado. Von Norden her bringt der Ticino die Gewäſſer der Alpen, von Oſten die Toccia die geſchmolzenen Gletſcher-Quellen des Simplon, von Weſten die Treſa das Waſſer des Luganer Sees. Der Lago Maggiore zieht ſich in dreifacher Krümmung von Norden nach Süden in einer ungefähren Länge von gegen neun Meilen und gewinnt ſeinen ſüdlichen Ausfluß durch den Ticino, der dem Po zufließt. Die Breite wechſelt viel und bedeutend; zwiſchen Raveno und Laveno, wo ein kleiner Inſel-Archipel ſich ausbreitet, kann ſie gegen anderthalb Meilen betragen, ſüdlich zwiſchen Arona und Angera nur etwa 1200 Schritt. Die Tiefe wird an ſeiner breiteſten Stelle zu 1800 Fuß angegeben, an andern Orten iſt ſie um Vieles geringer. Von den in dem See liegenden Inſeln ſind beſonders die Borromeiſchen zu erwähnen. Es ſind vier an der Zahl und heißen: Iſola San Giovanni, Iſola Peſcadore, Iſola Bella und Iſola Madre. Die beiden letzten ſind die unvergleichlich ſchönſten und verdienen näher betrachtet zu werden. Iſola Bella, deren Abbildung und ausführliche Beſchreibung ſchon ein früherer Jahrgang dieſes Büchleins enthält, war urſprünglich ein nackter Fels wie Iſola Madre, und erſt durch die koſtſpieligen und langjährigen Verſchönerungen der Familie Borromeo, welche die nach ihr benannten Inſeln im Jahre 1671 an ſich kaufte, wurden ſie zu blühenden Eilanden umgeſchaffen. Welche Mühe und Arbeit es gekoſtet, ſie mit fruchtbarer Erde zu bedecken und mit dem herrlichſten, von der Wärme des Klima's begünſtigten Pflanzenwuchs zu bekleiden, leuchtet ein. Ein unermüdliches Schaffen hat aus den nackten Felſen üppige Gärten gemacht, verewigt das Genie des Menſchen — der ſo viel vermag, wenn er nur thätig denkt, tüchtig anfaßt und ausdauernd wirkt! — Iſola Bella ſteigt in regelmäßigen Terraſſen, welche einen Pegaſus tragen, pyramidenförmig aus dem Waſſerſpiegel empor und hat auf der entgegengeſetzten Seite einen großartigen Pallaſt, deſſen Inneres einen Glanz ohne Gleichen enthüllt. Die ſeltenſten Gewächſe, ſelbſt einzelne Palmen, kleine Waldungen von Oliven und Orangen, Lorbeerbäumen, Granaten und Cypreſſen, Lauben von Jasmin, Myrthe, Roſen und Weinreben wechſeln mit grünen Plätzen, auf denen Springbrunnen plätſchern, prächtige Statuen ſich erheben und Faſanen ihr goldenes Gefieder bewundern laſſen. Kleiner, minder glänzend, aber faſt lieblicher noch iſt Iſola Madre. Alle jene herrlichen Gewächſe finden ſich auch auf ihr, Feigen, Platanen, Cactus reihen ſich ihnen an, und ein zwar minder prächtiger, aber höchſt geſchmackvoller Pallaſt erhebt ſich in der Mitte. Die Ausſichten von beiden Inſeln über den See und ſeine Ufer, wo Caſtanien, Maulbeeren und Oliven reifen, ſind von unbeſchreiblichem Reize. So eint ſich hier Alles, um einen wahren Götterſitz zu bilden, wie kaum ein zweiter ſich finden läßt. — Am Weſt-Ufer des See's geht über Belgirate und Arona, wo ſich das 112 Fuß hohe eherne Standbild des heiligen Carlo Borromeo (1679 errichtet) befindet, die große und belebte Straße nach Milano (Mailand), und neuerdings iſt auch eine regelmäßige Dampfſchifffahrt von dem am Nordende liegenden Flecken Magadino bis Seſto Calende am Südende eingerichtet. Außerdem iſt der See ſtets von zahlreichen Wimpeln belebt. — Der Standpunkt auf unſerer Abbildung iſt die Wohnung eines Weinbauers im Piemonteſiſchen (Königreich Sardinien). Rechts bemerken wir Iſola Bella, links Iſola Pescadore, ganz mit Häuſern bebaut und einem Thurm in der Mitte, in der Ferne die kleine Iſola Madre, der Stadt Palanza, welche etwa 1300 Bewohner zählt, gegenüber. Am Weſt-Ufer liegen außer dieſer noch die Städte Locarno mit gleichviel, Intra und Arona mit 5000 Einwohnern, am Oſt-Ufer keine von gleicher Bedeutung, aber, wie auf jenem, eine unzählbare Menge von Flecken, Dörfern und Villen.

Fr. P.

Das altdeutſche Jahr.

Wie die Sternkunde in den nördlichen Ländern am eheſten ſich zur Höhe emporgearbeitet hat, ſo iſt auch wohl in denſelben das Jahr am erſten berechnet worden, da hier ſtets die Folge der Jahreszeiten kräftiger abgemarkt, die Wiederkehr des Alten auffallender und bemerkbarer erſcheint. Die Wichtigkeit des Wechſels der Jahreszeiten für die ganze Natur führte die Menſchen überhaupt, und alſo auch unſere Urväter zum Naturdienſte. Als Gottheiten verehrten ſie die Geſetze der Gottheit in der Natur, woher ihnen denn auch jene Tage und Zeiten beſonders heilig waren, durch welche die Natur die verſchiedenen Jahreszeiten von einander abzuſondern ſcheint: Mittſommertag, Mittwinternacht, wie die beiden Tag- und Nachtgleichen. Die Prieſter waren daher bei ihnen eben ſo wie bei andern Völkern die Bewahrer und Gewährsleute des Allmanachs, die eigentlichen All manache, die aller Monde acht hatten, die Wächter des wunderbaren Jul- oder heiligen Rades. Das ewige Wiederkehren und unmittelbare Wechſeln hatte nämlich die Folge, daß ſie ſich das Jahr als ein rollendes Rad vorſtellten: ein Rad, das zwölf Speichen, zwölf Monde, und vier Felgen, vier Jahreszeiten, zählt, die in ihm beſtändig wechſeln. Nach der längſten Nacht begann ihr Jahr, ſelbſt richtiger als das unſere, unmittelbar mit dem Hartmonde (römiſchen Januarius), welchem der Hornung (Februarius) folgte, der entweder von „Hor“, Koth, oder von „Horn“ den Namen führt, weil in ihm die Hirſche ihre Geweihe abwerfen. Am wahrſcheinlichſten aber iſt erſtere Bedeutung, da er am Rhein auch wohl „Spürkel“ heißt, von Spork, Spurk, welches ſo viel als der Koth bedeutet, hervorgebracht durch das Aufthauen des Froſtes. Die dritte Radesſpeiche iſt der Glenz oder Thaumond (März), deſſen Name den wiederkehrenden Frühlingsglanz bezeichnen ſoll. Die Tag- und Nachtgleiche endet die erſte Radfelge. Die zweite beginnt mit dem Oſtermond; dieſe Bezeichnung deutet das Auferſtehen an, weil das Leben in dieſem Monat erwacht; er hieß auch Keimmond (April) und begann mit den Oſter-

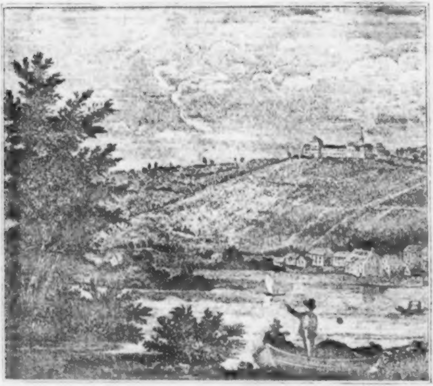


feſten, die ſelbſt dem Namen nach für uns fortdauerten, als die chriſtgewordenen Deutſchen das jüdiſch-chriſtliche Paſſah, ungefähr um dieſe Zeit, einſchalteten, das Paſſah, welches trotz chriſtlicher Weisheit, trotz den Fortſchritten unſerer Zeit noch immer wegen eines altjüdiſchen Aberglaubens ein bewegliches Feſt iſt. Nun folgt der Wonnemond, der Mai, oder Blüthenmond, dann der Brachmond oder Juni und mit dieſem die Mittſommernacht, das Mittſommerfeſt, deſſen Feuer, welche urdeutſcher Glaube ihm widmete, noch nicht überall erloſchen ſind, noch durch die Johannisnacht fortleuchten. Die neue Folge, die des Sommers, beginnt mit dem Heumond (Julius), ſchließt den Erndtemond (Auguſt) an, und endet mit dem Herbſtmond (September), mit deſſen Schluß das große Herfeſt, das Feſt der Nacht- und Taggleiche, auch die Michelmeſſe (die große Meſſe) gefeiert wurde. Nun tritt die letzte Folge des Jul-Rades ein mit dem Weinmond (Oktober), dem die Laubreiſe, der Windmond (November), folgt, nach welchem dann der Chriſtmond, Schlachtmond oder Heiligmond (Dezember) den Schluß des Jahres machte, der in älteſten Zeiten Julmond genannt wurde, weil eben die Feier des wiederkehrenden Jahres in deſſen letzte Tage fiel, das Jul-Rad zu einem neuen Umſchwunge anſetzte. Letzteres Feſt, die Jul-Zeit, war die heiligſte, dauerte über acht Tage und wurde durch großes Schlachten und Kochen vorbereitet, ganz wie es noch mit unſerer Weihnachtszeit geſchieht; ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Urväter ſchon die Beleuchtungen der Chriſtbäume kannten, und daß die Göttin Tanfana, von welcher Tacitus ſpricht, weiter nichts geweſen iſt, als eine einfache Tannenfahne, ein Tannzweig, der Weihnachtsbaum. In den Kirchen urdeutſchen Glaubens ſtand vermuthlich an dem weſtlichen Ende des Baues, außen, eine Abbildung des Jahres als zwölfſpeichiges Rad, weshalb die Gallerie der Weſtſeite unſerer heutigen Kirchen noch in einigen Gegenden Deutſchlands wie Englands die Jule heißt, welches Wort Andere von jubila ableiten wollen. Mit dem Chriſtenthum iſt aber keineswegs das Rad aus der Gallerie verſchwunden, ſondern über derſelben zum Fenſter geworden, zur fränkiſchen, dann ſpäter zur prächtigen gothiſchen Roſe, welche in England noch immer St. Katharinas-Rad genannt wird, weil der Name Jul-Rad als heidniſch in Vergeſſenheit gerieth.

W.

Schloſs Johannisberg.

In der Umgegend dieſes Schloſſes wächſt der Johannisberger, und das Schloß ſelbſt war ehemals ein Kloſter — denn bekanntlich hat's überall am reichlichſten Klöſter gegeben, wo's guten Wein gab. Jetzt gehört die ganze Beſitzung dem Fürſten von Metternich, der ein eben ſo beliebter und berühmter Kabinetsmann iſt wie der Johannisberger ein Kabinetswein; — es verſteht ſich, daß wir vorausſetzen, es werde immer rein eingeſchenkt. Die Lage des Schloſſes

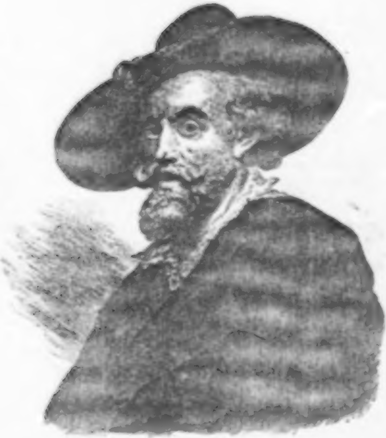


und Dorfes Johannisberg iſt eine höchſt anmuthige und wer Sehnſucht hat nach Ruhe und ſie ſich geben kann, wird hier gern ſeine Hütte bauen oder finden, auch wenn er nichts bekommt von dem Johannisberger Präſent-Wein. Von dieſem iſt das Stückfaß ſchon bis zu 14,000 Gulden verkauft worden, und das macht auf die Flaſche einen ſolchen Preis, womit eine, der Armuth gewohnte und in ihr genügſame Familie ſich einen ganzen Monat die Noth abwehren könnte. Wir wollen ihn alſo recht gern Andern überlaſſen, die, wenn ſie ihn genießen, ſich doch zugleich des Genuſſes erfreuen, Manchen von Nahrungsſorgen befreit zu haben. — Die Geſchichte des Schloſſes ſagt uns: Zur Zeit, als Kreuzfahrer in der ärgſten Unchriſtlichkeit, obwohl man ſie Chriſtlichkeit nannte, an den Juden in Mainz Mord und Raub verübten, begünſtigten auch Erzbiſchof Ruthard und der ihm verſchwägerte Rheingraf Richolf um des eigenen Vortheils willen jenes Geſindel. Kaiſer Heinrich IV ließ die Gerechtigkeit walten und vertrieb die beiden vornehmen Räuber; ſie rächten ſich, indem ſie eifrig die Empörung des nachmaligen Heinrich's V gegen ſeinen Vater unterſtützten. Die Gewiſſensbiſſe blieben aber nicht aus und um ſie zu beſchwichtigen, gründete

Ruthard auf der Höhe ein Benediktiner Mönchs-Kloſter — Sanct Johannisberg genannt, weil jene Mord- und Raubthaten grade am Johannis-Tage ſich begeben hatten — und Richolf ſtiftete im Thal eine Klauſe für Nonnen. Der Rheingraf wurde Mönch, ſein einziger Sohn mußt' es auch werden, Gemahlin und Tochter kamen als erſte Nonnen in die Klauſe. So willkürlich über den Lebensanſpruch der Seinen entſcheidend, ſie opfernd zur Sühne der von ihm begangenen Verbrechen, bildete er ſich doch ein, mit dem Abſterben ſeines Geſchlechts und mit neuer Sünde die alte gebüßt zu haben. In dem Kloſter ging's aber durch Völlerei und ſchlechte Verwaltung ſchlecht. Kriegsunruhen vollendeten die üble Wirthſchaft und die Gebäude ſanken in Trümmer, erhoben ſich indeß endlich wieder durch einen Neubau. Seitdem nun Fürſt von Metternich der Beſitzer iſt, verſchwand das hohe klöſterliche Dach und Vieles wurde verändert, daß nun ein Schloß mit einer Kirche daſteht, Alles ſo freundlich ausſieht, wie wir's da vor uns haben. Den großen, in Stein gehauenen Keller, in welchem ſich der gute Johannisberger mit dem Alter noch beſſert, ſehen wir nicht; das können wir uns aber ſchon gefallen laſſen, zumal wenn wir zufriedenen Sinnes auf den Inhalt der Fäſſer verzichten und auch dem Kaiſer von Oeſterreich den Wein-Zehnten, den er ſich vorbehielt, von Herzen gönnen. Was die erwähnte Nonnen-Klauſe betrifft — die ehemalige Sanct-Georgen-Klauſe — von der die Volksſage wiſſen will, ein unterirdiſcher Gang habe ſie mit dem Mönchs-Kloſter verbunden — ſo iſt dieſe zwar noch da, aber ohne Nonnen. Sie wurden bereits im Jahre 1452 verjagt, weil Sittenverderbniß und Schwelgerei da überhand genommen hatten. Die letzten Nonnen wehrten ſich übrigens dermaßen tapfer gegen die erzbiſchöfliche Geſandtſchaft, daß dieſe die Flucht ergreifen mußte, bis ſie ſtärker und mit allen Waffen der Kirche — der weltlichen und geiſtlichen Macht — wiederkehrte und dieſe Benediktinerinnen ſich den Anordnungen fügen mußten, bei welchen ſie indeß noch immer bis an ihr Ende im Wohlleben blieben. E. H.

Peter Paul Rubens.

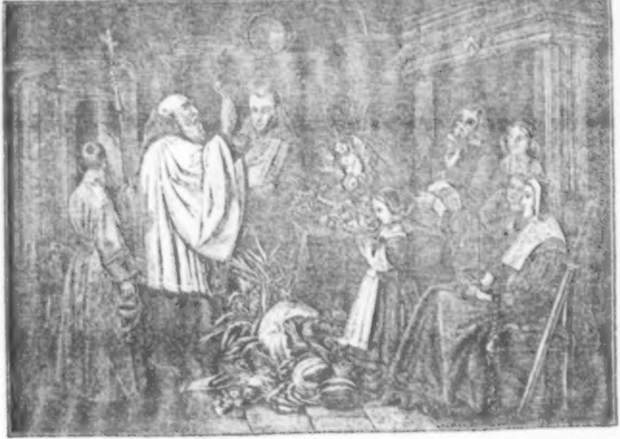
Der berühmte Maler, deſſen Lebensſkizze wir hier geben, erweckt neben der hohen Bewunderung, welche ſeinen genialen Kunſtwerken gebührt, in unſrer Zeit zugleich ein zweites, noch näher liegendes Intereſſe. Sein Geiſt iſt in den neueren Malern der belgiſchen Schule wieder erſtanden, denn, nachdem dieſe durch die kalte Schablonen-Schule Davids gegangen, kehrte ſie zu der lebendigen Darſtellungsweiſe des Rubens zurück. Doch dies Rückſchreiten iſt nicht ein einfaches Zurückkommen auf ihn, ſondern, indem zugleich die Vorzüge der David'ſchen Schule mitaufgenommen und ſo charakteriſtiſche Wahrheit und erhebende Formenſchönheit vereinigt



worden, war ein Fortſchritt in der Kunſt geboren. **Rubens** iſt die Grundlage der neueren belgiſchen Schule, in welcher zuerſt **Navez**, dann **de Keyzer**, **Gallait**, endlich **de Biefve** glänzen. **Peter Paul Rubens** iſt der wahrhafte Begründer der ächten Geſchichtsmalerei, während er neben dieſem hohen Berufe, den die Kunſtgeſchichte ihm ertheilt, auch in jedem andern Theil der Malerei Ausgezeichnetes geſchaffen. — Er wurde im Jahre 1577 zu Cöln geboren, wohin ſein Vater, der eine höhere Magiſtrats-Stelle in Antwerpen bekleidet hatte, ſich während der Unruhen in den Niederlanden zurückgezogen. Nach dem Tode des Vaters, der ſeinem Sohne die ſorgfältigſte, wiſſenſchaftlich bildende Erziehung hatte angedeihen laſſen, kam er als Page zur Gräfin von **Lalaing**, die er jedoch ihrer Sittenloſigkeit wegen ſehr bald verließ, um unter Leitung des Malers **Tobias Verhaegt** ſich ganz der Kunſt zu ergeben. Später ward er Schüler des **Adam van Oort**, dann des Octavius van Veen, endlich des Otto Venius. Der Letzte faßte die lebhafteſte Neigung für den eben ſo liebenswürdigen als talentvollen Jüngling, übertrug ſeine ganze Kenntniß der Kunſt auf ihn und ſah ſich bald von ihm übertroffen. In ſeinem drei und zwanzigſten Jahre wünſchte Rubens, Italien zu beſuchen, und ging mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an Vincenzo Gonzaga, Herzog von Mantua, dahin ab. Hier trat er als Edelknabe in die Dienſte Gonzaga's, ſtudirte an den Werken eines Giulio Romano, beſuchte Venedig, um ſeinen Geſchmack an Tizian's und Paul Veroneſe's Werken zu bilden, und hielt ſich längere Zeit in Rom und Genua auf. Dann reiſte er nach Spanien, an deſſen Hof ihn der Herzog von Mantua empfohlen, malte daſelbſt König Philipp den Dritten, lernte auch an den hieſigen reichen Kunſtſchätzen und kehrte, ehrenvoll beſchenkt, nach Mantua zurück. Doch die Nachricht, ſeine Mutter ſey ſchwer erkrankt, trieb ihn ſofort nach Antwerpen. Er traf ſie ſchon todt, und der Schmerz über dieſen plötzlichen Verluſt ergriff ihn ſo heftig, daß er ſich vier volle Monate in die Abtei St. Michel einſchloß, wo er ſich ganz in wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Studien verſenkte. Der Erzherzog entriß ihn durch Vergünſtigungen und Auszeichnungen dieſer Einſamkeit, gab ihn der Welt, dem Leben und dem heitern Streben zurück. Ein mächtiger Bundesgenoß erleichterte dem kunſtliebenden Fürſten die Erreichung jener Abſicht: die Liebe zu Iſabella Brant, welche im Herzen des Künſtlers emporloderte. Rubens vermählte ſich mit derſelben im Jahre 1609 und ließ ſich zu Antwerpen ein ſchönes Haus erbauen, deſſen Außenſeite er ſelbſt al freſco malte. Mit neuem Eifer gab er ſich, vom häuslichen Glück begünſtigt, der Kunſt hin, malte unter vielem Andern die Abnehmung des Heilands vom Kreuze für die Kathedrale, die vier Evangeliſten für die Kirche St. Jakob zu Antwerpen. Von der Königin von Frankreich, Maria da Medici, wurde ihm der Auftrag, ihre Geſchichte in vierundzwanzig allegoriſchen Gemälden, welche für die Gallerie des Pallaſtes Luxembourg zu Paris beſtimmt waren, zu verewigen. Er führte denſelben aus und ging im Jahre 1625 nach Paris, um die Gemälde daſelbſt aufzuſtellen. Noch immer ſind ſie die Hauptzierde der erwähnten Gallerie, noch immer Staunen und Bewunderung die Gefühle, welche den Beſchauer bei ihrem Anblick ergreifen. Bei der großen Menge von Werken, die Rubens erſchaffen — die Zahl ſoll ſich auf etwa vierhundert belaufen — läßt ſich denken, daß nicht alle ganz und gar von ihm herrühren. Bei vielen benutzte er zur Ausführung der von ihm entworfenen Compoſitionen die Hülfe ſeiner Schüler und gab dann, wie er die geiſtige Grundlage gegeben, auch dem angeführten Gemälde die letzte Weihe. Es erfordert einen feinen Kenner, um die ganz von ihm gemalten Bilder von denen, die er in Gemeinſchaft mit den Schülern verfertigte, zu unterſcheiden. Er kannte die Dichter und Geſchichtſchreiber der meiſten Völker, vereinte mit hohem Wiſſen das feine Benehmen des Weltmannes, mit der gründlichſten Bildung die fließendſte Beredſamkeit, mit dem ſtrengen Ernſte des Studiums das Feuer der Begeiſterung, und mit allen dieſen Vorzügen ein ſchönes, männlich kräftiges Aeußere. Erzherzog Albrecht erkannte ſeine geiſtige Tiefe, benutzte ihn ſelbſt zu politiſchen Geſchäften und empfahl ſterbend der Gemahlin ſeinen Rath. Im Auftrage des Königs von Spanien ging **Rubens** nach England und glich die ſchwankenden Verhältniſſe zur Zufriedenheit beider Staaten aus. König Carl I von England ſchlug ihn zum Ritter und ſchenkte ihm den Degen, womit er ihm dieſe Ehre bewieſen. Er ſtarb am 30. Mai 1640 zu Antwerpen und wurde daſelbſt mit großem Gepränge beigeſetzt in der Kirche St. Jakob, die er ſelbſt durch ſeine Kunſt geſchmückt. Die Natur blieb ſtets das Weſen ſeiner Kunſt, und wenn ſeine vom reichſten Wiſſen befruchtete Phantaſie die herrlichſten Compoſitionen geſchaffen, ſo wußte ſeine geniale Hand ihnen die lebensvollſte Wahrheit und Eigenthümlichkeit einzuhauchen. Nirgends begegnet man in ſeinen Werken der Gleichförmigkeit, ſtets ſchuf er ganze Perſönlichkeiten, in Geſchlecht, Alter und Stand ſcharf bezeichnet. Mitunter litt unter der Schnelligkeit ſeines Schaffens die Zeichnung, die Lieblichkeit und Zartheit der Formen, Kühnheit und Reichthum der Gedanken, Kraft der Form, Feuer des Ausdrucks und der ſeltenſte Farbenreiz ſtanden ihm dagegen im höchſten Grade zu Gebote. Die Friſche ſeiner Farben iſt noch jetzt bewundernswerth. So lebt er für alle Zeiten und heißt mit Recht der Fürſt der flamändiſchen Schule, deren Vater er zum zweiten Male geworden. Einige von ihm hinterlaſſene lateiniſche Schriften über Kunſt ſind, gewiß zum Nachtheil dieſer, nie gedruckt worden. Von ſeinen Werken wollen wir noch beſonders die Friedensſtiftung der Sabinerinnen erwähnen, die ſich zu München befindet; das Berliner Cabinet beſitzt leider nichts Bedeutendes von ihm. — Es liegt in dem verklärenden Wiederaufnehmen der **Rubens**'ſchen Schule ein hoher Begriff: Der Geiſt des Fortſchritts in der Geſchichte kann wohl ermatten, aber nicht erſterben. Die große Lehre, welche dies Beiſpiel uns im engeren Kreiſe giebt, geht mächtiger noch und allgemeiner aus der Wiedererweckung des Geſammt-Geiſtes hervor, der die Welt der Alten belebte. Untergegangen, gänzlich verloren ſchien er in der Barbarei des Mittelalters, doch die neuere Zeit zog die edle Tiefe ſeiner Wiſſenſchaft und die reine Schönheit ſeiner Kunſt wieder hervor und erwärmte an ihr zu höherem Bewußtſeyn der Freiheit und der Menſchenwürde. Nichts in der Geſchichte iſt umſonſt geſchehen. **Anton Gubitz.**

Das Segnen der Früchte.

Eine uralte Sitte in der katholiſchen Kirche iſt das Segnen der Früchte. Die Landleute bringen die Erſtlinge aus ihren Gär-



ten in die Klöſter und laſſen den Segen darüber ſprechen, in der Meinung: ihr Dankgebet zu Gott möge nicht hinreichend ſeyn, was freilich ſchwachen Dank oder ſchwachen Glauben verräth. Nach größeren Landgütern ruft man den Geiſtlichen herbei, und wir ſehen auf beigefügtem Bilde die Küche eines vornehmen Herrn, deſſen Verwalter, Wirthſchafterin und andre Hausgenoſſen zugegen ſind bei der heiligen Handlung, die man hier ſinniger Weiſe auch auf die Blumen bezieht. Aus den Früchten iſt zu erſehen, daß der Herbſt ſeine Gaben geſpendet hat, und das Gebet, welches der Mönch ſpricht, iſt folgendes:

„Herr, ſegne dieſe Früchte“ (hier folgen deren Namen) „und verleihe, daß Alle, welche in Deinem Namen ſie genießen werden, davon Heil an Leib und Seele erlangen mögen, durch Chriſtum unſern Herrn. Amen!“

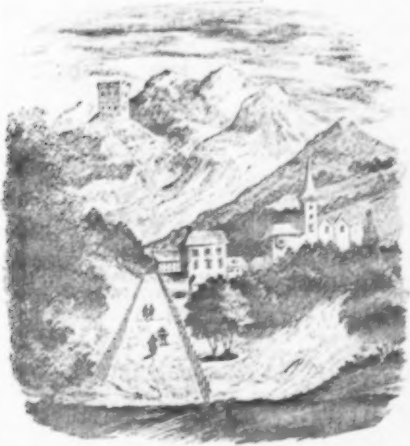
Hernach werden die Früchte mit Weihwaſſer beſprengt. — Verſchieden davon iſt das Segnen der Feldfrüchte und Weinberge, womit Prozeſſionen verbunden ſind, wie der feſtliche Zug bei den proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen, wenn ſie den Erntekranz gewunden haben und ihre Feldmarken durchziehen, dabei in ernſter Freudigkeit ſingend: „Die Felder ſind nun alle leer, die Scheunen aber voll.“

Das Alles ſind uralte Gebräuche, und ehrwürdige, denn ſie erheben Herz und Geiſt zu Dem, der die Welt mit ihren reichen Gaben ſchuf, die er in Gärten, Feld und Wald alljährlich ſeinen Kindern beſcheert, und das Feſt der Ernte wird zum Feſt der Beſcheerung für die ganze Menſchheit. — Wem Gott nicht allgegenwärtig iſt, wer im Glauben an ihn wankt, der gehe durch die grünenden Fluren und Felder, durch die Gärten voll der Blüthen oder Früchte, in die Laubhallen des rauſchenden Waldes; er betrachte die zahlloſen Wunder, die ſich hier in ſteter Wiederkehr unſern Blicken zeigen: auch dem verhärtetſten Gemüth müſſen ſie Andacht und Anbetung lehren. Es bedarf nur einiger Vertraulichkeit mit der Natur, der fortdauernden Schöpfung, um Gott überall zu finden, zu erkennen, in Ehrfurcht und Demuth ſich ihm zu beugen und muthvoll auf ihn zu hoffen! Gz.

Eingang in das Thal Latorre und die Waldenſer-Kirche.

Auf der Oſtſeite der cottiſchen Alpenkette, zwiſchen dem Berge Viſo und Genevre — auch in einige andre Gegenden verſtreut — lebt noch eine chriſtliche Gemeinde, die das bindende Mittelglied zwiſchen der Urkirche und der neuen evangeliſchen bildet, welche von den erſten chriſtlichen Heiligen in dieſen abgeſchloſſenen Thälern geſtiftet worden und ſich im Sinne dieſer Stiftung treu erhalten hat, was auch immer angewendet werden, ſie zu einer andern Gemeinſchaft herüber zu ziehen, oder ſie auszurotten. Die franzöſiſche und italieniſche Sprache fließen in dieſen Gegenden zuſammen, weshalb ſie ſich denn nach dem Franzöſiſchen Vaudois Thal-Bewohner nennen, dem das italiſche Valdese entſpricht, welches lateiniſch in Valdenses umgebildet worden, ein Ausdruck, der ſpäter für das Bekenntniß gelten mußte, welches ſie, troz aller Verfolgungen, aufrecht erhielten. Nach andern Ueberlieferungen ſoll der Name Waldenſer von Petrus Waldus ſtammen, der zuerſt ihren Proteſtantismus ausgeſprochen habe. Die erſte Angabe verdient jedoch mehr Glauben, weil die Waldenſer urſprünglich Albigenſer waren und ſich jenen Namen beilegten, als ſie nach der Flucht aus Frankreich in Piemont eine neue Heimath fanden.

Lange bevor Rom der Siz mächtiger Biſchöfe, gewaltiger Päpſte war, welche das Chriſtenthum über die Erde zu verbreiten ſuchten, tagte hier das Evangelium, das bei dieſen einfachen Leuten immer in erſter Reinheit gelehrt und gehalten wurde, und ſie mehr dem Leben und der Sitten-Reinheit nach, als durch die Glaubensſäze, von allen andern Bekennern und Bekenntniſſen des Chriſtenthums unterſcheidet. Die wenigen Urkunden, welche die in dieſen Thälern lebenden Gemeinden beſizen, zeugen von ihrem hohen Alterthum. Unter dieſen ſpricht die „Nobla leyczon“, ein Gedicht aus dem Jahr 1100, folgende Meinung über das Alter ihrer Kirche aus: „Nun gleich nach den Apoſteln gab es verſchiedene Lehrer, welche da gingen zu verkündigen den Weg des Heiles Jeſus Chriſtus. Einige von dieſen haben ſich fortgepflanzt bis auf heutigen Tag, aber ihre Anzahl iſt gar geringe.“ Nachdem das Gedicht Leben und Treiben dieſer Lehrer beſchreibt, fährt es fort: „Eine ſolche Kirche iſt die der Thalbewohner“ (Waldenſer, Albigenſer). Eine andere Handſchrift derſelben Zeit ſpricht von ihnen, die „dieſelbe Lehre aufrecht erhalten, von unvordenklicher Zeit in immerwährender Vererbung vom Vater auf den Sohn, von den Zeiten der Apoſtel her!“ — Durch fromme Stiftungen aus andern chriſtlichen, meiſt evangeliſchen Landen iſt nun in den Thälern ein Hoſpital mit einigen Schulen geſtiftet worden. Das Hoſpital für die geſammten Waldenſer liegt in Latorre im Luzerner-Thale, die Spende aber in Pomaret im Thale Peruſa. Ein edles Beiſpiel der herrlichen Sinnesart dieſer Thalbewohner erfolgte, als die engliſche Regierung 277 Pfd. Sterling Jahrgehalt den armen waldenſiſchen Geiſtlichen bewilligte, welche unter die dreizehn verſchiedenen Pfarrer vertheilt werden ſollten. Dieſe Pfarrer verſammelten ſich nun in einer Synode, und beſchloſſen, zuvor der großmüthigen Regierung dankend, jeder nur einen Theil anzunehmen; den Ueberſchuß aber, der ſich auf 2880 Francs jährlich beläuft, für altersſchwache Prieſter und deren Witwen nutzbar anzulegen. — Der Gottesdienſt der Waldenſer iſt ſo einfach wie ihr Leben; ſie halten ſich noch heut treu an die Lehren des Evangeliums, entſagen dem Trunk, unterſtützen ſich gegenſeitig und zeichnen ſich aus durch geläuterte Sitten, Fleiß und Betriebſamkeit.



Wir ſehen auf dem Bilde den Eingang in das Thal Laterre mit der Waldenſer-Kirche und den dazu gehörigen Schul- und Wohngebäuden; auf den Bergen dort gewahren wir einen Thurm, an welchen ſich eine Sage knüpft, die zugleich Einiges aus der Geſchichte der Albigenſer und Waldenſer in ſich aufnahm. Sie wird abweichend erzählt, hat auch ſchon den Dichtern verſchiedener Völker als Stoff gedient; wir aber wollen ſie nach dem umfaſſendſten Berichte mittheilen.

Im Jahr 1209, im Kampf gegen die Albigenſer, ließ Philipp Auguſt, König von Frankreich, die Stadt Carcaſſone, welche der Graf von Beziers, ein mit dem Kirchenbann belegter Anhänger der Albigenſer, tapfer vertheidigt hatte, mit Sturm nehmen; Plünderung und ein allgemeines Blutbad folgten dem Einzuge des Heeres, das Papſt Innocenz III zu einem Kreuzzuge wider die Albigenſer, die ſogenannten Ketzer, aufgerufen hatte. Nun waren im Gefolge des Königs drei junge Krieger, die ſich ſchon im Treffen auf offenem Felde ausgezeichnet, und gern die Ritterſporen verdienen wollten. Wie nun das Schloß von Carcaſſonne brannte, ließ der König die Drei herbeirufen und befahl ihnen, ſich in das brennende Schloß zu ſtürzen, das Koſtbarſte zu retten und ihm zu bringen, wobei er dem, der den Preis davon trage, den Ritterſchlag verſprach.

Es geſchah, wie Philipp Auguſt befohlen, und dann kamen die drei Krieger wieder vor den König. Der Eine, Ezzelin von Barae, brachte die ſchönſte Frau des Schloſſes, darauf rechnend, daß Philipp Auguſt den Schönen überaus hold war. Der König aber, vor ſolcher Verſammlung an ſeine Schwachheit gemahnt, blickte finſter und ſprach: „Sieh zu, ob Du mit der Dame Dir den höchſten Preis gewonnen; Schönheit kann durch ſich ſelbſt lohnen!“

Danach trat der zweite Krieger herbei, Raoul von Semerville; der legte zu des Königs Füßen die geretteten heiligen Gefäße der Haus-Kapelle: den reichen Altarſchmuck, die goldenen Leuchter, die Kelche und alles übrige Geräth, werth den ſchönſten Altar von Paris zu zieren. Der König aber ſagte lächelnd: „Von dem Werth erhältſt Du Dein vollwichtig Theil; Dich weiter zu belohnen geb' ich den Heiligen anheim!“

In Demuth fern hielt ſich der dritte Krieger, faſt bittend um ſich her ſchauend: ein Jüngling von kaum ſiebzehn Jahren, ſchön an Geſicht und Geſtalt. Sein Haupt war verbunden, obwohl dennoch von einer Wunde die Blutſpuren hervor drangen. Neben ihm ſtand weinend ein Knabe von kaum vier Jahren, und was er gerettet, ſchien er unter dem Mantel zu bergen, zagte aber ſichtlich, es zu enthüllen. Der König winkte, daß er näher komme und ſeine Gabe darlege; der Jüngling führte jetzt den Knaben vor, ſchlug den Mantel zurück und hielt in ſeinen Armen ein noch jüngeres Kind, ein Mägdlein. „Kaum in das Schloß gedrungen“, berichtete er, „ſah ich, wie eben der Graf von Beziers, der ſich bis dahin tapfer wehrte und dieſe ſeine Kinder ſchützte, von Blut überſtrömt in den Tod ſank, nachdem er ihn vielen ſeiner Angreifer gegeben. Die Unſern, wüthend ob der Verluſte und ihrer Wunden, ergriffen in ihrem Grimme die beiden Kinder, „dieſe von der Kirche verdammte Ketzerbrut, die durch's Feuer für den Himmel gereinigt werden müſſe“, wie ſie ſagten, in die Flammen zu werfen. Verzeih, o Herr und König, nur mit dem heftigſten Kampf vermocht' ich die Kinder zu retten; weiß auch nicht, ob Dir die Gabe von Werth; ich aber konnte nicht anders, begehre auch keinen Lohn, ſondern bin gar wohl zufrieden im Gefühl einer Gott wohlgefälligen That und empfehle die Kinder Deiner Gnade!“

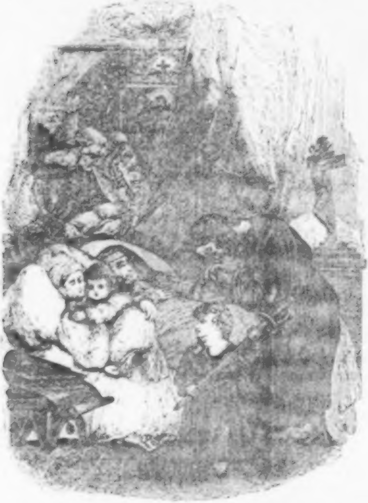
Philipp Auguſt und ſeine graubärtigen Krieger ſtanden da, im Innerſten erſchüttert, bis der König den Jüngling nach ſeinem

Namen fragte. Der aber antwortete: „Man nennt mich Paladour, meine Eltern habe ich nie gekannt, weiß nur, daß mein Vater in Deinem Dienſt fiel bei Verneuil, im Kampfe gegen die Engländer." — „Kniee nieder!" rief der König im gütigſten Ton; „kniee nieder, Jüngling! — und erhebe Dich als Sire, als Ritter Paladour vom flammenden Kreuz, Bannerherr Frankreichs, von Deines Königs Hand den Ritterſchlag empfangend!" Der Jüngling kniete nieder, Philipp Auguſt ſchlug ihn zum Ritter und erhob ihn dann ſelbſt mit den Worten: „Sey mir ſtarke Stütze, du Held des Kampfes und der Milde!"

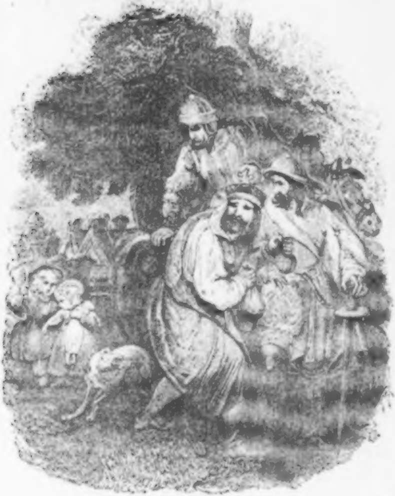
Als nun der Ritter von Paladour fragte: was mit den Kindern werden ſolle, trug der König ihm auf, ſie zu einem alten Schloßvoigt zu bringen, den er ihm nannte, und ihm zu ſagen: er und ſein Weib möchten für die Kinder ſorgen. Das that Paladour und erkundigte ſich dann auch nach ſeinen Schützlingen, was ihm aber bald nicht mehr möglich wurde: denn der Krieg wüthete derzeit fort und fort, und Paladour ſtritt mit Ehren in den Schlachten ſeines Königs.

Nun hatte aber Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, der blut- und habgierigſte Feldherr bei dem Kreuzzuge, in welchem er ſchon viel der Güter für ſich gewonnen, auch Luſt zu dem Beſitzthum des Grafen von Bezieres, und da er von deſſen noch lebenden Kindern hörte, ſandte er nach dem Schloſſe, wo ſie ſich bei dem Voigt befanden, einen Kundſchafter, Namens Kenneth, einen Schotten von Geburt. Dieſer wußte ſich bei dem Voigt und ſeinem Weibe, die ſchon altersſchwach waren, ſo einzuſchmeicheln, daß, als Beide zu gleicher Zeit erkrankten — der Sage nach durch Vergiftung — ſie bei den Gebeten und Tröſtungen der herbeigerufenen Mönche die Sorge für die Kinder jenem übertrugen und ihn ſchwören ließen, ſich ihrer treulich anzunehmen, auch den Ritter Paladour über ſie zu benachrichtigen, daß dieſer deshalb an den König gehe, um deſſen weitere Befehle einzuholen. Zugleich erzählten ſie ihm, im Beiſeyn der Kinder, die ihnen ſo lieb geworden, wie einſt jener Ritter dieſe Nachkommen des Grafen von Bezieres gerettet, er alſo ein Recht habe, von ihrem Schickſal unterrichtet zu werden.

Da überlegte Kenneth alsbald, was zu thun und am meiſten zu ſeinem Vortheil ſey; er knüpfte Unterhandlungen an mit Simon von Montfort, wonach er ihm für eine beſtimmte große Summe die Kinder ausliefern wolle. Da nun Montfort die Summe zu hoch fand, und dem Kenneth eine geringere bot, erklärte er ſich zwar damit zufrieden, ſeine Rachſucht erfaßte indeß dabei den Plan, das Geld zu nehmen, aber doch zu verhüten, daß Montfort zu ſeinem Zweck komme. Kenneth wendete ſich demnach auch an Paladour, verrieth ihm, was geſchehen ſolle, wobei er ſelbſt ſich ganz unſchuldig ſtellte, indem er andere Bewohner des Schloſſes als die Söldlinge Montforts angab, und ihm vorſchlug: er möge an einem beſtimmten Tage und an einem beſtimmten Orte im Walde unfern des Schloſſes erſcheinen, und die Kinder den Boten des Montfort wieder entreißen. Und das Alles geſchah, obwohl der Verräther den Alten, da nun ihr Sterbeſtündlein ſchlug, nochmals geſchworen, ſeinen Eid halten zu wollen.

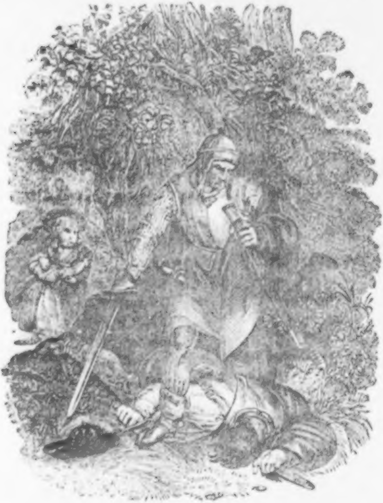


Palatent erhielt jene Botſchaft erſt nach einer Woche, machte ſich aber eiligſt auf. Unterdeß hatte Kenneth vergebens auf Nachricht von ihm geharrt und führte nun, da der anberaumte Morgen gekommen, die Kinder, welche ihm unbefangen mit ihrem Spielwerk folgten, in den Wald. Alldort traf er die Boten von Montfort, empfing ſein Sündengeld und ſchlich davon.



Den einen Boten aber, der wohl ahnte, wohin dieſe That führen ſolle, jammerten die Kleinen. Da nun Jene von den Pferden abgeſtiegen waren, dieſe einem Knecht überlaſſend, daß er jenſeits des Waldes ihrer harre, ſie aber, um etwaigen Verfolgern zu entgehen, auf unwegſamen Pfaden mit den Kindern den Wald durchſchritten, ſagte der Eine beſtimmt und feſt: er wolle nicht Theilnehmer ſeyn an dem zu erwartenden Morde der Kinder und begehre, daß ſie wieder zurückgebracht würden nach dem Schloſſe. — Es entſpann ſich ein heftiger Streit, bis endlich der, den das Mitleid überwältigt hatte, ſein Schwert zog. Der Andere wich zurück.

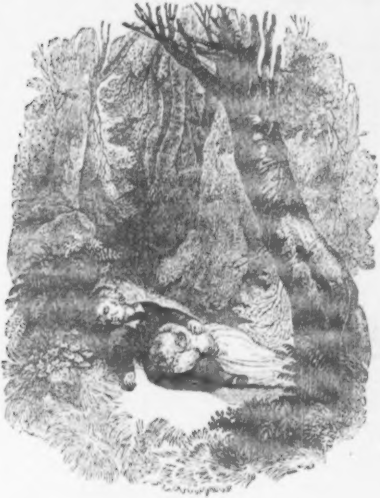
nahm indeß den Augenblick wahr, ſeinen Gegner von rückwärts über eine Baumwurzel zu Falle zu bringen, ſo daß deſſen Schwert zerbrach und Jener ihn nun mit dem ſeinigen durchſtieß. — Die



Kinder, erſchreckt von dem, was ſie hörten und ſahen, liefen tiefer in den Wald hinein und liefen immer zu, bis ſie erſchöpft niederſanken. Der Mörder, nun ſelbſt beſtürzt über das, was geſchehen, und Zeit verlierend in der Ueberlegung, was zu beginnen ſey, hatte der Kinder eine Weile ganz vergeſſen, und als er endlich ſich ihrer wieder verſichern wollte, entdeckte er, trotz alles Suchens in der

Nähe, ihre Spur nicht und irrte dann in allerlei falſchen Richtungen in dem Walde umher bis tief in die Nacht, ſo daß er erſt am Morgen den Ausgang und den Knecht mit den Pferden fand und wie vom böſen Geiſte gejagt fluchend davon ritt.

Um mehrere Stunden ſpäter, als die Kinder von dem Schotten Kenneth den Boten Montforts ausgeliefert worden, kam Paladour an der bezeichneten Stelle im Walde an; da er hier aber vergebens harrte, eilte er nach dem Schloß, wo Alles in Angſt war, weil Kenneth und die Kinder fehlten. Bald genug ahnte Paladour, wo der Verrath zu ſuchen ſey, und bat nun, daß man den Wald durchziehen möge, wie er ſelbſt es thun wolle. Das geſchah, und Paladours Bemühen wurde vom Himmel geleitet, denn eben er fand die



Kinder. Sie waren matt und müde eingeſchlummert und wurden im Triumph wieder nach dem Schloſſe zurückgebracht.

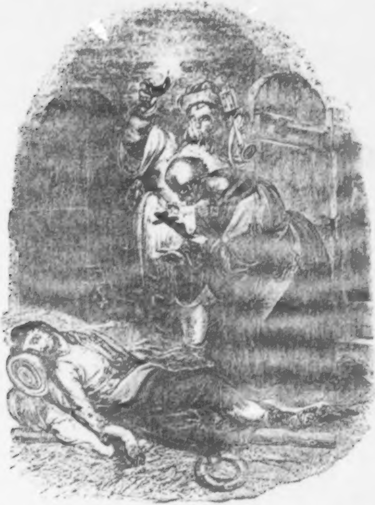
Es war im Jahr 1211, wo der Krieg noch immer wüthete, und Paladour mußte raſch wieder in's Feld. Da er indeß vom Könige Philipp Auguſt mit einer Beſitzung belehnt worden, brachte er die Kinder dorthin und ſorgte, ſo viel er es irgend vermochte in ſeinem Kriegsleben, daß ſie in treulicher Pflege für Leib und Seele erhalten wurden, ohne daß er irgendwem Näheres über ſie vertraute. So wuchſen denn Robert und Clara, ſo hießen die Geſchwiſter, friſch und fröhlich auf, und freuten ſich gar ſehr, wenn Paladour von Zeit zu Zeit auf ſeiner Beſitzung weilte, wie er ſich freute, daß Robert in ritterlicher Geſchäftigkeit, Clara zu ſittlicher Jungfräulichkeit heran wuchs.

So waren, ſeitdem er die Kinder von dem Flammentode errettete, vierzehn Jahre verſtrichen, und Paladour zählte einunddreißig Jahre, als Ludwig der Achte den Thron Frankreichs beſtieg. Der Ritter glaubte, es ſey nun die Zeit gekommen, da er Robert, jetzt ein achtzehnjähriger Jüngling, wieder zu ſeinem Erbe verhelfen könne; deshalb entdeckte er den Geſchwiſtern ihre Herkunft und was ſich mit ihnen begeben. Robert fuhr jauchzend auf in Freud' und Dank, Clara aber, tief erſchüttert, brach in Thränen aus und verhehlte es, auf die bittende Frage Paladours, nicht: daß ſie lieber bei ihm in ihrer ſo glücklichen Einſamkeit bleiben möge, was weder Robert noch Paladour, der bald darauf zum Heerbann des neuen Königs mußte, gut heißen wollte, obwohl Dieſer davon innigſt gerührt war.

Jetzt geſchah es aber, daß unter Ludwig dem Achten Tauſende der Albigenſer durch die Wuth der Prieſter auf dem Scheiterhaufen umkamen, und da ſprach eines Tages Paladour im Kriegsrathe zu Avignon, ſein Schwert feſt in die Scheide ſtoßend: „Dein Ahnherr, König, nannte mich einen Helden des Kampfes und der Milde; rachſüchtigen Prieſtern zu dienen iſt aber nicht mein Wille, und ich bitte Dich, laß ab, ehe Dich Gottes Rache trifft!“ — Darüber ergrimmte der König und die Pfaffen ſchürten ſeinen Grimm; wie nun aber der König bald hienach ſtarb, erhoben ſie ſchwere Beſchuldigungen gegen Paladour, der jetzt auf ſeiner Beſitzung lebte, ſo daß er in's Gefängniß von Montpenſier kam. Er wurde angeklagt, den Grafen Theobald von Champagne aufgereizt zu haben, daß er dem Könige Gift beibringe, und ſollte ſeines Lebens verluſtig gehen.

Sein Schützling Robert von Bezieres, als er von dem, ſeinem Retter drohenden Schickſal erfahren, erhob ſich in begeiſterter Dankbarkeit. An der Spitze der kleinen Zahl von Männern im Dienſte Paladours durchzog er die nächſten Orte; von ſeiner Erzählung und ſeinem Aufruf ermuthigt, mehrte ſich die ihm folgende Schaar bis zu Tauſenden. Bald ſich ſtark genug fühlend, drang er ein in Montpenſier, wurde für einen Augenblick Herr der Stadt und befreite den Ritter Paladour und zugleich mehrere Andere, die als

Ketzer den Scheiterhauſen beſteigen ſollten. Als ſie dabei in den tiefſten Gewölben die Gefangenen aufſuchten, ſtanden die Befreier plötzlich vor einer ſchon geöffneten Thüre und ſahen, daß ein Mönch einem Sterbenden mit Gebeten zuſprach, auch ſeine letzte Beichte vernahm. Es war Kenneth, der hier das Ziel ſeines verruchten Lebens fand, dem gar manche Greuelthaten den Tod erſchwerten, und der eben bekannte, wie durch ihn die Kinder des Grafen von Bezieres elendiglich umgekommen wären.

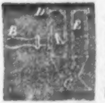


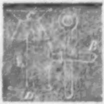
Robert konnte es ſich bei dieſem Anblick nicht verſagen, dem Sterbenden den Troſt zuzurufen: daß die Kinder gerettet und noch am

Leben ſeyen. Dann aber eilten die Befreier, Paladour in Sicherheit zu bringen, und da dieſer nach Clara fragte, ſtürzte dieſe, wie Robert in Kriegertracht und bewaffnet, hervor und ſank in Freudenthränen zu Paladours Füßen. Davon überwältigt, zog er ſie an ſeine Bruſt und Beide erkannten in dem Augenblick, daß ſich ihre Herzen unzertrennlich angehörten.

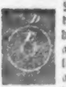
Paladour, Robert und Clara flüchteten aus Frankreich nach Piemont, und der Thurm, der ſichtlich wird bei dem Eingange in das Thal Latorre, war ihr erſter Zufluchtsort. In der Folge gewann ſich Robert von Bezieres den größten Theil ſeiner väterlichen Beſitzungen wieder, Paladour und Clara aber ſiedelten ſich an mit und bei den Waldenſern, ergeben ihrem Glauben, belohnt durch ihre treue, liebevolle Anhänglichkeit, die auch auf Paladours und Clara's Nachkommen übergingen. E. Rienitz.

Verbeſſerung
im Abſieden und Filtriren von Kaffee u. ſ. w.





A, Fig. 1, iſt ein Gefäß aus Zinn, mit einer horizontalen hölzernen Handhabe. — Fig. 2 ſtellt einen ſenkrechten Durchſchnitt des Gefäßes A dar, nachdem daſſelbe umgekehrt worden iſt, und nun auf ſeiner koniſchen Mündung C ſteht. — Fig. 3 iſt ein Grundriß des Bodens D des Gefäßes A, in deſſen Mitte zur Aufnahme des unten zu erwähnenden heizenden Materials ein Loch angebracht iſt. An den Boden D iſt eine Röhre E gelöthet, welche an dem bei C befindlichen Ende geſchloſſen, an dem entgegengeſetzten Ende aber offen iſt. Dieſe Röhre dient in der in Fig. 2 dargeſtellten Lage zur Aufnahme des metallenen Heizers. Der letztere muß oben einen Ring haben, mit welchem derſelbe vermittelſt eines Hakens in glühendem Zuſtande aus dem Feuer gezogen und in die Röhre E eingeſetzt wird. Vorher bringt man durch C gemahlenen Kaffee oder eine ſonſtige Subſtanz, aus welcher man einen Abſud zu erhalten wünſcht, in verhältnißmäßiger Menge in das Gefäß A, gießt heißes oder ſiedendes Waſſer bis C hinein, und befeſtigt einen leinenen oder tuchenen Seiher auf C. Hienach wendet man das Gefäß A in die in Fig. 2 dargeſtellte Lage um und ſenkt den metallenen Heizer in die Röhre E. Die der Flüſſigkeit mitgetheilte Wärme veranlaßt nun eine Dampf-Entwickelung; der Dampf ſteigt nach D und treibt vermöge ſeiner Ausdehnung die Flüſſigkeit in klarem Zuſtande durch das bei C befindliche filtrirende Material in irgend ein untergeſtelltes Gefäß.



Burg Falkenſtein.

Im Selke-Thal, unweit Ballenſtedt, erhebt ſich die Burg Falkenſtein, im elften Jahrhundert erbaut. Jetzt gehört ſie dem Hofjägermeiſter Freiherrn Ludwig Auguſt von der Aſſeburg, der viel gethan hat für die Erhaltung und Verſchönerung des alterthümlichen Baues, in dem ſich nun die Erinnerungen an verſchwundene Jahrhunderte mit den Erzeugniſſen und Einrichtungen aus unſrer Zeit vereinen. Von den ehemaligen Beſitzern zeichnete ſich beſonders Graf Hoyer von Falkenſtein dadurch aus, daß er die Veranlaſſung war zu Sammlung der unter der Benennung „Sachſenſpiegel“ uns erhaltenen niederſächſiſchen Geſetze, die vom Jahr 1230 in deutſcher Sprache ſich abſchriftlich verbreiteten. Ihm half dabei ein ſächſiſcher Edelmann, Ecco von Repkau, und wir haben es zumeiſt dem „Sachſenſpiegel“ zu verdanken, daß die deutſch-vaterländiſchen Anordnungen in Thätigkeit, bei Anſehen und Ehren blieben. In alten Ausgaben findet man Verſe, welche den Männern Hoyer von Falkenſtein und Ecco von Repkau gebührend dafür danken, daß ſie dies merkwürdige Buch den Deutſchen in ihrer Sprache gaben. — An die Grafen von der Aſſeburg ging dieſe Stamm-Veſte der Falkenſteine durch Verpfändung über, da die Wieder-Einlöſung nicht erfolgte, und jene ſind im Beſitz ſeit der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts.

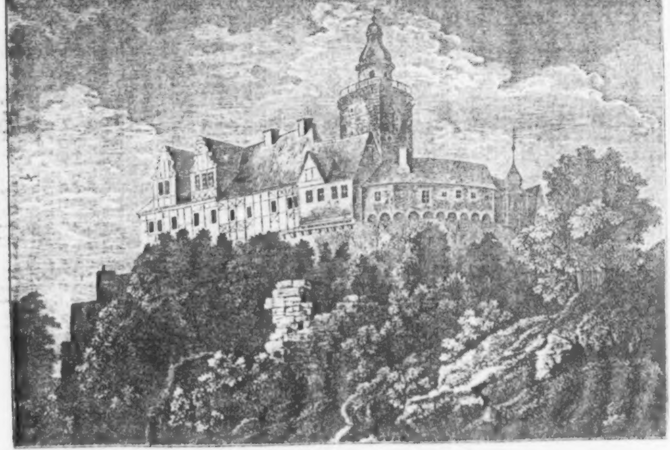
Vom Falkenſtein und der nächſten Umgegend hat die Vorzeit uns auch Sagen hinterlaſſen, wozu die in Bürgers Ballade: „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhein“ nicht gehört; ſie iſt neuerer Erfindung, die indeß ihren erſchütternden Eindruck dadurch befeſtigte, daß man nach ihr die Oerter beſtimmte, wo ſich die Geſchichte hätte begeben können, von der Laube an bis zum Richtplatz des unglücklichen Opfers der Verführung. Unter den überlieferten Sagen aber iſt uns, als einen tiefen Sinn in ſich bergend, am liebſten die vom

Schäfer Tidian.

Er war ein Sonntagskind, das heißt: er hatte etwas mehr Phantaſie und Verſtand als die Andern, ſonderte ſich oft in ſeinen Träumereien von ihnen ab; und nun mußte er im Volksglauben mit Geiſtern verkehren. Eines ſchönen Abends — ſpricht die Sage — ging er ſinnend am Abhange des Berges und fand eine Blume, die er noch niemals geſehen. Er pflückte ſie und befeſtigte ſie an ſeinem Hute. Da ward ihm wunderſam zu Muth: denn eine Grotte ſah er vor ſich geöffnet, deren Boden mit Goldſande bedeckt war, und eine Stimme rief:

„Nimm, ſo viel dein Herz begehrt;
Kehr' oft wieder, biſt uns werth!“

Er füllte ſich ſeine Taſche, und da er eine Braut hatte, deren Eltern ſie ihm verweigerten, weil er arm war, faßte er Hoffnung



und ging eilend nach der Stadt, einen Goldſchmied um den Werth des Sandes zu befragen, und der Meiſter kaufte ihn, denn es war das reinſte Gold. Immer bei'm erſten Schimmer des Neumonds, der ſich über dem Falkenſtein erhob, fand Tidian die Grotte geöffnet, füllte ſich die Taſche und hörte immer jenen Spruch.

Derzeit wollte ſich auch der Graf von Falkenſtein vermählen und kam zu dem Goldſchmiede wegen eines Ringes vom feinſten Golde. „Da müßt ihr dies von Tidians-Golde nehmen!“ ſprach der Meiſter, und auf die Frage des Grafen gab Jener ihm den wahrhaften Beſcheid. Da ritt der Graf alsbald zu Tidian, zwang ihm ſein Geheimniß ab, und wenn die Grotte ſich öffnete, wurden nun Säcke mit dem Goldſande gefüllt; Tidian ſelbſt nahm jedoch nichts mehr.

Den Grafen aber, der bald überreich war, kam mit dem gehäuften Golde der Argwohn, ſein Hirt könne die Grotte für ſich leeren, und die Habſucht peinigte ihn:

„Er hatte Tag und Nacht nicht Ruh',
Denn immer ſprach's: der Hirt greift zu!“

— und da erfaßte ihn eines Tages das Böſe ſo, daß er Tidian blendete. Als er nun aber bei der Wiederkehr des Neumondes allein in die Grotte ſchritt, Tidian traurig an derſelben ſaß, da vernahm dieſer aus dem Innern die Worte:

„Für deinen Trug
Hinab, hinab!
Gold ſey dein Fluch,
Gold ſey dein Grab!“

— und der Graf wurde nimmer geſehen. Veronica, die Braut Tidians, von deſſen Elend unterrichtet, begab ſich zu ihm, ward in der Macht ihrer Liebe ſein Weib und pflegte ihn. Und als ſie eines Tages am Abhange des Berges mit ihm ihre kleine Heerde weidete, ſah auch ſie eine Wunderblume, die ihr zuflüſterte:

„Willſt du reicher Berge Gold? —
Pflücke mich, ich geize nicht!
Willſt du reicher Liebe Sold,
Pflücke mich! — wer rein mich bricht,
Hat auch Heil für Augenlicht!“

Still, aber zitternd brach die Arme die Blume und ſtrich heimlich damit über Tidians Augen, der nun plötzlich heller ſah als zuvor und ſeines hohen Glückes an der Seite ſeines Weibes froh blieb bis in die ſpäteſten Lebenstage, nimmer darüber klagend, daß die Grotte von da an ſich nicht wieder öffnete: denn er hatte die Fülle des Reichthums an der unvergänglichen Liebe ſeiner Veronica.

Die Sage iſt erhebend und es raubt ihr nichts von ihrem edlen Gehalt, wenn wir anfügen: daß die „Tidians-Höhle“ ſehr wahrſcheinlich im Aberglauben zu einer Schatzkammer gemacht wurde, weil ſie innen von ſogenanntem „Glimmer“ funkelt.

Bertram.

Die Gefahren des Handwerks.

Ein wohlhabender Schloſſer hatte einen armen Waiſenknaben zu ſich in die Lehre genommen, bei welchem Zucht und Anweiſung gut eingeſchlagen, ſo daß er nach ſechs Jahren ein tüchtiger Geſelle war, dem man die ſauberſten und ſchwierigſten Arbeiten, wo es nur etwas zu erdenken und zu erfinden galt, übertragen konnte. Und ſo geſchickt Chriſtoph war, ſo geſcheidt und verſtändig war er, daß der Meiſter ihn in der Wirthſchaft zu Rathe zog und ſeine Einſicht wie ſeinen Fleiß nie genug loben konnte gegen Frau und Tochter, die ihrerſeits wieder ſeine Häuslichkeit und milden Sitten hervorhoben. Der Meiſter und ſeine Ehefrau waren auch ſchon einig, das bald mannbare Töchterchen dem wackern Burſchen einſt zum Weibe und das Geſchäft in Mitgabe zu überlaſſen. So ſtand dem neunzehnjährigen Jüngling eine heitere Zukunft bevor, als der plötzliche Tod des wackern Lehrherrn ſeinem Schickſal eine andere Wendung gab. — Frau und Tochter des Verſtorbenen gingen zu einem verwandten Prediger auf das Land, und überließen Haus und Werkſtatte der Aufſicht des Geſellen. Dies verſetzte den Jüngling in eine ganz neue Welt. Die Feierabende, ſonſt im Kreiſe der Familie ſeines Lehrherrn ſeine glücklichſten Stunden, wurden ihm jetzt eine Laſt, die er mit Unmuth ertrug; das Haus, in dem ſein Wohlthäter geendet, wo er jetzt ſo grauenhaft allein war, begann ihm ein widerwärtiger Aufenthalt zu werden, und er floh es Abends, wenn die Arbeit ſeinem Kummer Platz machte, um auswärts Zerſtreuung zu ſuchen.

Es befand ſich im Städtchen eine Herberge der Seidenweber, wo der Herbergsvater, ein heiterer Mann und billiger Wirth, am Feierabend ſtets einen muntern Kreis harmloſer Geſellen um ſich verſammelte. Dahin ging nun der junge Schloſſer und horchte, ſchweigſam beim Glaſe jungen Weines, dem bunten Geplauder der Gäſte, die von allen Arten des Handwerks und aus allen Weltgegenden da verſprachen. Anfänglich berührte ihn die Unterhaltung nur in geringem Maaße; dieſe Art zu reden war ihm ſo fremd als die Gegenſtände, von denen man ſprach, nur wenn etwas vorkam, das ſein Handwerk anging, hörte er aufmerkſamer. Nach und nach und je öfter er kam, um ſo mehr hörte er ſich in dieſe Weiſe zu verkehren hinein, um ſo reger wurde ſeine Theilnahme für die fremden, fernen Gegenden, Sitten und Sachen, von denen die Heimkehrenden oder Durchziehenden immer großes Aufhebens machten und Jeder in ſeiner Art es übertrieben ausſchmückte. Bald ſprach er auch mit, widerſprach, fragte, wendete ein und ließ ſich belehren. Allmählig begannen andere Bilder, andere Gedanken ihm vorzuſchweben; die Heimath trat zurück: die Fremde erhellte ſich und ſah weit freundlicher aus als das ausgeſtorbene Haus des Lehrherrn.

So ging es vierzehn Tage jeden Abend, und es wäre jetzt noch Zeit geweſen, ſeinen Sinn wieder in das alte Geleiſe zurückzuführen; aber nun kamen die Frauen wohl, doch ſie brachten die Muhmen vom Lande mit; da paßte er nicht zur Geſellſchaft und war wieder allein und — ging in die Herberge. —. Eines Abends war es da ſehr lebhaft. Ein loſer Zeiſig von Tuchmacher aus dem Elſaß trug allerlei Schnurren vor und erzählte viele Abenteuer, die er beſtanden, und von den tollen Streichen, die er in Paris gemacht, und von dem herrlichen Leben in der Weltſtadt und wie das Handwerk ſich da gut befinde, frei und angeſehen, ſelbſt von großen Herren freundſchaftlich aufgeſucht. Das Alles klang gar reizend in des Jünglings Ohr, der ſich daheim ſollte von Frauen befehlen laſſen und dem die Geſellſchaft der Muhmen vom Lande jetzt noch „lederner“ vorkam.

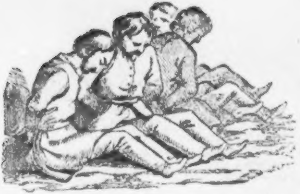
Am folgenden Abend ging er wieder zur Herberge und hing ſich an den Elſaſſer. Der mußte ihm jetzt Alles haarklein erklären und deutlich machen, und als dieſer die Begierde ſah, mit welcher der junge Menſch ſeine Worte verſchlang, ſchnitt er noch mehr auf. „Was Donnerwetter!“ rief er endlich, „was ſitzt das im Neſte! So ein Burſch wie Ihr muß nach Paris, da kann er ſein Glück machen, nicht hier bei den Strumpfwirkern. Seyd Ihr denn nur auf der Welt, um Schlüſſel zu machen? Könnt Ihr nicht eben ſo gut mitreden wie ein Anderer? Und das fidele Leben! Die Mädels ſollt Ihr ſehen, die wiſſen ſich zu kleiden! Jeder von uns hat ſo ſeine Griſette, wie man's nennt, geputzt wie eine Gräfin.“ — „Mach' uns die Pferde nicht ſcheu, Elſaſſer!“ fiel der Herbergsvater ein, „und laß mir das junge Blut da zufrieden. Wir reden nicht mit, aber unſere Strumpfwirker machen uns warme Strümpfe, wenn Euch die Zehen aus den Stiefeln ſehen.“ — „Und Du, Chriſtoph“, ſagte er, dieſen zu ſich ziehend, „laß Dir nichts einreden! In der Fremde iſt's gut, daheim iſt's beſſer. Fremde Länder ſehen, lernen, wie ſie es dort machen, das iſt auch gut, aber es kommt dabei an auf das wie? und das wie lange? Vom Handwerk kann man ſich zulegen, aber die deutſchen Sitten muß man nicht ausziehen. Geh' nach Holland, nach England — es muß ja nicht gerade Paris ſeyn!“ — Aber Chriſtoph hörte den Alten nicht: ſeine Einbildungskraft war in Flammen geſetzt. Als die Gäſte die Herberge verließen, ſagte draußen der Elſaſſer zu ihm: wenn er nach Paris ginge, würde er ihn dort erſt in ſechs Monaten treffen: aber dann wolle er ihm ſchon das Leben noch kennen lehren. Ein anderer der Gäſte, ein Uhrmacher aus der Schweiz, ſetzte hinzu: wenn Chriſtoph eine Adreſſe wollte, die könne er ihm geben; ſein Bruder arbeite zu Paris, bei dem würde er gut aufgenommen ſeyn, in der Vorſtadt Saint-Antoine beim Wirth Miſchell, wo jener unter dem Namen: „der ſchöne Schweizer“ zu erfragen wäre.

In des Lehrherrn Hauſe hatte die Tochter zuerſt des ſonſt heiteren Chriſtophs auffallend zerſtreutes Weſen bemerkt. Als ſie die

Mutter darauf aufmerkſam machte, meinte dieſe: dem jungen Menſchen fehle der Meiſter und er könne ſich noch nicht finden; das würde ſchon anders werden. Aber wie erſtaunten Beide, als nun der Geſelle wegen ſeines Auszugs anſprach. Erſt wollten ſie es ihm ausreden, als er aber darauf beſtand, wurde die Frau ärgerlich, und da ſie, ohnehin des Geſchäftes müde, eben ein gutes Gebot dafür erhalten hatte, ſagte ſie dem Reiſeluſtigen: er könne ſogleich ziehen in Gottes Namen! Das verſtieß gegen ſeinen Ehrgeiz — die Tochter weinte, die Mutter ſchalt ſie, und ſo grollten ſie alle Drei auseinander. — Nach einigen Tagen wär' es dem weichherzigen Chriſtoph beinahe wieder leid geworden: hätte eine der Frauen ein Wort geſprochen, er wäre geblieben. Aber ſie ſchwiegen verſtimmt und das verdroß ihn wieder; ſo zog er, nachdem er ſich noch einen Brief verſchafft an einen Deutſchen, Namens Waßmann, der, ebenfalls Schloſſer, ſich früher ſchon mit Weib und Kind nach Paris gemacht hatte.

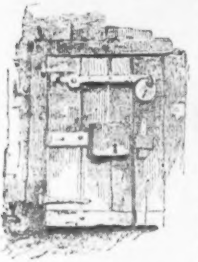
Der ſchwere Abſchied von der Heimath war längſt verſchmerzt, der Rhein überſchritten und es ging ſchon in's bunte Frankreich hinein. Das flache Land gefiel ihm nicht ſonderlich, aber täglich tröſtete er ſich: morgen würde es beſſer kommen. Es kam immer nicht. — Am zehnten Tage ſeiner Wanderung traf er, ſchon bei Nacht, in einem kleinen Dorfe an der Straße ein. Er ging nach dem Krug, um da zu herbergen. Vor der Thür ſaß, die Mütze auf dem Ohr, ein kurzes Pfeifchen rauchend, ein Gensd'arm, der ihm einen finſtern, prüfenden Blick zuwarf, als er vorüberſchritt. „Was will der Schnurrbart hier?" fragte Chriſtoph den Kellner, der Deutſch ſprach. „Er hat Vögel gefangen", ſagte der Burſch, „vier Gimpel oder Grünſchnäbel von dem unruhigen Volk, das alle Fingerlang die Naſen in die Politik ſteckt — ich wollte, ſie ſteckten ſie wo anders hin, dieſe Herren Flegels oder Communiſten." — „Wer ſind die?" fragte Chriſtoph weiter. — „Ei, die verbundenen Handwerker, die ſich gegen die Regierung verſchwören, den Profit theilen wollen mit ihren Brotherren, wenn nicht gar die ganze Welt unter ſich; dummes Zeug, aber verzweifeltes Zeug, das der Polizei zu ſchaffen macht!" — „Handwerker!" ſagte Chriſtoph ſinnend, „wie iſt das möglich? Handwerker und die Politik — wie reimt ſich das zuſammen? Das muß anders zuſammenhängen." — „Kommt", ſagte der Burſche, „ich will Euch einmal die Leute zeigen, die unſer Frankreich umarbeiten wollen. Seht Ihr dort das Loch in der Mauer? das geht in den Schweineſtall; dort ſitzen ſie auf dem Thron von Stroh und geben ihren Gedanken Audienz." Damit zog er den ehrlichen deutſchen Jungen, der ihn verſtand und doch ſeine Rede nicht verſtehen konnte, ſo fremd war ihm das Alles, an das bezeichnete Loch. Als Chriſtoph hineinſah, hätte er bald laut aufgeſchrien, ſo entſetzte ihn der Anblick.

Vier junge, wohlgebildete Männer, die Hände auf den Rücken gebunden, mit traurig hängenden Köpfen, ſaßen auf dem Stroh-



pfühl des engen, ſtinkenden Stalles. — „Seht die erſten Beiden“, ſagte der Kellner, „das ſind von Euren Landsleuten; der ihnen den Rücken zukehrt, iſt ein Stockfranzos und der vierte iſt ein Elſaſſer. Dieſe Beiden ſind Communiſten; die Deutſchen ſind bloß Vagabonden, die, ohne Arbeit und Geld aufgefunden, in den nächſten Gewahrſam geliefert und von dort, wenn ein halbes Hundert voll iſt, über die Grenzen geſchafft werden.“ — „Und die Communiſten oder die Verbundenen, wie Ihr ſie nennt?“ — „Ei“, ſagte Jener, „die kommen in Eiſen auf die Galeeren.“ — Der Kellner hatte ſich entfernt und in Chriſtophs Ohren tönten noch immer dieſe fürchterlichen Worte. Mit thränenden Augen und einer Bruſt voll Wehmuth und Grauſen ſtarrte er die Gefangenen an; es war das erſte Mal, daß er Menſchen ihrer Freiheit beraubt ſah, das reuige und büßende Verbrechen erblickte. „O mein Gott!“ ſeufzte er, „könnt' ich Euch helfen!“ — Einer von den beiden Deutſchen hob das Haupt und ſagte: „Mich hungert ganz erſchrecklich!“ — „Auch mich!“ ſeufzte der Andere. — Das brach Chriſtoph völlig das Herz. Er lief ſogleich, ſuchte den Kellner auf und bat ihn, für ſeine Rechnung acht Butterbrode, mit Käſe und Wurſt belegt, zu bereiten. — Der Kellner aber lachte ihn aus. „Dergleichen ſey hier zu Lande nicht gebräuchlich, und ein einheimiſcher Wanderburſch käme mit einer Semmel und einer Gurke einen ganzen Tag aus.“ Chriſtoph beſtand aber darauf und erhielt endlich das Geforderte ſchlecht und zu theurem Preiſe. Kaum hatte er dies Eſſen in Papier gewickelt, ſo ſchlich er ſich wieder an das Loch heran und warf es hinein. — Mit freudigem Erſtaunen gewahrten die Leckerbiſſen die beiden Deutſchen; der Franzoſe ſchob ſie mit dem Bein mürriſch zur Seite, der Elſaſſer aber kehrte ſich nach der Oeffnung und rief leiſe: „Wer thut das? Von wem kommt das?“

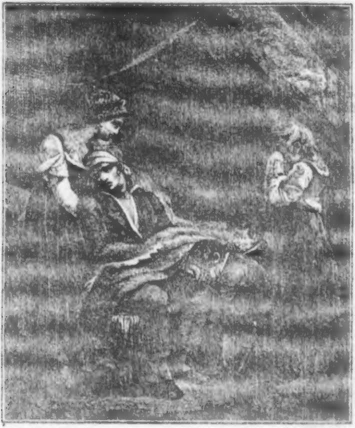
Welch ein neuer Schrecken für Chriſtoph, als er jetzt in dem Elſaſſer ſeinen alten Bekannten, den Aufſchneider aus der Herberge erkannte, dieſen Lebemann, der ſich über die ſchlechten Bänke in den deutſchen Schenken beklagte und hier nun auf verfaultem Stroh, das den Schweinen zur Streu gedient, ſich's bequem machen mußte. — Es brauchte lange, bevor er ſich faſſen und, ohne die Aufmerkſamkeit des vor dem Hauſe ſitzenden Gensd'armen zu erregen, ſich dem Elſaſſer mittheilen konnte. „Du kommſt zur guten Stunde“, ſagte dieſer, „ein bloßes Mißverſtändniß hat uns in dieſe Lage gebracht. Sind wir nur erſt in der nächſten Stadt, dort hab' ich mächtige Freunde — das ſoll dem Grobian von Gensd'armen ſchlecht bekommen! Du aber kannſt mir heute ſchon nützlich ſeyn; wenn Du nur ſo gut wäreſt, mir Dein Taſchenmeſſer zu leihen und dann Dir von außen die Thür zu dieſem verwünſchten Stalle aufzuſuchen, ſie genau abzuzeichnen und das Papier mir durch eine Spalte zuzuſtecken, damit ich meinen Gönnern einen Begriff machen kann von dem Hundeloche, in welchem wir freie Leute übernachten mußten.“ — Chriſtoph hatte nichts Eiligeres, als das Verlangte auszuführen. Die mit doppelten Schlöſſern verwahrte Thür befand ſich auf der entgegengeſetzten Seite, und während er ſie genau zu Papier brachte, fiel es ihm als Sachverſtändigen auf, daß die Angeln unverhältnißmäßig ſchwach und ſchon ſo verroſtet waren, daß es nur eines leiſen Druckes von Innen bedurfte, um ſie geräuſchlos zu ſprengen. — Unterdeß hatte ſich vorne, wo das Luftloch in den Stall ging, der Gensd'arm einen Sitz bereitet und, ſeinen Karabiner mit geſpanntem Hahne neben ſich an die Wand gelehnt, ſeinen Nachtpoſten eingenommen. Chriſtoph, nachdem er die Zeichnung in die Thürſpalte geſchoben, ſchlich nach der Gaſtſtube und ſuchte ſeinerſeits auf der Ofenbank eine Lagerſtelle. Aber der Schlaf wollte nicht kommen; das Jammerbild der Gefangenen ſchwebte ihm vor in allerlei Verzerrungen ſeiner erſchreckten Phantaſie. Endlich gegen Mitternacht ſchlummerte er ein, aber bald erweckte ihn, ſeine Schlafgenoſſen und Wirthsleute ein Knall. — Alle ſtürzten hinaus; da ſtand der fluchende Gensd'arm mit abgefeuertem Gewehr auf dem Hofe — die Gefangenen waren entflohen. — In fünf Minuten ſaß Jener ſchon zu Pferde und jagte unter Verwünſchungen der Landſtreicher von dannen.



Als der Morgen anbrach, zog Chriſtoph weiter, zögernd und mit Zweifeln ringend: ob er auch recht gethan, dem Elſaſſer Meſſer und Zeichnung geliefert und ſo zu ſeiner eigenmächtigen Befreiung beigetragen zu haben? ob er nicht lieber gleich nach dem Rhein umkehren ſollte? Die Worte ſeiner Lehrfrau beim Abſchiede traten jetzt mächtig in ſein Gedächtniß: „Reiſet in Gottes Namen und laßt es euch nicht gereuen!“ Aber, ſagte er ſich wieder, wenn es auch hier auf dem Lande ſo gefährlich ausſieht, in der Reſidenz muß das Alles anders ſeyn. Unter ſolchen Selbſtgeſprächen näherte er ſich einer Stadt, als er hinter ſich Hufſchlag eines Reiters hörte. Als er ſich umſah, ſaß ihm ſchon ein Gensd'arm auf den Nacken, der ſein Gewehr auf ihn anſchlug und ihn anrief zu halten, dann vom Pferde ſprang und ihn heftig anredete, ohne daß ihn der Deutſche verſtand. Chriſtoph zog ſeinen Paß, doch der Gensd'arm fuhr fort zu ſchelten, zog einen Strick aus der Taſche, befeſtigte ihn an des Flehenden Arm und das andere Ende an ſeinen Sattel, ſtieg wieder zu Pferde und führte, ohne weiter auf den Klagenden zu hören, dieſen wie einen Jagdhund neben ſich her. In der Stadt hielt er vor dem Hauſe des Friedensrichters und lieferte dieſem den Gefangenen aus. Auch in dieſem Hauſe verſtand Niemand deutſch; Chriſtoph vertheidigte ſich ganz vergeblich: er wurde in den Arreſt gebracht. Ein namenloſer Schauder überfiel den armen Menſchen, als er die kahlen Wände um ſich, die Pritſche an der Wand gewahrte und die Riegel und Schlöſſer hinter ihm die Welt abſchloſſen. — Keinen Begriff von dem Geſetz des fremden Landes, konnte er gar nicht abſehen, was aus ihm werden würde. Zu denken unfähig, konnte er nur weinen. In Verzweiflung warf er ſich auf das nackte Holzlager und ſo brachte er eine fürchterlich lange Nacht zu. — Am andern Morgen wurde er wieder vor den Friedensrichter geführt, ſeine Perſon mit einem Steckbrief verglichen, dann in der ihm unverſtändlichen Sprache drohend ausgeſcholten und freigelaſſen. Beſinnungslos eilte er fort, er wußte nicht wohin; noch immer klirrten die Schlöſſer und Riegel in ſeine Ohren, bei jedem Geräuſch ſchrak er zuſammen, als ſollte er abermals verhaftet werden. So war er zwei Stunden fortgeeilt und ſank erſchöpft unter einem Baume nieder, in deſſen Schatten ihn der lang entbehrte Schlaf heimſuchte.

Der Tag neigte ſich, als er erwachte. Er konnte ſich gar nicht recht beſinnen, woran er eigentlich ſey, und blickte ſcheu umher, da öffnete ſich ſeinen Blicken ein wunderbares Schauſpiel: in nicht weiter Ferne lag vor ihm — Paris, mit ſeinen Höhen und Kuppeln, Thürmen und zahlloſen Schornſteinen, das ungeheure Häuſermeer der Weltſtadt. Wie bezaubert ſtand er am Boden feſtgewurzelt; vergeſſen waren alle ſchlimmen Abenteuer, dagegen traten die Schilderungen des Elſaſſers in der Herberge mit aller Gewalt wieder vor ſeine Phantaſie. Welches Leben, welche Thätigkeit und welche Gelegenheit für den Arbeiter mußte es ſeyn in einer ſo unermeßlichen Stadt; was muß da zu ſehen, zu erfahren, zu gewinnen ſeyn! — Drei Tage befand er ſich ſchon mitten in dem lebendigen Treiben, das den Beſonnenſten betäubt und mit fortreißt, und noch um gar nichts geſättigt war ſein Durſt und ſeine Begierde zu ſehen, zu bewundern und alle dieſe ungeahnten Herrlichkeiten zu genießen. Nur eine Seite dieſes Lebens wollte ihm nicht behagen: das Eſſen. Er vermißte peinlich die fette Koſt und das kräftige Brod der Heimath. Aber er tröſtete ſich wieder, daß ſich das noch finden würde. Am vierten Abend ſaß er im Theater. Wieder neue Wunder! aber er verſtand die Sprache nicht; das würde ſich auch lernen! — Als das Stück zu Ende war, entſtand ein ungeheurer Lärm, beſonders auf der Gallerie, wo Chriſtoph ſaß, befanden ſich die ärgſten Schreier. Wie erſtaunte er, als plötzlich auch hier die ihm ſo erſchrecklichen Geſtalten der Gensd'armen erſchienen und ſeine nächſten Nachbarn zu arretiren begannen. Er rettete ſich nur, indem er unter die Bank kroch. Als er nach Hauſe ging, war es ihm doch ſonderbar, daß gerade unter den freien Leuten ſo unſicher zu leben ſey! — Am ſiebenten Tage nach ſeiner Ankunft bemerkte er mit Schrecken, daß ſeine Baarſchaft ſich bis auf Weniges verlaufen habe: er wußte nicht wohin. Nun! dachte er, je nachdem das Leben theuer, je nachdem der Verdienſt groß: das wird ſich wohl in der Folge ausgleichen. Doch ſchien es ihm jetzt Zeit, an ein Unterkommen und zunächſt an die Empfehlung des Schweizers zu denken. Am frühen Morgen machte er ſich auf nach der Vorſtadt Saint-Antoine, das Gaſthaus des Herrn Miſchell zu ſuchen. Eine Menge Arbeiter begegneten ihm, meiſt in Haufen, ſchwatzend, raiſonnirend, überhaupt auffallend laut und ungeſtüm; aber nicht an einem Einzigen gewahrte er ein frohes Geſicht. — Die Vorſtadt begann, die Häuſer wurden immer unanſehnlicher, bald wurde es beinahe einſam in den Straßen; nach Miſchell fragend wurde er von halbnackten Kindern auf ein ärmliches kleines Haus verwieſen. Ich will wetten, ſagte er bei ſich, das Haus, ſo ſchlecht es ausſieht, iſt elegant eingerichtet! — Als er eintrat, wurde er eines Andern belehrt. In einer von Rauch geſchwärzten Stube ſaßen, hinter ſchmutzigen Tiſchen, einige Gäſte bei großen Schüſſeln mit abſcheulichem Milchreis gefüllt — in einer Ecke ſaß ein ſchlechtgekleidetes Weib, ein rothes Tuch um das ungekämmte Haar, ein Kind an der Bruſt, ein größeres, zerlumptes Mädchen ſaß auf der Diele und leckte einen Topf aus, in welchem der Reis gekocht war. Ganz kleinlaut fragte Chriſtoph nach Herrn Miſchell. — „Ich bin die Frau, was wollt Ihr?“ ſagte das Weib in gutem Deutſch. — „Den ſchönen Schweizer wollt' ich ſprechen!“ entgegnete Jener. — „Den müßt Ihr nicht bei mir ſuchen“, ſagte das Weib; „der ſteht ſtark an der Kreide und läßt ſich hier nicht mehr ſehen.“ — „Wie?“ ſagte Chriſtoph ſtammelnd, „das kommt hier auch vor?“ — „Hier? Oh? Hier erſt recht!“ entgegnete die Wirthin im Ton des ſchmerzlichen Spottes. „Wenn die armen Teufel alle bezahlen könnten, wär' ich eine reiche Frau, aber wo ſoll es herkommen?“ — „Mein Gott, die viele Arbeit hier —!“ — „Ja, Arbeit genug, aber noch mehr Arbeiter“, ſagte das Weib ernſt. „Nach Paris läuft Alles, bloß aus Deutſchland ſind an 40,000 hier. Manchem glückt es freilich; aber wer Glück haben ſoll, hat es allenthalben!“

Die Frau ſprach mit einer Würde und Sicherheit, die auf den jungen Menſchen einen mächtigen Eindruck machten. Es war ihm als übergöſſe ihn Jemand mit kaltem Waſſer. Als er aber die Schenke verlaſſen hatte, tröſtete er ſich abermals. So ein Weib ſieht Alles finſter! ſagte er bei ſich. Wer Glück haben ſoll, findet es freilich allenthalben, aber wer es ſucht, wird es hier doch weit eher finden als irgend anderswo. — Er ſuchte nun den Schloſſer Waßmann auf, fand ihn aber mit den Seinigen im tiefſten Elend, weil es ihm an Erwerb gefehlt, und er nun durch Sorge und Lebens-Ueberdruß in eine langwierige Krankheit verfiel. Unſerm Chriſtoph wollte ſich das Herz umkehren; er griff in ſeinen magern Beutel, die Armen zu unterſtützen und eilte dann ſchwer beklommen wieder fort.



Um zu überlegen, wie er zu dem Schweizer komme, machte er einen Spaziergang in das Boulogner-Wäldchen, wohin der Menſchenſtrom ihn mit fortriß. Da ſah es wild aus. Hunderte von Tagelöhnern, mit ſonnverbrannten Geſichtern und langen Bärten, halfen die neuen Feſtungswerke thürmen. Das war ihm wieder eine neue Erſcheinung. Er ſchlenderte den entſtehenden Wall entlang und betrachtete den geſchäftigen Ameiſenhaufen. Er konnte nicht begreifen, warum die freien Leute mitten im Lande ſolche Rieſenſchanzen aufwürfen? — „Wozu iſt das gut?“ fragte er einen Arbeiter, der ihm zunächſt Erde ſchaufelte. Die verwilderte Geſtalt mit ſtruppigem Bart wiſchte ſich die ſchweißtriefenden Haare aus dem Geſicht, muſterte den jungen Menſchen und ſagte: „Landsmann! wozu das gut iſt, wirſt Du bald einſehen, wenn Du hier mit uns karreſt, um nicht zu verhungern.“ — „Lieber Freund!“ ſagte Chriſtoph lächelnd, „das habe ich nicht nöthig; wenn ich nur erſt den Mann fände, an den ich empfohlen bin, einen Zeugſchmied, genannt der ſchöne Schweizer.“ — „Ah, da haſt Du die rechte Adreſſe!“ entgegnete der Wilde; „der ſchöne Schweizer, ſieh, das bin ich!“

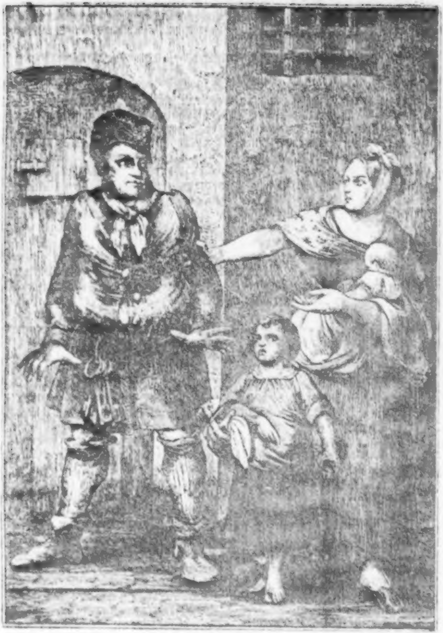
Chriſtoph glaubte in die Erde verſinken zu müſſen. Der Aufſeher, welcher eben die Arbeiter zuſammenrief, erſparte ihm die Antwort. Wie zerſchlagen ſchlich er nach der Stadt zurück. Plötzlich fiel es ihm ein, daß er geſtern ſein letztes Geld ausgegeben. — Brodlos und ohne Geld! das iſt eine fürchterliche Entdeckung, beſonders für den, der ſie das erſte Mal macht. Er begann am ganzen Leibe zu zittern, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Was ſollte er beginnen? Eine Hülfe gab es, aber eine Hülfe eben ſo ſchrecklich als die Noth: ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen. Sie war das Andenken ſeines Lehrherrn! „O mein Gott! mein Gott!“ jammerte er und rannte, als ob er ſich durch die Eile retten könnte. Noch eine ganze Stunde rang er mit ſeinem Entſchluß, endlich nahm er ſich ein Herz und trat zu einem Uhrmacher ein. Erblaſſend, mit zitternder Hand zog er die Uhr, ſtotternd ſprach er den Wunſch aus, ſie zu verkaufen. Der Uhrmacher ſchöpfte Verdacht, legte die Uhr auf den Tiſch und bedeutete durch Geberden den Zitternden, zu warten. Einige Zeit verſtrich, da öffnete ſich die Thür und — ein Gensd'arm erſchien, dem der Uhrmacher die Uhr einhändigte. Chriſtoph ſtand wie vernichtet. Er ſah ein, man behandle ihn jetzt als einen Dieb! Er hatte keine Kraft mehr, Vorſtellungen zu machen, ſondern wankte ſchweigend vor dem Gensd'armen her nach der Präfektur. — Kurz darauf begegneten ihnen zwei vornehm gekleidete Herren, von denen der Eine ein rothes Ordensband trug; der Andere trat raſch an Chriſtoph heran und ſagte leiſe: „Was Kuckuk! machſt Du hier?“ Dieſer hätte beinahe aufgeſchrien, denn vor ihm ſtand der Elſaſſer.

Chriſtoph erzählte in Eile, was ihm begegnet. Der Elſaſſer trat zu dem Herrn mit dem rothen Bande und ſprach ihm in's Ohr. Hierauf ſagte dieſer zu dem Gensd'armen: „Ich bürge für dieſen!“ und nannte ſeinen Namen, den der Gensd'arm notirte und ſich entfernte. Zu Chriſtoph aber wendete ſich der Herr mit den Worten: „Ihre Uhr ſollen Sie morgen haben! Jetzt ſoll für Sie weiter geſorgt werden. Ich bin ein Menſchenfreund, und beſonders für das

Schickſal der armen Handwerker thätig. Wir halten heut einen feſtlichen Aufzug; da brauchen wir einen ſo ſtattlichen Burſchen, um die Fahne einer Abtheilung zu tragen. Und zu dieſer Ehre ſind Sie auserſehen. Kommen Sie!"

Chriſtoph wußte nicht, wie ihm geſchah. Dieſer Wechſel von Abenteuern betäubte ihn. Er folgte unwillkürlich den Beiden und glaubte die erſte Stufe zu ſeinem Glück zu betreten. Auf einem freien Platze fanden ſie Tauſende von Arbeitern mit Fahnen verſammelt. Auch dem Schloſſer gab man eine in die Hand und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Ziehenden ſtimmten ein Lied an, das Chriſtoph nicht verſtand, in deſſen Weiſe er aber einſtimmte. Plötzlich ſtockte der Zug — Alles gerieth in Unordnung — aus den Seitenſtraßen brach Reiterei hervor und hieb mit blanken Säbeln in die Maſſe; die Arbeiter ſchaarten ſich unter Geſchrei, holten Steine aus den Taſchen und ſchleuderten ſie nach den Reitern. Bald drang Infanterie mit dem Bajonet in die Haufen ein, trennte ſie und machte Gefangene. Jetzt entſtand eine entſetzliche Verwirrung; wer fliehen konnte, floh. Chriſtoph warf ſeine Fahne weg und ſtürzte beſinnungslos, wo ihn ſeine Füße eben hintrugen. In einer ſtillen und einſamen Gegend der Stadt hielt er athemlos an; die Straße ſchien ihm bekannt, und wirklich zu ſeinem Troſte ſtand er vor Herrn Miſchells Haus. „Rettet mich, Landsmännin!" rief er, todtenblaß in die Schenke ſtürzend. — „So!" ſagte das ernſte Weib. „Seyd Ihr auch ſchon heran geweſen? Ach Gott, wie Viele muß ich noch verführt und verwickelt ſehen in dieſe unſeligen Verbindungen! Flieht, junger Menſch, aus dieſer Stadt! Ihr ſucht hier Euer Glück, Unerfahrener! und findet die Galeere. Die Menſchen ſind hier auch gut, aber ſie ſind anders wie wir. Leicht nehmen ſie, was uns bedenklich iſt, und was uns nicht berührt, das nehmen ſie hoch auf. Auch ich folgte meinem Manne in den Kriegszeiten aus Deutſchland hieher mit großen Hoffnungen. Ich liebte meinen Mann, lernte ſeine Sprache verſtehen und wir verſtanden uns doch nicht. Nun hat er mich mit den Kindern ſitzen laſſen und iſt nach Algier. Von dort iſt er deſertirt und weiß der Himmel, wo er jetzt umher ſchweift. Das hat hier Alles keine Ausdauer und keine Ruhe!"

Chriſtoph verſprach es gern, nach der Heimath zurückzukehren; ſeine Luftſchlöſſer waren bis auf den Grund eingeſunken. Die gute Deutſche verſteckte ihn in eine Kammer, wo der arme Jüngling, fieberhaft aufgeregt und ermattet, ſich auf das Bette ſtreckte und unter beängſtigenden Phantaſien einſchlummerte. Aber nicht lange ließ es ihn ruhen. Rauhe Stimmen und Gepolter erſchollen beim Beginn der Nacht. Die Kammerthür wurde aufgeriſſen und abermals ergriffen ihn die Hände der Sicherheitswachen. Er war verrathen und angezeigt, bei dem Aufſtande der Handwerker, denn dafür galt der Zug, mitgewirkt zu haben. Die Gensd'armen ſchleppten ihn ohnmächtig nach dem Stadtgefängniß.



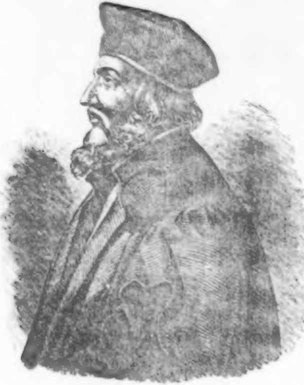
Als der Unglückliche erwachte, dämmerte der Tag in ſeinem Kerker, den er mit einem Dutzend anderer Handwerker theilte, unter denen ſich ſeltſam genug der Elſaſſer in ſeiner vornehmen Kleidung auszeichnete. Alle ließen ſtumm die Köpfe hängen, nur die Zunge des Aufſchneiders ging geläufig und verſpottete die Reuigen. Als er ſo lachend an Chriſtoph herankam, ſaß dieſer mit gefalteten Händen und ſagte nur: „Bruder, ich verzeihe Dir, aber es iſt ein Gott!"

Unterdeſſen bereitete ſich im Gefangenhauſe ein wunderbarer Vorfall zu ſeiner abermaligen Errettung. Die gute Wirthin Miſchell hatte ſich mit ihren Kindern aufgemacht, um dem unglücklichen deutſchen Landsmann eine Erquickung zu verſchaffen. Den Säugling im Arm, das Mädchen mit etwas Wein und Eſſen neben ſich bahnte ſich das edle Weib den Weg zu dem hartherzigen Schließer. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie in dieſem, unter anderem Namen Verkappten, ihren entlaufenen Mann erkannte, der in dieſer von der Welt abgeſchloſſenen Stellung als Deſerteur vor allen Nachſtellungen gerade am ſicherſten zu ſeyn glaubte.

Mit der Geiſtesgegenwart und der Entſchloſſenheit eines ſchwer geprüften Weibes war ſie bald mit ſich einig, wie dieſe Entdeckung zu benutzen ſey. „Entweder", ſagte ſie, „Du befreiſt meinen Landsmann oder ich zeige an, wer Du biſt! Die Liſten der hier Eingebrachten ſind noch nicht aufgenommen, man wird den Einen nicht vermiſſen. Und wenn Du dabei einen Betrug begehſt, ſo iſt es wenigſtens nicht Dein ärgſter." — Der Entlarvte machte Vorſtellungen, Einwendungen, aber das Weib beharrte ſtandhaft bei dem ausgeſprochenen Vorſatze. Sie wußte alle Bedenklichkeiten zu überwinden; für alle kleinen Umſtände, welche bei der Loslaſſung mitwirken konnten, kannte ſie einen Ausweg. — Als Abends die Gefängniſſe unterſucht wurden, fand der Schließer Gelegenheit, den jungen Deutſchen entkommen zu laſſen. Durch einen Mantel und Hut geſichert, ging er in Begleitung der Frau durch die Wachen. Die gute Landsmännin blieb bei ihm bis an die Grenze der Vorſtadt. Hier entließ ſie ihn, und der dankbare Jüngling ſank ihr weinend um den Hals. „Geht hin, wohin ich ſo gern zurückkehren möchte", ſagte ſie. „Zieht heim in's ſchöne, ſtille Vaterland, wo das Glück bei dem Zufriedenen iſt und der Frieden bei der Beſtändigkeit. Bleibt im Lande und nähret Euch redlich!" — Das that und thut er nun auch; ſeine ſchönen Ausſichten, Meiſter zu werden, ſind freilich auf lange hin verſcherzt, aber auch die falſchen Hoffnungen ſind von ihm gewichen v. S.

Johannes Huſs.

Die Achtung, welche jede bedeutende Perſönlichkeit uns einflößt, wenn ſie ihre Bedeutung aus der Kraft des eigenen Geiſtes errungen, muß ſich, ſobald wir dieſelbe im Kampf erblicken mit einer übermächtigen Gewalt und im Bewußtſeyn ihrer Berechugung lieber ſich aufopfern als ihren Grundſätzen entſagen ſehen, zur bewundernden Ehrfurcht ſteigern. Dies Gefühl, das höchſte, welches wir einem Kämpfer für den Fortſchritt des Geiſtes zuwenden können, nimmt Johannes Huß im vollſten Maaße in Anſpruch. Er trat mit dem Worte der Wahrheit den verſteinten Wällen entgegen, mit welchen das Papſtthum ſeine ſelbſtgeſchaffenen Lehren verſchanzte; er focht mit dem Schwerdte der Freimüthigkeit und ſtarb für ſein Werk ruhig und ergeben, die Aufrichtigkeit ſeiner Ueberzeugung durch den Tod beſiegelnd. War er gleich nicht glücklich in ſeinen Beſtrebungen, das Glück kann dieſelben wohl einflußreicher, aber geiſtig größer kann es ſie nicht machen. Ohne Johannes Huß wäre dem ein Jahrhundert ſpäter auftretenden gleich großen, vom Glück des Erfolgs gekrönten Reformator, dem Gründer unſrer befreiten Lehre, Dr. Martin Luther, das Rieſenwerk der kirchlichen Umwälzung wohl weniger glänzend gelungen. Jener hatte ihm den Boden aufgelockert und gedüngt, in welchen nun der nicht minder kräftige Luther den Samen warf, dem die herrliche Frucht des entfeſſelten Geiſtes entkeimen ſollte. Johannes Huß wurde zu Huſſinecz im Parchiner Kreiſe

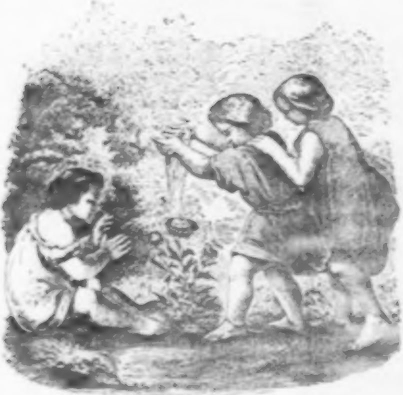


in Böhmen von unbemittelten Eltern am 6. Juli 1373 geboren. Seine früh entwickelten Geiſtesgaben erwarben ihm die Zuneigung ſeines Grundherrn, der ihn durch ſeine freigebige Unterſtützung befähigte, im Jahre 1389 die Univerſität Prag zu beziehen, wo er bald durch ſeinen fleckenloſen Wandel die allgemeinſte Achtung ſich erwarb und von einem der Profeſſoren zum Famulus angenommen wurde. Dieſe Stellung war ſeinem Studium überaus günſtig, indem ſie ihm in der reichen Bibliothek ſeines Herrn die Mittel dazu lieh. In Kurzem hatte er ſich eine damals ſeltene theologiſche und philoſophiſche Bildung verſchafft, ward 1393 Baccalaureus, drei Jahre ſpäter Magiſter und im Jahre 1400 Prediger an der Bethlehems-Kapelle. Nun beginnt ſein Wirken für die Oeffentlichkeit, und ſeine klaren, begeiſterten Reden trugen ihm die Zuneigung des Volks ein, wie zugleich den Schutz der Gemahlin des Königs Wenzel, Sophia von Bayern, die ihn zu ihrem Beichtvater erwählte. In dieſer Zeit brachte ſein Freund, Hieronymus, die Schriften des engliſchen Reformators Wikleff mit nach Böhmen und zeigte ſie Johannes Huß. Dieſer, längſt ſchon in innerem Widerſpruch mit den willkürlichen Satzungen des Papſtthums, ward von der kühnen Wahrheit, die er in Wikleff's Schriften fand, zu einem Feuereifer angeregt, der ihn bald aus einem innigen Verehrer zum lauten Verkünder einer Lehre machte, welche der entarteten Kirche die heilige Schrift in ihrer Reinheit entgegenſtellte. Die deutſche Partei an der Univerſität Prag, welche, weil Bayern, Sachſen und Polen gemeinſchaftlich Deutſche genannt wurden, drei Stimmen beſaß, während den eingebornen Böhmen nur eine zuſtand, widerſetzte ſich ihm, und das philoſophiſche Schisma des Nominalismus, zu dem ſich die Deutſchen, und des Realismus, wozu Huß und die Böhmen ſich bekannten, ſchien zugleich ein theologiſches werden zu wollen. Doch dem kam Huß dadurch zuvor, daß er durch ſeinen Einfluß beim König Wenzel die nach dem Stiftungsbrief der Univerſität geſetzmäßige Eintheilung der Stimmen wieder herſtellte, und die Böhmen erhielten fortan drei Stimmen, den Fremden wurde nur eine zugeſprochen. Erbittert verließen die meiſten Deutſchen Prag, und Huß, nunmehr Rektor der Univerſität, trat um ſo entſchiedener gegen die Irrthümer des Papſtthums auf. Er griff mit unerbittlicher Strenge die Sittenloſigkeit der Prieſter an und predigte mit glühenden Worten gegen den Ablaß. Doch er ging weiter, entkleidete die mächtigſten Organe der Hierarchie ihrer Heiligkeit, nannte die Seelenmeſſen, den Bilderdienſt, das Mönchsleben, die Ohrenbeichte, das Faſten und viele andere Satzungen des veruntreuten Katholicismus despotiſche Erfindungen der Prieſter, um in dem abſichtlich erweckten Aberglauben der Gemüther eine Stütze zu finden für den Zwang ihrer Herrſchaft. Endlich verlangte er, das Abendmahl, welches bisher nur den Prieſtern in doppelter Geſtalt des Kelchs und des Brodes gereicht worden, ſolle allen Chriſten in gleicher Weiſe zu Theil werden. Da erhob ſich der Erzbiſchof von Prag wider die immer mehr um ſich greifenden Neuerungen, ließ die Schriften Wikleff's verbrennen und verbot Huß das Predigen. Zugleich forderte der Papſt Johann XIII dieſen auf, nach Rom zu kommen, um ſich vor dem päpſtlichen Stuhl zu rechtfertigen. Johannes Huß aber beſtritt die unumſchränkte Autorität des Papſtes und verlangte, vor ein allgemeines Concil geſtellt zu werden. Mit dem Bann belegt, ſah er ſich genöthigt, Prag zu verlaſſen, und predigte nun, beſchützt von ſeinem Grundherrn, in ſeinem Geburtsort Huſſinecz und in andern umliegenden Gegenden unter freiem Himmel. Auch faßte er ſeine Lehren hier ſchriftlich ab, kämpft in dieſen ſeinen Schriften wie in ſeinen Worten gegen den Glauben an Papſt und Heilige, gegen die unbedingte Unterwerfung unter den Willen irdiſcher Oberen und eifert hauptſächlich gegen die Abſolution durch einen laſterhaften Prieſter und gegen den damals zur Unſitte gewordenen Verkauf geiſtlicher Aemter. Zahlreicher Zulauf, der ihm wurde, und die immer größere Wirkſamkeit, welche er dadurch erlangte, bewogen das Coſtnitzer Concil, das zur Schlichtung des kirchlichen Schisma's zuſammengetreten und ſchon drei Päpſte abgeſetzt, einen vierten gewählt hatte, auch Huß vor ſein Gericht zu laden. Mit hoher Freudigkeit folgte der Reformator dem Rufe, denn es lag ihm daran, die befreiende Wahrheit ſeiner Lehre öffentlich vor einem Concil von Kirchenfürſten zur Sprache zu bringen. König Wenzel gab ihm drei böhmiſche Edle zum Schutze mit, Kaiſer Sigismund einen kaiſerlichen Geleitsbrief und Papſt Johann ſein Wort, daß er ſicher und ungefährdet ſey für ſeine Perſon. Kaum aber hatte er Coſtnitz betreten, als er durch den Einfluß einzelner Cardinäle verhaftet und erſt auf ſein dringendes Verlangen öffentlich verhört wurde. Er ſprach eindringlich und mit Würde, doch die Prälaten, welche die Wirkung ſeiner Beredſamkeit erkannten, wußten durch Geſchrei und Schmähungen ſeine Worte zu übertäuben. In ſpäteren Verhören vor dem Kaiſer ſelbſt legte er ſeine Klagen und die Gründe dafür klar und ausführlich dar, jedoch man ſchenkte ihnen keine Aufmerkſamkeit, ſondern begehrte unbedingt, er ſolle widerrufen. Als er ſich deſſen ſtandhaft weigerte, wurde er am 6. Juli 1415 zum Scheiterhaufen verdammt, das Urtheil trotz des kaiſerlichen Freibriefs, trotz des päpſtlichen Wortes an ihm vollzogen und ſeine Aſche in den Rhein geſtreut, der mit ſeinen Wogen die Ueberreſte des Freiheitshelden bedeckte. Mit demſelben Muthe, mit welchem er dem ihm gehäſſigen Concil gegenüber ſeine innerſte Ueberzeugung vertheidigte, mit Ergebung und Freudigkeit erlitt er den Tod, und als man ihn auf dem Wege zur Richtſtätte an dem Ort vorüberführte, wo ſeine Schriften verbrannt wurden, ſtrich ein leichtes Lächeln über ſeine bis dahin unwandelbaren Züge. In dieſem Lächeln lag die Gewißheit, daß weder Feuer noch Schwert mächtig genug ſeyen, die einmal geworfene Saat der Wahrheit auszurotten. Zwar ſeine böhmiſchen Anhänger, welche unter dem Namen der Huſſiten ſich zu Gunſten der neuen Lehre im Aufſtand erhoben und einen mordbrenneriſchen Verwüſtungskrieg führten, unterlagen zuletzt, durch Streitigkeiten in ſich ſelbſt zerſplittert, den kaiſerlichen Waffen; aber viel höher und wachſender ſchlug die Flamme des einmal entzündeten Lichtes nach hundert Jahren durch den Deckmantel der Unwahrheit, mit welchem man ſie erſticken wollte, und wurde zum Freudenfeuer, das weithin die Welt überſtrahlte.

Anton Gubiz.

Das Entſtehen der Aſter.

Zu der Zeit, als unſer Erlöſer noch ein Kind war, ſandte ſein Vater die Engel aus dem Himmel herab und gab ihnen Knabengeſtalt, um mit dem kleinen Jeſus und andern frommen Kindern in Jeruſalem zu ſpielen. Da begab es ſich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nachmals des Erlöſers Lieblingsjünger wurde, mit ſeinem himmliſchen Geſpielen in einem ſchönen Blumengarten ſich erging. Der Abend war ſchon angebrochen und die Sterne traten immer heller und heller aus dem dunkeln Aether hervor. Da ſprach der Engel zu Johannes: „Ich will nun ſchlafen gehen.“ — „Wo iſt denn Dein Bett, lieber Fremdling?“ fragte Johannes. — „Dort oben bei den Sternen!“ entgegnete der Engel. — „Ach, da muß ſich's wohl recht ſüß ſchlafen laſſen“, ſeufzte der Kleine; „wenn ich doch mit Dir gehen dürfte!“ — „Dein Bett iſt auch ſchon da droben gemacht“, tröſtete ihn der Engel; „aber erſt wirſt Du Dich hier unten noch ein Weilchen recht müde liegen müſſen, Du armes Kind!“ — Der Knabe verſtand die letzten Worte des Engels nicht und pflückte ſchnell ein Sträußchen von Roſen und Lilien, um ſie ſeinem lieben Geſpielen zum Angedenken bis auf den andern Morgen mitzugeben. „Da haſt Du ein Sträußchen“, ſprach er zu dem Engel, „und wenn Du morgen früh wieder herunter kommſt, ſo vergiß nicht, mir ein anderes von da droben mitzubringen: denn da müßt Ihr ja wohl viel ſchönere und größere Blumen haben als wir!“ — „Die haben wir auch“, antwortete der Engel; „aber wir können ſie nicht zu Euch herunterbringen. Siehſt Du die Sterne am Himmel leuchten? Das ſind unſre Blumen, die ſind aber ſo groß und ſo hell, daß Du mit Deinen kleinen, ſchwachen Augen wohl ſchwerlich würdeſt hineinſehen können, wenn ich ſie Dir ſo nahe brächte, wie dieſe Roſen und Lilien. Ich kann Dir das Alles nicht deutlich ſagen: aber dieſe Blumen ſind nicht in Erdreich gepflanzt, ſondern in blauen Aether, und ſie nähren ſich nicht von Sonnenſtrahlen, ſondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich Dir morgen ein Sonnenſtäubchen von ſo einer Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann!“



Der Engel küßte den Knaben und verſchwand. Und am andern Morgen kam er wieder, wie er verſprochen, und hatte ein hellſchimmerndes Körnchen in der Hand, das gruben ſie ſelbander in die Erde und begoſſen es alle Morgen und alle Abend mit friſchem Waſſer, das der Engel auch immer in eigener Hand getragen brachte. Und der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Jeruſalem: daß er einen Stern in ſeinem Garten geſäet habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu ſehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte. — Und ſiehe, da erwuchs und erblühte im Herbſt eine ſchöne bunte Blume von runder Geſtalt und rings umher mit vielen ſchmalen Blätterchen, gleich wie von Sternenſtrahlen, und ſo behielt ſie nicht unſchicklich den himmliſchen Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten: denn Aſter heißt verdeutſcht ein Stern. Und wenn ich des Abends bei einem Aſternbeete ſtehe und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen ſind, ſo ſcheint es mir oft, als ob ſie mit einander von ihrer alten Verwandtſchaft diſkurirten und als wollten die Blumen vor Sehnſucht hinauf und die Sterne herunter, um ſich in Liebe zu umfangen.

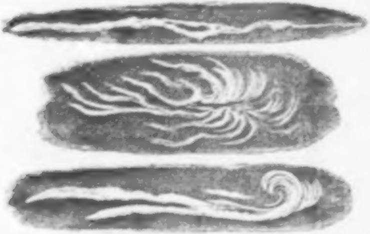
Die Wolken.

Die Wolken gehören zu den wichtigſten Erſcheinungen im Gebiete der Wetterkunde und erlauben, gründlich beobachtet, zuverläſſigere Schlüſſe auf die Wetterveränderungen, als dies die künſtlichen Werkzeuge thun, welche zu demſelben Zwecke erfunden ſind, und zu beobachten freilich keine ſolche Erfahrung vorausſetzen. Unter Wolke verſtehen wir die ſichtbare Anhäufung wäſſriger Dünſte in der oberen Luft, in denen ſich immer zugleich mehr oder weniger Wärme und Elektricität anſammelt, im Gegenſatze zu dem Nebel, der mehr an der Erde ſich bildet, obwohl dieſer im weiteren Sinne ebenfalls zu den Wolken gehört. — Die Farbe der Wolken iſt verſchieden, ſowohl nach dem Stande der Sonne, nach dem ſie im Licht oder im Schatten ſtehen, wie nach der Dichtigkeit der Dünſte, indem die leichten Wolken alle ein weißliches, die zuſammengedrängten aber ein graues, bis in's Schwarze gehendes Anſehen haben. In der Morgen- und Abendzeit aber erhalten ſie durch die Strahlenbrechung die ſchönſten Farben, indem ſie allen Glanz des Regenbogens alsdann wiederſtrahlen laſſen. — Ueber die Höhe der Wolken läßt ſich nichts ganz Beſtimmtes angeben. In warmen Jahreszeiten wie in warmen Ländern ſtehen ſie höher wie in kalten, woher ſich denn auch das häufigere Einſchlagen bei winterlichen Gewittern erklären läßt. Im Allgemeinen ließe ſich ſagen: daß der mittlere Wolkenzug etwa mit der Schneegrenze zuſammen falle, daß er unter dem Gleicher jedoch etwas niedriger, dagegen unter den Polen etwas über derſelben wegſtreiche. Die feinen ſiebrigten Gewölke ſtehen am höchſten. Alexander v. Humboldt ſah ſie über die Spitze des Chimboraço wegziehen, ſo daß man ihnen vollkommen eine Höhe von 24,000 bis 25,000 Fuß zulegen kann; das gewöhnliche dichte Gewölk, welches uns den Regen bringt, ſteht dagegen viel tiefer, ſo daß es ſich bis zu 5000 Fuß ſenkt, ja bei rauhen Regentagen nur 2000 bis 2500 Fuß über der Erde hinſchwebt. Die Ausdehnung der Wolken iſt gewöhnlich größer als wir zu ſchließen geneigt ſind, indem kleinere ſchon mehrere Quadrat-Meilen mit ihrem Schatten bedecken, größere aber ganze Länder umhüllen. In dichten Wolken findet ſich die Luft auf ihrem Thaupunkte und bildet eine mit Waſſerdämpfen geſättigte Luft; woher ſich dann auch ihre Waſſermaſſe berechnen läßt. Wenn z. B. ihre mittlere Wärme 2 Grad Reaumür wäre, ihre Länge 1000 Fuß, ihre Breite 200, ihre Höhe 100 Fuß betrüge, ſo hätte ſie eine Fläche von 200,000 Quadrat-Fuß und 20 Millionen Würfel-Fuß Inhalt. Jeder Würfel-Fuß Luft, mit Waſſer geſättigt, enthält aber $3\frac{4}{10}$ Gran Waſſer, folglich würde obige Wolke 9036 Pfund Waſſer enthalten.

Die Bewegung der Wolken richtet ſich nach dem Winde, in dem ſie forttreiben, ſie legen daher mit ſtürmiſchem Winde in einer

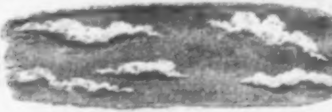
Stunde über zehn geographiſche Meilen zurück. Dennoch ſegeln Wolken nicht immer in gleicher Schnelligkeit mit dem Winde, ſondern haben oft, während ihrer Bildung oder während ſich Niederſchläge aus ihnen abſondern, bedeutenden Einfluß auf denſelben. Nachdem ſie in kältere oder wärmere, trocknere oder feuchtere Gegenden kommen, vergrößern oder verkleinern ſie ſich im Ziehen. Obſchon die Wolken ſich an keine Regelmäßigkeit binden, laſſen ſich doch ihre Hauptbildungen auf folgende einzelne Erſcheinungen zurück führen: die Locken- oder Federwolke; die Haufenwolke; die Schichtwolke; die fiedrigte Haufenwolke; die fiedrigte Schichtwolke; die geſchichtete Haufenwolke und zuletzt die Regenwolke.

Die Locken- oder Federwolke — cirrus — erſcheint entweder (1) als zarter, weißlicher Streifen, als herabhängende Locke oder gewirrt von Fäden (2, 3) welche einzeln am Himmel ſchweben, oder aus einem dichteren Theile einer Wolke entſpringen, und ſind gewöhnlich nicht allzuſcharf begrenzt. Sie ſind die höchſten der Wolken, gehen über die höchſten Berge ohne anzuſtoßen und verſchwinden mit dem Tage, wahrſcheinlich, weil ihr ſchwaches Gewebe das Mondlicht zu unbedeutend zurück wirft. Sie bewegen ſich ſehr langſam, nicht ſelten der unteren Windrichtung entgegengeſetzt, ſtehen oft Stunden lang auf derſelben Stelle und haben gemeiniglich gegen den Geſichtskreis eine wagerechte Lage, die entweder ſcheinbar oder auch wirklich ſtattfinden kann. Die Wolke entſteht zuerſt am dunkeln Blau des Himmels oft aus einem Fleckchen oder aus einzelnen unbedeutenden Streifen; ſie vergrößert ſich zuſehends, ſetzt Aeſtchen an und krümmt ſich in deren Enden, die dann ſogenannte Windbäume bilden. Nicht ſelten theilen dieſe Wolken den Himmel mit gleichlaufenden Strei-



ſen und überziehen dieſe wieder mit einem Gitternetze. Einige Gelehrte haben ſie als vorzügliche Leiter und Träger der Elektricität betrachtet, doch können ſie bei ihrem unvollkommenen Bau wohl nur ſehr ſchwache Leiter ſeyn. Gehen die den Himmel bedeckenden Wolken nach und nach in Federwolken über, ſo ſteht heitere Witterung bevor, weil ſie die letzte Wolkengeſtalt bilden, die der völligen Auflöſung vorangeht. Erſcheinen ſie bei heiterem Himmel, ſo iſt dies die erſte Andeutung der Witterungs-Veränderung. Bilden ſie ſich jedoch nur in geringer Menge, und ſind ſie ſcharf begrenzt, ſo verſchwinden ſie nicht ſelten wieder ohne merkbaren Einfluß; ſie ſcheinen in dieſem Falle ſehr hoch zu ſtehen. Sind ſie jedoch weniger ſcharf begrenzt, und werden ſie dicht, vergrößern ſich, nehmen dunklere Farben an, ſo ſenken ſie ſich, gehen in andere Bildungen über; ſie ſind dann Vorzeichen von nahendem Unwetter. Die äſtigen, ſogenannten Windbäume ſollen Vorzeichen des Windes ſeyn, und nach den Angaben einiger Beobachter mit der Richtung der Aeſte die Gegend anzeigen, wohin der Wind wehen wird.

Die Haufenwolke — **cumulus** — (4) iſt die dichteſte Wolkenbildung, welche ſich durch ihre undurchſichtigen, kugelig abgerundeten, ſehr mannigfachen, nicht ſelten auch eckigen, ſcharf begrenzten Formen auszeichnet. Länge und Breite ſind zu ihrer Höhe nicht bedeutend, unten iſt ſie gewöhnlich wagerechter begrenzt und dunkler, indeß ſie oben in den mannigfaltigſten, eckigen und kugelichen Bildungen abgrenzt. Stehen mehrere dieſer Wolken am Himmel, ſo gleichen ſie oft einem entfernten Gebirge, deſſen Kern dunkel, deſſen Ränder ſonnenbeleuchtet ſind; kehren dieſelben uns nur ihre ſonnenbeſchienene Seite zu, ſo bilden ſie eine ſilberweiße Maſſe; tauchen ſie am fernen Geſichtskreiſe auf, ſo malen ſie uns ein ſonnenbeglänztes Schneegebirge. Sie gehören der mittleren Luftſchicht an und bewegen ſich bemerkbar, gemeiniglich in der Richtung des auch unten herrſchenden Windes. Dieſe Wolken erſcheinen gewöhnlich häufiger nur mit der wärmeren Jahreszeit und in warmen Ländern, auf dem Eismeere ſollen ſich gar keine ſehen laſſen; ſie erſcheinen nach Sonnenaufgang als einzelne kleine, unregelmäßig flockenhafte Gebilde, die bald einen dunkeln Kern gewinnen, gegen Mittag zu immer anſchwellen, woher ſie auch [illegible] genannt werden, bis ſie ſich am Nachmittage ver



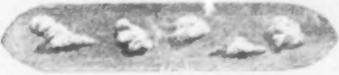
kleinern und mindern, zu Nacht dann gänzlich auflöſen. Zuweilen aber gehen ſie auch, ſich vergrößernd, in einander über, bilden Schicht- und Regenwolken, und geben ſo im Sommer Veranlaſſung zu Strichregen und Gewittern. Das Entſtehen dieſer Wolken wird erklärlich durch die Dünſte, welche ſich nach und nach von der erwärmten Erdfläche erheben und ſich in den höheren Luftſchichten, wo ſie ſich nicht mehr aufgelöſet erhalten können, zu Wolken geſtalten. Die poſitive Electricität, die ſich in ihnen anſammelt, mag ihr oft ſtattfindendes, abgetrenntes Stehenbleiben veranlaſſen, vorzüglich wenn ſie höhere Luftſchichten erreicht haben, was bei trockenen, öſtlichen Winden leicht der Fall iſt, wo hingegen die feuchten weſtlichen die Electricität in die umgebenden Luftſchichten ableiten, wodurch ſie ſich wechſelſeitig anziehen und zu größeren Wolkenmaſſen vereinigen. Das Vermindern und Verſchwinden dieſer Wolken, gegen Abend, entſteht dadurch, daß ſie bei verminderter Wärme in die unteren Luftſchichten herabſinken und dort ſich ganz auflöſen. Bei ihrem Weiterziehen im Winde bemerkt man nicht ſelten Minderung oder Vermehrung, je nachdem ſie über ſtark erhitztes Erdreich, Sandflächen u. ſ. w., oder über kälteres: Wälder, Berge u. ſ. w. ziehen und durch das Ausſtrahlen des Bodens beeinflußt werden; eben dadurch läßt ſich erklären, weshalb mehrere Gegenden wahre Gewitterherde ſind, weshalb in engen, durchſchnittenen Geländen häufiger Regentage eintreten als auf Ebenen oder Meeresſtrecken. Bemerkt man bei heiterer Witterung, mit Steigerung des Tages, nur hier und da Haufenwolken, die dazu ſcharf begrenzt und von weißlicher Farbe ſind, ſich über Wäldern mehren, über Ebenen mindern, bei Nacht ganz verſchwinden, ſo kann man auf anhaltend gute Witterung ſchließen. Zeigen ſich jedoch ſchon nach Sonnenaufgang in Menge dieſe Wolken, die ſich dann vergrößern, weniger ſcharf begrenzen, dunklere, in's Schwarze ſpielende Farben zeigen, ſich am Nachmittage nicht mindern, ſondern in große Maſſen zuſammenziehen, ſo kann man auf Regen rechnen, weil dann dieſe Wolken in Regenwolken übergehen.

Die Schichtwolke — **stratus** — (8), die dritte Hauptbildung, beſteht aus mehr oder weniger dichten, in Länge, Breite und Tiefe bedeutend ausgedehnten, am tiefſten von allen Wolkenbildungen ſchwebenden Gewölken, die oft ſich nur durch größere

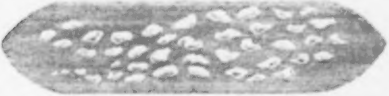
Dichtigkeit und dunklere Farben von Federwolken unterſcheiden laſſen. Auch die Nebel, welche an Sommer- und Herbſt-Abenden erſcheinen, oft ganze Winter-Tage füllen, gehören hieher. Stehen mehrere Schichten übereinander, ohne bemerkbare Zwiſchenräume zu laſſen, ſo nennt man dieſelben, nach Goethe, eine Wandwolke. Sie gleicht in ihrem Umfange oft einem entfernten Bergrücken und geht zuweilen in gethürmte Haufenwolken über.

Dieſe Wolke, die ſich nie zu bedeutender Höhe erhebt, entſteht gewöhnlich Morgens und Abends, wenn die Dünſte, welche den Tag über als Haufenwolken umhergeſchwebt haben, ſich ſenken und in die feuchteren, tieferen Luftſchichten niederſchlagen, oder ſie bilden ſich in den unteren Schichten ſelber, wenn dort die den Tag über aufgelöſten Waſſerdünſte ſich nicht mehr die Nacht über in dieſem Zuſtande halten können. Daher zeigen ſie ſich auch im Sommer nach Gewitterregen, wo die Luft ſehr abgekühlt iſt.

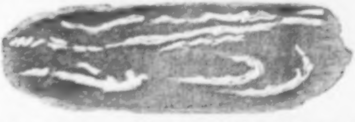
Erſcheinen ſolche Wolken in den niederen Gegenden als Nebel, die nach und nach niederſchlagen, ohne ſich in Schichten zu erheben, und bilden ſie nur wenige, ſcharf begrenzte Haufenwolken (7), bei übrigens heiterem Himmel, ſo iſt es ein Zeichen guter, beſtändiger Witterung, wogegen dieſes Gewölk, wenn es ſich ſchichtweiſe in die Höhe zieht, beim Verſchwinden viele und ſchwachbegrenzte Haufenwolken bildet, wenig Hoffnung auf gutes Wetter begründet. Vorzüglich hat man Regen zu erwarten, wenn die Schichten in ausgedehnte, zuſammenhängende Wolken übergehen, welche unten eine ebene Grundfläche haben, ſich aber durch dichten Bau und dunkle Farbe mehr der Haufenwolke nähern.



Die fiedrigte Haufenwolke, die Lämmer- oder Schäfchenwolke — cirro cumulus — (9), beſitzt die Feinheit der Federwolke und die abgerundete Geſtalt der Haufenwolke; doch iſt ſie viel kleiner als dieſe, und verbreitet ſich gewöhnlich reihen- oder gitterweiſe. Dieſe Wolken ſind von ſo dünner Maſſe, daß nicht ſelten das Himmelblau ſie durchſcheint. Sie überſchweben die höchſten



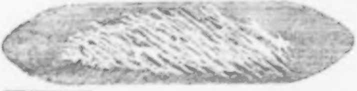
Gebirge und nehmen bei ſinkender Sonne die herrlichſten Farbenſpiele an; bilden ſich oft aus Feder- und Haarwolken (5), oft aber



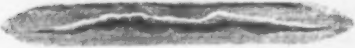
auch entſtehen ſie unmittelbar, wenn ein oberer, wärmerer Luftſtrom auf einen unteren, kälteren trifft, wodurch ſich ein Theil der Dünſte an den Berührungspunkten niederſchlägt. Zuweilen gehen auch Ueberreſte von Gewitterwolken, nach und nach oben verſchwebend, in dieſe Bildungen über. Sie ſind gewöhnlich die Begleiter trockener Tage, beſonders im Frühlinge; daher ſind ſie Verboten des guten Wetters, wenn ſie, hell und dünn, bei Sonnen-Untergang lebhaftes Roth und Orangengelb zeigen. Man hat von ihnen die kleinen Haufenwolken (15) wohl zu unterſcheiden,

welche, dichter und dunkler, ſich vor Stürmen und Gewittern als deren Vorboten zeigen.

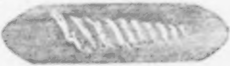
Die fiedrigte Schichtwolke — cirro-stratus — (10, 11, 12). Dieſe Wolken-Form macht ſich durch lange, auf



Univ. Bibl.
München

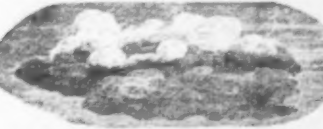


der untern Fläche ebene Schichten bemerkbar, die lichter und dunkler gefärbt als Federwolken, aber leichter und weniger ausgedehnt als einfache Schichtwolken erſcheinen. Oft ſtehen ſolche Streifen in einiger Entfernung nebeneinander, bisweilen finden ſich mehrere zugeſpitzt, Fiſchen ähnlich, zuweilen iſt der ganze Himmel durch ſie fleckicht, laufen ſie durch denſelben wie Streifen im Holze, oder geben ihm ein netzförmiges Anſehen. Im Scheitelpunkt erſcheint dieſe Wolke als eine fleckichte oder wollige Bedeckung des Himmels, durch welche Sonne, Mond und Sterne matt durchſcheinen, wo ſie dann oft Ringe um dieſelbe bilden, ſogenannte Höfe oder gar Nebenſonnen u. ſ. w. erſcheinen laſſen. Die Wolken entſtehen entweder aus den Streifen der Federwolken, aus Haufenwolken, oder bilden ſich auch auf eigene Weiſe: wenn unter einem kälteren Luftſtrome ein wärmerer, mit Dünſten geſchwängerter hingeht, wodurch ſich an den Grenzen beider die Dünſte niederſchlagen und zu dieſen Gebilden Veranlaſſung geben, alſo auf entgegengeſetzte Weiſe, wie ſich die fiedrigte Haufenwolke bildet. — Die Erſcheinung dieſer Wolkenbildung deutet auf Regen, beſonders dann, wenn ſie einen größeren Theil des Himmels einnimmt. Einem Landregen geht gewöhnlich eine allgemeine graue Bedeckung des Himmels voraus. Gehen die Haufenwolken bei ihrem Aufſteigen in fiedrige Schichtwolken über, ſo ſind ſie wohl zuverläſſige Vorboten des Regens. In den wärmeren Monaten verkündigen ſie Gewitter, wie ſich denn aus dichteren, dunkleren Wolken dieſer Gattung unmittelbar Gewitter bilden. Die kleineren, ſtahlgrauen, fleckigen aber ſollen auf Hagel deuten. Eine beſondere Art dieſer Wolken, die nach ihrer Geſtalt Kahlleiſten genannt werden (6), ſollen gewöhnlich Stürmen vorhergehen.



Die Abendröthen, welche durch dieſe Wolken veranlaßt werden, ſind verſchieden, ſie ſind Vorzeichen von gutem Wetter: wenn ſie durch ſcharfbegrenzte, dünne Schichten veranlaßt werden, welche mit hellen, rothen und orangen Farben glänzen; im Gegentheil aber von üblem Wetter: wenn ſie ein trübes Anſehen gewinnen, mehr in's Bläuliche und Dunkelviolette ſpielen, wenn ſie die untergehende Sonne mit weißlichem Glanze umgeben, deren Form entſtellen und ſie wie hinter einer Bank untergehend zeigen.

Die geſchichtete oder gethürmte Haufenwolke — cumulo-stratus — (13), iſt eine dichte Wolke von unregelmäßiger Geſtalt, deren Grund flach iſt, die ſich aber oben Lage über Lage thürmt, ſo daß ſie einem Gebirge nicht unähnlich und oft gegen die Grundfläche überhängt. Dieſe Wolken bilden ſich, wenn in verſchiedenen Luftſchichten unten Haufenwolken, über ihnen aber fiedrigte Schichtwolken oder fiedrigte Haufenwolken entſtehen; nicht ſelten gehen aber auch eine oder mehrere Haufenwolken in dieſe Form über. Die Erſcheinung dieſer Wolke iſt gleichfalls ein Vorbote zu erwartenden Regens, der jedoch oft erſt nach dem zweiten und dritten Tage erfolgt. Zuweilen werden auch dieſe Wolken gegen Abend wieder kleiner und verſchwinden Nachts ganz, worauf ſich den folgenden Tag wieder einzelne Haufenwolken bilden. Sie deuten beſonders auf nahen Regen: wenn ſie an heißen Sommer-Tagen ſchnell zunehmen, ſich aufthürmen, unter dem Winde entſtehen, und dieſer ſich dann legt. In dieſem Falle geht ihre Ausbildung in die Regen- und Gewitterwolke raſch vor ſich.



Die Regenwolke — Nimbus — (14) iſt aus mehreren Wolken-Arten gebildet, welche ſich alle in dieſelbe auflöſen. Der Theil, der zunächſt den wäſſerigen Niederſchlag giebt, erſcheint am tiefſten, und von nebliger, fleckichter, unbeſtimmter Bildung, gewöhnlich von ziemlicher Dicke und dunkler Färbung. — Im Augenblicke des Regens wird dieſer Theil oft ſackförmig verlängert, und ergießt aus dieſer Senkung die Regenfluth. Bei der Bildung ſolcher Wolken fließen mehrere Formen zuſammen: fiedrigte Schichtwolken verbinden ſich den Haufenwolken, und letztere gehen oft unmittelbar in weitgedehnte Schichtungen derſelben über. Zuweilen bildet ſich die Regenwolke mit wunderbarer Geſchwindig-

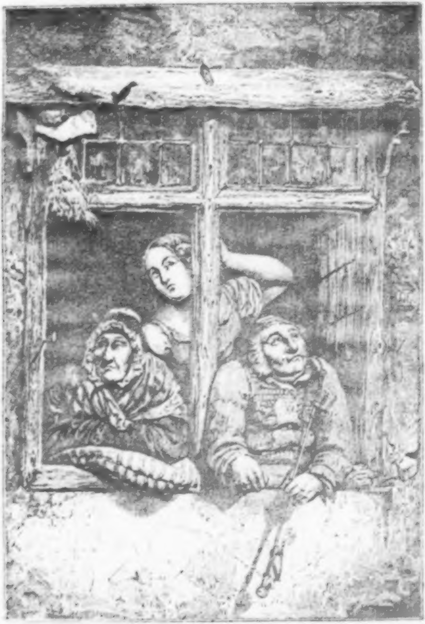
keit in ungemeiner Ausdehnung dadurch aus: daß ſich das in der Luft enthaltene Waſſer in Dampfform niederſchlägt. Alsdann verbreitet ſich die Wolke nicht nur ſchnell nach allen Richtungen, ſondern man ſieht auch, vorzüglich bei Gewittern, flockige Haufenwolken von verſchiedenen Richtungen ihr zuziehen, die während ihrer Annäherung anſchwellen und ſich mit der Hauptwolke vereinigen. — Iſt die Regenwolke erſchöpft, ſo trennt ſich die Maſſe; man bemerkt oben fiedrigte Schichtwolken, während unten die Ueberbleibſel der Regenwolke fortziehen, die dann zergehen und verdunſten wie Haufenwolken an heitern Abenden. Oft auch ballen ſich die untern Schichten zu Haufenwolken, während die oberen in fiedrigte Schichtwolken übergehen. Die Fortdauer oder das Aufhören des Regens beruht vorzüglich auf der Dichtigkeit und Schwere dieſer Gewölke. Schichten ſich mehrere Lagen derſelben übereinander, hat der Himmel ein gleichförmiges, wolkichtes Anſehen, ſo iſt noch kein gutes Wetter zu erhoffen; wenn aber der Schichten weniger werden, der Himmel ſich blau durch die Riſſe zeigt und dieſe ſich ſchärfer begrenzen, ſo kann man beſſerem Wetter mit Zuverſicht entgegen ſehen. **W. v. Z.**

Zur guten Stunde!

„Nicht alle Wolken bringen Regen!“ ſagte der Hof-Schuhmachermeiſter Helbrecht, am Nachmittage des 10. Auguſt 1841, „das iſt wohl wahr; aber zu unſerm Spaziergange ſcheint's mir doch nicht gerathen.“ Dabei machte er keine Anſtalten, ſeine Pfeife aus der Hand zu legen.

„Du haſt aber doch ſelbſt gewünſcht, die Mondfinſterniß heut Abend auf unſers Gevatters Weinberge zu ſehen!“ entgegnete ſeine Hausfrau in einem Tone, der Zureden ausdrückte. Dem war ſo, nicht weil ſie Vergnügen von dem Spaziergange hoffte, im Gegentheil dachte ſie mit innerem Seufzen an den für ſie ſehr weiten Weg. Aber das Töchterchen, die hübſche, fleißige und wirthliche Friederike, im Hauſe Fredchen genannt, hatte gar große Luſt zu dem Ausfluge gezeigt, und ihr zu Liebe verſuchte Mütterchen, die Sache durchzuſetzen, brachte es auch dahin, daß Helbrecht ſich in's Fenſter legte, die Witterung näher zu beobachten, wobei denn Frau und Tochter nicht fern blieben.

Helbrecht, der Sohn eines Pächters, hatte eben als Schuhmacher ſeine Lehrzeit beendet, als die Deutſchen in's Feld zogen, die Franzoſen dahin zu weiſen, wohin ſie gehören. Nach dem Frieden wurde er Gatte und Meiſter, begünſtigt durch ein kleines Erbe und die Verheißung, daß er Militair-Arbeit bekommen würde, was denn auch eintraf. Indem er nun die Soldaten beſchuhte und beſtiefelte, auch die Füße ſeiner Mitbürger verſorgte, half er ſich ſelbſt tüchtig auf die Beine. Seine Thaler und die dafür erſtan-



denen verzinslichen Papiere vermehrten ſich nach und nach, ſo daß Fredchen, ſein einziges Kind, an ſich ſchon eine ſehr annehmbare Gabe, noch auf eine gewichtige Mitgabe rechnen konnte. Nun hatte ſich ſein Gönner, der ehemalige Proviant-Commiſſarius Rädeken, eine halbe Meile vom Städtchen P..., in dem Helbrecht wohnte, ein Gut gekauft, dort ſeine Tage in Ruhe zu verleben mit einer verwitweten Schweſter — er ſelbſt verhärtete ſich durch zu viele Liebſchaften zum Hageſtolz — und jener Weinberg, von welchem die Rede, gehörte ihm. Da er wußte, daß Helbrecht ſich an Natur-Erſcheinungen ſeine Unterhaltung ſuchte, ließ Rädeken ſchon vorlängſt ihn für den Abend der Mondfinſterniß einladen, nicht ohne ſelbſtſüchtigen Grund; denn der ehemalige Proviant-Commiſſarius, der vielleicht nicht das reinſte Gewiſſen verſpürte, war bis in's Unglaubliche abergläubig und furchtſam: jedes Gewitter ſchon wurde ihm zum ſchweißtreibenden Mittel, und das Alleinſeyn war ihm denn auch bei dem verkündigten Schattenſpiel am Himmel zuwider. Nun wäre Helbrecht gern der Einladung gefolgt, doch ſchien ihm die Witterung bedenklich, die obenein aus der ſichtbaren Mondfinſterniß leicht eine unſichtbare machen konnte. Von ſeiner landwirthſchaftlichen Jugend hingen ihm noch allerlei Bauern-Regeln im Gedächtniß, und da mancherlei Kenntniſſe und Erfahrungen ihm zu Hülfe kamen, betrieb er die Witterungskunde mit einem Anflug von Wiſſenſchaftlichkeit. Selbſt das, auf dem beigefügten Bilde zu gewahrende Häuschen mit den angeblich wetterverkündenden Puppen kann noch darauf hindeuten, denn deren leitende Saite, ſich zuſammenziehend bei trockener Luft und ſich dehnend bei feuchter, bewirkt das wechſelnde Hin- und Herbewegen der kleinen Figuren. Diesmal aber ließen dieſe unſern Helbrecht gänzlich im Stich, denn es zeigte ſich weder die eine noch die andere.

„Der Rauch freilich ſteigt grad in die Höhe!“ ſagte er jetzt; „der Wind iſt Nordoſt, auch ziehen zwei Wolkenſchichten gegen einander, darauf ließe ſich's allenfalls wagen!“

„Ja“, fiel die Frau ein, die ihr Theil bei den Fenſter-Beobachtungen nicht ſchuldig blieb, „das Bischen Frühregen hatte nichts zu ſagen, denn „Frühregen und frühe Bettelleut, bleiben nicht bis man Zwölfe läut't!“ — die Schwalbe verhält ſich auch ganz ruhig, und unſern Montag“ — ſo hieß Helbrechts Schafpudel — „hab' ich vorhin in den Garten geführt, er rührte kein Gräschen an!“ — „Und die Pimpinellen im Garten hatten ſich geöffnet!“ ſprach ſchön Fredchen, die hinter ihnen ſtand, dazwiſchen.

„Na, dann wollen wir hinaus!“ ſagte Helbrecht; auf Fredchen's Geſicht zeigte ſich Freude und ſie legte plötzlich die rechte Hand an den Kopf — ein Zeichen, was für uns der Erklärung bedarf.

Dem Hauſe Helbrechts gegenüber wohnte Guſtav Temmer, der „neue“ Kantor und Schullehrer, noch „neu“ genannt, obwohl er nun ſchon ſeit zwei Jahren ſeines Amtes in dem Städtchen treulich wartete. Wenn aber nicht eben ſo ſehr neu, war er doch jung.

auch wohl geſtaltet, was Fredchen behagte; daß er zugleich von Allen brav genannt wurde, konnte ihr ebenfalls behagen für die von ihr gewünſchte Zukunft. Die Beiden hatten ſich ehrlich lieb, das war ihnen genug; aber leider hatte Vater Helbrecht dem Gönner Rädeken halb und halb — was bekanntlich trotz der zwei Hälften noch nichts Ganzes giebt — verſprochen, ſeinem Neffen, dem jetzigen Actuarius Rädeken, bei Fredchen das Wort zu reden, wozu noch kam, daß der, von einer künftigen erklecklichen Ausſteuer hinlängliche Entſchädigung erwartende Actuarius dem Meiſter in kleinen prozeßlichen Angelegenheiten hier und da half. Da indeß mit der Liebe zugleich Glaube und Hoffnung vereint ſind, verließen ſich Fredchen und Guſtav auf die kommenden Tage, und konnten ſie nicht unbefangen vertraulich mit einander umgehen, halfen ſie ſich, wie es eben anging. Nun war es Mittwoch, Guſtav alſo für den halben Tag frei, und da er von dem Spaziergang nach dem Weinberge wußte, wollte er ſich wie von Ungefähr auf dem Wege dorthin einfinden, wenn aus der Sache etwas würde. Dies zu erfahren, dazu ſollte das Zeichen dienen: die rechte Hand an Fredchens Kopf hieß Ja, die linke Nein.

Ein Ja hatte ſie angedeutet, da erhoben ſich wieder Schwierigkeiten. Helbrecht kam ſpäter abermals an's Fenſter und warf bald ein: „Die Haufenwolken ſtehen noch immer am Himmel, machen ſich ſogar dunkler. Unſer Laubfroſch blieb auch unten ſitzen und die Winkelſpinne rührte ſich nicht!"

„Die Fledermäuſe flogen aber geſtern Abend tüchtig herum!" tröſtete die Mutter; „auch iſt's Mittwoch, und Du ſagſt ja ſelbſt: der hätte nach der Berechnung die meiſten ſchönen Tage!"

„Wohl wahr", ſchmunzelte der Meiſter, mit ſeiner Schülerin zufrieden. „Schwül iſt's indeß und den Sommertag ſchändet kein Donnerwetter! Ich meine, wir bleiben zu Hauſe!"

In Verzweiflung legte Fredchen die linke Hand an den Kopf.

„Der Mond zeigte indeß geſtern nicht den allerkleinſten Ring", bemerkte eifriger ſeine Ehehälfte; „und Du wirſt ſehen, er geht auch heute klar auf!"

Das entſchied bei dem, nach der Mondfinſterniß begierigen Helbrecht, und während er ſeine Pfeife ausklopfte und ſich dann anzog, was auch Mutter und Tochter thaten, erſah ſich Fredchen einen Augenblick, wo ſie verſtohlen an's Fenſter kommen konnte. Immer mit der rechten Hand am Kopf, und einige Nick-Bewegungen zugebend, ſuchte ſie in's Klare zu bringen, was ſie vorhin verwirrt hatte.

Es gelang ihr glücklich; denn noch nicht weit waren die Drei vom Stadtthore, da kam aus einem Seitenpfade Guſtav Temmer, und nach den Begrüßungen fand es ſich, daß Alle den gleichen Weg zu nehmen hatten. Sehr auffallend für Helbrecht ſah er in Guſtav's Hand einen Regenſchirm. „Glauben Sie denn, daß Sie ihn brauchen werden, Herr Kantor?" fragte er. „Wir haben, wie Sie an uns ſehen, auf gut Wetter vertraut!"

„Ei, mein Regenſchirm macht noch kein ſchlechtes“, erwiederte lächelnd Guſtav. „Ich hab' ihn mitgenommen, ohne dabei viel zu denken, obwohl er viel zu denken giebt.“

„Wie denn ſo?“ fragte Frau Helbrecht. „Was ſoll ſich denn dabei viel denken laſſen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Guſtav. „So einfach dieſer ſchwarzſeidene Regenſchirm ausſieht, mußten ſich doch die drei vornehmſten Reiche der Natur vereinigen, mußte ein fürchterliches See-Ungethüm und ein kleines, kunſtvoll geſchäftiges Würmchen geboren werden, um dieſes Werkzeug, deſſen Form der Menſch einem Baum mit ſeinen ſchützenden Zweigen abborgte, hervor zu bringen. Das Pflanzenreich gab den Schaft, das Thierreich die Decke und Querſtäbe, und das Mineralreich bewirkte die Aufſpannung, verſchönte den Griff, bewaffnete die Spitze des Schafts und bekleidete die Enden der Stäbe. Die ungeheuern Kiefern des Wallfiſches lieferten zu dem kleinen Bau die Stäbe, der unvergleichlichen Thätigkeit des Seidenwurms dankt er die Decke. Wie viel Mühe, wie viel Fleiß, wie viel Kenntniſſe gehörten dazu, um dieſe Stoffe aus ſo entfernten, von einander verſchiedenen Räumen zuſammen zu bringen und zu einem nützlichen Ganzen zu vereinigen, das in ſeiner anſcheinenden Geringfügigkeit einen umfaſſenden Beweis giebt von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes!“

„Da ſiehſt Du, Mutter, wie man die Dinge in der Welt betrachten muß!“ — ſprach Helbrecht dazwiſchen; „'s iſt Alles wahr, was der Herr Kantor da ſagt, aber wahr iſt's auch, daß ſich unſre Stadt mit einem ſolchen Lehrer glücklich preiſen darf!“

Ach, wie freundlich blickte Fredchen da erſt auf den Vater, dann auf den Geliebten, der ſeine Geſpräche in gleicher Weiſe fortſetzte, bis Alle wie aus einem Munde riefen: „Wirklich, da ſind wir ſchon am Ziel! — was iſt uns der Weg kurz geworden!“ — und dabei bot Helbrecht dem jungen Manne freundlich dankend die Hand.

„Ja, am Ziel ſind wir wohl“, bemerkte Guſtav; „nur fürcht' ich, daß wir unſern Zweck dennoch verfehlen!“ — „Wie das?“ fragte der Meiſter und erhielt die Antwort: „Ich hegte ſchon immer Zweifel, daß die Angabe in unſerm Provinzial-Kalender richtig ſey, und die neueſte Zeitung aus der Hauptſtadt — ich habe ſie bei mir — ſpricht den Irrthum aus. Die Mondfinſterniß iſt nicht am 10ten Auguſt 1841, ſie ereignete ſich ſchon am 2ten in den Vormittagsſtunden, und obwohl eine totale, war ſie doch in Europa nicht ſichtbar.“

„Mag ſeyn!“ ſagte der gemüthliche Helbrecht; „wir wollen uns dennoch den Gang nicht reuen laſſen, denn wir haben was gelernt unterweges; ihr da, Mutter und Fredchen, behaltet's hübſch in den Köpfen!“

Jetzt traten ſie in das Haus des Proviant-Commiſſarius, da kam ihnen aber Chriſtiane, die Wirthſchafterin, ſehr verſtört entgegen mit der Aeußerung: Der Herr ſey vor ein Paar Stunden ſchon mit ſeiner Frau Schweſter weggefahren. Dabei ließ ſich aber aus dem nahegelegenen Saal burſchikoſer Geſang vernehmen und das Anklingen der Gläſer ſetzte es außer Zweifel, was hier vorgehe. Chriſtiane, ſichtbar in Verlegenheit, nahm nun Helbrecht bei Seite und erzählte ihm Folgendes: „Seit geſtern war mein Herr ſehr unruhig, ich wußte nicht weshalb, und heut Vormittag ſchon iſt er mit ſeiner Schweſter fort, nachdem er mir befahl: ich möchte heut Abend das Haus feſt verſchließen und mich dann möglichſt auf dem freien Felde halten, bis etwa nach elf Uhr, wo er dann hoffe, zurückkehren zu können. Mir war das ein Räthſel! Gegen Mittag kam der Herr Actuarius Rädeken mit mehreren von ſeinen luſtigen Brüdern und verlangte im Namen des Onkels: daß ihm nicht nur der Saal, ſondern auch Küche und Keller geöffnet werde. Nun weiß ich aber, daß im vergangenen Jahre, als der junge Herr juſt an dieſem Tage — es iſt ſein Geburtstag hier war, ihm das Haus verboten wurde, wenn er in Geſellſchaft käme. Es brach juſt ein Gewitter aus, und weil der Actuarius und deſſen Gäſte ſich dadurch nicht in ihrem Jubel unterbrechen ließen, ihn vielmehr bei den ängſtlichen Bitten des Herrn Proviant-Commiſſarius noch verſtärkten, ſprach dieſer das Verbot aus, wie ich ſchon ſagte. Als ich mich nun heut weigerte, die Geſellſchaft aufzunehmen, hat man mir faſt mit Gewalt die Schlüſſel entriſſen, und mich gezwungen, das Gaſtmahl zu beſorgen, wobei ich denn durch Lauſchen den Zuſammenhang erfuhr. Man hat meinen Herrn in Angſt geſetzt durch die Behauptung: mit der heutigen Mondfinſterniß ſey ein Erdbeben verbunden, und ihm gerathen, ſich nach einer ganz flachen Gegend zu begeben, denn Berge und Häuſer würden einſtürzen. Es kam dabei heraus, daß der Herr Actuarius gewettet hat: ſeine Freunde, trotz des Verbots vom Onkel, bei ihm grade an dieſem Tage zu bewirthen, denn er rühmte ſich, ſeine Wette gewonnen zu haben.“

Meiſter Helbrecht ſchüttelte unwillig ſein Haupt, fand aber kein Bedenken, die mit ihm Gekommenen von dem, was hier vorging, zu unterrichten, worauf denn Alle der Meinung waren: man müſſe dem Proviant-Commiſſarius von dem ihm geſpielten Streich ſo raſch wie möglich Nachricht geben; und nun ließ ſich Helbrecht den Actuarius herausrufen. Dieſer erſchien auch, von der Wirkung des Weins ſchon bedeutend außer Haltung, und machte aus ſeiner Wette und ſeinem Jokus, wie er den Streich nannte, gar kein Geheimniß. Er hatte für den jetzt ſchon wieder weiter gewanderten Buchdrucker-Gehülfen die Korrektur geleſen von dem Provinzial-Kalender und die Mondfinſterniß vom 2ten Auguſt auf den 10ten gerückt, um dem Plan zur Gewinnung ſeiner Wette einen Anhalt zu geben. Den Buchdruckerei-Beſitzer aber vermochte er durch die Drohung: er werde ihn als Kalender-Verfälſcher angeben, dazu ihn bei ſeinem Vorhaben behülflich zu ſeyn, und ſo mußte der Letztere — was ſchon Tages vorher geſchehen — dem Proviant-Commiſſarius beibringen: die berühmteſten Aſtronomen hätten nach den beſtimmteſten Berechnungen verſichert, bei der Mondfinſterniß ſey ein Erdbeben unvermeidlich, und in der Hauptſtadt wäre der Beſchluß gefaßt worden, daß alle Einwohner ſich nach einer flachen Gegend begeben ſollten, weil es an einſtürzenden Häuſern und Bergen nicht fehlen werde.

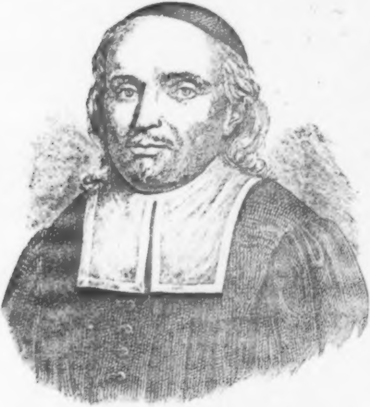
Bei dem ſichtbaren Rauſche des Actuarius wäre eine Strafpredigt übel angewandt geweſen, man ſuchte alſo nur von ihm zu erfahren: wohin ſich der Geflüchtete mit ſeiner Schweſter begeben habe; von dem Neffen war jedoch darüber nichts heraus zu bringen, und ſo mußte man den Proviant-Commiſſarius ſich ſelbſt und der ihn beſchämenden Rückkehr überlaſſen. Die Angekommenen aber, obwohl der Herr Actuarius ſie einlud, ſein Geburtsfeſt mitzufeiern, zogen es vor, ohne Säumen ſich zu entfernen, und auch nicht im Wirthshauſe einzukehren, da die Wolken ſich immer gewitterhafter zuſammen zogen. Glücklich kamen ſie auf dem Rückwege noch bis nah an die Stadt, da begannen die Wolken ſich zu entleeren; der Regenſchirm Guſtav's that nun ſeine Dienſte und brachte ihm den freundlichſten Dank ein von Mutter und Tochter. Wie er freudig neben ihnen ging, den Schirm tragend und ſie damit ſchützend, ſagte er: „Sehen Sie, der Regenſchirm hat neben ſeiner merkwürdigen Zuſammenfügung auch eine beredſame Moral. Er iſt Helfer in der Noth, und wie raſch vereint er gleich mehrere Menſchen unter ſeinem kleinen Dach, wie lehrt er im Augenblick, verträglich und traut ſich aneinander zu ſchmiegen, und ſo alles drohende Unwetter über ſich hinwegziehen zu laſſen!“

Meiſter Helbrecht, der während der Heimkehr nur ſehr wenig geſprochen, deſto mehr aber gedacht hatte, ſagte jetzt aus vollem Gemüth: „Segnet Ihr den Regenſchirm, ich aber ſegne dieſen Gang, denn er war zu guter Stunde! Es iſt ein nichtswürdiger Streich, den der Actuarius ſeinem Oheim ſpielte, und obwohl ich ſagen muß, daß deſſen läppiſcher Furcht die Strafe juſt nicht ſchaden kann, verringert mir das nicht die Sünde des Neffen. Wir kommen nun zwar mit leerem Magen zurück, aber Kopf und Herz ſind mir voll und jener wird auch bald ſein Recht haben. Sie aber, Herr Kantor, würden mir ein recht großes Vergnügen machen, wenn Sie heut Abend mit Hausmannskoſt und einem guten Glas deutſchen Weines bei mir vorlieb nehmen möchten!“

Wer war froher als unſer Guſtav bei dieſer Ausſicht? — nun, derſelbe Guſtav, der nach dem einfachen Abendeſſen mehr nach Hauſe tanzte als ging, denn er war Fredchen's Verlobter und aus der falſchen Mondfinſterniß ward ihm ein echter Sonnen-Aufgang für ſein Leben! — Der Actuarius Rädeken aber läßt ſich, trotz der gewonnenen Wette, nicht gern an ſeinen Witz erinnern: denn in des Oheims Teſtament iſt etwas abgeändert worden!

C. Nienitz.

Paul Gerhardt.



Paul Gerhardt, der ſo liebewarme Sänger des innig empfundenen chriſtlichen Glaubens, wurde im Jahre 1606 zu Gräfenhainichen im Churfürſtenthum Sachſen geboren, wo man ihm vor Kurzem ein Denkmal errichtete. — Eine ſchwere Zeit war es, in welcher er aufwuchs, eine Zeit, wohl geeignet, ein dichteriſches Gemüth ganz auf Gott zu verweiſen, den einzigen Troſt in den Jahren des ſchrecklichſten Elends und der Verwüſtung. Der dreißigjährige Krieg durchwühlte das in Parteien zerſpaltene Deutſchland, ein ewig warnendes Beiſpiel der ungeheuren Folgen, welche dem fanatiſchen Religionshaß entſpringen können. Wendet Eure Blicke dahin, deutſches Volk, deutſche Prieſter, deutſche Herrſcher, und ſchaut fürder auf das Herz, auf die That, nicht aber auf die Form religiöſer Verehrung! — denn die Religion iſt ein rein Geiſtiges und beruht tief in dem innerſten Gefühl des menſchlichen Gemüths. Aeußert ſie ſich aber, wie ſie ſoll, in der edlen That, ſo ſucht keinen Unterſchied darin, ob ſie den Namen Gottes anruft mit gebeugtem Knie oder in feſter aufrechter Stellung, ob ſie ihre Stärke holt aus dem Worte des Prieſters oder aus dem eigenen Bewußtſeyn! Ein Gott iſt der Eure, ſeyd einig in ihm und lernt Euch ſelbſt als ein großes, als ein Volk erkennen! – Daß man auch damals, trotz mancher Verdienſte, unberückſichtigt bleiben konnte, ſehen wir an Paul Gerhardt, der erſt im fünfundvierzigſten Jahr, obgleich ſchon längere Zeit bekannt wegen ſeines Geiſtes und ſeiner Kenntniſſe, eine Anſtellung als Pfarrer zu Mittenwalde erhielt. Er vermählte ſich nun mit Anna Maria Bertholdt, in deren elterlichem Hauſe er bis dahin Hauslehrer geweſen, und die ihm eine Tochter gebar. Doch nach kurzer Zeit ſtörte der Tod dieſes Kindes ſeine häusliche Glückſeligkeit. Wie um ihn in ſeinem Schmerz zu tröſten, erhielt er in demſelben Jahre einen Ruf nach Berlin als Diakonus bei der St. Nicolai-Kirche. Im Juli 1657 trat er ſein neues Amt an und gewann ſich auch in dieſem größeren Wirkungskreiſe bald wieder die Liebe und hohe Verehrung ſeiner Gemeinde. Leider trägt er zum Theil die Schuld, daß dieſes ſchöne Verhältniß nicht von langer Dauer blieb. — Die Spaltungen in der evangeliſchen Kirche zwiſchen den Anhängern Calvins und Luthers, dieſer beiden gleich großen, gleich energiſchen Vorfechter der befreienden Lehre, waren zu einer beunruhigenden Höhe geſtiegen. Man verunglimpfte ſich gegenſeitig von der Kanzel herab, und das Volk, durch die Kirchenlehrer aufgereizt, beging Exceſſe aller Art. Der große Kurfürſt ſuchte dieſem Unweſen, deſſen Grund in einem Streit um leere Formeln beſtand, auf alle mögliche Weiſe zu ſteuern. Er berief eine Verſammlung der erſten Geiſtlichen der Städte Berlin und Cöln an der Spree aus beiden Confeſſionen, aber ſie gingen auseinander, ohne daß eine Vereinigung erfolgte. Um nun wenigſtens die öffentlichen Verunglimpfungen einer Lehre zu verbannen, welcher er ſelbſt angehörte, befahl er den lutheriſchen Geiſtlichen, ſie ſollten ſich durch einen Revers verpflichten, nie wieder von der Kanzel herab ſich unziemlicher Weiſe gegen die Reformirten auszulaſſen. Aber auch hierbei hatte er einen ſchweren Stand, und unter denen, welche den Revers verweigerten, befand ſich Paul Gerhardt. Wie feſt das Vorurtheil mit der damaligen Zeit verwachſen war, geht daraus hervor, daß einer ihrer ausgezeichnetſten und würdigſten Männer ſich nicht davon losſagen konnte. Paul Gerhardt verlor durch dieſe Weigerung ſein Amt, aber er trat lieber in die äußerſte Dürftigkeit, als daß er ſich ſchriftlich verpflichtete, etwas zu unterlaſſen, was er bisher nie gethan. Sein ängſtliches, in den Beſchränktheiten der Zeit befangenes Gewiſſen erlaubte ihm nicht, ſeine Friedfertigkeit, welche er beim Predigen ſtets bethätigt, dem damals verketzerten Glauben gegenüber ſich zur Pflicht zu machen. Durch die Bitten des Magiſtrats und der Gemeinde bewogen, entſchloß ſich der Kurfürſt endlich, den allgeliebten Prediger wieder in ſein Amt einzuſetzen, ohne daß er den Revers auszuſtellen brauche. Doch Gerhardts zartes Gewiſſen verbot ihm dennoch die neue Uebernahme ſeiner Pflichten, weil er meinte, auch eine ſtillſchweigende Annahme deute auf Einſtimmung in die Bedingungen des Kurfürſten. Er gab ſein Amt in Berlin auf und wurde im folgenden Jahre (1668), kurz nach dem Tode ſeiner Gattin, vom Kurfürſten von Sachſen zum Archidiakonus in Lübben beſtellt, wo er noch ſieben Jahre zum Segen ſeiner Gemeinde wirkte. Er ſtarb am 7. Juni 1676, gerade ſiebzig Jahre alt, und wurde in derſelben Kirche, die zuletzt ſein lehrendes Wort vernommen, feierlich begraben. Sein Bild hängt ebendaſelbſt, und an deſſen Fuße ſchrieb Wernsdorff ein lateiniſches Epigramm nieder, das wir in der deutſchen Uebertragung durch Straube hier anführen wollen, weil es den Geiſt ſeiner Lieder, die ihn ſo berühmt gemacht, treffend charakteriſirt:

„Wie lebend ſiehſt du hier Paul Gerhardts theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb' und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Aſſaph's Harfenklängen,
Erhob er Chriſti Lob in himmliſchen Geſängen.
Sing' ſeine Lieder oft, o Chriſt, in ſel'ger Luſt,
So dringet Gottes Geiſt durch ſie in deine Bruſt."

In der That iſt der innig gläubige Sinn, welcher die Gerhardtſchen Lieder belebt, und ihre einfach poetiſche Form von überaus wohlthuendem Eindruck. Oftmals wurden ſie geſammelt, zuerſt 1666 und 1667 vom Muſikdirektor Ebeling mit Compoſitionen von demſelben, zuletzt in vorzüglicher Ausgabe von Otto Schulz (Berlin, 1842. Nicolaiſche Buchhandlung). Wir erinnern nur noch daran, daß wir ihm unter anderen die herrlichen Lieder verdanken: „O Haupt voll Blut und Wunden", „Wach' auf mein Herz und ſinge", „Nun ruhen alle Wälder", „Wohl dem Menſchen, der nicht wandelt in gottloſer Leute Rath", „Befiehl du deine Wege" &c., und ſchließen mit einem Verſe des letzteren:

„Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerſteh'n,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke geh'n:
Was er ſich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel."

Fr. Paolo.

Ratcliff's Tintenfaſs.

Nach dieſer in England patentirten Vorrichtung fließt die Tinte von der Oberfläche des Behälters ab, während der Bodenſatz unten bleibt. Der Tinten-Behälter iſt beſtändig gefüllt, die Tinte kann, wegen verhinderter Berührung mit der Luft, nie ſchimmlich werden, und keine Veränderung der Temperatur oder des Barometerſtandes hat Einfluß auf den Stand der Tinte an der Eintauchſtelle.

Wie dieſe Vortheile erzielt ſind, das wird mit Hülfe der Figuren 1 und 2 deutlich. Fig. 1 iſt eine äußere Anſicht und Fig. 2 ein Durchſchnitt des Tintenfaſſes. a iſt der unten offene Tinten-Behälter, mit einer Eintauchſtelle b verſehen, vermittelſt einer kleinen Oeffnung c mit dem Innern des Tinten-Behälters in Verbindung; d iſt die durch eine Schraube oder einen Deckel verſchließbare Einfüll-Oeffnung; e ein den gläſernen Tinten-Behälter umſchließender Metallring, über welchen eine Scheidewand f, von Kautſchuk oder einer andern elaſtiſchen Subſtanz, geſpannt iſt; g die Tinte; h eine an die Scheidewand f gekittete Metallſcheibe, unter welcher ſich eine verticale Schraube i befindet. k k iſt ein cylindriſches, den Fuß des Tintenzeugs bildendes Metall-Gehäuſe, hierin läßt ſich der Tinten-Behälter, vermittelſt der in dem Kranze l l eingeſchloſſenen Ringe e, frei drehen. An das Gehäuſe k iſt ein Querſtab m befeſtigt, in deſſen Mitte ſich eine Schraubenmutter befindet, durch welche die Schraube i geht. — Nachdem die Metallplatte h durch Umdrehung des Tinten-Behälters in die tiefſte Lage gebracht worden, wird der Behälter durch die Oeffnung d mit Tinte gefüllt. Dreht man nun den Tinten-Behälter nach der entgegengeſetzten Richtung um, ſo wird die Platte h in die Höhe geſchraubt, ſo daß ſie auf die Scheidewand f drückt, den Raum-Inhalt des Tinten-Behälters vermindert und dadurch die Tinte in die Eintauchſchale b hinaufdrängt. Eine oder zwei Umdrehungen bringen die Tinte wieder in den Behälter zurück, und die unter der Schraube i befindliche Feder erleichtert das Hinaufſchrauben. Oben und unten iſt ein Theil der Schraubengänge glatgedreht, um eine Beſchädigung zu verhüten, wenn der Tinten-Behälter nach der einen oder der andern Richtung zu weit gedreht werden ſollte. Bei dieſer Einfachheit des Mechanismus kann das Tintenzeug unmöglich in Unordnung gerathen, wenn es nicht muthwillig zerſtört wird; durch Herausnehmen des Stöpſels d läßt es ſich ſo leicht wie ein gewöhnliches Tintenfaß reinigen.

Fig. 1.

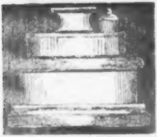
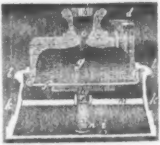
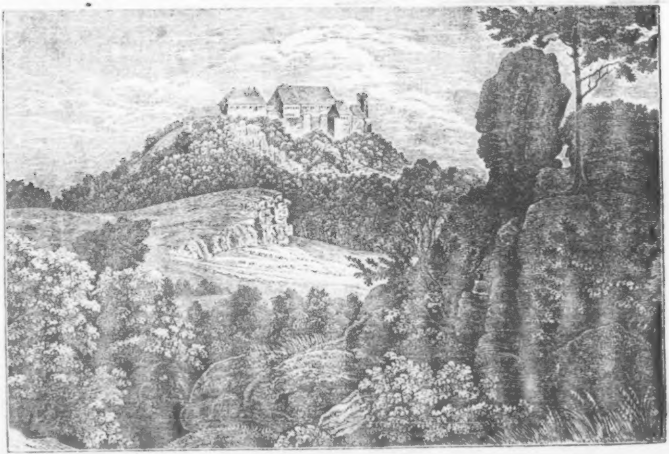


Fig. 2.



Die Wartburg.

Unfern dem Städtchen Eiſenach liegt auf einer Bergkuppe des hier beginnenden Thüringer Waldes die alte und berühmte Wartburg. Die Zeit ihrer Erbauung fällt zu fern in die Vergangenheit, um ſich mit Beſtimmtheit ermitteln zu laſſen. Die Burg hat durch die Vorgänge, deren Zeuge und Schauplatz ſie war, ſich für die ſpäteſte Zukunft das Recht der Erinnerung erworben. Ihr Name muß in Ehren bleiben, ſo lange die Menſchen eingedenk ſeyn werden der großen Befreiung des Geiſtes zum Fortſtreben im Chriſtenthum, ſo lange die That Luthers, der ſelbſt ſeinen Feinden Achtung abzwingt, dankbar gefeiert wird von allen Denen, die nach der Wahrheit trachten, nach der läuternden Vermittelung des göttlichen und menſchlichen Geiſtes durch den Geiſt. Wann aber hört dies Streben auf? In Ewigkeit nicht! Der Funke des Geiſtes iſt geworfen, er zündet fort und fort und wird einſt, nachdem er als Feuer gekämpft, als mildes, verſöhnendes Licht ſich verklären. Die Wartburg iſt ewig wie Luther, wie die Wahrheit, was wollten wir nach ihrem erſten Anfang forſchen? — Seit den Tagen, wo hier der Sitz der mächtigen Grafen von Thüringen war, wo Becherklang, Jagdluſt und Minneſang Burg und Umgebung belebten, bis heut, ſind manche Veränderungen in den Baulichkeiten eingetreten. Zum Vorplatz ſchreitet man jetzt durch ein ſchlichtes Thor, das einſt hoch ſich erhob und eine feſte Baſtion trug, die im Jahre 1782 niedergeriſſen ward, da ſie im Zuſtande gänzlichen Verfalls ſich befand. Eine ſteinerne Brücke verbindet den Vorplatz mit der Burg, welche der Neſſelgraben von ihm ſcheidet, und drei Thore hinter einander bilden den einzigen Eingang in den erſten Hof, der durch einen 150 Fuß langen, 6 Fuß breiten Felſenweg mit dem innern Burghof zuſammenhängt. Auf der Hälfte der Länge dieſes Weges führen einige Stufen ſeitwärts nach dem Ritterhauſe, über deſſen Pforte wir, roh aus Stein gemeißelt, einen Lindwurm erblicken, welcher einen Menſchen verſchlingt. Das Bild iſt unſtreitig ſehr alt, eben ſo wie eine zweite Skulptur an der Mauer des Gartens: ein Mann, der, auf einem Löwen ſitzend, dieſem den Rachen aufreißt. Im Ritterhauſe befindet ſich, nebſt andern Gemächern, das Zimmer, in welchem Martin Luther im Jahre 1521 das große und folgenreiche Werk ſeiner Bibel Ueberſetzung begann. Dies Zimmer iſt ganz in ſeiner damaligen Geſtalt erhalten, nur daß ein Oelbild von Luther darin aufgehängt worden und ſchlechte Verſe auf das große Ereigniß hindeuten. Der Tintenfleck, mit welchem Luther den Teufel an die Wand gemalt, wird von Zeit zu Zeit aufgefriſcht, Kindern ein Artikel des Glaubens, Männern eine ernſte Mahnung, daß Luther, der kühne Reformator, ein Menſch geweſen wie wir, die wir ihm nachfolgen ſollen im ernſten, nicht wanken-



den Willen; denn wir können das Große leiſten troz unſrer menſchlichen Schwächen. Früher hatte das Ritterhaus einen Thurm, deſſen obere Hälfte 1477 von einem wüthenden Sturm herabgeſchleudert und danach ſo weit abgetragen wurde, um mit dem Hauſe ſelbſt eine Höhe zu haben, wie es noch jezt der Fall. Im innern Burghof ſteht das neue Haus von zwei Stockwerken, Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebaut. Hierin befinden ſich die eigentlichen Zimmer zur Aufnahme der hohen Beſitzer oder Gäſte. An dies Gebäude ſchließt ſich das hohe Haus, aus den älteſten Zeiten der Burg ſtammend und den Haupttheil derſelben ausmachend. Eine Reihe von Zimmern, eine Kapelle, in der auch Luther gepredigt haben ſoll, die aber jezt nicht mehr benutzt wird, das Landgrafen-Zimmer und der Waffenſaal füllen den Raum deſſelben. Die beiden lezten Gemächer liegen im zweiten Stock und enthalten Waffen und Rüſtungen aller Art, ſehr zweckmäßig und geſchmackvoll geordnet. Ueber dieſem Stockwerk liegt der Ritterſaal von 120 Fuß Länge, einſt, als er ſein Gewölbe bis unter das Dach trug, eine großartige Halle, jezt verunziert durch die ſpäter in einer mit der Länge und Breite nicht im Verhältniß ſtehenden Niedrigkeit erſt hineingebaute Decke. Der Volksrede nach befinden ſich im Corridor Trümmer vom Bett der heiligen Eliſabeth, deren Berührung angeblich Zahnſchmerzen ſtillt. Wie viele Kopfſchmerzen wird es noch koſten, ehe die götzendienſtliche Reliquien-Verehrung gänzlich verſchwindet! — dieſe traurige Verirrung! Am Menſchen iſt es doch nicht die äußere Form, der Körper, der ſich heiligen kann, ſondern der Geiſt, durch das innige Verhältniß zur Göttlichkeit. Wenn es aber nur der Geiſt iſt, der ſich heiligt, wie kann denn dieſe Heiligkeit übergehen auf armſelige Geräthſchaften, welche der vergängliche Körper berührte? Was ein heiliger Geiſt berührt, wird allerdings heilig, denn er durchdringt es; dies jedoch kann nur wieder etwas Geiſtiges ſeyn und bildet die Fortpflanzung des Geiſtes! — Sehr alt iſt noch der feſte Thurm am weſtlichen Ende des Burgplatzes. In demſelben befindet ſich das Burgverließ und darüber zwei andere Gefängniſſe. Eine Treppe führt auf die Platte dieſes Thurmes, von wo aus man der ſchönſten Ausſicht genießt über Berge und ſeltſam geſtaltete Felſen, über ein fruchtbares, waſſerreiches Thal und den grünen Schmuck von Wald und Wieſe. Auf dem Hofe ſieht man noch eine Ciſterne, die durch den von allen Seiten hergeleiteten Regen bewäſſert wird, und dem Hofe ſchließen ſich ein Gemüſegarten mit dem Brauhaus und ein anderer, dem Vergnügen gewidmeter Garten an. So hat ſich in den Anlagen dieſer Burg die neue Zeit mit der alten vermählt; ſie hat die alte Zeit fröhlichen, unbekümmerten Ritterthums geſchaut und ließ die neue des ſelbſtdenkenden Geiſtes in ſich keimen. Sie ſteht auf ihrem waldumkränzten Berge und ſchaut hinaus in die bewegte

Welt, eine Warte deſſen, was der Geiſt errungen, das noch zu Erringende erwartend.

Mit Freuden vernahmen wir, daß der Erb-Großherzog von Weimar, durchdrungen von der Erhebung, die von der Wartburg ausging und in dem Andenken daran noch ausgeht, deren Herſtellung angeordnet hat, ganz nach der Weiſe, wie ſie in ihrer alten Herrlichkeit war. Iſt dies geſchehen, ſoll dort Alles vereint werden, was an die Vorgänge in dieſen Mauern mahnt, von den glänzenden Ritterſpielen und den Wettgeſängen der Minneſänger unter den thüringiſchen Landgrafen bis herein in unſre Tage. Eine würdige Sorgfalt für ein Bauwerk, deſſen Chronik ſo mannigfach von deutſcher Kraft, deutſcher Kunſt und deutſcher Ausdauer zeugt!

Fr. Paolo.

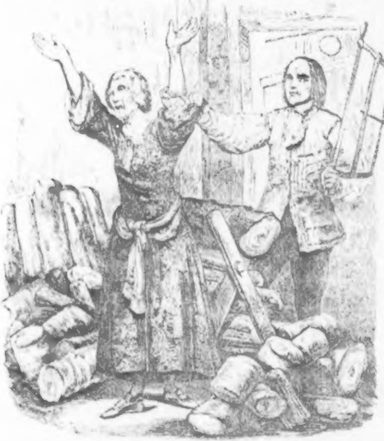
Der falſche Prophet.

Im Sommer des Jahres 1692 trieb ſich in Berlin ein ſeltſamer Abenteurer herum, der, angethan mit einem langen orientaliſchen Kleide, einen langen Stab in der Hand, ſich als den zweiten Propheten Elias verkündete, gewaltig auf die Sünden des Volkes ſchalt und doch von den Almoſen lebte, die er von denſelben erpreßte. Am Tage hielt er ſich gewöhnlich auf dem Nikolai-Kirchhof, im Schatten einer großen Linde, vor dem Hauſe des Predigers und Magiſters Schade auf, wo er theils predigte, theils ſchrieb. Er richtete ſeinen Eifer ganz beſonders gegen den Beſitzer jener Linde, einen der ausgezeichnetſten und furchtloſeſten Prediger der Hauptſtadt, ſo wie nicht minder gegen den Probſt Spener, deſſen ehrenhafter Name jede nähere Bezeichnung überflüſſig macht. Der neue Prophet ſchalt ſie in ſeiner wunderlichen Sprache als „Heuchler und Babels-Bauer, die nicht recht durchbrechen und den Fuchs nicht beißen wollten.“ Jene Männer verſchmähten es, die Hülfe der Obrigkeit gegen den Schreier anzurufen und ſchwiegen mit oft erprobter Geduld. — Um dieſe Zeit kam ein junger Mann, Nicolaus Lange, *) ein gelehrter und frommer, aber lebensfriſcher und muthiger Theolog, nach Berlin und nahm die Wohnung im Hauſe ſeines Freundes Schade. Er war ſehr bald über den Abenteurer mit ſich im Reinen, ging am andern Morgen früh vor das Haus, ergriff ihn mit ſtarkem Arm und ſetzte ihn im Holzſtall nieder. Hier hielt er ihm zuvörderſt eine ſehr kurze und erbauliche Predigt: daß es ganz wider

---

*) Das ganze Leben dieſes Mannes iſt wahrhaft anziehend und liefert manchen guten Zug zur Cultur-Geſchichte; doch hat die größere, obwohl nicht immer erfreuliche Berühmtheit ſeines Bruders, Joachim Lange, deſſen lateiniſche Grammatik ein Jahrhundert hindurch in den Schulen herrſchte, nur ſelten auf ihn, den kraftvoll beſcheidenen, blicken laſſen.

Gottes Willen ſey, ſein Brod in ſolchem Anfeinden und Müßiggang zu eſſen, und er werde ihm deshalb hoffentlich danken, daß er ihm augenblicklich Beſchäftigung gebe, die er auch freundſchaftlich mit ihm theilen wolle. Holz ſägen z. B. ſey etwas Nützliches und auch Ergötzliches: das wollten ſie ſogleich anfangen und zwar für's Erſte vier Stunden lang. Dem jungen ſtarken Mann war nicht wohl zu widerſprechen, und ſo mußte der allgefürchtete Prophet die Säge handhaben. Während deſſen rief er oftmals ſtöhnend aus: „Ei, der Prophet Elias muß Holz ſägen! wehe! wehe! O verkehrtes, ſündhaftes Geſchlecht!“ — Lange aber redete ihm



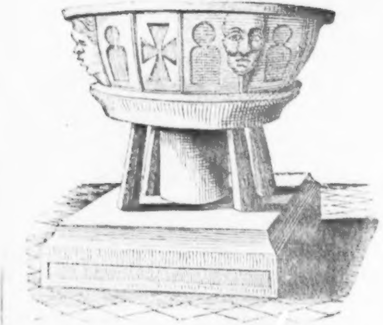
immer ernſtlich zu: „Fort, fort! hier iſt nicht Zeit zum Stöhnen, nur friſch gearbeitet: der erſte Elias iſt kein Müßiggänger und Faullenzer geweſen, warum wollte es denn der zweite beſſer haben!“ — Da ſie nun ſo von acht bis zwölf Uhr gearbeitet hatten, ſprach Lange: „Nun, mein Freund, wir haben mit einander heute gearbeitet, ſo gönnt uns Gott auch, daß wir einen Biſſen Brod mit einander eſſen!" – Bei Tiſche hielt er ihm noch einige ſtattliche Reden, „vom unordentlichen Leben und Betruge des Fleiſches", und entließ ihn dann mit der wohlwollenden Verſicherung: er werde, falls er ihn jemals wieder unter der Linde ſchreien höre oder ruhen ſehe, ihn augenblicklich zu dem „geſegneten" Geſchäft des Holzſägens in's Haus holen. Der Abenteurer zeigte indeß einen ſo unerhörten Abſcheu vor dieſer, ſo wie überhaupt vor jeder Arbeit, daß er noch an demſelben Tage nicht bloß ſeinen bisherigen Standort auf dem Kirchhofe, ſondern auch die Stadt ſelbſt verließ, um ſein Glück anderswo zu ſuchen, ohne es jedoch zu finden.

Auch das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert ſind bekanntlich nicht arm geweſen an ähnlichen, verſchrobenen Menſchen, die ihre hirnverdrehte Richtung oder müßiggängeriſche Schwärmerei als etwas Religiöſes und Bedeutſames bei leichtgläubigen Narren geltend machen und von ihrer Dummheit bequem leben wollten; doch waren nicht immer körperlich und geiſtig geſunde Männer bei der Hand, die ſolche Thoren zwangen, die Axt, den Spaten oder die Holzſäge zu ergreifen, um den ſchädlichen Wahn mit nützlicher That zu vertauſchen. Wir empfehlen indeß bei vorkommenden Gelegenheiten – und ſie drängen ſich heut zu Tage in's Häufige! – das Beiſpiel des wackeren Nicolaus Lange! Eg.

Der Chlodewig-Taufſtein

und die Kirch-Trümmer.

Zülpich, eines der älteſten rheinländiſchen Städtchen, das früher in höherem Glanze geſtanden, bewahrt jetzt noch dem Wanderer manches Kleinod alter Kunſt, obſchon Zerſtörungs-Wuth wie Sorgloſigkeit der Zeitgenoſſen Vieles bereits untergehen ließ. Umſtehend geben wir eine Abbildung des in Zülpich befindlichen Taufſteins, an dem, nach der geſchichtlichen, freilich auch ſagenhaften Angabe, der erſte deutſche Fürſt, Chlodewig, zum Chriſten geweiht wurde, und ſprechen dann von einer Kirche, die aus Gewinnſucht abgetragen worden, wovon die einzige übrige Thurm-Mauer eine der ſchönſten Trümmer iſt, die man nur ſehen kann. Alle Ueberbleibſel ſchreiben ſich aus der älteſten Zeit fränkiſcher (d. h. byzantiniſcher Kunſt), und es wäre zu wünſchen, daß von den Einwohnern oder durch die Provinz etwas zur Erhaltung deſſen geſchähe, das jetzt faſt den einzigen Reiz des Städtchens ausmacht. Wie deſſen Urgeſchichte von dem Volk an die morſchen Steine geknüpft wurde, mag folgende Legende darthun, die bis in die neueſte Zeit geführt iſt: denn in jener Gegend ſchafft ſich die Leichtgläubigkeit gern eine Unterhaltung aus

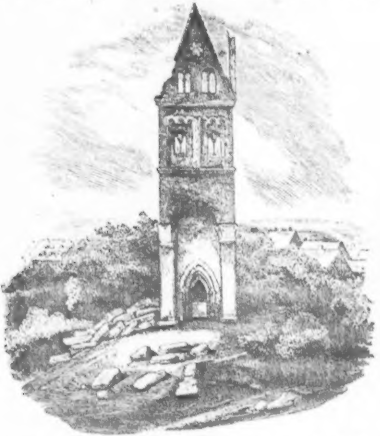


dem Wunderhaften, ohne viel nach der Wahrheit zu forſchen, ja ihr aus dem Wege gehend, wenn es ſich thun läßt.

Der Ring der Königin.

Sage aus der Eifel.

Außer einem altberühmten Namen, und wenig morſchen Trümmern beſitzt Zülpich nicht viel, den Reiſenden anzulocken; doch bietet die Fläche, in welcher es an dem Erftflüßchen liegt, wegen ihrer Fruchtbarkeit und dem fleißigen Anbau, ſowohl in dem ulmen-umſchatteten Dörfchen, wie in den nicht gar fernen waldigen Höhen der Eifelberge, dem Auge überall liebliche Ruhepunkte. Seitdem die Franzoſen das Land in Beſitz genommen, war aber die Stadt, die ehedem etwas zu bedeuten hatte, immer mehr zurückgegangen, waren alle Kirchen, deren ſie einſt fünf beſaß, öffentlich mit dem innerhalb der Mauern liegenden Schloſſe feilgeboten, und von den Käufern theils zu Scheunen und Ställen umgebaut, oder gar abgebrochen worden, um die Bauſtoffe anderweitig benutzen zu können. Es ſcheint, als ob die Feinde des Vaterlandes ihren Zerſtörungsgeiſt auf die Bewohner des Städtchens übertragen hatten, ſo rückſichtslos ſchalteten dieſe mit den ehrwürdigen Gebäuden, an denen ſie früher nicht ohne Schauer vorübergegangen. Wenig hatte gefehlt, daß nicht auch die letzte älteſte Kirche, jene, in der Schlodewig, der Sage nach, die Taufe empfing, in welcher noch der alte Taufſtein ſteht, an dem dieſe einflußreiche, heilige Handlung vollzogen ſeyn ſoll, abgetragen werden, wie dieſes mit der Marienkirche geſchah, welche vor der Stadt am Erfthange gelegen, die auf den Ueberbleibſeln eines Heidentempels erbaut iſt, und von deren Pracht heute nur noch einige Mauern des Thurmes ein trauriges Zeugniß geben. Dieſer zerſtörten Kirche gegenüber, auf der Höhe des Hanges, liegt das alte Schloß, aus einer viel jüngeren Zeit, deſſen Mauern ſchon gegen unſer Geſchütz geſchaffen zu ſeyn ſcheinen, das aber ſpäter, ſtatt von dem Spiele ſeiner früheren kurfürſtlichen Beſatzung und den Reigen der adligen, ſtattlichen Verweſer und Verwalter, von den Befehlen und Lärmen eines Pächters und deſſen Knechten wiederhallte.



Es war in einer ſchönen Sommer-Nacht des Jahres 1812, als Gerhard Klaren, ein junger Burſche, der eben auch in dem

Schloſſe als Enke (das heißt: dritter Knecht) diente, am Abhange umherſtrich. Er pflegte, einer ſchönen Bauerntochter aus dem benachbarten Norvenich zu lieb, wohl öfter nach dem Abendbrode eine kleine Fahrt über Land zu machen, und dann, weil die Thore indeß geſchloſſen wurden, ſich einen andern Weg in die hochummauerte Burg zu ſuchen. Der kluge Burſche fand denſelben, wie ihn ſchon viele tüchtige Feldherren gefunden, gerade an der ſteilſten Seite, wo einige Mauern morſch und baufällig geworden, dazu einige Bäume ihre Aeſte wie Leitern an der Wand aufſtreckten. Eben hatte er die Gartenmauer umgangen, wollte am Hügel hinauf ſteigen, um zu der bekannten zugänglichen Mauerſtelle zu gelangen, als er durch ein blitzartiges Licht in der Gegend des von Bäumen halb verborgenen Marien-Thurmes aufmerkſam gemacht wurde. Er ſchaute auf, in der Meinung, ein Gewitter habe den Himmel überzogen, während er ſeiner Lieben gedacht und des kommenden Jahres, wo er, mit im Zuge, als ein flinker, tüchtiger Burſche wenig Hoffnung hatte, von den Werbmeiſtern des Kaiſers Napoleon verſchont zu bleiben, wohl aber befürchten mußte, nach Rußland, vielleicht nach Spanien geſendet zu werden, oder wohin ſonſt der Kaiſer bis dahin den Ruhm ſeiner Waffen zu tragen gedachte. Sprach man doch ſchon von Egypten, Syrien und Indien, die jetzt vom Gewaltigen erobert werden ſollten.

Der Himmel zeigte jedoch nichts von Gewitterluft, er war blau, durchaus ſternenhell, ja der Mond ſtand voll und klar über dem Schloſſe und beleuchtete das Städtchen beinahe ſo hell wie am Tage. Kaum aber hatte ſich Gerhard am Himmel umgeſchaut, als ſeine Aufmerkſamkeit von Neuem, und diesmal durch Töne, geweckt wurde. Von den Büſchen her, welche die Trümmer der Liebfrauenkirche umgaben, klang Orgelbrauſen und Geſang aus vollen Kehlen, gerade als ob dort die Meſſe geleſen und mit vollſtimmigem Segen geſchloſſen würde. Gerhard, der zu den beherzteſten Burſchen des Landſtädtchens gehörte, der zur Mitternachtzeit ſchon an den verrufenſten Orten umhergeſchwärmt war, und nie etwas Unheimliches gefunden, daher auch allen Glauben an die Ammen-Mährchen ſeiner Kinderjahre verloren hatte, wurde doch durch dieſe Töne zur ungewohnten Stunde unheimlich bewegt. Er drückte ſich etwas dichter an die Mauer, in deren Nähe er vom Schatten bedeckt war, und durchſpähte die Räume vor ſich, um die Urſache des ſeltnen Geſanges kennen zu lernen. Eine Weile noch hatte er ſo geſtanden, der Geſang war in einem langgehaltenen feierlichen Tone verbrauſt, da kamen bunte Gewande aus den Büſchen zum Vorſcheine; Geſtalten zu Roſſe, bald einzeln, bald paarweiſe, bald in ganzen Reihen und Geſchwadern bewegten ſich den Hügel hinunter und bogen gerade auf ihn zu. Der Schreck über dieſe fremdartige Erſcheinung verhinderte die Flucht, zudem mußte ja der Schwall, der zu Roſſe war, in der Straße bleiben, über die er ſchon manchen Fuß auf ſeinem Hügel erhaben war. Neuer Schreck nach dem erſten verurſachte der Umſtand, daß kein Hufſchlag von all den Roſſen erdröhnte, der ganze Zug ſo ſtill und lautlos ſich näherte, als ob Fiſche den Bach hinaufzögen. Voran ritten vier Herolde in weißen Wappenröcken, auf deren Wappen hinten und vorne große ſilberne Schilde zu ſchauen, die goldene Lilien im Mondſcheine funkeln ließen; ſie trugen Stäbe, mit Lilien geziert, ſteif in der Hand. ihre Roſſe waren von langen weißen Decken behangen, daß kaum ein Huf zu ſehen, und die langen Troddeln ſeitwärts auf dem Boden fortzogen. Dann folgten mehrere Bannerträger, junge kräftige Ritter, die große rothe Fahnen, mit Lilien geſchmückt, in der Luft flattern ließen, und hinter dieſen wohl ein Dutzend Männer in Panzerhemden, mit funkelnden Waffen in der Hand, deren breite Spitzen mit zwei Haken der Lilie in den Fahnen nicht unähnlich waren. Ernſt blickten alle Reiter vor ſich hin und verſchwanden unten um die Mauer, ſo daß Gerhard ganz von dem Schwarme umzogen ward. Hinter den Rittern blieb ein kleiner Raum in der Reihe, auf welchem, ebenfalls zu Roſſe, vier Prieſter folgten, aufgeſchlagene Bücher vor ſich, deren große bunte Buchſtaben im Mondſcheine funkelten. Auch die Prieſter waren in lange weiße Gewande gekleidet, trugen rothe niedrige Barette, jeder aber in der Linken, die den Zügel hielt, eine brennende Wachskerze. Dann folgte ein Biſchof, mit hoher, ſpitzer Mütze, die von Edelſteinen ſchimmerte, einen großen güldenen Stab in der Hand, auf einem prächtigen ſtolzen Rappen, hinter dem wieder ein Trupp Ritter mit der vorbeſchriebenen Waffe folgte. Dann aber nahte ſich auf weißen Zeltern ein Reiterpaar, das an Glanz Alle überſtrahlte. Beide trugen goldene Kronen, die auf ihrem Zackenreiſe Lilien aus funkelnden Edelſteinen zeigten. Der Mann, anſcheinend ein König, trug die Krone und den Helm. Er war im Panzer wie die Andern, hatte aber über demſelben einen prächtigen, rothen, goldgeſtickten Mantel, auf dem ſein langer weißer Bart einherwogte. Der ernſte Reiter ſchaute nach der Reiterin an ſeiner Linken, einer bleichen ſchönen Frau, welche die Krone über einem rothen Sammetmützchen trug, das ſich, knapp anliegend, von der Stirn bis in den Nacken zog; lang flatterten die reichen, purpurnen, goldgeſtickten Gewande vom Roſſe nieder, auf deſſen Mähnen ihre zarten Hände ruhten.

Sie ritt zunächſt dem Orte vorbei, wo Gerhard ſich in den Schatten gedrückt hielt, und warf, gerade als ſie ihm gegenüber angelangt war, einen fragenden Blick nach dem Verborgenen. Dieſer bemerkte deutlich, wie in der Bewegung, welche die Dame bei der Bemerkung machte, ein leuchtender Funke von der ſchönen, weißen Hand fuhr, und auf dem Wege unter den Hufen der Roſſe ſichtbar blieb, wie viel auch in der Folge noch in der Spur einherzogen. Auf einen ernſten Blick des Königs ſchaute die Dame aber wieder gerade aus, und bald waren Beide den Augen Gerhards verſchwunden. — Nun kamen dichter gedrängte Schaaren mit verſchiedenen Waffen, oft von eigenen Bannern und voranreitenden

Hauptleuten angeführt, alle wohlgewappnet und ſtattlich bekleidet, obgleich nach dem gekrönten Paar ziemlich verdunkelt.

Da Gerhard unwillkürlich auf den glänzenden Fleck am Boden ſchaute, gewahrte er das Einzelne nicht mehr ſo genau, ſondern wußte nur: ſo viel der Reiterei zog vorüber, daß die ganze Stadt davon erfüllt geweſen ſeyn müßte, und noch wohl ein gutes Stück der gegenüberliegenden Felder; Alle konnten unmöglich an der Stelle der zerfallenen Kirche geweilt haben.

Endlich ließ der Zug nach; wie nun Alles abgemacht ſchien, und der glänzende Fleck noch immer im Wege lag, ſtahl ſich unſer Burſche leiſe aus ſeinem Winkel hervor und griff nach dem Gegenſtande, den er bald für einen Ring mit einem eingefaßten Steine erkannte. Kaum hatte er aber denſelben in ſeinen Händen geborgen, und wollte ſich eben nach der Mauer umſehen, über die er in ſein Neſt zu ſchlüpfen hatte, als er ſich plötzlich durch drei Reiter, welche den bereits vorbeigezogenen im raſcheren Trabe eilfertig folgten, aufgehalten ſah. Die Reiter, die zu Dritt ritten, konnten an dem Fußgänger ſo bald nicht vorbei, ſetzten ſich nach kurzem Stecken in Reihe, und da Gerhard auch von ihnen keinen Ton, kein leiſes Geräuſch vernahm, ward er beſorglich und redete ſie mit dem frommen Spruche an: „Alle Geiſter loben ihren Meiſter!“ — „Desgleichen wir!“ ſagte der, welcher der Vornehmſte unter ihnen zu ſeyn ſchien, und blickte verwundert nach dem Burſchen herunter. Dieſer, durch die eine Frage und die beruhigende Antwort erdreiſtet, ſtellte die Frage: wohin ſie um dieſe Stunde zu reiten hätten? — „Das will ich Dir berichten, damit Du es all Deinen Brüdern wieder ſagen kannſt. Der König, den Du vorüberzieh'n geſehen, iſt der Franken-König Chlodewig mit ſeiner Gemahlin Chlotilda; viele harte Thaten, die auf dem Könige und ſeinem Hofe laſteten, haben ihn einem Zauberer hingegeben, der ihn noch auf der Erde gehalten, und halten wird, bis ſeine Sünden abgebüßet ſind. Jetzt reitet er mit Heereskraft in den Norden, wo der Franzoſe beſiegt werden ſoll, der unſer Land nun ſchon beinahe zwanzig Jahre unterdrückt hält. Künftiges Jahr denken wir wieder hier auf demſelben Fleck als Sieger zu ſeyn, Napoleon iſt dann erlegen! Dieſe Beiden tragen die Heerfahnen, welche wir heute in jener heiligen Kirche geweiht haben!“ — Damit trabte der Ritter fort, von den Andern gefolgt, die jeder ein Bündel von Fahnen über den Schultern trugen, die ſich bei dem ſchnellen Reiten entfalteten, daß Gerhard einen Doppel-Adler, einen rothen Adler, blaue Rauten und mehrere andere Zeichen im Vorüberfliegen zu erkennen vermochte.

Den Kopf ſchwer von der ſeltſamen Erſcheinung, legte ſich der Burſche zu Bette, ſchlief wohl, und dachte ſchon das Ganze geträumt zu haben, als er Morgens den Ring am Finger fand, deſſen rother Stein und goldene Faſſung ihm den ganzen Aufzug verwirklichte. Er theilte deshalb, was er geſehen, ſeinen Freunden mit, die ihn aber alle auslachten und behaupteten: ſo ſpät aus dem Wirthshauſe kommend, könne man wohl noch mehr als das ſehen. Wirklich war auch die Jungfrau ſeiner Wahl des Wirthes Tochter in Norvenich. Selbſt ältere Leute, welchen er dann ſein Erlebniß erzählte, ſchüttelten darüber die Köpfe, ſagten zwar: ſie hätten auch gehört, daß der erſtgetaufte König oftermalen mit ſeinem Hofzuge erſchienen ſey, daß es mit der Kirche am Hange eine ſeltene Bewandniß habe, geſehen hätten ſie aber nichts, und wollten die Sache hingeſtellt ſeyn laſſen. Er ſolle ſich indeß hüten, die Vorherverkündigung weiter zu erzählen, weil ſonſt der franzöſiſche Präfekt ihn mindeſtens als einen Aufwiegler betrachten und in eine entfernte Feſtung einſperren würde; auch den Ring möge er nicht weiter zeigen, damit der vielleicht entwendete ihn nicht in eine Unterſuchungs-Geſchichte verwickele.

So ſchwieg denn Gerhard klüglich, ſich das Seine denkend, machte bei ſeinen Kameraden einen Scherz aus der Sache, daß ſie auch bald im Geſpräche verhallte; den Ring trug er aber ſeit dem Tage als Heiligthum um den Hals und glaubte, daß ihm dies in allen Gefahren des Lebens ſchützend ſeyn könne.

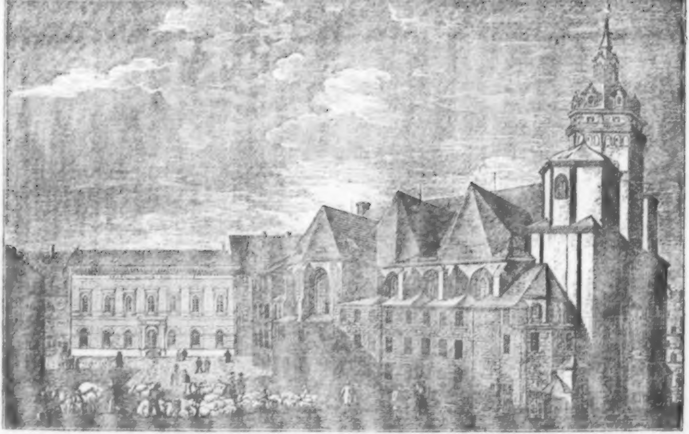
Von der Conſcription, die ihn aus der Urne ziehen hieß, verſchaffte das geheimnißvolle Mittel ihm freilich kein günſtiges Loos, oder es hätte ihn denn zu einem künftigen, kaiſerlichen Feldherrn beſtimmen müſſen. Dieſe Hoffnung, allerdings nicht außer der Möglichkeit, ſtand aber dem Burſchen nicht an, beſonders da er an den Spruch des nächtigen Reiters dachte. Als er daher eingefordert wurde, um als Mit-Erſatz für die in Rußland erfrornen Hunderttauſend in den Norden zu ziehen, entwiſchte er der Aufſicht und trieb ſich eine Weile unſtät durch Flur und Wald, ſich ſeinem Ringe vertrauend und gutmüthigen Verwandten, die ihn von Zeit zu Zeit mit Nahrung und Gelde verſahen. Da aber die Nachſuchungen immer ſtrenger wurden, und die Hehler der Flüchtlinge an Gut und Leben, wie die Ausreißer ſelbſt, bedroht waren, erhielt er einen Wink, rheinüber in's Bergiſche zu entfliehen, wo das Verbergen leichter, indem dort ſchon die wackeren Männer aufgeſtanden, der franzöſiſchen Herrſchaft ein Ende zu machen. Der Rhein war äußerſt bewacht, Zöllner ſtand an Zöllner, ſo daß einer den andern anrufen konnte; die Kraft des Ringes ließ aber Gerhard unter Schmuggler gerathen, die ihn in das Bergiſche hinüberſchafften, bei welcher Gelegenheit einige pfeifende Flintenkugeln, die dicht, aber ohne Wirkung ſeinem Ohr vorüberfuhren, den Glauben an das Kleinod noch mehr befeſtigten. Schnell gelangte er in's Ober-Bergiſche und rückte mit den Wackern, die leider von keinem Kriegskundigen geführt wurden, bis Bensberg, genüber Köln, wo ſie von den zuſammengebrachten, eingeſchulten Söldnern des Verhaßten zerſtreut und theilweiſe gefangen wurden. Gerhard entkam glücklich in den Wald und ſtreifte, einmal aus ſeiner Heimath entfernt, raſch fürder, wodurch er allen Nachſtellungen entging, und nach wenigen Tagen, noch innerhalb des damaligen Königreichs Weſtphalen, einem

Häuflein preußiſcher Krieger begegnete, bei welchem er ſich waffnen und in die Reihe ſtellen ließ. Bald ſchaute er im Kreiſe ſeiner neuen Genoſſen den heimathlichen Strom wieder, den er mit Vater Blücher in der ewig denkwürdigen Neujahrs-Nacht bei Bingen überſchritt. Das eiſerne Kreuz, das der Mann noch trägt, verkündet ſchon, wie er ſich nicht geſcheut, wenn es Kampf und Sieg galt. Wo es hieß: „Freiwillige vor!“ um eine Schanze zu nehmen, war er der Erſte, daher auch von all ſeinen Oberen geſchätzt und geliebt, bald ſogar Anführer einer kleinen Schaar.

Seine Kriegsthaten zu erzählen, ſoll uns hier keine Aufgabe ſeyn, genug, trotz allen ſeinen Wagniſſen finden wir ihn unter den Siegern in Paris, und zwar ohne in all den Schlachten und Treffen je die geringſte Wunde erhalten zu haben. Natürlich hätte Gerhard dieſes Glück dem Ringe in hohem Maaße zuſchreiben müſſen; aber weit gefehlt; die öfteren Glücksfälle bei allen ſeinen Wagethaten hatten ihm in den Kopf geſetzt, daß er vor allen Andern ein beſonderes Glück voraus habe, daß er, nicht der Ring, an Allem Schuld ſey, wobei er der Erſcheinung jener Nacht beinahe gar nicht mehr gedachte. Seine Geſellſchaften in Paris führten ihn zufällig mit einem reichen, brittiſchen Hauptmann zuſammen, der, von ohngefähr den Ring ſchauend, ſolchen Gefallen daran fand, daß er, noch dazu ein Sammler von Alterthümern, ihm eine außerordentliche Summe dafür bot. Ein Landgütchen, das für die Summe zu erſtehen war, verſuchte den Preußen; der Ring kam an den Engländer; aber noch an ſelbigem Abend ward Gerhard, als er in den eliſeiſchen Feldern umherwandelte, durch einige verſteckte, meuchelmörderiſche Parteigänger des Zwingherrn, die ihre Wuth an einem Preußen zu kühlen gedachten, von einem Schuß in's Knie verwundet, an welcher Wunde denn der Arme lange daniederlag, von der er hinkend wieder aufſtand. Jetzt hatte ſich ihm die Kraft des Ringes erſt recht bewährt, aber weg war er mit dem Britten über Meer! — Ein Glück, daß unſer Gerhard ſein Geld hatte, und nach dem Frieden, mit ehrenvoller Auszeichnung, in die Heimath hinken konnte, wo er ſich das Landgütchen erwarb, die Jungfrau, die ihm treu geblieben, zur Hausfrau nahm, und nun am Herde keines weiteren ſchützenden Kleinods mehr bedurfte. W. v. Waldbrühl.

Die Buchhändler-Börſe in Leipzig.

Zu den anſehnlichſten und geſchmackvollſten Bauten, welche während des letztverfloſſenen Jahrzehents Leipzig verſchönerten, gehört unſtreitig die in der Ritterſtraße belegene deutſche Buchhändler-Börſe, deren Abbild (zugleich auch das der Nikolai-Kirche) man hier erblickt. Die Mittel zur Herſtellung dieſes Gebäudes wurden größtentheils auf dem Actien-Wege von den einzelnen, nahe und fern wohnenden Buchhändlern herbeigeſchafft und den Theilnehmern



dürfte wohl der Ruhm nicht abzuſprechen ſeyn, zu etwas höchſt Gemeinnützigem die Hand geboten zu haben. Früher geſchah das Abrechnungs-Geſchäft der Buchhändler in einem gemietheten Lokale, welches indeß nicht immer Raum genug für alle Anweſende bot, und daher, abgeſehen von ſeiner unfreundlichen, finſtern Erſcheinung, höchſt unbequem war, noch anderer Mängel gar nicht zu gedenken. — Die jetzt beſtehende Buchhändler-Börſe iſt ein ſchönes zweiſtöckiges Haus, ſowohl geſchmackvoll außen und innen, als auch in ſeinen Räumen zweckmäßig benutzt. Durch die hohe Pforte eintretend, liegt dem Kommenden im unteren Raume, linker Hand, das ſogenannte grüne Zimmer, welches zu Verſammlungen, Auktionen u. ſ. w. benutzt wird, während das rechts befindliche Zimmer zu Ausſtellungen neuer Werke, deren Ausſtattung beſondern Werth hat, beſtimmt iſt. Den ganzen obern Stock nimmt der große Saal ein, welcher ein längliches, einfach und edel ausgeſchmücktes Viereck bildet, an deſſen beiden kürzeren Seiten ſich Gallerien befinden, jede durch zwei Säulen getragen. Höchſt zierliche eiſerne Treppen führen auf dieſe Gallerien, von wo aus man bequem den ganzen Saal und das während der Meſſe darin ſtatthabende Treiben überſehen kann. Mehr als hundert viereckige Tiſche, jeder zu vier Perſonen und mit Schreibzeug beſetzt, füllen alsdann den weiten Raum, in dem die Buchhändler ſitzend, ſtehend, gehend, bald erfreulich, bald unerfreulich beſchäftigt ſind; jeder von ihnen hat, um leichter gefunden und erkannt zu werden, ein kleines Schild mit ſeinem Namen oder ſeiner Firma entweder neben ſich auf dem Tiſche liegen, oder er trägt es am Hut oder auf der Bruſt befeſtigt mit ſich herum. Zu dem Ohre des Gallerien-Beſuchers tönt das Geräuſch, welches da unten einige hundert Menſchen durch Schreiben, Sprechen, Gehen, Geldzählen hervorbringen, gleich dem fernen Murmeln der Meeresbrandung. An der einen Seite des Saales ſteht ein größerer, umgitterter Tiſch für den Börſen-Vorſtand, welcher dort bald berathend, bald ſchlichtend, bald entſcheidend waltet. Neben dem Haupt-Eingang, in der Mitte der langen Seite des Saales, ſind Stunden- und Tages-Uhren angebracht; links und rechts, an den Enden dieſer Seite, führen Thüren auf eine freie Gallerie, wo ſich in freier Luft abkühlt, wen die Geſchäfte — was wohl vorkommt — zu warm gemacht haben.

Die Aufführung dieſes Gebäudes, welches in der Oſtermeſſe 1836 eingeweiht ward, iſt für jeden einzelnen Buchhändler, in Leipzig anſäſſig oder es beſuchend, eine große Bequemlichkeit, für den geſammten deutſchen Buchhandel aber der Grund einer feſteren Vereinigung der Glieder deſſelben geworden, deren Früchte nicht ausbleiben werden, obwohl dazu Pflege und Wärme ſich noch verſtärken müſſen.

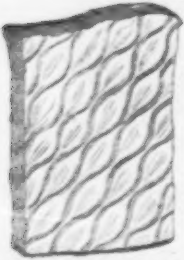
Wollen wir auch über den Buchhandel ſelbſt ſprechen, kann's hier nur Allgemeines ſeyn, und ſo bemerken wir, daß man ſich oft über den Gewinn dabei täuſcht, indem nur wenige Unternehmungen entſchieden eingreifen, die dann das decken und übertragen, was die vielen mißrathenen an Betriebs-Kapital hinnahmen. Selbſt die Schriftſteller haben zum Theil falſche Begriffe von dem Erfolg, ſind aber raſch geneigt, über ihre Verleger den Stab zu brechen. So kenne ich einen Autor, der einſtmals keck behauptete: die Buchhändler bevortheilten den Schriftſteller, und wenige Jahre nachher, da er ſelbſt Verleger geworden, ſprach er den Satz umgekehrt aus, obwohl er, ſo allgemein, in beider Hinſicht falſch iſt. Gar mancher gute Gedanke, tritt er nun in's literariſche Leben, erfordert ausdauernden Aufwand, um endlich lohnend zu werden, wie denn ſelbſt der Verleger des erſten „Converſations-Lexicon“ ſein Vermögen einbüßte bei dem erſten Anfange, und ſeinen Zweck nur erreichte durch den beharrlichen Muth, ſich zum zweiten Mal mit Eifer und Geduld an's Werk zu machen, als die Verhältniſſe ihm wieder zu Geldkräften verhalfen. — Es giebt auch gar poſſirliche Verlags-Anekdoten, von denen wir (zur Unterhaltung ſelbſt bei dieſem Gegenſtande) einige mittheilen. — Ein ſonſt wohlerfahrener Buchhändler ließ den erſten Band eines Werkes über Alterthümer erſcheinen, das keinen Abſatz fand, und nach dem Contrakt ſollte er drei Bände folgen laſſen, die der Verfaſſer indeß noch im Kopfe trug. Jener Verleger, der für jeden Bogen drei Friedrichsd'or als Honorar zu zahlen hatte, unterhandelte nun, und war endlich überaus zufrieden, daß er nur anderthalb Friedrichsd'or zu zahlen brauchte für jeden Bogen, den der Herr Verfaſſer — nicht ſchrieb! — Ein Berliner Buchdrucker, eben auch Buchhändler geworden, kam einſt zu mir mit einem Blatte der „Jenaiſchen Literatur-Zeitung“, worin eine von ihm verlegte „Flora“ derben Tones verurtheilt worden war. In ſeiner Heftigkeit ſuchte ich den Mann damit zu tröſten, daß dergleichen gar Vielen geſchehe, und er entgegnete wüthend: „Ach, das iſt es nicht! Aber wo hat der — das Buch hergekriegt? Ich habe auch nicht ein einziges Exemplar abgeſetzt, ſie ſind alle remittirt!“ — Stärkeren Humor hat noch der Fall, daß einem Verleger ſogar — es iſt Thatſache! — unter den ſogenannten Krebſen ein Exemplar mehr von einem Werke zurückkam, als er verſandt hatte. Es war ein Frei-Exemplar des Autors, wozu der Abnehmer ſich nicht auffinden ließ. — Bücher haben ihre Schickſale! So druckte die Vereins-Buchhandlung das ſchilderung- und humorreiche Werkchen: „Die Ungarn wie ſie ſind“, und weil bis zu der Zeit in Deutſchland wenig über das neuere Ungarn erſchienen war, baute ſie darauf ihre Hoffnungen. Wer aber ſo viel wie nichts davon kaufte, das waren die Deutſchen; nun ſollte jedoch in nächſter Zeit der jetzige Kaiſer von Oeſtreich, damals Kronprinz, zum König von Ungarn gekrönt werden, die dortige Cenſur-Strenge wurde einſtweilen beſeitigt, und die ganze Auflage des Buchs ſetzte ſich binnen wenigen Wochen in Ungarn ſelbſt ab, wonach dann, als von dort Anregungen verlauteten, die zweite Auflage in deutſchen Landen ebenfalls lebhafte Theilnahme fand, das Buch auch mit Recht belobt wurde. —

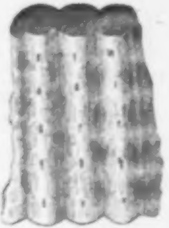
Uebrigens ſoll der Buchhändler ſein Geſchäft würdigen, und Bücher nicht bloß für Waare halten, ſondern immer eine geiſtige Idee oder wahrhaft praktiſchen Nutzen zum Maaßſtabe nehmen. Ein rechter Buchhändler wird an einem guten, nützlichen Buche lieber verlieren, als an einem ſchlechten, verderblichen gewinnen.

Daß es auch unſolide Buchhändler giebt, weiß man dadurch, daß die Anzeigen oft verkünden: „In allen ſoliden Buchhandlungen iſt zu haben“ ꝛc. ꝛc. Bei jedem Unternehmen hat man namhafte Procente gleich in die Berechnung zu bringen als Verluſt, den Inſolidität herbeiführt, die ſich ſtets noch eine Weile hält, ehe ſie ganz zuſammenbricht. Da nimmt man ſich wohl allmählig in Acht und verweigert unſoliden Buchhandlungen den Credit (der durch's ganze Jahr läuft, weshalb die Abrechnungen ſich eben in die Oſtermeſſe und die Leipziger Buchhändler-Börſe zuſammendrängen); aber dieſe rächen ſich dann, indem ſie immer Artikel unterzuſchieben ſuchen von ſolchen Verlegern, wo ſie noch — auch nur bis zur nächſten Meſſe — längeren Credit haben. Ein unſolider Buchhändler, hat er bei uns keinen Credit mehr, wird z. B. den bei ihm Anfragenden für den „Geſellſchafter“ eine andere Zeitſchrift, für dieſen „Volks-Kalender“ einen andern vorſchlagen, den wahren Grund jedoch begreiflich für ſich behalten. Daraus kann nun aber jeder geneigte Leſer erſehen, daß der, welcher ihm dieſen „Volks-Kalender“ liefert, allzeit ein ſolider Buchhändler iſt, ſich ihm demnach auch bei dem Ankauf der Verlags-Artikel anderer Kollegen mit Sicherheit empfehlen läßt.

Der Urſprung der Steinkohlen.

Alle wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen haben zu der Annahme geführt: daß der Urſprung der Steinkohlen im Pflanzenreiche zu finden ſey. Hier theilen wir zwei Bruchſtücke von Kohle mit, welche als Belege dieſes Satzes dienen mögen. Das erſtere Bruchſtück iſt ein Abdruck auf einer Kohlenplatte, der leicht weggekratzt werden kann, ſo daß weiter keine Spur davon bleibt; der zweite beſteht aus Lagen verſteinerter Hölzer, welche mehrere Fuß tief und hoch liegen. Der Urſprung der Kohlen geht in die früheſten Alter der Erde zurück, in die Sümpfe und Moräſte des jugendlichen Weltkörpers, wo deſſen rieſige Waſſer- und Schlammpflanzen in längſt untergegangenen Arten ſproßten und blühten. Dieſe wurden durch die Ströme und Ueberſchwemmungen eines heiß-feuchten Himmels weggeſchwemmt, und in eine benachbarte Bucht, in einen See oder in's Meer geführt. Dort ſchwammen ſie auf den Waſſern, bis ſie, von der Fluth durchdrungen, zu Boden ſanken; dann durch das Abgeſchlämmte vom Ufer begraben und hoch überſchüttet waren, ſich verwandelten und allmählig zu neuen Gebilden des Mineralreiches wurden. Während ihres langen Begrabenſeyns haben chemiſche Kräfte dieſelben zu Kohlen umgeſchaffen. Durch die Kraft unterirdiſcher Gluth erheben ſich zuletzt dieſe Kohlenlager aus der Tiefe

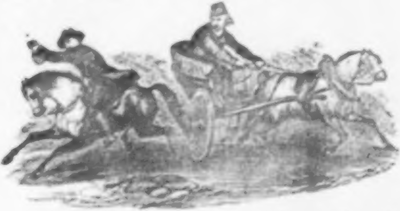




der Waſſerdecken zu Hügeln und Bergen, nun der menſchlichen Betriebſamkeit wieder zugänglich. Aus dieſer neuen Lage wurden die Mineralien getroffen von unſern Bergleuten, durch Wiſſenſchaften unterſtützt, welche die Sicherheitslampe, die Dampfmaſchine ſchufen. Zum Tageslicht neu emporgehoben und wieder auf die Fluth gebracht, werden ſie ihrer nächſten Verwandlung durch Feuer entgegen gehen, einer Verwandlung, unter welcher ſie wichtige menſchliche Bedürfniſſe befriedigen. In letzterer Verwandlung ſcheinen ſie vor manchem menſchlichen Auge Vernichtung zu erleiden; aber Grundſtoffe verlaſſen in der That die mineraliſche Form, in der ſie Jahrhunderte gelegen haben; doch dieſe ſcheinbare Vernichtung iſt bloß der Beginn einer neuen Reihe von Verwandlungen, von Thätigkeit. Jetzt erſt werden ſie frei von langlaſtenden Banden, kehren in den Dunſtkreis zurück, welchem ſie vor Jahrtauſenden entzogen waren, das erſte irdiſche Pflanzenreich zu bilden. Morgen ſchon können ſie unſer Zimmerholz, das im Walde wächſt, nähren, ſchwellen machen, und nachdem ſie wieder eine Weile im Pflanzenreiche gewirkt haben, dürfen ſie dann abermals zum Wohl, zum Gebrauche der Menſchheit neue Verwandlungen erleiden, neue Bedürfniſſe in dem großen Welthaushalte befriedigen. W. v. M.

Das Kaninchen.

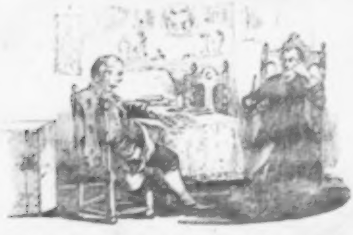
Lord D… fuhr in einer heitern Sommernacht von London wieder nach ſeinem Landgute zurück. Nichts Böſes ahnend, ſaß er in ſeinem offenen Wagen, erfreute ſich an der erquickenden Kühle, dem Geſang der Vögel und der magiſchen Beleuchtung des wolkenloſen Mondes. — Plötzlich kam ein Reiter an ſeinen Wagen geſprengt. — „Mein Herr", redete er den Lord an, indem er ihm ein Kaninchen hinhielt; „ich habe hier ein allerliebſtes Kaninchen. Kaufen Sie es mir ab.“ — „Ich brauch' es nicht!“ entgegnete der Lord mit ziemlich barſchem Ton. — „Das glaub' ich wohl“, war des Reiters Antwort; „aber ich brauche Geld! Ich bitte Sie daher inſtändigſt, es mir abzukaufen!“ — und indem er ihm eine Piſtole entgegen hielt, ſetzte er ganz freundlich hinzu: „Es iſt gar nicht theuer; Sie bekommen es für zweitauſend Guineen, die Sie bei ſich führen.“ — Der Lord hatte dieſe Summe wirklich in London von ſeinem Banquier erhoben, und ſah nun wohl, daß er es mit einem genau unterrichteten Straßenräuber zu thun habe; die vorgehaltene Piſtole war auch ein ſo triftiger Grund, den Handel abzuſchließen, daß er es für das Beſte hielt, die zweitauſend Guineen hinzugeben, wogegen der Räuber das Kaninchen in den Wagen warf und mit ſeiner Beute davon jagte.



Der Mann, der dies kecke Wageſtück ausführte, gehörte nicht zu den Straßenräubern von Profeſſion. Er hatte einen Handel in London; Unglücksfälle, betrügeriſche Schuldner und eine zahlreiche Familie hatten ihn faſt bis an den Bettelſtab gebracht. Zufällig war er in dem Augenblick bei dem Banquier des Lord D... geweſen, als dieſer ſich eben die zweitauſend Guineen auszahlen ließ und dabei dem Banquier erzählte, wie er noch in der Nacht wieder nach ſeinem Landſitz zurückkehren wolle. Da erwachte plötzlich der Gedanke in der vom Gram und Unruhe zerrütteten Seele des Kaufmanns: wenn du dies Geld hätteſt, wärſt du aus aller Noth, und der frevle Gedanke reifte zu raſcher That. Jetzt im Beſitz der Summe ſtellte er nicht allein ſeine zerrütteten Vermögens-Umſtände wieder her, ſondern nach Verlauf von einigen Jahren, bei Fleiß und glücklichen Spekulationen, wurde er ein ſehr wohlhabender Mann und ſtand überall im beſten Rufe.

Lord D... hatte, ohngeachtet der erſten Beſtürzung, ſich doch die Geſichtszüge und die ganze Geſtalt des ſonderbaren Kaninchenhändlers bei dem hellen Mondſchein ſo genau eingeprägt, daß er gegen alle ſeine Bekannte, mit denen er über ſein Abenteuer ſprach, behauptete: er wolle den Räuber unter hundert andern Geſichtern herausfinden. So oft er daher ſowohl in London oder an einen andern Ort, hauptſächlich auf Märkten, bei Pferderennen, Wettläufen und andern Oeffentlichkeiten mit vielen Menſchen zuſammen kam, unterließ er nicht, die Phyſiognomien der Anweſenden zu muſtern, aber immer ohne Erfolg.

Nach beinahe ſechs Jahren trat er einſt in den Laden eines Kaufmanns, um etwas zu kaufen. Beim erſten Anblick erkannte er den Straßenräuber, obwohl deſſen Züge ſehr leidend und gealtert waren. Feſt überzeugt von der Wahrheit ſeiner Entdeckung, bat er den Kaufmann um ein Geſpräch unter vier Augen in einer Sache von Wichtigkeit. — Der Kaufmann ſah ihn zitternd an und führte ihn raſch in ſein Zimmer. — „Mein Herr“, ſagte der Lord darauf zu ihm; „das Kaninchen, welches Sie mir anvertraut haben, iſt ſorgfältig gepflegt. Vor mehreren Jahren gaben Sie es mir auf dem Wege nach . . .; gut gefüttert, iſt es recht nett und klug geworden. Es kann ſogar ſprechen, und hat mir jetzt gerathen, es ſeinem alten Herrn zurückzugeben. Ich bitte Sie daher, es ſogleich wieder an ſich zu kaufen. Sie wiſſen, was es koſtet.“ Bei dieſen Worten zog er eine Piſtole aus der Taſche.

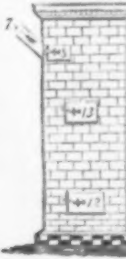


Der Kaufmann hörte mit erzwungener Kälte zu und erwiederte dann: „Mein Herr! Ihre Forderung iſt ſehr billig, ſelbſt ohne Rückſicht auf den Wechſel, den Sie mir eben präſentiren. Ich freue mich wahrhaft, ſogleich meine Schuld berichtigen zu können. Die gezwungene Anleihe iſt mir ſehr nützlich geweſen; ich bin Ihnen nicht bloß das Kapital, ſondern auch die Zinſen, ja meine ganze Wohlfahrt ſchuldig. Was das Kaninchen betrifft, das Ihnen ſo guten Rath geben kann, ſo bin ich der Meinung, daß Sie am beſten thun, es zu behalten. Mir kann es weiter nichts helfen.“

Er zahlte nun dem Lord D… die zweitauſend Guineen nebſt den ſechsjährigen Zinſen, und dieſer verſprach dem reuig Bittenden, von dem Kaninchenhandel nichts bekannt zu machen; er hat auch ſein Wort treu gehalten, bis der Kaufmann geſtorben war, und ſelbſt dann noch verſchwieg er deſſen Namen, aus Schonung für ſeine Familie. — Dieſer aber ward die ſchlimme That aus dem Nachlaß des Kaufmanns ſelbſt bekannt; er hatte einen treuen Bericht niedergeſchrieben und hinzugefügt: „Nur von dem Augenblick an, als ich meine ſchwere Schuld wenigſtens aus meiner Habe getilgt hatte, konnt' ich wieder einigermaßen des Lebens froh werden. Deshalb rath' ich meinen Kindern, auch in der äußerſten Noth — wofür ſie Gott behüten möge! — der Verſuchung, ſich durch ein Verbrechen helfen zu wollen, zu widerſtehen: denn das Gefühl der Straffälligkeit hat mich ſo unaufhörlich gemartert, daß ich lieber den Bettelſtab wirklich ergreifen, als noch einmal die laſtende Angſt jener ſechs Jahre ertragen wollte.“

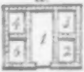
Nordiſcher Ofen zum Heizen.

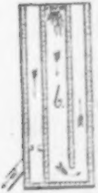
Der von Jahr zu Jahr mehr gelichtete deutſche Wald mahnt uns ernſtlich, an Heizungs-Vorkehrungen zu denken, was beſonders in den ſüdlichen und weſtlichen Landen unſerer Heimath der Fall iſt, wo noch die holzverſchlingenden eiſernen Oefen im Gebrauch ſind, welche den ganzen Tag über in der kälteren Jahreshälfte geheizt werden müſſen. Bis ein ganz neues Heizmittel von unſeren Gelehrten erſonnen oder erfunden wird, wären einſtweilen die nordiſchen aus Backſteinen gemauerten Oefen zu empfehlen, die ſehr leicht zu errichten ſind, und welche große wie kleine Räume mit verhältnißmäßig geringem Holz-Aufwande heizen. a zeigt den Grundriß eines ſolchen nordiſchen Ofens, der innen in fünf Räume getheilt iſt, von außen das Anſehen eines Schrankes hat: g. Im Mittelraume (1) befindet ſich der Herd, das Feuer. Trockenes, leicht verbrennliches Holz, oder anderer flüchtiger Brennſtoff wird hier aufgehäuft und raſch und allſeitig entzündet; ſo ſteigt dann die Wärme bis oben an das Ende des Raumes, und wird dort

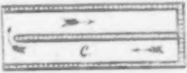


g.

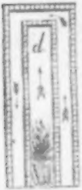
a.

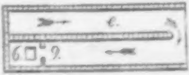


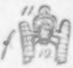




durch die nach ihr aufſteigende gezwungen, in den oben mit ihm verbundenen Raum (2) hinunter zu ſteigen, was auf den Durchſchnitt-Zeichnungen b und c beſſer verſinnlicht werden konnte, wo der Weg der Wärme durch Pfeile angegeben iſt. Aus dem Raume 2 wird die Hitze unten nach 3 hinüber geleitet, wo ſie wieder aufſteigt, wie in c und d im Durchſchnitt angedeutet. Von 3 ſchwebt die Wärme oben gut verſchloſſen über den Raum 1 hinüber, nach 4, wo ſie abermals zum Niederſinken gezwungen wird, wie genauer aus der Zeichnung d zu erſehen. Von 4 geht ſie wieder unten durch nach 5, wie die Durchſchnitt-Zeichnung e beſſer nachweiſet, wo ſie wieder ſteigt, bis ſie von dort durch die viereckige Oeffnung 6, in der Zeichnung g. 7, in den Schornſtein endlich entlaſſen wird. Sobald das Holz verbrannt iſt, die Kohlen die blaue Flamme verlieren, alſo keinen Kohlenſtoff mehr entwickeln, öffnet man die Thür 8 (Zeichnung g), wodurch man an die Oeffnung 9 (Zeichnung e) gelangt, wo der viereckige Raum ſich in einen kreisförmigen, mit Eiſenblech eingefaßten, verengt. Dieſe runde Oeffnung wird dann mit einem eiſernen Bolzen oder Stöpſel, der oben eine Handhabe hat, geſchloſſen (10, Zeichnung f), über welchen Bolzen dann noch eine eiſerne, mit einer Handhabe verſehene Kappe (11) geſetzt wird (dieſelbe Zeichnung), ſo daß jetzt gar keine Wärme mehr in den oberen Raum, alſo auch nicht in den Schornſtein entweichen kann, mithin alle Wärme, welche durch das öftere Niederdrücken der Hitze ſich den Steinen mitgetheilt hat, nun langſam in das Zimmer ausſtrahlen muß. Dann wird auch die untere Pforte (12) verſchloſſen, damit die Ausſtrahlung möglichſt langſam von Statten gehe, zu welchem Ende beide Pförtlein nicht ſelten doppelt ſind, ſo daß eine kupferne Thür über einer eiſernen liegt, welche beide möglichſt ſchließend genug gemacht werden müſſen. Die Schornſtein-Oeffnung kann dazu noch mit einem Steine verſtopft, und über die Kappe zu aller Vorſicht Sand geſtreut werden, damit jedes Ausſtrahlen der Wärme nach dem Schornſtein verhütet ſey. Das Feuer







dieſer Oefen braucht nur eine halbe Stunde zu brennen, um an einem ſehr kalten Tage, oder an zwei mäßigkalten vollkommen zu heizen, wenn das Zimmer, beſonders deſſen Fenſter, nur irgend dicht gearbeitet ſind. Gekocht kann in einem ſolchen Ofen freilich nicht werden, aber doch läßt ſich über dem Feuer eine Oeffnung mit einer eiſernen Niſche anbringen (13. Zeichnung g), in welcher man Speiſen u. ſ. w. warm halten und aufwärmen mag. Zum Mauern dieſes Ofen darf kein Kalk genommen, ſondern muß Lehmkitt bereitet werden, der mit den Ziegeln durch das Brennen zu einer feſten Maſſe zuſammen backt; von außen giebt man dem Ofen zuletzt einen Mörtel-Ueberzug, der noch dazu bemalt werden kann, damit das Ganze ein gefälliges Anſehen gewinne. Dieſe Einrichtung iſt nur für mittlere Räume berechnet, für ſehr große dürften ſich die Züge der Oefen in den inneren Räumen vervielfachen laſſen, wo man dann beſſer das Feuer an eine Seite legt und nun die Züge immer auf und ab führt.

Hl.

Traudl und Joſeph.

Das Traudl im Stubbei-Thal konnte ſich unter den hübſcheſten Tyrolerinnen ſehen laſſen, ſie hielt's ſchon aus mit ihrem vollen, aber doch zierlichen Wuchs und dem etwas gebräunten, aber feinen und gutmüthigen Geſicht, deſſen feurig dunkle Augen den Burſchen wohl warm um's Herz machen konnten, wenn ſie einen anſah. Sie that's jedoch ſehr ſelten, denn in ihrer Armuth ward ſie des Gedankens gewohnt, daß ſie doch kein Bub heimholen werde. Ihr Vater war bald nach ihrer Geburt umgekommen im blutigen Kampf des Jahres 1809, dem auch viel an Habe geopfert werden mußte, und jetzt lebte Traudl mit der kränkelnden Mutter kümmerlich, obwohl Jene in ſorglich tüchtiger Arbeit das geringe Gut beiſammen hielt und zufriedenen Sinnes daran genug hatte. Ihr Behaben und Schaffen gefiel indeß dem Joſeph Hasling im Stillen; er ging dem Mädel wohl zuweilen nach und ſchwatzte mit ihr, was denn bald Redens gab. Beſonders war ſein Bruder Andreas nicht damit zufrieden, auf den die ſehr einträgliche Erb-Wirthſchaft von den ihnen früh geſtorbenen Eltern kam, wogegen er dem Joſeph ſeinen Antheil in Gelde herausgab. Dem Andreas alſo gefiel der Umgang ſeines Bruders mit Traudl nicht, und Joſeph wurde oft ermahnt: er möge ſich ein wohlhabend Mädel ſuchen, worauf dieſer gewöhnlich gar nichts erwiederte. Endlich aber ſagte er zum Andreas: ich werde mir etwas höher im Gebirg ein Haus zurichten und meine eigene Wirthſchaft anfangen. Mit dem Ort, den er ſich ausſuchte, war er dem Traudl näher gekommen, und manchmal, wenn er dem Mädel begegnete, bat er ſie wohl um dies und das, auch um Rath, wie's nun eben die künftige Wirthſchaft erforderte. Das brachte denn die Beiden ſchon wieder um etwas näher, obwohl Traudl immer ſehr ſcheu blieb.

Was man ordentlich anfängt, wird endlich fertig, ſo geſchah's denn auch mit Joſeph's Haus und Wirthſchaft, wo er nun eben ſchon Geſinde in's Gedinge nahm und vorhatte, ſeinem Hauſe den Weihe-Schmaus angedeihen zu laſſen im Kreiſe der Verwandtſchaft. Das ſagte er dem Traudl, und bat: ſie möcht' an dem Feſttage ſeinem neuen Weſen und Geſinde in etwas vorſtehen, damit er keinen Schimpf habe von der Einweihe. Sie hatt' es ihm auch verſprochen, und als er's Traudl am Morgen in der Ferne erblickte, ging er ihm entgegen. Da ſah er in des Mädels Hand eine Kornblume und fragte: ob ſie ihm dieſe wohl an ſeinem Hut befeſtigen wolle? — „Gern!“ ſagte ſie und nahm den Hut. Jetzt aber erzählte Joſeph: daß er von ſeiner Großmutter wiſſe, ſie habe als Mädchen öfter an den Spitzen der Blätter abgezählt: ob ſie einen Mann bekomme, ob nicht; das könne ja, fügte er hinzu, Traudl auch einmal verſuchen. Sie lachte und ging unbefangen auf den Scherz ein, wobei ſie denn herauszählte und mit heitrem Wort lächelnd verkündete: daß ſie keinen Mann bekomme, aber in das Lächeln ſchien ſich eine Thräne zu miſchen. Joſeph war dem Traudl, da er die Spitzen auch zählte, viel näher gekommen, wie noch jemals bisher, und ſeine Hand lag auf ihrer Schulter. Als er nun jene Rede gehört, ward ihm zugleich weich und muthig um's Herz, ſo daß er ausrief: „Traudl, wenn Du willſt, ſtraf' ich die dummen Spitzen Lügen; Du brauchſt nur Ja zu ſagen, ſo haſt Du mich!“ — Traudl ſah ihn bebend an und dann verſchämt nieder. „Halt's nicht für Spaß, bei Gott, 's iſt Ernſt!“ fuhr Joſeph ängſtlich fort, und Traudl wußte gar nicht, wie ihr zu Sinne wurde; plötzlich aber fühlte ſie einen Kuß, den ſie nicht abgewehrt hatte, ſo daß der entzückte Joſeph fragte: „Nicht wahr, das heißt Ja?“ — Traudl nickte nur unwillkürlich ein Weniges mit dem Kopfe, dann aber rief ſie erſchreckt aus: „Es darf ja nicht ſeyn, ich bin zu arm, Deine Verwandtſchaft wird auf Dich ſchmälen, denn Du kannſt leicht ein reiches und ſaubreres Mädel haben!“ — „Ei, darum hab' ich mir eben meine Wirthſchaft ſo geſondert und heimlich angelegt; wer mich und mein Thun nicht mag, hat's bequem, mir fern zu bleiben!“ — Dies ſprechend lief Joſeph mit ſeinem Schatz ſchon ohne weitere Worte zur Mutter und bei der Einweihe ſtellte er den geladenen Gäſten Traudl als ſeine Braut vor, ohne viel auf verſchiedene durch ſolche Nachricht eckig gewordene Geſichter zu ſchauen. An ſein Haus aber ſchrieb er den Spruch:

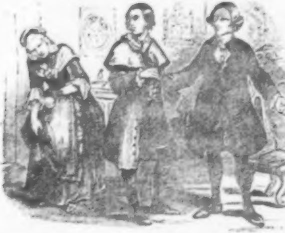
„Nicht draußen ſuch' Zeichen, in uns ſind die echten;
Das Herz nur iſt wahrhaft und leitet zum Rechten!“

Den Spruch hat ein Freund von mir, der im Stubbei-Thal war, ſelbſt geleſen und als er nach der Bedeutung fragte, erzählte ihm der, mit ſeinem muntern und fleißigen, auch noch immer ſehr hübſchen Weibchen „gar zu glückliche“ Joſeph dieſe einfache Geſchichte. Da er meinem Freunde kein Geheimniß daraus machte, erfuhr ich ſie von ihm und Andre erfahren ſie nun von mir. G z.

Beſtimmungen.

„Aber“ — ſprach die Pfarrerin in Ellerbach zu der lieblichen Roſette, ihrer ſiebzehnjährigen Tochter — „aber ich ſage und bleibe dabei: daß zu meiner Zeit die Mädchen — ſo arme wie Du eines biſt, meine ich — nicht auf ihrem Eigenſinn beharrten. Ich weiß nichts Einfältigeres, als daß Du Dir in den Kopf geſetzt haſt, den Adjunktus nicht zu wollen. So wäre Alles, was Deine Eltern hier gepflanzt und gebaut, bei einander geblieben, Du hätteſt uns gepflegt in unſerm hülfloſen Alter, uns die Augen zudrücken können! Nun werden Fremde —.“ — „O liebe, liebe Mutter!“ fiel Roſette haſtig ein, und heiße Thränen entquollen den dunkelblauen Augen; „wie innig ſchmerzen mich Ihre Worte! Ihr Kind wird treu Sie pflegen in Ihrem Alter; ach, und muß es einſt ſeyn, ſo ſoll keine fremde Hand Ihre Augen —.“ Sie konnte vor Wehmuth nicht vollenden und eilte in den Garten. Hier in der duftigen Laube weinte ſie ſich aus, denn der Gedanke an den Tod des beſten der Väter, der guten Mutter, hatte ſie tief ergriffen und die Idee: ihnen die letzte, die ſchwerſte Pflicht zu leiſten, ihre müden Augen einſt zu ſchließen, durchbebte ihr Inneres. Wer nie dieſe peinvolle Pflicht erfüllte, wird kaum ihre Gefühle faſſen können. Die Mutter ſah ihr bewegt nach, und der eintretende Pfarrer blickte dieſe fragend an, ihre Rührung wahrnehmend. „Ach, Vater!“ ſprach die gute Frau, „da habe ich eben wieder mit dem Mädchen geſprochen, wegen dem Adjunktus; es hilft aber Alles nichts, ſie weint dann und ſo iſt es aus.“ — „Laß es gut ſeyn, Mutter!“ entgegnete der Prediger; „noch kann ich ja meinem Amte vorſtehen, und Gott wird dann weiter ſorgen. Ja, ich merk' es recht gut, wie Alles zuſammen hängt. Weißt Du noch, wie vor fünf Jahren der Baron ſeinem Hauslehrer, dem jungen Bach, vorſchlug: die Tochter des Pfarrers Meier zu heirathen, um dadurch Adjunktus des Vaters zu werden? wie da der junge Brauſekopf aufſprang und denjenigen für den verächtlichſten Menſchen erklärte, der, um ein Amt zu erhalten, ein ihm zu dieſem Zweck angebotenes Mädchen heirathete? — Roſette war ja damals mit Adelinen zugegen und tief hafteten Bachs Aeußerungen in ihrer Seele.“ — „Ich weiß es wohl!“ ſprach die Pfarrerin; „aber Alles mit Unterſchied; und die einfältigen Kinder gaben dem Hitzkopf Recht, obgleich er über den Streit und ſeinen heftigen Widerſpruch ſeine Stelle verlor. Wer hätte meinen ſollen, die beiden zwölfjährigen Mädchen würden ſich das ſo feſt in den Kopf ſetzen?“

Ein Klopfen an die ſchon geſchloſſene Hausthür unterbrach das Geſpräch. Beide gingen zur Thür und ein ſchöngebildeter junger Mann trat in's Haus. Er bat um Entſchuldigung: daß er noch am ſpäten Abend ſtöre, und trug dann ſein Anliegen vor. Es beſtand in der Bitte: ihm ein Zimmer in der Pfarrwohnung, nebſt der Koſt, auf einige Wochen gegen ein reichliches Koſtgeld zu bewilligen. Den gutmüthigen Leuten ſiel es gar nicht ein, etwas Arges bei ſolch einem Antrage des Unbekannten zu vermuthen; auch bürgte ſeine offene, einnehmende Bildung für ihn. Der Pfarrer ſagte ohne Bedenken: er möge über Nacht ihr Gaſt ſeyn, das Weitere werde ſich morgen finden. Die Hausfrau eilte, ein Abendeſſen herbei zu bringen; aber als eine Tochter der neugierigen Eva konnte ſie dem Drange, etwas Näheres über Namen, Stand und Verhältniſſe des künftigen Hausgenoſſen zu erfahren, nicht widerſtehen. Roſette ward gerufen, ihr die Bereitung des Eierkuchens und Salats übertragen, und Mütterchen eilte aus der Küche, um ein Examen zu halten. Nach einigen Umſchweifen und verſteckten Fragen mußte ſie deutlicher zu Werke gehen. Der Fremde ſchien das Antworten vermeiden zu wollen; aber um deſto hitziger nahm ihn die Pfarrerin in die Preſſe, und zwang endlich durch Vermuthungen, denen er nicht widerſprach, mühſam heraus was ſie zu wiſſen wünſchte.



Sie hatte es glücklich entdeckt: daß der Gaſt ein Candidat der Theologie ſey, der einſtweilen keine Hofmeiſterſtelle habe, und entwich nun, um Roſetten ſchleunigſt mitzutheilen, was ſie zu wiſſen meinte. Die gute Frau dachte immer an einen Adjunktus; ſo reihete ſie Vermuthung an Vermuthung, die zuletzt bis zu der Wahrſcheinlichkeit ſtieg: der Candidat hege Abſichten auf die Tochter und wolle durch ihre Hand die Adjunktur erlangen. Gewiß wußte der Baron auch darum und hatte ihm dieſen Einfall eingegeben, um dadurch Roſetten zu gewinnen. Begreiflich erzählte ſie am Herde Alles der Tochter, welche aus Ueberraſchung den fertigen Eierkuchen, ſtatt auf den Teller, daneben fallen ließ; glücklicher Weiſe fing ihn aber die Pfarrerin noch auf, ehe er verunglückte. Roſette ging nun, das Bette im oberen Stübchen zu überziehen, und ſtellte Betrachtungen an: „Er kann mir nicht gefallen", dachte ſie; „erſtens: will er eigentlich die Pfarre, mich nimmt er als Zugabe; zweitens: fängt er die Sache ſo hinterliſtig an, und drittens" — ſie kann noch über die dritte Hauptурſache, als die Kirchthurm-Uhr zehn ſchlug. Geſchwind, denn nun war ſie fertig, huſchte ſie hinunter, um den Fremden noch zu ſehen; aber da führte ihn die Mutter ſchon aus der Stube, um ihm ſeine Wohnung anzuweiſen.

Am nächſten Morgen, als kaum Roſette ihre Blumen getränkt hatte, war ſchon Fräulein Adeline, die Tochter des Barons vom Schloſſe, bei ihr. Roſette vertraute der Freundin den wichtigen Vorfall vom geſtrigen Abend, welcher großes Aufſehen in dem ſtillen Kreiſe des Pfarrhauſes machte. Adeline verſicherte: ihr Vater wiſſe nichts von einem ſolchen Candidaten, habe auch oft geſagt: er wolle fortan ſich nicht in ſolche Dinge miſchen; doch ſey er ihr recht, ſo könne ſie feſt auf des Barons Einwilligung rechnen. Roſette aber verwarf ihn unbeſehen, und während ſie noch ſo flüſterten, erſchien der ſchöne Fremde ſelbſt im Garten, mit dem gefälligſten Anſtande ſich nähernd. Er ergriff dienſtfertig die Gießkanne, Roſette ſagte jedoch: ihre Blumen wären hinreichend verſorgt, und band die Nelkenſtöcke auf, indeß die holde Adeline in ein freundliches Geſpräch mit dem Candidaten gerieth, und nachher verſicherte: er habe Verſtand, Bildung, Herzensgüte, und noch mehr Vollkommenheiten, welche ſie ſogleich entdeckt hatte. Roſette aber vermied eigenſinnig alles Zuſammentreffen mit ihm.

Nach zwei Tagen war Jahrmarkt im nahen Städtchen, und frühe ſchon erſchien Adeline in ihrem Wagen, um die Pfarrerin und Roſetten mitzunehmen, wie ſie es jährlich that. Der Baron hatte ſcherzend der Tochter gerathen: recht viel einzukaufen, weil nächſtens ein Bräutigam ankommen werde. Betroffen hatte Adeline um eine Erklärung gebeten, und der Vater ihr geſagt: daß der Graf von Löwenthal um ſie geworben, und er ſelbſt wünſche und hoffe, ſie werde dieſe anſehnliche Verbindung nicht ablehnen. Adeline aber dachte wie Roſette: der Freier, welcher ohne weitere Bekanntſchaft ſie wähle, könne ſie nicht lieben, verdiene auch ihre Gegenliebe nicht, und die Angelegenheit wurde jetzt mit der Freundin beſprochen.

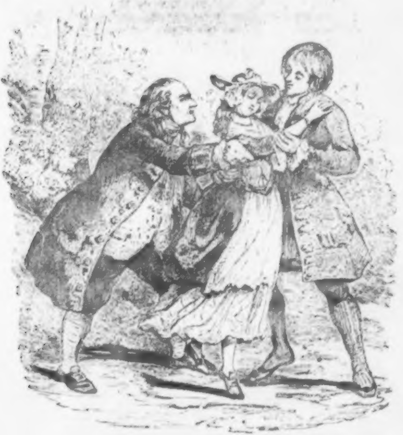
Im Städtchen geſellte ſich der Candidat zu ihnen, und obwohl Roſette ſehr ernſt blieb, ſo plauderte doch Adeline mit ihm, um gutmüthig die düſteren Wolken von ſeiner Stirn zu ſcheuchen. Sie hatte ſchon früher Schwermuth an ihm bemerkt und die Schuld auf Röschens Kaltſinn geſchoben. — Bei der Heimkehr erblickten ſie einen Wanderer, der langſam, auf einen Knotenſtock gebückt, daher ging. Er ſchien große Schmerzen an dem rechten Fuße leiden zu müſſen, und auf die Frage eines Mannes um die Urſache derſelben, erwiederte er: daß eine nicht völlig geheilte Schußwunde am Fuße ſich durch das Gehen verſchlimmert habe. Sogleich ließ Adeline den Kutſcher halten und fragte voll Theilnahme den armen

Verwundeten: wo er hin gedenke? Es fand ſich, daß er Ellerbach heute noch zu erreichen willens ſey, und es ward ihm ein Platz in dem Wagen angeboten, den er ohne Bedenken annahm. Der Baron, welcher ihnen entgegenkam, bat den Kranken, einige Tage im Schloſſe zu weilen, um des Fußes zu ſchonen, und das war dieſer dankbar zufrieden. Roſette bedauerte heimlich, daß die obere Stube ſchon beſetzt war, denn der junge Menſch mit den blitzenden Augen und der Wunde erſchien ihr wie ein Held, und erregte ihre Theilnahme.

Am andern Tage ſagte Adeline der Freundin, wie ihr Vater gemeint: es wäre nicht unmöglich, daß Löwenthal dieſes Incognito angenommen habe, um ſich ihr zu nähern; auch ſei dieſer im letzten Kriege verwundet worden. Der gute Vater war nächſtdem mit der Neuigkeit herausgeplatzt: daß nicht der junge Graf, ſondern deſſen Vater vorläufig um Adelinens Hand gebeten habe. Schnippiſch ſetzte Adeline hinzu: „Das wäre mir eine Heirath! Nein, er braucht ſich nicht zu verbergen unter einem angenommenen Namen, um mich zu hintergehen. Wie hinterliſtig!“ — „Geht es mir beſſer?“ klagte Roſette. „Aber da kommt ja Dein Graf!“ — Lachend bemerkte Adeline, als der Candidat ihm zufällig entgegen ging: „Sieh' da! unſere zärtlichen Freier beiſammen! Aber laß uns ein wenig näher gehen, die Sache fängt an, mir Spaß zu machen.“ — Sie fanden die Beiden ſchon ganz vertraulich mit einander ſprechend. Des Grafen Feuerblick traf eben Roſette und ſchwermüthig ſah der arme Candidat nach dem ſchönen reichen Fräulein. Adeline kannte nur zu ſehr des Barons Stolz, ſo wie Roſette es wußte: daß ihr Vater unter keiner Bedingung ſie einem Manne von ſolchem Stand und Rang zur Gattin geben würde. Die guten Kinder blieben daher weit davon entfernt, hier Romänchen zu ſpielen; Beide waren gutmüthig und liebten die Eltern zu ſehr, um ſie zu kränken und zu betrüben. Dies wiſſend hielten ſie ſich auch für klug genug, ihrer Wahrnehmung ſich nicht zu weit hinzugeben. „Was iſt es denn nun“, dachte Adeline, „wenn ich mit dem armen melancholiſchen Menſchen plaudere und ihn zu erheitern ſuche?“ — „Und ich“, meinte Roſette, „höre ſo gern den Grafen erzählen und ſcherzen; das hat nichts zu bedeuten, ich kenne meine Pflichten!“

Der blaſſe hagere Candidat blühte ſichtlich wieder auf, die Farbe der Geſundheit bedeckte bald ſeine Wangen auf's Neue; aber ſein dunkles ſchwärmeriſches Auge lachte nicht, der ſanfte melancholiſche Zug in ſeinem edel geformten Geſicht verlor ſich nicht, ja er verfiel öfterer als ſonſt in trübes Nachſinnen. — „Wenn ich doch nur ergründen könnte, was ihm fehlt!“ ſeufzte Adeline voll ſüßen Mitgefühls. „Da ſitzt er wieder in der Laube von Feuerbohnen, in ſich gekehrt, traurig, daß es mir das Herz umwendet. Ich muß nur ein wenig hingehen.“ Sie ging, trat in die Laube, und der Träumende blickte auf und erhob ſich ſchnell. „Sehen Sie nur“, ſprach die holde Tröſterin, „ſehen Sie nur, wie ſchön die ſinkende Sonne die Fluren und Berge malt!“ — Sie traten in's

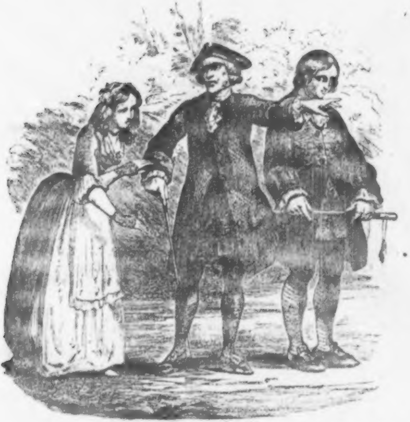
Freie, aber des Jünglings Blick ruhte nicht auf dem purpurnen Wiederſchein, den Adeline bewunderte, er weilte auf dem lieblichen Geſicht der Freundlichen. Beide gingen den ſteilen Berg hinab. Er ſprang von der Anhöhe, um ihr herab zu helfen, denn in der Tiefe brauſte der Bach unter dem wankenden Stege. Aber Adelinens Fuß glitt; ſie fiel in die helfenden Arme und im Fallen begegneten ſich ihre Wangen. Das Mädchen erröthete ſo ſchön, wie der Horizont, über dieſe unwillkürliche Begegnung. Sie hätte gern mit ihm gezürnt, daß er ſie, beſcheiden wohl, aber doch zu innig an ſeine Bruſt gedrückt, als er ſie aufgefangen — aber es war nicht möglich. Doch lauter rief ſie nun Roſetten, welche, wie ſie glaubte, ihr nachfolgte, vom Grafen begleitet. — Das Wäldchen, der Aufenthalt unzähliger Nachtigallen, welche von den jungen Leuten hier des Abends belauſcht wurden, war eine kleine Halbinſel, dicht mit Birken und Ellern bewachſen, unter deren Schatten Veilchen ſüße Düfte hauchten, und wilde Roſen glühten, wenn die Zeit ihrer Blüthe gekommen war. Aber ernſten Blickes trat ihnen



jetzt der Baron entgegen. Er war ein unbemerkter Zeuge des kleinen Vorganges geweſen und hatte ſich ſogleich bei dieſer Veranlaſſung ſo mancher freundlichen Blicke, welche die Beiden früher ſchon gewechſelt, erinnert. Heftig, wie er war, faßte er ſchnell der Tochter Arm, um einen zürnenden Blick auf den Candidaten ſchleudernd, rief er: „Herr! wie lange werden Sie noch im Pfarrhauſe Ihrer Ruhe pflegen? Ziemt es ſich für Männer, wie Sie einer ſind, müßig ſich umher zu treiben?“ — Das Blut ſtieg bei der beleidigenden Rede in die Wangen des Jünglings. Sein Auge funkelte, aber Adelinens bittender Blick, ihr hohes Erröthen, mit dem ſie ſeine Empfindungen zu theilen ſchien, hielten ihn in Schranken. „Mein Hierſeyn darf Sie nicht kümmern!“ erwiederte er ſchnell, neigte ſich und verſchwand im Gebüſche.

Der beleidigte Baron machte nun ſeinem Herzen Luft und fügte hinzu: wie er heute einen Brief bekommen, daß der junge Löwenthal einen ſo heftigen Streit mit ſeinem Vater gehabt, daß dieſer ihn verſtoßen und enterbt habe. Jetzt ſcheint es den Alten zu gereuen, und hätte der junge Trotzkopf nur die erſte Hitze verrauchen laſſen und dann um Verzeihung gebeten, ſo wäre Alles gut geweſen; ſo iſt er aber gleich auf und davon gelaufen, mit wenigem Gelde, und — was den Vater jetzt am meiſten ſchmerzt — mit noch nicht völlig geheilten Wunden. Er hat ſogleich überall nach ihm geforſcht; jetzt iſt ihm die Nachricht gekommen: wie der junge Graf in dieſer Gegend ſey; er zeigt mir dies in einem Briefe an und ich denke, wir brauchen nicht weit zu gehen, denn wahrſcheinlich iſt es unſer Gaſt. — Adeline ſeufzte tief. Warum? iſt nicht ſchwer zu errathen.

Der Candidat war indeß, nachdem er das Wäldchen mehrmals auf und ab durchſtürmt hatte, nach dem Pfarrhauſe geeilt. — Der alte Pfarrer hielt eben mit naſſen Blicken, im milden väterlichen Tone, der Tochter, welche tief geſenkten Blickes, blaß wie eine Lilie und dann ſchnell wieder erglühend, vor ihm ſtand, eine Ermahnung. Er fand, und mit welchem Schmerze! ſeinen Liebling mit dem Grafen in der Laube von Feuerbohnen. Beide hatten Adeline und den Candidaten dort abholen und in das Wäldchen führen wollen, aber dieſe waren ſchon fort. Indeß Roſette ſich umwendet, um zu gehen, bleibt ihr Kleid an der Hecke hängen; im Bemühen, ſich los zu machen, ſtreift ſie einen Ring vom Finger, welchen der Graf neckend ihr verweigert, wenn ſie ihn nicht löſet. „Und welches Löſegeld“, ſpricht ſie lächelnd, „verlangen Sie?“ Er bittet zärtlich um einen Kuß, und der Pfarrer hört es, überſieht Roſettens Weigerung, des Jünglings eigene Schüchternheit bei der Bitte, und tritt dazwiſchen. Sein zürnender Blick ſagte dem erglühenden Grafen mehr als Worte und das Schweigen Beider ſchien ein Bekenntniß ihrer Schuld, eines Einverſtändniſſes, das ſich die unbeſcholtene Jungfrau nie ohne Vorwiſſen der Eltern erlauben darf, am wenigſten mit einem Manne, der ihr durch Verhältniſſe ferne ſtehen



bleiben muß. So ſchuldlos ſich Roſette fühlte, ſo ſagte ihr doch die Stimme im Inneren: wie geneigt ſie dem Grafen ſey, und das machte ſie gänzlich verſtummen.

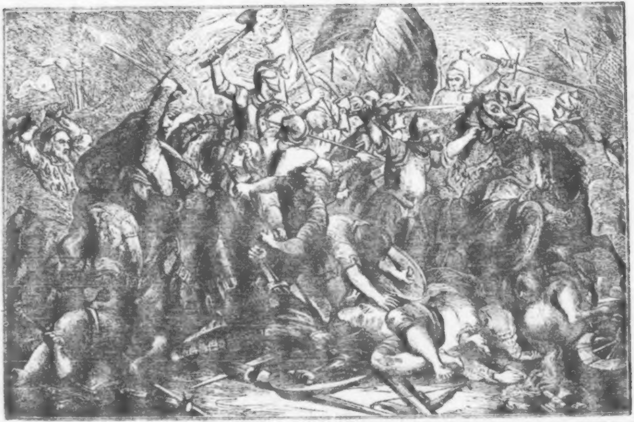
Mißmuthig ſchlich der Graf dem Schloſſe zu, wo ſeiner der Baron ſchon harrte und, ſeiner Entdeckung gewiß, ihn bat: den Brief des alten Löwenthal laut zu leſen. Vergebens war jedes Ablehnen, er mußte vorleſen. Die Bewegung, in welcher er ſich noch befand, theilte ſich ſeiner Stimme mit, auch rührte ihn das, was er zu leſen gezwungen war. Ein ſicheres Zeichen! dachte der ſchlaue Baron. — „Verſtellen Sie ſich nun nicht länger, lieber Graf!“ rief er; „kehren Sie zurück in die väterlichen Arme, es wird Alles gut gehen!“ — Erſtaunt betheuerte der Jüngling: es ſey ein Irrthum, er wäre nichts weniger als ein Graf, und ſeine anhaltende ernſtliche Verſicherung ſetzte den Baron in Beſtürzung und zuletzt in Zorn. Es war hier am beſten, ſich ungeſäumt zu entfernen; ſo nahm denn der Jüngling ſein kleines Bündel und ging. Selbſt ſein herzlicher Dank ward zornig zurück gewieſen, und betrübt wanderte er durch das Dorf. Aber wie? am Pfarrhauſe vorüber gehen, ohne erſt den erzürnten Vater durch ein Lebewohl zu verſöhnen? — Ach, und Roſette!! War es möglich, ſo auf immer zu ſcheiden, ohne Gruß und Blick von ihr? — Ermuthigter durch das Recht, welches ihm die Trennung gab, trat er in das Haus. Roſette ſah mit unendlicher, aber reizender Verwirrung den Reiſefertigen eintreten. Der Pfarrer blickte ihn fragend an, zu gutmüthig, um ihn hart zu empfangen, aber nicht geneigt, ihn hier zu dulden. „Ich komme“ — ſprach der Jüngling und reichte ſchon von weitem dem Hausvater die Rechte — „ich komme, um Abſchied von Ihnen zu nehmen. Gott weiß es!“ ſprach er bewegt und immer bewegter, die naſſen Blicke auf das erblaſſende Mädchen wendend; „wie ungern ich von Ihnen ſcheide! Aber es muß nun ſeyn! Im Schloſſe hält man mich für einen Grafen; unmöglich kann ich ferner dort annehmen, was dem Sohn des Freundes, nicht mir gebührt.“ — „Wie iſt das?“ fragte der Pfarrer, „Sie wären nicht der Graf von Löwenthal?“ — Da trat der Baron ein, der, ſchnell es bereuend, den Trotzkopf nicht aufgehalten zu haben, ihm folgte, um ihn feſtzuhalten, und, vergeſſend des Candidaten, Adelinen mitgenommen hatte, im Vertrauen auf ihre Ueberredungsgabe. Haſtig ergriff der Baron den Arm des Gefragten und ſprach: „Sie entrinnen mir nicht! Sie ſind Löwenthal, das iſt gewiß!“ — Vergebens betheuerte der angebliche Graf das Gegentheil, als der Candidat, der Alles ſtill angehört, hinzutrat: „Herr Baron!“ ſprach er, „haben Sie irgend etwas mit dieſem Löwenthal auszumachen, ſo ſehen Sie ihn in mir vor ſich.“ — „Die Wunde, die Wunde!“ rief der überraſchte Baron. — „Auch dieſe ſehen Sie hier!“ entgegnete der Graf und riß die Weſte auf, um die tiefe friſche Narbe zu zeigen. — „Nun denn, nun denn!“ ſagte der Baron, freudig die Hände reibend; „da iſt auch der Brief Ihres Vaters!“ — Löwenthal las ihn mit großer Bewegung. „Ja!“ rief er, „mein Vater verlangte von mir ein Großes! Ich ſollte die Tochter eines ſeiner Freunde zur Gemahlin nehmen: ich konnte es nicht, und nun“ — ſetzte er erröthend hinzu — „nun iſt es mir ganz unmöglich geworden.“ — Adeline ſtand abgewendet mit glühenden Wangen. — „Und dieſer Freund“, rief der vorlaute Baron, „und dieſer Freund bin ich, und meine Tochter wird es Ihnen nie verzeihen, daß ſie von Ihnen verſchmäht wurde.“ — „Adeline!“ jauchzte der Entzückte, und umfing das ſchöne Mädchen, das in lieblicher Verwirrung ſich hin und her wand. — „Ich ſollte Ihnen nicht verzeihen!“ ſprach ſie endlich lächelnd; „doch dieſes Mal mag Gnade für Recht ergehen!“

Der Reiſefertige ſah lächelnd und freudig gerührt, wie die Andern, dem ſchönen Schauſpiel zu. „Und wer ſind Sie denn eigentlich?“ fragte ihn der Baron endlich. — „Ich? Ach! ich bin ein armer Candidat der Theologie. Die Franzoſen fielen in das Dorf ein, wo ich eben meine guten Eltern — mein Vater war ein Prediger — beſuchte. Sie plünderten, raubten, da ſetzten wir jungen Leute uns zur Wehre, vertrieben die Barbaren und eine Wunde ward mir zu Theil. Mein Vater ſtarb gleich darauf, und ich pilgerte fort mit dem lahmen Fuß, um in der Hauptſtadt ein Unterkommen zu ſuchen. Da fanden Sie mich. Es hat mich hier feſt gehalten bis heute, aber nun nicht länger mehr!“ — Roſette war freudig erſchrocken, aber über den Schluß betrübt. — „Haben Sie Ihre Zeugniſſe bei ſich?“ fragte der Graf. — „Die habe ich!“ erwiederte der junge Mann, und ſchnürte das Felleiſen auf. Sie waren ſo vortheilhaft als möglich. — „Wenn nur“, ſagte der Baron, „wenn nur Roſettchen keine ſolche Feindin von Adjunkten wäre, ſo könnte Rath werden.“ — Erröthend wendete Roſette ſich ab, des Jünglings Blicke leuchteten, und die Pfarrerin weinte Freudenthränen, denn die Hoffnung ihres Herzens auf einen Adjunktus, der die Tochter zur Frau Adjunktuſſin machte, ſchien in Erfüllung zu gehen. — Bittend drückte Adeline des Vaters Hand an ihre Lippen. — „Einſtweilen“, ſo nahm der Baron wieder das Wort, „einſtweilen treten Sie die Pfarre in Neukirchen an. Sie iſt ſehr klein, doch wird ſich das Weitere finden.“ — „Ach! wenn ich nur hoffen darf!“ rief der junge Pfarrer. — Roſettens Mutter aber reichte ihm die Hand und ſprach: „Laſſen Sie ſich rathen und hoffen Sie nur immer zu; Sie gehen diesmal nicht fehl!“ — und Väterchen wurde zum Stegreif-Dichter, indem er ſprach:

„Es freit das Töchterlein den redlichen Adjunktum,
Gott hat es gut gefügt, wir Alle ſagen: Punktum!“ C. S.

Die Schlacht bei St. Jacob (1444).

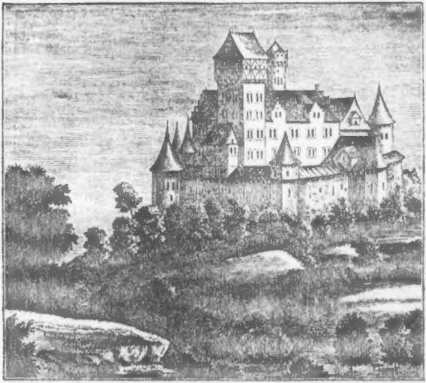
Einzig in der Geſchichte aller Zeiten ſteht wohl jene Schlacht bei Sanct Jakob, welche man mit Recht in ihrer kühnen Ausführung der Termopylen-Schlacht des Leonidas an die Seite geſetzt, die aber in ihren Folgen um Vieles merkwürdiger iſt. Denn während der heldenmüthigen Aufopferung der Griechen bei Termopylae erſt ein zweiter Kampf bei Salamis, ein dritter bei Plataeae folgen mußte, bevor die Perſer, gänzlich beſiegt, Griechenland verließen, wurden bei St. Jacob die hingemordeten Schweizer Retter ihres Vaterlandes. Sie wurden beſiegt und blieben dennoch Sieger, denn ihr verzweifelter Muth hatte dem Feinde eine ſcheue Achtung vor ihnen in ſolchem Grade eingeflößt, daß er unverweilt das Gebiet der Schweiz verließ und nicht ferner mit ihren Bewohnern kämpfen mochte. — Die Heldenkämpfe am Morgarten und bei Sempach hatten die Unabhängigkeit der Eidgenoſſen von den Herzögen und dem Adel Oeſterreichs herbeigeführt, als längere Zeit darauf Friedrich von Oeſterreich, der als der Dritte ſeines Namens den deutſchen Königsthron beſtiegen, neue Fehden verurſachte. Sein Ehrgeiz konnte es nicht ertragen, daß die öſterreichiſchen Erbländer durch den Abfall der Schweizer bedeutend geſchmälert werden, und im Bunde mit Zürich, das ſchon ſeit Jahren mit den übrigen Eidgenoſſen im Streite lag, hoffte er wieder zum Beſitz des Verlorenen zu gelangen. Da jedoch auf dem Reichstage zu Nürnberg die deutſchen Stände ihm ihren Beiſtand zu dem Unternehmen verweigerten, wandte er ſich nach Frankreich, dort Hülfe ſuchend. Hier durchſchwärmten, noch vom engliſchen Kriege her, zahlloſe Söldnerbanden das Land. Von dem Grafen Bernhard von Armagnac, der zuerſt als Bluträcher ſeines Schwiegervaters, des Herzogs von Orleans, jene Banden geſammelt, welche ſpäter bald den Engländern bald den Franzoſen um Sold dienten, nannte man ſie Armagnacs, ein Name, den die Schweizer und Deutſchen in „Arme Gecken“ umwandelten. Karl der Siebente, König von Frankreich, ſuchte ſchon lange eine Gelegenheit, dieſer läſtigen und raubgierigen Horden ledig zu werden, und nichts konnte ihm erwünſchter ſeyn als der Antrag Friedrich's, ihm mit denſelben beizuſtehen, indem er zugleich die Hoffnung hegte, ſein Reich dabei durch Eroberung deutſcher Landestheile zu vergrößern. Statt der geforderten zwölftauſend Mann ſandte er unter dem Dauphin Ludwig (ſpäter als König: Ludwig der Elfte), einem heimtückiſchen, durch ſeine Grauſamkeit berüchtigten Prinzen, ein Heer von vierzigtauſend Armagnacs, das plündernd und verwüſtend am Rhein entlang zog und endlich in die Schweizer Lande fiel, die eben, von einem ſchönen Jahre begünſtigt, dem Segen der reichſten Erndte entgegenſahen. Zerſtörung, Brand und Mord waren im Gefolge des Dauphins, überall, wohin er kam, ſeufzte die Bevölkerung unter dem Joch der ruchloſeſten Gewaltthaten, und die erbitterten Schweizer, welche von dem Nahen des Heereszuges vernahmen und Zürich als Urheberin des bevorſtehenden Unheils betrachteten, legten ſich vor dieſe Stadt, um ſie zu vernichten. Doch Zürich hielt ſich ſechzig Tage lang tapfer und fiel nicht in die Hände der Zornigen. Indeſſen hatte Ludwig ſich der Feſtung Mümpelgard bemächtigt und zog, von dem deutſchen Adel verſtärkt, gegen Baſel. Dieſe freie Stadt, welche zwar noch nicht in den Schweizer-Bund aufgenommen worden, aber ihm auf das Engſte befreundet war, rüſtete ſich zur Gegenwehr. Der Dauphin wollte die Eidgenoſſen nicht in offener Feldſchlacht angreifen, er war ihrer früheren Heldenthaten eingedenk und dachte, ſie in kleinen Kämpfen aufzureiben. Doch eine muthentbrannte Schweizer-Schaar warf ſich ihm auf dem Wege nach Baſel entgegen und traf, am 26. Auguſt 1444, vor gerade vierhundert Jahren, ein Haufe von nicht viel mehr als anderthalb tauſend Männern, bei dem Dorfe Prattelen auf zwanzigtauſend Mann der vereinigten Franzoſen und Deutſchen. Ordnungslos, mit wüthendem Feldgeſchrei ſtürmten die Schweizer auf den mehr als zehnfach überlegenen Feind an, ſchlugen ihn in gewaltigem Andrängen über das Flüßchen Birs zurück und ließen ihre Schwer-



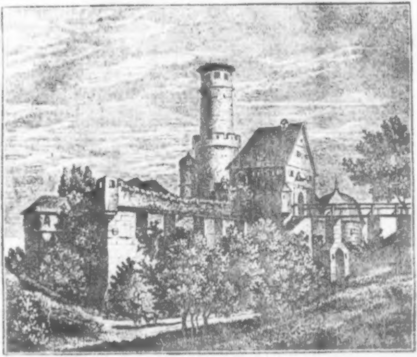
ter in ſeinen Reihen würgen, ſie maſſenweis zu Boden werfend. Aber unvorſichtig, vom Heldeneifer entflammt, hatten ſie ſich zu weit in die Mitte der feindlichen Züge gewagt, durch eine leichte Bewegung derſelben wurden ſie in dem Hoſpital von St. Jakob eingeſchloſſen. Schon waren ſie Sieger, als ihre eigene Heftigkeit ſie hier in die Falle führte. Mit einem Muthe ohne Beiſpiel vertheidigte ſich das ſchrecklich geſchmolzene Häufchen in den Mauern des Krankenhauſes zehn volle Stunden gegen die andrängende Ueberzahl, und erſt nachdem Alle bis auf zwölf niedergehauen worden, endete der Kampf. Doch mit welchen Opfern hatte der Dauphin dieſe für die Ueberwundenen glorreichſte Schlacht gewonnen! Hunderte hatten ſeine Krieger geſchlachtet, dafür lagen faſt gleichviel Tauſende der Seinigen erſchlagen, und von Staunen, Bewunderung und Furcht ergriffen, floh er die Schweizer Lande. Ein Stern erſter Größe glänzt dieſer Tag unter den vielen Heldenkämpfen der Eidgenoſſen. Erhoben fühlen wir uns, wenn wir die Berichte ſo mächtiger Thaten leſen, die aus der reinen Begeiſterung für Freiheit und Vaterland entſprangen, aber Wehmuth ergreift uns, ſehen wir die neueſten Aufſtrebungen zu geiſtiger Entkettung in der neuen Schweiz von den verwerflichen Anſtrengungen des Jeſuitismus bedrängt und gedrückt und die durch Ströme Blutes erworbene Freiheit in Gefahr! Muthig, all' ihr echten Schweizerherzen, muthig im Kampfe für den geiſtigen Fortſchritt. Auch Deutſchland fühlt mit euch, es fühlen mit euch alle Völker, die da erfahren, daß die geiſtige Verfinſterung, welche durch Jahrhunderte lange Abwehr zum Rückzuge gezwungen wurde, von Neuem auf ihren Schleichwegen vordringen will. Fr. Paolo.

Die Altenburg.

Sie liegt in der Nähe Bambergs, hieß ſonſt die Babenburg (wie man jetzt ſie wieder nennen hört) und iſt von den reizenden Umgebungen dieſer Stadt die anlockendſte, da man vom Thurm aus eine der lieblichſten Ausſichten hat, wie deren an Reichhaltigkeit und Weite wenige zu finden ſind. Aber auch geſchichtlich iſt dieſe Burg von Bedeutſamkeit. Schon im achten Jahrhundert als Grenzſchloß des Gaues Volkveld genannt, wurde ſie im neunten und zu Anfange des zehnten Jahrhunderts von dem ritterlichen Grafen Adalbert von Babenberg bewohnt. Hier lebte vom Jahr 964 (und ſtarb 966) der italieniſche König Berengar mit ſeiner Gemahlin Giſela, Beide vom Kaiſer Otto II gefangen gehalten. Dann wurde die Altenburg Reſidenz der Biſchöfe von Bamberg. Am 23. Juni 1208 ermordete hier Otto von Wittelsbach den Kaiſer Philipp II, wie denn ihre Mauern, könnten ſie reden, noch viel der Greuel ausſagen würden, obwohl auch viel des Guten zu melden wäre. Eine Abbildung, wie im fünfzehnten Jahrhundert



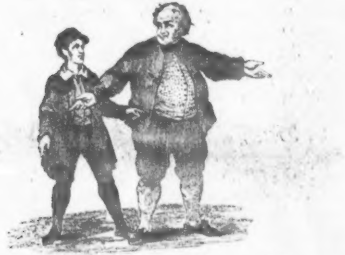
die Altenburg ſich zeigte, iſt oben zu ſehen; 1553 wurde ſie auf Befehl des tollkühnen Markgraf Albrecht von Baireuth im Innern ausgebrannt, ſpäter wieder hergeſtellt, aber nicht in ihrer ſonſtigen Größe und Herrlichkeit, litt auch im dreißigjährigen Kriege. Im achtzehnten Jahrhundert hatte man ſie neu befeſtigt, doch ohne Dauer, und vor etwa funfzig Jahren erhielt ſie der berühmte Fürſtlich-Würzburgiſche Leibarzt Dr. Marcus zum Geſchenk, der ſie in guten Stand ſetzte und die Anlagen ringsum verbeſſerte. Nach ſeinem Tode wurde ſie angekauft von einem Verein, welcher es übernahm, ſie vor den Zerſtörungen der Zeit zu ſichern. Wie jetzt die Altenburg ſich dem Blicke zeigt, ergiebt ſich aus der umſtehenden Anſicht, von der Abendſeite aufgenommen. In ihrem Innern bewahrt ſie manche Merkwürdigkeit und Denkmäler, eins derſelben iſt dem tapfern Grafen Adalbert von Babenberg geweiht, den die Zeitgenoſſen „die Zierde der Franken“ benannten und der im Jahr 905 hingerichtet wurde, in Folge eines Verraths, über den die Geſchichtſchreiber Nachſtehendes berichten: „In dem Kampfe der Salier und Babenberger, die nicht zugeſtimmt hatten, daß dem Könige Arnulf ein Kebsſohn folgen ſolle, ſahen ſich die Letzteren von Arnulf übel behandelt, beſonders auf Anſtiften des Erzbiſchofs



Hatto von Mainz. Adalbert wehrte ſich aber ſeiner Feinde ritterlich, that ihnen überall Abbruch und ſchlug zuletzt ein gegen ihn geworbenes Heer am 27. Februar 905 gänzlich. Darauf bot König Ludwig, genannt das Kind, den Heerbann gegen Adalbert auf, dieſer hielt ſich aber in ſeinem Schloſſe Babenberg unüberwunden. Da kam zu ihm der Erzbiſchof Hatto ſelbſt, bewog ihn, in's königliche Lager zu Theres zu gehen, wo die Fehde gütlich geſchlichtet werden ſolle, und gab ihm zugleich als Erzbiſchof und Fürſt die heilige Verſicherung: er wolle ihn unverletzt auf ſeine Burg zurückbringen. Der Babenberger ging auf dieſen Antrag ein und machte ſich mit Hatto auf den Weg. Nachdem ſie aber eine Strecke von der Burg entfernt waren, gab Hatto vor, ihn hungere, und begehrte vor dem großen Ritt noch einen Imbiß zu ſich zu nehmen, weswegen ſie in die Burg zurückkehrten und dann zum andern Male den Weg in das Lager antraten. Bei der Ankunft, und als man ihn nicht wohl empfing, erinnerte Adalbert den Erzbiſchof an ſein Verſprechen; doch dieſer ſagte: es ſey daſſelbe ſchon erfüllt, indem er, ſeinem Worte gemäß, ihn ja in ſeine Burg nach ihrem erſten Ausritt zurück geleitet habe; daß er zum zweiten Male gefolgt, falle ihm allein zu Schuld und Laſt. In ſolcher Treuloſigkeit hatte man ſich des Babenberger bemächtigt, aller Haß ſeiner

Feinde ſtürzte nun über ihn her, ſo daß beſchloſſen ward, ihn zu enthaupten, welches auch am 5. September 905 bei Theres geſchah, zur Schmach der entarteten Letzlinge der Karolinger."

„Was ſoll ich aus meinem Sohne machen?"



Moritz Frank mußte ſich von Jugend auf viel umtummeln, da er, in Armuth aufgewachſen, frühzeitig auf ſich ſelber geſtellt war und, guten Gemüths, gern den ſich plagenden Eltern zu Hülfe kam. Jetzt iſt er ein Greis, hat aber im alten Kopfe Schätze der Erfahrung und dabei ein jugendlich friſches Herz, dient Jedem gern mit Rath, wenn er von ihm begehrt wird (denn er dringt ihn nirgends auf!), und mit That, wenn dieſe von Frank's eigener Prüfung als gut anerkannt

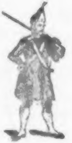
iſt. Er verwaltete früher ein untergeordnetes Amt im Staatsdienſt, entſagte aber dieſem, als ſeine treffliche Gattin einen Oheim beerbte, und, der Landwirthſchaft kundig, gern in dieſer Weiſe thätig werden mochte. Da wurde ein mäßiges Gut gekauft, und jetzt iſt auch Frank ein umſichtiger und arbeitſamer Landwirth.

Zu ihm kam nun neulich ein alter Bekannter, der eine nicht ſehr einträgliche Anſtellung hat, mit der Frage: „Sagen Sie mir, lieber Herr Frank, was ſoll ich aus meinem Sohne machen?“

„Nichts ſollen Sie aus ihm machen, nichts, lieber Herr Nachbar!“

„Gott behüte! Soll ich denn einen Taugenichts aus ihm werden laſſen?“

„Sie verſtehen mich nicht! Sie ſollen nichts aus Ihrem Sohne machen, er ſelbſt muß etwas aus ſich machen. Sehen Sie, es gehört zum verkehrteſten Treiben, daß aus ſo vielen Menſchen etwas gemacht wird, wozu ſie ſich nicht ſelbſt gemacht haben, und dies Unheil wuchert in den oberſten, wie in den unterſten Ständen. Aber alle dieſe von Andern zu etwas gemachten Menſchen ſind meiſt zu ihrem Unglück und zum Nachtheil des Ganzen auf unrechter Stelle. Es giebt wirkliche geheime Räthe, denen ſelbſt unheimlich zu Muthe iſt, und die viel Unheimliches treiben; das Schwert der Gerechtigkeit iſt oft denen gegeben, die beſſer mit der Elle umgehen, vielleicht hinter ihrem Ladentiſch ehrlich verkaufen würden und an dem Rechts-



Tiſch unehrliche Verkäufer oder Werkzeuge Anderer werden. Sie kennen den Buchſtaben der Geſetze, denn ſie haben ein gutes Gedächtniß — das gar oft von der Beurtheilungskraft verlaſſen iſt — aber ſie ſind nicht in den Geiſt des Geſetzgebers eingedrungen, und die heilige Schrift ſagt ja ſchon: der Geiſt macht lebendig und das Wort tödtet. So haben viele Eltern ihre Söhne der Arzneikunſt gewidmet, um die Stätten des Lebens zu leeren und die der Todten zu füllen; ſie kennen die Mittel, aber nicht die Krankheiten. Mancher hat die Kanzel beſteigen müſſen, damit er aus ſchläfrigen Chriſten ſchläfrige Menſchen mache. So iſt es überall. Es giebt Philoſophen, von denen alle Welt weiß, daß ſie nichts von der Weltweisheit wiſſen; — Künſtler, bei deren es gar keine Kunſt iſt, ſie als Pfuſcher zu erkennen; — Componiſten, die Alles gelernt, aber keine Empfindung mitgebracht haben; — Schriftſteller, die jeden Ausbruch eines vertrockneten Herzens und eines verbrannten Gehirns für Poeſie oder Witz halten; — Kaufleute, die zum Bankerott wie berufen ſind, und dies Alles kommt daher, weil man aus ihnen Etwas machen wollte, und es ihnen nicht überlaſſen hat, ſelbſt Etwas aus ſich zu machen."

„Mein Sohn iſt aber doch nächſtens in dem Alter, wo ſeine Beſtimmung ſich entſcheiden muß; ich habe alſo mehr als je an ſeine Zukunft zu denken." — „Freund! dieſe Sorge iſt Ihre Pflicht; wenn Sie aber Ihren Sohn wider ſeine Neigung zu der Wahl eines Standes beſtimmen wollen, ſo kann nichts Rechtes aus ihm werden und Sie ſind die Urſache ſeines Unglücks. Geben Sie ihm eine gute Erziehung, d. h. eine ſolche, deren Hauptbegriffe in den zwei Worten liegen: gehorchen und entbehren. Hat er beides gelernt, ſo wird es ihm wenigſtens nie an Zufriedenheit, dem erſten Erforderniß zum Glück, mangeln. Auch dem freieſten Menſchen fehlt es im Leben nicht an Hemmungen, und Mancher, der über Schätze der Welt gebietet, hat doch Augenblicke, wo er das nicht erkaufen kann, was er wünſcht, und wo er ſich elend fühlen wird, wenn er nicht geübt iſt in der unentbehrlichen Kunſt, zu entbehren." — „Das iſt gewiß Alles wahr und ſchön, lieber Herr Nachbar; ich wünſchte aber doch gern Ihren Rath, was mein Sohn werden ſoll!" — „Soll und immer ſoll! — vom Wollen iſt die Rede! Prüfen Sie ſeine Anlagen, ſeine Neigung, und danach entſcheiden Sie. Zuvor reinigen Sie ſich aber ja von dem falſchen Ehrgeiz, daß er nicht einen Stand oder ein Gewerbe wählen dürfe, wobei Sie ſich erniedrigt glauben. Ein geſchickter Handwerksmann iſt tauſendmal achtbarer, als ein ungeſchickter oder mittelmäßiger Beamteter. Viele Menſchen ſehen den Staat für ein großes Speiſehaus an, in welchem ſie und die Ihrigen für ſich den Tiſch ſtets gedeckt finden; aber glauben Sie mir, ein einziger Arbeiter, der etwas für Tagelohn ſchafft, und wär' es das Geringſte, hat für den Staat eigentlich höheren Werth, als manche Angeſtellte, die oft weit mehr verbrauchen, als ſie, nach rechtlichen Grundſätzen, verdienen. — Fragen Sie übrigens alle Beamtete, von welchem Zweige der Staatsverwaltung ſie ſeyn mögen, ob ſie nicht — mit Ausnahme der Wenigen, die ſich durch Begünſtigungen oder in einzelnen Fällen auch durch wirkliches Verdienſt, Ehre, hohe Beſoldung und ein bequemes Leben verſchafft haben, und für die eigentlich nun Andere arbeiten müſſen — ob ſie nicht in einer andern Lage ſeyn möchten? — Der Redlichſte, Eifrigſte und Geſchickteſte leidet von den Launen ſeiner Vorgeſetzten. Je mehr lobenswerthe Eigenſchaften er entwickelt, deſto mehr wird er den Neid aller derer reizen, die mit ihm nach gleichem Ziele ſtreben; geſchäftig ſind nun Verdruß und Verleumdung. Iſt er ein Mann von unerſchütterlicher Rechtlichkeit, wird er endlich ein Bekümmerter, ein Grämler, iſt er dies nicht, ein Schmeichler und Heuchler. — Darum, Freund! wünſchte ich Ihrer und Ihres Sohnes wegen, daß er ſich einem Stande widme, wo er, wenn er das Seinige gelernt hat, am unabhängigſten leben und ſein Daſeyn genießen kann. Weit von Jupiters Sitze, weit von Jupiters Blitze!" — „Nun, dem Jupiter kommen die Beamteten doch ſelten nahe!" meinte der Nachbar. — „Mag ſeyn; doch wär' es im Allgemeinen gut, wenn mancher irdiſche Jupiter ſich zugänglicher hielte. Ich verlange nicht, daß es jedem Unverſchämten geſtattet ſeyn ſoll, ſich ihm zu nahen, daß jeder Narr ihm ſeine koſtbare Zeit mit abgeſchmackten luſtigen Planen nehmen, jeder Streitſüchtige ihn mit grundloſen Beſchwerden behelligen darf; aber die Erdengötter würden gewiß eine richtigere Anſicht von dem Leben, dem Geiſt der Menſchen, und was dieſen noth thut, erhalten, wenn ſie möglichſt ſelbſt unterſuchten und von ihren Umgebungen nicht gleichſam in einer Art von Gefangenſchaft gehalten würden; denn dieſe haben einen zu großen Vortheil dabei, daß ihre Gebieter immer nur mit fremden Augen ſehen, mit fremden Ohren hören. Die Jupiter ſelbſt ſind auch ſelten zu fürchten, aber die kleinen Götzen, die ihren Amts-Stuhl zu einem Thron machen wollen, die eben um ſo härter ihre Macht fühlen laſſen, weil ſie ſich nur durch fortgeſetzte Eingriffe in ihrer Anmaßung erhalten können — dieſe ſind um ſo gefährlicher, je verächtlicher ſie ſind. Wäre ich noch jung und in einer Lage, welche mir die Wahl eines Erwerbzweiges nöthig machte, ſo würde ich z. B. für Landwirthſchaft und Gärtnerei mich entſcheiden. — Wie ich von allen öffentlichen Aemtern denke, habe ich Ihnen eben geſagt; der Handwerker, der Künſtler hängt mehr oder minder doch von der Mode, von den Launen der Menge ab, der immer das Neueſte lieber iſt als das Beſte, und auch der klügſte Kaufmann kann durch die Schleuderei und Schlechtigkeit Anderer um das Seinige kommen. Der Landmann und der Gärtner aber ſind unmittelbar in der Hand der Vorſehung. Mißwachs, Hagelſchlag und Nachtfröſte können ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtören; die Macht, welche dieſe Verwüſtungen über ihn verhängt, iſt jedoch die Macht eines allliebenden Gottes, der oft durch heilſames Mißgeſchick das Glück fördert, und den Gebeugten aufzurichten weiß. Selbſt bei Krieg, bei aller Zerſtörung, bei Raub und Brand, bleibt doch dem Heimgeſuchten Grund und Boden. — Hat indeß Ihr Sohn Künſtler-Beruf — den man jedoch nicht verwechſeln muß mit dem unbedeutenden Hang zur Nachahmung, der, oft für wahres Talent ausgeſchrieen, die Schranken des Mittelmäßigen nie überfliegt — ſo laſſen Sie ihn ungehindert dieſe Bahn gehen. Der wahre Künſtler behauptet unter allen Stürmen der Verhältniſſe die eigene ſchöne Welt in ſich; ihn erkräftigen, ihn entſchädigen für die flache Alltäglichkeit des Erdentreibens die Schöpfungen der Phantaſie. Dieſes troſtvolle Entweichen der Wirklichkeit, ſelbſt in Sorge und Kummer, iſt ein köſtliches Angebinde des Talents, das jeder Vernichtung widerſteht."

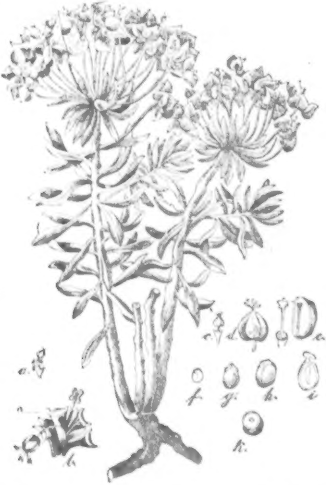
„Ja, lieber Nachbar Frank, ich wollte, mein Sohn hätte dies Alles gehört; denn ſo, wie Sie das auszuſprechen wiſſen, kann ich's ihm doch nicht ſagen." — „Schicken Sie ihn her; ich will es ihm wiederholen; mit den nämlichen Worten wird es nicht geſchehen, aber mit dem nämlichen Sinne. Meine Anſichten ſind nicht Einfälle des Augenblicks, ſondern meine innerſte Ueberzeugung, die nach vieljähriger Erfahrung ſich feſtgeſtellt hat, und ich bin ihrer ſicher."

So hat denn Frank den Jungen ſich kommen laſſen, ihm manche Richtung menſchlicher Thätigkeit im Bilde bezeichnet — wie es zu Anfange dieſes Aufſatzes geſchehen — auch das Obige zweckgemäß wiederholt und ihn dann ſeinem eigenen Nachdenken überlaſſen, damit er aus ſich heraus die Wahl treffe und ſeines Glückes Schmied ſey. Er hat wirklich ein Handwerk erlernt, bei dem er ſich in der Welt umſehen kann, und als der Geſell nun ſeine erſte Wanderſchaft antrat, ſchrieb ihm Frank in's Wanderbuch:

„Ein männlich echter Mann,
Der hält ſich immer frei
Von And'rer Gängelei,
Weiß, was er will und kann,
Iſt ſelber ſich der Mann,
Und ſteht noch Schwäch'ren bei!"

Die einheimiſch wildwachſenden Giftpflanzen.

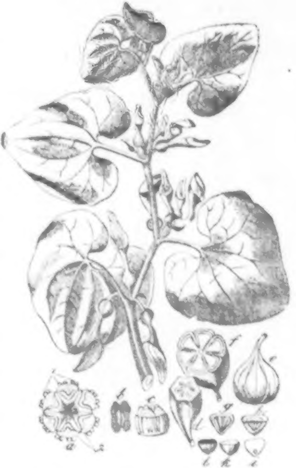
(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841, 1842 und 1843.)



15) **Die Cypreſſen-Wolfsmilch** (**Euphorbia Cyparissiae. Linné**). Man hat dieſe Pflanze Wolfs-, Eſels- und Bullenmilch genannt, des in ihr enthaltenen, weißen Saftes wegen. Aus einem ſchwärzlichen kriechenden Wurzelſtocke erheben ſich krautige, gegen 1 Fuß hohe, aufrechte, einfache oder in wenig beblätterte Hauptäſte getheilte, unbehaarte Stengel. Dieſe tragen auf ihren Gipfeln

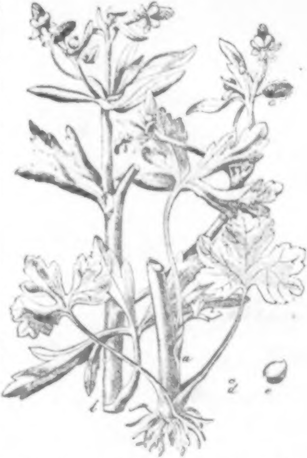
fünf- bis vielzählige Quirle von wiederholt gabelförmig getheilten, blüthentragenden Aeſten, ſo daß ein Blüthenſtand entſteht, den man zuſammengeſetzte Dolde oder Schirm nennt. Außerdem finden ſich aber auch noch andere, einzelne Aeſte, die, in den Blattwinkeln ſtehend, Blüthen tragen. Die bläulich-grünen Blätter ſind ohne Blattſtiele (d. h. ſitzend) und abwechſelnd dem Stengel angeheftet. Ihre Geſtalt iſt linealiſch mit ganzem Rande. Am Grunde der Gabelſpalten findet ſich eine rundlich-dreieckige, faſt herzförmige Hülle mit vier bis fünf einwärts gebogenen kleinen Spitzen. Die Hülle hat eine gelbe Farbe, die ſich aber nach dem Abblühen in eine rothe verwandelt. Zwiſchen den Spitzen (Zähnen) der Hülle bemerkt man vier bis fünf halbmondförmige, zweihörnige, dunkelgelbe Drüſen, Honig-Gefäße (b, a). Acht bis dreißig ſehr einfache, männliche Blüthen, bloße Staubgefäße, die an dem Grunde ihrer Staubfäden zarte Schüppchen haben, und eine weibliche Blüthe, beſtehend aus einem geſtielten, beim Blühen hervorragenden Fruchtknoten mit drei Griffeln, welche letztere in zwei Schenkel geſpaltet ſind und in walzige Narben ausgehen, werden von der Hülle umſchloſſen. a zeigt eine Blume in natürlicher Größe; b dieſelbe vergrößert. Aus dem Fruchtknoten bildet ſich eine dreiköpfige Kapſel, Springfrucht, die bei der Reife in ihre zweiklappigen, einſamigen Köpfe zerſpringt. (c eine junge Springfrucht, d vergrößert; e iſt ein Kopf nebſt dem Säulchen, an welches er angeheftet iſt.) Der Same oder das Eichen iſt rundlich, oben mit einer dicken Nabelwulſt. (f, in natürlicher Größe, g und h vergrößert, i der Länge nach, k der Quere nach durchſchnitten.) Der gerade Keim liegt in der Achſe des Eichens und hat ſein Würzelchen nach oben gerichtet. — Die Cypreſſen-Wolfsmilch blüht vom April bis Juni auf trocknen Wieſen, Ackerrändern und an Wegen im größten Theile Europa's. Die ganze Pflanze ſtrotzt von einem weißen Milchſafte, der bei jeder Verletzung hervorquillt, und der ſo ſcharf iſt, daß er auf der Haut Geſchwüre erregt und innerlich heftig purgirend wirkt. Getrocknet bildet dieſer Milchſaft ein Federharz, ähnlich dem bekannten Gummi elasticum (Caoutchouc). Es giebt von der Gattung Wolfsmilch gegen zweihundert Arten, die faſt alle, wenigſtens die in Europa einheimiſchen, der Cypreſſen-Wolfsmilch in ihrer Bildung und in ihren Eigenſchaften nahe kommen. Auf den bei uns wachſenden Wolfsmilch-Arten findet ſich die bekannte gehörnte Raupe des Wolfsmilch-Schwärmers, eines Dämmerungsvogels.

16) Die gemeine Oſterluzei (**Aristolochia Clematitis. Linné**). Dieſe Pflanze heißt auch falſche Hohlwurz, Donnerwurz, Fieberwurz. — Der lange, äſtige, weit umherkriechende Wurzelſtock treibt eine Menge Stengel, wie man es bei allen den Pflanzen findet, weche unter dem Namen Staudengewächſe begriffen werden, und deren Wurzeln viele Jahre ausdauern, während ihre Stengel nur einjährige Dauer haben. Ungefähr von der Dicke



eines Strohhalmes, ſtehen dieſe gerillten kahlen Stengel aufrecht, doch keine gerade Linie bildend, ſondern von einem Blattſtiele zum andern eine andere Richtung nehmend, d. h. ſie ſind vielbeugig. Die Blätter, welche abwechſelnd entſpringen, ſind herzförmig; ihre Oberfläche iſt dunkelgrün, ihre Unterſeite ſeegrün. Die Blüthen entſpringen meiſt zu vieren in den Blattwinkeln; jede hat ihren eignen, etwa einen halben Zoll langen Blüthenſtiel. Anfangs ſtehen ſie aufrecht, dann, zur Zeit des Aufblühens, ſind ſie übergebogen, zuletzt zurückgeſchlagen. Die ſchmutzig-gelbe, einen Zoll lange Blüthenhülle beſteht aus einem einblättrigen Kelche, der eine röhrenförmige, oben etwas erweiterte Geſtalt hat, und deſſen Rand einen zungenförmigen Lappen zeigt. Die Staubgefäße (b), ſechs an der Zahl, faſt ohne Staubfäden und mit zweifächerigen Staubbeuteln, entſpringen ſcheinbar auf dem Fruchtknoten, indem ſie den kurzen, ſäulenförmigen, ſternförmigen, ſechseckigen Griffel (Mutterröhre), der eine ſechslappige Narbe zeigt, dicht umgeben. (a, ſtark vergrößert; a 1, ſind Staubbeutel; a, 2, Theile der Narbe; c, die Narbe und die Staubgefäße, von der Seite zu ſehen; d, ein Fruchtknoten vergrößert und durchſchnitten.) Die Frucht iſt eine einen halben bis einen Zoll große, birnförmige, ſechsfächerige Kapſel mit vielem Samen; ſie kommt aber ſehr ſelten zur Reife. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt dieſer: die tiefer ſtehenden Staubbeutel können den Samenſtaub nicht auf die Narbe bringen. Dies Geſchäft übernimmt ein kleines Inſekt, eine Schnacke (**Tipula pennicornis**), das in die Röhre der Oſterluzei-Blüthe hineinkriecht und durch entgegenſtehende Härchen am Entweichen gehindert wird. Es ſchweift nun ängſtlich herum und bringt dabei den an ſeinem Körper haftenden Blumenſtaub auf die Narbe. Fehlt alſo in einer Gegend dieſes Inſekt, ſo kann keine Befruchtung erfolgen, ſich alſo auch keine Frucht bilden. (e iſt eine aufſpringende Frucht; f eine Frucht quer durchſchnitten.) Der Samen hat eine dreieckige, faſt herzförmige Geſtalt. (g ein Samen mit Samendecke; h derſelbe durchſchnitten; i derſelbe von der Samendecke befreit; k der Quere, l der Länge nach durchſchnitten.) Der Keim iſt von dem Eiweiß rund umgeben, ſein Würzelchen nach der Mitte gerichtet und ſeine Samenlappen ſind ſo klein, daß ſie vor dem Keimen kaum ſichtbar werden. Die gemeine Oſterluzei findet ſich bis zum funfzigſten Grade der Breite, ja ſelbſt noch in England, wildwachſend; ſie liebt zu ihrem Standorte Weinberge, Hecken, Zäune und Ackerränder, und blüht vom Mai bis Auguſt. Die Wurzel dieſer Pflanze hat einen ſtarken, unangenehmen Geruch und bittern Geſchmack und ſoll vorzüglich auf die Nerven wirken. Nach Verſuchen, die man mit dieſer Wurzel an Hunden angeſtellt hat, gehört ſie zu den ſtärkſten Giften. Bei Menſchen ſind bis jetzt noch keine Vergiftungen mit ihr vorgekommen. Früher war ſie als ein wirkſames Heilmittel in mediciniſchem Gebrauche; ſie wird aber jetzt nur als Thierarzneimittel benutzt.

17) Der blaſenziehende Hahnenfuß (**Ranunculus sceleratus, Linné**). Dieſe Pflanze führt noch andere deutſche Namen, die ihr gegeben ſind, entweder wegen der Schärfe ihres Saftes, z. B. Gifthahnenfuß, Froſchpfeffer; oder wegen ihrer Aehnlichkeit mit andern Pflanzen, z. B. Waſſereppig, Feigblättereppig. Warum man ſie aber Kneckenknie und Gleißblume genannt hat, weiß ich nicht zu ſagen. — Die Wurzel dieſer einjährigen Pflanze entwickelt aus ihrem Wurzelkopfe viele dünne Faſern, die dann nach unten ſich wiederum in viele noch dünnere, lange und weiße Zaſern veräſteln. Aus der Wurzel ſteigt gerade auf ein einen bis anderthalb Fuß hoher, einen Viertel Zoll dicker, außen ſtreifiger und hellgrüner, innen weißer und hohler Stengel, der gegen die Wurzel hin etwas ſchwammiges Mark enthält. Er theilt ſich ſeitwärts in viele Aeſte, die ſich aber unter einem ſehr kleinen Winkel von ihm lostrennen. An ihm finden ſich zwei Arten von Blättern, nämlich Wurzel- und Stengelblätter. Die erſteren entſtehen aus weißen Häuten, die den Wurzelkopf umgeben und nach oben in ſchmale, ſchwankende, mit einer Rinne verſehene hellgrüne Blattſtiele übergehen. Die der untern Wurzelblätter ſind zwei Zoll lang, zur Seite gebogen, die der oberen

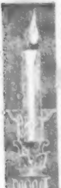


3 Zoll lang und aufrecht ſtehend. Jedes Wurzelblatt beſteht aus drei großen Lappen, von denen jeder wieder in drei bis fünf kleinere abgerundete Läppchen getheilt iſt. Die Blattſtiele der an dem Stengel und ſeinen Aeſten ſtehenden Blätter nehmen von unten nach oben an Länge ab, ſo daß die oberſten Blätter ungeſtielt ſind. Ebenſo nehmen die Blätter von unten nach oben an Einſchnitten und dadurch gebildeten Lappen ab, ſo daß die oberſten nur zwei Lappen beſitzen. Alle Blätter ſind hellgrün. (a, Untertheil, b, Obertheil eines Stengels.) Die Blüthen, drei bis vier Linien im Durchmeſſer haltend, ſtehen am Ende des Stengels und der Aeſte. Der Kelch beſteht aus fünf eirunden, ſtrohgelben nach der Spitze hin grünlich werdenden, in der Mitte mit einem hellen Flecke gezeichneten, flaumenhaarigen Blättern. Die fünf lanzettlichen Kronenblätter ſind kaum länger als der Kelch, aber ausgebreiteter als dieſer, von hellgelber glänzender Farbe, mit einem verwaſchenen runden Flecke in der Mitte. Am Grunde jedes Kronenblattes befindet ſich ein aus zwei Bläschen gebildetes Honigſchüppchen (c). Kelch und Kronenblätter ſind hinfällig, d. h. ſie fallen leicht ab. Mehr als zwanzig Staubgefäße ſtehen auf dem Blumenboden, dem nachherigen Fruchtboden. Staubfäden wie Staubbeutel ſind gelb. In den kegelförmigen, weißen Fruchtboden ſind über hundert wal-

zenförmige Fruchtknoten bis zur Hälfte ihrer Größe eingeſenkt. Jeder von ihnen trägt einen kurzen Griffel mit gelblicher Narbe. Aus den Fruchtknoten bilden ſich eirunde zuſammengedrückte, an der Spitze hakig gekrümmte, in der Mitte fein gerunzelte Früchtchen. (d, ein Früchtchen in natürlicher Größe, e, vergrößert.) Dieſe enthalten in einem großen Eiweiße einen kleinen Keim. — Der blaſenziehende Hahnenfuß wächſt überall an den Rändern der Teiche und Seen, in Gräben und Sümpfen; er blüht vom Juni bis Auguſt, ſeine Früchte reifen im September. Alsdann ſchleudert der Fruchtboden bei einer leiſen Berührung ſchon die Früchtchen weit von ſich. Dieſe Hahnenfuß-Art iſt von allen ſich bei uns findenden und durch ihre gelben glänzenden Blüthen hervorleuchtenden die giftigſte. Sie beſitzt in allen ihren Theilen einen äußerſt ſcharfen Saft, der ſo flüchtig iſt, daß er Thränen, Nieſen und Abfluß von Feuchtigkeit aus der Naſe bewirkt. Zerquetſcht auf die Haut gelegt, verurſacht dieſe Hahnenfuß-Art Blaſen und Geſchwüre. Der Genuß des blaſenziehenden Hahnenfußes entzündet die Mundhöhle, die Speiſeröhre, den Magen und die Eingeweide; es erfolgen unter den heftigſten Schmerzen Ohnmachten, Zuckungen und endlich der Tod, indem die entzündeten Stellen der Eingeweide in den kalten Brand übergehen. Schleimige Mittel, wie Milch, Reißwaſſer, Leinſamen-Abkochung, und Oele, wie Olivenöl, Leinöl, umhüllen die Schärfe und ſchützen ſo die innere, flockige Haut der Eingeweide gegen die Zerſtörung. Die Schafe rühren aus Inſtinkt den blaſenziehenden Hahnenfuß auf der Weide nicht an; getrocknet unter das Heu gemiſcht, ſchadet er keinem Thiere. Auch durch Kochen verliert er ſeine Schärfe und kann dann ohne Nachtheil genoſſen werden.

Verbeſſerter Kerzenhalter.

Fig. 1.



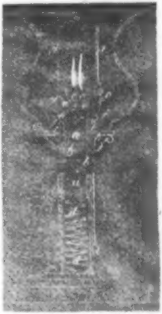
Die Befeſtigung der Kerzen in den Leuchtern geſchieht bei dieſer Erfindung dadurch, daß man ein metallenes Ausfüllſtück oder einen elaſtiſchen Keil zwiſchen die Kerze und die innere Wand der Hülſe einfügt. — Fig. 1. ſtellt einen Leuchter, woran die Befeſtigungs-Methode des Lichts mittelſt eines elaſtiſchen Keils zu erkennen iſt, theilweiſe im Durchſchnitte dar. Fig. 2 iſt eine Vorder-Anſicht, Fig. 3 ein ſenkrechter Durchſchnitt und Fig. 4 ein Grundriß des elaſtiſchen keilförmigen Halters. Derſelbe iſt aus Stahlblech und irgend einem anderen geeigneten Metallblech ausgeſchnitten und dergeſtalt umgebogen, daß dadurch zwei Flächen a und b entſtehen, welche, in die Leuchterhülſe eingefügt, vermöge ihrer Elaſticität gegen das Licht drücken und daſſelbe in aufrechter Stellung feſthalten.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Verbeſſerte Lichtlampe.



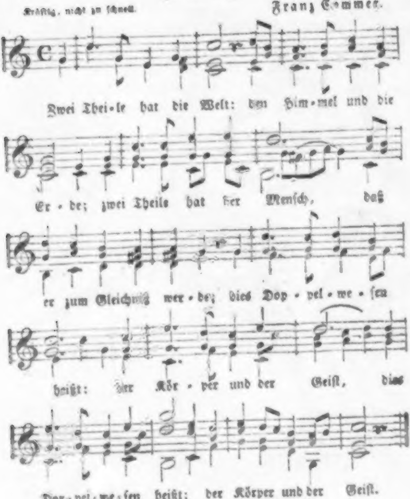
Den weſentlichen Theil dieſer Lampe bildet eine dochtloſe Kerze aus Talg oder einer andern öligen Subſtanz. Die beigefügte Abbildung ſtellt die Lampe im Durchſchnitt vor. a iſt die in dem Rohre b eingeſchloſſene Kerze, welche durch die wurmförmige Feder d gegen die Dochte c, c angedrückt wird. Die Zahl dieſer Dochte kann je nach dem verlangten, ſchwächeren oder ſtärkeren Licht verſchieden ſeyn; ſie beſtehen aus einer mit Baumwolle gefüllten und in flüſſigen Talg getauchten Muſſelin-Röhre. Die von den Trägern f, f des Zugglaſes g hervorſpringenden Haken e, e haben den Zweck, die Dochte in der geeigneten Lage zu halten. Die obere Mündung h der Lampe beſitzt für den Luftzutritt eine Anzahl Oeffnungen i, und auf dieſe Mündung iſt ein Ring oder eine Hülſe j geſchraubt, woran die Träger f, f befeſtigt ſind. Je nachdem man alſo den Ring oder die Hülſe j, j umdreht, laſſen ſich die Dochte heben oder ſenken.

Schluſs.

Wir kommen zum diesjährigen Schluß unſres Büchleins, um dann bald wieder von Neuem anzufangen; denn wir ſind unſern beſchauenden und beſchaulichen Leſern ſo anhänglich, daß wir ihrer allzeit in Thätigkeit gedenken mit Hand und Geiſt. Wenn wir nun zurück blicken, haben wir uns abermals zu freuen, daß auch Manches, was der vorige Jahrgang enthält, nicht ohne Erfolg war. Hoffen wir alſo, daß aus dieſem Jahrgange hier und da ebenfalls Gedeihliches ſich verbreitet, in den beiden Richtungen, die wir von dem körperlichen, wie von dem geiſtigen Leben aus zu nehmen haben, und wenn wir die Betriebſamkeit im raſcheſten Fortſchritt gewahren, möge die geiſtige Thätigkeit nicht zurückbleiben oder gar, nach Erfindung der Krebſe, im Rückwärts ihr Heil ſuchen. Dies Vorwärts auf der einen, dies Rückwärts nach der andern Seite deutet unſer Schluß-Bild an, dem wir noch folgende Betrachtung, zu beſſerem Einprägen auch muſikaliſch, vorausgehen laſſen:

✲ 187 ✲

Franz Commer.


Kräftig, nicht zu ſchnell.
Zwei Thei-le hat die Welt: den Him-mel und die
Er-de; zwei Theile hat der Menſch, daß
er zum Gleichniß wer-de; dies Dop-pel-we-ſen
heißt: der Kör-per und der Geiſt, dies
Dop-pel-we-ſen heißt: der Körper und der Geiſt.

Zwei Theile hat die Welt:
Den Himmel und die Erde;
Zwei Theile hat der Menſch,
Daß er zum Gleichniß werde;
Dies Doppelweſen heißt:
Der Körper und der Geiſt.

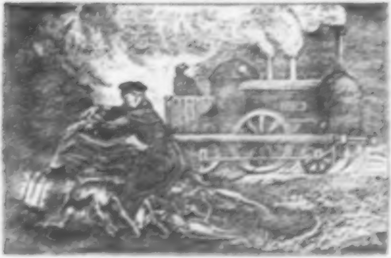
Die beiden Worte, ſeht,
Sind männlichen Geſchlechts,
Und deutlich liegt es ſchon
In Kraft des Sprachenrechts,
Daß männlich Ihr erweiſt
Den Körper wie den Geiſt.

Der Körper kommt von Erd',
Der Geiſt vom Äther Gottes,
Wer jenem Werth nur giebt,
Verfällt der Macht des Spottes.
Er ſchaut nach dem, was gleißt,
Und frevelt an dem Geiſt.

So mag Betriebſamkeit
Man auf den Körper achten,
Als heil'ge Erdenzeit
Bedarf's der Seele Trachten,
Daß nicht die Einheit reißt
Im Körper und im Geiſt!

Denn läßt die ird'ſche That
Sich ſtets an Ew'gem halten,
Dann können Gott und Menſch
Zur Einheit ſich geſtalten,
Und was an uns ergreift,
Wird Himmelsblüth' im Geiſt!

Gz.



Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Noch iſt Gubitz „Volks-Kalender“ vollſtändig (vom Jahrgange 1835 bis 1843 für 2½ Thlr.) zu haben. Die Jahrgänge 1837, 1838 und 1839 werden aber zunächſt vergriffen ſeyn und deshalb koſtet jeder, einzeln verlangt, vom 1. Januar 1844 an ½ Thlr.

Deutſche Volksbücher.

Nach den echteſten Ausgaben hergeſtellt von Dr. K. Simrock. Davon erſchien: Nr. V. Wunderſeltſame, abenteuerliche und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten **der Schildbürger.** ¼ Thlr. Früher erſchienen: I. Salomon und Morolf. Proſaiſch: ¼ Thlr. Neu gereimt: ¼ Thlr. II. Gregorius auf dem Stein. ⅙ Thlr. III. Die ſieben weiſen Meiſter. ¼ Thlr. IV. Till Eulenſpiegel. ¼ Thlr. (Sämmtlich mit vielen Holzſchnitten.)

Deutſche Volkslieder.

Die „deutſchen Volkslieder mit ihren Original-Weiſen; nach handſchriftlichen Quellen herausgegeben von Kretzſchmer und A. Wilh. v. Zuccalmaglio“ ſind jetzt in zwei ſtarken Bänden vollſtändig. 6 Thlr. — Sie bilden eines der ſchönſten Feſtgeſchenke, ſind eine Zierde jeder Bibliothek und den Muſikfreunden eine reiche Fundgrube.

Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie.

Davon ſind die dreizehnten und vierzehnten 8 Blätter (à ½ Thlr.) ausgegeben, welche enthalten: 13. Joſeph der Zweite. Copernicus. Nur nicht ängſtlich! Der getröſtete Wittwer. Auswanderer. Ankleiden zum Ball. Straßen-Scenen. Burg Frauenfeld in der Schweiz. 14. Spiegel zum Delsberg. Cromwell. Eiferſucht. Heitere Einſamkeit. Klatſchern. Trübe Stimmung. Fräulein Gevatterin. Der große Ohem in Frauenſtein.

Wohlfeilſte Pracht-Ausgaben der Nibelungen.

I. Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Geſtalt (Urſprache). Herausgegeben von Fr. Heinrich v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz u. ſ. w. nach Zeichnungen von Holbein. 1½ Thlr. II. Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutſchung von H. Beta. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz u. ſ. w. nach Zeichnungen von Holbein. 1½ Thlr. — Dies ſind anerkannt in den Texten die vorzüglichſten Ausgaben unſres bedeutſamſten Volksgedichtes, und die Ausſtattung geſchah in einem Aufwande, der den Preis unerklärlich machen würde, rechneten wir nicht auf eine allgemeinere Theilnahme, die auch fortwährend im Steigen iſt.

Von unſern Jugendſchriften ſind beſonders beliebt:

Erzähle, liebes Großmütterchen! Nützliche Schilderungen und Unterhaltungen für die Kreiſe der Jugend. ½ Thlr.

Die Kinderfreundin. Wirklichkeit und Dichtung in Erzählungen, Mährchen und belehrenden Andeutungen zur Stärkung des Geiſtes und Gemüths. ⅙ Thlr.

Der Savoyarden-Knabe, oder: Das Pathengeſchenk. Eine lehrreiche Geſchichte, die allen Kindern lieb ſeyn wird. ⅙ Thlr.

Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage, für die Jugend erzählt. ⅙ Thlr.

Petermännchen. Erzählung für Knaben und Mädchen. ⅙ Thlr.

Der kleine Fiſcherknabe. Erzählung für Knaben und Mädchen. ⅙ Thlr. (Sämmtlich von J. Satori.)

Nützliche Erheiterungen für die Jugend, von Albini, Bertram, Clemens Brentano, Ehletas, Aug. Ellrich, F. W. Gubitz, Haug, Jäer, Dan. Lehmann, A. Levaſſeur, Emil Linden, Wilhelm Müller, Wilhelmi, Willibald und Kurz. Herausgegeben von einem ſorgſamen Vater (Fr. Bertram). ⅙ Thlr.

Mußeſtunden. Mannigfache Sammlung zu nützlicher und angenehmer Unterhaltung der Jugend. Von Fr. Bertram. ⅙ Thlr.

Der erzählende Freund. Ein belehrendes und unterhaltendes Geſchenk für die Jugend. Von Fr. Bertram. (Enthält unter Anderem den vollſtändigſten Robinſon, der zugleich den zweiten Beſuch der Inſel ſchildert.) 1⅙ Thlr.

Das neueſte gute Buch für die Jugend. Dem Engliſchen der Miß Mitford nacherzählt (nach der ſechsten Auflage des Originals). Von Dr. Pärmann. ⅙ Thlr.

Das Fiſchermädchen von Helgoland. Von Guſtav Nieritz. Zweite Auflage. ⅙ Thlr.

Die Pilger und der Lindwurm. Von Guſtav Nieritz. Zweite Auflage. ⅙ Thlr.

Der ſtille Heinrich. Von Guſtav Nieritz. Zweite Auflage. ⅙ Thlr.

Das Pomeranzen-Bäumchen. Der goldene Knopf. Das wilde Schwein. Von Guſtav Nieritz. Zweite Auflage. ⅙ Thlr.

Die drei Freundinnen. Die Freiheits-Jünger. Joſeph der Pompier. Drei Erzählungen für Familienkreiſe und zu nützlicher Unterhaltung der Jugend. Von Wilhelmine v. Sydow. ¼ Thlr.

Glück folgt der Tugend nach. Nur nicht verzagt, oder: Die edle Schweizer-Familie. Suſanne Reiſacher. Drei Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend. Von Wilhelmine v. Sydow. ¼ Thlr.

Der Dorfgelehrte. Ein Unterrichtsbuch für Jeden, der über die Natur und deren gewöhnliche und außergewöhnliche Erſcheinungen in allen Jahreszeiten ſich die nothwendigen Kenntniſſe erwerben will. Nebſt einem Anhang zu Nutzen und Luſt. ⅙ Thlr.

Antalkides. Drittes Sendſchreiben an J. von Görres, nebſt einigen Worten über den Kölner Dombau von Dr. J. Ellendorf.

Des Erzbiſchofs von Köln Schrift: „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebſt Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung.“ Beleuchtet von Dr. J. Ellendorf. ⅙ Thlr.

Es iſt hier nicht blos von Streitſchriften die Rede; der Verfaſſer giebt die kurze geſchichtliche Schilderung der langen Kämpfe zwiſchen der Hierarchie und dem Staate, vom Anbeginn bis jetzt.

und von dieſem einzig richtigen Standpunkt aus beleuchtet er die heutigen Zuſtände, deren genaue Kenntniß Allen nothwendig iſt, die in der Zeiten Wirren noch Wahrheit ſich umſchauen.

Hausbuch für Frauen.

Enthaltend alles Wirthſchaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäſche, Bleich- und Färbekunſt für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. ſ. w. mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. Wilh. Andreſſe. Mit zwölf Abbildungen. 1⅓ Thlr.

Anna Arnold, die Herrnhuterin.

Der Thurmwächter auf St. Petri.

Zwei Novellen von Bertha Wedekind. 1 Thlr.

Dieſe beiden Novellen ſind tief erſchütternden Inhalts und nicht bloße Erfindung, ſondern auf furchtbare Wahrheit gegründet.

Altonaer-Bilder.

Genre-Bilder und Skizzen. Von Heinrich Smidt. 1 Thlr.

Die überall günſtigen Beurtheilungen haben es ſchon geſagt, daß dieſe Bilder ein umfaſſendes Intereſſe in Anſpruch nehmen, indem gar viele Gegenſtände zur Sprache kommen, welche nicht nur auf einen abgeſchloſſenen Raum, ſondern auf das Allgemeine Bezug haben.

Novellen aus dem modernen Leben.

Von Fr. Paolo. 1 Thlr.

Jede dieſer drei Novellen behandelt ein Thema unſrer Zeit, an Begebenheiten geknüpft, die, durch ſich ſelbſt unterhaltend, in der Wiederſpiegelung unſeres geſelligen Lebens und ſeiner echten und falſchen Beſtrebungen die Theilnahme aller Leſer in hohem Grade gewinnen werden.

Novellen-Mappe.

Von L. M. Fouqué, Friedrichſen, F. W. Gubitz, Ludwig Haliſch, Meltek, Schiff und einem Ungenannten. 1½ Thlr.

Die Verfaſſer ſind größtentheils geſchätzt und beliebt, demnach empfehlen ſich ihre Gaben, und in ſolcher Gemeinſchaft auch die des weniger bekannten Schriftſtellers, von ſelbſt. Wir bemerken alſo nur noch, daß in Stoff und Darlegung ſich das Talent mannigfach überaus verſchieden entwickelt, und dieſe Gegenſätze den Reiz ſehr erhöhen.

Der Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz. Siebenundzwanzigſter Jahrgang. 272 Blätter in groß Quart. 8 Thlr.

Dieſe Zeitſchrift, welche nichts außer Acht läßt, was unſre Gegenwart betrifft, wird in keinem bedeutenden Leſezirkel fehlen!

Bei G. Reimer in Berlin erſcheinen und ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakſpeare's dramatiſche Werke

überſetzt
von
A. W. v. Schlegel und **L. Tieck.**
Neue Ausgabe in zwölf Bänden.
Subſcriptionspreis für jeden Band 10 Sgr. — ⅓ Thaler.
Auf feinem Velinpapier 15 Sgr. — ½ Thaler.

Das Mahl des Herrn.

Ein Andachtsbuch
für Communikanten und Confirmanden evangeliſchen Glaubens. gr. 12. Chur, Grubenmann'ſche Buchhandlung. broch. 10 Sgr., 36 Kr. Fein in Goldſchnittband 1 Thlr., 1 Fl. 45 Kr.

Dieſes in jeder Hinſicht trefflich ausgeſtattete Buch bietet eine reiche Auswahl wahrhaft erbaulicher Betrachtungen und Gebete für Chriſten, welche die heilige Handlung würdig begehen wollen.

Bei Fr. Weidle in Berlin ist erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Wohlfeilste Ausgabe der Mozart'schen Opern,

in vollständigen Klavier-Auszügen mit italienischem und deutschem Texte, Stereotyp-Ausgabe.

Nämlich: Don Juan à 25 Sgr., Figaro's Hochzeit à 1 Thlr., die Zauberflöte à 20 Sgr., Titus à 15 Sgr., die Entführung à 25 Sgr., Cosi fan tutte à 1 Thlr. und Idomeneo à 25 Sgr., Subscriptionspreise.

Allen gebildeten Deutſchen, beſonders allen Schul-, Gymnaſial- und Univerſitäts-Bibliotheken empfehlen das ſo eben erſchienene ächt deutſche Nationalwerk:

Germanien's Völkerſtimmen,

Sammlung aller deutſchen Mundarten, in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. ſ. w., herausgegeben von **Dr. Firmenich.** 10 Lieferungen gr. 4° 1843—1844 à 15 Sgr. durch alle Buchhandlungen zu haben.

Berlin. Schleſinger'ſche Buch- und Muſikhandlung.

Deutſcher
Volks-Kalender
1845.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.

Elfter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Mintzel'ſche Buchdruckerei in Hof.

Univ. Bibl.
München

1 8 4 5.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.

♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.

♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.

♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
☽ Das erſte Viertel.

🌕 Der volle Mond.
☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.

☿ Merkur.
♀ Venus.

♂ Mars.
♃ Jupiter.

♄ Saturn.
♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.

rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.

☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.

V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1845ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius . . . . das 5794ſte.
Seit Chriſti Tode . . . . — 1812 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems. . . . . — 1772 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders . . . . — 1890 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . . — 264 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders . . . . — 146 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers. . . . — 465 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt . . . . . . — 405 —
Seit Entdeckung der neuen Welt . . . . — 354 —
Seit Erfindung der Fernglaͤſer . . . . — 236 —
Seit Erfindung der Pendeluhren . . . . — 188 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen. . . . . . — 145 —
Seit Einführung der Schutzblattern . . . . — 50 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt — 51 —
Seit Antritt ſeiner Regierung . . . . — 6 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Feſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

Jänner 1845

Alter. Dezember 1844.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mittw.	1 **Neujahr**	♎	🌗 3. 49′ M. ☿ iſt eine	20	Anat.
Donn.	2 Odilo	♎	Viertelſtunde tief in	21	Th. Ap.
Freit.	3 Genovefa	♏	der Abenddämmerung ſicht-	22	Greg. Sp.
Sonn.	4 Titus	♏	bar und verliert ſich einige	23	Dagobert

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.

Sonntag	5 **n. Neuj.**	♐	Eduard. ☾ in ♌. Tage	24	**4. Advent**
Mont.	6 **H. 3 Kön.**	♐	ſpäter. ♀ glänzt 2 Stun-	25	**H. Chriſtt.**
Dienſt.	7 Reinold	♑	☾ Erdn. den lebhaft am	26	**Stephan**
Mittw.	8 Gudula	♑	🌑 7. 40′ V. Morgen-	27	Joh. Ev.
Donn.	9 Julian	♒	himmel. ♄ wird in	28	Unſch. K.
Freit.	10 Paul. Einſ.	♒	den Strahlen der Abend-	29	Thom. C.
Sonn.	11 Hygin	♓	ſonne unſichtb. ♀ zeigt ſich,	30	David

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	12 **1. n. Ep.**	♓	Ernſt. Unt. ☌☿☉. um	31	**n. Chriſtt.**
Mont.	13 Hilarius	♈	6 Uhr Morgens aufgehend,	1	**Neuj. 1845.**
Dienſt.	14 Felix	♈	anderthalb Stunden vor	2	Odilo
Mittw.	15 Maurus	♈	🌓 9. 18′ V. Sonnenauf-	3	Genovefa
Donn.	16 Marcellus	♉	gang. ♃ zeigt ſich nach	4	Titus
Freit.	17 Anton	♉	☉ Untergang am Abend-	5	Eduard
Sonn.	18 **Krön. Tag**	♊	Priſca. ☾ in ☊. himmel u.	6	**H. 3 Kön.**

4. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonntag	19 **Septuag.**	♊	Marius. ♃ in ♈. ♀ in ♑.	7	**1. n. Ep.**
Mont.	20 Fab. Seb.	♊	☉ in ♒. ♂ in ♐. ☾ Erdf.	8	Gudula
Dienſt.	21 Agnes	♋	geht bald nach 10 Uhr un-	9	Julian
Mittw.	22 Vincenz	♋	ter. ♂ geht gegen 4 Uhr	10	Paul. Einſ.
Donn.	23 Mar. Ver.	♌	🌕 2. 48′ M. Morgs. auf	11	Hygin
Freit.	24 Bertram	♌	☿ rechtl. u. iſt 3 Stun-	12	Ernſt
Sonn.	25 Pauli B.	♌	den ſichtbar. ♀ iſt nach eine	13	Hilarius

5. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonntag	26 **Sexageſ.**	♍	Polykarp. Stunde Mor-	14	**2. n. Ep.**
Mont.	27 Chryſoſt.	♍	genſtern. ☿ geht um 10 Uhr	15	Maurus
Dienſt.	28 Karl d. Gr.	♎	Abends unter. ♄ ſteht in der	16	Marcellus
Mittw.	29 Franz S.	♎	☌♄☉. Nähe der Sonne.	17	Anton
Donn.	30 Adelgunde	♏	🌗 ♂ geht nach halb 4 Uhr	18	Priſca
Freit.	31 Lud. Alb.	♏	2. 23′ V. Morgs. auf.	19	Marius

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 1. Januar nach 3 Viertel auf 4 Uhr Abends das letzte Viertel.

Mittwoch den 8. Januar gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.

Mittwoch den 15. Januar nach 1 Viertel auf 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Donnerſtag den 23. Januar nach 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Freitag den 31. Januar gegen halb 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.		Bei Tage.		1
1	0			2
2	17			3
3	35			4
4	51			5
5	59			6
6	59			7
		Abends		8
		6	12	9
		7	33	10
Bei Tage.		8	52	11
		10	7	12
		11	18	13
		Morg.		14
		12	27	15
		1	35	16
		2	38	17
		3	39	18
		4	35	19
		5	24	20
		6	7	21
		6	44	22
Abends				23
6	6	Bei Tage.		24
7	14			25
8	24			26
9	35			27
10	49			28
Morg.				29
12	3			30
1	18			31

Jeder helfe mit nach ſeinen Kräften!

Vom Anfang an hat dieſes Kalenders Inhalt ſich nicht befaßt mit dem Aberwitz des ſogenannten „hundertjährigen", der, ſeit ihn der Abt Mauritius Knauer (geb. 1613, geſt. 1664), in albernem Wahn und mangelhafter Kenntniß befangen, herausgab, Millionen von Menſchen am Narrenſeil führte, unterſtützt von denen, die um eigenen Vortheils willen der Thorheit dienen. Die Wiſſenſchaft hat hier die Bahn gelichtet, demnach muß ihr Recht von den Unterrichteten bei Ehren erhalten werden und die minder Unterrichteten müſſen an dies Recht und an die Wahrheit der Wiſſenſchaft glauben, ihre Verbreitung fördern helfen, mithin dürfen weder jene noch dieſe die Angaben des vor der Erkenntniß und Erfahrung kindiſch gewordenen „Hundertjährigen" in irgend einer Weiſe begünſtigen oder bei ſich dulden. Die Nachahmer unſres Volks-Kalenders haben es nicht verſchmäht, den alten Unſinn wieder aufzunehmen, denn nach der Nachahmerei auch Sündliches beigefügt; der Eine und der Andere merkt aber jetzt doch: es ſey in aller Hinſicht geſcheidter, uns hier ebenfalls nachzuahmen, und wir wollen eine ſolche Folge willkommen heißen. Es hat jedoch auch jeder Einzelne die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß man mit dem „Hundertjährigen" Niemand foppe, darum ſoll von Geiſtes und des Geldes wegen in keinem Hauſe Keiner einen Kalender dulden, der mit offenbarer Dummheit verkehrt. Das Licht, was die Zeit mit ſich brachte, ſoll man überall leuchten laſſen, und an wem die Zeit vorbeizieht, ohne ihn zu berühren, der iſt Einer, durch den es nie beſſer, wohl aber ſchlimmer werden kann in der Welt. Was dem Menſchen Werth giebt, iſt vor Allem Geſinnung und Mithülfe zur Beſſerung allgemeiner Zuſtände. Dieſe nehmen wir abermals bittend in Anſpruch, damit man unſre Bemühung und unſern Kampf für das Beſſere unterſtütze, damit man abweiſe, was den Erfolg verhindert. — Das ſey unſer Jahresgruß, der hoffentlich auf freundliche Beachtung rechnen darf.

G.

Der Armuth Vorzug.

Weil Reichthum viel ohne Gott verzehrt,
Iſt oft bei Armuth Gott eingekehrt.

		Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	7 St.	56 M.	8 Uhr	6 M.	4 Uhr	2 M.	16 St.	4 M.
	11	8	11	8	3	4	14	15	49
	21	8	36	7	54	4	30	15	24

Februar 1845.

Alter. Januar

Sonn.	1	Brigitte	♐	☾ in ☊. ♂ iſt 3 Stunden	20	Fab. Seb.

6. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.

Sonntag	2	**Eſtomihi**	♐	**Mar. R. L.** vor Aufgang	21	**3. n. Ep.**
Mont.	3	Blaſius	♐	☌♀☿. der Sonne ſichtbar.	22	Vincenz
Dienſt.	4	**Faſtnacht**	♑	Veronica. ☾ Erdn. ☿ in der	23	Mar. Ver.
Mittw.	5	**Aſcherm.**	♑	Agatha. größten weſtlichen	24	Bertram
Donn.	6	Dorothea	♒	🌑 7. 3′ N. Ausweich.	25	Pauli B.
Freit.	7	Rembertus	♒	♀ zeigt ſich noch eine	26	Polykarp
Sonn.	8	Ancharius	♓	☌♅♃. halbe Stunde tief	27	Chryſoſt.

7. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	9	**1. Invoc.**	♓	Apollonia. **in der Morgen-**	28	**4. n. Ep.**
Mont.	10	Scholaſt.	♈	**dämmerung.** ♄ iſt in dieſem	29	Franz S.
Dienſt.	11	Deſiderius	♈	**Monat nicht** ſichtbar. ♃	30	Adelgunde
Mittw.	12	**Quat.** †	♉	♀ in ♒. zeigt ſich dritthalb	31	Lud. Alb.
Donn.	13	Gisbert	♉	☿ in ♒. Stunden am Ab.-	1	**Febr.** Br.
Freit.	14	Valentin †	♉	🌓 5. 27′ V. ☾ in ☋. Him-	2	**Mar. R. L.**
Sonn.	15	Fauſtin †	♊	mel u. geht gegen 9 Uhr	3	Blaſius

8. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	16	**2. Remin.**	♊	Juliane. ☾ Erdf. **unter.** ♂	4	**5. n. Ep.**
Mont.	17	Benignus	♋	**geht gegen halb 4 U. Mor-**	5	Agatha
Dienſt.	18	Simeon	♋	**gens auf und zeigt ſich an**	6	Dorothea
Mittw.	19	Leontius	♋	☉ in ♓. 3 **Stunden, all-**	7	Rembertus
Donn.	20	Eucharius	♌	**mählig an Lichtſtärke zu-**	8	Ancharius
Freit.	21	Felix B.	♌	🌕 **nehmend.** ♅ **geht bald**	9	Apollonia
Sonn.	22	P. Stuhlf.	♍	**7. 14′ V.** ☌♄♀. ☌♀☿.	10	Scholaſt.

9. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	23	**3. Oculi**	♍	Serenus. **nach** 8 Uhr	11	**Septuag.**
Mont.	24	Matth. Ap.	♎	**Abds. unter.** ♀ **verliert ſich**	12	Eulalia
Dienſt.	25	Mechtildis	♎	**in den Strahlen der Mor-**	13	Gisbert
Mittw.	26	**Mittfaſt.**	♏	Neſtor. **genſonne.** ☿ iſt	14	Valentin
Donn.	27	Juſtus	♏	**nicht ſichtbar.** ♃ **iſt noch an-**	15	Fauſtin
Freit.	28	Romanus	♏	☾ in ☊. **derthalb St. ſichtb.**	16	Juliane

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 6. Februar nach 7 Uhr Abends der neue Mond.

Freitag den 14. Februar gegen halb 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Sonnabend den 22. Februar 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond.

Sprüche.

Nicht nur Schweigen, auch Reden hat ſeine Zeit, und diejenigen, welche ſich ſelbſt verlaſſen, ſind auch von Gott verlaſſen.

Es giebt manches Buch, was dem Licht nur aufhilft, wenn man ſein Papier dazu braucht, um Fenſter zu reinigen.

Mit unſern guten Entſchlüſſen geht's wie mit unſern Kleidern: wir erneuern ſie eben ſo oft als wir ſie zunicht machen, wenn wir nicht gar auch unſre guten Entſchlüſſe der Mode unterwerfen.

Mit jedem Tage dümmer zu werden, gelingt Einem leicht, der nur ſich ſelber und den Schmeichlern glaubt.

Soll der Undank gerechte Vergeltung werden, ſo ſpende Wohlthaten aus Lohnſucht.

Haustafel.

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!
Was bringt in Schulden?
Sich ewig gedulden!
Was macht dich klein?
Der große Schein!

Reinigen.

Um Glas völlig frei zu machen von Fettigkeiten, iſt nichts zweckmäßiger als ein ſtarker Abſud von Galläpfeln, deſſen man ſich bedient, um das Glas abzureiben.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
2	33	Bey Tage		1
3	43			2
4	45			3
5	36			4
6	17			5
		Abends		6
		6	24	7
		7	41	8
Bey Tage		8	55	9
		10	7	10
		11	17	11
		Morg.		12
		12	24	13
		1	27	14
		2	25	15
		3	17	16
		4	2	17
		4	41	18
		5	14	19
		5	43	20
		6	8	21
Abends				22
7	23	Bey Tage		23
8	37			24
9	52			25
11	8			26
Morg.				27
12	22			28

Den	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
1	9 St.	9 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	48 M.	14 St.	51 M.
11	9	45	7	23	5	8	14	15
21	10	21	7	4	5	25	13	39

März 1845

Alter. Februar.

Sonn.	1 Switbert.	♐	☾ 11. 7′ V. ♅ verschwin-	17 Benignus
10. Jesus speiset 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.				
Sonntag	2 **4. Lätare**	♐	Simplic. det in d. Strahlen	18 **Seragef.**
Mont.	3 Kunigunde	♑	☾ Erdn. der Abendsonne.	19 Leontius
Dienſt.	4 Caſimir	♑	♀ und ☿ ſind in dieſem Mo-	20 Eucharius
Mittw.	5 Friedrich	♒	☿ in ♓. nat nicht ſichtbar.	21 Felix B.
Donn.	6 Perpetua	♒	♂ geht um 3 Uhr Morgens	22 P. Stuhlf.
Freit.	7 Thom. v. A.	♓	● auf und iſt an 2 Stun-	23 Serenus
Sonn.	8 Joh. de Deo	♓	7. 4′ V. ♀ in ♓. den	24 Matth. Ap
11. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.				
Sonntag	9 **5. Judica**	♈	Franziska. ſichtbar. ♃ iſt	25 **Eſtom.**
Mont.	10 40 Märt.	♈	♂ in ♑. noch 3 Viertel-	26 Neſtor
Dienſt.	11 Roſina	♉	ſtunden nach Untergang	27 **Faſtnacht**
Mittw.	12 Gregor	♉	der Sonne ſichtbar, und	28 **Aſcherm.**
Donn.	13 Ernſt	♉	☾ in ♉. verliert ſich bald	1 **März.** Swt.
Freit.	14 Mathilde	♊	nachher in der Abenddäm-	2 Simplicius
Sonn.	15 Longin	♊	merung. ♄ erſcheint am	3 Kunigunde
12. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.				
Sonntag	16 **6. Palm.**	♋	☽ 2. 20′ V. Herib. ☾ Erdf.	4 **1. Invoc.**
Mont.	17 Gertrud	♋	Morgenhimmel um	5 Friedrich
Dienſt.	18 Cyrillus	♋	halb 5 Uhr aufgehend. ♂	6 Perpetua
Mittw.	19 Joſeph	♌	geht um 3 Uhr Mrgs. auf.	7 **Quat.**
Donn.	20 **Gründonn.**	♌	Joachim. ☉ in ♈. Frühl.	8 Joh. de Deo
Freit.	21 **Charfreit.**	♍	Bened. Anf., Tag u. Nacht	9 Franziska
Sonn.	22 Octavian	♍	gleich. ☿ in ♈. Ob. ☌☿☉.	10 40 Märt.
13. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.				
Sonntag	23 **H. Oſterf.**	♍	○ 8. 46′ N. Otto. ♄	11 **2. Remin.**
Mont.	24 **Oſtermont.**	♎	Gabriel. zeigt ſich	12 Gregor
Dienſt.	25 **M. Verk.**	♎	tief in der Morgendämme-	13 Ernſt
Mittw.	26 Ludgerus	♏	rung. ♅ ſteht in Conjunc-	14 Mathilde
Donn.	27 Rupert	♏	☌♅☉. ☾ in ♌. tion mit der	15 Longin
Freit.	28 Felix Pr.	♐	☾ Erdn. Sonne. ♂ geht 3	16 Heribert
Sonn.	29 Euſtaſius	♐	Viertel auf 3 Uhr Mor-	17 Gertrud
14. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh 5				
Sonntag	30 **1. Quaſ.**	♑	☾ 5. 28′ N. gens auf.	18 **3. Oculi**
Mont.	31 Balbina	♑	**Einzug in Paris** 1814.	19 Joſeph

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 1. März gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Sonnabend den 8. März nach 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Sonntag den 16. März nach 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Sonntag den 23. März 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 30. März halb 6 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 23. März.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
1	32	[illegible]		1
2	36			2
3	29			3
4	13			4
4	48			5
5	18			6
5	43			7
		Abends		8
[illegible]		7	45	9
		8	57	10
		10	6	11
		11	11	12
		Morg.		13
		12	11	14
		1	7	15
		1	55	16
		2	36	17
		3	12	18
		3	42	19
		4	9	20
		4	34	21
		4	55	22
Abends				23
7	34	[illegible]		24
8	52			25
10	8			26
11	22			27
Morg.				28
12	29			29
1	25			30
2	12			31

Lebens-Betrachtung.

Daß der Menſch viel wiſſe, iſt gut; beſſer aber iſt's, und viel nöthiger, daß ſein Wiſſen Leben habe. Unſre neueſte Bildung ſieht aber immer noch zu viel auf das Viele, was ſcheint, nicht auf viel, was wirklich iſt und ſeyn kann. So lernt der Menſch vielleicht alle Sprachen und verſteht doch ſich ſelbſt nicht von innen heraus; er iſt vielleicht bekannt in allen Welttheilen, nur nicht mit der Stelle, auf der er ſelbſt wirken ſoll.

Natur und Unnatur.

Zwei Augen, zwei Ohren iſt rechter Brauch,
Doch wird man geboren zweizüngig auch?

Wer kann's ihm verdenken!

Ein junger Mann, der, eine Anſtellung hoffend, mehrere Jahre umſonſt in einem Büreau gedient hatte, blieb plötzlich aus, und als man ſeine letzte Arbeit zur Hand nahm, fand ſich am Schluß folgender Vers:

„Gar weit iſt hier der Weg vom Kopfe bis zum Magen,
Der meine knurret ſehr, will's Warten nicht vertragen;
Und weil trotz Arbeit man beim Eſſen mich vergißt,
Mach' auch die Arbeit Der, der hier ſtatt meiner ißt.“

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 31	6 26	5 57	12 29
21	12 9	6 4	6 13	11 51

April 1845.

Alter. März.

Dienſt.	1 Hugo B.	♒	♀ in ♈. ☿ erſcheint in der	20 Joachim
Mittw.	2 Franz v. P.	♒	Abenddämmerung. ♄ iſt,	21 Benedikt
Donn.	3 Richard	♓	gegen 4 Uhr Morgens auf-	22 Octavian
Freit.	4 Iſidor B.	♓	gehend, eine Viertelſtunde	23 Otto
Sonn.	5 Vincenz	♓	ſichtbar. ♃ ſteht in Con-	24 Gabriel

15. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.

Sonntag	6 2. **Miſ. D.**	♈	🌑 8. 8′ N. ☌ ♃ ☉.	25 4. **L. M. V.**
Mont.	7 Hermann	♈	☿ in ♉. ☌ ♅ ♀. junc-	26 Ludgerus
Dienſt.	8 Dionyſius	♉	tion mit der Sonne. ♂ geht	27 Rupert
Mittw.	9 Maria Cl.	♉	☾ in ☋. gegen halb 3 Uhr	28 Felix Pr.
Donn.	10 Ezechiel	♊	Morgens auf und zeigt	29 Euſtaſius
Freit.	11 Leo d. Gr.	♊	ſich faſt 2 Stunden. ☿ iſt	30 Quirinus
Sonn.	12 Julius	♊	☾ Erdf. 3 Viertelſtunden	31 Balbina

16. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonntag	13 3. **Jubil.**	♋	Mar. v. C. nach Sonnen-	1 **April. 5. J.**
Mont.	14 Tiburtius	♋	🌓 9. 51′ N. untergang	2 Franz v. P.
Dienſt.	15 Olympius	♌	ſichtbar. ♃ iſt in die-	3 Richard
Mittw.	16 **Bettag**	♌	Drogo. ſem Monat nicht	4 Iſidor B.
Donn.	17 Rudolph	♌	☌ ♃ ♀. ☿ in der größten öſtl.	5 Vincenz
Freit.	18 Eleuther.	♍	Ausw. ſichtbar. ☿ zeigt ſich	6 Sixtus P.
Sonn.	19 Timotheus	♍	1 Stunde in Weſten, ein	7 Hermann

17. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonntag	20 4. **Cantate**	♎	Viktor. Viertel auf 10	8 6. **Palm.**
Mont.	21 Anſelm	♎	☉ in ♉. Uhr untergehend.	9 Maria Cl.
Dienſt.	22 Soter	♏	🌕 7. 40′ V. ♂ geht gegen	10 Ezechiel
Mittw.	23 Georg	♏	☾ in ☊. 2 Uhr Morg.	11 Leo d. Gr.
Donn.	24 Albert	♐	☾ Erdn. auf und iſt andert-	12 **Gründonn.**
Freit.	25 Marc. Ev.	♐	♀ in ♉. halb Stunden ſicht-	13 **Charfreit.**
Sonn.	26 Ferdinand	♑	bar. ♅ und ♀ ſind nicht	14 Tiburtius

18. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonntag	27 5. **Rogate**	♑	Anaſtaſ. ♂ in ♒. ☿ rückg.	15 **H. Oſterf.**
Mont.	28 Vit. † W.	♒	🌗 11. 47′ N. ſichtbar. ☿	16 **Oſtermont.**
Dienſt.	29 Petr. v. M.	♒	verliert ſich in den	17 **Oſterd.**
Mittw.	30 Cath. v. S.	♒	Strahlen der Abendſonne.	18 Eleuther.

Mond-Wechſel.

Sonntag den 6. April gegen 1 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond.

Montag den 14. April gegen 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Dienſtag den 22. April gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 28. April nach 3 Viertel auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 22. und 23., 28. und 29. April.

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
Morg. 2	48	bei Tage		1
3	19			2
3	47			3
4	10			4
4	32			5
		Abends		6
		7	48	7
		8	55	8
bei Tage		9	58	9
		10	56	10
		11	47	11
		Morg.		12
		12	32	13
		1	9	14
		1	41	15
		2	9	16
		2	33	17
		2	56	18
		3	19	19
		3	41	20
		4	0	21
Abends				22
9	5	bei Tage		23
10	16			24
11	19			25
Morg.				26
12	10			27
12	50			28
1	23			29
1	51			30

Der neue Planet.

Ein öſterreichiſcher Unteroffizier war Zuhörer bei einem Geſpräch, in welchem gebildete Bürger ſich über Planeten unterhielten. Als der eine äußerte: „Der Planet iſt ein Körper, der ſein Licht von einem andern empfängt", fiel der Unteroffizier freudig ein: „Schaun's, meine Herren, da bin i halt auch a Planet: i empfang' mein Licht vom Kaſernen-Inſpektor!"

Das Spielhaus.

Weit ab! — die Schwelle nicht berührt!
Hier holet, wer nicht raſch entrinnt,
Verzweiflung ſich, wenn er verliert,
Ehrloſigkeit, wenn er gewinnt.

Vegetabile Holzfärbung.

Man hat in Paris ein Mittel entdeckt, das friſche, noch ſaftziehende Holz durch und durch zu färben, ſo daß man, wie bis jetzt das Ebenholz natürliche Schwärze hatte, nun auch natürlich gefärbtes Holz in allen Farben haben kann. Man ſägt grüne Bäume ab, ſtellt ſie dann in die farbige Flüſſigkeit, ſie ſaugen dieſe in ein Paar Tagen ein und das Holz iſt nun durch und durch unvertilgbar gefärbt. In Paris hält man dieſe Entdeckung oder Erfindung für ſehr wichtig.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	12 St.	52 M.	5 Uhr	39 M.	6 Uhr	31 M.	11 St.	8 M.
11	13	32	5	16	6	48	10	28
21	14	9	4	55	7	4	9	51

Mai 1845.

Alter. April.

Donn.	1 **Himm. Chr.**	♓	Philipp Jakob. ♄ geht ein	19 Timotheus
Freit.	2 Athanaſius	♓	Viertel auf 3 Uhr Morgs.	20 Viktor
Sonn.	3 † Erfind.	♈	auf u. zeigt ſich 1 St. ♂ iſt	21 Anſelm

19. Von der Verheißung des heil. Geiſtes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonntag	4 6. **Exaudi**	♈	Monika. anderthalb St.	22 1. **Quaſ.**
Mont.	5 Pius V.	♉	am Morgenhimmel ſichtb.	23 Georg
Dienſt.	6 Joh. v. d. Pf.	♉	🌑 10. 25′ V. Sichtb. ☉	24 Albert
Mittw.	7 Stanislaus	♉	☾ in ♉. Finſternis.	25 Marc. Ev.
Donn.	8 Mich. Erſch.	♊	Unt. ☌☿☉. ☿ erſcheint von	26 Ferdinand
Freit.	9 Gregor N.	♊	☌♀☿. 5 Uhr 13 Minuten	27 Anaſtaſius
Sonn.	10 Gordian †	♋	☾ Erdf. Abends an vor der	28 Vitalis

20. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonntag	11 **Pfingſtfeſt**	♋	Beatrix. Sonnenſcheibe.	29 2. **Miſ. D.**
Mont.	12 **Pfingſtm.**	♋	Pankratius. Die Plane-	30 Cath. v. S.
Dienſt.	13 Servatius	♌	ten ♅, ♃, ♀ und ☿ ſind in	1 **Mai.** Ph. J.
Mittw.	14 **Quat.** †	♌	🌓 2. 36′ N. Chriſtian.	2 Athanaſius
Donn.	15 Sophia	♍	dieſem Monat nicht	3 † Erfind.
Freit.	16 Joh. v. N. †	♍	Ob. ☌♀☉. ſichtbar. ♄	4 Monika
Sonn.	17 Jodokus †	♎	geht halb 2 Uhr Mor-	5 Pius V.

21. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonntag	18 **Trinitatis**	♎	Liborius. gens auf, und	6 3. **Jubil.**
Mont.	19 Prudent.	♎	iſt über eine Stunde ſicht-	7 Stanislaus
Dienſt.	20 Baſilla	♏	♀ in ♊. ☾ in ♌. bar.	8 Mich. Erſch.
Mittw.	21 Conſtantin	♏	🌕 4. 26′ N. Unſ. ☾ F. ☉	9 Gregor N.
Donn.	22 **Frohnl.**	♐	in ♊. Julian. ☾ in	10 Gordian
Freit.	23 Deſiderius	♐	Erdr. ♂ geht mit zuneh-	11 Beatrix
Sonn.	24 Johanna	♑	mender Lichtſtärke 3 Vier-	12 Pankrat.

22. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	25 1. n. **Trin.**	♑	Urban. tel auf 1 Uhr Mor-	13 4. **Cantate**
Mont.	26 Phil. N.	♒	gens auf und iſt anderthalb	14 Chriſtian
Dienſt.	27 Luciana	♒	Stunden ſichtbar. Auch	15 Sophia
Mittw	28 Wilhelm	♓	🌗 6. 53′ V. Saturn zeigt	16 Joh. v. N.
Donn.	29 Maximin.	♓	ſich anderthalb Stun-	17 Jodokus
Freit.	30 Felix Pr.	♈	den vor Sonnenaufgang, um	18 Liborius
Sonn.	31 Petron.	♈	1 Uhr Morgens aufgehend.	19 Prudent.

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 6. Mai um halb 11 Uhr Vermittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Mittwoch den 14. Mai gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Mittwoch den 21. Mai halb 5 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Mittwoch den 28. Mai gegen 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
2	14	Bei Tage		1
2	37			2
3	0			3
3	24			4
3	49			5
		Abends		6
		8	46	7
Bei Tage		9	40	8
		10	27	9
		11	8	10
		11	42	11
		Morg.		12
		12	11	13
		12	35	14
		12	58	15
		1	20	16
		1	42	17
		2	6	18
		2	32	19
		3	4	20
Abends				21
9	3	Bei Tage		22
10	1			23
10	47			24
11	24			25
11	54			26
Morg.				27
12	20			28
12	44			29
1	7			30
1	29			31

Chriſt —!

Ein europäiſcher Geſandter machte dem Kaiſer von Marokko Vorwürfe darüber, daß er einen erſt kurze Zeit beſtehenden Vertrag verlezt habe. „Ei", entgegnete der Marokko-Kaiſer, „hältſt du mich etwa für einen Chriſten, daß ich ein Sclave meines Wortes ſeyn ſoll?" — Chriſt, mache wahr, was der Kaiſer von Marokko von dir glaubt!

Die Hoffnung.

Die Hoffnung iſt ein Affenthier,
Geht mit dir um, wie du mit dir;
Die Hoffnung giebt uns Krebsnatur,
Wir kommen dabei rückwärts nur;
An Hoffnung wirſt du arm dich gaffen,
Denn That allein kann Heil dir ſchaffen.

Scherz und Ernſt.

Ein Schmarotzer iſt ein Menſch, der ungeladen kommt und geladen fortgeht.

Heutzutage wird Mancher krank vom vielen — Geſundheit-Trinken.

Manchem Liebespärchen wird vor der Hochzeit die Zeit ſehr lang und nach der Hochzeit — noch länger.

Wenn Alles gehalten würde, was verſprochen wird, gäb's in der Welt längſt nichts mehr, was man noch verſprechen dürfte.

		Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den	1	14 St.	46 M.	4 Uhr	35 M.	7 Uhr	20 M.	9 St.	14 M.
	11	15	18	4	17	7	36	8	42
	21	15	47	4	3	7	50	8	13

Junius 1845.

Alter. Mai.

23. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	1	**2. n. Trin.**	♉	Simeon. ♂ geht gegen	20	**5. Rogate**
Mont.	2	Erasmus	♉	♃ in ♉. halb 1 Uhr Mor-	21	Conſtantin
Dienſt.	3	Clothildis	♉	♄ rückg. ☌ ♄ ♂. ☾ in ☋. gens	22	Julian
Mittw.	4	Florian	♊	☿ größte weſtl. Ausweich.	23	Deſiderius
Donn.	5	Bonifacius	♊	🌑 1. 35′ V. auf. ♄ geht	24	**Himm. Chr.**
Freit.	6	Norbert	♋	gegen Mitternacht	25	Urban
Sonn.	7	Robert	♋	☾ Erdf. auf und iſt beinahe	26	Phil. N.

24. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	8	**3. n. Trin.**	♋	Medardus. 2 Stund. ſicht-	27	**6. Exaudi**
Mont.	9	Primus	♌	bar. ☿ iſt in dieſem Monat	28	Wilhelm
Dienſt.	10	Maurinus	♌	nicht ſichtbar. ♃ geht in	29	Maximin.
Mittw.	11	Barnabas	♍	der Morgendämmerung	30	Felix Pr.
Donn.	12	Baſilides	♍	auf. ♅ geht bald nach halb	31	Petronella
Freit.	13	Ant. v. P.	♍	🌓 4. 11′ V. ♀ in ♋. ☿	1	**Jun.** Sim.
Sonn.	14	Baſilius	♎	in ♊. 1 Uhr Morgens	2	Erasmus

25. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	15	**4. n. Trin.**	♎	Vitus. auf, iſt aber ſchwer	3	**Pfingſtfeſt**
Mont.	16	Benno	♏	zu erkennen. ♀ erſcheint am	4	**Pfingſtm.**
Dienſt.	17	Adolph	♏	☾ in ☊. Abendhimmel, nach	5	**Pfingſtd.**
Mittw.	18	Marcellus	♐	Schl. bei Belle-All. 1815.	6	**Quat.**
Donn.	19	Gervaſius	♐	🌕 11. 46′ M. 9 Uhr un-	7	Robert
Freit.	20	Silverius	♑	☾ Erdn. tergehend.	8	Medardus
Sonn.	21	Albanus	♑	☉ in ♋. Somm. Anfang,	9	Primus

26. Von Petri reichem Fischzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	22	**5. n. Trin.**	♒	Albin. Längſter Tag. ♂,	10	**Trinitatis**
Mont.	23	Walram	♒	gegen halb 12 U. Abd. auf-	11	Barnabas
Dienſt.	24	Joh. d. T.	♓	gehend, iſt über 2 Stunden	12	Baſilides
Mittw.	25	Elogius	♓	ſichtbar. ♄ geht um halb	13	Anton v. P.
Donn.	26	Pelagius	♈	🌗 3. 55′ M. 11 Uhr Abd.	14	**Frohnl.**
Freit.	27	7 Schläfer	♈	auf und zeigt ſich 3 St.	15	Vitus
Sonn.	28	Leo P. †	♈	♀ iſt 1 Viertelſtunde tief in	16	Benno

27. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	29	**6. n. Trin.**	♉	Petr. Paul. ☿ in ♋. der	17	**1. n. Trin.**
Mont.	30	Pauli G.	♉	☾ in ☋. Abenddäm. ſichtb.	18	Marcellus

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 5. Junius nach halb 2 Uhr Morgens der neue Mond.

Freitag den 13. Junius gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Donnerſtag den 19. Junius nach 3 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.

Donnerſtag den 26. Junius gegen 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 11. und 12. Juni.

Was man doch bemerkt!

Als neulich eine Hochzeit gefeiert wurde, ſagte einer der Anweſenden, bei dem im Kopf nicht Alles anweſend iſt: „Ich habe bemerkt, daß in dieſem Jahr mehr Frauen als Männer heirathen."

Wie man's nimmt und giebt.

Gern genommen, gern gegeben,
Wird das Waſſer Saft der Reben.

Abfertigung.

Ein Bauer ließ ſich eines Tages wahrſagen. Als dies geſchehen, verlangte der ſogenannte Prophet Bezahlung. Der Bauer ſah ihn erſtaunt an und ſagte: „Wie, Ihr wißt das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, und Ihr wißt nicht einmal, daß ich kein Geld habe? Packt Euch, Betrüger!"

Alſo drei Mal!

Nach vielfach wiederholten Verſuchen hat ſich ermittelt, daß bei täglichem dreimaligen Melken die Kühe mehr Milch geben als bei nur zweimaligem; in einer Meierei von dreißig Kühen betrug der Unterſchied über 20 Quart (40 Seidel).

☾ Aufg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
Morg.				
1	53	[illegible]		1
2	20	[illegible]		2
2	53			3
3	30			4
		Abends		5
		9	6	6
		9	43	7
[illegible]		10	14	8
[illegible]		10	40	9
[illegible]		11	3	10
		11	25	11
[illegible]		11	49	12
[illegible]		Morg.		13
[illegible]		12	8	14
[illegible]		12	32	15
		1	0	16
		1	34	17
		2	18	18
Abends				19
8	36			20
9	21	[illegible]		21
9	55	[illegible]		22
10	23	[illegible]		23
10	49			24
11	11	[illegible]		25
11	34	[illegible]		26
11	58			27
Morg.		[illegible]		28
12	25	[illegible]		29
12	55			30

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	12 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	4 M.	7 St.	48 M.
11	16	26	3	46	8	13	7	34
21	16	32	3	45	8	18	7	28

Julius 1865

Alter. Junius.

Dienſt.	1 Rembold	♊	♀ zeigt ſich 1 **Viertelſtunde**	19 Gervaſius
Mittw.	2 **M. Heimſ.**	♊	☉ gr. Entf. v. d. Erde. **als**	20 Silverius
Donn.	3 Hyacinth	♊	**Abendſtern u. geht 1 Vier-**	21 Albanus
Freit.	4 Ulrich	♋	🌕 4.57′ N. ☾ Erdſ. tel	22 Albin
Sonn.	5 Anſelm	♋	**auf 10 Uhr unter.** ♃.	23 Walram

28. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	6 **7. n. Trin.**	♌	Iſaias. Ob. ☌ ☿ ☉. zeigt	24 **2. n. Trin.**
Mont.	7 Wilibald	♌	ſich, **um Mitternacht** auf-	25 Elogius
Dienſt.	8 Kilian	♌	♀ in ♌. gehend, an 2 Stun-	26 Pelagius
Mittw.	9 Agilolph	♍	den. **♄ geht bald nach 2 Uhr**	27 7 Schläfer
Donn.	10 7 Brüder	♍	**Mrg.** durch den **Meridian**	28 Leo P.
Freit.	11 Pius P.	♎	🌗 ♂ in ♓. **und iſt faſt die**	29 **Petr. P.**
Sonn.	12 Nabor	♎	2.50′ N. **ganze Nacht**	30 Pauli G.

29. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonntag	13 **8. n. Trin.**	♏	Margaretha. ☿ in ♌. ſicht-	1 **Jul.** 3. Tr.
Mont.	14 Bonavent.	♏	♅ rückg. bar. ☿ iſt in die-	2 **M. Heimſ.**
Dienſt.	15 Ap. Theil.	♐	☾ in ♌. ſem **Monat** nicht	3 Hyacinth
Mittw.	16 Skapul.	♐	ſichtbar. ♅ geht bald nach	4 Ulrich
Donn.	17 Alexius	♐	♂ rückg. halb 11 Uhr Abd.	5 Anſelm
Freit.	18 Arnold	♑	🌑 ☾ Erdn. **auf, iſt aber**	6 Iſaias
Sonn.	19 Arſenius	♒	6.30′ V. **ſchwer zu er-**	7 Wilibald

30. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonntag	20 **9. n. Trin.**	♒	Elias. **kennen.** ♃ geht ein	8 4. n. **Trin.**
Mont.	21 Daniel	♓	**Viertel auf 12 Uhr Abends**	9 Agilolph
Dienſt.	22 M. Magd.	♓	**auf und zeigt ſich den übri-**	10 7 Brüder
Mittw.	23 Apollinar	♓	☉ in ♌. Anf. d. Hundst.	11 Pius P.
Donn.	24 Chriſtine	♈	**gen Theil der Nacht am**	12 Nabor
Freit.	25 Jakob	♈	🌓 ☌ ♀ ☿. **Morgenhim-**	13 Margar.
Sonn.	26 Anna	♉	3.48′ V. **mel.** ♂ **cul-**	14 Bonavent.

31. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonntag	27 **10. n. Trin.**	♉	Pantaleon. ☾ in ☋. **minirt**	15 **5. n. Trin.**
Mont.	28 Innocenz	♊	**gegen 2 Uhr Morgens und**	16 Skapul.
Dienſt.	29 Martha	♊	**iſt als ein heller Stern**	17 Alexius
Mittw.	30 Abdon	♊	☿ in ♍. **die ganze Nacht**	18 Arnold
Donn.	31 **Ign. Loj.**	♋	☾ Erdſ. **hindurch ſichtbar.**	19 Arſenius

Mond-Wechſel.

Freitag den 4. Julius gegen 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Sonnabend den 12. Julius 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Sonnabend den 19. Julius halb 7 Uhr Vormittags der volle Mond.

Sonnabend den 26. Julius nach 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Gedrängte Kürze.

Ein Bettler ging über den Hof eines Ritterguts und begegnete der Beſitzerin. „Was wollt Ihr?“ fragte dieſe. — „Ach, gutes Madamchen“, lautete die Antwort, „ich bitte nur um einen Schluck Waſſer, denn ich bin ſo hungrig, daß ich nicht weiß, wo ich die Nacht ſchlafen ſoll.“

Ef-ef-ef-ef!

Fromm im Wollen,
Frei im Denken und Fragen,
Friſch im Handeln,
Froh im Dulden und Tragen —
Das ſind vier F, die mußt du merken,
Sie können zu allen Dingen ſtärken.

Friſches Fleiſch friſch zu erhalten, nimmt man Büchſen von Eiſenblech, faßt damit den Rauch von Kohlen auf, füllt dann die Büchſe mit Stücken des rohen Fleiſches, das man friſch erhalten will und legt zwiſchen jede Schicht pulveriſirte Holzkohlen, bis die Büchſe gedrängt voll iſt, welche man dann verkittet und noch mit einer Blaſe feſt verbindet. Dann erhält ſich das Fleiſch im Keller den ganzen Sommer hindurch friſch, und unterſcheidet ſich abgewaſchen nicht im Geringſten von dem, das eben vom Schlächter kommt. Auch wenn man das Fleiſch gut und derb in Heu wickelt, das aber kleinfaſerig und trocken ſeyn muß, erhält es ſich im Sommer lange.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg.		
1 31	[illegible]	1
2 12		2
2 59		3
	Abends	4
	8 17	5
[illegible]	8 46	6
	9 10	7
	9 32	8
	9 53	9
	10 14	10
	10 36	11
	11 1	12
	11 32	13
	Morg.	14
	12 10	15
	12 56	16
	1 55	17
	3 6	18
Abends		19
8 23	[illegible]	20
8 50		21
9 15		22
9 38		23
10 3		24
10 29		25
10 58		26
11 32		27
Morg.		28
12 11		29
12 56		30
1 47		31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 26 M.	3 Uhr 50 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 34 M.
11	16 12	3 58	8 11	7 48
21	15 20	4 10	8 0	8 40

Auguſt 1845.

Alter. Julius.

Freit.	1	Petr. Kett.	♋	♀ in ♍. ♀ iſt über 1 Vier-	20	Elias
Sonn.	2	Portiunc.	♌	telſtunde als Abendſtern	21	Daniel

32. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.

Sonntag	3	11. n. Trin.	♌	🌑 7.52′ V. Steph. Erf.	22	6. n. Trin.
Mont.	4	Dominicus	♌	ſichtbar, und geht 3	23	Apollinar
Dienſt.	5	Mar. Schn.	♍	Viertel auf 9 Uhr unter. ☿	24	Chriſtine
Mittw.	6	Verkl. Chr.	♍	iſt nicht ſichtbar. ♄ ſteht	25	Jakob
Donn.	7	Gottſchalk	♎	der Sonne gegenüber um	26	Anna
Freit.	8	Cyriakus	♎	☍ ♄ ☉. Mitternacht in	27	Pantaleon
Sonn.	9	Romanus	♎	Süden und zeigt ſich die	28	Innocenz

33. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonntag	10	12. n. Trin.	♏	🌓 11. 8′ N. Laurenz.	29	7. n. Trin.
Mont.	11	Hermann	♏	☾ in ☊. ganze Nacht. ♅	30	Abden
Dienſt.	12	Clara	♐	iſt die ganze Nacht über dem	31	Ign. Loj.
Mittw.	13	Hippolytus	♐	Horizont. ♃ geht 3 Viertel	1	Aug. P. K.
Donn.	14	Euſeb. †	♑	auf 10 Uhr Abends auf und	2	Portiunc.
Freit.	15	M. Himm.	♑	☿ gr. öſtl. Ausw. ☾ Erdn.	3	Steph. Erf.
Sonn.	16	Rochus	♒	iſt faſt 6 Stunden ſichtbar.	4	Dominicus

34. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	17	13. n. Trin.	♒	🌕 1. 45′ M. Sibylla.	5	8. n. Trin.
Mont.	18	Helena	♓	☍ ♂ ☉. ♂ ſteht der	6	Verkl. Chr.
Dienſt.	19	Sebald	♓	Sonne gegenüber und er-	7	Gottſchalk
Mittw.	20	Bernhard	♈	ſcheint mit hellem Lichte die	8	Cyriakus
Donn.	21	Athanaſius	♈	ganze Nacht. ♀ iſt über eine	9	Romanus
Freit.	22	Timotheus	♉	Viertelſtunde in der Abend-	10	Laurenz
Sonn.	23	Zacharias	♉	☉ in ♍. Ende der Hundst.	11	Hermann

35. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	24	14. n. Trin.	♉	🌗 6.55′ M. Barthol. ☾	12	9. n. Trin.
Mont.	25	Ludwig	♊	in ☋. ☌ ♀ ☿. dämme-	13	Hippolyt.
Dienſt.	26	Samuel	♊	♀ in ♎. rung ſichtbar, und	14	Euſebius
Mittw.	27	Joſeph C.	♋	☾ Erdf. geht gegen 8 U. un-	15	M. Himm.
Donn.	28	Auguſtin	♋	☿ rückl. ter. ♂ geht 1 Vier-	16	Rochus
Freit.	29	Joh. Enth.	♋	tel auf 12 Uhr Abds. durch	17	Sibylla
Sonn.	30	Roſa	♌	den Meridian. ♄ culminirt	18	Helena

36. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Galater 5.

Sonntag	31	15. n. Trin.	♌	Paulin. halb 11 Uhr Abds.	19	10. n. Trin.

Mond-Wechſel.

Sonntag den 3. Auguſt gegen 8 Uhr Morgens der neue Mond.

Sonntag den 10. Auguſt gegen 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Sonntag den 17. Auguſt 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Sonntag den 24. Auguſt um 7 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 12. Auguſt.

Gute Lehre.

Sadi, der weiſe Perſer, ſaß eines Abends vertieft bei dem Koran; als er aufblickte, waren von ſeinen drei Söhnen zwei eingeſchlafen; der dritte aber ſagte ſehr ſelbſtzufrieden: „Sieh, Vater, wie die ſchlafen; ich aber — ich bete!" — „Mein Sohn", entgegnete ſanft der Vater, „beſſer iſt's doch wohl zu ſchlafen, als ſtolz ſeyn auf das, was man thut!"

Er will nicht wollen!

Wenn Einer nicht ſieht aus böſem Willen,
Dem bietet umſonſt ihr tauſend Brillen.

Merkt's!

Wer ſich nicht als Mann zeigt, wenn er es ſoll, der wird auch ſpäter nicht dafür erkannt, wenn er es will.

Kien.

In mehreren Gegenden Schwedens werden die Kiefern, welche nicht für die Schneidemühlen beſtimmt ſind, dadurch außerordentlich reich an Kien gemacht, daß man ſie einige Klaftern hoch von der Erde der Rinde beraubt. Dies darf jedoch nur allmählig geſchehen, in einem Zeitraum von fünf bis ſechs Jahren.

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Morg. 2 44	B. T.	1
3 44		2
	Abends	3
Bei Tage	7 38	4
	8 0	5
	8 20	6
	8 43	7
	9 7	8
	9 35	9
	10 8	10
	10 51	11
	11 42	12
	Morg.	13
	12 46	14
	1 58	15
	3 17	16
Abends		17
7 16		18
7 40	Bei Tage	19
8 5		20
8 31		21
9 0		22
9 33		23
10 11		24
10 53		25
11 43		26
Morg.		27
12 37		28
1 36		29
2 38		30
3 43		31

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 25 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 41 M.
11	14 47	4 40	7 28	9 13
21	14 12	4 56	7 8	9 48

September 1845

Alter. August.

Mont.	1 Aegidius	♍	🌑 10. 2′ N. ♄ steht ge-	20 Bernhard
Dienſt.	2 Raphael	♍	gen halb 11 Uhr Abds.	21 Athanaſius
Mittw.	3 Manſuetus	♍	in Süden und iſt noch die	22 Timotheus
Donn.	4 Roſalia	♎	ganze Nacht ſichtbar. ♀ zeigt	23 Zacharias
Freit.	5 Herkulian	♎	♃ rückg. ſich über 1 Vier-	24 Barthol.
Sonn.	6 Magnus	♏	telſtunde tief in der Abend-	25 Ludwig

37. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonntag	7 16. n. Trin.	♏	Regina. ☾ in ☊. dämme-	26 11. n. Trin.
Mont.	8 **Mar. Geb.**	♐	rung. ♅ geht gegen halb 2	27 Joſeph C.
Dienſt.	9 Audomar	♐	🌓 5.52′V. Uhr Morgens	28 Auguſtin
Mittw.	10 Nicol. v. T.	♑	durch den Mittags-	29 J. Enth.
Donn.	11 Protus	♑	kreis. ♂ geht um halb 11	30 Roſa
Freit.	12 Winand	♒	Unt. ☌☿☉. ☾ Erdn. Uhr	31 Paulin
Sonn.	13 Maternus	♒	Abd. durch d. Meridian. ♃	1 **Sept.** Aeg.

38. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonntag	14 17. n. Trin.	♓	† Erhöhung. ſteht um 3	2 12. n. Trin.
Mont.	15 Ludmilla	♓	🌕 10. 41′ M. Uhr Mrg.	3 Manſuetus
Dienſt.	16 Cornel	♈	in Süden und zeigt ſich	4 Roſalia
Mittw.	17 Quat. †	♈	Lambertus. noch faſt die	5 Herkulian
Donn.	18 Richard	♈	ganze Nacht. ☿ kommt in	6 Magnus
Freit.	19 Nicleta †	♉	♀ in ♏. der Morgendäm-	7 Regina
Sonn.	20 Euſtach. †	♉	☾ in ☋. merung zum Vor-	8 **Mar. Geb.**

39. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonntag	21 18. n. Trin.	♊	Matth. Ev. ☿ rechtl. ſchein.	9 13. n. Trin.
Mont.	22 Moriz	♊	♄ ſteht um 9 Uhr Abends in	10 Nicol. v. T.
Dienſt.	23 Thekla	♋	🌗 12.54′M. ☉ ♎. Herbſt	11 Protus
Mittw.	24 Joh. Empf.	♋	☾ Erdf. Anf., Tag u.	12 Winand
Donn.	25 Kleophas	♋	Nacht gl. Süden. ☿ zeigt	13 Maternus
Freit.	26 Cyprian	♌	ſich 3 Viertelſtunden in der	14 † Erhöh.
Sonn.	27 Cosm. u. D.	♌	♂ rechtl. ☿ größte weſtliche	15 Ludmilla

40. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonntag	28 19. n. Trin.	♍	Wenzel. Ausweich. Mor-	16 14. n. Trin.
Mont.	29 Michael	♍	gendämmerung. ♀ iſt eine	17 Lambertus
Dienſt.	30 Hieronym.	♍	halbe Stunde Abendſtern.	18 Richard

Mond-Wechſel

Montag den 1. September nach 10 Uhr Abends der neue Mond.

Dienſtag den 9. September gegen 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Montag den 15. September 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der volle Mond.

Dienſtag den 23. September gegen 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Er müßte nur kein Menſch ſeyn!

Es rühmte ſich Jemand, er könne fünf bis ſechs Flaſchen Wein trinken, ohne zuviel zu haben. „Sehr ſtark!“ antwortete ein alter Herr; „doch thut's mir leid, daß Sie ein Menſch ſind; wären Sie ein Schwamm, ich würde Sie wegen Ihrer Verdienſte loben.“

Alter Spruch über Arbeitslohn.

Zahl' Arbeit nicht nach Stunden baar,
Sonſt geh'ſt du d'rauf mit Haut und Haar;
Bezahlt den Mann, wie weit er's bracht,
Macht flink bei Tag, legt feſt bei Nacht.

Aehnlichkeit.

Welche Aehnlichkeit iſt zwiſchen einem Gecken und einer Uhr? — Man zieht ſie Beide auf und läßt ſie laufen.

Bereitung des Roſen-Oels.

Die Blätter werden in ihrer vollkommenen Blüthe abgepflückt, von Samen und Stengel befreit, unter klares Brunnenwaſſer in ein irdenes Gefäß gethan, und ſechs bis ſieben Tage an die Sonne geſetzt. Gegen Ende des dritten und vierten Tages ſchwimmt ein gelbes Oel auf dem Waſſer, welches ſich zu einem Schaum ſammelt und das wirkliche Roſen-Oel ausmacht. Dies nimmt man mit etwas Baumwolle ab, welche man in eine kleine Flaſche ausdrückt, die aber ſogleich zugeſtopft wird. Jeden Abend wiederholt man dies Abſchäumen, bis nichts mehr erſcheint.

☾ Aufg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Abends		1
		6	27	2
		6	50	3
S		7	15	4
e		7	41	5
-		8	13	6
		8	52	7
m		9	38	8
b		10	35	9
		11	42	10
e		Morg.		11
r		12	58	12
		2	16	13
		3	36	14
Abends				15
6	6			16
6	32			17
6	59	S		18
7	30			19
8	7	e		20
8	49	-		21
9	39	m		22
10	29			23
11	26	b		24
Morg.		e		25
12	27			26
1	29	r		27
2	35			28
3	42			29
4	51			30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 · 54	5 29	6 23	11 6
21	12 15	5 45	5 59	11 45

Oktober 1865.

Alter. September.

Mittw.	1	Remigius	♎	🌑 11. 27′ V. ☍♅☉. ♅	19	**Quat.**
Donn.	2	Leodegar	♎	ſteht der **Sonne** ge-	20	Euſtachius
Freit.	3	Ewald	♏	genüber um **Mitternacht** in	21	Mth. Ev.
Sonn.	4	Franz	♏	☾ in ☊. **Süden.** ☿ iſt noch 3	22	Moriz

41. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	5	20. **Erntef.**	♐	Plac. **Viertelſtunden in der**	23	**15. n. Trin.**
Mont.	6	Bruno	♐	**Morgendämmerung** ſichtb.	24	Joh. Empf.
Dienſt.	7	Sergius	♑	☿ in ♎. ♂ geht nach halb 9	25	Kleophas
Mittw.	8	Brigitta	♑	🌓 11. 59′ V. ☾ Erdn. **Uhr**	26	Cyprian
Donn.	9	Dionyſius	♑	**Abd. durch den Meri-**	27	Cosm. u. D.
Freit.	10	Gereon	♒	**dian** u. um 1 Uhr **Mrg.** un-	28	Wenzel
Sonn.	11	Wimmar.	♒	**ter.** ♀ **iſt 3 Viertelſtunden**	29	Michael

42. Von des Königiſchen krankem Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonntag	12	21. **n. Trin.**	♓	Maximilian. in der **Abend-**	30	**16. n. Trin.**
Mont.	13	Tilmann	♓	**dämmerung** ſichtbar. ♃	1	**Okt.** Rem.
Dienſt.	14	Kallixtus	♈	♀ in ♐. **geht gegen 1 Uhr**	2	Leodegar
Mittw.	15	**Kön. O. T.**	♈	🌕 10. 24′ **V.** Thereſia.	3	Ewald
Donn.	16	Gallus	♉	**Mrgs. durch den Me-**	4	Franz
Freit.	17	Florentin	♉	☾ in ☋. **ridian.** ☿ **verſchwin-**	5	Placidus
Sonn.	18	Luc. Ev.	♊	**Schl. bei Leipzig** 1813. **det**	6	Bruno

43. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	19	22. n. **Trin.**	♊	Ferdinand. **in der Mor-**	7	**17. n. Trin.**
Mont.	20	Wendelin	♊	♄ **rechtl. gendämmerung.**	8	Brigitta
Dienſt.	21	Urſula	♋	♅ **culminirt um halb** 11	9	Dionyſius
Mittw.	22	Cordula	♋	☾ Erdf. **Uhr Abds.** ♄ **geht**	10	Gereon
Donn.	23	Severinus	♌	🌗 8. 42′ **V.** ☉ in ♏. **nach**	11	Wimmar.
Freit.	24	Evergiſt	♌	☿ in ♏. 3 **Viertel auf**	12	Maximil.
Sonn.	25	Raphael	♌	**7 Uhr Abds. durch den Me-**	13	Tilmann

44. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonntag	26	23. n. **Trin.**	♍	Amandus. Ob. ☌☿☉. ri-	14	**18. n. Trin.**
Mont.	27	Sabina	♍	**dian u. um 11 M. unter.** ♃	15	Thereſia
Dienſt.	28	Sim. J.	♎	**in Oppoſition mit d. Sonne,**	16	Gallus
Mittw.	29	Narciſſus	♎	☍♃☉. **iſt die ganze Nacht**	17	Florentin
Donn.	30	Theoneſt	♏	🌑 ☾ in ☊. **hindurch** ſichtb.	18	Luc. Ev.
Freit.	31	Wolfg. †	♏	12. 10′ V. **Anf.** ☉ **f.**	19	**Ferdinand**

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 1. Oktober gegen halb 12 Uhr Vormittags der neue Mond.

Mittwoch den 8. Oktober um Mittag das erſte Viertel.

Mittwoch den 15. Oktober gegen halb 11 Uhr Vormittags der volle Mond.

Donnerſtag den 23. Oktober 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Freitag den 31. Oktober gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5606ten Jahrs den 2. und 3. Oktober, ihr Verſöhnungsfeſt den 11. Oktober und ihr Laubhüttenfeſt den 16. und 17., 23. und 24. Oktober.

Waffen des Weibes.

Drei edle Waffen hat das Weib. Gegen das grobe Geſchütz überraſchender Angriffe: weiblichen Stolz; gegen das Schlafpulver der Verführung: männliche Kraft; gegen die Lockſpeiſe der Sinnlichkeit: kindliches Gebet.

Antrieb.

So lange man im Lichte lebt,
Muß man ſich wacker regen;
Im Grabe hat dann Jeder Zeit,
Gemächlich ſich zu pflegen.

Gegen Gährung.

Eingemachte Früchte und Säfte, die bereits in ſaure Gährung übergingen, werden durch Beimiſchung von einer Meſſerſpitze gereinigter Potaſche auf ein halbes Maaß, oder, was beſſer iſt, durch nochmaliges Kochen mit derſelben, zu dauernder Haltbarkeit in unſchädlicher Weiſe hergeſtellt, nur mit dem Verluſt eines Theils ihrer urſprünglichen Farbe.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	1
	5 43	2
	6 15	3
	6 52	4
	7 37	5
	8 32	6
	9 35	7
	10 46	8
	Morg.	9
	12 2	10
	1 19	11
	2 37	12
	3 52	13
	5 8	14
Abends		15
5 28		16
6 2		17
6 43		18
7 28		19
8 19		20
9 15		21
10 14		22
11 16		23
Morg.		24
12 20		25
1 25		26
2 32		27
3 42		28
4 53		29
6 8		30
N. T.	Abends	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 23 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

November 1845

Alter. Oktober.

Sonn.	1 **All. Heil.**	♏	♀ glänzt über eine Stunde	20 Wendelin
			45. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.	
Sonntag	2 24. n. Trin.	♐	All. Seel. als Abendſtern	21 **19. n. Trin.**
Mont.	3 Hubert	♐	☾ Erdn. und geht 1 Viertel	22 Cordula
Dienſt.	4 Karl Bor.	♑	auf 7 Uhr unter. ♂ geht	23 Severinus
Mittw.	5 Zacharias	♑	gegen halb 8 Uhr Abends	24 Evergiſt
Donn.	6 Leonhard	♒	🌓 6.42' N. durch den Me-	25 Raphael
Freit.	7 Engelbert	♒	ridian und gegen halb	26 Amandus
Sonn.	8 Gottfried	♓	1 Uhr Morgens unter. ♃	27 Sabina
			46. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. 1. Theſſ. 4.	
Sonntag	9 25. n. Trin.	♓	Theodor. ♀ in ♑. ſteht ge-	28 **20. n. Trin.**
Mont.	10 Mart. P.	♈	gen 11 Uhr Abends in Sü-	29 Narciſſus
Dienſt.	11 Mart. B.	♈	den und zeigt ſich noch die	30 Theoneſt
Mittw.	12 Kunibert	♉	♂ in ♐. ganze Nacht. ♄ iſt	31 Wolfgang
Donn.	13 Staniſl.	♉	☾ in ☋. 5 Stunden am Ab.-	1 **Nov. A. H.**
Freit.	14 Levin	♉	🌕 1.23' V. Sichtb. ☾ F.	2 All. Seel.
Sonn.	15 Leopold	♊	Himmel ſichtbar und	3 Hubert
			47. Vom jüngſten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.	
Sonntag	16 26. n. Trin.	♊	Edmund. geht um 10 Uhr	4 **21. n. Trin.**
Mont.	17 Gertrud	♋	unter. ☿ iſt in dieſem Mo-	5 Zacharias
Dienſt.	18 Maximus	♋	nat nicht ſichtbar. ♂ geht	6 Leonhard
Mittw.	19 Eliſabeth	♋	☾ Erdf. gegen 7 Uhr Abds.	7 Engelbert
Donn.	20 Simplic.	♌	durch den Meridian u. bald	8 Gottfried
Freit.	21 **M. Opf.**	♌	🌗 nach Mitternacht un-	9 Theodor
Sonn.	22 Cäcilia	♍	4.54' V. ☉ in ♐. ter.	10 Martin P.
			48. Von den zehn Jungfrauen, Matth. 25. Ep. 1. Theſſ. 5.	
Sonntag	23 27. n. Trin.	♍	Clemens. Feier zum Ge-	11 **22. n. Trin.**
Mont.	24 Joh. v. Kr.	♍	dächtniſs der Geſtorbenen.	12 Kunibert
Dienſt.	25 Katharina	♎	♅ geht um 8 Uhr Abends	13 Staniſl.
Mittw.	26 Konrad	♎	durch den Meridian und um	14 Levin
Donn.	27 Bithildis	♏	halb 3 Uhr Morgens unter.	15 Leopold
Freit.	28 Günther	♏	🌑 ☾ in ☊. ♄ ſinkt gegen	16 Edmund
Sonn.	29 Saturnin	♐	12.9' N. 9 U. Abds.	17 Gertrud
			49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.	
Sonntag	30 **1. Advent**	♐	Andr. Ap. unter den Horiz.	18 **23. n. Trin.**

Mond-Wechſel.

Donnerſtag den 6. November 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.

Freitag den 14. November gegen halb 2 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Sonnabend den 22. November gegen 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonnabend den 29. November gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Alles mit Profit!

Ein im Ruf des Geizes ſtehender Spekulant grüßte an der Börſe manchen Bekannten nicht; als davon die Rede war, bemerkte Jemand: „Er will mit Profit grüßen, drum wartet er, bis mehrere Bekannte beiſammen ſtehen.“

Der Gottesleugner.

Der Gottesleugner — glaub' es, guter Chriſt! —
Glaubt, was nicht iſt, und glaubet nicht, was iſt.

Alte aber gute Erklärung.

Die Frau iſt aus der Rippe des Mannes geſchaffen, weil ſie ihm treulich zur Seite ſtehen ſoll. Nicht aus ſeinem Haupte wurde ſie geſchaffen, weil ſie ihm nicht Gebieterin, nicht aus ſeinen Füßen, weil ſie ihm nicht Sclavin ſeyn ſoll.

Der Heimgekehrte.

Von Reiſen heimgekehrt, verbirgt der dumme Tropf
Die leeren Taſchen wohl, doch nicht den leeren Kopf!

Tinte, welche die Stahlfedern nicht verdirbt.

Werden ½ Quentchen Eiſen-Oxyd, 1 Loth geſtoßene ſchwarze Galläpfel, ½ Loth Gummi, 10 Loth Regenwaſſer in einer Flaſche 24 Stunden lang angeſetzt und zuweilen umgeſchüttelt, ſo erhält man eine vorzügliche Tinte für Stahlfedern, die gleich hinlänglich ſchwarz und, trocknet ſie ein, mit Waſſer wieder zu verdünnen iſt.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abends 5 31	1
☊	6 24	2
[illegible]	7 26	3
[illegible]	8 37	4
	9 52	5
[illegible]	11 9	6
	Morg.	7
[illegible]	12 25	8
[illegible]	1 39	9
[illegible]	2 53	10
	4 6	11
	5 17	12
	5 26	13
Abends		14
5 21		15
6 10	☊	16
7 4	[illegible]	17
8 2		18
9 2	[illegible]	19
10 5		20
11 9	[illegible]	21
Morg.	[illegible]	22
12 14	[illegible]	23
1 21	[illegible]	24
2 30		25
3 42		26
4 56		27
6 11		28
☊	Abends	29
[illegible]	5 10	30

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 „ 7	7 10	4 17	14 53
21	8 37	7 27	4 4	15 23

Dezember 1856.

Alter. November.

Mont.	1	Eligius	♑	☾ Erdn. ♀ glänzt 2 und	19	Eliſabeth
Dienſt.	2	Balbina	♑	1 halbe **Stunde am Abend-**	20	Simplic.
Mittw.	3	Franz Xav.	♒	☿ in ♏. himmel u. geht um	21	**M. Opf.**
Donn.	4	Barbara	♒	7 **Uhr** unter. ♃ geht um 9	22	Cäcilia
Freit.	5	Criſpina	♓	🌓 ♀ in ♒. **Uhr Abd.** durch	23	Clemens
Sonn.	6	Nicolaus	♓	3. 20' B. den **Meridian**	24	Joh. v. Kr.

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonntag	7	2. **Advent**	♈	Ambroſius. **und um** 4 **Uhr**	25	24. **n. Trin.**
Mont.	8	**M. Empf.**	♈	**Morgens unter.** ♂ ſteht	26	Konrad
Dienſt.	9	Leocadia	♈	um halb 7 **Uhr Abends** in	27	Bithildis
Mittw.	10	Judith	♉	☿ gr. öſtl. Ausw. ☾ in ☊.	28	Günther
Donn.	11	Damaſus	♉	♂ rechtl. **Süden.** ☿ **zeigt**	29	Saturnin
Freit.	12	Epimachus	♊	🌕 **ſich einige Minuten**	30	Andr. Ap.
Sonn.	13	Lucia	♊	7. 11' **U.** tief in der	1	**Dez.** Elig.

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonntag	14	3. **Advent**	♋	Nikaſ. **Abenddämmerung.**	2	1. **Advent**
Mont.	15	Euſebius	♋	♄ **geht bald nach** 8 **Uhr**	3	Franz Xav.
Dienſt.	16	Adelheid	♋	**Abends unter.** ☿ **verſchwin-**	4	Barbara
Mittw.	17	**Quat.** †	♌	Lazarus. ☿ rückg. ☾ Erdf.	5	Criſpina
Donn.	18	Wunibald	♌	**det in der Abenddämme-**	6	Nicolaus
Freit.	19	Nemeſius †	♌	**rung.** ♀ **glänzt** 3 **und eine**	7	Ambroſius
Sonn.	20	Julius †	♍	☌ ♄ ♀. ♀ gr. öſtl. Ausweich.	8	**M. Empf.**

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonntag	21	4. **Advent**	♍	🌗 11. 55' **U.** ☉ ♑. Kürz-	9	2. **Advent**
Mont.	22	Greg. Sp.	♎	ſter Tag, Winters	10	Judith
Dienſt.	23	Dagobert	♎	Anfang. ♂ in ♈. halbe	11	Damaſus
Mittw.	24	Adam, E. †	♏	**Stunde lebhaft als Abend-**	12	Epimachus
Donn.	25	**H. Chriſtt.**	♏	☾ in ☊. ſtern. ♄ iſt **noch**	13	Lucia
Freit.	26	**Stephan**	♐	♃ rechtl. 2 **Stunden am**	14	Nikaſius
Sonn.	27	Joh. Ev.	♐	Unt. ☌ ☿ ☉. **Abendhim-**	15	Euſebius

1. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonntag	28	**n. Chriſtt.**	♑	🌑 11. 20' N. Umſch. K.	16	3. **Advent**
Mont.	29	Thom. C.	♑	☾ Erdn. nicht ſichtbar.	17	Lazarus
Dienſt.	30	David	♒	♃ **geht um halb** [illegible] **Uhr Abd.**	18	Wunibald
Mittw.	31	Sylveſter	♒	**durch den Mittagskreis.**	19	**Quat.**

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 6. Dezember gegen halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Sonnabend den 13. Dezember 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 21. Dezember gegen Mitternacht das letzte Viertel.

Sonntag den 28. Dezember gegen halb 12 Uhr Abends der neue Mond.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		
Bei Tage		6	20	1
		7	36	2
		8	54	3
		10	13	4
		11	30	5
		Morg.		6
		12	44	7
		1	56	8
		3	6	9
		4	15	10
		5	20	11
		6	21	12
Abends				13
4	56	Bei Tage		14
5	52			15
6	52			16
7	53			17
8	56			18
10	0			19
11	5			20
Morg.				21
12	11			22
1	20			23
2	31			24
3	44			25
4	56			26
6	6			27
Bei Tage		Abends		28
		5	8	29
		6	29	30
		7	50	31

Landmanns-Witz.

Mit Bezug auf die Wunderkraft des Guano (Vogelmiſtes) und anderer neuerer Düngungsmittel ſagte jüngſt ein engliſcher Landmann zu ſeinem Nachbar: „Man wird bald den Dünger eines ganzen Feldes in eine Weſtentaſche ſtecken können!“ — „Ja wohl, und in die andre Weſtentaſche dann die Erndte!“ erwiederte der Nachbar.

Unabhängig und frei.

Man nennt dich unabhängig, wenn dir Niemand befehlen darf, du biſt es erſt, wenn du auch Keinem zu befehlen haſt; frei aber kannſt du nur ſeyn, wenn du dir ſelber gehorchen lerneſt.

Scherz und Ernſt.

Es machen ſich am meiſten die über Andere luſtig, die über ſich ſelber traurig ſeyn müßten.

Iſt ein Mann oft vom Trunk „ſelig“, wird ſeine Frau nur ſelig ſeyn, wenn er ihr Seliger iſt.

Was nicht im Spiegel zu ſehen, ſollte immer das Vorzüglichſte am Menſchen ſeyn.

Die Liebe iſt freilich blind, die Ehe ſticht ihr aber ſehr oft den Staar.

Spruch.

Du träumeſt viel, bring'ſt ird'ſche Sorge du
Zum Lager mit; — gleich freudenloſe Ruh'
Mußt du im Schlaf zu jenem Leben haben,
Wenn ird'ſche Sorge mit dir iſt begraben;
Drum mach' dich frei zum Auferſtehungsmorgen,
Was hier zurück dann bleibt — Gott wird's beſorgen!

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 12 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 48 M.
11	7 57	7 55	3 51	16 3
21	7 50	8 3	3 53	16 10

Zeitrechnung des Jahres 1845.

Das gegenwärtige 1845ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1844 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 23. März und im alten auf ſeinen 15. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhängenden beweglichen Feſte in dieſem Jahre nach dem alten Kalender 5 Wochen ſpäter, als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 6 Uhr 3 Minuten Abends. Der Sommer am 21. Juni um 3 Uhr 2 Minuten Nachmittags. Der Herbſt am 23. September um 5 Uhr 13 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 10 Uhr 47 Minuten Vormittags.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen wir nur die eine Sonnen- und die eine Mondfinſterniß ſehen werden.

Die erſte Sonnenfinſterniß tritt am 6. Mai ein und iſt in einem großen Theil der nördlichen Halbkugel der Erde, namentlich in faſt ganz Europa, ſichtbar. Ihr Anfang erfolgt zu Cöln Vormittags um 9 Uhr 11 Minuten wahrer Zeit und ihr Ende um 11 Uhr 26 Minuten, nachdem ſie 2 Stunden 15 Minuten gedauert hat. Ihre Größe beträgt 4 Zoll am nördlichen Rande.

Die erſte Mondfinſterniß erfolgt am 21. Mai in den Nachmittagsſtunden und iſt in Neuholland, dem ſüdöſtlichen Theil von Aſien und in dem öſtlichen von Afrika ſichtbar.

Die zweite Sonnenfinſterniß findet in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober ſtatt. Sie iſt hauptſächlich in der Südſee ſichtbar.

Die zweite Mondfinſterniß iſt partial und ereignet ſich in der Nacht vom 13. auf den 14. November. Sie fängt nach mittlerer Zeit um 11 Uhr 38 Minuten Abends an, erreicht um 1 Uhr 17 Minuten Morgens, wo ſich faſt 11 Zoll am nördlichen Rande verfinſtert zeigen werden, ihr Mittel, und hört nach einer Dauer von 3 Stunden 17 Minuten um 2 Uhr 55 Minuten auf. Sie iſt ihrem ganzen Verlauf nach in Europa und Afrika, theilweiſe in Aſien und Amerika ſichtbar.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1845.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis Ende Februars am Abendhimmel. Den 27. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zur Mitte des Junius verborgen bleibt. Er erſcheint dann im 11ten Grade des Widders am Morgenhimmel, wo er jedoch bei der nächtlichen Dämmerung als ein Stern fünfter bis ſechſter Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen ſeyn wird. Den 25. Junius geht er bereits um Mitternacht auf. Den 14. Julius wird er rückläufig, was er bis zum 21. December bleibt. Den 1. Oktober ſteht er im neunten Grade des Widders am Bande der Fiſche in einer ziemlich ſternleeren Gegend um Mitternacht der Sonne gegenüber, und iſt mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Am Schluſſe des Jahres geht er um Mitternacht unter.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfange des Jahres noch kurze Zeit in der Abenddämmerung ſichtbar. Den 29. Januar kommt er zur Conjunction mit der Sonne, in deren Strahlen er bis zu Ende des März verborgen bleibt. Er erſcheint dann in der Morgendämmerung, in der er immer früher zum Vorſchein kommt, als den 2. April um 5 Uhr Morgens, den 5. Mai um 2 Uhr und den 3. Junius um Mitternacht, um welche Zeit er im 11ten Grade des Waſſermanns rückgängig wird. Den 4. Julius geht er ſchon um 10 Uhr Abends auf, worauf er ſichtbar culminirt, als den 12. Julius um 2 Uhr Morgens und den 8. Auguſt um Mitternacht. An letzterem Tage ſteht er im 9ten Grade des Waſſermanns bei einem Grade ſüdlicher Breite unter den Sternen des Steinbocks der Sonne gegenüber und iſt die ganze Nacht über dem Horizont. Er geht dann in den Abendhimmel, durch den Meridian, als den 5. September um 10 Uhr, den 6. Oktober um 8 Uhr, den 5. November um 6 Uhr, und ſichtbar unter, als den 12. November um 10 Uhr, den 15. December um 8 Uhr und mit dem Ausgange des Jahres bald nach 7 Uhr Abends. Seit dem 20. Oktober wieder rechtläufig geworden iſt er am Ende des Jahres bis zum 13ten Grade des Waſſermanns vorgerückt.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfange des Jahres nach Sonnenuntergang am Abendhimmel und geht allmählig früher unter, als den 20. Januar um 10 Uhr, den 5. März um 8 Uhr. Einige Tage ſpäter verſchwindet er in den Strahlen der Abendſonne, in denen er bis zum Anfange des Junius verborgen bleibt. Unterdeſſen iſt er am 6. April zur Sonne gekommen. Nachdem er am Morgenhimmel wieder erſchienen iſt, geht er täglich früher in der Nacht auf, als den 21. Junius um 1 Uhr Morgens, den 24. Julius um 11 Uhr Abends, den 25. Auguſt um 9 Uhr. Vom Anfange des Septembers an geht er ſichtbar durch den Meridian. Am 30. Oktober culminirt er um Mitternacht, wo er ſich im 6ten Grade des Stiers unter den Sternen des Widders der Sonne gegenüber die ganze Nacht zeigt. Hierauf geht er in den Abendſtunden in Süden, als den 21. November um 10 Uhr, am Schluſſe des Jahres ein Viertel auf 8 Uhr. In den 4 letzten Monaten iſt er rückläufig.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo, Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Dieſer Planet geht in den drei erſten Monaten des Jahrs als ein unſcheinlicher Stern zwiſchen 3 und 4 Uhr Morgens auf, während er die Zeichen Skorpion, Schütze und einen Theil des Steinbocks durchläuft. Vom April an nimmt ſeine Lichtſtärke merklich zu. Den 21. dieſes Monats geht er um 2 Uhr, den 9. Junius um Mitternacht und den 18. Julius um 10 Uhr Abends auf. Von dieſer Zeit an, wo er rückgängig wird, geht er ſichtbar durch den Meridian und iſt als ein glänzender Stern die ganze Nacht ſichtbar. Den 18. Auguſt kommt er im Bilde des Waſſermanns um Mitternacht der Sonne gegenüber in Süden. Hierauf culminirt er in den Abendſtunden, z. B. den 1. September um 11, den 1. Oktober um 9, den 17. November um 7 und am Ende des Jahrs 3 Viertel auf 6 Uhr, während er ſichtbar untergeht und allmählig an Lichtſtärke verliert. Am 27. September wird er wieder rechtläufig und rückt dann bis zum Schluſſe des Jahrs über den Frühlingspunkt hinaus bis in die Nähe des Uranus vor. Am 2. Junius Morgens iſt er der geraden Aufſteigung nach mit dem Saturn in Conjunction, dem er ſüdlich vorbeigeht.

Venus.

Dieſer Planet iſt im Januar und Februar Morgenſtern, dann über drei Monate unſichtbar, und die übrigen Monate des Jahrs, von der Mitte des Junius an, Abendſtern. Zu Anfange des Jahrs geht er um halb 6 Uhr Morgens auf und glänzt über 2 Stunden. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt dann täglich ab, bis zum 25. Februar, wo er in der Morgendämmerung verſchwindet. Am 16. Mai befindet er ſich in ſeiner obern Zuſammenkunft mit der Sonne. Erſt nach der Mitte des Junius, wo er bis zum Sommerpunkt vorgerückt iſt, erſcheint er in der Abenddämmerung, Anfangs nur einige Minuten, ſpäterhin bis zum Schluſſe des Oktobers höchſtens eine Stunde. Erſt nachdem er den halben Thierkreis rechtläufig bis zum Winterpunkt zurückgelegt hat, verweilt er länger am Abendhimmel. Am 21. Dezember erreicht er ſeine größte öſtliche Elongation von etwas über 47 Grad, in der er ſich 3 und eine halbe Stunde mit ausgezeichnetem Glanze zeigt. In ſichtbare Conjunction kommt er in dieſem Jahr nur mit dem Saturn, einmal am Morgenhimmel den 22. Februar, und dann am Abendhimmel den 31. Dezember.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar, dieſes Jahr drei Mal. Zuerſt zeigt er ſich im Verlauf des Aprils in der Abenddämmerung ſo vortheilhaft, als er nur in unſern Gegenden zu Geſichte kommen kann. In den erſten Tagen dieſes Monats erſcheint er nämlich unter den Sternen des Widders am weſtlichen Himmel. Am 9ten iſt er um 8 Uhr Abends eine Viertelſtunde ſichtbar. In den folgenden Tagen des Monats bis zum 18ten nimmt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit bis auf eine Stunde zu, wo er in einer ziemlich ſternleeren Gegend unterhalb der Plejaden bis 1 Viertel auf 10 Uhr zu erblicken iſt. Mit dem Ausgange des Monats verſchwindet er wieder. Am 8. Mai bei dem Durchgange durch ſeine untere Conjunction tritt er Abends vor die Sonne, in der er ſich mit Fernröhren als ein kleiner dunkler Fleck zeigt. Wer dieſe ſeltene Erſcheinung (im ganzen neunzehnten Jahrhundert finden nicht mehr als 13 ſolcher Durchgänge ſtatt, die bei uns nicht einmal alle in ihrem ganzen Verlauf geſehen werden können) beobachten will, wird die näheren Umſtände derſelben aus dem Berliner aſtronomiſchen Jahrbuche entnehmen können. Etwas weniger günſtig zeigt ſich der Planet im Herbſt am Morgenhimmel, am vortheilhafteſten in den drei letzten Tagen des Septembers, zur Zeit ſeiner größten weſtlichen Elongation. Er geht dann 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens auf, und zeigt ſich 3 Viertelſtunden unter den kleinen Sternen am Kopfe der Jungfrau. Gegen die Mitte des Oktobers wird er wieder unſichtbar. Noch einmal kommt er vom 10. bis zum 18. Dezember in der Gegend des Winterpunkts zum Vorſchein, jedoch höchſtens auf eine halbe Viertelſtunde.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06985/009

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2] Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regim. ꝛc. 2] Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant, Commandeur der fünften Diviſion ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837. 3] Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Premier-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie ꝛc., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 12. Jan. 1804 mit Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Major, erſter General-Inſpecteur der Artillerie ꝛc. 2] Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major ꝛc. 4] Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit Auguſte Friederike Eſperance, Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Maria Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Thereſe Charlotte Luiſe Friederike Amalie, Schweſter des Herzogs von Sachſen-Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Heſſen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. Luitpold Karl Joſeph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Erbprinzeſſin von Modena, geb. 19. März 1823. 6. Hildegarde Luiſe Charlotte Thereſe Friederike, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalie, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Auguſt 1832 mit Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Carl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 30. Juni 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Karoline Amalie, Schweſter des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erſter Ehe: Friedrich Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen Ferdinand Georg von Sachſen-Coburg-Kohary, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpenſier, geb. 31. Juli 1824. — Des verſtorbenen Herzogs von Orleans älteſter Sohn: Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Marie Friederike Amalie, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl Auguſt Emanuel, zweitem Sohn des verſtorbenen Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albrecht Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II, Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguſte Friederike Chriſtine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 von Wilhelmine Luiſe, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Chriſtian Georg Friedrich, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Auguſt 1824.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von Caecilie, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus den drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie Friederike, geb. 8. Juni 1826. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie Thereſe, Tochter des Königs Victor Emanuel v. Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10. Jan. 1821. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz IV Joſeph Karl, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814, Wittwer 15. Sept. 1840 von Beatrix Marie Victoria, Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. — Kinder: 1. Marie Thereſe Beatrix, geb. 14. Juli 1817. 2. Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819. 3. Ferdinand Karl Victor, geb. 20. Juli 1821. 4. Maria Beatrix Anna Franziska, geb. 13. Febr. 1824.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, verm. 31. Jan. 1844 mit der Großfürſtin Eliſabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürſten Michael von Rußland, geb. 26. Mai 1826.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſiſe Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf v. Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonſo Maria, Graf v. Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunziata Iſabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844.

Niederlande.

Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anna Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konſtantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie Anne Caroline Pia, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſterreich, Herzogin, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe den 5. Mai 1821 des Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. 30. Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Fürſten von Sachſen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitſch Ceſarewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die

Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konſtantin Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Marie Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit Amalie Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Kinder: 1. Die Kronprinzeſſin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike Thereſe Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. Alexandra Friederike Henriette Pauline Mariane Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit Thereſe Marie Franziska, Schweſter des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. Victor Emanuel, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Joſephine Maximiliane Auguſte, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz Guſtav Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. Oskar Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. Charlotte Eugenie Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolas Auguſt, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Maria Chriſtine, Schweſter des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie Iſabella Luiſe, geb. 10. Okt 1830. 2. Marie Luiſe Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguſte Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria Iſabella, geb. 21. Mai 1834. 3. Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Johanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. Karl Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Anna Carolina Annunciata Johanna, geb. 9. Juni 1840. 7. Salvator Maria Stephan Joſeph Johann Philipp Joachim Anton Zanobi Ludwig Gonzaga, geb. 1. Mai 1842.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 19. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Sohn: Murad, geb. 22. Sept. 1840.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Oranien, geb. 17. Juni 1818. 3. Katharine Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Auguſte Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Wo?

Johannes, der mit mildem Sinn
Sich als Apoſtel hat bewähret,
Der ſtets gethan, wie er gelehret,
Trat einſt zur Schaar des Volkes hin,
Beſcheid zu geben allen Fragen;
Da drängt ein Knabe ſich heran,
Der ſprach: „Du kannſt gewiß mir ſagen:
Wo rechte Lehr' ich finden kann,
Und wo des Guten höchſte Kraft,
Die mir das Glück des Lebens ſchafft?“

Und Jener gab d'rauf dieſe Kunde:
„In deiner Mutter ſanftem Wort;
In Lieb' und Zorn aus Vaters Munde;
In echter Freundſchaft ſtillem Port;
In Deines eig'nen Herzens Grunde;
Und folgſt Du treulich ſolchen Lehren,
Wirſt and'res Glück Du gern entbehren!“ Gz.

Anreden.

Eine merkwürdige Eigenheit unſerer Sprache iſt, daß wir alle perſönliche Fürwörter oder auch alle Beugfälle des Zeitwortes gebrauchen, um einen einzelnen Menſchen anzureden. — „Du“ ſagt der Freund, der Liebende, der Gatte, der Bruder;

— ein ſchönes Wort, das „Du“. Herzlichkeit, inniges Verſtändniß liegt darin, und mit dem vollen Tone des Herzens ausgeſprochen, iſt's wie Kuß und Händedruck. — „Er“ ſagte ſonſt (wohl auch zuweilen jetzt noch) der Vornehme zu dem Niedern. Ein unangenehmes Wort, das „Er“; es klingt, als dräng' es gleich in die Fauſt, damit ſie ſich balle. — „Sie“ in der einfachen Zahl ſagt das gnädige Fräulein zum Kammermädchen, deren Hände ſie zu Dingen gemiethet hat, zu denen ihre eigenen zu ungeſchickt, höflicher Weiſe zu vornehm ſind; — „Sie“ ſagt die Dame auf dem Markte zu der Verkäuferin, um die Würde ihres höheren Standes zu behaupten, während ſie um einen Pfennig feilſcht und zehn Mal weggeht und wiederkommt. „Er“ und „Sie“ ſagen die Polizei-Actuarien zu Leuten, deren Tuch am Rocke unter zwei Thaler koſtet oder deren Hauben nicht mit Spitzen garnirt ſind. — „Wir“ war ſonſt die gebräuchlichſte Anrede der Schulmänner für ihre Schüler, und es klingt komiſch genug, wenn ſolch ein alter Pedant mit dem größten Ernſt zu dem demüthig vor ihm ſtehenden, ſchuldbewußten Schüler ſagt: „wir ſind faul geweſen, wir ſind ein Eſel, wir werden in das Carcer ſpazieren.“ — „Ihr“ iſt größtentheils — aber leider — veraltete Anrede der Höflichkeit für eine einzelne Perſon. Doch kommt es bei dem Volke faſt noch in allen Gauen Deutſchlands vor. Es liegt viel Trauliches in dem „Ihr“, die Beugfälle davon: „Euer, Euch“, ſind ſo volltönend und ſo wohlklingend! — „Sie“ endlich iſt die eingeführte Anrede unſerer Höflichkeits-Sprache; eigentlich ein Unſinn, denn wie kann man Jemand in der dritten Perſon der Mehrzahl anreden! Dieſes „Sie“ iſt in unſere Sprache gekommen, als unſere Väter die deutſche Tracht ablegten und die franzöſiſche Geſchmackloſigkeit mit Perrücke und Haarbeutel nachäfften. Wenn dieſes „Sie“ nun auch Unſinn iſt, ſo bezeichnet es doch ganz unſern Geſellſchafts-Zuſtand, die Art und Weiſe unſeres Umgangs. Es liegt etwas Entfernendes in der dritten Perſon, ſie ſchließt alles Herzliche des „Du“ und „Ihr“ aus; es liegt etwas ſo Kalt-Höfliches darin, etwas Unnahbares, wie denn in unſerer Geſellſchaft von Liebe, Theilnahme, Herzlichkeit keine Rede iſt, wie wir nur einen Umgangston mit ſtehenden Redensarten haben, die im Grunde nichts bedeuten. Ein Vorwurf mit „Du“ kommt aus dem Herzen und hat etwas Verſöhnendes — ein Vorwurf mit „Sie“ kommt aus der Stellung und ärgert bis auf's Blut. Auf eine Grobheit mit „Du“ kann man, bei höflichen Nichtswürdigkeiten mit „Sie“ aber muß man immer die Zähne zuſammenbeißen und ſtill ſeyn. Gegen „Dich“ kann ich meinen ganzen Zorn ausſprudeln und mein Herz erleichtern, gegen „Sie“ muß ich meinen Zorn in Baumwolle wickeln und kann an innerem Grimm erſticken. — Ob unſre Sprache mit der Einführung des „Sie“ und der dadurch nöthigen Wendungen und Fügungen gewonnen hat? Ob das Steife unſeres Geſellſchafts- und Umgangstons, das man namentlich im Vergleich mit dem franzöſiſchen finden will, nicht weſentlich mit dem „Sie“ zuſammenhängt? Ob es möglich und wenn das, ob es rathſam wäre, das „Sie“ wieder zu verdrängen? Vielleicht dürften dieſe Fragen der Beachtung nicht unwerth ſeyn.

Bemerkungen.

Wer gar leicht Thränenperlen im Auge hat, bei dem kommen ſie nicht, wie die echten Perlen, aus der — Tiefe.

Wohlthun trägt Zinſen! — Mancher aber ändert für ſich den Spruch ſo: was Zinſen trägt, thut wohl!

Es giebt „verſchämte Arme“; doch würd' es ihrer weit weniger geben, wenn wir mehr „verſchämte Reiche“ hätten.

„Beſſerdenkende“ heißen jetzt meiſt diejenigen, die von den Dingen beſſer denken, als ſie ſind.

So viele gehen nur deshalb fehl, weil ſie mehr wünſchen, als thätig wollen; im thätigen Willen des Menſchen liegt die Frucht aller haltbaren Wünſche.

Setze alles Vertrauen auf Gott, nicht *zu viel* auf die Menſchen, nicht *zu wenig* auf dich ſelbſt.

Die vier Sprach-Mittel.

Zum Sprechen hätte das Geſicht
Die Zunge nur? — Ei, das glaubt nicht!
Vier Mittel hat's, womit es ſpricht
In Freud' und Leid, in Luſt und Nöthen:
Mund, Aug', Erblaſſen und Erröthen.

Singſang.

Es war davon die Rede, daß es jetzt ſo viele ſchlechte Lieder-Compoſitionen gebe. „Ja“, ſagte ein älterer Mann, „ich habe ſchon längſt gemerkt, Alles, was zum Sprechen zu ſchlecht iſt, das wird jetzt geſungen.“

Selbſtſucht.

Wie ſelten tiefere Erkenntniß in den Menſchen lebt, davon geben die Selbſtſüchtigen und Alle, die man gar oft ſagen hört: „Niemand glücklicher als der Egoiſt!“ das offenbarſte Zeugniß. Wäre ihre Erkenntniß ſo weit gediehen, um einzuſehen, welch ein Genuß darin liegt, die Selbſtſucht verleugnen und endlich möglichſt überwinden zu können, ſie würden mit Eifer und Drang ihr höchſtes Heil darin ſuchen, das Wohl Anderer als ihr eigenes zu betrachten, und ſo ihrer Selbſtſucht gleichſam eine Göttlichkeit zu verleihen. „O daß ſie ewig grünen bliebe, die ſchöne Zeit der jungen Liebe!“ ſo ſprechen gar Viele mit kränkelnder Wehmuth unſerm Schiller nach, ohne daran zu denken, daß die ſchöne Zeit der jungen Liebe dauernd ſeyn kann, wenn dieſe nicht ſinnliche, überhaupt nicht egoiſtiſche Zwecke hat, ſondern zu der Hoheit gekommen iſt, das, was man liebt, in voller Anſpruchsloſigkeit zum Glück zu führen. Dazu gehört freilich Kraft und die heiligſte Selbſtverleugnung: denn die Welt iſt ſo in ihrem Wahn und Mißtrauen befangen, daß man eben den edelſten Entſchlüſſen und Opfern am wenigſten glaubt, und während Du mit ſchweren Kämpfen Dich ſelbſt und jeden Wunſch überwindeſt, um Anderer willen, wird man vielleicht mit tauſend Dir ganz fremden Abſichten den Werth Deiner That ſchmälern oder ganz vernichten. Aber bei überwundener Eigenſucht liegt hierin nichts Schmerzliches, denn des Edlen Grund und Boden, ſein Himmel auf Erden iſt das entſchiedene, ihm allein gehörende Bewußtſeyn, nicht mehr das prahlende, womit ſo Viele, nach Lob geizend, ſich ſelbſt ſchmeicheln, wenn ſie einmal auf eine Viertelſtunde etwas beſſer waren wie Dieſer oder Jener.

Genüge dir ſelbſt.

Die Geſchichte iſt eine groſſe Lehrerin, die aber auch, gebt man ihr emſig nach, zur Verführerin werden kann; denn ſie legt bis auf den heutigen Tag dar, daß nur in ſeltenen Fällen die freie Wahrheit, die abſichtsloſe Tugend nicht dem ſich hervordrängenden Scheine erlegen iſt. Der Inhalt des Lebens bewährt ſich aber keinesweges nur durch äußere Erfolge, die anſpruchsloſe Zufriedenheit, die innere Freudigkeit über die rechte That ſteht über aller Anerkennung und Belobung, und ſo muß Jeder, der zum Allgemeinen mitwirkt, in ſeiner eigenen Geſchichte mehr haltbaren Grund und Boden haben als bis jetzt die Weltgeſchichte hat, ihn aber bekommen wird, wenn jeder Einzelne mit ſeiner Thätigkeit hauptſächlich ſeinem beſſern Selbſt genügt.

Der Gleichmuth.

Die Probe der Weisheit iſt der Gleichmuth bei allen Wendungen des eigenen Schickſals und der Aufwand jeglicher Kraft, um in ſchlimmen Fällen Andern, denen der Geiſt nicht ſo hülfreich iſt im Ertragen, die Laſten des Unheils zu erleichtern.

Das höchſte Glück.

Des Menſchen höchſtes Glück beſteht
Im Unglück, dem der Menſch — entgeht.

Worte in der Wüſte.

Man wird in dieſer Zeit oft wieder recht ſchmerzlich an die vielen Opfer erinnert, welche die Schwindſucht namentlich aus dem jugendlichen weiblichen Geſchlecht in ihrer, den Jahren nach rechten Blüthezeit dem Tode in die Arme wirft. Von England hat man berechnet, daß da im Durchſchnitt jährlich allein 31,000 Mädchen an der Schwindſucht ſterben. — Die Aerzte, und ihnen ſtimmt jeder halbweg Vernünftige bei, ſind längſt darüber einig, daß das Stubenleben, die Schnürleiber und nun gar das Tanzen bei ſolcher Einſchnürung faſt die einzige Quelle ſind, aus der die Mädchen gerade in der Zeit, wo ihr Knospenleben zur jungfräulichen Blüthe ſich entfalten ſollte, den frühen Tod trinken. Iſt das nicht Warnung genug? Iſt der frühzeitig drohende Tod euch lebensluſtigen Schönen nicht Macht genug, eure Taillen-Eitelkeit zu beſiegen? Und verräth es denn übrigens wirklich Geſchmack, iſt es denn wirklich ſchön, wenn ihr ausſeht als beſtändet ihr aus zwei ſpitzigen Kegeln, die mit ihren Spitzen auf einander ſtehen? Seht doch die medicäiſche Venus, ſeht die Grazien und alle die muſterſchönen Göttinnen Griechenlands, haben ſie eine andere Taille, als die, welche ihnen die Natur gab? Die Natur! Sie hat in der Geſtaltung eurer Körper ihren ganzen Schönheitsſinn erſchöpft, eure Formen ſind das Höchſte, was die Natur Schönes hervorzubringen vermochte. Sündigt nicht an ihr und zwängt die ſchönen blühenden Formen nicht ſo frevelhaft ein, denkt an den 21. Dezember 1140, wo einſt die Frauen von Weinsberg ihre Männer auf den Schultern trugen! Wenn ſie ſo verſeſſen auf ſchwindſüchtige Taillen geweſen wären, wie ihr, hätten ſie es wohl müſſen bleiben laſſen, ihre maſſiven Kleinodien auf den Schultern fortzutragen. Wenn heute ein ſolcher Fall vorkäme, ihr nähmt vielleicht euren Schnürleiber-Vorrath. — Was iſt euch lieber, zaunſteckendünne Taille, Schwindſucht und früher Tod, oder die ſchöne Taille der Natur, jungfräuliche Blüthe und langes, freudiges Leben?

Morgenländiſches Sprüchwort.

„Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' mehr in der Luft; hätte Jeder, was er wünſcht — wer hätte noch was?"

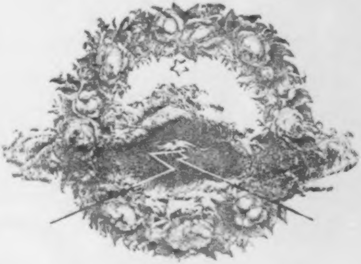
Furcht.

Vor Einem, der Verhältniſſe und Abſichten ſcharf durchſchaut, haben die nur zu kluger Selbſtſucht Gebildeten ohne Treu' und Glauben gleiche Furcht, wie das abergläubige Volk vor Geſpenſtern.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils
unter deſſen Leitung gefertigt.



Nicht Freud' und Friede nur wird uns auf Erden,
Die Roſ' umkränzt nicht jeden Lebenstag;
Durch Kämpf' und Stürme muſs uns Läut'rung werden,
Und in das Herz trifft oft ein Wetterſchlag; —
Doch muthig vorwärts, frei von Sorg' und Zittern,
Der Allmacht Stern herrſcht über Ungewittern'

1845.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Feſt
aller
Chriſten.

Im Jahr 1845 ſteht ein Feſt bevor, das einer allgemeinen Feier würdig wäre: das **Drei-Jahrhundert-Feſt der Lutheriſchen Bibel.**

Nachdem nämlich der große Urheber der proteſtantiſch-evangeliſchen Kirche eine aus dem Staube der Verachtung hervorgezogene Bibel in lateiniſcher Sprache geleſen und lieb gewonnen hatte, überſetzte er 1517 vorerſt die Bußpſalmen in's Deutſche. Im Mai 1521 wurde er bekanntlich durch die Vorkehrungen des frommen Kurfürſten von Sachſen auf die Wartburg gerettet und blieb dort bis März 1522. In jener Zeit des erzwungenen Aufenthalts auf der Wartburg verdeutſchte Luther ſchon das ganze Neue Teſtament, nicht etwa aus der damaligen lateiniſchen Ueberſetzung, Vulgata genannt, welche noch heute die einzige kirchlich genehmigte Ueberſetzung der katholiſchen Kirche iſt, ſondern aus dem griechiſchen Urtexte und vom alten Teſtamente die fünf Bücher Moſis aus dem Hebräiſchen. In Wittenberg wurde die Ueberſetzung des Neuen Teſtaments von ihm und dem gelehrten Philipp Melanchthon nochmals durchgeſehen und ſofort in Wittenberg in Druck gegeben bei Hans Lufft, ſo daß noch in demſelben Jahre eine neue zweite Ausgabe möglich wurde. Im Jahr 1523 folgten ſchon die fünf Bücher Moſis; mit den übrigen Büchern des Alten Teſtaments ging es dann etwas langſamer, ſo daß erſt 1534 das ganze große Werk mit den Apokryphen vollendet und nun in dieſem Jahre die erſte vollſtändige Bibel in der Lutheriſchen Ueberſetzung durch Hans Lufft ausgegeben wurde.

Schon bis dahin hatte Luther immer an ſeiner Arbeit in den einzelnen Büchern gebeſſert, im Jahr 1539 aber begann er eine neue Durchſicht des Ganzen, ſo daß dieſe verbeſſerte Ausgabe der ganzen Bibel 1541 im Druck erſchien. Seine öftere Kränklichkeit bewog jetzt Luther zu der öffentlichen Bitte an das chriſtliche Volk, „es möge ſich dieſes Druckes annehmen, denn er denke nicht ſo lange zu leben, um die Biblia nochmals zu überlaufen“; gleichwohl beſſerte er immerfort auch jetzt noch an ſeinem Werk und 1545 erſchien die letzte Ausgabe, welche er ſelbſt noch beſorgt hat, unter dem Titel: „Biblia, das iſt die ganze heilige Schrift deutſch — auf's Neue zugericht von Dr. Martin Luther, begnadet mit Kurfürſtlicher zu Sachſen Freiheit. Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft MDXLV.“ Mit dieſem Jahr alſo erhielt die proteſtantiſch-evangeliſche Kirche Deutſchlands die Lutherbibel in ihrer vollendeten Geſtalt oder jenen Text der Ueberſetzung, welcher noch heute die Grundlage aller deutſchen Bibeln iſt; folglich fällt das Jubelfeſt der Lutherbibel nur in das Jahr 1845, wo wir das heilige Geſchenk des großen Mannes dreihundert Jahre beſitzen. — Daß Luthers Uebertragung eine höchſt gediegene ſey, darüber ſind ſeit dem

Beſtehen der proteſtantiſch-evangeliſchen Kirche nur bejahende Stimmen gehört worden. Er trug nicht allein den frommen Geiſt der Bibel in aller Fülle in ſich, ſondern vereinigte auch ſelbſt als Dichter und Volksſchriftſteller alle Kraft und gemüthliche Tiefe des deutſchen Geiſtes mit den nöthigen Kenntniſſen in ſich. Die Innigkeit eines Johannes, die Denkkraft eines Paulus, der Schwung der Pſalmendichter, die Prophetenkraft eines Jeſaia finden in Luther ebenſo ihren rechten Vertreter, wie die Zweifel eines Predigers, die verſtändigen Sprüche eines Salomo oder die weiſen und dichteriſchen Betrachtungen eines Hiob; ihm gelingt ſtets der rechte Ton, das angemeſſene treffende Wort. Gar mancher Gelehrte ſeit Luther hat die Bibel ebenfalls überſetzt, aber Keiner es auch nur ſo gut gemacht, wie er, geſchweige daß ihn Jemand übertroffen hätte. Und doch beſitzen wir jetzt hunderte von Hülfsmitteln, welche das Verſtehen ſchwieriger Stellen erleichtern, während es zu Luthers Zeit überall an ſolchen Erleichterungen fehlte. Freilich mußte die Gelehrſamkeit ſeiner Freunde Philipp Melanchthon, Juſtus Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, Goldhahn (Aurogallus), Creuziger, George Rörer u. A. ſein großartiges, mit ſicherem Takt begabtes Talent unterſtützen; wie ſchlimm es aber ſelbſt mit dieſer Hülfe nicht ſelten ſtand, bezeugt er ſelbſt in ſeinem Sendeſchreiben vom Dolmetſchen: „Iſt uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei bis vier Wochen haben ein einiges Wort geſucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nit funden. Lieber, wie es verdeutſcht und bereit iſt, kann's ein Jeder leſen und meiſtern; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen ſind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehöfelt Bret, da wir haben müſſen ſchwitzen und uns ängſten, ehe denn wir ſolche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte ſo fein daher gehen." Aber dies war nur eins der großen Hinderniſſe von Seiten des Textes, „daß“ — ſo ſagt' er ſelbſt — „die ebräiſche Sprache gar zu ſehr danieder lag“; die andre Schwierigkeit war: Luther mußte ſich erſt die hochdeutſche Schriftſprache, in die er überſetzen wollte, ſchaffen, über welchen Punkt er ſelbſt einmal bemerkt: „ich meinte auch, ich wäre gelehrt, aber nun ſehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutſche Sprache kann; habe auch noch bisher kein Buch noch Brief geleſen, da rechte Art deutſcher Sprache innen wäre.“ So iſt die Bibel auch die ehrwürdigſte Grundlage der deutſchen Sprache, und was ſie in dieſer Hinſicht geleiſtet, iſt gleichfalls eine That, die ewig zum Ruhme Luthers ſprechen wird. Eine dritte große Schwierigkeit der Ueberſetzung lag in Luthers beiſpielloſer Gewiſſenhaftigkeit, die ſich ſelbſt vor den größten Weitläufigkeiten und Umſtänden nicht ſcheute, wenn ſie nur zum Zweck führten. Er ging in den Werkſtätten umher, ſich zu unterrichten; er ließ einen Schöps abſtechen, um gründlich die Namen der innern Theile deſſelben zu erfahren; einmal erwirkte er ſich durch den Hofprediger Spalatin die Ueberſendung der kurfürſtlichen Edelſteine zu eigner Anſicht, um das 21ſte Kapitel der Offenbarung Johannes richtig zu überſetzen. Gleichwohl war er nach Ueberwindung ſo unſäglicher Hinderniſſe weit entfernt, ſeine Verdeutſchung neben den Grundtext ſetzen zu wollen. Wie kühn er ſonſt über dies große Werk ſeines Geiſtes gegen Fremde ſich ausſprach, ſo äußert er doch gegen ſeinen Freund Wenzel Link brieflich: wie ihm ſeine Ueberſetzung im Vergleich zum Urtext vorkomme als „ein Kukuk, welcher die liebliche Melodie der Nachtigall nachzuſingen verſuche.“

Nun läßt ſich allerdings aus den Verhältniſſen, unter welchen die deutſche Bibel Luthers entſtanden, von ſelbſt entnehmen, daß es in manchen Stellen an Mißgriffen nicht fehlen könne; allein auch hier geſteht Dr. de Wette, gleichfalls ein Verdeutſcher der Bibel, daß ſinnſtörende Irrungen in Luthers Ueberſetzung nicht eben häufig ſeyen. Wo aber Luther des Grundtextes Sinn wirklich verfehlte, macht man eine Bemerkung, die dem großen Manne nicht allein zur höchſten Ehre gereicht, ſondern auch unſre obige Behauptung beweiſt, daß derſelbe von dem Geiſte der Bibel getragen worden ſey. Er erſetzt nämlich den nicht oder mißverſtandenen Spruch durch einen andern, der bisweilen tief-bibliſch iſt und verdiente, an der Stelle des mißverſtandenen zu ſtehen. Dies gilt z. B. von der Ueberſetzung von Epheſus 3, 19: „Chriſtum lieb haben iſt beſſer denn alles Wiſſen“, und um ein Beiſpiel aus dem Alten Teſtament anzuführen, von Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken.“ Beide Gedanken gehören nicht dem Grundtexte an; aber wer weiß es nicht, daß letztere Stelle zu Paul Gerhards herrlichem Liede: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt“, Veranlaſſung gegeben und erſtere zu Neumeiſters Liede: „Chriſtum über Alles lieben“! Alſo ſelbſt in den Irrungen Luthers läßt ſich noch ſeine geiſtige Größe im altgläubigen Sinne erkennen, und wer fühlte nicht die herzlichſte Verehrung für den Mann, der über ſeine Bibel folgendes Geſtändniß ablegen konnte! „Das kann ich mit gutem Gewiſſen bezeugen, daß ich meine höchſte Treue und Fleiß darin erzeigt' und nie keine falſche Gedanken gehabt hab': denn ich habe keinen Heller dafür genommen; ſo hab' ich meine Ehre drin nicht gemeint, das weiß Gott, mein Herr: ſondern hab' es zu Dienſt gethan den lieben Chriſten und mit Freuden und von Herzen zu Ehren Einem, der droben ſitzt.“

So viel von dem hohen Werthe der Bibel-Ueberſetzung Luthers an ſich, der zweifellos ſo groß iſt, daß ſie, als Grundſtein der proteſtantiſchen Kirche von ihrem Urheber gelegt, auch ſolcher bleiben wird, ſo lange es eine proteſtantiſche Kirche giebt. Mag man beſſern, wo Luther geirrt hat, mag man die Sprache mit der Zeit fortbilden, ſo weit es ohne Schädigung ihrer

Kraft und Eigenthümlichkeit geſchehen darf; das Weſen der Luther-Bibel wird und muß bleiben, und es kann auch keine gediegnere und freiere Grundlage der evangeliſchen Kirche geben, als ſie. Wie ſehr wir aber Urſache haben, uns des dreihundertjährigen Beſitzes dieſer Bibel zu freuen, wie groß die uns durch Luther gewordene Wohlthat iſt, geht aus dem Werth der Bibel ſelbſt und aus der geſchichtlichen Stellung der Lutheriſchen Ueberſetzung hervor.

Was den Werth der Bibel in religiöſer Hinſicht anlangt, ſo iſt dieſer zwar für gläubige Chriſten außer allen Zweifel geſtellt; ſie tragen nicht das mindeſte Bedenken, ſie über alle menſchliche Worte und Bücher zu ſetzen und auf den Inhalt zu leben und zu ſterben. Indeß giebt es Viele, welche dieſes heilige Bibelbuch um ſein ganzes Anſehen, um alle Geltung gebracht zu haben wähnen, wenn ſie darauf aufmerkſam gemacht: alle Bücher der Bibel ſeyen doch nur von Menſchen geſchrieben worden. Das läßt ſich nicht leugnen, beweiſt aber nicht, was es beweiſen ſoll, daß wir mit unſrer Bildung weit über die Bibel hinaus ſeyen. Wir ſind allerdings über die Lehre der Bibel hinaus, inſofern ſie Dinge betrifft, von denen wir nach zweitauſendjährigem und längerem Forſchen beſſere Einſicht gewonnen haben, als ſie z. B. den Zeitgenoſſen eines David möglich war, die von uns durch einen Zeitraum von mehr als dreitauſend Jahren getrennt ſind. Auch kann der damalige Geiſt den regelmäßigen Bildungsgang der Menſchheit durch ſolche Offenbarungen über äußere Dinge, über Natur und Welt als ſolche nicht haben unterbrechen wollen. Nur in der höchſten Angelegenheit des Menſchen, in dem „Einen, was noth thut", hat er die Wahrheit einem Volke offenbart, das durch ſeinen Charakter zum Prieſterthume der Menſchheit von ihm berufen, oder, bibliſch zu ſprechen, begnadigt war. Dieſe Offenbarung wurde aber ebenfalls auf naturgemäßem Wege durch Menſchen gegeben, welche die religiöſen Höhenpunkte ihres Volkes in ihren himmelaufragenden Geiſtern bezeichneten, und in einer Entwickelung vom Unvollkommnen zum Vollkommnen ausbildeten, welcher Gipfel der Offenbarung in Chriſtus Mittelpunkt der Welt- und Bildungsgeſchichte geworden iſt. Alles, was ſich ſonſt und unter andern Völkern an trefflichen religiöſen Gedanken zeigt, verhält ſich zu dem Schatze in der Bibel, wie die Sterne zur Sonne. Haben wir nichts dagegen, wenn — bildweiſe — ein Goethe unter Einfluß eines übermenſchlichen Geiſtes, Dämon genannt, ſeine Poeſien geſchaffen haben will: wird man folgerecht auch zugeben, daß die Schriftſteller der Bibel unter dem beſondern Einfluſſe des ewigen Geiſtes geſtanden haben, ſoweit ſie unſer Verhältniß zu Gott beſprechen; und wenn man ſonſt im Leben willig dem ſich unterordnet, der in einer Sache zugeſtandener Maßen mehr Einſicht hat, als wir: ſo muß auch die Bibel immer eine gewiſſe Bevormundung in religiöſen Dingen ausüben, und um ſo mehr, da wir mit unſrer zerfaſernden Richtung in der Bildung es wohl zu krankhaften Einſeitigkeiten im Glauben bringen, aber nicht zu einer natürlichen ſchöpferiſchen Krafthöhe auf dem Gebiete der Religion, welche Höhe ſeit dem apoſtoliſchen Zeitalter überhaupt nie mehr dageweſen iſt. Dieſe Reinheit und Tiefe der Betrachtung alles Göttlichen, welche in der Bibel niedergelegt iſt, hat dies Gottesbuch zum Tröſter und Prediger und Propheten der Menſchheit gemacht. Die Bibel hat durch alle Jahrhunderte ſeit ihrem Daſeyn, auch bei verſchiedener Auffaſſung, den Mittel- und Höhenpunkt rechter Bildung angegeben und wird ihn angeben, ſo lange es Menſchen auf Erden giebt, die für etwas Göttliches Sinn und Empfänglichkeit haben. An der Tiefe der in der Bibel aufbewahrten religiöſen Ideen haben wir zu ergründen, ſo lange Menſchen über göttliche Dinge denken werden; und wer etwas ohne ſie gefunden zu haben wähnt, wie will er uns und ſich überzeugen, daß die Bibel keinen Antheil daran gedacht! Alles Denken der chriſtlichen Völker wäre jedenfalls ein andres geworden, als es jetzt iſt, wenn die Denker nicht in der frommen Einwirkung der Bibel aufgewachſen wären.

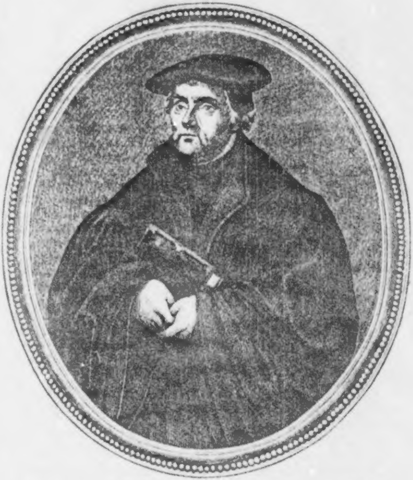
Wenn aber die Bibel, ſo weit wir ſehen können, die Muſtergründe der Religion enthält: wie hoch ſteht Luther als Werkzeug Gottes auch in der Hinſicht, daß er uns deutſchen Chriſten die Bibel erſt eigentlich gegeben hat! Das klingt unglaubhaft, aber es iſt reine Wahrheit, wie ſich gleich ergeben wird.

Die älteſte chriſtliche Kirche brauchte nicht allein die bibliſchen Bücher zum Vorleſen beim Gottesdienſte, ſondern es war auch ihr ausdrücklicher Wille, daß alle Laien die Bibel leſen ſollten; wer ſelbſt kein Exemplar beſäße, ſollte ſie beim Biſchofe leſen. Aber ſchon die Bemühung des alexandriniſchen Diakonus Euthalius, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts eine Sammlung von Abſchnitten der heiligen Schrift für die anordnete, welche die Bibel nicht ſelbſt leſen konnten — unſre heutigen Perikopen — beweiſt, daß jenem Willen der alten Kirche in keinem gar zu großen Kreiſe Folge geleiſtet worden ſey; und da die Hauptſchwierigkeit der hohe Preis der Abſchriften blieb, ſcheint ſich die Sache nicht weſentlich geändert zu haben, ſondern wurde mit der Verpflanzung des Chriſtenthums unter Franken und Germanen noch ſchlimmer. Denn wie ſoll da unter dem rohen Volke die Bibel verbreitet geweſen ſeyn, wenn für gewöhnliche Geiſtliche im achten Jahrhundert als unerläßliche Forderung nur galt, Glaubensſymbol, Vaterunſer und liturgiſche Formulare überſetzen und auslegen zu können! Trotz den Bemühungen Karls des Großen um die Bildung der Geiſtlichen waren dieſe gegen das zehnte Jahrhundert ſo weit hinabgeſunken, daß viele nicht einmal im Beſitz einer vollſtändigen Bibel waren und die Biſchöfe beſſerer Art nichts weiter verlangten, als jene ſollten die Evangelien und Pauli Briefe in der Vulgata nur leſen können. So vernachläſſigt blieb die Bibel ſelbſt noch im zwölften Jahrhundert, wo man im ſüdlichen Frankreich dieſelbe zu überſetzen begann, bis endlich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch manche Sekten große Begierde nach Bibelleſen geweckt wurde. Man bildete Vereine dazu, und es ward klar, daß die Geiſtlichen ſich die größten Blößen gaben in ihren Predigten, wonach nur noch der große Papſt Innocenz III das Bibelleſen der Laien etwas in Schutz nahm, ſeine Nachfolger dagegen die bedingte Erlaubniß in ein Verbot verwandelten; ja, ein Concil zu Toulouſe war 1229 ſo unevangeliſch, den Laien ſogar den Beſitz bibliſcher Bücher zu verbieten. Die Verhältniſſe hatten ſich alſo bis dahin ſo weſentlich geändert, daß, was Gemeingut hätte ſeyn ſollen, den Chriſten gewaltſam aus den Händen genommen wurde. Und als nun im funfzehnten Jahrhundert die Buchdruckerkunſt die größte Verbreitung dieſes Segenswerkes möglich gemacht, da mußte dieſe an dem Eigenſinn und der Furchtſamkeit der Päpſte ſcheitern. Wenn daher kurz vor der Reformation ergraute Prieſter nie die Bibel geleſen hatten und nicht einmal wußten, in welcher Sprache Paulus ſeine Briefe geſchrieben, wenn ſie, ſtatt der Bibel, die Moral des heidniſchen Philoſophen Ariſtoteles ihren läppiſchen Predigten zu Grunde legten, ſo war das ganz natürlich, und wie hätte da die Bibel ihrer Beſtimmung gemäß je Volksbuch werden können, erſchien nicht Luther als Retter. Hatte er doch ſelbſt nie geglaubt, daß es mehr von der Bibel gäbe, als die ſonntäglich verleſenen Epiſteln und Evangelien, und erſtaunte gewaltig, als er in ſeinen Studentenjahren auf der Erfurter Univerſitäts-Bibliothek die erſte vollſtändige Bibel fand. Später, im Kloſter, konnte er nur ein Exemplar ſtudiren, das — ſehr bedeutſam — an der Kette lag. Luther hat alſo recht eigentlich uns die Bibel erſt gegeben und ſie, bis dahin nur die möglichſt vernachläſſigte Zwangsleſerei der geiſtlichen Kaſte, zum Gemeingut der ganzen evangeliſchen Chriſtenheit gemacht, obwohl von Rom aus fort und fort päpſtliche Befehle ausgingen gegen Verbreitung der Bibel, was ſogar erſt noch vor Kurzem geſchehen iſt. Wie die Kirchenverbeſſerung durch ganz Europa zog, ſo ging die Bibel in mehreren Sprachen (1523 holländiſch und ſchwediſch, 1526 engliſch, 1530 italieniſch, dann ſelbſt ſpaniſch) mit ihr, als die Charte oder Conſtitution des neuen Himmelreiches, das auf Erden neu gegründet werden ſollte.

Und da das feſtſteht, ſo werde ſchließlich noch beſonders darauf hingewieſen, daß die Lutheriſche Bibelüberſetzung durch die Umſtände, unter welchen wir ſie erhalten, der proteſtantiſchen Kirche ewig der Freiheitsbrief ſeyn wird, den der Reformator uns über die Entfeſſelung von jedem Menſchenjoch in Glaubensſachen ausgeſtellt. Sein ganzes Thun iſt nur eine große Thaten-Begleitung zu dem Worte des Paulus: „Ihr ſeyd theuer erkauft, werdet nicht der Menſchen Knechte!“ Als die Urkunde dieſer geiſtigen Los- und Mündigſprechung müßte uns Luthers Bibel heilig ſeyn, wenn das Wort, was er uns verdeutſcht, es nicht ſonſt ſchon wäre.

Darum durchgehe das ganze Jahr 1845 eine feſtliche Erinnerung an das Große, was vor dreihundert Jahren für uns geſchehen. Es bringe uns dies Jubelfeſt neue Liebe zum Worte Gottes, daß ſein Geiſt immer reichlicher unter uns wohne, und neuen ehrfurchtsvollen Dank dem Manne, der Leib und Leben für unſre geiſtige Freiheit gewagt und mit Recht ſagen durfte, „wie ſeine Perſon im Himmel und auf Erden gleich wohlbekannt ſey.“

Doctor Martin Luther.



Wir haben im Jahrgange für 1836 (da wir eine Abbildung des Luther-Denkmals in Wittenberg brachten), dann im Jahrgange für 1840, bei Anlaß der Reformations-Feierlichkeiten, ſchon über Luther geſprochen, aber noch keine geſchichtliche Geſammt-Schilderung über ihn gegeben, was nun hier erfolgen mag, da wir ihn in den Bildniſſen derer voranſtellen, die ſich mit ihm hauptſächlich um das Bibelwerk verdient machten.

Martin Luther, geboren am 10. November 1483, war der Sohn eines verſtändigen, aber unbemittelten Bergmannes, **Hans Luther**, und der **Margaretha Lindemann**, zu Eisleben *) in der Grafſchaft Mansfeld. In Armuth, aber ſehr ſtreng und gottesfürchtig erzogen, kam er in ſeinem vierzehnten Jahre in die Schule nach Magdeburg, und im funfzehnten nach Eiſenach, wo er ſeinen Unterhalt, gleich mehreren Schülern, durch Herumſingen vor den Häuſern ſuchen mußte. Früh jedoch zeigte er ſchon einen aufgeweckten, fähigen Geiſt, der ihm die Zuneigung einer menſchenliebenden Geſangfreundin, der wackern Gattin des Bäckermeiſters Cotta erwarb, welche den geiſtvollen Knaben zu ſich nahm, und wie ein eigenes Kind behandelte. So ſchwanden für ihn einige Jahre froh und ſorglos dahin, bis er in ſeinem achtzehnten Jahre (1501) die Schule zu Erfurt beſuchen konnte, wo ſich alle ſeine Geiſtesfähigkeiten entwickelten. — Hier fand er zu ſeiner großen Freude die erſte Bibel, in welcher ihn gleich die Geſchichte der Jugend Samuels beſonders anzog, und zu dem Wunſch und Vorſatz begeiſterte, gleich Samuel ſein ganzes Leben dem Dienſte Gottes zu weihen. Er ſtudirte deshalb mit großem Eifer fort, und ward 1503, in ſeinem zwanzigſten Jahre, Magiſter der freien Künſte. Sein Vater äußerte den Wunſch, er möchte ſich der Rechtsgelehrſamkeit befleißigen; allein davon brachte ihn ein plötzlich ſich ereignender Vorfall ab. Auf einem Spaziergange ward ſein Freund Alexis neben ihm vom Blitz erſchlagen, welches den frommen Jüngling ſo erſchütterte, daß er von Stunde an ſich entſchloß, den geiſtlichen Stand anzunehmen. Er begab ſich daher am 18. Juli 1505 in das Auguſtinerkloſter des Barfüßer-Ordens zu Erfurt, wo er zum Glück einen ſehr aufgeklärten Vorgeſetzten fand, der ihn bald liebgewann und, da er anfänglich voll Gemüthsunruhe ſtudirte, ihn mit dem Zuſpruch aufheiterte: „Faſſe Muth, denn Gott hat Dich zu etwas Großem erſehen.“ Dieſer Ausruf des würdigen Mannes — es war der General-Vicar des Ordens, Staupitz — riß ihn aus ſeinem Tiefſinn, und Staupitz war es auch, durch deſſen Empfehlung Luther in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre (1508) zum Lehrer der Weltweisheit und der Naturgeſchichte nach Wittenberg berufen wurde, wo ihn ſehr bald die Bürgerſchaft zu ihrem Stadtprediger erwählte. — 1510 wurde er von ſeinem Orden in Geſchäften nach Rom geſandt, wo damals Papſt Julius II auf dem Stuhle ſaß. Dieſe Reiſe ward für ihn ſehr unterrichtend, denn er fand da zu ſeinem großen Leide weder die wahre chriſtliche Kirche noch echte Gottesverehrung im Geiſte und in der Wahrheit, ſondern eitles Gepränge und große Mißbräuche. Traurig und erſtaunt über das, was er geſehen und gehört, kehrte er zurück; ſagte aber

---

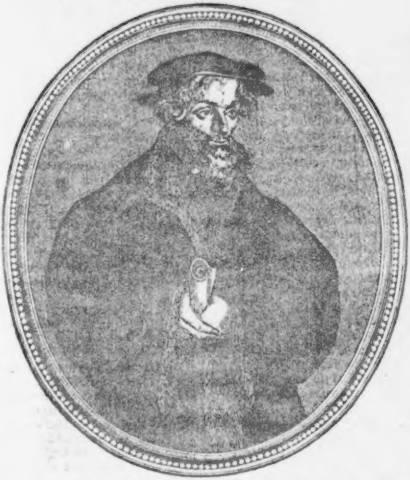
*) Der ehemalige Biſchof und päpſtliche Geſandte in der Sache Luthers an den Kurfürſten von Sachſen, Petrus Paulus Vergerius — der ſpäter ſelbſt des Reformators Anhänger wurde — ſagt in einem lateiniſchen Verſe: „Glückſelig biſt du, Eisleben, daß in deinen Mauern Luther geboren wurde, der an Ruhm Alle übertrifft, die vierzehn Jahrhunderte vor ihm lebten.“

dennoch: „Ich wollte nicht tauſend Gulden nehmen und Rom nicht geſehen haben.“ Von nun an ſuchte er das Heil nicht mehr in Menſchenlehren, ſondern in dem Urquell des Wahren und Guten, in der Bibel, und drang eben ſo eifrig, wie der vortreffliche Reuchlin vor ihm, auf die Leſung derſelben, und auf ein thätiges Chriſtenthum. Dieſer redliche Eifer zog ihm aber heftige Widerſacher zu, und viele Streitigkeiten, wobei er oft ausrief: „Wie Schade! Da ich Segen erwartete, kam Blitz und Donner über mich!“ — Ernſter Weigerungen ungeachtet, welche ſein demüthig frommer Sinn nicht zurückhalten konnte, mußte er im Jahre 1512 die von ſeinem weiſen Kurfürſten ihm zugedachte Würde eines Doctors der heiligen Schrift bei der Univerſität zu Wittenberg annehmen. Bald darauf machte er die bitterſte Erfahrung vom Mißbrauche der Religionslehren durch die Ablaßkrämerei des Dominicaner-Mönchs Tetzel. Als er dieſem ſich aus allen Kräften widerſetzte, verlangte der Römiſche Hof Luther's Auslieferung nach Rom, wo ſeine Ankläger ſeine Richter ſeyn ſollten. Doch ſein edler und kräftiger Herr, Kurfürſt Friedrich der Weiſe, ſchlug es gänzlich ab, nahm Luther in ſeinen Schutz, und ſo wagte er es nun, ſeine, aus fünfundneunzig Sätzen beſtehende Widerlegung der päpſtlichen Irrthümer an der Schloßkirche zu Wittenberg anzuſchlagen, und die große Sache, die er führte, ferner durch Schriften und Predigten zu vertheidigen. Dieſe, für die damalige Zeit und für einen armen Mönch höchſt kühne That, die Bekanntmachung jener Sätze (Theſes), hatte die allerbedeutendſten Folgen, und das Jahr (1517), in welchem dies geſchah, wird mit Recht als der Anfang der Reformation angeſehen. Auch um dieſe Zeit gewann Luther viele Anhänger, beſonders von den Erſten des deutſchen Adels, die ihm ihre Unterſtützung und Zuflucht anboten; unter ihnen zeichneten ſich aus: Franz von Sickingen, bei dem damals der berühmte Ritter Ulrich von Hutten zu ſeiner Sicherheit lebte, und Götz von Berlichingen. Er mußte ſich nun im folgenden Jahre (1518) vor dem Cardinal Cajetan zu Augsburg ſtellen, wodurch dieſer aber ſeinen Zweck nicht erreichte, Luther vielmehr in ſeinem Eifer beſtärkt ward, das durch ſeinen Landesfürſten ſo ſchön unterſtützte Werk zu fördern. Da derſelbe ſich erklärt hatte, nichts gegen Luther unverhört anzunehmen noch veröffentlichen zu laſſen, faßte dieſer nun Muth zu dem gewagteſten Schritt: die gegen ihn ergangene päpſtliche Bulle nebſt dem Jure Canonico am 10. des Chriſtmonats 1520 vor den Thoren Wittenbergs vor einer großen Menge von Zuſchauern öffentlich zu verbrennen, ſo wie es mit ſeinen Schriften von römiſcher Seite geſchehen war. Er fuhr fort, ein allgemeines Concilium zu begehren, um von demſelben ordentlich verhört zu werden, und ſich vertheidigen zu können. — Statt deſſen aber ward der Reichstag zu Worms eröffnet, und

Luther dazu von Kaiſer Karl V durch einen Vorladungs- und einen Sicherheitsbrief (vom 6. März 1521) einberufen. In Begleitung ſeiner Freunde und unter ihren Segenswünſchen verließ er am 4. April Wittenberg, und kam am 17. in Worms an. Hier fand er verſammelt, was die Welt Hohes und Angeſehenes verſammeln konnte, erſchien in zwei nacheinander folgenden Sitzungen, ſprach vor dieſer hohen Verſammlung muthvoll und freimüthig, wie ein Mann und Chriſt ſprechen muß, und ward am 26. April wieder vom Reichstage mit freiem Geleite entlaſſen. Er nahm zwar ſeinen Weg gen Wittenberg, allein ſein vorſichtiger Beſchützer, der weiſe Kurfürſt, hatte zu mehr Sicherheit veranſtaltet, daß Luther unterwegs im Thüringer Wald, nahe beim Schloß Altenſtein, von einigen verkappten Reitern ergriffen, auf ein Pferd geſetzt, und, in einen Mantel gehüllt, auf die Wartburg bei Eiſenach, unter dem Namen eines Junkers Georg, gebracht, dort unerkannt angenommen und mit allem Nöthigen bedient und verſorgt wurde. Das Jahr, welches er da zubrachte, verwandte er auf das wichtige Geſchäft der Bibel-Ueberſetzung in's Deutſche. — Zwei Jahre darauf wieder in Wittenberg, legte Luther die Mönchskleidung ab, und zog dafür den Prieſterrock an, wozu ihm ſein gütiger Kurfürſt das Tuch verehrte; denn unſer Gottesmann war blutarm, weil er es ſeyn wollte, da er weder für ſeine Vorleſungen noch für ſeine vielen Schriften irgend Bezahlung nahm, um ſich, wie er ſagte, den Lohn im Himmel nicht zu verkümmern. — Im Jahre 1525 bemühte er ſich, den Bauern-Aufſtand in Deutſchland zu ſtillen und kämpfte gegen viele Widerwärtigkeiten. In eben dieſem Jahre aber, um durch eigenes Beiſpiel ſeine Lehre von rechtmäßiger Ehe zu beſtätigen, verheirathete er ſich in ſeinem zweiundvierzigſten Jahre mit dem adeligen Fräulein Katharina von Bora, die ſchon ſeit einigen Jahren nebſt fünf andern Fräulein das Kloſter Nimpſch verlaſſen und ſich nach Wittenberg begeben hatte, wo ſie mit Jenen die neue Ordnung annahm und eingezogen lebte. Am 13. Juni 1525 geſchah, im Hauſe des damaligen Stadtſchreibers Reichenbach, die prieſterliche Einſegnung durch Luther's Collegen Doctor Johann Bugenhagen, Pomeranus genannt, im Beiſeyn ſeines Freundes, des Malers Lucas Cranach, und eines Rechtsgelehrten, Namens Apel. Bei dieſer Verbindung empfing das neue Ehepaar von Seiten der Univerſität und des Magiſtrats zu Wittenberg große Ehren- und Achtungsbezeugungen, und bei dem Feſte ſelbſt herrſchten Frohſinn mit Würde und Ordnung. — Auf dieſes häusliche Glück erfolgte bald das höchſte, was nach allen jenen Vorbereitungen im Religionsweſen erwartet werden konnte. Auf dem Reichstage zu Augsburg nämlich, am 20. Juni 1530, übergaben die vereinigten Kurfürſten und Städte dem Kaiſer Karl V das von ihnen angenommene, von Luther und

Melanchthon beſprochene, und von Letzterem in achtundzwanzig Artikeln abgefaßte Glaubensbekenntniß. Melanchthon war bei dieſer Uebergabe zugegen, Luther aber hielt ſich in der Nähe auf dem Schloſſe zu Coburg auf, und leitete von dort aus die Geſchäfte. Von da ging er wieder nach Wittenberg, und begab ſich im Jahre 1537, auf Begehren der proteſtantiſchen Stände, nach Schmalkalden, wo er die ſogenannten Schmalkaldiſchen Artikel aufſetzte. — Im Jahre 1539 beſorgte er die Einrichtung des Gottesdienſtes in Leipzig, fand aber, als er von da zurückkehrte, in Wittenberg ein ſolches Sittenverderbniß, daß er ſich vornahm, auf's Land und in die Stille zu ziehen, die Stadt bat jedoch den Kurfürſten, Luther zum Bleiben zu bewegen. Luther gehorchte zwar, allein der treue Gottesdiener blieb beſtändigem Kampf und mancher Anfechtung ausgeſetzt, wo der Dornen viel, der Roſen aber wenig wuchſen, wie das Jedem geſchieht, der zum Rechten und Wahren im Kampfe vorwärts muß. – Sein letztes wichtiges Geſchäft war die Beſorgung einer verbeſſerten Ausgabe der deutſchen Bibel; darüber haben wir im vorhergehenden Aufſatz umſtändlich berichtet. Außer und neben dieſem Hauptwerk hatte der unermüd[illegible] Mann eine beinahe nicht glaubliche Anzahl Predigten, Abhandlungen und anderer Schriften, deren Zahl bei 500 beträgt, zum Druck befördert, wobei er immer kränklicher und ſchwächer wurde, ſo daß er einem Freunde ſchrieb: „Ich alter abgelebter und beinahe einäugiger Mann hoffte noch einige Ruhe zu finden, aber leider umſonſt.“ — Statt nun der ſo ſehnlich gewünſchten Ruhe endlich genießen zu können, mußte der gute Luther noch einmal einem ehrenvollen Rufe folgen. Die Grafen von Mansfeld luden ihn nämlich zu einem Verſöhnungswerk zwiſchen ihnen und ihren Unterthanen nach ſeiner Vaterſtadt Eisleben ein, wohin der brave Mann nebſt ſeinen drei Söhnen am 23. Januar 1546 reiſete, auch auf der Durchreiſe durch Halle ſeinen Freund Juſtus Jonas mitnahm. Während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Eisleben beſchäftigte ſich der Unermüdete ohne Unterlaß, und predigte noch am Sonntage den 14. Februar in der Pfarrkirche in Gegenwart vielen Volkes, kam aber ſo ſchwach nach Hauſe, daß er vier Tage darauf, am 18. Februar 1546, ſein thaten- und ruhmvolles Leben beſchloß, und es nicht höher als auf dreiundſechezig Jahre brachte, beweint von ſeinen Zeitgenoſſen, bewundert von der Nachwelt, verherrlichet durch ſein unvergängliches Werk. — Seine Leiche wurde bald von Eisleben mit vielen Ehrenbezeigungen nach Wittenberg geſchafft und dort in der Schloßkirche unweit dem Predigtſtuhl beigeſetzt. Ein einfacher Stein ſagt mit ſeiner Inſchrift aus: Martin Luthers Körper iſt hier begraben. In ſeiner glücklichen Ehe wurden ihm drei Söhne und drei Töchter geboren. Seine Wittwe (geboren am 29. Januar 1499) überlebte den verehrten Gatten nur ſechs Jahre: ſie ſtarb am 20. des Chriſtmonat 1552, nicht in Wohlhäbigkeit, aber mit dem ehrenden Nachruhm einer häuslichen, liebevollen und frommen Gattin.

Philipp Melanchthon.

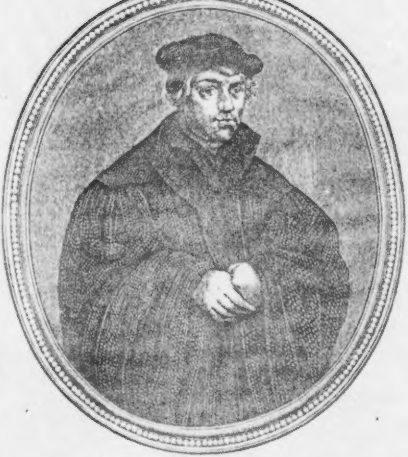


Dieſer, für **Luther** und die gute Sache ſo ganz geſchaffene, hochachtungswürdige Gelehrte ward am 6. Februar 1497 zu Bretten in der Unterpfalz geboren. Schon in ſeinem elften Jahre verlor er ſeinen Vater, der ſich **Georg Schwarzerde** nannte, welchen Namen nachher ſein gelehrter Sohn in das griechiſche Wort **Melanchthon** überſetzte. Seine Mutter war eine Verwandte Reuchlin's. — Nach dem Tode ſeines Vaters wurde der Knabe bei ſeinem Großvater mütterlicher Seits erzogen. Er beſuchte dabei die Schule des Orts, hatte dann einen Privatlehrer, und endlich brachte man ihn nach Pforzheim, wo er ſich bei ſeinem Verwandten, dem berühmten und edlen Reuchlin, aufhielt, deſſen Leitung ihn zu dem Mann ſcheint gebildet zu haben, den man hernach in ihm fand und bewunderte. Er bezog ſodann die Univerſität Heidelberg und wurde im vierzehnten Jahre Baccalaureus. Da man ihm ſeiner Jugend wegen die Magiſterwürde verweigerte, ging er von da nach Tübingen, erhielt dieſelbe, und las nun dort über den Virgil, Terenz und andere Autoren, verwaltete auch eine Buchdruckerei, in welcher unter ſeiner Aufſicht das von ihm vermehrte und verbeſſerte Chronicon Naucleri heraus kam. — Nach ſechsjährigem Aufenthalt in Tübingen erhielt er 1518 einen Ruf nach Wittenberg. Hier erwarb er ſich durch ſeine Gelehrſamkeit hohe Achtung, ward Luther's vertrauter Freund, begleitete denſelben 1519 nach Leipzig zu der Unterredung zwiſchen Carlſtadt und Eck, und ſchrieb 1521 Luther's Rechtfertigung und andere Schriften. Während Luther auf dem Reichstag zu Worms und auf der Wartburg war, beſorgte er das Schulweſen in Wittenberg, und kämpfte mit Carlſtadt und den Anabaptiſten, gegen die er Luther wieder zurückrief. — Im Jahre 1526 richtete er die neue Schule in Nürnberg ein, war darauf bei der erſten Kirchen-Viſitation in Kurſachſen gegenwärtig, und ging 1529 mit dem Kurfürſten auf den Reichstag nach Speyer. — Am 20. Juni 1530 war er in Augsburg bei Uebergabe des berühmten in achtundzwanzig Artikeln von ihm verfaßten Glaubensbekenntniſſes an Kaiſer Karl V; fand ſich in der Folge auch bei der Zuſammenkunft in Schmalkalden ein, und ſetzte im Namen des Kurfürſten von Sachſen und des Landgrafen Philipp von Heſſen (als der beiden Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes) ein Schreiben in Religionsſachen auf. — Ein im Jahr 1543 gemachter Verſuch, die Reformation in Köln, wohin Melanchthon berufen wurde, einzuführen, mißlang; allein er beantwortete die bittere Schrift, welche dagegen herausgekommen war, auf eine ſiegende Weiſe. — Als Luther geſtorben, hielt ſich Melanchthon während der damaligen Unruhen einige Zeit in Zerbſt und Magdeburg auf, kehrte aber bald nach Wittenberg zurück. Nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) mußte er Wittenberg wieder verlaſſen und ging nach Weimar, wo er den Charakter eines Fürſtlichen Raths erhielt, und zum Profeſſor der Theologie und Philoſophie auf der Univerſität Jena ernannt wurde, welche Stelle er aber bald wieder aufgab. — Die vielen Streitigkeiten, welche das ſogenannte Interim veranlaßte, verwickelten Melanchthon in manchen Verdruß mit andern proteſtantiſchen Geiſtlichen, der ihn bei ſeinem ſanften Charakter ſehr empfindlich kränkte. — Bei

Gelegenheit der Tridentiniſchen Kirchen-Verſammlung im Jahre 1550 ſchrieb er ſeine **Synopsis Doctrinae Christianae**, und verfertigte die deutſche Ueberſetzung der Augsburgiſchen Confeſſion, war auch einer von den Deputirten des Kurfürſten Moritz. Er reiſte deswegen bis nach Nürnberg, da aber hier das ſichere Geleit ausblieb, kehrte er nach Torgau zurück, wohin die Univerſität von Wittenberg der Peſt wegen damals war verlegt worden. Im Jahre 1555 kam er wieder nach Nürnberg und beendigte die Oſiandriſchen Streitigkeiten, indem er Oſiander's Meinung widerlegte. Das Colloquium zu Worms 1557 war ſeine letzte Unterredung mit der katholiſchen Partei. Er wurde von da nach Heidelberg berufen, wo er durch ſeinen Freund Joachim Camerarius die Nachricht vom Tode ſeiner Ehegattin erhielt. Er ſtarb am 19. April 1560 und hinterließ den Ruhm eines allgemein geſchätzten, eben ſo gelehrten als beſcheidenen, ſanften und unbeſtechlich redlichen Mannes, dem keine Partei die Hochachtung und Liebe verſagen konnte, die ihm in aller Hinſicht gebührte. Sein Leben war ein unruhvolles, aber er ſelbſt ſagte: „Hätt' ich keine Sorgen, würd' ich Gott nicht ſo fleißig ſuchen; die Sorgen treiben mich zu Gott, und Gott vertreibt mir die Sorgen!"

Johannes Bugenhagen.

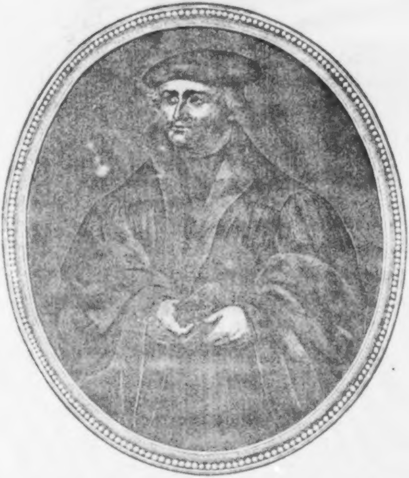
Er wurde im Jahre 1485 am 24. Juni zu Wollin geboren, wo ſein Vater Rathsherr war, ſtudirte die Theologie zu Greifswalde, und ging im Jahre 1503 nach Treptow an der Rega, wo er die alten Sprachen lehrte und großen Zulauf hatte. Die Erklärung einiger bibliſchen Bücher und ſein Eifer für Religion und wahre Frömmigkeit machten ihn bei den Einwohnern ſo beliebt, daß er eine Prediger-Stelle erhielt. Er ſchrieb daſelbſt die Geſchichte von Pommern, welche aber erſt zweihundert Jahre nachher, nämlich 1728, zu Greifswalde im Druck erſchien. — Als das reinere Licht der Religion durch Luther zu leuchten anfing, erklärte Bugenhagen ſich ganz für deſſen Lehre, vermochte auch den Abt zu Treptow, ſo wie andere Geiſtliche, ein Gleiches zu thun. Dies zog ihm heftige Verfolgung von Seiten des Biſchofs von Camin zu. — Er begab ſich nun nach der Quelle ſelbſt, nach Wittenberg, wo er 1522 Pfarrer bei der Stadtkirche wurde und ſich verheirathete. In der Folge erhielt er die Stelle eines Profeſſors der Theologie und die Superintendentur. Er arbeitete mit Luther an der Bibel-Ueberſetzung und veröffentlichte ſelbſt mehrere Schriften im Geiſt der Reformation. Von Wittenberg aus wurde er nach verſchiedenen Orten und Ländern berufen, um durch ſeine Einſicht und Thätigkeit die Kirchenverfaſſung, der beſſern Lehre gemäß, einzurich-



ten. Er ging daher im Jahre 1528 nach Braunſchweig und Hamburg, dann 1529 nach Holſtein, 1530 nach Lübeck, und 1537 nach Kopenhagen. In Dänemark, wo König **Chriſtian III** das große Werk der Reformation glücklich vollendete, weihte **Bugenhagen** ſieben Biſchöfe ein, ward 1538 Rector und Profeſſor der Theologie zu Kopenhagen, ſchrieb die auf königlichen Befehl öffentlich eingeführte Kirchenordnung, und verließ 1541 dies Königreich wieder. Im Jahre 1542 ordnete er die Kirchenverfaſſung in Braunſchweig und in Hildesheim. Endlich kehrte er nach Wittenberg zurück, wo er am 20. April 1558 ſtarb. Die biſchöfliche Würde zu Schleswig und zu Camin, wovon ihm jene 1532 und dieſe 1544 angetragen wurde, hatte er nicht angenommen.

* N *

Juſtus Jonas.



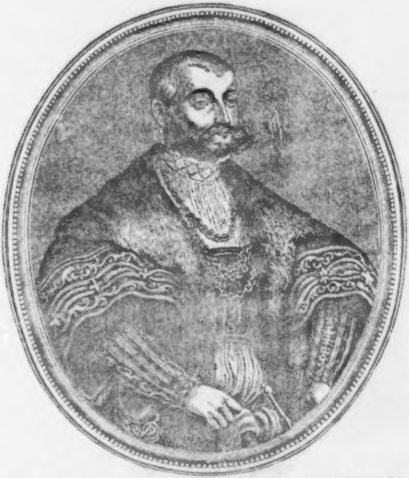
Dieſer vertraute Freund Luther's wurde am 5. Juni 1493 zu Nordhauſen geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter war. Er widmete ſich anfänglich der Rechtsgelehrſamkeit, ſtudirte aber bald nachher Theologie, und ward 1521 Probſt zu Wittenberg und darauf Doctor der Theologie. — Er war zugegen bei verſchiedenen Zuſammenkünften, die der Religion wegen veranſtaltet wurden. Im Jahre 1529 befand er ſich bei dem Religionsgeſpräch zu Marburg, und 1530 nebſt Melanchthon auf dem Reichstage zu Augsburg. — Nicht lange nachher wurde er Prediger und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg. Als Herzog

Heinrich (Vater des nachherigen Kurfürſten Moritz) 1539 von ſeinem, der Reformation ſtets abgeneigt gebliebenen Bruder, Herzog Georg, deſſen Landesantheil erbte, und auch da die verbeſſerte Lehre einführen wollte, bediente er ſich dazu des Juſtus Jonas, welcher in eben dieſem Jahre noch zur Ober-Leitung der Kirche nach Halle berufen wurde. 1546 begleitete er ſeinen lieben Freund Luther zu ſeiner letzten Reiſe nach Eisleben und war bei deſſen Tode. In der Folge hielt er ſich an mehreren Sächſiſchen Höfen auf, wurde Prediger zu Eisfelt, und darauf zu Coburg Inſpector der Fränkiſchen Kirchen, woſelbſt er auch am 9. October 1555 ſtarb, als ein würdiger Freund Luther's und eifriger Lehrer und Beförderer der Glaubensverbeſſerung durch Wort und Schriften. — Ein vorzüglich großes Verdienſt erwarb er ſich durch ſeine treue Beihülfe bei Luther's Bibel-Ueberſetzung.

Friedrich (III) der Weiſe.

Es geziemt ſich, hier auch näher des wackern Beſchützers und ausdauernden Freundes unſres Luther's zu gedenken, jenes Fürſten, ohne deſſen Kraft und Vorſicht das Werk der Reformation, welches unausbleiblich erfolgen mußte, ſich gewiß noch weiter verzögert hätte.

Friedrich war ein Sohn des Kurfürſten Ernſt zu Sachſen (des Stifters der Erneſtiniſchen Linie), und der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des Herzogs Albrecht III von Bayern; geboren am 17. Januar 1463. — Nachdem er ſeinen Vater im Jahr 1486 zu Colditz durch den Tod verloren hatte, übernahm er die Kurwürde und den Kurkreis allein, die Regierung der übrigen Lande aber mit ſeinem Bruder Johann (der ihm nachher auch als Kurfürſt folgte) gemeinſchaftlich. Er war die Zierde der deutſchen Fürſten damaliger Zeit, und verdankte ſein hohes Anſehen bei denſelben und den ihm überall folgenden Ruhm ſeinen Tugenden und ſeiner Klugheit. — Während der Abweſenheit des Kaiſers Maximilian I in den Jahren 1498 und 1507, ſo wie nach deſſen Tode (1519) verwaltete er das Reichs-Vicariat. Er wurde von dem genannten Kaiſer ſo hoch geſchätzt, daß ihn derſelbe zum beſtändigen Statthalter in Reichsgeſchäften ernannte, daher er den Titel führte: „Römiſch-Kaiſerlicher Majeſtät General-Reichs-Statthalter", oder auch: „Kaiſerlicher Majeſtät oberſter Rath". — Nach dem Tode Maximilians wollten ihn die übrigen Kurfürſten auf den Kaiſer-Thron erheben; allein er lehnte dies ab, und bewirkte, daß die Wahl auf den Spaniſchen König Karl V fiel und demſelben die erſte Wahl-Capitulation vorgelegt wurde. Der Kurfürſt aber nahm das Geſchenk nicht an, womit der neue Kaiſer ihm



ſeine Dankbarkeit beweiſen wollte, behielt jedoch die Würde bei, die ihm deſſen verſtorbener Großvater ertheilt hatte. Er vermehrte ſeine Länder, und ſtiftete im Jahr 1502 die Univerſität zu Wittenberg. Das Allerdenkwürdigſte aber unter ſeiner Regierung iſt die große Kirchen-Verbeſſerung, wobei er fürſtlich und treulich ſeinen Freund Luther ſchützte, und durch perſönliche Beförderung der Reformation ſeine Liebe zu dem heiligen Werk an den Tag legte, die ihm den Segen der Welt und Nachwelt erworben hat. — Er ſtarb unvermählt am 5. Mai des Jahrs 1525, nachdem er vorher das heilige Abendmahl im Sinne der Reformation unter beiderlei Geſtalt empfangen hatte. — In Ewigkeit Ehre ſeinem Andenken, und den Völkern zum Heil Seinesgleichen auf den Thronen!

Modegecken.

„Verſprechen macht Schulden!“ — „Verſprechen iſt ehrlich, halten beſchwerlich!“ — Ich ſtehe beklommen zwiſchen dieſen beiden Wahrheiten. Im vergangenen Jahre mußt' ich, eines einzulöſenden Pfandes wegen, den Modedamen eine Stachelrede halten, und die ehrſamen Frauen, welche zuhörten, verlangten die Genugthuung, daß ich einmal mein eigen Geſchlecht in gleicher Weiſe behandeln möge. Ein Mann, ein Wort! — ich will das meine zu löſen ſuchen, und wenn hier des Verſprechens Erfüllung allerdings beſchwerlich, iſt's nur, weil ein Modenarr viel widerwärtiger erſcheint als eine Modenärrin. Den Frauen iſt eher und mehr Eitelkeit erlaubt als den Männern, obwohl es ſehr liebens- und preiswürdig iſt von jenen, wenn ſie darin recht ſtreng Maaß halten. Um aber nicht aus meiner jetzigen Aufgabe wieder in die frühere zu kommen, lade ich raſch alle neugierigen Frauen mir als Zuhörerinnen ein und rechne demnach auf eine ſehr große Verſammlung. Sie im Geiſte vor mir ſehend, grüß' ich Sie achtungsvoll und beginne:

Verehrte Frauen und Fräulein!

Als Gott die Menſchen geſchaffen hatte, ein „Männlein und Fräulein“, wie uns die Schrift beſagt, „da ſah er an Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe, es war ſehr gut!“ wie das auch die Schrift beſagt. Das konnte ſie ſagen, denn es gab damals eben nichts als Natur, keine Moden und Kulturen, bis die Schürzen aus Feigenblättern von den erſten Menſchen für nothwendig erachtet und ſie dadurch zu den erſten Modiſten wurden. Ein eigenes Wort, mit dem man vor Erfindung des Buchdrucks die Schönſchreiber bezeichnete; — was jetzt die Modiſten ſchreiben, findet man oft genug ſehr unangenehm und es bringt für manche Familie den Druck gleich mit. Auf das Wort „Männlein“ kann ſich indeß Jeder berufen, der kein Mann iſt, und der Modegeck iſt kein Mann, welches ich hiemit kund thue, damit mir Niemand den Vorwurf machen könne, ich griffe zu weit um mich; denn vor einem wahrhaften Manne habe ich ſo große Achtung, wie Sie, verehrte Frauen und Fräulein, unumgänglich haben werden, wenn eben ein wahrhafter Mann in Ihre Nähe kommt und ſich als ein ſolcher ausweiſt. Aber auch das „Männlein“ iſt für den Modegecken noch viel zu ehrenvoll, drum hat man erſtens dieſen Namen für ihn erfunden, und dann noch manchen andern, von denen ich etliche, ſo weit ſie mir in's Gedächtniß kommen, erwähnen will.

Man nennt ihn Stutzer, aber ſehr ungeeignet, denn Modegecken ſtutzen vor gar nichts und bilden ſich im Gegentheil ein, ſie machen Alles ſtutzen ob ihrer fabelhaften Liebenswürdigkeit.

Seht's Fantchen an! — gereckt und aufgeblaſen,
Als blieſ' er die Welt um mit ſeiner Naſen;
Als ſtiegen die Gedanken über's Meer des Lichts
Noch weiter hinaus als in's erſte Nichts;
Und's fällt ihm doch allzeit nichts ein,
Als: wär' Ich's nicht ſchon, ſo möcht' Ich's ſeyn!

Man nennt ihn ferner Zierling, Zierbengel; mit den Zierpflanzen, die immer doch Natur haben, iſt er aber nicht zu vergleichen, außer mit ſolchen, die in einem unangenehmen Geruch ſtehen, obwohl er ſich den Pariſer Wohlgeruch für ſchweres Geld erkauft oder ihn dem Parfümeur (zu deutſch: Wohlduftmacher) ſchuldig bleibt. Dann heißt er noch Petitmaitre, Kleinmeiſter, weil er's nur in Kleinlichem zur Meiſterſchaft bringt; auch Bonvivant, welches der derbe Deutſche kurzweg mit Lüſtling überſetzt, während der Franzoſe mit dem bon manches Ueble eben nur verfeinert, wie zum Beiſpiel der bon-ton meiſt ein ſehr ſchlechter Ton und das bon-mot oft eine boshafte Schlechtigkeit iſt. Bekannt ſind noch ſeine Namen: Courmacher oder ganz franzöſiſch: Courtiſan (welches durch die Endung gleich an partisan, Parteigänger und Ueberläufer erinnert), weil er allen Damen den Hof macht, ihr Höfling iſt, das heißt: ihnen die Wahrheit verbirgt, weil er ſie ſelbſt am meiſten zu fürchten hat. Die graddurchgehende Wahrheit nennt ihn Modelaffe, Modeaffe, welcher Reim alle Poeſie über ihn erſchöpft. In neueſter Zeit nennt man ihn lion, Löwe, wobei wir die Aehnlichkeit höchſtens darin finden könnten, daß der Löwe zum Katzengeſchlecht, ja ſogar in die letzte Abtheilung deſſelben gehört — indem es im Gehirn der Katzen beſſer ausſieht wie im Gehirn des Löwen, und er für weniger bildungsfähig gehalten wird als jene — fielen uns nicht noch die buſchigen Bärte und jezuweiligen hängenden Haare ein, wo dieſe nicht ſchon durch Perrücken erſetzt werden mußten. Denn die Modegecken haben nicht die Stufenalter von Kind, Jüngling, Mann und Greis, ſie ſind nur Kind und Greis, ohne als ſolcher aufzuhören, kindiſch zu ſeyn.

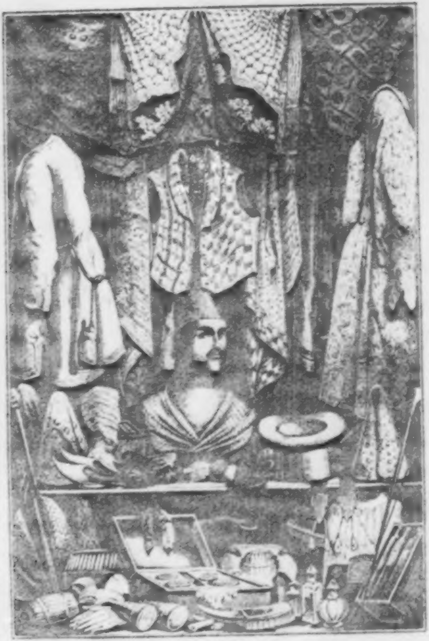
Sie ſehen, verehrte Zuhörerinnen, daß ich nicht ſo zart mit dem Gegenſtande dieſer Rede umgehe wie ein jugendfriſches Fräulein, dem ein ſolcher Courtiſan, unwillig, daß er ſich von der Schönen ſichtlich überſehen ſah, erbittert ſagte: „Ich weiß recht gut, wie Sie über mich denken!“ und die Antwort erhielt: „Nun, dann erfährt es gewiß kein Dritter!“ Wir wollen im Gegentheil das Werden und Gedeihen eines Modegecken ſcharf beäugeln und alle Welt ſoll davon erfahren.

Es giebt Väter, die ſelbſt ſogenannte Lebemänner — um uns des verſchleiernden Ausdrucks zu bedienen — waren und ſind, die keine Kraft haben und mithin keine geben können. Dieſe abgeſtumpften und abgeſchliffenen Väter wiſſen, daß man in der Richtung zum Vortheil von Vielem nur Etwas zu wiſſen braucht, um gelegentlich aus einem Etwas Viel zu machen. Ein Papa der's ſo getrieben und den das Glück begünſtigt hat, geht nun auf die Zerfahrenheit unſres Treibens und Unterrichts ein und ſagt zum Söhnchen: „Die Intelligenz" — ich bitte für unſre Zeit dies Wort mit Verſtandes-Einſeitigkeit zu überſetzen, nicht mit Verſtandes-Einſicht, wie es geſchehen ſollte — alſo Papa ſagt: „Die Intelligenz geht jetzt in's Unermeßliche; neues Wiſſen und neue Behauptungen ſchießen über Nacht empor. Du mußt eilen, um nachzukommen, du mußt Alles ergreifen; weil man nicht weiß, womit man in der Welt ſich erheben ſoll, muß man ſich auf Alles einrichten. Geſchwind das Alterthum verſchlungen, todte Sprachen erlernt, Geſchichte ſtudirt, denn die lebenden Sprachen warten ſchon auf dich und die Geſchichte des Tages muß nach allen Seiten verfolgt werden. Engliſche, franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, ruſſiſche, türkiſche, indiſche, chineſiſche Zuſtände und Literaturen und Nicht-Literaturen müſſen gekannt ſeyn, damit du bald zu den Naturwiſſenſchaften übergehen kannſt. Raſch lerne Mathematik, Chemie, Phyſik, Geologie, Aſtronomie" — und nun tik't, ſik't, gie't und nie't es noch eine Weile ſo fort; denn, wie bemerkt, es ſchießen neue Wiſſenſchaften über Nacht auf. Dem Söhnchen wird bange ob des Papa's Worten, er ſteht verdutzt und beginnt: „Aber —!" — „Was aber", fällt der Papa ein, „da iſt kein Aufenthalt möglich! Haſt du nun die genannten Vorbereitungs-Kenntniſſe, dann mußt du an Statiſtik, Staatswirthſchaft, Geſetzgebung. Willſt du verſtummen, wenn von großen Verhältniſſen und Verhängniſſen die Rede iſt? Ich weiß wohl, der Menſch muß ſich erholen; da lernſt du tanzen und Muſik; lerne ſingen, malen, fechten, reiten — die Welt iſt wunderlich; ein encyclopädiſcher (allumfaſſender) junger Menſch iſt jetzt ſchon ein ſehr gewöhnliches Ding, er muß ſich durch irgend eine geſellige Fähigkeit, ein Erforderniß der Unterhaltung auszeichnen; das ſchafft Gönner und — Gönnerinnen, und nur damit ſchiebt und drängt man ſich vor; bei allem Lernen muß man indeß nicht zu leben vergeſſen, denn Gewandtheit iſt unerläßlich! Du fragſt: woher die Zeit nehmen zu dem Allen? O, nur gut eingetheilt, nichts zur Grübelei und Liebhaberei gemacht, dann bleibt Zeit genug. Biſt du bald durch, haſt du dann die Woche zur Ermunterung ein Paar Bälle beſucht, ein Conzert, eine neue Vorſtellung im Theater, Kunſtſchau gehalten, die Zeitſchriften zu durchblättern nicht vergeſſen, Vorleſungen gehört und — deine Geſundheit nicht zu vernachläſſigen! — einen Ritt gemacht, ſo wirſt du dich hernach deſto ungehinderter all deinen Studien überlaſſen und den Reſt des Tages kannſt du mit Gedanken über die neueſten Wechſelungen der Philoſophie und der Religion, oder auch im Müßiggange und in der Poeſie hinbringen."

Wie gefällt Ihnen dieſes Zertheilen und Verbrauchen der Kräfte? Verwundern dürfen wir uns nun wenigſtens nicht, wenn Gründlichkeit, Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit gänzlich entwichen ſcheinen aus dem Leben; wenn wir mehr Anmaßung als Tiefe, mehr Affen als Vorbilder, und überall nur das Gemachte und Erkünſtelte finden. Wollt ihr Männer, die in ihrem Fache tüchtig ſind, ſo laßt die Jugend je Eines mit voller Entſchließung und Liebe erfaſſen und danach ihre Bildung fürerſt beſtimmen und beſchränken. Soll der Menſch friſchen Athem behalten, ſo treibt ihm den Athem nicht aus im Sturmſchritt nach hundert und aber hundert verſchiedenen Zielen. Er unterliegt und wird ein abgemüdetes, zerriſſenes Weſen; — er wird, um das Modewort zu gebrauchen, „blaſirt", und kettet ihn ſpäter irgend ein Geſchäft, ſpricht er davon nur im Mißbehagen und behandelt es mit Vernachläſſigung.

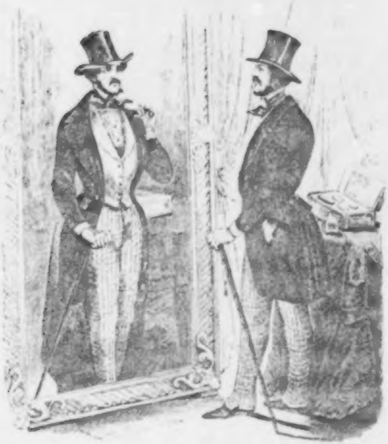
Iſt er nun im Greifen nach Mannigfachem in ſich ſelber verwirrt, leidet er, ohne geiſtig-ſicher genährt zu ſeyn, an erdrückender Ueberfüllung des Geiſtes, dann wird's dem Ermatteten Hauptzweck, ſich zu unterhalten, und ſich unterhalten heißt jetzt: von ſich ſelber ſcheiden. Weil man ſo viel ſollte und wollte nach Außen, hat man in ſich keinen Halt gewonnen; man fühlt die Leere, überläßt ſich dem Strudel, ſucht ſich überall einzuſchwänzeln und beliebt zu machen. So entſtehen die Pflaſtertreter, die Koketten des männlichen Geſchlechts, die Zwitter-Geſchöpfe, welche man Modegecken nennt, die, weil ſie nichts ſind, mit dem Schein verkehren und ſich ſo in ihn einleben, daß er zur Gewohnheit wird, die ihnen endlich als das Echte und Rechte gilt. Die deutſche Sprache iſt keine Höflings-Sprache, deshalb hilft man ſich eben noch immer ſo bereitwillig mit dem Franzöſiſchen. Unſere Sprache hat, wenn ſie zart ſeyn will, für das Wort kokett den Ausdruck: reizgierig, und will ſie den Nagel auf den Kopf treffen, ſagt ſie: buhlſüchtig, und in ſolchem Sinne jagen die Modegecken nach Allem, und durch dieſe männlichen Koketten entſtehen die weiblichen; denn das Verderben der Frauen geht von den Männern aus, obwohl dann meiſt der Unſchuldige, Unerfahrene büßt, was die Weltklüglinge und Frechen verſchuldeten ohne Gewiſſensbiſſe, indem ſie, als folgerichtig für ihren Umgang mit Frauen, ſich überzeugten, daß auch deren Herzen nicht mehr ſo ſpröde ſind, um brechen zu können, vielmehr ſo biegſam, daß ſie allen Verhältniſſen ſich anpaſſen.

Eines Modegecken Trachten iſt: ſein Glück machen. Was heißt Glück? Da es immer ſchwerer wird, ein einträglich Amt zu erhalten, und die Staaten von dem Rechtsgefühl, Arbeiten nicht umſonſt anzunehmen, ſich entfremdeten, man alſo Jahre lang die Amts-Beanſprucher ohne Lohn dienen läßt, ſo heißt Glück im heutigen Sinne vor Allem: Geld, und wenn ein Modegeck keins hat, ſo erſcheint als nächſtes Mittel, daß er ſich's er-



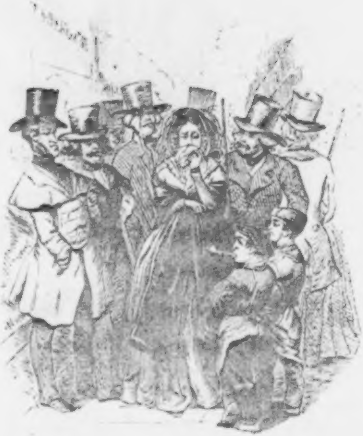
heirathe, wobei er indeß ſein Augenmerk zugleich mit auf die Gönnerſchaft richtet. Der Antrieb zu Bewerbung und Ehe iſt alſo Geld. Es tröſtet für den Verluſt der Ehre und den etwaigen üblen Ruf der Erwählten, denn auch geſellige Achtung gründet ſich in den Kreiſen, wo der dickſte Dünkel mit dünner Politur und hohe Anſprüche mit niederer Geſinnung ſich paaren, auf Geld, und daß man dies gar nicht verhehlt, gehört mit zu den wenigen Aufrichtigkeiten des Tages, die indeß dem wahren Manne nur verächtlich ſind. Um zu Gelde zu gelangen, was ohne Frau nicht zu haben iſt, muß man ſich beliebt machen, und wie fängt man's an, nach dem Spruch zu handeln: „Drei M ſind's, die auf Erden thronen: Meinung, Mode, Millionen"? Man hat erſtens gar keine andere Meinung, als die der Andern, bequemt ſich zweitens zum Knechte der Mode und hat drittens vor Millionen die kniebeugendſte Verehrung. Daraus geht denn ohne Weiteres hervor, daß im Spiele des Glückmachens die Buben zu Haupt-Trümpfen werden, und die Welt, welche eben nur von Mode und Vortheil beherrſcht wird, hat ſich ſo ſpitzfündig verfeinert, daß jetzt die Schande nicht mehr auf den Betrüger fällt, ſondern auf den, der ſich betrügen ließ.

Der Modegeck übt ſich nun auf jede mögliche Weiſe im Ton" des Tages. Dazu gehört hauptſächlich Vornehmthuerei, die in allen Dingen den Ernſt von ſich abweiſt und nur das Ergötzen zum Götzen erhebt. Man kleidet ſich nach den Pariſer Muſtern, die man in den Mode-Journalen und an den Schaufenſtern, deren eines ich in Abbildung, zur Stärkung meines Verdruſſes, mir vorlegte, eifrig ſtudirt. Dem wahren Manne muß es in's Unbegreifliche gehen, wenn eben der Mann mit ſo viel Unnützem ſich umgiebt; aber Mode iſt ja meiſt nur die Kunſt, das Unnütze und Nichtnothwendige geltend und unentbehrlich zu machen! Daß man hierbei durchweg das Ausländiſche immer vorzugsweiſe begünſtigt, verſteht ſich von ſelbſt. Was kümmert es die Modenarren, wenn dadurch die arbeitende Menge im Vaterlande verarmt, und daß dagegen der Wohlſtand hergeſtellt wäre, wenn man des Ausländiſchen ſich entſchlüge! Sie ſind ſich nicht nur die Nächſten, ſondern die Einzigen, auf die ſie Rückſicht nehmen! — Der Geck braucht Stunden zu ſeiner Toilette; er ſchönwäſſert, pomadiſirt, ſchnürleibert und liebäugelt mit dem Spiegel, damit er ſich übe in der Ziererei und Täuſchung. Er lieſt Journale, aber nur die ſchlechteſten, welche durchweg nur auf die Mode berechnet ſind, die mit flachem Witz, Lüge und Verleumdung verkehren, damit er in der Geſellſchaft durch die geſtohlenen Erbärmlichkeiten ſich unterhaltend zeige; er thut dann noch Einiges hinzu im Lächerlichmachen der Perſonen, die in einem und dem andern Kreiſe zu den Beſſeren, hier alſo zum Ueberflüſſigen gehören, wobei er auch wohl im Entwürdigen aller ſeiner Bekannten reih-herum kommt. Glaube man ja nicht, daß

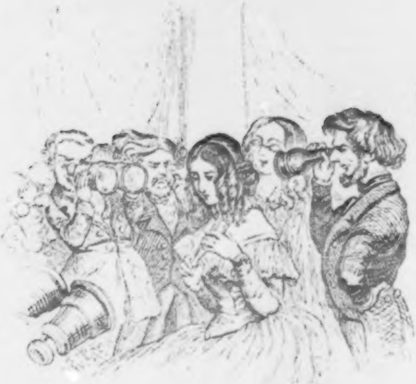


hier der Heiligenſchein der Wahrheit den Kampf aushalten kann: eine einzige, die Seuche der Langeweile für Augenblicke vertreibende Lüge beſiegt ihn, wenn ſie nur zum „Amüſement" dient, und dazu gehört meiſt aller Zeitvertreib des Allerweltstreibens, zu welchem man die guten Gedanken nicht nöthig hat und ſie Andern überläßt.

Der Modegeck ſcharwenzelt nun überall und ſpielt den Charmanten und Süßen, den Hin- und Herträger, und iſt die Gefälligkeit und Unterwürfigkeit ſelber, Leuten gegenüber, die um jeden Preis, und ſey's mit Verleugnung der letzten Scham, gewonnen werden ſollen. Wo dieſe Abſicht jedoch nicht vorwaltet, da tritt leicht und raſch die Rohheit hervor. Behüte der Himmel ein junges Mädchen, das allein geht, von dieſen Modegecken, wo ſie verſammelt ſind, um einmal der Feſſeln ſich zu



entſchlagen, erlugt zu werden; die Arme iſt gleich umringt und hat Zudringlichkeiten aller Art und die dreiſteſten Reden und frechſten Fragen zu fürchten. Man höre ſie unter ſich! — da ihnen die Fähigkeit zu echt geiſtvoller Unterhaltung fehlt oder auch dieſe gradhin verbannt iſt, könnte man ſagen: aus Nichts wird Nichts; wer aber die Geſpräche im zeitgemäßen geſelligen Treiben ſolcher Modegecken mit angehört, der weiß, es entwickelt ſich aus dem Nichts doch Etwas, wenn's auch nur durch und durch Schlechtes iſt. Der Mann von Ehre ſchaudert oft darüber, weſſen ſie ſich rühmen, und bedauert namentlich die weiblichen Weſen, welche den Unwürdigen Stoff für ihre heilloſe Zunge gegeben haben. Wie zudringlich ungezogen ſie ſind, das ſieht man öfter auf Spaziergängen, im Schauſpiel, im Concert, wenn einmal eine Beſucherin aufgeſpürt iſt, der ein männlicher Begleiter fehlt; obgleich ſelbſt dieſer zuweilen nicht der Unver-

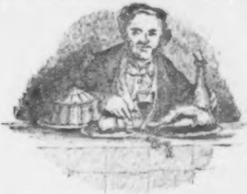


ſchämtheit wehren kann, mit welcher man von allen Seiten wenigſtens eine Muſterung vornimmt. Darüber „amüſiren“ ſich denn oft auch Damen von der emancipirten Sorte, mit deren Toilette und Jahren es ſo ſteht, daß man unter ihr Bildniß den Goethe'ſchen Titel ſchreiben könnte: „Kunſt und Alterthum“; die längſt vergeſſen haben, daß es noch Befangenheit und Erröthen in der Welt giebt, alle Tage aber in ihrem Neide über die jugendlichen Schönen durch Naſerümpfen ſich die gehaßten Falten im Antlitz mehren.

Wie iſt's nun mit ſolchen Männchen in der Ehe? — Man pflegt zu ſagen: die Liebe iſt blind, und offen geſtanden, ſie muß es gewiſſermaßen ſeyn, wenn's überhaupt Liebe iſt; denn dieſe kennt keine Mängel, oder ſie ſind ihr keine, und ſie fragt nicht nach Gütern, denn ſie iſt und hat in ſich das höchſte Gut. Tritt ſie mit Abſichtlichkeit und Berechnung der Vortheile auf, da iſt ſie Unwahrheit und verfällt ſogleich der Nichtigkeit. Das muß jedes ehrenwerthe Mädchen empfinden und ſich nicht verkaufen, noch verkaufen laſſen; muß nicht bei der Wahl ihres Gatten flinkernde, ſogenannte geſellige Vorzüge vorzugsweiſe hoch ſtellen, nicht von glitzernder Schale ſich den faulen Kern verdecken laſſen und ſich hüten vor einer neuen Bewährung des Sprüchworts: „Ein Gran Unverſchämtheit bringt weiter als hundert Pfund Beſcheidenheit.“ Alle wahrhafte Liebe iſt ſchüchtern und unbehülflich, denn ſie erhebt immer ihren Gegenſtand über ſich ſelbſt und ſchaut zu ihm hinauf, während der Modegeck das Weib immer nur als Sache behandelt, die unter ſeinem Werth iſt, weshalb er eben die ſchmeichelnde Beredſamkeit mit beſonnener Geſchicklichkeit zu handhaben weiß; er überſieht in geübter Pfiffigkeit das Feld ſeines Plans, während der wahrhaft Liebende überwältigt iſt und eben hierin ſeine Seligkeit findet. Und nun gar, wenn der Mammon in Betracht kommt! Eine Mitgabe iſt ſchätzenswerth und auch der Mann von Kraft und Ehre darf ſie nehmen, um wirkſamer und ſorgenfreier für das Glück der Familie eingreifen zu können; doch kein echter Mann wird von einer Geliebten ſich trennen, die ihm nichts mitbringt, als ſich ſelbſt; ja höher wird ihm das Herz ſchwellen, wenn er weiß, er allein kann ihr eine frohe Zukunft ſchaffen. Wo man einer ſolchen Geſinnung des Mannes nicht gewiß iſt, da giebt ſich nur Leichtſinn oder eine verwerfliche Neben-Abſicht kund; da vereint man ſich ohne würdigen Ernſt und trennt ſich wieder ohne Scheu, da geht der Werth jeder heiligen Empfindung verloren.

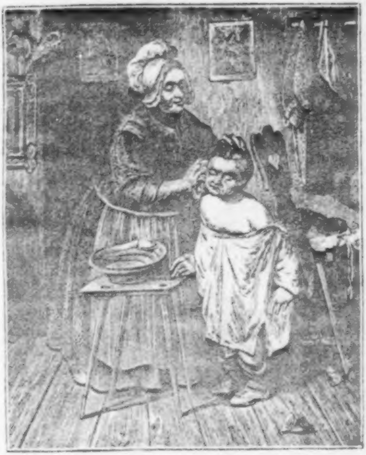
Wenn ich ſchon bemerkt habe, daß die Frauen von Denen verzogen und verdorben werden, die mit Unrecht den Namen „Mann“ tragen, ſo iſt’s doch gewiß, daß im Gegenſatze ein reines, ſittliches weibliches Weſen ſelbſt über den Mann, deſſen Grundſätze ſchwanken, eine Macht hat, die ihn läutert und befeſtigt, ſo daß für Beide eine ſegnende Bahn der Treue ſich erſchließt. Aber auch die Mütter können hier viel thun, wenn ſie von früh auf ihren Knaben, der mit Alfanzerei ſich ziert, zur Beſchämung und zu der Einſicht bringen, daß ein Liebäugeln mit aller äußern Form dem Manne Hohn ſpricht und bei ſelbſtgefälligen Blicken in den Spiegel der Narr in ihm wächſt, bis er dann ſein Lebelang dieſen zur Schau trägt.

Was aber die in ihren Lüſten verhärteten Modegecken betrifft, an denen iſt eines edlen Weibes Bemühung vergeblich und jeder Glaube an ihre Beſſerung führt in's Verderben. Dieſe laſſe man entſchieden den Werth der Sittlichkeit fühlen, und ſie, damit kein Mädchen an ihrer Seite zum Elend verdammt ſey, mit Genugthuung zu den Hageſtolzen übergeben, die dann in ihrer Genußſucht aus den jungen Modegecken alte werden und ſich, da nun einmal jede tiefere Empfindung ihnen mangelt, bei der Wohlleberei tröſten; ſie bleiben Genüßlinge, wie ſie es waren, und zeigen dies zuletzt heimlich bei Schmaus und Flaſche, ohne übrigens die Modegeckerei aufzugeben. Indeß heißt es jetzt:

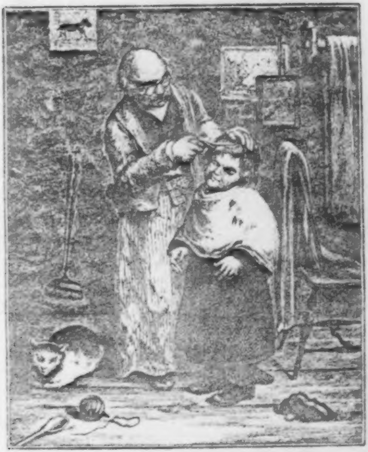


Als Jüngling zeigen dich die Kleider,
Als Greis das Angeſicht;
Doch hoffe nicht zu viel vom Schneider,
Die Runzeln bügeln kann er nicht! —

Ich hoffe, daß Sie, verehrte Frauen und Fräulein, mir nicht nachſagen, ich hätte die böſen Auswüchſe meines eigenen Geſchlechts geſchont, und doch darf ich verſichern, ich habe die Grenzen der Wahrheit nicht überſchritten, bin aber, da ich mich durchdrungen fühle von den hier beſprochenen Mißſtänden, mitunter ernſter geworden, als es in unſerer flauen Zeit — Mode iſt. Doch werden Sie darin zugleich eine Genugthuung finden für die Wahrheiten, die ich Ihnen im vergangenen Jahre, auf Ihren Befehl, auszuſprechen mußte. Ich bekenne mich aber nicht nur zu der Antwort, welche auf die Aeußerung: „Es geht doch nichts in der Welt über ein treffliches Weib!“ ein ehrlicher Oekonom gab mit den Worten: „Ja, es iſt offenbar das Beſte, was wir in der Art haben!“ — ſondern ich bekräftige ſeine Worte mit dem Zuſatz: Ein trefflich Weib iſt in aller Art das Trefflichſte auf Erden! — und ich bitte mir nur damit Dank zu ſagen, daß Sie mir glauben, was ich ſagte und meiner freundlicher gedenken, als Sie es vielleicht im vorigen Jahre gethan haben. **Bertram.**



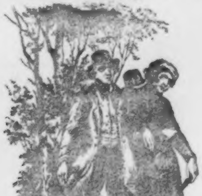
Hu, wie der Burſch' ausſieht, als ging's ihm an's Leben,
Weil ſorglich man ihn will des Schmutzes entheben! —
Er putzt ſich wohl gerne, doch reinlich zu ſeyn,
Das fällt ihm aus eigenem Antrieb nicht ein!
O pfui, wenn man's nicht an dem Knaben entdeckt,
Daß Tücht'ges vom künftigen Mann in ihm ſteckt! —
Etſch, etſch, du! — wer ſolche Grimaſſen uns macht,
Der wird nach Gebühr nur von Jedem verlacht!
Denn wiſſe, du weichlicher, wimmernder Tropf,
Das Leben wäſcht Allen weit derber den Kopf,
Und willſt du da zittern, zieh'ſt ſauere Mienen,
So wird's dich nur immer noch ärger bedienen; —
Denn was auch geſchieht, nie darf zagen der Mann,
D'rum fang' mit dem Muthe hübſch frühzeitig an!



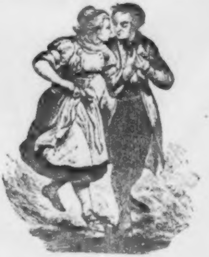
Wie Jener bei'm Waſchen, ſo Dieſer bei'm Kämmen,
Das ſind doch wahrhaftig nicht Knaben, nein Memmen!
Sie liefen, nichts wiſſend von Sitt' und von Ehr',
Im Schmutze und wirrig und zottlich daher,
Und thun, wenn ein Büſchelchen Haare man ſchnitt,
Als ginge der Kopf, der vernagelte, mit.
Die Katze daneben, ſtets reinlich und glatt,
Beſchämet den Narr'n, der ſo winſ'lig ſich hat!
Ei, wart' nur, die Welt wird gehörig dich zauſen,
Wirſt Haar ihr noch laſſen, trotz Flauſen und Grauſen!
Sie ſchont nicht, wie Vater und Mutter zu Haus,
Der Stark' oft weiß da nicht wo ein und wo aus! —
Doch was auch geſchieht, nie darf zagen der Mann,
D'rum fang' mit dem Muthe hübſch frühzeitig an!

Jagd-Friedel.

Wir haben (in den Jahrgängen 1841 und 1843) von dem Eheglück des Actuar Sinnig erzählt und von ſeinem alten Freunde, der noch immer rüſtig iſt, die Sinnig'ſche Familie auch gern noch Abends auf ſeinem Landhauſe bei ſich ſieht und dann Allerlei aus ſeinem eigenen Leben mittheilt. So kam er neulich recht in ſeine Jugendzeit hinein, als ſeine Bilder-Mappe durchblättert wurde; denn mehrere Zeichnungen, theils eigener Erfindung, theils Nachahmung, hatten ihn in ſeine Vergangenheit verſetzt. In der Jugend, ſagte er, hat der Menſch oft ſeltſame Einfälle und man liebt vor Allem die Gegenſätze, ſo ging's mir denn auch. Es war ſonſt in vielen Familienkreiſen eingeführt — und es wäre noch heut empfehlenswerth — daß man die Kinder mit Handwerks-Arbeiten beſchäftigte und ſo hatte ich, Siegfried Randel, einen Freund, Karl Strober, der tiſchlerte, indeß ich in Mußeſtunden drechſelte. Als wir nun unſre Studien vollendet hatten und unſre beiderſeitigen Eltern uns eine anſehnliche Summe zu einer Erholungs-Reiſe gaben, beſchloſſen wir, ſie gemeinſchaftlich zu machen, und zwar — als Handwerksburſchen. Den Spaß möglichſt vollſtändig ausführen zu können, verſchafften wir uns durch Fürſprache unſrer ehemaligen Lehrherren im Tiſchlern und Drechſeln, verſteht ſich, nur für die Tage unſres Reiſeſcherzes, Wanderbücher, zogen nun getroſt und guter Dinge aus, und wie wir angethan waren, ſagt Euch dieſe flüchtige Zeichnung.



Nach dem Süden ging's, durch Bayern, Salzburg und Tyrol. Ueberall, wo ſich das Volksleben kund gab, waren wir mitten darunter, ſo daß wir oft in den Dorf-Wirthshäuſern auch wohl ein hübſches Bauermädel ergriffen und die Staubwolken in der engen Stube tüchtig vermehren halfen, dabei immer willkommen waren, weil wir was d'rauf gehen ließen, indem wir uns für Söhne wohlhabender Meiſter ausgaben. Gar viel hab' ich da erlebt und erlauſcht und allerlei Abenteuerchen ſielen auch vor; zwei Blättchen meiner Mappe erinnern mich aber namentlich an den ſogenannten Jagd-Friedel, von dem ich fürjetzt hauptſächlich reden wollte.

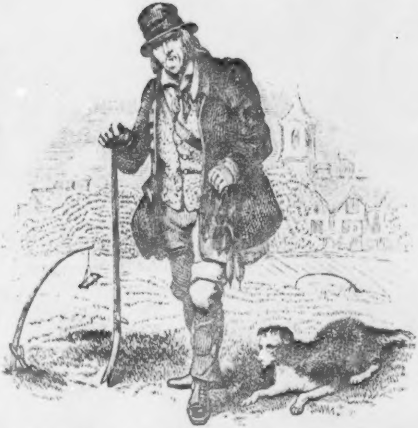


Wir wandten uns möglichſt immer von der großen Landſtraße ab, um dahin zu kommen, wo die Menſchen nicht durch ſteten Verkehr ſo abgeſchliffen ſind, daß Jeder ſich wenig vom Andern unterſcheidet. Es ging nun Kreuz und Quer und eines Abends, da die Dunkelheit immer ſichtlicher im Verrücken war, hatten wir uns durch die mancherlei Seitenwege, die wir nach und nach gewählt, über unſre Richtung ſo in's Unklare gebracht, daß wir, ohnehin ſehr ermüdet, uns gewaltig ſehnten nach Einem, der uns den nächſten Weg zu einem annehmbaren Obdach zeigen könne. Wir ſtanden mitten in einem dichten Walde, wohin ein Fußpfad geleitet hatte, der aber eben völlig ein Ende zu nehmen ſchien, und ſprachen nun über unſer doch manchmal bedenkliches Umherſchweifen in der Art, wie wir es trieben, riethen auch hin und her, was zu thun ſey. Wie wir eben nun in das Dickicht blickten, hört' ich's neben mir ſagen: „Guten Abend, junge Herren! Sie ſind freilich Narren! Nichts für ungut, aber zu Haus hätten Sie's doch beſſer, als hier in der ein ſamen Gegend!" — Wir ſahen uns etwas verdutzt um und bemerkten einen wunderlich ausſehenden Alten, dem aber doch, ſo viel man überhaupt noch ſehen konnte, die Gutmüthigkeit auf dem Geſicht lag. — „Nun, wer hat ſich denn um das zu bekümmern, was uns gefällt?" fragte ich etwas trotzig. — „Ich!" gab der Alte zur Antwort; „denn ich muß Ihnen ja den Weg zeigen. Freilich hätten Sie den Wunſch eines guten Abends erwiedern können! Aber die Herren ſind Narren!" — „Nun, ſchön Dank, Alter!" ſagt' ich lächelnd; „aber Alter ſchützt auch vor Thorheit nicht!" — „Ei, ſeh'n Sie, das hat gleichfalls ſeine Wahrheit!" entgegnete er trocken. „Indeß diesmal bin wenigſtens ich, der Sie ein wenig belauſchte, klüger als Sie, denn ich weiß den Weg und Sie wiſſen ihn nicht!" Dabei ſchritt er winkend voran, und ſchwatzte dann weiter: „Des Abends gehört der Menſch unter Dach, zu den Seinen, wenn er ihrer hat, und nicht auf Feld- und Waldwege, die er nicht kennt. Sie müſſen, da das nächſte Städtchen fern genug und heut nicht mehr zu erreichen iſt, in unſerm Dörfchen bleiben, wo's kein Wirthshaus giebt, weil unſer Herr" — diesmal hört' ich bei dem Wort ein kurzes Lachen — „keins leidet; der iſt kein Narr, obwohl auch ein Herr! denn er will, es ſoll ſich Jeder daheim durch ſich ſelber zurecht finden! Sie werden nun müſſen bei mir vorlieb nehmen, ſo gut's gehen will; aber es wird recht gut gehen!" ſetzte er wohlgemuth hinzu; „und behagt's Ihnen nicht, werden Sie's um ſo eher einſehen, was ich ſag': die Herren ſind Narren!"

Wir ſchritten quer durch den Wald, auf ſehr ſchmalem Pfade, doch dauerte es auch gar nicht lange, da lag das Dörfchen uns zur Seite und auf dem lichteren Wege konnten wir nun unſern Führer doch etwas genauer betrachten, noch genauer jedoch am nächſten Tage, wo wir ihn auf einer Wieſe ſahen, die zu Feld umgeſchaffen werden ſollte. Wie Ihr auf dem Bilde bemerkt, hatte er als Stab ein ſeltſam Werkzeug in der einen Hand und in der andern eine Anzahl Maulwürfe, an einen Faden gereiht. Seine Kleidung hielt die Mitte zwiſchen einem Jäger und Landmann und ſeine ſtattliche Geſtalt hatte etwas ſchlicht Männliches. Auf unſerm Wege ließen wir das Dorf ſeitwärts und kamen an ein Häuschen, das, an ſich nett, mitten in einem Garten ſtand, der überall wohlgeordnet war.

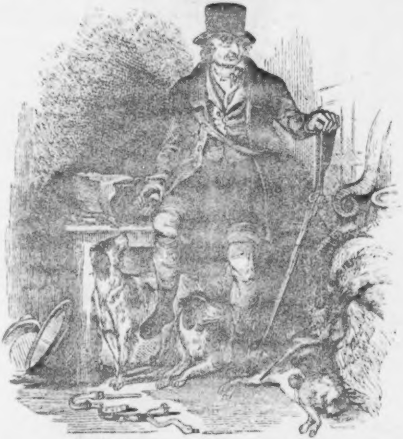
„Hier wohn' ich, der Jagd-Friedel!" ſagte vergnügt unſer Alter bei dem freudigen Hundegebell, was wir vernahmen, und ein Knabe von etwa vierzehn Jahren ſprang jubelnd aus der Thür mit dem Ruf: „Guten Abend, Altvater!" ohne von unſerm Anblick geſtört zu ſeyn.

„'S iſt mein Urenkel!" ſagte der Alte, und dann, ſich zu dem Knaben wendend: „Joſeph, die Herren bleiben die Nacht bei uns, da kann ich nicht hinauf kommen zu den Eltern; denn



gewiß doch haſt Du mich holen ſollen!“ — „Ja, Altvater“, ſagte Joſeph; „und die Herren könnten ja mitkommen!“ — „Nein, heut geht's nicht, vielleicht morgen. Ich bin ſelbſt müd' und die Herren ſind's!“ — In dem Augenblick trat ein allerliebſtes Mädchen in die Thür, auch freundlich ihr „Guten Abend!“ bietend. — „Ah, Margareth!“ rief der Alte; „heut kriegſt Du wirklich was zu thun, ſorg' in Küch' und Keller, ſo gut ſich's thun läßt!“ — und Margarethe ſprang fort. — Wir wollten Entſchuldigungen machen, der Jagd-Friedel hörte aber gar nicht darauf und wir mußten eintreten in ſein Zimmer, wo Alles nicht nur höchſt ordentlich, ſondern ſogar ſchmuck' war, denn auch recht hübſche Bilder, lauter Jagdſtücke, hingen an den Wänden. Die Sache fing an uns ſehr zu gefallen und als nun bald darauf der Tiſch gedeckt und mit Speiſ' und Wein gar reichlich verſehen war, ging über unſre Verwunderung uns zugleich das Herz auf und wir entdeckten dem Alten unſre ganze tolle Fahrt. Der durch die Wirkung eines vorzüglichen

Weins noch heit'rer gewordene Alte ſagte darauf: „Ja, die Herren ſind Narren, aber bleibt mir wenigſtens ſo unſchuldige! Uebrigens ſeyd Ihr wahrſcheinlich ſo offenherzig geweſen, damit ich's auch ſeyn ſoll, denn Euch kommt hier Manches ſehr befremdlich vor, nicht wahr?“ — Das ließ ſich freilich gar nicht leugnen; der Alte ſchenkte nun erſt die Gläſer wieder voll, rief die kernhübſche Margareth, daß ſie ſich mit in den kleinen Kreis ſetze und auch das Ihrige genieße, dann holte er ein Bildchen von der Wand und ſagte: „So ſchaut' ich ſonſt aus!“



„Ich war derzeit fürſtlicher Förſter geworden und hatte mich ſchnell verheirathet mit einer Kammerjungfer der Frau Oberjägermeiſterin. Daß es ſich ſo ſchnell fügte mit unſrer Hochzeit, kam daher, weil der Herr Oberjägermeiſter meine Braut verfolgte in ſchlimmer Weiſe, obwohl er eine ſehr ſchöne Frau hatte, — aber die Herren ſind Narren! Geängſtigt von den

Verfolgungen flüchtete ſich meine Marie zu mir, ich verbarg ſie bei bekannten guten Leuten und brachte ſie nicht eher wieder zum Vorſchein, bis wir Mann und Frau waren. Der Oberjägermeiſter faßte nun aber gegen mich einen tiefen Groll, da ich mich jedoch auf das Sorglichſte hütete, ihm eine Gelegenheit zu geben, dieſen Groll auszulaſſen, verfloß mir Jahr auf Jahr in Glück und Frieden. Da kam durch Mißwachs große Theuerung in's Land und beſonders litten davon die Wald-Dörfer in der Umgegend, wo ich wohnte, daß mir oft das Herz brechen wollte über alles Elend, was ich mit anſehen mußte. Ich half, wo und wie ich konnte, gerieth endlich ſelbſt in Mangel und ſah täglich mit immer ſteigendem Schmerz, wie der Hunger unter den armen Dorfbewohnern wüthete. Nun geſchah es, daß eine mehrtägige Parforce-Jagd angeſagt wurde und die Bauern, jung und alt, obwohl ſie großen Theils ganz von Kräften waren, mußten noch hinaus zum Treibjagen. Wie nun eine Maſſe von Wildpret aller Art erlegt worden war, eine ſolche Maſſe, daß gewiß Vieles davon unnütz verkommen wäre, die armen Halbverhungerten aber, Mann, Weib und Kind, ſo drum herum ſtanden, ſich theils ſtill das Ihrige dachten, theils weinend baten und bettelten, da riß mich's Mitleid hin und ich vertheilte das, was nach meiner feſten Ueberzeugung für die Hofhaltung und das Hofgeſinde doch nur vom Ueberfluß war. Das kam indeß dem Oberjägermeiſter gelegen; er ließ mich verhaften, klagte mich des Diebſtahls herrſchaftlichen Gutes an und bewirkte es, daß ich, nach ſchon faſt zehen Monaten erlittenen Gefängniſſes, auf drei Jahre zur Feſtung verurtheilt und meines Amtes für verluſtig erklärt wurde. Ich trug mein Unglück wie ein Mann, meiner Frau aber, die mit meinem einzigen Sohn das Förſterhaus verlaſſen mußte, brachte der Gram den Keim zu ſchwerer Krankheit, wodurch ſie in ein ſtetes Siechthum fiel und allmählig hinſtarb, nachdem ich längſt in Freiheit war, die ich früher, als ich erwarten konnte, wieder erhielt durch die Dankbarkeit jener Dorfbewohner. Sie wählten nämlich, als ſie von meiner Frau mein Schickſal und die Urſache deſſelben erfuhren, Abgeordnete, die bis zum Fürſten zu dringen wußten und ſo zu meinen Gunſten ſprachen, daß alsbald der Befehl zu meiner Freilaſſung erfolgte und mir wieder ein Amt und Entſchädigung zu Theil werden ſollte. Ich hatte indeß auch ſchon durch manches Andere erkannt: die Herren ſind Narren! — ich wollte meinethalb arm aber unabhängig leben und bat um einen Winkel als Eigenthum, wo ich mich durch meiner Hände Arbeit ernähren könne. Der Fürſt — Gott hab' ihn ſelig! — war beſſer, wie Manche in ſeiner Umgebung, er fühlte das Unrecht, was mir geſchehen und mocht' auch wohl empfinden, wie mir ſonſt zu Muth ſey; genug, er ließ mir dies Häuschen bauen, ſchenkte mir die ganze, hier umliegende, bis damals faſt unbenutzte Waldung, die mehr noch als jetzt nur Bruchland enthielt, und gab mir auch tauſend Gulden zum erſten Anfang beim Urbarmachen dieſer Gegend. Nun kannt' ich hier und dort Dieſen und Jenen, der auch von der Welt Ungerechtigkeit gelitten und ſolche Leute ſchienen mir zu meinem Vorhaben die rechten. Ich rief ſie mir, nach und nach Mehrere. Es geſellten ſich aus den Wald-Dörfern meiner einſtigen Nachbarſchaft noch einige junge Burſche zu uns mit ihrem Bischen Gelde und wir gründeten eine Anſiedelung nach der andern. So entſtand unſer neues Dörfchen, das Ihr morgen beſchauen könnt, und ich mein', es wird Euch gefallen. Meinem Sohn wollte Anfangs die Einſamkeit hier nicht behagen, und da ich allmählig wohlhabend wurde und er den Gedanken hatte, Maler zu werden, gab ich ihn zu einem tüchtigen Meiſter, wo's ihm auch fruchtete. Was Ihr in meiner Stube von Gemälden ſeht, iſt von meinem Sohn, und er hat mich ſelbſt denn in all meinem Thun und Treiben abgebildet. Indeß ſah er doch endlich ein, daß er auch hier malen und dabei lernen könne, ſein künftig Eigenthum zu verwalten und zu mehren. So wurde nun auch ihm ein recht ſtattlich Haus gebaut und ich hab' ihn zum Herrn gemacht, damit ich noch ſehe, wie er's treibt, hab' mich aber nur zu freuen über ſeine Rüſtigkeit, und daß er eben die Narrheiten der Herren nicht nachahmt. Er hat mir nach und nach all die Arbeiten abgenommen und ich bekümmere mich hauptſächlich nur noch darum, das Schädliche wegzubringen, um dem Nützlichen ſichern Platz zu ſchaffen. Ich ſorge für Verminderung des Wildes, was die angelegten Felder verwüſtet, fange Fuchs, Iltis, Marder, Hamſter und Maulwurf weg, damit die Gehöfte und Felder geſchützt ſind. Keinen Tag laſſ' ich vergehen, wo ich nicht den Nutzen fördern helfe, und bin jetzt auf den Fang der Maulwürfe aus, die ich mit meinem Werkzeug gut heraus zu hacken und zu faſſen verſtehe. Wir bekommen wieder einen neuen Anſiedler, und da muß aus Wieſ' und Bruch Garten und Feld werden. Wir haben uns als neue Gründung auch eigene Geſetze gegeben und die gehen alle darauf hinaus, möglichſt durch uns ſelber Alles zu beſchaffen, was wir brauchen, und keine andern Anforderungen an das Leben zu machen, als die wir uns ſelbſt gegenſeitig gewähren können. Nachdem wir uns, ohne irgend eine fremde Mithülfe, ein Kirchlein bauten, haben wir einen Prediger, der zugleich den Schullehrer macht; dagegen haben wir alle Religions-Unterſchiede vereint in dem Glauben an einen allmächtigen und allgütigen Gott und Jeder von uns muß den Nachbarn das lehren, was er beſſer weiß und verſteht, als die Andern. So finden Sie bei uns nicht bloß Landbebauer, ſondern Jeder treibt noch ein Handwerk in der Zeit, wo die Feld-Arbeiten zu Ende ſind."

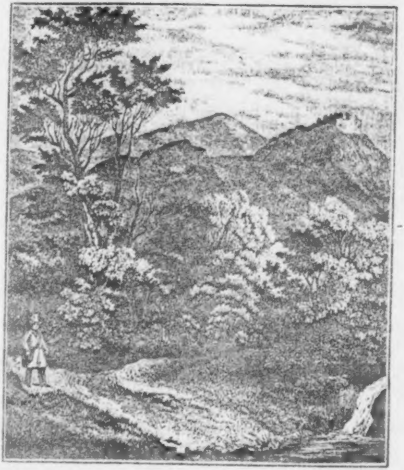
Wir hörten mit Erſtaunen zu und erſtaunten noch mehr, als wir vernahmen, er ſey ſchon fünfundneunzig Jahr alt — wir hatten ihn für einen Sechsziger gehalten — und nun über ſechszig Jahre nicht von dieſer Anſiedelung gewichen. Wir blieben am andern Tage noch da, überzeugten uns, daß alle Bedürfniſſe der Anſiedler durchaus von ihnen ſelbſt beſchafft wurden, dabei aber Gärten, Felder und Weinberge ringsum von der fleißigſten Beſorgung zeugten. Bei allen Bewohnern vernahmen wir auch, daß unſer „Jagd-Friedel“, ein Name, der ſich eben durch den Gebrauch feſtgeſtellt hatte, wie der Vater Aller verehrt wurde, und da er den Grundſatz: Jeder muß für ſich allein ſtehen können, durch ſein Beiſpiel durchgehends bewähren wollte, mochte er ſich ſogar in ſeinem hohen Alter keiner Bedienung unterwerfen. Deshalb hatte die ſonderbare Gemeinde beſchloſſen, von Monat zu Monat die jungen Mädchen in der Sorge für ihn wechſeln zu laſſen, und in dieſen Tagen war die Reihe an unſrer Tiſch-Nachbarin, der hübſchen und ſeelenfrohen Margarethe, die ſich ganz entzückt fühlte darüber, daß ſie durch die Gäſte im Hauſe des Jagd-Friedel doch etwas zu thun hatte, da er ſonſt faſt alle Dienſte abwehrte. Es verirrte ſich übrigens ſelten ein Fremder in dieſe Gegend, doch war Jeder, der einen traf, zur Gaſtfreiheit verpflichtet. — Auch das ſehr geräumige „Herrenhaus“ beſuchten wir, in welchem Großeltern und Enkel beiſammen lebten, und wo's ebenfalls ſehr anſtändig ausſah und herging; doch bemerkte man nirgends etwas vom Ueberflüſſigen. Alles hielt ſich in dem Bedarf und hatte das Gepräge des Sparſamen und Einfachen.

Das ſind nun, ſeit ich dies erlebte — ſo ſchloß der alte Siegfried Randel — beinahe wieder ſechszig Jahre, und ich hätte große Luſt, vor meinem Tode ſelbſt noch zu ſchauen, was aus der Anſiedelung — man nannte ſie damals Friedelheim — geworden iſt. Erlaubt es mein Befinden, und Sie, Herr Actuar, wollen mit, ſo machen wir die Reiſe im nächſten Sommer zuſammen, aber nicht als Handwerksburſchen; dergleichen Streiche hab' ich mir an den Sohlen abgelaufen, obwohl ich die damalige Fahrt nicht bereue. Kehren wir dann zurück, giebt's vielleicht in mein Tagebuch einzutragen, daß auch nach jenem einſamen Winkel, der mir ein Paradies ſchien, ſolche Umwälzungen gedrungen ſind, daß die patriarchaliſche Eigenthümlichkeit ſich in eine zerfahrende Allgemeinheit auflöſte, in der man aus unverſtandenem Drange zur Freiheit durch die kleinlichſten Dinge, welche die Gewohnheit zum Unentbehrlichen werden ließ, zur höchſten Unfreiheit kam. Und was des „Jagd-Friedel“ Lieblingsſatz betrifft: die Herren ſind Narren! — ich hab' ihn ſeltener eingeſchaltet, wie er es that — ſo muß ich bekennen, daß ich ihn ſpäter oft genug treffend gefunden habe; denn es giebt in Wahrheit nicht gar Viele, die einer ſolchen Entſcheidung dadurch entgehen, daß ſie mit der Unabhängigkeit von Schlendrian, Ehr-, Glanz-, Luſt- und Habſucht ihre Herrſchaft über ſich ſelbſt und demnach ihre Herrenſchaft beweiſen. „Das ſind knechtiſche Herren, die ſich nur um den Vortheil zerren!“ ſagt ein altdeutſcher Spruch, und ſolche Herren werden ſich die Veränderung zweier Buchſtaben ſchon müſſen gefallen laſſen, bis ſie zu Männern werden und ſo über die Herren ſich erheben in der Geſinnung, nach der einzig eines Mannes Werth ſich abſchätzen läßt. Mir iſt jedenfalls Einer, der mit dem Bewußtſeyn, nützen zu wollen, Maulwürfe wegfängt, lieber als ſolche „Herren“, die mit Maul-Würfen der Schmeichelei und Unterthänigkeit ſich ſelber nur gutes Spiel bereiten wollen, unbekümmert um den Schaden, der dadurch dem Allgemeinwohl entſteht. Nun, wir wollen erwarten, ob und was wir ſpäter über jene Anſiedelung zu berichten haben, heut aber bei unſerm einen Fläſchchen den Ehrentrunk jenem wackern „Jagd-Friedel“ weihen und allen Denen, die ſeinem Spruche: „die Herren ſind Narren!“ durch echte Mannesthat glücklich zu entkommen wiſſen!

Die Harzburg.

Die berühmteſte aller Burgen des Harzes iſt die, welche ſeinen Namen trägt, und von der Harzburg wiſſen Sage und Geſchichte gar Manches zu erzählen. Daß von dort, wo ſie ſtand und jetzt noch ihre Trümmer ſtehen, man einen entzückenden Anblick hat in Gottes herrliche Welt, kann Jeder nach dem Bilde ſich denken. Auf der Nordſeite des Brockens erhebt der aus Grünſtein beſtehende Sachſenberg ſein Haupt in die Wolken, und an ihn lehnt ſich der durch Thonſchiefer gebildete Berg, von welchem die Harzburg in’s Land hinein ſchaute. Steil erheben ſich ſeine Wände nach Süden und Weſten; nach Mittag zu werden der Harzburg- und Sachſenberg durch das ſogenannte kalte Thal begrenzt, im Nordoſten zeigt ſich eine tiefe Bergſchlucht, zu deren Umſchließung auch noch der Eichenberg gehört. Man überſieht von hier aus eine reizende Landſchaft mit freundlichen Dörfern, und der weiter geführte Blick läßt endlich die Städte Braunſchweig und Wolfenbüttel erkennen.

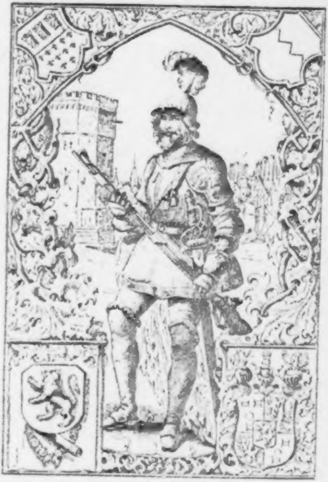
Schon Julius Cäſar ſoll auf dieſem Berge ein Caſtell gehabt haben und von einem heidniſchen Tempel, den Karl der Große ſtürzte, ſpricht man auch; — jene Zeit iſt aber zu fern, um von ihr Wahrheit erlangen zu können. Dann nennt man als Erbauer den Kaiſer Heinrich den Vierten. Vom Jahr 1065 an laſſen ſich Hoflager und Jagdfeſte nachweiſen und in deren Gefolge Laſten und Abgaben für die Unterthanen des Gaues, da der genußſüchtige Kaiſer viel brauchte von dem, was ihm nicht zukam. Als es zu arg wurde, zogen die Sachſen (1073)



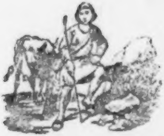
nach Goslar, wo eben Heinrich der Vierte ſich befand, und dieſer flüchtete mit den Reichs-Kleinodien nach der Harzburg; auch dort ward ihm nicht wohl zu Muth und er nutzte dunkle Nacht und dunkle Wälder, um davon zu kommen, nachdem er die Burg einer Beſatzung von dreihundert Mann anvertraute, die ſich tapfer wehrte. Der auch von andern Seiten bedrängte Kaiſer mußte endlich darauf eingehen, daß hier alle Burgen gebrochen wurden, die zur Unterjochung des Volks dienen ſollten; die Harzburg hätte er vor allen gern gerettet, doch gelang es ihm nicht: ſie wurde von den Sachſen zertrümmert, wobei dieſe auch der Kirche nicht ſchonten und manchen Frevel verübten. In der Schlacht bei Hohenburg (1075) empfingen ſie dafür ihren Lohn, und nachmals erhob ſich die Harzburg von Neuem, verſiel indeß auch wieder in neuem Hader. Im

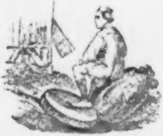
Jahr 1180 ließ ſie Kaiſer Friedrich der Erſte abermals prachtvoll ausbauen, und von jetzt an wechſeln die Beſitzer, Gewalt und Verrath ſpielen ihre Rollen und geben ein düſteres, oft ſchauerliches Bild der Zuſtände, die im Fauſtrecht ihren Grund hatten, und jenes oft geprieſene Mittelalter uns auch hier ſo verwerflich zeigen, daß die noch jetzt zuweilen auftauchende Vorliebe dafür unbegreiflich iſt und gewiß bei Denen nicht aufkommen kann, die nicht in hohler Erhabenheit nur ihr eigen Gelüſt und hoffährtig Treiben bedenken, wo ſie das Wohl der Menſchheit zu beachten und zu fördern hätten. — Vom Jahr 1407 an war die Burg unter den Rittern von Schwiechelt ein Raubneſt und Fehde auf Fehde verbreitete ſich von da gegen die wehrloſen Städte- und Landbewohner, bis ein Bündniß und Kampf entſtand, nach welchem die beſiegten Ritter von Schwiechelt Frieden und Recht gelobten, aber nicht Wort hielten, vielmehr die Straßenräuberei nach wie vor trieben, bis man ſie verjagte und eine Weile nichts von ihnen vernahm. — Im Jahr 1438 wurde die Harzburg von einem berüchtigten Wegelagerer, Heinrich von Utze, erſtiegen, und um ſich in damaliger Unſitte als Herrn zu zeigen, begann auch er alsbald Räubereien noch allen Seiten. Die Bauern aber, durch die Noth vereinter und gewitzigter, überfielen ihn einſt auf einem Raubzuge, ſchlugen die Seinen und führten ihn ſelbſt gebunden zur Schau mit ſich herum, wobei er begreiflich noch manches Andere auszuſtehen hatte. Unterdeß bemächtigte ſich Herzog Heinrich von Wolfenbüttel der Burg und bald darauf war auch wieder ein Ritter von Schwiechelt da, der angeblich durch Pfandrecht ſich als Beſitzer auswies, es treiben wollte wie zuvor, bald aber in Fehde gerieth, wodurch die Harzburg (1486) Eigenthum Goslars wurde. Sie ging ſpäter durch Vertrag an die Grafen Stolberg von Wernigerode über, dieſe mußten ſie aber (1542), durch das Schmalkaldiſche Bundesheer gezwungen, herausgeben und nach der Schlacht bei Mühlberg kam ſie an Braunſchweig, zu welchem ſie noch jetzt gehört. In der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts traf die Harzburg zum letzten Mal Zerſtörung; ſie war damals verfallen und diente vielem Geſindel zum Schutz- und Diebeswinkel. Die Burg-Kapelle hatte man verſchont und ein Häuschen dem Wald-Aufſeher zur Wohnung angewieſen. Da es indeß (1667) zu Tage kam, daß er einer Räuberbande Hehler und Mitgenoſſe war, wurden auch dieſe letzten Bewohner durch die nun ſchon etwas erſtarkte Gerechtigkeit vertrieben. Seitdem lagerte ſich das Grauen in den Trümmern der alten Harzburg, wo einſt in üppiger Pracht und Macht ſogar Kaiſer thronten. Ein herrlicher Punkt in Gottes Schöpfung! — dennoch gingen von ihm ſo viel Elend und Verbrechen aus, und wenn wir nun die geſunkene Größe betrachten, mögen wir uns ſagen: wo nicht Recht und Sitte wohnen, zieht Vernichtung ein! —

Jan van Werth.

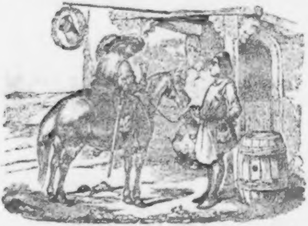


Wir haben hier einen deutſchen Helden des ſiebenzehnten Jahrhunderts, den Blücher des dreißigjährigen Krieges vor uns. Jan (Johann) wurde um 1593 in der Pfarre Büttchen bei Neuß (im Regierungs-Bezirke Düſſeldorf) geboren. Seine Voreltern ſollen von Adel geweſen, ihres Glaubens halber aus Holland vertrieben worden ſeyn; damals wohnten ſie als blutarme Bauersleute in den Jülich-Bergiſchen Landen. Eine Zeitlang mußte der junge Jan das Vieh hüten, mehr zu Kräften gelangt, als Müllerburſche dienen. Die Erzählungen, welche er als Hirten



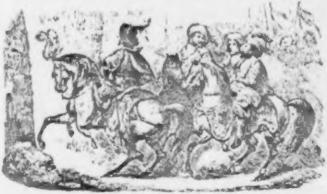


knabe und Müllerburſche in der Heimath der Sagen und des Aberglaubens, in den Spinnſtuben vernommen, bereiteten ihn zu einem abenteuernden Leben vor, legten in ſeine Bruſt die Sehnſucht nach einem höheren Ziele. In Köln dachte er es eher erreichen zu können, weshalb er ſich als Knecht verdingte in einem der dortigen Gaſthöfe,



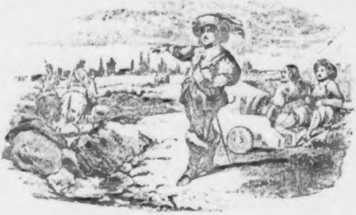
in's alte Kümpchen auf der St. Gereons-Straße. Die Liebe hätte uns dort um den Helden bringen, ihm ſtatt des Schwerdtes den Kochlöffel in die Hand geben können. Giritha, die Magd des Wirthes, drängte alle Bilder des Ruhmes in den Hintergrund. Er warb um Gegenliebe, ward aber von Giritha, welche höher hinaus wollte, als den Burſchen eines Gaſthofes zu heirathen, ſpröde abgewieſen. Dies trieb ihn fort aus dem Gaſthofe, aus Stadt und Heimath. In Holland trat er in Kriegsdienſte bei dem Heere Spinola's und ward gleich, als der Jülich-Cleve'ſche Erbfolgeſtreit ausbrach, bei der Einnahme von Jülich Unteroffizier. Bald danach verabſchiedete ſich der echtdeutſche Jan aus ſpaniſchem Dienſte, folgte den Fahnen Maximilians von Bayern, und ſchwang ſich in dem pfälziſchen Kriege bis zum Obriſten auf. Als bald darauf (1620) in Böhmen der (nachmals dreißigjährige)

Krieg ausbrach, ſtand Werth mit in den Schaaren der Bündiſchen unter Wallenſteins Oberbefehl. Nach der Niederlage Oeſterreichs und den großen Siegen der Schweden war Werth der einzige Feldherr, der mit ſeinem kleinen Reiterhäuflein unſtät umherſtreifte, bald hier, bald dort den Feind angriff, ängſtigte und bedeutende Kräfte deſſelben vernichtete, ſelbſt einigemal wichtigere Siege erfocht, bis die Schlacht bei Nördlingen (1634) einen Umſchwung der Dinge herbeiführte. Raſch verfolgte er nun den Sieg der Bündiſchen Waffen und belagerte eben Heidelberg, als die Einmiſchung der Franzoſen, welche mit einem bedeutenden Heere heranrückten, ihn in ſeinen Siegen kreuzte. Mit 5000 Mann eilte Werth bald nachher über den zugefrorenen Rhein und nahm ſogar, ohne Geſchütz, die verlorene Stadt Speier wieder ein. Mit Gallas vereinigt, ſchlug er in Lothringen das Heer der Franzoſen, durch den Cardinal la Valette angeführt, dem er bis Metz nachjagte. Ganz Lothringen ward jetzt raſch durch ihn erobert (1635). Die ungünſtigen Berichte welche aus dem franzöſiſchen Heere an den Hof gelangten, bewogen den König Ludwig XIII, ſelbſt im Felde zu erſcheinen. Werth baute darauf einen kühnen Anſchlag, verſuchte, an der Spitze von 6000 Reitern, den König inmitten ſeiner Heerſchaaren gefangen zu nehmen und davon zu führen. Der König war aber durch einen Ueberläufer gewarnt worden und hatte ſich auf ſchnellem Roſſe ſpornſtreichs davon gemacht. Glücklicher war der Unermüdliche in einem anderen, bald folgenden Ueberfalle. Man wollte 1500 Vorrathswagen unter zahlreicher Bedeckung den mangelleidenden Franzoſen zuführen; Werth überfiel die ihm weit überlegene Deckung, nahm einen großen Theil derſelben gefangen, und führte den Zug mit achtzehn erbeuteten Fahnen ſeinem Heere zu. Zwei hundert franzöſiſche Reiter, meiſt hoffnungsvolle Sproſſen hoher Häuſer, wurden von dem furchtbaren Reiter abgeſprengt und ſpottweiſe in die Maas getrieben, wo ſie

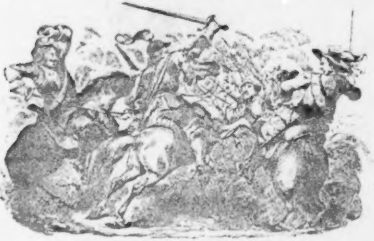


faſt alle jämmerlich ertranken. Der eingetretene Winter und die Verluſte durch Krankheit und Seuche verhinderten Werth an weiteren Fortſchritten, er blieb jedoch in Lothringen nicht müßig. Im kommenden Lenze (1636) ging er unerwartet bei Maaseik über die Maas und rückte vor Lüttich. Mehrere Stürme waren fruchtlos, und ohne die Stadt länger zu umlagern, zog er am 26ſten des Brachmonds ab, vereinigte ſich mit dem Cardinal-Infanten und dem Fürſten Piccolomini, um einen früher verabredeten Zug nach Frankreich auszuführen. Werth brannte vor Begierde, den König von Frankreich, den Cardinal Richelieu und ihre Helfershelfer, welche die Flamme des Bürgerkrieges in Deutſchland ſo eifrig angefacht hatten, für dieſes Beginnen zu züchtigen. Das kaiſerliche Heer zählte nach ſeiner Vereinigung an 32,000 Streiter. Es warf ſich zuerſt auf la Chapelle, die Grenzfeſtung der Picardie, und eroberte ſie nach einer ſiebentägigen Belagerung. Nun breitete ſich im Innern Frankreichs der Heerzug aus, deſſen Vorhut der unübertreffliche Werth mit Windes Eile anführte. Die ganze Picardie lag bald verwüſtet hinter den wilden Reitern; vor ihnen flüchteten zerſprengte Heerhaufen, flüchtete das geängſtigte Volk, das noch etwas zu verlieren hatte, und in der Hauptſtadt ſeine Schätze zu bergen meinte. Unermeßlich war die Beute, welche die Sieger gewannen. Am 11ten des Heumonds hatte Jan ſchon in drei Treffen, welche er allein mit ſeiner Vorhut ausführte, 37 Fahnen erobert, und Alles vernichtet, was ſich zu widerſetzen gewagt. Am 4ten des Erndtemonds erzwang der Raſche den Uebergang über die Somme, welche Graf Loiſſons tapfer vertheidigte. Nichts konnte der deutſchen Tapferkeit und Werths Ungeſtüm widerſtehen. Bänger wurde man in der Hauptſtadt, der König begann zu zittern, Richelieu, der Cardinal, an ſeinen Mitteln zu verzweifeln. Puyſegür, ein zweiter franzöſiſcher Feldherr, wagte bei Braie-ſur-Somme den Siegern Einhalt zu thun, wurde aber von dem ſtürmenden Werth geworfen, verlor 27 Hauptleute und an 2500 Mann. Immer weiter drang der Rächer, bis an die Oiſe, und erreichte bei Noyon das fliehende Heer des Feindes, das er mit einem Streiche nun ganz auflöſte. Der Schrecken, welcher durch den raſchen Einfall verbreitet wurde, war ſo gewaltig, daß große volkreiche Städte dem Reiter-Anführer die Thorſchlüſſel entgegen ſandten, daß nun der Zug ſich immer mehr der Hauptſtadt näherte. „Immer vorwärts!“ rief unſer Held ſeinen Kriegsgefährten, dem feigen Verräther Piccolomini, dem vorſichtigen Cardinal-Infanten zu; „mit einigen tauſend Reitern wage ich, das ſiegreiche Banner des Doppel-Adlers vor dem Louvre aufzupflanzen, und in der volkreichen ſtolzen Stadt den Lohn meiner Mühen zu ſuchen!“ Trotz des verwegenen Planes, welcher, laut franzöſiſchen Schriftſtellern, vollkommen gelungen ſeyn würde, mußte der Held, dem zaghaften Willen der Fürſten zu genügen, ſeinen Lauf mäßigen.

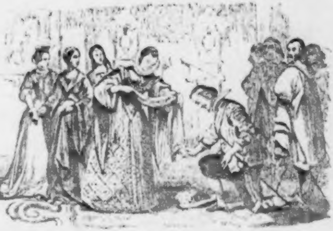
Um ſich eine feſte Stellung am Südufer der Somme zu ſichern, war Corbie zu belagern; es fiel nach einer dreitägigen Beſchießung. Paris erbebte vor den Folgen dieſes Ereigniſſes. Die Landleute kamen haufenweiſe als Flüchtlinge in die Hauptſtadt, um ihre Heerden, ihre bewegliche Habe zu retten; alle Straßen durchzogen Flüchtlinge, welche mit Entſetzen den Namen Jan van Werth ausſtießen. In Paris ſelbſt riß nun die Flucht ein, die Wege nach Orleans und Chartres bedeckten ſich mit Laſtwagen, Gefähren und Karren. Viele Auswanderer glaubten ſich nur hinter der Loire geſchützt, und ſtrömten, überall Furcht verbreitend, bis nach Tours. Der König fühlte ſich inmitten ſeiner Trabanten nicht mehr ſicher, ließ Schanzen aufwerfen vor ſeinen Schlöſſern, und begegnete zufällig vor Paris ſchon Werth'ſchen Schutzwachen, welche von furchtſamen Edelleuten um Geld erkauft worden waren. Richelieu und der Hof dachten ſchon daran, die Hauptſtadt zu verlaſſen, nur die Furcht vor dem Spotte des franzöſiſchen Volkes, das mit der Herrſchaft des Cardinals unzufrieden war, hielt die Erbangenden zurück.



Jan van Werth ſtand mit ſeinen wildherzigen Reitern nun vor Paris, aber ſeine vorſichtigen Feldgenoſſen, der Cardinal-Infant, der feige Piccolomini mit den ſpaniſchen und bündiſchen Heerhaufen, waren ihm nicht gefolgt, waren nur geſchäftig, die Picardie, die Isle de France zu plündern. Die köſtliche Zeit ging verloren, und Richelieu gewann ſie, ſich von ſeinem Schrecken zu erholen. Werth knirſchte, wie Hannibal weiland vor Rom. Der ganze franzöſiſche Adel ward aufgeboten, die Zünfte der Städte, das Landvolk bewaffnet; in kurzer Zeit zog ein Heer von 50,000 ſtreitfertigen Männern ſich um Paris zuſammen. Die Kaiſerlichen, die Spanier bereuten nun zu ſpät ihren Zeitverluſt. Alle Vortheile, welche ſie durch ſo viel Mühe und Aufopferungen errungen hatten, gingen unwiederbringlich verloren. Die beiden Feldherren, welche noch keine Kränze erworben, zogen ſich vorſichtig zurück, und Werth konnte nichts thun, als ihre Flucht decken. Selbſt fliehend ſiegte Werth noch ſtets. Bei Corbie erhielt er Nachricht, daß die Franzoſen ihr Lager durch zu viele Zwiſchenräume getrennt hatten; er brach daher in tiefer Nacht mit ſeinen Reitern auf, war bald mitten in ihren Lagerungen und überfiel dort ſechs Regimenter ſo unvermuthet, daß die geſammten Mannſchaften entweder getödtet oder gefangen, alle Roſſe, alles Gepäck erbeutet wurden. Werth war längſt ſammt ſeiner Beute in Sicherheit, als das Lager ſich vom Schrecken erholt hatte und ihm die Stirne bieten wollte. Einen zweiten Ueberfall verſuchte er, als die Franzoſen Corbie umlagert hatten; dann führte er ſein Heer, das durch Krankheiten ſehr gelitten, nach Deutſchland zurück, und wollte in Köln von ſeinen beſchwerlichen Zügen den Winter über ausruhen. Noch in der Mitte des Winters wurde er jedoch beauftragt, eine Zufuhr, welche die in Ehrenbreitſtein belagerten Franzoſen unterſtützen ſollte, anzugreifen. Wie gewöhnlich brach er raſch auf, überfiel den Zug, mit wenig zuſammengerafften Mannſchaften, dicht vor den Pforten der Feſtung, nahm den ganzen Zug gefangen und betrieb darauf die Belagerung der Bergfeſte ſo ſtrenge, daß der Befehlshaber ſich am 28ſten des Brachmonds ergeben mußte. Von der Belagerung Hanau's, das noch von Franzoſen beſetzt war, wurde er dann Ende des Heumonds abgerufen, um das Vordringen Bernhards von Weimar abzuhalten, welcher bereit ſtand, bei Rheinau den Rhein zu überſchreiten. Die deutſchen Völker waren mit dem Herzoge ab

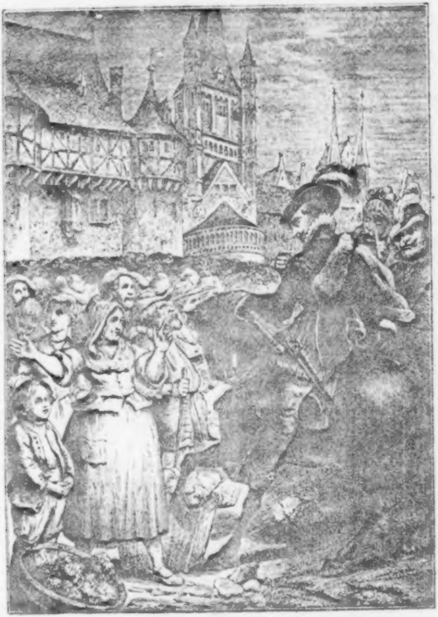


weſend; Werth überfiel tollkühn die Franzoſen, nahm den größten Theil gefangen und ſandte ihn zum Spotte mit weißen Stäben in die Heimath. Als hiemit Bernhards Entwürfe durchkreuzt waren, ging unſer Held nach München, wo er freudig empfangen wurde, wo ihm die Kurfürſtin eine ſelbſtgewebte Schärpe zum Zeichen ihres Wohlwollens umknüpfte. Im Jahre



1638 ſollte er den Helden Bernhard von Weimar aus dem Elſaß vertreiben, gerieth aber bei Rheinfelden nach heldenmüthigem Kampfe, in welchem er perſönlich mit Bernhard gekämpft hatte (Werth war von Bernhards Kugel an der Wange geſtreift, Bernhards Hut von Werths Kugel durchſchoſſen), in Gefangenſchaft, und wurde nach Paris gebracht. Sein Zug dorthin glich beinahe einem Siegerzuge. Von Hohen und Niedrigen wurde dem Helden mit der Achtung begegnet, die ſeinen Thaten gebührte. Vier Jahre blieb er in Paris gefangen, und ward endlich (1642) gegen den ſchwediſchen Feldherrn Horn, welcher bei Nördlingen gefangen worden, ausgewechſelt. Alsbald ſtand auch Werth wieder an der Spitze eines Heeres, mit welchem er jetzt ſeine, von den Niederlanden aus bedrohte Heimath deckte. Bernhard von Weimar war indeſſen, weil er deutſch dachte, durch franzöſiſche Staatsliſt aus dem Wege geräumt; an ſeiner Stelle führte Guebriant das franzöſiſch-ſchwediſche Heer in's Innere Deutſchlands. Werth zog mit ſeiner kleinen Schaar ihm nach, über den Rhein, folgte den Franzoſen, überfiel in den erſten Tagen des Jahres 1643 bei Schorndorf mehrere Regimenter, die er auch gleich vernichtete. Wenige Tage ſpäter, wo er einen ähnlichen Ueberfall vor hatte, gerieth er in die Irre und ſomit in das Hauptlager, griff aber ohne zu ſtutzen an, erbeutete 800 Pferde, zerſtreute Alles ringsumher und war längſt wieder in Sicherheit, als Guebriant, gerüſtet und geordnet, herbeieilte. Die Franzoſen wichen nun eingeſchüchtert. Bei Hemmersbach erreichte Werth ſie abermals und vernichtete drei Regimenter, dann vereinigte er ſich mit dem Helden Mercy, trieb die Franzoſen von Rothweil, das ſie belagerten, überfiel dann im Winter bei Duttlingen mit ſeinen Reitern das feindliche Heer, erſchlug an 2000, machte 6000 Gefangene, und vernichtete ſo die geſammten Streitkräfte der Gegner. In Köln, wo er 1644 ſich im Winterlager pflegte, gerieth er mit ſeinem Genoſſen Merode in Streit, welcher, hochadlig geſinnt, ſchlecht von einem andern Bedienſteten redete, der ſich von der Pike an aufgeſchwungen hatte. Als Merode, trotz aller freundlichen Abmahnung, auf Werth eindrang, zog auch dieſer ſeine Klinge und ſtreckte den Gegner todt zu Boden. Es war derſelbe Merode, deſſen Leute für die zügelloſeſten Wildfänge des Krieges galten, die man Merode-Brüder nannte, aus welcher Benennung ſpäter das franzöſiſche **Marodeur** gebildet iſt. Johann van Werth mußte die That mit kurzem Gewahrſam büßen, ward aber nach gehöriger Unterſuchung frei geſprochen. Im Jahre 1644 eroberte er noch, mit Mercy wieder vereinigt, Freiburg, und ſchlug den Angriff Condé's zurück, welcher die Stadt entſetzen wollte, war dann in der Schlacht bei Jankau in Böhmen, wo Oeſterreichs Oberfeldherren erlagen und gefangen wurden, er aber ſich, obſchon dreimal eingeſchloſſen, mit wenigen Streitern durchſchlug. Mit Mercy wieder verbunden, ſchlug er Türenne bei Feuchtwangen und bot Condé eine zweite Schlacht an, in welcher Werth ſeines Theiles ſiegte, der andere Flügel aber, nach Mercy's unglücklichem Tode, den Feinden weichen mußte. Als es bald darauf gelang, den Bayerfürſten von dem Kaiſerhauſe abzuziehen, ihn den Feinden zu verbinden, faßte Werth, der alle Kämpfe wie ein ehrlicher Deutſcher durchfochten, den Vorſatz, den treuloſen Fürſten zu verlaſſen, ſein Heer, das durch ihn gebildet worden, dem Kaiſer zuzuführen. Ihm war der Kurfürſt nur ein abtrünniger Unterthan. Sein Vorhaben ſcheiterte jedoch und Werth mußte, geächtet, nach Wien fliehen, wo er vom Kaiſer mit offenen Armen empfangen wurde. In Muße lebte er nun eine Zeit lang in Linz, wo er ſich zum zweiten Male vermählt hatte; als er aber 1647 vom Kurfürſten, der ſich dem Kaiſerhauſe von Neuem angeſchloſſen hatte, zurückgerufen wurde, trat er wieder in ſeiner ganzen Thätigkeit auf. Mit ihm kam der Sieg in's Heer der Bayern zurück. Bei Dachau überraſchte er, der indeß Feldmarſchall geworden, die feindlichen Feldherren Türenne und Wrangel auf der Jagd, und würde ſie gefangen haben, wenn nicht ein fliehender Hirſch noch im letzten Augenblicke denſelben eine Fuhrt durch einen Sumpf gewieſen hätte. Wrangel ließ ſeinen Degen, ſeinen geſammten Stab im Stich, verlor

1000 Roſſe und ſämmtliches Gepäck. Werth verfolgte den Feind bis zur Grenze Bayerns, ſetzte bei Lechhauſen über die Donau, wo er am 13ten des Weinmonds (1648) beinahe dem letzten Karthaunenſchuſſe des dreißigjährigen Krieges erlegen wäre. Die befreundeten Konſtabler der Feſtung Rain ſchoſſen blindlings unter den Schwarm von Franzoſen und deren Verfolger, die ſich den Thoren nahten, ſo daß eine Kugel den Nebenmann Werths zerſchmetterte, ihm aber den Hut vom Kopfe riß. Als er nun nach Böhmen eilen wollte, dem bedrängten Prag Hülfe zu bringen, ereilte ihn am 8ten des Reifmonds die Friedenspoſt. Freudig dankte er mit entblößtem Haupte dem Himmel, daß der unſelige Bürgerkrieg zu Ende ſey, verließ das Heer und zog ſich auf ſein Landgut, Benatek in Böhmen, zurück, im Schoße der Seinigen den Abend ſeines Lebens zu genießen. Vier Jahre verlebte er unter ſeinen Sippen in Ruhe und ſtarb am 16ten des Herbſtmonds 1652 im ſechzigſten Lebensjahre an einem hitzigen Fieber. Er war dreimal verheirathet geweſen und hinterließ aus zweiter Ehe eine einzige Tochter, Irmgarde, die ſich in Köln mit einem Freiherrn von Frentz vermählte. Er war ein ganzer Mann! Ging ihm zum Feldherrn der allumfaſſende berechnende Blick ab, wie ihn Bernhard von Weimar und Mercy beſaßen, ſo erſetzte er denſelben durch Unerſchrockenheit, Schnelligkeit und Ausdauer, welche ſich durch keine Unfälle in Verzweiflung bringen ließ. Er war nach Bernhards Tode vorzüglich dazu berufen, Deutſchland gegen Frankreich einen Wall zu bauen, deutſchen Namen vor Frankreich nicht zum Spott werden zu laſſen, und hat ſeine Sendung ruhmvoll zu Ende geführt. Dankbar erkennen dies die Rheinlande an, wo er noch immer der Volksheld iſt, wo ſein Name neben dem des alten Fritz in Spinnſtuben und Volksliedern erklingt. In Köln, wo ſeine Rüſtungen und Waffen in der ſtädtiſchen Sammlung prangen, wo ſein Bildniß aufbewahrt wird, erzählt man, daß er nach ſeinem Pariſer Zuge, als Sieger begrüßt, in die Stadt geritten ſey, und auf dem Markte, unter den Gemüſehändlerinnen, ſeine ehemalige Geliebte erkannt habe. Der Feldherr ritt nun ſpornſtreichs an ihren Kram, grüßte ſie freundlich und ſprach in ihrer ländlichen Mundart die neckenden Worte: „Girith, wer es gethan hätte!“ — worauf ſie, ihn erkennend, ihm ſcherzhaft erwiederte: „Jan, wer es gewußt hätte!“ welche Worte ſeitdem im Rheinlande nicht verhallt ſind. — Wie er ſich ſeiner Jugend-Bekanntſchaft nicht ſchämte, was jene Worte bekunden, ſchämte er ſich auch ſeiner niedrigen Herkunft nicht, und erbat ſich vom Kaiſer, als dieſer ihn in den Adelſtand erheben wollte, zum Wappen drei Mühleneiſen und einen Mühlſtein, als Anſpielung auf ſeine frühere Beſchäftigung; der Kaiſer gab ihm aber noch Löwe und Adler dazu, welche Sinnbilder des Muthes und der Kühnheit er in jeder Hinſicht verdiente. In ſeinem Geburts-Städtchen

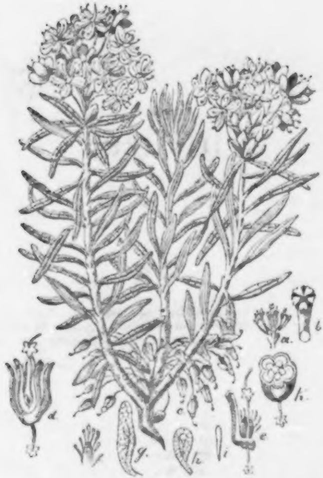


ſtiftete er ein Volksfeſt am Freitage vor der Kirchweihe, wobei er nach dem Gottesdienſte Wein-Brode unter das Volk vertheilen ließ, ein Feſt, das ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Bild des Helden, was wir dieſer Schilderung voranſtellten, iſt nach ſeinem Bruſtbilde und den aufbewahrten Waffen durch Levi-Elkan entworfen. **Wilhelm v. Waldbrühl.**

Die einheimiſch wildwachſenden Giftpflanzen.

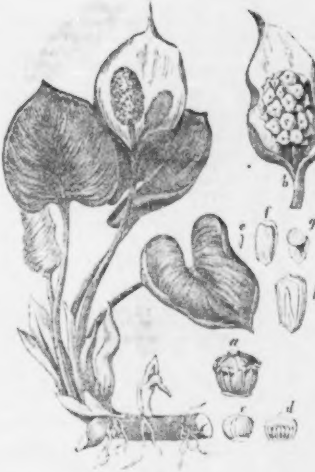
(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1844.)

18) **Der Sumpf-Porſt** (**Ledum palustre. Linné**). Die andern, deutſchen Namen dieſer Pflanze beziehen ſich entweder auf eine entfernte Aehnlichkeit mit andern Pflanzen, z. B. Sautanne, Gichttanne, wilder Rosmarin, weiße Haide, oder auf die Farbe der Blätter, z. B. Kien-Roſt, oder auf die Stellung der letzteren, z. B. Kreuze; oder endlich auf die Anwendung und Wirkung, z. B. Schwaben-, Motten-, Wanzen-Kraut, weil man mit einem Abſud dieſer Pflanze jenes Ungeziefer vertilgt. — Der Sumpf-Porſt erwächſt zu einem ausdauernden, 2 bis 4 Fuß hohen, äſtigen Strauche mit ſtielrunden, bräunlichen, riſſigen, behaarten Stengeln und roſtbraunen, wolligen Zweigen. An letzteren ſitzen wechſelſtändige, kurz geſtielte, linealiſche, am Rande zurückgerollte, dicke, lederartige, beſtändig dunkelgrüne Blätter, deren Unterſeite mit einem roſtbraunen Filze bedeckt iſt. Die weißen, ſelten roſenrothen, wohlriechenden, mit langen Stielen und kurzen Haaren verſehenen Blumen ſtehen am Ende der Zweige in vielblüthigen, doldenförmigen Trauben, an deren Grunde ſich eiförmige, braune, klebrige und zottige Deckblättchen finden. Der kleine, grüne, einblättrige, mit fünf ſpitzigen Zähnen verſehene Kelch umgiebt die aus fünf umgekehrt-eiförmigen Blättchen beſtehende Blumenkrone. Die zehn fadenförmigen Staubgefäße entſpringen im Grunde des Kelches aus einem Honigringe und tragen zweifächerige, gelbe Staubbeutel, die an der Spitze in zwei Löchern ſich öffnen. (Fig. a eine vergrößerte Blume ohne Kronenblätter). Der Fruchtknoten, faſt kegelförmig, trägt einen fadlichen Griffel, von der Länge der Staubgefäße, mit ſtumpfer Narbe. (Fig. b vergrößerte Narbe). Aus dem Fruchtknoten reift im Herbſte eine längliche, braune, fünffächerige Kapſel, deren fünf Klappen unterwärts aufſpringen und oberwärts verbunden bleiben. (Fig. d eine vergrößerte, aufgeſprungene Kapſel. Fig. k dieſelbe quer durchſchnitten). Die aufgeſprungenen Kapſeln bleiben bis zur Blüthezeit des folgenden Jahres hängen. (Fig. c). Von der Spitze der Kapſel hängt in jedes Fach ein fadenförmiger Samenträger hinab. Fig. e zeigt eine Kap



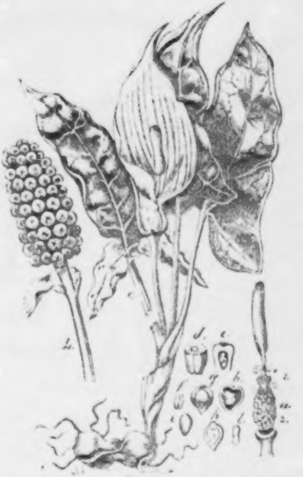
zel, von der vier Klappen weggenommen ſind, damit an der ſtehengebliebenen Klappe der Samenträger geſehen werde. (Fig. f ein Samenträger mit Samen, vergrößert). Dieſe letzteren ſitzen zahlreich. Sie ſind klein und enthalten einen graden Keim, deſſen Würzelchen gegen den Nabel, d. h. gegen den Anheftungspunkt des Ei'chens gekehrt iſt. (Fig. g ein vergrößerter Samen, Fig. h derſelbe quer durchſchnitten; Fig. i ein Keim, der von der Samendecke befreit iſt). Der Sumpf-Porſt blüht im Mai und Juli und findet ſich auf moorigen und ſumpſigen Stellen in Wäldern, vorzüglich in Nadelholz-Waldungen, im mittlern und nördlichen Europa. Wo er ſich in größerer Menge findet, hilft er in nicht geringem Grade Torflager bilden. Die jungen Blätter riechen angenehm balſamiſch, ſpäter aber unangenehmer, terpentinartig und ſogar betäubend. Der Geſchmack iſt bitter und zuſammenziehend. Der Sumpf-Porſt beſitzt betäubende Eigenſchaften, weswegen ihn gewiſſenloſe Bierbrauer öfter anwenden, um ihr ſchlechtes Bier kräftiger und berauſchender zu machen. In Schweden gebraucht man ihn in Aufgüſſen gegen Keuchhuſten, Halsentzündungen, Ruhr und einige chroniſche Uebel, in Deutſchland aber nur ſelten. Er enthält in ſeinen Blüthen viele Honiggefäße, welche die Bienen ſehr eifrig aufſuchen; der Honig empfängt aber dadurch eine betäubende Kraft und einen etwas bittern Geſchmack. Aus den Zweigen und Blättern dieſes zierlichen Sumpf-Gewächſes, in Verbindung mit Birken-Rinde, gewinnt man durch Deſtillation ein ätheriſches, brennliches Oel (Birken-Oel, Birken-Theer, Ruß-Oel, Dagget, ſchwarzer Degen), das in Rußland als Arznei gegen Wechſelfieber und Rheumatismus und zur Bereitung des Juſten- (Juchten-) Leders dient.

19) **Das Sumpf-Schlangenkraut** (**Calla palustris. Linné**). Die Namen Waſſeraron, rother Waſſerpfeffer, Waſſerwurz beziehen ſich auf den Standort der Pflanze und auf ihre Aehnlichkeit mit der Zehrwurz und mit der beißenden Schärfe des Pfeffers. Der Name Froſchlöffel ſchreibt ſich her von der Geſtalt der Blüthenſcheide, ſo wie die Namen Drachen- und Natterwurz von der Geſtalt der Wurzel. — Der Wurzelſtock iſt liegend, braun, fleiſchig, mit vielen langen Wurzelfaſern beſetzt, und treibt mehrere, mit länglichen, häutigen Scheiden verſehene Blattſtiele, von denen jeder ein herzförmiges, ſtachelſpitziges, glänzend grünes Blatt mit breitem, gelbem Mittelnerven trägt. — Aus der Wurzel erheben ſich auch einzelne Blüthenſtiele, geziert mit einer flachen, länglich runden und in eine feine Spitze ausgezogenen Blüthenſcheide, die innen weiß, außen aber grünlich iſt, und deren Rand hin und wieder umgeſchlagen erſcheint. — Sie umſchließt den walzigen, mit Blüthen ganz bedeckten, gelblich grünen Kolben. Kelch und Blumenkrone fehlen den Blüthen. Um jeden rundlichen Fruchtknoten, der einen kurzen Griffel mit ſchwach gewölbter, drüſiger Narbe trägt, finden ſich in den obern Blumen acht, in den mittlern ſechs und in den untern vier Staubgefäße mit zweitheiligen, gelben Staubbeuteln geſtellt (Fig. a). — Aus dem Fruchtknoten bilden ſich rothe, vielſamige Beeren (Fig. c und d), die in einer dichtgedrängten Aehre ſtehen (Fig. b). Der Same oder das Ei'chen iſt eiförmig (Fig. e in natürlicher Größe; Fig. f vergrößert). Fig. g zeigt ein quer durchſchnittenes, Fig. h ein der Länge nach durchſchnittenes Ei'chen, in dem der nach unten verdickte Keim ruht. — Das Sumpf-Schlangenkraut blüht im Juni und Juli, und die Beeren erlangen ihre Reife im Auguſt und September. — Der Standort dieſer Pflanze iſt in Sümpfen und Mooren ſchattiger Wälder im ganzen mittlern Europa. — Alle Theile der Pflanze enthalten einen ſcharfen Saft; außerdem findet ſich in den Beeren ein ſa-



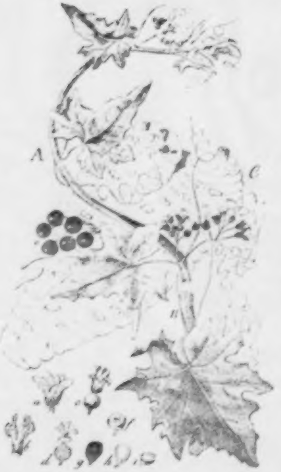
der, geſchmackloſer Schleim. Früher wurden die Wurzeln (**radix dracunculi palustris**) in der Arzneikunde als ſchweißtreibendes Mittel benutzt. — Durch Trocknen verliert das Schlangenkraut, wie die Zehrwurz, die Schärfe und wird dann in nahrungsarmen Gegenden, z. B. in Lappland und Finnland, unter das Mehl gemiſcht und zu Brod verbacken.

20) **Die gemeine Zehrwurz** (**Arum vulgare. Lamarck**). Die verſchiedenen deutſchen Namen, welche dieſe Pflanze trägt, beziehen ſich meiſt auf die ätzende Schärfe des Saftes, z. B. deutſcher oder wilder Ingwer, Freß-, Zehr-, Natter- und Fieberwurz, Pfefferpint; oder auf die Geſtalt, entweder der Blüthenſcheide, z. B. Eſelsohr, oder der Wurzel, z. B. Kalbsfuß. — Die Wurzel iſt ein rundlicher Knollen, von der Größe einer



Haſelnuß bis zu der eines Taubeneies, inwendig weißlich und mehlig. Sie ſendet nach unten Wurzelfaſern aus. In der Regel treten drei, mit häutigen Scheiden verſehene, 6—8 Zoll große Blattſtiele aus der Wurzel hervor, die unten röthlich, oben aber grünlich ſind. Sie tragen 9—10 Zoll hohe, pfeil- oder ſpießförmige, ganz randige oder buchtige Blätter, die auf der Unterſeite adrig, auf der Oberfläche aber glatt und glänzend grün ſich zeigen. Meiſt ſind dieſe Blätter nicht gefleckt (die ungefleckte Zehrwurz, **Arum immaculatum**), zuweilen mit weißen, ſchwarzen oder blutrothen Flecken verſehen (die gefleckte Zehrwurz, **Arum maculatum**, Linné). — Der Blüthenſtand iſt ein **Kolben**, der von einem großen, häutigen Blatte, **Blüthenſcheide** genannt, umgeben iſt. Dieſe Blüthenſcheide (**Spatha**) iſt unten bauchig, nach oben wenig geöffnet, kappenförmig und in eine lange Spitze ausgezogen. Ihre Außenſeite iſt blaß, gelblich grün, ihre Innenſeite gleichfarbig, weißlich, öfters mit purpurfarbigen Streifen (vorzüglich bei **Arum maculatum**) verſehen. Von der Blüthenſcheide bleibt bei der Reife meiſt nur ein Fetzen übrig. Erſtere vertritt die Stelle des Kelches und der Blumenkrone. Der Kolben, deſſen Stiel röthlich, 4—5 Zoll lang, walzig und geſtreift iſt, zeigt ſich nach oben nackt und keulig, anfangs gelblich, dann röthlich oder purpurfarben, von dichtem Gewebe. Nach unten dünner werdend, iſt er von mehreren Kreiſen fadenförmiger, gelblicher Drüſen, die nichts anders als verkümmerte Staubgefäße ſind, umgeben. Unter dieſen befinden ſich am Kolben zahlreiche, viereckige, vierfächerige, ſitzende Staubbeutel (Fig. a, 1). Dann folgen nach unten wieder mehrere Kreiſe verkümmerter Staubgefäße. Der Grund des Kolbens, der obere Theil fällt ab, iſt von vielen eiförmigen, gelbgrünen Fruchtknoten mit rundlichen, plattgedrückten Narben, die oft bärtig ſind, umgeben (Fig. a, 2 und Fig. d und e). Aus erſteren bilden ſich erbſengroße, rothe, ſaftige Beeren in einer dichtgedrängten Aehre, ähnlich der des türkiſchen Weizens (Fig. b). — Die Beeren ſind meiſt zweiſamig (Fig. g und h). Die Samen ſind geſtielt, ſeitenſtändig, rundlich und hart (Fig. i) mit fleiſchigem Eiweiß (**Albumen**), von dem der länglich runde Keim umgeben iſt. (Fig. k; Fig. l zeigt den Keim vergrößert). — Die gemeine Zehrwurz blüht im April und Mai, und ihre Beeren reifen im Juli und Auguſt. Sie wächſt in Laubholz-Wäldern und Gebüſchen, an feuchten Orten, im mittlern und ſüdlichen Europa, doch auch in England und Dänemark. — Der Wurzelknollen, ſo wie die übrigen Theile der Pflanze, enthalten einen ſehr ſcharfen, wie ſpaniſcher Pfeffer brennenden Saft, der heftige, innerliche Zufälle und äußerlich auf der Haut Röthe und Blaſen erregt, und auch ſehr flüchtig iſt, denn er greift die Riechhaut der Naſe empfindlich an. — Durch Trocknen und Kochen verliert die Wurzel dieſe Schärfe, und wird dann ein wichtiges Nahrungsmittel für den Winter in vielen Gegenden, z. B. in Slavonien. Denn ſie beſteht faſt ganz aus Stärkemehl, dem eigentlich Nährenden in den Pflanzen. — Die Beeren werden öfters von Unverſtändigen und Eitlen zum Schminken der Wangen benutzt, da Letztere, wie oben gezeigt, einen ſcharfen Saft enthalten, der eine langdauernde Röthe auf der Haut hervorruft.

21) **Die weiße Zaunrübe** (**Bryonia alba. Linné**). Die gebräuchlichſten Namen ſind außer dem oben angegebenen: Hunds-, Roß-, Toll- und Gichtrübe; Dick-, Stick- und Schmeerwurz; Hundskürbiß und Teufelskirſche. — Die ausdauernde Wurzel iſt 1 bis 2 Zoll lang, armsdick, rübenförmig und mit vielen Querwurzeln und kleinen, halbkugelrunden Höckerchen beſetzt (Fig. c). Die Außenſeite derſelben iſt gelblichgrau, das Innere weiß und milchend.



Aus ihr ſteigen mehrere klimmende und äſtige Stengel auf, die in den Blattwinkeln ſchraubenförmige, einfache Ranken tragen. Die geſtielten Blätter ſind herzförmig, buchtig, handförmig-fünflappig. Die dreieckigen Lappen ſind zugeſpitzt, der mittlere außerdem hervorgezogen; ſowohl die Oberſeite als auch die Unterſeite der Blätter rauh von Schwielen.

Männliche und weibliche Blüthen ſtehen geſondert, aber auf derſelben Pflanze, d. h. ſie ſind einhäuſig. Der röhrig-glockige, fünfſpaltige, ungefärbte Kelch iſt bei der männlichen Blüthe kleiner als die Blumenkrone (Fig. a) und bei der weiblichen von gleicher Länge mit der Blumenkrone (Fig. e). Die trichterig-glockige, tieffünfſpaltige, ſchmutzig-gelbe, grünlich-geaderte Blumenkrone findet ſich bei den männlichen und weiblichen Blüthen. Beide ſtehen in den Blattwinkeln, nur ſind die erſteren länger geſtielt und dem Stengel tiefer angeheftet und Schirmtrauben bildend. (Fig. A mit weiblichen, Fig. B mit männlichen Blüthen.) Von den fünf Staubgefäßen ſtehen zwei und zwei mit einander verbunden, der fünfte allein. Die Staubbeutel ſind gebogen und länger als die Staubfäden (Fig. b). Der Fruchtknoten bildet unter dem Kelche und der Blumenkrone einen kugelförmigen Körper (Fig. c); auf demſelben ſteht ein Griffel, der in drei zweiſpaltige, behaarte Narben endigt (Fig. d). Aus dem Fruchtknoten bildet ſich eine ſchwarze, beerenartige **Kürbisfrucht** (Fig. e eine Doldentraube mit Früchten). Ihre Geſtalt iſt kuglig oder eiförmig (Fig. f). Sie hat vor der Reiſe drei Fächer, deren jedes zwei Ei'chen enthält. Da aber beim Reifen mehrere Samen (Ei'chen) fehlſchlagen, ſo wird die Beere öfters armſamig. Die Samen ſind eiförmig, ſchwach zuſammengedrückt mit mehr oder weniger dicklichem Rande (Fig. g). Der Keim iſt groß, grade mit einem gegen den Nabel des Ei'chens gerichteten Würzelchen und mit zwei Samenlappen, von denen jeder fünf aus einem Punkte entſpringende Nerven hat. (Fig. h im ſenkrechten und Fig. i im Querdurchſchnitte des Samens.) — Die weiße Zaunrübe wächſt an Zäunen und Hecken im mittlern und nördlichen **Europa** und blüht vom Juni bis September. Die friſche giftige Wurzel (radix **Bryoniae** in den Apotheken) riecht unangenehm und ſchmeckt widerlich-bitter und ſcharf; ſie wirkt innerlich ſehr heftig purgirend, äußerlich aber reizend auf die Haut. Sie iſt ein geſchätztes Arzneimittel. — Durch Trocknen in ſtarker Hitze läßt ſich die Schärfe der Wurzel austreiben, und letztere kann dann ohne Nachtheil genoſſen werden. L. Heros.

Ritter Raſſe von Damartin.

Nach einer Chronik.

Raſſe von Damartin, genannt Raſſe vom Barte, war ein reicher, luſtiger, junger Ritter und ein leidenſchaftlicher Jäger. Als ſolcher beleidigte er den König Philipp Auguſt von Frankreich. Dieſer hatte das Gehölz von Vincennes, in der Nähe von Paris, für ſich allein zum Jagdvergnügen einhegen laſſen, Raſſe konnte aber dem Triebe, dort auch zu jagen, nicht widerſtehen, und wurde darüber vom König ſelber zur Rede geſtellt. Als er aber den Raſſe beim Barte nahm, erlaubte ſich dieſer daſſelbe, wonach ihn, außer namhafter Geldſtrafe, die Verbannung traf, von jenem Verfall aber erhielt er den Beinamen: vom Barte.

Dies geſchah im Jahr 1185 und Raſſe von Damartin begab ſich mit glänzendem Gefolge zuerſt nach Lüttich, wo er verweilte, zugleich aber allerlei Streifzüge und tolle Streiche ausführte. In Lüttich herrſchte damals der Biſchof Raoul, der den Stuhl von Sanct Lambert entehrte, indem er, um für ſeine üppige Hofhaltung die Geldmittel verſchwenden zu können, Wucher trieb mit den geiſtlichen Aemtern, wobei ſein Günſtling, der Fleiſcher Udelin, ihm Helfershelfer war, und auf derſelben Bank, wo er Fleiſch feil bot, auch Präbenden, Anweiſungen auf Aemter und Einkommen, verkaufte. Raſſe ging einen ſolchen Handel ein und hing dann die beſiegelte Berufung zu einem geiſtlichen Amte ſeinem Pferde um den Hals, wodurch er ſich den Biſchof zum unverſöhnlichen Feinde machte.

Ritter Maſſe vom Barte war ein ſchöner Mann und die Jungfrauen Lüttichs ſahen ihn gern, er jedoch zeichnete keine aus und das Wort „Vermählung“ war ihm ſehr zuwider, wie man ſagte, in Folge einer Prophezeiung.

Eines Tages kam er bei einem Jagdzuge in die Nähe von Huy in Belgien, verirrte ſich von ſeinem Gefolge, und in der Meinung, ſeine Jagdgenoſſen würden ihn zu finden wiſſen, ſtieg er vom Roſſe, wand deſſen Zügel um einen Baum und trat in eine Wald-Kapelle. Dort wurde er überraſcht von dem Anblick einer wunderholden Jungfrau, die neben einem Greiſe in andächtigem Gebet kniete. Als ſich Beide erhoben, näherte ſich Maſſe dem Alten, ihn um den Weg zu befragen. — Dieſer betrachtete den vor ihm ſtehenden jungen Mann forſchend und nachdem er ihm geſagt, daß er Boten ausſenden wolle nach deſſen Jagdgefährten, lud er ihn ein, als Gaſt mit nach ſeinem Schloſſe zu kommen, indem er ſich als Herr von Warfuſee zu erkennen gab, der mit ſeiner Tochter Lyſis täglich dieſe Wald-Kapelle beſuche. In dem Augenblick hörte man das Hifthorn und dazwiſchen den Ruf: „Damartin!“ Ueberraſcht fragte der Alte: „Gilt das Euch?“ — „Ja wohl!“ war die Antwort; „ich bin Maſſe von Damartin!“

„Ei, dann ſeyd mir noch Eins ſo willkommen! — unſre Vorfahren haben oft in gleicher Reihe gekämpft und ich ſelbſt war dabei, als Euer Vater in Vertheidigung ſeines Erbſchloſſes fiel.“

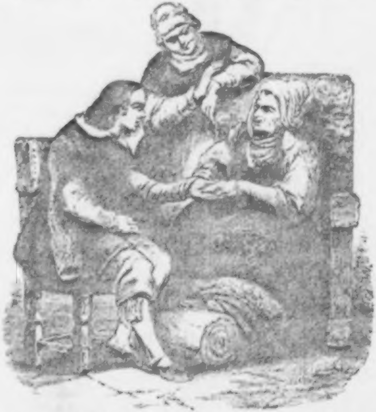
Maſſe antwortete nun den Gefährten mit ſeinem Hifthorn und dann zogen Alle des Weges nach dem Schloſſe Warfuſee. Hatte nun Lyſis ſchon durch ihre edelſchöne Geſtalt einen tiefen Eindruck auf Maſſe gemacht, ſo vollendeten ihr Geiſt und ganzes Weſen den Sieg der reizenden Jungfrau, ſo daß bald faſt an jedem Tage Maſſe ſich im Schloſſe einfand. Sichtlich aber wurde er auch mit jedem Tage tiefſinniger und oft bemühte ſich Lyſis vergeblich, ihn zu erheitern. Da nun Warfuſee deutlich gewahrte, daß ſeine Tochter, die bis dahin ſchon manchen Bewerber abgewieſen hatte, dieſen nicht abweiſen würde, nahm er ſich vor, den jungen Mann zu erforſchen. Es wurde ihm auch bei Maſſe's Offenherzigkeit gar nicht ſchwer, ſein Vertrauen zu gewinnen und dieſer rief nun aus:

„Es iſt mir unmöglich, von Eurer Tochter zu ſcheiden, und eben ſo unmöglich iſt's mir, ſie in's Unglück zu ſtürzen!“

„In's Unglück? Wie meint Ihr das?“ fragte der Alte.

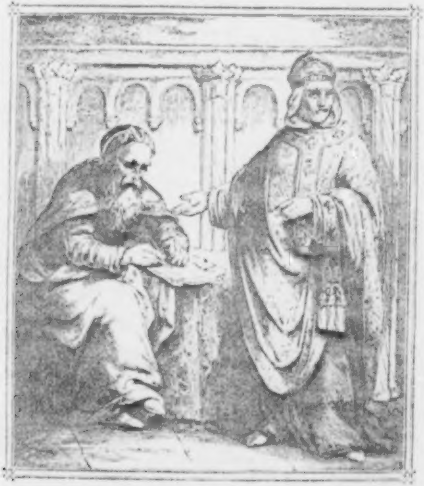
„So hört!“ war die Antwort. „Meine Mutter hatte ſechs Kinder ſchon verloren, als ich, zwei Monate nach dem Tode meines Vaters, das Licht der Welt erblickte. Sie hütete mich nun ſehr ängſtlich, und nur geheim, durch einen treuen Diener, war es mir vergönnt, mich in dem zu üben, was einem Ritter nöthig. Der Vertraute meiner Mutter war der Abt des nahen Kloſters, und auf deſſen Anrathen wurde ein junger Ordensbruder mein Lehrer in den Wiſſenſchaften. Bald bemerkte ich, daß man die

Abſicht hatte, mich für das Kloſter zu erziehen, was aber gar nicht mit meiner Neigung übereinſtimmte und auch meine Mutter nicht billigte. Nun zählte ich ſechszehn Jahre, da verfiel die Mutter in ſchwere Krankheit, und beſorgt um meine Zukunft, ließ ſie ſich bereden, daß man mich nach Blois ſende zu der weiſen Frau, die dort für eine Prophetin galt. Hugeline, einſt Amme bei einer meiner verſtorbenen Schweſtern, begleitete mich zu jener Frau, die, nachdem ſie lange die Linien in meiner linken Hand betrachtet, folgenden Ausſpruch that: „Ihr werdet heiter und glücklich ſeyn, auch ein hohes Alter erreichen, jedoch dürft ihr euch niemals vermählen wollen, denn ſchon zur Zeit der Werbung würdet ihr und die erwählte Jungfrau umkommen, es ſey denn, eure Geliebte wäre die Tochter eines Müllers und eines Prieſters.“



Warfuſee hob bei dieſen Worten raſch das Haupt, ſeine Augen blitzten — doch ſichtlich bezwang er ſich und ſagte dann nur: „Setzt Eure Erzählung fort!“

„Als meine Mutter dies erfuhr, war ſie noch unruhiger als zuvor, und wie nun bald danach ein Biſchof durch unſre Stadt zog, welcher einen berühmten Aſtrologen und Maler bei ſich hatte, der aber menſchenſcheu war und ſich nur von ſeinem Herrn befragen ließ, wurde dieſer reich beſchenkt und dabei erſucht, Jenen zu veranlaſſen, daß er mir das Horoſcop ſtelle und aus den Sternen mein Schickſal leſe. Meine Mutter erhielt Nachricht, daß dies geſchehen würde, doch hörten wir lange nichts davon, bis uns ein, noch jetzt in meinem Schloſſe befindliches Gemälde geſchickt wurde, auf welchem der Biſchof und der Aſtrolog abgebildet ſind. Dieſer hat ein beſchrieben Pergament vor ſich und auf demſelben ſteht dieſelbe Verkündigung, welche einſt die weiſe Frau ausſprach.



„Weiter! weiter!“ fiel Warfuſee haſtig ein.

„Was ſoll ich Euch weiter ſagen, als daß ich Eure Tochter fliehen muß, obwohl ich nicht weiß, wie ich dann noch heiter und glücklich ſeyn ſoll!“

„Seyd getroſt!“ rief Warfuſee freudig aus; „die wunderbare Verſehung hat hier geholfen und will es, daß unſre Familien ſich enger verbinden ſollen. Wißt, daß ich im Kummer um das frühe Hinſcheiden meiner Gattin mich in ein Kloſter begab, unter den Prieſtern und als Altardiener mir Troſt ſuchend. Da ich indeß hier kein geheiligt Leben fand, und da man mich ferner beſtimmen wollte, meine Lyſis, mein einzig Kind, das ich zur Erziehung einer treuen Freundin meiner verewigten Gattin anvertraut hatte, dem Kloſter zu weihen, wie meine ganze Habe, trat ich wieder in die Welt. Da mir indeß Beſchäftigung noth that, ließ ich mehrere der vom Winde getriebenen Mühlen erbauen, mit denen uns die Kreuzfahrer zuerſt bekannt machten und die ich nun auf meinen Beſitzungen, namentlich bei dem Flecken Awirs, anwendete. In Folge deſſen, was ſich mit mir begab, nennt mich das Volk den Prieſter von Warfuſee und den Müller von Awirs.“

Mit wonneleuchtenden Augen vernahm dies Raſſe und nach wenigen Wochen war er mit Lyſis verlobt und der Tag zur Vermählung wurde beſtimmt. Doch ehe dieſer herankam, empfing der alte Warfuſee folgendes Schreiben:

„Mein Herr!

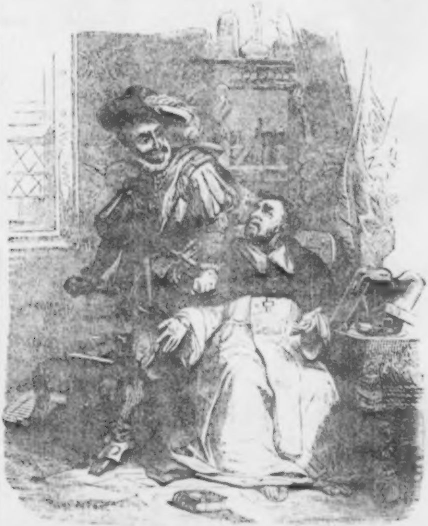
Im Auftrage des Fürſtbiſchofs Raoul von Lüttich habe ich Euch zu melden, daß Ihr Unrecht thut, den Ritter Raſſe von Damartin bei Euch zu dulden und ſogar ihm Eure Tochter zur Gemahlin geben wollt. Der Genannte hat ſich ſchwer gegen die Kirche vergangen und ihr Fluch wird ihn ereilen; er hat ſich ſchwer vergangen gegen ſeinen König und ſein Gewiſſen iſt belaſtet von mehreren, frech begangenen Mordthaten, für welche ſeine Verbannung eine zu gelinde Strafe iſt. Wir verwarnen Euch deshalb vor jeder weiteren Gemeinſchaft mit ihm.

P. Xaverius.

Offizinal des Fürſtbiſchofs von Lüttich.“

Warfuſee, höchſt betroffen, zeigte dies Schreiben ſeiner Tochter, von der nun bald auch Raſſe den Inhalt erfuhr. Er ſandte ſogleich einen treuen Diener nach Lüttich als Späher, und dieſer berichtete ihm bald darauf: er ſey zugegen geweſen, als Biſchof Raoul den Bann ausgeſprochen habe über Raſſe von Damartin, wegen Schändung einer geiſtlichen Verfügung und mehrerer in Frankreich verübten Mordthaten. Da ergrimmte der Ritter, begab ſich alsbald, möglichſt unkenntlich gemacht, ſelbſt nach Lüttich und ſtand, da eben die Mönche ſich zur Hora bereit machten, plötzlich im Gemach des Offizinals, den er augenblicklich als jenen Ordensbruder erkannte, der einſt ihn für das Kloſter erziehen ſollte. Jetzt einen weiteren Zuſammenhang der Begebenheiten ahnend, zwang ihm Raſſe, mit dem Dolch in der Fauſt, folgendes zu Papier gebrachtes Geſtändniß ab:

„Der Fürſtbiſchof von Lüttich iſt derſelbe Abt, der einſt Eurer Mutter Vertrauter war; da wir Eure Güter gern der Kirche zuwenden wollten, wurde die weiſe Frau beſtochen zu der Prophezeiung, die man ſo geheimnißvoll und künſtlich geſtellt glaubte, daß ein Ehebündniß für Euch als ganz unmöglich er-



ſchien. Das Gemälde iſt ein Betrug, um jene Prophezeiung Euch nie aus dem Gedächtniſſe kommen zu laſſen, und da wir Euer durch den Zufall begünſtigtes Zuſammentreffen mit einem Manne erfuhren, der vom Volk ſeit einiger Zeit Prieſter und Müller genannt wird, und deſſen Habe wir auch ſchon als Erbtheil der Kirche betrachteten, ergriffen wir jedes Mittel, die Vermählung zu hindern. Euer ſündiges Verfahren, wie Ihr Eurem Roſſe eine geiſtliche Verfügung um den Hals hinget, ferner ein Schreiben des Königs Philipp Auguſt von Frankreich, worin er mit launig boshafter Weiſe die von Euch im Gehölz von Vincennes auf der Jagd erlegten Thiere als Mordthaten bezeichnet, gaben uns Gelegenheit, den Bann über Euch auszuſprechen.“

Mit dieſem Geſtändniß wandte ſich Raſſe, um Vergebung ſeiner eigentlichen Schuld bittend, an den König Philipp Auguſt von Frankreich, der nun die Verbannung aufhob — jedoch mit dem Zuſatz: „es ſoll aber der Ritter Raſſe von Damartin künftig nur auf ſeinen Gütern jagen“ — wie denn ſpäter auch der Bann aufgehoben werden mußte.

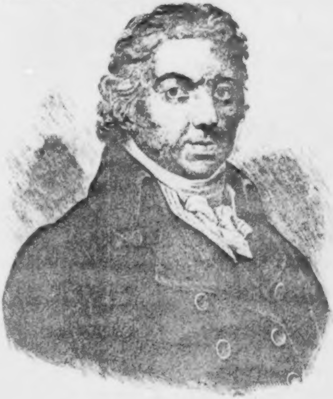
So hatte denn eine betrügeriſche Prophezeiung ganz das Gegentheil bewirkt von dem, was ſie bewirken ſollte; weder die Güter Raſſe's noch Warfuſee's fielen der Kirche anheim, ſondern blieben Stamm-Eigenthum der durch die Vermählung Raſſe's mit Lyſis verbundenen Familien. C. Rienitz.

Ueber die Nothwendigkeit der wiederholten Impfung (Revaccination) der Schutzpocken.

Seit einer Reihe von Jahren hat ſich die Thatſache herausgeſtellt, daß die Blattern oder Pocken in uns wieder eine größere Ausdehnung gewonnen haben, als ſeit der allgemeinen Einführung der Schutzpocken Impfung zu erwarten ſtand, und es iſt zweckmäßig, dieſem Gegenſtande Aufmerkſamkeit zu widmen, um ſtets nach Kräften zur Verminderung dieſer furchtbaren Krankheit beizutragen. — Die Blattern ſtammen aus Aſien und ſind von dort aus nach Europa gelangt, nach ziemlich zuverläſſigen Beſchreibungen zuerſt gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, wo wir ſie im ſüdlichen Frankreich und Spanien finden, doch ohne große, allgemeine Ausbreitung. Erſt zur Zeit der Kreuzzüge, im zehnten bis zwölften Jahrhundert, als Europa mit Aſien in lebhafteren Verkehr trat, wurde die Pocken-Krankheit in Europa ſo einheimiſch, daß ſie ſeitdem nie mehr ganz aufgehört hat, und in epidemiſcher furchtbarer Ausbreitung und Heftigkeit faſt regelmäßig alle vier Jahre unſern Erdtheil durchzog. Vermöge ihrer großen Anſteckungskraft wurde die Krankheit von Europäern auch nach jenen Ländern gebracht, die von ihnen entdeckt worden ſind. Es gab kein Mittel, dieſen furchtbaren Feind aufzuhalten. Die Erfahrung lehrte, daß jeder Menſch und zwar in jedem Alter, Empfänglichkeit für den Anſteckungsſtoff der Blattern hat. Wenn auch gerade das blühende Alter vom funfzehnten bis dreißigſten Jahre die größte Empfänglichkeit dafür zeigt, kann doch auch das Kind im Mutterſchoße eben ſowohl als der Greis davon ergriffen werden, und nur derjenige durfte ſich vor den Blattern ſicher glauben, der ſie einmal wirklich überſtanden hatte; dann erliſcht die Empfänglichkeit dafür, und es iſt Irrthum, wenn zuweilen behauptet wird, daß die wirklichen Blattern dieſelbe Perſon zwei Mal ergriffen hätten. — Allein ſo tröſtlich dieſer Umſtand, ſo iſt die ziemlich ſichere Ausſicht, auch nur einmal von einer eben ſo qualvollen als gefährlichen Krankheit befallen zu werden, doch eine im höchſten Grade beunruhigende. Abgeſehen von den außerordentlichen Leiden, welche von den Blattern faſt unzertrennlich ſind, iſt die Sterblichkeit bei denſelben eine ſehr bedeutende. Die funfzigjährige Ueberſicht im Pocken-Hoſpitale zu London hat das Ergebniß geliefert, daß von hundert Pockenkranken im Durchſchnitte dreißig bis dreiunddreißig dem Tode verfallen. Giebt es auch Pocken-Seuchen, in denen die Sterblichkeit weniger groß iſt, ſo hat die Erfahrung doch überall gelehrt, daß von hundert Erkrankten mindeſtens funfzehn ſterben, wogegen aber auch andere Pockenjahre eine ſolche Heftigkeit zeigen, daß von hundert Kranken ſechszig, ja ſelbſt ſiebzig zu Grunde gehen. — Ein ſo entſetzliches Sterblichkeits-Verhältniß iſt nicht einmal bei der im Orient ſo ſehr gefürchteten Peſt, und man hat daher die Pocken mit Recht als Peſt, Pockenpeſt, bezeichnet. In Betracht der damit verknüpften Leiden überragten die Pocken die orientaliſche Peſt bei Weitem. Man denke nur an die Heftigkeit des Fiebers, an den qualvollen Ausſchlag, der nicht nur die ganze äußere Oberfläche des Körpers bedeckt, ſondern oft auch die innere Fläche überzieht; man denke an die Zerſtörungen der Sinnes-Werkzeuge, des Geſichts, des Gehörs, Geruchs, welche im Gefolge heftiger Pocken-Krankheit unzählig oft eingetreten ſind, an die gräßlichen Eiterungen der Haut, Muskeln, Drüſen, ſelbſt der Knochen, an die Nach-Krankheiten, welche namentlich in Form zahlreicher Blutſchwäre aufzutreten pflegen; man denke endlich an die Entſtellung, welche unter der Geſtalt der Blattern-Narben als ein unvertilgbares, unwillkommenes Andenken an ſo vielfache Leiden zurückbleibt — und man wird zugeſtehen, daß dieſe Krankheit zu den furchtbarſten gehört, die uns treffen können. — Daher iſt es erklärlich, daß man ſchon in den früheſten Zeiten auf Mittel geſonnen hat, dieſe verheerende Krankheit zu verhüten, oder, da dies unerreichbar ſchien, mindeſtens ihre zerſtörende Heftigkeit zu mildern; aber Alles, was Aberglaube und Scharfſinn aufſtellen konnten, führte nur zu vergeblichen Verſuchen. Die erſte, einigermaßen erfolgreiche Maaßregel wurde, als eine im Orient längſt bekannte, im Jahre 1721 von der Lady Montaigne und ihrem Arzte nach Europa gebracht, und beſtand in der Einimpfung des wirklichen, aus milden Blattern entnommenen Pockengiftes auf bisher von den Pocken verſchonte Perſonen. Man bezweckte damit die doch einmal unvermeidlichen Blattern wenigſtens in milderer Geſtalt zu erzeugen. — Wurde dieſer Zweck allerdings oft erreicht, ſo waren doch auch unvermeidliche Nachtheile damit verbunden. Man impfte ja geſunden Perſonen eine bedeutende, immer noch lebensgefährliche Krankheit ein; denn von hundert mit Pockenſtoff Geimpften ſtarben mindeſtens Drei, im ſchlimmeren Falle auch Fünf bis Sechs. Welch betrübendes Gefühl mußte es aber erregen, durch ſolches Impfen das Opfer eines Menſchenlebens, wenn auch die Abſicht gerade die Erhaltung deſſelben war, vermittelt zu haben! Und in wie vielen Fällen trat nach geſchehener Einimpfung des Blattergiftes die Krankheit dennoch mit Heftigkeit auf, und war, wenn auch nicht gerade tödtlich, doch mit jenen unbeſchreiblichen Qualen und jenen oft unvertilgbaren Nach-Krankheiten und Zerſtörungen verbunden. Endlich, abgeſehen von dieſen Schattenſeiten der Blattern-Impfung, war noch ihr ſchlimmſter Nachtheil der, daß durch ſie der Anſteckungsſtoff an Ortſchaften verpflanzt wurde, wo er nicht war, und auf dieſe Weiſe zahlreiche Opfer der Blattern-Krankheit fallen mußten.

Erſt der neueſten Zeit war es vorbehalten, ein Mittel zu entdecken, welches einen wahrhaften Schutz gegen die Blattern gewährt, ohne zugleich irgend einen Nachtheil, geſchweige denn eine Gefahr, mit ſich zu führen; dies Schutzmittel iſt die Einimpfung der Kuhpocken, oder, wie man ſie auch nach ihrer Wirkung mit Recht genannt hat, der Schutzpocken.

Dem engliſchen Arzt



Eduard Jenner

gebührt die Ehre, dieſe Entdeckung von der Schutzkraft der Kuhpocken-Impfung zu einer der größten Wohlthaten gemacht zu haben, welche jemals das Menſchengeſchlecht erfahren hat. Als er nach faſt dreißigjähriger Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand die Beobachtung gemacht hatte, daß Perſonen, welche zufällig beim Melken der an Pocken leidenden Kühe von dieſen angeſteckt wurden, von den Blattern verſchont blieben, impfte er am 14. Mai 1796 mit der Kuhpocken-Lymphe den erſten Knaben und machte im Jahre 1797 ſeine deßfallſigen Beobachtungen bekannt, aus denen beſtimmt hervorging, daß durch Einimpfung der Kuhpocken die Empfänglichkeit für die Menſchenblattern getilgt wurde. — Es konnte dieſer faſt Unglaubliches verheißenden Entdeckung unter den Aerzten eben ſo wenig an Widerſachern fehlen, als an eifrigen Gönnern, welche ſie mit Begeiſterung begrüßten. Unter den Erſteren waren theils Solche, welche die Wahrheit des Erfolges ungläubig bezweifelten, theils Andere, welche ſie mit falſchen

Gründen verdächtigten. Wenn auch tauſend und aber tauſend Fälle die Richtigkeit der Jenner'ſchen Beobachtungen beſtätigten, ſo wurde doch von vorurtheilsvollen Widerſachern die Anſicht gegen den Werth der Kuhpocken-Impfung geltend zu machen verſucht: daß durch dieſelbe, alſo durch Verhütung der Blattern, die Skropheln und die engliſche Krankheit befördert würden, und daß ſeitdem Scharlach, Maſern, Rötheln und häutige Bräune nicht nur häufiger vorkämen, ſondern auch eine größere Sterblichkeit als früher erzeugt hätten. Dieſe Behauptungen ſind indeß unrichtig; wenn aber auch etwas Wahres an ihnen wäre, ſo liegt die Erklärung ſehr nahe. Es ſteht feſt, daß in Europa vor der Impfung der Kuhpocken jährlich beinahe eine halbe Million Menſchen von den Blattern dahin gerafft wurden, ja die Berechnungen haben ergeben, daß in Deutſchland allein jährlich ſiebzigtauſend Menſchen an den Blattern ſtarben. Erwägt man nun, daß die Blattern vorzugsweiſe unter dem kindlichen Alter wütheten und ihre Opfer forderten, ſo iſt es klar, daß durch die Verhütung derſelben eine größere Anzahl von Kindern am Leben erhalten wurde, mithin ein größerer Herd für andere Kinderkrankheiten bleiben mußte. Ließe es ſich aber wohl rechtfertigen, deshalb ein Kind vor einer ſo anerkannt gefahrvollen Krankheit, wie die Blattern ſind, nicht ſchützen zu wollen, weil es zufällig von einer andern Krankheit befallen werden könnte, die es auch nach Ueberſtehung der Blattern noch bekommen würde? Welche Eltern möchten nicht vielmehr demjenigen dankbar ſeyn, der ihnen ein ähnliches Schutzmittel gegen den Scharlach oder gegen die häutige Bräune nachweiſen könnte? — oder würden ſie ſich wohl durch den Einwand abhalten laſſen, daß ihr Kind zwar dann vor dem Scharlach oder der Bräune geſchützt ſey, aber immer noch den Maſern oder einer andern Krankheit unterliegen könne? Nimmermehr! — Die Anſicht aber, daß andere Kinder-Krankheiten jetzt nach Einführung der Kuhpocken-Impfung eine größere Tödtlichkeit zeigen als vordem, iſt falſch oder mindeſtens aus oben aufliegenden Gründen nur ſcheinbar, und es iſt im Gegentheil gewiß, daß mit der fortſchreitenden Erkenntniß des Weſens der Kinder-Krankheiten auch die ärztliche Behandlung derſelben ein günſtigeres Ergebniß gewonnen hat, als frühere Zeiten ſich deſſen zu rühmen hatten. — Iſt demnach für das unſterbliche Verdienſt Jenner's um die Einführung der Kuhpocken-Impfung von dieſer Seite und durch ſolche unbegründete Einwürfe keine Schmälerung zu fürchten, ſo lehrte doch die neuere Zeit, daß auch ſolche Perſonen, welchen in der Kindheit die Kuhpocken eingeimpft worden ſind, in einem längeren oder kürzeren Zeitraum nachher dennoch von den Blattern befallen werden können, und dieſer Umſtand hat allerdings bei Ungenügſamen nicht wenig dazu beigetragen, die Schutzkraft der Kuhpocken-Impfung zu verdächtigen oder wohl gar gänzlich zu leugnen. Es iſt allerdings thatſächlich richtig, daß in neuerer Zeit, trotz der Aufmerkſamkeit, welche dieſem hochwichtigen Gegenſtande Seitens der Regierungen gewidmet wird, dennoch die Blattern zuweilen eine große Ausdehnung erreichen; kurz: es iſt Thatſache, daß nicht nur ungeimpfte, ſondern auch vor vielen Jahren geimpfte Perſonen in großer Anzahl von den Blattern befallen wurden. — Kaum zeigt ſich dieſe Beobachtung, als auch Zweifler ſchon von Nutzloſigkeit der Kuhpocken-Impfung ſprechen, anſtatt auf Mittel zu denken, wie die wohlthätige Wirkſamkeit derſelben, die ſich faſt ſchon ſeit einem halben Jahrhundert an Millionen bewährt hat, auch von dieſer Schattenſeite zu befreien ſey — und ein ſolches Mittel iſt längſt gefunden, hat ſich längſt bewährt. Es iſt die Wiederholung der Kuhpocken-Impfung nach einem Zeitraum von zehen Jahren. *)

Ich kann mir lebhaft vorſtellen, mit welchen Schwierigkeiten die Einführung der Kuhpocken-Impfung zu kämpfen gehabt, wenn ich ſehe, wie ſchwer, ja wie oft ganz unmöglich es iſt, ſo unendlich viele Menſchen zur Revaccination zu bewegen. Alle möglichen Vernunftgründe bleiben oft ſelbſt bei den gebildetſten Perſonen fruchtlos, und ſogar zahlreiche angeführte Beiſpiele, wie oft dieſes Widerſtreben die Qualen der Blattern zur Folge hatte, haben keine überredende Wirkung. Selbſt zu Zeiten, wo die Blattern in bedeutender Ausbreitung herrſchten, konnte ich zahlreiche Familien, deren Bekannte, ja deren nächſte Mitglieder an den Blattern danieder lagen, nicht zur Revaccination vermögen. Noch im Jahre 1843, als die Blattern in Berlin heftig graſſirten, habe ich durch ſolchen Eigenſinn die betrübendſten Erfahrungen machen müſſen, von denen hier einige folgen mögen.

Ein etwa vierunddreißigjähriger Mann erkrankte an den Pocken; ſeine in geſegneten Umſtänden befindliche Frau konnte ich, trotz aller Wärme, mit welcher ich ſie von der Nothwendigkeit der Revaccination zu überzeugen ſuchte, nicht überreden. Auch ſie wurde vierzehn Tage ſpäter von den Blattern befallen, welche glücklicherweiſe einen milden Charakter hatten.

Eine andere, mit Jenen in demſelben Hauſe wohnende Familie, deren Hausarzt ich bin, blieb taub gegen meine Bitten und Vorſtellungen, die ich faſt täglich wiederholte, um einer weitern Verbreitung der Krankheit, ſo viel ich vermochte, vorzubeugen. Der vierzigjährige Mann, bereits im Begriff, mich, um ſich revacciniren zu laſſen, zu begleiten, ließ ſich auch noch durch ein Lächeln ſeiner Frau davon zurückhalten. Etwa zwölf Tage nach dieſem Vorgange wurde er von den Blattern befallen, und zwar in einer ſolchen Heftigkeit, daß er lange Zeit in höchſter Lebensgefahr ſchwebte und mit Einrechnung der qualvollen Nach-Krank-

---

*) In Uebereinſtimmung mit dem für das erſte Impfen gebräuchlichen Kunſtausdruck Vacciniren, Vaccination, hat man der wiederholten Impfung die Bezeichnung Revacciniren, Revaccination beigelegt

heiten fünfzehn Wochen lang die ſchrecklichſten Leiden zu erdulden hatte. Augen, Ohren, Naſe, Mundhöhle, Luftröhre, Alles war ergriffen; vom Kopf bis zu den Zehen, im wahren Sinne des Wortes, war nicht eine Linie breiter Raum frei von großen Blattern. Das Fieber, die Unmöglichkeit zu ſchlucken, Erſtickungszufälle, die Eingenommenheit des Kopfes, der wahrhafte Peſtgeruch und die ungewöhnliche Ausbreitung gaben hier ein ſo furchtbares Krankheitsbild, daß man ſich, ohne es geſehen zu haben, kaum eine Vorſtellung davon machen kann. Nachdem endlich die erſte große Gefahr vorüber war, blieb der ganze Körper in derſelben Ausdehnung durch das Eintrocknen der Pocken mit einer dichten, dicken Rinde bedeckt, welche erſt nach mehreren Wochen ganz abfiel. Dann erſchienen Entzündung und Eiterung zahlreicher Drüſen am Halſe, unter dem Arme u. ſ. w., und drohten abermals Verderben. Endlich traten Blutſchwäre in ſolcher Anzahl und Größe auf, daß dieſe an ſich ſchon eine wichtige Krankheit gebildet hätten. Mit dem Abfallen der getrockneten Blattern ging ſämmtliches Haar aus; und der vorher blühend ſchöne Mann, wenn auch noch glücklich genug, dies Alles überſtanden zu haben, wird oft ſein mit Narben bedecktes Geſicht nicht ohne Verdruß und Vorwurf betrachten.

Glaube ja Niemand, daß in vorſtehendem Krankheitsbilde irgend eine Uebertreibung herrſche, im Gegentheil gehört dieſer Fall ſchon deswegen nicht zu den ſchlimmſten, weil er nicht tödtlich endete. Denn vom ärztlichen Standpunkte aus betrachtet iſt das Leben der Güter höchſtes.

Unmittelbar nach der Erkrankung dieſes Mannes revaccinirte ich ſeine dreißigjährige Gattin und ſeine vier Kinder, deren älteſtes elf Jahr alt war. Der Erfolg dieſer Impfung lehrte deutlich, daß die Frau und das älteſte Kind ſehr wahrſcheinlich bei der Nähe dieſer furchtbaren Krankheit von den Blattern ergriffen worden wären, während nun Niemand von der Familie erkrankte.

Aehnliche Fälle habe ich ſehr oft zu beobachten Gelegenheit gehabt, ich enthalte mich jedoch der ausführlichen Erörterung, um durch ſo unerfreuliche Mittheilungen nicht zu ermüden. Indeß könnte es, dünkt mich, gar nicht ſchaden, den Vorurtheilsvollen von Zeit zu Zeit ein Gemälde der mit den Blattern verbundenen Gefahren vorzuhalten, um bei der Erfolgloſigkeit überzeugender Gründe vielleicht durch angeregte Beſorgniß den Entſchluß zur Revaccination zu bewirken. — So unglaublich dieſe Schwierigkeit in der Einführung der Revaccination dem Verſtändigen ſcheinen muß, ſo wahr iſt ſie doch. Forſchen wir nach den möglichen Urſachen dieſer Thatſache, ſo ſind wir in Verlegenheit, unter dieſen auch nur im Entfernteſten triftige Gründe zu entdecken, welche der Widerſtand den durch die Revaccination abzuwendenden Gefahren entgegen zu ſtellen hätte. Man könnte daran denken, daß der Menſch den Neuerungen abhold ſey, allein die tägliche Erfahrung zeigt ja an unnützen Dingen das Gegentheil. Trägt nun hier bei Vielen eben nur ein unbegründetes Vorurtheil die Schuld, ſo iſt andrerſeits ein unerklärliches Vertrauen auf den glücklichen Zufall, von den Blattern verſchont zu bleiben, bei Vielen der einzige Grund, weshalb man die Revaccination unterläßt.

Während der Menſch dieſem Zufall in andern unwichtigeren Dingen keinesweges gern vertraut, während z. B. Jeder ſein Hab' und Gut vor Feuersgefahr durch jährliche Beiträge zu ſichern ſtrebt, ſehen wir hier, wo es ſich um wichtigere, um unerſetzliche Güter, um Geſundheit und Leben handelt, ſo viel Gleichgültigkeit herrſchen, daß man die geringe Unbequemlichkeit, ſich impfen zu laſſen, ſcheut. Liegt hierin wohl ein geſunder Sinn? Oder wäre denn die mit der Revaccination verbundene Unbequemlichkeit etwa bedeutend? Keinesweges! Oft findet man eine lächerliche Furcht vor dem Schmerze. Dieſer iſt aber nur eingebildet, denn der Akt des Impfens iſt ſo ſchmerzlos, daß die zarteſten Kinder kaum durch eine Miene eine Empfindung davon äußern. Nach geſchehener Revaccination ſind nun zwei Fälle möglich; dieſelbe iſt entweder ohne Erfolg, d. h. die Kuhpocken gehen nicht fort, oder ſie iſt von Erfolg, d. h. die Pocken gehen fort. Im erſten Falle war die Verwahrung allerdings überflüſſig, will man nicht darin einen Nutzen erblicken, daß man nun das Bewußtſeyn gewonnen hat, vorläufig keine Empfänglichkeit für die Blattern zu haben. Ich meinerſeits finde in dieſem beruhigenden Bewußtſeyn einen reichlichen Erſatz für die zugelaſſene Revaccination. Im andern Falle aber, wenn die Impfung mit Erfolg geſchieht, iſt ihr Nutzen ein äußerſt wohlthätiger, überaus ſegensreicher. Hier ſchlummerte der Keim zu jener verderblichen Blatternpeſt, der früher oder ſpäter zur giftigen Frucht emporgeſchoſſen wäre. Hier hätten die Blattern einen Herd gefunden, und von hier aus konnten ſie andere zahlreiche Opfer erfaſſen. Welch ein Vergleich zwiſchen der nur ſcheinbaren Unbehaglichkeit, der Revaccination, mit den Martern und Gefahren der Blattern! Dort an einer beliebig ausgewählten Stelle und Anzahl einige Pockenpuſteln, die im ſchlimmſten Falle zu einem ruhigen Verhalten für wenige Tage beſtimmen können, hier die gräßlichſten Qualen, gefährliche Krankheit von unberechenbarer Dauer, Entſtellung für Lebenszeit, vielleicht gar unabwendbarer Tod in der Blüthe des Alters! — Iſt es nicht unbegreiflich, wie hier noch die Wahl zweifelhaft ſeyn kann? Und doch wird jeder Arzt es beſtätigen, daß alle Gründe, die für die Revaccination ſprechen, die allgemeine Einführung derſelben nicht erzielt haben.

Dem ſchönen Geſchlechte gebührt die Ehre, welches auch immer die Beſtimmungsgründe ſeyn mögen, ſich noch am leichteſten dafür zu entſchließen. Die Männer ſchützen meiſt Mangel an Zeit vor — doch wohl nur in der Vorausſetzung, daß ſie beim Aufblühen der geimpften Pocken genöthigt ſeyn dürften, einen Tag oder einige Tage das Zimmer zu hüten. Hierin liegt aber kein Sinn; denn wer befürchtet, daß die Revaccination Erfolg haben könne, der hat auch zu befürchten, daß er von den Blattern befallen werde, der hat alſo allen Grund, das dargebotene, mit Wunderkraft begabte Schutzmittel gern und dankbar anzunehmen. — Was würde man geben, wenn man ein ähnliches Schutzmittel gegen eine andere Krankheit, z. B. das Nervenfieber, auftreiben könnte! Und doch überbieten die Blattern an Gefahren jenes bei Weitem. Nun aber ein an Millionen bewährtes Mittel gefunden iſt, nun wird es vernachläſſigt!

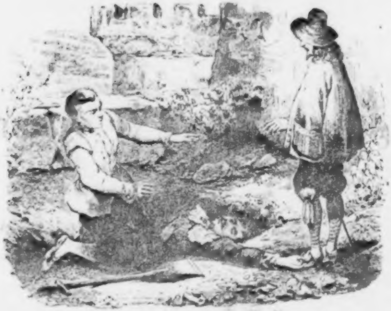
Viele glauben auch wohl ein Recht zu haben, in die Schutzkraft der Vaccination und Revaccination Zweifel zu ſetzen, weil erſtere ihnen nicht das erfüllt hat, was ſie ſich davon verſprachen, nämlich: Schutz auf Lebenszeit. Auch ſie begehen ein großes Unrecht gegen die wunderbare Entdeckung; denn dieſer Zweifel iſt vorläufig noch völlig unbegründet. Nur der urſprünglichen Kuhpocke iſt die Schutzkraft auf Lebenszeit vorgeſchrieben; weil dieſe Lymphe aber nicht immer vorhanden iſt, hat man ſich darauf beſchränken müſſen, den Impfſtoff von Kind auf Kind zu übertragen. Dieſer mußte aber ohne Zweifel durch die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Körper verändert und in ſeiner wahren Schutzkraft geſchwächt werden. Hätte indeß auch die wirkliche von der Kuh entnommene Pocken-Lymphe nur die Kraft, auf zehn Jahre die Empfänglichkeit für Blattern zu tilgen — wäre darin ein Grund, das großartige Verdienſt dieſes Schutzmittels zu ſchmälern, und nun gar, weil es kein beſſeres Mittel giebt, die Annahme dieſes guten zu verweigern! — Nimmermehr!

Vorſtehende Betrachtungen ergeben das Reſultat, daß Jedermann ſowohl aus Pflicht der Selbſterhaltung als aus den natürlichen Rückſichten, welche er dem Wohle ſeiner Familie ſchuldig iſt, ſich und die Seinigen alle zehn Jahre der wiederholten Impfung der Kuhpocken unterwerfen muß.

Ich gebe zu, daß bei Vielen, ja bei den Meiſten die einmalige mit guter Lymphe und Sachkenntniß geſchehene Impfung genüge; allein, was ſchadet es, ſich durch Revaccination den Beweis von dem wirklichen Schutze der früheren Impfung zu verſchaffen! — Zahlreiche Aerzte bieten bereitwillig und unentgeltlich zu dieſem wohlthätigen Werke ihre Hand, die leider immer noch von Unzähligen mit Leichtſinn und Undank zurückgewieſen wird. — Die Geſundheits-Polizei bietet bei uns alle Maaßregeln auf, um der Verbreitung der Blattern zu ſteuern. Jeder junge Mann wird bei ſeiner Einſtellung in's Militair revaccinirt. Oft werden Beamte in alle Häuſer geſchickt, um Eltern zu ermahnen, jedes ungeimpfte Kind impfen zu laſſen; es iſt für beſondere Pockenhäuſer und unentgeltliche Impf-Anſtalten wohlwollend geſorgt; allein dieſe und noch andere Veranſtaltungen, ſo viel Gutes ſie auch ſtiften, waren bisher nicht im Stande, das öftere Auftreten von heftigen Pocken-Seuchen zu verhindern. Das einzige Mittel, dieſen großen Zweck zu erreichen, iſt das frühzeitige Impfen aller neugeborenen Kinder, und zwar im zweiten Vierteljahr des Lebens, und die Wiederholung der Impfung alle zehen Jahre. — Der Verwaltung ſteht gewiß das Recht zu, denjenigen, die ſich dieſer Wohlthat widerſetzen, dieſelbe aufzudringen, und ſie müßte die Wiederimpfung, wie es mit der erſten Impfung geſchehen iſt, auf geſetzlichem Wege befehlen. — Dürfte nur kein Meiſter, kein Geſchäftsmann einen Lehrling, dürfte keine Herrſchaft einen Dienſtboten aufnehmen, der nicht revaccinirt iſt, würde überhaupt von Seiten der Behörde für dieſen Gegenſtand ein gewiß verzeihlicher Zwang angewendet, die geſchehene Revaccination einer Controlle unterworfen, ſo würden ohne Zweifel zahlreiche Erkrankungen und dadurch unendlicher Kummer verhütet werden. — Möchten doch alle diejenigen, welche dieſe Zeilen leſen, den Nutzen des hier ertheilten Rathes erkennen, möchten doch recht Viele ohne Verzug demſelben perſönlich Folge leiſten, als gutes Beiſpiel, und auch Andere von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Revaccination überzeugen. Ginge dieſer Wunſch in Erfüllung, ſo hätte dieſer Aufſatz ſeinen Segen, der noch reichlicher wäre, wenn eine allgemeine Revaccination auf geſetzlichem Wege eingeführt würde. Dr. Eulenburg.

„Drei Mal todt, drei Mal erſtanden."

Franz Civille, ein Edelmann aus der Normandie, geboren 1536, war Capitain einer Compagnie Fußvolks in Rouen, als dieſe Stadt (1562) vom Könige Karl IX belagert wurde. Bei einem Hauptſturm am 15. Oktober vom Gouverneur des Platzes, Grafen Montgommery, zur Vertheidigung eines gefährlichen Poſtens beordert, traf ihn gegen das Ende des Sturms ein Schuß aus einer Armbruſt in den Backen und verletzte ihm die rechte Kinnlade; die Kugel fuhr neben der Kehlgrube und durch den Ringkragen heraus. Civille ſtürzte vom Wall in den Graben und wurde, nachdem der Sturm abgeſchlagen, von einigen Pionieren, nebſt einem andern Leichnam, in eine Grube geworfen und leicht mit Erde bedeckt. Hier blieb er von 11 Uhr Vormittags bis halb ſieben Uhr Abends, als ſein Diener — Nicolaus de la Barre, aus dem Dorfe Rivolet bei Verona — vom Grafen Montgommery die Erlaubniß erhielt, ſeinen vermißten

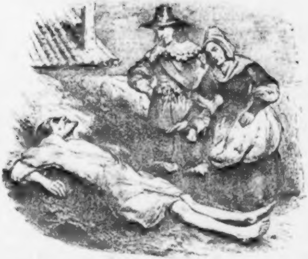


Herrn aufzuſuchen und anſtändiger zu beerdigen. Ihm wurde ein Adjutant des Grafen beigegeben. Sie kamen an die Grube, zogen den erſten Leichnam hervor, er ließ ſich jedoch nicht erkennen. *) Eben ſo wenig erkannten ſie den zweiten Körper, ſo ſehr hatten ihn Blut, Bläſſe, Geſchwulſt und die an ihm getrocknete Erde verunſtaltet. Es war überdies Abend, und die Suchenden entſchloſſen ſich, die Leichname wieder in die Grube zu werfen und mit etwas Erde leicht zu verſcharren. — Eben wollten ſie zurückgehen, als der Adjutant eine noch hervorragende Hand bemerkte und dieſe feſter in die Erde drücken wollte. Da fiel ihm bei dem Mondſchein ein Demant-Ring am Finger der Hand in die Augen; er zog ihn ab und zeigte ihn unterweges dem Diener mit dem Bemerken: ſeine Mühe ſey nicht ganz verloren. — Jener erkannte den dreieckig gefaßten Stein, Beide eilten nun zurück, der Diener ſcharrte den Körper aus, wuſch das blutige Geſicht ſorgfältig ab, erkannte ſeinen lieben Herrn, herzte und küßte ihn mit zärtlicher Wehmuth, und machte dabei die Entdeckung, daß noch einiges Leben und Wärme in ihm ſey. Mit Hülfe ſeines Begleiters brachte er ihn in das Kloſter der heiligen Clara, welches zum militairiſchen Lazareth diente, und übergab ihn den Wundärzten zur Unterſuchung und Pflege. Dieſe wollten ſich — wie ſie ſagten — mit einem Leichnam nicht

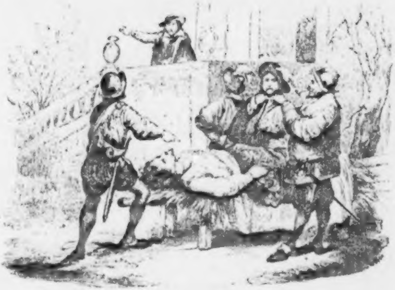
---

*) Es war, wie ſich ſpäter ausmittelte, ein Materialhändler, Namens Claude de Foreſtier.

beſaßen, erklärten den Capitain für ausgemacht todt, und alle Verſuche, ihn wieder in's Leben zu bringen, für vergeblich. — „Sie hätten", ſagten ſie, „ſo großen Mangel an Arznei, daß ſie dieſelbe an Leichnamen nicht verſchwenden könnten." — Der Diener mußte ſich entſchließen, den Körper ſeines Herrn nach ſeiner Wohnung zu bringen. Hier lebte er zwar wieder auf, lag aber fünf Tage und fünf Nächte bewegungs- und ſprachlos, ohne Gefühl, in brennendſter Fieberhitze. Einige Freunde und Verwandte des Verwundeten kamen, auf Bitte des Dieners, zu ihm, nahmen zwei Aerzte und einen Wundarzt an und übergaben ihn ihrer Pflege. Die Wunde wurde unterſucht und für tödtlich erklärt; dennoch legte man den Verband an und benutzte die gewöhnlichen Heilmittel. Man zog dem Kranken ein Haarſeil durch den Hals, brach ihm die Zähne auf, zwang ihm einige ſtarke Fleiſchbrühe durch die geſchwollene Kehle ein, und fand am folgenden Morgen, bei dem Abnehmen des Verbandes, eine Menge Eiter, der aus der Wunde gefloſſen war, und weniger Geſchwulſt in Hals und Kopf. Der Kranke gab Zeichen von Gefühl und Beſinnung, ließ Klagetöne und die Worte hören: „Han! Han! mein Arm!" erkannte aber Niemand von den Umſtehenden. Allmählig und ſtufenweiſe kam er zu ſich, erwachte wie aus einem tiefen und langen Schlaf; das Fieber nahm ab, die Wunde geſtaltete ſich zur Beſſerung; man ſchöpfte Hoffnung — als am elften Tage nach der Schußwunde (am 26. Oktober) Rouen mit Sturm überging. Dieſer Umſtand und die davon unzertrennliche Verwirrung hatten einen Fieber-Rückfall zur Folge, und nun wurde noch das Haus, worin er wohnte, geplündert. Anfangs behandelten ihn vier bei ihm im Quartier liegende Soldaten menſchlich, weil ihr Hauptmann Civille's Waffenbruder geweſen war. Sie wurden aber nach einigen Tagen verlegt, und ſeine Zimmer einem ſchottiſchen Garde-Lieutenant angewieſen. Dieſer rohe Krieger gab ſeinen Dienern Befehl, aufzuräumen, und den Bewohner hinaus zu ſchaffen. Es geſchah. Der verwundete Fieber-Kranke wurde aus dem Bette in eine finſtere Hinterkammer gebracht und auf einen ſchlechten Strohſack geworfen. Ein weit härteres Loos ſtand ihm bevor. Einige feindliche Offiziere, mit welchen Civille's jüngerer Bruder Händel gehabt, ſuchten, vom Namen irre geleitet, dieſen im Hauſe auf, ihn zu ermorden; und als ſie, ſtatt ſeiner, den älteren Bruder fanden, ließen ſie ihn aus dem Fenſter ſtürzen. Zum Glück war das Fenſter nicht hoch; er fiel auf einen Düngerhaufen, in der Nähe eines Pferdeſtalles, blieb drei Mal vierundzwanzig Stunden im bloßen Hemde, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, liegen, dem Wind und Wetter ausgeſetzt, ohne Hülfe, Pflege und Nahrung. Endlich erkundigte ſich ein Anverwandter, der zum Beſuch in Rouen angekommen war und ſeine Wohnung kannte, nach ihm. Eine alte Frau wies ihn in den

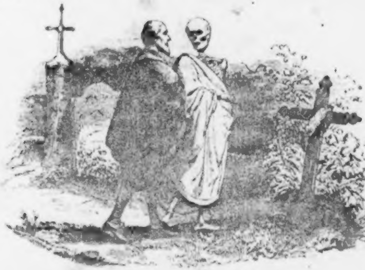


Hof, und in der Einbildung, er ſey längſt geſtorben, zeigte ſie ihm den ſeit drei Tagen auf dem Dünger liegenden Leichnam, wunderte ſich aber nicht minder als der Vetter Croiſſet, als ſie noch Leben in ihm fand. Civille war ſo ſchwach, daß er nicht reden konnte, und nur durch Zeichen zu verſtehen gab, ihn dürſte. Man brachte ihm Bier, das er mit Haſt verſchlang; als man ihm aber ein Stück Brod in den Mund ſtecken wollte, würgte er daran, und würde haben erſticken müſſen, hätte man es nicht wieder herausgezogen, ſo ſehr war die Speiſe-Röhre verengt. Was den Tod eines Geſunden herbeigeführt hätte, Hunger, Durſt und Kälte, diente dem Kranken zur Geneſung; er hatte ſein Fieber verloren, und konnte einige Stunden nachher zu Waſſer nach dem Schloſſe Croiſſet, eine Stunde unterhalb Rouen, an der Seine, gebracht werden. Dieſen Dienſt leiſteten ihm dieſelben vier Soldaten, denen er ſchon früher ſo viel zu verdanken hatte. Sie verrichteten das Werk der Menſchenliebe, ohne daß es Herr v. Croiſſet gewußt; denn dieſer, ein Katholik, würde, aus Furcht vor Verfolgung, Bedenken getragen haben, ſeinen Verwandten, einen Hugenotten, am hellen Tage zu retten. Als aber der Zug vor dem Schloſſe ankam, entſtand ein neues Hinderniß. Der Schloßvoigt wollte ihn nicht einlaſſen, verlangte die Vorzeigung eines Befehls ſeines Herrn, und ließ den Kranken eine ganze Weile vor der aufgezogenen Brücke warten. Es war eine ſchneidende Kälte; Civille würde erfroren und umgekommen ſeyn, hätte ein abgeſchickter Diener ſeines Vetters ihm nicht den Eingang vermittelt. Dies war aber auch Alles; denn die übrige Pflege und Wartung war ſo beſchaffen, daß, wenn die Natur ihre Dienſte verſagte, der Kranke hätte ſterben müſſen. Statt ärzt-



licher Salben und Mittel wurde Brodkrume, mit Eigelb vermiſcht und geknetet, auf ſeine Wunden gelegt, und Alles in dieſem Verhältniß. Herr v. Croiſſet erfuhr nun die Drangſale des Vetters, ſandte ihm einen Arzt, und denſelben Wundarzt, der zuerſt um ihn geweſen war. Sie blieben zwei Tage bei ihm, verſorgten ihn mit Heilmitteln, beſuchten ihn ab und zu, und verließen ihn nur, nachdem die Heilung in gutem Gange war. Auch ſein treuer Diener hatte ſich wieder eingefunden, und jetzt, als er ſo weit hergeſtellt, daß er ſich auf den Weg machen konnte, wurde beſchloſſen, ihn zur völligen Heilung zwei kunſterfahrenen Edelleuten ſeiner Bekanntſchaft im Lande Caux anzuvertrauen. Die angewandten Mittel ſchlugen ſo gut an, daß Civille nach ſechs Wochen für ganz hergeſtellt angeſehen werden konnte. Es blieb ihm von ſeinen überſtandenen körperlichen Leiden nichts zurück, als hartes Gehör und der eingebüßte kleine Finger an der rechten Hand. Man erinnere ſich an ſein „Han! Han! mein Arm!“ Damals erſt fand man, daß ihm dieſelbe Kugel, die ſeinen Hals getroffen, auch den kleinen Finger abgeriſſen hatte. Er trat von Neuem in Kriegsdienſte, wo es ihm nicht an Anſtrengungen und Mühſeligkeiten fehlte. Von Zeit zu Zeit ging die Wunde am Kinnbacken wieder auf; es ſetzten ſich kleine Geſchwüre an, die ihm empfindlichen Schmerz verurſachten und nicht ſelten ſo gefährlich wurden, daß er einige Mal dem Tode nahe war. — Als 1585 der König Heinrich III die Hugenotten aus Frankreich vertrieb, begab ſich Civille nach England. Hier vertraute er ſich ein Jahr darauf zwei geſchickten Aerzten an, durch deren

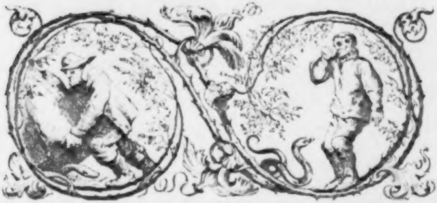
Hülfe er erſt völlig wieder hergeſtellt ward. Er ſelbſt hat 1606 (im Alter von mehr als ſiebzig Jahren und vierundvierzig Jahre nach erhaltener Wunde) ſeine Geſchichte aufgeſetzt. Er mußte ſie, in einer Audienz, der Königin Eliſabeth erzählen, welche ihm viel Theilnahme und Mitleid, und überdies einen Diamant-Ring ſchenkte. — Man bemerkt noch von ihm, daß er ſich immer unterzeichnete: „Franz von Civille, drei Mal todt, drei Mal begraben, drei Mal durch Gottes Gnade wieder zum Leben erſtanden.“ Nach ſeiner Auferſtehung hat er ſich zwei Mal vermählt. Seine Familie lebte noch 1698 in England; wann ehe aber der Tod ihn nun als wirkliche Beute hinwegführte, darüber fehlt eine feſte Beſtimmung; doch fand ſich, nach engliſchen Angaben, eine Urkunde vor, die er im Jahre 1614 noch ſelbſt unterzeichnet hatte.

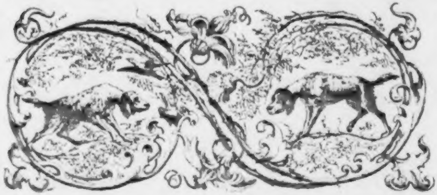


Der Welt Lohn.

Altdeutſche Parabel (Gleichniß-Rede).

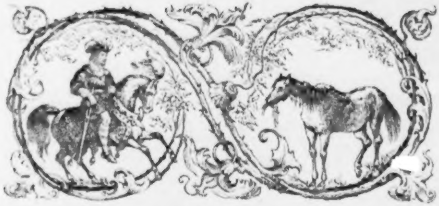
Ein Bauer half einer Natter aus einem Felſenſpalt, darin ſie lange geſteckt und faſt umgekommen wäre, weil ein Stein herabgefallen, der ihr den Ausgang verſchloß. Sie verhieß dem Bauer, ihm der Welt Lohn zu geben. Als er ihr nun heraus geholfen, wollte ſie ihn zu Tode bringen, ſprechend: „Das iſt der Welt Lohn, daß ich den tödte, der mir das Leben erhalten.“ — Der Bauer, ſolches Lohnes nicht froh, appellirt an das nächſte Thier, das ſich auf dem Wege finden würde; die Schlange ließ ſich’s gefallen. Da begegnet ihnen ein magerer Hund, der vor Mattig-



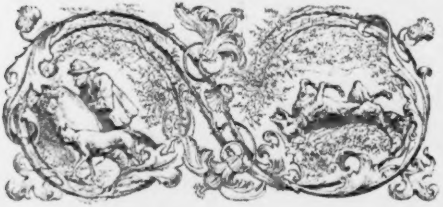


keit und Alter faſt auf allen Vieren lahm, und den das Ungeziefer hinten ſchon beinah aufgefreſſen; Jene legten ihm ihren Handel vor und der Hund gab der Schlange gewonnen, ſprechend: er ſelbſt ſey ein Beiſpiel. Er hab' ſeinem Herrn ſo lange gedient, zu Nacht das Haus gehütet, am Tage ſeiner geharrt, ſey mit zur Jagd gelaufen, habe Wachteln gefangen, Wildpret und Vögel aus dem Waſſer geholt; jetzt hab' ihm ſein Herr der Welt Lohn gegeben, und für alle Gutthat ihn aus dem Hauſe geſchlagen, dem Schinder auf die Weide.

Der Bauer appellirt weiter an das nächſte Thier; es war ein alter Rapp auf einer dürren Wieſe, der gab auch der Schlangen gewonnen. Er ſagte: „Ich war ein reiſiger Gaul, hab' meinem Ritter zum ſchönen Weib verholfen, in Turnieren, Rennen und Stechen viel Ehr' eingelegt, meinen Herrn tugendlich getragen und zu all ſeiner Herrlichkeit gebracht; für das Alles gab er mir der Welt Lohn und hat mich in eine Mühle verkauft, wo ich Säck und Bürden zutragen und ziehen muß, dafür wirft man mir nicht der Spreu genug vor." — Zum dritten und



letzten Mal appellirt der Bauer an das nächſte Thier. Da begegnet ihnen ein Fuchs, der ſprach laut: „Wahrlich, Bauer, du haſt eine böſe Sache, die Schlange iſt recht dran!" — hienach aber flüſterweis: „Was willſt du mir geben, Bauer, ſo ich dir von der Sache helfe!" — Der Bauer verſprach ihm alle ſeine Hennen. — Der Fuchs ſagte hierauf zur Schlange: „Weil die letzte Apellation an mir ſtehet, ſo wäre noth, du führteſt mich auf die Wahlſtatt, wo ſich die That begeben und ich den Augenſchein habe." — Das war der Schlange recht; ſie zogen dahin, und der ränkevolle Fuchs ſprach unterweges wiederum flüſterweis: „Bauer, wenn ich mit der Schlange die Stätte zu beſichtigen, wo ſie gelegen in ihrer Noth, in das Loch kreuche, ſo will ich geſchicklich rückwärts heraus ſpringen, dann ſtoß' du behend den Stein wieder vor, ſo trifft Untreu ihren Herrn und die undankbare Schlange ſitzt in aller Noth." — Das Alles geſchah, denn der Anſchlag gerieth; der hinterliſtige Fuchs aber begehrt ſeinen Lohn und der Bauer führt ihn heim, ſagt ſeinem Weibe, wie es ihm ergangen und ihn der Fuchs bei'm Leben er-



halten, weshalb er ihm all ſeine Hennen zum Lohn verheißen. Die Bäuerin ſagt: „Haſt du viel Hennen, ſo gieb ſie ihm; die Hennen, ſo ich hab', ſind mein, und deren, die du haſt, hab' ich nie geſehen.“ — Der Fuchs brummte: „Es wär' oft Einer fromm, ſo man ihn fromm ließe, und man lehrt den ſtehlen, dem man ſein Recht geſtohlen!“ So fing er an, für das ihm nach ſeinem Glauben geſchehene Unrecht an der Bäuerin Rache zu nehmen und ſtahl ihr Nachtens alle Hennen. Die Bäuerin aber, die ſchlaue Eva, gedachte Liſt mit Liſt zu vertreiben und hetzte die Hund' auf den Fuchs, daß ihm die Hennen nicht gar zu lieb wurden; und die Hund' ſtäubten ihm oft das Fell aus, bis ſie den Fuchs endlich ganz erwiſchten, er zerriſſen ward und ſo an den Hennen den Tod fraß; alſo fügt ſich immer Gleiches auf Gleiches. Denn hat der Fuchs auch dem Bauer geholfen, ſchlug ihn doch ſeine eigene Untreu gegen die Schlange, die ihn rief, obwohl der gleichfalls vergolten ward nach Gebühr. Wir aber kommen zum Schluß in der Lehr':

Mit Schlangen und Füchſen ſey derb und dreiſt;
Sie lohnen Wohlthat mit Wehthat zumeiſt;
Doch iſt's, ſo wir männlich die That nur bewachen,
Gar köſtlich, ſo Schlange als Fuchs zu verlachen.

Des blinden Roger Pflegetochter.

„Ja, freilich, ſind wir morgen auf Claudinens Hochzeit, und wird ſie auch glücklich, für uns iſt's doch ein Verluſt!“ — ſo ſagte eines Abends im Jahr 1638 der franzöſiſche Maler Pouſſin zu ſeinen Kunſtgenoſſen, die ſich in einem Wirthshauſe Roms zu Geſpräch und Genuß verſammelt hatten. — „Wer iſt dieſe Claudine?“ forſchte Campen, ein deutſcher Maler, der erſt Tages zuvor in Rom angekommen war. — „Erzähle, Pouſſin!“ riefen mehrere Stimmen zugleich; „es macht Dir und Allen Vergnügen, grade heute uns der Erinnerung an das Wundermädchen zu überlaſſen!“ — und Pouſſin fuhr nun fort:

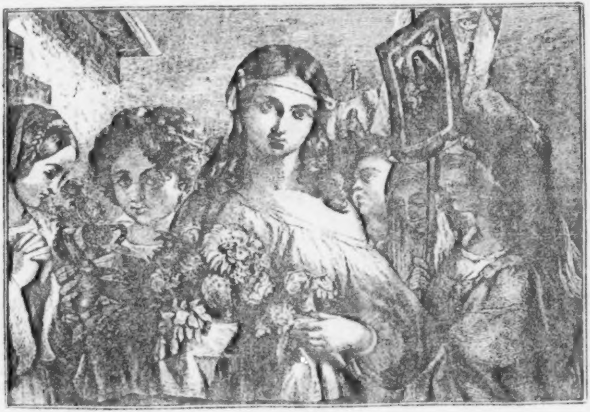
„Zu einem Bilde meiner „ſieben Sacramente“ hatte ich mich ſchon lange nach einem ſchönen Mädchenkopfe umgeſchaut. Eines Morgens, als ich von einem Spaziergange heimkehren wollte, wurde ich von den kreiſchenden Tönen einer Violine aus meinen Träumereien geweckt, und ich erblickte einen Blinden, der eben ſeinen Morgengeſang anſtimmte und ihn ſchlecht auf ſchlechter Geige begleitete. Aber neben ihm ſtand, an einem Strumpf ſtrickend und aus voller Bruſt andächtig mitſingend, ein wunderlieblich Kind, etwa zwölf Jahre alt, und in mir rief es: Gefunden iſt, was du ſuchſt! Da der Blinde franzöſiſch ſang, redete ich ihn, meine Gabe in ſeinen Hut werfend, als Landsmann an, ließ mich mit ihm in's Geſpräch ein und ſeine Offen herzigkeit erkor mich bald zum Vertrauten. Roger — ſo hieß er — in einem franzöſiſchen Dorfe unfern der italieniſchen Grenze geboren, hatte ſich in die ſchöne Nachbarstochter Georgette verliebt; Beide waren jedoch arm und nur reich durch Hoffnung. Jetzt aber mußte Roger Soldat werden und in einem Gefecht traf ihn das Unglück, durch einen Schuß zu erblinden. So kam er traurig wieder nach ſeinem Geburtsort und eine kaum dreijährige Abweſenheit hatte hingereicht, ihn dort faſt gänzlich vergeſſen zu machen. „Nur Georgette hatte mich nicht vergeſſen!“ ſagte Roger voll Begeiſterung; „ſie ſelbſt erinnerte mich an unſre gegenſeitigen Verſprechungen, und als ich darüber erſtaunte, fragte ſie heftig: „Wenn ich elend geworden wäre, hätteſt du mich verlaſſen?“ — „Nein!“ rief ich. — „Nun wohl, warum möchteſt du, daß ich anders handle? Du haſt meine Zuſage und wirſt mein Gatte!“ Wer war glücklicher als ich! — doch leider war ich's nicht lange. Am Abend vor ihrem Geburtstage wollt' ich, von meinem Hunde, der mir als Führer diente, geleitet, ihr einen Blumenkranz am Fenſter befeſtigen, und war ſo behutſam als möglich an das Häuschen getreten. Ein Mann ſprach zu ihr mit allem Feuer der Liebe und ich erkannte die Stimme Juſtin's, eines der reichſten Männer der Gegend. „Eure Weigerungen ſind nicht vernünftig, Georgette!“ ſagte er. „Ihr ſeyd arm, werdet nicht immer jung und hübſch bleiben, und ſolltet an eure Zukunft denken.“ — „Juſtin“, antwortete ſie; „ich gab Roger mein Verſprechen, eh' ich euch kannte, ich werd's ihm halten!“ — „Wie, ihr denkt noch immer, ihn zu heirathen? Wovon wollt ihr leben? Werdet mein Weib, und ich will für ihn ſorgen!“ — „Ich weiß, meinen Verluſt kann ihm Niemand erſetzen. Ich wiederhole es, Juſtin, laßt uns nicht mehr davon ſprechen!“ — „Und deſſen ungeachtet liebt ihr mich?“ fiel Juſtin haſtig ein. — „Ich glaube, es nie geſagt zu haben“, entgegnete ſie mit bewegter Stimme; „aber wenn es wäre, ſo würde ich mich bemühen, euch zu vergeſſen: denn nichts in der Welt wird mich hindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich als heilig betrachte.“ — „Eine Pflicht!“ ſo rief Roger in ſeiner Erzählung noch jetzt mit höchſter Aufregung. „Eine Pflicht! — dies Wort that mir weh. Ich hatte genug gehört: Georgette liebte einen Andern. Ich bewunderte die Großmuth ihres Opfers, aber ich würde mich für den erbärmlichſten aller Menſchen gehalten haben, wenn ich's angenommen hätte. Ich verbarg meinen Schmerz, bemühte mich mehr noch als bisher mit dem Violinſpiel, und eines Morgens entfernte ich mich aus dem Dorfe und durchzog, von meinem treuen und klugen Hunde begleitet, viele Länder. Ich fand überall Mildthätige, und es ging mir ſo gut, wie's eben einem Blinden gehen kann. So verfloſſen achtzehn Jahre, da traf ich einſt einen Mann aus meiner Heimath und erfuhr: Georgette hatte mich überall vergeblich ſuchen laſſen und ſich endlich entſchloſſen, Juſtin zu heirathen. Juſtin aber wurde von großen Unglücksfällen betroffen; er war durch Feuersbrunſt und Mißerndten ganz verarmt und endlich in Trübſinn geſtorben. Da ließ ich Georgetten meine Erſparniſſe zukommen, ſie waren ihr nützlich zur Verheirathung ihrer älteſten Tochter. Georgette iſt aber ſeit anderthalb Jahren auch todt, und nun holt' ich mir Claudinen, ihre zweite Tochter, die mich begleitet, und hoffe, daß es mir gelingen wird, für ſie zu ſorgen!"

„Die einfache Erzählung" — ſo ergriff nun Pouſſin für ſich das Wort — „hatte meine Theilnahme erregt und ich nahm mich meiner armen Landsleute nach Kräften an. In Claudinen aber entwickelte ſich ein vollendet Bild der Schönheit und zugleich eine ſolche Liebe für die Kunſt, daß ſie als das herrlichſte Modell und die treueſte Freundin der Künſtler ſich bewährt hat, ohne daß ſie von Unſchuld und Sitte irgend gewichen wäre: ſie war und blieb die Reinheit ſelbſt, und ich muß es meinen Kunſtgenoſſen nachſagen: daß ſie ihre Tugend ehrten, ſie nicht zerſtören wollten. Claudine unterwarf ſich den Künſtlern blindlings zur Förderung der Kunſt und leiſtete dieſer große Dienſte. Sie half unſre Kirchen mit heiligen Bildern, die Gemächer der Vornehmen mit reizenden Bildern ſchmücken; ſie hat ihr ſchönes Geſicht, ihre ſchönen Arme und Hände hiſtoriſchen Gemälden geliehen. Nie aber diente ſie der Mittelmäßigkeit, auch nicht für den reichlichſten Lohn, gern aber ohne Lohn dem armen, begabten Künſtler; ja ſie half oft einem ſolchen mit ihren Erſparniſſen aus. Wehe aber Jedem, der in ihr das reine Weib beleidigen wollte! — nicht als Modell einer Heiligen oder Königin war ſie ſo erhaben, als wenn ſie für ſich ſelbſt zur Heldin werden mußte!"

Der neue Ankömmling Campen hatte mit Erſtaunen zugehört und konnte ſich einer zweifelnden Bemerkung nicht enthalten; aber ſämmtliche anweſende Künſtler ergriffen in voller Einſtimmigkeit das Wort zum Lobe Claudinens und zur Beſtätigung deſſen, was Pouſſin geſagt.

„Und wie iſt's nun mit ihrer Heirath?" fragte Campen, und Pouſſin fuhr fort:

„Bei dem letzten Blumen-Feſte, wo Claudine zur Blumen-Königin gewählt worden war, ſah ſie Sir Hurton, ein reicher Engländer; und als er ſich nach ihr erkundigte, überall nur Claudinens Lob wiederholen hörte, ſtieg der erſte Eindruck ihrer Geſtalt zur innigſten Verehrung. Er hat mit ſo viel Liebe und Treue ſich um ſie beworben, daß er ihre zärtliche Neigung gewann und ſie ihm morgen am Altar ihre Hand reicht. Alle bedeutenden Künſtler Roms ſind zur Hochzeit gebeten, und wenn ſie abreiſt, werden alle ſie feierlich geleiten. Ja, ſie führte den Beweis, daß ein echtes Weib ſelbſt in den verfänglichſten Ver-

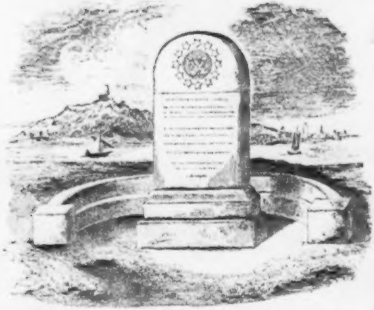


hältniſſen das Mächtigſte iſt zu eigenem Schutze, zur Abwehr niedriger Geſinnung und Abſicht; um ſo mehr freu' ich mich morgen mit dem alten Roger ſein Entzücken zu theilen, daß nun Georgettens beide Kinder verſorgt ſind!" — und die jubelnden Künſtler brachten gleich hier für Claudinen, die Blumen-Königin, dann auch für Roger und Sir Hurton das kräftigſte Lebehoch aus.

Claudine und ihr Gatte geleiteten den blinden Roger, der Anfangs in England lebte, auf ſeinen Wunſch ſpäter nach dem heimathlichen Dorfe, wo Claudinens Schweſter durch den freigebigen Sir Hurton mit den Ihren in Wohlhabenheit lebte und nun den alten Roger in Pflege nahm, bis er neben Georgetten den ewigen Frieden fand. Pouſſin ſah Claudinen im Jahr 1649 in Rom wieder, und ihr Bildniß, zu der Zeit von ihm gemalt, iſt noch im Beſitz ihrer Nachkommen.

Denkmal der Johanna Sebus.

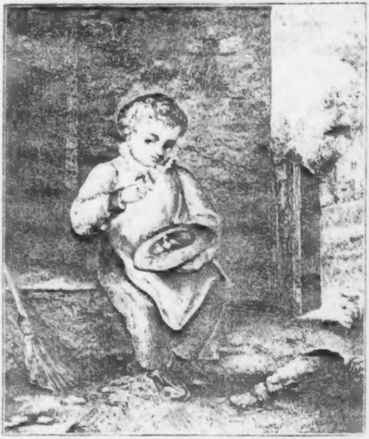
Nahe bei der Stadt Cleve liegt das Dorf Brienen an einem alten Rheinbette, in einer Niederung, welche bei hohem Waſſerſtande durch einen ſtarken Damm gegen den Fluthendrang geſchützt wird. Im Wintermond des Jahres 1809 war aber nächtlicher Weile, als der Rhein ungewöhnlich hoch ſtand, durch die vom Winde erregten Wellen der Damm gebrochen worden, ſo daß gegen Morgen die Niederung einem See ähnlich ſah, in welchen der Rhein durch den immer mehr klaffenden Damm mit ſchäumendem Ungeſtüm fluthete. An einer der tiefſten Stellen des Dorfes lag die Hütte der Wittwe Katharina Sebus, die, durch ihr hohes Alter kindiſch geworden, von ihrer frommen Tochter Johanna mit unermüdlicher Sorgfalt gepflegt wurde. Früh beim erſten Morgengrauen erwachte Johanna, und begriff, durch die rauſchenden Waſſer, die Nothſchüſſe und Sturmglocken belehrt, bald die drohende Gefahr. Vom Bette ſpringend, fühlte ſie, wie das Waſſer ſchon in die Hütte eingedrungen war. Raſch warf ſie einige Kleidungsſtücke über ſich, ſtürzte zum Bette der Mutter, weckte dieſelbe und nahm ſie auf den Rücken. Dann trat ſie heraus in den weiten See, aus welchem die Bewohner des Dorfes ſchon theilweiſe ihre Kinder, ihre Heerden gerettet hatten. — Oft verzweifelnd, gleitend, dann durch Kindesliebe wieder geſtärkt, kämpfte ſie gegen den toſenden Strom und gelangte endlich, ſich an Zäunen und Hecken empor arbeitend, zu der Höhe des Dammes, wo ſie ihre Mutter gerettet ſah. Johanna war aber nicht die Letzte geweſen, welche die Gefahr im Schlummer überraſchte; eine Mutter mit ihren Kindern rief noch von den Fenſtern ihrer Wohnung herab um Hülfe, ohne daß ſie erhört wurde, weil Jeder nur daran dachte, das Seinige zu retten, oder vor der Gefahr der immer mehr anwachſenden



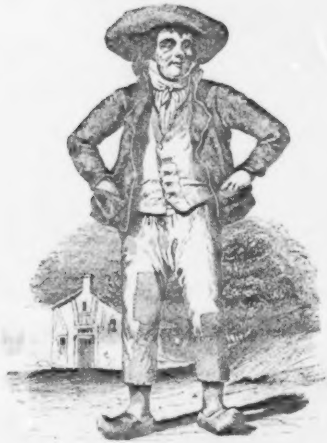
Fluthen zurückbebte. Johanna, dem Himmel für die Rettung der Mutter dankend, hatte ein Herz für fremde Noth; ſie ſtürzte ſich zum zweiten Mal in die Fluthen, gelangte zu der bedrängten Frau, zu den Kleinen, und bot ihre Kräfte auf, um ſie zu retten; doch zu ſehr ſchon ermüdet, vermochte ſie nichts gegen die Gewalt der Fluthen, ſondern ward mit den übrigen Opfern hinabgeriſſen, von Allen beweint, die ſie gekannt hatten. — Napoleon, der damals über das ganze linke Rhein-Ufer herrſchte, ließ 1811 der Heldin ein Denkmal ſetzen. Der einfache Stein zeigt oben, mit einem Sternenkranz eingefaßt, eine ſich entblätternde Roſe und bezeichnet den Namen und die That des Mädchens mit einfachen Worten in franzöſiſcher Sprache. Nach der in Deutſchland noch immer nicht verbannten Unſitte hätten Deutſche ihr vielleicht eine lateiniſche Inſchrift geſetzt, die Niemand leſen kann als der, welcher zu den Gelehrten gehört. Der Franzoſe hielt aber auf ſeine Sprache und wollte, daß Jeder, der unter ſeinen Geſetzen ſtand, auch ſeine Sprache verſtehe, was wir längſt von ihm gelernt haben ſollten. Spricht aber nun keine deutſche Inſchrift von der Großthat der Jungfrau, ſo hat unſer Dichter Goethe derſelben in einem ſeiner Lieder ein Denkmal geſetzt, welches den Stein überdauern wird. Es muß, was Johanna Sebus that, unvergeſſen ſeyn, weil man einſtimmt in Goethe's Worte:

„Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!"

M.



O Knabe, was haſt du ſo Uebles vollbracht
Und bei der Begier nicht der Sünde gedacht! —
Wie iſt nun den Alten die Ruhe verſchwunden,
Da nicht ſie das Neſt mit den Kindlein gefunden!
Sie flattern und jammern und grämen ſich todt.
Du, frevelnder Burſch, haſt verſchuldet die Noth;
Und wie ſich die Vöglein zu nähren verſteh'n,
Nicht weißt du's, — die Kleinen, ſie müſſen vergeh'n!
Wie herrlich, wenn in den Gärten und Wäldern,
Im leuchtenden Dom über blühenden Feldern
Der munteren Vöglein Geſänge erklingen,
Als Dank zu der Gottheit hinauf ſich ſchwingen! —
Doch deine entwendeten Vöglein, ſie kranken,
Vermögen es nimmer, dem Schöpfer zu danken; —
O Knabe, was haſt du ſo Uebles vollbracht
Und bei der Begier nicht der Sünde gedacht!



Vergnügt iſt der Nichtsnutz! — voll ſind ja die Taſchen
Und voll iſt der Kopf von geleereten Flaſchen!
Er ſchauet ſo pfiffig hinein in die Welt,
Als wollt' er ſie kaufen mit klimperndem Geld —
Doch raſch wird zerreißen im Hirn ſein Geſpinnſt,
Denn was ihn ſo keck macht, iſt — Karten-Gewinnſt;
Auf dem ruht kein Segen! — was Spielen erworben,
Hat oft ſchon den Mann und die Wirthſchaft verdorben!
Ihr ſeht's ihm auch an, daß er nichts auf ſich hält,
Sich nur in dem Lüderjans-Treiben gefällt;
Im Wirthshaus, bei Karten und Würfel und Kegel
Entwöhnt ſich der Flegel vom beſſeren Flegel:
Man konnt' ihn zu Haus durch die Zucht nicht bewahren
Nun wird einſt im Zuchthaus er Weit'res erfahren!

Die Wünſche

am heiligen Dreikönigs-Abend.

Nach einem alten Aberglauben ſoll am Abend des heiligen Dreikönigs-Tages der Himmel ſich auf einen Augenblick öffnen, und wer dies ſieht und dann ſogleich einen Wunſch ausſpricht, dem wird er in nächſter Zeit gewährt. Beglückender iſt gewiß die wahrhafte Ueberzeugung, daß der fromme Wunſch den Himmel ſtets offen findet und der allgütige Vater droben ihn erfüllt, wenn dies zu unſerm Heil führt. Jener Wunderglaube aber vereint ſich mit der Ueberzeugung von der ſtets bereiten Hülfe in der hier folgenden Erzählung.

Im niedrigen Hüttchen lebte vom Ertrage ihres kleinen Weinberges eine Mutter dreier Kinder; ſie war Witwe und hatte keine Freude, kein Glück auf der Welt, als dieſe. Nun hatte der älteſte Knabe von einem freundlichen Manne, der oft in die Hütte der Witwe eintrat, um ein kleines Almoſen zu empfangen, jene Sage auch gehört, und theilte ſie ſeinen Geſchwiſtern mit, einem Knaben, der Max hieß, und einem Schweſterchen, der kleinen Pauline. Da beſchloſſen ſie untereinander, den Abend des heiligen Dreikönigs-Tages heimlich auf dem Weinberge zuzubringen und den günſtigen Augenblick zu erwarten. Sie verſchwiegen aber gegenſeitig ihre Wünſche, und Jedes freute ſich, die Andern zu übertreffen in deren glücklichen Wahl.

Als nun der Tag gekommen, ging die Mutter zu einer kranken Waiſe, die fern wohnte, übergab dem Knaben Fritz, der ſchon zwölf Jahre zählte, die Obhut des Häuschens und der jüngeren Schweſter, und die guten Kinder geleiteten ſie noch eine weite Strecke des Weges. Als es aber dunkel wurde, da gingen ſie Hand in Hand auf den Weinberg, deſſen Reben und Stöcke ſorgfältig in Stroh gepackt waren, zum Schutz gegen die Kälte. Sie ſetzten ſich dicht zuſammen, denn es rieſelten große Schneeflocken herab, und die Geſchwiſter hatten nur eine dürftige Bekleidung. Vor Nachtzeit konnte die Mutter nicht zurückkommen; ſie hatten daher die Hütte verſchloſſen und ſaßen ruhig bei einander in dem vom Winde aufgehäuften Stroh.

Schon ganz weiß war die Erde vom Schnee, der Wind blies kalt aus Norden, und die kleine Pauline war halb erſtarrt vor Froſt. „Gehe Du heim, Schweſterchen“, bat der Bruder Fritz; „wir wollen ſchon genug wünſchen für Dich und uns, Du könnteſt uns krank werden, oder Dir die Händchen erfrieren.“

„Nein, nein!“ ſagte die Kleine und huſchte ſich froſtig zuſammen; „was ich wünſchen will, könnt Ihr ja doch nicht wiſſen. Ich muß ſchon hier bleiben, laßt mich nur, ich will gewiß nicht mehr klagen, daß ich friere.“

„Bleibe nur bei uns“, meinte Max; „ich will meinen Rock wie ein Mäntelchen umthun und Dich mit hineinwickeln.“ Das that der gute Knabe, und an der Bruſt des Bruders lag bald die arme Kleine und lächelte zu dem ſorglichen Beſchützer auf.

Da zerriß der Sturm die dichten Schneewolken, der Mond trat mit ſiegender Gewalt am Himmel hervor, und eine lichte, große Sternſchnuppe fiel von ihm nieder, eine goldene Straße bildend. Die Kinder meinten, nun ſey der rechte Augenblick gekommen; die Knaben ſprangen auf und riefen ihre Wünſche laut in die ſtille Nacht hinein, die kleine Pauline aber hatte die Händchen gefaltet und ſchien nichts zu wünſchen, ſondern leiſe zu beten. — Eine Wolke überdeckte bald wieder den Mond, nur einzelne Sterne leuchteten noch, und die Kinder gingen ſchweigend, klopfenden Herzens, nach der Hütte zurück.

Auf der Landſtraße, über die ſie ihr Weg führte, kam eilig ein Wagen daher, und der Mutter wohlbekannte Stimme rief ihnen daraus entgegen: „Was wollt Ihr denn, Kinder, und was machtet Ihr in ſo ſpäter Nacht auf dem Weinberge?“

„Ich will es Dir wohl ſagen, Mutter“, ſprach Fritz, „doch mußt Du uns nicht böſe ſeyn, denn nun iſt alle Noth und aller Kummer vorbei.“

„Wir waren auf dem Weinberge“, fiel Max freudig ein, „und haben Alle etwas Schönes gewünſcht, denn es iſt ja heiliger Dreikönigs-Abend.“

Die Mutter lächelte; aber aus dem Wagen neigte ſich ein ſtattlicher Mann: es war der Beſitzer der Grafſchaft, in welcher die Hütte der armen Wittwe lag, ein menſchenfreundlicher Greis, der, eben von einer Reiſe zurückkehrend, der armen Witwe begegnet war und der Ermüdeten einen Platz in ſeinem Wagen angeboten hatte.

„Kommt zu mir herein, Kinder!“ ſprach er gütig, „und erzählt mir doch mehr von Euren Wünſchen!“

„Dürfen wir, Mutter?“ fragten die Geſchwiſter, und ſprangen auf die erhaltene Erlaubniß luſtig in den Wagen. Pauline hing am Halſe der Mutter und drückte ihre kalten Wangen an den Mund der Geliebten.

„Nun, Deinen Wunſch!“ ſprach der Graf zu Fritz, und dieſer begann ohne Schüchternheit: „Die Mutter hat nur einen kleinen Weinberg und weder Aecker noch Vieh. Davon ernährt ſie uns Drei, leidet aber oft große Noth, und da hab' ich denn gewünſcht: der Weinberg möge doppelt reiche Früchte tragen und uns kein Mißwachs treffen, damit die Mutter nicht mehr betrübt ſey, oder gar weine.“

Gerührt wandte ſich der Graf zu dem jüngeren Knaben. „Und Du, Kleiner“, ſagte er, „haſt Dir wohl ſchönes Spielzeug gewünſcht, Trommel, Pfeife und Bleiſoldaten!“

„O nein, lieber Herr!" ſagte Max erröthend; „ich habe mir gewünſcht, recht groß, ſtark und verſtändig zu werden, um für Mutter und Schweſter arbeiten zu können."

Eine Thräne glänzte im Auge des Zuhörers, und die Mutter drückte beiden Knaben bewegt die Hände. Die kleine Pauline aber ward von dem Grafen nicht befragt; denn ihm mochte wohl das Mädchen noch zu kindiſch erſcheinen. Da ſchmeichelte Max: „Sag' es uns doch auch, liebes Schweſterchen, was Du Dir gewünſcht haſt! Du ſprachſt ſo leiſe und hatteſt Deine Hände gefaltet, daß ich glaube, Du haſt an meiner Schulter geſchlafen und beim Erwachen das Frühgebet geſprochen."

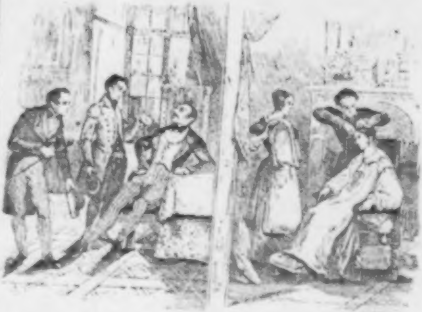
„Ich habe auch gebetet", ſprach die Kleine; „ich hatte der guten Mutter viele ſchöne Sachen wünſchen wollen, aber nun dachte ich daran, wie dies Alles uns und ihr nichts nützen könne, wenn ſie uns ſchnell einmal ſtürbe, und da betete ich denn: „Erhalte uns lieber Gott im Himmel noch recht lange die gute Mutter!""

Eine Sekunde lang ſchwieg der Graf und die freudeweinende Mutter; auch die Kinder hielten ſich ruhig, und nur das Rollen der Räder auf dem feinen Sande des Weges ward gehört. Pauline lag im Arm der Mutter, überſtrömt von deren Thränen, und ſchweigend ward die Witwe mit ihren guten Kindern an der Hütte von dem edlen Grafen entlaſſen. Am andern Morgen aber kam ein Diener deſſelben, wies der Witwe zwei benachbarte Weinberge als ein Geſchenk ſeines Herrn an und beſchied ſie zu dem Gütigen. Freundlich ſagte ihr nun dieſer, wie die frommen Wünſche ihrer Kinder ſein Herz gerührt hätten und er mit Freuden für die möglichſte Erfüllung derſelben ſorgen werde. Deshalb wolle er den Knaben Max in eine gute Schule thun und einen tüchtigen, verſtändigen Mann aus ihm machen, indeß Fritz ihr die Sorge um Haus und Weinberge tragen helfen ſolle, die für immer frei von allen Abgaben bleiben würden. Zugleich händigte er der glücklichen Mutter eine reiche Geld-Unterſtützung ein und meinte mit bewegter Stimme: „Den rührenden Wunſch Ihres Töchterleins kann nur ein Höherer als ich erfüllen und er wird es auch; denn er hört auf die Stimme der Unſchuld und vernimmt ihr Flehen!"

Glück und Unglück.

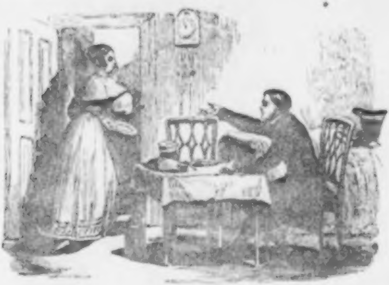
(Aus dem Tagebuch eines ehemaligen Verſchwenders.)

Länger kann ich meinen Jubel nicht verſchweigen: Ich bin der glücklichſte der Männer, ſeitdem ich — unglücklich bin. — Meine Gattin hielt Equipage, ich konnte ſie faſt keinen Augenblick ſehen; ſie war mehr außer als im Hauſe. Auch ich hielt Equipage und Reitpferde, aber weniger für mich als für die ſogenannten Freunde. Die Gerichtsdiener haben ſich der Wagen und Pferde bemächtigt, und jetzt bleibt mein hübſches Weibchen hübſch daheim.



Jeder von uns hatte ſein eignes Zimmer, ſeine eigne Bedienung, auch ſeine eigne Langeweile für ſich, und es war ſchon ſehr merkwürdig, wenn Eins zum Andern kam, ſich guten Tag zu wünſchen: ſo viel hatten wir immer mit unnützen Dingen zu thun. Jetzt, da der ganze Hausrath verkauft iſt, mit Ausnahme zweier Betten und Tiſche, ſo wie eines halben Dutzend Stühle, ſind wir, wie ein gutes Ehepaar aus alter Zeit, ſtets traulich beiſammen, zum Troſt bei langen Winter-Abenden, und Tag für Tag zur Freude und Beruhigung. — Meine Frau war im Betracht der Küche höchſt wähleriſch, nie fand ſie etwas recht nach ihrem Geſchmack. Ohnerachtet eines großen Aufwands, den wir für die Tafel machten, aßen wir doch wenig; unſere Geſellſchaft aß für uns, und wir hatten der Freunde von allen Sorten, die uns zur Stunde des Mittagmahls — oder, mit dem Dichter Bürger zu reden, „zur Stunde der lungernden Magen“ — beſuchten, und bei uns kugelrund und fett wurden, während wir abmagerten und ſchmachteten, weil wir aßen ohne Hunger. Und jetzt, wird man es wohl glauben? — jetzt kocht meine Frau ſelbſt unſere Speiſen, und ſie ſind unübertrefflich! Sie bereitet Ragouts, die jene unſeres Kochs hundertfach aufwiegen, und die ſonſt Alles zu tadeln wußte, liefert jetzt ſehr wohlfeile Gerichte, an denen nichts zu tadeln iſt. — Meine Frau iſt geſetzt, mit ſich in Ordnung, wirthſchaftet ſorgfältig; ſie überzählt die Hemden, die uns bleiben, wenn ſie der Wäſcherin die ſchwarzen mitgiebt, näht und ſtrickt. Sie dankt mir ſogar für den Muth, den ich im

Kampf mit Widerwärtigem zeige. Meine Gemüthlichkeit rühmt ſie und ſpricht: daß ſie mich gar nicht mehr kenne! — und wirklich hatten wir uns auch vor der Heirath wenig Mühe gegeben, uns kennen zu lernen. Jetzt ſtudiren wir einander aus; wir wägen unſere gegenſeitigen Verdienſte und ſind bezaubert Eins vom Andern. Das iſt doch eine himmliſche Neuigkeit! Die Zeit der jungen Liebe iſt uns etwas ſpät gekommen, aber dafür wird ſie uns nun auch niemals alt werden!



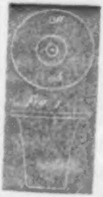
Ich kränkelte oft und hatte einen Arzt, der kaum von mir wich. Er war mir Rathsherr bei der Wahl meiner Speiſen und Weine, und ſo zärtlich für mich beſorgt, daß er immer ſehr liebte und mit Wohlbehagen verzehrte, was er mir zu lieben anrieth. Wir hielten lange Mahlzeiten zuſammen; er trank viel auf meine Geſundheit, und jedesmal ſah ich ihn dann mit neidiſchen Augen an. Seitdem mir das Geld fehlt, hat mich der Menſchenfreund — Gott ſey Dank! — ganz aufgegeben. Sobald er die Häſcher an meiner Thür bemerkte, fühlte er mir noch einmal den Puls, und zog daraus den Schluß: ich ſey vollkommen geneſen. Er hat recht gehabt; ich war krank zu ſeinem Vortheil, bin jetzt geſund zu meinem Vergnügen und neue Lebenskraft rinnt durch meine Adern. Die ſonſtige Stärke iſt zurückgekehrt, und ich fürchte nichts mehr, weil ich alle Furcht überwunden habe. — Während meiner Glückszeit hatte ich eine entſetzliche Scheu vor Unglück. Das Unglück kam und ich finde, daß es auch ſeine Reize hat! — Immer dachte ich: Wenn du deine Pferde, deine Gemälde, deine

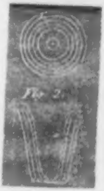
Liebeleien verlieren ſollteſt, nichts Anderes bliebe dir übrig, als eine Kugel durch den Kopf; ich habe ſie verloren, und niemals ſpürte ich größere Luſt zum Leben, als jetzt. — Ich bin frei, unabhängig, ſicher vor Schmarotzern und Dieben. Von allen Koſtbarkeiten meiner Frau iſt ihr nichts übrig geblieben als ihr Trauring. Mit einem Wort: wir ſind arm wie Hiob, aber glücklich wie die Engel! — Gewiß, wenn meine ehemaligen Plünderer wüßten, welche Befriedigung in dem Muthe liegt, arm zu ſeyn, ſie beneideten mich jetzt mehr als vordem; ich aber bin ſelig in dem Gedanken, von Schmeichlern und Neidern durch mein Schickſal befreit zu ſeyn. — Doch nun friſch an die Arbeit! — ich gebe Unterricht in dem, was ich gelernt habe und bin demnach ſogar ein nützlicher Menſch. Nützlich und glücklich — ich frage: was will man mehr? — Bei dem erſten Glaſe Wein, das aus einer Flaſche kam, die ich mit von mir ſelbſt erworbenem Gelde bezahlte, habe ich denn auch freudig mit meiner Frau den Trinkſpruch ausgebracht: „Das heilſame Unglück ſoll leben!“

Keßler.

Verbeſſerter Blumentopf.

Robert Brown hat vor Kurzem an dem gewöhnlichen Blumentopf eine wichtige Verbeſſerung angebracht, wodurch die Feuchtigkeit auf eine ſo wirkſame Weiſe zurückgehalten wird, daß alle aus dem Austrocknen der zarten Pflanzenfaſern hervorgehenden Nachtheile beſeitigt ſind. Fig. 1 iſt eine perſpektiviſche Anſicht und Fig. 2 ein Durchſchnitt des in Rede ſtehenden Topfes. Die Seiten deſſelben ſind, wie aus dem Durchſchnitte Fig. 2 hervorgeht, hohl und werden mit Waſſer gefüllt, welches vermittelſt einer beſtändigen oder langſamen Filtration (Durchſeihung) einen gleichförmigen Grad der Kühle und Feuchtigkeit veranlaßt. Das Verfahren bei Anfertigung ſolcher Töpfe iſt folgendes: Zuvor wird der innere Topf auf der Scheibe fertig gemacht und einen Tag lang im Schatten getrocknet; dann wird der äußere Topf geſtaltet, aber bevor man ihn von der Scheibe nimmt, der innere Topf in ihn hinein geſetzt und der obere Rand des äußeren Topfes auf den oberen Rand des inneren Topfes übergebogen; ſodann werden die zwei Löcher a und b durch den oberen Rand in den Waſſerraum geſtochen und die Böden der zwei Töpfe durch Drücken mit der





Hand verbunden, worauf der doppelte Topf auf gewöhnliche Weiſe getrocknet und gebrannt wird. Das Loch a dient, um den Raum zwiſchen den Töpfen mit Waſſer zu verſehen, das Loch b aber, damit die Luft entweichen kann, während der Zwiſchenraum mit Waſſer gefüllt wird. Von außen iſt kein Unterſchied zwiſchen dem gewöhnlichen und verbeſſerten Blumentopf bemerkbar, wogegen der Vortheil des letzteren beſonders da, wo Pflanzen dem mächtigen Einfluſſe der Sonne ausgeſetzt ſind, deutlich hervortritt. — Wir betrachten dieſe Vorrichtung als eine werthvolle Erfindung. Jeder weiß, wie viel die Pflanzen während des Sommers von der Hitze und Trockenheit der Töpfe, worin ſie wachſen, zu leiden haben, und wie man fortwährend darauf bedacht ſeyn muß, dieſem Uebelſtand zu beſeitigen, indem man einen Topf in den andern ſtellt, ihn mit Moos umgiebt oder in die Erde gräbt. Alle dieſe Umſtändlichkeiten werden durch die in Rede ſtehenden Verbeſſerungen unnöthig; denn, ſind auch die Seiten des Topfes leer, ſo verhütet ſchon die in denſelben enthaltene Luftſchicht die Erhitzung der Erde; ſind ſie mit Waſſer gefüllt, ſo iſt im Sommer einerſeits der allzuſtarken Bewäſſerung, andererſeits der zu ſtarken Austrocknung vorgebeugt, indem das Waſſer fortwährend langſam durch die innere Wand hindurchſchwitzt.

König und Bettler.

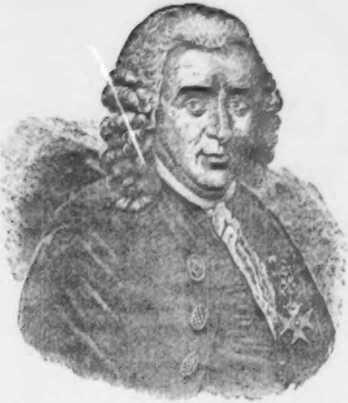
Unter allen Königen Ungarns hat keiner ſo den Wechſel des Schickſals erfahren als Salomon. Geboren im Jahr 1051, war er ſiebenjährig, als ſein Vater Andreas I ihn krönen ließ. Hieraus entſpann ſich ein Krieg zwiſchen Andreas und deſſen Bruder Bela, der zu Gunſten des Letzteren endete. In der entſcheidenden Schlacht wurde Andreas von den Roſſen ſeiner fliehenden Reiterſchaaren zertreten; ſeine Witwe rettete ſich mit dem zehnjährigen Salomon nach Deutſchland. Als Bela ſtarb, trachtete Keiner von ſeinen drei Söhnen, Geiſa, Ladislaus und Lampert, nach dem Thron, ſie riefen Salomon von Deutſchland zurück, überließen ihm das Reich, und er wurde zum zweiten Mal gekrönt. Bald ergab ſich indeß durch Salomons Schuld Uneinigkeit unter den Fürſten, doch verſöhnten ſie ſich wieder; Geiſa, der Aelteſte der drei Vettern des Königs, erhielt den dritten Theil Ungarns, als Herzogthum, und eigenhändig krönte er Salomon abermals. Der Dreimalgekrönte ſollte aber dennoch nicht auf dem Throne ſterben. Durch böſe Rathgeber verleitet, verſuchte er die Herzoge, ſeine Vettern, zu ſtürzen — und verlor nun das Reich. Geiſa beſtieg den Thron, wollte ihn nach kurzer Regierung wieder an Salomon abtreten, ſtarb aber plötzlich. Geiſa's Nachfolger, Ladislaus, genannt der Heilige, gedachte die Krone ebenfalls an Salomon zu überlaſſen, der Reichsadel ſetzte ſich dem entgegen; in Folge

von Unterhandlungen entſagte Salomen feierlich dem Thron-Recht und empfing eine bedeutende Abſtands-Summe. Er konnte aber nicht ruhen; er ſuchte Ladislaus durch Liſt in ſeine Gewalt zu bekommen, der Anſchlag wurde verrathen, Salomon gefangen und in einem Thurm zu Wiſſehrad verwahrt. Der Thurm heißt noch jetzt Salomons Thurm. — Als die Leiche des damals heilig geſprochenen erſten Königs der Ungarn, Stephan, zu Stuhlweißenburg feierlich erhoben wurde, ließ der ſtets zur Milde geneigte Ladislaus den gefangenen Salomon frei. Dieſer verband ſich alsbald mit Kuteſk, dem Fürſten der Kumanen, und fiel verwüſtend in Ungarn ein. Ladislaus beſiegte das eingedrungene Heer in zwei Treffen. Nun wendeten ſich Kuteſk und Salomen in das innere Reich, aber auch hier lächelte ihnen das Glück nicht. Kuteſk blieb in der Schlacht und Salomon flüchtete mit wenigen Begleitern in ein verlaſſenes Schloß. Von Feinden umringt, hieb er ſich durch und rettete ſich über die eisbedeckte Donau. In einem dichten Wald ließ er die Seinen halten, legte den Schild von ſich, ging in das Dickicht, verſprach bald zurück zu kehren, kam aber nicht wieder. Dies geſchah im Jahr 1087, und nur noch einmal wagte er ſich in ärmlicher Tracht nach Ungarn. An der Pforte der Kathedrale ſtand er, als König Ladislaus in die Kirche ging und zuvor, wie er hier immer that, die Armen mit ſeinen Gaben bedachte. Auch Salomon empfing Almoſen aus Ladislaus Hand, und der Erſtere ſprach dabei: „Ich ſank durch Uebelthat, Du ſiegſt durch Recht und Güte, Gottes Gnade aber wurde mir in der Reue!“ — Der überraſchte König Ladislaus erkannte ihn — aber indem er ſich beſann, was zu thun ſey, war Salomon ſchon im Gedränge verſchwunden und wurde vergebens geſucht. Er eilte nach Iſtrien und lebte dort, in der Nähe der Stadt Pola, noch mehrere Jahre ungekannt als ſtreng büßender Wald-Einſiedler. Dem Tode nahe, lagerte er ſich am Hauptwege, der durch den Wald führte, und wie nun ein Mönch daher zog, rief er ihn an, entdeckte ihm ſeinen Stand, beichtete ihm und ſtarb wenige Stunden nachher. Seine Gebeine ruhen in der Kathedrale zu Pola, und ein altes Lied, welches die Abenteuer Salomons ſchildert, ſchließt mit den Zeilen:

„Zu Thron und Glanz erkoren,
Ging all ſein Heil verloren,
Bis ihn durch Reu' und Büßen
Am Kreuz, zu Chriſti Füßen,
Die Gnade finden ließ
Den Weg zum Paradies.“

Auf unſerm Bilde ſehen wir den König umgewandelt zum Bettler, und doch in der Ueberzeugung, daß die Laſt der Armuth bei Weitem leichter zu tragen ſey als die Gewiſſens-Laſt der eigenen Schuld! Fr. Bertram.

Linné.



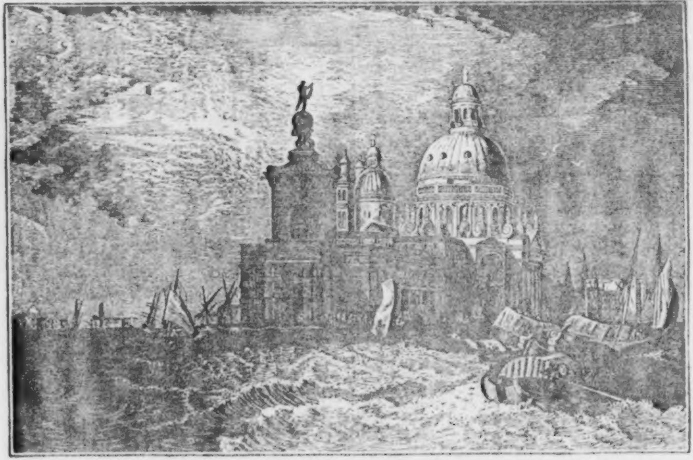
Karl von Linné, der ſcharfſinnige Begründer eines neuen, noch immer anerkannten Syſtems in der botaniſchen Wiſſenſchaft, wurde 1707 zu Rashult in Smaland (Schweden) geboren. Sein Vater war Landprediger und wünſchte auch den Sohn dem geiſtlichen Stande zu widmen, ja die Mutter hatte ein Gelübde gethan, daß dies geſchehen ſolle. Weil jedoch dem Knaben die gewöhnlichen Schulwege nicht genügten, er lieber in die freie Natur hinauszog, um nach Pflanzen zu ſuchen, meinten die Lehrer und der Vater, er ſey für die Wiſſenſchaft untauglich und man gab ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Zum Glück fand der Arzt Rothmann zufällig die eigenthümlichen Anlagen des Knaben heraus und unterrichtete ihn. Von ihm geleitet, betrieb Linné fleißig das Studium der Botanik und bezog dann die Univerſität, um auch die Arznei-Wiſſenſchaft zu ſtudiren, nachdem Rothmann, in Bezug auf jenes Gelübde, den Eltern dringend gerathen hatte, ihren Sohn zum Prieſter der Natur werden zu laſſen. Auf einer kleinen Ausflucht nach Upſala lernte ihn der berühmte Celſius kennen, erſtaunte über die Kenntniſſe des jungen Mannes und nahm ihn zu ſich, um an ſeinem Werke über die bibliſchen Pflanzen mitzuarbeiten. Durch die Verwendung des edelherzigen Prälaten wurde ihm auch der Auftrag, Lappland zu bereiſen. Mit ſechszig Thalern legte Linné — zu Pferde — während ſechs Monaten einen Weg von mehr als achthundert Meilen zurück; eine Leder-Kapſel mit Papier und Schreibzeug, wenige Hemden und Strümpfe in einem Mantelſäckchen waren ſein ganzes Gepäck, ſeine ganze Habe. Er gab dann als Reſultat der Forſchungen auf dieſer Reiſe die Beſchreibung der Lappländiſchen Flora heraus, in einer Weiſe, die zum Muſter wurde. Nachdem er ſpäter noch einmal, doch nun in Begleitung mehrerer jungen Leute, jene Provinz beſucht, wendete er ſich im Jahre 1735, mit der mediciniſchen Doktorwürde bekleidet, nach Holland, um daſelbſt unter berühmten Aerzten ſein Wiſſen zu vervollkommnen. Seine ſchon damals ebenſo ausgebreiteten als ſicher begründeten Kenntniſſe erregten hier Bewunderung bei den bedeutendſten Männern, ſelbſt bei Boerhave, einem der berühmteſten Aerzte aller Zeiten, und bald übertrug man ihm die Aufſicht über den großen Cliffordſchen Garten mit einem Gehalt von tauſend Gulden. In dieſer angenehmen Stellung fand er Muße, die Ideen, welche längſt in ihm lagen, die er auch in einzelnen Schriften ſchon veröffentlicht, zu einem neuen, die größten Verbeſſerungen in ſich begreifenden Syſtem zu ordnen. Durch die Betrachtung von mehr als ſiebentauſend verſchiedenen Pflanzen gelangte er zu der Einſicht, daß die Zahl der Staubfäden und die Beſchaffenheit der Blumenſtengel die eigentlichen Unterſcheidungs-Zeichen ſeyen. Danach ordnete er jene Pflanzen in 24 Klaſſen und 1174 Geſchlechter. Die ganze neuere Botanik ruht auf den wichtigen Entdeckungen dieſes berühmten Mannes. Die zahlreichen, von ihm verfaßten Werke aufzuzählen, liegt nicht im Zweck dieſer Skizze; er hat aber in mehreren Schriften das oben angedeutete Syſtem ausführlich entwickelt und es zur allgemein geltenden Wahrheit erhoben. — Linné beſuchte noch London und Paris, kehrte aber dann nach Stockholm zurück, wo man Anfangs ſeinen Werth nicht hinlänglich erkannte, bis er durch die gelungenſten Kuren Aufſehen machte. Die Königin Ulrica Eleonora nahm ihn zu ihrem Arzte an und verſchaffte ihm eine einträgliche Stelle bei der Admiralität. Doch Linné ſehnte ſich danach, ausſchließlich ſeiner Lieblings-Wiſſenſchaft, der Botanik, ſich überlaſſen zu können. Der König gab ihm deshalb den Auftrag, ganz Schweden zu bereiſen und die Naturgeſchichte des Landes in einem eigenen Werke darzulegen. Nach Beendigung der Reiſe ernannte er ihn zum Profeſſor der Botanik an der Univerſität Upſala (1742). Hier wirkte der gelehrte Forſcher, von ſeinem Fürſten wie von ſeinen Collegen und Schülern geliebt und geehrt, berühmt in ganz Europa als Begründer eines neuen Syſtems, bis zum Jahre 1774, in welchem er vom Schlage getroffen wurde. Zwar lebte er noch einige Jahre, aber ſeine Geſundheit ward ſchwächer und ſchwächer, bis am 10. Januar 1778 der Tod ihn ſanft in ſeine Arme ſchloß. — Linné war ein Mann von unterſetztem, aber feſtem Körperbau, der im Verein mit unerſchütterlichem Muth ihn die beſchwerlichſten Reiſen bei heftigem Froſt und Entbehrungen aller Art ertragen ließ. Von Charakter bieder und herzlich, brauſte er doch leicht im Zorne auf, war aber nicht minder leicht zu verſöhnen. Aus ſeinem lebhaften Auge ſtrahlt der ſcharfe Geiſt, deſſen Entdeckungen ſeinen Ruhm begründet und geſichert. — Die Geſchichte der Wiſſenſchaften ſtellt Linné zu den ſeltenen Männern, die durch Beruf, Kraft und Beharrlichkeit aus Mißgeſchick und Dürftigkeit ſich empor arbeiteten zum Triumph ihres Strebens und zur Wohlhabenheit. Sein Leben ſpricht zu Jedem: Erkenne dich, erwähle danach deine Bahn und halt' an ihr mit männlichem Muth, dann wirſt du ſelbſt aus dem Kampfe mit dem Schickſal ſiegend und geſegnet hervorgehen und jedenfalls eine Stellung im Leben gewinnen, wo Nützlichkeit und Zufriedenheit nicht fehlen.

Fr. Paolo.

Zollhaus (Dogana) bei Venedig.

(Aus dem Tagebuch eines Reiſenden.)

Von Padua kommend, ſtand auf der Nacht-Fahrt nach Venedig unſer Poſtboot auf der See plötzlich ſtill, und wir ſahen zuerſt eine Lampe, dann einen Mann, der ſie hielt, und es kam uns vor, als hätt' er ſich aus dem Waſſer erhoben. Er ſtieg in unſer Boot, beleuchtete mit der uns blendenden Lampe jedes Geſicht und wir erkannten erſt allmählig, daß ein Paar forſchende Augen unſre Züge aufmerkſam betrachteten. — „Wie iſt Ihr Name?“ — wir antworteten. „Wo ſind Sie her? Was ſind Sie?“ — Nachdem auch dies beantwortet war, verließ uns der Forſcher. Zwei oder drei bedenkliche Geſichter hatte er höchſt genau unterſucht, während er uns mit den bloßen Fragen abfertigte. — Darauf verſchwand der Mann mit ſeiner Lampe, und wir blieben, wie vorher, im Finſtern. — Als unſre Augen ſich etwas an den Wechſel, in den ſie verſetzt worden, gewöhnt hatten, entdeckten wir die dunklen Umriſſe eines Gebäudes, welches ſich gegen den wolkigen Himmel erhob, und wir bemerkten, daß wir augenblickliche Gefangene in einer Art von Dogana oder Zollhaus waren, das als Zoll-Thor und Wachthaus auf der Waſſerſtraße nach Venedig gebraucht wird. Unterdeß war auch, zu unſerer Beruhigung, die Lampe in unſrer Kajüte angezündet worden, und wir fuhren gleich darauf weiter. — Das Gebäude der Dogana, ſpäter genauer von uns betrachtet, iſt prächtig, aber in eigenthümlicher Pracht. Es



hat Thürme, Dome, Pfeiler und Bildſäulen, wie wir das in großen Städten geſehen; es liegt jedoch in dem Ganzen ſo etwas Phantaſtiſches, das uns, ſelbſt ehe man bedenkt, es ſtehe auf dem Grunde des Meeres, zu ſagen ſcheint: das ſey keiner der gewöhnlichen Palläſte, wie ihrer die Erde trägt. Der Thurm, der ſo ſonderbar gegen die Dome abſticht, ſcheint älter als das Uebrige; auf dem Gipfel ſind ſteinerne Männer, welche einen goldenen Globus tragen; auf dieſem erblickt man eine Bildſäule der Fortuna, wie immer auf einem Fuße ſtehend, und ſie kann zugleich, da ſie ſich dreht, als Windzeichen dienen, was für die Fortuna ein ihr gebührendes Amt iſt, denn:

„Das Glück zu feſſeln hilft nicht Kunſt:
Fortuna gleicht dem Kinde,
Ihr Zorn verweht, wie ihre Gunſt
Wohl mit dem nächſten Winde!“ —

Die Zeit, welche zum Entwurf des nebenſtehenden Bildes gewählt wurde, iſt die eines Sturms: für Venedig etwas Seltenes. Die Lagunen bei Venedig ſind vor der Heftigkeit des adriatiſchen Meeres durch eine Reihe ſandiger Eilande und ſteinerner Bollwerke, „murazzi“ genannt, geſichert, und innerhalb derſelben, im Binnen-Meer, iſt das Waſſer nicht ſo tief, daß ein gewöhnlicher Wind Aufregung hervorbringen könnte. Zuweilen jedoch treiben ſich die Fluthen empor, das Waſſer ſchäumt und tobt, und die Wellen werden abwechſelnd bleich und dunkel. Wehe den Gondeln, welche nicht vor völligem Ausbruch das Ufer erreichten! — Sie werden wie Eierſchaalen umhergeworfen und oft eben ſo leicht zerſchellt. Die Bewohner ſammeln ſich auf den Terraſſen und ſchauen ſchweigend in den Kampf der Elemente, oder ſtoßen Flüche und Hallohs zur Hülfe der unglücklichen Schiffer aus. Die Aufregung theilt ſich alsdann ſelbſt den innern Räumen der Meer-Stadt mit und ganz Venedig iſt in Aufruhr. Bei ſolchen Stürmen ſind mehrmals (zuletzt im Jahr 1708) die Dämme zerſtört worden; jetzt beſtehen ſie aber aus ſo ungeheuren Steinblöcken, daß ſie ſchon lange dem Meere widerſtanden, wie ſehr es oft daran herum wühlt und ſeine Wogen zum Angriff treibt. Es erregt freudige Bewunderung, wenn man ſich überzeugt, daß hier des Menſchen Kräfte ein ſo wüthendes Element zu feſſeln und die Lagunen-Stadt vor ihm zu ſchützen wußten.

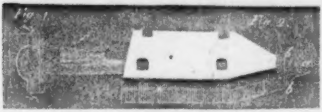
F. Krey.

Schleif-Werkzeug

zu Stahlfedern.

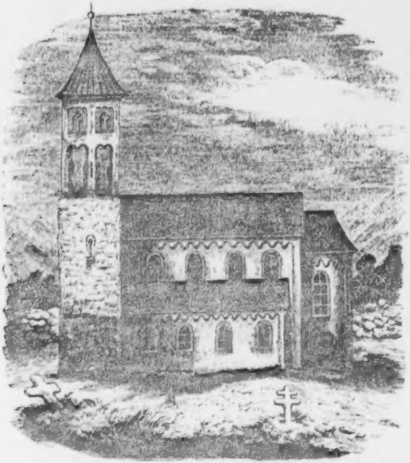
Die Schwierigkeit des Schärfens der Stahlfedern, welche vorzüglich darin beſteht, die Feder beim Schleifen oder Feilen ſo zu halten, daß ſich die Spitze nicht im Spalt ausſchleift, wodurch die Feder jedesmal verderben wird, iſt wohl der Hauptgrund, weshalb ſo viele Stahlfedern, ſind ihre Spitzen durch den Gebrauch abgenutzt, ſogleich als unbrauchbar erachtet werden. Ich hatte die Freude, dem abzuhelfen, indem ich einen kleinen Kloben anfertigte, mittelſt deſſen die Feder ſo feſt einzuſpannen, daß an ein Ueberkreuzen oder Ausweichen der Spitzen beim Schleifen nicht zu denken iſt. Jeder, der ein ſcharfes Auge hat — ohne oder mit der Brille — um die Spitze deutlich ſehen zu können, kann mit dieſer Vorrichtung die Stahlfedern für ſeine Hand eben ſo ſicher paſſend ſchleifen, wie er mit einem guten Federmeſſer eine Gänſefeder zuſpitzt. Fig. 1 iſt die Anſicht des Schleifklobens im Durchſchnitt, wo der Spalt b, b zur Aufnahme der Feder dient und zwar in der Biegung n, welche mittelſt vier Schrauben feſt eingeklemmt wird. Fig. 2 iſt eine Anſicht von oben, wo eben bei n die Spitze der Feder hervortritt und von allen Seiten zum Schleifen frei liegt. Man bringt zuerſt die Feder in ſenkrechter Richtung gegen die ſchleifende Fläche und ſtumpft durch einige leichte Striche die Spitze ab, dann ſchleift man die Seiten der Feder, welche in b, b, Fig. 2, liegen. Die dabei entſtandenen ſcharfen Ecken und Kanten wetzt man fort, indem man das Werkzeug nur mit ſeinem eigenen Gewicht drücken läßt und es beim Hin- und Herziehen auf dem Steine etwas dreht, wodurch man eine rundliche Spitze bekommt, die nicht einhakt. Auf das abgebrochen gezeichnete Stielſtück f ſteckt man zum bequemen Halten ein kleines Heft. Die Winkel, unter welchen man die Feder beim Schleifen neigt, giebt das Inſtrument ſelbſt an. — Der bedeutende Vortheil, beſonders auch für Zeichner, die nur theure Federn benutzen können, iſt wohl ſehr einleuchtend, denn ſchon an einer Feder, wenn man ſie nur drei Mal ſchleift, werden die Koſten des Schleifklobens gewonnen, da dieſelben nur Einen Thaler betragen.

M.



Die Dorfkirche.

Man hat im Laufe der Jahrhunderte bei dem Aufbau chriſtlicher Kirchen beinahe jeden Bau-Stil erſchöpft, die Geſtaltung aus allen Himmelſtrichen herbeigezogen und Eigenes dazu erfunden, um das Höchſte zu leiſten, was eben die Kunſt zu leiſten vermag; trotz dem bleibt der alte deutſch-volksthümliche Bau wohl die vollendetſte, welchen ein Gebäude, das zu chriſtlicher Gottesverehrung errichtet iſt, erlangen kann; einmal ſchon, weil ſeine äußere Form den Zweck klar hervorſtellt, weil man außer Zweifel iſt, ſobald man den Bau nur anſchaut, daß er eine Kirche, keine Börſe, kein Schauſpielhaus, kein Fruchtſpeicher, was neuere Bauten zu religiöſen Zwecken oft im Irrthum laſſen; dann auch deshalb, weil dieſe mehr als übereinkünftliche, von innen heraus andächtige, gedankenerregende Geſtalt wirklich ſchön, und was das Wichtigſte, ſich beſchränken und ausdehnen läßt, für eine unbedeutende Dorfkirche wie für einen Landes- und Volks-Dom paßt. Die vorhandenen Werke deutſch-chriſtlicher Baukunſt gehören zweien Zeiträumen an, dem lombardiſchen und ſtaufiſchen; der Stil (die Präge) des erſteren hat den Rundbogen, die des letzteren den Spitzbogen ausgebildet. Beide brachten ihre Blüthen zu gleicher Vollendung und ſtehen ſich dabei nicht entgegen, ſondern gehen in einander über, wie ſie erweislich auseinander entſprungen ſind. Die lombardiſche (am Rheine „altfränkiſch“ benannte) Präge verhält ſich zu der ſpäteren ſtaufiſchen (auch wohl gothiſchen) Kunſt, wie ſich die Knospe verhält zur Blüthe; und in der That iſt dieſe Behauptung mehr als bildlich zu nehmen, ſie geht tiefer auf die Sache ein, wie denn der Beobachter mit geringer Mühe finden wird, daß die Ahnen ſich in dem Nachbilden der Pflanzenwelt gefielen, daß die Kirche den Wald darſtellte, deſſen Laubwerk an Geſimſe und Knauf in der ſchönſten Vollendung, um Spier und Thurm in der üppigſten Fülle in der ſpätern Kunſtgeſtaltung hervortrat, wie in der früheren mehr nur die Knospe ſich bemerkbar machte. — Die frühere Form, die lombardiſche oder altfränkiſche, eignet ſich, wegen ihrer Einfachheit und Feſtigkeit, beſonders für Dorfkirchen, für Gotteshäuſer minder begüterter Pfarreien, ohne jedoch alle Zierde und Würde auszuſchließen, die in einem ſolchen Bauwerke nicht fehlen dürfte, und iſt vor allen vorhandenen Neuerungen zu empfehlen, welche ſich von außen als Bühnen, Spritzenhäuſer und dergleichen darſtellen, innen aber eine Kirche bieten. Die Rheingegenden ſind vorzugsweiſe reich an Gebäuden lombardiſcher Präge, und jede Stadt, beinahe jedes Dorf kann eines aufweiſen, das entweder ganz ſchön iſt, oder doch, trotz den verkümmernden Zeiten und dem Ungeſchmacke vergangener Jahrhunderte, einige Schönheiten gerettet hat. Wir haben hier keines der größeren, ſchöneren dieſer Gebäude geben wollen, ſondern gerade eines der kleineren, eine einfache Dorfkirche, in welcher die Form noch immer edel und erhaben bleibt. Die Seitenſchiffe ſind an dieſer Kirche wie an ſo vielen anderen wohl ſpäter erbaut, die Zwiſchenwände durchbrochen und auf Pfeiler geſtützt worden, das Hauptſchiff und das Empor, die hintere Abrundung, in welcher der Altar ſteht, ſcheinen mit dem Thurme gleichzeitig entſtanden zu ſeyn. Die Kirche liegt übrigens in dem zwei Meilen von Cöln am Dünbache gelegenen Dorfe Odinthal, das von dem alten Nationalgotte den Namen trägt, und vielleicht ehedem einen Tempel,



demſelben geheiligt, aufweiſen konnte; ſie liegt auch nur eine halbe Meile von dem berühmten, zerfallenen Kloſter Altenberg, deſſen Kirche durch die von Friedrich Wilhelm IV bewilligten Geld-Unterſtützungen ſich wieder in vollem Glanze erhebt und für beide Confeſſionen zum Gottesdienſt beſtimmt iſt; — wobei freilich der Wunſch, daß ſie mit echter Chriſtlichkeit in Eintracht kommen und bleiben mögen, ſehr nahe liegt. W. v. W.

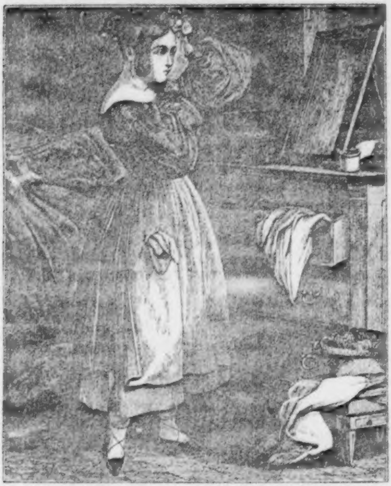
Roſa May.

Habt Ihr nicht von der ſchönen Roſa May gehört, von der reizenden Mairoſe, wie man ſie doppelſinnig nannte? Leſet ihre

Geſchichte, ihr jungen Mädchen, leſet ſie, ihr Verführer, und geht in Euch, damit Ihr das Gewiſſen, den Stellvertreter Gottes, findet.

Roſa war die Tochter des armen Schulmeiſters oder Kantors Jacob May zu Oberrollersleben an der Grenze des Eichsfeldes. Der Mann hatte drei Kinder, aber ein ſo knappes Einkommen, daß dabei kein Auskommen war, er alſo oft, wie mancher Dorfſchulmeiſter, weder ein noch aus wußte. Der liebe Gott ſchlug ſich in's Mittel; er nahm ihm binnen drei Jahren ſein Weib und die beiden älteſten Kinder, ſo daß er nur noch Roſa behielt, die damals in ihrem vierzehnten Jahre eben confirmirt wurde. Nun ging dem guten Mann ſein Verluſt freilich ſehr an's Herz, das Auskommen machte ſich aber leichter, um ſo mehr, als Alles im Dorfe, Jung und Alt, in die Roſa vernarrt war und die Beiſteuern in des Kantors Wirthſchaft um ihretwillen anſehnlich zunahmen. Das Mädchen war wirklich voll Liebreiz. Vor dem Schulhauſe ſteht noch heute eine gewaltige Linde. Wenn nun damals das Mädchen ihre kleine Wirthſchaft beſorgt hatte und nett angezogen mit ihrem Strickſtrumpfe in den Sommer-Nachmittagen unter den ſchattigen Baum ſich ſetzte, dann ſah hier hinter der Ecke des Schulhauſes ein Kopf hervor, dort über die nahe Kirchhofmauer, und bald hatte „Mairöschen“ eine ganze Geſellſchaft von jungen Burſchen und Mädchen um ſich verſammelt, die alle glücklich waren, ein Stündchen um ſie ſeyn zu dürfen. Denn ſeltſamer Weiſe wußte ſie durch ihr Betragen auch die Mädchen ſo für ſich einzunehmen, daß dieſe Röschens Reize willig anerkannten. Der alte Kantor ſetzte in ſeine Tochter ſo viel Vertrauen, daß er aus dieſem ihrem Umgange gar nichts Arges hatte. Der Alte war nicht weit in der Welt herumgekommen; ihn hatte der Katechismus und ſein frommer, einfacher Sinn lebenslang vor allen Ausſchweifungen bewahrt: nun war aber doch Roſa ſeine wohlgerathene, ſtets gehorſame Tochter und konnte ihren Katechismus vortrefflich auswendig — was hätte ihr alſo Schlimmes an Leib und Seele widerfahren können? Ach, es giebt viele böſe Dinge, an die ein unſchuldiger Dorfſchulmeiſter nicht denkt!

Kein Feſt wurde in Oberrollersleben gefeiert, keine Kirmeß, Hochzeit oder Kindtaufe, an der Röschen nicht Theil genommen hätte; ſie erhielt immer die erſte Einladung im Dorfe und war daran zuletzt ſo gewöhnt, daß ſie es als eine Nothwendigkeit betrachtete. Sie war nun auch die Krone bei jeder Feierlichkeit und die anmuthigſte Tänzerin der ganzen Gegend, obgleich ſie nie Tanzſtunde genommen hatte; deshalb hielten es die reichſten jungen Bauerburſchen und die ſtolzeſten Amtmanns- und Erbpächter-Söhne des ganzen Umkreiſes für die größte Auszeichnung, einen Walzer mit dem „Mairöschen“ getanzt zu haben. Nun ſagt man leider aus bloßer Artigkeit ſchon allen Mädchen Schmeicheleien über Reize, welche ſie zuweilen gar nicht beſitzen; wie mußten die Huldigungen für die wahrhaft ſchöne Kantor-tochter ausfallen! Selbſt der alte May lächelte wohlgefällig, wenn er dergleichen vernahm, und ſeine Tochter empfing die Lobpreiſungen ihrer Anbeter bald als einen nothwendigen Zoll, deſſen Rückſtand ſie empfindlich verletzt haben würde. Man pries ihre himmliſchen Reize und ſagte ihr der Spiegel nicht daſſelbe? Ohne daran zu denken, daß man oft im Spiegel nur finde, was man finden wolle, war ſie ſchon überſelig, vor dem trügeriſchen Glaſe ihr braunes Haar mit Roſen



ſchmücken zu können, die ihr ſo reizend ſtanden, und bald gehörte ſie ſelbſt zu den erſten Verehrern ihrer Schönheit. Sie wurde eitel und hoffährtig und hielt ihre Leibesſchönheit höher als Gott, der wohl in ihrem Katechismus, aber nicht in ihrem Herzen ſtand; daß aber ihr ſtolzes, eingebildetes Weſen Andern zunächſt nicht unangenehm auffiel, verhinderte allein ihre angeborne Gutmüthigkeit. Nur ihre Freundin Eliſe, die Tochter einer Predigerwitwe, ein weder ſchönes, noch häßliches, aber anſpruchsloſes und ſehr verſtändiges Mädchen, hatte längſt gemerkt, daß Röschens Herz von den Schmeicheleien vergiftet worden ſey, und beſchloß, da Vater May nicht zu hören und zu ſehen ſchien, die Freundin aus ihrem trügeriſchen Traume und dem Glauben aufzuwecken, als ob ihre Reize allmächtig wären.

Als Röschen einſt im vertraulichen Geplauder alle die herzählte, welche an ihrem Triumphwagen zogen und ſich gegen die Freundin etwas überhob, ſchüttelte Eliſe ſehr ernſt das Köpfchen.

„Wie!“ fragte Mairöschen faſt beleidigt, „Du glaubſt wohl nicht, was ich Dir ſage!“ — „Liebes Röschen“, entgegnete Eliſe ſanft, „ich beſuche den Tanzſaal nicht; dennoch weiß ich, daß Du die Wahrheit ſagſt — glaube aber, daß — nicht Alles Gold iſt, was glänzt.“ — „Hm, ich verſtehe, Eliſe!“ waren Roſa's Worte, und beleidigt bis in's Innerſte von dem, was die Freundin ihr rein aus treuem Herzen geſprochen hatte, war ſie einſilbig für den ganzen Abend.

Es war ohngefähr vier Wochen vor der Kirchweihe in Oberrollersleben, welche immer nach Beendigung der Erndte fällt und deshalb eins der erſten Tanzfeſte der ganzen Gegend iſt. Die Kirmeß ſelbſt erſchien mit dem herrlichſten Herbſtwetter, und deshalb waren noch mehr Fremde im Dorfe als ſonſt. Nachmittags, als der Gottesdienſt zu Ende, blieſen die Muſiker vor der Schenke die Tänzer zuſammen, und Roſa nahm ſich kaum Zeit, ihrem Vater Kaffee und Kuchen zurecht zu legen, dann eilte ſie nach dem Tanzboden. Eliſe hatte ihre Eitelkeit beleidigt und heute ſollte es klar werden, wer Recht habe. Zu den glühendſten Anbetern unſrer Schönen gehörte ein reicher Amtmannsſohn, deſſen Vater in der Nähe einen großen Pachthof beſaß; nächſt ſeinem Reichthum ſchmeichelte der bethörten Roſa auch der Umſtand, daß er leiblich zu den angenehmen Geſtalten gehörte und ſich auf dem Gymnaſium der Stadt etwas Bildung geholt hatte. Julius war heute beſonders guter Laune und ließ viel draufgehn; Mairöschen glühte und ſprühte vor Wonne und recht ſelig müde wurde ſie von ihrem Anbeter nach einem ſtürmiſchen Galopp auf ihren Sitz geführt. Julius brachte ihr Erfriſchungen und wiederholte ihr alle ſeine Artigkeiten, welche er mit gar beſonders einnehmender Manier vorzubringen wußte. Da fiel ihr Eliſens Bedenken ein und raſch fuhr ihr das Wort heraus: „Ja, Julius, im Tanz und zur Schäckerei tauge ich ſchon etwas, aber weißt Du, wozu ich gewiß nichts tauge? — zur Ehefrau, nicht wahr?“

Etwas verdutzt betrachtete Julius die kühne Sprecherin und ſagte dann ziemlich kühl: „Aber, liebes Mädchen, wer wird im ſchönen Mai an den Herbſt denken? wie kann Mairöschen, ich ſage: Mairöschen —“

„Redensarten!“ zürnte Roſa; „nichts als Redensarten! — nicht wahr, zur Frau möchteſt Du mich nicht!“

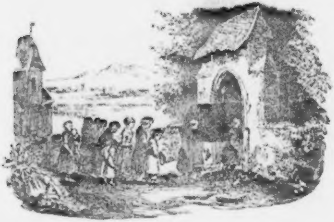
„Aber, theuerſtes Röschen“, entgegnete Julius beſänftigend; „ich heirathe gar nicht. Wie kommſt Du nur darauf!“

„Ich möchte gern wiſſen, wie ſchön ein armes Mädchen ſeyn müßte, um ohngefähr ſo viel als ein reiches zu gelten; Du ſcheinſt aber zu glauben, Schönheit ſey immer noch kein Geld — gute Nacht!“

Nach dieſen bittern Worten entſchlüpfte ſie und eilte vom Tanzboden hinweg, um in dem nicht fernen Witwenſtübchen der Pfarrwohnung der Freundin weinend um den Hals zu fallen. „Ach, Eliſe“, rief ſie ſchluchzend, „Du haſt Recht mit Deinem Verdacht; — der beſte meiner Anbeter liebt mich nur als — Spielzeug.“

Roſa erſchien von da ab bei keinem Tanze wieder und blieb feſt, obgleich ihr die ſeltſamſten Gerüchte über ihre Zurückgezogenheit nicht unbekannt blieben. Dagegen ſchloß ſie ſich mehr an die gute Eliſe an, wohl weniger aus Herzens-Bedürfniß, als weil ſie um eine Geſellſchaft verlegen war und öffentlich nicht mehr erſcheinen wollte. „Ach!“ rief ſie einſt aus; „ich möchte von hier ganz weg, vielleicht nach Berlin oder nach einer andern größern Stadt — hier iſt's aus mit aller Hoffnung!“ Sie ahnte nicht, wie nahe die Erfüllung ihres Wunſches lag.

Man feierte in dem ganzen Umkreiſe damals noch die Chriſtmette am heiligen Abend vor Weihnachten. Auch diesmal eilte Alles mit Wachslichtern in die Kirche, und Vater May durfte als Kantor auf dem Chore nicht fehlen. Es war eine grimmige Kälte, daß der Schnee unter den Schuhen knirſchte; der eifrige Paſtor ließ ſich indeß nichts von der Länge der Mette abhandeln. Der alte May brachte eine tüchtige Erkältung mit nach Hauſe, kränkelte von da an und war im nächſten Frühling eine — Leiche.



Wenn der Tod in ein Haus tritt, zerſtört er ſehr oft nicht bloß ein Menſchenleben, ſondern ſtößt auch alles Beſtehende um. Roſa konnte nun nicht mehr in Oberrollersleben bleiben, und ihre Blicke und Wünſche richteten ſich abermals nach Berlin. Kaum war der alte Max in den Schooß der Erde eingelegt worden, ſo ſchrieb ſie, noch die Augen voll kindlicher Thränen über den erlittenen Verluſt, an ihren Oheim von väterlicher Seite, ein ebenfalls armer, zum Altflicker herabgeſunkener ehrlicher Schuhmachermeiſter in der Reſidenz. Sie bat ihn, ſie und ihre Freundin Eliſe in der großen Stadt als Dienſtmädchen unterzubringen; denn auch die Pfarrerstochter, welche ihre Mutter ſeit einem Jahre bereits verloren und mit ihr das Recht, in der Ortspfarre ihr Stübchen weiter einzunehmen, drängte und trieb es weit hinweg von da, wo ſie Dienſtmädchen nicht ſeyn wollte und zum Stande der Herrin in ihrer Armuth ſo wenig Ausſicht hatte, als Röschen.

Meiſter Max ließ nicht lange auf eine Antwort warten, auf die ihm ſehr viel anzukommen ſchien. Ein ſchlecht ſtiliſirter Brief ſprach die rührendſte Theilnahme an dem Geſchick der verwaiſten Nichte aus und lud ſie in die Hauptſtadt ein, ſofern ſie im Nothfall Salz und Brod mit ihm zu eſſen nicht verſchmähe. „Sind wir erſt dort“, äußerte Roſa gegen die Freundin, „wird ſich alles Andre ſchon finden!“ Sie dachte, was ſie der verſtändigen Leidensgefährtin zu ſagen ſich ſcheute, in Berlin mit ihrer Schönheit Glück zu machen; auf dem Lande wiſſe man — ſo redete Eitelkeit ihr ein — dergleichen Koſtbarkeiten nicht zu ſchätzen.

Der Meiſter erſchrak ordentlich, als ſtatt einer Waiſe, die er ſich verſchrieben, noch eine anlangte; denn es war wirklich ein Opfer, das Brod, das er zuweilen nicht vollauf hatte, mit der Nichte zu theilen. Aber er und ſeine Ehehälfte erkundigten in den letzten acht Tagen ſchon ſich nach Dienſten und jetzt eilte er, nachdem die Ankömmlinge eine Nacht bei ihm zugebracht, ſie unterzubringen. Er zog ſeine beſten Beinkleider an, die gleichwohl eine Flicke vor dem rechten Knie hatten, und das Glück war ihm ſo hold, daß nach wenigen Stunden zwei Herrſchaften für die dienſtluſtigen Mädchen gefunden waren. Roſa zog zu einer verwitweten Majorin, die nicht einmal Kinder hatte und bei aller Strenge und auffahrenden Heftigkeit es doch ſehr gut mit ihren Dienſtmädchen meinte. Eliſe traf es nicht ſo gut, ſie hatte bei einem reichen Bäcker viel mehr zu thun und weniger Lohn. Als die beiden Mädchen nach vierzehn Tagen ihren erſten Sonntag hatten und ſich ſprachen, war indeß Roſa die Unzufriedene, Eliſe erklärte dagegen: ſie werde wenigſtens ein Jahr bei ihrem Bäcker bleiben, um ein gutes Zeugniß für ſich zu haben.

Roſa hatte daheim bei ihrem ſeligen Vater über Alles frei ſchalten können; jetzt ſollte ſie gehorchen, einer ſtrengen Frau gehorchen — ſollte ihr das gefallen? Ihre Eitelkeit war ihrer Vernunft über den Kopf gewachſen, und da ſich ſo ſchnell eine

Herrſchaft gefunden, meinte ſie mit ihrer Schönheit in der Reſidenz bald weiter zu kommen. Eliſe rieth ihr zwar zur Geduld, und äußerte offen, wie ſie Roſa's Unzufriedenheit über die Majorin nicht begreifen könne; aber was half's! Die Majorin wohnte im erſten Stock und unten ein Aktuar, der auch ein Dienſtmädchen hielt, die ſich ſehr plagen, mit Wirthſchaft und Kindern plagen mußte. Friederike war ſehr fleißig und die Arbeit flog ihr, wie man ſagt, von der Hand; dabei war ſie ausgelaſſen luſtig und ſtand wegen ihrer Sittlichkeit in keinem ſonderlichen Rufe. Am dritten Tage nach Roſa's Einzuge in's Haus trafen ſich beide auf dem Hofe am Brunnen.

„Sapperlot das!“ redete Friedrike ſie in ihrer derben Art an; „Du biſt ja abſcheulich hübſch; biſt gewiß vom Lande, nicht wahr?“

„Aus Oberrollersleben am Eichsfelde“, antwortete Roſa noch etwas ſchüchtern.

„Sagt' ich's doch — dergleichen wächſt hier auch gar nicht! Weißt Du wohl, daß Du ein Geſicht haſt, daß ich Dich Sie nennen möchte? — ein Geſicht, ja, wenn ich das für mein Erbſenfeld eintauſchen könnte, dann müßten Prinzen vor mir knieen, Prinzen, ſag' ich Dir. Alle Wetter, mit einem ſolchen Geſicht, ſolcher Taille —“

„Sie ſcherzen nur, nicht wahr?

„Alle Wetter, laß das Sie fort, oder —! Ich ſage Dir, wenn ich das Geſicht beſäße, ſo ſchleppte ich hier kein Waſſer, packeſelte nicht bis in die ſinkende Nacht — na, das ſollte mir fehlen! Aber das ſchadet nichts; ich mache Alles fix und fertig, dann gehöre ich mir — der Tag der Herrſchaft, die Nacht mir —“

„Du ſcheinſt ſehr heiter zu ſeyn.“

„Und ich rathe Dir auch, nicht die Kopfhängerin zu ſpielen; Du kannſt es beſſer haben, als ich — hörſt Du? — beſſer als ich!“

Damit verſchwand Friederike, und Roſa hörte gleich darauf die Lebensluſtige ſingen und in der Küche ihre Wäſche klatſchen. Der gute Rath der neuen Freundin gefiel ihr beſſer, als Eliſens Ermahnungen. Am andern Morgen erzählte Friedrike, wie ſie von neun Uhr Abends bis Nachts um zwei auf einem Balle in der Nähe getanzt, ſich „raſend“ luſtig gemacht habe und jetzt doch wieder auf dem Platze ſey. — Roſa bedauerte, nicht dabei geweſen zu ſeyn.

Als Eliſe das nächſte Mal wieder ihren Sonntag hatte, wollte ſie unſre Roſe zu einem Gang in's Freie abholen; letztere war jedoch bereits mit der neuen Freundin Friedrike weggegangen, ſo daß Eliſe allein ihren Weg antreten mußte. Unterdeß hatte es Friedrike ſchon zu karten gewußt, daß ſie und ihre Begleiterin nicht ohne Geſellſchaft waren. Sie kannte ſeit längerer Zeit einen jungen Mann bürgerlichen Standes, der etwas malte, muſizirte, ſang und — trank; dieſer, der an ihrer guten Laune Behagen gefunden, war der Begleiter und Schmarotzer eines jungen Edelmanns Rudolph von Zenghe, der, ſehr reich, in die Reſidenz geſandt war, um ſich auszutoben, und hier den Wüſtling ſpielte. Friederike hatte ihrem liebenswürdigen Bachmann von der neuen engelſchönen Freundin erzählt und dieſer ſich beeilt, ſeinem Freunde die Entdeckung der Partie mitzutheilen. Kaum ſpazierten alſo Friederike und Roſa an jenem Sonntage auf das Köpnicker Feld hinaus, ſo fanden ſich auch die beiden Herren ein, welche ſie freundlichſt grüßten, ein Geſpräch anknüpften und binnen einer Stunde ſo vertraut mit ihnen waren, daß Herr von Zenghe Röschen zu Abend heim brachte.

In den nächſten Tagen ſprach nun die Bethörte von weiter nichts, als von den ſüßen Schmeicheleien, welche ihre Eitelkeit gleich einem berauſchenden Dufte gierig eingeſogen; ſie wußte des Edelmannes anziehendes Weſen nicht genug zu rühmen, und freilich ſtand ſeine Sprache weit über Allem, was ſie in Oberrollersleben ſelbſt von einem Amtmannsſohne vernommen. Nur Eins berührte Roſa unangenehm, das war ein Beſuch Eliſens, welche ihr Vorwürfe machte; Roſa fühlte ſich ſchuldig und ihr Gewiſſen ſprach wie die treue Freundin: aber ſie hätte um Alles das Vergnügen eines zweiten ähnlichen Ganges mit der neuen Geſellſchaft nicht entbehren mögen, und log der Läſtigen mit ſtockender Stimme Allerlei vor. Eliſe ging etwas beleidigt durch Röschens kühle Behandlung davon und ließ ſich für's Erſte gar nicht mehr ſehen.

Auch dem Vater May hatte die dankbare Nichte bis dahin zuweilen einen Beſuch geſchenkt, und der Meiſter freute ſich herzlich, wenn Roſa ſich mit ihren Verhältniſſen jetzt zufriedener erklärte; dieſe Beſuche wurden jedoch immer ſparſamer und hörten zuletzt ganz auf. Der Meiſter war zu arglos, um die wahren Gründe zu errathen und zu beſchäftigt, um ſie zu erfragen.

Die vierzehn Tage bis zu dem Sonntage, wo die beiden Mädchen wieder ausgehen durften, fand Röschen ſehr lang; doch endlich war die Zeit da, und deshalb begab ſich die Geſellſchaft nach den ſogenannten Zelten. Herr von Zenghe und Bachmann waren ſehr pünktlich, und der Erſtere ließ diesmal, wo er beſtimmte Abſichten hatte, noch mehr als früher aufgehen. Friederike ſtieg in ihrem Humor bis zur Ausgelaſſenheit, aber auch Roſa wurde hier, ungeachtet der jungfräuliche Sinn in ihrer Bruſt ſie immer noch in den Schranken einer gewiſſen Würde hielt, ganz auf die Seite des Verführers gezogen. Sie hatte wohl äußerlich kein Zeichen ihrer Hingebung für den jungen adligen Anbeter verrathen, aber innerlich war ſie ganz ſein. Ihre Erfahrung ging nicht ſo weit, zu wiſſen, daß Schlangen unter Blumen grade deshalb ſo gefährlich ſind, weil ſie ſich nicht zu rühren pflegen.

Der junge Wüſtling wollte es aus Vorſicht nicht gleich zu weit treiben; er hätte ja die ſchöne Taube verſcheuchen können. Daß er ſich ſtets in ehrerbietiger Ferne hielt, betrog Roſa um ſo ſicherer. Auf dem Heimwege ließ er das andre Paar vorauf gehen, und Roſa ſchwebte wonnetrunken an ſeinem Arme dahin, als er folgendes Geſpräch begann:

„Es thut mir weh, ſchöne Roſa, Sie als gewöhnliches Dienſtmädchen einer Herrſchaft untergeben zu ſehen, welche Ihre Vorzüge vor Hunderten Ihres Geſchlechts gewiß nicht zu ſchätzen weiß.“

„Herr von Zengbe, auf welche andre Lage könnte wohl ein Mädchen wie ich Anſprüche machen!“

„Ich weiß, daß Ihre Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit ſo groß ſind, wie die Reize Ihrer Perſon; aber ich habe ſeit unſrem erſten Zuſammentreffen ernſtlich darauf gedacht, Sie in eine beſſere Lage zu bringen —“

„O Sie ſcherzen, gnädiger Herr! — wollten Sie ſich wirklich herablaſſen, ſich mit der Beſſerung meines Schickſals zu beſchäftigen!“

„Wie ich ſage, ſchöne Roſa! Ich brauche grade in meiner Junggeſellen-Wirthſchaft eine Haushälterin, die mich etwas vor Schaden ſicherte und bei den kleinen Fêten, welche ich bisweilen gebe, die Stelle der Hausfrau verträte. Was meinen Sie? Ich gäbe Ihnen jährlich funfzig Thaler und würde ſorgen, Ihre Garderobe in einen Stand zu ſetzen, daß Sie vor meinen Gäſten anſtandsmäßig erſcheinen könnten —.“

„Ach, Sie haben viel Güte für mich verlaſſenes Mädchen!“ äußerte Roſa, welche durch die Theilnahme gerührt wurde und zugleich in die Zukunft, wie in ein köſtliches Kleiderſpinde ſah. Sie theilte bei dieſer Gelegenheit das Wichtigſte aus ihrem frühern Leben ihrem großmüthigen Anbeter mit, der ſie mit einem warmen Händedruck ſeines innerſten Mitleids verſicherte und ſein Anerbieten wiederholte. Sie ſchwieg eine Weile; die glänzenden Verheißungen blendeten ſie völlig und ſie hätte lieber gleich zugeſagt, wenn die gewaltige Aufregung in ihrer Bruſt es zugelaſſen.

„Ich will Sie nicht drängen“, ſchloß Herr von Zengbe dieſe Unterredung, als ſie vor dem Brandenburger Thore anlangten: „beſinnen Sie ſich auf meinen Vorſchlag, wir haben noch einige Wochen Zeit, ehe das Vierteljahr um iſt, dann können Sie eintreten. Thäten Sie es nicht, ſo würde mich das deshalb ſchmerzen, weil ich herzlich Theil an Ihrem Schickſal nehme und mein Vorſchlag die einzige Weiſe enthält, wie ich es würdiger machen könnte und möchte. Ich kenne viele vornehme Damen, welche mit der Hälfte Ihrer Reize die ganze Männerwelt in die Schranken fordern würden — doch ich will nicht ſchmeicheln, ſchöne Roſa!“

Während dieſer Unterhaltung war die kleine Geſellſchaft am Ziel angelangt und Roſa wußte nicht, wie ſie heimgekommen. Sie ſchlüpfte in's Haus und konnte es kaum erwarten, bis Friederike ihr nachkam, um ſich noch etwas gegen ſie auszuſprechen. Das Lob ihrer Schönheit von Zengbe's Lippen hatte den erſten Brand in ihr Herz geworfen, die Ausſicht, ihre Reize durch glänzenden Putz nach Gefallen erhöhen zu können, den zweiten; aber

Univ. Bibl.
München

Friederikens Bewunderung ihres Glücks vollendeten den Rauſch für dieſen Abend, in dem alle dieſe Flammen in eine ernſte Leidenſchaft für den aufloderten, der ſie entzündet hatte.

In den nächſten Tagen kehrte die Beſonnenheit wieder etwas zurück; ihre Eitelkeit deutete zwar immer noch mit Erfolg auf die lachende Zukunft, aber ſie konnte ſich nicht ganz der Freude darüber hingeben, weil etwas in ihrem Innern ſich dem entgegenſtellte und ſie unruhig und unzufrieden machte. Was auch der durch ihre Leidenſchaft verſtrickte Verſtand ihr einreden mochte, ein klares Gefühl ſagte ihr: daß ſie ſich böſen Verſuchungen entgegen ſtürze und mit ihrem Jawort eine Scheidewand durchbreche, welche für jede ſittſame Jungfrau nur am Altare eine rechtmäßige Pforte öffnet. Statt ſich jedoch durch das Gewiſſen warnen zu laſſen, ſuchte ſie immer emſiger Friederikens Geſellſchaft, die beredte Schutzpatronin ihrer Eitelkeit und Putzſucht, die immer den Sieg davon trug.

„Was!“ ſagte dieſe: „Du willſt Dich bedenken, ein Leben wie eine Fürſtin zu führen? Alle Mädchen ſchmachten nach ſolcher Ehre, und würden in Dir eine unheilbare Närrin ſehen. Hier Arbeit und Schmutz und geſtohlene Freuden, dort Freuden die Fülle, die Dir in einem Leben voll Herrlichkeit geboten werden; — und ich ſehe es voraus, man wird Dich anbeten, Röschen, nach der Menge von Lorgnetten, die Du bereits in Bewegung geſetzt, und Herr von Zengbe wird ſich eine Ehre daraus machen, Deine Bitten für Befehle anzuſehen und Dir jeden Wunſch aus der Seele zu leſen. Sapperlot noch einmal! wenn Du das Anerbieten ausſchlägſt, trittſt Du Dein Glück mit Füßen und biſt nicht mehr werth, daß man Dir weiter hilft!“

„Aber — mein Dienſtherr iſt unverheirathet — da ſcheint's mir doch als —“

„Ach was! ich verſtehe Dich ſchon; — aber wir Mädchen haben alle etwas, jeden Mann in der gehörigen Entfernung zu halten. Das liegt nur an Dir, Roſa; und wäre die Sache gewagt: wer nicht wagt, gewinnt nicht!“

Aehnliche Geſpräche wurden mit verſchiedenen Wendungen faſt jeden Abend abgehalten, und es gelang der Verführerin, Roſa's Gewiſſen gleich einem unruhigen Kinde endlich doch einzuſchläfern. Noch waren nicht vierzehn Tage ſeit jenem Gange nach den Zelten verſtrichen, da mußte Friederike dem Edelmann durch Bachmann ihre Einwilligung zu wiſſen thun. Die Spaziergänge an den freien Sonntagen wurden fortgeſetzt, und Roſa ſchwelgte um ſo unbeſorgter in Luſt und Freude, als ihr Anbeter ſich durchaus nichts erlaubte, was ihr hätte ein Bedenken erregen können. Den ſchlimmſten Sturm erregte noch die Majorin, als Roſa ihr kündigte und erklärte, daß ſie Wirthſchafterin eines adligen Herrn werden ſolle. „Liebes Kind“, ſagte Jene bedenklich, „ich weiß nicht, welche Begriffe von Schicklichkeit Du haben magſt, auch denke ich Deinem Glücke durchaus nichts in den Weg zu legen — aber wenn man nur Deine Unerfahrenheit nicht benutzen will — überlege Dir's nochmals —!“

Roſa ſchwieg und eilte etwas beklommen zu Friederike in die Küche; aber dieſe war ſehr unwillig und meinte, wenn Roſa ihren Maaßſtab der Schicklichkeit, den ſie vom Dorfe mitgebracht, anlegen wolle, ſo thue ſie wohl, Berlin ſogleich zu verlaſſen. „Die Herrſchaften denken gleich, Alles ſey gemein und ſchlecht, was nicht in ihrer Weiſe iſt“, ſagte Friederike; „ſoll ich Deine geheime Räthin ſeyn, Roſa, ſo laß Deine Majorin bei Seite; ich denke zu wiſſen, was ſich ſchickt, ſo gut wie die vornehme Dame oben — hm!“

Zu Meiſter May hütete ſich Roſa zu gehen, um nicht in die Klemme zu gerathen, und die Majorin ſchwieg fortan und miethete ſich ein andres Mädchen. Der bethörten Roſa wollte in der letzten Zeit gar keine Arbeit mehr ſchmecken und ſie ſehnte ſich nach dem Tage ihrer Erlöſung und Erhöhung.

Dieſer kam endlich, und ſie machte ſich mit ihrem kleinen Koffer nach dem Hotel, wo Zenghe wohnte, auf den Weg. Dort angelangt, meinte ſie in den Mienen der Domeſtiken etwas zu bemerken, was ihr nicht gefiel; man nannte ihr die Nummer von Zenghe's Wohnzimmer, und ſie eilte die Treppe hinauf. Mit ängſtlich klopfendem Herzen trat ſie in die Gemächer, wo überall Vergoldungen ſie anſtarrten; ihre Beklemmung, die letzte Mahnung ihres guten Engels, nahm ſo zu, daß ſie faſt die Flucht ergriffen hätte; aber ein Diener trat herein und führte ſie mit vieler Ehrfurcht in Zenghe's Empfangzimmer, wo ſein Herr ſie ſehr freundlich willkommen hieß und ſie um die Erlaubniß bat, das ihr beſtimmte Zimmer ihr ſelbſt anweiſen zu dürfen. Dies geſchah, und ſie wurde überraſcht, ihr Gemach mit Allem, was zur Toilette einer Dame gehört, ausgeſtattet zu ſehen. Er entfernte ſich, damit ſie ſich einrichten könne, und nun entdeckte ſie erſt in einem Spinde einen ganz neuen prächtigen Anzug für ſie. Jetzt war es mit allen Bedenklichkeiten rein vorbei; ſie fühlte ſich überſelig, machte ſogleich Toilette und brachte in dieſem Putz dem Herrn Kaffee. Er muſterte ſie wohlgefällig und ſchenkte ihr ſelbſt eine Taſſe ein mit den Worten: „Möge dieſer wohlſchmeckende Trank Ihnen andeuten, daß nur Freuden Sie hier erwarten!“

Aber ſchon wechſelte der Wüſtling allmählig die Rolle, um ſeinem Ziele näher zu kommen. Als eines Sonntag Abends Bachmann und Friederike mit Zenghe Roſa's Einzug gefeiert, mußte Friederike es der Freundin beibringen, daß der Herr ſie doch eigentlich duzen müſſe. Roſa wollte Anfangs ein Bedenken haben, aber ein Glas Champagner half darüber hinweg, und ſie bat ſich das „Du“ aus, indem ſie ſich vornahm, keine andre Zugeſtändniſſe zu machen. Zenghe hatte jedoch kaum dieſe Feſtigkeit bemerkt, ſo fing er an, den girrenden Schäfer zu ſpielen. Sie war zu gutmüthig, um hart ſeyn zu können, und als Bachmann ſie eines

Abends fragte, ob ſie den freigebigen vornehmen Freund, der eben hinausgegangen war, mit Gram tödten wolle, ſtotterte ſie in glühender Verlegenheit: „Hat er mich ſchon um etwas gebeten?“ Die Sache war nichts als Comödie und Zenghe nur hinausgeſchlichen, um auf ihre Antwort zu horchen. Ehe die Geſellſchaft ſich trennte, erhielt der Verführer den erſten Kuß. Nun mußte ſie ſich am andern Tage ſelbſt ſagen, daß ſie bereits in ihren eigenen Augen nicht mehr rein ſey; ſie nahm ſich alſo abermals feſt vor, kein Zugeſtändniß mehr zu machen. Aber da ſie die Verführerin, ihre Eitelkeit, im Herzen und mit dieſer verbündet einen Verführer neben ſich hatte, der auch von ihrem Herzen Beſitz zu nehmen begonnen: was hätte außer der Flucht da noch retten können? Zenghe wurde von jetzt dringlicher, aber ſie wies wirklich ſeine Kühnheit mit den Worten ab: „Gnädiger Herr, ich würde nur Ihren Stammbaum verunzieren!“

„Theuerſtes Mädchen!“ rief der Liſtige feurig aus, „iſt es nur das? Ach, was könnte ich thun, wenn Du mir mit aller Hingebung Deine Liebe wirklich bewieſeſt!“

Das warf alle ihre Bedenklichkeiten um, und ſie mußte hinausgehen, um ihre Niederlage nicht zu offenbaren. Zenghe hatte das wohl bemerkt, ſpielte auf's Neue den Zärtlichen in der beſcheidenſten Weiſe und lud ſie zu einem Spaziergange gegen Abend ein. Sie ſagte zu und Beide ſpazierten über den Wilhelmsplatz nach dem Brandenburger Thore. Da blieb Zenghe vor der Bildſäule des „alten Deſſauer“ ſtehen und ſagte in bedeutſamer Weiſe: „Weißt Du wohl, Roſa, daß Fürſt Leopold von Deſſau eine Bäckerstochter heirathete und ſie zur Fürſtin erhob?“ — „Mir iſt, als hätte ich 'mal davon gehört“ — erwiederte Roſa leiſe und drückte voll ſüßer Hoffnung die Hand des Falſchen. Die Unglückliche glaubte, was ſie hoffte, und hatte keine Ahnung von der Mine, welche wieder gegen ſie gegraben und geladen wurde.

Fünf Wochen ſpäter fiel Roſa's Geburtstag, was Zenghe durch Friederike in Erfahrung gebracht. Bis dahin hielt er ſich äußerſt beſcheiden. An dieſem Tage aber trat er Morgens mit einem lächelnden Geſicht in ihr Zimmer und überreichte ihr ein Schmuckkäſtchen, bei deſſen Oeffnung ſie geblendet zurückfuhr. „Alles iſt Dein“, ſagte er, „und möge es Dir, theures Mädchen, ein kleiner Beweis meiner Zärtlichkeit ſeyn!“ Als eine Trunkene verließ er ſie — ſich mit Gold und Edelſteinen behängen zu können, das allein hatte ihr noch gefehlt — und trunken verlebte ſie den ganzen Tag bis zum Abend, wo Bachmann und Friederike ſich einfanden und bald der Champagner in Strömen floß. Was der Schmuck von ihrer Standhaftigkeit noch übrig gelaſſen, verſchwemmte dies feurige Getränk; die Unglückliche ſegelte im Sturm auf einem Meere der Luſt und — ging unter.

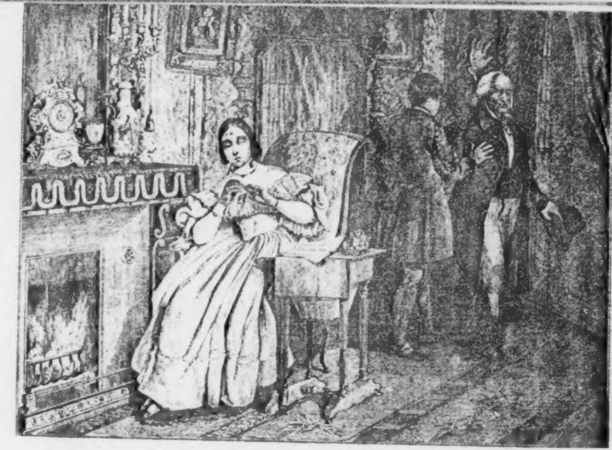
Ihr jungen Mädchen, habt Ihr wohl ſchon geſehen, wie eine lauernde und raſch geſchäftige Spinne eine Fliege in ihre Fäden haſtig einſpinnt, ſobald dieſe nur erſt in ihrem Netz hängen geblieben? — Ihr habt dann etwas traurig Wahres geſehen: ein Bild der Verlockung und des Untergangs, was ſich oft auch im Menſchenleben wiederholt.

Nach der verſchwelgten Nacht fand der Verführer die Arme weinend, er tröſtete ſie; denn — ſie vergaß in einem zweiten Rauſch den erſten. Und Zenghe ſuchte nun Alles hervor, die Verlorne vor ſinnlichem Taumel gar nicht mehr zu ſich kommen zu laſſen. Theater, Conzerte, Bälle, kleine Reiſen mußten ſie betäuben, und ſie, die Anfangs noch Thränen gehabt, ihren Fall zu beweinen, wurde an dieſe Ausſchweifungen bald ſo gewöhnt, daß ihr ein ruhiger Tag ſehr verdrießlich erſchien. Wo ſie ſich zeigte, machte ihre Schönheit Aufſehen, und das trieb ſie immer mehr auf den Putz hin; ſich ſchmücken, war ihre Seligkeit, die Zurüſtungen der Toilette mit allen ihren Künſten zur Erheuchelung erſtorbener Blüthe ihr Leben. Sie vergaß Ehre und Ehe, ja! ſie ſah jetzt in Zenghe nur den willkommnen Befriediger ihrer Putzſucht, und dieſe hatte ſelbſt die Liebe zu dem Manne faſt ganz erſtickt. Sie war eine gemeine Dirne mit vornehmem Anzug geworden — ihr guter Engel gab ſie auf.

So waren beinahe dreiviertel Jahre verſtrichen und Meiſter May hatte von ſeiner ſchönen Nichte nichts geſehen, nichts gehört. Wie wenig es ſeine Zeit erlaubte, hatte er doch einige Male bei Eliſe angefragt und anfragen laſſen: wo Roſa ſich hin verloren; aber die Gefragte, um den braven Mann nicht zu kränken, gab ausweichende Antworten. Endlich konnte es der gute Meiſter nicht mehr anſtehen laſſen und machte ſich an einem rauhen Wintertage auf, Roſa zu ſuchen, deren Auffinden ihm zuletzt auch mit Hülfe der Polizei gelang. Er wurde zu ſeinem nicht geringen Befremden in das Hotel de ** gewieſen, ſtieg die Treppe hinauf und wollte gradezu in das Zimmer ſeiner Nichte, als Zenghe's Diener dem Manne mit der Flicke vor dem Knie den Eingang ſtreitig machte. May ſchob jedoch den Zudringlichen beiſeit und ging in das Zimmer, wo er Roſa's Stimme zu hören geglaubt. Der alte Mann erſchrak über das, was er hier ſah. Vor einem prächtigen Kamin und blätternd in einem Modejournal, ſaß ſeine Nichte da, angethan wie eine vornehme Dame, ſtarrend von Seide und behängt mit blitzenden Steinen wie mit den Thränen, die ihr guter Engel zum Abſchied über ſie herab geweint.

Dem alten Manne verſagte die Sprache. Sie war ebenfalls beſtürzt und wollte ſich erheben, um ihm die Hand zu reichen; aber er winkte ihr, daß ſie ſitzen bleiben mußte. Jetzt ſah er ſich in dem ſchönen Zimmer um, trat dicht vor ſie hin, und, auf ihren Anzug deutend, nahm er in ſchneidender Weiſe das Wort:

„Iſt das Alles ehrlich verdient? O ich begreife, was hier geſchieht — und mein ehrlicher Name wird mit dem Schmutz deſſelben Laſters beſudelt, das Dich mit Juwelen behängte. Heute



iſt es ein Jahr, daß mein guter Bruder zur Erde beſtattet wurde, und im Namen Deines Vaters gebe ich Dir ſeinen Fluch, wenn Du nicht umkehrſt von Deinen böſen Wegen. Deine Tugend hat alſo Deinen Vater nicht einmal um ein Jahr überlebt! Ja, ich fluche Dir im Namen Deines Vaters, Du zucht- und ſchamloſe Dirne —!“

Bei dieſen Aeußerungen war der Diener herzugetreten, und ſchob den eifernden, polternden Alten zur Thür hinaus. Roſa war von dem Eindruck deſſen, was ſie aus dem Munde ihres Oheims hatte anhören müſſen, ſchmerzlich ergriffen worden und ſaß da, an ihren Nägeln ſpielend, als der Verführer, der ſie jetzt noch nicht hätte verlieren mögen, hereintrat und ihre Hand ergriff mit den Worten: „Was ſo ein alter Mann ſich ereifert und gleich das Kind mit dem Bade ausſchüttet! Weil er ſeine Jugendfreuden hinter ſich und vergeſſen hat, ſo müſſen wir nach ſeiner Meinung eigentlich wie Mönche und Nonnen leben — Unſinn! Was weiß der alte Narr, Röschen, wie Liebe mit Liebe rechnet, oder — wünſcheſt Du es anders, mein Kind?“

Er hatte die letzten Worte mit einem Tone geſprochen, der ſie erſchrecken ſollte und wirklich erſchreckte. Vor ihrer Phantaſie ſtand die bitterſte Armuth, ſie ſah ſich verlaſſen. — „Nein!“ hauchte ſie ängſtlich, und ihre Augen waren voll Thränen.

Dies war etwas nach vier Uhr Abends; um ſechs ſaßen Beide in einem Sperrſitze des Schauſpielhauſes und Roſa lachte von Herzen und ausgelaſſen über Kotzebue's „Pagenſtreiche“. Alles ging wieder im gehörigen Gleiſe, nur daß Zenghe bei ſich etwas beſchloſſen, was für Roſa nicht erfreulich ſeyn ſollte. Aeußerlich blieb ſich das Leben Beider zwar gleich und Bachmann ſammt Friederike bildeten noch ſehr oft ihre Geſellſchaft; doch als es wieder zum Frühjahr ging, kam Herr Bachmann mit ſeiner Freundin nicht mehr und Zenghe, der oft in dieſer Zeit Briefe von Hauſe erhielt, ſchien ſich über das Ausbleiben der Geſellſchaft gar nicht zu wundern. Da nun auch Zenghe jetzt öfter allein ausging, ſo empfand Roſa viel Langeweile; — aber dies war nur die Schwüle vor dem Ungewitter, was über ſie heraufzog.

Vier Tage nach Pfingſten war er zum letzten Mal mit ihr zu Balle und ungewöhnlich luſtig. Sie ſchlief nach der durchſchwelgten Nacht ſehr lange, und als ſie erwachte, war Zenghe fort.

„Wo iſt Dein Herr?“ fragte ſie den Diener.

„Abgereiſt, Mamſell, und wenn Du's genauer wiſſen willſt, um zu heirathen!“ —

Roſa war einer Ohnmacht nahe: ſchon das freche „Du“ des Dieners ſagte ihr, daß Alles vorbei ſey; ſie fragte indeß doch mit zitternder Stimme: „Wann kommt Dein Herr zurück?“

„Nie, Mamſell! und ich habe Befehl, ſeine Sachen nachzuſchicken und Dich als abziehendes Dienſtmädchen bei dem Commiſſarius abzumelden.“

Das war zu viel! Im erſten Augenblick wollte ſie ihm nachreiſen; aber ſie konnte kein ſchriftliches Verſprechen von ihm aufzeigen, und er hatte ihr ſeine Heimath nie genau verrathen. Dann überſah ſie, was ihr von ihrem Glanze blieb — es war deſſen immer noch genug. Eine ſtattliche Garderobe, alle Schmuckſachen und eine gefüllte Börſe hatte Zengbe ihr gelaſſen — was hatte es damit in der erſten Zeit für Noth! Doch eben in dieſem äußern Prunk beſtand ihre Noth; denn ſonſt lag Alles noch, hätte ſie beſſere Wege gehen wollen, zu ihrem Gunſten. War ſie doch als Dienſtmädchen an- und abgemeldet und konnte folglich wieder in Dienſt gehen, wenn es nicht an dem Muth gefehlt hätte, der gleißenden Hülle zu entſagen. Doch was geſchah!

Zu ihrem Oheim hätte ſie um die Welt nicht gehen mögen; hatte ſie der nicht verflucht! Und dann ihr Stolz! „Man ſoll nicht mit Verachtung auf mich niederſehen!“ rief eine böſe-Stimme in ihr. Sie erkundigte ſich nun nach Eliſe; da hörte ſie, daß des Meiſters Frau geſtorben und der Meiſter von Eliſens Tugenden ſo eingenommen worden ſey, daß er ſie zu ſeiner Hausfrau machen werde. Ein gewiſſer Schmerz ergriff ſie bei der Nachricht: „Alſo auch dieſe iſt für dich zu ehrlich geworden!“ dachte ſie. „Sie wird dich als Schweſter aufnehmen und ehrlich machen — eile zu ihr!“ flüſterte ein guter Geiſt ihr zu. „Man ſoll nicht ſtolz auf mich niederſehen — auch in Gedanken nicht!“ entgegnete ein böſer Geiſt, und des letztern Ausſpruch gefiel ihr beſſer. Dann betrachtete ſie ſich: „Dieſen Staat ſoll ich ablegen und wieder die Schmutzgewänder einer Köchin anziehen! dieſe ſammtweichen Hände ſollen Schwielen und Riſſe bekommen!“ Das müßige Leben hatte ihr gefallen und ſie lebte nun nach dem Sprüchwort: „Wer der Arbeit zuſieht, wird nicht müde!“

Ich will nicht in den Sumpf hinabſteigen, in welchem die Leichtſinnige verſank; nur von ferne will ich darauf einen kurzen, ſchweren Blick werfen für die, welche ſich auf dieſelbe Straße des Verderbens verlieren ſollten.

Sie fing an, das Laſter zur frevelhaften Kunſt der Verführung für Andre auszubilden, ſie wucherte mit ihren Reizen, die noch eine ſeltene Friſche behielten gegen acht Jahre hindurch. Bei den lüderlichen jungen Männern galt ſie damals unter dem Namen der „Mayroſe“ als die Königin des Tages, die weit und breit von ſich reden machte; Väter und Mütter und Bräute hatten Verirrte zu beweinen, welche von dieſer Sirene in das Netz gelockt worden waren. Aber die rächende Hand Gottes traf ſie in der Blüthe der Jahre. Eine langwierige, böſe Krankheit befiel ſie und verzehrte nicht allein ihre Reize unwiederbringlich, ſondern auch Alles, was ſie im Dienſte des Laſters erübrigt hatte.

Faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt erſchien ſie wieder, aber ihre Verehrer blieben aus. Sie mußte ſich bequemen, einige Stufen tiefer hinabzuſteigen; aller ehrliche Erwerb war ſo lange von ihr vernachläſſigt worden, daß ein Einlenken in dieſe Bahn ihr unmöglich dünkte und ſo geſellte ſie ſich zu den gemeinſten Buhldirnen und trieb das Gewerbe des Laſters, bis es auch in dieſem Pfuhl nicht mehr weiter ging und ſie nur noch wie ein Geſpenſt am Tage umherwandelte.

In dieſer Zeit, wo die Unglückliche den Weg des Laſters ſo zu ſagen bis an den Eingang zur Hölle durchmeſſen hatte und das einſt ſo reizende Mädchen Allen ein Abſcheu geworden war, in dieſer Zeit einer ſchrecklichen innern und äußern Verlaſſenheit ſcheint nagende Verzweiflung über ſie gekommen zu ſeyn; dafür ſpricht folgender Vorfall.

Sie wohnte in der Königsſtadt, wie die Bäckermeiſterin, und hatte dieſe auch auf der Straße zuweilen geſehen, aber vermieden. Einmal aber traf ſie an der Ecke der Alexanderſtraße auf ſie, daß Beide Angeſicht gegen Angeſicht ſtanden und einen Schrei der Ueberraſchung ausſtießen. Mit tiefem Schmerz blickte Eliſe in das durch Laſter, Seuche und Gram wetteifernd zerwühlte Antlitz, ſtreckte beide Arme nach ihr aus und rief: „Röschen, biſt Du's oder biſt Du's nicht?“ — „Ich bin's, Eliſe!“ — war die Antwort — „doch verunreinige Dich nicht mit meiner Nähe; ich habe mich elend gemacht an Leib und Seele!“ — „Willſt Du nicht mit mir gehen, Röschen?“ fuhr die Bäckermeiſterin gerührt fort; „Du ſollſt im Hauſe beſchäftigt werden und es gut haben bei mir.“ — Doch Jene wehrte die mitleidige Frau hart ab mit den Worten: „Laß mich da ſchlafen, wo ich mir gebettet habe! es wird nicht lange mehr dauern!“ Sie ſprach dies mit zum Weinen gebrochner Stimme und eilte mit ſo raſchen Schritten hinweg, daß die Bäckerin ihr nicht folgen konnte.

Sie ſah die Elende nie wieder; aber dieſe hatte ſobald noch nicht ausgelitten, wie ſie meinte und hoffte.

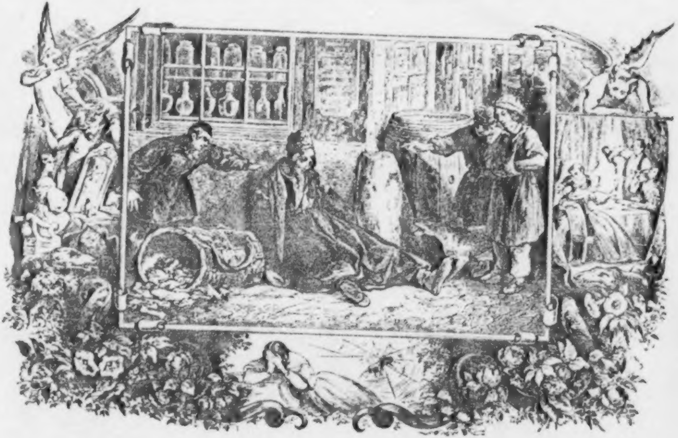
Einige Jahre ſpäter ging ich durch die Königsſtadt. Da ſah ich vor einer Deſtillation in völlig bewußtloſem, trunkenem Zuſtande ein altes Weib von gräßlichem Ausſehen bei einem Prellſtein auf dem Pflaſter ſitzen; neben ihr einen Korb mit Lumpen, die zum Theil auf der Straße verſtreut lagen, und um ſie her einige Straßenjungen und Schuſterlehrlinge, welche die Alte neckten, zupften, verhöhnten.

„Wer iſt die Alte?“ fragte ich.

„Hähähä!“ grinſte ein Schuſterjunge mich an; „der kennt die „Lumpenroſe“ nicht, die berühmte Lumpenmätzin May.“

Ich kann es nicht leugnen, daß ich mit einem Schauder weiter eilte und mich nicht mehr umſah. Ich kannte leider ihre Geſchichte ſehr genau.

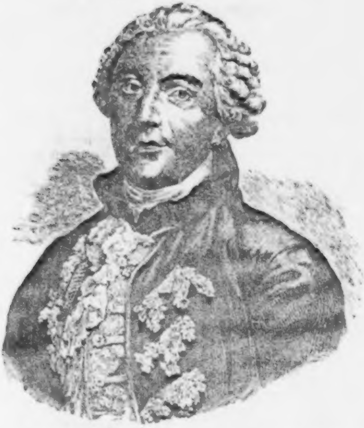
Dies geſchah im Sommer. Ein halbes Jahr nachher ging ich an derſelben Deſtillation vorüber. Es war früh Morgens und ſehr kalt. Da erblickte ich dieſelbe alte Lumpenſammlerin, die ſich Nachts in der Trunkenheit dahin geſetzt hatte und er-



froren war; eben traf man Anſtalt, ſie fortzuſchaffen. Man machte Belebungsverſuche, ſie blieben aber ohne Erfolg, und wer hätte es anders wünſchen mögen? Gott, welch ein Ende, und jenſeits — welch ein Erwachen!

O ich hätte alle eitle, leichtſinnige Dirnen an der Erfrornen vorüber führen und rufen mögen: hütet euch vor den Fallſtricken der eignen Schönheit, der Eitelkeit, Putzſucht und Verführung zum Laſter, welche in alle Abgründe des Elends ſtürzen. Gott, welch ein Ende, und jenſeits — welch ein Erwachen! C. Rienitz.

Büffon.



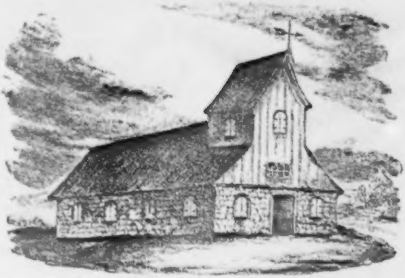
George Louis Leclerc Büffon, deſſen Genialität und unermüdlicher Thätigkeit die Naturwiſſenſchaft den weſentlichſten Fortſchritt verdankt, wurde am 7. September 1707 geboren. Sein Vater war burgundiſcher Parlamentsrath, und Büffon legte daher den Grund ſeiner Studien zu Dijon, wo er ſich beſonders als Mathematiker auszeichnete. Doch eine Reiſe nach Italien, deſſen mannigfache Schönheiten einen nie geahnten Reichthum von Gedanken in ihm erweckten, machte ihn zum ausſchließlichen Verehrer der Natur. Sogleich wollte er ſie zum einzigen Zweck ſeines ferneren Studiums nehmen, doch ſein Vater, der darauf beſtand, er ſolle Juriſt werden, ſchickte ihn nach Angers. Ein Duell zwang ihn, dieſe Stadt zu verlaſſen, er begab ſich nach London und trat daſelbſt zuerſt mit einigen Ueberſetzungen wiſſenſchaftlicher Werke aus dem Engliſchen als Schriftſteller auf. Sie gefielen allgemein, der König von Frankreich hörte ſeine Kenntniſſe rühmen, berief ihn nach Paris und ſtellte ihn an als Intendant des Königlichen Gartens (1739). In dieſer Stellung überließ ſich Büffon nun gänzlich und ungeſtört ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, indem er zugleich Sorge trug für die Erweiterung der Bau-Anlagen, ein eigenes Kabinet begründete für natur-hiſtoriſche Schätze, zu deren Vermehrung er ſich in ununterbrochenen Verkehr ſetzte mit allen bekannten Theilen der Erde, und einen großen Saal zu öffentlichen Vorleſungen erbaute. Sein Name hatte in Kurzem einen ſolchen Ruf erlangt und ihm eine ſolche Verehrung erworben, daß ſein Eigenthum auf offenem Meere ſelbſt von den damals gewaltig überhandnehmenden Seeräubern unangefochten blieb. Man erzählt, daß, bei der Beſitznahme eines franzöſiſchen Kauffahrers durch Corſaren, dieſe alle Gegenſtände, welche für Büffon beſtimmt waren, an die bezeichnete Adreſſe beſorgten. Nach zehn Jahren des unausgeſetzten Studiums in der Wiſſenſchaft ſelbſt ſowohl als, um ihrer Darſtellung willen, in der Kunſt des Schreibens, gab Büffon den erſten Theil ſeiner Naturgeſchichte heraus, dem in längeren Zwiſchenräumen die übrigen Bände folgten. Ganz Europa erſtaunte über die tiefe Gründlichkeit des Wiſſens, die Neuheit und ſchlagende Wahrheit der genialen Entdeckungen, der Auffaſſung, Aufſchlüſſe und Beweisführung, ſo wie über den geſchmackvollen, eben ſo klaren als feſſelnden Stil, den der berühmte Gelehrte in dieſem Werke entwickelte, das mit Recht als die Grundlage der neueren Naturwiſſenſchaft betrachtet wird. Doch das Neue, auch wenn es auftritt mit dem Rechte der Vernunft und der Wahrheit, hat ſtets ſeine Feinde in den Reihen Derer, die theils aus Unwiſſenheit, theils aus eigenſüchtigen Abſichten am Veralteten hängen. Wir finden zu dieſem Erfahrungsſatze, der übrigens aus dem verbeſſernd umwandelnden Begriffe des weiterſchreitenden Geiſtes als eine Nothwendigkeit hervorgeht, auch in unſrer jüngſten Zeit die ſprechendſten Belege. Mit welcher Anſtrengung ſtemmen ſich noch heute die in ihrem Weſen und Thun ſtarr eingewohnten Verfechter der alten, unfruchtbar gewordenen Geiſtesformen gegen die in friſcher Jünglingskraft erwachende Freiheit des geiſtigen Fortſchritts! Kann es im Geiſte, der das nie Ruhende, ewig ſich Vervollkommnende iſt und ſeyn muß, da die Algemeinheit der geiſtigen Anſchauungen tagtäglich durch die das Bisherige in ſich aufnehmenden und darauf weiterbauenden Menſchenköpfe erweitert wird, kann es im Geiſte unbedingte Formen, kann es in ihm überhaupt einen Punkt geben, wo der Stillſtand durch den Geiſt ſelbſt geboten wird? Nein! Der Geiſt iſt eben die ewige Freiheit, darum ſchrankenlos, und jede Beſchränkung ſeiner eine unverzeihliche Gewaltthat gegen ihn. Nur der Geiſt darf den Geiſt richten, keine andre Macht iſt ihm ebenbürtig! — Auch Büffon erfuhr dieſe ſtets ſich erneuende, ſtets erſt wieder zu beſiegende Feindſchaft gegen die neuen Entdeckungen, denen er in ſeinem Werke die Bahn brach. Die Sorbonne (der von der Regierung ausgehende, wiſſenſchaftliche Verein zu Paris) war es, welche, damals gänzlich unter dem Einfluß der Geiſtlichkeit, ihm heftig entgegentrat. Aber Büffon zog ſich ſcheinbar zurück, er gab anſcheinend nach, indem er dabei den eingeſchlagenen Weg raſtlos verfolgte, bis die laut verkündete Wahrheit ihre Befeſtigung durch ſich ſelbſt gefunden; dann ſtellte er ruhig den anerkannten Ruhm den Feinden gegenüber, und dieſe ſchwiegen, durch die Stimme der Völker überwunden. — Wie emſig und beharrlich Büffon ſtets ſeinen Zweck, Wahrheit und Ruhm in ihrer Einheit, im Auge hatte, beweiſt ſeine Abhandlung über den Stil, welche er bei ſeiner Aufnahme in die Akademie im Jahre 1743 verlas. Das Geheimniß ſeiner damals unerreichten Schreibweiſe legte er darin dar und zeigte, wie er keine Mühe geſcheut, um durch Beobachtung und Befleißigung dem Werth des wiſſenſchaftlich gediegenen Inhalts auch den Reiz der ſchönen Form zu verleihen. In ſeinem Werke iſt jeder einzelne Abſchnitt mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet, alle beſchriebenen Gegenſtände treten mit der Klarheit eines angeſchauten Gemäldes, ja mehr als das, mit der vollſten Lebendigkeit vor des Leſers geiſtigen Blick. Am ſchönſten gedacht und ausgeführt aber iſt ſeine Entwickelung der ſinnlichen Empfindungen im Menſchen. — Auf ſeinem Landſitze, den Ludwig XV zur Grafſchaft erhoben, ſtarb er, ein Greis von achtzig Jahren, ein Mann von ewigem Ruhme, am 16. April 1788. Selten ward einem großen Manne ein Glück zu Theil wie dieſem: von der Mitwelt wie von der Nachwelt gleich hoch gefeiert zu werden.

Fr. Paolo.

Bauwerke auf Island.

Die Hauptkirche in Reikiawik.

Sie iſt aus Steinen gefügt, mit ſtarken Brettern gedeckt; ihr Thurm iſt ein ſchweres Geviert aus Balken und enthält ein Paar Glocken von Mittelgröße. Unter dem Dache der Kirche befindet ſich die öffentliche Bücherei, an 6000 Bände enthaltend, zu welcher jeder Eingeborene freien Zutritt hat, auch



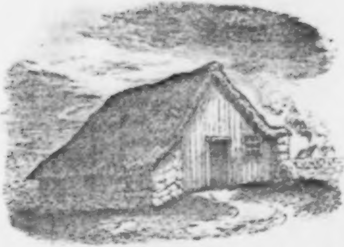
unter gewiſſen Bedingungen Bücher mit nach Hauſe nehmen darf. Dieſe Bücher enthalten meiſt weltliche oder Kirchen-Geſchichte in deutſcher, ſchwediſcher, norwegiſcher oder däniſcher Sprache; wenig engliſche Werke, dennoch Ausgaben der beſten engliſchen Dichter, eine Sammlung alt-griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller, dann handſchriftliche Werke über Gottesgelahrtheit, von isländiſchen Prieſtern geſchrieben. Waren die Isländer einſt berühmt wegen ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, ſo iſt es erfreulich, noch Spuren des Scharfſinnes und Fleißes in den Abkömmlingen zu finden, wodurch ſie ſich ihrer Altvordern würdig zeigen.

Die Kirche zu Thingwalla.

Dieſes Gotteshaus weicht in ſeiner Bauart von allen Kirchen ab, die man anderswo findet. Seine größte Länge beträgt nur 23 Fuß, acht Fuß davon ſind noch für den Altar durch eine Schranke abgeſperrt; an der Schranke lehnt die Kanzel, welche die Umſchrift führt:

„Ich kenne deine Werke!
Dem, der da hat, wird gegeben!“

Ueber dem einfachen Abendmahl-Tiſche iſt ein rohes Gemälde, „des Herrn Abendmahl“ vorſtellend, aufgehangen, das jedoch von hohem Alterthume zeugt. Die Breite der Kirche iſt zehn Fuß, die Höhe des Mauerwerkes nicht über ſechs Fuß. Die Mauern ſind getäfelt. Von einer ſtrecken ſich dicke Balken durch den ganzen Raum, auf welchen eine Menge von Bibeln, Geſangbüchern und alten Handſchriften in bunter Unordnung aufgeſtellt iſt. Das

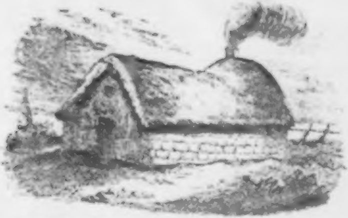


Innere des Daches, die Sparren, auf denen das Dach ruht, ſind gleichmäßig mit Brettern bekleidet. An der Eingangs-Pforte hängen, an einem Holzgerüſte, drei Glocken, ſo niedrig, daß man ſie auf ebener Erde mit Händen erreichen kann. Vier oder fünf Bänke mit Rücklehnen ſind zu jeder Seite des inneren Gebäudes geſtellt, hinter dieſen befindet ſich nur noch ein kleiner Gang frei; eine ähnliche Bank zieht ſich um den Altar herum. Dieſer geringe Raum ſoll hinreichen für das Bedürfniß der Bevölkerung. — Fremde beſuchen das entfernte Eiland ſelten; kommen deren aber und geſtatten die ärmlichen Wohnungen keinen Raum, werden ſie von den gaſtfreien Einwohnern für die Nacht in die Kirche gewieſen, dorten ſich ein Lager unter Gottes Frieden aufzuſchlagen.

Der Name „Thingwalla“ bedeutet einen hohen Gerichtshof im freiem Felde. Der Althing oder die große Volks-Verſammlung ward ehedem hier unter freiem Himmel gehalten, bis zum Jahr 1690, wo man ein ziemlich großes einfaches Gebäude von Lava aufführte, um darin Gericht zu halten. Im Beginn des jetzigen Jahrhunderts aber wurde der Gerichtshof nach Reikiawik verlegt. An dieſem denkwürdigen Orte ward auch vor mehr als 800 Jahren dem Heidenthum abgeſchworen und das Chriſtenthum auf der ganzen Inſel angenommen. Jetzt iſt es eine Stätte der Verwüſtung, indem die Natur rings nur Zerſtörung und Trauer darbietet, was durch die Nachbarſchaft des feuerſpeienden Hekla leicht erklärlich iſt.

Eine isländiſche Fiſcher-Wohnung.

Das Aeußere einer isländiſchen Fiſcher-Wohnung kann nicht einfacher ſeyn, es gleicht vollkommen einer iriſchen Bauer-Woh-

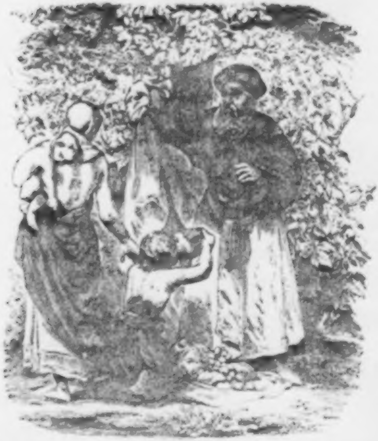


nung oder den Wohnungen der hebridiſchen Inſeln, von welchen aus Island zuerſt angebaut worden ſeyn ſoll. Der untere Theil iſt von Steinen aufgeſchichtet, zwiſchen deren Fugen ſtatt Mörtel Moos und Raſen geſtopft wird. Ein hölzernes Dach erhebt ſich über dieſen Mauern, welches wieder mit Raſen bedeckt iſt. Fenſter giebt es keine hier, außer einer ärmlichen Oeffnung, mehr geeignet, den Sturm als den Tag in's Innere zu laſſen. Ein viereckiger Bretter-Verſchlag dient als Schornſtein, doch öfter noch läßt man den Rauch ſich ſeinen Weg durch ein Loch des Daches ſuchen. Die einzige Feuerſtelle iſt jene der Küche. Der Boden beſteht aus einer Thon-Tenne, der Hausrath aus einigen rohen Bänken und Bretter-Gerüſten an den Seitenwänden, auf denen die Bewohner ihre Betten haben. Unter denſelben hängen Fiſche zum Trocknen, ſind alle ärmlichen Bedürfniſſe der Bewohner ausgebreitet und geordnet zu ſehen.

Die Kirchen ſowohl wie das Fiſcherhaus bezeichnen die Armuth der Bewohner Islands; dennoch leben dort im Verhältniß mehr zufriedene Menſchen als in manchem mit Wohlhabenheit geſegneten Lande. Der Menſch iſt aber überall glücklich, wo er Lebensmuth und Anſpruchloſigkeit nicht von ſich läßt!

Almoſen.

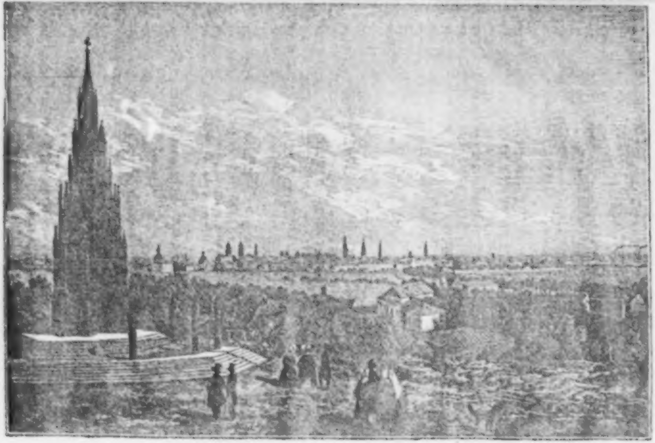
Nathanael, ein herziger aufrichtiger Mann, ſaß unter ſeinem Feigenbaum, an welchem ſich die Weinrebe hinaufſchlang, ſo daß Feigen- und Weinblätter vereinigt dichten Schatten breiteten. Er aß von den Feigen und der Rebenfrucht, und gedachte mit Behagen der Fülle und Sicherheit, welche durch den Baum und die Reben angedeutet wurden. Freudig redete er ſein Schattenzelt



an: „Wie ſoll ich dir lohnen, milder gaſtfreier Feigenbaum, für die ſüßen Früchte, die du mir jährlich ſo reichlich ſpendeſt, und was beſitze ich, edler Weinſtock, womit ich deine Freudengaben erwiedern könnte? Meine geringe Mühe, euch zu behacken, zu düngen, zu reinigen und zu pflegen, vergeltet ihr mir mit überreichen Geſchenken; ja, wenn ihr mir auch gar keine Frucht, wenn ihr mir nur die Friſche eures vollen, duftenden Schattens vergönntet, ſo wäre dafür ſchon mehr als genug gethan, und ich bliebe euer Schuldner; die Menge eurer Wohlthaten macht mich zu einem Undankbaren." — Da erwiederte der Feigenbaum mit ſeinem frommen Rauſchen über Nathanaels Haupt: „Nicht uns, ſondern deinem und unſerm Gott gieb Dank und Ehre für unſre Gaben!" — Da flüſterte das Rebenlaub mahnend über Nathanaels Haupt: „Nicht mir, ſondern dem Anwalt Gottes ſollſt du deinen wirklichen Dank erſtatten, ſchau um dich!" — Nathanael ſah um ſich her, da trat die Armuth vor ihn hin, und die Zweige des Feigenbaums und des Weinſtocks deuteten auf ſie. Und Nathanael theilte die Früchte mit ihr, ja, ſelbſt ſeinen Mantel, und war ſelig und zufrieden, und ſein Dach trug doppelte Früchte; ‚denn ſo Zwei ſich ſättigen an einem Brod in Liebe, macht der Herr es doppelt ſo groß.

Der Kreuzberg bei Berlin.

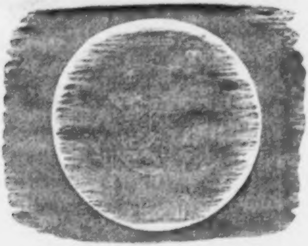
Kaum eine Viertelſtunde ſüdlich von Berlin liegt ein Hügel, nach dem Dorfe Tempelhof, deſſen Ländereien bis an ihn heranreichen: der Tempelhofer Berg genannt. Der eine Theil deſſelben, rechts von der Straße nach Tempelhof, hat von dem mit dem eiſernen Kreuze geſchmückten Denkmal, das wir auf unſerer Abbildung erblicken, den beſonderen Namen: der Kreuzberg erhalten. In Form eines gothiſchen Münſterthurms, aus einer Reihe kleiner Thürmchen zur zweiten, dritten und vierten emporwachſend, geſtaltet das Denkmal in ſeiner Grundlage, auf einem ſteinernen, ſtufenweis ſich erhebenden Unterbau, ein Kreuz, alſo vier gleichmäßige Vorſprünge, und iſt mit zwölf Bildſäulen geziert, welche, in deutungsvollem Gewande dargeſtellt, in Beziehung ſtehen zu den Freiheitskämpfen von 1813 bis 1815. Auch die einzelnen kleinen Thürmchen, wie diejenigen, welche die Ecken der Umgitterung bilden, tragen auf ihren Spitzen das eiſerne Kreuz, und rechtfertigen ſo vollkommen die neue Taufe, welche der Hügel durch das auf ſeinem höchſten Punkt errichtete Denkmal bekommen. Der König von Preußen Friedrich Wilhelm III legte in Gemeinſchaft mit dem Kaiſer Alexander von Rußland den Grundſtein dieſes Monuments am 19. September 1818, und indem wir in den durch das Gitter umſchloſſenen Raum treten, erblicken wir zuerſt in erhabener Schrift folgende Worte: „Der König dem Volke, das auf ſeinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte. Den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.“ Dies iſt die Anerkennung, welche der Vaterlandsliebe, dem Heldenmuthe und der Aufopferung des Volkes geworden, eine Anerkennung, die nur durch das Gefühl und im Gemüth des Einzelnen zur Wirkung kommen kann: eine wahrhaft wirkliche, im Staate ſelbſt lebendig ſeyende Anerkennung der Volkswürde hat ſich noch mehr zu entwickeln. Doch wir haben bei der Beſchreibung des Denkmals zu ſchildern, was da iſt, nicht was da ſeyn könnte und ſollte; wir ſchauen alſo wieder auf die eiſerne Anerkennung und leſen die Namen der bedeutendſten Schlachten. Vier Hauptſchlachten: Groß-Görſchen (2. Mai 1813), Leipzig (18. Oktober 1813), Paris (30. März 1814) und Belle-Alliance (18. Juni 1815) ſtehen auf den Seiten der vier Vorſprünge mit goldenen Buchſtaben verzeichnet. Die Bildſäulen oberhalb dieſer Namen, in ſinnbildlicher Gewandung, ſind, in gleicher Reihenfolge: Der Prinz von Heſſen-Homburg,



der bei Groß-Görſchen fiel, die Siegesgöttin mit den Wappen der drei Verbündeten, die Königin Louiſe, den Siegeswagen, der von Paris zurückgeholt wurde, als Genius des Friedens tragend, und die jetzige ruſſiſche Kaiſerin. Die Ecken zwiſchen dieſen Seiten tragen in eiſerner Schrift die Namen der Schlachten: Groß-Beeren (23. Auguſt 1813) mit dem Standbilde des jetzigen Königs von Preußen; Katzbach (26. Auguſt 1813) mit dem Sohne des Feldmarſchalls Blücher; Culm (30. Auguſt 1813) mit dem Standbild Friedrich Wilhelm's III; Dennewitz (6. September 1813) mit dem Grafen Bülow von Dennewitz; Wartenburg (3. Oktober 1813) mit dem General York, der mit einem Fuße auf einem Schiffsſchnabel ſteht, dem Zeichen des Ueberganges über die Elbe; La Rothière (1. Februar 1814) mit dem Kaiſer Alexander; Bar ſur Aube (27. Februar 1814) mit dem jetzigen Prinzen von Preußen; Laon (9. März 1814) mit dem Prinzen Wilhelm, Bruder des verſtorbenen Königs. Bemerkenswerth iſt es, daß bei der Schlacht an der Katzbach das Standbild den Sohn des Feldmarſchalls Blücher darſtellt, der durchaus keine geſchichtliche Bedeutung hat. Man ſagt, der Marſchall Vorwärts habe gewünſcht, daß er ſelbſt dieſe Stelle nicht einnähme. Den Grund dieſes Wunſches vermochte der Erklärer des Denkmals, ein Invalide — der in dem kleinen Häuschen wohnt, das wir mit dem Dach und dem oberen Theil eines Fenſters im Vordergrunde über dem Boden ſich erheben ſehen — uns nicht anzugeben. Dieſer Invalide, der alle Feldzüge ſeit der Schlacht bei Groß-Görſchen mitgemacht, hat die Stelle eines Aufſehers als Ruhepoſten erhalten. Das Denkmal iſt 61 Fuß hoch und enthält zweitauſend zweihundert und einige achtzig Centner Eiſen.

Von der Treppe, auf der es ſteht, hat man die ſchönſte Ausſicht über Berlin, das ſich in vollſtändigem Panorama dem Blicke darlegt. Wir bemerken von links nach rechts folgende Gebäude, die ſich beſonders hervorheben: Die Eiſenbahnhöfe der Potsdamer und Anhalter Bahn, die Dreifaltigkeits-, die Böhmiſche Kirche, das Schauſpielhaus, die Thürme der Deutſchen und Franzöſiſchen Kirche auf dem Gensd'armes Markt, die Servienkirche, die katholiſche, die Werderſche Kirche, den Dom, das Schloß, den Marienthurm, die Jeruſalemskirche, den Nicolaithurm, die Parochialkirche und andere mehr. — Ein Vergnügungs-Ort der Berliner, das Tivoli genannt, befindet ſich ebenfalls auf dem Kreuzberge, der in den letzten Jahren mit zierlich netten Sommerhäuſern bebaut worden und als Sommer-Aufenthalt wegen der freien und reinen Luft, die hier herrſcht, ſo wie wegen der angenehmen Ausſicht ſehr beliebt iſt. Die bekannte „Rutſchbahn", auf welcher kleine Wagen zu zwei Perſonen hinabrollen, und auch glänzende Feuerwerke ziehen im Sommer viel Publikum nach dieſem Vergnügungs-Ort.

Die Spinnerin im Monde.



Ein Mädchen ſpann nie ſtill und ſein,
Spazierte lieber im Mondenſchein:
Sie wollte nur tanzen, nur ſpringen,
Sie mochte am liebſten ſingen.
Schalt ja die Mutter ſie tüchtig aus,
Schlich ſie ſich ſtille aus dem Hauſ';
Sie tanzte im Mondenſcheine,
Sie ſang für ſich alleine.
Die Mutter ging zur Tochter hin:
„Du faule, faule Spinnerin,
Willſt du dein Rad nie drehen,
Magſt in den Mond du gehen!"
Und ſieh', der Mond in ſchnellem Lauf,
Der hob die faule Spinnerin auf.
Seht ihr im Monde drinnen
Sie dort nicht einſam ſpinnen?
Die weißen Sommerfäden ziehn,
Die ſpinnt im Mond die Spinnerin;
Ihr ſeht im Herbſt ſie fliegen,
Auf Hecken und Feldern liegen.

F. Brunold.

Grabhaine am Rhein.

Auf der Höhe der Sanddünen, welche im grauen Alterthume die Ufer des Rheines bergiſcher Seite bildeten, Strecken, die damals von dem Völkerſtamme der Ubier *) bewohnt waren, findet man noch heut zu Tage eine Reihe von altdeutſchen Begräbniß-

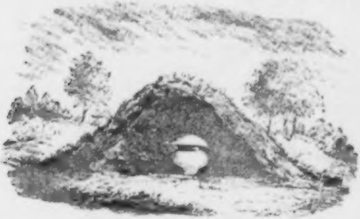
---

*) So wurden ſie von den Römern genannt, und ſie hießen vielleicht „Wupperer", vom Wupper-Flüßchen, oder „Upperer", oben wohnende.

plätzen, welche über die Beerdigung und den Kunſtfleiß der deutſchen Stämme einigen Aufſchluß geben können.

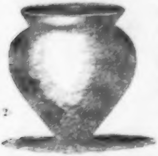
Nach geſchichtlichen Zeugniſſen, wie nach der Sage, war der Rhein einer der heiligen Ströme Deutſchlands, an deſſen Ufern die Urväter gern ruhen, ſelbſt gern da beerdigt ſeyn mochten, woher denn die Gräber ſich dort in ſolcher Menge angehäuft finden, wie wohl auf keinen neueren Kirchhöfen, wenn auch der Ackerbau ungeheure Strecken der heiligen Haine ſchon vertilgt hat, der Regen, das hohe Alterthum, der Hochwald auch das ſeinige beigetragen, die noch unbeackerten Hügel abzuflachen. Die Ubier, welche um 37 nach unſerer Zeitrechnung über den Rhein ſetzten und Cöln gründeten, haben ſich erſt kurz vor 700 in Maſſe dem Chriſtenthume zugewendet, ſo daß die fraglichen Begräbniſſe wohl alle vor dieſer Zeit ſtattgefunden haben. Sie wurden in gewiſſen heiligen Hainen vorgenommen, welche mit Eichen und Wachholder bewaldet waren. Am liebſten wählte man die erhabenſten Stellen dieſer Haine zu den Ruheſtätten der Entſchlafenen. Der Verblichene wurde — nach den Schlüſſen, die aus der Eröffnung der Hügel zu ziehen — in vollem Schmucke auf die Grabſtelle gebracht und dort, über einem Feuer aus Eichen- und Buchenkohlen, verbrannt. Waren die fleiſchigen Theile beſeitigt, las man die Ueberbleibſel der Knochen ſorgfältig zuſammen und verſchloß ſie in einem Aſchenkruge. Dieſen Krug ſtellte man nun auf die Erde und umgab ihn mit der Aſche und den Kohlen, in welchen ſich noch jetzt Bruchſtücke des Schmuckes und der Bewaffnung finden, z. B. größere und kleinere Ringe, Armringe, Spangen, Nägel, Feuerſteine, Kupferplättchen und Stücke geſchmolzenen Kupfers. Ueber dem Gefäße ſchichtete man von Sand, Kies und Erde einen Hügel auf, der bei einigen Stellen noch fünf Fuß Höhe, an zwanzig Fuß Durchmeſſer hat, ehedem aber gewiß das Doppelte der Erhebung gemeſſen haben muß. Wir zeigen hier (1) einen im Durchſchnitte. Die Aſchenkrüge, deren

(1)



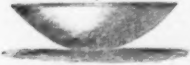
einer ſich in jedem Grabhügel und zwar in deſſen Mitte findet, haben im Durchſchnitte die Geſtalt eines an der Spitze abgeſtutzten Lindenblattes, (2) eines Herzens ohne Spitze. Unter dem oberen Rande, der bei den größeren etwa einen Fuß mißt, folgt eine geringe Verengung, dann die größte Dicke in einer Ausbauchung, welche einen bis zwei Zoll mehr als der obere Rand faſſen kann, worauf der Krug nach unten ſpitz zuläuft, ſo daß ſeine untere Fläche kaum drei bis vierthalb Zoll Durchmeſſer haben mag. An Höhe mißt ſelten eine über zwölf Zoll. An der ganzen Geſtalt der Gefäße iſt einleuchtend, daß ſie beſtimmt waren, befeſtigt in der Erde zu ſtehen, nicht zu irgend einem freien Gebrauche zu dienen. Der Deckel (3) iſt noch einfacher wie der Krug, paßt nicht auf denſelben, ſondern reicht mit dem Rande gewöhnlich über ihn hinaus, iſt flach abgerundet und hat eben im Mittelpunkte eine Fläche von einigen Zollen, ſo, als ob er hätte umgekehrt zur Schüſſel dienen ſollen. Oft finden ſich bei den Gebeinen noch kleinere Krüge und Gefäße in den Töpfen eingeſchloſſen, welche in verjüngtem Maaßſtabe die frühere Form wiederholen und ebenfalls Gebeine, von Kindern etwa, enthalten, oder aller Vermuthung nach Trinkgefäße waren. Dann ſind ſie entweder Kugel-Ablöſungen, (4) Schalen, die nur einen kaum bemerkbaren platten Raum zum Stehen haben, oder Schalen, die mit einer umgekehrten untern Schale zum Stehen verbunden ſind, (5) alſo ſchon Gefäße von einiger künſtlicher Zuſammenſetzung mit ganz einfacher Muldung vorſtellen. — Nach genauer Forſchung läßt ſich verſichern, daß die Verfertiger der Gefäße den Gebrauch der Töpferſcheibe hinlänglich kannten, obſchon die meiſten Krüge, der Farbe wie ihrer Weichheit nach, nicht im Feuer, ſondern bloß in der Sonne getrocknet ſcheinen; wenige nur zeigen durch ihre rothe Ziegelfarbe, und noch mehr durch die darauf mit metalliſchem Schmelze eingebrannten Verzierungen: daß ſie durch des Feuers Gluth, etwa in einem Ofen, gehärtet worden ſind. Iſt die Mehr-

(3)

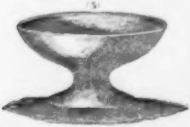


2

(4)

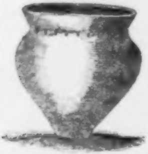


(5)

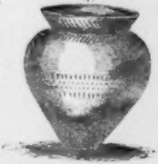


zahl der Krüge ganz einfach, finden ſich doch auch wieder einige derſelben verziert vor, und zwar gewöhnlich durch Eindruck von Tüpfeln (Punkten), die mit einem Hölzchen oder mit einem Knochen gemacht zu ſeyn ſcheinen. Das Gefäß hat nämlich in der Verengung unter dem Rande einen Kranz von Tüpfeln, (6) oder auch einen zweiten unter der größten Dicke; oft ſind Reihen von Strichen mit dieſen Tüpfeln zum Zierrath verbunden. (7)

(6)

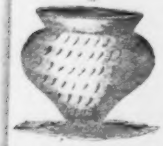


(7)

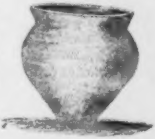


Auch kommen Gefäße vor, über und über in wechſelnden Reihen mit gebogenen, oben breiteren Strichen verziert, welche an Geſtalt den Hermelin-Flocken gleichen; (8) wie andre, in denen Reihen von geraden Strichen ſich in Winkeln über einander ſchichten, ſo daß die Verzierung heraus kommt, welche als Fiſchgratwerk in der ſpäteren Baukunſt des Mittelalters ſich erhalten hat. (9)

(8)

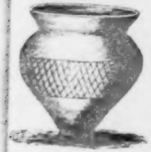


(9)

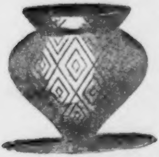


Auch das Netzwerk der mittelalterlichen Baukunſt iſt in Ringen um andere Krüge in Rauten bildenden Einſchnitten ſchon angedeutet. (10) — Die vorgefundene Zeichnung, welche mit metalliſchen Farben auf die Gefäße gebrannt, war mit demſelben Mittel gefertigt, wie es heute noch zur Ueberglaſung unſerer Dachziegel gebräuchlich iſt; ſie erinnert an die Rauten-Verzierung auf den Gewanden der älteſten angemalten Bildſäulen unſerer mittelalterlichen Maler

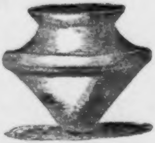
(10)



(11)



(12)



ſchule.(11) — Ein Gefäß mit einer reichen Muldung zeigt einen umgebenden Wulſt.(12) Der Name des heiligen Haines findet ſich mehrfach bei Gebäuden, Landgütern u. ſ. w. wieder, welche in der Nähe dieſer Begräbniß-Haine liegen, und den Namen Haan, Hagen oder Herche einfach oder in Zuſammenſetzung aufbewahren. Die Einheit der alten Grab- und Opferſtätte hat ſich übrigens am Rhein wie überhaupt in Deutſchland bis in die letzten Jahrhunderte in ſo weit erhalten, daß die Kirchen noch überall als Begräbnißſtellen dienten, oder die Friedhöfe unmittelbar in ihrer Nachbarſchaft hatten. Der Umſtand, daß die Prieſter in den alten heiligen Hainen (Herchen) Pferde einhegten und zur Weihſage benutzten, wie römiſche Schriftſteller es öfter anführen, ſcheint ſich übrigens auch auf den rheiniſchen, ubiſchen Grabſtätten zu bewähren, indem nach der Volksſage auf ſelben geſpenſtiſche Roſſe zur Nachtzeit umher irren; bei dem Dorfe Dünnwald zwar eines, dem der Kopf fehlt, das aber trotz dem durch wildes Rennen oft die verſpäteten Wanderer ängſtigt; zwiſchen den Weilern Idesfeld und Thurn aber ein anderes, das ſchneeweiß iſt, in klaren Nächten über die Haide zieht, ſich dem, welcher ihm unglücklicherweiſe begegnet, ſteigend mit den Vorderhufen auf die Schultern legt, und ihn dabei mit klaren feurigen Augen anſtiert. Der Betreffende ſollte davon binnen Jahresfriſt ſterben müſſen. Solchergeſtalt hat ſich ſelbſt die Andeutung der Weihſage im rheiniſchen Volke eben als Sage erhalten. Eine andere Ueberlieferung aus dunkler Zeit iſt dieſe: daß beim Weiler Quettingen, auf der Bürriger Haide, der Gothen-König in einem ſilbernen Sarge ruhe, daß neben ihm in einer Höhle verzauberte Pferde, ſeines Erwachens harrend, ſtänden, damit er auf zu Tage ſteige und wieder ſiegreich durch die Welt reite; eine Sage, welche vielleicht den Gebrauch der Urväter bewahrt: „daß ſie bei ihren vornehmen Todten Roß und Waffen mit verbrannten und begruben, auf daß der Häuptling im Geiſterreiche umher reiten könnte“ — und die ſich ſpäter in der Sage vom verzauberten Kaiſer im Kiffhäuſer-Berge wieder verjüngte.

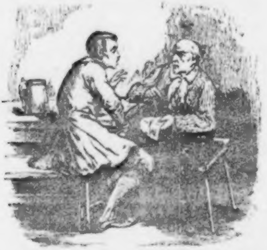
W. v. Waldbrühl.

Die armen Schulmeiſter.

Ein Wort an alle Gemeinden.

Das alte Teſtament ſpricht: „Du ſollſt dem Thiere, das da driſchet, nicht das Maul verbinden!“ — das befolgt Ihr ſehr ſtreng, meine Lieben, denn Euer Vieh laſſet Ihr nicht darben. Aber das neue Teſtament wendet jenen Spruch des Moſes auf die Lehrer an, und nach dem neuen Teſtament, das Euch doch als Chriſten zunächſt angeht, befolgt Ihr den Sinn des Spruches nicht ſonderlich. Ein Eſel verdient jezt mehr, als ein Schulmeiſter; denn jener kann bequem leben von ſeinem Verdienſte, dieſer aber nicht. Drum wäre mein Rath und meine Bitte an Euch, Ihr befolgtet den Spruch des Paulus mit mehr Gewiſſenhaftigkeit. Ein Arbeiter iſt nicht bloß ſeines Lohnes werth, ſondern ſeines angemeſſenen Lohnes, und Ihr ſcheint mir die Wichtigkeit und Beſchwerlichkeit des Schulmeiſter-Amtes eben ſo wenig nach Recht und Vernunft abzuwägen, wie die Anforderungen unſrer vorwärts ſtrebenden Zeit. Die Sache muß jedem Chriſten am Herzen liegen, darum, verehrte Gemeinden, ein ferneres ernſtes Wort darüber.

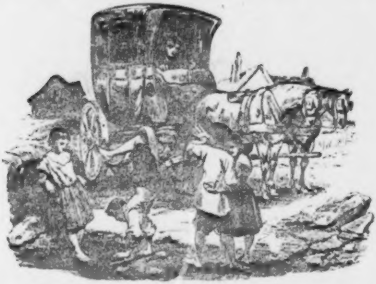
Ich ſage: das Amt des Schulmeiſters ſey ſehr wichtig, ja eins der wichtigſten im Staate. Wie iſt das möglich? ſagt Ihr; ein Mann, den jedes Dorf hat, ſoll von ſolcher Bedeutung ſeyn? Eben daraus, antworte ich, weil — ſeht's nur recht an! — jedes Dorf einen ſolchen Mann haben muß, geht die unabweisliche Nothwendigkeit ſeines Berufes hervor, und weil er nothwendig iſt, ſoll er nicht wichtig ſeyn? Wenn Jemand Euch ſagte: das Brod iſt eine höchſt gleichgültige Sache; was würdet Ihr dem Sprecher antworten? Wie? Iſt das Brod nicht unſer Aller Nahrung? Bedürfen wir deſſen nicht vor aller andern Speiſe täglich? Nun iſt aber der Schulmeiſter der Mann, welcher unſer täglich Brod für den Geiſt beſchafft und bereitet und uns beibringt. Oder ſoll ich die Kenntniſſe, die wir im täglichen Leben unumgänglich brauchen, ſoll ich Leſen, Schreiben, Rechnen, Gottesfurcht und was Ihr ſonſt in der Schule lernt, nicht mit dem Brode auf eine Linie ſtellen? Laßt Euch zu dem Ende ein wahres Geſchichtchen erzählen. Auf einem Dorfe, das ich nicht nennen will, erhielt ein Tagelöhner von ſeinem Bruder, der 1813 in Paris ſein reichlich Auskommen gefunden hatte und dort geblieben war, einen Brief; weil er aber nicht leſen konnte, trug er ihn zu dem Bauer, bei dem er arbeitete, und fragte: was in dem Schreiben ſtände. „Ach“, ſagte der Bauer, nachdem er die Schrift



mehrmals durchſtudirt, „Euer Bruder iſt in Paris geſtorben und hat Euch ohngefähr funfzig Thaler vermacht. Da Ihr doch nicht ſchreiben könnt und nichts von der Sache verſteht, ſo bringt mir vom Schulzen und dem Herrn Paſtor die nöthigen Scheine; ich will Euch das Geld beſorgen, daß Ihr weiter keine Mühe davon habt.“ Der Tagelöhner ging hocherfreut auf das Anerbieten ein, ſchaffte die Zeugniſſe herbei, und es währte nicht gar lange, ſo war das Geld da, denn der Bauer ſagte: „Ich will Euch gleich das Sümmchen geben!“ und zahlte die funfzig Thaler dem Manne aus. Der Bauer aber ſchrieb nach Paris und erhielt eine Erbſchaft von 4500 Thalern, wovon er ſeine Schulden bezahlte und noch 2000 Thaler übrig behielt, die er auf Zinſen that. Zur Zeit nun, als der Bauer ſtarb, entdeckte er ſeinem Sohne die

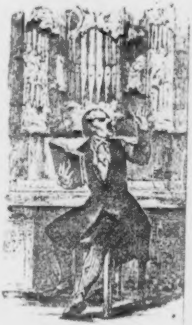
Sache mit der Bitte: den Betrug wieder gut zu machen; aber dieſer that es nicht, und erſt nach dem Abſterben des kinderloſen Tagelöhners kam die Sache unter die Leute. Geht daraus nicht hervor, daß ein Menſch, der nicht leſen, ſchreiben und rechnen kann, der Gnade und den Ränken jedes Betrügers anheim fällt? — und der Mann, der uns in jenen Gegenſtänden unterrichtet, ſollte nicht eins der wichtigſten Aemter auf Erden haben? Wenn Ihr nicht ſo hintergangen werden könnt, wie jener Tagelöhner, weſſen Verdienſt iſt es? Und Ihr Eltern, iſt der Schulmeiſter nicht der Mann, der die Erziehung Eurer Kinder mit Euch theilt? Er hat ſelbſt die ſchlimmere Hälfte dieſes Geſchäfts; denn er muß die Geſchöpfe, welche man Kinder nennt, erſt zu Menſchen machen, indem er Verſtand und Vernunft weckt. Wie aber der Schulmeiſter mehr thun muß, als Ihr, bei der Erziehung der Jugend, ſo ſteht ſein Amt auch höher eigentlich, als das jedes ſpätern Lehrers, der nur glättet, wo Jener hat aus dem Groben arbeiten müſſen, der ſchon einen Garten findet, wo Jener eine Wildniß ausroden mußte. Oder iſt das Urbarmachen eines Feldes nicht mühſamer, ſchwieriger, als das jährliche Beſtellen deſſelben? Außerdem erhalten Eure Kinder in dieſer Schule die erſten Begriffe von Gott und Welt, von Pflicht und Geſetz, und Ihr wißt, was man zuerſt in einen Topf thut, davon behält er Geruch und Geſchmack auf lange. Die Richtung, welche ein Menſch im Leben einſchlägt, das, was ſpäter aus ihm wird, hat er meiſt ſeinem Schulmeiſter zu danken, und dieſer Mann ſollte nicht eins der wichtigſten Aemter auf Erden haben? Das ſah ſchon Dr. Luther ein, der da ſpricht: „In jedem Orte iſt an einem Schullehrer ſo viel gelegen, als an einem Pfarrherrn, und wäre ich nicht Pfarrherr, ſo möcht' ich wohl Schullehrer ſeyn.“ Nun denn, meine Lieben, iſt des Mannes Amt ſo überaus wichtig: ſo erkennt das an und gebt ihm wenigſtens mehr Gehalt, als Euern Nachtwächtern und andern geringern Dienern des Gemeindeweſens, denn er ſoll anſtändiger erſcheinen, als dieſe, und braucht vor der Welt einen beſſern Rock, als dieſe; der läßt ſich aber nur für Geld anſchaffen, das man nicht noch dringender nothwendig ſchon für andere Ausgaben braucht.

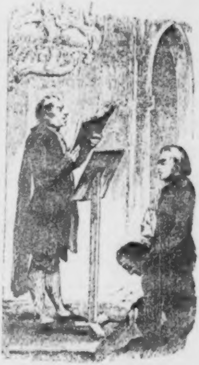
Das Amt des Schullehrers iſt jedoch nicht nur eins der wichtigſten, ſondern auch eins der beſchwerlichſten auf Erden. Ich ſagte oben ſchon, der Schullehrer müſſe Klötze behauen und wildes Land urbar machen, das wiederhole ich hier; es iſt zehnmal ſchwerer, den Kindern die erſten Begriffe von etwas beizubringen und ſie an Unterricht, Methode, Regel und Ordnung zu gewöhnen, als ſie nach dieſer Grundlegung weiter zu führen. Welche Kämpfe hat der Lehrer hier zu beſtehen, ehe der erſte Lichtſtrahl durch manchen dicken Schädel dringt! Hundertmal muß er den blöden Verſtand eines Schülers an's Licht hinaufziehen und ihn wieder ſinken laſſen, weil ſich derſelbe in ſolcher Höhe noch nicht halten kann. Und dann die Kämpfe, welche mit der Trägheit und Nachläſſigkeit der Schüler beſtanden werden müſſen; wie oft und mit welcher eiſernen Geduld muß er dieſelbe Regel wiederholen, dieſelben Fehler verbeſſern und erndtet dennoch den Undank der Eltern, welche die geringe Faſſungskraft oft genug dem Lehrer und ſeinem Mangel an Geſchicklichkeit beimeſſen. Meine Lieben, wenn nun ſchon die ſtädtiſchen Lehrer, die immer Gehülfen haben, über die Beſchwerlichkeiten ihres Amtes mit Grund klagen: mit größerem Recht noch thut es der Landſchullehrer, der oft 80 bis 100 Kinder den ganzen Tag allein, in allen Gegenſtänden allein zu unterrichten hat. Welch' eine Kraft des Geiſtes, welche Geduld und Ausdauer gehört dazu, ſolchen Anſtrengungen nicht zu erliegen! Und gleichwohl iſt noch der ſchlimmere Theil ihrer Mühſeligkeiten zurück, ich meine: die Zucht, die ſittliche Bildung der Schüler, welche man von dem Lehrer fordert und deren Mangel an den Kindern man regelmäßig ihm zur Laſt legt.



Oder wäre es nicht wahr, daß Reiſende, die eine unhöfliche, freche Dorfjugend treffen, welche die Mütze nicht ziehen und denſelben nicht freundlich Auskunft geben will, ſogleich ſagen: hier müſſe die Schule doch ſehr ſchlecht ſeyn! Und welche Ungezogenheiten ſoll der Lehrer als ein ſtets ſcharfer Wetzſtein abſchleifen! Ein Knabe iſt unbegreiflich leichtſinnig, ein Mädchen unerträglich plauderhaft; hier zeigt ein Kind gegen alle Strafen tückiſchen, trotzigen Sinn; dort entwickelt ſich ſogar ein anſehnlicher Diebesſinn — Ihr Eltern, wie viel Geiſtesſtärke gehört dazu, alle dieſe Unarten und Laſter niederzudrücken, welchen Verdruß hat der geplagte Lehrer und wie oft muß die Geduld ihm reißen! Und gewiß giebt es keinen Schulmeiſter, dem die übermüthige Jugend nicht irgend einmal einen abſcheulichen Streich geſpielt hätte. Mein eigner Lehrer war ein würdiger Mann, vor dem Alles Reſpekt hatte; dennoch hat ihn dieſer und jener Junge entſetzlich geneckt und gekränkt, denn ſchon die Schulbuben verſtehen es, ihren Lehrer auf's Tiefſte zu verletzen, ohne daß er ſie gerade ſtrafen kann: welche Seelenpein erträgt ein ſolcher Mann!

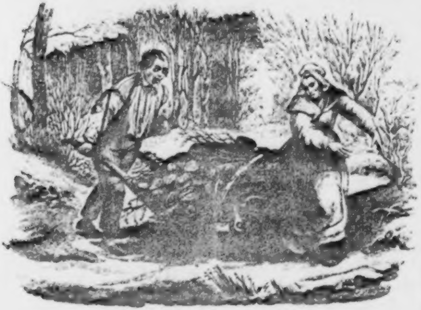
Und iſt das Alles? Nein, meine Werthen! Jeder Dorf-Schulmeiſter hat mehr oder weniger die Laſt von Nebenämtern zu tragen: er muß Sonntags Vorſänger (Kantor) und Organiſt ſeyn, er muß, wenn ſein Prediger eine Filial-Kirche hat, die Nachmittagskirche ganz allein halten, und ſo weiter.





Wenn er das Alles nun thut und jede Obliegenheit erfüllt, was wird ihm dafür? Wie wenige dieſer Lehrer haben zur Nothdurft, wie viele ſchmachten in offenbarem Elende! Tretet mit mir in eine Dorf-Schulſtube, was finden wir da? Einen Mann, der ſich als Schneider ernähren muß, wenn er als Lehrer nicht verhungern will: ſein ganzes Einkommen von der Schule beläuft ſich auf

35 Thaler jährlich. Indeß iſt das noch nicht der ſchlimmſte Fall. Ein anderer Schullehrer hat jährlich 20 Thaler und freie Station bei den Bauern im Dorfe, die ihm der Reihe nach Eſſen und Bett geben müſſen; ein Dritter hat nur 15 Thaler jährlich und muß arbeiten, wie der gewöhnlichſte Tagelöhner, um ſein Leben zu friſten; — der Inſpektor der Schule traf ihn auf dem Felde hinter einer Schiebkarre und ſeine Gattin wie ein Zugthier davor, ſie hatten Beide Holz geholt und Reiſig geleſen, um im Winter nicht zu frieren. Alſo der Mann, deſſen außerordentlich wichtige und äußerſt mühſame Beſchäftigung ihn doch vor Sorgen für ſeinen Unterhalt ſicher ſtellen ſollte, um mit einer gewiſſen Freudigkeit ſeinem Berufe leben zu können, dieſer Mann kann nicht einmal von dem Ertrage ſeines Amtes leben! Wenn er in der Schulſtube ſich müde gelehrt und geärgert hat, muß er ſich mit mühſamen Arbeiten befaſſen, um ſeinen Unterhalt zu haben, und die ſchwere Sorge bleibt ihm für die Nacht. Sagt, Ihr Verſtändigen, kann und darf es ſo bleiben? Soll Euer Schulmeiſter fernerhin „Sperlingsfutter und Pferdearbeit“ haben? Nein! Ihr hättet vor Euren Enkeln Euch zu ſchämen, vor Euch ſelbſt; denn Ihr müßt Euch doch ſagen, daß der geplagte Mann nach ſolcher Arbeit der Erholung bedarf, nicht neuer Arbeit! Gebt Ihr ihm aber nicht mehr, wie ſoll er ſich erholen?

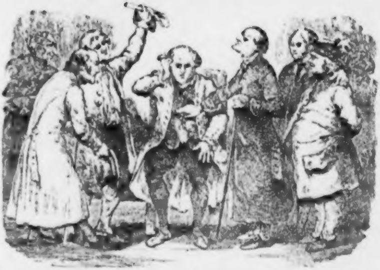


Nun weiß ich zwar, daß Ihr Eurem Schullehrer, iſt er nur gut bei Euch angeſchrieben, mitleidig mit allerlei Gaben in Geld und Nahrungsmitteln bedenkt — was ſoll ich aber davon ſagen? Sind dieſe Eure Geſchenke und milden Gaben, mit welchen Ihr ihn gleich einem Hausarmen unterſtützt, nicht erniedrigend, legen ſie ihm nicht Verpflichtungen auf, die ſeinen andern Obliegenheiten hinderlich ſeyn können? Meint Ihr, daß der Mann Euer Diener ſey? Iſt er nicht vielmehr Gottes Diener, wie der Prediger? Wollt Ihr ihn nicht durch Eure Gabe günſtig für Eure Kinder ſtimmen? Und iſt das recht? Gewiß, Ihr fühlt, dieſe außerordentlichen Unterſtützungen, ſelbſt wenn er dafür Euren Kindern Privatſtunden geben muß, beſſern nichts in der Lage der Dinge, ſie entwürdigen nur den Mann und ſein Amt. Hier hilft nichts, als eine ſeinem Bedürfniß angemeſſene feſte Erhöhung ſeines Gehaltes.

Steht's aber ſchon durch das Bisherige feſt, daß eine höhere Beſoldung für die Volks-Schullehrer unumgänglich nothwendig eintreten müſſe, ſo ſtellt ſich dies durch den Charakter unſerer Zeit ſelbſt als unwiderlegbar heraus. Seyd Ihr Handwerker oder Ackerleute, Ihr wißt, daß wir jetzt raſch vorwärts gehen; eine Verbeſſerung, eine Erfindung folgt der andern und faſt jeder Tag bringt etwas Neues. Niemand iſt heut zu Tage damit zufrieden, eine Arbeit ſo zu machen, wie er bisher ſie gemacht; ein Sinn für Verbeſſerungen iſt rege geworden, der in Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie ſich offenbart. Es kann kein verſtändiger Vater mehr zu ſeinem Sohne ſagen: Du wirſt die Kartoffeln pflanzen, den Roggen beſtellen, wie ich's gethan habe! — jetzt ſoll ſeine Ermahnung lauten: Du mußt auf Verbeſſerungen ſinnen, mußt immer mehr Geld und Zeit erſparen lernen; du mußt neue Getreidearten bauen, Säe- und Dreſchmaſchinen anwenden und dergleichen. Jetzt alſo, Ihr Eltern, muß es Euer Grundſatz ſeyn, daß Eure Kinder mehr lernen und aufgeklärter werden, als Ihr es ſeyd. Man merkt aber wohl! Wenn der Schullehrer Eure Kinder in dieſer einzig rechten Weiſe unterrichten und mit allerlei nützlichen Kenntniſſen verſehen ſoll, die Ihr nicht beſitzt: ſo muß er mit der Zeit fortſchreiten und auch ſeine Kenntniſſe vermehren, die er früher eingeſammelt hat. Soll er aber das, ſo muß er ſich dann und wann ein gut Buch anſchaffen können oder neue Unterrichtsmittel, um der Jugend die nöthigen Kenntniſſe beizubringen. Aber iſt es dem Lehrer möglich, ſich alſo zum Beſten Eurer Kinder fortzubilden, wenn er ſeine Muße auf Handarbeit wenden muß und der wenigen Groſchen zu einem neuen Buche nicht Herr werden kann?

Und nun noch einen Punkt, an den wenig gedacht wird. Auch in den äußern Bedürfniſſen kommt Ihr ſelbſt nicht mehr mit dem aus, womit Eure Großeltern ausgekommen ſind; nur der Gehalt des Schullehrers iſt im Ganzen derſelbe geblieben: er ſoll und muß auskommen! Wie ungerecht! Sollen die Kinder dieſes Mannes nichts lernen? Soll er ſie ganz nackt und leer in die Welt hineinſenden? Warum ſoll Er den Seinigen das nicht zufließen laſſen, womit Ihr doch die Eurigen verſorgt? Gewiß werdet Ihr darauf denken, den Mann auch beſſer zu ſtellen, wie Ihr beſſer geſtellt ſeyd. Im Jahr 1660 — hat man berechnet — kam eine mäßig große Familie auf dem Lande noch mit etwa 70 Thalern jährlich aus; 1786 brauchte ſie ſchon 194 Thaler, 1813 an 316 Thaler und im Jahr 1842 gar 480 Thaler — wie? und Ihr wollt den Schulmeiſter auf dem Gehalte ſtehen laſſen, was ſein dritter, vierter Vorgänger im Amte hatte?

Ihr ſeht alſo, Ihr Verſtändigen und Lieben, es muß etwas für den im Elende ſchmachtenden Schullehrerſtand geſchehen, das ſeiner Noth abhilft und ihn ſein Amt mit Freuden thun läßt. Tretet alſo zuſammen und gebt Euren Schulmeiſtern ein Gehalt, wie es die Würde und Beſchwerlichkeit ſeines Berufes fordern; es iſt hier ſchon Vieles gut zu machen, was bisher verſäumt worden! Sagt auch nicht: der Staat möge das thun! Allerdings, er ſoll das Seine thun, und er kann auch jedenfalls etwas mehr thun, als bisher geſchehen. Wenn's aber nicht zureicht, woher ſoll der Staat die Mittel nehmen? Aus Euren Beuteln! Wozu alſo der Umweg? Greift in die Taſche und legt zuſammen! es iſt ein Verdienſt, hierin der Erſte zu ſeyn. Und thun die Regierungen nicht ſchon hier und da das Ihrige? Gründen ſie nicht Seminare oder Pflanzſchulen, wo tüchtigere Schullehrer gebildet werden, als ſie früher zu ermitteln waren? Vom Staate kann man nicht Alles verlangen. Setzt Ihr nur das Werk da fort, wo der Staat aufhört; verſorgt die Leute, welche er für Eure Jugend ausbilden läßt, auf angemeſſene Weiſe: dann wird es gewiß bald beſſer und des gerechten Klagens und Seufzens im Schulſtande weniger werden. Findet ſich das Geld zum Putz und zu Vergnügen, die oft Reue nachlaſſen, warum ſoll ſich's nicht für einen ſo edlen Zweck finden? Es iſt eine Ehrenſache für Euch, und wenn Ihr den Beſchwerden der äußerſt gedrückten Lehrer nicht abhelft: ſo wird man glauben müſſen, daß Euch der Leib höher ſteht, als Eure unſterbliche Seele, daß Ihr den Genuß des Augenblicks einem würdigen Leben vorzieht und daß der Staat, indem er Schullehrer-Seminare gründete, Euch mehr Verſtand zugetraut, als Ihr wirklich beſitzt. Sagt, iſt's Euch wirklich einerlei, ob man von Euch eine ſo üble Meinung hat? Und wenn nun Einer unter Euch zum Landtags-Abgeordneten gewählt wird, weil es ihm ſonſt nicht an praktiſcher Tüchtigkeit mangelt, und er nun mit Verlegenheit ſieht, daß er ſich früher in Kenntniſſen vernachläſſigt hat: ſoll er da erſt ſich überzeugen, wie wichtig eine gründliche Vorbildung in der Schule und der Umſtand ſey, daß der Lehrer ſeine ganze Zeit zur Ausbildung der Jugend verwenden könne? Soll man Euch erſt das Pferd ſtehlen, ehe Ihr den Stall ausbeſſert? Wollt Ihr Alle erſt durch Erfahrung klüger werden, ehe Ihr das Beſte Eures Lehrers nach Kräften bedenkt? Nein! Ihr habt viel zu



viel natürlichen Verſtand, um die Nothwendigkeit einer ſolchen Maaßregel nicht einzuſehen und für das Satteſſen und die Möglichkeit, ihr Amt noch beſſer und kräftiger verwalten zu können, bei denen zu ſorgen, die nach treuer, ſchwerer Pflichterfüllung „leuchten ſollen wie des Himmels Glanz.“ Was Ihr aber thun wollt, das thut bald; im Guten kann man nicht zu raſch ſeyn: laſſet das Wort nicht an Euch wahr werden, daß das Pferd ſterbe, während das Gras noch wachſe. Die Pflicht ſoll kein Chriſt, kein Menſch verſchieben und noch weniger den Nachkommen überlaſſen. Wer etwas Gutes zu thun weiß und thut es nicht, ſpricht der Apoſtel, dem iſt es Sünde. Amen!

G. Gentzel.

Ulrich von Hutten.

Eine große Zeit erzeugt große Männer. Jahrzehende, Jahrhunderte vielleicht können vergehen, in denen das Menſchengeſchlecht in ununterbrochener Reihe kleiner, winziger Naturen dahinſchleicht, aber wenn die Geſchichte ein Paar ſtarke Schultern, einen kräftigen Arm, ein kühnes Wort bedarf, dann ſind auch Männer da, welche ihr dies Alles leihen. Die Ideen, welche die Welt bewegen, ſind nicht Erzeugniſſe einer willkürlich eingreifenden, nach Gutdünken ſchaltenden und waltenden, außerweltlichen Gottesmacht. Sie entſtehen und reifen im Menſchengeiſte kraft des Zuſammenſtimmens der Vielen, kraft ihres Gedanken-Austauſches; ſie raffen ſich dann in hervorſtechenden Perſönlichkeiten zuſammen, welche, erfüllt mit dem Inhalte ihrer

Zeit, das dunkelgährende Bewußtſeyn der Volksmaſſe im eigenen Geiſte abklären und den hellen Wein des Gedankens aus den Gefühlen, Wünſchen und Seufzern der Maſſe ausſcheiden, als verjüngenden Trank für Gegenwart und Zukunft. Solch' eine Perſönlichkeit war Luther. Aber wie eben er nur das Wort ergriff für die Wahrheit ſeiner Zeit, welche längſt in den Gemüthern von Tauſenden dämmerte, ſo war mit ſeinem Auftreten auch der Zauberſpruch gefallen, welcher Hunderte von Männern aus dem Traum einer ſchöneren Zukunft erweckte und ihnen dieſelbe im Lichte des Tages offenbarte. Diejenigen, welche mit Wort und That dem großen Reformator ihren Beiſtand liehen, die alſo gleich ihm ihre Zeit und deren Ziel begriffen: ſie ſtehen ebenfalls für ewige Zeit in der Geſchichte; denn wer die Gegenwart begriffen und in ihrem Geiſte handelt, hat ein Samenkorn für die Zukunft geworfen. Einer der erſten Ehrenplätze unter den Verfechtern des neuen Lichtes, das Luther zwar nicht in die Welt bringen konnte, aber an dem in ihr glimmenden Docht entzündete, gebührt dem edlen Ulrich von Hutten, der mit kühnem, freimüthigem Worte des Reformators Wirken unterſtützte, und, der Lüge gewaltiger Feind, die neue Wahrheit verbreiten half. Ihm daher ſetzen wir hier gleichfalls ein neues Denkmal in den Herzen des deutſchen Volkes.

Ulrich von Hutten, der ruhmvolle Stammvater Derer, die furchtlos für den Fortſchritt des Geiſtes und für das Allen gemeinſame natürliche Menſchenrecht das öffentliche Wort führen, wurde am 21. April 1488 auf dem Schloſſe Stackelberg in Franken geboren. Nachdem er gegen den Willen ſeines Vaters, der ihn zum Mönch machen wollte und in ein Kloſter zu Cöln geſteckt, ſeine Studien der Humaniora, der alten Wiſſenſchaften, welche damals in der That die höchſte menſchliche Bildung in ſich begriffen, zu Frankfurt an der Oder, wo er in ſeinem achtzehnten Jahre Magiſter wurde, zu Greifswalde, Roſtock und Wittenberg vollendet, ging er im Jahre 1509, da ein ritterlicher Jugendmuth in ihm erglühte, mit dem Kaiſer Maximilian im Heere deſſelben nach Italien. Hier erlitt ſeine ohnehin von Natur nicht ſehr kräftige Geſundheit einen heftigen Stoß durch eine widerwärtige, im Lager ſchleichende Krankheit, die er ſich durch eigene Unbeſonnenheit zugezogen. Fortdauernd kränkelnd kehrte er nach Deutſchland zurück, lebte in großer Zurückgezogenheit zu Roſtock, Frankfurt a. M., dann zu Braunſchweig und Wittenberg, endlich in Böhmen und Mähren, wo er ſich die Neigung des Biſchofs von Ollmütz durch ſeinen Geiſt und ſein Rednertalent in hohem Grade erwarb. Hier verfertigte Hutten viele ſeiner Gedichte in lateiniſcher Sprache, wofür der Biſchof ebenfalls lebhafte Theilnahme zeigte. Im Jahre 1514 machte er die zweite Reiſe nach Italien, ſich hier auf den Wunſch ſeiner Verwandten, obgleich ungern, des Studiums der Rechte befleißend, denn das römiſche Recht war zu jener Zeit noch von der allgemeinſten Gültigkeit. Bei der Einnahme von Pavia durch die Schweizer verlor er ſein ganzes Hab und Gut, ging flüchtig nach Bologna und dann nach Rom, wo er längere Zeit verweilte. In der Reſidenz des Papſtes trieben damals ſowohl der „heilige Vater“ ſelbſt als höhere und niedere Geiſtliche die Unſittlichkeit bis zur Schamloſigkeit. Wovon man in Deutſchland nur den Widerſchein ſah in der Verkäuflichkeit der geiſtlichen Würden, dem Schlemmerleben der Kirchen-Fürſten und anderem Unfug, das konnte man in Rom recht an der Quelle und in der höchſten Steigerung der Entſittlichung ſchauen. Die Summen, welche von Deutſchland durch den Ablaßkram nach der „heiligen Stadt“ kamen, wurden hier großen Theils zur Befriedigung unheiliger Gelüſte der Geiſtlichkeit verbraucht, und **Hutten**, erfüllt mit Abſcheu vor der grenzenloſen Sittenloſigkeit, welche den römiſchen Clerus beherrſchte, erglühte in Zorn über die Geringſchätzung, mit der man von den Deutſchen ſprach, während man ihr Geld zu unwürdigen Zwecken vergeudete. In dieſer Zeit ſog ſein edler Geiſt den Stoff ein zu ſeinem ſpäteren kräftigen Wirken gegen die römiſche Kirchen-Herrſchaft. Es trieb ihn fort aus dieſem Neſt des frechen Spottes gegen alles Wahre und Heilige, er floh über die Alpen nach Deutſchland. Aber kurze Zeit nur, die er in geiſtiger Verbindung mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, einem **Celtes**, **Reuchlin**, **Pirkheimer**, **Dalberg**, **Agricola** und **Erasmus** von Rotterdam verlebte, in der er ferner viele ſeiner ſchönſten lateiniſchen Gedichte ſchrieb, brachte er im Vaterlande zu; dann ging er zum dritten Male nach Italien. — Der Tod ſeines Freundes **Eitelwulf von Stain**, des Gründers der Univerſität zu Frankfurt a. d. O., dem **Hutten** es verdankte, daß er dem Kloſter entriſſen wurde, und die Ermordung ſeines Vetters, **Johann von Hutten**, durch den Herzog **Ulrich** von Württemberg, der jenen Mord aus Liebe zur Gattin des Getödteten begangen, verleideten ihm wieder den Aufenthalt in Deutſchland. — Hatte ſich aber **Hutten** ſchon bei ſeiner letzten Anweſenheit in Italien durch ſeinen Freimuth viele Feinde zugezogen, ſo ward er nun wegen ſeines rückſichtslos ausgeſprochenen Tadels der kirchlichen Verhältniſſe und einiger dadurch entſtandener heftiger Streitigkeiten und Händel das Ziel unermüdlicher Verfolgungen. Er ſah ſich genöthigt, Deutſchland von Neuem aufzuſuchen, und wurde im Jahre 1516 zu Augsburg vom Kaiſer Maximilian dem Erſten, dem liebenswerthen Beſchützer von Kunſt und Wiſſenſchaft, zum Ritter geſchlagen und als Dichter gekrönt. Den Lorbeerkranz, welchen der Kaiſer mit eigner Hand auf das Haupt des edlen Mannes drückte, hatte die geiſtvolle **Conſtantia**, das ſchönſte Mädchen der damals mit ſchönen Jungfrauen ſo geſegneten Reichsſtadt Augsburg, geflochten. Sie war eine Tochter des berühmten, reichen und gelehrten

Peutinger, den ein enges Freundſchaftsband mit dem gekrönten Dichter vereinte.

Hutten lebte nun einige Zeit in Bamberg, ſchloß ſich an Camerarius an, ging dann nach ſeinem Geburtsort Stackelberg, wo er ſich ganz den Muſen widmen wollte. Aber ein wichtiger Fund entriß ihn dieſem Stillleben. In einem benachbarten Kloſter nämlich kam ihm ein Pergament in die Hände, welches die Schrift von Valla über die erlogene Schenkung des Kaiſers Conſtantin an den Papſt enthielt, wodurch die weltliche Hoheit des Letzteren ſtark angegriffen wurde. Hutten ließ dieſe Schrift drucken und widmete ſie dem Papſt Leo dem Zehnten mit dem Verſprechen, mehr dergleichen folgen zu laſſen. Kurz darauf ging er nach Frankreich, dann an den Hof des Kurfürſten Albert von Mainz, der ihn zu ſich eingeladen hatte. Er begleitete dieſen Kirchen-Fürſten auf den Reichstag zu Augsburg, wo er lebhaft zu Gunſten eines Krieges gegen die das Reich bedrohenden Türken ſprach, kehrte mit dem Kurfürſten nach Mainz zurück, das er jedoch, da er das Hofleben überhaupt, beſonders das geiſtliche, nicht lange ertragen konnte, bald verließ, um in Dienſten des ſchwäbiſchen Bundes gegen den Herzog von Württemberg zu ziehen, gegen den ſein Herz Rache athmete. Er ſchloß dann mit Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen den Ritterbund gegen die Anmaßung der Fürſten und wurde, nach glücklich beendetem Feldzuge, der dem Herzog Ulrich ſein Land koſtete, ein begeiſterter Verfechter der neuen Kirchenlehre, welche ſich unterdeß von Wittenberg aus nach Süddeutſchland verbreitet hatte. Mit unermüdlichem Eifer und unerſchütterlichem Muth unterſtützte er als Schriftſteller Luther's großes Werk und warb dem Reformator mächtige Beſchützer unter dem Adel Deutſchlands. Seine geiſtvollen, freiheitathmenden Schriften bahnten der neuen Lehre den Weg in viele tauſend Herzen, bewaffneten für ſie viel tauſend Arme; Hutten wagte es ſogar, eine kühne Vertheidigung Luther's dem Kaiſer ſelbſt zu überſenden. Nun aber auf das Heftigſte von Papſt und Geiſtlichkeit verfolgt, floh er zu Sickingen nach Ebernburg, von wo er zahlreiche Schriften in deutſcher, in furchtloſer, lebhafter Sprache im Dienſte der Wahrheit ausgehen ließ; trennte ſich aber auf Anrathen des Freundes von dieſem, um ſich der großen Sache zu erhalten, für welche Sickingen zu Landſtuhl ſtarb. Von Erasmus ſogar, der den kühnen Geiſtesflug Hutten's wohl nicht erkannte, angefeindet, flüchtete er, unſtät und heimathlos wie gar oft die Männer der Freiheit, nach Baſel, Mühlhauſen, dann nach Zürich, wo er Zwingli kennen lernte, endlich nach der Inſel Ufnort oder Aufnau im Züricher See, wo er im Auguſt 1523 bei einem armen Pfarrer an den Folgen der aus Italien mitgebrachten Krankheit, ſechsunddreißig Jahre alt, verſchied.

Ulrich von Hutten war ein geiſtreicher Schriftſteller, in Verſen wie in Proſa gleich geübt, gleich mächtig der lateiniſchen wie der deutſchen Schriftſprache, von gründlichem Wiſſen auf das Wirkſamſte unterſtützt. In allen ſeinen Schriften, deren eine große Anzahl vorhanden, finden wir neben Spott und Laune, neben der ſchärfſten Satire, womit er die Verdorbenheit der Geiſtlichkeit züchtigte, eine hohe Begeiſterung für Wahrheit und Freiheit, eine nie wankende Entſchiedenheit der Geſinnung. Sein Wahlſpruch war: „Ich hab's gewagt!“

Unter ſeinen Werken zeichnet ſich unter anderen aus: das „Carmen heroicum de arte versificatoria“ (Heroiſches Gedicht über die Verskunſt). Auch an den Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner), dieſer kühnen und großartigen Volks-Satire, arbeitete er mit, gab zuerſt einige Bücher des Livius in Druck u. ſ. w. Seine poetiſchen Werke erſchienen im Jahre 1538 zu Frankfurt. Das Glorreichſte indeſſen, was er geſchaffen und wodurch er am meiſten gewirkt, ſind ſeine wahrheitvollen, freimüthigen, begeiſterten Schriften gegen das Pfaffenthum und den römiſchen Hof, gegen die Anbetung der Heiligen und das ganze prangende Gaukelſpiel der damaligen Kirche. In neueſter Zeit hat **Münch** die auserleſenen, poetiſchen und proſaiſchen Werke **Ulrich's von Hutten**, die noch immer dem deutſchen Volke empfohlen zu werden verdienen, in drei Bänden herausgegeben. (Leipzig, 1821.)

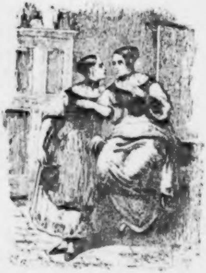
Weihen wir denn unſre Verehrung dem tapfern Streiter für Wahrheit und Freiheit, und erinnern wir uns im Hinblick auf ihn daran, daß der Menſchengeiſt, der Volksgeiſt es iſt, der die Geſchichte macht. — Was im Geiſte eines Volkes lebt, verkündet ſich durch den Mund ſeiner großen Männer, deren Wort und Fingerzeig den Weg andeutet, auf dem die Geſchichte vorwärts ſchreiten muß. Zur unumſtößlichen Wirklichkeit aber wird der Fortſchritt erſt durch die freie That des Volks.

Anton Gubitz.

Das Oſter-Waſſer.

1.

Trudchen, des ehrſamen Küſters frommes Töchterchen, erfreute ſich des Zuſpruchs der redſeligen Sabine. Die kleinen Heimlichkeiten des Herzens wurden vertraulich plaudernd ausgetauſcht. Natürlich kamen Schmuck und Schönheit dabei in Betracht und der eintretende Feiertag leitete die Ergießung auf die angeblich wunderbare Wirkung des Oſter-Waſſers. — „Es hilft ganz gewiß!“ verſicherte Sabine; „nur muß es ſtillſchweigend und vor Sonnen-Aufgang geholt ſeyn. Sieh nur Günther's Guſte und Paſtors Sinchen, wie ſich die ſeit Jahr und Tag her-



aus muſtern: die haben es gebraucht!" — Und als Trudchen immer noch zweifelte, fuhr die Gereizte eifriger fort: „Du glaubſt nicht daran, weil Du hübſch biſt und weil Du Deinen Theil haſt; aber Du könnteſt Dir doch vielleicht einmal Oſter-Waſſer wünſchen, wenn Du wüßteſt, was ich weiß. Ich will es Dir anvertrauen, aber Du mußt zu keiner Seele davon reden!"

Unheimlich befangen bei der eingetretenen Dämmerung rückten die Mädchen näher zuſammen, und nachdem Trudchen heilig verſprochen hatte, reinen Mund zu halten, begann Sabine furchtſam leiſe: „Nimmſt Du von dem Waſſer drei Löffel voll und ſprichſt dabei:

Untergehn, auferſtehn!
Immer neu, ewig treu!

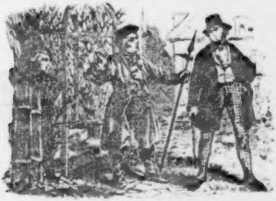
dann kann derjenige, an den Du während des Austrinkens denkſt, nun und nimmermehr wieder von Dir laſſen." — „Das klingt recht grauenhaft!" meinte Trudchen, „und gewiß iſt es ſchädlich, wenn nicht gar Sünde; ich wollte lieber, daß ich es gar nicht gehört hatte." — „Weder ſchädlich, noch ſündlich!" verſicherte die Freundin; „nur darf man während des Trinkens nicht in den Spiegel ſehen, ſonſt wird das Waſſer zum ſtärkſten Gift."

Lange war Trudchen nicht ſo unruhig geweſen, wie heute: ſie konnte nicht einmal zur gehörigen Zeit einſchlafen. Wunderliche Bilder wogten bei ihr ordnungslos durch einander und der erlernte Zauberſpruch tauchte von Zeit zu Zeit ohne allen Zuſammenhang recht grell aus der Gedanken-Fluth hervor. Sie hatte zwar eigentlich nicht nöthig, die Anhänglichkeit ihres Verlobten durch dergleichen Mittel zu ſtärken, weil er ihr recht herz lich zugethan war; indeß verurſachte er ihr doch öfter durch peinliche Eiferſucht manche trübe Stunde. Bei ſolchen Anwandlungen ließ er Tage lang nichts von ſich hören und ſehen, und die arme Braut wurde dann von der Beſorgniß gemartert, daß er ſie vielleicht in ihrem Herzensgram werde vergehen laſſen. — Ja, wer das ändern könnte! dachte ſie ſeufzend, und unwillkürlich ſchloß ſich der Zauberſpruch: „Immer neu, ewig treu!“ als Heilmittel an. Nun ſah ſie ſich in ihren Träumen den Trank bereiten, konnte aber durchaus nicht vermeiden, dabei in den Spiegel zu blicken, worauf ſie dann bald unter den heftigſten Zuckungen mit dem Tode ringen mußte. Dieſer Schrecken ohnerachtet behielt der Wunſch nach der gefährlichen Hülfe die Oberhand, um ſie etwa, aber auch ganz gewiß nur im äußerſten Nothfall, anzuwenden.

2.

Der große Tag der göttlichen Beglaubigung erneuerte ſich. In der Natur herrſchte die feierliche Stille der unendlichen Anbetung. Die freundlich blinkenden Sterne mußten erbleichen, weil die ewige Sonne, gleich der ſiegreichen Wahrheit, mit ihren Strahlen die beglückte Erde ſegnen ſollte. — Hubert kehrte jetzt von einer Reiſe zurück; er trug den Wiederſchein des klaren reinen Himmels in ſeiner Bruſt, denn ſeine Wünſche glänzten in der Ausſicht der ſeligſten Erfüllung. Als Lehrer bei der Schule in einem nahgelegenen Orte beſtätigt, konnte er ſich nunmehr ſogleich des Beſitzes ſeiner Heißgeliebten für immer verſichern. Von der zärtlichſten Ungeduld befangen, wandelte er dem aufſtrebenden Morgen entgegen, um dann möglichſt bald die ſüße Braut mit der frohen Nachricht freudig zu überraſchen.

Eben trat er in die Straße, welche ihn bei dem Inbegriff ſeines Lebensglücks vorüber führte. Die lieblichen Bilder der lachenden Zukunft ſchwebten lebhaft vor ſeiner Seele; aber plötzlich, o Entſetzen! — er ſah aus der Wohnung ſeiner Geliebten den jungen Wüſtling Wallerſee eilig heraus treten. Der hinzu

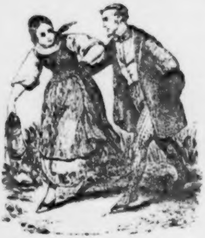


gekommene Nachtwächter hielt ihn mit der Frage an: was er in dem Hauſe zu ſuchen gehabt? — „Ein Dieb bin ich nicht!“ erwiederte Jener lachend; „das ſeht Ihr, Alter! und ſo unglücklich ſeyd Ihr doch wohl nicht, die hübſchen Mädchen bewachen zu müſſen. Da nehmt dies! trinkt auf mein Wohl und weckt mir alsbald die liebe Chriſtenheit, damit ſie meinen Schlaf bewache!“ — Fröhlichen Muthes ging er nun weiter. — Der Wächter ſah kopfſchüttelnd auf das erhaltene blanke Geldſtück, warf die Thür des Schulhauſes praſſelnd in's Schloß, verkündigte die Morgenſtunde und ſang herkömmlich: „Nun danket Alle Gott!“

Der arme Hubert hatte regungslos dem Hergange zugeſehen. Das Lied des Wächters ermunterte und ſtärkte ihn. Er richtete den getrübten Blick ſchmerzlich gen Himmel und ſagte mit wehmüthiger Faſſung: „Ja, du mein lieber Gott, ich danke dir, daß du mich hergeführt und erlöſet haſt von dem Uebel!“ — Tief verletzt durch den erlittenen Verrath in der Liebe, wankte er nach Hauſe, um ſeinen Gram dem Auge der Welt zu verbergen.

3.

Trudchen hatte dem gefährlichen Hange, ſich in den Beſitz des Zaubermittels zu ſetzen, nicht widerſtehen können. Die Oertlichkeit begünſtigte ihr Vorhaben, indem ein Flüßchen unfern ihrer Wohnung ſeinen Lauf nahm. Vor Anbruch des Tages verließ ſie mit bebendem Herzen das Haus, eilte ſchüchtern zum Ufer und ſchöpfte das verhängnißvolle Waſſer. Froh über das Gelingen ihres kühnen Unternehmens, wollte ſie eben den Rückweg antreten, als ſie ſich kräftig umfaßt fühlte. Kaum der Beſinnung mächtig, blickte ſie ſich um und erkannte Wallerſee, der ſie ſchon oft mit ſeinen Zudringlichkeiten beläſtigt und auf dieſe Weiſe zwiſchen ihr und Hubert Zwiſtigkeit veranlaßt hatte. Den Wüſtling führte, von einem Gelage kommend, ſein Weg hier vorbei;

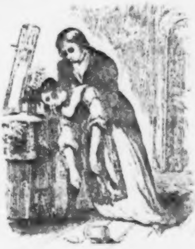


er bemerkte das liebliche, leicht gekleidete Mädchen, und wollte den Verſuch machen, bei ihr ſeine längſt genährten Wünſche zu erreichen. — „Endlich", ſagte er, „endlich, mein ſüßes Täubchen, kommſt Du in meine Gewalt!" Und er umſchlang ſie heftiger und küßte ſie mit Ungeſtüm. Aber Angſt und edler Unwille verliehen dem armen Trudchen verdoppelte Kräfte; ſie entwand ſich ſchnell dem Unverſchämten, entfloh in ihr Stübchen und gewann ſo viel Zeit, die Thür verſchließen zu können. — Dieſer Gefahr war ſie glücklich entronnen; indeß trat eine trübe Ahnung vor ihre Seele und quälte ſie mit Schreckbildern, als Folgen ihrer Unbeſonnenheit. Sie ſchwankte in dem Entſchluſſe, ob ſie ihrem Geliebten den Vorfall offenherzig mittheilen ſollte oder nicht. Die Furcht vor verdienten Vorwürfen entſchied, und ſie beſchloß zu ſchweigen.

Lauthin tönte der feierliche Klang der Glocken, um die gläubigen Seelen zur gemeinſamen Verehrung des Schöpfers einzuladen. Trudchen durfte dabei nicht fehlen. Sittig geſchmückt gedachte ſie eben dem voraus gegangenen Vater mit züchtigen Schritten zu folgen, da trat Hubert bei ihr ein. Freudig überraſcht wollte ſie ihn mit offenen Armen empfangen, aber der ernſte Blick ihres Geliebten und das ſchnell erwachende Bewußtſeyn ihrer kleinen Schuld hielten ſie zurück: ſie ſenkte die Augen und blieb verlegen ſtehen. — Hubert betrachtete das arme Mädchen mit Unwillen und Mitleid; dann ſagte er in erzwungener Ruhe: „Unglückliche, was haſt Du gethan? Ich ahnte das Schlimmſte und Dein Benehmen macht es zur Gewißheit: jetzt weiß ich Alles!" — Du weißt Alles!" hauchte Trudchen in tiefſter Bedrängniß; „ach, mein Hubert, ſey mir deshalb nicht böſe! Uebergroße Liebe zu Dir verleitete mich." — „Aus Liebe zu mir nimmſt Du nächtliche Beſuche an? Du frevelſt und ſteigerſt dadurch Deine Straffälligkeit." — „Denke doch nicht ſo Arges von mir, mein Hubert!" — „Deine erkünſtelte Einfalt kann mich nicht länger täuſchen: Dank ſey der Vorſehung, die mich zur Ueberzeugung führte! — Wir ſind geſchieden, auf ewig, wie ſchwer es mir auch fällt! — Dein Ruf iſt befleckt, und höher als das Wohlbehagen meines Herzens ſteht mir meine Ehre; drum lebe wohl — und ſey glücklich, wenn Du es vermagſt!" — Damit verließ er ſie.

Gemartert von dem Gefühl ſeines unerſetzlichen Verluſtes, glaubte er ſich Linderung verſchaffen zu können, wenn er ohne Verzug zu ſeiner neuen Beſtimmung abginge. Das Herz ſtrebte gegen dieſen Vorſatz. Trudchens Liebreiz und ihre oft bewährte Seelengüte traten vor ſein Gedächtniß; alle frohen Bilder der genährten Hoffnung ſchwebten vorüber und wollten ihre früheren Rechte behaupten. Aber das Mißtrauen ſtellte ihm das erlebte nächtliche Ereigniß ſchreckend dagegen auf, und er beſchloß zu reiſen. Indem er ſeine Einrichtungen zu treffen verſuchte, gewahrte er den bindenden Ring an ſeinem Finger. Die Zurückgabe deſſelben mußte nothwendig erfolgen. Dieſen Umſtand benutzte das leidende Herz, ihn mit ſchlauer Selbſttäuſchung zu bewegen, die Zurückgabe perſönlich auszuführen, um dadurch eine Veranlaſſung zu finden, die Heißgeliebte noch einmal zu ſehen.

Trudchen war im dumpfen thränenloſen Schmerz verſunken: Alles ſchien für ſie verloren, der Geliebte und ihre Ehre! — Verzweiflung wollte ſich ihres Gemüths bemächtigen und ſie hinziehen zu dem finſtern Abhange des Selbſtverderbens. Da erwachte die jugendliche Lebensluſt, indem ihr einfiel, daß eben die Urſache ihres Unglücks nun auch wieder das Mittel zu ihrer Rettung werden könne. Von unheimlichem Grauen befangen, wankte ſie zum Spiegeltiſche, wo die Kanne mit dem Oſter-Waſſer ſtand. Unter Todesſchauern füllte ſie davon drei Löffel voll in ein Glas, murmelte den erlernten Zauberſpruch und — trank. In demſelben Augenblicke hörte ſie die Thür öffnen; ſie blickte, noch trinkend, in den ihr gegenüber hängenden Spiegel und bemerkte den eintretenden Hubert. Der Schreck, ſich bei ihrer gotteslästerlichen Zauberei überraſcht zu ſehen, und der mit Blitzesſchnelle folgende Gedanke, daß durch den Blick in den Spiegel das Waſſer zum ſtärkſten Gift geworden ſey, wirkten hemmend auf ihre Lebensgeiſter. Sie wankte und ſank, ſank leblos in Hubert's auffangende Arme. Dieſer vergaß in der Beſtürzung und Beſorgniß den Grund ſeines Kommens. Er preßte die Ohnmächtige an ſich, nannte ſie mit den zärtlichſten Namen und verſuchte auf alle Weiſe, ſie in's Leben zurück zu bringen. Endlich war ihm dies gelungen.



„Gott ſey gedankt!“ ſagte er tief gerührt; „Gott ſey gedankt, mein liebes Trudchen, daß Du lebſt! Es kann ja noch

Alles gut werden!“ — Sie blickte ihn mit ſeelenvoller Liebe und Wehmuth an; dann ſagte ſie mit matter Stimme: „Ach, mein Hubert! es iſt zu ſpät, ich habe in den Spiegel geſehen! Doch iſt es mir tröſtlich, daß ich in Deinen Armen ſterbe!“ — Er glaubte Trudchens Sinne zerrüttet. Zögernd fragte er: „In den Spiegel haſt Du geſehen und deshalb willſt Du ſterben?“ — „Ja, mein Geliebter!“ erwiederte ſie mit ſanfter Ergebung — „verlaß mich nur nicht! Es wird ja wohl bald überſtanden ſeyn!“ — „Trudchen!“ rief Hubert in höchſter Seelen-Angſt — „herzliebes Trudchen, erwache doch nur! oder ſage mir: was iſt geſchehen?“ — Trudchen erzählte ihm nun mit kindlicher Offenheit den Hergang der Sache, bat ihn um Vergebung und fügte ſich reumüthig in ihr verſchuldetes unglückliches Loos.

Der aufgeklärte Hubert mußte unter Thränen lächeln. Er drückte die wahnbefangene holde Geliebte an ſein Herz, und nachdem er mit der Beredſamkeit der Liebe ihre Todesfurcht verſcheucht hatte, erneuerten ſie den heilbringenden Bund des Lebens, der auch nie wieder, weder durch Mißtrauen noch durch Aberglaube, geſtört wurde.

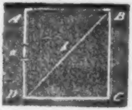
Die Daguerréotypie.

Johann Baptiſt Porta, ein Neapolitaner, bemerkte eines Tages, als er ſeine Fenſter mit Läden geſchloſſen hatte, daß durch eine Oeffnung in einer der letzteren Sonnenſtrahlen eindrangen, und daß ſich auf der, dem Fenſter gegenüberſtehenden Wand die außerhalb des Zimmers befindlichen Gegenſtände ziemlich genau abbildeten. Porta dachte über die Urſachen dieſer Erſcheinung nach, und verfertigte einen Kaſten, der, von allen Seiten geſchloſſen, nur an der einen eine runde Oeffnung hatte. Die dieſer Oeffnung gegenüberliegende Seite des Kaſtens wurde durch eine matt geſchliffene Glasſcheibe eingenommen; auf dieſer konnte man nun deutlich die Bilder der Gegenſtände, von denen Lichtſtrahlen durch die Oeffnung des Kaſtens einfielen, betrachten. Dieſe Vorrichtung nannte er Camera obscura, d. h. dunkle Kammer. Daß er aber die Umriſſe der Bilder ſchärfer erhalte, ſetzte er in die Oeffnung ein doppelt erhabenes Glas (biconvexes Glas, gewöhnlich Brennglas genannt). Die mattgeſchliffene Glasſcheibe befand ſich dann in der Brennweite der Glaslinſe, die man auch Objektiv-Glas nennt, da ſie dem Objekte (Gegenſtande) zugekehrt iſt. Unter der Brennweite einer Glaslinſe verſteht man die Entfernung, in welcher die durch die Glaslinſe eingefallenen und geſammelten Sonnenſtrahlen den möglich kleinſten Kreis erleuchten, und in dieſem Kreiſe brennbare Körper, wie Holz, Schwamm u. ſ. w. entzünden. Man nennt jenen Kreis Brennpunkt, obwohl dieſe Benennung falſch iſt. — In dem

Brennpunkte erſcheinen auch die Bilder der vor der Glaslinſe befindlichen Körper am deutlichſten.

Als man die ſchönen Bilder der **Camera obscura** ſah, entſtand natürlich der Wunſch, dieſe feſthalten zu können. Das einzige, damals bekannte Mittel zu dem eben angegebenen Zwecke war ein mechaniſches. Man legte nämlich ein dünnes Blatt Papier auf die Glasſcheibe und zeichnete die Umriſſe der Bilder mit einem Bleiſtifte nach. Um ſich dieſe Arbeit zu erleichtern, brachte man die mattgeſchliffene Glasſcheibe oben an und fing die Bilder mit einem ebenen Spiegel auf, der unter einem Winkel von 45 Graden gegen die untere Fläche der **Camera obscura** geneigt ward, und der die Bilder dann nach oben zurückwarf (reflektirte). Fig. **1. A B C D** ſey ein ſenkrechter Durchſchnitt einer **Camera obscura**, **a** das doppelt erhabene Glas (die Glaslinſe, das Sammelglas), **b** der ebene Spiegel und **A B** die mattgeſchliffene Glasſcheibe. Da aber dieſe Art der Feſthaltung (Fixirung) der Bilder nicht genügte, ſo bemühte man ſich, ein Mittel aufzufinden, durch welches auf chemiſchem Wege (durch einen chemiſchen Prozeß) die Darſtellungen der **Camera obscura** feſtgehalten werden könnten. Ein chemiſcher Prozeß iſt die Verbindung von zwei oder mehreren einfachen, d. h. unzerlegbaren Stoffen (Elementen) zu einem neuen Körper, wie die des Schwefels und Sauerſtoffs zu Schwefelſäure; dann die Verbindung von zwei oder mehreren Verbindungen einfacher Stoffe, wie die der Schwefelſäure mit der Kalkerde zu Gyps; endlich auch umgekehrt die Zerlegung eines Körpers in ſeine näheren oder entfernteren Beſtandtheile, wie das Brennen des Kalkes, wobei die Kohlenſäure verflüchtigt wird und die Kalkerde zurückbleibt. — Der Franzoſe Charles ſoll zuerſt Silhouetten vermittelſt der **Camera** angefertigt haben, indem er die Bilder auf Papier, das mit Chlorſilber (einer Verbindung von Salzſäure mit Silberoxyd) getränkt war, auffing. Das Licht ſchwärzt nämlich ſehr leicht und ſchnell das Chlorſilber. Nach Charles ſoll Wedgwood auf dieſelbe Weiſe Kupferſtiche und die Gemälde eines Kirchenfenſters abgebildet haben. Aber auch dieſer Weg, die Bilder der **Camera** feſtzuhalten, entſprach noch lange nicht den Wünſchen; nur verſtohlen konnte man die auf eben angegebene Art erhaltenen Bilder betrachten, da jedes Licht die ganze Fläche ſchwärzte. Denn man verſtand es nicht, das Papier von dem gegen Licht ſo empfindlichen Stoffe, dem Chlorſilber, nachträglich zu befreien, ohne die Bilder ſelbſt zu zerſtören. — Daguerre, nachdem zuvor noch Anderer Verſuche dem Zwecke näher gekommen, war endlich ſo glücklich, ein Verfahren für das Feſthalten der Lichtbilder zu entdecken, das in einer verhältnißmäßig

Fig. 1.



ſehr kurzen Zeit ganz genaue Darſtellungen lieferte. — Daguerre's Verfahren iſt ſeit ſeinem erſten Bekanntwerden vielfach verbeſſert worden, und hier ſoll das, durch mannigfache Verſuche als das beſte anerkannte gegeben werden.

Fig. 2.

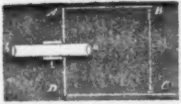


Fig. 3.

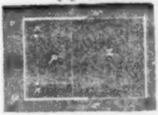
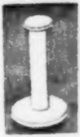
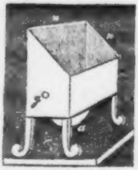


Fig. 4.



Zur Anfertigung der Daguerre'ſchen Lichtbilder gehören folgende Verrichtungen: Zuerſt eine **Camera obscura** mit einem oder mit zwei Gläſern; die letztere Art iſt die beſſere. Ihre Form iſt gleichgültig, ob vierkantig, ob walzig; nur eignet ſich erſtere mehr zu Landſchaften und Gebäuden, als letztere. Wir werden eine vierkantige hier näher beſchreiben. **A B C D** Fig. 2. ſey ein ſenkrechter Durchſchnitt der **Camera**, **a b** ſey eine metallene Röhre, in die zwei Linſengläſer **a** und **b** an den Enden eingefügt ſind. Beide ſtehen um die Summe ihrer Brennweiten von einander entfernt, die Röhre **a b** iſt verſchiebbar. Die Rückenwand der **Camera** ſteht in ihrer größten Entfernung von der Linſe **a** nur um die Brennweite dieſer Linſe **a** ab. Die Rückenwand **B C** wird eingenommen durch ein Milchglas, deſſen matt geſchliffene Seite nach innen gekehrt iſt und die ſich heraus nehmen läßt. An ihre Stelle kann dann ein **Kaſten**, auf deſſen Boden die Platte durch metallene Riegel oder Nägel mit platten Köpfen befeſtigt wird, und der durch einen Schieber zu ſchließen iſt, geſetzt werden. Fig. 3. **v w x y** iſt ein ſolcher Kaſten von oben geſehen, **x** iſt der Schieber, **p** die Platte, welche durch die Nägel **n** gehalten wird. Nur muß dieſer Kaſten ſo eingerichtet ſeyn, daß die Platte **p** gerade dieſelbe Entfernung von der Linſe **a** hat, wie das Milchglas. — Ferner bedarf man einer 4 bis 5 Zoll hohen Walze, die unten eine größere Scheibe als oben haben muß, damit ſie feſt ſtehe. Die nebenſtehende Fig. 4. zeigt eine ſolche Walze; ſie dient bei dem Putzen der Platten. Alsdann bedarf man eines viereckigen Gefäßes, am beſten von Porzellan, deſſen obere Ränder abgeſchliffen ſind, und das durch eine mattgeſchliffene Glasplatte luftdicht geſchloſſen werden kann; denn das Jod, das dieſes Gefäß aufnehmen ſoll, iſt äußerſt flüchtig. Endlich gehört zum Daguerreotypiren noch ein Queckſilber-Apparat. Dieſer iſt ein papperner, nach oben abgeſchrägter, vierkantiger Kaſten

Fig. 5.



(Fig. 5.), der in ſeinem Boden eine eiſerne oder porzellanene Schale a trägt, in die man Queckſilber ſchüttet und unter die man eine brennende Spiritus-Lampe ſtellt. Oben hat der Apparat an den inneren Seiten Leiſten n; auf dieſe wird der aus der **Camera** herausgenommene Kaſten mit der Platte gelegt, damit das durch die Spiritus-Lampe in Dampfform aufgelöſte Queckſilber an die Platte gelangen kann. Die Oeffnung des Apparats muß grade ſo groß ſeyn wie der Kaſten, in dem ſich die Platte befindet. In der einen Seitenwand des Queckſilber-Apparats iſt ein Loch g, durch dieſes ſteckt man ein Thermometer, deſſen Kugel in dem Queckſilber der Schale ruhen muß, wenn es den Wärmegrad des letztern anzeigen ſoll.

Die Platten, welche die Bilder der **Camera** auffangen ſollen, ſind von Kupfer und mit Silber überzogen; ſie müſſen aber vollkommen eben und glänzend ſeyn.

Verfahren bei'm Daguerréotypiren.

Das erſte Geſchäft iſt das Plattenputzen. Man verſieht die obere Scheibe der zum Plattenputzen beſtimmten Walze (Fig. 4.) mit einer Lage Siegellacks, erwärmt dann eine Platte über einer Spiritus-Lampe, indem man die Unterſeite der Platte der Flamme entgegen hält, und drückt erſtere dann auf die obere Scheibe feſt. Darauf ſchüttelt man aus einem mit Mouſſelin überzogenen Gläschen calcinirten, fein gepulverten Trippel oder fein geſchlemmte Knochenaſche auf die Platte, benetzt einen kleinen Ballen loſer Baumwolle mit einer Flüſſigkeit, beſtehend aus ſechszehn Theilen Waſſer und einem Theile Salpeterſäure (nach Imle), und zerreibt Beides, den Trippel oder die Knochenaſche und die verdünnte Salpeterſäure auf der Platte. Hiermit fährt man, von rechts nach links reibend, ſo lange fort, bis die Metallfläche von dem Putzmittel befreit iſt und die Platte, leicht angehaucht, eine gleichmäßige graue Farbe zeigt. Iſt letztere völlig rein, ſo überfährt man ſie noch einige Male mit reiner, trockener Baumwolle, um jedes Stäubchen zu entfernen. Darauf kann man zum Jodiren ſchreiten. Man befeſtigt die Platte in dem Kaſten (Fig. 3.) und zieht den Schieber Z heraus. Darauf gießt man etwas Jod-Chlorür, deſſen Bereitung am Ende dieſes Aufſatzes gezeigt werden ſoll, in das porzellanene, viereckige Gefäß und deckt den Kaſten mit der Platte (Fig. 3.) darauf. Das Jod-Chlorür löſt ſich bei jeder Temperatur über Null-Grad Réaumur in Dampfform auf; dieſe Dämpfe treten an das Silber und bilden mit demſelben eine dünne Schicht Jod-Silbers und Chlor-Silbers.

Man prüft, ob dieſe Dämpfe lange genug auf das Silber eingewirkt haben, dadurch, daß man die Platte gegen ein weißes Blatt Papier hält; iſt ſie gleichmäßig ſchön gelb, ſo kann man mit dem Jodiren aufhören. Der Ueberzug auf erſterer darf weder zu hell, noch zu dunkel (blau) erſcheinen. Nun ſchiebt man den Schieber Z in den Kaſten ein, um die jodirte Silberplatte gegen jedes Licht abzuſchließen. Darauf ſtellt man die **Camera obscura** dem abzubildenden Gegenſtande gegenüber auf, rückt dann die metallene Röhre a b (Fig. 2.) ſo lange hin und her, bis ſich das Bild des Gegenſtandes ſcharf begrenzt auf dem mattgeſchliffenen Milchglaſe B C darſtellt, und verſchließt dann die vordere Oeffnung der Röhre durch einen Deckel. Jetzt nimmt man das Milchglas heraus, ſetzt an ſeine Stelle den Kaſten mit der Silberplatte ein, zieht den Deckel beinahe ganz heraus und drückt dann den Kaſten feſt in die **Camera** hinein, ſo daß die Platte dieſelbe Entfernung von der Linſe a hat, als vorher das Milchglas. Wird dieſe Entfernung nicht ſtreng beibehalten, ſo war das Richten ganz überflüſſig; das Bild wird dann undeutlich. Nun nimmt man den Deckel, die Blendung, von der Röhre a b weg und läßt das Licht auf die jodirte Platte einwirken. Die Lichtſtrahlen, die von dem Gegenſtande durch die Glaslinſen auf die Platte fallen, zerſetzen die Jod-Silber- und Chlor-Silber-Schicht, und zwar in dem Grade, daß die Stellen, die von dem, aus den hellſten und nächſten Theilen des Gegenſtandes ausgehenden Lichte getroffen werden, von dem Jod-Chlorür ſich ganz befreien, während die minder ſtark beſchienenen Stellen weniger Jod-Chlorür verlieren, und endlich die Stellen, auf die das Bild nicht fällt, die alſo von keinem Lichtſtrahle getroffen werden, ihren gelblichen Ueberzug behalten. — Die Dauer der Einwirkung des Lichtes richtet ſich nach der Stärke (Lichtſtärke) der Linſen, nach der Helligkeit, ob Sonnenſchein iſt oder nicht, nach der geographiſchen Lage u. ſ. w. — Hat nun die Platte lange genug in der **Camera** geſtanden, ſo legt man die Blendung vor die Röhre, ſchiebt den Schieber Z wieder in den Kaſten ein und nimmt dieſen heraus. Nun zündet man die Spiritus-Lampe an, ſetzt ſie unter den Queckſilber-Apparat und deckt den, von dem Schieber wiederum befreiten Kaſten oben auf, ſo daß die Platte dem Queckſilber zugekehrt iſt. Durch die Hitze der Spiritusflamme wird das Queckſilber in der Schale a in Dämpfe verwandelt, die aufſteigend ſich mit den entweder ganz oder theilweis vom Jod-Chlorür befreiten Stellen zu einem neuen Körper, einem Metallteige, Queckſilber-Amalgam genannt, verbinden, und ſo die Umriſſe des Bildes darſtellen. Man läßt die Platte ſo lange in dem Apparate, bis das Queckſilber bis auf ſechzig Grad Réaumur erhitzt, und, nach gelöſchter Lampe, bis auf vierzig Grad Réaumur wieder erkaltet iſt, was man an dem durch die Oeffnung g geſteckten Thermometer erkennt.

Jetzt macht man die Platte von dem Kaſten los, taucht ſie in eine Auflöſung von unter-ſchweflig-ſaurem Natron, welches das noch auf der Platte haftende Jod-Chlorür wegnimmt, und begießt jene ſchnell mit kochendem, deſtillirtem Waſſer. Darauf bläſt man mit dem Munde, aber ohne Speichel darauf fallen zu laſſen, die Waſſertropfen weg und trocknet die Platte über einer Spiritus-Lampe, indem man das Bild aufwärts hält. Nun iſt das Bild fertig und kann dem ſtärkſten Sonnenlichte ausgeſetzt werden, nur vor unmittelbarer Berührung muß man es wahren. C. Imle empfiehlt ein anderes Verfahren, um die Platte von dem Jod-Chlorür zu befreien, das auf Galvanismus, d. h. auf Electricitäts-Entwickelung durch Berührung zweier Metalle, die durch einen feuchten Körper getrennt ſind, beruht. Er legt nämlich die Silberplatte zuerſt in reines Brunnenwaſſer, dann in eine geſättigte und filtrirte Kochſalz-Auflöſung, macht an einem Stückchen Zink eine friſche Fläche und hält dieſe an die Platte; ſogleich entwickeln ſich durch die electriſche Strömung die Jod-Chlorür-Dämpfe und laſſen die Platte klar und rein zurück, die dann nochmals mit reinem Waſſer abgeſpült wird.

Für die Bereitung des Jod-Chlorür empfiehlt Imle folgendes Verhältniß der Beſtandtheile:

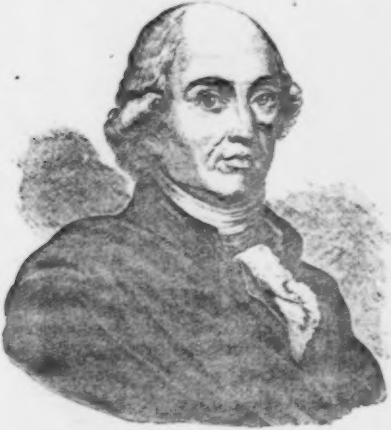
10 Loth Kochſalz, beſtehend aus Chlor und Natrium,
7 Loth Braunſteinüberoxyd, beſtehend aus Mangan und Sauerſtoff,
16 Loth concentrirte Schwefelſäure, beſtehend aus Schwefel und Sauerſtoff,
12 Loth Brunnenwaſſer, beſtehend aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff.

Dieſe vier Beſtandtheile ſchüttet man in eine Retorte; in eine andere thut man 16 Loth Jod; beide verbindet man durch eine Glasröhre; doch muß die Verbindung luftdicht geſchloſſen werden, was durch umgewickelte, naſſe Blaſe leicht zu bewerkſtelligen iſt. Die erſte Retorte wird dann auf das Sandbad geſetzt und langſam erhitzt.

Das Kochſalz und das Braunſteinüberoxyd werden durch die Schwefelſäure ſo zerſetzt, daß das Natrium des Kochſalzes einen Theil des Sauerſtoffs des Braunſteinüberoxyds annimmt und nun Natron bildet. Das Braunſteinüberoxyd iſt durch den Verluſt an Sauerſtoff in Manganoxydul verwandelt worden. Die Schwefelſäure verbindet ſich nun mit dem eben entſtandenen Natron zu ſchwefelſaurem Natron (Glauberſalz) und mit dem Manganoxydul zu ſchwefelſaurem Manganoxydul. Dadurch iſt das Chlor, der andere Grundſtoff des Kochſalzes, frei geworden; er geht nebſt dem in Dämpfe aufgelöſten Waſſer in die andere Retorte über, löſt hier das Jod auf und verbindet ſich mit ihm zu Jod-Chlorür. Man läßt das Chlor übergehen, bis nur noch ein kleiner Theil des Jod unaufgelöſt iſt. Alsdann nimmt man die Verbindungs-Röhre weg, ſchüttelt das Jod-Chlorür tüchtig um und verwahrt es in einer wohlverkorkten und verſiegelten

Flaſche an einem dunklen Orte. Zum Gebrauche vermiſcht man ½ Unze dieſes Jod-Chlorürs mit dem zwölffachen Gewichte, d. h. mit 6 Unzen deſtillirten Waſſers, und verſchließt dieſes verdünnte Jod-Chlorür wieder in eine Flaſche mit einem eingeriebenen Stöpſel. Beim Jodiren der Platten füllt man das Gefäß bis zur Hälfte mit der verdünnten Flüſſigkeit an und bedeckt ſie mit der Glasplatte. L. Heros.

Herder.



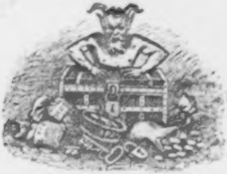
Ein Mann, ebenſo liebenswürdig als groß, werth, für immer im Gedächtniß ſeines Volkes fortzuleben und ſo der ſchönſten, wahrſten, echteſten Unſterblichkeit theilhaftig zu werden, iſt **Johann Gottfried Herder**, geboren am 25. Auguſt 1744, einem Tage, dem das neunzehnte Jahrhundert eine Jubelfeier nicht verſagen durfte. **Herder** hat, wie **Leſſing** und **Goethe**, den wahren Gott der Welt in der über alle Religionsformen und Glaubens-Beſonderheiten erhabenen freien Humanität (Menſchenwürde) erkannt, und alle ſeine Schriften ſind Zeugen dieſes Strebens, den Menſchen in den Augen des Menſchen zu jener Würde zu erheben, die ihm als dem Träger des Geiſtes zukommt. Herder war Theolog und dennoch der freiſinnigſte Denker ſeiner Zeit, die ihm aber nicht das theologiſche Lehramt entzog, ſondern, ſtolz auf ihn, die Großheit ſeines Wirkens anerkannte und ihm Gelegenheit gab, es leuchten und ſchaffen zu laſſen. Seinen ewigen Ruhm breitet daher auch Herder aus über ſeine hohen Beſchützer Amalia und Carl Auguſt von Weimar. Die freie Entwickelung des Genius zu pflegen, iſt die Aufgabe der Mächtigen; die Welt erwartet von ihnen, daß ſie die Freiheit des Geiſtes als Eigenthum der Menſchheit betrachten. Carl Auguſt hatte jenen hohen Beruf der Fürſten erkannt, und deshalb konnten in ſeiner Nähe Geiſter wie Goethe, Schiller, Herder und Wieland gedeihen. — Der Geburtsort Herder's iſt die kleine Stadt Mohrungen in Oſtpreußen; ſein Vater war ein armer Schullehrer, der nur wenig für die Erziehung des Sohnes zu thun vermochte. Bibel und Geſangbuch waren faſt die einzigen Bücher, welche dieſer in ſeiner Kindheit in die Hände bekam, bis der Pfarrer des Ortes, Treſcho, der ſich des zum Jüngling reifenden Knaben als Schreiber bediente, ſich ſeiner annahm und ihm Unterricht ertheilte in den alten Sprachen und andern Gegenſtänden. Herder machte ſo reißende Fortſchritte, daß er nach wenigen Jahren, auf einer Reiſe mit einem Wundarzte nach Königsberg kommend, daſelbſt als Lehrer der erſten philoſophiſchen und zweiten lateiniſchen Klaſſe am Friedrichs-Collegium angeſtellt werden konnte. Hier widmete er ſich nun den eifrigſten Studien und entſchied ſich ernſtlich für die Theologie. Zugleich umfaßte er aber mit ſeinem reichen Geiſte das Studium der Philoſophie und der Naturwiſſenſchaften, eignete ſich die ausgebreitetſte Kenntniß der Geſchichte an, durchforſchte mit tiefem wiſſenſchaftlichen Eingehen die Gebiete der Staatslehre, der Völker- und Sprachkunde. Alles, womit er ſich beſchäftigte, ward ſchnell ſein Eigenthum, und eine Fülle neuer Gedanken, tiefer Blicke in das Weſen der Wiſſenſchaften wie der Menſchheit entwickelte ſich in ihm. Im Jahre 1765 berief man ihn als Rektor der Domſchule und Prediger nach Riga, wo er die Liebe und Verehrung ſeiner Zöglinge wie ſeiner Gemeinde im höchſten Grade erwarb, das er aber verließ, nicht um einem ehrenvollen Rufe nach Petersburg zu folgen, ſondern um die Welt, nach deren lebendigen Eindrücken es ihn verlangte, kennen zu lernen. Er legte ſein Amt in Riga nieder und nahm die Stelle eines Begleiters des Prinzen von Holſtein-Eutin an, der Frankreich und Italien durchreiſen wollte. In Straßburg jedoch wurde Herder von Neuem an einem, ſeit ſeiner Jugend ihn plagenden Augenübel krank und mußte zurückbleiben. Hier machte er die Bekanntſchaft Goethe's, den er bald Freund nannte, und dem er großentheils ſeine ſpätere Berufung nach Weimar verdankte. Nachdem er 1770 als Hofprediger, Superintendent und Conſiſtorialrath in Bückeburg angeſtellt worden, wo er ſich verheirathete, dann fünf Jahre darauf der theologiſchen Profeſſur wegen nach Göttingen gegangen, kam er als Hofprediger, General-Superintendent und Ober-Conſiſtorialrath nach Weimar, wo er 1793 zum Vice-Präſidenten, 1801 zum Präſidenten des Ober-Conſiſtoriums und bald nachher vom Kurfürſten von Bayern in den Adelſtand erhoben wurde. Hatte Herder ſich ſchon früher in allen Zweigen ſeines Wiſſens, namentlich in theologiſcher und philoſophiſcher Beziehung als Schriftſteller ausgezeichnet, ſo fand doch erſt in Weimar ſeine Genialität die rechte Gelegenheit, ſich voll und ganz zu entfalten. Was er hier Großes, Hohes, Edles und Unvergängliches geſchaffen, läßt ſich in dieſen wenigen Zeilen nicht nach Verdienſt würdigen: wir können nur unſre Verehrung für ihn auf den Jubel-Altar ſeines Gedächtniſſes legen und das deutſche Volk auffordern, ſeine vom Geiſte der Wahrheit, Schönheit und Freiheit geweihten Schriften zu leſen, mit Liebe in ſich aufzunehmen und als ewige Heiligthümer des Volksgeiſtes zu bewahren. Wer Herder's Worte lieſt mit aufrichtiger Theilnahme, der muß ihn lieben, und wer ihn liebt, ſteht gewaffnet da gegen alle Angriffe pietiſtiſcher Dunkelmacherei, die in unſerer Zeit von Neuem ihr unheiliges Weſen zu treiben beginnt. Gedankenklare Schriften zur Philoſophie und Geſchichte, zur Religion und Theologie, zur Kunſt und Literatur enthalten ſeine Werke, und ſeine Dichtungen ſind voll reinen poetiſchen Schwunges. Sein größtes Werk aber ſind die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“, in welchen die ganze Größe und Hoheit ſeines Genius, ſeine edle, ſchöne Liebe zur Menſchheit zum erhabenſten Ausdruck gelangte. Hier begegnet uns eine Philoſophie, die, jedem geſunden Sinne klar und verſtändlich, zugleich zum Geiſte wie zum Herzen ſpricht. Leſen und lieben ſoll jeder Deutſche dieſes Werk, verehren und lieben den Schöpfer deſſelben. Herder war groß als Philoſoph, Aeſthetiker, Geſchichtsſchreiber, Philolog und Dichter, er war zugleich ein großer, edler und liebenswerther Charakter, feſt und geſinnungsvoll in dem, was er als recht und wahr erkannt hatte, liebevoll und hingebend als Freund, als Gatte, als Menſch. Kam je ein Einzelner dem Ideal des reinen Menſchenthums nahe, ſo war es Johann Gottfried Herder. Er ſtarb am 18. Dezember 1803 in Weimar, betrauert nicht nur von ſeinen Freunden, ſeiner Gemeinde, ſeiner Umgebung überhaupt, betrauert von einem Volke, das ſich ſelber groß fühlen darf im Beſitze eines ſolchen Mannes, wenn es zu handeln verſteht, wie Herder geſprochen: im Geiſte der Freiheit und Humanität. Anton Gubitz.

Papier-Schwindel.

Unter mancherlei Jahrhundert-Feiern, die wir im Jahr 1845 bezeichnen können, iſt auch eine, die uns auf die Actien (Antheils-Scheine) und den damit verbundenen, faſt zur Seuche gewordenen Schwindel hinweiſen kann: nämlich die Errichtung der erſten Zettelbank, die im Jahr 1345 in Genua ſtattfand. Ein halbes Tauſend von Jahren iſt alſo vergangen, ſeit zuerſt das gute und ſchlechte Geldpapier oder Papiergeld unter nachmals allerlei Namen eingeführt wurde und zu dieſem Zweck Actienaire ſich vereinten und Actien ausgaben. Wir wollen nicht fürchten, daß dieſe Halbtauſend-Jahresfeier ſich durch immer ſchwerere Verluſte bezeichnet bei denen, die ſich, ohne Börſen-Männer zu ſeyn, in deren Umtriebe hineinziehen ließen; aber möglich wär's doch, daß öfter wieder ein ſolches Unheil ſich begäbe, wie es vor Jahren bei den ſpaniſchen Papieren, dann durch die ſogenannten Zeitkäufe und im Bezug darauf andeutungsweiſe im Jahr 1844 auch bei den Eiſenbahn-Papieren ſich begab. Bei den Zeitkäufen kauft man bekanntlich nicht Zeit — man verliert ſie vielmehr oft unnütz, ja bis zum Entſetzlichen; denn es läßt ſich von Manchem berichten, daß er durch verunglückte Zeitkäufe zum Selbſtmorde getrieben wurde, oder doch Bankerott machte. Das Letztere pflegt freilich Dieſer und Jener nicht zum Entſetzlichen zu zählen, denn die ſonſtige ehrliche Strenge gegen Bankerottirer hat ſich in unehrliche Milde verwandelt und ſie können gewöhnlich, uns des gangbaren Wortes zu bedienen, noch ein „gutes Haus" machen. Die Sprache hat, was große Schufterei betrifft, nach und nach ungemein zuvorkommend und artig ſeyn müſſen. Vom Bankerottmacher ſagte man ehedem: er iſt davon gelaufen wie ein Spitzbube; dann: er iſt von ſeinem Eigenthum gegangen; dann: er iſt davon gefahren. Jetzt läßt man Jedem über Laufen, Gehen und Fahren Wahl und Freiheit, indem man nur ſagt: er hat ſich entfernt, was auch ſchon ſehr ſelten geſchieht. Heut zu Tage bleibt ein Bankerottmacher ruhig am Orte und ſetzt ſich mit ſeinen Gläubigern; dieſes Sichſetzen iſt aber manchmal der Art, daß die Gläubiger davon laufen möchten, und wenn ein Bankerottirer ſich ſonſt aus dem Staube machte, ſtreut er heut zu Tage bequemer Weiſe nur ſeinen Gläubigern Staub in's Auge. Es wäre hübſch, wenn man die Halbtauſend-Jahresfeier damit beginge, daß man die alte Redlichkeit zurückkehren ließe!

Das thäte nun beſonders noth bei dem Actien-Schwindel, mit dem die Leute über Nacht reich zu werden gedenken, weil hier und da einem ſchlauen Schwindler durch geſchickte oder auch nur kecke Ränke gelungen iſt, was zuweilen im erſten Anlauf zu gelingen pflegt. Aber glaubt mir, das raſch gewonnene

Geld iſt ihm nicht ſicher und will er's mit des Teufels Gewalt halten, der Teufel der Habſucht entführt's ihm doch gelegentlich.



Wir ſprechen, wie Ihr begreifen werdet, bildlich, da wir wiſſen, daß es eben keine andern Teufel giebt, als die der Menſch in ſich ſelber beherbergt, obwohl Ihr werdet gehört haben von dem neuen Streit, der uns Höll' und Teufel wieder zurückführen ſoll, wozu wir weiter nichts ſagen als: „Wachet und betet, damit Ihr nicht in Anfechtung fallet.“ Es iſt für uns ſehr ſinnvoll, daß „wachen“ hier ſogar vor dem „beten“ ſteht, und die Anfechtung können wir dann auch gleich bei dem Actien-Schwindel brauchen! Wir haben recht inhaltvolle Sprüche geerbt, zum Beiſpiel: „Sparen iſt verdienen“; „Sparſchaft giebt Baarſchaft“; Sparmund und Nährhand kaufen Wohlleb's Haus und Land.“ Da hat jedoch die neueſte Zeit einen Spruch erfunden, der wirft jene ohne Umſtände über den Haufen; er heißt: „Nicht das, was man ausgiebt, iſt das Unglück, ſondern, was nicht einkommt!“ — und danach ſetzt man all ſein Hoffen — mit leichtem Sinn, wie man zuweilen meint, aber der Wahrheit nach im Leichtſinn — nicht auf das Wenige, was man hat, ſondern auf das Viele, was man haben möchte, und lebt d'rauf los, als hätte man's bereits. Das giebt indeß gar oft einen Erfolg, wie ihn der Rechenmeiſter Adam Rieſe — derſelbe, den wir manchmal noch erwähnen, wenn von klarer Rechnung die Rede — einem Schöſſer (Einnehmer) vorherſagte. Dieſer äußerte Jenem: „Ich hab' hundert Gulden jährlich, davon halt' ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen; nun, Lieber, mach' mir die Rechnung, wie ich ſo am beſten auskommen möchte!“ — Adam Rieſe aber antwortete: „Multiplicire mit dem Stadtknecht, dividire mit dem Kerkermeiſter, nimm noch den Henker hinzu, ſo wirſt Du mit dieſer Regel de Tri (Dreiglieder-Rechnung) das Richtige finden.“ — Beſagter Schöſſer hat's auch gefunden, denn den Strich unter ſeine Rechnung machte nach etlichen Jahren der Strick.

Wir wollen indeß wieder einlenken auf das Reichwerden, welches in gradem Wege keine leichte Sache, aber auch eine unnöthige iſt, wenn man's verſteht, durch Entbehrung des Entbehrlichen ſich wohlhabend zu fühlen oder im ſchlimmſten Fall mit Ehren arm zu ſeyn. Das Reichwerden, wie wir's heut zu Tage in einzelnen Fällen gewahren, iſt indeß leichter als das auf gradem Wege, auch keine Kunſt, ſondern ein ſchmachvolles Treiben, bei deſſen Einübung man vor allen Dingen Seele und Herz in die Rumpelkammer oder hinter den Geldkaſten werfen muß, und Leute, die ſo ihren Vortheil ſuchen, werden bettelarm an nützlicher That und rechtem Empfinden. Verlockende Reden aber haben ſie vollauf; — „ſie wollen mit Worten die Welt verſchenken und werden in Thaten an ſich nur denken!" — Zu ſolchen ſittlich verwahrloſeten menſchlichen Geſchöpfen gehören beſonders ſolche ſogenannte „Zeichner", die bei Actien-Unternehmungen (vorzugsweiſe jetzt zu Eiſenbahnen) Summen zeichnen, welche ſie gar nicht beſitzen, und die nun durch allerlei Vorſpiegelungen die Gier nach Gewinn bei Unerfahrenen wecken und nähren, um bei dem Steigen der oft noch gar nicht vorhandenen Actien durch immer mehr Theilnehmer ſich einen Erwerb an Procenten zu ſichern, der natürlich ſich verſtärkt, je mehr ſie künſtlich den Andrang zum Ankauf des Papiers, auf welches ſie zeichneten in ihnen unerſchwingbaren Summen, zu häufen wiſſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es unter den Zeichnern redliche giebt, die nicht über ihre eigenen Kräfte gehen, oder ſolche, die, wenn ſie's thaten, doch wenigſtens an betrügeriſchen Gewinn nicht denken, ſondern, wie kluge Geſchäftsleute, eben nur von der Welt Treiben Nutzen ziehen. Aber eine Klaſſe dieſer Zeichner beſteht durchaus nur aus Wagehälſen. Sie haben an Vermögen nichts, gar nichts, als ein gutes Maulwerk, vom Dampf und Dunſt pfiffiger Worte getrieben. Wohl wiſſend, daß es für die Actien ſchon von vortheilhaftem Eindruck iſt, wenn die erforderliche Summe ſo raſch wie möglich auf dem Papier ſteht, drängen ſie, durch irgend einen Scheingrund, oder auch gradhin durch eine Lüge begünſtigt, ſich herbei, und man nimmt ihre Zahlen an, auch wenn man weiß, wie es mit ihren Mitteln ſteht. Man will die Sache raſch im Gange haben — und das Uebrige wird ſich finden! — iſt der leidige Allerwelts-Troſt. Geſetzt nun, jene Wagehälſe gingen gleich bei dem erſten Verſuche, reich werden zu wollen, zu Grunde, was ſchadet es ihnen? Sie verlaſſen ſich auf den allmächtigen Satz: wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Glückt ihnen aber ihr erſtes Wagniß, ſo haben ſie den Leichtgläubigen ein Kapital abgeplündert, treten nun ſchon kecker auf und treiben mit nachdrücklicheren Mitteln ihre Verſicherungs-Scheine und demnach die Actien auf eine Höhe, auf welcher ſie dann wieder künſtlich ſo lange als möglich erhalten oder, je nachdem es

Vortheil bringt, auf- und abgetrieben werden in einem Courſe, der im Verhältniß deſſen, was die Eiſenbahnen auf die Dauer an Zinſen abwerfen können, wie die der Sache Kundigſten berechneten, gewöhnlich immer noch ein in haltloſer Uebertreibung hoher iſt. Die Eiſenbahnen erſcheinen uns erſtens als ein bewundernswerther Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes, zweitens als ein ſehr eingreifendes Mittel zum Zwecke des Völkerglücks durch die gemeinſameren Länder-Verbindungen zu verſtärkter Betriebſamkeit; daß ſie aber als Ver-Geſchäft nur Verderben in das Volk ſtreuen ſollen und mit Ausbeuten aller Kapitale, bis auf die Sparpfennige hinab, die emſige Betriebſamkeit aus den Schranken der Sicherung treiben und allen andern Unternehmungen die Geld-Hülfsmittel aufzehren ſollen, wird zum Verbrechen der Selbſtſucht am Allgemeinwohl.

Daß der Gemeinſinn — der Sinn, der nicht bloß an ſich, ſondern billig auch der Andern denkt — Grundſatz werde, darauf iſt bei der Mehrheit fürerſt noch nicht zu hoffen; gegen den gemeinen Sinn, alſo auch gegen die Gewinnſpäher, die von den kaufmänniſchen Börſen aus die Länder durchkreuzen, um alles erſparte Baare in Papier zu verwandeln, kann und ſoll man ſich aber verwahren. Man überlaſſe das Börſenſpiel (über welches wir ſchon im Jahrgange für 1842 unſre Gloſſen mittheilten) denen, die kein anderes Geſchäft haben, und will man Erſpartes zinsbar anlegen, was jeder Sorgſame thun wird, ſo gebe man's auf ſich're Hypothek oder man wende ſich an anerkannt redliche, auf ein tüchtiges Vermögen und Thun begründete Handlungshäuſer, deren es ja noch immer giebt — obwohl ſie in vergangenen Jahrhunderten mehr Regel waren, jetzt aber mehr Ausnahmen ſind — und man wird ohne Gefahr zu gutem Rath kommen. Sich aber vom Satan der Habſucht verlocken zu laſſen, ſeinem Gewerbe das Betriebsgeld entziehen, um das gewagte Börſenſpiel mittreiben zu können, deshalb wohl gar Schulden zu machen oder auf Nichts Zeichner großer Summen zu Verſicherungs-Scheinen zu werden, das überlaſſe man den ſchamloſen Rittern der Induſtrie, die kein Kreuz haben, für die dumme Ehrlichkeit aber ein Kreuz ſind, vor denen ihr die Kreuze machen ſollt, die ihr hinſichtlich des verſchollenen (aber in ſolchen Induſtrie-Rittern von jeher verwirklichten) Teufels nicht mehr zu machen nöthig habt. Laßt ihr euch aber nicht warnen, folgt ihr der Verlockung, ſo werdet ihr erfahren, wie's euch ergeht, wenn dieſe oder jene Actien nicht mehr „geſucht“ ſind, um den kaufmänniſchen Ausdruck zu gebrauchen, und dann immer mehr „weichen“, bis ſie auf ihren wahren Werth kommen, der meiſt bei allen bis jetzt vorhandenen Eiſenbahn-Actien je auf hundert Thaler auch nicht oder nur ſehr wenig mehr als hundert Thaler ſeyn kann, nach den, auf die Dauer davon zu erwartenden Zinſen. Giebt's dann Verluſte, ſo ſtimmen jene Induſtrie-Ritter, welche die Moral nur ſo kennen, wie der Dieb die Gensd'armen, ihre Zunge plötzlich anders, wahr aber doch nicht, und endlich werden ſie ebenfalls „weichen“, weil ihr nicht mehr „geſucht“ ſeyd, ſondern euer ſelbſtverſchuldetes Elend auch ſelbſt überſtehen müßt.

Darum, wenn ihr euch der Halbjahrtauſend-Feier der erſten Zettelbank, und ſomit aller Geldpapier-Anſtalten, deren Heilſames, wenn ſie eben heilſam ſeyn wollen, wir nicht verkennen, erinnern wollt, ſo thut's damit, daß ihr euch vorſeht und kein Hazard-Spiel treibt; denn ein Theil der Börſen-Gelegenheitsmacher iſt nicht beſſer wie der Banquier am ſogenannten „grünen Tiſch“, dem Weideplatz für die Schafe unter den Menſchen, auf dem ſie indeß nicht genährt, ſondern nur geſchoren werden. In den Spielhöllen aber ſpielt man doch immer nur um Geld, was man beſitzt, an der Börſe dagegen oft genug um das, was man gar nicht hat, ſondern nur Andern abliſten will. Halte Jeder mit Sorgſamkeit und ernſtem Streben an ſeinem Geſchäft, lege ſein Geld dort an; mit dem vielleicht Erübrigten aber thut, wie eben geſagt iſt, und nächſtdem mache Jeder ſich ſelbſt ein Werth-Papier, etwa mit der Inſchrift:

Iſt Andrer Weg nach Fuchs-Art krumm,
Ich ſeh' mich nach dem graden um,
Wo ich Ertrag zu finden weiß
Für Sparſamkeit, für rüſt'gen Fleiß;
Und ſtellt da ſchlimme Zeit ſich ein,
Will ich nicht gleich ein Haſe ſeyn!

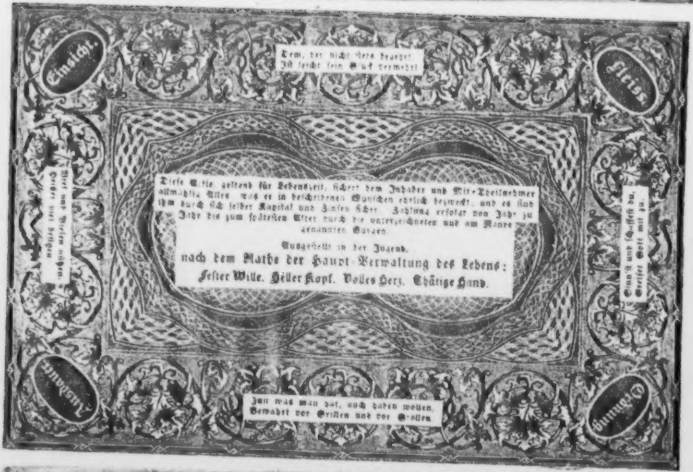
Es iſt allemal Leichtſinn, wenn man ſeine Habe oder auch nur ſein Erſparniß auf eine Weiſe wagt, deren Erfolg ſo zweifelhaft iſt, daß eben nur ein zu hoffender glücklicher Umſtand oder Zufall dazu gehört, um nicht mit Verluſt davon gehen zu müſſen, und überdem iſt alles Wage-Spiel, werd' es am grünen Tiſch oder an der Börſe getrieben, eine Verletzung des Menſchenwerths; denn man geht hier immer mehr und minder darauf aus, Andern ihr Eigenthum abzunehmen in einer Form, wobei das Geſetz den nicht als Schuft bezeichnet, der es in der Wahrheit iſt. Solchen Leichtſinn verwechſelt ja nicht mit leichten Sinn, der das Unvermeidliche mit Gleichmuth erträgt und mit Kraft und Muth die Folgen eines Unheils ſich abwehrt. Den Unterſchied zwiſchen beiden Eigenſchaften mag uns ein Geſchichtchen angeben. Ein indiſcher Fürſt ſprach mit ſeinem Rath über das Volk und dieſer äußerte, es herrſche unter ihm viel Leichtſinn. „Es iſt leichter Sinn, nichts weiter!“ entgegnete der Fürſt. Da gingen ſie eben am Ganges entlang und trafen dort einen Bettler, der ein Allmoſen begehrte. Der Rath warf ihm ein Goldſtück in die hingehaltene Mütze, ſie hatte aber ein Loch; das Goldſtück fiel durch und rollte in den Fluß. Der Bettler ſah dem Dinge ruhig nach und fragte nun: „Was war's denn?“

— „Eine Kupfermünze!“ antwortete der Rath. — „Ei, das iſt zu verſchmerzen!“ rief lächelnd der Bettler. — „Siehſt Du, ſo tröſtet ſich leichter Sinn!“ bemerkte der Fürſt. — Sie gingen weiter, fanden aber bei der Rückkehr denſelben Bettler, der abermals ſie anſprach. Der Rath zog einen Ring vom Finger, warf auch ihn in die hingehaltene Mütze und der Ring fand denſelben Weg wie das Goldſtück. „Wieder nichts!“ ſprach der Bettler; „was war's denn diesmal?“ — „Ein Diamant, zehntauſend Rupien werth!“ — „Was?“ ſchrie der Bettler ganz außer ſich; „o ich Unglückſeliger! mein nichtswürdiger Leichtſinn, warum hielt ich das Loch nicht zu!“ — und in Verzweiflung ſtürzte er ſich in den Strom und ertrank. — „Seht, mein Fürſt, das iſt die Folge des Leichtſinns, wenn Habſucht daraus wird!“ ſprach nun der Rath. „Der Leichtſinn achtet nicht des Kleinen und verzweifelt, wenn ihm Großes entgeht, indeß der leichte Sinn ſich nicht erſchüttern läßt vom Verluſt, wohl aber dem Grundſatz lebt: wer das Kleine nicht achtet, wird des Großen nicht Herr!“

Nun denn, ſo nehmt Euch in Acht; ſchafft Euch nicht ſelbſt ein Loch in die Mütze und in Euern Lebensplan; gebt nicht das hin, womit Ihr, wie man zu ſagen pflegt, ein Loch zuſtopfen ſolltet; denn ſo Ihr nun, ohne hinlängliche Fürſorge, das Kleine opfert, wird das Große, was Ihr zu erlangen hofft, ebenfalls durchfallen und der Leichtſinn könnte zur Verzweiflung übergeben. Habt Ihr aber etwa ſchon eine Unvorſichtigkeit begangen, dann laßt ab vom Leichtſinn und verſteht den leichten Sinn nur ſo, daß man auch im Unheil guten Muths ſeyn müſſe zur Beſſerung der eigenen Fehler und der ſchlimmen Folgen, die bei thörigen Handlungen unvermeidlich ſind. Jedenfalls iſt's gewiß, daß gar Mancher, der ſich hineintreiben ließ in den Papier-Schwindel, den guten Muth ſehr nöthig haben wird, wenn ihm die Augen aufgehen und er ſich dann ſelbſt Injurien ſagen muß, bei denen ihm Niemand widerſprechen kann. Drum haltet feſt, was Ihr habt, und laßt Euch an dem, was Ihr lang-, ſtreb- und ehrſam erwerbt, genügen. Wer das vermag, der kann ſich einbilden, er beſitze die Minen von Potoſi, von dieſem Lande, das nichts erzeugt, als Gold und Silber und das in einem Jahrhundert etwa 1500 Millionen Thaler an Ausbeute lieferte. Auch die Entdeckung dieſer Minen, durch Carvajac im Jahr 1545, weiſet auf ein Jahrhundert-Feſt, wir wollen es aber, wie das der Zettel-Bank, den Reichen und Wucherern überlaſſen:

„Denn Gold und Zettel
Iſt Alles Bettel,
Zufried'ner Sinn
Nur iſt Gewinn!“

— und um dieſen zu fördern, geben wir beifolgend auch eine **Actie** aus, welche, wohl bedacht und gut angewendet, Jeden auf



Einsicht.

Dem, der nicht Rath begehrt,
Iſt leicht ſein Gut verzehrt!

Fleiss.

Viel und Vielen nützen,
Heißet viel beſitzen.

Dieſe Actie, geltend für Lebenszeit, ſichert dem Inhaber und Mit-Theilnehmer allmählig Alles, was er in beſcheidenen Wünſchen ehrlich bezweckt, und es ſind ihm durch ſich ſelbſt Kapital und Zinſen ſicher. Zahlung erfolgt von Jahr zu Jahr bis zum ſpäteſten Alter durch die unterzeichneten und am Rande genannten Burgen.

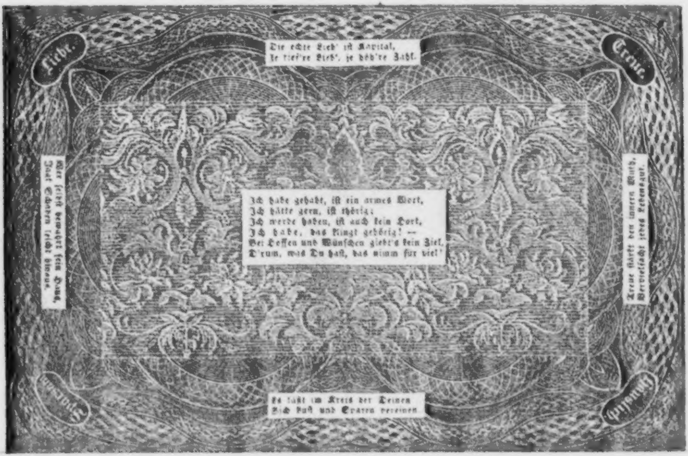
Ausgeſtellt in der Jugend,
nach dem Rathe der Haupt-Verwaltung des Lebens:
Feſter Wille. Heller Kopf. Volles Herz. Thätige Hand.

Sinn'ſt und ſchaffeſt du,
Greifet Gott mit zu.

Ausdauer

Nur was man hat, auch haben wollen,
Bewahrt vor Grillen und vor Grollen.

Ordnung


Liebe.
Treue.
Sparſam
Häuslich

Die echte Lieb' iſt Kapital,
Je tief're Lieb', je höh're Zahl.

Wer ſelbſt bewahrt ſein Haus,
Jagt Schaden leicht hinaus.

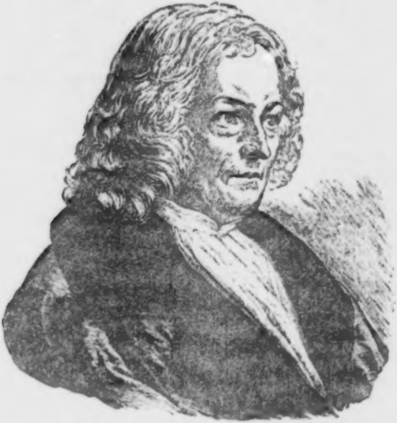
Ich habe gehabt, iſt ein armes Wort,
Ich hätte gern, iſt thörig;
Ich werde haben, iſt auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig! —
Bei Hoffen und Wünſchen giebt's kein Ziel,
D'rum, was Du haſt, das nimm für viel!

Treue ſtärkt den innern Muth,
Vervielfacht jedes Lebensgut.

Es läßt im Kreis der Deinen
Sich Luſt und Sparen vereinen.

der Lebensbahn ſichert und ihm die Minen von Potoſi entbehrlich werden, die Verzettelung des Seinen durch Börſen-Zettel aber gewiß als ſündliches Treiben mehr noch erkennen läßt. Gz.

Thorwaldſen.

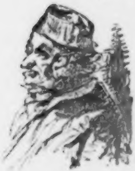


Albert Bartholomäus Thorwaldſen, der berühmteſte Bildhauer neueſter Zeit, wurde am 19ten November des Jahres 1770 auf dem Meere geboren. Sein Vater, Gottſchalk Thorwaldſen, war Seemann und ſchnitzte zugleich die Figurenköpfe, welche das Vordertheil der Seeſchiffe ſchmücken. Er befand ſich auf der Ueberfahrt von Reikiavik in Island nach Kopenhagen mit ſeiner Gattin, der Tochter eines isländiſchen Geiſtlichen, als dieſe den Knaben zur Welt brachte, der dem bisher unbekannten Namen einen für alle Zeiten dauernden Glanz bereiten ſollte. Frühzeitig entwickelte das Kind große Anlage zum Zeichnen, und die Eltern, welche aus eigenen Mitteln die Koſten des Unterrichts nicht beſtreiten konnten, waren ſo glücklich, ihn unentgeltlich als Schüler bei der Kopenhagener Akademie der Künſte unterzubringen. Auch ſeine Neigung zur Bildhauerei erwachte früh und bekundete ſich in der Luſt und Liebe, mit welcher er Einzelnes, das ihm der Vater überließ, an den zu ſchnitzenden Köpfen ausführte. Er ließ es ſich niemals nehmen, das Mittagseſſen ſelbſt dem Vater auf die Schiffswerft hinauszutragen, damit er, während Jener ſein Mahl hielt, an den Holzköpfen ſchnitzen und meißeln konnte. Im Jahre 1789 machte er die Bekanntſchaft des ausgezeichneten Geſchichtsmalers Abildgaard, der das Talent des Jünglings ſchnell erkannte und es ſich angelegen ſeyn ließ, zu ſeiner Ausbildung nach Kräften beizutragen. Er unterrichtete den leicht auffaſſenden Jünger über die Grundbegriffe und Grundſätze der Kunſt, und Thorwaldſen's Genius machte Alles, was ihm gelehrt wurde, ſchnell zu ſeinem unveräußerlichen Beſitz. Im Jahre 1791 gewann er mit ſeinem „Heliodorus, aus dem Tempel vertrieben", die kleine und zwei Jahre ſpäter mit ſeinem Relief: „Petrus, am Eingange des Tempels einen Lahmen heilend", die große goldene Medaille, an deren Beſitz ſich zugleich eine dreijährige Rente von 400 Speziesthalern knüpfte zu einer Kunſtreiſe. Indeſſen bevor er dieſe antrat, verlebte er noch zwei Jahre ſtrenger geiſtiger Studien und techniſcher Arbeiten in Kopenhagen, um ſelbſtſtändiger gerüſtet vor die Muſter der Kunſtſchönheit treten und um ſo reicheren Nutzen aus ihrer Betrachtung ziehen zu können. Im Mai 1796 ſchiffte Thorwaldſen ſich auf einem däniſchen Kriegsſchiffe nach Rom ein, woſelbſt er jedoch erſt ein Jahr ſpäter eintraf, theils durch widrige Winde und Stürme verſpätet, theils durch den Beſuch der Inſel Malta, der Städte Palermo und Neapel aufgehalten. Nun verſenkte er ſich in den bewundernden Anblick der Meiſterwerke antiker Kunſt, welche ihn umringten; Begeiſterung ergriff ihn, er fühlte ſich oft mächtig erhoben, und das Bewußtſeyn ſeiner inneren Kraft trieb ihn dann zum Geſtalten. Oft aber auch kehrte er, wenn er die Größe und den Adel jener Werke angeſtaunt, in Verzweiflung nach ſeiner Behauſung zurück, wo er dann ſeine eigenen angefangenen Arbeiten in Zorn und Aerger zertrümmerte. Oft und vielfach ſchon in dieſer Zeit von Freunden und Bekannten gelobt und geprieſen, war er ſelbſt ſelten zufrieden mit dem, was ſeine Hand erſchaffen. Ein Werk endlich, „Jaſon mit dem goldenen Vließ", ein koloſſales Gyps-Modell, deſſen erſten Entwurf in natürlicher Größe er ebenfalls ſchon in Stücke geſchlagen hatte, ſchien ihn zu befriedigen; allein die dreijährige Unterſtützung von Seiten der Akademie war unterdeß zu Ende gegangen und dem Künſtler fehlten die Mittel, das Modell in Marmor auszuführen. So ſchickte er ſich denn in Betrübniß zur Rückreiſe nach Kopenhagen an, als der holländiſche Banquier Hope, der von dem Jaſon Thorwaldſen's gehört hatte, in die Werkſtatt deſſelben trat und, entzückt von dem Modell, deſſen Ausführung in Marmor dem Künſtler auftrug. Freigebig zahlte er im Voraus eine beträchtliche Summe, ſicherte dem Bildhauer ſein Auskommen in nächſter Zeit und legte ſo den Grund zu ſeinem Lebensglück. Die vollendete Statue des Jaſon machte das allgemeinſte Aufſehen, Aufträge über Aufträge beſtürmten Thorwaldſen, und bald gehörten ſeine Werke zu den geſuchteſten in Europa. Fortwährend thätig, fortwährend die Bahn des Ruhmes aufwärtsſchreitend, blieb er bis 1819 in Rom. Die bei ihm gemachte Beſtellung eines Denkmals für die 1792 in Paris gefallenen Schweizer, das er ſpäter durch die allegoriſche Darſtellung eines verwundeten Löwen ſo ſchön ausführte, bewog ihn, den Ort zu beſuchen, wo das Denkmal ſtehen ſollte, und er dehnte dieſe Reiſe zugleich bis in ſein Vaterland aus, wo ſein Name bereits im Munde Aller lebte. Die däniſche Regierung trug ihm mehrere Arbeiten auf, unter Anderem Statuen des Erlöſers, Johannes des Täufers und der zwölf Apoſtel für die neue Frauenkirche, und dieſe Werke bildeten, nach ſeiner Rückkehr, in Rom ſeine erſte Beſchäftigung. Hier bewohnte er den erſten Stock der Caſa Buti in der Via ſiſtina und führte ein einfaches, ſtilles Leben, während er einen großen Theil ſeines bereits geſammelten beträchtlichen Vermögens zur Anlage einer ſchönen und reichhaltigen Gemälde-Gallerie verwandte, wobei er namentlich für die Maler der Gegenwart eine beſondere Theilnahme an den Tag legte und ſie auf alle mögliche Weiſe aufmunterte. Der Caſa Buti gegenüber liegt der Giardino di Malta, ein Beſitzthum des Königs Ludwig von Bayern, der ein Freund und Schüler Thorwaldſen's war und bei ſeinem mehrmaligen Aufenthalt in Rom ſtets mit Liebe an den großen Meiſter ſich anſchloß. Im Jahre 1837 machte Thorwaldſen die zweite Reiſe in ſein Vaterland, nachdem er während zweiundvierzig Jahren ununterbrochener Thätigkeit bereits gegen zweihundert größere Werke und eine Menge kleinere Arbeiten und Büſten vollendet. Zum dritten und letzten Male endlich ſah er ſein Vaterland im Jahre 1844, wo ihn der Tod am 24. März, im Alter von 73 Jahren und vier Monaten, abrief. An dieſem Tage wurde Halm's „Griſeldis" im Königlichen Theater zu Kopenhagen aufgeführt. Auch Thorwaldſen befand ſich unter den Zuſchauern, und Aller Blicke richteten ſich auf dies edle Haupt, mit dem feſten, ruhigen, liebevollen Auge, dem langen ſilberweißen Haar. Die erſten Töne der Muſik begannen — plötzlich aber entſteht eine ungeheure Aufregung im ganzen Hauſe, der Name Thorwaldſen's klingt von allen Lippen. Der Künſtler iſt in die Lehne ſeines Parket-Sitzes zurückgeſunken, ſein Haupt hängt auf die Bruſt herab: der große Künſtler hatte den letzten Athemzug gethan. Thorwaldſen war ein edler und echt künſtleriſcher Charakter, allgemein beliebt wegen ſeiner trefflichen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens. Der keine Grenzen kennende Enthuſiasmus ſeiner Landsleute machte ihm jede Rückkehr in ſein Vaterland zu einem Triumphzuge. Mitten in dieſem Glanz des Ruhmes bewahrte er ſich eine ſeltene Beſcheidenheit. Geehrt und ausgezeichnet von allen Machthabern Europa's, hing ſein Herz an dem Wohl der Völker und achtete höher die Liebe ſeines Volkes als alle Dekorationen, mit denen ihn die Gunſt der Fürſten bedachte. Nur wenn er es durchaus nicht umgehen konnte, trug er mit Widerſtreben einen der zahlreichen Orden, welche ihm aus allen Ländern zugekommen waren; ſeine Bruſt hob ſich, ſein mildes Auge ſtrahlte, wenn er von den Freiheits-Rechten der Völker ſprach. Ewiger Ruhm ſeinem Gedächtniß als Künſtler, Hochachtung und Verehrung ſeinem Gedächtniß als Menſch! —

Von ſeinen Werken heben wir, außer den genannten, vor allen das großartige Basrelief: „Alexanders Triumphzug in Babylon“ hervor. Thorwaldſen verfertigte ihn von Gyps in einer Länge von 29 Ellen in drei Monaten, als Fries in einem Saal des damals (1811) für Napoleon in Stand geſetzten Quirinal-Pallaſtes. Dreimal führte er ihn dann in Marmor aus, darunter einmal für die Villa des Grafen Sommariva am Comer-See und einmal für den Empfangs-Saal des Pallaſtes Chriſtiansburg in Kopenhagen. Ferner bezeichnen wir als ausgezeichnet, ohne jedoch dieſe Eigenſchaft den übrigen Arbeiten des Meiſters zu beſtreiten, einen Mars, einen Adonis, die Grazien, die Muſen, einen Achilles, einen Merkur, eine Madonna mit dem Chriſtuskinde, einen Fries mit dem Basrelief „Tag und Nacht“, die Statue Gutenberg's u. ſ. w. Die ganze Zahl können wir hier unmöglich namentlich anführen. Am Größeſten iſt Thorwaldſen in der Antike, deren Reinheit er am Vollkommenſten wiedergeboren; den chriſtlichen Geiſt in ſinnliche Erſcheinung zu faſſen, lag weniger in ſeinem Weſen, denn er ſtand mit Kopf und Herz in ſeiner Zeit und war durch und durch ein proteſtantiſcher Künſtler.

Anton Gubitz.

Schluſs.



Es iſt nicht anders, lieben Leſer, wir müſſen einmal wieder ſcheiden, obwohl ich noch Allerlei auf dem Herzen habe, was ich Euch aber treu aufbewahren werde. Unterdeß wollen wir Beide unſre gute Laune feſthalten und nicht etwa über die Zeit und deren Gebrechen ſo verzwickt und ſauer ausſehen, wie der hier flüchtig gezeichnete Stubenhocker, der den Ofen wärmt und Grillen fängt. Stets mög' uns in Erinnerung bleiben, daß jede Zeit ihre Sorgen mitbrachte.

weshalb wir, zum Beiſpiel, auf den alten (unter uns geſagt, mit Unrecht vergeſſenen) Dichter Wernike hören können, der vor mehr als hundert Jahren ſagte:

„Man klagt, daß alle Lieb' und Treue ſey verloren,
Daß aller Segen ſich verkehret hat in Fluch;
Allein, wenn ich die Zeit, die vorher geht, durchſuch',
Erfüllt mich Dank, daß ich in dieſer bin geboren."

Wir wollen jedoch immer freudig mitwirken, um überall das Tüchtige und die Wahrheit mehr noch begründen zu helfen; denn Alles, was nicht durch dieſe beſteht, was durch Wiſſenſchaft und Vernunft widerlegt wurde, iſt zu lehren und zu üben verkehrt und gotteslaͤſterlich. Wir wollen, wie ſchwach unſre Kräfte ſeyn mögen, mit dieſen bereitwillig dem Fortſchritt dienen und uns überall in das Recht ſtellen, denn des Mannes höchſte Ehre liegt darin, der Gnade nie zu bedürfen. Geht Manches ſchief, wollen wir das Unſrige dazu thun, es auf dem Wege des Geſetzes und der Ordnung wieder in die Richte zu bringen, und gewinnt hier und da ein Taugenichts mehr äußeres Glück als der Ehrliche, ſtärken wir uns an der Wahrnehmung, daß dieſer im Innern Himmelsfriede, jener Gewiſſensqualen hat. Nennt uns die Weltklugheit Narren, weil wir nicht unſer Ich über alles Andere erheben, ſo gedenken wir ruhig der Antwort eines luſtigen Raths, der auf des Fürſten Frage: „Warum wirſt du Narr geheißen!" zur Antwort gab: „Weil ich rede, wie ich denke!" Aber, wie geſagt, vor allen Dingen wollen wir nicht jenem Grillenfänger gleichen, vielmehr uns fern halten vom Grämeln, auch nicht die Hände in den Schooß legen, etwa mit der Beſchönigung: „Beſſer wird's ja doch nicht!" Wenn Jeder das Seine rechtſchaffen beiträgt, kann's Beſſerwerden gar nicht fehlen, und damit wir unſern Zweck gehörig im Sinne behalten, ſo laßt uns zuweilen das folgende, Euch für diesmal zum Abſchiedsgruß geweihte Liedchen nach einer, gewiß Allen bekannten Melodie ſingen:

Mel.: *Gaudeamus igitur.*

Schaut die Welt nicht mürriſch an,
Greifet zu und handelt!
Denn der träge Griesgram kann
Nimmer aus des Zweifels Bann,
Wie ſich's regt und wandelt!

Wohl giebt's Wirren Kreuz und Quer.
Nun, es gilt ſich ſchlagen!
Treibt die Hölle zehnfach her,
Laßt uns friſch, zur Gegenwehr,
Gottes Banner tragen!

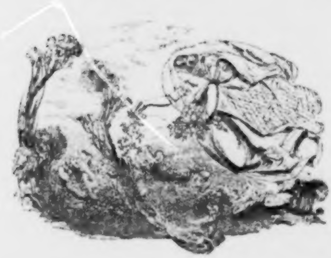
Hoch für Wahrheit, Licht und Recht,
Muß das Herz uns lodern! —
Vorwärts nur! — des Dunkels Knecht
Und der Schleicher Truggeflecht
Laßt im Staub' vermodern!

Was der Menſchheit wohlgethan,
Sind des Geiſtes Waffen;
Sie vernichten Furcht und Wahn,
Breiten Sonn' auf nächt'ge Bahn,
Raum für Saat zu ſchaffen!

Seyd ihr Kopf und nicht bloß Rumpf,
Bleibt aus lahmen Gründen
Ihr nicht für Geſinnung ſtumpf,
Wird einſt Sieg ſich im Triumph
Ew'gem Heil verkünden!

Ob ſich Wog' auf Woge ballt,
Dunſt auf Dampf ſich thürme,
Wo das Leben muthig wallt,
Streuet auch die Zukunft bald
Blüthen in die Stürme!

Auf die Zukunft laßt uns bau'n,
Pflegen ihre Blüthen! —
That bewältigt Sturm und Grau'n,
Wenn wir nur aus Gottvertrau'n
Für das Recht' erglühen!   Gh.



Bücher-Anzeigen.

In **Franz Varrentrapp's** Verlag, Frankfurt a. M., iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

F. C. Schloſſer's
Weltgeſchichte für das deutſche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet
von
Dr. G. L. Kriegk.

Erſte und zweite Lieferung, gr. 8. br. Preis einer jeden Lieferung von 15—18 Bogen: 45 Kr. oder 12½ Sgr. (10 gGr.)

Der Name des Verfaſſers überhebt die Verlagshandlung jeder Anpreiſung. Die **Schloſſer**'ſche **Weltgeſchichte** wird als deutſches Nationalwerk ihre Beſtimmung würdig erfüllen. Ueber Plan und Methode giebt die „einleitende Vorrede" hinreichende Auskunft. Was dieſes Werk vor Allem charakteriſirt: „eine vorurtheilsfreie, auf echter hiſtoriſcher Kenntniß beruhende Auffaſſung und eine klare, von allen Wortfloskeln frei gehaltene populäre Darſtellung", wird ihm einen ausgezeichneten Rang unter den allgemeinen Bildungsmitteln und den Zugang in die Familien aller Stände ſichern. — Das ganze Werk wird aus 12 Bänden oder 24 Lieferungen beſtehen, die raſch auf einander folgen.

. Intereſſante Neuigkeit. *.*

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erſchien ſo eben:

☞ 1843 ☜
im Berliner Guckkaſten
Von Ad. Brennglas.

Auch unter dem Titel:

Berlin wie es iſt und — trinkt.

XX. Heft.
Mit einem colorirten Titelkupfer von Ed. Hahn.
8. geh. in Umſchlag. Preis ¼ Thlr.

Ferner iſt in demſelben Verlage ſo eben erſchienen:

Das Buch von der Naſe.

Humoriſtiſche Abhandlungen für Jedermann und jede Frau.
Mit einem Titelkupfer.
8. Elegant geh. im Umſchlag. Preis ½ Thlr.

Im Verlage des Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die **Brennſtoffe** und ihre **Anwendung**, oder: Eigenſchaften, Zuſammenſetzung, Gewinnung und Bereitung der verſchiedenen Brennſtoffe, nebſt Bemerkungen über ihre vortheilhafteſte Anwendung für metallurgiſche, techniſche, haus- und landwirthſchaftliche Zwecke. — Ein populäres Handbuch für alle Die, welche Gebrauch von der Wärme in ihrem Gewerbe oder im

Haushalte machen, wie auch für Ofenbaumeiſter, Maurer, Töpfer, Schwarzblech-Arbeiter, Klempner und Jeden, der ſich mit Anlagen von Feuerungs-Apparaten befaßt. — Nach den beſten **Hülfsmitteln** bearbeitet von **Carl Fritzſche.** — Mit angehängten Tabellen zur Berechnung des kubiſchen Inhalts runder Hölzer und 8 lithographirten Querfolio-Tafeln.

Ladenpreis 3 Fl. 9 Kr.

Gleichwichtig für den Forſtmann, wie für den Landwirth und Bürger, umfaßt dieſes Buch in enggedruckten Spalten Alles, was Bezug auf dieſes Fach hat, ohne jedoch die zum allgemeinen Verſtändniſſe ſo nöthige Klarheit und Kürze zu beeinträchtigen, oder durch unpraktiſche, lange, gelehrte Erörterungen zu ermüden.

Die dem Texte beigegebenen, mit der größten Sorgfalt ausgeführten Zeichnungen, welche theils die Bereitung der Holzkohlen, Kocks ꝛc. veranſchaulichen, theils die zur Conſtruktion anerkannt vortrefflicher Feuerungs-Anlagen nöthigen Details gewähren, erhöhen die Brauchbarkeit des Buches, das in keinem Hauſe fehlen ſollte.

Neuſtadt an der Orla. **J. K. G. Wagner.**

> „Ein Wort zur rechten Zeit iſt wie ein goldener Apfel in einer ſilbernen Schale.“
> (Wilberg's „Vetter Chriſtian.“)

Jedem, der in guten Büchern nach Rath und Hülfe ſucht, wenn er deſſen bedarf, empfiehlt die Verlagshandlung folgendes unlängſt bei ihr erſchienene Werk:

Gedanken und Urtheile
des

Vetter Chriſtian

über

Leben und Wirken im Mittelſtande.

Von Dr. J. F. Wilberg. Geb. 1 Thlr.

Der Name des Verfaſſers bürgt dafür, daß wir dieſes Buch ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu nennen berechtigt ſind. G. D. Bädeker.

Im Verlage von E. Müller, Neuſtadt-Eberswalde, erſchienen: **Gedichte von F. Brunold.** Broſch. 22½ Sgr.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Noch iſt Gubitz „Volks-Kalender“ vollſtändig (vom Jahrgange 1835 bis 1844 für 4½ Thlr.) zu haben. Die Jahrgänge 1837, 1838 und 1839 werden aber zunächſt vergriffen ſeyn und deshalb koſtet jeder, einzeln verlangt, von 1845 an ⅓ Thlr.

Deutſche Volksbücher.

Nach den echteſten Ausgaben hergeſtellt von Dr. K. Simrock. Davon erſchienen: I. Salomon und Morolf. Proſaiſch: ⅓ Thlr. Neu gereimt: ⅓ Thlr. II. Gregorius auf dem Stein. ⅙ Thlr. III. Die ſieben weiſen Meiſter. ⅓ Thlr. IV. Till Eulenſpiegel. ⅓ Thlr. V. Wunderſeltſame, abenteuerliche und bisher unbe

ſchriebene Geſchichten und Thaten **der Schildbürger.** ½ Thlr. Sämmtlich mit vielen Holzſchnitten. (Werden fortgeſezt.)

Deutſche Volkslieder.

Die „Deutſchen Volkslieder mit ihren Original-Weiſen; nach handſchriftlichen Quellen herausgegeben von Kretzſchmer und A. Wilh. v. Zuccalmaglio“, jezt in zwei ſtarken Bänden vollſtändig. 6 Thlr. — Sie bilden eines der ſchönſten Feſtgeſchenke!

Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie.

Davon ſind die funfzehnten und ſechszehnten 8 Blätter (à ⅙ Thlr.) ausgegeben. Sie enthalten neun hiſtoriſche und Genre-Bilder, vier Bildniſſe und drei Landſchaften. Das Ganze, jezt aus 128 Blättern beſtehend, koſtet 2⅔ Thlr.

Wohlfeilſte Pracht-Ausgaben der Nibelungen.

I. Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Geſtalt (Urſprache). Herausgegeben von Fr. Heinrich v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz u. ſ. w. nach Zeichnungen von Holbein. 1⅓ Thlr. II. Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutſchung von H. Beta. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz u. ſ. w. nach Zeichnungen von Holbein. 1⅓ Thlr.

Neues Familien-Buch.

Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch von Fr. Bertram. Mit ſiebzig Holzſchnitten von Gubitz ꝛc., nach Zeichnungen von Holbein. ½ Thlr. (Wer es den Kindern vorlegt, wird ſeine Freude haben an ihrer Freude, und zugleich ſich bald von der guten Einwirkung überzeugen.)

Gedichte von Karl v. Holtei.

Preis: 1⅓ Thlr.

(Dies iſt die lezte Sammlung, in der Auswahl vom Dichter ſelber, und die reichſte in Bezug auf neuere Volkslieder.)

Drei Fähnlein Sinngedichte. Ein Fähnlein Sonette. Ein Fähnlein Fabeln. Ein Fähnlein Humor.

Von A. v. Maltitz. Preis: ⅔ Thlr.

(Der Dichter iſt den Freunden des Humors bekannt durch die „Geſtändniſſe eines Rappen, mit Anmerkungen ſeines Kutſchers.“)

Handbuch aller Wiſſenſchaften

in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und ihrem Zuſammenhang dargeſtellt, als Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung.

Preis: 3 Thlr.

(Dies Werk iſt werth, von Jedem beachtet zu werden, dem es um wahrhafte, tiefer gehende Kenntniſſe und Bildung zu thun iſt; es ſteht in ſolchem Bezuge weit über jedem Converſations-Lexicon.)

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Dreiundzwanzigſter Jahrgang. Preis: 1⅓ Thlr.

(Enthält in neunzehn Akten Dramen von Holtei, Fr. Paolo, Raupach, H. Smidt, Charl. Birch-Pfeiffer und A. P.)

Blätter und Blüthen.

Taſchenbuch in einem einzigen Jahrgange.

Herausgegeben von F. W. Gubitz. Preis 2 Thlr.

(Der Inhalt iſt ſo mannigfach reichhaltig, daß wir nicht Raum haben, ihn hier anzugeben. Eine würdige Unterhaltung!)

Die zehn Gebote in älteſter Geſtalt.

Zur Reform der Katechiſmen und Reform der Kirche durch den Staat, von Marheineke. Von Paul Schelling. ½ Thlr.

Hausbuch für Frauen.

Enthaltend alles Wirthſchaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäſche, Bleich- und Färbekunſt für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. ſ. w. mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. Wilh. Andreſſe. Mit zwölf Abbildungen. 1¾ Thlr.

Daniel Leßmann's Schriften.

Die Heidenmühle. Zwei Bände. 3 Thlr. — Luiſe von Halling. Zwei Bände. 2½ Thlr. — Die Schlittenfahrt. 1 Thlr. — Wanderbuch eines Schwermüthigen. Zwei Bände. 3½ Thlr. — Maſtino della Scala. 1½ Thlr. — Nachlaß. Drei Bände. 5 Thlr. — (Die Deutſchen haben dieſem ihren vortrefflichen Schriftſteller noch nachträglich eine lebhaftere Theilnahme zu bezeugen, denn ſeine Schriften ſtehen über denen von Eugen Sue, Frederike Bremer u. ſ. w.)

Anna Arnold, die Herrnhuterin.

Der Thurmwächter auf St. Petri.

Zwei Novellen von Bertha Wedekind. 1 Thlr.

Tief erſchütternden Inhalts und nicht Erfindung, ſondern furchtbare Wahrheit!

Novellen aus dem modernen Leben.

Von Fr. Paole. 1 Thlr.

Jede der drei Novellen behandelt ein Thema unſrer Zeit.

Novellen-Mappe.

Von L. M. Fouqué, Friedrichſen, F. W. Gubitz, Ludwig Halirſch, Moltek, Schiff und einem Ungenannten. 1½ Thlr.

Die Verfaſſer ſind großentheils geſchätzt und beliebt und die Gegenſätze erhöhen den Reiz.

Der Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz. Achtundzwanzigſter Jahrgang für 1844. 324 Blätter in groß Quart. 8 Thlr.

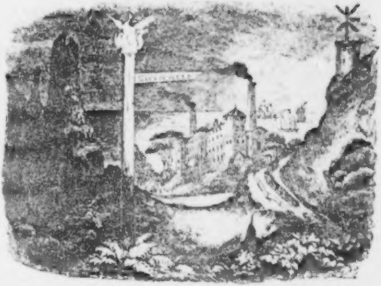
Dieſe Zeitſchrift, welche nichts außer Acht läßt, was unſre Gegenwart betrifft, wird in keinem bedeutenden Leſezirkel fehlen! Wir gaben vom Jahr 1844 an 52 Blätter mehr, ohne den Preis zu erhöhen.

Deutſcher Volks-Kalender 1846.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt

Zwölfter Jahrgang.



Im „Vorwärts“ nur liegt aller Zeiten Ziel! —
Mag rückwärts wollen Krebs- und Eulen-Rotte:
Verſchwinden möge, was mit Recht verfiel!
Nur hin zum Licht! — dem Grimm und Spotte
Begegnet kühn mit That und Federkiel;
Wir kommen endlich — bis zur deutſchen Flotte:
Wie fern es ſei, wir müſſen doch an's Ziel!

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.

Univ. Bibl.
München

1 8 4 6.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Waage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.	○ Der volle Mond.
☽ Das erſte Viertel.	☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt das 1846ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5795ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1813 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1773 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1891 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . .	— 265 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders . . .	— 147 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers . . .	— 466 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 406 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 355 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 237 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 189 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 146 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 51 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 52 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 7 —

Bemerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Katholiken ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von **Berlin** zu Grunde gelegt.

Januar 1846.

Alter. Dezember 1845.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Donn.	1 **Neujahr**	♓	☉ in Erdn. ♀ glänzt faſt	20	Abraham
Freit.	2 Abel, S.	♓	☌ ♂ ♅. 4 **Stunden lebhaft**	21	**Th. Ap.**
Sonn.	3 Enoch, D.	♓	♀ in ♓. **am Abendhimmel.**	22	Beato

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1 Petri 4.

Sonntag	4 **n. Neuj.**	♈	🌓 3. 19′ N. Methuſalem.	23	**4. Advent**
Mont.	5 Simeon	♈	♄ **ſteht nach** ☉ **Unterg.**	24	Adam, E.
Dienſt.	6 **H. 3 K. Ep.**	♉	☿ rechtl. **am Abendhim-**	25	**H. Chriſtt.**
Mittw.	7 Melchior	♉	☾ in ☋. **mel und iſt andert-**	26	**Stephan**
Donn.	8 Balthaſar	♊	♀ im größten Glanz. **halb**	27	**Joh. Ev.**
Freit.	9 **Kaspar**	♊	**Stunden ſichtbar.** ♅ **iſt**	28	**Unſch. K.**
Sonn.	10 Paul E.	♊	**nach Sonnen-Untergang**	29	Jonathan

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	11 **1. n. Ep.**	♋	Erhard. **am Abendhimmel**	30	**n. Chriſtt.**
Mont.	12 Reinhold	♋	🌕 2. 55′ **N. aufzuſuchen**	31	Sylveſter
Dienſt.	13 Hilarius	♌	☾ Erdf. ☿ in ♑. **und geht**	1	**Neuj. 1846.**
Mittw.	14 Felix	♌	**nach 11 Uhr unter.** ☿ **iſt**	2	Abel, S.
Donn.	15 Habacuc	♌	**in dieſem Monat nicht**	3	Enoch, D.
Freit.	16 Marcellus	♍	**ſichtbar.** ♃ **geht nach**	4	Methuſal.
Sonn.	17 **Anton**	♍	6 **Uhr Abends durch den**	5	Simeon

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	18 **2. Ep. K. T.**	♎	Prisca. ☿ in der größten	6	**H. 3 Kön.**
Mont.	19 Ferdinand	♎	weſtlichen Ausweichung.	7	Melchior
Dienſt.	20 **Fab. Seb.**	♎	🌗 4. 46′ **N.** ☉ in ♒.	8	Balthaſar
Mittw.	21 Agnes	♏	☾ in ☊. **Meridian und**	9	**Kaspar**
Donn.	22 Vincenz	♏	**nach 1 Uhr Morgens un-**	10	Paul E.
Freit.	23 Emerentia	♐	ter. ♀ glänzt vierthalb	11	Erhard
Sonn.	24 Timotheus	♐	**Stunden ſehr lebhaft als**	12	Reinhold

5. Von den Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonntag	25 **3. n. Ep.**	♑	**Pauli Bek. Abendſtern.**	13	**1. n. Ep.**
Mont.	26 Polykarp	♑	♂ **iſt Abends in Weſten**	14	Felix
Dienſt.	27 J. Chryſ.	♒	🌑 10. 17′ V. ☾ Erdn.	15	Habacuc
Mittw.	28 **Karl**	♒	**ſichtbar und geht**	16	Marcellus
Donn.	29 Samuel	♓	**gegen Mitternacht un-**	17	**Anton**
Freit.	30 Adelgunde	♓	**ter.** ♄ **verliert ſich in den**	18	Prisca
Sonn.	31 **Valer**	♈	**Strahlen der Abendſonne.**	19	Ferdinand

Mond-Wechſel.

Sonntag den 4. Januar ein Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Montag den 12. Januar gegen 3 Uhr Nachmittags der volle Mond

Dienſtag den 20. Januar 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das lezte Viertel.

Dienſtag den 27. Januar ein Viertel auf 11 Uhr Vormittags der neue Mond.

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abends		
		9	10	1
		10	30	2
Bei Tage.		11	46	3
		Morg.		4
		12	59	5
		2	10	6
		3	17	7
		4	20	8
		5	18	9
		6	8	10
		6	51	11
Abends				12
5	40			13
6	44			14
7	49	Bei Tage.		15
8	54			16
10	0			17
11	8			18
Morg.				19
12	17			20
1	28			21
2	39			22
3	49			23
4	55			24
5	53			25
6	41			26
Bei Tage.		Abends		27
		6	40	28
		8	3	29
		9	24	30
		10	41	31

Jahres-Wünſche.

1.

Bei Allen, die im Lande wohnen,
Vermehre ſich das geiſt'ge Licht;
Licht ſey in Hütten, auf den Thronen —
Verſag', o Wunſch, Erfüllung nicht!

2.

Führ' uns, o Jahr, an jedem FelſenrifF
Raſch nur vorbei, beſänft'ge ſegenbaR
In deinem Lauf die wirre StürmereI,
Erzeugt vom Mißtrau'n und der PhantaſiE,
Durch klaren Sinn, daß nicht der Liebe PfanD
Entfliehe, nicht des Landes Glück, der FRIEDE.

Leben und Umgang.

Im Betragen ſey man einfach und vernünftig; im Aeußeren reinlich und anſtändig; im Thun gerecht und edel; im Gebrauch der Glücksgüter wirthſchaftlich und freigebig; in der Armuth mit Ehren ungebeugt; in der Rede deutlich, beſtimmt wahr; im Unglück muthig und ſich ſelbſt vertrauend, im Glück beſcheiden und mäßig; in der Geſellſchaft leichten, angenehmen, gefälligen Umgangs; im häuslichen Leben grad und gut ohne Hinterhalt und Gemeinheit; bei Lob und Tadel prüfend, ohne ſich von dem Einen oder dem Andern überreden zu laſſen; in Entſcheidungen ſtets auf dem Wege des Rechts, ohne den Anſtand, ohne mehr zu verletzen, als unumgänglich iſt. — Wer nach dieſer kurzen Anleitung handelt, kann alle weitſchweifigen Werke über den Umgang mit Menſchen und alle Complimentir-Bücher entbehren.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 41 M.	8 Uhr 13 M.	3 Uhr 54 M.	16 St. 19 M.
11	7 58	8 9	4 7	16 2
21	8 23	8 0	4 23	15 17

Februar 1816

Alter. Januar.

6. Chriſtus ſtillet Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonntag	1	4. n. **Ep.**	♈	Brigitte. ♃ ſteht wäh-	20	2. **Ep. F. S.**
Mont.	2	**Mar. R. L.***	♉	rend der Abenddämme-	21	Agnes
Dienſt.	3	Blaſius	♉	🌓 6. 5' V. ☾ in ☋. rung	22	Vincenz
Mittw.	4	Veronica	♊	in Süden und geht gegen	23	Emerentia
Donn.	5	Agatha	♊	halb 1 Uhr **Morgens** unter.	24	Timotheus
Freit.	6	**Dorothea**	♊	♄. in der Nähe der Sonne	25	**Pauli B.**
Sonn.	7	Richard	♋	♂ in ♉. ☿ in ♒. ſtehend,	26	Polykarp

7. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonntag	8	**Septuag.**	♋	Salomon. iſt nicht ſicht-	27	3. n. **Ep.**
Mont.	9	Apollonia	♋	☾ Erdf. bar. ♀ iſt noch	28	Karl
Dienſt.	10	Renata	♌	☌ ⊙ ♄. über 2 Stunden	29	Samuel
Mittw.	11	Euphroſ.	♌	🌕 10. 6' **V.** Abendſtern	30	Adelgunde
Donn.	12	Severin	♍	♀ rückl. und geht gegen	31	Valer
Freit.	13	Benigna	♍	8 **Uhr** unter. ♅ ſinkt	1	**Febr.** Br.
Sonn.	14	**Valentin**	♎	☌ ♂ ♃. um 9 **Uhr** Abends	2	**Mar. R. L.**

8. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonntag	15	**Sexageſ.**	♎	Formoſus. unter den Ho-	3	**Septuag.**
Mont.	16	Juliane	♎	rizont. ☿ kommt in die-	4	Veronica
Dienſt.	17	Conſtantia	♏	☾ in ☊. ſem **Monat** nicht	5	Agatha
Mittw.	18	Concordia	♏	zu Geſicht. ♂ zeigt ſich	6	**Dorothea**
Donn.	19	Suſanna	♐	🌗 5. 37' **V.** ⊙ in ♓. noch	7	Richard
Freit.	20	Eucharius	♐	über 5 Stund. nach Un-	8	Salomon
Sonn.	21	Eleonore	♑	☌ ☿ ♄. tergang der Sonne.	9	Apollonia

9. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonntag	22	**Eſtomihi**	♑	Petr. **Stuhlf.** am weſtli-	10	**Sexageſ.**
Mont.	23	Reinhard	♒	chen Himmel und geht	11	Euphroſ.
Dienſt.	24	**Faſtnacht**	♒	Matth. Ap. ☾ Erdn. eine	12	Severin
Mittw.	25	**Aſcherm.**	♓	🌑 8. 25' N. Victor. ☿ in	13	Benigna
Donn.	26	Neſtor	♓	♓. geraume Zeit zwi-	14	**Valentin**
Freit.	27	Hektor	♈	ſchen 11 u. 12 U. Abd. unter.	15	Formoſus
Sonn.	28	Juſtus	♈	immer ſchwächer werdend.	16	Juliane

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 3. Februar bald nach 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Mittwoch den 11. Februar bald nach 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

Donnerſtag den 19. Februar gegen 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Mittwoch den 25. Februar gegen halb 9 Uhr Abends der neue Mond.

Vom ſogenannten guten Freunde.

Ein eifriger Schmarotzer kam zu ſeinem gefälligen Nachbar und ſagte: „Borge mir doch Deine Flinte mit etwas Pulver und Schroot, damit ich in Deinem Walde mir ein Paar Haſen ſchießen kann!“ — Der Nachbar that's, und als ihm Jener bei der Rückkehr die Flinte wiederbringt, bittet er um etwas Speck zur Zubereitung des Wildes und im Nachhauſegehen bricht er noch vom Zaune des Nachbars Holz los, damit ihm der Braten auch in der Hinſicht keine Ausgabe nöthig mache. — Das iſt Einer von denen, die gern ſingen: „Erſt komm' ich und nochmal ich, dann bedenk' ich wieder mich, und beklagt ein Andrer ſich, ſprech' ich: Kümm're dich um dich!“

Rothe Tinte.

Es werden 4 Loth beſte Cochenille (pulveriſirt) in eine Löſung von 4 Loth kohlenſaures Natron (in 1 Pfund Waſſer) geſchüttet, unter öfterem Umſchütteln eine Stunde ſtehen gelaſſen und dann durch Leinen geſeiht. Der blaurothen Flüſſigkeit wird allmälig ein pulveriſirtes Gemenge von 4 Loth Alaun und 4 Loth Cremor tartari unter Umrühren zugeſetzt, wobei man ſtets das Aufbrauſen vorüberläßt. Iſt die gewünſchte Höhe der Farbe erreicht, bleibt Alles ruhig ſtehen, bis der geringe Bodenſatz ſich bildete, dann gießt man das Klare ab und ſetzt eine Löſung von 3 Loth vom beſten pulveriſirten Gummi arabicum (in kaltem Waſſer) zu, ſo wie ein wenig Nelken-Oel.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abends	
	11 55	1
Bei Tage.	Morg.	2
	1 6	3
	2 11	4
	3 11	5
	4 4	6
	4 49	7
	5 28	8
	6 1	9
	6 28	10
Abends		11
6 45		12
7 51		13
8 58	Bei Tage.	14
10 7		15
11 16		16
Morg.		17
12 25		18
1 34		19
2 39		20
3 38		21
4 29		22
5 12		23
5 48		24
	Abends	25
Bei Tage.	6 52	26
	8 13	27
	9 32	28

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 59 M.	7 Uhr 44 M.	4 Uhr 43 M.	15 St. 1 M.
11	9 34	7 28	5 2	14 26
21	10 14	7 7	5 21	13 46

März 1846.

Alter. Februar.

10. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	1	1. **Invoc.**	♈	Albin. ♀ **verſchwindet**	17	**Eſtom.**
Mont.	2	Luiſe	♉	☾ in ☋. Unt. ☌ ♀ ☉. **als**	18	Concordia
Dienſt.	3	Kunigunde	♉	☌ ♀ ☿. **Abendſtern und er-**	19	**Faſtnacht**
Mittw.	4	**Quat.** †	♊	☽ 9. 25′ N. Adrian.	20	**Aſcherm.**
Donn.	5	**Friedrich**	♊	ſcheint einige Tage	21	Eleonore
Freit.	6	Eberhard. †	♋	Ob. ☌ ☿ ☉. **nachher als**	22	**P. Stuhlf.**
Sonn.	7	Felicitas †	♋	**Morgenſtern.** ⛢ **wird in der**	23	Reinhard

11. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	8	2. **Remin.**	♋	Philemon. ☾ Erdf. **Abend-**	24	**1. Inv. M.**
Mont.	9	Prudentius	♌	**dämmerung unſichtbar.** ♂	25	Victor
Dienſt.	10	Henriette	♌	**ſteht Abends am Weſthim-**	26	Neſtor
Mittw.	11	Roſine	♍	**mel und zeigt ſich an 5 Stun-**	27	**Quat.**
Donn.	12	**Gregor**	♍	**den.** ♃ **iſt nach Untergang**	28	Juſtus
Freit.	13	Ernſt	♍	○ 3. 43′ **V.** ☿ in ♈. **der**	1	**März.** Alb.
Sonn.	14	Zacharias	♎	☉ **einige St. am Abend-**	2	Luiſe

12. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	15	3. **Oculi**	♎	Jſabella. **himmel ſichtbar.**	3	2. **Remin.**
Mont.	16	Cyriacus	♏	☾ in ☊. ☿ **erſcheint in**	4	Adrian
Dienſt.	17	**Gertraud**	♏	**der Abenddämmerung.** ♄	5	**Friedrich**
Mittw.	18	**Mittfaſt.**	♐	Alexander. ☌ ☿ ⛢. **iſt noch**	6	Eberhard.
Donn.	19	Joſeph *	♐	**in den Strahlen der Son-**	7	Felicitas
Freit.	20	Rupertus	♐	☾ 2. 52′ **N. ne verborgen.**	8	Philemon
Sonn.	21	Benedict	♑	☉ in ♈. Frühl. Anf., T.	9	Prudent.

13. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonntag	22	4. **Lätare**	♑	Kaſimir. und Nacht gleich.	10	3. **Oculi**
Mont.	23	Eberhard	♒	☿ iſt **eine halbe Stunde**	11	Roſine
Dienſt.	24	Gabriel	♒	☾ Erdn. **nach Untergang**	12	**Gregor**
Mittw.	25	**M. Verk.**	♓	♂ in ♊. **der Sonne ſichtbar,**	13	Ernſt
Donn.	26	Emanuel	♓	♀ rechtl. **und geht gegen**	14	Zacharias
Freit.	27	Hubert	♈	● 6. 44′ V. **8 Uhr unter.**	15	Jſabella
Sonn.	28	Gideon	♈	♀ **iſt 1 St. Morgen-**	16	Cyriacus

14. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonntag	29	5. **Judica**	♉	Euſtachius. ☾ in ☋. **ſtern.**	17	4. **Lät. O.**
Mont.	30	Guido	♉	☿ größte öſtliche Ausweich.	18	Alexander
Dienſt.	31	Philippine	♊	**Einzug in Paris** 1814.	19	Joſeph

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 4. März gegen halb 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Freitag den 13. März 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 20. März nach 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Freitag den 27. März 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 12. März.

Die Briefchen.

Seit zweien Tagen hat an mich
Zwei Briefchen Adelheid geſchrieben;
Im erſten heißt's: „Ich harr' auf Dich,
Ein ganzes Jahr, ach! biſt Du fern geblieben!“
Im zweiten: „Seit ich Dich, Barbar,
Zum letzten Mal bei mir geſehen,
Dünkt's mich ein halbes Hundert Jahr.“ —
Wenn ſie an's dritte Briefchen geht,
So möcht' ich wetten, daß drin ſteht:
„Mir iſt, als hätt' ich niemals Dich geſehen!“

Geſpräch.

„Alſo das Mädchen will nicht mehr mit Dir reden?“ — „Nein!“ — „Nun, und warum nicht?“ — „Aus albernem Stolz!“ — „Ei, wer könnt' ihr den in das Köpfchen geſetzt haben?“ — „Ich glaube, ich ſelbſt!“ — „Du?“ — „Ja! Ich hab' ihr ſo viel Schmeicheleien geſagt, daß ſie endlich zu ſtolz geworden iſt, mit mir zu reden!“

Herz und Uhr.

Ein löblich Herz gleicht einer Repetir-Uhr: es ſchlägt laut, ſo wie es Druck empfindet; aber es gleicht auch nicht einer Repetir-Uhr: denn es ſchlägt ſelbſt da, wo ein Andrer gedrückt wird.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	10 46	1
Bei Tage	11 56	2
	Morg.	3
	12 59	4
	1 56	5
	2 45	6
	3 26	7
	4 1	8
	4 31	9
	4 56	10
	5 20	11
	5 41	12
Abends		13
7 57		14
9 6	Bei Tage	15
10 16		16
11 25		17
Morg.		18
12 31		19
1 30		20
2 23		21
3 7		22
3 44		23
4 16		24
4 44		25
5 11		26
	Abends	27
Bei Tage.	8 20	28
	9 34	29
	10 42	30
	11 43	31

Den	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
1	10 St. 45 M.	6 Uhr 50 M.	5 Uhr 35 M.	13 St. 15 M.
11	11 26	6 27	5 53	12 34
21	12 8	6 3	6 11	11 52

April 1846.

Alter. März.

Mittw.	1 Theodora	♊	☿ in ♉. ☿ zeigt sich über	20	Rupertus
Donn.	2 Theodosia	♊	drei Viertelstunden in der	21	Benedict
Freit.	3 Christian	♋	🌓 6. 5′ N. Abenddämme-	22	Kasimir
Sonn.	4 **Ambrosius**	♋	rung und geht um halb	23	Eberhard

15. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonntag	5 **6. Palm.**	♌	Maximus. ☾ Erdf. 9 Uhr	24	**5. Judica**
Mont.	6 Sixtus	♌	unter. ♂ zeigt sich als ein	25	**M. Verk.**
Dienst.	7 Cölestin	♌	unscheinlicher Stern noch	26	Emanuel
Mittw.	8 Heilmann	♍	einige Stunden nach Son-	27	Hubert
Donn.	9 **Gründonn.**	♍	Bogislaus. ☿ rückl. nen-	28	Gideon
Freit.	10 **Charfreit.**	♎	🌕 Ezechiel. Untergang.	29	Eustachius
Sonn.	11 Hermann	♎	6. 48′ U. ♅ ist nicht	30	Guido

16. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonntag	12 **H. Osterf.**	♏	Julius. ☾ in ☊. sichtbar. ☿	31	**6. Palm.**
Mont.	13 **Ostermont.**	♏	Justin. verschwindet in	1	**April.** Th.
Dienst.	14 Tiburtius	♏	den Strahlen der Abend-	2	Theodosia
Mittw.	15 Obadias	♐	sonne. ♄ wird am Mor-	3	Christian
Donn.	16 Carisius	♐	genhimmel sichtbar. ♀	4	**Gründ. D.**
Freit.	17 Rudolph	♑	🌗 ist drei Viertelstunden	5	**Charfreit.**
Sonn.	18 Florentin	♑	9. 18′ U. Morgenstern.	6	Sixtus

17. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonntag	19 **1. Quas.**	♒	Werner. Unt. ☌ ☿ ☉. ♃	7	**H. Osterf.**
Mont.	20 Sulpitius	♒	☾ Erdn. ☉ in ♉. ♀ größter	8	**Ostermont.**
Dienst.	21 Adolph	♓	Glanz. verliert sich in	9	**Osterd.**
Mittw.	22 Lothar	♓	den Strahlen der Abend-	10	Ezechiel
Donn.	23 **Georg**	♈	sonne. ♀ geht nach halb 4	11	Hermann
Freit.	24 Albert	♈	🌑 Uhr Morgens auf und	12	Julius
Sonn.	25 **Marc. Ev.**	♉	5. 42′ N. Sichtb. ☉ F.	13	Justin

18. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonntag	26 **2. Mis. H.**	♉	Raimarus. ☾ in ☋. glänzt	14	**1. Quas.**
Mont.	27 Anastasius	♉	drei Viertelstunden mit	15	Obadias
Dienst.	28 Therese	♊	lebhaftem Licht. ♄ ist	16	Carisius
Mittw.	29 Sibylla	♊	eine Viertelstunde vor	17	Rudolph
Donn.	30 Josua	♋	Sonnenaufgang sichtbar.	18	Florentin

Mond-Wechſel.

Freitag den 3. April bald nach 6 Uhr Abends das erſte Viertel.

Sonnabend den 11. April 3 Viertel auf 7 Uhr Abends der volle Mond.

Sonnabend den 18. April 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonnabend den 25. April 3 Viertel auf 6 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 11., 12., 17. und 18. April.

Wetter-Veränderung.

„Regnet's denn immer bei Euch!“ fragte ein Reiſender in Schottland. — „O nein“, antwortete ein Bauer; „zuweilen ſchneit's auch!“

Das glaubt Jeder!

Gut eſſen ohne Koſten
Iſt ein geſuchter Poſten!

Viele und groſse Hühner-Eier zu erhalten.

Die Hühner der Naſſau'ſchen Bauern legen im Winter und Sommer Eier, welche oft bis 10 Loth wiegen und meiſtens doppelte Dotter haben. Um ſolche Eier zu erhalten, werden von den Bauern alle in den Wäldern wachſenden großen Schwämme (die giftigen natürlich nicht) geſammelt, getrocknet und zu Pulver geſtoßen. Die Schalen der Leinknoten werden in Waſſer zerkleinert, Roggen- oder Weizenmehl dazu gerührt, dann das Schwammpulver, anderthalb Mal ſo viel, als das Gewicht der Leinhülſen beträgt, und eben ſo viel geſtoßene Eicheln dazu gethan. Alles dieſes wird zu einem Teig geknetet und von dieſem den Hühnern täglich etwas in Stücken von der Größe der Erbſen oder Bohnen vorgeworfen. Mühe und Koſten werden durch die großen ſchönen Eier reichlich bezahlt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Morg.		1
Bei Tage		12	36	2
		1	22	3
		1	59	4
		2	31	5
		2	59	6
		3	23	7
		3	45	8
		4	6	9
		4	28	10
Abends				11
8	4			12
9	15	Bei Tage		13
10	23			14
11	25			15
Morg.				16
12	20			17
1	6			18
1	45			19
2	17			20
2	46			21
3	12			22
3	37			23
4	3			24
		Abends		25
Bei Tage.		8	23	26
		9	28	27
		10	25	28
		11	15	29
		11	56	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 30 M.	11 St. 8 M.
11	13 33	5 15	6 48	10 27
21	14 12	4 53	7 5	9 48

Mai 1846.

Alter. April.

Freit.	1 **Ph. J. W.**°	♋	♂ iſt als ein lichtſchwa-	19 Werner
Sonn.	2 Sigismund	♌	cher Stern noch dritthalb	20 Sulpitius
19. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.				
Sonntag	3 3. **Jubil.**	♌	🌗 12.45' N. †**Erf.** ☾ Erdf.	21 2. **Miſ. D.**
Mont.	4 Florian	♌	☿ rechtl. Stunden am	22 Lothar
Dienſt.	5 Gotthard	♍	Abendhimmel ſichtbar. ♃ in	23 **Georg**
Mittw.	6 **Bettag**	♍	Dietrich. ♀ in ♈. der Nahe	24 Albert
Donn.	7 Gottfried	♎	der Sonne ſtehend, iſt in	25 **Marc. Ev.**
Freit.	8 Stanislaus	♎	dieſem Monat unſichtbar.	26 Raimarus
Sonn.	9 Hiob	♎	♀ zeigt ſich in dieſem Mo-	27 Anaſtaſius
20. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonntag	10 4. **Cantate**	♏	Gordian. ☾ in ☊. ♄ in ♓.	28 3. **Jubil.**
Mont.	11 Mamertus	♏	🌑 7. 0' V. ♂ in ♋. nat	29 Sibylla
Dienſt.	12 Pankratius	♐	♀ größte weſtl. Ausw.	30 Jeſua
Mittw.	13 Servatius	♐	drei Viertelſtunden als	1 **Mai Ph. J.**
Donn.	14 Chriſtiane	♑	☌ ☉ ♃. Morgenſtern. ♄	2 Sigismund
Freit.	15 **Sophia**	♑	☾ Erdn. geht nach 3 Vier-	3 † **Erfind.**
Sonn.	16 Honoratus	♒	tel auf 2 Uhr Morgens	4 Florian
21. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonntag	17 5. **Rogate**	♒	🌓 Jobſt. ☿ größte weſtl.	5 4. **Cantate**
Mont.	18 Libor. †**W.**	♓	2. 20' V. Ausw. auf	6 Dietrich
Dienſt.	19 Sara	♓	☌ ♀ ♅. und zeigt ſich eine	7 Gottfried
Mittw.	20 Franziska	♈	Stunde. ♅ iſt nicht ſicht-	8 Stanislaus
Donn.	21 **Himm. Chr.**	♈	Prudens. ☉ in ♊. bar. ♂	9 Hiob
Freit.	22 Helena	♈	zeigt ſich mit ſchwachem	10 Gordian
Sonn.	23 Deſiderius	♉	☾ in ☋. Lichte noch über	11 Mamertus
22. Von der Verheißung des heil. Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.				
Sonntag	24 6. **Exaudi**	♉	🌕 Eſther. eine Stunde	12 5. **Rogate**
Mont.	25 **Urban**	♊	5. 38' V. und geht um	13 Servatius
Dienſt.	26 Eduard	♊	11 Uhr Abends unter	14 Chriſtiane
Mittw.	27 Beda	♋	♄ geht um 1 Uhr Mor-	15 **Sophia**
Donn.	28 **Wilhelm**	♋	gens auf und iſt über eine	16 **Himm. Chr.**
Freit.	29 Maximil.	♋	Stunde ſichtbar. ♀ geht	17 Jobſt
Sonn.	30 Wigand †	♌	gegen halb 3 Uhr Morgens	18 Liborius
23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.				
Sonntag	31 **Pfingſtfeſt**	♌	Petronella. ☾ Erdf. auf.	19 6. **Exaudi**

Mond-Wechſel.

Sonntag den 3. Mai 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Montag den 11. Mai um 7 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 18. Mai nach 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Montag den 25. Mai gegen 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern den erſten Tag ihres Wochenfeſtes den 31. Mai.

Landmanns-Sprüche.

Die Sonne ſcheint keinen Hunger in's Land.

* * *

Die Kühe melkt man durch's Maul.
Wer gut futtert,
Der gut buttert.

Kartoffeln.

Legſt mi im April,
Komm i, wann i will;
Legſt mi im Mai,
Komm i glei. (Altbayern.)

Pferd.

Bergan treib' mich nicht,
Bergab hetz' mich nicht,
In der Eb'ne ſchon' mich nicht,
An der Kripp' vergiß mich nicht!

Hab' Acht!

Nur dem wird die Kette vom Wagen geſtohlen,
Der zu faul iſt, ſie Abends herein zu holen.

Gelbe Wäſche wieder weiſs zu machen.

Wäſche, die entweder durch allzulanges Liegen oder durch zu heißes Waſſer gelb geworden, weiche man ein in einem kupfernen Gefäß, welches mit Buttermilch angefüllt wird, laſſe ſie etwa acht Tage darin liegen und waſche ſie dann mit lauwarmem Waſſer und Seife aus.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage	Morg.	1
	12 38	2
	1 5	3
	1 28	4
	1 49	5
	2 9	6
	2 28	7
	2 49	8
	3 11	9
	3 40	10
Abends	Bei Tage	11
9 25		12
10 24		13
11 14		14
11 54		15
Morg.		16
12 25		17
12 52		18
1 17		19
1 39		20
2 1		21
2 27		22
2 54		23
3 27		24
Bei Tage	Abends	25
	9 17	26
	10 2	27
	10 30	28
	11 8	29
	11 34	30
	11 55	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 52 M.	4 Uhr 31 M.	7 Uhr 23 M.	9 St. 8 M.
11	15 26	4 13	7 39	8 34
21	15 58	3 57	7 55	8 2

Junius 1846.

Alter. Mai.

Mont.	1	**Pfingſtm.**	♍	Nicodem. ♂ iſt **noch drei**	20	Franziska
Dienſt.	2	Marquard	♍	☽ 6. 24′ V. **Viertelſtun-**	21	Prudens
Mittw.	3	**Quat.** †	♍	Eraſmus. **den nach**	22	Helena
Donn.	4	Ulrike	♎	**Sonnenuntergang tief am**	23	Deſiderius
Freit.	5	Bonifac. †	♎	♀ in ♉. **Abendhimmel** ſicht-	24	Eſther
Sonn.	6	Benignus †	♏	☾ in ♌. ☿ in ♊. ☌ ☿ ♃. bar,	25	**Urban**

24. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonntag	7	**Trinitatis**	♏	Lucretia. **und verliert ſich**	26	**Pfingſtfeſt**
Mont.	8	**Medardus**	♐	**gegen die Mitte des Mo-**	27	**Pfingſtm.**
Dienſt.	9	Barnimus	♐	○ 4. 30′ U. **nats gänz-**	28	**Pfingſtd.**
Mittw.	10	Onuphr.	♑	**lich aus dem Geſicht.**	29	Quat.
Donn.	11	**Frohnl.**	♑	Barnabas. ♃ in ♊. ♀ geht	30	Wigand
Freit.	12	Blandina	♒	☾ Erdn. **um 2 Uhr Mor-**	31	Petronella
Sonn.	13	Tobias	♒	♄ rückl. **gens auf und**	1	**Jun.** Nic.

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	14	1. n. **Trin.**	♒	Modeſtus. **glänzt eine**	2	**Trinitatis**
Mont.	15	**Vitus**	♓	**Stunde.** ♄ **geht nach halb**	3	Eraſmus
Dienſt.	16	Juſtina	♓	☾ 7. 31′ V. **12 Uhr**	4	Ulrike
Mittw.	17	Volkmar	♈	**Abends auf u. zeigt ſich**	5	Bonifacius
Donn.	18	Pauline	♈	**Schlacht bei Belle-Alliance**	6	**Frohnl.**
Freit.	19	Gervaſius	♉	1815. ☾ in ☊. **über 2 Stun-**	7	Lucretia
Sonn.	20	Raphael	♉	☿ in ♋. Ob. ☌ ☿ ☉. **den.** ♃	8	**Medardus**

26. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	21	2. n. **Trin.**	♊	☉ in ♋. Somm. Anf. Läng-	9	1. n. **Trin.**
Mont.	22	Achatius	♊	ſter Tag. **wird in der Mor-**	10	Onuphrius
Dienſt.	23	Baſilius	♊	● 6. 41′ N. **gendämme-**	11	Barnabas
Mittw.	24	**Joh. d. T.** *	♋	**rung ſichtbar.** ♅ geht	12	Blandina
Donn.	25	Elogius	♋	**bald nach Mitternacht auf,**	13	Tobias
Freit.	26	Jeremias	♌	**iſt aber bei der nächtlichen**	14	**Modeſtus**
Sonn.	27	7 Schläf. †	♌	☾ Erdf. ♂ in ♌. **Dämme-**	15	**Vitus**

27. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	28	3. n. **Trin.**	♌	Leo P. **rung ſchwer zu**	16	2. n. **Trin.**
Mont.	29	**Petr. P.**	♍	**erkennen.** ♀ **iſt anderthalb**	17	Volkmar
Dienſt.	30	Pauli G.	♍	**Stunden Morgenſtern.**	18	Pauline

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 2. Junius gegen halb 7 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Dienſtag den 9. Junius um halb 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Dienſtag den 16. Junius um halb 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Dienſtag den 23. Junius gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden feiern den zweiten Tag ihres Wochenfeſtes den 1. Juni.

Krankheit und Erbſünde.

Die Welt iſt ein Lazareth von lauter Kranken, die geſund ſeyn würden, bildeten ſie ſich nicht ein, daß ſie durchaus eines Arztes benöthigt wären. Am zahlreichſten ſind die Augenkranken, denn unter hundert Menſchen iſt kaum Einer, der die Dinge und Angelegenheiten von der rechten Seite ſieht, wie denn überhaupt, giebt's eine Erbſünde, ausſchließlich die geiſtige Blindheit es ſeyn könnte.

Das iſt genug!

O fröhliches Seyn:
Giebt Schatten der Hain,
Das Fruchtfeld Genuß,
Und Waſſer der Fluß!

Zum Merkbuch.

Sein eigener Knecht ſeyn iſt die einzige Knechtſchaft, die nicht entehrt — wenn nämlich der Herr etwas taugt.

Vertreibung der Kornwürmer.

Ein franzöſiſcher Pächter, deſſen Getreide voller Kornwürmer war, bedeckte daſſelbe mit Hollunderzweigen, und das Ungeziefer verſchwand danach auf der Stelle. Weiteren Verſuchen zu ähnlichem Zweck werden gleichfalls günſtige Erfolge nachgerühmt.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unt. U.	M.	T.
Bei Tage.		Morg.		1
		12	13	2
		12	34	3
		12	55	4
		1	18	5
		1	44	6
		2	15	7
		2	52	8
Abends		Bei Tage.		9
8	58			10
9	44			11
10	22			12
10	54			13
11	22			14
11	48			15
Morg.				16
12	12			17
12	38			18
1	6			19
1	37			20
2	13			21
2	35			22
Bei Tage.		Abends		23
		8	29	24
		9	3	25
		9	32	26
		9	56	27
		10	19	28
		10	39	29
		11	0	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtläng
Den 1	16 St. 24 M.	3 Uhr 45 M.	8 Uhr 9 M.	7 Uhr 36 M.
11	16 40	3 39	8 19	7 20
21	16 46	3 38	8 21	7 14

Julius 1846

Alter. Junius.

Mittw.	1	Theobald	♎	🌗 10. 17' N. ☉ in Erdf.	19	Gervaſius
Donn.	2	**M. Heimſ.** *	♎	♀ in ♊. ♀ um halb 2 U.	20	Raphael
Freit.	3	Cornel	♎	☾ in ☋. aufgehend, glänzt	21	Jakobina
Sonn.	4	Ulrich	♏	anderthalb Stunden als	22	Achatius

27. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	5	4. n. Trin.	♏	Anſelm. ☿ in ♌. Morgen-	23	3. n. Trin.
Mont.	6	Eſaias	♐	ſtern. ♄ geht um 10 Uhr	24	Joh. d. T.
Dienſt.	7	Demetrius	♐	☌♀♃. Abends auf und	25	Elogius
Mittw.	8	Kilian	♑	iſt die ganze Nacht ſichtbar.	26	Jeremias
Donn.	9	Cyrillus	♑	🌑 12. 4' V. ♂ iſt in die-	27	7 Schläfer
Freit.	10	7 Brüder	♒	☾ Erdn. ☌☿♂. ſem	28	Leo P.
Sonn.	11	Pius	♒	und den beiden folgenden	29	**Petr. P.**

28. Von Petri reichem Fiſchzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	12	5. n. Trin.	♓	Heinrich. Monaten nicht	30	4. n. Trin.
Mont.	13	**Margar.**	♓	ſichtbar. ♅ geht gegen	1	Jul. Th.
Dienſt.	14	Bonavent.	♈	11 Uhr Abends auf, iſt	2	**M. Heimſ.**
Mittw.	15	**Ap. Theil.**	♈	🌓 2. 17' N. aber ſchwer	3	Cornel
Donn.	16	Walter	♉	☾ in ☋. zu erkennen.	4	Ulrich
Freit.	17	Alexius	♉	♃ geht um halb 1 Uhr	5	Anſelm
Sonn.	18	Carolina	♊	Morgens auf und zeigt	6	Eſaias

29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	19	6. n. Trin.	♊	Ruth. ſich den übrigen	7	5. n. Trin.
Mont.	20	Elias	♊	♅ rückl. Theil der Nacht	8	Kilian
Dienſt.	21	Daniel	♋	am Oſthimmel. ♀ geht	9	Cyrillus
Mittw.	22	**M. Magd.**	♋	um halb 2 Uhr Mor-	10	7 Brüder
Donn.	23	Albertine	♌	🌕 8. 56' V. ☉ in ♌. Anf.	11	Pius
Freit.	24	Chriſtine	♌	d. Hundstage. gens auf	12	Heinrich
Sonn.	25	**Jakob** *	♌	☾ Erdf. und glänzt über	13	**Margar.**

31. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	26	7. n. Trin.	♍	Anna. ☿ in ♍. 2 Stun-	14	6. n. Trin.
Mont.	27	Berthold	♍	den. ♄ geht nach halb	15	**Ap. Theil.**
Dienſt.	28	Innocenz	♎	♀ in ♋. 2 Uhr Morgens	16	Walter
Mittw.	29	Martha	♎	☿ größte öſtliche Ausweich.	17	Alexius
Donn.	30	Beatrix	♎	🌗 durch den Meridian.	18	Carolina
Freit.	31	Germanus	♏	11. 57' V. ☾ in ♌.	19	Ruth

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 1. Julius 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das erſte Viertel.

Donnerſtag den 9. Julius bald nach Mitternacht der volle Mond.

Mittwoch den 15. Julius ein Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das lezte Viertel.

Donnerſtag den 23. Julius gegen 9 Uhr Vormittags der neue Mond.

Freitag den 31. Julius gegen Mittag das erſte Viertel.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
[illegible]	11 22	1
[illegible]	11 46	2
[illegible]	Morg.	3
[illegible]	12 13	4
[illegible]	12 46	5
[illegible]	1 27	6
[illegible]	2 19	7
	3 22	8
Abends		9
8 54		10
9 25	[illegible]	11
9 52	[illegible]	12
10 18	[illegible]	13
10 44		14
11 11	[illegible]	15
11 41		16
Morg.	[illegible]	17
12 15	[illegible]	18
12 55	[illegible]	19
1 41		20
2 33		21
3 30		22
	Abends	23
	8 1	24
[illegible]	8 25	25
[illegible]	8 46	26
[illegible]	9 7	27
[illegible]	9 28	28
[illegible]	9 51	29
[illegible]	10 16	30
	10 45	31

Rouſſeau und der Abbee.

Abbee. Sie glauben alſo durchaus nicht an Wunder? — Rouſſeau. Nein! — Abbee. Was würden Sie aber thun, wenn ein Wunder vor Ihren Augen geſchähe? — Rouſſeau. Ich müßte mich in dem Augenblick für toll halten. — Abbee. Und warum? — Rouſſeau. Damit ich um eines Augenblicks willen nicht meine Vernunft auf lebenslang verlöre!

Der Glühwurm.

Ein Glühwurm ergötzt' im Graſe ſich.
Da gab eine Schlange ihm ſchnell einen Stich.
„Was that ich, weshalb mir den Tod bereiten?"
„Du fragſt noch? Willſt du nicht Licht verbreiten?"

Arabiſche Menſchenkenntniß.

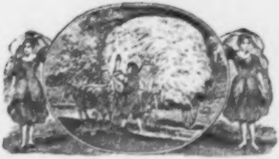
„An ſechs Stücken erkennt man einen Narren: er wird zornig ohne Urſach, ſpricht unnützes Zeug, traut Jedermann, verändert ſeinen Aufenthalt ohne Noth, bekümmert ſich um Dinge, die ihn nichts angehen, und weiß Freund von Feind nicht zu unterſcheiden."

Heu und Stroh.

Um das Selbſtentzünden des naſſen Heu's, wodurch ſchon oft Brand-Unglück entſtand, zu verhüten, legt man an vielen Orten bei dem Häufen zwiſchen das Heu abwechſelnd eine Schicht trockenen Stroh's, wodurch dieſes zugleich einen für das Vieh ſehr angenehmen Geſchmack erhält.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 41 M.	3 Uhr 43 M.	8 Uhr 24 M.	7 St. 19 M.
11	16 27	3 52	8 19	7 33
21	16 4	4 4	8 8	7 56

August 1846.



Alter. Julius.

Sonn.	1	Petr. Kett.	♏	♅ geht um halb 10 Uhr	20	Elias

32. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonntag	2	8. n. **Trin.**	♐	**Portiuncula. Abends auf,**	21	7. n. **Trin.**
Mont.	3	Auguſt	♐	**iſt aber mit bloſſen Au-**	22	**M. Magd.**
Dienſt.	4	**Perpetua**	♑	**gen ſchwer zu erkennen.**	23	Albertine
Mittw.	5	**Dominicus**	♑	**♃ geht nach halb 12 Uhr**	24	Chriſtine
Donn.	6	**Verkl. Chr.**	♒	**Abends auf und zeigt**	25	**Jakob**
Freit.	7	Donatus	♒	🌕 6. 53' **V.** ☾ Erdn. **ſich**	26	**Anna**
Sonn.	8	Ladislaus	♓	**3 St. am Oſthimmel.**	27	Berthold

33. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonntag	9	9. n. **Trin.**	♓	Romanus. ♀ **geht** 3 **Vier-**	28	8. n. **Trin.**
Mont.	10	**Laurenz** *	♈	**tel auf** 2 **Uhr Morgens**	29	Martha
Dienſt.	11	**Titus**	♈	**auf und glänzt faſt dritt-**	30	Beatrix
Mittw.	12	Clara	♉	☾ in ☋. **halb Stunden.**	31	Germanus
Donn.	13	Hildebrand	♉	🌗 **11. 45' U.** ☿ rückl. ☿	1	**Aug. P.L.**
Freit.	14	Euſebius †	♉	♂ in ♍. **iſt in dieſem**	2	**Portiuncula**
Sonn.	15	**M. Himm.**	♊	**Monat nicht ſichtbar.**	3	Auguſt

34. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonntag	16	10. n. Trin.	♊	Iſaak. ♄ geht **um Mit-**	4	9. n. **Trin.**
Mont.	17	Bertram	♋	**ternacht durch den Mit-**	5	**Dominicus**
Dienſt.	18	Emilia	♋	**tagskreis und zeigt ſich**	6	**Verkl. Chr.**
Mittw.	19	Sebald	♋	**die ganze Nacht.** ♅ **geht**	7	Donatus
Donn.	20	**Bernhard**	♌	**um drei Uhr Morgens**	8	Ladislaus
Freit.	21	Athanaſius	♌	🌑 ☾ Erdf. ☍ ☉ ♄. ☌ ☿ ♂.	9	Romanus
Sonn.	22	Oswald	♍	12. 19' V. ♀ in ♌.	10	**Laurenz**

35. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonntag	23	11. n. **Trin.**	♍	**Zachäus.** ☉ in ♍. Ende der	11	10. n. **Trin.**
Mont.	24	**Barthol.** *	♍	Hundst. **durch den Meri-**	12	Clara
Dienſt.	25	Ludwig	♎	Unt. ☌ ☿ ☉. **dian.** ♃ **geht**	13	Hildebrand
Mittw.	26	Irenäus	♎	**um halb 11 Uhr Abends**	14	Euſebius
Donn.	27	Gebhard	♏	☾ in ☊. **auf und iſt 5 Stun-**	15	**M. Himm.**
Freit.	28	Auguſtin	♏	🌓 **den am Morgenhim-**	16	Iſaak
Sonn.	29	**J. Enth.**	♐	11. 12' N. **mel ſichtbar.**	17	Bertram

36. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonntag	30	12. n. Trin.	♐	Benjamin. ♀ **iſt noch** 2	18	11. n. Trin.
Mont.	31	Rebecca	♐	**Stunden Morgenſtern.**	19	Sebald

Mond-Wechſel.

Freitag den 7. Auguſt gegen 7 Uhr Vormittags der volle Mond.

Donnerſtag den 13. Auguſt 3 Viertel auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel.

Sonnabend den 22. Auguſt 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.

Sonnabend den 29. Auguſt gegen 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 2. Auguſt.

Sprüche und Erfahrungen.

Beſſer ſchlechten Hausrath als ein leeres Haus. Auch wenig zu wenig giebt endlich viel. Nur der Wahr-Heit're iſt wahr-fromm. Wer ſich ſelbſt am meiſten liebt, iſt in der unglücklichſten Liebe befangen: denn der Gegenſtand iſt nichts werth.

Auch bei dem guten Neuen iſt nicht gleich auf Dank zu rechnen; denn die Menſchen lieben das Gewohnte mehr als das Beſſere, weil ſie jenes kennen und dieſes ſelten raſch begreifen.

Der Biber und der Eſel.

Der träge Eſel ſprach zum fleiß'gen Biber:
„Warum ſo mühſam ſich ein Haus bau'n, Lieber?“
Der Biber ſprach: „Weil ſtets ich gerne that,
Was nicht der Eſel Beifall hat!“

Guter Grund.

Ein Schmarotzer wollte wahrgenommen haben, daß ſein Barthaar ſchon mehr ergraut als ſein Haupthaar. — „Sehr natürlich“, bemerkte Jemand; „das kommt davon, wenn man die Kinnladen mehr anſtrengt als den Kopf!“

Unabhängigkeits-Sinn.

Das iſt jetzt ſehr oft der unbeugſame Wille eines Menſchen, ſich dahin zu ſtellen, wo er nicht gebraucht wird und wo er zu nichts nutz iſt.

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Bei Tage	Abends 11 13	1
	11 50	2
	Morg.	3
	12 52	4
	2 0	5
	3 19	6
Abends		7
7 55		8
8 20	Bei Tage	9
8 44		10
9 10		11
9 38		12
10 10		13
10 47		14
11 30		15
Morg.		16
12 21		17
1 18		18
2 16		19
3 20		20
4 23		21
	Abends	22
Bei Tage	7 14	23
	7 33	24
	7 54	25
	8 16	26
	8 41	27
	9 13	28
	9 52	29
	10 40	30
	11 40	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 32 M.	4 Uhr 20 M.	7 Uhr 52 M.	8 St. 28 M.
11	14 56	4 37	7 33	9 4
21	14 20	4 53	7 13	9 40

September 1846.

Alter August.

Dienſt.	1	**Aegidius**	♑	☿ **kommt in der Morgen-**	20	**Bernhard**
Mittw.	2	Rahel, Lea	♑	**dämmerung zu Geſicht.**	21	Athanaſius
Donn.	3	Manſuetus	♒	☿ rechtl. ♅ ſteht um 2 **Uhr**	22	Oswald
Freit.	4	Moſes	♒	🌕 **Morgens in Süden.**	23	Zachäus
Sonn.	5	Nathanael	♓	2. 10′ **N.** ☾ Erdn. ♀,	24	**Barthol.**

37. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	6	**13. n. Trin.**	♓	Magnus. **gegen** 3 **Uhr**	25	**12. n. Trin.**
Mont.	7	Regina	♈	**Morgens aufgehend, iſt**	26	Irenäus
Dienſt.	8	**Mar. Geb.**	♈	☾ in ☋. **noch an 2 Stunden**	27	Gebhard
Mittw.	9	Bruno	♉	**ſichtbar.** ☿ **geht 3 Viertel**	28	Auguſtin
Donn.	10	Soſthenes	♉	☌ ☉ ♂. **auf 4 Uhr Mor-**	29	**J. Enth.**
Freit.	11	Gerhard	♊	🌗 ☿ in der größten weſtli	30	Benjamin
Sonn.	12	Ottilia	♊	12. 36′ **N.** chen Ausw.	31	Rebecca

38. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	13	**14. n. Trin.**	♋	Chriſtlieb. **gens auf und**	1	**Sept. 13. Tr.**
Mont.	14	† **Erhöh.**	♋	**zeigt ſich** 3 **Viertelſtun-**	2	Rahel, Lea
Dienſt.	15	Conſtantia	♋	**den.** ♄ **ſteht ein Vier-**	3	Manſuetus
Mittw.	16	**Quat.** †	♌	Euphemia. ♀ in ♍. **tel**	4	Moſes
Donn.	17	Lampertus	♌	☾ Erdf. **auf** 11 **Uhr**	5	Nathanael
Freit.	18	Siegfried †	♍	**Abends in Süden und geht**	6	Magnus
Sonn.	19	Januar †	♍	**drei Viertel auf** 3 **Uhr**	7	Regina

39. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonntag	20	**15. n. Trin.**	♍	🌑 4. 27′ N. Friederike.	8	**14. T. MG.**
Mont.	21	**Mth. Ev.***	♎	**Morgens unter.** ♃	9	Bruno
Dienſt.	22	Moriz	♎	**geht** 3 **Viertel auf 9 Uhr**	10	Soſthenes
Mittw.	23	Joel	♏	☉ in ♎. Herbſt-Anf., Tag	11	Gerhard
Donn.	24	**J. Empf.**	♏	und Nacht gleich. **Abends**	12	Ottilia
Freit.	25	Kleophas	♏	**auf und kommt** 3 **Vier-**	13	Chriſtlieb
Sonn.	26	Cyprian	♐	**tel auf** 5 **Uhr Mor-**	14	† **Erhöh.**

40. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	27	**16. n. Trin.**	♐	Cosm. u. D. **gens in Sü-**	15	**15. n. Trin.**
Mont.	28	Wenzel	♑	🌓 8. 20′ V. ☌ ☿ ♂. **den.** ☿	16	Euphemia
Dienſt.	29	**Michael***	♑	☿ in ♎. **wird am Mor-**	17	Lampertus
Mittw.	30	Hieronym	♒	♂ in ♎. **genhimmel unſichtb.**	18	**Quat.**

Mond-Wechſel.

Sonnabend den 5. September gegen 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Sonnabend den 12. September nach halb 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Sonntag den 20. September gegen halb 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Montag den 28. September nach 1 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5607ten Jahrs den 21. und 22. September und ihr Verſöhnungsfeſt den 30. September.

Luther und der Bürgermeiſter.

Bürgermeiſter. Es iſt im Gemeinde-Weſen kein Maaß ſo gering, daß wir nicht eine Hand voll Pfennige daraus gemeſſen. — Luther. Da hat ſich aber Gott im Segen abgewendet und Euch mit dem Satan beſchicket, der Euch in die Hand blus, daß die Pfennige verſchwunden ſeynd wie Spreu und Federn, und Ihr nun in der Luft ſuchen könnet, was Ihr mit Wind gewannet.

Nun weiſs ſie's!

Eine Frau las in der Zeitung die Verhandlungen des engliſchen Parlaments und fragte ihren Mann: „Sag' 'mal, was iſt denn „Oppoſitions-Partei?" — „Theures Kind", entgegnete der Mann, „Oppoſitions-Partei iſt im engliſchen Parlament ganz daſſelbe, was Du in der Haushaltung biſt!"

Kartoffel-Wachskerzen.

Man ſchmilzt das Wachs, miſcht es mit ½ Theil Kartoffelſtärkemehl und gießt es über die Dochte in gläſerne Kerzenformen. Ein Kartoffelwachslicht von 6 Loth Schwere brennt 15 bis 17 Stunden und mit weniger Dampf als gewöhnliche Wachslichte.

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
B.	Morg.	1
	12 59	2
T.	2 17	3
Abends	3 38	4
		5
6 46		6
7 14	Bei Tage	7
7 41		8
8 17		9
8 55		10
9 38		11
10 26		12
11 20		13
Morg.		14
12 17		15
1 17		16
2 20		17
3 23		18
4 26		19
	Abends	20
Bei Tage	6 3	21
	6 26	22
	6 53	23
	7 24	24
	8 1	25
	8 47	26
	9 41	27
	10 45	28
	11 56	29
	Morg.	30

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 36 M.	5 Uhr 12 M.	6 Uhr 48 M.	10 St. 24 M.
11	12 57	5 28	6 25	11 3
21	12 16	5 45	6 1	11 44

Oktober 1846

Alter. September.

Donn.	1	Remigius	♒	♀. bald nach 4 Uhr	19	Januar
Freit.	2	Vollrad	♓	**Morgens** aufgehend, zeigt	20	Friederike
Sonn.	3	Ewald	♓	☾ Erdn. ſich noch andert-	21	**Mth. Ev.**

41. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ev. Ephes. 4.

Sonntag	4	**17. Erntef.**	♈	🌕 11. 0′ U. **Franz.** halb	22	**16. n. Trin.**
Mont.	5	Fides	♈	☍♅☉. **St.** ♅ ſteht der	23	Jvel
Dienſt.	6	Charitas	♉	☾ in ☋. ☉ gegenüber um	24	J. **Empf.**
Mittw.	7	Spes	♉	Ot. ☌☿☉. **Mitternacht** in	25	Kleophas
Donn.	8	Ephraim	♊	♃ rückl. **Süden,** und iſt die	26	Cyprian
Freit.	9	**Dionyſius**	♊	**ganze Nacht über dem Ge-**	27	Cosm. u. D.
Sonn.	10	Amalia	♊	♀ in ♎. **ſichtskreis.** ♃ geht	28	Wenzel

42. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ev. 1. Cor. 1.

Sonntag	11	**18. n. Trin.**	♋	**Burchard.** um halb 8	29	**17. Tr. M.**
Mont.	12	Ehrenfried	♋	☾ 5. 2′ **V. Uhr Abends**	30	Hieronym.
Dienſt.	13	Kolemann	♌	**auf und 3 Viertel**	1	**Okt.** Rem.
Mittw.	14	Wilhelm.	♌	**auf 4 Uhr Morgens durch**	2	Vollrad
Donn.	15	**Kön. G. T.**	♌	Hedwig. ☾ Erdf. **den Me-**	3	Ewald
Freit.	16	**Gallus**	♍	**ridian.** ♄ geht nach 8 Uhr	4	**Franz**
Sonn.	17	Florentina	♍	☿ in ♏. **Abends durch den**	5	Fides

43. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ev. Ephes. 4.

Sonntag	18	**19. n. Trin.**	♎	**Luc. Ev.** Schlacht b. Leipzig	6	**18. n. Trin.**
Mont.	19	Ptolemäus	♎	1813. ☾ in ☊. **Meridian**	7	Spes
Dienſt.	20	Wendelin	♎	🌑 8. 37′ V. Anf. ☉ F.	8	Ephraim
Mittw.	21	Urſula	♏	☌♀♂. **und 3 Viertel**	9	**Dionyſius**
Donn.	22	Kordula	♏	**auf 1 Uhr Morgens un-**	10	Amalia
Freit.	23	Severus	♐	☉ in ♏. **ter.** ♂ erſcheint	11	**Burchard**
Sonn.	24	Salome	♐	**als ein** lichtſchwacher	12	Ehrenfried

44. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ev. Ephes. 5.

Sonntag	25	**20. n. Trin.**	♑	Adelheid. **Stern am Mor-**	13	**19. n. Trin.**
Mont.	26	Amandus	♑	♄ rechtl. genhimmel. ♀	14	Wilhelm.
Dienſt.	27	Sabina	♒	☽ 4. 4′ N. iſt **noch** faſt	15	Hedwig
Mittw.	28	**Sim. J.**	♒	**eine Stunde vor Auf-**	16	**Gallus**
Donn.	29	Engelward	♓	**gang der Sonne** ſichtbar.	17	Florentina
Freit.	30	Hartmann	♓	♃ **ſteht um halb** 3 Uhr	18	**Luc. Ev.**
Sonn.	31	Wolfg.	♓	☾ Erdn. **Morgs.** in Süden.	19	Ptolemäus

Mond-Wechsel.

Sonntag den 4. Oktober um 11 Uhr Abends der volle Mond.

Montag den 12. Oktober um 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Dienstag den 20. Oktober nach halb 9 Uhr Vormittags der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.

Dienstag den 27. Oktober bald nach 4 Uhr Nachmittags das erste Viertel.

Die Juden feiern ihr Laubhüttenfest den 5. und 6., 12. und 13. Oktober.

Für den, der nicht sehen will.

Ist lichte Wahrheit dir — nicht wahr,
Verschließest du dir selbst die Augen,
So wirst du mit dem geist'gen Staar
Auch immer nur zum Staarmatz taugen!

Irländisches Wortspiel.

„Worin gleicht die Liebe einer Kartoffel?“ — „Beide entspringen aus den Augen.“

Verbackung der Kartoffeln unter das Brod.

Rohe Kartoffeln werden geschält und gerieben und Mittags mit kaltem Wasser übergossen; so bleiben sie bis Abends zur Entsäuerung stehen. Das braun gewordene Wasser wird nun abgegossen und die Masse ausgedrückt, dann diese [illegible] kochendem Wasser zu einer dünnen Suppe gerührt. Ist sie bis zur Lauwärme abgekühlt, so läßt man den Sauerteig in dieser ganz flüssigen Kartoffelsuppe zerfließen und arbeitet nur so viel Roggenmehl ein, als zur gehörigen Steifheit des Teiges nöthig. Die Nacht hindurch gährt der Teig und wird am andern Morgen ausgeknetet. Nach dieser Methode gewinnt man ein sehr gutes Brod, in welchem man von den Kartoffeln gar nichts wahrnimmt.

☾Aufg. U. M.		☾Unterg. U. M.		T.
[illegible]		Morg.		
		1	13	1
		2	33	2
		3	56	3
Abends				4
5	40			5
6	13			6
6	49	[illegible]		7
7	31			8
8	18			9
9	11			10
10	8			11
11	8			12
Morg.				13
12	10			14
1	12			15
2	15			16
3	20			17
4	24			18
5	30			19
		Abends		20
[illegible]		5	26	21
		6	2	22
		6	45	23
		7	37	24
		8	37	25
		9	45	26
		10	58	27
		Morg.		28
		12	15	29
		1	34	30
		2	53	31

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	11 St.	36 M.	6 Uhr	2 M.	5 Uhr	38 M.	12 St.	24 M.
11	10	55	6	19	5	14	13	5
21	10	16	6	37	4	53	13	44

November 1846.

Alter. Oktober.

45. Vom des Königischen krankem Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonntag	1 **21. n. Trin.**	♈	**All. Heil.** ♀, 3 **Viertel**	20 **20. n. Trin.**
Mont.	2 **All. Seel.**	♈	☾ in ☊. **auf 6 Uhr Morgens**	21 **Urſula**
Dienſt.	3 Gottlieb	♉	🌕 10. 5′ V. ♀ in ♏.	22 **Kordula**
Mittw.	4 Charlotte	♉	**aufgehend, iſt noch**	23 **Severus**
Donn.	5 Erich	♊	☿ in ♐. **über eine halbe**	24 **Salome**
Freit.	6 Leonhard	♊	**Stunde in der Dämmerung**	25 **Adelheid**
Sonn.	7 Erdmann	♋	**ſichtb.** ♄ ſteht 3 **Viertel auf**	26 **Amandus**

46. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	8 **22. n. Trin.**	♋	Claudius. 7 **Uhr Abends in**	27 **21. n. Trin.**
Mont.	9 Theodor *	♌	**Süden, und zeigt ſich meh-**	28 **Sim. Jud.**
Dienſt.	10 Martin P.	♌	**rere St. am Abendhimmel.**	29 Engelhard
Mittw.	11 **Martin B.**	♌	🌗 12. 38′ V. ♂ **geht ein**	30 Hartmann
Donn.	12 Kunibert	♍	☾ Erdf. **Viertel auf** 6	31 Wolfgang
Freit.	13 Eugen	♍	**Uhr Morgens auf und iſt**	1 **Nov. A. H.**
Sonn.	14 Levin	♎	♂ in ♏. **beinahe eine Stunde**	2 **All. Seel.**

47. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonntag	15 **23. n. Trin.**	♎	Leopold. **ſichtbar.** ♃ **geht**	3 **22. n. Trin.**
Mont.	16 Ottomar	♎	☾ in ☊. **um 1 Uhr Mor-**	4 Charlotte
Dienſt.	17 Hugo	♏	**gens durch den Meridian**	5 Erich
Mittw.	18 Gottſchalk	♏	🌑 11. 53′ N. **und zeigt ſich**	6 Leonhard
Donn.	19 **Eliſabeth**	♐	**die ganze Nacht.** ♀	7 Erdmann
Freit.	20 Edmund	♐	**verliert ſich in den Strah-**	8 Claudius
Sonn.	21 **M. Opf.**	♑	**len der Morgenſonne.** ♅	9 Theodor

48. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonntag	22 **24. n. Trin.**	♑	**Feier zum Gedächtniſs der**	10 **23. n. Trin.**
Mont.	23 Clemens	♑	**Geſtorbenen.** ☉ in ♐. **ſteht**	11 **Mart. B.**
Dienſt.	24 Lebrecht	♒	☿ in der größten öſtlichen	12 Kunibert
Mittw.	25 **Katharina**	♒	🌓 11. 25′ N. Ausweich.	13 Eugen
Donn.	26 Konrad	♓	☾ Erdn. **gegen halb 9**	14 Levin
Freit.	27 Loth	♓	♀ in ♐. **Uhr Abends in Sü-**	15 Leopold
Sonn.	28 Günther	♈	**den.** ♄ **geht um** 10 **Uhr**	16 Ottomar

49. Von Christi Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonntag	29 **1. Advent**	♈	Noah. ☾ in ☋. **Abends un-**	17 **24. n. Trin.**
Mont.	30 **Andreas** *	♉	**ter.** ☿ iſt **nicht ſichtbar.**	18 Gottſchalk

Mond-Wechſel.

Dienſtag den 3. November bald nach 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

Mittwoch den 11. November gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Mittwoch den 18. November gegen Mitternacht der neue Mond.

Mittwoch den 25. November gegen halb 12 Uhr Abends das erſte Viertel.

Aus einem alten Puppenſpiel.

Doktor. Wo liegt bei dem Menſchen das Herz, wo die Leber? — **Hanswurſt.** Nirgends! — **Doktor.** Narr, womit willſt Du das beweiſen? — **Hanswurſt.** Ei, wenn der Menſch Herz hätt', braucht' er nicht ſo viel Kreuz zu dulden, und hätt' er Leber, würde doch Mancher friſch von der Leber weg reden. Ergo beweiſen ſcharwenzelnd Thun und hohle Red', daß der Menſch weder Herz noch Leber hat!

Tiſchwein aus halbreifen Weinbeeren.

Der Saft oder Moſt von halbreifen Trauben liefert einen recht guten Tiſchwein, wenn man ihn mit Zuckerwaſſer vermiſcht und durch Zuſatz einer kleinen Menge abgewäſſerter Weißbierhefen in Gährung verſetzt. Dieſe Gährung tritt in der Regel ſehr ſchnell ein, wenn der gezuckerte Saft einige Tage lang mit den Schalen der Beeren in Berührung bleibt. Man kann auf einen Eimer oder 64 preußiſche Quart jenes Saftes einen Eimer reines Fluß- oder Regenwaſſer, 20 Pfund gewöhnlichen Meliszucker und ½ Quart (oder ein Nöſel) Spundhefen nehmen und das Ganze an einem mäßig warmen Ort der Gährung überlaſſen. Nach ſehr genauen Verſuchen liefern 20 Pfund Zucker im Verlauf der Gährung 10½ Pfund abſoluten Alkohol (reinen Geiſt), und man gewinnt daher durch Gährung jener Miſchung einen Wein, der eben ſo geiſtreich iſt wie ein guter Frankenwein.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
		4	13	1
		5	32	2
Abends				3
5	21			4
6	6			5
6	58			6
7	54			7
8	54			8
9	56			9
10	59			10
Morg.				11
12	2			12
1	6			13
2	10			14
3	15			15
4	22			16
5	30			17
		Abends		18
		4	41	19
		5	30	20
		6	29	21
		7	35	22
		8	48	23
		10	4	24
		11	21	25
		Morg.		26
		12	39	27
		1	56	28
		3	13	29
		4	28	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 33 M.	6 Uhr 57 M.	4 Uhr 30 M.	14 St. 27 M.
11	8 57	7 16	4 13	15 3
21	8 25	7 33	3 58	15 35

Dezember 1846

Alter. November.

Dienſt.	1	Arnold	♉	♂ nimmt allmälig an	19	**Eliſabeth**
Mittw.	2	Candida	♊	🌕 11. 40′ N. ☿ rückl.	20	Edmund
Donn.	3	Caſſian	♊	Lichtſtärke zu und iſt,	21	**M. Opf.**
Freit.	4	**Barbara**	♋	☍♃☉. nach 5 Uhr Morgs.	22	Erneſtine
Sonn.	5	Abigail	♋	aufgehend, 5 Viertelſtun-	23	Clemens
50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.						
Sonntag	6	**2. Advent**	♋	Nicolaus. den ſichtbar.	24	**25. n. Trin.**
Mont.	7	Antonia	♌	♃ ſteht um Mitternacht	25	**Katharina**
Dienſt.	8	**M. Empf.**	♌	in Süden und iſt die	26	Konrad
Mittw.	9	Joachim	♍	ganze Nacht ſichtbar. ♀	27	Loth
Donn.	10	Judith	♍	🌗 10. 10′ N. ☾ Erdf.	28	Günther
Freit.	11	Waldemar	♍	zeigt ſich in dieſem	29	Noah
Sonn.	12	Epimachus	♎	Unt ☌☿☉ ☌♀☿. Monat	30	**Andreas**
51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.						
Sonntag	13	**3. Advent**	♎	Lucia. nicht. ♄ iſt noch 4	1	**Dez. 1. Adv.**
Mont.	14	Iſrael	♏	☾ in ☊. Stunden nach Son-	2	Candida
Dienſt.	15	Johanna	♏	nenuntergang ſichtbar. ☿	3	Caſſian
Mittw.	16	**Quat.**	♏	Ananias. Ob. ☌♀☉. er-	4	**Barbara**
Donn.	17	Lazarus	♐	ſcheint in der Morgendäm-	5	Abigail
Freit.	18	Chriſtoph	♐	🌑 1. 36′ N. merung. ♅	6	**Nicolaus**
Sonn.	19	Manaſſe	♑	geht 3 Viertel auf	7	Antonia
52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.						
Sonntag	20	**4. Advent**	♑	Abraham. 7 Uhr Abends	8	**2. Adv. M.**
Mont.	21	**Th. Ap.**	♒	☾ Erdn. ♀ in ♑. durch den	9	Joachim
Dienſt.	22	Beata	♒	☉ in ♑. Wint. Anf., Kürz	10	Judith
Mittw.	23	Ignaz	♓	ſter Tag. ☿ rechtl. Meri-	11	Waldemar
Donn.	24	Adam, E.	♓	dian u. um 1 Uhr Morgens	12	Epimachus
Freit.	25	**H. Chriſtt.**	♈	🌓 7. 30′ V. unter. ☿, ein	13	**Lucia**
Sonn.	26	**Stephan**	♈	☾ in ☋. ♅ rechtl. Viertel	14	Iſrael
1. Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.						
Sonntag	27	**n. Chriſtt.**	♉	Joh. Ev. auf 7 Uhr Mor-	15	**3. Advent**
Mont.	28	**Unſch. K.**	♉	♂ in ♐. gens aufgehend,	16	Ananias
Dienſt.	29	Jonathan	♊	zeigt ſich 3 Viertelſtunden.	17	Lazarus
Mittw.	30	David	♊	♃. geht gegen 10 Uhr	18	**Quat.**
Donn.	31	Sylveſter	♊	Abds. durch den Meridian	19	Manaſſe

Mond-Wechſel.

Mittwoch den 2. Dezember gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.

Donnerſtag den 10. Dezember gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Freitag den 18. Dezember nach halb 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Freitag den 25. Dezember um halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Pater Abraham a Santa Clara und der Kaufherr.

Pater. Leut, die lieber nehmen als geben, ſind Edelleut, Kriegsleut und Bettelleut. — Kaufherr. Ihr habt die Kirchenleut vergeſſen! — Pater. Ich red' nit gern von mir ſelber; aber die Kaufleut hab' ich eben aus Höflichkeit nit genannt!

Welt-Sinn.

Zeig' Allen den Himmel – du wirſt nicht geſucht;
Scheuch' Einem ſein Luftſchloß – ſo wirſt du verflucht.

Derber Vergleich — er paſst aber!

„Die Dame denkt wie ein Kavallerie-Offizier!“ ſagte ein alter Major von einer jungen, eitlen, feſt eingeſchnürten Dame, die bei Tiſche vergeblich genöthigt wurde, zu eſſen; und auf die Frage: warum? erwiederte der deutſche Degen: „Sie denkt: Putzen iſt die halbe Fütterung!“

Erſparung.

Einem Geizhals, der einmal ausrief: „Hol' mich der Teufel!“ fiel ein Witzbold in die Rede mit den Worten: „Ei, das ſollte Ihnen wohl gefallen, da wären die Begräbniß-Koſten erſpart!“

So iſt's!

Vernunft lehrt wahrlich nie,
Die Gottheit zu entbehren;
Sie wird nur ſchöner ſie
Und leichter finden lehren.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg. 5 42	1
Abends		2
4 45		3
5 39		4
6 38	[illegible]	5
7 40	[illegible]	6
8 44	[illegible]	7
9 47		8
10 51	[illegible]	9
11 54		10
Morg.	[illegible]	11
12 58	[illegible]	12
2 4	[illegible]	13
3 10		14
4 18		15
5 26		16
6 32		17
	Abends	18
[illegible]	5 20	19
[illegible]	6 32	20
[illegible]	7 50	21
	9 9	22
[illegible]	10 27	23
	11 45	24
[illegible]	Morg.	25
[illegible]	1 1	26
[illegible]	2 16	27
	3 29	28
	4 38	29
	5 41	30
	6 38	31

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 59 M.	7 Uhr 50 M.	3 Uhr 49 M.	16 St. 1 M.
11	7 41	8 3	3 44	16 19
21	7 35	8 10	3 45	16 25

Zeitrechnung des Jahres 1846.

Das gegenwärtige 1846ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1845 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 12 April, im alten eine Woche ſpäter, auf ſeinen 7. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahre nach dem alten Kalender eine Woche ſpäter, als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 12 Uhr 31 Minuten Morgens. Der Sommer am 21. Juni um 9 Uhr 16 Minuten Abends. Der Herbſt am 23. September um 11 Uhr 18 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 4 Uhr 59 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Es ereignen ſich in dieſem Jahre zwei Sonnenfinſterniſſe, von denen in unſern Gegenden nur die eine ſichtbar iſt. Der Mond wird nicht verfinſtert.

Die ſichtbare Sonnenfinſterniß iſt für Europa eine partiale, welche am 25. April beim Untergange der Sonne eintritt. Ihr Anfang erfolgt zu Berlin nach wahrer Zeit um 6 Uhr 53 Minuten. Im Mittel um 7 Uhr 7 Minuten zeigen ſich etwas über zwei Zoll am ſüdlichen Rande verfinſtert. Kurz nachher geht die Sonne zu Berlin unter. Das Ende der Finſterniß findet unter dem Horizont ſtatt.

Die zweite Sonnenfinſterniß, welche ſich am 20. Oktober in den Berliner Vormittagsſtunden ereignet, iſt in einer durch Afrika gehenden Linie central und ringförmig, außerdem aber nur im ſüdlichen Aſien und in Neuholland ſichtbar.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1846.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich bis zum Anfange des März noch nach Sonnenuntergang am Abendhimmel. Am letzten Tage dieſes Monats kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis gegen Ende des Junius verborgen bleibt. Er erſcheint dann im 15ten Grade des Widders am Morgenhimmel, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechſter Größe, zumal bei der dann noch herrſchenden nächtlichen Dämmerung, nur mit bewaffneten Augen zu erkennen ſeyn wird. Im Julius geht er bereits vor Mitternacht auf. Er wird alsdann im 17ten Grade des Widders rückläufig, und bleibt dies bis zu Ende des Jahres. Am 5. Oktober ſteht er im 13ten Grade des Widders unter den Sternen der Fiſche um Mitternacht der Sonne gegenüber in Süden, und iſt dann mit unbewaffneten, aber ſcharfen Augen leicht zu erkennen. Mit dem Schluſſe des Jahres geht er ein Viertel auf 1 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfange des Jahres noch kurze Zeit am Abendhimmel ſichtbar. Gegen Ende des Januars verſchwindet er in der Dämmerung. Nicht lange nachher, am 19. Februar, kommt er in Conjunction mit der Sonne, in deren Strahlen er bis zu Anfang des Aprils verborgen bleibt. Er erſcheint dann in der Morgendämmerung und kommt allmälig immer früher am Oſthimmel zu Geſicht. Den 11. Mai geht er um 2 Uhr und den 10. Junius um Mitternacht auf. Um dieſe Zeit wird er im erſten Grade der Fiſche rückläufig. Den 10. Julius geht er ſchon um 10 Uhr Abends auf, worauf er ſichtbar culminirt, als den 21. Julius um 2 Uhr Morgens und den 21. Auguſt um Mitternacht. Am letzteren Tage ſteht er im 29ſten Grade des Zeichens des Waſſermanns mitten in dem gleichnamigen Sternbilde der Sonne gegenüber und iſt die ganze Nacht ſichtbar. Er geht hierauf in den Abendſtunden durch den Meridian, als den 19. September um 10 Uhr, den 18. Oktober um 8 Uhr, den 17. November um 6 Uhr, den 31. Dezember um 4 Uhr und ſichtbar unter, als den 20. Oktober um Mitternacht, den 30. November um 10 Uhr und am Schluſſe des Jahres bald nach 8 Uhr Abends. Im Anfange Novembers wieder rechtläufig geworden, iſt er mit dem Ausgange des Jahres bis zum 25ſten Grade des Waſſermanns vorgerückt.

Jupiter.

Dieſer Planet geht zu Anfange des Jahres um 7 Uhr Abends durch den Meridian, und zeigt ſich bis 2 Uhr Morgens, wo er untergeht, am Abendhimmel. Er geht dann immer früher unter, als den 9. Februar um Mitternacht, den 22. März um 10 Uhr Abends. Im April ſteht er nach Sonnenuntergang tief am Abendhimmel, wo er ſich gegen Ende dieſes Monats gänzlich den Blicken entzieht. Den 14. Mai kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis nach der Mitte des folgenden Monats, wo er in der Morgendämmerung erſcheint, verborgen bleibt. Den 1. Julius geht er um 2 Uhr Morgens auf und zeigt ſich eine halbe Stunde. Gegen Anfang des Auguſt geht er bereits gegen Mitternacht auf, im Anfange des September um 10 Uhr Abends, im Anfange des Oktober um 8 Uhr. Um dieſe Zeit wird er im 17ten Grade der Zwillinge rückläufig. Er geht dann ſichtbar durch den Meridian, als den 5. November um 2 Uhr und den 4. Dezember um Mitternacht, wo er, in der Nähe der Hyaden, der Sonne gegenüberſtehend, die ganze Nacht hindurch mit lebhafteſtem Lichte leuchtet. Mit dem Ausgange des Jahres geht er bereits gegen 10 Uhr Abends durch den Meridian und gegen 6 Uhr Morgens unter.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta.

Dieſe vier Planeten füllen eine längſt bemerkte Lücke zwiſchen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, vom Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Veſta am 29. März 1807 vom Herrn Doktor Olbers. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars hat ſich im Auguſt des abgewichenen Jahres mit der Sonne in Oppoſition befunden, und zeigt ſich daher im Verlauf des gegenwärtigen in keinem günſtigen Lichte. Er durchläuft den Thierkreis mit rechtläufiger Bewegung vom Widder bis zum Schützen. Bis zur Mitte des Junius iſt er am Abendhimmel, und dann mehrere Monate gar nicht bemerkbar. Unterdeſſen kommt er am 10. September mit der Sonne in Conjunction. Erſt am Ende Oktobers wird er vor Sonnenaufgang wieder ſichtbar, worauf er bis zu Ende des Jahres conſtant ein Viertel auf 6 Uhr Morgens aufgeht. Mit Ausnahme des Uranus am 2. Januar kommt er mit keinem Planeten weiter in eine ſichtbare Zuſammenkunft.

Venus.

Dieſer Planet iſt elf Monate hintereinander ſichtbar, zwei am Abend- und neun am Morgenhimmel. Im Anfange des Januar, wo er ſeinen größten Glanz erreicht, zeigt er ſich faſt 3 Stunden als Abendſtern. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit nimmt dann allmälig ab. Am 1. März kommt er zu ſeiner unteren Conjunction mit der Sonne, vor der er am Abendhimmel verſchwindet, um gleich nachher als Morgenſtern wieder zu erſcheinen. In den drei folgenden Monaten zeigt er ſich zwar kaum eine Stunde, aber mit vorzüglich intenſivem Lichte. Am 12. Mai befindet er ſich in ſeiner größten weſtlichen Ausweichung von 46 Grad. Am 13. Junius hat ſeine Sichtbarkeit bis auf eine Stunde und am 13. Auguſt bis über 2 Stunden zugenommen, worauf er noch mit allmälig abnehmendem Lichte bis zur Mitte Novembers ſichtbar iſt. Er verliert ſich dann in den Strahlen der Morgenſonne. Am 16. Dezember kommt er zu ſeiner obern Conjunction mit der Sonne.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf kurze Zeit ſichtbar; in dieſem Jahr, wie gewöhnlich, drei Mal. Zuerſt erſcheint er um die Frühlingsnachtgleiche in der Abenddämmerung unter den Sternen am Bande der Fiſche. Am günſtigſten nämlich, beinahe eine Stunde, zeigt er ſich am 31. März unter den Sternen des Widders, ſüdlich von den hellen Sternen am Kopf, wo er bei heiterem Himmel auch mit unbewaffneten Augen leicht bemerkbar ſeyn wird. Mit dem April nimmt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit ſchnell ab. Am 9ten, wo er rückläufig wird, iſt er noch eine halbe Stunde ſichtbar, worauf er ſich nach wenigen Tagen den Blicken gänzlich entzieht. Faſt eben ſo vortheilhaft kommt er im Verlauf des September in der Morgendämmerung zum Vorſchein, wo er vom 3ten an aufzuſuchen ſeyn wird. Am längſten, nahe an drei Viertelſtunden, iſt er vom 12. bis 14. September ſichtbar, wo er, 3 Viertel auf 4 Uhr aufgehend, einige Grad oſtwärts von Regulus im Löwen als ein weißlich ſchimmernder Stern leicht aufzufinden ſeyn wird. Etwas weiter öſtlich iſt er noch am 21. September, ein Viertel auf 5 Uhr aufgehend, in demſelben Geſtirn bemerkbar. Ein paar Tage ſpäter verſchwindet er in der Nähe des hellen Sterns β am ſüdlichen Flügel der Jungfrau. Zum zweitenmal erſcheint er in der letzten Hälfte des Dezember unter den Sternen des Skorpions in der Morgendämmerung. Vom 26. bis 28. dieſes Monats, wo er ein Viertel auf 7 Uhr aufgeht, iſt er nahe an 3 Viertelſtunden nordöſtlich vom Antares wahrzunehmen. In den erſten Tagen des Januar verliert er ſich wieder gänzlich aus dem Geſicht.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und
die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit **Eliſabeth Ludovike**, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm Ludwig**, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps &c., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe **Auguſte** Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) **Friedrich** Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment &c. 2) **Luiſe** Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe **Charlotte**), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich **Karl** Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, commandirender General des vierten Armee-Corps &c., vermählt den 26. Mai 1827 mit **Marie** Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) **Friedrich Karl** Nikolaus, geb. 20. März 1828, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regim. &c. 2) Marie **Luiſe** Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie **Anna** Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine **Alexandrine** Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande, **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant &c., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne **Charlotte**, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht**, geb. 8. Mai 1837. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth **Alexandrine**, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen **Ludwig**, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) **Friedrich** Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie &c., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine **Luiſe**, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21. Juni 1820, Hauptmann. 2) Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich **Heinrich** Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie &c., Großmeiſter des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich **Wilhelm** Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie &c., vermählt den 12. Jan. 1804 mit **Marie** Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1) Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29. Okt. 1811, General-Major, erſter General-Inſpecteur der Artillerie &c. 2) Marie **Eliſabeth** Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Friedrich Wilhelm **Waldemar**, geb. 2. Aug. 1817, Oberſt &c. 4) Friederike Franziska Auguſte **Marie** Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit **Friederike** Karoline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie **Agnes**, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. **Marie** Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit **Auguſte** Friederike Eſperance, Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl **Leopold** Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit **Sophie** Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. **Ludwig**, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. **Friedrich** Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig **Wilhelm** Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. **Karl** Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. **Marie** Amalie, geb. 20. Nov. 1834. 7. **Cäcilie** Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl August, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Therese Charlotte Luise Friederike Amalie, Schwester des Herzogs von Sachsen-Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Hessen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Erbprinzessin von Modena, geb. 19. März 1823. 6. Hildegarde Luise Charlotte Therese Friederike, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalia, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold I Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 21. Juli 1831, verm. 9. Aug. 1832 mit Luise Marie Therese Charlotte Isabelle, ältesten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzosen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguste Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Brasilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Therese Christine Marie, Schwester des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Sohn: — — Kronprinz, geb. 23. Febr. 1845.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Christian VIII Friedrich, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Caroline Amalie, Schwester des Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erster Ehe: Friedrich Karl Christian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen Ferdinand Georg von Sachsen-Coburg-Cohary, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpensier, geb. 31. Juli 1824. — Des verstorbenen Herzogs von Orleans ältester Sohn: Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit seit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, ältesten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Karl August Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luise, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albrecht Eduard, Prinz von Wales und Graf von Chester, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. Alfred Ernst Albert, Herzog von York, geb. 6. Aug. 1844.

Hannover.

Ernst August (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Hessen-Cassel.

Wilhelm II, Kurfürst, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda, Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguste Friederike Christiane, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 von Wilhelmine Luise, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Christian Georg Friedrich Emil, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Aug. 1824.

Holstein-Oldenburg.

Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von Cäcilie, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Gustav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie Friederike, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papſt, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitſch, geb. 4. Aug. 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie Thereſe, Tochter des verſt. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10. Jan. 1821. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz IV Joſeph Karl, Erzherzog von Oeſterreich, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814, Wittwer 15. Sept. 1840 von Beatrix Marie Victoria, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien. — Kinder: 1. Marie Thereſe Beatrix, geb. 14. Juli 1817. 2. Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819. 3. Ferdinand Karl Victor, geb. 20. Juli 1821. 4. Maria Beatrix Anna Franziska, geb. 13. Febr. 1824.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, Wittwer 28. Jan. 1845 von der Großfürſtin Eliſabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürſten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonſo Maria, Graf von Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunciata Iſabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844.

Niederlande.

Wilhelm II Friedrich Georg Ludwig, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anna Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konſtantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie Anne Caroline Pia, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſterreich, Herzogin, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe den 5. Mai 1821 des Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. 30. Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinzen von Sachſen-Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 18. Febr. 1845.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitſch, Zeſarewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konſtantin Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Marie Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Caroline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit Amalie Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Kinder: 1. Die Kronprinzeſſin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike Thereſe Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. Alexandra Friederike Henriette Pauline Mariane Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit Thereſe Marie Franziska, Schweſter des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. Victor Emanuel, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Joſephine Maximiliane Eugenie, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz Guſtav Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. Oskar Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. Charlotte Eugenie Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolaus Auguſt, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Marie Chriſtine, Schweſter des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie Iſabella Luiſe, geb. 10. Okt. 1830. 2. Marie Luiſe Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguſte Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria Iſabella, geb. 21. Mai 1834. 3. Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Johanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. Karl Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Anna Carolina Annunciata Johanna, geb. 9. Juni 1840. 7. Salvator Maria Stephan Joſeph Johann Philipp Joachim Anton Zanobi Ludwig Gonzaga, geb. 1. Mai 1842.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 23. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Oranien, geb. 17. Juni 1818. 3. Katharine Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Auguſte Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Verzeichniß
der Jahrmärkte in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Weſtpreußen und Sachſen, ſo wie in den angrenzenden Ländern im Jahre 1846.

(Nach Mittheilung der Königl. Kalender-Deputation.)

Abkürzungen:

K. M. heißt: Kram-Markt. V. M. heißt: Vieh-Markt.
P. M. heißt: Pferde-Markt. W. M. heißt: Woll-Markt.
L. M. heißt: Leinwand-Markt. K. V. M. heißt: Kram- u. Vieh-Markt.
K. V. P. M. heißt: Kram-, Vieh- u. Pferde-Markt. K. V. P. W. M. heißt: Kram-, Vieh-, Pferde- u. Woll-Markt.

Wo nichts bemerkt iſt, da iſt Kram-Markt.

Acken. 2 Tage. 19. März, 9. Juni, 4. Aug., 15. Okt. Am 1. Tage iſt jedesmal W.V.M. — Adorf (Sachſen). V.K.M.: 7. April, 26. Mai, 21. Juli, 13. Okt., 10. Dez. — Ahrenshagen. 4. Nov. K.M. — Almsdorf. 29. Aug. Roß-V.M.; 31. Aug. und 1. Sept. K.M. — Alsleben. 16. März Roß-V.M.; 17. März, 24. Juni, 26. Sept., 5. Nov. Jahr-M.; jeder anderthalb Tage. — Altdöbern. K.M.: 3. April, 12. Juni, 28. Aug., 30. Okt., 11. Dez.; 18. April u. 29. Aug. V.M. — Altenbeuthen. V.M.: 23. März, 20. Juli; K.V.M.: 5. Okt. — Altenburg. Roß-M.: 13. März, 6. Nov.; jeder 2 Tage. Jahr-M.: 18. März, 7. Sept.; jeder 6 Tage. — Altenkirchen, auf Rügen. K.M.: 27. Juli. — Altmark (Dorf, im Kreiſe Stuhm). 10. Aug. K.M. — Altſtadt (im Hauptamte Preußiſch-Mark). K.M.: 11. Mai, 7. Okt. — Anclam. 11. bis 14. März K.V.P.M.; 13. Juni W.M., 14. bis 19. Sept. K.V.P.M., 2. Okt. W.M., V.M.: 3., 10., 17. u. 24. Okt. — Angermünde. 19. Febr., 8. Juni, 22. Okt. Jedesmal zugl. V.P.M. — Annaberg, in Sachſen. K.M.: 23. März, 27. Juli; V.M.: 20. April, 16. Sept. — Annaburg. 25. Juni, 19. Okt. K.V.Roß-M.; 30. März, 9. Dez. K.M. — Apolda. K.V.M.: 23. März, 6. Juli, 7. Sept., 9. Nov.; W.M.: 15. Juni. Die K.M. viertehalb Tage, der W.M. 6 Tage. — Arenburg. 16. April, 25. Aug., 27. Okt. Zugleich auch V.P.M. — Arendſee. 21. Jan., 31. März, 11. Juni, 8. Sept., 21. Okt. Bei den 4 letzten Tags vorher V.M. 9. Dez. — Arneburg. 22. April, 18. Juni, 9. Okt., 4. Dez., jedesmal Tags vorher V.P.M. — Arnſtadt. 17. März, 16. Juni, 15. Sept., 3. Nov. K.V.M. jeder 3. Tage. — Arnswalde. 24. März, 22. April, 5. Aug., 7. Okt., 25. Nov. Bei allen Märkten Tags vorher V.P.M. — Arolſen. K.M.: 25. Febr., 25. März, 27. Mai, 1. Juli, 5. Aug., zugl. V.M. 9. Sept., 7. Okt., 4. Nov., zugl. Flachs-M., 16. Dez. desgl. — Artern. 21. April, 15. Okt. 2 Tage. — Aſchersleben. 3. März Roß-V.M.; 26. März, 19. Mai, 29. Sept., 8. Dez. Beim 3., 4. u. 5. Tags vorher V.M. — Auerbach. K.V.M.: 30. März, 25. Mai, 7. Sept., 14. Dez.

Bahn. P.V.M.: 5. Febr.; K.M.: 17. März, 19. Mai, 25. Aug., 20. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. bei den K.M. — Baldenburg. K.P.V.M.: 17. März, 9. Juni, 8. Sept., 24. Nov. — Ballenſtädt.

22. Febr., 19. Juli, 21. Sept. Beim 2. Tags nachher V.M. Der letzte K.V.P.M. — Barbarken (St.) im Thorner Gebiet. 3. Juni. — Barby. 2 Tage. 14. Mai, 29. Okt., 14. Dez.; zugleich V.M. — Barth. 3. Febr., 6. Juli, 2. Nov. V.P.M.: 28. Sept. K.M. — Baruth. 2. März, 11. Mai, 29. Juni, 28. Sept., 16. Nov. Bei jedem Sonnabend vorher V.M. — Bärwalde in der Neumark. 18. März, 13. Mai, 1. Juli, 26. Aug., 18. Nov. Jedesmal Tags vorher P.M. — Bärwalde in Pomm. V.M.: 16. Febr., 20. April, 22. Juli, 1. Okt., 14. Dez. Jedesmal Tags nachher K.M. — Bautzen. K.V.M.: 24., 25. u. 26. Jan., 4. 5. u. 6. April, 1., 2. u. 3. Aug., 24., 25. u. 26. Okt.: W.M.: 26. bis 28. Mai, 20. u. 21. Okt. — Beelitz. 24. Febr., 31. März, 19. Mai, 7. Juli, 8. Sept., 17. Nov., 22. Dez. Jederzeit Tags vorher Flachs- u. Hanfm. und beim 2. und 5. zugleich V.M. — Beeskow. 2. u. 3. April, 22. Mai, 13. u. 14. Aug., 29. u. 30. Okt. Bei dem 1., 3. u. 4. Markte iſt am 1. Tage V.M., am 2. Tage K.M.; beim 2. Markte iſt K.V.M. — Beitſch. 29. Sept. — Betzendorf. 3. April, 2. Juli, 21. Aug., 12. Nov. K.V.M. — Belgern. 16. Mai V.M., 18. u. 19. Mai J.M., 5. Sept. V.M., 7. u. 8. Sept. J.M., 21. Nov. V.M., 23. u. 24. Nov. J.M. — Belgard. V.M.: 23. März, 8. Juni, 22. Okt. Tags darauf immer K.M. — Belzig. 2. März, 2. April, 22. Juni, 14. Okt., [illegible] Nov. Der 1., 3. u. 4. K.M., der 2. V.M., der 5. V.P.M. — Benneckenſtein. 9. Aug., 21. Okt. Jeder anderthalb Tage. — Bennshauſen. 6. April, 18. Mai, 28. Sept., 21. Dez. — Bentſchen. K.V.M.: 16. März, 29. Juni, 14. Sept., 26. Okt. — Berent in Weſtpr. K.V.M.: 20. April, 15. Juni, 14. Sept., 16. Nov. — Bergen, auf Rügen. 1. April, 22. Juli, 28. Okt. K.V.P.M. — Bergheim. 17. März K.V.M., 27. Juli K.M., 20. Okt. K.V.M., 8. Dez. K.M. — Berka a. d. Ilm. K.M.: 8. Okt. — Berlin. K.M. 6 Tage: 9. März, 11. Mai, 31. Aug., 26. Okt.; W.M.: 22. Juni, 3 Tage; P.M.: 20. April, dauert 14 Tage. V.M.: 2. Nov., 14 Tage. — Berlinchen. 4. Febr., 1. April, 5. Mai, 12. Aug., 21. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Bernau. 18. März, 8. Juni, 23. Sept., 18. Nov. Tags vorher immer V.M. — Bernburg. K.M.: 3. März, 2. April, 2. Juli, 1. Sept., 16. Okt. Beim 1., 4. u. 5. Tags vorher V.M., Flachs-M.: 14. Okt., 11. Nov., K.V.M.: 12. Nov. — Bernſtadt i. d. Ober-Lauſitz. K.V.M.: 25. Febr., 6. Juli, 14. Sept. — Bernſtein. 20. März, 24. April, 12. Juni, 3. Juli, 4. Sept., 30. Okt. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Betſche. K.V.M.: 3. Febr., 5. Mai, 11. Aug., 4. Nov. — Beuthen a. d. O. 2 Tage. 24. März, 23. Juni, 25. Aug., 10. Nov. Tags vorher jedesmal V.M. — Bevern. K.M.: 27. Juli, 26. Okt. — Bibra. 2. Mai Roß-V.M., 4. Mai K.M., 3. Okt. Roß-V.M., 5. Okt. K.M. — Bieſenthal. 23. Febr., 29. Juni, 9. Nov. Jedesmal K.V.M. — Birkenfeld. V.K.M.: 6. u. 29. Jan., 3. u. 31. März, 14. April, 19. Mai, 22. Juni, 28. Juli, 2. u. 15. Sept., 20. Okt., 19. Nov., 14. Dez. — Birnbaum. 20. April, 24. Juni, 29. Sept., 25. Nov. K.V.M. — Biſchofswerder. K.M.: 7. April, 23. Juni, 13. Okt., 15. Dez. Jedesmal Freitag vorher V.P.M. — Bismark. 11. Febr., 1. April, 5. Mai, 2. Sept., 11. Nov., 16. Dez. Außerdem V.M.: 24. April, 24. Juni, 26. Okt. — Bisperode. 19. März, 11. Juni, 24. Sept., 10. Dez. — Bitterfeld. 18. Mai, 13. Juli, 21. Sept., 3. Dez. Beim 1. u. 3. zugleich Roß-V.M. Jeder anderthalb Tage. — Blankenburg. K.Victualien-M.: 17. März,

25. Aug. — **Blankenhayn.** K.M.: 26. April, 26. Juli, 18. Okt. Jeder 2 Tage. — **Bleicherode.** 30. März, auch V.M., 29. Juni, 28. Sept., 7. Dez., auch V.M. — **Bleſen.** K.P.V.M.: 4. März, 23. Juni, 29. Sept., 24. Nov. — **Bobersberg.** 29. April, 1. Juli, 26. Aug., 21. Okt.; jedesmal zugleich V.M. — **Bodenburg.** 17. Febr., 6. Mai, 28. Juli, 24. Nov. — **Bodungen** (Groß-). 12. Jan., 25. Mai, 12. Okt. 2 Tage. An jedem 2. Markttage zugleich V.M. — **Bockwitz.** 19. März, 15. Dez. — **Boitzenburg** in der Uckermark. 17. März, 15. Sept. — **Bolkenhain.** 2 Tage. 11. Jan., 19. Juli K.M. — **Bomſt.** 26. März, 15. Juni, 28. Sept., 21. Dez. Jedesmal K.V.M. — **Brätz.** 23. Febr., 9. April, 22. Juni, 9. Nov. K.V.M. — **Brandenburg** (Altſtadt). 25. Febr., 29. April, 3. Sept., 24. Sept., 5. Nov. Jedesmal zugleich V.M. — **Brandenburg** (Neuſtadt). 19. März, 3. u. 25. Juni, 22. Okt., 26. Nov. Jedesm. zugl. V.M. — **Braunſchweig.** 2 Meſſen, jede 20 Tage: 1. bis 19. Febr., 9. bis 28. Aug.; Mittwoch vorher wird ausgepackt. V.P.-Schweine-M.: 9. Febr.; Schweinemärkte: 23. März, 29. Juni, 7. Sept.; P.-Schweine M.: 17. Aug.; Rindvieh-M.: 20. Okt.; W.M.: 1. Juli, 10. Aug. — **Brehna.** 30. März, 26. Okt., jedesmal zugl. V.M. — **Breslau.** 18. März Roß-V.M.; 23. März K.M.; 20. April Roß-V.M.; 2. Juni W.M.; 29. Juni K.Roß-V.M., 13. Juli Roß-V.M.; 14. Sept. K.M.; 7. Okt. W.M.; 23. Nov. K.Roß-V.M. — **Brieg.** W.M.: 26. Mai, 1. Okt.; Roß-V.M.: 2. März, 8. Juni, 20. Juli, 7. Sept., 7. Dez.; K.M.: 9. Juni, 8. Sept., 8. Dez.; jeder 3 Tage. — **Brieſen** (Stadt, Kr. Culm). K.M.: 30. März, 2. Juni, 25. Aug., 3. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Brieſen** oder **Webriezno** (Dorf, Kreis Schlochau). 25. Mai, 27. Juli, 7. Sept., 23. Nov. K.V.P.M. — **Brück.** 8. April K.M., 25. u. 26. Mai, am 1. Tage V.M. u. am 2. Tage K.M., 14. u. 15. Sept., am 1. Tage V.M. u. am 2. Tage K.Flachs-M. — **Brücken.** 15. u. 16. Sept. K.V.M. — **Brüſſow.** 3. Febr., 23. Juni, 15. Okt., 3. Dez. K.V.P.M. — **Bublitz.** K.V.M.: 19. März, 25. Juni, 11. Sept., 19. Nov. — **Buchholz** in der Mark. 30. März, zugleich V.M.; 20. Mai, Tags vorher V.M.; 26. Aug., Tags vorher V.M.; 19. Okt., Sonnabend vorher V.M.; 14. Dez. — **Buckow.** 7. April, 26. Mai, 23. Sept., 22. Dez.; Tags vorher jedesmal V.P.M. — **Budow** in Pommern. 14. April, 7. Okt. K.M. — **Bütow.** K.V.M.: 11. März, 1. Juli, 9. Sept.; 29. April V. u. Saat-M.; 4. Nov. Honig- u. V.M.; 2. Dez. V.W.M. — **Buk.** 30. April, 30. Juni, 1. Sept., 27. Okt. K.V.M. 2 Tage. — **Bunzlau.** 2 Tage. 24. Febr., 28. April, 18. Aug., 3. Nov.; Tags vor dem K.M. V.M. — **Burg.** K.M.: 17. März, 14. Mai, 1. Sept., 22. u. 23. Okt.; jedesmal Tags vorher V.M.; W.M.: 16. 17. Febr., 13. bis 19. Juni, 12. bis 15. Okt. — **Buttſtädt.** K.M.: 17. Febr., 21. April, 24. Juni, 29. Sept., 2. Nov.; beim 1., 2., 3. u. 4. Tags vorher, am 5. Sonnabend vorher V.Roß-M. — **Butzbach,** im Großherzogth. Heſſen. K.M.: 5. März, 8. April, 28. Mai, 22. Juli, 17. Sept.; V.K.M.: 25. Nov. 24. Dez.

Calbe a. d. Milde. 13. März K.M.; 12. Juni, 18. Sept. W.K.M. 23. Okt. K.M.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Calbe a. d. Saale.** 2 Tage. 19. Mai, 15. Sept., 3. Nov.; Tags vorh. immer V.M.; W.M. 1. bis 8. Juni, 16. u. 17. Sept.; V.M.: 16. März. — **Callies.** 26. Febr., 2. April, 19. Mai, 6. Aug., 16. Okt., 16. Dez. Beim 2., 3., 4. u. 5. jedesmal Tags vorher V.M. — **Calvörde.** K.V.Victualien-M.

17. Febr., 23. Juni, 22. Sept., 1. Dez. — Camenz, in der Oberlauſitz. 18. Mai, 21. Sept. K.M.; V.M.: 2. April, 30. Juli. — Cammin, in Pommern. 5. März, 16. April, 11. Juni, 10. Sept., 5. Nov. V.M.; K.M.: 10. März, 21. April, 16. Juni, 15. Sept., 10. Nov. Den Tag vor jedem K.M. Victualien- und Leinwand-M. — Cammin, in Weſtpreußen. K.M.: 4. Mai, 30. Juni, 17. Aug., 14. Okt. Jedesmal zugleich V.P.M. — Carsdorf. Jahr-Roß-V.M.: 15. u. 16. Mai, 26. u. 27. Okt.; 17. u. 18. Dez. K.M. — Caſſel. 2 Meſſen, jede 14 Tage: 23. März, 17. Aug.; Jahr-M.: 12. Jan., 29. Juni, zugleich W.V.M., 5. Okt., zugl. V.M., 16. Nov. Jeder 3 Tage. — Cavelpaß. 9. März, 6. Juli, 23. Sept. K.V.M. — Charbrow, bei Lauenburg. 17. März, 17. Sept. — Chelm (Groß-), Dorf, Kr. Conitz. 15. April, 20. Mai, 9. Juni, 21. Okt. K.P.V.M. — Chemnitz. K.M.: 20. Juli, 2. Nov.; Roß-V.M.: 5. März, 10. Sept. — Chodzieſen. 9. März, 6. Juli, 21. Sept., 3. Dez. Zugleich V.P.K.M. — Chriſtburg. 23. März, 6. Juli, 14. Sept., 9. Nov. K.M.; Freitags vor dem K.M. V.P.M.; Leinw.-M.: 2. Juli; Flachs-M.: 5. Nov. — Chriſtianſtadt. 24. Febr., 11. Mai, 29. Sept., 21. Dez. Beim 2. u. 3. zugleich V.M. — Clötze. K.V.M.: 23. März, 18. Mai, 22. Juni, 29. Sept., 16. Nov., 14. Dez., immer zugl. V.M. — Coburg. K.V.M.: 13. Jan., 24. Febr., 29. Juni, 17. Nov.; Oſtermeſſe: 21. April; Michaelismeſſe: 15. Sept. Die Meſſen dauern jede 4 Tage. — Cochſtädt. 31. März, 3. Nov. K.V.M. — Cölleda. 19. Mai, 21. Juli; 12. Okt. Schweine-M.; 13. Okt. K.M. Jeder K.M. anderthalb Tage. — Cönnern. 3. März K.M.; 5. März Roß-V.M.; 7. April, 26. Mai K.V.M.; ſämmtl. außer Roß-V.M. dauert jeder anderthalb Tag. 28. Sept., halben Tag V.M., Tags nachher K.M.; 15. Dez. desgl., anderthalb Tag. — Cöpenick. 6. April, 27. Juli, 7. Okt., 14. Dez.; jedesmal V.K.M. — Cörlin. K.M.: 3. April, 19. Mai, 16. Okt. V.M.: 2. April, 15. Okt. — Cöslin. K.M.: 12. Febr., 4. Juni, 10. Sept., 8. Okt.; V.M.: 9. Sept., 4. Nov. — Cöthen. 10. Febr., 12. Mai, 7. Juli, 22. Sept., 24. Nov.; Tags vorher jedesmal V.M. — Colberg. 27. Febr. Oel-M.; W.M.: vom 19. bis 22. Juni u. 23. Okt.; V.M.: 3. Juli, 31. Okt.; K.M.: 6. Juli, dauert 8 Tage. — Conitz, in Weſtpr. 6. April, 24. Juni, 24. Sept., 28. Okt. Jedesm. V.P.K.M. — Corbach. 21. Jan., 24. März, 7. Mai K.V.M., 9. Juni, 8. Juli, 29. Sept., 22. Okt. zugl. V.M., 5. Nov., 1. Dez. — Coswig. K.M.: 24. März, 11. Aug.; V.Flachs-M.: 5. Okt.; K.V.Flachs-M.: 11. Nov. — Coßdorf. 6. April K.M., 24. Okt. V.Roß-M., 26. Okt. K.M. — Cottbus. K.P.V.M.: 20. April, 7. Sept.; W.M.: 17. u. 18. Juli, 3. Sept. — Cremmen. 26. März, 23. Juni, 8. Okt.; jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Crone (Deutſch-). 24. Febr., 31. März, 19. Mai, 23. Juni, 14. Juli, 15. Sept., 3. Nov. 15. Dez.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Croppenſtädt. 17. u. 18. März, 10. u. 11. Nov. — Croſſen (Flecken, Kr. Zeitz). 18. u. 19. Mai, 19. u. 20. Okt. Sonnabend vorher V.M. — Croſſen. 2 Tage. 18. März, 17. Juni, 16. Sept., 9. Dez. Tags vorher jedesmal V.M.; W.M.: 26. Mai, 6. Okt. — Cüſtrin. 18. Febr., 29. April, 16. Sept. Tags vor den K.M. iſt V.P.M.; 11. Nov. V.M. — Culm. 8. Jan., 9. Juli, 24. Sept., 12. Nov. K.V.P.M. — Culmſee. 6. April, 8. Juni, 28. Nov., 7. Dez. Jedesmal zugl. P.V.M. — Czarnikau. 2 Tage. 17. März, 16. Juni, 15. Sept., 15. Dez. Am 1. Tage jedesmal V.M., am 2. K.M. —

Czarnowo (Dorf, Kreis Thorn). 11. Nov. — Czarze (Dorf a. d. Weichſel). K.V.P.M.: 15. Sept., 23. Nov. — Czerſk (Dorf, Kr. Konitz). 26. Febr., 4. Juni, 10. Sept., 4. Nov. K.V.P.M.

Daber. V.M.: 1. April, 27. Mai, 20. Juli, 7. Okt., 9. Nov.; K.M.: 2 April, 28. Mai, 21. Juli, 8. Okt., 17. Dez. — **Dahme.** 28. April, 16. Juni, 8. Sept., 17. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. — **Dallmin.** 12. Mai, 17. Sept. — **Damm** (Alt-). 31. März, 12. Juni, 12. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. L.M.: 8. bis 10. Juni. — **Dammgarten.** 6. März K.V.P.M., 3. Dez. K.V.M. — **Dankerode.** 24. Juni, 16. Okt. Jeder anderthalb Tage. — **Dannenberg.** Freim.: 29. Jan.; K.M.: 26. März, 23. April; Jahr-M.: 19. Mai, 9. Juli, 8. Sept., 5. Nov., 22. Dez. — **Danzig.** W.M.: vom 26. bis 30. Juni; K.M.: 5. Aug. bis 2. Sept. — **Dardesheim.** 31. März, 6. Okt. Jedesmal zugleich V.K.M. — **Delitzſch.** 2 Tage. 27. Febr., 29. Juni, 2. Nov. Jedesmal zugleich auch V.M. — **Delligſen.** K.Victualien-M.: 9 Juni, 1. Dez. — **Demmin.** 18. März, 1. Juli, 2. Sept., 28. Okt. Jedesmal Tags vorher Roß-V.M. Jeder anderthalb Tage. — **Derenburg.** 20. Okt. K.V.M. — **Deſſau.** 10. März, 23. Juni, 8. Sept., 17. Nov. Der Woll-M. wird wie bisher an dem letzten Tage des Monats Mai abgehalten, jedoch vorher öffentlich bekannt gemacht. — **Diesdorf** (Kr. Salzwedel). 27. März, 11. Sept., 1. Dez. K.V.M. — **Dingelſtädt.** 16. März, 22. Juni, 28. Sept., 30. Nov. K.V.M. Jeder 2 Tage. — **Dirſchau.** P.V.K.M. 2 Tage: 23. März, 15. Juni, 14. Sept., 11. Nov. — **Dobbrin** (Dorf, Kr. Flatow). 18. Mai, 4. Nov. Jedesmal zugl. V.M. — **Dobrilugk.** 10. März, 11. Aug., 24. Nov. Tags vorh. jedesmal V.M. — **Dommitzſch.** 27. Jan., 20. Mai, 25. Aug. Jahr-V.M. — **Dramburg.** 5. März, 8. Mai, 20. Aug., 15. Okt., 3. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. W.M.: 12. Juni, 21. Okt. — **Dransfeld.** 30. März, 6. Juli, 28. Sept., 12. Okt. — **Drebkau.** 27. April, 30. Juni, 21. Sept., 7. Dez. Beim 1. u. 3. Sonnabend vorher V.M., beim 2. Montag vorher. — **Drehnau.** K.M.: 26. Juni, 5. Dez.; V.M.: 26. Juni, 4. Dez. — **Dresden** (Altſtadt). Drittehalb Tage. 2. März, 29. Juni, 19. Okt. W.M. richtet ſich nach dem Breslauer und iſt 3 Tage ſpäter. — **Dresden** (Neuſtadt). Drittehalb Tage. 11. Mai, 14. Sept. — **Dresden** (Friedrichſtadt). V.M.: 16. März, 3. Nov. — **Drieſen.** 18. März, 17. Juni, 2. Sept., 2. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. Beſondere V.P.M.: 29. April, 28. Okt. — **Dregnitz.** 24. Juni. — **Droſſen.** 9. Febr., 23. März, 18. Mai, 28. Sept., jedesmal zugleich V.P.M. — **Düben.** 4. März Roß-V.M.; Tags darauf K.M.; 22. und 23. Mai Roß-V.K.M.; am 1. Tage K.M., am 2. K.Roß-V.M.; 24. und 25. Aug. desgl.; V.Flachs-K.M.: 31. Okt. — **Dzwierzno** (Dorf, Kr. Thorn). 9. Nov. K.V.M.

Ebeleben. Flachs-, Garn- u. K.M.: 30. April, 15. Okt. — **Ebersdorf.** K.M.: 2. Febr., 3. April, 3. Juli, 15. Okt., 17. Dez.; V.M.: 28. Febr., 7., 14., 21., 28. März, 4., 11. u. 18. April. — **Eckartsberga.** 2 Tage. 22. Mai, 7. Sept. K.Roß-V.M. — **Egeln.** K.V.M. 2 Tage: 17. Febr., 28. April; K.M. u. 2 Tage W.M.: 15. Sept.; Schützenf.-M.: 12. bis 14. Juli. — **Eilenburg.** 28. Febr. V.M., 2. bis 4. März K.M., 22. Aug. V.M., 31. Aug. bis 2. Sept. K.M., 13. Juni W.M. — **Eimbeck.** K.M.: 16. März, 13. Juli, 2. Nov.; V.M.: 9. Nov. — **Eiſenach.** 11. März, 6. Mai, 29. Juli, 23. Sept., 18. Nov. K.M. Jeder 4 Tage.

— Eiſenberg. K.M.: 27. April, 6. Juli, 7. Sept., 9. Nov. Jeder 2 Tage. Sonnabend vor dem K.M. iſt V.M.; W.M.: 5. Juni. 2 Tage; V.M.: 12. Dez. — Eisleben (Altſt.). Roß-V.M.: 9. März, 21. u. 22. Sept., 19. Okt.; K.M.: 9. bis 11. März, 22. bis 24. Juni, 21. bis 25. Sept., 19. bis 21. Okt.; V.M.: 22. Juni. — Eisleben (Neuſt.). 19. u. 20. Mai, 24. u. 25. Nov. K.M. — Eixen, bei Franzburg. 8. April K.M. — Elbing. K.M.: v. 7. bis incl. 14. Mai; V.M.: 8. bis 10. Juni, 14. bis 16. Okt., am 1. Tage zugleich P.M.; K.M.: 11. bis incl. 18. Nov. — Elbingerode. K.V.M.: 11. Mai, 19. Okt. — Ellrich. 23. März, 2. Juni, 27. Juli, 14. Dez. Der 2. Markt dauert 2 Tage. — Elſterwerda. 6. April V.M., 7. April K.M., 23. Mai V.M., 25. Mai K.M., 15. Okt. V.M., 16. Okt. K.M. — Erfurt. K.M.: 13. Juni, 12. Sept., 14. Nov.; Roß-V.M.: 13. Febr., 17. April, 19. Juni, 25. Sept., 29. Okt. Die Jahr-M. dauern 8, die Roß-V.M. 1 Tag. — Ermsleben. 27. März, 16. Okt., 27. Nov. K.Flachs-V.M., jeder 2 Tage. — Eſchershauſen. K.M.: 12. März, 28. Juni; K.V.M.: 29. Okt. — Exin. 16. März, 4. Mai, 20. Juli, 28. Sept.; jeder 2 Tage K.P.V.M.

Falkenau (Grenz-), im Amte Mewe. 22. Juni. — Falkenburg. 25. Febr., 1. April, 20. Mai, 1. Juli, 2. Sept., 18. Nov.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Fehrbellin. 17. März, 1. Juli, 16. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — Fiddichow. 22. April, 8. Juli, 4. Nov., 16. Dez.; jedesmal K.V.P.M. — Filehne. 1. April, 20. Juni, 9. Sept., 9. Dez. Jeder 2 Tage; am 1. Tage V.M., am 2. K.M. — Finſterwalde. 24. März, 16. Juni, 1[illegible] Aug., 6. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. W.M.: 12 Juni, 7. Okt. — Flatow, in Weſtpreußen. 29. März, 2. Juni, 2. Sept., 2. Nov. Zugleich V.P.M. — Flötenſtein (Kr. Schlochau). 16. März, 31. Aug., 9. Nov. K.V.P.M. — Forſt. 3. März, 7. April, 26. Mai, 7. Juli, 13. Okt., 15. Dez. Bei den 5 erſten zugl. Roß-V.M.; P.V.M.: 1. Sept. — Frankfurt a. M. Meſſen: 14. April, 6. Sept. — Frankfurt a. d. Oder. a) Jahr-M.: 5. März, 13. Juli, 16. Nov. b) Meſſen: 2. März, 6. Juli, 9. Nov. — Frankenhauſen. K.Roß-V.M.: 16. März; K.M.: 26. Mai, Tags vorher V.M.; K.M.: 9. Juli; K.M.: 18. Sept., Tags vorher V.M.; Flachs-V.Garn-M.: 19. Okt.; K.M.: 24. Nov., Tags vorher V.M. — Franzburg. 1. April, 9. Juli, 26. Nov. K.V.P.M. — Frauſtadt. 2 Tage K.V.M.: 2. April, 25. Juni, 24. Sept., 3. Dez. — Freiburg. 2 Tage. 6. März Roß-V.M.; 9. März K.M.; 20. Juni Roß-V.M., 1 Tag; 17. Okt. V.M., 1 Tag; 19. Okt. K.M. — Freienſtein. 11. u. 12. Juni, 15. u. 16. Okt. — Freienwalde, in Pomm. 19. März, 18. Juni, 14. Okt., 9. Dez.; Tags vorher Roß-V.M. — Freienwalde, in der Mark. 25. März, 19. Aug., 25. Nov. Bei den 2 erſten Märkten iſt Tags vorher V.M. — Freiſtadt (Rgbz. Liegnitz). 2 Tage. 4. März, 10. Juni, 14. Okt.; Tags vorher V.M. — Freyſtadt (Rgbz. Marienwerder). 3. März, 26. Mai, 29. Sept., 8. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Freiwalde (Kr. Sagan). K.M.: 29. März, 8. Nov. — Friedeberg. 25. März, 24. Juni, 26. Aug., 18. Nov.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Friedland, in der Nieder-Lauſitz. 2 Tage. 26. März, 11. Juni, 27. Aug., 26. Nov. Den 1. Tag jedesmal zugleich V.P.M. — Friedland (Märkiſch). 26. März, 18. Juni, 3. Sept., 17. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Friedland (Preußiſch). 26. März, 15. Juni, 1. Okt., 7. Dez. P.K.V.M.

— **Frieſack.** 21. April, 30. Juni, 13. Okt., 17. Nov. Jedesmal Tags vorh. V.M. — **Fürſtenberg**, in der Niederlauſitz. 31. März, 30. Juni, 20. Okt., 15. Dez.; jedesmal zugl. V.P.M. — **Fürſtenfelde.** 8. April, 20. Mai, 2. Okt.; bei dem 2. u. 3. zugl. V.M. — **Fürſtenwalde.** 24. Febr., 19. Mai, 18. Aug., 27. Okt., 8. Dez. Tags vorher jedesmal V.P.M. — **Fulda.** 17. 18. März, 26. 27. Mai, 11. 12. Aug., 27. 28. Okt.; K.V.M.: 5. u. 26. März, 16. April, 25. Juni, 3. u. 24. Sept., 8. Okt.

Gandersheim. K.Victualien-M.: 10. März, 30. Juni, 3. Nov.; Fohlen-M.: 7. Sept. — **Gardelegen.** V.K.M.: 2. März, 20. April, 6. Juli, 5. Okt., 23. Nov., 2 Tage; am 1. jedesmal V.M., am 2. K.M. — **Garnſee.** 15. Jan., 2. April, 23. Juli, 1. Okt. — **Garz a. d. Oder.** 24. Febr., 9. Juni, 29. Sept. Jedesmal auch V.P.M. — **Garz**, auf Rügen. 20. Juli, 26. Okt. K.M. — **Gaſſen.** 16. Febr., 6. April, 25. Mai, 17. Aug., 5. Okt., 20. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Gebeſee.** 9. März, 25. Sept.; jeder anderthalb Tag. — **Geſell.** 26. Jan., 9. März, 4. Mai, 24. Juni, 25. Juli, 28. Okt., 14. Dez. K.V.M. — **Gehofen.** 2 Tage. 14. Mai, 12. Nov. — **Genthin.** 31. März, 16. April P.M., 26. Mai, 15. Sept., 17. Nov. Beim 1., 3., 4. u. 5. jedesmal Tags vorher V.M. — **Gera.** Roß-M.: 18. bis 20. März; K.M.: 7. u. 8. April; W.M.: 12. u. 13. Juni; K.M.: 14. u. 15. Juli; Roß-M.: 17. bis 19. Sept.; V.M.: 10. Okt.; K.M.: 13. u. 14. Okt., desgl. 17. u. 18. Nov.; V.M.: 28. Nov. — **Gerbſtädt.** 11. März V.M.; K.M.: 12. März, 19. Mai desgl. 8. Sept., 26. Nov. Jeder K.M. anderthalb Tage. — **Gernrode.** 2. Juni, 29. Sept., der letzte K.V.P.M. — **Gerswalde** (Flecken). 26. Mai. — **Gießen** (Großherzogth. Heſſen). K.V.M., jeder 2 Tage: 24. März, 21. April, 19. Mai, 7. Juli, 4. Aug., 1. Sept. — **Gifhorn.** K.V.M.: 10. März, 18. Aug., 17. Nov.; V.M.: 5. Mai. — **Gingſt**, auf Rügen. 29. Juli. — **Gilgenburg.** K.M., 2 Tage: 10. März, 30. Juni, 30. Okt., 1. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. u. ſowohl am V.M. als K.M. Leinw.-M. — **Gittelde.** K.V.M.: 7. Juli, 27. Okt. — **Gleißen.** 22. Juli, 16. Dez. — **Glogau (Groß-).** 4 Tage. 12. Mai, 18. Aug., 8. Dez.; W.M.: 5. Juni, 21. Okt.; jeder 1 Tag. — **Glogau (Ober-).** 13. Jan., 31. März, 30. Juni, 25. Aug., 20. Okt. Jedesmal zugl. V.M. — **Gnewin**, bei Lauenburg. K.M.: 27. Mai, 13. Aug., 3. Dez. — **Goddelsheim.** 19. Febr., 18. Juni, 24. Sept. — **Gehren.** 24. Febr., 12. Mai K.V.M., 6. Okt. — **Göritz.** 26. März, 22. Okt. K.M. — **Görlitz.** K.V.M.: 9. bis 13. Febr., 15. bis 19. Juni, 17. bis 21. Aug.; V.M.: 9. April; W.M.: 18. bis 20. Mai, 15. bis 17. Okt. — **Görzke.** K.V.M.: 26. März, 11. Juni, 22. Okt. — **Göſſitz.** 22. Juni, 12. Okt. — **Goldberg.** K.M., 3 Tage.: 5. Jan., 20. April, 6. Juli, 26. Okt.; V.M.: 7. Jan., 22. April, 8. Juli, 28. Okt.; W.M.: 18. Mai, 14. Sept., 1 Tag. — **Gollnow.** 6. Febr. Fettvieh-M., 27. März V.M., 1. April K.M., 12. Juni V.M., 17. Juni K.M., 4. Sept. V.M., 9. Sept. K.M., 30. Okt. V.M., 4. Nov. K.M., 11. Dez. Fettvieh-M. — **Gollub.** 13. Jan., 7. April, 30. Juni, 20. Okt.; jedesmal K.V.P.M. — **Golßen.** 23. März, 25. Juni, 24. Aug., 19. Okt. Beim 1., 3. u. 4. Markt iſt Sonnab. vorher V.P.M., beim 2. den Dienſtag vorher V.P.M. — **Gommern.** 24. Febr., 9. Juni, auch V.M.; 3. Nov. K.V.M. — **Goslar.** K.M.: 27. Juni; K.V.M.: 16. Okt. — **Gotha.** V.Roß-M.: 20. Febr., 3. Nov.; K.M., 4 Tage: 13. Mai, 15. Juli, 28. Okt.; W.M.: 18. bis 20. Juni. —

Grabau (Alt-) [Kr. Berent]. 27. Juli K.P.M. — Grabau (Kr. Schlechau). 23. April, 28. Sept., 5. Nov. K.B.M. — Grabia (Kr. Thorn). 19. Febr., 14. Mai, 8. Okt., 3. Dez. Jedesmal zugleich B.P.M. — Gräfenhaynchen. 9. März, 11. Mai B.K.M., 15. u. 16. Juni K.W.M., 17. Aug. K.B.M., 30. Sept., 1. Okt. W.K.M., 29. Okt. B.K.M. — Gramzow. 4. Juni. — Granſee. 3. April, 8. Juni, zugleich B.P.M., 13. Okt., 8. Dez. Beim 1., 3. u. 4. Markt jedesmal Tags vorher B.P.M. — Grasleben. K.B.M.: 4. Mai, 26. Okt. — Graudenz. 20. April, 22. Juni, 31. Aug., 23. Nov. Zugleich K.B.P.M. — Greene. K.Victual. B.M.: 6. Okt. — Greifenberg, in Pomm. K.M.: 2. März, 18. Mai, 19. Okt., 14. Dez.; beim 3. u. 4. zugleich Flachs-M.; B.M.: 4. u. 18. März, 1. April, 20. Mai, 21. Okt. — Greifenberg, in Schleſien. 2 Tage. 22. Febr., 22. Mai, 9. Aug., 8. Nov.; B.M. den 1. Tag der K.M. — Greifenberg, in der Uckermark. 14. Mai, 11. Nov. — Greifenhagen. K.M.: 19. Febr. 18. Juni, 19. Nov.; Tags vorh. jedesm. B.P.M.; — Greifswald. 22. Jan. P.M., 24. Juli desgl., 25. Juli K.M., 27. Juli Schuh-M., 29. Juli Butt.-M., 24. Okt. B.P.M., 31. Okt. K.M., 3. Nov. Schuh-M., 27. Mai, 24. Sept. Butter-M. — Greußen. 11. Febr., 15. Juni, 14. Sept. Flachs-, Garn- u. K.M. — Grimmen. 17. März B.P.M., 18. März K.M., 17. Juni B.P.M., 18. Juni K.M., 9. Okt. B.P.M., 22. Okt. K.M. — Gröbzig. K.M.: 19. Febr., 30. April, 3. Sept., 22. Okt. — Gröningen. 18. Mai, 23. Nov. — Großalsleben. K.B.M.: 3. März, 6. Okt. — Großen-Gottern. 21. Sept. — Großenhain. 3 Tage. 25. Febr., 15. Juni, 7. Sept. K.M. Am erſten Tage iſt B.M., die andern K.M. — Grünberg. 2 Tage. 12. Jan., 3. Juni, 27. Juli, 5. Okt.; an jedem Tage auch B.M.; W.M. 1 Tag: 20. Febr., 8. Juni, 20. Juli, 9. Nov. — Guben. 18. Mai, 21. Sept., 9. Nov.; jedesmal zugleich B.M.; B.M.: 23. März, 8. Juni, 10. Aug.; W.M., 3 Tage: 30. Juni, 15. Okt. — Gülzow. K.M.: 19. März., 22. Juni, 31. Aug., 30. Okt., 7. Dez.; B.M.: 25. Febr., 29. April, 23. Juni, 14. Aug., 28. Okt. — Günſtedt. 12. Mai K.Roß-B.M., 5. Okt. Roß-B.M., der 1. Markt drittehalb Tage, der 2. 2 Tage. — Güſten. K.M.: 18. Mai, 17. Nov., 10. Sept. K.B.M. — Gützkow. 17. März K.M., 13. März B.P.M., 1. Juli K.B.P.M., 9. Okt. K.M., 21. Okt. B.P.M. — Gurczno. 17. März 23. Juni, 15. Sept., 24. Nov. Jedesmal zugleich B.P.M.

Hadmersleben. 21. u. 22. April, 14. u. 15. Okt. Jedesmal der 1. Tag zugleich B.M. — Halbau. 25. März, 24. Juni, 29. Sept., 21. Dez. Beim 1., 2. u. 3. zugleich B.M. — Halberſtadt. 23. März, auf'm Domplatz. 15. Juni, 16. Okt. auf'm Markte. B.M.: 26. März, 8. Okt. Beide auf dem Burgbardi-Anger. — Haldensleben (Neu-). K.M.: 24. März, 26. Mai, 25. Aug., 27. Okt.; jedesmal Tags vorher B.M.; P.M.: 23. März, 17. Juni, 18. Sept. — Halle. B.K.M.: 2. u. 3. April, 14. u. 15. Sept.; 14. bis 24. Dez. Weihnachts-M. Vorſtadt Glaucha: 3. bis 9. Juni, 10. bis 15. Aug. Vorſtadt Neumarkt: 11. bis 18. Nov. K.M. — Hammerſtein. 1. April, 22. Juni, 17. Aug., 26. Okt. Zugleich B.P.M. — Hanau. 2 Meſſen, 8 Tage: 8. bis 15. Juni, 16. bis 23. Nov. — Harzburg. K.B.M.: 3. Mai. — Harzgerode. K.B.P.M.: 2. Febr., 12. Mai, 2. Juni, 28. Okt. — Haſſelfelde. K.B.M.: 5. Mai, 29. Sept. — Havelberg. 2 Tage. 21. 22.

April, 1. 2. Sept., 17. 18. Nov. Jedesmal Tags vorher Schweine-, Rindvieh- u. P.M. — Hayna. K.M.: 26. Febr., 19. März, 7. April, 25. Juni, 24. Juli, 5. Nov.; der 4., 5. u. 6. 2 Tage. — Hedemünden. K.M.: 20. April, 5. Okt. — Heiligenſtadt. 2 Tage. 14. Jan., 18. März, 13. Mai, 15. Juli, 23. Sept., 25. Nov. K.V.M. — Heinrichs. 3. Febr., 19. Mai, 8. Sept. — Hergisdorf. 2. Juni K.M. — Heeringen. 2 Tage. 20. Juli, 20. Okt. — Herzberg. Anderthalb Tage. 2. April, 11. Juni, 1. Okt., 3. Dez. Den Tag vor dem K.M. iſt Roß-V.M. — Herzberg, i. Hannöverſchen. K.M.: 4. Mai, 31. Aug., 19. Okt., 7. Dez. — Hersfeld. K.M.: 18. Febr.; K.V.M.: 1. April, 13. Mai, 15. Juli, 2. Sept., 21. Okt., 16. Dez. — Herſtein. V.K.M.: 10. Febr., 4. März, 26. Mai, 4. Aug., 22. Sept., 12. Nov. — Heſſen. K.V.M.: 9. Juni, 29. Sept. — Hettſtedt. K.Flachs-M.: 31. März, 14. Juli, 13. Okt., 1. Dez. Jeder anderthalb Tag. — Hildesheim. K.V.M.: 30. März, 27. April, 29. Juni, 27. Aug., 19. Okt.; V.M.: 17. Dez. — Hirſchberg, im Schleſien. 2 Tage. 25. Mai, 17. Aug., 16. Nov.; V.M.: 5. März, 27. Mai, 19. Aug., 18. Nov. — Hirſchberg, im Fürſtenthum Reuß. K.V.M.: 16. März, 14. April, 2. Juni, 20. Juli, 5. Okt.; K.M.: 11. Dez.; V.M.: 25. Febr., 4., 11., 18. u. 25. März, 1. u. 8. April. — Hitzacker. K.V.M.: 12. März, 30. April, 15. Sept., 14. Okt., 8. Dez. Tags vorh. jedesm. Schw.-M. — Hohegeiß. K.V.M.: 13. Sept. — Hohenleuben, im Fürſtenth. Schleiz. K.V.M.: 31. März, 23. Juni, 19. Okt., 8. Dez. — Hohenmölſen. 8. u. 9. Juni K.M. u. den 1. Tag zugl. V.M., 4. Sept. V.M., 4., 6. u. 7. Sept. K.M., 19. März Roß-V.K.M. — Hohenſtein (poln. Olſtynek). 2 Tage. 31. März, 14. Juli, 8. Sept., 10. Nov.; jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Horn. 22. Juni K.M., 22. Okt. K.V.Flachs-M. — Holzminden. K.V.M., 23. 24. März, 12. 13. Okt., 16. 17. Nov. — Horburg (Dorf). 8. u. 9. Sept. K.M. — Hornburg. 24. März, 17. Nov. Jedesm. K.V.M.; K.M.: 28. u. 29. Juni Schützenfeſt. — Hoyerswerda. 23. Febr., 11. Mai, 28. Sept. 19. Dez.; jedesmal zugleich V.M. W.M.: 11. Mai, 28. Sept.

Jablonowo (Kr. Straßb.). 23. Febr., 27. April, 25. Mai, 6. Juli, 17. Aug., 6. Okt., 11. Nov. Jedesm. zugl. V.P.M. — Jacobshagen. K.M.: 10. März, 30. Juni, 29. Sept., 8. Dez. Tags vorher jedesmal V.M. — Jarmen in Vorpommern. 19. März, 23. Juni, 22. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Jarocin. 5. Febr., 7. Mai, 23. Juli, 19. Nov. K.V.P.M. — Jaſtrow. K.M.: 16. März, 22. Mai, 30. Juni, Tags vorh. P.M., 19. Aug., 16. Okt. Tags vorh. P.M., 11. Nov., 21. Dez. — Jauer. 3 Tage. 23. März, 15. Juni, 7. Sept., 30. Nov.; V.M., 1 Tag: 25. März, 17. Juni, 9. Sept., 2. Dez. — Ichtershauſen. 4. Mai, 19. Okt. 2 Tage Jahr-M. — Idar. 29. Juni. — Jena. K.M.: 10. März, 19. Mai, 27. Okt. Jed. K.M. fünftehalb Tage. Mont. vorh. V.M. — Jerichow. 28. April, 30. Juni, 6. Okt., 19. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. — Jeſſen. 14. Febr. Roß-V.M., 16. Febr. K.M., 27. Juni Roß-V.M., 29. Juni K.M., 24. Aug. K.M., 22. Aug. Roß-V.M., 28. Nov. desgl., 30. Nov. K.M. Die K.M. dauern 2 Tage. — Jeßnitz. K.V.M.: 31. März, 8. Okt.; K.M.: 16. Juni, 8. Nov. — Ilmenau. K.M.: 30. März, 18. Mai, 27. Juli, 21. Sept., 23. Nov. V.M.: Tags darauf. — Joachimsthal, i. d. Mark. 18. März, 1. Juli, 23. Sept. Zugleich V.P.M. — Jüterbogk. 11. März Flachs-M., 12. März V.M., 13. u. 14. März K.M., 27. Mai Flachs-V.K.M., 18.

Juni V.M., 19. u. 20. Juni K.M., 13. bis 15. Aug. Pferde-, Rind-, Ziegen-, Hammel- u. Schafvieh-M., 23. Sept. Flachs-V.M., Tags darauf K.M., 5., 6. u. 7. Nov. K.M., Mittwoch zuvor Flachs-M.

Kahla. K.M., jeder 2 Tage: 25. März, 15. Juli, 21. Okt., Tags vorher V.M.; W.V.M.: 3. Juni. — **Kalau,** in der Niederlauſitz. 2 Tage: 23. Febr., 18. Mai, 6. Juli, 14. Sept.; jedesmal Freitags u. Sonnabend vorher V.M.; W.M.: 4., 11. u. 18. Juni. — **Kauernick.** 31. März, 26. Mai, 4. Aug., 29. Sept., 17. Nov. K.V.P.M. — **Kayna.** 2 Tage. 23. Juni, 10. Nov. — **Kelbra.** 18. Mai V.M., 19. Mai K.M., 7. Sept. V.M., 8. Sept., 8. Dez. K.M. Die K.M. dauern anderth. Tage, der letzte 2 Tage. — **Kelpin** (Kr. Karthaus). 24. Sept. K.V.M. — **Kemberg.** 28. Febr., zugl. V.M., 4. April desgl., 18. u. 19. Mai desgl., 28. u. 29. Sept. K.V.Flachs-M., 19. Dez. K.M. — **Kemnade.** K.M.: 19. Mai, 6. Okt. — **Kenla.** V.Flachs-, Garn- u. K.M.: 31. März, 23. Juni, 6. Okt. — **Kielbaczin** (Dorf, Kr. Thorn). 8. Sept., 1. Okt. — **Kindelbrück.** 3. März, 7. Juli, 17. Nov. K.Roß-V.M.; jeder anderthalb Tage. — **Kirchenjahn** (Dorf, Kr. Marienw.). 15. Juni, 7. Dez. — **Kirchhain.** 31. März, 23. Juni, 13. Okt. Jedesmal Tags vorher V.Roß-M.; V.P.M.: 2. u. 3. Sept. — **Kleinern.** 12. Mai, 27. Okt. — **Köln** (Kr. Neum.). 14. April, 6. Aug. K.V.M. — **Königsberg** (im Coburg.). K.V.M.: 24. Febr., 25. März, 1. Mai, 29. Juni, 27. Juli, 24. Aug., 28. Okt., 30. Nov., 21. Dez. — **Königsberg,** i. d. Neum. 23. April, 19. Aug., 28. Okt. Tags vorher immer V.P.M. — **Königsberg,** in Preuß. Leinw.-K.M.: 22. Juni, 28 Tage. W.M.: 24. Juni, 14 Tage. V.M.: 24. Juni, 2 Tage. K.M.: 15. bis 24. Dez. — **Königsbrück.** 27. Jan., 26. Mai, 11. Aug., 13. Okt. Tags vorher jedesmal V.M. — **Königslutter.** K.Victual.-V.M.: 10. März, 23. Juni, 13. Okt. — **Königsee.** K.M.: 10. März, 7. April, 26. Mai, 8. Sept., 20. Okt., 21. Dez. Bei den 5 erſten iſt Tags darauf V.M. — **Königswalde.** 18. März, 12. Aug., 4. Nov. Immer zugl. V.M. — **Königswartha.** 12. Jan., 4. Mai, 5. Okt. — **Kontopp** (Kr. Grünberg). 1. Mai, 8. Sept., 30. Nov. Jedesmal zugleich V.M. — **Kowalewo oder Schönſee.** 30. März, 1. Okt. Immer zugleich V.P.M. — **Kranichfeld** (Großherzogthum Weimar). K.M., 2 Tage: 11. März, 18. Mai, 5. Okt. Tags darauf V.M. — **Krieſcht.** K.M.: 22. Mai, 19. Okt. — **Krojanke.** 23. März, 18. Juni, 20. Aug., 8. Okt. Zugleich V.P.M. — **Krekow** (Kr. Neuſtadt). K.V.M.: 16. Febr., 27. April, 7. Sept., 16. Nov. — **Krotoszyn.** 2 Tage. 6. April, 29. Juni, 31. Aug., 14. Dez. V.K.M. — **Küblingen.** K.V.M.: 30. Juni, 15. Sept. — **Kuhna** (Kr. Görlitz). K.M.: 13. Juli, 12. Okt. — **Kyritz.** 24. März, 9. Juni, 14. Okt.; jedesmal Tags vorher V.P.M., 8. Dez. V.M. — **Kyſchau** (Alt-) [Kr. Berent]. 4. Mai, 18. Nov. K.V.M.

Laben. 25. März, 10. Juni, 21. Juli, 23. Sept., 25. Nov. Allemal Tags vorher V.P.M. — **Labiſchin** a. d. Netze. 2. März, 6. Juli, 1. Okt., 16. Nov. K.P.V.M. Jed. 2 Tage. — **Lähn.** 2 Tage. 23. Febr., 3. Mai, 19. Juli, 28. Okt. — **Lagow.** 11. März, 10. Juni, 2. Okt. — **Landau** (im Waldeckſchen). 24. Febr., 2. Juni, 2. Sept., zugl. V.M., 19. Okt., 21. Dez. — **Landeck,** in Schleſien. K.M.: 26. April, 26. Juli, 13. Sept., 15. Nov. — **Landeck,** in Weſtpreußen. K.M.: 31. März, 29. Juni, 21. Sept., 16. Nov.; jedesm. Freitag vorher V.P.M. — **Landeck** (Dorf, Kr. Flatow). V.M.: 5. Mai, 14. Sept. — **Landsberg** (Alt-). 9. März, 25. Juni, 19. Okt. Jedesmal zugl. V.P.M. — **Landsberg** a. d. Warthe. 25. Febr., 16. Juni, 15. Juli, 21. Okt., Tags vorher immer V.P.M. W.M.: 11. bis 13. Juni, 15. Juli, 21. Okt. — **Landsberg** (Kr. Delitzſch). 27. April, 7. Sept. Jedesmal auch V.M. — **Langelsheim.** K.Victualien-M.: 24. Mai; K.M.: 27. Sept. —

Langenſalza. 2 Tage. 21. April, 7. Juli, 8. Sept. — Lanken, auf Rügen. 15. April. — Laſſan. 24 Juni K.P.M.; P.M.: 6. Okt.; K.M.: 7. Okt.; W.M.: 5., 10., 17., 24., 31. Okt. u. 7. Nov. — Lauban. 2 Tage. 26. Jan., 22. Juni, 24. Aug., jedesmal zugleich V.M. — Laucha. 20., 21. März V.Roß-M., 21., 21. März K.M., 7. Nov. V.M., 9., 10. Nov. K.M. — Lauchſtädt. Roß-V.M.: 4. März; K.M., 2 Tage: 22. Mai, 31. Aug. — Lauenburg. K.V.M.: 5. März, 30. Juli, 22. Okt. — Lautenburg. K.M.: 12. Jan., 6. April, 29. Juni, 9. Nov. Jedesm. Freitag vorher P.V.M. — Leba. K.M.: 25. Juni; K.V.M.: 16. April, 8. Okt. — Lehre. K.Victual.-V.M.: 23. April, 1. Okt. — Leimbach. K.V.M.: 29. Juni, 28. Sept.; jeder anderthalb Tage. — Leipzig. Neujahrsmeſſe: 27. bis 31. Dez. 1845 Böttcherwoche: 1. bis 8. Jan. 1846 Meßwoche; 8. bis 15. Jan. Zahlwoche. Oſtermeſſe: Böttcherwoche 26. April bis 2. Mai. Meßwoche: 3. bis 10. Mai. Zahlwoche: 11. bis 16. Mai. Michaelismeſſe: Böttcherwoche: 27. Sept. bis 3. Okt.; Meßwoche: 4. bis 11. Okt.; Zahlwoche: 12. bis 17. Okt. W.M.: 13., 15. u. 16. Juni. — Leiſtenau (Groß-), Graudenz. Kreis. 30. März, 15. Juni, 7. Sept., 14. Dez. K.V.P.M. — Leißkau. 16. April, 1. Okt. K.V.M. — Lenzen. 3. März, 23. Juni, 25. Aug., 30. Okt.; jedesmal Tage vorher V.M. — Leſſen. K.P.M.: 26. Jan., 23. März, 29. Juni, 9. Nov. — Leutenberg, im Schwarzburgiſchen. K.V.M.: 5. Febr., 24. März, 9. April, 28. Mai, 2. u. 18. Juni, 23. Juli, 20. Aug., 17. Sept., 22. Okt., 5. Nov., 3. Dez. — Lichtenberg. K.Victualien-V.M.: 16. Juni, 15. Okt. — Liebenau. 9. Febr., 27. April, 29. Juni, 2. Nov. Jedesmal zugl. V.M. — Liebengrün. 2 Juni, 25. Juli. — Liebenwalde. 31. März, 25. Juni, 20. Okt. Jedesmal Tage vorher V.M. — Liebenwerda. V.Roß-M.: 11. März, 20. Mai, 11. Juli, 6. Sept.; K.M.: 16. März, 22. Mai, 13. Juli, 7. Sept.; W.M.: 19. Mai, 4. Sept. — Lieberoſe. 2. März, 6. April, 11. u. 12. Mai, 29. u. 30. Juni, 5. u. 6. Okt., 14. Dez. Jedesmal zugl. V.M. — Liegnitz. K.M., 3 Tage: 2. Febr., 4. Mai, 3. Aug., 2. Nov.; W.M.: 2. bis 4. Juni, 29. Sept. bis 1. Okt. — Lindau. P.V.K.M.: 16. Juni, 1. Dez. — Lindow. 27. März, 3. Juli, 24. Sept. Tage vorher V.P.M., 12. Nov. V.P.M. — Lienichen (Groß-). 7. April, 25. Juni, 27. Aug., 28. Sept., 10. Dez. V.P.M.; Tage darauf jedesmal K.M. — Lippehne. 22. März, 9. Juni, 2. Sept., 23. Okt. — Lippuſch. K.V.M.: 6. Juli, 19. Okt. — Liſno (Dorf, Kr. Konitz). 19. Mai, 28. Sept., 21. Okt. K.P.V.M. — Liſſa (Kr. Neum.). 2. Juni, 28. Sept. — Liſſewo (Kr. Culm). K.P.V.M.: 26. Juni, 7. Nov. — Lobenſtein. K.M.: 26. Febr., 1. Mai, 29. Juni, 10. Aug., 29. Sept., Tage vorher V.M., 30. Nov. K.M. — Lobſens, in Weſtpreußen. 2 Tage. 6. April, 8. Juni, 15. Sept., 23. Nov. K.V.M. — Loburg. K.M.: 20. März, 22. Mai, 21. Aug. K.V.M., 9. Okt. desgl. — Löbau. 9. Febr., 4. Mai, 31. Aug., 2. Nov. Jedesmal Freitag vorher V.P.M., u. 8 Tage vorher Leinwand-M. — Löbejün. 24. 25. März V.K.M., 25. 26. Okt. Flachs-M., 27. 28. Okt. V.K.M., 7. 8. Dez. K.u.Flachs-M. — Löwenberg. 2 Tage. 26. Jan., 10. Mai, 4. Okt.; am 1. Tage jedesmal zugleich V.M. W.M.: 27. Mai, 14. Okt. — Loitz. 9. März V.M., 8. Juni V.P.M., 7. Okt. V.M., 12. Okt. K.M., 30. Nov. V.M. Beim 1., 2. u. 3. Markt jedesmal Tage darauf K.M. — Lond (Kloſter-), Kr. Löbau. 15. bis 22. Juni K.Victualien-M.; 8 Tage vorher Leinwand-M. — Luckau, in der Niederlauſitz. 10. Febr., 12. Mai, 25. Aug., 3. Nov. Jedesmal Tage vorher V.P.M. — Luckenwalde. 9. Febr., 4. Mai, 16. Juni, 16. Sept., 27. Okt., 10. Dez. Beim 2. u. 3. Markt iſt zugl. V.P.M., beim 4. u. 5. aber zugl. P.u.Flachs-M. — Lübben, in der Niederlauſitz. K.M.: 16. März, 25. Mai, 21. Sept., 23. Nov. Bei dieſen Märkten iſt Freitag vorher Schweine- und Sonnabends V.P.M. Ferner V.P.M.: 13. Juni, 4. Juli, 8. Aug., 10. Okt. W.M.: 13. Juni — Lübbenau, in der Niederlauſitz. 30. März, 15. Juni, 31. Aug., 9. Nov. Sonnabend vorher jedesmal V.M. — Lüben. 2 Tage. 25. Febr., 30. April, 2. Sept., 9. Nov. An jedem K.M. auch V.M. — Lüchow. K.V.M.: 17. März, 4. Juni, 1. Sept., 24. Nov.; Wachs- u. Flachs-M.: 9. Okt. — Lützen. 21. März Roß-V.M., 23. u. 24. März K.M., 22. Aug. Roß-V.M., 24. 25. Aug. K.M., 7. Nov. Roß-V.M., 9. 10. Nov. K.M. — Lupow, bei Stolpe. K.V.M.: 8. April, 29. Juli, 21. Okt., 18. Dez. K.M. — Luſino (Dorf, Kr. Neuſtadt). 1. April, 19. Okt. K.V.M. — Lutter (am Barenberge). K.Victualien-M.: 14. Juni, 4. Okt. — Lychen. 10. März, 24. Juni, 12. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M.

Magdala. Jeder anderthalb Tage. 18. Juni, 1. Okt., 26. Nov. K.V.W.M. — Magdeburg (Altſtadt). Faſten-M.: 9. bis 14. Febr.; Oſter-M.: 20. bis 25. April. Der Großhandel und Verkauf der Fabrikwaaren nimmt jedoch 4 Tage früher ſeinen Anfang. Pfingſt-M.: vom 15. bis 20. Juni. Die Herrmeſſe nimmt ihren Anfang den 17. u. dauert bis 29. Sept. Der Großhandel und Verkauf von Fabrikwaaren nimmt den Donnerstag vor der Mauritiuswoche ſeinen Anfang; W.M.: 27. bis 29. Juni; Chriſt-M.: 17. bis 24. Dez. — Magdeburg (Neuſt.). 1) im alten Theile: V.K.M.: 14. Okt.; 2) im neuen Theile: 27. Febr., 2. Juli K.V.P.M.; 3) in der Sudenburg: 24. März, 4. Sept. V.P.M. — Mainz. 2 Meſſen, jede 3 Wochen: 3. März, 17. Aug. — Mansfeld. 26. März, 21. Mai, 9. Nov. K.Flachs-M., den letzten zugleich V.M. — Marburg. K.M.: 2. Febr., 25. März, 1. Mai, 2. Juli, 29. Sept., 18. Nov.; V.M.: 19. Febr., 19. März, 16. April, 14. Mai, 25. Juni, 20. Aug., 24. Sept., 26. Nov.; P.M.: 5. Febr., 19. März, 16. April. — Margonin. 27. April, 1. Juli, 19. Aug., 21. Okt. K.P.V.M. — Marienburg. 4. bis 7. Mai K.V.P.M., letzterer am 1. Tage; 4. Juni W.M.; 7. bis 9. Okt. K.V.P.M., letzterer am 1. Tage. — Marienſee (Kr. Karthaus).

11. Mai, 26. Aug., 14. Okt., 9. Dez. K.V.M. — Marienwerder. 18. März, 1. Juli, 26. Aug., 18. Nov. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Markliſſa, am Queis. 2 Tage. 23. März, 20. Juni, 28. Sept. Jedesm. zugl. V.M. — Markranſtädt. 11., 12., 13. März Roß-K.V.M., 11. Nov. Roß-V.M., 16. u. 17. Nov. K.M. — Marktuhl. K.Roß-V.M.: 1. April, 15. Juli, 28. Okt. — Maſſow. V.M.: 11. März, 20. April, 23. Sept., 28. Okt., K.M.: 18. März, 7. Mai, 1. Okt., 15. Dez. — Memmleben (Dorf). 13. Juni V.M., 15. u. 16. Juni K.M. — Mengeringhauſen. 27. Jan., 10. März, 28. April, 9. Juni, 1. Sept., 3. Nov., 8. Dez. — Merſeburg. 16. bis 18. März, 22. bis 24. Juni, 10. bis 12. Aug., 2. bis 4. Nov. In der Vorſtadt Neumarkt: 16. März V.Roß-M., 20. bis 22. April K.M. — Meſeritz. 3 Tage. 23. März, 11. Mai, 30. Juni, 19. Okt. K.V.M. — Mewe. 20. April, 15. Juni, 5. Okt., 16. Nov. Freitag vorher jedesmal V.P.M. — Meyenburg. 31. März, 19. Juni, 13. Okt., 11. Dez. Tags vorher V.M. — Mittenwalde. Große Jahr-M., 2 Tage: 30. März, 25. Mai, 17. Aug., 19. Okt., 7. Dez. Jedesmal am 1. Tage V.M., am 2. Tage K.M. — Möckern. 24. März, zugl. V.M.; 7. Juli K.M. u. 2. Tage V.M.; 8. Sept. K.V.M.; 24. Nov. K.M. — Mohrin. 1. April, 1. Juli, 30. Sept.; jedesmal zugleich V.M. — Mücheln. K.M., 2 Tage: 23. Febr., 18. Mai, 24. Sept.; 23. Sept. V.M. — Mühlbanz (Kirchdorf, Kr. Danzig). K.V.M.: 16. Febr. — Mühlberg (im Reg.-Bez. Merſeburg). 5. März, 1. Mai, 13. Okt., jeder 2 Tage. Jedesmal Tags vorh. V.M. — Mühlberg (im Reg.-Bez. Erfurt). 2 Tage. 2. März, 22. Juni, 6. Okt. V.K.M. — Mühlhauſen. K.Flachs-M.: 4. März, 3. Juni, 16. Sept.; K.M.: 25. Mai, 20. Juli, 19. Okt.; V.M.: 23. Juni; Roß-V.M.: 21. Sept., 24. Okt.; Quatember- u. Weihnachts-M.: 16. Dez. Die K.V.M. dauern 3 Tage, der Weihnachts-M. 4 Tage. — Mühlingen (Groß-). K.V.M.: 10. Sept. — Müllroſe. 27. April, 11. Sept., 7. Dez. Jedesmal K.V.M. — Müncheberg. 21. März, 7. Juli, 25. Aug., 24. Nov. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Münden. K.M.: 23. März, 25. Mai, 10. Aug., 16. Nov. — Münſterwalde (Kr. Marienwerder). 30. Juni, 22. Dez. — Murowana-Goſlin. K.V.M.: 19. Febr., 4. Mai, 1. Okt., 21. Dez. — Muſkau, in der Nieder-Lauſitz. 2 Tage. 30. März, 22. Juni, 8. Sept., 21. Dez.; bei den 3 erſten Märkten am 1. Tage zugleich P.M., V.M., 2 Tage: 18. Mai, 1. Okt.

Namslau. 17. Febr., 5. Mai, 11. Aug., 20. Okt. K.M.; Tags vorher jedesmal V.M. — Nauen. 23. April, 30. Juli, 17. Sept., 10. Dez.; an demſ. Tage zugl. V.P.M. Freimärkte, zu denen auswärt. Gewerbtreib. der Zutritt nicht geſtattet iſt: 26. Jan., 24. Febr., 7. April, 26. Mai, 10. Nov. — Naugardt. K.M.: 16. März, 25. Mai, 2. Okt., 30. Nov.; V.M.: 19. März, 7. Sept., 29. Okt. — Naumburg an der Saale. K.Torf-M.: 6. bis 8. April; Roß-V.M.: 30. März; Meſſe: 29. Juni bis 10. Juli. 21 Tage; Roß-V.M.: 24. Sept., desgl. 28. Okt. — Naumburg am Bober. 2 Tage. 6. April, 22. Juni, 24. Aug., 26. Okt.; jedesmal zugleich V.M. — Naumburg am Queis. 2 Tage. 2. Aug., 27. Sept. Ferner K.V.M.: 8. April, 21. Mai, 3. Dez.; V.M.: 1. Aug., 26. Sept. — Nawra (Dorf, im Thorner Kr.). 9. März, 15. Juni, 14. Sept., 16. Nov. Zugl. V.P.M. — Nebra. K.M.: 13. Juli, 14. Sept. Jeder anderthalb Tage, am letzten zugl. Roß-V.M. — Neudamm. 27. März, 8. Juli, 25. Sept., 24. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. V.M.: 8. Juli, 20. Nov. — Neuenburg. K.M.: 23. März, 6. Juli, 11. Sept., 30. Nov. — Neuhaldensleben, ſ. Haldensleben (Neu-). — Neumark. 21. März, 11. Mai, 24. Aug., 19. Okt. Jedesmal auch V.P.M. 8 Tage zuvor Leinw.-M. — Neuſalz. 2 Tage. 21. April, 23. Aug., 23. Nov. An jedem Tage zugl. V.M. — Neuſtadt (im Braunſchweig.). K.M.: 17. Mai, 25. Okt. — Neuſtadt a. d. Doſſe. 2. April, 18. Juni, 5. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.Schweine-M. — Neuſtadt a. d. Heyde. K.V.M.: 2. Jan., 6. Febr., 6. März, 3. April, 1. Mai, 5. Juni, 3. Juli, 7. Aug., 4. Sept., 2. Okt., 6. Nov., 21. u. 31. Dez. — Neuſtadt a. d. Orla. V.K.M.: 1. März, 10. Juni, 3. Aug., 9. Sept., 2. Dez. Die K.M. jeder 2 Tage. V.M.: 27. Mai, 9. Juni, V.M.: 25. Febr., 11., 18. u. 25. März, 1., 8. u. 15. April. — Neuſtadt, im Reg.-Bez. Erfurt. 2 Tage. 23. März, 22. Juni, 30. Nov., jedesmal am 2. Tage zugl. V.M. — Neuſtadt, in Weſtpreußen. 5. Febr., 23. April, 2. Juni, 8. Okt., 12. Nov., 17. Dez. K.P.V.M. — Neuſtadt-Eberswalde. 25. Febr., 13. Mai, 28. Okt. Jedesmal Tags vorher P.V.M. — Neuſtadt, im Reg.-Bez. Oppeln. K.V.M.: 27. Jan., 19. Mai, 29. Sept., 24. Nov. — Neuſtadt a. d. Warthe. 9. März, 8. Juni, 3. Aug., 19. Okt. K.V.M. — Neuſtädtel. 2 Tage. 26. April, 6. Sept., 18. Okt.; Tags vorher V.M.; Hanf-M.: 22. Okt.; Flachs-M.: 21. Okt. — Neuteich. K.V.P.M. 9. Febr., 24. Juni, 27. Juli, 19. Okt. — Neutomysl. K.V.M., 2 Tage: 31. März, 16. Juni, 28. Sept., 24. Nov. — Neuwarp, in Pomm. 7. u. 8. April, 10. u. 11. Nov., Tags vorher V.P.M. — Neuwedel. 18. März, 8. April, 17. Juni, 2. Sept., 2. Dez. Jedesmal Dienſt. vorher V.P.M. — Niemegk. 11. 12. Mai, am 1. Tage K.M., am 2. V.Flachs-M., 6. Juli K.M.; 19. u. 20. Okt., am 1. Tage K.V.M., am 2. Flachs-M., 19. Dez. K.M. — Nienburg an der Saale. 14. Mai, 1. Okt. K.V.M. — Niewierſzyn. 27. Juli, 28. Sept. K.P.V.M. — Nikolaiken. 17. Febr., 14. Juli, 15. Sept., 15. Dez.; Tags vorher immer V.P.M. Leinwand-M.: 1. bis 15. Juni. — Nörenberg. 26. März, 25. Juni, 24. Sept., 10. Dez.; Tags vorher jedesmal V.P.M. — Nordhauſen. 9. Mai, 15. Sept., V.M.: 31. März, 21. April, 19. Mai, 27. Okt. Die beiden K.M. dauern 8 Tage, die V.M. einen Tag. — Northeim. K.V.M.: 10. März; K.M.: 16. Juni, 8. Sept., 1. Dez.; V.P.M.: 12. Nov.

Oberſtein. 1. Mai. — Obornik. 9. März, 18. Mai, 21. Aug., 3. Nov. K.V.M. — Obrzycko. 30. März, 25. Aug., 6. Okt., 7. Dez. K.V.M. — Oderberg. 16. März, 22.

Juni, 14. Sept., 16. Nov. Jedesmal zugleich V.K.M. — **Oebisfelde.** K.V.M.: 10. März, 7. Mai, 2. Juli, 1. Okt., 3. Dez. — **Ohrdruff.** V.M.: 11. März, 7. Okt., K.M.: 10. März, 30. Juni, jeder 2 Tage, 6. Okt. — **Oranienbaum.** K.V.M.: 16. März, 25. Mai, 10. Sept., 9. Nov.; jedesmal zugleich V.M. — **Oranienburg.** 6. April, 19. Juni, 15. Sept., 20. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M., beim 1. aber Sonnabends vorher. — **Orlamünde.** K.M.: 8. April, 30. Mai, 1. u. 29. Juli, 9. Sept., 11. Nov., jedesmal Tags vorher V.M. — **Ortrand.** 6. April, Sonnabend vorher Roß-V.M.; 19. Juni, Tags vorher V.Roß-M.; 31. Aug., Sonnabend vorher Roß-V.M.; 23. Okt., Tags vorher Roß-V.M. — **Oſchersleben.** 13 März, 12. Mai, 20 Okt. Jeder 2 Tage. — **Oſterburg.** 7. April, 23. Juni, 15. Sept., 10. Nov., 13. Dez. Bei dem 4. Tags zuvor V.P.M. — **Oſterfeld.** Roß-V.M.: 2., 9. u. 16. März; V.M.: 12., 19. u. 26. Okt.; K.M.: 16. u. 17. März, 13. u. 14. Okt. — **Oſterode.** 2 Tage. 25. Febr., 27. Mai, 7. Okt., 18. Nov., jedesmal Montag vorher V.P.M. — **Oſterwiek.** 10. März K.V.M., 2. bis 4. Juni K.M., 6. Juli W.M., 28. Sept. V.M., 27. Okt. K.V.M. — **Ottenſtein.** K.V.M.: 13. Jan., 2. April, 7. Juli, 13. Okt.

Parchwitz. 2 Tage. 23. Febr., 18. Mai, 8. Okt., 7. Dez. An jedem K.M. iſt auch V.M. — **Paſewalk.** 5. März, 9. Juni, 22. Oktbr. Tags vorher jedesmal V.P.M. — **Pebaken** (Kr. Marienwerder). 7. Sept. K.V.P.M. — **Peine.** K.V.M.: 2. März, 6. April, 25. Mai, 14. Sept., 26. Okt., 14. Dez. — **Peitz.** 8. Juni, 16. Nov. Zugleich V.P.M. — **Penkun.** 19. März, 25. Juni, 1. Okt. Zugleich V.M. — **Perleberg.** 2. März Kram-M.; 17. März, 30. Juni, 27. Okt. Tags vorher V.M. beim 2., 3. u. 4. Markte. — **Peſtlin** (Dorf, Kr. Stuhm). 12. Jan., 27. April, 13. Juli, 28. Sept. K.P.V.M. — **Pfördten.** 23. Febr., 27. April, 22. Juni, 31. Aug. 26. Okt., 7. Dez. Jedesmal zugleich V.P.M. — **Pinne.** K.V.M.: 9. März, 14. Mai, 7. Sept., 2. Dez. — **Plathe.** K.M.: 3. April, 7. Okt., 23. Dez., V.M.: 20. März, 17. Juni, 14. Okt. — **Plaue, an der Havel.** 14. Mai. — **Plaue, im Sondershauſenſchen.** K.V.M., 2 Tage: 7. Mai, 8. Okt. — **Planen.** K.V.M.: 4 Febr., 22 April, 17. Juni, 19 Aug., 21. Okt., 16. Dez., V.M.: 10. Juni — **Plötzkau.** K.P.M.: 14 Sept. — **Pluſnitz** (Dorf, Kr. Culm). 4. Mai, 18. Nov. Zugl. V.P.M. — **Podroſche.** 1. April, 23 Juni, 8. Sept., 18. Dez. Jedesmal zugleich V.M. — **Pölitz.** 3. April, 26. Juni, 2. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. Fettvieh-M.: 8. Dez. — **Pogutken** (Kr. Berent). K.V.M.: 11. April, 3. Nov. — **Polkwitz.** 2 Tage. 8. Febr., 17. Mai, 19. Juli, 27. Sept., 15. Nov. An jedem Tage zugleich V.M. — **Pollnow.** V.K.M.: 6. April, 22. Juni, 2. Okt., 21. Dez. — **Polzin, in Hinterpommern.** V.P.M.: 6. April, 17. Juni, 17. Aug., 19. Okt.; K.M.: jedesmal Tags darauf. — **Ponikau, in Sachſen.** 27. März, 18. Sept. Jedesmal zugleich V.M. — **Poſen.** 8 Tage. 30. März, 22. Juni, 28. Sept., 14. Dez. K.V.M.; 7. bis 10. Juni, 8. u. 9. Okt. W.M. — **Potsdam.** 29. Jan., 2. April, 18. Juni, 27. Aug., 15. Okt., 19. Nov. Bei dem 2. u. 5. Markt iſt zugl., bei dem 6. Tags vorher P.V.M. — **Prenzlau.** 23. Febr., 25. Juni, 19. Okt. Freitag vorher V.M. 30. Nov. — **Pretzſch.** 4. Febr., 3. April, 8. Juni, 26. Okt., 11. Dez. Bei dem 1., 3. u. 4. zugleich Roß-V.M. — **Prettin.** K.M.: 7. April, 25. u. 26. Mai, 14. u. 15. Sept., 9. u. 10. Nov., 22. Dez., V.M.: 21. Mai, 12. Sept.; Flachs-V.M.: 7. Nov. — **Priebus.** 2 Tage. 16. Febr., 22. Mai, 7. Sept., 30. Nov.; beim 2., 3. u. 4. K.M. iſt auch V.M.; 28. März V.M. — **Primkenau.** 2 Tage. 29. März, 5. Juli, 13. Sept., 1. Nov.; V.M. 1 Tag: 28. März, 4. Juli, 12. Sept., 31. Okt.; Leinwand-M.: 27. März, 3. Juli, 11. Sept., 30. Okt. — **Pritzerbe.** 13. Mai, 21. Okt. — **Pritzwalk.** 10. März, 30. Juni, 29. Sept., 17. Nov., Tags vorher jedesmal V.M. — **Profen** (Kr. Zeitz). V.M.: 25. Mai, K.M.: 25., 26. u. 27. Mai; V.M.: 4. Nov., K.M.: 4., 5. u. 6. Nov. — **Putbus, auf Rügen.** 14. Juli K.M., 2. Nov. K.V.M. — **Putlitz.** 3. April, 15. Mai, 3. Juli, 9. Okt. Jedesmal Tags vorher V.Schweine-M. — **Putzig.** 2. März, 22. Juni, 26. Okt., 14. Dez. Beim 3. u. 4. zugleich V.M. — **Pyritz.** K.M.: 25. Febr., 13. Mai, 9. Sept.; P.Fettvieh-M.: 14. Juli, 8. Dez. Beim 1. bis 3. Tags vorher V.P.M. — **Pyrmont.** 30. März, 18. Mai, 31. Aug., 19. Okt., 21. Dez.

Quaritz, im Glogauiſchen. 10. März, 13. Okt. K.V.M. — **Quedlinburg.** 27. April, in der Altſtadt, 25. Mai, in der Neuſtadt, 16. Nov., in der Altſtadt. — **Querfurt.** 15. bis 17. April, zugleich P.M.; 25. u. 26. Mai, 20. u. 21. Juli, 28. u. 29. Sept. Sonnabend vorher V.M., 8. Dez., 3 Tage K.M.

Rackow. 17. März, 1. Sept. — **Radeburg, in Sachſen.** 2 Tage. 11. März, 27. Mai, 16. Sept., 25. Nov. Den erſten Tag jedesmal V.M., der 2. Tag K.M. — **Radegaſt.** K.V.M.: 24. Febr., 4. Mai, 17. Sept., 10. Dez. — **Raguhn.** 5. März, 27. Mai, 25. Sept., 26. Nov. K.V.M. — **Rahmel.** 4. Mai, 16. Sept. K.M. — **Ranis.** K.V.M.: 2. März, 14 April, 2. Juli, 29. Sept., 30. Nov. — **Rathenow.** Altſtadt: 16. Juni, 20. Okt. Neuſtadt: 26. März, 8. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — **Ratzebuhr.** 16. März, 2. Juni, 14. Sept., 2. Nov., 8. Dez. K.V.M. — **Raudten.** 25. Jan., 22. März, 7. Juni, 30. Aug., 25. Okt. K.M. u. jedesmal Tags darauf V.M. — **Reckenzin.** 26. Juni, 27. Nov. — **Rederitz** (Kr. Deutſch-Crone). 7. Mai, 10. Sept. K.M. — **Reetz, in der Neumark.** 17. Febr., 26. Mai, 13. Aug., 22. Okt., 21. Dez. Beim 1. bis 4. Tags vorher u. beim 5. Sonnabend vorher V.P.M. — **Regenwalde.** 20. Febr., 29. Mai, 9. Okt.; V.M.: 24. April, 15. Mai, 25. Sept. — **Rehden.** K.P.V.M.: 16. März, 8. Juni, 21. Sept., 16. Nov. — **Rehwalde** (Kr. Graudenz). 11. Mai, 5. Okt. K.P.V.M. — **Reichenbach, in der Lauſitz.** 2 Tage. 23. März, 29. Juni, 21. Sept., 16. Nov. Der 3. zugleich V.M. —

Reppen. 13. Mai, 7. Okt., 7. Dez. Beim 1. u. 2. Tags vorher, beim 3. Sonnabend vorher V.P.M. — Rheinsberg. 17. März, 30. Juni, 13. Okt. Jedesmal zugleich V.P.M. — Rhinow. 7. April, 15. Sept., 15. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Rheden. 25. Febr., 1. Mai, 29. Juni, 16. Sept.; K.V.M.: 28. Okt., 8. Dez. — Richtenberg. 4. März, 16. Juli, 16. u. 29. Okt. Der 1. u. 2. K.V.M., der 3. V.P.M., der 4. K.M. — Ringelheim. K.M.: 6. Juli. — Rieſenburg. 5. März, 30. Juli, 24. Sept., 12. Nov. Dienstag vorher V.P.M. — Rinteln. 2 Meſſen: 6. Mai, 6. Nov.; V.K.M.: 30. März, 25. Juli. — Roda. Roß-V.M.: 21. Febr.; K.M., jeder 2 Tage: 20. April, 27. Juli, 21. Sept. Sonnabend vor den K.M. iſt V.M. 5. Dez. V.M. — Rodach. K.M.: 10. März, 23. Juni, 8. Sept., 8. Dez.; K.V.M.: 12. Mai, 27. Okt. — Rödersdorf (im Fürſtenthum Schleiz). 23. Juni K.V.M. — Rogaſen. 2 Tage. 16. März, 8. Juni, 14. Sept., 9. Nov. K.P.V.M. — Rohr. 8. Mai. — Ronneburg. 9. Febr., 25. Mai, 17. Aug., 1. Nov. Jahr-M., 2 Tage. 16. März Roß-M., 30. Okt. V.M. — Roſenberg, in Preußen. 17. März, 16. Juni, 25. Aug., 3. Nov. Freitag vorher V.P.M. — Roslau. K.V.M.: 27. Jan., 26. Mai; K.V.Flachs-M.: 22. Sept. — Rothenburg, in der Lauſitz. K.V.M.: 9. März, 29. Juni, 9. Nov. — Rothenburg an der Oder. 2 Tage. 1. April, 3. Juli, 16. Sept., 10. Dez. K.V.M. — Rudolſtadt. V.M.: 20. Jan.; K.V.M.: 17. März, 26. Mai; W.K.R.V.M.: 30. Juni, 25. Aug., V.M.: 14. Sept.; K.V.M.: 13. Okt., 24. Nov. — Rügenwalde. 16. März, 22. Juni, 14. Sept., 23. Nov. Der 1. K.P.M., der 2. bloß K.M., der 3. K.V.P.M., der 4. K.V.M. — Ruhland, in der Lauſitz. K.M.: 18. März, 8. Juni, 17. Aug., 2. Nov., 16. Dez.; V.M.: 17. März, 6. Juni, 15. Aug., 31. Okt. — Rummelsburg. K.V.M.: 8. April, 26. Mai, 15. Sept., 3. Nov.; 15. Dez. — Ruppin (Alt-). 20. Mai, 21. Okt. V.P.K.M. — Ruppin (Neu-). 1. März, V.P.Schweine- u. Saat-M., 24. April, 18. Juni, 21. Sept. Beim 2., 3. u. 4. Tags vorher V.P.Schweine-M. 10. Nov. V.P.Schweine-M.

— Saaber (Kreis Grüneberg). 22. Febr., 2. Juli, 29. Sept., 8. Dez. — Saal. K.M.: 16. März, 9. Sept. — Saalau (Kreis Danzig). 11. Sept. K.V.M. — Saalburg. K.V.M.: 2. Febr., 14. April, 2. Juli, 24. Aug., 23. Nov. — Saalfeld. K.M., 2 Tage: 10. März, 16. Juni, 8. Sept., 17. Nov.; jedesmal Freitag vorher V.P.M. Leinwand-M.: 2. Juni. — Saarmund. 19. Febr., 11. Juni, 29. Sept., 26. Nov. Beim 3. Markt Tags vorher V.Hirſe- und Flachs-M. — Sadow (Groß-), bei Naugardt. K.M.: 1. Juli; 29. u. 30. Juni Leinwand- u. Victualien-M.; V.M.: 27. April, 8. Sept. — Sachſa. 13. Juli, 2 Tage K.M.; 7. Sept., 1 Tag K.V.M.; 16. Nov., 2 Tage K.M. — Sachſenhauſen. 20. April, 24. Aug., 28. Sept. — Sagan. 2 Tage. 2. März, 4. Mai, 17. Aug., 19. Okt. V.M. am 1. Krammarktstage. W.M.: 22. Juni, 29. Sept. — Sagard, auf Rügen. 3. April, 24. Juli, 30. Okt. — Salze (Groß-). 18. u. 19. Juni, 8. u. 9. Sept. Am 1. Tage jedesm. V.M. — Salzwedel. 19. Mai, 24. Juni, 9. Okt. V.Jahr-M. — Samoczin. K.P.V.M.: 4. März, 17. Juni, 16. Sept., 16. Dez. Jeder 2 Tage. — Samter. 16. April, 15. Juli, 7. Okt., 16. Nov. K.V.M. — Sandau. 2. April, 2. Juli, 1. Okt., 12. Nov.; beim letzten Tags vorher V.M. — Sandersleben. 26. Febr. K.V.M., 11. Mai K.M., 15. Sept. K.V.M. — Sangerhauſen. K.Roß-V.M., 3 Tage: 8. Juni, 1. Okt., 10. Dez. Der letzte bloß K.M. — Schaafſtedt. K.M., 2 Tage: 6. Juli, 30. Nov.; Roß-V.M.: 27. Nov. — Scharfenort. 8. April, 17. Juni, 26. Aug., 21. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — Scheneifel. 17. März, 12. Mai, 14. Juli, 20. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Schivelbein. 18. März, 24. Juni, 25. Aug., 12. Nov. Tags vorher jedesmal V.M. — Schildau. 25. Febr. V.Roß-M., 26. 27. Febr. K.M., 20. Mai V.Roß-M., 22. 23. Mai K.M.; 11. Okt. V.Roß-M., die beiden folgenden Tage K.M. — Schkeuditz. V.M., 1 Tag: 11. März, 28. Sept.; K.M., 2 Tage: 8. Juni, 19. Okt. — Schkölen. K.M.: 2. März, 26. Okt.; bei jedem Sonnabends vorher V.M. 4. Juni V.M. — Schladen. K.V.M.: 22. Juni, 16. Nov. — Schlawe. 19. Febr. K.M., 1. April Saat-M., 19. Juni K.V.M., 23. Juli Leinwand-M., 18. Sept. K.V.M., 16. Nov. K.M., 13. Mai u. 15. Okt. Federvieh-M. — Schleiz. K.V.M.: 21. Jan., 1. April, 3. Juni, 19. Aug., 23. Sept., 28. Okt. — Schleuſingen. 13. Jan., 31. März, 22. Mai, 28. Juli, 29. Sept., 17. Nov., 10. Dez. Jahr-M.; V.M.: 11. Mai, 28. Sept., 30. Sept. Gemüſe-M. Die Jahr-M. jeder 2 Tage. — Schlieben. V.Roß-M.: 18. April, 4. Juli, 14. Nov.; K.M.: 20. April, 6. Juli, 16. Nov., jeder 2 Tage. — Schlochau. 23. Febr., 27. Juni, 3. Sept., 30. Nov. Jedesmal zugl. K.V.P.M. — Schloppe. 4. März, 21. April, 20. Mai, 15. Juli, 26. Aug., 21. Okt., 18. Nov., 16. Dez. Tags zuvor jedesmal V.P.M. — Schloßheldrungen. 31. März K.V.M., 22. Mai Roß-V.K.M., 15. Sept. V.K.M., 1. Dez. K.V.M., jeder anderthalb Tage. — Schmalkalden. K.M.: 11. Febr., 1. Mai, 25. Juli, 24. Aug., 7. Dez.; K.V.M.: 18. 19. März, 28. 29. Okt. — Schmiedeberg, in Sachſen. 2. März K.M., 6. April K.V.M., 6. Juli desgl.; 12. Okt. W.M., Tags darauf K.M., 21. Dez. — Schmiedefeld. 4. Mai, 26. Okt. — Schnakenburg. V.M.: jedesmal Tags vor den K.M. K.M.: 12. März, 17. Juni, 21. Sept., 8. Dez. — Schneeberg. K.M.: 3. März, 16. Juni, 20. Okt.; V.M.: 2. März, 5. Juni, 16. Nov. — Schneidemühl. V.K.M., 2 Tage: 24. 25. März, 8. 9. Juni, 28. 29. Okt., 8. 9. Dez. Am 1. Tage V.P.M., am 2. K.M. — Schocken. 11. März, 17. Juni, 24. Sept., 23. Dez. K.P.V.M. — Schönau. 3 Tage. 14. April, 29. Juni, 5. Okt., 7. Dez. Am 3. Krammarktstage jedesmal V.M. — Schönberg, in der Lauſitz.

2 Tage. 27. April, 23. Juni, 14. Sept., 2. Nov.; V.M.: 29. April, 27. Juni, 16. Sept., 4. Nov.; Roß-M.: 11. März. — Schöndorf, im Bunzlauiſchen. 9. März, 24. Aug., 11. Nov. — Schönebeck, bei Magdeburg. 2 Tage. 22. Mai, am 1. Tage zugleich V.M.; 9. Okt. desgl.; 4. Dez. K.M. — Schöneck, in Weſtpreußen. 2 Tage. 17. Febr., 2. Juni, 7. Juli, 14. Okt.; den 1. Tag V.M., den 2. K.M. — Schönewalde. V.Roß-M.: 22. April, 1. Juli, 21. Okt. Jedesmal die beiden Tage darauf K.M. 17. Dez. K.M. — Schönfließ. 11. Febr., 25. März, 25. Juni, 29. Okt.; V.Pf.M.: 9. u. 10. Febr., 24. März, 25. Juni, 30. Okt. — Schöningen. K.V.M.: 24. März, 23. Juni, 9. Nov. — Schönwalde, Kr. Graudenz. 27. April, 26. Okt. K.M., zugleich V.Pf.M. — Schönwalde (Kr. Neuſtadt). 6. Juli, 26. Nov. K.V.M. — Schöppenſtedt. Victualien-K.V.M.: 19. Mai, 20. Okt. — Schraplau. 2. Juli, 1. Sept., 23. Nov. Beim 1. zugleich V.M. — Schubin. 2 Tage. 2. April, 2. Juli, 24. Sept., 12. Nov. K.Pf.V.M. — Schwanebeck. 6. 7. Juli K.M., 6. Nov. K.V.Pf.M. — Schwedt. 20. April, 6. Juli, 2. Nov.; jedesmal zugleich Pf.V.M. — Schweidnitz. 4. März K.V.M., 5. u. 6. März, 27. u. 28. Mai K.Pf.V.W.M., 29. Mai K.M., 14. u. 15. Okt. K.V.W.M., 16. Okt. K.M. — Schweinitz. 9. März, 18. Mai, 2. Nov., 8. Dez. V.M.: 7. März, 16. Mai, 31. Okt. — Schwerin, im Poſenſchen. 2 Tage. 1. April, 17. Juni, 9. Sept., 11. Nov. K.V.Pf.M. — Schwetz. 2. Febr., 30. März, 11. Mai, 29. Juni, 10. Aug., 1. Sept., 26. Okt., 14. Dez. Jedesmal zugleich K.V.Pf.M. — Schwiebus. 16. März, 25. Mai, 31. Aug., 5. Okt., 30. Nov.; jedesmal zugleich V.Pf.M. W.M.: 10. Juni, 4. Nov. — Seehauſen, in der Altmark. 3 Tage. 11. Mai, 13. Juli, 28. Sept., 16. Nov. Am 1. Tage V.M. u. am 2. u. 3. Tage K.V.M.; der 2. Markt dauert nur 2 Tage. — Seehauſen, im Magdeburgiſchen. 24. Febr., 16. Juni, 6. Okt., 17. Nov. Jedesmal zugl. V.M. — Seelow. 31. März, 12. Mai, 8. Sept., 1. Dez. K.M. Tags zuvor jedesmal V.M., W.M.: 3. Aug. — Seeſen. K.Victualien-V.M.: 24. Febr., 15. Juni, 9. Nov. — Seidenberg. 2 Tage. 4. Mai, 20. Juli, 1. Okt., 7. Dez. Jedesmal zugl. V.M. — Senftenberg. 25. März, 5. Mai, 2. Juli, 11. Aug., 23. Nov.; jedesm. Tags vorh. V.Schw.-M., beim letzten Markt aber Sonnabend vorh. W.M.: 25. Mai, 21. Sept.; 13. Okt. V.Pf.Schw.-M. — Seyda. 15. Mai, 2. Okt., 4. Dez., beim 1. u. 3. Tags vorher Roß-V.M. — Sierakowitz. 12. Mai, 21. Juli, 18. Aug., 24. Nov. K.V.M. — Soldin. 27. Febr., 8. Mai, 17. Juni, 11. Sept., 3. Dez. Jedesmal Tags zuvor V.Pf.M. — Sömmerda. 23. April, 16. Juli, 17. Sept., 22. Okt. K.u.Gemüſe-M., jeder anderthalb Tage. — Sommerfeld. 25. März, 13. Mai, 9. Sept., 25. Nov. Jedesmal zugl. V.Pf.M. — Sondershauſen. 3 Tage. 23. März, 6. Juli, 9. Nov. Flachs-, Garn- u. K.M. — Sonnenburg. 24. März, 28. Mai, 18. Aug., 28. Okt. Jedesmal Tags vorher V.Pf.M. — Sonnenwalde. 3. März, 22. Mai, 7. Juli, 20. Sept., 10. Nov.; beim 1., 3., 4. u. 5. Tags vorher V.M. — Sorau. 3. Febr., 29. Juni, 14. Sept. Beim 2. u. 3. zugl. V.M. W.M.: 5. Mai, 6. Okt.; V.Pf.M.: 23. April, 25. Juli. — Spandau. 31. März, 30. Juni, 25. Aug., 20. Okt., 1. Dez. K.V.M. — Sparnberg. 2. April, 18. Juni, 8. Okt., 16. Dez. An jedem K.M. auch V.M. — Spremberg. 2. März, 25. Mai, 24. Aug., 2. Nov., 14. Dez.; beim 1., 2., 3. u. 4. zugleich V.M.; W.M.: 18. Mai, 5. Okt.; V.M.: 6. Okt. — Sprottau. 2 Tage. 1. Febr., 24. Mai, 27. Sept.; V.M.: Tags vorher. — Stadtilm. 23. März, 2. Juni, 21. Juli, 19. Okt., 7. Dez.; V.M.: 26. Febr., 3. Juni, 22. Juli, 23. Sept., 30. Okt., 8. Dez. u. jedesmal Tags nach den K.M. — Stadtoldendorf. K.M.: 31. März, 26. Mai, 22. Sept., 8. Dez. — Stargard, in Pommern. V.Pf.M.: 6. u. 21. März, 3. April, 19. Juni, 22. Okt., 6. Nov.; K.M.: 22. bis 24. Juni, 2. bis 4. Nov.; Leinwand-M.: 15. bis 20. Juni; Fettvieh-M.: 27. März, 24. April, 22. Mai. — Stargardt, in Preußen. 3 Tage. 6. April, 26. Juni, 25. Sept., 6. Nov., V.Pf.M. am 1. Tage. — Starzeddel. 7. Sept. — Staßfurth. 24. März, 23. Juni, 13. Okt., der letzte zugleich V.M., jeder 2 Tage. — Stendal. 20. März V.Roß- u. Schweine-M., 26. u. 27. Mai K.M., 29. u. 30. Sept. desgl. Bei beiden Tags vorher V.Pf.M., 19. Okt. V.Roß- u. Schweine-M., 8. u. 9. Dez. K.M.; Schweine-V.Pf.M.: 15. Juli. — Stendsitz (Kr. Karthaus). 27. April, 29. Juni, 28. Sept., 23. Nov. K.V.M.; Schw.-M.: 30. Nov., 7., 14. u. 21. Dez. — Stepenitz (Amts-), in Pommern. K.M.: 6. April, 5. Juni, 1. Okt., 9. Dez.; V.M.: 11. März, 27. Aug., 14. Okt. — Stepenitz (Dorf). 30. April, 11. Sept. — Sternberg. 25. Febr., 1. April, 20. Mai, 15. Okt., 9. Dez. Jedesmal Tags vorher V.Pf.M. — Stettin. 27. Febr. V.Pf.M., 27. April bis 2. Mai K.M., 16. bis 18. Juni W.M., 14. Sept. V.Pf.M., 23. u. 24. Okt. V.M., 26. bis 31. Okt. K.M.; Butter-M.: 7. bis 9. Mai, 28. bis 30. Sept., 19. bis 21. Okt. — Stettin (Neu-). 11. März, 2. Juli, 16. Sept., 4. Dez. K.V.Pf.M. — Stößen. V.M.: 28. März; Pf.K.M.: 17. bis 19. Mai, V.M.: 31. Sept., K.V.M.: 15. bis 17. Nov. — Stolberg. 26. Mai, anderthalb Tage; 6. bis 10. Juli, 5 Tage; 22. Okt., anderthalb Tage. 30. Sept. V.M. — Stolp. 2 Tage. 24. Febr., 7. Juli, 27. Okt. K.M., am 1. Tage V.M. W.M.: 24. Juni, 21. Sept. — Storkow. 4. Mai, 30. Juli, 2. Okt.; bei den beiden letzten Tags vorher V.M. 25. Nov. K.M. Der 1. iſt K.V.M. — Stralſund. 30. Jan. V.Pf.M., 22. Juni K.M., 9. Juni W.M., 23. Okt. V.M., 7. Dez. K.M., 8. Dez. Schuh-M. — Straßburg, in Weſtpreußen. 9. März, 11. Mai, 28. Sept., 16. Nov. Jedesmal Freitag vorher V.Pf.M. — Strasburg. 24. März, 14. Juli, 17. Nov. Tags vorher V.M. — Strausberg. 16. Febr., 1. April, 25. Mai, 28. Sept., 10. Dez. K.V.Pf.M. zugleich. — Straupitz. 18. März, 27. Mai, 7. Okt., 9. Dez. Jedesmal zugleich V.M. — Striegau. K.V.M., 2 Tage: 8.

Febr., 10. Mai, 30. Aug., 1. Nov. Die V.M. werden Dienſtags nach den Jahr-M. abgehalten. — Strzepcz. 15. Juli, 14. Okt. K.V.M. — Stuhm. 9. Febr., 30. April, 27. Juli, 16. Nov. Jedesmal Freitag vorher V.P.M. — Suhl. 24. Febr., 28. April, 16. Juni, 18. Aug., 6. Okt., 8. Dez. K.M.; V.M.: 30. April, 8. Okt. Gemüſe-M.: 5. Okt. Die K.M. 2, die andern 1 Tag. — Sullenczin. 4. Mai, 8. Juni, 27. Juli, 15. Sept., 9. Dez. K.V.M. — Swinemünde. 19. Mai K.P.M., 3. Nov. K.V.P.M.; jeder anderthalb Tage.

Tambach. V.M.: 27. April; K.M., 2 Tage: 9. Juni; V.M.: 19. Okt. — Tangermünde. 23. April, 2. Juli, 3. Sept., 3. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. K.M.: 24. Juni. — Tanna. V.K.M.: 26. Jan., 23. März, 11. Mai, 8. Juni, 3. Aug., 12. Okt., 7. Dez. — Tannrode. K.M.: 31. März, 9. Nov.; jedesmal Tags nachh. V.M. — Tempel. K.V.M.: 3. März, 2. Juni. — Teltow. 20. Aug., 12. Nov., K.V.M. — Tempelburg. V.M.: 9. März, 4. Mai, 13. Juli, 7. Sept., 8. Okt. Die K.M. Tags darauf. K.M.: 11. Nov., 18. Dez. — Templin. 19. März, 25. Mai, 9. Juli, 5. Nov. K.V.P.M. — Tennſtädt. 2 Tage. 17. Febr., 11. Juli, 13. Okt.; jedesmal Vormittags V.M. — Teuchern. 21. bis 22. April, am 1. Tage auch V.M.; 17. u. 18. Juli Roß-V.M.; 29. u. 30. Okt. K.M. — Teupitz. 16. März, 18. Mai, 17. Aug., 30. Nov. K.V.M. — Thamsbrück. 22. Juni, 9. Sept. — Thedinghauſen. K.V.M.: 30. April, 8. Okt. — Thimmendorf. K.V.M.: 31. März, 21. April, 26. Juni, 3. Aug., 5. Okt. — Thorn. 5. Jan., 8. Juni, 28. Okt., jeder 8 Tage. Am 1. Tage jedesmal V.P.M. — Tiefenau (Kreis Marienwerder). 2. Febr., 24. Juni. — Tiegendorf. 26. Jan., 13. Juli, 8. Sept. — Tirſchtiegel. 16. April, 25. Juni, 1. Okt., 19. Nov. K.V.M. — Tolkemit. 12. Jan., 20. Juli, 28. Sept. — Torgau. 9. bis 14. März K.M., 27. April V.M., 10. u. 11. Juni V.M., 15. bis 21. Juni K.M., 19. Sept. V.M., 21. bis 26. Sept. K.M. — Trampken (Groß-), Kr. Danzig. K.V.M.: 2. Febr., 14. Dez. — Trebbin. 26. Jan., 6. April, 8. Juni, 7. Sept., 19. Okt., 14. Dez. Sonnabend vor dem 2., 3., 4. u. 5. Markt V.P.M. — Trebſchen (Kr. Züllichau). 27. Jan., 23. Juni, 27. Okt. — Treffurt. K.M.: 22. März, 10. Mai, 26. 27. Juli, 6. Sept., 8. Nov.; V.Flachs-M.: 23. März, 9. Nov.; Flachs-M.: 11. Mai, 7. Sept. — Treptow, an der Rega. 30. März, 29. Juni, 28. Sept.; V.M.: 11. März, 8. u. 22. April, 13. Mai. — Treptow, an der Tollenſe. K.M., 2 Tage: 26. Febr., 18. Juni, 15. Okt.; V.M.: 13. Febr., 2. April, 17. Juni, auch V.M. 27. Aug., 27. Okt.; auf dem 1. u. 4. werden auch Pferde verkauft, der 2. u. 3. ſind Fettvieh-M.; V.M.: 7. Okt. — Treuenbrietzen. 30. März, 18. Mai, 29. Juni zugleich V.M., 28. Sept. zugleich V.Flachs-M., 2. Nov., 7. Dez., bei beiden zugleich V.Flachs-M. — Triebel. 28. Febr., 6. April, 6. Juli, 25. Sept., 7. Nov., 19. Dez.; dem 2., 3., 4. u. 5. zugleich V.M. V.M.: 23. Mai, 31. Aug. — Tribſees. K.P.V.M.: 19. März, 30. Juli, 23. Okt. — Tuchel. 23. März, 22. Mai, 13. Juli, 24. Aug., 19. Okt., 23. Nov.; jedesmal zugl. V.P.M. — Tuz. 2. März, 18. Mai, 13. Juli, 23. Nov. V.P.K.M.

Uebigau. K.M.: 23. März, 17. Aug., 19. Okt., V.M.: 21. März, 15. Aug., 17. Okt. — Ueckermünde. 25. u. 26. Juni, 1. u. 2. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Uelzen. V.P.M.: 26. Febr., 19. März, 16. April, 18. Juni, 22. Okt., 26. Nov. — Uſedom. 31. März, 7. Juli, 8. Okt. An den beiden erſten auch P.M., bei dem letzten aber V.P.K.M. zugleich, 2 Tage. — Uffeln. 10. Aug., zugleich V.M.

Vandsburg. 19. März, 21. April, 2. Juli, 30. Okt. Zugleich V.P.M. — Vechelde. Victualien-K.M.: 9. Nov. — Veitsrodt (Fürſtenthum Birkenfeld). 15. April, 4. Mai, 21. Juni, 20. Juli, 18. Aug., 21. Sept., 26. Okt. K.V.M. — Vetſchau. 4. Mai, 17. Aug., 26. Okt.; Freitag und Sonnabend vorher jedesmal V.M. — Vierraden. 30. März, 28. Sept., 11. Dez. Jedesmal zugleich V.M. — Vietze. K.M.: 19. Juni, 21. Okt.; jedesmal auch V.P.M. — Vorsfelde. K.V.M.: 17. März, 19. Mai, 27. Aug., 30. Okt.

Wahrenbrück. 15. April Roß-V.M., 20. April K.M., 23. Juni Roß-V.M., 24. Juni K.M., 14. Dez. K.Flachs-M. — Waldau. 7. April, 5. Okt. — Waldau oder Waldowo, Dorf, im Kreiſe Flatow. 2. Juni, 27. Juli K.V.P.M. — Waldeck. 9. März, 30. Juni, 15. Sept., 12. Dez. — Walkenried. K.M.: 17. u. 18. Aug. — Wallbeck. 19. März, 11. Mai, 14. Sept., 29. Okt. K.V.M. — Wallhauſen. 2 Tage. 24. März, 20. Okt. — Walſchleben. 2 Tage. 30. Juni, 25. Sept., 28. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — Waltershauſen. K.V.M., 2 Tage: 18. März, 21. Okt.; K.M.: 17. Juni. — Wangerin. K.M.: 17. März, 26. Mai, 18. Aug., 2. Okt., 22. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Wanzleben. 2 Tage. 4. 5. Juni K.M., 1. 2. Okt. K.V.M., am 1. Tage V.M. — Wartenberg. 16. März, 25. Mai K.V.M.; 11. Juni V.M., 14. Sept., 16. Nov. K.V.M.; 4. Dez. Flachs-M. — Wartenberg (Deutſch-). 2 Tage. 15. März, 24. Mai, 13. Sept., 1. Nov. An jedem zugleich Hanf- u. Flachs-M.; V.M. zugleich am 2. Tage. — Weferlingen. 12. März, 23. Juli, 15. Okt., 26. Nov. K.V.M. — Wegeleben. 9. Juli, 5. Nov. — Weida. 21. März V.M., 21. März K.M., 5. Mai K.M., 2. Mai V.M., 13. Juni V.M., 15. Juni K.M., 17. Okt. V.M., 20. Okt. K.M., 28. Nov. V.M., 1. Dez. K.M. — Weimar. 25. Mai, 20. Juli, 12. Okt. K.V.M., jeder 3 Tage. V.M.: 15. Juni, 3 Tage. 11. Okt. Zwiebel-M. — Weißendorf (Fürſtenthum Schleiz). 18. Nov. K.M. — Weißenfels. V.M.: 27. Febr., 11. Sept.; Roß-M.: 26. 27. Okt.; K.M., 3 Tage: 3. März, 14. Juli, 15. Sept. — Weißenſee. 24. März, 14. Juli, 24. Okt., 8. Dez. Jeder 2 Tage. — Werben, in der Altmark. 8. Mai, 10. Juli, 2. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — Werben, in Pommern. 4. Mai, 9. Okt. Bei beiden Tags vorher V.M. — Werder. 26. März, 4. Juni,

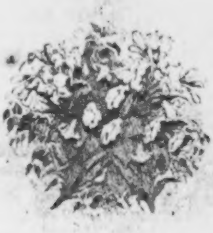
13. Okt., 9. Nov., 16. Dez. — Wernigerode. 3 Tage. 2. März, 25. Mai, 7. Dez. Jedesmal zugleich V.M. — Wettin. 2 Tage. 6. März, 29. Juni, 15. Sept. K.M., zugleich Roß-V.M. beim letzten Markte. 3. Dez. K. Flachs-M. — Wieda. Victualien-K.M.: 27. Sept. — Wiedelah. K.V.M.: 10. Mai, 11. Okt. — Wiehe. 25. März, 11. Mai, 24. Aug., 27. Okt. V.M. K.M.: 26. 27. März, 12. 13. Mai, 25. bis 27. Aug., 28. 29. Okt. — Wildungen. 3. Febr., 31. März, 21. April zugl. V.M., 19. Mai, 21. Juli, 29. Sept. zugl. V.M., 10. Nov., 17. Dez. — Willenberg. K.M., 2 Tage: 30. März, 6. Juli, 28. Sept., 30. Nov. Jedesmal Sonnabend vorher V.P.M. — Wilsnack. 24. Febr., 16. Juni, 18. Aug., 3. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M. — Wippra. 11. Juni, 5. Nov. Jeder anderthalb Tage, zugleich auch Flachs-M. — Wittenberg (Klein-). Roß-V.K.M.: 28. Mai, 7. Sept. — Wittenberg. K.M., 6 Tage: 27. April, 19. Okt., 14. Dez.; V.M.: 11. Okt. — Wittenberge, in der Priegnitz. 26. Mai, 17. Juli, 13. Okt., 1. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — Wittichenau. 6. April, 2. Juni, 3. Aug., 5. Okt. — Wittingen. K.V.M.: 16. März, 29. Juni, 31. Aug., 11. Nov. — Wittſtock. 3. März, 28. April, 24. Sept., 1. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — Wörlitz. K.V.M.: 1. April, 9. Juli, 12. Okt. — Woldenberg, in der Neumark. 4. Febr., 13. Mai, 9. Sept., 4. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Wolfenbüttel. V.K.M.: 16. März, 22. Juni; K.M.: 8. Okt., 7. Dez.; V.M.: 13. Juli, 9. Okt. — Wolgaſt. 16. März V.P.M., Tags darauf K.M., 21. Sept. desgl. — Wollin. K.M.: 6. März, Tags vorher Victualien-M.; P.M.: 31. März; K.M.: 10. Juni, Tags vorher Victualien-M.; P.M.: 20. Juli; K.M.: 29. Sept., Tags vorher Victualien-M., Fettvieh- und Schweine-M.: alle Montage von Michaeli bis Weihnachten. — Wollſtein. 23. Febr., 17. Aug., 15. Okt., 30. Nov. Getreide-K.V.M. — Wollmirſtädt. 2 Tage. 8. Mai, 13. Nov. Am erſten Tage zugleich V.M. — Wongrowitz. K.V.M., 2 Tage: 6. März, 27. Mai, 16. Sept., 18. Nov. — Worbis. 2 Tage. 9. Febr., 4. Mai, 20. Juli, 16. Nov. Zugleich V.M. am 2. Tage. — Wreſchen. 22. April, 12. Aug., 12. Nov. — Wriezen, an der Oder. 11. März, 24. Juni. Bei beiden Tags vorher V.M. 17. Aug. V.M., 14. Okt. K.M., Tags vorher V.M.; V.M.: 6. Nov., 8. Dez. — Wronke. 19. Febr., 2. Juli, 15. Okt., 17. Dez. K.V.M. — Wurzbach. K.V.M.: 28. Jan., 15. April, 27. Mai, 22. Juni, 12. Aug., 19. Okt., 9. Dez.; beſondere V.M.: 25. Febr., 4., 11., 18. u. 25. März, 1., 8. u. 15. April. — Wuſterhauſen, an der Doſſe. 5. Febr. V.M., 25. April, 25. Juni, 22. Okt.; jedesmal Tags vorher V.P.Schweine-M. — Wuſterhauſen (Königs-). 28. Sept. V.M., Tags nachher K.M. — Wuſtrow. K.V.M.: 13. Mai, 22. Juni, 7. Juli, 2. Okt. — Wyk. 7. Okt. V.M., 6. Nov. K.M.

Zachan. 25. März, 29. Juli, 11. Sept., 19. Nov. Beim 1., 3. u. 4. Tags vorher V.P.M. — Zadna. 21. März Roß-V.M., 23. März K.M., 6. Juni Roß-V.M., 8. Juni K.M., 5. Sept. Roß-V.M., 7. Sept. K.M., 14. Nov. Roß-V.M., 16. Nov. K.M. — Zanow. 20. Febr., 30. April, 17. Aug., 28. Sept. K.P.V.M. — Zehden. 31. März, 26. Juni, 8. Okt., 15. Dez. K.V.P.M., beim 2. auch W.M. — Zehdenick. 2. April, 11. Juni, 22. Okt., 3. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — Zeitz. 23. März Meß-M., 12. 13. Mai K.M., 6. Juni V.M., 28. 29. Juli K.M., 23. Sept. V.M., 24. 25. Sept. K.M., 2. Nov. Meß-M., 14. Nov. V.M.; ſämmtliche Jahrmärkte fangen am 1. Tage Mittags 12 Uhr an und enden am 3. Tage Mittags 12 Uhr. — Zella. K.V.M.: 2. April, 28. Mai, 17. Sept., 17. Dez. — Zeltin. 23. März, 28. Sept. — Zempelburg. 7. April, 25. Mai, 28. Sept., 10. Nov. Zugl. V.P.M. — Zerbſt. 20. April K.M., 23. April P.V.M., Tags vorher Schau-M.; 31. Aug. desgl.; 24. Aug. K.M., hat Meßfreiheit und dauert 15 Tage. 19. Okt. P.V.M.; Tags vorher Schau-M., 21. Okt. K.M., 8 Tage. — Zerbſter Kokuhn. K.V.M.: 17. Febr., 30. Juni. — Ziegenrück. V.M.: 18. u. 25. März, 1. April; K.V.M.: 11. März, 6. April, 19. Mai, 12. Okt., 4. u. 11. Nov. — Zielenzig. 25. März, 17. Juni, 16. Sept. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Zieſar. 12. März V.K.M., 19. Mai K.V.W.M.; 10. Sept., 12. Nov. K.M. — Ziethen (Kreis Schlochau). 18. Mai, 23. Juli, 22. Okt. K.P.V.M. — Zinna. 26. Febr., 9. Juli, 3. Dez. Jedesmal K.V.M. — Zippnow (Dorf, Kreis Crone). K.P.V.M.: 13. Mai, 28. Okt. — Zirke. 26. März, 16. Juli, 17. Sept., 2. Nov. K.V.M. — Zittau. 7. März, 23. Mai, 5. Sept., 28. Nov. Jedesmal K.V.M. — Zobten. 10. Mai, 16. Aug., 25. Okt. K.M.; Tags darauf V.M. — Zörbig. 2 Tage. 2. Febr., 25. Juni, 15. Okt. Jedesmal zugl. V.M. — Zorge. Victualien-K.M.: 30. Aug. — Zoſſen. 25. März, 17. Juni, 9. Sept., 21. Okt., 2. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — Zuckau (Kreis Karthaus). 25. Juni, 27. Nov. K.V.M. — Züllichau. 10. Jan., 20. April, 29. Juni, 17. Aug., 19. Okt. — Züſchen. 3. März, 26. Mai, 1. Sept., 24. Nov. — Zwickau. Roß-V.M.: 9. März, 27. Juli, 3. Nov.; K.M.: 10. März, 8. Juni, 15. Sept., 1. Dez.; V.M.: 13. Mai, 15. Juni. — Zobelta. 2. Juni, 14. Okt. K.V.M.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen
Leitung gefertigt.



Die Lilie, das Bild der Unſchuld, ſpricht:
Vergiß mein nicht!
Und wie an Allem ſich die Winden ranken,
So winde treu um Alles den Gedanken:
Im Glück und Leid erwehre Dich des Böſen,
Bis über Sternen ſich die Räthſel löſen;
Denn jeder Stern im Namen Gottes ſpricht:
Vergiß mein nicht!

1846.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

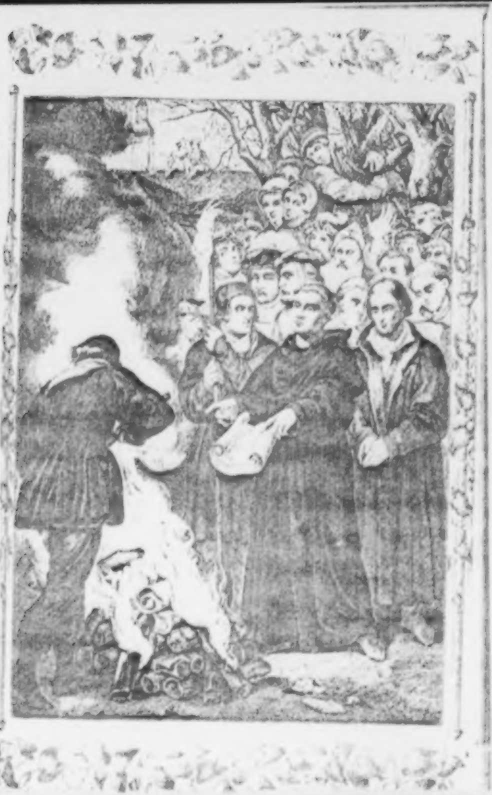
Luther's Tod

am 18. Februar 1546.

Schon in mehreren Jahrgängen unſers Büchleins iſt von Luther, ſeinem Wirken und ſeinen Denkmale die Rede geweſen. Um jetzt würdig abzuſchließen, erinnern wir vor der Erzählung von ſeinem Ableben nochmals an ſein erſtes entſchiedenes Auftreten gegen den Papſt; wir meinen das Verbrennen der von Rom gegen ihn erlaſſenen Bannbulle.

Wie kam nun aber dieſer in ſeiner Jugend ſo „arme, elende und verachtete Bruder, mehr einer Leiche, denn einem Menſchen gleich, in ſeinem Zittern und Zagen vor des Papſtes Majeſtät“ (Luther's eigene, oft wiederholte Ausdrücke) dahin, den Bann des Papſtes ſo zuverſichtlich und nachdrücklich zu erwiedern? Nicht auf einmal; er mußte von ſeinen Feinden gedrängt, in der Erkenntniß der Wahrheit allmälig bis dahin gefördert werden, wo jener Schritt der Verbrennung der Bulle als eine unabweisliche Nothwendigkeit ſich ergab. In den 95 Theſen, welche Luther am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg anſchlug, ſteht der Papſt noch unerſchütterlich feſt als der erſte Geiſtliche der Chriſtenheit, der ſogar zum Ablaß befugt iſt (d. h. dieſen letztern als ſeelſorgerliche Amtshandlung betrachtet), und nur gegen den Mißbrauch des Ablaſſes erhebt ſich Luther, weil er darüber im Beichtſtuhl die traurigſten Erfahrungen gemacht hatte. Die Theſen waren alſo durchaus kein Abſagebrief gegen das Papſtthum, wie man ſo gewöhnlich glaubt, ſondern enthielten nur, wie Luther am Schluſſe ſagte, eine „Meinung" über den Ablaß, über welche er Andere um Belehrung bat. Der päpſtliche Gegner Luther's, der Dominikaner Sylveſter Prierias, mißverſtand den Streitpunkt gänzlich und ſtellte die Theſen als Angriff auf die angemaßte Macht des Papſtes dar, die er aber ſo ſchlecht vertheidigte, daß Leo X ſeinem Anwalt ſelbſt Stillſchweigen auferlegte. Luther beſchwerte ſich 1518 in einem Briefe an den Papſt, daß man ihn ſo „berüchtige", während er „die geiſtliche Oberkeit und Gewalt rein und einfältig geſucht habe"; er erklärt in dieſem Schreiben noch, daß „Sr. Heiligkeit Chriſti Stimme ſey, der durch ſie handle und rede, und bei Luther's Ehrlichkeit hat man hinter dieſen Worten keinen Hinterhalt zu ſuchen. Bekanntlich zog Cajetan im Disputiren gegen Luther den Kürzern, und Luther appellirte „von dem ſchlecht unterrichteten Papſte an den beſſer zu unterrichtenden"; Miltitz brachte dann zwar durch ſeine Gewandtheit Luther wirklich dahin, nachzugeben, aber es war damit jetzt zu ſpät, und dieſer wurde durch die Heftigkeit ſeiner Gegner immer weiter geſtoßen. Wie herzlich willig Luther damals noch geweſen, ſieht man aus dem Briefe, den er am 3. März 1519 an den Papſt ſchrieb. Er nennt darin „die römiſche Kirche vor allen andern geehrt und daß keine Urſache ſo groß ſey, daß man ſich von derſelben trennen oder ſcheiden ſolle, da es dadurch nicht beſſer werde"; er weigerte ſich auch nicht, die päpſtliche Macht anzuerkennen, „denn daran", ſagt er, „der Seelen Seligkeit gar nichts gelegen, und wie weit die Gewalt und Oberkeit des römiſchen Stuhles ſich erſtrecke, laß die Gelehrten ausfechten." Allein kaum einige Monate ſpäter zog Doktor Eck unſern Luther in die Leipziger Disputation hinein und der unzeitige Eifer jenes Theologen drängte ihn, der die jetzt die päpſtliche Macht für ein gleichgültiges „Mittelding" erklärt, bis zu der Behauptung, daß die Kirche kein anderes *nothwendiges* Oberhaupt habe, als Chriſtus. Der anweſende Herzog Georg fluchte darüber zwar: „Das walt' die Sucht!" und Eck erwiederte ſehr anzüglich: dergleichen ſey offenbar huſſitiſche Ketzerei. Aber Luther entgegnete mit dürren Worten: nicht alle Lehren von Huß ſeyen Ketzereien, und da Eck aus Bibel und Geſchichte nichts für die Oberherrſchaft des Papſtes aus göttlichem Recht beibringen konnte, ſo war Luther's Sieg entſchieden. Nach dieſer Disputation (27. Juni bis 16. Juli 1519) ſchied ſich Alles in Papiſten und Anti-Papiſten, und daran war nur Eck ſchuld, der ſich durch Luther's Beſiegung Ruhm und Anſehen erwerben wollte. Jetzt freilich drang Luther entſchiedener vorwärts und widerlegte in der vielgeleſenen Volksſchrift: „An Kaiſerliche Majeſtät und den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, von des chriſtlichen Standes Beſſerung" die Behauptungen: daß weltliche Macht nicht Recht habe über den Papſt, daß nur der Letztere die heilige Schrift auslegen und ein Concil berufen dürfe. Doch als Luther dieſe Schrift im Juni 1520 ausgab, erſchien auch zu derſelben Zeit die Bannbulle gegen ihn, die Eck zu Rom erwirkt hatte, und Luther ſchrieb: „Geht Gewalt für, ſo walt es Gott, ich will es fröhlich wagen in dem Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti." Dann verfaßte er ſeine Schrift „von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche"; und obwohl Miltitz auch jetzt noch mit ſeinem Vergleichsplan bei Luther Eingang fand — „auf mich iſt noch nichts gebaut, ſo mag auch mit mir nichts fallen“, ſagte er demüthig — ſo macht er doch in dem jetzigen Schreiben an den Papſt, vom Jahr 1520 noch, einen Unterſchied zwiſchen der Perſon Leo's, der wie ein Schaf unter den Wölfen, wie ein Daniel unter den Löwen ſitze“, und dem römiſchen Hofe, der, wie der Papſt ſelbſt bekennen müſſe, „ärger und ſchändlicher ſey, denn je kein Sodoma, Gomorrha und Babylonien geweſen, ja eine Mördergrube, ein Haupt und Reich aller Sünde.“ Und wieder war es Eck, der ihn unaufhaltſam vorwärts trieb; denn dieſer verbreitete die Bulle gegen Luther, und wenn er auch in manchen Gegenden damit nur Hohn einerntete, ſo wurden doch auch in den Landen eifriger Papiſten Luther's Schriften verbrannt. Dieſer hielt die Maaßregel für eine ſolche, die nicht gegen ſeine Perſon, ſondern gegen die evangeliſche Wahrheit gerichtet ſey, und bekannte in ſeiner Schrift: „wider die Bulle des Antichriſts“: „Ich bin von Gottes Gnaden frei, darf und will mich alſo der Dinge keines Andern tröſten noch entſetzen.“ Gewaltſam aus der römiſch-katholiſchen Kirche ausgeſtoßen, beſchloß er nun endlich auch ſeinerſeits durch einen öffentlichen Akt die Annahme des Bannes zu erklären. Am 10. Dezember 1520 wurde vor dem Elſterthore zu Wittenberg ein kleiner Scheiterhaufen aufgethürmt; Luther erſchien, von vielen Doktoren und Studenten begleitet, und warf das päpſtliche kanoniſche Recht, worauf allein das Papſtthum ruht, ſammt der gegen ihn ergangenen Bulle mit den Worten in's Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“

Wir wenden uns nun zu den letzten Lebenstagen des großen Mannes und zu ſeinem Scheiden von dieſer Erde. Von leiblichen Schmerzen und von geiſtlichen Sorgen um die Kirche faſt ermüdet, ſah Luther den Abend ſeines Lebens herankommen. Er hatte ſich von den Vorleſungen in Wittenberg zurückgezogen, ja, durch Aergerniſſe in Wit



tenberg entrüſtet, war er ſogar 1545 auf längere Zeit aus der Stadt entwichen, und dabei ſah er die Spannung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zu einer Höhe ſteigen, daß der Ausbruch offener Feindſeligkeiten zwiſchen Beiden unvermeidlich erſchien. Da war denn ſein ſehnlichſter Wunſch, zu ſterben, ehe das Unglück hereinbräche, und er erfreute ſich dabei des Troſtes (Jeſ. 57, 1), daß die Gerechten ſollten weggerafft werden vor dem Unglück. Aber er ſollte wenigſtens nicht in Wittenberg, wohin man ihn endlich doch wieder vermocht zu kommen, das Ende ſeiner Tage ſehen. Von der Grafſchaft Mansfeld war ein Theil katholiſch geblieben, der andere zur evangeliſchen Confeſſion übergegangen; beide Theile waren nun mit einander wegen ihrer Kupfer-Bergwerke zerfallen, hatten aber Luther gebeten, ihre Streitigkeit zu ſchlichten. So unangenehm dem Manne, der der Welt lieber „quitt" geweſen wäre, ein ſolcher Handel war, ſo konnte er doch nicht gut umhin, darauf einzugehen und reiſte am 23. Januar 1546 von Wittenberg ab. Auf der Grenze wurde er von den Grafen von Mansfeld mit 113 Pferden ehrerbietigſt empfangen, um ihm weiter das Geleit zu geben. Schon vor Eisleben wandelte ihn eine Unpäßlichkeit an, die er jedoch glücklich überwand. Er langte in der Stadt ſelbſt an und mit ihm Juſtus Jonas, der ihm von Halle aus das Geleit gegeben, ſo wie ſeine zwei Söhne Martin und Paul. Er fühlte ſich nun wieder etwas beſſer und fing an, die Angelegenheit der Grafen zu unterſuchen, ſo wie er auch einige Male in der Hauptkirche der Stadt zu St. Andreas predigte, das heilige Abendmahl austheilte und zwei Prediger ordinirte. Dennoch fühlte er ſich oft wieder ſehr krank und wurde ſelbſt von Todes-Ahnungen heimgeſucht, daß er einmal äußerte: „Ich bin in Eisleben geboren, es ſcheint, als ſollt' ich auch hier ſterben!" *) Ein andermal: „Habe ich die Grafen verſöhnt und geeinigt, ſo wird's für mich Zeit ſeyn zu ſterben." Seine Freunde ermahnte er fort

---

*) Die nächſte Seite zeigt Eisleben im Bilde.

und feſt, an der reinen Lehre zu halten; er betete auch ſehr viel und mit ſehr brünſtigem Herzen für den Beſtand der reinen Lehre. So war ihm endlich ſeine letzte Stunde näher gekommen, als er ſelbſt wohl meinte. Am 17. Februar gegen Abend überfiel ihn abermals eine große Schwäche, daß er ſich legen mußte; er wünſchte den anweſenden Freunden und den Grafen gute Nacht und bat ſie, ſie möchten Gott bitten, daß ſein Wort im Kampfe gegen Papſt und Concil nicht zu Schanden werde. Er ſchlief darauf ruhig ein; aber der Schlummer war nicht von langer Dauer, weil neue Beängſtigungen ihn weckten. Man wollte ihm mit warmen Tüchern helfen, man rief zwei Aerzte herbei und die Gräfin bemühte ſich, ihm ſeine Leiden mit geiſtigen Waſſern zu lindern; aber Alles blieb ohne Erfolg, und Luther fühlte nun ſelbſt, etwa eine Stunde vor dem wirklichen Abſcheiden, das Kommen des Todes. Eine halbe Stunde vor ſeinem Ende betete er: „Mein himmliſcher Vater, ewiger, barmherziger Gott, du haſt mir deinen lieben Sohn, unſern Herrn Jeſum Chriſtum offenbart; den habe ich gelehrt, den habe ich bekennet, den liebe ich, den ehre ich vor meinen Heiland und Erlöſer, welchen die Gottloſen verfolgen, ſchänden und ſchelten — nimm meine Seele zu dir!“ Danach rief er drei Mal lateiniſch: „In deine Hände befehle ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſet, Herr, du getreuer Gott!“ worauf er den Spruch hinzufügte: „Ja, alſo hat Gott die Welt geliebet ꝛc. (Joh. 3, 16.)“ Nun ſchwieg er. Doktor Jonas und M. Michael Cölius, Prediger zu Mansfeld, riefen ihm zu: „Allerliebſter Vater, bekennet Ihr denn Chriſtum, den Sohn Gottes, unſern Heiland und Erlöſer?“ — Da antwortete er laut und mit ſtarker Stimme: „Ja!“ ſchwieg dann wieder und verſchied ſanft mit gefaltenen Händen, ſo daß man ſeinen letzten Athemzug kaum bemerkte. Er ſtarb im 63ſten Jahre, am 18. Februar 1546, früh zwiſchen zwei und drei Uhr. — An demſelben Tage wurde ein zinnerner Sarg gegoſſen, und die Leiche am 19ten in der

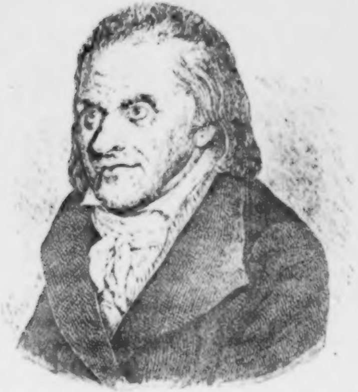
Andreas-Kirche beigeſetzt. Am 20. Februar brachte man dieſelbe auf den Weg nach Wittenberg, wohin viele Grafen, Herren und Bürger ſie geleiteten. In den Ortſchaften, welche der Zug berührte, wurden alle Glocken geläutet. In der Schloßkirche zu Wittenberg ward die Leiche beigeſetzt.

Wir ſchließen mit den Worten aus der Leichenrede, welche Philipp Melanchthon ihm gehalten: „Ein Jeder, der ihn recht gekannt, muß dieſes zeugen, daß er ein ſehr gütiger Mann geweſen und unter den Leuten mit allen Reden holdſelig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, ſtürmiſch, eigenſinnig oder zänkiſch; und war doch daneben ein Ernſt und eine Tapferkeit in ſeinen Worten und Geberden, als in einem ſolchen Manne ſeyn ſollte. Daher offenbar iſt, daß die Härtigkeit, ſo er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht eines zänkiſchen und boshaften Gemüthes, ſondern eines großen Ernſtes und Eifers für die Wahrheit geweſen iſt."

Und daß wir kürzlich unſre Meinung über die „Härtigkeit" Luther's ausſprechen: ſo wenig dergleichen ſonſt zu billigen, in ſeiner Stellung war ſie nothwendig. Sollte eine proteſtantiſche Kirche gegründet werden, brauchte ſie einen ſo harten Eckſtein, einen geiſtig unbeugſamen Mann, der ſo lange ihren Mittelpunkt darſtellen konnte, bis ſie eine ſolche Feſtigkeit gewonnen, ihn entrathen zu können. Keiner aber von allen ſeinen Zeitgenoſſen hatte die Kraft und Feſtigkeit, wie er. Keiner ſolchen Glauben und dieſe allſeitige Fülle des Geiſtes, welche uns noch heute bei dieſem Gottesmanne in Erſtaunen ſetzt. Keiner dieſe volksthümliche Beredſamkeit und religiöſe Tiefe — und das Alles war nöthig bei dem, welcher der evangeliſchen Kirche feſten Beſtand geben ſollte.

⁂

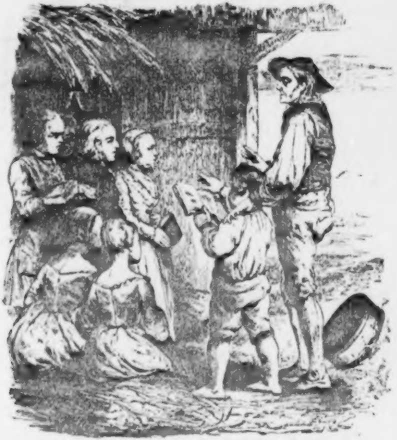
Heinrich Peſtalozzi.



Unter den Männern, welche ihr ganzes Leben dem Volke gewidmet, um deſſen vielgeſtaltiges Elend zu heben, verdienen wohl wenige in Aller Herzen und in treuem Angedenken mit dem Recht fortzuleben, wie **Heinrich Peſtalozzi**, deſſen Jahrhunderts-Geburtsfeſt auf den 12. Januar des Jahres 1846 fällt, demnach mit Unrecht ſchon 1845 an jenem Tage verſchiedentlich gefeiert worden iſt. Dieſem Manne gehört um ſo mehr die Verehrung der Nachwelt, weil er bei aller ſpätern Anerkennung der Zeitgenoſſen doch als Märtyrer ſeiner Menſchen- und Kinderliebe hat leben müſſen und ſich verhöhnen laſſen von denen, die immer erſt an ſich denken, Andere aber zurückdrängen und vergeſſen; denn **Peſtalozzi** hatte, bei der Tiefe und Großartigkeit ſeiner verbeſſernden Umſchaffungs-Pläne für Volkserziehung und Unterricht, ein ſo liebreiches Herz, daß er, um Vielen zu helfen, ſich ſelbſt vergaß und bis an ſein Ende darin ſich gleich blieb.

Heinrich Peſtalozzi war der Sohn eines Arztes und wurde am 12. Januar 1746 zu Zürich geboren. Seit ſeinem neunten Jahr wohnte er oft wochenlang bei ſeinem Großvater, einem Dorfprediger und chriſtlich würdigen Manne, aus deſſen Umgange er den Grundſatz gewann: daß man die lebendige Gottesfurcht nicht lernen könne, ſondern ſie ſich aneignen müſſe aus dem, was man im Umgange mit frommen Menſchen ſehe und höre. In der Schule war der Knabe überall voran, wo es galt zu denken oder Sinn für Recht an den Tag zu legen; dagegen blieb er in manchen Dingen auffällig zurück, beſonders hatte er nicht den mindeſten Sinn für Ordnung oder Schönheit, weshalb er auch in ſeinem Betragen ein gewiſſes linkiſches Weſen nie los wurde. Wie ſehr er für das Recht glühte, beweiſt, daß er der Schulbehörde in Zürich die Zügelloſigkeit einer Schule aufdeckte und deshalb, obgleich man ſeine Angaben beſtätigt fand, flüchten mußte. Unter den Lehrern, welche ſich um Peſtalozzi's Bildung beſonders verdient machten, hat er mit wahrer Verehrung jenen Bodmer genannt, der durch ſeine literariſchen Streitigkeiten bekannt geworden iſt; von ihm lernte er die alten Schriftſteller Griechenlands und Roms leidenſchaftlich lieben und einen beharrlichen Gleichmuth, der es ihm möglich machte, ſeiner Idee im Aeußern alle möglichen Opfer zu bringen, die Andern ſehr ſchwer zu fallen pflegen. Erſt wollte er Geiſtlicher werden, weil ihm jedoch dieſe Laufbahn zu wenig Spielraum bot, wandte er ſich der Rechtsgelehrſamkeit zu und ſchrieb, obgleich ſeine Schul-Zeugniſſe in manchen Punkten ſehr ſchlecht waren, etwas über die Geſetzgebung der Spartaner. Nun hätte er gern durch ein öffentliches Amt in der Staatsverwaltung der Schweiz ſich thätig gezeigt; allein er ſtand immer entſchieden auf der Seite der Armen und Unrechtleidenden, und das verſchloß ihm alle Wege. Wie ſollte er nun ſeiner Liebe zum Volke und ſeinem Drange genügen, der Bedürftigkeit des großen Haufens, welche er ſchon damals in deſſen geiſtiger und ſittlicher Verwahrloſung fand, abzuhelfen? Unterdeß hatte er jedoch Rouſſeau's „Emil“ und die in dieſem Buche entwickelten Gedanken über Erziehung kennen gelernt, auch manche Verſuche ſeines Großvaters, Schule und häusliche Erziehung in Einklang zu bringen; er faßte alſo den Entſchluß, Schulmeiſter zu werden, und, um das dem Landvolk ſeyn zu können, ſich dem Landbau zu widmen. Er wollte den Schlendrian des gewöhnlichen Unterrichts abſchaffen, wollte unter den Kindern leben, ihre Neigungen ſtudiren und leiten, ſie an Ordnung und Thätigkeit und helle Einſicht gewöhnen, um ſie bei allem äußern Drucke doch innerlich frei zu machen. Er trieb ein Jahr die Oekonomie bei dem Berner Tſchiffeli, verband ſich mit einem reichen Handelshauſe in Zürich, um den Anbau des Krapps zu befördern und kaufte von ſeinem Erbe bei Lenzburg im Aargau ein Landgut, den Neuhof. Dies geſchah 1768 und ein Jahr ſpäter verheirathete er ſich mit Anna

Schultheß aus Zürich, die ihr ganzes Leben hindurch bis zu ihrem Todesjahre (1816) ihrem Manne als ein Schutzengel mit Rath und Troſt zur Seite geſtanden; ſelbſt auf ihrem Grabe hat er ſich ſpäter noch Kraft in ſeinen Leiden geholt. Peſtalozzi verſtand den Haushalt nicht, und ſein Mangel an Ordnung ließ ihn mit ſeinen Plänen in Neuhof ſcheitern; aber doch nahm er in ſeiner Noth (1775) noch über funfzig Bettelkinder von der Straße in Koſt und Pflege, denen er immer zur Seite blieb und die Arbeit zur Schule machte, bis die völlige Zerrüttung ſeines Vermögens die Kinder zerſtreute und ihn zur Verpachtung ſeines Gutes nöthigte. In dieſer Zeit unfreiwilliger Muße ſchrieb er — „ich würde Perrücken machen, um für Weib und Kind Brod zu verdienen", war ſein Grundſatz — das Volksbuch „Lienhard und Gertrud", das (1781) in Berlin erſchien und ſolches Aufſehen erregte, daß die Berner ökonomiſche Geſellſchaft ihm ein Dankſagungs-Schreiben nebſt funfzig Dukaten und einer goldenen Ehrenmünze deſſelben Werthes übermachte, er auch von manchen bedeutenden Männern Einladungen erhielt. Doch er verließ Neuhof nicht, deſſen Ertrag ſehr gering war und das ihm viel koſtete; obgleich auch die fernere Schriftſtellerei bewies, daß er dafür nicht gemacht ſey und noch weniger für Geld-Erwerb durch die Feder. Da ſchlug die franzöſiſche Revolution in die Schweiz herüber; das Volk ſollte frei ſeyn und ſtieg im Werthe, folglich auch der Volksmann Peſtalozzi, den man (1798) zum Direktor einer Muſterſchule im Aargau machen wollte; ſchlimme Ereigniſſe traten indeß dazwiſchen. Die alten Kantone ſtanden gegen die Franzoſen und die neue helvetiſche Regierung auf, am 9. September wurde Stanz eingenommen, die Umgegend mit Feuer und Schwert verwüſtet. Ueber hundert Waiſenkinder mußten ihre Heimath verlaſſen, aus allen Gegenden der Schweiz wurden Unterſtützungen hingeſchickt, und auf den Rath des Pfarrers Buſinger wollte man ein Waiſenhaus errichten. Nun litt es unſern Peſtalozzi nicht länger daheim; ſein Herz brannte, den Waiſen in Stanz Vater zu werden, und er wandte ſich mit Genehmigung der Regierung dorthin. Hier, in einem faſt unbewohnbaren Gebäude voll Unrath und Feuchtigkeit, umgeben von einer ſtets wachſenden Anzahl von Kindern, von denen er nie eins zurückwies, fühlte er ſich glücklich. Nur von einer Magd unterſtützt, war er dieſen Kindern, die er meiſt Morgens aus Häuſern in der Nachbarſchaft zuſammenholen mußte, da es an Betten fehlte, Alles; er war Vater, Mutter, Krankenwärter, Lehrer; er wuſch und kämmte ſie, er reinigte ſie von Ungeziefer und Untugenden, an denen manche dieſer vier- bis zehnjährigen Waiſen ſehr reich waren, und unterrichtete ſie ohne Bücher und andere Lehrmittel auf einer Tenne, wo er oft unter ihnen ſtand mit offener Bruſt und Hemdärmeln, wie das auch ſpäter noch ſeine Sitte war. Bald liebten ihn die Kinder wie ihren Vater, und ſich unter einander als Geſchwiſter; aber die Anſtalt, wo er



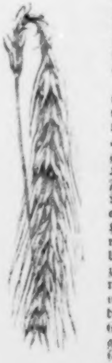
auch die erſten Verſuche gemacht, die Kinder gegenſeitig ſich ſelbſt unterrichten zu laſſen — die ſpätere Bell-Lancaſterſche Methode, die eigentlich Peſtalozzi's Namen tragen ſollte — mußte 1799 aufgegeben werden, weil die Franzoſen Nidwalden beſetzten und ein Spital in Peſtalozzi's Lokal angelegt wurde. Dies gewaltſame Ende ſeiner Wirkſamkeit machte ihn krank, und die Aerzte ſchickten ihn nach dem Gurnigel-Bade. Doch er war in vollem Feuer, er mußte wieder ſchulmeiſtern, es drängte ihn unwiderſtehlich, ſo daß er ſich im wahren Sinne des Worts in Burgdorf in einer Klippſchule eine Stelle als Unterſchulmeiſter erbettelte, wo er indeß vom Vorſteher der Anſtalt bald als Ketzer verdächtigt wurde, weil er — jenen ſonſt hätte aus dem Amte treiben können. Endlich brachte es der Dulder dahin, ohne Entſchädigung auch in der Stadtſchule unterrichten zu dürfen, und hier ſprach am 31. März 1800 die Schul-Aufſichts-Behörde es aus, daß der Mann die Fähigkeit beſitze, die Kräfte der Kinder beſonders hervorzurufen und ihre Anlagen zu entwickeln, ſo daß ſie überraſchende Fortſchritte machten. Eine Bruſtkrankheit unterbrach dieſe Thätigkeit, aber er lernte damals einen Mann gleichen Geiſtes und Strebens kennen, Krüſi, dem er den Plan eröffnete, zu Burgdorf eine Erziehungs-Anſtalt zu gründen. Dies war das bekannte „Peſtalozzi'ſche Inſtitut", welches bis 1825 beſtand, zuerſt in Burgdorf, dann in Münchenbuchſee, von wo es zuletzt nach Iferten verſetzt wurde. In dieſer weltberühmt gewordenen Anſtalt bildeten ſich je[illegible] Männer, welche Peſtalozzi's Weiſe des Unterrichts faſt in alle Länder verpflanzt haben. Zunächſt wurde dem Stifter (1801) das Burgdorfer Schloß eingeräumt und ihm eine Anzahl armer Waiſen auf öffentliche Koſten anvertraut. Die Umgebung des großen Mannes und die Einrichtung waren ärmlich; aber er arbeitete mit Begeiſterung, machte täglich neue Entdeckungen in ſeiner Unterrichts- und Erziehungskunſt und ſchrieb die Bücher: „Das Buch der Mütter" und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Selbſt angeſehene Staatsmänner wurden aufmerkſam auf die Anſtalt und der große Philoſoph Fichte empfahl deſſen Grundſätze, um eine Wiedergeburt Preußens bewirken zu helfen. Peſtalozzi wäre nun auch wohl äußerlich ein glücklicher Mann geworden, hätte er die doppelte Gabe beſeſſen, einmal die praktiſche und ökonomiſche Seite der Stiftung mit Umſicht zu bedenken, und dann Kraft und Klugheit genug, ſich die Anſtalt und die Lehrer nicht über den Kopf wachſen zu laſſen. In Burgdorf war er noch der gute Geiſt der Anſtalt, Alles idylliſch, heiter und einfach; aber ſpäter fanden ſich in Iferten reiche Zöglinge ein, man brauchte mehr Lehrer und Lehrmittel, und Peſtalozzi, dem 1802 der Berner Erziehungsrath das Zeugniß gegeben, nun ſeyen die unumſtößlichen, allgemein geltenden Geſetze d[illegible] Elementar-Unterrichts gefunden, gerieth in die Hände von M[illegible]n, die, bei aller Geſchicklichkeit als Lehrer, ihn mißbrauchten, [illegible]er", wie er ſelbſt geſagt, „von Kindesbeinen das Spielzeug Anderer geweſen." Er machte unſäglich traurige Erfahrungen und ließ ſich oft wegen ſeines zu feſten Glaubens an gewiſſe Perſönlichkeiten auf Irrwege leiten, die dann ihm ſelbſt zur Laſt gelegt wurden. Kamen alſo auch die Zöglinge aus Rußland, England, Italien, Spanien, Frankreich und Amerika: Peſtalozzi's freundliches Gemüth beſeelte die Anſtalt nicht mehr, und das aus zu großer Ausdehnung derſelben entſtehende Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe, dann auch die durch Fremde einreißenden Untugenden wirkten ſo nachtheilig, daß ſchon um 1819 der Verfall deſſelben faſt offenkundig war. Der Lehrer Schmidt, der den Greis zuletzt ganz nach ſeinem Willen lenkte, unternahm, um den Mangel an Mitteln zu heben, eine **Herausgabe** der ſämmtlichen Werke Peſtalozzi's — was that auch jetzt noch Peſtalozzi? Er ließ nicht von den ſchönen **Träumen** ſeiner Jugend, wie es Andere genannt haben würden, und gründete von dem Ertrage auf dem Bauerhofe Clyndi bei Ifferten eine Schule für arme Waiſen, die jetzt wieder von Peſtalozzi ſelbſt zu trefflichen Lehrern gebildet wurden. Auch dieſe Schule ging, gleich der zu Ifferten, zu Grunde, der Greis zog 1825 nach Neuhof, das ſein Groß-Sohn Gottlieb in Pacht hatte, und ſchrieb ſeine „Lebensſchickſale“ und ſeinen „Schwanengeſang“. Zuletzt wollte er noch auf Neuhof eine Armenſchule einrichten, aber er ſtarb am 17. Februar 1827 im einundachtzigſten Jahre mit der Erklärung: daß er ſeinen Beleidigern verzeihe und mit dem Wunſche: daß ihm nur ein Feldſtein mit ſeinem Namen zum Denkmal werden möge. Die Beſtrebungen Peſtalozzi's ſind für den Unterricht in faſt allen Ländern Europa's, ja bis zu fernen Welttheilen von Einfluß geweſen, und ſeinen Charakter zeichnete er ſchon 1782 in folgenden Worten: „Ein Kind will ich bleiben bis in's Grab, ſtets lieben, glauben und mich an Andere anſchließen, wie ein Kind; noch ſo oft getäuſcht, will ich immer wieder Vertrauen zu dem Menſchenherzen faſſen und dem Klugen wie dem Thoren verzeihen, wenn ſie das Ihrige thun, um mich irre zu machen.“ Ja, er iſt ein Kind geblieben in ſeinem Gemüth; darum hingen auch die Kinder ſo ſehr an ihm und er ſelbſt wurde ruhig in der höchſten Aufwallung, wenn er einen Blick in das Antlitz eines Kindes geworfen. Würdigen wir nun ſeine Verdienſte um den Unterricht und die Erziehung, ſagen wir in Kürze: er wollte in noch ſo viel Kenntniſſen keine wahre Bildung finden, ſondern in der Weiſe, wie die Kenntniſſe eines Menſchen ſein Eigenthum geworden. Darum ſollte die Natur des Kindes in ſeinen Anlagen und Kräften und der Gang ihrer Entwickelung allein als Richtſchnur dienen; Alles ſollte von der früheſten, ſinnlichſten Erkenntniß der Dinge, der Anſchauung, ausgehen, denn jedes Urtheil, das ſich nicht auf Anſchauung gründet, läuft nach Peſtalozzi auf „Maulbraucherei“ hinaus. Die erſte Erziehung müſſe von der Mutter ausgehen, ſagte er, denn da ſolle erſt das Herz gebildet werden; ſpäter treffe die Reihe der Ausbildung die Vernunft, da müſſe der Vater und Lehrer für die Mutter eintreten. Dadurch werden Schüler gebildet, die, was ſie gelernt haben, auch Andern wieder beibringen können. Und ſo ſollte auch in der Religion den Kindern Alles zur klaren Einſicht, zur Aufnahme in's Gemüth gelangen und Fleiſch und Blut werden; erſt muß das Kind Sinn für Frömmigkeit und chriſtliche Menſchenliebe haben, ehe man ihm — wie Peſtalozzi ſelbſt ſagt — „die Sätze der Religion in's Gedächtniß bohrt. Was hilft dem Menſchen ein faules Wiſſen? Alles ſoll in ihm zur Kraft, zur ſittlichen Kraft werden; das Andere will nichts bedeuten in dieſem Vergleiche.“ Menzel.

Im Feld.

Wir wollen uns nach und nach in Feld und Wald umſehen, und betrachten uns für diesmal:

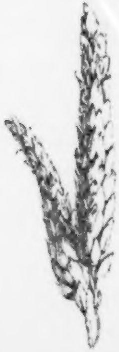
Die einheimiſchen Getreide-Arten.

Die Getreide ſind in jeder Zone verſchieden. Wird in Europa und Nord-Aſien Roggen, Weizen, Spelz, Gerſte und Hafer gebaut, ſo findet ſich in Süd-Europa, Auſtralien u. ſ. w. Reis und Hirſe vorzugsweiſe; in Afrika die Mohrenhirſe und manche andere Art von Hirſe; in Amerika Mais oder Welſchkorn. In den Städten, die beſonders die Gewerbe pflegen, leben viele Leute, welche die Kräutlein nicht genau kennen, von denen ſie Brod eſſen, Kuchen backen und Hemden tragen; dieſe wollen wir für 1846 einſtweilen zu einem Spaziergange in unſere Getreidefelder einladen, damit ſie wiſſen, was ſie eſſen und trinken und womit ſie ihre Pferde nähren. Die Naturforſcher rechnen unſere Getreide, mit Ausnahme des Buchweizens, zu den Gräſern; was jedoch wichtiger ſeyn dürfte, iſt die Entdeckung, daß unſer Weizen, Spelz und Hafer aus der Gegend am Euphrat ſtammen, wo ſie wild wachſen, und daß wir den Roggen den mogoliſchen Völkern verdanken, welche unter Attila, der „Gottesgeißel“, Europa verheerten. So muß doch jedes Unglück ſein Gutes haben!



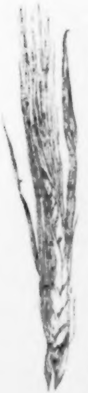
Der Roggen (auch wohl Korn genannt) iſt bei uns gewöhnlich Wintergetreide, d. h. er wird im Herbſte geſäet und gegen den Herbſt des nächſten Jahres geerndtet; aber wir haben auch Sommer-Roggen, der erſt im Frühjahr geſäet wird, indeß nicht ſo große Halme und Körner bekommt wie jener. Durch ſeine große Fruchtbarkeit ausgezeichnet iſt der Johannis-Roggen, der um Johannis geſäet wird, kaum etwas über die Hälfte der Ausſaat verlangt, im Herbſte zwei bis dreimal zu Futter abgeſchnitten werden kann und doch im nächſten Sommer die herrlichſte Saat ſtehen hat. Die Körner ſind zwar etwas kleiner, doch dünnſchälig und mehlreich. Zu den durch Verſchiedenheit des Bodens und Klima's entſtandenen Spielarten gehören: der archangeliſche Roggen, der durch ſeine 6 bis 8 Fuß hohen Halme einen ſchönen Anblick gewährt, aber weniger Ertrag in Körnern und ſchlechteres Mehl liefert; — der norwegiſche Stauden-Roggen, der etwas grauer iſt, als unſer Roggen, in jedem Boden fortkommt, und wenn auch ſehr hartes Stroh hat, doch im Korn ſehr ergiebig iſt, bringt in dem Halme mehrere Aehren; — der wallachiſche Roggen: dieſer wächſt ſtaudenartig, und hat nicht nur längere Halme, ſondern auch eine ſparſame Ausſaat wie der Johannis-Roggen, und in Korn und Stroh mehr Ertrag als der gemeine Roggen; — der egyptiſche Roggen oder das Jeruſalems-Korn. Alle dieſe Spielarten verändern ſich und werden faſt ganz dem einheimiſchen Roggen ähnlich. Das Welſchkorn oder der Mais trägt in ſeinem Vaterlande Amerika auf oft 18 Fuß hohen Halmen das 200- bis 400ſte Korn; er wird auch in Süd-Deutſchland in Löcher geſetzt, gleich den Kartoffeln, und die großen Kolben von Aehren werden abgebrochen und unter den Dächern getrocknet. Die Körner ſind viel größer als Erbſen und gewöhnlich gelb; es giebt aber auch rothe und blaue. Man verwendet ihn gewöhnlich zur Viehmaſt. Unſer Korn giebt uns unſer Schwarzbrod, obwohl es ſelten rein verbacken, meiſt mit Weizen, Gerſte, ja mit Wicken vermengt wird. Aus dem Stroh ſchneidet man Hechſel zum Pferdefutter. Man läßt das Korn auch auswachſen und backt aus dem Mehl in Thüringen Süßkuchen. Das feine Bäckerbrod wird aus der feinſten Sorte Roggenmehl, Blumenmehl genannt, gebacken; das Hausbackenbrod iſt jedoch nahrhafter. Das Commis-Brod und der Pumpernickel in Weſtphalen werden aus geſchrotenem Korne oft bis zur Größe von 60 Pfund Gewicht gebacken. Die Kleie, den Mehlabgang, verwendet man zum Viehfutter. Daß man aus Roggen den beſten Branntwein brennt, iſt bekannt; im vierzehnten Jahrhundert war die Kunſt noch ein Geheimniß — wäre ſie es doch geblieben! Das Mutterkorn, das die Landleute nicht gern auf ihrem Acker ſehen, iſt in gewiſſen Fällen eine ſehr kräftige Arznei, obwohl ſonſt von ſehr geſundheitwidriger Wirkung.

Der Weizen iſt ſchon vor 4000 Jahren gebaut und zu Kuchen verbacken worden; er gedeiht jedoch in wärmern Gegenden beſſer, als in kältern, was mit dem Roggen umgekehrt der Fall iſt. Wenn er bei uns ſechsfältig trägt, ſo erndten die Mexikaner 24fältige Frucht. Unſer gewöhnlicher Weizen iſt Winter-Getreide, wenigſtens pflegt er als Sommerfrucht nicht einzuſchlagen. Die Blüthenſpelzen haben entweder Grannen oder nicht; der Unterſchied iſt nicht weſentlich, denn der Verluſt der Grannen oder Spitzen ſoll ſich nur in ebenen Gegenden finden. Außer dem großen engliſchen, dem ſardiniſchen und ungariſchen Weizen, die ſehr reich an Ertrag ſind, verdienen der polniſche und der Wunderweizen beſondere Erwähnung. Der polniſche Weizen hat Körner klar bis zur Durchſichtigkeit, größer, ſchwerer und mehlreicher als die übrigen Sorten, ſo daß die ſtarken 5 Fuß hohen Halme unter der Laſt der Aehren ſich beugen; die letzteren haben eine Länge von 6 Zoll, ſind ſehr dick und durch ſcharfe Grannen vor den Vögeln geſichert. Er liefert wenig und feine Kleie und das 30- bis 40ſte



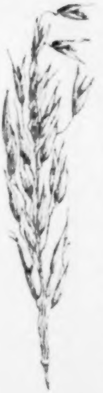
Korn. Während man dieſe Sorte in Frankreich und Lothringen baut, findet man den Wunder- oder Joſephsweizen mit noch reicherem Ertrage in Neapel und Sicilien: eine Wurzel hat 6 bis 10 Fuß hohe Halme und jede Aehre noch 4 bis 5 kleine Neben-Aehren. Türkiſcher Weizen iſt nur ein anderer Name für Mais. Zu den Weizen-Arten gehört aber der Spelz oder Dinkel, der kleinere Halme und Körner hat; die letzteren ſitzen auch ſo feſt in ihren Hülſen, daß ſie nur auf einer Schälmühle daraus losgelöſt werden können. Ungehülſter Dinkel wird nur zum Pferdefutter verwendet, iſt jedoch dann beſſer als Hafer. Es giebt Spelz mit und ohne Grannen, mit weißen und röthlichen Aehren; eine Art wird wegen ihrer äußern Aehnlichkeit mit der Gerſte Speltgerſte genannt, erreicht aber an Güte den Winterſpelz nicht. Man baut den Dinkel beſonders in Frankreich und Süddeutſchland. Der Buchweizen (auch Haidekorn) ſtammt aus Aſien und gehört mit ſeinem krautigen Stengel nur ſeinem Namen nach hieher. Er wächſt etwas über 2 Fuß hoch und hat herzförmige, dunkelgrüne Blätter, ähnlich dem Epheu; auf die gebüſchelt ſtehenden weißröthlichen Blüthen folgen dreieckige mehlreiche Samenkörner, die mit ſchwarzbraunen Schalen bedeckt ſind. Kälte kann er nicht vertragen, wächſt aber ſchnell und kommt in dem ſchlechteſten Boden fort; wer im Mai ſäet, kann im Auguſt erndten. In England pflügt man ihn als grüne Düngung vor der Reife ein; in Italien dient er zum Futtergewächs. Seine Blüthe wird von den Bienen geliebt. Nicht ſo zärtlicher Natur und reicher in Ertrag iſt der in Schweden gepflegte ſibiriſche Buchweizen. Das Mehl von Weizen iſt nicht ſo fein, wie das Dinkelmehl, das für die feinſten Backwerke verwendet wird, aber es iſt auch nicht ſo ſpröde, wie das letztere. Aus Buchweizen-Mehl bäckt man ein ſehr ſchwarzes, aber nahrhaftes Brod; gewöhnlich bereitet man aber Grütze aus ihm. Aus Weizen und Spelt macht man Graupen, Perlgraupen (nur aus Spelz) und Gries; aus beiden Weizen-Arten bereitet man auch Bier — weißes aus Luftmalz, braunes aus Darrmalz, das für den Zweck grob geſchroten wird. Aus Weizen-Mehl, mit Eiern zu einem Teig gerührt, werden Nudeln gemacht; eine größere Sorte dieſer Nudeln, die beſonders in Italien beliebt ſind, heißen Macaroni. Aus

Weizen-Mehl werden ferner die Oblaten und Hoſtien bereitet, auch Brod in den ſüdlichern Gegenden, wo der Roggen nicht wächſt; Spelz iſt zum Brode zu ſpröde. Aus Weizen und Spelz bereitet man auch Stärke (Amidam): die gepülverte und geſiebte Stärke giebt Puder oder Kraftmehl für die Konditoren zu feinem Backwerk. Die Kleie von Weizen wird dem Vieh gegeben, von den Gerbern zur Beize des Leders gebraucht und als — Waſchmittel zur Verſchönerung der Haut.



Das eigentliche Getreide für das Bier iſt die im Mehl an ſich ſehr ſpröde Gerſte; wir machen nur noch Graupen davon, während man ſie im Alterthum auch bei uns zu Pferdefutter benutzte. Sie wird häufig gebaut, iſt aber in Rückſicht des Bodens nur ſchwer zu befriedigen. Man ſpricht von zwei-, vier- und ſechszeiliger Gerſte, nach der Zahl der Reihen, in welchen die Körner an den Aehren ſitzen. Die gewöhnlichſte Art iſt die zweizeilige Sommer-Gerſte mit platten Aehren und großen Körnern; die Aehren haben ſechs Zeilen Blüthen, von denen jedoch nur zwei fruchtbar ſind. Als Winterfrucht baut man die vierzeilige Gerſte, mit kleinern Körnern, doch größerem Ertrage. Weniger zu Malz tauglich als die beiden vorigen, aber noch fruchtbarer als ſie iſt die ſechszeilige Gerſte, die nur in gutem Boden gedeiht, im April geſäet, zu Johannis reif iſt und mehr zu Mehl und Graupen verwendet wird. Ein ſchönes Mehl an Weiße und herrliche Graupen liefert auch die zweizeilige Bart- oder Reisgerſte, die ſelbſt bei großer Näſſe die Aehren nicht ſenkt. Die nackte oder Himmelsgerſte iſt ſechszeilig und die fruchtbarſte von allen, indem ein Korn auf ſehr magerem Boden noch zwanzig Halme treibt mit mehr als 800 Körnern; doch iſt ſie mehr zu Mehl, Graupen und Gries, als zum Brauen zu gebrauchen. Nicht ſo kornreich und kleiner in Körnern iſt die zweizeilige Blatt- oder Stauden-Gerſte, die oft erſt zu Johannis geſäet wird und ſehr ſchnell reift. Sie hat ſehr breite, dunkelgrüne Blätter.

Der Hafer, von dem die den Geneſenden bekannte Hafergrütze kommt, obwohl er mehr zum Pferdefutter gebraucht wird, iſt in Rückſicht des Bodens die genügſamſte von allen Getreide-Arten und von unſern deutſchen Vorfahren ſchon vor 2000 Jahren gebaut worden, ehe ſie Roggen und Weizen kannten. Man unterſcheidet drei Haupt-Arten: der gemeine weiße (der gewöhnlich in den ſchwarzen mit ſo gefärbten Samenhülſen übergeht), der



ungariſche und der nackte Hafer. Zu dem weißen gehört auch der ſchwere engliſche Hafer, der ſich auf den Scheffel durch ein Mehrgewicht von 8 Pfund, durch breite, große Blätter und rohrartige Halme auszeichnet und ſelbſt zum Brauen verwendet wird. Von dem ſchwarzen Hafer giebt es noch zwei Spiel-Arten: der von ſeinen harten Schalen ſogenannte Eichel-Hafer und der Auguſt-Hafer, der in dem gedachten Monate reif iſt. Der ungariſche Hafer hat nicht nur gelberes Stroh als der gewöhnliche, ſondern auch im Wuchs das Beſondere, daß die Riſpen der 10 bis 16 langen Halme, welche auf einer Wurzel ſtehen, einſeitig ſind, d. h. alle Körner auf einer Seite tragen. Der tartariſche oder nackte Hafer trägt viele, doch kleine Körner, welche reif aus den Hülſen fallen und alſo eine natürliche Grütze liefern. Er iſt beſonders in England und Schottland ſehr beliebt. Bei uns baut man jedoch lieber den gemeinen Hafer, weil er keine Anſprüche auf große Pflege macht, was mit den fremden Abarten nicht der Fall iſt.

Im nächſten Jahr gehen wir wieder auf's Feld!

Feuer und Feuerzeuge.

Die Alten hatten vier Elemente (Grundſtoffe, Stoffe, die nicht weiter zerlegbar ſind), nämlich: Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Wir kennen jetzt vierundfunfzig Elemente, von denen 13 nicht metalliſcher, 41 metalliſcher Natur ſind. Zu den erſteren gehören z. B. Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff, Kohlenſtoff, Chlor, Phosphor, Schwefel u. ſ. w.; zu den andern z. B. Kalium, Natrium, Silicium (der Grundſtoff der Kieſel-Erde), Calcium (der Grundſtoff der Kalk-Erde), Zink, Blei, Kupfer, Eiſen, Queckſilber, Silber, Gold, Platina u. ſ. w. Die Elemente der Alten ſind keine Elemente; denn das Waſſer — vom Feuer ſprechen wir noch ausführlicher — beſteht aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff, die Luft aus Stickſtoff und Sauerſtoff, und die Erde wird von allen 54 Elementen gebildet. — Der Sauerſtoff, ein farbloſes Gas, das leichter als Waſſer und ſchwerer als die atmoſphäriſche Luft iſt, kann ſich mit den übrigen 53 Elementen (eins vielleicht ausgenommen) zu einem Körper verbinden. Er enthält die eine Art der Elektricität, deren es zwei entgegengeſetzte giebt, und der Körper, mit dem er ſich verbindet, die andere Art. Nun iſt es bekannt, daß durch die Vereinigung entgegengeſetzter Elektricitäten lebhaftes Licht und Wärme entwickelt werden; demnach iſt das Feuer, ein Erzeugniß der Elektricität des Sauerſtoffs, in Verbindung getreten mit der des andern Körpers. Dieſen Vorgang (chemiſchen Prozeß) nennt man Verbrennung. Der Körper, mit dem der Sauerſtoff ſich vereinigt, heißt das Brennbare, während der Sauerſtoff ſelbſt das Brennende, und das, was bei der Verbrennung zurückbleibt, das Verbrannte genannt wird. Die Verbindung des Sauerſtoffs mit einem andern Stoffe kann nur unter einer gewiſſen höheren Temperatur, wodurch die Cohäſions- (Zuſammenhangs-) Kraft des letztern bedeutend vermindert wird, was durch Erwärmen, Erhitzen und Anzünden geſchieht, erfolgen. Die Größe der Wärme iſt aber abhängig von der Natur jedes Körpers, und auch davon, ob die Verbindung ſchneller oder langſamer erfolgen ſoll. Oefter muß die Erwärmung des brennbaren Stoffes fortgeſetzt werden, wenn das Verbrennen fortdauern ſoll; viele Stoffe aber erzeugen ſelbſt die nöthige Wärme beim Verbrennen, z. B. der Waſſerſtoff, das Holz u. ſ. w. Das Feuer zeigt ſich entweder als Glühen, wenn der brennbare Stoff nicht vor dem Verbrennen in ausdehnſamflüſſigen, d. h. gasförmigen Zuſtand übergeht, z. B. bei der Kohle, bei dem Eiſen u. ſ. w., oder als Flamme, wenn er in Gasform ſich auflöſt, z. B. Holz, Talg u. ſ. w. Die Flamme iſt daher weiter nichts als glühende Gaſe. Diejenige Flamme erſcheint hell, in der ein fein vertheilter, feſter Körper ſich bildet, der durch ſein Weißglühen lebhaften Glanz entwickelt; dagegen brennen mit matter Flamme die Körper, bei denen dies nicht der Fall iſt (wie Kohlenoxidgas, Waſſerſtoff, Schwefel, Weingeiſt u. ſ. w.). Ein Beiſpiel von heller, leuchtender Flamme liefert das Kerzenlicht; ſie beſteht aus drei Theilen: der innerſte, kegelförmige Theil beſteht aus Talg, durch die Glühhitze in Gasform aufgelöſt; dieſer Kegel iſt rundum von weißglühendem Ruße wie von einem Mantel umgeben und äußerſt glänzend; um den Mantel, unten am deutlichſten, bemerkt man eine blaſſe, bläuliche Flamme; es iſt dies die Stelle, wo der aus der atmoſphäriſchen Luft hinzutretende Sauerſtoff mit dem brennbaren Stoffe im Innern der Flamme ſich vereinigt und Kohlenoxydgas bildet; hier iſt es am heißeſten. Mit heller, leuchtender Flamme brennen beſonders diejenigen Stoffe, die Ruß (Kohlenſtoff) erzeugen, z. B. oelbildender Kohlenwaſſerſtoffgas (wird zur Straßen-Beleuchtung gebraucht), Oele, Fette, Harze, Braunkohlen u. ſ. w. Das Verbrennen wird befördert durch ſtetes Hinzuführen von friſcher Luft, dies geſchieht durch Blaſen; wird letzteres aber ſo heftig, daß der glühende Gaskegel im Innern der Flamme von der Kerze getrennt wird, er alſo keine Nahrung mehr empfangen kann, ſo verliſcht die Flamme; dies Verlöſchen kann auch durch Stoffe, die entweder die Hitze verringern oder die Flamme umhüllen und ſo gegen den Sauerſtoff der

Luft abſchließen, herbeigeführt werden. — Das Feuer, in ſeiner zerſtörenden wie in ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit, erſchien den alten Völkern als etwas Göttliches; der durch die Wolken ziſchende Blitz und der darauf folgende Donner machten die rohen, in thieriſcher Dumpfheit lebenden Menſchen aufmerkſam und leiteten ſie zu dem Glauben an die Gottheit. Im erſten Buch Moſis Cap. 3, V. 8 und im Buch Hiob Cap. 40, V. 4 wird der Donner Gottes Stimme genannt; in der griechiſchen und römiſchen Mythologie ſchleudert Zeus oder Jupiter die Donnerkeile (Blitze). Prometheus holt das Feuer aus dem Himmel und erfüllt damit die aus Thon gebildeten Menſchen, die bis dahin der Seele entbehrten. Auch in der nordiſchen Götterlehre ſpielt der Gott Loki (das Feuer) eine bedeutende Rolle. In vielen Gegenden Perſiens, bei Baku auf der Halbinſel Abſcheron im caspiſchen Meere, brennen ſeit undenklichen Zeiten Feuer aus der Erde; es ſind entweder Naphta- (Bergoel-, Steinoel-) Quellen oder aufſteigender Waſſerſtoff, vielleicht durch Blitze entzündet. Die Feuer-Anbeter (Parſen, Guebern) halten ſolche ewige Feuer heilig und betrachten ſie als Symbole ihres Lichtgottes Ormuzd; ſie verbrennen daher ihre Todten nicht, weil dadurch das Feuer verunreinigt würde, ſondern legen ſie an einſame Orte den wilden Thieren zur Speiſe hin. Andere alte Völker, wie die Griechen, hielten dagegen das Feuer für ein Reinigungsmittel; ſo verbrannte ſich der raſende Herkules auf dem Oeta, um ſich von den Schlacken ſeiner menſchlichen Geburt zu reinigen. Auch den Deutſchen waren bis in das Mittelalter hinein die Feuer-Proben heilig. Bei allen Völkern, alten wie neuen, iſt das Feuer auf dem Herde ein Familien-Heiligthum, und in früheren Zeiten, bei rohen nomadiſirenden Völkern noch jetzt, war der Herd ein Zufluchtsort ſelbſt für den verhaßteſten Feind.

Das Bekanntwerden der Menſchen mit dem Feuer iſt der erſte Schritt zur Geſittung, dies geht ganz klar aus der oben angeführten Sage vom Prometheus hervor. Nur durch das Feuer konnte der Menſch von ſeiner thieriſchen Lebensweiſe entwöhnt werden, nur durch das Feuer konnte er ſich verdaulichere Nahrungsmittel, beſſere Werkzeuge, beſſere Wohnungen und ſo manche Bequemlichkeit bereiten. Das Feuer erwärmte ihn, wenn Regen und Froſt ihn zittern machten. Ueberblicken wir ein Verzeichniß der Handwerke und Künſte, ſo finden wir kein Handwerk, keine Kunſt, die nicht mittel- oder unmittelbar des Feuers bedürfen; wenn alſo das Feuer für die Menſchen von ſolch unendlicher Wichtigkeit iſt, ſo können auch die Anſtrengungen nicht befremden, die gemacht wurden, um ſich das Feuer zu jeder Zeit und auf möglich leichteſte Art zu verſchaffen; dieſen Beſtrebungen verdanken die verſchiedenen Arten der Feuerzeuge ihren Urſprung. Alle Feuerzeuge, die man bis jetzt kennt, ſind zwiefacher Natur, nämlich mechaniſcher und chemiſcher. Nach der Zeit ihrer Erfindung, wie ihrer Einfachheit, aber auch der damit verknüpften Unſicherheit, ſind die mechaniſchen Feuerzeuge die erſteren.

a) Die mechaniſchen Feuerzeuge.

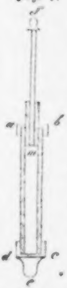
Zu dieſen rechnet man alle diejenigen Feuerzeuge, die durch Reibung das Feuer erwecken.

1) Alle wilden Völker verſchafften und verſchaffen ſich das Feuer durch Reiben zweier Stücke Holz von verſchiedener Härte, in Verbindung mit trockenem Graſe. In Archibald Campbell's „Reiſe um die Welt in den Jahren 1806—1812" findet ſich eine Beſchreibung des Verfahrens, die ich hier mittheilen werde: „Ein Indianer legte ein Stück weichen Holzes auf die Erde und nahm ein anderes zwiſchen die Zähne; zwiſchen beide ſtellte er ein aufrecht ſtehendes Stück härteren Holzes, welches er mittelſt eines ledernen Riemens gleich einem Bohrer ſchnell herum drehte; die Reibung entzündete bald das weiche Holz, und in trockenes Gras gelegt blies er es zur Flamme an." — Durch die Reibung wird die Cohäſion (der Zuſammenhang der Theile) des Holzes ſehr vermindert, ſo daß der Sauerſtoff der Luft ſich mit ihm verbinden kann; man ſah oft Feuersbrünſte dadurch entſtehen, daß die Achſen der Wagen, die Zapfen der Walzen und dergleichen, wenn ſie mit Fetten nicht gehörig geſchmiert waren, ſich durch die Reibung entzündeten.

2) Das vorzugsweiſe „mechaniſches" genannte Feuerzeug beſteht aus Stahl, Feuerſtein, einem leicht entzündlichen Stoffe, wie Salpeterſchwamm, Zunder und einem Schwefelfaden. Durch das ſtarke Anſchlagen des Stahles an den harten Feuerſtein (deſſen Stelle auch jeder eben ſo harte oder härtere Stein einnehmen kann) werden aus erſterem kleine Spänchen losgeriſſen und in's Glühen gebracht; dieſe glühenden Stahl-Spänchen, Funken genannt, fallen auf den Zunder oder Schwamm und verſetzen ihn ebenfalls in's Glühen, was bei letzteren Stoffen ſo lange dauert, bis ſie ganz aufgezehrt ſind, ſo daß man Zeit hat, einen Schwefelfaden daran zu entzünden. Der Vorgang iſt immer derſelbe; mag man nun mit den Händen den Stahl und den Stein ſchlagen, oder dieſen letzteren, in einen Hahn eingeſchraubt, auf eine ſtählerne Pfanne, die Zunder enthält, ſchlagen laſſen, welche Verrichtung, unter dem Namen „Flintenſchloß", bei den Gewehren gebraucht wird, nur daß die Pfanne dann Pulver als feuerfangenden Stoff enthält. Dieſes mechaniſche Feuerzeug gewährt nicht die gehörige Sicherheit des Erfolgs; man kann manchmal lange ſchlagen, ehe ein Funken den Zunder in's Glühen bringt, zumal dann, wenn Letzterer aus der Luft Feuchtigkeit eingezogen hat.

3) Das pneumatiſche (d. h. Luft-) Feuerzeug. Die nöthige Vorrichtung iſt eine kleine Luftcompreſſions-Pumpe (Luftzuſammendrückungs-Pumpe), wie ſie uns Fig. 1. zeigt. *a b c d* iſt eine gläſerne oder metallene Röhre, inwendig überall gleich weit, mit einem

Fig. 1.



Knopfe e zum bequemen Anfaſſen. In dieſe Röhre paßt genau und luftdicht ſchließend ein Stempel (auch Kolben genannt), f m, der ebenfalls einen Knopf f hat. Will man Feuer machen, ſo befeſtigt man Zunder oder Salpeterſchwamm in eine Höhlung m am Ende des Kolbens und drückt dieſen ſchnell in die Röhre hinein. Dadurch wird die Luft bis auf $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ ihres urſprünglichen Raum-Inhaltes zuſammengepreßt, wodurch eine heftige Reibung entſteht und ſomit Entzündung des Schwammes. Man muß natürlich den Stempel augenblicklich wieder herausziehen.

4) Das Phosphor-Feuerzeug. Der Phosphor, ein Element, iſt eine gelblich weiße, durchſcheinende, fettglänzende, wachsartige Maſſe von knoblauchartigem Geruche und ſcharfem, widerlichem Geſchmack; er wirkt giftig auf den innern Organismus der Thiere und entzündet ſich bei der geringſten Reibung. Alsdann brennt er ſo lange, bis er ſich verzehrt, und auf die Haut gebracht, dringt er bis zu den Knochen; die Wunden, die er brennt, ſind ſehr ſchmerzhaft, und heilen ſchwer. Will man Phosphor anfaſſen, ſo muß dies ſtets unter Waſſer geſchehen. Seine Verwandtſchaft zum Sauerſtoff iſt nämlich äußerſt groß, daher bewahrt man ihn unter Waſſer auf. Der Luft ausgeſetzt verflüchtigt er ſich und bildet einen weißen, leuchtenden Nebel, der aus Phosphorſäure (d. h. Phosphor mit Sauerſtoff) beſteht. Das Phosphor-Feuerzeug iſt ein Gläschen, in dem zerkleinter Phosphor ſich befindet. Mit einem Schwefelhölzchen nimmt man ein Stückchen davon heraus und reibt es auf einem harten Körper. Der Phosphor entzündet ſich, theilt ſeine Entzündung dem Schwefel und dieſer dem Holze mit. Große Vorſicht iſt hiebei nöthig, daß man erſtens das Herausgenommene nicht fallen laſſe und zweitens das Gläschen nicht zerbreche, weil alsdann der ganze Inhalt ſich entzünden würde. Ein ſolches Feuerzeug iſt ſeiner Wohlfeilheit ungeachtet nicht zu empfehlen. Viel ſicherer und eben ſo wohlfeil iſt aber

5) ein anderes Phosphor-Feuerzeug. Man ſchmelzt Phosphor unter Waſſer, ſetzt dann Schwefelpulver und etwas Traganth-Gummi hinzu und knetet daraus einen weichen Teig. In dieſen taucht man Hölzchen, die vorher mit geſchmolzenem Schwefel verſehen wurden, und läßt dann den haften gebliebenen Teig trocknen. Ein ſo zubereitetes Hölzchen reibt man auf einem feſten, am beſten rauhen Körper, wodurch ſich der Phosphor entzündet. Zu dem letzteren Behuf beſtreicht man eine Karte mit dünnem Leim und beſtreut ſie dann mit fein gepulvertem Glaſe, Sande oder Schmirgel. Dieſe Phosphorhölzchen darf man nicht frei in der Taſche tragen, weil das größte Unglück entſtehen kann, wenn ſie ſich durch die Reibung entzünden. Dies iſt aber nicht zu fürchten, wenn

man ſie in metallene Büchſen eingeſchloſſen hat. Statt der oben beſchriebenen Karte hat man an ſolchen Büchſen eine Fläche durch Furchen, die einander ſenkrecht durchſchneiden, rauh gemacht. Auch hat man den Phosphorteig an Salpeter-Schwämmchen befeſtigt, die nach Entzündung des Phosphors zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren dienen.

6) Das vorzugsweiſe „Frictions-Feuerzeug“ genannte. Es beruht auf derſelben Einrichtung, mit dem Unterſchiede, daß die Schwefelhölzchen nicht mit Phosphor, ſondern mit Knall-Queckſilber oder mit chlorſaurem Kali verſehen ſind. Das Knall-Queckſilber bildet ſeidenglänzende, zarte Nadeln, die ſich beim Schlagen oder Reiben mit heftigem Knalle entzünden. Man benutzt es jetzt vorzüglich zum Füllen der Kupferhütchen für die Percuſſions-Gewehre; es iſt eine ſehr gefährliche Subſtanz. Das chlorſaure Kali, aus Chlor und Sauerſtoff einer Seits, aus Kalium und Sauerſtoff anderer Seits beſtehend, zerſetzt ſich durch Schlagen und Reiben unter heftigem Knall und Feuer. Die Zündungsmaſſe für Schwefelhölzer bereitet man aus 6 Theilen chlorſauren Kali's, 2 Theilen Schwefelſpießglanzes und 1½ Theilen Leims mit Waſſer zu einem weichen Teige angerührt. Auch bei dieſen Feuerzeugen iſt die größte Vorſicht nöthig.

b) Die chemiſchen Feuerzeuge.

Unter chemiſchen Feuerzeugen verſteht man diejenigen, bei welchen nur durch chemiſche Prozeſſe, deren Weſen wir bei den einzelnen Feuerzeugen erkennen werden, das Feuer entwickelt wird. Weder zu den mechaniſchen, noch zu den chemiſchen Feuerzeugen allein kann gerechnet werden und bildet ſomit das Mittelglied:

7) der Pyrophor (Feuerträger). In einem Glaſe, das durch einen eingeriebenen, gläſernen Stöpſel luftdicht geſchloſſen werden kann, ſchmelzt man Phosphor und läßt ihn durch Luft, die man vermittelſt eines Löthrohres hineingeblaſen hat, an ſeiner Oberfläche ein wenig brennen; alsdann verſtopft man die Oeffnung des Glaſes. Der Phosphor hat dadurch die Eigenſchaft erhalten, ſich bei jedem Oeffnen des Glaſes, ſchon bei der gewöhnlichen Luft-Temperatur, zu entzünden; mit Schwefelhölzchen oder Papierſtreifen in Verbindung gebracht dient er dann als Feuerzeug. Man erklärt dieſe Erſcheinung aus der Bildung eines weiter nicht bekannten, aber leichter entzündlichen Phosphoroxydes (d. h. einer Verbindung von Phosphor und Sauerſtoff). Berzelius dagegen meint, es habe ſich durch die oberflächliche Verbrennung des Phosphors Phosphorſäure (eine andere Verbindung von Phosphor und Sauerſtoff) gebildet, die begierig die Feuchtigkeit der Luft einſauge, ſich dadurch erhitze und ſo die Entzündung bewirke. Man nehme ſich ja in Acht, das Glas des Pyrophors zu zerbrechen, weil ſich ſonſt die ganze Maſſe entzündet.

8) Das Eupyrion, vorzugsweiſe Schnellfeuerzeug genannt, ſtützt ſich darauf, daß das chlorſaure Kali, von dem wir ſchon bei

dem Frictions-Feuerzeuge Nr. 6 geſprochen, ſich auch durch Berührung mit Schwefelſäure zerſetzt. Die Vorrichtung zu dieſer Art von Feuerzeug iſt folgende: Ein Fläſchchen (Zündfläſchchen) wird mit feſt geſtampftem, zerkleintem Asbeſt (gewöhnlich Federalaun genannt) gefüllt. Auf dieſen gießt man concentrirte Schwefelſäure, doch nur ſo viel, daß er angefeuchtet iſt; die Oeffnung des Fläſchchens verſtopft man mit einem Korke. Die Zündhölzchen, aus weichem Holz geſchnitten und in geſchmolzenen Schwefel getaucht, werden mit einem ſteifen Teige verſehen, der aus 30 Theilen chlorſauren Kali's, 10 Theilen Schwefelpulvers, etwas Hexenmehl (Lycopodii Semen), Traganth-Schleim, Zinnober oder Indigo (die beiden letzteren Beſtandtheile ſind unweſentlich und nur zur Färbung dienend) bereitet wird. Die Schwefelhölzchen werden ſcharf getrocknet. Bringt man ein ſolches Hölzchen in dies Zündfläſchchen und berührt man mit ſeiner Spitze den befeuchteten Asbeſt, ſo verbindet die Schwefelſäure ſich mit dem Kali wegen ihrer größeren Verwandtſchaft, dadurch wird die Chlorſäure frei. Der Sauerſtoff derſelben hat aber zum Schwefel (an den Hölzchen) eine größere Verwandtſchaft, als zu dem Chlor, er verbindet ſich daher mit ihm und entzündet ihn. Letzterer theilt ſeine Entzündung dem Hölzchen mit. Das freigewordene Chlor-Gas entweicht und verurſacht, in Verbindung mit den Schwefeldämpfen, einen unangenehmen, zum Huſten reizenden Geruch. Man tauche die Hölzchen nicht zu heftig ein und halte ſie, aus dem Fläſchchen herausgezogen, vom Körper und allen anderen Gegenſtänden, vorzüglich von Zeugen ab, denn öfters wird etwas von dem mit Schwefelſäure befeuchteten Asbeſt herausgeriſſen oder die Hölzchen ſpritzen bei ihrer Entzündung. Die Schwefelſäure, wie die Chlorſäure, wirkt zerſtörend auf organiſche Stoffe; die rothen Flecke, welche die erſtere Säure auf Tuch und dergleichen hervorbringt, können durch Befeuchten mit Ammoniak-Waſſer vertrieben werden. Auch hüte man ſich, Hölzchen, die nicht gefangen haben, wieder unter die noch nicht gebrauchten zu ſtecken; ſie entzünden ſich öfters nachher noch oder theilen die an ihnen haften gebliebene Schwefelſäure den andern Hölzchen mit, wodurch dann eine allgemeine Entzündung und dadurch wieder ein Unglück entſtehen kann. Bei gehöriger Vorſicht iſt dieſes Eupyrion, Schnellfeuerzeug, ſonſt nicht gefährlich, bei gutem Zuſtande des Fläſchchens und der Hölzer ſicher, ferner wohlfeil, und von allen Feuerzeugen, das mechaniſche Nr. 2 ausgenommen, am weiteſten verbreitet.

9) Das Platina-Feuerzeug und das Gaſopyrion (Gas-Feuerzeug) ſind zwei Waſſerſtoff-Feuerzeuge, welche ſich nur durch die Art der Entzündung des Waſſerſtoffs unterſcheiden.

Wir müſſen jedoch erſt von der Erzeugung des Waſſerſtoffs und von ſeiner Natur ſprechen.

Das Waſſer beſteht aus Waſſerſtoff und Sauerſtoff. Verſchiedene Körper, vorzüglich die Metalle, haben die Eigenſchaft, den Sauerſtoff des Waſſers, wenn ſie mit letzterem in Berührung kommen, an ſich zu ziehen und mit ihm Oxyde (Säuren oder Baſen) zu bilden, ſo daß der Waſſerſtoff dann frei wird. Man erklärt dieſen Vorgang daraus, daß der Sauerſtoff eine größere Verwandtſchaft zu den Metallen, als zum Waſſerſtoff habe. Da aber dieſe Zerſetzung des Waſſers nur ſehr langſam vor ſich geht, ſo muß man ſie zu beſchleunigen ſuchen. Dies geſchieht dadurch, daß man dem Waſſer Schwefel- oder Salzſäure hinzuſetzt. Am beſten gewinnt man den Waſſerſtoff aus Zink- und Eiſen-Feilſpänen. Das Verhältniß der Miſchung iſt: 5 Raumtheile Waſſer, 1 Raumtheil Schwefel- oder Salzſäure und 1 Raumtheil Zink- oder Eiſen-Feilſpäne. Das Waſſerſtoffgas iſt farblos, hat einen ſtechenden üblen Geruch, von einem beigemiſchten Oel herrührend, iſt 14 Mal ſo leicht als die atmoſphäriſche Luft, ſehr entzündlich, doch das Verbrennen und das Athmen nicht unterhaltend. Nach einigen Athemzügen empfindet man Bruſtſchmerzen und verliert die Kräfte; das Blut wird alsdann ſchwarz. Läßt man das Waſſerſtoffgas durch eine enge Röhre in die Luft ausſtrömen und zündet es an, ſo brennt es mit heller Flamme (Lumen philosophicum, philoſophiſches Licht), und bildet mit dem Sauerſtoff der Luft Waſſer. Man zünde jedoch das Waſſerſtoffgas nicht früher an, als bis man ſicher ſeyn kann, daß alle atmoſphäriſche Luft aus dem Gas-Entbindungsgefäße herausgetrieben iſt; es bildet ſich ſonſt aus der Verbindung der erſteren mit dem Waſſerſtoffe Knallgas, das, entzündet, die ganze Vorrichtung zertrümmern und die Umſtehenden bedeutend beſchädigen kann. Deshalb darf man auch während des Brennens des Waſſerſtoffs das Entbindungsgefäß nicht öffnen, indem ſogleich atmoſphäriſche Luft hineindringen würde.

Das Platina-Feuerzeug hat nun folgende Einrichtung:

Fig. 2.

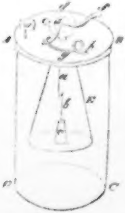
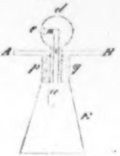


Fig. 2 zeigt ein Glas, deſſen Oeffnung durch einen metallenen Deckel A B mit übergreifendem Rande geſchloſſen iſt. Der Deckel hat in der Mitte eine Oeffnung, durch die eine durchbohrte Schraube geſteckt wird; dieſe letztere trägt oberhalb des Deckels eine nach zwei Richtungen, die auf einander ſenkrecht ſtehen, bis in die Mitte durchbohrte Kugel d. Nach unten iſt die Schraube in eine meſſingene kleine Walze eingeſchraubt, die eine luftdicht ſie umſchließende Glasglocke E trägt. Hierdurch ſind nun die Kugel d, der Deckel A B, die kleine Walze p q und die Glasglocke E feſt miteinander verbunden, wie dies Fig. 3 im ſenkrechten Durchſchnitte zeigt. An die vordere Oeffnung der Kugel d wird eine kleine Spitze e (Fig. 2) mit ſehr kleinem Loche ange-

Fig. 3.

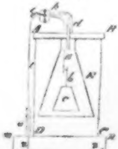


ſchraubt. Die ungehinderte Verbindung der Durchbohrungen m m (Fig. 3) der Schraube und der Kugel iſt nur dann möglich, wenn man vermittelſt des Hebelarms f, Fig. 2 einen beweglichen Abſchnitt s der Kugel dreht. An dieſem Abſchnitte befindet ſich ein ſtarker, wagerecht durch den Mittelpunkt der Kugel gehender Draht, der ebenfalls zwei auf einander ſenkrechte Durchbohrungen hat, die aber nur bei der oben erwähnten Drehung mit den Durchbohrungen m m (Fig. 3) eine einzige Röhre bilden. Läßt man den Finger von dem Hebelarme f (Fig. 2) los, ſo wird der Kugel-Abſchnitt in ſeine frühere Lage, wodurch die Durchbohrungen m m (Fig. 3) unterbrochen werden, durch den Hebelarm i (Fig. 2) zurückgebracht. Der Hebelarm i wird aber durch einen ſtarken, ſprungfederartig zuſammengebogenen, vermittelſt einer Schraube h auf dem Deckel A B befeſtigten Meſſingdraht g (Fig. 2) niedergedrückt. An der die Glasglocke E tragenden Walze p q (Fig. 3) befindet ſich ein an ſeinem Ende gekrümmter Draht a (Fig. 2 und 3), auf den ein anderer oben gekrümmter Draht b (Fig. 2) gehängt wird; über den letzteren hat man ſchon vorher einen durchbohrten Zinkkloben c (Fig. 2) geſchoben, deſſen Abgleiten unten durch ein Draht-Kreuz gehindert wird. Der Zinkkleben darf aber nicht tiefer in das Glas hineinreichen, als die Glasglocke E. Der Spitze e, der Kugel d grade gegenüber, befindet ſich eine kleine meſſingene hohle Walze, Trommel genannt w (Fig. 2), auf einen kleinen Stift aufgeſchraubt. In dieſer Walze befindet ſich der Platin-Schwamm, den man vor jeder Berührung ſorgfältig hüten muß. Er wird durch das Ausglühen des Platin-Salmiaks erhalten, iſt eine graue ſchwammige Maſſe, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie unter dem Zutritt der atmoſphäriſchen Luft durch Waſſerſtoffgas, aus engen Röhren auf ſie treffend, in's Glühen geräth. Hiedurch wird nun das Waſſerſtoffgas mit einem kleinen Knalle entzündet und bildet mit dem Sauerſtoff der Luft etwas Waſſer, deſſen Gegenwart man aus dem Beſchlagen des Meſſingdeckels erkennen kann. Die Füllung dieſes Platina-Feuerzeugs geſchieht auf folgende Weiſe: Zuerſt nimmt man die Trommel mit dem Platina-Schwamm ab und legt ſie bei Seite; dann gießt man Waſſer in das Gefäß, ungefähr bis zwei Drittheile ſeiner Höhe, ſetzt darauf behutſam den fünften Theil concentrirter Schwefelſäure hinzu und bringt dann die Glasglocke, in welche der Zinkkloben ſchon eingehängt ſeyn muß, langſam hinein. Die in letzterer befindliche atmoſphäriſche Luft läßt man ausſtrömen. — Das ſich nun entwickelnde Waſſerſtoffgas treibt, da es, wie alle Gasarten, ſtets einen größeren Raum einzunehmen ſtrebt, die Säure aus der Glocke allmälig heraus; iſt dies geſchehen, ſo hört die Gas-Entwickelung auf, da die

Säure nicht mehr auf den Zinkkloben wirken kann. Jetzt läßt man nochmals die ganze Glocke ſich des Gaſes durch Ausſtrömung des letzteren entledigen, was man durch Abſchrauben der kleinen Spitze e beſchleunigen kann; dadurch tritt die Säure wieder in die Glocke und ſtellt ſich in ihr und im Glaſe gleich hoch. Jetzt ſchraubt man die Spitze vor und die Trommel auf ihren Stift, und hienach iſt, hat ſich die Glocke erſt wieder mit Waſſerſtoffgas gefüllt, das Feuerzeug zu gebrauchen. Sollte die Gas-Entwickelung zu langſam vor ſich gehen, ſo darf man nur etwas Säure hinzugießen, indem man den Deckel A B behutſam aufhebt, ohne dadurch die Glasglocke aus der Flüſſigkeit herauszuziehen; wäre dies doch geſchehen, ſo muß man nach abgeſchraubter Trommel die atmoſphäriſche Luft und das erſte neu entwickelte Waſſerſtoffgas ausſtrömen laſſen, da ſich ſonſt, wie oben bemerkt, Knallgas bei der Entzündung bildet. Will man nun Feuer haben, ſo drückt man mit einem Finger auf f (Fig. 2), dadurch hebt ſich i und die Durchbohrungen m m (Fig. 3) bilden eine Röhre; das Waſſerſtoffgas ſtrömt durch ſie hindurch, indem die Flüſſigkeit im Glaſe gegen daſſelbe drückt, die Flüſſigkeit aber wieder durch die atmoſphäriſche Luft gedrückt wird; das Waſſerſtoffgas tritt durch die Spitze e hinaus und trifft auf den Platin-Schwamm in der Trommel w, dieſer glüht, das Waſſerſtoffgas entzündet ſich mit einem Puffer, man hält einen Streifen Papier oder ein Hölzchen hin, das dann Feuer fängt. — Sorgfältig muß man den Platin-Schwamm vor Schwefel- und Ammoniak-Dämpfen und Feuchtigkeit hüten, alſo niemals ein Schwefelhölzchen zum Anzünden nehmen. — Die ganze Füllung des Platina-Feuerzeugs koſtet mit dem Schwamme 7½ Sgr., nämlich ¼ Pfd. Schwefelſäure 1½ Sgr. (d. h. bei den Kaufleuten, in den Apotheken iſt ſie viel theurer), ein Zinkkloben 2 Sgr. und ein Platin-Schwamm 4 Sgr.

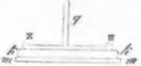
Beim Gaſopyrion (Gas-Feuerzeug) geſchieht die Entzündung nicht durch einen in's Glühen gerathenen Platin-Schwamm, ſondern durch einen elektriſchen Funken. Die hiezu nöthige Vorrichtung iſt folgende: Fig. 4 im ſenkrechten Durchſchnitte:

Fig. 4.



m n o p iſt ein hölzerner Kaſten, der einen Schieber m n hat; in erſterem ſteht ein Elektrophor k x, deſſen Einrichtung wir unten näher kennen lernen wollen. A B C D iſt das Gas-Entbindungsgefäß, E die Glasglocke, a und b die beiden Drähte, c der Zinkkloben, d die Röhre, durch welche das Gas hindurchſtrömt, f ein Hahn, durch deſſen Drehung die Röhre d geöffnet wird. An dem Kopfe h der Röhre d befindet ſich eine kleine Spitze e mit enger Oeffnung, oberhalb derſelben ein meſſingener Stift i; durch die Drehung des Hahnes f wird auch zugleich ein Draht, der ein Glasſtäbchen trägt, deſſen Ende mit einem Meſſingknopfe g verſehen iſt, ſo gehoben, daß der Knopf g dem Stifte i ſehr nahe gebracht wird. An g iſt ein Meſſingdraht t befeſtigt, der durch eine ſenkrecht auf dem Kaſten ſtehende Glasröhre **o** hindurch und bis zu dem Deckel z des Elektrophors geht.

Fig. 5.

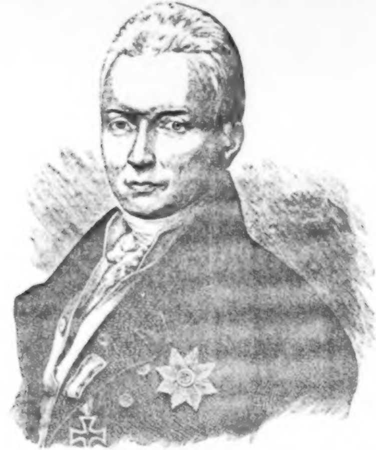


Ein Elektrophor (Elektricitäts-Träger, Fig. 5) beſteht aus einem Harzkuchen **k k** (gewöhnlich von Schellack mit Venetianiſchem Terpentin), der entweder in eine metallene Form eingegoſſen iſt oder auf einem Zinkbleche **m m** ruht; ein Deckel **z z** von Metall oder von Glas, Holz, Pappe, mit Zinnblech (Zinnfolie, Staniel) beklebt und mit umgebogenem Rande, liegt auf dem Harzkuchen; ein Glasſtab g oder drei ſeidene Schnüre dienen dazu, den Deckel abzuheben, ohne ihn zu berühren und ohne die Elektricität aus ihm heraus zu ziehen, indem Glas und Seide keine Leiter für Elektricität und Wärme ſind, ſie iſoliren den Deckel. Schlägt man den Harzkuchen mit einem Katzenfelle oder mit einem Fuchsſchwanze, ſo wird erſterer elektriſch; legt man jetzt den Deckel auf und hebt ihn dann ab, ſo kann man einen elektriſchen Funken durch Berührung oder durch die Annäherung einer metallenen Spitze herausziehen.

Der Vorgang bei dem Gasopyrion iſt nun folgender: Das Gas-Entbindungsgefäß wird auf dieſelbe Weiſe gefüllt, wie ſie oben bei dem Platina-Feuerzeuge angegeben wurde. Darauf wird der Elektrophor aus dem Kaſten m n o p (Fig. 4) herausgenommen, mit einem Fuchsſchwanz geſchlagen, der Deckel aufgelegt und Alles wieder eingeſchoben. Dreht man nun den Hahn f, ſo ſtrömt Waſſerſtoffgas durch o aus und dicht unter der Metallſpitze i hin. Durch dieſelbe Drehung iſt aber auch der Metallknopf g gehoben und der Spitze i ziemlich nahe gebracht worden. Wenn g ſteigt, ſo hebt es durch den Draht t den Deckel z des Elektrophors. Die Elektricität des Deckels theilt ſich durch den Draht t dem Metallknopfe g mit, von welchem ein Funken nach der Spitze i durch den Strom des Waſſerſtoffs überſpringt. Dadurch wird das letztere entzündet. Dieſes Feuerzeug wird durch den ſtarken Gasverbrauch ſehr theuer und erfordert viel Aufmerkſamkeit, um es immer im guten Stande zu erhalten.

Auch die Brenngläſer, doppelt erhabene Glaslinſen, hat man zum Anzünden des Holzes, des Schwammes, des Tabaks u. ſ. w. benutzt. Da aber die Sonne nicht immer ſcheint, dieſe jedoch unerläßlich nothwendig dabei iſt, ſo kann das Brennglas auf die Ehre, ein Feuerzeug im wahren Sinne des Wortes zu ſeyn, keinen gegründeten Anſpruch machen. Ludwig Heros.

Freiherr Stein von Altenſtein.



Wenn Preußen ein Staat iſt, der, auf Geiſtesbildung gebaut, nur auf ihr ſicher ruht und gedeihen kann, ſo gehören diejenigen Staatsmänner immer zu den beſonders verdienten, welche dieſe Wahrheit nicht allein eingeſehen, ſondern auch zur Richtſchnur ihrer Wirkſamkeit gemacht haben. Mit dieſer Vorbemerkung leiten wir die kurze Schilderung eines Mannes ein, der immer den Unvergeßlichen angehören wird. — Als vor wenigen Jahren der Franzoſe Victor Couſin Deutſchland bereiſte und unſere Schulen als Muſter pries, im britiſchen Parlament ebenfalls das preußiſche Erziehungs- und Schulweſen als preiswürdig hervorgehoben wurde: wem anders als dem Miniſter v. Altenſtein verdanken wir es, dieſes Ruhmes theilhaftig geworden zu ſeyn?

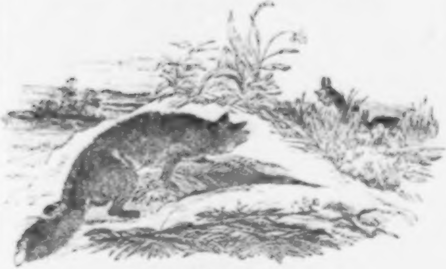
Freiherr Stein von Altenſtein wurde 1770 in Franken geboren. Nachdem er ſeine Studien beendigt und ſich die ausgebreitetſten Kenntniſſe erworben hatte, folgte er ſeiner Neigung und trat unter dem Miniſter von Hardenberg in den Staatsdienſt. Sein durch die Schule des klaſſiſchen Alterthums genährter und zu der Höhe des Selbſtdenkens gelangter Geiſt hatte beſonders durch den als Charakter wie als Denker gleich bedeutenden Philoſophen Fichte, dem er Schüler und Freund geworden, das umfaſſendſte Beſtreben und die rechte Weihe erhalten. Deshalb genügte ihm auch ſeine erſte Stellung in dem veralteten Weſen der preußiſchen Verwaltung nicht, wenn gleich ein ſolcher Anfang nothwendig war, um aus ihr einen der erfahrenen Aerzte des kranken Körpers zu bilden. Bei dem Ausbruch des Krieges 1806 befand er ſich als geheimer Finanzrath in Berlin, von wo er durch die Folgen der damaligen Ereigniſſe nach Königsberg verſetzt wurde. Der Freiherr v. Hardenberg bildete damals ein Kollegium von Männern, welche die Wiedergeburt Preußens 1808 einleiten ſollten. Unter dieſen befanden ſich als Mitglieder Stägemann, Beyme, Schön, der grundgelehrte Niebuhr und Andere, zu denen auch der damalige Geheime Staatsrath v. Altenſtein berufen wurde, der vorzugsweiſe zu ſolchen Arbeiten geeignet war, weil ihn ſeine tieferen Einſichten über viele Vorurtheile hinweggehoben hatten. Durch ſeine Mitwirkung wurde damals manche Form des Schlendrians beſeitigt und zum Beſſeren der Grund gelegt; beſonders ließ er es ſich angelegen ſeyn, die Gleichſtellung aller Staatsbürger vor dem Geſetz geltend zu machen, ein Eifer, der um ſo höhere Achtung verdient, da er auch die Adels-Vorrechte bekämpfte und der Hebung des Volkes galt. Wir erinnern nur daran, daß 1807 die Erbunterthänigkeit aufgehoben war, 1808 auch den Bauern auf den königlichen Domainen das Eigenthumsrecht ihrer Höfe und ſpäterhin dem ganzen Bauernſtande Verbeſſerungen zu Theil wurden. Nachmals war v. Altenſtein in Berlin thätig in verſchiedenen Zweigen der Verwaltung; doch geſchah dies, wie es in den derzeitigen Verhältniſſen lag, mit Unterbrechungen, ſo daß er zuweilen in der Zurückgezogenheit lebte, obwohl Hardenberg ihn derſelben öfters entzog. Als 1813 die Erhebung des Staates, welche Altenſtein hatte einleiten helfen, erfolgte, fand er ſeine Wirkſamkeit mehr in der Verwaltung des Innern. Wir erwähnen nur kurz, daß er 1815 mit dem Staatskanzler in Paris war, um die preußiſchen Rückforderungen zu leiten, und in demſelben Jahre als Beauftragter für Weſtphalen und das Rheinland die dortigen Ueberbleibſel früherer landſtändiſcher Verfaſſungen aufnahm; denn in demſelben Jahr noch rief ihn das Vertrauen des Königs in den Wirkungskreis, den er fünfundzwanzig Jahre, bis an ſein Ende, mit Ruhm ausgefüllt hat: er wurde Miniſter der geiſtlichen, Schul- und Medicinal-Angelegenheiten. Preußen hat mehr als ein anderer europäiſcher Staat für die Bildung des

Volks, für Kunſt und Wiſſenſchaft gethan, und dies Verdienſt theilt v. Altenſtein nur mit ſeinem königlichen Herrn, deſſen ungeſchmälertes Zutrauen er immer beſeſſen und der dem Guten, was der einſichtsvolle Staatsmann wollte, ſtets bereitwillig die Hand bot. Reden wir zunächſt von dem, was für die Volksſchulen unter der Verwaltung Altenſteins geſchehen, ſo ſicherte ihm das allein ſchon ein werthreiches Ehrengedächtniß. Wohl war bereits 1808 durch den König der Sache eine Anregung geworden; allein der erſte Hauptſchritt geſchah durch Gründung von Schullehrer-Seminarien, von denen 1818 bereits 19 vorhanden waren, 1825 aber 28 Haupt- und 20 Lokal-Seminare, wozu man an 100,000 Thaler aus Staatskaſſen verwendete. Aber eine ſolche Anſtrengung war vonnöthen, wenn die 21,000 Lehrerſtellen des Landes würdig beſetzt werden ſollten. Dabei hatte Altenſtein ein wachſames Auge auf Alles, von dem ſich eine Förderung ſeines ſchönen Zweckes erwarten ließ. Nicht nur Peſtalozzi erhielt Zöglinge aus Preußen, ſondern auch in beſondern Fächern wurden geſchickte Männer herangezogen; z. B. wurde Logier 1821 von London berufen, um ſeine Weiſe des Muſik-Unterrichts in Preußen gemeinnützig zu machen. Und wer wüßte nicht, daß der um den Volks-Unterricht hochverdiente Dinter aus einem ſächſiſchen Pfarrer 1817 zum preußiſchen Conſiſtorial- und Schulrathe in Königsberg erhoben wurde! Aber dieſelbe Thätigkeit entwickelte Altenſtein für die höhern Bildungs-Anſtalten, die Hochſchulen: auch hier ſcheute er keine Opfer, und es iſt bekannt, wie viel ſeit 1816 durch allerlei Stiftungen, Sammlungen, Bauwerke und Reiſen auf Koſten des Staats geſchehen iſt, wie viel bedeutende Männer nach allen Seiten hin man zu Lehrern berief. Unter Altenſtein wurde die Hochſchule zu Wittenberg mit der zu Halle vereinigt und mit tüchtigen Männern beſetzt; 1818 die Hochſchule zu Bonn geſtiftet und ſo freigebig ausgeſtattet, daß ſie in der Geltung ſich bald mit andern Univerſitäten meſſen konnte. Nach Berlin berief man einen der größten Denker unſerer Zeit, Hegel, der hier eine Pflanzſchule tüchtiger Förderer des Geiſtes erzog. Und was das Rühmenswerthe iſt an Altenſtein: er gewährte nicht nur in Zeiten, wo alle Welt den bedeutſamen und edlen Einfluß der Geiſtesbildung erkannte, ſondern auch in der Zeit des Verdächtigens dieſer Richtung und ſpäter, wo die Seuche der Kopfhängerei um ſich griff und dieſe manche freie Bewegung zum Rein-Menſchlichen und Rein-Göttlichen hätte unterdrücken mögen, dem wiſſenſchaftlichen Verſchreiten die Lehrfreiheit. Denn wie Altenſtein nicht zu den leicht erregten, raſch zufahrenden Geiſtern gehörte und keiner Einſeitigkeit ſich hingab, ſo bewahrte ihn auch die beſonnene Prüfung aller Gegenſätze vor jeder hemmenden Geſpenſterfurcht. Mit beſonderer Freude wurde die, ſeine ſichere Haltung bewährende Anordnung vom 29. Oktober 1825 begrüßt, welche von den Lehrern der Religion verlangte, daß ſie das Volk im reinen evangeliſchen Glauben erziehen und fern halten ſollten ſen Myſtizismus, Pietismus und Separatismus. Auch ſpäter, als 1830 von Seiten einer falſchen rechtgläubigen Partei Verſuche gemacht wurden, die freiſinnigen Lehrer Geſenius und Wegſcheider zu verketzern und ſogar von ihren Lehrſtühlen zu entfernen, ſcheiterte ſolche Verkehrtheit an der Feſtigkeit der Grundſätze des Miniſters. Denn er, auf der Höhe der Zeit ſtehend, ſchätzte das Gute an jeder Richtung; weil er jedoch die gedeihliche Entwickelung der Wiſſenſchaft aus ſeiner Höhe nicht in der Begünſtigung einer Richtung ſah, ſondern in dem einigen Zuſammenwirken aller: ſo ſorgte er auf den Hochſchulen immer für ein gewiſſes Gleichgewicht, und falls eine Farbe zu grell hervorſtach, durch Entgegenſtellen einer tüchtigen Perſönlichkeit vom Gegenſatze. Die Agenden-Angelegenheit, welche die evangeliſche Kirche in Preußen ſeit 1824 in Bewegung ſetzte, iſt faſt ganz auf die Rechnung und Anſicht des Königs Friedrich Wilhelm III zu ſetzen. Unter Altenſteins Verwaltung fällt auch noch das Concordat mit Rom, 1821, welches den Beſtand der katholiſchen Kirche in Preußen ſicherte; doch ſetzte ſich Altenſtein mit Recht allen Uebergriffen der Unduldſamkeit, aller Begünſtigung des Wahns auch hier mit entſchiedener Kraft entgegen und ſcheute nicht den nothwendig gewordenen Kampf. Außer der Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt iſt an dem Verewigten noch zu rühmen, daß er, über kleinliche Aeußerlichkeiten erhaben, den Geiſt als ſolchen ſchätzte; auch war ihm eine wohlthuend wohlwollende Behandlung, ſeines Gefühl und theilnehmende Gewandtheit ſelbſt in unangenehmen Geſchäften eigen, ſo daß ſich nicht leicht Jemand verletzt fühlte. Und wer vergäße bei ſolchen glänzenden Eigenſchaften nicht gern manche kleine Schwäche des Menſchen? — In dem letzten Jahre ſeines Lebens hatte er viel von Krankheit zu leiden; er lag monatelang ſchwer, viele Wochen hoffnungslos an der Bruſtwaſſerſucht danieder und ſtarb am 14. Mai 1840 im noch nicht vollendeten ſiebzigſten Jahre. Preußen wird nie den Mann vergeſſen, der ihm ein Miniſterium des Cultus aus der Vollkraft ſeines gediegenen Geiſtes geſchaffen und dieſe ſeine Stellung, wie er ſie für Preußen ausgebeutet, zu einer europäiſch wichtigen gemacht hat. Seine Verwaltungs-Grundſätze waren ohne Zweifel die richtigen, das hat der Erfolg bewieſen; dieſe Umſicht, dieſe ruhige Haltung, die allen Ueberſchwang ſich fern hält, aber nur gegen das wirklich Schlechte zurückweiſend verfährt, die Zeitſtimmungen und Verhältniſſe wohl in Erwägung zieht und ſich nie auf Nebenwege verlocken läßt oder zum Verleugnen des großen Ziels — das Alles iſt nur das Eigenthum von Männern, die grundſätzliche Bildung und zur Einheit entwickelte Geiſteskräfte beſitzen. Eine einſeitige Wiſſenſchaftlichkeit kann, wie vortrefflich ſie auch an ſich ſeyn mag, an einer ſolchen Stelle nicht allein dem Gedeihen der Wiſſenſchaft, ſondern dem ganzen Geiſtesleben eines Volks nur Schaden bringen, wie dies auch von jeder einſeitigen kirchlichen Richtung geſagt werden muß.

C. Rienitz.

✡ W ✡

Nehmt Euch in Acht!



Mel.: Ein freies Leben führen wir.

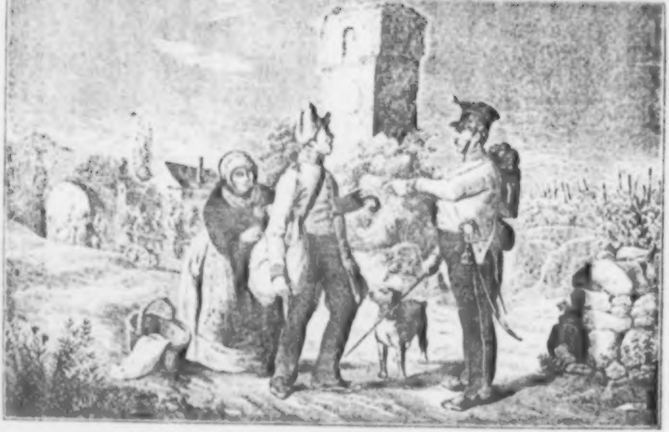
Die Füchſe nahen dort und hie
Mit ſehr verſchied'nen Namen;
Sind plötzlich da, man weiß nicht wie,
Man merkt gar oft ihr Kniff-Genie,
Weiß nicht, woher ſie kamen!

Sie dreh'n ſich um den Fang herum,
Sie kriechen und ſie ſchleichen
Im Schmiegen, Biegen ſacht und krumm
Sie heucheln laut und heucheln ſtumm
In Luſt zu Räuber-Streichen.

Verfehlen werden ſie ihr Ziel,
Habt Ihr nur gute Naſen! —
Der off'ne Blick vermag gar viel,
Und Muth zerſprengt das Gauner-Spiel —
D'rum ſeyd nur nirgends Haſen!

Man kann ſich ändern!

Wer den Rekruten da anſieht, der wird vielleicht meinen: aus dem wird im Leben nichts, und doch möchte man ſich irren. In dieſem durch mütterliche Affenliebe verhätſchelten Burſchen, der, wenn er in die Welt muß, von der heimiſchen Speckkammer mit-



nimmt, ſo viel er zu ſchleppen vermag, der wahrſcheinlich bedauert, daß er's Plätzchen hinter dem Ofen nicht auch mitnehmen kann, dem die Furcht vor einem Regenſchauer unter dem Arme vorguckt, iſt freilich nichts Kräftiges zu vermuthen. Was aber die thörige Mutter unterdrückte, kann erwachen: das Ehrgefühl, und damit wäre viel gewonnen, ſollt' es auch noch nicht einmal das rechte oder gar das ſo überaus reizbare Ehrgefühl ſeyn, wie es uns Clemens Brentano in ſeiner meiſterhaft erzählten „Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl" ſchildert.

Der Burſch, den wir im Bilde vor uns haben und dem der Korporal da die erſte Hinweiſung giebt: worüber er ſich zu ſchämen habe, heißt Wechlin, und war ſechs Jahre dienſtpflichtig als Huſar in — nun, das Land thut nichts zur Sache! Im Garniſons-Ort — will man's deutſch ſagen: im Stand-Ort — angekommen, konnt' er ſich nirgends vor Neckereien über ſein täppiſches und jammervolles Benehmen, über die Verwahrloſung aller Männlichkeit ſchützen, und wenn er ſich beklagte, wurde er ausgelacht obenein und empfing manche bittere Lehre über das Sprüchwort: „Muth iſt ein tücht'ger Stab, wehrt Sorg' und Vorwitz ab!" Das nahm ſich endlich Wechlin zu Herzen und als die Gewohnheit, ihn zu necken, ſich einſt wieder breit machte, wurde er wild und ſchlug ſo drunter, daß es blutige Köpfe gab, und, da er ſogar den Säbel gezogen hatte, Beſtrafung erfolgte. Von der Zeit an war er wie umgetauſcht; es mußten ihm nun nachdrückliche Lehren gegeben werden über ein anderes Sprüchwort: „Blinder Muth thut ſelten gut!" — denn er, der an Kräftigkeit und Gewandtheit ſich allmälig hervorthat, nahm jede Miene, die ihm nicht gefiel, übel, und ſein Säbel ſaß ihm immer loſer in der Scheide. Da erhielt die Schwadron einen neuen Rittmeiſter, der ſich höchlich wunderte, daß er über den Wechlin, der jetzt im Dienſt ſtets achtſam und als wahres Muſter ſich zeigte, anderweitig ſo viel Klagen vernahm und Strafen über ihn verhängen mußte. Der Rittmeiſter war ein umſichtiger Mann, der wohl erkannte, daß Eines und Daſſelbe nicht immer auch dieſelbe Wirkung habe. Als nun der ganz verwandelte Wechlin wieder und in ſtrenger gewordener Haft war, fragte Jener den Wachtmeiſter: „Iſt's Ehrgefühl, was den Wechlin antreibt?" und erhielt die Antwort: „Sonſt hat er davon wenig oder nichts ſpüren laſſen, ſeit ſeinen erſten Händeln ſcheint's aber doch ſo!" — „Wollen's unterſuchen!" entſchied der Rittmeiſter. Nachdem Wechlin wieder einmal ſeine Haft überſtanden hatte, ließ ihn der Rittmeiſter zu ſich kommen, hielt es ihm mit Ernſt und Wohlmeinen vor, daß, wenn er immer von Neuem gleiche Schuld auf ſich lade, die Beſtrafung an Strenge zunehmen müſſe, und ſchloß damit, ihm anzukündigen: er habe, wenn er abermals ſeinen Säbel ſo pflichtwidrig brauche, die herbſte und ſchmachvollſte Züchtigung zu erwarten. Wechlin wurde davon ſichtlich ergriffen, verſprach zu thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, ſetzte indeß hinzu:

„Herr Rittmeiſter, mein Wille iſt der beſte, wenn's aber Neckereien giebt, dann iſt etwas in mir ſtärker als ich und ich bin fortgeriſſen, ich weiß nicht wie!" — „Nun, Wechlin, es bleibt dabei: Du zähmſt Dich, oder ich werde Dich zähmen! Viel lieber iſt's mir aber, wenn die Hülfe aus Dir ſelber kommt, da wird's für uns Beide nicht ſo empfindlich!" — ſo ſprach der Rittmeiſter und nach wiederholter Warnung wurde Wechlin entlaſſen.

Es waren indeß nur wenige Wochen ſeitdem vergangen, da hatte Wechlin um geringer Urſach einen Bürger verwundet. Als nun am nächſten Morgen die Schwadron ſich aufgeſtellt hatte, ließ der Rittmeiſter unſern Wechlin aus dem Gliede reiten, abſitzen und vortreten. „Du haſt meine Warnung vergeſſen", ſagte er mit ſtrengem Tone und drohender Miene; „ich ſehe aus dem neuen Unfug, den Du begangen, daß Du mit der Waffe, die eine Zier des braven Soldaten iſt, nicht umzugehen weißt; deshalb wird Dir bis auf Weiteres Dein Säbel abgenommen." Auf einen Wink des Rittmeiſters übergab er ſeinen Säbel dem Wachtmeiſter. „Damit Du aber an den Exercir-Uebungen Theil nehmen kannſt, auch ſonſt den Dienſt nicht zu verſäumen brauchſt, wirſt Du von jetzt an einen andern Säbel tragen, der friedliche Bürger nicht der Gefahr ausſetzt, von Dir mißhandelt zu werden!" fuhr der Rittmeiſter fort, und der Wachtmeiſter mußte ihm einen hölzernen Säbel umſchnallen, der zu dieſem Zweck eigens angefertigt worden war. — Als dies geſchah, erblaßte Wechlin, ein heftiges Zittern überflog ſeinen ganzen Körper. Aber er biß die Zähne auf einander, bezwang ſich mit Gewalt, und beſtieg mit ſcheinbarer Ruhe ſein Pferd, als der Rittmeiſter ihm befahl, in das Glied zurückzureiten. Jener beſtieg nun auch ſein Pferd, kommandirte: „Gewehr auf!" und mit blankem Säbel zog die Schwadron, unter dem Schmettern der Trompeten, nach dem Exercirplatze hinaus. Ein ganzer Schwarm von Gaſſenjungen folgte, und höhnend zeigten ſie auf Wechlin, der mit ſeinem hölzernen Säbel auf dem Flügel eines Zuges ri[illegible]

Als die Schwadron von dem Exerciren zurückkam, mußte Wechlin zuerſt den Poſten vor der Kaſerne beziehen, und hier ging es ihm noch ſchlimmer, indem er von Alt und Jung, namentlich aber von den Weibern und Buben, wegen ſeines hölzernen Säbels verhöhnt und verſpottet wurde. In furchtbarſtem Kampfe mit ſich ſelber hielt er dies aus, kaum aber von dem Poſten abgelöſt, bat er den wachthabenden Unteroffizier flehentlich, zum Rittmeiſter gehen zu dürfen. Der hatte dies vorausgeſehen und erwartete ihn. Kaum trat Wechlin ein, als er ſich dem Rittmeiſter zu Füßen warf und rief: „Um Gottes Willen, Herr Rittmeiſter, nehmen Sie mir den hölzernen Säbel ab, oder es bleibt mir nichts übrig, als mich todtzuſchießen!"

„Wenn ich Dir Deinen Säbel zurückgebe, wirſt Du ihn dann auch nicht wieder in Händeln mißbrauchen?"

„Nie, gewiß nie, das ſchwöre ich Ihnen bei der Ehre eines braven Soldaten!“ betheuerte Wechlin.

„Nun wohl, ſo will ich Dir vertrauen!“ ſagte der Rittmeiſter und er erhielt ſeinen Säbel durch den Wachtmeiſter zurück. — Seit dieſer Zeit war Wechlin der friedfertigſte Huſar der ganzen Schwadron, und nie ließ er ſich wieder einen Unfug zu Schulden kommen, weder als Soldat, noch ſpäter als ehrſamer Bürger ſeiner Vaterſtadt.

Seht, das iſt durch die Schule des Lebens und die Einſicht des Rittmeiſters aus dem verhätſchelten Mutterſöhnchen geworden! — Nach einer Erziehung, die jede Kraft in ihm zu erſticken drohte, brach dieſe durch ſchlimme Anregungen ungeregelt hervor und fand ſich durch richtige Behandlung in das rechte, ehrenwerthe Geleiſe. — Was aber hier an Ehrgefühl wirkte, war immer noch nicht das echte: denn dies hält Pflicht und Mäßigung feſt durch Selbſtüberwindung, die eine freiwillige, nicht eine ſolche iſt, welche Furcht vor Strafe oder Schande herbeiführte.

Kunz von der Roſen,

Kaiſer Maximilians luſtiger Rath.

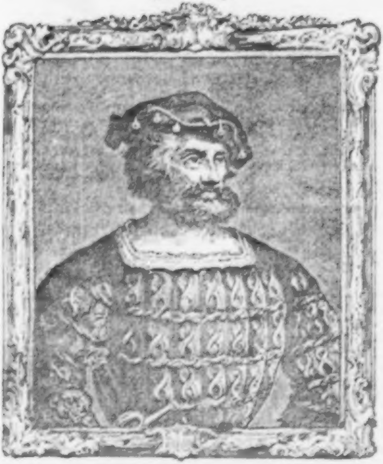
In den frühern Zeiten gab es an geiſtlichen und weltlichen Höfen ein ſeltſam Amt, das die Beſtimmung hatte, die Fürſten und Herren nach den ernſten Staatsgeſchäften aufzuheitern. Die Inhaber dieſes Amtes nannte man luſtige Räthe, Tiſchräthe und mit der gangbarſten Bezeichnung: Hofnarren. War der Geſchmack der Fürſten nicht ſonderlich fein, ſo hielten ſie ſich Narren, welche ihre Schwänke in's Grobe trieben und durch plumpe Einfälle, fade Späße und ſelbſt rohe Scherze ſich auszeichneten. Deshalb iſt die nähere Bekanntſchaft mit manchem dieſer Känze nicht immer erfreulich, dagegen hat es unter dieſen Narren auch ſehr witzige, geiſtreiche gegeben, z. B. Angely, Roquelaure und Brusquet am franzöſiſchen Hofe, der Italiener Gonella, der Deutſche Perkeo und Andere. Dieſe waren nicht nur die ſchärfſten Geißeln für die Thorheiten an den Höfen, ſondern nicht ſelten auch ehrenwerthe Verfechter der Wahrheit, der ſie in ihrem Narrenkleide eine Freiſtatt bereiteten. Ihre Sprüche und Schwänke hatten zuweilen tiefen Gehalt, ſo daß es uns nicht wundern darf, wenn Shakſpeare dieſe Narren zu tiefſinnigen, humoriſtiſchen Weiſen im Gewande der Thorheit macht. Während alſo die ſchlechtere Sorte der Hof-Luſtigmacher zu den Speichelleckern hinabſank und nur da zu ſeyn ſchien, um ein Spielball der Hofleute zu ſeyn und von der übeln Laune des fürſtlichen Herrn mißhandelt zu werden, waren die beſſern edel genug, ihre Stellung auf eine recht ſittliche Weiſe auszubeuten. Weil einmal ihre Schellen nicht angetaſtet werden durften, wußten ſie ſelbſt den Fürſten derbe Wahrheiten zu ſagen, machten die Schmeichler lächerlich und verfolgten ihr Ziel oft auf eine um ſo ſicherere, weil unſcheinbare Weiſe. Mancher Unterdrückte gelangte zum Recht, wenn es ihm gelang, den „luſtigen Rath“ zu gewinnen: der Narr des Herzogs Wilhelm von Düſſeldorf ließ einmal alle Glocken läuten, weil „das gute Recht begraben werde“; der Herzog verabſchiedete dann, nach geſchehener Unterſuchung, alle ſeine Räthe und verwies ſie des Landes; der ſeines Gutes beraubte Bauer aber erhielt ſein Eigenthum zurück. Die Narren hatten eine Amtstracht, die aus der Kappe (Gugel, Kagel) mit den Eſelsohren oder auch dem Hahnenkamm, dem Narrenkolben (Scepter), einem großen Halskragen auf buntem Wams und Schellen beſtand; doch wurden die Eſelsohren — für dumm-kluge Narren, wie Claus von Ranſtet, recht bezeichnend — erſt ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert getragen. In der neuern Zeit war dieſe Würde mit ihren Inhabern ſehr geſunken; im achtzehnten Jahrhundert treffen wir nur noch auf fade Hofpoeten mit der Pritſche (z. B. König am ſächſiſchen Hofe), und pedantiſche Gelehrte (z. B. Gundling am preußiſchen Hofe), während Fürſten, die zu reich an Geiſt und Bildung waren, um an ſeichtem Witz oder Pedanterie Gefallen zu finden, Gelehrte und denkende Köpfe um ſich verſammelten. Die meiſten Narren unter den neuern Fürſten hatte Peter der Große; ſie waren in vier Klaſſen getheilt, von denen die erſte die von Geburt Dummen enthielt, die drei übrigen jedoch Strafklaſſen waren für Thorheiten beſtimmter Art, z. B. für ſolche Leute, die, in fremde Länder geſchickt, nichts gelernt hatten. Heute iſt man zu befangen oder zu furchtſam, einen ſolchen Schalk um ſich zu haben, und doch gäbe es gegen die, alle edlen Keime zernagende Schmeichelei kein beſſeres Verſcheuchungs-Mittel, als die Schellenkappe.

Einer von denen, welche ihr geringes Amt adelten, überhaupt das beſte Muſter aller Hofnarren, war Kunz von der Roſen, Kaiſer Maximilians luſtiger Rath. Freilich nicht der einzige „Fretenmacher“ des hohen Herrn, aber doch ſein erſter der Bedeutung nach, und mit deſſen Perſon durch ſo innige Bande verbunden, daß der Kaiſer in ſeinem Teſtament 1519 ihm ein Jahrgehalt von 300 Gulden ausſetzte mit der Erklärung: es geſchehe „um ſo viel guter und getreuer Dienſte wegen, welche kein Menſch ihm nie bewieſen.“ Ein ſolcher Mann verdient, daß wir näher mit ihm bekannt werden.

Kunrad *) von der Roſen ſtammte aus einem achtbaren Geſchlecht in Kaufbeuren, für welche Stadt er ſein ganzes Leben hindurch ein ſo dankbares Andenken bewahrte, daß auf ſeine Veranlaſſung der Kaiſer dort ein Jagdſchloß erwarb und ſich öfters mit ſeinem Hofe dorthin zurückzog. Als im Jahr 1512 Edelleute von Hohen-Krähen Bürger Kaufbeuren's auf offener Landſtraße

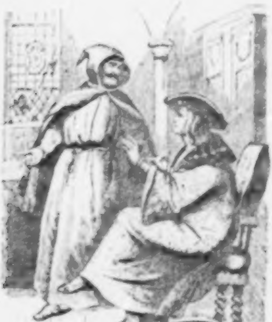
---

*) Kunz iſt die Abkürzung dieſes Namens, wie Heinz für Heinrich.



überfallen und auf ihr Schloß geſchleppt hatten, bewirkte Kunz bei Maximilian eine ſo ſtrenge und ſchnelle Ahndung des Frevels, daß das Schloß am dritten Tage der Berennung durch den ſchwäbiſchen Bund in Feuer aufging. Kunrad's Vater zog mit ſeinem „redlich und wahrhaften, aber frech muthwilligen Buben“ ſchon früh nach Landsberg, wo er als Gaſtwirth ſich niederließ und als Schild eine gemalte Roſe (daher des luſtigen Raths Beinamen) anshing. Kunz wurde zu einem Kürſchner in die Lehre gethan; doch, die überſtrenge Zucht des Meiſters zu ertragen unfähig, ergriff er die Flucht und — trat in die Dienſte des Erzherzogs Maximilian, der damals (1478) nach den Niederlanden zog, um ſich mit der Erbin der burgundiſchen Krone, Maria, zu vermählen. Kunz bewies in des Königs Dienſt eine ſolche Tapferkeit und ſo redliche Geſinnung, daß Max ihn zu ſeinem Trabanten wählte, ſo daß er von da ab nicht mehr von der Seite ſeines

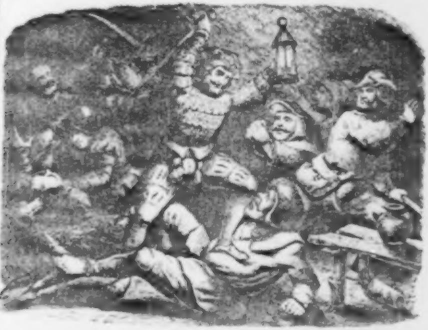
Herrn wich und wegen ſeiner Mannlichkeit nicht allein „beritten gemacht“, ſondern auch auf ſein Roß am Hof „mit Futter und Mahl“ verſehen wurde. Er lernte nun die flämiſche, franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche Sprache, um ſeinem Herrn „deſto baß zu gedienen“, und da er die Gabe des Witzes und ein „rundes Hirn“ hatte, auch voll von Schwänken war, wie es Max liebte, beſaß Kunz bald das unbedingte Vertrauen ſeines Herrn. Wie ſehr er dies verdiente und wie ernſtlich ſeine Ergebenheit war, bewies er, als die Bewohner von Brügge nach Maria's Tode (1482) den König Max hinterliſtig gefangen nahmen. Kunz warnte ſeinen Herrn und da dieſer nicht darauf hörte, ritt er ſelbſt ſchnell aus der Stadt hinaus, um an der Befreiung des Königs zu arbeiten, der bald nach einem Aufruhr in die Burg gebracht und in feſtes Gewahrſam geſetzt wurde. Zuerſt verſuchte der treue Diener mit einem Schwimmgürtel bei Nacht durch den Schloßgraben zu gelangen; aber die dort befindlichen Schwäne fielen ihn ſo heftig mit ihren Flügeln an, daß er kaum das Leben davonbrachte. Nun lernte er das Haar- und Bartſcheeren, beredete ſich mit dem Guardian des Franziskaner-Kloſters und ging in der Kutte und mit geſchorner Platte in's Gefängniß ſeines Herrn, indem vorgegeben wurde, er ſey des Königs Beichtiger. Als er durch die drei Wachen zu ſeinem Herrn kam, ſchalt er dieſen erſt aus: „Siehe nun, ſint'



ich dich da, mein frommer König! daß dich Gottes Marter ſchänd', warum haſt du mir nit gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun ſiehe, ich habe mein Leben deinethalben gewagt, du mußt mir aber jetzt beſſer folgen.“ Er wollte nun dem König eine Platte ſcheeren und dieſer ſollte in der Maske des Beichtigers hinausgehen, während Kunz in der Haft zu bleiben gedachte, wo er allerdings ſein Leben gewagt hätte; allein der König, für den Hülfe im Anzuge war und der ſein Wort, das er den Brüggern verpfändet, nicht brechen mochte, ſchlug bei aller Rührung über ſeines Dieners Treue das Anerbieten ab. Kunz ſchied zürnend und weinend mit den Worten: „Lieber König, ich ſehe wohl, daß du noch ſo narrend biſt, als du zuvor geweſen und mir nit folgen willſt. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du biſt gar zu fromm vor die Fläminger.“ — Solchen Muth, wie zu Brügge, bewies Kunz jederzeit, auch am Hofe im Ausſprechen der Wahrheit; Grafen, Junker und Herren fürchteten ihn und ſeinen Spott gleich der ſchärfſten Zuchtruthe, denn da an ihm ſelbſt kein Makel war, ſo ſchonte er auch fremde Schwächen nicht. Selbſt ſein geliebter Herr machte keine Ausnahme. In den italieniſchen Kriegen wollten einmal die Landsknechte den Kaiſer wegen rückſtändigen Soldes verlaſſen. Kunz, der bei ihnen beliebt war, verſprach ihnen die Hälfte unbedingt, und ſie ließen ſich's gefallen. Geld war angekommen, das wußte er, aber Max ſaß unter ſeinen Räthen, die gewiß nicht Luſt hatten, den Landsknechten zu zahlen; was war zu thun? Der Narr forderte Gehör, und als das ihm abgeſchlagen, ließ er zurück melden: er werde dem Kaiſer eine höchſt wichtige Sache in drei Worten vortragen. Da das geſtattet worden, erſchien er und ſagte trotzig: „Geld oder Urlaub!“ — dann ging er entrüſtet davon. Max verſtand ihn und die Truppen erhielten das Verſprochene.

Auch in ernſten politiſchen Angelegenheiten wagte ſich Kunz zuweilen mit ſeinem Witze in den Vordergrund. Im Jahr 1510 erhielt der Kaiſer auf dem Reichstage zu Augsburg die unerwartete Kunde, der Papſt Julius II, welcher ſich mit ihm in Cambrai (1508) zu Schutz und Trutz gegen die Venetianer verbunden, habe ſich mit den Venetianern ausgeſöhnt und ſich vom Bunde losgeſagt. Als nun Max ſammt den Herren in ſeiner Umgebung darüber höchlich verwundert war, fragte Kunz verſchiedene der Herren: wie hoch ſie wohl ſein Alter ſchätzten. Man hatte hin und her gerathen, da ſagte Kunz: „Weit gefehlt!, ich bin über zweihundert Jahr alt!“ Darüber erhob ſich ein groß Gelächter, doch Kunz ſagte: „Was iſt da Wunder? habe ich nicht die beiden hundertjährigen Bündniſſe von Hagenau und Camrich überlebt?“ — Der luſtige Rath gedachte inſonderheit muthig der Armen. Traf er einen dürftigen Mann auf der Straße, ſo nahm er ihn mit ſich unter die vornehmen Herren und bettelte für ihn in einer Weiſe, der Niemand widerſtehen konnte. Spielten die mächtigen

Herren, ſo erhob er ſeinen Zehnten für die Armen und ließ ſich von dem Gewinnenden immer einen Geld Dukaten zahlen, den er ſodann an ſeinem Hute befeſtigte, um ihn gelegentlich einem Dürftigen zu geben. Ebenſo nahm er von armen Perſonen Bittſchriften, die er dann dem Kaiſer mit einem Fürwort überreichte. Setzte ihn ein Rath darüber zur Rede, daß er den Herrn mit Armſeligkeiten beläſtige, ſo ſagte er: „Lieber, diene dem Kaiſer ſo lange und getreulich wie ich, ſo wirſt du bei ihm dieſelbe Freiheit erlangen.“ — Daß aber unſer luſtiger Rath nicht bloß Barmherzigkeit für die Armen und den Mund auf dem rechten Fleck hatte, ſondern auch das Herz, beweiſt folgender Vorfall. Er reiſte einſt durch einen dichten Wald, wo ihn die Nacht überfiel, daß er ſich genöthigt ſah, in einer Räuber-Herberge ſein Nachtlager zu nehmen. Das wurde ihm nämlich von einer Magd erzählt, die weinend in ſeine Stube trat, ihm zu melden, welches Schickſal ſeiner harre, ſobald der Wirth nach ſeiner Gewohnheit durch eine Klingel die Räuber herbeigerufen. Kaum hörte er nun die Klingel, ſo ließ er ſich durch die Magd eine Laterne bringen, welche unter der Bank verſteckt wurde; dann ſetzte er ſein Gewehr in Bereitſchaft und erwartete ſammt ſeinen Dienern die Räuber. Es währte auch nicht lange, ſo trat ein Bauer in die Stube, der unter dem Vorwande der Bedienung das Licht ausputzte. Da holte Kunz die Laterne hervor und brauchte ſein Schwert, unterſtützt



von ſeinen Dienern, ſo nachdrücklich, daß einige Räuber getödtet und die andern in die Flucht gejagt wurden. Dann bemächtigte er ſich auch des Wirthes, den er der Obrigkeit überlieferte, von der er natürlich ſeinen verdienten Lohn erhielt.

Den größten Theil ſeines Lebens brachte Kunz im Beiſammenſeyn mit ſeinem kaiſerlichen Herrn ohne ſonderliche Ruhe zu; ſehr ſpät erſt hatte er das Glück, ſich einen eigenen, ruhigen Hausſtand zu bilden. Im Jahr 1504 heirathete er zu Augsburg eine ſchöne Jungfrau, Namens Greßler, die ihn mit einer Tochter beſchenkte, Felicitas von der Roſen genannt. Maximilian hatte dafür geſorgt, daß es ſeinem treuen Diener nicht fehlte, denn ſeine Tochter Felicitas brachte ihrem Manne, Melchior Ilſung, eine Mitgift von 12,000 Gulden zu. Den ſchon erwähnten Jahrgehalt von 200 Gulden genoß Kunz nicht lange; er zog ſich, als der Kaiſer geſtorben war, nach Augsburg zurück und ſagte: „Ich werde meinem Herrn bald nachfolgen!“ Noch war auch das Todesjahr des Kaiſers (1519) nicht zu Ende, da ſtarb der anhängliche Diener deſſelben und wurde zu St. Anna in Augsburg begraben. Ein Zeitgenoſſe giebt ihm das Zeugniß: „Kunrad von der Roſen könne er nicht einen Narren nennen, denn derſelbe ſey unter Seinesgleichen geweſen, was die Edelſteine unter den Steinen.“

Zum Schluß wollen wir noch vier ſeiner witzigen Antworten anfügen:

Kunz von der Roſen und Maximilian I.

Maximilian. Kunz, ich hab' ſchon wieder kein Geld, werd' immer ärmer!

Kunz. Ja, wenn Du reich ſeyn willſt, ſo gieb die Kron' ab und nimm's Hofmarſchall-Amt!

* * *

Maximilian. Wie gefällt Dir der neue Schloßbau und die Hofhaltung?

Kunz. Ueber die Maßen! — Eins nur fehlt.

Maximilian. Und was?

Kunz. Du ſollteſt eine Papiermühl bei der Hofhaltung anlegen, denn ſie hat Ueberfluß an Lumpen!

* * *

Bürger. Herr Kunz, da will ein Hofdiener von mir hundert Gulden geliehen, was thu' ich?

Kunz. Schaff' Dir ein Paar neue Hüt' an!

Bürger. Warum?

Kunz. Du wirſt viel Hüt' ziehen und verbrauchen müſſen, ehe Du erfährſt, was Du ſchon wiſſen könnteſt: daß Du nichts wieder kriegſt!

* * *

Hofherr. Kunz, was macht der Teufel?

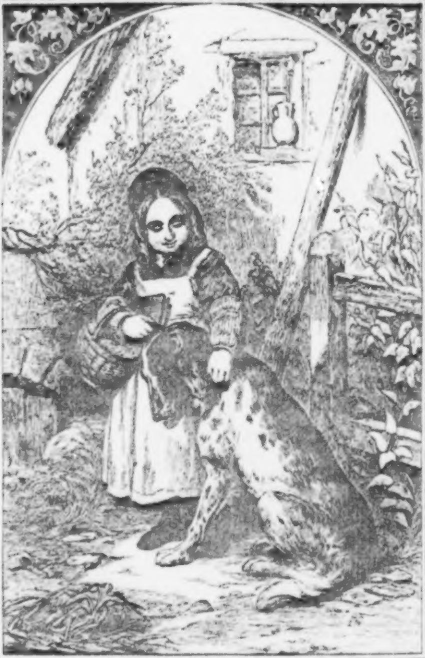
Kunz. Weiß nicht; wenn er aber Dich holen möcht', verdient' er ein Gotteslohn!

C. Rienitz

Das Kind und Fidel.

„Ja, Fidel, wir ſehen uns nun über vier Stunden nicht wieder!“ ſagte Dorothea, des Förſters Tochter, zu ihrem Spiel-Kameraden, der mit Nachgiebigkeit und Treue ſich zu allen Einfällen des Kindes hergab, es oft ſogar vor Unfällen bewahrt hatte. „Ich muß in die Schule, und dich dorthin mitzunehmen, das will der Schulmeiſter nicht leiden. Ei, du meinſt wohl, ich hätte nicht gefragt? — da irrſt du! Geſtern bat ich Herrn Iſchken — ah, du weißt es noch nicht: ſo heißt unſer Schulmeiſter! — er möchte erlauben, daß ich dich mitbringen könnte, und ich lobte dich dabei, daß du recht ruhig und artig ſeyn würdeſt; er antwortete aber doch: das ginge nicht! — Schade, ſagt' ich, denn Fidel würde gewiß gern noch Dies und Jenes lernen, zum Beiſpiel leſen, was ich nun angefangen habe. Da lachte Herr Iſchken, und als ich fortfuhr: Ja, ja, Syllabiren kann Fidel ſchon ein Bischen; Wau-wau und Hau-hau bringt er ganz deutlich 'raus, nur freilich etwas unbeholfen! — da lachte er noch mehr und meinte: Wau-wau und Hau-hau wäre deine ganze Gelehrſamkeit. Du könnteſt nicht leſen, nicht ſchreiben und nicht rechnen lernen, nicht ſtricken und nicht nähen. — Ei, ſagt' ich, das hat er nicht nöthig, denn Fidel braucht keine Kleider, er iſt abgehärtet gegen Kält' und Regen; er iſt aber doch äußerſt gelehrig — und da fiel mir Herr Iſchken in die Rede mit den Worten: Du meinſt am Ende wohl gar, dein Hund könnte auf die hohe Schule, um Griechiſch und Hebräiſch zu lernen! — Na, gräme dich nicht, Fidel, das lern' ich auch nicht, darin wollen wir uns nichts vorzuwerfen haben! — Aber ſchwer iſt's mir auf's Herz gefallen, daß der Schulmeiſter behauptete: Du könnteſt auch nichts lernen von Gott und ſeinen Werken, und du hätteſt keine Vernunft und wüßteſt nicht Gutes vom Böſen zu unterſcheiden, und das wäre eben der große Vorzug der Menſchen, obſchon ſie oft nicht den rechten Gebrauch machten von ihren Fähigkeiten und ſo manchmal ſchlimmer wären wie unvernünftiges Vieh. Das verdroß mich beinah, ich faßte mir ein Herz und ſagte: J, der Fidel iſt nicht unvernünftig, Herr Iſchken; er weiß ſehr wohl, was er thut, denn er thut immer was er ſoll! — Er ſah mich darauf eine ganze Weile recht liebreich an und ſagte: Dein Fidel iſt ein braver Fidel und ich will ihm auch nichts Schmähendes angethan haben. Wohl dem, der immer thut, wie und was er ſoll — behalte dir das, mein Kind! — Nun gefiel mir Herr Iſchken viel beſſer, und du ſiehſt, Fidel, ich habe ehrlich an dich gedacht. In die Schule darf ich dich aber nicht mitnehmen, doch ſoll's dein Schade nicht ſeyn; von meinem Frühſtück, das man mir da eingepackt hat, kriegſt du wie ſonſt dein Theil!“

Bis dahin hatte Fidel, als verſtänd' er Alles, traurig zugehört, jetzt erhob er den Kopf und ſchaute zu dem Kinde, das ihm

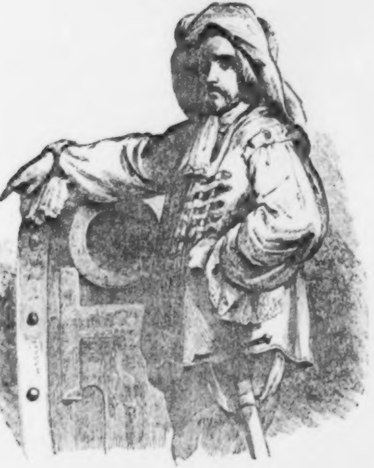


aus ſeinem Körbchen etwas gab, freundlich und wie dankend hinauf. Dorothea ſtreichelte ihn noch einmal und ſagte, indem ſie ging: „Auf Wiederſehen, lieber Fidel!“ Der blickte ihr nach, ſo lange ſie zu ſehen war und blieb noch eine Weile mit niederhängendem Kopfe ſitzen. Es war juſt, als wollt' er vor ſich hin ſagen: Der Menſch mag ſich wohl zuweilen überſchätzen! Wenn ich thue, was ich ſoll, thu' ich mir grade genug. Ich diene treu, nach meinen Kräften, rechne nicht lang und breit her, wozu ich brauchbar bin. Ich verricht' es eben, wie man's haben will, auf der Jagd und, wenn hier Alles ſchläft, bei Bewachung des Hauſes. Was meine Begriffe betrifft, ſo begreif' ich: es ſey unerläßlich, ſeine Schuldigkeit zu thun, und daß der Menſch mehr iſt als ich, erkenn' ich in meiner Art an, denn es ſcheint mir, man fände leichter einen guten Hund als einen guten Herrn, und gut gehorchen ſey immer noch leichter als gut befehlen; das merkt zuweilen ſogar ein gehorſamer und bereitwilliger Hund. — Jetzt war's, als würde dem Fidel die Selbſtbetrachtung langweilig; er ging zurück nach dem Garten und legte ſich zu ſeines Herrn Füßen, abwartend, was dieſer ihm gebieten würde.

Der Förſter Elias Kurz gehörte zu den guten Herren, und da er ſeiner Tochter naive, an Fidel gerichtete Rede in der Laube, wo er ſeine Morgen-Pfeiſe geraucht und dabei ſeine Berechnungen in Ordnung gebracht hatte, belauſchte, ſagte er jetzt zu dem Hunde: „Hänge nicht die Ohren! Jeder kann ehrenwerth ſeyn an der Stelle, wo er hingehört, und wer für ſeine Stellung das Rechte gelernt hat, den darf Niemand verächtlich anſehen. Nicht Vornehmthuerei, Dickthun auf gelehrten todten Kram und kecke Anſprüche ſollten Lohn und Verdienſt beſtimmen, und nicht nach dem, was du weißt oder zu wiſſen dir einbildeſt, nicht nach Geſchwätz beurtheilen dich die Redlichen und Geſinnungsvollen, ſondern nach dem, was du vollbringſt und deinen Kräften gemäß nützeſt! Sey du nur ruhig, mein rechtſchaffener Fidel! — und jetzt, Kamerad, wollen wir zuſammen auf die Jagd und an unſer Tagewerk gehen, damit wir unſer Brod gehörig verdienen!“ — Da war auch Fidel wohlgemuth gleich voran und that, wie immer, ſeine Schuldigkeit. C. Rienitz.

Hans Heinrich Dünnwald.

Das iſt ein Held des ſiebzehnten Jahrhunderts, der ſich, gegen alle Vorurtheile der Zeit, aus der dunkelſten Verborgenheit aufgeſchwungen bis zum höchſten Glanze, und würdig iſt, neben einem Jan van Werth (ſiehe den vorigen Jahrgang) zu ſtehen. In der Zeit, da Deutſchland ſo viele Demüthigungen erdulden mußte, zerſplittert, rathlos daſtand, hielt er den Ruhm deutſcher Helden aufrecht, ward Muſter der Männerwürde, des Männerſtrebens. — Die Geſchichtſchreiber jener Zeit haben nur aufgezeichnet, daß er



in der Umgebung der Stadt Köln etwa 1620 geboren ſey; die höchſt wahrſcheinliche Sage läßt ihn dem bergiſchen Dörfchen Dünnwald entſtammen, wo ſeine Mutter eine arme Bäuerin geweſen, die ihm nicht einmal einen Namen hinterlaſſen, ſo daß er ſpäter den ſeines Geburts-Ortes zu hohen Ehren brachte. In dem neben dem Dorfe liegenden Kloſter ſoll er als Knabe Gelegenheit gefunden haben, den ihm von der Natur verliehenen Verſtand einigermaßen auszubilden. Als ihm aber einmal ein Mönch etwas Entehrendes zugemuthet, ließ er ihn die Kraft ſeines Armes fühlen. Der Rache zu entgehen, mußte er fliehen, und nun, der ſchönen Erfolge und der Thaten des Helden „Jan van Werth“ eingedenk, wählte er den Kriegerdienſt, ließ ſich unter die kur-kölniſchen Söldlinge einſchreiben. Die Türken drangen grade in dieſen Tagen raſtlos in Ungarn vor, und Oeſterreich erbat von den Reichsſtänden

Hülfsvölker. Hans rückte mit dieſen Schaaren um 1664 in Ungarn ein und brachte es durch Muth und Einſicht bald weiter. — In der Schlacht bei St. Gotthard machte er ſich dem Hauptfeldherrn Montecuculi bemerkbar und wurde in Folge dieſes und durch die einflußreichen Queſtenberge, ſeine aus Köln ſtammenden Landsleute, für den kaiſerlichen Dienſt gewonnen. Bald ſtieg er unter Oeſterreichs Fahne bis zur Stufe des General-Majors und erhielt eine Schaar Panzer-Reiter zur Führung, an deren Spitze er manche kühne That vollbrachte. Im Jahr 1670 ward er in den Grafenſtand erhoben und that ſich abermals hervor, als er den im Weſten eindringenden Franzoſen entgegengeſandt wurde. 1674 ſiegte er bei Enſisheim in heißem Treffen, hatte aber im folgenden Jahre das Unglück, von Wunden bedeckt, gefangen zu werden, als ſich das neidiſche Kriegeglück bei Mühlhauſen im Elſaß zu den Feinden wandte. Der Oberfeldherr Montecuculi wechſelte aber bald gegen gefangene franzöſiſche Krieger den Tapfern aus, der dann von keiner Ruhe wiſſen wollte, ſondern gleich ſeine Fahne wieder erhob und an dem Tage, wo Montecuculi bei Speier den Rheinübergang erzwang, die Brücke vertheidigte und gleichzeitig die franzöſiſche Beſatzung des alten nibelungiſchen Odenheim, des jetzigen Philippsburg, in Schranken hielt. In der Schlacht bei Sasbach war er der Erſte unter den Feldherren, welcher die durch Türenne's Tod entſtandene Verwirrung der feindlichen Schlachtreihen bemerkte und durch raſchen Angriff daraus Nutzen zog, das Glück des Tages an die deutſchen Waffen feſſelte und die fliehenden Franzoſen verfolgte. In dem ſpäteren Gefechte bei Gergenheim wäre er beinahe zum zweiten Male in Gefangenſchaft gerathen, indem er die Franzoſen ſo ungeſtüm angriff, daß ihm die Seinigen nicht folgen konnten, er ſich bald mit wenigen Getreuen in Mitten der Feinde befand. Der ungeſtüme Reiter verlor aber keineswegs den Muth, ſchlug ſich raſch durch die dichten Haufen und kehrte eben ſo raſch an der Spitze der Seinigen, die ihn nun eingeholt hatten, wieder zurück, nochmals mit beſſerem Erfolge angreifend und einen vollkommenen Sieg erringend, ſo daß der Feind ſich allenthalben zurückziehen mußte, Philippsburg, das er entſetzen ſollte, ſeinem Schickſal überließ.

Als Feldmarſchall-Lieutenant wirkte er muthbegeiſtert bei dem Entſatz des von den Türken bedrohten Wiens und ſprengte an dem Befreiungstage an der Spitze ſeiner daher jagenden Reiter 1200 Türken in die Donau. Durch geſchickte Heer-Schwenkungen bereitete er 1685 den Sieg bei Gran vor, hielt an der Spitze der Seinigen bei Barkan den erſten hitzigen Angriff der wilden aſiatiſchen Horden aus, daß ihre Kraft brach und der Sieg dem deutſchen Heere leicht wurde. Im Jahr 1686 warf er ſich mit vier ſchwäbiſchen Bannern (Regimentern) den Türkenſchaaren entgegen und beſiegte deren doppelt ſtärkeres Heer entſcheidend. Obſchon er in dem Schlachtgewühl wieder bedeutende Wunden empfangen trennte er ſich nicht vom Heere, ſondern trug in der Schlacht bei Mohatſch ſein Theil an den Erfolgen des Tages. Nach dieſem Treffen ward er mit 10,000 Streitern zurückgelaſſen, das Land zwiſchen Donau und Drave zu ſchützen. Die Vertheidigungsweiſe konnte jedoch dem raſtloſen Helden nicht genügen, im Auguſt 1687 brach er aus ſeinem feſten Lager bei Siklos, traf den Feind bei Eſſek, ſchlug ihn, warf ihn nach Belgrad, beſetzte das Schloß von Turanovatſch, um ſich einen tüchtigen Rückhalt zu ſichern, und brach dann reißend in's Innere Slavoniens. Die Raubburg Wuchin, von welcher aus die Türken bisher ihre Raubzüge geleitet, mußte ſeinem kräftigen Sturm erliegen, worauf er noch im Laufe des Herbſtes alle übrigen ſlavoniſchen Städte einnahm, das Flachland unter kaiſerliche Botmäßigkeit ſtellte. Im Jahr 1688 deckte er bei Semendria, als Feldherr der Reiterei, die vom Herzog von Lothringen unternommene Belagerung von Belgrad und verdiente ſich dabei die ſchönſten Ehrenkränze des Feldzuges. Im folgenden Jahr finden wir den Helden wieder am Rhein, in ſeiner von den Franzoſen von Neuem bedrängten Heimath, wo er das geängſtigte Heidelberg von ſeinen Belagerern entſetzte. Um 1690 zum Oberbefehle berufen, wußte er mit geringen Mitteln in ſeiner feſten Stellung bei Bretten das weitere Fortſchreiten der Feinde unmöglich zu machen und von dort aus die einzelnen Raubſchaaren, welche die Pfalz und Schwaben verwüſteten, zu vernichten. Raſch wieder nach Ungarn berufen, diente er als Unterfeldherr unter dem jüngeren Heerführer Ludwig von Baden, zog ſich aber daſelbſt den Tadel zu, in dem Treffen bei Schlangenmünd (Schalankemen) zu ſpät in der Schlachtreihe erſchienen zu ſeyn. Von da ab, als er angekommen, zeigte er ſich aber in ſeiner alten Unerſchrockenheit, brachte durch ſeinen Seiten-Angriff die Feinde zum Weichen, erſtürmte das Lager und war eine Haupturſache des ruhmwürdigen Sieges. Seine dunkle Geburt, die ihn unter den Befehl jüngerer Heerführer ſetzte, ſein hoher Ruhm, der manchen Hochgeborenen mit bitterem Neide füllte, mag viel zu dem Zerwürfniß mit dem ſonſt ſo billigen Eugen, mit Ludwig von Baden beigetragen haben. Das Zerwürfniß führte zu Beſchuldigungen, dermaßen: daß der Feldherr vor das Kriegsgericht nach Wien beſchieden wurde, ſich zu verantworten. Dünnwald reiſ'te vom Heere ab, erkrankte aber plötzlich in Eſſek (1691), wo er ſtarb, wie Einige vermutheten an Gift, welches er verzweifelnd eingenommen; eher aber ſtarb der Greis an gebrochenem Herzen, indem er die großen Dienſte, welche er in dringender Nothzeit dem Staate, dem geſammten Vaterlande geleiſtet, mit ſo ſchnödem Undanke belohnt, indem er ſeinen alten Feldherrenruhm von hochadligen jungen Glückskindern verhöhnt ſah. Dünnwald war vermählt geweſen, hinterließ einen Sohn und mehrere Töchter, die ſich mit den edelſten Geſchlechtern Oeſterreichs verſchwägerten. Sein Geſchlecht ſtarb aber, wie das ſeines Vorgängers Jan van Werth, bald aus, als ob der hohe Ruhm dieſer

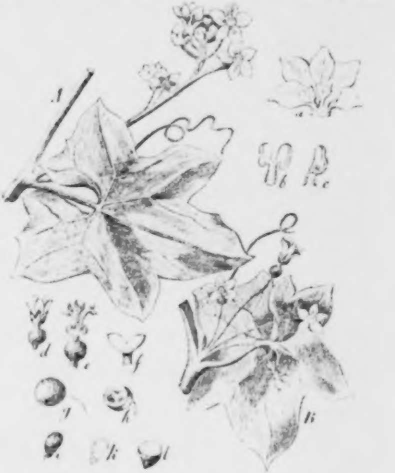
Vater weder durch Söhne verdunkelt, noch durch Enkel geſchmäht werden ſolle.

Wilh. v. Waldbrühl

Die einheimiſch wildwachſenden Giftpflanzen.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1845.)

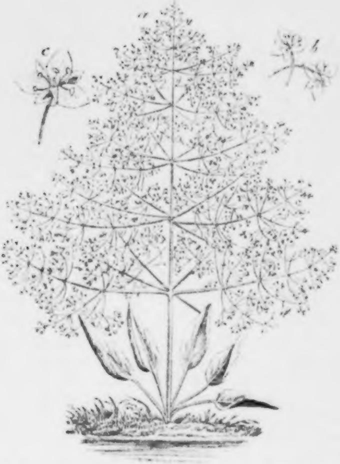
22) **Die zweihäuſige Zaunrübe** (**Bryonia dioica. Linné**). Wir geben hier bloß die Unterſchiede von der vorigen Art (beſchrieben unter 21): Die Wurzel iſt nach unten in zwei Aeſte geſpalten. Die Blätter ſind wenig gezähnt, weniger buchtig und haben die Endlappen beſonders verlängert, ſpitzig. Die Blüthen ſind zweihäuſig, d. h. auf der einen Pflanze finden ſich männliche, auf der andern weibliche Blüthen, bei welchen letztern die



Kelche kleiner als die Blumenkronen ſind. Die Früchte haben eine rothe Farbe. — Die zweihäuſige Zaunrübe blüht vom Juni bis September im ſüdlichen und weſtlichen Europa, auch in Deutſchland iſt ſie nicht ſelten. — Fig. A ein Stengel mit männlichen Blüthen, B ein Stengel mit weiblichen Blüthen aus der Gegend von Leipzig. a eine aufgeſchnittene männliche Blüthe; b und c zwei vergrößerte Staubfäden, d eine weibliche Blüthe, e dieſelbe vergrößert und von Kelch und Blumenkrone befreit; f eine vergrößerte Narbe, g eine Frucht, h dieſelbe durchſchnitten, i ein vergrößerter Samen, der k der Länge nach, i der Quere nach durchſchnitten iſt. Auch die Wurzel der zweihäuſigen Zaunrübe iſt giftig, und der Gebrauch der Wurzeln beider Arten ohne Verordnung des Arztes ſehr gefährlich. Eine Frau ſtarb ſchon vier Stunden nach dem Genuſſe einer Abkochung von zwei Loth der Wurzel und nach einem aus einer ſtärkeren Abkochung beſtehenden Kliſtiere.

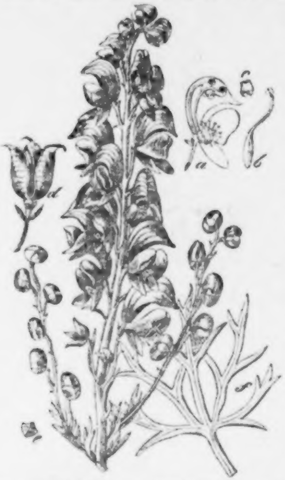
23) **Der gemeine Froſchlöffel** (**Alisma Plantago Linné**). Die Namen Froſch- und Haſen-Löffel beziehen ſich auf die Geſtalt der Blätter, während die Namen Froſchwegerich, Waſſerwegerich auf die Aehnlichkeit der Pflanze mit dem Wegeblatt (Wegetritt, Wegerich, Plantago) deuten; woher aber der Name Waldbart ſich ſchreibt, iſt uns nicht bekannt. — Die Wurzel iſt büſchlig-zaſerig und entſpringt aus einem ausdauernden, verkürzten, fleiſchigen Wurzelſtocke. Aus erſterer erheben ſich ½ bis 1 Fuß lange, am Grunde ſcheidige Blattſtiele mit breitem, häutigem Rande; ſie tragen aufrechtſtehende, ſeltener ſchwimmende Blätter, die herzförmig- oder länglich-eirund bis lanzettlich, zugeſpitzt, ganzrandig und mit fünf bis ſieben Nerven und ziemlich parallelen, zum Theil äſtigen Quer-Adern geziert ſind. Der ½ bis 3 Fuß hohe, aufrechte, glatte, dreiſeitige Schaft entſpringt ebenfalls aus der Wurzel und theilt ſich oben in quirlſtändige Aeſte, ſo daß eine pyramidenförmige Blüthen-Rispe entſteht (Fig. a). Die langgeſtielten Blüthen ſtehen zu drei bis zehn in Quirlen. Die Quirl-Aeſte und Blüthen-Stiele haben am Grunde lanzettliche, häutige Blättchen (Deckblätter). Die Blüthe ſelbſt beſteht aus drei eirunden Kelchblättern und drei um das Doppelte längeren, rundlichen, gekerbten, ſchwach-welligen, weißen oder roſenrothen Blumenblättern, deren untere, ſtielförmige Theile (Nägel) gelb ſind; ferner aus ſechs Staubgefäßen und vielen, in einem Kreiſe ſtehenden Fruchtknoten, deren jeder an der Seite einen in eine ſtumpfe, undeutliche Narbe endenden Griffel trägt (b in natürlicher Größe, c vergrößert). Nach der Befruchtung fallen die Kronenblätter ab, die Kelchblätter aber bleiben ſtehen. Aus den Fruchtknoten entwickeln ſich zahlreiche, oben abgerundete, ſtumpfe Früchtchen, die in eine ſtumpf-dreieckige Frucht dicht zuſammengeſtellt ſind. Die Früchtchen ſind meiſt einſamig und ſpringen nicht auf. Der Samen enthält einen hakig-eingeknickten Keim.

* * *



Der gemeine Froſchlöffel blüht vom Juni bis Auguſt und findet ſich, in ſtehenden, langſam fließenden Gewäſſern und an deren Ufern, in ganz Europa mit Ausnahme des nördlichen Lapplands, im mittleren Aſien und in Nord-Amerika. — Dieſe Pflanze enthält in ihren Wurzelknollen und auch in einigen andern Theilen eine ähnliche flüchtige Schärfe, wie die Pflanzen-Familie Zehrwurz, und ſoll vorzüglich dem Vieh ſehr ſchädlich ſeyn. Bei Menſchen ſind noch keine Vergiftungen mit dem Froſchlöffel vorgekommen. Durch Auswaſchen mit Waſſer, durch Trocknen, Röſten und Kochen läßt ſich die Schärfe entfernen, und dann dient die mehlreiche Wurzel mehreren Völkern, z. B. den Kalmücken, zur Nahrung. — Im Jahr 1816 wurde die Wurzel von Rußland aus als ein kräftiges Mittel wider die Tollwuth oder Waſſerſcheu, erzeugt durch den Biß eines tollen Thieres, empfohlen; doch hat ſich ihre gerühmte Heilkraft nicht bewährt.

24) Der echte Eiſenhut (Aconitum Napellus. Linné). Blauer Eiſenhut, blauer Sturmhut, Mönchskappe wird dieſe Pflanze wegen der helm-artigen Geſtalt des oberſten Kelchblattes genannt. Zieht man die beiden Kronenblätter aus dem Helm hervor, ſo erhält die Blüthe eine Aehnlichkeit mit einem von zwei Tauben gezogenen Wagen, deshalb nennt man den Eiſenhut auch Venuswagen.



Wolfswurz heißt er, weil er in Rußland, unter Fleiſch gehackt, zur Vertilgung der Wölfe dient. Den lateiniſchen Beinamen Napellus, d. h. Rübchen, verdankt er ſeinen Wurzelknollen. — Der Wurzelſtock beſteht aus zwei bis drei rübenartigen, mit ſtarken Faſern beſetzten Knollen, und treibt einen 2 bis 4 Fuß hohen, aufrechten, ſtarren, einfachen oder oberwärts wenig äſtigen, ſtielrunden, glatten Stengel. Die Blätter ſind geſtielt, handförmig mit fünf bis ſieben Theilen; jeder Theil iſt wiederum drei bis vier Mal tief eingeſchnitten, die Zipfelchen ſind zugeſpitzt. Die Oberſeite der Blätter iſt dunkelgrün und glänzend, die Unterſeite bleicher (Fig. f ein mittleres Blatt). Die Blüthen bilden eine gipfelſtändige, reichblüthige, oft einen Fuß lange Traube oder eine Rispe; ſie ſind groß, veilchenblau, ſeltener bleicher oder ganz weiß und ſtehen auf behaarten Stielen. Sie haben fünf kronenartige Kelchblätter, von denen das oberſte Blatt halbkuglig gewölbt und kurz geſchnäbelt iſt, ſo daß es einem Helme oder einer Haube ähnlich wird. Von den vier andern Blättern ſind immer je zwei einander gleich; die beiden mittlern ſind rundlich, die unterſten länglich. Die blauen, kappenförmigen Blumenblätter, zwei an der Zahl, ſitzen nickend auf langen, nach der Wölbung des Helms gebogenen Nägeln, und gehen nach unten in eine zurückgerollte Lippe und nach oben in einen kurzen, gebogenen, kopfförmigen Sporn mit einer Honigdrüſe aus (a die Theile einer Blüthe, c die Lippe eines Blumenblattes vergrößert). Die zahlreichen Staubgefäße ſind unten walzig, nach oben dünner werdend und ſtark behaart, und tragen zwei gelbe Staubbeutelfächer (b). Die drei länglich-runden Fruchtknoten ſpreizen ſich gleich nach dem Verblühen auseinander und nähern ſich ſpäter wieder. Die Früchtchen ſind hülſenförmig, vielſamig und ſpringen längs der ganzen Bauchnaht auf (d). — Die Samen (e) ſind ſcharf-dreikantig, auf dem Rücken von ſtumpfen Falten runzlich und ſchwarzbraun, der Keim iſt wie bei der ſchwarzen Nießwurz. Der echte Eiſenhut blüht vom Juni bis Auguſt, und wächſt auf den Alpen und einigen benachbarten Gebirgen. Zuweilen zieht man ihn auch in den Gärten als Zierpflanze, obwohl weniger häufig, als den Störkſchen Eiſenhut (Aconitum Stoerkianum), der ſich durch ſchönere, geſättigt-veilchenblaue Blüthen auszeichnet. — Der echte Eiſenhut iſt eine ſcharfe, betäubende Giftpflanze. Aeußerlich auf die Haut gebracht, verurſacht ſie Entzündung und Blaſen, innerlich Entzündung des Speiſe-Kanals, Erbrechen, Durchfälle, Reißen im Kopfe, im Leibe und in den Gliedern, kalten Schweiß, Zittern der Glieder, Blaſenſchmerzen und endlich den Tod. Den Wiederkäuern ſoll dieſe Pflanze tödtlich ſeyn, während ſie von Pferden ohne Schaden gefreſſen wird. Eſſigſäure nach einem Brechmittel iſt auch hier das beſte Gegenmittel. Der Saft des echten Eiſenhuts iſt aber auch eine unſchätzbare, heilſame Arznei gegen hartnäckige Rheumatismen, gegen Gicht und die engliſche Krankheit.

L. Heros.

Stumpfheit und Arbeitſcheu.

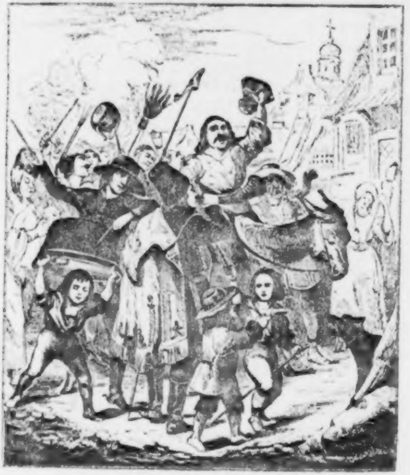
Die Deutſchen ſind bekanntlich dem Ausländiſchen treuer wie ſich ſelber; ſo laſſen ſie denn nicht nur Moden, ſondern auch ihre Sprache von Paris kommen, und es ſind dadurch unter anderen zwei Wörter eingeſchmuggelt worden, die zur Beſchönigung häßlichen Treibens dienen. Er iſt „blaſirt" heißt es, wenn Einer ſich herz- und theilnahmlos zeigt, wobei er jedoch den „beſten Ton" der „feinen Welt" haben kann, um ſo mehr und leichter, als die Affenliebe zu ſeiner eigenen Perſon nicht geſtört wird durch irgend ein wahrhaftes Empfinden für mitleidswerthe Menſchen und Zuſtände. Das echte Deutſch iſt indeß etwas derb, und Derbheit, wo ſie hingehört, iſt grade am rechten Orte; fragt man nun das

echte Deutſch: was heißt „blaſirt“? ſo lautet die Erklärung: durch zu frühzeitige Genüſſe und Lüderlichkeiten abgeſtumpft. — Er iſt ein „Flaneur“, ſagt man, wenn Einer überall und nirgends iſt, in nichts Emſigkeit und nur Stetigkeit in der Scheinthuerei zeigt, bei Allem aber das große Wort führt und um ſo beſſer ſpricht, um ſo mehr bei den beſchränkten Leuten gilt, je oberflächlicher er die Dinge anſieht; denn ein „Flaneur“ hat vielleicht vielerlei, ſelten aber auch nur ein Geringes recht gelernt, was ihn bei den leicht verdutzten Dutzend Menſchen gewöhnlich ſehr angenehm und beliebt macht. Das echte Deutſch nennt nun einen Solchen: Faſelhans, Herumtreiber und Tagedieb, worüber, trotz etwaiger Titelſucht, ein „Flaneur“ die Naſe rümpft und eine Rede hält über die unſchickliche, wie auch ungeſchickte Ueberſetzungs-Wuth der Deutſchen, was ihm nie einfällt bei dem Ueberfluß der, aus dem Franzöſiſchen ſtammenden Romane, die er behaglich lieſt, wenn er müde iſt und ſich dabei immer feſter überzeugt, daß nur die Franzoſen im Stande ſind, „blaſirte“ und „flanirende“ Erdenbewohner reizvoll zu unterhalten. Auf dem Bilde haben wir einen ſolchen Herumtreiber, der gleich nach dem zweiten Frühſtück ſein Tagewerk beginnt. Die modiſch-bekleideten Beine erinnern an die Hanswurſt-Tracht, ſind ein Aushänge-Schild ſeines Thuns und Wiſſens, die gleichſam aus lauter Flicken beſtehen. Er iſt auch übrigens — den Hüften-Schnür-Zwang nicht ausgenommen — zierlich nach dem derzeit neueſten franzöſiſchen Schneider-Geſchmack gekleidet, während man bei Frau und Kindern Armuth und Mangel bemerkt, weshalb er denn ein ihm unangenehmes Geſpräch in Heuchelei endet, um davon zu gehen. Da Bruder Leichtſinn ſich durch geborgten Wein hinlänglich zur Seligkeit des Müſſiggangs vorbereitet hat, könnte jenes Geſpräch ſo lauten:

Er. Weibchen, Wein verſcheucht die Sorgen!
Sie. Doch den Frauen bringt er ſie!
Er. Alles Leid verjag' ich morgen!
Sie. Immer morgen heißet: nie!
Er. Sprich, was macht dich denn ſo trübe?
Sie. Deine theure Luſtigkeit!
Er. Weißt ja doch, daß ich dich liebe!
Sie. Wenn die Flaſche nicht gar weit!
Er. Bleib' mir weg mit ſpitzen Worten!
Sie. Spitz? Und doch ſo ſtumpf an dir!
Er. Heit'rer iſt's an andern Orten!
Sie. Allen Jammer läßt du mir!
Er. Nun, der Menſch will doch auch leben!
Sie. Darben nicht will Weib und Kind!
Er. Ei, Gott wird uns Glück ſchon geben!
Sie. Kommt es dir, iſt's wirklich blind!
Er. Glaub', ich finde meinen Hafen!
Sie. Doch nur Stürme finden mich!

Er. Und ſo kann ich ruhig ſchlafen! —
Sie. Schlafe und erkenne dich!
Doch mit meinen thränenfeuchten
Augen arbeit' ich hier ſtill,
Flehend: ob dich Gott erleuchten
Und uns Rettung ſenden will! —

Unſer Bild iſt nach dem Leben gezeichnet, und wir müſſen ſagen: die Frau ſprach nicht ſo, obwohl wir gewünſcht, ſie hätte ſo ſprechen können, um ihrem gerechten Schmerz durch Worte einige Erleichterung zu geben. Ihr duldſames Schweigen, ſtatt ſeine Schlechtigkeit zu erſchüttern, kam ihm nur langweilig vor, und ihm hätte eine Gattin werden ſollen, auf die das Sprüchwort paßt: „Ein Frauenzimmer und ein Fiſch ſprechen grade ſo viel wie zwei Männer.“ Man ſchilt zwar ſehr auf Frauen, die ein Pantoffel-Reich begründen, ja man hat dergleichen oft durch Spott



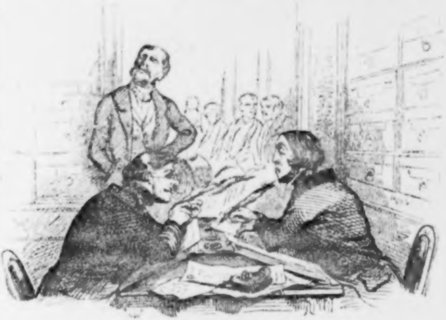
beſtraft, wie zum Beiſpiel es noch vor einem Jahrhundert in den Städten Ungarn's Sitte war. Wenn in einer Wirthſchaft die Frau das Regiment führte, begaben ſich die Einwohner der unteren Klaſſen in lärmendem Aufzuge nach der Wohnung des unterthänigen Ehemanns. Vor der Thür ſang Einer, der den Haufen führte, und auf einem Eſel ritt, folgende (frei überſetzte) Worte in rauher, aber kräftiger Weiſe:

„Wir laufen und reiten,
Mit Herrſchſucht zu ſtreiten!
Mann, ſtille dem Weibe
Ihr tolles Getreibe,
Und ſorg', daß ihr Ruf
Bald beſſer ſich ſchuf!“

Nach dieſem Geſange folgte ein Hohn-Ständchen mit Kuhhörnern, Dudelſäcken, Keſſeln, Kochpfannen, ein ſo ſchaudervolles Tongewirr, daß die Hunde mit ihrem Gebell für Kunſtmeiſter hätten gelten können. Dazwiſchen wiederholte der Vorſänger fort und fort den Anruf:

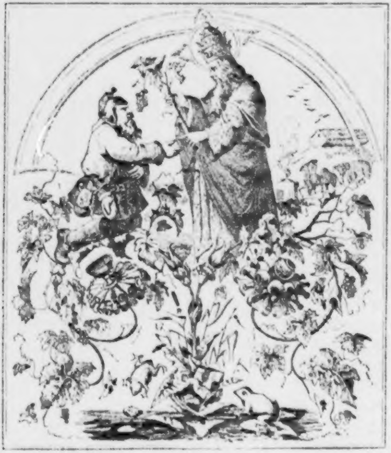
„Setz' ihr den Kopf zurecht,
Furchtſamer Frauen-Knecht!
Stellt ſich nicht Beſſ'rung ein,
Schrei'n wir bald ärger d'rein!“

Solcher Hohn müßte aber eher noch ſich gegen Gatten wenden, die's nicht verſtehen, Männer zu ſeyn, Weib und Kinder im Elend vergehen laſſen, können ſie nur ihrem Gelüſt folgen. Wer ſich mit Vernunft, pflichtmäßig liebreicher Sorge, Ruhe und Sicherheit das Anerkenntniß erwirbt: er ſey ein Mann, der hat ſeines Weibes Herrſchaft nicht zu fürchten, wird aber auch nicht ihr Unterdrücker ſeyn wollen. — Was jedoch unſern Schein-Mann auf dem Bilde betrifft, der gern in der Woche ſieben Feiertage haben möchte, ſo benimmt er ſich höchſt frevelhaft. Als Student wurde er — Heinrich W** — von den Eltern ſeiner Frau unterſtützt und wußte ſich der Tochter Amalie Herz zu gewinnen. Die durch Verwöhnung erworbenen Anlagen, welche er immer weiter ausgebildet hat, beweiſen aber, daß er zwar die Rechte ſtudiren wollte, jedoch keinesweges das Rechte ſtudirt hat, weshalb er denn auch ſchon im Referendar-Examen durchfiel und trotz dem, mit Hülfe ſeiner dienſtwilligen, allzeit ſüß flüſſigen Redensarten und der nachmaligen Schwieger-Eltern, ein Aemtchen erhielt, ſich nun verheirathete mit der ſehr hübſchen Amalie, die obenein eine Ausſteuer von einigen tauſend Thalern mitbrachte. Bei guter Wirthſchaft hätte ſich das Hausweſen einrichten laſſen, und er war ſeiner Gattin und deren Familie Dank ſchuldig. Er erkannte nichts davon an, weil man ihm nicht immer mehr bewilligen wollte; — tragt einen Eigenſüchtigen in den Himmel und ſetzt ihn da aus Ermüdung ein wenig unſanft nieder: er wird nur deſſen gedenken, nicht der langen, treuen Sorge um ihn. Dazu kam noch, daß er im Rauſch der Eitelkeit vermeinte, Kabale unterdrücke ſeine großen, nur verkannten Fähigkeiten und ihm gebühre eine viel wichtigere Stelle als die, welche ihm geworden war; — eine ſolche Trunkenheit des Eitlen läßt ſich nicht verſchlafen, ſie weicht nicht eher, bis er unrettbar gefallen iſt und die Einſicht zu ſpät kommt. — In der Amtsſtube, wo er arbeitete, oder — arbeiten ſollte, waren mehr ſolcher Leute, die das, wofür ſie bezahlt wurden, als unerträgliches Joch betrachteten. Der Eine ſchnitt eine Stunde lang an einer Feder und ſpitzte dabei allerlei Stachelreden gegen die Zu-, Ab- und Mißſtände eines Daſeyns, welches nicht des Daſeyns werth ſey. Der Andere, ein leichtgläubiger Flachkopf, hörte ihm zu, ſog ſich Weltſchmerzelei ein, war mit dem Dritten, der immer nach dem Jenſeits blickte, weil man ihm offenherzig geſagt hatte: man könne ihn dieſſeits nicht gebrauchen, der Meinung: die Erde werde immer mehr zum düſtren Jammerthal, und fertigte keine Zeile aus; indeß die, welche hier Beförderung ihrer Geſchäfte ſuchten, ſich mußten um ihre Zeit prellen laſſen, mürriſch wurden, oder auch einſchliefen.



— Heinrich W** aber blieb gewöhnlich ganz aus, nur an dem Vierteljahrs-Erſten, wo die Beſoldung einzuziehen war, fehlte er niemals; doch hätte alle drei Tage ein Vierteljahr um ſeyn müſſen, ſollte es möglich werden, daß er — vielleicht — mit dem auskomme, was er empfing.

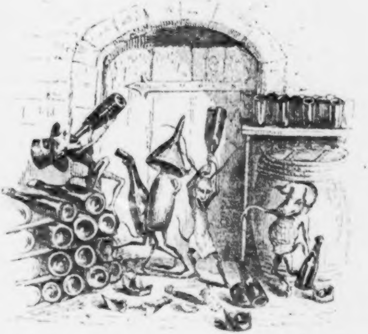
Das Vermögen ſeiner Frau war denn auch bald verſchleudert und verpraßt, und wie wirthſchaftlich Amalie ſeyn mochte, mit Nichts ließ ſich nicht wirthſchaften. Da ſitzt ſie nun in allen Zeichen der Armuth und beſſert die einzigen Kleidchen der Kinder aus, indeß er bei dem Abſchiede den Liebreichen ſpielt und wieder zu Gleichgeſinnten eilt, die, für jetzt noch wohlhabend, ihn frei halten, weil er ſie als Schnurrant beluſtigt; denn er kann ja eben über Alles reden, und ehe er die drei Wörtchen: Ich weiß nicht! herausbringt, ſchwatzt er tauſend Täuſchungen und Thorheiten. Da heißt es denn bald: „Wein her! der ſchafft gute Gedanken und der Wein iſt beſſer noch als meine Gedanken, meine Gedanken aber ſind vortrefflich!“ — und dann geht's gleich an Kopiſch Lied:



„Der Noah ſprach: mein lieber Herr,
Das Waſſer ſchmeckt mir gar nicht mehr,
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind;
Drum möcht' ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han.“

Da griff der Herr in's Paradies
Und gab ihm einen Weinſtock ſüß,
Und gab ihm gute Rath und Lehr',
Und ſprach: „Den ſollſt du pflegen ſehr!“ —
Und wies ihm Alles ſo und ſo,
Der Noah ward ohn Maßen froh.“

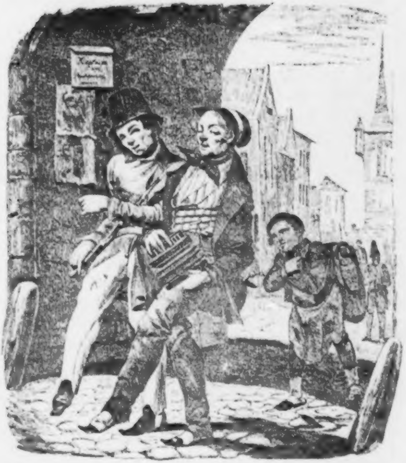
Zur Ehrenrettung des Waſſers wollen wir Proteſtanten ſeyn und nur bemerken, daß Noah, wie aus ſeinem ſpätern Leben zu erſehen, wohlgethan hätte, es auch als eine herrliche Gottesgabe zu betrachten; denn ihn machte der Wein ſündhaft, nämlich das Uebermaaß, und unſere Vorfahren hatten ein zwar unzierliches, aber doch gutes Sprüchwort: „Trink Waſſer wie ein Ochs und Wein wie ein König.“ Heinrich W** hielt weniger vom Mäßigkeits- als Müßigkeits-Verein und nach reichlichem Mittags-Genuſſe ging's an's Schlendern, dann zu öffentlichen Vergnügungen allerlei Art und Unart, oder in ſolche Geſellſchaften, wo es emancipirte, das heißt zu deutſch freigewordene, losgelaſſene Frauen gab, wobei wir diesmal die Ehrlichkeit der deutſchen Sprache nicht des Näheren erklären wollen. Frauen der Art ſind natürlich von ihrer Bildung ſehr eingenommen, beurtheilen indeß Alles abgetrennt, weil ſie nicht im Stande ſind, die vielen thätigen Fäden der Zuſtände ineinandergreifend im Mittelpunkt zu erfaſſen. Je weniger ſie dies vermögen, je mehr ſie es immer nur mit den Einzelheiten zu thun haben, je klingender und verlockender iſt ihr Gerede allen Einſeitigen, deren es auch unter den Männern in Menge giebt, während die Frauen in der Regel dazu gehören, weil ſie in allgemeinere Zuſtände ſich nicht hineingelebt haben und auch nur anregend, nicht entſcheidend ſich hineinleben können und ſollen. Ihre Einſeitigkeit iſt ihnen nichts weniger als Unehre, und dieſe trifft ſie nur in dem Falle, wenn ihnen im Dünkel die Einſicht entkommt, daß ſie mit der Erfahrung, der Mutter der Weisheit, nicht ſo vertraut wurden, um die übrige überall als eine echte anſehen zu dürfen. Den „emancipirten“ Frauen behagen indeß die „Blaſirten“ und „Flanirenden“ am beſten, denn dieſe ſind weibiſche Männer, jene männiſche Weiber, was ziemlich auf Eins herauskommt, es mithin begreiflich iſt, daß auch hier Gleich und Gleich ſich gern geſellt. Nach ſolchen Zuſammenkünften gingen dann oft Heinrich W** und ähnliches Gelichter noch in eine „Kneipe“, und allda entwickelten ſich wohl gar aus dem Flaſchen-Inhalt alle Teufel — das heißt: alle böſe



Neigungen und Leidenſchaften — worüber wir uns ebenfalls weiterer Ausführungen enthalten und nur ſinnbildliche Andeutungen benutzen. — Unterdeß ſaß die arme Amalie mit verweinten Augen zu Hauſe, bemüht, für die hungernden und frierenden Kinder Rath zu ſchaffen. Endlich wurden des Heinrich W** freigebige Verehrer ſeiner auch ſatt, ſein Amt aber hatte er völlig vernachläſſigt und Abſetzung war die Folge. Er entwich in Schmach und Schande, die Frau mit ihren Kindern wurde von den Eltern wieder aufgenommen. Doch freilich: Fried' und Glück ſind von der Familie gewichen, und Amalie — das treu liebende Weib — hofft noch heut: er werde gebeſſert zurückkehren, wozu indeß faſt ein Wunder gehören würde, und wir glauben nicht an Wunder. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang; — aller Ehr' und Tugend Ende, und wo keine Selbſtüberwindung, iſt kein Sieg kräftiger Thätigkeit denkbar. Heinrich W** ſoll in Nord-Amerika ſeyn, und da er weder Handwerker noch Acker-Bebauer iſt, kann's ihm da ſehr übel ergehen; denn zu den vielen dortigen Rechts-Verdrehern ſich zu geſellen, dazu müßt' er doch die Landesgeſetze ſtudirt haben. Nur etwa, wenn er durch Hunger und Noth gezwungen wäre, als Stein-Zerklopfer bei den Wegebauten ſich zu verdingen, wenn er ſtetig arbeiten lernen müßte, und dabei in ſich ginge, wäre eine Wieder-Erhebung möglich.

Wir ſahen uns die Thunichtgute, die genußſüchtigen Verſchlenderer und Verſchleuderer der edlen Zeit in der ſogenannten gebildeten Welt an, die man indeß da, wo ſie nicht auf einfach ſittlichen Grundlagen und ernſter Thätigkeit ſteht, zerbildet nennen könnte, weshalb ſie Zerrbilder genug liefert — jetzt wollen wir auch die Aehnlichen in den niederen Bereichen des irrigen Treibens betrachten, wo die Farben greller werden, ohne daß eben viele andere Unterſchiede zu finden, als dort die Zerriſſenheit bei mancherlei Wiſſen, hier die Lumpenhaftigkeit bei der Unwiſſenheit; dort Liederliche in Kleidern nach franzöſiſcher Oberherrſchaft, hier Liederliche in Kleidern vom Trödel-Markt, Nichtswürdigkeit auf beiden Seiten, überwiegend auf jener: denn da bot Bildung, wenn ſie nicht mißbraucht wurde, Waffen dagegen, hier wurde ſie von Rohheit und im Mangel der Gelegenheit zur Erkenntniß genährt. Es iſt hauptſächlich die bequeme Art: ſich ſtets auf Andere zu verlaſſen, die den Menſchen im Tiefſten vernichtet. Mit widrigem Geſchick, mit Neigungen, die nicht zu einem rechtſchaffenen Ziel führen, zu kämpfen, muß dem Manne zu Pflicht und Luſt werden, und dem, was ſeyn muß, Opfer zu bringen, ſoll er ſich nicht weigern. Die Scheu vor emſiger Arbeit und Mühe iſt aber das Grundübel dieſer Tage; es geht von den Höhen bis tief hinunter, und die mancherlei Vereine und Gaben, treffen ſie auch hier und da einen verſchämten wahrhaft Bedürftigen, machen ſich oft zu Stüzen der Sorgloſigkeit und Faulheit. Arbeit allein in Anleitung und nöthigenfalls Zwang dazu, iſt wahrhafte Hülfe, denn dauernde Hülfe kann durchweg eben nur aus uns ſelber kommen, und wo die Zahl Derer, die ſich auf Andere verlaſſen — und das thut man unter Hohen und Niederen — immer ſteigt, ſind zuletzt keine Mittel mehr zulänglich. Das „Blaſirte“ und „Flanirende“ hat auch, ſeit das Familienleben mehr und mehr in die vornehme Zerſtreuung-Sucht hineingeriſſen wurde, den erwerbenden Stand, den werthreichſten Reichsſtand, denn durch ihn wird das Reich — reich, ergriffen und er leidet gleichfalls von Pflaſtertretern und Landſtreichern. Sie wandern von Ort zu Ort, ſprechen nur zum Schein bei den Meiſtern um Arbeit an, die ihnen, iſt ſie da, ſehr unwillkommen erſcheint. Sie betragen ſich nun ſo, daß ſie bald wieder entlaſſen werden, ziehen dann hierhin, dorthin, kreuz und quer, nehmen Zehrgeld von Innungen und Vereinen, vertrinken es und ſuchen jubelnd und jodelnd von Neuem die Landſtraße, thun auch wohl, ſind noch ein paar Kreuzer in der Taſche, ſo aufgeblaſen, ſich ihr Ränzel eine Strecke nachtragen zu laſſen.

Iſt's Geld, was ſie in der Stadt empfingen, all, betteln ſie auf den Dörfern, und giebt man ihnen nicht willig und genug, fangen ſie mitunter, wenn etwa die Ausſicht doch einmal auf Nichts und Hunger hinweiſt, abſichtlich Händel an und nehmen in Folge derſelben von Zeit zu Zeit in Armen-, ſchlimmſten Falls

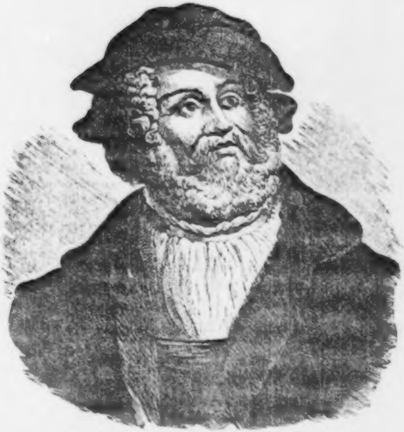


in Arbeits-Häuſern „freie Wohnung“. Dort iſt man ihrer gern raſch wieder los und entläßt ſie, ſobald nur auf irgend eine Weiſe ein abermaliger Zehrpfennig beſchafft wurde, wonach das faule Herumſchweifen von Neuem beginnt und an ein ſie unſchädlich machendes Feſthalten nicht eher gedacht wird, bis ſie ein Verbrechen begangen haben, was durch die Geſetze dazu geſtempelt iſt. Wir aber halten ihr ganzes Thun und Treiben für Verbrechen. Solche Landſtreicher ſind — wie ſchon die Gewohnheits-Trunkenbolde — Verbrecher an Ehre, Frieden und Glück der Ihrigen; ſie kürzen durch Gram und Verletzung des ſittlichen Gefühls den Eltern, beſſeren Geſchwiſtern, und ſo weiter, das Leben; ſie begehen durch ihnen werdende unverdiente Unterſtützungen Raub an den wahrhaft Bedürftigen, und man ſollte Anſtalten haben, in welchen dieſe Scheuſale von Menſchen ſo lange zur Arbeit gewöhnt, ſie bei ihr feſtgehalten würden, bis man ſich von ihrer Beſſerung überzeugte bei Rückfällen in die alte, für Andere auch in allgemeiner Hinſicht durch das Beiſpiel ſo verderbliche und zugleich freche Lungerei jedoch immer längere Haft und abſchreckende Strafen verfügen. Wer nicht lernte und es tief empfindet: um wie viel ſüßer ſelbſterworbenes Brod ſchmeckt als erbetteltes, der wird durch Unterſtützungen nur nichtswürdiger, und wer in ſeinem Gemüth und an eigener Kraft nicht genug hat, den machen vermehrte Gaben nur ärmer, weil ſie ihn immer begehrlicher und habſüchtiger machen. Selbſtverſchuldete Armuth, dadurch erzeugt, daß man für Augenblicke des Genuſſes leichtſinnig Jahre des Verdruſſes eintauſcht, iſt ebenfalls ſtraffällig, denn jene Verſchuldung büßen die unſchuldigen Gemeinden mit. Wenn jetzt unſere Schulen hauptſächlich nur auf Verbreitung eines ſolchen Wiſſens, das die Thätigkeiten fördert, die Arbeit lieb macht, gerichtet ſeyn ſollten, ſo hätte auch die Geſetzgebung die aus Unluſt zur Thätigkeit, aus der zum Lüderlichen führenden üppigen Faulheit entſtehenden ſchlimmen Folgen bei weitem mehr und ſtrenger in Betracht und Strafe zu ziehen, die leitende Macht aber mit allen Mitteln Vorbeugungs-Maaßregeln zu treffen, welche, es iſt ſchon geſagt, im erſten Grunde von der für das wirkliche Leben rüſtenden Schule ausgehen müßten. Beſonders aber ſollten die ſogenannten Gebildeten nicht durch Ueppigkeiten, die oft genug öffentlich werden, ſo wie durch zeitraubende, die Maulafferei befördernde Nachahmerei der Narrheiten des Auslandes die unteren Klaſſen anregen, das Affenthum auch in ihren Kreiſen zu verbreiten. So haben zum Beiſpiel die deutſchen Sieger in Paris ſich Manches angeeignet, was uns den Franzoſen auf andere Weiſe zu Beſiegten und immer mehr zinsbar machte. Man hat dabei die Verſchiedenheit der Völker und Zuſtände oft ganz außer Acht gelaſſen, eine Verſchiedenheit, die ſich ſehr bald erkennen läßt, wenn man ſich überzeugt, daß in dem, gar vielfältig als leichtſinnig beſcholtenen Frankreich das Familienleben des mittleren und unteren Standes ſich bei weitem mehr von dem Strudel der Umkehrungen rein und geſichert erhalten hat als das, mit lauter Fremdartigem unvorſichtig aus ſich heraus getriebene Familienleben der Deutſchen Durch Begünſtigung der, Fleiß und Geldmittel verzehrenden Vergnügungs-Sucht und der hohlen Zeitvertreibe hat man Elend und Jammer in den Maſſen des Volkes groß gezogen — das giebt indeß einen neuen Gegenſtand zur Beſprechung; — einſtweilen ſagen wir: Gott beſſer's! Amen.

Gß.

Lucas Cranach.

Lucas Cranach wurde im Jahr 1472 zu Cranach, einem Städtchen des ehemaligen Bisthums Bamberg, geboren. Sein eigentlicher Name war Müller, oder nach Andern Sunder;



aber er ſchrieb ſich immer Lucas Cranach, folgend der Sitte mehrerer damaliger Künſtler, ſich nach ihrem Geburtsort zu nennen — Sein Lehrmeiſter iſt unbekannt; man weiß nur, daß er die Anfangsgründe des Zeichnens von ſeinem Vater empfangen habe; da er aber bald ſich nach den Niederlanden begab, wie er denn ſchon in ſeinem fünfunddreißigſten Jahre den nachmaligen Kaiſer Karl den Fünften (damals ein Kind von acht Jahren) 1507 zu Mecheln malte, wo ſo viele geſchickte Meiſter, wie Lucas von Leyden, Gerhard von Harlem und andere lebten oder gelebt hatten, ſo ſcheint er ſich in dieſer Schule gebildet zu haben. Er kam jedenfalls ſchon als ein geſchickter Maler am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Sachſen, wohin zu ſeinem Glück der kunſtliebende Kurfürſt Friedrich der Weiſe ihn berief. Er ließ ſich in Wittenberg häuslich nieder und verheirathete ſich, bekleidete auch daſelbſt als ein geachteter Bürger im Jahr 1519 das Amt eines Rathsherrn und Kämmerers, bis er endlich (1537) zur Bürgermeiſter würde erhoben wurde. — Nach dem Tode Friedrich's des Weiſen, ſeines erſten hohen Beförderers, ſtand er in gleicher Achtung bei dem folgenden Kurfürſten, Johann dem Beſtändigen, und nach deſſen Abſterben in dem engſten Vertrauen bei deſſen Sohne, dem Kurfürſten Johann Friedrich dem Großmüthigen, der ihn immer als ſeinen Liebling um ſich hatte, ſo daß er dieſen Fürſten auch in ſeiner fünfjährigen Gefangenſchaft nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg (am 24. April 1547) begleitete, ja zu deſſen Befreiung vermöge der Zuneigung, mit der ihn Kaiſer Karl der Fünfte beehrte, ſelbſt etwas beizutragen vermochte. Denn als der Kaiſer, der ihn gern malen ſah, ſich ſeines als Kind gemalten Bildniſſes von Cranach erinnerte und wohlwollend äußerte: Cranach möge ſich von ihm eine Gnade erbitten, fiel dieſer ihm ſogleich zu Füßen und erbat ſich, mit Verleugnung aller eigenen Wünſche, die Befreiung ſeines Fürſten, ſo daß der Kaiſer bewundernd zu ſeiner Umgebung ſagte: „Ich kenne keinen glücklicheren Fürſten, als den ſächſiſchen, der hat doch einen wahren Freund!“ Die Freude dieſer Befreiung erlebte Cranach bald mit der ehrenvollen Wirkung, von dem Kaiſer ſelbſt dauernd hochgeſchätzt zu werden. — Mit ſeinem nun befreiten Herrn begab ſich Cranach im Jahr 1552 nach Weimar, entſchloſſen, dieſen Fürſten nie mehr zu verlaſſen, wie er denn auch ſchon im Jahr 1547 das Bürgermeiſter-Amt in Wittenberg aufgab, um ſeinem geliebten Fürſten überall folgen zu können. — Cranach war ein inniger Freund Luther's und der Freunde deſſelben, die in ihm eben ſo den Biedermann als den großen Künſtler ehrten. So nahm er lebhaften Antheil an jedem häuslichen Glück ſeines Herzensfreundes, wie auch Luther ihm eben ſo herzlich zugethan war, und ſich freute, manche frohe Stunde bei ihm zubringen zu können.

Ehrenvoll beglückt unter drei Kurfürſten durch ihr Vertrauen und durch die Freundſchaft der würdigſten Männer ſeiner Zeit, wurde er einundachtzig Jahre alt und ſtarb in Weimar am 16. Oktober 1553, wo er, auf ſeinem Grab[illegible] liegend, in Lebensgröße abgebildet iſt. Der Bildhauer, [illegible] dies Denkmal arbeitete, hat der Inſchrift einen wunder[illegible] Fehler beigebracht; es ſollte heißen: pictor celeberrimus (der [illegible]mteſte Maler), und es ſteht da: pictor celerrimus ([illegible]ſte Maler). Die zwei fehlenden Buchſtaben machen freilich [illegible] den Ruhm Cranach's einen großen Unterſchied; indeß paßt die jetzige Bezeichnung doch ebenfalls auf ihn, denn wir verdanken ihm eine bedeutende Menge von Gemälden (außerdem eine große Anzahl von Holzſchnitten). Erſtaunt man über das Viele, was er uns hinterließ, muß man doch zugleich den Werth ſeiner Werke bewundern, die eine, des Deutſchen würdige Meiſterſchaft darthun, und, ſey's auch bei einzelnen Mängeln, durch richtige Zeichnung, treffenden Ausdruck, überhaupt durch treue Beachtung der Natur, eben ſo durch Kraft wie durch Lieblichkeit der Farbengebung, die noch heut all ihre

Friſche hat, ſich auszeichnen. Seine feſte Geſinnung, ſeine wahrhafte kernvolle Innigkeit ſpiegeln ſich in ſeinen Gemälden. Sie ſind in Deutſchlands Gallerien zerſtreut; von den größeren Werken verdienen die Altar- und andere Bilder in den Kirchen zu Wittenberg, Weimar und Naumburg den Preis, beſonders aber noch ſeine Bildniſſe der Reformatoren. Die im Jahrgange 1845 dieſes Büchleins enthaltenen Bildniſſe Luther's, Melanchthon's, Bugenhagen's, Juſtus Jonas und Friedrich des Weiſen haben wir den Muſtern Cranach's nachgebildet, der es liebte, in ſeinen größeren Gemälden die Bildniſſe berühmter Zeitgenoſſen anzubringen. Er hatte einen Sohn mit demſelben Vornamen, der auch Maler war, mit einem Talent, das dem Vater und ihm Ehre machte.

Die Jahrhundert-Sündfluth.

Nach aſtronomiſcher Berechnung — die wir indeß keineswegs verbürgen wollen — war die Sündfluth am 12. Auguſt 3446 vor Chriſtus zu Ende; an dieſem Tage ſoll — ſo hat ein Gelehrter noch im Jahr 1834 berechnet — die Taube ausgeblieben ſeyn. Danach fiele denn das Jahrhundert-Feſt der Sündfluth in das Jahr 1846. Ein bedenkliches Feſt! Sünd- oder Sindfluth heißt bekanntlich große Fluth, und, ausgenommen Noah und ſeine Familie, und je Eines von Jedem, ertrank Alles darin. Sie ſoll nicht wiederkehren, die Sündfluth, feiern wird ſie ſich aber dadurch, daß ſie tauſendmal größer geworden iſt, mit dem Unterſchiede, daß man jetzt nur allmälig darin verkommt. Gott verhängte einſt die Fluth, weil ſein Geiſt von den Menſchen gewichen war. Nun hat aber leider am 12. Auguſt 3446 vor Chriſtus jene Taube, die damals den Oelzweig, das Sinnbild des Friedens, brachte, und die zugleich Zeichen des heiligen Geiſtes iſt, von den Menſchen ſich verabſchiedet, ſoll heute noch wiederkommen — und ſo iſt Alles in Hader gerathen. Hat es damals Gott ſchon bereut, daß er Menſchen gemacht, ſo iſt ſicher, daß er ſich heute gar Vieler, und namentlich der Frommthuer, auch nicht beſonders erfreut. — Die Sündfluth fand damals auf der ganzen Erde ſtatt, denn erſcheint Einer von Norden und ſagt's, Einer von Süden mit derſelben Nachricht, und wird aus Oſten und Weſten daſſelbe berichtet — ſo würde ſelbſt Thomas glauben, daß etwas an der Geſchichte ſeyn müſſe. Es iſt alſo auch billig und zu erwarten, daß die Sündfluth ihr Feſt im Jahr 1846 auf der ganzen Erde feiern werde; indeſſen ſind wir Deutſche, und ſo bleiben wir — ob auch von dem, was wir zu ſagen haben, manch Anderer noch ſich getroffen fühlen könnte — hauptſächlich bei Deutſchland und ſeinem Sündfluths-Weſen, wie die Menſchen auf unſerm Bilde bei ihrem Felſen. Doch hoffen wir, daß wir nicht, gleich dieſen, unrettbar verloren ſind!

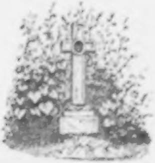
Unterſuchen wir fürerſt die Beſtandtheile unſerer Sündfluth und treten alsbald an einen der größten „Brunnen der Tiefe", aus welchem ſie mit quillt — ich meine Paris. Seht ihr da die Wogen, die von Paris über alle Welt hingehen und auch über unſer Vaterland? Immerfort ändern ſie die Farbe, immerfort die Geſtalt; aber nie iſt zu ſehen, daß ſie ein Ende nehmen. Das ſind die Moden, jene ausländiſche Fluth, welche die Reichen erquickt, den Mittelſtand verdirbt und unſere Gewerbs-Arbeiter vor dem ganzen Auslande der Armuth an Gedanken und Erfindungsgeiſt zeiht! Doch da ſteigen andere Wogen auf, die eine Menge Arbeiten aus Holz und Metall nach Deutſchland herüberſpülen — wir werden überſchwemmt von der franzöſiſchen und engliſchen Gewerbsliſt, die inländiſchen Gewerbs-Arbeiter gehen unter in dieſer entſetzlichen Fluth oder die Verkäufer müſſen lügen und ihre Arbeiten angeblich aus den Werkſtätten von Paris und London entnommen haben. Kunſt-Tiſchler und Verfertiger feiner Webereien, Schneider, Schuhmacher und ſo weiter können vermeintlich nur der Hauptſtadt der Mode und der Hauptſtadt Englands entſtammen, wenn man auch weiß, daß dort juſt Deutſche die beſten Arbeiter ſind, die Engländer ſogar das Sprichwort haben: der Deutſche hat ſeinen Witz in den Fingern. Und damit wir mit dem Namen nicht in Verlegenheit gerathen, taufen die Franzoſen und Engländer unſer Geld aus — und wir tröſten uns damit, daß hier und da ſie doch in Etwas uns ſchonen, je zuweilen einen Brocken des Lobes uns gnädig zukommen laſſen. Ehre den Franzoſen und Engländern: ſie ſind Nationen und handeln nach ihrer Nationalität! Das muß indeß jedes andere Volk auch thun, aber grade die Deutſchen ſündigen hierin am allerſchlimmſten gegen ſich ſelber. Denn ſeht, dort erheben ſich neue Fluthen! — das ſind gar viele Bücher, die aus dem Franzöſiſchen überſetzt werden und unſern Geſchmack verwäſſern, unſer Gewiſſen verfälſchen, unſern Geiſt verderben. Die Büchermärkte werden von dieſem Gewäſſer gar nicht trocken, die Bühnen meinen damit auf einen grünen Zweig zu kommen und in den Leihbibliotheken ſind ganze Fächer gefüllt mit ſolchem uns überſchwemmenden modernen Moder. Und wenn irgend, ſo merkt man's immer an dieſem Waſſer, daß Paris auf Deutſch die „Kothſtadt" genannt wird; denn welcher ſittliche, gottvergeſſene, politiſche und ſonſtige Schmutz iſt da — neben ſehr Werthvollem; aber die Ueberſetzer-Söldlinge treiben ihr Handwerk ohne Auswahl — aufgeſtellen und hat unſer Vaterland, ſeine Köpfe und Herzen unter Sümpfe geſetzt! Doch die Geſcheidten möchten fragen: warum werft ihr keinen Damm auf? Ach, ihr Lieben, Klopſtock ſagt ſchon: die Deutſchen ſind gegen fremdes Verdienſt allzugerecht; er nennt das einen „ſchönen" Fehler, aber wir werden die Schönheit nicht gewahr. Was iſt's wohl, wenn unſere Ausländerei bewirkt, daß Deutſchland das Verdienſt und Paris den Verdienſt hat? Oberden iſt's! Die Franzoſen wiſſen, wie ſie mit dem Vetter Michel dran ſind; er läßt ſich die eine mit Geld gefüllte Taſche ausräumen, und ſich dafür beide Taſchen mit Nichtsnutzigkeiten und höchſt Entbehrlichem füllen. Die Engländer werfen uns zwar auch Manches zu, was ſie in ihrem Lande nicht unterbringen können, weil es da zu eng iſt; aber ſie behandeln uns eher noch wie alte Bekannte und Verwandte, obgleich auch ſie denken, wie jener Kaufmann: „Ich muß von meinen Freunden leben, und eh' ich darbe, mögen Andere Alles hergeben, was ſie haben!“

Aber die Sündfluth beſteht nicht bloß aus dem, was von Paris kommt, wir haben nicht Urſache, über Mangel an Quellen im eigenen Lande zu klagen. Da iſt die Quelle der Unwiſſenheit, die einen unbegreiflichen Reichthum hat; denn Hunderte haben ſich bereits todt geſchrieben, um dieſe Quelle zu verſtopfen, doch fließt ſie, wie es ſcheint, immer reichlicher, und es will uns bedünken, als wenn es bei den Lichtern, die man zum Behuf der Aufklärung angezündet, durchaus nicht heller werde. Dieſe Fluthen, gemiſcht mit denen der Trägheit und Gleichgültigkeit, geben unſerem, in gar manchem Bezuge ſo ehrenwerthen Vaterlande ein recht düſteres, graues Anſehen, ſo daß man es einem Ausländer nicht übel nehmen darf, wenn er uns taube Ohren für das Gute und den volksthümlichen Fortſchritt zuſchreibt. Man ſagt gewöhnlich: die Philiſter ſeyen eine ausgeſtorbene Nation; das iſt nicht wahr, denn in Deutſchland befindet ſich der Stamm in einer beiſpielloſen Blüthe, und kein Simſon wird ihrer mächtig, nähme er auch noch ſo viel Füchſe zu Hülfe; wobei wir indeß zur Ehre der Wahrheit geſtehen müſſen, daß verſchiedene Füchſe unter den Menſchen ſehr eifrig ſich bemühen, Unwiſſenheit, Trägheit und Philiſterhaftigkeit bei den Deutſchen unvergänglich zu erhalten — denn das war und iſt der Schlauen ergiebigſte Leibrente! Mit einer andern Art von Füchſen iſt indeß wieder etwas zu machen, wenn ſie der Philiſter einzuſtreichen hoffen darf, denn noch ein Beſtandtheil unſerer Jahrhundert-Sündfluth iſt der Schwindel, den man natürlich nur an einem — Abgrunde haben kann. Was bringt das meiſte Geld? fragt Alles und Alles haſcht nicht nach allmälig durch Einſicht und Fleiß begründetem Erwerb; — mit dem dauert es viel zu lange! Alles wagt, um zu gewinnen, die Wurſt um die Speckſeite. Nichts iſt den Leuten angenehmer, als Spiel und Lotterie, als die Sprünge auf den Pfad, der im Mondſchein uns einladet, und uns zuletzt, wenn wir in der Irre verzweifeln, in einem Bade abkühlt; Hunderte werden arm, um Einen reich zu machen, und das nächſte Mal ſind doch wieder Hunderte da, um — Einen reich zu machen. Freilich, in der Zeit der Eiſenbahnen und Dampfſchiffe muß man von heute auf morgen reich werden, muß man bis morgen früh Alles oder nichts ſeyn. Ob Frau und Kinder dabei unglücklich werden — was thut das? Wer nicht wagt, gewinnt nicht, und das Gewinnen iſt ja Habſüchtigen immer ſo wahrſcheinlich!! — Aber wir werden auch noch von der Sucht überſtürzt, daß Alles hoch hinaus will. Seyn will man eben nichts, aber man will für etwas gelten und gehalten werden: Alles oder Nichts! lautet der Sinn- oder vielmehr Unſinn-Spruch der Zeit. Inſofern kommt unſer Unglück auch aus der Höhe, weil Jeder eine ſolche erreichen will, um jeden Preis erreichen will. Und weil man eben doch nur nach dem Beifall fragt, der durch die feilſten Mittel zu gewinnen iſt, ſo gilt es nicht mehr der Sache, noch der Forderung des eigenen Gewiſſens, ſondern dem Schein. Nun pflegt man anzunehmen — und es klingt auch ſo! — als müſſe bei dem Scheine immer Licht ſeyn; das iſt aber eine ſehr unrichtige Vorausſetzung. Licht vorausſetzen, in Deutſchland vorausſetzen, dazu gehört ein Kinderglaube, wie er jetzt nicht einmal mehr unter Kindern aufzufinden iſt. Nein, dieſer Schein iſt ein bloßes Blendwerk, ein Firniß oder Anſtrich, hinter dem es oft ſehr wurmſtichig ausſieht. — Man macht Alles nach: Silber, Gold, Diamanten — auch Franzoſen und Engländer macht man in Deutſchland nach. Man plattirt Waaren und Menſchen ſelbſt dann noch, wenn man das Kunſtſtück erkannt. So iſt das Heucheln und die Lüge Mode geworden, und es ſcheint, als ſey den Leuten der Schein lieber, als die Wahrheit, als könne nur das geläufig werden, was nicht rein iſt. Jeder will zum Courant gehören, darum verſetzt er ſich mit allerlei Unedlem, und bildet ſich nicht ein, etwas Böſes zu thun. — Man nennt Jemand theuerſter Freund, wenn er auch als Freund nur den Spottpreis verdient; der Kaufmann nennt eine Waare extra- oder ſuperfein, ſey's auch die gröbſte Täuſchung, und die Ehrlichkeit währt bloß deshalb am längſten, weil ſie nur höchſt ſelten oder gar nicht im Gebrauch iſt. Wir haben dann noch ſo einen dummen Beſtandtheil unſerer Sündfluth, der auch nur auf Schein hinausgeht, das iſt die Denkmäler-Sucht. Wir wollen uns weiß machen, daß wir die großen Todten ehren; aber thun wir's aus einer andern Urſache, als um von den Unſterblichen wie eine Klette am Saum ihres Kleides mit in die Unſterblichkeit eingeſchmuggelt zu werden? — Wüßten wir jetzt das Rechte und Tüchtige für die Zuſtände zu thun, würden wir keine Denkmale ſetzen und dagegen auch nicht unſere Zeit ſelber als ein Denkmal der Schwäche und Zerfahrenheit der Zukunft überliefern. Aber freilich, der ſteinerne oder erzne große Mann ißt und trinkt nicht mehr, fällt uns auch durch ſeine Lehren — deren Wahrheit ihn mitunter um ſein Denkmal bringen würde — nicht mehr beſchwerlich. Die Lebenden können verhungern, wie das nicht ohne Beiſpiel iſt, doch dem Todten ſetzen wir ein Denkmal, und man könnte vielleicht Steine dazu gebrauchen, mit denen wir ihn bei ſeinem Leben beworfen. Will man Denkmäler errichten, muß man vor Allem nicht Arme haben, die etwa vor dem Denkmal ſchmerzvoll ſagen könnten: Machet, daß dieſe Steine Brod werden, oder verwandelt dieſes Erz wieder in die Summe, die es koſtet, um das Elend der Bedürftigen zu lindern, die mit

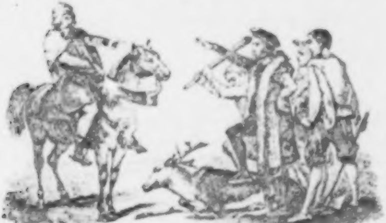
Hunger und Kummer kämpfen! Hätte man Arme der Art, was in unſern Tagen nirgends unwahrſcheinlich iſt, wäre es tadelnswerth, wenn man nicht ein beabſichtigtes Denkmal aufgäbe und ein ſchöneres aufrichtete in Erhebung derer, die mit einſtimmen in den vielfachen Nothruf der Verarmung, der an die Herzen der wohlhabenden Zeitgenoſſen ſich wendet. Wer in dem lebt, was er an Geiſteswerken hinterließ, hat ſein Denkmal, und will man ihm ein anderes aufſtellen, vielleicht mehr, um einer Stadt einen Schmuck zu geben, als aus wahrhafter Verehrung, ſoll man wenigſtens überzeugt ſeyn, die zu verwendende Summe könne nicht zu beſſeren, lebendigen Zwecken dienen.

Wollen wir noch länger das trübe Waſſer unſerer Jahrhundert-Sündfluth unterſuchen? Wir fürchten, die Beichte, welche wir im Namen des deutſchen Volkes ablegen, klingt zu unangenehm, als daß ſie länger ſeyn dürfte. Auf der Fluth ſteuern manche Schifflein, in denen Noahs ſitzen, darunter auch unſer Büchlein, das etwas Gewiſſensfurcht, Geiſtesfreiheit, Manneskraft, Weisheit und Volksthum geladen, damit wir das Unſre — wie gering es ſeyn möge — thun, das Rechte und Tüchtige in der Fluth nicht untergehen zu laſſen. Die Sündfluth im angenommenen Jahre der Welt 3446 dauerte nur 150 Tage; wir fürchten, die unſrige nimmt ſobald kein Ende. Dort war ein Wind hinreichend, daß ſie aufhörte: wir fürchten, durch Wind wird ſie bei uns nur ſchlimmer. Es wäre noth, Gottes Geiſt ſchwebte noch einmal auf den Fluthen und ſagte: es werde Licht! — wir bitten und beten aus vollem Herzen, daß es geſchehen möge! —r.

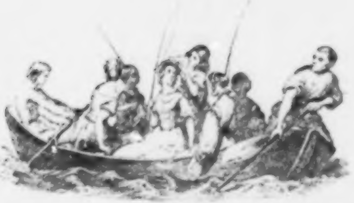
Das Mühlenkreuz bei Bahn.



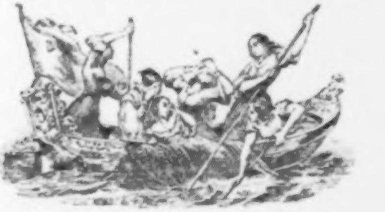
Die kleine Stadt Bahn im Greiffenhagenſchen Kreiſe von Pommern gehörte den Tempelherren, bis deren Orden aufgehoben und ihr Beſitzthum im Jahre 1311 den Johanniter-Rittern anvertraut wurde. Die Herzoge von Pommern bereuten jedoch ſehr bald ſolche Freigebigkeit, und Barnim II nahm im Jahr 1345 die Stadt zurück, den Rittern nur einige Hebungen darin überlaſſend, und Gerechtſame, welche zwar genau feſtgeſetzt, aber nichts deſto weniger Urſach wurden zu allerhand Streitigkeiten zwiſchen der Bürgerſchaft und der im Jahre 1382 von Röhrichen nach Wildenbruch, unſern Bahn, verlegten Komthurei des Johanniter-Ordens. — Mit Leib und Seele aber waren die Bürger ihrem Landesherrn zugethan, und dies vielleicht um ſo mehr, als er in der Regel nur kräftigen Schutz gegen die Ungerechtigkeiten des Ordens verlieh. Ihr Anwalt bei ſolchen Gelegenheiten war immer der Schultheiß Mathias Leupold, ein alter, doch rüſtiger Mann, welcher, unerſchütterlich an des Geſetzes Wort haltend, den Johanniter-Rittern keck entgegen trat, ihre Anmaßungen eifrig bekämpfte, ihre feindſeligen Pläne vernichtete, und hiedurch ſich die Liebe und das Vertrauen aller Bahner in demſelben Grade erwarb, als er den Haß ſeiner Gegner rege machte. Der Verdruß dieſer Letztern ſtieg im Herbſt 1399 auf's Höchſte. Damals war der Heermeiſter Dietlof von Walmeden zum Beſuch in Wildenbruch eingetroffen, ihm zu Ehren veranſtaltete der Komthur große Jagden, und bei einer ſolchen kam der gehetzte Hirſch in blinder Angſt durch das offene Thor von Bahn gerannt, dann aber in den nicht weit davon gelegenen Hof des Schultheiß. Raſch ließ der alte Leupold die Pforte ſperren, das Wild durch ſeine Knechte tödten und den Jägern andeuten: ſie möchten ihr Vergnügen nun anderweitig fortſetzen, in der Stadt hätten ſie für jetzt nichts zu ſuchen. Vergebens forderte der Komthur den Hirſch zurück, erklärte die unbefugte Niederſchlagung deſſelben für Jagdfrevel und verlangte Schaden-Erſatz. — „Herr Ritter" — gab Leupold zur Antwort — „der Hirſch war allerdings Euer, ſo lange er auf Euren Revieren



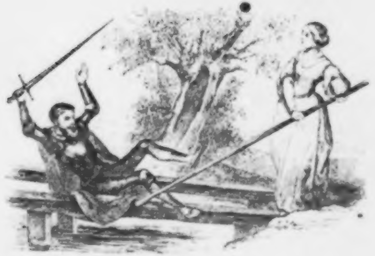
ließ, wurde jedoch mein unbeſtreitbares Eigenthum von dem Augenblick an, wo er ſich auf meinem Hofe ſehen ließ, da habe ich allein Jagdgerechtigkeit, und Niemand Anders. Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, wir Bürger wüßten nicht Wildprett zu eſſen, ſo gut wie Eures Gleichen; kommt nächſten Sonntag wieder, da ſollt Ihr ſehen, wie uns der unverhoffte Braten ſchmeckt!" — Der Hohn, welcher in dieſen Worten lag, vermehrte nur noch des Komthur's Aerger über den verlorenen Hirſch, mit gräßlichem Fluche gab er ſeinem Roſſe die Sporen und ſprengte zu der Jagdgeſellſchaft zurück, wo er den Heermeiſter beſchwor, dem Uebermuthe der Bürger, beſonders aber dem Trotze des Schultheißen von Bahn die Flügel zu beſchneiden, bevor er ſich noch höher ſchwinge. — Dietlof von Walmeden war ein eben ſo tückiſcher als jähzorniger Mann. Der Bericht des Komthur's machte ihn wüthend, und wäre Angriff auf Bahn nicht zugleich Kriegs-Erklärung für ganz Pommern geweſen, er würde ſofort in die Stadt geſtürmt ſeyn, um blutige Rache an allen Bürgern zu nehmen. Da jene Rückſicht aber von allen ſeinen Gefährten beſonders hervorgehoben wurde, erdachte er einen Streich, welcher, allein auf Leupold's Herz gerichtet, daſſelbe höchſt empfindlich verwunden mußte. — Der Schultheiß hatte eine Tochter, die ſein Stolz und ſeine Freude war, um ſo mehr, als ihm der Himmel nur dies einzige Kind gegeben, Regina ſich aber auch durch einen faſt männlichen Charakter ſo beſonders auszeichnete, daß ihr alter Vater bei allen Gelegenheiten auf ihre kräftige Unterſtützung rechnen konnte. Sie zu rauben und als Geißel zu behalten, bis Leupold ſich vor den Rittern demüthige, das war des ergrimmten Heermeiſters Plan. Demnach wurde ein Fiſcher beſtochen, welcher die Schultheiß-Tochter faſt täglich auf dem Langen-See umherzuſchiffen pflegte, weil ſie ihre Hauptluſt an Fiſcherei hatte und ſich eben ſo trefflich auf das Auslegen von Reuſen, als auf das, zu jener Zeit ſehr übliche Karpfenſtechen verſtand. — Mit fünf andern Bürgermädchen beſtieg ſie eines Vormittags des Fiſchers Nachen und ließ ſich von ihm und deſſen Knaben erſt zu den geſtern gelegten Netzen rudern, dann aber den See immer tiefer hinab locken, einer Stelle zu, wo ihr Führer einen ganz vorzüglich reichen Fang zu machen vorgab. Da, mitten auf dem breiten Waſſer, wollte er auf einmal ſein Merkmal aus dem Geſichte verloren haben; es wieder zu ſuchen, kreuzte er nun hin und her, näherte ſich jedoch immer mehr dem Neuendorffer Graben, welcher den Wildenbruch'ſchen mit dem Langen-See verband. Regina war längſt ungeduldig geworden; jetzt ahnte ſie Gefahr, denn aus dem Rohrdickicht jenes Grabens brachen plötzlich vier Kähne hervor, deren zahlreiche Bemannung nicht ganz das Anſehen gewöhnlicher Fiſcherleute hatte, und von dem Augenblick an trug der Führer des eigenen Nachens eine trotzige Miene. Sie gebot ſchleunige Rückkehr nach der Stadt, der Mann machte Ausflüchte. Da hob das entſchloſſene Mädchen



ein Ruder und drohte den Verräther ſofort niederzuſchlagen und über Bord zu werfen, wenn er nicht gehorche. Ihre Stellung, ihr herrſchendes Wort wirkte, und der eingeſchüchterte Fiſcher wendete den Nachen in der Richtung nach Bahn; doch pfeilſchnell ward er von den Wildenbruchern eingeholt, umringt, und mit wieherndem Gelächter fragte ein verkappter Ritter: wer von den Mädchen die Tochter des Schultheiß Leupold ſey. — „Ich bin es!" rief Regina. „Was wollt Ihr von mir?" — „Se. Gnaden, der Herr Heermeiſter laſſen Euch erſuchen, einſtweilen vorlieb zu nehmen auf Wildenbruch!" — antwortete Jener, und war mit einem Sprunge in Regina's Kahn. Seine Gefährten folgten und bemächtigten ſich ſämmtlicher Mädchen, obſchon die ſich in ihr unvermeidliches Schickſal fügende Regina die fremden Männer beſchwor, ihre harmloſen Freundinnen zu entlaſſen. „Wir haben keinen Befehl dazu!" — war die barſche Antwort, und nach einer Stunde wurden alle ſechs Jungfrauen auf den Burghof zu Wildenbruch geſtellt. Der Heermeiſter mochte ſie nicht ſehen, vielleicht des unmännlichen Fanges ſich ſchämen, verhieß jedoch ein „ehrlich Gefängniß" — und darum wurden die Mädchen nicht etwa in den Thurm, ſondern in ein Gewölbe neben dem Brauhauſe eingeſperrt, worauf ein Bote nach Bahn abging, den Schultheiß wiſſen zu laſſen: er werde ſeine Tochter nicht eher wieder bekommen, als bis er den bewußten Hirſch ausliefere und bedeutendes Strafgeld zahle. Leupold ſchnaubte vor Zorn, aber wohl einſehend, unter den obwaltenden Umſtänden könne nur ein Machtſpruch ſeines Herzogs retten, eilte er ſofort gen Stettin. Inzwiſchen wehklagten die Gefangenen um ſo mehr, als der Heermeiſter ſie garſtig verhöhnte; denn in ſeinem Namen ſetzte ein Knecht ihnen Waſſer und Brod vor, warf einen todten Jagdhund in das Gewölbe und äußerte: weil die Mädchen doch ohne Zweifel in der Kochkunſt Beſcheid wüßten, bleibe es ihnen überlaſſen, ſich den Braten ſelbſt zuzurichten. Nur Regina verlor den Muth nicht, vielmehr tröſtete ſie ihre Unglücks-Gefährtinnen und behauptete, anſtatt zu klagen und zu wimmern, ſey es wohl erſprießlicher, an Befreiung zu denken. Ein Plan hiezu war ihrem unternehmenden Geiſt auch bald gegenwärtig, und die Ausführung gelang durch erwünſchtes Zuſammentreffen wichtiger Umſtände, die theils in der Beſchaffenheit des Gefängniſſes und der Oertlichkeit der Burg Wildenbruch überhaupt lagen; theils aber darin, daß man den Mädchen kräftigen Muth nicht zutraute, ſie folglich wenig oder gar nicht bewachte. Ihr Aufenthalt war kein eigentlicher Kerker, noch an demſelben Morgen zu etwas ganz Anderem gebraucht geweſen, und ein feſtes Verſchließen und Verriegeln der unmittelbar nach dem Burghofe führenden Hauptpforte ſchien hinlänglich, ein Entrinnen der Gefangenen unmöglich zu machen. Niemand dachte an ein zweites Pförtchen im Gewölbe: aber Regina hatte dieſes nicht ſobald entdeckt und unterſucht, da leuchtete ſchon ein Strahl kühner Hoffnung aus ihren Augen. Sie benachrichtigte ihre Genoſſinnen, und als es Nacht geworden, alle Burgleute im tiefſten Schlafe zu liegen ſchienen, langte jedes der ſechs Mädchen ihre Wirthſchaftsſchlüſſel hervor, welche ſie nach alter deutſcher Sitte in einem Täſchchen neben der Schürze trugen. Damit verſuchten ſie nicht umſonſt, das Schloß an jenem Pförtchen zu öffnen. Es ſprang auf, Regina trat die Erſte in das vom hellen Mondſchein erhellte Brauhaus, deſſen Fenſter freie Ausſicht nach dem vom Schloßſee beſpülten Garten gewährten. Da jener die Burg an zwei Seiten umwäſſerte, indeß ein tiefer Feſtungsgraben, den Ritterſitz zur Inſel abſchneidend vom Vorwerk und Dorfe Wildenbruch, des See's Spitzen wieder vereinigte: ſo blieb nur noch die Aufgabe zu löſen, wie über die breite Waſſerfläche kommen, dann konnten die Mädchen leicht durch den Wald ſich nach Bahn retten. — „Raſch gewagt iſt halb gewonnen!“ flüſterte Regina, machte den Zugang zu einem mit Scheitholz verſetzten Thürchen frei, erbrach daſſelbe, und ſtieg nun eine ſteinerne Treppe hinab in den Garten. Ihr nach eilten die Freundinnen, dem See zu, an deſſen Ufer eine prächtige Gondel



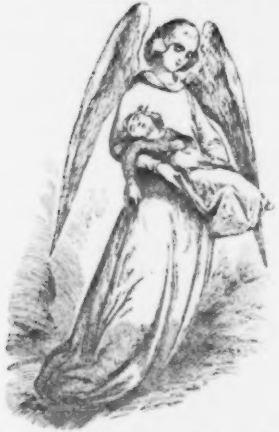
ſchaukelte. Sie loſketten, ein Paar Ruder ergreifen und wohlgemuth vorwärts ſteuern, war ein's; aber die Mädchen mußten auch alle ihre Kräfte anſtrengen, um fortzukommen; ihr Fahrzeug war ſchwer zu bewegen, und lärmend in's Horn ſtieß des Schloſſes Thurmwart, der von ſeinem hohen Standpunkte aus die Flüchtigen erkannt hatte. — Nach einem Verſuch, des Schloß-See's Mitte zu erreichen, um dann in den Wildenbruch'ſchen und durch den Neuendorfer Graben in den Langen See zu ſteuern, gab Regina dieſe Richtung auf, zumal als ſie überzeugt ſeyn konnte, man werde ſie zu Waſſer verfolgen und dann gewiß einholen. Ihre Flucht ſollte mithin zu Lande fortgeſetzt werden, weshalb die Mädchen oberhalb Wildenbruch wieder an's Ufer ſtiegen, und in den Bodenbuſch eilten, einen dunkeln Forſt, welcher zwiſchen den Dörfern Wildenbruch und Marienthal ſich faſt bis nach Bahn erſtreckte. Hier gedachten ſie einigermaßen zu Athem zu kommen, neue Kräfte zu ſammeln und ihre Spur den Schloßknechten verſchwinden zu machen, von denen ſie ſich verfolgt ſahen; allein ſie irrten, denn eine von ihnen ſtürzte über eine Baumwurzel, verrenkte das Knöchelgelenk, und mußte nun getragen werden, wodurch die Flucht der Mädchen ungemein aufgehalten wurde, und ſie den Vortheil ihres Vorſprungs größtentheils einbüßten. Noch eine Zeitlang wußte Regina die Männer durch liſtige Hin- und Herzüge zu täuſchen; nun aber ward es heller Tag, die vom Laufen und Todesangſt erſchöpften Mädchen mußten unfern des Marienthaler Weges auf das freie Feld hinaus, und ſie ſahen zu ihrer allergrößten Beſtürzung auch einen Reiter hinter ſich. — Es hatte nämlich der Heermeiſter Dietlof von Walmeden kaum die Flucht ſeiner Gefangenen erfahren, als er bei „Peſtilenz und Hölle" — ſchwur, die Mädchen dürften ihm nicht entwiſchen, „und wenn ſie Schwalbenflügel hätten." Er ſendete alle Knechte aus, theils auf den See, theils auf das Land, warf ſich ſelbſt zu Roß, und begleitet von einem Paar grimmigen Saupackern jagte er nach dem Bodenbuſch, da man gemeldet, dieſe Richtung habe Regina eingeſchlagen, um ihre Vaterſtadt auf dem nächſten Wege zu erreichen. Die Schloßknechte anfeuernd, machte er nun förmlich Jagd auf die Mädchen und brach in ein wildes Hohngelächter aus, als er, von fern ſie endlich vor ſich ſehend, ihre große Bedrängniß erkannte. In der That waren ſie todtmüde, vermochten kaum ihre kranke Genoſſin weiter zu ſchleppen, und wäre nicht Regina geweſen, die Verzweifelnden hätten ſich auf Gnade und Ungnade dem Ritter ergeben, deſſen drohende Geberden ſie ſchon zu erkennen glaubten. Aber die muthvolle Schultheiß-Tochter bat, befahl, zwang und auf den Thurm der nahen Vaterſtadt weiſend, verbürgte ſie ſich für der Gefährtinnen Rettung, wenn ſie nur noch ein paar hundert Schritt auf der Marienthaler Landſtraße aushalten wollten. Ihre Zuverſicht war auf genaue Kenntniß der Gegend gegründet, denn kaum tauſend Schritt vor dem Königsberger Thor von Bahn führte der Marienthaler Weg über eine hölzerne Brücke, und dieſe bot ein Mittel, dem hitzig verfolgenden Heermeiſter ein nicht zu überwindendes Hinderniß entgegen zu werfen; denn ſie lag über einem breiten, den Brügge-See mit dem Langen-See verbindenden Mühlengraben, konnte alſo nicht umgangen werden, und Regina wußte recht gut, ſie laſſe ſich ohne viel Schwierigkeit abtragen. Auf den Fall, daß ſolches aber nicht gelang, bot doch die nahe Mühle ſo lange Schutz gegen den einzelnen Reiter, bis die Bürger von Bahn aufmerkſam gemacht und ihren Töchtern zu Hülfe geeilt ſeyn würden. — So ſchloß das kluge Mädchen, und alle Freundinnen wagten ihre letzten Kräfte daran, jene Brücke zu erreichen. — „Nun ſind wir gerettet! Du, Brigitte, wecke den Müller, inzwiſchen werfen wir Andern die Brückbohlen ab!“ jubelte Regina, und nach wenigen Minuten bot das leicht zerſtörte Zimmerwerk eine Kluft dar, über welche ſelbſt das kräftigſte Roß nicht zu ſpringen vermochte. Aber es war auch die höchſte Zeit, denn der grimmige, allen ſeinen Fußknechten vorausgeeilte Walmoden kaum noch auf die Länge eines Büchſenſchuſſes entfernt. Jetzt ſtutzte er und fluchte ganz entſetzlich, während Regina ſich über ſeinen Aerger unbeſchreiblich luſtig machte: ein Triumph, dem ſie nicht hatte entſagen wollen, und weshalb ſie allein ſtehen geblieben, indeß ihre Freundinnen den kurzen Weg nach der Stadt vollends zurücklegten und dort Lärm machten. Walmoden ſchäumte vor Wuth und jedes Wort des Hohns vermehrte ſeine Raſerei. Da, über die ſchmalen Brückenbalken, welche die Bohlen getragen hatten, hetzte er ſeine Saupacker. Sogleich griffen die blutgierigen Beſtien nicht nur den ſo eben herbeieilenden Müllerburſchen an, ſondern zerrten auch an Regina's Gewändern, und wie Jenen würden ſie auch das Mädchen unfehlbar niedergeriſſen haben, hätte ſich dieſe nicht gegen einen Brückenpfoſten geſtemmt und einen langen Hebebaum zur Vertheidigung ergriffen. Allein ſolche Waffe war ſchwer zu handhaben, Regina ſchon ermattet von allen früheren Anſtrengungen, und Alles zu befürchten, als nun der zornglühende Heermeiſter vom Roß ſprang, und mit hoch gehobenem Schwert auf denſelben Brückenbalken zu gehen verſuchte, über welche er vorhin ſeine Hunde geſchickt. — „Helfe mir Gott und die heilige Jungfrau!“ ſtöhnte die Schultheiß-Tochter, und mit aller Kraft der Verzweiflung lenkte ſie ihren Hebebaum gegen den ſchweren, auf ſchmalem Pfade höchſt unſicher tretenden Walmoden. Dieſer vermochte nicht, den Stoß abzuwehren, ſchwankte, taumelte, ſtürzte und fiel rücklings in den Graben hinunter, deſſen ſchäumende Fluth ihn blitzſchnell gegen die Mühlräder trieb. Der Unglückliche war rettungslos verloren. — In demſelben Augenblicke kam von der Stadtſeite her eine Schaar bewaffneter Bürger gerannt, auch eilte der durch unaufhörliches Rüdengebell endlich geweckte Müller herbei, dem es gelang, ſeinen Burſchen und Regina von den wüthenden Hunden zu befreien, wonach er mit den jen-



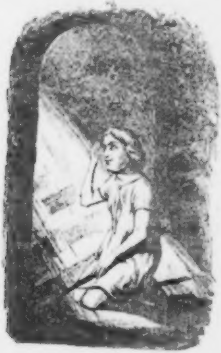
ſeits der zerſtörten Brücke angelangten Waldenbruch'ſchen Knechten zu unterhandeln begann. Er lieferte den gräßlich verſtümmelten Leichnam ihres Herrn aus und damit zogen ſie traurig von dannen, den Rittern anheim zu ſtellen, auf welche Weiſe des Oberhauptes gewaltſamer Tod zu rächen ſey. — Inzwiſchen ward Regina im Triumph nach Bahn geführt, die mit guten Ringmauern, Feſtungsgräben und dreifachen Wällen umgebene Stadt wider jeden Handſtreich der Johanniter-Ritter geſperrt und das Vorgefallene alsbald an den Herzog nach Stettin berichtet, wo die Abgeſandten den alten Leupold noch trafen. Dieſer ließ ſich die Vertheidigung ſeiner Tochter natürlich ſehr angelegen ſeyn und hatte auch die Genugthuung, den Herzog ein Gutachten der Unterſuchungs-Kommiſſion beſtätigen zu hören, wonach den Johanniter-Rittern angeſagt wurde, ſie hätten ihres Heermeiſters Unglück ſelbſt verſchuldet, weil ſie unverzeihlichen Mädchenraub begangen. Dies ungünſtige Urtheil anzuerkennen, ward den erbitterten Herren gar ſchwer, ſie konnten ſich lange nicht beruhigen, und wirklich kam erſt am Sonntage vor Martini 1500 ein Vergleich mit ihnen zu Stande. Hierbei gelobte Mathias Leupold, Namens der Stadt Bahn, neben der Brügge-Mühle vor dem Königsberger Thor, wo der Heermeiſter ſeinen Tod gefunden, ein Kreuz aufzurichten, daſſelbe zu unterhalten und jährlich ein Sühngeld von fünfundzwanzig Gulden an den St. Johanniter-Orden zu geben. Dieſe Summe hieß Meiſtergeld und iſt richtig alle Jahr von der Kämmerei-Kaſſe zu Bahn bezahlt worden, bis die Herzoge von Pommern den St. Johanniter-Ordensmeiſter Thomas von Runge im Jahr 1563 bewogen, die Verpflichtung aufzuheben; daſſelbe geſchah im Jahre 1589 rückſichtlich einer Unterhaltung des „Mühlenkreuzes.“ F. Pitt.

Der Engel.

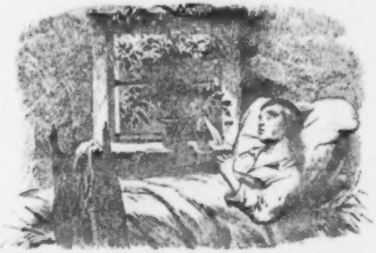
(Nach H. C. Anderſen.)



Stirbt ein gutes Kind, kommt ein Engel zur Erde, legt es auf ſeine Arme, fliegt hin, wo das Kind gern war, und nimmt von da Blumen mit zum Himmel, daß ſie dort noch ſchöner blühen als auf Erden. Gott der Herr drückt alle Blumen an ſein Herz, die aber, welche ihm die liebſte, küßt er, und dann hat ſie Stimme zum Lobgeſang ewiger Seligkeit! — Das erzählte ein Engel, indem er ein geſtorben Kind hinauf trug zum Himmel, und dem Kinde war, als ob es träumte. Sie ſchwebten hin über des Kindes Heimath und kamen durch Gärten voll lieblicher Blumen. — „Welche nehmen wir nun, ſie in den Himmel zu pflanzen?“ fragte der Engel. — Und da ſtand ein Roſenſtock, aber eine frevelnde Hand hatte ſeinen Stamm zerknickt, und alle Zweige, voll großer, halbaufgeſprungener Knoſpen, waren welk und traurig geſenkt. — „Der arme Roſenſtock!“ ſagte das Kind; „hilf ihm, damit er dort oben weiter blühe!“ — Und der Engel nahm ihn, küßte das Kind, und dies öffnete ſeine Augen ein wenig. Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, aber auch die mißachteten Wieſenblumen verſchmähten ſie nicht. — „Nun haben wir Blumen!“ lallte lächelnd das Kind; — und der Engel ſprach: „Ja!“ aber er erhob ſich noch nicht zu Gott. Nacht war's und tiefe Stille; ſie blieben in der großen Stadt, ſchwebten in einer der engen Gaſſen umher, wo allerlei Weggeworfenes lag. Es war Umzugs-Tag geweſen, und da lagen nun allerlei verbrauchte und verdorbene Dinge im Schutt und Staube. — Und der Engel zeigte auf Scherben eines Blumentopfs und auf ein Häuflein Erde, die heraus gefallen und an den Wurzeln einer verwelkten Feldblume, welche auf die Gaſſe geworfen worden, ſich noch zuſammenhielt. — „Die nehmen wir auch!“ ſagte der Engel; „indeß wir fliegen, ſag' ich Dir, weshalb.“ — Sie flogen nun und der Engel erzählte: „Dort unten in der ſchmalen Gaſſe, in dem niedrigen Keller wohnte ein armer, kranker Knabe. Von je an war er an ſein Lager gefeſſelt; wenn er am geſundeſten war, ſelten nur, konnte er auf Krücken die kleine Stube ein Paar Mal auf und nieder gehen, weiter bracht' er's nicht. An einigen Sommer Tagen fielen die Sonnenſtrahlen während einer kurzen Friſt bis auf den Flur des Kellers, und wenn ſich dann der arme, da ſitzende oder knieende Knabe von der



warmenden Sonne beſcheinen ließ, und das rothe Blut durch ſeine feinen Finger, die er vor das Antlitz hielt, ſah, dann ſagte man: „Ja, heute iſt er aus geweſen!“ Er kannte den Wald in ſeinem herrlichen Frühlings-Grün nur dadurch, daß ihm des Nachbars Sohn den erſten Buchenzweig brachte, und den hielt er ſich über's Haupt und dachte ſich dann unter Buchen, bei Sonnenſchein und Geſang der Vögel. An einem Frühlings-Tage brachte ihm des Nachbars Knabe auch Feldblumen, und eine mit der Wurzel; ſie wurde in einen Blumentopf gepflanzt und dicht am Bette in das Fenſter geſtellt. Die Blume wuchs, trieb neue Schüſſe und trug jedes Jahr ihre Blumen; ſie wurde des kranken Knaben Blumengarten, ſeine liebſte Habe auf Erden; er begoß ſie, pflegte ſie und ſorgte, daß kein Sonnenſtrahl, welcher durch das niedrige Fenſter eindrang, ihr entgehe. Die Blume war ſeine herzige Freundin, ſein Troſt in Leben und Träumen; für ihn blühte, duftete ſie, zu ihr wendete er dankend ſich im Tode, da der Herr ihn rief.

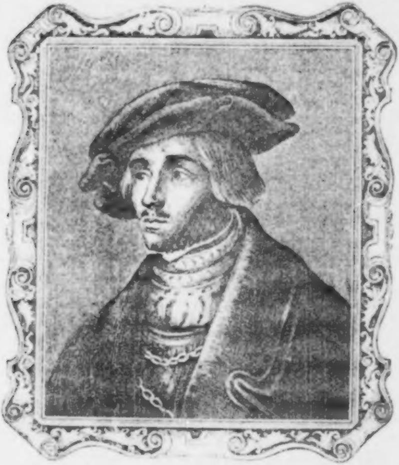


Ein Jahr iſt er nun bei Gott geweſen, ein Jahr ſtand die Blume unbeachtet im Fenſter, ſie iſt verdorrt und deshalb beim Umzuge hinaus geworfen auf die Straße. Dies iſt die Blume, die arme, abgeſtorbene, die wir mit uns genommen haben: denn dieſe Blume hat mehr erfreut als die prachtvollſte Blume im fürſtlichen Garten. — „Aber wer ſagte Dir das Alles?“ fragte das Kind, welches der Engel gen Himmel trug. — „Ei“, ſagte der Engel, „ich war ja ſelbſt der kleine kranke Knabe, der auf Krücken ging, ich werde doch meine Blume kennen!“ — Und das Kind öffnete ſeine Augen ganz und ſah in des Engels froh verklärtes Antlitz, und jetzt wurden ſie im Himmel von Freude und Glückſeligkeit empfangen. Und Gott drückte das todte Kind an ſein Herz, und da bekam es auch

Flügel und flog mit dem andern Engel Hand in Hand. Und Gott drückte alle Blumen an ſein Herz, aber die arme, verdorrte Feldblume küßte er, und da ſang ſie nun mit den Engeln, welche Gott umſchwebten, dieſe ganz nahe, jene fern und ferner in großen Kreiſen, immer weiter in's Unendliche, und Alle vollauf glücklich. Und Alle, Klein und Groß, ſangen Loblieder dem Herrn; auch das fromme, geſegnete Kind, und die beſcheidene Feldblume, welche verdorrt dagelegen in der engen, dunklen Gaſſe.

Ulrich von Hutten.

Wir gaben im vorigen Jahre eine Lebensgeſchichte des kräftigen Ulrich von Hutten, des unermüdlich um Wahrheit und Recht bemühten ritterlichen Kämpfers, dazu eine Darſtellung: wie er vom Kaiſer Maximilian dem Erſten (1516) als Dichter gekrönt wurde. Sein Bildniß fehlte noch und wir laſſen es nachfolgen.



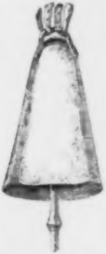
indem wir nur noch bemerken: die Hutten'ſche Familie bewahrt das bei Lebzeiten ihres großen Ahnen gemalte Urbild deſſelben, unter welchem zu leſen:

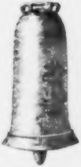
„Mich nennt den Hutten Jedermann,
Zu Schimpf, zu Ernſt ich fechten kann;
Schwert, Feder halt' in gleicher Macht,
Mein G'müth Gott's Huld hält hoher Acht.
Ohn einig Anſeh'n ſchreib' ich frei
Der Curtiſanen Büberei,
Wie ſie Teutſchland berauben ganz
Durch ihre Pfründ, Täſchen und Finanz;
Daß mich verfolgt der Papſt ohn Recht,
Und thut Gewalt mir Edelknecht.
Das klag' an Gott und Kaiſer ich,
Ich hab's gewagt! Rom, ſieh für dich!“

Nach dieſem Wenigen weiſen wir auf die Lebensgeſchichte des Ulrich von Hutten im vorigen Jahrgange hin, da dieſer geiſtige Verkämpfer für den Fortſchritt in unſerer Zeit von friſcher Bedeutung iſt.

Die Glocke.

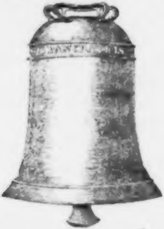
Die Glocke, dieſe Stimme der Kirchen, wird gegoſſen aus vermiſchtem Metalle, das man Glockenſpeiſe nennt, und aus Zinn, Zink und Kupfer zuſammengeſetzt iſt. Sie gehört zu den Schlagtonzeugen und beſteht aus drei Theilen: die eigentliche Glocke, der Klöppel und die Henkel, durch welche ſie befeſtigt wird. Ihr Klang entſteht durch die Schwingungen ihrer Wände; der Schlag des Klöppels verändert nämlich ihre kreisrunde Geſtalt in eine längliche, welche nun wieder in ihre vorige zurückzuſpringen ſucht, in allerlei Geſtalten wechſelt, dadurch der Luft eine zitternde Bewegung mittheilt, woher der Klang entſpringt. Eine Glocke, auf einer luftigen Höhe angebracht, iſt nicht in ſolcher Weite vernehmbar wie eine, die im Thale aufgehängt wurde, und zwar aus dem Grunde: weil der Raum, durch welchen der Klang ſich fortbewegen muß, weniger begrenzt iſt, der Antrieb ſchwächer wirkt, und daher nicht ſo weit in die Ferne dringen kann. Nach gewöhnlichem Dafürhalten iſt die Glocke zu Nola in Campanien durch den heiligen Biſchof Paulinus um das Jahr 400 erfunden worden. Die Römer und die alten Juden kannten nur kleinere Tonzeuge dieſer Gattung, welche wir mit dem Namen Schellen und Klingeln belegen. Nach neueſten Forſchungen jedoch iſt die Glocke urſprünglich eine deutſche Erfindung und zur Zuſammenberufung zum Gottesdienſte wie zu anderen Zwecken von den Urzeiten an im Schwange geweſen. In den deutſchen heiligen Hainen ſtanden nämlich Thürme, auf denen heilige Frauen oder Prieſter wohnten, die durch eine Haut, die über einen Rahmen, oft über ein Wagengeſtelle geſpannt war, gegen welche ſie mit einem Schlägel anſchlugen, einen Hiefton (Grell) zuwege brachten. Der Umſtand: daß die geſpannte Haut zu leicht von dem harten Schlage oder der Witterungs-Veränderung litt, ließ auf andere Aushülfe ſinnen, und ſo wurde bald die Metallplatte dem geſpannten Felle, der Bumbe (Tamburine), unterſchoben. Es iſt bekannt, wie die altnordiſchen Helden ſchon an den Schild ſchlugen, um ihre Leute zu verſammeln. Endlich mochte man die Erfahrung machen: daß ein inmitten ausgebuchteter Schild lauter und kräftiger ertöne als ein platter, und weiter in der Ausbuchtung gehen, bis die Glocke fertig war. Anfangs, in den vorchriſtlichen Zeiten, wurde ſie noch geſchmiedet, aus verſchiedenen Stücken über einander genietet. Eine Glocke dieſer Art iſt uns in Köln im ſogenannten „Saufange" erhalten worden. Dieſe Glocke, welche um das Jahr 613, zur Zeit als der „heilige" Kunibert Erzbiſchof von Köln war, von einer Sau aus einem Sumpfe herausgewühlt wurde, iſt durch Kunibert neu getauft und in die Cäcilien-Kirche aufgehangen worden, in welcher ſie ſich, da man ſie ſelten zu läuten pflegte, bis auf heutigen Tag wohl erhalten hat. Die Glocke beſteht aus drei mit kupfernen Nägeln verbundenen Kupferplatten, hat eine achteckige, in's Runde ſpielende, plattgedrückte Geſtalt, eine Höhe von 15½ Zoll, mißt in ihrer Randmündung in der Breite 8½, in der Länge 13½ Zoll, oben in der Krone 5½ Zoll. Der Rand der Glocke hat eine Dicke von 1½ Zoll. An vielen alten Ortſchaften der Rheinlande, beſonders des Niederrheins, zeigt man noch Sümpfe oder tiefe Stellen in Flüſſen, in welchen, nach der Sage, die ungetauften Glocken verſenkt worden, in denen die chriſtlichen Sendboten (Apoſtel) die heidniſchen Rüſtzeuge vor ihren Verehrern ver-





bargen, um ſie bald darauf in der Taufe zu heiligen und nachzumachen. Eine der älteſten rheinländiſchen gegoſſenen Glocken, die in Geſtalt dem Sanfange gleicht, nur daß ſie kreisrund gehalten iſt, befindet ſich in dem Thurme zu Odindar (Odenthal), eine Glocke, welche, zufolge der Sage, die Eiferſucht der großen Stadt Köln erregt haben ſoll. Nach ihrem ſtarken, rohen, gallenvollen Guſſe iſt ſie gewiß unter die erſten Verſuche im Allgemeinen zu zählen, und ihr Entſtehen ſetzt man vor das Jahr 600.

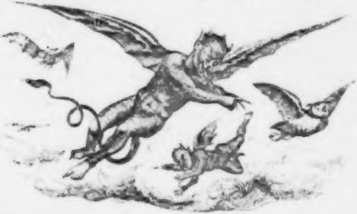
Eine andere Glocke deſſelben Thurmes, „Pankratius“ genannt, welche das Gußjahr 901 und den frommen Spruch „**vivos voco, defunctos plango, fulgura frango**“ (ich rufe die Lebendigen, beklage die Todten und lähme die Blitze) in leſerlicher, erhaben gegoſſener Inſchrift trägt, iſt ſchon zierlicher gehalten, nicht mehr von der hohen, ſpitzen, ſondern der mörſerartigen jetzigen Glockenform und tadellos, ohne Gallen und Lücken, gegoſſen.



Die Kunſt des Guſſes muß um 600 zuerſt geübt worden ſeyn, nach welcher Zeit die Glocken Eingang in den chriſtlichen Gotteshäuſern, vorzüglich in den Klöſtern fanden, wo früher die Gläubigen nach morgenländiſcher Weiſe zuſammengeblaſen wurden. Um 609 wurde ein Franken-Herzog, Chlotar, welcher Orleans berannte, durch den Glockenton der dortigen Stephanskirche bewogen, von der Belagerung abzuſtehen und ſich mit den Belagerten zu verſöhnen. Nach dem ehrwürdigen Beda gab es ſchon 673 gegoſſene Glocken in England, welche jedoch vom Auslande (dem Rheinlande) verſchrieben werden mußten, da die erſte in England gegoſſene Glocke das Gußjahr 940 trägt. Um 865 führte der Venediſche Herzog Patriziakus die erſte Glocke in's Abendland, welche er dem byzantiniſchen Kaiſer Michael ſchenkte, weil er ihm in einem Kampfe gegen die Sarazenen weſentliche Dienſte geleiſtet; von dieſer Zeit an verbreiteten ſich die Glocken, mit der Kunſt des Guſſes, im Abendlande, und von da ſpäter auch im ruſſiſchen Reiche. — In den Vorzeiten wurden ſicherlich den Glocken, wie Schwertern und anderen Rüſtzeugen unſerer Väter, von Helden ſtammende Namen beigelegt, welche im Mittelalter ſich nur durch die Taufe in Namen chriſtlicher Heiligen verwandelten. Um 900 noch erhielten die Glocken öfter die Namen ihrer Gießer oder Stifter. Eine alte engliſche Glocke führt die Inſchrift: „**Tuba Dei**“ (Gottes Poſaune), eine franzöſiſche heißt Dann delien; eine alte rheiniſche beſagt: „Gabriel heiß ich, Marienlob verkünd' ich. Kriegin gen mich. 1484.“

Nur wenige alte Glocken haben ſich bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten, weil ſie größtentheils, durch den Gebrauch abgenutzt, ſprangen, dann auch zu klein wurden und man ihren Stoff zum Guſſe größerer verwendete. Die meiſten und größten Glocken beſitzt heutigen Tages wohl Rußland. Die im Thurme Iwan Weliki nebſt etwa zwanzig kleineren hängende große Glocke wiegt 1000 Centner, wogegen die größte, verunglückte, jetzt als Denkmal auf dem Kremlplatze (Moskau) aufgeſtellte Glocke, welche 21 Fuß Höhe und 22 Fuß Durchmeſſer hat, 4000 Centner Meſſing enthält. Die Erfurter Glocke Suſanne („Kling Suſanne, den Teufel banne!“), die größte in Deutſchland, wiegt nur 276 Centner. Die Domglocke in Köln, die größte des Rheinlandes, 225 Centner, ſo daß die erſten in der Kunſt, was die Größe anbelangt, die letzten geworden ſind.

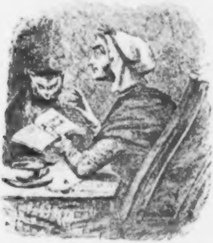
Das nenn' ich Glück!



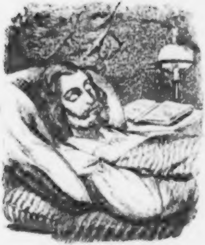
Unſere guten Vorfahren glaubten an Träume, an Geiſter-Erſcheinungen, an Kartenlegerei, an Geſpenſter, an ſchwarze Kunſt.

an natürliche und unnatürliche Zauberei, und Alle wußten von tauſenden der erſchrecklichſten Hexereien; ſie erzeugten in ihrem Innern durch Furcht und Aberglauben allerlei Nachtvögel und Teufelchen, und merkten's nicht, daß ſie ſich damit ſelber verſpotteten und Naſen drehten. Es iſt nicht zu leugnen, zur Zeit unſerer guten Vorfahren waren die angeblichen Zauberer ſehr häufig. Sie wurden damals oft zum Feuertode verurtheilt, und doch begegnete man deren täglich; ſeitdem ſie nun aber nicht mehr verbrannt werden, läßt ſich beinah gar Keiner ſehen. Es ſcheint demnach, daß es dieſen Leuten hauptſächlich darum zu thun geweſen, verbrannt zu werden, und im Aerger darüber, daß dies abgekommen, haben ſie der Menſchheit ihre Gegenwart entzogen.

Wir ſind indeß kaum minder leichtgläubig als unſere Väter, und manche Zeitgenoſſen, die ſchon vor ein Paar Jahrhunderten leben mußten, hätten ſie wollen zu rechter Zeit leben, bemühen ſich ſehr, uns zu beweiſen, daß alles Unglaubliche und nicht Vorhandene eigentlich das Glaublichſte und Vorhandenſte ſey. Das Wunderbare hat immer Reize für uns, und wären wir wirklich ſeit den Tagen, als Narren glaubten, der Teufel erſcheine in ſelbſteigener Perſon, wenn man ihn drei Mal einlade, auf der Bahn der Erleuchtung vorgeſchritten, ſchlagen wir doch mit Vergnügen manchmal einen Seitenweg ein und ſind — zum Beiſpiel — durchaus noch nicht gleichgültig gegen die Träume. — Ein böſer Traum läßt zuweilen in unſerer Seele düſtere Eindrücke zurück; es giebt noch viele Perſonen, welche einen Traum wie eine Ankündigung oder eine Warnung betrachten, ſo daß ſie zur Auslegung deſſelben dringend gemahnt werden, damit die Zukunft ſie nicht überraſchen könne. — Die Frauen beſonders haben einen großen Glauben an die Träume; Alles, was einiges Wunderbare an ſich trägt, gefällt ihrer Einbildung, und da ſie gern in ihren Stimmungen wechſeln, würden ſie nachträglich verdrießlich ſeyn, ſobald ſie merkten, daß ſie nicht verdrießlich geworden wären, wenn ungewöhnliche Sachen, die ihnen im Traum erſchienen, in der Wirklichkeit ausblieben. — Zu allen Zeiten hat man ſich bemüht, die Träume zu erklären; die Sagen-Geſchichte belügt uns mit Träumen und belügt uns mit deren Auslegung, wodurch aber doch zuweilen ein Blinder dem blinden Glück in die Arme gefallen, obwohl ſich meiſt beweiſen läßt, daß dies die dritte Lüge iſt. Die Traumdeuter, wenn man ſie auch noch hier und da zu Rathe zieht, machen jetzt jedenfalls kein großes Glück mehr; denn man findet, zu ihrem Nachtheil, eine Menge von Büchern, die uns Schritt für Schritt Aufſchluß von dem geben, was wir geträumt haben, und Viele im Volke werden glauben, Gutenberg habe ſein Denkmal beſonders deshalb verdient, weil durch ſeine Erfindung allein Hülfsmittel der Art verbreitet werden konnten, die da „lügen wie gedruckt“. — Ich habe eine alte Nachbarin, die ſich zu Grunde richtete, weil ſie immer im Lotto — das in Wahrheit noch eine alte Teufelei iſt — ihr



Geld auf diejenigen Nummern wagte, welche ihr die Träume eingaben. Dennoch iſt ſie durchaus nicht geſonnen, durch Schaden klug zu werden und ihr Vertrauen zu den Träumen aufzugeben. — Neulich überfiel mich die Unvorſichtigkeit, mit ihr von einem ſeltſamen Traume, den ich gehabt, zu ſprechen, und ſie wollte mit aller Gewalt, daß ich ihn erzählte, indem ſie mir gewiß darüber Aufklärung geben könne. — „Nun wohl!“ ſagte ich; „ich war auf dem Meere und dennoch ſaß ich zu Pferde; ich flog, und deſſen ungeachtet hatte ich weder Flügel noch war ich in einem Luftballon.“ — „Ach, mein Herr!“ erwiederte ſie, ein kleines Buch aus ihrer Taſche ziehend; „welche ſchöne Sachen ſind in Ihrem Traum enthalten! — und wenn Sie erlauben, werde ich mich ſogleich bemühen, Ihnen die Erklärung davon zu geben. Das Meer, mein Herr, bedeutet Freude und ein leichtes Mittel, wodurch Ihre Vorhaben gelingen werden; das Pferd iſt Wohlergehen und Glück, glänzende Unternehmung; fliegen, ach! das weiß ich ſchon auswendig, fliegen bedeutet, daß man ſich über ſeine Nebenbuhler erheben und in Würden ſteigen wird. Ihr Traum iſt herrlich, ich beneide Sie, denn noch heut wird Ihnen etwas Glückliches begegnen!“ — Ich dankte meiner Nachbarin und bat ſie, mir auf einen Augenblick dieſes koſtbare Buch zu leihen, welches ſo ſchön die Träume auslegt. — Werke der Art glänzen ſelten durch den Stil und die Gedanken; ſie haben dies nicht nöthig bei ihren Leſern, welche, wären die Deutungen auch in einem romantiſchen Stil geſchrieben, doch nichts davon verſtehen würden. — Ich las in dem Buche weiter: wenn man von einem Bären geträumt habe, ſo würde man auf ſeinem Wege einigen Thieren begegnen; und da, welchen Traum man gehabt habe, ſchwerlich ein Tag vergeht,

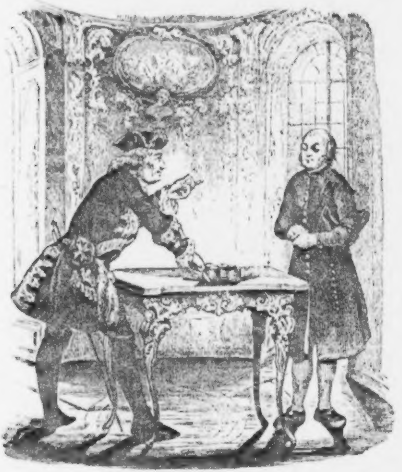


ohne daß man Thieren begegnet, mußte ich die richtige Auslegung anerkennen, ohne mir übrigens — im öſterreichiſchen Sinne — einen Bären auf- oder anbinden zu laſſen. Ferner erſah ich, wenn man von einem Sprung über einen Graben träumt, man leicht zu Falle kommen könnte; — endlich, wenn man im Traume Rebhühner ſieht, dies ein Zeichen ſey, man werde mit einer ſchönen Frau eine angenehme Verbindung anknüpfen. Ich war ſehr verwundert, Frauen und Rebhühner in ſo inniger Wahlverwandtſchaft zu finden. Kurz, ich las Dinge, bei denen das Erſtaunen gut angebracht iſt, gab der Nachbarin das Buch zurück und war ſtolz darauf, den Hauptſchlüſſel zu ſo vielen Träumen gefunden zu haben. — Aber ſeh' Einer die zauberhafte Bosheit! — an demſelben Tage, wo ich einen ſo herrlichen Traum gehabt, gleitete ich auf meiner Treppe aus, beſchädigte mir einigermaßen die Naſe und erhielt eine unmäßige Beule an der Stirn. Des Mitleids bedürftig, und mit meinem Glückstraum etwas über den Fuß geſpannt, ſtellte ich mich der Nachbarin vor. — „Nun ſehen Sie einmal“, ſagte ich zu ihr, indem ich ihr meinen ſo arg zugerichteten Kopf zeigte; „wie werden Sie mir dieſen Zufall erklären, da ich doch keineswegs von einem Sprunge über einen Graben geträumt habe? Mir iſt's doch wahrhaftig nicht übel zu nehmen, wenn ich frage: wie kann man nach einem ſo roſenrothen Traum eine ſolche braune und blaue Wirklichkeit haben?“ — „Ei“, ſprach hierauf die Nachbarin faſt empfindlich, „ich glaube, daß Sie im höchſten Grade zufrieden ſeyn ſollten: Sie konnten ſich todt fallen, und kamen mit einer Beule an der Stirn und einer geſchundenen Naſe davon! Sind Sie denn noch nicht glücklich genug?!“ — „Ich ſehe ein, daß Sie Recht haben“, antwortete ich; „allein ich geſteh' es Ihnen, daß ich nicht oft ein ſolches Glück haben möchte.“

Schöne Löſung

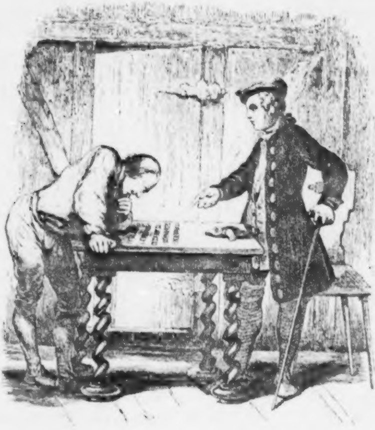
eines ſchönen Räthſels.

Der im Kriege (mit Karl XII von Schweden) ſo tapfere, im Frieden ſo üppige König von Polen und Kurfürſt von Sachſen: **Auguſt II**, von ſeiner außerordentlichen Körperkraft „der Starke“ genannt (geſtorben zu Warſchau am 1. Febr. 1733 im 63ſten Jahre ſeines Alters), Vater des berühmten deutſchen Helden Moritz, Marſchall von Sachſen, verband in ſeinem Charakter auf das Seltſamſte die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften von Tapferkeit und Weichlichkeit, Einfachheit und Prachtliebe, Herrſcherſtolz und Großmuth. Einſt ging er, ohne Stern und ſonſtige Zeichen ſeiner hohen Würde, ganz allein in der Nähe des von ihm kürzlich erſt dem Feldmarſchall Flemming abgekauften Schloſſes Uebigau bei Dresden ſpazieren, und zwar nach der Straße zu, welche damals von Uebigau in gerader Richtung nach Zitſchewig angelegt, aber kaum eine Viertelſtunde weit fortgeführt ward, und wovon jetzt nicht die mindeſte Spur mehr zu bemerken iſt. Unter den Arbeitern an dieſem Wege fiel ihm ein junger Mann auf, der, ein luſtiges Lied ſingend, fleißiger war als alle ſeine Kameraden. — „Wie heißt Du?“ fragte ihn der König. — „Velten Karig.“ — „Wie viel verdienſt Du täglich?“ — „Vier Groſchen.“ — „Das iſt nicht viel! Wie kannſt Du davon leben?“ — „Leben, ha, wenn's das allein wäre! aber, Herr, ich bezahle auch noch Intereſſen von dem Gelde, und ſammle Kapitalien. Macht mir einmal das nach!“ — „Lieber Freund, im Räthſel klingt manch' Ding wunderbar, was nichts iſt, wenn man den Schlüſſel hat. Löſe mir das Räthſel, und ich will Dich loben, wenn auch Deine Kunſt minder groß iſt, als ſie ſcheint.“ — „So komm' in meine Behauſung!“ — Damit ſchlug der Mann ohne Umſtände den Weg nach einer armſeligen Hütte ein, vor welcher ein Paar alte Leute ſaßen. Der König folgte. — „Seht!“ ſagte der Arbeiter, die Alten freundlich grüßend, „das ſind meine Eltern, die, jetzt durch Alterſchwäche unvermögend, ſelbſt noch zu arbeiten, von meinem wenigen Verdienſt mit unterhalten werden. Sie erzogen mich einſt in der Furcht des Herrn, ſchickten mich in die Schule, und arbeiteten für mich, bis ich mir ſelbſt mein Brod verdienen konnte. Das war ihr Kapital, wovon ich jetzt die Intereſſen bezahle — und hier“, indem er den König in die Unterſtube führte und ihm ſechs muntere Kinder von vier bis zehn Jahren zeigte, wie ſechs Orgelpfeifen um die am Spinnrad ſitzende Mutter her leſend, ſchreibend, ſtrickend und ſpielend, „in dieſen hier, denen ich thue, wie meine Eltern mir gethan, ſammle ich ein Kapital, das, ſo Gott will, auch ſeine Zinſen bringen ſoll!“ — Der König fühlte ſich von der innigſten Rührung ergriffen. Die Kinder in der Stube lobend, und den Alten Glück wünſchend zu ſolch einem Sohne, ſchied der Monarch unerkannt, und ohne ein Geſchenk zu hinterlaſſen, denn er trug gewöhnlich kein Geld bei ſich; er verſprach aber, nächſtens wieder zu kommen. Am andern Morgen erſchien ein Läufer bei dem Straßen-Arbeiter, der ihn ſogleich auf das Dresdener Schloß zu kommen beſchied, weil der König ihn ſprechen wolle, doch möge er Niemand im Dorfe ſagen, wohin er gehe. — Nun erſt fiel es dem braven Mann wie Schuppen von den Augen. — „Anna Luiſe“, ſagte er pathetiſch zu ſeiner Frau, „wir haben geſtern Majeſtäts-Beſuch gehabt! Der Herr, den ich mitbrachte, war ſicherlich unſer allergnädigſter König!“ — Damit warf er ſich in ſeinen beſten Sonntagsſtaat und eilte nach dem Schloß, an deſſen Treppe ſchon ein Läufer harrte, welcher ihn unbemerkt in ein abgelegenes Zimmer führte. Nachdem ihm hier im



Namen des Königs ein Geſchenk von hundert Thalern in neuen Species in Ausſicht geſtellt worden war, erſchien der Monarch ſelbſt, belobte ihn nochmals wegen der ihm gegebenen Löſung des ſchönen Räthſels, ſagte ihm aber auch, daß er dieſes heute ſeinen Tafelgäſten aufgeben wolle, und befahl ihm, ſich deſſen gegen Niemand wieder zu bedienen, noch weniger aber, wenn er um die Auflöſung befragt würde, dieſe zu geben. — „Wenigſtens nicht eher“, ſetzte der König ſcherzhaft hinzu, „als bis Du mich mindeſtens noch funfzig Mal geſehen haſt!“ — Alles demüthigſt verſprechend und bis in den dritten Himmel entzückt eilte der Mann nach Hauſe, mit den Seinigen ſein Glück zu theilen. — An Auguſt's prunkvollem und ſchwelgeriſchem Hofe waren gerade damals viele hohe Fremde zum Beſuch, wie Don Giovanni Gaſton, Erbprinz von Florenz, die verwittwete Fürſtin von Naſſau-Diez, der Markgraf Ernſt von Baireuth, Eleonore, die Mutter des Prinzen Georg Radzivil ꝛc. Bei ſolchen Gelegenheiten war der König immer ungewöhnlich heiter, noch mehr aber, wenn er irgend einen Scherz im Hintergrunde hatte, woran es, zu einer Zeit, wo man noch Hofluſtigmacher förmlich beſoldete, natürlich ſelten fehlen konnte. Seinen Gäſten aber, wie er meinte, ein unauflösliches Räthſel vorlegen zu können, war ihm eine innige Freude. Ganz beſonders hatte er dabei die ſchöne Gemahlin des Oberhofmarſchalls, Gräfin Zierlee, im Sinne, welche für die geiſtreichſte Dame bei Hofe galt, zugleich aber auch in dem Rufe einer außerordentlichen Sparſamkeit ſtand. Als daher der König ſich kaum zur Tafel geſetzt hatte, brachte er das Geſpräch darauf, rühmte der Fürſtin von Naſſau, Amalie, die Gräfin von Zierlee als ein wahres Muſter dieſer Tugend, und wandte ſich dann an Letztere ſelbſt mit der Frage: Ob ſie wohl geneigt ſey, die Löſung eines Räthſels zu verſuchen, das mit ihrer weitberühmten Sparſamkeit in der nächſten Beziehung ſtehe? — Die Gräfin bat um das Räthſel, der König hierauf um Löſung der Frage: „Wie es wohl einem Hausvater möglich ſey, bei einer Einnahme von vier Groſchen täglich nicht nur eine Frau und ſechs Kinder zu erhalten, ſondern auch Intereſſen für ein bedeutendes Kapital gehörig zu bezahlen, ja ſogar ein ſolches zu ſammeln? — „Einer meiner geringſten Unterthanen“, ſetzte der König hinzu, „verſteht und übt dieſe Kunſt; doch Name und Perſon thut nichts zur Sache, die Kunſt nur will errathen ſeyn.“ — Nachdem ſich die Gräfin lange, ſo ärgerlich als vergeblich, den Kopf zerbrochen hatte, wandte ſich der König mit ſeinem Räthſel an die ganze Tafelgeſellſchaft, verſichernd, daß die Löſung einer ſo ſchwierigen Aufgabe nicht Eines Menſchen Sache ſey. Allein ſämmtliche Cavaliers und Damen erklärten nach langem Sinnen ihr gänzliches Unvermögen in dieſem Punkte. — „Nun“, ſagte endlich der König, „wenn unter meinen Gäſten kein Errather iſt, vielleicht finde ich ihn anderwärts. Heute über ſieben Tage ſehen wir uns ſammt und ſonders hier an der Tafel wieder. Fehlt dann noch der Schlüſſel zum Räthſel, ſo laſſe ich ihn durch Iccander'n ſuchen.“ — Hierbei bemerken wir zur Erläuterung: daß damals in Dresden ein Wochenblatt unter dem Titel: „Sächſiſches Curioſitäten-Cabinet oder Curiosa Saxonica“, beſtand, welches der Buchhändler Etal unter dem Namen Iccander herausgab, und worin mit Räthſeln, nicht ſelten auf eine oft plumpe, damals im Leben wie in der Poeſie der Deutſchen für Witz geltende Art Scherz getrieben ward. Das Suchen der Räthſel-Löſung aber durch dieſes Wochenblatt wollte durchaus nicht den Cavaliers und Damen, am wenigſten der ſtolzen Gräfin Iſterloe in den Kopf; denn gab nun vielleicht einer der unſtandesmäßigen Menſchen, die in jenem Wochenblatt ihr Weſen trieben, die Löſung: in welchem bleichen Mondenſchein erſchien auf einmal der Geiſt Aller, die nur im Sonnenlichte des höchſten Ranges, und damit auch des Verſtandes dem Volk erſcheinen wollten? Und doch würde nimmer Hülfe geworden ſeyn in jener großen Räthſelnoth, wäre ſie nicht durch einen ſolchen Menſchen gekommen. Der Kurprinzliche Haus-Fourier Leinhaus nämlich, dem natürlich nicht wenig daran lag, der Oberhofmarſchallin ſich zu empfehlen, ſchlug dieſer als Nothhelfer einen Candidaten Johann David Germann vor, der Vielerlei, beſonders aber Räthſel, für obgedachtes Wochenblatt arbeitete, und überhaupt für den gewandteſten Räthſelſchmied ſeiner Zeit galt. Dieſen ließ die Gräfin Iſterloe, doch ganz insgeheim, kommen, und verſprach ihm eine namhafte Summe, wenn er im Stande ſey, binnen drei Tagen, denn vier waren bereits abgelaufen, aus der Verlegenheit zu helfen. — Nachdem auch der Candidat Germann lange vergebens ſich den Kopf zerbrochen hatte, ging er einen andern Weg. Er ſpürte nämlich durch Leinhaus nach, wo der König in den nächſten Tagen vor Aufgabe des Räthſels geweſen, womit er ſich beſchäftigt, und da ergab ſich denn bald das Schloß Uebigau als des Räthſels wahrſcheinlicher Geburts-Ort; denn dort hatte der König, wie den Hof-Dienern nicht entgangen war, lange mit einem Straßen-Arbeiter ſich unterhalten, ja, ihn ſogar bis in ſein Haus begleitet. Dieſer war nun bald ausfindig gemacht, allein, obſchon er ſo nach ſeiner Art verblümt zugab, daß er um das Räthſel wiſſe, wollte er doch nicht ganz mit der Sprache heraus und blieb endlich dabei: man ſolle in ein Paar Jahren wieder anfragen, vielleicht daß er alsdann eher im Stande ſey, die Deutung zu geben. Auf die Frage aber: weshalb ſo ſpät? kam nach vielen Umſchweifen endlich die Erklärung: wie ihm ſein allergnädigſter König befohlen, mit der Deutung hinter'm Berge zu halten, bevor er Se. Majeſtät nicht wenigſtens funfzig Mal wieder geſehen habe. Möge dies nun auch ein gnädiger Scherz ſeyn, gelte er ihm doch als der heiligſte Ernſt. — „Daran Ihr auch gar nicht übel thut“, entgegnete Germann. „Wenn's aber weiter nichts iſt, als funfzig Mal den König zu ſehen, dazu ſoll bald Rath werden. In einer

Stunde bin ich wieder da, bringe den König mit, und da könnt Ihr ihn in funfzig Minuten funfzig Mal ſehen.“ — Damit eilte Germann fort nach der Stadt, erzählte der Gräfin, was er ausgerichtet, und erbat ſich funfzig Dukaten mit dem Bildniſſe des Königs, verſichernd, daß der goldene König dem Manne ſo viel gelten werde, als der lebendige, und daß er mit dieſem goldenen Nachſchlüſſel ſicher den Räthſelſchlüſſel erlange. Mit Freuden gab die Gräfin Iſterloe die Dukaten, und auf den Fittigen der Hoffnung eines glücklichen Erfolges flog Germann nach Uebigau, zählte dem Häusler die Dukaten alſo vor, daß das Königsbild ihm funfzig Mal in die Augen ſtrahlte, und verlangte nun dafür den Räthſelſchlüſſel. Erſt wollte der Mann wohl noch Ausflüchte machen, allein goldene Beweiſe ſind bekanntlich leicht die beſten. Funfzig Mal hatte er ſeinem Könige in's Antlitz geſchaut, was konnte ihn weiter binden! Zudem, wenn er dafür den Räthſelſchlüſſel auch nicht gab, wie bald, das nahm ihm vollends alle Bedenklich-

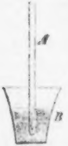


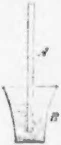
keit, fand ihn der Frager von ſelbſt; denn die lebendigen Schlüſſel, ſeine Eltern und Kinder, gingen ja vor des Fremden Augen herum. Schmunzelnd erzählte er daher der Sache Bewandniß, und dankte, als Germann fort war, mit den Seinigen dem Himmel, der ihm den glücklichen Einfall mit dem Kapital und Intereſſen gegeben. Der Candidat aber, mit dem Räthſelſchlüſſel, wie ein Feldherr mit den Schlüſſeln einer eroberten Feſtung, vor der Gräfin erſcheinend, ward auch aufgenommen wie ein Triumphirender. Außer ſich vor Freuden, unter Allen, denen das Räthſel aufgegeben war, die Einzige zu ſeyn, die es zu löſen vermochte, beſchenkte ſie den Candidaten reichlich, und konnte nun den bewußten ſiebenten Tag, als den Tag ihres Triumphes, kaum erwarten. Nicht weniger ungeduldig erwartete dieſen der König, und jedem ſeiner Gäſte mußte durch den Hoftrompeter, nächſt der Einladung, noch beſonders zugeflüſtert werden: den bewußten Räthſelſchlüſſel nicht zu vergeſſen. Kaum hatte man ſich zur Tafel geſetzt, ſo verlangte dieſen auch der König. Alle geſtanden aber demüthigſt ihr Unvermögen, ihn zu ſchaffen; nur die Iſterlee war fröhlich und guter Dinge, denn ſie hatte, mit Germann's Hülfe, Alles bereits gehörig vorbereitet, und fragte den König: Ob er ihr wohl erlauben wolle, den Räthſelſchlüſſel in's Zimmer bringen zu laſſen? — „Bringen?" antwortete Auguſt halb verlegen, „bringen? Dergleichen Schlüſſel liegen auf den Lippen, dazu bedarf's wohl keines beſondern Bringers!" — „Doch!" bemerkte die Gräfin, winkte dabei dem Hof-Fourier Leinhaus, der mit ihr im Einverſtändniß war, und — herein trat, den Großvatertanz beginnend, in netter Winzertracht, mit Reben bekränzt und je Zwei und Zwei Rebenzweige über ſich haltend, der wackere Welten Karig mit ſeinen Eltern, ſeinem Weibe und ſeinen ſechs Kindern, und überreichte dem Könige im Vorbeitanzen ein von Germann verfertigtes Gedicht, des Inhalts:

„Viel Magnifiques iſt an Deinem Hof geſcheh'n,
Was Du gewiß, Monarch, geſchaffen und geſeh'n;
Doch gab's wohl in der Welt je einen Fürſtenmahl,
Wo mit Int'reſſen tanzt ein altes Kapital?
Vereint ſiehſt Beides Du im Uebigauer Welten.
Was Eltern-Lieb' ihm that, ſucht er jetzt zu vergelten,
Und häuft ſchon im Voraus, iſt er auch noch ſo arm,
Ein großes Kapital im Herzen ſeiner Kinder;
Das zahlt Int'reſſen ihm einſt in des Lebens Winter!" —

Der König war ſo überraſcht als gerührt, und dankte der Gräfin auf's Verbindlichſte für die treffliche Löſung des Räthſels, konnte aber auch eine Anwandlung von Unwillen gegen Welten Karig, ſeinen Verräther, nicht unterdrücken. Doch als ihm die Gräfin unumwunden den ganzen Verlauf der Sache erzählte, da lobte er nicht nur den Verräther, ſondern auch, und zwar noch weit mehr, den Candidaten Germann, der Jenen ſo klüglich zu dem Verrathe gebracht, und ließ Letzterem durch die Gräfin Iſterlee eine gute Stelle verſprechen, welche er auch nicht lange nachher zu Heben ricenitz in Thüringen erhielt. Eine beſſere, vielleicht auch noch in Folge jener Räthſel-Löſung, ward ihm 1730 in Boritz bei Meißen, wo er 1742 ſtarb. R.

Der Brunnen und die Feuerſpritze.

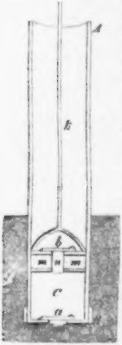


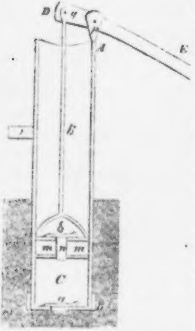


Die Luft, welche die ganze Erde umgiebt, drückt auf alle Körper; den Druck aber, den ſie auf unſern Körper ausübt, und der bei einer 9 Quadrat-Fuß großen Körper-Oberfläche 22,910 Pfund beträgt, nehmen wir nicht wahr, weil er von allen Seiten gleichmäßig wirkt und die in uns befindliche Luft der äußern das Gleichgewicht hält. Tauchen wir eine an beiden Enden offene Glasröhre A in ein mit Waſſer gefülltes Glas B, ſo wird das Waſſer ſowohl im Glaſe als in der Röhre gleich hoch ſtehen, denn die Luft drückt hier auf beide Oberflächen gleichmäßig. Ziehen wir aber mit dem Munde die in der Glasröhre befindliche Luft theilweiſe heraus, ſo wird die zurückgebliebene verdünnt, das Waſſer muß aufſteigen, und zwar um ſo höher, als wir die Luft in der Röhre verdünnen; denn der Luftdruck auf die Oberfläche des Waſſers iſt derſelbe geblieben, während der im Innern der Röhre vermindert worden iſt. Erſterer treibt nun mit ſeinem Ueberſchuſſe das Waſſer in die Höhe, bis das Gewicht der gehobenen Waſſerſäule dieſem Ueberſchuſſe gleich iſt. — Denken wir uns nun, es ſey möglich, eine ungefähr 33 Fuß lange Röhre, deren Oeffnungen beliebig geſchloſſen werden können, luftleer zu machen, ſie dann in einen Teich ſenkrecht zu ſtellen und die untere Oeffnung von dem Verſchluſſe zu befreien. Sogleich würde das Waſſer in der Röhre aufſteigen und eine Waſſerſäule von 32 Fuß Höhe bilden; ſo groß iſt nämlich der Druck der Luft auf die Oberfläche des Waſſers, und in der Röhre iſt keine Luft mehr vorhanden, die dem aufſteigenden Waſſer Widerſtand leiſten könnte. Eine Waſſerſäule von 32 Fuß Höhe hält alſo einer Luftſäule, welche dieſelbe Grundfläche wie erſtere hat und die bis an die Grenze der Atmoſphäre (Dunſtkugel) reicht, das Gleichgewicht. — Das Eindringen des Waſſers in einen leeren Raum ſuchte man durch den Abſcheu, den die Natur vor dem Leeren habe (horror vacui), zu erklären. Als aber einſt Brunnenmacher in Florenz das Waſſer über 32 Fuß Höhe ſteigen laſſen wollten, ſahen ſie mit Schrecken, daß dies nicht ging, und daß die Natur doch wohl keinen ſo großen Abſcheu vor dem leeren Raume habe, um zu eilen, ihn auszufüllen. — Der berühmte Phyſiker Galiläi erklärte dieſe Erſcheinung auf die oben angegebene Weiſe. — Das Queckſilber hat eine Eigenſchwere, die vierzehn Mal ſo groß als die des Waſſers iſt; hält aber die Luft, wie wir geſehen haben, einer 32 Fuß hohen Waſſerſäule das Gleichgewicht, ſo muß ſie auch eine $\frac{32}{14}$ Fuß, d. h. eine beinahe 28 Zoll hohe Queckſilber-Säule tragen, welche Vorausſetzung von Toricelli, einem Schüler Galiläi's, zuerſt aufgeſtellt und deren Wahrheit von ihm durch Verſuche erwieſen wurde. Der Raum über 32 Fuß oder 28 Zoll in einer luftleeren Röhre, in den weder Waſſer noch Queckſilber eindringen kann, heißt die Toricelliſche Leere. Durch die obigen Verſuche wurde Toricelli der Erfinder des Barometers (d. h. des Schwermeſſers der Luft), über den wir früher ausführlichere Mittheilungen gaben. (Jahrgang für 1838.)

Das Aufſteigen von Flüſſigkeiten in einem leeren Raume kann auch benutzt werden, um erſtere auf eine beſtimmte Höhe, die aber 32 Fuß nicht überſteigen darf, zu heben. Es kommt nur darauf an, ſich einen ſolchen leeren Raum zu verſchaffen, dieſen dann auf eine leichte Art von dem aufgeſtiegenen Waſſer zu befreien, damit wieder neue Waſſermaſſen aufſteigen können ꝛc.

Denken wir uns nun eine Röhre **A B**, die zum Theil im Waſſer ſteht, und deren untere Oeffnung durch eine, ſich nur nach innen öffnende Klappe (Ventil) **a** geſchloſſen iſt. Innerhalb der Röhre befindet ſich eine, an einer Stange **k** (Pumpenſtange) befeſtigte, luftdicht ſchließende Scheibe (Kolben) **m m**, die in der Mitte **n** durchbohrt iſt. Die obere Oeffnung dieſer Durchbohrung iſt durch eine ſich nur nach oben öffnende Klappe **b** geſchloſſen. Wird nun die Scheibe **m m** vermittelſt der Pumpenſtange **k** nach unten gedrückt, ſo hebt die in dem Raume **C** eingeſchloſſene Luft die Klappe **b** und entweicht. Zieht man nun **m m** wieder herauf, ſo entſteht zwiſchen den beiden Klappen **a** und **b** ein leerer Raum; in dieſen dringt das Waſſer durch die Klappe **a** ein und füllt ihn ganz, vorausgeſetzt, daß die Höhe dieſes Raumes 32 Fuß nicht überſteigt. Wird jetzt **m m** wieder hinabgedrückt, ſo muß das Waſſer, da es nach unten hin nicht entweichen kann, durch die Klappe **b** hinaustreten und ſich über **m m** ſetzen. Während dieſer Zeit iſt der Kolben **m m** bei **a** angekommen, er wird hinaufgezogen, es entſteht ein leerer Raum, das Waſſer dringt wieder durch **a** ein und tritt beim folgenden Niedergange von **m m**



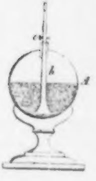


durch b aus und ſo immer fort. Das über b ſtehende Waſſer wird endlich über den Rand der Röhre ausfließen. Unſere gewöhnlichen Brunnen haben ganz dieſelbe Einrichtung.

Betrachten wir die Abbildung eines ſolchen, bei dem dieſelben Buchſtaben dieſelben Theile wie in der obigen Figur bezeichnen ſollen. o iſt die Ausfluß-Oeffnung, die Pumpenſtange k iſt bei q an den zweiarmigen **Hebel D E**, gemeinhin Brunnenſchwengel genannt, deſſen Ruhepunkt bei p, befeſtigt. Wird nun der Hebelarm p E gehoben, ſo neigt ſich p D und der Stempel m m wird niedergedrückt. Die entgegengeſetzte Bewegung tritt ein, wenn der Hebelarm p E wieder abwärts gezogen wird. Hat die Waſſerſäule oberhalb des Ventils b die Höhe der Ausfluß-Röhre erreicht, ſo fließt es aus. Je höher dieſe Ausfluß-Röhre über dem zweiten Ventil iſt, deſto mehr Kraft muß an dem Hebelarm p E angewendet werden, da dann die Waſſerſäule über b auch wächſt. Ganz gleiche Erſcheinungen, durch dieſelben Urſachen bedingt, zeigen das Saugen eines Kindes und das Anſaugen der Schröpfköpfe.

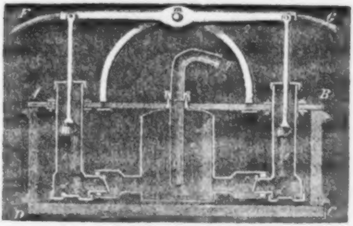
Bevor wir zur Betrachtung der Feuerſpritze weiter gehen können, müſſen wir noch einer andern Erſcheinung gedenken, die bei der Einrichtung der Spritzen von größter Wichtigkeit iſt.

Denken wir uns eine Glaskugel A, in der eine Röhre b mit einem Hahne c befeſtigt iſt, und die beinahe auf den Boden der Kugel reicht. Nun ſauge man aus dieſer die Luft heraus, indem man den Hahn immer zudreht, ſobald die Bruſt ganz mit Luft gefüllt iſt. Darauf hält man die Spitze der Röhre in das Waſſer und öffnet den Hahn. Sogleich dringt das Waſſer in die luftleere Kugel ein; dann ſucht man die Luft in der Kugel, die nach dem Eindringen des Waſſers ebenfalls eingedrungen war, durch Hineinblaſen zu verdichten. Hat man mehrere Male hineingeblaſen und dann den Hahn geöffnet, ſo ſpringt ein hoher Waſſerſtrahl heraus, indem die verdichtete Luft auf das Waſſer mit Heftig-



feſt drückt. Dieſe ganze Vorrichtung führt den Namen des Heronsballes.

Jetzt zu unſerer Feuerſpritze. Die Zeichnung ſtellt uns eine Feuerſpritze in ſenkrechtem Durchſchnitte dar. A B C D iſt ein großer Kaſten, der mit Waſſer gefüllt und in den die Spritze geſtellt wird. Dieſe hat zwei Pumpen-Röhren, Stiefel genannt; wir betrachten hier nur den rechten:



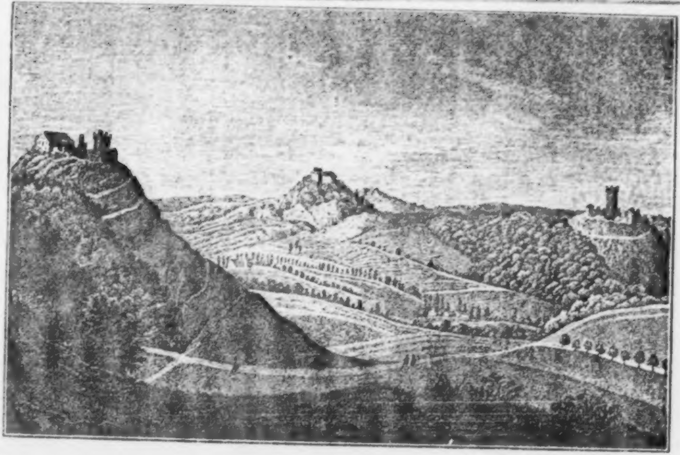
Sobald der hinuntergedrückte Kolben (Stempel) f aufgehoben wird, dringt das Waſſer durch die Klappe d ein; beim neuen Niedergange des Kolbens f ſchließt ſich d und öffnet ſich c. Durch das Gurgel-Rohr b wird das Waſſer in den Windkeſſel a gepreßt; dieſer iſt ein großer Heronsball. Je mehr Waſſer eingepumpt wird, deſto mehr wird die Luft über dem Waſſer zuſammengedrückt. In demſelben Grade drückt ſie nun auf das Waſſer und treibt es durch die Röhre h, die beinahe bis auf den Boden des Keſſels reicht, und an die bei g eine Röhre mit enger Oeffnung (Schwanenhals) angeſchraubt wird. Anſtatt dieſes Schwanenhalſes kann man auch dem Windkeſſel eine Oeffnung nahe dem Boden geben und darin eine Röhre feſtſchrauben. Letztere Einrichtung iſt der erſteren vorzuziehen, indem die unten angeſchraubte Röhre leichter nach allen Richtungen bewegt werden kann. Zur leichteren Handhabung der Pumpen iſt jederſeits die Pumpenſtange an einen zweiarmigen Hebel F G, deſſen Ruhepunkt in m iſt, befeſtigt, ſo daß, wenn der rechte Kolben abwärts, der linke aufwärts geht, und umgekehrt. **L. Heros.**

Die „drei Gleichen.“

Unter dieſem Namen ſind drei Burgen im Thüringiſchen bekannt, die etwa vier Stunden ſüdöſtlich von Gotha in einer ſehr maleriſchen Gegend auf drei Bergen liegen und die Winkelpunkte eines ungleichſeitigen Dreiecks bilden. Sie heißen: Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg. Die beiden letzteren waren nie Beſitzthum der Grafen von Gleichen, daher die obige, im Volksmunde lebende Bezeichnung durchaus keine geſchichtlichen Gründe hat. Die nachbarliche Lage, die ziemlich gleiche Höhe der drei Berggipfel gab wohl zu dem zuſammenfaſſenden Namen den Anlaß. Keine der drei Burgen iſt von hiſtoriſcher Berühmtheit, nur ein maleriſches und romantiſches Intereſſe gewannen ſie durch ihre ſchöne Lage, und die Sage, welche ſich an die Burg Gleichen knüpft. Dieſe, in der Umgegend allgemein das „Wandersleber Schloß" genannt, weil ſie in der Nähe des preußiſchen Dorfes Wandersleben auf einem einzeln ſtehenden, bewaldeten und ziemlich ſteilen Bergkegel liegt, enthält ein etwa hundert Fuß langes Gebäude, das leicht wieder in bewohnbaren Stand geſetzt werden könnte, übrigens Trümmer einer Kapelle, eines ſechzig Fuß hohen Thurmes und anderer nicht mehr erkennbarer Bauwerke. In der ſogenannten Junkerkammer jenes noch ziemlich erhaltenen Gebäudes ſtand bis vor wenigen Jahren eine breite dreiſchläfrige Bettſponde, die der ſagenhafte Graf Ernſt von Gleichen mit ſeinen zwei Frauen getheilt haben ſoll. Ludwig Storch erzählt dieſe Sage folgendermaßen:

„Als Kaiſer Friedrich II im Jahre 1227 einen Kreuzzug unternahm, folgte ihm der Landgraf von Thüringen, Ludwig IV, der Heilige genannt, mit einer auserleſenen Zahl Streiter aus den vornehmſten Geſchlechtern, unter denen ſich auch Graf Ernſt von Gleichen befand. In Sicilien vereinigte Ludwig ſein Heer mit dem des Kaiſers und zog nach Brunduſium. Daſelbſt erkrankte er und ſtarb zu Otrante; ſeine Begleiter kehrten größtentheils in ihre Heimath zurück. Nur Ernſt von Gleichen folgte dem Kaiſer in das gelobte Land, und ſein Arm that Wunder der Tapferkeit in Vernichtung der Sarazenen. Einſt hatte ihn ſein Eifer für die fromme Sache zu weit vom Lager entfernt, eine Schaar Sarazenen umringte ihn und nahm ihn mit ſeinen Knappen gefangen. Der Sultan ließ ihn in einen Kerker werfen, und wenn er nicht darin ſchmachtete, mußte er, wie die andern Sclaven, Feld- und Garten-Arbeit verrichten. Da geſchah es eines Tages, daß Melechſala, die Tochter des Sultans und ſein Liebling, zu dem ſchönen jungen Gefangenen trat, deſſen Unglück ſie ſchon längſt im Stillen bedauert hatte, und ihn freundlich anredete. Dieſe Anſprache that dem Grafen wohl, und je öfter ſie zu ihm kam und ihn durch ihre Geſpräche erheiterte, deſto mehr vergaß er ſeine unglückliche Lage. Er ſah täglich, wie ihre Zuneigung zu ihm wuchs, und mochte ſich nicht länger verhehlen, daß die ſchöne Sarazenin einen tiefen, bleibenden Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte. Doch weder Blick noch Wort verrieth das Geheimniß ſeiner Bruſt. Jahre vergingen in dieſer heimlichen Liebe, bis eines Tages der Knappe des Grafen der Sultanstochter den wahren Stand und Rang ſeines Herrn verrieth. Jetzt, da ſie wußte, daß er ihr ebenbürtig war, vergaß ſie alle Rückſichten, die ſie auf ewig von dem Geliebten trennen mußten; ſie geſtand ihm ihre Liebe, ſie trug ſich ihm als Weib an, und verſprach ihn zu befreien und mit ihm zu flüchten, wenn er nicht in ihrem Lande bleiben wolle. Der Graf, gerührt durch ſo viele Beweiſe der innigſten Liebe, war aufrichtig genug, ihr zu geſtehen, daß die chriſtliche Religion dem Manne nur eine Frau erlaube und daß er bereits durch frühere Bande in ſeiner Heimath an ein liebendes Weib gefeſſelt ſey. Aber der Bekennerin des Islam war dies kein Hinderniß, ſie drang immer mehr in ihn, verſprach Chriſtin zu werden, und die Liebe zur langentbehrten Freiheit, die Sehnſucht nach dem Vaterlande und den Seinen wurde ſo mächtig in der Bruſt des Grafen, daß er mit ihr in die Flucht willigte. Sie gelang. Er kam glücklich mit ihr nach Rom, warf ſich vor dem Stuhl des heiligen Vaters nieder, erzählte ihm ſeine Schickſale und erlangte endlich, nachdem Melechſala getauft und in den Schooß der chriſtlichen Kirche aufgenommen worden war, die Erlaubniß, ſie, neben ſeiner früheren Gemahlin, von deren Leben und Geſundheit er Nachrichten erhalten hatte, heirathen zu dürfen. Entzückt eilte das glückliche Paar nach Thüringen, und Gefühle der Angſt und Freude bewegten des Grafen Herz, als er von ferne die Zinnen ſeiner Burg erblickte. Er gebot Melechſala, zurückzubleiben, und eilte allein zu ſeinem Weibe, die ihn mit Thränen der Freude in ihre Arme ſchloß. Nun erzählte er ihr das Unglück ſeiner Gefangenſchaft, ſeine Rettung, die Bedingung, unter der ſie erfolgt, ſeine Ehe mit ſeiner Retterin, in die der Papſt gewilligt, und bat flehend auch um ihre Einwilligung zum neuen Ehebündniß. Aber ohne ihn weiter reden zu laſſen, verſprach ſie ihm Alles und fragte: „Wo iſt Deine Retterin? Laß mich die umarmen, die Deine Gattin iſt wie ich, ſie wird meine Schweſter ſeyn, und wir werden uns ſchweſterlich in Deine Liebe theilen.“ — Da verkündigte der Thurmwächter ihre Ankunft im Thale. Ernſt eilte mit ſeinem Weibe den Schloßberg hinab, an deſſen Fuß die beiden Frauen zuſammentrafen und ſich mit der innigſten Liebe umarmten. Das Thal, wo ſie ſich begegneten, hieß von nun an das Freudenthal. Der Graf führte ſeine beiden Frauen in das Schloß, und verlebte darin mit ihnen in ſeltener Eintracht die angenehmſten Tage. — Der Tod entriß zuerſt die Sarazenin dem glücklichen Bunde; ihr folgte die erſte Gemahlin und ſpäter der Graf im ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Sie wurden im Peterskloſter zu Erfurt begraben, und ein Grabſtein, worauf alle Drei in Lebensgröße abgebildet, bezeichnete den Ort, wo ſie ruhten.“

Von der geſchichtlichen Wahrheit dieſer im Volke lebenden Sage hat ſich nichts Beſtimmtes ermitteln laſſen, eben ſo wenig über den Urſprung der Burg, die zuerſt zu Ende des elften Jahrhunderts mit anerkannten Thatſachen in Verbindung tritt. Sie ge-

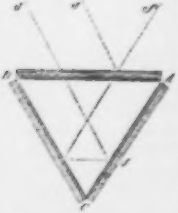


hörte damals dem Markgrafen Ekbert II von Thüringen, kam ſpäter an den Pfalzgrafen am Rhein, den Erzbiſchof von Mainz, ging dann als Lehen in die Hände der Grafen von Tonna über, von denen Erwin II zuerſt den Namen eines Grafen von Gleichen annahm, und gelangte endlich, nach mehrfachen Belehnungen von Seiten des Mainzer Kurfürſten, an Preußen im Jahre 1803, in deſſen Beſitz es ſich noch befindet, wie auch die zweite der Burgen: Mühlberg. Eine halbe Stunde von Gleichen, minder hoch als dieſe liegt Mühlberg, durch ihre Ausdehnung und maleriſche Verfallenheit das ſchönſte Bild gewährend. Sie war früher ſehr ſtark befeſtigt, was man noch jetzt an dem tiefen Wall-Graben, den zwei- und ſtellenweiſe dreifachen Ringmauern erkennt. Der ſiebzig Fuß hohe und eben ſo viel im Umfange meſſende Thurm macht den Eindruck der Burg noch immer großartig. Das Erbauungsjahr Mühlbergs hat ſich bis jetzt nicht erforſchen laſſen. Die Burg gehörte zuerſt zum Gebiete der Stadt Erfurt und gehört auch jetzt wieder, nachdem ſie viele verſchiedene Beſitzer gezählt, unter preußiſcher Hoheit zu demſelben. — Nicht auf bewaldetem, wie Gleichen und Mühlberg, ſondern auf einem kahlen Bergkegel, von jeder der genannten beiden Burgen etwa eine Stunde entfernt, liegt Wachſenburg, ohne alle Formſchönheit gebaut, doch wohl erhalten und von der Sachſen-Gothaiſchen Regierung, der ſie ſeit 1640 bis auf dieſen Tag gehört, zum Staats-Gefängniß benutzt, in welchem ein Kommandant reſidirt. Die Wachſenburg erbaute in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts der Abt Meingoth zu Hersfeld. Sie befand ſich einige Zeit im Beſitz der Grafen von Mühlberg, kam ſpäter an die reiche Stadt Erfurt, endlich an die Markgrafen von Thüringen und verblieb, wie ſchon geſagt, dem ſächſiſchen Hauſe. — Von allen drei Burgen genießt man zwar keiner ſehr weiten, aber einer erfreuenden, maleriſch ſchönen Ausſicht.

Ein Inſtrument

zur Zeitbeſtimmung.

Dent in London hat kürzlich ein Inſtrument erfunden, welches zur Beſtimmung der Zeit und demnach zur Regulirung der Uhren dient. Das Inſtrument iſt ebenſo ſinnreich als einfach und die Anwendung deſſelben ungemein leicht. — Die weſentlichen Theile dieſes Inſtruments ſind zwei Planparallel-Spiegel und ein Planparallel-Glas; dieſe drei Stücke ſind zu einem Prisma ſo zuſammengeſtellt, daß der Winkel, den je zwei Ebenen bilden, genau ſechszig Grad beträgt. Die Folie der Spiegel A, C, B iſt nach Außen. — Wenn S ein leuchtender Körper iſt, deſſen Strahlen parallel mit A, C auf das Planglas A, B fallen, ſo wird ein Theil der Strahlen von der vordern Fläche des Planglaſes nach a zurück-



geworfen, während ein Theil derſelben durch das Glas nach dem Spiegel B, C geht, von dieſem nach a und von a nach aa reflektirt wird. Es ſind alſo a und a reflektirte Bilder von S. — Nehmen wir nun die Sonne als leuchtenden Körper und ſtellen das Inſtrument ſo auf, daß die Ebene des Spiegels A, C in der Richtung des aſtronomiſchen Meridians, und daß die Ebene des Planglaſes A, B parallel mit der Erd-Achſe iſt, ſo wird man, kurz bevor die Sonne in den Meridian tritt, zwei durch Reflexion entſtandene Bilder derſelben ſehen; dieſe Bilder nähern ſich einander und in dem Augenblick, wo ſich die Sonne im Meridian befindet, werden ſie ſich vollſtändig decken; dieſer Moment wird zur Vergleichung der Uhren wahrgenommen. — Genauere Beſtimmungen erhält man, wenn man die Berührung der Ränder der Bilder beobachtet, wovon die Auseinanderſetzung um ſo weniger hieher gehört, da für die gewöhnlichen Zwecke jene Art hinreicht. — Läßt man das Inſtrument in dieſer Lage, ſo wird man vier Stunden ſpäter eine zweite Beobachtung machen können, indem alsdann die Strahlen der Sonne parallel mit B, C einfallen. — Will man zur Mittagszeit beobachten, ſo muß, wie ich ſchon geſagt habe, eine der Spiegel-Ebenen in der Richtung des Meridians ſtehen; man kann aber zu jeder anderen Zeit beobachten, welches lediglich von der Aufſtellung des Inſtruments abhängt. Wollte man z. B. um zehn und um zwei Uhr beobachten, ſo müßte die Spiegel-Ebene A, C einen Winkel von 30 Grad mit dem Meridian bilden. — Beobachtungen mit dieſem Inſtrument zu machen, wiefern die Genauigkeit zur Vergleichung der Thurm-Uhren und ſo weiter es wünſchenswerth macht, erfordert keine große Uebung. Die Genauigkeit läßt ſich aber recht weit treiben, ſobald man ein kleines Fernrohr zur Beobachtung der Reflexions-Bilder von a und a anwendet.

Der Hageſtolz.

Ein Selbſtbekenntniß.

Da hab' ich eben in einer Zeitung den Vorſchlag geleſen: Hageſtolze, denen zu beweiſen, daß ſie hätten heirathen können, ſollten mit einer Steuer belegt werden. Nun, es giebt ſchon Orte, wo nach dem Tode eines Hageſtolz das, was er während ſeines Lebens erworben, von der Obrigkeit zu Gemeinde-Zwecken in Beſchlag genommen und von ſeiner Habe nur Ererbtes nicht angetaſtet wird, weil dies gleichſam nichts als ein auf Lebenszeit geliehenes Gut und alſo weiter zu vererben iſt. Mir läßt ſich nach meinem Tode nichts abnehmen, denn, offen geſagt, es fehlt bedeutend viel von meinem Erbtheil; was aber jene Steuer betrifft, ſo würde ich mich ihr ſehr gern unterwerfen, wenn man mir nur klar beweiſ't: ich hätte wirklich heirathen können. Das liegt ja nicht im Gut allein, dabei muß man Einem in's Herz ſehen, muß erkannt haben, was darin vorgegangen; — der Beſitzer dieſes Herzens weiß dies oft nicht deutlich, wie ſollen's Andere wiſſen!

Ich aber geſtehe: daß ich gern geheirathet hätte und auch trotz alle dem hätte heirathen ſollen. Trotz alle dem! — das klingt, als ob ich in ſolcher Hinſicht Widerwärtigkeiten erlebte; dem iſt auch ſo, aber trotz dem dadurch angeregten Trotz, es bleibt dabei: ich hätte heirathen ſollen; denn weil ich's nicht that, hab' ich mir ſeit Jahren an meinem Geburtstage, und zwiſcheninne auch, ſagen müſſen:

Durchdringt dich nicht mit Luſt in freudig treuem Weben
Der Liebe Strahl und Gluth, ging fehl dein irdiſch Leben!

Kein gutes Zeichen für den Menſchen iſt's, wenn er bei dem, womit er unzufrieden, alle Schuld Andern beimißt; ich bin ehrlich genug, meine Schuld nicht zu verleugnen. Ich trat, vierundzwanzig Jahr alt, in die geſelligen Kreiſe. Meine Mutter hatt' ich faſt gar nicht gekannt, denn ſie ſtarb, da ich ſechs Jahre zählte, und mein Vater, ein wohlhabender Rath des Schul-Collegiums, ſchien an mir alle die damals neuen Unterrichts- und Erziehungs-Arten verſuchen zu wollen, um ein Muſter zu haben für allgemeine Beſchlüſſe. Bei ſtetem Wandel der Anſichten blieb aber doch eines unwandelbar: Strenge. Ein ſehr tüchtiger Beamter jedoch war mein Vater, bei Allem, was er für mich that, immer mein Beſtes bezweckend, und als auch er ſtarb, erhielt ich meine Freiheit, nach der mir gewordenen Erziehung, eigentlich noch zu früh: mir fehlte alle innere Selbſtſtändigkeit bei Hab' und Gut, die hinlänglich waren, um anſtändig zu leben. Einen Poſten, ebenfalls bei'm Schul-Collegium, hatte ich auch, es war indeß ein noch untergeordneter, und er wurde niemals viel bedeutender: denn ich machte von meiner Freiheit einen zu unumſchränkten Gebrauch, als daß ich meine amtliche Befähigung ſonderlich vermehren konnte. Das gehört nur nebenbei hieher: ich bin keine wichtige Perſon und will nur erzählen, wie ich Hageſtolz ward.

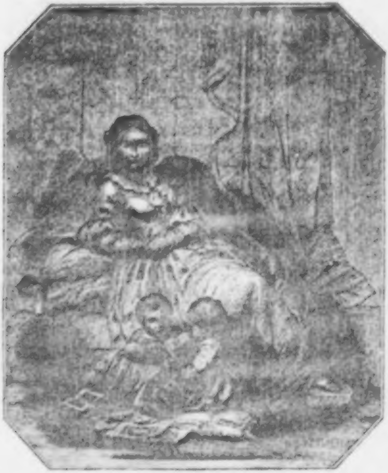
Nicht leugnen kann und mag ich, daß ich dem ſchönen Geſchlecht ſehr zugethan und im Grunde unverdorben in die Welt trat. Meine erſte nähere weibliche Bekanntſchaft war die Tochter des Banquiers, der einen Theil meines ererbten Kapitals verwaltete. Erneſtine war ſehr hübſch, ſehr frohen Muthes, ſehr beleſen, ſehr zungenfertig, auch ſehr geiſtreich und witzig. Von dieſen und noch mehr Sehr's fehlten mir, ehrlich geſtanden, derzeit verſchiedene; ich galt jedoch für einen keineswegs unangenehmen Menſchen. Erneſtine und ich wurden ſo weit bekannt, wie meine damalige Schüchternheit es zuließ, und nach etwa anderthalb Jahren kamen mir Heirathsgedanken. Erneſtine wurde eben achtzehn Jahr alt, und da ſie eine große Verehrerin der Dichter war, gedachte ich an ihrem Geburtstage mit Verſen mein Herz zu entladen; ich gab ihr ſehr viel zu leſen in den gangbarſten Reimen, die ich höchſt ungeſchickt handhabte, was ich ſeit lange weiß; damals aber hätte ich gewiß Jeden, der es wiſſen wollte, für einen Einfaltspinſel gehalten. Daß der Reim „Sonne" und „Wonne" nicht fehlte, brauch' ich kaum zu verſichern, er machte ſich ſogar mehrmals breit. Erneſtine bedankte ſich, als ich zu ihr kam, ſehr artig; dabei aber gab ſie mir ein Blättchen, auf welchem ſtand:

„Du nennſt mich Deine Sonne im Gedicht? —
Fürwahr, mein Freund, das hat mich ſehr verdroſſen!
Vergleiche mich der grauſen Feindin nicht,
Denn ach! ihr dank' ich meine Sommerſproſſen!" —

Wer hält mich wohl für ſo dumm, daß ich dies hätte übel nehmen können? Gewiß kein Vernünftiger! Vernunft iſt aber der wichtige Vorzug des Menſchen, der ihn in den Stand ſetzt, unvernünftig zu handeln; — ich nahm's übel, und als ſie ſich des Lachens nicht erwehren konnte, verließ ich trotzig das Haus. Wohl trieb es mich dann oft zu ihr hin, aber in falſchem Ehrgefühl kehrte ich an der Thür wieder um, endlich zog ich durch einen Anwalt mein Kapital ein; — Erneſtine verheirathete ſich, wurde die glückliche und vortreffliche Frau eines Mannes, der ihren Geiſt und Frohſinn beſſer zu ſchätzen wußte, und ich gebe mir, wenn ich daran denke, noch heut in aller Stille eine wohlverdiente Maulſchelle.

Eine Weile war ich melancholiſch; — wißt' ihr, was Melancholie iſt? Das iſt die Eigenſchaft, in welcher man begangene Fehler Andern aufbürdet; denn nur wer heiter und mit ſich im Gleichgewicht iſt, beurtheilt Welt und Menſchen richtig. Da nahm ſich aus redlicher Theilnahme eine Wittwe, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, meiner an. Es war noch eine hübſche, aber ſehr ehrbare Frau, die viel Kenntniſſe und richtigen Blick hatte und der ich viel verdanke in Ausbildung meines Geiſtes, durch Andeutungen, die ſie mir gab und ſie aus einer wohlgewählten Bibliothek unterſtützen konnte. Sie führte mich nächſtdem in mehrere Familienkreiſe ein, und angeregt durch ihre Schilderungen, bewarb ich mich um ihre Nichte Bertha, und ſchon war von Verlobung die Rede. Da ergriff mich der Teufel der Eiferſucht — ich erfuhr ſpäter: ganz ohne Grund. Eiferſucht iſt die Plage, die man ſich ſelber macht, aus Furcht, daß man von einem Andern geplagt werden könnte; Eiferſucht rühmt durch ſich ſelber den Nebenbuhler — und er ſiegte denn auch durch meine gräuelvolle Unausſtehlichkeit. Ich ſah ſie nach etwa ſechs Jahren wieder als eine herzige, liebe, glückliche Gattin und Mutter; das Bild, wie ich ſie ſah, hängt über meinem

Schreibtiſch, mir ein ſteter Vorwurf, und doch trenn' ich mich nicht von ihm!

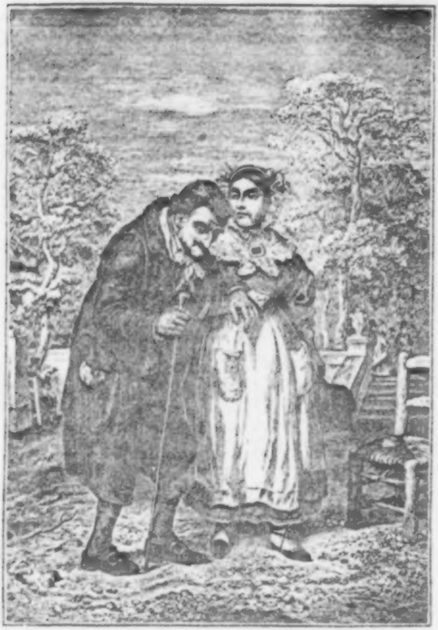


Aber jene ſechs Jahre, wie hatten ſie mich verändert! Der Eiferſucht folgte innerer Grimm, und da ließ ich mich denn hinreißen zu einem wilden Leben unter ſolchen jungen Männern und Weibern, bei denen freilich die ſittliche Kraft nicht erhoben werden konnte, die ſich gegenſeitig verachten, aber im Leichtſinn den Schaum der Luſt abſchlürfen; die all ihre Habe an das gräßliche Vergnügen ſetzen, ſich moraliſch und körperlich zu zerrütten. Ich war da ſehr willkommen, denn ich hatte Geld; mir wurde geſchmeichelt, denn ich hatte Geld; mir wurde gewährt, denn ich hatte Geld!

Das zeitloſe Liebeln kann zu einem Narrus werden — dieſer Narrus aber giebt kein Oel, das die Flamme des Lebens unterhielte, er erdrückt ſie und löſcht ſie aus; — mir wurde ſie für lange Zeit ausgelöſcht. — Ich breite einen Schleier über dieſe Verirrungen; ich hatte Weiber kennen lernen, die man jetzt zuweilen „emancipirte“ nennt; — weibliche Geſchöpfe, die, was Herz und Seele betrifft, weder Frauen noch Männer ſind, die, wenn man ſie ſein nennt, auch Andern angehören, die aber das, was wir beſitzen, gern ohne Theilung als das Ihrige betrachten. Da iſt dann nichts ſchwerer zu hüten als zehn Tauſend Thaler, ausgenommen zwanzig Tauſend, und die bin ich auch los geworden in den wahnſinnigen Freuden, die zum Elend führen.

Meine Geſundheit war verſchwunden, und ich reiſte nun im Sommer von Bad zu Bad, um im Winter einzuſehen, daß es nichts geholfen hatte. Da zog ich auf's Land; das heißt: ich begab mich auf mein Erbgut, um das ich mich bisher nur bekümmerte, wenn ich Geld brauchte. O Himmel, wie ſah es nun dort aus! Im Verwalter fand ich freilich den reichen Mann, aber die Bauern waren dermaßen ausgeſogen, daß ſie mir bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihnen erklärten: wenn ich von den Laſten nichts nachließe, müßten ſie ſammt und ſonders davon laufen. — Ich überzeugte mich bald, daß dieſe Aeußerung nicht ohne Wahrheit ſey, that augenblicklich, was ich vermochte, ſagte zu meinen Unterthanen: „Kinder, haltet's noch eine Weile mit mir aus, und kann ich's nicht ändern, lauf' ich mit Euch davon!“ — und nun ging's an ein Arbeiten, Ordnen und Zurechtweiſen des ſpitzbübiſchen Verwalters, der indeß ein ſehr erfahrener Landwirth war und ſeine Sünde dadurch in Etwas gut machte, daß ich erſtens ſelber die Landwirthſchaft von ihm erlernte, zweitens in der Thätigkeit meine hinfällige Geſundheit wieder ſtählte und es dahin brachte, daß meine Bauern wie ich bei ihrem Eigenthum verblieben. Ich war nun in den Vierzigen und die Luſt zur Heirath wieder erwacht; jetzt lernt' ich jedoch verſchiedene, auch ſchon alternde Mädchen kennen, die vorweg hauptſächlich nur daran dachten: wie es nach meinem Tode mit ihnen werden ſolle, und ſie wollten erſt ſicher ſeyn, mich zu beerben, ehe ſie mit mir zum Altar traten. Dieſe Vorſicht iſt vielleicht nicht zu verwerfen, mich aber empörte ſie. Andererſeits hatt' ich denn, wie das bei meinem früheren Treiben unter Nichtsnutzigen nicht zu verwundern, mehr Mißtrauen eingeſogen, als für beſſere Menſchen erträglich iſt, und ich hätte einen wahren Engel finden müſſen, ein Mädchen, das in Zuneigung für mich unter der düſteren Schale den immer noch leidlichen Kern zu entdecken wußte. Ich fand ein ſolches Mädchen nicht, wohl aber einen Nachbar, der, Wittwer geworden, mir in immer veränderter Weiſe Erklärungen beibrachte zu der Grabſchrift:

„Hier ruht mein Weib — wie wohl iſt ihr!
Sie ſchläft ſo ſanft — wie wohl iſt mir!“



So wurde ich ein paar Mal getäuſcht, oder glaubte wenigſtens an Täuſchung; bin nun endlich, aus Furcht vor dem Pantoffel einer Hausfrau, unter den Pantoffel einer Haushälterin gerathen, und da ich ſehr alt geworden, iſt ſie meine unumſchränkte Herrin. Mein Gut hab' ich verkauft, lebe wieder in der Stadt, und obgleich ich wohlhabend genug bin, um mir nichts verſagen zu dürfen, werde ich kärglich genug gehalten, da mir theils durch Schmeicheleien und Bitten, theils durch die Drohung, mich zu verlaſſen, ein Teſtament abgenöthigt wurde, worin dieſe Haushälterin zu meiner Erbin eingeſetzt iſt. Nun fehlt mir zuweilen nicht nur, was ich nicht habe, ſondern ſelbſt das, was ich habe: denn mein Hausdrache giebt's nicht heraus. Freilich, eine gute Wirthin muß ich ſie nennen, aber für ſich; Reinlichkeit liebt ſie über Alles, und wie an manchen modiſchen Frauen die Vielwiſſerei, ſo wird an meiner Hauskrücke, die in dem Alter iſt, wo ſie bei neununddreißig zu zählen aufhörte, die Vielwiſcherei unerträglich. Von einem freundlichen Geſicht merkt Keiner etwas, wenn ſie mich in's Freie führt, und ich bekenne, daß ich wenigſtens mit Heiterkeit den Tod erwarte, der mich wahrhaft in's Freie führen wird, wenn auch auf dunklem Wege.

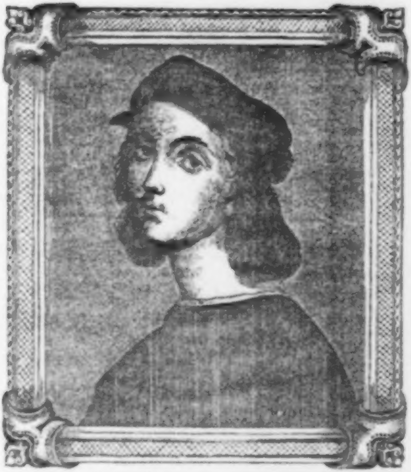
Und was würde mir jetzt das Klagen helfen? — Unter Wollen und Wählen verblühte mir das blühende Leben, hätt' ich's mit Muth und Vertrauen erfaßt, könnt' ich das Glück mir feſthalten; — ich ſelbſt bin ſchuld, daß dem bei mir nicht ſo iſt. Nun ſagt man wohl: Gewohnheit iſt eine Decke des Körpers, ſelbſt des Geiſtes, aber für das Herz taugt ſie nicht, das giebt ſich immer wieder bloß; — genug, ich empfind' es, ich hätte mir eine Lebensgefährtin erwählen, ſie mit meinen Schwächen und Eigenheiten vertraut machen, dann die ihrigen in Liebe und Freundlichkeit ertragen ſollen; denn Fehler fehlen Keinem und Keiner, wir Männer haben vielleicht deren mehr noch als die Frauen, und jedenfalls bleibt es bei der alten Entſcheidung:

„So wie es einſt geweſen,
Iſt's leider auch noch heute:
Die Männer und die Weiber,
Das ſind die ſchlimmſten Leute!"

Bis zu meinem letzten Athemzuge bleib' ich aber dabei: ich hätte heirathen ſollen! — und wer mich ſo anſcheinend heiter am Arm der Haushälterin — die immer zu fragen ſcheint: wie lange kann er's wohl noch machen? — daher ſchleichen ſieht, der gehe in ſich und thue — nicht wie ich!

Raphael Sanzio.

Raphael Sanzio, der größte Maler aller Zeiten, wurde im Jahr 1483 am Charfreitage zu Urbino geboren. Die Geſchichte



ſeines Lebens iſt einfach, ohne große Erſchütterungen von Außen, ohne Kämpfe, aber unendlich reich, reicher als der aller Künſtler der Entwickelungsgang ſeines Geiſtes. Raphael's Vater lebte als unbedeutender Maler in Urbino und unterrichtete zuerſt den Sohn, kleine Bilderchen auf Fayence darzuſtellen. Dieſe winzige Beſchäftigung konnte indeſſen dem früh ſich entwickelnden Genius des Knaben nicht lange genügen, er ſuchte einen weiteren Spielraum für ſeine regſame Phantaſie, und eine Madonna mit dem Jeſuskinde, welche er eines Tages mit wunderbarer Schnelligkeit und Gewandtheit auf die Hofmauer ſkizzirte, bewog den Vater, ihn in die Schule des berühmten Malers Pietro Vanucchi zu Perugia, bekannt unter dem Namen Perugino, zu bringen. Mit ganzer Seele hier ſich auf das Studium werfend, übertraf Raphael bald nicht nur ſeine Mitſchüler, ſondern in Kurzem den Meiſter ſelbſt, welcher eingeſtand, ihm nichts mehr lehren zu können. Um dieſe Zeit rief ihn ein Freund, Pinturicchio, dem bedeutende Malereien in Siena übertragen worden, nach dieſer Stadt. Raphael wollte ſich dahin begeben, doch Florenz und die hier zuſammengefloſſenen Kunſtſchätze feſſelten ihn an die Reſidenz der Mediceer. Vor den Werken Leonardo da Vinci's und Michel Angelo's ſtand der große Schüler Perugino's, und eine andere Welt ging den Blicken ſeines Geiſtes auf, ein höheres Ideal bemächtigte ſich ſeiner Phantaſie. Zeigen auch ſeine nächſten Werke noch immer den Stil Perugino's, ſo verſenkte ſich doch Raphael jezt in die Betrachtung der Natur, die er zu ſeiner vorzüglichſten Lehrmeiſterin erkor, in das Studium der Antike, lernte an den Werken eines Cimabue, Maſaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti und Anderer, und ſo bereitete ſich, durch wiederholten Aufenthalt in Florenz gezeitigt, eine zweite Periode ſeines Schaffens, die einen gewaltigen Fortſchritt der Kunſt in ſich begreift. Zu dieſer Weiterentwickelung trug auch ſein freundſchaftlicher Umgang mit dem ausgezeichneten Maler Fra Bartolomeo nicht wenig bei, und was Raphael in der zweiten Epoche ſeines Kunſtlebens hervorgebracht, gehört vollſtändig ſchon dem Weltruhm an.

Papſt Julius II berief den jungen Künſtler, auf die vielgeltende Empfehlung des berühmten Baumeiſters Bramante, im Jahre 1508 nach Rom und übertrug ihm zahlreiche Arbeiten im Vatican, und Papſt Leo X feſſelte ihn durch ein bedeutendes Jahrgehalt von Neuem an ſeine Hauptſtadt, als er ſchon Willens ſchien, den ehrenvollen Antrag des ritterlichen Franz von Frankreich, nach Paris zu kommen, anzunehmen. Indeſſen war auch Bramante geſtorben, und Leo X legte die Leitung des Baues der Peterskirche in die Hände Raphael's. Dies war der Glanzpunkt im Leben unſeres Künſtlers. Das Rieſenwerk erhob ſich unter ſeiner Aufſicht und die herrlichſten Gemälde von ſeiner Hand ſchmückten bald das Innere der mächtigen Kirche. Eine zahlreiche Schule, in der wir Namen vom ſchönſten Klange begegnen, wie Giulio Romano, Francesco Penni, Pellegrino von Modena, Perino del Vaga, Polidoro da Caravaggio, Benvenuto Garofalo, Giovanni von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnacavallo, ſchaarte ſich um ihn; er war der Geprieſene, Vergötterte in Rom und Italien. Nie beſchritt er die Straßen der Stadt, ohne daß ſeine Schüler und eine Menge von Kunſt-Liebhabern ihm ein ehrenvolles Geleit gaben, ſeinen Worten über die Schönheiten der Natur wie der Kunſt zu lauſchen. — Michel Angelo, der, allein durch die Straße ſchreitend, ihm einſt in dieſer Begleitung begegnete, rief ihm folgende Worte zu, die ſeine heftige Gemüths-Art und die Eiferſucht, nicht mehr als die einzige Sonne an Rom's Kunſt-Himmel zu glänzen, ihm eingaben: „Ihr geht, begleitet wie ein Profoß!“ — Lächelnd entgegnete Raphael: „Und Ihr allein wie der Henker!“

Wir gedachten bisher nur der Vorzüge Raphael's; glaube man nicht, daß er ohne Schwächen geweſen. Unter dieſen dürfen wir eine beſonders nicht unerwähnt laſſen, welche den betrübendſten Einfluß auf ſein Schickſal übte: ſeine zu weitgehende Empfänglichkeit für weibliche Reize und hiemit verbundene geſchlechtliche Ausſchweifung. Zahlreiche Liebes-Abenteuer ziehen ſich durch das Leben des Malers, von denen wir eines, das edleren Kern als die übrigen in ſich trägt, anführen wollen. Dies iſt Raphael's Verhältniß zur Fornarina (Bäckerstochter), deren eigentlicher Name im Lauf der Zeiten unterging. Raphael war bereits reich an Ruhm und Schätzen, als er dies Mädchen, die Tochter eines Bäckers, vor dem väterlichen Laden in einer entlegenen Gaſſe der Stadt Rom erblickte. Ihre wunderbare Schönheit nahm alle ſeine Gefühle gefangen, und auch Fornarina widerſtand nicht den Liebeswerbungen des Malers, der geiſtige Größe mit nicht minderer Körper-Schönheit vereinte. Beider Seelen ſchloſſen den engſten Bund. Fornarina verlieh dem Geliebten nicht allein alle Gunſt der Liebe, ſie ward zugleich ſein Kunſt-Ideal, und ihre herrlichen Formen wurden oft das Vorbild ſeines Kunſtſchaffens. Vielfach findet ſich der Kopf der Fornarina in den Werken Raphael's. Sie blieb ihm treu bis zu ſeinem Tode, obwohl er von Blüthe zu Blüthe eilte, er, dem alle Weiberherzen in Rom entgegenſchlugen; und auch bei ihm dauerte dies geiſtige Band aus, trotz neuer Liebes-Verhältniſſe. — Als er in ſeinem ſiebenunddreißigſten Jahre ſtarb, bedachte er die Fornarina mit einem Jahrgehalt. Sein Tod wurde herbeigeführt durch ſeine Ausſchweifungen und die unrichtige Behandlung Seitens der Aerzte, denen er die Quelle ſeiner Krankheit verſchwieg. Er verſchied im Jahre 1520, ebenfalls am Charfreitage.

Nachdem wir in Kurzem den Lebens-Abriß des Malers gegeben, wollen wir ſeiner bedeutendſten Werke Erwähnung thun, welche ſich nach drei verſchiedenen Perioden eintheilen laſſen. Die erſte Periode umfaßt Raphael's Aufenthalt bei Perugino und reicht noch bis nach ſeinen erſten Beſuch in Florenz. In ihr ſind hauptſächlich zu nennen: eine Krönung der Maria, gemalt für das Kloſter San Francesco in Perugia, die er in ſeinem achtzehnten Jahre vollendete; dann eine Madonna mit dem Chriſtuskinde, die in der Tribüne zu Florenz ſich befindet, und aus der das Studium der großen Florentiniſchen Meiſter ſchon hervorleuchtet, wenn auch der etwas ſteife und unlebendige Stil Perugino's ſich daneben noch bemerklich macht; ein heiliger Georg, ein heiliger Michael; eine Mater Doloroſa; das erſte Fresco-Gemälde von Raphael's Hand: Chriſtus mit Gott dem Vater, von mehreren Heiligen umgeben, für das Camaldulenſer-Kloſter in Perugia und ſo weiter. Die zw[illegible] Periode beginnt mit dem näheren Anſchließen Raphael's an Fra Bartolomeo und dürfte währen bis zu ſeiner Beruf[illegible] nach Rom. In dieſer Zeit athmeten alle ſeine Arbeiten ein re[illegible]es Leben, und ein tieferes Verſtändniß der Natur ſpricht aus ihnen mehr als aus früheren Werken. Wir nennen: eine Grablegung die herrliche Madonna la bella Giardiniera, welche bei Raphael's dritter, vier Jahre langer Anweſenheit in Florenz entſtand. Mit allen techniſchen Vorkenntniſſen, für die namentlich Perugino ein trefflicher Lehrer, war Raphael bereits ausgeſtattet, bevor er Florenz betrat, aber hier erſt entwickelte ſich ſein Genius zur echten Künſtlerſchaft, geleitet von der Freundeshand eines Fra Bartolomeo, befruchtet von der Anſchauung der herrlichſten Kunſt-Schöpfungen. Lebendige Compoſition und Gruppirung, ein friſches, blühendes Colorit, ſein größter Vorzug für ewige Zeiten, wurden erſt hier ſein Eigenthum. Alle ſeine Arbeiten aus dieſen Tagen verrathen den günſtigen Einfluß der Florentiniſchen Schule, deren Schönheiten er ſich auf das Vollſtändigſte aneignete. Mit der Berufung nach Rom durch Papſt Julius beginnt die dritte Periode, die eigentliche Glanz-Zeit ſeines Kunſtſchaffens, in der Alles, was ſeine Phantaſie gebar, was ſein Pinſel ausführte, den Stempel der höchſten Meiſterſchaft an ſich trägt. Die Freſco-Gemälde im Vatican: der Streit der Kirchenväter, die Schule von Athen und andere verrathen einen männlicheren, kräftigeren Stil als alle früheren Arbeiten Raphael's, und mit gewaltiger Kühnheit ſtieg der Künſtler auf dieſem Wege weiter, ſo daß eine unvergleichliche Hoheit, Wahrheit und geiſtige Tiefe ſeine ferneren Schöpfungen zu den unerreichbarſten Denkmalen der Kunſt gemacht und ihn zum erſten Maler der Welt. Die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel (Freſco), die göttliche Madonna del Pesce, die ſchöne Santa Cecilia, Ezechiel's Traum, die Kreuztragung (alles Oel-Bilder), eine Menge von Freſken im Vatican, der Farneſina und an anderen Orten, zahlloſe Oel-Bilder, unter denen wir noch die Madonna für die Kirche St. Sixt in Piacenza, jetzt in Dresden, und die Madonna della Sedia oder Seggiola erwähnen müſſen, endlich ſeine Arbeiten in der Peterskirche ſind unerreichte Muſterwerke. Bei Ausſchmückung der berühmten Gallerie des Vatican, der Sixtiniſchen Kapelle unterſtützten den großen Meiſter zwar Giulio Romano, Giovanni da Udine und andere ſeiner Schüler, doch iſt der Plan aus ſeiner Phantaſie entſprungen, und auch in der Ausführung Vieles von ihm ſelbſt. Er hat eine ſo beträchtliche Anzahl von Gemälden geſchaffen, daß man nicht begreift, wie ſein kurzes Leben dazu ausgereicht, und doch tragen alle ſeine Werke den göttlichen Funken ſeines Genius in ſich. Großartige Compoſition, korrekte Zeichnung, lebenswahren, innigen Ausdruck und eine einzig ſchöne Farbengebung vereinte er nach und nach zu einer faſt mangelloſen Vollendung und Meiſterſchaft.

Alle Biographen Raphael's ſchildern ſeinen Charakter als einen liebenswerthen, ſanften, aber für alles Hohe und Edle ſchnell begeiſterten. Sein Aeußeres war in Geſtalt und Geſichtszügen von der einnehmendſten Bildung. Dies glückliche Zuſammenſtimmen des Inneren und Aeußeren erwarb ihm von allen Seiten Liebe und

Freundſchaft, und ſein frühzeitiger Tod rief unter ſeinen Schülern nicht nur, nein, in ganz Rom, in ganz Italien Schmerz und Trauer in unbeſchreiblichem Grade hervor. Seine Leiche wurde in einem prachtvollen Sarge zur öffentlichen Anſicht ausgeſtellt und, von unüberſehbarem Zulauf umdrängt, mit feierlichem Leichengepränge in der Kirche Santa Maria Rotonda beigeſetzt. Auf ſeiner Grabſtätte befindet ſich ſein Bruſtbild, von Naldini gearbeitet, von Carlo Moratti aufgeſtellt und mit einer Grabſchrift verſehen vom Cardinal Bembo.

Raphael wird dem lern- und ehrbegierigen Jünger der Malerkunſt ſtets ein nacheiferungswerthes Vorbild ſeyn; aber man ſoll nicht als todter Nachahmer an dieſem reinen Genius ſtudiren, ſondern auch die geiſtige Bedingung, ohne welche kein Kunſtſchaffen ſich zur Größe emporſchwingt, von ihm annehmen, die nämlich: daß der Künſtler nicht Inhalt und Form einer vergangenen Zeit wieder gebären kann noch darf, ſondern mit dem Geiſte der Gegenwart ſeine Kunſtwerke durchdringen muß. Raphael malte Heilige und Madonnen, denn er lebte in einer Zeit, wo der Menſch die Erde über den Himmel vergaß. Unſere Zeit hat die Aufgabe, die irdiſche Glückſeligkeit der verheißenen himmliſchen anzuähneln; darum iſt in ihr die Kirchen-Malerei untergegangen, farblos und todt. — Was Ihr darzuſtellen habt, Ihr Maler der Gegenwart, das iſt die Geſchichte in ihren großen welterſchütternden Charakteren und Begebenheiten. Lebt Euch hinein in den Geiſt Eurer Zeit mit voller Begeiſterung, wie Raphael, dann vielleicht könnt Ihr ihn erreichen: niemals jedoch auf dem Wege der Nachahmung.

Anton Gubitz.

Die Muſik

im Flachen, Eitlen und Uebertriebenen.

Schon zwei Mal (in den Jahrgängen für 1841 und 1842) haben wir uns gegen die Uebertreibung in der Muſik, gegen die Muſik-Wuth vernehmen laſſen; aber außerdem, daß aller guten Dinge Drei ſind (geht's in der Zahl weiter, ſchadet's gewiß auch nichts!) — hat ſich ſeit einiger Zeit die Hoffnung vermehrt, das Reden könne grade jetzt von Nutzen ſeyn, und da ſoll's an uns nicht fehlen. Denn kommt etwas ſo recht zu rechter Zeit, gewinnt oft wohl gar die ſchwächere That kräftigeren Erfolg als die ſtärkere zuvor, die es indeſſen doch durch allmählige Wirkung dahin brachte, daß es eben nur eines neuen Antriebs bedurfte, um nun leicht zu ſiegen. Wir wollen nicht auf Beiſpiele aus den jüngſten Tagen hinweiſen, es fehlen ja Keinem die Finger, hier den Fingerzeig zu geben; nächſtdem lieben wir's, daß Jeder ſelbſt denkt und ſelbſt etwas thut, was auch geſchehen kann, wenn wir über Muſik geredet haben, von der wir uns jetzt nicht weiter abwenden mögen.

Univ. Bibl.

Wir denken nur nebenbei der Stoffe zur großen Oper, die hinſichtlich ihrer Handlung noch oft an folgenden alten Spaß erinnert:

Blanka und Adolar.

Große heroiſche Oper in drei Akten.

Prolog.

Ein netter Fürſt, von Lieb' erwacht,
Erreicht ſein Ziel im erſten Akt;
Im zweiten wird er umgebracht,
Noch eh' er Hochzeit hat gemacht;
Im dritten ſteht geſund und ſauber
Er wieder auf durch mächt'gen Zauber!

Erſter Akt.

Hofgeſinde. Blanka. Adolar.

Hofgeſinde.

Herein, der Völker bunte Schaar!
Ihr, Sänger, nehmt die Tempo's wahr!
Ihr, Tänzer, macht die Pas auf's Haar!
Begrüßt, beſingt, betanzt das Liebespaar!

Blanka.

Prinz, man vermählet uns!

Adolar.

Ja, man beglückt uns Beide!

Hofgeſinde.

Ihr Völker, ſingt und tanzt und jubelt auf vor Freude!

Volk.

Wir ſingen, tanzen rings und jubeln auf vor Freude!

Zweiter Akt.

Blanka.

O Liebe!

(Kriegsgetümmel. Adolar erſcheint, von Aufrührern verfolgt. Gefecht. Adolar fällt.)

Adolar.

Ach!

Blanka.

Weh!

Adolar.

Todt!

Blanka.

O Leiden ſonder Zahl!

Hofgeſinde.

Ihr Völker, ſingt und tanzt und ſchreiet auf in Qual!

Volk.

Wir ſingen, tanzen rings und ſchreien auf in Qual!

Dritter Akt.

Almanſor (todt). Blanka (ohnmächtig). Zauberer (auf roſenrother Wolke).

Zauberer.

In's Leben kehret!

Blanka.

Ach!

Adolar.

Ich fühle neue Stärke!

Hofgeſinde.

Ihr Völker, ſingt und tanzt und preiſ't des Schickſals Werke!

Volk.

Wir ſingen, tanzen rings! Preis dieſem Schickſals-Werke!

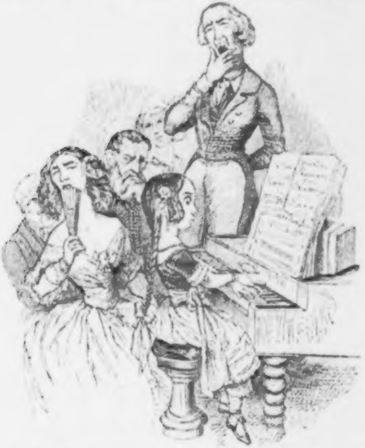
(Der Vorhang fällt.)

Epilog.

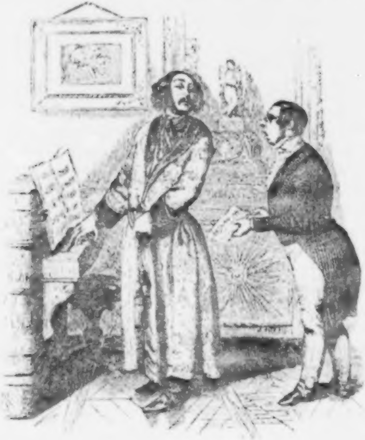
Gebt andre Namen, ſtreicht die aus,
So werden neue Opern d'raus!

Dieſer Spaß hat zur Abſicht, die Hohlheit der meiſten Operntexte zu beſpotten und das liegt nah, wenn wir betrachten, welchen Unſinn gar oft die Componiſten ihren Compoſitionen zu Grunde legen, damit beweiſend, daß neben der Sinnlichkeit, die eine Trägerin ausgearteter Muſik iſt, der Geiſt, dem doch überall die Herrſchaft gebührt, ſehr kindiſch ſeyn kann. Das Aeußerſte geiſtiger Ohnmacht finden wir in den Texten der neueren Italiener, deren Muſik auch meiſt nur auf die Sinnlichkeit des Ohrs berechnet iſt und gleicher Zuhörer bedarf; denn der durchgebildete Hörer, der das Ganze umfaßt, wird ſogar von dem Schönen, was am Unſinn haftet, ſich mißgeſtimmt abwenden, da alles Schöne und Hohe durch einen beigemiſchten verkrüppelten Theil uns faſt noch widriger auffällt als die keine Anſprüche machende Gewöhnlichkeit. Einer der ärgſten Irrwege der Muſik aber iſt, daß ſie durch Ton-Maſſen im Zuſammenwinden künſtlicher Verſchlingungen aller Inſtrumente in einen Lärm gerieth, worin die Melodien, der Kern des Geſanges, wie wahnſinnig herumtaumeln und nirgends zu ſich ſelbſt kommen können; wie denn überhaupt aus manchen neueren deutſchen Compoſitionen der Wahn zu ſprechen ſcheint, das Gefühl ſey taub geworden, und man habe zehnfach verſtärkten Ton nöthig, während der einfache bei Weitem mehr wirkt, berührt er nur richtig, was er berühren ſoll, nämlich den Geiſt des Gefühls, der für Muſik einzig im Herzen wohnt. Jene Uebertreibung zu beſpötteln, hat man in Berlin bekanntlich der Bildſäule **Blücher's**, die nahe am Opernhauſe ſteht, einmal eine Bittſchrift angeheftet, worin der Marſchall Vorwärts erſucht, ihm eine andere Stelle anzuweiſen, da ſelbſt ein metallener Menſch den Lärm, den man jetzt Muſik nenne, nicht auszuhalten vermöge; der Marſchall Vorwärts erklärt ſich hier zum erſten Mal und ausnahmsweiſe für den Rückſchritt, da nur durch eine ſolche Bewegung die Muſik wieder geſund werden kann!

Ganz eben ſo, wie mit dem Opern-Lärm, iſt es mit der Virtuoſität, die in eine Finger- und Saiten-Gaukelei ausartete und ſich nur in Gegenſätzen der ſeltenſten und weichlichſten Art gefällt, um der ſinnekitzelnden Wirkungen willen. Daß es mehr eingeübte Fertigkeit als Geiſt und Kunſt iſt, auf einem Inſtrument Virtuos zu werden, beweiſen die vielen Kinder, die jetzt Concerte geben, nachdem ſie, kaum aus den Windeln und insgeheim vom Morgen bis zum Abend mit der Muſik gemartert, meiſt in allem andern Wiſſen vernachläſſigt, auch um die Freiheit und Freude der Jugend betrogen und in Eitelkeit verzogen worden ſind durch die, oft nach größter Langeweile in Geſellſchaften ihnen dienſtwillig geſpendete Bewunderung.

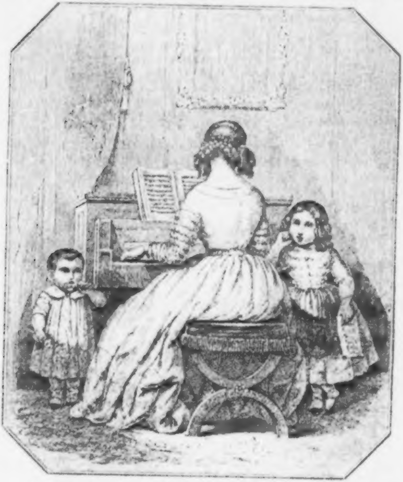


Dieſe Eitelkeit iſt's dann, welche zuweilen die Anmaßung ſolcher aufgeblähten, von der Gedankenloſigkeit der Menge überſchätzten Fertigkeits-Leutchen bis zum Unerträglichen ſteigert. Man könnte ihnen erzählen, daß ein Engländer Sperlinge im Geſange unterrichtete und es dahin brachte, ſeine Zöglinge in der Virtuoſität den beſten Canarienvogel übertreffen zu laſſen; könnte ihnen ferner vom Papagei des berühmten Sängers Braham berichten. Eine ſeiner Verehrerinnen in Londen hatte ſtets ihren Papagei mit nach der gemietheten Theater-Loge genommen, und der äffiſche Vogel lernte den Sänger in einer Weiſe nachahmen, daß, als dieſer ihn gehört, er nicht ruhte, bis er ſeinen gefiederten Nebenbuhler im Hauſe hatte. Der machte nun die raſcheſten Fortſchritte, und als nachmals die ſo gefeierte Sängerin Catalani das engliſche Volkslied von dem Papagei hörte, warf ſie ſich voller Bewunderung auf die Kniee vor dem gewiß ſeltſamen Sänger, der mit einem Stück Zucker ſein Talent hinlänglich belohnt fand. Damit können freilich die eingeſchulten Virtuoſen ſich nicht abfinden laſſen, indeß ſollten ſie bedenken, daß jetzt bereits Muſik-Maſchinen, wie wir deren ſchon mehrere haben, mit ihrer Fertigkeit wetteifern und demnach einſehen, daß ſie ſich nicht durch Verwirrung und Lärm, ſondern



unangenehm und verderblich gewirkt, und dies iſt's hauptſächlich, was uns hier in Beſprechung vom Herzen herunter will. Unſre ausgeartete Muſik regt die Sinne auf, zerſtört die geiſtige Spannkraft, führt in's Unbeſtimmte und Haltungsloſe, erzeugt Melancholie und Weltſchmerzelei, wie dies von der Ausartung der Tonkunſt ſchon die altgriechiſchen Geſetzgeber erkannten und gewiſſe Ton-Arten, denen ſie einen entnervenden und verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit zuſchrieben, gänzlich verwarfen. Jahrhunderte hindurch haben in Deutſchland das einfache Lied, die einfache, das Gefühl anſprechende und erhebende Sonate in allen Kreiſen geherrſcht, und unſre Romane aus dem vorigen Jahrhundert wiſſen davon viel, mitunter recht Anmuthiges zu erzählen. Auf der Bühne war es das einfache Singſpiel, aus dem man mit neuen Liedchen und friſchen Tonweiſen nach Hauſe kam, während man jetzt aus den zerfahrenen Aufregungen und dem Lärmgewirre der Opern höchſt ſelten, und nur, wenn es einmal den ſchroffen Gegenſatz galt, ſich für die häuslich-friedliche Freude etwas aneignen kann. Jetzt aber, weil man auch hierin die ſchroffſten Gegenſätze geſteigert, ſelbſt das Uebermaaß gefüllt hat, iſt die Zeit nahe, wo man in der Muſik zur Einfachheit zurückkehren muß, wo ſie nicht mehr bloß erſchlaffende Süßlichkeit und gefühlsbenebelnder Rauſch, ſondern eine Stärkung des Herzens, ein Erheben der Seele ſeyn wird; wo man die in der Erlernung allzu zeitraubende, beſſere Kräfte lähmende und zerſtörende Virtuoſität in den Familienkreiſen nicht ſo hoch ſtellt als die geiſtige und ſinnige Aufnahme einer Gabe, die in rechter Benutzung ihre himmliſche Abkunft bewährt. Die modiſche Muſik ſteht in Wechſelwirkung mit allen Ueberſpannungen, mit allen unbeſtimmten Wünſchen unſrer Zeit, iſt ein Bild der Vielen, die ohne Willenskraft und Charakterſtärke, ohne ſittliche Begründung von Einem zum Andern ſchwärmen und raſen, immer unbefriedigt in ihren Wünſchen und Neigungen wechſeln, kraft- und muthlos ſich in weichliche oder die Natur überbietende und verhöhnende ſinnliche Genüſſe ſtürzen. Sie ſind unruhig in geſuchter Ruhe, unmuthig nach dem Erreichen deſſen, wonach ſie jagten, ungeſättigt im Genuß, gelangweilt ſelbſt in ſtürmiſcher Bewegung der Zuſtände, möchten aber doch gern ihre innere Hülfloſigkeit mit ſcheinbar geiſtigem Flitter, mit leerem, aber prunkhaftem Aufputz bedecken — und ſolch ein Aufputz iſt die jetzige Muſik, wenn wir auch im Einzelnen Ausnahmen zugeben.

Wie ſehr die Wirkung der im Unbeſtimmten und Uebermaaß betriebenen Muſik das Gleichgewicht und den Zuſammenhang menſchlicher Kräfte ſtöre, hat vor Kurzem der engliſche Arzt James Johnſon (in ſeinem Werke: „Die Kunſt, ein geſundes und lebensfrohes Alter zu erreichen") wiſſenſchaftlich und durch Beiſpiele dargelegt. Da iſt näher bewieſen, was wir kurz und allgemein ausſprachen, und entſchieden hervorgehoben, wie nachtheilig die anſtrengenden Uebungen und der Einfluß heutiger Muſik auf das kindliche und beſonders das weibliche Leben wirken und die vielen nervöſen Leiden der Frauen verurſachen. Wir haben dies ſelbſt von mehreren beſtätigen hören, die als Mädchen durch alle Martern der Muſik-Schule gehen und ſpäter mit ihrem Talent in der Geſelligkeit prunken mußten. Eines dieſer Mädchen unſerer Bekanntſchaft, jetzt eine glückliche Frau, hat der muſikaliſchen Wirbel-Krankheit der Muſik entſagt, allen Kreiſen, wo man ſie fördert, den Rücken gekehrt, und fühlt ſich froh und freudig, daß ihr reiner Sinn für das Einfache aus jenem Treiben ſich gerettet hat. Die junge Frau liebt noch heut die Muſik, aber eine ſolche, die mit ihr wieder geſund geworden, die dem Gefühl eine richtig bildende und wohlthätige iſt.



Als wir ſie neulich beſuchten, ſpielte ſie eben ihren beiden Kindern ein gemüthlich einfaches Tonſtück und die Kleinen hörten eifrig zu, ja, das jüngſte Puſſelchen ließ ſich nicht hindern, dabei in ſeine Querpfeife zu blaſen. Die Mutter erinnerte ſich denn auch der früheren Tage, der abmattenden Anſtrengungen, und dankte, ſeliger Empfindung voll, ihrem Schickſal, daß es ſie befreit habe „von der Muſik-Galeere“, ohne ihre Liebe für die Tondichtung zu tödten. „Meine Kinder“ — ſo ſchloß ſie — „mögen Muſik lernen als ein edles Erheiterungsmittel für trübe oder müßige Stunden, auch für den häuslichen Kreis; doch nie ſollen ſie ſich in die Gaukeleien der Talente verlieren, nie mit der Muſik, die des Herzens Geliebte ſeyn ſoll, um Prunk und Sinnenrauſch buhlen. Ich wünſche, daß meine Kinder die muſikaliſchen Wonnen, nicht die muſikaliſchen Qualen empfinden, und will gewiſſenhaft das Letztere zu verhüten ſuchen.“

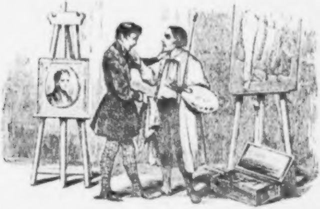
Laſſen wir nun noch Einen aus der alten Schule zu Wort, der über Alles friſch von der Leber weg ſpricht: „Ein Spatz hat mehr Melodie als die meiſten unſrer heutigen ſogenannten ſchaffenden Muſiker. Die Harmonie, die Knochen im Fleiſche, Reim und Vers zur Poeſie, die Harmonie, welche man wie ein Rechen-Exempel, wie eine mathematiſche Figur zuſammenbauen kann, die iſt da in allen Hopſern, Walzern, Opern; — aber wo iſt Melodie? — die Seele der Muſik, ihre Poeſie, ihr Gemüth, ihr Ewiges, Bleibendes, was ſich dem Hörer in's Herz ſchwingt und da oft fortzittert durch's ganze Leben. „Ha, welche Luſt Soldat zu ſeyn!“ „Durch die Wälder, durch die Auen“, „Und ob die Wolke ſich verhülle“, „O ſeht, wie ſtrahlet ſchön der Morgen“ — und auch: „Jeſus meine Zuverſicht“, „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren“, „Wer nur den lieben Gott läßt walten“; ferner: „Und wenn die letzte Kugel kommt“, „**Vivat Camelia**“, „Ein freies Leben führen wir“, „Freudvoll und leidvoll“, „He, da ſitzt a Fleug an der Wand“, „Es geht ein Comment an unſerm Tiſch herum“ u. ſ. w. — ſo etwas behält man gleich, wenn man's nur einmal gehört hat; das wird nachgeſungen, geht in's Volk über und beflügelt dem wandernden Studenten und Handwerksburſchen die Schritte, giebt ihm Siebenmeilenſtiefeln und erwärmt ihm das Herz. Woher kommt den Liedern und Arien dieſe Zauberkraft? Nun, ſie haben Melodie, Herz, Seele, Gemüth, in ihrer Tonfolge ſäuſelt der ewige Hauch der Schönheit und Poeſie. — Die Türken ſagen, man ſolle kein Kunſtwerk ſchaffen, weil es dann vom Schöpfer eine Seele verlangt. Nun ja, wer ein Türke iſt unter den chriſtlichen Künſtlern, der ſoll es bleiben laſſen, künſtleriſch zu ſchaffen, weil er ſeinem Kinde keine Seele mitgeben kann. Das gilt übrigens von Muſikern, Malern, Poeten, Bildhauern, allen künſtleriſchen Türken!“

Das iſt freilich auch etwas durchgreifend und durchfahrend, ſchadet aber nichts, und wir hängen für Muſik und Rede den guten Schluß an:

„Das mag die beſte Tonart ſeyn,
Wo Mund und Herz ſtimmt überein!“

Das Geburtstags-Geſchenk.

Der Geburtstag meiner Geliebten, von der ich in D.. mich trennen mußte, einer Anſtellung wegen, die unſer Glück fördern ſollte, nahte ſich. Ich hatte mich für ſie malen laſſen. Das Bild war vollendet und zur Abſendung fertig. Eben jetzt ſchickte ſie mir ein ſchönes von ihr geſticktes Halstuch; da fiel mir ein, dieſe Schöpfung ihrer Hand müßte auch am Bilde mich ſchmücken und ſie in der Ferne an ihrer Gabe ſich erfreuen. Ich lief mit dem Tuche eilend zu meinem Freunde, dem Maler. Das Bild ſtand auf der Staffelei; eben war er im Begriff, den Firniß darüber zu ziehen, als ich athemlos zu ihm heran trat und ihm eilig meine Bitte vortrug.

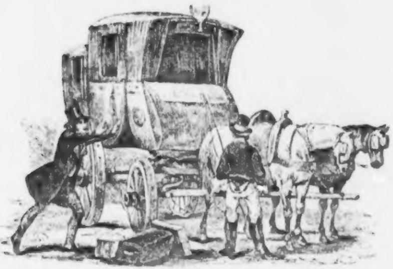


„Ha, ha!“ rief er lachend, „da heißt's auch: mein Herr Maler, mal' er mir!“ — „O Du thuſt mir den Gefallen, Werner!“ bat ich dringend. — „Ei, wenn's nicht anders ſeyn kann, ſo ſetze ich mich noch einen Tag hin, und denke, indeß ich die, freilich ein wenig langweilige Arbeit vornehme, an alle Blumen und Dornen-Stücke Eures künftigen Eheſtandes. Da meine ich, ſoll mir die Zeit nicht lang werden, die ich noch an dem Bilde arbeite.“ — Ich fiel ihm um den Hals.

„Ich ſage Dir aber, Karl, Eins mußt Du mir verſprechen! — Wenn Du nach langen Jahren die Blümchen ſiehſt im Tuche, die ich jetzt malen werde, daß Du immer Dich daran erinnern willſt: wie Deine ganze Seele ſtrebte, für ſie, die Geliebte, Freuden-Blumen hervorzurufen, und Alle, die ihre Hände Dir ſchufen, zu verdoppeln. Der Liebe Blüthentage erſcheinen mir, im Vergleich mit der ſpäteren Zeit, wie ein blühendes Flachsfeld nahe den Tagen, wenn die Erndte naht. Die tauſend Vergißmeinnicht-Blüthen wandelten ſich in ſo viele Fruchtknoten, die zarten grünen Stengel in harte Flachshalme, die nur brauchbar werden durch angeſtrengten Fleiß — ſo, denke ich, ſieht's in den meiſten Ehen aus. — Nicht einmal das Nützliche, Oel und Leinwand, wird mit Luſt daraus gewonnen; oft würde gern ein Strick zum Hängen von dem gedreht, was von den Blüthen zurück blieb, wenn nicht des Menſchen Stimmung auch wandelbar wäre. Es fehlt ihm gar oft an Erinnerungs-Fragezeichen, und ſolche will ich Dir in jeder gemalten Blume hier aufſtellen; ſie mag einſt dem Vater und Großvater wiederholen, was ſie Alles thun und ſeyn wollte für die, welche dann Mutter und Großmutter iſt." — „Thu' das immer!" ſagte ich, innen bewegter noch als vorhin, bei dem erſten Anblick des Tuches, die Lippen auf die Vergißmeinnicht- und Epheu-Blätter drückend; „thu' das! Nie werd' ich das theure Weſen kränken und quälen — nie ihr weh thun durch Selbſtſucht oder Kälte. Du kennſt meine Julie nicht! Unſre Liebe iſt ein blühendes Immergrün, ſeine zarten Vergißmeinnicht-Kelche werden auch aus dem Winter-Schnee noch hervorkeimen, nie den Flachshalmen gleich verhärten und verdorren."

Am letzten Poſttage vor dem Geburtsfeſte, eine Stunde vor Abgang der Poſt, legte ich das Bild in den Verſchlag, der es ſchützend der Geliebten überbringen ſollte. Kaum war der Firniß nothdürftig getrocknet. Herrlich hatte mein Freund ſein Verſprechen erfüllt, und täuſchend ſchien jeder Stich des blumenberandeten Tuches wiedergegeben. Dadurch ward das Bild ſo ſpät vollendet, erſt jetzt hatte ich's erhalten, und packte mit vor Haſt zitternden Händen. Endlich war ich fertig, nur noch der Deckel fehlte; ich ergriff ihn, um ihn darauf zu ſchrauben, ſah das liegende Ich noch einmal an, und dachte: ſo liegſt du einmal zwiſchen den Brettern des Sarges, feſt eingeſchnürt, gleich deinem Bilde, und von fremden Händen wird der Deckel für dieſſeits zugeſchloſſen. Die Vorſtellung war ernſt, ſie ergriff mich, und tauſend Ideen knüpften ſich daran. Der Verſchlag war indeſſen vollendet. Ich rief meinen Aufwärter, übergab ihm das Kiſtchen und eilte mit ihm zur Poſt.

Bei dem letzten Glockenſchlage der Mittagsſtunde ſtanden wir an der Thür des Heiligthums ſo vieler Wünſche und Erwartungen. Ich klopfte an's Fenſter — Alles ſchien ausgeſtorben; ich eilte zur Thür, ſie war verſchloſſen — einer hinteren Thür eilte ich zu, aus ihr trat einer der unterſten Poſt-Diener und ſagte: „Eben iſt der Herr Poſt-Sekretair weggegangen, es iſt zu ſpät! — wäre er noch zugegen, vielleicht käme es noch mit." — „Iſt denn Niemand mehr hier?" Ich nannte verſchiedene Männer, die mir helfen konnten. — Ein vorübergehender junger Mann ſah meine Unruhe und ſagte: „Vielleicht iſt Herr U . . noch da!" — Er lief hinüber. — „Nein", ſagte er zurückkommend; „auch dieſer ging ſchon!" — Er bedauerte, mir nicht helfen zu können, und verließ mich dann.



Ich eilte in den Hof — da ſtand der bepackte Wagen ſchon bereit und den Poſtillon ſah ich reiſefertig hin und her gehen. Noch lag Manches herum, hier und da auch mit Bezeichnung des Ortes, wo die Geliebte wohnte. Unruhig und voll Schmerz hob ſich die Bruſt — ein Wink nur, und mein Kiſtchen nahm Platz auf dem Wagen; — noch konnte mein heißer Wunſch erfüllt werden, aber Niemand nahm ſich meiner an. Hin zur Geliebten eilten vielleicht die Reiſefertigen, doch meine Wünſche mußten zurückbleiben. Mich trieb die Vorſtellung von Neuem an: ich eilte wieder zurück in's Haus. In einem Zimmer ſah ich mehrere Herren durch das Glasfenſter der Thür. Ich öffnete dies Zimmer — einer der Herren trat heraus: „Wen ſuchen Sie?“ fragte er mit einer Art Unwillen. — Ich bat, flehte: ob es nicht möglich ſey, mir zu helfen. — „Viel zu ſpät!“ ſagte er mit eiskaltem Geſicht; „der letzte Schlag der Glocke ſchließt Jeden von der Poſt aus. Sie hätten ſollen früher kommen!“ — Damit ging er zurück und ließ mich ſtehen. — „Gott kann dich auch einmal vor irgend einer Himmelsthür ſo ſtehen laſſen!“ dachte ich; „du Eisbär!“ — mein Stolz hieß die Verzweiflung ſchweigen.

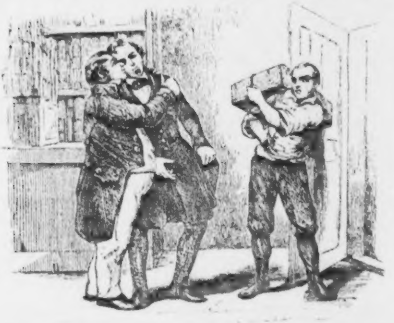
„Komm, Jakob“, ſagte ich zu meinem Aufwarter; „hier iſt nichts zu machen!“ — Er ſtand noch draußen an der Hausthür auf meinen Befehl, herein oder zurück, außen harrend. Ich mußte die Menſchen, die zu ihr, der Geliebten, eilten, noch einmal ſehen und trat raſch in den Hof, blickte auf die Herumgehenden und dann hinauf in die eilenden Wolken, die leicht hinwogten über den blauen Aether. „Ihr eilt dieſem Fuhrwerk voraus — o grüßt ſie und ſagt ihr, wie ich hier troſtlos ſtehe, und ihr nichts ſenden kann, als unſichtbare Wünſche!“

Es iſt oft ein Etwas wunderſam rege in des Menſchen Bruſt, das ihm Hülfe als möglich verheißt, als ſey es ein redender Schutzgeiſt im Innern. Dies Etwas ſprach: „Gieb nicht alle Hoffnung auf! Möglichkeit bleibt, ſo lange der Wagen hier ſteht.“ — Ich ging raſch vorwärts, und ſtand eben am Ende des zweiten Ganges, wo eine Treppe aufwärts führte. Ein ältlicher, noch kräftiger Mann trat hier heraus. — „Iſt es denn gar, gar nicht möglich?“ klagte ich fragend; „kann denn Niemand helfen?“ — Ich wiederholte den Namen des mir bekannten oberſten Direktors und anderer Bedeutenden. — Er ſchüttelte mit dem Kopfe. „Uebermorgen“, ſagte er menſchlich mild, „geht die Poſt wieder.“ — „Bei dem Einpacken habe ich mich verſpätet!“ ſeufzte ich. — „Laſſen Sie die Kiſte hier, ſtellen ſie dorthin, damit ſie nicht künftiges Mal zu ſpät herkommt!“ — „Ach, es iſt ein Geburtstags-Geſchenk, trifft in jedem Fall zu ſpät ein, wenn es nicht heute mitkommt!“ — „Ein Geburtstags-Geſchenk?“ fragte er, und alle Züge hatte Theilnahme belebt. „Ein Geburtstags-Geſchenk?“ wiederholte er langſam und ſinnend.

Frohlockend ſprach mein Herz: der hat ein Herz, er wird helfen! — „Wann iſt der Geburtstag und wohin iſt das Geſchenk beſtimmt?“ — Ich nannte Tag, Ort, Haus, nur den Namen nicht, denn unſre Verbindung ſollte nicht vor Allen laut werden, bis das Glück mir etwas mehr noch wohlwollte. — „Am vierzehnten März!“ wiederholte er, und mir war es, als bebe ſeine Stimme. — „Kommen Sie, wenn das Buch noch da iſt, ſoll die Kiſte mit!“

Er ließ ein Zimmer aufſchließen. Mit welchem Gefühl ich eintrat, kann nur der beurtheilen, der je in einer ähnlichen Lage war. Gleich einem Verdammten, der in's Himmelreich gerufen wird, fühlte ich mich.

Da lag das Buch! — „Iſt der Konrad noch da?“ rief er einem nachtretenden Poſt-Diener zu. — „Eben will er aufſteigen.“ — „Warum kommen Sie auch ſo ſpät!“ ſagte er gutmüthig heftig. „Georg“ — ſo wandte er ſich wieder zu dem Poſt-Diener — „dieſe kleine Kiſte leg' Er noch auf den Wagen, ſie ſoll gut geſchont und beachtet werden! Frei aber“ — ſo wandte er ſich zu mir — „kann ich ſie Ihnen nicht machen; ich lege einen Extra-Zettel in's Buch, denn das Verzeichniß ſind' ich ſchon geſchloſſen. Doch es iſt ja ein Geburtstags-Geſchenk, und wer es erhält, wird gern die Poſt-Taxe bezahlen.“ Dabei griff er nach dem Briefe, der zu der Kiſte gehörte und wollte ihn ebenfalls dem Poſt-Diener geben. Nur mit einem flüchtigen Blick traf ſein Auge die Aufſchrift, haſtig aber riß er ſogleich den Brief wieder an ſich. — „An Demoiſelle Julie Mesler?“ — „und der vierzehnte März!“ rief er aus; eine heftige innere Erſchütterung lag in jedem Wort, und zitternd faßte er meine Hand. — „Um Gotteswillen, Georg, der Konrad ſoll nur noch fünf Minuten warten!“ — Der Poſt-Diener ſtürzte hinaus. — „Mein Herr, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir Alles, was Sie von dieſer Julie Mesler wiſſen!“ — Ich ſtand betroffen da; er fuhr haſtig fort: „Fürchten Sie nichts Unangenehmes! — wenn ſie es wäre! — ich bitte flehentlich, mein Herr —!“ — Thränen entſtürzten ſeinen Augen; ich konnte, durfte nicht widerſtehen und erzählte, was ich von Julien's Herkommen wußte, und daß ſie, jetzt eine Waiſe, als Geſellſchafterin bei einer reichen Dame in D.. lebe. — „Alſo todt die Mutter!“ klagte er mit tiefem Schmerz. — Georg trat wieder ein. — „Hol' Er mir die Kiſte raſch wieder, der Konrad ſoll fahren, es iſt Alles abgemacht!“ — Ich wollte erſchrocken ihm in die Rede fallen. — „Nichts da, mein Herr, nichts gefürchtet! Ich nehme Extrapoſt und bringe Ihr Geſchenk ſelbſt. Julie iſt die Tochter meiner Schweſter; mein Vater war ſehr ſtreng, ihre Verheirathung mit einem Militair geſchah wider ſeinen entſchieden ausgeſprochenen Willen: er wollte nichts mehr von ihr hören und enterbte ſie. In ſeinem Nachlaß fand ich einen rührenden Brief der Unglücklichen, worin ſie dem Vater die Geburt der Tochter anzeigt — ſie iſt am 14. März 1823 geboren — ich habe ſtets nach ihr, nach ihrer Tochter geſucht — ihr Erbtheil iſt unangetaſtet, hat ſich durch Zinſen vermehrt — geſegnet ſey Ihre Saumſeligkeit! — Ohne dieſe hätte ich nichts entdeckt. — Ja, ja, mein Herr, und Sie hätten



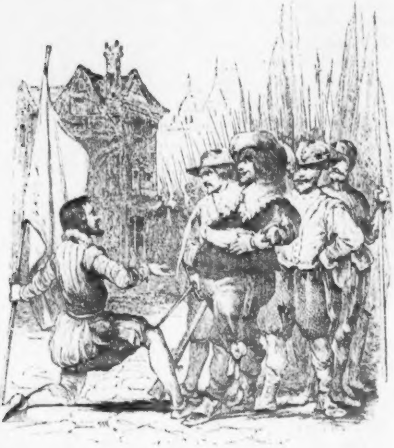
die Ausſtattung von achttauſend Thalern entbehrt!“ — Das Alles ging in einem Athem fort, wobei er mich umarmte, und dann freudetrunken ſich in zwei Stunden Extrapoſt beſtellte. — „Ich will nun raſch zu einem Kollegen, der einſtweilen meine Arbeit mit übernehmen wird, dann fort!“ — Und ſo riß er mich mit zum Poſtgebäude hinaus.

Es war Alles richtig! — Und auch ich ſegne die Verſpätung, ſegne den guten Oheim! — Sie halfen mir früher zu meinem Glücke, denn vier Wochen nach dieſer Begebenheit war Julie mein Weib.

K. Engelhardt.

Der Bürger von Oggersheim.

Im dreißigjährigen Kriege kamen die Spanier auch in die Nachbarſchaft von Oggersheim, einer kleinen Stadt am Rhein, unweit Mannheim. Die Einwohner, durch Nachrichten von den Grauſamkeiten der andringenden Fremden erſchreckt, entflohen faſt ſämmtlich, nur etwas über zwanzig Familien blieben zurück, indem ſie kecken Wortes die Meinung verfochten, den Feind durch Aufziehung der Zugbrücken und Schließung der Thore zurück halten zu können. Sie vergaßen indeß ſehr bald, daß Muth der beſte Harniſch iſt; denn als der ſpaniſche Feldherr die Stadt mit der Drohung: im Widerſetzungsfall ſolle Alles über die Klinge ſpringen, auffordern ließ, zogen die Worthelden in der Nacht ſtill davon und flüchteten nach Mannheim. Nur Einer hatte die Kühnheit, zu bleiben, weil ſeine junge Frau in jedem Augenblick ihre Niederkunft erwartete und er ſie um keinen Preis der Gefahr ausſetzen wollte. In dieſer wirklich bedrängten Lage fiel ihm eine Kriegsliſt ein, die ihm auch glückte. Er ſtieg nämlich mit einer weißen Fahne auf die Stadtmauer und gab den Belagerern ein Zeichen: daß man zu kapituliren wünſche. Augenblicklich wurde ein Parlamentair an ihn abgeſchickt. „Im Namen des Commandanten, der Beſatzung und der Bürgerſchaft von Oggersheim“, rief jener Bürger dem Letzteren zu, „erkläre ich: daß unſere Thore in einer Stunde geöffnet werden ſollen, wenn die Spanier ſich verpflichten, unſer Eigenthum zu reſpektiren und uns nicht zu ſtören in der Ausübung der proteſtantiſchen Religion, die wir bekennen.“ — Der ſpaniſche General wollte weder Zeit noch Menſchen verlieren, da beſonders in dem unbedeutenden Städtchen nicht eben große Beute zu hoffen war. Man nahm deshalb nach kurzer Unterhandlung, bei welcher jedoch der Belagerte nichts nachgab, die Capitulation an. — Noch war keine Stunde verfloſſen, als die Thore ſich öffneten. Die Spanier zogen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ein. Da ihnen Niemand entgegen kam, vermutheten ſie, die Beſatzung ſey auf dem Markte verſammelt, um dort ſie zu empfangen. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie auch hier nur jenen Mann fanden, der mit ihnen capitulirt, und noch ſeine weiße Fahne in der Hand hatte. — „Was bedeutet dies?“ rief der ſpaniſche Feldherr. „Wo iſt der Commandant? wo ſind die Einwohner und die Beſatzung?“ — Der muthige Bürger von Oggersheim warf ſich auf die Knie und antwortete: „Verzeihen Sie, gnädiger Herr, ich allein wagte es, mich Ihrer Großherzigkeit zu vertrauen. Alle meine Mitbürger haben ſich, durch Ihre Aufforderung erſchreckt, nach Mannheim geflüchtet. Ich glaube nicht, Sie durch meine Capitulation beleidigt zu haben, denn in der That war ich Commandant, Garniſon und Bürgerſchaft, Alles zugleich; und Sie werden Niemand finden, als meine Frau, die mit jeder Stunde ihre Niederkunft erwartet.“ — Der General, kaum im Stande, das Lachen zurück zu halten, ſchaute auf ſeine Umgebung, die nun



aber mit ihm in ein helles Gelächter ausbrach. Die Capitulation ward, ſo wenig auch die Spanier im dreißigjährigen Kriege Scherz verſtanden, ohne irgend eine Ueberſchreitung, treulich gehalten, und als die Frau des Herrn Commandanten entbunden war, machte ihm der ſpaniſche Feldherr, welcher bei ihm das Quartier genommen hatte, ein bedeutendes Geſchenk an Gelde mit der freundlichen Aeußerung: daß er gern Taufzeuge bei dem Kindlein ſeyn würde, der Unterſchied der Religion dies aber nicht erlaube. Doch bat er: daß man, zur Erinnerung an dies Ereigniß, dem Kinde ſeinen Namen, Gonzalez, beilegen möchte, was auch geſchehen, und eine alte Chronik, die dies ſeltſame Ereigniß berichtet, ſchließt mit den treffenden Worten:

„Sind Muth und Liſt vereint in Wehr,
Wird Einer Herr wohl einem Heer!“

Suchet, ſo werdet ihr finden!

„Was man ſeit ein Paar Jahrzehnten Weltſchmerz zu nennen beliebte, iſt keinesweges eine neue Krankheit, es iſt eine alte trübſinnige Schwäche, die ſich nur einen vornehmeren Namen gegeben hat, und die Vornehmthuerei iſt oft genug ſchuld an dem Weltſchmerz, deren Inhaber gewöhnlich auf einer andern Stelle ſtehen und Alles anders haben möchten, als es eben iſt. Durch Grämeln und Verbittern wird nichts beſſer, und will Einer die Dinge recht anfaſſen und geſtalten, muß es immer mit friſchem Muth und unermüdeter Freudigkeit geſchehen; wer aber gar allgemeine Zuſtände geſund machen will, darf nicht ſelber gemüthskrank werden, ſonſt beweiſ't er nur, daß es Ueberſchätzung war, als er ſich für einen Arzt der Zeit hielt. Wenn ſolche Weltverbeſſerer aus dem Stegreif nach dem, was ſie große Anſtrengungen nennen, was indeß, bei'm hellen Sonnenlicht beſehen, meiſt nichts iſt, als eine Anſtrengung um Unhaltbares, den Kopf hängen, das heißt: ihn verlieren, ſo haben ſie die Erfahrung gemacht, daß ihnen die Erfahrung fehlte, kämpfen aber gegen ſich ſelber, um ſich nicht die Wahrheit zu geſtehen.“

So ſprach der alte Doktor Asbott zu ſeiner Freundin Madame Schaller in Bezug auf deren einzigen Sohn Guſtav, der ſeit einiger Zeit eine Mißſtimmung zeigte, die ihn zu allem ernſten Lebens-Beruf untauglich machte. Worin das lag, ſagt die Rede des Doktors, den Madame Schaller mit Bitten beſtürmte: er möge mit ihrem Sohn reiſen, wovon ſie ſich die heilſamſten Folgen verſprach. „Sie wiſſen, lieber Freund“, ſagte ſie, „ich bin ſo wohlhabend, daß es mir auf die Koſten zu recht bequemer Reiſe gar nicht ankommt; ich ſelbſt aber, wollt' ich auch meine Kränklichkeit vergeſſen, wäre doch keine Begleitung, welche die rechten Zerſtreuungs-Mittel für meinen Guſtav würde zu finden wiſſen. Alſo, lieber Doktor —!“

„Ich willige ein“, ſagte Asbott, „und Gott wolle uns ſo führen, daß wir zum Ziel kommen! Hier iſt dies für Guſtav freilich nicht zu hoffen, denn unter uns geſagt, werthe Freundin, Sie haben ihn verzogen. Zu früh angeſtrengt, weil er Alles mit einem Mal umfaſſen ſollte, dann in alle Genüſſe eingeweiht, muß er erſt lernen, daß juſt durch deren weiſe Beſchränkung das Glück gedeiht: am Unſtäten und Wirrigen iſt er erkrankt an der Einfachheit muß er geſunden!“

Die Reiſe begann von Süd- gen Nord-Deutſchland. Von da wurde England beſucht, dann Italien; überall war Asbott ein tüchtiger und treuer Führer, aber überall fiel Guſtav, hatte ihn zuweilen der Trübſinn verlaſſen, immer wieder in den Lebens-Ueberdruß zurück. Jetzt wollten ſie über Piemont nach Frankreich, und als ſie zu dem Thal Quevras (im Departement der Ober-Alpen, ehemals Dauphiné) kamen, fiel eine ſolche Schnee-Maſſe, daß ſie Mühe hatten, eine geräumige Wohnung, in der Landesſprache Estrabal (Stall) genannt, zu erreichen. Hier lebte, mit Weib, Kindern, Geſinde und Heerde, Claude Puiſſon, der reichſte Hirt und folglich auch der Angeſehenſte der Gegend, zugleich aber durch ſeine heitere, aus eigenem Denken geregelte Lebens-Anſicht ein unbeſoldeter Rathsherr aller ſeiner Nachbarn, ſogar viel älterer, denn er ſelbſt war damals etwa ſechsunddreißig Jahr alt.

Claude Puiſſon nahm die Reiſenden gaſtfreundlich auf, ließ ihren Reiſewagen ſammt Pferden in einem Schoppen, ihren Kutſcher und Diener, Beides ein und dieſelbe Perſon, in einem Kämmerchen unterbringen, Asbott und Guſtav aber nahm er in ſeiner Familie auf. Der Letztere hatte keine Ruhe und wünſchte die Reiſe fortzuſetzen; der gefällige Claude ordnete an, daß ſeine Heerden am nächſten Tage den ganzen Weg entlang, der aus dem Thal führte, getrieben wurden, um möglichſt Bahn zu machen; in der Nacht darauf fiel aber von Neuem ſechs Fuß hoher Schnee, ſo daß der Weg verſchwunden, an ein Fortkommen nicht zu denken, endlich aber die Hütte ſelbſt im Schnee wie begraben war. Guſtav gerieth außer ſich; er verglich ſein Schickſal mit dem eines Nordpolfahrers, deſſen Schiff mitten im Eiſe ſteckt, oder mit dem eines Natur- und Pflanzenforſchers, der, von böſer Jahreszeit überraſcht, ſechs Monate unter Lappländern und Lappländerinnen zubringen muß; er ſchien untröſtlich. Asbott war faſt erfreut über dieſe Aufregung, indeß ſagte er: „Wir haben von der Natur ſolche Grundlage, daß wir von außen Hitze und Kälte, innen Glück und Unglück ertragen können; Gewohnheit in übertriebenen Bequemlichkeiten und Forderungen hat uns verweichlicht, ſo daß wir oft unſre Kräfte nicht kennen, ſie nicht zu gebrauchen wiſſen. Die Nothwendigkeit, ſie einmal aufzuſuchen und zu prüfen, iſt alſo in aller Hinſicht eine wahre Gottesgabe. Wie wären überdem hier die Gründe zu klagen! Wir ſind ja eher im Glück als im Unglück! Wir haben plötzlich die bequemſte Muße, erwarten vom Frühling

unſre Befreiung und können unterdeß darüber klar werden, ob uns Geiſt genug innewohnt, uns aus uns ſelber zu beſchäftigen. Wie reich iſt der Menſch, der Beobachtungs-Geiſt beſitzt und ſich unterrichten will! Er weiß nirgends etwas von Langeweile, kennt dieſe ſündenvolle Beherrſcherin ſchwacher Menſchen nicht; — ihn ſpricht das Kleinſte, was ihm neu und fremd iſt, wie eine friſche Schöpfung an, und wahrhaftig, wo und wie ich mich hier umſchaue, find' ich Stoff mehr als nöthig iſt, um meinethalb ein Jahr nach aller Außenwelt gar nicht zu fragen!“

Obwohl Guſtav und Abbott Deutſch geſprochen, hatte doch Claude durch die Geberden ohngefähr begriffen, wovon hier die Rede ſey. Er nahm beſcheiden das Wort und ſagte: „Da Sie es ſich, wie es ſcheint, bei uns eine Zeitlang müſſen gefallen laſſen, werd' ich Sie gleich mit meinem ganzen Hausſtande bekannt machen!“ — So geſchah's. Er ſtellte den Fremden ſeine noch recht hübſche und anmuthige Frau und deren Bruder François, ſeine allerliebſten drei Kinder, ſelbſt das zahlreiche Geſinde vor; dann bemerkte er lächelnd: „Nun wollen wir's mit einander verſuchen, und vielleicht geht's Ihnen, junger Herr“ — ſich hiebei an Guſtav wendend — „wie vor zwei Jahren dem Maler Beaume aus Paris. Den traf daſſelbe, was Sie jetzt betrifft, und endlich trennte er ſich erſt im Spät-Sommer von uns, und da nur, weil er durchaus heimkehren mußte. Er will auch wiederkommen und hat mir zwei recht liebe Andenken hinterlaſſen: das eine iſt die dort an der Wand hängende Zeichnung meiner Kinder!“

Die Reiſenden beſahen ſich das ſehr freundliche Bild und Abbott überſetzte die unter demſelben ſtehenden Zeilen:

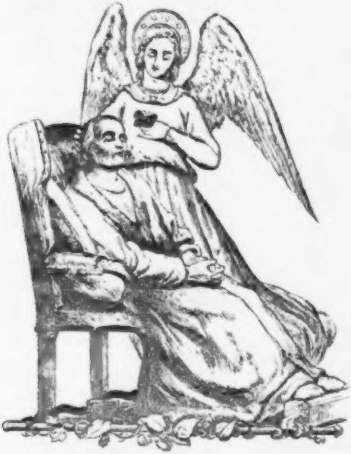
„Die ältere Schweſter die jüngere ſchmückt,
Deß freut ſich der Bruder, der ſonſt ſo wilde;
Er freut ſich kindlich am kindlichen Bilde,
Aus dem die Geſchwiſterlieb' uns entzückt. —
Ihr habt die Liebe, die angeborne,
O daß ſie nimmer vergänglich Euch ſey!
Nie böte die Welt Erſatz für's Verlor'ne,
Für liebende Eintracht der friedlichen Drei!“

Guſtav aber bat um die Erlaubniß, das Bild nachzeichnen zu dürfen, was Claude gern gewährte, und bald fand ſich Jener veranlaßt, ſeine Bitte auf Weiteres auszudehnen, als er ſich den Schmuck der Wände näher betrachtet hatte. Es waren nicht nur allerlei bildliche Darſtellungen, auch mitunter recht ſinnige Worte zu finden, z. B. ein ſchön geſchriebenes Gebet:

„Das Gute, das wir nicht erbitten, ſende,
Kann es, o Gott, geſcheh'n!
Und gnädiglich das Böſe von uns wende,
Das thörig wir erfleh'n!“

Abbott hat uns noch Vieles mitgetheilt, und wir wollen wenigſtens Einiges davon auch Andern darlegen.

Der hier nachgeahmten Darſtellung:



war die ſinnbildliche Erzählung angefügt:

Der ſchreckliche Gaſt.

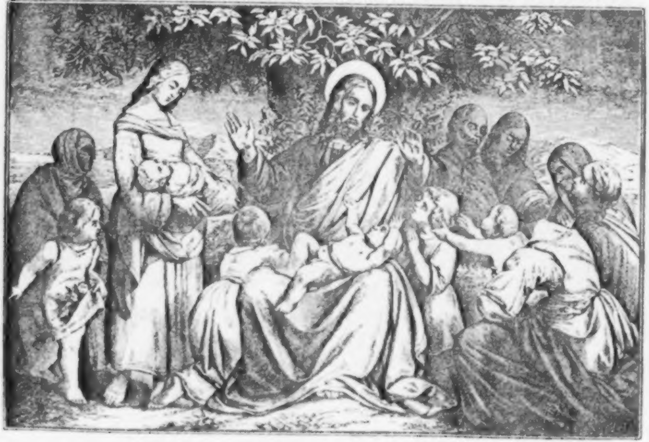
„Großväterchen, warum biſt ſo düſter, ſo zerſtreut?“ — „Ach, mein Kind! — ich muß ſchon den ſchrecklichen Gaſt erwarten, der mich hinwegführen wird!“ — „Sage, Großvater, wie ſieht er aus, der böſe Gaſt?“ — „Entſetzlich! Ein nacktes Gerippe mit dem Todtenkopfe, mit grinzendem Munde, dabei immer mit einer drohenden, ſcharfen Senſe bewaffnet. Knabe, vor ſeinem Blick erſtarrt das Herz, und das Blut ſtockt bei ſeiner Umarmung!“

Der liebevolle Enkel fürchtete täglich, der Schreckliche werde kommen. Aber der neblige Herbſt verfloß, in Wäldern und Gärten ſchüttelten die Bäume mit unheimlichem Raſſeln ihr gelbliches Laub ab, auf den Wieſen welkte das Gras, die Erde wurde feucht und kalt: der Gaſt ließ ſich nicht ſehen. — Bald legte der Winter über die Felder das weiche Bett des Schnee's, Bäume und Gebüſche wurden mit ſeinem cryſtallenen Schleier behangen, und oft, nach einer froſtigen Nacht, lagen Demanten auf der Erde zerſtreut, und auf den Fenſterſcheiben der menſchlichen Wohnungen zeichnete der kunſtreiche Griffel des Winters mit ſeltſam ſchöner Pracht ſeine wunderſam verwebten Zierrathen. Noch immer blieb der ſchreckliche Gaſt aus. — Die Schneefelder, von der erwachten Wärme der Erde umhaucht, ſanken allmählig zuſammen und verfloſſen in rieſelnden Bächen, welche, flüſternd unter dem Getöſe des Tages, aber lauter in der Stille mondbeglänzter Nächte, die Ankunft des Frühlings und die Freiheit der Erde verkündeten. — Endlich ſchwebte der milde, bezaubernde Frühling hernieder; über den Thälern verbreitete ſich allmählig eine Matte von Smaragden; die Anemonen ſchlugen ihre unſchuldsvollen Augen vor dem Lichte auf, noch halb träumend flogen die erſten Bienen zu den duftenden, milchweißen Büſcheln der blühenden Bäume, auf den Fittigen der Luft wiegten ſich die Lerchen, aus der Höhe die weichen und ſchmelzenden Töne mit Jubel herabſendend. Die Buchfinken ſtimmten ihren Wechſelgeſang an, und der Nachtigallen melodiſche Stimmen verkündigten der in Wonnen ſich verjüngenden Natur die Wunder des Frühlings, ihres herrlichen, Alles belebenden Geliebten. — Bei einem der üppigen Abend-Züge des Frühlings, wo ihn die Strahlen der Abendröthe und der Hauch der duftenden Wieſen begleiteten, trat eine hohe, traum-ähnliche Geſtalt zu dem Alten in die Hütte. Sie war in luftweißer Tracht, den Scheitel ſchmückte eine Krone von durchſichtigem Golde. Auf ihrer linken Hand ruhte ein Schmetterling, eben zu neuem ungekanntem Leben aus engem Körper entſchwebt. Unerwartet war die Ankunft des Gaſtes. Man hörte ſeine Schritte nicht; die Pforte ſprang vor dem Eintretenden von ſelbſt auf und ſein Gruß war freundlich. Lange redete er mit dem Alten in einer unbekannten Sprache — endlich ſchwieg das Flüſtern und der Gaſt verſchwand. — Der Enkel verſammelte mit einem heilig-heimlichen Grauen die Nachbarn, und ſiehe! der Greis war in den letzten Schlaf zu ewigem Erwachen hingeſunken. — „Wo iſt aber der ſchreckliche Gaſt?“ fragte der Knabe die Anweſenden, und ein geheimnißvolles Flüſtern verkündete Allen: „Für den Tugendhaften iſt er nicht ſchrecklich; er iſt ihm ein Freund, der nur einmal kommt, ihn für ewig dorthin zu geleiten, wo alle Schätze der Sehnſucht geſammelt ſind!“

Unter einem andern Bilde: der die Kinder ſegnende Heiland, war zu leſen:

Des Heilands Wehmuth.

„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihnen wird das Himmelreich!“
Dieſen Spruch habt ihr vernommen,
Seine Deutung auch zugleich:



In der Kindheit heil'gem Frieden
Iſt der Himmel niemals fern;
Alle Unſchuld weilt hienieden
In der Nähe Gott des Herrn!

Doch wohl tiefer hat begründet
Chriſtus jener Worte Sinn;
Ob dem Volk' er Heil verkündet —
Stets zu Sünden zog es hin;
Da, im Hohn oft aufgenommen,
Sprach er trüb' und ſanft zugleich:
„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihnen wird das Himmelreich!“

Bei dem Spruch mögt Ihr im Stillen
Prüfend in die Seele ſchau'n;
Wollt Ihr, bös' aus inn'rem Willen,
Euch dem Heiland nicht vertrau'n,
Klagt er, unſerer Zeit entnommen:
„Sünd' iſt ew'ger Tod zugleich!
Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihnen wird das Himmelreich!“

In dieſer Weiſe war das Wohngemach der Familie reich an Bildern und herzlichen Zugaben inhaltvoller Rede; die Reiſenden wurden in hohem Grade davon angeſprochen und wir verſagen es uns ungern, mehr davon einzufügen, doch müſſen wir jetzt unſern Claude Puiſſon und ſein Hausweſen betrachten. Ehe er ſein Erbtheil empfing und verwaltete, hatte er als Soldat in Spanien und den Colonien gedient, war bis zum Corporal geſtiegen und hatte dabei auch etwas erworben. Anſtatt, wie es viele ſeiner Kameraden thaten, das Erſparte in Paris zu verſchwenden, begab er ſich in ſeine Heimath, an die er in der Ferne immer mit Sehnſucht dachte. Er zog dem feinen, ſelbſtſüchtigen Leben im Weltgetriebe die einfachen Bedürfniſſe und Sitten ſeines Thales, dem Zauber der künſtlichſten Muſik das innige Hirtenlied vor, deſſen Töne ihn von Jugend an ergötzten. Jetzt Herr in ſeinem Erbgut, galt er, für ſein Dorf und ſeine mäßigen Anſprüche mit vollem Recht, als wohlhabend, ſogar für reich. Er brauchte nichts zu kaufen, denn all ſeinen Bedarf erhielt er durch Eintauſch. Im Sommer führten ſeine Maulthiere Kohlen, Wolle, Tücher, Butter und Käſe aus und brachten Getreide, Gemüſe und Wein zurück. Er war der einzige Hirt, bei dem es im Winter allſonntäglich friſches Brod gab und noch im Frühjahr zuweilen Rüben zum geſalzenen Fleiſch. In ſeinem Thun und Weſen erſchien er ernſt-nachdenkend, wie Alte, welche das Getümmel der Welt kennen lernten und ſich gern von ihm trennten. Gutmüthigkeit und Nachſicht waren Hauptzüge ſeines Charakters, Hartherzigkeit und Doppelzüngigkeit ihm ein Greuel, und wenn er über das Verderben der

Menſchen ſprach, zeigte er gewöhnlich auf einen alten Kupferſtich, der ebenfalls eingerahmt an der Wand hing: ſechzehn Köpfe, in denen, von der Jugend-Unſchuld an, alle die durch Leichtſinn, Ausſchweifungen und Laſter nach und nach veränderten Züge ſich hervorhoben. Unter dieſem Kupferſtich war zu leſen: „Wahrheit und Güte ſind dem menſchlichen Antlitz von Gott verliehen; wer ſich von dieſen angebor'nen Eigenſchaften durch die Sünde trennt, dem verlöſchen jene edlen Züge und es entſtehen ſolche, die ihn bei geſteigertem Laſter immer mehr den Thieren ähnlich machen.“ Dies Bild war, wie manches noch, ein Erbſtück, und es ließ ſich daraus erſehen, daß ſchon Puiſſon's Voreltern nicht alltägliche Leute geweſen.

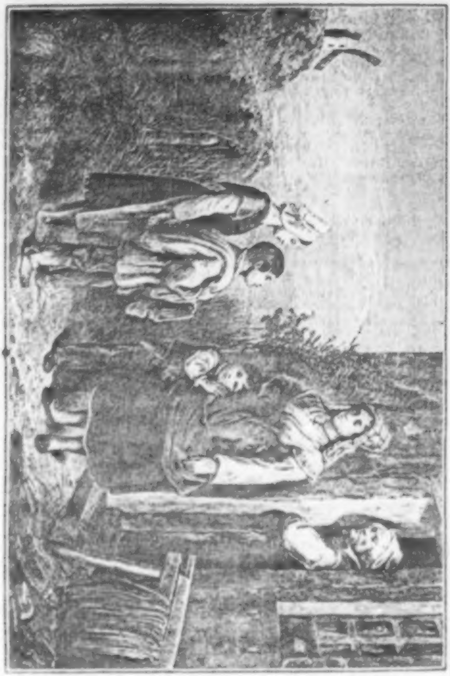
Claude Puiſſon ſammelte im Winter über ſechszig Perſonen um ſich, die, außer der Familie, theils zum Haus-, theils zum Garten-Dienſt gehörten, und der Hausherr hielt das Ganze in guter Ordnung; in der Hütte und den Ställen walteten Fleiß und Einigkeit, und dazu bedurfte er keiner Gewalt-Mittel; die ſchwerſte Strafe, die er auferlegte, beſtand darin, daß der Schuldige eine Zeitlang nicht an der großen Tafel eſſen durfte, oder daß er um die Hefte von Meſſer und Gabel einen ſchwarzen Flor wickeln mußte. Claude's Haus-Regiment gründete ſich auf Religion, nur litt er nicht, daß ſie in kleinliche oder gar unduldſame Geſinnung und Handlung überging; auf gute Sitten, indem er das Rauhe, Polternde und Beknechtende abwies; auf Arbeit, zu der Alle das Ihrige beitragen mußten, damit Niemand zu ſehr belaſtet war. — „Der Menſch“ — ſagte Claude — „muß ſich beſchäftigen oder beſchäftigt werden; im Müßiggange verfällt er auf tauſend gefährliche Grillen. Der Welt etwas zu thun zu geben, hat man die Gebräuche der Höflichkeit und das ſteife zeitraubende Formen-Weſen eingeführt; ſo wie man die Affen abrichtet, zu grüßen, zu tanzen, zu ſpringen, um zu verhüten, daß ſie nicht gefährlich werden. Zwiſchen einer Familien- und einer Staats-Verwaltung iſt kein ſo großer Unterſchied, als man gewöhnlich glaubt. In Beiden liegt, wenn es nicht dabei hergeht, wie es ſollte, die Schuld meiſt an dem Leitenden. Jede Unordnung hat ihren Grund in dem, der berufen iſt, ſie zu hintertreiben. Bald hat er ſich nicht das gebührige Anſehen zu geben gewußt; bald iſt er nicht feſt, und ſpringt von einer Seite auf die andere über; iſt honigſüß gegen Dieſe, gallenbitter gegen Jene; beleidigt die Eigenliebe, ruft die Empfindlichkeit auf, widerſpricht der richtigen Meinung, handelt gegen den Andern gebührenden Nutzen. Iſt dann einmal Alles unzufrieden geworden, und man will zu gewaltſamen Mitteln, zu Stock und Stahl greifen, ſo iſt es zu ſpät; die Unordnung gewinnt die Oberhand, und in Ställen und Staaten geht Alles bunt über Eck.“

So dachte und ſprach, ruhig an ſeinem Kamin ſitzend, der gute Claude Puiſſon in ſeiner beſchneeten Wohnung. Und wie ging es in dieſer Wohnung zu? — Man ſtand auf, ſobald es tagte; es wurde ein Gebet, eine ernſte Lebens-Mahnung, wie ſie eben erforderlich, geſprochen, dann eilte Jeder an ſeine Arbeit. Um zwölf Uhr ging's zu Tiſche; da wurde eine Stunde geruht, gegeſſen, geleſen und dann wieder gearbeitet. Um ſieben Uhr aß man zu Abend. Nach Tiſch ſonderte man ſich in fünf, ſechs Gruppen, wie Jeder wollte; die Einen laſen, die Andern ſangen, oder erzählten ſich etwas, oder ſpielten kleine Spiele, oder nahmen auch wohl jetzt noch nützliche Arbeiten vor. Um Zehn oder Elf wurde gebetet und danach zu Bett gegangen. In der Schlafkammer der Mädchen ſtand mit großen Buchſtaben angeſchrieben: „Gott blickt auf Euch!“ — In der Jungenkammer las man: „Gott hat den Thieren den bewußtloſen Trieb, dem Menſchen die Vernunft gegeben!“

Der Sonntag war für den Hausvater der ſchwerſte Tag, weil herkömmlich nicht gearbeitet wurde. Dennoch fand er allerlei Mittel, Beſchäftigung zu geben, die Stunden auszufüllen. Nach dem Morgenſpruch machte er es zur Pflicht und zum Vergnügen, die Thiere zu ſchmücken. Man legte ihnen kleine ſilberne Schellen an, die ſie den ganzen Tag tragen mußten. Ihr Ton klang wie der einer Harmonika. Bei jedem Kopfſchütteln ſchien das Thier zu ſagen: „Heute iſt Sonntag!“ — Dies erregte im Menſchen den Gedanken: „Heute iſt Sonntag!“ — Alles, Weib, Kinder, Geſinde, putzte ſich heraus; Einer ging zum Andern. Früh morgens wurde das friſche Brod ausgetheilt. Zum Frühſtück aß man Kabeljau von Marſeille und Zwiebeln aus der Provence; es wurden Eierkuchen und Kräpfel gebacken. Zu Mittag ſetzte ſich Alles froh und heiter zu Tiſche; verſteht ſich in Feſtkleidern, wobei man ſich nicht wenig behaglich fühlte. Nach Tiſch ging's an's Muſiciren; da wurden Leiern, Dudelſäcke, Handtrommeln und Pfeifen herbeigeholt; in einem Winkel wurde getanzt, im andern geſungen und überall ſich luſtig gemacht.

In der Woche wurde das Vieh, geſundes und krankes, mit dem Nöthigen verſorgt, gepflegt, gereinigt, gefüttert, die Schafe, Kühe und Ziegen gemolken, Butter und Käſe gemacht, Wolle gekratzt und geſponnen, Zeug gewebt; es waren vier Webeſtühle, zwei Strumpfwirkſtühle im Gange; außerdem eine Spinnerei, eine Korbmacher-Werkſtatt, ein Diſtillir-Kolben zum Abziehen wohlriechender Kräuter und eine Horndrechſelbank. Da es nun Jedem frei ſtand, ſich eine Lieblings-Beſchäftigung zu wählen, ſo blieben unſere beiden Reiſenden nicht unthätig; der alte Herr bereitete Arznei-Mittel, der junge Mann flocht Körbe. — Die Wohnung ſelbſt glich, bei fünfzehn Grad Reaumur Wärme, einem Bienenkorbe, wo Alles geſchäftig war. Der Winter verging, ehe man es dachte. Nun konnte man dazu gelangen, den Schnee wegzuräumen, man bewegte ſich freier, und fünf Monate waren vergangen ohne Langeweile.

Guſtav hatte gezeichnet und geſchrieben, war mit Luſt und Jubel ein recht geſchickter Korbflechter geworden, dazu unermüd-



lich neue und zierliche Formen erfindend, ſich aber auch nicht weigernd, recht handfeſte, zur Wirthſchaft nützliche Körbe zu liefern. An einem Frühlings-Abend, wo ſchon die Familie und Gäſte auf der Stein-Bank vor der Thür beiſammen ſaßen, ſprach nun Robert von der Weiter-Reiſe; Guſtav ſchwieg. Als man zum Abendeſſen in die Hütte gegangen war, nahm er ein Bildchen von der Wand, das die Unterſchrift hatte:

„Seyd nicht unwillig, daß wir in Mangel und Elend um Wohlthat anſprechen; gebt ihr uns zu arbeiten, wollen wir's ehrlich vergelten.“

Er betrachtete es und ſagte in der ihm hier ſchon ganz geläufig gewordenen Zutraulichkeit: „Claude Puiſſen, erlaubt mir noch dies Bildchen zu zeichnen, das zweite, welches Euch der Maler Beaume zum Andenken ließ. Ihr habt uns von dieſen Kindern ſo viel Gutes erzählt, und namentlich von dem Mädchen — Jakobine [illegible]t ſie ja wohl?“ — „Ganz recht!“ entgegnete Claude, war glei[illegible]der des Lobes voll und ſchloß endlich damit: „Bleibt Ihr no[illegible] Weile hier, ſeht Ihr ſie, denk' ich, bei uns! — wenn die We[illegible] Gebirge nur irgend frei ſind, denn ſie wohnt jenſeits, [illegible] gewiß in den Oſter-Tagen, das Buch zu bringen, was ſ[illegible]s geliehen, und um ſich ein anderes zu holen!“

[illegible]rach war nun auf Jakobinen gekommen und Jeder wußt[illegible] etwas Liebes von ihr zu erzählen. — „Ei“, ſagte Guſt[illegible]e, „ich hätte wohl Luſt zu einem Abenteuer und zu der [illegible] ob meine Korbflechterei was werth iſt! Die Weiden geben nachgerade überall her, was man zum Geflecht braucht, Eure Sitten und Sprache kenn' ich nun ſo ziemlich, und da werde ich, wenn Ihr mir einen Anzug ablaßt, nach der Gegend ziehen, wo Jakobine wohnt; ich will doch einmal völlig ungekannt prüfen, ob das Mädchen wirklich ſo viel Lob verdient, wie Ihr immer für ſie habt!“

Der Plan erregte die lauteſte Theilnahme. Alle riefen wirrig durcheinander: „O, Ihr werdet ſchon ſehen! — Das iſt ein Kern-Mädchen! — ein wahrer Segen für die, von denen ſie aufgenommen wurde!“ — und ſo ging die Rede munter weiter. Robert ſchüttelte zwar Anfangs ſein Haupt zu dem kecken Gedanken, nach einigem Beſinnen hatte indeß auch er nichts dagegen.

Jakobine und Paul, ihr Bruder, waren die Kinder eines armen Lehrers, der in Grenoble an der Cholera ſtarb, an dieſer Krankheit, die nur durch Furcht vor ihr ſo verheerend wurde; denn Furcht läßt raſch verlieren, was Muth leicht gewinnt. Die Mutter der Kinder war längſt ſchon zu Grabe getragen worden, und die Angſt des Vaters, daß die Cholera auch ihn, der ſchon durch Nahrungsſorgen und Anſtrengungen ſiechen Körpers war, befallen werde, mochte wohl mitwirken, daß er von ihr befallen und überwältigt wurde, ſeine beiden Kinder aber nun völlig verwaiſt und arm hinterließ. Der Hülfsbedürftigen waren damals zu viele, man konnte nicht auf alle achten, und ſo durchzogen dann von Grenoble aus Jakobine und Paul die Gegend, um durch milde Gaben ihr Leben zu friſten. Einſt kamen ſie vor die Hütte eines nur mäßig begüterten Hirten, der dort wohnte mit einer Tochter, deren Mann bei der Fiſcherei durch einen plötzlichen Sturm verunglückt war, und einem Enkel, dem einzigen Kinde, das der Mutter blieb, nachdem ſie die älteren durch den Tod verloren hatte. Mit jenen Worten, die unter Beaume's Bildchen ſtehen, ſprach Paul den Alten und ſeine Tochter an, während Jakobine verſchämt nicht zu Worte kam. Das Herz ging den redlichen Leuten auf, und nachdem ſie den Kindern ihre traurige Geſchichte abgefragt, wurde beſchloſſen, ſie bei ſich zu behalten. Das brachte ihnen Freude und Segen, denn Jakobine und Paul wurden bald die Seele der ganzen Wirthſchaft und ſannen nur darauf, ihren Wohlthätern die Lage ſo angenehm zu machen, wie es irgend in ihren Kräften ſtand. Jakobine beſonders, von ihrem Vater ſchon in Vielem unterrichtet und voll geiſtiger Fähigkeit, galt jetzt in der ganzen Gegend für ein Muſter von Schönheit, Sitten-Reinheit und Thätigkeit; wohin man hörte, ſprach man von ihr wie in Claude Puiſſon's Hütte, und wer die Wirthſchaft Monard's — ſo hieß der Hirt, der die Kinder aufgenommen — jetzt ſah und ſie verglich mit dem, was ſie ſonſt war, wollte bei den Verwandlungen, die Fleiß und Sorgſamkeit vollbracht hatten, an Hexerei glauben, wie es leider noch von Manchem in jener Gegend geſchieht.

Da Guſtav bei ſeinem Entſchluß beharrte, gab François, der Frau Puiſſon Bruder, ihm ſeinen Sonntags-Anzug und, eine Strecke hin von Allen begleitet, zog er, verſehen mit dem Handwerkzeug eines Korbflechters, endlich allein des ihm beſchriebenen Weges. Es war zu Ende des März-Monats, der rauhe Winter hatte raſch dem Frühling die Erde überlaſſen, und der griff Alles ſo jugendfriſch und kräftig an, daß in der abwechſelnd bald wunderlieblichen, bald großartig erhabenen Gegend ringsum Alles vor Luſt und Freude ſich zur Sonne trieb. Was der Frühling anſah, bekam gleich eine reizendere Geſtalt, und wo er der ſtarren Natur etwas zuflüſterte, da wurde ſie regſam, daß es nun murmelte, rauſchte, zwitſcherte und ſang. Unſerm Guſtav wurde bald wohl, bald weh um's Herz und ſein Gemüth war ſo beweglich wie in ſeiner erſten Jugendzeit, da Fühlen und Denken noch Eins und einig waren. Claude Puiſſon hatte ihn an Bekannte empfohlen und ſo verweilte Guſtav hier und dort, zu verſuchen, ob er auch nicht zu Schanden werde als Korbflechter. Keineswegs! — Die Sache ging vortrefflich, namentlich machten die kleinen zierlichen Körbe in der neuen, von ihm erfundenen Form um ſo mehr Glück, als er ſie den Mädchen ſchenkte, ſich gute Kundſchaft zu machen, wie er ſagte. Er fand da manches reizende Landeskind, das den jungen, ſtattlichen Mann recht freundlich anſah; der aber trug ſeine unbekannte Jakobine im Herzen, denn wo er ſich nach Monard erkundigte, immer ſprach man auch gleich von ſeiner braven und hübſchen Pflegetochter. Eines Morgens, nachdem ſich Guſtav eine unbenutzte, zu einem Pachthauſe gehörende Garten-Wohnung gemiethet hatte, unfern von Monard's Hauſe, ſtand er nun auf dem Berge, von dem man dies überſchauen konnte. Das ſah jedoch jetzt ganz anders aus, als auf dem Bilde Puiſſon's; es hatte ſich alle Unordnung aus dem Geſicht und aus der Nähe gerückt, alle Verletzungen geheilt: es ſtellte ſich jetzt faſt vornehm dar. Guſtav hatte beſchloſſen, das Zuſammentreffen mit Jakobinen wie zufällig geſchehen zu laſſen, und ſo ſtieg er zwar den Berg hinab, umging jedoch das Haus und trat in ein Wäldchen hinter demſelben, an welches Wieſen grenzten. Indem er ſich hier ſeinen Gedanken überließ, hörte er plötzlich ſprechen, wandte ſich, und vor ihm ſtanden und blieben ſtehen zwei Mädchen. — „Die Eine muß Jakobine ſeyn!“ ſagte ſich Guſtav, von dem Landesgruß ſtammelte er aber nur die Worte: „Gelobt ſey —!“ hervor, als die Mädchen ſchon antworteten: „In Ewigkeit, Amen!“

Es war Jakobine und mit ihr Margot, die Tochter des Nachbar Windmüllers; beide Mädchen wollten eben nach der Wieſe, wo die im Winter fertig gewordene Leinwand gebleicht wurde. Guſtav brauchte es nicht zu geſtehen, daß Jakobinen's Anblick, die edlen Geſichtszüge, die ſo natürliche und doch feine Geſtalt und die anmuthige Bewegung ihn überraſcht hatten, denn er konnte keine Worte finden. Jakobine aber ſagte treuherzig: „Ihr ſeyd ein Fremder, wir wollen Euch Beſcheid geben: was ſucht Ihr hier?“ — „Ich glaube — Euch!“ ſo ſtotterte in Verlegenheit Guſtav, und Jakobine erwiederte lächelnd: „Nun, da habt Ihr mich wenigſtens ohne viel Suchens gefunden!“ — Jetzt ermannte ſich Guſtav und empfahl ſeine Korbmacherei für die Wirthſchaft. — „Ei, da beklag' ich Euch, wir machen uns das all ſelber!“ ſagte Jakobine wirklich mit bedauerndem Tone; Guſtav jedoch erwiederte etwas trotzig: „Ich mach's aber beſſer und Ihr könnt von mir lernen!“ — Jakobine ſah ihn mit den großen Augen groß an und nach ihren Worten: „Nun, das ließe ſich hören! — kommt heut Nachmittag dort in unſer Haus zu Vater Monard, mit dem mögt Ihr Euch verſtändigen!“ — gingen die Mädchen nach der Wieſe, Jakobine rüſtig voran.

Guſtav blieb im Nachſchauen beklommen ſtehen. Er leugnete ſich nicht: ihr Aeußeres hatte das Bild ſeiner Phantaſie übertroffen, zugleich verdroß ihn aber die Sicherheit in ihrem ganzen Weſen und beſonders lag's ihm im Kopfe: daß ſie ihn ſo kurzweg für einen Fremden erklärte; er überlegte: in wie weit ſie das gemeint haben könne, denn er bildete ſich allerdings ein, es ſey ihm glücklich gelungen, für ein Landeskind gelten zu können. — Am Nachmittage trat er etwas zaghaft in Monard's Haus, was ihm indeß Jakobine in ihrer Unbefangenheit bald angenehm machte, und hier gefiel ihm denn auch mit allem Andern die Sicherheit, in der ſie waltete: man erkannte im Kleinſten die tüchtige Wirthſchafterin, die ſorgliche Pflegetochter, aber dagegen auch die Liebe, mit der jeder Hausgenoſſe an ihr hing. Guſtav war bald in demſelben Kreiſe, und da die wißbegierige Jakobine raſch bemerkte, wie ſehr Guſtav ihr an Wiſſen und Kenntniß überlegen war, ſah ſie ihn immer gern, obwohl ſie zuweilen bedenklich wurde. Daß er weder ein Landeskind noch zum Korbmacher geboren war, konnte ihrer Einſicht nicht entgehen; denn Frauen mit natürlichem Verſtande ſind geſchickter im Beobachten als Männer, jene treffen meiſt den Hauptpunkt, ehe dieſe mit der allſeitigen Beleuchtung und Erwägung fertig geworden ſind. Beide fühlten ſich indeß, wie geſagt, gegenſeitig angezogen, und ſo ſtand Guſtav des Morgens im Wäldchen, bis die Bleicherin kam, und wenn er fehlte, ſchaute Jakobine bei jedem Waſſerſchöpfen einen Augenblick dorthin: ob der räthſelhafte Korbflechter ſich noch nicht nahe zu dem Morgen-Geſpräch, das ſich täglich verlängerte. Zuweilen — ob auch ſelten — blieb er indeß wirklich aus, wenn er auf einen Tag zu Nebott und Claude Puiſſon zurückkehrte, der ſich überaus, aber freilich nur in ſich hinein und ſchelmiſch, verwunderte, daß Jakobine ſich bei ihm gar nicht ſehen ließ. — „Sie ſcheint ein lebendiges Buch zu haben!“ ſagte er vertraulich zu ſeiner Frau, „das ihr beſſer gefallen mag als eines, was ſie von uns holen könnte.“ — An den wenigen Tagen, da Guſtav nicht nach der Bleiche kam, hatte nun Jakobinens Freundin viel Unruhe an ihr zu bemerken und die Pauſen zwiſchen dem einen und dem andern Waſſerſchöpfen dehnten ſich ſehr; denn Jakobine ging immer etwas weiter nach Waſſer, bog ſich, an einem Baumſtamm ſich haltend, immer weiter herum, das Wäldchen beſſer überſchauen zu können, und mußte ſie endlich die Erwartung aufgeben, trieb ſie ihr Geſchäft ſtetiger und ſtiller, da kam es der Freundin vor, als wären Jakobinens Wangen auch etwas gebleicht. — Wenn aber Guſtav kam, war begreiflich des Redens vollauf, denn er wußte über Vieles zu ſprechen und immer, war er wieder fort, geſtand ſich Jakobine freudig: daß ſie abermals etwas gelernt habe, um bald danach wehmüthig ſich zu ſagen: „Ach, wie wenig weiß ich doch! — ja, wenn mein Vater noch lebte!“ — Dann aber, dankerfüllt von dem, was Gott und ihre Pflege-Eltern für ſie und ihren Bruder — der jetzt in Grenoble ſich befand, im Seminar — gethan, ſchalt ſie ihre Traurigkeit und ſuchte ſich in emſiger Arbeit Frohſinn und Heiterkeit, die freilich doch nicht mehr ſo ungetrübt waren, wie wohl ehemals.

Das Linnen ward unterdeß ſo ſchön, als es werden konnte, und Guſtav hatte für Monard und ſeine Nachbarn an Körben gefertigt, was ſie nur haben wollten; den Lohn dafür ließ er überall ſtehen mit der Aeußerung: er fordere ihn ſpäter ringsum ein, damit er dann ein Sümmchen beiſammen habe. Nachdem er nun eben wieder einige Tage bei Claude Puiſſon geweſen war,

trat er jetzt in Monard's Haus als Bote, wie er ſagte. Claude ließ ſich zu einem Beſuch anmelden, und nicht allein, und wenn's erlaubt wäre, wolle er zum Pfingſtfeſt kommen. Bei dieſer Botſchaft erröthete Jakobine in Beklommenheit, denn ihr fiel ein, daß ſie ſo ganz vergeſſen habe, die Puiſſon's zu beſuchen und das geliehene Buch zurück zu geben. Sie bat deshalb ihren Pflegevater, am nächſten Tage hingehen und dort ſeine Einladung ausſprechen zu dürfen, was Monard mit Freuden guthieß. Nach kurzem Verweilen und Ueberlegen machte ſich Guſtav wieder auf den Rückweg und an dem Abende war vor Claude's Thür eine ſehr lebhafte Unterhaltung im Gange.

Tages darauf kam Jakobine und erhielt in der Wohnung der ihr Befreundeten den Beſcheid: Die Familie befinde ſich in der, am Ende des Gartens gelegenen Meierei und man ſolle ſie erſuchen, dorthin zu kommen. Sie that es und traf zuerſt Guſtav in voller Thätigkeit bei'm Korbflechten. Er ſagte ihr, daß er ſehr glücklich ſey über dies Zuſammentreffen, da er in den nächſten Tagen die Gegend verlaſſen werde. — Jakobine ſenkte betroffen den Blick und fragte dann, faſt gedankenlos: wohin er wolle. — „Zu meiner Mutter!“ antwortete er. — „Zur Mutter?“ wiederholte ſie bewegt; „o, da kehrt heim, denn ſie mag Euch wohl ſehr vermiſſen!“ — Guſtav geſtand ihr jetzt, daß er ein Deutſcher, daß ſeine Heimath ſehr fern ſey und die Mutter ihn ungern entlaſſen habe. — „O kehrt raſch heim!“ rief Jakobine; „ich entſinne mich von meinem Vater, der auch ein Deutſcher war, oft eine ſchmerzliche Erzählung gehört zu haben. Eine Mutter ſprach zu ihrem Sohn, als er fort wollte: „Was ſuchſt Du draußen in der fremden, falſchen Welt? Unſer Städtchen hat Raums genug für Dich und unter den Bekannten iſt gut wohnen. Wer wird in der Ferne Dich lieben, wie die Mutter, Dein gedenken ſpät und früh? Und wiſſe“ — Jakobine ſtockte, fuhr aber dann fort — „wiſſe: Nachbars Margarth iſt Dir gut, ſie hat mir's letzten Sonntag geſtanden!“ — und er ging doch! Da ſagte die Mutter in der Scheideſtunde: „Wird es Dir gar zu bang und öde in der weiten Welt, ſo denke alsbald daran, daß die Mutter zu Hauſe treu Deiner harrt. Kehre wieder und poche an meine niedere Thür, ich will ſie herzig aufthun bei Tag und bei Nacht!“ Der Sohn aber ließ Jahre, viele Jahre vergehen, ehe er zurückkehrte, und als er, gebeugt von trüben Erfahrungen, endlich wieder in der Heimath war, hatte er die Mutter auf dem Kirchhofe zu ſuchen. Er geht dahin, findet das vom Mondlicht beleuchtete Grab, wirft ſich vor ihm nieder und betet: „Mutter, liebe Mutter, du hatteſt Recht: es ward mir gar zu bang und öde in der Welt, ich bin nun hier und vertraue auf deine Worte. Ich poche an deine niedere Thür, und du wollteſt mir ſie herzig aufthun bei Tag und bei Nacht. Oeffne, öffne, daß ich wieder bei dir wohne, bei dir, wo mir einſt ſo wohl war, öffne, daß ich nicht in bängſter Einſamkeit vergehe!“

Und ſiehe, der Hügel regt ſich, das Grab thut ſich auf, die Mutter empfängt in ihren Armen den Sohn und das Grab ſchließt ſich wieder. Sie hatte auch im Tode ihrer Liebe und ihres Wortes nicht vergeſſen!“ — Weinend hielt Jakobine inne und rief dann abermals: „O kehret heim, wo eine Mutter Eurer wartet, kehret heim, daß ſie nicht fern von Euch vor Gram ſterbe!“ — Guſtav war erſchüttert, wie Jakobine, er ſtand auf, trat zu ihr hin und fragte: „Was ward aber aus Margarethen?“ — „Ach, um die hat ſich Niemand gekümmert!“ klagte ſie leiſe, nach Athem ringend.

„Jakobine, ſprecht ein offen Wort — wollt Ihr meine Margareth ſeyn?“ fragte jetzt Guſtav — ſie aber ſtand nun bleich, bebend und wortlos vor ihm. In dieſem Augenblick waren Claude Puiſſon, ſeine Frau und Asbott leiſe aus der Meierei, wo ſie ſich verborgen gehalten, herbeigekommen und lauſchten hinter dem Mädchen, das keines Lauts mächtig war. Da nahm Claude im frohſten Muthe das Wort, erzählte ihr das ganze Abenteuer und ſchloß damit: „Nun, Jakobinchen, bring's Ja nur heraus, denn auf Herz und Zunge muß es Dir ja ſitzen!“ — Da ſaß es freilich, wollte indeß doch nicht heraus, bis ſie endlich ſtammelte: „Seine Mutter —!“ — „Oho!“ fiel Claude ein, „hier ein Brief mit ihrer Einwilligung, und ſagſt Du Ja, ſoll Ihr Segen folgen!“

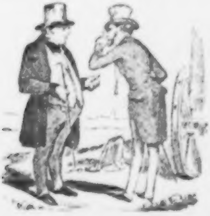
„Und meine Pflege-Eltern!“ rief ſie in kräftigſtem Schmerz; „ſie thaten ſo viel, ſie thaten Alles für mich und meinen Bruder — nein, o des Glücks und des Unglücks! — ich darf, ich werde ſie nicht verlaſſen!“ — Die letzten Worte ſprach Jakobine mit faſt verzweiflungsvoller Entſchloſſenheit.

„Iſt auch gar nicht nöthig!“ bemerkte Asbott, aber Guſtav rief lebhafter dazwiſchen: „Um keinen Preis ſolltet Ihr das, liebe Jakobine!“ — Claude war indeß nicht zu überwältigen mit der Nachricht: „Er kauft die große Herrſchaft in Eurer Nähe, habt Ihr Ja geſagt; Vater Monard und ſeine Tochter ziehen mit Euch, für deren Sohn wird Monard's Hab' und Gut einſtweilen verwaltet, und Guſtav's Mutter kommt auch zu uns her!“

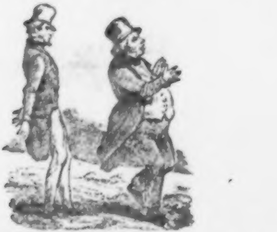
Jetzt war der Freudigkeit kein Ende, und wer wiſſen will, wie man Weltſchmerzelei heilt, der frage nur den Doktor Asbott, der ſich ganz verjüngt hat in der friſchen, unermüdet ſchaffenden Thätigkeit Guſtav's und der liebenswürdigen Wißbegier Jakobinen's, die es im wahrhaften Wiſſen und Erkennen mit jeder ihres Geſchlechts aufnimmt, ohne mehr ſeyn zu wollen, als das Höchſte, was ſie ſeyn kann: nämlich eine tüchtige Hausfrau, in all den reichen Beziehungen, die dies Wort in ſich faßt! Gz.

Wer iſt nun der Räuber?

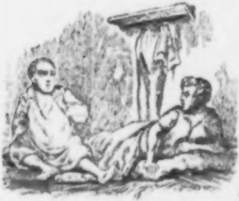
Zwei Herren und eine Dame hatten vor einigen Jahren Plätze in der Schnellpoſt genommen, welche nach Havre fährt. Der eine, Monſieur Malluguet, Kaufmann aus Paris, an Leib und Seele ſo ſchwergängig wie die Aufklärung unter Jeſuiten-Herrſchaft, ſchnarchte den größten Theil des Weges, während der Andere, Monſieur Luſſac, ein Handels-Commiſſionair, aufgeweckter Natur, ſeine Zunge in ſo ſteter Bewegung hielt, als ob er noch eine in Bereitſchaft hätte. Unter Anderem entfloh ihm im Geſchwätz bald das Geſtändniß, daß er 15,000 Francs Banco-Zettel mit ſich führe, wovon ein Theil zum Ankauf mehrerer Colonial-Waaren für ein Pariſer Handelshaus beſtimmt ſey; mit der andern Hälfte wollte er für ſeine Gattin ein kleines Landhaus kaufen. — Malluguet äußerte dagegen in dem ſeltenen Augenblick, wo er eben nicht ſchlief, nichts weiter, als daß er nach Havre wolle. So war man bis Pontoiſe gekommen, wo die Pferde gewechſelt wurden. Der Weg erhebt ſich dort bergan und der Poſt-Führer meinte es mit ſeinen Pferden ſo gut, daß er die Herren bat, ſie möchten eine Strecke zu Fuß machen. Luſſac war gleich bereit und Malluguet mußte ſich nun auch bequemen, obgleich er eben ſo viel Luſt zum Laufen hatte, als etwa bei einer gezwungenen Anleihe zum Zahlen. Die beiden Kaufleute gingen voran, der Wagen folgte. Es war freilich dunkel geworden, aber man hörte ja den Wagen hinter ſich raſſeln. Ein Weilchen verging, auf einmal bemerkten Beide, daß ſie oder der Berg vom Wege abgekommen ſeyn mußten, denn nirgends wollte ſich eine Höhe zeigen. Man glaubte den Wagen zu hören, ging dem Schall nach; vor Malluguet's Stöhnen und Puſten war aber ſelten etwas Anderes zu vernehmen, und zuletzt befand man ſich ganz in der Irre. Die Angſt belebte den Schwerfälligen, er fing an zu fluchen und kräftiger zu ſchreiten, und mit dieſer Veränderung überfiel den Monſieur Luſſac ein Bangen. Sich ſeines Bekenntniſſes hinſichtlich der 15,000 Francs bewußt, machten ſchwarze Gedanken Geſchäfte in ſeinem Gehirn:

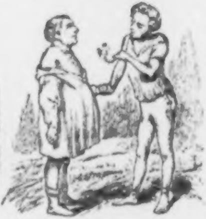


der ſo rüſtig und dadurch verdächtig gewordene Begleiter hatte wohl gar mit dem Poſt-Führer Abrede genommen, und, wenn man ganz vereinſamt war, ſo überfiel Jener den voreiligen Plauderer und raubte ihm ſeine ganze Habe. Ein Paar Helfershelfer lauerten vielleicht noch im Hinterhalt, und der arme Luſſac — iſt ein verlorener Mann! Das Einzige — ein Paar gute Beine — retteten allenfalls noch vor dem doch immer ſchwerfälligen Angreifer! Alſo — auf der Hut! — Malluguet dagegen denkt gerade wie Luſſac, als er bemerkt, daß dieſer ſchnell ſtill geworden iſt. Er hat zwar nichts erzählt, ſeine Taſchen ſind aber nicht minder mit guten Papieren gefüllt, und Luſſac's Geſtändniß ſcheint ihm jetzt eine verdächtige Liſt, ihn ſicher zu machen, um von ihm erſt zu nehmen, was Luſſac als bei ſich habend vorhin vorgegeben. — Jeder hält den Andern möglichſt entfernt von ſich, aber deſto ſchärfer bewachen die Augen die Bewegungen. Bald indeß zwingt ſie der immer zunehmende Moraſt, einander zu nahen, ſie müſſen dicht bei einander einen Fußſteig ſuchen. Will Malluguet ſich

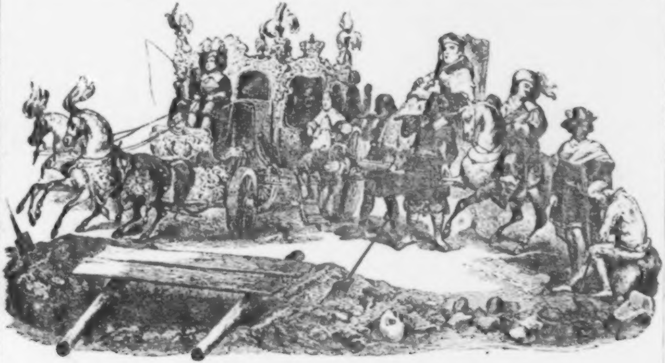


einmal den Schweiß abtrocknen, ſo hält Luſſac gleich an, fürchtend ein Mord-Inſtrument aus der Taſche hervorblinken zu ſehen; will Luſſac zur Stärkung ein Priſchen nehmen, ſo borſt Malluguet ſich duckend raſch in den dickſten Schmutz, meinend, jetzt werde ein Piſtol auf ihn abgedrückt. — Luſſac muß endlich ſeine Furcht zu Worte laſſen. „Man dürfte wohl hier auf ſeiner Hut ſeyn müſſen! Der Teufel hat mich in der Nacht auf die Landſtraße geworfen! Freilich, wer mich auszöge, fände nichts als leere Taſchen!“ — „Ei“, erwiederte Malluguet, „Sie vergeſſen die 15,000 Francs, die Sie mit ſich führen!“ — „Wind, nichts als Wind!“ fiel Luſſac ein; „dieſe Summe will ich erſt in Rouen heben, ſo weit werden meine Paar Dreier Reiſegeld wohl noch reichen!“ — Neuer Schreck für Malluguet, der ſeine Ahnung von vorhin mehr beglaubigt findet. — „Ei nun“ — ſagt er hierauf — „ein Paar gute Piſtolen will ich denn doch erſt abdrücken, eh' ich mich gefangen gebe!“ — „Mein Gott“, ſpricht Luſſac, „es iſt ja verboten, Waffen bei ſich zu führen!“ — „Verboten?! Es giebt Leute, die ſich darüber wegſetzen!“ entgegnete mit dem letzten Reſt ſeines Muthes der Dicke. — Jetzt hörte man Pferdegetrappe. Es war ein Poſtillon, den ſie anredeten und der ſie dann belehrte, daß ſie den Weg verfehlten und noch zwei Stunden vom erſten Stations-Ort entfernt ſind. — Neues Fluchen, neue Angſt! — Da kommt endlich ein Reiſewagen. Beide eilen darauf zu. Luſſac will nur auf dem Fußtritt ſtehen, aber der Fuhrknecht iſt unerbittlich, peitſcht ſeine Pferde an, und die beiden Fußgänger bleiben von Neuem auf der Landſtraße. — Am Ende, von Schweiß triefend, vor Ermüdung keuchend, ſieht man in der Ferne ein Licht. Mit neuer Kraft wird darauf losgeſteuert: es iſt ein Dorf. Alles ſchläft, aber es gelingt endlich doch, die Herberge zu erforſchen — alle Betten ſind beſetzt! Auf dringendes Bitten entzieht der Wirth ſich ſelber eine Matratze und giebt ſie mitleidig den müden Wanderern. Erſt indeß verlangt der ſchwache Körper nach Speiſe und Trank, und die Kleider müſſen vom Schweiß getrocknet werden. Nun — auf's Lager! Jetzt endlich geht's auch an die Beichte! Jeder bekennt ehrlich ſeine unnütze Furcht, man lacht einander herzlich aus und, nachdem man ſich recht ſatt gelacht, gönnt man ſich ſorglos die wohlverdiente Ruhe!





Am nächſten Morgen aber werden beide Männer näher mit einander bekannt und — vereinen ihre Geſchäfte. Das Haus „**Malluguet & Lussac**“ iſt jetzt in Paris ein ſehr bedeutendes, und jeder der Herren erzählt mit Vergnügen, wie ihre Compagnieſchaft entſtanden iſt.



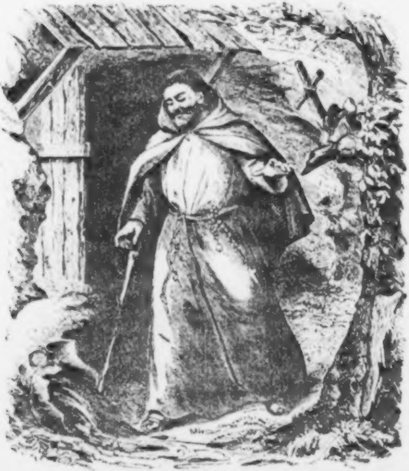
Der Menſchen Ziel.

Es zog ein Pilger des Weges daher,
Barfüßig und barhaupt, gebückt ſo ſehr,
Der trug an Ränzel und Mangel ſo ſchwer.
Und einholt den Pilger, gar wohl beſchuht,
Ein Wand'rer mit ſtattlichem Wams und Hut,
Der ſchritt ihm vorbei mit Uebermuth.
Und hinter ſich läßt Die ein Reitertroß,
Beſpornt und behelmt, und bewehrt mit Geſchoß,
Der ſtolz auf die Wand'rer herabſieht vom Roß.
Vorüber den Dreien ein Träger-Paar trabt,
Das trägt in der Sänfte den feiſteſten Abt,
Der's Aug' an den Wand'rern und Reitern labt.
Einholend die Wand'rer, die Reiter, rollt
Des Fürſten Caroſſe, der, ſtrotzend von Gold,
Hochmüthig auf Alle hernieder grollt.
Und Alle, der Pilger am Wanderſtab,
Der König, der Abt, der Ritter, der Knapp,
Sie haben Alle *ein* Ziel nur: das Grab!
Und wenn nun den Allen *ein* Ziel nur beſteht,
Was hat über Einen den Andern erhöht? —
„Ach, Nichts, als das beſſere Reiſegeräth!“
Und hilft dies und bleibt dies im Tode uns nicht,
So lern' es entbehren und halt' in der Pflicht,
Was jenſeits des Grabes noch Segen Dir ſpricht!

Fehlgeſchlagen!

Im Jahrgange für 1842 (S. 56) findet man unter dem Titel: „Hab' ich iſt beſſer als hätt' ich!“ ein Verrechnungs-Geſchichtchen, dem das folgende als Seitenſtück dienen kann:

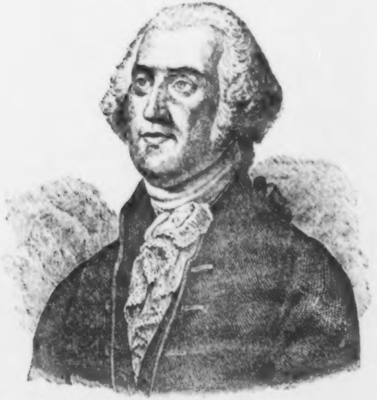
Aus wilden Bienenſtöcken hatte ein junger Einſiedler, der große Luſt in ſich ſpürte, die Einſiedlerei aufzugeben, mit vieler Mühe und beharrlicher Geduld ſich einen anſehnlichen Vorrath Honig geſammelt und ihn, täglich über ſeinen Schatz erfreut, in dem Raume eines großen Topfes verwahrt. „Juchhei!“ ſagte er nun zu ſich ſelbſt — „ich hab's mir freilich vom Munde abgeſpart, aber bald, wenn der Honig am theuerſten iſt, bald will ich in die Stadt gehen und ihn verkaufen. Für das Geld ſchaff' ich mir ein Paar Schäfchen an, haben mir dieſe Lämmer geworfen, verkauf' ich die auch, baue mir eine Hütte und nehme mir ein hübſches Weibchen!“ — Der Gedanke beſeligte ihn ſo, daß er ſich eine Weile innigen Betrachtungen überließ; plötzlich aber fuhr er auf: „Ja, wenn nun die Kinder, die ich dann auch haben werde, ungehorſam und ſtörrig ſind? Ha, ihr ſollt mir nur kommen, ich



will euch ſchon ſtrafen, ſo — ſo!“ — Bei dieſem Ausruf ſchlug er mit ſeinem Knotenſtabe, den er in ſeinem Erziehungs-Eifer ergriffen, links und rechts um ſich, traf auch richtig den Honigtopf, der an den böſen Kindern ſchuld war, daß er zerbrach. Dahin floß der ſüße Inhalt und dahin waren Schäſchen, Lämmer, Hütte, Weib und Kinder! —

Gewiß, man muß über den Thoren lächeln! Wenn nun aber Dieſer oder Jener ſein mühſam Erſpartes auf Wucher anlegt, zum Beiſpiel im ſüßlockenden Actien-Handel, thut da Mancher nicht Aehnliches? Er will Das, Das und noch Das gewinnen, endlich giebt's einen Fehlſchlag, und dahin iſt das Erwucherte ſammt dem Erſparten! — Drum iſt dem kühlen Kopf gewiß nur das Gewiſſe; denn wie ein Loch der Topf, ſo kriegt ein Plan leicht Riſſe!

George Waſhington.



George Waſhington, der dritte Sohn eines reichen Pflanzers Auguſtin Waſhington, wurde am 23. Februar 1732 zu Bridge-Creek in Virginien, Grafſchaft Weſtmoreland, geboren. Sein Urgroßvater John Waſhington ging zuerſt von England, wo ſeine Familie in der Grafſchaft Northampton einen ausgezeichneten Rang eingenommen, um 1657 nach der neuen Welt hinüber. Im zehnten Jahre verlor George ſeinen Vater, der ihm wenig Vermögen hinterließ, und wurde einige Jahre darauf von ſeinen Brüdern mit der Verwaltung von Pflanzungen beauftragt, worin er ſich ſchnell Geſchicklichkeit und Kenntniſſe erwarb. Aber ſein Hang ſowohl als ſeine Fähigkeiten wieſen ihn mehr auf die militairiſche Laufbahn hin, die er noch nicht lange betreten, als er ſchon, jetzt neunzehn Jahr alt, zum General-Adjutanten der Virginiſchen Milizen, mit dem Major-Rang, ernannt und ihm eine Sendung in die Nähe der franzöſiſchen Niederlaſſungen am Ohio anvertraut wurde. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er den Befehl über ein Regiment von dreihundert Mann, mit dem er den erſten Feldzug gegen die Franzoſen im Beginn des ſiebenjährigen engliſch-franzöſiſchen Krieges, welcher um die Grenzen am Ohio geführt wurde, mitmachte. — Nach Beendigung des Feldzuges bewirkte eine Uebergebung beim Avancement, daß er den Kriegsdienſt verließ, wozu er um ſo mehr geneigt war, da der Tod ſeines älteſten Bruders ihn in den Beſitz der reichen Herrſchaft von Mont-Vernon geſetzt. Indeſſen konnte er doch dem wiederholten Anſuchen des General Braddock, der ihn zum General-Adjutanten wählte, nicht widerſtehen. Nachdem er ſich mit Ruhm bedeckt in dem Feldzug, in welchem dieſer General umkam (1755), wurde Waſhington zum Oberſten ernannt, dann zum Ober-Befehlshaber der Virginiſchen Truppen, trug im Jahre 1756 viel zur Einnahme der Feſtung Duquesne bei, wurde zum Mitglied der General-Verſammlung gewählt, legte ſeine Oberſten-Stelle nieder und heirathete eine junge Wittwe, mit der er ſeit einiger Zeit bereits in Verbindung ſtand, welche Reichthum und Schönheit mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens vereinte. Im Jahre 1763 wurde der Pariſer Friede geſchloſſen, der Canada in die Hände Englands lieferte und die altengliſchen Colonien von der unruhigen Nachbarſchaft der Franzoſen befreite, welche viel dazu mitgewirkt hatte, die Colonien von dem Schutze Englands abhängig zu machen. — Aber eben dies England, des läſtigen Nachbars und der langen Feindſeligkeiten mit ihm ledig, wollte ſich nun für Koſten und Mühſal an den Colonien um ſo mehr erholen. So erſchien die berüchtigte Stempel-Akte im Jahre 1765. Unter Zuſtimmung des Parlaments nämlich hatte das Grenville'ſche Miniſterium in England beſchloſſen, von verſchiedenen Einfuhr-Artikeln in Amerika Steuern zu erheben (5. April 1764), und etwa ein Jahr darauf (22. März 1765), den Gebrauch des Stempel-Papiers in die Colonien einzuführen. Es fügte ſogar mit baaren Worten hinzu, daß der Ueberſchuß der durch dieſe Maaßregeln erlangten Steuern, die eigentlich zur Abzahlung eines Theils der von England bei Beſchützung der Colonien gegen Frankreich gemachten Schulden beſtimmt waren, in die Schatzkammer des Königs von England fließen ſolle. Dies verdroß die Amerikaner ganz beſonders, und ein heftiger Unwille machte ſich unter ihnen Luft. Zwar hatte nur eine der Colonien, Maryland, das durch geſetzliche Beſtimmung anerkannte Recht, ſich ſelbſt zu beſteuern und durch das engliſche Parlament nicht beſteuert zu werden, aber eben ſo wenig ſtand das Gegentheil in den anderen Colonien feſt. Dieſe verweigerten es daher keineswegs, den ihnen nach gehöriger Abſchätzung zukommenden Theil der Koſten bereitwillig zu tragen, wohl aber ihn nach der vom engliſchen Parlament beſtimmten Norm und Größe zu übernehmen. Sie ſelbſt wollten die Art und Weiſe der Steuer nach beſter Einſicht der inneren Verhältniſſe anordnen, ſie ſelbſt wollten ſich die Steuer auflegen, ſoweit England gerechten Anſpruch auf ihre Mitwirkung zu den Kriegskoſten habe; nicht aber wollten ſie ſich einer willkürlichen Beſteuerung unterwerfen, deren Maaß und Grenze ſie nicht abſehen könnten, die ohne Controlle ihnen die Taſchen leere. Das Menſchenrecht, wie die erſten rechtlichen Grundlagen der Selbſterhaltung ſtritten gegen eine ſolche Willkür. Nur durch Selbſtbeſteuerung ſey die perſönliche Freiheit und das Eigenthum des Bürgers gegen die Eingriffe einer herrſchenden Macht geſchützt. Wer kann die Wahrheit dieſer Entgegnung in Zweifel ſtellen? Sie zündete in den Gemüthern der Amerikaner, und als die Colonie Maſſachuſets-Bay zu einem allgemeinen Congreſſe einlud, waren alle Colonien auf demſelben vertreten und erklärten einſtimmig: dem engliſchen Parlamente ſey das Recht, die Colonien zu ſchätzen, feierlich abzuſprechen (19. Oktober 1765). Jeder Verſuch engliſcher Seits, die Maaßregel einzuführen, wurde nun vom Volke mit Entſchiedenheit zurückgewieſen und verhindert, rief Aufſtände hervor, bei denen alles Stempel-Papier, das irgend zu erhaſchen war, vernichtet wurde. Das Volk fühlte ſich in ſeinem Rechte und beſaß Kraft und Geſinnung genug, dies Recht durch die That ſelbſt zu vertheidigen. Die Folge dieſer Bewegungen war, daß der Handel ſtockte, die Verwaltung in Verwirrung gerieth, ſo daß endlich das neue (Whig-) Miniſterium Rockingham die Stempel-Akte zurücknahm, doch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß dies nur eine gnädige Conceſſion ſey, das Recht jedoch, die Colonien zu beſteuern, dem Parlamente nach wie vor zuſtehe. Eine ſolche Erklärung konnte die Amerikaner nicht zufrieden ſtellen. Sie ſahen darin kein Wohlwollen für die Colonien, ſondern nur die zwingende Furcht vor der aufſtändigen Erregtheit des Augenblicks, nicht eine ſittlich freie That der Anerkennung, ſondern eine Maaßregel der Schwäche, und mußten, ſobald die Gründe der Furcht verſchwunden, der Erneuerung der kaum abgewendeten Laſt entgegenſehen. Nicht lange ſollten ſie auf Erfüllung dieſer Ausſichten warten. Kaum war in England das whiggiſtiſche Miniſterium beſeitigt und an deſſen Stelle ein toryiſtiſches unter Lord North (1770) getreten, als eine neue Akte erſchien, welche auf die Einführung von Glas, Papier, Bleiweiß, Farbe und Thee in die Colonien, ſelbſt wenn ſie durch engliſche Schiffe geſchah, eine Abgabe legte. Hier zeigte ſich der Gemeinſinn der Amerikaner auf das Glänzendſte. Wieder berief Maſſachuſets-Bay eine allgemeine Verſammlung, welche beſchloß, nicht allein gegen die neue Akte entſchieden zu proteſtiren, ſondern zugleich ſowohl den mit Zoll belegten, als auch allen anderen engliſchen Waaren, die nur irgend zu entbehren ſeyen, gänzlich zu entſagen, mit Aufbietung aller Mittel ſo viel als möglich davon im Lande ſelbſt zu erzeugen und für den Augenblick die größten Opfer nicht zu ſcheuen, um die Selbſtſtändigkeit zu bewahren. Das war nicht allein ein kühner, es war ein großartiger Entſchluß, ein ewig ruhmwürdiges Denkmal des ſchönſten

Volksſinns im Tempel der Geſchichte! England ſandte ein neues Kriegsheer nach Amerika, die engliſchen Gouverneurs ergriffen Maaßregeln des Krieges — nichts vermochte die Colonien einzuſchüchtern. Auch ſie rüſteten ſich zum Kampfe. Da zog das engliſche Miniſterium, theils aus Beſorgniß vor dem drohenden Kriege, theils bewogen durch Vorſtellungen der engliſchen Kaufleute, die ihr eigenes Handels-Intereſſe durch einen Aufſtand ſchwer beeinträchtigt ſahen, wiederum mildere Saiten auf und gab eine dritte Akte (1770), die keine Vortheile für England bringen konnte, da nur der Thee beſteuert wurde, und zwar ſo, daß er, trotz dieſer Steuer, in Amerika wohlfeiler wurde als in England, indem man den nach den Colonien beſtimmten Thee von der engliſchen Abgabe eines Schillings auf das Pfund befreite und in Amerika nur vier Pence darauf legte. Die Akte erſchien alſo nur, um mit Beſeitigung aller materiellen Nachtheile für Amerika allein den Grundſatz der Beſteuerung durch das Parlament aufrecht zu erhalten, auf dem ſich dann ſpäter, unter günſtigeren Verhältniſſen, ein neuer Abgaben-Bau erheben ließe. Doch die Amerikaner waren nicht zu täuſchen. Ihr Sinn ſtand nicht ſo niedrig, daß ſie nur äußerliche Vortheile in's Auge gefaßt hätten. Der Geiſt des beabſichtigten Geſetzes war es, gegen den ſie ſich erklärten. Sie widerſtrebten daher ſogar der Einführung des wohlfeileren Thee's: ſie wollten nicht um eines augenblicklichen Handels-Vortheils, der vielleicht Viele von ihnen bereichern konnte, den Grundſatz ihrer menſchlichen und perſönlichen Freiheit aufgeben, die in dem Recht der Völker, ſich ſelbſt Geſetze zu geben, mithin auch ſich ſelbſt zu beſteuern, ihren allein wahren, unzerſtörbaren Boden hat. Im Bewußtſeyn dieſer ihrer Berechtigung als ſelbſtdenkende, für ſich ſelbſt handelnde, menſchlich freie Perſonen verwarfen ſie den Kunſtgriff Englands, der ſchlau genug erdacht war, und es giebt ſeit Rom's glorreicher Republik kein leuchtenderes, herrlicheres Beiſpiel von Hoheit und Größe bürgerlichen Gemeinſinns! Die Ehre galt einem ganzen Volke höher als der Vortheil, und für ehrlos erklärte es Jeden, der den nach engliſcher Beſtimmung beſteuerten Thee an ſich kaufe. Es blieb nicht bei Worten, Thaten folgten. Zuerſt wurden in Boſton mit Thee beladene Schiffe der Oſtindiſchen Compagnie, welche die Vergünſtigung erhalten hatte, den Thee frei von England auszuführen, angegriffen und die Ladung in's Meer geworfen; andere Städte folgten dem Vorgange Boſton's, und dieſe thatſächliche Widerſetzlichkeit rief nun die harten Straf-Beſtimmungen des engliſchen Miniſteriums hervor, welche den Ausbruch des Kampfes entſchieden. Das Parlament beſchloß und der König beſtätigte, daß der Hafen von Boſton bis zur gänzlichen Schadloshaltung der oſtindiſchen Compagnie geſperrt, der Colonie Maſſachuſets ihre Verfaſſung vernichtet werden, das Recht des Regierens allein der Krone von England und ihren Beamten anheimfallen, die härteſte Beſtrafung alle Theilnehmer an den

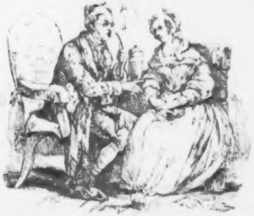
Widerſetzlichkeiten treffen, dagegen diejenigen, welche durch unbefugte Gewaltthätigkeiten auf Stillung der Aufſtände hingewirkt, nicht in Amerika, ſondern in England abgeurtheilt werden ſollten und ſo weiter. In einträchtiger Vaterlandsliebe und feurigem Dahingeben an die Idee der Freiheit ſchloſſen die Colonien, dieſen Gewaltbefehlen gegenüber, ſich feſt an einander, und der Krieg entbrannte. — Der engliſche General Gage, der Boſton belagerte, überfiel eine Verſammlung amerikaniſcher Häupter zu Concord, und das erſte Blut floß zu Lexington. Ein zweites Treffen folgte bei Breeds-Hill, mit zweifelhaftem Ausgange wie das erſte, aber den Widerſtand der Colonien, die nach einem, von Franklin erhaltenen Verſprechen Ludwigs XVI von Frankreich, auf deſſen geheime Hülfe rechneten, durch das Gefühl der Rache zu glühender Höhe ſteigernd. Der Congreß von Philadelphia, deſſen wirkſamſtes Mitglied ſeit 1774 Waſhington war, erklärte im Jahre 1776 die vereinten Colonien für einen unabhängigen, ſich ſelbſt beherrſchenden Staat, erließ die Grundzüge der zukünftigen Vereins-Verfaſſung und ernannte einſtimmig George Waſhington zum Generaliſſimus der amerikaniſchen Armee. Er nahm den Oberbefehl an mit den beſcheidenen Worten: er fühle ſich zwar eines ſo hohen Auftrags nicht würdig, wolle jedoch alle ſeine Kräfte anſpannen, dem Vertrauen ſeiner Mitbürger zu entſprechen, verwendete ſein eigenes Vermögen zur Bildung einer bedeutenden Kriegsſchaar, die er zum Heere ſtoßen ließ, und wies das ihm angebotene Gehalt zurück mit der Aeußerung: er werde über ſeine Ausgaben genaue Rechenſchaft legen und hoffe, der Congreß werde nicht anſtehen, ſie zu erſtatten. Seine erſte Waffenthat war, die Engländer von Boſton zu verjagen, und dies erfüllte die Amerikaner mit Enthuſiasmus. Beſiegt zu Brooklyn, Sieger zu Trenton und Princeton (1777), geſchlagen wieder an den Ufern der Brandy-Wine und zu Germantown, erfocht er glänzende Siege bei Monmouth Court-Houſe (1778), noch vor der durch den Handels-Traktat zwiſchen Amerika und Frankreich bewirkten Ankunft der franzöſiſchen Flotte unter dem Grafen d'Eſtaing, dann bei Turtle-Bay. Den Gewinn dieſer letzten Schlacht verdankte er namentlich ſeiner eigenen perſönlichen Tapferkeit, da er, ſich ſelbſt dem feindlichen Feuer ausſetzend, den Degen in der Hand, den ſchon geſunkenen Muth der vereinten amerikaniſchen und franzöſiſchen Truppen neu anfeuerte, daß ſie begeiſtert Alles vor ſich niederwarfen. Hier focht auch ſein edler Freund Lafayette, der mit einem von ihm ſelbſt ausgerüſteten Schiffe von Frankreich nach Amerika gekommen, an ſeiner Seite. Die Einſchließung und ſchimpfliche Capitulation des Lord Cornwallis in York-Town beendete den für Amerika ruhmwürdigen Krieg, in welchem übrigens auch die brittiſchen Truppen mit merkwürdiger Tapferkeit und Ausdauer gefochten, während England in Europa von Frankreich, Holland und Spanien bedrängt wurde

Durch den Friedensſchluß zu Verſailles (3. September 1783) wurde die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten Nord-Amerika's von England anerkannt. — Waſhington legte nach beendigtem Kriege das Commando in die Hände des in Annapolis verſammelten Congreſſes nieder, empfahl die Krieger, welche unter ſeinem Befehl gefochten, der Dankbarkeit des freien Volkes, erklärte, jedem öffentlichen Amte zu entſagen, und zog ſich in's Privatleben zurück, beſcheiden in ſeiner Größe, groß in ſeiner Beſcheidenheit. Nie verließ ihn dieſe, nie drängte er ſeine gefeierte Perſönlichkeit in den Vordergrund, wo es die Sache des Volkes und des Vaterlandes galt. Die Republik errichtete ihm eine Reiter-Statue. Friedrich der Große, der abſolute König, ſandte ihm, dem Republikaner, einen Degen mit den Worten: „Der älteſte unter den Feldherren dem größten Feldherrn der Welt" — und dennoch blieben Stolz und Hochmuth der Seele eines Waſhington für immer fern. — Die im Congreſſe berathene, republikaniſche Vereins-Verfaſſung, zu deren ſchönſten Grundzügen die Beſtimmung gehört, daß ein Geſetz gegen unbedingte Religions- und Preßfreiheit oder gegen das uneingeſchränkte Recht der Petition von den geſetzgebenden Kammern niemals auch nur vorgeſchlagen werden darf, trat am 4. März 1789 in's Leben, und Waſhington wurde mit Stimmen-Einhelligkeit zum erſten Präſidenten erwählt. Zum zweiten Male gewählt im Jahre 1793, zeigte er ſich fortwährend gleich groß und uneigennützig als Staatsmann wie als Feldherr. — Nachdem er ſich (1797) von Neuem freiwillig in's Privatleben zurückgezogen, wurde er bald darauf, als ein Krieg mit Frankreich drohte, demſelben wieder entriſſen, um als Generaliſſimus an die Spitze der Armee zu treten. Freudig ergriff der greiſe Patriot das Schwert, doch eine plötzliche, wenige Stunden währende Krankheit entriß dem Vaterlande den größeſten ſeiner Bürger. Er ſtarb im ſiebenundſechzigſten Jahre am 14. Dezember 1799. — Wir ſchließen dieſen Aufſatz mit der herrlichen Charakter-Schilderung Waſhington's durch den edeln Rotteck: „Mit friſch zuſammengebrachten, kaum gehörig bewaffneten Streitern, größtentheils ohne Kriegs-Erfahrung und Disciplin, ja, als freiwillig dienend, wenig geneigt zur Subordination, beſtand er den Kampf gegen die beſtgeübten und beſtgerüſteten Truppen der Welt, unter kriegsgewandten Häuptern und verſehen mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen zu verſchaffen dem reichen Britannien leicht war, während Er, von Geldnoth gedrückt, den Seinigen oft nicht die Nahrung, noch öfter den Sold nicht reichen konnte, in fortwährender Gefahr, mit einem Schlage Alles zu verlieren, auch nicht ſelten vom Unglück verfolgt, in faſt verzweiflungsvoller Lage, doch ſtets hohen Muthes und ungebeugter Kraft der Seele, vorſichtig, wachſam, zu gelegener Zeit auch feurig und heldenkühn, doch niemals vermeſſen, niemals berauſcht vom Glück. Durch Beſcheidenheit, Edelmuth und die am Tapfern zehnfach ſchöne Milde erſchien der bewunderte Held auch werth der Liebe, und damit kein Ruhm ihm mangele, ſo verband er, wie die Gefeiertſten der großen Alten, mit den Talenten des Kriegers auch jene des Staatsmannes, mit den öffentlichen Tugenden des Patrioten und Republikaners auch alle Privattugenden des edelſten Menſchen. So lange Civiliſation und Humanität ein Reich oder eine Stätte auf Erden haben, ſo lange die Ideen Freiheit und Vaterland einen Werth behalten und geſchichtliche Erinnerungen unter den Menſchen leben werden, ſo lange wird Waſhington's Name glanzvoll im Tempel des Ruhmes ſtehen!"

Anton Gubitz.

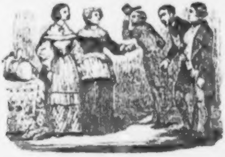
Was ſoll ich aus meiner Tochter machen?

(Seitenſtück zu dem Aufſatz: „Was ſoll ich aus meinem Sohne machen?" Jahrgang 1844.)

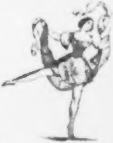


Der Kämmerer **Lippold**, der vor einem Jahre ſeine Stelle in einer kleinen Stadt aufgegeben hatte und mit einem ihm genügenden Einkommen in die Reſidenz gezogen war, um den letzten Theil ſeines Lebens noch auf angenehme Art zu Ende zu bringen, ſaß an einem Winter-Abend neben ſeiner Ehehälfte in gemüthlicher Unterhaltung.

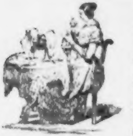
„Du weißt, liebes Friedrikchen", ſagte er unter Anderem, „daß unſre Eliſe nun bereits zwölf Jahre zählt; ſie hat unter der Aufſicht des Herrn Rektors Martini ganz hübſche Dinge gelernt — ich meine, ſie könnte unſerer Familie einmal recht viel Ehre bringen mit ihren ſchönen Talenten, und es wäre wohl Zeit, daß wir daran dächten, zu welchem Berufe ſie beſonders zu beſtimmen ſey. Wir hinterlaſſen ihr zwar ein paar tauſend Thälerchen, die aber immer nur das Nothwendigſte decken würden

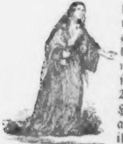


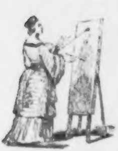
Erwünſchte heirathsluſtige Männer ſind ſehr dünne geſäet, wachſen Einem nicht leicht in's Haus, und ſo möcht's gut ſeyn, wenn ſie ſich zu Etwas vorbereitete, das ihr einmal eine heitere Zukunft verſpricht." — „O mir iſt nicht bange, Väterchen!" erwiederte die Frau; „Eliſe iſt eins von den hübſchen Mädchen, nicht ganz ohne Vermögen, da finden ſich ſchon Männer ein —." — „Ja, Frauchen, es möchten mir aber Viele nicht zuſagen zur Zuſage." — „Nun dann, was hat die Alles gelernt! Sie kann nähen und ſticken, hat Sprachkenntniſſe, zeichnet recht zierlich und ihr ſilberreines Stimmchen klingt recht wohlthuend an's Herz." — „Das iſt's!" meinte Herr Lippold, ſeinen Stuhl näher an den ſeiner Frau rückend. „Ich habe mir ein ſchönes Bild entworfen von der Zukunft unſrer Tochter. Ich denke es mir immer als das ſchönſte Loos, von Hunderten und Tauſenden vergöttert zu werden, ſeinen Namen mit allen möglichen ſchmeichelhaften Bezeichnungen in den Zeitungen zu leſen, auf allen Lippen zu hören. Ach, Kind, ein berühmter Name iſt ein herrlich Ding! Was würdeſt Du ſagen, wenn einmal Deinem eheleiblichen Töchterchen ſo etwas geſchähe, wie der Fanny Elßler, bei der kunſtliebende Menſchen ſich für Pferde anſahen und der Tänzerin Wagen im Triumphe durch die Straßen zogen! Kind, eine Tänzerin kann durch ihr erworbenes Vermögen große Sprünge machen, auch wenn ſie nicht mehr ſpringt!" — „Ich bitte Dich, Alter! Unſer Lieschen und — eine Tänzerin! — Gar wie ſie's jetzt treiben mit der welſchen Mode: den kurzen Röcken, Beinverdrehungen und Luftſprüngen!" — „'S war nur ein Beiſpiel von Berühmtheit, Rickchen, eine Abſchweifung. Für Lieschen hab' ich ganz etwas Anderes im Sinne. Eine ſchöne Stimme wird jetzt gewaltig bezahlt bei der theuren Oper, ein hübſches Lärvchen dazu — das wäre was! Wie? Eine Sängerin, eine große Opern-



Sängerin, die ſo die ſogenannten Coloraturen Trepp' auf Trepp' ab herunterſchmettert, daß Einem ganz angſt und bange wird — eine Sängerin möcht' ich aus dem Mädel machen!“ — „Eine Sängerin! Nein, das iſt kein ſolides Brod! Heut kann ſie die Stimme verlieren, und morgen iſt's mit aller Herrlichkeit aus. Wir wollen lieber hübſch auf ebner Erde bleiben mit unſern Wünſchen. Eine Putzmacherin, denk' ich, hat ſtets ihr gutes Auskommen in einer großen Stadt, wenn ſie was Tüchtiges in ihrem Fach verſteht und Geſchmack beſitzt. Na, daran wird's unſerm Lieschen nicht fehlen. Mit den paar tauſend Thälerchen kann ſie ſich ein hübſches Waarenlager anſchaffen —.“ — „Du gehſt auch gar zu ſehr auf ebner Erde, Frauchen! Die Putzmacherei mag eine recht ſchöne Sache ſeyn, aber ſie iſt ein Gewerbe, bei dem man allenfalls wohl Geld, aber, wenn nicht von einer Franzöſin die Rede, in Deutſchland keinen berühmten Namen ſich erwerben kann, und den Namen Lippold möcht' ich doch für mein Leben gern glänzen ſehen. Soll's keine Sängerin ſeyn, nun, eine Schauſpielerin, ſo etwa eine „Lady Macbeth“ und dergleichen. Der Vetter Schriftſteller ſagte mir ohnedies neulich, die Schauſpielkunſt ſey eine ganz ungewöhnlich hohe und edle Kunſt, wenn man's nur gehörig mit ihr anfangen und ſie zur Erweckung des eigenthümlichen Geiſtes unſeres Volks benutzen wollte. Und das iſt wahr, eine recht ſanfte und rührende Sprache hat das Mädel. Die paar Bewegungen mit der Hand nach dem Himmel und mit der Hand auf's Herz wird ſie auch bald eingelernt haben, und dann können ihr die Blumen und Kränze gar nicht fehlen, ohne daß ſie ſich dergleichen ſelber beſorgt, wie's heut zu Tage ſehr oft vorkommen ſoll. — Du ſchüttelſt den Kopf, es gefällt Dir nicht! Gut, ich habe noch einen Vorſchlag: ſie ſoll Malerin werden. Die weiblichen Maler gehören immer noch zu den Seltenheiten, und wenn ſie ein paar geſcheidte Bilder zuſammengepinſelt, wird's auch Geſchrei genug in den Zeitungen geben.“ — „Mit Deinem Lärm und Geſchrei! Ich habe mein Lebtag mich am glücklichſten gefühlt in der Stille des Hauſes, im Schooße der Familie. Aber ich ſehe ſchon, daß ich nachgeben muß, wenn Du nicht alle Tage auf dieſelbe Geſchichte zurückkommen ſollſt; und ſo meine ich denn, es wäre das Geeignetſte, aus unſerm Lieschen eine Schriftſtellerin zu machen.



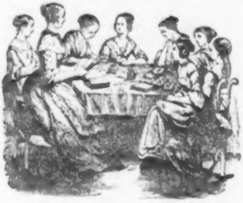




Dazu braucht ſie nichts weiter als die Vorbildung, die ihr Herr Martini bereits gegeben, und hat auch nicht nöthig, die Ruhe ihrer Häuslichkeit zu verlaſſen, kann jedoch daneben ſich Ehre und Ruhm erwerben.“ — Herr Lippold ſchmunzelte, nickte wie beiſtimmend mit dem Kopfe und wollte eben etwas erwiedern, als die Thürklingel geſchellt wurde. Frau Lippold erhob ſich, öffnete und begrüßte den Rektor Martini, der, Lieschen an der Hand führend, in's Zimmer trat. — „Ah, ſchön willkommen, Herr Rektor!“ rief der alte Lippold und winkte dabei das Töchterchen zu ſich heran, ihr einen väterlichen Kuß aufzudrücken. „Gut, daß Sie da ſind, Herr Rektor, Sie ſollen uns in einer ſehr wichtigen Angelegenheit mit Ihrem Rathe beiſtehen.“ — „So weit meine Kräfte reichen, bin ich gern dazu bereit“, ſagte Herr Martini; „doch ſchicken Sie Lieschen erſt zu Bett. Sie iſt von dem Spaziergange, den ich mit ihr gemacht, ermüdet.“ — „Ja, ſie braucht auch bei unſerm Geſpräche nicht anweſend zu ſeyn“, flüſterte der Kämmerer. „Geh', mein Töchterchen, ſchlafe wohl und erhebe Dich morgen neu geſtärkt.“ — Nachdem Lieschen den Eltern wie dem Lehrer die Hand gereicht und eine gute Nacht gewünſcht, entfernte ſie ſich in das nebenliegende Schlafzimmer. Der Rektor ſetzte ſich zu den beiden Alten, und Herr Lippold trug ihm den Inhalt des eben mit ſeiner Frau geführten Geſprächs vor. Lächelnd nahm der Rektor das Wort: „Ihr ſonderbaren Leutchen, was quält Ihr Euch wohl um eine Sache, die ja die Zukunft erſt enthüllen muß! Ueberlaßt es dem Kinde ſelbſt, wozu es ſich einſt entſcheiden will. Nicht der äußere Glanz, nicht die Vergötterung durch Hunderte und Tauſende kann das Herz für eine falſche Berufswahl entſchädigen. Das Glück des Lebens iſt die innere Befriedigung, die man bei ſeinem Thun und Wirken empfindet, und könnte Lieschen dieſes Glück als Schauſpielerin, Sängerin, Malerin oder Schriftſtellerin finden, ich würde gegen keine dieſer Beſchäftigungen etwas einzuwenden haben, denn jede Kunſt, wird ſie mit Ernſt und Innigkeit betrieben, wie es freilich leider nicht immer geſchieht, veredelt das Gemüth. Doch, Vater Lippold, von Außen her bringt man das Talent nicht in die Menſchen, und kein Sprüchwort iſt weniger wahr als dies: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand. Die Erziehung hat es bis zu der Zeit, wo der Menſch ſelbſt über ſich zu entſcheiden vermag, nur damit zu thun, die volle Menſchlichkeit des ihrer Pflege Befohlenen zu wecken, alle Fähigkeiten der Seele und des Geiſtes nach Kräften auszubilden, aber der unbefangenen Aeußerung des Kindes den Ausdruck ſeines freien Willens anheimzuſtellen. Wer dieſe Aeußerungen zu erkennen und zu verſtehen weiß, nun der mag dann mit ſeiner

Lehre mehr noch hinleiten auf die beſondere Bahn des beſtimmten Berufs, zu dem ſich die Anlagen aus der eigenen Natur des Kindes entwickelten. Wären alle Eltern immer gebildet genug, das Innere ihrer Kinder auf ſolche Art zu ergründen, dann ſtände es wohl um die Menſchheit: leider aber fehlt es Vielen an dieſer Gabe, und Andere opfern unverſtändig ihren Lieblings-Neigungen das Glück der Heranwachſenden. So iſt es beſſer, man bildet, unabhängig von jeder Nebenabſicht, Geiſt und Gemüth des Kindes, und das habe ich bisher bei Euerm Lieschen redlich gethan. Es iſt nicht Eure Schuld, Vater Lippold, daß Ihr nicht ſelbſt dies Geſchäft zu übernehmen vermochtet, denn Ihr habt eben gerade genug gelernt, um Eurem Amte mit Ehren vorzuſtehen. Aber Ihr würdet unrecht thun, wolltet Ihr Eure Frau verhindern, den Sinn der Häuslichkeit in das Herz der Tochter zu pflanzen —" — „Ei, Herr Rektor, das will ich nicht! Die weibliche Sitte und Tugend geht Allem vor." — „Ihr könnt ſie leicht vernichten, wenn Ihr Euer Mädchen in das laute Getriebe einer glänzenden Lebensſtellung hinausſtößt, ohne daß ſie in derſelben die Heimath ihrer Seele findet. Möchten ſich niemals Eltern durch eitle Neigung zu ihren Kindern verleiten laſſen, Fähigkeiten in ihnen vorauszuſetzen, die nicht vorhanden ſind! Vater Lippold, Euer Töchterchen iſt ein liebes, gutes, verſtändiges Kind, ſie faßt mit regem Eifer auf und hat Luſt am Lernen; aber der Keim der Kunſt oder Poeſie liegt nicht in ihr, und unglücklich würde ſie werden, wenn ſie in einen Kreis geſtellt würde, wo ſie Anforderungen befriedigen ſollte, denen ſie nicht zu entſprechen vermag. Drum laßt Eure Pläne für die Zukunft und hört meinen Rath." — „Wir wollen ihn befolgen", ſagte der Kämmerer, „gewiß: ich habe das Ding von ſo ernſthafter Seite noch gar nicht betrachtet." — „Aber es iſt ſehr ernſt. Hört denn den Erziehungsplan, wie er nach meinem Urtheil bei jedem Mädchen befolgt werden ſollte. Zunächſt iſt das Menſchliche in ihr zu entwickeln. So weit die Mittel der Eltern reichen, ſollen ſie der Tochter eine tüchtige Schulbildung angedeihen laſſen, damit der Geiſt, der eben den Menſchen macht, ſich fülle mit einem guten Inhalt. Dabei verlange ich nicht gelehrte Kenntniſſe, es ſoll nicht einmal ſo viel nöthig ſeyn, wie ich bei Euerm Lieschen gethan, die mehrere fremde Sprachen erlernte; aber der Unterricht muß hinausgehen auf Belebung des Gedankens. Neben dem rein Menſchlichen ſoll das Weibliche nicht vergeſſen werden. Der Sinn für reine Sitte, die um ihrer ſelbſt willen, nicht um eines irdiſchen oder himmliſchen Lohnes willen geübt wird, der Sinn für Häuslichkeit ſoll in die Seele des Mädchens gepflanzt werden, denn der erſte Beruf des Weibes iſt, an der Seite des Mannes

im Hauſe zu walten, und nur ein beſonderer, natürlich ſich entwickelnder Lebenstrieb für irgend einen beſtimmten Beruf kann den, Gattin und Mutter zu ſeyn, in eine zweite Stellung bringen. Dieſe Entfaltung der Weiblichkeit, auf welche der Lehrer zu achten hat, bedarf vor Allem der mütterlichen Pflege. Hiemit iſt die Erziehung vollendet, ſo weit ſie für den Zweck ausreicht, eine gute Hausfrau zu bilden. Aber es bleibt nun noch ein dritter Punkt in der weiblichen Erziehung zu berückſichtigen, ein Punkt, den der Erzieher, wenn er die echte edlere Bildung zu ſeinem Ziele macht, nicht verfehlen darf, ſondern in ſeiner ganzen Lehrweiſe ſchon vorzubereiten hat. Auch das Weib gehört einem beſtimmten Volke, einer beſtimmten Zeit an; das Volksgefühl auch in ihm zu wecken, es zu kräftigen an der Verehrung der großen Erſcheinungen in der Geſchichte des eigenen Volkes, an ſeinen Schätzen der Kunſt und Poeſie, den Geiſt aufzuklären über den geiſtigen Fortſchritt und die Rechte des Menſchengeſchlechts, um den Standpunkt andeuten zu können, auf dem das Streben der Gegenwart ſich befindet, dies iſt die letzte und bedeutendſte Aufgabe des Erziehers, wenn es ſich darum handelt, einem Mädchen die höchſte Bildung zu verleihen. Theilnahme für ihr Volk und ihre Zeit iſt der herrlichſte Beweis einer vollendeten Bildung, und wer ſich zu den Gebildeten zählen will, muß einer ſolchen Theilnahme fähig ſeyn. Der letzte Punkt gilt weniger der Frau des Landmanns und des Handwerkers: bei ihr genügt die Volksſchule, der tüchtige häusliche Sinn, verſtändige Arbeitſamkeit und Sorge für den in freierer Thätigkeit ſich bewegenden Mann; jeder Stand iſt achtungswerth, aber ſo lange nur, als er ſeinem Stande treu bleibt. So weit es dieſen betrifft, ſoll auch das Weib des Handwerkers empfänglich ſeyn für alles Allgemeinere, das ihres Mannes Seele füllt. Schlimm iſt es, daß jene Theilnahme in Deutſchland ſelbſt unter Denen wenig zu finden, die ſich hochgebildet wähnen. — Seht, dies iſt mein Erziehungsplan: ſo denk' ich, wenn Frau Lippold und Ihr, Vater, mich unterſtützt, mit Eurem Lieschen zu verfahren, der ich dabei ein ſolches Maaß von Schulbildung gebe, daß ſie, wenn ihr



nicht das Loos der Hausfrau beſchieden iſt, einſt eine tüchtige Lehrerin der weiblichen Jugend abgeben kann. Seyd Ihr zufrieden geſtellt?"

Der Kämmerer und ſeine Frau reichten dem Rektor gerührt die Hände und erwiederten: „Wir ſind's, Herr Martini, und recht innig dankbar obenein!"

Fr. Bertram.

Die Spielhöllen.

Wir haben in frühern Jahrgängen uns gegen das Lotto, den Aktien- und Börſen-Schwindel überhaupt vernehmen laſſen, und halten es für Pflicht, ehrlich freies Wort auch gegen die Spielhöllen zu richten.

Was iſt, fragen wir, ein Spieler „von Profeſſion"? Ein ſolcher Spieler iſt ein Menſch ohne alle Gottesfurcht. Der Pharo-Spieler glaubt an keine höhere Gerechtigkeit, an keine Wiedervergeltung, er würde ſonſt ſchaudern vor dem, was er thut. Er glaubt nur an das Glück, das er mehr verehrt, als je ein Heide gethan; — das Glück iſt ſein Götze, und was er von ihm empfängt, ſey's auch mit Fluch beladen und mit Blut beſudelt, er nimmt es ohne Bedenken an. Daß er's hat, macht er zu ſeinem Recht, wie's der Räuber thut. — „Was iſt ein Spieler von Profeſſion?" Er iſt ein Menſch ohne das geringſte ſittliche Gefühl, das an ſich ein lebenskräftiges Gewächs iſt, jedoch unter dem Geldklumpen elendiglich hat verkümmern müſſen. Der geſchickteſte Croupier (Spiel-Gehülfe) iſt ihm der ſchätzenswertheſte Menſch, der gewandteſte falſche Spieler der ruhmwürdigſte Held auf dem Schlachtfelde, wo Schaam und Scheu umgebracht werden; ſein Gewiſſen beſteht nur in der Angſt, daß ein größerer Betrüger, als er, ihn einmal um den Lohn ſeiner Schande bringen und ihm die Bank ſprengen möchte. Nenne ihm tauſendmal alle zehn Gebote, er wird ſie tauſendmal hinauswerfen aus ſeinem Gedächtniſſe, um da Raum zu haben für neue Gauner-Kniffe, womit er einen reichen Gimpel um ſein Vermögen prellt, oder auch, was ihm keinen Unterſchied macht, einem unerfahrenen Söhnchen die Sparpfennige der Mutter ſtiehlt. Er kennt nur ein Gebot: Betrüge Alle, Dich aber laß nicht betrügen! Er kann auf ſeinem grünen Tiſch, dem Weideplatz gefräßiger Habſucht, das Glück ganzer Familien verzehren ſehen: er nimmt ſeinen frevelhaften Gewinn mit ſeinem Rechen lächelnd in Empfang, und überläßt die Nachwehen den Andern. Was iſt einem ſolchen innerlich vermoderten Geſchöpf noch anzuhaben: wer Geld hat, hat's in ſeinen Augen nur für ihn. Was iſt einem ſolchen entmenſchten Gauner das Geſetz? Hüte Dich, daß man Deine falſchen Karten, Deine Kniffe und falſchen Griffe nicht entdecke! — ſo lautet das einzige Geſetz, was er achtet. Und denkt Ihr etwa,

es geſellten ſich nicht auch Frauen zu den ſchuftigen Beutelfegern? Man hat mit Grund geſagt: ſind Frauen gut, ſind ſie beſſer als der beſte Mann, wo ſie aber zum Schlechten ſich wendeten, übertreffen ſie ſelbſt die ſchlechteſten Männer. Pfui den Frauen, die höheren Ständen angehören wollen und ſich in die Höhlen des gemeinſten Laſters mit Vorliebe begeben, ja ſich zuweilen verdingen als Lockung, um die Gimpel leichter noch zu fangen! — „Was iſt ein Spieler?“ Ein Spieler iſt ein Menſch ohne Ehre. Der roheſte Menſch hat Ehrgefühl, und kann von dieſer Seite aus noch ſittlich gebeſſert werden; wie ſchlecht muß der feingebildetthuende Spieler ſeyn, der ſogar dies Gefühl verleugnet, das einzige, was auch den Verwahrloſeſten noch oft über dem Schlamme der entwürdigendſten Gemeinheit empor hält! Das Pharoſpiel gilt für ein ehrloſes Gewerbe und unſere Zeit, welche manches Zeichen der Schande ausgelöſcht, läßt doch auf dem Spieler das Brandmal der Schande ruhen; — ein Beweis, daß dieſes Laſter der Spielſucht ſo durch und durch giftig iſt, daß auch der kunſtreichſte Schleier der Weltklügelei ihm nicht einmal den Schein des ſittlich Gleichgültigen zu leihen vermag. Es hat dies Laſter auch eine ſo ſataniſche Gewalt, daß der verloren geht, der, ſeiner Kraft zuviel vertrauend, ſich einmal dem gefährlichen Vergnügen überlaſſen, und es iſt gewiß, will der Teufel Menſchenſeelen fangen, ſo iſt die Spielbank ſeine Falle und der Bankhalter ſein Geſchäftsführer. Ein Spieler ſteht noch unter dem Thiere; was ein Thier Uebles thut, thut es aus Zwangstrieb und ohne ſittliches Bewußtſeyn; aber der Spieler macht von ſeinem Geiſte aus freier Bewegung nicht bloß den unſittlichſten Gebrauch, ſondern auf der andern Seite wieder gar keinen Gebrauch — er thut, als wäre die Schufterei ſein natürlicher Beruf und die Plünderung Anderer das ihm zugewieſene Geſchäft. Dennoch kommen Leute daher und ſagen: das Hazardſpiel iſt ein erlaubtes Vergnügen für die Vornehmen und Reichen. Vergnügen? Gehört Raub durch Sinnenreiz und Liſt, gehört ſein Gefolge von Elend zum Vergnügen? — Dann ſind Verzweiflung und Selbſtmord auch Vergnügen und Giftmiſcherei iſt ein Zeitvertreib! O übertüncht nur die Todſünde und bleibt kleben auf dieſer Tünche! — der nichtswürdige Spieler muß ſich freuen, daß ſogenannte Gebildete ſelbſt ihm das ſchöne Mäntelchen anfertigen, in welchem er ſich in der vornehmſten Geſellſchaft kann ſehen laſſen!

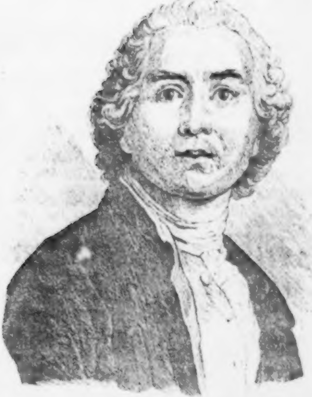
Ja, man ſollte nicht meinen, daß das Chriſtenthum ſchon tauſend Jahre in Deutſchland gepredigt worden! — Denn wo fände man die Spielhöllen nicht in unſern Städten und Bade-Oertern! — in den Städten unerlaubt hintenaus, in den Bädern offen geſchützt vornheraus. Selbſt auf Helgoland, dieſem Fleckchen, rings umgürtet vom Meere, kann man ſich nicht erholen, ohne das Geſchmeiß der Spieler an der Marterbank öffentlich ihre

Taſchen-Dieberei treiben zu ſehen. Nun ſagt man und wiederholt tauſend Mal und tagtäglich, daß die Spielhöllen aufgehoben werden müßten; ein deutſcher Fürſt beſtraft auch ſchon Spieler und Bankhalter nachdrücklich, wie Frankreich die Spielhäuſer längſt aufgehoben hat. Aber wir meinen, mit dem Aufheben allein — wenn's erſt damit Ernſt würde! — wär' es noch nichts. Die Hauptſache iſt, daß es Ehrenſache werde, nicht mehr zu ſpielen; ein Mann muß es unter ſeiner Würde halten, durch bloße Glücksgunſt bei ganz ehrlichem Spiel reich werden zu wollen, oder zu einem Vermögen zu gelangen, von dem er nicht ſagen kann: das habe ich mir erarbeitet, das habe ich mir auf dem rechtlichſten Wege durch meinen Fleiß und meine Kraft erworben! Haben Geld und Gut eine Art Werth, ſo kann dies nur dann der Fall ſeyn, wenn man ſich redlich darum bemüht und nicht auf dem grünen Tiſche des Nächſten Habe geerndtet, oder in ſchlechter vornehmer Geſellſchaft die Dummen gebrandſchatzt hat. Gewöhne ſich daher Jeder bei ſeinem Thun und Laſſen, erſt in ſeinen Buſen und dann in ſeinen Beutel zu greifen, und mehr ſeine Werke, als ſeine Dukaten auf die Geldwage zu legen. Das Pharoſpiel müſſe nicht bloß verboten ſeyn durch die Obrigkeit, ſondern in die allgemeine Acht erklärt, und jeder Mann und noch vielmehr jede Frau vollziehe dieſe Acht durch die tiefſte Verachtung, mit welcher ſie an den Schlingen der Habſucht vorübergeht.

„Denn wer zum Raubſpiel iſt bereit,
Erzeugt die Sünd' und mordet Zeit;
Und wie ihr nach Beſchön'gung ſucht:
Die Spielbank iſt und bleibt verrucht!"

Chriſtoph Gluck.

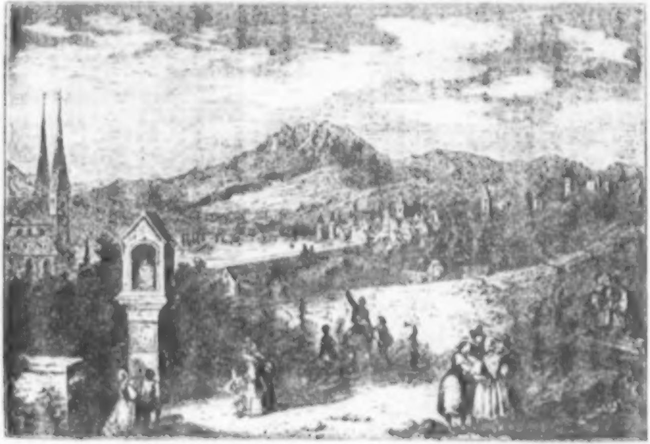
Chriſtoph Gluck, der erſte gewaltige Genius in der Reihe der deutſchen dramatiſchen Tonſetzer, wurde 1714 in der Oberpfalz nahe an der böhmiſchen Grenze geboren. Nachdem er zuerſt in Prag die Muſik erlernt, begab er ſich nach Italien, um bei dem Kapellmeiſter San Martini General-Baß zu ſtudiren. Hier componirte er auch ſeine erſten Opern, die theils in Mailand, theils in Venedig zur Aufführung kamen, und ging dann nach England, wo er gleichfalls Mehreres componirte, unter Anderem die Oper: „Der Rieſenſturz". — Nach längerem Aufenthalt daſelbſt, kehrte er in ſein Vaterland zurück. Alles, was er bis dahin geſchaffen hatte, ließ zwar ein recht gefälliges, aber mehr ein anſchmiegſames als ſelbſtſtändiges Talent wahrnehmen. Gluck hatte ſich an den italieniſchen Melodieen ſeiner Zeit erwärmt, er hatte ſie mit jugendlichem Enthuſiasmus eingeſogen und vermochte nicht ſo bald dieſen Zauberbann eines begeiſternden Jugend-Eindrucks von



ſich abzuthun. Daher bewegten ſeine erſten Werke ſich in jenen zwar das Ohr angenehm kitzelnden, aber charakterloſen melodiſchen Rhythmen, die ſeinen Sinn gefeſſelt hatten. Allein der Genius iſt freigeboren und freiheitsſtolz, er wirft, zum Selbſtgefühl ſeiner innern Kraft gelangt, alle hemmenden Bande von ſich ab und ſteht, ein kühner, ſelbſtbewußter Kämpfer, auf dem Plan. Gluck that dieſen Schritt plötzlich. Sein 1764 in Wien aufgeführter „Orpheus", die bald darauf folgende „Alceſte" ſprengten alle Faden, welche Herkommen, Nachahmung, Gewohnheit und dankbare Liebe des Schülers zu den Meiſtern um die reine Urſprünglichkeit des Genius gezogen; ſie ſprengten ferner die bisher in der dramatiſchen Muſik als allgemein gültig beobachteten Regeln und Grenzen und ſchufen eine neue Welt, die erſte wahrhafte Dramatik auf dem Boden der Muſik. Dies iſt die große That Gluck's, daß er zuerſt Drama und Muſik, die bis dahin nur neben einander her gezogen, nur an einander nicht in einander geſchloſſen waren, zur innigſten Einheit vermittelte. Seine ſpäteren Werke, namentſich die beiden Iphigenien, haben dieſen genialen Sieg mit dem ewig jungen Kranze der Unſterblichkeit gekrönt. War bisher die Opern-Muſik nur lyriſch, liedartig, für die Stellen der Empfindung Begleiterin des Textes geweſen, oder als melodiſcher Schmuck, als Verbrämung dem Worte gefolgt, ein anmuthiges, jedoch müßiges Spiel, dann, durch **Lully** in Frankreich, höchſtens zu deklamatoriſchem Ausdruck erhoben worden, ſo übertrug **Gluck** nun die ganze Steigerung der dramatiſchen Innerlichkeit auch auf die Muſik ſelbſt, in Recitativ, Arie und Orcheſter. Empfindung, Leidenſchaft und **Handlung** des dramatiſchen Gedichts ward in ſeinen Opern Eins mit der Muſik, und durch die maaßvolle Ruhe und Einfachheit, die allen ſeinen Werken eigen, vertritt er innerhalb ſeiner Kunſt für immer die volle Ineinsbildung von Gedanken und Ausdruck, von Wort und Ton. Spätere Meiſter, wie **Mozart**, **Beethoven**, haben die Opern-Muſik zu noch reicherer dramatiſcher Innerlichkeit entfaltet, allein die ſchönſten Werke **Gluck's** ſtehen in Bezug auf jene Ausbildung des Stils einzig da. Zehn Jahre nach der Aufführung des „Orpheus", und nachdem auch „Alceſte" bereits erſchienen war, der Name des Meiſters im Glanz des Ruhmes ſtrahlte, ging **Gluck**, auf Anrathen **Bailly du Rollet's**, deſſen franzöſiſchen Text „Iphigenie in Aulis" er componirte, nach Paris, wo, als Nachfolger **Lully's**, **Rameau** damals in der Mode war. Trotz aller gegen ihn ſich erhebenden Ränke gelang es dem deutſchen Meiſter, unterſtützt von der jungen Königin, der Oeſterreicherin **Marie Antoinette**, ſeine „Iphigenia in Aulis" am 19. April 1776 in Paris auf die Bühne zu bringen. Vor dem mächtigen Eindruck, den dies Werk hervorbrachte, ſanken alle feindlichen Beſtrebungen gegen ihn kraftlos zuſammen. Doch ſchon in demſelben Jahre, während **Gluck** bei einem kurzen Aufenthalt in Wien an ſeiner „Armida" ſchrieb, erſchien ihm ein bedeutender Nebenbuhler in der franzöſiſchen Königsſtadt: **Nicolo Piccini**, ein Meiſter der Töne von reicher Phantaſie, und die Meinungen ſpalteten ſich in zwei Parteien. Gluckiſten und Picciniſten ſtanden einander gegenüber. War **Gluck** kräftig, feurig, energiſch, großartig in ſeinen Compoſitionen, ſo war **Piccini** ſanft, lieblich, reizend, und als daher Jeder von Beiden eine „Iphigenia auf Tauris" componirte, ſo erwarb **Gluck** den Preis, weil ſein Genius dieſem gewaltigen Stoff die höhere Tragik abgewann. Beide Meiſter lernten ſich übrigens bei perſönlicher Annäherung ſchätzen, während die Parteien im Publikum fortwährend noch mit Erbitterung ſtritten, und war **Piccini** kein **Gluck**, ſo war er doch würdig, mit ihm zu wetteifern. **Gluck** ſchrieb noch eine an vielen Schönheiten reiche, leider am Texte lahmende Oper: „Echo und Narciß", und begab ſich bald darauf nach Wien, wo er im Jahre 1787 ſtarb.

Luzern.

Die Stadt **Luzern**, einer der drei Vororte (d. h. Ort, wo ſich die Tagſatzung verſammelt) und Hauptſtadt des gleichnamigen Kantons, liegt an der kryſtallhellen Reuß, wo ſie aus dem Vierwaldſtätter See kommt, deſſen hier auslaufender Theil Luzerner See heißt. Da dieſer See einer der reizendſten in ganz Europa iſt, und die Gebirgs-Umgebung — der Rigi und Pilatus ſind die nächſten Nachbarn — ebenfalls zur Verſchönerung beiträgt, ſo macht die Stadt mit ihren Mauern und vielen Thürmen, Thürmchen und Gärten auf den Beſchauer einen einnehmenden Eindruck. Drei Brücken führen über die raſch ſtrömende Reuß, eine vierte, die längſte, geht über einen Theil des Sees. Luzern iſt katholiſch — unter den Einwohnern, im Geſammten etwa 8400, finden ſich kaum 200 Proteſtanten — deshalb ſind auch auf der erſten bedeckten Brücke der Reuß die Begebenheiten aus dem Leben der beiden Schutz-Patrone Leodegar und Mauritius in 154 Gemälden verherrlicht; auf der andern Seite ſieht man Darſtellungen aus der Schweizer-Geſchichte. Auf die zweite offene Reuß-Brücke folgt die wieder bedeckte Mühl-Brücke, wo man den Todtentanz an der Bedachung dargeſtellt hat. Die vierte Brücke hat eine Länge von tauſend Fuß und an der Decke faſt drittehalbhundert Gemälde aus der bibliſchen Geſchichte; ſie heißt die Hof-Brücke, und auf der Mitte derſelben ſteht ein Gebirgsweiſer, der mit Namen auf die verſchiedenen Berge der Umgegend zeigt, und ſolche namhaft macht. Außer der Kirche des heiligen Leodegar — auch die Hof-Kirche genannt — deren Thürme im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts erbaut worden, und die eine berühmte Orgel hat, machen das Zeughaus und der Löwe von Luzern die bedeutendſten Merkwürdigkeiten der Stadt aus. Jenes iſt das anſehnlichſte Zeughaus der ganzen Schweiz; es enthält, außer den Waffen für die Kanton-Miliz, viele ehrenvolle Merkwürdigkeiten. Darf man auch zweifeln an der Echtheit von Tell's Schwert und der Streit-Axt Zwingli's, der am 11. Oktober 1531 als Anführer der reformirten Zürcher gegen die katholiſchen Kantone bei Kappel ſein Leben laſſen mußte, weil er ſich geweigert, die Maria und die Heiligen anzurufen: es iſt Wichtigeres dort vorhanden. Wir meinen damit nicht einige Fahnen aus der See-Schlacht von Lepanto, welche ein aus Luzern gebürtiger Malteſer hergeſchenkt, ſondern die ehrenvollen Erinnerungs-Zeichen aus der Schlacht bei Sempach (1386), deren Gedächtniß noch heute in der Kapelle (eine halbe Stunde von Sempach) als Volksfeſt gefeiert wird. Von dieſer Schlacht, wo Arnold von Winkelried „der Freiheit eine Gaſſe“ gemacht, hat das Zeughaus eine Menge Morgenſterne,



Streit-Aexte, Helme und Harniſche — wenn auch manche aus den Schlachten mit Karl dem Kühnen von Burgund herrühren —, ferner das gelbe Banner und das Panzerhemd des dort gefallenen Herzogs Leopold von Oeſterreich, eine Anzahl Ritterſporen, das eiſerne Halsband, in welchem Gundoldingen, der Luzerner Schultheiß, der ebenfalls bei Sempach blieb, gefangen umhergeführt werden ſollte, und Anderes. Der „Löwe" iſt ein von einem Pfeil durchbohrter, ſterbender, der aber noch im Tode die Lilie der Bourbonen beſchützt. Er iſt, nach einer Zeichnung von Thorwaldſen, 28 Fuß lang, 18 Fuß hoch in den Sandſtein-Felſen gehauen und durch den General Pfyffer zum Andenken der Schweizer errichtet worden, welche am 10. Auguſt 1792 in der Vertheidigung der Tuilerien gegen die Jakobiner fielen. Der Löwe, deſſen Weihe am 10. Auguſt 1821 ſtattfand, macht einen erhabenen Eindruck, und in der nahen Kapelle, deren Altartuch die Herzogin von Angoulême eigenhändig geſtickt, werden an jedem 10. Auguſt Seelen-Meſſen geleſen; der frühere Hüter des Denkmals, der ſelbſt an jenem Tage mitgefochten, iſt geſtorben. Die Namen der Gebliebenen hat man in die Felswand eingehauen. — Das 20 Fuß lange und 12 Fuß breite Relief der Schweiz, was man in Luzern zeigt, gilt längſt nicht mehr als erſtes und beſtes Kunſtwerk der Art. — Die Stadt iſt der Sitz katholiſcher Bildung und hat ein Lyceum, deſſen Profeſſoren in dem ehemaligen Jeſuiten-Collegium wohnen; eine Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften, eine Sing-Akademie — aber freilich auch vier Klöſter. Die Gewerbthätigkeit anlangend, ſo ſind die Papier-Mühlen und Seiden-Fabriken bemerkenswerth; viele Leute beſchäftigt die Waaren-Verſendung über den St. Gotthard und der Durchfuhr-Handel. Man führt Käſe, Schweine, gemäſtete Schnecken, gebackene Pflaumen, Getreide und Kirſchwaſſer aus; in der Umgegend, welche auch durch viele Landhäuſer geſchmückt iſt, herrſcht große Fruchtbarkeit an Getreide, Obſt und Wein.

Nachdem durch Hulderich Zwingli (1519) in Zürich die Reformation für die Schweiz begonnen und ſich dort immer mehr ausgebreitet hatte, verſchloſſen ſich nur Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern der Kirchen-Verbeſſerung gänzlich. Wie ſich Luzern mit den katholiſchen Brüdern gegen die Zwinglianer erhoben und daß die letzteren bei Kappel (1531) geſchlagen wurden und Zwingli dort blieb, bezeugt das Luzerner Zeughaus. Die Stadt- und Land-Gemeinden von Luzern ſind auch katholiſch geblieben bis heute, wo ſie die Augen von ganz Deutſchland auf keine für ſie ehrenvolle Weiſe auf ſich gezogen haben. Als 1814 die Stadt-Vornehmen durch meuteriſche Ueberliſtung an's Ruder gelangt waren, ſeufzte man nach einer Verfaſſungs-Beſſerung, die auch nach heißem Kampfe 1829 herbeigeführt wurde. Allein ſchon damals geſellten ſich zu den Männern der Bewegung die [illegible]

Werkzeuge der Prieſter-Herrſchaft, denen die freieren Beſtimmungen der Verfaſſung von 1831 abgerungen werden mußten. Die neue Regierung wurde fortwährend von den Ultramontanen — den Papſtes-Söldnern — angefochten und hatte eine äußerſt ſchwierige Stellung; aber ſie blieb feſt, legte Straßen an, ſorgte für Schulen und Erziehungsweſen, führte eine beſſere Gerichtspflege ein, und die unwiſſenden Widerſacher im Großen Rathe waren bis auf eine geringe Zahl verkommen. 1837 wollte man ſelbſt die Franziskaner-Klöſter nicht. Aber die Papſt-Anhänger waren nicht müßig: ſie verdächtigten die Maaßregeln und Grundſätze der Regierung, als gefährdeten ſie den katholiſchen Glauben. Die Vorgänge in Zürich 1839 hoben die Prieſter-Partei des ganzen Landes, und ſchon damals trat Leu, deſſen Todes-Urſach noch nicht erklärt, mit dem Vorſchlage einer Berufung der Jeſuiten hervor. Als ſie vom Großen Rathe in Entrüſtung abgewieſen worden, folgte 1840 die mit 11,000 Unterſchriften bedeckte „Jeſuiten-Petition". Die Päpſtlichen benutzten die Kanzeln, die Wahlen des Volks auf „geeignete Männer" (im Sinne der Jeſuiten) zu lenken; „auf Einſicht", hieß es, „komme es nicht an"; und wirklich erfolgten die Wahlen von 1841 für den Verfaſſungs-Rath ganz nach Wunſch der Jeſuitlinge, wie dies auch mit dem Großen Rathe der Fall war. Dieſe Regierung leiſtete gleich dem Papſte Abbitte und ging in ſolcher Weiſe blinden Eifers weiter. 1842 kam ein äußerſt drückendes Preß-Geſetz, 1843 ſchärfte man daſſelbe noch, ſo daß 1844 allein acht Zeitſchriften verboten wurden und mehrere tüchtige Männer in andere Kantone übergingen. Jetzt arbeitete man wieder an Berufung der Jeſuiten; die Gemeinden erhoben ſich jedoch dagegen mit Nachdruck. Auch das überwand der Jeſuiten-Anhang. Der Große Rath ſchloß am zwölften Tage des Herbſtmonds 1844 einen Vertrag mit dem Jeſuiten-Provinzial Kaspar Rothenflue: „daß die Jeſuiten-Geſellſchaft das geiſtliche Seminar und die theologiſche Lehr-Anſtalt des Kantons Luzern, ſo wie der Pfarr-Filiale für die Kleinſtadt Luzern übernehme und" (gegen die ausdrückliche Forderung des Erziehungs-Geſetzes vom 14. Dezember 1841) „Lehrer ab- und einſetze und nach den von der Kirche gutgeheißenen Regeln ihres Ordens lebe und wirke."

Volk von Luzern! Deine Vorfahren ſchlugen die Schlacht von Sempach und die Todten-Stätten liegen in Deiner Nähe. Wäreſt Du jetzt ſo zurück, daß Du nicht weißt, was Du der Geiſtes-Freiheit überhaupt, der Bildung Deiner Kinder und eigner Ehre ſchuldig biſt? Achtung dem Manne jeder Confeſſion, der es redlich meint mit ſeinem Glauben; aber wie kann man denen huldigen in jeder Confeſſion, die dieſe Confeſſion und ihre Formen nur zu eigenſüchtigen Zwecken mißbrauchen! Oder iſt geiſtige Finſterniß etwas Gutes, dem menſchlichen Wohle Förderliches? Nur der Thor kann's behaupten! Volk von Luzern, der Name

Deiner Stadt heißt „Leuchte", laß die Leuchte ſehen zur Freude aller Chriſten; es handelt ſich um Dein Wohl für Zeit und Ewigkeit, es handelt ſich um Deine Ehre und Deinen guten Namen vor Gott und Menſchen! E. Kienitz.

Woher? — Wohin?

„Wohl dem Mann, der in der Stille
Seine kleine Heerde führt!" —

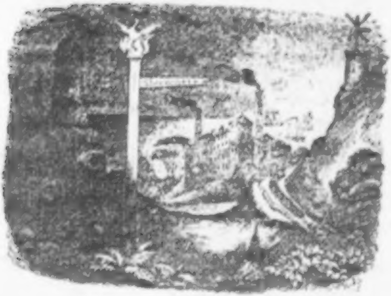
und ſo weiter. Wir Alten, als wir jung waren, haben mit herzlichem Behagen das Lied mitgeſungen, mitgefühlt, auch mitempfindelt. Wir haben ein Stückchen träumeriſcher Zeit verlebt, in der wir uns um die Welt nicht kümmerten; wir hatten es nur mit dem Vaterhauſe, ſeinem Gärtchen oder unſern Bäumchen vor der Thür, mit unſerm Herde und unſerer Heerde zu thun, und waren überglücklich, wenn wir Frieden und ein Gericht Gerngeſehen hatten für den Nachbar ſammt der „Frau Liebſten", die zur ſchwärmeriſchen Jungfrau den gleichfalls ſchwärmeriſchen Jüngling — oder umgekehrt — mitbrachten. Wir waren mit dieſer traulichen Umgebung ſo ganz eins geworden, daß wir vor jedem Lerchengeſang, Bachgeflüſter und Echo tiefgerührt im Geiſte für einen Augenblick hätten unſere Nachtmütze abnehmen mögen; wir konnten gar nicht recht begreifen, daß zwiſchen Menſchen, Thieren und Pflanzen ein ſo unmenſchlicher Unterſchied ſeyn ſollte, weil Alles um uns her mit uns verwachſen war. Ach, wir fühlten uns ſo glücklich und hätten uns in eine Dachshöhle verbergen mögen, wenn aus der Welt da draußen etwas Sturm in unſere enge Beſchaulichkeit erſcholl und die Zaunbretter, mit denen uns die Welt vernagelt war, zu knarren anfingen. Dann bekam unſer Zuſtand etwas Schauerlich-Düſteres und dabei doch ſo Süßes; aber wir hätten um Vieles und Mehr uns nicht in die Welt hinaus gewagt, uns noch einen andern Genuß zu erobern. Erobern? — o, wie mahnte das Wort an lauter Uebermuth, Tollkühnheit, Verwegenheit! Alles, wie's war, war ſo gut, ja vortrefflich auf unſerer geliebten Spanne von Erdboden; wer wollte da weg? Großvater hätte ja noch leben können, und was würde der geſagt haben? Großväter loben ja immer ihre Junggeſellen-Jahre, und vollends, wenn Gelbſchnäbel nach neuen Weiſen ſingen und raſcher tanzen, als das Zeitmaaß des gemächlichen Schrittes vom vorigen Jahrhundert es erlaubt. Aber wart'! ich werde mir gegen den Großvater einen Apoſtel holen, der ſagte ſchon vor achtzehn Jahrhunderten: „Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und hatte kindiſche Anſchläge, als ich aber ein Mann wurde, da that ich ab, was kindiſch war." Der Großvater wird dem Apoſtel ſchon Recht geben, denn er hat Recht. Man genießt die Einbildungen und Träume, ſo lange ihre Nebelkleide die Wirk-

Euch kühn und männlich ſelbſt hinein, denn hat er Wogen, ſo habt Ihr Arme, ſie zu theilen und zu beherrſchen. Kampf mit ſich ſelber, mit widrigen Zuſtänden und ſtarren Hinderniſſen iſt Beruf des Mannes und im Kampf wächſt die Kraft. Sorgen hat ſeine Zeit, Dulden hat auch ſeine Zeit; aber die unſrige will Thaten und verlangt, daß wir die Hand aus Kopf und Herzen ausſtrecken ſollen. — Wohin wir gehen werden? Gewiß in eine Zukunft, deren unſer redlicher Wille, unſere wohlangewandte Kraft werth iſt. Die bisher gepflegte Dämmerung iſt nicht mehr zu halten, und wenn manche ängſtliche Gemüther die Röthe für eine Abendröthe nehmen: wir müſſen davon durchdrungen ſeyn, daß der Morgen naht und die Schatten immer mehr ſchwinden. Wir wiſſen, daß es nicht anders möglich, denn der anbrechende Tag, der auch die tiefſten Höhlen nicht verſchont und das Ungeziefer darin aufdeckt, iſt ja unſer Gotteswerk mit, und manche Sonne iſt ſchon aus einem Menſchenkopfe aufgegangen. Gehen wir alſo getroſt dem vollen Tage des Geiſtes entgegen; wer das Licht liebt, hat von ihm nichts zu fürchten. Aus dem „Vorwärts“ beflügelt ſich die Zukunft! An deren Wegweiſer ſtehen wohl Namen, die ſich noch nicht entziffern laſſen, aber wir erblicken immer mehr der Fabriken wie Schlöſſer, Eiſenbahnen, die, bergan und bergab gehend, uns mit aller Welt verbinden; Telegraphen (Zeichen-Poſten), die uns mit aller Welt ſprechen, uns raſch gegenſeitig zur Verſtändigung kommen laſſen. In den Köpfen wird's heller, die Hände und Hülfsmittel arbeiten raſcher und geſchickter, die Thal- und Handelswege mehren ſich — denn wir begreifen immer klarer die uns von Gott übertragene Natur-Herrſchaft — und endlich krönt eine deutſche Flotte die Thätigkeit und die Ehre des deutſchen Volks. Das liegt freilich noch im Hintergrunde, aber geiſtige Kräfte machen innig und ſtark, führen zu allen andern Kräften! Der Menſchengeiſt, der Manchem veraltet ſcheint und greiſenartig, verjüngt ſich einem Phönix gleich und ſteigt auf wie ein junger Adler. Die Frommen fürchten, die Gottesfurcht werde in der Gewerbs-Thätigkeit untergehen und der Schmuck zukünftiger Städte nicht aus Kirchthürmen, ſondern nur aus Fabrik-Schornſteinen beſtehen. Unnütze Beſorgniß! — die alten Formen werden brechen müſſen, aber um ſo gewaltiger, wie das Weiterſtreben ſich in andern Richtungen durch neue Schöpfungen bewährt, wird es auch in der Gottesfurcht daſtehen, ungefeſſelt durch Gebräuche, Tage und Stunden, aber befeſtigt durch Pflicht und Gewiſſen, durch ein erhebendes, begeiſterndes Bewußtſeyn, in welchem die neuen Menſchen der Zukunft ſich die Bruderhand reichen werden. Höre denn die Schläge der mahnenden Zeit an Deinen Thoren, deutſches Volk, und den Gott, der in Deinem eignen Innern ſpricht: ſchaffe! ſchaffe! Sey ſo groß und ſtark, als Du ſeyn kannſt! Vertraue auf Fleiß und Umſicht im Lernen, auf Emſigkeit im Streben und

That, auf Erkenntniß und richtige Benutzung der Zuſtände in muthiger Ausdauer! — Vorwärts alſo in begründetem Geiſt, in beſonnener Kraft, in erhaltender Ordnung! —

Im „Vorwärts" nur liegt aller Zeiten Ziel! —
Mag rückwärts wollen Krebs- und Eulen-Rotte,
Verſchwinden möge, was mit Recht verfiel!
Nur hin zum Licht! — dem Grimm und Spotte
Begegnet kühn mit That und Federkiel;
Wir kommen endlich — bis zur deutſchen Flotte:
Wie fern es ſey, wir müſſen doch an's Ziel!

Mz.



Bücher-Anzeigen.

Im Verlage von Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart erſchien und iſt

nun complett in 2 Bänden mit 32 Stahlstichen

in allen Buchhandlungen zu haben (zugleich Fortſetzung des neunbändigen früheren Werkes):

Dr. Karl von Rotteck's

Geſchichte der neueſten Zeit,

enthaltend die Jahre 1815 — 1840.

Nach den hinterlaſſenen Vorarbeiten und Materialien verfaßt und herausgegeben von ſeinem Sohn

Dr. Hermann von Rotteck.

Preis des ganzen Werkes: 6 Fl. 24 Kr. oder 4 Rthlr.

In und mit welchem Geiſte dieſes Werk geſchrieben iſt, davon geben gleich die erſten Zeilen deſſelben Kunde, welche alſo lauten: „St. Helena war nunmehr der Kerker Napoleons. Der, deſſen gewaltiger Arm den eiſernen Scepter einſt geſtreckt hatte über die Länder vom Tajo bis an die Weichſel, von dem baltiſchen Meere bis dahin, wo das italiſche Land dem furchtbaren Aetna in's flammende Auge ſchaut; der, deſſen Winke die Kraft von Millionen einſt gedienet, vor deſſen Füßen ein hoher Kreis von Herrſchern gekniet, vor deſſen zürnender Miene der Erdkreis gezittert hatte, und der durch den bloßen Zauber ſeines Namens den herrlichſten europäiſchen Thron ſich wiedereroberte — deſſen eigene Krone war nunmehr zerbrochen, ſein Thronhimmel gefallen, ſein Kaiſermantel zerriſſen. Der Diktator Europa's, welcher der Erderſchütterung gleich über den Welttheil geſchritten, war geſtürzt, vertrieben, gefangen und in den wilden atlantiſchen Ocean, wo eine Felſenſpitze hervorragt, von Stürmen und Wogen gepeitſcht, aber kühn, ſtark und muthig in das Grauen der Meeresnacht ſtarret — dort war er hingebannt, der einſt eben ſo muthig den Stürmen getrotzt hatte, deſſen Seele eben ſo ungebeugt im Kampf der Elemente geblieben. Ein Meteor war aufgeſtiegen aus dem Eiland im Mittelmeere; ſtrahlend war es niedergeſunken auf der andern Hemiſphäre — in dem zackigen Felſenneſt verſchwand ſein letztes Licht. Mit Bewunderung, Furcht und Zagen hatten die Menſchen es ſteigen ſehen; ihre ängſtlichen Blicke folgten ſeiner noch nie betretenen Bahn, und nachdem es verglommen, ergriff ſie eine mächtige Regung." — „Endlich war der große Sterbliche gefallen, der die Neugeſtalt Europa's mit dem Schwerte zugehauen, der ſo vermeſſenes Spiel mit der Menſchheit geſpielt, deren Wohlthäter er hätte ſeyn können, der, untreu ſeiner hohen Miſſion, ſtatt der Freiheit die Knechtſchaft ihr gebracht hatte. Er war gefallen durch den wiedererwachten Geiſt der Völker, war geſtürzt durch den Zeitgeiſt, durch die Ideen des ewigen Rechtes und der den Völkern gebührenden bürgerlichen und politiſchen Freiheit im Innern und Selbſtſtändigkeit nach Außen ꝛc."

Bei A. W. Hayn (Berlin) erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben iſt das wirkſamſte Volks-Buch: „**Geld und Geiſt.** Verſuch einer Sichtung und Erlöſung der arbeitenden Volks-Kraft. Von **Dr. H. Bettziech-(Beta).**“ (5. Moſ. 15, 4: „Es ſoll allerdings kein Bettler unter euch ſeyn!“)

Bei Joh. Wirth in Mainz iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1) Das Buch der Narrheit

von Ludwig Kaliſch.

Mit vielen Holzſchnitten. gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 Fl. 24 Kr.

2) Schlagſchatten

von Ludwig Kaliſch.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 3¾ Sgr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Herausgegeben von der
„Geſellſchaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher“
erſcheint ſo eben
im Verlage von Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart:

Geſchichte des deutſchen Volkes
und des deutſchen Landes
für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt.
Von **Dr. K. W. Böttiger,**
Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität zu Erlangen.
Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage.
Erſcheint in 8 Theilen à 15 Kr. oder 5 Sgr. vollſtändig im Laufe des Jahres 1845.

Alle Buchhandlungen Deutſchlands liefern dieſes Werk.

„Dies Buch giebt wirklich in populärer Haltung, eben nicht dem Gelehrten aber dem Gebildeten jeden Standes, eine unterhaltende und belehrende Lektüre, während es zugleich für obere Klaſſen der Schulen, wo deutſche Geſchichte noch geachtet und gelehrt wird, brauchbar iſt. Populäre Darſtellung iſt dem Verfaſſer nicht jene ermüdende Verflächung, nicht jene troſtloſe Breite der Erzählung, die den gegebenen Stoff mechaniſch hirn- und mundrecht macht, ſondern eine im Geiſte des Volks ſelbſt geſchriebene. darum auch jeden, der Geiſt dazu bringt, wieder anſprechende Schilderung der Entwickelung und der Schickſale des deutſchen Landes und Volkes.“

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Der „Volks-Kalender“ von Gubitz iſt nur noch in wenigen Exemplaren (vom erſten Jahrgange 1835) vollſtändig zu haben. Deshalb müſſen wir bei einzeln verlangten Jahrgängen die für 1837, 1838 und 1839 vorläufig mit einem abermals erhöhten Preiſe belegen, laſſen indeß den von ½ Thlr. bis zum 31. Dezember 1845 gelten. Die andern Jahrgänge ſind bis jetzt auch einzeln noch für den bisherigen Preis (⅙ Thlr.) zu haben. Von Preis-Ermäßigung kann keine Rede ſeyn.

Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie.

Davon ſind die ſiebzehnten und achtzehnten acht Blätter (à ⅙ Thlr.) erſchienen. Sie enthalten vier Bildniſſe, neun hiſtoriſche und Genre-Bilder und drei Landſchaften. Das Ganze, jetzt aus 144 Blättern beſtehend, koſtet 3 Thlr.

Ferner ſind bei uns erſchienen (der beſchränkte Raum erlaubt hier nicht, Mehreres anzuzeigen, doch verweiſen wir auf den eben fertig gewordenen und unentgeltlich zu habenden „Nachtrag zum Verlags-Catalog der Vereins-Buchhandlung"): **Karl Stein**, die Jahre 1842 und 1843 (⅓ Thlr.) und: Das Jahr 1844 (⅙ Thlr.), als Fortſetzung von deſſen: „Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte." — **J. Satori**, Der kleine Fiſcherknabe. Für die Jugend. Zweite Auflage. ½ Thlr. — **Karl v. Holtei**, Gedichte. (Letzte, ausgewählte Sammlung.) 1½ Thlr. — **Die Nibelungen.** In der Urſprache. Von Fr. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten. 1½ Thlr. — **Die Nibelungen.** In neuer Verdeutſchung von H. Beta. Mit 50 Holzſchnitten. 1½ Thlr. — **Clemens Brentano**, Die mehreren Wehmüller und ungariſchen Nationalgeſichter. Zweite Auflage. ½ Thlr. — Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Vierundzwanzigſter Jahrgang, für 1845. (Enthält in zweiundzwanzig Akten Dramen von A—l, F. W. Gubitz, Raupach, Charlotte Birch-Pfeiffer, Agnes Franz und A. P.) 1½ Thlr.

Vorzügliche Jugendſchriften.

Wer ſeinen Kindern eine herzliche Freude machen, ſie in angenehmer Weiſe auf dem rechten Wege des Verſtandes und der Empfindung ſichern will, der gebe ihnen folgende neu erſchienene und für ihren Werth höchſt wohlfeile Bücher:

Von **Fr. Bertram**: Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch. Mit Holzſchnitten von Gubitz ꝛc. nach Zeichnungen von Holbein. ½ Thlr. — Fleiß bringt's weiter als Gewinnſucht. Jugend- und Volksbuch. Mit Holzſchnitten von Gubitz ꝛc. nach Zeichnungen von Holbein. ⅙ Thlr.

Von **C. Kienitz**: Ehrlich währt am längſten. Erzählung für die Jugend. ¼ Thlr. — Wie die Thaten, ſo der Lohn. Wirkliche Begebenheit, für die Jugend erzählt. ½ Thlr. — Der Leibeigene. — Kinds Brandſchatzes. Zwei belebende Gaben für die Jugend. ½ Thlr.

(Daß dieſe Schriften ihrem Zweck entſprechen und namentlich auch für alle Volks-Bibliotheken ſehr geeignet ſind, bezeugt: F. W. Gubitz.)

Der Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz. Neunundzwanzigſter Jahrgang, für 1846. 324 Blätter in groß Quart. 8 Thlr.

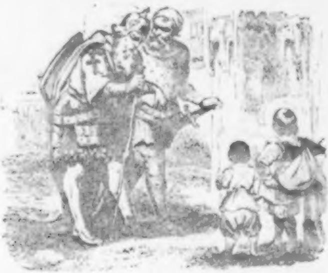
Durch Erkenntniß des Ober-Cenſur-Gerichts vom 28. März 1845 (Siehe „Geſellſchafter" 1845 Bl. 63) iſt das Recht dieſer Zeitſchrift, ihren Inhalt aus allen Bereichen zu entnehmen, alſo auch aus denen der Religion, Politik, Staats-Verwaltung und der Geſchichte gegenwärtiger Zeit, feſtgeſtellt. Dies bezeugen nun thatſächlich die neueren Blätter und die folgenden werden es bezeugen. Demnach darf bei Allen, die aufmerkſam der Entwickelung unſerer Tage folgen, dieſe Zeitſchrift auf Beachtung und Theilnahme rechnen, damit ihr Leſe-Kreis ſich mehr noch erweitere, ſie namentlich in keinem Leſe-Zirkel fehle

Deutſcher
Volks-Kalender
1847.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Dreizehnter Jahrgang.



Gebrechlich ward das Alte und bis zur Gruft geführt,
Daß nun im Leben walte, was friſcher Kraft gebühret;
Wer nur an ſonſt'gen Zeiten ſich Stützen ſuchen mag,
Entfernt ſich vom Geſchiedenen und ſchmäht den heut'gen Tag.
Beſchaue ſich Vergang'nes voll Ernſt ein neu Geſchlecht,
Doch iſt es ein befang'nes, verſagt's der Zeit ihr Recht.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Kummer'ſche Buchdruckerei in Zerbſt.

Univ. Bibl.
München

1 8 4 7.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
🌓 Das erſte Viertel.
🌕 Der volle Mond.
🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
⛢ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1847ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5796ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1814 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems.	— 1774 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1892 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 266 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 148 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers. . . .	— 467 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 407 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 356 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 238 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 190 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen.	— 147 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 52 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 53 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 8 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Feſttag.

Bei den aſtronomiſchen Angaben iſt die mittlere Zeit von Köln zu Grunde gelegt.

Januar 1847.

Alter. Dezember 1846.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Freit.	1	**Neujahr**	♋	🌕 3. 3' N. ☉ in Erdn.	20	Julius
Sonn.	2	Odilo	♋	☿ zeigt ſich in der	21	Th. Ap.

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.

Sonntag	3	**n. Neuj.**	♌	Genovefa. **Nähe des Win-**	22	**4. Advent**
Mont.	4	Titus	♌	**terpunkts einige Minu-**	23	Dagobert
Dienſt.	5	Eduard	♌	**ten tief in der Morgen-**	24	Adam, E.
Mittw.	6	**H. 3 Kön.**	♍	☾ Erdf. **dämmerung.** ♀ er-	25	**H. Chriſtt.**
Donn.	7	Reinold	♍	☾ in ☋. ſcheint als Abend-	26	**Stephan**
Freit.	8	Gudula	♎	🌗 ſtern und geht gegen 5	27	**Joh. Ev.**
Sonn.	9	Julian	♎	7. 4' N. Uhr unter.	28	Unſch. K.

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	10	**1. n. Ep.**	♎	Paul. Einſ. ♂ **geht als**	29	**n. Chriſtt.**
Mont.	11	Hygin	♏	**ein unſcheinlicher Stern**	30	David
Dienſt.	12	Ernſt	♏	♀ in ♒. **bald nach 5 Uhr**	31	Sylveſter
Mittw.	13	Hilarius	♐	**Morgens auf.** ♃ **culmi-**	1	**Jan. 1847.**
Donn.	14	Felix	♐	**nirt gegen 9 Uhr Abends**	2	Odilo
Freit.	15	Maurus	♑	**und iſt die ganze Nacht**	3	Genovefa
Sonn.	16	Marcellus	♑	**ſichtbar.** ♄ **iſt faſt zwei**	4	Titus

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	17	**2. n. Ep.**	♒	🌑 1. 8' V. **Anton.**	5	**n. Neuj.**
Mont.	18	**Krön. E.**	♒	Priſca. ☾ in Erdn.	6	**H. 3 K. Ep.**
Dienſt.	19	Marius	♓	**Stunden am Abendhim-**	7	Reinold
Mittw.	20	Fab. Seb.	♓	**mel ſichtbar und geht**	8	Gudula
Donn.	21	Agnes	♈	**um 7 Uhr unter.** ♀ **iſt**	9	Julian
Freit.	22	Vincenz	♈	🌓 ☉ in ♒. ☾ in ☊. **eine**	10	Paul. Einſ.
Sonn.	23	Mar. Ver.	♉	4. 41' N. **Viertel-**	11	Hygin

5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonntag	24	**3. n. Ep.**	♉	Bertram. **ſtunde tief**	12	**1. n. Ep.**
Mont.	25	Pauli B.	♉	**in der Abenddämmerung**	13	Hilarius
Dienſt.	26	Polykarp	♊	**ſichtbar.** ♅ **zeigt ſich**	14	Felix
Mittw.	27	Chryſoſt.	♊	**nach Sonnenuntergang**	15	Maurus
Donn.	28	Karl d. Gr.	♋	**am Abendhimmel und**	16	Marcellus
Freit.	29	Franz S.	♋	**geht 3 Viertel auf 11**	17	**Anton**
Sonn.	30	Adelgunde	♌	♄ in ♓. **Uhr unter.**	18	Priſca

6. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonntag	31	**Septuag.**	♌	🌕 8. 52' V. Lud. Alb.	19	**Septuag.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 1. Januar nach 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonnabend den 9. Januar nach 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonntag den 17. Januar gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonnabend den 23. Januar gegen 3 Viertel auf 5 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 31. Januar gegen 9 Uhr Vormittags der volle Mond

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	57 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	2 M.	16 St.	3 M.
11	8	14	8	1	4	15	15	46
21	8	39	7	51	4	30	15	21

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.
Abds.	
5 32	
7 33	
8 40	
9 42	
10 41	
11 47	
11 50	
Morg.	
12 49	
1 54	
3 0	
4 5	
5 6	
6 6	
6 58	
	Abds.
	6 49
	8 10
	9 29
	10 48
	Morg.
	12 8
	1 23
	2 31
	3 40
	4 38
	5 28
	6 10
	6 46
Abds.	

Zum Anfang.

Wie wir auch den Ernſt, wie den Scherz erproben,
Leuchten mag uns ſtets hell ein Stern von oben;
Kenntniß mehre ſich aus der Laune Spiel,
Und auf heit'rer Bahn glänz' ein ernſtes Ziel.

Von Feiertagen.

Die Chriſten feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perſer den Dienſtag, die Aſſyrer den Mittwoch, die Egypter den Donnerſtag, die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend; die Faullenzer feiern alle Tage und fleißige Leute, ſind ſie zugleich vernünftig, arbeiten auch an Feiertagen, wenn es noth thut.

Wär's möglich, könnt' es ſeyn!

Montesquieu, als er einſt mit Mehreren einen Todtenſchädel beſchaute, der zu lachen ſchien, wurde von einem Stutzerchen gefragt: „Worüber lacht wohl dieſer Todte?“ — er gab zur Antwort: „Ueber die Lebendigen!“

Ausſicht.

Wer erſt vom Jänner ſammeln muß
Und reich ſeyn will am Jahresſchluß,
Hat's Zuchthaus ſchon im Julius.

Das Jahr und das Leben.

Zu den Monats-Bildchen: Januar.

Wir haben einmal Jahr und Leben in Beziehungen gebracht. Da ſehen wir, wie der Menſch in's Leben eingeführt wird, ſehen die Freude der Eltern über das wohlige Strampeln und die erſten Sprachlaute des Kindes. „Des Kindes Freud und Wehe ſind's beſte Band der Ehe.“ Um aber der Freude daran ſicherer zu werden, halte die Erziehung frühzeitig vor Allem Eigenſinn und Selbſtſucht in Schranken. Zu Muth und Kraft iſt das Kind anzuregen, aber es muß dem Rechten und Wahren fügſam ſeyn; zum Selbſttriebe muß es geleitet werden, aber auch zu der Ueberzeugung, daß unſer höchſtes Glück darin beſteht, das Wohl Anderer ſelbſt mit Aufopferungen zu befördern. Viel und Vielen zu nützen iſt die herrlichſte Frucht des Lebens.

Februar 1847.

Alter. Januar.

Mont.	1	Brigitte	♌	♄ verſchwindet in der	20 Fab. Seb.
Dienſt.	2	**Mar. R. L.**	♍	☾ in Erdf. Abenddämme-	21 Agnes
Mittw.	3	Blaſius	♍	☾ in ☋. rung. ♀ glänzt	22 Vincenz
Donn.	4	Veronica	♍	eine halbe Stunde als	23 Mar. Ver.
Freit.	5	Agatha	♎	Abendſtern und geht drei	24 Bertram
Sonn.	6	Dorothea	♎	♀ in ♓. Viertel auf ſechs	25 Pauli B.

7. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonntag	7	**Sexageſ.**	♏	Rembertus. Uhr unter. ☿ iſt	26 **Sexageſ.**
Mont.	8	Ancharius	♏	☾ 2. 2′ N. in dieſem	27 Chryſoſt.
Dienſt.	9	Apollonia	♐	Monat nicht ſicht-	28 Karl d. Gr.
Mittw.	10	Scholaſt.	♐	♂ in ♑. bar. ♂ geht	29 Franz S.
Donn.	11	Deſiderius	♐	gegen 5 Uhr Morgens	30 Adelgunde
Freit.	12	Eulalia	♑	auf und iſt eine Stun-	31 Lud. Alb.
Sonn.	13	Gilbert	♑	de in der Dämmerung	1 **Febr.** Br.

8. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonntag	14	**Eſtomihi**	♒	● 11. 50′ V. Valentin.	2 **Eſtomihi**
Mont.	15	Fauſtin	♒	ſichtbar. ♀ glänzt	3 Blaſius
Dienſt.	16	**Faſtnacht**	♓	Juliane. Ob. ☌ ☿ ☉.	4 **Faſtnacht**
Mittw.	17	**Aſcherm.**	♓	Benignus. ☾ Erdn. drei	5 **Aſcherm.**
Donn.	18	Simeon	♈	☾ in ☊. Viertelſtun-	6 Dorothea
Freit.	19	Leontius	♈	den als Abendſtern und	7 Rembertus
Sonn.	20	Eucharius	♉	geht bald nach 7 Uhr	8 Ancharius

9. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	21	**1. Invoc.**	♉	Felix B. unter. ♄ ſteht	9 **1. Invoc.**
Mont.	22	P. Stuhlf.	♊	☽ 4. 23′ V. ☌ ♄ ☉. bei	10 Scholaſt.
Dienſt.	23	Serenus	♊	der Sonne, und	11 Deſiderius
Mittw.	24	**Quat.** †	♋	Matth. Apoſt. iſt nicht	12 **Quat.**
Donn.	25	Mechthild.	♋	ſichtbar. ♀ glänzt eine	13 Gilbert
Freit.	26	Neſtor †	♋	Stunde als Abendſtern.	14 Valentin
Sonn.	27	Juſtus †	♌	♃ ſteht um 6 Uhr Abends	15 Fauſtin

10. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	28	**2. Remin.**	♌	Romanus. in Süden.	16 **2. Remin.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 8. Februar nach 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonntag den 14. Februar gegen Mitternacht der neue Mond.
Montag den 22. Februar gegen halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 8 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 48 M.	14 St. 52 M.
11	9 44	7 22	5 6	14 16
21	10 22	7 2	5 24	13 38

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.
Abds.	
6 25	
7 28	
8 32	
9 33	[illegible]
10 36	[illegible]
	[illegible]
11 39	[illegible]
Morg.	[illegible]
12 43	[illegible]
1 46	[illegible]
2 49	
4 42	
5 9	
6 12	
	Abds.
	7 2
	8 24
	9 45
[illegible]	11 5
[illegible]	Morg.
[illegible]	
[illegible]	12 22
[illegible]	1 31
[illegible]	2 32
[illegible]	3 26
	4 11
	4 46
	5 20
	5 47

Die Welt will betrogen ſeyn?

Die Welt will nicht betrogen ſeyn,
Doch impft man den Betrug ihr ein;
Die Welt gehört, durch Dummheit blind,
Dann Denen, die — Betrüger ſind.

Vertilgung des Hausſchwamms.

Nachdem man den zerſtörten Fußboden ſammt ſeinen Unterlagen ſorgfältig fortgeſchafft und durch geſunde, trockene Hölzer erſetzt hat, füllt man die Räume zwiſchen denſelben mit Sand, Lehm oder Schutt. Auf den Seiten jeder Unterlage und ebenſo an der ganzen Wand herum macht man nun eine Rinne von ungefähr zwei Zoll Tiefe und füllt dieſe dicht mit reinem, trockenem Kochſalze aus, ſtreut auch über die ganze Oberfläche eine halbzöllige Schicht Salz. Die auf ſolche Unterlage befeſtigten Fußböden zeigen nie wieder eine Spur von Schwamm.

Urſach.

Das große Elend in unſrer Zeit liegt hauptſächlich mit darin, daß gar Viele ein größeres Talent zum Fordern als zum Fördern haben und der Verdienſt ihnen reizender iſt als das Verdienſt.

Zu den Monats-Bildchen: Februar.

Da iſt die Jugend fröhlich in gemeinſamen Spielen, wie auch im Ernſten
Menſchen zu dem Gemeinſamen ſich verbinden ſollen. Man laſſe den Kindern Freih
nur wachend und ſorgend, daß ſie nicht übel benutzt werde. Freiheit giebt Selbſtä
digkeit, die ehrenvollſte und hülfreichſte Eigenſchaft in allen Wendungen des Schickſal
Die Freuden der Kinderjahre aber ziehen ſich wie unvergängliche Blüthen durch d
Daſeyn, ſchmücken es ſogar, wenn es öde geworden, und unverkürzt und unbedro
möge Jedem die Zeit, wo er nicht weiß, was Kummer iſt, als Paradieſes-Mitga
der Erinnerung verbleiben. Klage Keiner: hätten wir zu dem Glück der Jugend au
das Bewußtſeyn dieſes Glücks gehabt! — denn mit dem Bewußtſeyn kommt der Zw
fel und mit ihm beginnen die Kämpfe des Lebens.

März 1847

Alter. Februar.

Mont.	1 Switbertus	♍	♀ in ♈. ☾ in Erdf. u. in ☋.	17 Benignus
Dienſt.	2 Simplicius	♍	🌕 3. 32′ V. ♀ glänzt eine	18 Simeon
Mittw.	3 Kunigunde	♍	Stunde als Abend-	19 Leontius
Donn.	4 Caſimir	♎	ſtern und geht ein Viertel	20 Eucharius
Freit.	5 Friedrich	♎	auf 8 Uhr unter. ♄ iſt	21 Felix B.
Sonn.	6 Perpetua	♏	noch in den Strahlen der	22 P. Stuhlf.
	11. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.			
Sonntag	7 **3. Oculi**	♏	Th. v. A. Sonne ver-	23 **3. Oculi**
Mont.	8 Joh. de Deo	♏	borgen. ♃ culminirt tief	24 Mth. Ap.
Dienſt.	9 Franziska	♐	🌗 5. 2′ V. in der	25 Mechtildis
Mittw.	10 **Mittfaſt.**	♐	40 Märt. Abenddäm-	26 Neſtor
Donn.	11 Roſina	♑	merung und geht halb	27 Juſtus
Freit.	12 Gregor	♑	2 Uhr Morgens un-	28 Romanus
Sonn.	13 Ernſt	♒	ter. ☿ in ſeiner gröſs-	1 März. S.
	12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.			
Sonntag	14 **4. Lätare**	♒	Mathilde. ten öſtlichen	2 **4. Lätare**
Mont.	15 Longin	♓	Ausweichung iſt 3 Vier-	3 Kunigunde
Dienſt.	16 Heribert	♓	🌑 9. 34′ N. ☾ Erdn. u.	4 Caſimir
Mittw.	17 Gertrud	♈	in ☊. telſtunden	5 Friedrich
Donn.	18 Cyrillus	♈	in der Abenddämme-	6 Perpetua
Freit.	19 Joſeph	♉	rung ſichtbar. ♀ geht	7 Thom. v. A.
Sonn.	20 Joachim	♉	nach 8 Uhr Abends	8 Joh. de Deo
	13. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.			
Sonntag	21 **5. Judica**	♊	Benedict. ☉ in ♈. Früh-	9 **5. Judica**
Mont.	22 Oktavian	♊	lings-Anfang. Tag und	10 40 Märt.
Dienſt.	23 Otto	♊	🌓 6. 4′ N. Nacht gleich.	11 Roſina
Mittw.	24 Gabriel	♋	♂ in ♒. unter. ♂	12 Gregor
Donn.	25 **M. Verk.**	♋	geht um 4 Uhr Mor-	13 Ernſt
Freit.	26 Ludgerus	♌	gens auf und iſt zwei	14 Mathilde
Sonn.	27 Rupert	♌	Stunden in der Däm-	15 Longin
	14. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.			
Sonntag	28 **6. Palm.**	♍	Felix Pr. ♀ in ♉. merung	16 **6. Palm.**
Mont.	29 Euſtaſius	♍	☾ in Erdf. ſichtbar.	17 Gertrud
Dienſt.	30 Quirinus	♍	Unt. ☌ ☿ ☉. ☾ in ☋.	18 Cyrillus
Mittw.	31 Balbina	♎	🌕 9. 37′ A. Sichtb. ☾ F. Einzug in Paris 1814.	19 Joſeph

Mond- und Zeit-Wechsel.

Dienſtag den 2. März nach halb 4 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 9. März nach 5 Uhr Morgens das lezte Viertel.
Dienſtag den 16. März nach halb 10 Uhr Abends der neue Mond.
Dienſtag den 23. März nach 6 Uhr Abends das erſte Viertel.
Mittwoch den 31. März 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 2. und 3. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 49 M.	6 Uhr 18 M.	5 Uhr 37 M.	13 St. 11 M.
11	11 27	6 26	5 55	12 33
21	12 5	6 4	6 12	11 55

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg. 7 16	1
Abds.		2
7 26		3
8 28		4
9 32		5
10 34	B	6
11 37	–	7
Morg.	–	8
12 37	M	9
1 36	a	10
2 31	–	11
3 19	–	12
4 3		13
4 41		14
5 17		15
	Abds.	16
	7 15	17
	8 28	18
	9 58	19
B	11 13	20
–	Morg.	21
–	12 21	22
M	1 19	23
a	2 8	24
–	2 48	25
–	3 23	26
	3 50	27
	4 15	28
	4 36	29
	4 58	30
Abds.		31

Philiſter-Meinung und Mannes-Rath.

Der Kampf wird arg und jeder Zoll
Beſtritten auf dem Weg des Lichts;
Ich weiß nicht, was ich denken ſoll,
Drum denk' ich klüglich lieber nichts! —
„Ei, denke du nur auch der Andern,
Sey nicht für dich allein ſtets da;
Wenn dann ringsum Gedanken wandern,
Sind Alle bald ſich herzensnah!"

Drei groſse Aerzte.

Ein berühmter Arzt, deſſen Sterbebett viele ſeiner Amtsgenoſſen umgaben, ſagte: „Zu meinem Troſt, ihr Herren, hinterlaſſe ich drei große Aerzte" — Alle horchten auf, denn Jeder erwartete nun ſeinen Namen — „ſie heißen Mäßigkeit, Waſſer und Bewegung!"

Eine gute Bemerkung.

Dokter Geiler von Keyſersberg, ein tüchtiger Prediger alter Zeit, pflegte zu ſagen: „Der Menſch gleicht einem Stein, den man zur Höhe bringen will: es geht ſchwer auf- und vorwärts, aber rückwärts würde er durch ſich ſelbſt gar luſtig und raſch gehen. Alſo ſoll man Menſch und Stein ſorglich hüten, wenn man ſie endlich auf der Höhe hat."

Zu den Monats-Bildchen: März.

Der Acker des Wiſſens muß nun gepflügt werden: der Jugend Lehre, des Alters Ehre! Es iſt da in den Schulen viel zu ſondern und zu ſichten, denn unſre Zeit verlangt viel und muß ſich deshalb namentlich des allgemein Unnützen entſchlagen, um ſich allſeitig mit Tüchtigem rüſten zu können. In ſolcher Beziehung ſage Niemand: das braucht Der oder Die nicht! — Wir haben große Umwandlungen erlebt, ſehen ihrer noch kommen, und die Stetigkeit wird noch lange nicht zu erreichen ſeyn. Da bedarf Jeder in ſeinem Kreiſe vielfache Kenntniſſe, um den wechſelnden und ſich ſteigernden Anforderungen Stand halten zu können, und alles zu dieſem Zweck Anwendbare lernen zu wollen muß Regel ſeyn.

April 1847.

Alter. März.

Donn.	1 **Gründonn.**	♎	Hugo B. ♂ geht gegen	20 **Gründonn.**
Freit.	2 **Charfreit.**	♎	Franz v. P. 4 Uhr Mor-	21 **Charfreit.**
Sonn.	3 Richard	♏	☌ ⛢ ☉. gens auf. ⛢ ſteht	22 Oktavian

15. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonntag	4 **H. Oſterf.**	♏	Iſidor B. in der Nähe	23 **H. Oſterf.**
Mont.	5 **Oſtermont.**	♐	Vincenz. der Sonne	24 **Oſtermont.**
Dienſt.	6 Sixtus P.	♐	♃ iſt nach Untergang der	25 **Oſterd.**
Mittw.	7 Hermann	♑	Sonne am Abendhim-	26 Ludgerus
Donn.	8 Dionyſius	♑	☾ 3. 40′ N. mel ſicht-	27 Rupert
Freit.	9 Maria El.	♑	bar und geht um Mit-	28 Felix Pr.
Sonn.	10 Ezechiel	♒	ternacht unter. ♀ glänzt	29 Euſtaſius

16. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonntag	11 1. **Quaſ.**	♒	Leo d. Gr. als Abendſtern	30 1. **Quaſ.**
Mont.	12 Julius	♓	über 2 Stunden. ☿ iſt in	31 Balbina
Dienſt.	13 Mar. v. E.	♓	☾ Erdn. und in ☊. die-	1 April
Mittw.	14 Tiburtius	♈	ſem Monat nicht ſicht-	2 Franz v. P.
Donn.	15 Olympius	♈	● 6.45′ V. Unſichtb. ☉ ☌.	3 Richard
Freit.	16 Drogo	♉	bar. ♂ geht als	4 Iſidor B.
Sonn.	17 Rudolph	♉	ein unſcheinlicher Stern	5 Vincenz

17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonntag	18 2. **Miſ. D.**	♊	Eleuther. um 3 Uhr	6 2. **Miſ. D.**
Mont.	19 Timotheus	♊	Morgens auf. ♄ er-	7 Hermann
Dienſt.	20 Viktor	♋	ſcheint in der Morgen-	8 Dionyſius
Mittw.	21 Anſelm	♋	dämmerung. ♃ geht um	9 Maria El.
Donn.	22 Soter	♌	☽ 9. 32′ V. ☉ in ♉.	10 Ezechiel
Freit.	23 Georg	♌	♀ in ♊. 11 Uhr	11 Leo d. Gr.
Sonn.	24 Albert	♌	Abends unter. ♄ geht in	12 Julius

18. Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonntag	25 3. **Jubil.**	♍	Marc. Evang. der Mor-	13 3. **Jubil.**
Mont.	26 Ferdinand	♍	gendämmerung auf.	14 Tiburtius
Dienſt.	27 Anaſtaſius	♎	☾ in Erdf. und in ☋. ☿	15 Olympius
Mittw.	28 **Bettag**	♎	Vitalis. iſt in der größ-	16 Drogo
Donn.	29 Petr. v. M.	♎	○ ten weſtlichen Aus-	17 Rudolph
Freit.	30 Cath. v. S.	♏	1. 50′ N. weichung.	18 Eleuther.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 8. April gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 15. April 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Donnerſtag den 22. April halb 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Freitag den 30. April gegen 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 1. und 2., 7. und 8. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 30 M.	11 St. 9 M.
11	13 32	5 15	6 47	10 28
21	14 9	4 51	7 3	9 51

☾ Afg. U.	☾ Afg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
Abds.				
7	23			1
8	27			2
9	30			3
10	31	[illegible]		4
11	30			5
Morg.				6
12	25			7
1	15			8
1	59			9
2	38			10
3	12			11
3	43			12
4	13			13
4	40			14
		Abds.		15
		8	38	16
		9	51	17
[illegible]		11	48	18
		Morg.		19
		12	35	20
		12	55	21
		1	14	22
		1	46	23
		2	14	24
		2	39	25
		3	3	26
		3	25	27
		3	45	28
		4	8	29
Abds.				30

Doch etwas!

Dem Wunſch nach deutſcher Flotte
Iſt nun Erfüllung nah;
Denn denkt — wie überraſchend! —
Das Waſſer iſt ſchon da!

Unkraut zu vertilgen.

Garten-Wege — auch andere — vom Unkraut rein zu erhalten, vermiſche man 50 bis 60 Maaß Waſſer mit 20 Pfund ungelöſchtem Kalk und 2 Pfund Schwefelſäure, laſſe dieſe Miſchung in einem Keſſel ſieden und begieße dann damit die Garten-Wege, das Pflaſter oder den Platz, den man vom Unkraut frei halten will. Die Wirkung erſtreckt ſich auf mehrere Jahre.

Noch heut zu ſingen!

Als Ludwig XIII ſeinem Vater in der Regierung folgte, wollte man den Haß gegen die Proteſtanten wieder auffriſchen. Das Volk ließ ſich aber nicht zum Werkzeuge der Glaubenswuth gebrauchen, ſondern ſang überall in den Straßen ein franzöſiſch Liedchen, deſſen Schluß in der Ueberſetzung ſo lautet:

„Laßt leben den Papſt, den katholiſchen König,
Doch leben laßt auch Hugenotten dazu!
Laßt leben, wer brav iſt! — ſonſt kümmert uns wenig,
Doch fort jeder Pfaffe, der ſtöret die Ruh!“

Zu den Monats-Bildchen: April.

Lehr-Jahre ſind keine Herren-Jahre! — doch wer nicht Arbeit flieht, iſt ſeines Glückes Schmied! Was man lernt, lerne man aus dem Grunde, nicht nur obenhin, und Tüchtigkeit erheiſcht, über dem zu ſtehen, was bisjetzt vorhanden auf der von uns erwählten Bahn der Thätigkeit. Zum Fortſchritt fähig zu ſeyn, iſt das Streben des echten Mannes, und wer nicht danach trachtet, aus dem Schlendrian und weiter zu kommen, wie ſein Meiſter, der ſteht bald zurück; denn es werden Andere ihm zuvor kommen und es ihm zuvor thun. Nachahmen können Viele! — Du mußt bei'm Schaffen denken; das kann zu höh'rem Ziel und zum Erfinden lenken!

Mai 1847.

Alter. April.

Sonn.	1	Phil. Jakob	♏	♄ geht um 3 Uhr Mor-	19	Timotheus
19. Von Christi Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonntag	2	4. **Cantate**	♐	Athanasius. gens auf.	20	4. **Cantate**
Mont.	3	† Erfind.	♐	♃ zeigt sich nach Son-	21	Anselm
Dienst.	4	Monika	♐	nenuntergang noch an zwei	22	Soter
Mittw.	5	Pius V.	♑	Stunden am Abendhim-	23	Georg
Donn.	6	Joh. v. d. Pf.	♑	mel und geht halb 11 Uhr	24	Albert
Freit.	7	Stanislaus	♒	🌗 11. 13′ V. unter.	25	Marc. Ev.
Sonn.	8	Mich. Ersch.	♒	♀ ist fast drei Stun-	26	Ferdinand
20. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonntag	9	5. **Rogate**	♓	Gregor N. den als Abend-	27	5. **Rogate**
Mont.	10	Gord. W.	♓	☾ in ☊. stern sichtbar	28	Vitalis
Dienst.	11	Beatrix	♈	♂ in ♓. und geht um	29	Petr. v. M.
Mittw.	12	Pankratius	♈	☾ in Erdn. 11 Uhr un-	30	Cath. v. S.
Donn.	13	**Himm. Chr.**	♉	Servatius. ter. ☿ ist in	1	**Mai. H. Ch.**
Freit.	14	Christian	♉	🌑 3. 37′ N. diesem	2	Athanasius
Sonn.	15	Sophia	♊	Monat nicht sicht-	3	† Erfind.
21. Von der Verheißung des heiligen Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.						
Sonntag	16	6. **Exaudi**	♊	Joh. v. N. bar. ♃ geht	4	6. **Exaudi**
Mont.	17	Jodokus	♋	♀ in ♋. gegen 10 Uhr	5	Pius V.
Dienst.	18	Liberius	♋	Abends unter. ♄ geht	6	Joh. v. d. Pf.
Mittw.	19	Prudent.	♋	um halb 2 Uhr Mor-	7	Stanislaus
Donn.	20	Basilla	♌	gens auf und ist dreivier-	8	Mich. Ersch.
Freit.	21	Constantin	♌	🌓 tel Stunden sichtbar.	9	Gregor N.
Sonn.	22	Julian	♍	2. 22′ V. ☉ in ♊.	10	Gordian
22. Von der Sendung des heiligen Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.						
Sonntag	23	**Pfingstfest**	♍	Desiderius. ☾ in Erdf.	11	**Pfingstfest**
Mont.	24	**Pfingstm.**	♍	Johanna. ☾ in ☋. ♂, der	12	**Pfingstm.**
Dienst.	25	Urban	♎	sehr an Lichtstärke zu-	13	**Pfingstd.**
Mittw.	26	**Quat.** †	♎	Phil. N. nimmt, geht nach	14	Quat.
Donn.	27	Luciana	♏	halb 2 Uhr Morgens auf.	15	Sophia
Freit.	28	Wilhelm	♏		16	Joh. v. N.
Sonn.	29	Maxim.	♏		17	Jodokus
23. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.						
Sonntag	30	**Trinitatis**	♐	🌕 3. 9′ V. Felix Pr.	18	**Trinitatis**
Mont.	31	Petronella	♐		19	Prudent.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 7. Mai 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Freitag den 14. Mai gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 22. Mai gegen halb 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 30. Mai 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 21. und 22. Mai.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 43 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 19 M.	9 St. 17 M.
11	15 16	4 18	7 31	8 44
21	15 44	4 4	7 48	8 16

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
8	25			1
9	25			2
10	22	[illegible]		3
11	13			4
11	58			5
Morg.				6
12	38			7
1	13			8
1	44			9
2	14			10
2	43			11
3	12			12
3	41			13
		Abds.		14
		8	37	15
		9	36	16
		10	27	17
		11	9	18
[illegible]		11	41	19
		Morg.		20
		12	16	21
		12	42	22
		1	7	23
		1	29	24
		1	49	25
		2	12	26
		2	35	27
		3	4	28
		3	35	29
Abds.				30
9	10			31

Der Zaghafte.

„Wüßt ich nur: ob Sie mich liebt?"
Frage!
„Wenn Sie nun nicht Antwort giebt?"
Wage!
„Wenn dazu mir Muth gebricht?"
Geh' nach Haus!
„Kann ich Dies und Jenes nicht?"
Lach' dich aus!

Rabbiniſcher Spruch.

Drei Freunde hat der Menſch: Geld, das verläßt ihn aber bei ſeinem Tode zuerſt; Verwandte, die geleiten ihn noch bis an's Grab, gehen aber dann, ſich den zurückgelaſſenen Geldſchatz zu theilen, und ſeine Werke. Dieſe ſind ihm am treueſten, denn ſie begleiten ihn bis zum Throne des Weltenrichters.

Was man doch zuweilen Neugier nennt!

Ein Gefangener der Inquiſition bat einen Pater um Gottes Willen, ihm Nachricht zu verſchaffen: weshalb er denn eigentlich verhaftet ſey? — „Es ſchickt ſich gar nicht, daß Ihr ſo neugierig ſeyd!" entgegnete der Pater.

Zu den Monats-Bildchen: Mai.

„Da kommt die Lieb' und offen iſt reiches Blüthenfeld; von Himmelslicht getroffen, wird klarer uns die Welt!" — Wohl dem, der ſich hier keines Verraths ſchuldig macht, der Treue giebt und Treue findet! Ein innig Herz iſt ein ſeltener Schatz, und wer es zu ſich heimführt, der hat getheilte Sorgen und zwiefache Freuden. Ein echter Mann iſt kräft'ger als jede and're Stütze, ein herzig Weib hat Balſam für alle Wunden, die unter den Laſten des Lebens entſtehen. Jener und Dieſe fragt nicht nach Reichthum und Ueberfluß; denn wahre Liebe möchte immer geben, nicht nehmen, und ſie ſelbſt iſt ſich ihr ſchönſtes Eigenthum. Wohl dem, deſſen Liebe nicht vergeht, er hat innere Jugend immerdar!

Junius 1847.

Alter. Mai.

Dienſt.	1	Simeon	♑	♀ glänzt dritthalb Stun-	20	Baſilla
Mittw.	2	Erasmus	♑	den lebhaft als Abend-	21	Conſtantin
Donn.	3	**Frohnl.**	♒	Clotbildis. ſtern und geht	22	**Frohnl.**
Freit.	4	Florian	♒	ein Viertel auf 12 Uhr	23	Deſiderius
Sonn.	5	Bonifacius	♓	Ob. ☌☿☉. ☾ in ☊. un-	24	Johanna

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	6	1. **n. Trin.**	♓	🌗 4. 30′ V. Norbert.	25	1. **n. Trin.**
Mont.	7	Robert	♈	ter. ♀ iſt zwei Stun-	26	Phil. N.
Dienſt.	8	Medardus	♈	☾ in Erdn. den in der	27	Luciana
Mittw.	9	Primus	♉	♀ in ☊. Abenddämme-	28	Wilhelm
Donn.	10	Maurinus	♉	rung ſichtbar und geht	29	Maximin.
Freit.	11	Barnabas	♉	nach 11 Uhr unter. ♂	30	Felix Pr.
Sonn.	12	Baſilides	♊	geht nach 1 Uhr **Mor-**	31	Petronella

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	13	2. **n. Trin.**	♊	🌑 1. 16′ V. Ant. v. P.	1	**Jun. 2. Tr.**
Mont.	14	Baſilius	♋	**gens auf.** ♄ **geht**	2	Erasmus
Dienſt.	15	Vitus	♋	um **Mitternacht auf.** ♃	3	Clothildis
Mittw.	16	Benno	♌	♂ in ♈. ſteht bei **der**	4	Florian
Donn.	17	Adolph	♌	**Sonne** und iſt zur **Zeit**	5	Bonifacius
Freit.	18	Marcellus	♍	**Schlacht** bei Belle - Al-	6	Norbert
Sonn.	19	Gervaſius	♍	liance 1815. **nicht ſicht-**	7	Robert

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	20	3. **n. Trin.**	♍	🌓 7. 56′ N. ☾ in Erdf.	8	3. **n. Trin.**
Mont.	21	Albanus	♎	☾ in ☋. ☌♃☉. **bar.**	9	Primus
Dienſt.	22	Albin	♎	☉ in ♋. Sommers An-	10	Maurinus
Mittw.	23	Walram	♏	fang. Längſter Tag. ♀	11	Barnabas
Donn.	24	Joh. d. T. *	♏	**glänzt noch zwei Stunden**	12	Baſilides
Freit.	25	Elegius	♏	**als Abendſtern.** ♂ **geht**	13	Anton v. P.
Sonn.	26	Pelagius	♐	♀ in ♋. **bald nach Mit-**	14	Baſilius

27. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	27	4. **n. Trin.**	♐	7 Schläfer. **ternacht auf.**	15	4. **n. Trin.**
Mont.	28	Leo P. †	♑	🌕 1. 36′ **M.**	16	Benno
Dienſt.	29	**Petr. P.**	♑		17	Adolph
Mittw.	30	Pauli G.	♒		18	Marcellus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 6. Junius um halb 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 13. Junius 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 20. Junius gegen 8 Uhr Abends das erſte Viertel.
Montag den 28. Junius nach halb 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	9 M.	3 Uhr	53 M.	8 Uhr	2 M.	7 St.	51 M.
11	16	23	3	47	8	11	7	37
21	16	31	3	46	8	17	7	29

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
9	58			1
10	40			2
11	16			3
11	48	Bei Nacht		4
Morg.				5
12	19			6
12	56			7
1	15			8
1	44			9
2	17			10
2	56			11
3	41			12
		Abds.		13
		9	4	14
		9	43	15
		10	16	16
Bei Nacht		10	45	17
		11	10	18
		11	33	19
		11	56	20
		Morg.		21
		12	16	22
		12	38	23
		1	3	24
		1	33	25
		2	8	26
Abds.		Bei Tage.		27
7	51			28
8	49			29
9	26			30

Wahrnehmung.

Buße pred'gen und Hader ſtiften,
Davon ſteht nichts in heil'gen Schriften!

Aepfel und Birnen mit eingewachſenen Namen.

Man ſchneidet den Namen mit den einfachſten Buchſtaben von feinem Papier aus und klebt ihn dann mit ſteifer Gummi-Auflöſung auf die rothwerdende Stelle der Früchte. Bei weiterem Wachsthum derſelben werden die von den Papier-Buchſtaben bedeckten, vor dem Sonnenlicht geſchützten Stellen blaß bleiben, während ringsum die Röthe ſich verſtärkt.

Zum Merkbuch.

Der Menſch **kann**, was er **ſoll**, und wenn er ſagt: ich kann nicht, ſo will er nicht.

Jeder ſucht jetzt Zerſtreuung und doch findet man's lächerlich, zerſtreut zu ſeyn.

Wer im Glück aufſchwillt, ſchrumpft im Unglück zuſammen.

Viele ſind am Brette, weil ſie zwar kein Brett vor dem Kopf, aber vor dem Herzen haben.

Zu den Monats-Bildchen: Juni.

Mit der Liebe im Herzen zieht der Jüngling aus, die Stätte zu ſuchen, wo er den eigenen Herd errichten könne. Er weiß, für wen er's thut, und das ihn in allen Gedanken begleitende Bild treibt ihn an zu erhöhtem Eifer. Er ſieht ſich um in Ländern und unter Menſchen aller Art, erweitert ſeine Kenntniſſe und erwirbt, wo er's mit Ehren kann; günſt'ge Zeit muß man erfaſſen, denn ſie hat uns bald verlaſſen! Jede Mühe wird ihm ſüß, ſein Ziel iſt ja ſo ſchön! Wohl ſehnt er ſich zuweilen in's Vaterhaus zurück, doch auch er hat eines zu gründen, will es aus eigenen Mitteln, er weiß: nur der iſt wahrhaft frei, der Niemanden ſchuldet!

Julius 1847.

Alter. Junius.

Donn.	1	Rembold	♒	♄ geht bald nach 11	19	Gervaſius
Freit.	2	**M. Heimſ.***	♓	Uhr Abends auf und	20	Silverius
Sonn.	3	Hyacinth	♓	☉ Erdf. ☾ Erdn. zeigt	21	Albanus

28. Von Petri reichem Fiſchzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	4	**5. n. Trin.**	♓	Ulrich. ☾ in ☊. ſich den	22	**5. n. Trin.**
Mont.	5	Anſelm	♈	🌗 9. 6' V. übrigen	23	Walram
Dienſt.	6	Jſaias	♈	Theil der Nacht am	24	Joh. d. T.
Mittw.	7	Wilibald	♉	Morgenhimmel. ♃ und	25	Elogius
Donn.	8	Kilian	♉	♀ in ♍. ☿ ſind in die-	26	Pelagius
Freit.	9	Agilolph	♊	ſem Monat nicht ſicht-	27	7 Schläfer
Sonn.	10	7 Brüder	♊	bar. ☿ iſt in der gröſs-	28	Leo P.

29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	11	**6. n. Trin.**	♋	Pius P. ten weſtlichen Aus-	29	**6. n. Trin.**
Mont.	12	Nabor	♋	🌑 12. 1' N. wei-	30	Pauli G.
Dienſt.	13	Margar.	♌	chung von der Son-	1	**Jul. N.**
Mittw.	14	Bonavent.	♌	ne. ♀ iſt noch über eine	2	**M. Heimſ.**
Donn.	15	Ap. Theil.	♌	Stunde in der Abend-	3	Hyacinth
Freit.	16	Skapul.	♍	dämmerung ſichtbar und	4	Ulrich
Sonn.	17	Alexius	♍	geht um 10 Uhr unter.	5	Anſelm

30. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	18	**7. n. Trin.**	♎	Arnold. ☾ Erdf. und	6	**7. n. Trin.**
Mont.	19	Arſenius	♎	in ☋. ♂ geht als ein	7	Wilibald
Dienſt.	20	Elias	♎	🌓 1. 16' N. anſehnli-	8	Kilian
Mittw.	21	Daniel	♏	cher Stern um 11	9	Agilolph
Donn.	22	M. Magd.	♏	Uhr Abends auf und	10	7 Brüder
Freit.	23	Apollinar	♐	zeigt ſich die ganze Nacht	11	Pius P.
Sonn.	24	Chriſtine	♐	☉ in ♌. Anfang der	12	Nabor

31. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonntag	25	**8. n. Trin.**	♐	Jakob. Hundstage. ♀	13	**8. n. Trin.**
Mont.	26	Anna	♑	befindet ſich in der gröſs-	14	Bonavent.
Dienſt.	27	Pantaleon	♑	🌕 10. 32' N. ten	15	Ap. Theil.
Mittw.	28	Innocenz	♒	öſtlichen Elonga-	16	Skapul.
Donn.	29	Martha	♒	tion von der Sonne. ♄	17	Alexius
Freit.	30	Abdon	♓	geht bald nach 9 Uhr	18	Arnold
Sonn.	31	Jgn. Loj.	♓	☾ in ☊. Abends auf.	19	Arſenius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 5. Julius nach 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Montag den 12. Julius um Mittag der neue Mond.
Dienſtag den 20. Julius 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 27. Julius gegen halb 11 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden feiern die Tempel-Eroberung den 1. und die Zerſtörung Jeruſalems den 22. Julius.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	26 M.	3 Uhr	50 M.	8 Uhr	16 M.	7 St.	34 M.
11	16	11	3	59	8	10	7	49
21	15	51	4	10	8	1	8	9

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
9	52			1
10	23			2
10	51	Bei Tage		3
11	19			4
11	49			5
Morg.				6
12	21			7
12	56			8
1	37			9
2	24			10
3	17			11
		Abds.		12
		8	17	13
		8	47	14
		9	14	15
		9	37	16
Bei Tage		10	7	17
		10	23	18
		10	47	19
		11	12	20
		11	41	21
		Morg.		22
		12	16	23
		12	55	24
		1	35	25
		2	43	26
Abds.				27
7	51	B.		28
8	25			29
8	54	T.		30
9	24			31

Eng' iſt wohl!

Such' das Glück nicht in der Weite,
Nicht im lüſternen Gedränge;
Sieh, das Herz wohnt freudig enge —
Halte dich ihm treu zur Seite.

Die Auferſtehung.

Es giebt eine Auferſtehung, und man braucht dabei nicht allein auf das Jenſeits zu hoffen. Gar viele Menſchen führen nämlich ein Leben, das in Sinnlichkeit und Wandelbarkeit immer mehr von ſeinem eigentlichſten Inhalt und Werth verliert, ſo daß ſie ihr beſſeres Selbſt tödten. Denen darf man — wenn es ſeyn könnte, mit dem Poſaunen-Ton, den wir uns beim Weltgericht denken — zurufen: „Erhebt Euch vom geiſtigen Tode und erwachet zu wahrhaftem Leben!“

Zum Merkbuch.

Ein Kopf ohne Gedächtniß gleicht einer Feſtung ohne Beſatzung.

Willſt du dir mit Hoffen helfen, mußt du zuvor Warten gelernt haben.

Zwei Eigenſchaften ſchützen im Leben vor allem Uebel: Haushalten und Aushalten.

Zu den Monats-Bildchen: Juli.

Die Stätte iſt endlich gefunden: Herd und Haus werden ſich erheben; — und welches iſt das glücklichſte Haus? Dieſe Frage beantworteten die Weiſen Griechenlands; hören wir drei ihrer Ausſprüche. Solon: Das beſte Haus iſt dasjenige, in welchem das Geld ohne Unrecht erworben, ohne Mißtrauen bewahrt und ohne Reue ausgegeben wird. Bias: In welchem die Bewohner ſich eben ſo verhalten wie außerhalb des Geſetzes wegen. Pittakos: Mir iſt's beſte Haus das, in welchem weder was Ueberflüſſiges ſich findet, noch was Nothwendiges vermißt wird. — Unter dieſen Sprüchen braucht man nicht zu wählen, denn ſie ſind alle drei gut, ſo gut wie der: „Es ſteht dies Haus in Gottes Hand, wohnt Vorſicht drinnen und Verſtand.“

Auguſt 1847.

Alter Julius.

32. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonntag	1	**9. n. Trin.**	♈	Petr. Kett. ♃ iſt **noch**	20 **9. n. Trin.**
Mont.	2	**Portiunc.**	♈	unſichtbar. ♂ geht bald	21 Daniel
Dienſt.	3	Steph. Erf.	♉	🌗 2. 23′ N. nach zehn	22 M. Magd.
Mittw.	4	Dominicus	♉	Uhr Abends auf und	23 Apollinar
Donn.	5	Mar. Schn.	♊	zeigt ſich den übrigen	24 Chriſtine
Freit.	6	Verkl. Chr.	♊	Theil der Nacht am Mor-	25 Jakob
Sonn.	7	Gottſchalk	♋	genhimmel. ♄ geht ein	26 Anna

33. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonntag	8	**10. n. Trin.**	♋	Cyriakus. Unt. ☌ ☿ ☉.	27 **10. n. Trin.**
Mont.	9	Romanus	♋	♀ in ♎. Viertel auf 9	28 Innocenz
Dienſt.	10	Laurenz	♌	Uhr Abends auf und zeigt	29 Martha
Mittw.	11	Hermann	♌	🌕 12. 52′ N. ſich faſt	30 Abdon
Donn.	12	Clara	♍	die ganze Nacht.	31 Ign. Loj.
Freit.	13	Hippolytus	♍	♀ iſt faſt eine Stunde	1 **Aug. P. K.**
Sonn.	14	Euſeb. †	♍	☾ in ☋. als Abendſtern in	2 **Portiunc.**

34. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonntag	15	**11. n. Trin.**	♎	**M. Himm.** ☾ in Erdf.	3 **11. n. Trin.**
Mont.	16	Rochus	♎	ihrem größten Glanze	4 Dominicus
Dienſt.	17	Sibylla	♏	ſichtbar. ☿ und ♅ ſind	5 Mar. Schn.
Mittw.	18	Helena	♏	unſichtbar. ♂ zeigt ſich	6 Verkl. Chr.
Donn.	19	Sebald	♏	🌓 5. 25′ V. als ein	7 Gottſchalk
Freit.	20	Bernhard	♐	heller Stern die	8 Cyriakus
Sonn.	21	Athanaſius	♐	ganze Nacht. ♀ ſteht	9 Romanus

35. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonntag	22	**12. n. Trin.**	♑	Timotheus. tief in der Ab-	10 **12. n. Trin**
Mont.	23	Zacharias	♑	Dämmerung. ♄ kommt	11 Hermann
Dienſt.	24	Barthol.	♒	☉ in ♍. Ende der Hunds-	12 Clara
Mittw.	25	Ludwig	♒	tage. bald nach Mitter-	13 Hippolyt.
Donn.	26	Samuel	♓	🌑 6. 33′ V. ☾ in ☊ und	14 Euſebius
Freit.	27	Joſeph C.	♓	in Erdn. nacht in	15 **M. Himm.**
Sonn.	28	Auguſtin	♈	Süden.	16 Rochus

36. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	29	**13. n. Trin.**	♈	Joh. Enth.	17 **13. n. Trin.**
Mont.	30	Roſa	♉		18 Helena
Dienſt.	31	Paulin	♉		19 Sebald

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. Auguſt gegen halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 11. Auguſt gegen 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerſtag den 19. Auguſt gegen halb 6 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 26. Auguſt nach halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 21 M.	4 Uhr 25 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 39 M.
11	14 47	4 40	7 27	9 13
21	14 14	4 55	7 9	9 46

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds. 9 34		1
10 23	[illegible]	2
10 58		3
11 27		4
Morg.		5
12 22		6
1 12		7
2 8		8
3 7		9
4 9		10
	Abds.	11
	7 42	12
	8 5	13
	8 28	14
[illegible]	8 51	15
	9 16	16
	9 43	17
	10 14	18
	10 51	19
	11 35	20
	Morg.	21
	12 27	22
	1 27	23
	2 35	24
	3 51	25
Abds.		26
7 25	[illegible]	27
7 55		28
8 20		29
9 0		30
9 38		31

Rath.

Die Narren verjage,
Die Schmeichler nicht frage,
Die Hinterliſt ſchlage; —
Das macht gute Tage!

Waldmoos zu bennutzen.

Beſen von Waldmoos ſind, ungeachtet mannigfaltiger Vortheile, dennoch nicht allgemein im Gebrauch und mancher Hausfrau völlig unbekannt. Dieſe Moos-Beſen kehren die Zimmer ſehr rein aus, erſparen die Auslagen für theure Haarbeſen und ſind ſehr dauerhaft. Um ſie zu bereiten, braucht man nur langes Waldmoos in Büſchel zu binden und daſſelbe, ſtatt der Haare, an das Beſen-Brett zu befeſtigen.

Es iſt doch ein Grund!

Bei einem ABC-Buch, das in ſeinen mit Reimen begleiteten Abbildungen zu jedem Buchſtaben ein Thier giebt, ſetzte den ehrlichen Schulmeiſter, der es herausgab, das X in Verlegenheit. Da half er ſich mit dem König Xerxes und folgendem Reim:

„Mit X ſchreibt ſich kein einzig Thier,
Drum ſteher König Xerxes hier.“

Zu den Monats-Bildchen: Auguſt.

Und das Haus iſt beſorgt, vom Altar führt der junge Mann die junge Frau ein. Dem Weibe iſt Liebe die ganze Geſchichte ihres Daſeyns, von der Elternliebe zu der Gatten- und Mutterliebe zieht ſich ihr Lebensweg. Auch dem Manne darf Liebe nicht nur eine Einſchaltung ſeyn, nicht ein irdiſches Gewinnſuchen; in dem, was die Geliebte durch ſich ſelber mitbringt, hat er das Werthvollſte ihres Eingebrachten zu ſuchen. Und ob auch das Weib vernommen: der Mann ſoll dein Herr ſeyn, er muß Gebührendes im Hauſe ihr überlaſſen: „wo zu gebieten, ſtehe der Mann, wo zu behüten, das Weib voran!“

September 1847.

Alter. Auguſt.

Mittw.	1	Aegidius	♊	☾ 9. 38′ N. ☍♄☉. ♄	20	Bernhard
Donn.	2	Raphael	♊	ſteht der Sonne ge-	21	Athanaſius
Freit.	3	Manſuetus	♊	genüber um **Mitternacht**	22	Timotheus
Sonn.	4	Roſalia	♋	in **Süden** und iſt die ganze	23	Zacharias

37. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	5	**14. n. Trin.**	♋	Herkulian. **Nacht** ſicht-	24	**14. n. Trin.**
Mont.	6	Magnus	♌	bar. ♃ zeigt ſich **in den**	25	Ludwig
Dienſt.	7	Regina	♌	Strahlen der **Morgen-**	26	Samuel
Mittw.	8	**Mar. Geb.**	♍	ſonne. ♀ ſteht in die-	27	Joſeph C.
Donn.	9	Audomar	♍	● 4. 11′ N. ſem **Mo-**	28	Auguſtin
Freit.	10	Nicol. v. T.	♍	☾ in ☋. nat bei	29	J. Enth.
Sonn.	11	Protus	♎	☾ in Erdf. der **Sonne.**	30	Roſa

38. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonntag	12	**15. n. Trin.**	♎	Winand. ♂ ſteht **als ein**	31	**15. n. Trin.**
Mont.	13	Maternus	♏	anſehnlicher **Stern bald**	1	**Sept.** Aeg.
Dienſt.	14	† Erhöh.	♏	**nach** 3 **Uhr Morgens**	2	Raphael
Mittw.	15	**Quat.** †	♏	Ludmilla. in **Süden**	3	Manſuetus
Donn.	16	Cornelius	♐	**und** iſt **die ganze Nacht**	4	Roſalia
Freit.	17	Lambert. †	♐	☽ 7. 44′ N. **über dem**	5	Herkulian
Sonn.	18	Richard †	♑	**Horizont.** ♃ **geht**	6	Magnus

39. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	19	**16. n. Trin.**	♑	Nicleta. **gegen** 11 **Uhr**	7	**16. n. Trin.**
Mont.	20	Euſtachius	♑	Ob. ☌☿☉. **Abends auf**	8	**Mar. Geb.**
Dienſt.	21	Matth. Ev.	♒	**und** zeigt ſich den übri-	9	Audomar
Mittw.	22	Moritz	♒	gen Theil der **Nacht** am	10	Nicol. v. T.
Donn.	23	Thekla	♓	☾ in ☊. ☉ in ♎. Herbſt	11	Protus
Freit.	24	Joh. Empf.	♓	○ 2. 49′ U. Anf. ☾ Finſt.	12	Winand
Sonn.	25	**Kleophas**	♈	Anf., Tag u. Nacht gl.	13	Maternus

40. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 5.

Sonntag	26	**17. n. Trin.**	♈	Cyprian. ☾ Erdn. **Mor-**	14	**17. n. Trin.**
Mont.	27	Coſm. u. D.	♉	**genhimmel.** ♅, ♀ **und** ☿	15	Ludmilla
Dienſt.	28	Wenzel	♉	**ſind in** dieſem **Monat**	16	Cornelius
Mittw.	29	Michael	♊	**nicht** ſichtbar.	17	**Quat.**
Donn.	30	Hieronym.	♊		18	Richard

Mond= und Zeit=Wechſel.

Mittwoch den 1. September gegen 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Donnerſtag den 9. September gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 17. September gegen 8 Uhr Abends das erſte Viertel.
Freitag den 24. September gegen 3 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5608ten Jahrs den 11. und 12. September, ihr Verſöhnungsfeſt den 20. September und die erſten Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 25. und 26. September.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 33 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 46 M.	10 St. 27 M.
11	12 55	5 29	6 24	11 5
21	12 17	5 44	6 1	11 43

☾ Afg. U.	☾ Afg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
Abds.				
10	23	Bei Tage.		1
11	10			2
Morg.				3
12	4			4
1	1			5
2	2			6
3	4			7
4	7			8
		Abds.		9
		6	33	10
		6	55	11
		7	17	12
Bei Tage.		7	41	13
		8	8	14
		8	34	15
		9	11	16
		10	5	17
		11	0	18
		Morg.		19
		13	6	20
		1	18	21
		2	36	22
		3	57	23
Abds.				24
6	23			25
6	57	Bei Tage.		26
7	34			27
8	17			28
9	5			29
9	58			30

So ſpricht meiſt jedes Ich!

Wie zeigt der Menſch parteiiſch ſich —
Der Menſch will gar nicht denken wie Ich!

Recept.

In neuerer Zeit haben wir wieder von Menſchen gehört, die angeblich vom Teufel beſeſſen ſind; denn da viele alte Dummheiten wieder aufgefriſcht werden, darf auch dieſe nicht fehlen. Ein vernünftiger Geiſtlicher in Schwaben, der zur Heilung eines Beſeſſenen herbeigerufen wurde, hat bei dieſer Gelegenheit ein Recept geſchrieben, das uns ſehr empfehlenswerth ſcheint. Hier iſt es:

„Wer als beſeſſen ſich erklärt,
Dem gieb 'ne tücht'ge Watſche;
Hilft's nicht, greif' zur Karbatſche:
Dies Mittel, wenn man gut verfährt,
Hat ſtets ſich als probat bewährt!"

Inſchrift einer Mühle.

Will Blitz und Krieg verſchonen,
Das Feld den Fleiß belohnen,
Dann wird bei Windes Wehen
Die Mühle ſteh'n und gehen.

Zu den Monats=Bildchen: September.

Jedem tüchtigen Streben folgt die Erndte, „und alle Freuden des Segens ſind zu theilen mit Weib, Kind und Geſind." Im gleichmäßigen, ausdauernden Streben wächſt die Erndte in Feld und Gewerbe von Jahr zu Jahr, die Kräfte der Kinder wachſen mit. Die Gatten aber altern und werden, haben ſie gut geſäet in der Erziehung, an den erwachſenen Kindern Kräfte erndten, welche die ihrigen, wenn ſie nun mit dem Alter ſich mindern, erſetzen. Bald wird es dann heißen: „Die Alten zum Rath, die Jungen zur That!" — und ſo erndten Alt und Jung auf rechtem Felde.

Oktober 1847.

Alter. September.

Freit.	1	Remigius	♋	🌗 8. 0' V. ♄ geht um	19	Nicleta
Sonn.	2	Leodegar	♋	10 Uhr Abends durch	20	Euſtachius

41. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonntag	3	18. Erntef.	♌	Ewald. den Meridian.	21	18. n. Trin.
Mont.	4	Franz	♌	Unt. ☌ ♀ ☉. ♃ geht ge-	22	Moriz
Dienſt.	5	Placidus	♌	gen halb 11 Uhr Abends	23	Thekla
Mittw.	6	Bruno	♍	auf. ♀ erſcheint als Mor-	24	Joh. Empf.
Donn.	7	Sergius	♍	☾ in ☋. genſtern. ♅ ſteht	25	Kleophas
Freit.	8	Brigitta	♎	🌑 ☾ in Erdf. der Son-	26	Cyprian
Sonn.	9	Dionyſius	♎	9. 7' V. Sichtb. ☉ F.	27	Cosm. u. D.

42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	10	19. n. Trin.	♎	Gereon. ☍ ♅ ☉. ne gegen-	28	19. n. Trin.
Mont.	11	Wimmar.	♏	über und zeigt ſich die	29	Michael
Dienſt.	12	Maximil.	♏	ganze Nacht. ♂ ſteht	30	Hieronym.
Mittw.	13	Tilmann	♐	um halb 2 Uhr Mor-	1	Okt. Rem.
Donn.	14	Kallixtus	♐	gens in Süden und iſt	2	Leodegar
Freit.	15	Kön. O. T.	♐	Thereſe. die ganze Nacht	3	Ewald
Sonn.	16	Gallus	♑	ſichtbar. ♃ geht gegen	4	Franz

43. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonntag	17	20. n. Trin.	♑	🌓 7. 54' V. Florentin.	5	20. n. Trin.
Mont.	18	Luc. Ev.	♒	Schl. bei Leipzig 1813.	6	Bruno
Dienſt.	19	Ferdinand	♒	10 Uhr Abends auf. ♄	7	Sergius
Mittw.	20	Wendelin	♓	geht bald nach 1 Uhr	8	Brigitta
Donn.	21	Urſula	♓	☾ in ☊. Morgens unter.	9	Dionyſius
Freit.	22	Cordula	♈	☾ in Erdn. ♀ zeigt ſich,	10	Gereon
Sonn.	23	Severinus	♈	☉ in ♏. um 4 Uhr Mor-	11	Wimmar

44. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonntag	24	21. n. Trin.	♉	🌕 12. 0' V. Evergiſt.	12	21. n. Trin.
Mont.	25	Raphael	♉	gens aufgehend, in	13	Tilmann
Dienſt.	26	Amandus	♊	ihrem gröſsten Glanz. ♃	14	Kallixtus
Mittw.	27	Sabina	♊	iſt die ganze Nacht über	15	Thereſe
Donn.	28	Sim. J.	♋	dem Horizont.	16	Gallus
Freit.	29	Narciſſus	♋		17	Florentin
Sonn.	30	Theoneſt	♌	🌗 12. 0' V.	18	Luc. Ev.

45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	31	22. n. Trin.	♌	Wolfgang ☍ ♂ ☉.	19	22. n. Trin.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 1. Oktober um 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 9. Oktober nach 9 Uhr Vormittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonntag den 17. Oktober gegen 8 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Sonntag den 24. Oktober um Mitternacht der volle Mond.
Sonnabend den 30. Oktober um Mitternacht das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Ende ihres Laubhüttenfeſtes den 2. und die Geſetzfreude den 3. Oktober.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 9 M.	5 Uhr 39 M.	12 St. 24 M.
11	10 59	6 18	5 17	13 1
21	10 21	6 35	4 56	13 39

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
10	56			1
11	56	Bei Tage		2
Morg.				3
12	57			4
2	0			5
3	3			6
4	4			7
5	6			8
		Abds.		9
		5	46	10
		6	12	11
		6	43	12
Bei Tage		7	18	13
		8	1	14
		8	52	15
		9	47	16
		10	57	17
		Morg.		18
		12	11	19
		1	29	20
		2	5	21
		4	11	22
		5	33	23
Abds.				24
6	6	Bei Tage		25
6	51			26
7	46			27
8	44			28
9	45			29
10	48			30
11	52			31

Rath an die Dichter.

Dichter, wenn die Muſen winken,
Stimmet nur kein Trinklied an;
Denn ſchon giebt's für Jedermann
Mehr zu ſingen als zu trinken!

Kitt für Steingut und Porzellan.

Einen vorzüglichen Kitt hierzu erhält man durch Zuſammenſchmelzen von 3 Theilen Schwefel, 2 Theilen weißem Harz, ½ Theil Schellack, 1 Theil Gummi Elami und 1 Theil Maſtix mit 3 Theilen geſchlemmtem Ziegelmehl. Dieſer Kitt wird auf die vorher erwärmten Flächen ausgebreitet.

Zum Merkbuch.

Moral iſt die vernünftige Anweiſung zu weiſem Genuß der Gegenwart.

Glaubt Einer, das Schickſal hab' ihn zum Stehlen beſtimmt, muß er auch glauben, es hab' ihn zum Hängen beſtimmt.

Es giebt gar manche Lehre, die den Verſtand nicht aufhellt, wohl aber aufhält.

An Gottes Einwirkung glauben und dabei den Geiſt in Banden halten — das iſt die ärgſte Gottesläſterung; denn es heißt Gott in Wort und Schein anerkennen und in der That ihn verleugnen.

Zu den Monats-Bildchen: Oktober.

Jetzt umgeben den Alten Kind und Enkel; er ſucht die Wärme und bedarf ihrer auch aus den Herzen der Seinen, die mit Aufmerkſamkeit auf ihn hören, wenn er von der Vergangenheit ſpricht und von ſeinen Erfahrungen; denn nun lebt er ſchon mehr in der Erinnerung als in der Hoffnung, und ſeine Wünſche, die in einem echten Gemüth ſtets mächtiger Andern geweiht ſind als ſich ſelber, denken Seiner endlich faſt gar nicht mehr. Es iſt irrig, daß der dem Leben abgeſtorben, der keine Wünſche mehr hat; macht er die Wünſche der Andern nur recht behaglich zu den ſeinen, iſt er glücklicher als je zuvor.

November 1847.

Alter. Oktober.

Mont.	1	**All. Heil.**	♌	♂ ſteht der Sonne ge-	20	Wendelin
Dienſt.	2	All Seel.	♍	genüber um Mitternacht	21	Urſula
Mittw.	3	Hubert	♍	in Süden und iſt die	22	Cordula
Donn.	4	Karl Bor.	♎	☾ in Erdf. ☾ in ☊. ganze	23	Severinus
Freit.	5	Zacharias	♎	Nacht ſichtbar. ☿ iſt in	24	Evergiſt
Sonn.	6	Leonhard	♎	der gröſsten öſtlichen Elon-	25	Raphael

46. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ev. Phil. 3.

Sonntag	7	**23. n. Trin.**	♏	Engelbert. gation. ♀ zeigt	26	**23. n. Trin.**
Mont.	8	Gottfried	♏	🌑 3. 34′ V. ſich über	27	Sabina
Dienſt.	9	Theodor	♐	3 Stunden vor Auf-	28	Sim. Jud.
Mittw.	10	Mart. P.	♐	gang der Sonne. ♃ geht	29	Narciſſus
Donn.	11	Mart. B.	♐	gegen 8 Uhr Abends auf	30	Theoneſt
Freit.	12	Kunibert	♑	und ſteht um 4 Uhr Mor-	31	Wolfgang
Sonn.	13	Staniſl.	♑	gens in Süden. ♄ geht	1 Nov.	**A. H.**

47. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ev. Col. 1.

Sonntag	14	**24. n. Trin.**	♒	Levin. um Mitternacht	2	**24. n. Trin.**
Mont.	15	Leopold	♒	☽ 6. 38′ N. unter ☿ iſt	3	Hubert
Dienſt.	16	Edmund	♓	in dieſem Monat	4	Karl Bor.
Mittw.	17	Gertrud	♓	nicht ſichtbar. ♂ ſteht um	5	Zacharias
Donn.	18	Maximus	♈	☾ in ☊. 10 Uhr Abends	6	Leonhard
Freit.	19	Eliſabeth	♈	in Süden. ♄ ſteht um	7	Engelbert
Sonn.	20	Simplic.	♉	☾ in Erdn. halb 7 Uhr	8	Gottfried

48. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ev. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	21	**25. n. Trin.**	♉	Feier zum Gedächtniſs	9	**25. n. Trin.**
Mont.	22	Cäcilia	♊	🌕 10. 28′ V. der Ge-	10	Mart. P.
Dienſt.	23	Clemens	♊	ſtorbenen. Abends	11	Martin B.
Mittw.	24	Joh. v. Kr.	♊	im Meridian und zeigt	12	Kunibert
Donn.	25	Katharina	♋	ſich tiefer in der Nacht	13	Staniſl.
Freit.	26	Konrad	♋	Unt. ☌ ☿ ☉. am Abend-	14	Levin
Sonn.	27	Bilhildis	♌	himmel. ♀ iſt faſt 4 Stun-	15	Leopold

49. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ev. Röm. 13.

Sonntag	28	**1. Advent**	♌	Günther. den Morgen-	16	**26. n. Trin.**
Mont.	29	Saturnin	♍	☾ 4. 46′ N. ſtern.	17	Gertrud
Dienſt.	30	Andr. Ap.	♍		18	Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 8. November gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 15. November gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.
Montag den 22. November gegen halb 11 Uhr Vormittags der volle Mond.
Montag den 29. November 3 Viertel auf 5 Uhr Abends das letzte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	41 M.	6 Uhr	53 M.	4 Uhr	31 M.	14 St.	19 M.
11	9	8	7	10	4	18	14	52
21	8	39	7	26	4	5	15	21

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				1
12	54			2
1	56	[illegible]		3
2	58			4
4	0			5
5	3			6
6	10			7
		Abds.		8
		5	28	9
		6	11	10
		6	56	11
[illegible]		7	55	12
		8	57	13
		10	5	14
		11	16	15
		Morg.		16
		12	29	17
		1	47	18
		3	4	19
		4	24	20
		5	51	21
Abds.				22
5	29			23
6	26	[illegible]		24
6	58			25
8	32			26
9	36			27
10	42			28
11	45			29
Morg.				30

Des Mannes Bild.

Nicht knechtiſch betteln ſoll der Mann,
Doch Bitt' um Rechtes wird er Jedem gönnen;
Nie Recht vergeben darf der Mann,
Doch muß im Kampf dafür er dulden können.
Kein eitler Fant ſoll ſeyn der Mann,
Gilt's böſen Preis, muß er auf's All verzichten;
Nicht tollkühn waget ſich der Mann,
Doch kann kein Schickſal ihm den Muth vernichten.
Ein Fels im Meere ſteht der Mann,
Und wie's auch wogt, von Stürmen unerſchüttert —
Denn wie's auch wogt, es hat der Mann
Die Bruſt voll Kraft, und nur der Sclave zittert!

Papier von Oelflecken zu befreien.

Man beſtreut das beölte Blatt einen guten Meſſerrücken ſtark mit geſchabtem weißem Bolus, bringt das Papier dann zwiſchen zwei Brettern in eine Preſſe, läßt es unter mäßigem Drucke 24 Stunden liegen und reinigt es dann vom Bolus mit einer feinen Bürſte.

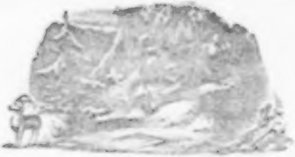
Der Geklatſch-Liebhaber an den Zuträger.

Gern hör' ich, Freund, Dich gegen And're ſprechen,
Doch meinſt Du mich, könnt' ich den Hals Dir brechen!

Zu dem Monats-Bildchen: November.

Und er weiß, daß ein Scheiden von dieſer Erde naht; aber nicht in finſtern Betrachtungen, nicht in marternden Vorſtellungen und grämelnder Frömmelei ſieht er ihm entgegen. Er kennt keine rächende, nur eine liebende Gottheit, beglaubigt in der Natur; er iſt davon durchdrungen, daß nur in Erleuchtendem Glück und Frieden, nur in erhöhtem Licht Seligkeit heimiſch iſt. Er murrt nicht über das Loos der Menſchheit, iſt dankbar für alles Gute, was ihm die Erde gab, und wie es mit der künftigen Fortdauer ſey, er geht ihr demüthigen Muthes entgegen und würde nicht begehrend dem Allwaltenden nahen: denn Zufriedenheit hat ihm ja auf Erden ſchon Alles ausgeglichen.

December 1847.



Alter November.

Mittw.	1	Eligius	♍	☾ in ☊. ☿ kommt in der	19	Eliſabeth
Donn.	2	Balbina	♎	☾ in Erdf. Morgendäm-	20	Simplic.
Freit.	3	Franz Xav.	♎	merung zum Vorſchein	21	M. Opf.
Sonn.	4	Barbara	♏	und iſt einige Tage ſich-	22	Cäcilia

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonntag	5	**2. Advent**	♏	Criſpina, der in ſeiner größ-	23	27. n. Trin.
Mont.	6	Nicolaus	♏	ten weſtlichen Elongation.	24	Joh. v. Kr.
Dienſt.	7	Ambroſius	♐	● 8. 54' N. ♂ geht	25	Katharina
Mittw.	8	**Mar. Empf.**	♐	um 9 Uhr Abends	26	Konrad
Donn.	9	Leocadia	♑	durch den Meridian. ♄	27	Bilhildis
Freit.	10	Judith	♑	ſteht während der Abend-	28	Günther
Sonn.	11	Damaſus	♒	dämmerung im Süden. ☿	29	Saturnin

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonntag	12	**3. Advent**	♒	Epimachus. iſt beinahe	30	**1. Advent**
Mont.	13	Lucia	♒	eine Stunde in der Mor-	1	**Dez.** Elig.
Dienſt.	14	Nikaſius	♓	gendämmerung ſichtbar.	2	Balbina
Mittw.	15	**Quat.**	♓	☽ 3. 50' V. Euſebius.	3	Franz Xav.
Donn.	16	Adelheid	♈	☾ in ☊. ♀ iſt in der	4	Barbara
Freit.	17	Lazarus	♈	größten weſtlichen Elon-	5	Criſpina
Sonn.	18	Wunib.	♉	☾ Erdn. gation und zeigt	6	Nicolaus

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonntag	19	**4. Advent**	♉	Nemeſis. ſich faſt 4 Stun-	7	**2. Advent**
Mont.	20	Julius	♊	den als Morgenſtern. ☿	8	**M. Empf.**
Dienſt.	21	Th. Ap.	♊	○ 11. 32' V. ☉ in ♑.	9	Leocadia
Mittw.	22	Greg. Sp.	♋	Winters Anf., Kürz-	10	Judith
Donn.	23	Dagobert	♋	ter Tag. wird in den	11	Damaſus
Freit.	24	Adam, E.	♌	Strahlen der Morgen-	12	Epimachus
Sonn.	25	**H. Chriſtt.**	♌	Unt. ☌ ☿ ☉. ſonne un-	13	Lucia

1. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonntag	26	**n. Chriſtt.**	♌	**Stephan.** ſichtbar. ♂ geht	14	**3. Advent**
Mont.	27	**Joh. Ev.**	♍	während der Abenddäm-	15	Euſebius
Dienſt.	28	Unſch. K.	♍	merung durch den Mit-	16	Adelheid
Mittw.	29	Thom. C.	♎	☾ 2. 12' N. tagskreis.	17	**Quat.**
Donn.	30	David	♎		18	Wunibald
Freit.	31	Sylveſter	♎	☉ in Erdn.	19	Nemeſis

Mond- und Zeit-Wechsel.

tag den 7. Dezember gegen 9 Uhr Abends der neue Mond.
twoch den 15. Dezember gegen 1 Uhr Morgens das erste Viertel.
itag den 21. Dezember nach halb 12 Uhr Abends der volle Mond.
twoch den 29. Dezember gegen 1 Viertel auf 3 Uhr Abends das letzte Viertel.

weihe der Juden am 3. und die Belagerung Jerusalems den 17. Dezember.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
1	8 St. 16 M.	7 Uhr 41 M.	3 Uhr 57 M.	15 St. 44 M.
11	7 57	7 54	3 52	16 3
21	7 51	8 3	3 54	16 9

☾Aufg. St. M.	☾Unterg. St. M.	T.
Morg.		
12 47	Bei Tage	1
1 49		2
2 54		3
3 54		4
4 56		5
5 57		6
	Abds.	7
	4 54	8
	5 48	9
Bei Tage	6 [illegible]	10
	7 56	11
	9 4	12
	10 19	13
	11 31	14
	Morg.	15
	12 47	16
	1 [illegible]	17
	2 23	18
	4 27	19
	5 43	20
Abds.		21
5 7		22
6 [illegible]		23
7 17	Bei Tage	24
8 23		25
9 29		26
10 34		27
11 38		28
Morg.		29
12 [illegible]		30
1 40		31

Kurze Gesundheits-Lehre.

Du heilst vom Übel gewiß, nicht überfüllt den Magen.
So hast du vorgebeugt und wirst nicht kommen zu klagen.

Auch verändert anzunehmen!

Von dem Liede: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, ter ein Mensch, den sie nicht rühret?" — sang eine ütige, aber arbeitsame Frau diese Zeilen, aus Mangel gutem Gedächtniß, in folgender Weise:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, der sich nicht rühret!"

e möchten diese Aenderung allen Trägen und Faulenzen schten!

Die innere Stimme und der Dulder.

„Warum kannst Gunst du nicht erlangen?"
Weil ich die Gunst nicht mag.
„Warum hat gar dich Haß umfangen?"
Ich scheue Nacht nicht Tag.
„Warum bleibst du so arm bei Plagen?"
Ich fröhne nicht dem Schein.
„Warum geb'st aus du auf Entsagen?"
Es hält die Seele rein.
„So wandle fort durch's Räthselhafte
Und bau' auf Gott allein;
Der diesem Leben Räthsel schaffte,
Wird selbst die Lösung seyn!"

Zu dem Monats-Bildchen: Dezember.

Nachdenklich ist nun der Mensch aus dem [illegible] schönen Leben und seine Zeit [illegible] die Erde, aus der er [illegible] und in [illegible] Beziehungen [illegible] Freuden fand. Der Tod thut Niemand Unrecht, denn er behandelt Alle [illegible] in die Gleichheit. Wohl ist, wer den Tod nicht wünscht, [illegible] das Leben werth halten und nur jedem Tage danach [illegible] Tod, wenn uns der Tod die Pfeiler des Lebens abnimmt, unter dem [illegible] er auf unsrer Lebens-Ordnung [illegible] Ertrag unsrer Thätigkeit [illegible] Der Mensch ist bald vergessen, der Mensch vergeht so schnell! — wer aber Tha[illegible] und Gaben genießt, lebe auch Erinnerung und Dankbarkeit gewiß!

Zeitrechnung des Jahres 1847.

Das gegenwärtige 1847ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen, oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. December 1846 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 4. April und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf den 23. März, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach beiden Kalendern an gleichen Tagen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 5 Uhr 40 Minuten Morgens. Der Sommer am 22. Juni um 2 Uhr 14 Minuten Morgens. Der Herbſt am 23. September um 4 Uhr 16 Minuten Abends. Der Winter am 22. December um 10 Uhr 23 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, wovon aber nur die eine Sonnen- und die eine Mondfinſterniß ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partiale, welche in ganz Europa und Afrika, im größten Theil von Aſien und im weſtlichen von Nordamerika, ſo wie in dem ſüdlichen [illegible] ſichtbar ſeyn wird. Ihr Anfang erfolgt zu Köln den 31. März um 4 Uhr 47 Minuten [illegible] Zeit, ihr Mittel, wo [illegible] Zoll am nördlichen Rande verfinſtert [illegible] werden, um 6 Uhr 30 Minuten und ihr Ende um 8 Uhr 14 Minuten.

Die erſte Sonnenfinſterniß findet am 15. April [illegible] ſtatt und wird nur in dem ſüdlichen Theil von Afrika [illegible] ſichtbar ſeyn, [illegible].

Die zweite ebenfalls partiale Mondfinſterniß fällt am 24. September in den Morgenſtunden ein. Sie wird in Aſien und [illegible] und im [illegible] Europa und Afrika gegen ihr Ende nach ſichtbar ſeyn.

Die zweite [illegible] Sonnenfinſterniß [illegible] ringförmige Sonnenfinſterniß wird ſich am 9. October in den Vormittagsſtunden ereignen und in ganz Europa, der nördlichen Hälfte von Afrika und dem größten Theil von Aſien ſichtbar ſeyn. Im [illegible] iſt ihr Anfang für Köln um 6 Uhr 55 Minuten mittlerer Sonnenzeit, ihr Ende um 9 Uhr 27 Minuten und ihre Größe zu 11 Zoll am ſüdlichen Sonnenrande berechnet. [illegible] nur ein ſchmaler Gürtel am nördlichen Sonnenrande unverfinſtert übrig.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1847.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich in den erſten Monaten des Jahrs nach Sonnenuntergang am Abendhimmel. Am [illegible] April kommt er zur Sonne, [illegible]. Am Ende des Juni [illegible] am Morgenhimmel, wo er jedoch als ein Stern [illegible] Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen ſeyn wird. [illegible] Am 10. October ſteht er im 11ten Grade des Widders [illegible]. Am Schluſſe des Jahres, [illegible], geht er um 1 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfang des Jahres in der Abenddämmerung ſichtbar. Den 21. Februar kommt er in Conjunction mit der Sonne, [illegible]. Am 1. September ſteht er im [illegible] Grade des [illegible] und iſt die ganze Nacht über dem Horizont. [illegible] den 1. October um 10, den 1. November um 8 Uhr und am Ende des Jahrs [illegible] der Nacht.

Jupiter.

Jupiter geht zu Anfange des Jahres gegen 10 Uhr Abends durch den Meridian, und gegen 5 Uhr Morgens unter. Er geht dann allmählig immer früher in der Nacht unter [illegible], als den 12. Februar gegen 3 Uhr Morgens, den 17. März um 1 Uhr, den 5. April [illegible], den 15. Mai um 10 Uhr Abends. Im Anfange des Junius wird er in der Abenddämmerung unsichtbar und kommt dann am 21. dieses Monats zur Sonne, in deren Strahlen er einen Monat unsichtbar bleibt. Erst im September wird er in der Morgendämmerung [illegible]. Vom November an ist er die ganze Nacht über dem Horizont und [illegible], als den 25ten dieses Monats um 3 Uhr, den 23. Dezember gegen 1 Uhr Morgens.

Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Asträa.

Diese fünf Planeten, die man unter dem gemeinschaftlichen Namen Asteroiden zusammen begreift, füllen eine längst bemerkte Lücke in unserem Sonnensystem zwischen dem Jupiter und dem Mars aus. Sie sind erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am ersten Tage desselben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doctor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Professor Harding in Lilienthal bei Bremen; Vesta am 29. März 1807 wieder von Herrn Doctor Olbers; Asträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Hencke in Driesen. Sie sind nur mit bewaffnetem Auge zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars ist in den drei ersten Monaten des Jahrs, während er die Zeichen Schütze und Steinbock durchläuft, als ein unbedeutender Stern vor Sonnen-Aufgang am Morgenhimmel sichtbar. Vom April an nimmt seine Sichtbarkeit bedeutend zu. Er geht dann immer früher in der Nacht auf, als den 22. April um 3 Uhr Morgens, den 19. Junius um Mitternacht, den 23. August um 9 Uhr Abends. Vom September an [illegible]. Am 21. Oktober steht er [illegible] der Sonne gegenüber um Mitternacht im Süden und zeigt sich [illegible] bis zum Schlusse des Jahrs als ein heller Stern [illegible].

Venus.

Dieser Planet ist am 16. Dezember des abgewichenen Jahrs zu seiner oberen Conjunction mit der Sonne gelangt und zeigt sich daher in den ersten acht Monaten dieses Jahrs am Abendhimmel. Um die Mitte Januars erscheint er tief in der Dämmerung, worauf er allmählig höher steigt und länger gesehen wird. Am Ende des Mai zeigt er sich am längsten, beinahe 3 Stunden, in der Abenddämmerung. Am 14. Julius erreicht er seine größte östliche Elongation, nämlich von 45 Grad. Am 15. August hat er seinen größten Glanz als Abendstern erreicht, worauf er in der Dämmerung verschwindet. Im September ist er nicht sichtbar. Am 1. Oktober gelangt er zu seiner unteren Conjunction mit der Sonne, und wird [illegible] als Morgenstern sichtbar. Als solcher zeigt er sich am 25. November in seinem größten Glanz. Am 13. Dezember erreicht er seine größte westliche Ausweichung von der Sonne, nämlich von 47 Grad, worauf er sich allmählig seiner oberen Conjunction nähert.

Merkur.

Merkur ist selten und immer nur wenige Tage hintereinander sichtbar; in diesem Jahr vier Mal. Zuerst zeigt er sich im Anfange des Jahrs in der Nähe des Winterpunkts nach 7 Uhr Morgens [illegible], eine kurze Zeit, [illegible] etwas über eine halbe Stunde tief in der Dämmerung. Vortheilhafter kommt er vom 7. März bis Ende dieses Monats in der Nähe des Frühlingspunkts im Zeichen der Fische am Abendhimmel zum Vorschein, am längsten, nämlich etwa 3 Viertelstunden, am 13. März, wo er bei seiner größten östlichen Ausweichung [illegible] um 8 Uhr Abends untergeht. [illegible] Zum dritten Mal ist er im Dezember am Morgenhimmel aufzusuchen, am günstigsten den [illegible], wo er um 6 Uhr aufgehend über 3 Viertelstunden [illegible] vom Aufgange der Sonne [illegible] als ein mit [illegible] Lichte leuchtender Stern erscheint.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und
die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30 Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (vorher: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13 Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, commandirender General des dritten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regim. ꝛc. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1 Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4 Okt. 1809, General-Lieutenant ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8 Mai 1837. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Kavallerie ꝛc., vermählt den 21 Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30 Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Hauptmann. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30 Sept. 1796.

Vaters-Bruder des Königs: Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3 Juli 1783, General der Kavallerie ꝛc., Wittwer 14. April 1846 von Marie Anna Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. — Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, erſter General-Inſpecteur der Artillerie ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victoria, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2 Aug. 1817, General-Major ꝛc. 4) Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2 März 1805, reg. 24 März 1834, verm. 30 Okt. 1834 mit Friederike Karoline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9 Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1 Okt. 1794, reg. 9 Aug. 1817, verm. 18 April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24 Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29 April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14 Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30 Juli 1778, reg. 23 Aug. 1830, verm. 18 Mai 1819 mit Auguſte Friederike Eſperance, Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 3 Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29 Aug. 1790, reg. 30 März 1830, verm. 25 Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21 Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15 Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9 Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18 Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9 März 1832. 6. Maria Amalie, geb. 20 Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20 Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geb. 25 Aug. 1786, reg. 13 Okt. 1825, verm. 12 Okt. 1810 mit Thereſe Charlotte Luiſe Friederike Amalie, Schweſter des Herzogs von Sachſen-

Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. **Maximilian Joſeph**, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Heſſen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. **Luitpold** Karl Joſeph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Herzogin von Modena. 6. **Hildegarde** Luiſe Charlotte Thereſe Friederike, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1825. 7. **Alexandra** Amalia, geb. 26. Aug. 1826. 8. **Adalbert** Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 21. Juli 1831, verm. 9. Aug. 1832 mit **Luiſe** Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. **Leopold** Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. **Philipp** Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. **Marie** Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit **Thereſe** Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Sohn: **Alphons** Pedro Chriſtian Leopold Philipp Eugen Michael Gabriel Raphael Gonzaga, Kronprinz, geb. 23. Febr. 1845.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII Friedrich, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit **Caroline** Amalie, Schweſter des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erſter Ehe: **Friedrich** Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I., König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit **Marie Amalie**, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. **Ludwig** Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen [illegible] von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 3. Juni 1817. 4. **Franz** Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. **Heinrich** Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. **Anton** Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpenſier, geb. 31. Juli 1824. — Des verſtorbenen Herzogs von Orleans älteſter Sohn: Ludwig Philipp Albert, Kronprinz, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Marie Friederike **Amalie**, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit **Albrecht** Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. **Victoria** Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. **Albert Eduard**, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. **Alice** Maud Marie, geb. 25. April 1843. 4. **Alfred** Ernſt Albert, Herzog von York, geb. 6. Aug. 1844. 5. **Helena** Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Witwer 29. Juni 1841 von **Friederike** Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: **Georg** Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II., Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda, Witwer 19. Febr. 1841 von **Auguſte** Friederike Chriſtine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. **Caroline** Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. **Friedrich** Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II., Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Witwer 27. Jan. 1836 von **Wilhelmine** Luiſe, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. **Ludwig**, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. **Karl** Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. **Alexander** Ludwig Chriſtian Georg Friedrich Emil, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Aug. 1824.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich **Auguſt**, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Witwer 27. Jan. 1844 von **Cäcilie**, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. **Eliſabeth** Marie **Friederike**, geb. 8. Juni 1820. 3. **Nikolaus** Friedrich **Peter**, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. **Anton** Günther Friedrich **Elimar**, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Mastai Ferretti), Papſt, geb. 13 Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14 Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18 Aug 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16 Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitſch, geb. 4 Aug. 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22 Dez. 1799, reg. 13 März 1824, verm. 15 Aug. 1820 mit Maria Thereſia, Tochter des verſt. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19 Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14 Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28 Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12 Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12 Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Kaſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Karoline Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10 Jan. 1821. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11 Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz Ferdinand Geminian, geb. 1. Juni 1819, Herzog, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30 März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs von Bayern, geb. 19 März 1823.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20 Aug 1839, Witwer 28. Jan. 1845 von der Großfürſtin Eliſabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürſten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (oder Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12 Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9 Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31 Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſiſe Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1 Aug. 1838. 3. Alfons Maria, Graf von Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunziata Iſabella, geb. 24 März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Gaetan Maria Friedrich, geb. 12. Jan. 1846.

Niederlande.

Wilhelm II Friedrich Georg Ludwig, geb. 6 Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anna Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konſtantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13 Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2 März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Maria Anna Karoline Pia, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19 Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſterreich, Herzogin, geb. 12 Dez. 1791, Witwe 5. Mai 1821 des Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. 31 Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2 Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Kronprinz (Herzog von Braganza), geb. 16 Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Ferdinand, Herzog von Porto, geb. 31 Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16 März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 18. Febr. 1845.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welches damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitſch, Großfürſt, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konſtantin Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs von Baiern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Marie Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit Amalie Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg, geb. 28. Juni 1799. — Kinder: 1. Die Kronprinzeſſin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike Thereſe Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. Alexandra Friederike Henriette Pauline Marianne Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert Amadeus, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit Thereſe Marie Franziska, Schweſter des Großherzogs von Toſkana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. Victor Emanuel, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vinzenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oſkar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Joſephine Maximiliane Auguſte, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz Guſtav Oſkar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. Oſkar Friedrich, Herzog von Oſtgothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. Charlotte Eugenie Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolaus Auguſt, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Marie Chriſtine, Schweſter des Königs von Neapel, Witwe König Ferdinand VII seit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie Iſabella Luiſe, geb. 10. Okt. 1830. 2. Marie Luiſe Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toſkana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguſte Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſepha, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Baiern, geb. 1. April 1825. 2. Maria Iſabella, geb. 21. Mai 1834. 3. Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Marie Chriſtine Annunziata Luiſe Anna Joſephe Johanna Apolline Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. Karl Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Marie Luiſe Annunziata, geb. 31. Okt. 1845.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 19. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Kronprinzen der Niederlande, geb. 17. Juni 1818. 3. Katharine Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Auguſte Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Rath.

G'rad begonnen, g'rad geblieben,
Iſt die ewigkräft'ge Weiſe,
Die kein Stürmen noch vertrieben
Aus dem ſchutzbewährten Gleiſe! —

Glatte Mienen, ſpitze Worte,
Glatte Worte, ſpitze Mienen
Findeſt du an jedem Orte,
Wo du bitteſt, dir zu dienen.

Feſter Wille, feſt're Thaten
Sind dagegen ſcharfe Waffen;
Und als Höchſtes iſt zu rathen:
Was dich freut, dir ſelbſt zu ſchaffen.

Niemals mußt du Andre ſuchen,
Immer nur dich ſuchen laſſen;
So wirſt, ohne Fleh'n und Fluchen,
Du Erwünſchtes auch umfaſſen.

Trifft ſich's nicht, dann muß Entbehren
Stets noch Würde ſich erzielen,
Kühn dem Glück den Rücken kehren,
Nicht ihn beugen mit den Vielen.

Heiter von dem Glücke ſcheiden,
Nie das Unglück ſelbſt verſchulden,
Das bringt Troſt in allen Leiden,
Heil'gen Frieden im Erdulden.

G'rad begonnen, g'rad geblieben,
Iſt die ewigkräft'ge Weiſe,
Die kein Stürmen noch vertrieben
Aus dem ſchutzbewährten Gleiſe!

„Toleranz-Gebet.

Aus dem Gebetbuch Kaiſer Joſeph II.

Ewiges, unbegreifliches Weſen! Du biſt ganz Duldung und Liebe — deine Sonne ſcheint dem Chriſten wie dem Gottesleugner — dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrſt mich alſo, ewiges Weſen: Duldung und Liebe — lehrſt mich, daß Verſchiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menſchen zu ſeyn. Und ich, dein Geſchöpf, ſoll weniger duldend ſeyn: ſoll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen dich nach ſeiner Art anbete? ſoll die verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durch's Schwert bekehren? Nein! allmächtiges, mit deiner Liebe allumfaſſendes Weſen, dies ſey weit von mir! Ich will dir gleichen, ſo weit ein Geſchöpf dir gleichen kann — will duldend ſeyn wie du! — Von nun an ſey aller Gewiſſenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo iſt eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laſter verabſcheuen lehrte? Jede ſey alſo von mir tolerirt, Jeder bete dich, ewiges Weſen! nach der Art an, die ihm die beſte dünkt. Verdienen Irrthümer des Verſtandes die Verbannung aus der Geſellſchaft, iſt Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerriſſen ſeyen von nun an die ſchändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das ſüße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viel werde zu überwinden haben und daß die meiſten von denen kommen, die ſich deine Prieſter nennen. Verlaß mich alſo nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges unerklärbares Weſen! auf daß ich alle dieſe Hinderniſſe glücklich überſteige, und daß das Geſetz unſers göttlichen Lehrers, welches kein anderes, als Duldung und Liebe iſt, durch mich erfüllt werde. Amen."

Der ſonderbare Prozeſs.

Zwei Kaufleute zu Paris, Leferre und Chablain, Nachbaren und Freunde, hatten zwei Kinder, jener einen Sohn, dieſer eine Tochter. Die Anhänglichkeit, welche die Kleinen als Geſpielen verband, verwandelte ſich mit zunehmenden Jahren in eine ernſthafte Liebe. Die Eltern ſegneten dieſen Bund, und ſchon war der Tag zur feierlichen Verbindung des glücklichen Paares angeſetzt, da bewarb ſich ein ſehr reicher Mann, Director Serlin, welcher das Verhältniß nicht kannte, um die Hand des reizenden Mädchens. Der Vater nahm die Sache ganz kaufmänniſch und zwang die Tochter, ihrer Liebe zu entſagen, um, wie er dafür hielt, ein anſehnliches Glück zu machen. Die Letztere heirathete wider Willen den vermögenden Bewerber, und entſchloß ſich, als rechtliche Frau, ihren früheren Geliebten nie wieder zu ſehen. Die ſtrenge Erfüllung ihrer Pflichten verwundete aber bald ihr Herz ſo tief, daß ſie ſchwermüthig wurde und in eine gefährliche Krankheit fiel, welche ihre Sinne ſo ſehr betäubte, daß man ſie für todt hielt und ihre Leiche im Begräbniß-Gewölbe beiſetzen ließ.

Der junge Leferre erfuhr das traurige Ende ſeiner ehemaligen Braut, erinnerte ſich aber dabei, daß ſie ſchon in der Kindheit einmal in einer dem Tode ähnlichen Schlafſucht gelegen hatte. Die Hoffnung ward durch ſeine Wünſche geweckt: er gewann den Küſter und ging in der nächſten Nacht nach dem Gewölbe, verſehen mit zweckmäßigen Mitteln zu einem Belebungs-Verſuch. Wie glücklich war der junge Mann, als er nach vieler Mühe, ſtets unterbrochen von den Anrufungen der innigſten Liebe, die Rückkehr des Pulſes zu fühlen glaubte! Mit Hülfe des Küſters brachte er nun eilend die Geliebte in ſeine Wohnung, wo es ihm endlich wirklich gelang, die Scheintodte in das Leben zurück zu führen.

Mit welchem Erſtaunen ſah ſich die Erwachende in einem fremden Hauſe, und neben ihrem Lager den in Thränen laut jubelnden geliebten Jugendfreund. Als dieſer den ganzen Zuſammenhang erzählte, begriff ſie, daß ſie nur demjenigen, deſſen Herz ſie tödtlich verwundet hatte, ihr Leben verdanke. Aber die Vorſtellung, dieſen verlaſſen und zu einem ihr widrigen Gatten zurückkehren zu müſſen, verwandelte die Freude des Wiederſehens in namenloſe Angſt. Dieſer Gedanke und die lange ſo gewaltſam unterdrückte Leidenſchaft bewogen die Gerettete, den Bitten ihres Geliebten, unter vielen Bedenklichkeiten, nachzugeben, und ſich nicht wieder von ihm zu trennen. Als ſie vollkommen geneſen war, flüchteten ſie mit einander nach England, wo ſie ſich heiratheten und unter einem fremden Namen ſehr glücklich lebten.

Nach neun Jahren wurden ſie aber von der Liebe zur Heimath verleitet, nach Paris zurück zu reiſen. Sie glaubten nun aller Vorſicht überhoben zu ſeyn, in der Vorausſetzung, daß Niemand ihre wahren Verhältniſſe ahnen würde. Der Wittwer hatte aber ſeine verſtorbene Frau nicht vergeſſen, und erregte das größte Erſtaunen, als er ihren Angehörigen betheuerte: daß er ihr auf einem öffentlichen Spaziergange begegnet ſey. Anfangs ward er zwar ausgelacht, bald war man ihm aber im Nachforſchen behülflich, ſo daß er ihre Wohnung entdeckte. Vergebens bot ſie Alles auf, um dem Ueberläſtigen zu beweiſen, daß er ſich in der Perſon irre; er war ſeiner Sache zu gewiß, und die lange Trennung hatte der Entbehrten in ſeinen Augen ſo unwiderſtehliche Reize geliehen, daß er ſich entſchloß, ſeine Anſprüche gerichtlich auszufechten. Da alle Zeugen und die veranlaßte Unterſuchung der Gruft die Identität der Perſon beſtätigten, konnte das fortgeſetzte Leugnen keinen erwünſchten Ausgang bewirken. Man ſuchte nun die Rechte des zweiten Mannes geltend zu machen, welcher vorſtellte: daß der Erſtere, indem er ſeine Frau begrub, die ſeinigen durchaus verloren hätte, und daß, ohne die Hülfe des Letzten, die Frau dem Tode nicht entgangen wäre. Es könne demnach ſogar der erſte Gatte wegen pflichtwidrigen Benehmens zur Verantwortung gezogen werden, weil anzunehmen wäre: daß er die Frau einer augenſcheinlichen Todesgefahr muthwillig ausgeſetzt habe, indem er verſäumte, es genau unterſuchen zu laſſen, ob ſie wirklich entſeelt ſey. — Die Liebe iſt ein beredſamer Sachwalter, aber den Richter kann ſie höchſt ſelten überzeugen. Das glückliche Ehepaar bemerkte etwas ſpät, daß es durch ſeine Rückkehr eine Unbeſonnenheit begangen hatte; es fand nicht rathſam, ſein Glück dem Würfelſpiel der Rechts-Verhandlungen zu vertrauen, und während die Liebenden von allen Seiten beſtürmt und bedroht wurden, ſich zu trennen, gaben ſie ſcheinbar dem Zureden der Prieſter und Rechtsgelehrten nach, verließen aber eiligſt in aller Stille Frankreich und ſiedelten ſich für immer in der Fremde an, wo Niemand ihr häus-

hes Glück ſtörte. So war alſo der ſeltſame Rechtsſtreit plötzlich auf-
ehoben: der erſte Ehemann behielt ſein Recht, und der zweite die Frau.

Aus dem Briefe einer jungen Frau.

„Was meine Muhme Emilie betrifft, ſo iſt es das ſonderbarſte Ge-
öpf, das mir bis jetzt vorgekommen. Glauben Sie mir, werthe Freun-
n, daß ſie grade ſolch eine entſchiedene Vorliebe zum Trinken hat, wie
r Vater; kein Zureden, keine Vorſtellung hilft, man muß ſie ihrer Nei-
ung überlaſſen. Ihr Weſen und ihr Leben trägt ganz das Lächerliche
ner Hofdame an ſich. Sie verſchläft den größten Theil des Tages;
gt man ihr etwas ganz Ernſtes, ſo lacht ſie, weint um eine Kleinigkeit,
e möchte auch nicht ein Viertelſtündchen ihres Lebens dem dringendſten
reundſchafts-Dienſt opfern. Dabei weiß ſie nichts von Rückſichten; ſie
trägt ſich oft ſo unanſtändig, daß mir die Schicklichkeit gebietet, darüber
u ſchweigen, und nie würde ſie je einmal erröthen, wenn man ſie auch
och ſo ſehr aufmerkſam macht; ſelbſt im Beiſeyn Fremder zeigt ſie weder
Scham noch Scheu. Dennoch iſt große Hoffnung, dies Alles werde ſich
och geben, und ſie hat auch preiswürdige Eigenſchaften: ſie iſt weder
fall- noch verſtell- noch ehrſüchtig; ihre Keuſchheit iſt tadellos wie die
Sonne, und das ganze Männergeſchlecht iſt ihr ſo gleichgültig, als wär's
it nicht erſchaffen. Sie weiß nichts von Furcht, nichts von Beſcheiden-
eit, iſt bei dem Tadel wie bei dem Lobe gleich unempfindlich, lügt aber
iemals und mag Niemand hintergehen oder verrathen. Ihr Wandel iſt
o ſchuldlos, daß ſie mit derſelben Heiterkeit ſich zu Bette legt, mit der
e Morgens aufſteht. Ihr Geiſt iſt ſo hellſehend, daß ſie Menſchen und
Dinge ſehr wohl kennt; Griechiſch, Latein, Engliſch, Franzöſiſch, ja ſelbſt
Hebräiſch ſind ihr grade ſo bekannt, wie ihre eigene Sprache; aber —
wenn ſich ihr Geſchmack nicht ändert, wär' es doch ſehr, ſehr ſchlimm!
Nächſtens mehr von ihr!

Nachſchrift. Ich öffne den Brief wieder, weil ich vergeſſen habe,
Dir zu ſagen, daß Emilie Morgen ein halbes Jahr alt wird!"

Sonett.

Ein Bächlein, das durch Blumen-Orte
Sich koſend windet, iſt — ſo nett;
Die Blumen, die als Schmuckes-Worte
Ihn ſtill umblühen, ſind — ſo nett;
Ein Lied, das Jedem leicht die Pforte
Des Herzens öffnet, iſt — ſo nett;
Ein Mädchen, hold im Blick und Worte,
Und tugendreich, es iſt — ſo nett;
Ein Becher, dem es nicht gebricht
An Labungstranke, iſt — ſo nett;
Ein freundliches Vergißmeinnicht
Aus lieber Hand, es iſt — ſo nett;
Und denket nur, ſelbſt dies Gedicht,
Wohl gar nicht nett, iſt doch — Sonett.

Simonides hat recht und — unrecht.

Der alte Simonides, befragt: „Iſt's beſſer, reich oder weiſe ſeyn?“ antwortete: „Reich! — denn ich ſehe die Weiſen vor den Thüren der Reichen, nicht aber umgekehrt.“ Das iſt nun in jüngſter Zeit wohl mindeſtens eben ſo wahr als jemals, und die ſich bereichern — auf welche Art, darauf kommt's nicht ſehr an — laſſen ſich gern beräuchern von dem Weihrauch der — Weiſen! Nein, darin hat Simonides Unrecht; die Weiſen, welche vor den Thüren der Reichen ſtehen, gehören unbedenklich eher zum Gegentheil. Giebt's ihrer ſo Viele, und nicht bloß unter den Juden, die noch heut das goldene Kalb anbeten, muß es wenigſtens erlaubt ſeyn, von dieſem ihren Gott auf ſie ſelber zu ſchließen, und ſie mit dem richtigen Namen zu benennen.

Treffend.

Zweckeſſen — welch ein treffend Wort!
Der Zweck wird da — verſpeiſ't,
Und dient Champagner nicht als Hort,
So fehlt auch aller Geiſt.

König Ludwig XIV und Kanzler Voiſin.

König. Ich will aber den Marquis von T** begnadigt wiſſen, Herr Kanzler!

Kanzler. Sire! — ſeine Verbrechen ſind zu furchtbar; ich kann die Akte nicht unterſiegeln.

König. Wohl, ich werd' es ſelbſt thun. Gebt mir das Siegel!

Kanzler. Hier iſt es!

König (unterſiegelt). So, da iſt's geſchehen, und hier das Siegel zurück!

Kanzler. Sire, ich muß bedauern: das Siegel iſt geſchändet; — ich darf es nicht annehmen!

König (betroffen ſich beſinnend, wirft die Akte in's Feuer). So, fahr' hin! Und wer jetzt nach einem Manne fragt, dem nenn' ich den Namen Voiſin!

Kanzler. Sire, ich bitte um das Siegel; — das Feuer reinigt Alles.

Naiv.

Als ein durch das Examen gefallener und noch überdies von Gläubigern hart bedrängter Kandidat von ſeinem Vater aufgefordert worden war, einen Nachweis ſeiner dringendſten Schulden ihm einzureichen, meldete er ihm, daß keine ſeiner Schulden ſo dringend ſey als Eine, die er doch nimmer für ihn bezahlen könne: — das ſeyen die Antworten, die er den Examinatoren ſchuldig geblieben.

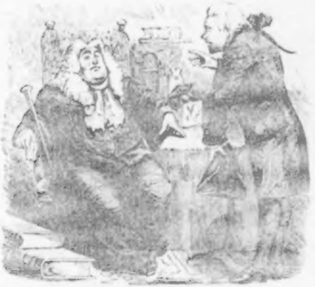
Alt und kalt.

Der rechte Menſch wird älter
Und darum doch nicht alt;
Ihm ſchlägt das Herz nicht kälter,
Und wird durch Tod nur kalt!

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

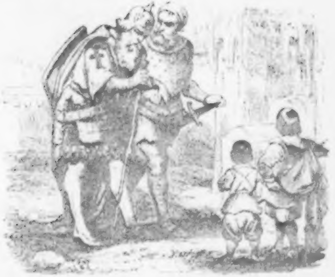
Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.



Ob Perrück' und Zopf vereinigt
Alten Wuſt zuſammenleſen —
Er zerſtäubt, wo Zeit gereinigt
Hat mit ihrem tücht'gen Beſen.
Jeden Reſt vom alten Kehricht
Jagt ſie ſtets, ein Schnippchen ſchnalzend,
In den Wind: was dumm und thöricht
Dann aus geiſt'ger Schärfe ſalzend.

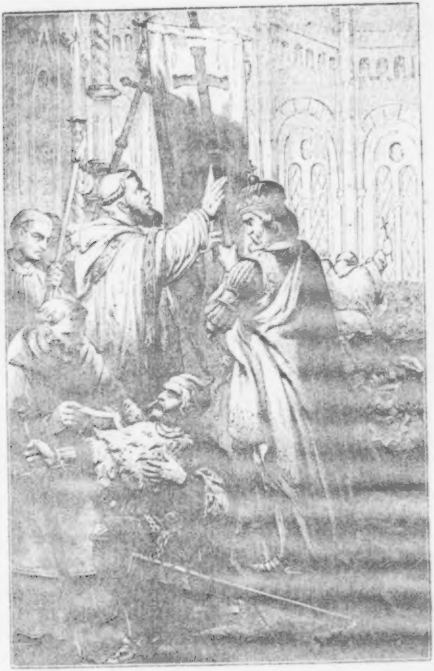
1847.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.



Siebente Jahrhundert-Feier

des dritten Kreuzzugs (1147).

Deutſchland lag zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Zwiſtigkeiten zerſpalten. Die erſten Streitigkeiten zwiſchen dem welfiſchen und dem hohenſtauffiſchen Hauſe waren ausgebrochen, und die Fürſten hatten ſich in ihrer Mehrzahl bei der Königswahl auf die Seite des letzteren geſtellt, den Herzog Konrad von Franken zum König der Deutſchen erwählt. Darüber ergrimmte Herzog Heinrich von Bayern noch mehr und führte, wie nach ſeinem Tode ſein Bruder Welf, die Fehden unausgeſetzt fort. Alles ergriff Partei, in allen Ständen des Reichs und der Städte bildete ſich ein Für und ein Wider, alle Bande ſchienen ſich zu lockern. Da erklang als eine Stimme der Verſöhnung von Frankreich herüber das Wort des Abtes Bernhard von Clairvaux, das zum Kreuzzuge aufrief nach dem von den Ungläubigen bedrohten heiligen Grab, das Balduin, König von Jeruſalem, nach der Eroberung Edeſſa's durch die Türken, kaum noch zu ſchützen vermochte. In Frankreich hatte bereits den König, die Fürſten, die Ritter Begeiſterung ergriffen, die Engländer, Italiener rüſteten gleich den Franzoſen, vor Allen aber waren es diesmal die Deutſchen, welche dem Banner des Kreuzes zuſtrömten, als Bernhard den Rhein entlang zog und mit glühender Beredtſamkeit zur heiligen Pilgerfahrt aneiferte. Die Fehden ruhten plötzlich, der Groll erſtarb, das eine Ziel ward Allen ein gemeinſames, und ein Heer von ſiebzigtauſend waffenfähigen, waffengeſchmückten Männern zog unter der Führung mehrerer deutſchen Fürſten, an deren Spitze König Konrad, durch die deutſchen Gauen, Ungarn und Griechenland dem Morgenlande zu (1147). Doch ſo herrlich und prächtig der Anfang dieſes gewaltigen Zuges, ſo kläglich fiel das Ende aus. Die Heimtücke des griechiſchen Kaiſers, die Unſchlüſſigkeit der Fürſten, daraus hervorgehende verſchiedene Meinungen über die Richtung der Fahrt in Aſien, Trennungen, Kreuz- und Querfahrten, ein fortwährendes, aufreibendes Scharmützeln mit den Türken, welche alle Lebensmittel vernichteten und, der Wege kundig, die Zufuhr abſchnitten, zwangen den deutſchen König, nachdem der ſchönſte Theil ſeines Heeres zu Grunde gegangen, nach Konſtantinopel zurückzukehren. Dies geſchah im Jahre 1148, und dem König Ludwig von Frankreich erging es nicht beſſer als den Deutſchen. Dennoch verbanden ſich beide Könige noch einmal und drangen von Konſtantinopel aus über Ptolemais nach Damaskus; aber die fehlgeſchlagene Belagerung dieſer Stadt, endlich die Beſtechungen der Türken, welche bei dem Könige von Jeruſalem Eingang fanden und ihn von dem Bunde mit den Abendländern abwendig machten, ließen auch den zweiten Verſuch ſcheitern, der die erſten Verluſte vergeſſen machen ſollte. Zorn und Ingrimm über die Abtrünnigkeit des morgenländiſchen Chriſten-Königs wie des heimtückiſchen griechiſchen Kaiſers ergriff die europäiſchen Kämpfer, und mißmuthig, mit vereitelten Hoffnungen wandten ſich die Trümmer der ſtolzen Heere nach der Heimath zurück. Dies war der traurige Ausgang des dritten Kreuzzuges, ein Ausgang, wie Niemand ihn erwartete beim Anblick der begeiſterten Schaaren, die ihr Vaterland verließen, um Gott, ihrem Glauben, der Wahrheit in fremdem Lande ihre ſtreitbare Kraft, ihr Leben zu weihen. — Im Jahre 1847 nun werden es ſiebenhundert Jahre, daß jener dritte Kreuzzug begann. — — „Und einem ſo unglücklichen Ereigniß ſollten wir eine Feier widmen?“ werdet Ihr mich verwundert fragen. Ja, freilich dürfte die Feier dieſes Ereigniſſes, das zwar durch Zufälligkeiten, durch Haß, Neid,



Verrath, Beſtechung und alle Ungunſt äußerer Verhältniſſe ein trübes Ende nahm, das aber doch einen ſo ſchönen, erhebenden Zug in ſich trägt, den der Verſöhnung ſtreitender, erbitterter Parteien zu einem hohen, damals heilig gehaltenen Ziele, freilich dürfte ſie nicht in Zweckeſſen noch ſalbungsvollen Reden, nicht in Trinkſprüchen noch klingenden Gläſern beſtehen, auch nicht in Gebeten oder andächtigen Liedern, ſondern wir wollen zum Andenken an jene einmüthige Erhebung aus wild zerriſſenen, gehäſſigen Zuſtänden, zur Erinnerung an den Kreuzzug, der wenigſtens für kurze Zeit ein ſo ſchönes Bild der Eintracht ſchuf, zu einem neuen Kreuzzuge uns die Hände reichen, mit den Herzen uns dazu vereinen. Dieſer neue Kreuzzug wird kein ſo äußerliches Ziel haben können wie die Kreuzzüge des Mittelalters, denn wir ſuchen heut zu Tage Gott nicht mehr an dieſem oder jenem Ort, wir haben bereits etwas tiefer in das Weſen der Gottheit geblickt und wiſſen, daß die Menſchen die Offenbarung Gottes in ihrem ewigen Geiſt, in ihrer freien, ſchönen Menſchlichkeit tragen, wenn wir die letztere nur zu entdecken und zu entfalten verſtehen. Allein das eben iſt die noch zu löſende Aufgabe. Wie den Chriſten von damals mit dem Verluſt des heiligen Grabes auch der Heiland ſelbſt verloren ſchien, ſo in der That und Wirklichkeit haben die Menſchen überhaupt den Menſchen verloren, haben ihn begraben in kleinliche, eigenſüchtige Intereſſen und eitle Formen. Geſondert und abgetheilt laufen die anſpruchsvollen Leute umher, empfangen einander mit Bücklingen nach ihren künſtlichen Bezeichnungen; den Menſchen achten, ja, erkennen die Wenigſten im Andern, obwohl darin unſrer Aller höchſtes Recht, unſre innigſte Verbindung beſteht! — Der neue Kreuzzug, zu welchem wir uns im neunzehnten Jahrhundert verbinden, kann daher nur den einen Zweck haben, die freie menſchliche Natur, ihre geiſtige wie körperliche Entfaltung aus dem Grabe zu erlöſen, vor deſſen Oeffnung ſich die Zerklüftungen vielfach in ſich ſelbſt feindſeliger Zuſtände geworfen haben. Dieſem hohen Ziele nachzuſtreben, für dieſen edlen Zweck zu wirken, vermag jeder in ſeinem Kreiſe. Es kommt einzig darauf an, daß wir, welche Lebensſtellung immer Geburt, Vermögen, geiſtige Fähigkeit uns angewieſen habe, dies Eine erkennen: wir ſeyen, ob Katholik, Proteſtant oder Jude, ob Miniſter, Graf oder Bauer, ob Profeſſor, Doktor oder Handwerksmann, vor Allem Menſch, und dies letztere ſey unſer beſter Inhalt, unſer ſchönſter Titel! In einer ſolchen Erkenntniß unſres Weſens, zu dieſer wahren Anſchauung unſers eigenen Menſchenwerthes, der in ſeinem Nebenmenſchen ſich ſelbſt, den Menſchen, achtet und ihn gleicher Rechte würdig hält wie ſich ſelber, kann uns nur die einheitvolle Bildung des Geiſtes und des Herzens führen. Je mehr jetzt in allen Zweigen des Lebensbaumes die Geiſter der Partei ſich regen, je mehr auf dem Gebiete der Religion, der Politik, der Wiſſenſchaft ſich die Beſtrebungen kreuzen und befeinden, je mehr die alte Zwietracht wieder erwacht, welche Bekenntniß und Bekenntniß, Stand und Stand, Arm und Reich zur Wägung gegenſeitiger Rechte und Kräfte drängt, je mehr alſo die einzelnen Theile, die einzelnen Anſichten, Meinungen und Bedürfniſſe ſich ſelbſtiſch ſcheiden, um ſo feſter müſſen wir die Einheit unſers Menſchenthums begründen und inniger in Liebe daran halten. Denn wir dürfen nicht der Geſchichte Stillſtand gebieten, die den Geiſtern die Berechtigung ertheilt, ſich im Kampf zu meſſen, damit an der geiſtigen Reibung die Einzel-Anſichten und Irrthümer ſich klären; allein wir ſollen lernen, dieſe nothwendigen und heilſamen Reibungen nicht mit Haß und Wuth zu betreiben, wir ſollen ſie erkennen als den Kampf, aus dem das Wahre und Schöne ſich erheben muß. Wir ſollen erkennen! Erkenntniß alſo iſt der Weg zum Ziele, Bildung des Geiſtes und des Herzens die Vorſtufe zur Erkenntniß.

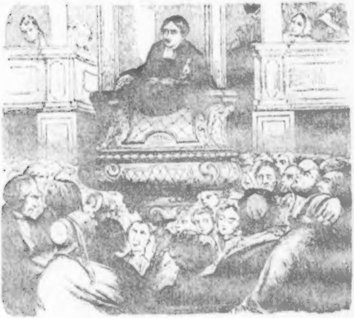
Die geiſtige Bildung zunächſt darf daher nicht Vorrecht des Vermögenden ſeyn, ſie darf nicht einzig als Mittel zu einem ſelbſtſüchtigen Zweck, zu einer Anſtellung im Staate, in der Kirche betrachtet werden; man muß ſie Allen im Volke ſpenden, weil ſie erſt den Menſchen zum wahren Menſchen macht. Die Volksſchule iſt hierzu die erſte Bedingung. Ihr müßte es zur Aufgabe gemacht werden, den einfachen Bürger und Bauer nicht allein Leſen und Schreiben zu lehren, ſondern ihm zugleich den Sinn zu erwecken für allgemeinere Beziehungen, ihn der das Volksleben erſchlaffenden Vereinzelung zu entheben. Der Volks-Schullehrer müßte, wenn wir auf die politiſchen Verhältniſſe, wie ſie einmal beſtehen, billig Rückſicht nehmen, vom Staate ſelbſt dazu berufen werden, den jugendlich theilnehmenden Sinn der Kinder aus dem Volke einzuführen in die lebendige Geſchichte, ohne unnützes Griechen- und Römerthum, in die volksgemäße und gegenwärtige Bedeutung der Geſchichte, die Erwachſeneren bekannt zu machen mit ihren Rechten und Pflichten als Glieder der Gemeinde und des Staates. Auf ſolche Weiſe würde im Volke eine allgemeine Bildung ſich Bahn brechen, die unter ſeinen Gliedern den Gemeinſinn erſtärken, die geiſtige Ebenbürtigkeit fördern und ſo eine der hemmendſten Schranken beſeitigen müßte, welche ſich der gegenſeitigen Achtung und liebevollen Annäherung des Menſchen zum Menſchen entgegenſtellt. Natürlich wäre dann gleichzeitig nothwendig, daß mit der höheren und ſchwierigeren Aufgabe des Volks-Lehrers auch deſſen Stellung in jeder Hinſicht eine ehrenvolle, vor allem Mangel geſchützte, von jedem Hinderniß ſeines wichtigen Berufs, dem ſeine ganze Lebens-Thätigkeit uneingeſchränkt gewidmet ſeyn muß, befreite ſey. Ihr Alle, die Ihr beſtimmt ſeyd, des Volkes Wohl und Wehe auf Eure Schultern zu nehmen, richtet Eure Blicke vor Allem auf die Volksſchule und das Maaß der Bildung, welches ſie auszuſtrömen fähig iſt! Je höher die allgemeine Volksbildung ſich zu bewußter Klarheit erhebt, um ſo leichter wird es ſeyn, die finſtern Umtriebe zu verbannen, welche an der Verdumpfung des

Menſchengeiſtes arbeiten, wilde Parteiſucht entzünden, an der Sicherheit des Staates rütteln und den Aufſchwung zu höherer bürgerlicher und menſchlicher Freiheit hemmen.

Doch nicht die Volks-Schule allein kann jenen innigen Zuſammenſchluß der Menſchen zur liebenden Anerkennung des Menſchenwerths erwirken, es wird in gleicher Weiſe die Aufgabe aller Gebildeten ſeyn, mitzuhandeln bei dem großen Werk, daß unnatürliche Unterſchiede ſchwinden, welche Rang und Stand, wiſſenſchaftlicher Dünkel oder anderer Einzel-Stolz beſchränkter Verſtandes-Kräfte noch heute aufrecht erhalten wollen, in einer Zeit, wo keine Vorrechte und Sonder-Abſichten mehr als Hebel der Geſchichte gelten können. Hier ſich in Einklang zu ſetzen mit dem Streben der Volks-Bildung, bietet ſich der menſchlichen Geſellſchaft das Mittel freier Vereinigung. Soll der ſchlichte Mann herzliches Zutrauen faſſen zu denen, welche an Bildung und Umſicht ihm überlegen ſind, ſo müſſen dieſe ſich herzlich ihm geſellen, den Ernſt der Belehrung, die heitere Freude des Genuſſes mit ihm theilen, ohne die zur Schau getragene Anmaßung, ihn „ſittlich oder geiſtig heben“ zu wollen. Gerade der am meiſten Gebildete muß am meiſten den Werth im Menſchen achten und wiſſen, daß, je mehr er vom Vermögen ſeines Geiſtes den Aermeren mittheilt, um ſo mehr er ſelbſt gewinnt am Vermögen des Herzens. Nicht als Lehrer dem Lernenden, nicht als Vormund dem Bevormundeten darf er dem einfacheren, minder entwickelten Manne gegenüber treten, ſondern als Menſch dem Menſchen, mit dem Bewußtſeyn, daß in jedem Menſchen, er ſey der höchſten Wiſſenſchaft theilhaftig oder ſtehe ihr am fernſten, Kräfte ſchlummern oder ſich regen, die im Austauſch den Reichſten noch bereichern können.

Es ſind nur ein Paar der wichtigen Hebel für die Verbreitung ſchöner menſchlicher Bildung, die ich hier angeführt. Es giebt derer noch gar viele, doch glaube ich zwei der bedeutſamſten, diejenigen, welche der glücklichſten und nachhaltigſten Wirkung fähig ſind, hervorgehoben zu haben. Möchten alle die Männer, welche die fortſchreitende Bildung und den erwachenden Trieb zu freier Vereinigung mit Nichtachtung oder gar mit Mißtrauen anſehen, möchten ſie Alle, ob den umfaſſendſten und hochgeſtellteſten, ob den beſchränkteſten und ärmſten Kreiſen angehörig, dem reinen Geiſt der Liebe ſich herzlich zuneigen, der jeden Menſchen der möglichſt höchſten geiſtigen Entwickelung für würdig hält und die geſellſchaftliche Ebenbürtigkeit als Grundſatz echter Humanität erklärt, der Humanität, welche das vergeiſtigte Chriſtenthum uns lehrt! Diejenigen aber, welche eigene Wahl oder die Wahl des Volks zur Vertretung der Rechte des Letzteren berufen, möchten ſie das Recht deſſelben zu freier menſchlicher Bildung und Vereinigung mit uns als ein hohes und heiliges betrachten, ſeine Anerkennung mit uns zu fördern ſuchen! Möchten ſie Alle in jenem Geiſt der Liebe dem Kreuzzuge des neunzehnten Jahrhunderts ſich anſchließen! Erfaſſen ſie das gemeinſame Ziel mit aufrichtigem Willen und herzlicher Ueberzeugung, ſo werden ſie nicht, wie die Kreuzfahrer des zwölften Jahrhunderts, vor Erreichung deſſelben ſcheitern, denn die angegebene Bahn kann ohne Sturm durchmeſſen werden und unſer Ziel iſt ein Ziel des Friedens! **Anton Gubitz.**

Vom Predigen.



Die Evangeliſten ſagen: „Chriſtus predigte nicht wie die Schriftgelehrten und Phariſäer“; die Diener des Höchſten ſollen auch nicht mehr ſo predigen. Gedenken wir der Worte des Paulus: „Der Heiland will, daß allen Menſchen geholfen werde und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.“ Nun bringen aber — wie jeder Frühling neue Blüthen, neue Blätter, jeder Sommer und Herbſt neue Früchte — neue Zeiten und neue Zuſtände auch neue Wahrheit an den Tag und wir dürfen dieſer nicht verweigern, neben der alten zu wohnen und zu wirken. Mächtiger geworden iſt dann der Geiſt, der uns zuruft aus der Bibel: „So beſtehet nun in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreit hat, und laßt euch nicht wiederum einfangen in das knechtiſche Joch!“ — Es ſteigt aber jetzt ein neuer Geiſt aus dem alten Evangelium und nicht bannen wird ihn das Wort, denn dieſes iſt des Geiſtes Diener, nicht ſein Herr; der neue Geiſt wird ſich erheben aus der Enge verjährter Formen und ſich ſeine eigenen Formen ſchaffen, in denen Lehrer und Hörer ſich vereinen und heimiſch finden. Es iſt ein Ausſpruch deſſen, den alle Chriſten bekennen: daß neuer Wein in neue Schläuche gehöre.

Was ſind aber die heutigen Predigten, und wie ſprechen gar viele Schriftgelehrte von den Kanzeln? — Die heutigen Predigten ſind meiſt Werke nach herkömmlichem Zuſchnitt, ſtehen in der Vergangenheit und werden nicht lebendig vor einer Gegenwart, die ihr Recht erkennt und fühlt und zu ſich ſagt: Nicht das Todte kann das Leben erfüllen, nicht ihm gebieten. Die Prediger ſehen wohl dahin, und mühen ſich wohl eifrigſt in dem Beweiſe, daß ſie gelernt haben, eine geiſtliche Rede zu ſchreiben und zu halten; aber ihren Zweck, in die Seele der Hörer, an ihr Herz zu dringen, daß jene ſich reinige, dieſes in Freude oder in Betroffenheit höher ſchlage, weil ſich Seel' und Herz von der Wahrheit berührt fühlten, einen ſolchen Zweck verfehlen ſie oft, weil ſie aus Begriffen, aus Zuſtänden ſprechen, die nicht mehr ſind, die unſre Zweifel mehren, nicht ſie beſiegen können, und die beſte Folge davon kann nur die ſeyn, ſich muthiger ſeines eigenen Verſtandes und Empfindens zu bedienen, zu deren aufklärenden Führern doch die Prediger berufen ſind.

Unſre Prediger und Schriftgelehrten meinen und ſagen oft: die Predigt ſey weſentlich Schrift-Erklärung; das war ſie urſprünglich nicht und nur geiſtige Armuth oder Bequemlichkeit hat dieſe Richtſchnur gezogen. Die Predigt war eher als die Schrift, denn über welche Texte hätte Chriſtus gepredigt? Er erfaßte das Damalige, ergriff den Augenblick, die Gelegenheit, den Zuſtänden und Geſinnungen die zeitgemäße Klarheit und Richtung zu geben, und nicht aus todten Formen, aus der lebendigen Natur ſprach er zum lebendigen Menſchenherzen mit ſeinem Himmel und ſeiner Hölle. Nicht ohne einen Strahl von des Heilands Offenbarungen einſchlagen zu laſſen, mag der Geiſt heutiger Predigt aus den Kreiſen der Gegenwart den Inhalt nehmen und ſich erheben; doch die Schrift-Erklärung kann für die Predigt nur die unſichtbar tragende Wurzel ſeyn, aus der ein neuer fortſchreitender Frühling des Geiſtes von Zeit zu Zeit friſche Zweige und Blüthen treibt, die fruchtend in die Zukunft hineinragen.

Umfaſſende Einſicht in die Zeit brauchen unſre Prediger, eindringliche Beurtheilungsgabe zur Erkenntniß unſrer jetzigen Bedürfniſſe, Wünſche, Hoffnungen und Leiden; von der Kanzel herab erwarten wir Befeſtigung unſres Wohls, Ausgleichung der Täuſchungen und Schmerzen, die wir zu beſeitigen oder zu überſtehen haben in den Kämpfen unſrer Tage; da nutzen nicht ſpitzfindige Abhandlungen über dieſen oder jenen verjährten Satz, möge man ſie auch mit dem möglichſten Scharfſinn ausſtatten. Vor Allem aber bedürfen Prediger noch der liebevollen Wärme, um mit Gedanken und Empfinden ſich uns innig anzuſchließen; denn ſie ſollen geiſtig über uns, menſchlich mitten unter uns, nicht im Geweſenen, ſondern im Gewordenen ſtehen, und um dies zu können, müſſen Prediger treue Freunde ihrer und unſrer Zeit, müſſen deren Läuterer und Erläuterer ſeyn.

Abzulaſſen wäre auch von der hergebrachten Nachahmung erbaulicher Sprechweiſen früherer Jahrhunderte; ob dieſe der Mehrheit deutlich, ob ihr zuſagend ſind, ſcheint gar Mancher nicht in Frage zu ſtellen: es muß aber gar ſehr danach gefragt werden. Alles iſt vergänglich, ſogar ſonſtige und heutige Weisheit wird anderer, durch Wiſſen und Erfahrungen geſtärkter Nachwelt zur Thorheit, und wie Alles ſtirbt, ſich verwandelt und verjüngt, ſo auch die Sprachformen. Eine lebende Sprache bildet ſich weiter aus nach jedem Bereich hin; die Kanzel darf dafür nicht unzugänglich bleiben, ja am allerwenigſten, denn von ihr aus hat man es oft mit dem noch Unergründeten, noch Unausgeſprochenen zu thun, und die Hülfsmittel, die Sprache und deren durchgeiſtigter Ausdruck, müſſen ſich der lebendigen Weiterbildung bemächtigen. Die Religion ſoll das wirkliche Leben ſtützen, das Irdiſche aber auch mit dem Ueberirdiſchen vertraut machen und verbinden. Da iſt eben ſo die klare Einfachheit des Worts wie der Schwung der Begeiſterung nothwendig; deshalb müſſen Prediger nicht minder wie die Bibel und ihre Auslegungen auch die geiſtigen Erweiterungen der Sprache ſelbſt in ihrem dichteriſchen Aufſchwunge kennen, müſſen Redner ſeyn im vollen Umfange des herzlichen und ſeelenvollen Ausdrucks und das Erhabenſte in ſchlichteſter Schönheit des Worts uns klar werden laſſen. Dazu gehört dann unabweislich, daß man nur aus der eigenen innerſten Ueberzeugung rede, denn ohne dieſe hat das Wort nicht Wahrheit, nicht Schönheit, nicht Erfolg. Die wahre Predigt, auch geſtützt auf das Evangelium, iſt demnach eine Uebertragung deſſelben auf unſere Denkweiſe und geiſtige Anforderung, auf unſere Sitten und Verhältniſſe, zur Befeſtigung des Gewonnenen in Licht, Wiſſen, Erfahrung und Sprache und zur Abwehr des Schlechten, Irrigen, Hemmenden und Verdunkelnden. Zu beherzigen ſind in dieſer Weiſe die Worte Luther's: „So du im Amt biſt zu predigen, ſo tritt frei öffentlich herfür und ſcheue Niemanden, auf daß du könneſt rühmen mit Chriſto: „Ich habe frei öffentlich gelehret vor der Welt und habe nichts im Winkel gered't.“ Denn das hindert einen Prediger gar ſehr, wenn er ſich will damit bekümmern, was man gern hört oder nicht, was ihm Ungunſt, Schaden oder Gefahr bringen könnte.“

Das Wort ſey alſo zunächſt dem Prediger in Aufrichtigkeit heilig, und dadurch jedem Menſchen und Chriſten, nicht bloß dem eingeformelten, verſtändlich und erquicklich. Des Predigers Rede ſey zeit- und volksgemäß, in jenem edlen Sinne, wonach beſonders auch der echt Gebildete zum Volk gehört; ſie erhebe ſich zu den Höhen der Zeit, daß ſie nicht als ein Leichnam des Vergangenen erſcheine, dem Gott die Seele nicht noch einmal giebt. In der Predigt muß eine lebendig friſche, freie Regung herrſchen, dann wird ſie ſich auf die Hörer übertragen und ſie herbeiziehen aus allen Ständen.

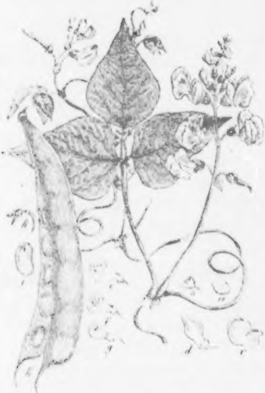
Die allergrößeſte Verkehrtheit aber iſt es, wenn die Kanzel in Glaubensſachen zu Streit und Widerſtreit benutzt wird, was allerdings auch, und gar leicht, die Kirchen füllt, aber im höchſten Grade ſündlich iſt. „Alle Bitterkeit und Grimm, Zorn, Geſchrei und Läſterung ſey ferne von Euch, ſammt aller Bosheit!“ ſpricht Paulus. Nichts nutzloſer, als ein Eifern und Geifern um Dinge, die Jeder in ſeiner Weiſe ſieht und betrachtet, ſie ſo ſehen und betrachten darf. Ueber Eines und das Hauptſächlichſte müſſen wir doch einig ſeyn, und ſind's auch in des Streites Ende aller Enden. Wir müſſen glauben an eine höhere Kraft und Macht, denn vor dem unergründbaren Werke der Schöpfung wird alle Kraft und Macht der Menſchen ihre Nichtigkeit erkennen. Wir müſſen glauben an eine höhere Weisheit, denn auch bei oftmaligem langen Widerſtreben wird die Menſchheit zum Fortſchritt geführt in Wiſſen und Erleuchtung, und das Widerſtreben macht nur den Fortſchritt gehaltreicher. Wir müſſen glauben an eine höhere Gerechtigkeit, denn ſie wird uns bezeugt durch die Geſchichte der Völker, die in den Thaten der Klarheit, des Edlen und Rechten, Segen und Heil, in Unwahrheit, Taumel und Lüſten aber ihren Untergang fanden; — wir müſſen einig ſeyn in des Streites Ende aller Enden über einen Gott der Kraft und Macht, der Weisheit und Gerechtigkeit! Gz.

Im Feld.

(Fortſetzung des im Jahrgange für 1846 begonnenen Aufſatzes.)

„Im nächſten Jahre gehen wir wieder auf's Feld!“ — ſo ſchloſſen wir, nachdem wir uns die „einheimiſchen Getreide-Arten“ betrachtet hatten. Vorwärts alſo, und zuerſt dem Heer von Stangen entgegen, welche die Bohnen-Pflanzen aufrecht erhalten.

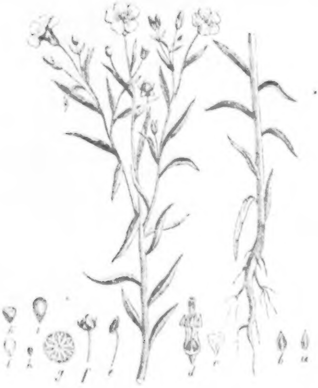
Die gemeine Bohne (**Phaseolus vulgaris Lin.**), auch Stangen-, Schmuck-, Schneide-, Schwertbohne, Faſeole, Fiſole genannt, hat eine einjährige, mittelſtarke, mit vielen Faſern beſetzte weißliche Pfahlwurzel und einen ſich links windenden, allmälig dünner werdenden, äſtigen, bald mehr runden, bald eckigen Stengel, der immer markig und außen mit vielen kleinen, nach unten gerichteten, ſteifen Härchen beſetzt iſt. — Das Blatt iſt dreizählich, zwei Seiten- und ein Endblättchen ſtehen auf einem gerinnelten, mehrmals längeren Blattſtiel. Jedes breit-eirunde, zugeſpitzte Blättchen hat ein kurzes, verdicktes Blattſtielchen und an ſeinem Grunde ein ſchmales, linealiſch-lanzettliches, ſpitzes Nebenblättchen (das Endblättchen aber hat deren zwei). Sämmtliche Theile der Blätter ſind mit eben ſolchen Haaren wie der Stengel beſetzt. Die Blüthen ſtehen in den Blattachſeln in Trauben, deren Stiel



kürzer iſt, als ihr Stützblatt. Die Blumen ſtehen paarweis und auf kurzen Stielchen; Stiel und Stielchen ſind ebenfalls von Haaren bedeckt. Die Stützblätter (Fig. a) ſind eiförmig, ſpitz, je eins an dem Grunde des Stielchens, je zwei unter dem Kelche und breiter als dieſer. Er beſteht aus einer zweizähnigen Ober- und einer dreizähnigen Unter-Lippe (Fig. b). Die Blumenkrone, ungefähr dreiviertel Zoll lang, gehört zu der Art von Blüthen, die man Schmetterlings-Blüthen nennt. Sie beſteht aus fünf weißen oder röthlichen Kronenblättern. Das oberſte Blatt, die Fahne (Fig. c), mit einer kurzen, ſtielartigen Verlängerung (Nagel genannt) iſt nach oben rundlich, mit vorgeſtreckten Seiten und zurückgebogener Spitze; die beiden Seitenblätter, Flügel (Fig. d), ſind langgenagelt, ſtumpf, nach unten verſchmälert, am obern Rande mit ſtumpfen, zahnförmigen Fortſätzen. Die beiden untern Blätter, das Schiffchen bildend, ſind ſpiralförmig gewunden. — Der oberwärts bärtige Griffel, ſo wie die zehn in zwei Bündel verwachſenen (daher zweibrüdrigen) Staubgefäße ſind ſpiralförmig gewunden. (Fig. e, f und g.) — Aus dem Fruchtknoten entwickelt ſich eine lange, grade oder ſichelförmig gebogene, lang zugeſpitzte, am Grunde allmälig verdünnte, wenig knorrige, von den Seiten zuſammengedrückte, etwas ſchief geſtreifte, Anfangs grüne und fleiſchige (dann grüne Bohne genannt), darauf gelbliche und trockene, herabhängende Hülſe (Fig. h). Außerdem iſt ſie zweiklappig, durch welche Zellenmaſſen zwiſchen den Samen in Querfächer getheilt, und enthält viele Samen. Dieſe, gewöhnlich weiße Bohnen genannt, ſind mit einem Nabelſtrange verſehen (d. h. geſtielt), breit gezogen, nierenförmig, von glänzender Oberfläche, weiß, mit einem kleinen matten Fleck an der ausgebuchteten Seite. Sieht man von einem Samen die Oberhaut (Eihaut) ab, was vorzüglich dann leicht geht, wenn man ihn einen Tag im Waſſer hat liegen laſſen, ſo theilt er ſich in zwei Hälften, die Samenlappen (Fig. i ſtellt einen Samen dar), die auf der innern Seite eben, auf der andern erhaben ſind. Der Punkt, in dem die Samenlappen zuſammenhangen, iſt der Lebensknoten des neuen Pflanzengebildes, deſſen Pflänzchen (**plumula**) nach innen, das Würzelchen (**radicula**) aber nach außen liegt. Aus der erſteren entwickelt ſich der aufwärtsſteigende Stock, aus der letzteren die Wurzel der neuen Pflanze. (Fig. k zeigt Pflänzchen und Würzelchen von den Samenlappen getrennt.)

Die gemeine Bohne, von der es viele Abänderungen, z. B. die Stangenbohne, die Reiſerbohne, die Staudebohne und ſo weiter giebt, iſt in Oſtindien zu Hauſe, wird aber überall, in allen Welttheilen ſehr häufig gebaut; ſie blüht vom Juni bis in den September und gehört in die natürliche Familie der Schmetterlingsblüthler (**Papilionaceae Lin.**) und in die zehnmännige Ordnung der zweibrüdrigen Klaſſe (**Diadelphia Decandria**) des Linnäiſchen Geſchlechtsſyſtems. — Sowohl die grünen als die weißen Bohnen werden als Gemüſe, letztere auch in Suppen genoſſen. Von den Thieren werden ſie nicht gefreſſen und manchen ſollen ſie ſogar ſchädlich ſeyn. — Eine wenig zum Anbau im Großen ſich eignende Bohne iſt die Blumenbohne (**Phaseolus multiflorus Wild.**), die im mittleren Amerika einheimiſch und bei uns zur Berankung von Lauben und Spalieren gebraucht wird. —

Verlaſſen wir jezt das Bohnenfeld, ſo wähnt unſer Auge die ſanft bewegte Oberfläche eines großen See's, in deſſen Fluthen der blaue Himmel ſich ſpiegelt, zu erblicken; es iſt dies ein blühendes Flachs-Feld. Wir ziehen behutſam eines „der lieblichen Pflänzchen der Mädchen“ (**Linum usitatissimum Lin.**, den gebräuchlichen Lein) aus dem Boden, es genauer zu betrachten. — Die dünne, bräunliche Pfahlwurzel treibt einen aufrecht ſtehenden, nur nach oben ſich veräſtelnden, ſtielrunden Stengel, der ebenſo wie die wechſelſtändigen, lanzettlichen, dreinervigen Blätter kahl iſt. — Die Blüthen ſtehen in lockern, gabel-äſtigen, vor dem Aufblühen niederhängenden Riſpen am Gipfel des Stengels. Der Kelch hat fünf eirunde, zugeſpitzte, mit kleinen Härchen am Rande beſetzte (d. h. klein gewimperte) Blätter. (Fig. a und b Kelchblätter.) — Die fünf Blumenblätter ſind dagegen um vieles länger als der Kelch, verkehrt eirund und von ſchöner, hellblauer Farbe. (Fig. c ein Kronenblatt.) Der kegelförmige Fruchtknoten trägt fünf fädliche Griffel mit kolbigen Narben; die erſteren überragen um ein gutes Theil die fünf, unter dem Fruchtknoten entſpringenden und durch einen gemeinſchaftlichen Ring zuſammenhangenden Staubgefäße. (Fig.   die Fortpflanzungswerkzeuge des Flachſes, beſtehend aus Fruchtknoten, Griffeln mit Narben und aus Staubgefäßen.) Das Staubgefäß (Fig. e) hat einen nach unten verbreiterten, nach oben

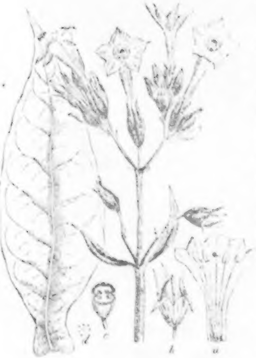


verdünnten Staubfaden und einen zweifächerigen, ſchräg angeheſteten, großen Staubbeutel. Die Frucht (Fig. f) iſt eine faſt kugelige, kurz ſtachelſpitzige, fünfklappige Kapſel, die zehn Fächer (Fig. g eine Kapſel im Durchſchnitt) und in jedem einen verkehrt-eirunden, flach zuſammengedrückten, braunen, glatten und glänzenden Samen enthält. (Fig. h ein Same, i vergrößert, k im Querſchnitt, l im Längsſchnitt.)

Der Flachs, wahrſcheinlich aus dem Morgenlande ſtammend, wird in Europa und Nord-Amerika häufig angebaut, und findet ſich auch verwildert unter der Saat. Er blüht vom Juni bis zum Auguſt, ſeine Blüthen ſind aber nur des Vormittags geöffnet. — Aus den langen, feſten Faſern (Baſtröhren) des Flachſes wird eins der ſchönſten und nützlichſten Geſpinnſte, die Leinwand, bereitet. Leider hat die Sorgfalt, die man früher auf die Leinwandbereitung wandte, durch die häufigere Einführung und durch den allgemeineren Verbrauch der Baumwollen-Waaren ſehr abgenommen, und nicht ſelten werden Leinenzeuge durch Baumwolle verfälſcht. Dieſe Verfälſchung wird durch einige Tropfen Salpeterſäure, welche die Baumwollenfäden kraus zuſammenzieht, die Flachsfäden aber unverändert läßt, erkannt. — Die Früchte, Leinſamen, geben vielen Vögeln ein gutes Futter und gepreßt das bekannte, in Künſten, Gewerben, in der Arzneikunde und im Haushalte vielfach gebrauchte Lein-Oel, das ſeiner austrocknenden Eigenſchaft wegen zur Oel-Malerei gern benutzt wird. Die ausgepreßten Hülſen (Oelkuchen genannt) werden den Kühen als ein nahrhaftes, die Milchabſonderung beförderndes Futter gereicht. — Der Flachs gehört in die fünfweibige Ordnung der fünfmännigen Klaſſe (**Pentandria Pentagynia**) des Linnäiſchen Syſtems.

Von dem Flachsfelde wenden wir uns zu einem andern, auf dem eine Pflanze gebaut wird, die, obgleich eine Giftpflanze, doch einen bei Weitem leichtern Eingang in Europa fand, als die ſo ſegensreiche Kartoffel, den alten Satz abermals bekundend, daß die Menſchen das Neue dann gern aufnehmen, wenn es, ihnen ſinnliche Genüſſe, Befriedigung ihrer Begierden darbietet, ſich mit aller Kraft aber gegen daſſelbe auflehnen, wenn es, im beſcheidenen Gewande auftretend, nur Befriedigung wahrhafter Bedürfniſſe verheißt. Dieſe Pflanze, ohne deren Genuß jetzt nur wenige Männer leben können, den ſich ſchon Knaben, neuerdings ſogar Frauen und Jungfrauen zu verſchaffen trachten, iſt die gemeine Tabakspflanze (**Nicotiana Tabacum**). Den erſteren lateiniſchen Namen hat ſie von dem franzöſiſchen Geſandten am portugieſiſchen Hofe Jean Nicot, der um das Jahr 1560 die erſten Samen nach Paris brachte. Den andern lateiniſchen und deutſchen Namen empfing die Tabakspflanze von den Spaniern, unter denen ein Mönch, Namens Roman Pane, ſie im Jahr 1496 in dem Theile der Inſel **Hispaniola** (San Domingo oder Hayti), der von den Eingebornen **Tabaco** genannt wurde, in allgemeinem Gebrauch fand und nach Europa brachte. Seit dieſer Zeit hat ſich der Anbau dieſes Krautes über das ganze ſüdliche und mittlere Europa, ſein Gebrauch aber beinahe über die ganze Erde verbreitet. Der gemeine Tabak, auch Virginien-Tabak oder virginiſcher Tabak genannt, hat eine ſpindelförmige, äſtige, faſerige, weiße Wurzel, die einen oder mehrere runde, drei bis ſechs Fuß hohe, finger- bis daumensdicke, mit drüſigen, einen klebrigen, ſchmierigen Saft abſondernden Flaumenhaaren beſetzte, nach oben ſich veräſtelnde Stengel treibt. Die Blätter, entweder geſtielt oder ungeſtielt (ſitzend) ſind länglich lanzettlich, zugeſpitzt, nach dem Grunde zu verſchmälert, ganzrandig, von der Mitte an zurückgebogen und beinahe hangend; die Hauptadern laufen von der Mittelrippe unter ſpitzen Winkeln ab. Der Blüthenſtand iſt eine große, vielblumige Trugdolde, d. h. um eine einzelne Blüthe ſtehen im Quirl mehrere Blüthenſtiele mit einer oder mehreren Blüthen.

Der röhrig-glockige, drei Viertel Zoll lange, mit fünf lanzettlichen, lang zugeſpitzten, aufrecht ſtehenden Zipfeln verſehene, bleibende Kelch umſchließt eine zwei Zoll lange, mit Drüſenhaaren



beſetzte, walzige, über die Mitte ſich bauchig erweiternde, grünlich-weißliche Blumenkrone, deren roſenrother Saum in fünf zurückgebogene, breit-eirunde, lang zugeſpitzte Zipfel getheilt iſt. Die fünf im Grunde der Blumenkrone angehefteten, aufrecht ſtehenden, nach unten etwas behaarten Staubfäden reichen mit ihren gelben Staubbeuteln bis an die Umbiegung des Saumes. Von derſelben Länge, wie die Staubgefäße, iſt auch der Stengel, aus Fruchtknoten, Griffel und runder, grüner Narbe beſtehend. (Fig. a zeigt die aufgeſchnittene Blumenkrone nebſt Stempel und Staubgefäßen.) Der Fruchtknoten erwächſt zu einer ſpitzen, eiförmigen, zweifächerigen Kapſel von der Größe des ſtehenbleibenden Kelches, die mit zwei Klappen aufſpringend viele, ſehr kleine, rundliche, braune Samen enthält. (Fig. b ſtellt eine ganze Kapſel, Fig. c eine quer durchſchnittene, Fig. d Samen dar.)

Der Tabak blüht von Juli bis Oktober, ſein Anbau erfordert, wenigſtens in unſerm Klima, eine große Sorgfalt in der Zubereitung der Miſtbeete (Tabakskutſchen), in die der Same geſtreut wird, und bei der Verpflanzung der jungen Pflanzen auch ein gut gegrabenes und gereinigtes Feld. Diejenigen Pflanzen, die nicht zum Samentragen bleiben ſollen, werden vor dem Blüthentreiben geköpft, die Blätter aber, wenn ſie anfangen gelb zu werden, bricht man ab, bindet ſie in Bündel, trocknet ſie, wirft ſie ſodann auf große Haufen, damit ſie in Gährung übergehen und trocknet ſie zum zweiten Male. Dann kommen ſie in den Handel. — Der gemeine Tabak hat noch mehrere Verwandten, den breitblättrigen oder Maryland-Tabak, Luten- oder Schaufel-Tabak (**Nicotiana macrophylla**) und den Bauern- oder Veilchen- oder türkiſchen Tabak (**Nicotiana rustica**), welche Arten ebenfalls in Deutſchland im Großen gebaut werden. — Die Anwendung des Tabaks als Rauch-, Kau- und Schnupftabak iſt bekannt; in der Arzneikunde braucht man ihn zuweilen bei Klyſtiren. Er enthält einen eigenthümlichen Stoff, das Nicotianin oder Tabakskampfer, ein braunes Oel, das der eigentliche ſcharfe, betäubende Stoff iſt, deſſen unangenehme Wirkungen Anfangs alle diejenigen mehr oder minder erfahren haben, die dem Rauchen ſich ergeben. Durch fortgeſetzten Genuß wird dann die Empfindlichkeit der Nerven nach und nach abgeſtumpft. — Die Tabakspflanze gehört zur einweibigen Ordnung der fünfmännigen Klaſſe (Pentandria Pentagynia) des Linnäiſchen Syſtems und zur natürlichen Familie der nachtſchattenartigen Gewächſe (Solaneae Juss.). Ludwig Heros.

Erndtefeſt und — Wucher.

„Die Felder ſind nun alle leer, die Scheunen aber voll!“ — und wenn Jung und Alt Gott gedankt hat für den Segen, dann machen ſich nach langer, ſaurer Arbeit die Landleute einen frohen Tag; ſie feiern das Erndtefeſt, und in dem Gedanken: wir pflegten den Acker, nun pflegt er uns wieder, jubelt ſich die Fröhlichkeit in Klang, Sang und Tanz aus, volle Krüge und Schüſſeln klappern und dampfen dabei gar lieblich. Ein echter — das heißt: ein guter — Gutsherr fördert dann mit ſeinen Gaben und noch mehr mit dem freundlich theilnehmenden Blick und zutraulicher Rede die allgemeine Luſt. In alter Zeit war's mit dem Erndtefeſt freilich noch etwas Anderes, aber es gab auch mehr Reichthum in den Dörfern, wovon wir etwas erzählen wollen, was heut kaum glaublich ſcheint. Im Jahr 1400 ſagte der Hochmeiſter Conrad von Jungingen zu ſeinen Gäſten, nachdem ſie den überall in den preußiſchen Dörfern herrſchenden Wohlſtand prieſen: „Ich habe zu Niclaswalde einen Bauer, der elf Tonnen Goldes beſitzt.“ Als man dazu zweifelnde Mienen wahrnehmen ließ, mußte ein Bote dem Bauer melden: der Hochmeiſter werde mit ſeinen Freunden am folgenden Tage bei ihm eſſen und er möge den Gäſten ſeinen Reichthum zeigen. Das Hüttchen, in welchem der Bauer die Ankommenden empfing, zeugte nicht für ſeine große Wohlhabenheit, der Tiſch war auch nur mit Speiſen nach ländlicher Sitte beſetzt, und da es für die vielen Gäſte an Stühlen gebrach, hatte man auf Unterſätze Bretter gelegt und dadurch Bänke gebildet. Während der Mahlzeit fragten die neugierigen Ritter den Bauer öfter nach ſeinem Vermögen, er aber wich den Fragen ſorglich aus, bis der Hochmeiſter ſagte: „Zeigt nur Eure Glücksgüter, es ſoll Euch keinen Nachtheil bringen!“ — Treuherzig erwiederte der Bauer: „Ich weiß, daß verleugnetes Gut dem Herrn gehört, darum habe ich nichts verborgen, ſondern Euch Alles vorgeſetzt.“ — Er bat hiernach die Sitzenden, aufzuſtehen und die Bretter abzuheben, wonach ſie nun fanden, daß elf kleine Fäſſer, welche den Bänken als Füße

gebrent hatten, bis an den Rand Geld enthielten, ein zwölftes zur Hälfte damit angefüllt war. Während nun die Ritter ſtaunten, befahl der, über das zutrauensvolle Benehmen ſeines Wirths erfreute Hochmeiſter, das zwölfte, halbleere Fäßchen aus ſeinem Schatz zu füllen, damit er nun mit Wahrheit verſichern könne: der Bauer in Niclaswalde habe ſogar zwölf Tonnen Goldes, woraus ſich denn ergiebt, daß der Hochmeiſter auch überflüſſig bei Kaſſe geweſen ſeyn müſſe. Damals zog indeß der Bauer den Gewinn aus ſeinen Erndten reichlicher als jetzt, wo die Noth des Augenblicks ihn oft zwingt, ſeine Vorräthe den Wucherern zu überlaſſen, um raſch zu Gelde zu kommen. Nun hat zwar der Wucher — es iſt ſchmerzlich, bei dem ſchönen Erndtefeſte ſeiner gedenken zu müſſen! — allzeit ſein Unweſen getrieben, aber die ſchmachvolle Bedeutung des Wortes Wucher entſtand doch erſt durch neuere gewinnſüchtige Kreuz- und Querzüge, da es ſonſt nur den Sinn von Zins hatte, der ehrlichen Maaßes in der Ordnung iſt, wenn ein Geldhabender den Geldbedürftigen unterſtützt. In heutiger Zeit, wo das Elend umfangreich und ein Berechnen und Ausbeuten des Elends als Geſchäft Vieler mit gewiſſenloſer Klügelei und liſtig verdeckter Betrügerei ausgeſtattet worden iſt, macht man den Wucher ſpitzfindig und verſchmitzt ſogar zur Weisheit des Lebens. Das darf freilich nicht verwundern, weil jetzt überhaupt die Selbſtſucht in allen Richtungen zur Regel geworden iſt, wobei die Ausnahmen, das heißt, die unerſchütterlich Ehrlichen natürlich zu Grunde gehen müſſen, wenn ſie nicht vollauf mit inneren Kräften und dem freudigen Muth zur Entſagung ausgerüſtet ſind. Um eben hauptſächlich den Kornwucherern — ehrliche Getreidehändler ſind begreiflich hiermit nicht gemeint! — nachzuſpüren, überſchaue man nur ernſtlich ihre Umtriebe vom Herbſt 1845 bis zum Juni 1846. Da kamen, nachdem dieſe Ausſauger Vorrath hatten, in den öffentlichen Blättern Berichte von höchſt wahrſcheinlichem Mangel an Feldfrüchten, ja, die Ausſicht zur Hungersnoth wurde vergewiſſert. Wer nun konnte, hielt ſein Getreide an ſich, ſo daß in einigen Gegenden wirklich ein erzwungener Mangel entſtand. Dazwiſchen, wenn mehrere Kornwucherer ihre Vorräthe los waren und deren gern nochmals haben wollten, gab es eine Weile Berichte anderer Art, bis die früheren wieder geltend gemacht wurden, um den Gewinn zu verdoppeln. Und als nun die Erndte nahte — welche aufklärende Erſcheinung! In Süd-Deutſchland, wo die Wucher-Kniffe am ergiebigſten wirthſchafteten, damit man das alte Sprüchwort: „Wer wiſſen will, was Wucher heiße, der zieh' am Main und Rhein zur Meſſe!“ ja nicht widerlegt finde, waren, vom Elſaß bis in die Mitte Deutſchlands hinein, die Märkte an Getreide überfüllt, und in manchen Orten ward binnen acht Tagen ein achtzehnlöthiges Brod für denſelben Preis zu einem zweipfündigen — vor der neuen Erndte! Dennoch blieben große Vorräthe unverkauft, und obwohl die Erndte des

Jahres 1846, einen Ertrag gegen den andern ausgeglichen, eine ſegensreiche war, wird man gleiche Wucher-Verſuche, bis in das Jahr 1847 hinein gewiß nicht unterlaſſen.

„Zwiefach gebührt die Strafe dem Dieb,
Vierfach dem Wuch'rer, der Armuth zu Lieb'!“

— das iſt auch ein altes Sprüchwort, dem man wieder zu friſcher Wahrheit verhelfen ſollte, um die Wucherer, dieſe Hamſter unter den Menſchen, möglichſt einzuſchrecken. Der Hamſter iſt bekanntlich ein ſehr ſchädliches Geſchöpf, ein ſchlimmer Communiſt (Theilhaber), indem er für ſein hält, was er für ſich brauchbar findet und wegſchleppen kann. Er iſt ſo hab- und eigenſüchtig, daß er im Herbſt, um ſeine Vorräthe für ſich allein zu haben, ſogar ſein Weibchen aus dem Bau treibt und zwingt, noch raſch für eine eigene Winter-Höhle zu ſorgen. Daß man den Hamſter todtſchlägt, wo man ihn findet, ziehen wir nicht in unſern Vergleich, wir haben ja ſchon mit obigem Sprüchwort das Geſetz gegen Kornwucherer in Anſpruch genommen; wir wollen ferner treulich bemerken, daß der Hamſter Alles ſtiehlt, der Wucherer aber doch Etwas bezahlt durch geringe Preiſe, dem Nothſtande der Landleute mit allerlei Verkehrungen, Schlauheiten und Spiegelfechtereien abgepreßt. Wenn nun aber Wucherer die Preiſe in die Höhe geſchraubt haben, ſtehlen ſie ärger als die Hamſter: ſie machen den Armen ihre Pfennige zu Hellern, und noch ein Glück, wenn nicht wirklich die Wucherer hier oder da einen Hungertod verſchulden. Daß die Hamſter ſich ſchnell vermehren, iſt indeß noch eine Aehnlichkeit, die ſie mit den heutigen Wucherern haben, und wenn dieſe ſich untereinander vernichten und verzehren wollten, wie es die Hamſter thun, dürfte man dies eine ſehr wünſchenswerthe Aehnlichkeit nennen. Mit den Hamſtern wären wir fertig, mit den Wucherern aber noch nicht. Sie wollen ihre, auf Angſt und Hunger der Armen begründete Beutelſchneiderei mit allerlei Blendwerk beſchönigen. Luther aber ſagt:

„Wer glaubt, daß Wucher nicht Sünde ſey,
Der hat keinen Gott, das glaube treu!“

und noch körniger ſpricht Fiſchart:

„Den Wuch'rer Gottesfurcht nicht ſtört,
Weil ſeine Seel' ſchon dem Teufel gehört!“

— wir aber rathen, wenn wieder ſolche Vor-Anzeigen von zu fürchtendem Mangel und von Hungersnöthen ausgeſtreut werden, daran zu denken, daß ſich eine Lüge eben ſo leicht drucken läßt als eine Wahrheit, und man überhaupt in ſolchen Fällen nicht eher glauben ſoll, bis man hinlänglich die Angaben geprüft hat. Dergleichen Vor-Anzeigen in den Zeitungen ſollten aber niemals von einzelnen, faſt immer durch ihren Vortheil gelenkten Perſonen, ſondern nur von amtlichen Behörden, die ſich eine allgemeine Ueberſicht der Zuſtände und Vorräthe verſchafft haben, ausgehen dürfen, damit den Schandbehelfen der Wucherer der Weg verſperrt, wo ſie aber ſchon verkehrt haben, die Ausſichte gegeben werde durch Enthüllung ihrer lügneriſchen Gaunerei und Feſtſtellung der Wahrheit. In Holland und Belgien hat man ſchon begonnen, den Trug-Gängen der Wucherer nachzuforſchen; es ſind auch bereits, da ſich gar freche, von Neuem Angſt erregende Täuſchungen veranſtellten, Straf-Erkenntniſſe erfolgt. —

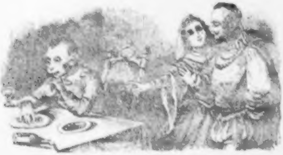
Und wenn zum Schluß wir dies empfehlen,
So laßt uns nicht den Wunſch verhehlen:
Zum Teufel mit den Wucherſeelen,
Die an der Armuth reich ſich ſtehlen! Gß.

Der Affe als Heiraths-Stifter.

Graf Oldagner, unter Philipp V lange Zeit Vice-König in Peru, war endlich der Täuſchungen, des Glanzes und der Schmeicheleien müde; ſein ernſter Sinn hatte an dem Spiel der Menſchen mit Menſchen nie Gefallen gefunden, und zuletzt ward ſein Widerwille gegen eine Gewalt, die alles Beſſere in Ohnmacht erhalten ſoll, ſo mächtig, daß ſein Ungeſtüm, mit dem er um Entlaſſung bat, Gehör fand. Er ging nach Valencia, der Stadt, in deren Nähe er große Güter beſaß, und lebte dort der Erziehung ſeiner ſchönen einzigen Tochter Eleonora. Sie war kaum zur Jungfrau herangeblüht, als ſich Freier in Menge um die ſchöne reiche Erbin bewarben. Eleonora unterwarf ſich ſcheu und erröthend den Wünſchen ihres Vaters; dieſem aber ward die Wahl ſchwer, denn er zeichnete Drei der Bewerber aus, nämlich: Juan, den Neffen des Herzogs von Medina, Lope, den Sohn des Premier-Miniſters, und den Chevalier Alcantara.

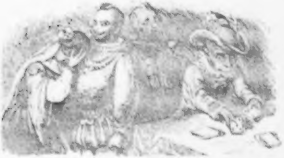
Einſt fragte er ſeinen Intendanten, Don Miguel, einen erprobten alten Diener, um Rath. — „Herr Graf!" ſo entgegnete Miguel — „ich traue mir ſelbſt keine Entſcheidung in der Sache zu; aber ich meine, wir thun wohl, ein Hülfsmittel zu wählen, das uns zum Ziele führen wird. Ihr wißt, daß die Affen gar gern und leicht die Manieren der Menſchen annehmen, die ſie vor ſich ſehen. Wie wäre es, wenn Ihr Euern Gaspardo" — ſo hieß der Leib-Affe des Grafen — „einem jeden der drei Freier auf einige Zeit unter irgend einem Ehren-Vorwand in's Haus gäbet? Wir erfahren dann vielleicht durch ein Zeichen, was von den drei Freiern zu halten ſey!" — So hinterliſtig dies auch Anfangs dem Grafen dünkte, ließ er ſich doch zureden. Gaspardo ward in einen rothſammetnen Rock geſteckt, erhielt einen ſtattlichen Hut und beſuchte zuerſt Juan.

Als Liebling Eleonorens dieſem ſehr willkommen, ward Gaspardo ſteter Begleiter des neuen Gönners. Nach zehn Tagen holte man ihn unter einem Vorwande wieder ab. Graf Oldagner hatte eben Geſellſchaft bei ſich gehabt, als Gaspardo wieder heim kam. Ohne Weiteres warf ſich der Zurückgekehrte über die Reſte der Speiſen und Weine her und ſchwelgte, bis er nichts mehr be-



zwingen konnte, ſich in ſeinem rothen Sammetrock auf's erſte beſte Canapee lagerte und einſchlief. Der Graf meinte, es ſey Hunger, man habe ihn faſten laſſen; aber täglich wiederholte ſich dieſe Schwelgſucht, und ſo ſah er bald ein, daß Don Miguel's gleich Anfangs ausgeſprochene Bemerkung ganz wahr ſey: Gaspardo ſey bei einem Erz-Schwelger geweſen.

Hierdurch ermuthigt, ward der nachahmende Gaſt dem zweiten Freier, dem Lope, zugeſellt. Zehn Tage waren bald wieder um; Gaspardo ward zum zweiten Mal heimiſch. Er fiel alsbald im



Salon über einen Tiſch her, miſchte, nahm ab, gab Karten und war nicht vom Spieltiſch wegzubringen. Der Sohn des Premier-Miniſters war alſo offenbar ein Erz-Spieler, mithin ebenfalls kein Gemahl für Eleonoren.

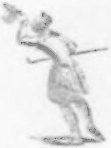
Jetzt ging es zum Chevalier Alcantara. Von dieſem kaum zurückgekehrt, war das Erſte, daß Gaspardo ſich vor jedem hübſchen Geſicht nieder warf, und durch Heulen und ſprechende Be-

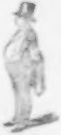
gegenüber eine ſo ausdrucksvolle Liebeserklärung redete, daß es ſonnenklar wurde; der Ritter Alcantara ſey ein Erzdiebler.

„Nun, Herr Graf!“ begann Don Miguel; „Ihr ſeht jetzt deutlich, daß Keiner der drei Freier Eurer edlen Tochter werth iſt. Es wäre gewiß von den traurigſten Folgen, wolltet Ihr Einen derſelben für ſie wählen. Wenn es mir aber vergönnt iſt, einen zweiten Rath zu geben, ſo wäre es der, Ihr ließet bei Eurem Reichthum die reichen Schwiegerſöhne ſcheiten, und ſchautet nach dem innern Reichthum der Gemüthe. Wenn ich Euch da einen Vorſchlag machen dürfte, ſo wieſ' ich auf den jungen Maler, der Eurer Tochter Bild ſo ſchön und treffend entwarf, daß mich dünkt, er habe auch ihr Herz gleich mitgenommen. Es iſt ein wackerer junger Mann, der Sohn eines biedern Schiffs-Capitains, der im Kriege gegen Portugal ſich rühmlich hervorgethan. Zur Ueberzeugung können wir uns ja auch hier des Affen bedienen!“ — Nach manchem Ueberlegen geſtattete dies Olivarez, und der Affe ward aus Vorſicht zu dem neuen unbewußten Freier geſchickt. Als die Probezeit um war, that der Affe nichts, als malen, ſondern auch — unausbleiblich ein Bildniß ſchaffen, von dem ſich bald zeigte, es ſey kein anderes, als das der im Stillen angebeteten Eleonore. Was war zu thun? Der Graf ſah über äußeres Gut hinweg, ſuchte und fand auch wirklich das innere Glück ſeiner geliebten Tochter in der Vermählung derſelben mit dem jungen überglücklichen Maler. Marzotto aber ward ein ſehr werthes Hochzeits-Geſchenk des jungen Ehepaares, deſſen Glück er unverkennbar bewirkt hatte.

Vom Aeuſseren und Behaben.

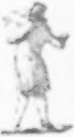
Lavater's Geſichtsdeuterei und Gall's Schädellehre, ſo weit beide Wahrheit haben mögen, ſind unvollſtändige Wiſſenſchaften; wer die Menſchen möglichſt durch und durch will kennen lernen, darf ſich nichts entgehen laſſen, und es dient hier nicht unbedeutend das Aeußere in Geberde und Kleidung. Aus den Theilen erkennt man das Ganze — ex ungue leonem — aus der Klaue den Löwen. Dies lateiniſche Sprüchwort läßt ſich ſogar auf unſre „Löwen", auf die Stutzer anwenden. Wenn die einmal ſich nicht ſchämen, ihre Hände ohne Handſchuhe zu zeigen, ſieht man, daß ſie die Arbeit ſcheuten, demnach nicht nutzen wollen und wieder demnach zu nichts nutz ſind. Aber nicht nur die Züge des Angeſichts, die Hügel und Hörner des Hirns ſind verrätheriſch, ſelbſt der Rock, Hut, Stock, Gruß, alle Anhängſel und Geberden können zu Aufſchluß verhelfen, und wir wollen einmal einen Beitrag zu der Schlußfolge aus ſolchen Eigenthümlichkeiten geben.

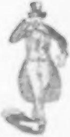




Betrachten wir zunächſt die Männer auf der Straße. Wer in die Zukunft ſchwärmt, ſchaut in die Höhe, kann alſo, da Einem die Gegenwart nicht aus dem Wege geht, leicht über manche vorhandene Wirklichkeit ſtolpern. Er gleicht darin dem Rückwärts-Seher, der ſich nicht gern in's Antlitz ſchauen läßt, weil er wohl weiß, daß er ſich vergangen hat in Begleitung deſſen, was vergangen iſt, und nun den Aerger darüber, daß er nicht dem ganzen gegenwärtigen Leben den Hals umdrehen kann, nicht zu verbergen weiß. Wer ſeinen eigenen Erinnerungen lebt, blickt nach unten (bei den ſpäter abgebildeten Stocktragenden findet ſich ſo Einer), und die Gegenwart ſucht man grade vor ſich. Unſer Gegenwärtiger hat es aber nicht mit dem Geiſt, ſondern mit dem Dampf der Zeit zu thun; es iſt ein Rentier (ein Geldmann nach altem Deutſch), der bedächtig geht: er berechnet. Die Rockflügel hat er zurückgeſchlagen und darunter die Hände übereinander gelegt; denn ihn erfüllt ein ſtolzes Bewußtſeyn, weil man's ihm anſieht, daß er bei vielen Actien ſich auszeichnete. Von der Literatur kennt er in der Regel weiter nichts als Litera A, B und ſo weiter auf den Geldpapieren und — verſteht ſich — auch die Cours-Zettel.

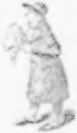
Wer mit Kopf und Augen rechts und links umherfährt, denkt an gar nichts, möchte aber gern etwas zur Unterhaltung auffinden, was ihm das Nichtsdenken angenehmer macht. Wer oft von





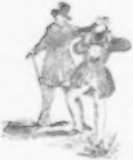
der Seite ſteht, fürchtet ſich vor Gläubigern, ſucht ein lüſtern Abenteuerchen oder raucht heimlich eine Cigarre, von der die Polizei nichts erfahren ſoll, worüber er denn aus ſeiner heimlichen Freude zuweilen der Jubel-Bewegung ſich nicht enthalten kann. — Eilt Einer ſehr raſch dahin, hat er ein Plänchen im Kopf und meint gleichſam, es liefe vor ihm her. Sieht er aus, als wollte er fliegen, dann ſind die Fittige eines Liebestraums im Spiel; und zupft er dabei fortwährend am Halstuch, Kragen und ſo weiter, ſieht zuweilen wohlgefällig auf ſeine ſchmucken Beinkleider, hält ſich wie auf Draht gezogen, dann iſt ſein Wahlſpruch bei der Lebensgefährtin: „Ohne Geld [illegible]!" — „Geld ohne Sie!" hätte ihm wahrſcheinlich noch beſſern Klang. Jedenfalls ein innen hohler Nichtsnutz, ein vermickertes Kerlchen voller Einbildung durch Mangel an Ausbildung. Wer mit kleinen Schritten dabei trippelt, mit den Fingern klimpert, mit den Schultern zuckt, iſt ein Windbeutel, [illegible], Schwadronirer [illegible] im Kaffeehaus, Kaffeehocker und Stammgaſt [illegible] der [illegible].

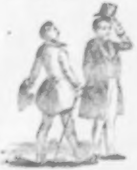
Spreizt ſich Einer dabei mit goldenen Ketten, Ringen, Tuchnadeln, langen Uhrgehängen, bejuwelten [illegible] anzuführen, iſt's ein die Naſe hoch tragender Emporkömmling, [illegible] nach oben, verächtlich niederſchauend auf Alle, die nicht [illegible] oder begeldſackt ſind; ein bankerottirter Geldmenſch oder ein Baron, der das Seine verlumpte und nun mit dem ihm übrig gebliebenen Hochmuth und dem Reſt ſeiner an ihm herumbaumelnden Habe Narren ſucht, die er anpumpen kann. Oder es iſt ein Beſucher vom grünen Tiſch, ein Taſchenſpieler, ein Börſen-Unterhändler, der ſein Spiel treibt in den Taſchen Anderer. — Der ehrſame [illegible] zum Pantoffel-Helden geboren, der Alles, ſogar das Schnupfen der Naſe, mit Umſtändlichkeit verrichtet, der nicht viel fragt, aber gern für ſich forſcht, ſich aber leicht [illegible], iſt am langſamen Gange und an der ſchlotternden Haltung zu erkennen.



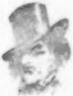
Wenn wir zum Schluß noch [illegible], wollen wir einen Gegenſatz geben von jenem Aufgeblaſenen: einen ſich ſelbſt Erniedrigenden, der in zeitiger Verwahrloſung und Zärtlichkeit zum Hungerleider wurde und nun vor Jedem, von dem ſich irgend etwas hoffen und erbetteln läßt, ſich in Unterthänigkeit ſo zuſammendrückt und zu ſammenzieht, als wollt' er unterwürfigſt in ein Mäuſeloch kriechen. Schaudervolle Entwürdigung des Menſchen! — ſolch ein Lump hat alle Urſach, zu thun, als ob er ſich gar nicht unterſtände, da zu ſeyn; denn auch die bitterſte Armuth muß den Troſt feſthalten, ſich nicht verächtlich erniedrigt zu haben.

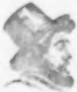
Zwei Perſonen, von denen die eine höher ſteht, die aber Beide gleich eingebildet ſind, grüßen ſich entweder kaum merklich, oder der Eine ſieht und der Andre wendet ſich abſeits, um ſich den Schein zu geben, als ſähen ſie ſich nicht. Der Letztere kann durch die raſche Drehung zuweilen um den reinlichen Stiefel kommen, wie wir dies neulich mit anſahen und nach der Natur abbildeten. — Der höhere Beamte dem Untergebenen und der Profeſſor dem Lehrbefliſſenen gegenüber, auch wenn ſie nicht eben ſtolz ſind, lüften bei ſteifem Gange den Hut nur ein wenig, wenn ſie grüßen; ſie wollen etwas gelten und ihr Gruß ſoll ſich machen wie ein Zeichen herablaſſenden Wohlwollens. — Wer bei dem Gruße ohne Hutziehen kaum nickt, iſt ſelber ein Filz; wer nur mit der Hand winkt, will den noch nicht bezahlten Hut ſchonen oder den Vornehmen ſpielen. Der Gruß mit raſcher Kopfbewegung bezeugt Vertraulichkeit, ſpricht auch mitunter eine Art von Abweiſung oder das „Immer mit dem Hut!“ aus. Im letzteren Falle iſt's einestheils die in's Kleinliche gehende Neuerungsſucht und Auflehnen gegen die Höflichkeit, die überhaupt von Vielen nur noch angewendet wird, wenn ſie etwas haben wollen, was ihnen von Gott und Rechts wegen ganz und gar nicht gehört; anderntheils greift das „Immer mit dem Hut!“ hauptſächlich dadurch um ſich, weil viele ſich zu den Männern rechnenden Leute frühzeitig Perrücken tragen müſſen. Das will man gern verbergen und der Hut zieht bei'm Abnehmen bekanntlich zuweilen die Perrücke mit in die Höhe. Man ſchiebt da Geſundheits-Rückſichten vor, und das hat bei ſchwächlichen Kräften freilich etwas für ſich. Ehemals hielt man grade ein zeitweiliges Lüften der Kopfbedeckung und des Kopfes für geſund; das thaten ſtets kräftige Männer und den ſchwächlichen können dieſe allerdings nicht Vorbild ſeyn. — Der Geck grüßt auf mancherlei Weiſe, ohne mit einer einzigen zu verleugnen, daß er ein Geck iſt; man braucht dazu nicht einmal die Augen, er giebt ſich durch Wohldüftelei ſchon der Naſe zu erkennen. Zwei, die ſich haſſen,



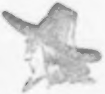


grüßen ſich ſehr ehrfurchtsvoll, wenn ſie ſich vor einander fürchten; wenn nicht, glotzen ſie ſich an, als wollten ſie ſich grob, aber ohne Worte ſagen: unterſteh' dich nicht, mich zu kennen! Das geſchieht beſonders auch ſehr oft von dem reich und vornehm gewordenen gegen den arm und beſcheiden gebliebenen Jugend-Bekannten.

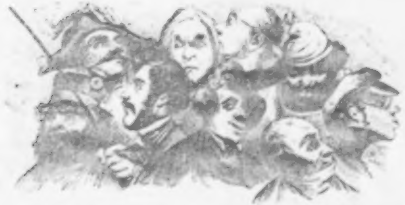




Der Hut ſelbſt giebt nicht ſelten Aufſchluß über den, der darunter ſteckt. Trägt Jemand den Hut auf einem Ohre, iſt's ein eitler Lebemenſch, ein ſinnlicher Krakeler, ein Wüſtling jung und alt. — Hinten über getragen deutet der Hut auf einen keck Närriſchen, einen trotzigen Hageſtolzen, Stockgelehrten und dergleichen von Menſchen, die mehr Anſprüche gemacht haben als vermöge ihres Thuns und Treibens zuläſſig ſind und dann gern Alles wegwerfend behandeln. — Wer den Hut tief über die Augen zieht und hinten hoch trägt, grollt mit ſich und der Welt, ſchilt in ſich hinein; hat er aber den ſtarren Groll mit Humor angefeuchtet, wird er zum hartnäckigen Spötter, ſtachelt, hechelt und höhnt, „wie's für Stunden wohl erfreulich, für die Dauer ganz abſcheulich!" — Der breitkrämpige, ſpitze Hut verräth einen Sonderling oder Einen, der es ſeyn will, der ſich mit ſeinem Selbſtgefühl beſchattet, ſich in ihm einknöpft, ſich für einen Meiſter hält und als ſolcher gleich mit Händen zu greifen ſeyn will. Da das nicht immer gelingt, ſchaut er düſter drein und iſt überzeugt, in der Vorzeit wär's ihm beſſer gegangen, wovon er ſich nicht abbringen läßt, weil ihm, zum Vortheil ſeines Jammerns, das Gegentheil nicht zu beweiſen iſt.

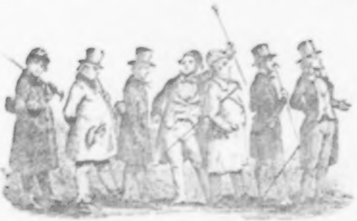


Auch durch das Haar geben ſich Unterſcheidungs-Zeichen kund. Künſtler und philiſterhafte Handwerker laſſen es ungekämmt. Tänzer, Friſeurs, Gecken und Sänger ſondern es ſorgfältig, bilden auf einer Seite einen kleinen oder aufgewälzten Hügel, ein Bild ihrer vermeinten Vorzüglichkeit, das ſich nach der Mode umgeſtaltet. Alte Soldaten, und Leute, die für ſchlicht gelten wollen, tragen es ſchlicht. Raufer haben einen Hahnenkamm. Kahlgeſchoren und dünne Reſte vom Haar, glatt angelegt, zeugen von ſtetigem Verſtande, oder, wie ſie meiſt anzuzeigen, von affektirter Gefallſucht, und zugleich verjährte Eitelkeit verräth es, wenn die Reſte von hinten heraufgeholt ſind, um kümmerlich die Glatze über einem winzigen Gehirn zu bedecken. Graues, aber noch volles Haar deutet auf Entſagung und durchlebte innere Stürme.



Reichen, feſten Haarwuchs haben bis in ſpäte Jahre hinein nur Menſchen, die ſich geiſtig und körperlich im Gleichgewicht hielten und denen Verkehrtheiten und Schickſal nichts anhaben konnten. — Der Bart iſt der jüngere Bruder und Nachbar des Kopfhaars. Ein großer Schnurrbart bei Einem, der nicht Soldat oder Gensd'arm iſt, ſoll häßliche Zähne bedecken. Ein Bart, vor dem man kaum das Geſicht ſieht, gefällt den Kutſchern und Ausländern, in unſerer deutſchen Mengel-Sprache Executoren genannt. Der nach den Mundwinkeln ſich hinziehende Backenbart iſt eine Zierde der Druck-Arbeiter, „Weinreiſenden“, Commiſſionairs und Kellner, und einen Ziegenbart tragen ſtutzerhafte Künſtler. — Das Halstuch verwandelt ſich nach dem Alter. Bis zum zehnten Jahr ſind wir halstuchfrei, dann hört die Freiheit in mancherlei Sinne auf. Bis zum zwanzigſten Jahre hilft es friſchweg ſtutzern, dann wird es mehr ein Binder-Studium, das Geld und Zeit verbringen hilft. Das Halstuch wird nun mitunter zum Halseiſen, es beklemmt, man fühlt ſeine Laſt, und verſchwinden allmälig der Eitlen Anſprüche an Schönheit, die meiſt zwanzig Jahre länger aushalten als die Schönheit ſelbſt, dann mag aus der Halsbinde werden, was da will. Sie ſenkt ſich, läßt unwillkürlich den Hemdkragen hervorlugen, hat keine künſtliche Lagen und Verknotungen mehr und nur alte Luſt- und Gewinnſucher, die gern aus dem Hinterhalt ſpähen, machen es zu einem Sack, in den ſie Kinn und Naſenſpitze ſtecken. Der alte Offizier, mit ſeinem Ruhegehalt, bleibt ſeiner ſchwarzen Binde treu, die ihm ohnehin die Sparſamkeit erleichtert. Betagte Aerzte, Advokaten, Künſtler und ſonſtige zeitehrende Thätige tragen das Halstuch anſpruchslos, geben ſich mit Schlingelungerei und Hervorzupfen des Hemdkragens nicht ab. Was den bloßen Hals betrifft, ſo hat es der Civiliſation (ein Wort, das ſich eigentlich durch Sittenverbeſſerung ſollte verdeutſchen laſſen, aber oft mit Sittenknechtung oder gar Sittenverderbniß näher verwandt iſt) beliebt, Leute mit bloßem Halſe für Narren, Freigeiſter oder volksverführende Freiheits-

Antprächler („Demagogen“ genannt) zu halten, wenn ſie zumal an langem Haar merken laſſen, daß ſie Kurzhalterei nicht leiden mögen.



Am Stock läßt ſich gleichfalls viel erkennen. Wer den Stock hinter ſich herſchleift, iſt Einer mit trägem Verſtande, ein Männlein, das für einen ganzen Mann gelten will, aber dem Willen Anderer ſehr unterthänig iſt. Wer den Stockknopf an den Mund hält, ſinnt über einen Schwank nach, zum Beiſpiel: wie er's macht, daß er ſeine Schulden nicht zu bezahlen braucht, oder, iſt's ein alter und eitler Geldmenſch, braucht er den Knopf wie einen Lutſchbeutel in der Ueberlegung: durch welche Mittel er Commerzienrath und Ordens-Beſitzer werden kann. Der Rentier, der gern feſthält, was er in den Taſchen hat, trägt ihn unter dem Arm. Der Fröhliche hält den Stock in der Mitte, ſchlägt mit Knopf und Spitze der Welt gleichſam ein Schnippchen; der Traurige und Pietiſt zieht ihn dicht an ſich, wie er grämelnd ſich in ſich hineinzieht, und der nichtsdenkende Akten-Abſchreiber, der gern merken läßt, daß er ſeinen wichtigen Poſten gar nicht hätte, wenn er nicht „mitgeweſen“ oder wenigſtens geraume Zeit Soldat geweſen wäre, trägt ihn wie „Gewehr über!“

Noch viel mehr der äußeren Zeichen zur Erkenntniß des Menſchen könnten wir nachweiſen; es mag hier ein Anfang gemacht ſeyn. Wenn wir uns aber nur an die Männer hielten, ſo bitten wir den Grund darin zu finden, daß bei den Frauen die Mode keine andere Gewohnheit zuläßt als die, in ſtetem Wechſel zu bleiben, ſo daß eine heutige Wahrnehmung an ihnen zuweilen ſchon morgen nicht mehr wahr iſt. Da aber die Frauen nach Emancipation (das heißt: nach Gleichberechtigung) trachten, werden ſie künftig wohl auch Gleichverpflichtung anerkennen. Da müſſen ſie unter vielem Andern Latein und zu ihrem Erſtaunen lernen, daß Mode von Modus abſtammt, was Maaß heißt (aber nicht das

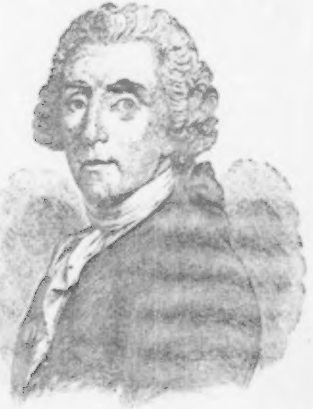
Schneider-Maaß). Würd' es ihnen dann eingeprägt, Mode und Maaß ſey eines und daſſelbe, dann lernten ſie gewiß auch Maaß halten in der Mode, wie es **Männer** thun, und nach Gecken, die in der Regel auch weder Latein noch Maaß zu halten verſtehen, werden ſich ehrſame Frauen gewiß nicht richten wollen, vielmehr wünſchen, daß ihre Männer aus eigener Tüchtigkeit ihnen ſo viel Sprachkenntniß beibringen als hier nothwendig, was geſchehen kann in öfterem Wiederholen des Reims:

Maaß iſt Mod' und Mod' iſt Maaß.
Merk' ſich's Jeder, der's vergaß!

Eg.

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

(Geboren 1715, geſtorben 1769.)

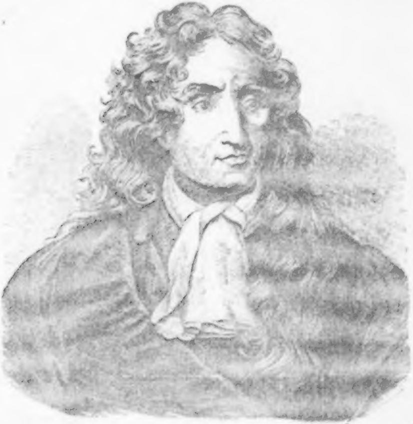


In einem Volksbuche dürfen wir ganz vorzugsweiſe den Gellert nicht vergeſſen, den Dichter, der in einem der dürreſten Zei-

Abſchnitte der deutſchen Literatur mit ſeinen Fabeln, Erzählungen und geiſtlichen Liedern alle Kreiſe des Volks durchdrang und, wenn auch nicht eben ſehr tiefe dichteriſche Anſchauungen, doch neben einem lebhaften moraliſchen Gefühl in der Maſſe eine Lebens-Innigkeit und Herzlichkeit weckte und wach erhielt, die in jenen Zeiten politiſcher und geſellſchaftlicher Verwahrloſung von Bedeutung waren. Der Kamaſchendienſt, das durch und durch militairiſch und herriſch geregelte Leben, durch Friedrich Wilhelm den Erſten begünſtigt, auf der einen Seite, auf der andern das gierige Verſchlingen der leichtfertigen franzöſiſchen Schriften und die Nachahmung der verderblichen Pariſer Sitten, welche das deutſche Weſen untergruben, ohne unſern Landsleuten die äußere Leichtigkeit und Anmuth zu verleihen, mit denen ſie in Frankreich zur Schau getragen wurden; danach die bald von weſtlichen, bald von nordiſchen fremden Mächten angeregten Zwieſpaltigkeiten im Innern Deutſchlands, endlich der gewaltige Bruch zwiſchen Preußen und Oeſterreich und die daran ſich reihenden Kriege, dies waren die geſchichtlichen Ereigniſſe während Gellert's Lebenszeit, und in ihnen ſind die Urſachen enthalten, durch welche die edelſten Gefühle im deutſchen Volke ſich abſchwächten und verſanken. Wo ſuchte der minder Gebildete, der Arme, Gedrückte die Stütze, an die ſein moraliſches Gefühl ſich klammern ſollte? Von den Mächtigen ward ſein Wille für nichts geachtet, er ſelbſt als eine Sache angeſehen; die Leichtfertigkeit ſeiner Herren ſog das letzte Mark aus ſeiner geringen Habe und diente ihm als böſes Beiſpiel; das Vaterland war uneins in ſich ſelbſt, der Deutſche mordete den Deutſchen, und der Arme, der Beſitzloſe ward bald dieſem, bald jenem Herrn zugeſchleudert. In dieſer Auflöſung aller Verhältniſſe, wo dem geringen Mann des Volks jede Richtſchnur des Lebens zu verlaſſen ſchien, reichte ihm Gellert eine ſolche durch ſeine Fabeln und Geſchichten, in denen eine populaire Moral mit aufrichtigſtem und ſittlich reinſtem Gemüthe, mit volksthümlicher Redſeligkeit, ſchalkhaftem, gutmüthigem Witze vorgetragen ward, und das Volk ergriff die rettende Hand; Gellert's Verſe klangen wieder in allen ſittlich fähigen Herzen. Der Bürger, den die Soldaten-Wirthſchaften plagten, die Kriegs-Steuern drückten, der Soldat, den die Werber gepreßt, der Bauer hinter dem Pflug, der leibeigene Knecht, Alle labten ſich an den kernigen, liebewarmen, belehrenden Worten des Fabeldichters, und vom Volke aus erhob ſich die allgemeine Verehrung für ihn, nachdem ſie jene breite, in die Augen fallende Grundlage gewonnen, zu den Beſſeren auch des Adels, endlich zu den Stufen des Thrones und auf dieſen ſelbſt. Dieſen Mann des Volkes, dieſen Troſt, dieſe Stütze deſſelben in bedrängten Zeiten — wir ſchulden ihm ein dauerndes Andenken, und ſo möge ſein Bildniß, welches dies Büchlein bringt, dazu beitragen, die Erinnerung eines Mannes neu zu beleben, der aller Liebe und Achtung für immer würdig iſt. Keiner von denen, die zu ſeiner Zeit an den Höfen und für Fürſten den Vers und den Reim in Bewegung ſetzten, die mit hochtrabenden Floskeln der franzöſiſchen Hof- und Adels-Poeſie ſich anſchloſſen, Keiner von ihnen hat eine ſo umfaſſende Wirkſamkeit gewonnen, wie der Volksdichter Gellert, der die bald verdrängten edleren Gefühle in dem Mann der Arbeit und des Schweißes belebte und befruchtete. Er ſtreute einen Samen, der in den Herzen ſeiner Leſer ſegensreich aufging. Nur der iſt ein echter Dichter des Volks, der, abgewandt aller vornehmen Mode, nicht für eine beſtimmte, ſich abgrenzende Klaſſe der Geſellſchaft dichtet, ſondern der das Schöne, Wahre und Edle im einfachen Gewande dem ganzen Volke zugänglich macht. Das that unſer Gellert, und darum Verehrung ſeinem Andenken! — Gellert, am 4. Juli 1715 zu Haynichen bei Freiberg im Erzgebirge geboren, war der Sohn eines armen, mit dreizehn Kindern geſegneten Pfarrers, der ſich und ſeine Familie kümmerlich ernährte, daher unſer Dichter, in welchem der Hang zur Poeſie früh ſich zeigte, ſeit ſeinem elften Jahre durch Abſchreiben Geld verdienen mußte. Von der Fürſtenſchule zu Meißen, wo er ſich mit Gärtner und Rabener befreundete, ging er nach der Univerſität Leipzig, ſtudirte daſelbſt vier Jahre Theologie und predigte dann verſuchsweiſe vor der Gemeinde ſeines Vaters. Allein ſeine ſchwache Bruſt, ſeine natürliche Befangenheit, ſein unzuverläſſiges Gedächtniß nöthigten ihn, dem Beruf des Kanzelredners zu entſagen. Er begab ſich, nachdem er einige Zeit als Erzieher und Privatlehrer hier und da gelebt, wiederum nach Leipzig, ſchloß ſich daſelbſt an die jüngeren Gelehrten und Schriftſteller, arbeitete mit an den „Bremiſchen Beiträgen“ und erwarb ſeinen Lebens-Unterhalt durch Unterricht-Ertheilen, während er ſelbſt unabläſſig weiter ſtudirte. Sein Geſchmack in der Poeſie und Literatur entwickelte ſich im Anſchluß an die Jugend, der eine Erneuerung der deutſchen Literatur entkeimen ſollte; von Gottſched fühlte er ſich abgeſtoßen. Jene freiere Geſchmacksrichtung bekundet ſich nicht allein in ſeinen Fabeln, dem eigentlichen und dauerndſten Kern ſeiner Schriften, ſondern auch in ſeinen proſaiſchen Arbeiten, namentlich in ſeiner Sammlung von Briefen, die, bei manchen noch nicht überwundenen Schwächen ihrer Zeit, im Stil viel Muſtergültiges enthalten. Eine zuweilen hervortretende Breite und Weitſchweifigkeit, welche die Kraft und Anmuth des Stils beeinträchtigen, ſind vorzugsweiſe Mängel auch an Gellert's Proſa, obwohl er viele Fehler gleichzeitiger Schriftſteller glücklich überwand. Minder bedeutend iſt ſein Roman „Die ſchwediſche Gräfin“, ſehr bezeichnend für die erſt in den unentwickeltſten Regungen befangene dramatiſche Muſe jener Periode dürfen ſeine theatraliſchen Spiele genannt werden. Die Fabeln Gellert's gefielen hauptſächlich durch ihre anſpruchsloſe Natürlichkeit, in der ein ſittlicher Geiſt athmete. 1744 Magiſter geworden, unterrichtete er die Studirenden in Privat-Kurſen, namentlich über die ſchönen Wiſſenſchaften, Rheterik, Philoſophie und Moral, und erhielt binnen Kurzem durch die Klarheit und Anſchaulichkeit ſeines Vortrags eine ſehr zahlreiche Zuhörerſchaft. Im Jahr 1751 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor mit hundert Thalern Gehalt ernannt und behielt dieſe Würde, in welcher ſein Ruf wie der Kreis ſeiner Zuhörer und Verehrer in ſtetem Zunehmen blieb, bis zu ſeinem Tode bei trotz aller Anerbietungen, eine ordentliche Profeſſur anzunehmen. In wie hoher Achtung er gegen den Schluß ſeines Lebens hin ſtand, beweiſen viele Züge. So beſchenkte ihn Prinz Heinrich von Preußen mit ſeinem eigenen Schimmel, damit der an Unterleibsübeln leidende und dadurch zu Trübſinn und Hypochondrie geneigte Gellert ſich die Kränklichkeit aus dem Körper reite. Friedrich der Große unterhielt ſich bei ſeiner Anweſenheit in Leipzig anhaltend mit ihm, nannte ihn den vernünftigſten aller deutſchen Gelehrten und äußerte: „Gellert iſt der einzige deutſche Dichter dieſer Zeit, der zur Nachwelt gelangen wird; er hat zwar nur in einer kleinen Gattung, in dieſer aber mit Glück gearbeitet.“ — Wie Gellert mit ſeinen Dichtungen hauptſächlich die unteren Kreiſe des Volks zuerſt durchdrang, ſo hauchte er durch ſeine akademiſchen Vorleſungen über die Moral einen neuen Geiſt in die zu Leipzig ſtudirende Jugend und trug nicht wenig bei zu dem Umſchwung der ſittlichen Ideen in den höheren Ständen und gebildetſten Klaſſen, welche bis dahin in den Feſſeln des Franzoſenthums gelegen. Graf Moritz Brühl, den er ſelbſt zu ſeinen geliebteſten Schülern zählte, gab dem verehrten Lehrer eine jährliche Penſion von hundertundfünfzig Thalern, ohne daß der Empfänger den Namen des Gebers erfuhr; und als der Geſchichtſchreiber Maſcov ſtarb, erhielt Gellert deſſen Gnaden-Gehalt von vierhundertundfünfzig Thalern durch den Kurfürſten von Sachſen. Hatte der berühmte Mann ſich früher manchmal ärmlich durchſchlagen müſſen, ſo konnte er nun ohne Sorgen leben und ſogar an Aermere von ſeinem Beſitze mittheilen, was er übrigens niemals unterlaſſen hatte. Denn die Moral, welche er lehrte, übte er auch in der Wirklichkeit aus: Herzensgüte, Großmuth, Mildthätigkeit ſind Eigenſchaften, untrennbar von dieſem echten Mann des Volks. Oft hat er Unglückliche nicht allein durch ſein tröſtendes Wort, ſondern auch durch thätige Hülfe, ſo weit ſeine Mittel reichten, unterſtützt, und er war, zu ſolchem Zwecke, der höchſten Selbſt-Aufopferung fähig. Leider ſtarb er, bald nach dem glücklichſten Wendepunkt ſeines Lebens, am 13. Dezember 1769, noch nicht fünfundfünfzig Jahre alt. Selten kommt es vor, daß ſo in allen Stücken der Dichter den Mann und der Mann den Dichter deckt, daß Wort und That, Lehre und Ausübung überhaupt an demſelben Menſchen ſo durchaus Eins ſind, wie es bei Gellert der Fall war. Wir ſchätzen ihn darum als das Beiſpiel eines Mannes der Wahrheit, eines echten Menſchen, und Ihr thut ſicher wohl daran, liebe Leſer, wenn Ihr nicht verſäumet, Euch an dieſem Beiſpiel oft zu erlaben und ihm nachzueifern. A. Gß.

Jean de La Fontaine.

(Geboren 1621, geſtorben 1695.)



Nachdem wir im vorhergehenden Aufſatz das Gellert'ſche deutſche Element im Gegenſatz zu dem in Deutſchland damals herrſchend gewordenen Franzoſenthum hervorgehoben, wollen wir dem vaterländiſchen Fabeldichter ſogleich den berühmteſten Fabeldichter Frankreichs folgen laſſen, damit man nicht etwa glaube, wir wollten der Franzoſen-Freſſerei unſre Huldigung darbringen. Im Gegentheil: wie jeder einzelne Menſch von dem andern lernen kann, ſo, nach unſerer Meinung, auch die Völker von einander; denn Eigenſchaften, welche hier der volksthümlichen Natur angehören, wollen dort vielleicht erſt anerzogen, angebildet werden. Nur die urtheilsloſe Nachahmung iſt verdammenswerth. Der Austauſch geiſtiger Formen zwiſchen den Völkern bleibt immer einer der mächtigen Hebel der Kultur, und wir dürfen nicht in Abrede ſtellen, daß wir in dieſer Beziehung der franzöſiſchen Literatur Manches verdanken. Ja, es möchte kaum zu bezweifeln ſeyn, daß ſelbſt Gellert an dem faſt ein Jahrhundert vor ihm ſchaffenden La Fontaine ein Muſter gefunden, von dem er freilich höchſtens die Anregung zu einer beſonderen Dichtungs-Art erhielt, während er den eigenen Geiſt in ſeiner ganzen Fülle und unentweihten Reinheit in ſeine Schöpfungen hauchte. Der Franzoſe La Fontaine iſt der erſte Dichter neuerer Zeit, welcher in der Gattung der Fabel etwas von dauerndem Werth erſchuf, etwas, das an Geiſt und Zierlichkeit den Fabeln der Alten an die Seite geſetzt werden kann. In ſeinen Erzählungen und Fabeln (außer denen er auch Komödien verfaßte, wie Gellert) verfolgt er allerdings nirgend eine moraliſche Richtung und Bedeutung; darin beruht ihm gegenüber die hervorragende Stärke des deutſchen Gellert. Bei dieſem herrſcht ein ſittlicher, ein belehrender Zweck, und in ihm legt ſich zugleich ein edler, würdevoller Charakter aus. Bei La Fontaine herrſcht nur die Luſt, zu unterhalten, das Leben in ſeiner heiteren, blühenden Sinnlichkeit vorzuſtellen, und in ſolcher Luſt verirrt der Dichter ſich dann zuweilen wohl bis zu einer Umwandlung der Sinnlichkeit in Lüſternheit, Leichtfertigkeit, Charakterloſigkeit überhaupt. Je mehr es der Zweck der Fabel iſt, je mehr es zu ihrem literariſchen Charakter gehört, eine Moral zu verfolgen, um ſo mehr müſſen wir auch dem deutſchen Dichter den Vorzug zuerkennen in Bezug auf das Verſtändniß und die richtige Benutzung der Gattung. Dagegen übertrifft ihn der Franzoſe, ungeachtet mancher Stil-Fehler, die er ſich erlaubt, an Leichtigkeit, Friſche, Keckheit und Grazie, Eigenſchaften, in denen er zum Vorbilde dienen kann. Vermochte der deutſche Gelehrte nicht überall in ſeinen Dichtungen den Profeſſor-Ton zu überwinden, hielt darin jedoch an Ernſt und Würde, ſo verfährt La Fontaine oft willkürlich und bewußtlos mit den Regeln der Sprache, den Geſetzen der Sitte, bleibt dabei aber voll Anmuth und beſtechendem Reiz der Abſichtsloſigkeit. Darin beruht das künſtleriſche Verdienſt ſeiner Fabeln, daß ſie Alles, auch das Leichtfertigſte, mit voller Naivetät vortragen, daß ſie nicht eine der Sittlichkeit widerſprechende Abſicht verrathen, daher niemals in's Gemeine verfallen. La Fontaine ſelbſt war eine einfache, träumeriſche Natur, ein Dichter aus angeborenem Genius, ohne Charakter-Feſtigkeit und ſittliche Strenge, weil er nie über Grundſätze nachgedacht, ſondern ſeinem natürlichen Genie ſich überlaſſen hatte. So ſchaute er das franzöſiſche Leben an, ohne darüber zu moraliſiren, und ſchilderte es der Wirklichkeit nach ab aus dem Triebe poetiſcher Nachbildung, nicht mit dem klaren Vorſatz, läuternd darauf einzuwirken. Seine Schilderungen in Vers und Proſa ſind als ſolche ſehr gelungen und werden ſeinem Namen einen berühmten Klang bewahren. — Die äußere Geſchichte ſeines Lebens läßt ſich kurz zuſammenfaſſen. Geboren am 8. Juli

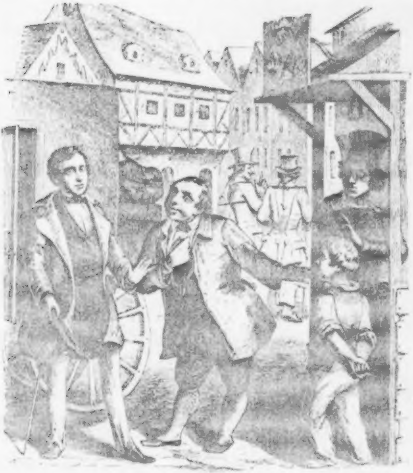
1621 zu Château-Thierry, Sohn des dortigen königlichen Forſt-Intendanten, verbrachte er ſeine Kindheit ſehr ungebunden unter der Aufſicht ſchlechter Lehrer, ſo daß er wenig Unterricht erhielt. Gelangweilt von der Schaalheit ſeiner Umgebung, trat er, achtzehn Jahre alt, in's Oratorium, verließ es jedoch nach achtzehn Monaten wieder, da die geiſtlichen Pflichten ihm nicht zuſagten, und rückte in ſeines Vaters Stellung ein. Bis zu ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre hatte ſein dichteriſcher Beruf ſich noch durchaus nicht kundgegeben. Da plötzlich erwachte derſelbe beim Anhören der Malherbe'ſchen Ode über die Ermordung Heinrich's des Vierten, und nun entwickelte ſich ſein Genius mit bewundernswerther Schnelligkeit an der Lektüre der franzöſiſchen und alten römiſchen Dichter. Die alten Griechen konnte er, aus Unkenntniß ihrer Sprache, nur in Ueberſetzungen leſen. — Das erſte Werk, das er veröffentlichte (1654), war eine Uebertragung des „Eunuch" von Terenz. Auch die Neu-Italiener ſtudirte La Fontaine mit Fleiß und faßte für ſie eine ganz beſondere Vorliebe. Schnell floſſen nun eigene Werke aus ſeiner Feder, und ſein Ruf verbreitete ſich. Durch ſeine Verwandten zu einer Heirath mit der jungen, ſchönen und geiſtvollen Marie Hericart überredet, lebte er einige Zeit mit dieſer in beſter Eintracht, las ihr ſeine Arbeiten vor und vernahm ihr Urtheil. Allein die Herzogin von Bouillon, welche auf einige Zeit vom Hofe nach Château-Thierry verwieſen wurde, zog ihn nach Paris. Er verließ ſeine Frau und begab ſich in die Reſidenz, woſelbſt ihm, auf Verwenden eines ſeiner Verwandten, von dem Ober-Intendanten Fouquet ein Jahrgehalt zugeſichert wurde, deſſen er freilich nicht lange genoß, da ſein Verwandter in Ungnade fiel. La Fontaine begleitete denſelben in die Verbannung, kehrte dann zurück nach Paris, hatte in der Herzogin von Orleans, Henriette von England, eine neue Beſchützerin, die ihm aber der Tod bald entriß. Indeſſen fand er den reichſten Erſatz für ſie in der liebenswürdigen und großherzigen Frau von La Sablière, bei der er zwanzig Jahre verlebte. — Molière, La Bruyère und Fénélon waren ſeine beſten Freunde. Boileau, ſein Mitbewerber bei der Akademie. La Fontaine hatte mit ſechszehn gegen ſieben Stimmen den Sieg über Letzteren davongetragen, erhielt jedoch vom Könige die Stelle nicht eher, bis noch ein Platz für den Liebling des Königs, Boileau, offen war, ein Jahr nach ſeiner Erwählung. — Eigenthümlich iſt es, wie ſehr ſein Leben von äußerem Schutz abhängig war: ſeine Sorgloſigkeit, ſein gutmüthiges und träumeriſches Weſen raubten ihm in dieſer Hinſicht alle Selbſtſtändigkeit. Auch in dieſer Beziehung tritt uns ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Gellert und La Fontaine vor Augen. Jener verwandte mit mildthätiger Hand ſeine nicht eben reichlichen Mittel zu Unterſtützungen der Armuth, La Fontaine gab zwecklos aus, ſo lange er etwas zum Ausgeben beſaß. — Als Frau von La Sablière ſtarb, war er wieder hülflos. Eine ſchwere

Krankheit ergriff den mehr als ſiebzigjährigen Greis, der von dem Ertrag ſeiner Arbeit leben mußte. Ein Ehepaar Hervart nahm ſich, gerührt von ſeiner Lage, noch einmal ſeiner an, und im Hauſe deſſelben ſtarb er am 13. April 1695 im vierundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens.

In der letzten Zeit begann er, über Religion nachzudenken, und da er dieſelbe niemals aus Grundſatz vernachläſſigt, ſondern ſie nur leichtfertig bei Seite hatte liegen laſſen, verfiel er, als er den Tod nahen fühlte, in übertriebene Frömmelei, betete, faſtete, kaſteite ſeinen Leib. So ſchwankt auch der talentvollſte Mann, wenn ihm Charakter, wenn ihm Grundſätze fehlen, aus einem Irrthum in den andern! — An Molière's Seite fand ſein Körper die Ruhe des Grabes. Die Revolution trennte nicht die ſterblichen Ueberreſte beider Freunde, ſondern ſtellte ihre Särge neben einander auf im alten Muſeum der franzöſiſchen Denkmale, von wo aus ſie 1817 nach dem Kirchhof des Père-La-Chaiſe gebracht wurden. — Boileau nannte La Fontaine's Namen nicht in ſeiner „Poetiſchen Kunſt“, aber dieſes Werk wird der Vergeſſenheit eher anheimfallen als der darin mit Unrecht fehlende Name. A. Gß.

Es iſt ein Zauber!

Vor dem Gaſthof zum „goldenen Kaiſer“ in einer kleinen Stadt hielt ein Reiſewagen, aus dem ein Mann von nah an fünfzig Jahren ſtieg mit einem andern, der wohl zwanzig Jahre jünger ſeyn mochte. Der Aeltere erregte die Neugier des Wirths; denn während ſonſt die Durchreiſenden kaum einen geringſchätzigen Blick den kleinſtädtiſchen Umgebungen gönnten, ſchien dieſer Fremde über Alles Freude und Entzücken zu empfinden und hörte auf keine Frage, bis er endlich ſagte: „Ich bitte Sie, Herr Wirth, verſchonen Sie mich, denn ich fühle weder Hunger, noch kann ich in einem Zimmer aushalten. Der erſehnte Anblick der Stadt iſt das Ziel meiner Wünſche!“ — Der Wirth zuckte bedenklich mit den Schultern, denn daß man ſo ganz und gar Eſſen, Trinken und Erholung vergeſſen könnte, um dieſes Städtchen ſich anzuſehen, kam ihm gradhin etwas wahnſinnig vor. Der Fremde aber — er heißt uns Ehrhard, da wir kein Recht haben, ſeinen in der Leſewelt als Dichter ſehr bekannten Namen hier zu veröffentlichen — ſchien von einem Zauber beſtrickt und ringsum nur Herrliches zu gewahren; ja, als die Thurm-Uhr des Rathhauſes zu ſchlagen begann, winkte er, wie Ruhe gebietend, und hörte andächtig und erſchüttert zu. — Selbſt dem Reiſegefährten Ehrhard's — Aſſeſſor Walter — war dies Benehmen unerklärlich, was er auch dem Wirth, der ſich ausforſchend an ihn wendete, nicht verhehlte und hinzufügte: ſein Freund und er hätten in mehreren Ländern die großen Schöpfungen der Natur und Kunſt kennen gelernt, nie



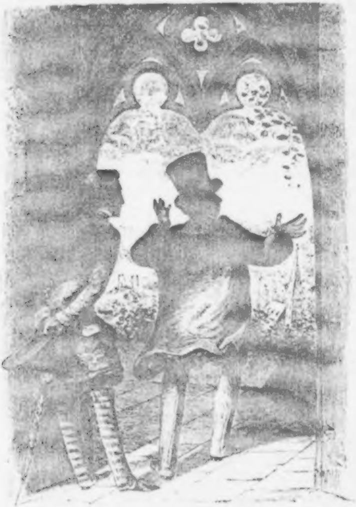
aber habe er ihn vor den weltberühmteſten Gegenden und Kunſtwerken ſo verſunken und beſeligt geſehen als jetzt vor den baufälligen Giebelhäuſern und dem gleichfalls baufälligen unſcheinbaren Rathhauſe.

„Komm' mit mir, Walter", rief endlich Ehrhard, der ſeine Schritte nicht zügeln konnte, „komm' mit mir! Doch bitte ich, ſtöre mich nirgends mit Fragen, ſelbſt wenn ich Dir unbegreiflich, ja kindiſch erſcheinen ſollte; das Räthſel wird ſich löſen, ich verſprech' es Dir!" — Schweigend folgte Walter dem Eilenden. — Dieſer ſchritt auf einen Eckſtein zu und betrachtete ihn ſo ſinnend, als wäre endlich der Stein der Weiſen gefunden. Nun ging es in ein gegenüberſtehendes, altersſchwaches Haus; Ehrhard trat in ein düſteres, mit kleinen in Scheiben und Holzwerk ganz verwitterten Fenſtern verſehenes Erdgeſchoß, das zufällig offen und unbewohnt war; er maß es mit langſamen Schritten und einem von Rührung zeugenden Geſichts-Ausdruck. Plötzlich begab er ſich in den nicht geräumigen Hof, hin zu einem Kirſchbaum, der in einem, der Sonne verſchloſſenen Winkel ſtand und deſſen kleine und ſaure Früchte eben geſammelt wurden. Ehrhard reichte dem Einſammler ein Silberſtück mit der gern gewährten Bitte, ihm eine Handvoll dieſer Kirſchen dafür zu geben, und ſie mundeten dem Empfänger, als wäre ihm nie ſchöneres Obſt vorgekommen. Weiter ging es dann und immer haſtiger wurden die Schritte Ehrhard's, als ob ein Glück zu ſuchen, deſſen Entweichung er fürchte, bis er die Pforte zu dem düſtern Garten eines ehemaligen, jetzt zu einer Korn- und Waaren-Niederlage umgeſchaffenen Kloſters öffnete. Er durchſtrich die Gänge in allen Richtungen, ſprach dabei in abgeriſſenen Worten mit ſich ſelbſt, ſetzte ſich an den Abhang eines ausgetrockneten Grabens, der einſt das Kloſter umzog und zeichnete die Anſicht in flüchtigen Umriſſen auf ein Blatt ſeiner Brieftaſche, in welche er auch einige abgepflückte Blümchen verbarg. Sich raſch erhebend überſtieg er bald danach einen verfallenen Zaun und man kam zu einem von Weiden und Erlen beſchatteten Bach, an deſſen Ufer entlang Ehrhard der Stadt wieder zuſchritt, einen neuen Umweg durch eine Vorſtadt einſchlagend. Da gab der Rathhaus-Thurm die Mittagsſtunde an.

„Geh' nur voraus in den Gaſthof und ſpeiſe", ſagte Ehrhard, „denn ich bin mit dem Ausfluge noch nicht zu Ende." — Walter aber antwortete beſchämt: „Nein, geſtatte mir noch ferner, Dich auf Deinen Streifereien zu begleiten, die Dir vielleicht zum Ausſchmuck eines Bildes nöthig ſind, das Deiner Phantaſie vorſchwebt." — Da erwiederte Ehrhard mit wehmüthigem Lächeln: „Du haſt Recht! Es ſchwebt ein großes Bild mir vor und Alles, was heut mein Auge hier erblickt, bis auf den kleinſten Grashalm, gehört nothwendig dazu." — Und weiter ging er mit dem Gefährten, der ihn nicht verſtand, und gelangte bald durch einen anmuthigen Baumgang an einen kleinen vorſtädtiſchen Bezirk, genannt der Kirchberg, getrennt von der Kirche, die auf einem Hügel lag, von den Pfarr- und Schulgebäuden umgeben, und unberührt von dem Werkeltagstreiben des Städtchens. Ehrhard trat zuerſt in das Schulhaus, in einen der Säle der von den Schülern ſo eben verlaſſenen Klaſſe, und dem Triebe folgend, der ihn hineingeführt, ſetzte er ſich auf eine Bank und muſterte den leeren Raum mit einem Blicke, als begegne ihm eine Fülle von betrachtungswerthen Gegenſtänden. So in ſich gekehrt verweilte er, als er den Saal verlaſſen, wieder einige Minuten auf dem Platze vor dem alten Schulgebäude unter einigen dort ſtehenden Kaſtanienbäumen, und blickte um ſich her, als ſuche er etwas auf der Erde.

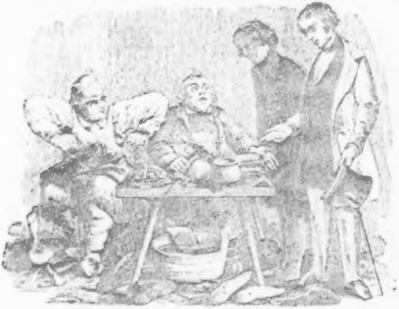
„Haſt Du etwas verloren?" fragte Walter. — „Nein", entgegnete Ehrhard, „ich dachte, es müßten Kaſtanien hier liegen!" —

Es war aber ein ſo hoher Ernſt in dieſem ſcheinbar kindiſchen Treiben, daß es durchaus nicht zum Lächeln anregte. Dagegen durchſchauerte ein ehrfurchtsvolles Gefühl den Begleiter, als der väterliche Freund an der Kirchenpforte zu ihm ſagte: „Mein Sohn, harre hier meiner!“ und eine Thräne in ſeinem Auge noch perlte, als er nach kurzem Verweilen in der Kirche wieder heraustrat. Nicht aber ging die ſeltſame Wanderung nun zu Ende, nein, Ehrhard ſchritt langſam um die Kirche und blieb hinter ihr auf der Ebene ihres hohen Standpunktes ſtehen. Und als ſey dieſe Ausſicht, welche nichts weiter als einen anmuthigen Thalgrund mit einigen hochgelegenen Dorfſchaften und Waldungen im bläulichen Duft zeigte, eine paradieſiſche, ſo breitete Ehrhard die Arme im



Entzücken danach aus und Alles an ihm ſprach: „O wie wundervoll ſchön!“ — obwohl das Wort ihm auf den Lippen erſtarb.

„Träum' ich denn?“ ſagte Walter zu ſich ſelber; „der Mann, der auf den Alpen ſtand, wird begeiſtert von einem Landſchafts-Bilde, das höchſtens durch ein Paar anmuthige Rebenhügel vor der flachſten Gegend ſich auszeichnet.“ Einige Ungeduld regte ſich aber doch in ihm, als Ehrhard, ſtatt nun endlich nach dem Gaſthofe ſich zu wenden, in den Ringmauern des Städtchens ein niedriges und ärmliches Hinterhäuschen aufſuchte und hineinging mit dem Ausruf: „Hier darf ich nicht vorüber!“ — Haſtig klopfte er an eine Stubenthür; „herein!“ rief es drinnen und die Freunde traten in eine Schuhmacher-Werkſtatt, wo zwei Greiſe ſaßen in voller Arbeits-Thätigkeit.



„Wir ſind wohl irre gegangen!“ flüſterte Walter ſeinem Gefährten zu; doch dieſer näherte ſich den beiden Greiſen und reichte ihnen die Hand mit einem Worte, das eine außerordentliche Wirkung hervorbrachte. Beide Schuhmacher legten ſchnell ihre Werkzeuge nieder, erhoben ſich und richteten unter liebkoſenden Aeußerungen eine Menge Fragen an Ehrhard, die dieſer alle in Kürze und erwiedernder Herzlichkeit beantwortete. Sie ließen es ſich nicht nehmen, eine kleine Bewirthung aufzutragen, was Walter ſehr vernünftig fand und der gemüthlichen Einladung dazu raſcher als Ehrhard Folge leiſtete. Dieſer nahm hierauf mit innigem Händedrücken Abſchied von den beiden Schuhmachern, die bis an die Straße hinaus ihn begleitet hatten und ihm in freudiger Rührung ſo lange nachſchauten, bis er durch eine Biegung des Weges ihren Blicken entſchwunden war. — Mit ergebnerem Sinne folgte nun Walter, als Ehrhard wieder in ein Haus trat, dieſem mehrere kleine und finſtere Stiegen hinauf bis in eine Bodenkammer, wo der räthſelhafte Freund, an das Dachfenſter tretend, mit unbeſchreiblich verklärtem Geſicht in die Ferne ſchaute.

„Nun bin ich fertig!“ ſagte er, als er ſich zu Walter umwandte und mit dieſem die Treppe hinunter zum Hauſe hinaus nach dem nur wenige Schritte davon entfernten Gaſthofe ſich begab. Doch in der Thür trat ein ſchlicht gekleideter Mann in Ehrhard's Alter dieſem entgegen und blieb nach deſſen anredendem Worte vor ihm ſtehen. Seine Betroffenheit ließ ihn nicht ſogleich die Antwort finden, doch als er ſie gegeben, fiel Ehrhard ihm um den Hals, worüber die Kinder auf dem Platze, wie auch die Vorübergehenden vor Neugier und Erſtaunen ſtehen blieben: denn es mußte wohl Verwunderung erregen, daß ein vornehmer Herr, der in einem ſtattlichen Reiſewagen angelangt, auf offener Straße vor aller Welt Augen einen ärmlich gekleideten Mann umarmte, einen Stadtſchreiber, der das Städtchen in ſeinem Leben nicht verlaſſen und alſo keine hohen Bekanntſchaften haben konnte.

Während ſich die bald zu einer Schaar angewachſene neugierige Umgebung den Kopf darüber zerbrach, ſagte Ehrhard zu Walter: „Geh' nur hinauf in das Zimmer, ruhe Dich aus und erquicke Dich mit Allem, was man Dir zu geben hier im Stande iſt. Ich muß jetzt noch einmal den Weg machen, den ich eben zurückgelegt!“

Walter machte diesmal keine Einwendung, doch nicht ſo lange, wie Ehrhard gemeint, dauerte deſſen Abweſenheit. Schon nach Verlauf einer halben Stunde kehrte er mit den Zeichen geiſtiger und körperlicher Abſpannung zurück und warf ſich erſchöpft in einen Seſſel. — „Ach“, ſeufzte er, „es war eine ſchöne Täuſchung, doch vollkommen ſollte ſie nicht ſeyn!“ Und nach einer Pauſe ſprach er weiter: „Du ſollſt jetzt erfahren, was ich Dir auf der Reiſe hierher abſichtlich verſchwieg. Dies Städtchen iſt mein Geburtsort. Seit meinem elften Jahre, wo ich es verließ, ſah ich es nicht wieder. Immer vereitelten Zufälligkeiten meinen Wunſch einer Reiſe hierher. Erſt heut ging er in Erfüllung und ich überließ mich dem wehmüthigen Genuß mit vollen Zügen, wie Du geſehen, nach dem heißen Durſte einer faſt vierzigjährigen Sehnſucht. So übten nun die geringfügigſten Gegenſtände, von denen das Auge des elfjährigen Kindes freudigen oder wehmüthigen Abſchied genommen, den Zauber ihrer Gewalt über den bejahrten Mann, in augenblicklicher Verhüllung der Zeitkluft, die zwiſchen der Trennung und dem Wiederſehen liegt. Mir war, als ob erſt eine Stunde ſeitdem verronnen, als ich die Thurm-Uhr vorhin Neun ſchlagen hörte. Der Klang rief den Glockenſchlag acht unter dem ich vor vierzig Jahren zum Thor hinausfuhr, mir ſo lebhaft zurück, wie in meiner Erinnerung alles Uebrige, das in dieſer Stunde mich bewegte. Der ganze Traum meiner Kindheit hatte Wirklichkeit gewonnen: meine Seele ſchwebte in den Zauberbildern der Erinnerung; ich war im vollen Sinne des Wortes zum Kinde geworden, ich vergaß alle Wandlungen der Zeit an und in mir. — Jener Eckſtein, der meine Aufmerkſamkeit ſo an ſich zog, war oft Sitz oder Standpunkt meiner kindiſchen Grübeleien über die ungleiche und ungerechte Vertheilung der Glücksgüter auf Erden. So jung ich auch war, hatte ich doch ſchon erfahren, daß die Bewohner der meine Blicke feſſelnden Häuſer-Reihe ihren wahren Verdienſten nach unmöglich die Lieblinge Gottes ſeyn könnten, obwohl ſie die des Glückes augenſcheinlich waren, das ſie mit ſeinen Gaben überſchüttete, und es regten ſich bei dieſen Betrachtungen ſchon in mir die Flügel des frühwachen Muthes, mit der Davids-Schleuder den Goliath des Schickſals, der als ein rieſiges Schattenbild aus dem Nebel meiner Gedanken emporſtieg, zu bezwingen. So erſchien mir jetzt der Eckſtein als Stein der Weiſen; denn war aus meinen damaligen Betrachtungen auch nicht ein ſehr goldhaltiges Ergebniß hervorgegangen, hatten die kleinen Steine meiner Schleuder auch nicht den Metall-Rieſen zu Boden geworfen, hatten ſie ihm doch die Macht geraubt, mich zu überwältigen. — In jenem Hauſe mit den kleinen verwitterten Fenſtern habe ich ein paar Kindheits-Jahre in Armuth und Krankheit, doch nicht ohne jene träumeriſche Glückſeligkeit verlebt, die meine rege Phantaſie mir ſchuf und an den nackten Wänden der Gegenwart in bunter Farbenpracht lebendig werden ließ. Jener Baum im Hofe trug jedes Jahr wie heut Kirſchen, doch die einzigen, welche je davon meine Lippen berührt, wurden mir während der Krankheit gereicht, wo ich den Geſchmack für ihre vermeintliche Süßigkeit verloren. In geſunden Tagen hatten ſie mein Verlangen oft bis zum Wunſche einer unerlaubten Aneignung gereizt.

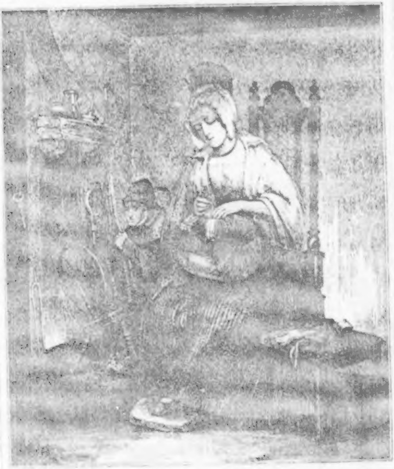
In der ſtillen Einſamkeit des Kloſtergartens nahm die Natur das für ihren Reiz tief empfängliche Kind zum erſten Mal in ihre Mutterarme. Es ſank hier wie bezaubert von der Erſcheinung des Frühlings, die es vor ein mit blühenden Veilchen bedecktes Raſenſtück geführt, mit ausgebreiteten Armen darauf nieder. Es lauſchte hier, unter den blühenden und knoſpenden Bäumen ein Verſteck ſich ſuchend, den Wundern der Natur und erbaute ſich einen Feen-Pallaſt in luſtiger Träumerei bis zu der blauen Wölbung des Himmels. An dem Bächlein, deſſen ſanftes Rieſeln mir ſo ergötzlich wie der Anblick der darin luſtig ſchwimmenden Fiſchlein, mißfielen mir nur die Weidenbäume, mit denen das Ufer beſetzt iſt und die immer in mir eine bange melancholiſche Stimmung erregten. Durch die ſtattlichen Linden- und Kaſtanienbäume aber wandelte ich zur Schule. Dies Ziel erregte jedoch damals nicht wie heut in mir die Sehnſucht, mich auf der Schulbank niederzulaſſen, denn der Lehrer verſtand weder Lernluſt zu wecken, noch die vorhandene zu befriedigen. — Unter den Kaſtanienbäumen auf dem Platze ſuchte ich während der kleinen Friſten der Erlöſung vom Schulzwange, die ich mir durch Liſt zu verſchaffen wußte, die braunrothglänzenden Früchte, die der Wind herabgeführt und die ich als einen brauchbaren Fund in die Taſche ſteckte. Ich ſchnitzelte aus ihrem Mark in meinen Freiſtunden die kleinen Figuren zu dem Liebhaber-Theater meiner Phantaſie, verkaufte meine plaſtiſchen Kunſtwerke aber auch gelegentlich an die Bewunderer derſelben, wenn mir ein wenig von dem beliebten ſogenannten Studentenfutter dafür geboten wurde. In der Kirche wurden meine Andachtsgefühle durch eine ergreifende Paſſionsmuſik zuerſt geweckt. Hinter der Kirche aber, wenn der Gottesdienſt zu Ende, der als Predigt für meine Faſſungskraft zu lange dauerte und unverſtändlich ward, erſchien mir deutlicher das Bild des guten Gottes in der Natur, die hier ſo groß und herrlich in einer weiten maleriſchen Ferne vor den Augen des Kindes ſich entfaltete. — In jener niedrigen Hinterſtube der beiden alten verbrüderten Schuhmacher aber ſaß der Knabe ſtundenlang, horchend auf ihre Erzählungen von ihrem Wanderleben in fremden Landen und der Pracht großer Städte. Auf der Bodenkammer an dem Dachfenſter ward mir das erſte Bewußtſeyn eines unausſprechlichen Sehnſuchts-Gefühls, das in heißem Drange ausſtrömte und meine Arme nach der blauen Ferne erhob, hinter welcher eine geliebte Schweſter wohnte, an der mein Herz hing und die im Spiegel meiner Sehnſuchts-Thränen auch nach mir die Arme ausbreitete. — In dem Manne, der mir hier an der Thür entgegentrat, erkannte mein Auge einen Kindheits-Geſpielen, einen Schulfreund, dem mein Herz damals alle ſeine Freuden und Leiden vertraute, von dem ich mich weinend losriß, als ich mit den Meinen die Stadt verließ, wie freudig dies auch in meinem Kindheitsdrange nach Veränderung und einem Wechſel der gleichförmigen Alltäglichkeit geſchah. Auch ihn ſah ich in der langen Zeit nicht wieder; doch ſeine Züge hatten ſich mir ſo eingeprägt, daß ich ihn trotz ihrer Veränderung ſogleich erkannte. Mit der ganzen wiedererwachten alten Liebe fiel ich ihm um den Hals, zog ihn an mein Herz; es drängte mich, ihn zu bitten, mich noch einmal auf die Spielplätze unſrer Kindheit zu begleiten. Friſchere Färbung, meint' ich, müſſe nun Alles durch ſeine Gefährtſchaft gewinnen. Aber wie wurde ich enttäuſcht! Der Gute hat ja dieſe Orte nie verlaſſen, ſie haben alſo keinen Reiz, keine Anziehungskraft für ihn: er begriff meine Empfindung, mich ſelbſt, mein Weſen nicht. Die Verſchiedenartigkeit unſrer eingeſchlagenen Lebenswege und geiſtigen Richtungen ließ kein Verſtändniß zu, und ſo ging er faſt ſtumm neben mir her, machte einen Bückling, wenn ich die Hand ihm drückte, ſprach in kleinſtädtiſcher Großthuerei verächtlich von dem Neſte, wie er das kleine Städchen nannte, und kennte es gar nicht bereiten, wie ich danach habe ein Verlangen hegen können. Er kühlte mich durch dieſe Aeußerung ſo ab, daß mich ein Fröſteln in ſeiner Nähe befiel und ich froh war, als er mit verlegener Miene mir geſtand, ſeine Amtsgeſchäfte verböten es ihm, noch länger die Ehre meiner Begleitung zu genießen. — Seltſamer Weiſe aber ſchien, als er mich verlaſſen, ſeine Anſicht ſich mir mitgetheilt zu haben. Ich blickte umher — der magiſche Duft, welcher am Morgen alle Gegenſtände der Erinnerung verklärt, war wie mit einem groben Pinſel weggewiſcht. Der Zauberſpiegel, der Herrliches zurückgeſtrahlt haben würde, hätten mit mir die Augen eines gleichgeſinnten Jugendgenoſſen hineingeſchaut, war zerbrochen, als ich ihn dem Spießbürger reichte. — Den Gaſtwirth aber", fuhr Ehrhard fort, „werde ich mir durch die Beſtellung eines zweiten Gedecks verſöhnt haben. Er wird mich wieder für einen vernünftigen Menſchen halten, wenn nicht etwa der Stadtſchreiber ihn von dieſer guten Meinung zurückbringen ſollte. Es überfiel mich in der That ein ganz philiſtermäßiger Hunger, als ich an der Küche unten vorbeiging. Auch habe ich das Anſpannen bald nach Tiſche befohlen; — Mittagsruhe halten wir im Wagen. Ich bin ſehr müde; das muntere Kind iſt wieder zum alten Manne geworden!" —

Das iſt das Schickſal unſrer Erinnerungen, wenn wir ſie uns durch Rückſchau auf die Wirklichkeit zerſtören. Wer es vermeiden kann, thu' es nicht! Doch ſoll die Erinnerung auch nicht ſo in die Gegenwart eingreifen, daß ſie dieſer verderblich werde. Die Jugendtage ſind eine liebe Dichtung, die uns die Proſa des Lebens durchgeiſtigt; ſie gehört zu unſern Schätzen, darf uns aber nicht die Ueberzeugung rauben, daß wir in aller Zeit Zufriedenheit, Glück und Entzückungen finden, wenn wir uns nur den kindlich empfänglichen Sinn bewahren.

Die Spitzenklöpplerin

und Barbara Uttmann.

Wir ſehen da eine fleißige Tochter neben der fleißigen Mutter — wir ſehen die ehrenhafte Armuth, die ſich redlich durch das Daſeyn hilft, und denken daran, daß im ſächſiſchen und böhmiſchen Antheil des Erzgebirges noch jetzt zahlreiche Familien ſich durch Spitzenklöppeln ernähren. Meiſt ſind es Mädchen, die ſich mit dieſer Arbeit beſchäftigen; ſie kaufen ſich Zwirn und verfertigen daraus die zarten Gewebe, welche wohlhabende Frauen angenehm ſchmücken; es iſt ein Schmuck, den wir mit Verehrung betrachten, da er, wenn auch nur ſpärlich, ſeit ſeiner Erfindung in drei Jahrhunderten Millionen von Armen des Lebens Sorgen erleichtern half. Man fertigt im Erzgebirge auch Spitzen von Seide, Baumwolle, ſogar

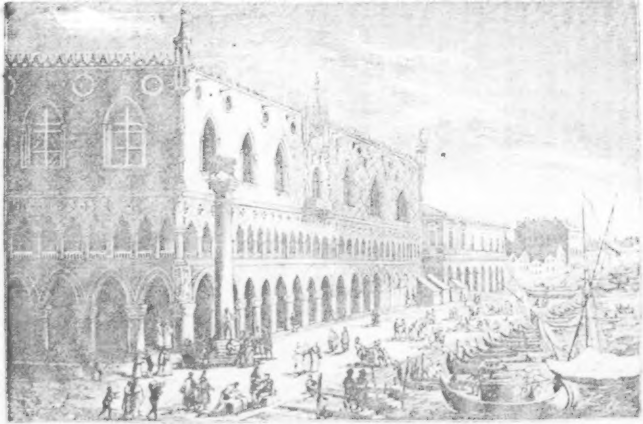


Fleiſsig ſchaffen und wenig begehren,
Hält uns zufrieden und läſst uns bei Ehren!

aus Gold- und Silberfäden, und obwohl die Maſchinen durch Tüll und Bobinet auch dieſem Hülfsmittel regſamer Hände Abbruch thaten, immer iſt's noch von entſchiedenem Einfluß auf den Unterhalt von mindeſtens 20,000 Menſchen, wenn wir nur jenen kleinen Theil Deutſchlands beachten. Zu den ſchmalen Spitzen ſind neun bis zwölf Klöppel genügend, zu den breiten aber deren oft mehr als hundert erforderlich, und es iſt eine Freude, wie raſch und geſchickt ſie zwiſchen den Fingern der Mädchen ſich bewegen. Und wer war es, der dieſen ſchon ſo lange ſegensvollen Erwerbszweig zuerſt der Armuth gab und ihn förderte? Es war Barbara Uttmann, die Frau eines reichen Bergherrn in Annaberg, die das Wohl und Weh der Armen im Herzen trug und Hülfe zu bringen ſuchte, wo ſie es vermochte. — Nach einer Ueberlieferung lernte ſie das Klöppeln von einer Brabanterin, die, als Proteſtantin durch die glaubenswüthige Grauſamkeit des Herzogs Alba aus ihrem Vaterlande vertrieben, von Barbara Uttmann hülfreich aufgenommen wurde. Doch einer Sage zufolge trat ſie einſt — man bezeichnet das Jahr 1560 — in einen alten, früher verſchütteten und nun wieder eröffneten Schacht. Dort ſah ſie über die glimmernde Erdwand gezogene Spinnengewebe, in überaus mannigfaltiger Weiſe wie zu Blumen und ſich ineinander ſchlingenden Zierrath gefügt. Bewundernd und ſinnend kehrte ſie oft zu dem Anblick zurück und dachte darüber, wie Menſchenhand dies nachahmen könne. So erfand ſie das Klöppeln und noch während ihres Lebens nährten ſich, durch Barbara Uttmann unterrichtet, viele Familien mit Verfertigung von Spitzen, die bald zu der beliebteſten Habe der Frauen gehörten. Die dankbaren Bewohner der von ihr beglückten Ortſchaften haben mit ihrem Grabe die Erinnerung an ſie bewahrt. Sie ruht auf dem Friedhofe Annaberg's und ein vor etwa zwei Jahrzehnten errichtetes Denkmal, auf welchem ſie ſitzend mit ihrem Klöppel-Polſter abgebildet iſt, über ihr ein Engel, der ſie bekränzt, trägt die Inſchrift: „Sie ward durch das im Jahr 1561 von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges.“ — Aus einem Nürnberger Patrizier-Geſchlecht ſtammend und im Jahr 151 geboren, hieß ſie als Mädchen Barbara von Elterlein, vermählte ſich (1531) mit dem reichen, in Ehren-Aemtern ſtehenden Chriſtoph Uttmann in Annaberg und ſtarb, umgeben von zahlreicher Nachkommenſchaft, im Jahr 1575 als Wittwe. Dank und Ruhm der Edlen für alle Zeit! — und unſrer Zeit bald Erfindungen, die für die Armuth von gleich nachhaltiger Wirkung ſind: denn ſie thun noth! Unterdeß mögen die Frauen, denen die Mittel dazu gegeben ſind, bei ihrem Putze die Spitzen aus dem Erzgebirge nicht fehlen laſſen: denn mit dem Spitzen-Schleier, mit dieſem zarten Schmuck, wenn die Frauen ihn tragen, bezeugen ſie zugleich Theilnahme für die Armuth, die jedem Reichen für ſich ſelbſt eine Wohlthat ſeyn ſollte.

Der Dogen-Palaſt zu Venedig.

Die Piazetta in Venedig — das heißt: der Theil des Marcus-Platzes, welcher als der kleine Marçus-Platz bezeichnet wird — begrenzt im Weſten ein herrlicher Säulengang, in deſſen Mitte man zur Zecca, dem Münz-Gebäude, gelangt; im Oſten der unter Marino Faliere, Franceſco Foſcari, Andrea Gritti und Paſquale Cicogna (1350 — 1600) erbaute Dogen-Palaſt: das vierte Gebäude dieſes Namens und dieſer Beſtimmung, nachdem bereits drei Paläſte im Zeitraum von Anfang des neunten bis Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, theils durch Aufſtand, theils durch Feuer und Erdbeben zerſtört worden waren. Umgeben von doppelt übereinander erbauten, prächtigen Colonnaden, bietet er dem Eintritt wundervoll gearbeitete Pforten. In der oberen Gallerie ſieht man zwei Säulen aus rothem Marmor, während alle anderen aus weißem Marmor beſtehen. Jene bezeichnen den Ort, von welchem zur Zeit der Republik die Todes-Urtheile bekannt gemacht wurden. Der Verbrecher ſtand bei dieſem Vorgang auf einem altarförmigen rothen Stein zunächſt der Marcus-Kirche. Treten wir in den inneren Hof, ſo bemerken wir daſelbſt zwei große Ziſternen von Bronze, beide aus dem ſechszehnten Jahrhundert, verfertigt von Nicola da Ponti und Albergheti. Zwei übereinander hinlaufende Säulengänge umſchließen, wie die Außenſeite des Palaſtes, dieſen Hof auf drei Seiten. Die Rieſentreppe (an welcher der Doge Marino Faliero hingerichtet wurde), ſowie die goldene Treppe, mit Statuen und allerlei Marmor-Arbeit reich verziert, führen zu dem hinteren Flügel empor. Links vor der erſteren gelangen wir in eine Reihe von Sälen, zuerſt in den Scharlach-Saal, ſodann in die **Sala dello Scudo**, welche die alten geographiſchen Karten ſämmtlicher von venetianiſchen Schiffen beſuchten Länder enthält, ferner in den Philoſophen-Saal und die **Sala dello Stucco**. Die goldene Treppe hinaufſteigend, treten wir in den Saal der vier Pforten, berühmt durch die köſtlichen Säulen und verſchiedenſten Marmor-Arbeiten an den Thüren, ſowie durch Gemälde Tizian's und Contarini's. Daran ſchließt ſich der Saal des engeren Raths, dann der unbeſchreiblich prachtvolle Senats-Saal, deſſen Wände die herrlichſten Gemälde decken. Ein anſtoßendes Zimmer führt in die Kapelle, neben welcher das einzige in Venedig erhaltene Fresco-Gemälde Tizian's, ein heiliger Chriſtoph, ſich befindet. Der Saal des Raths der Zehn und des Inquiſitions-Tribunals hängen auf einer anderen Seite mit dem Saal der vier Pforten zuſammen; ebenſo der Saal des großen Raths, in welchem ſeit 1812 die jetzt aus 80,000 Bänden und 5000 Manuſcripten beſtehende Bibliothek (urſprünglich gegründet von Petrarca, der ſeine Bücher dem Staate Venedig ſchenkte) aufgeſtellt iſt. Gemälde Paolo Veroneſe's, Tintoretto's und Anderer ziehen hier den Blick des Beſchauers an



leider iſt eines davon, die „Glorie des Paradieſes“ von Tintoretto, ſehr beſchädigt. Hoch oben, ſehr nahe an der Decke läuft an den Wänden des Saals des großen Raths die Reihe der Dogen-Bildniſſe entlang, 76 an der Zahl; die Bildniſſe der 39 letzten Dogen befinden ſich im großen Wahlſaale. Die Stelle, wo Marino Faliero's Bildniß angebracht ſeyn ſollte, deckt ein ſchwarzer Vorhang mit der Inſchrift: „Die Republik hat ihn als Verräther gerichtet.“ An der Decke des Saales ſieht man drei Oval-Gemälde aus der venezianiſchen Geſchichte, von Paolo Veroneſe. Die hier und in einigen Neben-Sälen aufbewahrten Sammlungen von Büchern, Manuſcripten, Karten, Münzen, Statuen, Bas-Reliefs ſind von unſchätzbarem Werth. Aus dem Inquiſitions-Zimmer führt eine geheime Treppe unmittelbar auf die Seufzerbrücke und ſteht durch dieſe in Verbindung mit dem Gefängniß, das unter Anderem die berüchtigten, jetzt nicht mehr benutzten Bleikammern enthält. Das ſind die Orte, wo ſo viele Menſchenleben ſpurlos verſchwanden, theils der republikaniſchen Strenge, theils politiſcher Rache, theils dem Familien- und Perſonen-Haß zum Opfer fallend. — Wir konnten nur den kleinſten Theil der wiſſenſchaftlichen, hauptſächlich aber Kunſt-Schätze berühren, welche der großartig ſchöne, in einer Ecke nur von der Familie des Cuſtoden belebte Marmor-Koloß des Dogen-Palaſtes in ſich ſchließt: es giebt wohl kein Gebäude in der Welt, das, ſelbſt ein unvergleichliches Kunſtwerk, einen ſolchen Reichthum von ſchönen Werken der Architektur, Sculptur, Malerei, von berühmten Namen und gewaltigen, theils erhebenden, theils düſtern und ſchauerlichen Erinnerungen beherbergt. Der Dogen-Palaſt iſt in ſeiner Art einzig, ein wunderbares Denkmal glorreicher Zeiten, ein gewaltiges Bild entſchwundener Herrlichkeit und Größe, das, äußerlich ſtarr, innen jedoch den lebendigen Geiſt hiſtoriſcher Vergangenheit in Wiſſenſchaft und Kunſt bewahrend, auf das erſtorbene Leben der Lagunenſtadt wie trauernd niederſchaut. P.

Dorf-Röschen und Waldpreis.

Nach einer alten Chronik.

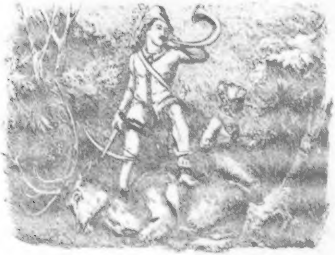
I.

Das Städtchen Lauffen und das Dorf Lauffen liegen gar anmuthig am Neckar, und die Natur iſt dort wunderſchöner als die Bauart, die, unter uns geſagt, noch heut ſchöner ſeyn könnte. — So wird's denn gleichfalls geweſen ſeyn im dreizehnten Jahrhundert, obwohl derzeit alldort nicht weit von einander ein Mönchs- und ein Nonnen-Kloſter ſtanden, die jetzt nicht mehr da ſtehen und — Gott wird's wollen! — auch nicht wieder da ſtehen werden. Wir ſind indeß eben ſo wenig Propheten, wie es Andere ſeyn können: denn in der Welt geht's wunderlich zu, und denke man einmal, ſie komme vorwärts, dreht ſie ſich nur herum und bringt ihren alten Wuſt auf eine, ihm eben günſtigere Stelle. — Jenes Mönchskloſter war dem päpſtlich-heiligen Bernhard, das Nonnenkloſter aber der eben ſo heiligen Regiswendis geweiht, und dieſe Klöſter gehören mit zu unſerer Geſchichte, die den jungen und ſchönen Jägersmann Waldpreis betrifft, der natürlich ein ſchönes junges Liebchen hatte, Dorf-Röschen genannt. Die Namen waren ihnen von der Nachbarſchaft gegeben, weil ſie preiswürdig ſchöner waren, wie wir ſie im Bilde vorzeigen können. Die Beiden lebten in erwähnter Gegend Anno 1247, etliche Jahre vorher, ehe Berthold Schwarz das Pulver erfand, was alſo Waldpreis noch hätte erfinden können. Daß er's nicht that, iſt nicht unſre Schuld.

Ehe nun Waldpreis mit ſeinem Hunde — der hieß Miſch-Maſch — des Morgens auszog, da klopfte er an Dorf-Röschen's Fenſter, und wenn ſie heraus ſah — und ſie ſah jedesmal heraus — dann fragte er: „Haſt mich noch lieb?“ und ſie antwortete: „Gar ſehr lieb, mein Freund!“ — und dann gingen Beide an ihr Tagewerk, waren nur Abends wieder beiſammen, wo er zwiſchen dem Geplauder oftmals daſſelbe fragte und vielmal dieſelbe Antwort empfing, was wahrſcheinlich nur den Verliebten kurzweilig dünken mag.

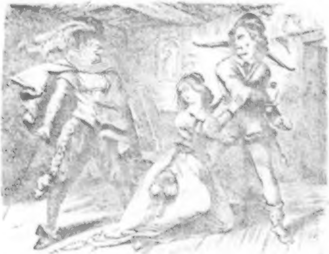
Dorf-Röschen war eine wohlhabende Waiſe, hatte nur wenige Verwandte; Waldpreis aber erfreute ſich der Ausſicht, bald der ſtädtiſchen Jägerei vorzuſtehen, und da paßte ſich Alles. Nur Eins paßte nicht: Waldpreis war ſehr eiferſüchtig und Eiferſucht kann bekanntlich manchmal ihre Urſachen haben, übrigens aber auch ganz ohne Urſachen ihr Weſen treiben, wie's denn hier wirklich ſo geſchah. Waldpreis hatte für ſeine Eiferſucht keinen andern Grund als den: er wollte eiferſüchtig ſeyn. Das ſcheint allerdings nicht beſonders klug, wir haben indeß auch nicht geſagt, daß er beſonders klug war, und es ſoll juſt bei ſchönen Leuten öfter vorkommen, daß ſie nicht beſonders klug ſind; das könnte ſich indeß die Schönheit abgewöhnen, wenn nur die Eitelkeit es zuließe.

Eines Morgens hatte Dorf-Röschen wieder geſagt: „Gar ſehr lieb, mein Freund!“ und Waldpreis ſchritt quer über Feld rüſtig und jubelluſtig nach dem Buchen-Dickicht. Unterwegs ſang er behaglich der Lerch' und Wachtel nach, die eben recht morgenkräftig ihr liebſtes Leiblied ſangen; ſie mögen gar kein anderes, darum ſingen ſie ſtets daſſelbe, und doch klingt's Einen, der das Gemüth in Einfachheit bewahrte, es nicht verſchnörkeln ließ durch Dudeldummdudel, oder durch ſich gelehrt ſpreizende Muſik das Herz gar in den Kopf zu bringen ſuchte, immer friſch an. Als er nun im Walde ſtand, dauerte es nicht lange, da kam ihm ein großer Hirſch ſo nah, daß er ihn erreichen konnte mit ſeinem Pfeil, der zum Abfliegen bereit auf ſeiner Armbruſt lag. Richtig getroffen verendete das Thier unter ſeinem Hirſchfänger. Dieſer Jäger-That



froh, blies er ſich ſelbſt ein jauchzend Stückchen auf dem Horn, obwohl er keine andern Zuhörer hatte als ſeinen Riſch-Raſch — der indeß ſo eifrig die Ohren aufthat wie der größte Kenner — und in Buſch und Wipfeln die Vögel, denen ſo zwitſcherlich zu Muthe ward, daß ſie, nachdem Waldpreis ſchon eine Weile geſchloſſen hatte, noch lange nicht zum Schluß kommen mochten, wobei denn der Specht noch flinker arbeitete wie ſonſt. Waldpreis aber ließ den Hirſch ausbluten, dann nahm er ihn auf ſeine kräftigen Schultern und dahin ging er, indem er zu ſich ſprach: „Den bezahl' ich der Kämmerei und bring' ihn zu Dorf-Röschen, die eine große Freude haben und ſich bedanken wird, und vielleicht —.“ Da ſtockte die Rede, wir wiſſen aber doch, daß er ſagen wollte: „und vielleicht giebt ſie mir einen Kuß!“ Zuerſt gedachte er ſeine Beute in die Laube von Immergrün zu tragen, wo ſie Abends manchmal neben einander ſaßen; dann wollte er ſie hinführen und ihr einen neckenden Schreck einjagen, wie das Liebesleute, pfiffig oder nicht pfiffig zu thun pflegen.

So kam er zum Hofe, wo ſie wohnte, und als er ein wenig ſtill ſtand, um ſich vom Athem wieder zu holen, was er in der Haſt zuviel ausgegeben, vernahm er Dorf-Röschen's Stimme, halb ſcherzend, halb ſcheltend, indem ſie ſagte: „Macht Euch ja davon, bevor Waldpreis und Riſch-Raſch kommen!“ — Der Jägersmann wurde blaß, er warf den Hirſch ab, im Augenblick darauf war er in der Hütte und da ſah er im Brokat-Wamms und mit Feder-Barett den Junker Hans von Ravensberg, deſſen Schliche ſehr verrufen waren, ſah, wie der Fant eben eine goldene Kette um Röslein's Hals hing. Alsbald wich der letzte Blutstropfen von des Jägers Wangen, ſeine Hand ballte ſich um den Griff des Hirſch ſangers, der Junker zog ſein Schwert, und die beiden Männer wollten zornig aufeinander los. Da ſchrie Dorf-Röslein in großer Angſt: „Um aller Heiligen willen, tödtet Euch nicht, werft von Euch die Wehr!" — Und raſch lag ſie an der Bruſt ihres Freundes und hätte der Ravensberg jetzt ſeine Waffe gebraucht, er hätte ſie tödten müſſen. Waldpreis ſtieß ſie zurück, daß ſie zu Boden ſank; ſie aber riß die goldene Kette vom Halſe, warf ſie dem Junker vor die Füße mit den Worten: „Jetzt geht, geht, denn Eure Reden ſind ſchlecht und Euer Gold iſt mir nichts nutz!" — Der Junker ging denn auch, nahm jedoch das Kettlein nicht mit; Röslein aber weinte bitterlich und bat ihren lieben Freund zärtlich, er möge nur wieder gut ſeyn. Der aber ſtand da, wie das Bild eines Bildſchnitzers, unbeweglich und ſtarren Blicks und in bebendem Zagen ſchaute Röschen ihn an. Endlich quollen ihm ein Paar große Thränen aus den Augen und mit haſtiger Rede ſprach er: „Du biſt eine Schlange, Du biſt falſch und treulos, und ich gehe zum Heer der Welfen oder der Böhmen, oder noch beſſer, ich geh' in's Kloſter, da brauch' ich gar kein Weibsbild mehr zu ſehen, und ich mag auch kein's mehr ſehen, in Ewigkeit nicht!"



Dorf-Röschen wollte ihn halten, konnt's aber nicht; er ſtürzte von dannen über Steg und Stein in einem Trabe, Riſch-Raſch immer mit; und er gelangte an die Kloſter-Pforte, riß an der Glocke und begehrte Einlaß. Nach einer Weile wurde geöffnet; da ſprach Waldpreis zu Riſch-Raſch: „Dich brauch' ich fürder nicht; du biſt ein guter Hund, ſuch' dein Unterkommen wo anders!"

Riſch-Raſch blieb traurig ſtehen, denn ſein Herr war ſchon im Kloſter. Dann ſchlich das treue Thier kopfhängend zu Röschen.

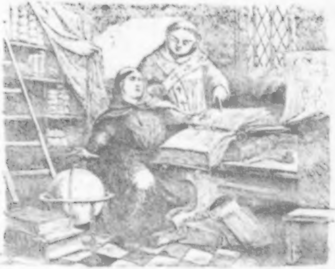
war aber die folgenden Tage immer wieder um dieſelbe Stunde am Kloſter und ſchaute ſich's kläglich an.

Den Waldpreis führte ein Mönch ſtumm über lange Gänge zum Abt Hilarius, der eben in ſeiner Zelle bei ſehr feinen und lockenden Speiſen ſaß, weil juſt Faſttag war. Hilarius aber ſprach mit vollem Munde: „Sey gegrüßet, mein Sohn, und der Weg des Herrn ſey der Deine! Was begehreſt Du?“ — Darauf entgegnete Jener, dem plötzlich ſehr demüthig zu Muth ward: „Meiden will ich die ſündhafte Welt und mein Heil ſuchen Tag und Nacht im Kloſter!“ — Hilarius ſeufzte, leerte einen Becher Weins mit geübtem Zuge, ſeufzte abermals und hienach ſprach er: „Recht gut und löblich, mein Sohn! Verſteheſt Du aber auch zu leſen Latein und Deutſch in Pſalter und Brevier?“ — und Jener antwortete: „Ich hab' was davon gelernt in der Schulen!“ — „Offiz und Brevier, Pſalter und Miſſal ſind das Rüſtzeug wider die Anfechtungen des Teufels, der nicht immer daher kommt wie ein brüllender Löwe, vielmehr in unterſchiedlichen Geſtalten auch gar manierlich thun kann!“ ſprach der Abt und ſchenkte ſich wieder ein, wobei er fortfuhr: „Dann lerne auch Anderes von Hiſtorien alten und neuen Teſtaments und die ſechs Alter der Welt und die Geſchlechter und daneben vervollkomm'ne Dich in Grammatica und Rhetorica, denn die Regel iſt der Zunge Segel! Auch die Muſica und von Etliches der ſieben freien Künſte muß von Dir geübet ſeyn. Aber viel Wiſſen macht noch nicht fromm, blähet wohl gar; ſey fleißig, mein Sohn, wolle aber nicht Alles erfahren und verbreiten, denn der Verſtand der Menſchen muß Dein Knecht und Dein eigener nicht Dein Herr ſeyn. Darum bleibe demüthig und damit dem ſo ſey, brauche täglich Disciplin und Geißel, trag' auch das Cilicium immer fort, und wenn in der Nacht das Glöcklein klinget, ſpringe auf und gehe zur Kirche!“ — Der Abt war danach mit ſich ſelber ſehr zufrieden und leerte nochmals den Becher auf das Wohlergehen des Novizen.

Waldpreis aber, von dieſen Reden faſt trunkener, als der Abt vom Weine, ließ ſich nun das Haupt ſcheeren, nahm die grobe Kutte, daß er ſeine Glieder drein hülle, und einen Strick, ſich zu gürten. Er war zufrieden damit und betete Ave Maria und Paternoſter, las im Brevier und Pſalter, faſtete und koſtete die harte Disciplin. Er trieb's auch mit der Grammatica und Logica und ſchaute in mancherlei Bücher, die man ihm zu Anfangs in ſeine Zelle brachte. Das Wertheſte davon war ihm aber doch der Pſalter, geſchrieben mit ſchönen ſchwarzen und gereckten Buchſtaben; die ſtanden in graden Reihen, hatten Schwänzlein nach unten und oben, wie Wurzeln und Zweige, und voran war immer ein rother Buchſtabe und hier und da ein lieblich Bild der Mutter des Herrn. Wenn er nun im Pſalter las, dauchten ihm die ſchwarzen Buchſtaben die Tannen und Fichten im Walde und die rothen ſchienen ihm Hirſchlein und Reh; die Bilder aber mahnten ihn an Dorf-Röschen, daß er oft dachte: „Alſo harmvoll und ſchmerzenreich mag ſie jetzt wohl in die Welt blicken! — doch die Welt iſt abtrünnig aller Lieb' und Treu, und ich habe ſie vergeſſen und Dorf-Röschen will ich vergeſſen!“ — und dann gab er ſich die Disciplin. Wenn er aber wieder hinſchaute auf die Bilder, da war's, als ſähen ſie von Tag zu Tag tröſtender aus und immer ähnlicher dem Dorf-Röschen; — er aber ward immer bläſſer.

Allgemach verging ſo der Herbſt, der Winter fand gleichfalls ſein Ende, und dann zogen Oſtern, Himmelfahrt und Pfingſten vorüber. Da ſprach der Abt zu dem ſehr bleich ausſehenden Novizen: „Gar gelehrt biſt Du, doch iſt's beſſer, Du biſt gelehrter. Darum lerne fürder und komm' mit mir in die Bücherei!“ — Waldpreis folgte alsbald dem Voranſchreitenden durch's Refectorium, Stiegen auf und Stiegen ab, über Kreuzgänge und Reliquien-Kammern bis an die ſchwere Eiſenthür, ſo zur Bücherei führte. Der Abt öffnete mit dem großen Schlüſſel das Schloß und auf den roſtigen Angeln drehte ſich die Thür knarrend und ſchnarrend einwärts. Und es lagen hier auf Pulten allerlei Bücher, groß und kleine, dick und ſchmächtig; manche waren aber mit geweihten Ketten an ihre Pulte befeſtigt, dieweil man glaubte, der Satan ſey lüſtern danach, bevor man dahinter kam, daß derſelbe mehr wiſſe, als die Bücher insgeſammt faſſen können. Waldpreis beſah Dies und Jegliches mit Staunen und rief aus: „Ei, Herr Abt, wie gelehrt ſeyd Ihr, da Ihr doch gewiß all das geſchriebene Weſen in Euch habt!“ — „Nicht gar vollauf, aber doch in Fülle!“ entgegnete ſchmunzelnd der Abt. „Es iſt die Feder mächtiger als das Schwert, die freie Feder gefährlicher als das freie Schwert, und von hier aus könnte die Menſchheit all klug gemacht werden; wär' aber vom Uebel, denn ſo die draußen klug werden, wo ſollen wir hin mit uns! Hier aber iſt ein Werk, bei dem Du früh und ſpät ſeyn mögeſt, genannt „Rudimentum noviciorum“, im harten Deutſch: „Grundkenntniſſe der Novizen“. Solches enthält die Urgeſchichten von Adam bis zur Sündfluth, von der Salzſäule bis zu den Pyramiden, von Moſen und Juden, von den Philiſtern und mancherlei Kaiſern, von Cleopatra und Carlmagnus, von Troja und Prag, von Rom und Lübeck, von den Päpſten und den Heiligen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, und von [illegible] vielen Dingen, die zu ſagen mein Athem nicht ausreicht, des trockenen Mundes nicht zu gedenken. Und Du wirſt das Alles viermals leſen und mir's fürtragen in gewählten Stunden, daß ich Dich prüfe und mir kund werde, wie's bei Dir heimiſch geworden!“

„Dem ſey ſo!“ ſprach Waldpreis, und wollte das Buch, um's in ſeine Zelle zu tragen, auf die Schultern erheben, denn es war ſo groß, dick und ſchwer, daß er einſt leichter den Hirſch trug. Der Abt aber lächelte und belehrte ihn: „Nein, mein Sohn, anders iſt's beſſer! Bleibe Du hier in Bibliotheca, fange an zu leſen beim erſten Blatte und lies Dich hinein täglich von der Mittag-

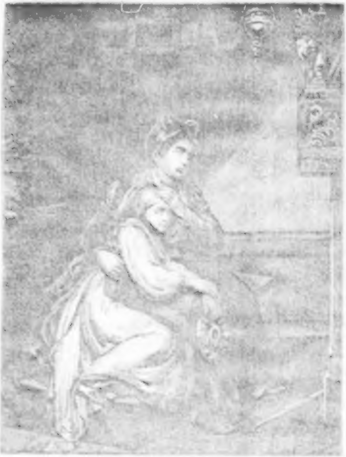


meſſe bis zur Veſper und danach trage im Gedächtniß fort, was Du geleſen, daß Du erſtarkeſt im Behalten!" — Sprach's, drückte ihn auf einen Seſſel nieder und wandte ſich, ſchloß auch die Thür.

Waldvreis ſtarrte nun bald dieſe, bald das ungeheuerliche Buch an, dermaßen erſchrocken, wie er kaum war, als er den Junker in Dorf-Röslein's Stüblein getroffen. Er ſank endlich in ſich zuſammen und ein großes Weh übermannte ihn, daß er nichts mehr um ſich her ſah, dunkel dachte und hell fühlte. Denn ihm ward Vergangenheit zur Gegenwart, und als dieſe wieder zu ihrem Recht kam, ſein Blick auf das große Buch fiel und auf das Heer von Büchern, da rief er in Verzweiflung: „O giebt's einen größeren Thoren als mich? Aber das iſt nun die Strafe, daß ich ein Gelehrter werden, gewiß all dieſe alten Bücher leſen ſoll, und könnte doch als frohfreier Bräut'gam leben und aus Dorf-Röslein's Augen immer jugendfriſche Weisheit leſen. Sie aber wird nun betrübt ſeyn wie ich, denn ſie war mir ſtets hold und der Junker war ihr ſtets ein Narr und wird's noch ſeyn, nachdem ich ein größerer Narr wurde!" — Und dann ſaß er wieder ſinnend, bis er ſich zuletzt mit Grauen und Seufzen zu dem großen Buch wandte.

II.

Das Dorf-Röschen war unterdeß krank geworden vor doppeltem Kummer; denn einstheils härmte ſie ſich ſchwer ab, weil es ihr tief zu Herzen ging, daß Waldvreis ſie für treulos hielt, anderntheils aber noch ſchwerer, daß ſie ſein nicht mehr anſichtig wurde, auch gar nicht wußte, wo er ſich aufhielt. Hätte ſie den treuen Ritſch-Raſch einmal begleitet, konnte ſie's wiſſen, aber es fiel ihr nicht ein; denn innig Verliebte ſind als ſolche niemals beſonders klaren Hirns. Sie ward immer kränker und eine Nachbarin, von Mitleid erfüllt, pflegte ihrer und beredete ſie, in einer nahen Wald-Kapelle ein Opfer niederzulegen und ihr Herz im Gebet zu öffnen. Eines Tages führte denn auch die Nachbarin Veda ſie dorthin und Dorf-Röschen trug ein ſilbern Herz in einem Roſenkranz mit ſich. In der Kapelle angekommen, wußte ſie lange ihres Weh's nicht mächtig zu werden, endlich aber hing ſie ihren Kranz an, ſtotterte und ſtammelte auch ihre Schmerzen und Wünſche dabei aus. Dann betete ſie ſtill mit der Nachbarin um Frieden und Erhörung, und ſo es nicht ſeyn könne, gelobte ſie ſich dem Kloſter, legte auch dies ihr Gebet und ihr Gelübde, wie's ihr ein Kaplan aufgeſchrieben, in der Kapelle nieder. Als Beide nun noch in Andacht verſunken waren, hörten ſie plötzlich flüſtern:



„Die Lieb' iſt nicht ſündlich, auch ſüß noch in Schmerzen;
Sie enden in Wonne, vertraue dem Herzen;
Im Kloſter verborgen, verharre drei Wochen,
Dann naht Dir die Hülfe, ſie ſey Dir verſprochen!“

Nicht ohne Grauen vernahmen Dorf-Röschen und Beda dieſen Spruch und ſchauten ſich erſt bedenklich, bald aber mit Blicken an, in denen die Hoffnung die Bedenklichkeit verwiſchte. Nun geſchahen zwar damals juſt eben ſo viele Wunder als heut zu Tage, das heißt: gar keine; aber man glaubte damals, daß deren geſchähen und die beiden Dorf-Bewohnerinnen würden auf ein Wunder geſchworen haben, wenn ſie auch nach Beendigung jenes Spruches eine Mannsgeſtalt, die hinter der Säule verſteckt gelauſcht, hätten davon ſchleichen ſehen. Es war der ſogenannte Pritſchen-Peter von Heidelberg, der, mit ſeinem Herrn Pfalzgraf Ludwig zum Beſuch auf einer nahen Burg, bei einem Gange durch den Wald in die Kapelle eintrat und Zeuge wurde von Dorf-Röschen's Bekenntniß und Flehen. Pritſchen-Peter gehörte zu den gutmüthigſten Hofnarren, etwas klüger wie die Weiſeſten am Hofe war er ebenfalls, und er gedachte ernſtlich, dem armen Mädchen, dem er zufällig ein geheimer Vertrauter geworden, zu helfen, weshalb er jenen dunklen Troſt ausſprach und bei ſich meinte: die Erleuchtung wird mir ſchon kommen. Jetzt machte er ſich davon, hatte aber bald überlegt, wie ſich die Hülfe fürerſt anfangen ließe. Nicht lange waren Dorf-Röschen und Beda auf dem Heimgange, da kam querfeldein der Pritſchen-Peter gerannt und fragte um den Weg nach der Burg, wo ſein Herr ſich befand, obwohl der Schalk ihn recht gut kannte. Die beiden Wanderinnen erhoben zu gleicher Zeit die Hand, den Fremden zurecht zu weiſen; Peter ergriff in feiner Weiſe die des Dorf-Röschen's, indem er Dank ſagte, unterbrach ſich aber ſelbſt plötzlich mit den Worten: „Was ſeh' ich?“ und blickte erſtaunt auf die feſtgehaltene Hand. Pritſchen-Peter, vertraut mit der Erfahrung, daß Neugier und Aberglaube gar leicht ein Mädchen befangen, ließ ſich jedoch erſt nach längerem Geſpräch und öfterem Anmahnen bereit finden, auf ihre ſeine eigene Frage Antwort zu geben. Er wußte es dem Dorf-Röschen, indem er aus der Hand las, zu ihrem Schrecken beizubringen, daß er wirklich aus der Hand leſen könne: denn er fand da richtig eingezeichnet, was ſie kürzlich erlebte. Dann fuhr er fort: „Ihr werdet, ſchöne Jungfrau, in's Kloſter gehen und dort in Troſt und Hoffnung ganz geneſen, weil Ihr verſichert ſeyn könnt, daß binnen wenigen Wochen ein geliebter Mann Euch dort aufſuchen und zu ſich heimführen wird. Thut mir weh“, ſetzte der ganz hübſche Pritſchen-Peter anmuthig lächelnd hinzu, „daß ich nicht der Mann bin; aber von mir ſteht leider nichts in Eurer Hand, es ſcheint da von einem ſtreifenden Waidmann die Rede, oder von einem Bogenſchützen, wie dieſe ſich rundende Linie verrathen will.“ — Röschen ſah ſehr vergnügt erſt auf die gerundete [illegible] kam auf Rede, und als Jener weiter ſprach: „So Ihr mir vertrauen möget, will ich Euch dienſtfertig ſeyn, und ich denke wohl, Eure Zeit in Freude zu verſehen!“

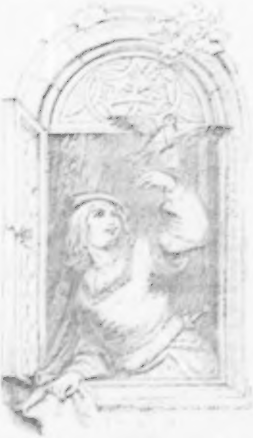
Die Liebe macht die Luft zur Welt, zieht ſich die Sterne in's Herz und eine Hoffnung, die kaum das Jenſeits erfüllen kann, meint ſie mit den Händen greifen zu können. So zogen denn auch bei Kriſchen-Peter's weiterem Geſpräch dem armen Dorf-Mädchen alle Blumenranken der Träume in die Wirklichkeit, jede Falte ihres Innern that ſich auf und ebnete ſich in der Zuverſicht, daß ihr geholfen werde. Kriſchen-Peter erfuhr Alles, was ihm zu ſeinem Vorhaben diente, und verabſchiedete ſich darauf mit den Worten: „Thut, wie ich Euch ſagte, dann thut Ihr wohl, und das auf Wiederſehen gedenkt Euch wohl!“ — Und da Dorf-Mädchen im Kloſter der heiligen [illegible] eine Muhme hatte, die dort Pförtnerin war, begab ſie ſich zu dieſer, die ihr mit gutmüthigen Gebärden die Pforte öffnete. Als ſie nun gar vernahm, was in der Kapelle und ſonſtwo geſchehen, hielt ſie das Dorf-Mädchen für eine Gebenedeite des Herrn und harrte mit ihr begierig der Wunderdinge, die da kommen ſollten, und die ſich ſicherlich darin zeigten. das Dorf-Mädchen ſchließlich wieder in früher Blüthe prangte: denn der wiederkehrende Lebensmuth iſt mit guter Luſt und Hoffnung die beſte Pflegerin.

III.

Waltrevis hatte bereits manchen Tag in den ihm dazu bekommenen Zimmern vor dem hohen Buch geſeſſen und der Kopf ſchien ihm dabei auseinander zu gehen, ohne daß er merkte, es ſey mehr dem als ſonſt, und der Abt Hilarius ließ ſich ſeinen Weinvorrath größer zumeſſen wegen der ſchweren Mühe, dieſen Novizen in der Gelehrſamkeit fort zu helfen und ihn zu erlöſen. Da geſchah es eines Tages, daß Waltrevis in dem großen Buche ein einzelnes vergilbtes Pergament-Blatt fand, das ihn bei dem Leſen in noch mühſeligere Unruhe brachte. Es ſtand auf dem Blatte, das auch ein Paar Bildchen ſchmücken ließ, Folgendes:

„Im Jahre des Heils 1067 war ich, Franz von Maringen, [illegible] gewidmet auf meine geliebte Herrin, Bertha von [illegible], auch meine große Thörigkeit in's Kloſter gegangen. Viel ward ich ſehr geplagt von meiner Melancholey und der Unſeligkeit, die mich ſchüttete, obwohl ich beten und ſingen konnte; dennoch brach das Herz mir faſt, blieb der Kopf [illegible]. Denn ich ſah nur immer und immer, wie ich als Page hatte dienen müſſen bei Tafel, wo Bertha ſaß neben dem Ritter Kunibert von [illegible], der ihr beſtimmt war von ihrem Vater; ſie aber ſprach da gar freundlich mit dem Ritter und hatte doch mir Herz und Treue geſchenkt. Hernach überkamen mich Zorn und Eiferſucht, ich verließ die Burg noch in derſelben Nacht, wollte das Kreuz nehmen und gen Paläſtina ziehen, auf welche Zeit ich im Kloſter mich vorzubereiten vermeinte. In der einſamen Stille erwachte mir

über die Reue, denn ich mußte in mir meiner Herrin das Zeugniß geben, es ſey keine That geſchehen, die als Untreue zu erachten, vielmehr ich deren zu zeihen, da ich nicht ferner, wie es ſich doch gebührt, an ihren Schwur geglaubt. Ich ward darob mit jedem Tage trübſeliger, konnte mir auch des Rathes nicht erſinnen. Einſt nun vernahm ich an dem Fenſter meines Kloſtergemachs ein Geräuſch; als ich dieſerhalb aufſchaute, ſiehe, da pickte Bertha's Lieblings-Taube, die auch ich ſonſt gern gefüttert, an mein Fenſter, und nachdem ich's raſch geöffnet, flog ſie herein. Dies verhalf



mir zu dem Gedanken, an Bertha ein Brieflein zu ſenden und es der Taube um die Bruſt zu knüpfen, welches ich that. Ich bekannte mich ihr als ein Thor, der ſich vergangen in der Einbildung, aber nun nicht wiſſe, wie ſie geſinnet ſey, auf Vergebung auch nicht hoffen dürfe; wolle um deswillen nach dem heiligen Land und nahme Abſchied von ihr und ihrem Vater, der mir wohl gethan, und derowegen ich ſündlich an ihm gehandelt, wenn ich der Tochter Herz ſeinem Willen entfremdet. Das Täublein entließ ich dann und ſah ihm trübſelig nach im Fluge, bis es meinen Blicken entging. Siehe aber, nach zween Tagen kam es abermals und bracht' ein Brieflein von Bertha mit, des Inhalts: daß ich nur wohlgemuth zu ihrem Vater kommen möge, er habe mir Alles vergeben.

Da macht' ich mich denn auf mit Bangen und ſtand vor dem Vater nicht anders, denn ich fühlt' es heiß klopfen mir in der Bruſt. Er jedoch redete mich freundlich alſo an: „Meine Bertha hat mir nichts verhalten, und daß ſie bei jenem Abend-Imbiß lieb und anmuthiglich mit Kunibert von Calw ſprach, war des Teufels wegen; denn er hatte mich gelöſt von meinem Wort.

womit ich ihm einſt meine Bertha, da ſie noch ganz Kind war, zuſagte, ſintemal ſeine Wünſche ſeit jener Zeit ſich anderswo angeſponnen hatten. Du aber mögeſt wiſſen, daß Dein Vater mich lange befehdete, weil er mit mir zugleich um mein nachmalig Weib, das Gott in Seligkeit halten möge, warb, ich aber ihre Gunſt empfing. Das ließ ihm feſt im hartnäckigen Sinn, und obwohl er ſich noch eh' denn ich vermählte, er ließ nicht ab, bis ich ſeiner Herr werden mußte, wollt' ich ein Stündlein Frieden haben. Als nun der Sieg ſich zu mir wandte, ich ihm aber dennoch die Hand bot, verleugnete er jegliche Milde und Mannheit und zog, Dich und Deine Mutter zurücklaſſend, gen Welſchland, wo er in einem Treffen den Tod fand. Du aber wurdeſt, nachdem Deine Mutter für ſich das Kloſter erwählte, in der Kloſterei erzogen, wo Du über Deine Herkunft nichts erfuhreſt, auch nicht, da ich Dich zu mir nahm und keine Liebe an Dir ſparte. Jetzt werd' ich Dir Dein väterlich Gut unverkürzt zurückgeben und begehreſt Du dann meine Tochter, ſo Dir nicht wehren, hoffend, daß ſolche That mit bei Deinem Vater zur Sühne helfe, wenn wir uns dereinſt vor Gott ſtehen!" — Alſo ſprach der alte Weltmar von Bühnach, und Bertha geſtand mir verſchämt, wie ſie das Knäblein gar innig geliebt und geküßt, als es meinen Brief gebracht. Dies hab' ich aufgeſetzt für den Herrn Abt Mauritius von St. Bernhard, ließ ihm annoch zum Andenken unſer Beider Conterfei beifügen, werde auch alljährig dem Kloſter ein Fuder des beſten Weines verehren. Bin nun daheim geblieben, habe mich mit meiner lieben Herrin Bertha vermählet und gelegne mich deſſen, daß mir der Herr aus großer Thörigkeit falſcher Eiferſucht ſo verwunderlich und gnädig geholfen, begehre nicht des Kloſters und des Zuges zum Paläſtina, ſondern helfe guten Willens auf Kraft, meine Vaſallen und Inſaſſen zu beglücken; ich ſelber aber bin froh und wohlgemuth in meinem Glück.

Gefertigt auf Burg Wartingen im Wonnemond [illegible].

Ritter Franz von Wartingen."

Als nun Waltperis dies geleſen, ward er ſich ſeiner großen Uebereilung jammernd und verzweifelnd recht bewußt und vermeinte, es ſey ihm das Pergament nur zur Beſtrafung ſeiner Unbill am Dorf-Mädchen in die Hand gefallen. Betrübter als je ſtarrte er voll wirrigen Gedanken vor ſich hin; da hörte er plötzlich ein Scharren an der Thür wie von eines Hundes Tappen, vernahm bald danach mehrere Stimmen; der Schlüſſel im Schloſſe drehte, die knarrende Thür öffnete ſich, und herein trat, geleitet vom Abt Hilarius, Pfalzgraf Ludwig mit ſeinem Gefolge, unter dieſem auch Triſchen-Peter. Voran aber ſprang Miſch-Maſch bergan vor an Waltperis hinauf, der ihn mit unverhaltenen Thränen herzte, nicht Herr ſeines Wehs und ſeiner Freude. Dabei ward er aber gewahr, daß Miſch-Maſch zwiſchen ſeinem Halsband ein Papier trug, welches Waltperis verſtohlen an ſich nahm und es verbarg.

Pritſchen-Peter hatte ſein Abenteuer dem Pfalzgrafen berichtet und dieſer ſuchte ſich nahe Gelegenheit, indem er dem Abt vermelden ließ, er wolle das Kloſter in Augenſchein nehmen. Da jedoch zu erwarten, man werde den Novizen verleugnen, verließ ſich Pritſchen-Peter, der Alles erkundete, auf Riſch-Raſch, deſſen täglichen Hingang nach dem Kloſter er ausgeſpürt. Wie gedacht, verrieth denn auch durch Scharren an der Thür der Bücherei Riſch-Raſch den Aufenthalt ſeines Herrn, zu deſſen Füßen er jetzt ſich niedergeſtreckt hatte. Der Pfalzgraf und ſein Gefolge hielten den Abt geſchäftig mit Beſcheid über die alten Bücher und Pergamente, ſo daß Waldpreis ſich in Heimlichkeit zurückziehen und das Papier ſich näher beſchauen konnte. Da war zu leſen:

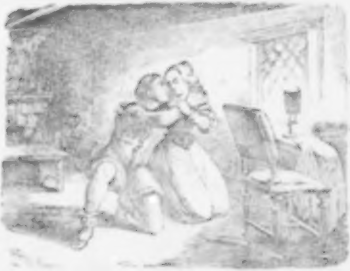
„Dori-Röslein iſt ſo treu und hold,
Dori-Röslein iſt ſo krank;
Waldpreis bezahlt der Narrheit Sold,
Hat Narrheit nur zum Dank!

Sie weilt im Kloſter, iſt gefaßt
Auf harten Nonnen-Schwur;
Eh' Du Dein Glück verloren haſt
Such's auf, bei Ihr iſt's nur!

Geh', rette ſie aus ihrem Leid
Und Dich aus eig'nem Trug;
Doch thu's, dieweil's noch an der Zeit:
Sei jetzt und einmal klug!!!“

Seiner Sinne kaum mächtig, hielt Waldpreis das Papier in der zitternden Hand, da ſtrich Pritſchen-Peter an ihm vorbei und flüſterte: „Fleh' den Pfalzgrafen an!“ — und kaum war dies geſprochen, ſo lag der unglückliche Novize auch ſchon zu den Füßen des Fürſten. Der erhob ihn ſelbſt, nach ſeinem Begehr fragend, und erſt ſtotternd, dann, von des Pfalzgrafen heiteren Blicken ermuthigt, in gutem Zuge, erzählte Waldpreis ſeine Geſchichte, ſich endlich ſelbſt der Thörigkeit und kindiſchen Haß anklagend, da er wohl fühle, wer im Walde und unter Gottes Himmelsdache aufgewachſen, für den ſeyen die Blätter der Gelehrſamkeit nur wie ein dürres Laub und die Zelle ein Kerker. — „Herr Abt Hil[illegible]“, ſprach darauf mit luſtiger Hoheit der Pfalzgraf, „da ich's erſehe, daß dieſer Jägersmann ein ander Revier hat, als das Kloſter, ſo ſeht Ihr's gewiß noch viel beſſer ein; erlaßt ihm denn auch die Gelübde, die er nicht halten kann. Mit der Keuſchheit iſt's nichts, denn es zieht ihn zu ſeinem Röschen, das eine gar hübſche und liebe Maid iſt, wie man mir berichtete. Mit der Armuth iſt's nichts, denn er will gern eine gute Förſterei haben, die ich ihm gebe; was endlich den Gehorſam betrifft, ſo nehm' ich ihn auf Treue Dienſtpflicht und bürde die Sorge mir auf; ich werd' ihm ſchon Gehorſam beibringen, wenn er etwa mangeln ſollte. Die aber!" — ſo wandte er ſich zu Waldpreis — „geh' zu Abend wie ſonſt zu Deinem Röslein und ſag' ihr, wenn ſie jemals wieder gerechte Klage über Dich hätte, ich, der Pfalzgraf Ludwig, wohnt' in Heidelberg und wollt' ſie hören! Ich leb' indeß zunächſt der Zuverſicht, die Gelahrtheit werde Dir den Verſtand nicht ganz verthan und ich kein Urſach haben, der jetzigen Stund' unwirſch zu gedenken!" — Pritſchen-Peter umtanzte vor Luſt und Freudigkeit, ihm dazwiſchen den Mantel küſſend, ſeinen lachenden Herrn Ludwig, der den, in großem Glücke ſchwindelnden Waldpreis zum andern Mal erheben mußte, da er im Dank, zu dem er nicht Worte finden konnte, wieder vor ihm lag. — „Spar' das Wort und vergilt mit der That!" ſprach ernſt der Fürſt und fügte noch hinzu: „Die Berufung zu Deiner Förſterei ſoll Dir am Hochzeitstage werden durch meinen lieben Pritſchen-Peter; halt' ihn gut, halt' ihn, als ob ich's wäre, denn er hat's um Dich verdient!" — und danach ſchritt er grüßend mit ſeinem Gefolge von dannen.

Und es begab ſich, wie's der Pfalzgraf verkündet. Als am Abend Waldpreis mit bebendem Herzen an Dorf-Röschen's Haus kam, ſah er durch das Fenſter ſein Liebchen bei der Arbeit ſitzen, und nachdem er leiſe die Thür geöffnet, ſtürzte ſie ihm entgegen und Beide ſanken auf die Kniee, in ſeliger Umarmung Gott dankend mit dem Pfalzgrafen, mitſammt dem Pritſchen-Peter. Mich-Maich aber, als ob er's merkte, daß er hier nicht ſtören dürfe, hatte ſein Plätzchen am Ofen inne, ſchien ſich aber doch ſeines Antheils an der Begebenheit bewußt. Nach wenigen Wochen war frohe Hochzeit; Pritſchen-Peter mit der Förſterei-Beſtallung fehlte



nicht und hatte den wohlerworbenen Ehren-Platz. Er war voll ſprudelnden Jubels und ſang bei'm Becherklange Mancherlei, ſo auch das Verslein:

„Wer da jagen kann, ſoll nicht ruh'n!
Wer da freien kann, der ſoll's thun.
Wer da Geld hat, brauch's in Ehren,
Daß ſi Menſchen und Gut ſich mehren.
Doch nicht ruh'n, nur thun, in Ehren mehren,
Von dem Mönche darf man's nie begehren!“

Das goldene Kettlein aber vom Junker Hans von Ravensberg erhielt die heilige Regiswendis; man hat's freilich niemals an ihr geſehen, und wo es hingekommen, darüber ſchweigt die Chronik.

F. W. Gubitz.

Vom
Gebrauch der Stahlſchreibfedern.

Um Stahlfedern lange Zeit gegen Zerſtörung durch die Schärfe der Tinte zu ſchützen, gebe ich der Feder einen dünnen Ueberzug von weißem Wachs, welcher ſich leicht und ſchnell herſtellen läßt, indem ſie über einer Flamme ein wenig erhitzt, mit dem Wachs berührt, dieſes aber ſchnell wieder entfernt wird, damit nicht zu viel abſchmelze. Auch iſt die Feder in horizontaler Lage zu halten, damit ſich der Fluß des Wachſes gleichmäßig über die innere und äußere Oberfläche der Feder verbreiten kann. Zu bemerken iſt noch, daß die Oeffnung von der Spalte der Feder, wenn ſolche vielleicht vom Wachs geſchloſſen würde, wieder geöffnet werden muß, weil ſonſt die Tinte nicht leicht aus der Feder fließt.

Fig. 1.

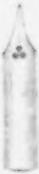
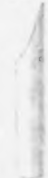
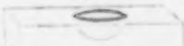


Fig. 2.



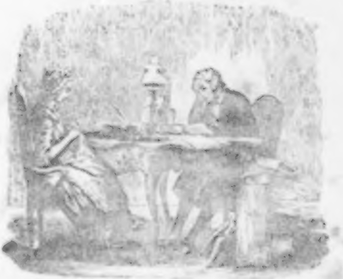
Eine andere Schattenſeite der Stahlfedern iſt es, daß ſie nach kurzem Gebrauch, beſonders auf rauhem Papier, eine ſcharfe, ritzende Spitze bekommen, woraus eine ängſtliche und peinliche Führung der Feder erfolgt. — Um bequem und leicht zu ſchreiben, muß die Spitze der Feder ſtumpf oder eigentlich abgerundet ſeyn, wie die Zeichnung Fig. 1. und 2. Front- und Seiten-Anſicht darſtellend, zeigt. Zur Abrundung einer ſcharf gewordenen Feder habe ich ein ſtählernes Inſtrument erſonnen und mir anfertigen laſſen, welches ſeinem Zweck ungemein entſpricht und daher in allgemeinen Gebrauch zu kommen verdient. In dem Stahl, welchen Fig. 3 deutlich verſinnlichen wird,

Fig. 3.



iſt eine ziemlich tiefe bogenförmige Kerbe eingehauen, deren Grundfläche nicht ſcharf ſeyn darf, ſondern ſtumpf ſeyn muß. Will man eine ſcharfe Feder wieder abſtumpfen oder eigentlich abrunden, ſo hat man ſie nur, perpendikulär aufgeſetzt, in der Kerbe einige Mal unter ſchwachem Druck hin und her zu bewegen und ſie wird ſchnell wieder brauchbar ſeyn, was man am beſten dadurch erkennt, wenn man ſie auf dem Nagel eines Fingers verſucht und ſie keine Ritze hervor bringt. Das Inſtrumentchen muß von ſehr hartem Stahl ſeyn, denn weicher als die Feder ſelbſt wäre es nicht geeignet, der Spitze derſelben die gewünſchte Form wieder zu geben. — Vor Anwendung der hier angedeuteten Mittel hatte ich den Gebrauch der Stahlfedern mehrmals wieder aufgegeben; jetzt aber bin ich gänzlich damit ausgeſöhnt und Jeder wird es ſeyn, der meine Angaben zweckmäßig benutzt. S.

Lied.



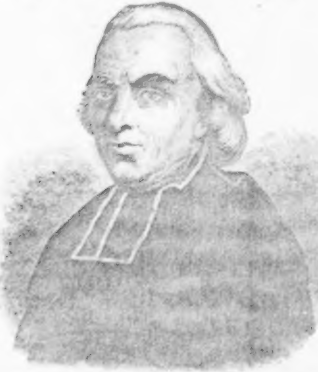
Lied! — das iſt ein ſchönes Wort, vielleicht das ſchönſte, was Menſchenlippen entſchwebte; es birgt tiefe Kraft und Bedeutung in ſich. Wir Deutſche können es ſehr oft gebrauchen, und es war ſonſt bei uns verſtändlicher, andern Völkern nie ſo nah. Worte ſind nicht leerer Schall, ein Wort kann uns die Welt bedeuten, und beklagenswerth iſt, wer dies nie empfunden und erfahren hat. Die hohe begeiſterte Gewalt der Rede ward nicht Jedem gegeben, aber jenes eine Wort und der ihm zugehörige Klang drückt die innerſte Stim mung des Gemüths aus, die aufopferndſte, bereitwilligſte Zuthunlichkeit. Und wie viel beſſer: ein Wort mit Verſtand und Gefühl, als tauſende in Kälte und modiſcher Form! — Vielleicht iſt das empfohlene Wort in einem Familienkreiſe nur ſo viel, wie der Hausſegen an der Thür einer ländlichen Wohnung; — aber, reiß' ihn ja nicht ab, laſſ' ihn da ſtehen und wirken! Er erquickt oder beſchämt etwa Einen, der vorüber gehen will, und nun nicht vorüber geht, ohne den Spruch zu leſen und ſeiner zu gedenken.

So ging es mir jedesmal, wenn ich zu meinem Freunde kam — denn ich hatte nur einen und der rechte Freund iſt auch ein Einziger und Einiger! — der nannte ſeine Mutter nie anders als „liebe“ Mutter, und that nicht ſparſam bei ihr mit dem, was ſein Herz erfüllte; ihre friedliche Wohnſtube war ſein Studirzimmer und ſeine Welt. Wie ward ich oft von dieſem lieben Stillleben angezogen, bewegt und — geſtraft. Fürwahr, man ſollte im Familienkreiſe, fern von Steifheit und Untheilnahme, nie unterlaſſen, an das innige Verhältniß, in dem man ſteht, zu erinnern, ſie mit dem herzlichen Zuſatz „lieb“ und dem traulichen „Du“. Ein ſchlimmes Wort das „Sie“; es iſt ein trennendes, es iſt eine Mehrheit für Alles das, was uns der Himmel meiſt nur einmal giebt! — Es würde manche wilde Aufwallung beſänftigen, den vernunftloſen Trotz bewältigen, wenn man ſich frei gewöhnte, das Beiwort „lieb“ denen zu geben, die Einem lieb ſeyn dürfen, lieb ſeyn müſſen, und ſo den Zweck des Beiſammenſeyns ſtets zu bedenken und ſich die Unmöglichkeit eines Haders zum entſchiedenen Glauben zu erheben. Von Sanftmuth täglich angewendet, wird es ſelbſt zur Buße leiten die, denen ſie nöthig. Das Wörtlein „lieb“ ſey die Parole, an der ſich die treuen Gefühle erkennen — und ſie braucht ſogar nicht den Feinden verborgen zu bleiben; ſind ſie ehrliche Widerſacher, werden ſie zu uns übertreten, ſind es Schelme, entlaufen ſie einer ſolchen Parole! — Es mag Mancher über mich lächeln, daß ich dem kleinen Wort ſo große Kraft und Erfolge zuſchreibe; aber — verſucht's nur aufrichtig damit! Nennt eure Geſchwiſter, Gatten, Eltern zuvorkommend nie anders als „liebe“ — ſagt: guten Tag, lieber Bruder! — ſoll ich's bringen, liebe Frau? — oder auch: liebes Kind! denn eine gute Frau iſt immer kindlich; — thu' das, liebe Mutter! — Meint ihr etwa, ich hielte dafür, das Wörtlein käme der heutigen Zeit zu weichlich vor? — nein, zu kräftig iſt's euch! Ihr ahnt den Inhalt, fühlt, was er fordert, und daraus ſtammt euer Widerwille, eure Scham, wenn ihr das „lieb“ ausſprechen wollt! — Man ſagt: der „liebe Gott“, das „liebe Brod“, das „liebe Leben“, ja unſre Vorfahren nannten ſelbſt eine „liebe Noth“, und was dieſe iſt? — wenn ihr's nicht rathen könnt, fragt bei rechtſchaffenen Müttern an, die haben gar viel Noth mit ihren Kindern überaus lieb! — Nehmt's alſo nicht übel, ſondern bedankt euch, wenn ich recht dringend bitte: bringt mir das kleine Wort wieder recht in Gang und zu

Ehren — es hat eine Fülle von Segen in ſich, die mehr noch gefühlt als geſchildert werden kann, die aber den Schatz des Herzens bewahrt, bis es nicht mehr ſchlägt und ſich dem „lieben Gott“ vertraute.

K. Steiger.

Der Abbé de l'Epée.



Charles Michel de l'Epée iſt auf keinem Thron geboren, hat weder als Staatsmann neue Bahnen für den Fortſchritt der Völker eröffnet, noch als Feldherr auf dem Schlachtfelde eine blutige Weihe gewonnen. In kleine Kreiſe beſchränkte er ſeine Lebensthätigkeit und umfaßte mit ihr dennoch einen unglücklichen Theil der ganzen Menſchheit; — er iſt ein Mann, dem die Liebe der Nachwelt vor Allem angehören muß, und dieſe Liebe iſt ſein Ruhm. Immer tiefer, in immer klarerer Anſchauung erkennt es die menſchliche Geſellſchaft, daß die Liebe des Menſchen zum Menſchen das ebenſo verbindende als befreiende Band der geſellſchaftlichen Wohlfahrt zu ſeyn vermag, je mehr es im Bewußtſeyn hellblickender und edler Männer und Frauen der Gegenwart zur heiligen Aufgabe wird, in ſolcher Weiſe thätig zu ſeyn. Dieſe Aufgabe beſteht darin: durch Lehre und Bethätigung einer uneigennützigen Liebe, welche im Menſchen nur den Menſchen ſucht und ſchätzt, in ihm die menſchlichen Fähigkeiten und Anſprüche zur Ausbildung und Befriedigung zu bringen trachtet; durch innigeren Anſchluß des Gebildeten an den Ungebildeten, des Hochgeſtellten an den in den Niederungen des Lebens Arbeitenden, des Armen an den Reichen, die Zerſpaltung der Menſchheit auszugleichen, die unnatürlich entſtand aus irrthümlichen Standes-Vorrechten und der oft gerade das Verdienſt verleugnenden Vertheilung äußerer Vortheile. — In ſolcher Anſicht muß um ſo höher die Achtung ſteigen für einen Mann, der, mitten in der Blüthezeit jener Standes-Mißbräuche erhaben über ihnen ſtand und das Voll-Gefühl der Liebe, zu That und Werk geworden, dem reinen Menſchenwerth entgegen trug. — Charles Michel de l'Epée, Sohn eines königlichen Architekten, wurde 1712, drei Jahre vor dem Tode des vierzehnten Ludwig, zu Verſailles geboren und weihte ſich mit vorwaltender Neigung dem geiſtlichen Stande, in welchem er bald den Rang eines Abbé erwarb. Sein Jünglings- und Mannes-Alter fiel in die Regierung Ludwig's des Funfzehnten, unter welcher das franzöſiſche Volksthum, ſchon von dem Vorgänger in äußeren Glanz und Schein getrieben, durch Maitreſſen-Wirthſchaft, Unzucht und drückende Anmaßungen des Adels, Intriguen-Herrſchaft, geheimes Eingreifen und Umſichgreifen der entarteten Geiſtlichkeit und des Jeſuitismus entnervt, zerrieben und aufgelöſt wurde, bis die Revolution, der die letzten Jahre des Abbé angehören, die grauſe Gewalt über das Land hereinbrechen ließ. Selbſtſucht war unter den letzten Ludwigen in alle Stände gefahren, und die Geiſtlichkeit blieb nicht zurück in Ausübung derſelben. Das Heil der Religion und der Kirche ward das Aushängeſchild, unter welchem die Geſellſchaft Jeſu wie andere Orden und Verbrüderungen ihre ſelbſtiſchen Vortheile verfolgten und in frevlem Begünſtigen derſelben ſtaatliche Größe, Familien-Wohl, Zucht und Sitte untergraben halfen. Mitglied dieſes dem urſprünglichen Beruf untreu gewordenen Standes, blieb der Abbé de l'Epée dennoch unberührt von deſſen moraliſcher Geſunkenheit. Das geiſtige wie leibliche Wohl ſeiner Mitmenſchen war ihm der Inhalt ſeines Berufs als Weltprieſter, und in dieſem ſchönen Beſtreben begegnete er auf ſeinen Wanderungen durch die Stadt Paris einer Familie, welche den Gedanken, der ihn groß gemacht, zuerſt in ihm erſtehen ließ. In Frankreichs Hauptſtadt lebte zurückgezogen eine Mutter mit zwei Töchtern, welche ſie beide taubſtumm geboren hatte. Im Aeußern wie in der Haltung liebliche Erſcheinungen, erfüllten ſie dennoch das Mutterherz mit Gram, weil es der ſorgenden Frau unmöglich war, ihnen Bildung des Geiſtes und Gemüths in dem Grade zu verſchaffen, wie ſie wünſchte, damit die Mädchen ſich ſelbſt ihres eigenen menſchlichen Weſens, ihres gei tigen Kerns bewußt und ſo zugleich der Mutter ein Troſt und eine Freude würden. In dieſe Familie trat der Abbé, ſein Mitgefühl regte ſich lebhaft, und er beſchloß, ſein Möglichſtes aufzubieten, um zwiſchen den taubſtummen Mädchen und der Mutter die geiſtige Verbindung herzuſtellen, um von dem gefangenen Geiſte der erſteren zu dem freieren Bewußtſeyn, welches die menſchliche Kenntniß erreicht hatte, die Brücke zu ſchlagen. Er wandte ſich zuerſt forſchend und ſtudirend an die, welche vor ihm einer gleichen Aufgabe obgelegen. Bereits im ſiebzehnten Jahrhundert hatten mancherlei Verſuche ſtattgefunden, geborne Taubſtumme zu unterrichten. Wallis, der ſpaniſche Geiſtliche Ponce und Andere hatten auch hier und da einen glücklichen Erfolg errungen, ihn aber mehr dem Zufall als einer ſicheren Erkenntniß verdankt, daher dieſe vereinzelten Verſuche immer etwas ſehr Unvollkommenes und Schwankendes waren. Der Abbé de l'Epée nun warf ſich mit der ganzen Liebe ſeiner Seele, der ganzen Ausdauer ſeines Geiſtes auf die Ergründung der ſchönen Aufgabe und gelangte zu einem Syſtem des Unterrichts, das noch jetzt in allen Lehr-Anſtalten für Taubſtumme die Grundlage bildet, das, ebenſo wiſſenſchaftlich gedacht, als künſtleriſch und doch mit höchſter Einfachheit geordnet, dem erfinderiſchen wie in die menſchliche Seele tief einblickenden Geiſte ſeines Begründers ein ewiges Denkmal ſetzte. Kaum hatte ſein Syſtem ſich bei jenen Mädchen bewährt, ſo widmete er ſich völlig und für immer dem einen Zwecke, die ganze unglückliche Klaſſe von Menſchen, welche bis jetzt wie durch undurchdringliche Mauern abgeſchloſſen war von der Theilnahme an der Bildung und dem Geiſtesleben aller Uebrigen, in die geiſtige Gemeinſchaft derſelben einzuführen. Aus eigenen Mitteln errichtete er in Paris eine Anſtalt, deren ganzen Lehrplan er auf ſeine neuen, trefflichen Grundſätze baute; aus eigenen Mitteln, die in einer Jahres-Rente von zwölftauſend Livres beſtanden, ohne jede fremde Unterſtützung, beſtritt er alle Koſten für den Unterhalt der Anſtalt, beſoldete er Lehrer, die er in ſein Syſtem eingeweiht hatte. Im Jahre 1787 zählte dieſe Anſtalt, das große Werk des Abbé de l'Epée, ſchon ſechzig Zöglinge. Mit einer Uneigennützigkeit ſonder Gleichen wies er jeden Erſatz ſeiner Ausgaben, der ihm unter Anderen von der ruſſiſchen Kaiſerin geboten wurde, von ſich, und erbat ſich als Beiſteuer neue taubſtumme Zöglinge. Oeſterreichs größter Kaiſer, Joſeph der Zweite, beſuchte den Abbé zu Paris und bewunderte die Gediegenheit und Einfachheit ſeiner Unterrichts-Methode. Nachdem der ſeltene Mann dreißig Jahre lang ſein Vermögen wie ſeine Kräfte der Anſtalt gewidmet, ſtarb er 1790 zu Paris, verehrt von der geſammten civiliſirten Welt. Die Stadt Paris übernahm nach ihm die Sorge für ſein Werk, und berief den Abbé Siccard, der, ein Schüler des Abbé de l'Epée, bereits zu Bordeaux eine zweite Schule der Art angelegt hatte, zu ſeinem Nachfolger. Der Erfinder ſelbſt hinterließ der Nach-

elt die Reſultate ſeines Wirkens, außer in dem Inſtitut, das er
n's Leben gerufen, noch in mehreren Schriften, z. B.: „Unter-
ichtung der Taubſtummen auf dem Wege methodiſcher Zeichen-
prache“ (1776) und: „Die wahre Art und Weiſe, die Taubſtum-
en zu unterrichten, bewährt durch eine lange Erfahrung“ (1784).
Sein Geiſt blieb auch nach dem Tode ſeines Leibes noch ewig
chöpferiſch, denn ſeine Erfindung, ſeine Methode, ſeine Einrich-
ungen wurden Quelle und Vorbild der Lehr-Anſtalten für Taub-
umme, welche jetzt in allen Ländern zum Wohl von tauſend und
ber tauſend Menſchen beſtehen. Er hat das ewige Leben, die
nſterblichkeit errungen in der nie ausſterbenden Anerkennung und
Dankbarkeit der Menſchheit. Anton Gubitz.

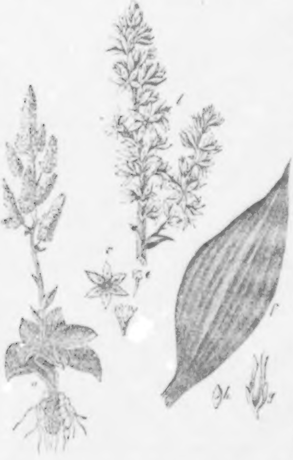
Der
Graf von Gleichen.

Im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins haben wir (S. 106
is 110) zu dem Bilde: die „drei Gleichen“ die Sage vom Gra-
en von Gleichen mitgetheilt, hinzufügend: „in Bezug auf geſchicht-
che Wahrheit laſſe ſich nichts ermitteln.“ Dieſe Aeußerung be-
immte einen ſeitenverwandtlichen Nachkommen des im ſiebzehnten
ahrhundert als Letzter des Geſchlechts Gleichen geſtorbenen Gra-
en Johann Ludwig, uns in einer langen Abhandlung jene Sage
ſchichtlich begründen zu wollen, wobei der Grabſtein, ſonſt in
r Peterskirche, ſeit 1813 aber im Dom zu Erfurt, als Haupt-
eweis hervorgehoben iſt. Wir wiederholen nicht, was bereits
gen die Begründung der Sage durch jenen Grabſtein in mehre-
n Schriften ausgeſprochen wurde und wonach der auf demſel-
en mit zwei Frauen abgebildete Ritter als Graf Sigismund von
leichen (geſtorben 1494) mit ſeiner erſten Gemahlin (Agnes
en Querfurt) und ſeiner zweiten (Katharina von Schwarzburg)
nzunehmen iſt. Da indeß jener Abhandlung ein Bild des Gra-
n Ernſt und ſeiner beiden Frauen (angeblich Margaretha von
ebenſtein und Melechſala) beigefügt war, geben wir dies nach-
äglich. Wer dadurch die Sage für mehr beglaubigt hält, dem
ollen wir nicht widerſprechen, auch nicht über des Bildes Echt-
eit ſtreiten. Läßt uns doch die Sage alle drei Perſonen edlen
erzens erſcheinen, am edelſten die frühere Gemahlin des Grafen;
e erhebende Züge zu mindern, das mögen wir ungern dem Men-
chenwerth zu Leide thun, und ein zuſtimmend Gefühl für das
nire dürfen wir bei dem Kern des Volkes gewiß erwarten. In-
ß wären wir jedenfalls nicht im Rechte, wollten wir mit dem
efühl der geſchichtlichen Forſchung wehren, und wo uns dieſe
nmal irgend eine liebe Erinnerung, einen uns werth gewordenen
lauben ſtört, müſſen wir bedenken: daß Wahrheit über Allem
cht, nur in ihr ein ſicheres Heil zu finden iſt. Gtz.

Die einheimiſch wildwachſenden Giftpflanzen.

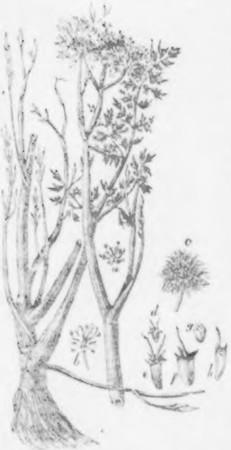
(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1846.)

25) Der weiße Germer (**Veratrum album. Linné**). Dieſe Pflanze führt auch noch die Namen: Hermerwurz, Wendewurz, Hammer und Doltocker, und die Namen: Champagnerwurz und Nieſewurz beziehen ſich offenbar auf die heftigen Wirkungen der gepülverten Wurzel, wovon nachher ein Mehreres. (Fig. a zeigt uns die Pflanze verkleinert.) Der Wurzelſtock iſt kurz, walzig oder kegelförmig, unter langen, dicken, fleiſchigen und zahlreichen Zaſern verſteckt, von bräunlicher Farbe. — Der Stengel iſt 1 bis 4 Fuß hoch, ſtielrund, röhrig, einfach, kahl und faſt ganz von den knapp anliegenden Blattſcheiden bedeckt. Die Blätter (eines derſelben: Fig. f), die ſchief in die Blattſcheiden verlaufen, ſind eiförmig-ſpitzig, ganz und ganzrandig, der Länge nach zuſammengefaltet; ihre Unterſeite iſt durch kleine, feine und wollige Härchen flaumig. — Die gelblich-weißen Blüthen bilden eine Trauben-Rispe, deren Spin-



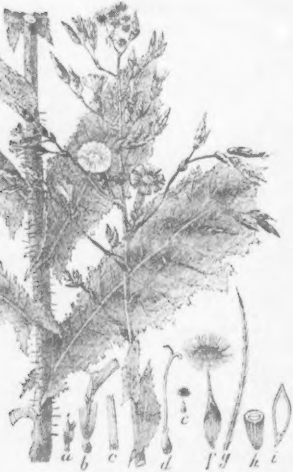
cein ebenfalls flaumig ſind (Fig. b). Die Blüthen ſelbſt und die eirunden Deckblättchen ſind länger als die Blüthenſtielchen. Die Blüthenhülle (Fig. c) beſteht aus ſechs weißen, länglich-ſpitzigen, gezähnelten, weit abſtehenden Blättern, auf deren Grunde ſechs, mit nierenförmigen Staubbeuteln verſehene kurze Staubgefäße aufgewachſen ſind (Doppel-Figur e). In der Mitte derſelben befindet ſich ein mit drei kurzen, pfriemenförmigen Griffeln und undeutlichen Narben verſehener Fruchtknoten. Die Frucht beſteht aus drei länglichen, einfächerigen, mehrſamigen Kapſeln (Fig. g); das Eiweiß des Samens umſchließt den querliegenden, walzigen Keim (Fig. h). — Der weiße Germer wächſt in feuchter Kieſel-Erde auf Alpenwieſen und Voralpen im mittlern Europa, blüht vom Juni bis zum Auguſt und wird auch öfters als Zierpflanze in Gärten gezogen. — Die Wurzel, **radix Hellebori albi**, weiße Nieſewurz in den Apotheken, erregt Schmerzen im Leibe, Erbrechen von Galle, Schwindel und Mangel an Eßluſt. Das beſte Gegengift iſt ſchwarzer Kaffee. Die gepülverte Wurzel erregt heftiges, anhaltendes Nieſen, macht die Naſe anſchwellend und verurſacht auch Wahnſinn. Die Wurzel wird öfters, vorzüglich von Homöopathen, als ein wirkſames Mittel angewendet.

26) Die röhrige Rebendolde (**Oenanthe fistulosa, Linné**). Alle andern deutſchen Namen, wie Drüſewurz, rother Steinbrech, Tropfwurz u. ſ. w. deuten auf die unten näher zu beſchreibende Wurzel hin. Den Namen „röhrige Rebendolde“ hat ſie von dem Stengel, welcher der Weinrebe ähnlich ſieht. Der Name **Oenanthe** iſt griechiſchen Urſprungs und bedeutet Weinblüthe. — Die Wurzel der Rebendolde wird aus vier bis ſechs länglichen Faſern mit daran hangenden Knollen gebildet, wodurch ſie Aehnlichkeit mit der Wurzel des Steinbrechs (**Laxifraga granulata, Linné**) und mit der einer Art Spierſtaude (**Spiraea filipendula, Linné**) erhält. Aus dieſer Wurzel erhebt ſich ein 2 bis 3 Fuß hoher, furchiger, grün und röthlich gefärbter, röhriger Stengel. Die Wurzelblätter ſind zwei-, dreifach gefiedert; jedes Fiederchen (Blättchen) iſt keilförmig, gelappt. Die Stengelblätter ſind röhrig, fadenförmig und einfach gefiedert; alle Blätter umgeben den Stengel ſcheidenartig. Entſpringen aus einem Punkte des Stengels mehrere Blüthenſtiele, hier Strahlen genannt, die auf ihren Spitzen Blüthen tragen, welche faſt in derſelben Ebene liegen, ſo nennt man dieſen Blüthenſtand eine einfache Dolde (Schirm, **Umbella**); entſpringen aber aus jedem einzelnen Strahle wieder beſondere Strahlen, deren Blüthen alle in einer Ebene liegen, ſo heißt dieſer Blüthenſtand eine zuſammengeſetzte Dolde, die kleineren Dolden eines jeden Strahles heißen Döldchen. Der Blüthenſtand der röhrigen Rebendolde iſt eine zuſammengeſetzte Dolde. Sie iſt zwei- bis fünfſtrahlig, die Döldchen aber ſind etwas gewölbt und vielſtrahlig; die Blüthen der äußern, längern Strahlen fallen ab, ſo daß nur die der innern, kürzeren Strahlen zur Frucht



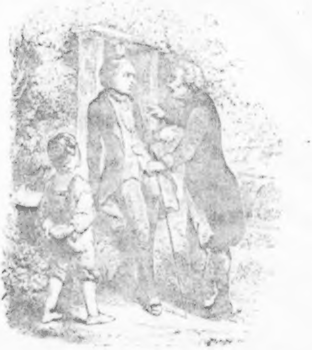
reiſen. Am Grunde der Strählchen der Döldchen ſteht ein vielblättriges Hüllchen. Eine allgemeine Hülle am Grunde der Strahlen fehlt meiſt; iſt ſie vorhanden, ſo beſteht ſie aus einigen Blättern. Die Blüthe ſelbſt wird gebildet von einem kleinen, einblättrigen, fünfzähnigen, bleibenden Kelche, aus fünf röthlichen, verkehrt herzförmigen, mit einem einwärts gekehrten Läppchen verſehenen Kronenblättern, von einem Fruchtknoten mit zwei Griffeln, die auf einer Scheibe (Griffelpolſter) des Fruchtknotens ſtehen, und von fünf Staubgefäßen. Aus dem Fruchtknoten erwächſt eine walzige, doppelte Schließfrucht (Achenium), die mit den beiden Griffeln gekrönt und mit den fünf Kelchzipfeln verwachſen iſt. Die beiden Theile der Schließfrucht heißen Früchtchen, die Seiten, mit denen ſie gegen einander gekehrt und an das fädliche, zweiſpaltige Säulchen (Fruchthalter) angewachſen ſind, heißen Fugenſeiten, die dieſen entgegengeſetzten: Rücken. Jedes Früchtchen hat auf ſeinem Rücken fünf Rieſen und in den Zwiſchenräumen (Thälchen genannt) mit Gummiharz und ätheriſchen Oelen gefüllte Kanälchen, die man Striemen nennt; letztere finden ſich auch auf der Fugenſeite. Nach der Reife trennen ſich die Früchtchen nicht von dem Fruchthalter. (Fig. c ein Döldchen mit Früchten, Fig. d eine Frucht in natürlicher Größe, Fig. e vergrößert, Fig. f ein Früchtchen von der Fugenſeite geſehen.) Jedes Früchtchen beſteht faſt ganz aus Eiweiß, da der Keim ſehr klein iſt. (Fig. g ein Früchtchen in Quer-, Fig. h in ſenkrechtem Durchſchnitt.) Der Keim liegt im obern Theile des Eiweißes und biegt ſein Würzelchen nach oben. — Die röhrige Rebendolde wächſt ausdauernd in Gräben überall in Deutſchland und blüht im Juli und Auguſt. Die Pflanze enthält in allen ihren Theilen einen widerlich ſchmeckenden und betäubend riechenden, ſafrangelben Milchſaft, der in der Wurzel vorzüglich ſcharf iſt. Das Kraut ſelbſt beſitzt einen ſcharfen Geruch und wird von keinem Vieh gefreſſen. Der Genuß der Wurzel verurſacht Schwindel, mit Angſt und Ohnmacht verbunden, Kopfſchmerz, Erbrechen, Schlagfluß, ja ſelbſt den Tod. In ſüdlichern Ländern, in Frankreich und Spanien, kommt eine Vergiftung mit dieſer Pflanze öfter vor, da man ihre Wurzel dort mit den eßbaren Wurzelknollen der biebernellartigen (**Oenanthe pimpinelloides. Linné**) und der haarſtrangblättrigen Rebendolde (**Oenanthe peucedanifolia. Linné**) ſehr leicht verwechſeln kann.

27) **Der Gift-Lattich** (**Lactuca virosa. Linné**) heißt auch Gift-Salat oder Leber-Diſtel. Dieſe einjährige, 3 bis 4 Fuß hohe Pflanze hat eine ſenkrechte, äſtige, viele Wurzelfaſern treibende Wurzel und einen aufrechten, äſtigen, am untern Theile mit pfriemenförmigen Stacheln bewehrten Stengel. Die ſitzenden Blätter ſind geadert, mit feinen Zähnen beſetzt und am Grunde pfeilförmig. Die Hauptnerven ſind ſtachlig, die untern Blätter ausgebuchtet und ſtumpf; die obern aber ganzrandig und länglich-lanzettlich. Die Blumen ſtehen in Rispen. Dasjenige, was man gewöhnlich Blume nennt, iſt eine Zuſammenſetzung vieler einzelnen Blüthen. Auf einem gemeinſchaftlichen Blüthen- oder Fruchtboden, der von einem gemeinſchaftlichen, walzigen, aus dachziegelartig geſtellten, am Rande häutigen Schuppen beſtehenden Kelche umgeben wird, ſitzen lauter einzelne Halbblüthen. (Fig. a eine Halbblüthe in natürlicher Größe, Fig. b vergrößert.) Eine ſolche Halbblüthe enthält einen Fruchtknoten, der einen Griffel mit zweigeſpaltener Narbe trägt. (Fig. d ſtark vergrößert.) Auf dem Fruchtknoten ſtehen Haare, welche die Stelle eines beſonderen Kelches vertreten und ſpäter bei der Frucht die Haarkrone bilden. Ferner ſteht auf dem Fruchtknoten die unten röhrenförmige Blumenkrone, die ſeitwärts einen zungenförmigen, an der Spitze fünfzähnigen Lappen trägt; ihre Farbe iſt gelb. Die fünf Staubgefäße ſtehen auf der Blumenkrone, ihre Staubbeutel ſind mit einander verwachſen und bilden eine Röhre, durch welche der Griffel geht, doch ſind die Staubfäden getrennt. (Fig. c ſtark vergrößert.) Deshalb nennt man die Familie, zu welcher der Gift-Lattich gehört, **Synanthereae**, d. h. Pflanzen mit verwachſenen Staubbeuteln (**Synantherae**). Die Frucht (**Achenium**, Schließfrucht) iſt ſchwarz, ziemlich breit berandet und an der Spitze kahl; ſie endigt in einen weißen Schnabel, der mit einem Haarbuſch gekrönt iſt. (Fig. g zeigt ein Haar ſtark vergrößert, Fig. e eine Frucht in natürlicher Größe, Fig. f vergrößert, Fig. h quer, Fig. i der Länge nach durchſchnitten.) Die Haarkronen der Pflanzen aus der Familie der Korbblüthigen nannten die Griechen ſcherzend **Pappos**, d. h. Altvater, indem ſie dieſelben mit dem Silberhaare



der Greiſe verglichen. Die Frucht enthält einen eiweißloſen Keim, deſſen Würzelchen nach oben liegt. — Der Gift-Lattich wächſt auf Hügeln und Schutthaufen, an Hecken und Zäunen in Deutſchland und blüht im Juli und Auguſt. Die ganze Pflanze zeichnet ſich durch einen widrigen und betäubenden Geruch aus; ſie enthält einen weißen, bittern, ſcharfen, purgirenden Milchſaft in ſo großer Menge, daß er ſchon bei der geringſten Verletzung der Kelchblättchen hervorquillt. Aus den friſchen Blättern, zur Zeit der Blüthe geſammelt, gewinnt man ein opium-ähnliches Extrakt, das in der Heilkunde angewendet wird. Es enthält Wachs, Hartharz, Federharz und eine eigene Säure (Lactuca-Säure), die der Kleeſäure ſehr ähnlich iſt und in kleinen, ſpießigen Nadeln kryſtalliſirt. Die Wirkungen, die der Genuß des Gift-Lattichs nach ſich zieht, ſind faſt dieſelben, wie bei dem ſchwarzen Bilſenkraute (**Hyoscyamus niger Linné**); auch die Gegenmittel ſind dieſelben, wie ſie bei erwähnter Pflanze angegeben ſind. L. Heros.

Die Jahreszeiten.

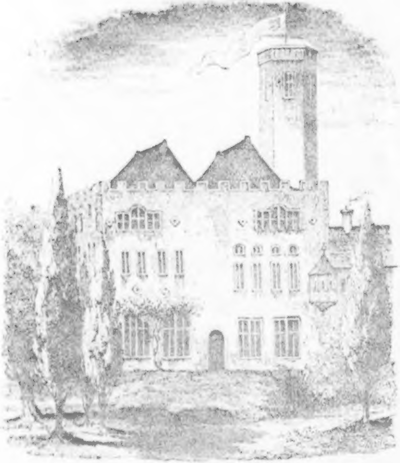


„Wie viel Jahreszeiten giebt es?“ fragte ein Organiſt und Dorf-Schulmeiſter einen der Schul-Jungen. — „Zwei“, entgegnete der Knabe; „den Winter, wenn's Weihnachten iſt, und den Sommer, wenn die bunten Schmetterlinge herumfliegen und wir zu Mittag und Abend Milch und Obſt kriegen.“ — „Ei“, ſagte der Schulmeiſter lächelnd, „es giebt ja vier Jahreszeiten: den Frühling, wo man die herrlichen Kartoffeln ſteckt, den Sommer, wenn ſie blühen, den Herbſt, wenn man ſie vom Felde hereinbringt, und den Winter, wo man ſie in Gottes Namen verzehrt. Du biſt ja unwiſſender, als der alte Bauer dort, von dem ihr ſagt, er ſey wieder kindiſch geworden. Komm 'mal her, Vater Graf!“ rief er, zugleich ihm winkend. Mit der Mütze in der Hand ſtand der Alte bald vor dem Organiſten, und als dieſer ſeine Frage an ihn gerichtet, antwortete er freundlich: „Fünf!“

— „Wie ſo denn fünf?“ fuhr's dem Schulmeiſter unwirſch heraus. — „Nun, es ſind Frühling, Sommer, Herbſt, Spätherbſt und Winter.“ — „Spätherbſt? Was heißt das?“ — „Das heißt: wenn Scheuern und Speiſekammern gefüllt, Baum und Strauch von Früchten und Blättern entblößt ſind; wenn feuchte Nebel die Tage verdüſtern und Regengüſſe die Erde aufweichen; iſt das vorbei, dann erſt geht der Winter an.“ — „Aber was verſteht Ihr denn unter Herbſt ſchlichtweg?“ — „I, das wißt Ihr ja, Herr Organiſt! Im Herbſt pflückt man die rothbackigen Aepfel und die goldgelben Birnen von den Bäumen, die Vogelbeeren leuchten im Finſtern und über Pfaffenhütchen und Berberiſſen liegt's wie ein rothes Tuch, wie eine Decke auf dem Gottes-Altar; da freut ſich das Laub in allen Farben ſeines letzten Lebens und der Nachtfroſt zeigt ihm dagegen ſchon die ſilberweiß ſchimmernde Grabesdecke.“ — „Hm“, bemerkte der Schulmeiſter gerührt, „ſehr gut, Vater Gräf! aber in der Naturlehre leſen wir nichts von der fünften Jahreszeit.“ — „Ja, leſen kann ich freilich nicht“, erwiederte der Alte; „aber ich dächte, es müßt's Jeder ſo wiſſen wie ich.“ — Der Schulmeiſter nickte mit dem Kopf und ſagte zu ſeinen Jungen: „Kinder, wir zählen vier Jahreszeiten, es ſchadet indeß gar nichts, wenn ihr dem Vater Gräf folgt und auf die fünfte ſo aufmerkt wie er.“ F. Wege.

Das Jabach'ſche Haus in Köln.

Zu Köln am Rhein, in der Sternen-Gaſſe, liegt das hier von der Gartenſeite abgebildete Haus, welches durch einen Herrn von Jabach, einen Bürger Kölns, der früher in Antwerpen gewohnt und von dort durch bürgerliche Unruhen vertrieben worden, um das Jahr 1580 erbaut ſeyn mag. Das Haus, welches in dieſer Anſicht die Präge ſeiner Zeit noch getreulich wiedergiebt, war nacheinander von vier Herren v. Jabach bewohnt, welche ſich mit dem Namen der Sippſchaft zugleich den Taufnamen Eberhard vererbten. Die Herren v. Jabach, welche zu verſchiedenen Zeiten die höchſten Aemter des kleinen Freiſtaates verwalteten, waren ſowohl wegen ihrer noch jetzt geprieſenen Ehrenhaftigkeit, womit ſie ihren großen Reichthum verwendeten, als auch durch die lebhafte Theilnahme berühmt, welche ſie der heimiſchen Kunſt in ſteter Pflege bewährten. Sie ſollen zuerſt den, noch zur Zeit ſtehenden Kreuzgang eines Kloſters zu einer Kunſt-Ausſtellung für die Bilder der Kölner Maler eingerichtet haben, wie ſie ihr Haus mit Kunſt-Gegenſtänden aller Art ſchmückten. Die kleine Haus-Kapelle enthielt noch vor Jahren werthvolle Glas-Gemälde, welche jetzt längſt in die Ferne gewandert ſind, enthielt das Dürer'ſche Altarbild: „Der geplagte Hiob“, das ſich nun in München befindet. Die Fenſter der Wohnzimmer hatten ſchönverzierte Scheiben in Laubwerk, die



ebenfalls ſpäter auswanderten; ſogar die Thurmfenſter enthielten Glas-Malereien, von denen noch einige Wappenſcheiben vorhanden ſind, auf einer ſteht die Jahrzahl 1596, auf der andern 1620. In dem großen Saale gegen den Garten zu, unter dem hübſchen Erker befand ſich das große Familienbild, das um 1662 von dem franzöſiſchen Maler Lebrün gemalt wurde, welches nach mannigfachen Schickſalen jetzt eine Zierde der Berliner Gallerie geworden iſt. Die große Zahl anderer Gemälde und Kunſtſchätze ſind theils verzettelt, theils in die Walraf'ſche (jetzt Stadtkölniſche), theils in die Boiſſerée'ſche (jetzt Münchener) Sammlung übergegangen. Dem früher genannten Saale gegenüber, hinter den mit Weinlaub umrankten Fenſtern, liegt die Feſt-Halle des Hauſes: ein prächtiger mit Säulen gezierter, mit einem ſchönen Sterngewölbe überdeckter Saal, in welchem jetzt die Sitzungen der ſtädtiſchen Friedensgerichte abgehalten werden. Der Thurm hat eine ſteinerne Wendeltreppe, die aus dem Keller in alle Geſchoſſe des Hauſes bis zum Lichtgaden (Lichtgeſchoſſe) des Thurmes ſelber führt; von dort kommt man auf einer hölzernen Treppe zur Dachfläche, welche, wie der Lichtgaden, eine reizende Ausſicht auf die ringsum liegende Stadt und deren Nachbarſchaft gewährt.

Unter den vielen Fremden, welche an dem gaſtlichen Herde zu den Glanzzeiten der Jabach Aufnahme fanden, ſind vorzüglich zwei für Köln von Bedeutung geblieben. **Rubens**, der Vater, ein Flüchtling aus Antwerpen, ſuchte um 1568 Schutz in Köln, und bewohnte 1577 mit ſeiner Gattin einen Nebenbau dieſes Hauſes, in welchem damals Peter Paul Rubens, der ſpäter ſo berühmte, ſo geprieſene Maler, das Licht der Welt erblickte. Die flamländiſche Familie zog um 1588 von Köln wieder in ihre Heimath zurück, aber bald ſuchte eine andere Verbannte Aufnahme in Köln, und fand ſie in dem gaſtlichen Hauſe der edeln Jabach. **Maria von Medici**, die flüchtende Königin von Frankreich, verlebte hier ihre letzten Monde vom Herbſte 1641 bis zu ihrem Sterbetage, dem 3. Brachmonat 1642.

W.

Fern iſt weh und heim iſt wohl!

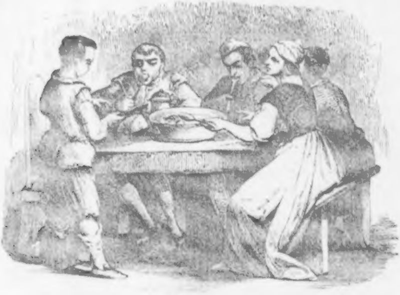
Zu einem Gaſthauſe zu Gemünden am Main ſaß ich müd und hungrig; ich war auf einer Reiſe zu Fuß, bei der man am beſten die Grillen verjagt und dann die Freuden an der Natur mit neuer Kraft nach Haus trägt. Mir ſchmeckte eben mein Weißbrod bei einem Schoppen Weins vortrefflich, da trat ein Mann und ein Knäblein in die Gaſtſtube und Beide ſetzten ſich nach höflichem Gruß in meine Nähe, da zu Schwarzbrod ein Glas Aepfelmoſt zu trinken. Der Mann war ſtattlich an Geſtalt, ſein Anzug nur ſchlicht, jedoch ſauber. Beſonders aber gefiel mir ſein kleiner rothbackiger Bube, der ab und zu, etwas verſchämt lächelnd, auf mich und mein Weißbrod herſchaute; wer nur ein wenig in den Mienen leſen konnte, dem ſtand da deutlich: möcht lieber mit dem Herrn dort Weißbrod eſſen, als mit Vater'n das Schwarzbrod! Ich winkte dem Kleinen, mit dem Kopf nickend, und wir Beide wurden beim gemeinſamen Frühſtück ſo gute Freunde, wie man's nur durch kindliches Gemüth wird. Der Vater ſchmunzelte dazu ſehr behaglich und ich kam auch mit ihm in's Geſpräch, wobei er ſich ſo geſund verſtändig zeigte, daß ich ihn endlich fragte: wer er ſey?

„Der Hanſel von Dietfurt bin ich, die Welt hier herum kennt mich genau!“ ſo begann er. „Und wer mich nicht zum erſtenmal ſieht, der weiß auch, daß ich viel herum geweſen bin, nicht etwa nur in Weißenburg und Ansbach, ſondern auch in Holland und

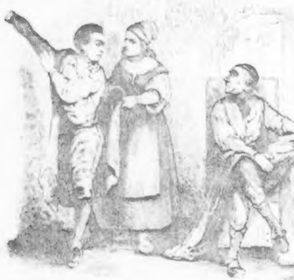
England, ah, ſogar noch weiter: in Jamaika, das eine Inſel iſt, weil das Meer dort's Land umfließt, auf dem's Zuckerrohr und der Kaffee wächſt."

Ein Wink von mir zu dem Wirth hin wurde von dieſem leicht verſtanden: er brachte dem Hanſel auch einen Schoppen Wein und Weißbrod, dazwiſchen aber rief ich aus: „Schau 'mal Einer, wie ſeyd Ihr denn zu Waſſer und Lande ſo weit gekommen?"

„Ja, 's iſt ſeltſam genug zugegangen!" ſagte der Hanſel. „Mein Vater ſeliger hatte ein hübſches Gut und ich ſelbſt konnte ſchon lange mächtiger ſeyn als Bauer, aber mein Sinn mochte durchaus nicht gut thun bei Pflug und Dreſchflegel. Ich wollte ein Herr und Bürger ſeyn wie mein Taufpath, der Schneidermeiſter drinnen in der Stadt, an dem mir zumeiſt die vergoldete Uhrkette und das blanke Knopfwerk am Rock gefiel. Hatte nun vollends mein Vetter, der Handlungsdiener aus Treuchtlingen, ein paar Tage Beſuchs bei uns ſich's wohlſchmecken laſſen, da ſtand mir, gegen die knappen Flunker-Kleider des Vetters, mein ſchlichter Dorf-Kittel auf lange Zeit an keinem Gliede mehr recht; ich wollt' mit aller Gewalt in's Stadt-Stück hinein, und meine Großmutter redete dem Hanſel in den Wind, wenn ſie ſagte: „Was hat man viel von der Stadt, wenn man da wenig hat?" — oder auch: „Prunk im Maul und Knurren im Magen, kann ein Bauernkind nicht vertragen!" — und dergleichen Verslein mehr, die meiner Großmutter geläufig waren, ohne daß man wußte, woher ſie ihr kamen. Ich aber hatte nun einmal den Schneidermeiſter im dicken Hirnkaſten, der Herr Pathe redete mir auch zu mit der Ausſicht auf einen glanzknöpfigen Rock und der künftigen Titulatur: „Herr Meiſter!" — und obwohl Großmutter die Morgen- und Abend-Suppe mir noch mit Sprüchlein würzte, zum Beiſpiel: „Ein Bauersmann, folgt er rechtem Rufe, bleibt frei und rüſtig auf ſeiner Hufe!" und: „Beſſer in Sturm und Schneegeſtock, als ſolch ein kreuzbeinig Stuben-Gehock!" — es half nichts. Mein Vater gab nach, ich wurde bei'm Pathen in Stadt Weißenburg abgeliefert, in die Lehre eingeſchrieben, und muß ſagen, die Sachen ließen ſich gleich ſchlecht genug an! Geh' ich da am erſten Abend, den ich bei dem Herrn Pathen zubrachte, an der Küche vorbei und höre die Meiſterin zu ihrem Manne ſagen. „Was haſt Du gemacht, der Bub hat ja Pausbacken wie ein Nußknacker, der iſt nicht ſatt zu kriegen!" — und ich dacht' mir's gleich, daß die Rede von mir war, denn es hatte freilich Keiner im Haus ſolch ein wohlgenährt Geſicht als ich; den Andern ihres war lang und ſchmal, als zög' ſich's nach der Schneider-Elle, oder hätt' ſich nach der Suppe der Meiſterin gericht't, die ſehr dünn und mager war. Bei meiner Mutter daheim ſtand der Löffel in der Suppe, ſo dick wurd' ſie gemacht mit dem Eingebrock, was aber in der Schüſſel der Meiſterin ſchwimmen lernte, das konnt' ein einziger Löffel verdecken, wenn man's hätt' zuſammen gefiſcht. „Hier geht's vornehmer zu, Hanſel!“ ſagte die Meiſterin: „wer möchte wohl ſo dicke Suppe, wie Ihr auf dem Dorf eßt!“ — Ich möcht' ſchon! dacht' ich in meinem Sinn, denn mein Magen wollt' ſich nicht bequemen, vornehm zu werden. Ausgenommen, daß mich immer hungerte, ging's mir nicht ſo gar ſchlimm, und wär' die Nähnadel dick geweſen wie 'ne Fuhrmanns-Peitſche, konnt's zum Aushalten ſeyn, wenn ich mich auch aus Ungeſchick nicht in die Schicklichkeiten der Meiſterin zu finden wußte. Da ſollt' ich, zum Beiſpiel, den Löffelſtiel auf franzöſiſche Manier mit drei Fingern halten, auch den Knochen mit dem Fleiſch nicht der Hand und den Zähnen überlaſſen, ſondern Alles hübſch mit Meſſer und Gabel loslöſen und abſchurfen. Bevor ich aber nur die Finger recht in's Franzöſiſche ſetzen konnte, hatten Meiſter und Geſellen ſchon alles Eingebrock aus der Suppe, alles Fleiſch von der Schüſſel und ich konnt' meine franzöſiſche Manier in Nichts mehr anbringen. Mit dem ſtädtiſchen Rock, den mir der Herr Path beſorgte, ging's mir auch nirgends recht zu Paſſe; er war mir zu kurz und an der Weite ließ er's fehlen. Zerrte ich den einen Aermel vor, riß ich den andern zurück; was ich nach oben zog, fehlte unten, und wenn ich mich einmal raſch bückte, nahm's der Rock übel auf und zerplatzte die Nähte, ſo daß ich an meinem Rock immerfort zu flicken und anzuſticken hatte.



Das mocht' etwa ein halb Jahr ſo geweſen ſeyn, da lehnt' ich einsmals an einem Sonntag Abends traurig neben der Hofthür bei'm Wirth zur Kronen, der mir für dieſe oder jene kleine



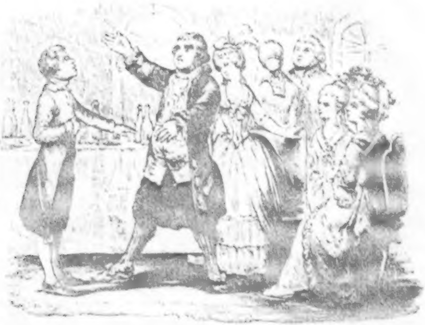
Dienſtleiſtung zwiſchenhinein ein Ueberbleibſel zukommen ließ; jetzt machte ſich ein fremder Herr, der einen ſchwarzen Frack trug und aufgewichſt war vom Haar bis zum Schuh, an mich heran mit der Frag': ob ich ihm helfen wolle bei einem Geſpaß? — er werd' es mir dagegen an Speiſ' und Trank nicht mangeln laſſen. Hei, ich hört' von Speiſ' und Trank, da war des Beſinnens nicht noth; ich folgte dem Herrn, und der verſtand ſeine Sach': denn ich bekam vor allen Dingen gut und vollauf zu eſſen, auch einen tüchtigen Trunk Bier; ich war gleich wie zu Hauſe und ließ nichts übrig. Nachdem's nun zu reinem Tiſch gediehen, ſagte der aufgewichste Mann: ich ſollt' jetzt eine Weil' ſein Jackel *) werden, und als ich ihm antwortete: ich könnt' nicht Jackel ſeyn, da ich der Hanſel wär', ſagt' er lachend: „Der Hanſel thut's auch, Du machſt alſo den Hanſel!"

Bei'm Wirth zur Kronen wurde eben ein Hochzeitsſchmaus ausgericht't und der Aufgewichste war ein ſolcher Herumreiſender, der was herſagt mit einer närriſchen Stimme, manchmal mit verſchiedenen närriſchen Stimmen; es iſt nicht gelacht und iſt nicht geheult, vernünftig und natürlich geredt iſt's aber gar nicht; man heißt das: gedeklamirt und es ſoll Deklamirer geben, die ſich auf ihre Ziererei zum Verwundern viel einbilden. Mir recht! Mein Deklamirer hatte ſich den Hochzeitsgäſten empfohlen und ſie woll-

---

*) Jackel, Verunſtaltung von Jakob und zugleich mit der Nebenbedeutung des Dummlings.

ten, eh's zum Tanze kam, etwas vorgedeklamirt haben. Mir gab er auf, ich ſollt' nur immer, wenn er fragte: „Wie nun, Hanſel?" einmal „Ja!" und einmal „Na!" antworten, und dabei zeigte er mir, wie ich ſtehen und was ich mit der einen und mit der andern Hand thun ſollt'. — Zuerſt, nachdem die Sache oben im Eß-Saale vor ſich ging, ſagte er was her, wobei kein Menſch lachte, und ich habe ſchon manchen Herrn auf der Kanzel grad eben ſo reden gehört, auch die Arme juſt ſo unaufhörlich brauchen geſehen, wie's der Deklamirer that. Er hatte mir offenbart, das erſte Stück ſollte zum Weinen ſeyn, die Hochzeitsgäſte waren aber dazu nicht eingericht't, ſie kicherten öfter verſtohlen und nicht verſtohlen vor ſich hin. Als er ſich aber ganz anders gekleidet und in bebummeltes Zeug geworfen hatte, dann das: „Wie nun, Hanſel?" kam, ich mich vor ihn ſo hinſtellte, wie er's gewollt und nun einmal „Ja!" einmal „Na!" ſagen mußte, lachten alle Gäſte ſehr;



mir aber war die Sache nicht ſonderlich ſpaßhaft, denn ich glaub' bis auf dieſen Tag, ſie lachten über meine Dummheit. Wir waren denn bald fertig, und der Deklamirer hatte ein gut Stück Geld eingenommen; das mocht' ihn wohl veranlaſſen, zu fragen: „Hanſel, haſt wohl Appetit, noch was zu eſſen?" — Ich ſagte: Appetit hab' ich immer! — und er ließ mir abermals vollauf geben und's blieb nichts übrig. — Da ſagte der Herr weiter: „Nicht wahr, Hanſel, bei mir iſt's fette Zeit! Willſt mit mir ziehen und die fremden Länder anſchauen? Ich laß Dir einen ſchönen grünen Rock machen und zu eſſen giebt's übergenug!" — Das übergenug beliebte mir ſchon, ich meint' indeß, zuvor müßt' es mein Herr Path und mein Vater überlegen. — Der Deklamirer aber ſprach: „Deinem Pathen laß ich's morgen durch den Aufwärter melden, denn heut iſt ſchon Alles zu Bett, und Dein Pathe thut's dann dem Vater zu wiſſen, ſo hat's ſeine Ordnung. Die freuen ſich, daß Du ſo ein Glück machſt, freuen ſich noch mehr, wenn Du als großer Herr zurückkehrſt!" — Ich dacht', er hätte recht und ſagt' ihm zu; aber ſpäter hab' ich's einſehen gelernt, wie dumm und ſchlecht es war, hinter dem Rücken der Meinigen mit dem fremden Menſchen auf und davon zu gehen, und iſt mir's übel bekommen, hätt' ich's nicht beſſer zu begehren.

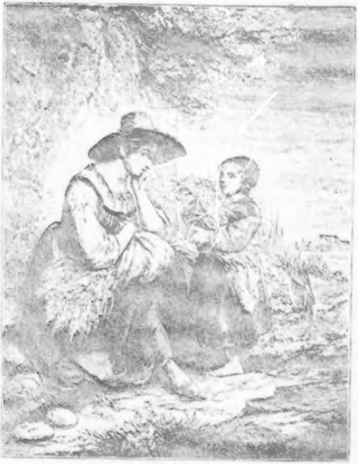
Am andern Morgen fuhren wir denn in einer Kutſche fort. In einer Kutſche! — Das geſchah mir zum erſtenmal und darüber vergaß ich alles Andere; an Zehrung fehlte es nicht, denn es machte ſich je zuweilen mit der Deklamirerei; das Wetter war ſchön: grad' aber, als es mit dem ſchönen Wetter aus war, war's auch aus mit der Baarſchaft meines Herrn. Abends zuvor, im Wirthshaus, gab's bereits ſchmale Biſſen und er ſagte: er ſey noch von geſtern ſatt. Anderen Tages ſchnürte er unſer Bündel, worin etliche Bücher und eine ſchlechte Geige das Beſte waren, dann ſchaute er zum Fenſter hinaus und ſagte: „Ein herrlicher, fruchtbarer Regen! — wollen kein Fuhrwerk beſtellen, Fußwandern iſt geſünder!" — und nun zogen wir, nachdem das Bündel mir aufgeſackt war, ohne Frühſtück ab auf glitſchigem und ſchmutzigem Wege, wobei ich denn öfter wieder an meine Großmutter dachte und hinter dem Deklamirer eines ihrer Sprüchlein brummte: „Geſtern ging's pratſchig, heute geht's latſchig; geſtern voll Flunkern, heute voll Klunkern!" — denn es traf hier ganz und genau ein. Hatte er Geld, ließ er mehr d'rauf gehen als nöthig, aber das Großthun währte niemals lange. In Altenburg hatte er mit ſeinem Deklamiren und Geigen, wozu er allerlei Schelmenliedchen ſang, viel Geld verdient und über „Ja!" und „Na!" und was ich noch eingelernt lachten die Leute allſammt. Da ſagte er: „Hanſel, Dein geflickter Rock macht uns Schande!" — und kaufte mir bei einem Trödler einen gar ſtattlichen grünen Rock. Als wir aber etliche Tage verlebt hatten und wieder Alles drauf gegangen war, hieß es: „Hanſel, Dein grüner Rock ſteht Dir doch zu ſchlecht, er iſt zu altmodiſch. In Leipzig auf der Meſſe kauf' ich Dir einen ſchmuckern, den da wollen wir hier verhandeln!" — So mußt' ich denn meinen geflickten Rock wieder anziehen; den grünen zeigte mein Herr in Borna einer Häuslers-Frau, die kaum die Hälfte bot von dem, was er in Altenburg gekoſtet hatte, mein Herr aber ſagte kurzweg: „Handel und Wandel muß beſtehen, da nehmt ihn hin!" — So bekam ich denn verſchiedene Röcke; in Leipzig einen hechtgrauen mit gelben Aufſchlägen, in Deſſau einen blauen, in Braunſchweig einen zimmtbraunen, in Hannover einen rothen; am meiſten trug ich aber doch dazwiſchen meinen geflickten, denn der neugekaufte wurde immer wieder verkauft, und ich mußt's mir gefallen laſſen, dieweil's mit meines Herrn eigenen Sachen juſt eben ſo geſchah. Das wäre ſchon zu ertragen geweſen, aber mit der Nahrung ging's eben ſo wandelbar: gab's eine kurze Weile das Beſte in Fülle, gab's bald danach ganz andere und mehr Faſt-Tage, als im Kalender ſtehen, und wenn ich darüber wimmerte, hieß es: „Hanſel, wer wird ſo ſinnlich ſeyn! haſt ja vorgeſtern und den Sonntag vorher vollauf gehabt!“

So geriethen wir zuletzt nach Amſterdam, dort wurde mein Herr, weil er wirklich ſauber geigen konnte, bei'm Komödianten-Weſen angeſtellt. Da ſagt' er zu mir: „Hanſel, mit uns iſt's nun nichts mehr, verſuch's auf eigne Hand! Kannſt's mir nachthun, was ich bisher gethan und mußt ſehen, daß Du mit Deinem Dietfurter Deutſch Dein Glück machſt, denn das iſt hier gewiß was Selt'nes!“ Er ſchenkte mir nun drei Gulden und einen Hut, der kürzlich erſt in Weſel gekauft war; mit dem rothen Rock aus Hannover war bis dahin kein Handel gemacht worden, an Unterkleidern und Wäſche ſah's aber ſchlecht aus und die Stiefeln konnten ſich obenher allenfalls ſehen laſſen, unten aber ſchlotterten die Sohlen.

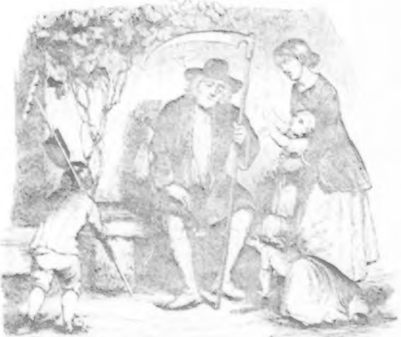
Mit meinen drei Gulden ging ich nun in's Wirthshaus, da verſtand aber Niemand Deutſch, und wie oft ich ſagte: „Rindfleiſch“, ſie konnten's nicht ſpitz kriegen, was ich meinte, und brachten mir entweder Fiſche, Eier oder Käſe. Da ſaß nun an dem einen Tiſch ein Herr, der ſah gar blaß und hager aus, war aber ſchön gekleidet und zwei goldene Uhrketten verblendeten mich vollends. Der ſprach mich ganz unerwartet Deutſch an, und auf ſein Fragen erzählte ich ihm, wie's geweſen und wie's war. Er ſagte d'rauf: „Mit Deinen drei Gulden wird's bald am Ende ſeyn und dann kommſt Du um in der Fremde. Weil Du aber mein Landsmann biſt, denn ich bin auch aus Bayern, will ich Dir zu einem Verdienſt verhelfen, wobei Du Dich reich ſparen kannſt. Du ſollſt Arbeit haben in einer Zucker-Stube, da giebt's des Tages zwei Gulden Lohn!“ — Das nahm ich mit Freuden an, denn der Arbeit war ich eigentlich von Kindheit an gewohnt und des Herumziehens mit dem Deklamirer längſt überdrüſſig, hatt' auch nur Weniges von ſeinen Schrei-Künſten inne. In den Zucker-Stuben war's aber doch nicht zum Aushalten und ſo jämmerlich heiß und dunſtig, daß mir Hören und Sehen verging, ich demnach wohl begriff, wodurch die Arbeiter da ſo blaß und mager wurden: denn nach wenigen Monaten ſah ich ſo aus, daß ich mich ſelber nicht mehr kannte. Nun hatte ich mir zwar was angeſchafft, dazu einiges Geld erſpart, aber plötzlich erkrankt' ich dermaßen, daß ich an's Ende dachte. Mit tiefem Herzleid erinnerte ich mich der guten

Lehren und Sprüche von daheim; Schul' und Vaterhaus gingen mir durch den Kopf und ich weinte bitterlich, daß ich ſo weit vom rechten Wege abgekommen war. Da trat ein recht frommer Pfarrer, der Deutſch verſtand, zu mir an's Krankenlager; er ſagte mir, an all meiner Noth, die ich bisher erlitten, ſey der Hochmuth ſchuld, weil ich immer hätte was Vornehm's werden wollen, und bat mich, ich möge doch recht aus tiefſter Erkenntniß und rechter Geſinnung umkehren zum Wege des Heils, zu Gott, dem ich auch davon gelaufen ſey, und zu meinen Eltern. Ich glaubte in meiner Zerknirſchung und Todesangſt ihm jedes Wort, als ich jedoch geſund geworden, ſtand's mit der Beſſerung von Neuem ſchlecht, und wie mir Einer zuredete, ich ſolle nicht nochmals auf eine Zucker-Stube gehen, ſondern lieber als Matroſe mit zu Schiffe, das ſey eine viel geſündere Lebensart, und ich könne dereinſt noch Capitain werden und ein gar reicher Herr, da packten mich der Hochmuths- und Habſuchts-Teufel abermals: ich ging als Matroſe zu Schiffe, erſtlich nach England und von dort nach Jamaika.

O lieber Herr, was gab's nun der Noth und Angſt noch mehr! Den Scharbock hab' ich ſechs Wochen lang gehabt, zweimal Seeſturm erlebt, wo auf dem Schiff Keiner davon zu kommen hoffte. Wer's mit durchgemacht hat, wie entſetzlich es iſt, wenn alle menſchliche Hülfe am End' ſteht, das Meergrab ſich ringsum, bei gräßlichem, wie vom Grimm aufgepeitſchten Geheul, tiefklaffend aufthut, der muß bekennen, daß nichts anderes Fürchterliches ſich damit vergleichen läßt. Feuersnoth, ausgetretene Flüſſe auf dem Feſtlande, ſelbſt Erdbeben, das mir auch nicht fremd blieb, ſind ohnmächtig dagegen! Nun befiel mich in Jamaika noch das gelbe Fieber; als ich vom Schmerzenslager wieder aufſtand, ſagte ein deutſcher Kamerad: „Sieh doch, Hanſel, wie's hier herrlich iſt, da wachſen Kaffee-Bäume und Citronen!" Ei, dacht' ich, wär' doch lieber in Dietfurt und der dortige Holzbirn-Baum ſollt' mir willkommner ſeyn! — Wie oft ſprach ich zu mir: Hätt'ſt du nur dem frommen Pfarrherrn in Holland gefolgt und wär'ſt umgekehrt zu den Deinigen! Mußt umkehren, mußt durchaus umkehren zum Guthun und zur Heimath! — Als mir's ſo zu Herzen ſtieg, mußt' ich viel weinen, denn ich war nun wohl etwas mürbe geworden durch das viele Elend, auch das Herr- und Reichwerden mir gänzlich vergangen. Ich hatt's begriffen: Genügſamkeit bei frohem Sinn iſt's höchſte Gut auf Erden; ſo faßt' ich den Entſchluß, fortan nur zu begehren, was mir durch rüſtigen Fleiß auf einem Stück Acker beſchieden, und ſolchen Vorhabens kam ich zurück nach Dietfurt, zu welcher Reiſe meine wenigen erſparten Gulden kaum zulangten. Großmutter und Vater waren mir abgeſtorben, ich konnt' leider ihre Vergebung nicht mehr erbitten! Ich war für todt gehalten und nach mehreren Zeitungs-Aufforderungen als verſchollen erklärt worden — lagen doch viele Jahre zwiſchen dem Davongehen und der Rückkehr des verlorenen Sohnes — und meine Mutter wohnte bei dem Schwager und der Schweſter auf dem Gütlein. Sie freuten ſich über die Maßen, daß ich noch am Leben und wieder heim war, und ich griff tüchtig in der Wirthſchaft zu, um ihrer recht kundig zu werden, aber anzufangen war nicht viel für mich in Dietfurt. Da geſchah es, daß eine Baſe ſtarb und mir ein Häuslein und ein Stück Feldes vermachte im Haidedorf nah bei Gemünden; ich wanderte hieher, um mein kleines Glück anzuſchauen — und gewiß, Herr, es iſt ein großes daraus geworden für mich, der ich weiß, daß die ungezähmten Wünſche nur zu Irrfahrten verleiten. Als ich nämlich um die Ecke eines bewaldeten Hügels bog, da ſah ich am Geſtein ein Mägdlein ſitzen, das Aehren geleſen hatte auf den ihr dazu erlaubten Feldern. Daneben ſtand ein armes Kind, das auch Aehren trug, ſich aber nicht getraute, ſie zu behalten. „Ei“, ſagte Jene, „Ihr ſeyd



ja noch ärmer als wir; freilich kannſt Du ſie nach Haus tragen!“ Das gefiel mir ſchon und als ich heran kam zu fragen: wo ich wohl mein kleines Erbe zu ſuchen hätte, geleitete ſie mich gar freundlich dorthin. Später erfuhr ich: ſie ſey die Tochter des verſtorbenen Schulmeiſters, lebe bei der Mutter, die als Wittwengeld des Jahres nur acht Gulden bekomme, und gelte Allen für die fleißigſte und ſorgſamſte Dirne, der auf Tritt und Schritt Jeder gern was zum Vorſchub thue, weil ſie immer nur an ihrer Kindespflicht halte; ſie habe auch Bewerber, wolle aber bis jetzt keinem ſich zuſagen. Nun ſeht, ich hab' mir das herzige Mädel, die Hedwig, gewonnen und ſie iſt ſeit neun Jahren meine Hausfrau, unter deren Händen Alles ſo gut gedeiht, daß unſer Gütlein bereits ein Gut heißen könnte. Ich gedenk' allzeit mit Freuden des Augenblicks, wo ich ihrer da mit dem Aehren-Bündelchen am Eingang zu neuer Heimath und froher Zukunft zuerſt anſichtig ward und meine, mir hat der Himmel ein gut Geleit gegeben! — Nun aber, lieber Herr, dank' ich Euch, möcht' auch bitten, daß Ihr uns da draußen einmal beſuchen und's mir entſchuldigen wolltet, wenn ich ein Bischen gar zu gern von meiner ſonſt'gen Zeit rede und noch viel gerner von meiner jetzigen, die Ihr Euch, wie geſagt, einmal anſchauen mögt draußen im Haidedorf. Wenn ich hier ein Ackergeräth gekauft habe, geht's gleich wieder zur Hedwig und den



Kindern — ich hab' ihrer drei — und werd's nicht vergeſſen, ihnen was mitzubringen!“

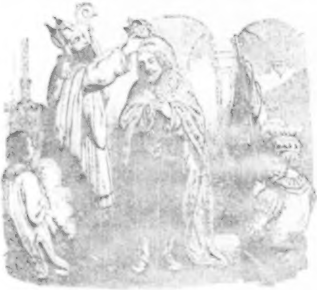
Wir ſchüttelten uns die Hand, das Büblein ſprang voran und der Hanſel machte, daß er nachkam. Ich hielt mich eine Stunde oder etwas drüber noch in Gemünden auf und da mein Weg ſich nah am Haidedorf vorüberzog, ſchritt ich hinein und fand den Hanſel, wie er, kurz zuvor heimgekommen, von den Seinen freudig begrüßt wurde. Nur von weitem ſah ich's mit an, lauſchend und unbelauſcht; ſah, daß er ſein Glück preiſen durfte, und meine: es könnte gar Mancher, dem die Heimath nicht genug giebt und thut, der in der Fremde aber doch gern hätte, was er im Vaterlande verachtete und ſchnöde verließ, aus dem Hanſel ſeiner Geſchichte gar Manches ſich herausnehmen und dann die Lehre ſich einprägen:

Was fern Erdſtrich bieten kann,
Dichtet ihr den Fernen an;
Doch der beſte Reim auf Reim
Iſt und bleibet ſtets: daheim!

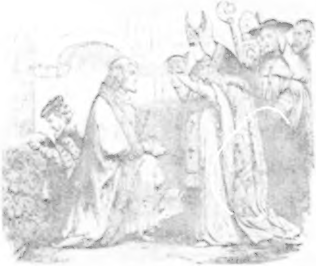
König Ludwig der Bayer.

(Geſtorben: 1347.)

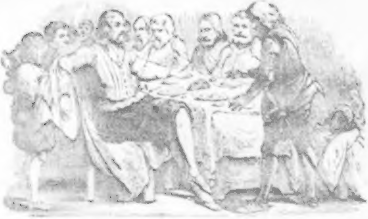
Der ritterliche Kaiſer Heinrich der Siebente, der Luxemburger, war am Gift des Dominikaners Bernhard von Monte Pulciano am 24. Auguſt 1313 geſtorben, als er eben im Begriff, mit ſtarker Hand das widerſpenſtige Rom ſeinem Scepter von Neuem zu unterwerfen. Noch wirkten in Deutſchland die Folgen des Fauſtrechts und Zwiſchenreiches nach. Die Kaiſer Rudolph von Habsburg und ſein Sohn Albrecht von Oeſterreich thaten dagegen zwar kräftig, was ſie vermochten, allein der päpſtliche Einfluß zerſpaltete fortwährend das deutſche Reich. Die Päpſte reſidirten zu Avignon und gehorchten faſt gänzlich franzöſiſchen Einflüſterungen, franzöſiſchem Gelde. Heinrich der Siebente hatte die begonnene Reihe der Habsburg-Oeſterreichiſchen Kaiſer ſchon in ihrem Anfang unterbrochen, und nach ſeinem Tode ſammelten ſich daher die Anhänger der Letzteren, um dem älteſten Fürſten dieſes Hauſes, Herzog Friedrich dem Schönen, einem jungen Mann von Geiſtes-Adel und ritterlichen Sitten, den Thron zu gewinnen. Ihnen entgegen ſtand die Luxemburgiſche Partei, welche, da Heinrich's Sohn, Johann von Böhmen, ihr nicht mannbar genug erſchien, ſich an den Bayern-Herzog Ludwig den Wittelsbacher wandte, einen Enkel Rudolph's von Habsburg in weiblicher Linie. Dieſer beſann ſich nicht lange, gegen den Vetter und Gefährten ſeiner Kindheitsſpiele in die Schranken zu treten. Beide Parteien zogen mit ihren Thron-Kandidaten nach Frankfurt am Main, wo die Wahl nach altem Brauch ſich zu entſcheiden hatte. Hier wurde mit drei Kurſtimmen, Mainz, Trier und Brandenburg, Ludwig, mit zweien, Pfalz und Köln, Friedrich zum deutſchen König erwählt, und Ludwig begab ſich ſofort nach der Krönungsſtadt Aachen, die ihn mit offenen Armen empfing. Der Erzbiſchof von Köln krönte (1314)



Friedrich den Schönen in Bonn, der Erzbiſchof von Mainz den Bayern-Herzog in Aachen; der Bürgerkrieg entbrannte und währte



acht volle Jahre, bis beide Fürſten im Herbſt 1322 bei Mühldorf im Salzburgiſchen zu offener Feldſchlacht auf einander trafen. Dem kernfeſten Kriegs-Hauptmann Schweppermann, der das Treffen von bayriſcher Seite leitete, während Ludwig in einfachem Waffenrock unter der Menge kämpfte, verdankte Dieſer den für ihn ſiegreichen Ausgang, und Ludwig ſagte darum nach der Schlacht, als ſie ſich zu einem kärglich zugemeſſenen Mahle niederſetzten, das bekannte Wort: „Jeder ein Ei, aber Schweppermann zwei!“

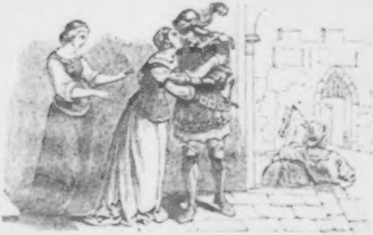


Friedrich der Schöne, dem das Roß unter dem Leibe getödtet worden war, fiel als Gefangener in die Hände des Siegers und wurde auf Schloß Trausnitz in der Oberpfalz mit gebührenden Ehren in Haft gebracht. Ludwig ergriff ſofort die Zügel der Regierung mit feſter Hand, ſchrieb einen allgemeinen Landfrieden aus und ließ die päpſtlichen Parteigänger, welche in Ober-Italien eingefallen waren, aus dem Lombardiſchen verjagen. Darüber ergrimmte Papſt Johann der Zweiundzwanzigſte, der, ſelbſt Franzoſe, jede Befeſtigung und Mehrung kaiſerlicher Macht verabſcheute und zugleich die deutſche Krone für den franzöſiſchen König Karl den Vierten wünſchte. Er ließ dem König Ludwig kund und zu wiſſen thun, dieſer habe nach dem Ausſpruch des Papſtes, dem bei erledigtem Throne die Reichs-Verweſerſchaft zuſtehe, die Krone niederzulegen, denn er ſey im Zwieſpalt gewählt und vom Papſte nicht beſtätigt worden. Auf Anſuchen des Königs um ſechs Monate Bedenkzeit wurde ihm aus apoſtoliſcher Milde und Gnade eine Friſt von zwei Monaten bewilligt; doch nach Ablauf derſelben ſprach Papſt Johann über den „Ketzer“ Ludwig den Bann und belegte ganz Deutſchland mit Fluch und Interdikt, ſo lange es dem Gebannten gehorſame (1324). Gleichzeitig mit dieſen päpſtlichen Blitzen ſuchte Frankreich immer mehr Grund und Boden in

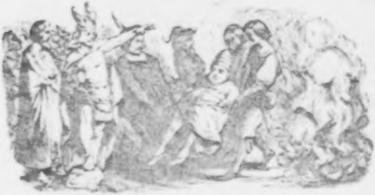
saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06986/010

den Gemüthern deutſcher Fürſten zu gewinnen, allein noch war die Zeit nicht da, wo es mit ſolchen Schlichen weit gelangen konnte. König Ludwig, durch die Bannbulle auf das Höchſte verletzt, erließ vom Regensburger Reichstag aus eine geharniſchte, derbe, offene und kühne Erwiderung und fand damit den lebhafteſten Anklang bei den Fürſten, den Rittern und Bürgern faſt aller deutſchen Gauen, welche ſich ſelbſt thätig erhoben gegen Druck und Anmaßung derjenigen Prieſter, die dem päpſtlichen Einfluß ſich hingaben, während andere Geiſtliche und hohe Prälaten, vor Allen der Erzbiſchof Balduin von Trier, ebenfalls zur deutſchen Sache ſtanden. Die Männer der Wiſſenſchaft griffen zu dem Schwert des Geiſtes, und harte Schläge fielen auf dieſem Gebiete gegen den „heiligen“ Stuhl. Die Rechte der Fürſten, der Völker fanden ſcharfe Vertheidiger an Dante Alighieri, Johann von Gent, Lupold von Bebenberg und Anderen. König Ludwig ſtand mitten in einer günſtigen Erregung der Gemüther; hätte er ſie zu benützen verſtanden, ſo konnte das Größeſte zum Heil Deutſchlands geſchehen. Es konnte dem auswärtigen Einfluß gänzlich entrückt werden und neu erſtehen in verjüngter Macht und Freiheit. Allein Ludwig miſchte den Fanatismus, den Mönchstrotz mit den reinen Beſtrebungen deutſchen Geiſtes und deutſcher Vaterlands-Begeiſterung. Die in kleinlichem Parteizank mit den Dominikanern zerfallenen Franziskaner-Mönche nämlich gingen, als der Papſt die Meinung der erſteren für allein rechtgläubig erklärte, in Maſſe zu den Feinden deſſelben über, und Ludwig nahm ſie bei ſich auf, umgab ſich mit ihnen, lieh ihren rachſüchtigen, maaßloſen Schmähungen gegen den „ketzeriſchen“ Hof zu Avignon Vorſchub. So kam durch dieſe zeternden Mönche eine Meinung in der deutſchen Politik zur Herrſchaft, die keine Grundſätze des Rechts und geiſtiger Freiheit kannte, ſondern aus Rache handelte, daher kein Mittel verſchmähte und die Rohheit des kläffenden Gezänks an die Stelle edlen wiſſenſchaftlichen Aufſchwunges ſetzte. Schlimmer aber noch waren die Folgen dieſes Schrittes, durch welchen Ludwig ſeinen Erzfeind, das Mönchthum, an die eigene Bruſt legte: es untergrub ihm mit heuchleriſcher, überfrommer Deutelei den feſten Sinn und den klaren Blick, wenn es auch für den Augenblick die Aufregung gegen den Papſt vermehrte und des Königs Sache zu befeſtigen ſchien. Nicht eines vorübergehenden Rachegeſchreies wegen durfte er eine ſo ſchlaue, Recht, Sitte und Geſetz im Namen der Religion mit Füßen tretende Menge in das Herz der deutſchen Unabhängigkeits-Beſtrebungen einführen, denn ſo erboſ't die Mönche ſeyn mochten, Gezücht hält zu Gezücht, und ob ſie die Perſon des Papſtes verleugneten, ſie ſchwuren in ihrem Wandel ja doch zu gleicher Fahne, ſie waren ja doch die dunklen Maulwürfe, welche die ſtaatliche und bürgerliche Unabhängigkeit unterwühlten. Noch ſtets hat jeder König, der Kirche, Prieſter oder Mönche herbeirief, um ſeine Pläne zu unterſtützen, die Wohlfahrt des Staats und Volkes untergraben! — Indeſſen ruhte Friedrich's Bruder, Leopold von Oeſterreich, keinen Augenblick, für die Freiheit des Bruders zu kämpfen, und Ludwig, der ſich gegen den Papſt zu rüſten gedachte, entſchloß ſich, den Vetter freizugeben, unter der Bedingung, daß Friedrich der Krone entſage. Dieſer that es und verſprach, in die Haft zurückzukehren, wenn er die Zuſage, dem Könige ſtets zur Hülfe mit ſeinen Landen und Mannen bereit zu ſeyn, nicht erfüllen könne. Wirklich fand er im Schooße ſeines Hauſes einen unbeſiegbaren Widerſtand, denn Alle haßten den Bayern Ludwig. Da entriß ſich Friedrich den Armen ſeines Weibes und ſtellte ſich, ſeinem Worte getreu, dem Könige wieder als Gefangener. Dieſe hochherzige Redlichkeit rührte den Wittelsbacher ſo, daß er den lange Gehaßten umarmte, mit ihm an einem Tiſche ſpeiſte, mit ihm in einem Bette ſchlief. Außerdem bedurfte er der Ruhe im Lande, denn es ſtürmte von Außen her, und trug darum dem Vetter an, gemeinſam mit ihm das deutſche Reich zu regieren, und, da die Kurfürſten ſich dieſem Vorhaben, wodurch die Einheit der oberſten Macht in einer Zeit heilloſer Verwickelung gebrochen worden wäre, hartnäckig widerſetzten, nahm Ludwig den Titel „Kaiſer von Italien" an und gab Friedrich den eines Königs von Deutſchland, jedoch ohne ſeine thatſächliche Macht aus den Händen zu laſſen. Die Hoheit des durch die Haft ermatteten Friedrich ward immer mehr zum leeren Schein, als ſein ſtreitbarer Bruder Leopold, den Ludwig fürchtete, geſtorben war. Allein, anſtatt nun auf die innere Kräftigung Deutſchlands bedacht zu ſeyn, ging der Wittelsbacher, um ſeiner eigenen Eitelkeit, in die nach und nach in der mönchiſchen Umgebung ſein Ehrgeiz umgeſchlagen war, zu fröhnen, nach Italien, ließ ſich krönen mit der eiſernen

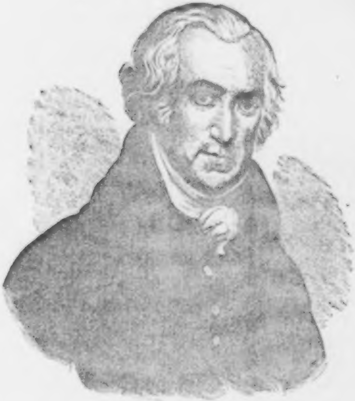


Krone Lombardiens, nahm Rom, ließ ſich daſelbſt von einem römiſchen Patrizier zum römiſchen Kaiſer und Herrn der Welt krönen und begann ein ſeltſames Schauſpiel aufzuführen. Er erklärte den Papſt Johann, der in Avignon ſaß, für abgeſetzt, ernannte einen neuen, Nikolaus den Fünften, und eine Puppe wurde an



der Stelle des Erſteren öffentlich verbrannt. Glanz, Ueppigkeit, hohe Steuern machten den neuen Papſt ſammt ſeinem Ernenner bald in Rom verhaßt. Mißſtimmung, Aufſtände erfolgten, und die Franziskaner im Gefolge des Kaiſers führten in Rom ſowohl als in Piſa, wohin ſich Ludwig darauf begab, eine Komödie der Verketzerung nach der anderen auf. Die Würde des Kaiſerthums ward ſo in den Augen der Italiener auf das Tiefſte erniedrigt, Alles verhöhnte die Mönchs-Wirthſchaft, und, von den italieniſchen Fürſten und Rittern verlaſſen, kehrte Ludwig in ärmlichem Aufzuge nach Deutſchland zurück, faſt in demſelben Augenblick, als König Friedrich ſeinen hohen, leider durch Unglück gebrochenen Geiſt in Ruhe aufgab. Der Kaiſer, ſeiner ſittlichen Kraft beraubt, war ein Spielwerk der Mönche geworden. So entſchloß er ſich, nach dem mißglückten Römerzuge, zur Demüthigung vor dem Papſte Benedikt dem Zwölften, dem Nachfolger Johann's. Er erklärte, der Kaiſerkrone entſagen, die auferlegten Bußen leiſten zu wollen; doch möge der Papſt dagegen Bann und Interdikt von ſeiner Perſon und dem Lande heben, den gefallenen Sohn der Kirche in Gnaden wieder in den Schooß derſelben aufnehmen. Der Papſt verweigerte dies Letztere, und nun erhoben ſich Deutſchlands Fürſten in lange unerhörter Einmüthigkeit gegen die Anmaßung des Papſtes, da ſie endlich offen erkannten, daß der Zweck deſſelben die Unterwerfung Deutſchlands unter römiſch-franzöſiſche Oberherrſchaft ſey. Auf dem Reichstage zu Frankfurt (1338) erklärten ſie Bann und Interdikt des Papſtes für nichtig und ſprachen demſelben alle Richtermacht über Kaiſer und Reich ab. Zu Renſe verſammelten ſich darauf die Kurfürſten und beſchwuren hier einen Verein, nach welchem ſie Rechte und Ehren, Güter und Freiheit des römiſchen Reichs gegen jeden auswärtigen Einfluß zu ſchirmen und zu erhalten und jeden im Reiche entſtehenden Zweifel oder Streit ſelbſtſtändig und unabhängig durch Stimmen-Mehrheit zu ſchlichten gelobten. Hierauf wurde durch Kaiſer und Reichstag zu Frankfurt ein Grundgeſetz entworfen und verkündigt, welches beſtimmte, daß der durch die Kurfürſten mit Einheit oder Mehrheit der Stimmen gewählte Kaiſer nach Recht und Gewohnheit einer Beſtätigung durch den Papſt niemals bedürfe. Die Geltung aller päpſtlichen Bullen, welche die Genehmigung der deutſchen Erzbiſchöfe nicht erhielten, wurde für alle Zukunft ebenſo wie Bann und Landfluch für null und nichtig erklärt; kurz, Deutſchland ſtellte ſich politiſch wie kirchlich vollkommen unabhängig vom päpſtlichen Stuhl. Hätte in dieſem großen Zeitpunkt ein energiſcher Kaiſer an der Spitze geſtanden, wer kann berechnen, wie viel Unheil und Zerwürfniß unſerm Vaterlande erſpart worden wäre? Sicher hätte auf dem einmal gelegten Grunde ein viel ausgeführteres Gebäude der Einheit und Selbſtſtändigkeit des Volkes ſich erheben können. Allein Ludwig war durch den Einfluß ſeiner Mönche bereits ein Pfaffenknecht geworden, und wenige Jahre nach jenen glorreichen Beſchlüſſen ſehen wir ihn dennoch Gnade bettelnd vor dem Papſte ſich erniedrigen, nicht allein aller kaiſerlichen Würde, ſondern ſogar des perſönlichen und menſchlichen Willens kraftlos ſich begeben und Buße thun zur Sühnung ſeiner Handlungen gegen den Papſt, damit er nur von dieſem aus dem Bann erlöſt wurde, aus eben dem Bann, den ganz Deutſchland verächtlich zurückgewieſen, gegen den das Reich ſeinen Kaiſer in Schutz genommen hatte! Jetzt fiel auch er, der Kaiſer, der Verachtung von Fürſten und Volk anheim: ſein Loos war entſchieden; Alles verließ ihn, und ein neuer König ward ihm in dem Sohne Johann's von Böhmen, dem vierten Karl, an die Seite geſtellt. Bald darauf (11. Oktober 1347) ſtarb zwar Ludwig und gab ſo auf das Vollſtändigſte dem neuen Kaiſer freie Hand: dieſer war aber gleichfalls nicht der Mann, den ſchon verpaßten Augenblick in ſeiner ganzen Bedeutung zurückzurufen und zu ergreifen, und der große Aufſchwung des deutſchen Reiches, an welchem die Stände deſſelben wie die Bürger und Männer der Wiſſenſchaft Antheil nahmen, blieb ſo in halber Wirkung ſtehen durch die Schuld ſeiner Kaiſer und namentlich Ludwigs des Bayers. — Aus dieſem Abſchnitt der deutſchen Geſchichte möchte im gegenwärtigen Augenblick, wo ſich etwas Aehnliches innerhalb der Kirche vorzubereiten ſcheint, eine wichtige Lehre für Fürſten und Volk zu ziehen ſeyn! Fünf Jahrhunderte ſind im Jahr 1847 vergangen ſeit dem Tode Ludwig's des Bayers, und noch iſt viel zu thun, wozu ihm der Weg gebahnt wurde und was er dennoch zu thun verſäumte. **Anton Gubitz.**

James Watt.



Im Jahre 1764 ſahen wir in dem finſtern, alterthümlichen Univerſitäts-Gebäude zu Glasgow einen achtundzwanzigjährigen, jungen Mann emſig beſchäftigt, ein Stück der Modell-Sammlung, nämlich eine Dampfmaſchine, nach den Angaben Newcomen's erbaut, auszubeſſern. Nach Vollendung ſeiner Arbeit ſtellt er mit dem Modell Verſuche an und findet, daß die Maſchine, in Bezug auf ihre Wirkung, viel zu viel Brennſtoff verbraucht. Er denkt darüber nach, und eine Erfindung, die ſeinen Namen unſterblich macht, iſt die Frucht ſeines Nachdenkens.

James Watt, zu Greenock in Schottland 1736, von achtbaren, aber unbemittelten Eltern geboren, zeigte von Jugend auf eine große Neigung zu einſamer, emſiger Arbeit und Forſchung, wozu ihn wahrſcheinlich ſein kränklicher Körper gewöhnte. Bis zu ſeinem ſechszehnten Jahre beſuchte James eine öffentliche Freiſchule und kam dann in die Lehre zu einem Brillenmacher, der auch einige andere, kleinere, phyſikaliſche und mathematiſche Werkzeuge fertigte. Darauf ging er nach London zu einem ſehr geſchickten Mechanikus, in deſſen Werkſtatt er aber an einem Wintertage, den er einer beſondern Arbeit wegen in der Nähe der Thür zubringen mußte, einen ſehr heftigen Huſten bekam, der ſeine ohnehin ſchwankende Geſundheit ganz zu zerſtören drohte und von dem ihn die Aerzte nie ganz befreien konnten. Um ſich zu erholen, begab er ſich in ſeine Heimath, richtete hier ein kleines, ſelbſtſtändiges Geſchäft ein, das er auch noch fortſetzte, als er (1757) zum Conſervator der Modell-Sammlung der Univerſität Glasgow ernannt wurde. Hier ſtudirte damals ein junger Mann, Namens Robinſon, der unſerm **James** ſeine Pläne, mittelſt der Dampfmaſchine Wagen in Bewegung zu ſetzen, mittheilte und ihn zu eigenen Verbeſſerungen und Verſuchen anſpornte. — Bevor wir von der Verbeſſerung ſprechen, die den Namen **James** Watt unſterblich gemacht hat, wird es gewiß von Intereſſe ſeyn, die Einrichtung einer Newcomen'ſchen Maſchine kennen zu lernen und ſie dann mit der Watt'ſchen zu vergleichen.

Fig. 1.

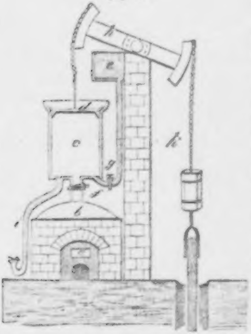
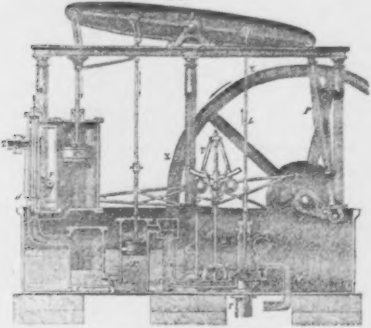


Fig. 1 giebt die Seiten-Anſicht der Maſchine Newcomen's, oder, wie ſie auch heißt, der Maſchine mit atmoſphäriſchem Drucke. a iſt der Feuerraum, b der Dampfkeſſel, der durch eine Röhre mit dem Dampf-Cylinder c in Verbindung ſteht. Dieſe Verbindung kann durch den Hahn f hergeſtellt oder gehemmt werden. d iſt ein luftdichtſchließender Stempel (Kolben), deſſen Stange vermittelſt einer biegſamen Kette an den einen Arm des zweiarmigen Hebels h befeſtigt iſt; dieſer trägt am andern Arm die Pumpenſtange k. e iſt ein Behälter mit kaltem Waſſer, das durch eine Röhre, die von einem Hahne g geſchloſſen werden kann, in den Cylinder tritt. Eine zweite Röhre i führt ebenfalls aus dem Cylinder in einen anderen Waſſerbehälter, und zwar vermittelſt eines ſich nach Außen öffnenden Ventils. Das Spiel der Maſchine iſt nun Folgendes: Der Hahn f wird geöffnet, der Dampf tritt in den Cylinder und treibt den Stempel aufwärts; der rechte Arm des Hebels wird durch das Gewicht der Pumpenſtange niedergezogen. Jetzt wird der Hahn g geöffnet, kaltes Waſſer in den Cylinder geſpritzt, die Dämpfe werden dadurch verdichtet (condenſirt), der Druck der atmoſphäriſchen Luft treibt den Stempel niederwärts, da durch die Verdichtung der Dämpfe ein leerer Raum entſteht. Die Stange des Stempels zieht den linken Hebelarm niederwärts, dadurch wird die Pumpenſtange gehoben. Das eingeſpritzte Waſſer läuft durch die Röhre i ab. Jetzt tritt abermals durch den Hahn f Dampf in den Cylinder, und das Spiel wiederholt ſich. — Bei dieſen Maſchinen Newcomen's, die nur zum Heben des Waſſers benutzt wurden, mußte ſtets eine Perſon beſchäftigt ſeyn, die Hähne f und g abwechſelnd zu öffnen und zu ſchließen, bis ein Knabe, Humphry Potter, dem dies zu langweilig war, auf den glücklichen Gedanken kam, die Hähne mit Schnüren an die Hebelarme zu befeſtigen, ſo daß die Maſchine das Oeffnen und Schließen der Hähne ſelbſt mit der größten Regelmäßigkeit beſorgte. — Durch die große Menge Waſſer, die ſtets eingeſpritzt werden muß, um eine möglichſt vollſtändige Verdichtung der Dämpfe zu erhalten, werden die Cylinderwände ſehr abgekühlt, ſo daß nachher eine bedeutende Menge Dampfes nutzlos verſchwendet wird, um nur erſt wieder den Cylinder auf die Temperatur des Dampfes zu bringen. — Watt's unendlich wichtige Erfindung beſteht nun darin, daß er einen vom Dampf-Cylinder abgeſonderten Condenſator (Verdichter) angebracht hat, und daß er die wechſelnde Bewegung der Kolbenſtange in eine drehende verwandelte mit dem ſogenannten Sonnen- und Planeten-Rad, wodurch die Dampf-Maſchine erſt fähig wurde, Mühlen, Wagen und Schiffe zu treiben. — (Siehe unten die Beſchreibung der Watt'ſchen Dampf-Maſchine.)

Im Jahre 1764 verließ James Watt, nachdem er geheirathet, die Univerſität, lebte kümmerlich eine Zeit lang als Feldmeſſer, und erbaute nach ſeinen Verbeſſerungen erſt 1768 mit den Geld-Vorſchüſſen des Dr. Röbuck eine ziemlich große Maſchine, welche in den Kohlengruben des Herzogs von Hamilton angewendet wurde. Im Jahre 1769 erhielt er ſein erſtes Patent, trat 1773, als Dr. Röbuck ausgeſchieden war, in Verbindung mit einem thätigen, erfahrenen Manne, Matthew Boulton aus Birmingham, der auch, als das Privilegium ſich ſeinem Ende zuneigte, durch ſeine Bemühung es dahin brachte, daß es bis zum Jahre 1800 ausgedehnt wurde. Bald ſtand nun die neue Fabrik zu Soho in der Nähe von Birmingham im ſchönſten Erblühen; Entdeckungen und Verbeſſerungen, deren Patente hier anzuführen der Raum nicht geſtattet, folgten einander auf dem Fuße, ſo daß James Watt, in vorgerückterem Alter, als Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften des In- und Auslandes, im Beſitze eines bedeutenden Vermögens, ſich aus den Geſchäften zurückziehen konnte. Er bewohnte nun ſein Haus zu Heathfield bei Birmingham, ſtets freundlich, wohlwollend, beſcheiden, wie damals, als er die Apparate der Univerſität ausbeſſerte, im Kreiſe weniger Freunde und ſtarb, vierundachtzig Jahr alt, nach kurzem Krankenlager, am 25. Auguſt 1819. — In Birmingham ſoll dem Vater des jetzigen, britiſchen Gewerbfleißes eine Denkſäule errichtet werden.

Kurze Beſchreibung der Watt'ſchen Dampf-Maſchine.

Fig. 2.



A iſt der oben und unten luftdicht geſchloſſene Cylinder, durch deſſen obere Decke in einer Stopfbüchſe die Kolbenſtange luftdicht ſich auf- und abbewegt. Der Dampf tritt durch die Röhre Z abwechſelnd bei E und D in den Cylinder, welche Abwechſelung entweder durch den Vierweghahn oder durch das jetzt häufige Schieber-Ventil geſchieht. In der Stellung, wie die Figur ſie zeigt, tritt der Dampf bei E ein. Der Dampf im unteren Theile des Cylinders entweicht bei D durch die Röhre H in den Condenſator I, wo er verdichtet wird; oben drückt der Dampf auf den Kolben c, dieſer ſenkt ſich, zieht ſeine Pumpenſtange mit und ſo den Arm des Hebels (Balancier's), der Condenſator I ſteht in Verbindung mit einem, mit kaltem Waſſer gefüllten Gefäß, durch die Pumpe K wird das Waſſer und die Luft aus dem Condenſator weg- und in den Behälter R geſchafft, von wo ſie durch die Röhre S abfließen. Dieſes Waſſer iſt warm, es wird daher mit Vortheil zur Speiſung des Dampfkeſſels benutzt. Es gelangt durch die Röhre M zu einer Pumpe, welche es durch die Röhre M′ zum Keſſel bringt. Sowohl die erſtere als die letztere Pumpe wird durch die Maſchine ſelbſt in Thätigkeit geſetzt, indem die Pumpenſtangen an den Balancier befeſtigt ſind. Hinter L iſt eine dritte Pumpe, die kaltes Waſſer in die Röhre T′ hebt und durch die Röhre U in den Condenſator führt. — Wie aber wird die Bewegung fortgepflanzt? — Durch die Stopfbüchſe im oberen Deckel des Dampf-Cylinders geht die Kolbenſtange auf- und abwärts; wahre bewegliche Stangen (das Parallelogramm) verbinden ſie mit dem Balancier, deſſen einer Arm ſich ſenkt, während der andere aufſteigt. Dieſe auf- und abgehende Bewegung des Balanciers wird durch die Treibſtange P und durch die Kurbel Q in eine ſtetige, kreisförmige umgeſchaffen. Die Achſe der Kurbel Q iſt die Haupt-Achſe der Maſchine, an welcher ſich auch das Schwungrad X befindet, welches die Bewegung gleichförmiger macht. V iſt der Regulator, durch welchen bei vermindertem Widerſtande eine Klappe geſchloſſen wird, damit nicht zu viel Dampf in den Cylinder einſtröme. Alle dieſe beſonderen Einrichtungen, ſo wie der oben erwähnte Vierweghahn oder das Schieber-Ventil müſſen durch die Maſchinen ſelbſt in Bewegung geſetzt werden. L. Heros.

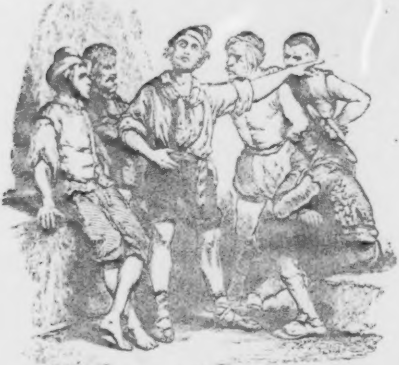
Maſaniello.

(1647.)

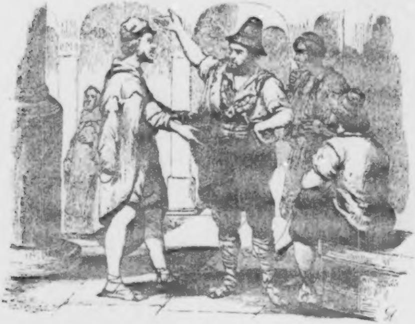
Neapel ſeufzte unter dem drückenden Joch des Spaniers. Keine geſetzliche Schranke, keine Rückſicht auf das Volk hemmte die Willkür, mit welcher der ſpaniſche Vice-König, Herzog von Arcos, Land und Stadt brandſchatzte. Geduldig ertrugen die Italiener, daß man ihnen nach und nach immer höhere Steuern abforderte und ſie zwang, mit den geringſten Nahrungsmitteln vorlieb zu nehmen. Sorglos und mäßig, wie die meiſten Bewohner der ſchönen Halbinſel, ſind vor Allen auch die Neapolitaner; zwar kam es ihnen ſchwer an, die kurzgemeſſene Zeit ihrer Arbeit, die niemals länger währen darf, als genügt, um Unterhalt bis zum nächſten Tage zu verdienen, der Abgaben wegen verlängern zu müſſen, ſie fügten ſich indeß den Geboten. Sie fügten ſich — freilich nicht ohne geſteigerte Erbitterung, die in dem Bewußtſeyn, Knechte eines fremden Unterdrückers zu ſeyn, ihren fruchtbaren Boden fand; doch vermochte ſie erſt ein Gebot, das die ganze mittelloſe Bevölkerung Neapels zum Hungern zu verurtheilen ſchien, aus ihrem ſüßen Nichtsthun, ihrem träumeriſchen Naturgenuß zu erwecken. Das durch Kriege zum Theil erſchöpfte Spanien brauchte vermehrten Zuſchuß aus den Provinzen, und um zu dieſem auch

Neapel herbeizuziehen, legte man (im Jahre 1646) auf die Einführung friſcher wie getrockneter Früchte in dieſe Stadt eine Steuer, die bisher niemals ſtattgefunden, belaſtete alſo das Hauptnahrungsmittel der unteren Volks-Klaſſen. Dieſe, denen es zum Theil unmöglich iſt, ſich durch zeitraubendes, auch nicht ohne Koſten auszuführendes Aneignen von Kenntniſſen in ſolcher Weiſe über das ſinnliche Daſeyn zu erheben, daß geiſtige Genüſſe ſie für leibliche Entbehrungen entſchädigten, die aus der Hand in den Mund leben, kennen eigentlich das Daſeyn nur von den zwei Seiten des körperlichen Erarbeitens und körperlichen Verzehrens. Für ſie iſt es die wichtigſte Frage des Lebens, ob jene beiden Seiten im richtigen oder wenigſtens im gewohnten Verhältniß bleiben, da ein höherer Aufwand von Mühe für ein geringeres oder auch für daſſelbe Maaß des Erwerbs und Genuſſes ihre körperlichen Kräfte empfindlicher in Anſpruch nimmt als bisher und deshalb ihr Leben aus dem Gleichgewicht bringt, das ſie demſelben nach und nach angeeignet haben mit Hülfe von Natur und Klima. Denn die letzteren Beiden ſind es, welche hauptſächlich Bedürfniß und Sitte der ärmeren Klaſſen regeln. Das ſüdliche Klima iſt einem ſtarken Genießen von Fleiſchſpeiſen nicht günſtig, auch ſehnt man ſich dort ſelten nach warmen Speiſen; ſo lebt der unbemittelte Mann faſt nur von Brod und Früchten. Die letzteren würzen ihm das erſtere und bilden, da ſie bei weitem wohlfeiler ſind, den Hauptbeſtandtheil des Mahles, welches dem erhitzten Körper in doppelter Beziehung zur Erfriſchung wird. Die Natur gab dem Lande dieſen Ueberfluß von Früchten, befruchtet und belebt durch daſſelbe Klima, welches den Menſchen auf eine ſolche Nahrung hinweiſt, und in dieſer unmittelbaren Einheit mit der reichlich ſpendenden Natur lebt der ſüdliche Menſch dahin, ſorglos, weil verſorgt, wenn auch nur mit dem Nöthigſten. Das ſpaniſche Gebot nun trennte dieſe Einheit, griff mit roher Fauſt an die Natur des Menſchen, welcher den durch die Steuer geſteigerten Preis Deſſen, was für ihn das alltägliche und nothwendigſte Bedürfniß war, nicht mehr erſchwingen konnte. Allein die Neapolitaner, obwohl vielfach in Druck und Zwang gehalten, waren noch nicht gewohnt, von dem letzten Biſſen, der ſie vor dem Verhungern ſchützte, die Hälfte als Steuer abzugeben; ihr Gefühl empörte ſich gegen ein ſo naturwidriges Gebot, und mit dieſer Empörung tauchte zugleich die Erbitterung wegen aller andern, ihnen aufgebürdeten Laſten empor, ſo daß ein Geiſt der Gährung durch die Maſſen ſchlich, der nur einer kühnen Beſchwörung bedurfte, um in offenen Zorn auszubrechen. Dieſe Beſchwörung wagte Maſaniello.

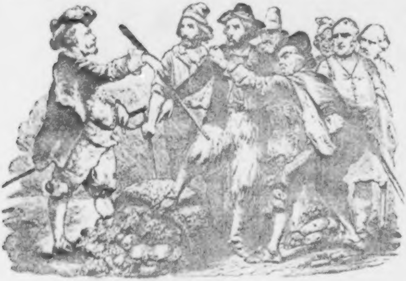
Thomas Aniello, geboren 1623 zu Amalfi, von ſeinen Standesgenoſſen, nach einer im Italieniſchen ſehr gebräuchlichen Zuſammenziehung, meiſt Maſaniello genannt, lebte als Fiſcher und Fiſchhändler zu Neapel. Ein glühender Stolz und kecker Unternehmungsgeiſt regten ſich in ihm unter dem dürftigen Kleide und adelten ſein ganzes Weſen, ſo daß er, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, bereits einen bedeutenden Einfluß auf das Volk Neapels ausübte. Wenn er Abends aus ſeiner kleinen Wohnung trat, die in einem Winkel des Marktplatzes gelegen war, und unter die hier und da in Gruppen ſtehenden und lagernden Fiſcher, Fruchthändler und Krämer ſich miſchte, ſammelte ſich bald eine Menge um ihn,



ſeinen beredten Worten zu lauſchen. In ſeiner blauen Weſte, oder, war er vom Sprechen erhitzt, auch wohl im bauſchenden Hemde, ſeinen kurzen leinenen Fiſcherhoſen, den breitgeränderten Hut oder die neapolitaniſche Fiſchermütze auf dem Kopf, mit nackten Beinen ſtand er dann wie ein Volksredner da und ließ nicht ſelten ſeinem Grimm gegen die Unterdrücker den Zügel ſchießen. Zwar blieb [illegible] Treiben von den ſpaniſchen Behörden nicht unbemerkt, allein da [illegible] ruhig war in der Stadt, und das Volk nur ſeiner Ergötzlichkeit wegen den Erzählungen Maſaniello's ſein Ohr zu leihen ſchien, mochte man die ſcheinbar nicht vorhandene Aufregung durch eine Gewaltmaßregel gegen des Volkes Liebling nicht erwecken, betrachtete die ganze Sache als bedeutungslos, ſo lange die Steuern und Dienſte unweigerlich entrichtet wurden. Die Seele des muthvollen Fiſchers mußte aber durch die neueſte Abgaben-Beſtimmung, welche ſeine ganze Genoſſenſchaft wie ein Vernichtungsſtrahl traf, auf das Höchſte entrüſtet werden. Er nahm ſehr bald wahr, wie nach und nach, unter dem verſtärkten, unerträglichen Druck, die murrende Unzufriedenheit ſich mehrte, und ſo überzeugt von der Theilnahme des Volks, trat er eines Tages (1647) in der Kirche den Banditen Perrone, einen Kerl von unbändiger Verwegenheit, und deſſen Gehülfen mit den Worten an: „Ich will dem Volke ſein Recht verſchaffen, oder Ihr ſollt mich hängen ſehen!“ Als die Anderen zu dieſem Ausruf ungläubig lächelten, fuhr er fort: „Beim ewigen Gott, Ihr ſollt nicht lachen! Gäbe es noch ein paar friſche Jungen von meinem Sinn, ich ſchwör's Euch, mein Leben in die Schanze, oder Ihr ſollt ſehen, was ich vermag! Habt Ihr Herz zwiſchen den ſtarken Knochen, ſo ſteht mir bei!“ — Heftig ſchlug Perrone in die dargebotene Rechte, und er und ſein Gehülfe ſchwuren dem Maſaniello, im Kampfe gegen die Gewalt treu zu ihm zu ſtehen. Den Plan hatte der kühne Fiſcher bald entworfen. Auf ſeinen Antrieb weigerten ſich am nächſten Tage ſämmtliche Fruchthändler Neapels, die von den Landleuten auf den Markt gebrachten beſteuerten Früchte zu kaufen, und es entſtand ein heftiger Zank zwiſchen Käufern und Verkäufern. Ebendaſelbſt weilte ſchon Maſaniello mit einer aus zwiſchen tauſend und zweitauſend jungen



Leuten beſtehenden Schaar, die er geſammelt und mit Stöcken bewaffnet hatte, die aber zuerſt noch zerſtreut auf dem Marktplatze umherwandelte, bis der günſtigſte Augenblick erſcheinen würde. Sobald der Herzog von Arcos Kunde erhielt von dem Lärmen und Streiten auf dem Markte, ſandte er einen Boten dahin ab, um Ruhe zu ſtiften. Dieſem ſchüttete ein Vetter des Maſaniello, indem er rief: „Den Ueberfluß giebt Gott, aber die gottloſe Regierung macht Theuerung!" mehrere Körbe voll Früchte vor die Füße. Sogleich flogen von allen Seiten Aepfel, Feigen und verſchiedenſte Früchte auf den Boten des Herzogs zu, Liebeszeichen, die bald aus dem ſaftigen Geſchütz zu trockenen Schlägen wurden, und laut ertönte der tauſendſtimmige Ruf: „Keine Taxe, keine Taxe!" Da ſprang Maſaniello auf einen der Verkaufstiſche, die den Platz bedeckten, und redete mit gewaltig erhobener Stimme zu der tobenden Menge, die, als ſein Wort erſcholl, ſich vom Mittelpunkte aus bis in die entfernteſten Ecken nach und nach beruhigte, dem begeiſternden Strom ſeiner Rede aufmerkſam zu lauſchen. „Wie Moſes", ſagte er, „die Kinder Iſrael's aus egyptiſcher Knechtſchaft befreite, wie Petrus, der Fiſcher vom Galiläer-Meer, die ganze römiſche Welt aus den Klauen des Satans errettete, ſo wolle er, gleich dem Letzteren ein armer, unbedeutender Mann, das Joch der Knechtſchaft von den Schultern ſeines Volkes heben, und ſein Blut, ſein Leben wolle er opfern zu dieſem großen Zweck!" — Jubelnder Beifall folgte dieſem Aufruf. Auf einen Wink Maſaniello's zog die Jünglings-Schaar ſich zuſammen und rückte unter ſeiner Führung, während alle Läden in der Stadt ſich ſchloſſen,



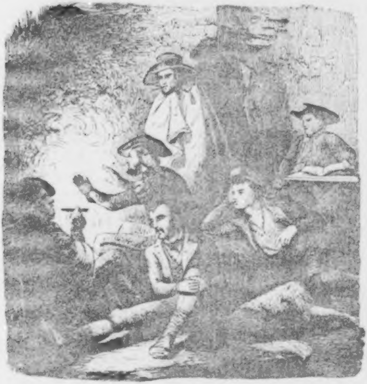
in ziemlich wohlgeordnetem Heereszuge durch die Straßen der Stadt von einem Zollhaus zum andern, dieſelben plündernd, um alles Herausgeſchaffte zu großen Haufen zu ſchichten und zu verbrennen, endlich die Gebäude ſelbſt zerſtörend. Nachdem dies Geſchäft beendigt war, nahm das immer anwachſende Volksheer, das an ſeine Stöcke Tücher oder Lumpen von ſchwarzem Zeuge band und ſo mit erhobenen Fahnen daher zog, umgeben von zahlloſen, unterſtützenden, laut nach Geſetz und Freiheit rufenden Maſſen, ſeinen Weg zum Pallaſt des Vicekönigs. Die Wachen wurden beſiegt, der Pallaſt erſtürmt, ſein Beſitzer hatte ſich jedoch bereits in einem Wagen geflüchtet, um die Kirche des heiligen Ludwig als Aſyl zu erreichen. Unterwegs von der Volksmenge angehalten, warf der Herzog die ausſchweifendſten Verſprechungen und alles Geld, das er bei ſich hatte, unter dieſelbe und entkam ſo glücklich in die genannte Kirche. Am nächſten Tage trug das Volk dem einheimiſchen Prinzen Biſignano an, die Vermittelung mit der ſpaniſchen Regierung und die Vertheidigung der Volksrechte zu übernehmen. Der Prinz war im erſten Augenblick bereit dazu, aber eingeſchüchtert durch die noch immer kreiſende und tobende Gährung, trat er wieder von der Verpflichtung zurück. So wandte das Volk ſich denn, da die Vornehmen es im Stich ließen, vertrauensvoll an Maſaniello. Dieſer gelobte, die Sache zu des Volkes Beſtem zu führen, und entwickelte dabei ſo viel Unerſchütterlichkeit, ſo viel geſunden Verſtand und redliche Geſinnung, daß bald Alles, beruhigt, ſeinem Wort gehorchte und ſeinem Urtheil ſich unterwarf. Das letztere ſprach er, unterſtützt von dem kenntnißreichen Pater Genoino und von einer Anzahl aus dem Volke gewählter Räthe, öffentlich auf einer in der Mitte des Marktes errichteten Bühne, wo er Jeden anhörte und Bittſchriften entgegennahm, über bürgerliche Streitigkeiten und Verbrechen zu Gerichte ſaß. Vor dieſem Gerichtshof wurde denn auch eine Menge von Perſonen aus dem Adel angeklagt, mit den Zoll-Aemtern in Verbindung geſtanden und am Betruge des Volkes Theil genommen zu haben. Sechszig davon wurden ſchuldig befunden und verurtheilt, ihre Palläſte und Güter verbrannt. Dieſe Strafe vollzog das Volk in ſtrenger Ordnung, nichts ward dabei entwendet, nur der Akt der Gerechtigkeit ausgeführt, und erwägt man, daß der Adel wirklich thatſächlich das Volk verleugnet, den ſpaniſchen Hof umlagert und von den Laſten ſich frei erhalten hatte, welche mit doppelter Schwere auf das Haupt der Aermeren ſanken, ſo möchte man dieſe That der Vergeltung kaum zu tadeln vermögen. Wenige Männer aus dem Volke, welche dennoch dem Hange des Stehlens nicht widerſtehen konnten, ließ Maſaniello vor Aller Augen aufknüpfen. — Unterdeß hatte man es geſchehen laſſen, daß der Herzog von Arcos in ſeinen Pallaſt zurückgekehrt war, von wo aus derſelbe nun mit dem Volke zu unterhandeln begann, während Johann von Oeſterreich, der natürliche Bruder Philipp's des Zweiten von Spanien, mit

zweiundzwanzig Galeeren den Hafen blokirte. Allein die Volks-Regierung wankte nicht und ging auf die Anträge des Vicekönigs erſt ein, als derſelbe durch den Erzbiſchof von Neapel, Kardinal Filomarini, die Original-Akte Karl's des Fünften, durch welche alle Taxen aufgehoben waren, ihr überſandte, auch deren ſtrenge Befolgung, ſo wie geſetzliche Verzeihung und Vergeſſenheit für alles Geſchehene zuſagte. Durch einen kurzen Auflauf wurden die Verhandlungen noch einmal unterbrochen, dann jedoch, als man über jene Bedingungen vollſtändig Eins geworden, begab ſich Maſaniello in reichem Aufzug auf hohem Roſſe, umgeben von allem Volke, nach dem Pallaſt, die Uebereinkunft zu unterzeichnen. Dieſen Akt der Volks-Anerkennung auf das Lebhafteſte in alle Sinne einzuprägen, hatte er auch befohlen, die Fenſter und Balkons in den Straßen, die vom Zuge berührt wurden, mit Teppichen und anderen koſtbaren Stoffen auszuſchmücken. Als die Unterzeichnung geſchehen, trat er mit dem Vicekönig auf den Balkon, ſprach noch einmal in feurigen Worten zu dem aufhorchenden Volke, ſchilderte Kampf und Erfolg, und legte dann, am ſiebenten Tage nach Beginn der Volks-Erhebung, ſeine Würde in die Hände ſeines Volkes wieder zurück, da er ſeinen ſchönen Zweck auf das Vollſtändigſte erreicht habe. — Mit dieſen Worten, mit dem ganzen bisherigen, edlen, hochherzigen Benehmen Maſaniello's ſteht ſein gleich darauf folgendes Thun in ſo grellem Widerſpruch, daß man in der That ſich der Behauptung der meiſten Geſchichtſchreiber anſchließen muß, daß die auf ſeine Macht eiferſüchtigen Spanier durch giftige Getränke ſeinen Sinn verwirrten. Raſend ſtürzte er von dem Feſte, das der Vicekönig veranſtaltet hatte, auf die Straße hinaus, ſchrie mit wüthender Geberde und erſchoß ſeine beſten Freunde. Woher dieſe ſinnloſe Umwandlung, wenn ſie nicht durch Hinterliſt und Tücke künſtlich erzeugt worden wäre? Der blinde Pöbel, kaum noch Vergötterer ſeines Befreiers, lief ſchmähend hinter ihm her, und ehe er ſich in das Carmeliter-Kloſter zu retten vermochte, ſtreckte ihn eine Kugel todt zu Boden. Sein Leichnam ſelbſt wurde, da Anhetzer ſich dem Pöbel geſellten, zerriſſen und entweiht. Dem Volke gingen zwar bald die Augen auf, als der Spanier drückender denn je ihm den Fuß wieder auf den Nacken ſetzte. Allein was half es, daß man an dem Mörder Rache nahm, die Ueberreſte des Märtyrers feierlich beiſetzte? Der Mann des Volkes war dahingeſchlachtet und kein Zweiter mehr erſtand nach ihm, der gegen die fremden Unterdrücker Gleiches für ſein Volk gethan und errungen hätte.

Anton Gubitz.

Die Bären-Jagd.

Nicht weit von Bagneres de Luchon, auf dem Abhange des Berges, befindet ſich ein Gebäude, „das Hoſpital“ genannt, welches den nach Spanien Reiſenden zur Einkehr dient. Im Monat Oktober 1841 erhob ſich noch etwas höher, als das Hoſpital liegt, eine elende, an den Felſen gelehnte Hütte: ſie war von Zweigen und Blättern überdeckt, die Seitenwände jedoch von über einander gelegten Steinen aufgebaut und diente einigen Gebirgsjägern zu einer Wohnung, die jeder Winter wieder zertrümmerte. Der Anfang des Herbſtes iſt in jenen Gebirgen ſchrecklich und in dem Augenblick, von welchem der Bericht beginnt, brach ein entſetzliches Unwetter aus. Es war Abend, die tiefſte Dunkelheit herrſchte rings umher, doch durch die Spalten der Hüttenthür leuchteten die Blitzſtrahlen. Das Innere ſtellte ein ziemlich maleriſches Bild dar. Mitten in der Hütte ſtand ein plumper Tiſch, bedeckt mit einer großen Kanne voll Milch, geräuchertem Speck, Ziegenkäſe und Maisbrod. Rechts bildete eine weite Oeffnung in dem Felſen den Kamin und auf dem Herde deſſelben brannte das Viertel eines Baumes ſammt ſeinen Zweigen und Blättern. Vor dem Feuer briet eine Gemſenkeule und rund herum auf dem Boden lagen oder ſaßen fünf Gebirgsjäger in braun wollenen Mützen oder grauen Hüten, in kurzen Beinkleidern von grobem braunen Tuche und grau wollenen



Strümpfen. Sie hatten ſich gegen den Sturm hierher geflüchtet und warteten auf das Mahl. Eine Lunte von Weinreben, die in einer eiſernen Schraube ſteckte, warf ihr räuchrig-röthliches Licht auf die Läufe der Gewehre, welche gegen die Wand gelehnt oder angehängt waren und in dieſem Scheine erglänzten. Im Hintergrunde ſaß, in einem Buche leſend, ein Mann, der anders als die Jäger gekleidet war; auch bewies ſeine Abſonderung, wie ſeine Phyſiognomie und die ehrfurchtsvolle Sprache, mit welcher die Jäger von Zeit zu Zeit ſich an ihn wendeten, ſeine über ſie erhöhte Stellung. — Das Praſſeln des bratenden Fleiſches, das Kniſtern des in die Flamme fallenden Schnee's und das dumpfe Grollen des, in den Gebirgen von Echo zu Echo rollenden Donners ſtörten allein die in der Hütte herrſchende trübe Stille, bis endlich einer der Jäger ſagte: „Wie, Hans! Baptiſt iſt geſtern von dieſem verdammten Bären überfallen und verſchlungen worden! Ich will ihn erlegen, ich! Wo haſt Du ihn geſtern geſehen, Hans?“ — „Nahe bei der Eisgrube von Maladetta.“ — „Morgen früh werde ich ihn aufſpüren und erlegen. Es ſoll nicht heißen: daß dies ſchwarze Fell uns wie die Gemſen zittern läßt.“ — „Peter“, erwiederte Hans, „es ſchneite zwei Tage, es geht ſchlecht fort im Gebirge und konnte Baptiſt vom Bären überfallen werden, ſo geſchah es nur, weil er von Kälte erſtarrt war. Geh' morgen nicht!“ — „Ich werde doch gehen!“

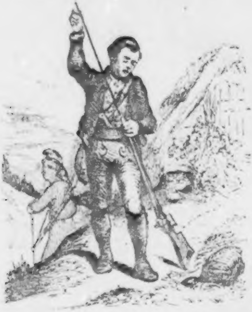
In dieſem Augenblicke trat der im Hintergrunde der Hütte ſitzende Mann vor Peter hin. — „Peter“, ſagte er zu ihm, „wie viel Kinder haſt Du?“ — „Fünf.“ — „Du gehſt morgen nicht!“ — „Aber —.“ — „Du gehſt nicht!“ — Dieſe Worte wurden zwar mild, aber doch gebietend ausgeſprochen, ſo daß Peter den Kopf hing und ſchwieg.

„Nun“, nahm ein Anderer das Wort, „dann kommt mir der Schuß zu, denn ich habe weder Frau noch Kinder.“ — „Freund!“ erwiederte der Mann mit ſeiner ernſtruhigen Stimme: „wer wohnt dort im Flecken in des Schmied's Hauſe?“ — „Meine Mutter.“ — „So wirſt Du nicht gehen!“ — „Aber“, ſagte Peter, „da wir jetzt wiſſen, wo ſich dieſer hölliſche Pelz aufhält, ſo muß man das doch benutzen.“ — „Ich werd' ihn erlegen!“ — „Sie, Herr Prediger?“ ſchrieen Alle zugleich. — „Ja, meine Freunde! Ich bin ſo gut ein Landmann wie Ihr, ich bin auch Gebirgsmann wie Ihr; zwanzig Jahre, bevor ich Gottes Diener wurde, habe ich zwiſchen den Felſen von Catalonien zugebracht; und der, den Ihr jetzt im Dorfe „den Herrn Prediger Riego“ nennt, hieß ehemals „Riego der Bärenjäger.“

Bei dieſen Worten belebten ſich die Züge des Predigers von einem wunderbaren Ausdruck des Muthes und der Energie. Es war ein Mann in den Jahren der vollſten Kraft, mit hoher Stirn, Adlernaſe, ſchwarzem Haar, ſehr blaßblauen Augen und magerem Geſicht. — „Ich bin in's Gebirge gekommen“, nahm er wieder das Wort, „um das Gewitter zu bewundern; doch der Himmel ſelbſt ſcheint meine Schritte hieher gerichtet zu haben, damit ich Euren Kummer hörte, und obgleich ich ſeit funfzehn Jahren keine Waffe getragen —.“ — „Seit funfzehn Jahren nicht!“ ſchrie Peter auf. — „So iſt's, mein Freund; denn niemals ſoll Blut an den Händen des Dieners Gottes kleben, wäre es auch nur das eines Thieres; was ich aber morgen thun will, heißt nicht tödten, ſondern nur Schädliches zerſtören, und da ich weder Weib noch Kinder, auch keine Mutter habe, ſo werde ich die Sache auf mich nehmen und die Beſtie erlegen.“ — „Herr Riego, hüten Sie ſich!“ rief Hans aus. — „Sey ohne Furcht, mein Freund, ich werde mich meiner Jugend erinnern!“

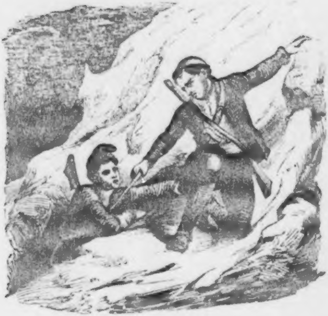
Ein junger Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren, den ſeine Kameraden Stephano nannten, näherte ſich dem Prediger und ſagte zu ihm: „Meiner Treu, Bruder, ſoll ich denn nicht mit Dir gehen!“ — „Du, Stephano!“ erwiederte der Prediger; „ich denk' an die ſelige Mutter! Nein, Du kommſt nicht mit!“ — „Wir Alle wollen Sie begleiten!“ ſchrieen die Jäger im gemeinſamen Wunſche. — „Ich bedarf Eurer nicht, meine Freunde! und da die Nacht einbricht, ſo eßt Euer Abendbrod und legt Euch nieder.“ — Der junge Stephano wiederholte ſeine Frage an ſeinen Bruder nicht. — Nach einer halben Stunde lagerte Jeder ſich in einen Winkel der Hütte, eingewickelt in ein Hammel- oder Ziegenfell. Stephano ſtreckte ſich der Thür nahe hin, und bald hörte man nur noch das dumpfe Geräuſch der Athemzüge und des Schnarchens. Die Weinreben-Lunte brannte noch immer im Kamin, das Holz auf dem Herde und der wankende Schimmer deſſelben warf tauſend wunderliche Lichtſpiele auf die hingeſtreckten Körper; der Wind gab zu dieſem leiſeren Geräuſch in der Hütte von Außen ſeine toſend ſtürmiſche Begleitung. Der Prediger allein ſchlief noch nicht, ſondern ſaß, in ſeinem Buche leſend gegen den Herd gelehnt, von wo aus er zuweilen ſeinen Blick auf die um ihn her liegenden Gebirgsmänner warf. Nach einer Stunde praſſelte die Weinreben-Lunte kreiſchend auf und erloſch, auch die Flamme erſtarb und Riego ſtreckte ſich in ſeinem Mantel aus. Der glimmende Baumſtamm brach durch und fiel in zwei Hälften auf jede Seite des Herdes, wo ſie, faſt verkohlt, noch lange rauchten; endlich verſchwand auch davon die letzte Spur, ſelbſt der Wind legte ſich und Alles war dunkel, ſtill und ſchweigſam.

Riego, der fürchtete, daß die Jäger ihn begleiten möchten, ſtand mit Anbruch des Tages leiſe auf, bemächtigte ſich einer der Waffen und entfernte ſich, ohne gehört zu werden. Einen Anzug hatte er ſich von einem der Jäger geliehen. Eine kleine, flache, blaue Mütze bedeckte ſeinen Kopf, an ſeinen Beinen trug er hohe, lederne Kamaſchen, um den Leib einen rothen Gürtel, worin ein Meſſer mit einer dicken, breiten und acht Zoll langen Klinge ſteckte. Er war nicht mehr derſelbe. Gewöhnlich ſchritt er langſam und feſten Schrittes einher, jeder ſeiner Fußtapfen, ſich tief in den Boden ausprägend, verkündete den entſchloſſenen Mann; doch an dieſem Tage geſellte ſich zu ſeinem ſicheren Gange noch eine ungeduldige Lebhaftigkeit. Die neue Kleidung zeichnete ſeinen muskulöſen Gliederbau, der ſonſt unter ſeinem Prieſtergewande verborgen, und ſo wie er aus der Hütte trat, prüfte er mit der Aufmerkſamkeit eines alten Jägers ſeine Waffe. Er ließ den Hahn ſpielen, verſuchte das Pulver, lud drei Kugeln und war im Begriff, ſich auf den Weg zu machen, als er ſeinen jungen Bruder Stephano, in vollem Jäger-Koſtüm, zehn Schritt von ſich entfernt ſtehen ſah. — „Was machſt Du da?“ fragte er ihn. — „Lieber Bruder, ich warte auf Dich!“ — „Warum?“ — „Weil ich mit Dir gehen, und durchaus nicht zurückbleiben will.“ — Der Prediger antwortete nicht ſogleich, aber nach kurzem Beſinnen ſagte er: „Du willſt alſo mit?“ — „Ja!“ — „Gut, es ſey! Iſt Deine Waffe geladen?“ — „Ja, mein Bruder!“ — „Da haſt Du ein Dutzend Kugeln; nimm ſie und laß uns gehen!“



Vielleicht wundert man ſich darüber, daß der Prediger, nachdem er es am Abend vorher abgelehnt, jetzt ſo leicht darein willigte, ſeinen Bruder mitzunehmen; aber erſtens kannte er Stephano als einen energiſchen Jüngling; dann maß er ſich nöthigen Falles die Kraft bei, auch wohl zwei Leben vertheidigen zu können und endlich, da ſich die Gelegenheit bot, war es ihm nicht unlieb, ſeinem jungen Bruder die Lehre zu geben: was Gefahr ſey. — Sie ſchritten nun vorwärts. Das Gewitter war vorüber, der Himmel blau und rein, die Erde ſchneebedeckt, aber weder Wind noch Regen mehr, und die Morgenluft von jener anregenden Friſche, die ſich ſo gut mit einem ſchönen Tage verträgt. Sie nahmen den Fußſteig rechts vom Hoſpital und gingen lange ſchweigend: Riego voran und Stephano, den Querſack tragend, hinterher. Zuweilen hob Riego beim Anblick eines nach Raub ausfliegenden Adlers die Flinte, richtete ſie auf den Vogel, verfolgte ihn auf ſeinem Fluge, warf aber dann plötzlich die Waffe über die Schulter; denn er glaubte nicht das Recht zu haben, ein anderes Thier als jenen Bären tödten zu dürfen. — Nach einem ſtundenlangen Marſch durchſchritten ſie den ſchmalen Felſendurchgang, der Frankreich von Spanien trennt und befanden ſich der Maladetta gegenüber. Die Maladetta iſt der ſchönſte Eisberg der Pyrenäen und Maladetta (Verfluchte!) die beſte Benennung für dieſe Stelle. Wie ein Hügel ſanft ablaufend, glatt wie ein Spiegel, ringsum von Gebirgen eingefaßt, ſteigt die Maladetta im unmerklichen Abfall bis zur bedenklichſten Tiefe herab. An dieſem Morgen war die Luft vollkommen klar, das Azur des Himmels ſo blendend wie in Italien, die Sonnenſtrahlen, ſenkrecht auf den Gletſcher fallend, erlöſchten im weißen Matt der Schneelagen oder funkelten in diamantenen Farben auf der Spitze des Eisberges.

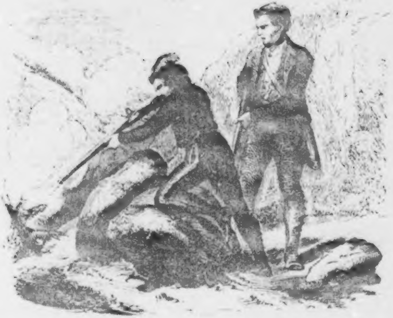
Riego drehte ſich jetzt zu ſeinem Bruder um und ſagte mit wieder ruhigem Tone: „Wenn Hans Recht hat, muß ſich der Bär in dieſem Fichtengehölz links aufhalten; dahin zu gelangen, müſſen wir die Maladetta überſteigen; aber ihre weiten Klaſſen haben ſchon manchen Gebirgsmann verſchlungen. — Du haſt doch die Eisſtacheln und den Strick!“ — „Ja, mein Bruder!“ — „Nun, ſo lege ſie bereit!“ — Stephano gehorchte. Sie wanden nun einen acht Fuß langen Strick um ihre Hüften und befeſtigten ſich auf ſolche Art an einander, damit, wenn der Eine von ihnen glitſchte, er, durch den Strick zurückgehalten, von ſeinem Begleiter zurückgezogen werden konnte. Dann ſteckten ſie an Hände und Füße die Eiſenkrampen und ſo begannen ſie aufzuklimmen. Seit einer halben Stunde kletterten ſie und waren ihrem Ziele nahe, als plötzlich das Eis unter Stephano's Füßen wich, er einen Schrei des Entſetzens ausſtieß und in die Eisgrube verſchwand. Von der ihn hinreißenden Laſt nachgezogen, glitſchte der voranſchreitende Prediger ſelbſt bis an den Rand des Schlundes — auch er war nahe daran, hinabzuſtürzen, aber ſeine ganze Kraft zuſammenraffend, ſchlug er die Krampen ſo weit vorwärts ein, daß er ſich noch dicht am Rande des Abgrundes feſthielt. Die eine ſeiner Hände losmachen und den Strick verkürzend um den Arm winden, war das Werk eines Augenblicks und mit aller Kraft zog er ihn nun nach ſich. Bald hielten ſich die Finger des jungen Mannes an den Rand des Loches feſt; der Prediger verdoppelte ſeine An-



ſtrengung, Stephano ſtieg ſchon bis zur Bruſt auf. — „Muth! Muth!“ rief der Prediger ihm zu und alle ſeine Muskeln ſpannten ſich in einem letzten Kraft-Aufwande. Stephano ſtützte ſich feſt auf den Ellbogen, und, ſich aufſchwingend, fiel er bald ohnmächtig auf das Eislager. Einige Tropfen Branntwein belebten ihn bald wieder, der Prediger hielt ihm den Kopf und Thränen rannen ihm die Wangen entlang. Indeſſen, ſo wie der junge Mann wieder zu ſich gekommen, ſagte er zu ihm: „Nun vorwärts, Stephano, laß uns weiter kommen!“ — „Ja, lieber Bruder!“ — Dieſe Worte wurden von dem jungen Mann mit ſchwacher und ungewiſſer Stimme ausgeſprochen; in wenigen Minuten war ſein Geſicht, ſein Ton und ſein Gang verändert. Stephano hatte ſeine Eltern faſt ſchon in der Wiege verloren, Riego war's, der ihn erzog und auch Riego war's, der ihn mit nach Frankreich nahm und der ihm ſpäter ein kleines Pachtgut kaufte. Riego war eben ſo gut ſein Vater als ſein Bruder und noch mehr hatten ſein Predigt-Amt, ſein thatkräftiger Charakter und die ſtrengen Geſichtszüge, die etwas furchtſame Ehrerbietung Stephano's verdoppelt. Des Jünglings Züge drückten ſchweigenden Gehorſam aus, wie Riego's die der Ueberlegenheit; aber ſeit dieſem Sturz waren Stephano's Züge ſonderbar aufgeregt und die verſchiedenſten Empfindungen malten ſich nach und nach darin. Er erblaßte, zitterte und hatte im Angeſicht des Todes die Furcht kennen lernen. Er war kein Mann mehr! — Der Bär ließ ſich in der

Nähe der Maladetta nicht ſehen, die beiden Jäger traten daher durch den Port de Pieda in die ſpaniſchen Pyrenäen ein. Welches Schauſpiel! Vor ihnen, wie auch den Hintergrund des Gemäldes bildend, alle Gipfel der ſpaniſchen Pyrenäen in tauſend verſchiedenen Höhen hinter einander aufgeſtaffelt und, ihren Entfernungen nach, in tauſend verſchiedenen Farben gemalt; die erſten grün, dann braun, dann blau, dann violett und Alle mit Schneebouquets, gleich weißen, vom Himmel gefallenen Roſen überſäet. Rechts und links, gleichſam zum Rahmen dienend dieſem erhabenen Gebirgsgemälde, erhoben ſich zwei ungeheure Felſen von unermeßlicher Höhe, und da ganz oben den Fuß auf der äußerſten Spitze des Felſens, ſtand ein cataloniſcher Hirt auf ſeinem Grenzpoſten. Als er die beiden Jäger bemerkte, kreuzte er ſtolz die Arme und ſeine ſchlanke und kräftige Geſtalt löſte ſich höchſt maleriſch vom Azurblau des Himmels.

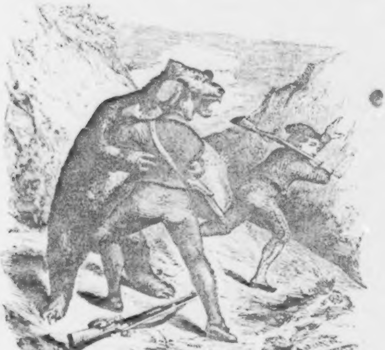
Kaum waren ſie einige Schritte weit in Spanien hinein, als Riego ſtehen blieb und, ohne ſich umzuſehen, ſeinem Bruder ein Zeichen mit der Hand gab, ebenfalls ſtehen zu bleiben; Stephano gehorchte. Riego lauſchte, legte ſein Ohr an die Erde und hörte ein dumpfes, einem Gebrüll ähnliches Geräuſch. — „Das iſt der Bär“, ſagte er leiſe zu Stephano, „von oben herab werden wir ihn ſehen, folge mir!“ — Sie erkletterten die oberſte Fläche des Berges auf einem faſt unwegſamen Fußſteige; rechts und links gähnten bodenloſe Abgründe und am entgegengeſetzten Ende, den Jägern gerade gegenüber, befand ſich ein andrer Fußſteig, der zum benachbarten Gipfel führte. Nach einigen Minuten bemerkte der Prediger einen Bären von ungewöhnlicher Größe, der längs des ausgetrockneten Bettes eines Stromes hinablief. — „Da iſt er, da iſt er!“ ſagte er. „Stephano, mache Deine Büchſe zurecht, er wird dort bei der Wendung des Weges hervorkommen. — Wenn er dort ſeyn wird, ſiehſt Du, da — bei der Fichte, dann ſchieß' ihm in die Schulter, fehlſt Du, ſo ſchieße ich, ich werde ihn —“ den Bären hervortreten ſehend, unterbrach er ſich. — „Nun, Stephano, Du erſt!“ — Stephano ſchoß; aber ſey es nun, daß ſie dem Unthier zu fern ſtanden, oder mochte ſeine Hand gezittert haben, die Kugel ſchlug in den Felſen ein und ließen deſſen Splitter auf den Bären fliegen. Bei dieſem Knall wendete ſich das Thier den Jägern zu und lief raſch auf ſie an. Noch war er zwanzig Schritt von ihnen entfernt; glücklicher Weiſe wand der Weg ſich mitten durch die Felſen und verlängerte durch ſeine vielfachen Krümmungen den zwiſchen ihm und den Jägern liegenden Raum. Riego ergriff ſeine Büchſe, der Schuß ging los, doch die Beſtie hatte ſich zufällig ſeitwärts geworfen, zwei Kugeln gingen über ihn weg, die dritte durchwühlte ſeine Seite, daß das Blut auf die Steine ſpritzte; er ſtieß ein gräßliches Gebrüll aus und ſtürzte auf die Berghöhe daher. — „Kugeln!“ rief Riego aus, ohne ſich umzuwenden und ſtets den Blick auf den Bären heftend,



der durch Felsſtücke und umgeſtürzte Tannen auf ſeinem Wege aufgehalten wurde. — Stephano ſchwieg. — „Kugeln, ſag' ich Dir! In drei Minuten iſt er bei uns!" — „So ſind wir verloren!" ſagte Stephano. „Ich habe keine Kugeln." — „Keine Kugeln?" — „Nein, ſie ſind in die Höhlung der Maladetta gefallen."

Man hörte das Grunzen des herankommenden Unthiers. — „In die Maladetta gefallen? O Jammer!" — „Laß uns fliehen, laß uns fliehen!" ſchrie Stephano. — „Fliehen! Wohin? Auf dem Fußſteige vor uns würden wir dem Thier in den Rachen laufen! Der, den wir erſtiegen ſind, iſt rückwärts ungangbar. Es wäre unmöglich, der Bär müßte uns in zwanzig Sekunden erreicht haben." — „O heilige Jungfrau!" murmelte der Jüngling, auf die Kniee ſtürzend. — Der Bär verſchwand und erſchien wieder auf den Krümmungen des Weges — aber er kam in großen Schritten vorwärts. — „Wohlan, Bruder, keine Feigheit!" ſagte der Prediger ſehr raſch, jedoch mit feſter Stimme. „Noch iſt nicht Alles verloren: ein fürchterliches Mittel bleibt übrig; unſre Gebirgsleute bedienen ſich deſſen zuweilen. Zeige mir Dein Meſſer — gut — es iſt ſo lang und dick wie das meinige — nun höre: in einer Minute wird er auf der Höhe ſeyn —" — Man hörte das Gekrach der, unter ſeinen Pfoten niedergetretenen Zweige. — „So wie er hier iſt, werde ich mit ausgebreiteten Armen auf ihn zuſchreiten, dann wird er ſich auf mich ſtürzen und ich werde ihn empfangen, ich werde ihn umarmen. Dann läufſt Du herbei und ſtößt ihm Dein Meſſer tief in die linke Seite, ſo lange, bis er fällt!" — „Ja, Bruder!" — „Vor allen Dingen keine ſchwankende Hand; ſtoße feſt zu!" — „Ja, Bruder!" — „O, meine Herren Bären, wir kennen uns und dieſer hier, wäre er ſo fürchterlich wie ein Löwe, ſo müßte er mich ſtark drücken, bevor er mich erſtickte!" — Riego ſchien faſt beglückt zu ſeyn, während Stephano gänzlich muthlos daſtand.

Der Bär erſchien. — „Zum Werke, zum Werke!" rief der Prediger aus; „verſtehſt Du wohl, Stephano? — zwiſchen den Rippen links!" — Der Bär war auf der Fläche angekommen, ſein Blut tröpfelte auf die Steine. Er wirft ſich vorwärts, Riego breitet die Arme aus; das Ungethüm richtet ſich auf ſeine Hintertatzen und ſtürzt ſich dann auf ihn, um ihn zu erſticken. Der Kampf beginnt. — „Bruder, Bruder! Zu Hülfe!" — Und Riego's Stimme ſchallt mächtig wie der Donner. Stephano aber, außer ſich, ſchwankt auf ſeinen Beinen, eine Wolke ſchwebt vor ſeinen Augen, er kann nicht vor-, nicht rückwärts, jede Bewegung iſt ihm unmöglich, die Furcht hat ihn erſtarrt. — „Komm, Bruder,



Bruder! Her zu mir!“ — und Riego's Stimme wird ſchon ſchwächer. — Der Bär brüllt furchtbar; man ſah ſeinen gräßlichen Kopf über der Schulter des Predigers, ſeinen Rachen offen, ſeine Augen Flammen ſprühend — ſeine Pfoten tief eingekrallt in Riego's Hüften und ſein Blut über dieſe ungeheuren Tatzen und über die braune Jacke des Jägers rieſelnd. Der Kampf beginnt ſeit einigen Sekunden. Stephano ſteht wie wahnſinnig, die Arme ausſtreckend, aber durchaus nicht von der Stelle weichend. — „Zu Hülfe! Bruder, komm!“ rief mit immer dumpfer werdender Stimme der Kämpfende, aber deſto lauter und ſchrecklicher ward des Bären Gebrüll. — Indeſſen ſchien dieſer letzte Schrei des Bruders Stephano aus ſeiner Betäubung zu erwecken. Er ſchüttelte ſich wie ein Menſch, der einen Entſchluß faßt; ſein Meſſer in der Hand, ſtürzt er auf den Bären zu und ſtößt es ihm in die Seite, aber ſein Arm zögert und er trifft nicht tief. Da wirft er, von unwiderſtehlichem Schrecken ergriffen, die Waffe weit von ſich und ſtürzt außer ſich den kleinen Fußſteig hinab. — „Bruder, Bruder!“ murmelt Riego mit erſtickter Stimme. — Nichts! Stephano bleibt nicht ſtehen; der Prediger ſieht ſich mit dem Ungeheuer allein! Er will ſein Meſſer ziehen, doch iſt dies gegen den Bären geklemmt, und er kann es nicht. Da rafft er mit der Verzweiflung Allgewalt ſeine letzten Kräfte zuſammen, ſtößt das Thier bis zum Rand des Abgrundes, ſchwenkt ſich, der Bär fällt, aber — er läßt ihn nicht los und Beide rollen in den Abgrund. Während der letzten Augenblicke dieſes Kampfes hörte man auf der Höhe eine von fern her rufende Stimme. „Muth, Muth!“ tönte es herüber, und ein Mann ſtieg ſo raſch als möglich zum Kampfplatze aufwärts. Athemlos und ſchweißbedeckt kam er an. — Er kam zu ſpät.

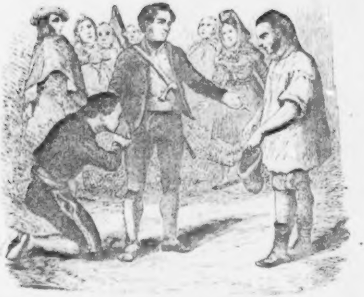
Am Morgen nach dieſer Scene gab es im Flecken, deſſen Pfarrer Herr Riego war, ein Feſt. Man kam von der Beendigung der Mais-Erndte heim, und ein Zug niedriger Wagen, feſt ausgefüttert mit Stroh und von Ochſen gezogen, bewegte ſich unter tauſend Stößen auf dem Kieſelwege vor. Die Ruthe in der Hand, ſtachelten die Meier ihre Ochſen und lenkten die Wagen zu einer ungeheuren Scheune hin, deren offene Thür zum Platze hinausging. Hier empfingen, eine Bütte auf dem Rücken, die wieder zu Bauern gewordenen Jäger des geſtrigen Abends die Erndte und entluden ſie in einem Winkel der Tenne, während Kinder, junge Mädchen und deren Mütter, um das angehäufte Mais ſitzend, die Körner auspahlten, die Kapſeln, welche den Armen während des Winters zur Heizung dienen, bei Seite warfen und ihre leichtere Arbeit mit alten Liedern begleiteten. Um vier Uhr war Alles fertig. Der Eigenthümer dieſer großen Scheuer ſchickte den Arbeitern eine halbe Tonne Wein und die Tenne verwandelte ſich zum Tanzſaal. — Mitten in der allgemeinen Freude ſaß noch ein junger Meier im dunkelſten Winkel auf einem Maishaufen, ſah dem Tanze zu, aber tanzte nicht, hörte den Geſang, aber ſang nicht mit. Er ſchien nachdenkend und zugleich aufgebracht zu ſeyn und nur, wenn man gegen ihn des Muthes, den der Prediger gezeigt, erwähnte, und von dem ihm zu Ehren vorbereiteten Feſte ſprach, drehte er den Kopf um, und ſein Geſicht nahm dann einen zornigen, faſt wilden Ausdruck an; bald aber verfiel er auf's Neue in ſeine Betrachtungen. — Der erſte Tanz war beendet. Die jungen Mädchen und jungen Leute näherten ſich dem Abgeſonderten, ohne daß er deſſen gewahr ward; man ſchloß einen Kreis um ihn und den Maishaufen, auf dem er ſaß, und plötzlich wurde er durch ein rings um ihn ausbrechendes Gelächter aus ſeiner Gedankenvertiefung aufgeſchreckt. — „Nun, Eichabon, woran denkſt Du denn?“ — Er ſchlug raſch die Augen auf und fuhr wie ein aus dem Schlafe Erwachender mit der Hand über's Geſicht: „Was wollt Ihr?“ — „Wie! Kein Lied, Du Dichter Du?“ — „Heute ſinge ich nicht!“ — „So erzähle uns die Geſchichte von den drei Wünſchen!“ — „Morgen werde ich ſie Euch erzählen.“ — „Nun, dann mache uns ein paar Reime auf des Herrn Predigers muthige Jagd, womit wir ihn bei ſeiner Rückkehr ſingend empfangen können. — Du liebſt ihn ja ſo ſehr.“ — „O ja, ich liebe ihn! aber — ich will keine Reime machen.“ — Er ſetzte ſich wieder mit dem finſterſten Geſicht. — Das Wort „Dichter“ erweckt in uns eine ſo ideale und erhabene Vorſtellung, wie ſie keineswegs für Eichabon paßt. Eichabon iſt nichts als ein Bauer, wie man ſie im mittäglichen Frankreich oft findet, der in ſeiner platten Sprache Lieder dichtete auf Hochzeiten, Kindtaufen und im ganzen Kreiſe durch ſeine Ueberſpannung bekannt war.

Der Tanz hatte ſeit einigen Minuten wieder begonnen, als das Geſicht Eichabon's ſich plötzlich veränderte, ſeine Lippen bebten und ſtammelten, während ſeine Augen auf die Thür der Tenne geheftet waren. Die Thür that ſich leiſe ein wenig auf und Stephano trat langſam, ſtumm und gebückten Kopfes herein. Alle ſtürzten ihm eifrig entgegen: „Herr Riego! Wo iſt Herr Riego?“ — Stephano ſchwieg. — „So ſprich doch, wo iſt er?“ — „Todt!“ ſagte Stephano mit erſticktem Laut. — „Todt? Wie — und Du?“ — „Wir waren auf dem Gletſcher Maladetta und da verſchwand er in eine Höhlung.“ — Verzweiflung malte ſich auf allen Geſichtern, als plötzlich ein Mann auf die Bauern eindrang und, ſich Raum verſchaffend, bald in ihrer Mitte ſtand. Es war Eichabon. Er ſchritt auf Stephano zu, ergriff ihn beim Arm und ſah ihm feſt in's Geſicht. — „Du lügſt!“ ſchrie er wüthend. Die Bauern riſſen die Augen auf und drängten ſich näher heran. Stephano ſchlug zernichtet den Blick zu Boden. — „Du lügſt! Herr Riego iſt freilich todt! O ja — er iſt freilich todt! Doch nicht, weil er in eine Eisgrube geſtürzt, ſondern weil er vom Bären erſtickt worden!“ — „Ja“, ſagte er, ſich zu den erſchrockenen Zuſchauern dieſer Scene wendend; „Herr Riego hat mit dem Bären Leib gegen Leib gekämpft, und dieſer, ſein Bruder, hat ihn nicht ver-

Univ. Bibl.

theidigt.“ — Die Bauern machten drohende Geſichter. — „Und dabei hatte er ein Meſſer!“ — Das Murren wurde lauter. — „Das Meſſer hat er aber auf die Erde geworfen und ſich davon gemacht; ja, er iſt entflohen!“ Alle traten von Stephano zurück. „Funfzig Schritte nur war ich noch entfernt und rief ihm zu: bleib', bleibe! aber er riß aus' in toller Furcht und hat mich nicht gehört!“ — „Kennſt Du das?“ ſagte er zu Stephano, eine blutige Mütze aus ſeiner Jacke hervorziehend; „ſieh, das iſt Alles, was von Deinem Bruder geblieben, als ich auf der Höhe des Gletſchers ankam! Und Du wagſt es, Dich uns zu nähern? Du willſt Dich mit uns auf dieſelbe Bank ſetzen? Fort, fort mit Dir!“ — Bei dieſen Worten ſchlug er ihm mit der Mütze in's Geſicht, immer faſt wüthend wiederholend: „Fort, fort mit Dir!“ — Die, vom Zorn Etchabon's angeſteckten Bauern ſtürzten nun auch auf den jungen Mann ein, und von allen Seiten ertönte der Fluch: „Fort, fort mit Dir!“ Von dieſer Verbannung niedergedonnert, entfernte der Unglückliche ſich eben, als die Thür auf's Neue ſich öffnete und ein mit Blut bedeckter Mann eintrat. — Ein gleicher Schrei entfloh allen Anweſenden —: „Herr Riego!“ — Und wirklich war es Riego. Alle Bauern wichen unwillkürlich zurück, der Prediger aber hielt Stephano auf und ſagte: „Bleib', mein Kind!“ — Stephano ſank auf ſeine Kniee. Ein Schweigen, das dem Schrecken glich, herrſchte zuerſt im ganzen Kreiſe; Alle ſtanden offnen Mundes, ſtumm und ſtarr da. Endlich näherte Etchabon ſich dem Prediger und ſagte tief gerührt: „Waren Sie's denn nicht, der mit dem Bären rang?“ — „Du ſiehſt wohl, daß ich es war“, erwiederte der Prediger mit großer Ruhe, indem er auf ſeine blutigen Kleider zeigte. — „Sind Sie denn nicht in den Abgrund geſtürzt?“ — „Allerdings!“ — „Aber, wie —?“ — „Gott hat mich geſchützt! Einige Fuß breit vom Rande deſſelben blieb mein Gürtel an einem Felſenzacken hängen, und der Bär, welcher im Sturze von mir losgelaſſen, rollte allein in die Tiefe hinab.“

Je länger Riego ſprach, je mehr erholten ſich die Landleute von ihrem Schreck und glaubten endlich an ſein wirkliches Leben; ſie umringten ihn mit einer Freude, als ob ſie ihm Dank wüßten, der Gefahr entronnen zu ſeyn. Stephano küßte ſeufzend ſeine Hand und ſchluchzte: „Mein Bruder, mein Bruder!“ — „Was für einen Lärm aber gab's hier bei meinem Eintritt?“ ſagte der Prediger mit Strenge; „warum wolltet Ihr dieſen Jüngling verſtoßen?“ — „Warum?“ ſchrie Etchabon wieder heftig auf, „weil er ein Feigling iſt —“ — „Dieſer Jüngling iſt kein Feigling“, erwiederte Riego ernſt, „er hat Furcht gehabt — ja, die Furcht iſt über ihn gekommen, weil er einige Sekunden vorher dem Tode nahe war. Wer von Euch wagt es zu behaupten, daß er an ſeiner Stelle anders gehandelt haben würde, und wer wagt es, ihn zu verjagen, wenn ich ihm verzeihe und ihn an mein Herz nehme?“ — Der Prediger, feſt auf Etchabon blickend, umarmte ſeinen jun-



gen Bruder, der ſein Haupt an deſſen Bruſt verbarg; aber dieſe wenigen, ſo einfach und ruhig geſprochenen Worte beſchwichtigten plötzlich das Murren des Unwillens. Riego fügte hinzu: „Etchaben, komm her!“ — Etchaben trat näher. — „Gieb Stephano die Hand!“ — Etchaben zögerte. — „Gieb Stephano die Hand!“ und — Etchaben gehorchte. Bald näherten ſich auch die Andern dem unglücklichen Jüngling, und nachſichtigere Aeußerungen ließen ſich hören. Wer dieſe Scene mit angeſehen, dem müßte die beſondere Gewalt dieſes ſo ruhig und faſt leiſe ſprechenden Pfarrers aufgefallen ſeyn. „Laß uns gehen, damit der Tanz wieder beginne und Du, Du Dichter“, wandte er ſich lächelnd an Etchaben, „Du wirſt hoffentlich den Tod des Bären beſingen; denn todt iſt er!“ — Dann entfernte er ſich mit Stephano. Bald aber zogen die Bauern ihm nach, im vollen Jubel den Beſieger des Bären zu preiſen, und Etchaben ließ es nun am Geſange nicht fehlen.

Erry von Schlins.

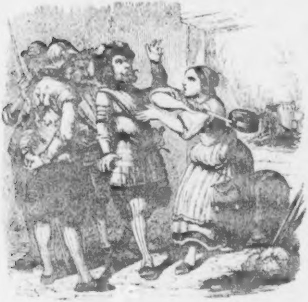
(Geſchichtlich aus dem Jahre 1315.)

Im Dörflein Schlins, bei'm Inn-Thal,
War Erry, eine Maid,
Geſchäftig für das Leichenmahl;
Ein Schweizer fiel im Streit.

Drum war das Volk bei Klaggeſang
Im Gotteshaus vereint,
Und zu der fernen Hütte drang
Ein Haufe von dem Feind.

Der Führer that, als fräß' er juſt
Das letzte Stück der Welt;
So ſprach zur Maid, in ſchnöder Luſt,
Der blanke Zwergenheld:
„Ich ford're der Begrüßung Kuß,
Raſch, dicker Engel, her!“
Doch ſie erwiedert: „Kuß und Nuß
Vermeid' ich Beides ſehr!

„Ei, mach' ſie mir kein Ziergeſchrei!“ —
„Und üb' er Sittenpflicht,
Sonſt deckt ein Schwupp vom heißen Brei
Sein lüſtern Angeſicht!“



Sie ſchwang dabei das Kellenholz,
Er tobt: „Wirſt unterjocht!“
Und fragt, weit ab, mit Flunkerſtolz:
„Für wen wird dort gekocht!“

„Dreitauſend Schweizer, wohl bewehrt,
Die ziehen heut heran,
Drum merkt' er wohl, daß ich bei'm Herd
Nicht eben ſpaßen kann!“
„Dreitauſend! Sollſt ſie fallen ſeh'n,
Auf, Burſche, Schwert gezückt!
Doch jetzt laßt uns in's Freie geh'n,
Die Luft iſt hier gedrückt!“ —

Sie fluchten gut, und kaum hinaus,
Da liefen ſie nicht ſchlecht;
Doch Erry eilt zum Gotteshaus
Und ruft: „Auf, zum Gefecht!
Es laufen freche Söldner jetzt
Vor lauter Siegsluſt — fort;
Ihr Maul hat ſchmähend euch zerfetzt,
Geht, prüfet raſch ihr Wort!

Nicht immer bietet ſich die That,
Jetzt habt ihr ſie zur Hand;
Drum zögert nicht in feigem Rath,
Friſch hinterdrein gerannt!
Das Glück iſt ſtets dem Tapf'ren hold,
Und wer da wagt, gewinnt;
Ihr kämpft für mehr als Prunk und Gold,
Für Freiheit, Weib und Kind!“

Und Erry's muth'ge Red' erſchuf
Den Eifer für den Ruhm:
Im Kreis der Männer ſchallt der Ruf
Zu neuem Heldenthum.
Sie ſtürmen, treu dem Landesbund,
Zum Kampfe vom Altar;
Bald holten, beſſ'rer Wege kund,
Sie ein die Söldner-Schaar.

Sie wettern drein mit blut'gem Lohn
Für Vaterlandes Noth:
Man hörte nicht, daß Viel' entfloh'n,
Die Meiſten ſchlug man todt. —
Die Erry hat, für wack're Liſt,
Ein braver Mann erwählt,
Und daß man ſie nicht ganz vergißt,
Hab' ich von ihr erzählt.

G. R.

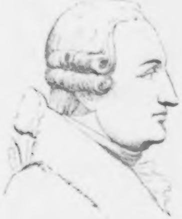
Von den Temperamenten.

„Hüte dich vor den Schleichern, die Rauſcher thun dir nichts!“ Luther.

Vor mir liegt ein Blatt, auf welchem in Köpfen die Temperamente abgebildet ſind. Der Sanguiniker (Leichtblütige) hat etwas von Goethe; der Choleriſche (Heißblütige) iſt Montesquieu; der Melancholiker (Schwerblütige) Brutus, und bei dem Phlegmatiker (Laublütigen) gerieth der Zeichner in ſpöttiſche Laune. Er giebt das Bildniß für den deutſchen Michel aus, bekanntlich eine erfundene Perſon, die einen Märtyrer der Schlafmützigkeit, einen zipſchweren Marterer des geiſtigen Fortſchritts vorſtellen ſoll. Der Erfinder blieb verſchwiegen, würde auch kein Patent empfangen dafür, daß er dem Getroffenen nicht nur die Wahrheit in's Geſicht ſagt, ſondern ſie ſogar aus dieſem ſelber ſprechen läßt. — Was mich betrifft, ſo dachte ich über die Temperamente nach, und ſuchte fürerſt Vergleiche. Der **Leichtblütige** wurde mir zum **Frühling**: in ihm treibt Alles, und er ſucht ſtets friſche Blüthen des Genuſſes; im **Heißblütigen** ſah ich den **Sommer**: er drängt nach Thätigkeit, und ſeine Aufwallungen ſind die Hundstagshitze; den **Schwerblütigen** macht' ich zum **Herbſt**: ihn gemahnt Alles an Verfall und Vergänglichkeit, und ſelbſt den ihm gebotenen Rebenſaft würzen ihm nur tief in Betrachtungen ſich einwühlende Sprüche; der **Laublütige** ward mir zum **Winter**, bei dem die Thätigkeit der Natur ſtockt und das Plätzchen am warmen Ofen nicht leer wird. Und weiter dacht' ich: in den vier Lebens-Altern gehen gar Viele, die ſich nicht **Charakter** aneignen, durch die vier Temperamente; ſie ſind leichtblütig in der Jugend, warmblütig im erſten Mannesalter, wo die Leidenſchaften mit den Erfahrungen kämpfen, ſchwerblütig, wenn ſpäter die Erfahrungen ſie niederdrücken, und im Alter ſinkt in ihnen Alles wohl noch unter die Lauheit.

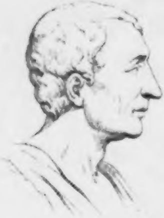
Scheiden ſich denn aber die Temperamente wirklich ſo ſtreng? Nein! — So im Getrennten, faſt unvermiſcht als Leichtſinn, Heftigkeit, Trübſinn oder Trägheit, können ſie ſich nur zeigen, wo der Menſch im Rohen oder Unbedachten aufwächſt; jedes Temperament iſt umzuſchaffen oder zu verwandeln, wenn man es entſchieden will und verſtändig ausführt. Bei weitem mehr werden die Temperamente anerzogen als angeboren, und daß Viele entgegengeſetzter Meinung ſind, iſt leicht zu erklären, weil man ſich gern gehen läßt und in dem, was nach dem Wahn angeboren iſt, ein Heer von Entſchuldigungen findet für Allerlei, bei dem nur — Ausflüchte behülflich ſeyn können. Es kommt hier auf die Leitung an, einwirkend durch Andere oder durch Erkenntniß und Beherrſchung ſeiner ſelbſt, um aus dem Guten der vier Temperamente das echte Temperament, das der **Mäßigung** zu machen. Es werden wohl die meiſten Menſchen nicht daran denken, daß ſchon mit dem

Worte darauf hingewieſen iſt; denn Temperament heißt zu Deutſch: Milderungs-, Mäßigungs-Mittel. Offenbar weiß man ſchon ſo ziemlich, wie man hier mit der Sache daran iſt, hat man nur erſt den Sinn des Worts gefaßt, und in unſerm Fall ergiebt ſich, daß alle Entſchuldigungen wegen Temperaments ſehr fabelhafte ſind. Das Angeborne mag als Wurzel zu betrachten ſeyn; aber Beiſpiel und Gewohnheit treiben die verſchiedenartigen Keime, Erziehung und Bildung die Zweige hervor; Temperament iſt dann die gute oder giftige Blüthe und Charakter oder Nicht-Charakter die Frucht.

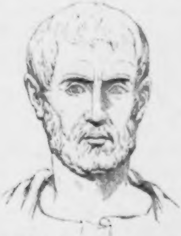


Beſchauen wir unſre Köpfe näher. Sollen wir den Leichtblütigen in Goethe ſehen, ſo erinnern wir uns zwar daran, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre ſelbſt ſagte: „Es iſt mein Unglück, daß ich ſo leichtſinnig bin und Alles von der guten Seite anſehe“; — er ließ es aber dabei nicht bewenden. Zwar behielt er leichten Sinn, mit dem er die Wandlungen des Lebens zum Guten wendete oder im ſchlimmſten Falle ſie heiter ertrug; er drang jedoch zugleich mit Ernſt und Ausdauer in die Tiefen des Lebens und Wiſſens. Er wehrte aller Abſpannung, indem er ſich durch das Mannigfache ſeines Wirkens im Gleichgewicht erhielt; er war Herr ſeines Temperaments, änderte und wendete es aus Selbſterkenntniß und eigener Kraft und ward zum Charakter, ohne ſeine Urſprünglichkeit aufzugeben.

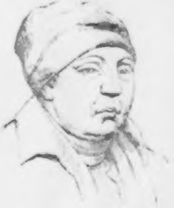
Monteſquieu, dieſer gelehrte Franzoſe, war in ſeiner Jugend leichten Sinnes; er ſchrieb damals friſch und keck über Lächerlichkeiten ſeiner Zeit, ſtand lachend über ihnen. Später vertiefte er ſeine Gedanken nach einer Richtung hin, ſchärfte ſie eifrigſt in der Bemühung, den Geiſt der Geſetze aller Völker zu erforſchen, eine Bemühung, der wir ſein treffliches Werk „Geiſt der Geſetze“



verdanken, bei deſſen, oft noch ſehr im Argen liegenden Gegenſtande es nicht eben räthſelhaft iſt, wenn Einer melancholiſch wird. Montesquieu wurd' es, und zwar in einem ſolchen Grade, daß er ſich über eine tadelnde Beurtheilung abhärmte und dadurch ſeinen Tod beſchleunigt haben ſoll. Sein Temperament hatte ſich verändert, war in Einſeitigkeit und Grämlichkeit verfallen, ſo daß ihm die Urſprünglichkeit verloren ging und er, aus Mangel an Selbſtbeherrſchung, nicht zum echten Charakter wurde.



Brutus wühlte ſich brütend in ſeine aufgefaßten Anſichten ein, gab, um ſie durchzuſetzen, Pflichten der Natur und der Dankbarkeit auf und verletzte ſo ſein Gewiſſen. — Da iſt nichts mehr auszugleichen, und wie er ſtarren Sinnes über das Loos Anderer entſchieden, ſo entſchied er immer ſtarrer über ſein eigenes. Er war der Mann der Thatkraft und des Trotzes, was man vorzugsweiſe Charakter zu nennen pflegt, aber mit Unrecht, weil die Mäßigung bei den Grundbedingungen eines Charakters niemals fehlen darf.



Michel aber iſt ein Menſch, der die Mäßigung bis in's Unmäßige, bis in die Vernichtung treibt, und der zu nichts zu gebrauchen iſt, als ſich brauchen zu laſſen nach dem Belieben Anderer. Er lebt dem Sprüchwort: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! und was er zufällig doch weiß, läßt ihn ebenfalls kalt. Er meint, am beſten ſorge er für ſein Beſtes, indem er ſo wenig als möglich und zuweilen ſogar nicht einmal etwas von und über ſich ſelber wiſſen will. Auch er könnte ſein Temperament verwandeln, wenn man ihn in der Schule gleich gehörig aufrüttelte aus der Schläfrigkeit ſeines Geiſtes. Aber man lehrte ihn erſt glauben und hierauf — gar nicht denken, weil, wenn er dächte, er — ſehr denkbar — viel weniger glauben, ſich nicht lebenslang auf die Ruhe des Grabes und auf eine künftige Seligkeit voll Nichtsthun vorbereiten und einrichten würde. Er könnte ferner wenigſtens in ſeinen Nachkommen verwandelt werden, wenn man ihn minder feſt in's Joch der Arbeit ſpannte, ihn zu minder dick- und ſchwerfälliger Koſt verurtheilte; wie's aber jetzt mit ihm ſteht, wird er ſtets auf den Anruf: „Komm', wir warten auf dich!" gedehnter Weiſe zur Antwort geben: „So! dann brauch' ich mich nicht zu übereilen." — Der Wahrheit gemäß müſſen wir ihm jedoch nachrühmen, daß er von Zeit zu Zeit einmal gutmüthig, immer aber ſehr geduldig iſt — aus Bequemlichkeit!

Genug, wo die Temperamente walten ohne Selbſterkenntniß und Selbſtbeherrſchung, da läßt ſich fürjetzt etwa ſagen: wer viel verſpricht und nichts hält, iſt Sanguiniker, wer viel Händel und

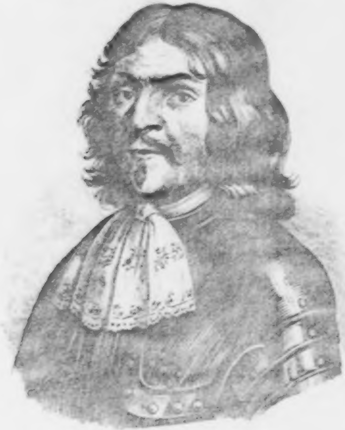
Prozeſſe hat: Choleriker; der Sonderling und der Pietiſt (in der Wahrheit) bezeichnen die Melancholiker, mit denen es zum Schlimmeren kommen kann, zu Irrſinn und Fanatismus (deutſch ausgedrückt: Glaubenswuth), und den Phlegmatiker findet man in Jedem, dem Alles gleichviel iſt, wie der Begriff vom Michel dies erſchöpft. In den Lebens-Richtungen fröhnt der Leichtblütige der Gegenwart, der Warmblütige mehr der Zukunft; der Schwerblütige giebt Gegenwart und Zukunft auf und rühmt die Vergangenheit; dem Kaltblütigen fließen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in ein Nebelbild zuſammen. So entſchieden abgetrennt zeigen ſich indeß die Temperamente, wie ſchon bemerkt, ſelten, und wenn wir auch nicht — mit dem Franzoſen Chambre — deren zweiundfunfzig anerkennen (wahrſcheinlich hat er unter ſeinen Landsleuten ſolche gefunden, die allwöchentlich ſich gänzlich verändern), ſind doch vier unterſchiedene Bluts-Eigenſchaften jedenfalls als zu wenige anzunehmen, da theils der eigene erkenntnißvolle und feſte Wille, theils der Einfluß mannigfacher Lebens-Verhältniſſe, allerlei Wandlungen und Miſchungen veranlaßt und bedingt.

Unbeſtreitbar darf aber Niemand ſagen: „Ich bin nicht verantwortlich für mein Temperament, ſo wenig etwa der Blitz verantwortlich iſt für ſein Zünden und Zerſtören.“ Alles kann zum Guten und Böſen gewendet und verwendet werden, und wie es Einer leitet und verwendet, davon iſt er Rechenſchaft ſchuldig vor Gott und Menſchen. Wir haben die Vernunft, das Rechte einzuſehen, den freien Willen, uns zum Rechten zu entſchließen, Hinderniſſe zu überwinden, und das Gewiſſen, was uns andeutet, wo wir fehlten. Dieſes würde ſich nicht zum Richter unſerer Uebelthaten machen, wenn wir ſie nicht vermeiden könnten. Was ihr an Neigungen angeboren nennt, iſt angewöhnt und im Schlechten auch angelegen, und daß der Menſch die ihm gegebenen Kräfte nicht hinlänglich gebraucht, das iſt ſeine einzige Erbſünde, aber auch ſeine eigene Schuld, die Jeder von ſich thun kann. Wollt Ihr mir nicht glauben, ſo ruf' ich die Vernunft der Vorwelt zu Hülfe, die ſchon vor länger als dreitauſend Jahren wußte: „Der Herr ſprach zu Cain: Biſt du nicht fromm, ſo ruht die Sünde vor der Thür; aber laſſ' du ihr nicht ihren Willen, ſondern herrſche über ſie.“ (1. Moſe 4, V. 7.) Dies aus dem alten Teſtament und nun aus dem neuen: „Laſſet die Sünde nicht herrſchen in eurem ſterblichen Leibe, ihr Gehorſam zu leiſten in ſeinen Lüſten.“ (Paulus an die Römer 6, V. 12.) — Ein ſchlimmes Temperament iſt demnach, und vermöge der Vernunft überhaupt, kein Freibrief für übereilte oder ſchlechte Thaten, ſondern eine ſtarke Mahnung, die Kraft der Sittlichkeit mit Muth und Ausdauer zu benutzen, und ſo könnt Ihr überzeugt ſeyn:

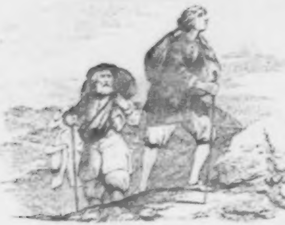
„Jeder tücht'ge Mann erkennt,
Daß ſich ſelber Schwächling nennt,
Wer ſich ſchirmt mit Temp'rament!“

Gz.

Georg Derfflinger.

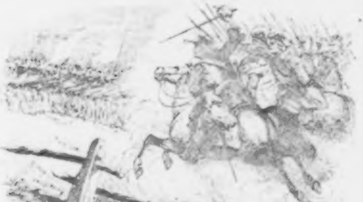


Unter den Helden, welche ſich um die Begründung der brandenburgiſchen, ſpäter preußiſchen Staats-Macht Verdienſte erworben, ſteht Jörg Derfflinger oben an, durch Tapferkeit und Beharrlichkeit und edle Gemüths-Eigenſchaften, die ihn als Menſch ſo hoch ſtellen wie er als Feldherr ſtand. Schon darin war Derfflingers bedeutſam, daß er nicht bequem, ſchon von der Geburt begünſtigt, in ſeine hohe Stellung rückte, daß er, von den unterſten Stufen der Geſellſchaft aufſteigend, ſich dieſe Stellung erſt ſelber ſchaffen mußte. Er war der Sohn eines öſterreichiſchen Bauern im Lande ob der Enns, in einem anmuthvollen Weiler um das Jahr 1606, im März geboren. Sein Vater mußte wegen Theilnahme an einem Bauern-Aufſtande im Jahre 1625 landflüchtig werden. Der Aufſtand war durch die römiſch geſinnte Partei ent ſtanden, die jede freiſinnige Glaubensrichtung im Volke erdrücken wollte, was endlich die evangeliſche Bevölkerung unter die Waffen brachte. Die Derfflinger achteten ihre Ueberzeugung höher als das den Geiſt einknechtende Leben in der Heimath und ergriffen



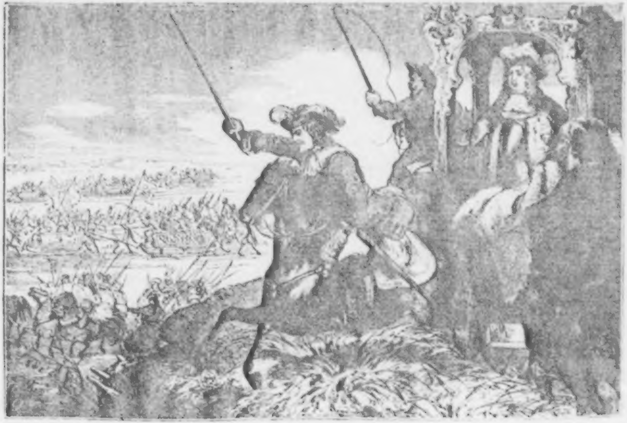
alle den Wanderſtab. Der Vater ſuchte im nördlichen Deutſchland ein bürgerliches Unterkommen, während der Sohn unter ſchwediſcher Fahne ſich Freiheit des Glaubens zu erkämpfen ſtrebte. Dort, wo es auf Tüchtigkeit und Rechtſchaffenheit ankam, hatte er ſich bald bemerkbar gemacht, bald die unteren Stufen des Dienſtes zurückgelegt. Im Jahr 1635 war er ſchon Obriſt-Lieutenant der Reiterei und vertrieb mit 200 Reitern die vier Mal ſtärkeren ſächſiſchen Heerhaufen aus den Städten Halle und Merſeburg. Im Jahr 1637 finden wir ihn unter Obriſt Pfuhl's Befehl auf einem Zuge durch Thüringen, wo er bei Meiningen ein ſchweres Gefecht mit feindlichen Reitern zuletzt ſiegreich beſtand, gleich nachher aber durch den verſtärkten Feind, unter Obriſt Druckmüller, neuerdings angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr geſchlagen ward, ſo daß er nur mit 60 Reitern der Metzelei, gewiß nicht auf ſchimpflicher Flucht, entkam. Im Jahr 1638 zum Obriſten hinaufgerückt, zeigte er ſich nun beſonders thätig, im ſchwediſchen Heere die Bewegungen zu zügeln, dadurch hervorgerufen, daß der Sold den Truppen nicht gehörig bezahlt ward. Unter den Kriegern waren deshalb Gerüchte von allerlei Unterſchleifen und Veruntreuungen verbreitet, und ein allgemeiner Heer-Aufſtand lag nicht ferne. Durch ſeinen geraden Sinn, durch ſein zutrauliches Weſen war Derfflinger längſt der Liebling, nicht nur ſeiner Untergebenen, ſondern des geſammten Heeres geworden; Alle ſchenkten ihm unbedingtes Zutrauen und beauftragten ihn mit Erledigung ihrer Beſchwerten. In dieſer Angelegenheit reiſte er nach Hamburg, ſich mit der ſchwediſchen Heer-Verwaltung zu berathen, erreichte dort ſeinen Zweck und ſöhnte das Heer mit ſeinem Heerführer Torſtenſohn vollkommen aus. Von Letzterem ward er dann nach Siebenbürgen geſchickt, mit Rakozi wegen gemeinſamer Kriegführung zu unterhandeln, kehrte aber bald wieder zurück, ſeine Sache, die er mit voller Ueberzeugung ergriffen, durch ſein Schwert kräftiger zu ſtützen. Im Jahr 1642 brach er mit ſeiner Heer-Abtheilung in der Leipziger Schlacht zuerſt die feindlichen Schaaren, hatte ſo am meiſten zur Erringung des glänzenden Sieges gewirkt, weshalb er denn auch vom Ober-Feldherrn mit der Siegeskunde an die Königin Chriſtine geſandt wurde, welche ihn für ſeine wichtigen Dienſte zum General-Major ernannte. Bei Torſtenſohn's Einfall in Mähren (1643) belagerte Derfflinger Leipnick und nahm es nach hartem Widerſtande. Obſchon er im Kriegsdienſte ſich vom Bauern bis zu den höchſten Ehren-Aemtern emporgeſchwungen, meiſt mit Glück und Sieg gekrönt, ſegnete er dennoch die Nachricht des Friedens, die dem Vaterlande nach dreißigjähriger Noth endlich mildere Ausſichten gewährte. Da er ſich während des Krieges mit dem aus der Mark Brandenburg entſtammten Fräulein Margaretha von Schartow verheirathet hatte, wählte er die Heimath der Gattin zu der ſeinigen und ließ ſich in Brandenburg nieder, wohnte die meiſte Zeit in Berlin. Binnen ſechs Jahren hatte der Krieger ſich völlig an den heimiſchen Herd gewöhnt, ſich alle Künſte des Friedens zu eigen gemacht, als er plötzlich von Neuem durch Kriegs-Getümmel aufgeſtört und vom Kurfürſten von Brandenburg unter die Fahnen ſeines neuen Vaterlandes berufen wurde. Nach ſeinem alten Range trat er ſofort in's brandenburgiſche Heer und befehligte deſſen Reiterei. Im Sommer 1654 wandte er ſich zuerſt gegen Polen und nahm dort mit Sturm das Kloſter Prziment, obgleich es beinahe ringsum durch einen tiefen See geſchützt lag, nahm die Stadt Womſt eben ſo raſch, obſchon deren Beſatzung ihm an Zahl überlegen war. Am 20. Juni 1657 ward der General-Lieutenant der Reiterei zum geheimen Kriegsrath befördert, und als ſich die Spannung zwiſchen Brandenburg und Schweden zum Bruche geſtaltete, gegen die Heermacht geſandt, unter welcher er in früheren Jahren gefochten hatte. Derfflinger zeigte ſich auch in dieſem Strauße in ſeiner alten Tapferkeit, half raſch die Schweden aus Pommern und Jütland vertreiben, nach welchen Thaten er 1658 zum General-Feldzeugmeiſter, 1670 zum General-Feldmarſchall ernannt wurde. Um 1674 wurde er von Brandenburg als Vermittler und Geſchäftsträger nach Holland geſchickt, die Niederländer für Deutſchland zum Kampfe gegen die franzöſiſchen Uebergriffe aufzurufen. Der deutſche Kaiſer erkannte bei dieſer Gelegenheit die Tüchtigkeit ſeines ehemaligen Feindes Derfflinger an, beehrte ihn mit ſeinen Aufträgen und ernannte ihn zum deutſchen Reichs-Freiherrn. Als der Krieg wirklich ausbrach, eilte der Geſandte zum Heere an den Rhein und drang mit den Reichs-Fahnen in das Elſaß vor. Leider aber fehlte der kriegeriſche Geiſt in den deutſchen Schaaren, fehlten Eintracht und Ordnung, und ſie mußten ſich nach einem verlorenen Treffen zurückziehen. Der Rückzug wäre zur vollſtändigen Niederlage geworden, wenn Derfflinger nicht den Befehl der Nachhut übernommen, mit ſeinen Brandenburgern den Franzoſen Achtung und Vorſicht eingeflößt hätte. So vermochten ſich ſämmtliche Heer-Abtheilungen über den Rhein zu retten und, dadurch geſichert, Winter-Quartiere in Franken und Schwaben zu beziehen. Während des Winters ſuchte der ſcharfblickende Feldherr die Kräfte des Heeres zu erſtarken, den alten deutſchen Heldengeiſt in den Schaaren zu entflammen. Frankreich, dies befürchtend und wohl wiſſend, daß es bisher immer nur durch Trennung der deutſchen Kräfte geſiegt hatte, bezweckte nun nicht vergebens, Brandenburg mit ſeinen gefürchteten Kriegern vom Kampfplatze zu ziehen, indem es die Schweden zu einem Einfall in das brandenburgiſche Gebiet bewog. Im Frühling, als die Heere ſich eben in Bewegung ſetzen wollten, erhielt der Kurfürſt Nachricht: daß die Schweden ſeine Grenze überſchritten, im Marſche auf ſeine Hauptſtadt begriffen ſeyen. Raſch brach er mit ſeinen Streitern vom Ufer des Maines auf, erreichte vor dem Ende des Mai's durch Eilmärſche Magdeburg, ohne daß die Schweden ſeine Nähe ahnten. Am 11. Juni verſammelte der Kurfürſt ganz in der Nähe der Feinde ſeinen Kriegsrath. Alle Kriegsführer wollten zuerſt die ganze Kraft des zurückgebliebenen Heeres erwarten, Derfflinger ſtimmte allein dafür: die Schweden raſch anzugreifen und Vortheil aus deren Sicherheit zu ziehen. Der für jeden großen und kühnen Gedanken leicht zu begeiſternde Kurfürſt ſtimmte Derfflinger bei, und ſo ſetzten die Brandenburger ſchon in der Nacht über die Elbe: 3000 Reiter, 1000 Soldaten zu Fuß und 13 Stück Geſchütz. Rathenow war der erſte feſte Platz, der von den Schweden längſt beſetzt war. Das Heer drang auf dieſes Ziel, wurde aber durch Regenwetter aufgehalten. Während andere Führer oberhalb der Stadt die Havel zu durchſetzen ſuchten, ſtürmte Derfflinger an der Spitze von wenig Reitern auf die Havelbrücke zu. Die Schweden, welche dieſen Poſten hielten, glaubten einen verſprengten ſchwediſchen Poſten zu erblicken und bemerkten ihren Irrthum nicht früher als bis die ganze Wachtmannſchaft gefangen und entwaffnet war. Der Ueberfall war indeſſen nicht ohne Geräuſch vor ſich gegangen, hatte in der Stadt Aufſehen gemacht, ſo daß die eroberte Stelle bald von neuen Kriegern angegriffen wurde. Derfflinger ſtellte ſich kühn zur Wehre, war durch keine Bedenklichkeiten zur Flucht oder zur Uebergabe zu bewegen. Obſchon Hunderte auf ihn einſtürmten, ſeine Begleiter meiſt todt oder verwundet neben ihm ſtürzten, hielt er ſich, bis ſeine geſammte Reiterſchaar, die aus der Ferne der Bewegung des kecken Feldherrn gefolgt war, mit verhängtem

Zügel herbei eilte, Derfflinger die Abwehr wieder in Angriff verwandeln und in raſchem Griffe Rathenow einnehmen konnte. Die Schweden hatten bis jetzt die zufällig erblickten Feinde für einzelne umherſchwärmende Beſatzungs-Krieger gehalten, den Kurfürſten mit ſeinem Heere am fernen Rheine beſchäftigt gedacht; jetzt begannen ſie wenigſtens vorſichtiger zu werden, ſich, ein anderes Sachverhältniß ahnend, auf Fehrbellin zurückziehend. Am 17. Juni ſtanden die Brandenburger, die gefolgt waren, den Schweden bei Fehrbellin gegenüber, und die Obriſten des Heeres waren zu einem neuen Kriegsrath verſammelt. Alle waren wieder der Meinung, das Fußvolk, das noch zehn Meilen zurückgeblieben, abzuwarten und dann eine Schlacht zu wagen. Derfflinger allein war abermals für den raſchen Angriff, weil ihm ſonſt der Feind entgehen könnte, und gewann durch ſeine Gründe den tapferen Kurfürſten. Alsbald begann die Schlacht, von deutſcher Seite nur durch Rei-

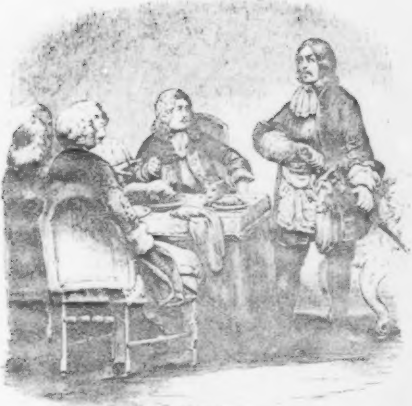


terei ausgefochten. Derfflinger feſſelte das Glück des Tages beſonders dadurch, daß er im entſcheidenden Augenblicke mit den Schaaren, welche er in's Feuer führte, den Sandhügel bei Linum nahm, daß er nach dem Siege den Schweden raſch nachſetzte, ſie vollkommen zerſtreute und ſo ſchaarenweiſe einfing, daß er Greifenhagen, Wollin, Wildenbruch und Wolgaſt in ſtürmender Eile einnahm, ſich in dieſen Städten gegen Schweden befeſtigte. Das erdrückte Brandenburg war nun durch den Helden Derfflinger, durch ſeinen vortrefflichen Fürſten raſch zu einer nie geahnten Größe erhoben, glänzte um ſo herrlicher, je trauriger die Verhältniſſe der übrigen deutſchen Staaten waren. Der große Kurfürſt erkannte dankbar die Verdienſte ſeines Helden an und belohnte ihn, außer mit anſehnlichen Geldgeſchenken, mit Verleihung der eroberten Komthurei Wildenbruch. Schweden, welches ſeinen alten

Ruhm eingebüßt, beinahe ſeine ſämmtlichen deutſchen Eroberungen, die Früchte des dreißigjährigen Kampfes, verloren hatte, verſuchte, durch Frankreich aufgeſtachelt und unterſtützt, die Wiedereroberung. Schnell, wie die Länder verloren worden, ſollten ſie wieder gewonnen werden; daher brach der ſchwediſche Feldherr Mardefeld ſchon in den erſten Tagen des Januars 1676 auf und begann den Feldzug mit der Belagerung von Wollgaſt. Derfflinger war aber keineswegs gewilligt, ſich von dem Feinde in der Raſchheit des Entſchluſſes überflügeln zu laſſen, rückte plötzlich mit dem kleinen Heerhaufen, den er gerade zuſammen hatte, aus, verſtärkte ſich auf dem Zuge durch einige däniſche Fähnlein, rückte eilfertig heran, das Belagerungs-Heer unvorbereitet überfallend, über welches er, nach kurzem hitzigem Kampfe, am 22. Januar 1676 einen vollſtändigen Sieg errang. Die Schweden, wo ſie ſich zeigten, zurückdrängend, griff er nun ihre feſten Plätze in Deutſchland an und eroberte zuletzt Stettin, in welche Stadt er am 27. des Chriſtmonds 1677 an der Seite ſeines Kurfürſten einzog. Dieſer ernannte ihn ſofort zum Statthalter von Vor- und Hinterpommern. Da Sucht nach Ehrenſtellen und Prunk von jeher ihm fremd geweſen und die Ausſichten damals auf Frieden deuteten, bat er um Entlaſſung von ſeinem Poſten, von einer Laſt, der jüngeren Kräfte wohl beſſer gewachſen ſeyen; er ſelber — ſo ſchrieb er dem Kurfürſten — habe ſich auf ſeine Reiſe nach jenſeits vorzubereiten. Der Kurfürſt aber wollte von ſeiner Entfernung nichts wiſſen und ſchrieb ihm zurück: daß er redlich ſäen geholfen habe, er ſollte nun auch mithüten und Früchte erndten. Der Feldherr ließ ſich durch die Wünſche ſeines vortrefflichen Gebieters beſtimmen, ſeinen Dienſt weiter fortzuführen, nicht nur die eroberten Lande zu verwalten, ſondern auch den Angriff fortzuſetzen. Im Jahr 1678 überzog er nämlich die Inſel Rügen, von welcher aus die Schweden beſtändig die Küſten beunruhigten. Am 13. September ſetzte er ſein Heer auf die Inſel über und war bald mit dem ſchwediſchen Heere, unter Königsmark, im Treffen. Da die Bodenbeſchaffenheit für ſeine Reiterei ungünſtig ſchien, ſaß er mit den Seinigen ab, griff zu Fuße an, errang nicht nur einen vollſtändigen Sieg, ſondern ſchnitt auch dem Feinde den Rückzug nach Stralſund ab. In Folge des Sieges fiel Stralſund am 15. Oktober, Greifswalde am 6. November in ſeine Gewalt, und ſomit waren die letzten Vormauern Schwedens in Deutſchland zuſammengebrochen, war von dieſer Seite Deutſchland ganz von ſeinen Widerſachern geſäubert. Schweden, welches ſo raſche Fortſchritte des alten Helden weder gehofft noch befürchtet hatte, verſuchte durch einen Angriff auf Preußen Luft zu gewinnen und in Folge deſſen in Pommern ſich wieder feſtſetzen zu können. 16,000 Schweden, unter Horn's Leitung, ſetzten nach Preußen über und bedrohten Königsberg. Derfflinger, der in Pommern eben ſeine beſte Arbeit gethan, rückte als-



bald im Eilmarſche über das gefrorene kuriſche Haff und vernichtete durch den kecken Zug das ſchwediſche Heer gänzlich. Dies war die letzte Heldenthat des brandenburgiſchen Heeres und ſeines Helden in dieſem Kriege, welcher kurz darauf im Frieden von St. Germain ſeine Endſchaft erhielt. Derfflinger gewann mit dieſem Frieden die erwünſchte Ruhe, verlor zwar ſeine Komthurei Wildenbruch und ſeine Statthalterſchaft, wurde aber dafür zum Feldmarſchall aller brandenburgiſchen Truppen, zum Ober-Statthalter aller Feſtungen ernannt. Einmal in Ruhe und Frieden lebend, war ihm jedoch das Spiel des Krieges ſo zuwider, daß er ſich wenig mehr mit den Angelegenheiten des Heeres beſaßte, ſelten in den Sitzungen des Reichsraths erſchien. Sein Kurfürſt, der in dieſer Beziehung andere Anſichten hatte, warb daher den Marſchall von Schomberg für ſeine Dienſte, als Stellvertreter des greiſen Helden, weshalb dieſer, etwas empfindlich, ſich ganz zurückzog und im Sommer des Jahres 1687 ſeinen Abſchied nahm. Von nun an lebte er ſich und den Seinigen auf ſeinem brandenburgiſchen Gute Guſow und ſtarb im Jahr 1695 am 4. Februar, in ſeinem neunundachtzigſten Lebensjahre. Nach ſeinem letzten Willen wollte er, ohne alles Schaugepränge, in der, auf ſeinem Gute von ihm ſelbſt erbauten Kirche begraben ſeyn, hatte auch alles Lob in der Trauerrede verbeten. Derfflinger war ein Mann von Geſinnung: der Glaubensfeſſel wegen hatte er ſein Vaterland verlaſſen, im Kampfe um Glaubensfreiheit hatte er das Schwert ergriffen, das er nie für eine ſchlechte Sache, immer nur für ſein deutſches Vaterland führte. Er war kein Parteigänger, keiner jener Ungeheuer, die den Krieg aus Liebe zum Raube, zur Ungebundenheit herbei wünſchten. Was ſeine Wiſſenſchaftlichkeit anbelangt, ſo verdankte er ſeine Kenntniſſe nur ſeinem ſcharfen Verſtande, ſeinen kriegeriſchen Zügen und Uebungen, hatte nichts aus Büchern, Alles aus dem Leben, aus der Beobachtung, war in dieſer Schule zu einem der erſten Feldherren ſeiner Zeit emporgerückt. Neben der Frömmigkeit, die nach Glaubensfreiheit und Licht rang, jede Finſterniß abzuwehren trachtete, war er heiter, konnte eine gewiſſe derbe Fröhlichkeit, einen fernigen Witz reich ſprudeln laſſen und damit ſeine niedergeſchlagenen Krieger wieder auffriſchen. Ehrliebend und bieder in jeder Beziehung, ſtammte ſein bedeutendes Vermögen nicht von Erpreſſungen, wie es in jenen unſeligen Kriegszeiten nur zu oft bei Andern der Fall war; er verdankte es ſeiner Sparſamkeit, ſeinen geringen Lebens-Bedürfniſſen, doch artete ſeine Sparſamkeit nie in Geiz aus, war er beſonders gegen Kriegskameraden freigebig und mildthätig. In ſeinem ganzen Leben war er einfach und anſpruchslos, und hatte er Stolz, war es der, in einer Bauernhütte geboren zu ſeyn. So, als an kurfürſtlicher Tafel Einer darauf anſpielte, ſein Vater ſey Schneider geweſen, ſagte er, ſich erhebend, und indem er an ſein Schwert ſchlug: „Freilich war mein Vater, war ich ſelber Schneider, und trage zum Zeugniß deſſen noch jetzt

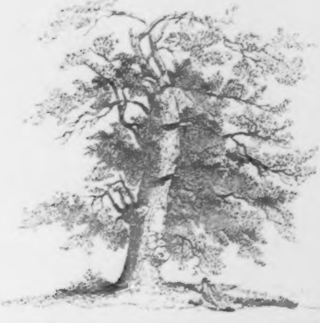


eine große Nadel an der Seite, mit der ich Jeden bediene, der ſich irgend an mir zu reiben gedenkt!“ — Vor allen Künſten des Friedens liebte er die Bau- und Gartenkunſt, hatte aber einen viel zu geſunden Sinn, um die abgeſchmackten Schnörkeleien ſeiner Zeit ſchön zu finden und nachzuäffen; er blieb der Natur getreu und in dieſer Richtung verwendete er ſeine Erſparniſſe zur Verbeſſerung ſeiner Güter. Er war zwei Mal verehelicht. Nach dem Tode ſeiner erſten, ſchon genannten Gattin warb er um Fräulein Dorothea von Görzken, welche er ebenfalls überlebte. Aus beiden Ehen erwuchſen ihm zwei Söhne und vier Töchter. Der älteſte Sohn nahm Kriegsdienſte und fiel rühmlich in Ungarn, in einer Türkenſchlacht; der zweite Sohn ſtarb kinderlos, und der Name Derfflinger verlöſchte ſo ſchnell, als er ſich erhoben hatte. Der Glanz der Thaten und das Heer, welches er herangebildet, ward aber zum Ruhme Brandenburgs.

Wenn wir dieſes Helden gedenken, der hervorging aus einem armen Bürgersſohne, dem es einſt als Wandergeſell nicht möglich war, an der Elbe das Fährgeld zu bezahlen, der im Verdruß darüber Soldat ward und nun durch Bravheit in jedem Sinne die Höhen des Wirkens und des Ruhmes erſtieg, wenn wir dieſes Helden gedenken, müſſen wir auch dem großen Manne, dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm danken. Er, ſtets im Geiſte des Fortſchritts handelnd, erkannte in Derfflinger die Tüchtigkeit, fragte nicht nach Ahnen, ließ ſich von den freien Glaubens-Anſichten und Aeußerungen des gradaus gehenden Bürgerſohnes nicht hindern, ihn zunächſt an ſeinen Thron zu ſtellen. Die Vergangenheit ſah dieſer Fürſt als vergangen an, förderte mit neugewonnenem Licht das Heil der Zukunft, ging vorwärts zu rüſtiger Entwickelung der Kräfte ſeiner Bürger und wußte, daß nur in ſolchem Streben die Menſchheit auf dem Wege zu ihrem Ziel erhalten werden könne. Solch ein Herr iſt zugleich Herr der Zeitwirren, weiß überall die rechten Männer zu ſeiner Hülfe zu wählen, und das hat der große Kurfürſt — mit Recht ſo genannt — auch mit unſerm Derfflinger bewieſen!

Wilh. v. Waldbrühl.

Der Wald.



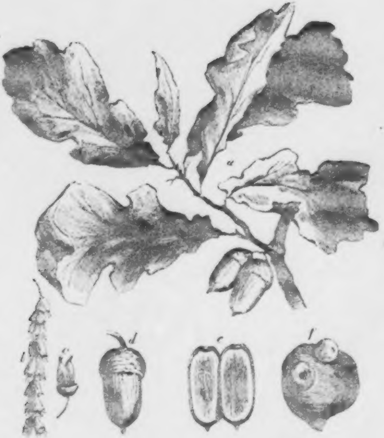
Wenn wir uns, wie wir im vorigen und dieſem Jahre gethan, im Felde umgeſehen, wollen wir im ſchattigen, kühlen

Walde uns erholen und die herrlichen, himmelanſtrebenden Bäume näher kennen lernen. Zuerſt ſtellt ſich uns dar: die majeſtätiſche Eiche, die Königin der Wälder, von welcher der Dichter (Willibald) ſingt:

„Die Eiche ſchlingt Kränze unſterblicher Luſt
Der Freundſchaft in's goldene Haar,
Zu Wodan's Altären, an Vaterlands Bruſt,
Ruft ſie die begeiſterte Schaar.
Schäumt Becher in flammenden Fluthen!
Für's Vaterland wollen wir bluten
Und beten an Freundes Altar!“ —

Die Eiche, vorzugsweiſe die deutſche Eiche genannt, war in den älteſten Zeiten ein geheiligter Baum in unſerem Vaterlande („Kennſt du das Land ſo wunderſchön in ſeiner Eichen grünem Kranz?“); und er verdient dieſe Verehrung, da er in ſeinem kräftigen Wuchſe, in ſeinen mächtigen, ſchattenreichen Aeſten, die den wüthendſten Stürmen trotzen, das Bild unerſchütterlicher Kraft und Stärke vor Augen ſtellt.

Die Stiel-Eiche (quercus pedunculata. Ehrh.), auch Sommer-Eiche, Früh-Eiche oder Roth-Eiche genannt, iſt der größte aller europäiſchen Bäume, indem ſie eine Höhe von 100 bis 160 Fuß und eine Dicke von 6 bis 8 Fuß im Durchmeſſer erreicht. Die weit ausgebreiteten, im Alter hin und her gebogenen Aeſte beſchatten mit ihrem Laube einen großen und weiten Raum. Am Stamm des Baumes und den älteren Aeſten zeigt ſich die Rinde grau-braun, rauh, riſſig, während ſie an jungen Aeſten und Zweigen weiß-grau, glatt und glänzend erſcheint. Die Blätter (Fig. a) ſind kurz geſtielt oder faſt ganz ſitzend, von länglich-, verkehrt-eirunder Form, mit tief ausgerandetem Grunde und mit buchtigem Rande, deſſen Lappen abgerundet und ſtumpf ſind. Die Ober- und Unterſeite der Blätter zeigt ſich in der Jugend und im Alter kahl. — Männliche und weibliche Blüthen, ſich zugleich mit den Blättern entfaltend, ſtehen geſondert auf demſelben Stamm. Erſtere (Fig. b), am Grunde der jungen Triebe ſtehend, bilden ſchlaffe, lange, walzenförmige Kätzchen, deren häutige, zarte, roſt-bräunliche, fünf- bis neun-lappige oder kelchförmige Schuppen an ihren inneren Seiten fünf bis zehn freie Staubfäden tragen. Die weiblichen Blüthen (Fig. c), zu drei bis vier in den oberen Blatt-Winkeln ſich entwickelnd, werden von einer aus verwachſenen, dachigen, lederartigen Schuppen gebildeten Becherhülle (cupula, Näpfchen) zur Hälfte umſchloſſen und zeigen, auf einen Zoll langen, bei der Reife noch mehr verlängerten Stielen ſtehend, einen Eierſtock (Fruchtknoten), der von der zarten, gezähnten, mit ihm verwachſenen Blüthenhülle (Kelch) überragt wird. Auf dem Fruchtknoten ſteht ein Griffel, der in drei Narben ausläuft. — Die Frucht, Eichel (Fig. d), iſt geſtreckt-ellipſoidiſch; der Becher, der ſie zur Hälfte



umhüllt, beſteht aus holzigen, feſt angedrückten, graulichen Schuppen. Der Keim, Würzelchen und Pflänzchen, wird von zwei erhaben-flachen Samenlappen umhüllt. — Die Blüthezeit fällt in den April und Mai. — Die Eiche wächſt in dem größten Theile Europa's, vorzüglich zwiſchen dem 45ſten und 60ſten Grade nördlicher Breite, ohne aber auf hohe Gebirge hinaufzuſteigen, bald einzeln ſtehend, bald große Wälder bildend. — Die Eicheln ſind ein vortreffliches Maſtfutter für Schweine und geben, geröſtet, ein von den Aerzten ſehr empfohlenes, nahrhaftes, nicht aufregendes Getränk (Eichel-Kaffee) für Kinder und nervenſchwache Perſonen. Alle Theile der Eiche, vorzüglich aber die Rinde, von bitterem, zuſammenziehendem Geſchmack, enthalten einen eigenen Stoff, den Gerbſtoff, der die thieriſchen Häute in Leder umwandelt, daher die Lohgerber ſich der aus Eichen-Rinde bereiteten Brühe zum Garmachen der Felle bedienen. Zu dieſem Zweck werden die Eichen ihrer

Rinde beraubt, ohne jedoch den Baſt anzugreifen, welches Verfahren das Plätten heißt.

Eine Gallweſpe (**Cynips L.**) verwundet mit ihrem Lege-Stachel die Blätter, Fruchtſtiele und Becherhüllen dieſer und anderer Eichen-Arten und legt ihre Eier in die Wunde. Durch den Reiz des fremden Körpers im Organismus ſtrömen viele Säfte von allen Seiten herbei und bewirken bedeutende rundliche Anſchwellungen, die unter dem Namen der Knoppern oder der deutſchen Gall-Aepfel bekannt ſind. (Fig. f.) Die echten, türkiſchen oder levantiſchen (aus Klein-Aſien kommenden) Gall-Aepfel werden von der Gall-Eiche (**Quercus infectoria Oliv.**), einem Strauche oder kleinen Baume, geſammelt. Sowohl die Knoppern, als auch die Gall-Aepfel werden in der Färberei, in der Heilkunde und bei der Bereitung der blauſchwarzen Tinte angewendet, indem die Gallus-Säure, aus Gall-Aepfel-Aufguß gewonnen, mit dem Eiſen-Vitriol (ſchwefelſauren Eiſen-Oxydul) einen blauſchwarzen Niederſchlag giebt. Die ſo gewonnene Tinte wird, der freien Luft ausgeſetzt, nach und nach ſchwärzer, da das Eiſen-Oxydul aus der Luft Sauerſtoff anzieht und ſich dadurch allmälig in Eiſen-Oxyd verwandelt.

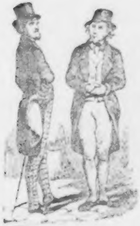
— Das Eichenholz, ausgezeichnet durch ſeine Härte, Schwere (Eichen-Kernholz z. B. iſt $1\frac{17}{100}$ Mal ſo ſchwer als eine gleich große Menge Waſſer) und Dauerhaftigkeit, wird vorzugsweiſe zu Waſſerbauten, zu Mühlenwellen und dergleichen gebraucht, und da es eine ſchöne Politur annimmt, verwendet man es häufig zu allerlei, auch den zierlichſten Hausgeräthen. Zum Brennen und zur Kohlen-Bereitung wird es ſeltener benutzt. — Mit der Stiel-Eiche kommt häufig in unſeren Wäldern die Winter-Eiche oder Stein-Eiche (**Quercus sessiliflora L.**) vor, die ſich von der erſteren Art durch geringere Höhe, ſitzende Blüthen und lang geſtielte Blätter unterſcheidet, und deren noch härteres Holz höher geſchätzt wird. — Von der im ſüdlichen Europa wachſenden Kork-Eiche (**Quercus suber L.**) wird die ſchwammige, riſſige Rinde ohne Nachtheil für den Baum abgeſchält, auf Kohlen geröſtet und mit Steinen beſchwert, um ihr die Rundung zu nehmen; ſie iſt unter dem Namen Kork- oder Pantoffelholz im allgemeinſten Gebrauche. — Von der Kermes-Eiche (**Quercus coccifera L.**) in Klein-Aſien und Perſien, einem Strauche mit kleinen, immergrünen Blättern, kommen die Kermes-Körner, Kermes-Beeren, Scharlach-Körner, kuglige, erbſengroße, roth-braune Schalen. Es ſind dies die angeſchwollenen, mit rothem Safte erfüllten Hüllen der Stech-Eichen-Schildläuſe, die, früher in der Heilkunde gebräuchlich, jetzt nur noch zum Rothfärben, wie die Cochenille gebraucht werden. — Alle Arten der Eiche gehören zur einundzwanzigſten Klaſſe (**der Monoecia**, der Klaſſe der einhäuſigen Pflanzen) des Linneiſchen Syſtems und zur natürlichen Familie der Näpſchen-Träger (**Cupuliferae. Rich.**)

Ludwig Heros.

Ein Tollhäusler.

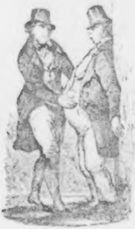
„Endlich habe ich dich wieder, ſüße Freiheit, keine Gewalt ſoll mich nochmals aus meinem erhabenen Wirkungskreiſe in jenes Gefängniß zurückführen, wo man vor Langeweile ſeinen geſunden Verſtand verlieren könnte!“ — alſo redete mit ſich Fabius Komner, der Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Irrenhauſe zu Z. zu entſpringen. Man hatte ihn dahin gebracht, weil er ſich einbildete, als Sittenrichter der ganzen Menſchheit Jedem die Wahrheit ſagen zu müſſen. Wenn man ihn fragte: wer ihn dazu berufen habe, ſo zeigte er mit dem Finger nach oben. — Ueber ein halbes Jahr befand er ſich in jener Anſtalt, als er, wie ſchon geſagt, Gelegenheit fand, heimlich zu entkommen. Ohne recht zu wiſſen, wohin er ſich zuerſt wenden ſollte, ſtreifte er von einer Straße zur andern. Anfänglich verhielt er ſich ſehr ruhig, denn er dachte nur an ſeine Freiheit, und dieſer Gedanke machte ihn ganz glücklich. Nach einer Weile trat aber die alte ihm eingewurzelte Idee, daß er zum Sittenrichter der ganzen Menſchheit berufen ſey, wieder vor ſeine Seele und er hielt es für Pflicht, ſeine ſegensvolle Stellung nicht zu verkennen, ſondern überall und allzeit die Menſchen an ihre Gebrechen zu erinnern. — Zuerſt begegnete ihm ein junger, höchſt ſchmuck gekleideter Mann, deſſen überaus modiſcher Anzug und die Art und Weiſe, wie er ſich durch ſein Aeußeres bemerkbar machen wollte, allerdings den Stutzer deutlich verriethen.

„Von welchem Merino mag die Wolle zu Deinem Kleide geſponnen ſeyn?“ fragte er den Jüngling, der ihn verwundert anſah und den kecken Frager ein wenig verächtlich von oben bis unten betrachtete, ohne jedoch eine Antwort zu finden. „Wir wollen annehmen, das Schaf, welches den Stoff zu Eurem Kleide einſt auf ſeinem Leibe trug, gehörte der edelſten Zucht an; glaubt Ihr wohl, daß es auf dieſe Zierde ſeines Körpers jemals ſtolz geweſen ſey? Und wer von Euch Beiden hätte das größte Recht, auf dieſes Natur-Erzeugniß ſich etwas einzubilden?“ — „Mein Herr, ich verbitte mir ſolche Anzüglichkeit!“ — „Und ich verbiete mir ſolche Anzüge, die der Würde des Menſchen zuwider ſind! Huldigt nicht jeder dummen Mode, die aus dem Kopfe eines Pariſer Müßiggängers entſprungen iſt, ſeyd nicht Knechte der Schneider, Ihr freiheitliebenden jungen Herren! Steckt lieber Eure Naſe in ein gutes Buch, laßt die Mägdlein beim Spinnrocken ſitzen und bleibt hübſch in Thätigkeit zu Hauſe! Ihr werdet das Steinpflaſter, das dem Staate ohnehin viel koſtet, und Eure Sohlen ſchonen! Ihr werdet aber noch mehr ſchonen, vor allen Dingen Eure Kräfte und Säfte, Euer Biſchen Gedächtniß und die halbe Unze Verſtand; das Alter kommt früh genug und dann fehlt's an Allem. Wollt Ihr aber ein Stutzer bleiben, ſo erkundigt Euch alsbald bei einer Menagerie nach dem Tode eines Affen, man wird Euch ohne Be-



denken zu ſeinem Nachfolger erwählen.“ — Vergebens bemühte ſich der Stutzer, ſeinem Gegner etwas zu erwiedern, vergebens nannte er ihn einen Fellhäusler, es half ihm nichts, und er konnte dem Sittenrichter nicht anders entgehen als durch die Flucht.

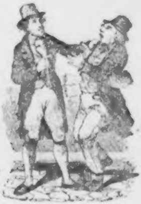
Der ſtrenge Mann war kaum einige Schritte weiter gegangen, als er einem dicken Herrn mit kupferrothem Geſicht begegnete und ihn alſo anredete: „Freund Dickbauch, warum wollt Ihr ſo früh dieſe ſchöne Welt verlaſſen! Wißt Ihr denn gar nicht, daß Euch Euer größter Feind, das Waſſer, ſucht und ſehr bald finden wird! O ihr armen Pferde, die ihr einſt dieſen Leichnam vor das Thor werdet ziehen müſſen! Freut euch, ihr Bewohner der Unterwelt, ihr Würmer unter der Erde, euer Leben iſt verſichert, eure Kolonie wird viele Jahre lang herrlich blühen!“ — „Herr, Sie



ſind nicht bei Sinnen!“ ſprach der Dickbauch; „was kümmert Euch meine Dickleibigkeit?“ — „Sie kümmert mich gar ſehr, ſo wie die ganze Menſchheit mein beſtändiger Kummer iſt. Es wäre Euch doch gewiß ſehr unlieb, wenn Ihr ſo früh von hinnen müßtet; darum flieht die zungenkitzelnden Getränke, die man „geiſtige“ nennt, obwohl ſie gar oft um den Geiſt bringen; eſſet, aber ſchmauſet nicht; macht nicht alle Mahlzeiten zu Zweck-Eſſen, bei denen Ihr keinen andern Zweck habt als Gaumen-Genuß. Vor Allem müßt Ihr weniger der Ruhe pflegen; laufet täglich und ſchwitzet dabei, jeder Tropfen Schweiß iſt ein Juweel, mit dem Ihr einen Tag Eures Lebens erkauft!“ — „Ich danke vielmals für Euren Rath! Er hätte freilich ein wenig zarter ſeyn können. Jetzt lebt wohl!“ — Damit empfahl ſich der Dickbauch.

Unſer Sittenrichter hatte kaum den Gemäſteten aus dem Geſicht verloren, als ihm ein Mann mit einer Brille auf der Naſe und Büchern unter dem Arme in den Wurf kam.

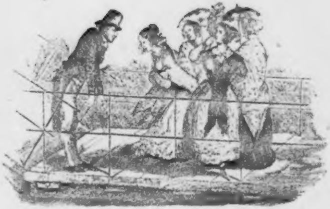
„Herr, Sie ſind ein Gelehrter“, begann der Menſchen-Verbeſſerer; „ich achte Ihren Stand, doch ich werde ihn bewundern, wenn Ihr mir drei Fragen beantwortet.“ — „Und die wären?“ fiel neugierig der Gelehrte ein. — „Die drei Fragen heißen: Woher ſind wir? Wohin gehen wir und warum ſind wir auf dieſe Welt gekommen?“ — „Ich geſtehe, daß Eure Fragen Räthſel ſind, deren vollſtändige Löſung jenſeits der Grenzen unſeres Wiſſens liegt. Die Philoſophie giebt uns allerdings hierüber einigen Aufſchluß, doch um ihre Sprache zu verſtehen, bedarf es gewiſſer Vorſtudien.“ — „Ha, ha, ha! Geht mir doch mit Eurer Philoſophie, dieſem Deckmantel Eurer Unwiſſenheit. Das Verſtändniß der Wahrheit, mein hochgelahrter Herr, bedarf keiner Vorſtudien. Seyd ehrlich, Freundchen, und ſagt: wir wiſſen's nicht — das machte Euch mehr Ehre!“ — „Ihr ſcheint eine falſche Anſicht von einer



Wiſſenſchaft zu haben, die mit Recht die Königin aller Wiſſenſchaften genannt wird. Wer einmal zu ihrer Fahne geſchworen hat, der kann ihr unmöglich wieder untreu werden. Die Philoſophie kann auch auf Eure drei Fragen antworten; da ich aber fürchten muß, Euch unverſtändlich zu werden —!“ — „Bitte ſehr, Herr Philoſoph, bemüht Euch nicht! Hört mir einen Augenblick zu, ich will Euch die Antwort geben. Seht dort die dunkle Wolke am Himmel, woher kommt ſie? Antwort: Aus ihrer Mutter Schooß, dem großen Meere, das jeden Augenblick ſeine Kinder, die lieben Wolken, nach dem Lande ſendet. Und warum iſt ſie da? Was iſt der Zweck ihres Daſeyns? Antwort: zu nützen, die ſchmachtende Erde zu erquicken! Und wohin geht ſie? — wenn ſie ihren Segen ausgetheilt und vom Himmel auf die Erde gekommen iſt, wenn ſie Blut und Leben dahingab und aus dem Grabe der Erde als rieſelnde Quelle luſtig auferſteht, erſt als murmelndes Bächlein, dann als rauſchender Strom immer vorwärts eilt — ſagt, mein hochgelahrter Herr, wohin die Wolke geht? Woher ſie gekommen iſt: in der Mutter Schooß, in's weite Meer, das liebend ſeine Arme ihr entgegen breitet, geht ſie zurück. Und das nennen wir Menſchen ſterben! Ha, ha, ha, ha! Lebt wohl, mein hochgelahrter Philoſoph! — Grüßet Eure Vettern und ſagt: Ich käme aus dem Narrenhauſe! Ha, ha, ha!“

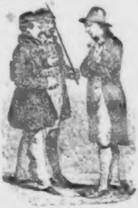
Der Sittenrichter gelangte jetzt zu einer Brücke, welche wegen des Durchgangs eines Kahns aufgezogen war. Mehrere Perſonen ſtanden bereits da und warteten voll Ungeduld: das war ein Fund für den Tollhäusler. Mit einem Blicke muſterte er das kleine Publikum, welches meiſtentheils aus jungen Mädchen beſtand, die den Wanderer mit einer mehr verächtlichen als gleichgültigen Miene anſahen und ihm dann den Rücken kehrten, vielleicht weil ihnen der Mann nicht glänzend genug gekleidet ſchien.

„Die Natur“, begann er, „hat es weislich eingerichtet, daß ſie dem Ohre nicht ein Fell zum beliebigen Verſchließen gab, wie ſie aus guten Gründen das Auge damit verſah. Ich danke es der Natur, daß ſie dem Worte ein ſtets offenes Thor bereitet hat, denn ſonſt möchte meine Rede ſchwerlich bei Euch jetzt Eingang finden. Es hilft Euch nichts, meine jungen Damen, Ihr müßt mir einmal zuhören! — Ich will Euch ſagen, wie Ihr die beſten Männer bekommen könnt, wie in kurzer Zeit die eigentlichen Heiraths-Werber an Eure Thür klopfen werden. Das will ich Euch entdecken und in meinen Augen für wahnſinnig gelten, wenn mein Vorſchlag nicht der beſte von der Welt iſt. Ei, ſeh' doch Einer, wie ſich die Köpfchen neugierig umdrehen! Doch ich habe keine Zeit, ſchon fällt die Brücke. So hört denn meinen Rath! Ich meine, Ihr würdet ſehr liebenswürdig, wenn Ihr aufhören möchtet, Zierpuppen zu ſeyn. Das Natürliche allein gefällt, ja es gefällt nicht nur, es reißt hin, es bezaubert!“



Die Zugbrücke fiel, die jungen Damen warfen einen Blick voll Hohn und Spott auf den Redner und entſchwanden.

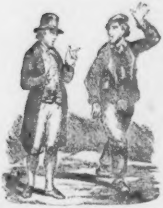
Ein Paar Studenten kamen vorüber. „Halt, meine Herren!“ ſprach der Sittenrichter. „Ich habe alle Achtung vor Euch, Ihr ſeyd Studirende?“ — „Aufzuwarten!“ — „Und welcher Fakultät gehört Ihr an?“ — „Wir ſind Juriſten.“ — „Alle Hochachtung! Es thut noth an Juriſten, ich meine an großen Juriſten. Es iſt auch noch viel Platz da zu Bildſäulen für wahrhaft große Rechtsgelehrte, und Ihr würdet auf einem Marmor- oder Erz-Geſtelle recht hübſch ausſehen. Doch wißt Ihr auch, wie Ihr es anfangen müßt, um auf ſo ein Geſtell zu kommen? Na, rathet einmal!“ — „Wir ſind neugierig, es von Euch zu erfahren!“ — „Will's Euch ſagen! Seht dieſe Brücke, ſie verbindet das jenſeitige Ufer mit dem dieſſeitigen. Solcher Brücken giebt's viele, aber noch weit mehr ſolcher Brücken führen vom Recht zum Unrecht. Niederreißen ſollt Ihr dieſe abſcheulichen Brücken, damit der Unfug auf-



bote, das Recht in Unrecht und Unrecht in Recht zu verwandeln. Verſteht Ihr mich? Legt das Natürliche und die Gleichheit des Anſpruchs der Menſchen zu Grunde, dann wird aus der erſten grundſätzlichen Klarheit alle andere Klarheit folgen. Ja, glaubt mir nur, es iſt noch viel Platz da zu Denkmalen! So ein ganz einfaches, Jedem als allgemeines Maaß und Gewicht der Gerechtigkeit einleuchtendes Geſetzbuch ſchaffen — 's iſt ſchwer, freilich ſehr ſchwer, aber man muß es nur wollen!" — „Wir wollen's uns merken, Freund! Euch aber rathen wir, ſo bald als möglich zu einem Arzt zu gehen. Lebt wohl!" — Mit dieſen Worten bogen die Studenten um die Ecke.

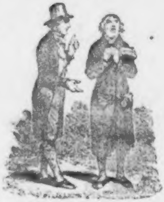
„Was? Ich ſoll zu einem Arzte gehen? Wozu? Bin ich denn nicht geſund? Aha! Jetzt fällt mir's ein: Ihr meint, ich ſoll ihm auch mit Wahrheit aushelfen? Kann noch kommen! — Wenn ich die Menſchen vor mir ſo eilig laufen ſehe, ich weiß nicht, ſoll ich weinen oder lachen! Unter hundert Geſichtern erſt ein heiteres, freundliches: ſo viel Unzufriedenheit und geheimer Kummer ſteht auf den meiſten Stirnen mit Runzel-Zeilen geſchrieben. Neid und Mißgunſt, dieſe Verderber der friſchen Lebensfarben, ſtrichen die meiſten Geſichter gelb an, und die häßlichen Leidenſchaften haben ſchon der Jugend die Haare aus dem Kopfe geriſſen. Arme Menſchheit, wie glücklich könnteſt du ſeyn und wie unglücklich biſt du!"

Ein Bettler, der den Sittenrichter bemerkt hatte, ging an ihn heran und ſprach: „Eine kleine Gabe mir Armen, mich hungert ſehr!" — „Mein Lieber, ich habe keinen Groſchen Geld bei mir. Ich bin auch hungrig, Freundchen; vielleicht kann ich Euch aber einen guten Rath geben." — „Wenn man nur ſatt davon würde!" — „Seyd Ihr denn wirklich ſo hungrig? Ich dächte, Ihr müßtet heute ſchon etwas erbettelt haben! Ich muß geſtehen, daß ich mich wundere, weshalb Ihr nicht auf eine anſtändigere Weiſe Euer Brod erwerbt. Ihr ſeht ja recht geſund aus: warum arbeitet Ihr nicht?" — „Handarbeiten ſtrengen mich zu ſehr an und ſonſt habe ich nichts gelernt." — „Ihr ſeyd alſo, mit einem Worte geſagt, faul?" — „Kann wohl ſeyn!" — „Ich würde Euch aber doch rathen, einen beſtimmten Beruf zu wählen." — „Das hab' ich gethan; mein Beruf iſt betteln. Ich glaube, daß mein Stand in keinem guten Staate fehlen darf. Das Kapitel von der Wohlthätigkeit und der chriſtlichen Liebe würde aus jedem Religionsbuche geſtrichen werden können, wenn es nicht ſolche Gelegenheitsmacher jener Tugenden gäbe, wie ich einer bin. Wir Bettler ſind lebendige Aufforderungen, die größten Tugenden im Daſeyn auszuüben. Wär's möglich, daß Jemand mildthätig ſey, wenn er Niemand fände, dem er von ſeinem Ueberfluß mittheilen könnte? Ihr ſeht, wir Bettler ſind nothwendige Mitglieder in jedem wohleingerichteten Staate." — „Auf welcher Univerſität habt Ihr denn ſtudirt? Wehe über uns — nun haben wir ſchon philoſophiſche Bettler! Was ſoll noch daraus werden! — Doch Ihr ſagtet, daß



Ihr hungrig ſeyd? Ihr könnt mein Gaſt ſeyn. Wenn Ihr vorlieb nehmt mit einer Ente, ſo macht keine Umſtände und begleitet mich in meine Wohnung.“ — „Wie? was? Ihr eßt Entenbraten und wollt doch keinen Groſchen Geld haben und geben? Geld iſt meine Loſung, Geld macht ſelbſtſtändig! — Für Eure Einladung dank' ich, gehabt Euch wohl!“

„Der iſt unverbeſſerlich, aber ſein Gradezu hat etwas Behagliches! — Doch wer mag das Männchen ſeyn mit dem ſchwarzen Buch unter dem Arm? Ich will ihn anreden! Heda, Freundchen, nehmt mich mit!“ — „Mit dem größten Vergnügen!“ erwiederte das Männchen; „gewiß iſt es zu Eurem Seelenheil, und noch heut wird da oben Freude ſeyn über einen bußfertigen Sünder. Doch vielleicht thue ich Euch Unrecht. Iſt etwa ſchon der Geiſt über Euch gekommen?“ — „Ich verſtehe Euch nicht, welchen Geiſt meint Ihr?“ — „Ich ſehe ſchon, Ihr ſeyd noch nicht erleuchtet und gehört noch zu den Weltkindern.“ — „Und, wenn ich fragen darf, wozu gehört Ihr?“ — „Ich hoffe, dermal-

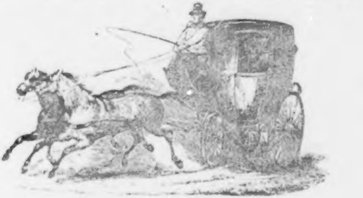


einſt zu den Schafen gezählt zu werden, die da geſondert werden von den Böcken!“ — „Wie alt ſeyd Ihr, mein Freundchen?“ — „Ich gehe in die Siebenzig!“ — „Wie lange iſt es her, daß der Geiſt über Euch kam?“ — „Schon über ein Jahr! Ach, ich war in meiner Jugend ein arger Sünder!“ — „Das glaube ich und es wundert mich nicht, daß Ihr die alten Sünden über Bord werft und einen Hafen zum Ankern ſucht. Ich kannte in meiner Jugend einen Stier, der Jedermann mit den Hörnern anfiel und ſogar den Hirten zuweilen angriff. Man ſägte dem Thier die Hörner ab und er wurde fromm wie ein Lamm. Wir hatten auch einmal einen alten Kater, der mauſ'te nicht mehr und wollte überhaupt kein Fleiſch freſſen. Wir glaubten Alle, er ſey in ſeinen alten Tagen zur Erkenntniß gekommen; zufällig bemerkte aber Jemand, daß dem Peter faſt alle Zähne ausgefallen waren. Habt Ihr mich verſtanden, alter Graukopf? Nichts für ungut und die Erleuchtung mit Euch!“

Der Zufall wollte es, daß der Sittenrichter einem Arzte, welcher eben in den Wagen zu ſteigen gedachte, in den Weg trat.

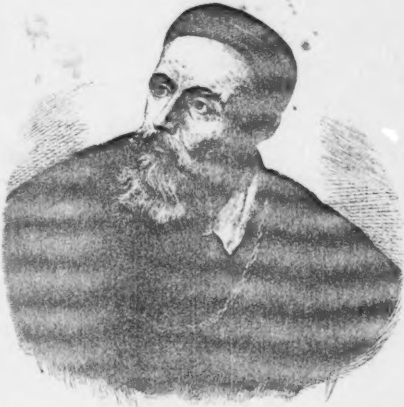
„Ihr habt doch ſchon ſo manches Recept verſchrieben“, begann der Sittenrichter, „und ſo Mancher, der auf dem Kirchhofe von den Mühen des Lebens ausruht, mag es Euch danken, daß Ihr ihm bei Zeiten die Pforte zur Ruhe geöffnet. Sagt, mein gelehrter Herr Doktor, wäre es denn nicht möglich, daß Ihr der ganzen Menſchheit einen Schlaftrunk verſchriebet, denn in unſerer vielbewegten Zeit und bei ihren dauerhaft gemachten Wirren thut die Ruhe am meiſten noth. Glaubt mir, wenn wir ſo ein halb Jahrhundert geſchlafen hätten, wir würden viel vernünftiger erwachen. Wahrlich, dies wäre das beſte Mittel, die wahnſinnige, wie toll gegen einander rennende Menſchheit zu heilen.“ — „Euer Rath iſt nicht übel!“ entgegnete der ſtolze Heger und Pfleger menſchlicher Krankhaftigkeit. „Habt die Güte und fahrt mit mir in meine Wohnung, wir wollen dort weiter darüber ſprechen!“

Sie ſtiegen Beide ein. Der Wagen hielt. Doch wo? Wer



dem Narrenhauſe. Der gute Sittenrichter ward genöthigt, auszuſteigen und ſein Sittenrichter-Amt einſtweilen aufzugeben. — Sollte er das Glück haben, wieder einmal zu entſpringen, werden wir ſeine ferneren Abenteuer mittheilen. Jetus.

Tizian.

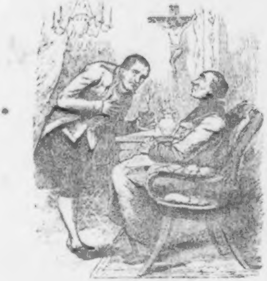


Tiziano Vercelli, der berühmte Maler, der in Friſche und Gluth der Farben nie übertroffen worden, deſſen Werke noch heute, nach dreihundertjährigem Beſtehen, Lebenswärme dem Beſchauer entgegenathmen, wurde im Jahre 1477 (oder 1480) zu Capo del Cadore, einem Flecken in den italieniſchen Alpen zunächſt der Grenze von Friaul, geboren. Wie in den meiſten großen Künſtlern entwickelte ſich auch in ihm ſchon früh gerade der beſondere Sinn, der einer beſtimmten Kunſt ihn zutrieb. Die lebendige Anſchauung und die Sehnſucht, ſelbſtgeſtaltend das Angeſchaute durch Zeichnung wiederzugeben, regten ſich in dem Knaben, der deshalb ſehr bald von ſeinen Eltern nach Venedig geſandt wurde, wo er vorzugsweiſe bei Giovanni Bellini der Malerei ſich widmete. Dieſem ſchloß er ſich ſo eng an, daß in ſehr kurzer Zeit ſelbſt Kenner der Kunſt die Arbeiten des Schülers von denen des Meiſters kaum zu unterſcheiden vermochten. Dies war ein günſtiges Zeugniß für die Auffaſſungsgabe, das Nachahmungs-Talent Tizian's, aber kein Vorzug ſeines Stils, und ſein Genius, dem ein angeborner Takt der Wahrheit innewohnte, ließ ihn bald Bellini's Manier als etwas Gemachtes, Trockenes, Unlebendiges erkennen. Doch war ſeine Kunſtbildung noch nicht entwickelt genug, um der eigenen Selbſtſtändigkeit unbedingt zu vertrauen. Noch ſuchte ſie nach einem Vorbilde und fand daſſelbe in Giorgione, deſſen Werke höhere Freiheit athmen als die des Bellini. Auch Giorgione's Art und Weiſe hatte Tizion bald in ſich zu gleicher Meiſterſchaft entwickelt wie Jener ſelbſt, und ſein Ruhm erſchallte bereits durch ganz Ober-Italien, ſogar bis nach Rom. In dieſer ſpielenden Leichtigkeit, mit welcher er ſich die Manieren verſchiedener Künſtler zu eigen machte und von einem zum andern, ſtets dem beſſeren, überging, zeigt ſich das Ueberwiegende ſeines Talents, das, nachdem es mehrere fremde Eigenthümlichkeiten in ſich aufgenommen, dieſe alle unter ſich zurückließ und auf dem erweiterten Grunde des künſtleriſchen Vermögens ſich in freieſter Selbſtſtändigkeit emporrichtete. — Der innere Reichthum ſeiner Natur trieb ihn, auch andere Zweige des Wiſſens und Könnens ſich anzueignen. Er beſchäftigte ſich daher viel mit geiſtigen Studien und wendete ſich ſogar der Dichtkunſt zu. Manche ſeiner Gedichte erfreuten ſich eines ſo lebhaften Eindrucks, daß man nicht nur den Maler, ſondern auch den Dichter in ihm zu ſchätzen begann. Er entſagte indeß noch in ſeiner Jugend der Poeſie des Wortes, um uneingeſchränkt der Poeſie der Farben anzugehören. Seine geniale Künſtlerſchaft ließ ihn in der Geſchichts-Malerei wie in der Landſchaft und im Bildniß Ausgezeichnetes erſchaffen, doch iſt er am Größten in den beiden letztgenannten Gattungen. Die mächtigſten Fürſten damaliger Zeit riefen ihn zu ſich oder begaben ſich zu ihm, um von ihm gemalt zu werden. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Venedig, und außer einer fünfjährigen Kunſtreiſe, die er durch Deutſchland und Spanien machte, verließ er Venedig nur auf beſondere Einladung nach andern Orten, ſo nach Ferrara und Rom. Ferrara beſuchte er auf den Wunſch des Herzogs Alfonſo und malte daſelbſt ſowohl dieſen als die Herzogin und den großen Dichter Arioſto. Auch vollendete er in Ferrara mehrere Gemälde, welche Bellini begonnen hatte. Nach Rom beſchied ihn auf Antrieb des Papſtes der Cardinal Farneſe, und Papſt Paul III, deſſen Bildniß Tizian ebenfalls anfertigte, bot dem Maler nächſt reichem Lohn ſeine Freundſchaft und hielt die des Künſtlers hoch in Ehren. Kaiſer Karl V. nach Italien kommend, um ſich krönen zu laſſen, berief Tizian nach Bologna und ließ ſich von ihm malen. Auch hier war es nicht allein reicher Lohn an Geld und Gut, der dem Künſtler zu Theil wurde, ſondern der Kaiſer ehrte ihn zugleich durch höchſte perſönliche Achtung, ſchlug ihn zum Ritter und machte ihn zum **Comes Palatinus**. Tizian malte den Kaiſer ſpäter noch zwei Mal und erhielt von demſelben eine lebenslängliche Penſion, die Philipp II von Spanien bedeutend erhöhte nach dem Tode des Kaiſers. Den ſprechendſten Beweis aber von der Verehrung, welche Karl V für den Maler hegte, giebt ein Vorfall, in welchem ein Kaiſer ſich zum Diener eines Künſtlers machte. Jener war in der Werkſtatt Tizian's zugegen, als dieſem, der emſig an einem Gemälde arbeitete, der Pinſel aus der Hand und zur Erde fiel. Obwohl von Begleitern umringt, denen er nur einen Wink zu geben brauchte, bückte ſich der Kaiſer ſelbſt, hob den Pinſel vom Boden auf und überreichte ihn dem Künſtler mit verbindlichem Wort. Wir, nach unſern Begriffen, würden bei einer ähnlichen Handlung nicht in gleichem Grade in Verwunderung gerathen, wie damals Alles erſtaunte, wenn gleich auch heute noch ein ſolches Anerkenntniß von dem alle äußere Würde überragenden Adel des Menſchengeiſtes keineswegs bei allen Mächtigen zu finden. Wir wiſſen wohl, daß ſelbſt Kaiſer und Könige, außerhalb ihrer regierenden Wirkſamkeit, Menſchen ſind wie wir — aber in damaliger Zeit zeugte ſolche That eines ſtolzen Fürſten, des erſten der Chriſtenheit, von einem großen Inhalt der Seele, während ſie jetzt, als richtige Würdigung des Menſchenwerthes, nur für das jedem Gebildeten nothwendige Verſtändniß des fortgeſchrittenen Zeit-Bewußtſeyns ſprechen würde. Noch einen mächtigen Fürſten, Heinrich von Valois, der vom Königsthrone Polens zurückkehrte, um Frankreichs Krone als Heinrich III zu tragen, ſah die Werkſtatt Tizian's, da der König auf der Durchreiſe dem großen Künſtler einen Beſuch abſtattete. — Tizian liebte es, prächtig und glänzend zu leben, aber nur, weil er auch das Leben von der ſchönſten Seite nehmen wollte, nicht aus Hochmuth oder Selbſtüberhebung. Sein Weſen war ſtets voll Sanftmuth und Beſcheidenheit, wie es dem echten Künſtler zukommt. Von ſeinen Werken, deren höchſte Vorzüge die wundervolle Farbengebung, die kräftige Wahrheit und Lebendigkeit, nennen wir beiſpielsweiſe ein Abendmahl im Refektorium des Escurial, den Tod des heiligen Petrus Martyr, befindlich in der Kirche San Giovanni e Paolo zu Venedig, einen die Dornenkrone tragenden Chriſtus, befindlich in einer Kirche zu Mailand. Doch, wie geſagt, er war in der Landſchaft und im Bildniß größer als in der Geſchichts- und Kirchen-Malerei. Seine Tochter Johanna hat er mehrmals gemalt, unter Anderem mit einem Blumenkorb, den ſie über das Haupt emporhält. Ueberhaupt findet man ſeine Gemälde oft in mehreren Wiederholungen, von denen immer einige von ſeinen Schülern herrühren, dann von ihm die letzte Vollendung erhielten. Als dem hochbetagten Greiſe das Licht der Augen wankend wurde, hätte er faſt ſeine eigenen Arbeiten, deren Farben ihm nicht mehr kräftig genug erſchienen, durch Uebermalen verderben, wenn dieſer herbe Verluſt für die Kunſt nicht durch ſeine Schüler verhindert worden wäre, welche Oliven-Oel, das niemals trocknet, unter die Farbe miſchten und in ſeiner Abweſenheit das Uebermalte wieder verlöſchten. Von einer zahlreichen Schule umgeben, der er ſeinen Geiſt hinterließ, ſtarb Tizian, ein Greis von mehr als neunzig Jahren, 1576 in Venedig an der Peſt. Seine ſterblichen Reſte, mit dem ausgeſuchteſten Ehrengepränge beſtattet, ruhen in der Kirche dei Frati, ſeine unſterblichen Werke wurden durch Kupferſtich und Holzſchnitt, deren man mehr als 600 Blätter zählt, vervielfältigt und leben ſo in der Bewunderung Aller. P.

Des Frömmlers Neujahrs-Abenteuer.

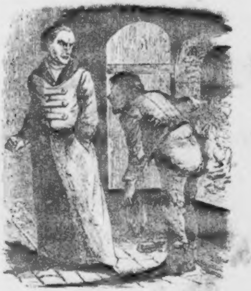
Ein Frömmler — ſind wir recht berichtet —
Das iſt ein Mann, der ſchlau ſich frommen Schein
Um nicht gar fromme Thaten dichtet —
Und das ſoll oft ergiebig ſeyn! —
Nun, einen Frömmler führ' ich Euch hier ein.

Am Neujahrstag naht ihm ſein frommer Diener —
Das heißt: ſo wie der Herr, ſo auch der Knecht! —
Gekrümmt von Unterthänigkeit erſchien' er
Mit dünnem Wachslicht, das im Rundgeflecht



Gemalte Blumen prunkend bunt umgeben;
Er überreicht's verdrehten Blicks und ſpricht:
„Ich bringe nichts Dir als ein irdiſch Licht,
Doch wird Dir Gottes Gunſt das ew'ge geben!“
Der Herr, freigebig mit der Rührung Ton,
Erwiedert d'rauf in Thränen mit den Worten:
„Er leuchte huldvoll mir aus ſeines Himmels Pforten!
Und dies für Dich, des Glaubens echten Sohn!“ —
Und einen Thaler läßt er in die Hand nun fallen
Dem pfiff'gen Diener, der ſich tief verneigt,
Auch was geſcheh'n, begreiflich nicht verſchweigt:
Im Nu erzählt er's den Kam'raden allen.

Der Stubenheizer, der auch Thaler liebt,
Der überlegt, was einen ihm verdiene.
Wie klüglich lauernd er nun am Kamine
Noch tücht'ge Klötze in die Flamme ſchiebt,
Da kommt ſein Herr durch's Zimmer juſt geſchritten,
Und katzenbuckelnd ſteht bereit und breit
Der Stubenheizer auch ſofort inmitten
Und flüſtert grinſend: „Irdiſch Feuer weiht
Dir freilich ſtets nur Deines Knechtes Streben,
Doch wird die göttliche Gerechtigkeit
Gewiß Dir einſt das ew'ge Feuer geben!“ —



Der Herr vernahm's — und war davon gerannt,
Bei ſolcher Ausſicht ward ihm nicht geheuer! —

Dem Stubenheizer ließ er leer die Hand,
Der Neujahrswunſch ſchien ihm umſonſt zu theuer;
Doch zieht vielleicht aus ihm nun ſein Verſtand
Den ſchönſten Unterſchied von Licht und Feuer:
„Daß uns der Fortſchritt ſegnend Licht gewährt,
Der Rückſchritt ſtets zerſtörend Feuer nährt!“

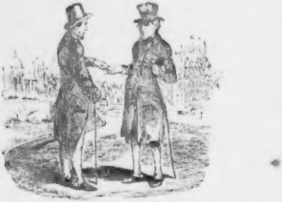
Bonifaz Meuron.

„Das iſt recht dumm!“ — ſagt' ich zu mir ſelber eines Morgens, nachdem ich, meine Taſchen umkehrend, nichts weiter darin fand, als ein armſeliges Dreißig-Sousſtück. Ich war damals in Paris und bewohnte ein Paar möblirte Stuben in einer Straße der Vorſtadt St. Germain, frühſtückte in der Regel zu Hauſe und ging zu Tiſche in ein Kaffeehaus. Mein Frühſtück war eben beendet, als ich obige unangenehme Entdeckung machte, welche einen dicken Querſtrich zog durch alle meine ſchönen Pläne für den heutigen Tag. Ich hatte während der letzten Zeit etwas mehr als gewöhnlich über die Schnur gehauen, und noch einige Tage mußten verfließen, bevor ich meine vierteljährliche Anweiſung aus meiner deutſchen Vaterſtadt erwarten durfte. Dreißig Sous!! — Wer auf der Welt kann in Paris einen ganzen Tag auskommen mit dreißig Sous!

Es ſchlug elf Uhr. Ich ſteckte mein Geldſtück in die Taſche und ging aus, ſchlendernd, bis ich mich im Palais-Royal wiedergefunden. Niemand, der je an einem Hochſommer-Mittag damals das Palais-Royal geſehen, wird deſſen ödes Ausſehen vergeſſen: die wenigen Fremden, ſchleichend unter den Säulengängen und guckend in die Juwelier-Laden; — die Gruppe ältlicher Franzoſen in grauen Ueberröcken, dem trefflichen Reſtaurateur Very gerade gegenüberſitzend; das Häuflein von Jungen, welche auf das von der Mittagsſonne durch ein Brennglas bewirkte Losgehen der kleinen Kanone der großen Sonnen-Uhr warten, während das Geplätſcher des Springbrunnens ſeine ewig gleichtönige Melodie dazu abſingt. Zu einer andern Zeit hätte ich mich wie jeder Fremde ergötzen, oder, wie die Franzoſen, ein paar Stunden auf einem gemietheten Strohſeſſel verträumen können; aber der Gedanke: „Du haſt nicht mehr als dreißig Sous in der Taſche!“ war ein trübſeliger Dämpfer alles Vergnügens und der unbequemſte Störer jeder Art ruhiger Betrachtung.

Zufällig traf mein Auge auf die Nummer 154, welches Gebäude ich als eins der großen Spielhäuſer kannte. Mich erinnernd, daß zu elf Uhr — welche Zeit die Kanone eben angekündigt — die Stunde ſey, wo das Spiel beginnt, trat ich ein, fand das große Werk bereits angefangen, und an dieſer Tafel waren ſo niedrige Sätze, als dreißig Sous, erlaubt. Meine dreißig Sous waren mir nichts nütz; ich konnte mich faſt eben ſo gut ohne Mittagseſſen behelfen, als mit einem für dreißig Sous. So warf ich denn mein Geldſtück auf den Tiſch, und war ſo glücklich, daſſelbe mehrfach verdoppelt zurück zu erhalten. Man hatte mich für den Gimpel angeſehen, den man würde weiter verlocken und ausbeuteln können: man hatte mich wahrſcheinlich mit Abſicht gewinnen laſſen. Ich lachte in mich hinein, gab den ſechsten Franc dem Thürſteher und ging fort mit einem Fünf-Francſtück in der Taſche. Jetzt konnte ich doch zu Mittag ſpeiſen, wenn auch nicht wie ein ruſſiſcher Fürſt oder ein engliſcher Lord, doch wenigſtens wie ein anſtändiger Deutſcher; daher ſchlenderte ich gemächlich aus dem Palais-Royal gegen die Quais, in der Abſicht, über die nächſte Brücke nach dem Quai Voltaire zu kommen, welches immer mein Lieblingsgang geweſen.

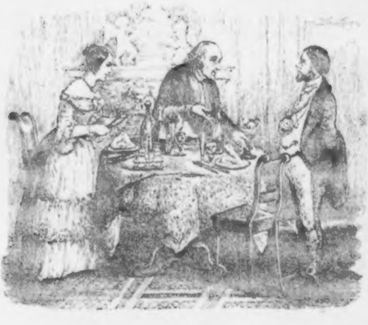
Ich war noch nicht weit gekommen, als ich mich von Jemand um eine milde Gabe angeſprochen hörte. Beim Umſehen erblickte ich eine ausgemergelte Geſtalt in einem lumpigen Ueberrock und randloſen Hut, unter welchem ein Geſicht hervorblickte, von dem man wohl ſagen konnte, daß Kummer und Elend es ſehr benagt hatten. Der Fremde bat mich, ihm eine Kleinigkeit zufließen zu laſſen, und erzählte eine ſo rührende Geſchichte mit ſo vieler Aufrichtigkeit im Tone, daß mein Fünf-Francſtück bereits aus meiner Taſche in ſeine Hand übergegangen war, ehe ich mich beſann, daß



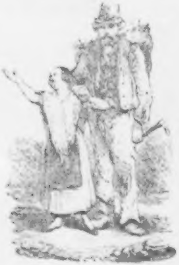
es das einzige meines Beſitzes geweſen. „Was thut's!“ ſagt' ich zu mir ſelber, als der Dank des Bettlers in mein Ohr zu ſchallen aufgehört hatte; „ich ſoll mich nun einmal heut ohne Mittagseſſen behelfen!“ — Nun hatte ich die Brücke erreicht, und wollte eben in dieſelbe einbiegen, da fiel mir ein, daß ich nicht die nöthigen zwei Sous habe, den Zoll zu bezahlen. Das ärgerte mich mehr, als die Ausſicht, kein Mittagseſſen zu haben, und eine kleine Pauſe im Gehen machend, erblickte ich wenige Schritte von mir den Mann, den ich ſo eben beſchenkt. Ich hatte meinen Kopf darauf geſetzt, über dieſe Brücke zu gehen, und keinen guten Grund ſehend, warum ich nicht zwei Sous borgen ſollte von den hundert, die ich ihm gegeben, ſagte ich zu ihm: ich hätte Eile, nach dem Quai Voltaire zu kommen, und nicht Geld für den Brücken-Zoll. Er zog augenblicklich eine Hand voll Kupfermünze aus der Taſche, wovon ich zwei Sous nahm, und, ihm dankend, den Brücken-Zoll bezahlte. Anſtatt nun gerade vorwärts über die Brücke hin zu eilen, blieb ich darauf ſtehen, mich über das Geländer lehnend, um dem ſchimmernden Fluſſe zuzuſehen und die Ausſicht zu beiden Seiten zu bewundern: die maleriſchen Reihen unregelmäßiger Gebäude auf dem Quai Voltaire, die prachtvolle Linie der Tuilerien und des Louvre, und die groteske Form nebſt den maſſiven Pfeilern der Pont-neuf ſammt dem Menſchengewimmel, das darüber hinwogte. — Hingelehnt auf's Geländer, um ein unten vorüberſchwimmendes Floß zu betrachten, fühlte ich mich ſtark am Rockſchoß gezupft, und, mich haſtig umwendend, ſah ich abermals den von mir Beſchenkten, von dem ich die zwei Sous geborgt. „Was machen Sie denn für Streiche? Was haben Sie vor?“ ſagte der Mann zu mir. „Als ich Ihr Fünf-Francſtück erhielt, wußte ich nicht, daß es Ihr letztes ſey; hier iſt es zurück, und noch drei dazu!“ Ich war zuerſt geneigt, über den Mann und ſeine Sonderbarkeit zu lächeln; doch bedenkend, daß etwas Außerordentliches in dem Charakter dieſes Bettlers liegen müſſe, der mich erſt um fünf Francs beſchwindelte und mir dann zwanzig anbot, weil er glaubte, ich wolle einen Selbſtmord begehen — ließ ich mich in ein Geſpräch mit ihm ein, erklärte ihm ſeinen Irrthum nebſt der Urſache, warum ich für den Augenblick ohne Geld ſey, und äußerte den Wunſch, etwas mehr von dem Manne zu erfahren, der nach ſo entgegengeſetzten Grundſätzen zu handeln ſcheine. — „Wenn Sie mich begleiten wollen“, antwortete er, „ſoll Ihrem Wunſch genügt werden. Sie haben mich mit Mitteln verſehen zu einem Mittagstiſch — ich will Ihnen dagegen ein Mahl anbieten, das vielleicht einer Annahme von Ihrer Seite nicht unwürdig iſt. Da Sie aber nicht wünſchen können, an meiner Seite auf der Straße geſehen zu werden, ſo will ich voran gehen, Ihnen den Weg zu zeigen.“

Ich folgte ſtill dem Bettler, nachdenkend über die Seltſamkeit des Abenteuers, obſchon mit keiner hohen Erwartung in Hinſicht des meiner wartenden Mahls. Wir kehrten durch dieſelben Straßen zurück, durch die ich eben gekommen war, gingen am Palais-Royal vorbei, die Straße Richelieu hinauf, quer über die Boulevards, die Straße d'Artois entlang, und betraten endlich einen langen Durchgang rechts am Ende der Maturin-Straße in der Nähe des Montmartre. Die Paſſage öffnete ſich in einen Garten, mit einem Hauſe in deſſen Mitte, in das mich mein Geſellſchafter als in ſein Eigenthum einführte. Die Thür wurde von einer Frau mittleren Alters geöffnet, und ich geleitet in einen Saal, wo bereits ein Tiſch mit zwei Gedecken ſtand. Die augenſcheinliche Ueberraſchung, womit die Dienerin den Befehl, noch für Einen zu decken, vernahm, bewies, daß Gäſte hier etwas Ungewöhnliches waren. Das Gemach fand ich nicht nur gut, ſondern ſelbſt geſchmackvoll eingerichtet. Ein ſchönes Fortepiano prunkte in einem Winkel, eine prachtvolle Alabaſter-Uhr ſtand auf einem Unterſatz in einem andern. Ich ſaß da nur wenige Minuten, als eine junge Dame, ohngefähr zweiundzwanzig Jahre alt, in die Stube trat. Sie grüßte mich mit vieler Anmuth, und ſagte zu dem Alten, den ſie Papa nannte: „Das Diner wird augenblicklich ſervirt!“

„Das iſt ein wunderlich Abenteuer!“ dachte ich bei mir. „Ich werde von einem zerlumpten Bettler um ein Almoſen angeſprochen, der mich darauf in ſeine bequeme Wohnung führt, wo nicht das Mindeſte auf Armuth deutet. Im Gegentheil, Alles zeugt hier von Wohlhabenheit, wenn nicht von Ueberfluß.“ Was nun folgte, diente mehr noch, das Räthſel zu ſteigern als zu löſen: ein geſchmackvoll bereitetes, mannigfaltiges Mittageſſen, von einer Flaſche trefflichen Burgunders, dann von einer Flaſche Roſa-Champagners begleitet, bei gewähltem Nachtiſche, und zum Schluß eine Taſſe Kaffee nebſt einem Glas Marasquin. Ich hätte mich nicht beſſer befinden können in der glänzendſten Reſtauration, mit einer Börſe voll Louisd'or, und nicht ein Viertheil ſo gut mit meinem Fünf-Franceſtück, möchte ich auch eſſen, wo ich wollte.



Als wir vom Mittagstiſch aufſtanden, ward meine Neugier ſo rege, daß ich ſchon meinen Wirth um die verſprochene Aufklärung erſuchen wollte, als er mir ſelber mit nachfolgender kurzer Erzählung zuvor kam. „Sie finden mich“, begann er, „verſehen und umgeben mit allen Bequemlichkeiten, und ſelbſt mit dem Prunk, wonach gewöhnlich die Menſchen zu ſtreben pflegen. Ich kann mir Alles verſchaffen, was dieſe große Stadt dem Geſchmack oder den Sinnen an Genuß bietet, ohne deshalb mehr als höchſtens ein Viertheil meines Einkommens zu verausgaben — doch, *Gewohnheit* hat mich zu ihrem Sclaven gemacht — und ich will Ihnen erzählen: *wie!* — Ich bin der Jüngſte von ſechs Geſchwiſtern, alles Jungen, und unſer väterliches Erbtheil war gering. Meinen Antheil daran hatte ich bald verſchwendet, und da meine Eltern todt, meine Brüder in alle Welt zerſtreut waren, ſah ich mich auf mich ſelbſt und auf meine eigenen Hülfsquellen angewieſen. Zwei meiner ältern Brüder fanden den Tod in den Kriegen der letzten Zeit, und drei andere, welche ſich dem Kaufmannsſtande gewidmet, hatten ſich in Livorno, Marſeille und Bordeaux eingewohnt. Bei der vollkommenen Erſchöpfung meines Erbtheils verſuchte ich alſo mein Glück auf meine Hand, mit keinem andern Grundſatz, als dem, der mich antrieb, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen auf die nächſtbeſtmöglichſte Weiſe. Mancherlei waren der Entbehrungen, die ich erlitt; mit dem Hunger ward ich ſo vertraut wie ein herrenloſer Hund, um Brod zu erſchwingen, mußte ich von einem Hülfsmittel auf's andere ſinnen, bis ich am Ende ein gemeiner Bettler geworden. Dies Kind war ein Gefährte meines Elends: die Mutter war ſchon lange zuvor geſtorben, und mancher Sou ward dem Lächeln des Kindes zu Theil, welcher dem um Milde



flehenden Blick des Vaters verweigert worden wäre." — Hier umfaßte mein Wirth ſeine Tochter und küßte ſie mit der zärtlichſten Innigkeit, auf ihren Wangen Spuren von Thränen der bitterſüßeſten Erinnerung zurücklaſſend. — „Indeß", ſo fuhr er fort, „dieſe Lebensweiſe, ſo unſicher, unbeſtimmt und unrühmlich ſie auch war und iſt, gewann täglich für mich neuen Reiz. Hatte nur mein Kind genug zu eſſen, und ich ſo viel, um den Hunger zu ſtillen, ſo war ich vergnügt und zufrieden. In meinen Jugendtagen war das Spiel meine Leidenſchaft, und das Bettlerhandwerk — wenn Scham und Demüthigung einmal überwunden ſind — führt eine Art von eigener Aufregung in ſich, erzeugt durch deſſen Ungewißheit, welches daſſelbe gewiſſermaßen der Spieler-Profeſſion ähnlich macht. Nachdem ich ganz Frankreich durchgewandert, ging ich nach Italien, und kam zuletzt nach Liverno. Ich war damals gänzlich unbekannt mit dem Aufenthalt meiner Brüder, wußte indeſſen, daß einer von ihnen in einem Handelshauſe dieſer Stadt untergebracht worden, da er ohngefähr zehn Jahr alt geweſen; wo er aber ſeitdem hingekommen, vernahm ich nie. Eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Liverno, trat ich in einen Laden, für eins der letzten zwei Münzſtücke, die ich auf der Welt beſaß, mir ein wenig Tabak zu kaufen, der mir öfters ſtatt des Brodes diente. Derſelbe ward mir in einer Tüte von bedrucktem Papier eingehändigt, und bei zufälligem Blick auf dieſe fand ich meinen eigenen Namen darauf — es war eine Zeitungs-Aufforderung an die Erben meines Bruders, welcher ein Jahr zuvor in dieſer Stadt geſtorben war. Wer nie in einer Lage wie die meine geweſen, kann ſich keinen Begriff von dem machen, was ich in dem Augenblick empfunden. Auf jeden Fall war ich zu einem Theil der Erbſchaft berechtigt, und ich erſchien in meinen zerlumpten Kleidern an dem beſtimmten Orte, meine Anſprüche geltend zu machen. Zuerſt lachte man mir in's Geſicht, dann ſteckte man mich als einen Betrüger in's Gefängniß; am Ende aber mußte man auf mich hören, und zuletzt ward ich, nach langer Friſt zur Sammlung der Beweiſe — als einziger Erbe meines Bruders anerkannt, da ſich's auswies, daß meine zwei noch übrigen Brüder bereits der Natur ihre Schuld bezahlt hatten. So ſah ich mich denn auf einmal im Beſitz von mehr als dreißig Tauſend Louisd'ors — ein Vermögen, das mir ſelbſt in der Hauptſtadt meines Vaterlandes im Ueberfluß zu leben erlaubte, wohin ich mich denn auch bald zurückbegab. — Im Anfang lebte ich, wie es mein Vermögen mit ſich brachte; ich nahm ohne Rückhalt Theil an allen Vergnügungen, und einige Zeit lang glaubte ich mich auf dem Gipfel der Glückſeligkeit, die ein Menſch irgend verlangen mag. Doch — die lange Gewohnheit war zu ſtark, um mir eine Aenderung meiner Lebensweiſe zu geſtatten. Ich war reich, und dennoch ſehnte ich mich, ein Bettler zu ſeyn; ich war müßig, und ſehnte mich nach Beſchäftigung. Die Gewohnheit trug den Sieg davon. Ich zog mich in den finſterſten Winkel der Stadt zurück, vermummte mich in Lumpen und begab mich in die Straßen, das Erbarmen der Vorübergehenden anzuflehen. Das iſt meine tägliche Beſchäftigung. Ich finde eine Luſt darin, die nichts in der Welt mir erſetzen könnte, und ich fühle mehr Vergnügen, wenn ich die wenigen den Tag hindurch erbettelten Francs überzähle, als bei dem Blick auf mein ſicher untergebrachtes Kapital.“

Damit endete mein Wirth ſeine Erzählung. Ich verſuchte, mit ihm über ſeinen Geſchmack zu ſtreiten; er aber bedeutete mir, das ſey nutzlos. Ich bewies ihm, daß ſeine Handelsweiſe ſogar ſündlich ſey; er ſagte, er wiſſe es, könne aber ihrer Verſuchung nicht widerſtehen. Ich bemerkte ihm hierauf, daß er damit der Achtungswürdigkeit ſeiner Tochter Eintrag thue; er antwortete: ſie ſey reich und könne auch ſonſt in aller Hinſicht Achtung fordern; kurz, ich fand jeden Beweisgrund hier unangebracht, und als ich mich auf Maria — ſo hieß die Tochter — berief, erwiederte ſie: ſie fühle ſich glücklich, weil ihr Vater glücklich wäre. Bald darauf empfahl ich mich.

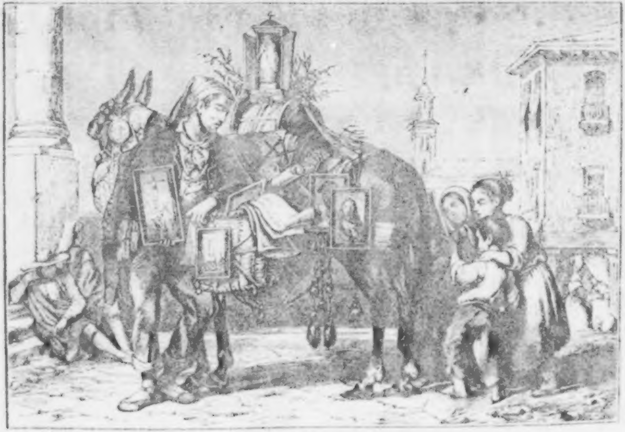
Als etwa fünf Jahre ſpäter meine Verhältniſſe mich wieder nach Paris führten, trieb es mich eines Abends nach der Maturin-Straße, das Haus des Bettlers aufzuſuchen. Ich fand es, trat hinein und hörte von einem Diener: der Herr ſey vor wenigen Monaten geſtorben, ſeine Tochter und ihr Gatte bewohnten jetzt das Haus, welches, wie ich bald bemerkte, vergrößert war. Noch beſann ich mich, was ich nun hier thun wollte, da öffnete ſich eine Thür und heraus ſchaute die Tochter, die, mich ſogleich wiedererkennend, mir die Bitte zurief: ich möge näher treten. So erfuhr ich nun, daß ſie ſehr glücklich verheirathet ſey, und nächſtdem gab ſie mir, ſich jenes Mittags erinnernd, über ihres Vaters Sonderbarkeit folgenden Aufſchluß:

„Durch ſein eigenes Schickſal und ſeine Verirrungen hatte er gelernt, daß Arbeitſamkeit der ſicherſte Halt und der höchſte, dauerndſte Genuß der Lebensfreuden ſey, und den Entſchluß gefaßt, im Alter die Verſöhnung mit ſeiner verſchleuderten Jugend dadurch zu bewirken, daß er Knaben und Mädchen, die zur Schlechtheit oder zum Betteln erzogen wurden, zu retten verſuchte, wenn er gewahrte, daß ſie verdienten, gerettet zu werden. Deshalb hielt er es für das Beſte, mit Bettlern und Umherſtreichern in Vertraulichkeit zu bleiben, und wen er der Befreiung von dieſer Gemeinſchaft würdig fand, den unterſtützte er und ließ ihn zur Arbeit befähigen. Wenn Sie wollen, können Sie den Erfolg ſehen in einer Anſtalt, die in dem Gebäude am jenſeitigen Ende unſeres Gartens noch in voller Thätigkeit iſt, und der jetzt mein Mann, ein Zögling meines Vaters, vorſteht. Daß dieſer Ihnen einen ſolchen Aufſchluß vorenthielt, gehörte zu ſeinen Sonderbarkeiten; bis zu ſeinem Tode hat er ihn keinem Dritten gegeben, mich aber freut's, dies thun zu können, weil gewiß meines Vaters Andenken dadurch auch bei Ihnen gewinnt!“

So war es denn auch! — und ich ging, nachdem ich die Anſtalt, in der eine Menge Perſonen — männliche und weibliche abgetheilt — in heiterer Luſt bei ſehr verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt waren, betrachtet hatte, mit dem Ausruf hinweg: „Wunderlicher Mann, der ſeine Thorheit zur Schau trug, ſeine Weisheit und Tugend verheimlichte! — ich will wenigſtens dein Andenken zu erhalten ſuchen, indem ich öffentlich deinen Namen nenne in dem Wunſche: Ruhe ſanft, Bonifaz Meuren!“ A. Naumann.

Die Bilder-Mappe.

Der alte Siegfried Randel lebt noch! — Fragt Dieſer oder Jener: wer iſt der Mann? ſo antworten wir: Seht nur nach in dieſes Büchleins Jahrgängen für 1841, 1843 und 1845, da findet Ihr von ihm erzählt: wie er ſo gern Abends auf ſeinem Landhauſe den Aktuar Franz Sinnig, deſſen Frau und die beiden Kinder, Otto und Marie, bei ſich hat und immer etwas zu erzählen weiß. Die Kinder ſind nun ſchon ſo weit herangewachſen, daß des Fragens kein Ende wird, und wenn die Eltern dem wehren wollen, ſagt der Alte geduldig: „Auf Fragen gehört Entgegnen, Nachdenken wird's dann ſegnen!“ — Neulich that er nun gar ſeine Bilder-Mappe auf; da hatten namentlich die Kinder kaum Auge genug, all die Herrlichkeiten zu beſchauen und das Letzte war ihnen immer das Schönſte. Unter Anderem fand ſich auch eine Zeichnung, die einen herumziehenden italieniſchen Kunſthändler darſtellt, welcher ſeinen ganzen Kram geſchickt genug einem Maulthier aufpackte, dem natürlich die neugierigen Kinder angelegentlich folgen. Otto und Marie hätten gar gern die Körbe und Kaſten ausgepackt, das ließ ſich indeß mit dem Bilde nicht thun, und ſie waren denn auch zufrieden, als Randel ſagte: „Ihr müßt Euch ſchon mit dem begnügen, was ich habe, und Euch dabei denken, was der Mann Alles bei ſich führt. Ihr bemerkt, daß er da oben in dem kleinen Schrein einen Heiligen zeigt, daß er überhaupt dergleichen Bilder vorzugsweiſe zur Schau trägt. Italiener und Müßiggänger — dahinten ſitzen gleich Zwei, die beides ſind — beten und betteln meiſt lieber, als daß ſie tüchtig arbeiten; ſo erwarten ſie denn oft mehr von ihren Heiligen, als von ſich ſelber und verbringen in Frommthuerei die Zeit, in der ſie Nützliches und Nährendes treiben ſollten. „Zu den Heiligen laufen, macht müde Beine!“ ſagt das Sprüchwort, und deſſen Sinn iſt: Im überhäuften Beten geh'n die Kräfte zur Thätigkeit verloren. Unter ſolchen Umſtänden kann ſogar das Beten zur Sünde werden, kann nicht zur Beruhigung führen: nur wer ſeine Pflicht treu erfüllte, wird ſich mit frohem, freiem Herzen ſeinem Gotte nahen,



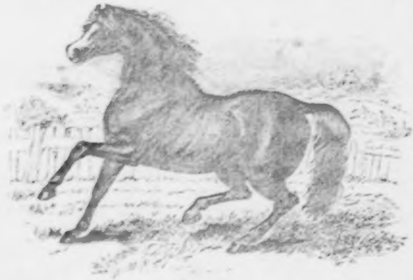
ihm innig danken und leichter Noth und Unglück tragen; denn das drückt noch lange nicht ſo ſchwer als das Bewußtſeyn eigener Schuld. Darum, Kinder, betet, aber vor Allem lernt, was zu tüchtiger Arbeit anleitet, damit Ihr, wenn's Euch zum Gebet treibt, ſagen könnt: Herr, mein Gott, ich that, nach meinen ſchwachen Kräften, was ich vermochte; du wirſt mir weiter helfen, wenn ich weiter thue, was ich vermag! Amen! — oder zu deutſch: So geſcheh' es!“ —

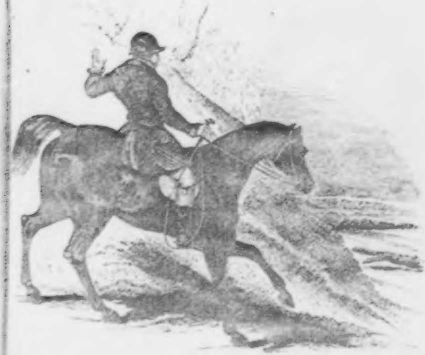
„Wir wollen jedoch“ — ſo fuhr Randel fort — „dem wandernden Kunſthändler auch kein Unrecht thun! Betrachtet ihn einmal genau: ſeine Züge deuten's an, daß er über Manches nachgeſonnen hat und wohl wiſſen wird, es ſey mit der Heiligſprechung der Menſchen durch Menſchen eine gebrechliche Sache. Nächſtdem ſcheint er zu begreifen, daß Wiſſen und Weiterſtreben im Erkennen etwas Nachhaltigeres und Höheres iſt als die Form-Frommthuerei; denn ſein Blick haftet an der Landkarte und das verborgene Allerlei, ſo wie das halb hervorſchauende Bild Napoleons mögen ihm ſagen: es wird doch nothwendig ſeyn, die Lehren der Weltgeſchichte zu achten, nicht an Formen zu halten, die der ſich befreiende Geiſt ſchon zerſprengt hat. Trotz ſeiner Heiligen-Bilder iſt der Mann im Stillen ein Proteſtant, das heißt: ein Menſch, der ſich des Zweifels nicht erwehren kann, wenn er glauben ſoll, was ſich nicht glauben läßt bei dem Lichte, das die nun einmal in's Leben gedrungene und nicht mehr abzuwehrende tiefere Erkenntniß anzündete. Dieſe bricht endlich doch als That hervor und ſie läßt ſich mit allen Wendungen und Redekünſten nicht hindern. Man ſollte eigentlich allzeit der voraus zu ſehenden That helfen, aber die Selbſtſucht tritt immer dazwiſchen und hat die Einſeitigkeit zur Bundesgenoſſin. Da hören wir denn Worte genug von Rechts und Links, von oben herunter, von unten hinauf, die Kreuz und Quer; an That jedoch iſt grade unſere Zeit eben ſo bettelarm als bettelſtolz, denn ein Nichts, ja wohl ſogar noch weniger als ein Nichts, nämlich ein Rückſchritt, ſoll oft zur bedeutenden That aufgeputzt werden durch Redensarten, die, je hohler ſie ſind, deſto kecker klingen. Ringsum Geklätſch und Geſchwätz, eine große Klapper- und Plappermühle ſcheint die Welt, aber Mehl kommt dabei nicht zu Tage: der treibende Wind nur vertauſendfacht ſich ſelber. Alle Länder haben Ueberfluß daran, und Allen, die da meinen: ſind ſie redefertig, ſind ſie auch mit Allem fertig, muß man mit den Worten vergelten:

Gar leichtlich können wir entrathen
Der großen Worte ohne Thaten:
Doch große Thaten trägt das Wort
Zu friſcher That in's Ew'ge fort!“

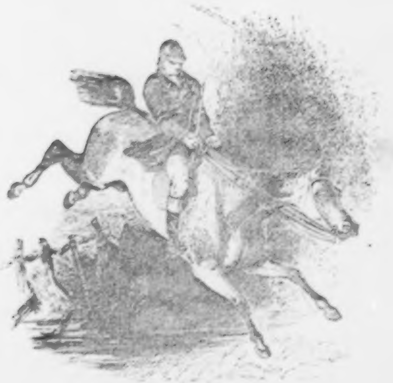
Dies hatte Randel mehr zu den Eltern und nur Einiges davon zu den Kindern geſprochen, denen er dann ſagte: „Wißt Ihr was? — legt Euch auch ſo eine Mappe an! Oft empfängt das

Unſcheinbarſte, was man aus der Jugend in die reiferen Jahre und endlich in's Alter mitbringt, durch Erinnerungen einen unſchätzbaren Werth. Wartet einmal! So, hier ſind einige kleine Blätter, ſucht Euch 'was aus! Richtig, da greift der Otto gleich nach den Pferden, und wenn er in jeder Naturgeſchichte die Herkunft und die Beſchreibung des Pferdes finden kann, wollen wir hauptſächlich einmal über deſſen Benutzung ſprechen. — Vom Pferde, jetzt über alle Länder verbreitet, giebt's mehrere Arten; der wilden faſt keine mehr, denn der Menſch hat dies, die Freiheit liebende Thier ſich überall unterjocht und er iſt für deſſen Dienſte gar oft undankbar. Das Pferd kann ein Alter von vierzig Jahren erreichen, durch die Anſtrengungen, die man ihm auferlegt, kommt es jedoch ſelten über dreißig; dabei iſt es in der Jugend und dem noch kräftigſten Alter geſchätzt und gepflegt, ſpäter wird es vernachläſſigt und endigt oft in Mitleid erregender Art. Vergeſſen ja die Menſchen gegenſeitig unter ſich leicht die Dankbarkeit, wie ſollten nicht Viele vergeſſen, daß man ſie auch den Thieren ſchuldig iſt! — Das Pferd, in der erſten Abbildung ungezähmt und ungeſchult, in ſeiner freien Natürlichkeit ſich zeigend, hat durch die Sorgfalt ſeiner Unterjocher mehr und mehr an Schönheit gewonnen, dagegen aber ſich vielen Qualen unterwerfen müſſen, die, wo ſie wahrhaft Nützliches bezwecken, wir keineswegs tadeln dürfen, obwohl auch hier, wie oft bei den Menſchen, grade die nützlichſten Geſchöpfe die minder geachteten ſind. Das Zug- und Ackerpferd verdient gleiche Achtung wie das



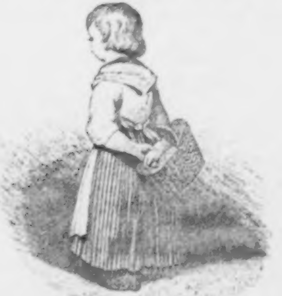


Reit- und Kutſchen-Pferd, und wenn bei dieſen mehr auf das Aeußere gehalten wird, bei jenen beſtimmen Kraft und Ausdauer den Werth. Freilich, die Anſtelligkeit und Gelehrigkeit hat hier ebenfalls ihren Vorzug, und da wollen wir gleich das Jagd-Pferd — unſer Bild zeigt uns ein engliſches — in Betracht ziehen. Sein Herr, auf der Fuchsjagd, giebt ſeinen Jagdgenoſſen Zeichen, daß der Fuchs aufgeſpürt iſt und Alle ſich mit ihm vereinen mögen zur Verfolgung des liſtigen Thieres. Da ſteht nun das Pferd beobachtend, ganz ſtill, aber doch ſo, daß es alsbald zu ſchnellem Lauf bereit iſt und zu dem von ihm geforderten Dienſte, wozu auch verwegene Sprünge über Hecken und Gräben gehören. Das bedarf allerdings der Lehre und Herrſchaft des Menſchen, und auf dem nächſten Bilde könnt ihr wahrnehmen, wie kühn und ſchön das Pferd zu ſpringen weiß, wie kräftig und geſchickt dabei der Reiter ſeyn muß. Auch der Krieg, dieſes noch immer unvergängliche Uebel, giebt uns bewundernswerthe Beweiſe von Unterordnung des an Kräften ſo mächtigen Pferdes unter den Willen des ſchwächeren, durch ſeinen Geiſt ihm zum Herrn und Gebieter werdenden Menſchen, und man hat ſogar Beiſpiele, daß in Andeutung von Gefahren und Rettung aus denſelben das Pferd einen Erſtaunen erregenden Grad von Klugheit zeigte. Der-



halb ſollte man es auch nie ſo mißbrauchen, wie es bei Wettrennen geſchieht. Dieſe gehören in der Art, wie man ſie in England treibt und ſie in andern Ländern äffiſch nachahmt, zu den Menſchen- und Thierquälereien, haben auch der Pferdezucht keinen natürlichen und wahren Vortheil gebracht. Da müſſen die Reitknechte vor dem Wettrennen ſich wiegen laſſen, und ſind ſie zu ſchwer, das Uebergewicht ſich erſt abhungern und abſchwitzen. Die Pferde macht man nicht minder durch ein kärglich zugewogenes Futter und ſelbſt durch mediziniſche Abmagerungs-Mittel leichter, wobei ſie ſo verzärteln, daß ſie endlich bei jedem ſich plötzlich verändernden Luftzug krank werden. Außer dieſer Grauſamkeit gegen Menſchen und Vieh haben Wettrennen oft noch das Abſcheuliche, Hazard-Spiele zu ſeyn, indem man große Summen verwettet und ſich nicht ſelten in Schulden ſtürzt, um nichtsnutziger Großprahlerei zu dienen, die man wohl gar als einen Ehren-Punkt betrachtet. Wahre Ehre geht aus heilbringender That, aus Ueberlegung und Beſonnenheit hervor; Wetten aber ſind in der Regel nutzloſe Geldwegwerfereien, und die Summen, welche bei den Pferde-Wettrennen von Denen, die ihre Diener und Pferde am geſchickteſten abzuwartern wußten, gewonnen werden, gehen namentlich in England bis zum Unglaublichen, ſo daß es nicht zu verwundern iſt, wenn mancher Alberne, der ſich unvorſichtig von den abgefeimten Wettenmachern hinreißen ließ, ſein ganzes Vermögen verlor. Daß dieſe durch Uebertreibungen zu Narrheiten gewordenen Wettrennen, bei denen mancher Reiter und manches Roß den Hals brach, von England auch nach Deutſchland herübergeholt wurden, gehört zu den vielen Sünden der Nachahmerei, denen unſer Volk fröhnt, und wer das eine „edle Paſſion“, oder, um hier das Undeutſche zu beſeitigen, eine edle Leidenſchaft nennt, der mag allenfalls wiſſen, was Leidenſchaft iſt, vom Edlen aber hat er keinen ſonderlichen Begriff. Das gilt übrigens nicht für Deutſchland allein, man könnte darüber in vielen Ländern deutſch, das heißt: kurz, derb und klar reden.

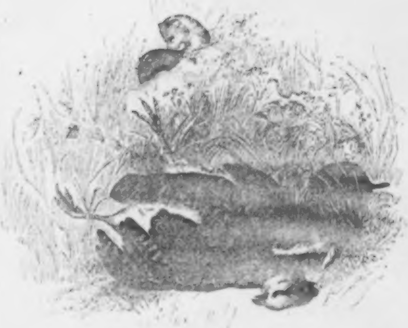
Nun, was haſt Du denn da ergriffen, Marie? — Ei, das wär' eine Spielgenoſſin, meinſt Du? Es iſt ſichtlich ein Kind nicht begüterter Eltern; dieſe ſind aber wackere Leute, das merkt man gleich an dem Anzuge, der keinen Putz, aber das Nothwendige



ganz nett und reinlich wahrnehmen läßt. Kinder, die Alles beſſer erhalten durch die Wohlhabenheit ihrer Eltern, ſolche Kinder ſollen gern die ärmeren in ihre Spiel-Kreiſe ziehen; ach, denen iſt's eine gar große, innige, rührende Freude, wenn man ſie zutraulich behandelt wie Unſeresgleichen, und das ſind ſie, weil es nicht auf die Kleider, nicht auf Reich und Arm, ſondern auf den Menſchen ankommt und auf die Menſchenliebe, die wir uns gegenſeitig, ohne Unterſchied des Standes und Vermögens, ſchuldig ſind. Gerade wer bevorzugt iſt durch Lebens-Verhältniſſe und Glück, ſoll hier mit wohlthätigem Beiſpiel gleicher Werthſchätzung des Menſchen als ſolchem vorangehen. Wo ihr alſo arme Kinder trefft, die oft wie fragend daſtehen: ob ihr ſie nicht wollt Theil nehmen laſſen an eurem Ueberfluß und euren Vergnügungen, da kommt ihnen willig und freundlich entgegen. Bei unſerm Kinde da finden wir nun freilich Etwas zu tadeln; die armen Eltern haben das Ihre an ihm gethan, es thut jedoch nicht das Seine! An dem Korbe und dem Stück Geld in der Hand ſeht ihr: es iſt ausgeſchickt, Etwas einzuholen; die Art, wie es Beides hält, verräth indeß, daß es ſich der Neugier hingiebt. Ein Geſchäft und ein Auftrag geht aber Allem vor, und nur wenn man ſeine Arbeit vollbracht, das Angeordnete ausgeführt hat, darf man dem Vergnügen und der Zerſtreuung ſich überlaſſen. Wenn das Kind nun zu lange ausbleibt und bei der Rückkehr geſtraft wird, geſchieht ihm recht; es muß ſich an Gehorſam und Sorgſamkeit gewöhnen, und will das ermahnende und warnende Wort nicht ausreichen, muß die Strafe fühlbarer werden, wie ſchmerzlich es den Eltern ſeyn möge. Beſſer, das Kind weint, weil es zur Beſſerung angehalten wird, als die Eltern, wenn durch frühere zu große Nachſicht die Beſſerung ſpäter nicht mehr möglich iſt und dann Eltern und Kinder in Kummer und Unglück gerathen. Es muß in der Erziehung heißen:

Dem Unrecht folge Strafe auf dem Fuße,
Und Beſſerung iſt dann die beſte Buße! —

Aha, Otto hat da gleich zwei Bilder für ſich gefunden: ein naturgeſchichtliches und einen Angler. Jenes zeigt uns den Iltis, der ein Geflügel würgte. Dies Thier ſteht in ſchlechtem Geruch, und nicht bloß im ſprüchwörtlichen Sinn, womit man ein ſchädliches Weſen überhaupt bezeichnet, ſondern auch in der wirklichen Wahrheit, da es einen ſehr üblen Geruch um ſich her verbreitet. Das iſt aber nicht ſein Schlimmſtes; der Iltis iſt die Plage der Landleute weit und breit, denn er fällt als Mörder und Dieb in der Nacht unter das Hof-Geflügel und vernichtet mehr als er verzehren oder wegſchleppen kann. Dies blutgierige Geſchöpf, das mitunter gleichſam zu ſeinem Vergnügen mordet, dient indeß dazu, die Sorgſamkeit der Landleute wach zu erhalten, und bei gehöriger Vorſicht, die mit Fang-Eiſen und Bretter-Fallen, in denen ein Lock-Biſſen befeſtigt iſt, an den Eingängen zu Hühnerſtall und Taubenſchlag ſich vor dem frechen Iltis bewahrt, kann er dem Geflügel wenig anhaben; er wird dann gefangen, getödtet und irgendwo im Freien angenagelt, als ſollten Hühner und Tauben an der Strafe ihres Todfeindes eine Genugthuung finden. Und doch kann dies Raubthier dem Menſchen dienſtbar werden; jung ergriffen wird es gezähmt und zum Kaninchen-Fang abgerichtet.



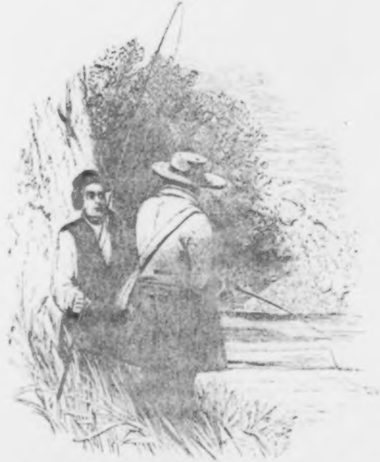
Drum iſt kein Ding ſo ſchlecht,
Es nutzt, gebraucht man's recht! —

So ein unermüdlicher Angler iſt aber wenig oder gar nicht zu gebrauchen, weil er ſich nicht mag gebrauchen laſſen. Denn der Menſch hat ſeinen freien Willen; will er nun einmal durchaus nichts nutzen, wird er in der Nichtsnutzigkeit alt und ſtirbt in ihr und thut nun erſt doch Etwas, indem man auf ſeinem Grabſtein leſen könnte:

Er ſtarb, damit er endlich nützlich werde,
Denn wider Willen düngt er jetzt die Erde!

Das paßt auf den alten angelnden Engländer, der ſein Leben mit kärglichem Fiſchfang verbringt und ſich wahrſcheinlich im Sumpf die Gicht holt; der eine Maſſe ſeines Geldes an allerlei Arten von Angel-Geräth wendet und vor lauter Angelei nicht Zeit hat, ſich um das Wohl und Weh der Menſchen zu bekümmern, denen er doch mit ſeiner überflüſſigen Zeit und ſeinen überflüſſigen Mitteln viel helfen könnte, inſofern er es möchte und verſtände. Er kann indeß, weil er reich iſt, ſeinen Gelüſten wenigſtens ohne Nahrungsſorgen für ſich und die Seinen (wenn er ſie nicht doch vergaß aus Liebe zu den Fiſchen) folgen. Es giebt aber Angel-Narren, die dem nichtsnutzigen Geſchäft nachgehen, obwohl ſie ſelbſt und die Ihren darben müſſen. Von denen heißt es:

Wer zugethan der Angel,
Erangelt ſich den Mangel!



— und ſie führen ein Leben in Sünd' und Schande. Denn möcht' Einer, der zum Erwerb arbeiten ſollte, ſein Angeln für etwas Anderes als ſchnöden Müßiggang ausgeben, ſo ſind das faule Fiſche, wie man bildlich ſagt, wenn man merkt, daß Einer lügt, und er wird's endlich gewahr werden:

Angeln und Fiſchen,
Bringt's Brod von den Tiſchen!

Der Menſch muß für Andere und ſich in Thätigkeit ſich ſo nützlich als möglich machen — das merkt Euch, Kinder! Und nun theilt Euch die Bildchen und fangt klein an bei Eurer Bilder-Mappe; mit Nächſtem ſoll Zuwachs hineinkommen, und geſchieht das langſam, wird die Freude deſto länger! — denn klein beginnen und mehr erſtreben, iſt Halt und Inhalt für's ganze Leben!

Das Wolter'ſche verbeſſerte Flachs-Spinnrad.

Die vollkommenſte, mächtigſte Maſchine iſt die fleißige und für eine beſtimmte Thätigkeit kunſtgebildete Menſchen-Hand. Die Quelle deutſcher Größe in Gewerbfleiß und Handel liegt in deutſcher Hand-Arbeit (wofür die Deutſchen „Manufactur" ſagen); denn die deutſche Hand iſt unter den Händen aller Völker die fleißigſte, ausdauerndſte und wohlfeilſte. Eben deshalb wird der deutſche Handfleiß, wenn er nur recht ordentlich im Großen und Ganzen getrieben wird, Erzeugniſſe und Waaren liefern, die von den Maſchinen nicht oder lange nicht ſo gut nachgemacht werden können, ſo daß dieſe Erzeugniſſe deutſchen Handfleißes keinen Kampf und Ueberlauf (Concurrenz) anderer Völker zu fürchten brauchen. Zu den berühmteſten, älteſten und großartigſten Erzeugniſſen deutſchen Handfleißes gehört die leider jetzt in Hunger und Noth verfallene Leinwand-Erzeugung. Sie iſt an den Bettelſtab gekommen, weil man in Deutſchland nicht mit den Fortſchritten der Ausländer in Flachsbau, Spinnerei, Bleiche und ſo weiter gleichen Schritt hielt, und man konnte nicht gleichen Schritt halten, weil man die erkünſtelten Baumwollen-Verarbeitungen gegen das natürliche inländiſche Leinen-Erzeugniß begünſtigte. Früher verkaufte die einzige Provinz Schleſien jährlich für etwa achtzehn Millionen Thaler Leinwand an das Ausland, jetzt nicht mehr für zwei Millionen. Wären wir bei der Leinwand geblieben, hätten wir uns alle Erfindungen und Verbeſſerungen in Bezug auf Erzeugung guter Leinwand im Großen angeeignet, ſo würden wir fortwährend ſo viel Leinwand an's Ausland abſetzen, daß wir alle baumwollenen Bedürfniſſe von den Engländern kaufen und noch viel baares Geld übrig haben würden. Jetzt haben wir keine ordentliche Leinwand und keine ordentlichen Baumwollen-Waaren. — Will man aus ſeiner Leinwand-Noth heraus, muß man wieder gute, ſchöne, tüchtige, echte Leinwand machen und zwar Leinwand aus Handgeſpinnſt, da dieſelbe, als feſter, dauerhafter, kühlender, in allen ſüdlichen Gegenden wie bei uns für den Sommer der weit weniger haltbaren, nicht ſo kühlenden aus Maſchinen-Garn vorgezogen werden wird. Eins der erſten und wichtigſten Mittel zur Hebung der deutſchen Leinen-Erzeugung iſt das Spinnen, das alte, berühmte, deutſch-gemüthliche Handſpinnen. Wie viel ſchöne Winter-Abende mit Geſang, Mährchen und Dorfluſt knüpfen ſich an die Spinnſtuben! Aber das gewöhnliche Spinnrad, wie es vor mehr als drei Jahrhunderten von Jörgens (1530) erfunden ward, genügt nicht mehr zur ſchnellen, leichten Erzielung eines guten Fadens. Deshalb iſt es wichtig und erfreulich, daß der Drechsler-Meiſter C. Wolter in Breslau ein verbeſſertes Spinnrad angeregt und angegeben hat, welches von dem, um Hebung des deutſchen Leinwandfleißes ſo vielfach verdienten E. Pelz in einem beſondern Büchlein unter dem Titel: „Das Wolter'ſche verbeſſerte Flachs-Spinnrad" (Breslau, 1846, in Commiſſion des Verlags-Comptoirs) mit Abbildungen erläutert und beſchrieben ward. Zu größerer Verbreitung und Anwendung laſſen wir hier Abbildung und Erläuterung folgen.

Das Wolter'ſche verbeſſerte Spinnrad iſt ganz vorzüglich anwendbar bei einfacher Handſpinnerei, allein es zeigt ſich namentlich vom augenfälligſten Nutzen bei der Doppelhandſpinnerei auf zwei Spuhlen bei einem Rade, welche Spinn-Methode bis zu einem gewiſſen Grade der Feinheit des Geſpinnſtes als die allein beſte anerkannt werden muß und Herr Wolter fertigt ſowohl einfache als Doppelräder. — Zur nähern Erklärung der Abbildung ſey erwähnt, daß Bank und Tritt ganz in gewöhnlicher Art ſind. In der Bank befinden ſich, wie Fig. 2 zeigt, a und b zwei Säulen, worin das Schwungrad hängt. In der Säule b befindet ſich ein ſenkrechtes Loch, worin eine Schraube d paßt, mittelſt welcher der Arm c gehalten wird, der den Rockenſtecken trägt. Die Säule a, ſiehe Fig. 1 ee, theilt ſich oben in zwei Arme, welche der Länge nach durchbohrt ſind, um den Zapfen das f des Spillengeſtelles Fig. 3 aufzunehmen. Eine Schraube hält dieſen Zapfen in der Höhe feſt, welche die Spannung der Wieſe (Schnur des Schwungrades) erfordert. Ferner trägt die Säule a auf einem in derſelben nach vorn vorragenden, unter rechtem Winkel gegen die Säule geneigten Zapfen, einen Hohlcylinder Fig. 1 und 2 g, welcher auf ſeinem Umkreiſe mit einem ſchiefen Ausſchnitt Fig. 2. h, verſehen iſt. Der Raum, welchen dieſer ſchiefe Ausſchnitt

Fig. 1.

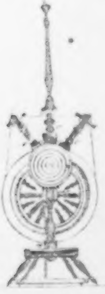


Fig. 2.

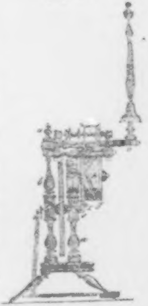
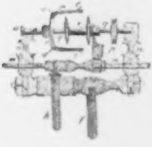


Fig. 3.



auf der Länge des Cylinders einnimmt, iſt der innern Länge der Spuhle i auf Fig. 2, 3 und 4, gleichlaufend, und dazu beſtimmt, bei Umdrehung des Cylinders den Zapfen hin und her zu führen und mittelſt des Zapfens k auf Fig. 3, auch den mit ihm verbundenen Schieber mm auf Fig. 3, welcher mit ſeinen äußern Enden ſich in den Säulchen n, o auf Fig. 3 und 6, ſchieben kann. Der Schieber mm trägt eine Gabel p, Fig. 3, welche die Spuhle i, Fig. 3, an ihrem äußern Halſe faßt und auf der eiſernen Spille q, Fig. 3, hin und her führt. Auf jeder Seite des Flügels r, Fig. 3, befinden ſich zwei offene Oeſen von glashartem Stahl, s und t, Fig. 2, 3, 4 und 5. Durch t gelangt der Faden auf die Spuhle i, Fig. 2, 3 und 4. Wenn nun der Cylinder g, auf Fig. 1 und 2, bei ſeiner Umdrehung mittelſt h durch k, mm und p, auf Fig. 3, die Spuhle hin und her führt, ſo wird ſich der Faden, der von t auf i kommt, gleichmäßig auf derſelben von einem Ende bis zum andern neben einander aufwinden. Die eiſerne Spille g, Fig. 3 und 4, hat eine trichterförmige Oeffnung von Blech u, damit der Faden nicht gezwungen wird, eine zu kurze Biegung in das Rohr der Spille zu machen und Schaden zu leiden; eben ſo iſt auch die Oeffnung in der eiſernen Spindel u, durch welche der Faden auf s und t ſteigt, abgerundet ausgefeilt, daß hier eben ſo wenig als durch die ziemlich ſtarken Oeſen die Flachsfaſer irgendwie beſchädigt werden kann. Der Cylinder g, Fig. 1 und 2, kann auf zweierlei Art in Bewegung geſetzt werden. Die erſte iſt hier abgebildet und beſteht aus einem Getriebe von Zahnrädern. Die Radewelle hat vorn einen Vierling v, Fig. 2, der in ein ſechszehnzähniges Rad eingreift, und mit dieſem iſt vorn ein gleicher Vierling x auf Fig. 2, als an der Radewelle verbunden, welcher Vierling x in den mit Zähnen beſetzten Kranz yy des Cylinders g, Fig. 3, eingreift und ſomit den Cylinder fortbewegt, ſobald das Schwungrad durch den Tritt in Umſchwung geſetzt wird. Die andere Art geſchieht ohne Zahnräder mittelſt Schnurſcheiben. Dieſe iſt bei Weitem wohlfeiler und verſieht bei einiger Aufmerkſamkeit ganz dieſelben Dienſte. Die Wieſe geht wie gewöhnlich über das Rad und die Winkel der Spille einmal herum. Noch iſt endlich zu bemerken, daß über das Säulchen o, Fig. 3, wie auf der beſondern Zeichnung Fig. 6 zu erſehen iſt, ein Lederſtreifen ſich legt, welcher mittelſt des Zäpfchens z angeſpannt wird; damit kann die Spille zu langſamerer oder ſchnellerer Bewegung genöthigt werden, wodurch der Faden weniger oder mehr gedreht wird. Durch eine an der Gabel p, Fig. 3, befindliche Stellſchraube kann auch die Spuhle mehr oder weniger angehalten werden, wodurch das Aufnehmen des Fadens auf die Spuhle ganz genau regulirt zu

Fig. 4.

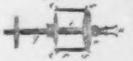
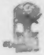


Fig. 5.

Fig. 6.



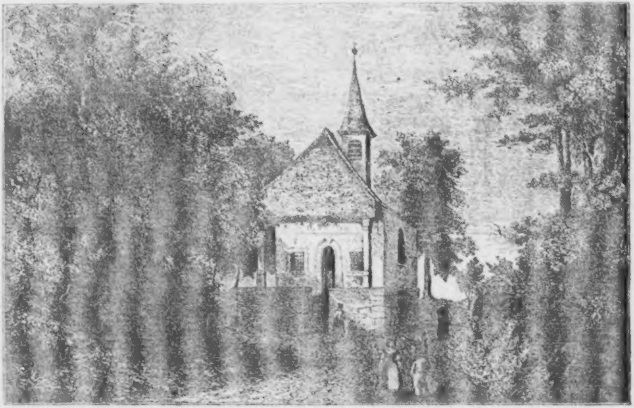
werden vermag. — Für ein Spinnrad mit einer Spille gilt ganz derſelbe Mechanismus; nur daß hier die Spille in der Mitte über dem Rade, der Rocken aber links ſteht, während beim Doppelrade, wie aus der Zeichnung Fig. 1 erſichtlich iſt, die Spillen rechts und links angebracht ſind, der Rocken aber in der Mitte ſteht. — Herr Wolter liefert das einfache Spinnrad mit Zähnen zum Preiſe von fünf Thalern, das Doppelrad aber mit Zähnen für ſechs und einen halben Thaler. Mit Schnurſcheiben werden beide Räder jedes um zwei Thaler wohlfeiler hergeſtellt. — Ich habe das Wolter'ſche Spinnrad von mehreren fertigen Spinnern erproben laſſen und es hat ſich ergeben, daß daſſelbe ſchon jetzt den vollkommenſten Faden auf leichteſte Art herſtellen läßt, indem der Spinner dabei nicht ſo ganz zum Sclaven ſeiner einförmigen Beſchäftigung gemacht wird, weil ſeine Aufmerkſamkeit nur da zu ſeyn braucht, wo ſich der Faden bildet, d. h. oben am Rocken. Möglich, daß dieſe verbeſſerte Handmaſchine noch größerer Vervollkommnungen fähig ſeyn möchte; doch genug, daß wir unzweifelhaft durch ſie auf einen beſſeren Weg gebracht erſcheinen.

So weit E. Pelz. Mögen ſeine Bemühungen und die von Wolter angeregte Verbeſſerung überall nach Verdienſt mit Eifer und Ausdauer unterſtützt und weiter gefördert werden und Alles geſchehen, daß namentlich Deutſchland mit ſeiner mächtigſten, natürlichſten Waffe, ſeiner fleißigen, kunſtgebildeten Hand, ſich wieder Achtung und Liebe für ſeine Erzeugniſſe unter den Völkern der Erde erwerbe!

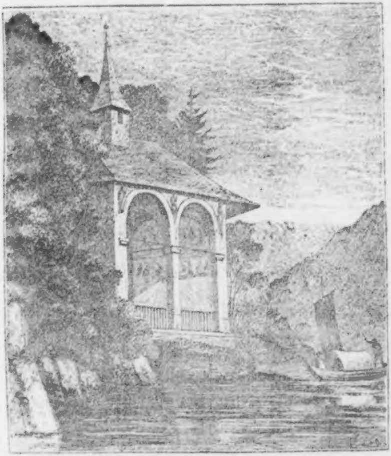
Beta.

Die Tell's-Kapellen.

Wilhelm Tell's Geſchichte iſt bekannt. Zur Zeit, als Kaiſer Albrecht I die Schweiz unterjochen und deſſen Landvogt Geßler von Bruneck dem Zwingherrn aus Hochmuth und Habſucht dienen wollte, lebte Tell mit Weib und Kind in dem Dorfe Bürglen, nahe bei dem Hauptort des Kantons Uri, bei Altorf. Dahin ging einſt Tell mit ſeinem Knaben, als eben Geßler in ſeiner Gewaltthätigkeit befohlen hatte, jeder Schweizer ſolle dort bei Todesſtrafe vor einem Hut — als Zeichen der Fremdherrſchaft auf hoher Stange aufgeſtellt — ſein Haupt entblößen. Tell that dies nicht, und der Landvogt, wiſſend, Jener ſey als trefflicher Schütz bekannt, ſicherte ihm ſein Leben, wenn er einen Apfel vom Kopfe ſeines Sohnes ſchieße. Tell bat um Gnade, doch Geßler gebot: „Du thuſt es, oder ſtirbſt mit Deinem Knaben!“ Da wagte Tell muthig den Schuß und traf den Apfel. Weil er aber zuvor einen Pfeil in ſein Wams verborgen und auf die Frage: was er damit zu thun gedächte, männlich antwortete: „Hätt' ich mein Kind getödtet, traf ich mit dieſem zweiten Pfeil Dich!“ wollte ihn der Landvogt über den Vierwaldſtädter See nach ſeiner Burg zu Küßnacht führen, in lebenslängliche Haft. Unterweges brach ein Sturm aus, Tell,



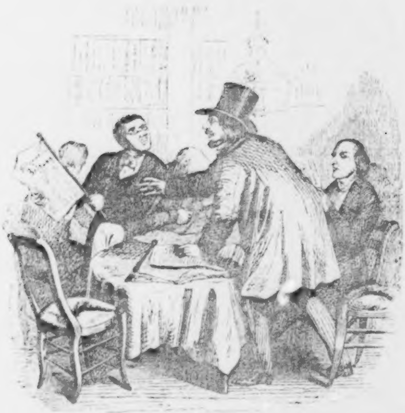
in der Noth zum Steuermann aufgerufen, erſah ſich den günſtigen Augenblick und rettete ſich, indem er auf ein Felſenriff ſprang und von da das Schiff kräftig wieder abſtieß in den empörten See. Dann erwartete er, eine Viertelſtunde von Küßnacht, den Landvogt in einem Hohlwege, die „hohle Gaſſe“ genannt, und erſchoß ihn. Dies war der Anlaß, den im Jahr 1307 auf dem Grütli oder Rütli, einer Bergwieſe in der Nähe jenes See's, geſchloſſenen Bund zum Kampf für die Freiheit der Schweizer über das Land auszubreiten und den Rechten des Volks in vielen Schlachten, wo die Eidgenoſſen ſtets mit kleinen Schaaren die großen Heere ihrer Feinde überwältigten, den Sieg zu gewinnen. In Altorf, da, wo Tell ſtand, als er ſeinem Knaben den Apfel vom Kopf ſchoß, ſteht ein Thurm mit Abbildungen von Tell's Thaten, und bei der Linde, an die ſein Knabe ſich lehnte, ſind Vater und Sohn in einem Standbilde zu ſehen. Auch in dem Dorfe Bürglen, auf der



Stätte, die einſt Tell's Haus trug, wurde mit einer Kapelle ſein Gedächtniß bewahrt. Er fand dort in dem damals durch Ueberſchwemmung hoch über ſein Ufer hinfluthenden, wildſtrömenden Schächen-Bache ſeinen Tod, als er ein Kind gerettet, jedoch dann, ſelber ermattet, von den Wogen fortgeriſſen wurde. Die Haupt-Denkmale für ihn ſind aber die Kapelle auf der Tells-Platte, wohin er ſich aus dem Schiff rettete, deren Abbildung die Nebenſeite zeigt, und eine andere da, wo er den Landvogt erſchoß, die wir veranſtellten. — Wilhelm Tell's Geſchichte iſt bekannt! — viele Schweizer nur ſcheinen ſie vergeſſen zu haben, beſonders die Luzerner, die ſich dennoch rühmen, Tell's Schwert zu beſitzen. Ob man ſich vor einem Hut oder vor einer ſolchen Kaputze beugt, die ſich zum Zeichen der Unterdrückung des höchſten Gutes, der Geiſtesfreiheit machte, iſt jedenfalls gleich, die Knechtung der letzteren ſogar das Aergſte, was einem Volk geſchehen kann. Mögen denn die Tells-Kapellen mit ihren an ſie knüpfenden Erinnerungen dazu helfen, daß Licht und Erlöſung komme für der Schweizer Wirren und Unfrieden, die, von jeſuitiſchen Eindringlingen angefacht, den Fluch der Nachgeſchlechte herausfordern, wenn der beabſichtigte Zweck ſein Ziel, geiſtige Knechtſchaft, erreichte; ein Zweck, der ſchon jetzt große Sündenlaſt auf die Häupter der Mitwirkenden häufte.

Vom Leſen.

Neulich befand ich mich in einem Leſe-Zimmer und ſah dort einen ſonderbaren Kauz, der allerlei Gedanken in mir erweckte. Er hatte auf dem Tiſche vor ſich einen ganzen Stoß von Zeitſchriften, auf die er den Arm legte, damit Niemand ihm eine davon rauben könnte, während er jede von Ende zu Wende mit Aufmerkſamkeit durchlas. Sobald ein Anderer der Anweſenden ein Blatt aus den Händen legen wollte, ſprang er jedoch aus der ſcheinbaren Vertiefung in ſeine Leſerei auf und griff nach dem erledigten Blatt, um es ſeinem Vorrathe beizufügen. Erſt meinte ich, dieſer eifrige Leſer mit dem geſtriegelten Schnur- und Backenbart, den duftigen Locken ſey in der That mit geiſtiger Emſigkeit bei ſeiner Sache, aber die Umſicht, welche er im Erblicken jeder um ihn her ſich begebenden Regung zeigte, ließen mich zweifeln. Das Räthſel löſ'te ſich mir noch am Abend deſſelben Tages, als ich in dem bezeichneten Manne einen „Löwen“ der Geſellſchaft wieder fand. Er ſprudelte über von Kundgebungen aus der Tages-Geſchichte, von faden Witzen und Wortſpielen, und ich machte die Bemerkung, er habe das zu dieſem Zweck Brauchbare aus den „Feuilletons“ (deutſche Zeitſchriften mißhandeln bekanntlich mit franzöſiſchen Ueberſchriften gar oft ohne Noth die deutſche Sprache) ſo gut wie auswendig gelernt. Man lächelte über ſeinen Humor, nannte ihn den liebenswürdigſten Cavalier, Kenner der Literatur, einen politiſchen Kopf, genug, man erſchöpfte ſich in Lob. Als



ich mich aber in ein Geſpräch mit ihm einließ, ergab ſich bald, daß dieſer ſo Gerühmte nicht einmal von dem Verlaufe ſeiner vaterländiſchen Geſchichte und dem Geiſte, der in ſeinem Volke ſich regte, eine Ahnung hatte. Der Mann las und gab das Geleſene wie eine Maſchine bewußtlos wieder von ſich. Ei, dachte ich, das Leſen iſt etwas ſehr Heilſames und kann doch auch wieder recht unheilvoll werden, und wie ich ſo dachte, entwarf ich, was hier folgt.

Das Leſen bildet oder verbildet, kräftigt oder erſchlafft den Geiſt, je nachdem man es betreibt, je nachdem man das Maaß hält oder überſchreitet, das beim Leſen wie in allen anderen Dingen Thun und Laſſen des Menſchen regeln muß. Das ſoll nicht etwa ein Ellen-Maaß ſeyn, wonach wir die Ausdehnung der Bücher meſſen, die wir leſen; ein geiſtiges Maaß ſoll es ſeyn. Das Leſen wird heut zu Tage mit einer Haſt und Planloſigkeit, mit einer Gier betrieben, welche der Luſt nach Zeitvertreib angehört, nicht aber dem Wunſche nach wirklichem geiſtigen Genuß, nach angenehmer, erfriſchender Erholung. Bei Vielen iſt das Leſen Arbeit oder Geſchäft: bei dem Studirenden, dem Schriftſteller und Andern. Dieſes Leſen laſſen wir unberührt, das regelt ſich ohnedies aus den Lebens-Zwecken und dem Berufe jedes Einzelnen. Ganz verſchieden iſt es mit dem Leſen zur Unterhaltung. Bei ihm liegt nicht das Maaß in der Sache ſelbſt, und darum glauben die Meiſten, ſie könnten ſich bei ihrem Unterhaltungs-Leſen, das ja eben nur „Zeitvertreib“ ſeyn ſoll, der ungeregeltſten Willkür überlaſſen, ohne Sonderung des Guten vom Schlechten. Bei dem erſten Buchſtaben ſind ſie ſchon heißhungrig auf den letzten und beim letzten auf den nächſten erſten. An Ueberdenken des Geleſenen, an Ausruhen und Selbſt-Arbeiten des Geiſtes nach dem Leſen finden die Wenigſten nur Gefallen, und doch bedarf auch der Geiſt, nachdem er Nahrung in ſich aufgenommen, genügende Zeit zur Verdauung wie der Magen, ſoll ſich nicht dort wie hier Stoff zu Verſtimmung und Krankheit anſammeln. Ja, ja, manche ſchöne Leſerin mag es ſich nicht träumen laſſen, daß ihre Kolik und Migräne, ihre nervöſe Reizbarkeit, daß die heftigen Anfälle, welche oft in noch jungen Jahren auf ihre Geſundheit einſtürmen, vom Leſen herrühren! Dennoch iſt dem ſo. Und wie ſollt' es anders ſeyn! Die Dame liegt auf dem Sopha und langweilt ſich. Sie ſchickt nach der Leihbibliothek und läßt ſich ein Buch holen. In wenigen Stunden iſt es durchgeleſen. Von Neuem muß das Dienſtmädchen zum Bibliothekar, noch ein Buch wird zur Hälfte verſchlungen, wobei ſtets das Sopha, Canapé, die Chaiſe-longue oder wie die Seſſel der Bequemlichkeit in ihrer Fremdnamigkeit heißen mögen, den Körper trägt. Nun iſt der Geiſt überreizt von der Leſe-Jagd, der Körper aber träg, ſchlaff, ohne ſelbſt die Kraft zu rechter Müdigkeit und ſtärkendem Schlafe in ſich zu haben. Schlaflos wälzt ſich die Dame in den weichen Kiſſen ihres Bettes, ſie erträgt dieſen unbehaglichen Zuſtand nicht, zündet Licht an und — nimmt das noch nicht beendete Buch von Neuem vor, um — ſich „die Zeit zu vertreiben.“ So geht's dann vielleicht bis zum Morgen, oder man ſchläft auch wohl ein beim Leſen, aber es folgt nur ein ungeſunder, von phantaſtiſchen Träumen durchzitterter Schlummer, der die Natur nicht befriedigen kann. Unmuthig, überwacht, mit ſchwerem Kopf erhebt ſich die Dame am Spät-Vormittage, unfähig, ein erheiterndes, erfriſchendes Gefühl in ſich aufzunehmen, abgezogen durch üble Stimmung von den lebendigen Eindrücken der Wirklichkeit, empfänglich für unnatürliche Reize, geneigt zu Unwohlſeyn und Krankhaftigkeit. Ein ſolches Leſen ſoll den „Ruhepunkt“ bilden zwiſchen vertanzten Abenden und Nächten, und was der eine Tag begonnen, führt der andre fort. Daher ſtammt eine Menge von „Blaſirtheit“, welche die Blüthe unſrer weiblichen Jugend knickt, die Röthe von ihren Wangen treibt und ſie entnervt. Geht es in der Männer-Welt nicht ganz ſo zu, iſt es doch ähnlich damit beſtellt. Auch die Männer der ſogenannten „höheren Geſellſchaft“ ſind meiſt an Geſchäfte gebunden, aber wenn ſie dieſe beendigt, dann wenden von ihnen ſich Viele zum Leſen. Und das möchte ganz gut ſeyn, wenn ſie nun zu einem guten, geiſterkräftigenden Werke griffen. Aber ſie laſſen ſich von ihren Frauen oder von Vielleſern rathen; die kennen ja Alles, was die Literaturen diesſeits und jenſeits des Rheins bieten, die wiſſen alſo auch das Beſte zu empfehlen! Allein was gilt dem Ueberreiz als das Beſte? Das, was ihren verwöhnten Gaumen, ihr unnatürlich geſchwächtes, zur weichlichen Empfindſamkeit hinabgedrücktes Gefühl, ihre krankhafte Einbildungs-Kraft befriedigt. Daher die Vorliebe für die unnatürliche Romantik eines Eugène Süe, eines Dümas und anderer franzöſiſchen Roman-Schreiber, welche mit Ausgeburten einer ſchwindelig gewordenen Phantaſie die Leſer aus der Stumpfheit ihrer Gefühle aufzuſtacheln ſuchen. Daher das Achſel-Zucken über Alles, was einfach, naturwahr iſt, daher die Vernachläſſigung der ſchönſten Werke, nachdem ſie kaum einige Jahre leben. Daher jene Verachtung des literariſchen Geiſtes und der Preſſe, welche wir bei ſo vielen unſrer Schlendrians-Menſchen finden, die oft über deutſche Schriftſteller mitleidig lächeln, ohne ſie anders als aus den Urtheilen Flach- und Falſchgebildeter zu kennen. Es iſt nicht der Geiſt, den man aus den Büchern ſchöpfen will, es iſt der Stoff, der Stoff der Unterhaltung, es iſt der „Zeitvertreib“, nach dem man jagt! Aus dieſer geiſtloſen Leſewuth entſteht die Ueberſchwemmung von ſchlechten Romanen, und die franzöſiſchen Zeitungen, welche endloſe, rührende Romane in ihren Feuilletons bringen, erleichtern eine ſolche Sündfluth auch in Deutſchland. Neues will man, und trotz der gewaltigen Anzahl ſchreibender Federn fehlt es immer wieder an Neuem für die unerſättliche Leſe-Welt. Aus allen Sprachen fegen alſo Ueberſetzer und Unraths-Verleger jeden Unterhaltungs-Kram, der aufzutreiben iſt, zuſammen und ſchleudern ihn, oft in ſchlechtem, abgeſchmacktem Deutſch, unter die beutegierige Menge. Früher mochte man ein gutes Buch, das warme Gefühle und rege Gedanken in dem Leſenden erweckt hatte, wiederholt leſen und ſtets neue eigene Gedanken-Gänge daran knüpfen. Man kaufte ſich diejenigen Bücher, welche ſolchen Anlaß gaben, und der Inhalt der Haus-Bibliotheken ließ oft auf den Charakter der Beſitzer oder Beſitzerinnen ſchließen. Das iſt vorüber oder nur ſelten noch vorhanden, denn wir wollen nicht leugnen, daß es von dem hier geſchilderten Verfahren beim Leſen manche ſchöne Ausnahme gebe. Aber die Wenigen, welche ein gutes Buch noch kaufen, um ſich wiederholt an ihm zu erfreuen, können den Buchhändlern nicht genügende Mittel gewähren, das Deutſch-Eigenthümliche in würdiger Weiſe zu fördern. Die vornehme, verwöhnte Welt will nur Abwechſelung, Neues zum „Zeitvertreib“ und befriedigt ſich mit mehrſtündigem Beſitze der Bücher aus der Leihbibliothek gegen ein mäßiges Leſe-Geld. Die Leihbibliotheken allein ſind ſtehende Abnehmer, meiſt nur für Ueberſetzer-Waare, und ſo geben auch ſie deutſchen Verlegern, die nicht eingehen wollen auf die volksverderbliche Ueberſetzerei, bei der ohnehin ein ſolcher frevelhafter Wetteifer herrſcht, daß man ſchon von einem und demſelben franzöſiſchen Roman ein Dutzend Verdeutſchungen hat, keinen Halt. Jener Wetteifer bediente ſich nun noch anderer, alles Vaterländiſche untergrabender Mittel. Man wandte ſich an diejenigen Schichten der Geſellſchaft, bei denen noch ein minder blaſirtes Leſen ſtattfand, an den eigentlichen Kern, die Kraft des Volkes, die arbeitenden Klaſſen, welche noch Luſt haben, zur Erbauung ihrer Seele zu leſen. Freilich thalerweiſe kann man in dieſen Kreiſen nicht zahlen, und ſollte der Gewinn bedeutend ſeyn von geringem Preiſe, ſo mußten die Koſten ſo wenig wie möglich betragen. Mit den kleinſten Ausgaben verknüpft iſt es nun, flüchtige und ſchlechte Ueberſetzungen franzöſiſcher Feuilleton-Romane anfertigen zu laſſen. Dies geſchah, und bald wandelten ſie zu Tauſenden „ſpottbillig" unter unſre Gewerbtreibenden und Arbeiter, den guten Geſchmack durch ihre kraſſe Unwahrheit im Keim erſtickend, die Sittlichkeit durch nackte Darſtellung ſchlüpfriger und gemeiner Begebenheiten im höchſten Grade zernagend. So ſteht der Geiſt unſres Volkes in Gefahr, ſeines ſchönſten Schatzes, des einfachen Gefühls für das Gute und Sittliche, beraubt zu werden, und woher kommt das? Aus der After-Bildung, der Blaſirtheit und Grundſatzloſigkeit derjenigen, welche ſich die „Gebildeten" nennen und doch dabei durch ihr Beiſpiel, ihre ganze Verfahrungs-Weiſe an der geiſtigen Verderbniß des Volkes arbeiten. Das Beiſpiel, das man giebt in ſogenannten „höheren Kreiſen" der Geſellſchaft, iſt wirkſamer auf den Sinn des Volkes als alle künſtlichen Mittel, mit denen Ihr in ausgeſprochener Abſichtlichkeit auf daſſelbe einwirken wollt. Viele im Volke haben die Schwäche, dem Vornehmen nachahmen zu wollen; es liegt leider in vielen verkehrten Verhältniſſen begründet, daß ſie ihren eigenen innerſten Menſchenwerth um einer glänzenden Außenſeite willen verkennen. Wohlan denn, Ihr „Gebildeten", ſo erblickt zuerſt den Balken in Euerm Auge, läutert zuerſt Euch von den Fehlern und Gebrechen, die Euch anhaften, und dann ſchließt Euch warm und innig, ohne vornehme Wichtigthuerei an das Volk, Einfluß übend und Einfluß empfangend! Ihr aber, Männer und Frauen aus dem Volke, Ihr aus den Kreiſen der Arbeit, auf denen die große Aufgabe der Erhaltung und Ernährung der Geſellſchaft ruht, aus denen die entnervten Stände erfriſcht und ergänzt werden müſſen, bewahret Euch Euern geſunden Sinn! Das haſtig verſchlingende, das ohne Maaß und Wahl geübte Leſen muß Euern Sinn verwirren, die ſchlechte Koſt für Geiſt und Gefühl beide abſtumpfen. Nehmt Euch das, was wir über das Leſen aus der „feinen" Geſellſchaft Euch mitgetheilt, zum Beiſpiel der Warnung, nicht der Nachahmung! Sollen wir Euch rathen, wie und was Ihr leſen ſollt, wenn es der Erholung und Unterhaltung gilt? Wählt die Meiſter unſrer vaterländiſchen Dichtkunſt und ſchönen

Wiſſenſchaft, und ſtatt, daß Ihr zehn Mal einen, zwei, drei Groſchen hinwerft für modiſchen ausländiſchen Plunder, kauft Euch ein gutes Buch, das eine dauernde Bedeutung hat, das Euch zu eigenem Denken anregt. Es beſteht ja auch in unſerm Buchhandel manches ſchöne Unternehmen, welches Euch dies erleichtert, manche Sammlung deutſch-eigenthümlicher Schriften, und wenn der Nachbar mit dem Nachbar zuſammenſchießt, läßt ſich wohl der meiſt gering geſtellte Preis dafür erſchwingen. Habt Ihr dann ein gutes Buch und ſetzt Ihr Euch nach des Tages Laſt und Hitze dazu hin, dann leſet es nicht im Sturme durch, denn das Leſen zum „Zeitvertreib" iſt der Tod des Geiſtes. Leſet vielmehr ein Stückchen und denket dann über das Geleſene nach, unterhaltet Euch darüber mit der Frau, dem Nachbar, wohl auch mit den Kindern, und was Ihr nicht verſtanden beim erſten Male, das leſet zum zweiten Male, damit Ihr Nutzen habt und geiſtig aufgeweckt werdet durch das gedruckte Wort, damit Gutenberg's herrliche Erfindung Früchte trage auch in Euerm Geiſte. Seyd Ihr dann einmal zu Ende mit Eurem Leſe-Vorrath, mögt Ihr immer wieder dieſen oder jenen Theil zuweilen vornehmen, weil das wahrhaft Schöne im Grunde auch das immer wieder Neue, bei dem raſtlos einander folgenden Neuen aber ſelten das wahrhaft Schöne iſt. So werdet Ihr Geiſt und Geſchmack bilden, während die modiſche ausländiſche Leſe-Spreu und die haſtig leſende Sucht nach „Zeitvertreib" Beides in Grund und Boden verderben. Das Beſte, das Schönſte, das einen dauernden Werth gewonnen, daran haltet Euch und folgt nicht dem erſten Ausbruch eines flachen, aufgeregten Jubels! — Nach ſolchen Grundſätzen ſollte man auch Volks-Bibliotheken ausſtatten, dagegen bei Weitem vorſichtiger ſeyn mit handlangermäßig gearbeiteten, zweckaufdringlich zurechtgelegten, in Gedanken und Ausdruck oberflächlichen Büchelchen, die ſich ſelber oft unrechtmäßiger Weiſe „Volks-Schriften" nennen. Gute Volks-Schriften ſind ſelten, und das Beſte iſt nicht zu gut für das Volk; denn — merkt's Euch! — im Volke ruht des Staates, der Geſellſchaft und alles Lebens Wohlfahrt; und nur durch wahrhafte Begründung des Wiſſens und der Bildung im Volke findet alle Zwietracht ihr

Ende.

Bücher-Anzeigen.

Neues Volksbuch.

In der **Arnoldiſchen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ulrich von Hutten,

der Ritter, der Gelehrte, der Dichter, der Kämpfer für deutſche Freiheit.
Dargeſtellt von **A. Bürk.**
Mit einem Bildniß Ulrich's von Hutten. 8. broch. 1 Thlr.

Herausgegeben von der Geſellſchaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher

erſchien nun vollſtändig im Verlage von Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart: **Volks-Converſationslexikon.** In 18 Bänden complett. 6000 Seiten ſtark. Preis pro Band nur 24 Kr. oder 7½ Ngr.

Das umfaſſendſte Werk über Fauſt, mit 155 Abbildungen nach P. Rembrandt ꝛc.: Portraits, Scenen, magiſche Figuren.

Von Th. Thomas in Leipzig wurde ſo eben an alle Buchhandlungen Deutſchlands verſendet:

Doctor Johann Fauſt.

I. Fauſt und ſeine Vorgänger. Zur Geſchichte, Sage und Literatur.
II. G. R. Widman's Hauptwerk über Fauſt. Vollſtändig.
III. Fauſt's Höllenzwang. — Jesuitarum libellus, oder der gewaltige Meergeiſt. — Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch. — Schlüſſel zum Höllenzwang. Mit einer Menge Abbildungen.
IV. Wortgetreuer Abdruck der erſten Auflage des erſten Buches über Fauſt, von 1587. (Bisher in Zweifel gezogen, nun aufgefunden.)

Von **J. Scheible.**

Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzſchnitten. Preis für dieſes elfhundert Seiten ſtarke Werk: 3½ Thlr.

Das unter IV. gegebene Rariſſimum iſt namentlich von hohem Werth; es liefert am vollendetſten, und ganz abweichend von den gewöhnlichen Fauſt-Geſchichten,

☞ **das Hiſtoriſche zum Goethe'ſchen Fauſt.**

Die Kupfer, theils nach höchſt ſeltenen Blättern von P. Rembrandt, L. v. Leyden ꝛc., bieten des Intereſſanten viel dar.

Herausgegeben von der Geſellſchaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher

erſchien ſo eben bei Scheible, Rieger & Sattler in Stuttgart und iſt in allen Buchhandlungen zu haben: **Geſchichte des deutſchen Volkes und des deutſchen Landes.** Von Dr. Karl

Wilhelm Böttiger. (**Mit Bildniß in Stahlſtich.**) **Dritte** durchaus verbeſſerte Auflage in 8 Bänden, à nur 15 Kr. oder 5 Ngr.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Formularbuch für Geſchäftsmänner, ſowohl für den öffentlichen Beamten als auch für den Bürger, enthaltend Muſter für alle denkbaren ſchriftlichen Aufſätze, wie ſie in Oeſterreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden ꝛc. bei amtlichen, gerichtlichen, Militair-, Kirchen- und Gemeinde-Behörden und im Verkehre mit dieſen nur immer vorkommen können, als: Eingaben; Berichte, Verträge, Teſtamente, Ceſſionen, Protok., Inventar., Zeugn. ꝛc. Herausgegeben von **Dr. F. Feuerbach.** Gr. 8. Ulm, 1846. Broſchirt. 1 Fl. 54 Kr. oder 1 Thlr. 8 Ngr.

Der tägliche Verkehr der deutſchen Bundesſtaaten unter ſich hat ſchon längſt das Bedürfniß eines Formularbuches für den ſchriftlichen Verkehr mit amtlichen Behörden verſchiedener Länder herausgeſtellt, um ſich in dergleichen Aufſätzen vor Nachtheil und Verſtößen gegen die Form zu bewahren. In dieſem Formularbuch, wovon Deutſchland noch kein ähnliches aufzuweiſen hat, erhält der Leſer nicht allein Vorſchriften für den Verkehr mit den Nachbarſtaaten, ſondern der Beamte, die Gemeindebehörden und Notarien kommen dadurch in den Beſitz von Formularien für die in ihren betreffenden Staaten vorkommenden Geſchäfts-Aufſätze, gleichwie dieſe den Bürger in den Stand ſetzen, die betreffenden Aufſätze aller Art, vermöge der beigegebenen gemeinverſtändlichen Anleitungen, ſelbſt zu verfaſſen, Verträge und Rechtsgeſchäfte abzuſchließen, ꝛc.

Im Verlage von **J. P. Diehl** in Darmſtadt iſt ſo eben erſchienen:

Das Thierreich,

naturgeſchichtliches Lehr- und Leſebuch
mit 359 aus Dr. Kaup's Thierreich entnommenen Abbildungen,
bearbeitet von **Dr. W. J. G. Curtman und Georg Walter.**
40 Bogen, broſch., complett in 1 Band. 1 Thlr. 10 Sgr. od. 2 Fl. 24 Kr.

In **A. Goſchorsky's** Buchhandlung in **Breslau** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klotz, P. A. F., Königl. Preuß. Forſt-Kommiſſarius und Oberſchleſ. Landſchaftl. Forſtmeiſter, **über die zweckmäßige Bildung der Jäger zu brauchbaren Forſtbeamten. Zweite vermehrte Auflage.** Gr. 8. 1846. cart. 20 Sgr.

Die als die beſte anerkannte

Geſchichte Napoleon's

von **Norvins,** überſetzt von **Fr. Schott.**
6 Thle. mit achtzehn Schlachtplänen. Zweite Ausgabe.
(**Leipzig,** Verlag von **Jm. Tr. Wöller**)

wird, ſo weit der Vorrath noch ausreicht, zu dem **ungemein billigen** Preiſe von **1½ Thaler** abgelaſſen, ſo daß 1 Theil nur 6 gGr. koſtet, wodurch es jedem der zahlreichen Verehrer Napoleon's und überhaupt jedem Freunde der Geſchichte leicht möglich iſt, in den Beſitz dieſes umfangreichen, 82 Bogen ſtarken Werkes zu gelangen. (**Diese Ausgabe ist nicht mit einer andern in Stuttgart erschienenen Geschichte Napoleon's von Norvins zu verwechseln, die keine Schlachtpläne enthält.**)

Im Verlage von **Im. Tr. Wöller** in **Leipzig** erſchien und kann durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden:

Die Gärtnerei

in ihrem höchſten Ertrage durch größtmögliche Vereinfachung.

Ein vollſtändiges Hand- und Hülfsbuch für Gärtner, Gartenbeſitzer, Landwirthe und überhaupt alle Diejenigen, welche ihre Einkünfte auf eine ſichere Weiſe durch die Zierpflanzen-, Obſt-, Wein- und Gemüſezucht erhöhen wollen. Auf vieljährige Erfahrungen gegründet und herausgegeben von C. F. **Förster**. Mit einer Figurentafel. (382 höchſt compr. Seiten, geh. und in Umſchlag) Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. oder Sgr. = 2 Fl. 15 Kr. rhein.

Der Verf. iſt durch ſeine Umarbeitung der bereits in vierter Auflage erſchienenen Gruner'ſchen Gartenſchriften:

„Der praktiſche Blumengärtner“
und **„Der unterweiſende Monatsgärtner“**

als einer der tüchtigſten Schriftſteller ſeines Fachs rühmlichſt bekannt geworden. Ueber dieſes neue Werk erklären ſich z. B. die Prager ökon. Verhandl. 1844, 9; Weißenſ. Mitth. 1844, 19; Beyer's landw. Lit.-Bl. 1844, 1 und noch achtzehn andere geachtete Zeitſchriften dahin, daß es überaus nützlich und einer der beſten Leitfaden für den Gärtner und Gartenfreund ſey; es behandle auf eine äußerſt deutliche Weiſe alle Gegenſtände, alle Methoden der Gärtnerei, und habe das beſondere Verdienſt, daß es überall die **einfachſten** und doch ſicher zum **größten** Vortheil führenden Kulturen angebe und die Wechſel-Kultur auf die Gärtnerei in Anwendung bringe. — Der Vorſtand der Pfälzer Gartenbau-Geſellſchaft erklärte, daß ihn noch kein Gartenbuch ſo angeſprochen habe als dieſes und erkannte des Verf. Verdienſt durch ein Ehren-Diplom.

So eben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Briefſteller für die weibliche Jugend

während und nach der Schulzeit,

eine Anweiſung zum Briefſchreiben durch Regeln, Beiſpiele und Stoff zu Briefen aus dem Kreiſe des weiblichen Geſchlechts.

Für Lehrer und Schülerinnen in Töchterſchulen ſo wie zum Selbſtunterrichte. Von C. E. **Hartmann**. (Conſiſt. Aſſeſſor und Schul-Inſpektor.)

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage,
enthält wirklich geſchriebene Briefe berühmter Männer und Frauen,
zu Muſter-Briefen und Leſe-Uebungen.
(Leipzig, Verlag von Im. Tr. Wöller.)
(25 höchſt compr. Bogen; broch.) 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr. rhein.
(Bei Partien findet ein bedeutend billigerer Preis ſtatt.)

Dieſes in wiederholten Auflagen erſchienene Werk iſt kein gewöhnlicher Briefſteller, welcher bloß Schema's giebt, ſondern ein gründlicher, anerkannt vortrefflicher, von einem tüchtigen Pädagogen aus gereifter Lehrpraxis hervorgegangener, dem jungen und ſchon gebildeten und erwachſenen Mädchen, ſo wie der Frau in zweifelhaften Fällen zuverläſſiger Rathgeber, welches auch dem Lehrer eine ſehr erwünſchte Beihülfe ſeyn wird.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns iſt in dritter unveränderter Auflage erſchienen:

Volksbuch.

Luther's Leben, Sterben und vollſtändige Geſchichte der Reformation.

Nebſt noch gar Vielem, was zu wiſſen jetzt Jedem noth, von welcher Konfeſſion er ſey. Mit zehn Bildniſſen und Darſtellungen und der echten Handſchrift Luther's. Zuſammengeſtellt von Mehreren und herausgegeben von **G. Gentzel.**

Inhalt: Luther und die Reformation. (Warum eine Reformation. Luther's Jugend. Der Ablaß-Handel. Luther in offenem Kampfe gegen Pabſt und Hierarchie. Reichstag zu Worms. Luther auf der Wartburg. Luther's ferneres Wirken. Augsburger Konfeſſion. Der Schmalkaldiſche Bund. Luther's Tod. Der Schmalkaldiſche Krieg bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555. Gegner der Reformation: das Concilium zu Trient. Jeſuiten. Reformation in den Ländern außerhalb Deutſchland. Spener und die Pietiſten. Die Reformation in unſern Tagen.) Von J. F. Boß und G. Gentzel. — Luther's Freunde und Mitarbeiter an der Reformation. (Melanchthon. Johann Bugenhagen. Juſtus Jonas. Kurfürſt Friedrich der Weiſe.) Von G. Gentzel. — Die Ueberſetzung der Bibel und ihre Bekämpfung. Von G. Gentzel. — Drei Briefe von Luther. (I. Vom Ablaß. An den Erzbiſchof zu Magdeburg und Mainz. II. An Hänsgen Luther. III. Letzter Brief an ſeine Frau, acht Tage vor ſeinem Tode.) — Aus der letzten Predigt von Luther. (Zwei Tage vor ſeinem Tode in Eisleben gehalten.) — Einzelnes (Luther's Taufname. Gute Antwort. Wie Luther von und zu Bergleuten ſprach. Luther über die Juden. Luther über Klöſter. Von des Menſchen Herz. Sinnbildliche Darſtellung der Reformation. Annehmbarer Bann-Spruch.) Von F. W. Gubitz. — Luther's Siegel. Eisleben. Luther's Denkmal zu Wittenberg. — Kurze Geſchichte der Jeſuiten. — Jeſuitiſche Verfolgung. Von G. Gentzel. — Friedrich der Große über

Chriſtenthum, Luther, Reformation und Proteſtantismus. — Was gab uns die Reformation? Von Häfeli. — Der Höfling und der Denkende. Von F. W. Gubitz. — Die chriſtliche Kirche. Ein Gleichniß. Von C. Rienitz. — Luther's Warnung an ſeine lieben Deutſchen. — Luther an die evangeliſchen Chriſten unſerer Zeit — und: Was war, ward und ſeyn könnte. Von F. W. Gubitz. — Bildniſſe und Darſtellungen: Luther. Melanchthon. Johann Bugenhagen. Juſtus Jonas. Friedrich der Weiſe. Luther verbrennt die päpſtliche Bulle. Luther's Tod. Eisleben. Luther's Siegel. Luther's Denkmal zu Wittenberg. Handſchrift Luther's.

In geſchmücktem Umſchlag geheftet. 10½ Bogen. Preis: 5 Sgr.

Daß zwei ſtarke Auflagen in wenigen Monaten in's Volk gingen, iſt der beſte Beweis von der lebhaften Theilnahme, welche dieſe Schrift erregt, und wir ſind des Glaubens, daß ſich bald bei jeder Familie ein Exemplar befindet, da ihr Inhalt keineswegs als ein vergänglicher betrachtet werden darf, derſelbe vielmehr für alle Zeit als eine Erklärung der ſich fortſetzenden Reformations-Kämpfe zu betrachten und zu beachten iſt. Unſrerſeits zur Verbreitung das Möglichſte zu thun, haben wir einen Preis geſtellt, der es einleuchtend macht, daß es uns nicht um Gewinn zu thun iſt; — es kann eine Buchhandlung nur ausnahmsweiſe ein ſolches Buch für ſo geringen Preis liefern.

Andere Volksbücher aus unſerm Verlage:

Urſachen und Heilung der Arbeiter-Noth. Von A. Z. 2½ Sgr.

Die deutſchen Pflanzen-Namen. Geſammelt und geſichtet von Wilhelm v. Waldbrühl. 10 Sgr.

Die vielfachen Fehler und Uebel in der jetzigen häuslichen und öffentlichen Erziehung, mit Andeutung zum Vermeiden derſelben nach der nothwendigen künftigen Stellung der Erziehungs-Wiſſenſchaft. Eine dringende Mahnung an Eltern, Lehrer und Erzieher. Von **Dr. Sachs.** 15 Sgr.

Der Dorfgelehrte. Ein Unterrichtsbuch für Jeden, der über die Natur und deren gewöhnliche und außergewöhnliche Erſcheinungen in allen Jahreszeiten ſich die nothwendigen Kenntniſſe erwerben will. Herausgegeben von einem vieljährigen Landwirth. Nebſt einem Anhang zu Nutzen und Luſt. 5 Sgr.

Der praktiſche Haus-Arzt, oder: Aerztlicher Rathgeber für den Gutsbeſitzer, den Landmann und überhaupt für Jeden, der ſeinem eigenen Geſundheits-Zuſtande, ſo wie dem ſeiner Familie die pflichtmäßige Sorgfalt widmet. Von **Dr. W. Andreſſe.** Drei Abtheilungen. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Schlittenfahrt. Volks-Erzählung von Dan. Leßmann. 1 Thlr.

Erzählungen, Mährchen und Schwänke. Von F. W. Gubitz. 22½ Sgr.

Gedichte von Karl v. Holtei. (Eine Sammlung des Beſten, was Volks-Eigenthum geworden.) 1 Thlr. 15 Sgr.

Hausbuch für Frauen. Enthaltend alles Wirthſchaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäſche, Bleich- und Färbekunſt für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. ſ. w. mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von **Dr. W. Andreſſe**. Mit zwölf Abbildungen. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Sonntag in London. Nach dem Engliſchen von **H. Beta**. Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von G. Cruikſhank. 15 Sgr.

Parinka, oder: Die rothe Schenke. Von D. Schiff. Und: Die drei Nüſſe. Von Clemens Brentano. Zwei Volks-Erzählungen. 10 Sgr.

Agnes Bernauerin. Von D. Schiff. 15 Sgr.

Neun Erzählungen und noch mehr. Volksbuch von **Fr. Bertram**. Mit Holzſchnitten. 15 Sgr.

Eben erſchienen ſind:

Predigten im Geiſt unſerer Tage.

Zwei Predigten

vor der deutſchkatholiſchen Gemeinde zu Stettin, von G. Gentzel.
I. Warum ſoll das Evangelium gepredigt werden? Predigt über Koloſſer 1, 28. II. Das Menſchliche in der göttlichen Offenbarung. Predigt über 5. Moſ. 30, 11 — 14. Preis: 2½ Sgr.

Welchem Bekenntniſſe man ſich anſchließen möge, in dem, was hier ausgeſprochen iſt, können und werden dereinſt ſich alle Chriſten vereinen.

Erziehung thut noth!

Hinweiſung und Beiſpiel für die Jugend von **A. v. Möller**.
Preis: 7½ Sgr.

Hans und Käthchen.

Für die Jugend von **A. v. Möller**. Preis: 7½ Sgr.

Aus der Mährchen-Welt.

Für die Jugend von **Auguſte Kühn**. (E. Novis.) Preis: 7½ Sgr.

Dieſe Jugendſchriften ſind vor dem Druck von Eltern und Lehrern geprüft, ihrem Zweck völlig entſprechend gefunden worden, wie denn alle obengenannten Volksbücher einer entſchieden tüchtigen, auch in der Unterhaltung für Lebens-Wohlfahrt nützlichen Richtung folgen.

Die in der Vereins-Buchhandlung in Berlin erſcheinende Zeitſchrift:

„Der Geſellſchafter"

Herausgegeben von F. W. Gubitz

beginnt mit dem Jahr 1847 ihren einunddreißigſten Jahrgang.
(424 Blätter in groß Quart. Der ganze Jahrgang 8 Thlr.)

Wer es noch nicht weiß, daß dieſe Zeitſchrift in keinem Leſe-Zirkel fehlen darf, der überzeuge ſich davon.

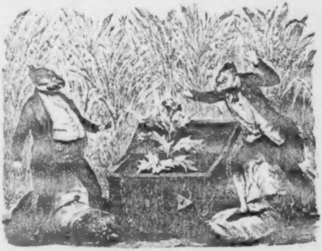
(Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Deutſcher Volks-Kalender
1848.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Vierzehnter Jahrgang.



Mög' in künft'gen Jahren ſegnen
Gott die Felder überall,
Daß wir Wuch'rern nur begegnen,
Bebend vor dem Jubelſchall;
Daß ſolch Geyer-Volk ſich flüchte,
Weil's aus vollen Aehren lacht,
Freche Habgier dann als Früchte
Ihnen Diſteln nur gebracht.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Hofbuchdruckerei von Heybruch in Deſſau.

Univ. Bibl.
München

1848.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.	○ Der volle Mond.
☽ Das erſte Viertel.	☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1848ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5797ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1815 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1775 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1893 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 267 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 149 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 468 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 408 —
Seit Entdeckung der neuen Welt.	— 357 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 239 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 191 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 148 —
Seit Einführung der Schutzblattern.	— 63 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 54 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 9 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

1848.
Januar.

1847. Alter.
Dezember.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.				
Sonn.	1 **Neujahr**	♏	♀ als **Morgenſtern** geht	20 Julius
2. Von Chriſti Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.				
Sonntag	2 **n. Neujahr**	♏	Odilo. bald nach	21 **4. Advent**
Mont.	3 Genovefa	♐	4 Uhr auf, und iſt drei	22 Greg. Sp.
Dienſt.	4 Titus	♐	Stunden lang ſichtbar.	23 Dagobert
Mittw.	5 Eduard	♑	♂ culminirt noch ſicht-	24 Adam, E.
Donn.	6 **H. 3K. Ep.**	♑	🌕 12. 35′ N. ♃☍☉. bar	25 **H. Chriſtf.**
Freit.	7 Reinold	♑	um 7 Uhr Abends	26 Stephan
Sonn.	8 Gudula	♒	und geht um halb 3 Uhr	27 **Joh. Ev.**
3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonntag	9 **1. n. Ep.**	♒	Julian. **Morgens** unter.	28 **n. Chriſtf.**
Mont.	10 PaulEinſ.	♓	♃ ſteht am 6ten um Mit-	29 Thomas C.
Dienſt.	11 Hygin	♓	ternacht der Sonne gegen-	30 David
Mittw.	12 Ernſt	♈	☾ in ☋. über, und glänzt	31 Sylveſter
Donn.	13 Hilarius	♈	🌗 12. 14′ N. ☾ Erdn.	1 **Jan. 1848.**
Freit.	14 Felix	♉	die ganze Nacht hin-	2 Odilo
Sonn.	15 Maurus	♉	durch. ♄, der bei ☉ Unterg.	3 Genovefa
4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonntag	16 **2. n. Ep.**	♊	Marcellus. im **Süden**	4 **n. Neujahr**
Mont.	17 Anton	♊	ſteht, erſcheint nach dem	5 Eduard
Dienſt.	18 **Krön. E.**	♋	Prisca. Ende der Abend-	6 **H. 3K. Ep.**
Mittw.	19 Marius	♋	dämm. am Abendhimmel u.	7 Reinold
Donn.	20 Fab. Seb.	♋	🌑 12. 32′ N. geht um 8	8 Gudula
Freit.	21 Agnes	♌	Uhr Abends unter.	9 Julian
Sonn.	22 Vincenz	♌		10 PaulEinſ.
5. Von dem Auſſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.				
Sonntag	23 **3. n. Ep.**	♍	Mar. Verm. ♅ culminirt	11 **1. n. Ep.**
Mont.	24 Bertram	♍	vor Ende der Abenddäm-	12 Ernſt
Dienſt.	25 PauliBek.	♎	☾ in ☊. merung und geht	13 Hilarius
Mittw.	26 Polykarp	♎	um 11¼ Uhr Abends	14 Felix
Donn.	27 Chryſoſt.	♎	☾ Erdf. unter.	15 Maurus
Freit.	28 Karl d. Gr.	♏	🌓 12. 26′ N. ☿ in der	16 Marcellus
Sonn.	29 Franz Sal.	♏	Ob. ☌☿☉. obern Con-	17 Anton
6. Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.				
Sonntag	30 **4. n. Ep.**	♐	Adelgunde. junktion mit	18 **2. n. Ep.**
Mont.	31 Lud. Alb.	♐	der Sonne iſt nicht ſichtbar.	19 Marius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6. Januar gleich nach halb 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerſtag den 13. Januar 1 Viertelſtunde nach Mittag das erſte Viertel.
Donnerſtag den 20. Januar um halb 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Freitag den 28. Januar kurz vor halb 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 57 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 12	8 3	4 14	15 48
21	8 35	7 55	4 29	15 25

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg. 2 42	Bei Tage	1
3 44		2
4 46		3
5 44		4
6 40	Abds.	5
7 29	4 38	6
	5 41	7
	6 55	8
Bei Tage	8 9	9
	9 23	10
	10 39	11
	11 51	12
	Morg.	13
	1 9	14
	2 23	15
	3 35	16
	4 41	17
	5 42	18
Abds.	6 34	19
4 59	7 19	20
6 7		21
7 12		22
8 17	Bei Tage	23
9 21		24
10 24		25
11 26		26
Morg.		27
12 28		28
1 29		29
2 30		30
3 29		31

Weltlauf.

Lebt ihr zum Vergnügen der Leute,
Habt ihr ein beſſeres Morgen als Heute;
Lebt ihr aber, um ihnen zu nützen,
Wird kein Tag euch vor Unheil beſchützen. —
Doch immer nur muthig in Pflichten voran:
Sein eigener Schutz iſt der tüchtige Mann!

Vom Verſtande.

Der Schwachkopf ſagt: „Viel Verſtand dient nur zum Unglück, verirrt die Vernunft, erkaltet das Herz, erregt den Ehrgeiz, fordert den Neid heraus, führt zum Menſchenhaß und Verhaßtwerden, bringt oft in's Elend, ſelten zu Gunſt, Glück und Vermögen.“ — Der Einſichtsvolle entwortet: „Nur ein verdorbener Verſtand verirrt die Vernunft, ein richtiger Verſtand macht ſie reicher; dieſer erkaltet nicht das Herz, er dient dem Herzen, wenn es ſich mit Recht gebieteriſch regt. Selbſtbeſſerung und Beſcheidenheit ſind höchſter Ehrgeiz des richtigen Verſtandes und wahre Begeiſterung unterſtützt er, giebt den ſanften Richtungen des Herzens neuen Zauber und dauerndes Leben. Auch den Neid fordert er nicht heraus: er weiß ihn durch Anſpruchsloſigkeit zu vermeiden oder zu entwaffnen; Gunſt wehrt er ab und Glück und Vermögen weiß er nöthigenfalls zu entbehren: denn ein richtiger Verſtand erwirbt Weisheit und deren ſchönſte Frucht iſt Zufriedenheit.

Januar-Bildchen.

Humor — dies Wort iſt ſchwer zu überſetzen. Glückliche Miſchung des Feuchten und Trocknen im menſchlichen Körper betrachteten alte Aerzte als Grund des Wohlſeins für Geiſt und Körper, und das Wort „Humor“ (Feuchtigkeit) ward dadurch bei den Römern gebräuchlich für die Miſchung von Heiterkeit und Ernſt in des Lebens Fragen, Jagen und Ertragen. Scherzlaune, Aufgelegtheit umfaßt den Sinn nur annäherungsweiſe. Humor iſt eine Gleichgewichts- und Ausgleichungs-Kraft, eine ſehr hülfreiche Eigenſchaft, die wir oft bei Geringfügigem aufgeben. Da iſt z. B. ein guter Ehemann, der am Neujahrs-Abend nicht in's Weinhaus oder in die Bierhalle ging, ſondern ſich daheim mit freilich etwas ſchlechtem Geigen den Winter-Abend verkürzen wollte. Er macht aber die Kinder zu Schreihälſen, verſcheucht der Frau den Schlaf und ihn treibt's zur Verzweiflung. O Thor, Humor hervor!

1848.
Februar.
Alter.
Januar.

Dienst.	1	Brigitta	♐	♀ als Morgenstern ist	20 Fab. Seb.
Mittw.	2	**Mar. R. L.**	♑	fast zwei Stunden lang	21 Agnes
Donn.	3	Blasius	♑	sichtbar.	22 Vincenz
Freit.	4	Veronica	♒	🌑 ♂ steht noch in der	23 Mar. Vrm.
Sonn.	5	Agatha	♒	2. 10' V. Abenddäm-	24 Bertram
		7. Vom Unkraut unter dem Waizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.			
Sonntag	6	**5. n. Ep.**	♓	Dorothea. merung im Sü-	25 **3. n. Ep.**
Mont.	7	Rembertus	♓	den und geht gegen 2 Uhr	26 Polykarp
Dienst.	8	Ancharius	♈	☾ Erdn. und in ☋. Mor-	27 Chrysost.
Mittw.	9	Apollonia	♈	gens unter.	28 Karl d. Gr.
Donn.	10	Scholastika	♉	♃ culminirt um halb	29 Franz Sal.
Freit.	11	Desiderius	♉	🌓 8. 23' N. 10 U. Abends	30 Adelgunde
Sonn.	12	Eulalia	♊	u. geht erst gegen 6 Uhr	31 Lud. Alb.
		8. Von der Verklärung Christi, Matth. 17. Ep. Col. 3.			
Sonntag	13	**6. n. Ep.**	♊	Gilbert. Morgens unter.	1 **Febr. 4. Ep.**
Mont.	14	Valentin	♊	♄ ist in der Mitte des	2 **Mar. R. L.**
Dienst.	15	Faustin	♋	Monats noch eine halbe	3 Blasius
Mittw.	16	Juliane	♋	Stunde in der Abend-	4 Veronica
Donn.	17	Benignus	♌	dämmerung sichtbar und	5 Agatha
Freit.	18	Simeon	♌	🌕 wird gegen Ende des	6 Dorothea
Sonn.	19	Leontius	♍	4. 25' V. Monats	7 Rembertus
		9. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.			
Sonntag	20	**Septuages.**	♍	Eucharius. unsichtbar.	8 **Septuages.**
Mont.	21	Felix B.	♍	☾ in ☊. ♅ steht am Ende	9 Apollonia
Dienst.	22	P. Stuhlf.	♎	des Monats am Abend-	10 Scholastika
Mittw.	23	Serenus	♎	himmel und ist zuletzt noch	11 Desiderius
Donn.	24	**Schalttag**	♏	☾ Erdf. ♂ in ♊. 1¼ Stund.	12 Eulalia
Freit.	25	Math. Ap.	♏	☿ gr. östl. Ausw. sichtbar.	13 Gilbert
Sonn.	26	Mechtildis	♏	☿ ist am 27. Febr. etwa	14 Valentin
		10. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.			
Sonntag	27	**Sexages.**	♐	🌗 8. 49' V. Nestor. drei	15 **Sexages.**
Mont.	28	Justus	♐	Viertelstunden lang	16 Juliane
Dienst.	29	Romanus	♑	sichtbar am Abendhimmel.	17 Benignus

Monds- und Zeit-Wechsel.

Sonnabend den 5. Februar kurz nach 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 11. Februar kurz vor halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonnabend den 19. Februar kurz vor halb 5 Uhr Morgens der volle Mond
Sonntag den 27. Februar gegen 9 Uhr Morgens das letzte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	7 M.	7 Uhr	41 M.	4 Uhr	48 M.	14 St.	53 M.
11	9	41	7	25	5	6	14	19
21	10	18	7	6	5	24	13	42

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg. 4	26	[illegible]		1
5	18			2
6	5			3
6	47	Abds.		4
7	24	5	49	5
		7	6	6
		8	23	7
Bei Tage		9	41	8
		10	58	9
		Morg.		10
		12	12	11
		1	25	12
		2	33	13
		3	35	14
		4	29	15
		5	15	16
		5	54	17
Abds.		6	27	18
6	3	6	56	19
7	7			20
8	11	Bei Tage		21
9	13			22
10	15			23
11	16			24
Morg.				25
12	16			26
1	16			27
2	12			28
3	6			29

Gedanken und Thaten.

Die Deutſchen haben vortreffliche Gedanken, es fehlt nur einer, der Gedanke: daß dieſe vortrefflichen Gedanken, wenn ſie nicht in's Leben, in Wirklichkeit übergehen, doch eigentlich nicht zu ihrem innerſten Werth kommen; — es fehlt ihnen der ernſte, ununterbrochene Wille, die vortrefflichen Gedanken zu vortrefflichen Thaten werden zu laſſen. Und dennoch ward den Deutſchen offenbar ein großer Beruf, den ihnen die Geſchichte übertrug: der Beruf nämlich: ſich nicht an ein Stück des Vaterlandes mit ihrer Geſinnung zu feſſeln, ſondern überall das Ganze zu denken und zu wollen; nicht die Scholle, ſondern die Welt, nicht den Landsmann, ſondern die Menſchheit. Können ſie für ihr Streben die durchdringende Anerkennung und die rechte Macht finden, ſo iſt Deutſchland der Boden, auf dem, wenn irgendwo, das Ideal der Gewährung aller Lebens-Anſprüche ſeine Anſiedelung auf Erden findet und von da ſich ausbreitet.

Dummheit unbeſieglich?

„Mit Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens!“
O nein! — weil Dummheit ſich am beſten ſchmiegt,
Verwehrt man's, daß im Fortſchritt tücht'gen Strebens
Die tücht'ge Schule Dummheit einſt beſiegt!

Februar-Bildchen.

Zum Karneval — Faſching — will eine Frau, die ſich emancipiren, das heißt: nicht von ihren Fehlern befreien, ſondern die Fehler frei üben und unter Anderem ein Manns-Affe ſeyn möchte, ſo eben das Kleidungsſtück anziehen, welches man in England nicht mit klarem Wort bezeichnet, ſondern das „unausſprechliche“ nennt, was den Humor auch reizen kann. Sie will offenbar, man ſieht's an den Zuthaten auf dem Stuhl, zum Doktor werden, ohne dafür Geld nach einer mit dem Doktor-Titel Freihandel treibenden Univerſität zu ſchicken, und wird überraſcht von einem Pärchen, das nun ein Bischen falſche Scham zur Schau trägt, ſtatt dem Gelächter freien Lauf zu laſſen. Alle ausgelacht, dann iſt's abgemacht!

1848.
März.

Alter.
Februar.

Mittw.	1 Switbertus	♑	♀ iſt anfangs noch drei	18 Simeon
Donn.	2 Simplicius	♒	Viertelſtunden ſichtbar und	19 Leontius
Freit.	3 Kunigunde	♒	verſchwindet allmälig als	20 Eucharius
Sonn.	4 Kaſimir	♒	Morgenſtern in der Mor-	21 Felix B.

11. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonntag	5 **Eſtomihi**	♓	🌑 1. 43′ N. ☌♄☉. Fr.	22 **Eſtomihi**
Mont.	6 Perpetua	♓	Unſ. ☉ F. ☾☊. Urchtl.	23 Serenus
Dienſt.	7 **Faſtnacht**	♈	Th. v. A. ☾ Erdn. gendäm-	24 **Schltt. Fſt.**
Mittw.	8 **Aſcherm.**	♈	Joh. de Deo. merung. ♂,	25 **Aſcherm.**
Donn.	9 Franziska	♉	der an Licht abgenommen	26 Mechtildis
Freit.	10 40 Märt.	♉	hat, ſteht am Abendhimmel	27 Neſtor
Sonn.	11 Roſina	♊	u. geht um halb 2 U. Morg.	28 Juſtus

12. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	12 **1. Invoc.**	♊	🌓 5. 9′ V. Gregor. unter.	29 **1. Invoc.**
Mont.	13 Ernſt	♋	Unt. ☌☿☉. ☿ verliert	1 **März.** Sw.
Dienſt.	14 Mathilde	♋	ſich ganz in der Abenddäm-	2 Simplicius
Mittw.	15 **Quat.** †	♌	Longin. merung. ♃ cul-	3 **Quat.** †
Donn.	16 Heribert	♌	minirt in der Dämmerung	4 Kaſimir
Freit.	17 Gertrud †	♍	und geht um halb 4 Uhr	5 Friedrich
Sonn.	18 Cyrillus †	♍	Morgens unter. ♄ iſt	6 Perpetua

13. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonntag	19 **2. Remin.**	♍	🌕 9. 38′ A. Z. Sichtb. ☾ F.	7 **2. Remin.**
Mont.	20 Joachim	♎	☾ in ♌. ☉ in ♈. Frühl.	8 Joh. de Deo
Dienſt.	21 Benedict	♎	Anf., Tag u. Nacht gleich.	9 Franziska
Mittw.	22 Oktavian	♏	☾ Erdf. am 5ten bei der	10 40 Märt.
Donn.	23 Otto	♏	Sonne und nicht ſichtbar.	11 Roſina
Freit.	24 Gabriel	♏		12 Gregor
Sonn.	25 **M. Verk.**	♐	☿ iſt nicht ſichtbar, und	13 Ernſt

14. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	26 **3. Oculi**	♐	Ludgerus. war am 13ten	14 **3. Oculi**
Mont.	27 Rupert	♑	in der untern Zuſam-	15 Longin
Dienſt.	28 Felix P.	♑	🌗 1. 46′ V. menkunft	16 Heribert
Mittw.	29 **Mittfaſt.**	♑	Euſtaſius. mit	17 Gertrud
Donn.	30 Quirinus	♒	der Sonne.	18 Cyrillus
Freit.	31 Balbina	♒	Einzug in Paris 1814.	19 Joſeph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 5. März 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonntag den 12. März bald nach 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 19. März bald nach halb 10 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Dienſtag den 28. März 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 19. und 20. März.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 7 M.
11	11 32	6 25	5 57	12 28
21	12 11	6 3	6 14	11 49

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg. 3 54	[illegible]	1
4 38		2
5 17		3
5 53		4
6 25	Abds. 5 57	5
	7 18	6
	8 38	7
	9 57	8
[illegible]	11 13	9
	Morg.	10
	12 24	11
	1 28	12
	2 25	13
	3 13	14
	3 55	15
	4 29	16
	4 59	17
	5 26	18
Abds.	5 51	19
7 3		20
8 5		21
9 6	[illegible]	22
10 7		23
11 6		24
Morg.		25
12 3		26
13 57		27
1 46		28
2 31		29
3 11		30
3 47		31

Blüthen und Spitzen.

Wer Vorurtheile bekämpft und an den Verſchanzungen der Selbſtſucht rüttelt, muß ſich darauf gefaßt machen, vor der Oeffentlichkeit an den Pranger geſtellt zu werden; aber von da aus, wenn der Kämpfer nur nicht ſchwankt, wird der Erfolg an Kraft und Sieg gewinnen.

Als die Menſchen merkten, daß vom urſprünglichen Geiſt wenig mehr im Hirnkaſten war, ſetzten ſie ſich Perücken auf, um ihn nicht noch mehr verfliegen zu laſſen; da es aber nicht helfen wollte, warfen ſie die Perücken wieder fort, und die unausbleibliche Folge war nun der erkältete Verſtand, an dem unſere Zeit leidet.

Sein Leben möglichſt zu genießen, muß man dasjenige Vergnügen, was in der Ordnung iſt, dem vorziehen, was uns die Abwechſelung gewährt, und als höchſtes Vergnügen in der Ordnung muß uns die Arbeit gelten.

Jeder große Schuft iſt ein tüchtiger Advokat, denn er gewinnt täglich den Prozeß gegen — ſein Gewiſſen.

Körperlich und geiſtig Hinken.

Wer hinkt, der weiß, daß And're grade gehen;
Doch Der, der geiſtig hinkt, vermeint:
In ihm juſt ſey das Grade recht vereint,
Und jeden Graden wird er hinken ſehen!

März-Bildchen.

Die armen Jungen da haben Humor: ſie freuen ſich — obwohl ſie frieren, das iſt aber die Armuth gewohnt! — ihres Lebens und kehren ſich nicht daran, daß ſelbſt die Natur unwirrſch geworden. Sie ſetzen dem Winter in einem Schnee-Mann ein Denkmal, welches die Sonne nächſtens mit Lächeln umwerfen wird. Dies Lächeln kann ſehr bald erfolgen, denn ſchon jagt der Himmel die Wolkenſchauer von ſich, damit's hell werde zum Einzuge des Frühlings. Wir ſehen mit des Sturmes und Regens Neckerei ein Paar Geſtalten kämpfen, die ſich nicht hinlänglich verwahrt haben und nun wahrſcheinlich erboſ't ſind. Einer aber ſchreitet in Sicherheit vorwärts: er hat Vorſicht gebraucht im Anzuge von Fuß bis zum Wirbel, geht ruhig ſeines Weges und denkt: ſind Laun' und Wetter ſchlecht, Humor macht Alles recht!

1848.
April.

Alter.
März.

Sonn.	1	Hugo B.	♓	♀ iſt in dieſem Monat	20 Joachim

15. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonntag	2	**4. Lätare**	♓	Fr. v. P. nicht mehr ſicht-	21 **4. Lätare**
Mont.	3	Richard	♈	🌑 11. 29' N. ☾ in ☋. Auf.	22 Oktavian
Dienſt.	4	Iſidor B.	♈	☾ Erdn. ☉ Finſt.	23 Otto
Mittw.	5	Vincenz	♉	bar. ♂, der an Licht immer	24 Gabriel
Donn.	6	Sixtus P.	♉	abnimmt, ſteht am Abend-	25 **M. Verk.**
Freit.	7	Hermann	♊	☌ ⛢ ☉. himmel und geht um	26 Ludgerus
Sonn.	8	Dionyſius	♊	1 Uhr Morgens unter.	27 Rupert

16. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonntag	9	**5. Judica**	♋	Mar. Cl. ☿ gr. weſtl. Ausw.	28 **5. Judica**
Mont.	10	Ezechiel	♋	🌓 3. 17' N. ♃ ſteht nach	29 Euſtaſius
Dienſt.	11	Leo d. Gr.	♌	dem Ende der Abend-	30 Quirinus
Mittw.	12	Julius	♌	dämmerung am Abend-	31 Balbina
Donn.	13	Mar. v. E.	♌	himmel und geht um 2	1 April. H. B.
Freit.	14	Tiburtius	♍	Uhr Morgens unter. ♄	2 Franz v. P.
Sonn.	15	Olympius	♍	iſt in dieſem Monat nicht	3 Richard

17. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonntag	16	**6. Palm.**	♎	Drago. ☾ in ☊. ſicht-	4 **6. Palm.**
Mont.	17	Rudolph	♎	♂ in ♋. bar. ☿ iſt in	5 Vincenz
Dienſt.	18	Eleuther.	♎	🌕 2. 59' U. ☾ Erdf.	6 Sixtus P.
Mittw.	19	Timotheus	♏	dieſem Monate nicht	7 Hermann
Donn.	20	**Gründonn.**	♏	Viktor. ſichtbar, ob-	8 **Gründonn.**
Freit.	21	**Charfreit.**	♐	Anſelm. gleich er am	9 **Charfreit.**
Sonn.	22	Soter	♐	9ten in der größten weſt-	10 Ezechiel

18. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonntag	23	**H. Oſterf.**	♐	Georg. lichen Auswei-	11 **H. Oſterf.**
Mont.	24	Oſtermont.	♑	Albert. chung war. ⛢	12 Oſtermont.
Dienſt.	25	Marc. Ev.	♑	ſteht bei der Sonne und	13 Oſterd.
Mittw.	26	Ferdinand	♒	🌗 2. 48' U. iſt nicht	14 Tiburtius
Donn.	27	Anaſtaſius	♒	ſichtbar.	15 Olympius
Freit.	28	Vitalis	♓		16 Drago
Sonn.	29	Petr. v. M.	♓		17 Rudolph

19. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonntag	30	**1. Quaſim.**	♈	Catharina v. S. ☾ in ☋.	18 **1. Quaſim.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. April um halb 12 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Montag den 10. April kurz nach 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 18. April um 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Mittwoch den 26. April kurz vor 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 18. und 19., 24. und 25. April.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 53 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 7 M.
11	13 31	5 17	6 47	10 29
21	14 9	4 55	7 2	9 51

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg. 4 20	[illegible]	1
4 52	[illegible]	2
5 22	Abds.	3
	7 29	4
	8 40	5
	10 6	6
	11 16	7
[illegible]	Morg.	8
[illegible]	12 18	9
[illegible]	1 11	10
[illegible]	1 55	11
[illegible]	2 32	12
[illegible]	3 4	13
	3 31	14
	3 56	15
	4 20	16
Abds.	4 43	17
6 58		18
7 59		19
8 59		20
9 57		21
10 52	[illegible]	22
11 43	[illegible]	23
Morg.	[illegible]	24
12 28	[illegible]	25
1 10	[illegible]	26
1 45	[illegible]	27
2 19		28
2 49		29
3 19		30

Segenvoller Rath.

Ein Pfarrer mußte in Folge der langen Theuerung ſich entſchließen, in Prozeſſion an der Spitze ſeiner Gemeinde durch die Fluren des Kirchſpiels zu ziehen, weil die Bauern glaubten: dadurch werde das Gedeihen der Saaten befördert. So oft nun der Pfarrer ein Feld ſah, von dem wenig zu hoffen war, rief er aus: „Hier hilft Singen und Beten nicht mehr, tüchtiger Dünger gehört hieher!“

Folge.

Wer viel Auſtern und Champagner bezahlen kann, der hat jetzt viele Freunde; wer aber jetzt viele Freunde haben will, wird auch viel Auſtern und Champagner bezahlen müſſen.

Männer und Männlein.

Kalter Kopf, mit Muth dem Recht zu dienen,
Warmes Herz für Edles und Natur,
Feſter Blick trotz Droh'n und zorn'ger Mienen,
Treuer Sinn für Ehr' und Sitte nur:
Das ſind ewig echter Männer Gaben: —
Doch die heut'gen Mode-Männlein haben
Kalten Kopf, um einzig ſich zu dienen,
Warmes Herz für aller Lüſte Spur,
Feſten Blick für Gunſt und gnäd'ge Mienen,
Treuen Sinn für ihre Selbſtſucht nur: —
So ſind ſie, im Mißbrauch ihrer Gaben,
Moder ſchon, bevor man ſie begraben.

April-Bildchen.

Wunderlich ſind April- und Bocksſtreiche, die Mancher willkommen heißt, Mancher abwehrt. Als Bock gilt da offenbar das ſtärkſte bayeriſche Bier, das im April verjüngt flott wird, und es konnte ſeinen Namen von der Stößigkeit haben, die es erzeugt, obwohl es ſich nur die Einen in Uebermuth, die Andern aber in's Bockshorn jagt. Jedenfalls gewahrt man in den Niederlagen des Bock-Biers auch manche andre Niederlagen, wie hier an einem Männlein und Fräulein im Hintergrunde. „Dat is ſtark Beer!“ — ſoll heißen Bier — ſagt der Hamburger, wenn Jemand ſich heftig geberdet, und man kann's auf April- und Bock-Freunde anwenden, die auch wiſſen werden, wozu der ſichtbare Rettig dient. Die Wirkungen wollen wir weiter nicht ſchildern; — da flieht Humor und kommt Rumor, und nur dem Mäß'gen bleibt Humor!

1848.
Mai.

Alter.
April.

Mont.	1	Phil. Jak.	♈	♀ iſt in dieſem Monat	19	Timotheus
Dienſt.	2	Athanaſius	♉	☾ Erdn. nicht ſichtbar,	20	Viktor
Mittw.	3	† Erfindung	♉	🌑 7. 42′ V. da ſie zur	21	Anſelm
Donn.	4	Monika	♊	oberen Zuſammen-	22	Soter
Freit.	5	Pius V.	♊	kunft mit der Sonne	23	Georg
Sonn.	6	Joh. v. d. Pf.	♋	geht. ♃ ſteht am Ende der	24	Albert

20. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonntag	7	**2. Miſ. D.**	♋	Stanisl. Abenddämme-	25	**2. Miſ. D.**
Mont.	8	Mich. Erſch.	♋	rung am Abendhimmel und	26	Ferdinand
Dienſt.	9	Gregor N.	♌	geht am 15. ſchon um Mit-	27	Anaſtaſius
Mittw.	10	Gordian	♌	☽ 3. 24′ V. ternacht un-	28	Vitalis
Donn.	11	Beatrix	♍	ter. ☿ iſt in dieſem	29	Petr. v. M.
Freit.	12	Pankrat.	♍	Monat nicht ſichtbar, da	30	Cath. v. S.
Sonn.	13	Servatius	♎	☾ in ☊. er im vorigen	1	**Mai.** Ph. J.

21. Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonntag	14	**3. Jubil.**	♎	Chriſtian. Monat in der	2	**3. Jubil.**
Mont.	15	Sophia	♎	Zuſammenkunft mit der	3	† Erfindung
Dienſt.	16	Joh. v. N.	♏	☾ Erdf. Sonne war.	4	Monika
Mittw.	17	**Bettag**	♏	Jodoc. ♂☌♃. ♂ ſteht am	5	Pius V.
Donn.	18	Liborius	♐	🌕 7. 9. V. 17. Mai als	6	Joh. v. d. Pf.
Freit.	19	Prudent.	♐	Ob. ☌☿☉. ein ſchwa-	7	Stanislaus
Sonn.	20	Baſilla	♐	cher Stern 1 Grad nörd-	8	Mich. Erſch.

22. Von Christi Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonntag	21	**4. Cantate**	♑	Conſtant. lich von ♃ und	9	**4. Cantate**
Mont.	22	Julian	♑	geht um Mitternacht unter.	10	Gordian
Dienſt.	23	Deſiderius	♒	♄ geht in der Mitte des	11	Beatrix
Mittw.	24	Johanna	♒	Monats um halb 3 Uhr	12	Pankrat.
Donn.	25	Urban	♒	Morgens auf und fängt von	13	Servatius
Freit.	26	Phil. N.	♓	☾ 12. 14′ V. da an eine	14	Chriſtian
Sonn.	27	Luciana	♓	☾ in ☋. kurze Zeit	15	Sophia

23. Von der rechten Betkunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonntag	28	**5. Rogate**	♈	Wilhelm. ſichtbar zu	16	**5. Rogate**
Mont.	29	Maximin.	♈	werden. ⛢ iſt in dieſem	17	Jodocus
Dienſt.	30	Felix P.	♉	Monate nicht ſichtbar.	18	Liborius
Mittw.	31	Petronella	♉	☾ Erdn.	19	Prudent.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 3. Mai kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Mittwoch den 10. Mai kurz vor halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 18. Mai bald nach 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Freitag den 26. Mai 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 17	4 18	7 35	8 43
21	15 45	4 4	7 49	8 15

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	
Morg.				
3	49	B. T.		1
4	21	Abds.		2
		7	39	3
		8	55	4
		10	3	5
		11	2	6
B		11	51	7
e		Morg.		8
i		12	33	9
T		1	6	10
a		1	35	11
g		2	1	12
e		2	26	13
		2	48	14
		3	12	15
		3	37	16
Abds.		4	5	17
7	51			18
8	46			19
9	41			20
10	29	B		21
11	10	e		22
11	45	i		23
Morg.		T		24
12	20	a		25
12	51	g		26
1	21	e		27
1	49			28
2	18			29
2	51			30
3	28			31

Anleitung.

Zu wirken über die Zeit hinaus,
Das lern' unter Vielen und thu's zu Haus!

Hoffnung und Geduld.

Die **Hoffnung** wird uns meiſt an die **Geduld** verwieſen; das iſt ſehr vornehm, ja oft ſchnöde von jener, und um ſie zu ſtrafen, thut man am beſten, die Dame **Hoffnung** ſitzen zu laſſen und dem echt weiblichen Weſen Geduld gleich Liebe und Treue zu ſchwören, ſie aber auch in tüchtiger Thätigkeit zu nähren und zu pflegen. Denn die Geduld darf nicht mit der **Trägheit** verwechſelt werden; jene iſt ein friſches, blühendes, beſeligendes, dieſe ein krankes, immer auf dem Grabe alles Lebens hockendes Weib.

Endloſer Troſt.

Die Erd' iſt ſchön, man muß es ſagen,
Sie bleibt auch ſchön, trotz allem Zwiſt! —
Die Zeit iſt ſchlimm, doch läßt ſich's wagen,
Da ſie ja ſtets im Wechſeln iſt.

Die Menſchen ſchwanken; wir beklagen
Das freilich oft; doch was da ſchwankt
Muß endlich nach dem Sich'ren fragen,
Wo frei und feſt wird, was gewankt.

Drum kann im Leben nimmer zagen,
Wer jenen Wahlſpruch nicht vergißt:
Die Erd' iſt ſchön, man muß es ſagen,
Sie bleibt auch ſchön, trotz allem Zwiſt!

Mai-Bildchen.

„Gäb' es nur nicht den Mai, dächt' ich, mit Wundern wär's vorbei!" ſangen unſre romantiſchen Vorfahren; ſeit aber romantiſch für pedantiſch gilt und man nur praktiſch-pedantiſch ſeyn darf, iſt vom Liebes-Monat zu ſingen: „Sonſt blühte im Mai die Liebe frei, jetzt — Liebelei!" Hier erſtreckt ſich ihr Reich bis zur Küche, und was der Begehrende an der Geſtalt abgeliebt hat, muß er mit Gelde ausgleichen, weshalb auch die Taſche der Beliebten ſehr empfang-gierig ausſieht. Diesmal war nun ein Verehrer zu beſchwichtigen mit einem Zweck-Eſſen hinter der Thür; er merkt aber doch, was vorgeht und vernimmt von der Warnung, wie ſacht ſie drinnen abgethan wird, gewiß das Seine, denn er hat ſogar, um ſich mit dem rechten Arm nicht den Schaal abzuleiten, den Löffel in die linke Hand genommen. Sie betrügen ſich alle Drei und es erwächſt Humor dabei!

1848.
Junius.

Alter.
Mai.

Donn.	1 **Himm. Chr.**	♊	● 3. 8′ N. Simeon.	20 **Himm. Ch.**
Freit.	2 Erasmus	♊	♀ iſt in dieſem Mo-	21 Conſtantin
Sonn.	3 Clothildis	♋	nat nicht ſichtbar. ♃	22 Julian

24. Von der Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonntag	4 **6. Exaudi**	♋	Florian. ſinkt in dieſem	23 **6. Exaudi**
Mont.	5 Bonifacius	♌	Monat immer tiefer in	24 Johanna
Dienſt.	6 Norbert	♌	die Abenddämmerung und	25 Urban
Mittw.	7 Robert	♍	♂ in ♌. iſt am Ende deſ-	26 Phil. N.
Donn.	8 Medardus	♍	☽ 5. 43′ N. ſelben nicht	27 Luciana
Freit.	9 Primus	♍	☾ in ♌. mehr zu ſehen.	28 Wilhelm
Sonn.	10 Maurin. †	♎	♅ iſt bei der hellen Däm-	29 Maximin.

25. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonntag	11 **Pfingſtfeſt**	♎	Barnabas. merung we-	30 **Pfingſtfeſt**
Mont.	12 **Pfingſtm.**	♏	Baſilides. ☾ Erdf. gen ſei-	31 **Pfingſtm.**
Dienſt.	13 Ant. v. P.	♏	ner Lichtſchwäche nicht	1 Jun. Pfdſt.
Mittw.	14 **Quat.** †	♏	Baſilius. ſichtbar. ♄	2 **Quatember**
Donn.	15 Vitus	♐	geht um Mitternacht auf	3 Clothildis
Freit.	16 Benno †	♐	○ 9. 26′ U. und wird faſt	4 Florian
Sonn.	17 Adolph †	♑	zwei Stunden ſichtbar.	5 Bonifacius

26. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonntag	18 **Trinitatis**	♑	Marcell. Schlacht bei Belle-	6 **Trinitatis**
Mont.	19 Gervaſius	♑	Alliance 1815. bleiben.	7 Robert
Dienſt.	20 Silverius	♒	☿ iſt in dieſem Monate	8 Medardus
Mittw.	21 Albanus	♒	☉ in ♋. Sommers Anf.,	9 Primus
Donn.	22 **Frohnl.**	♓	Alb. ☿ gr. öſtl. Ausw. Läng	10 **Frohnl.**
Freit.	23 Walram	♓	☾ ☾ in ☋. ſter Tag.	11 Barnabas
Sonn.	24 Joh. d. T.	♈	6. 55′ V. nicht ſichtbar.	12 Baſilides

27. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	25 **1. n. Trin.**	♈	Elogius.	13 **1. n. Trin.**
Mont.	26 Pelagius	♉	♂ verſchwindet in der	14 Baſilius
Dienſt.	27 7 Schläfer	♉	Abenddämmerung als ein	15 Vitus
Mittw.	28 Leo P. †	♊	☾ Erdn. unſcheinbarer	16 Benno
Donn.	29 **Petr. P.**	♊	● Stern.	17 Adolph
Freit.	30 Pauli Ged.	♋	10. 46 N.	18 Marcellus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Junius kurz nach 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerſtag den 8. Junius um 3 Viertel auf 6 Uhr Abends das erſte Viertel.
Freitag den 16. Junius kurz vor halb 10 Uhr Abends der volle Mond.
Sonnabend den 24. Junius kurz vor 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 30. Junius um 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 7. und 8. Junius.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 52 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 21	3 45	8 11	7 36
21	16 29	3 47	8 16	7 31

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds. 7 31	1
	8 47	2
	9 42	3
[illegible]	10 22	4
[illegible]	11 7	5
[illegible]	11 36	6
[illegible]	Morg.	7
[illegible]	12 6	8
[illegible]	12 30	9
[illegible]	12 51	10
	1 17	11
	1 42	12
	2 8	13
	2 38	14
	3 10	15
Abds.	3 50	16
8 27		17
9 12		18
9 51		19
10 26	[illegible]	20
10 57	[illegible]	21
11 25	[illegible]	22
11 51	[illegible]	23
Morg.	[illegible]	24
12 22	[illegible]	25
12 50	[illegible]	26
1 25		27
2 4		28
2 40		29
3 42		30

Zum Merkbuch.

Wer jede Erfahrung ſelbſt machen will, mißhandelt ſeine Vorfahren und hinterläßt den Nachkommen gewiß ſehr wenig.

Die Freiheit beſteht hauptſächlich in der Kraft, ſich ſelber feſſeln zu können.

Gehorchen iſt eine angenehme Pflicht, wenn der Befehlende bewieſen hat, daß er verſtändig zu befehlen weiß.

Vertrauen mißbrauchen iſt ein Treubruch, nicht bloß an dem Einzelnen, ſondern an der ganzen Menſchheit begangen, weil Vertrauen das allgemeine Band der Menſchheit iſt.

Es ging doch!

Dem Amtmann B* und ſeiner Gattin war das Verſtümmeln der Namen ihrer Kinder ſo unangenehm wie manchem Aeltern, und ſie waren, da ſie eben wieder einen Knaben wollten taufen laſſen, übereingekommen, er ſolle Hugo heißen, weil der Name ſich nicht füglich kürzen oder dehnen laſſe. Als nun die alte, in der Familie vererbte Wärterin auf ihre Frage zum erſten Mal den Namen erfuhr, lief ſie freudig zur Wiege mit dem Ausruf: „Ach mein liebes Hugogeken!"

Veränderung.

Jung als Demagog ſich ſchlagen
Und im Alter Speichellecker? —
Ja, er ward bei Feſtgelagen
Widrig unterthän'ger Schlecker!

Juni-Bildchen.

Der Zeichner folgte muthmaßlich der Bauern-Regel: „Regnet's im März, wird's im Juni wieder regnen." Der hundertjährige Kalender, deſſen Narrheiten Narren noch immer in Schutz nehmen, iſt bekanntlich bei Weitem nicht einmal ſo klug wie die Bauern-Regeln und ſo wollen wir's dem Zeichner entſchuldigen, daß er einer derſelben bildlich recht gab. Seine Leutchen, nur auf ſchön Wetter eingerichtet, geberden ſich nun grämlich, weil die Wolken nicht an ſich halten, nicht Rückſicht darauf nehmen, daß grade ihre werthen Perſonen unterwegs ſind. Laſſen wir ſie, das Zier-Herrchen an der Spitze, ſich durcharbeiten im Regen, den Bauern, Putzmacherinnen und Schneider freuen. Wir wiſſen: Der hier naß macht, macht auch trocken; dabei muß der Humor nicht ſtocken!

1848.
Julius.

Alter.
Junius.

Sonn.	1 Rembold	♋	☉ Erdf. ♀ iſt in dieſem	19 Gervaſius

28. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	2 2. n. **Trin.**	♌	Mar. Heimſ. * **Monat**	20 2. n. **Trin.**
Mont.	3 Hyacinth	♌	nicht ſichtbar und kommt	21 Albanus
Dienſt.	4 Ulrich	♌	in die obere Conjunktion	22 Albinus
Mittw.	5 Anſelm	♍	♄ rückl. mit der ☉. ♅ geht	23 Walram
Donn.	6 Jſaias	♍	☾ in ☊. um Mitternacht	24 Joh. d. T.
Freit.	7 Wilibald	♎	☽ auf, iſt aber bei der	25 Elogius
Sonn.	8 Kilian	♎	9.58′ V. hellen Däm-	26 Pelagius

29. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	9 3. n. **Trin.**	♎	Agilolph. merung nicht	27 3. n. **Trin.**
Mont.	10 7 Brüder	♏	☾ Erdf. ſichtbar. ♂ iſt in	28 Leo P.
Dienſt.	11 Pius P.	♏	dieſem Monat nicht ſicht-	29 **Petr. P.**
Mittw.	12 Nabor	♐	bar. ♃ iſt am 24ſten bei	30 Pauli Ged.
Donn.	13 Margar.	♐	der Sonne und in die-	1 **Julius.** N.
Freit.	14 Bonavent.	♐	ſem Monat nicht mehr	2 M. Heimſ.
Sonn.	15 Ap. Theil.	♑	ſichtbar. ♄ geht um 10	3 Hyacinth

30. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	16 4. n. **Trin.**	♑	○ 9.49′ V. Skap. F. ♃	4 4. n. **Trin.**
Mont.	17 Alexius	♒	in ♌. Uhr Abends	5 Anſelm
Dienſt.	18 Arnold	♒	auf und bleibt 4½ Stun-	6 Jſaias
Mittw.	19 Arſenius	♓	☿ unt. ☌ ☉. den lang	7 Wilibald
Donn.	20 Elias	♓	☾ in ☋. ſichtbar, bis zum	8 Kilian
Freit.	21 Daniel	♈	Anfang der Morgendäm-	9 Agilolph
Sonn.	22 M. Magd.	♈	Ob. ☌ ♀ ☉. merung. ☿ iſt	10 7 Brüder

31. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	23 5. n. **Trin.**	♉	☾ 11.55′ V. Apollinar.	11 5. n. **Trin.**
Mont.	24 Chriſtine	♉	☌ ♄ ☉. Anf. d. Hundſt.	12 Nabor
Dienſt.	25 Jakob	♉	☾ Erdn. ♂ in ♍. in die-	13 Margar.
Mittw.	26 Anna	♊	ſem Monate nicht ſichtbar,	14 Bonavent.
Donn.	27 Pantaleon	♊	♅ rückl. da er am 19ten	15 Ap. Theil.
Freit.	28 Innocenz	♋	Nachmittags in der un-	16 Skap. Feſt
Sonn.	29 Martha	♋	teren Conjunktion mit der	17 Alexius

32. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	30 6. n. **Trin.**	♌	● 7. 53′ V. Abdon.	18 6. n. **Trin.**
Mont.	31 Ign. Loj.	♌	Sonne ſich befindet.	19 Arſenius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 8. Julius um 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Sonntag den 16. Julius kurz vor 10 Uhr Vormittags der volle Mond.
Sonntag den 23. Julius kurz vor Mittag das letzte Viertel.
Sonntag den 30. Julius kurz vor 8 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern die Tempel-Eroberung den 18. Julius.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	21 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	13 M.	7 St.	39 M.
11	16	10	4	0	8	10	7	50
21	15	49	4	11	8	0	8	11

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		8	10	1
		9	2	2
		9	37	3
[illegible]		10	7	4
		10	25	5
		10	50	6
[illegible]		11	22	7
		11	46	8
		Morg.		9
		12	11	10
		12	39	11
		1	11	12
		1	48	13
		2	30	14
		3	20	15
Abds.				
7	50	4	18	16
8	28			17
9	1			18
9	31			19
9	59	[illegible]		20
10	27			21
10	56			22
11	27	[illegible]		23
Morg.				24
12	3			25
12	40			26
1	33			27
2	29			28
3	31			29
4	30	Abds.		30
		8	7	31

Schweigen und Reden.

Das Maul halten iſt leichter als Reden halten; wo es aber Pflicht iſt, zu reden, ſoll's Jeder thun, ſo gut er's kann; erſtens um mit Schweigen keine Sünde zu begehen, und zweitens Denen, die beſſer reden können, aber nicht den Muth dazu haben, endlich doch die Zunge zu löſen: denn ein Beſſerwiſſen verſchweigt ſich immer ſchwer, wenn die Gelegenheit, es leuchten zu laſſen, dazu aufruft.

Länge wegen Kürze.

Ein alter Juſtizrath hatte die Eigenheit, im Anfange ſeiner Protokolle den Gegenſtand des Prozeſſes möglichſt mit einem Worte zu bezeichnen. Da ſchrieb er denn einſt auf eines der Aktenſtücke: „In Sachen R. wider T. wegen Miſtgrubendüngerausräumungsverbindlichkeitserfüllungsmängel.“

Die rechte Mitte.

Hinz.
Wie doch die Leute fort und fort
Von rechter Mitte träumen!
Nur eine — beim Ungraden — giebt's:
Wer mag's zuſammenreimen?

Kunz.
Auch mir will's nicht zu Kopf, mein Hinz,
Kann's ebenfalls nicht faſſen;
Doch täuſcht mich Alles nicht, ſo heißt's:
Ungrades grad ſeyn laſſen.

Juli-Bildchen.

Ungeziefer, nichts als Ungeziefer! — Der Juli beſonders iſt deſſen Vermehrungs-Monat. Was ſoll's? Uns rüſtig erhalten, daß wir uns überall wehren, gegen allerlei Stiche, Plagereien und Unreines. Es iſt da gleichſam eine Börſen-Verſammlung von Ungeziefer, zur Berathung: wie man die Menſchen weiter plage. Auch unter dieſen giebt's Ungeziefer und der Juli iſt ihnen ebenfalls wichtig, weil nun z. B. blutſaugeriſche Wucherer überlegen: wie man trotz der beſten Erndte Hungersnoth verbreiten könne. Es giebt da Ungeziefer, zudringlich und unverſchämt, und Jeder ſoll pflichtgemäß zum Heil der Beſſeren und Unterdrückten dem Geſindel beibringen, daß nur nichtswürdig iſt, was es ſich ſelber als muthig und klug vorſpiegelt. Dieſe Pflicht darf nur der Unmöglichkeit weichen, denn ſolch Ungeziefer vernichtet das Vertrauen, das höchſte und heiligſte Band der Menſchheit. Man muß aber dabei mit Ruhe und Heiterkeit derb eingreifen; — alles Rechte herzuſtellen, mag ſich uns Humor geſellen!

18[illegible].
August.

Alter.
Julius.

Dienst.	1	Petr. Kett.	♍	♀ ist in diesem Monat nicht	20	Elias
Mittw.	2	**Portiunc.**	♍	☾ in ♌. sichtbar, da sie so	21	Daniel
Donn.	3	Steph. Erf.	♎	eben in der oberen Zusam-	22	M. Magd.
Freit.	4	Dominicus	♎	menkunft mit der Sonne	23	Apollinar
Sonn.	5	Mar. Schn.	♎	gewesen ist. ♂ ist in diesem	24	Christine
33. Jesus speist 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonntag	6	7. n. **Trin.**	♏	Verkl. Chr. ☾ Erdf. **Monat**	25	**7. n. Trin.**
Mont.	7	Gottschalk	♏	🌓 3. 24′ V. nicht sichtbar,	26	Anna
Dienst.	8	Cyriacus	♐	☿ gr. westl. Ausw. er	27	Pantaleon
Mittw.	9	Romanus	♐	geht zur Zusammenkunft	28	Innocenz
Donn.	10	Laurenz	♐	mit der Sonne. ♃ kommt	29	Martha
Freit.	11	Herrmann	♑	am 17. August eine halbe	30	Abdon
Sonn.	12	Clara	♑	**Stunde in der Morgen-**	31	Ign. Loj.
34. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonntag	13	8. n. **Trin.**	♒	Hippolytus. **dämmerung**	1	**Aug. 8. Tr.**
Mont.	14	Eusebius	♒	🌕 8. 44′ N. zum Vor-	2	**Portiunc.**
Dienst.	15	**M. Himm.**	♓	schein und geht um 3	3	Steph. Erf.
Mittw.	16	Rochus	♓	Uhr auf. ♄ steht um 2 Uhr	4	Dominicus
Donn.	17	Sibylla	♓	☾ in ☋. **Morgs. im Süden**	5	Mar. Schn.
Freit.	18	Helena	♈	**und geht um halb 9 Uhr auf.**	6	Verkl. Chr.
Sonn.	19	Sebald	♈	☾ Erdn. ☿ ist am 11ten fast	7	Gottschalk
35. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.						
Sonntag	20	9. n. **Trin.**	♉	Bernhard. eine halbe **Stde.**	8	**9. n. Trin.**
Mont.	21	Athanasius	♉	🌗 4. 35′ N. am Morgen-	9	Romanus
Dienst.	22	Timotheus	♊	himmel sichtbar, auch	10	Laurenz
Mittw.	23	Zacharias	♊	Ende der Hundstage. **einen**	11	Herrmann
Donn.	24	Barthol.	♋	**Tag vorher und nachher.**	12	Clara
Freit.	25	Ludwig	♋	**♂ geht gegen halb 9 Uhr**	13	Hippolytus
Sonn.	26	Samuel	♌	**Abends auf, und ist die**	14	Eusebius
36. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.						
Sonntag	27	10. n. **Trin.**	♌	Joseph C. **Nacht hindurch**	15	**10. n. Trin.**
Mont.	28	Augustin	♍	🌑 7. 29′ N. Uns. ☉ **Finst.**	16	Rochus
Dienst.	29	Joh. Enth.	♍	**über dem Horizont**	17	Sibylla
Mittw.	30	Rosa	♍	☾ in ♌. **bis zum Ta-**	18	Helena
Donn.	31	Paulin	♎	**ges-Anbruch.**	19	Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 7. Auguſt kurz vor halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 14. Auguſt um 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.
Montag den 21. Auguſt kurz nach halb 5 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 28. Auguſt um halb 8 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 6. Auguſt.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 45	4 43	7 27	9 15
21	14 10	4 57	7 7	9 50

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds. 36	1
	8 1	2
	9 25	3
	9 50	4
	10 15	5
	10 42	6
	11 11	7
	11 44	8
	Morg.	9
	12 25	10
	1 11	11
	2 5	12
	3 5	13
Abds.	4 12	14
7 32		15
8 2		16
8 31		17
9 0		18
9 32		19
10 6		20
10 45		21
11 30		22
Morg.		23
12 22		24
1 21		25
2 25		26
3 33		27
4 40	Abds.	28
	7 4	29
	7 28	30
	7 53	31

Blüthen und Spitzen.

Der Menſch hat zu Allem Anlagen, er wird Alles erlernen, wenn er es kräftig will. Die meiſten Menſchen können aber in vieler Hinſicht nur wünſchen, nicht wollen; wer wahrhaft will, der thut nothwendig, wenn die Möglichkeit da iſt, auch das, was er will.

Die Denkmale, von denen jetzt faſt jede Stadt eins haben will, ſind auch für jede ein Anlaß zur Scham, da ſie beweiſen, daß man meiſt nur einen bedeutenden Mann in jeder Stadt auffinden konnte, der noch dazu lange todt iſt.

Die hoffnungsloſeſte Zeit iſt wenigſtens deshalb die beſte, weil dann Gott ſichtlich die Alleinherrſchaft übernimmt.

Sprach-Bemerkung.

Als Jemand von einem Hochbelohnten, aber mit Recht wegen ſeiner Thaten nicht Beliebten, ſagte: er habe wichtige Dienſte geleiſtet, fragte ein Anderer: „Iſt wichtig etwa das Adjektivum von Wicht?“

In ein Stammbuch.

Thu' recht und gut! — wenn dich dann narrten
Erfolg und Hoffnung ſtets mit Trug:
Thu' wie zuvor; — auf Dank zu warten,
Haſt du im Grabe Zeit genug!

Auguſt-Bildchen.

Armer Ehemann, der du in den Hundstagen mit deiner Herrin reiſeſt! Sie hat ſich entſchloſſen, Pflanzen und Geſtein ſammelnd die Natur gereimt und ungereimt zu bewundern, ſie zu malen, zu beſchreiben. Eine Touriſtin iſt's, eine nach Ruhm Umherziehende, ein Blauſtrumpf, wie man zu ſagen pflegt; wahrſcheinlich weil ſie Verrätherin geworden am eigenen Beruf: denn in Nürnberg und Umgegend iſt Blauſtrumpf eine [illegible] Bezeichnung der Verräther. Daß Madame mit der Natur nur ein Bischen liebäugelt, ſieht man leicht: ſie bewundert die ſchöne Ausſicht, weiß auch der belaſtete Mann weder ein noch aus, das heißt: hat er auch weder Ein- noch Ausſicht. Er iſt zum Packträger geboren, muß im ganzen Jahre mit Hundstagen und kalter Küche zufrieden ſeyn; — will er's verſchulden, Humor kann's dulden!

1848. September.

Alter. August.

Freit.	1	Aegidius	♎	♀ ist in diesem Monat	20	Bernhard
Sonn.	2	Raphael	♏	Ob. ☌☿☉. nicht sichtbar.	21	Athanasius

37. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonntag	3	11. n. Trin.	♏	Mansuetus. ☾ Erdf. ♂ ist	22	11. n. Trin.
Mont.	4	Rosalia	♏	in diesem Monat nicht	23	Zacharias
Dienst.	5	Herkulian	♐	🌓 9. 11′ N. sichtbar, er	24	Barthol.
Mittw.	6	Magnus	♐	geht zur Zusammen-	25	Ludwig
Donn.	7	Regina	♑	kunft mit der Sonne.	26	Samuel
Freit.	8	**Mar. Geb.**	♑	♃ geht um 2 Uhr Mor-	27	Joseph C.
Sonn.	9	Audomar	♑	gens auf und zeigt sich	28	Augustin

38. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonntag	10	12. n. Trin.	♒	Nic. v. T. länger als zwei	29	12. n. Trin.
Mont.	11	Protus	♒	♂ in ♎. Stunden vor	30	Rosa
Dienst.	12	Winand	♓	Anfang der Morgendäm-	31	Paulin
Mittw.	13	Maternus	♓	🌕 6. 46′ V. ☾ in ☊. Anf. d.	1	**Sept. Aeg.**
Donn.	14	† Erhöh.	♈	☾ Finst. sichtb. ♄☍☉.	2	Raphael
Freit.	15	Ludmilla	♈	☾ Erdn. merung. ♄ steht	3	Mansuetus
Sonn.	16	Cornel	♉	am 14. um Mitternacht im	4	Rosalia

39. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	17	13. n. Trin.	♉	Lambert. Süden der Sonne	5	13. n. Trin.
Mont.	18	Richard	♊	gegenüber, und ist die ganze	6	Magnus
Dienst.	19	Nicleta	♊	🌗 10. 25′ M. Nacht über	7	Regina
Mittw.	20	Quat. †	♋	Eustachius. dem Ho-	8	**Mar. Geb.**
Donn.	21	Matth. Ev.	♋	rizont. ☿ ist in diesem Mo-	9	Audomar
Freit.	22	Moriz †	♌	☉ in ♎. Herbst Anf., Tag	10	Nic. v. T.
Sonn.	23	Thekla †	♌	und Nacht gleich. nat nicht	11	Protus

40. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	24	14. n. Trin.	♌	Joh. Empf. sichtbar, und	12	14. n. Trin.
Mont.	25	Kleophas	♍	war am 2ten in der oberen	13	Maternus
Dienst.	26	Cyprian	♍	☾ in ☊. ☌ mit der Sonne.	14	† Erhöh.
Mittw.	27	Cosm. u. D.	♎	🌑 10. 3′ V. Anf. ☉ Finst.	15	**Quat.**
Donn.	28	Wenzel	♎	♅ steht um 1 U. Morg.	16	Cornel
Freit.	29	Michael	♎	im Süden und ist die Nacht	17	Lambert
Sonn.	30	Hieronym.	♏	hindurch über dem Horizont.	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dinſtag den 5. September kurz vor 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Mittwoch den 13. September um 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer wenig ſichtbaren Mondfinſterniß.
Dinſtag den 19. September kurz vor halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 27. September gleich nach 10 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5609ten Jahres den 28. und 29. September.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 30 M.	5 Uhr 15 M.	6 Uhr 41 M.	10 St. 30 M.
11	12 51	5 30	6 22	11 9
21	12 15	5 45	6 0	11 45

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds. 8 17	1
	8 43	2
	9 11	3
	9 43	4
	10 20	5
	11 3	6
	11 52	7
	Morg.	8
	12 49	9
	1 53	10
	3 2	11
Abds.	4 15	12
6 30	5 31	13
7 1		14
7 31		15
8 5		16
8 44		17
9 28		18
10 19		19
11 16		20
Morg.		21
12 17		22
1 22		23
2 29		24
3 36		25
4 42		26
5 47	Abds.	27
	6 20	28
	6 45	29
	7 13	30

Selbſtſucht bis nach dem Tode.

Zu der bekannten Grabſchrift:

„Hier ruhen meine Gebeine,
Ich wollt', es wären deine!“

hat ſich eine ähnliche gefunden:

„Hier muß ich ruh'n! — o Wand'rer,
Wär'ſt du es oder ein And'rer!“

Betrachtungen.

Die Weltgeſchichte vollbrachte bis jetzt in der Wahrheit, was manche Frau ſich gern anlügen möchte: ſie ward immer wieder jung.

Wenn Menſchen, die gewohnt ſind, nicht zu denken, ſich einen Gedanken in den Kopf ſetzen und danach thun, ſo kommt gewiß eine ärgere Dummheit zu Tage, als wenn ſie der eingewurzelten Gedankenloſigkeit treu geblieben wären; denn zur folgerichtigen, erſprießlichen That hilft nicht ein Gedanke, ſie erfordert den Zuſammenhang des Denkens.

Der Wunſch ſteht entweder über deinem Werth, dann flieh' ihn als gefährlich; oder er ſteht unter deinem Werth, dann flieh' ihn als verächtlich.

Die Maſſen.

Nun ja, der Menſchen Maſſen ſind gebrechlich,
Ihr Ich, ihr Vortheil iſt da Spiel und Ziel; —
Doch Wen'ge ſchon, die wahrhaft unbeſtechlich,
Sind gegen Maſſen ganz erſtaunlich viel!

September-Bildchen.

Waſſer allein thut's nicht! — folgt dem Weſen der Natur, die Alles in rechter Zeit und rechtem Maaß hält. Da will man nun mit September-Wellenſchlag, dem kräftlaſſen, die im Körper eingekerkerten Uebel, mit Waſſerfluthen die Sündfluth des Blutes vertreiben und denkt nach einigen Marterwochen vielleicht der Ueppigkeit wieder alle Sinnen-Thore öffnen zu können. Es ſind freilich auch geiſtige Anſpannungen, für welche da Nervenſtärkung geſucht wird, aber — Ausnahmen zugeſtanden! — ein Verſehen hat man doch begangen und namentlich den Humor, ſeine Alles erleichternde Mithilfe, außer Acht gelaſſen. Der Humor macht Laſt zu Raſt, macht erdengrau zu himmelblau, die Nerven (Spannkräfte) geſchmeidig und ſprungfedrig, daß ſie keinen Niederdruck dauern laſſen. — Den Ueberfluß und Ueberdruß verſcheuchet dir kein Waſſerguß: Humor iſt's, der da heilen muß!

1848.
Oktober.

Alter.
September.

41. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonntag	1	**15. Erntef.**	♏	Remigius. ☾ Erdf. ♂ ſteht	19	**15.n.Trin.**
Mont.	2	Leodegar	♐	bei der Sonne und iſt in	20	Euſtachius
Dienſt.	3	Ewald	♐	dieſem Monat nicht ſichtb.	21	Matth.Ev.
Mittw.	4	Franz	♐	☿ iſt in dieſem Monat nicht	22	Moriz
Donn.	5	Placidus	♑	☽ 2. 28′ N. ſichtbar, ob-	23	Thekla
Freit.	6	Bruno	♑	gleich er am 17ten in	24	Joh.Empf.
Sonn.	7	Sergius	♒	der gröſsten öſtlichen Aus-	25	Kleophas

42. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonntag	8	**16.n.Trin.**	♒	Brigitta. weichung iſt.	26	**16.n.Trin.**
Mont.	9	Dionyſius	♓	♄ ſteht um 10 Uhr im	27	Coſm.u.D.
Dienſt.	10	Gereon	♓	☾ in ☋. Süden. Er	28	Wenzel
Mittw.	11	Wimmar.	♈	geht um halb 4 Uhr	29*	Michael
Donn.	12	Maximil.	♈	🌕 4. 23′ N. Morgens	30	Hieronym.
Freit.	13	Tilmann	♉	☾ Erdn. ♅ ☍ ☉.	1	**Okt. Rem.**
Sonn.	14	Kallixtus	♉	unter. ♅ ſteht am 13ten	2	Leodegar

43. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonntag	15	**17.n.Trin.**	♊	Kön.Geb.T. Thereſia. um	3	**17.n.Trin.**
Mont.	16	Gallus	♊	☌ ♂ ☉. Mitternacht der	4	Franz
Dienſt.	17	Florentin	♋	☿ gr. öſtl. Ausweichung.	5	Placidus
Mittw.	18	Luc. Ev.	♋	Schlacht bei Leipzig 1813.	6	Bruno
Donn.	19	Ferdinand	♋	☾ 6. 55′ V. ☉ gegenüber	7	Sergius
Freit.	20	Wendelin	♌	im Süden und iſt die	8	Brigitta
Sonn.	21	Urſula	♌	Nacht hindurch über dem	9	Dionyſius

44. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonntag	22	**18.n.Trin.**	♍	Cordula. Horizont. ♃ geht	10	**18.n.Trin.**
Mont.	23	Severin	♍	☾ in ☊. am 20. Okt. um	11	Wimmar.
Dienſt.	24	Evergiſt	♎	Mitternacht auf und iſt 5	12	Maximil.
Mittw.	25	Raphael	♎	und eine halbe Stunde	13	Tilmann
Donn.	26	Amandus	♎	♂ in ♏. ſichtbar am	14	Kallixtus
Freit.	27	Sabina	♏	🌑 3. 14′ V. Morgen-	15	Thereſia
Sonn.	28	Sim.Jud.	♏	☾ Erdf. himmel. ♀	16	Gallus

45. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonntag	29	**19.n.Trin.**	♐	Narciſſus. ſteht als	17	**19.n.Trin.**
Mont.	30	Theoneſt	♐	Abendſtern tief in der	18	Luc. Ev.
Dienſt.	31	Wolfg. ¼	♐	Abenddämmerung.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

nnerſtag den 5. Oktober um halb 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
nnerſtag den 12. Oktober kurz vor halb 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.
nnerſtag den 19. Oktober kurz vor 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
tag den 27. Oktober um 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Verſöhnungsfeſt den 7. Oktober und die erſten Tage es Laubhüttenfeſtes den 12. und 13., das Ende ihres Laubhüttenfeſtes den und die Geſetzfreude den 20. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
n 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 24 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

☾ Afg. U.	☾ Afg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T
		Abds.		
		7	43	1
[illegible]		8	17	2
		8	57	3
		9	43	4
		10	36	5
		11	34	6
		Morg.		7
		12	30	8
		1	49	9
		3	4	10
Abds.		4	21	11
5	27	5	40	12
6	1			13
6	38			14
7	21	[illegible]		15
8	11			16
9	8			17
10	9			18
11	15			19
Morg.				20
12	22			21
1	28			22
2	33			23
3	38			24
4	42	Abds.		25
5	45	4	49	26
6	48	5	14	27
		5	43	28
[illegible]		6	16	29
		6	51	30
		7	37	31

Ein Spruch von Sonſt.

Frieden laßt im Innern walten
Und Zufriedenheit im Haus;
Könnt Ihr ſo Euch ſelbſt behalten,
Macht Ihr's mit der Welt ſchon aus!

Erfahrungen.

Wer das Erlernte nicht thätig anwenden will oder wenden kann, iſt bei allem Streben nichts als ein mit ſſen prunkender Müßiggänger.

Das Reichthun iſt gefährlicher als der Reichthum; n dieſem iſt's zuweilen, bei jenem niemals auszuhalten. Der Reichthum kann widerwärtig werden durch Vornehmthun, das Reichthun iſt aber noch viel widerwärtiger s jene Vornehmthuerei, weil hier der Schein doch etwas, rt aber gar nichts hinter ſich hat.

Das eigentliche Leben begründet ſich in dem Vorhaben, mer lernen, in der Erkenntniß fortſchreiten zu wollen, und Erwerbe und dem ſteten Verjüngen der Fähigkeit, dies zu nnen.

Die rare Sorte.

„Sagt mir doch einmal, Gevatter Schneller,
Was habt Ihr für Sorten in Euerm Keller?“
„Von Weinen bezieh' ich an tauſend Sorten
Aus allen weinproduzirenden Orten, —
Wählt nach Belieben — ich ſchenk' Euch ein!“
„Nun bringt mir doch 'mal 'nen reinen Wein,
Das ſoll jezt die rarſte Sorte ſeyn.“

Oktober-Bildchen.

Der Wein-Gott hält ſeinen Einzug! — Der Eine macht ihn ſich zum Teufel, der die Seele holt und den Körper zu Boden ſtürzt; der Andere flieht ihn: es iſt ein Mäßigkeiter, mäßig in ſeinen Beſchränkungen. König Karl II war einſt bei dem Lord-Mayor zu ſch und ließ ſich's wohl ſeyn. Endlich wollt' er fort, da rief ihm der durch und durch e Wirth zu: „Bei'm Satan, König, Du mußt noch eine Flaſche mit mir leeren!“ — und der König ſezte ſich wieder, mit Lächeln ausrufend: „Wohl, ich gehorche, denn n froher Menſch iſt mehr als König!“ — Ein froher Menſch iſt Herr der Herren — nn er ſich ſelber Herr iſt; der Trunkenbold aber iſt Knecht aller Laſter. Drum trinke der mit Humor; — und der war nie ein Praſſer, er hält auch aus bei Waſſer

1848.
November.

Alter.
Oktober.

Mittw.	1	**All. Heil.**	♑	♀ iſt als Abendſtern eine	20	Wendelin
Donn.	2	All. Seel.	♑	halbe Stunde ſichtbar. ♂	21	Urſula
Freit.	3	Hubert	♒	🌗 iſt in dieſem Monat	22	Cordula
Sonn.	4	Karl Bor.	♒	6. 30′ V. nicht ſichtbar,	23	Severin

46. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonntag	5	20. n. **Trin.**	♒	Zach. da er kurz vorher	24	20. n. **Trin.**
Mont.	6	Leonhard	♓	in der Zuſammenkunft mit	25	Raphael
Dienſt.	7	Engelbert	♓	☾ in ☋. der Sonne geweſen.	26	Amandus
Mittw.	8	Gottfried	♈	☿ geht in der untern Con-	27	Sabina
Donn.	9	Theodor	♈	Unt. ☌ ☿ ☉. junktion über	28	Sim. Jud.
Freit.	10	Martin P.	♉	🌕 die Sonnenſcheibe	29	Narciſſus
Sonn.	11	Martin B.	♉	2. 3′ V. ☾ Erdn. hin-	30	Theoneſt

47. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonntag	12	21. n. **Trin.**	♊	Kunibert. weg. ♃ ſteht	31	21. n. **Trin.**
Mont.	13	Staniſl.	♊	um 6 Uhr Morgens im	1	**Nov. A. H.**
Dienſt.	14	Levin	♋	Süden und geht um halb	2	All. Seel.
Mittw.	15	Leopold	♋	11 Uhr Abends auf. ♄	3	Hubert
Donn.	16	Edmund	♌	ſteht um halb 8 Uhr	4	Karl Bor.
Freit.	17	Gertrud	♌	🌓 7. 14′ N. Abends im	5	Zacharias
Sonn.	18	Marimus	♍	Süden u. geht um 1 Uhr	6	Leonhard

48. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	19	22. n. **Trin.**	♍	Eliſabeth. ☾ in ☊. Morg.	7	22. n. **Trin.**
Mont.	20	Simplic.	♍	unter. ♅ culminirt um 9 U.	8	Gottfried
Dienſt.	21	**Mar. Opf.**	♎	♄ rechtl. Ab. u. geht gegen	9	Theodor
Mittw.	22	Cäcilia	♎	4 U. Morg. unter. ☿ iſt am	10	Martin P.
Donn.	23	Clemens	♏	25ſten mehr als 3 Viertelſt.	11	Martin B.
Freit.	24	Joh. v. Kr.	♏	🌑 ☾ Erdf. am Morgen-	12	Kunibert
Sonn.	25	Katharina	♏	9. 75′ N. himmel	13	Staniſl.

49. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonntag	26	23. n. **Trin.**	♐	**Feier zum Gedächtniſs der**	14	23. n. **Trin.**
Mont.	27	Bithildis	♐	**Geſtorben.** ☿ größte weſtl.	15	Leopold
Dienſt.	28	Günther	♑	Ausweich. ſichtbar. Er	16	Edmund
Mittw.	29	Saturnin	♑	geht um drei Viertel auf	17	Gertrud
Donn.	30	Andr. Ap.	♑	6 Uhr auf.	18	Marimus

Monds- und Zeit-Wechsel.

nabend den 4. November um halb 7 Uhr Morgens das erste Viertel.
nnabend den 11. November kurz nach 2 Uhr Morgens der volle Mond.
itag den 17. November 1 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
nnabend den 25. November kurz vor 10 Uhr Abends der neue Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 7	7 11	4 16	14 53
21	8 36	7 26	4 5	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Bei Tage.	Abds. 8 27	1
	9 23	2
	10 24	3
	11 30	4
	Morg.	5
	12 40	6
	1 53	7
	3 9	8
Abds.	4 28	9
4 29	5 49	10
5 20	7 10	11
5 58	Bei Nacht.	12
6 53		13
7 55		14
9 1		15
10 10		16
11 18		17
Morg.		18
12 25		19
1 31		20
2 34		21
3 37		22
4 40		23
5 41	Abds.	24
6 42	4 17	25
Bei Tage.	4 53	26
	5 35	27
	6 22	28
	7 16	29
	8 14	30

Von Nachtwächtern.

Nachtwächter giebt es, ſo verbiſſen,
Daß Tag und Nacht, auf Schrei'n erpicht,
Sie immer nur zu ſchreien wiſſen:
Bewahrt das Volk vor allem Licht!

Neue Bücher.

„Der Himmelsriemen. Beſchreibung einer neu erfun- nen und patentirten Vorrichtung, die Augen ſtets nach en verdreht zu erhalten. Von Cöleſtin Nunx, geweſe- n Ober-Küſter zu Ubiquinque.“

„Nach Texas! Ein Rathgeber und Hülfsbuch von Einem, der ſich ſelber nicht zu rathen und zu helfen weiß.“

„Gebratene Tauben, oder: Tiſchlein decke dich! Hundert nz neue ſchöne Lieder, kurz vor dem Verhungern zu ſingen, us dem „Neuen Paradiesgärtlein“ beſonders abgedruckt.“

„Ueber die Pantoffeln im Alterthum überhaupt und über ie Pantoffeln der Omphale insbeſondere. Ein Vortrag, ge- alten im Hammelburger wiſſenſchaftlichen Verein und auf erlangen in Druck gegeben. Mit dem Motto: „Die Sach' t nicht der Rede werth, der Vortrag aber grundgelehrt.“

„Dolch, Gift und Peſtilenz. Ein Roman aus dem eufundländiſchen des Schmadderer, überſetzt von Sudler nd verlegt von dem vaterländiſchen Volksſchriften-Verein um Beſten des Verlegers.“

November-Bildchen.

Der Exercir-Monat iſt da und Viele müſſen ihn als ſolchen anerkennen, dürfen's en freiwillig oder unfreiwillig thun. Unſre Leutchen ſtrecken alle das linke Bein nach em Heldenthum aus, das aber in Friedenszeit nicht zu erreichen iſt. Nun, es dient enfalls zur Abhärtung, und die kleine Großſprecherei: man habe ſich Wind um die ſe wehen laſſen, gewinnt doch einigen Grund. Daß man lernt, was Gehorſam iſt, ag man in dieſer Zeit auch als einen Werth anſchlagen, und bei dem kleinen Dienſt n den großen zu denken, den man der Welt dereinſt leiſten will, wird Keinem verwehrt ls immer friſch hingearbeitet auf Parade, Revüe, Manoeuvre, Bivouak und wie ch ſonſt die Fremdwörter bei den deutſchen Kriegern lauten; — nehmt den Humor e mit, hält's Leben gleichen Schritt!

1848.
Dezember.

Alter.
November.

Freit.	1 Eligius	♒	♀ iſt als **Abendſtern** ein	19 Eliſabeth
Sonn.	2 Balbina	♒	und eine halbe St. ſichtbar.	20 Simplic.

50. Von Chriſti Einzug in Jeruſalem, Matth. 21. Ev. Röm. 13.

Sonntag	3 **1. Advent**	♓	☽ 8. 33′ N. Franz Xav.	21 **24. Tr. M.**
Mont.	4 Barbara	♓	☾ in ♌. ♅ culminirt	22 Cäcilia
Dienſt.	5 Criſpina	♈	um 8 Uhr Abends und	23 Clemens
Mittw.	6 Nicolaus	♈	geht nach halb 3 Uhr	24 Joh. v. Kr.
Donn.	7 Ambroſius	♉	Morgens unter.	25 Katharina
Freit.	8 **M. Empf.**	♉	♂ in ♐. ♃ geht in	26 Konrad
Sonn.	9 Leocadia	♊	☾ Erdn. der Mitte des	27 Bithildis

51. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ev. Röm. 15.

Sonntag	10 **2. Advent**	♊	○ 12. 11′ M. Judith.	28 **1. Advent**
Mont.	11 Damaſus	♋	Monats um halb	29 Saturnin
Dienſt.	12 Epimachus	♋	9 Uhr Abends auf und	30 Andr. Ap.
Mittw.	13 Lucia	♌	ſteht um 4 Uhr Morgens im	1 **Dez.** Elig.
Donn.	14 Nicaſius	♌	Süden. ☿ iſt in der Mitte	2 Balbina
Freit.	15 Euſebius	♍	des Monats nicht mehr	3 Franz Xav.
Sonn.	16 Adelheid	♍	☾ in ♌. ſichtbar. ♄ cul-	4 Barbara

52. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ev. 1. Cor. 4.

Sonntag	17 **3. Advent**	♍	☾ 11. 40′ V. Lazarus.	5 **2. Advent**
Mont.	18 Wunibald	♎	minirt in der Abend-	6 Nicolaus
Dienſt.	19 Nemeſius	♎	dämmerung und geht um	7 Ambroſius
Mittw.	20 **Quat.** †	♏	Julius. 11 Uhr Abends	8 **M. Empf.**
Donn.	21 Th. Ap.	♏	☉ in ♑. Winters Anfang.	9 Leocadia
Freit.	22 Greg. Sp †	♏	☾ Erdf. Kürzſter Tag.	10 Judith
Sonn.	23 Dagobert †	♐	unter. ♂ kommt als ein	11 Damaſus

53. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ev. Phil. 4.

Sonntag	24 **4. Advent**	♐	Adam, E. unſcheinbarer	12 **3. Advent**
Mont.	25 **H. Chriſtt.**	♑	● 4. 59′ N. Stern am	13 Lucia
Dienſt.	26 **Stephan**	♑	♅ rechtl. Morgen-	14 Nicaſius
Mittw.	27 **Joh. Ev.**	♑	himmel zum Vorſchein und	15 **Quat.**
Donn.	28 Unſch. K.	♒	geht um halb 7 Uhr Morg.	16 Adelheid
Freit.	29 Thom. E.	♒	auf. ♀ iſt als Abendſtern 3	17 Lazarus
Sonn.	30 David	♓	Stunden hindurch ſicht-	18 Wunibald

1. Von Simeon und Hanna, Luc 2. Ev. Gal. 4.

Sonntag	31 n. **Chriſtt.**	♓	Sylveſter. ☾ in ♉. bar.	19 **4. Advent**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 3. Dezember kurz nach halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 10. Dezember bald nach Mittag der volle Mond.
Sonntag den 17. Dezember etwas über eine Viertelſtunde vor Mittag das letzte Viertel.
Montag den 25. Dezember kurz vor 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Tempelweihe der Juden am 20. Dezember.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 14 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 46 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 53	8 2	3 54	16 7

☾Afg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
	Abds. 9 17	1
Bei Tage	10 24	2
	11 34	3
	Morg.	4
	12 47	5
	2 1	6
	3 19	7
	4 37	8
Abds.	5 57	9
4 33	7 12	10
5 32		11
6 38		12
7 49		13
9 0		14
10 10	Bei Tage	15
11 18		16
Morg.		17
12 24		18
1 28		19
2 31		20
3 32		21
4 33		22
5 33		23
6 29	Abds.	24
7 23	4 18	25
	5 10	26
Bei Tage	6 7	27
	7 10	28
	8 16	29
	9 24	30
	10 34	31

Von Mode-Damen.

Leicht und reizend, ſchmuck gebaut!
„Ja, das hat man mir geſagt!"
Schöne Züge, feine Haut!
„Auch das hat man mir geſagt!"
In der Liebe wandelfrei!
„Hat man mir das auch geſagt?"
Bis zum Tod' als Gattin treu!
„Das hat man mir nicht geſagt!"

Neue Bücher.

„Kritik der reinen Unvernunft, von **Kant** dem Jüngern. Der Ertrag iſt zum Beſten eines neu zu begründenden Spitals für unheilbare Rückſchrittler beſtimmt."

„Die abgedankte Vernunft. Eine Komödie mit einem Nachſpiel: Der Triumph des Buchſtabens."

„Geiſt iſt Gift! Ein Vortrag, gehalten am Stiftungsfeſt der Sparlicht-Geſellſchaft in Ubivis und auf Verlangen in Druck gegeben von **Dunkler**, beſtändigem Sekretair der Geſellſchaft. Beigedruckt iſt eine, von der Akademie daſelbſt mit dem großen Preiſe gekrönte Abhandlung deſſelben über die egyptiſche Finſterniß."

Erfüllung.

Giebt's Leben Sorgen dir,
Und geben Sorgen Liebe,
So wüßt' ich nichts, was hier
Zu wünſchen übrig bliebe.

Dezember-Bildchen.

Der echte Humor wurzelt im Ernſt und mit ihm ſchließen wir, wenn wir uns an Urſprung und Sinn des Weihnacht-Feſtes halten. Laſſen wir nur nicht ab von der Kindlichkeit, dann geht uns gewiß bei geringem Leid nicht die gute Laune, bei gewichtigem nicht die Hoffnung aus. Nie entſchwinde unſerm Gedächtniß der Spruch: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nimmer in's Himmelreich kommen"; — ſo euch aber nicht die Kindlichkeit entkommt, bleibt ihr im Himmelreich! Hat doch jeder Tag ſeine Wonnen und Gaben, wenn man ſie nur zu empfangen weiß, nicht allzeit Anderes begehrt, als er darbietet. Denn das iſt's, was aus dem Paradieſe trieb und immer wieder aus ihm treibt. Begleit' uns alſo fort und fort die Kindlichkeit; — denn nur aus kindlichem Gemüthe erzieht Humor ſich echte Blüthe! Gß.

Zeitrechnung des Jahres 1848.

Das gegenwärtige 1848ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder von 52 Wochen und zwei Tagen, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1847 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 23. April und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf den 11. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach beiden Kalendern an gleichen Tagen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 11 Uhr 38 Minuten Morgens. Der Sommer am 21. Juni um 8 Uhr 34 Minuten Morgens. Der Herbſt am 22. September um 10 Uhr 39 Minuten Abends. Der Winter am 21. Dezember um 4 Uhr 20 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahr ſechs Finſterniſſe, vier an der Sonne und zwei am Monde, wovon nur die beiden Mondfinſterniſſe hier ſichtbar ſeyn werden. Außerdem aber verfinſtert auch Merkur die Sonne oder zeigt ſich als eine kleine ſchwarze Scheibe auf der Sonne.

Die erſte partiale Sonnenfinſterniß findet am 5. März Nachmittags ſtatt. Sie wird nur in den nördlichen Polargegenden ſichtbar ſeyn.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine totale, welche ihrem ganzen Verlaufe nach in Europa, Aſien und Afrika ſichtbar ſeyn wird, theilweiſe in Auſtralien und Amerika. Ihr Anfang erfolgt zu Köln den 19. März um 7 Uhr 43 Minuten Abends mittlerer Kölner Zeit, der Anfang der totalen um 8 Uhr 49 Minuten, die Mitte der Finſterniß tritt ein um 9 Uhr 39 Minuten, das Ende der totalen Verfinſterung um 10 Uhr 30 Minuten und das Ende der ganzen Verfinſterung am 19. März um 11 Uhr 36 Minuten Abends mittlerer Kölner Zeit.

Die zweite Sonnenfinſterniß findet in der Nacht vom 3. zum 4. April ſtatt. Sie wird nur im ſüdlichen Theile des großen Oceans ſichtbar ſeyn, ohne daß ein bekannter Continent etwas von ihr ſieht.

Die dritte äußerſt kleine Sonnenfinſterniß findet am 28. Auguſt in den Abendſtunden ſtatt. Sie wird ebenfalls nur in den ſüdlichen Theilen des großen Oceans ſichtbar ſeyn.

Die zweite Mondfinſterniß, ebenfalls eine totale, trifft am 13. September in den Morgenſtunden ein. Nur der Anfang der Finſterniß überhaupt wird in Köln um 4 Uhr 59 Minuten Morgens, 32 Minuten vor Untergang des Mondes, ſichtbar ſeyn.

Die vierte partiale Sonnenfinſterniß findet ſtatt am 27. September in den Vormittagsſtunden. Sie wird nur im nordöſtlichſten Theile Europa's und dem größten Theile von Aſien ſichtbar ſeyn.

Merkur tritt am 9. November in die Sonnenſcheibe ein und durchläuft ſie ſo, daß er 3 Minuten nördlich vom Centrum vorübergeht, etwa um den zwölften Theil des Durchmeſſers der Sonnenſcheibe. Mit bloßem Auge wird er indeſſen nicht auf ihr ſichtbar ſeyn. Der Eintritt ſeines Centrums erfolgt zu Köln am öſtlichen Sonnenrande 30 Minuten vor Mittag. Die Sonne geht unter, während er ſich auf ihr befindet. Er verläßt ſie erſt um 4 Uhr 53 Minuten Abends, oder nach Sonnenuntergang 33 Minuten.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1848.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Seine Elemente ſind noch nicht genau genug ermittelt, um ſeinen Lauf mit Beſtimmtheit angeben zu können. Indeſſen wird er etwa im Auguſt um Mitternacht im Süden der Sonne gegenüber ſtehen, im Sternbilde des Steinbocks.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich im Anfange des Jahres am Ende der Abenddämmerung im Süden und dann in den erſten Monaten des Jahres am Abendhimmel. Am 7. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er mehrere Monate verborgen bleibt. Am Ende des Junius erſcheint er um Mitternacht am Oſthimmel, wo er jedoch als ein Stern fünfter bis ſechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen ſeyn wird. Erſt nach Aufhören der nächtlichen Dämmerung um die Mitte des Septembers iſt er am Morgenhimmel leichter zu erkennen. Am 13. Oktober ſteht er im 20ſten Grade des Widders, nordweſtlich von dem Stern dritter bis vierter Größe, ε in den Fiſchen, der Sonne gegenüber, um Mitternacht in Süden und iſt dann mit unbewaffneten, ſcharfen Augen leicht wahrzunehmen. Am Schluſſe des Jahres, wo er wieder rechtläufig geworden iſt, geht er um 1 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfange des Jahres in der Abenddämmerung ſichtbar. Den 5. März kommt er in Conjunktion mit der Sonne, in deren Strahlen er bis Anfang Mai verborgen bleibt. Er erſcheint dann in der Morgendämmerung und geht immer früher in der Nacht auf. Den 11 September ſteht er im 22ſten Grade der Fiſche, nordweſtlich von dem Stern dritter bis vierter Größe, ι im Wallfiſch um Mitternacht in Süden und iſt die ganze Nacht über dem Horizont. Nachher culminirt er in den Abendſtunden, als den 12. Oktober um 10 Uhr, den 11 November um 8 Uhr und am Ende des Jahres kurz vor Anbruch der Nacht.

Jupiter.

Jupiter ſteht am 6. Januar im 15ten Grade des Krebſes, ſüdlich unter den hellen Sternen Caſtor und Pollux der Zwillinge um Mitternacht in Süden, und iſt die ganze Nacht über dem Horizont. Nachher culminirt er in den Abendſtunden, am 3. Februar um 10 Uhr, am 5 März um 8 Uhr. In der Mitte des Juni wird er in der Abenddämmerung unſichtbar und kommt dann am 21. Juli zur Sonne, in deren Strahlen er faſt einen Monat unſichtbar bleibt. In der letzten Hälfte des Auguſts wird er in der Morgendämmerung wieder ſichtbar und culminirt ſpäter ſichtbar am 14. November um 6 Uhr Morgens, am 1. Dezember um 5 Uhr Morgens, am 31. Dezember um 3 Uhr Morgens.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa.

Dieſe fünf Planeten, die man unter dem gemeinſchaftlichen Namen Aſteroiden zuſammen begreift, füllen eine längſt bemerkte Lücke in unſerem Sonnenſyſtem zwiſchen dem Jupiter und dem Mars aus. Sie ſind erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am erſten Tage deſſelben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal bei Bremen; Veſta am 28. März 1807 wieder von Herrn Doktor Olbers; Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Hencke in Drieſen. Sie ſind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars culminirt als ein heller Stern am Anfange des Jahres faſt 2 Stunden nach Ende der Abenddämmerung. Am 13. Januar um 7 Uhr Abends, am 10. Februar um 6 Uhr Abends. Er zeigt ſich dann am Abendhimmel, wobei er an Lichtſtärke immer abnimmt, und geht immer ſpäter und früher unter. Am 8. Februar um 2 Uhr Morgens, am 10 April um 1 Uhr Morgens, am 17. Mai um Mitternacht, wobei er ſchon zu einem unſcheinbaren Sterne herabgeſunken iſt, während er die Zeichen des Stiers, der Zwillinge, des Krebſes durchläuft. Am Ende des Juni wird er in der Abenddämmerung unſichtbar, kommt am 16. Oktober zur Sonne und bleibt den übrigen Theil des Jahres hindurch, von den Sonnenſtrahlen verdeckt, unſichtbar, da er erſt in den letzten Tagen des Dezembers, kurz vor Anfang der Morgendämmerung, aufzugehen anfängt.

Venus.

Dieſer Planet hatte am 14. Dezember des vergangenen Jahres ſeine größte weſtliche Ausweichung erreicht, und zeigt ſich daher am Morgenhimmel als Morgenſtern. Er geht am Beginn des Jahres am früheſten vor Anfang der Morgendämmerung auf, etwas mehr als drei Stunden, nachher immer ſpäter und ſpäter. Am Ende Januar iſt er noch zwei Stunden ſichtbar, gegen Ende Februar kaum noch eine Stunde. Ende März verliert er ſich in der Morgendämmerung. Während des April, Mai und Juni iſt er nicht ſichtbar, da er mit dem Ende der Morgendämmerung aufgeht und vor Untergang der Sonne untergeht. Am 22. Juli gelangt er zu ſeiner oberen Conjunktion mit der Sonne und erſcheint erſt Anfang Oktober als Abendſtern tief in der Abenddämmerung. Nur ſehr langſam fängt er an ſpäter als das Ende der Abenddämmerung im Oktober unterzugehen, Ende Oktober etwa eine halbe Stunde. Während des November verweilt er länger am Abendhimmel, ſo daß er Ende November anderthalb Stunden ſichtbar bleibt. Am Ende des Dezember zeigt er ſich am längſten; drei Stunden hindurch am Abendhimmel.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander ſichtbar; in dieſem Jahr drei Mal. Zuerſt am 27. Februar kurz nach der größten öſtlichen Ausweichung im Sternbilde der Fiſche zeigt er ſich, da er um ein Viertel auf 8 Uhr untergeht, faſt drei Viertelſtunden lang in der Dämmerung. Noch kürzere Zeit iſt er am 11. Auguſt, nach der größten weſtlichen Ausweichung, im Sternbilde des Krebſes in der hellen Morgendämmerung zu ſehen, da er um 3 Uhr aufgeht und 28 Minuten über dem Horizont iſt, ehe die Helligkeit der Dämmerung ihn ganz verſchwinden macht. Am vortheilhafteſten wird er am 25. November, kurz vor der größten weſtlichen Ausweichung, zu ſehen ſeyn, nördlich über dem Stern zweiter bis dritter Größe, α in der Wage, wo er 53 Minuten über dem Horizont bleibt, bis die Helligkeit der Dämmerung ihn verſchwinden macht. Er geht um 5 Uhr 40 Minuten dann auf.

Genealogie des Königl. Preuſsiſchen Hauſes

und

die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps ꝛc., vermählt den 11 Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2] Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, commandirender General des vierten Armee-Corps ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regim. ꝛc. 2] Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant ꝛc., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 3] Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Major ꝛc. 2] Friedrich Wilhelm George Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Premier-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vaters-Bruder des Königs: Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., Wittwer 14. April 1846 von Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, erſter General-Inſpecteur der Artillerie ꝛc. 2] Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, General-Major ꝛc. 4] Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit Auguſte Friederike Esperance, Prinzeſſin von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Maria Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl Auguſt, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Thereſe Charlotte Luiſe Friederike Amalie, Schweſter des Herzogs von Sachſen-Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joſeph, Kronprinz, geb. 28. Nov.

Mil. 2. Die Erbgroßherzogin von Heſſen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König n Griechenland. 4. Luitpold Karl Joſeph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Herzogin von Modena. 6. Hildegarde Luiſe Charlotte Thereſe Friederike, Gemahlin es Erzherzogs Albrecht von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalie, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Auguſt 1832 mit Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp ria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Kinder: 1. Alphons Pedro Chriſtian Leopold Philipp Eugen Michael Gabriel Raphael Gonzaga, Kronprinz, geb. 23. Febr. 1845. 2. Iſabelle Chriſtine Leopoldine Auguſte, Michael Gabriel Raphael Gonzaga, geb. 29. Juli 1846.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Chriſtian VIII Friedrich, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Caroline Amalie, Schweſter des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erſter Ehe: Friedrich Karl Chriſtian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen Ferdinand Georg von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpenſier, geb. 31. Juli 1824. — Des verſtorbenen Herzogs von Orleans älteſter Sohn: Ludwig Philipp Albert, Kronprinz, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. br. 1840 mit Albrecht Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſenburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. Alfred Ernſt Albert, Herzog von York, geb. 6. Aug. 1844. 5. Helena Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Wilhelm II, Kurfürſt, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von lda, Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguſte Friederike Chriſtine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent ſeit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende erzogin von Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 n Wilhelmine Luiſe, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erboßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Chriſtian Georg Friedrich Emil, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. Auguſt 1824.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von beck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von Cäcilie, Tochter des vormaligen Königs n Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechennd. 2. Eliſabeth Marie Friederike, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845. 4. Eugen Maximilianowitſch, geb. 8. Februar 1847.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie Thereſe, Tochter des verſt. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Mariane, geb. 10. Jan. 1821, geſchieden 30. Septbr. 1846 von dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio.

Franz Ferdinand Geminian, geb. 1. Juni 1819, Herzog, reg. 20. Jan. 1846, verm. 30 März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs von Bayern, geb. 19 März 1823.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, Wittwer 28. Jan. 1845 von der Großfürſtin Eliſabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürſten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſis Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonſo Maria, Graf von Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunciata Iſabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Gaetan Maria Friedrich, geb. 13. Januar 1846.

Niederlande.

Wilhelm II Friedrich Georg Ludwig, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anna Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konſtantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie Anne Caroline Pia, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma, Piacenza und Guaſtalla.

Marie Luiſe, Erzherzogin, Schweſter des Kaiſers von Oeſterreich, Herzogin, geb. 12 Dez. 1791, Wittwe 5. Mai 1821 des Kaiſers der Franzoſen Napoleon, reg. 30. Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 18. Febr. 1845. 6. Fernando von Braganza-Bourbon, geb. 23. Juli 1846.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitſch Ceſarewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konſtantin Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18 Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit **Marie** Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit **Marie** Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786 — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23 März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit **Amalie** Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Töchter: 1. Die Kronprinzeſſin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike **Thereſe** Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. **Eliſabeth** Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. **Alexandra** Friederike Henriette Pauline Mariane Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt **Ernſt** Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29 Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert Amadeus, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit **Thereſe** Marie Franziska, Schweſter des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. **Victor Emanuel**, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. **Ferdinand** Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Auguſte, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz **Guſtav** Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. **Oskar** Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. **Charlotte Eugenie** Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolas **Auguſt**, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Marie Chriſtine, Schweſter des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII ſeit 29 Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie **Iſabella** Luiſe, geb. 10. Okt. 1830. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Montpenſier, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19 Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria **Iſabella**, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Johanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Luiſe Annunciata, geb. 30. Okt. 1845.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 19. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11 Juli. — Söhne: 1. Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842. 3. Mehemed Reſchad, geb. 11. Dez. 1846.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Kronprinzen der Niederlande, geb. 17. Juni 1818. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. **Auguſte** Wilhelmine Henriette, geb. 4 Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Die glückliche Stunde.

Der Dämmerung Schatten,
Des Waldlaubes Grün,
Das Girren der Taube,
Des Hagedorns Blüh'n,
Die blumigen Höhen
Am Bach in der Runde,
Und's Liebchen zur Seite,
Schafft glückliche Stunde.

Ein heiteres Weibchen
Im Haus, nett und rein,
Bei ſpielenden Kindern,
Noch ſchwätzend ſo fein,
Und lohnende Arbeit,
Bei der ich geſunde:
Da bringt jede Zeit mir
Die glückliche Stunde.

Ihr fröſtelnden Herzen,
Ihr Knechte der Welt,
Nicht werbend um Liebe,
Um Glanz nur und Geld,
Ihr ſeyd nur mit Sorgen
Und Reichthum im Bunde:
Euch flieht das Entzücken
Der glücklichen Stunde!

Bertram.

Der Brunnen der Wahrheit.

Als die Welt noch in ihrer Kindheit war, wohnte die Wahrheit in einem Brunnen, aus welchem Jeder ſchöpfen konnte, und er hatte ſo großen Ruf, daß anderes Waſſer als ſeines gar nicht in Gebrauch kam. Die Menſchen tranken es, badeten in ihm, kochten und wuſchen damit in unbekümmerter Zufriedenheit. Als die Welt älter wurde, kamen die Puppen der Schurken, die eitlen Narren, und ſchwuren: das Waſſer werde von Tage zu Tage ſchlechter, ungenießbar und ſchädlich allem Leben auf Erden; ſie nannten es unrein, bitter, hirn- und blutvergiftend. Da wollten die Menſchen nicht mehr davon trinken, nichts mehr damit reinigen; keine Hausfrau bracht' es ferner auf den Herd. Vornehme Leute, die des Spaßes wegen zuweilen noch durch luſtige Perſonen ſich ihren Wein mit jenem Waſſer verdünnen ließen, fanden bald, es mache ihnen Kopfſchmerz, verwehrten nun auch den ſeltenen Gebrauch und belohnten und ſchmückten Jeden, der Nachtheiliges von dem verwünſchten Brunnen zu ſagen wußte. Weil das nun fort und fort geſchah, auf Erden aber Einer dem Andern ſtets Alles nachſchwatzt und nachthut, gab es bald nur noch ſehr Wenige, die das Waſſer dieſes Brunnens nicht widrig und gallenbitter fanden. Darauf kamen die Leute zuſammen, hielten allgemeinen Rath und beſchloſſen, die Wahrheit daraus zu vertreiben; denn einige alte Erzſchelme verſicherten: ſie hätten eine ſelige Zeit gekannt, wo der Brunnen rein und heilſam geweſen, doch habe damals allerdings die Wahrheit nicht darin wohnen dürfen; ſie und nur ſie allein hätte ihn ſo entſetzlich verderbt! — Da wurde denn nach langer, unausgeſetzter, aber möglichſt geheim gehaltener Bemühung die Wahrheit bei den Haaren herausgezogen und nackt und hülflos von dannen getrieben, daß ſie ein Obdach ſuche, wo ſie könne. Sie aber konnte und durfte ſo, in ihrer nackten und natürlichen Geſtalt, nirgends erſcheinen und nur in erbetteltem oder verſtellendem Kleide trat ſie zuweilen an's Licht. Jenem Brunnen aber ließ man doch ihren Namen, und ſo haben mitunter die Menſchen ſeit Jahrtauſenden, immer jedoch unter ſtrenger Bewachung, aus dem vermeintlichen Brunnen der Wahrheit geſchöpft, nur daß die Wahrheit nicht darinnen war. Zuweilen kommt ſie freilich, wenn die Wächter ſich in voller Sicherheit fühlen und deshalb bei Freudenfeſten jubeln und nach dem Jubeln ſchlafen, in ihren alten Aufenthalts-Ort zurück; dann aber geht der alte Lärm und die Verjagung, in der man nach und nach viel geübter wurde als ſonſt, immer wieder vor ſich; ja man treibt wohl gar die Wahrheit ſo in die Enge, daß ſie nur noch hier oder dort in einem Tintenfaß Raum finden, und wer dann daraus ſchreibt, der mag ſich wahren, daß es ihm nicht übel ergehe. — r.

Ueber groſse und kleine Bücher.

Ein großes Buch iſt wie ein See: man kann da die ganze Nacht fiſchen und nichts fangen; ein kleines wie ein Bach, den man abgeleitet hat: da darf man oft nur zugreifen. — Es gehört viel Geduld dazu, ein großes Buch zu ſchreiben, meiſt aber mehr Verſtand zu einem kleinen. — Große Bücher werden jetzt ſelten geleſen, viel öfter die kleinen;

dieſe werden oft mißverſtanden, aber ſie erregen die Theilnahme, was vielen großen Büchern nicht gelingt. — Man würde weniger breit ſchreiben, wenn man mehr und vertraulicher zuſammenlebte. Die Bücher ſind Unterhaltungen mit dem Volke. Wer kann Einen ausſtehen, der Tage lang das Wort allein führen will? — Die Wahrheit hat einen Brennpunkt wie die Sonne: je kleiner, deſto wirkſamer. — Warum wollt ihr große Bücher ſchreiben, damit ein Anderer komme und den Geiſt aus zehn Theilen in fünf Seiten faſſe? Könnt ihr nicht ſelbſt den Geiſt zur Schärfe zuſammendrängen? — Schriftſteller, laßt euch warnen vor großen Büchern, wenn ihr geleſen ſeyn wollt! Man vergißt euch zwar nicht ſo leicht, denn ihr hängt an uns wie der Klotz am Gefangenen; aber man ſchleppt euch ungern. Habt ihr viel auf dem Herzen, ſo kommt deſto öfter. Geht Eines nicht zur Ewigkeit, ſo geht das Andere — und geht Keins — nun, dann beſtätigt ihr wenigſtens eine ewige Wahrheit, die nämlich: daß Alles vergänglich iſt! Js.

Gute Reliquien.

Es zieht ein Burſch nach Jena hin,
Mit klaren Augen, reinem Sinn,
Den Beutel voll, das Ränzel ſchwer,
Kommt grad' vom Elternhauſe her. —
Ihr meint, daß bei der Burſchenſchaft
Er bald ſein Hab und Gut verpafft?
Nein, anders that der Burſche mein,
Der konnte allzeit fröhlich ſeyn,
Und hielt's bei Trinkgelag und Braus,
Bei Spiel und Raufen doch nicht aus.
Er ließ ſelbſt Mägdlein, jung und ſchön,
Ob er auch grüßt', vorüber geh'n;
Die Wangen blühten voll und rund,
Und Herz und Sinn blieb kerngeſund. —
Als nun die Zeit vorüber war,
Da fragte ihn die Burſchen-Schaar:
„Wer hat, Philiſter, dich bewahrt,
Sogar dir Thaler aufgeſpart?
Dein Kopf iſt voll, dein Ränzel ſchwer,
Bei uns iſt Kopf und Ränzel leer.“ —
Der Burſche ſprach: „Gar wohl bedacht,
Hab' ich Reliquien mitgebracht.
Seht hier im Buch die Locke weiß,
Die ſchnitt von ſeinem Haupt ein Greis.
Mein Sohn, ſprach er, im fernen Land
Bring' dieſem Haar nicht Schmach, nicht Schand'.
Dies Bildlein ſeht, von einer Maid,
Der ich mein ganzes Herz geweiht;
Die Maid verhieß mir höchſtes Glück,
Doch ſprach ſie: kehre gut zurück!
Das Dritte, Burſche, ſeht ihr nicht,
Das war im Dunkel ſtets mein Licht:

Der Segen war's vom Mütterlein,
Der hielt mir Herz und Sinne rein!"   A. v. F.

Der Affe als Schiedsrichter.

Ein Deutſcher hatte ſich in Amerika durch Milch-Verkauf ein Vermögen erworben, das er in zwei mit Goldſtücken gefüllten Beuteln bei ſich trug, als er ſich einſchiffte zur Rückkehr nach der Heimath. Am Bord des Schiffes zählte er ſein Geld nochmals und ein Affe ſah ihm dabei zu. Der Inhalt des erſten Beutels war gezählt, dieſer bei Seite geſtellt, und der andere ſollte nun an die Reihe kommen; da erwiſchte der Affe jenen und war im Nu damit auf der Maſtſpitze, öffnete dort den Beutel, beäugelte das ſchöne Gold und warf dann abwechſelnd ein Stück auf's Verdeck, eines in's Meer, bis nichts mehr zu vertheilen war. Der Beraubte hatte zuſehen müſſen und ſagte endlich: „In dem Affen ſteckt der Teufel; denn was vom Waſſer kam, gab er dem Waſſer, was von der Milch kam, gab er mir!" — Er wußte alſo, er habe die Milch zur Hälfte aus Waſſer beſtehen laſſen; — bei manchem Milchhändler von andern Orten hätte der Affe vielleicht zwei Drittheile des Erwerbs dem Waſſer zutheilen müſſen.

Aus unſerer und für unſere Zeit.

Den meiſten Menſchen iſt die Eigenliebe Anderer nur deshalb mißfällig, weil ſie der ihrigen im Wege ſteht.

Aus der Verbindung des Geiſtes mit dem Herzen entſteht die Vernunft. Was die Vernunft ſagt, iſt immer fromm; was die Vernunft gebietet, iſt immer gute That.

Die Thaten unſrer Zeit haben ſehr viele Enden und faſt gar keine Anfänge, wenn man nicht die und das Vorreden für Thaten nehmen will.

Von allem Berechnen der Menſchen hat ihr Rechnen auf die Zukunft die meiſten Fehler.

Die Einſamkeit iſt ein Himmel, wenn man die Liebe zu den Menſchen mit zu ihr bringt; ſie iſt eine Hölle, wenn man ſie ſucht aus Menſchenhaß.

Der „hiſtoriſche Fortſchritt" beſteht hauptſächlich darin, daß man bei Unwichtigem ein wenig mitgeht und bei Wichtigem immer das jetzige Jahrhundert auf das nächſte verweiſt.

Gelehrt nennt man unter Anderem gar oft auch ſolche Leute, die mit dem, was ſie lernten, nichts Rechtes anzufangen wiſſen, weshalb ſie den Satz: die Wiſſenſchaft müſſe nicht in's Leben, für das weiſeſte Orakel halten.

Jede Klage der Menſchheit als Geſammtes iſt für ſie eine Anklage, denn an jedem Verluſt, den ſie erlitt, iſt ihr Knechtſinn ſchuld.

Daß du das Gute thuſt, iſt nothwendig; wem es nützt, muß dir gleich ſeyn, und nützt es dir ſelbſt gar nicht oder am wenigſten, ſteigt der Werth des Guten um ſo höher, wie denn überhaupt ſchon das Gefühl der Uneigennützigkeit das Höchſte iſt, was der Menſch haben kann, das der Selbſtaufopferung ausgenommen.

Vergehen und Entſtehen, und im neuen Entſtehen ein Weiterfördern, das iſt bedingt in der Ordnung der Natur, die, was ſie einmal that, immer wiederholt. Was ſich nicht wiederholt, kann ſich nicht wiederholen, iſt auch niemals geſchehen und gehört durchaus der unhaltbaren Sage an.

Daß ein Menſch Geld und dadurch Macht und Einfluß habe, iſt jetzt die Hauptſache, und daß er wirklich ein Menſch ſey, war bisher noch zu jeder Zeit Nebenſache.

Daß die Rückſchrittler an Wunder glauben müſſen, iſt um ihres Zweckes willen unerläßlich: denn ſie wollen ja das Todte lebendig machen. C. Rienitz.

Ueberlegung und Entſchluſs.

Heut lockten mich die Liberalen,
Wie geſtern die Servilen;
Dort ſollt' ich ſtürmen, prahlen,
Hier will man mit mir ſpielen. —
Doch halt' ich mich von Beidem frei,
So droh'n mir Alle mit Geſchrei,
Denn unſre Zeit kennt nur Partei,
Trotz Prunk vom Liberalen!

Ich bin und bleib' indeß doch Einer,
Der Satz kann mich nicht trügen;
Und denkt wie ich nun Keiner,
Muß ich mir ſelbſt genügen. —
Giebt's rechts und links nur Wortgefecht,
So werd' ich keiner Anſicht Knecht,
Vermeinend: die Partei iſt echt,
Und hielte ſie nur Einer! Gtz.

Die faule Frömmigkeit.

Unter der Regierung Carl's II hatte ſich eine Geſellſchaft von Männern vereinigt, den Manzanares von Madrid an bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Tajo, und von dort bis Liſſabon ſchiffbar zu machen gegen einen mäßigen auf gewiſſe Jahre für die verſchifften Waaren zu erhebenden Zoll. Der hochweiſe Rath von Caſtilien nahm die Sache in hochweiſe Ueberlegung und nach langen Berathungen erklärte er: „Wenn es Gott beliebt hätte, dieſe Flüſſe ſchiffbar zu ſehen, würde er das ohne Beihülfe der Menſchen vollbracht haben. Da es nicht geſchehen, liegt klar zu Tage, daß er es nicht gewollt; es dennoch unternehmen, hieße die Beſchlüſſe der Vorſehung verletzen und aus Vorwitz verbeſſern, was der Allerhöchſte am Schöpfungswerk habe unvollkommen laſſen wollen.“ Der beſagte hochweiſe Rath handelte, wie es ſcheint, nach dem Dogma: „Seyd immer fromm und faul und haltet euer Maul; dann läßt ſich gut verwalten und Alles bleibt beim Alten!“

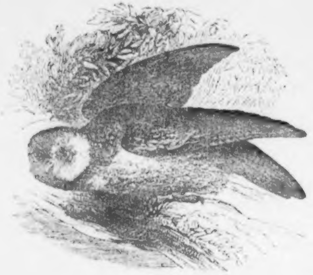
Geiſt und Herz.

Einſt wogen die geiſtreichen Frauen
Zuſammen ihren Werth:
Eine ganze volle Schaale
Sie ward damit beſchwert.

Da kam ein ſchlichtes Mägdlein
Und legte ihr Herz darauf,
Und ſieh, die eine Gabe
Wog all' die andern auf.
S. H. Moſenthal.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**
Mit mehr als hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen
Leitung gefertigt.



Laßt den Kauz nur kreiſchend ſchrei'n,
Wenn er irgend Licht entdecket,
Bis in ſpät're Nacht hinein
Immer voll'res Licht ihn ſchrecket;
Droh'n die Käuz' aus morſchen Trümmern
Schaarenweis mit Dämmerung,
Uns wird's nicht den Muth verkümmern
Auf der Bahn zu Strahl und Schwung!

1848.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

1

Der weſtphäliſche Friede.

(1648.)

Wollen wir die Bedeutung des vor nun zweihundert Jahren geſchloſſenen weſtphäliſchen Friedens in's Auge faſſen, ſo müſſen wir vor Allem noch einen kurzen Ueberblick des dreißigjährigen Krieges geben, dem jener Friede ein Ende machte. Der verheerendſte Krieg, welcher Deutſchland jemals betroffen, ging im Jahre 1618 von Böhmen aus und wälzte ſich mit furchtbaren Verwüſtungen durch alle Gaue des Reiches, bis die Erſchöpfung der ſtreitenden Parteien ihm ein Ziel ſetzte, die äußere Nothwendigkeit des Unvermögens, nicht die innere der Ueberzeugung. Man betrachtet nach den jetzigen Begriffen von Menſchenwürde die Kriege im Allgemeinen als ein Ueberbleibſel barbariſcher Gewohnheiten des Menſchen-Geſchlechts oder als einen Wahnſinn, der alle geſellſchaftlichen Triebe im Menſchen peſtartig vergiftet und in ihr Gegentheil verkehrt. Es iſt wahr, die Kriege waren zum großen Theil gewaltige Hebel der Weltgeſchichte, ja Beförderer der Civiliſation (Geſittung), allein ſie können es nur ſeyn, wo die Selbſtſucht vernichtet werden muß, wo die tiefe Verdorbenheit in allen Zuſtänden einer Art von Vertilgungs-Fluth bedarf, um einer neuen, geläuterten Weltbildung den Boden zu düngen. Dann freilich werden ſie zur Nothwendigkeit, dann werden ſie zur Pflugſchar, welche die Furchen reißt für die Saat eines verjüngenden Geiſtes. — Ob wir über ſolche Stürme für immer hinaus ſind? Kaum möchten wir es glauben. Leider ſehen wir ja auch heute noch, wie die geiſtigen Kämpfe, in denen das menſchliche Geſchlecht die fortſchreitende Entwickelung ſeines inneren Lebens, ſeiner Anſchauungen und Begriffe und dadurch ſeines äußeren Lebens und Wirkens zu bewerkſtelligen trachtet, in die Reibung eigenſüchtiger Leidenſchaften aller Art gezogen und zu Zwecken des Vortheils ausgebeutet werden von der Ruhmſucht, dem krankhaften Durſt nach Gut und Geld, der Herrſch-Begierde, der politiſchen Furcht und wie die Kinder einer der Natur und menſchlichen Wahrheit entfremdeten Kultur alle heißen mögen! Unſer Gefühl wird mit Abſcheu ſich fortwenden von Jedem, der um ſeiner Selbſtſucht willen den traurigen Anlaß giebt dazu, daß die Kämpfe des Geiſtes hinabgezogen werden in das Toben der rohen Gewalt, oder der auch nur die Waffen der letzteren gegen die Waffen des Geiſtes in Anwendung bringt; denn uns gilt der menſchliche Geiſt als Führer und Herrſcher der Welt, uns gilt der Menſch überhaupt als das unantaſtbarſte, höchſte Gut, ſeine Schändung als der höchſte Frevel. Doch wenn es gälte, einem ſolchen Frevel entgegen zu treten, wenn es der Nothwehr des Geiſtes gälte? — Nicht mit den Begriffen der Gegenwart dürfen wir eine Zeit betrachten, in welcher der Menſch als ſolcher keineswegs noch die gleiche Bedeutung in der Welt-Anſchauung ſeines Geſchlechts gewonnen hatte, wo der beſondere Inhalt eines kirchlichen Glaubens namentlich über ſeinen Werth entſchied. Und dennoch würde ein Guſtav Adolph dieſen Maaßſtab wohl ertragen, um ſo mehr, als er den Krieg nicht entzündete, ſondern erſt in den bereits entbrannten Kampf ſein eigenes Schwert trug im Dienſte eines befreienden Geiſtes. Damals ſtand der Menſch gegen den Menſchen nur als Träger eines Glaubens gegen den Träger eines anderen Glaubens. Nicht das Menſchliche, ſondern der Glaube war weſentlicher Inhalt, der Menſch nur das Gefäß des Glaubens. Aus dieſem Verhältniß entſprang der gräßliche dreißigjährige Krieg. Die über Religions-Druck empörten böhmiſchen Proteſtanten warfen die Räthe des Kaiſers im Jahre 1618 zum Fenſter des Rathhauſes hinaus und wählten ſtatt des erzkatholiſchen Ferdinand von Oeſterreich (als Kaiſer: Ferdinand der Zweite) den reformirten Friedrich den Fünften von der Pfalz zum König, deſſen Herrſchaft freilich durch eigene Schwäche wie durch die Heeres-Macht des Herzogs Maximilian von Bayern ein ſchnelles Ende fand. Ferdinand der Zweite, durch Maximilian's Sieg — an dem weißen Berge vor Prag — Herrſcher in Böhmen, vernichtete daſelbſt die von Kaiſer Rudolph dem Zweiten verbriefte Religions-Freiheit und ergriff, ein Zögling und Schützer der Jeſuiten, die Zügel der Regierung in Deutſchland mit dem offenbaren Beſtreben, das ganze Reich der alleinſeligmachenden Kirche wieder zuzuführen. Indeſſen waren im Weſten Deutſchlands Graf Mansfeld, Markgraf Georg Friedrich von Baden, Herzog Chriſtian von Braunſchweig für den geächteten Friedrich von der Pfalz und die bedrohte proteſtantiſche Kirche in die Schranken getreten. Anfangs zum Theil ſiegreich, mußten ſie doch dem Feldherrn-Talente des bayriſchen Tilly weichen. Der Krieg wüthete lange Zeit wie ein ſchleichendes Gift in den Eingeweiden der deutſchen Lande, die Blüthen des Lebens zernagend, Verwüſtung verbreitend, bis durch die Einmiſchung

fremder Staaten derſelbe einen gewaltigeren Schwung erhielt. Frankreich namentlich und Dänemark waren es zunächſt, welche, erſteres ganz ſicher nur aus politiſchen Rückſichten, in den Kampf eingriffen und zwar feindlich gegen die Kaiſerlichen. Allein Tilly, und ganz beſonders Wallenſtein, der nun das Feld beſchreitet, erhielt die Waffen des Kaiſers ſo hoch im Siege, daß dieſer es wagen konnte, immer entſchiedener mit ſeinen Abſichten zur Unterdrückung des Proteſtantismus hervorzutreten. Da erſchien im Jahre 1630 der Schweden-König Guſtav Adolph mit Heeresmacht in Pommern. Kaum hatte er, welcher den bedrängten proteſtantiſchen Glaubensbrüdern Hülfe bringen wollte, die deutſche Erde betreten, ſo warf er ſich nieder und richtete ein inbrünſtiges Gebet zu ſeinem Gott. Dieſe erſte Handlung auf dem fremden Boden iſt darum von Bedeutung, weil ſie mit dem perſönlichen wie geſchichtlichen Charakter Guſtav's im innigſten Zuſammenhange ſteht. Waren es bei vielen der kämpfenden Parteien äußere Vortheile, welche ſie zum Kampfe trieben, bei deutſchen Fürſten die eigene Herrſchaft, bei anderen Heerführern die ſoldatiſche Luſt am Kriege, die bei je längerer Dauer deſſelben deſto mehr um ſich griff, bei Frankreich eine auf Vergrößerung ſeiner und Schwächung der kaiſerlichen Macht gerichtete Politik, ſo wurde der Schweden-König dagegen von dem ihn erfüllenden höchſten Inhalte ſeiner Zeit, dem religiöſen Glauben, getrieben, und hierin beruht ſeine weltgeſchichtliche Größe. Die bedeutſamſten Geſtalten des dreißigjährigen Krieges ſind Guſtav Adolph und Ferdinand der Zweite, weil in ihnen die geiſtigen Gegenſätze zugleich als kämpfende Parteien am klarſten und ungetrübteſten ſich zeigen. In Guſtav Adolph der neu emporringende, jugendliche Geiſt des Proteſtantismus, daher die Begeiſterung, welche das Schwert in die Hand nimmt und Blut und Leben opfert. In Ferdinand der fertige, abgeſchloſſene Geiſt des Katholizismus, geſtützt auf jeſuitiſche Moral, welche das Beſtehende durch jedes Mittel der Gewalt wie der Diplomatik vertheidigt. Das Leben des großen Schweden-Königs gaben wir bereits im Jahrgang 1844, auch ſind ſeine Thaten und Schickſale allbekannt, ſeine Züchtigung Tilly's nach Magdeburgs Zerſtörung durch den Letzteren, ſein Sieg am Lech, wo Tilly den Tod davon trug, ſein Sieges-Zug durch Deutſchland, der den Kaiſer zittern machte, ſein Einzug in München, ſein Heldentod bei Lützen, den wir hier, da der Held für die Sache der Menſchheit ſich opferte, mit Recht zu ſteter Erinnerung im Gefühl der Dankbarkeit hervorheben. Unter den ſpäteren Führern der Schweden thaten ſich Bernhard von Weimar, Guſtav Horn, Banner, Torſtenſohn, Wrangel hervor, welche, namentlich nach Wallenſtein's Ermordung und im Bunde mit dem freilich unzuverläſſigen Frankreich, nach mehrfachen Schwankungen des Kriegsglücks den Sieg bei den Schweden erhielten. Des Generals Königsmark Beſetzung von Prag war die letzte That der

Schweden im dreißigjährigen Kriege; denn zugleich mit ihr langte die Nachricht des abgeſchloſſenen Friedens in der böhmiſchen Hauptſtadt an (1648). Dieſer Abſchluß fand ſtatt unter dem Kaiſer Ferdinand dem Dritten. Der Zweite dieſes Namens war bereits im Jahre 1637 geſtorben.

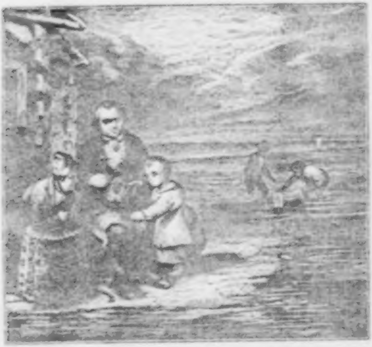
Der weſtphäliſche Friede, ſo genannt, weil er in Osnabrück und Münſter abgeſchloſſen wurde, betraf den Kaiſer, das deutſche Reich, Frankreich, Schweden, Spanien, Holland, die Schweiz. Am Entwürdigendſten war er für Deutſchland, welches ſo unſägliches Elend erduldet hatte, um nun mit neuer Schmach aus dem Kampfe zu ſcheiden; am Vortheilhafteſten für Frankreich, das mit Aufbietung weniger Kräfte ſchlau ſeinen Nutzen zu verfolgen verſtand. Zwar wurde in Deutſchland eine allgemeine Sühne (Amneſtie) ausgeſchrieben, zwar wurden die früheren Beſtimmungen des Paſſauer Vertrages und des Augsburger Religions-Friedens zu Gunſten der Proteſtanten nicht allein von Neuem beſtätigt, ſondern außer den Lutheranern auch die Reformirten in die Rechte derſelben aufgenommen; aber was mußte Deutſchland zahlen für den Beiſtand, den Frankreich und Schweden den Proteſtanten geleiſtet! Die herrlichſten Länder wurden vom Reichs-Verbande losgeriſſen und fremder Herrſchaft überantwortet. Frankreich erhielt das ganze Elſaß (mit Ausnahme Straßburgs), den Sund-Gau, Breiſach, Metz, Tul, Verdün u. ſ. w.; Schweden erhielt Vorpommern, Rügen, Stettin, Wollin, Wismar, Bremen und noch Anderes. Die Schweiz und Holland ſchieden als ſelbſtſtändige Republiken gänzlich aus dem Reiche. Der Sohn Friedrich's von der Pfalz bekam die Unter-Pfalz zurück und, da die pfälziſche Kurwürde an Bayern vergeben war, ſchuf man für ihn einen achten Kurhut. Einzelne Reichsfürſten, wie Brandenburg, Braunſchweig, Heſſen-Kaſſel, Mecklenburg, vermehrten ihre Macht durch Länder-Zuwachs und Geldſummen; ihnen, den einzelnen Fürſten, ward der geringe Nutzen zu Theil, der in dem Frieden für Deutſchland abfiel. Das deutſche Volk, das, ohne um ſeinen Willen befragt zu werden, in Maſſen unter die Botmäßigkeit fremder Völker gegeben worden, mußte ſich mit Schein-Vortheilen begnügen, mit Verſprechungen einer Religions-Freiheit, die niemals zur Wahrheit wurde. Der Krieg hatte es für lange Zeit in ſeinem Bildungs-Gange unterbrochen, und das Wenige von geiſtiger Regſamkeit, was noch vorhanden war, verkümmerte in fortgeſetzten religiöſen Bedrückungen gegen den Ausſpruch des Friedens, ſtimmte ſich zu armſeliger Buchſtaben-Klauberei hinab, bis im achtzehnten Jahrhundert die Literatur dem verſunkenen Volksgeiſt eine rettende Hand darreichte.

Dies iſt, in Kurzem angegeben, die jämmerliche Errungenſchaft des dreißigjährigen Krieges, wie ſie im weſtphäliſchen Frieden feſtgeſetzt ward. Der Kampf des Geiſtes hatte ſich in einen Kampf der rohen Gewalt verkehrt, was konnte anders hervorgehen aus dieſer widernatürlichen Umkehr ſeines wahren Weſens, als Schmach und Schande! Doch die Zeit war nicht reif, ſo gewaltige geiſtige Gegenſätze auf dem Gebiete des Geiſtes durchzufechten — wer weiß, ob Gegenwart und Zukunft es ſind! — Der Krieg war eine geſchichtliche Nothwendigkeit geworden, und die Erfüllung einer ſolchen Nothwendigkeit kann weder Lob noch Tadel wecken. Sie iſt im augenblicklichen Rechte, weil ſie vorhanden iſt. Geiſtige Gegenſätze können nicht im Stillſtande verharren. Wirft man ihnen äußere Hinderniſſe in die freien Bahnen ihrer Entwickelung, ſo ſchließen ſie am Ende den Bund mit den ſinnlichen Mächten der Natur und greifen zu Eiſen und Pulver als Stützen des Gedankens. Nächſt den unmittelbaren Nachtheilen hat es übrigens unbedenklich für die Folge großartige Vortheile gebracht, daß das proteſtantiſche Deutſchland ſich völlig losrang vom katholiſchen. So wurde es möglich, daß, nach Verharſchung der blutenden Wunden, eine neue, höhere Geiſtes-Bewegung zur Erringung menſchlicher Selbſtſtändigkeit im deutſchen Norden aufzuleben vermochte, eine Bewegung, deren treibende Wogen uns noch umrauſchen. War dieſe Möglichkeit nicht anders zu erreichen als durch die Nothwendigkeit eines dreißigjährigen Krieges, ſo mußte er eingreifen und durchgekämpft werden, damit es zu tagen begann im Reiche der Freiheit.

Anton Gudiz.

Die deutſche Flotte.

Schöner Morgentraum des deutſchen Vaterlandes: deutſche Flotte! Schon oft ſtand dein Bild vor unſerm Geiſte, ſtolz bemaſtet, ſchmuck bewimpelt, aber wenn wir uns den deutſchen Schlummer aus den Augen rieben, war das Bild zerſtoben. Deutſchlands Schlummerzeit iſt muthmaßlich — denn ganz ſicher wiſſen wir's noch nicht! — vorüber. Mit dem erſten vereinigten Landtage Preußens iſt hoffentlich eine neue Zeit für das gemeinſame Vaterland hereingebrochen; mächtig kann es emporblühen, getragen von dem Geiſte der Einſicht, Beſonnenheit und des Geſinnung-Adels, der im Volke ſeine tiefen Wurzeln hat. Ein Volk, das zur inneren Stärke und Selbſtſtändigkeit erwacht, bedarf derſelben Eigenſchaften auch nach Außen und wird ſie ſich erringen. Noch ſind wir aber in Gewerbe und Handel vielfach abhängig vom Auslande, noch überſchwemmen Maſſen auswärtiger Fabrik-Erzeugniſſe die deutſchen Märkte, ohne daß eine rechte Gegenſeitigkeit ſich herſtellt. Der innere Gewerbfleiß wird dadurch beeinträchtigt, die Arbeit verkürzt, der Lohn herabgedrückt. Ein angemeſſener Schutz für die inländiſchen Gewerbe mag vielleicht augenblicklich von Einfluß und Vortheil ſeyn, doch nur mit dem Grundſatz, freier Handel ſey das endliche Ziel aller Schutzzölle, welche übrigens in der Geſtalt von Unterſcheidungs-Zöllen in einem Schifffahrts-Geſetze ihre beſte Sicherheit fänden. Allein dieſe Bahn einzuſchlagen, dazu gehört zunächſt — und vor vielen Dingen — eine eigene Flotte. Wer vermittelt vorzugsweiſe die Ueberſtrömung unſerer Märkte mit ausländiſchem Fabrikat? England vermöge ſeiner Flotte. Und wodurch ward England die erſte Seemacht der Welt? Wodurch hob ſeine Gewerbthätigkeit ſich zu jener Höhe, auf welcher ſie jetzt allen Schutzes entbehren und dennoch jeder Mitbewerbung die Spitze bieten kann? Durch die geſetzlich beſtimmte Begünſtigung der eigenen Schifffahrt gegenüber der fremden, verbunden mit Unterſcheidungs-Zöllen. Aber um dieſes großartige geſchichtliche Beiſpiel nach Maaßgabe der beſonderen Verhältniſſe unſeres Vaterlandes befolgen zu können, iſt eine Staatsflotte, eine Kriegsflotte unumgängliches Erforderniß. — Wir begannen damit, die deutſche Flotte einen Traum zu nennen. Lange iſt ſie es geweſen, ſo ſehr geweſen, daß bereits der Witz, die Satire dieſes Gegenſtandes ſich bemächtigte.



Auch der Zeichner des vorſtehenden Bildes ſcheint ein ſpaßiger Schalk zu ſeyn, der dieſer Idee keine Kraft der Verwirklichung zutraut oder wenigſtens einen ſehr langſamen Fortſchritt derſelben vorherſagt. Wir ſehen einen alten Mann — dem ſich Erfahrung in den Geſichtszügen aufprägte — welcher unmündigen Kindern Unterricht ertheilt in der Verfertigung kleiner Schiffe. Im Hintergrunde machen zwei Knaben den Verſuch, die erſten Fahrzeuge zum Scherz und Spiel vom Stapel laufen zu laſſen. Der Zeichner hat gewiß mancherlei Gedanken bei ſeiner Arbeit gehabt: wir finden namentlich eine Anſpielung treffend. Ja, es iſt wahr — und das ſollte uns aufſtacheln zu endlicher kräftiger That — unſere bisherigen Flotten-Verſuche glichen mehr einem Kinderſpiel als ernſten Unternehmungen zur Wohlfahrt eines großen Volkes! Aber die Angelegenheit iſt von ſo weitgreifender Wichtigkeit, daß ſie hohen Ernſt des Willens, kräftige Entſchiedenheit des Handelns fordert, und immerhin mag man es ſchon den Kindern zurufen: wir brauchen eine deutſche Flotte! So lange wir großentheils die Zufuhr durch fremde Schiffe erhalten, ſo lange können wir nicht in genügend unmittelbare Verbindung treten mit jenen überſeeiſchen Ländern, aus denen wir viele unſerer Bedürfniſſe beziehen, ſo lange ſind wir geliefert in die Hände des großen Handelsmannes England, der den Zwiſchenhandel durch ſeine Schiffe vermittelt, die Preiſe vorſchreiben kann und bei der Rückfracht unſere Gewerbthätigkeit gefliſſentlich hintenanſetzt. Darum ein Schifffahrts-Geſetz: Begünſtigung der Einfuhr durch unſere eigenen Schiffe, damit der unmittelbare Verkehr die Einfuhrpreiſe aus fremder Willkür befreie und dem deutſchen Gewerbe neue Abſatzwege nach Außen eröffne. Um ein ſolches Geſetz zu überwachen, um es überhaupt möglich zu machen und dadurch einen Aufſchwung deutſcher Schifffahrt und Rhederei herbei zu führen, brauchen wir eine deutſche Kriegsflotte. Um den deutſchen Handelsſchiffen in fremden Ländern, in fernen Meeren Achtung und Sicherheit zu verſchaffen, brauchen wir eine deutſche Kriegsflotte. Es tritt noch ein wichtiger Grund hinzu, eine ſolche Flotte zur dringenden Nothwendigkeit zu machen: die deutſche Auswanderung. Wer dieſelbe als ein beklagenswerthes, willkürliches Treiben darſtellt und den Rath ertheilt, ihr durch Verbote und allerlei hemmende Maaßregeln Hinderniſſe zu bereiten, begreift nicht den tiefen Zug der Sehnſucht, welcher zu allen Zeiten der Geſchichte die deutſchen Völker in die Ferne trieb. Die Deutſchen erſcheinen in der neueren Geſchichte als das wahrhaft auserwählte Kultur-Volk, wobei wir jedoch bitten, das Wort „auserwählt“ durchaus nur im Sinne einer geſchichtlichen Thatſache zu faſſen. Die Thatſache ruht allerdings auf geiſtiger Grundlage, auf der tiefen Gründlichkeit und reichen Entwickelungsfähigkeit des deutſchen Volksgeiſtes. Wie er in England und Nord-Amerika die mächtigſten Staaten geſchaffen, ſo ſchreitet er auch bereits in unſerm Vaterlande höherer Staatsfreiheit auf dem Boden klaren, durchgebildeten Selbſtbewußtſeyns entgegen. Seine Aufgabe erſcheint als eine Aufgabe der Weltgeſchichte, der geſammten Menſchheit in erhabener Weiſe. Dieſer Aufgabe ent gegen zu arbeiten, wäre eben ſo fruchtlos, wie es das endliche Ziel aller menſchlichen Entwickelung und höchſten Kultur-Vollendung thatſächlich verleugnen hieße. Aber wie ein Volk ſich fortſchreitend entwickelt nur durch die fortſchreitende Entwickelung der einzelnen Menſchen, welche das Volk ausmachen, ſo die Menſchheit nur durch die fortſchreitende Entwickelung der einzelnen Völker, aus denen ſie beſteht. Es iſt daher nothwendig, den deutſchen Auswanderungs-Trieb als einen weſentlichen Hebel menſchlicher Bildung nicht zu hemmen, wohl aber dieſen ungehemmten Trieb als Hebel volklicher, deutſcher Entwickelung, deutſcher Größe und Macht zu leiten. Kolonieen, ſelbſtſtändige deutſche Kolonieen, angelegt, gefördert auf dem Wege großartiger Privat-Vereinigung, geſchützt durch Staatsmacht und Staatsflotte, würden beide Zwecke in ſich verbinden. Es ſollen nur Grundzüge unſerer Anſicht ſeyn, die wir hier entwerfen, und wenn wir der Meinung ſind, daß von vereinigten Kräften aus der Mitte des Volkes die Koloniſirung am zweckmäßigſten ausgehe, ſo wollen wir gleiche Rechte des Staates nicht antaſten, noch den möglichen Nutzen ähnlicher Unternehmungen mit dazu verwendeten Staatsmitteln unbedingt in Abrede ſtellen, am allerwenigſten aber etwa einem Privat-Monopol das Wort reden. Einſichtige Staatsmänner werden hier das Rechte zu ermitteln haben. Im Angeſichte von Koloniſations-Plänen, welche in Deutſchland auftauchen, zum Theil bereits in Betrieb und Ausführung genommen ſind, behaupten wir nur das Eine: daß alle ſolche Unternehmungen, mögen ſie durch öffentliche Mittel oder durch Privatkräfte entſtehen, keine Lebenskraft in ſich tragen, ſo lange eine deutſche Seemacht zu den frommen unerfüllten Wünſchen gehört. Wie mancher Widerſtand und manche beſtehenden Verhältniſſe auf die vollſtändige Erfüllung dieſes Wunſches noch beſchränkend wirken müſſen, darf nicht verkannt werden. Wollte man jedoch mit der That zögern, bis alle Schranken verſchwunden, dann würde man im Augenblick ihres Schwindens die günſtigeren Umſtände nicht einmal benutzen können. Nach beiden Seiten hin, im Wegräumen wie im Schaffen, gilt es rüſtiges Handeln.

Prägt es Euch ein, Ihr Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen! Zum Vortheil des deutſchen Gewerbes, des deutſchen Handels, zum Vortheil deutſcher Selbſtſtändigkeit und Macht, zum Vortheil menſchlicher Bildung rufen wir nach einer deutſchen Flotte! — mit wenig Worten: damit

wir wirklich und in aller Wahrhaftigkeit ein kräftig mächtiges, ein von ewigen Rechts wegen überall mitſprechendes und theilnehmend mitwirkendes Volk werden und es dauernd bleiben können, rufen wir nach einer deutſchen Flotte!

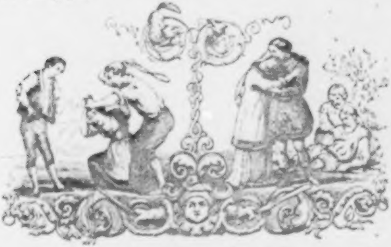
Anton Gubitz.

Die fünf Sinne.

Wir haben im vorigen Jahrgange (S. 127—131) von den vier Temperamenten geſprochen und angedeutet, daß man da viel weiter zählen könnte, indem jedes der Vier ein Gefolge von Miſchungen hat. Diesmal wollen wir von den fünf Sinnen handeln, die durch leibliche und geiſtige Beziehungen ſich ebenfalls vermehrfachen, bis in's Unerſchöpfliche ſogar. Es kann nicht Jeder, ſagt das Sprüchwort, bis Fünf zählen, bei den Sinnen glaubt's aber doch Jeder zu können. Es iſt auch eigentlich das Wenigſte, die fünf Sinne äußerlich vollſtändig zu haben, obwohl man ſich in der Regel nicht viel darüber beſchäftigt, ſondern alltäglich fühlt, ſieht, hört, riecht und ſchmeckt, ohne mit Seel' und Gemüth dieſen Fähigkeiten den rechten Sinn, Reiz und Inhalt zu geben. Denn gar Mancher fühlt nicht den wahren Herzensſchlag des Lebens und der geiſtigen Anregung, ſieht nicht hinein in das Weben und Wirken der Natur, hört nicht auf die Mahnungen und Gebote der Zeit, riecht nicht bei Schlauheit und Heuchelei den giftigen Dunſt der Schminken und ſchmeckt nicht der Eitelkeiten und Schmeicheleien Fäulniß und Bitterkeit.

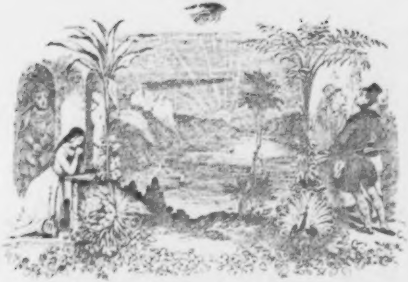
Der umfaſſendſte Sinn iſt das Gefühl, das kein beſonderes Glied hat am Menſchen, oder höchſtens für das, was mit Händen zu greifen iſt. Es wohnt und herrſcht in ſeinem ganzen Körper, wie von allen Außenflächen die Gefühls-Nerven ſich hindurchwinden, wirkt in Geiſt und Seele und darf als tiefſter Grund aller übrigen Sinne betrachtet werden. Der Sinn des Gefühls iſt der allgemeine, der ſich durch beſondere Nervenzüge jedem andern überall beigeſellt. Sonſt könnte — zum Beiſpiel — der Blinde nicht mit den Fingerſpitzen Farben unterſcheiden und ſo gleichſam mit dem Gefühl ſehen. Daß zuweilen Magnetiſirte mit der Magengrube leſen, verſichern uns einige Aerzte, doch wollen wir hiebei vorſichtig ſeyn, das heißt: wir wollen erſt ſehen und dann glauben, da es nicht zu leugnen iſt, daß Magnetiſirte, die man zu deutſch Hellſehende nennt, zuweilen die Aerzte hinter's Licht geführt und ſie zu Dunkelſehenden gemacht haben. Gefühl und Geſicht ſtehen indeß im innerſten Zuſammenhange, wie jenes überhaupt eine Uebermacht ausübt; denn wir fühlen mit den Nerven, und deren Zerrüttung durch einſeitige Abſtumpfung des Gefühls führt zum Erlöſchen der andern Sinne, zu Blindheit, Taubheit und ſo weiter. — Das Gefühl iſt nun entweder geiſtig oder körperlich, oder beides zugleich. Die Füchſe und

Wölfe unter den Menſchen, das heißt: die Selbſtſüchtler, haben kein anderes Gefühl als das, die Gefühle Aller zu ihrem Vortheil zu verwenden, durch Liſt oder Gewalt ihre Abſichten zu erreichen und ihren Gelüſten genug zu thun, und wir möchten wünſchen, daß davon Einer den Andern verſchlänge, wozu ihre Gleichniß-Geſchöpfe, Wolf und Fuchs, auf unſerm Bilde volle Gier und Luſt zeigen.



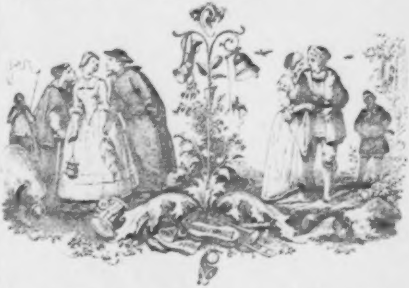
Wir gewahren noch Hindeutung auf mannigfaches Gefühl oder deſſen Mangel. Da iſt ein geiſtig Fühlloſer, der die Sinne nur von der körperlichen Seite kennt und ſeine Rohheit an ſeinem Weibe ausläßt, das vielleicht nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig den Schmerz der Mißhandlung empfindet. Wie dem ſey, das Sprüchwort ſagt: „Wer da ſchlägt ſein Weib, trifft ſeinen eigenen Leib!“ — er hat ſich ſelbſt vernichtet vor jedem wahren Gefühl, wie denn überhaupt da, wo Knute und Stock, in ſteter Bereitſchaft ſind, die Menſchlichkeit und demnach der Nerv alles Staaten- und Volkslebens vernichtet iſt. Nicht ohne Bezüglichkeit bemerken wir unten den eingezwängten Kopf, denn dieſer, eigentlich doch das Herrſcher-Haus der Sinne, befindet ſich mit all denſelben da ſehr übel, wo Knute und Stock anſtatt der Vernunft das Regiment führen. Vielleicht hat das geſchlagene Weib, von der Vernunft geleitet, dem ſchon betrunkenen Manne nicht noch den letzten Groſchen zu Branntwein hergeben wollen, denn das Gefühl des Nachbars, Mitleid, ſcheint dem Jammer dadurch ein Ende machen zu wollen, daß er in der Taſche ſucht und mit ſeiner geringen Baarſchaft hier Frieden ſtiften will, wohl wiſſend, daß, wenn er in anderer Weiſe eingriffe, das arme Weib hinterdrein von dem Wüthrich nur noch ärger zu leiden hätte. Auf der anderen Seite erblicken wir einen Verwundeten. Er ſtirbt für ſein Vaterland und hat neben dem Eindruck des körperlichen Schmerzes gewiß das erhebende Empfinden deſſen, der ſich ſelbſt für eine große und heilige Sache opfert, vorausgeſetzt, daß es ein Vaterland ſey, eines ſolchen Opfers werth. Denn die Liebe zum Vaterlande iſt nicht eine ſolche, wie die des Schafes zum Stalle; es ſind Achtung der Menſchenrechte und geiſtige Vorzüge allein, die das Vaterland ehrens- und liebenswerth machen, wenn auch Erinnerungen dabei das Ihrige thun im Gefühl. Das der Liebe ſpricht ſich in dem Pärchen auf andere Weiſe aus, und bringen wir es mit der Gruppe im Hintergrunde in Beziehung, ſo iſt's der letzte Gruß eines Jünglings, der in der Liebe zum Vaterlande auch von dem ſcheidet, was ihm das Liebſte iſt auf Erden. Hier vereinen ſich die edelſten, reinſten und kräftigſten geiſtigen Gefühle zur That.

Das Geſicht iſt nächſtdem der wichtigſte aller Sinne: durch ihn liegt uns die ganze Natur offen. Den Geiſt der Natur erkennen wir durch das Auge und aus dieſem erkennen wir oft genug den Geiſt des Menſchen. Das Auge, ſicher zwiſchen feſten Knochen in der Augenhöhle ruhend, iſt verbunden mit dem Gehirn; in der Mark- oder Netzhaut iſt der aus dem Gehirn kommende Seh-Nerv zu dem eigentlichen Auge geworden, während ſich die andern Nerven in die Haut einwurzeln und den Sinn des Sehens erzeugen; dieſer hat ſich durch das Auge dem Lichte mit ſeinem prächtigen Farbenſpiel und der Körper- und Formenwelt erſchloſſen. Der Vermittler des Sehens iſt das wunderbare, unerklärte Licht, bei dem ſich die Gelehrteſten vergebens abmühten, um hinter's Licht zu kommen: es giebt keinen dunkleren Theil in den Naturwiſſenſchaften als die Lehre vom Licht. Wär' aber das Auge nicht ſonnenhaft, wie könnt' es das Licht aufnehmen! Die Sonne leuchtet am Himmel, doch ſie ſelbſt iſt blind, empfindet nichts von dem, was ſie beleuchtet, während die geiſtige Sonne des menſchlichen Auges zugleich das empfindet, was ſie ſieht. Die Sonne, ſelber kalt, wirft ihre heißen Strahlen untheilnehmend auf Freuden und Leiden von Millionen lebender Weſen, das Auge des Menſchen lacht und weint im Mitgefühl. Das Licht ſelbſt, wie es aus unſerem Innern ſtrömt, ſehen wir nicht, ſondern nur, was im Lichte iſt, gemäßigt durch die Farben. Im vollen, reinen Lichte würde es uns ſchwinden, zur Finſterniß werden: wer ſtets in die Sonne ſchaute, müßte erblinden. So mag es denn auch eine allgütige Gabe ſeyn, daß wir auf Erden niemals das volle Licht der Wahrheit, den völligen Aufſchluß unſres Daſeyns finden: es würde uns erdrücken! Aber ſo weit hier menſchliche Kräfte durchdringen können, ſollen und müſſen ſie es thun; denn ſie ſind von dem Schöpfer gegeben, daß es geſchehe, damit wir immer höherer Erkenntniß theilhaftig werden, immer näher kommen dem Ausſpruch: Gott ſchuf den Menſchen zu ſeinem Ebenbilde.



Auf unſerer Darſtellung haben wir, wenn wir die Sonne zugleich als Feuer-Ball betrachten, die vier Elemente unſeres Erdballs mit Hindeutungen auf das Prächtigſte, was die Natur bietet; im Vorgrunde aber die Wirkungen des Auges im Edlen und Niedern: in der Liebe und der Eitelkeit. Da beäugelt ſich Einer im Spiegel, ein Kunſtwerk des Lichts; es ſieht ein Narr heraus, er aber glaubt wahrſcheinlich: es ſey eine große Schönheit. Der Zeichner hat die Brille vergeſſen, denn da er ſich dem Spiegel ſo nah als möglich drängt, muß es ein Brillenträger ſeyn, der übrigens auch ohne Brille auf hundert Schritte Jedem aus dem Wege zu gehen weiß, dem er Geld ſchuldet für die Bedürfniſſe ſeiner Thorheit. Drüben blickt ein ſinnend Auge auf eine fromme Jungfrau, und wenn ſie ſich wendete, würde der Lauſcher es nicht verbergen können, daß er ihr zu tief in's Auge geſchaut hat. Ja, ein weiblich Auge! Es iſt möglich, daß ein Mann die Beredſamkeit einer weiblichen Zunge übertreffe, die Beredſamkeit eines weiblichen Auges übertrifft kein Mann!

Das **Gehör** muß ebenfalls zu den geiſtigſten Sinnen gezählt werden. Ueber den wunderbaren Bau des Ohres haben wir im Jahrgange für 1840 (S. 20—29) umſtändlich geſprochen, enthalten uns alſo der Wiederholungen, um ſo mehr, als wir hier überhaupt minder die Werkzeuge als den Inhalt der Sinne in Betracht ziehen. Die Vermittlerin des Schalles iſt, durch deren Erſchütterung, die Luft; ſie ſelbſt wird nicht gehört, wie man das Licht an ſich eigentlich nicht ſieht. Was wir hören und ſehen, iſt **Erzeugniß** der Luft und des Lichts: **Ton** und **Farbe**. Der Ton iſt gleichſam ein beflügelter Geiſt, der ſich auf den Wellen der Luft durch das Gehör in unſer Inneres hineinſchwingt. Das Licht iſt die freie Umgebung alles Inhalts der Welten, die allgemeine Form, welche alle beſonderen und einzelnen Formen in ſich aufnimmt und durch das Auge dem Geiſte mittheilt. Form und Inhalt werden unſer geiſtiges Eigenthum durch Licht und Auge, Klang und Ohr. Die Vermittlerin des Schalls, die Luft, iſt dem Vogel zunächſt angewieſen, daher ſeine Empfänglichkeit für den Schall. Das leiſeſte Gehör haben die Singvögel; luftige Bewegung und Geſang iſt ihr ganzes Leben und nach ihnen ſcheinen die ſteckenpferdlich muſikaliſchen Leute ſich gebildet zu haben. Raubvögel, bei denen der Geruch vorwaltet, ſchreien nur, wie unmuſikaliſche Menſchen, und daß Raubvögel nicht trinken, unterſcheidet ſie auch wohl von den Muſikern.



Das Bereich der Töne hat vielfache, obwohl noch lange nicht vollſtändige Zeichen, vom Vogelſang bis zum Pulverknall, unſerm Bildchen gegeben, und die menſchlichen Geſtalten deuten, vom Liebesgeflüſter bis zum Ständchen, vom lauten wirklichen Pfiff bis zum heimlichen der Einflüſterungen darauf hin. Links eine Schöne am Scheidewege, der aber hier offenbar nirgends zum Guten führt: denn die Wegweiſer ſind eine Kupplerin und ein Jeſuit, das Ziel alſo bei Verführungs- und Kloſter-Zwecken zu ſuchen. Kannſt du dein Ohr nicht verſchließen, Jungfrau, ſo laß Beider Zureden zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus gehen und warte — ſiehe rechts! — bis ein ehrſamer Gatte dich heimführt. Glaub' ihn aber nicht in jedem Ständchen-Bringer zu finden, davon ſingt gar Mancher ſehr ſchwärmeriſch:

Jn deiner Nähe weil' ich,
Sonſt bin ich gern allein,
Und möcht's am liebſten freilich
Jn deinem Herzen ſeyn!

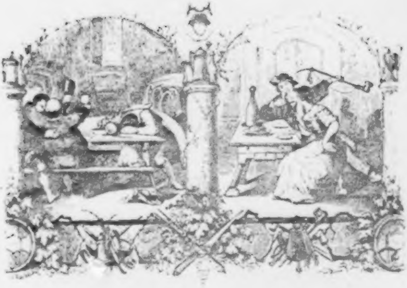
— nun ſingt er's mehr als Einer, nach und nach gar Vielen, und kehrt dann Einer nach der Andern den Rücken: denn ſolche Muſikaliſche ſind oft genug den Wandervögeln beizuzählen. Wenn alſo, Jungfrau, die Luft allerlei Klage- und Schmeichel-Töne in dein Ohr führt, ſo prüfe vor Allem, ob ſie nicht eben nur Luft ſind, wobei doch auch ein wenig daran zu denken iſt, daß man von der Luft nicht leben kann.

Der Sinn des Geruchs, in nächſter Verwandtſchaft mit dem Geſchmack, iſt bei den Menſchen ein untergeordneter; er entwickelt ſich am ſpäteſten, erlöſcht meiſt am früheſten. Die Geruchs-Nerven ſind verfeinerte, mit dem Gehirn zuſammenhängende Gefühls-Nerven, welche den Duft, die Ausdünſtungen fühlen, das heißt: den eine geſunde Naſe zum Hülfsmittel habenden Geiſt des Menſchen davon in Kenntniß ſetzen, was wir mit dem Wort Riechen bezeichnen. Jene verfeinerten Nerven endigen ſich in zahlloſen, noch feineren Fädchen in der Schleimhaut, welche über viele Zellen und Vorſprünge hingeſpannt iſt, damit in einem möglichſt kleinen Raume eine möglichſt große Oberfläche zu Berührungs-Punkten werde für das durch den Geruch Wahrnehmbare. Die Ausbildung der geiſtigeren Sinne mag die Kraft des Geruchs ſchwächen; gewiß iſt deſſen Vorherrſchen bei den Wilden, die, gleich den Aufſpürern unter den Thieren, durch den Geruch für uns unglaublich viel unterſcheiden und z. B. an den Fußſtapfen riechen können, von wem ſie herrühren. Auch bei uns kann die Naſe, muthmaßlich auf Koſten anderer Sinne, ſehr zur Meiſterſchaft kommen; das beweiſen die Weinkenner am Duft des Weins, obwohl wir übrigens den von Mehreren ausgeſprochenen Satz: je feiner der Geruch des Menſchen, je unfeiner ſein Geiſt, nicht unterſchreiben möchten, wenn wir auch zugeſtehen müſſen, die Naſe mache ſich zum Aushängeſchilde manches Verborgenen, werde nicht dem Trinker nur zum Verräther, der ſich indeß vielleicht damit tröſtet: ihn könne ſichtlich Keiner mehr für einen Naſeweis halten, wogegen er's dulden muß, wenn man's ihm an der Naſe anſieht, er verdiene eine Naſe. Daß der Geruch nicht allzufein ſey, mag man ſich gefallen laſſen; denn es giebt mehr Uebel- als Wohlriechendes und die ſogenannten Wohlgerüche gehören für den davon nicht abgeſtumpften Geruchsſinn oft zum Gegentheil.

So ſehen wir denn, wie in einer nicht parfümirten Geſellſchaft ein ſtark parfümirter junger Held der Toilette nicht in gutem Geruch ſteht, ſondern allerlei abwehrende Bewegungen veranlaßt, wobei auch das Riechglas als Erweckungs-, und eine Priſe als Abſtumpfungs-Mittel benutzt wird, um einen Geruch mit dem

andern zu vertreiben, während der Geruch der Blume eine Labung und die Natur Siegerin iſt.

Der Sinn des **Geſchmacks** thront auf der Zunge, die ein berühmtes und berüchtigtes, das beſte und ſchlimmſte Theilchen am Menſchen iſt, je nachdem er ſie gebraucht. Wir haben es nur mit ihrem einſeitigen Gebrauch zu thun, obwohl ſie auch hierin des Ueblen genug vollbringt bei Schmarotzern und ſonſtigen Zweck-Eſſern, ſo wie bei Trinkern, die täglich einen Durſt haben, als hätte die Sonne die Hundstage hindurch auf ihre Zunge geſchienen. Bei gar Manchen dient dieſe eben nur dem Magen und für Solche iſt's ganz recht, daß die Zunge ſelber ſtets auf dem Bauche liegt. Denn die dem Gaumen zugekehrte Seite der Zunge nennen die Herren Doktoren den Rücken, im Examen vor ihnen muß man aber dorsum ſagen: ein deutſcher Gelehrter ſoll ja bekanntlich noch immer nicht recht Deutſch verſtehen. Die Zunge hat danach einen Körper, eine Wurzel, die am Zungenbeine befeſtigt iſt, und eine Spitze. Die Zungen-Wärzchen aber, deren viele ſich finden und auch Nerven-Enden ſind, haben für den Geſchmack zu ſorgen. Dieſer kann nun gröberer oder feinerer, geſitteter Art ſeyn, damit ſich das Sprüchwort bewähre: „Der Mund iſt des Menſchen Henker oder Arzt“ — was man übrigens auch noch in tieferem Sinne auf Reden und Schweigen beziehen und dann noch mit einem andern Sprüchwort verbinden kann: „Mund-Köch' und Mund-Räthe bei Hofe man nie verſchmähte.“ Dieſer Hof-Geſchmack hat jedoch jetzt ſein Reich bis in die Bauer-Höfe hinein ausgedehnt, denn auch dort liebt man ſchon gar zu ſehr um ſich greifend, was gut ſchmeckt und läßt ſich gern zum Munde reden, woran wir uns aber nicht kehren wollen.



Den roheren und feineren Geſchmack in Eß-, Trink- und anderem Genuß ſchauen wir da bildlich. Die Einen ſuchen ihn in der Fülle, ſie trinken über den Durſt und über die Vernunft hinaus, verlernen dabei ſogar das Eſſen und halten ſich, wenn ſie unter den Tiſch ſinken, an den Schluß: „Zu viel kann man wohl trinken, doch nie trinkt man genug!“ Bei Solchen geht der Geſchmack in die Brüche. Branntweintrinkern ſchmeckt der Wein nicht mehr und Waſſertrinkern bleibt ein feinerer Geſchmack als Weintrinkern, weshalb das weibliche Geſchlecht den feinſten Geſchmack hat: eine gute Eigenſchaft zum Küchen-Regiment! Ein Nipperchen Schaum-Wein behagt indeß auch den Frauen bei ihrem Mahl am Jahrestage einer glücklichen Ehe, und der Gatte iſt dann ſelig, ohne zuviel zu trinken, und ihm ſchmeckt ſein Pfeifchen noch um Eins ſo gut!

Von dem geiſtigen Geſchmack wollen wir nur ſagen, daß er aller Sinne in geſundeſtem Maaße bedarf und daß die Natur dort wie hier die Grundlage iſt. Haltet Euch alſo überall an Natur und Ihr habt die ſchönſten Genüſſe, habt ſie, was beſonders den Haupt-Sinn, das Gefühl betrifft, ſogar meiſt — umſonſt. — „Umſonſt!“ — das iſt der Natur Aushänge-Schild; aber eben deshalb werden ihre freien Spenden von Vielen minder geachtet, als ſie es verdienen. Fühlt, und die Geſundheit ſpendende friſche Luft und Alles, was unter dem blauen Himmelsgewölbe leuchtet, ſproßt und tönet, wird Euch entzücken. Seht nur den Aufgang der allbelebenden und befruchtenden Sonne, die Pracht und den Schmelz der Blüthen und Blumen; hört Nachngall und Lerche, das Rauſchen des Baches, das Flüſtern in Wald und Feld; riecht den Duft von dem Teppich des Waldes und der Wieſen; ſchmecket — mit Geſchmack — aus den einfachen Freuden der Natur Euch die Süßigkeiten heraus — da werdet Ihr mit allen Sinnen genießen und Alles umſonſt! Aber — wie geſagt — weil dem ſo iſt, weil dieſe hohen Genüſſe umſonſt geboten werden, ſind ſie minder geachtet, als ſie es verdienen; doch glücklich Alle, die ſich in Kümmerniſſen zurufen:

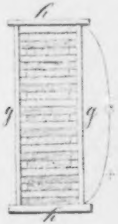
Hin zur Natur, wird's Leben matt! —
Gott ſchuf die Flur, der Menſch die Stadt;
Erdrückt den Sinn der Menſchen Schwarm,
So wirf dich in der Gottheit Arm!

Gz.

Electro-magnetiſcher Telegraph.

Electricität kann auf verſchiedene Weiſe in den Körpern erregt werden, z. B. durch Reiben (unſere ſogenannten Electriſirmaſchinen zeigen uns das), durch Druck, Wärme u. ſ. w., vorzüglich aber durch Berührung zwei verſchiedener Metalle. Letztere Art, Electricitäts-Erregung durch Berührung (Contact), nennt man Galvanismus. Dieſer Name verdankt ſeinen Urſprung dem Entdecker der Berührungs-Electricität, dem Profeſſor Galvani in Bologna, der im Jahre 1789 an Froſchſchenkeln, vermittelſt kupferner Häkchen an ein eiſernes Geländer gehängt, lebhafte Zuckungen bemerkte. Er erklärte dieſe Erſcheinung aus dem Ueberſtrömen einer feinen Flüſſigkeit von den Nerven zu den Muskeln, bis endlich Volta, Profeſſor zu Pavia, durch beſtimmte und directe Verſuche nachwies, daß die durch Verbindung verſchiedener Metalle erzeugte Electricität die Urſache obiger Erſcheinung ſey. Er iſt auch der Erfinder der ſogenannten galvaniſchen oder Voltaiſchen Säule, mit deren Hilfe er und ſpäter vorzüglich Davy die ausgezeichnetſten Entdeckungen in der Chemie machten. Eine ſolche Säule (Fig. 1.) beſteht aus einer Anzahl gleich großer Platten von Zink und Kupfer, von denen je zwei auf einander folgende Paare durch einen feuchten Leiter, eine in Salzwaſſer getauchte Filzſcheibe (in nebenſtehender Figur die ſchraffirten Rechtecke) getrennt werden. Die Aufeinanderfolge iſt alsdann von unten nach oben Zink, Kupfer, Leiter, Zink, Kupfer, Leiter u. ſ. f., ſo daß die oberſte Platte Kupfer iſt. Das Ganze ruht auf einem Geſtell von Holz h, und durch

Fig. 1.



die Glasſtäbe g werden die Platten gehalten. Von der oberſten Platte, dem negativen Pol, und der unterſten, dem poſitiven Pol, leitet man zwei Drähte ab, die vereinigt die Kette ſchließen.

Man hat verſchiedene Formen und Geſtalten für die galvaniſche Kette gewählt, z. B. den Trog-Apparat, die Wollaſton'ſche Batterie u. ſ. w. Aber alle dieſe Ketten haben den großen Nachtheil, daß ſie bei beginnender electriſcher Strömung eine große Kraft zeigen, bald aber in ihren Wirkungen nachlaſſen. Deshalb hat Becquerel zuerſt die ſogenannten conſtanten (beſtändigen) Batterien erfunden, und nur eine ſolche, die Daniel'ſche, kann zu dem Zwecke, den die Ueberſchrift dieſer Zeilen nennt, nämlich zum electro-magnetiſchen Telegraphen angewendet werden.

Fig. 2.

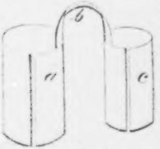


Fig. 3.

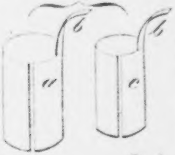
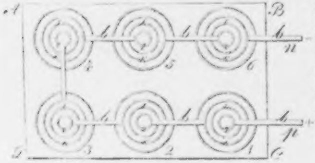


Fig. 4.



Ein hohler Kupfer-Cylinder Fig. 2. a iſt vermittelſt eines Kupferſtreifens b an einen ebenfalls hohlen, aber einen geringern Durchmeſſer habenden Zink-Cylinder c genietet. Außerdem braucht man einen Kupfer- und einen Zink-Cylinder, die nicht vereinigt ſind, und von denen jeder einen Kupferſtreifen b trägt, wie dies Fig. 3 zeigt. Ferner bedarf man hohler, unten geſchloſſener Thon-Cylinder und gewöhnlicher, becherförmiger Trinkgläſer von ſolcher Weite, daß zwiſchen dem hineingeſetzten Kupfer-Cylinder und der Glaswandung noch ein ungefähr ½ Zoll breiter Raum bleibt. Sämmtliche Cylinder ſind der Länge nach aufgeſchnitten.

Die Aufſtellung der Batterie geſchieht auf folgende Weiſe: Die Gläſer werden in einen Kaſten ABCD, Fig 4, geſtellt und ſind hier mit den Ziffern 1, 2, 3 — 6 bezeichnet. In jedes Glas kommt ein, hier mit t bezeichneter Thon-Cylinder zu ſtehen. Nun ſtellt man den einzelnen Zink-Cylinder in die Thonzelle des erſten Glaſes und den einzelnen

Kupfer-Cylinder in die Thonzelle des ſechsten Glaſes, ſo daß die Streifen h, h über den Rand des Kaſtens hinausragen. Darauf werden die vereinigten Cylinder ſo eingeſetzt, daß das Kupfer den Thon-Cylinder des einen Glaſes umhüllt, während das Zink in die Thonzelle des folgenden Glaſes hinabreicht. In unſerer Figur ſind die Zink-Cylinder mit z und die Kupfer-Cylinder mit k bezeichnet. Aus der Anordnung dieſer ſechs Elemente, ſo nennt man jedes Glas mit ſeinem Inhalte, ſieht man, daß die Anzahl der Elemente beliebig vermehrt werden kann.

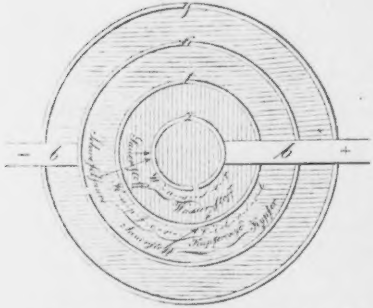
Nun endlich gießt man in den Raum zwiſchen Thon-Cylinder und Glas eine geſättigte Auflöſung des Kupfer-Vitriols (ſchwefelſaures Kupfer-Oxyd) und in die Thon-Cylinder reines Waſſer. Nach kurzer Weile beginnt der electriſche Strom bei geſchloſſener Kette. Es wird nämlich der mit + oder p bezeichnete Kupferſtreif h, der poſitive oder Zinkpol, mit dem durch — oder n bezeichneten Kupferſtreifen, dem negativen oder Kupferpol, durch einen Draht verbunden. Der Strom geht vom Zink in das Waſſer, zerlegt es in ſeine beiden Beſtandtheile, in Sauerſtoff und Waſſerſtoff. Erſterer vereinigt ſich mit dem Zink und bildet Zink-Oxyd, letzterer tritt an die Wandung der Thonzelle und erſcheint hier gleichſam als poſitiver Pol. Durch den poröſen Thon geht der galvaniſche Strom in die Vitriol-Löſung über.

Das Kupfer-Oxyd wird zerſetzt, der Sauerſtoff tritt an die Thonwandung und vereinigt ſich mit dem innerhalb befindlichen Waſſerſtoff zu Waſſer, das freigewordene Kupfer aber ſchlägt ſich als metalliſches Kupfer auf dem Kupfer-Cylinder nieder. Dieſem Zerſetzungsprozeß verdankt die Galvanoplaſtik ihren Urſprung. Ein Theil der bei dieſer Zerſetzung freigewordenen Schwefelſäure geht durch den Thon-Cylinder, ſäuert das in ihm enthaltene Waſſer und bildet mit dem ſchon vorher entſtandenen Zink-Oxyd ſchwefelſaures Zink-Oxyd (Zink-Vitriol). Um dieſe Bildung möglichſt zu hindern, weil dadurch nothwendig das Zink in kurzer Zeit ganz verzehrt werden würde, überzieht man die innere Seite des Cylinders mit Lack und verquickt (durch Einreiben von Queckſilber) die äußere.

Umſtehende Figur 5 wird, hoffen wir, mit Bezug auf das eben Auseinandergeſetzte die vorgehenden Zerſetzungen und Bildungen noch mehr verdeutlichen. Die Buchſtaben z, t, k, g, h bezeichnen daſſelbe, wie in Fig. 4. Die Pfeile zeigen durch ihre Spitzen, in welcher Richtung die einzelnen Prozeſſe vorgehen, die wagerechte Strichelung zeigt die Vitriol-Löſung, die lothrechte das Waſſer an.

Der galvaniſche Strom wirkt auf die Magnetnadel, indem er ſie ablenkt, er wirkt aber auch auf weiches Eiſen, indem er die verbundenen magnetiſchen Flüſſigkeiten trennt, und bildet dadurch Electro-Magnete.

Fig. 5.



Ein hufeiſenförmig gebogenes Stück weiches Eiſen, deſſen Füße abgeſchliffen ſind, Fig. 6. A wird mit ſtarkem, mit Seide beſponnenem Kupferdraht ſpiralförmig umwunden, deſſen Enden a und b mit den poſitiven und negativen Polen der galvaniſchen Batterie verbunden ſind. Der electriſche Strom nimmt ſeinen Lauf durch die Spiralwindungen des Drahtes und macht das weiche Eiſen magnetiſch, ſo daß es einen Anker B mit daran gehängten Gewichten zu tragen vermag. Ein ſolcher Electro-Magnet kann bedeutende Laſten, 1000 bis 2000 Pfund, tragen, vorausgeſetzt, daß der Draht die gehörige Dicke, eine große Zahl von Windungen und die Kette eine bedeutende Kraft haben. So wie der Zuſammenhang der Kette an einem Punkte unterbrochen wird, hört die magnetiſche Kraft in dem weichen Eiſen faſt ganz auf und der Anker fällt ab, er wird aber ſogleich wieder angezogen, ſobald die Kette wieder geſchloſſen iſt. Auf dieſes Oeffnen und Schließen der Kette und dadurch bewirktes Abfallen und Angezogenwerden des Ankers, d. h. auf dieſe Bewegung gründet ſich der electro-magnetiſche Telegraph.

Fig. 6.

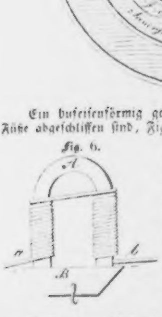
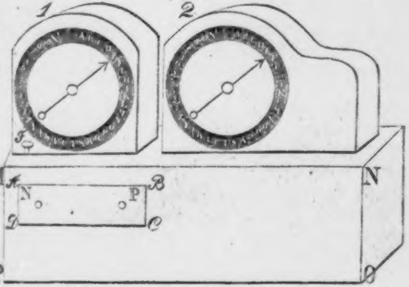
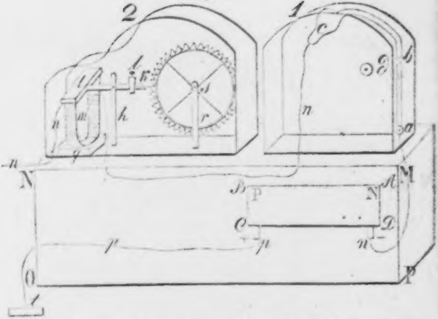


Fig. 7.



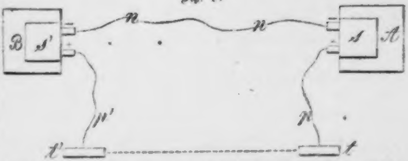
In Fig. 7 bezeichne **MNOP** ein Spind, von dem man eine Auf- und eine Seiten-Anſicht hat. In demſelben befindet ſich ein Kaſten ABCD, welcher die galvaniſche Batterie, wie Fig. 4 ſie zeigt, enthält. Auf dem Spinde ſtehen zwei Gehäuſe, 1 und 2. Jedes trägt an ſeiner Vorderſeite einen in 38 gleiche Theile getheilten Kreis; die Abtheilungen enthalten die Buchſtaben A, B, C u. ſ. w., die Ziffern 1 bis 10; eine Abtheilung iſt mit einem ſchräg ſtehenden Striche, um verſchiedene Sätze von einander trennen zu können, bezeichnet; die beiden letzten Abtheilungen ſind leer. Es braucht hier wohl kaum erinnert zu werden, daß die Anzahl der Abtheilungen, ſo wie die in ſie hineingeſetzten Zeichen beliebig ſind, nur müſſen die nachher beſchriebenen Räder eben ſo viele Zähne, wie die Kreiſe Abtheilungen haben. Wird die vor dem erſten Gehäuſe befindliche Feder F niedergedrückt, ſo wird ein durch Gewichte getriebenes Uhrwerk in Thätigkeit geſetzt. Dieſe Thätigkeit hört ſogleich auf, ſobald der Druck auf die Feder nachläßt. — Betrachten wir jetzt das Spind nebſt den Gehäuſen von der Rückſeite, wie Fig. 8 zeigt. Dieſelben Buchſtaben bezeichnen dieſelben Dinge. Aus dem die galvaniſche Batterie enthaltenden Kaſten ABCD geht von dem negativen Pol der negative Draht a durch das Spind aufwärts in das erſte Gehäuſe und ſchließt ſich hier an den untern Theil einer Feder a b c. Dieſe wird bei b getrennt, ſobald die oben beſchriebene Feder (F, erſtes Gehäuſe, Fig. 7) niedergedrückt das Uhrwerk in Bewegung ſetzt. Letzteres zieht dadurch den Theil c der Feder in die Höhe und dreht die Walze d und den an ihr be-

Fig. 8.



feſtigten Zeiger auf der Vorderſeite des erſten Gehäuſes um eine Abtheilung weiter, indem nämlich das ebenfalls an der Achſe d befindliche Zahnrad durch das Uhrwerk um einen Zahn gedreht wird. So wie das Uhrwerk in ſeiner Bewegung durch nachlaſſenden Druck auf die Feder F gehemmt wird, ſchließt ſich die Feder a b c wieder, und der galvaniſche Strom kann nun ungehindert ſeinen Weg fortſetzen. Dieſes abwechſelnde Oeffnen und Schließen dient nämlich dazu, dem in dem zweiten Gehäuſe befindlichen Electro-Magneten in die Anziehungskraft zu nehmen oder wieder zu ertheilen. Der Draht n geht aus dem erſten Gehäuſe in das zweite über, umwindet das in dem Geſtelle q befeſtigte, hufeiſenförmige Eiſen (ganz in der Weiſe, wie Fig. 6 es zeigt) und ſetzt ſich dann bis zur nächſten Station fort, wo er ſich an den negativen Draht der dortigen galvaniſchen Batterie anſchließt. Von dem poſitiven Pol der Batterie in dem Kaſten A B C D geht der poſitive Draht p ab und ſteigt hinab in die Erde, wo er ſich mit einer großen Kupferplatte r vereinigt. Auf der zweiten Station geht ebenfalls der poſitive Draht in die Erde und an eine Kupferplatte; zwiſchen beiden Platten leitet die Erde den galvaniſchen Strom. Auf dieſe Weiſe iſt die galvaniſche Kette vollſtändig geſchloſſen. Fig. 9 wird dies noch mehr verdeutlichen. A und B ſeyen die beiden Orte, die durch den electro-magnetiſchen Telegraphen verbunden ſind, a und a′ die galvaniſchen Batterien, n der negative Draht, p und p′ die poſitiven Drähte, die ſich

Fig. 9.



mit den in der Erde liegenden Kupferplatten t und t' vereinigen, endlich bezeichne die punktirte Linie den Gang des Stromes durch die Erde. — Kehren wir jetzt wieder zu unſerer Figur 8 zurück. In dem zweiten Gehäuſe iſt ein Ständer h angebracht, der einen zweiarmigen Hebel trägt. Der eine Arm hat an ſeinem Ende eine breite Eiſenplatte i, die des Ankers Stelle einnehmend bei geſchloſſener Kette von dem Electro-Magneten m angezogen wird. Der andere Hebelarm hat ein verſchiebbares Gewicht k, das durch die Schraube l feſtgeſtellt werden kann. Außerdem iſt dieſer Hebelarm abgeſchrägt und hohl. Er enthält in dieſer Höhlung einen Stift, der durch eine Spiralfeder nach außen gedrängt wird. Unterbricht man nun in dem erſten Gehäuſe den electriſchen Strom, ſo verliert m ſeine Anziehungskraft, der rechte, durch das Gewicht beſchwerte Hebelarm kann alſo ſinken, der Stift ſchlägt auf den nächſten Zahn des nebenſtehenden Zahnrades und treibt es um dieſen Zahn weiter herum. An der Achſe s, die durch den Ständer r getragen wird, iſt auf der Vorderſeite des zweiten Gehäuſes ebenfalls ein Zeiger befeſtigt, der durch die Drehung des Zahnrades um eine Abtheilung weiter bewegt wird. Man begreift, das Vorhergehende nochmals überblickend, daß durch einen Druck auf die Feder F am erſten Gehäuſe die beiden Zeiger, ſtanden ſie anfangs z. B. auf A, jetzt auf B ſtehen müſſen. So wie die Kette wieder geſchloſſen iſt, hat der Electro-Magnet m ſeine Anziehungskraft wieder erlangt, er zieht den Anker i an, und der rechte Hebelarm hebt ſich, indem der Stift, um bei dem nächſt obern Zahn des Rades vorbeizukommen, ſich eindrücken läßt, ſogleich aber wieder hervorſpringt und bei der nächſten Unterbrechung der Kette ſein oben beſchriebenes Spiel wiederholt.

Zeigen wir jetzt an einem Beiſpiel, wie der Telegraph arbeitet. Geſetzt, man wollte den Satz: „Gott iſt groß!" von der erſten Station nach der zweiten befördern, die Kette wäre oben geſchloſſen, der Strom verfolgte ſeinen Weg, wie Fig. 9 angedeutet iſt, und die Zeiger der erſten und zweiten Station zeigten alle auf die dem Buchſtaben A vorhergehende, unbezeichnete Abtheilung. Auf der erſten Station beginnt nun der Beamte die Feder F ſchnell hinter einander ſieben Male niederzudrücken. darauf hält er ein Weilchen inne, alle Zeiger weiſen jetzt auf G, welchen Buchſtaben der Beamte der zweiten Station aufzeichnet.

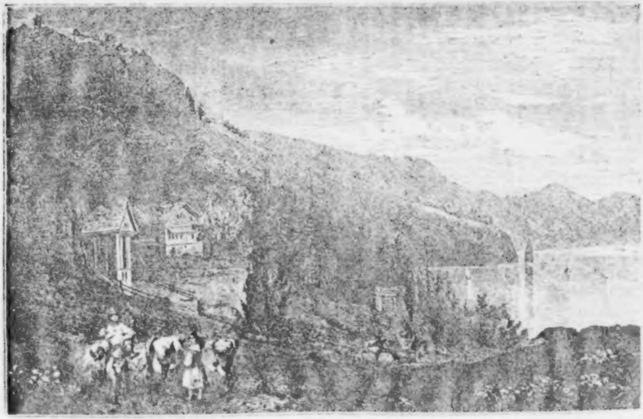
An erſterem Orte wird jetzt wieder ſieben Male die Feder F niedergedrückt, dann wieder kurzes Anhalten, die Zeiger weiſen auf O. Auf T zeigen ſie nach fünfmaligem Unterbrechen des Stromes. Darauf wird ſo oft unterbrochen, bis die Zeiger das erſte leere Feld erreicht haben. Darauf unterbricht der Beamte der zweiten Station ſeinerſeits einmal, wodurch die Zeiger auf das zweite, zunächſt vor A befindliche, leere Feld ſpringen. Dies iſt ein Zeichen (Rapport), daß der Beamte der zweiten Station alle Buchſtaben des der erſten vernommen hat. Hierauf arbeitet letzterer weiter. Nach neunmaligem Unterbrechen der Kette zeigen die Zeiger I, nach neunmaligem S, nach einmaligem T, worauf ſie bis zu dem erſten leeren Felde voreilen. Jetzt daſſelbe Zeichen von der zweiten Station her. Nachdem auf der erſten Station wieder ſieben und dann zehn Mal unterbrochen wurde, hat man die Buchſtaben G und R erhalten; die beiden noch fehlenden andern O und S (die Rechtſchreibung wird hierbei vernachläſſigt), ſo wie das das Ende des Satzes ausdrückende Zeichen (\) erhält man darauf, nach empfangenem Rapport von der zweiten Station, durch 14-, 4- und 18maliges Unterbrechen, worauf die Zeiger auf das erſte leere Feld gehen und durch den Rapport auf das zweite geſtellt werden. Der Beamte der zweiten Station hat nun nach und nach die Buchſtaben GOT IST GROS\ erhalten. Dieſe Art der Mittheilung iſt eine äußerſt ſchnelle, wenn man erwägt, daß der electriſche Strom in einer Secunde mehr denn 60,000 Meilen durchläuft, während das Licht nur 42,000 Meilen und der Schall gar nur 1038 Fuß in einer Secunde zurücklegen. Freilich müſſen die Zeichen dann auch noch anders eingerichtet ſeyn; ſo ſtehen z. B. in den Abtheilungen der Kreiſe des electro-magnetiſchen Telegraphen auf dem Bahnhofe der Berlin-Potsdamer Eiſenbahn drei Ziffern neben einander, die ſchon ganze, fertige, in dem Signalbuche verzeichnete Sätze ausdrücken.

Der electro-magnetiſche Telegraph, wie wir ihn im Allgemeinen und in großen Umriſſen beſchrieben haben, iſt von dem äußerſt kunſtreichen Uhrmacher Leonhard in Berlin angefertigt und durch die Anwendung der Gegenkette, eine ſehr ſinnreiche Erfindung Leonhard's, zur Vollendung gebracht. Es bleibt nämlich in dem Electro-Magneten, wenn die Kette unterbrochen wird, noch ein Reſt von Magnetismus übrig, der das augenblickliche Loslaſſen des Ankers verhindert und dadurch mancherlei Störung hervorbringt. Dieſem Uebelſtande begegnet die Gegenkette. Wir haben oben, um die Beſchreibung nicht zu verwirren, und da wir die Einrichtung mit der Gegenkette zur Zeit noch nicht veröffentſichen dürfen, angenommen, als würde die magnetiſche Kraft in dem Electro-Magneten gänzlich durch die Unterbrechung der Kette aufgehoben. Auch haben wir mancherlei anderer, ſinnreicher Einrichtungen nicht erwähnen können, z. B. der **Galvanometer** (der Werkzeuge, um die Stärke des galvaniſchen Stromes zu meſſen) und dergleichen mehr.

L. Heros.

Das Rütli.

Wer ſollte nicht wiſſen, daß es auf dem Rütli (auch Grütli-Matte genannt) war, wo die Führer der drei Kantone Uri, Unterwalden und Schwyz, **Walter Fürſt** aus Attinghauſen, **Aerni** (Arnold) an der Halden aus dem Melchthal und **Werner Stauf**ſacher aus Steinen, am 17. November 1307 das hehre Werk der Befreiung der Schweiz begannen! Jeder von ihnen führte zehn Männer nach dem Rütli, und dieſe dreiunddreißig ſchwuren mit Leib und Leben zur That der Freiheit. Ihr ernſt berathener, feierlich beſchworener Plan kam am erſten Januar des folgenden Jahres zur glücklichen Ausführung, die Tyranneien der öſterreichiſchen Landvögte, deren einen, **Geßler**, **Tell's** Geſchoß erlegte, ſanken mit ihren Zwingburgen, und die zuerſt aus dem Rütli-Schwur hervorgegangene Schweizer Eidgenoſſenſchaft bewahrte mit hoher Tapferkeit die errungene Freiheit in mancher heißen Schlacht. Noch zwei Mal war dieſelbe Matte der Schauplatz ähnlicher Vorgänge, in den Jahren 1313 und 1713, in welchen die Kantone den Bund beſtätigten, den Schwur erneuerten. Nur in dieſer Kürze ſey der wichtigen Thatſachen der Geſchichte gedacht, deren Erinnerung ſich an den Namen des Rütli knüpft. Weniger bekannt als ſie möchte Manchem die Lage und Beſchaffenheit des Ortes ſelber ſeyn, weshalb wir eine Abbildung und Beſchreibung geben. Das Rütli iſt am wild romantiſchen Vierwaldſtätter See gelegen, deſſen Ufer dem Blicke des Schiffers bald ſchauerlich ſtarre Felſenwände, bald tiefe, düſtere Buſen, bald kleine Striche anmuthreichen, raſengeſchmückten, bebauten Landes bieten. Reich an Wechſel, voll Reiz und Erhabenheit, doch mehr die letztere Eigenſchaft vorwalten laſſend, iſt der See zu Zeiten das ruhigſte, gefahrloſeſte Waſſer, zu anderen Zeiten jedoch, wenn der ſtürmiſche Föhn ihn peitſcht, fordert er unerbittlich ſeine Opfer. Wie die Bezeichnung Grütli-Matte beſagt, beſteht dieſer Ort aus einem kleinen Wieſenplan, der vom Ufer des Sees aus zum Fuße des Seelisberges ziemlich ſteil emporſteigt, aber eine bequeme Landung geſtattet. Dies war wohl mit ein Grund, weshalb die Männer der Freiheit eben hier zuſammen kamen. Das Rütli liegt dem anſehnlichen Dorfe Brunnen (Kanton Schwyz), das tauſend Einwohner zählt und ein für den dortigen Handel wichtiger Stapelplatz iſt, ſüdweſtlich, der Tells-Platte und Tells-Ka-



pelle (Kanton **Unterwalden**), deren Abbildung und Beſchreibung wir im vorigen Jahrgange mittheilten, nordweſtlich gegenüber. Drei Quellen bewäſſern, dem See zuſtrömend, die Matte, vom Volke in Ehrfurcht die heiligen Quellen genannt. Obſtbäume und ein einzelnes Gehöft erheben ſich auf dem duftigen Grün, das Jahrhunderte bereits über den erſten Tritten der Eidgenoſſen wuchert, wie leider die Schweizer-Freiheit ſelbſt in Gefahr ſtand, von frommthuendem Geiſteszwang überwuchert zu werden. Hier auf dem durch That geheiligten Boden der Freiheit, hier gerade entſtand, ausgehend von Luzern (man ſehe dieſes Büchleins Jahrgang für 1846, S. 181 — 185), der Sonderbund zum Schutze der wieder herbeigerufenen Jeſuiten, und Schwyz und Uri verleugneten das Andenken ihrer Väter. Doch auf dem römiſchen Stuhl ſitzt jetzt ein Papſt, der nicht geſonnen ſeyn kann, jeſuitiſche Ränke und Pläne der Finſterniß zu unterſtützen. Wenn auch für jetzt ſeine Beſtrebungen zu Gunſten erhöhter Volksfreiheit mehr die bürgerlichen und politiſchen als die kirchlichen Kreiſe berührten, ja berühren mußten, ſollten nicht ſeine heilſamen Abſichten in der Geburt erſtickt werden, ſo wird er, geſtützt auf die edel errungene Liebe des Volks, Schritt vor Schritt da, wo es noth, die Reform auch in das geiſtliche Weſen führen. Die Schweiz, deren Bund durch innere Zerſpaltung in ſeinem Fortbeſtehen gefährdet ſchien, wird nun den durch Pius den Neunten erleichterten Kampf gegen Jeſuiten und Jeſuitenfreunde neu wieder aufnehmen und gewiß zu glücklichem Ausgang führen. Das lichtſcheue Weſen eines nach Geheimregeln und im Verborgenen ſchleicheriſch wirkenden Pfaffenthums muß weichen vor den offenen Regungen des zum eigenen Willen in Bewußtſeyn und That erſtarkenden Volksgeiſtes. Unſere Wünſche folgen dem größeren Theile des Schweizer Volkes, das es hoffentlich an der erforderlichen Kraft und möglichſten Einigkeit nicht fehlen, in Erinnerung an das Rütli und die Thaten der Vorzeit die Gegenwart nicht ſchänden läßt, ſondern vorſchreitet in Erkenntniß der Wahrheit zum Heil der Zukunft! —

„Die Thürme ſind zerfallen,
Die Mauern ſtürzten ein,
Aus Trümmern Glöcklein ſchallen
Der munt'ren Heerdenreih'n. —
Die Demuth iſt geſtiegen,
Der Hochmuth ſank herab:
Die Freiheit mußte ſiegen,
Die Knechtſchaft fand ihr Grab. —
Doch wenn der Väter Tugend
Nicht mehr im Enkel lebt,
Alsdann zu neuer Jugend
Der Zwinger ſich erhebt!“

Fr. P.

Das kleine Dorf

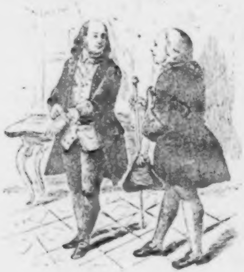
und das groſse Amerika.

Im Jahre 1786 war Benjamin Franklin noch in Paris; er wohnte damals in Paſſy, einem Orte in der Nähe von Auteuil, und in Auteuil hielt ſich die Wittwe von Helvetius auf, eine eben ſo brave, als liebenswürdige, gute Frau, welche ihre Freunde — und zu dieſen gehörten die ausgezeichnetſten Denker damaliger Zeit — nicht anders als: „unſre gute Frau von Auteuil“ zu nennen pflegten. Sie war nicht mehr jung, aber immer noch in hohem Grade reizend und liebenswürdig, und überdem machten die Sanftmuth, der Geiſt, die Gewandtheit und Sicherheit, welche ſich dieſe Dame in ihrem, eben ſo vielfach geprüften als ſtets über jeden Tadel erhabenen Leben zu eigen gemacht hatte, dem amerikaniſchen Philoſophen eine Verbindung mit ihr, die für den erſten Augenblick als etwas Befremdendes erſcheinen möchte, ſehr wünſchenswerth. Die liebe Frau hatte nicht entfernt Ahnung von einem ſolchen Plane; ſie empfing Franklin wie einen Freund, der keine andern Gefühle hege, als die er ausſprach, und in deſſen Nähe ihr Leben angenehm zu beſchließen ſie ſich glücklich geſchätzt haben würde. Philadelphia verlangte indeß ſeinen berühmten Mitbürger zurück und Franklin ſehnte ſich nach Amerika. Er ward niemals von der Angſt befreit, daß ihn etwa ſeine Kränklichkeit in Frankreich zurückhalten und ihn zwingen könnte, dort ſterben zu müſſen, während doch ſeine innigſte Sehnſucht darin beſtand, daß es ihm vergönnt ſeyn möchte, in ſeinem Vaterlande unter ſeinen Mitbürgern, umgeben von ſeinen Enkeln, ſein Leben beſchließen zu können. — Zwiſchen Paſſy und Auteuil fand ein lebhafter Verkehr ſtatt; Madame Helvetius aß wöchentlich einmal in Geſellſchaft des Abbé de Laroche und des Arztes Cabanis, welche bei ihr wohnten, und Morellet's, eines ebenfalls vertrauten Freundes, aber ſeltneren Gaſtes, bei Franklin; dieſer dagegen ſpeiſte viel öfter bei Madame Helvetius, bei welcher er ganze Abende zubrachte, ohne ihr jedoch jemals einen Morgenbeſuch zu machen. Der Umgang mit Franklin war ein ganz herrlicher, und Morellet kann deſſen ausgezeichnete Gutmüthigkeit, die Einfachheit ſeiner Sitten und ſein Gefühl für Recht und Pflicht, die ſich ſelbſt bei den unbedeutendſten Kleinigkeiten ausſprachen, ſeine Leutſeligkeit, die Reinheit ſeiner Seele, ſeine Heiterkeit und ſeine Gabe, trefflich zu erzählen, nicht genug rühmen. Das war damals die Geſellſchaft des Mannes, der ſein Vaterland zum Freiſtaat erhob und dem die Welt eine der wichtigſten Erfindungen ſeiner Zeit verdankt.

Eines Morgens verließ Franklin gegen ſeine Gewohnheit ſehr frühzeitig ſein Zimmer, dem jungen Amerikaner, welcher ihm diente, zurufend: „Dyk! Dyk! wir gehen nach Auteuil, folge mir!“

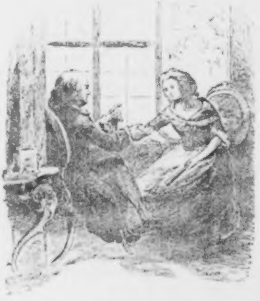
Dyk, von Geburt ein Amerikaner, hatte in dem Unabhängigkeits-Kriege mit Auszeichnung unter Waſhington gefochten, und als er genöthigt wurde, die Waffen niederzulegen und ſeinen General zu verlaſſen, ſchloß er ſich an Benjamin Franklin, von dem er ſich nie wieder trennen wollte. Richard, oder wie er von Franklin genannt wurde, Dyk, war kein Diener der gewöhnlichen Art; treu, ergeben, und ein eben ſo guter Amerikaner als Chriſt, folgte er ſeinem Herrn überall, und las fleißig in der Bibel, oder machte die nöthigen Vorbereitungen zu Franklin's phyſikaliſchen Experimenten. „Begeiſtert, wie die Jugend zu ſeyn pflegt, oder vielmehr wie ein Menſch, der von der Richtigkeit ſeiner Anſichten innig überzeugt iſt, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, die ſich ihm darbot, ſein Vaterland und Franklin auf's höchſte zu rühmen. In ſeinen Mußeſtunden verbreitete er ſich, den übrigen Dienſtboten gegenüber, gern über die Wirkung der Electricität, oder er erklärte den Bauern in Auteuil die Vorzüge des von Franklin erfundenen Blitzableiters. — Nur bei der hohen Unſchuld und Einfalt in allen Gefühlsſachen, welche Franklin eigen waren, konnte dem Philoſophen die ganz außerordentliche Freude entgehen, wovon Dyk ergriffen wurde, handelte es ſich um einen Beſuch bei Madame Helvetius. Stets war er fertig und bereit, wenn von Paſſy nach Auteuil gegangen werden ſollte, und ungemein erfinderiſch in Aufſuchung von Gründen, die Nothwendigkeit eines ſolchen Ganges, der zuweilen mit Beſchwerden verknüpft ſeyn mochte, wenigſtens anſcheinend außer Zweifel zu ſetzen.

Sobald Franklin rief, war Richard bei der Hand, als wäre er herbeigezaubert: Stock, Hut und Handſchuhe des Philoſophen



waren ſchneller, als der Befehl dazu ertheilt werden konnte, zur Stelle, und ohne den geringſten Aufenthalt konnten die Wanderer ihren Weg antreten. — Die Juni-Sonne verſengte faſt die Fluren, und Beide ſuchten deshalb kleine, durch Bäume beſchattete Fußſteige auf; der Philoſoph ſchritt langſam vorwärts, und verrieth durch nichts, daß ihm etwas daran liege, raſcher ſein Reiſeziel zu erreichen, während hinter ihm ſein Diener vor unbezwinglicher Ungeduld zitterte. Madame Helvetius befand ſich in ihrem Beſuchzimmer, welches die Ausſicht nach dem baumreichen Garten hatte, aus dem eine Linde ihre dickbelaubten Zweige bis unter den Sims des Fenſters ausdehnte.

„Sie erſcheinen ſo früh, mein werther Herr Franklin!“ rief ſie ihm entgegen; „ich will nicht fürchten, daß eine unangenehme Nachricht, die Sie mir mittheilen wollen, Sie zu ſo ungewohnter Stunde in Bewegung geſetzt hat!“ — „Keinesweges“, antwortete Franklin; „ich komme nur deshalb, um Ihnen zu erzählen, was mir die vergangene Nacht begegnet iſt.“ — „Sie wollen mir alſo ein Geſchichtchen erzählen, lieber Freund?“ — „Urtheilen Sie ſelbſt! Sie erinnern ſich doch unſrer geſtrigen Abend-Unterhaltung und wie ich die ſtärkſten Gründe hervorgeſucht habe, um Sie dahin zu beſtimmen, nicht länger allein zu leben, ſondern ſich wieder zu verheirathen!“ — „Mein Gott, Freund, wie kommen Sie darauf? laſſen Sie uns doch von etwas Anderem ſprechen!“ — „Unmöglich kann Ihnen der Kummer entgangen ſeyn, welchen ich über die ſeltſame Beharrlichkeit empfinde,

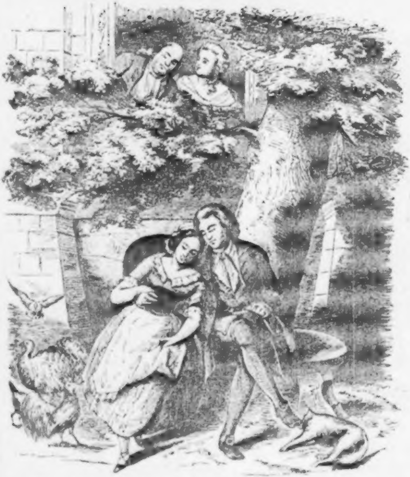


mit der Sie entſchloſſen ſind, Ihrem verſtorbenen Gatten eine Treue zu bewahren, die ganz zwecklos iſt und vielleicht jedes vernünftigen Grundes entbehrt.“ — „Künftig, künftig davon, theurer Freund!“ unterbrach ihn hier Madame Helvetius, und machte gleichzeitig mit ihrer Hand eine Bewegung nach Franklin's weißem Haupte, als hätte ſie die Abſicht gehabt, ſeine grauen Locken ſtreicheln zu wollen.

„Nach jenem Geſpräch“, fuhr Franklin fort, „zog ich mich zurück, legte mich zu Bett und mir träumte, ich ſey geſtorben. Bald befand ich mich in dem Paradieſe, wo die glücklichen abgeſchiedenen Seelen unvergängliche, ewige Freuden genießen. Der Thürſteher jenes Edens fragte mich: ob ich den Wunſch habe, Einige von jenen Glücklichen ſehen zu wollen und ich gab ihm zur Antwort: er möge mich zu den Philoſophen führen. „Ganz in der Nähe halten ſich zwei dergleichen auf“, erwiederte der Thürſteher; „ſie ſind gute Nachbarn und innig mit einander befreundet.“ „Wer ſind ſie?“ fragte ich weiter. „Sokrates und Helvetius.“ „Ich ſchätze Beide gleich hoch, aber führen Sie mich zuerſt zu Helvetius, weil ich zwar Franzöſiſch, aber kein Griechiſch verſtehe.“ — Helvetius nahm mich ungemein freundlich auf und richtete tauſenderlei Fragen an mich über Krieg und Frieden, über unſre jetzigen Religions-Zuſtände, über die Freiheit und die Verwaltung Frankreichs. „Mein Himmel!“ brach ich endlich verwundert aus, „fragen Sie denn gar nicht nach Ihrer alten treuen Freundin und Lebensgefährtin, Madame Helvetius? und gleichwohl liebt ſie Sie noch immer ſo zärtlich! Noch vor kaum einer Stunde war ich bei ihr und konnte mich davon überzeugen, wie ungeſchwächt die Theilnahme und Ergebenheit iſt, welche ſie Ihnen widmet.“ — „Ach!“ antwortete er mir, „Sie ſprechen von meiner ehemaligen Glückſeligkeit? dieſe muß man vergeſſen lernen, wenn man hier glücklich ſeyn will. Manches Jahr verging und ich dachte an nichts als an ſie, aber endlich habe ich mich getröſtet. Ich habe eine andre Frau geheirathet, und konnte unmöglich eine finden, die meiner erſten Gattin mehr geglichen hätte, als die, auf welche meine Wahl fiel. Sie iſt zwar nicht ganz ſo ſchön wie Jene, aber ſie beſitzt eben ſo viel Gefühl und Geiſt und liebt mich unausſprechlich. Sie denkt nur darauf, wie ſie mir gefallen, mich beglücken will. Bleiben Sie bei mir, Sie ſollen ſie ſogleich ſehen.“ „Ich merke wohl“, antwortete ich, „Ihre erſte Gattin iſt ungleich treuer und beſtändiger als Sie; es ſind ihr die beſten, vortheilhafteſten Anträge gemacht worden, allein ſie wurden von ihr ſämmtlich zurückgewieſen. Ich geſtehe Ihnen, ich habe ſie ſelbſt bis zur Narrheit geliebt, aber ſie blieb hart wie Stein und hat mich aus Liebe für Sie abgewieſen.“ „Ich beklage Sie aufrichtig über Ihr Schickſal, denn ſie war in der That eine vortreffliche, höchſt liebenswürdige Frau.“ Bei dieſen Worten trat Madame Helvetius ein und ich erkannte in ihr — rathen Sie einmal, wen? Niemand anders als Madame Franklin, meine alte treue, amerikaniſche Freundin! Ich forderte ſie, als mir zugehörig, zurück, aber ſie erklärte mir ziemlich kalt: „Ich bin vierzig Jahre und vier Monat, beinahe ein halbes Jahrhundert, Ihre Gattin geweſen, begnügen Sie ſich damit; ich habe hier ein neues Band geknüpft, welches ewig dauern wird.“ Mißvergnügt darüber, daß mich meine Abgeſchiedene ſo ſchnöde verwarf, beſchloß ich, auf der Stelle jene undankbaren Schatten zu verlaſſen; ich wollte nach unſerm Planeten zurückkehren, die Sonne wieder ſchauen und Sie —. Wir wollen Rache nehmen!“

Dieſe Rache war keineswegs nach dem Sinne der Madame Helvetius, die ſchon längſt ihren Entſchluß gefaßt hatte; denn ſonſt würde es ihr natürlicher Weiſe ſehr ſchwer geworden ſeyn, einen ſo ehrenvollen Antrag zurück zu weiſen, der, wenn ſie ihn angenommen, ihr einen in zwei Welttheilen berühmten Namen gegeben hätte. Am offenen Fenſter Franklin gegenüber ſitzend, betrachtete ſie ihn nicht ohne Rührung, ihn, der ſo fröhlich und freimüthig zu ihr ſprach, und begriff vollſtändig den hohen Werth der Achtung und wahrhaften Freundſchaft, wovon er ihr durch ſein Anerbieten einen ſo deutlichen Beweis gab. Es war keine Rede davon, daß Franklin ſich lächerlich gemacht hätte; er war kein alter verliebter Geck; ein Weiſer ſtand vor ihr, der von dem Gedanken geleitet wurde, daß unter allen und jeden Lebensverhältniſſen eine Gattin eine eben ſo unentbehrliche als erwünſchte Gefährtin ſey, ganz geeignet, unſer Leben zu verſchönern, unſer Glück zu verdoppeln, die Beſchwerden und Mühſeligkeiten, denen wir nicht entgehen können, zu mildern und zu verſüßen, und wenn ſie den Gatten überlebt, ihm den Tod zu erleichtern. Am Abend vorher hatte Franklin allerdings der Madame Helvetius ſehr dringend zugeredet, ſich wieder zu verheirathen, ſich dabei aber ganz im Allgemeinen gehalten und, ſey es nun aus Berechnung oder aus Furcht, nicht entfernt durchblicken laſſen, daß er bei ſeinen Rathſchlägen perſönlich betheiligt ſey. Die Augen der liebenswürdigen Wittwe füllten ſich mit Thränen, ſie ſtützte ihren Arm auf das Fenſterbrett und verbarg ihr Geſicht in ihrer Hand. — „Wohlan“, ſprach Franklin nach einem kurzen Schweigen, „ſchöne Frau von Auteuil! Eilen Sie mir und ſich ſelbſt zu Hülfe, laſſen Sie uns Beide uns rächen!“ — „Still, theurer Freund, lauſchen Sie!“ rief endlich Madame Helvetius; „machen Sie kein Geräuſch, ich höre ganz in unſerer Nähe ſprechen.“

Beide erheben ſich leiſe und bogen ein wenig die Lindenzweige auseinander, um beſſer ſehen und hören zu können, was unter ihnen vorging. Auf einer ſteinernen Bank nämlich, die unter dem Fenſter angebracht war, ſaß Franklin's Diener Dyk, und plauderte mit Annetten, der Tochter des Gärtners von Madame Helvetius, einer jungen Bäuerin mit ſchwarzen Haaren und rothen Wangen, einem Mädchen von ſiebzehn Jahren, klein, wohl-



gewachſen, ſchlank, von niedlichen Füßchen getragen. Durch die Blätter der Linde konnten Franklin und Madame Helvetius bemerken, daß die Köpfe der beiden jungen Leute einander dergeſtalt nahe waren, daß die blonden Haare des Amerikaners die ſchwarzen Flechten des Mädchens aus Auteuil beinahe berührten.

„Laſſen Sie mich los, Herr Richard! Wenn Madame wüßte, wie Sie mir nachgehen, ſie jagte mich gewiß davon; laſſen Sie mich los, oder ich gehe fort! Hören Sie nichts! Ich glaube, mein Vater rief mich, daß ich ſeine Zucker-Erbſen begießen ſoll. Ach, und der Käſe für Madame iſt auch noch nicht gemacht, und die Milch noch nicht abgerahmt!“ — Dennoch verließ Annette die Bank nicht, auf der ſie ſaß, und das kam daher, weil Richard nicht ohne Anſtrengung ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib geſchlungen hatte, um dadurch zu verhindern, daß ſie ihm etwa entziehen könne. Bei dem Anblick einer ſolchen Vertraulichkeit zeigte ſich Franklin unruhig; von dem Gefühl einer tugendhaften Entrüſtung wurde ſeine Wange geröthet und er wollte bereits gegen die Schuldigen losbrechen, da hielt Madame Helvetius mit ihrer kleinen weißen Hand ihm den Mund zu, und zwang ihn dadurch zu ſchweigen und noch weiter zuzuhören.

„Sie wollen mich nicht verſtehen, Annette!“ antwortete Richard. „Das, was ich Ihnen ſage, könnten Madame Helvetius und Herr Franklin unbedenklich hören. Gehen Sie und rufen Sie Ihren Vater, wenn Sie wollen, ich werde in ſeiner Gegenwart ſprechen. Ich will Sie nicht verführen, Annette, das kommt mir nicht in den Sinn, aber ich will Sie heirathen!“ — Das junge Mädchen ſenkte das Köpfchen und machte eine Bewegung, wodurch ſie Richard noch etwas näher kam: ſie hatte nicht nöthig zu antworten. — „Nun wohl“, fuhr der junge Mann fort, „wir wollen uns heirathen. Ich werde mich Herrn Franklin entdecken, er wird mit Madame Helvetius ſprechen und Beide werden dann Alles mit Ihrem Vater in Ordnung bringen.“ — „Iſt es wirklich Ihr Ernſt, Richard? Sie wollten mich heirathen?“ — „Ganz gewiß! Wir eilen nach Amerika, und Sie werden ſehen, das iſt das ſchönſte Land in der ganzen Welt, liebe Annette! Herr Franklin wird uns Ländereien geben, die wir urbar machen; wir werden frei und glücklich leben. O liebe Annette, wenn Sie mein herrliches Vaterland kennten, wenn Sie wüßten, wie prachtvoll die Sonne über unſern Wäldern aufgeht, Sie würden dann eben ſo ſehnſüchtig wie ich wünſchen, je eher je lieber in jenes reizende Land ziehen zu können! Gegen unſere Flüſſe ſind Eure Seine und Rhone nur kleine elende Bäche, und in unſre Seen könnte man ganz Paris verſenken, ohne daß das Mindeſte davon zu ſehen wäre. Sprechen Sie nur ein Wort, Annette, und ehe noch Herr Franklin das Haus verläßt, kann Alles in Ordnung ſeyn.“ — „So herrliche, ſchöne Dinge giebt es in Ihrem Vaterlande?“ fragte das Mädchen neugierig, höchlichſt überraſcht, von Seen ſprechen zu hören, in denen Paris ſpurlos verſchwände. — „Freilich, Annette, und Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede!“ — „Giebt es aber dort auch einen Ententeich, wie in Auteuil?“

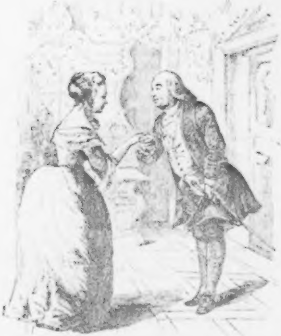
— „Wie, den Ententeich von Auteuil? Jene kleine Pfütze, bei der man am Ausgange des Orts vorübergeht? jene Art Graben, den man mit kranken Bäumen umpflanzt hat und wo Fröſche und Kröten hauſen?“ — „Ja, ja, einen Ententeich wie in Auteuil!“ wiederholte das Mädchen und entzog ſich ſanft Richard's Armen.

— „Aber, Annette, wie können Sie nur an dieſen Ententeich denken? Gewiß, Sie lieben mich nicht, und es giebt einen Burſchen im Dorfe, der Ihnen werther iſt als ich.“ — „Nein! Der Ententeich von Auteuil gefällt mir aber doch mehr als Eure großen Seen, in welchen Ihr ganz Paris verſenken zu wollen Luſt habt, und als Eure Flüſſe, gegen welche die Seine, meine liebe

Seine, der Fluß meines Vaterlandes, nur ein unbedeutender Bach iſt. Richard, wir wollen uns heirathen, aber Sie müſſen in Auteuil bleiben!“ — „Wie, Sie muthen mir zu, Herrn Franklin zu verlaſſen? ich ſollte mein Vaterland nicht wiederſehen? Das wäre ja eben ſo viel, als wollte ich meiner Fahne untreu werden. So etwas können Sie von mir unmöglich verlangen, Annette! Bedenken Sie doch, daß mein Vaterland aller ſeiner Bürger bedarf, daß England, welches uns nicht unterdrücken konnte, uns ohne Unterlaß bedroht! Großer Gott, was würde Herr Franklin dazu ſagen, wenn ich ihm erklärte: ich wolle nicht wieder nach Amerika zurückgehen! Ich liebe Sie, ich würde gern für Sie mein Leben dahin geben, wenn mein Vaterland keine Rechte darauf hätte. Annette, liebe Annette! es giebt noch etwas Höheres als die Liebe, das Glück, nämlich: die Pflicht. Sie dagegen, was könnte Sie zurückhalten? Frankreich bedarf Ihrer nicht, Sie können Ihr Vaterland verlaſſen, ohne daß man die Entfernung eines Mädchens bemerken würde, deſſen Namen man vielleicht nicht einmal kennt, das ſeinem Vaterlande niemals nützlich werden kann.“ — „Sie irren ſich, Richard! Auch ich liebe mein Vaterland und will, daß meine Kinder, wenn ich einſt deren haben ſollte, es gleich mir lieben. Sie ruft die Pflicht nach Amerika zurück, mich feſſelt mein Glück, meine Ruhe an Frankreich. Sie lieben Ihre Seen, Ihre Flüſſe, Ihre Wälder, ich liebe den Ententeich von Auteuil, an deſſen Ufer ich geboren ward; als Kind habe ich an dieſem Teiche geſpielt, und jene kranken Bäume, von denen Sie ſo verächtlich, ſo wegwerfend ſprachen, waren Zeugen meiner Jugendfreuden. Leben Sie wohl, Herr Richard! ich muß die Zucker-Erbſen meines Vaters begießen, für Madame Helvetius die Käſe bereiten und die Milch abrahmen.“ — Annette erhob ſich, brachte ihr durch das Zuſammentreffen mit dem Amerikaner ein wenig zerknittertes Kleid wieder in Ordnung, und ging ſichtbar beſtürzt und mit ſtrömenden Thränen nach dem Küchengarten, wo ihr Vater ſchon den ganzen Morgen mit der Gießkanne umher wanderte.

„Mein lieber Freund!“ ſagte Madame Helvetius zu Franklin, „Sie ſind ein beſſerer Bürger als Richard, mindeſtens ſind Sie Ihrem Vaterlande noch viel nützlicher und nöthiger, als er; würden Sie ſich wohl dazu entſchließen, Ihr Amerika ganz aufzugeben? Würden Sie in Frankreich, neben dem Ententeich von Auteuil, ſterben wollen, entfernt von Ihren großen Flüſſen, Ihren unermeßlichen Seen, Ihrer Sonne, die über unberührten Wäldern aufgeht? Ich, meines Theils, denke wie Annette, ich ziehe jener neuen Welt, die Sie frei machten, den kleinen, unbedeutenden Ententeich von Auteuil vor. Ihre Erzählung iſt ganz allerliebſt“, fügte ſie hinzu, „aber, mein theurer Freund, was ſagen Sie zu der Geſchichte, die wir ſo eben erſt vernahmen?“

Franklin erwiederte nichts, küßte die Hand der Frau, die er liebte, und ging gleich darauf zu Cabanis, der ihm die Regeln



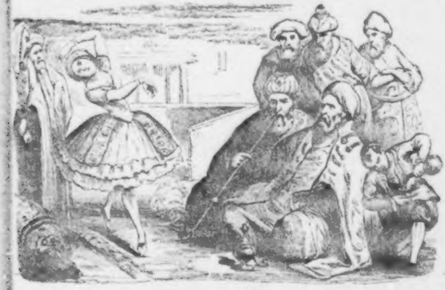
vorſchrieb, welche er befolgen ſollte, um während der langen Ueberfahrt ſo wenig als möglich von Steinſchmerzen beläſtigt zu werden. Einige Tage nachher ſchiffte er ſich in Havre mit Richard nach Amerika ein, und es iſt bekannt, daß er nach ſeiner Ankunft in Philadelphia zum Staatsminiſter und kurze Zeit darauf zum Präſidenten des Congreſſes ernannt wurde.

Annette verließ weder Frankreich, noch den Ententeich von Auteuil. Ein Jahr ſpäter heirathete ſie einen ihrer Nachbarn, der 1789 die Waffen ergriff und mit nach der Grenze rückte. Unter dem Kaiſerreiche ſpielte Annette eine glänzende Rolle und ihr Gatte iſt ruhmvoll auf dem Bette der Ehre im Jahr 1812 gefallen.

Was Madame Helvetius anbetrifft, ſo war auch ſie treu und beſtändig in ihrer Vorliebe für Auteuil. Stets verſammelte ſie die ausgezeichnetſten Männer um ſich; auf Franklin folgten Turgot, Garat, Deſtüt-Tracy, Bernardin de Saint Pierre. Als Bonaparte, damals noch erſter Conſul, eines Tages mit ihr im Garten ſpazieren ging, ſagte ſie zu ihm: „General, Sie wiſſen gar nicht, wie glücklich man auf einer kleinen Erdſcholle von kaum drei Morgen Umfang ſeyn kann!“ — Das war ein ſehr wahres Wort in dem Munde einer Frau, die es ausgeſchlagen, Franklin zu heirathen, und es vorzog, in der beſcheidenen Zurückgezogenheit zu ſterben, in welcher ſie dreißig Jahre glücklich gelebt hatte durch ihren Geiſt und ihre Liebe zum Vaterlande.

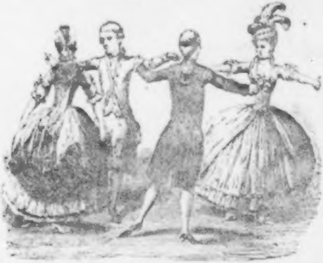
Schattenſpiel.

Calderon ſchrieb ein Schauſpiel unter dem Titel „Das Leben ein Traum“ und Grillparzer ein anderes, das er „Der Traum ein Leben“ nannte. Strauß, der bekannte Walzer-Tonangeber, ſtellte in einem ſeiner muſikaliſchen Aufforderungen zur eingehetzten Spring-Freude das Leben hin als einen Tanz; ſollten wir nun nicht auch einmal den Tanz betrachten können in ſeiner Beziehung zum Leben? Sagte Jener: „Das Leben ein Tanz“, ſo ſagen wir: „Der Tanz wie das Leben“, und haben gewiß nicht minder Recht. Der Menſch iſt eine Einheit aller ſeiner Eigenſchaften, in allen prägt ſich mehr oder weniger der Grundzug ſeiner Perſönlichkeit aus; und wie mit dem Seyn und Handeln der Einzelnen, ſo iſt es mit dem der Völker und Zeiten. Die alten Griechen lebten im ſchönen Gleichmaaß der Einzelſinne, der Einzelkräfte und ihrer Geſammtbeziehung. Bei ihnen war auch der Tanz ein ſanftes Spiel harmoniſcher Bewegungen. Der Orientale beugt ſich in geiſtiger Abſpannung einer zwingherriſchen Macht und genießt das Leben in bewegungsloſer Lauheit. Wer tanzt im Orient? Die Sklavin auf das Gebot ihres Herrn, der

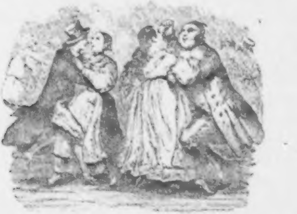


indeß in läſſiger Ruhe auf den Polſtern den Dampf ſeiner Tabakspfeife athmet. Ihm iſt die heftige Bewegung zuwider, weil er abgeſchloſſen iſt im Gleichgewicht des ſinnlichen Daſeyns und darin die höchſte Befriedigung findet. Anders war jenes Gleichmaaß der Griechen. Es ging hervor aus einer Thätigkeit des

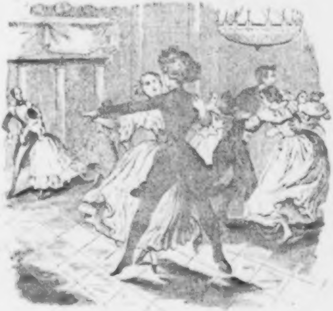
Geiſtes, welche die Bewegung des Körpers auf den Mittelpunkt des Seelenlebens bezog und ihm entſprechend bildete. Bei uns tanzt man jetzt in allen Kreiſen des Volkes, im matt erleuchteten, raucherfüllten Kruge des Dorfes, in den glänzenden, Wohlgeruch hauchenden Sälen der Städte, auf der Schaubühne, welche erhellt wird von den Strahlen ungeſehener Lichter wie von der Sonne eines künſtlichen Tages. Gar zu lange her iſt es nicht, als man im gemeſſenen Schritte des Tanzes eine von heiterem Geflüſter gewürzte Unterhaltung fand. Unſere Väter und Mütter erinnern ſich noch dieſer Menuett-Zeit. Aber immer mehr ward



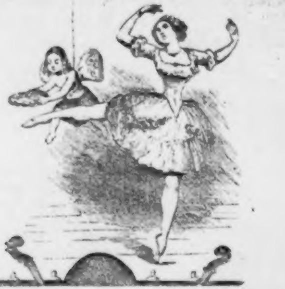
das tändelnde Wort, zu deſſen munterer Belebung das Tanzen diente, von der ſtets heftiger ſchwingenden Glieder-Bewegung verdrängt, und jetzt iſt der Tanz in ſeiner ſtürmenden Wildheit, ſeinem jähen Polkathum zum abbildlichen Ausdruck der jagenden Raſtloſigkeit geworden, welche das Menſchengeſchlecht vertreibt aus allen alten Gewohnheiten und Sitten zu neuen, noch nicht erreichten, erſt zu ſchaffenden Lebens-Formen. Es ſoll nicht Moral gepredigt werden über dieſen Zuſtand der Gegenwart, aber zum Bewußtſeyn müſſen wir ihn uns bringen. Denn wer erſt weiß, daß er von der Geſchichte einem neuen, noch unbekannten Ziele entgegen getrieben wird, der fühlt ſich eher aufgefordert, ſich über dies Ziel zu unterrichten, als derjenige, der immer nur beklagend in die Vergangenheit ſchaut. Das Ziel, dem Alles mit Sehnſucht zuſtrebt, iſt eine neue Haltung des einzelnen Menſchen in der Geſellſchaft, im Staate, eine bewußte Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Perſon, geſchützt und zu lebendiger Theilnahme am Geſchicke der Geſammtheit berechtigt und verpflichtet durch volksthümliche Geſetze. Wir ſuchen Gleichgewicht nach Innen — der verſchiedenen Seelenkräfte durch die Bildung des Geiſtes — und nach Außen — der verſchiedenen Willenskräfte durch die öffentlich anerkannte und geſetzlich geregelte That der Selbſtbeſtimmung. — — Doch wie! Vom Tanze gingen wir aus, und der tanzend beflügelte Fuß ging plötzlich über in den nachdenklich ernſten Schritt — wäre es im Leben anders! Darin beſteht ja eben der Charakter unſerer Zeit: auf der einen Seite die raſtloſe Jagd des Genuſſes, auf der andern die drückende Laſt fruchtloſer Bemühung. Wie die Geſellſchaft in Genießende und Arbeitende ſich ſcheidet, mehr als früher jemals, ſo iſt auch im Einzelnen die Uebereinſtimmung von Arbeit und Genuß zerſtört. Nicht in Jedem. Nehmen wir den Landmann zum Beiſpiel. Mancher findet gewiß in der Bewirthſchaftung ſeines Feldes zugleich Luſt und Freude, und hat er ſich dieſe Uebereinſtimmung bewahrt, ſo wird Einfachheit und Ruhe auch ſeine Vergnügungen bezeichnen. Sonntags im Kruge umfaßt er ſein Mädchen nach alter Sitte mit beiden Händen oberhalb der Hüften, beginnt auf beiden Hacken den Zweitritt in gemäßigter Bewegung; und in langſamer Schwingung zur einförmigen Muſik dreht ſich das ſo verbundene Paar um ſeine Achſe. Das iſt ein Bild alt biderber Gediegenheit des



Bauerntanzes, belebt von einem Juchhe des Vergnügens, das aus voller Seele emporbricht. Wir ſehen in dieſer Selbſtgenügſamkeit freilich keine verführeriſche Anmuth, aber ſie wuchs auf demſelben Boden mit der Zufriedenheit in allen Kreiſen des Lebens. Mit dieſer entfloh jene ehemalige Sitte des Tanzes: auch auf den Feſten des Dorfes herrſcht vielfach bereits der wilde, rauſchende, raſtloſe Taumel. Reiſende Gewinnſucher und Wucherer tragen das Ihre dazu bei, den Landmann aus den eingefriedigten Grenzen ſeines Daſeyns zu werfen. Sie ſtecken die Fahne des habſüchtigen Gewinns vor ſeinen Augen auf, und der einſt in seiner Behaglichkeit anſpruchslos geſicherte Mann betet jetzt mit der ganzen Welt zum goldenen Kalbe. Denn zwiſchen dem eigenen Vortheil und der Uebervortheilung durch Andere wählt er den erſteren, und der einmal zum Zwecke gewordene Vortheil überwuchert leicht alle unſelbſtiſchen Regungen des Herzens. — Raſtloſer geht die Lebensjagd in den Geſellſchaftskreiſen der Städte. Wie viel Glück, Geſundheit, wie viel hoffnungsvolles Leben fällt ihr zum Opfer! Kennt Ihr die Sage von der Teufels-Tänzerin? Es war einmal eine junge Dame, ſo erzählt man ſich in Oſtfriesland, welche, geſchmeichelt in ihrer Eitelkeit durch die unaufhörlich ſie umdrängenden Männer, keinen Antrag zum Tanze ablehnte und in höchſter Aufregung aller Sinne fortwährend in dem wilden Genuſſe ſchwelgte. Die Mutter beſchwor ſie, ihrer Geſundheit zu ſchonen, ſie forderte Gehorſam, nichts wollte helfen. Erzürnt endlich durch die Bitten der liebenden Mutter, vergalt die Tochter deren herzliche Sorglichkeit durch die heftigen Worte: „Ich will tanzen! Und käme der Böſe ſelbſt, ich würde ihm keinen Tanz abſchlagen!“ Und ſiehe! der Teufel erſchien, ergriff ihre Hand, umſchlang ihren Leib, riß ſie fort in den Wirbel eines raſcher und raſcher kreiſenden Tanzes, mit deſſen wachſender Flugſchnelligkeit auch die Wogen der Muſik wuchſen zu immer wirrerem Rauſchen und Brauſen, bis endlich die Tänzerin erbleichte, ein Blutſtrom ihrem Mund entquoll, ſie todt zu Boden ſtürzte. Schaue ich jetzt in die toll wirbelnden Tänze unſerer



Geſellſchaften, ſo verwandeln ſich mir bald die geſchniegelten und durchräucherten Prieſter des Vergnügens in den grauſigen Beelzebub; aus dem ſtraffen Beinkleide guckt der Pferdefuß hervor und unter den webenden Schößen des Fracks wedelt der Schweif des Verführers, der die friſche, blühende Sinnlichkeit nutzlos und verderblich verblühen und verwelken macht. — Oder meine Phantaſie ſchweift weiter aus. Sie umfaßt die ganze geſellſchaftliche Raſtloſigkeit des Zeitalters und ſieht es brünſtig liegen in den Armen des Jeſuitismus, der alle Mittel zum Zwecke heiligt, zum einzigen Zwecke des ſelbſtiſchen Vortheils! So ſchwankt vor meiner Einbildungskraft das geſammte Leben auf der Spitze einer zitternden und ſich drehenden Nadel, welche magnetiſch angezogen wird von dem Pol des Geldes, und mit dieſem hin und her rollenden Pole nicht anders Richtung zu halten vermag als durch eigene Schwindelei. — Da plötzlich fällt die Hülle der inneren Anſchauung von meinen Augen: ſtatt der Bühne des Lebens erblicke ich vor mir von meiner Loge aus die Bühne der Oper. Eine Ballet-Tänzerin ſchwindelt auf der Spitze des einen Fußes, während ſie den andern in die Luft ſtreckt, als wolle ſie einen Schritt unternehmen in die blaue Leere des unendlichen Raumes. Sie dreht und wirbelt, ſie bebt und zittert — Lohn und Beifall erwartend. Und der Zuſchauer ſpendet ihn der Bein-Verrenkung, während die wahre Kunſt verlaſſen trauert. — Lohn und Beifall! Doch was wären ſie als ehrende Zeichen, knüpfte ſich daran nicht der klingende, goldene Vortheil! Er iſt der Allbeherrſcher der



Gegenwart, und ſein erſter Reichs-Verweſer iſt der taumelnde Genuß. Vortheil und Genuß! Ihnen opfert der Mann ſeine Männlichkeit, das Weib ſeine Weiblichkeit, und nur Eines kann uns helfen: die geöffnete Bahn für die freie Entwickelung der menſchlichen Thätigkeit auf allen Gebieten des Lebens. Geſchützt, gehätſchelt, verzärtelt durch wohlmeinende, zu vorſichtige, zu ängſtliche Hütung gedeiht der reifende Menſch zu keiner Feſtigkeit, Selbſtſtändigkeit, Thatkraft, wird er mit fortgeriſſen in den allgemeinen Wirbel, ein Spielball des Zufalls, der augenblicklichen Anregung der Sinne, welche er als Menſch, als Charakter mit Bewußtſeyn leiten ſollte nach den ihnen einwohnenden Geſetzen der Natur. So lange ſich das menſchliche Leben dreht im Kreiſe alter Vorurtheile, ſo lange ſchwankt es fieberhaft in ruheloſem Tanz der Sehnſucht und der Begierde. Die Bahn geöffnet zu einem großen Ziel neu zu belebenden Volksthums, neu zu erringender Volks-Einheit und Volks-Größe aus der innerſten Macht des Volksgeiſtes — und alle krankhaften Ueberreizungen werden ſchwinden, ein neues, verjüngtes Leben wird erwachen in allen Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes, in Staat und Geſellſchaft, in Kunſt und Gewerbe, und was jetzt dem Gelde dienſtbar und dem eigenen Vortheil, wird lebendiges Werkzeug der Volks-Entwickelung und der Geſchichte. — Mich ſchüttelt der Morgenfroſt: ich habe geträumt!

Anton Gubitz.

Der kleine Zauderer.

Die Eltern da auf dem Bilde haben Eile, die ein Geſchäft betrifft, konnten das Bürſchchen nicht zu Hauſe laſſen; denn es iſt ein unruhiger Geſell, der Aufſicht bedarf, und in der heimiſchen Hütte leben nur Vater, Mutter und Söhnlein. Das mußte alſo mit auf die Wanderſchaft. Doch Paul freut ſich über alle Dinge am Wege, und was ihm gefällt, das möcht' er mitnehmen, darüber fragen und ſchwatzen. Ohne ſein Ränzelchen kann er nicht ſeyn und daß es ſchon vollgeſtopft iſt, läßt ſich wahrnehmen. Nun, die Mutter hat ihn, der durch den Zuruf allein nicht von der Stelle zu bringen war, wieder einmal ergriffen und hält ihn feſt, ſehr feſt; ſonſt wär' er bald abermals weggewiſcht. Die Mutter ſchilt ihn auch, und er ſieht uns darauf an: ob wir's etwa hören, daß ſie — die ihm übrigens recht an's Herz gewachſen — mit ſeinem Thun und Weſen unzufrieden iſt; denn Paul hat Ehrgefühl, obgleich noch nicht aus rechtem Begriff, iſt überhaupt ein liebes Kerlchen für ſeine paar Jahre. Was er in ſein Ränzelchen eingeſackt, das ſind ſchillernde oder ſeltſam geformte Steine, Muſcheln, gefleckte Eierſchalen, aus dem Vogelneſt gefallen, Goldkäferchen, Schilfrohr zur Pfeife, Blüthen, Blumen, farbig Laub, und wer weiß was außerdem; denn genau haben wir nicht hineingeblickt. Gar gern

möcht' er nun ausführliche Erklärung haben über ſeine Sieben-Mal-Sieben-Sachen! Wie geſagt: ein liebes Kerlchen, dem wir die gehörige Belehrung wünſchen! Er wird in die Dorf-Schule kommen, und was lehrt man ihm da? Leſen, Schreiben, Rechnen, verſteht ſich kaum nothdürftig, auch wohl Geſchichte, mehr die Vergangenheit als die Gegenwart berührend, oder Länderkunde, mehr in die weiteſte Ferne hinaus als in die Heimath hinein. Er lernt Sprüche, Namen und Zahlen auswendig, zu denen ihm das Verſtändniß fehlt und befrachtet das Gedächtniß mit vielem Ballaſt neben dem wenigen Nothwendigen, das man ihm beibringt. Wie ſchön wär' es, wenn er mit Acker, Wald und Wieſe nicht nur oberflächlich, ſondern gründlich vertraut würde! Gebt ihm doch — zum Beiſpiel — ſo viel von der Natur-Wiſſenſchaft, daß er die Kräfte, die im Bereich ſeiner künftigen Thätigkeit walten, zu erkennen und dann beſſer zu nützen, Erde, Waſſer, Feuer und Luft in ihren Wandlungen und Wechſel-Wirkungen zu beurtheilen und zu gebrauchen weiß (das Büchlein: „Der Dorfgelehrte“ kann hiebei helfen), damit nicht der Schlendrian nur ſich vom Vater auf den Sohn und immerfort bis in's tauſendſte Glied vererbe! Paul heißt zu Deutſch: der Geringe, Schlichte, und das mag unſer Paul lebenslang ſeyn und bleiben; aber auch den unteren Ständen gebietet unſere vorgeſchrittene Zeit, durch Wiſſen und tieferes Schauen den Ertrag ihres Fleißes ſich geſicherter und ergiebiger zu machen. Wir können es Paul's Mutter anſehen, daß ihr Schelten nur dem Augenblick, nicht dem Treiben des Jungen überhaupt gilt. Sie hat wohl noch nicht ſehr viel Nachdenken daran gewendet, wie aber Frauen das Rechte leichter herausfühlen als Männer, ſo mag ihr das Gefühl wohl ſagen: dahinter ſteckt etwas Brauchbares, das man zu fördern, nicht zu unterdrücken hat; denn, ſagt das Sprüchwort: „wer zähmt, der lähmt!“ — und das bezieht ſich namentlich auf Geiſt und Trieb. Genug, aus unſerem Paul kann etwas Tüchtiges werden, wenn ihn Unterricht und Umſtände begünſtigen, und wie geſchieht das, und wie geſchieht Jedem in dieſer Hinſicht ſein Recht? Die Antwort iſt ſehr alt, bis heut aber noch nicht hinlänglich gewürdigt. Als man nämlich den Spartaner-König Ageſilaus, der beinahe vier Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung lebte, fragte: was müſſen die Kinder lernen? antwortete er: „Was ſie als Erwachſene thun ſollen!“ Demnach, ihr Lehrer, macht in den Kindern vor Allem Das umſichtsvoll lebendig und kräftig, wovon ſie dereinſt leben und die Ihrigen ernähren ſollen; dies iſt das vorzüglichſte Hülfsmittel, der geſtiegenen und ſich noch immer ſteigernden Armuth zu wehren, und es wird in den Dorfſchulen, ſo weit es hier nöthig, am leichteſten auszubreiten ſeyn, wegen der gleichen Richtung der Kinder. Der Segen griffe dann tiefer noch ein: iſt den Menſchen die innere Thätigkeit mehr geweckt, können ſie ſich aus eigener Fähigkeit mehr beſchäftigen, ſtehen ſie auch im Rechtlichen und Sittlichen feſter! Gz.

Im Feld.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846 und 1847.)

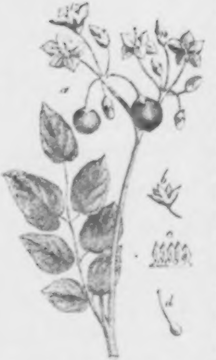
Kartoffel, Erd- oder Grundbirne, Erdapfel, Patate wird der knollige Nachtſchatten (Solanum tuberosum Linn.) genannt, den wir jetzt überall auf den Feldern im beſten Anbau vorfinden. So iſt es aber noch nicht lange, denn vor ſechzig bis ſiebzig Jahren war die Kartoffel noch eine verachtete Frucht, die man den Aermeren und dem Viehe überließ, obgleich man ſie ſeit länger denn zwei Jahrhunderten in Europa kannte. Es iſt oft behauptet worden, daß Franz Drake, der in den Jahren 1577 bis 1580 einen Beutezug gegen die Spanier in Amerika und eine Welt-Umſegelung unternahm, die Kartoffel nach Europa gebracht habe. Dies iſt aber nicht wahrſcheinlich, denn ſie werden nicht unter den Früchten und Gerichten, die er am 4. April 1581 der Königin Eliſabeth bei einem Gaſtmahle auf ſeinem Schiffe vorſetzte, aufgezählt; auch erwähnt er ihrer in ſeiner Reiſebeſchreibung mit keinem Worte. Alexander v. Humboldt ſpricht in ſeinen Reiſen in die Aequinoctial-Gegenden über die Verachtung, mit der man auf die Kartoffel herabſah, ernſte Worte: „Gleichwie das unverſtändige Kind, dem man Brod und eine glühende Kohle hinreicht, nach dem letzteren greift, ſo machte es auch der kultivirte Europäer. Die neue Welt bot ihm Brod (die Kartoffel) und Gift (den Tabak), und unbedenklich griff er nach dem letzteren.“ — „Während der Tabak ganz Europa infizirte, und ganz Europa dieſe Vergiftung als eine Wohlthat aufnahm und mit Enthuſiasmus dieſe Pflanze baute, hungerte man überall, und die Folgen des Hungers — Peſtilenz und anſteckende Seuchen — wütheten ungeſtört.“ — „Man rauchte Tabak und hungerte und ſtarb Hungers, die Cigarre im Munde und die Naſe mit Unrath (Schnupftabak) verſtopft.“

Die Kartoffeln ſind das herrlichſte, ſegensreichſte Geſchenk, das Europa von Amerika erhalten hat, und mehre hundert Millionen Menſchen danken ihnen ihren Lebensunterhalt. Seit der allgemeinen Einführung dieſes Gewächſes iſt auch eine allgemeine Hungersnoth, wie ſie ſo oft früher faſt nach jeder Getreide-Mißerndte ausbrach, nicht zu befürchten; denn ſelten mißräth die Kartoffel ganz und überall. Es iſt zwar von vielen Seiten her die Behauptung ausgeſprochen worden, daß die Kartoffeln ſchädlich wirken, da ſie zu der Familie des Nachtſchattens (zu den Solaneae) gehören; daß aber die meiſten Solaneen einen mehr oder weniger giftigen Stoff, das Solanin, enthalten. Dies gilt bei der Kartoffel nur von den unreifen Knollen, den Beeren und dem Kraute, ſo wie von den Keimen derſelben, daher auch die Branntwein-Schlämpe, die durch Deſtillation gekeimter Kartoffeln ohne vorherige Abkeimung erhalten wird, giftig auf die hintern

Glieder der Thiere wirkt. Ganz reife Knollen enthalten aber nur Stärkemehl, Eiweiß, Gummi u. ſ. w., und ſind keineswegs ſchädlich, ſondern ſehr nahrhaft. — Die Verwendung der Kartoffeln in der Hauswirthſchaft für Menſchen und Vieh iſt bekannt, eben ſo ihre verſchiedenartige Zubereitung. Durch Zerreiben der rohen Knollen und wiederholtes Auswaſchen des Breies mit vielem kalten Waſſer wird ein weißes, körniges, zwiſchen den Fingern kniſchendes Pulver gefällt, das Satzmehl oder Stärkemehl (**Amylon**, d. h. Ungemahlenes) genannt wird, und mit heißem Waſſer gemiſcht eine ſchleimige, gallertartige Maſſe (Kleiſter) giebt. Auch bereitet man durch Einwirkung von Schwefelſäure und Malz (**Diastas**) auf das Stärkemehl einen Krümelzucker (Kartoffelzucker). Dieſen Zucker benutzt man als Verſüßungsmittel, man ſetzt ihn auch dem Moſte und der Würze zu, um ſtärkeren Wein und Bier zu erhalten. Da er aber auch für ſich gährungsfähig iſt, ſo kann man aus ihm durch Deſtillation fuſelfreien Branntwein und guten Eſſig gewinnen. Der bei der Bereitung des Krümelzuckers zurückgebliebene Syrup, der noch viel Schwefelſäure enthält, wird zur Stiefelwichſe benutzt, nachdem man ihm Knochenkohle hinzugeſetzt hat. Unmittelbar brennt man aus Kartoffeln Branntwein, indem dieſe durch Waſſerdämpfe gekocht, dann zerkleint, mit Malz gemiſcht und nach vorgegangener Zuckerbildung und Gährung deſtillirt werden. Dieſer Branntwein enthält aber noch Fuſel-Oel, das der Geſundheit ſehr ſchädlich iſt und welches am beſten durch Holz- oder durch Braunkohlen-Kohlen (Koaks von Braunkohlen) entfernt werden kann. Auch Bier hat man in neuerer Zeit aus Kartoffeln zu gewinnen gewußt. Der Auszug aus dem friſchen Kraute wird jetzt als Arzneimittel angewendet.

Gehen wir jetzt zur Beſchreibung der Kartoffelpflanze über:

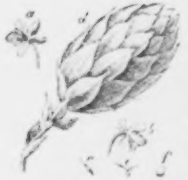
Der Wurzelſtock, mit vielen ſtrangartigen Sproſſen (Ausläufern) verſehen, trägt viele rundliche oder längliche Knollen, die zahlreiche Knospen zeigen. Der aufwärtsſteigende Stock oder Stengel iſt krautig, 1 bis 3 Fuß hoch, am unteren Ende undeutlich kantig und äſtig. Er hat viele Blätter mit krautigen Stielen. Jedes Blatt beſteht aus drei bis vier Paaren gegenſtändiger, größerer, rundlicher Blättchen mit dazwiſchen ſtehenden kleineren Abſchnitten und einem größeren Blättchen an der Spitze, ſo daß das ganze Blatt unpaarig gefiedert erſcheint. Die Unterſeite deſſelben iſt mehr oder weniger zottig. Die Blüthen ſtehen in mehrblüthigen, langgeſtielten Trugdolden. Die Blüthe wird gebildet von einem fünfſpaltigen, ungefärbten, d. h. grünen Kelche; von einer einblättrigen, radförmigen, mit fünffaltigem Saume verſehenen, weißen, bläulichen oder röthlichen Blumenkrone; von fünf kurzgeſtielten Staubgefäßen, deren große, zweifächerige, an der Spitze mit zwei Löchern aufſpringende, gelbe Staubbeutel ſich dicht an einander anſchließen und ſo eine Röhre



bilden, und endlich von einem rundlichen Fruchtknoten, deſſen langer Griffel durch die Röhre der Staubbeutel hindurch geht. (Fig. a Blüthen und Blätter, b der Kelch, c Staubgefäße, d ein Fruchtknoten nebſt Griffel.) Der Fruchtknoten bildet ſich zu einer kugeligen, grünen, vielſamigen Beere von der Größe einer Kirſche aus. Die Kartoffel blüht vom Juni bis Auguſt, ſie ſtammt aus Peru und Chili, und wird jetzt überall, in Aſien bis nach Kamtſchatka hin angebaut. Ihre Fortpflanzung geſchieht meiſt durch Ausſetzen der Knollen, viel mühſamer iſt die Ausſaat des Samens, was man in letzterer Zeit öfter verſucht und, wie es heißt, auch vortheilhaft gefunden hat. — Die Kartoffel gehört in die einweibige Ordnung der fünfmännigen Klaſſe (**Pentandria Monogynia**) des Linnäiſchen Syſtems und, wie oben ſchon geſagt wurde, zu der Familie der Nachtſchattigen (**Solaneae**).

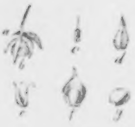
Nahe verwandt ſind mit der Kartoffel und finden ſich bei uns wild: Der ſchwarze Nachtſchatten (**Solanum nigrum Linn.**) mit ſchwarzen Beeren und der kletternde Nachtſchatten (Bitterſüß, **Solanum Dulcamara Linn.**) mit länglichen, rothen Beeren, als ein treffliches Arzneimittel im Gebrauch.

Der gemeine Hopfen (**Humulus Lupulus Linn.**) hat einen 10 bis 25 Fuß langen, ſich rechts windenden, kantigen, ſchlaffen und äſtigen Stengel, der wild wachſend an Hecken und Zäunen, angebaut an hohen Stangen empor klimmt. Er hat gegenſtändige, langgeſtielte, herzförmige, drei- bis fünflappige Blätter, deren Oberſeite ſehr rauh, die Unterſeite aber meiſt glatt und mit gelben Drüſen punktirt und flaumig iſt. Die Lappen ſind ſpitz und grob geſägt mit ſpitzen Zähnen. Außer dieſen Blättern finden ſich noch häutige, zweiſpaltige Nebenblättchen, die leicht abfallen. Die männlichen und weiblichen Blüthen ſtehen geſondert auf verſchiedenen Pflanzen. Die erſteren ſtehen in gegenſtändigen, ſehr äſtigen Riſpen. Die männliche Blüthe hat eine fünftheilige Hülle mit fünf graden Staubgefäßen.



(Fig. a eine ſolche Blüthe von oben, b dieſelbe von unten geſehen, c ein Staubgefäß.) Die weiblichen Blüthen ſtehen in zapfenförmigen, dachigen, bei der Reife einen Zoll langen Aehren (Fig. d). Vor jeder der zugeſpitzten, häutigen, grünlichen oder bräunlich-gelben Deckſchuppen ſtehen zwei offene, ſchuppenförmige Hüllen, von denen jede einen kleinen Fruchtknoten mit zwei langen, hervorragenden Griffeln (Fig. e) umſchließt. Die Frucht iſt ein rundliches, zuſammengedrücktes, von der Deckſchuppe verhülltes Nüßchen (Fig. f); erſtere und letzteres ſind mit gelben, glänzenden, körnerförmigen Drüſen beſetzt, die außer mehren andern Stoffen das ſogenannte Hopfenmehl oder **Lupulin** von ſtarkem, gewürzhaft-bitterem Geſchmack liefern. Die männlichen Pflanzen heißen Fimmeltauber (d. h. Tauber der Weibchen) oder Neſſelhopfen, die weiblichen dagegen werden Lauſer genannt, da ſie in der Hitze ihre Samen laufen laſſen. Der Hopfen blüht im Juli und Auguſt und findet ſich wild überall an feuchten Orten in Europa, Aſien und Nordamerika bis zum 62ſten Grade nördlicher Breite. In vielen Ländern Europa's, vorzüglich aber in Deutſchland wird der Hopfen im Großen angebaut, da man nur durch das **Lupulin** dem Biere Dauer und einen gewürzhaften, bitteren Geſchmack (gehopftes Bier iſt ſeit dem neunten Jahrhundert bekannt) verleihen und die Bildung von Eſſigſäure und Fuſel-Oel verhindern kann. — Auch in der Arzneikunde bedient man ſich des **Lupulins**. Aus den Ranken fertigt man in Schweden Zeug, Seile und Stricke. Von wildwachſenden Pflanzen genießt man im Frühlinge die jungen Sproſſen und im Sommer die Fruchtzapfen wie Spargel. Der Mehlthau ſchadet öfter dem Hopfen und verurſacht ihm eine Krankheit, die Schwärze genannt. — Der Hopfen gehört in die fünfmännige Ordnung der zweihäuſigen Pflanzen (**Dioecia Pentandria**) nach Linnäus und in die natürliche Familie der Neſſeln (**Urticeae Bartl**).

Zu derſelben Ordnung, Klaſſe und Familie gehört auch: Der Hanf (**Cannabis sativa Linn.**). Er hat einen 2 bis 8 Fuß hohen, ſteifen, rauhen, kantigen, bald einfachen, bald äſtigen, daumensdicken Stengel, der gegenſtändige, oberwärts wechſelſtändige, langgeſtielte, fünf- bis neuntheilig gefingerte Blätter trägt. Die Blättchen ſind an beiden Enden zugeſpitzt, lanzettlich, ſcharf und grob geſägt, mit rauher Ober- und mit flaumiger Unterfläche. Die Nebenblättchen ſind lanzettlich und klein. Die Blüthen ſind zweihäuſig. Die männlichen Blüthen bilden eine gipfel-



ſtändige Riſpe, die aus zwei bis drei einfachen oder äſtigen Trauben beſteht. Eine männliche Blüthe hat eine fünftheilige Hülle und fünf grade Staubgefäße. (Fig. a und b, c.) Die weiblichen Blüthen ſtehen in den Winkeln der nahe bei einander ſtehenden Blätter, faſt ganz verſteckt. Jede derſelben hat eine einblättrige, ſcheidenartige, der Länge nach aufgeſprungene Hülle, welche einen rundlichen Fruchtknoten mit einem kleinen Griffel, deſſen zwei lange, fädliche, kolbige Narben weit hervorragen, zum Theil umfaßt. (Fig. d eine Hülle, e eine vollſtändige weibliche Hülle.) Den weiblichen Hanfſtengel nennt man Fimmel oder Fummel, von dem lateiniſchen Worte **Foemella**, d. h. Weibchen, oder Hänfin und Bäſtling. Die Fimmel werden auch vier bis fünf Wochen ſpäter reif, als die männlichen Pflanzen, die abſterben, ſobald ſie ihren Samenſtaub ausgeſtreut haben. Die Blüthezeit beginnt im Juni und dauert bis in den Auguſt hinein. Die Frucht iſt ein eiförmiges, grünliches oder weißlich-graues Nüßchen mit zerbrechlicher Schale. (Fig. f ein Nüßchen von der Hülle umſchloſſen, Fig. g ein Nüßchen.)

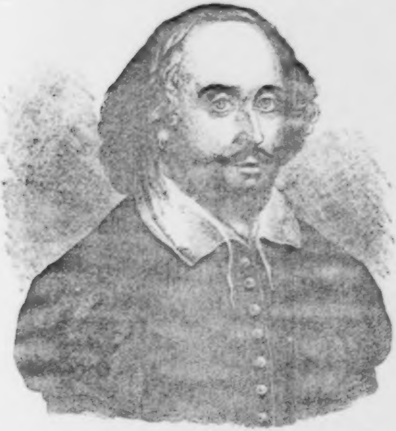
Der Hanf, in Perſien und Oſtindien wild wachſend, wird in allen Welttheilen bis zum 65ſten Grade nördlicher Breite im Großen angebaut und ſcheint durch die Maſſilier, die Erbauer der Stadt Marſeille, aus dem weſtlichen Aſien nach Europa verpflanzt worden zu ſeyn, denn König Hiero von Syrakus ließ den Hanf von dem Fluſſe **Rhodanus** (Rhone) holen.

Die Hanfſtengel enthalten ſehr derbe Baſtröhren, die zu Garn, Bindfaden, Seilen, Tauen, Gurten und dergleichen mehr verarbeitet werden. Die Samen (Hanfſamen), ein ſehr geſuchtes Futter für die Vögel, vorzüglich für den Hänfling (**Fringilla cannabina Linn.**), liefern ein trocknendes, anfangs hellgrünes, dann gelbliches, nach Hanf riechendes Oel (Hanf-Oel), das als Brenn-Oel gebraucht wird und, mit Kali verſeift, eine grüne, weiche Seife (Schmierſeife) giebt. Zerſtoßen oder geröſtet wird der Hanfſamen in Rußland und Polen häufig auf Butterbrod genoſſen. Auch in der Arzneikunde macht man von dem Hanfſamen Gebrauch. Im Morgenlande bereitet man aus den bitter ſchmeckenden, betäubend und widerlich riechenden, zuweilen mit Opium vermiſchten Blättern verſchiedene, berauſchende Getränke. Auch die alten Völker ſollen dieſes aus Hanfblättern erzogene, das Gemüth angeblich von Sorgen entlaſtende Getränk gekannt und **Nepenthe** genannt haben. Dieſen (griechiſchen) Namen **Nepenthe** giebt Homer (Odyſſee, 4tes Buch, 221 ff.) dem von der Helena bereiteten und ihrem Gatten Menelaos und deſſen Gäſten gereichten Tranke:

„Indeſſen beſann ſich
Helena, Zeus Tochter, auf was Anderes, miſchte dem Weine,
Deſſen ſie tranken, ſogleich bei, was da beſchwichtigt den Kummer,
Stillet den Zorn und vertilgt die Erinn'rung an jegliches Leiden.
Wenn dies Einer genießt, nachdem es im Kruge gemiſcht iſt,
Werden den ganzen Tag nicht Thränen die Wangen ihm netzen,
Stürben ihm Vater und Mutter und ſäh' er vor Augen den Bruder,
Säh' er den eigenen Sohn durch Erz zerfleiſchen" u. ſ. w.

Ludwig Heros.

William Shakſpeare.



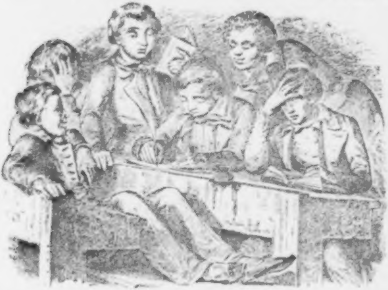
Wir gaben ſchon in unſeres Büchleins erſtem Jahrgange (für 1855) ein Bildniß dieſes unſterblichen Dichters; da es uns aber nicht genügt, mag nun ein beſſeres den guten Willen bezeugen, mit dem wir ſtets bemüht ſind, uns ſelber zu verbeſſern.

Dort iſt auch die Lebensgeſchichte Shakſpeare's zu finden, ſo viel man davon weiß, und wir würden nun hier nichts anfügen können, hätten wir nicht eine Schilderung ſeiner Perſönlichkeit von einem ſeiner Zeitgenoſſen entdeckt, die wohl mancher Leſer als angenehm erachten wird. Ein Herr Montchenſey, Bewohner von Stratford, wo Shakſpeare geboren wurde und ſeine letzten Jahre verlebte, war erkrankt, und der Dichter hatte ihm mehrmals Theilnahme an ſeinem Zuſtande bezeugt. Sich zu bedanken, kam Montchenſey zu Shakſpeare, und man fand in des Erſteren vererbtem Nachlaß folgende Schilderung dieſes Beſuchs. — „Die Thür eines kleinen Gemachs ging auf; Shakſpeare trat ein, und mit vieler Anmuth lächelnd wünſchte er mir Glück zu meiner Geneſung, indem er äußerte: „Krankheit iſt halber Tod und gewiß wäre auch hier das Ganze dem Halben vorzuziehen." Ich ſah ihn zum erſten Mal und weiß mich keines anſprechenderen Geſichts-Ausdrucks zu entſinnen. Sein Wuchs überragte das gewöhnliche Maaß; ohne zu viel Fülle war er wohlbeleibt und bei ſeinen einundfünfzig Jahren (etwa zwei Jahre vor ſeinem Hinſcheiden) immer noch ein ſchöner Mann. Sein Geſicht bildete ein vollkommenes Oval; die breite erhabene Stirn drückte edle Größe aus; ſeine dunkel kaſtanienbraunen Haare waren auf dem Scheitel ſchon dünn, deckten aber Schläfe und Nacken reichlich. Seine Augen, hellbraun und glänzend, ſprachen in lieblicher Weiſe Geiſt und Erhabenheit aus und die buſchigen Augenbrauen bildeten zwei regelmäßige Bogen; die ſchön geformte Naſe, Grübchen in den Wangen, der gefällige, leichtgeöffnete Mund, das Alles machte den belebendſten Eindruck. Auch Miſtriß Shakſpeare, etwa acht Jahre älter, aber noch mit Spuren großer Schönheit, dann die beiden Töchter Suſanna (mit dem Doktor Hall vermählt) und Judith (mit Herrn Quiney verlobt) wurden mir vorgeſtellt, und den ſchon im zwölften Jahre verſtorbenen Sohn, Samuel, ſah ich im Gemälde, bei welchem Shakſpeare bemerkte: „Der Maler ſchuf die Züge nach der Schilderung, die wir ihm von Samuel machten. Anfangs wollt' uns das Bild nicht recht ähnlich ſcheinen; aber dem Menſchen verändert ſich Alles und Alles trügt ihn, ſelbſt ſeine Erinnerung. So könnten wir nun ſchwören, es ſey unſer Samuel ganz und gar, und nicht anders lebt er in unſerer Phantaſie, als wie wir ihn da ſehen." — Wir ſind nun auch etwas mit Shakſpeare's Familie bekannt geworden und das wird, da es ihn betrifft, der durch ſeinen Geiſt ſich unter uns verewigte, wohl einigen Reiz haben.

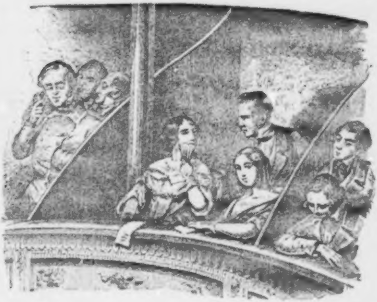
C. R.

Schul-Freunde.

Zum erſten Mal in meinem Leben beſuchte ich, der nicht ſehr wohlhabende Gutsbeſitzer Harcour, Paris. Dazu trieb mich beſonders die Erinnerung an meine ehemaligen Mitſchüler Dumont und Dupre, welche die hohe Schule verließen, um, wo möglich, ihr Glück in Paris zu machen, und von denen ich ſeitdem nie wieder etwas gehört hatte. Dumont war in ſeiner früheren Zeit nie hervorleuchtend geweſen; ſein etwas langſames Faſſungsvermögen blieb immer hinter ſeinem guten Willen zurück. Aber Jeder war ihm gut und wußte ſein einfaches ſanftes Gemüth zu würdigen. Zuthuliche Kameraden verbeſſerten ſeine Aufſätze, ja ſie halfen ihm auch wohl noch in anderer Weiſe dabei, und ſeine Lehrer, die es nicht über ſich gewinnen konnten, einen ſo guten Jungen zu ſtrafen, ſahen über Manches hinweg. So waren ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften die Urſach, daß er als Schüler ſich nicht auszeichnete, obwohl er doch ſo viel gelernt hatte, um hier oder dort ſein ehrliches und ehrendes Fortkommen zu finden, wozu er nur minder anſpruchslos zu ſeyn brauchte. Dupre dagegen war der Adler unſeres Fluges. Lebhaft, raſch, ungeſtüm, hellſehend, wußte er immer ſchon, was er erſt hören ſollte; was aller Andern geſpannteſte Aufmerkſamkeit erforderte, konnte ſeine Wißbegier kaum befriedigen; er ſtudirte die lebenden Sprachen, die freien Künſte, dichtete allerliebſt zu allerlei Gelegenheiten, ſprach ſchon von Theologie, Politik und Finanzen. Große Thaten, berühmte Namen regten ihn durch und durch auf; übrigens zeigte er kein ſchlechtes Herz und benahm ſich geſchickt als Spielgeſell.



Dieſe Beiden ſucht' ich nun in dem großen Paris, aber Niemand wußte etwas von einem Dumont oder Dupre. Da befand ich mich eines Tages im Theater und hörte mit großem Lärmen eine Logenthür neben mir öffnen; zwei hübſche Damen, ſehr ſchmuck angethan, nehmen Platz, ein Herr in Hofkleidung ſetzt ſich hinter ſie; ich ſehe ihn erſt ſeitwärts, dann gradaus durch mein Augenglas an —



es iſt Dupre! — Davon eilen und an die Logenthür klopfen war bei mir das Werk eines Augenblicks. Die Logen-Schließerin ſprang herbei. „Gehören der Herr etwa zu der Geſellſchaft Seiner Excellenz?“ — „Was, Seiner Excellenz? Ich gehöre zu der Geſellſchaft meines Freundes Dupre; ſchließen Sie auf, ſchließen Sie auf!“ — „Ein Herr Dupre iſt mir gar nicht bekannt, mein Herr!“ — „Ei, er befindet ſich ja in dieſer Loge mit zwei Damen, machen Sie nur auf!“ — „Sie irren, mein Herr! das iſt der Herr Baron Curville, welcher ſich hier in der Loge Seiner Excellenz befindet, und mir ausdrücklich befohlen hat, Niemand als die Bekannten des Miniſters einzulaſſen.“

Bei dem Namen Curville fiel mir ein, daß Dupre's Vater oder Großvater eine Art Aktuarius in dem Dorfe Curville geweſen war und in jenem Ort ſeit einiger Zeit Güter verkauft wurden; ich konnte mir nun allenfalls denken, wie der böſe Dünkel, der alle großen Städte beherrſcht, auch Dupre den Kopf verdreht hatte. — „Nun gut, Madame!“ erwiederte ich der Logen-Schließerin, „wo wohnt der Herr Baron Curville?“ — „Kann ich nicht ſagen, mein Herr! Sie finden ihn am ſicherſten auf dem Miniſterial-Bureau, wo er eine ſehr wichtige Stelle einwaltet. Wenn Sie ſein Freund ſind, deſto beſſer für Sie!“ — „Wie ſo, Madame!“ — „O, er ſteht bei dem Miniſter in hoher Gunſt; man ſagt, er ſey ſeine rechte Hand. Seine Excellenz wird ihn nächſtens bei Hofe vorſtellen: der Baron hat ſich dazu eine neue Equipage gekauft; o, ich weiß das ganz genau, denn unter der Dienerſchaft hab' ich überall Freunde!“

Mit der tiefſten Hochachtung vor der glänzenden Würdigung von Dupre's Talenten ging ich nach meinem Platz zurück, wo ich deutlich jedes Wort verſtehen konnte, was in der Loge geſprochen wurde. Dupre war faſt ſtill, ſchien nur auf das Schauſpiel zu achten. Bei dem zweiten Stück hörte ich eine Dame ſagen: „Baron, dort ſieht Sie Jemand unverwandt an!“ — Er blickte flüchtig zu mir her und entgegnete dann: „Das Stück gefällt mir nicht, ich dächte, wir brächten den Abend bei Seiner Excellenz zu!“ — „Recht gern!“ riefen die Damen, und man entfernte ſich ſo lärmend, wie man gekommen war.

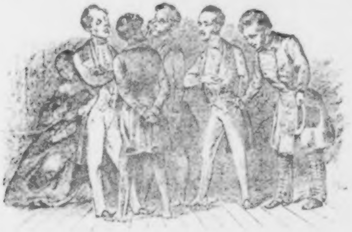
Am nächſten Morgen um Neun befand ich mich im Miniſterial-Bureau. „Wo denken Sie hin!“ ſagte der Kaſtellan. „Um neun Uhr ſollen die Expedienten und Kanzliſten kommen, die Kanzlei-Chefs um Zehen, die Räthe um Elf, die Direktoren um Zwölf, eher niemals. Je höher das Anſehen im Departement, je ſpäter kommen die Herren und je weniger thun ſie; es giebt ſogar Tage, wo die Chefs ſich niemals ſehen laſſen.“ — Um Zwölf war ich im Departements-Vorzimmer Dupre's. Ein Kanzlei-Diener fragte: wohin ich wolle. „Zum Baron Curville!“ — „Hat der Herr eine Meldungs-Anweiſung? — das heißt: ob der Herr Baron Ihnen Zutritt geben will!“ — „Zutritt! Ich bin einer ſeiner Freunde, melden Sie mich!“ — „Bewahre, mein Herr!“ — „Warum nicht!“ — „Weil die Thür des Herrn Barons heut nur Denen geöffnet iſt, die eine Meldungs-Anweiſung haben. Kommen Sie Freitag, zwiſchen zwei und vier Uhr, wenn Sie ihn ſprechen wollen: das iſt der einzige Tag in der Woche, wo Jeder angenommen wird.“ — Ich wollte mich von einem Kanzlei-Diener nicht abweiſen laſſen und ſprach noch Allerlei, um mich vor dem Verdacht zu ſchützen, als bäte ich um Etwas; der hochfahrende Menſch ſchob mich nun thätlich zurück, was ich natürlich übel nahm. Er aber rief, und ſieben oder acht Kanzlei-Diener, der Kaſtellan und ein Paar Gensd'armen waren ſogleich da; einige Beamtete kamen auch herzu, und der Freund des Herrn Barons Curville wurde ohne Verzug aus der Thür gewieſen.

Bei ſolchen Vorfällen könnte ſich ſelbſt die wahrhafteſte Freundſchaft eine Erkältung zuziehen; meine aus der Jugend mitgebrachte Anhänglichkeit fand indeß Entſchuldigungen und ich war Freitag Schlag Zwei abermals im Miniſterial-Bureau. Ich trat in einen prachtvollen Vorſaal; etwa vierzig Perſonen warteten mit mir und Alle folgten der Reihe nach; auch ich erhielt meine Stelle angewieſen. Der widerwärtige Kanzlei-Diener machte ſich wieder breit, und nun war bei mir gewiß an keinen Vorrang zu denken. Die Audienzen gingen ſehr langſam; es war beinahe vier Uhr und nur etwa acht oder neun Perſonen hatten bis dahin den Herrn Baron geſprochen. Einige arme Bittſteller flüſterten unter ſich, und ich merkte wohl, daß ſie eben nicht Lobredner der Behörde waren. Endlich, kurz vor dem Schluß der Audienz, verlor auch ich die Geduld; ich konnte mich nicht mehr halten, trat aus der Reihe und öffnete mir ſelbſt die Thür. In dem Augenblick ſtand Dupre eben an derſelben; er mußte eine vornehme Perſon geſprochen haben, da er bis hierher gefolgt war. Ich benutzte dieſen günſtigen Zufall, drängte den Kanzlei-Diener, der mich aufhalten wollte, zurück, und mit einem Freudenruf hing ich an Dupre's Halſe. Der Baron erkannte mich und ſchien entzückt; doch machte er die Thür ſorgſam zu, umarmte mich nun aber wiederholt, bat, daß ich mich ſetzen möge, ſaß mir bald gegenüber auf einem großen Lehnſeſſel und fragte nach meinem Anliegen. „Ei“, ſagte ich, „Du ſcherzeſt wohl! Ich bin kein Bittender, ich bin Dein alter Freund, Dein Mitſchüler; ich komme, Dich zu ſehen, an mein Herz zu drücken und Dich meiner reinſten, wärmſten Theilnahme zu verſichern.“ Ich war wirklich ſo freudig, indem ich dies ſprach, daß ich alles Vorhergegangene vergeſſen hatte. Dupre ſelbſt ward lebhafter. „Freund“, ſagte er mit überredender Herzlichkeit, „ich bin davon gerührt, Dich zu ſehen. Biſt Du glücklich, biſt Du Etwas? Mein Weg, wie Du ſiehſt, war raſch und glänzend; ganz Paris ſieht auf mich. Aber leider! — Hofgunſt, Vertrauen der Miniſter, Ehrentitel, Belohnungen, das Alles macht nicht glücklich; es iſt eine Qual, begünſtigt zu werden und wieder begünſtigen zu müſſen. Wer ſich da nicht bereitwilligſt fügt, alle Segel anſpannt, alle Leidenſchaften benutzt, alle Zwecke durchſchaut, nicht jeden Vortheil der Anderen unbeſchädigt läßt, der iſt heute Etwas, morgen Nichts. Ich für meine Perſon hege keinen Ehrgeiz, möchte am liebſten den Wiſſenſchaften, Künſten und Freuden der Natur leben. Die Welt, in der ich mich jetzt bewegen muß, iſt mir ſo verhaßt, wie ſie es zu ſeyn verdient, und ich will mich auch bald auf das Land zurück ziehen.“

„Wohl nach Curville?“ fiel ich ein. — „Sehr möglich!“ erwiederte Dupre etwas verlegen; — „doch bald hätt' ich vergeſſen!“ — er klingelte. „Iſt der Fremde da, den der Präſident des Staatsraths an mich gewieſen hat?“ — „Ja, Herr Baron!“ — „Er ſoll herein kommen, und im Uebrigen iſt die Audienz für heute geſchloſſen. — Es thut mir leid, Freundchen, aber Du ſiehſt, meine Zeit iſt koſtbar. Sonntag jedoch ſollſt Du bei mir zu Mittag eſſen, Bourgogne-Straße. Keine Ausflucht! — ich will es haben, ich muß Dich der Frau von Curville und meiner Tochter vorſtellen; Du wirſt bei mir Alles beſcheiden, in höchſter Einfachheit finden. Für heute leb' wohl, es thut mir unendlich wehe — !“ Bei dieſen Worten hatte Dupre mich Willenloſen bis an die Thür geleitet; ich ging ſchweigend fort und es war mir, als ſcheute ich mich, mir das Geſchehene klar zu machen. Doch empfand ich wenigſtens eine Genugthuung darin, daß der ungehobelte Kanzlei-Diener mich hatte den Herrn Baron umarmen ſehen. Er machte mir jetzt den tiefſten und ſteifſten Bückling; ich aber ging an ihm vorüber und brummte mir das Verschen aus einem alten Liederſpiel:

„Ich weiß, was Du zuvor gethan,
Drum biſt und bleibſt Du Grobian!“

Nicht ganz ohne Mißmuth fand ich mich pünktlich zum beſtimmten Tage ein und hoffte mich zu freuen, meinen Freund Dupre in ſeiner beſcheidenen Häuslichkeit zu ſehen. Eine Wohnung ohne Ende, das ausgeſuchteſte Zimmer-Geräth, ſchöne Gemälde, Bronzen, prachtvolle Zierrathen, blitzende Kriſtalle — Alles belehrte mich bald, was ich von dem beſcheidenen Geſchmack meines ehemaligen Mitſchülers zu denken hatte. Zwanzig Perſonen, größtentheils bebändert, betroddelt und mit ausgezeichneter Fertigkeit in Verbeugungen begabt, füllten ſchon den Saal; zwei Damen ſaßen am Fenſter. Dupre trat zu mir: „Komm, alter Freund, jetzt laß' uns zu Tiſche gehen! — Meine Herren, ich ſtelle Ihnen hier einen ehemaligen Mitſchüler vor; Sie kennen Alle die heiligen Bande, die uns an die Tage der Jugend, an die ewig unvergeßlichen knüpfen!“ Das ging ihm aber etwa ſo vom Munde, als ſollt' es eine Gnade für mich ſeyn; ich ward verwirrt, und verwirrter noch, als ich bemerkte, daß die ſo erſtaunlich beugſamen Herren jetzt kaum mit dem Kopf nicken konnten. Ich ſtammelte ich weiß nicht mehr was, und zog mich erröthend zurück. — Es kamen noch mehr Gäſte. Dupre ſtellte ſie den Da

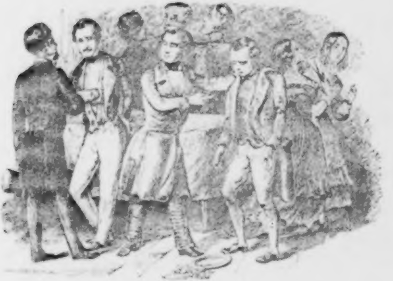


men vor und ich erfuhr nun, daß die eine Dame ſeine Gemahlin — er nannte ſie Gebieterin — die andere ſeine Tochter war. — Jetzt wurden die Speiſen aufgetragen. Die Tafel war glänzend beſetzt, mir fehlte jedoch alle Eßluſt. — An einer Ecke des Tiſches, zwiſchen einem Oberſt auf halben Sold und einem Millionair ohne Titel, lernte ich von dieſem, der durch ſein Geld ſich über alle Ver- und Rückſichten erhaben fühlte, die wahre Lage Dupre's kennen.

„Ihr Freund“, ſagte er, „iſt raſch geſtiegen; er ſteht aber auf ſo ſchlüpfrigem Boden, daß die Gunſt des Miniſters allein ihn hält. In einem Jahre wurde er vom Ueberzähligen zum Rath, Director und Mitglied von — ich weiß nicht, wie vielen Vereinen. Er hat ungeheure Einkünfte, bezieht die Gehalte von wenigſtens zehn Aemtern; die Ausgaben an das Heer ſeiner Vergötterer, die er ſich feſt halten muß, überſteigen aber alle Einnahmen. Ich fürchte, unſer werther Baron wird doch am Ende dabei zu Grunde gehen, er mag es noch ſo geſchickt anfangen. Der Ehrgeiz macht ihn blind; jetzt möchte er gar zu gern Staatsrath und Mitglied der Deputirten-Kammer werden, man hat ihm auch wirklich bei der nächſten Wahl einige Stimmen verſprochen; zugleich bemüht er ſich wieder um einen höheren Orden und daher geht jetzt in ſeiner Küche das Feuer nicht aus, damit ſeine Gönner ihn auch feurig empfehlen.“

Das Mittagsmahl war ohne Ende an Speiſen und Langweiligkeit, da war kein Frohſinn, keine geſellige Unterhaltung! Dupre hatte nur Aufmerkſamkeit für ſeinen Nachbar zur Rechten — eines der einflußreichſten Mitglieder der Kammer — und kümmerte ſich nicht um die andern Gäſte. Die Frau vom Hauſe plauderte mit einem, durch den politiſchen Wechſel eben wieder in Gunſt kommenden Ex-Miniſter, der neben ihr ſaß. Die Tochter gähnte zuweilen hinter der Serviette, während ſie ſich anſtrengte, mit den freundlichſten Mienen die freundlichſten Worte nach rechts und links zu verſenden.

Jetzt war das Zuckerwerk abgegeſſen und man begab ſich in einen Nebenſaal, den Kaffee zu trinken. Dies pflegt in der Regel die geſelligſte Zeit zu ſeyn für Freundſchaft und offenherzige Unterhaltung. Man plauderte auch, ward ſogar etwas laut; aber die Politik war und blieb der einzige Gegenſtand der Unterhaltung. Einige Gäſte verfochten mit Heftigkeit ihre Anſichten; Dupre, mitten inne, hatte ringsum zu thun, denn er mußte alle Beredſamkeit aufbieten, um die Mißverſtändniſſe zu beſeitigen, Friede und Anſtand zu erhalten und — ſich dabei keine Blöße zu geben. Sich endlich aus der Verlegenheit zu ziehen, zeigte er auf die Spieltiſche: aber Jeder war zu ſehr in ſeine Rechthaberei gebannt, Niemand wollte auf ſeinen Vorſchlag hören und vergebens ſuchten die beiden Damen, den Sturm durch die neueſte Opern-Muſik zu dämpfen. Ich aber achtete jetzt weder auf Muſik noch auf die Politik, und wäre gern heimlich davon gegangen, hätte ich nicht noch eine Frage an Dupre zu thun gehabt, an deren Beantwortung mir ſehr viel lag. Ich konnte ſeiner nur gar nicht habhaft werden, denn mein Freund würdigte mich auch nicht eines einzigen Blickes mehr. Endlich, nach Verlauf noch einer Stunde, fand ich Gelegenheit. Ich benutzte den Augenblick, wo ein Diener Limonade darbot, um Dupre anzureden. „Herr Baron!“ ſagte ich etwas kalt; „wollen Sie mir gefälligſt Auskunft geben über unſern alten Schulfreund Dumont?“ — „Dumont!“ erwiederte er und ſtockte; „der iſt mir ganz außer Acht gekommen.“ — „Er iſt doch in Paris?“ — „O ja, ich glaube! Ah, fürwahr, jetzt fällt es mir ein, ich glaube gar, er ſteht bei unſerem Miniſterium.“ — „Bei Ihrem Miniſterium, Herr Baron? und Sie ſollten nicht mehr von ihm wiſſen?“ — „Ach Gott, ich kann unmöglich Jedermann ſehen; ich bin ſo ſehr von Zudringlichen geplagt, und Dumont überdies iſt ein Original, etwas verſchroben, nicht zu gebrauchen, ein armer Teufel —!“ Zorn und Erſtaunen feſſelten meine Zunge; ſchon hatte ich eine Bewegung gemacht, zu gehen: da hört' ich dicht neben mir meinen Namen mit ſonderbarem Ton rufen. Ich wandte mich: der Diener ſtand vor mir mit der Limonade, und wie ich eben danken wollte, bemerkte ich, daß die Hände des Menſchen zitterten; — ich ſah ihn an. Thränen ſtanden in ſeinen Augen. „Dumont!“ rief ich überraſcht, und der Schreck entfiel ſeinen Händen das Brett mit den Gläſern.



Es war Dumont! — der Herr Baron hatte die Gnade gehabt, den Armen, dem es an Muth zu Anmaßungen fehlte, der mit ſeiner Gutmüthigkeit ſich nicht zu der Höhe der hohen Selbſtſucht hinauf ſchlängeln konnte, zu ſeinem Diener zu machen; der alten Verhältniſſe hatte er wohl nie gedacht und fand ſich jetzt ſehr unangenehm daran erinnert. Ich umarmte meinen alten Freund Dumont, der ſich beſcheiden loszuwinden ſuchte, ſagte zu der Geſellſchaft: „Der Herr Baron und ich haben da noch einen Schulfreund gefunden, den ich aber auf meinem Gütchen beſſer gebrauchen kann!“ — und nun ſchritt ich, den erſchütterten Dumont an der Hand, von dieſem jämmerlichen Treiben hinweg und hoffe, es völlig hinter mir zu haben, obwohl ich mich nicht davor ſcheue, daß die vornehme Geſellſchaft mir wird nachgeſagt haben: ich hätte mich lächerlich betragen.

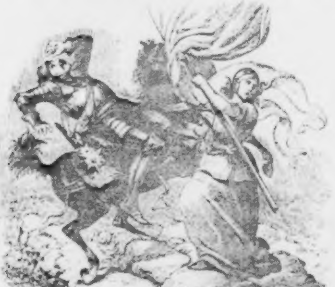
An Dumont habe ich mir einen wackern Freund und treuen Gehülfen herbeigeholt, und wenn er mir oft mit feuchtem Blick die Hand drückt, da denk' ich:

Ei, beſſer draußen ausgelacht,
Als ſeinem Innern Schmach gebracht!

Denn wahrlich, mein ſehr unwürdiger Herr Baron von Curville, es iſt eine Schmach, mit ſo gefallſüchtigem und bis zu jeder Erniedrigung gefälligem Talent, wodurch Sie und Ihresgleichen Ehre und Gefühl verleugnen um eitlen Glanzes willen, Recht und Gerechtigkeit in Gnaden für ſich und Unterdrückungen für Andere zu verwandeln, weshalb ich hiermit Ihrer Freundſchaft feierlichſt entſage und Ihnen gute Beſſerung, das heißt ein Wiederfinden des graden und rechtſchaffenen Sinnes, von Herzen wünſche! C. Rienitz.

Claire Hachette.

Karl der Kühne von Burgund, im Kriege mit Ludwig dem Elften von Frankreich, ſchritt im Jahre 1472 zur Belagerung von Beauvais, deſſen Uebergabe die Bürger der Stadt verweigert und ſie nach Kräften verſchanzt hatten. Als nun aber das zahlreiche und wohlgewaffnete Heer der Burgunder, den verwegenen und blutgierigen Herzog auf hohem, muthigem Roſſe voran, einen Sturm unternahm, entflohen die Bürger den Schanzen, ſo daß ſchon der Jubel des Feindes in der Stadt gehört wurde und die Fliehenden zum Thore ſich hereindrängten. Da trat, die Erſten zurückwerfend, Claire Hachette, die neunzehnjährige ſchöne Tochter des Thürmers der Dominikaner-Kirche, ihnen entgegen. Ein Schwert in der Hand und es über dem Haupte ſchwingend, rief ſie: „Welch eine Feigheit für Männer! Auf, wendet um und tilgt Eure Schande, daß Ihr nicht zum Spotte werdet in Ewigkeit! — ich aber will Hülfe rufen ringsum, und Beauvais Töchter werden ſich waffnen wie ich! Hinaus Ihr Alle, die Mauern beſchützen wir Weiber!“ — So angeſprochen, ſtanden die Bürger wie gebannt, Einer den Andern anſchauend, bis ein Führer befehlend ſich wandte, Alle abermals gegen die Burgunder ſich zur Wehr ſtellten, doch nach heftigem Kampf auch abermals zurückgeworfen wurden und ſich unaufhaltſam zur Stadt retteten, in den Kirchen Schutz ſuchend; denn vergeblich hatte Claire Hachette von Neuem begeiſternde Worte vernehmen laſſen. Sie aber, unterdeß mit Helm und Panzer angethan und umſtanden von bewaffneten Frauen, rief dieſen zu: „Mir nach! Mir nach! Sind die Männer Weiber, wollen wir Mannesmuth zeigen!“ Dorthin eilten ſie, wo eben Karl der Kühne ſeinen Rotten durch eine Breſche einzudringen befahl und ſchlugen ſo wacker auf die erſten Eindringenden, daß die Burgunder, beſtürzt von dem ungeahnten Anblick und Widerſtand, hier ein Wunder zu ſchauen glaubten, im Gedränge zurückprallten und in Verwirrung geriethen, auch ihrer Viele unter ſchweren Wunden fielen. „Steht, ſteht, ihr Memmen!“ hörte man im höchſten Ausbruch der Wuth den Herzog donnern; „hindurch, hindurch!“ rief außer ſich Claire Hachette — und plötzlich ſteht ſie ſelber vor dem Herzog, ſchlägt den Kopf ſeines Pferdes in die Höhe, daß es ſich bäumt, entreißt dem Herzog ein blaues Banner, eben von ihm geſchwungen, und ſchleudert ihn ſelbſt vom Roß an eine Wand zu ſchwerem Falle, wonach ihm

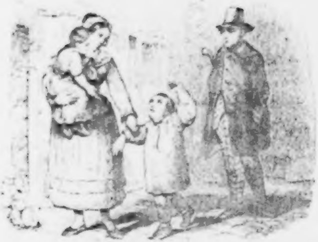


daß die Stirn zerklaffte und er beſinnungslos niederſank. Dies ſehend, drangen die Frauen muthiger vor; unterdeß hatten ſich auch die beſchämten Bürger von Beauvais wieder verſammelt und ermannt, daß ſie nun herbeieilten und den zur Flucht gewendeten Burgundern, nachdem dieſe im Augenblick ſich nur bemühten, den ſinnberaubten Herzog der Gefangenſchaft zu entziehen, nachſetzten. Das Blutbad war groß und die Stadt gerettet; denn Tages darauf vertrieb Ludwig der Elfte mit ſeinem Heer die Burgunder. Der König aber befahl: es ſolle jährlich in Beauvais eine Prozeſſion gehalten werden an dem Tage, da Claire Hachette zur Heldin ward, der Zug der Frauen auch hierbei ſtets voran gehen. Das blaue Banner erhielt Claire Hachette zum Andenken und als ſie nachmals mit einem Baumeiſter Sadelain ſich vermählte, ſandte ihr der König als Hochzeits-Geſchenk eine goldene Kette, auf deren Schloſſe zu leſen: „Der muthigen Sadelain-Hachette“, welcher Doppel-Name auch der Familie verblieb. Jenem Zuge war ſie alljährig die Voranſchreitende bis zu ihrem Tode, und als ſie geſtorben, ward ſie in der Dominikaner-Kirche begraben und das blaue Banner über ihrer Gruft aufgehängt.

Fr. Bertram.

Die Chriſt-Meſſe.

Düſter durchſtrich Onell, ein reicher Kaufmann aus London, die Straßen von Dublin, wo die Fenſter von der Erleuchtung zum Weihnachtsfeſte ſchimmerten, wo aus allen Häuſern Jubel erklang. Er war an dieſem Tage erſt nach der Hauptſtadt Irlands gekommen, um hier einige Geſchäfte abzuthun. Vielfach hintergangen, wollte er ſeine Handlung aufgeben und den Abend ſeines Lebens in Ruhe hinbringen, denkend an ſeine Lieben; denn die treue Gattin und ſein einziger Sohn waren vor wenigen Jahren zum Jenſeits ihm voraus gegangen. In dem Gaſthofe, wo er in Dublin eingekehrt war, lärmte auch der kindliche Jubel, und er fühlte ſich hinausgedrängt in die ſternenhelle Nacht, weil die Erinnerung ſonſtiger häuslichen Freuden dieſes Tages ihm die Bruſt beengten. Wohl mocht' er lange Zeit umher geſchweift ſeyn, denn ſtiller ward es, und Onell fand ſeine Gedanken endlich unterbrochen durch ein lautes Geſpräch von angenehmer Stimme. Eine Frau ging vor ihm her, ſie hatte ein Kind auf dem Arme, eines an der Hand und ſagte zu den Kleinen mit bewegter Stimme: „Sieh, John, ſieh, Lisbeth, wie nun immer mehr die Lichter verlöſchen, und bald wird es überall ſeyn, wie bei uns, wo ich Euch heute keine anzünden konnte. Ihr wißt, der Vater iſt nicht daheim, und ſeit uns das Haus abbrannte, ſind wir arm; aber der Herr wird uns helfen, ſo wir fromm bleiben, und das wollen wir jetzt wieder geloben. Darum führ'



ich Euch in die Chriſt-Meſſe, wo für uns Alle dem lieben Gott die heiligen Kerzen leuchten; dort wollen wir unſer Feſt feiern vor dem Herrn und ihn anrufen, daß er den Vater, der ſchon auf der Reiſe iſt, glücklich zu uns kommen laſſe.“ — „Bringt Vater was mit?“ fragte die kleine Lisbeth, und die Mutter antwortete mit ſchwerem Seufzer: „Das gebe Gott! Er hat fleißig gearbeitet und wollte nun ſeine Arbeit verkaufen, damit er einem ſchlimmen Herrn das Geld geben kann, denn der Vater iſt es ihm ſchuldig.“ — „Höre, Mutter, die Zither! ich will auch eine Zither haben!“ rief jezt John, und Lisbeth ſagte: „Mutter, kaufe dem John auch eine Zither!“ — Die Mutter ſchwieg einen Augenblick; Quell hörte, daß ſie ſchwer athmend den Schmerz zurückdrängte, endlich ſagte ſie: „Kinder, ſo uns Gott hilft, daß wir uns die Begehrlichkeit abgewöhnen, hat er uns des Guten viel verliehen. Ihr wißt, wir feiern jezt den Geburtstag des heiligen Chriſtkindes, deſſen Lob durch alle Welt tönt, weil es dem Gebote ſeines göttlichen Vaters folgte und gehorſam war ſeiner leidenden Mutter. Und ſeht, Kinder, da will ich Euch etwas erzählen von dem Chriſtuskinde, als es eben ſechs Jahre alt war. Maria, die Mutter des Heilandes, ſah ſich zuweilen auch ſo arm, wie jezt Eure Mutter. Und da geſchah es, daß ſie mit dem Kindlein nach einem andern Orte ſich begeben mußte, als eben ſein Geburtstag war. Nun müßt Ihr Euch denken, daß dies im Morgenlande ſich begab, wo es um dieſe Zeit nicht ſo kalt und wo die Felder nicht ſo leer ſind, wie in unſerer Gegend. Und als nun die Mutter das Kindlein wollte ruhen laſſen, hielt ſie an bei einem Stein, auf den ſie ſich ſezte. Und dem Knäblein war alle Müdigkeit vergeſſen, da er jezt ſah, daß ſeine Mutter weinte wegen ihrer Armuth und im Schmerze, daß ſie den Geburtstag ihres Kindleins nicht feiern konnte. Und wie ihre Thränen auf den Erdboden fielen, kam der Geiſt Gottes über das Knäblein, daß es alſo ſprach: „Mutter, warum weineſt du? Bin ich doch nicht geboren, um zu empfangen, ſondern um zu geben. Es läßt der göttliche Vater das Höchſte im Leben vollbringen durch die Armuth und aus ihren Thränen bildet die Allmacht den Thau, mit dem ſich die Erde befruchtet, und auch deine Thränen werden nicht verloren gehen!“ — Und wie das Kind dies ſprach, da erwuchs auf der Stelle, wo der Mutter Thränen niedergefallen waren, eine Lilie. Und der Knabe brach ſie, ſprechend: „Siehe, dieſe Blume wird nun das Sinnbild neugeborener Unſchuld, welche nur hervorgehet und ſich bewähret in Kampf und Schmerz!“ Und nun hinblickend auf die Heerſtraße, wo Pilger vorüber zogen, ſprach er weiter: „Auch ich bin gekommen als ein Sinnbild neugeborner Unſchuld; ich ſoll voran gehen im Leiden für ſie und die Lilie tragen und breiten über den Erdball. Und ſo wir die Blüthen der Unſchuld rein zum Herrn bringen, ſoll uns zur Freudigkeit werden, was wir litten; er will in's Unendliche vergelten, was wir entbehrten, und wer hier am liebſten entbehrt, iſt auch des Allvaters geliebteſtes Kind. Darum, Mutter, weine du nicht, daß du mich durch Armuth erhältſt als das geliebteſte Kind meines Vaters.“ — So erzählte die Frau dem John und der Lisbeth, und ſetzte nun ſanft hinzu: „Auch ich kann Euch heute nichts geben und muß ſchwere Thränen weinen, wenn Ihr nicht Gottes liebe Kinder ſeyn wollt in Frömmigkeit und darin, daß Ihr nichts begehret in Eurem Herzen, als die Blüthe der Unſchuld.“

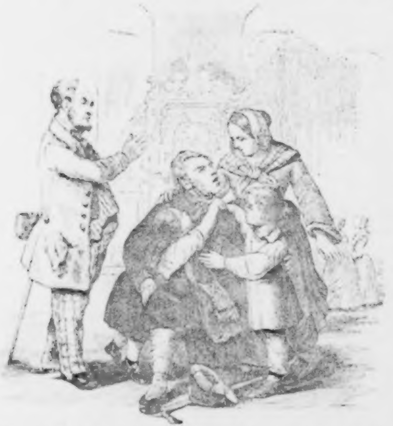
Wie die Mutter ſo geſprochen hatte und dabei weinte, riefen John und Lisbeth durcheinander: „Mutter, nicht weinen! John will keine Zither haben, will auch nicht weinen, wenn mich hungert!“ Die Mutter aber drückte beide Kinder an ihr Herz und Onell trat ſehr bewegt mit in die feſtlich erleuchtete Kirche, zu welcher hinauf die Frau ihre Schritte lenkte. Und wie ſie in tiefer Andacht auf den Knieen lag, neben ſich die auch knieenden Kinder, gewahrte Onell jugendliche ſchöne Züge, überſchleiert von dem Gram, der wohl oft das Herz der guten Mutter erſchüttert hatte.

Bald mochten die heiligen Töne der Chriſt-Meſſe verklungen ſeyn, da öffnete ſich die Kirchpforte, und ſtill herein trat ein Mann, ſichtlich auf der Reiſe begriffen; er warf ſich inbrünſtig nieder, wie Einer, der ſein Ziel erreicht hat. Onell ſah ihn ſtarr an: die Züge waren ihm bekannt. — „Mallot!“ flüſterte jezt die Frau; der Angekommene ſah auf, und nur mit Mühe unterdrückten Beide die laute Freude des Wiederſehens, doch gaben die ſchnell den Augen entſtürzenden Thränen ihnen einige

Erleichterung; die Kinder aber riefen: „Vater!“ und ſtörten dadurch nicht den Einklang der feſtlichen Melodieen.

Onell wandte ſich jetzt ab, im Innerſten erſchüttert. Mallet ſonſt ein begüterter Fabrikant, war einer ſeiner Schuldner, der ihm einen Wechſel in den nächſten Tagen bezahlen mußte, und er hatte bisher die Klagen des Armen über ſeine Noth und vielen Unglücksfälle für leere Entſchuldigungen gehalten; war er doch unzählig oft getäuſcht!

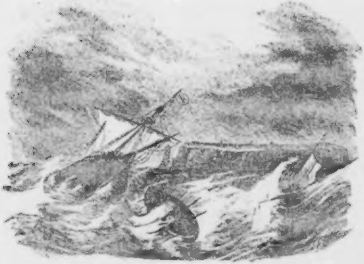
„Haſt Du das Geld für den hartherzigen reichen Mann?“ flüſterte jetzt die Frau, und Mallot erwiederte: „Ja, gute Marie, aber auch nichts weiter aus Allem, was mein war!“ — und der Gattin belebten ſich ſchon bei dieſer Antwort die Züge zur Freude. „Gott wird ja weiter helfen!“ ſagte ſie, und Onell ſprach in



ſich: „Amen!“ Er konnt' es nicht über ſich gewinnen, die ihm lieb gewordene Familie noch bis zum Morgen unter der Laſt ihres Geſchicks zu wiſſen. Kaum war die heilige Meſſe geendet, da trat er, im Angeſicht der Sterne, zu Mallot, nannte ſich, ſagte ihm: daß er ſein Unglück nun erkannt, und ihn bisher hart behandelt habe, was er nicht anders wieder gut machen könne, als daß er den Wechſel zerriſſen in die Lüfte ſtreue. Und ſo that er. Mallot und ſeine Gattin ſtanden bebend ob der Rettung, die ihnen ſo unerwartet kam; Duell aber riß ſie mit ſich fort nach ſeiner Wohnung, wo er düſter ausging und ſelig durch Wohlthun wieder zurück kehrte. Und es ward ihm ſo leicht im Kreiſe der herzigen Menſchen, daß er bald an Mallet ſeine Handlung übergab und gepflegt den Abend ſeiner Tage bei ihnen verlebte, bis er ſegnend ſeine Augen ſchloß und aus dem Lande der Prüfung hinüber ſchwebte zum Reiche des Friedens und der Vergeltung.

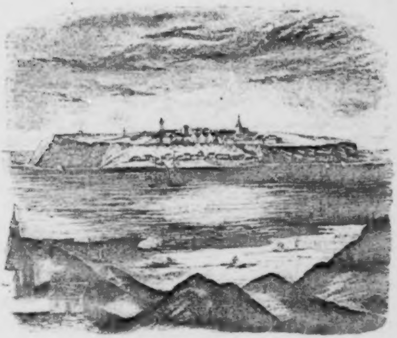
Gz.

Ein Sturm auf Helgoland.

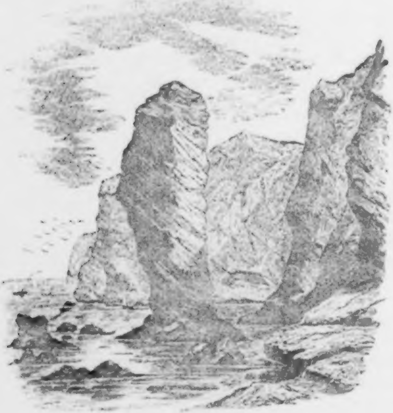


Der Morgen des dritten Tages ſeit Beginn eines heftigen Südweſt-Sturms war angebrochen. Kein Sturm auf Helgoland iſt gefährlicher als der Südweſter, denn er treibt diejenigen Schiffe, welche er nordoſtwärts gegen die Felſen-Inſel wirft, über Klippen und Riffe dem Hafen zu. Zwei Tage bereits war es unmöglich geweſen, eine Ueberfahrt nach der ſogenannten Düne, der kleineren Sand-Inſel, auf welcher gebadet wird, zu unternehmen. Auch am Strande der Haupt-Inſel, wo eine bei weitem weniger angenehme, durch Steingeröll unbequeme Einrichtung zum Baden getroffen iſt, konnten die Badewagen nicht in das

Meer geſchoben werden, weil ſonſt der Sturm ſie ergriff und umwarf. Möge ſich indeß kein Badegaſt, der von dem kräftigen Meerwaſſer, der reinen, ſtärkenden Meerluft des rothen Eilands Geneſung hofft, durch dieſe Schilderung vom Beſuche Helgolands zurückhalten laſſen. Höchſt ſelten nur trifft es ſich, daß gerade in der mittleren Jahreszeit des Badens, wie diesmal im Auguſt, ein Unwetter ſo heftiger Art ausbricht, und doch hat auch ein ſo gewaltiges Natur-Ereigniß, das den Binnenländer mit einem furchtbar mächtigen Eindruck überraſcht, ſeine feſſelnde und ergreifende Schönheit. — Ich befand mich bereits längere Zeit auf der Inſel, hatte die Ueberfahrt von Cuxhaven bei ſtark bewegter See gemacht und das kleine Eiland in einem Augenblicke aus dem Meere emportauchen ſehen, wo eben ein breiter Sonnenſtrahl ſich über ſeine weißen oder doch hell geſtrichenen Häuſer und ſeine rothen Thonfels-Wände warf. Das ganze Ländchen, das man in ſeiner weiteſten Ausdehnung von einem Ende zum andern bequem mit einem Blicke überſchaut, lag in ſcharfer Beleuchtung wie ein zierliches Spielzeug vor mir und machte mit ſeinen friſchen, lebhaften Farben, ſeinen netten Häuſern einen überaus anmuthigen Eindruck. Anders freilich war es nun geworden, da der Sturm tagelang die düſtern Wolken am Himmel, die ſchäumenden Wogen auf dem Meere jagte. Nur die Sandhügel der Düne ragten noch aus den wilden Waſſern empor, der flache weiße Strand derſelben ſchien ganz in ihnen untergegangen. Toſend ſchlugen die breiten Wellenſchlünde gegen den Strand der Inſel und warfen Maſſen von Seetang heraus, die ſich wie Brüſtungen um das Unterland lagerten. Der Sturm heulte durch die Thüren und Fenſter der Häuſer und erſchütterte ihren leichten Bau. Es herrſchte eine Aufregung in allen Elementen, welche die Seele mit ſich riß in einen wogenden Strudel der Gefühle. — Nachdem ich vom Falm, der Hauptſtraße des Oberlandes, welche ſich am Rande des Felſens mit der Ausſicht auf Unterland und Düne entlang zieht, das erhabene Schauſpiel eine Weile betrachtet, ſtieg der Wunſch in mir auf, die endloſe Waſſerwelt in ihrer wilden Leidenſchaftlichkeit auch einmal rundum zu überſchauen, ſo weit das Auge nach allen Seiten hin den Blick zu tragen vermöchte. Dazu war kein Platz geeigneter als der kleine Hügel hinter der Stadt, auf welchem der alte Feuerthurm, ein verwitterter ſteinerner Bau ſich erhebt. Dieſer Steinwürfel diente ehemals, bevor der jetzige hohe Leuchtthurm erbaut worden, zur Erleuchtung des Meeres und zum nächtlichen Zeichen für die auf der See befindlichen Schiffe, indem auf ſeiner Zinne ein Pechfeuer in eiſerner Pfanne von einer hohen Stange getragen wurde. Dahin beſchloß ich meinen Weg zu nehmen, und, ſchnell die engen Gaſſen des Städtchens durchmeſſend, gelangte ich bald zum freien Felde, wo mir der bezeichnete Hügel gegenüber lag. Um ihn zu erreichen, hatte ich nun in grader Richtung von Nordoſt nach Südweſt alſo dem Sturme entgegen zu ſchreiten. Ich verſuchte, meine Perſon aus dem Schutze der Häuſer hinaus- und dem Hügel zuzuſteuern. Doch kaum ſtand ich frei, von keinem Gebäude gegen den andrängenden Sturm geſchützt, ſo warf mich derſelbe, trotz Anſtrengung aller meiner Kräfte, mit einem unwiderſtehlichen Drucke, der ſogleich den Lungen ſich mittheilte, rückwärts. Eine Zeit lang kämpfte ich dagegen an, vergebens! Endlich, da ich einſah, auf dieſe Weiſe niemals zum Ziel zu kommen, warf ich mich platt auf die Erde und rutſchte ſo lange am Boden hin, bis ich, wieder aufgerichtet, den Wind im Rücken hatte und nun von ihm den Hügel aufwärts getrieben wurde. Dies geſchah mit ſolcher Gewalt, daß die vorgehaltenen Hände ſchmerzten, als ich gegen den Thurm anprallte. Doch ich war oben, und ein großartiges Rundgemälde breitete ſich um mich her. In langen weißen Streifen kräuſelte ſich auf den einander verfolgenden Wogen der Schaum und ſchoß in Schlangen-Windungen zu zerſpringenden Perlen auseinander. Ringsum auf der weiten Waſſerwüſte ein ſchaumgekröntes Wellenhaupt neben dem andern, aufbäumend mit drohendem Gruß und wieder verſchwindend in die allgemeine gährende Maſſe, die am Felſen empor ſchlug und ihren Giſcht heraufſtäubte bis an die feuchten Mauern, an denen ich lehnte. Links drüben die Düne, über deren niedere Strand-Partieen die kämpfenden Gewäſſer ſich wälzten, unfern von mir der abge-



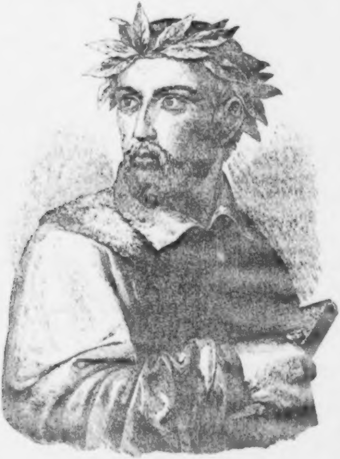
riſſene frei ſtehende Felſenzahn, genannt der Mönch, den die ſchäumende See bis an ſeine Spitze beleckte. Mitten in dem wilden Getöſe, das mich umgab, und während meine Kleider flatterten und der Wind mich durchkältete, ſchmiegten ſich meine Gedanken plötzlich um die Erinnerung eines der ſchönſten Abende, die ich auf Helgoland erlebte. Welch ein ungeheurer Gegenſatz! Damals ſtand ich am Rande der Felſenplatte dem Mönch gegenüber, deſſen Fuß das Meer friedlich umkreiſte, leicht aufrollend auf die Steine, die ſeinen Grund umgeben, bald abwärts gleitend wie im heiteren Spiel. Der volle Mond zog am Horizonte eine hell leuchtende Grenzlinie zwiſchen Meer und Himmel, einen blendenden Lichtſtreifen, in welchen fern die Meeresfläche zuſammenfloß. Je mehr der blitzende Widerſchein des Mondes in dem klaren Waſſerſpiegel nach meinem Standpunkte ſich heranzog, um ſo mehr wurde die Licht-Einheit durch wallende Schatten unterbrochen, weil das Auge mehr und mehr die Bewegungen der Fläche unterſcheiden konnte, und ganz im Vordergrunde blinkte



das Licht bald grüßend, bald ſich verſteckend auf der ſteigenden und ſinkenden Woge. Gegen den ſcharfen Lichtſchein im Meere, der wie ein verführeriſches Lächeln aus dem dunkeln Waſſer zu dem Beſchauer heraufwinkte, warf der Mönch ſeine hochſtrebende Bruſt mit den kühn gezackten Formen, ein erſtarrter Rieſe, der mit geſpenſtiſchem Leben in das nächtliche Spiel der leiſe flüſternden Fluthen blickte. — Wie anders war es jetzt! Aſchgrau Himmel und Meer, eine einzige, lebloſe Farbe durch die ganze Natur, und doch welche Aufregung in dieſer Lebloſigkeit! — Das Bild der Erinnerung entſchwand, die Glieder durchfröſtelte ein Sturmesſchauer. Mein Blick fiel auf den Meeres-Arm zwiſchen Inſel und Düne. Die Spitzen zweier Maſte ragten dort aus dem Waſſer empor, bald ſichtbar, bald von den Wogen bedeckt. Ein untergegangenes Schiff! — Um nach jener Seite ungehinderter blicken zu können und zugleich mehr gegen die ſcharfen Windſtöße geſchützt zu ſeyn, umging ich eine Ecke des Thurmes. Auf der Bank, welche dort an dem Gemäuer angebracht iſt, ſaß ein junger Mann, bewegungslos hinausſtarrend nach der Stelle, wo jene Maſtſpitzen troſtlos aufragten. Ein kleiner ſchwarzer Pudel lag zuſammengekauert, zitternd neben ihm. Hatte ich doch gemeint, allein zu ſeyn mit der Natur, und fand hier einen Menſchen, der offenbar ſchon vor mir den Platz inne gehabt. „Sahen Sie den Untergang jenes Schiffes, das Ihre Blicke feſſelt?“ fragte ich nach üblicher Begrüßung. „Nein!“ antwortete der Fremde, ohne ſeine Stellung im Geringſten zu ändern. — „Der Schooner iſt ein Hamburgiſch Fahrzeug geweſen, befrachtet mit Getreide“, fuhr ich fort, „und ſteuerte nach Hull. Es war ein ſchrecklicher Anblick, als er, mit eingezogenen Segeln vom Südweſter herangetrieben, auf die Südklippen geworfen wurde. Noch einmal hob ihn die Fluth, daß es ſchien, als ſolle er flott werden, aber nur um ſo gewaltiger ward er zum zweiten Male auf das Riff niedergeſtoßen. Der Capitain hatte das Herz auf dem rechten Flecke und verlor die Geiſtesgegenwart nicht. Plötzlich, wie mit einem Zauberſchlage, ſtand das Schiff in voller, wallender, flatternder Segelpracht da, und mächtig ſchleuderte es der Sturm nun vorwärts. Offenbar war die Abſicht des Capitains, auf den Strand der Dünen geworfen zu werden, und das war das Klügſte, was er anſtreben konnte, denn er hatte nur die Wahl zwiſchen Zerſchellt-Werden und Stranden. Allein das Leck, welches das Riff geſtoßen, muß zu groß geweſen ſeyn: das Schiff gelangte nur bis in die Mitte zwiſchen Inſel und Düne, da ſank es auf einmal ſenkrecht in die Tiefe. Die Mannſchaft iſt gerettet, Schiff und Ladung vernichtet.“ — „Wahr, wahr!“ rief der Fremde heftig heraus. „Aber Schiff und Ladung ſind verſichert, die Menſchen ſind es nicht. Der Eigenthümer des Schiffes erhält ſein Eigenthum erſetzt, der Capitain iſt auf lange Zeit um ſein Brod!“ — „Sie meinen?“ warf ich ein; „ich denke doch, er that auf das Redlichſte ſeine Pflicht!“ — „Ich denke auch“, rief Jener, „und wer mir das Gegentheil in's Geſicht zu ſagen wagte, den wollte ich — doch welcher Schiffs-Eigenthümer urtheilt anders als nach dem Erfolg? Ging der nächſte Gewinn nicht verloren? Wer vertraut dem Schiffbrüchigen ferner ſein Schiff? Mein Ruf, Herr, mein Ruf —!“ — „Wie, Sie wären —?“ — „Ja, ja“, fuhr er fort, indem er von ſeinem Sitze aufſprang; „ich bin der Capitain des untergegangenen Schiffes. Herr, es war kein Hochzeitstanz, mitten auf dem gierigen Waſſer in einer Nußſchaale zu ſchaukeln, die knackend borſt und riß! Ich that, was ich konnte, das Fahrzeug zu retten — es war meine erſte Fahrt als Capitain! Das Unglück hat mich ſchwer getroffen. Aber mag's kommen, wie Gott will, ging doch kein Leben dabei verloren!“ Er trat einen Schritt näher und ergriff meinen Arm, mit aufgeriſſenen Augen mich anſtierend: „Herr, als ich ſchon mit einem Fuße im Rettungsboote der wackeren Helgolander ſtand und mein Fahrzeug hinter mir verſank, da fiel's mir ſchwer auf's Herz, daß noch ein Leben auf dem Schiffe blieb. Es war zwar nur ein Hundeleben, aber es hat doch auch eine Seele, eine treue Seele, hat Gefühl und Empfindung für Angſt und Schmerz. Ich ging zurück in das durſtig ſaufende Schiff, ich erreichte die Kajüte, die halb unter Waſſer ſtand, ich ergriff das winſelnde Thier und trug's auf meinen Armen in das Boot, und es iſt gerettet. Da liegt's zu meinen Füßen. Nun ſagen Sie, ob ich that, was ich konnte? Die Hundeſeele war ſo wenig verſichert wie die meine, und“ — eine Thräne ſchlich ſich in ſein Auge — „Kielholen, dreimal, will ich auf der Stelle, wenn's mich gereut, daß ich an die Hundeſeele eher dachte als an einen Sack Getreide, der etwa mit genauer Noth hätte herausgeſchafft werden können. Aber die Gedanken ſind verſchieden! — der Eine giebt mehr auf einen Scheffel Korn, der Andere mehr auf eine Hundeſeele. Das Letzte iſt ſo meine Meinung. Und doch hatten Sie nicht Unrecht: ich habe das Meinige nach beſtem Wiſſen redlich gethan. Aber viele Menſchen, viele Sinne!“ — Damit wandte er ſich, ſeinem Hunde rufend, nach der Stadt zurück. Ich wollte ihm folgen, einige tröſtende Worte an ihn richten: er winkte mir zu bleiben. So verfolgte ich ihn nur mit den Blicken, bis er hinter Häuſern verſchwand, dann begab ich mich in meine Wohnung. Das Schauſpiel der Natur zog mich nicht mehr an, andere Gefühle waren durch das Geſpräch in mir wach gerufen. — Gegen Abend legte ſich der Sturm, am andern Morgen begannen bei noch ſehr bewegter See die Ueberfahrten nach der Düne wieder. — Der Capitain muß bald die Inſel verlaſſen, bis dahin aber ſich verſteckt gehalten haben: ich ſah ihn nicht zum zweiten Mal.

Anton Gubitz.

Torquato Taſſo.



Torquato Taſſo, Italiens berühmteſter Dichter, war ſelbſt auch der Sohn eines geſchätzten Dichters, **Bernardo Taſſo**, der als Sekretair des Fürſten Sanſeverino von Salerno dem Letzten auf der Flucht nach Frankreich folgte. Der Fürſt hatte den Muth gehabt, Ungerechtigkeiten des Vicekönigs von Neapel dem Kaiſer Karl dem Fünften aufzudecken, und durch dieſes Wagniß ein unglückliches Loos gezogen. Torquato, am elften **März 1544** zu Sorrento geboren, war neun Jahre alt, als ein Todesurtheil nicht nur den Fürſten und ſeinen Vater, ſondern auch ihn, den ſchuldloſen Knaben, traf. Indeſſen alle Drei befanden ſich bereits außerhalb des neapolitaniſchen Gebietes, zuerſt in Rom.

Torquato, der ſchon im ſiebenten Jahre gedichtet hatte, ließ auch dieſe gewaltige Kataſtrophe ſeines Lebens nicht vorüber gehen, ohne ſie in Verſe zu bannen, in denen er ſeinen Vater und ſich mit Aeneas und Ascanius zuſammenſtellte. Bernardo, der nun Italien verließ und mit dem Fürſten nach Frankreich ſich begab, ſandte unterdeſſen ſeinen Sohn auf die Univerſität Padua, wo derſelbe zuerſt das Studium der Rechte ergriff, dann aber zu Theologie und Philoſophie ſich wandte. In den beiden letzten Wiſſenſchaften promovirte er. Doch ſo ſehr er ſich die Bereicherung ſeines Wiſſens angelegen ſeyn ließ, in ſeiner Seele lebte ein Drang, der ihn unwiderſtehlich zu dichteriſchem Schaffen trieb. In ſeinem ſiebzehnten Jahre verfaßte er ſein Gedicht „Rinaldo“ (1562 gedruckt), das zum großen Theil noch in geſuchter Ueberſchwänglichkeit ſich bewegte. Nichts deſto weniger zog es die Aufmerkſamkeit auf den jungen Dichter, und als dieſer 1565 an den Hof von Ferrara, wo Alfons der Zweite herrſchte, auf Einladung des Herzogs erſchien, gab ihm Letzterer eine Wohnung im eigenen Palaſt und ſtellte ihn überhaupt in ſo günſtige Umſtände, daß Torquato ungeſtört der Ausarbeitung ſeines größten und ſchönſten Gedichts „Das befreite Jeruſalem“ ſich widmen konnte. Derſelbe Hof, der ihm ſo die Gelegenheit zur Gründung ſeines dichteriſchen Ruhmes bot, ſenkte auch den Keim frühen Siechthums und melancholiſcher Trübung des Geiſtes in ſein Herz. Zurückgekehrt von einer Reiſe nach Paris, auf der er den Bruder des Herzogs, den päpſtlichen Legaten Cardinal Ludwig von Ferrara, begleitet hatte, ausgezeichnet auf das Glänzendſte durch Frankreichs König Karl den Neunten, ergriff ihn in Ferrara eine Leidenſchaft für des Herzogs Schweſter, die ſchöne Eleonore von Eſte. Obwohl von edler Geburt, aus dem alten Geſchlechte der Torreggiani ſtammend, obwohl durch den Genius in höherem Grade und für ewige Zeiten geadelt, durfte er doch keine Hoffnung auf glückliche Erfüllung ſeiner Liebeswünſche hegen, denn dem regierenden Herrn ſtand er als Unterthan gegenüber. Der Dichter vermochte das Ideal ſeines Herzens nicht zu verbergen, und Ungnade des Herzogs, erniedrigende Behandlung, endlich Gefängniß waren ſein Lohn, da der ſonſt ruhige, in geſellſchaftlichen Kreiſen zurückgezogene Mann, der ſein poetiſches Feuer nur in ſeine Verſe zu hauchen pflegte, ſeine Leidenſchaft offen verrieth. Er entkam aus dem Kerker und pilgerte in Lumpen von Ferrara nach Sorrento, wo ſeine Schweſter wohnte und ihn aufnahm. Allein es duldete ihn nicht fern von der Geliebten. Schon brach die Kraft ſeines ſtarken, durch Leibes-Uebungen aller Art geſtählten Körpers zuſammen und ſeine Seele litt ſchmerzlich unter dem Sehnſuchtsdruck, der auf ihr laſtete. Er eilte zurück nach Ferrara, wo der Herzog nun zwar den Leidenden milde aufnahm, doch, an deſſen fernerer dichteriſcher Schöpfungskraft zweifelnd, ihn wenig beachtete. Der erſten Leidenſchaft geſellte ich bei Taſſo alſo eine zweite, der Ehrgeiz, und vertrieb den ſchon aus den Fugen ſeines früheren klaren Selbſtbewußtſeyns geworfenen Dichter aus Ferrara. Er wandte ſich zu dem Herzog von Urbino, der nicht abgeneigt war, ihn an ſeinem Hofe aufzunehmen, erſt aber den Kranken zur Heilung in das St. Annen-Hospital bringen ließ. Allein dies war ein falſches Mittel. Den nagenden Tiefſinn Taſſo's konnten Einſamkeit und Beraubung der Freiheit nur vermehren, und in der That ward er immer ſchwächer und elender, ſo daß ſelbſt geiſtesirre Stimmungen ihn in Fieber-Anfällen ergriffen. Aus ſeiner Gefangenſchaft, zu der ſein Aufenthalt im Hospital geworden, erlöſte ihn im Jahre 1586 das Fürwort des Herzogs Gonzaga, und der an Geiſt und Körper ſiechende Dichter, dem jetzt auch hämiſche Feinde ſeinen Ruhm zu untergraben ſuchten, indem ſie ſeine Werke anfochten und in den Staub traten, der ſo von allen Seiten gequälte Mann fand dennoch, in Neapel eingezogen lebend, eine kurze Zeit friedlicher und ihn beglückender Ruhe. Da ſcholl in ſeine Verborgenheit das Wort des Papſtes Clemens des Achten, das ihn nach Rom berief, um ſeinen zwar vielfach beſtrittenen, aber nicht verdunkelten Dichter-Ruhm durch die Krönung mit dem Lorbeer und die Ehre des Triumphs zu feiern. Sein „Befreites Jeruſalem", ein Gedicht, das alle Abſtufungen poetiſcher Stimmung durchläuft, in allen Herrliches bietet und die italieniſche Sprache in durchgehends reinem und edlem, nicht ſelten erhabenem Stil zu einer vorher ungeahnten Kraft der Darſtellung erhob, hatte ſich durch Italien verbreitet und durch das Uebergewicht ſeiner Schönheit alle gehäſſigen Anfeindungen zu Boden geſchlagen. Taſſo kam nach Rom, wurde eine Meile vor der Stadt von einem reichen Zuge von Prälaten und Fürſten ſowie einer zahlloſen Volksmenge eingeholt, vom Papſte auf das Huldvollſte empfangen, allein die Krönung ſelbſt erlebte er nicht. Zu tief war der Stamm ſeines Lebens vom Wurm des Leidens ausgehöhlt, mitten unter den Vorbereitungen zu den vor ganz Italien, vor der ganzen Welt ihm zur Ehre angeſtellten Feierlichkeiten ereilte ihn der Tod. Er ſtarb, einundfunfzig Jahre alt, am 15. April 1595. Sein Ruhm wird beſtehen, ſo lange es unter den Menſchen Liebe und Achtung giebt für ſchöne Kunſt und Dichtung. Außer den beiden ſchon genannten Gedichten verfaßte er noch: „Das eroberte Jeruſalem" (1593 gedruckt), und ein anmuthreiches Schäferſpiel: „Aminta". Sein Hauptwerk jedoch iſt das „Befreite Jeruſalem" geblieben, aus deſſen Reichthum zahlreiche Dichter ſchöpften, um einzelne Tropfen des mächtigen Stromes zu neuer Befruchtung abzuleiten. Gottfried's, Tancred's, Rinaldo's Abenteuer, Armida's Zauber, die Liebe Olind's und der Sophronia, welche ſich in Taſſo's Werke zu einem im reichſten Wechſel von Begebenheiten, glänzenden Thaten, Scenen hoher Weisheit, gewaltigen Muthes, ſüßer Minne, ſchäumender Luſt ſtrahlenden Gemälde verbinden, gaben vielfach Anlaß zu ſpäteren ganzen Trauerſpielen, Opern, Gedichten aller Art. Taſſo blieb in Allem der Unübertroffene. In Sorrento ſteht noch des Dichters Geburtshaus und ſchaut vom Felſen über das Meer. P.

Ja mir gefällt noch heut die Welt.

Eine Lebensgeſchichte.

Morgen feiere ich meine ſilberne Hochzeit und preiſe dem voraus die Ehe, wie ich ſie geprieſen habe bisher, nicht alſo gleich dem weiſen Theodor Gottlieb v. Hippel. — Denn:

„Der Mann, der geiſtreich hat geſchrieben
Ein Buch zu vollem Lob der Ehe,
Und der dann doch, zu eig'nem Wehe,
Zeitlebens ehelos geblieben"

der Mann iſt nicht mein Mann; weil ich dem Grundſatz folge: man müſſe thun, was man als gut erkannt, nicht aus dem Wege gehen. Zwar will ich nicht vergeſſen, daß, als ich einſt einem Hageſtolz auf den Spruch **Luther's** zutrank, er mir entgegnete:

„Ja, wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang!"
Sprach **Luther**; doch — ein Wort zur Wehr:
Iſt Wein verfälſcht, das Weib ohn' Ehr',
Und iſt Geſang empfindungsleer —
Wer dann noch liebt Wein, Weib, Geſang,
Bleibt auch ein Narr ſein Lebelang!"

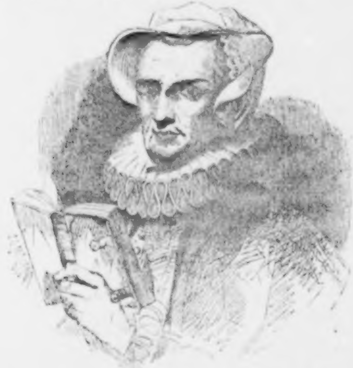
„Hat Einer Recht, muß man's ihm laſſen, ſogar einem Hageſtolz. Er hat wirklich Recht! — Das ſind jedoch nur Häkchen aber keine Hinderniſſe; ſchlechten Wein läßt man ſtehen, ein treuloſes Liebchen läßt man ſitzen und vor lebloſem Geſange läuft man ſelber; da iſt man drei ſchlechte Dinge mit einem Mal los und die Sachen haben ein gutes Ende, wenn man ſie nur gut anzufangen weiß.

Nun könnt' ich prahlen: ich hätte meine Sachen gut angefangen, denn, wie geſagt, Morgen feiere ich meine ſilberne Hochzeit als glücklicher Ehemann. Indeß muß ich dem zuthulichen Geſchick auch ſeine Ehre dabei laſſen und darf mich nur rühmen, einer ſehr liebenswürdigen Fügung gefügig geweſen zu ſeyn. Jetzt aber will ich am Vorabend meines Feſtes mich der Vergangenheit erinnern, von der es mir leid thut, daß ſie vergangen iſt; denn obwohl man zu ſagen pflegt: Niemand wolle ſein ganzes Leben, wie es eben war, nochmals erleben, ich erkläre mich für eine Ausnahme, ausgenommen die ſieben Jahre — ja ſo, da gelten keine Bedingungen! Nein, nicht einmal die ſieben Jahre wollt' ich abmiſſen, die ich in trauriger Geſellſchaft einer böſen alten, außer lich äußerſt frommen Muhme überwinden mußte. Doch hinweg mit dieſer Erinnerung, ſie iſt noch nicht an der Reihe!

Mein Vater war Mechanikus und man ſagte ihm nach: er ſey ein ſehr geſchickter Mechanikus, „aber" — ſetzte man hinzu — „er iſt ein Sonderling und" — merkten die Ungehobelten noch an — „bei ſeinen Schrauben ſelbſt etwas verſchroben geworden". Er war jedoch ein ganz vernünftiger, ſehr geſchickter und überaus fleißiger Mann, der nur eine unüberwindliche Luſt in ſich trug, viele Menſchen ernähren zu wollen, zu welchem Zwecke er ſtets an Erfindungen arbeitete und ſein geringes Vermögen dabei ſo weit zuſetzte, daß er zuweilen ſelbſt nicht wußte, wovon er ſich, mich und eine alte Dienſtmagd — Gott habe ſie ſelig, ſie hat treu mit uns gelitten! — ernähren ſollte; denn meiner Mutter kann ich mich nicht entſinnen, da ſie ſtarb, eh' ich zwei Jahr alt wurde. Der Vater gab mir ſelbſt den erſten Unterricht, beſonders im Zeichnen, in der Mathematik und den damit verwandten Wiſſenſchaften; ich half dann auch bald nach ſeiner Leitung an den Arbeiten und den im Kleinen ausgeführten Maſchinen und Werkzeugen zu ſeinen Erfindungen, bei denen nur ſeine Geldmittel und — ſeine Lebenszeit nicht hinreichte zu dem Beweiſe: daß ſie wirklich gut waren. Er ſtarb, als ich noch nicht fünfzehn Jahre zählte, und aus meiner ſpäteren Geſchichte wird ſich hervorthun, daß die Grundlagen, welche ich ihm verdankte, ja ſelbſt ſeine Erfindungen mir den Weg zum Glücke bahnten.

Mein ganzes Erbtheil beſtand in einigen angefangenen Modellen und Werkzeugen, die ich mir bei der Verſteigerung der übrigen Habe, eben hinreichend, um geringe Schulden zu decken, zu bewahren wußte und ſie mitnahm zu einer Schweſter der Frau meines Oheims nach der nicht unbedeutenden Provinzial-Stadt, in der ſie wohnte. Meines Vaters Bruder hätte mich gern in ſein Haus gezogen, ſeine Frau, die durch ihre klingende Mitgift die Haus-Herrſchaft auf die weibliche Linie gebracht hatte, litt es aber nicht, und ich ſollte jener Schweſter, neben dem Beſuch des Gymnaſiums, ihre Handlungs-Bücher in Ordnung halten, da ihr bisheriger Hausfreund, der dies Geſchäft viele Jahre im Stillen beſorgte, ein Aktuarius, durch den Ruf ſeiner Frömmigkeit ſich eine vortreffliche Stelle in der Hauptſtadt zu erwerben wußte.

Handlungs-Bücher! — Dieſe Schweſter — Suſanne Kahler — ſetzte die von ihrem Vater ererbte Pfand-Leihe fort und vertheilte ihr Daſeyn unter Wucher und Gebet, wobei eine von ihr als Geſellſchafterin angenommene Jugend-Bekannte — Philippine Meuſel — treulich half, aber mehr aus demüthiger Noth als aus Neigung; denn ſie war ſehr arm, und ſprach ſie zuweilen ein Wort des Mitleids, wenn die verfallenen Pfänder ſo raſch als möglich meiſtbietend verkauft wurden, mußte ſie auch jedesmal hören: daß, wer das Gnadenbrod empfange, nur zu ſchweigen habe. Ich muß es Jener zum Ruhme nachſagen, daß ſie mich durch ihr abſchreckendes Beiſpiel vor aller Frömmelei für immer bewahrt hat, obwohl ſie mich zwang, ihrem Schein-Weſen nachzuleben. Es waren troſtloſe Jahre! Ich lernte bei der Pfandleihe das Elend unter den mannigfaltigſten und erſchütterndſten Geſtalten kennen, und wenn mir oft das Herz zerſpringen wollte über die Härte dieſes Weibes, mußte ich noch, unter ſteten Verwünſchungen der jetzigen Welt, die gottſelige Vergangenheit, deren Tugenden ihr jedoch fehlten, loben hören. Sie war überhaupt dem Ehemaligen ſo hold, daß ſie ſich in Gewändern der Vorzeit, verſteht ſich, mit Hindeutung auf ihre von ihr ſelbſt vielgeprieſene Frömmigkeit, hatte malen laſſen und auch an Feſttagen mit ſolchen Kleidern ſich ſchmückte.



Lebhaft ſeh' ich ſie vor mir ſitzen, wie ich ſie an Sonntagsabenden ſah und ihr zuhören mußte, wenn ſie mir noch eine Predigt oder moraliſche Abhandlung vorlas, ohne Ahnung davon zu haben, daß die Moral nicht zu oft gegeben werden darf, ſoll ſie nicht, gleich der Medizin, ihre Wirkung verlieren. Wenn ich dann — es war keine Seltenheit! — bei den, die Menſchen gewöhnlich allzu kindiſch immer mit ewigen Qualen bedrohenden Abhandlungen einſchlief, ſollte ich zur Strafe hungrig zu Bette gehen, was aber doch niemals geſchah. Denn Philippine, die das Eſſen und Trinken in Fülle als Schadloshaltung für manches, ihr nicht gewordene Lebensglück betrachtete, war gutmüthiger und ſchmuggelte mir ſtets noch ein tüchtiges Butterbrod und ein Glas Bier in mein Stübchen. Oft auch rührte ſie mich durch ihre Thränen über mein Schickſal, weil das ihrige, ohne alle Hoffnung auf eine Aenderung, eigentlich härter war als das meine, obwohl ich Urſach habe zu glauben, ſie empfand das nicht in gleichem Grade wie ich.

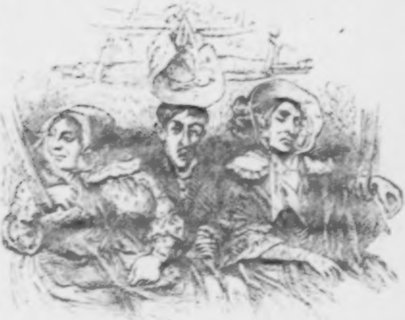
Jungfer Suſanne Kahler hatte in ihrem Geſchäft viele Prozeſſe, und dies brachte ſie, nachdem übrigens durch meine Hülfe Philippine gelernt hatte, die „Handlungs-Bücher“ zu führen, auf den Gedanken, daß ich die Rechte ſtudiren ſolle, um dereinſt ihr die Koſten des Juſtiz-Commiſſarius zu erſparen, was ſie von mir als Dankbarkeit glaubte fordern zu dürfen, obwohl mein Oheim alljährlich noch eine Summe für mich zahlen mußte. Da ich in etlichen Unterrichts-Gegenſtänden zurück war, wurde ich beinahe zweiundzwanzig Jahr alt, ehe ich die Univerſität beziehen konnte und mich nun drei Jahre lang bei geringer Unterſtützung mit Stundengeben ernähren ſollte. Ich aber hatte geheim immerfort an meines Vaters Erfindungen gedacht, Allerlei noch daran gethan und mir aufgezeichnet, auch ſeine Lehren nicht vergeſſen. Von dieſen war mir aber beſonders folgendes Geſchichtchen im Gedächtniß geblieben:

„Ein junger ſogenannter Weltweiſer, der über einen Strom mußte, beſtieg ein Boot, und, des Auskramens ſeiner Weisheit gewohnt, fragte er während der Ueberfahrt den Schiffer: „Verſteht Ihr Arithmetik?“ — „Nein“, antwortete der Gefragte, „ich habe davon nie etwas gehört!“ — „Dann verlor't Ihr ein Viertel Eures Lebens! Wie ſteht's aber mit Eurer Mathematik?“ — Der Schiffer ſagte lächelnd: „Davon weiß ich gleichfalls nichts!“ „Weh' Euch!“ fiel der Weiſe düſter ein; „da iſt abermals ein Viertel Eures Lebens hin! In der Aſtronomie habt Ihr aber doch wohl Kenntniß?“ — Mit dem dritten „Nein!“ ging auch das dritte Viertel von des Schiffers Leben in die Brüche. Indeß hatte dieſer bei der Unterredung die Aufmerkſamkeit verloren, das leichte Fahrzeug gerieth auf eine Felſenſpitze und begann zu ſinken. — „Könnt Ihr ſchwimmen?“ fragte jetzt ängſtlich der Schiffer. — „Nein, nein!“ war im jammervollſten Ton die Entgegnung des Weltweiſen. — „Nun wohlan“, gebot entſchloſſen der Schiffer, „ſo ſetzt Euch raſch feſt auf meinen Rücken, denn jetzt muß ich alle vier Viertel Eures Lebens retten!“ — Und wenn mein Vater das erzählte, ſetzte er gewöhnlich hinzu:

„Die Theorie iſt Docht, verwirf ſie nicht; —
Doch Praxis nur iſt Oel und Licht.
Wer's Wiſſen nicht zu brauchen weiß,
Iſt dumm als Jung' und Narr als Greis!“

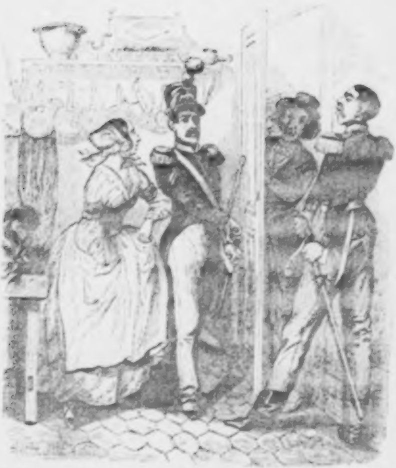
Dieſer ernſthaltige Schwank war mir ein Gleichniß und die That Ziel alles Strebens geworden, die ſchaffende That nämlich, die nicht ſtets im Frohndienſt arbeitet bei Herrn Schlendrian, der jedenfalls unſterblicher iſt als der ewige Jude. Auch jene ſieben Jahre, in denen ich alle mögliche Gelegenheit fand, in der Geduld und Selbſtüberwindung Meiſter zu werden, hatten jene Richtung nicht erdrückt und ich dachte nur daran, meines Schickſals Herr zu werden.

Jetzt muß ich aber eine anſcheinend ſehr unbedeutende Begebenheit erwähnen, die ich in meinem einundzwanzigſten Jahre erlebte. Jungfer Suſanne Kahler war krank, und da Philippine nun mit der Pfand-Leihe viel zu thun hatte, mußte ich Jene pflegen helfen und dabei meine Primaner-Arbeiten abmachen. Da kam ich nun aus meinem Hof-Stübchen öfter in's Vorderhaus. Dem gegenüber wohnte eine Familie, die eine Nichte bei ſich hatte, deren Eltern, die Beſitzer eines Vorwerks ſeyn ſollten, ſie hieher ſchickten zu beſſerer Ausbildung. Eines Tages ließ ich im kleinen Gemach neben dem Kranken-Zimmer, auf Anordnung der Jungfer Suſanne, deren Schooßhündchen, das ein ſehr putzig und luſtig Thierchen war, Luft ſchnappen. Jenes ſehr hübſche Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren — ich ſah es zum Erſtenmal — erſchien drüben am Fenſter und gab ſichtlich große Freude über das Hündchen zu erkennen, was ſie wohl ſchon öfter gethan haben mochte, denn Mädchen und Hündchen ſchienen ſehr vertraulich miteinander. Ich ſtand hinter dem Fenſter-Vorhang. Sie lockte, das Hündchen freut ſich mit allen Zeichen, und nun war drüben des Rufens, Lachens und Drehens des reizenden Köpfchens kein Ende. Jetzt, ich muß ſagen: unwillkürlich, trat ich vor und grüßte; das hübſche Kind dankte blitzſchnell, ich bemerkte nur noch ein hohes Erröthen und — weg war die liebliche Erſcheinung! — aber aus meinem Sinnen und Träumen war ſie nicht mehr zu verbannen, obwohl ich eigentlich nicht viel mehr über ſie erfuhr, als daß ſie Mathilde heiße. Sie begegnete mir ſpäter ein paar Mal auf der Straße, erwiederte meinen ſtillen Gruß immer nur erröthend und nie wurde ein Wort zwiſchen uns gewechſelt. Als nun die Zeit zu meinem Abgange ſehr nahe war und Suſanne und Philippine mich in der Char-Woche, in welcher die Pfandleihe, nach vorher gegangener Bekanntmachung im „Stadt-Anzeiger“, der Frömmigkeit wegen geſchloſſen blieb, ſelbſt nach der Univerſität der Reſidenz begleiten und bei einem Bekannten einwohnen wollten, konnte ich eine Dreiſtigkeit doch nicht unterlaſſen. Es war Mathildens Namenstag und ganz früh wußte ich einen reich blühenden Roſenſtock — ich hatte mein ganzes Vermögen dafür hingegeben — an das Fenſter zu bringen, an dem ich ſie zuerſt ſah. Eine Roſe jedoch behielt ich, und als wir Tags darauf in einem Lohnwagen, der nur eine Sitzbank hatte, von dannen fuhren und ich Mathilden am Fenſter erblickte, küßte ich verſtohlens [illegible] und verbarg ſie dann raſch. — Dieſer Reiſe aber werde ich gedenken mein Lebelang! Am beſten, ich gebe ein flüchtig Bild, wie ich da, mich windend in der Verzweiflung, eingeklemmt war zwiſchen den beiden alten Jungfern.



Ich bin überzeugt, man ſieht meinen ganzen Zuſtand vor ſich! Während Jungfer Suſanne ſchlief, betrachtete die bis zum Ueberdruß wohlbeleibte Jungfer Philippine, da ſie ſelten in's Freie und niemals auf Reiſen gekommen war, Alles mit größter, neugieriger und beweglichſter Unruhe; ich aber ſaß nun, noch behindert von dem neben und über mir hängenden Beiwerk weiblichen Bedarfs, wie eingekeilt in der entſetzlichſten Enge, als ſollte meine ohnehin damals ſehr ſchmächtige Geſtalt gänzlich zum Verſchwinden gebracht werden. Nachdem ich ſo zwei Tage gleichſam für Kautſchuk gehalten worden, kamen wir endlich in der Hauptſtadt an, wo ich mir denn wirklich noch dünner vorkam als vorvorgeſtern.

Der Mann, bei dem ich als Inſaß ſchon angemeldet war, beſtand aus einem mit Jungfer Suſanne verwandten ehemaligen Unteroffizier der Artillerie, dem eine erklecklich reiche Erbſchaft zufiel, weshalb er von ſeinem Gelde lebte, wie man zu ſagen pflegt von Einem, der nichts weiter zu thun hat, als Geld auszugeben, welches ein Geſchäft iſt, das Jeder glaubt beſorgen zu können, obgleich dabei doch Mancher zu Falle kommt, weil er dies wiſſenſchaft zu eifrig betrieb. Herr Schirmel — ſo hieß er — war jedoch kein Soldat, hatte ſich vielmehr den Ruf eines Geizigen erworben, aber ganz mit Unrecht. Er lebte, nachdem ſeiner Frau das ſechste Gebot durch Hülfe eines hübſchen Lieutenants aus dem Gedächtniß wich, getrennt von ihr und hatte ſein einziges Kind, Aurelchen, bei ſich, welches ihre Mutter nicht verleugnete und ihren Vater geizig nannte, weil ſich verſchiedene, geldbedürftige Liebhaber einfanden, und Jener nicht ſo willig Geld hergab, wie ſie es ihren Anbetern willig hingab. Papa Schirmel gehörte, wie er wußte, nicht in einen höheren Geſellſchafts-Kreis und außerdem hatte er damals noch eine Vorliebe für Soldaten, ſo daß faſt Alle, die ihn beſuchten, Unteroffiziere waren. Mir aber hat er wohlgethan und ich denke ſeiner mit aller ihm ſchuldigen Innigkeit. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, und da ihm meine Neigung nicht entging, wurde er mir ein treuer Lehrer und Freund. Indem ich ihm von den Erfindungen meines Vaters mittheilte, was ich wußte, ihm auch die Modelle zeigte, die ich durch heimliche Hülfe der Jungfer Philippine mit nach der Univerſitäts-Stadt brachte, rieth er mir, hierin mein Streben fortzuſetzen und vertiefte ſich mit mir ſo in mein Sinnen und Trachten, daß er mir die Mittel, die ich zum Lebens-Unterhalt brauchte, aufzwang. Noch mehr! er war nach einem Jahre ſo offenherzig, mir zu ſagen, daß ihm Jungfer Suſanne habe merken laſſen: er möge aus mir und Aurelien ein Pärchen zu machen ſuchen, was ihn aber gar nichts angehe: denn da käm' es allein auf Neigung an, und es gäbe Frauenzimmer, bei denen man alle Neigung zum Heirathen verlieren könne. Das war ſehr ehrlich, denn dieſe Aeußerung, obwohl er ſie ganz allgemein hielt, traf ſeine Tochter mit, über die er oft genug ſeufzte, ihr aber leider, um des Friedens willen, Vieles vergab, wobei der unterlaſſene Kampf endlich um allen Frieden bringen mußte. Was mich betrifft, ſo weiß ich nicht, ob ich eben nur an Mathilden dachte, genug, Aurelchen ließ mich ſehr gleichgültig; doch war ſie hübſch genug, und neben ihrer feuerartigen Verliebtheit übrigens eine ſehr tüchtige und fleißige Wirthſchafterin. Jungfer Suſanne hatte denn auch ſelbſt Gelegenheit, mich von ihrem Plänchen, in das ich niemals gewilligt hätte, zu befreien. Denn da ſie nach einem Jahre uns beſuchte, ich ſie bei Betrachtung der Reſidenz hatte begleiten müſſen und wir gegen Abend heimkehrten, hörten wir in der Küche einen gewaltigen Streit, und nachdem ich mit Mühe die Thür geöffnet, ſahen wir zwei Unteroffiziere, Infanteriſt und Cavalleriſt, die ſich als Nebenbuhler gegenüber ſtanden und eben die Degen zogen. Ich rief nach Vater Schirmel, der war aber zu Bier gegangen, und wie ich mich nun dazwiſchen warf, erhielt ich einen Hieb über den Arm, wonach die Streithähne das Weite ſuchten, bald auch Aurelchen ſich nicht mehr ſehen ließ. Durch das Geſchrei der Jungfer Suſanne kamen die



Nachbaren herbei, es wurde ein Chirurgus geholt und bei der Rückkehr Schirmel's fand er einen Verwundeten, ſeine Tochter aber nicht. Sie war zu ihrer Mutter entwichen und der Vater mußte wenige Wochen nachher einwilligen, daß ſie den Infanteriſten heirathe.

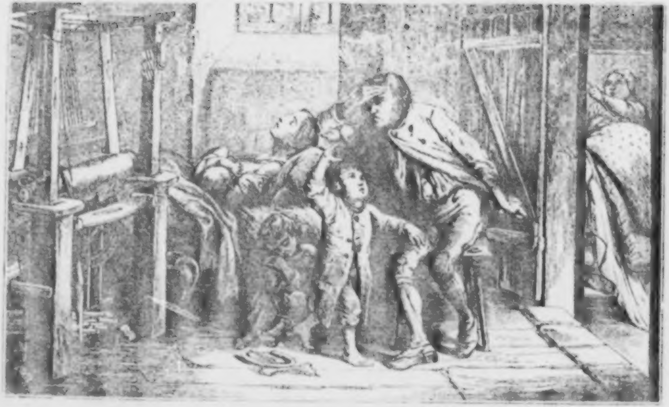
Jetzt begann meine gute Zeit! Schirmel lebte ſich in den Gedanken hinein, daß wir zuſammen eine Junggeſellen-Wirthſchaft führen, vorher aber, während der Univerſitäts-Ferien, eine Reiſe machen wollten. Wer war glücklicher als ich! — und ich genoß meines Glücks.

„Ich war einmal vernünftig,
Das heißt: ein Springinsfeld,
Ich dachte nicht an künftig
Und zog durch alle Welt!“

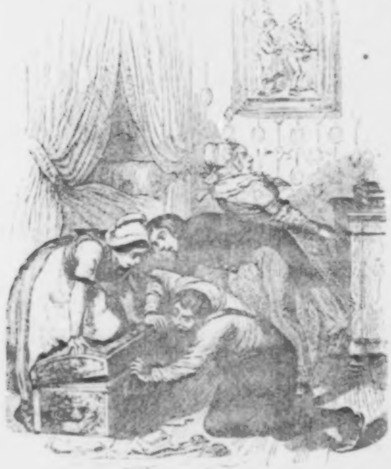
— nein, ſo war's doch nicht: ich dachte wohl an's „künftig“! Wir beſuchten auf der Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz und einen Theil Frankreichs überall die Fabriken und brachten ſehr erweiterte Begriffe von den Fortſchritten in der Gewerbs-Thätigkeit mit nach der Heimath. Meine alte Vorliebe war in voller Blüthe, und nun ſchon gewohnt, in Schirmel den väterlichen Freund zu ſehen, nahm ich mit Freuden ſeinen Vorſchlag an, mich ihr ganz und die Juriſterei, zu der ich ohnehin nicht taugte, Andern zu überlaſſen. Ich fand das ſehr geſcheidt, worüber Schirmel entzückt war; denn, ein Feind aller Prozeſſe meinte er, man könne zwei Streitende nach dem Urtheil in der Regel am beſten ſo abbilden: den Verlierenden völlig nackt und bloß, den Gewinnenden aber nur noch mit dem Hemde. Jungfer Suſannen verheimlichten wir vorläufig dieſen Abſprung, mit dem ich mich ſtatt in der Rechts- in der Rechtsum-Gelehrſamkeit übte, um mich für immer von ihren Pfandleihe-Händeln zu entfernen.

Wir bezogen eine andere Wohnung im Erdgeſchoß und ich arbeitete tüchtig, zuerſt an einem neuen Werkzeug zu Vermeſſungen. Bald war es fertig und auf Schirmel's Anrathen legte ich es der Regierungs-Abtheilung für gewerbliche Kunſt-Gegenſtände vor. Es ward als eine bedeutende Verbeſſerung anerkannt und ich erhielt, nach vorangegangener weiterer Prüfung, eine Anſtellung, die mich, da öftere Reiſen hinzukamen, bei denen mich Schirmel treulich begleitete, eine umfaſſende Kenntniß des Fabrikweſens gewinnen ließ. So waren faſt drei Jahre vergangen, da erfuhren wir, Jungfer Suſanne habe das Zeitliche geſegnet, und ich konnte ſie um ſo aufrichtiger beweinen, weil ſie mir nichts vermacht hatte; doch dankt' ich's ihr, daß Philippine teſtamentlich in ein Spital eingekauft werden mußte.

Schon wurde mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgetheilt: ich würde nächſtens Zulage und einen Titel bekommen, woraus ich mir nicht viel machte, weil ich bereits gelernt hatte, daß „ſein eigener Herr“ der beſte Titel iſt, und ich nicht zu den Dünkelhaften gehöre, die Alles in der Welt ſeyn wollen, nur nicht, was ſie wirklich ſind. Da begab es ſich, daß einer der höchſten Staats-Beamteten mit ſeiner Familie eine Reiſe vorhatte, wobei er ſelbſt die ausgezeichnetſten Fabrik-Anſtalten auf ſeinem Wege mit Beſuch zu beehren gedachte, dazu aber einer überſichtlichen, unterrichtenden Anleitung bedurfte. Dieſe anzufertigen, beauftragte er mich, ließ mir jedoch nur Zeit bis zum nächſten Morgen neun Uhr, hinzufügend: daß ich ſie ihm zur bezeichneten Stunde ſelbſt überbringen möge. Ich mußte die ganze Nacht zu Hülfe nehmen bei dieſer Arbeit, ging aber ſchon um acht Uhr damit von Hauſe fort. Unterweges gewahrte ich ein Volks-Gedränge, und auf mein Befragen vernahm ich: daß ein armer Seiden-Weber wegen rückſtändiger Miethe ausgepfändet werde. Ich konnte mich nicht überwinden, vorbei zu gehen, wickelte und drückte mich durch die Menge und trat in des Webers Keller-Wohnung, wo ich des bitterſten Elends in Fülle fand. Der Mann ſaß da in Grimm und Verzweiflung, die Frau vor



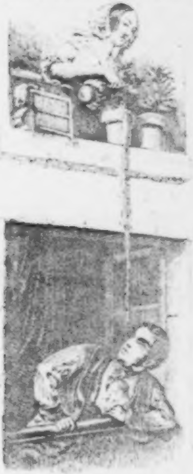
wenigen Wochen entbunden, lag krank und jetzt in Ohnmacht, von zwei Kindern, nur ſpärlich mit Lumpen bedeckt, war das eine ermattet hingeſunken, das andere rief nach Brod, und dazwiſchen eiferte die wohlbeleibte Wirthin in weiterer Angabe deſſen, was den Armen entriſſen werden ſolle. Obwohl mein jetziges Gehalt nur knapp für meine Bedürfniſſe zureichend und ich bei Schirmel in großer Schuld war, ſo daß ich mich nicht hätte erdreiſten können, noch etwas von ihm zu nehmen, entfuhr mir bei dem Anblick dieſes Jammers doch gleich der Ausruf: „Ich ſage gut, wie viel beträgt die Schuld?“ Es waren ſechszehn Thaler, die für den Augenblick helfen konnten; ich gab das Wenige, was ich bei mir hatte, ſchrieb der Wirthin meinen Namen und meine Wohnung auf und verſprach, den Reſt zu zahlen; dann eilte ich zu dem Hochbeamteten. Dort wurde eben auch ausgeräumt und



ich fand nicht weniger als vier Dienende beſchäftigt, aus den vollen Kiſten und Kaſten das unendliche Reiſegeräth in Koffer zu packen, über Hals und Kopf; denn man merkte ſehr deutlich, daß hier Alles bis auf den letzten Augenblick verſchoben worden war und die Dienerſchaft des reichen Mannes ſich nicht darum kümmerte, wie viel nun bei der Gewaltſamkeit der Zurüſtungen beſchädigt und verdorben wurde. Was ich kurz zuvor geſehen und jetzt hier ſah, ſtand in ſo ſchroffem Gegenſatz, daß ſich mir die Bruſt wie unter Ketten zuſammenzog, ich kaum dem Kammerdiener das Nöthige ſagen konnte zu dem Heft, welches ich ihm übergab. Er ging hinein zu ſeinem Herrn und kam bald zurück mit den Worten: Der Herr Geheime-Rath laſſe danken und ſchicke mir als Bezahlung einen Friedrichsd'or. Mich durchzuckte die Scham über eine ſolche Abfertigung krampfhaft, doch ich dachte an den armen Seiden-Weber, nahm ſchweigend die Gabe und ſuchte haſtig den Weg nach Hauſe, da die Zeit, wo ich im Staats-Arbeitszimmer ſeyn mußte, mir wenig Friſt ließ.

Mit dem nöthigen Gelde verſehen, trat ich bald wieder bei jenen Armen ein, als eben eine verſchleierte und ſichtlich noch außerdem vor allem Verrath ſich möglichſt ſchützende Dame leicht und ſchnell an mir vorbeihüpfte. Sie war, wie ich von den in höchſter Dankbarkeit weinenden armen Leuten erfuhr, vorhin, gleich nachdem ich wegging, gekommen, hatte ebenfalls ihre Börſe geleert, ſich über den Zuſtand der armen Familie näher unterrichtet, und weitere Hülfe verſprochen, ohne irgend etwas über ſich ſelbſt zu äußern. Ich muß bekennen, daß nach der Begegnung und dem raſchen Verſchwinden der auch bei dem flüchtigen Blick als noch jugendlich erkannten Fremden der Schlag meines Herzens lebhafter wurde; ich wandte mich jedoch zu dem Seiden-Weber, ſetzte ihn in den Stand, die Miethe zu berichtigen und erfuhr, was ich ſchon wiſſen konnte: daß der, durch den Bankerott eines Seidenhändlers veranlaßte, faſt gänzliche Mangel an Arbeit ihn in wenigen Monaten völlig hülflos machte. Nothwendig mußte weiter geſorgt werden, und ich wollte mich hierin von jener jungen Dame nicht übertreffen laſſen. Es wurde ein Schreiben aufgeſetzt, worin ich das Elend der Weber-Familie ſchilderte, und da ich nichts thun konnte, wobei mir Schirmel nicht über die Schulter ſah, war er der Erſte, der einen Beitrag unterzeichnete. So rannte ich nun auf alle Bekannte, von denen eine Beiſteuer zu hoffen war, lief, ſobald meine Tages-Geſchäfte es erlaubten, überall umher und brachte täglich die Ausbeute zu den Armen hin, wobei ich dann jedesmal erfuhr, daß auch die Fremde Tages vorher gleich nach mir dageweſen ſey. Abends vertieften dann, wie bisher, Schirmel und ich uns in Erfindungs-Bemühungen, aus denen allerlei Nützliches hervorging.

Seit dem erſten Eintreten in jene Keller-Wohnung mochten etwa zehen Tage vergangen ſeyn, da ſchaute ich — es war am vierzehnten Juli des Jahres Achtzehnhundertzwanzig — gegen Abend zum Fenſter hinaus, weil mir Schiemel zu lange ausblieb. Plötzlich ergießt ſich ein Waſſerſtrahl über meinen Kopf; heftig wende ich ihn im Schreck, ſchaue in die Höhe und rufe, mich ganz vergeſſend: „Mathilde!“ — denn wahrhaftig, ihr ſchelmiſches Geſichtchen bog ſich aus dem oberen Fenſter! — und ſie entgegnet: „Bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, Herr Alfred, ich habe meine Roſen zu ſtark begoſſen!“ — „Eine höchſt angenehme Taufe!“ ſtotterte ich, wie vom Blitz gelähmt, langſam hervor; — zu meinem noch faſt größeren Schreck war Mathilde aber ſchon nicht mehr zu ſehen. Unverwandt ſtarrte ich indeß hinauf, erblickte endlich den Kopf eines alten Mannes und hörte die Worte: „Kommen Sie doch gefälligſt ein wenig herauf, Herr Nachbar! — ich möchte mich gern im Namen meiner Tochter für den damaligen Reiſeſtock bedanken!“ ſetzte er mit Lachen, aber gutmüthig hinzu. Ueberlegung hatte ich nicht; der Schlafrock flog mir faſt ab, in den linken Aermel des Fracks fuhr ich erſt auf der Treppe und glühend roth ſtand ich oben im Zimmer, ſelbſt kaum wiſſend, wie ich hinaufgekommen. Ewiger Segen über jenen Tag — er zeigte mir, daß ich ein Glückskind bin! — Denn nicht eine Woche ſpäter war Mathilde meine Braut, und richtig hatte ſie mit mir wechſelsweiſe die arme Weber-Familie unterſtützt.



„Gott ſey Dank!“ ſagte Herr Brückner — ihr Vater — am Verlobungs-Tage zu mir — „daß ſich Alles ſo gefügt hat. Meine

Mathilde, als ich ſie aus jener Stadt mir abgeholt, ſprach viel von Ihnen, von Ihrem Fleiß und Ihrer Gutmüthigkeit. Vor nun zwei Monaten kam ich mit ihr hieher in die Reſidenz, weil ich mich einer Operation unterwerfen mußte. Wir wohnten Anfangs in der Heil-Anſtalt, zogen, nachdem ich leidlich geneſen, hieher, und die Nachkur hielt mich auf. Da ſah meine Tochter Sie, der Sie ſich um Ihre Nachbaren gar nicht bekümmerten, was mir übrigens ſehr wohl gefiel, und ich merkte nun an Mathilden, daß Sie und der Roſenſtock noch unvergeſſen waren. Ich wollte natürlich mehr von Ihnen wiſſen, weil ich aber noch nicht ausgehen konnte, verfolgte das Mädchen Sie auf Tritt und Schritt und war immer des Lobes voll. Ihre Theilnahme für die Weber-Familie erhöhte die meinige, und ſo wie ich hinaus durfte, erkundigte ich mich bei Ihren Vorgeſetzten. Ich hörte da ebenfalls nur Gutes, und da Sie grade der Mann ſind, den ich für mein einziges Kind ſammt Zubehör brauchen kann, erhielten Sie ohne Weiteres die Fenſter-Einladung, und jetzt laſſen wir das Brautpaar leben!" — „Hoch!" rief zuerſt Schirmel, der ſeelenvergnügt unſerer voraus zu ſehenden regſamen Zukunft gedachte. Mein Schwiegervater war Beſitzer des Vorwerks, das jetzt mein Eigenthum iſt; er hatte ſchon eine tüchtige Leinen-Weberei und verſchiedene Mühlwerke angelegt, was ich Alles vergrößert und vermehrt habe; denn noch vor der Hochzeit nahm ich meine Entlaſſung aus dem Staats-Dienſte, um das Beſte zu werden, was man werden kann: mein eigener Herr. Und welch eine glückliche Ehe habe ich geführt! Wie rüſtig wuchſen mir unter ſteter Beſchäftigung meine beiden Söhne und meine Tochter Mathilde neben meiner in ihr wieder jung gewordenen Frau Mathilde — die immer noch recht hübſch iſt — heran! Mein Schwiegervater iſt ſchon vor ſiebzehn Jahren heimgegangen, aber die Schwiegermutter wirthſchaftet noch tüchtig unter ihren Kindern und Enkeln. Freund Schirmel ſtarb vor acht Jahren bei uns; der ehemalige arme Seiden-Weber iſt jetzt ein regſamer, wohlhäbiger Werkmeiſter geworden in den von mir angelegten Handgeſpinnſt-Stuben und Hand-Webereien, und meine Unterthanen und Arbeiter ſind ein fleißiges, frohes Völkchen. Das ſollen und werden ſie mir auch am nächſten Tage zeigen, denn ſie müſſen alle dabei ſeyn, wenn ich morgen meine Silber-Braut zur Kirche führe. Beim nachherigen Schmaus aber werde ich eine Rede halten gegen den Spruch:

„Welt, wer ſich kann weiſe nennen,
Wird dich doch nicht loben ſollen!
Wer dich kennt, wird dich nicht wollen,
Wer dich will, kann dich nicht kennen!"

Ja, dagegen werd' ich eine Rede halten, wenn man mich auch nicht weiſe nennt. Ich kenne die Welt, lobe ſie, will ſie und über fünfundzwanzig Jahr — es mag Gott geſatten! — will ich ſie noch wollen und nochmals loben, wie ich es zu thun gedenke an meiner ſilbernen Hochzeit, die — juchhe! — mich ſo burſchikos finden ſoll, als wüßt' ich's ganz gewiß, daß morgen das Glück erſt recht angeht, woran ich auch gar nicht zweifle. Und nun, wer meine Lebensgeſchichte leſen will, der kann's thun; will man's nicht, bin's auch zufrieden! — Die luſtige Fortſetzung folgt aber doch nach fünfundzwanzig Jahren!

Alfred Meinecke.

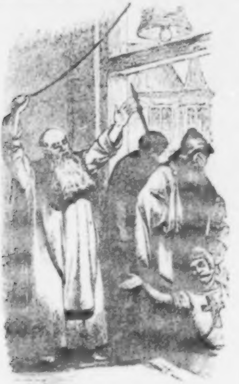
Harald von Engern.

Polens Heeresmacht überfiel plötzlich, ohne zuvorige Kriegs-Ankündigung, im Jahr 1465 das Gebiet des deutſchen Ordens. Einen fürchterlichen Kampf wagte das ſchwache Häuflein zuſammengeeilter Ritter mit den unbändigen Tauſenden der Feinde, doch die Mehrzahl Jener ſtarb den Tod für Recht und Ehre, und blutend aus vielen Wunden zogen ſich Einzelne fechtend zu einem einſamen feſten Schloſſe. — Die ſiegestrunkenen Polen lagerten ſich drohend um die Mauern, welche die Ritter eilend mit jeglicher ſchützenden Kunſt mehr noch befeſtigten. Ein wüthender Anſturm der blutdürſtigen Feinde ward von der ritterlichen Tapferkeit zurückgeſchlagen, aber die Verzweiflung fand dennoch Eingang, denn das Schloß war an Nahrung arm, an Leichen reich. Und es verſammelten ſich Tages nach dem Sturm düſter die bleichgezehrten Geſtalten in der Halle, das Letzte zu theilen und den letzten Rath zu hören.

„Laßt uns, den Feinden Tod bringend, ſelbſt den Tod erkämpfen; öffnet die Thore, daß wir uns raſch erretten vor lebendigem Verweſen!“ — dies war der Ruf der jüngeren Ritter, doch die älteren riethen zur Flucht durch die unterirdiſchen Gewölbe. „Nicht Flucht, zum Tode hinaus, ſo ziemt es uns!“ ſprach die Jugend, und die Greiſe erwiederten: „Aller Kraft iſt vergangen, die Schwerter entbehren der männlichen Fauſt; nicht ſterben werden wir wie Helden, geſchmäht von den Feinden geben wir ihnen ein Feſt des Mordes. Flucht alſo!“

Doch nicht überherrſchen ließen ſich die jungen Ritter; ingrimmig, daß ſie nicht Sieger ſeyn konnten, erſehnten ſie den Tod, ſprechend: „Was hälf' es uns, wollten wir flüchten! Der Feind muß die Leere des Schloſſes entdecken; nachjagen wird er, uns Halbtodte ereilen und nur mit größerer Schmach, die auch bei den Unſrigen fortlebt, ſinken wir in's Grab. Hinaus und Tod!“ — Die Mehrſtimmen geboten; ſchon erſcholl der Befehl, die Thorflügel weit zu öffnen, da ſchlich der blinde Harald von Engern heran, ehemals Burgwärtel des Schloſſes, bisher ſchon lange gepflegt von ſeinen Brüdern. Betrübt und ſtumm hatte er im Rathe geſeſſen; jetzt hob er die gefalteten Hände hoch empor, bittend um das Wort. Alle ſchwiegen vor der Ehrwürdigten des einſt hochgefürchteten Chriſten-Kämpfers, deſſen Rede alſo lautete: „Lieben Brüder und Herren! Es ſey Gott inbrünſtig geprieſen, daß er mir vergönnt, ſo nahe am Grabe noch dem Orden meine Treue zu beweiſen und ihm für die Liebe, mit der er mich viele Jahre hindurch hier pflegte, zu danken. Denn ſo iſt es: Euer Leben gehört nicht Euch, Ihr ſeyd es dem Orden ſchuldig, und Hochverrath wär' es, ſich unnütz opfern zu wollen in einer Zeit, wo es noch mit Nutzen geſchehen wird. Darum flüchtet Alle von hinnen, mich aber leitet zuvor zu der Kapelle und gebt mir das Glocken-Seil in die Hand; ich werde dann, bis mich der ewige Vater abruft, läuten, als erflehten wir Hülfe von oben, wie wir es auch thun! Die Feinde werden ſo nicht daran denken, daß die Veſte leer ſey, und Eure Rettung muß glücken. Thut das ſo, lieben Brüder und Herren!“

Wie verklärt ſtand der Greis nach der Rede und ſtreckte nun die Arme aus, daß man ihn leiten ſolle. Alle ſanken an ſein Herz und ihm zu Füßen, um ſeinen Segen bittend. „Geb' Euch der Allmächtige Heil! Er wird den letzten Wunſch meines himmelan gewandten Herzens gewähren!“ ſo ſegnete der Alte und trieb nun an: „Macht fort, lieben Brüder!“



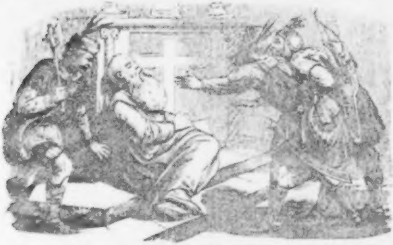
Und ſie mußten ihn, nachdem er ſich zuvor ſchon mit dem Sterbekleide angethan, geleiten und weinten um ihn bei dem Abſchiede. „Lebt wohl und brav! In dreien Tagen iſt mein hundertſter Geburtstag, ich denke ihn droben zu feiern und für Euch zu bitten!“

Mit den unverhaltenen Thränen wankten die Brüder von dannen. Bald ertönte das Glöcklein und tönte fort Tag und Nacht, und die Feinde meinten: es ſey im Dienſte Gottes und vermochten endlich nicht, es zu deuten. Am dritten Tage klang es ſchwächer und immer ſchwächer, bis es ſchwieg.

Da gedachten die Polen zum andern Male zu ſtürmen, fanden aber nirgend Widerſtand, und als ſie die Mauern überſtiegen hatten, drangen ſie auch zur Kapelle, wo Harald's letzte Blicke eben zum Himmel ſcheiden wollten. In hehrer Kraft erhob ſich noch einmal der Alte, mit Todesgluth alſo kündend:

„Nah' iſt's, daß die Schuld Ihr büßet,
Eurer Thaten Trugſtern bricht!
Eh' Euch noch die Heimath grüßet,
Faßt Euch blut'ges Strafgericht;
Gott, der mir den Tod verſüßet,
Gott verläßt die Seinen nicht!“

Zuſammenſinkend lag er todt an den Stufen des Altares. Entſetzen ergriff die rohe Schaar und ſie wurde der geringen Beute nicht froh. Und als ſie grauenvoll nach wenigen Tagen weiterzogen, da war die Macht des Ordens heran, mit ihr kehrten auch die Geflüchteten zurück, und im Rachekampfe fielen die frevtentlich Eingedrungenen; nur Wenige erreichten ſchmachvoll und eingeſchüchtert Polens Grenzen.



Und der Orden hatte lange Trauer über Harald's Tod und lange Freude über Harald's That.
Gß.

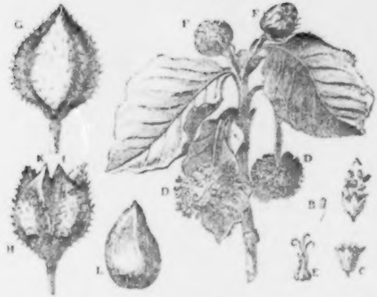
Der Wald.

(S. Jahrgang für 1847. Seite 141 — 144.)

2) Nach der majeſtätiſchen Eiche iſt die hochſtämmige, dickbelaubte Buche der ſchönſte, herrlichſte Schmuck unſerer Wälder. Sie iſt jedem Gebildeten vorzüglich darum wichtig, weil von ihr wahrſcheinlich die deutſche Benennung „Buch“ herſtammt, auf ähnliche Weiſe, wie bei den Römern **Liber** urſprünglich den Baſt der Bäume bezeichnet; denn Blätter, Rinde und vorzüglich Baſt ſind ſchon ſeit den älteſten Zeiten als Schreibſtoffe in Gebrauch. Aber auch den Liebenden iſt die ſchattige Buche lieb und werth wegen ihrer Verſchwiegenheit, da ſie das trauliche Koſen Niemandem verräth. Daher ſingt K. Reinhardt:

„Hier irrte Molly unter Buchenzweigen;
Die Buchen rauſchten ihre Seufzer oft zurück.
Sie wiſſen ihr Geheimniß zu verſchweigen,
Und ſie verſteh'n mein Glück.“ —

Die gemeine Buche, Rothbuche (**Fagus sylvatica Linn.**) erreicht eine Höhe von 80 bis 100 Fuß und iſt mit glatter, weißlicher Rinde geziert. Die langen, weit abſtehenden Aeſte bilden mit den bräunlichen Zweigen eine mächtige Kuppel, einen „weitſchattenden Dom“, in dem oft viele Hunderte gefiederter Sänger ihre Neſter bauen. Aus den langen, ſpindelförmigen Knospen entwickeln ſich geſtielte, wechſelſtändige, elliptiſche, ſpitzige, wellige, grüne und glänzende Blätter, die bald mehr, bald weniger ausgeſchweift, öfter ſogar ſchwach gezähnt ſind, und deren Ränder ſeidenartige Haarwimpern ſchmücken. In der Jugend zeigen die Blätter unterwärts auf den Haupt-Nerven und den gleichlaufenden Neben-Nerven, ſo wie auch auf den Blattſtielen, einen Ueberzug von ſeidigen Zotten. In den Winkeln, welche die Neben-Nerven mit den Haupt-Nerven bilden, entſteht durch kleine, ſteife Härchen ein Bart. Im Alter verlieren dagegen die Blätter dieſen ganzen Haarſchmuck und werden kahl. Die Nebenblättchen, die ſehr lang, linealiſch und hinfällig ſind, haben eine roſtbraune Farbe. — Die Blüthen ſtehen in kugelförmigen Kätzchen, männliche und weibliche geſondert, aber auf demſelben Stamme. Die männlichen Kätzchen (D) hängen an langen, zottigen Fäden herab. Ihre glockige, fünf- bis ſechsſpaltige, ſeidig-zottige Blüthenhülle umſchließt nur den unteren Theil der zehn bis funfzehn, mit ihren gelben Staubbeuteln weit hervorragenden Staubgefäße (A Blüthenhülle mit Staubgefäßen, B ein Staubgefäß). Die weiblichen Kätzchen (F), zu zwei bis drei vereinigt, werden dagegen von dickeren Stielen getragen und durch viele, lange, roſtbräunliche Schuppen der vierſpaltigen Hülle ganz verdeckt. Der Fruchtknoten iſt dreifächerig, enthält ſechs Eichen und trägt drei fädliche Griffel (E). Er erwächſt zu einer eirunden, dreikanti-



zen, nach oben ſchmal geflügelte Kanten tragenden, glänzend braunen, 5 bis 6 Linien langen Nuß (Buchnuß, Buchel, Buchecker, **L**). Zwei bis drei ſolcher Nüſſe ſitzen immer in der eirunden, mit weichen Stacheln gleich einem Igel beſetzten, innen ſeidig-filzigen, bis auf den Grund vierklappig aufſpringenden Hülle. (**G** eine ſolche Hülle, **H** dieſelbe aufgeſprungen und die beiden Nüſſe **I** und **K** zeigend.)

Dieſes Baues der Fortpflanzungs-Werkzeuge wegen hat Linnäus der Buche den Platz in der vielmännigen Ordnung der einhäuſigen Klaſſe (**Monoecia Polyandria**) ſeines Geſchlechts-Syſtems angewieſen, während ſie in dem natürlichen Syſteme zu den Näpfchenträgern (**Cupuliferae Rich.**) gehört, denen auch die Eiche (Jahrgang für 1847, S. 142) zugerechnet wird.

Die Buche blüht im April und Mai und findet ſich hauptſächlich in Europa vom 45ſten bis 55ſten Grade nördlicher Breite, in Amerika aber nur zwiſchen dem 32ſten und 45ſten Grade. In den ſüdlicheren Ländern Europa's wächſt ſie auf den Gebirgen. In den Gärten kommen verſchiedene Abänderungen der Rothbuche vor: Die Hangebuche mit hangenden Aeſten, die Blutbuche mit braunrothen Blättern, die krausblättrige Buche mit krauſen und die buntblättrige mit grün- und weißgefleckten Blättern. — Die Buche liefert ſehr geſchätztes Brenn- und Nutzholz, deſſen Aſche durch Auslaugen mittelſt warmen Waſſers die beſte Pottaſche (kohlenſaures Kali) und alſo auch treffliche Lauge *) zum Wachen, Bleichen und Seifſieden giebt. Grüne Buchenſpäne werden bei der Schnell-Fabrikation des Eſſigs angewendet. Die Bucheckern dienen als Futter für Schweine und geben ausgepreßt ein gutes, hellgelbes, geruchloſes, mildes Speiſe- und Brenn-Oel. Die Oelkuchen, die den Pferden und andern Hausthieren ſchädlich, ſogar tödtlich ſeyn ſollen, dienen ebenfalls zur Schweine-Mäſtung. In den Häuten der Früchte ſollen ſich giftige Stoffe, deren Natur aber noch nicht genau unterſucht iſt, befinden und ihre verderblichen Wirkungen nach dem Genuſſe vieler friſchen Bucheckern äußern.

---

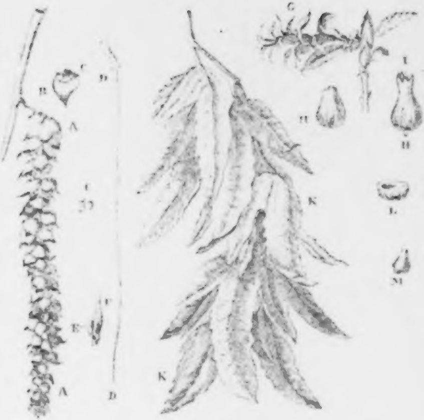
*) Das heißt „Buken“, d. h. das gewaſchene Zeug während der Nacht unter der aus „Buken- oder Bokenaſch“ (Buchen-Aſche) bereiteten Lauge

3) Es iſt wohl nicht unpaſſend, der Rothbuche die Weißbuche (Steinbuche, auch Hagebuche und gewöhnlich Hainbuche genannt) folgen zu laſſen.

Die gemeine **Hainbuche** (**Carpinus Betulus Linn.**) wird ein 30 bis 80 Fuß hoher Baum, deſſen etwas kantigen Stamm eine glatte, graue Rinde umhüllt. Die jungen Triebe ſind mit zottigen Haaren beſetzt. Die geſtielten, länglich-eirunden, zugeſpitzten, ſcharf geſägten, gerippten Blätter (K) ſind auf der Unterſeite an den Nerven, ſo wie auch die Blattſtiele mehr oder weniger behaart. Die Blüthen erſcheinen vor den Blättern. Sie bilden lange, ſchlaffe, am Gipfel der jüngſten Aeſtchen übergebogene oder hangende, dachige Kätzchen. Die männlichen Kätzchen (A. D zeigt die Spindel dieſes Kätzchens) beſtehen aus breit eirunden, vertieften, grüngelblichen, an der Spitze lederig-häutigen und braunen Schuppen, an deren Grunde ſechs bis zwanzig kurzgeſtielte, zweifächerige Staubbeutel tragende Staubgefäße ſtehen (B und C). Die weiblichen Kätzchen, dünner und kürzer als die männlichen, werden durch die großen, lineal-lanzettlichen, zugeſpitzten, an der Spitze umgebogenen und gewimperten, die Blüthen und Hüllſchuppen verdeckenden, hellgrünen Deckſchuppen (G) gebildet. Jede dieſer abfälligen Deckſchuppen ſtützt zwei, von 1 bis 1½ Zoll langen, dreitheiligen Hüllſchuppen umgebene Blüthen. Eine ſolche beſteht aus einem zweifächerigen, zwei-eiigen Fruchtknoten, deſſen oberer Theil von den ſechs Zipfeln des angewachſenen Kelches und zwei langen, fädlichen Griffeln gekrönt wird. (E ein Fruchtknoten, F die Hüllſchuppe.) Der Fruchtknoten bildet ſich zu einer einfächerigen, einſamigen, von dem bleibenden Kelchſaume gekrönten Nuß (Becherfrucht, H und I) aus. Sie iſt eirund, zuſammengedrückt, gerippt, 3 bis 4 Linien lang und von grünbräunlicher Farbe. (H eine Nuß, L dieſelbe durchſchnitten, M ein Same.) — Die Hainbuche gehört zu der-

---

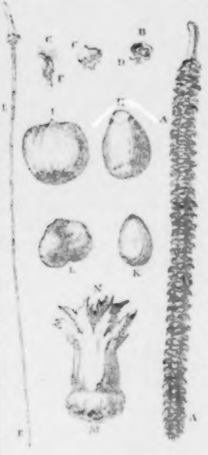
ſchen laſſen, kommt wahrſcheinlich von „Büke" oder „Böke" (Buche) her. Einen Beweis für die Güte der Buchen-Aſche giebt das holſteiniſche Sprüchwort: „De Tee is ſo ſcharf as Bökloge" (der Thee ſchmeckt ſo ſcharf wie Buchen-Lauge).



ſelben Ordnung und Klaſſe des Linnéiſchen und zu derſelben Familie des natürlichen Syſtems, zu der die Eiche und die Rothbuche gerechnet werden. Die Hainbuche blüht im April und Mai, wird in Europa und Nord-Aſien bis über den 60ſten Grad nördlicher Breite gefunden und wächſt in dem erſteren Erdtheile bis auf die Vor-Alpen hinauf. Das feſte, harte, weiße Holz (weißbüchene) dieſes ſchönen Waldbaumes wird vorzüglich als Werkholz zur Verfertigung vieler Werkzeuge ſehr geſucht, übertrifft als Brennholz das Holz der Rothbuche (das rothbüchene), und da der Baum das Beſchneiden ſehr gut verträgt, ſo wird er oft zu Anlagen natürlicher Hecken, Lauben, Bogengänge und dichter Gebüſche benutzt.

c) Hier folge noch eine Pflanze aus eben derſelben Familie der Näpfchenträger (**Cupuliferae**), nämlich die gemeine **Haſelnuß** (**Corylus Avellana Linn.**), auch Haſelſtrauch oder Haſelſtaude genannt. Der Beiname **Avellana** ſtammt von der Stadt

Avella in Campanien (einer Landſchaft des heutigen Königreichs Neapel) her, in deren Nähe ſehr ſchöne Nüſſe wuchſen. — Die gemeine Haſelnuß erwächſt zu einem 10 bis 20 Fuß hohen Strauch, wird zuweilen baumartig und macht viele gertenförmige Triebe. Die geſtielten, rundlichen, zugeſpitzten, herzförmigen Blätter ſind mit einem zarten Flaume überzogen, während die Nerven mit Zotten und die Blattſtiele mit Drüſenhaaren beſetzt ſind. Schon im Februar und März, unter Schnee und Sturm, brechen die Blüthenkätzchen lange vor den Blättern hervor. Die 2 Zoll langen, dachigen, männlichen Kätzchen (A, E die Spindel eines ſolchen Kätzchens) ſind walzig, dünn und hangen zu zwei bis vier an einem kleinen, zottigen Aeſtchen ſchlaff herab. Jede der Deckſchuppen trägt zwei Hüllſchuppen, an jeder dieſer letztern ſind vier mit einfächerigen Staubbeuteln verſehene Staubgefäße angewachſen. (C eine Deckſchuppe nebſt den zwei Hüllſchuppen, B und D eine Deckſchuppe mit den Hüllſchuppen und Staubgefäßen.) Die weiblichen Kätzchen ſind klein und dichtdachig, ſie gleichen kleinen Knoſpen. Die unteren Schuppen ſind leer, nur die obere enthält eine Blüthe; dieſe beſteht aus einem zweifächerigen, zwei-eiigen Fruchtknoten, der zwei lange, fädliche Griffel und eine ſchlitzig-geſpaltene Hülle trägt (F und G). Der Fruchtknoten wird eine harte, einſamige, verſchieden geformte Nuß, die von der röhrigen, blattartigen, geſchlitzten Hülle umgeben wird. (H, I, K verſchieden geſtaltete Nüſſe, L ein Eichen oder Kern, M eine Nuß, umgeben von der Hülle N.) — Es giebt von der Haſelnuß, die in dem größten Theile von Europa und Nord-Aſien in Laubholzwäldern und Gebüſchen vorkommt, verſchiedene Abarten, z. B. die röhrige Haſelnuß (**Corylus tubulosa Willd.**), deren Früchte unter dem Namen der



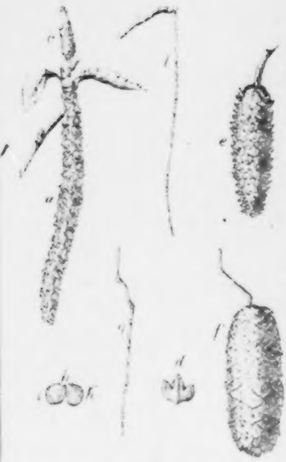
Lamberts-Nüſſe bekannt und beliebt ſind. Die ſchlanken Triebe der gemeinen Haſelnuß eignen ſich vorzüglich zu Stöcken, Gitterwerk, zu Faßreifen, zu Reißkohle u. ſ. w. Die ölreichen, wohlſchmeckenden Kerne der Haſelnüſſe liefern ein treffliches, hellgelbes Speiſe-Oel.

5) Wir kommen jetzt zu der **Birke**, die ihres leicht beweglichen Laubes wegen bei vielen Liebenden das Amt eines Liebesboten verſieht. K. H. Heydenreich hat aber das Gelispel der Birkenblätter, das ihm ein ängſtliches Wimmern wegen der vielen, vom üppigen Weſte empfangenen Küſſe zu ſeyn ſchien, und das glänzende Gewand der Birke recht ſinnig benutzt, einem Mädchen Unſchuld und Tugend zu empfehlen:

„Lieblich ſtrahlt der Birke Silberſchimmer,
Lieblich tönt ihr heimliches Gewimmer,
Wenn im Abendgrau'n ſie Zephyr grüßt:
Zitternd lispeln ihre zarten Blätter,
Gleich als ſeufzten ſie um einen Retter,
Wenn zu innig ſie der Flüchtling küßt.

Weißt du, Mädchen, hier im Abenddüſtern,
Deute ſchwärmend dir des Bäumchens Flüſtern,
Schwärmend dir ſein blendend Schneegewand!
Unſchuld, Mädchen, iſt der Götter Freude,
Glücklich, wenn von ihrem Silberkleide
Dir noch nicht der erſte Schimmer ſchwand!“

Die **weiße Birke** (Betula alba Linn.), auch Weißbirke, Beſenbirke genannt, wird ein 70 bis 80 Fuß hoher Baum, den ſeine glatte, weiße, Papierblättchen gleichende und ſich ebenſo ablöſende Rinde ſchon von Weitem her und ſelbſt in dunklen Nächten ſichtbar macht. Die geſtielten, faſt dreieckigen, doppelt geſägten Blätter ſind in der Jugend von kleinen Drüſen klebrig und mit zartem Flaum verſehen, ſpäter werden ſie dagegen kahl, rauh, hellgrün und glänzend. Zugleich mit den Blättern brechen auch die walzigen Blüthenkätzchen im April und Mai hervor. Die 1 bis 1½ Zoll langen, männlichen Kätzchen (a, b die Spindel eines ſolchen Kätzchens) hangen meiſt zu zweien von den Spitzen der jüngſten Triebe herab. Ihre rothbraunen, gewimperten und geſtielten Deckſchuppen enthalten zwei Läppchen (unfruchtbare leere Schüppchen) und drei Blüthen. Jede Blüthe beſteht aus einer ſchuppenförmigen, einblättrigen, auf dem Stiele der Deckſchuppe ſitzenden Hülle und aus zwei Staubgefäßen, deren Staubfäden geſpalten ſind, wodurch alſo auch die Staubbeutelfäden geſpalten erſcheinen. Jede Deckſchuppe hat demnach ſechs Staubgefäße. Die weiblichen Kätzchen (c), einzeln aus den ſeitlichen Knospen entſpringend, haben grüne, dreilappige Deckſchuppen (d), von denen jede zwei bis drei nackte, zweifächerige Fruchtknoten mit zwei fädlichen, vorragenden und purpurrothen



Narben ſchützt. (e ein weibliches Kätzchen, f ein Fruchtkätzchen, g die Spindel eines ſolchen Kätzchens.) Die Früchte ſind zweiflügelige, einfächerige, einſamige Nüßchen, Caryopſen, Balgfrüchte. (h ein Nüßchen, i und k Flügel derſelben.) Die vergrößerten, lederartig gewordenen Deckſchuppen fallen zugleich mit den Früchten (Flügelfrüchten) ab.

Auch von der Birke giebt es mehre Abarten: Die Trauerbirke, mit hangenden Aeſten, die warzige, die ſchlitzblättrige, die zottige Birke u. ſ. w. — Linnäus rechnete die Birke zur viermännigen Ordnung der einhäuſigen Klaſſe (**Monoecia Tetrandria**), die neueren Schriftſteller aber zur vielmännigen Ordnung derſelben Klaſſe (**Monoecia Polyandria**). Juſſieu zählte ſie zu den Kätzchenträgern (**Amentaceae**).

Die Birke dringt unter allen Bäumen am weiteſten nach Norden hin vor und wächſt auch auf hohen Gebirgen, wird dann aber nur noch 3 bis 5 Fuß hoch. Durch dieſe Eigenthümlichkeit wird ſie den in jenen baum- und ſtraucharmen Gegenden wohnenden Völkern äußerſt wichtig: ihr Holz dient ihnen zum Bau der Kähne, zum Decken der Hütten, zum Brennen, und ihr Laub zu Futter für Schafe, Rinder und Ziegen. Auch in den ſüdlicheren Theilen Europa's und in Nord-Aſien iſt die Birke ein ſehr geſchätzter Baum, der weniger als Hochwald, deſto häufiger aber als Buſch- und Schlagholz gezogen wird. Sein feſtes, ſchönes, als Werkholz ſehr geſuchtes Holz kommt dem Buchenholze ſehr nahe. Die Birken-Kohle iſt ſehr brauchbar, der Ruß liefert eine ſchöne Malerfarbe, ſo wie auch Kupfer- und Druckerſchwärze. Die Aſche giebt ausgelaugt recht gute Pottaſche. Die graden, ſtarken Stangen werden zu Faßreifen verarbeitet, während man aus den dünneren Reiſern Beſen, Ruthen (zur Züchtigung kleiner Kinder), Flechtwerke und dergleichen mehr bereitet. Die feſte, unverwesliche Rinde wird in den kalten Ländern zur Unterlage für Raſendächer, zur Verfertigung mehrer Geräthe, ſelbſt Schuhe, benutzt, auch legt man ſie unter allerlei Holzwerk, das auf feuchtem Boden oder auf Steinen ruhen ſoll. Ferner gebraucht man ſie zur Lohe, da ſie ebenfalls, wie die Eichen-Rinde, Gerbſtoff enthält, zu Fackeln, zur Verfertigung der Pulverhörner u. ſ. w. — Die äußere Rinde wird entweder allein oder mit dem Sumpf-Porſt (Ledum palustre Linn.) einer trocknen Deſtillation unterworfen, wodurch man den ſogenannten Birkentheer (Daggert, Deggut, Deggert, ſchwarzen Degen) erhält, der zur Bereitung des Juchten-Leders dient. Er wird auch in Rußland als Arzneimittel wider Wechſelfieber und Rheumatismen angewendet. Mit Waſſer deſtillirt giebt der Birkentheer ein Brand-Oel, das dem künſtlichen Arrak *) zugeſetzt wird. Auch gewinnt man aus dem Birkenſafte, den man im März durch Anbohren der Stämme erhält, und in dem ſich gährungsfähiger Zucker befindet, nach Hinzuſetzung von etwas Hefe oder von Roſinen und Zucker, den lieblich ſchmeckenden Birkenwein. — Die Birkenblätter dienen zur Schaffütterung. Ihre Abkochung giebt nach Entfernung des Gerbſtoffes, mit Alaun verſetzt und durch Schlämmkreide gefällt, das Schüttgelb, einen gelben Lack.

Zu Pfingſten pflegt man Häuſer und Zimmer mit Birkenzweigen, die dann Maien heißen, auszuſchmücken zum Zeichen der Freude und der Hoffnung. Daher ſagt Wilibald:

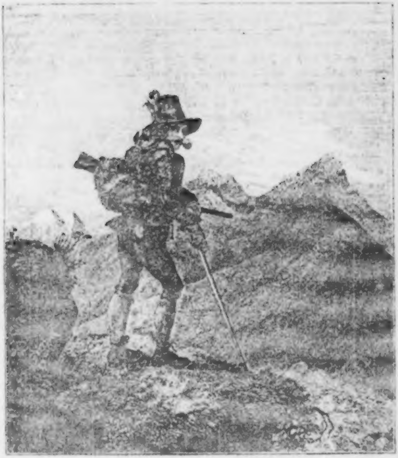
„Froh winkt uns, wie einſt an der Kinderwelt Strom
Die Maie, der Hoffnung geweiht,
Der Erinnerung Blumen zu pflücken,
Die Urne der Zukunft zu ſchmücken,
Steh'n flammende Opfer bereit.“ Ludwig Heres.

---

*) Arrak, der ſonſt aus Reis deſtillirt wird, wird künſtlich aus rectificirtem Spiritus durch Abziehen über gepulverte Eichenrinde, die mit Branntwein, Milch und verdünnter Schwefelſäure vermiſcht, längere Zeit geſtanden, bereitet.

Gemſen-Jäger.

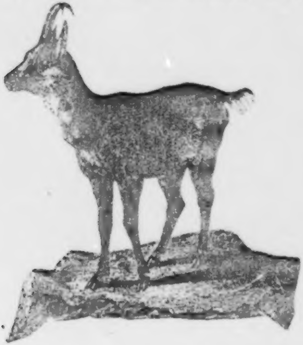
Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindligem Weg;
Er ſchreitet verwegen auf Feldern von Eis:
Da pranget kein Frühling, da grünet kein Reis.
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern das grünende Feld.



Die verwegene Kühnheit des Alpenjägers iſt wohl dichteriſch nie ſchöner verbildlicht worden als durch jene Worte unſers herrlichen Schiller, Worte, die in dem Schauſpiel „Wilhelm Tell" als Geſang von den Lippen des ſchweizeriſchen Jägers Werni tönen. In der That, das Leben des Alpenjägers, welcher der flüchtigen Gemſe nachſtellt, beſteht aus einer ununterbrochenen Kette der keckſten Wagniſſe. Die Gemſen ſelbſt ſind ſo wachſame, feinſinnige Thiere, daß es ſchon darum ſchwer ſeyn muß, ihnen beizukommen. Sie leben in Rudeln, worin ſtets die eine von der andern aufmerkſam gemacht und erhalten wird. In beſtändig witternder Regſamkeit nach allen Seiten, ſogar Poſten ausſtellend, die vor nahender Gefahr zu warnen haben, werden ſie höchſt ſelten überraſcht. Geſchieht dies aber, ſo trägt ſie eine ungeheure Schnelligkeit wie im Fluge davon; ihre Kraft und Gewandtheit erlaubt ihnen, Abgründe von zwanzig Fuß Weite zu überſpringen, die ſteilſten Felſenwände emporzuklettern. Ihnen nach geht der tollkühne Schritt des Alpenjägers. Von früher Jugend gewöhnt an die Schreckniſſe und Anſtrengungen ſeines Berufs, ſetzt er nicht allein ſeinen Stolz in deren Ueberwindung, nein, ſie werden ihm zum Genuß, und die wildeſten Gefahren reizen nur mehr noch ſeine Leidenſchaft. Die drei, höchſtens vier Thaler, welche der glücklichſte Schuß nach tauſend drohenden Hinderniſſen, tauſend Entbehrungen und Beſchwerden ihm eintragen kann, locken ihn am wenigſten: es iſt der eigenthümliche, ſpannende Reiz eines Lebens, das an jedem Tage neu auf das Spiel geſetzt, an jedem Tage neu gewonnen wird. Sein Kopf darf nicht ſchwindeln, denn ein Schwanken, ein Fehltritt kann ihn hinabſtürzen rettungslos in gähnende, dunkle Klüfte und Spalten, in welche nie ein menſchliches Auge, viel weniger ein menſchlicher Fuß gedrungen. Mit ſcharfem Auge muß er die Höhen und Tiefen ermeſſen, den Nebel von fern erſchauen, damit er ihn nicht auf unbekannten Pfaden einhülle und irre leite, muß die Beute weitab erſpähen können. Nicht Hitze, nicht Froſt, nicht Sturm, Gewitter und ſtäubenden Schnee, nicht Hunger noch Durſt darf er ſcheuen, wenn er Tage lang ſeiner Beute nachjagt. Auf dem vorangeſtellten Bilde ſteht ſo ein Mann, der die Furcht kaum dem Namen nach kennt, und deſſen Muth das Glück ſo eben begünſtigt hat. Die erlegte Gemſe hängt auf ſeinem Rücken. Eine leichte Kleidung ſchweizeriſcher Tracht umſchließt ſeinen Körper, den ſtark benagelten Schuhen hat er die Fußeiſen bereits abgeſchnallt, die ihn herabgetragen über Eisfelder und Gletſcher bis zur grasbewachſenen Felſentrift. Er ruht aus auf ſeinem Alpenſtock von der anſtrengenden Wanderung und hat zur Würze der kurzen Muße ſeinen Pfeifenſtummel entzündet. Von nun an iſt ſein Weg minder beſchwerlich; überſtandene Wagniſſe gewaltigſter Art liegen hinter ihm. Mit wenig Brod und Käſe, das bereits lange aufgezehrt, einem kleinen Fläſchchen Branntwein, das keinen Tropfen mehr hergiebt, unternahm er die verwegene Jagd. Nachdem er vom erſten Strahl, den die Sonne des geſtrigen Tages auf die Höhen warf, bis zum ſinkenden Abend die Beute im Auge gehabt und ſie verfolgt über Felſen und Gründe, überraſchte ihn die Dunkelheit. Sein Blick konnte nichts mehr erſpähen. Ohne Schlaf, durchkältet vom Eiſeshauch der Gletſcher durchlebte er die Nacht. Da, beim erwachenden Morgen, erblickte er ſich in der Nähe eines Platzes, auf welchem ein Rudel Gemſen weidete. Doch es war unmöglich, eine von ihnen mit der Kugel zu erreichen. Nähern durfte er ſich noch weniger, wollte er die Thiere, denen er mit raſtloſer Mühe nachgeklettert, nicht für immer verſcheuchen. Geduldig mußte er warten, bis ſie ſelbſt ihm näher kamen. Glücklicher Zufall! An ihm vorüber ging endlich der Zug. Er zielt, der Schuß erdröhnt, die Gemſen ſtäuben aus einander, fernhin jagend in raſender Flucht. Doch eine bleibt zurück; das Geſchoß traf mitten in den Kopf, blutend liegt das Thier am Boden. Der Jäger naht ſich der Beute, ſtößt ihr das Jagdmeſſer noch einmal in die Bruſt, weidet ſie aus, ſchnürt die Füße in einen Knoten zuſammen und wirft den errungenen Preis der überſtandenen Fährlichkeiten auf den Rücken, ihn um die Schultern befeſtigend. Aber die Beſchwerden waren damit nicht zu Ende. Im Eifer des Jagens hat er die unwegſamſten Gegenden betreten, die Leidenſchaft half ihm über alle Hemmungen fort. Nun iſt er beladen, und das Abwärtsſteigen iſt ohnedies ſchwieriger. Allein ihn erhebt das Gefühl des Sieges, erfüllt ihn mit Stolz, läßt ihn zum Bedenken nicht kommen. Fußeiſen und Alpenſtock thun ihre bewährten Dienſte, und die Furchtloſigkeit iſt ſeine treue Führerin. Wir ſehen, das Werk gelang. Jubelnd werden bald ihn Weib und Kinder empfangen. Mit derbem Kuß begrüßt ihn ſein Weib. Er legt Beute, Schießgewehr und all' ſein Geräthe ab und genießt ein einfaches, aber kräftiges Mahl. Dann putzt er die Büchſe und richtet Alles zur nächſten Wanderung. Den Verkauf der Gemſe mag ſein Weib beſorgen; ihn drängt es, die aufgeſtöberte Spur zu verfolgen. Eine Nacht ruht er unter dem Dache ſeiner Hütte, den Morgen begrüßt er ſchon wieder oben auf den Bergen. L.

Die Gemſe.

Wenn wir nun eine Abbildung der Gemſe geben, bemerken wir dabei noch: ſie hat eine Länge von drei Fuß und zwei Zoll, eine



Höhe von zwei Fuß, iſt im Frühjahr weiß-grau, im Sommer rothbraun, im Herbſt dunkelbraun und im Winter ſchwarz. Die Naſenſtellen, Stirn, untere Kinnlade und das Innere der Ohren ſind aber in allen Jahreszeiten weißgelb, ebenſo die Hinterbacken, das Innere der Beine, der Bauch und die Haare an den Hufen. Durch das Auge zieht ſich ein brauner Streif. In Europa findet man Gemſen noch auf den Alpen der Schweiz, Tyrols, Savoyens und der Pyrenäen; ihre Nahrung ſind die kräftigſten Alpen-Pflanzen. In ihrem Naturtriebe ſuchen ſie, vor Menſchen und Raubthieren ſich zu wahren, die unzugänglichſten Orte auf. Im Sommer wagen ſie ſich nur Morgens und Abends etwas tiefer hinab, um zu graſen; am Tage verweilen ſie in wild zerriſſenen Klüften und Nachts haben ſie ihren Aufenthalt in ausgehöhlten Felſen und unter Felſentrümmern. Im Herbſt, wenn die Alpenpflanzen abſterben, gehen ſie tiefer, nie aber bis zum Bereich des Holzwuchſes; erſt im Winter bergen ſie ſich in die dichteſten Wälder, um hier vor den Lawinen geſichert zu ſeyn.

Die Gefahren der Gemſen-Jagd recht zu erkennen, möge nun hier in geſchichtlicher Bewährung das Abenteuer Kaiſer Maximilian des Erſten folgen, von Dichtern oft beſungen mit der Bezeichnung:

Die Martinswand.

In Tyrol, unweit Zirl, an der Straße nach Insbruck, ſteigt eine hohe Felsſpitze empor: die Martinswand. Im Jahre 1490 hatte Kaiſer Maximilian dies kleine Land von Sigismund ererbt, und kam nun, es in Beſitz zu nehmen. Maximilian war muthigen, freudigen und zuverſichtlichen Herzens, ſchnell von den Dingen ergriffen, die er eben ſo ſchnell zur Ausführung brachte; — ſeine Natur paßte zu dem Lande, das er nun ebenfalls beherrſchen ſollte, und darum war es ihm auch vor allen andern lieb; denn wie Kaiſer Maximilian der beſte Bergmann war, der tüchtigſte Waffenſchmied, ein muthiger Reiter und Matroſe, ſo war er auch ein nie fehlender Scharfſchütz, und die Gefahren und Beſchwerden der Gemsjagd ſagten ſeinem muthigen Sinn am meiſten zu.

So hatte er denn auch kaum von dem neuen Erbe Beſitz genommen, als er ſchon in den erſten Tagen zur Jagd in die Alpen eilte, von zahlreichem Gefolg begleitet. Es war am frühen Morgen, als der Kaiſer von Zirl aufbrach, um noch vor dem Abſchleichen der Gemſen auf dem Anſtand zu ſeyn. Bald war er in ungeduldiger Haſt ſeinen Begleitern weit voraus, die ſich nur mühſam an den Alpenſtöcken von Klippe zu Klippe empor arbeiteten, indeß Jener raſch mit ſicherm Sprunge dahin gelangte; nicht achtend, daß oft der Fels dicht neben ihm in breitem, thurmtiefem Spalt klaffte, der Boden unter ſeinem Fuße wankte, und er ihn ſchnell vorwärts ſetzen mußte, um nicht mit dem bröckelnden Geſtein zugleich in die Tiefe hinabzuſinken. Der Kaiſer gelangte jetzt zu einer Stelle, wo mehrere an einander gelegte Steinplatten ein Luegi bildeten, wie es die Gemsjäger nennen; das heißt: einen Ort, wo man, durch Steine oder Geklüft verborgen, nach den eisbedeckten Felszacken empor ſpähen kann, ob eine Vorhut der klugen und ſcheuen Gemſen ſich blicken laſſe. Der Luegi war ganz nahe an einem Weideplatze des kleinen Geisvölkchens; noch nicht allzulange hatte Kaiſer Maximilian gewartet, da erſchien eine Führgeis auf einer der höchſten Felſenſpitzen und ſtreckte das kluge Köpfchen mit den gekrümmten Hörnern ſpähend nach allen Richtungen aus, ob nicht etwa ein Feind in der Nähe lauere. Noch war die kleine Gemſe dem Kaiſer außer Schußweite, und ein geübter Schütz vermeidet jeden unſichern Schuß, denn dadurch wird das ganze Rudel verjagt, und der Jäger bekommt dann wohl den ganzen Tag keine Gems wieder zu Geſicht. Maximilian mußte ſich daher der Vorhut mehr zu nähern ſuchen, und nun begann ein höchſt anſtrengendes und furchtbares Klettern. Geklüft und Abgründe zu Seiten des kühnen Jägers ſchreckten ihn nicht ab von dem beſchwerlichen Pfade; Kaiſer Maximilian war ein echter Tyroler, er kannte weder Furcht noch Schwindel. Eine Stunde lang kletterte er unermüdlich weiter, ſich nur kurze Raſt gönnend, um nach der Führgeis auszuſchauen, die noch immer auf den höchſten Eiszacken ſichtbar war, und nur einige Male herüber und hinüber gewechſelt hatte. Da der Wind ihr leicht die Witterung des nahenden Jägers hätte zuführen können, bediente ſich Maximilian der Liſt, friſche Alpenkräuter zwiſchen den Fingern zu zerreiben, um die Gemſe dadurch zu täuſchen. Dies gelang ihm auch vollſtändig, denn das Thierchen kam wirklich, doch ſehr vorſichtig, weiter herab, um die fruchtbare Alpe aufzuſuchen, von wo der friſche Kräutergeruch aufſteige. Der Kaiſer durfte nur noch eine ſchroffe Wand erklimmen, um dann einen ſichern Schuß von oben herab auf die Geis thun zu können, und mit beiden Händen griff er nach einer überhangenden Felszacke, ſich hinauf zu helfen. Schon war ſein Ziel faſt erreicht, als ein Felsſtück abbrach, auf das er eben ſeinen Fuß geſetzt hatte, und da weder ſeine Hände noch ſeine Fuß-Eiſen einen Halt fanden an der ſchroffen Wand, glitt er ein Stück hinab, und kam wunderbarer Weiſe auf eine Felsplatte zu ſtehen, die nur wenige Schritte lang und breit über den Abgrund hinausragte. Hinter ihm erhob ſich die kahle, unerſteigliche Wand, weder links noch rechts ging ein Pfad hinauf oder hinab, von allen Seiten umgab ihn eine ſchwindelnde Tiefe.

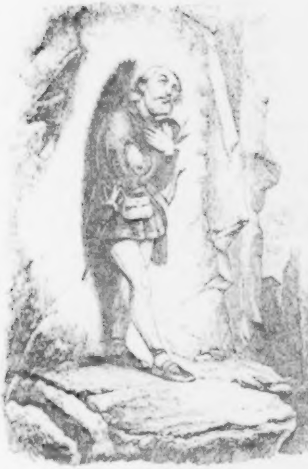
Da ſtand nun der Mächtige, vom jähen Sturz betäubt, von aller menſchlichen Hülfe abgeſchieden, auf unzugänglicher Höhe, und konnte ſich nicht lange darüber täuſchen, daß er rettungslos verloren ſey; denn war es unmöglich, zu der abgeſonderten Felswand hinauf zu ſteigen, noch unmöglicher war es, von dort hinabzuklimmen; ſelbſt wenn er den kühnſten Sprung hätte wagen wollen, wäre er doch nur zerſchmettert in die Tiefe hinabgelangt. Dieſe Ueberzeugung ſträubte ſelbſt dem muthigen Maximilian das Haar, und regungslos ſtand er auf der ſchmalen Platte, dicht an die ſteile Wand gedrückt, um dem Rande nicht zu nahe zu kommen. Zwar ſchien ihm auch ſo der Tod nur zu gewiß, aber die Liebe zum Leben und die Pflicht der Selbſterhaltung hielten den Unglücklichen zurück, durch einen freiwilligen Entſchluß dem drohenden Hungertode zu entgehen; denn der Kaiſer trug keine Lebensmittel bei ſich, ohne welche ſonſt kein Gemsjäger in die Alpen ſteigt. Auf der vorſpringenden Platte war er überdies der drückenden Einwirkung der Sonnenſtrahlen bloßgeſtellt, und erhitzt vom mühevollen Steigen quälte ihn auch alsbald der brennendſte Durſt. Aber nicht einmal ein grünes Hälmchen ſproßte auf dem dürren Felsſtück, daß er es hätte auf ſeine Lippen bringen und den kargen Pflanzenſaft ausſaugen können. So war die verzweiflungsvolle Lage eines mächtigen Kaiſers, des Herrn dieſes ſchönen Landes, der jetzt ärmer und hülfeverlaſſener erſchien, als der geringſte ſeiner Unterthanen: ſchmachtend vor Durſt, zum Tode ermattet; und doch durfte er nicht einmal wagen, ſeine Stellung zu verändern, um, ausgeſtreckt auf den Fels, zu ruhen. Dazu reichte der Raum nicht aus, und wenn auch dies noch der Fall geweſen, ſo hätte der Kaiſer ſich doch alsdann nicht wieder aufzurichten vermocht: denn weder Hände noch Füße fanden den geringſten Halt auf der glatten Platte, nicht ein armes Dornengebüſch befand ſich darauf, daran er ſich hätte feſtklammern können. — Aber nicht der Tod allein, ſondern mehr noch die Art eines ſolchen Todes erſchütterte den muthigen Mann, wenn er bedachte, daß er, bei dem Sturze von Klippe zu Klippe fallend, nur zerſchellt und in grauſiger Verſtümmelung den Boden erreichen, oder, an ſchroff hervorragenden Felszacken hängen bleibend, den Adlern des Gebirges zur Beute werden müſſe.

Unten im Thal ſtand ein Theil von des Kaiſers glänzendem Gefolge, das ſtaunend jenes kühne Empordringen deſſelben mit den

Blicken verfolgt hatte und jetzt mit Entſetzen die furchtbare Todesgefahr wahrnahm, in welcher der geliebte Herr ſchwebte. Eilboten flogen nach Zirl zurück, andere riefen die Bergknappen aus Schwatz herbei, man fragte die erfahrenen Bergſteiger um Rath und verhieß dem eine fürſtliche Belohnung, der ein Mittel wiſſe, wie der Kaiſer zu retten ſey. Aber Alle zuckten die Achſeln und meinten: das liege nicht in menſchlicher Macht, da hinauf vermöge Niemand zu gelangen.

In dieſer gräßlichen Angſt verging Stunde um Stunde. Zwar machte man allerlei Verſuche, ſich der Felsplatte zu nähern, auf der Maximilian ſich befand, und bemühte ſich, ihm Seile zuzuwerfen: aber das war erfolglos, weil man das aus der Tiefe nicht vermochte, und der Kaiſer überdem ſich nicht zur Seite beugen durfte, um die Seile fangen zu können. Man hätte die höchſte Spitze der Martinswand erſteigen müſſen, um von dort herab ihm Hülfe zuzuführen. Aber ſelbſt die verwegenſten Rautenſteiger hatten dieſen Weg nie einzuſchlagen verſucht, und auch unter den kühnſten Wildſchützen gab es nicht einen, der den Gefahren eines ſolch unerhörten Wagſtückes hätte trotzen mögen. So mußte ſich denn der Hofſtaat des Kaiſers und alles Volk, das ſich indeß, von der furchtbaren Kunde erſchreckt, im Thal verſammelt hatte, begnügen, den theuren Herrn wie einen Verlorenen zu beklagen und im Gefühl ihrer Ohnmacht bittere Thränen zu vergießen. Es befanden ſich viele fremde Fürſten und Herren im Geleit des unglücklichen Kaiſers, dieſe ſparten weder Geld noch andere verlockende Verſprechungen, wenn Maximilian gerettet werden könne — keine Hülfe zeigte ſich!

So war es endlich Abend geworden, und die Betglocke tönte aus Zirl herüber; — da ſahen die im Thal Verſammelten, wie Kaiſer Maximilian droben auf der Felsplatte ſeinen Hut abzog und andächtig zu beten ſchien. Das ergriff Alle, die davon Zeuge waren, und ſie beteten laut und einſtimmig mit dem Unglücklichen. Keiner aus dem Hofſtaat, nicht die fremden Fürſten und Niemand aus dem Volke, das in mehr als tauſend Männern und Frauen verſammelt war, ging heim, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen; denn ihr geliebter Kaiſer rang ja vielleicht indeß mit dem Tode, oder ſtürzte von ſeinem gefährlichen Standpunkte herab in den Abgrund. Sie holten Fackeln und Holzbündel herbei, die ſie anzündeten und damit ſo große Helle verbreiteten, daß ſie wenigſtens die Umriſſe der Geſtalt oben auf der Felsplatte ſehen konnten. Und dem Kaiſer war es inmitten aller Qual und unter den Schauern des nahenden Todes eine Erquickung, ſeine Getreuen zu ſehen, deren Worte und laute Klagen zwar nicht zu ſeinem Ohr dringen konnten, deren Liebe er aber doch daran erkannte, daß ſie bei ihm ausharren wollten bis an's Ende. Das konnte ſo gar fern nicht mehr ſeyn, denn ſchon ward es dem Kaiſer immer trüber und düſterer vor den Blicken, ſeine Füße



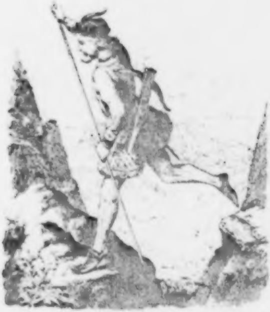
ſchienen, ihm den Dienſt verſagend, zuſammenbrechen zu wollen, und Hunger und Durſt marterten ihn auf das Furchtbarſte. Aber ſeine Manneskraft war noch immer nicht völlig erſchöpft.

Die Nacht ſchien Maximilian wie dem im Thal verſammelten Volke endlos zu währen; endlich brach das Frühroth am Himmel herauf und ſäumte mit Gold und Purpur die Eisſpitzen der Gletſcher. Aber Niemand hatte ein Auge für dies prächtige Schauſpiel der Natur, Aller Blicke hafteten nur auf dem Kaiſer, der noch immer, wie am Abende zuvor, an der Felswand lehnte und ſich nicht regte, noch rührte. Da meinten die Getreuen, der Tod ſey ihm nahe, und holten aus Zirl einen frommen Prieſter herbei, damit er den Kaiſer dazu einſegne. Maximilian konnte zwar die frommen Gebete nicht hören, die der ehrwürdige Vater aus brünſtigem Herzen ſprach, doch als die heilige Meſſe geendet war und er in hoch erhobener Hand dem Kaiſer die Hoſtie zeigte, die er ihm nicht darreichen konnte, als dazu alle Glocken läuteten, alles Volk auf die Knie ſank und betete: daß Gott ſich der Seele des Sterbenden erbarmen möge, da begriff Maximilian ihre fromme Abſicht und ließ ſich, von dieſem Gedanken erſchüttert, langſam auf die Knie nieder.

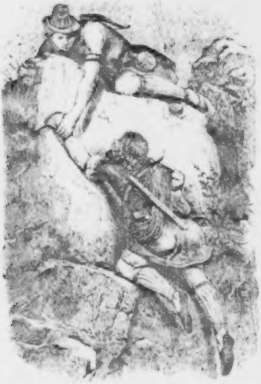
Es war ein ergreifender Anblick, die geſchmückten Fürſten, die ſtolzen Hofleute mitten unter den armen Bauern knieen zu ſehen, alle daſſelbe Gebet auf den Lippen, alle in den Staub gebeugt vor demſelben mächtigen Herrn im Himmel, gegen deſſen Willen des Menſchen Kraft und Hoheit nicht das Geringſte vermag. Und droben auf der ſchmalen Felsplatte der muthige Held, der reiche, mächtige Kaiſer, jetzt ſchwach und hülflos wie ein Kind; der Gebieter ſo vieler tauſend Unterthanen von aller menſchlichen Nähe und Hülfe geſchieden, der Beſitzer großer Schätze und Reichthümer vor Hunger und Durſt verſchmachtend! Und über alledem die rothglühenden Eisſpitzen, die weißen Schneeklüfte, zwiſchendurch grüne Matten oder zackige Felſen; aus dem Thal herauf aber der Ton des Glöckleins klingend, womit der Sakriſtan die geheimnißvolle Wandlung des Brodes und Weines den andächtigen Betern verkündete.

Als ſich das Volk endlich wieder von der Erde erhob, kniete Kaiſer Maximilian noch immer; eine wohlthätige Ohnmacht hatte ſich ſeiner Sinne bemächtigt und ihn für einige Augenblicke der bittern Todesqual entrückt. Aber die treuen Diener und das verſammelte Volk dachten, nun ſey er geſtorben, und weinten bitterlich über ſeinen frühen Verluſt.

Volle zweiundfunfzig Stunden waren indeß vorüber gegangen, ſo langſam ſchleichend, als wären es eben ſo viele Tage geweſen. Während dem hatten ſich heimlich zwei kühne Bergmänner ganz allein und ſtill aufgemacht, um, wo möglich, einen Weg zur andern Seite der Felswand hinauf zu ſuchen, und wenigſtens des Kaiſers Leiche herab zu holen. Dicht am Rande des Abgrundes hin führte der Pfad die Muthigen, und ſie konnten ſich nicht verhehlen, daß, trotz der Gefahr des Emporklimmens, die des Hinabſteigens noch viel ſchrecklicher ſeyn werde. Oft hielten ſie ſich nur an einem Büſchel Alpenkräuter oder an Dornengeſtripp, indeß ihr Körper über der Tiefe hing; aber ihre Mühe und Anſtrengung ward auf eine überraſchende Weiſe belohnt, denn die für unerſteiglich gehaltene Seite der Martinswand zeigte in einer gewiſſen Höhe eine weit ebnere Richtung, als man es von der Tiefe aus für möglich gehalten hatte. Kletternd ſchwangen ſie ſich immer weiter empor, indem ſie die Spitze des Fußes oft nur auf einen loſe liegenden Stein ſtützten, oder einen Augenblick in einer zufälligen Lücke des Felſens ruhen laſſen konnten; dann mußte ein kräftiger Schwung ſie auf einen höher gelegenen Punkt



bringen, und ſie wurden nicht müde, dieſen gefährlichen Verſuch zu wiederholen, wenn er nicht ſogleich gelang. Zwar glitten die kühnen Steiger mehr als einmal mannestief wieder zurück, weil bald der Boden unter ihren Steigeiſen wich, bald ein Stein ausbrach, an den ſie ſich klammerten, aber ſie gaben ihr muthiges Vorhaben doch nicht auf. Endlich kamen ſie an einen ſchmalen Felsſpalt, dem ſie eben vorübergehen wollten, ohne zu unterſuchen, wohin derſelbe führe, weil ſie keine Sekunde Zeit unnütz verlieren wollten, als zufällig der Eine von ihnen einen glänzenden Lichtſtreif am Ende des tiefen dunkeln Felsſpaltes zu bemerken glaubte. Er theilte dieſe Wahrnehmung dem Gefährten mit, und dieſem erſchien ſie ſo wichtig, daß ſie umkehrten, die Sache genauer zu unterſuchen. Es war kein Zweifel bei näherer Beſichtigung, daß der Spalt bis zur entgegengeſetzten Seite der Martinswand reiche, von dort das Sonnenlicht hineinfallen müſſe. Vielleicht war es möglich, ſich durch die enge Schlucht durch zu arbeiten und an der jenſeitigen Oeffnung weiter aufwärts zu klimmen. Der ſchlankſte von den beiden Bergmännern ſchmiegte ſich durch die enge, tiefer innen ſich aber immer mehr und mehr erweiternde Spalte und gelangte, trotz der Gefahr, einen unbekannten, vielleicht an verborgenen Tiefen und ſchauerlichen Abgründen hinführenden Pfad in tiefſter Dunkelheit fortſetzen zu müſſen. glücklich an die Stelle, von wo das Licht breit und hell eindrang. Er ſchlang ſich nun ein Seil um den Leib, das andere Ende um

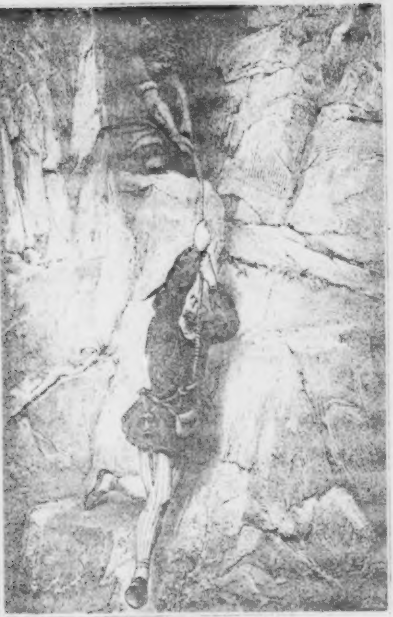


eine Felsſpitze und rief dem Kameraden zu, ihm behutſam nachzukommen, bis auch er das Seil ergreifen könne; denn er beabſichtigte, ſich aus dem breiten Spalt hinauszubeugen, um einen Weg auszukundſchaften und nach dem Kaiſer auszuſpähen. Da er aber ſonſt keinen Halt fand, wo er ſich hätte gegen den Sturz anklammern können, ſollte der Gefährte ihn am Seil feſthalten. Dies geſchah ſogleich, und indem der Erſte ſich nun platt an die Erde warf, bemühte er ſich vorſichtig, ſeinen Oberkörper über die ſchaudererregende Tiefe hinaus zu ſchieben. Der Genoß hielt indeß, mit aller Kraft gegen einen Felsblock geſtemmt, das Seil feſt und ſtramm in den Händen. Plötzlich ſtieß der Bergmann einen lauten Schrei freudiger Ueberraſchung aus, denn etwa zehn Schritt gerade unter der Felsſpalte ſah er den Kaiſer, der noch immer auf der ſchmalen Steinplatte knieete. „Holla! was machſt Du?“ rief er ihm haſtig zu, um zu hören, ob Maximilian noch am Leben ſey, und zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude antwortete der Kaiſer, wenn auch mit ſchwacher Stimme: „Ich laure!“ — das heißt: ich warte auf Hülfe.

Wer beſchreibt nun wohl den heißen Dank des dem Hungertode ſchon halb verfallenen Kaiſers, als die Bergſteiger ihm an einer Leine ein Stück Brod hinabließen, das ſie zuvor reichlich mit Wein durchnäßt hatten; mit zitternden Händen langte der Verſchmachtende danach und genoß die erſehnte Labung mit Gier. Die Bergmänner hätten ihm ſtatt deſſen die wohlgefüllte Jagdflaſche hinabſenken können, aber ſie waren klug und fürchteten, daß der Kaiſer, um ſeinen Durſt zu ſtillen, leicht einen zu kräftigen Zug thun, und dies bei der eingetretenen Schwäche ihn berauſchen könne. Es galt aber jetzt, die kühnſte Beſonnenheit und einen unverdüſterten Scharfblick zu erhalten, denn des Kaiſers Rettung war, wie ſie ſich überzeugten, nur von dieſer Stelle aus möglich, und mit der größten Gefahr für Maximilian ſelbſt und ſeine Helfer verbunden. Aber gewagt mußte ſie werden, denn vielleicht in der nächſten Stunde konnte ſich jener nicht mehr aufrecht erhalten, oder ein Sturm konnte auf den Alpen erwachen, und dann wurde er rettungslos in den Abgrund geſchleudert.

Der Genuß von Speis und Trank, die Nähe der beherzten Männer gaben Maximilian den entſchwundenen Muth und neue Lebens-Freudigkeit zurück. Als die Schlinge eines feſten Seiles zu ihm herabgelaſſen wurde, ließ er es ruhig über ſeine Schultern fallen und zog es dann um ſeinen Leib feſt. Die Männer hatten indeß mit einem Spitzhammer ein ziemlich tiefes Loch in den Fels gemacht, dahinein ward das andere Ende des Rettungsſeiles geſtemmt und die Oeffnung mit ſpitzen Holzkeilen feſt geſchloſſen; die erfahrenen Gemsjäger hatten wohl überlegt ſich mit all dieſem Geräth klüglich verſehen. Nun fingen ſie an, das Seil langſam herauf zu winden, wozu ſie ſich der zuſammengebundenen Kolben ihrer Gewehre bedienten. Es gehörte eine furchtbare Kraft-Anſtrengung dazu, mit ſo unzureichender Vorrichtung den ſtarken Mann in die Höhe zu ziehen, aber Gott ſtand ihnen bei, und bald ſchwebte Kaiſer Maximilian, von der Platte aufgehoben, nur durch das Seil gehalten, ganz frei über dem Abgrunde. Mit wiedergewonnenem Scharfblick und kühner Beſonnenheit ſtieß er ſich immer wieder mit dem Fuß von der Felswand ab, wenn ſein Körper derſelben zu nahe kam; denn nicht allein, daß er ſeine Hände blutig riß, die das Seil feſt umklammert hielten, auch das Seil ſelbſt konnte leicht an den ſcharfen vorſtehenden Steinen der Wand beſchädigt werden und dann unter ſeiner Laſt reißen. Das waren gräßliche, furchtbare Minuten!

Erſt jetzt bemerkte das Volk unten im Thal die unerwarteten Rettungs-Verſuche und betete inbrünſtig für das Gelingen derſelben. Kein Auge blieb thränenleer. Aller Herzen pochten in Angſt und Bangigkeit, als ſie den geliebten Kaiſer über der grauenerregenden Tiefe ſchweben ſahen. — Jetzt war dieſer der Oeffnung nahe, in welche ſich ſeine großherzigen Retter weit zurück gezogen hatten, mit rieſiger Kraft das ſchwankende Seil weiter



herauf zu ziehen. Die Anſtrengung war ſo furchtbar, daß dem Einen der Bergmänner dichte Blutstropfen auf der Stirn ſtanden, und auf Maximilians Hände niederfielen, als dieſer damit in die Oeffnung griff, um einen Halt zu finden; denn jetzt mußte er ſich mit einem Sprunge vollends empor arbeiten. Aber auch dieſer gelang, ſo ſchwach der Kaiſer ſich fühlte; die Kraft kam ihm im entſcheidenden Augenblick aus geiſtiger Erhebung.

Als er ſich nun wirklich gerettet ſah, da erſt verging ihm das Bewußtſeyn, und mit dem Ausrufe „O heim! o heim!“ ſank er in die Arme ſeiner Retter.

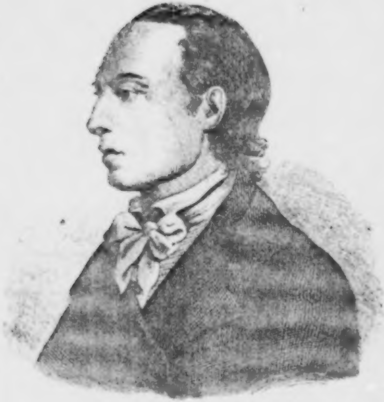
Auch jetzt waren noch Gefahren zu überwältigen, große Anſtrengungen zu beſiegen, denn das Abwärtsſteigen war eben ſo, ja noch gefährlicher als der Hinaufweg. Aber der den Muthigen ſo weit geholfen hatte, krönte das Werk auch durch das ſchönſte Gelingen. Nach zwei Stunden befand ſich Kaiſer Maximilian auf derſelben Stelle, von wo am Morgen der Prieſter ihm die Hoſtie gezeigt hatte, und dort warf ſich der Gerettete nieder, mit ihm ſeine Getreuen und alles Volk, um Gott zu danken. Aus den Kirchen aber tönte dazu das weithin ſchallende Geläut der Glocken und weckte den ſchlafenden Wiederhall in den Bergen.

Seinen kühnen Rettern lohnte der Kaiſer mit großen Gütern und weltlichen Ehren. Zum ſteten Gedächtniſſe ihrer muthigen That verlieh er Jenem, der ihm zuerſt das „Halloh“ zugerufen hatte, den Geſchlechtsnamen „Hallauer“ und gab ihm eine ſpringende Gemſe mit dem Alpenblümlein in's Wappenſchild. Den Zweiten aber, in deſſen Arme er ohnmächtig geſunken war, nannte er „Oheim!“ und ſeinen Schild ſchmückt ein Gemſenſchädel, daraus ſieben Blutstropfen fallen. Beider Geſchlecht ſteht noch heut in großem Anſehen und Ehren. Auf der höchſten Spitze der Martinswand aber ließ Kaiſer Maximilian, nachdem das Aufſteigen wegſamer gemacht worden, ein achtzehn Schuh hohes Kreuz errichten zum Denkmal ſeiner wunderbaren Rettung; das ſteht noch jetzt 150 Klafter hoch über dem Inn-Strom.

K. Koch.

Johann Heinrich Voſs.

Johann Heinrich Voß, eine der edelſten Perſönlichkeiten unter Deutſchland's Dichtern, wurde im Jahre 1751 zu Sommersdorf bei Waren im Mecklenburgiſchen geboren. Sein Vater hatte daſelbſt ein kleines Landgut gepachtet, deſſen Bewirthſchaftung jedoch ſo wenig eintrug, daß der alte Voß die Pachtung aufgab und im Städtchen Penzlin ein kümmerlich nährendes Gewerbe zu treiben begann. Der Beſuch von Schule und Gymnaſium ward dem Sohne aus Mildthätigkeit geſtattet, und ein eiſerner Fleiß erhob ihn zum Liebling ſeiner Lehrer. Um die

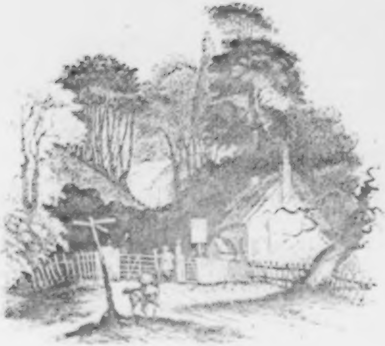


Armuth ſeines Vaters einigermaßen zu erleichtern, nahm er im Jahre 1769 eine Hauslehrerſtelle auf dem nahen Gute eines mecklenburgiſchen Edelmannes an, wo er ſeine freie Zeit mit dem Studium der alten Wiſſenſchaften und Künſte ausfüllte. Durch ſeine Gedichte vermittelte ſich ſeine Bekanntſchaft mit Käſtner in Göttingen und Boie in Hannover, und durch den Letzteren ward es ihm möglich gemacht, die Univerſität Göttingen zu beziehen, indem Boie ihm für zwei Jahre freien Mittagstiſch und freie Kollegien erwirkte, ſo wie einige Lehrſtunden in Ausſicht ſtellte. Voß ſtudirte in Göttingen vom Jahre 1772 bis 1775, wandte ſich Anfangs zur Theologie, verließ dieſelbe jedoch bald um ſich ganz dem Geiſt des griechiſchen und römiſchen Alterthums zu widmen, ihn nach allen Seiten und in ſeiner ganzen Tiefe zu ergründen. Zu dieſem Zwecke trat er auch in das von Heyne geleitete Seminar, das ihm jedoch bald verleidet wurde durch Heyne's Befeindung ſeiner und ſeiner Jugend-Genoſſen dichteriſchen Beſtrebungen. Dieſe hatten ihren Mittelpunkt in dem ſogenannten „Hainbund“, in welchem Boie, Cramer, Hölty, Miller, Hahn, die beiden Grafen Stolberg und Voß gehörten. Die vier Letztgenannten brachten jene Hochverehrung Klopſtock's, jene deutſchthümelnd-patriotiſche Richtung in den Bund, die den Grundton angab auch für die Dichtungen der Mitglieder, welche im Göttinger Muſen-Almanach erſchienen. Bürger, Claudius, Goethe ſchloſſen ſich mit Gedichten an die der Bundesgenoſſen und der Almanach erhielt durch den freiheitsbegeiſterten Schwung, durch die ſtrenge Sittlichkeits-Schwärmerei, die innigen Gefühle wahrer Männer-Freundſchaft, welche die jugendlichen Hainbündner beſeelten, ſeine ſchönſte Blüthe. Doch wir haben es hier mit Voß zu thun und müſſen daher Göttingen mit ihm verlaſſen, da er ſich im Jahr 1775 nach Wandsbeck begab. 1777 heirathete er, obwohl noch ohne Amt, die jüngſte Schweſter Boie's, und nahm im folgenden Jahre die Rector-Stelle zu Otterndorf, im Lande Hadeln an, welche er wegen anhaltender Marſch-Fieber 1782 mit der Rector-Stelle in Eutin vertauſchte. Seine Geſundheit wollte ſich jedoch bei der ſchweren Mühwaltung ſeines Berufes nicht erholen, und er folgte daher im Jahre 1802 einem Rufe nach Jena, wo ihm ein beträchtlicher Gehalt ausgezahlt wurde. Allein ſchon 1805 ging er einem neuen Wirkungskreiſe an der Univerſität in Heidelberg entgegen, wohin der Großherzog von Baden ihn einlud. Er ſtarb 1826 zu Heidelberg als großherzoglicher Hofrath. Dieſe wenigen Bemerkungen mögen genügen in Bezug auf die äußeren Lebens-Umſtände des Dichters; ſein eigentliches Leben liegt in ſeinen Werken, deren bedeutendſte wir nun betrachten wollen. Weniger können uns die Streitſchriften: die gegen Heyne, dann die gegen den zur katholiſchen Kirche übergetretenen Stolberg („Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?") hier beſchäftigen, obwohl die letztere namentlich durch ihren herben, aber aus edler, feſter Geſinnung hervorgegangenen Ton ein Abbild von dem an antiken Muſtern erzogenen Charakter ihres Verfaſſers liefert. Die Ueberſetzungen der alten Dichter, namentlich des Homer, und die eigenen Idyllen ſind es vorzugsweiſe, welche unſerm Voß ſeine Ehren-Stellung in der deutſchen Literatur, Anerkennung und Anklang im deutſchen Volke erworben. Durch die erſteren erſchloß er den Geiſt der alten Dichtungen dem Verſtändniß ſeiner Zeit in ſo reiner und klarer Geſtalt, wie vor ihm noch Keiner gethan. Nicht unwichtig iſt dabei ſein Verdienſt um die Ausbildung unſrer Sprache, welche er in den antiken künſtlichen Versmaßen zu neuen Wendungen bringen mußte. Er verſtand es, dieſelben mit Geiſt und Leichtigkeit zu wählen, und wußte ſo ungemein erſprießlich auf ſtrenge Richtigkeit, Bereicherung, Verſchönerung des Stils. Gleiches erreichte er mit ſeinen eigenen Oden, die übrigens durch ihre Künſtelei, obwohl auf die Sprache günſtigen Einfluß übende, Form verhindert wurden, tiefer in das Volk zu dringen. Vom fehlte in ſeinen Volksliedern das muſikaliſche Talent, wie denn überhaupt ſeine eigentlich dichteriſche Begabung hinter dem männlichen, charaktervollen, edlen Streben zurückſtand, kraft deſſen er ſeine Erfolge errang. Ihn trieben, wie er ſelber ſchreibt, Herz und Pflicht an, läuternd auf die Sitten des Volks einzuwirken, die Freude an unſchuldigem Geſange auszubreiten, dem damals ſo ſchmählich mißachteten Landmanne feinere Begriffe und zarteres Gefühl ſeiner Würde beizubringen. Was ihm mit dem Volksliede nur zuweilen glückte, gelang ihm bei Weitem mehr in der Idylle. Kein deutſcher Dichter vermochte es, die gemüthliche Stille des Landlebens mit ſolcher Wärme und doch zugleich ſo friſcher, unverzärtelter Naturwahrheit darzuſtellen wie Voß, der dadurch den Geſchmack der Leſewelt zur naturwahren Schilderung zurückführte, da Andere vor ihm, namentlich Geßner, zum Theil auch der Maler Friedrich Müller, ſich in Verweichlichung der Gefühle ergingen.

Müller, der übrigens in einzelnen ſeiner Werke eine kräftigere Urſprünglichkeit verräth, wurde durch Geßner's Beiſpiel zu jenem Abwege von wahrer Natur verleitet. Ihr entgegen trat ſiegreich die geſunde Natürlichkeit, die einfache Lieblichkeit der Voß'ſchen Idyllen. — Wer ſeinen „ſiebzigſten Geburtstag“, vor Allem aber ſeinen Idyllen-Kranz „Luiſe“ nicht kennt, der lerne dieſe Gedichte kennen, und wer für idylliſche Poeſie überhaupt nicht abgeſtumpft iſt, wird genußreiche Freude empfinden an dem in behaglicher Weiſe geſchilderten Familien-Kreiſe des trefflichen Pfarrers Grünau, an dem reizenden Unſchulds-Bilde der Luiſe. Verläßt Voß die Bahn lebenstreuer Schilderung, macht er humoriſtiſche Seitenſprünge, oder zieht er zu Felde gegen herrſchenden Aberglauben, gegen Leibeigenſchaft, dann fällt er freilich meiſt in Schwerfälligkeit oder dürren Lehrſtil, allein die edle Sittenreinheit, der feſte Wille, das Gute und Schöne zu wecken und zu fördern, geben auch hier einen harmoniſchen Grundton. Gegen das Ende ſeines Lebens begab ſich Voß mit ſeinen beiden Söhnen Heinrich und Abraham an eine Ueberſetzung des Shakſpeare, die jedoch nach ihm wie vor ihm von Anderen (Wieland, Schlegel u. ſ. w.) übertroffen worden. Als Ueberſetzer der Alten, als Idyllen-Dichter hat er ſeine dauerndſten Lorbeeren gepflückt. Doch mag der Schluß-Vers aus ſeinem „Tiſchlied“ andeuten, daß er gute Geſinnung auch ſehr einfach auszuſprechen wußte:

„Mit herzlichem Erbarmen
Reicht eure Hand den Armen,
Welch Volks und Glaubens ſie auch ſey'n;
Wir ſind nicht mehr, nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder,
Und ſollen uns wie Brüder freu'n!“

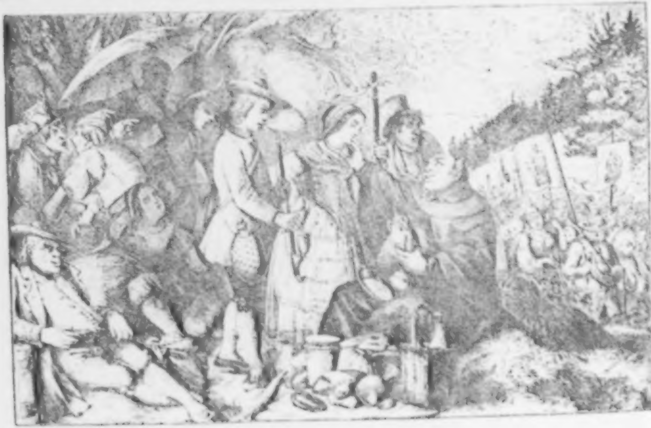
R.



Kam ein Reiter ſtürmend durch das Dorf daher,
Hielt am Wegeweiſer, der da kreuz und quer
Hierhin, dorthin zeigte: daß wohl ſtaunen mußte,
Wer nicht gleich von Hauſe ſeinen Weg ſchon wußte.
Fragt, als am Geländ' er einen Landmann ſah:
„Wo hinaus denn liegt Nord-Amerika?" —
D'rauf der Alte ſagte: „Das Land, was Ihr meinet,
Liegt, nach beſtem Wiſſen, juſt, wo's Euch ſo ſcheinet!" —
„Das verſteh' ein And'rer!" ſchrie der Reitersmann. —
„Ei, ich denk', Ihr reiſet", hob nun Jener an,
„Weil Ihr nicht zufrieden mit der Heimath Gauen,
In der weiten Fremde wollt Euch Hütten bauen;
Daß Ihr nicht zufrieden, thut mir herzlich leid,
Denn Ihr ſchleppt nun mit Euch Unzufriedenheit;
Da könnt Ihr an's Ende aller Erden wallen,
Nirgends wird's und niemals Euch ſo recht gefallen!
Hier, im Hauſe der Väter, iſt ganz wohlgemuth:
Da, nach tücht'ger Arbeit, wird gar ſüß geruht;
Da ſucht's den Frieden, da zieht's ihn einſt ſpäter
Drunten auf dem Kirchhof, auch im Haus der Väter!
Geh' Euch Gott geleiten! — nach dem Meer geht's dort!"
Unſer Reiter ſtürmte mürriſch fort und fort; —
Nach zufried'nem Sinne ward er umgetrieben,
Daß er ihn gefunden, hat er nie geſchrieben!

Wallfahrt

Alte Gewohnheiten ſind achtungswerth, wenn ſie als gut und heilſam ſich erweiſen; wären ſie aber eben nichts als alt, dann iſt ihnen die Gebrechlichkeit nicht abzuleugnen. Die Wallfahrten oder Betfahrten muß man allerdings ſehr alt nennen, ſie ſtammen ſogar von den Heiden, und die erſten in der chriſtlichen Gemeinde ſollen entſtanden ſeyn im vierten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung durch ein Gelübde des Biſchofs Mamertus zu Vienne in Frankreich. Auf ſolche Weiſe begannen auch die Wallfahrten nach Jeruſalem, um ſich Vergebung für Sünden zu holen; denn daß man da in ſich ſelber hinein wallfahrten, aus kräftiger Reue und tüchtiger That ſich die Entlaſtung des Gewiſſens erwerben müſſe, erſchien Vielen nicht ſo leicht und angenehm als im Herumtreiben ſeine Zerknirſchung zur Schau zu tragen. Nur zu gern finden ſich mit Aeußerlichkeiten ſolche Leute ab, die höchſt ungern in ihr Inneres ſchauen. „Wer viel wallfahret, kommt ſelten frommer nach Haus!“ — dieſe Gloſſe iſt ſchon durch Jahrhunderte bekannt, wie auch gewißlich wahr: wer ſich daheim nicht zu beſſern weiß, der beſſert ſich nirgends, und weſſen Wirthſchaft übel ſteht, der macht ſie durch Wallfahrten ſchlimmer, weil er Zeit und Geld daran wendet, die ihm viel mehr nütz wären, wenn er ſie für die Seinen verwendete zur Verbeſſerung ihrer geiſtigen und leiblichen Zuſtände. Das iſt denn auch eingeſehen worden, und es waren deshalb hier und dort die Wallfahrten öfter unterſagt; man unterläßt es jedoch nicht überall, alte Verkehrtheiten wieder zu erneuern. Die Wallfahrter ſelbſt ſollten alſo bedenken, daß ſie außer den allgemeinen Sonn- und Feſttagen noch ſo viele Feiertage haben, die, werden ſie zu Arbeitstagen gemacht, jeder Familie für mehrere Wochen den Unterhalt verſchaffen. Wer müd' iſt vom Arbeiten, wird die rechte Ruheſtunde ſchon finden, und wenn Chriſtus ſelbſt ſagt: „Der Sabbath iſt um des Menſchen willen gemacht, nicht der Menſch um des Sabbaths willen“ (Marcus 2, 27), ſo geht daraus hervor, daß nothwendige Arbeitstage allen Feiertagen voran ſtehen, man ſie alſo nicht noch durch Wallfahrten zu vermehren braucht. Wäre dabei vom *Ablaß* die Rede, ſo giebt's keinen andern als den: Laſſ' ab vom Böſen und mach' wieder gut, was du ſchlecht machteſt! — das iſt eine ſehr wohlfeile, aber für den innern Frieden durchweg genügende Lehre. Gilt es *Andacht*, dann iſt zu beherzigen, daß man dieſe nicht verſchieben ſoll, denn es muß kein Tag vergangen ſeyn, an welchem der Menſch nicht dacht' an das, was zu ſeinem Heil dient; doch ſoll er ſich dabei ſtets der Vorſchrift des Heilands erinnern: „So du beten willſt, geh' in dein Kämmerlein!“ Nun könnten wir noch des *Aberglaubens* von Heilungen an Menſchen und Vieh erwähnen und haben da nur zu ſagen: der Rath der Arzneikundigen, die gehörige Kenntniß



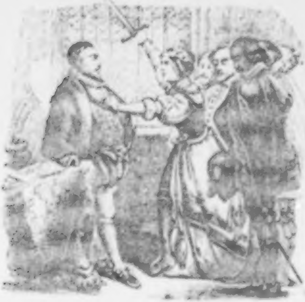
Univ. Bibl.

und Erfahrung, mit Vorſicht vereint, machen das beſſer ab bei geringeren Koſten und Spenden. Die Klarheit, welche ſich in ſolcher Weiſe begründet, iſt eine dauernde, für immer hülfreiche. Von den Irrfahrten der Schlemmerei, die gewöhnlich mit den Wallfahrten verknüpft ſind, oder ihnen folgen, mögen wir nicht ausführlich ſprechen, wiederholen aber die ſeit Jahrhunderten bekräftigten Worte: „Wer viel wallfahrtet, kommt ſelten frommer nach Haus!“ und fügen nur noch den Denkſpruch an:

Wer gegen Wallfahrt feſten Wall will haben,
Der wahr' ein reines Herz, ein gut Gewiſſen;
Dann, ohne Wallfahrt, wird ihn Wohlfahrt laben,
Aus Pflicht und Fleiß wird er nicht fortgeriſſen
Von denen, die nur Ablaß ſich gewinnen,
Um neue Sünden luſt'ger zu beginnen.

Frau Künkel von Schorndorf.

(Dezember 1688.)



Herr Melac, franzöſiſcher General,
Ein Mordbrenner ſonder Gleichen,
Einſt Württembergs Geißel und Schwabens Qual,
Rings wandelnd auf Aſch' und auf Leichen,
An Schorndorf's Thore lärmt er in Wuth,
Den Einlaß fordernd mit Uebermuth.

Schon war Ergebung beſchloſſen im Rath:
Der Männermuth kroch in die Winkel:
Da, Zornesgluth in den Blicken, trat
Frau Bürgermeiſterin Künkel
Mit Krummholz, dem Stadt-Kommandanten, herbei,
Und ſprach zu dem Gatten, entſchloſſen und frei:

„Der Mann ſoll ſchirmen ſein Weib und Kind —
Seyd ihr nur erſchaffen zum Zeugen? —
Wir Frauen allſämmtlich entſchloſſen ſind,
Uns Melac's Joch nicht zu beugen;
Und kämpft ihr mit uns nicht um Herd und Haus,
So packt euch, ihr Feige, zum Thor hinaus!“

Und mannhaft ſtritten nun Weib und Mann,
Frau Künkelin kühn an der Spitze;
Da wandelt den Melac der Zweifel an,
Ob Schorndorf er jemals beſitze;
Brach auf mit Fußvolk und Reiterei:
So ward durch Frau Künkel Stadt Schorndorf frei.

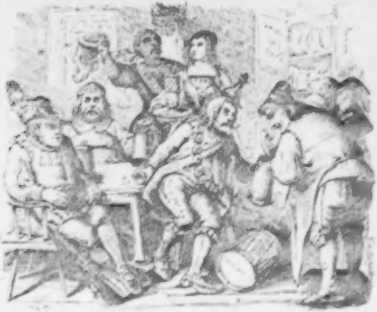
Und ſeit der Frau Künkel Heldenthat
Von Schorndorf vertrieb die Franzoſen,
Trägt Schorndorf's Bürgerſchaft ſammt dem Rath
Das Herz nicht mehr in den Hoſen;
Stellt heute ſich wieder ein Melac ein,
Wird ihnen „Frau Künkel!“ Parole ſeyn.

Drum, wagt ſich ein Melac in deutſches Revier,
Dann, Bürgermeiſterin Künkel,
Ergreife du wieder das Stadt-Panier,
Zur Schmach dem franzöſiſchen Dünkel;
Und will ſich ergeben der Bürger mit Schand',
Sey ſtets eine Künkel der Platz-Kommandant!

C. F. M.

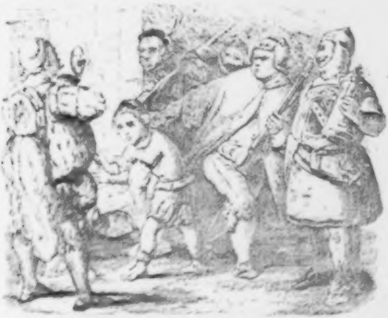
Nothhülfe und Hülfe in der Noth.

Der Aegidius-Tag des Jahres 1501 ſchien in der Gegend von Nürnberg den Herbſt gar nicht erwarten zu können: es wüthete ein rauher Wind vom Morgen bis in die Nacht und ward's ja ein wenig ſtill, geſchah's nur, damit ſich vernehmen ließe, daß auch Regen und Schloſſen ihr Weſen arg genug trieben. Nun war's aber damals noth, daß Nürnberg auf den Zinnen ſeiner Mauern ſorgſame Wächter hielt, denn die Nürnberger hatten Fehde mit Marggraf Friedrich, der ihnen das Stadt-Gebiet kürzen wollte; und war dieſer auch eben fern, ſo ſchaltete in ſeinem Namen ſein Sohn Caſimir, der erſt achtzehn Jahre zählte und beißdurſtig war nach Thaten. — Es nächtigte an jenem Tage bereits ſeit einer Stunde und oben auf den Zinnen am Frauen-Thore griffen pfeifender Wind und der von ihm getriebene Staubregen den Wächtern durch alles Gewams. Weil ſie nun endlich unter einander meineten: es ſey ja ſeit Monden ſchon nichts von einem Feinde geſehen worden, auch bei ſolchem Wetter in Nachtzeit gewißlich nichts zu befahren, da's Jedem zwiſchen Mauern und Becher und Krug beſſer dünken werde als draußen im Felde, wurden ſie eins, bei dem Wirth der Thor-Schenke einzuſprechen, die Wächter ſammt dem Trommelſchläger. Sie ließen ſich's dorten gar wohl ſeyn bei'm Zapfen-Bier und Becher-Würfeln, dazwiſchen Spaß treibend mit Wirth und Kellnerin, oder ein Schelmen-Liedlein anſtimmend. Wie ſie nun aber recht behaglich und behäblich ſich feſtgeſetzt haben, wird die Thür heftig aufgeriſſen; ein Knabe ſtürzt herein, als wär' er verfolgt; bleich ſchaut' er gradaus mit ſtierem Blick, und anſcheinend Keinen gewahrend, eilt' er ſonder Gruß und Anfrage hin zum Ofen, alſo ſprechend: „Dich ſucht' ich, dich, lieber Ofen, in dieſem herben Wetter, und nach dem, was mir begegnet, und was ich keinem Menſchen ſagen darf. Es müßt' mir aber das Herz abdrücken, wenn ich ſchweigen ſollt', alſo ſag' ich's dir, und du hörſt mir aufmerkſam zu, das kann nicht fehlen!“



Da lachte ein dicker Scharfſchütz und konnt' dazwiſchen nur ausrufen: „Der Burſch iſt toll mit ſeinem Geſchwätz an den

Ofen!" — ein junger Krieger aber rief dazwiſchen: „Still! Mir ahnt Böſes! Still, ſtill!"



Der Knab' jedoch ließ ſich nicht ſtören und ſprach weiter: Wer mich ſo ſah' und aufmerkte, der könnt' meinen, ich triebe Spaß, doch iſt's mir ſchwerer Ernſt! Wiſſe, mein lieber Ofen, ich war heut draußen im Wald, für den Winter Holz zu ſammeln, denn grad' an ſolchem Tage hilft der Wind dem Armen, daß er viel finde. Ich hatt' auch bald mehr als ich tragen konnt' und mußt' oft ausruhen. Und ſiehe, da ich's auch einmal that, gewahrt' ich ein Eichhörnlein und verfolgt' es von Baum zu Baum, weit und immer weiter, und als ich's auf einen Baum getrieben, der einzeln ſtand, klettert' ich hinauf und dacht's zu fangen. Was aber gewahrt' ich von dort oben? — Gewappnete, die ſich auf etwa fünfzig Schritte fern in dichtem Buſchwerk niedergekauert hatten; ich ſah Hellebarden und Schwerter und ſah, wie ihrer Mehrere nach unſerm Nürnberg lugten. Bis zum Tode erſchrocken, wollt' ich herabſteigen vom Baume, aber ich zitterte, war mein nicht mächtig, ſo daß ich einen Zweig zu frühe losließ und durch Geräuſch im raſchelnden Laube verrathen ward, ſo wie durch den Herabfall, der mich auf einige Minuten betäubte. Als ich wieder um mich ſchauen konnte, war ich umringt von Rittern und Reiſigen; ich wollt' mich raſch aufraffen, wurd' aber niedergedrückt, und Schwerter blinkten über mir. Da bat ich flehentlich um mein Leben, ſie wollten's mir aber nicht vergönnen, bis endlich ein Knappe rief: „Meldet's dem Ewald von Lichtenſtein, der mag entſcheiden!“ Selbiger kam heran, und nachdem ich mein Flehen erneuert, ſann er eine Weile, dann ſprach er zu den Andern: „Mich dauert ſeines jungen Lebens, und doch brächte Verrath uns Alle in Gefahr! So wir ihn aber tödten oder zurückhalten, möcht' auch dies den Bürgern Nürnbergs ein Zeichen werden, wachſam zu ſeyn. Schwör' uns alſo, Burſch, bei'm Verluſt der Seligkeit, und rufe bei Deinem Eide die Strafen der Hölle herab auf Dich und die Deinen, denen ich Dich zurückgebe, ſchwöre mit ſolchem Eide, daß Du, was Du geſehen, Keinem, der vom Weibe geboren, auch nur mit einem Laut verrathen wolleſt!“ — Und alsbald mußte ich einen Eid leiſten, bei dem ſich mein Haar ſträubte und das Mark mir gefror. Hiernach entlaſſen mit nochmaliger Warnung lief ich in einem Zuge bis hieher und will auch halten, was ich ſchwur. Keinem, der vom Weibe geboren, werd' ich's ſagen, obwohl meine Angſt noch größer geworden, ſeit ich gewahrte, daß Nürnberg's Zinnen ohne Wächter ſind. Nein, ich ſag' es nicht einmal unſerm Alt-Bürgermeiſter, Herrn Stromer. Vor dir aber, lieber Ofen, kann ich mein Herz erleichtern, denn du biſt nicht vom Weibe geboren, du entſtandeſt durch des Maurers Kelle, und was ich dir vertraue, ſchädigt nicht meinen Eid!“

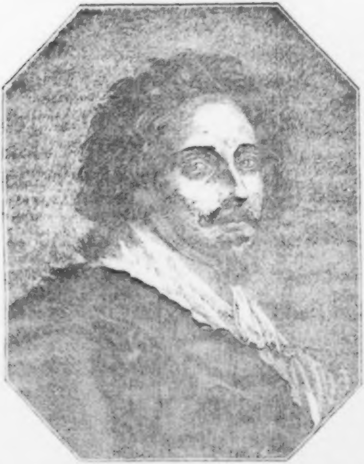
Jedes Ohr in der Schenke hatte ſorgſam und immer ſorgſamer gelauſcht, dann eilten die Männer von hinnen und raſch flog die Kunde in Nürnberg von Haus zu Haus. Bald auch ſtanden alle Waffentragende, mit jeglichem Nothwendigen verſehen, ſtill auf den Mauern, und tiefes Schweigen war geboten, bis der Feind die Leitern anſetzen würde. Und es geſchah, als eben Mitternacht vorüber war; da aber ſtrömte ſiedendes Waſſer und glühendes Pech hernieder auf den Feind, und dazwiſchen wetterte ſämmtliches Geſchoß, daß die Angreifenden hinabſtürzten und bald in wilder Flucht auseinander ſtob, was nicht todt oder von Wunden gehindert war. Stromer aber ließ nun das Frauen-Thor öffnen und mit friſcher Schaar trieb er die Feinde vor ſich her, ihrer viele tödtend und fangend.

Sieges-Jubel kam über Nürnberg und Stromer vergaß des Knaben nicht. Angeſichts der Bürgerſchaft ließ er ihn herbeiholen, ihn ausforſchend, was man für ihn thun könne. Er hieß Ruprecht Fauth, war das Kind ſehr armer Eltern und hegte den Wunſch, Seiler zu werden. Das wurd' er und die Reichsſtadt trug die Koſten, bis er Meiſter war. Als ſolcher kam er zu großer Wohlhabenheit und heirathete ſich nachmals in die Patrizier-Familie der Tucher.

Bertram.

Anton van Dyck.

Des Rubens größter Schüler, der den Meiſter in einem Zweige ſeiner Kunſt übertraf, in einem anderen freilich hinter ihm zurück-



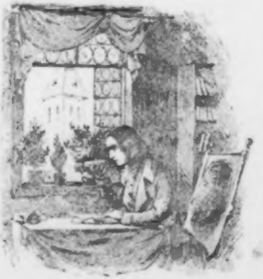
blieb, iſt Anton van Dyck, geboren im Jahre 1599 zu Antwerpen. Man nennt ihn mit Recht den größten Bildniß-Maler aller älteren Schulen. Seine Bildniſſe, von welchen man in jeder bedeutenden Gallerie eines oder mehrere antrifft, athmen ein inneres Leben, das dem Beſchauer keinen Zweifel über ihre ſprechende Wahrheit übrig läßt. Ueberall, in dem Ausdruck der Köpfe wie in der Stellung, die er den Abbildern gab, ergriff er das charakteriſtiſche Weſen ſeines Gegenſtandes, und mit welcher Feinheit und Zartheit verſtand er es, in der ſaftigſten Färbung die Durchſichtigkeit der Töne wie die lebendige Leichtigkeit der Umriſſe, namentlich in den ſo beweglichen Haar-Partieen, zu bewahren! Der geniale Blick in die ſeeliſchen Tiefen ſeiner Muſter verband ſich mit bewundernswerther Kunſtfertigkeit, welche das geiſtig Angeſchaute ſo warm, ſo ganz und ohne Abbruch auf die Leinwand zauberte, daß man zweifeln möchte, es habe den langen Weg durch Hand und Pinſel zurückgelegt. Dieſe vollendete Beherrſchung der Kunſtfertigkeit, in welcher die ausführenden Organe unmittelbar, faſt unwillkürlich der geiſtigen Thätigkeit gehorchen, iſt aber auch eben erſt der Boden, auf dem eine echte Künſtlerſchaft erwachſen kann. An den Bildniſſen van Dyck's bemerken wir eine eigenthümliche Vorliebe für ſchwarze Kleidung, die er, wie überhaupt jeden Stoff, mit einem feſſelnden Reiz der Natur zu malen verſtand. Minder vortrefflich als ſeine Bildniſſe ſind ſeine geſchichtlichen und kirchlichen Gemälde, und beſonders zeigt ſich in ſeinen Himmels-Königinnen der bei ihm ſo rege Sinn für die irdiſche, lebendige Schönheit des Weibes, die er mitunter in einer Fülle des Körpers ſuchte, wie ſie dem ätheriſchen Ideal nicht angemeſſen ſeyn möchte. — Die Gemälde aus ſeiner erſten Periode vor ſeiner feſten Anſiedelung in England ſind die beſten, weil er ſie aus reiner Kunſt-Begeiſterung malte, während ſpäter, als ein glänzendes und üppiges Leben ihn umgab, er die Mittel zu ſeiner Verſchwendung durch flüchtige Arbeiten zu erwerben ſuchte und nicht mehr ſeinen höchſten Zweck in der Kunſt erblickte, ſondern die ihr geweihte Zeit nur abdarbte von der des rauſchenden Genuſſes.

Seine erſte Bildung als Maler erhielt van Dyck von ſeinem Vater, einem geſchickten Glas-Maler in Antwerpen. Von ihm begab er ſich zu Heinrich van Baelen, ſodann zu Peter Paul Rubens. Dem Erſteren der beiden Letztgenannten, der ſelbſt lange in Italien gelebt hatte, verdankte er die frühe Grundlage einer trefflichen Methode in blühender Färbung, der Letztere bildete an ihm hauptſächlich die Kraft und Wahrheit lebendigſter Auffaſſung heran und erkannte auch ſchnell des Jüngers vorzüglichen Beruf für das Bildniß. Bald beſaß van Dyck in hohem Maaße die Liebe und Achtung ſeines berühmten Meiſters, der ihm viele reiche und vornehme Gönner verſchaffte und ihn mit den beſten Empfehlungs-Schreiben nach Italien ſandte. Allein der für weibliche Reize allzu empfängliche Sinn des jungen Künſtlers hielt ihn ſchon in dem Dorfe Savelthem, unweit Brüſſel, zurück. Er erblickte daſelbſt ein Bauermädchen, für welches er in Liebe entbrannte. Dieſer Leidenſchaft nachgebend, blieb er in genanntem Orte und malte zwei Altar-Gemälde für die Kirche deſſelben. Auf dem einen ſtellte er ſeine Geliebte als heilige Gottesmutter dar, auf dem anderen ſich ſelbſt als heiligen Martin, und den Letzteren ließ er das weiße Roß reiten, welches Rubens ihm zur Reiſe geſchenkt hatte. Dieſer Meiſter erfuhr mit Unmuth den Jugendſtreich ſeines Schülers und ſandte den Cavalier Nanni, einen kunſtbegeiſterten und kunſterfahrenen Italiener, zu van Dyck mit ermahnenden Worten, aus den Banden der Liebe zurückzukehren auf die Bahn des Kunſtſtrebens und des Ruhmes. Der Abſchied wurde dem Liebenden, der übrigens früher ſchon mehr als einmal, unter Anderen für die zweite Gemahlin des Rubens leidenſchaftlich entflammt war, über aus ſchwer, doch er riß ſich los und reiſ'te mit Nanni nach Italien. Hier ſtudirte er zu Venedig an Tizian und Paul Veroneſe, begab ſich nach Genua, nach Rom, kehrte noch einmal nach Genua zurück, ſtets mehr und mehr den großen Stil, die ſchmelzende Färbung Tizian's zu ſeinem Eigenthum machend und an jedem Aufenthalts-Ort herrliche Proben ſeines Talents ablegend. Dann zog er nach Turin, Florenz, Sicilien, überall geehrt, gefeiert, mit Golde belohnt, und vollendete endlich wieder in Genua ein in Palermo begonnenes Altar-Bild für die letztere Stadt. Zu ſeinen ausgezeichnetſten Werken gehören die in Rom gemalten Bildniſſe des Cardinals Guido Bentivogli, ſo wie des Lord Robert Sherley und ſeiner Gemahlin. In ſein Vaterland mit dem ausgebreiteten, allgemein anerkannten Rufe zurückgekehrt, malte er für Antwerpen einen heiligen Auguſtin und für Courtray eine Kreuzigung. Eingeladen vom Prinzen von Oranien, begab er ſich nach dem Haag und malte daſelbſt die Bildniſſe des genannten Prinzen, ſo wie von deſſen Gemahlin und Kindern. Hierauf ging er nach London, dann nach Paris, von wo er jedoch bald wieder nach Antwerpen heimkehrte. König Karl der Erſte von England lud ihn ein, den Hof von London durch ſeine Gegenwart zu verſchönen. Allein es koſtete Mühe, den berühmten Maler, der bei ſeiner erſten Anweſenheit in der engliſchen Hauptſtadt nicht nach Verdienſt empfangen zu ſeyn glaubte, zu einer Wiederkehr zu bewegen. Endlich gelang es der Ueberredungs-Kunſt des Ritters Digby, der ſich ihm befreundet hatte. König Karl empfing van Dyck mit den höchſten Auszeichnungen, hing ihm ſelbſt eine goldene Kette mit ſeinem in Diamanten prangenden Bildniß um, beſchenkte ihn mit dem Bath-Orden, ſetzte ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt aus und überwies ihm zwei prächtige Wohnungen, eine für den Sommer und eine für den Winter. Van Dyck malte in London die königliche Familie, und viele ſeiner Gemälde aus der Geſchichte und Mythologie fanden dort ihre Entſtehung. — Der Ueberfluß, der ihm von allen Seiten zuſtrömte, gab ſeiner Liebe zu glänzendem Aufwand und rauſchendem Genuß vermehrte Anregung und Nahrung. In ſeinem Hauſe wechſelten Feſte mit Feſten, deren Pracht er durch ſinnige Veranſtaltungen, unterſtützt von Muſikern und Schauſpielern, mit bisher unbekannten Reizen zu ſchmücken wußte. Alles, was Rang und Anſehen hatte in London, drängte ſich zu dieſen Feſten, die einen Mittelpunkt der vornehmſten Geſellſchaft bildeten. Van Dyck ließ aber auch nach einer anderen Seite noch ſeinen Neigungen die größte Freiheit und hielt ſich einen Harem ſchöner Frauen, die ſeiner Sinnes-Schwelgerei wie ſeiner Kunſt (als Modelle) dienſtbar waren. Sein Vermögen ſchwand, wie es erworben wurde, doch die Quellen deſſelben verſiegten nie, obwohl eine in ihm entſtehende Richtung zur Alchymie, welche, ſtatt Gold zu erzeugen, Gold verſchlang, große Verluſte veranlaßte. Anders war es mit ſeiner Geſundheit, die er unverantwortlich dahin opferte und die bereits gebrochen war, als der Herzog von Buckingham, um den Maler ſeiner aufreibenden Ungebundenheit zu entreißen, eine Heirath deſſelben mit der wunderſchönen Maria Ruthven, Tochter des ſchottiſchen Grafen Gore, vermittelte. Van Dyck beſuchte mit ſeiner Gattin Antwerpen, ging nach Paris, wo er die Aufträge für die Malereien in der Gallerie des Louvre zu erhalten hoffte, die Pouſſin jedoch bereits bekommen hatte, kehrte leidend nach England zurück und entwarf daſelbſt noch Pläne zu großen Wand-Malereien. Aber der Tod, den er durch wilde Lebensluſt ſelbſt herbeigerufen, ereilte ihn mitten in dieſen Plänen. Er ſtarb 1641, zweiundvierzig Jahre alt, und wurde in der Paulskirche zu London beigeſetzt, wo eine Grabſchrift des engliſchen Dichters Carley ſeine Ruheſtätte bezeichnet. P.

Seyd wachſam von Jugend auf!

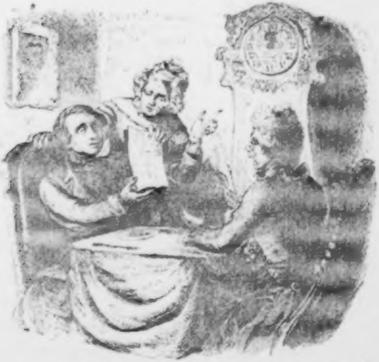
1.

In das geöffnete Fenſter eines kleinen Giebel-Zimmers, einem Hauſe der Stadt Biberach angehörend, quoll die milde Luft eines wunderſchönen Frühlings-Abends hinein und ſpielte mit den Blättern der Blumen, welche, in reichlicher Anzahl auf dem Fenſterbrette aufgeſtellt, das kleine Zimmer gar lieblich durchdufteten. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ſtahlen ſich freundlich durch die Blätter und lächelten verlockend auf ein aufgeſchlagenes Buch, das auf dem Tiſche am Fenſter lag. Eifrig in dem Buche leſend ſaß hinter dem Tiſche ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, der aber nicht minder eifrig an einem Butterbrot



laute. Es war ein friſches, jugendliches Geſicht, auf dem ſich Ungeduld und Verdruß malten, denn es war Virgil's Aeneide, an welche ihn der ſtrenge Befehl des Vaters geſchmiedet hatte. Zuweilen ſpähten die Augen über die alten vergilbten Blätter hinweg zum Fenſter hinaus in Gottes freie Natur. Der Abend war ſo einladend, die Schwalben zwitſcherten ſo munter in den hohen Linden vor der Thüre, die vergoldete Spitze des Biberacher Thurms glomm ſo leuchtend in den letzten Sonnenſtrahlen, in einem benachbarten Garten fielen die Kegel ſo lockend, vor der Thür des Nachbarhauſes ſaß die ganze Familie ſo traulich und lauſchte aufmerkſam den Geſchichten vom Prinzen Eugen und der Schlacht bei Peterwardein, wo der alte Großvater mitgeſchlagen hatte in der Armee des heiligen römiſchen Reichs; es war Alles weit gemüthlicher und einladender, als der trockne Virgilius. — Ungeduldig ſchlug der Knabe endlich das Buch zu, gebot dem unter'm Tiſche knurrenden Pudel Ruhe und trat zu den Blumen an's Fenſter. Es war eine ſchmächtige, kleine Geſtalt, der ein geſtickter, violet ſeidener Frack, lange ſeidene Strümpfe, Schuhe mit mächtig großen Silberſchnallen eine poſſierliche Würde verliehen, welche der lange, unten gekrümmte Zopf, die gepuderte Friſur nur noch erhöhten. — „Hol' der Satan die Dido ſammt ihrem trojaniſchen Prinzen!" ſchalt er ärgerlich in die Blumen hinein. „Ich ginge lieber unten am Fluſſe und ſuchte Vergißmeinnicht zu 'nem Kränzlein für Marien, und doch iſt's erſt ein Viertel auf Acht und die Zeiger an der Thurm-Uhr ſchleichen wie Schnecken. Vor acht Uhr läßt mich der Vater nicht über die Schwelle. Ach, Virgilius, du haſt's zu verantworten!" — Nachdenkend drückte er ſich in die Fenſter-Ecke und träumte in den Frühling hinaus. — Da pochte es leiſe an der Thür. Knurrend fuhr der Pudel unter'm Tiſch hervor, doch kroch er ſchnell zurück, als ihn ein „Still!" ſeines jungen Herrn zur Ruhe verwies. Auf ein lautes „Herein!" öffnete ſich die Thüre und ein junges Mädchen in ärmlicher, aber netter Kleidung trat ein mit tiefem Knixe und reichte einen Brief hin mit den ſchüchternen Worten: „Ein Brief für Sie, Musje Martin!" — „Schönen Dank, Marie! — aber was ſiehſt Du blaß und krank aus, biſt Du nicht recht wohl geweſen? Ich hab' Dich ſo lange nicht geſehen und bin doch alle Abend an dem alten Ort geweſen bei der Kirchhofs-Mauer." — „Ach, Martin, ich bin geſund, ganz geſund!" — „Dein Geſicht ſtraft Dich Lügen, auch haſt Du mir ja die Briefe nicht gebracht in der letzten Zeit, ſondern Deine kleine Schweſter. Sey aufrichtig, Marie, biſt Du mir nicht mehr gut? Hab' ich doch nichts unterlaſſen, Dir zu gefallen, hab' Dir doch alle Abend, wenn wir uns trafen, einen Blumenſtrauß geſchenkt, hab' Dir doch alle Abend geſagt, daß nur der Tod uns trennen kann." — „Ach, Martin, die Muhme hat was gemerkt und mich ausgeſcholten und geſagt, das ſchicke ſich nicht für ein ordentliches Mädchen. Ich hab' mich recht gegrämt und mich geſchämt, unter Menſchen zu gehen, und's war doch nichts Unrechtes, was ich that.“ — „Laß Dich das nicht kümmern, liebe Marie, laß die Menſchen denken, was ſie wollen!“ und dabei drückte er ihr die Hände. „In einer halben Stunde bin ich an dem alten Orte, da ſieht uns Niemand; wenn Du aber noch länger hier bleibſt, reden die Leute wieder Allerlei, und dann grämſt Du Dich wieder und wirſt blaß. Da nimm zum Abſchied die Roſenknoſpe. Sie iſt die erſte an dem Stöckchen, das ich mir ſelbſt gezogen habe. Leb' wohl!“ — und dabei umarmte er ſie. — Als Marie fort war, öffnete Martin raſch das Siegel. Es war ein Brief von ſeiner Couſine, die ihm anzeigte, daß ſie in wenigen Wochen von Tübingen zum Beſuch nach Biberach kommen werde. Eine fröhliche Heiterkeit lagerte ſich auf des Leſers Geſicht und er konnte die Zeit nicht erwarten, daß er zum Eſſen gerufen wurde, um dem ganzen Hauſe die frohe Nachricht mitzutheilen.

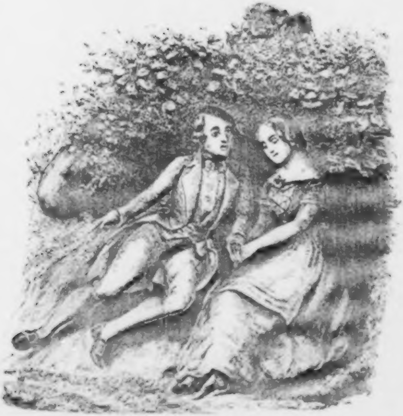
2.



„Na, das wird ein Leben im Hauſe werden, wenn Gretchen erſt hier iſt!“ ſprach die Mutter über Tiſche; „da wird der Martin 'mal wieder aus Rand und Band gehen vor Fröhlichkeit.“ — „Quod non!“ bemerkte der Alte und ſchob einen ganzen Huhnflügel in den Mund. „Die Studia dürfen deshalb nicht poſtponiret und negligiret werden; denn nur wer ſie ganz in Fleiſch und Blut verwandelt, nur für den exiſtiret eine Freude, ſo nur ein junger Menſch, der die Studia perſequiret, haben kann. — „Aber der Virgil, Vater!“ ſeufzte Martin auf. — „Der Virgilius iſt grade der rechte Auctor für die Jugend, in ihm erhebet ſich das Gemüth an den erhabenen und eleganten Redensarten und iſt ſein Studium einem Redner abſonderlich förderlich und dienlich. Er verſteht das noch nicht, Er iſt noch zu jung, nur mit den Jahren kommt die intelligentia in den Geiſt ſothanen Auctoris.“ — Die Mutter ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, indem ſie ſchelmiſch drohend ſich an Martin wandte: „Der Poſtklepper“ (ſo hieß Marie in der ganzen Gegend, weil ihr die Beſorgung der angekommenen Briefe oblag) „iſt ja heut eine ganze Weile auf Deiner Stube geweſen. Du magſt ſie wohl ordentlich gut leiden? Ich habe ſo was gemerkt. Na, na! Du haſt ſogar heut Dein Amt, die Uhr aufzuziehen, vernachläſſigt.“ — Martin erröthete und meinte, der Brief von der Couſine habe ihn ſo vergeßlich gemacht. — „Weibergeſchwätz und kein Ende!“ fuhr der Vater dazwiſchen. „Einem Jungen von vierzehn Jahren müſſen dergleichen Affairen gänzlich unbekannt ſeyn. Ihm müſſen die Studia und nur die Studia am Herzen liegen; Anderes lernet er zeitig genug mit den Jahren, und ich will nicht fürchten, Martine, daß Er ſich zu ſolchem Grade der Unehre verſteigen, ſo ganz Sein officium als Literatus vergeſſen.“ — „Aber, lieber Vater, wie können Sie glauben?“ erwiederte der Angeredete, indem er der Mutter einen bittenden Blick zuſchickte, dem Vater von dieſer Angelegenheit nicht mehr zu erzählen. — Martin verrichtete das Tiſchgebet, dann ſagte der Vater: „Nun kann Er ſich im Freien erluſtigen bis um neun Uhr, dann iſt Er wieder hier! Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen, das bleibt all' mein Lebtag wahr; merk' Er ſich das!“

3.

Es war vierzehn Tage ſpäter. Die Sonne ſank hinab, in ſüßer Dämmerung war der Mond heraufgezogen und warf ſein mildes Licht auf zwei Trauliche, welche an dem Kirchhofs-Gange Hand in Hand im hohen Graſe ſaßen. Zu ihren Füßen ſchlängelte ſich mit ſanftem Rauſchen ein klarer Bach. — „Erzählen Sie mir noch mehr ſo hübſche Geſchichten, Muſje Martin; ich denke immer, ich bin noch ein Kind und ſpiele mit Nachbars Mädchen unter der großen Linde, wenn Sie ſo hübſch ſprechen von Blumen, Frühling und Sternen. Es weht mich ſo jugendlich an bei Ihren Geſchichten, wenn ſie auch alle nicht wahr ſind.“ — So ſprach Marie und ſah dem hübſchen Knaben recht lange in die Augen, indem ſie ſeine beiden Hände faßte. Ihr Blick rang mit Thränen. — Martin aber ſprach: „Nun ſieh' 'mal, Marie! Es war einmal ein Bach, der mochte wohl eben ſo hübſch blau ſeyn, wie der zu unſern Füßen; der Bach klagte in ſtillen Mond-



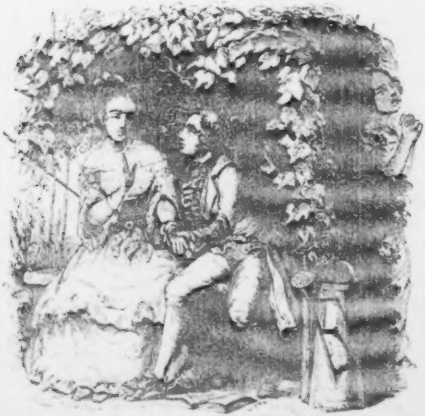
nachten immer ſo ſchwermüthig mit Ach's und Weh's und ſeufzte tief, ohne daß Jemand ſeinen Schmerz verſtanden hätte. Es ſtand aber an ihm ein wunderſchöner Roſenſtrauch, der trug eine Blume, wie ſie der Lenz lange nicht geſehen hatte, und in die Roſe war der Bach zum Sterben verliebt. Sie mochte ſeine Liebe wohl verſtehen, wenigſtens duftete und blühte ſie immer ſchöner von Tag zu Tag. Da kam 'mal an einem Abend eine Dirne den Bach hinunter und ſang ein luſtiges Liebeslied, die pflückte die Roſe und ſteckte ſie ſich vor die Bruſt und lächelte und ging weiter. Chloen kleidete die Roſe am ſchwarzen engen Mieder ſehr ſchön. Alſo ſie war fort und hörte nicht auf des Baches Schmerzensgeſtöhn und Geächz. Er ging ſtill in ſich gekehrt in unendlicher Wehmuth weiter, immer weiter durch's ganze Dorf und klagte nicht mehr. Die armen Vergißmeinnicht jammerte der ſchwermüthige Geſelle. Sie gaben ihm das Geleit, daß er doch nicht ſo ganz allein ginge. Als ſie aber ſahen, daß er ſich gar nichts aus ihnen machte, da weinten ſie und gingen nicht weiter mit. Der Bach wurde immer ſtiller und ſtiller, aber im Winter übermannte ihn der Zorn, denn ihn fror und die Gedanken an ſeine liebe Roſe erwärmten ihn nicht mehr. Wild brach er los, trat über ſeine Ufer und tobte fürchterlich. Er drang bis an des Mägdleins Haus im Dorfe und brüllte immer in wilder Verzweiflung: meine Roſe! Als ſie ihm die nun nicht geben konnte, überſchwemmte er im wilden Zorn das ganze Dorf und das Mägdlein fand in ſeinen Wellen den Tod. — Es war gerade ein Jahr her, daß die Roſe geſtorben war, da ſchwand der Bach merklich, und wie nochmals ein Jahr verfloſſen, da war er ganz vertrocknet. Die Leute ſagten freilich: die Hitze hätt' ihn ausgedörrt; aber er war an der Roſe geſtorben.“ — Marien glänzten zwei Thränen in den Augen. Still blickte ſie nieder auf die Roſe an ihrem Buſen und mochte ſich Allerlei dabei denken, denn ſie war ſtill und nachdenkend geworden; nur bisweilen heftete ſie ihren fragenden Blick auf Martin's lächelndes Geſicht. — „Du biſt ja mit einem Male ſo ſtill geworden, Närrchen; denkſt wohl an den armen Bach, der in ſeinem Herzleid umkam?“ — „Nein, an die Roſe! Sie war die glücklichſte von Allen. Sie ſtarb in ihrer Frühlings-Unſchuld als Liebesbote, denn gewiß hat ſie das Mädchen ihrem Geliebten geſchenkt. Wenn man nicht an Liebe ſterben kann, doch als Liebesbote an Wehmuth.“ — „Sey nur ganz ruhig, wenn wir 'mal ſterben, muß es in einer Minute ſeyn, an Liebe oder an Treue!“ — „Ja, Martin, an Liebe oder an Treue! Ach, was ich glücklich bin in Deiner Liebe und in Dir!“ — Da ſchlug vom fernen Thurme die neunte Stunde. Sie mußten ſcheiden.

4.

Einige Tage ſpäter war Couſine Gretchen in Biberach angekommen: ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, höchſt ſchmuck nach der neuſten Mode im reich geſtickten Reifrocke, ſpitzen Schnabelſchuhen, hoher Thurm-Friſur. Sie ſprach Franzöſiſch, las Romane, ſang italieniſche Arien von allen ini's und etti's der damaligen Zeit. — Martin gab ſich viel Mühe, ſeiner ſchönen Verwandten gegenüber den Liebenswürdigen zu ſpielen; ſie ſchien ihn mit ihrer Natürlichkeit und Lebendigkeit ganz bezaubert zu haben. Alle Mußeſtunden waren ihr gewidmet und der arme „Poſtleerer“ wie völlig vergeſſen. Sobald er den trocknen Lateinern und Griechen entronnen war, zog er ſich höchſt ſorgfältig an, um auch hierin der ſchönen Couſine nichts nachzugeben, von deren modiſchem Putz er ſich nicht gern verdunkeln laſſen wollte, wenn er mit ihr Arm in Arm in abendlicher Kühle ſpazieren ging. — Einſt ſaßen ſie an einem hellen Sonntags-Nachmittage vor der Thür unter einer dichten Laube. Vater und Mutter hielten im Zimmer Mittagsruhe und heimlich hatte Martin aus des Alten Bibliothek des Herrn von Beſſer's in reich vergoldetem Leder gebundene Gedichte genommen, um Gretchen einige Lieder vorzuleſen. Sie wandte ſich zwar mit innerem Widerwillen von deuſchen Dichtern weg und nur Martin's Betheuerung: die Gedichte ſeyen ſehr ſchön, konnte ſie vermögen zuzuhören. Er las das ſchöne Schäferlied von Seladon und Leonoren. Als nun Seladon ſchwört:

„Ich ſchwöre dir, bei meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde!“

— da ſtürzte Martin überwältigt zu ihren Füßen und bedeckte ihre kleine Hand mit feurigen Küſſen. — „Couſin, was thun Sie?“ — „Ich liebe Dich zum Sterben!“ — Hinter der Laube vernahm man einen unterdrückten Schrei; — der „Poſtklepper“ hatte gelauſcht.



3.

Mehrere Wochen hatten Gretchen und Martin herrlich und in Freuden verlebt. Da nahte der Tag der Abreiſe. Unter zärtlichen Küſſen verſprach Couſinchen, recht oft zu ſchreiben, um den untröſtlichen Couſin nur einigermaßen zu beruhigen. — Viele

Tage waren ſchon verfloſſen, ohne daß ſie ihr Verſprechen erfüllt hatte. Es zeigte ſich kein Brief. Mit der Sehnſucht nach dieſem kam Martin auch die Erinnerung an den armen, ganz vergeſſenen „Poſtklepper", der ihm die Briefe ſonſt immer brachte. Es fiel ihm Anfangs ſchwer auf's Gewiſſen, die Arme ſo vernachläſſigt zu haben, aber bald beruhigte ihn wieder der Gedanke an Couſine Gretchen. Er hatte Marien am alten gewohnten Orte aufſuchen wollen, ſie aber nie dort gefunden. Troſt in der Meinung findend, er ſey auch von ihr vergeſſen, ging er allabendlich von ſeinem Spaziergange beruhigter nach Hauſe.

Es war ein Abend, wie wir ihn im Anfange unſerer Erzählung beſchrieben haben. Martin ſtand träumeriſch am Fenſter und ſtarrte in die freudenreiche Natur. Da pochte es wieder und herein trat ein kleiner Knabe, freundlich grüßend, und reichte dem freudig überraſchten Martin zwei Briefe. — „Warum hat Marie mir die Briefe nicht gebracht?" fragte er zerſtreut, indem er ungeduldig den erſten Brief von Gretchen erbrach. — „Der „Poſtklepper" bringt die Briefe nicht mehr, ich bin jetzt damit beauftragt." — Mit höflichem Gruße empfahl ſich der Junge. Martin las:

„Lieber Couſin!

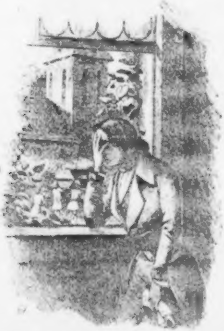
Erſt heut kann ich nach vierzehntägiger Abweſenheit von Biberach an Sie mit ganzer Seele denken und meinem Ihnen gegebenen Verſprechen nachkommen. Geſtern Abend verließ uns ein Beſuch, der die ganze Zeit hindurch uns für Landpartieen und dergleichen in Anſpruch nahm. Ich habe mich recht gut amüſirt. Es war ein Couſin hier, der Gerichts-Aktuarius, ein liebenswürdiger Flattervogel, der Ihr Andenken auf vierzehn Tage ganz verwiſcht hatte. Aber jetzt hab' ich, wenn auch nicht Sie ſelbſt, doch die Erinnerung an ſchöne, bei Ihnen verlebte Stunden, die ich zu den angenehmſten meines Lebens zählen werde. Glauben Sie mir, daß es mehr iſt als erborgte Phraſe, wenn ich mich nenne

Ihre Sie liebende Couſine Margarethe."

Unwillig zerknitterte Martin den Brief. „Die Kalte, Undankbare, kein warmes Wort für mich! Keine Natur; Alles ſo gedrechſelt und geleckt! Man ſieht dem Dinge ordentlich die Arbeit an; ſo ſchreibt kein fünfzehnjähriges Mädchen!" — Er wurde unterbrochen durch das Glockengeläut, das vom Thurme feierlich herübertönte. Ein Leichenzug zog durch die Straßen nach dem Friedhofe. Sechs junge Burſchen trugen den Sarg, auf dem Lilien und Roſen lagen. Ihnen folgten viele junge Mädchen in Weiß gekleidet. — Obſchon ein Leichenzug für unſern Martin gar nichts Außergewöhnliches war, folgte er dieſem doch mit ſeinem Auge Schritt für Schritt. Er wollte hinab, ſich zu erkundigen, wen man begrabe. Da fiel ihm der zweite Brief, den er ganz vergeſſen hatte, auf. Die Aufſchrift war von unbekannter Hand, die, wie ſich an den Schriftzügen bemerken ließ, gezittert, „an Herrn Martin Wieland" gerichtet. Er erbrach neugierig und las:

Martin,

Du erzählteſt mir 'mal eine Geſchichte, wo ein Bach an der Roſe ſtarb. Ich ſterbe an meiner Liebe, die man mir auch geknickt hat, und doch ſterb' ich gern, denn ich bin glücklich, die Erſte geweſen zu ſeyn, die Dir den Brief, den erſten Verkünder Deines Glücks, brachte. Leb' wohl und denke manchmal an die Roſe und an Deine ſterbende Marie!"



Ein fern herüberhallender Choral begleitete Mariens Sarg in die Erde. Martin Wieland — denn aus unſres Wieland Jugendzeit iſt dieſe Begebenheit — weinte bitterlich und hatte die Warnung: Spiele nicht mit Herzen! theuer — ſehr theuer erkauft.

F. L.

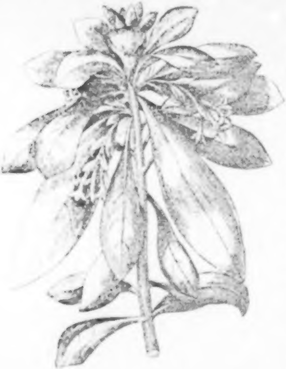
Die einheimiſch wildwachſenden

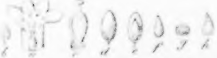
Giftpflanzen.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1847.)

28) Die Lorbeer-Daphne (**Daphne Laureola Linné**). Die Namen: Lorbeer-Daphne, lorbeerblättriger Kellerhals, führt dieſe Pflanze wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit dem Lorbeerſtrauch; wörtlich überſetzt würde der Name **Daphne Laureola**

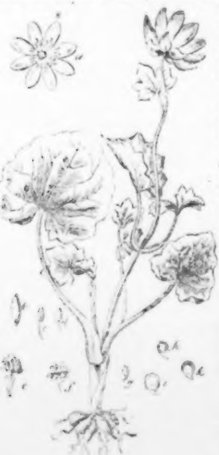
lorbeerartiger Lorbeer lauten. Der Name: Immergrüner Kellerhals bezieht ſich auf die ſtets grün bleibenden Blätter. — Die Lorbeer-Daphne bildet einen Strauch von 3 bis 4 Fuß Höhe; die Stämmchen haben eine braungelbliche Rinde mit immergrünen, breitlanzettlichen, gegen den Grund verſchmälerten, lederigen, unbehaarten Blättern. Im März und April kommen die grünlichgelben Blüthen zu fünf in überhängenden Trauben vereinigt am Ende eines beblätterten (d. h. mit gelben Deckblättern beſetzten) Blüthenſtiels, der in dem Blattwinkel ſteht. Die Blüthen-Hülle iſt trichterig mit viertheiligem Saume. Von den Staubgefäßen, acht an der Zahl, ſind vier höher und vier tiefer in der Röhre angewachſen. (Fig. a eine aufgeſchnittene Blume mit den acht Staubgefäßen und dem Stempel, Fig. b ein Staubgefäß.) Der länglich-runde Fruchtknoten trägt einen kurzen Griffel mit halbkugliger Narbe. (Fig. c, wo zugleich ein Theil des Fruchtknotens weggenommen iſt, um das Eichen, Samen, zu zeigen.) Die länglich-eiförmige Beere hat anfangs eine grüne, ſpäter eine ſchwarze Farbe (Fig. d). Sie birgt nur einen Samen, der ziemlich groß iſt und nur wenig Eiweiß enthält. Seine Geſtalt iſt nach oben zugeſpitzt, ſonſt eiförmig. (Fig. e zeigt eine Beere ſenkrecht durchſchnitten, ſo daß der Samen ſichtbar wird; Fig. f den Samen ſelbſt, der in Fig. g der Quere, in Fig. h der Länge nach durchſchnitten, ſo daß





der kleine Keim, der ſein Würzelchen nach oben ſtreckt, zu ſehen iſt.) — Die Lorbeer-Daphne wächſt in moorigen Wäldern Süd-Europa's und Süd-Deutſchlands, z. B. in Oeſterreich, Böhmen, Bayern. Ihre Rinde und Beeren werden eben ſo benutzt, wie die des gemeinen Kellerhalſes, da ſie dieſelben Eigenſchaften und Kräfte beſitzen.

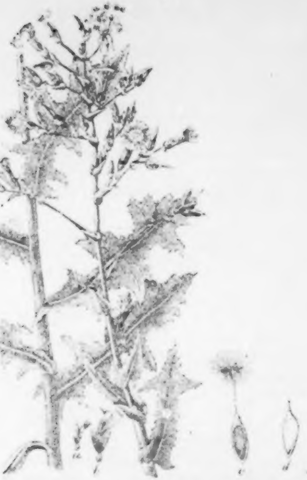
29) Das hahnenfußartige Scharbock-Kraut (Ficaria ranunculoides Moench, Ranunculus Ficaria Linné). Man nannte dieſe Pflanze Scharbock-Kraut, wildes Löffel-Kraut, weil ſie ſich als heilſam gegen den Scharbock (Scorbut) erwieſen haben ſoll; Blatter- oder Feigblatter-Kraut, Feigwarzen-Kraut wurde ſie genannt, weil ſie von den älteren Aerzten häufig auf fiſtulöſe Geſchwüre, Feigwarzen und Schrunden gelegt wurde. Die Namen: Biberhödchen und Mäuſebrod, verſchafften ihr die kleinen Knollen der Wurzeln und des Stengels, ſo wie den Namen Pfennig-Salat der Gebrauch, die rundlichen Blätter mit Eſſig und Oel als Salat zu genießen. Kleines Schwalben-Kraut, kleines Schöllkraut aber wurde die Pflanze ſchon von den Griechen genannt, weil ſie beim Eintreffen der Schwalben blühte und gleich darauf verſchwand. Weshalb ſie aber Eppig, Schmergel und Geſſelblume heißt, weiß ich nicht anzugeben. — Die Wurzel wird aus fleiſchigen, walzigen, keulenförmigen, verkehrt-eirunden Knollen gebildet und treibt einen kahlen, ſaftigen Stengel, der anfangs auf der Erde fortkriecht, zuweilen wieder Wurzeln ſchlägt und ſich dann erſt 4 bis 12 Zoll hoch erhebt. Er iſt bald ſtielrund, bald kantig, bald äſtig und vielblüthig, oder einfach und armblüthig. In den Blattwinkeln erzeugt er nach dem Blühen kleine Knollen, die, abgefallen, neue Pflanzen entſtehen laſſen. Die ſcheidigen, unten braunen, oben grünen



Blattſtiele ſind lang, wenigſtens die unteren, die auch wechſelſtändig ſtehen, und tragen rundlich-herzförmige, zuweilen ſtumpfgekerbte Blätter mit ausgeſchweiftem Rande. Die oberen Blätter, kürzer geſtielt, ſind öfter gegenſtändig und gekerbt. Die Farbe aller Blätter iſt ein glänzendes Grün. Die gefurchten Blüthenſtiele ſtehen entweder in den Blattwinkeln oder in den Gipfeln und tragen jeder nur eine Blüthe (Fig. a von oben zu ſehen). Dieſe hat ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer. Der Kelch zählt drei bis fünf ei-runde, am Grunde ſackförmige, weißliche Kelchblätter und die Blumenkrone acht bis zwölf längliche, ſtumpfe, ſtark glänzende, dottergelbe Kronenblätter, an deren Grunde ein ausgerandetes Schüppchen das Honig-Grübchen verdeckt (Fig. b). Mehr als zwanzig gelbe Staubgefäße mit aufrecht ſtehenden gelben Staubbeuteln und ſehr viele, birnförmige Fruchtknoten mit kurzen Griffeln, in einen Kopf vereinigt, nehmen das Innere der Blüthe ein. (Fig. c und d Fruchtknoten durch Hinwegnahme der Kelche und Kronenblätter, ſo wie der Staubgefäße ſichtbar gemacht.) Die Früchtchen ſind verkehrt-eiförmige, mit einer feinen Spitze verſehene, mit zarten Flaumenhaaren bedeckte Schließfrüchte. (Fig. e und f Köpfe der Schließfrüchte, Fig. g und h Schließfrüchte, Fig. i der Quere, Fig. k der Länge nach durchſchnitten.) Der Keim iſt wie bei dem blaſenziehenden Hahnenfuß (**Ranunculus sceleratus Linné**) geſtaltet.

Das Scharbocks-Kraut wächſt in Geſellſchaft auf feuchten Wieſen und in ſchattigen Wäldern überall in Europa und blüht im März und April. Nach der Reife der Frucht ſterben die Stengel ab, und es bleiben dann nur die Knollen der Stengel und Wurzeln übrig, die zur Vermehrung dienen. Dieſe, in Geſellſchaft bei einander liegend und durch ſtarke Regengüſſe von der ſie bedeckenden Erde befreit, haben Veranlaſſung zu der Fabel vom Getreide-Regen gegeben. Die Wurzelknollen (**Radix Chelidonii minoris** in den Apotheken) ſind nur vor dem Blühen ſcharf, die Blätter reizen etwas die Haut und haben einen ein wenig beißenden Geſchmack, der dem der Kreſſe nahe kommt, daher ſie als Gemüſe und Salat häufig in nördlicheren Gegenden genoſſen werden. Die Stengel-Knöllchen macht man mit Eſſig und Meerrettig ein und verſpeiſt ſie wie Kapern.

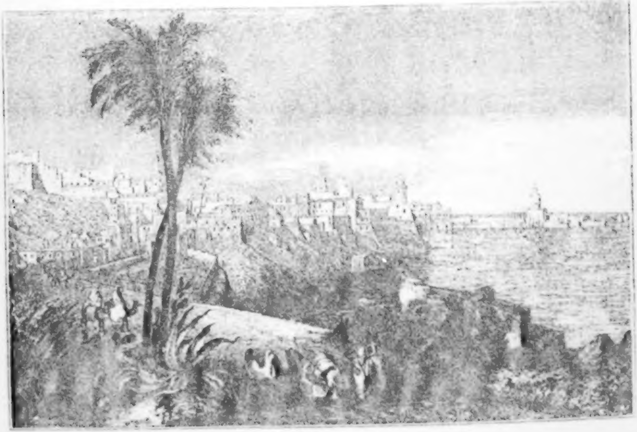
30) **Der wilde Lattich, Zaun-Lattich** (**Lactuca Scariola Linné**). Der Stengel, 3 bis 6 Fuß hoch, wird nach oben rispig-äſtig und trägt länglich-eirunde, ſpitzige, am Grunde pfeilförmige, ſchrotſägeförmige, ſtachelſpitzige, gezähnelte Blätter, deren Hauptnerven auf der Unterſeite mit ſtachlichen Borſten beſetzt ſind. Die Blüthen ſtehen in einer pyramidalen Rispe. Die Früchte, ſchwarzbraun von Farbe, haben auf beiden Seiten fünf Riefen, einen ſchmalen Rand, ſind an der Spitze mit borſtenartigen Flaumen beſetzt und enden in einen weißen Schnabel mit einem Haarkrönchen. Alles Uebrige iſt wie bei dem Gift-Lattich



(Siehe Seite 78 und 79 des vorigen Jahrganges für 1847.) — Der Zaun-Lattich wächſt an Mauern, Zäunen, Wegen, öden Plätzen überall in Europa und blüht im Juli und Auguſt. Man hat durch oft wiederholte Ausſaat des Garten-Lattichs, der ſchon ſeit undenklichen Zeiten als Salat verſpeiſt wird, eine Art erhalten, die dem Zaun-Lattich täuſchend ähnlich ſieht; der letztere iſt daher wahrſcheinlich der Stammvater des erſteren. Der Zaun-Lattich enthält auch einen reichlichen Milchſaft, doch iſt dieſer weniger kräftig als der des Gift-Lattichs. L. Heros.

Algier.

Wir haben in dieſem Volksbüchlein (Jahrgang für 1837) den unermüdlich kriegeriſchen Araber-Häuptling Abd el Kader in



ſeinem Charakter und ſeinen Thaten kennen gelernt, und dabei vor zehen Jahren geſagt: „er erſcheint wahrſcheinlich noch oft, um den Franzoſen Pröbchen von afrikaniſchem Patriotiſmus zu geben.“ Das iſt ſo geſchehen, Abd-el-Kader's Thätigkeit noch nicht erſchöpft, und wenn wir hinſichtlich ſeiner jenes Jahrgangs erwähnten, wollen wir uns nun wieder einmal auf eines der Dampfboote ſetzen, welche das franzöſiſche Algier mit der Hafenſtadt Toulon in Frankreich verbinden, um die Hauptſtadt der Kolonie zu betrachten, deren furchtbarſten Feind wir damals in's Auge faßten. Noch immer bedarf es des gezückten, des geſchwungenen Schwertes, um die neue Erwerbung zu vertheidigen, noch immer wüthen grauſame Kriege zwiſchen Europäern und Afrikanern, indeſſen wenn wir uns nicht weiter in's Innere verſteigen, haben wir nichts zu befürchten und können die Stadt Algier ruhig und ſorglos in Augenſchein nehmen. Nach dreitägiger Fahrt über das mittelländiſche Meer etwa ſieht man die an einem Berg-Abhange emporgebaute Stadt mit ihren Moſcheen und Minarets, ihrer dicht aneinander geſchloſſenen Häuſermaſſe, von wenigen Cypreſſen und Olivenbäumen unterbrochen, aus dem Meere herauftauchen. Bald breitet ſich dann der reizende Golf vor unſern Blicken hin, deſſen im Frühling ſaftig grüne Küſten in anmuthigem Wechſel weiße Landhäuſer tragen. Der Hafen erweitert ſich mit der fortſchreitenden Verlängerung des Molo und den zahlreichen Quais und wird bald mit den beſſeren des mittelländiſchen Meeres wetteifern können. Wie ſchon bemerkt, iſt Algier am Abhange eines ziemlich ſchroffen Hügels emporgebaut. Nur ein Theil der Stadt, der gegenwärtig faſt gänzlich aus Häuſern in europäiſchem Stil beſteht, befindet ſich am Fuße des oberen Abhangs auf einer kleinen Hochebene, ſechzig bis achtzig Fuß über dem Meeresſpiegel. Er wird durchſchnitten von drei Hauptſtraßen, welche von dem Gouvernements-Platze ausgehen und ihn mit drei Haupt-Thoren, de la Marine, Bab-Azun und Bab-el-Ued, verbinden. Durch das Thor de la Marine gelangt man gegen Oſten über den Damm des Khair-ed-Din nach dem den Hafen beſchützenden Feſtungstheil, der den Namen „die Marine“ führt. Er beherrſcht den von ihm ſich in's Meer hinaus erſtreckenden Molo, enthält einen großen Theil der Geſchütze mit ihren Werkſtätten und Magazinen. Der obere, amphitheatraliſch, ſtufenförmig am Hügel aufwärts liegende Theil der Stadt trägt noch ganz den mauriſchen Charakter und hat ſo enge und krumme Straßen, daß die Häuſer nicht ſelten über ihnen mit den vorragenden Dächern dicht an einander rücken. Schmutz und Dunkelheit machen in den meiſten Gaſſen dieſes Stadttheils einen eben nicht angenehmen Eindruck, aber die Bauart entwickelt in der hohen Sommerhitze auch ihre Vortheile, indem die brennende Sonne abgehalten wird. Durch die breiteſte Straße, welche den zuſammengedrängten Häuſer- und Straßen-Knäuel durchſchneidet, gelangt man zur Citadelle (Kasbah im Arabiſchen). Auf dem höchſten Punkte gelegen, wo die Stadt von der unteren Baſis zur Spitze eines Dreiecks ſich zuſpitzt, beherrſcht ſie den ganzen Ort und gewährt eine herrliche Ausſicht über den Hafen, die Stadt und Umgegend. Der von Frankreich entthronte Dey hatte in den letzten Jahren ſeiner Regierung aus Furcht vor der aufrühreriſchen Soldateska ſeinen Aufenthalt in der Kasbah genommen. Jetzt iſt der Harem, wo alle ſüßeſten Düfte des Südens und Oſtens einſt die Luft erfüllten und weiche Frauen-Glieder ſich auf Polſtern dehnten, zur Wohnung von Artillerie-Offizieren eingeräumt, und Tabaks-Dämpfe räuchern ſeine Zimmer. — Nach einer kurzen Umſchau in der Stadt, die (nach der Volkszählung im Herbſte 1843) mit 44,800 Einwohnern und zwar 20,100 Europäern, 19,000 Muſelmännern und 5700 Iſraeliten bevölkert war, wollen wir noch einen Blick in das Innere der mauriſchen Häuſer werfen. Ihre Bauart gleicht in vielen Beziehungen der altrömiſchen und iſt dem Klima ſehr zweckmäßig angepaßt. Jedes Haus umſchließt einen viereckigen Hof, deſſen Seiten je zwanzig bis vierzig Fuß in die Länge betragen mögen. Iſt der Beſitzer reich, ſo deckt Marmor-Pflaſter den Hof und erhebt ſich in ſeiner Mitte meiſt ein Springbrunnen in marmorner Schale. Seit der franzöſiſchen Beſitznahme haben dieſe Brunnen jedoch zu ſpringen aufgehört und ſind verſiecht, weil man die Erhaltung der Waſſerleitungen nicht gehörig beobachtete. Dieſe Unaufmerkſamkeit auf eines der wichtigſten Lebens-Bedürfniſſe iſt um ſo weniger begreiflich, da ſich in Folge derſelben bereits mehrmals Mangel an Waſſer einſtellte. Den Hof umſchließt eine Säulenhalle, welche die Gallerie des erſten Stockwerks trägt. In jedem Stockwerk befinden ſich gewöhnlich vier Zimmer, nach jeder Seite des Gebäudes hin eines. Sie erhalten ihr Licht aus dem meiſt unbedeckten Hofe, da nach der Straße hinaus keine Fenſter angebracht ſind. Eine Thür und zwei Fenſter verbinden jedes Zimmer mit dem Hofe, der für das unterſte Stockwerk durchſchritten werden muß, um aus einem Zimmer in das andere zu kommen. In den oberen Stockwerken vertreten des Hofes Stelle die Galerieen, deren jedes Stockwerk eine von vier bis fünf Fuß Breite enthält. Gitter von zierlich ausgeſchnitztem und gefärbtem Holze umgeben die Galerieen, die ſich als eben ſo viel Säulenhallen in arabiſch geſchwungenen, mit glänzenden gebrannten Thon-Platten ausgelegten Bögen über einander erheben und das flache, nur ganz leicht geneigte Dach ſtützen. Das Dach oder die ſogenannte Terraſſe, mit einem etwas erhöhten Rande, der das Regenwaſſer vermittelſt Röhren in die Ciſterne leitet, iſt Abends der Sammelplatz aller Bewohner, wo dieſelben die friſche Kühle der Seeluft einathmen, bis ſie durch den fallenden Thau vertrieben werden. Ein Winkel des Hauſes enthält die ſchmale und dunkle Treppe, die der mauriſchen Bequemlichkeit wenig entſpricht. Wahrſcheinlich ſtieg man nur ſelten aus einem Stockwerk in das andere. Wo Reichthum und Geſchmack für Ausſchmückung zuſammen trafen, erblickt man ſämmtliche Wände des Hofes mit den ſchon erwähnten glänzenden Thon-Platten ausgelegt, ſieht man die Capitäle der Säulen, die Brüſtungen der Säulengänge wohl vergoldet. Die Zimmer ſelbſt werden jedoch ſtets mit einer einzigen Farbe, roth oder blau, geſtrichen, während die äußeren Seiten der Häuſer, welche nach den Straßen liegen, weiß erſcheinen. Dieſe äußeren Wände werden meiſt durch oft verzierte Niſchen unterbrochen, um die Einförmigkeit zu mildern. Eine der erſten Neuerungen, welche die Franzoſen in den Häuſern angebracht, iſt die Einführung von Kaminen und Oefen. Die Eingebornen bedürfen deren nicht, allein die Europäer empfinden in der Regenzeit eine für ſie nicht wohl erträgliche, weil zu ſchroffe Kälte in höherem Grade. Den erſten Neuerungen werden andere und wieder andere folgen, und wer weiß, wie lange noch das franzöſiſche Algier dem eben beſchriebenen gleichen wird!

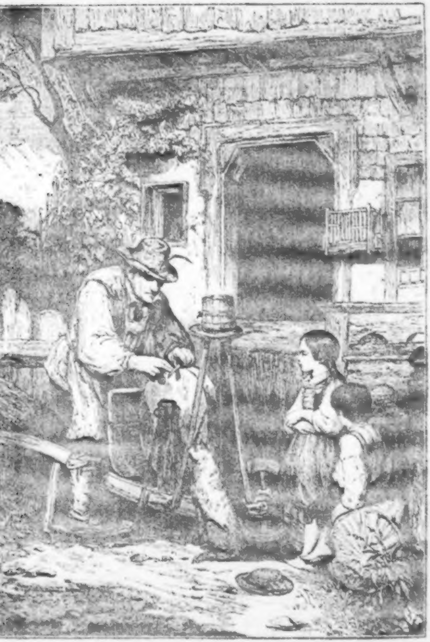
Ein Natur-Philoſoph.

Der am Arbeitstiſch verkränkelte Körper erholt ſich zu neuer Luſt an Leben und Thätigkeit noch einmal ſo ſchnell in der friſchen, kräftigen, duftigen Landluſt als in dem ſtaubigen, aus allen verſchiedenſten geſunden und ungeſunden, Nerven-reizenden oder Kopf-bedrückenden Ausſtrömungen gemiſchten Dunſtkreiſe einer großen Stadt. Hinaus auf's Land alſo war ich gezogen, der milde Hauch des Monat Juni ſollte mich erfriſchen und erſtarken und that dies in erwünſchter Weiſe. Anhaltend geübte Spaziergänge führten mich oft über die Felder, durch die nächſten Dörfer, ich beſchaute mir die wohlgedeihende Saat, die Wohnungen, die Menſchen. Denn das Arbeiten hatte der Arzt mir unterſagt während der Erholungs-Zeit, und ich mußte mir daher Beſchäftigung, Unterhaltung ſuchen im Getriebe der kleinen ländlichen Welt, die mich umgab. Viel Merkwürdiges war freilich nicht zu ſehen. Es müßte denn in dem einen Dorfe des Herrn Paſtors tauſendjährige Linde dafür genommen werden, oder im andern die ſeltſame Kirchthurms-Uhr, welche trotz aller freundlichen Nachhülfen des Herrn Küſters ſtets um ein Uhr erſt Zwölf ſchlug, oder auf dem Felde des Herrn Amtmanns Krähen-Hütte, wo ein großer Uhu, gleich einem finſtern Götzen-Bilde, die krächzenden Raben, Krähen, Dohlen, ſelbſt Falken und Geier herbeizog. Unter der Linde wurde manch trauliches Geſpräch geführt, das freilich in ſehr engen Kreiſen um einen winzigen Mittelpunkt ſich drehte, da der gute Herr Paſtor längſt verlernt hatte, ſeine Blicke hinaus zu ſenden über die Grenzen ſeiner Gemeinden. Die Thurm-Uhr ließ dem Herrn Küſter ſtets bei ihrem elften

Schlage um Mittag den Biſſen im Munde ſtocken, weil er jedes Mal vergeblich den zwölften Schlag erwartete. In der Krähenhütte endlich ſchoß ich gar oft neben den krächzenden Vögeln vorbei und traf niemals einen derſelben. Ich glaube, dieſes mein Mißgeſchick mag daran gelegen haben, daß mir die Sitte des Pulver-Abbrennens nicht mehr genügte. Es mochte mich eine Art von Vorahnung beſtimmen, daß bald eine neue Erfindung, die Erfindung der Schießbaumwolle, das Licht der Welt begrüßen würde. Mit dieſem Stoffe werd' ich es nun im nächſten Jahre noch einmal verſuchen, und treffe ich wieder nicht, ſo will ich an meiner eigenen Ungeſchicklichkeit nicht länger zweifeln.

Etwas noch Merkwürdigeres habe ich aber doch erlebt während meines Land-Aufenthalts. Ich machte die Bekanntſchaft eines Philoſophen in Hemds-Aermeln und Schürze. Oft hatte ich den Alten vor den Bauerhäuſern halten geſehen mit ſeinem Schiebkarren, der zu einer kleinen Schleifer-Werkſtätte eingerichtet war. Man brachte ihm aus den Häuſern die Meſſer, damit er ſie ſchärfe, und indem er ſeine Arbeit ausführte, rollte ein Geſchichtchen nach dem andern von ſeinen Lippen. Die Bauerkinder erwarteten ihn ſchon zur bekannten Stunde und lauſchten ſeinen Worten ſo geſpannt wie ein examinirter unbeſoldeter Referendarius auf die Entſcheidung, welche ihn zum unbeſoldeten Aſſeſſor befördern ſoll. Nicht ſelten nahm ich neben den Kindern Platz und horchte wie ſie den niedlichen Erzählungen des Alten, der ſtets eine nützliche Lehre für's Leben mit ſeinen unterhaltenden Mährchen und Schwänken zu verbinden wußte. Er hatte in hohem Grade meine Theilnahme erregt, und manches Geſpräch mit ihm ließ mich erkennen, daß er ein Leben voll reicher Erfahrungen hinter ſich hatte. Bei alledem war er offen und zutraulich, und als ich eines Nachmittags mit ihm von einem Dörfchen zum anderen ſchlenderte, trat ſein Herz ſo voll und innig auf ſeine Lippen, daß ich hineinblicken konnte wie in einen tiefen goldenen Schacht.

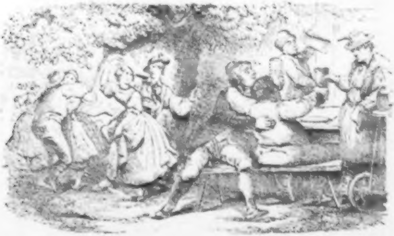
„Der Herr wundert ſich wohl“, redete er mich an, „daß die Bauern mir ein Geſchäft übertragen, das ſie leicht ſelber abmachen könnten, und mich gar dafür mit einigen Pfennigen bezahlen? Aber ſehen Sie, guter Herr, ſie entgelten mir weniger meine Schleifer-Dienſte als meine Unterhaltungen mit den Kindern. Die Eltern finden, daß ich dadurch manchen Nutzen ſtifte und Herz und Verſtand der Kinder bilde. Dieſelben Bauern, welche unwillig ihre Kinder in die Schule ſchicken, weil man ſie dazu zwingt, ſo daß es ihnen eine Art von Steuer ſcheint, dieſelben Bauern geben mir freiwillig ein Stückchen Geld für meinen ungezwungenen Unterricht, und ich wirke mehr damit als der Herr Schulmeiſter mit ſeiner trockenen Lehr-Methode und dem beliebten Bakel. Mir hangen die Kinder mit Liebe an, was ich ihnen ſage, befolgen ſie, und ich habe durch meine Geſchichtchen



die liebe Dorf-Jugend mancher wilden und unfläthigen Gewohnheit entgegen. Wer wirklich belehren will, muß nicht befehlen und herrſchen wollen. Liebe iſt die beſte Erzieherin, freie Anhänglichkeit die lernbegierigſte Schülerin.“

Ich blickte dem Manne überraſcht in die gutmüthig leuchtenden Augen. Er fuhr fort: „Ich war Soldat, lieber Herr, daher wohl das Biſchen Schliff in meiner Rede, das Sie zu verwundern ſcheint. Kriege habe ich mitgemacht, vieler Herren Länder geſehen, aber ich kehrte heim ohne Beute, arm, wie ich ausgezogen. Nur einen freieren Sinn, eine reifere Betrachtung des Lebens brachte ich mit mir. Vor dem Kriege ſtand ich als Knecht bei einem Pachter im Dienſte, und damals arbeitete ich dumpf und ſtumpf nach dem Willen meines Herrn. Anders wurde es nun nach meiner Heimkehr, als ich mich wieder bei einem Herrn verdingte. Ich war mit Tauſenden gebildeter Menſchen zuſammen gekommen, der Tod hatte um mich her gewüthet und in mir die Meinung erweckt, daß der Menſch, der *einem* Tode verfallen ſey mit allen ſeinen Nebenmenſchen, doch ſeine kurze Lebenszeit hindurch wohl nicht minderen Anſpruch habe auf ein ſelbſtſtändiges Rühren ſeiner Kräfte und Neigungen, falls dieſe nur nicht gegen Natur und Menſchen feindlich gerichtet ſeyen. Ich konnte mich nicht mehr unter die Launen meines Gebieters ſchmiegen, dem ich nie genug gearbeitet hatte, wenn ich auch todtmüde vom Felde oder aus der Tenne herein kam. Er zankte mit mir Tag aus Tag ein und verkümmerte mir jeden Biſſen, den er mir darreichte. Es verfahren nicht alle Hof-Beſitzer ſo übel mit ihren Knechten, als eben Der, zu dem der Zufall mich getrieben: oft fand ich das Gegentheil im Umgang der Erſteren mit Letzteren. Allein ich war nun einmal aufgebracht gegen dies abhängige Verhältniß, das meinen freien und lebhaften Willen, mich meinen Mitmenſchen nützlich zu erweiſen, den Launen eines Andern blindlings unterwarf und jede bereitwillig, aus gutem Herzen ge-

leiſtete Arbeit in einen als nothwendig geforderten, keines Dankes werthen Dienſt verwandelte. Zudem trug ich aus meinen Lebens-Erfahrungen und aus den ſchönen Büchern, die mir früher in die Hände ſielen, einen recht hübſchen Schatz einfacher Kenntniſſe in mir, die unter meinen Dienſt-Verhältniſſen verſauerten. Ich dachte ſie beſſer anzuwenden, darbte mir ein paar Thaler von meinem Lohn zuſammen, kaufte den alten Karren hier und walte nun auf meine eigene Weiſe und nach beſten Kräften bald zur Lehre, bald zur Erholung, bald zur Tröſtung oder Unterſtützung. Ich ziehe im Umkreiſe weniger Meilen von Dörfchen zu Dörfchen und ſuche nicht allein die Scharten aus den Meſſern, ſondern auch aus den Seelen zu ſchleifen, die ſich mir anvertrauen. Ich bemühe mich, die Kinder auf angenehme Weiſe zu belehren, erfriſche den müden Arbeiter auf dem Felde durch eine heitere, Lebensmuth und Thätigkeit weckende Erzählung, und in der Erndtezeit, wo es an genügenden Kräften oft mangelt, greiſe ich ſelbſt tüchtig mit zu, ſo weit meine greiſe Natur es geſtattet. Immer heiter, immer zufrieden, übertrage ich dieſe Eigenſchaften auf meine Umgebung. Keine Kirmeß, kein Sonntags-Vergnügen im Kruge weit herum, wobei ich fehlen darf. Und bin ich da, ſo will man meine Geſchichtchen und Liedchen hören. Der wilde Taumel, wie er früher ſtattfand und zu Raufereien, zu Blutvergießen, zu beklagenswerthen Thaten mancher Art führte, er iſt gewichen vor dem ſtilleren, erbaulicheren Vergnügen, im bewegten, geſelligen Kreiſe dem unterhaltenden und belehrenden Wort zu lauſchen. Geht es dann zum Tanze, ſo ſind es nicht mehr verwilderte, ſondern in anmuthiger Weiſe angeregte Leute, die ſich im Reigen drehen. Auch dem Trink-Gelage füge ich manch Sprüchelchen bei, jedes Glas Bier oder



Korn würzt ein Wort, während ſonſt ein blinder, wortlos jauchzender, toſender Jubel dabei herrſchte. O, lieber Herr, die Menſchen ſind belehrungsfroh, wenn man ſie ſo belehrt, wie eben ihre Natur, ihre Erziehung, ihre Verhältniſſe es mit ſich bringen! Die Menſchen ſind ſo einig, wenn ſie mit Liebe geleitet werden! Kein trockener Befehl, kein dürres Eintrichtern kann das bewirken, was ein lebendiges, friſch auf alle Umſtände des bekannten Daſeyns eingehendes Geſpräch vermag! Die Menſchen ſind auch dankbar, glauben Sie mir, grade da am meiſten, wo der Dank nicht gefordert wird. Ich habe wenig Bedürfniſſe und kann über mehr gebieten, als ich brauche. Die Pfennige, die man mir zahlt, wende ich für Aermere an, denn ich finde überall Wohnung, Kleidung und Speiſe.“

„So ſammelt Ihr nicht für Euer ſpäteres Alter?“ fragte ich den Greis. „Wenn Euch Krankheit danieder wirft, wer hilft Euch dann?“

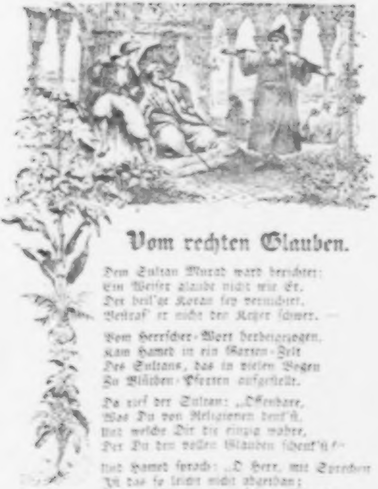
„Ich habe Liebe geſäet hundertfach“, antwortete er, „und man liebt mich aufrichtig wieder. Im Menſchen liegt der ganze Himmel reinſter Gefühle, wenn man ihn nur aufzuſchließen vermag. Ich liebe das Geld nicht, denn es bringt Unfrieden hervor, wo es ſich zeigt. Darum gebe ich auch die Pfennige nicht in die Hand des Armen, ſondern kaufe ihm, was er brauchen mag, Getreide, Mehl, Sämereien, Handwerkszeug. Sehen Sie, lieber Herr, ich meine, man ſollte das Geld aus der Welt verbannen. Der Zweck, der es erſchuf, mag ein recht ehrenwerther geweſen ſeyn: es ſollte den Tauſch erleichtern, den die Menſchen untereinander mit den Erzeugniſſen ihrer Arbeit treiben. Wer ſeine Arbeit an fernem Orte verkauft, ſollte das Geld mit ſich nehmen, um ſeine Lebenszwecke zu Hauſe damit zu erreichen. Aber die Wohlhabenden bewahren das Geld in Truhen auf und ſparen es zuſammen um des Geldes willen. Des Reichen Sohn faullenzt dann auf dem ererbten Gute ſeines Vaters und läßt die Aermeren arbeiten zu ſeinem Vortheil. So wächſt die Erbſünde des Geldes von Sproß zu Sproß, bis in's dritte, vierte und folgende Glied und theilt die Menſchen ein in genießende Faullenzer und arbeitende Knechte. Was alſo ſoll das todte Metall? — wenn es doch die Wohlhabenden nur reicher und die Armen ärmer macht, bis dieſe in die Dienſtbarkeit der Erſteren fallen und ihre perſönliche Freiheit, damit des Lebens höchſte Freude einbüßen? Ich mag kein Geld bei mir hegen, ich fürchte den giftigen Hauch ſeiner Berührung, obwohl ich ihm gram bin. Werde ich krank und ſchwach, ſo werde ich Hände finden, die mich pflegen.“

„Aber doch keine ſo recht innig verbundene Seele“, meinte ich, „die Euer Leiden mitfühlt und aus dieſem Mitgefühl für Euch handelt. Hättet Ihr Euch anſäſſig gemacht, eine Lebens-Gefährtin gewählt ...“

Er lächelte und unterbrach mich: „Nichts für ungut, lieber Herr, mich hat es zur Ehe nie getrieben. Im Kriege hatt' ich keine Zeit, daran zu denken, dann fehlten mir die Mittel zu einem Hausſtande, und endlich war ich zu alt. Das mag auch ſo recht gut ſeyn. Nicht, daß ich dieſen Liebesbund nicht zu ſchätzen wüßte da, wo er wirklich ein ſolcher iſt; aber in den ſeltenſten Fällen treffen, wie es heute um unſere Welt ſteht, Ehebund und Liebesbund zuſammen. In manche Ehe habe ich hineingeguckt. Da iſt unter Andern drüben in Hohenguttberg der Hans Meyer, der kranke Mann mit dem ſchönen Bauerngut. Er hat ſein Auskommen die Hülle und Fülle, aber ſein Weib ärgert ihn zu Tode. Sie iſt zänkiſch und häßlichen Gemüths. Er liebte ſie, da ſie ein armes Mädchen war, und nahm ſie trotz ihrer Armuth. Nun verbittert ſie ihm das Leben. Kann er heraus aus dieſem Jammer-Daſeyn? Er wollte ſich von ihr ſcheiden laſſen, allein ſie will nicht, denn ſie käme um das fette Vermögen und die Herrſchaft, die ſie keifend ausübt über Magd und Knecht. Die Gerichte nehmen die Klage des Mannes nicht an, der Herr Paſtor ermahnt ihn, die heilige Ehe nicht zu zerſtören, und er ſiecht todesmatt dem Grabe zu. War ein prächtiger, kerniger, freundlicher, herrlicher Burſche, ehe der eine Irrthum mit ſeiner Kläre für das ganze Leben ſein Gemüth mit Bleigewichten belaſtete und vielleicht für immer all ſein Glück zerſtörte! — So giebt's viele Ehen, in denen der eine oder andere Theil eine augenblickliche Irrung des Gefühls mit jahrelangem Kummer bezahlt. Wer ſagt mir, daß ich nicht geirrt haben würde in meiner Wahl, und wer löſ't mich, wenn ich mich gefeſſelt und meine Frau etwa meine Feſſeln für Roſenketten hielte? — Der Hans Meyer ſollte durchgreifen, mögen Sie wohl meinen? Er mag aber ſeine Frau nicht ſchlagen, und ich könnte das ebenfalls nicht. Vernünftiger Rede hört die Kläre nicht; er fährt nun auf wie ſie, und das Gezänk nimmt kein Ende. Die Ehe mit gegenſeitigem freiem Willen iſt ein ſchönes Verhältniß, als Zwang auch nur Eines der Ehegatten kann ſie tödtend werden. Ob ich Recht habe mit meinen allgemeinen Sätzen, die ich mir ſo vom Leben abgeſehen, das weiß ich nicht. Auf andere Menſchen mag wohl bald der eine, bald der andere nicht paſſen, vielleicht auch keiner davon. Aber ich richte mich danach und empfinde dabei Zufriedenheit. Giebt es ein höheres Glück als dieſe?"

Wir waren am nächſten Dorfe angelangt, wo der Alte übernachten wollte. Der Abend ſank bereits herein, ich mußte eilen, wollte ich nur vor Mitternacht noch nach Hauſe kommen. Herzlich ſchüttelte ich die dargebotene Hand des Greiſes und nahm Abſchied. Da ich wenige Tage darauf in die Stadt zurückfahren mußte, ſah ich ihn nicht wieder. Ob er noch leben mag?

Anton Gubitz.



Vom rechten Glauben.

Dem Sultan Murad ward berichtet:
Ein Weiſer glaube nicht wie Er,
Der heil'ge Koran ſey vernichtet,
Beſtraf' er nicht den Ketzer ſchwer. —

Vom Herrſcher-Wort herbeigezogen,
Kam Hamed in ein Garten-Zelt
Des Sultans, das in vielen Bogen
Zu Blüthen-Pforten aufgeſtellt.

Da rief der Sultan: „Offenbare,
Was Du von Religionen denk'ſt,
Und welche Dir die einzig wahre,
Der Du den vollen Glauben ſchenk'ſt!“

Und Hamed ſprach: „O Herr, mit Sprechen
Iſt das ſo leicht nicht abgethan;
Der Menſch, im Kampfe mit Gebrechen,
Iſt reich an Glauben, reich an Wahn.

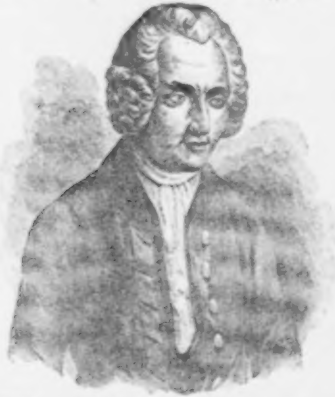
Doch ſieh, dies Zelt hat viele Pforten,
Und jed' an Blüthen mannigfach.
Sie zogen uns von hier und dorten
All' unter dieſes eine Dach.

Sie führen hin zu allen Wegen,
Sie führen her von nah und fern,
Und alle doch zu einem Segen,
Und alle zu dem güt'gen Herrn!

Ob ich auf die, auf jene weiſe,
Es bliebe doch das Ziel ſich gleich; —
So, Herr, iſt's mit dem Paradieſe,
So auch iſt's mit dem Himmelreich!“

Der Sultan ſann, bis mild und heiter
Zum Abſchied ſeine Hand gemahnt,
Und er gedacht: „Zieht Alle weiter,
Hin, wo Ihr Euern Himmel ahnt!“ Gz.

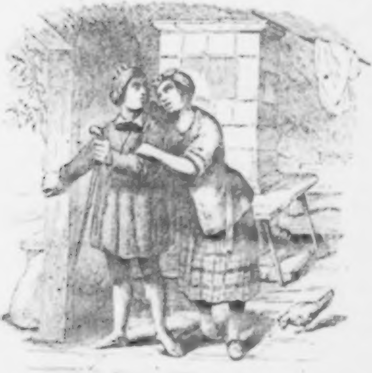
Jean Jacques Rouſſeau.



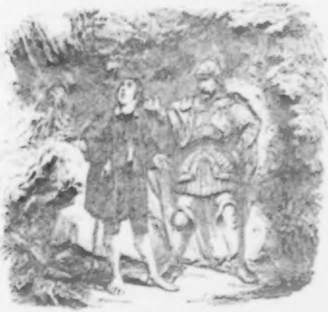
Jean Jacques Rouſſeau, der geiſtvoll träumeriſche Denker und Verkünder einer freien Zukunft, wurde 1712 zu Genf einem ſehr angeſehenen Uhrmacher geboren, die Mutter ſtarb im Kindbett. Früh angeregt für das Alterthum durch des Vaters Vorliebe für Plutarch und Tacitus, erwachte in ihm eine Neigung des Rückblicks in die menſchliche Vergangenheit, wo große und machtvolle Geſtalten ſich ihm zeigten, eine Neigung, die, zuerſt dem Gefühl entſtammend, ſpäter auf ſeine philoſophiſche Richtung eingewirkt haben mag. Wie wenig ihm ſchon in ſeiner Jugend die kirchlichen Formen einer beſtimmten Religionsweiſe galten, beweiſt ſein Uebertritt aus der calviniſchen zur katholiſchen Lehre, als er fern vom Vaterhauſe nur um dieſen Preis ſich Unterſtützung erwerben konnte. Mit gleicher Unbefangenheit gab er im Jahre 1754 die katholiſche Lehre wiederum auf, da ſeine Gedanken ihn längſt über das Anerkenntniß der beſtehenden Kirchen hinausgeführt hatten. Zuerſt ſchien ſein Talent ſich vorzugsweiſe zur Muſik hinzuwenden, in welcher er zu Chamberi Unterricht gab. Allein ſchon 1741 verließ er dieſen Ort, begab ſich nach Paris, lebte daſelbſt in ſehr kümmerlicher Lage und lernte an ſeinen eigenen Entbehrungen ebenſo die Schrecken der Armuth mitten in einer ſelbſtſüchtig genießenden Welt kennen, wie ſein umfaſſender Geiſt dieſe ganze Welt der Ueppigkeit als eine Mißgeburt der Bildung und Geſittung erkannte. So ward er wohl dazu bewogen, der Kultur überhaupt die Schuld an dem Verfall der menſchlichen Natur beizumeſſen. Sein erſtes öffentliches Auftreten als Schriftſteller war dem angegebenen Grundſatz gewidmet. Die von der Akademie zu Dijon 1750 geſtellte Preisfrage: „Ob die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften zur Veredlung und Reinigung der Sitten beigetragen habe“, löſte er verneinend, und in ähnlichem Sinne eine von derſelben Akademie ſpäterhin geſtellte Preisfrage: „Worin der Urſprung des Zuſtandes der Ungleichheit unter den Menſchen zu finden ſey.“ Seine Abhandlung über den Urſprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menſchen (1755 im Druck erſchienen) legte dar, daß von Natur die Menſchen einander gleich ſeyen, und daß die Kultur mit ihren Irrthümern, ſchwächenden Neigungen, zerſtörenden Leidenſchaften dieſe glückſelige Gleichheit erſt vernichtet habe. Rouſſeau's Ideal des Menſchen iſt alſo der Naturmenſch, den er ſich ausgerüſtet dachte mit Organen von gewaltiger Kraft und wieder ſo ätheriſcher Feinheit, daß er mittels ſeiner Sinne allein das Weſen der geſammten Natur durchſchauen und durchdringen könne. Gewiß liegt in dieſer nur ſchroff hingeſtellten Behauptung ſehr viel Wahres, denn die Verwöhnung des Menſchen in geſchraubten, künſtlich zurecht gemachten Verhältniſſen verkümmert die urſprüngliche Reinheit ſeiner natürlichen Gefühle. Wie oft erfahren wir, daß ein wenig gelehrter, doch unbefangener Sinn Wahrheiten anſchaut, zu denen der Hochgebildete ſich nur mit Anſtrengung des Denkens, vielleicht auch nie erhebt. Aber das iſt nicht Folge der menſchlichen Erfindung und Erkenntniß als ſolcher, ſondern Folge von deren verfehlter, naturwidriger Anwendung zu Gunſten einzelner Perſonen, beſonderer Abſichten, ſtatt zu Gunſten der Geſammtheit und allgemeiner Zwecke. Rouſſeau geräth in's Schwärmen. Er malt den Naturmenſchen aus, wie er im Walde wohnt, in ſtetem Verkehr mit der Natur in einſamer Freiheit dahinlebt. In dieſer Schwärmerei — die übrigens nicht alleinige Eigenthümlichkeit Rouſſeau's iſt, offenbar auch in der tiefen Sehnſucht ſeiner von entſittlichender Ueberfeinerung von Hof- und Ariſtokraten-Wirthſchaft, von [illegible] Kaffee, Wein und anderen Uebelſtänden in Maſſe überſättigten Zeit ihre Wurzeln fand — in dieſem ſchwärmeriſchen Drängen nach einem romantiſch geſchilderten Natur-Zuſtande iſt es doch immer der Menſch mit ſeiner Ur-Kraft zu allem Wahren und Edlen, ſeinem Ur-Recht zur Freiheit, den Rouſſeau aus dem Grabe erweckte. Der Begriff eines ſolchen Menſchen war in der gründlichen Verderbniß des Zeitalters gänzlich verloren gegangen und mit ihm nicht minder die Anerkenntniß von der Bedeutung des Volkes, als des natürlichen Grundes aller Staaten und aller Geſellſchaft. Rouſſeau's Kampf gegen das Theater, gegen die franzöſiſche Muſik, der ihm von den franzöſiſchen Muſikern eine Galgen-Parade ſeines Bildniſſes eintrug, wollen wir nur kurz erwähnen. Einen überaus zarten Ton dichteriſcher Empfindſamkeit ſchlug er an in ſeinem Roman: „Die neue Heloiſe", der großes Aufſehen machte, doch darin noch übertroffen wurde von einem zweiten Roman, „Emil" betitelt. Der letztere (1762 erſchienen) zog ſeinem Verfaſſer durch die darin verkündeten freien Religions-Anſichten Verfolgungen von Geiſtlichkeit und Behörden zu. Das Buch wurde von dem Parlament zu Paris verdammt. Er ſelbſt, zu ſchleuniger Flucht gezwungen, reiſte nach ſeiner Vaterſtadt Genf, die ihn jedoch nicht aufnahm, weil eifrige Calviniſten daſelbſt die Herrſchaft ausübten. In Neufchatel endlich fand er eine Zuflucht, und hier gab er einen glänzend geſchriebenen Vertheidigungs-Brief ſeines „Emil" gegen das franzöſiſche Parlament heraus. Allein der religiöſe Fanatismus vertrieb ihn bald auch aus dieſer Ecke der Schweiz, und Rouſſeau begab ſich, auf Einladung des berühmten Hume, nach London (1766). Mit der Sehnſucht nach dem franzöſiſchen Boden, ſeinem großen Vaterlande, im Herzen, verlebte er in Englands Hauptſtadt längere Zeit, bis ihm von der franzöſiſchen Regierung geſtattet wurde, nach Paris zurückzukehren, unter der Bedingung, weder über die Religion noch über die Regierung zu ſchreiben. Schon gebrochen am Körper durch tief einſchneidende Seelenleiden, machte er von der Erlaubniß Gebrauch und lebte eingezogen bis zu ſeinem Tode, der am 2. Juli des Jahres 1778 zu Ermenonville, dem Landſitz des Marquis von Girardin, unweit Paris erfolgte. Der Beſitzer des Gutes errichtete ihm ein Denkmal mit der Inſchrift: „Hier ruht der Menſch der Natur und der Wahrheit." — Wir haben dieſen Abriß ſeiner äußeren Lebensumſtände kurz im Zuſammenhange zu Ende geführt, um nun ſeiner ſchriftſtelleriſchen und philoſophiſchen Thätigkeit, die des verketzerten und gehetzten Mannes Ruhm begründete, noch einige Worte widmen zu können. Seine „Bekenntniſſe", in denen er ſein eigenes Bild entwirft, ſeine „Träumereien des einſamen Spaziergängers", ſeine Romane: „Die Abenteuer des Lord Eduard" (Fortſetzung der „neuen Heloiſe") und „Emil und Sophie", ſein großes Gedicht: „Der Levit von Ephraim" und manches Andere können wir nicht näher betrachten, obwohl viel dichteriſcher Reiz, blühende Farben, tiefe Gedanken und Anſchauungen darin ſich finden. Sein Haupt-Werk, der „**Contrat social**" (Geſellſchafts-Vertrag), muß uns vor allen anderen beſchäftigen. Mit dieſem Werke knüpfte er an die Grundſätze an, die er bereits in der früher erwähnten Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen ausgeſprochen. Wie ihm der Naturmenſch ein anderer iſt als der Menſch der Geſellſchaft, und wie er nicht in der Geſellſchaftlichkeit und der geſellſchaftlichen Freiheit die eigentliche Natur-Beſtimmung des Menſchen erkannte, ſo mußte er die Vereinigung zur Geſellſchaft auch eben als einen abgeſchloſſenen Vertrag anſehen. Er ſtand beziehungsweiſe im Recht, denn er hatte zunächſt die beſtimmte, beſtehende, gründlich verderbte Geſellſchaft im Auge, und vollbrachte unbedenklich ein ſegenreiches Werk, indem er dem früheren, von dem Engländer Hobbes aufgeſtellten Satze: der Menſch ſey von Natur böſe, den widerſprechenden Satz entgegenſtellte: der Menſch ſey ein von Natur zu allem Edlen, Sittlichen und Guten fähiges Weſen. Begründete ſich auf den Hobbes'ſchen Satz diejenige Staatslehre, welche despotiſche Strenge des Geſetzes mit der monarchiſchen Regierungsform verband, ſo erbaute ſich auf dem Grundſatze Rouſſeau's der Staat der neuen Zeit, in welchem der freie Selbſtwille des Volkes das Maaßgebende geworden. Der „Geſellſchafts-Vertrag" (1762 erſchienen) verſucht, ein Syſtem des freien Staatslebens auszuführen. Die Aufgabe deſſelben ſoll ſeyn: „eine Art und Weiſe geſellſchaftlicher Vereinigung zu finden, welche mit aller gemeinſamen Kraft Perſon und Eigenthum jedes Mitgliedes vertheidigt und ſchützt, und durch welche Jeder, ſich Allen vereinigend, dennoch nur ſich ſelbſt gehorcht und nichts von ſeiner Freiheit opfert." Rouſſeau wollte alſo durch den Vertrag auch das Eigenthum geſchützt wiſſen, obwohl einige ſeiner Bemerkungen bekunden, daß er den erſten Eigenthümer, welcher etwas für ſeinen ausſchließlichen Beſitz erklärte und alſo der geſammten Menſchheit entzog, nicht für einen Mann des Rechts erachtete. Er mochte es aber in einem Staate für unumgänglich halten und heiligte es durch den freiwilligen Vertrag. „Sein „**Contrat social**" wurde in Paris und Genf durch Henkershand verbrannt. Di. Nachwelt aber war gerechter und dankbarer. So vieles Träumeriſche, tiefſinnig Schwärmende ſie immerhin ſeinen philoſophiſchen Gedanken zu Gute halten muß, ſie erkannte in ihrem Kerne dennoch Lebenskeime der Zukunft, wie ſie auf die Umgeſtaltung der Staats-Verhältniſſe in Frankreich auch von entſcheidender Wichtigkeit geweſen ſind. Anton Gubitz.

Die Sage vom Kegelſpiel.

Willibald, ein ſehr lieber und gern arbeitender Knabe, vermochte nicht, ſeiner armen, oft kranken Mutter Leibrat zu helſen, als ſie gedrängt ward von dem reichen Kemmer Günthart um eine Schuld von ſechs Gulden. Der wollte nun die kleine Hütte ihr abpfänden laſſen, wenn ſie nicht binnen Monatsfriſt zehen Gulden zahle. Da meinte endlich Wilibald, der fünfzehn Jahre zählte: er müſſe das Geld wohl ſchon verdienen können; er trug der Mutter Holz zuſammen und Beeren des Waldes für viele Tage und ſagte der Luitgart: er wolle nur ein wenig in die Welt gehen, um die zehn Gulden zu holen. Luitgart gab dem Sohne ihren Segen und ermahnte ihn, daß er gottesfürchtig zum Werke ſey, und als Wilibald geſagt hatte: „Mutter, ich werde ja meinem Namen: arm und ehrlich, keine Schmach anthun!“ — zog er wohlgemuth aus. Wo er nun hinkam, griff er zu, wenn es Arbeit gab, ohne lange zu fragen; denen er arbeitete, die dankten ihm freilich wohl ſchön und fein, aber ſie gaben ihm nichts, als die geringe Speiſe, und wenn er fordern ſollte, hielt er ſich auch, weil er gar beſcheiden dachte, keines weiteren Lohnes werth und hatte am achten Tage nur erſt vier Pfennige verdient. Darüber wurde er nun ſehr traurig und hatte auch ſo viel ſchon gebetet, daß er meinte: Gott könne ihm zürnen, wenn



er immerfort ihn um die zehen Gulden anflehte; darum ſah er nur noch den Himmel ſtill an: ob er ihm nicht helfen wolle? — Und er rechnete ſich aus, daß die kranke Mutter daheim Mangel leiden müſſe, wenn er ihr nicht bald wieder Beiſtand leiſtete; er kehrte alſo düſter, doch mit Sehnen zurück, und nur, wie er Abends durch den Wald ſchritt, nahe dem Oertlein, wo er daheim war, fing er an bitterlich zu weinen in Scham und Leid, daß er nur die vier Pfennige habe. Es glänzte eben der Mond über die Waldnacht herauf, den ſah Wilibald, ach! ſo weh und freundlich an und flüſterte: „Du könnteſt es wohl meinem ſeligen Vater ſagen, daß er unſern Gott für die Mutter und mich bäte!“ — und da fühlte er einen leiſen Schlag auf der Schulter und hörte die Frage: „Du willſt Geld verdienen!“ — „Ach ja, ach ja, für meine Mutter!“ rief Wilibald und ſah ſich um. Da ſtand eine

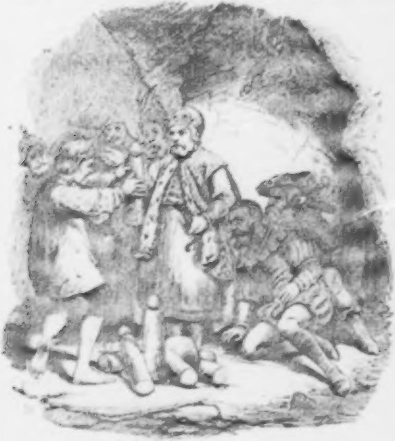


gar wunderbare Geſtalt in Rittertracht vor ihm. „So Du Dich nicht fürchteſt, will ich Dir zu thun geben!“ ſprach der Ritter, und Wilibald entgegnete: „Herr, ſag' nur erſt, was ich thun ſoll, dann werd' ich wiſſen, ob ich Dich zu fürchten habe!“ — „Folge mir!“ gebot der Ritter und Wilibald gehorchte mit tiefem Grauen; aber er ſang in ſtiller Wehmuth vor ſich hin:

„Ich weiß, Herr, wo ich ging und ſtand,
Da war ich ſtets in deiner Hand;
Du läſſeſt auch nicht los dein Kind,
Wenn jetzt ihm Schrecken nahe ſind!“

Und plötzlich that ſich die Wand eines Berges neben den Wanderern auf und Wilibald ſtand, freundlich um ſich ſchauend, unter einer großen Verſammlung, die ſagte ihm: er ſolle Kegel aufſetzen, ſie wollten ſpielen.

Und Wilibald, ob er auch ſehr ermüdet war von der Tagereiſe, ſprach: „Ja, Ihr Herren!“ und that, was ihm geheißen, obwohl mit Mühe, denn die Kegel wurden immer ſchwerer. Sie ſpielten aber Alle ohne Redens und waren ſo anzuſchauen, daß dem Wilibald ganz beklommen um's Herz wurde, und er über das Leid, was er den Herren anſah, das ſeine vergaß. Er hatte viele Stunden ſein Geſchäft verrichtet, da krähte der Hahn und es ſprach einer der Herren: „Nimm, Knabe, einen der Kegel zum Lohn!“ — und ſiehe, ſie ſtanden vor Wilibald und waren eitel Gold. Wie er zagte, ward ihm ernſt befohlen, einen der Kegel zu ergreifen, und er hob ihn leicht auf und ſprach: „Ach, meine lieben Herren, Gott ſegne Euch mit ſeiner Gnade!“ — und da



klang ein himmliſcher Ton wie von Jenſeits herüber: „Erlöſ't iſt Einer!“ — „Geh' heim nun, Knabe!“ riefen die Herren, und als der Hahn abermals krähte, ſtand Wilibald wieder im Freien und ſah die Sonne aufgehen, die ſeinen goldenen Kegel glänzend erleuchtete. Und wie er zur Mutter kam, ward große Freude in der kleinen Hütte und bald ſah man, daß hier der Herr geholfen hatte. Wilibald aber erzählte Allen gar traulich, wie es geſchah. Da auch vernahm es Günthart, als er die zehn Gulden empfing, und bald trieben ihn Neid und Gier um Mitternacht zu dem Berge, und er rief laut und laut: „Ihr hochedlen und hochweiſen Herren, laßt mich auch Kegel aufſetzen!“ — und wie er zum ſiebenten Male rief, that ſich der Berg auf und Günthart ward nicht mehr geſehen. Es erzählte aber der Geiſt des Berges einſt einem Hirten, daß in unterirdiſche Gänge Ritter gebannt ſind, die durch Raub und Mord Geld zuſammen häuften und nun verdammt wären, mit goldenen Kegeln zu ſpielen, wie ſie einſt im Leben thaten, bis ſie mit jedem derſelben gute Menſchen glücklich gemacht hätten. Auch Günthart habe einen Kegel mitnehmen wollen, weil er aber unreinen Gemüthes war, vermochte er ihn nicht zu heben, und da packten die Ritter hohnlachend ihm alle Kegel auf das Haupt und die Schulter, und wie er im Walde ſtand, wurden ſie immer höher und ſchwerer, daß ſich die Erde aufthat und Günthart hinabgedrückt wurde unter den goldenen Laſten, die einſt von frommen Bergleuten als Stufen gefunden werden. Und die da dieſe Mähr weiter erzählen, ſetzen allzeit das Sprüchlein hinzu:

„Wer ſeinen Dienſt in Liebe thut,
Den führet Gott gewißlich gut;
Doch wer nur dient mit gier'gem Sinn,
Der wird erdrücket vom Gewinn!“ Gz.

Die Brennſtoffe.

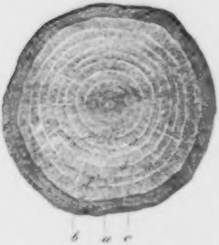
Brennſtoffe in der allgemeineren Bedeutung bezeichnen Alles, was durch die Verbindung mit Sauerſtoff, einem der Grundſtoffe, zum Glühen oder zum Ausbrechen in eine Flamme gebracht wird. (Vergleiche: „Ueber Feuer und Feuerzeuge“, Jahrbuch für 1846, S. 23.) In der engern Bedeutung nennen wir Brennſtoffe diejenigen Stoffe, die entweder zur Erwärmung von Räumen (z. B. Zimmerheizung) oder zum Erweichen thieriſcher und pflanzlicher Stoffe (z. B. zum Kochen), oder endlich zur Bearbeitung und Schmelzung mineraliſcher Körper gebraucht werden. Solche Brennſtoffe finden alſo ihre Anwendung im größeren Maaßſtabe in der Wirthſchaft, in den Handwerken, in den Künſten, Manufakturen und Fabriken der mannigfaltigſten Art. In der letzteren Bedeutung werden wir hier alle Brennſtoffe betrachten.

I. Das Thierreich liefert mehrere Brennſtoffe, die aber keine große Verbreitung haben und keine allgemeine Anwendung finden.

In Egypten bedient man ſich ſchon ſeit den älteſten Zeiten des Holzmangels wegen des getrockneten Kameelmiſtes zur Feuerung, d. h. zum Kochen, zum Heizen der Brüt-Oefen und dergleichen mehr. Aus dem bei dieſem Vorgange entwickelten Ruße wird durch Sublimation (trockne Deſtillation) der Salmiak (Chlor-Ammonium) gewonnen; ehemals erhielt man dieſen nur aus Egypten. Auf den Halligen, kleinen, niedrigen, der Ueberſchwemmung des Meeres ausgeſetzten Inſeln auf der Weſtſeite von Jütland und Schleswig, gebrauchen die armen Bewohner den getrockneten Miſt ihrer kleinen mageren Schafe zur Feuerung. — Auch thieriſche Fette aus dem Zellgewebe zwiſchen Haut und Muskeln, aus den Bauchhöhlen von den Nieren, aus dem Gekröſe oder aus beſonderen Höhlen dienen zuweilen als Brennſtoffe, häufiger aber als Erleuchtungsſtoffe.

II. Das Pflanzenreich liefert dagegen die meiſten Brennſtoffe von großer Verbreitung.

Unter allen iſt das Holz zuerſt zu nennen. Alle die Pflanzen haben eigentliches Holz, deren Zellen und Gefäßwände während ihrer längeren Dauer verdickt und verhärtet worden ſind. In dem Innern dieſer Pflanzen ſind die Gefäßbündel, Holzbündel, aus Spiralgefäßen und Baſtröhren beſtehend, ſehr dicht neben einander im Kreiſe geſtellt, ſo daß ſie im Querdurchſchnitte Ringe um denſelben Mittelpunkt (Jahres-Ringe, an der nebenſtehenden Figur d d) bilden. In der Mitte des Stammes entſteht dadurch eine, nur mit Markzellen erfüllte Röhre, die Markröhre (a). Um den äußerſten Jahr-Ring bleibt ebenfalls eine Lage von Zellen, die Rinde (b), deren innerſte Schicht, Baſt (c), wieder aus derberen, langgeſtreckten Zellen, Baſtröhren, beſteht. — Der Holzſtamm iſt den Laub- und Nadelhölzern eigen, die zu den Pflanzen gehören, deren Keim von zwei- oder mehreren Samenlappen umhüllt wird, und die deshalb zweiſamlappige (**Dicotyledoneae**) heißen; holzige Stöcke gehören den einſamlappigen Pflanzen (**Monocotyledoneae**) an. — Soll Holz entzündet werden, ſo muß man es bis zu dem Grade erwärmen,



daß der Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft ſich mit ihm vereinigen kann. Die Erwärmung geſchieht entweder durch Reibung (Feuerzeug der Wilden, Entzündung der Zapfen an Maſchinen und der Wagen-Achſen) oder dadurch, daß man das Holz einer großen Hitze ausſetzt (Latten auf Darrböden) oder einem ſchon brennenden Körper nähert. Je trockner und harzreicher ein Holz iſt, deſto leichter wird es entzündet. Die Feuchtigkeit eines naſſen Holzes verzehrt nämlich einen großen Theil der zur Entzündung nöthigen Wärme, indem das Waſſer ſich dadurch in Dampf verwandelt. Wenn ſich ein feſter Körper in einen tropfbar flüſſigen, oder ein tropfbar flüſſiger in einen ausdehnſam flüſſigen (in Dampf, in Gas) verwandelt, ſo wird den benachbarten Körpern jedesmal Wärme entzogen oder, wie der Kunſt-Ausdruck ſagt, gebunden. Wärme wird dagegen frei, wenn ein Körper obige Veränderungen ſeines Zuſtandes rückwärts durchläuft. — Harzreiches Holz entzündet ſich eben darum leichter, weil der Sauerſtoff zu dem Harze eine große Verwandtſchaft hat. Will man dagegen Holz gegen Entzündung bewahren, ſo braucht man daſſelbe nur mit Stoffen zu überziehen, zu denen der Sauerſtoff ſehr geringe Verwandtſchaft hat, z. B. mit einem Gemenge von Alaun, feinem Thon und Ochſenblute.

Obgleich Jedermann weiß, daß nicht jede Holzart beim Brennen gleich viel Wärme giebt, ſo wird es doch nicht überflüſſig ſeyn, die Erfolge, die Rumford bei ſeinen Verſuchen über die von jeder Holzart entwickelte Wärmemenge erhalten hat, hier überſichtlich mitzutheilen. Rumford zündete ein Pfund von jedem Holze an und beſtimmte nun die aus ihm entwickelte Wärmemenge nach der Waſſermenge, die durch dies Holz bis zu 80 Grad Réaumur, d. h. bis zum Siedepunkte des Waſſers, erhitzt wurde. Das angewendete Holz war lufttrocken.

Es erwärmte bis 80 Grad Réaumur:

1 Pfund	Eichenholz	29 $\frac{7}{10}$	Pfund Waſſer.
	Ulmenholz	30 [illegible]	= =
	Hagebuchenholz . . .	31 [illegible]	= =
	Kirſchbaumholz . . .	33 [illegible]	= =
	Eſchenholz	33 [illegible]	= =
	Buchenholz	33 [illegible]	= =
	Tannenholz	34	= =
	Lindenholz	34 [illegible]	= =
	Pappelholz	34 [illegible]	= =
	Birkenholz	34 [illegible]	= =

Wenn das Holz im Darr-Ofen getrocknet war, ſo gab es noch mehr Wärme; z. B. das Lindenholz erhitzte alsdann das Meiſte, nämlich 40 [illegible] Pfund. Dagegen verlor das Birkenholz durch das Dörren, es vermochte dann nur 33 [illegible] Pfd. Waſſer, alſo 1 [illegible] Pfd. weniger, bis zum Sieden zu erhitzen. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt in der Verflüchtigung des in dem Birkenholze enthaltenen Oeles (des ſchwarzen Dagget).

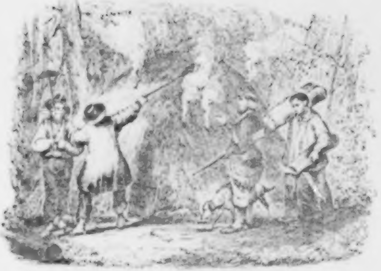
Um nun zu finden, welche Holzart am meiſten Wärme giebt, habe ich im Nachfolgenden eine kleine Ueberſicht berechnet. Dies war nöthig, da nicht alle Hölzer gleich ſchwer ſind, und ihr Verkauf nicht nach Pfunden, ſondern nach Klaftern, die Klafter gleich 180 Kubikfußen, geſchieht. Es erwärmt auf 80 Grad Réaumur:

1 Klafter	Pappelholz	94,241 $\frac{3}{10}$	Pfund Waſſer.
„ „	Tannenholz	127,748 $\frac{8}{10}$	„ „
„ „	Ulmenholz	144,921 $\frac{3}{10}$	„ „
„ „	Lindenholz	148,102 $\frac{7}{10}$	„ „
„ „	Kirſchbaumholz . .	169,714 $\frac{1}{10}$	„ „
„ „	Hainbuchenholz . .	173,908 $\frac{6}{10}$	„ „
„ „	Eſchenholz	202,980 $\frac{3}{10}$	„ „
„ „	Buchenholz	204,614 $\frac{8}{10}$	„ „
„ „	Birkenholz	223,248 $\frac{3}{10}$	„ „
„ „	Eichenholz	247,690 $\frac{8}{10}$	„ „

Von allen Holzarten iſt alſo das Eichenholz das zur Feuerung vortheilhafteſte, wenn keine andern Zwecke verfolgt werden.

Bei dem Verbrennen in freier Luft gehen viele der in dem Holze enthaltenen Stoffe und der neu gebildeten Verbindungen, z. B. der Rauch, aus Kohlenſtoff hauptſächlich beſtehend, der, von der erhitzten Luft aufwärts geführt, an kalten Körpern ſich als Ruß abſetzt, verloren. Sie können nur bei einer Verbrennung im geſchloſſenen Raume geſammelt werden. Dies führt uns zu einem zweiten, aus dem Holze ſelbſt gewonnenen Brennſtoffe, zu den Holzkohlen nämlich. — Die Gewinnung der Holzkohlen geſchieht durch die zerſtörende Deſtillation entweder in hohen, großen, aber ſehr koſtſpielig zu erbauenden Oefen, oder in eiſernen Retorten, oder endlich, und zwar am häufigſten, in freien Haufen oder Meilern. Bei den beiden erſten Arten erhält man außer den Kohlen: 1) Ein ſaures Waſſer (Holz-Eſſig), ein Stoff, der bei der freien Verbrennung mit dem Rauche aufſteigt; in erſterem und letzterem iſt aber grade das, was beim Räuchern des Fleiſches das Austrocknen und ſomit die Erhaltung deſſelben bewirkt, nämlich das Kreoſot, welches aus dem Griechiſchen ſtammende Wort „Fleiſch-erhaltend" bedeutet. 2) Theer, in welchem ebenfalls und in noch größerer Menge Kreoſot enthalten iſt. 3) Kohlenſaures Gas. 4) Kohlenoxydgas. 5) Zwei Arten von Kohlenwaſſerſtoffgas, von denen das ölbildende Kohlenwaſſerſtoffgas zur Gasbeleuchtung dient. Die Holzkohle aber enthält verſchiedene Salze, Alkalien, Erden, Metalle u. ſ. w. Sie muß, wenn ſie gut ſeyn ſoll, die Finger nicht ſchwärzen, ſondern etwas glänzend, ſpröde, klingend und von reinem Bruche ſeyn.

In Meilern wird dagegen die Kohle auf folgende Weiſe gewonnen: Auf einem etwas erhabenen, kreisrunden Platze von 10 bis 20 Fuß Durchmeſſer ſtellt man im Mittelpunkte eine lange



Stange, Quandelſtange genannt, auf, legt von ihr nach dem Umfange des Kreiſes einen dicken Knüttel gleichſam als Halbmeſſer, häuft um die Quandelſtange Späne und ſtellt dann gegen die erſtere 3 Fuß lange Holzſcheite ſchräg in concentriſchen Kreiſen auf. Der äußerſte Kreis, deſſen Scheite am ſchrägſten ſtehen, wird durch Gabeln, die in die Erde geſteckt werden, befeſtigt. Auf dies erſte Stockwerk wird ein zweites und drittes geſetzt, dann das Ganze gut mit Raſen, Erde und Moos bedeckt, und nur kleine Oeffnungen bleiben, um ſo viel Luft eintreten zu laſſen, als zum gleichförmigen Glühen des Holzes nothwendig iſt. Nachdem der Knüttel herausgezogen, werden die um die Quandelſtange aufgehäuften Späne vermittelſt einer langen Stange, um welche in Theer getauchte und angezündete Lappen gewickelt ſind, in Brand geſetzt. Es kommt dann darauf an, das Feuer gehörig zu leiten, was bald durch Zuwerfen der Luftlöcher, bald durch Aufgraben geſchieht. Iſt der Meiler vollſtändig und gleichmäßig eingeſunken, ſo wird der Brand durch aufgeworfene Erde erſtickt; dann werden die Kohlen hervorgezogen und der Luft zum Abkühlen überlaſſen. Die Holzkohlen finden ihre Anwendung beim Ausſchmelzen der Metalle aus Erzen, zu verſchiedenen andern Schmelz- und Löth-Arbeiten, zur Stahlbereitung, zu Küchenarbeiten, bei denen Flamme und Rauch ſchaden würden.

Außer den eigentlichen Hölzern, von denen ich nur die bekannteren, in unſerer Nähe wachſenden eben angeführt habe, bietet das Pflanzenreich noch mancherlei Sträucher und Kräuter, die getrocknet zur Feuerung benützt werden. So z. B. auf den Alpen die Alpenroſe (**Rhododendron ferrugineum**), in Sachſen baumarmen Gegenden die Haide (**Erica** und **Calluna**), an den Ufern der nördlichen Meere das Seegras (**Zostera marina**) und verſchiedene Tangarten (**Fucus**). — Pflanzen-Fette werden, wie die thieriſchen Fette, ebenfalls mehr als Erleuchtungs- denn als Brennſtoffe benutzt. — Seit mehreren Jahren hat ein aus dem Pflanzenreich gezogener Körper, der Weingeiſt oder Alkohol, **Spiritus vini**, einen großen Verbrauch, ſowohl in der Haushaltung als in den Gewerben und bei vielen chemiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen und Arbeiten, gefunden. Der Weingeiſt entſteht durch die Zerſetzung, welche der der Weingährung fähige Zucker erleidet. Bei dieſer Zerſetzung wird der Zucker in Alkohol und Kohlenſäure zerlegt. Die den Weingeiſt enthaltenden, gegohrenen Stoffe (Wein, Maiſche von Getreide oder Kartoffeln) werden deſtillirt, wodurch der flüchtigere Weingeiſt zuerſt übergeht und ſo von dem Waſſer und der Eſſigſäure getrennt wird. Erſterer entzündet ſich, zumal wenn er etwas erwärmt iſt, ſehr leicht durch einen elektriſchen Funken und durch flammende Körper, brennt mit blauer Flamme und ſtarker Wärme-Entwickelung, und ſetzt, wenn der Zutritt der Luft nicht gehemmt iſt, keinen Ruß ab. Die Erzeugniſſe ſeines Verbrennens ſind Kohlenſäure und Waſſer.

III. Die Brennſtoffe des Mineralreiches ſind:

Die Bitume oder Erdharze, als Naphtha, Erd-Oel, Bergtheer, Asphalt (Judenpech), werden mehr zur Beleuchtung als zum Brennen benutzt.

Bergtheer (verdicktes und verhärtetes Erd-Oel) wird noch am eheſten zum Kochen der Speiſen und Heizen der Zimmer an den Ufern des Caspiſchen Meeres verwendet. Er giebt eine große Hitze. — Der Anthracit (Kohlenblende), aus Kohlenſtoff beſtehend, brennt ohne Flamme, Rauch und Geruch und unter äußerſt ſtarker Hitze-Entwickelung. Daher iſt er auch ein ſehr geſchätzter Brennſtoff zum häuslichen Bedarf, für Kalk- und Ziegelbrennereien und manche Hütten-Arbeiten. Da aber der Anthracit ſchwer zu entzünden iſt und großer Wärme zum vollſtändigen Verbrennen bedarf, ſo muß das Anzünden durch Holz oder Steinkohlen geſchehen, und die Oefen müſſen einen hohen Roſt haben, damit die Luft ungehindert hinzutreten kann. Der Anthracit findet ſich in großen Lagern von 12, 25 bis 50 Fuß Mächtigkeit vorzüglich in Pennſylvanien, Maſſachuſets und Rhode-Island in Nord-Amerika, in Frankreich und Savoyen. Er wird entweder durch Tagebau, gewöhnliche Steinbruch-Arbeit oder bergmänniſch, d. h. vermittelſt der Schachte und Stollen gewonnen.

Der wichtigſte Brennſtoff des Mineralreiches ſind die Kohlen, die in Schwarz- oder Steinkohlen und in Braunkohlen getheilt werden. Die Steinkohlen beſtehen aus Kohlenſtoff, Sauerſtoff und Waſſerſtoff. Oefter enthalten ſie auch noch Stickſtoff und erdige Beimiſchungen. Die drei erſten Stoffe ſind in verſchiedeten Verhältniſſen mit einander gemiſcht, wodurch Härte und Farbe beſtimmt werden. Die Steinkohlen ſind Erzeugniſſe einer eigenthümlichen Gährung, die einſamlappige (z. B. Palmen) und zweiſamlappige Pflanzen (z. B. Farnkräuter) erlitten haben. Werden die Steinkohlen der trockenen Deſtillation unterworfen, ſo erhält man Kohlen (Koaks), die zu den Steinkohlen daſſelbe Verhältniß haben, wie die Holzkohlen zu dem Holze. Nach ihrem Verhalten bei der Deſtillation theilt man die Steinkohlen in Backkohlen, die zähe flüſſig ſich aufblähen und zu einer lockeren Maſſe vereinigen, und deren Pulver zuſammenſchmilzt; in Sinterkohlen, die ſich nicht aufblähen und aufſchwellen, und deren Pulver zu einer feſten Maſſe, ohne zu ſchmelzen, zuſammenſintert; und endlich in Sandkohlen, die faſt ganz unverändert bleiben, und deren Pulver locker wie Sand iſt. Die letztere Art iſt die ſchlechteſte, die erſtere die zur Gasbereitung die allein taugliche.

Die Steinkohlen finden ſich in vielen Ländern, namentlich in England, Frankreich, Belgien, Preußen, Oeſterreich, Bayern, Sachſen, Rußland, Nord-Amerika u. ſ. w. in Lagern von 4 bis 6 Fuß Mächtigkeit, obgleich auch 10 bis 12 Fuß und ſogar 30 Fuß mächtige gefunden ſind. Sie werden meiſt durch Pfeiler- oder Querbau gewonnen. Der Bergbau auf Steinkohlen hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die Lagen umſetzen, ſich werfen oder verwechſeln, bald Kohlenbrände oder ſchlagende Wetter (feurige Schwaden, durch die Grubenlichter der Bergleute entzündetes Kohlenwaſſerſtoffgas) das Leben der Arbeiter gefährden. Die Steinkohlen liefern einen herrlichen Brennſtoff für alle Schmelz- und Siede-Arbeiten, für Ziegel- und Kalkbrennereien, für Schmiede-Arbeiten und Glashütten, zur Bereitung des Leuchtgaſes, und die Dampfmaſchine verdankt man im Grunde den Steinkohlen, denn nur durch ſie kann ſie recht wirkſam ſeyn.

Zu vielen Arbeiten aber ſind die abgetriebenen Steinkohlen (Koaks) vorzuziehen. Bei einer ſolchen Abtreibung wird Kohlenwaſſerſtoffgas, Leuchtgas, Kohlenoxydgas, Kohlenſäure, Steinkohlen-Waſſer, Steinkohlen-Oel, brenzliche Säure, Steinkohlen-Theer, Ruß und Schwefel, wenn Schwefelkies (Schwefel-Eiſen) in den Steinkohlen enthalten war, abgeſchieden. Die Verkohlung geſchieht entweder in freien oder bedeckten Meilern, in ähnlicher Weiſe, wie bei den Holzkohlen, oder in Oefen, die wiederum verſchieden ſind, je nachdem ſie nur zur Verkohlung oder zur Gewinnung der eben angegebenen Stoffe, beſonders des Leuchtgaſes, dienen ſollen. — Der Steinkohlen-Theer wird häufig in den Gas-Anſtalten zur Feuerung unter den eiſernen, die Steinkohlen enthaltenden Röhren benutzt. Die guten Steinkohlen-Kohlen (Koaks) ſind eiſenſchwarz, von halbmetalliſchem Glanze, ſchwer entzündlich, brennen ohne Flamme und entwickeln eine ſehr große Hitze. Sie wirken zu vielen Schmiede-Arbeiten, zur Kupfer-, Eiſen- und Blei-Schmelzung, zu Feuerungen in Küchen, zum Heizen der

Zimmer in Oefen, die guten Zug haben, angewendet. — Die Steinkohlen ſind ſchon ſeit dem zehnten Jahrhundert in China in Gebrauch geweſen, und Marco Polo erzählte um's Jahr 1300 von ſchwarzen, brennenden Steinen, was für Fabel gehalten wurde. Seit 1280 ſind in England die Steinkohlen als Brennſtoffe benutzt worden, im ſüdlichen Europa lernte man ſie aber erſt 1450 durch den Papſt Aeneas Sylvius als ſolche kennen.

Die Braunkohlen haben dieſelben Beſtandtheile, wie die Steinkohlen, doch iſt ihr Gehalt an Kohlenſtoff geringer, weshalb ſie auch eine weniger heftige Hitze geben. Sie ſind ebenfalls die Erzeugniſſe einer eigenthümlichen Gährung, die vorzüglich zweiſamlappige Pflanzen erlitten haben; erſtere zeigen oft noch ganz deutlich das Holzgewebe. Ihre Farbe iſt ſchwärzlich oder braun. Sie verbrennen mit heller Flamme unter Entwickelung eines ſtarken, unangenehmen Geruchs nach einem brenzlichen Oele und mit Hinterlaſſung von vieler Aſche und Ruß. Sie kommen in jüngeren Gebirgslagern vor und werden von Thon, Mergel und Sandſtein begleitet. Die Lager haben oft 30 bis 40 Fuß Mächtigkeit. Der Bau auf Braunkohlen wird eben ſo getrieben, wie auf Steinkohlen; auch er hat mit vielen Schwierigkeiten, z. B. mit der geringen Haltbarkeit der Decken der Gruben (mit gebrächem Dachgeſtein), mit Kohlenbränden und Tagewaſſern zu kämpfen. In Böhmen, Sachſen, Preußen, Heſſen, Oeſterreich, Frankreich finden ſich große Braunkohlenlager. Die Braunkohlen ſind, wenn auch von geringerem Werthe als die Steinkohlen, dennoch von großem Nutzen für Hauswirthſchaft, Künſte und Gewerke. Die Erdkohlen und das Kohlenklein werden mit Waſſer zum Teige geknetet, wie Ziegel in Formen geſtrichen und zum Brennen benutzt. Um den vielen, in den Braunkohlen ſich findenden Schwefel und das brenzliche Oel zu entfernen, verkohlt man ſie; die Kohlen (Koaks) der Braunkohlen entzünden ſich dann auch leichter, als die der Steinkohlen. Seit mehreren Jahren hat die Gewinnung der Braunkohlen ſehr zugenommen, und Preußen fördert jährlich über neun Millionen Centner dieſes wichtigen Brennſtoffes zu Tage.

Der Torf zeigt halb und ganz verfaulte Reſte von Mooſen, Tangen, Schilfen und mehreren dergleichen Waſſerpflanzen. Er iſt ein ganz neues Gebilde und ſeine Bildung ſchreitet noch immer vor. In Sümpfen fällt die ganze Pflanzendecke am Ende des Herbſtes zu Boden, ein neuer Pflanzenteppich bildet ſich und vergeht wie der frühere, und die dritten und folgenden Geſchlechter haben daſſelbe Schickſal. So entſteht auf dem Grunde des Sumpfes eine Schicht nach der andern, das Waſſer ſchwindet und ein Torfmoor tritt an ſeine Stelle. Man unterſcheidet Bagger-Torf, einen Schlamm, der getrocknet keine Spur von Pflanzen mehr zeigt, Pech-Torf, von Erdharz durchdrungen, Papier-Torf, aus dünnen Schichten beſtehend, Raſen-Torf, Haide-Torf u. ſ. w. —

Torfmoore finden ſich auf Hochebenen und in Ebenen, an den Meeres-Küſten, vorzüglich in Deutſchland, Holland, Frankreich, Schottland und England. Sollen Torfmoore, die zuvor nach ihrer Mächtigkeit und Güte unterſucht worden ſind, abgebaut werden, ſo werden ſie durch Abzugsgräben entwäſſert, ihrer Raſendecke beraubt, und der Torf vermittelſt eiſerner Werkzeuge in die bekannten Formen geſtochen, aufgeſtellt und, nachdem er gut getrocknet iſt, nach dem Hundert oder Tauſend verkauft. Guter Torf darf nicht leicht zerfallen, er muß ſchnell verbrennen und wenig Aſche hinterlaſſen. Der Bagger-Torf, der beſte von allen Arten, wird in Formen geſtrichen, gepreßt und getrocknet; er heißt dann Preß-Torf, während der andere Stich-Torf genannt wird. Die Torf-Erde wird im nördlichen England mit Lehm zu Kugeln geknetet und dann als Brennſtoff benutzt. — Der Torf kann bei allen Feuerungen angewendet werden, die keinen ſo hohen Hitzegrad, wohl aber eine gleichförmige Hitze erfordern, z. B. bei Kalk-, Ziegel-, Töpfer-, Steingut-Oefen, zur Zimmerheizung u. ſ. w. Den Torf unterwirft man ebenfalls der Verkohlung in Meilern, Gruben und Oefen. Auch Leuchtgas gewinnt man jetzt aus ihm.

Schließlich folge hier noch ein kleines Verzeichniß über die Wärmemenge, die einige der obigen Brennſtoffe geben:

1 Pfund Holzkohle ſchmelzte .. $93\frac{5}{10}$ Pfund Eis.
„ „ Steinkohle „ .. 61—75 „ „
„ „ Torf „ .. 16—23 „ „

(Nach den Verſuchen von Clement und Desormes.)

Außer den oben beſchriebenen Brennſtoffen werden noch in manchen Gegenden erdöl-reiche Mergel- und Thon-Schiefer und Sandſteine zum Brennen benutzt; ſie geben aber nur ein mittelmäßiges oder gar ſchlechtes Feuer, da ſie zu viel erdige Theile enthalten.
L. Heros.

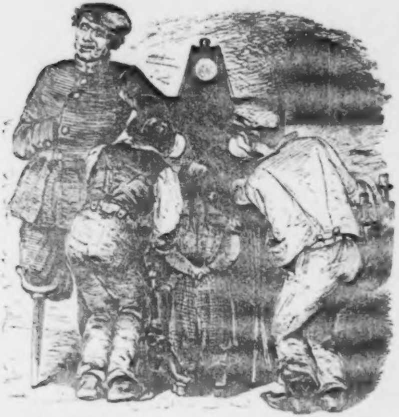
Die Burgruine Kiffhauſen.

Allbekannt iſt die alte Sage von Friedrich dem Rothbart, der im Thurmgewölbe der alten Kiffhäuſer Kaiſerburg einem neu erſtehenden ruhmwürdigen Deutſchland ſeit ſechs Jahrhunderten entgegenharrt, um dann wieder hervorzutreten zu verjüngtem Leben und Wirken. Der rothe Bart des Kaiſers wächſt um den ſteinernen Tiſch, der vor ihm ſteht, und ſobald er das dritte Mal gänzlich herumgewachſen ſeyn wird, ſoll Friedrich erwachen. Seine erſte Handlung wird dann ein Sinnbild ſeiner ferneren Beſtimmung entſtehen laſſen: er wird ſeinen Schild an einen verdorrten Baum hängen, daß dieſer plötzlich wieder Knospen und Blätter treibe und ſich belaube in grüner Pracht. So die Sage, welche als ein Ausdruck der Volks-Sehnſucht zu betrachten ſeyn

möchte, jener Sehnſucht, die aus unfreien Zuſtänden Wünſche und Hoffnungen hinausſendet in die Zukunft und gern dankbaren Gemüthes dieſe Wünſche und Hoffnungen an einen verehrten Namen knüpft. Wie weit es mit dem Wachsthum des kaiſerlichen Bartes und dem damit verknüpften Beleben der Hoffnungen gediehen, wiſſen wir nicht; der Urſprung der Sage aber reicht weit hinein in das Mittelalter, und die Erbauung der Burg gehört daher einer ſehr frühen Zeit an. Bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ſpricht eine Chronik von Zerſtörung der Burg, die dann jedoch, wahrſcheinlich bald, wieder aufgebaut worden iſt. Die noch jetzt daſtehenden Trümmer tragen den Bauſtil des zwölften Jahrhunderts an ſich. Die Burg verfiel ſpäter, nachdem ſie aus dem Beſitz der Kaiſer in den vieler anderer Fürſten übergegangen, aus Vernachläſſigung. Die Mönche, welche der daſelbſt errichteten und 1433 durch Biſchof Nikolaus von Wiltperg eingeweihten Kapelle zum heiligen Kreuz zur Bedienſtung überwieſen waren, zogen zwar aus den Spenden der Wallfahrer reiche Einkünfte, allein ſie kamen der Kirche zu gut: den alten Bau überließ man dem Zahn der Zeit. Mit der Reformation traten Kriegs-Umſtände ein, die um Herſtellung noch weniger ſich bemühen konnten, und ſo blieb von dem glänzenden Schloſſe endlich nur die Ruine, welche wir jetzt auf dem Kiffhäuſer Berge erblicken. In einer Höhe von 1300 bis 1400 Fuß, das Thal Wolleda überſchauend, welches jenen Berg ſüdwärts vom Brandberge und Judenkopfe trennt, thront die Ruine. Eine fahrbare Straße, der Rennweg genannt, führt auf dem Rücken des Berges von der Rothenburg aus den Beſucher Thüringens gerade in das „Erfurter Thor" der Burg, das dieſen Namen erhielt, weil man von ihm aus bei klarer Luft Erfurt erſpähen kann. Gras und Gebüſch wuchert zwiſchen dem Thore, auf dem Burghof, auf den Gebäuden ſelbſt. Die Reſte eines alten Brunnens erblickt man zuerſt dem Thor gegenüber, und von der Kuppe des Berges winkt der gegen achtzig Fuß hohe Thurm, der noch immer aufrecht ſteht und mit ſeinen gewaltigen, obwohl halb zerklüfteten Mauern ohne Wanken allem Wetter trotzt. Seine Grundmauern, in denen einſt Schatzgräber in Menge gewühlt, haben eine Dicke von dreizehn Fuß. Er und die ihn umgebenden zerfallenen Gemäuer bilden die Oberburg. Von der Unterburg und ihrem Thurme blieben nur ſehr geringe Spuren übrig. Dagegen ſind die Mauer-Ruinen der Kapelle, des ſchon vorher erwähnten berühmten Wallfahrtsortes zur Zeit des Mittelalters, auf der öſtlichen Spitze des Berges, oberhalb Tilleda, ſo weit erhalten, daß man Form und Stil zu beurtheilen vermag. Früher umgab eine dicke Mauer, beſchützt von einem feſten runden Thurm, die Kapelle, welche viele Ablaßſchätze barg, und den Kirchhof, deſſen geweihte Grabſtellen mit hohen Preiſen bezahlt wurden. Vom großen Thurme der Oberburg aus hat man die herrlichſte Ausſicht über freundliche

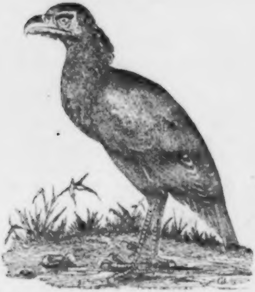
Dorfſchaften, fruchtbare Felder, waldbedeckte Höhen bis zum Harz im Norden mit dem aufragenden Gipfel des Brockens. Im Oſten und Süden die goldene Aue, die Sachſenburg, der Ettersberg, im Weſten die Rothenburg, das Eichsfeld, ſo ſtreift der Blick über zahlloſe Gegenden und umfaßt ein reiches Gemälde. — Berg und Ruine Kiffhauſen gehören jetzt zum Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt.

Die Bilder-Mappe.



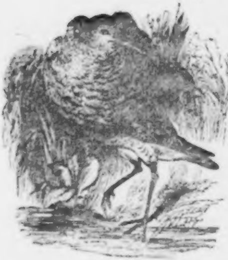
Die Kinder des Aktuar Franz Sinnig blickten wieder auf die Bilder-Mappe des alten Siegfried Randel, der uns aus dieſes Büchleins Jahrgängen für 1841, 1843, 1845 und 1847 nun ſchon ſehr bekannt iſt: wir haben ja bereits Allerlei mit ihm erlebt. Er war jetzt, da er Otto's und Marie's Wünſche, die ſie beſcheiden nicht laut werden ließen, leicht errathen konnte, bei der Hand und ſagte: „Es iſt ſchon Einiges für Euch wieder bereit gelegt, greift einmal zu!“ Otto griff nach einer Guckkaſten-Aufſtellung. „Mir iſt's recht!“ bemerkte Randel; „nun kann ich mir einbilden, ich wäre ſelbſt der alte Invalide, der Euch ſeine Bilder vorzeigt. Doch hab' ich mich wenigſtens nicht zu beklagen, daß mir im Alter Alles ſo kärglich zugemeſſen wäre, wie dem greiſen Soldaten, der ſein Bein in der Schlacht verlor und jetzt auf ſeinem Stelzfuß mit dem Kaſten umherläuft, ſich ein paar Groſchen zu erwerben: denn bei dem Wenigen, was er monatlich empfängt, könnt' er nur ein Mal wöchentlich eine ſättigende Mahlzeit halten. Find' er alſo recht viele ſolcher Neugierigen, wie er ſie braucht, die einen oder zwei Dreier daran wagen, und, hineinſchauend in die ärmliche Bilder-Ausſtellung, von ihm vernehmen: „Hier werden Sie ſehen“ —! wonach dann Sündfluth, Fegefeuer und Hölle zu ſchauen ſind, und wie die Egypter im rothen Meer ertrinken, wie der wilde Jäger durch die Luft zieht, und mehr dergleichen. Er ſchildert Alles, obwohl er wenig oder nichts davon weiß, und er ſchildert auch das, wovon kein Menſch etwas weiß, weil es eben nichts iſt als Sage aus den Spinnſtuben, wo man oft mehr dummes Zeug ſchwatzt als gutes Garn ſpinnt. Er kommt aber auch auf den Brand von Moskau und läßt gewiß die Schlacht nicht fehlen, in der er das Bein verlor; davon weiß er mehr und wird ausführlicher, indem ſeine Erinnerungen ſich mit einmiſchen, was wir ihm gern gönnen wollen. Wie oft er nun die Bilder verwandelt, immer beginnt er wieder mit ſeinem: „Hier werden Sie ſehen“ —! und die Lehrburſchen, die da eifrig Augen und Ohren aufſperren, erachten ſich durch die Ehre, mit „Sie“ angeredet zu ſeyn, hinſichtlich ihrer Dreier beinahe ſchon entſchädigt; denn das liebe „Du“ haben ſie nicht lieb und das hochmüthige „Er“ klingt auch ihnen unangenehm, was wir freilich eher billigen könnten, wenn nicht die Mißliebigkeit des „Du“ gleichfalls Hochmuth wäre. Genug aber, die beiden Burſchen ſind ſehr zufriedene Zuſchauer und es entgeht ihnen dabei, daß ſie offenbar ihre Geſchäfte verſäumen, mithin das Vergnügen wohl auf eine Freiſtunde hätten verſparen ſollen. Das mögen indeß ihre Meiſter mit ihnen abmachen! denkt der Invalide und hat noch ein lange ſchon mit großen Augen fern ſtehendes Kind herbeigerufen, damit es umſonſt des Glückes theilhaftig werde, die Geheimniſſe dieſes Kaſtens kennen zu lernen.

Aber Marie hat ſchon ein ander Bild ergriffen — was iſt's denn? Sieh da, ein Vogel mit einem wunderlichen Namen! Er heißt: „der Sekretair“, wird über drei Fuß hoch und, den Kranichen angereiht, zählt man ihn zu den Raubvögeln. Dabei muß man ihm aber alle Ehre laſſen, denn er macht beſonders Jagd auf Schlangen, auch auf große, und ſcheut eben ſo wenig den oft harten Kampf mit ihnen wie ihr Gift: er weiß ſich dabei recht gewandt und klug zu benehmen. In der Gefangenſchaft



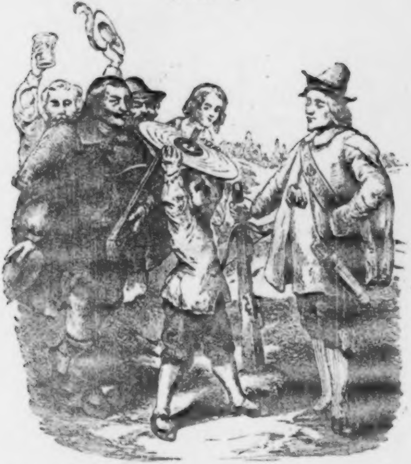
bei den Menſchen beträgt er ſich ſehr liebenswürdig; er reinigt die Höfe von allem Ungeziefer und ſtiftet ſogar, wenn das Hausgeflügel in Hader geräth, Frieden, indem er, als der ſtärkere Theil, die Streitenden trennt. Er lebt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, folgte aber von da ſchon manchem Ruf nach andern Inſel-Ländern, weil man ſeine Nützlichkeit ſchätzen lernte. Man möchte dieſen Namens-Verwandten allen Sekretairen, vom Staats- und Kabinets-Sekretair an, als Muſter empfehlen: denn Vertilgung des Schlangen-Gezüchts, Vertreibung des Ungeziefers von den Höfen und Frieden ſtiften, das ſind doch gewiß ſchöne Eigenſchaften bei dem Einfluß der Sekretaire oder Geheimſchreiber!

Da habt Ihr nun ſchnell ein Gegenſtück vor Euch: den Kampfhahn, ein wahres Bild der Parteien unter den Menſchen, und das ſcheint ſich ſchon im Aeußeren kund zu geben, denn man findet nicht zwei Kampfhähne, deren prunkend Gefieder ſich in den Farben gleicht. Die Weibchen ſind ſehr vernünftig: ſie tragen erſtens gar nichts von prunkenden Farben an ſich und nehmen zweitens keinen Theil an der Streitſucht, wollen ſich alſo nicht „emancipiren", das heißt: nicht thun, als ob ſie Hähne wären. Dieſe aber kommen in der Nähe ihrer Lagerplätze — ſie wohnen am Strande und gehören auch zu den ſogenannten Strandläufern — täglich auf einer ausgeſuchten trockenen Gras-Stelle zuſammen und ſtreiten dann fortwährend, dies nur unterbrechend, wenn ſie ihre Mahlzeiten halten. Wie Fechter ſtehen ſie einander gegenüber, doch immer nur Zwei und Zwei; ihr Kragen treibt ſich in die Höhe durch die innere Wuth, die Federn ſträu-



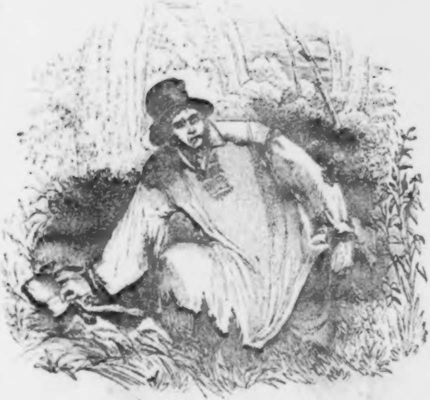
den ſich, der Körper richtet ſich auf und kunſtgerecht greifen ſie nun an und wehren ſich. Doch giebt's da weder Wunden noch Beulen, es koſtet nur Federn, und mancher Kampfhahn verläßt den Fechtplatz ſehr zerzauſt. Man mag ſie als Sinnbild der ſchriftſtelleriſchen Feder-Kämpfe betrachten, wenn ſie um ein Nichts geführt werden. Gilt es aber eine tüchtige und ehrenwerthe Angelegenheit, dann ſoll der Mann kämpfen, ſich an der Getroffenen Geſchrei und Geſchmäh nicht kehren, das zumeiſt von Denen ausgeht, die um ihrer Selbſtſucht oder um ihres Vortheils willen allerlei Wahn und Trug feſthalten und verewigen möchten. „Da greift der Mann dann muthig an: die Wahrheit muß ja ſiegen, und ſelbſt im Schein des Sieges kann die Lüge nur erliegen!“

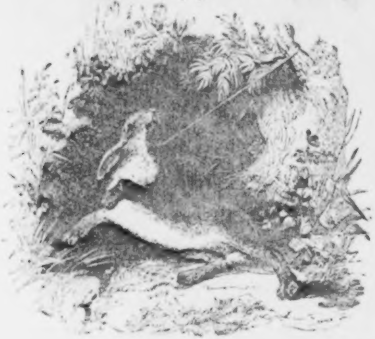
Aha, jetzt äugelt Otto nach dem Bilde, auf welchem man eben nach dem Meiſterſchuſſe den Schützen-König begrüßt. Er hat mit der Armbruſt den Pfeil abgeſchoſſen, der den Mittelpunkt der Scheibe traf, und wir haben alſo Schützen vor uns aus der Zeit, als Pulver und Feuergewehr noch nicht im Gebrauch waren. Damals gab es noch keine ſtehenden Heere und die Bürger mußten oft genug ihre Städte und Habe auf der Mauer und im freien Felde gegen Raubritter verwahren; deshalb war Jeder, der die Waffen führen konnte, bemüht, ein guter Schütze zu werden, und aus jenen Tagen ſtammt das Sprüchwort: „Vor dem Pfeil vom guten Schützen wird der Harniſch auch nichts nützen!“ Die Geſchichte hat uns von manchem merkwürdigen Schuß mit Armbruſt und Pfeil zu erzählen, unter denen der berühmteſte der des Tell iſt, wovon Ihr Kinder ja auch ſchon wißt. Jetzt hat unſere Jugend ihre Schieß-Uebungen bei der Bildung zum Soldaten, und giebt es freilich noch Schützen-



Geſellſchaften, ſo iſt's, weil das Vergnügen Abwechſelung und ſelbſt das der Sonntags-Jäger einige Uebung haben will. Wenn's nicht der Wirthſchaft daheim ſchadet, mag's immerhin ſeyn!

Was habt Ihr denn nun? — Einen Wilddieb, der den Haſen in der Schlinge fängt, die er künſtlich ſo anlegte, daß ſie den Haſen, wenn er aus ſeinem Schlupfwinkel hervorſpringt, feſthält, wie das zweite Bild zeigt. — Ihr merkt am Geſicht des Wilddiebes, daß ihn ſein Gewiſſen in Furcht ſetzt, als er im Begriff iſt, ſeine Beute in einen Sack zu ſtecken, den er nachher unter ſeinem Ueberwurf wieder verbirgt; er weiß alſo ſehr wohl, daß er Unrecht thut. Die Jagd-Geſetze ſtammen aus einer Vergangenheit, in welcher die Gebietenden ſelbſt Menſchen als Eigenthum betrachteten, um wie viel mehr alſo die Thiere in Wald, Feld, Waſſer und Luft. So hat denn noch jetzt nicht überall der Landmann das Recht, die ſein Feld und ſeinen Garten verwüſtenden, der Jagd ange-

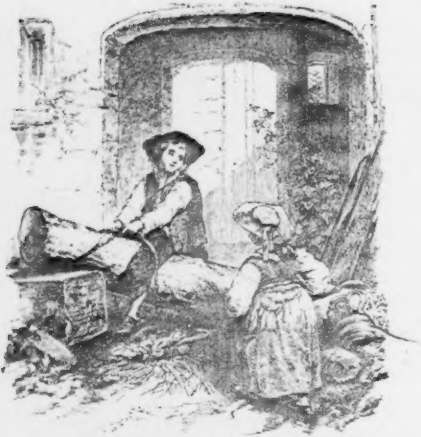




hörenden Thiere zu tödten, ſondern ſoll ſich den Schaden gefallen laſſen, ſonſt wird er, greift er zur Selbſtwehr, als Wilderer oder Wilddieb beſtraft. Das iſt ein offenbarer Eingriff in das Recht des Eigenthums, das Jeder nicht nur beſchützen darf, ſondern dazu verpflichtet iſt. Unſre vorſchreitende Geſetzgebung wird dies hoffentlich bald ausgleichen. Ein Anderes iſt's mit dem klaren Wilddiebſtahl, denn gäbe man das Wild preis, würde man bald gar keins mehr haben, und was man in neuerer Zeit, wo man zuweilen das Verlangen nach Freiheit in's zu Allgemeine ausdehnt, vom Allgemein-Eigenthum des Wildprets ſagte, haut, wie man zu ſagen pflegt, über die Schnur. Jedenfalls aber ſind Geſetze, auch wenn ſie uns nicht gefallen, zu beachten; es würde ja alle Ordnung aufheben, wenn Jeder, ſchiene ihm etwa dieſes oder jenes Geſetz ein Unrecht, ſich alsbald davon entbunden glaubte. Mitwirken, daß ein ſchädliches Geſetz beſeitigt werde, mag und ſoll Jeder, wenn er es kann; ſo lange jedoch ſelbſt ein als ſchädlich erſcheinendes Geſetz beſteht, muß man ihm gehorchen. Der Wilddiebſtahl iſt aber ohne Zweifel ein Verbrechen gegen ein heilſames Geſetz, wir wollen deshalb den Mann da als einen Verbrecher betrachten, und wenn wir etwa Armuth und Sorge für die Seinen als Milderungs-Gründe gern annehmen, kann und darf dies doch nicht bis zur Rechtfertigung einer ſtraffälligen That verführen. Die wahre Freiheit, lieben Kinder, bewahrt vor Allem, als freie Aeußerung edler Selbſt-Beſchränkung, dem Geſetz die ſchuldige Achtung.

Spielende Kinder! Nicht wahr, Mariechen, das iſt etwas für Dich? Greif' zu! — Es ſind ſehr genügſam anſtellige Kinder, denn ſeht: der Knabe wußte ſich aus einem Baumſtamm ein Pferd, und das Mädchen aus einem Stecken und einem Stückchen Holz eine Harke zu machen. Wer's Vergnügen finden will, dem wird's bald überall wohnen, in dem kleinſten Raum und geringfügigſten Dinge. Freuen wir uns mit an der Freude der Geſchwiſter! — es kommt uns aber doch eine Bedenklichkeit! Da lehnt ein Krug; gewiß ſollen die Beiden etwas holen und wählen nun offenbar zum Spiel die unrechte Zeit. Ihren Auftrag müßten ſie erſt vollbracht haben, wie denn überhaupt die Stunde zur Erholung erſt dann die rechte, wenn die Arbeit gethan und die Schule mit ihren Aufgaben gehörig bedacht iſt. Denn die Tage vergehen und jeder von ihnen muß nützlich angewendet werden, von frühſter Jugend an. Leſet zuweilen die Reime hinter dem Bilde! Da ſteht:

„Was Hänschen nicht lernt, Hans lernt es nimmer,
Daran, Ihr Kinder, denket doch immer!
Als Hänschen fürwahr, da lernet Ihr recht,
Seyd Ihr erſt Hanſe, da geht es ſehr ſchlecht.
Das junge Bäumchen iſt leicht zu biegen,
Und Hänschen kann ſich noch fügen und ſchmiegen;



Doch Hans iſt ſchon ſteif, hat ſchon and'res Begehr,
Da geht dann das Lernen verdroſſen und ſchwer.
Drum, Kinder, verſäumt nicht die richtige Zeit,
O lernet, ſo lange Ihr Hänschen noch ſeyd!"

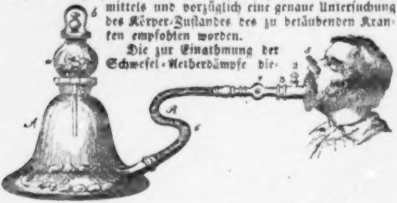
Dabei muß Keiner ſagen: Dies oder Jenes iſt mir zu ſchwer; ſolcher Ausrede ſoll man ſich ſchämen. Was ein Anderer kann, muß ich auch können! — das iſt der richtige Spruch; denn die viele Nachgiebigkeit für Neigungen und Abneigungen bringt das meiſte Elend in's Leben! — Und nun ſchließe ich wie ſonſt: theilt Euch die Bildchen für Eure Bilder-Mappe und ſeyd für jetzt mit dem kleinen Zuwachs zufrieden; — denn klein beginnen und mehr erſtreben, iſt Halt und Inhalt für's ganze Leben!"

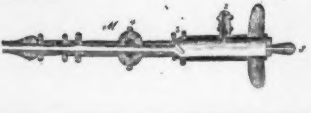
Der Schwefel-Aether.

Der Schwefel-Aether (Aether sulphuricus, éther sulphurique), auch Vitriol-Naphtha genannt, wurde von Valerius

Cordus im Jahre 1540 zuerſt angeführt. Er iſt waſſerhell, dünnflüſſig, von durchdringendem und angenehmem Geruche und kühlendem, ſüßlichem Geſchmacke, kocht bei 35—36 Grad Réaumur und verdampft bei der mittleren Luftwärme ſehr ſchnell, indem er dann einen bedeutenden Kälte-Grad entwickelt. Seine Grundbeſtandtheile ſind Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, oder zwei Raumtheile ölbildendes Kohlenwaſſerſtoffgaſes (Leuchtgaſes) und ein Raumtheil Waſſerdampfes. Wegen dieſer Zuſammenſetzung erzeugt er bei ſeiner Verdampfung mit atmoſphäriſcher Luft gemiſcht Knallgas, das ſich durch einen Funken mit heftigem Knalle entzündet und dann leicht Jemand tödten kann. — Der Schwefel-Aether wird dargeſtellt, indem man 3 Theile Alkohols mit 3½ Theilen concentrirter Schwefelſäure miſcht und durch mäßige Hitze dies Gemiſch in einem Kolben deſtillirt, während die Vorlage gut erkältet iſt. — Der Schwefel-Aether iſt ſchon lange im Arznei-Gebrauche und unter dem Namen der Hoffmannſchen Tropfen (**Liquor anodynus mineralis Hoffmanni**) bekannt. Dieſe Tropfen werden durch das Zuſammenmiſchen von einem Theil Schwefel-Aethers und drei Theilen Wein-Alkohols dargeſtellt. — In neuerer Zeit iſt von dem Schwefel-Aether auch ein wundärztlicher Gebrauch gemacht worden; der Erſte, der dies that, war der Chemiker Dr. **Jackſon**. Der Aether betäubt nämlich den, der ſeine Dämpfe einathmet, er verſetzt ihn in einen der Trunkenheit ganz ähnlichen Zuſtand und benimmt vorzüglich den Nerven die Fähigkeit, zu empfinden. Man wendet daher den Schwefel-Aether bei ſchmerzhaften Operationen an und hat in vielen Fällen einen günſtigen Erfolg erzielt; doch iſt von den Aerzten die größte Vorſicht bei Anwendung dieſes Betäubungsmittels und vorzüglich eine genaue Unterſuchung des Körper-Zuſtandes des zu betäubenden Kranken empfohlen worden.

Die zur Einathmung der Schwefel-Aetherdämpfe die-





nende Vorrichtung, wie ſie die Doktoren **Boot** und **Robinſon** in London anwenden, iſt folgende: Ein Glasgefäß, das durch einen Glaspfropfen b geſchloſſen werden kann, iſt mit Schwämmen, die mit Schwefel-Aether getränkt ſind, angefüllt. Nach unten öffnet ſich dies Gefäß vermittelſt einer Röhre c in eine große Glasglocke A, aus der eine von Kautſchuk (Gummi elasticum) gefertigte Röhre R die entwickelten Aetherdämpfe fortleitet. In dem metallenen Mundſtücke, das auch (M) dargeſtellt iſt, befindet ſich ein Hahn (4), der das Ausſtrömen hindern kann. Ein, nur nach außen ſich öffnendes Ventil (3) verſchließt der ausgeathmeten Luft den Eingang in die Röhre, während ein nach oben gerichtetes, wagerechtes Ventil (2) dieſe erſtere entfernt. Das Kiſſen (1) wird feſt gegen den Mund gedrückt, in den die Spitze (M, n) geſteckt wird. Eine elaſtiſche Feder (5) dient dazu, die atmoſphäriſche Luft nicht durch die Naſe in die Mundhöhle treten zu laſſen.

L. Heros.

Vom Wucher und Wucher-Spiel.

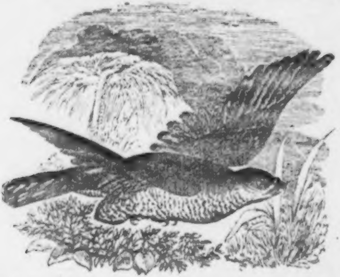
„**In vino veritas**" — im Wein iſt Wahrheit! — dieſe alte Rede hat Wahrheit, obwohl mit Unterſchied. Der Wein giebt oft den Schlüſſel zum Herzen und zieht die Maske vom Verſtande. Hält man aber beim Weine nicht Maaß, geht natürlich die Wahrheit auch über's Maaß hinaus und wird ihr Gegentheil, und iſt der Wein verfälſcht, was nicht zu den Seltenheiten gehört, läßt ſich begreiflich die Wahrheit nicht völlig echt verlangen. Etwas hat jedoch der Ausſpruch für ſich, das merkten wir, als neulich in aufgeregter Geſellſchaft ein Schwindel-Makler ſich zu uns geſellt und nicht ſo viel getrunken hatte, daß ihm, um einen Volks-Ausdruck zu gebrauchen, die Zunge auf Stelzen ging, ſondern eben genug, um der Zunge den Zügel nicht mehr halten zu können: ein Zuſtand, den er gewiß „preiswürdig" fand, denn er empfing ihn ganz umſonſt. Es gab da Perſonen, die gern etwas an einen Spaß wenden, und nachdem ſie hörten, daß beſagter

Makler bei der dritten oder vierten Flaſche — denn er kann mehr vertragen als man an ihm vertragen kann — gewöhnlich nicht mehr wiſſe, wo er ſchweigen ſoll, hielten ſie ihn frei, was er ſich auf ihr Erſuchen mit vergnüglicher Herablaſſung behagen ließ. Bald wurde er beredſam und, wie er überzeugt war, zugleich ſehr witzig; denn ein pfiffiger Makler „macht auch in Witz", weil dieſer der treibende Dampf iſt bei den Geſchäftchen. Er fragte Einen: ob er Aktionair ſey? und auf die Verneinung entgegnete er: „Sie ſind's doch! — Sie tragen einen Stock und die deutſchen Sprachreiniger überſetzen Aktionair mit Stocks-Beſitzer." Dabei lachte er ſeine Angetrunkenheit um einen Grad höher, ſchien ſie aber wieder ſinken zu laſſen, als ein Anweſender bemerkte: „In neueſter Zeit wird wenigſtens Niemand leugnen, daß es an den Börſen Stocks-Beſitzer giebt, denn es wurde gar manches „Soll" und „Haben" mit dem Stock ausgeglichen." Alle Vermehrung ſchlechten Witzes hinderten aber fürjetzt jene Freihalter, indem ſie nun das Geſpräch hinlenkten auf die Gewinn-Lauerer in dem Spiel, bei welchem die Karten „Schlußzettel" heißen, die Wörter Weizen und Roggen die Trümpfe ſind. Man ſprach von den achtungswerthen Kornhändlern, die da kaufen, wo die Waare wohlfeiler iſt und für die Zufuhr ſorgen dorthin, wo ſie theurer geworden, dadurch der Noth wehren, die Preiſe zur Ausgleichung bringen und für ſich doch einen bedeutenden Vortheil haben. Dieſer und Jener verſicherte dann: einen anderen Handel, in Bezug auf Getreide, mit ſeinem Biſchen Klugheit gar nicht begreifen zu können. „Ja", fiel unſer Männchen hochmüthig ein, „Ihr kennt wohl überhaupt nur den Handel, wenn's heißt: hier iſt Waare und da iſt Geld!" — „Das grade nicht, denn man liefert oft Waare und's Geld bleibt aus", entgegnete Einer, der das aus Erfahrung wiſſen konnte: Treu' und Glauben kommt ja jetzt oft zu kurz; „aber Waare muß doch immer geliefert ſeyn!" — „Na, dann kennt Ihr vom Handel höchſtens den, bei welchem man für zwei Thaler verkauft, was man für einen kaufte!" ſprach hierauf der Makler. „Das geht nun auch nicht immer ſo, wie man möchte, und im beſten Fall iſt die Ausſicht, reich zu werden, nicht mit Händen zu greifen. Jetzt verſteht man's beſſer, und bärbeißige Leute meinen drum auch, der Zeitgeiſt unſrer höchſt chriſtlichthuenden Zeit ſey ein Heidengott, ähnlich dem Merkur, der ein Gott der Ueberredung, des Handels und Diebſtahls zugleich war. Ihr träumt vom Verkehr, der die Dinge in's Gleichgewicht bringt, wir aber wollen ſtets das Uebergewicht haben. Genug, Ihr kennt nur den Handel ohne Schwindel, der iſt philiſterhaft langweilig. Da lob' ich mir den Handel mit Schwindel, oder eigentlich den Schwindel ohne Handel, der mit dem erſten Papiergelde auf die Welt kam, mit dem großen Gedanken: Wahren Werth zu empfangen und Schein und Nichts dafür zu geben." Man bat ihn nun um nähere Erklärung ſeiner geiſtreichen Worte und er fuhr fort: „Laßt einmal den Roggen im Winspel 60 Thaler gelten und den Preis noch im Steigen ſeyn. Jetzt wird ein Geſchäftchen gemacht, angeblich in zwei Monaten einige tauſend Winspel Roggen, dieſen zu 70 Thaler, abzunehmen. Der Eine, der doch gewärtig ſeyn muß, daß ſein Mitſpieler — denn ein Spiel iſt's! — bei bedenklichen Verknüpfungen wirklich Getreide verlangt, wenn er irgendwie Vortheil oder Ausweg dabei ſieht, denkt: ein paar Procent kannſt du ja zuſetzen, und ſchließt demnach abzulöſende Verträge, die aber den Preis ſchon in die Höhe treiben, weil der Verkäufer dies Mehr in Ausſicht hat; der Andere kann aber nur gewinnen, wenn der Preis über 70 ſteigt, und er braucht deshalb alle Mittel: bezahlte Zeitungs-Anzeigen über ungeheuern Mangel, über Befürchtungen oder bedrohliche Vorzeichen in Betreff der künftigen Erndte und dergleichen mehr, bis zu künſtlicher Abwehr der Zufuhr, wie dies bei den waghalſigſten Spielen der Art auch ſchon öfter vorgekommen iſt; — Alles dies, um den Preis über 70 zu treiben. Bei ähnlichen Maaßregeln von mehreren ſolcher Spieler iſt ein ſolcher Erfolg unausbleiblich; denn der Reiz dieſes Spiels hat ſich durch die verſchiedenen Verträge weit ausgebreitet. Manche Korn-Beſitzer halten nun zurück und bei ihrem Zögern und Abwarten rückt die Theuerung wieder vor. Kommt dann die Zeit der Abmachung jener Spiele heran und der Roggen ſteht auf 65 oder 75, ſo empfängt der Eine oder der Andere zur Ausgleichung fünf Thaler für jeden Winspel, der im „Schlußzettel" ſteht, was nicht ſelten große Summen beträgt und zum Unerſchwinglichen wird, wenn etwa, wie dies in den Jahren 1846 und 1847 vorgekommen, die Preiſe binnen wenigen Wochen um zwanzig und dreißig Procent ſteigen oder ſinken, welches letztere durch den augenblicklich nicht zu verhüllenden Erndte-Segen veranlaßt wurde. Beträgt aber eine Ausgleichungs-Summe ſo viel, daß der Bankerott das Vortheilhafteſte iſt, ſo zahlt man nicht, ſondern macht ſorglos Bankerott, enthält ſich eine Weile ſcheinbar des Schwindels ohne Handel und fängt ſpäter von Neuem an. Glückt's ein oder ein paar Mal, wird in Kurzem der reiche und demnach vornehme Mann fertig. Es iſt freilich ein Wagen und Wetten, bei dem wohl Mancher vom Nichts wieder zum Nichts kommt; aber der Reiz und die Spannung, wenn Alles auf dem Spiele ſteht oder Alles zu gewinnen und, wüßte man ſich nur von dem verjährten Joch des Gewiſſens zu befreien, am Ende nichts zu verlieren iſt, haben doch auch ihren Werth!"

„Den Werth mag der Teufel holen!" rief ein ehrlicher, fleißiger Meiſter; „und ich vermag's nur ſchwer zu glauben, daß es ſolchen Schwindel ohne Handel giebt oder daß er von Einfluß ſeyn könnte!"

„Da habt Ihr wohl noch nichts gehört vom Tulpenhandel Hollands in den Jahren 1632 bis 1637? Derzeit brachte man durch Käufe auf Zeit den Preis der Tulpen-Zwiebeln, die man nicht beſaß, ſo in die Höhe, daß man von einigen Sorten eine einzige bis zu zehn Tauſend und mehr Gulden hinauf trieb, bis ein Geſetz die Sache ſtürzte und man eine Tulpen-Zwiebel, die auf dem Papier mit ein paar Tauſend Gulden nach angedeuteter Weiſe in das Spiel verwickelt worden, plötzlich für ein paar Gulden haben konnte. Soll's mit Aktien und Geld nicht ſeyn, geht's mit Korn und Tulpen auch; denn wer den Hauptzweck des Lebens, Gewinn, immer ſcharf im Auge behält, dem fehlt's nicht an Hülfsmitteln, wenn's ihm im Hirn nicht fehlt!"

„Herr Wirth, haben Sie eine Naturgeſchichte?" fragte jener Meiſter. „Zu dienen!" — und bald war das Buch herbei geſchafft. Der Meiſter ſchlug es auf, zeigte dem Makler einen Geyer und ſagte zu ihm: „Sie haben uns da wahrhaftig eine Geyer-Weisheit entwickelt, die ſich in der theuren Zeit wirklich von Leichnamen der Verhungerten nährte. Sehen Sie ſich das Bild an und leſen Sie: „Die Geyer ſind meiſtens feige Vögel,



und doch Raubthiere, die aber auch an Todtem und Verweſendem ihren Schmaus halten und ihre Beute durch ihr ſcharfes Auge auffinden, nicht durch ihren Geruch, der ihnen nach neueren Unterſuchungen ganz fehlen ſoll." Das paßt vortrefflich auf die Wucher-Geyer, die nicht einmal merken, in wie üblem Geruch ſie ſelber ſtehen!"

Es erhob ſich ein Gelächter, zu dem unſer Männchen nur eine geringe Beiſteuer gab, und der Meiſter fuhr fort: „Was mich betrifft, ſo ſehe ich ein, daß unſre Vorfahren recht ſehr vernünftig waren, wenn ſie Geld und Getreide als gleichmäßig erachteten, bei dem einen wie bei dem andern den Gewinn über beſtimmte Sätze Wucher nannten und danach beſtraften. In unſerer Zeit nimmt beſonders alle Nichtswürdigkeit jedwede Freiheit und Berechtigung in Anſpruch und die moraliſche Peſt des

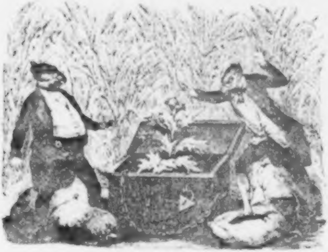
Wuchers hält mit mancher ſogenannten Emancipation gleichen Schritt. Es können aber nicht nur Einzelne, es können ganze Staaten an mißverſtandener Freiheit, unrechtmäßiger Berechtigung, mit einem Worte an falſcher Nachgiebigkeit und verkehrter Humanität zu Grunde gehen und durch dieſe in ihren Kräften und Säften abſterben, was ein ſchwerer und quälender Tod iſt. Humanität für die Schlangenwege der Habgier iſt die abſcheulichſte Inhumanität gegen rechtſchaffene Ehrenhaftigkeit, und für alles Schlechte muß es ein für allemal weder Berechtigung noch Emancipation noch Humanität, ſondern nur das Schwert des Geſetzes geben, und das treffe in dem angeregten Fall nicht nur die wirklichen Korn-Wucherer, ſondern auch die Zeitkauf-Wucherer, die, wie man ſagt, zuweilen ſchon an noch ungeſäetem Korn reich werden wollen und kein ander Geſchäft haben, als ſich gegenſeitig zu prellen und dem fleißigen Volk die Nahrungsmittel zu entziehen, damit ſie als Faullenzer großthuend und herrlich leben können. Laßt dieſe Blutſauger am Staatsleben, die jetzt ein verzweigtes Geſchlecht ſind, einmal hungern, damit ſie merken, wie's thut!"

Dieſer kurzen Rede, nach welcher der Schwindel-Makler ſich ſacht und ungehindert entfernt hatte, ward lebhaft beigeſtimmt. Man drückte dem wackern Meiſter die Hand und ein mit anweſender Reimbefliſſener ſchrieb raſch folgende Verſe, die unter Leitung eines **Muſikverſtändigen** von Allen geſungen wurden nach der Melodie:

„Gaudeamus igitur."

Laßt fortan in keinem Land
Wucher-Brut ſich brüſten,
Des Geſetzes Schwert zur Hand,
Mag das Recht ſich rüſten;
Vor der ernſten Wiederkunft
Zittert dieſer Geyer-Zunft
Hölliſches Gelüſten!

Nehmt ſie rings in kräft'ge Zucht,
Mit den Straf-Epiſteln,
Donnernd ſey der Rede Wucht,
Nicht ein höflich Fiſteln; —
Solcher Lehren Schabernack
Schafft dann für dies Geyer-Pack
Gold bald um in Diſteln!



Bücher-Anzeigen.

Im Laufe dieſes Monats kommt zur Verſendung:

F. C. Schloſſer's

Weltgeſchichte

für das deutſche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

1ſte Lieferung.

Dieſelbe erſcheint in Heften von 6—7 Bogen à 5 Sgr. od. 18 Kr.
„ „ Lieferungen „ 15—18 „ à 12½ „ „ 45 „
„ „ Bänden „ 30—36 „ à 25 „ „ 1 Fl. 30 Kr.

Beſtellungen auf dies vortreffliche Geſchichtswerk werden fortwährend in allen Buchhandlungen angenommen.

Frankfurt a. M., im Auguſt 1847.

F. Varrentrapps Verlag
(Ph. Krebs).

Die deutsche Buchhandlung in London

von Franz Thimm,

8 Marylebone Street-Regents Quadrant,

empfiehlt ſich den nach England reiſenden Landsleuten; dieſelbe wird dem Fremden gern jede gewünſchte Auskunft ertheilen und beſorgt **Englische Bücher** aus allen Zweigen der Literatur zu den billigſten Preiſen. Ein reich ſortirtes deutſches Lager iſt ſtets daſelbſt vorzufinden, auch werden Zeitungen und Journale zum Leſen gehalten.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutſcher Hausſchatz für Jedermann

oder

allverſtändliches erklärendes Sprachbuch

für den

Nährſtand und das Geſchäftsleben, zur Vermeidung des Fehlerhaften und zur Verdeutſchung der Fremd- und Kunſtwörter im Sprechen und Schreiben.

Von

Theodor Heinſius.

Dritte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Dauerhaft gebunden: 1 Thlr.

Der Zweck dieſes gemeinnützigen Sprachbuches iſt die Beförderung der Richtigkeit und Reinheit im ſchriftlichen Ausdruck für Jedermann, und zunächſt für die Betreibung der Gewerb- und Geſchäftsthätigkeit im bürgerlichen Leben.

Es iſt daher allen denen zu empfehlen, die ſich ſchnell und ſicher, ſowohl über die Bedeutung und Schreibung der einheimiſchen, als auch der vielen fremden Wörter unterrichten, ſo wie deren Geſchlecht und Eigenthümlichkeiten hinſichtlich der zweifelhaften Anwendung des „Mir" und „Mich" kennen lernen wollen.

Das leichtverſtändlich abgefaßte Buch wird viel zur Schlichtung von Sprachſtreitigkeiten beitragen, und in Schreib-, Geſchäfts- und Schulſtuben, im gewöhnlichen Geſchäftsverkehr, bei Anfertigung von Bekanntmachungen, Inſchriften, Rechnungen, Briefen u. ſ. w. von großem Nutzen ſeyn und häufiger Ungewißheit abhelfen.

Zur beſſern Ueberſicht ſind die Wörter alphabetiſch geordnet, wodurch die Benutzung des Buches weſentlich erleichtert wird. Eine ſehr willkommene Zugabe bildet die beigefügte:

> „Sammlung der gewöhnlichſten im Geſchäfts- und gemeinen Leben vorkommenden Fremd- und Kunſtwörter durch deutſche erſetzt und erklärt",

welche die Stelle eines Fremdwörterbuches auf genügende Weiſe vertritt. — Gutes Papier, ſcharfer deutlicher Druck und der ſehr billige Preis werden auch dieſer dritten verbeſſerten Auflage viele Freunde erwerben.

Nicolaiſche Buchhandlung in Berlin.

Bei R. Kittler in Hamburg erſcheint auch ferner:

Neue allgemeine deutſche Blumen- und Gartenzeitung.

Zeitſchrift für Garten- und Blumenfreunde, Kunſt- und Handelsgärtner. Herausgegeben von Dr. R. Mettler. Dritter Jahrgang. 1847. in 12 Heften. gr. 8. 40—45 Bogen. Preis 5 Thlr.

Dieſe Zeitſchrift wird an belehrenden und practiſch nützlichen Mittheilungen ſo reichhaltig ſeyn, daß ihr dadurch ein dauernder Werth als Nachſchlagebuch geſichert bleibt.

Bei Herm. Fritzſche in Leipzig erſchien:

Das Buch froher Zirkel. 10 Sgr.
Reichardt's Weſtentaſchenräthſelbuch. [illegible] Sgr.
Albrecht, der neue Deutſch-Franzoſe. [illegible] Sgr.

An alle Buchhandlungen wurde verſendet:

Das Schaltjahr;

welches iſt der teutſch Kalender mit den Figuren,
und hat 366 Tag.
Durch J. Scheible.
Mit einer großen Anzahl komiſcher, ſatiriſcher, magiſcher
und anderer Abbildungen.
Preis gebunden 2 Thaler.

Dieſes mit einer Menge Spott-, heiterer ꝛc. Bilder ausgeſtattete Werk iſt ſo pikanten Inhalts und enthält ſo viele Curioſitäten und Seltenheiten in Wort und Bild, daß diejenigen, welche in vollem Maße ſich ergötzen und Raritäten geſammelt beſitzen wollen, die ſie einzeln ſelbſt zu enormen Preiſen gar nimmer bekommen könnten, es nicht werden entbehren wollen. Die Reſultate der Nachforſchungen in den ausgezeichnetſten Bibliotheken zur Kunde des deutſchen Mittelalters, zunächſt im Gebiete des Komiſchen, Wundervollen und Pikanten, werden in dieſem Kalender niedergelegt. Vieles iſt nach höchſt wichtigen Manuſcripten, den ſeltenſten ſ. g. Fliegenden Blättern, ferner nach Holzſchnitten von A. Dürer, Joſt Amman, Hans Scheuflein ꝛc. gegeben. Das Ganze iſt nach Idee und Ausführung etwas durch und durch Originelles! — Unter einer Menge hier nicht aufzuzählender Rubriken ſind am reichſten folgende vertreten:

Die heitern Feſte des ganzen Jahres: Eſelsfeſte, Faſtnachtgebräuche, Mummereien, Bohnenkönig, Martinsgänſe, Narrenfeſte, Nürnberger Schönbart, Geſellenſtechen, Bauernturnier, Frauenturnier, Pfingſtlümmel, Urbanreiten, Maienſtecken, Fiſcherſtechen, Scheibenſchießen u. ſ. w. — **Altdeutſcher Witz, Schwank und Spott** von: Seb. Brandt, Geiler v. Kaiſersberg, Bebel, Jac. Ayrer, Fiſchart, Murner, Pauli, Wickram, Roſenplüt, Friſchlin, Hans Folz, Hans Sachs u. ſ. w. — **Die Wundermänner und die Wundermittel in ihrem ganzen Umfange:** Theophraſtus Paracelſus, Albertus Magnus, Agrippa von Nettesheim, Tritheim ꝛc.; Paſſauerkünſte, Höllenzwänge, Schätzeheben, Wünſchelruthe, Geiſter-Citationen, Hexenfahrten, Liebestränke, Magie, Alchemie, Sympathie u. ſ. w. — **Beſondere Sitten und Gebräuche:** Erotiſche Hiſtorien u. ſ. w. — **Volks- und Fürſtenluſt nach allen Richtungen:** Turniere, Aufzüge, Schauſpiele, Puppen- und Glücksſpiele, Faſtnachtsſpiele, Badefahrten, Badeſtuben u. ſ. w. — **Spottſchriften, Spottbilder und illuſtrirte fliegende Blätter:** Aus der Zeit der Reformation, des dreißigjährigen Kriegs, des niederländiſchen Freiheitskampfes, der verſchiedenen Religionsparteien und Stände untereinander u. ſ. w. — **Handwerker-, Künſtler- und Studenten-Ceremoniel:** Gebräuche, Liederluſt u. ſ. w. — **Häusliches Leben:** Eſſen und Trinken, Küchen- und Kellermeiſterei, Moden und Luxus, Gelage, Bankette, Schlaftrünke, Kleidung und Trachten, Hausrath u. ſ. w. — **Abenteurer und Unholde:** Fahrende Schüler, Vaganten, fahrende Frauen, Zutrinker und Praſſer, Schwelger, Raufbolde, Wegelagerer, falſche Spieler, Goldmacher, Teufelsbeſchwörer, Wahrſager und Zeichendeuter, Zigeuner ꝛc., die Loſungen und Zeichen der Mordbrenner u. ſ. w. — **Curioſitäten aus dem Gebiete der Juſtiz:** Gerichtliche Zweikämpfe, Hexenproben, Feuer- und Waſſerproben, peinliches Halsgericht, Fehdebriefe, Verladungen zum Vehmgerichte u. ſ. w. — **Die mittelalter-**

liche Kalenderweisheit in ihrem ganzen Umfange: Pro- wſiceu, Zeichen und Wunder am Himmel ꝛc., Aderlaß-, Schröpf-, Bad- und andere medicinische Vorſchriften, Wetterregeln, Bauernphiloſophie u. ſ. w. — **Hof- und Volksnarren, Gecken für eigene Rechnung, Grobiane, Unfläther, Lügner, Poſſenreißer, chälke, Cyniker, Zeloten, Zotenreißer** und unſaubere eiſter aller Art.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Seit Januar bis September 1847 haben wir verſandt:

Neue Volks-Bücher.

Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von **G. Nieritz.**

Davon erſchienen bis jetzt vier Bändchen. I. Unglück kann Glück werden. — err Thomas Brown und ſeine Nachbarn. Von K. Maria. — Die Wolfs-lucht. Von B. Wedekind. — Alphons und Roſa Santerre. Von Ewald. I. Robinſon und deſſen Kolonie. Das Vollſtändigſte über Robinſon's Abenteuer, Schickſale und Erfolge. III. Der Bergknabe, oder: „Mir iſt's nicht m's Geld, ſondern um's Wort halten!" Von A. v. Möller. — Anna aglowsky. Von C. Leſſing. — Die Jugend-Freunde. Von H. Horſt. — ine Geiſter-Geſchichte. IV. Der treue Neger. Von G. Nieritz. — Die mel Helfenburg. — Das Geſtändniß. Eine wahre Kriminal-Geſchichte. — er Tyroler. — (Jedes geheftete Bändchen, neun Bogen ſtark, koſtet nur Sgr., wofür es in allen Buchhandlungen zu haben iſt, und wer dieſe olks-Bücher beachtet, dem werden ſie ſich von ſelbſt empfehlen.)

mpfehlenswerthe Volks-Bücher aus unſerem Verlage ſind auch noch:

Salomon und Morolf. 5 Sgr. Gregorius auf dem Stein. 5 Sgr. ie ſieben weiſen Meiſter. 10 Sgr. Till Eulenſpiegel. 10 Sgr. Die childbürger. 7½ Sgr. (Alle fünf vollſtändiger wie jede andere Ausgabe nd mit vielen Holzſchnitten.) — Das Nibelungen-Lied als Volksbuch, on H. Beta, mit Vorrede von F. H. v. d. Hagen und fünfzig treff-chen Holzſchnitten. 1½ Thlr. — Luther's Leben, Sterben und vollſtän-ige Geſchichte der Reformation. Nebſt noch gar Vielem, was zu wiſſen ſt Jedem noth, von welcher Konfeſſion er ſei. Mit zehn Bildniſſen nd Darſtellungen und der echten Handſchrift Luther's. Zuſammengeſtellt on Mehreren und herausgegeben von G. Genzel. Dritte unverän-erte Auflage. 10½ Bogen und der Preis nur 5 Sgr. — Geſchichte vom raven Kasperl und dem ſchönen Annerl. Von Clemens Brentano. Sgr. Die mehreren Wehmüller. Von Clemens Brentano. Zweite uflage. 10 Sgr. — Baratſa, von Schiff, und: Die drei Nüſſe, von lemens Brentano. 10 Sgr. — Der Dorfgelehrte. Unterrichtsbuch über e Natur-Erſcheinungen. 5 Sgr. — Die deutſchen Pflanzen-Namen. on W. v. Waldbrühl. 10 Sgr. — Fleiß bringt's weiter als Gewinn-cht. Von Fr. Bertram. Mit Holzſchnitten. 12½ Sgr. Neue Erzäh-ngen und noch mehr. Von Fr. Bertram. Mit Holzſchnitten. 15 Sgr.

ugend-Schriften (ebenfalls auch als Volksbücher zu empfehlen).

Die zehn Gebote. 7½ Sgr. Erzähle, liebes Großmütterchen! 15 Sgr. ie Kinderfreunde. 22½ Sgr. Der Savoyarden-Knabe. 5 Sgr. Peter männchen. 7½ Sgr. Der kleine Fiſcherknabe. Zweite Auflage. 5 Sgr. (Sämmtlich von L. Sateri.) — Wie die Thaten, ſo der Lohn. 7½ Sgr. Der Leibeigene. Kiws Brandhalles. 7½ Sgr. Ehrlich währt am längſten. 7½ Sgr. Thätig und genügſam. Neger und Pavian. 7½ Sgr. (Alle vier von E. Rienitz.) Aus der Mährchen-Welt. Von A. Kühn. 7½ Sgr. — Erziehung thut noth. 7½ Sgr. Hans und Käthchen. 7½ Sgr. (Beide von A. v. Möller.) — Alles in Liebe. Von Mary Oſten. 7½ Sgr.

Von der „Wohlfeilſten Volks-Bildergallerie"

ſind das einundzwanzigſte und zweiundzwanzigſte Heft (jedes acht Blätter zu 5 Sgr. enthaltend) ausgegeben.

Wir haben niemals unſre ſich auszeichnenden Unterhaltungs-Schriften, die ſtets einen nützlichen Kern bei ſich führen, im Preiſe herabgeſetzt; wir wollen es aber, auf ſich immer mehrende Anfragen, thun, jedoch nur für die Zeit vom 1. Oktober bis letzten Dezember 1847. Wir ſetzen die nachfolgenden Bände für dieſe drei Monate auf die Hälfte des Ladenpreiſes (den wir eingeklammert überall angeben), zum Theil noch mehr herab.

Die Blume auf Kinnekulle. Von Mellin und Arndt. (1⅓ Thlr.) 20 Sgr. Nachlaß von Achim v. Arnim. (20 Sgr.) 10 Sgr. Neue Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Von Fr. Belleone. (2¼ Thlr.) 1 Thlr. Der Sonntag in London. Von H. Meta. Mit Holzſchnitten. (15 Sgr.) 7½ Sgr. Romantiſche Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. (1½ Thlr.) 22½ Sgr. Blätter und Blüthen. Taſchenbuch in einem einzigen Jahrgange. Herausgegeben von F. W. Gubitz. (2 Thlr.) 1 Thlr. Politiſche Novellen von Fr. v. Elsholtz. (1 Thlr.) 12½ Sgr. Erzählungen, die Manchem ſchon gefielen. Von acht namhaften Verfaſſern. (1⅕ Thlr.) 18 Sgr. Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in ſieben Novellen von Bertram, E. Kareli und A. v. Sartorius. (1½ Thlr.) 22½ Sgr. Otbar von Bretagne und Bergmannsthal. Von Thiele und Lenburg. (1⅓ Thlr.) 20 Sgr. Die Bürger-Verſchwörung zu Breslau. Die Royaliſten in der Vendée. Von H. Kletke. (20 Sgr.) 10 Sgr. — Dan. Leßmann's Schriften: Luiſe von Halling. Zwei Bände. (2½ Thlr.) 1 Thlr. Die Schlittenfahrt. (1 Thlr.) 15 Sgr. Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Zwei Theile. (3½ Thlr.) 1 Thlr. 15 Sgr. Maſtino della Scala. (1½ Thlr.) 22½ Sgr. Die Heidenmühle. Zwei Theile. (3 Thlr.) 1 Thlr. 15 Sgr. Nachlaß. Drei Bände. (5 Thlr.) 2 Thlr. — Die Nonne von Monza. Fortſetzung der „Verlobten" von A. Manzoni, überſetzt von Dan. Leßmann. Zwei Theile. (2½ Thlr.) 1 Thlr. — Novellen und Lebensbilder. Von A. Rebenſtein. (1⅓ Thlr.) 20 Sgr. Kaſſius und Phantaſus. Von Ludwig Robert. (25 Sgr.) 10 Sgr. Die Aufrührer. Von Nether — Philipp Kaufmann. (1⅓ Thlr.) 15 Sgr. Die Erbſünde. Von Emerentius Scävola — v. L. Heyden. Zwei Theile. (2½ Thlr.) 1 Thlr. — Schiff: Agnes Bernauerin. (15 Sgr.) 7½ Sgr. Günſtlingen. Johann Fauſt in Paris ꝛc. (20 Sgr.) 10 Sgr. Das Elendsfell. (1 Thlr.) 15 Sgr. — Altonaer Bilder. Von Heinrich Smidt. (1 Thlr.) 15 Sgr. Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland. (1⅓ Thlr.) 20 Sgr. Alexander und Darius. Von Fr. v. Uechtritz. (1 Thlr.) 10 Sgr. Italien und die Italiener. Von Bienuſſenz. (1⅓ Thlr.) 20 Sgr. Novellen-Mayer. Von Fouqué, Gubitz, Halirſch, Schiff ꝛc. (1½ Thlr.) 22½ Sgr. Novellen aus dem modernen Leben. Von Fr. Paolo. (1 Thlr.) 15 Sgr. Anna Arnold, die Herrnhuterin. Der Thurmwächter auf St. Petri. Von Bertha Wedekind. (1 Thlr.) 15 Sgr. Aus Vorzeit und Neuzeit. Von J. v. Großmann. (1½ Thlr.) 22½ Sgr.

Es ſind 41 Bände (deren Ladenpreis: 52 Thlr. 2½ Sgr.), die wir jetzt mit 23 Thlr. 8 Sgr. angeſetzt haben, und nach den ermäßigten Preiſen ſind ſie auch einzeln durch jede Buchhandlung zu beziehen, ſo weit der Vorrath (der von keinem dieſer Bücher groß und von manchem ſehr gering iſt) reicht. Wer alle 41 Bände zuſammen bezieht, dem überlaſſen wir ſie für 20 Thlr., und jede Buchhandlung kann ſie (verſteht ſich nur innerhalb der drei Monate, auf welche wir dieſe Preisherabſetzung beſchränkten) in der Geſammtheit dafür liefern.

Der Geſellſchafter

(Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit unentgeltlicher Beilage der „Monatsſchrift für Theater, Dramatik, Muſik". 324 Blätter in groß Quart. 8 Thlr.)

hat 1847 ſeinen einunddreißigſten Jahrgang. Die Welt-Ereigniſſe (deutſche Zuſtände, Landtag, Schweizer Wirren, Frankreichs Gährungen, Polen-Prozeß, Religions-Spaltungen, Freihandels-Pläne, allerlei Wucherei im Großen, Auswanderungen ꝛc.) ſind da beſprochen, und für die mannigfachſte Unterhaltung in Ernſt und Humor iſt daneben geſorgt.

Erſcheinen wird im Herbſt 1847 bei uns (Vereins-Buchhandlung in Berlin):

Zur Reform der deutſchen Gymnaſien.

Von **Steffenhagen**, Oberlehrer am Friedr.-Franz-Gymnaſium in Parchim.

Dieſe Schrift zeichnet erſtens die Gebrechen der Gymnaſien, unterwirft ferner die Vorſchläge, welche Vergangenheit und Gegenwart für deren Reform gemacht haben, der Beurtheilung: ob und wie weit ſich von ſolchen Vorſchlägen eine Beſſerung erwarten laſſe oder nicht, tritt endlich ſelber mit den beſtimmteſten Vorſchlägen, welche ſich auf Verfaſſung, Lehrplan und Lehrmethode an einer ſolchen Anſtalt beziehen, hervor und weiß deren Zweckmäßigkeit lebendig, klar und entſchieden zu begründen. — Ziemlich ſtark an Bogenzahl (mit Tabellen), ſoll ſie doch nicht über 15 Sgr. koſten, da die möglichſte Verbreitung gewiß allgemein nützlich ſeyn wird.

Das „Regiſter" über die bisherigen vierzehn Jahrgänge (1835 bis 1848 einſchließlich) von **Gubitz' „Volks-Kalender"**, ſowohl was Text als die (600) Bilder aller Art betrifft, iſt für 2 Sgr. zu haben. Dies Regiſter giebt auch zugleich die Preiſe an, nach welchen Abgüſſe der Platten von uns verkauft werden.

Unſere **„Proben der Schriftgießerei von F. W. Gubitz in Berlin"** ſind ſo eben in neuer Auflage, ſehr vermehrt und vervollſtändigt für die Auswahl, achtzehn Bogen ſtark, erſchienen und werden an Buchdruckerei-Beſitzer, die ſich in portofreien Briefen an uns wenden, unentgeltlich ausgeliefert.

Berlin, im September 1847. Vereins-Buchhandlung.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Per. 63 l

Jahrbuch

Per. 63 t

Alphabetiſch
geordnetes
Inhalts-Verzeichniß
zu
Gubitz' Volks-Kalender.

BIBLIOTHECA
REGIA

Titel-Angabe und Nachweis der in den ſämmtlichen bisherigen vierzehn Jahrgängen (1835 bis 1848 einſchließlich) befindlichen Aufſätze, Bemerkungen, Mittheilungen erzählenden und beſchreibenden, lebens-, tages- und allgemein-geſchichtlichen, natur- und kunſtwiſſenſchaftlichen ſowie gewerblichen und überhaupt allgemein-nützlichen Inhalts. Ferner: Bezeichnung der Bild-Beigaben mit Hinzufügung der Preiſe, für welche Abgüſſe der Platten überlaſſen werden.

Berlin.
Vereins-Buchhandlung
1848.

Zu gefälliger Beachtung.

Die Preiſe, für welche Abgüſſe der Platten von uns zu beziehen, ſind in den Klammern nachſtehender Form

[ ]

zu finden. Gehören zu einem Aufſatz mehrere Platten zu verſchiedenen Preiſen, ſind dieſelben in den bezeichnetem Klammern einzeln angegeben nach der Ordnung, wie dieſelben im Zuſammenhange der Aufſätze folgen; ſind die Preiſe gleich, und heißt es dann [à], gilt der angefügte Preis für jeden einzelnen Abguß.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
A.			
Abbé de l'Epée, der (mit Bildniß [3 Thlr.]) .	1847	70	
Abd-el-Kader (mit Bildniß [3 Thlr.])	1837	69	
Abfertigung	1845		Junius
Abraham a Santa Clara, Pater, und der Kaufherr	1846		Dezember
Abrechnung	1838		März
Abſchied, der (mit Abbildung [4 Thlr.]) . . .	1840	81	
Advokat, der franzöſiſche (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1842	128	
Advokat, der große	1836		Oktober
Aehnlichkeit	1845		September
Aehnlichkeit, die	1840		Mai
Aepfel und Birnen mit eingewachſenen Namen .	1847		Junius
Aerzte, drei große	1847		März
Affe, der, Fabel von Gellert (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1840	118	
Affe, der, als Heirathsſtifter (mit 4 Abbildungen [à 20 Sgr.])	1847	22	
Affe, der dankbare (mit Abbildung [2 Thlr.]) .	1841	174	
Affe, der, und der Kater (mit Abbildung [1 Thlr.])	1838	127	
Affenthum (mit einer naturgeſchichtlichen Abbildung, drei Genrebildern und einer Vignette [2 Thlr., 1 Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr., 1 Thlr.]). . . .	1842	182	
Ahorn, der große, in Frauenſtein (mit drei Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr.]). . . .	1843	139	
Alexander I, Kaiſer von Rußland (mit Bildniß [3 Thlr.])	1837	49	
Algier (mit Abbildung [4 Thlr.])	1848	143	
Allegorie	1837		Oktober
Alles mit Preiß!	1845		November
Almoſen (mit Abbildung [2 Thlr.])	1845	137	
Alſo drei Mal!	1845		Junius
Alte Bäume wieder zur vollen Kraft zu bringen .	1839		September
Alte, der durſtige (mit Abbildung [4 Thlr.]) . .	1837	94	
Altenburg, die (mit zwei Anſichten [à 2 Thlr.])	1844	172	
Altenſtein, Freiherr Stein von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1846	34	
Alter	1844		Mai
Ambras, Schloß, in Tyrol (mit Abbildung [2 Thlr.])	1843	116	
Amphitheater, das römiſche, Veronas (mit Abbildung [4 Thlr.])	1841	128	
Andernach (mit Abbildung [4 Thlr.])	1838	77	
Anekdote	1836		Januar

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Anekdote	1836		März
Anekdote	1836		Mai
Anekdote	1836		Junius
Anekdote	1836		Julius
Anekdote	1836		September
Anekdote	1836		Dezember
Anekdote	1843		Oktober
Angefaßt!			
Angler, der, und der junge Barſch (mit Abbildung [1 Thlr.])	1837	111	
Anleitung	1848		Mai
Anſicht, eine, von Bunzlau (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1845	193	
Anſtrich, wohlfeiler, für Ackerwerkzeuge	1841		April
Anſtrich für Holzwerk	1837		Dezember
Antrieb	1845		Oktober
Antwort, derbe	1836		Auguſt
Antwort, gute	1838		November
Apell, der, in Krähwinkel	1841		Dezember
Apoſtelkirche, die, zu Köln (mit Abbildung [4 Thlr.])	1837	20	
Apparat, verbeſſerter, zum Trocknen von Getreide (mit vier Figuren [à ½ Thlr.])	1841	97	
April-Veilchen	1848		April
Arbeits-Zimmer, das, Friedrich Wilhelm des Dritten (mit Abbildung [4 Thlr.])	1837	16	
Arbeits-Zimmer, das, Kaiſer Franz I (mit Abbildung [4 Thlr.])	1836	49	
Armuth, Bild der (mit Abbildung [2 Thlr.])	1839	102	
Arndt, Ernſt Moritz (mit Bildniß [3 Thlr.])	1842	143	
Aron-Grab (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1836	92	
Arteſiſche Brunnen (mit 17 Figuren [von A bis M à 5 Sgr., N 25 Sgr., Q 1 Thlr., R und S à 5 Sgr., T 25 Sgr.])	1842	30	
Aſtern, das Entſtehen der (mit allegoriſcher Abbildung [2 Thlr.])	1844	115	
Aubigny, Eveline d' (mit Abbildung [2 Thlr.])	1840	106	
Auch ein Vortheil	1840		Julius
Auch verändert anzunehmen!	1847		Dezember
Auferſtehung, die	1847		Julius
Auferweckung, des Lazarus, von den Todten (mit Abbildung [3 Thlr.])	1837	5	
Auffindung, die, des Capitain Roß bei der Nordpol-Expedition (mit Abbildung [4 Thlr.])	1836	62	
Aufgemerkt! (mit Vignette [4 Thlr.])	1843	84	
Auguſt-Veilchen	1848		Auguſt

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrgangs.	Monat des Kalenders.
Aus dem Bericht eines Türken	1836		Julius
Aus dem Briefe eines Amtmanns	1844		Januar
Aus dem Nachlaß eines Seemanns (mit zwei Abbildungen [1 Thlr., 2 Thlr.])	1841	107	
Aus Gefahr zum Glück (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1842	173	
Auslegung	1838		April
Ausſicht	1847		Januar
Auswanderer (mit Abbildung [4 Thlr.])	1843	136	
B.			
Bach, Johann Sebaſtian (mit Bildniß [3 Thlr.])	1842	118	
Backofen, eine neue Art von (mit Abbildung [1 Thlr.])	1837	165	
Backwerk, feineres	1841		November
Bandhändlerin, die ſchöne (mit Abbildung [4 Thlr.])	1840	162	
Barometer, das (mit 7 Figuren [Seite 26: 10 Sgr., 28: 20 Sgr., 29: 20 Sgr. und 10 Sgr.])	1838	25	
Baſtille, die (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	155	
Bauern, märkiſche (mit Genrebild [4 Thlr.])	1841	39	
Bauern-Familie, eine chineſiſche (mit Genrebild [2 Thlr.])	1835	147	
Bauerhaus, ein Schweizer (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	89	
Baumſäge (mit zwei Abbildungen [à 20 Sgr.])	1838	108	
Bauwerke auf Island (mit drei Abbildungen [1½ Thlr., 1 Thlr., 1 Thlr.])	1845	134	
Bären-Jagd, die (mit ſechs Abbildungen [2 Thlr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr., 1½ Thlr.])	1847	111	
Bedeutung, die, der chriſtlichen Feſte (mit 13 Abbildungen [Seite 3: 2 Thlr., 8: 6 Thlr., 12 bis 14: à 3 Thlr., 15: 1½ Thlr., 16 bis 19: à 20 Sgr., 20: 2 Thlr., 22: 2½ Thlr.])	1835	3	
Beduine, der (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	114	
Beethoven, Ludwig van (mit Bildniß [3 Thlr.])	1839	157	
Beiſpiel von der Schlange und dem Hunde (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1835	160	
Bekenntniß, offenes	1843		September
Belehrung, populäre, über das Weſen der Dampfmaſchine (mit zehn Figuren und Abbildungen [Seite 21 und 22: à 5 Sgr., 23 bis 30: à 1 Thlr., 31: 5 Sgr., 32 bis 34: à 1 Thlr.])	1836	19	
Bemerkung, eine gute	1847		März
Benutzung der Weintrauben-Kuren	1837		Oktober
Benutzung von Abgängen	1836		Auguſt

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Beobachter, der, und der Humoriſt	1836		**Februar**
Bereitung der Seiſe auf kaltem Wege	1836		**Dezember**
Bereitung des Roſen-Oels	1845		**September**
Berge, die, in der Umgegend von Berlin (mit vier Figuren [Seite 67 u. 68: à 15 Sgr., 69: 20 Sgr.])	1838	66	
Berlin, vom Mühlenberge aus geſehen (mit Abbildung [3 Thlr.])	1835	112	
Berthold Kuffner und ſein Gaſt (mit Abbildung [2 Thlr.])	1841	45	
Berzelius, Jakob (mit Bildniß [3 Thlr.]) . .	1839	126	
Beſcheid	1840		**Julius**
Beſtimmungen (mit drei Abbildungen [1 Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr.])	1844	161	
Betrachtungen	1848		**September**
Betrachtungen über die Himmelskörper, insbeſondere die Kometen (mit vier Figuren [à 15 Sgr.])	1835	24	
Betteljungen 2c. (mit fünf Genreſtücken [à 3 Thlr.])	1837	71	
Betteljungen 2c. (mit vier Genreſtücken [Seite 179 bis 183: à 3 Thlr., 184: 10 Sgr.]) . . .	1838	178	
Betteljungen 2c. (mit zwei Genreſtücken [à 3 Thlr.])	1839	179	
Bettelmönch, der (mit Genrebild [4 Thlr.]) . .	1840	110	
Bettel-Predigt (mit fünf Genrebildern [15 Sgr., 1½ Thlr., 2 Thlr., 2½ Thlr., 15 Sgr.]) . .	1841	68	
Bettler, die drei	1836		**November**
Biber, der, und der Eſel	1846		**Auguſt**
Bienen, die (mit ſieben naturgeſchichtlichen und techniſchen Abbildungen [2 Thlr., 6 Stück à 10 Sgr.])	1838	94	
Bienenſtock, ein vorzüglicher (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1844	62	
Bild zu einem alten Spruch (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	189	
Bild, des Mannes	1847		**November**
Bild eines Heftigen	1844		November
Bilder vom engliſchen Landleben (mit drei Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr., 3 Thlr.]) . . .	1835	62	
Bilder, noch drei, zu John Gilpin (drei Abbildungen mit Text [à 2 Thlr.])	1837	184	
Bilder-Mappe, die (mit 7 Abbildungen [4 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr.])	1847	165	
Bilder-Mappe, die (mit 7 Abbildungen [2 Thlr., 1 Thlr., 1 Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr.])	1848	173	
Bildſäulen auf der Oſter-Inſel (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1840	155	
Bleiche im Mondſchein	1836		**Mai**

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Blick, ein, auf Mailand (mit Anſicht [4 Thlr.])	1838	106	
Blumentopf, verbeſſerter (mit zwei Figuren [à 10 Sgr.])	1845	103	
Blücher, Fürſt von Wahlſtatt (mit Bildniß [3 Thlr.])	1835	96	
Blücher und Bücher	1844		März
Blüthen und Spitzen.	1848		März
Blüthen und Spitzen.	1848		Auguſt
Bonn (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	130	
Boyen, Hermann von (mit Bildniß [3 Thlr.]) .	1843	49	
Börſe, die, und grüne Brücke zu Königsberg in Preußen (mit Anſicht [4 Thlr.])	1837	63	
Börſe, die (mit Genrebild [4 Thlr.])	1842	46	
Börſenhalle, die, in Hamburg (mit Anſicht [1½ Thlr.])	1835	84	
Brennſtoffe, die (mit zwei Abbildungen [15 Sgr., 1½ Thlr.])	1848	162	
Briefchen, die	1846		März
Brod aus Kartoffeln	1842		September
Brod aus Erdäpfeln	1836		Julius
Brodteig, geſunderer	1840		März
Bronzieren	1840		Januar
Brunnen, der, und die Feuerſpritze (mit ſechs Abbildungen [7½ Sgr., 7½ Sgr., 15 Sgr., 15 Sgr., 7½ Sgr., 20 Sgr.])	1846	103	
Brunnen von ſchädlicher Luft zu befreien . . .	1837		Mai
Brüderchen, das (mit Genrebild [20 Sgr.]) . .	1844	47	
Brühl, General-Intendant Graf von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1840	57	
Buchhändler-Börſe, die, in Leipzig (mit Anſicht [4 Thlr.])	1844	148	
Bugenhagen, Johannes (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	21	
Burg, die, des Götz von Berlichingen (mit Anſicht [1½ Thlr.])	1835	85	
Burg, die, von Nürnberg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	145	
Burg, die neue, in Württemberg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1842	49	
Butter-Maſchine, neue	1841		Mai
Bücher, neue	1848		November
Bücher, neue	1848		Dezember
Büffon (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	132	
Bülow, Graf, von Dennewitz (mit Abbildung des Denkmals in Berlin [2½ Thlr.])	1835	148	
Bürger, der, von Oggersheim (mit Abbildung [2 Thlr.])	1846	136	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
C.			
Camera clara, einfache (mit einer Figur [15 Sgr.])	1843	144	
Carl XIV Johann, König von Schweden (mit Bildniß [3 Thlr.])	1840	41	
Carneval (mit zwei Abbildungen [1½ Thlr., 20 Sgr.])	1837	117	
Cartouche, der Räuber (mit Bildniß [2½ Thlr.])	1835	153	
Caſtor-Kirche, die Sanct-, zu Koblenz (mit Anſicht [4 Thlr.])	1837	18	
Caſuar, der (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1 Thlr.])	1840	165	
Catharinen-Kloſter, das Sanct- (mit Anſicht [4 Thlr.])	1840	4	
Cavalcatore, der (mit Abbildung [4 Thlr.])	1840	122	
Chamiſſo, Adelbert von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	156	
Chaſen, das Felſen-Grabmal (mit Anſicht [2 Thlr.])	1840	115	
Chiedewig-Lauffſtein, der, und die Kirch-Trümmer (mit Abbildung [1 Thlr.])	1844	141	
Chorknaben, die beiden (mit Abbildung [4 Thlr.])	1842	10	
Chriſt —!	1845		Mai
Chriſtbaum, der (mit ſechs Figuren [à 10 Sgr.])	1843	60	
Chriſt-Meſſe, die (mit zwei Abbildungen [1½ Thlr., 2 Thlr.])	1848	65	
Copernicus, Nicolaus (mit Bildniß [3 Thlr.])	1843	159	
Correſpondenz	1837		Dezember
Cranach, Lucas (mit Bildniß [3 Thlr.])	1846	70	
Cromwell, Oliver (mit Bildniß [3 Thlr.)	1843	127	
D.			
Daguerreotypie, die (mit fünf Figuren [à 7½ Sgr.])	1845	166	
Dampfkutſche, eine, für gewöhnliche Wege (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	28	
Darſtellungen, noch zwei, zu „Hans im Glücke" (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1838	130	
Das nenn' ich Glück! (mit drei Vignetten [à 20 Sgr.])	1846	93	
Das glaubt Jeder!	1846		April
Das iſt genug!	1846		Junius
Das wär' ein guter Anfang!	1843		Januar
Dem Störrigen	1843		Auguſt
Denkmal, Luther's, zu Wittenberg (mit Abbildung [4 Thlr.])	1836	78	
Denkmal, das, in München für König Maximilian (mit Abbildung des Denkmals und Bildniß des **Königs Ludwig I** [4 Thlr., 3 Thlr.])	1838	36	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrgangs	Monat des Kalenders.
Denkmal, Schiller's (mit Abbildung [2 Thlr.])	1840	17	
Denkmal, Andreas Hofer's (mit Abbildung [3 Thlr.])	1840	42	
Denkmal der Johanna Sebus (mit Abbildung [1 Thlr.])	1845	93	
Derfflinger, Georg (mit Bildniß und vier Abbildungen [3 Thlr., 1 Thlr., 1 Thlr., 4 Thlr., 2 Thlr.])	1847	132	
Deutſch, deutlich	1843		Julius
Deutſchland, das tauſendjährige (mit doppelter Randverzierung und Vignette in Grün [à 4 Thlr., 20 Sgr.])	1843	3	
Dezember-Bildchen	1848		Dezember
Di, do, dum	1844		Julius
Die Strafe holt den Verbrecher ein (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1838	37	
Die Welt will betrogen ſeyn!	1847		Februar
Dieffenbach, Johann Friedrich (mit Bildniß [3 Thlr.])	1841	62	
Dienerſchaft	1844		Mai
Dieſer und Jener kann's ſagen	1841		März
Dogen-Palaſt, der, zu Venedig (mit Anſicht [4 Thlr.])	1847	49	
Dom, der, zu Speyer (mit Anſicht [2 Thlr.])	1835	129	
Dom, der, in Wetzlar (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	84	
Dom, der, zu Stendal (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	133	
Dom, der Kölner (mit Anſicht [4 Thlr.])	1843	63	
Dom-Ruine, die, zu Dorpat (mit Anſicht [3 Thlr.])	1844	56	
Doppelſterne, die (mit zwei Figuren [à 1 Thlr.])	1839	6	
Dorf, das kleine, und das große Amerika (mit vier Abbildungen [1 Thlr., 1 Thlr., 2 Thlr., 1½ Thlr.])	1848	32	
Dorfbraut, die (mit Abbildung [4 Thlr.])	1841	162	
Dorf-Diorama, das (mit Genrebild [4 Thlr.])	1837	24	
Dorfkirche, die (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1845	112	
Dorfröschen und Waldpreis. Nach einer alten Chronik (mit acht Abbildungen [drei erſten: à 1½ Thlr., 3 Thlr., 4 Thlr., drei letzten: à 1½ Thlr.])	1847	51	
Dorpat (mit Anſicht [3 Thlr.])	1835	124	
„Drei Gleichen“, die (mit Anſicht [4 Thlr.])	1846	106	
„Drei Mal todt, drei Mal erſtanden“ (mit vier Abbildungen [2 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr., 1½ Thlr.])	1845	81	
Drinnen und draußen!	1843		Mai
Druckfehler, der (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1842	71	
Druckfehler	1839		Februar
Dummheit unbeſieglich!	1848		Februar
Düngmittel, neues	1841		März
Dünnwald, Hans Heinrich (mit Bildniß [2 Thlr. 15 Sgr.])	1846	51	

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrgangs	Monat des Kalenders.
Dürer, Albrecht (mit Bildniß und zwei Abbildungen von Dürer's Wohnhaus und Grabmal [2 Thlr., 3 Thlr., 1 Thlr.])	1837	37	
Dyck, Anton van (mit Bildniß [3 Thlr.])	1848	127	
E.			
Ebbe und Fluth (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.])	1843	65	
Eber, der alte, und die alte Eiche (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1837	177	
Edelfräulein, das (mit Abbildung [4 Thlr.])	1841	57	
Edelknabe, der (mit Abbildung [4 Thlr.])	1841	118	
Eſ-eſ-eſ-eſ	1845		Julius
Egge, eine neu erfundene (mit drei Figuren [à 15 Sgr.])	1839	116	
Eheſtand (mit drei Abbildungen und zwei Vignetten [2½ Thlr., 4 Thlr., 2 Thlr., 4 Thlr., 4 Thlr.])	1843	169	
Ehrenbreitſtein (mit Anſicht [4 Thlr.])	1838	128	
Eiferſucht (mit drei Abbildungen [à 4 Thlr.])	1843	69	
Eingang in das Thal Latorre und die Waldenſer Kirche (mit Anſicht [2 Thlr.])	1844	85	
Einigkeit, die	1840		März
Eiſen, galvaniſirtes	1840		Oktober
Elend, das größte menſchliche (mit Abbildung [4 Thlr.])	1840	49	
Eliſabeth, Kronprinzeſſin von Preußen (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	35	
Empfehlung, die	1839		Oktober
Ende, der Nibelungen (mit Abbildung [4 Thlr.])	1842	143	
Eng iſt wohl	1847		Julius
Engel, der (mit drei Abbildungen [1½ Thlr., 1 Thlr., 1½ Thlr.])	1846	86	
Engel und Stern	1843		März
Engelsbrücke, die, und Engelsburg in Rom (mit Abbildung [4 Thlr.])	1835	77	
Engern, Harald von (mit zwei Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1848	92	
Engländer, reiſende, auf dem Gotthard (mit Genrebild [4 Thlr.])	1838	104	
Entdeckung, die, des Niger (mit humoriſtiſchem Bild [1½ Thlr.])	1835	194	
Enten, die (mit humoriſtiſchem Genrebild [1 Thlr.])	1837	161	
Er kann wohl lachen	1840		Dezember
Er müßte nur kein Menſch ſeyn!	1845		September
Er will nicht wollen!	1845		Auguſt
Er will's wohl noch beſſer!	1838		Julius
Erdbeeren geben eine Doppel-Erndte	1843		Junius

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Erdſteine, die neu erfundenen, und deren Fabrikation (mit drei Figuren [2 Thlr.])	1839	148	
Erfahrungen	1848		Oktober
Erfindungen, neue, und Angaben (mit fünf Figuren [à 15 Sgr.])	1835	143	
Erfüllung	1848		Dezember
Erklärung	1837		November
Erklärung, alte aber gute	1845		November
Erndtefeſt und Wucher (mit Abbildung [4 Thlr.])	1847	18	
Erſparung	1846		Dezember
Erziehung und Lehre (mit vier Abbildungen im Tondruck [à 6 Thlr.])	1844	11	
Es iſt doch ein Grund!	1847		Auguſt
Es hilft jedenfalls!	1840		September
Es ging doch!	1848		Junius
Escurial, das (mit Anſicht [4 Thlr.])	1840	171	
Etwas vom Sonntage (mit drei Abbildungen [2 Thlr., 2 Thlr., 4 Thlr.])	1842	135	
Eulenſpiegel, Till (mit acht humoriſtiſchen Bildern [1½ Thlr., à 2 Thlr.])	1840	67	
Eulenſpiegel, Till (mit ſieben humoriſtiſchen Bildern [à 2 Thlr.])	1841	142	

F.

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
F, die vier	1839		Auguſt
Fabeln zu Bildern von Speckter:			
1) Hirſch (mit Bild [2 Thlr.])			
2) Vogel und Eule (mit Bild [2 Thlr.])			
3) Möpſchen und Spitzchen (mit Bild [2 Thlr.])	1840	94	
Fabeln zu Bildern von Speckter:			
1) Fuchs und Storch (mit Bild [1 Thlr.])			
2) Knabe und Ente (mit Bild [2 Thlr.])			
3) Papierdrache und Vogel (mit Bild [2 Thlr.])			
4) Fuchs und Ente (mit Bild [2 Thlr.])	1841	93	
Falkenſtein, Burg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1844	97	
Falknerei, die, des Mittelalters (mit Abbildung [20 Sgr.])	1844	33	
Faſtnacht	1836		Februar
Fatal!	1838		Dezember
Fauſt, Johannes (mit zwei Abbildungen und einer Vignette [2 Thlr., 2 Thlr., 20 Sgr.])	1844	34	
Fäſſer, öldichte	1838		Februar
Februar-Bildchen	1848		Februar

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrgangs.	Monat des Kalenders.
Fehlgeſchlagen! (mit Abbildung [2 Thlr.])	1846	161	
Feldzug, der zweite ſchleſiſche (mit Abbildung [4 Thlr.])	1844	21	
Felſen-Theater, das, zu Petra (mit Anſicht [2 Thlr.])	1837	107	
Fenſterſcheiben, mittelalterliche (mit 12 Figuren [à 10 Sgr.])	1843	163	
Fenwick, Marie (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	120	
Ferdinand I, Kaiſer von Oeſterreich (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	53	
Fern iſt weh und heim iſt wohl! (mit fünf Abbildungen [1½ Thlr., 1½ Thlr., à 2 Thlr.])	1847	83	
Feſt aller Chriſten (mit Randverzierung und Vignette im Buntdruck [6 Thlr., 2 Thlr.])	1845	3	
Feuer und Feuerzeuge (mit fünf Figuren [à 10 Sgr.])	1846	23	
Fibel-Bilder, die älteſten (mit 24 Bildern [à 20 Sgr.])	1836	163	
Fidel macht ſeine Studien (mit Genrebild [4 Thlr.])	1839	92	
Flachs, neuſeeländiſcher (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1 Thlr.])	1844	68	
Flachs-Spinnrad, das Welterſche verbeſſerte (mit ſechs Figuren [2 Thlr.])	1847	175	
Fleckwaſſer	1844		Oktober
Fledermäuſe (mit zwei naturgeſchichtlichen Abbildungen [à 25 Sgr.])	1841	164	
Fleiſch, friſches, friſch zu erhalten	1845		Julius
Flickſchneider, der (mit humoriſtiſchem Genrebild [4 Thlr.])	1836	102	
Florenz (mit Anſicht [4 Thlr.])	1837	127	
Flotte, die deutſche (mit verzierter Initiale und einer Abbildung [1½ Thlr., 15 Sgr.])	1848	9	
Flußpferd, das (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1½ Thlr.])	1840	159	
Flüe, Niklaus von (mit Abbildung [4 Thlr.])	1841	79	
Folge	1848		April
Forum, das, in Rom (mit Abbildung [4 Thlr.])	1835	136	
Frage, ſchlechte, und gute Antwort	1844		März
Frage und Antwort	1839		Oktober
Franklin, Benjamin (mit Bildniß [3 Thlr.])	1840	135	
Frauenfeld, Burg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1843	152	
Fräulein Gevatterin (mit Abbildung [4 Thlr.])	1843	98	
Freiſprechung, ſonderbare	1842		Junius
Fresco-Anekdote	1837		April
Fresco-Anekdote	1837		September
Friede, der weſtphäliſche (mit verzierter Initiale und zwei geſchichtlichen Abbildungen [1 Thlr., à 4 Thlr.])	1848	2	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Friedrich des Einzigen heitere Laune vor der Schlacht bei Roßbach (mit zwei Bildniſſen des Königs in der Jugend und im Alter [à 3 Thlr.]) . . .	1835	79	
Friedrich (III) der Weiſe (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	24	
Frontin und Hannchen (mit Fabelbild [1⅓ Thlr.])	1842	61	
Frömmler, der, und der Humoriſt	1836		April
Fuchs, der, und der Rabe (mit Fabelbild [1⅓ Thlr.])	1838	185	
Fußböden, verbeſſerte	1841		Februar
Fügung, wunderſame (mit zwei Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr.])	1842	82	
Für Den, der nicht ſehen will	1846		Oktober
Für Landwirthe	1843		Auguſt
Für Papp-Arbeiter	1838		Dezember
Fürſtenwort	1836		Mai
G.			
Galvanoplaſtik, die (mit drei Figuren [à 15 Sgr.])	1842	123	
Gang, der, zum erſten Dienſt (mit Abbildung [4 Thlr.])	1839	45	
Garnwinderin, die (mit Abbildung [4 Thlr.]) .	1840	90	
Gaſtmahl, das (mit Abbildung [4 Thlr.]) . . .	1842	178	
Gebet, das, des Herrn (mit Vignette und zwei Abbildungen [15 Sgr., à 4 Thlr.])	1838	3	
Gebräuche der guten alten Zeit (mit Abbildung [1⅓ Thlr.])	1843	95	
Geburtshaus, Schiller's, in Marbach (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	66	
Geburtstags-Geſchenk, das (mit drei Abbildungen [1 Thlr., à 1⅓ Thlr.])	1846	131	
Geck, der alte (mit humoriſtiſchem Genrebild [4 Thlr.[)	1841	90	
Gedanken und Thaten	1848		Februar
Gedicht, ein (mit landſchaftlicher Abbildung [1⅓ Thlr.])	1848	120	
Gedichte, zwei (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1845	95	
Geduld	1844		März
Gefahren, die, des Handwerks (mit vier Abbildungen [20 Sgr., 15 Sgr., 2 Thlr., 4 Thlr.]) .	1844	100	
Gegen Gährung	1845		Oktober
Gegen Feldmäuſe und Maulwürfe	1843		März
Gegen Lungenkrankheit	1843		Oktober
Gegen Sauerwerden des Biers	1841		Auguſt
Gegen Kopfhängerei	1840		Dezember
Gegen Erdflöhe	1839		Dezember
Gegen feuchte Mauern in Zimmern	1837		September
Gegen mephitiſche Luft	1836		April

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Gehe hin und thue ſo!	1836		März
Gehör-Organ, das, des Menſchen (mit ſechs Figuren [1½ Thlr., 1 Thlr., 15 Sgr., 1 Thlr., 20 Sgr., 10 Sgr.])	1840	20	»
Geiger, der ſchlechte	1844		Februar
Geklatſch-Liebhaber, der, an den Zuträger	1847		November
Gellert, Chriſtian Fürchtegott (mit Bildniß [3 Thlr.])	1847	31	
Gemſe, die (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1 Thlr.])	1848	105	
Gemſen-Jäger (mit Genrebild [2 Thlr.])	1848	102	
Genügſamen, die, oder die Bierfreuden (mit Genrebild [2 Thlr.])	1838	45	
Gerhard, Paul (mit Bildniß [3 Thlr.])	1844	132	
Gericht, das, Gottes (mit Abbildung [4 Thlr.])	1838	151	
Geſandtſchafts-Hotel, das engliſche, in Dijon (mit Anſicht [4 Thlr.])	1838	110	
Geſang, der	1836		Dezember
Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl (mit Abbildung und Vignette [15 Sgr., 2 Thlr.])	1835	16	
Geſchichte des Grafen von Hartfort und ſeiner Gemahlin Katharina Grey (mit Bild [2 Thlr.])	1838	41	
Geſchichtchen, ein, aus Holland (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1839	172	
Geſchicklichkeit der Grönländer (mit zwei Abbildungen [2 Thlr.])	1839	95	
Geſpenſt, das citirte (mit Abbildung [2 Thlr.])	1843	155	
Geſpräch	1846		März
Geſundheits-Lehre, kurze	1847		Dezember
Getraide-Bau	1836		Februar
Getraide-Puppen	1842		Julius
Getraide-Spion, der (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1838	14	
Gewiſſen, das aufgerüttelte (mit Abbildung [2 Thlr.])	1840	177	
Giftpflanzen, die einheimiſchen wildwachſenden (mit fünf naturgeſchichtlichen Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1841	33	
Giftpflanzen ꝛc. (mit vier naturgeſchichtlichen Abbildungen [zwei à 1½ Thlr., zwei à 15 Sgr.])	1842	62	
Giftpflanzen ꝛc. (mit ſechs Abbildungen [à 1 Thlr.])	1843	78	
Giftpflanzen ꝛc. (mit drei Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1844	180	
Giftpflanzen ꝛc. (mit vier Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1845	59	
Giftpflanzen ꝛc. (mit drei Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1846	55	
Giftpflanzen ꝛc. (mit fünf Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1847	75	
Giftpflanzen ꝛc. (mit drei Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1848	139	
Gilpin, John (mit drei komiſchen Bildern [à 2 Thlr.])	1836	173	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrgangs	Monat des Kalenders.
Gin-Tempel, ein Londoner (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	143	
Glaſer, der (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1836	116	
Gleichen, der Graf von (mit Abbildung [4 Thlr.])	1847	73	
Glocke, die (mit drei Figuren [à 15 Sgr.])	1846	90	
Gluck, Chriſtoph (mit Bildniß [2 Thlr.])	1846	178	
Glück und Unglück (mit drei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1845	100	
Glücksloos, das (mit Abbildung [3 Thlr.])	1841	53	
Glühwurm, der	1846		Julius
Gneiſenau, Graf Neithardt v. (mit Bildniß [3 Thlr.])	1835	100	
Goethe, Johann Wolfgang v. (mit Bildniß [1½ Thlr.])	1835	114	
Goethe (mit anderem Bildniß [3 Thlr.])	1838	160	
Goethe über feile Kritiker	1838		April
Gottesleugner, der	1845		November
Grab und Denkmal des Feldmarſchall Grafen von Schwerin (mit Abbildung [1 Thlr.])	1835	87	
Grabes-Kapelle, die heilige (mit Vignette und Anſicht [20 Sgr., 4 Thlr.])	1842	3	
Grabhaine am Rhein (mit zwölf Abbildungen [20 Sgr., à 10 Sgr.])	1845	142	
Grabſchrift eines Bierbank-Politikers	1840		September
Grabſchrift für einen Trägen	1836		Oktober
Granit-Felſen, die (mit Abbildung [4 Thlr.])	1838	134	
Graudenz, Schloß (mit Anſicht [2 Thlr.])	1837	66	
Gräfe, Karl Ferdinand von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1839	94	
Grimſen-Berg und Grindelwald (mit zwei Anſichten [à 4 Thlr.])	1837	97	
Grund, guter	1837		Februar
Grund, guter	1846		Auguſt
Grund, triftiger	1844		Auguſt
Guſtav Waſa, Guſtav Adolf (mit zwei Bildniſſen [à 3 Thlr.])	1844	24	
Gutenberg, Johannes (mit Bildniß [3 Thlr.])	1838	22	
„Guten Morgen, Herr Fiſcher!“ (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1837	179	
Gutſchmecker, der (mit komiſchem Genrebild [4 Thlr.])	1838	89	
H.			
„Hab' ich“ iſt beſſer als „Hätt' ich“ (mit humoriſtiſchem Bild [2 Thlr.])	1842	56	
Hachette, Claire (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1848	63	
Hageſtolz, der (mit zwei Abbildungen [2½ Thlr., 4 Thlr.])	1846	111	
Hahn, der, und das Juweel (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1838	176	

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Hahnemann, Dr., Stifter der ſogenannten Homöopathiſchen Heillehre (mit Bildniß [3 Thlr.]) .	1835	67	
Hans im Glücke (mit vier humoriſtiſchen Bildern [à 2 Thlr.])	1837	35	
Harzburg, die (mit Anſicht [2 Thlr.])	1845	46	
Haupt- oder St. Marien-Kirche, die, zu Königsberg in der Neumark (mit Anſicht [3 Thlr.]) . .	1837	44	
Haus, Andreas Hofer's (mit Anſicht [2 Thlr.]) .	1839	154	
Hausfrau, die wirthliche (mit Genrebild [4 Thlr.])	1842	109	
Hausgärten, Anlagen von (mit ſechs Figuren [20 Sgr., 20 Sgr., 1 Thlr., 1 Thlr., 1 Thlr., 2 Thlr.])	1837	81	
Hausgärten, Anlagen von (mit ſieben Figuren [20 Sgr., 15 Sgr., 15 Sgr., 1 Thlr., 15 Sgr., 20 Sgr., 1 Thlr.])	1838	144	
Hausgärten und Brunnen-Umkleidungen (mit vier Abbildungen [20 Sgr., 1 Thlr., 20 Sgr., 20 Sgr.])	1840	85	
Hausſegen	1842		November
Haus-Tafel	1838		Auguſt
Haus-Tafel	1843		Februar
Haydn, Franz Joſeph (mit Bildniß [3 Thlr.]) .	1841	168	
Hängebrücke, eine, aus Bambusrohr (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1836	77	
Hängebrücke, die, in den elyſäiſchen Feldern zu Paris (mit Anſicht [1½ Thlr.])	1841	63	
Hefe, künſtliche, zum Bierbrauen	1839		Mai
Hefe (Bärme), engliſche künſtliche	1837		Februar
Heiland, der, und der Menſch	1838		Dezember
Heim, Ernſt Ludwig (mit Bildniß und Vignette [3 Thlr., 15 Sgr.])	1837	142	
Heimgekehrte, der	1843		November
Heiraths-Antrag, der, auf Helgoland (mit Abbildung [4 Thlr.])	1836	41	
Heirathsgeſchichte, kurze	1841		Oktober
Heiſterbach, Kloſter (mit Anſicht [2 Thlr.]) . .	1843	68	
Hennenſchmidt, Nicolaus (mit zwei Bildern [à 2 Thlr.])	1837	77	
Herder (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	172	
Heringsdorf (mit Anſicht [3 Thlr.])	1838	171	
Heringsdorf (mit anderer Anſicht [4 Thlr.]) . .	1839	75	
Herrſchaften und Dienende (mit Genrebild [4 Thlr.])	1843	122	
Herſchel, Wilhelm (mit Bildniß [3 Thlr.]) . .	1841	84	
Herz und Uhr	1846		März
Heſſen, die blinden	1836		April
Heu und Stroh	1846		Julius

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrgangs	Monat des Kalenders.
Hexenfahrt, die, auf dem Meere (mit Abbildung und Vignette [2 Thlr., 20 Sgr.])	1838	112	
Hilma (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.]) . .	1843	94	
Himbeeren, ſpäte	1838		Junius
Himmelszeichen, die, predigen Mäßigkeit . . .	1842	}	Januar bis Dezember
Hitzkopf, der	1840		Februar
Hoffnung, die	1843		Mai
Hoffnung und Geduld	1848		Mai
Hofmann, der naive	1841		Mai
Hogarth, William (mit Bildniß [2 Thlr.]) . .	1837	139	
Hohenſtauffen, die Ruine von (mit Anſicht [4 Thlr.])	1838	12	
Holz-Anſtrich, feuerfeſter	1836		Oktober
Holz-Bau, alt-rheiniſcher (mit zwei Abbildungen [à 1⅓ Thlr.])	1842	52	
Holz-Bau, mittelalterlicher (mit drei Abbildungen und ſieben Figuren [à 1⅓ Thlr., à 5 Sgr.]) .	1843	133	
Holzdiebe, die kleinen (mit Abbildung [4 Thlr.])	1839	97	
Holz-Erſparniß (mit 12 Figuren [25 Sgr. 15 Sgr., 20 Sgr., 15 Sgr., 20 Sgr., à 10 Sgr., à 15 Sgr., 25 Sgr., 20 Sgr., 15 Sgr.])	1839	68	
Holzfärbung, vegetabile	1845		April
Holzhauer, der (mit Abbildung [4 Thlr.]) . . .	1839	99	
Höhlenjäger, der (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1838	79	
Hufeland, Dr. Chriſtoph Wilhelm (mit Bildniß [3 Thlr.])	1835	102	
Humboldt, Alexander von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1835	74	
Humor und Naivetät	1842		März
Hund, der treue (mit Abbildung [2 Thlr.]) . .	1836	111	
Hund, der (mit Fabelbild [2 Thlr.])	1839	158	
Hundertjährige, der, über den Januar	1839		Januar
〃 〃 〃 〃 〃 Februar	—		Februar
〃 〃 〃 〃 〃 März	—		März
〃 〃 〃 〃 〃 April	—		April
〃 〃 〃 〃 〃 Mai	—		Mai
〃 〃 〃 〃 〃 Junius	—		Junius
〃 〃 〃 〃 〃 Julius	—		Julius
〃 〃 〃 〃 〃 Auguſt	—		Auguſt
〃 〃 〃 〃 〃 September	—		September
〃 〃 〃 〃 〃 Oktober	—		Oktober
〃 〃 〃 〃 〃 November	—		November
〃 〃 〃 〃 〃 Dezember	—		Dezember
Hundstage, die	1839		Julius

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Huß, Johannes (mit Bildniß [3 Thlr.]) . . .	1844	111	
Hutten, Ulrich von (mit Abbildung der Krönung durch den Kaiſer [4 Thlr.])	1845	155	
Hutten, Ulrich von (mit Bildniß [3 Thlr.]) . .	1846	89	
Hühneraugen-Vertilgung	1842		Februar
Hühner-Eier, viele und große, zu erhalten . . .	1846		April
Hülſenfrüchte ſchnell weich zu kochen	1843		Dezember
Hündchen, das Bologneſer	1837		Februar
Hünen-Grab, das, bei Salzwedel (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	109	
Hütte, die ſchreckliche (mit Abbildung [2 Thlr.])	1841	87	
J.			
Ja, mir gefällt noch heut die Welt. Eine Lebensgeſchichte (mit ſechs Genrebildern [2 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr., 4 Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr.])	1848	78	
Ja ſo!	1842		Junius
Jabachſche Haus, das, in Köln (mit Anſicht [2 Thlr.])	1847	81	
Jagd-Friedel (mit vier Abbildungen [zwei à 1 Thlr., zwei à 2 Thlr.])	1845	38	
Jahr, das altdeutſche (mit einer Figur [1½ Thlr.])	1844	76	
Jahresgruß	1839		Januar
Jahresgruß	1840		Januar
Jahres- und Lebens-Wunſch	1836		Januar
Jahreswünſche 1. 2.	1846		Januar
Jahreszeiten, die (mit Abbildung [1½ Thlr.]) .	1847	80	
Jahrhundert, das zwanzigſte (mit ſatiriſchem Bild [1½ Thlr.])	1838	166	
Jahrhundert-Feier, ſiebente, des dritten Kreuzzugs (mit zwei Abbildungen und Anfangs-Verzierung [1½ Thlr., 1 Thlr., 4 Thlr.])	1847	3	
Jahrhundert-Sündfluth, die (mit Abbildung [4 Thlr.])	1846	73	
Januar-Bildchen	1848		Januar
Jeder helfe mit nach ſeinen Kräften!	1845		Januar
Im Feld (mit vier naturgeſchichtlichen Abbildungen [à 15 Sgr.])	1846	19	
Im Feld (mit drei naturgeſchichtlichen Abbildungen [à 1 Thlr.])	1847	12	
Im Feld (mit drei naturgeſchichtlichen Abbildungen [20 Sgr., 15 Sgr., 10 Sgr.])	1848	49	
Impfung der Schutzpocken, Warnung (mit Vignette und Bildniß Jenner's [15 Sgr., 3 Thlr.]) .	1845	72	
In ein Stammbuch	1841		Februar

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrgangs.	Monat des Kalenders.
In ein Stammbuch	1848		Auguſt
Innsbruck (mit Anſicht [4 Thlr.])	1838	154	
Inſchrift einer Mühle	1847		September
Inſelgebäude, das, zu Berlin (mit Anſicht [2 Thlr.])	1835	130	
Inſtrument, ein, zur Zeitbeſtimmung (mit Figur [15 Sgr.])	1846	110	
Interpunktion, die	1847		Junius
Invalide, der (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1844	70	
Johann III Sobiesky, König von Polen (mit Bildniß [3 Thlr.])	1842	58	
Johannisberg, Schloß (mit Anſicht [2 Thlr.])	1844	78	
Jonas, Juſtus (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	22	
Joſeph der Zweite (mit Bildniß [3 Thlr.])	1843	37	
Irrgang, der (mit einer Figur [15 Sgr.])	1839	182	
Irrthum, der	1839		Julius
Iſana's Schreckensthurm (mit Abbildung [2 Thlr.])	1838	73	
Iſola Bella (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	82	
Iſt's nicht ſo!	1842		Oktober
Jubeljahr der Befreiung des Rheins (mit einem preußiſchen Ehrenzeichen [15 Sgr.])	1839	2	
Juli-Bildchen	1848		Juli
Jungfer Mürriſch und ihr Bruder (mit zwei humoriſtiſchen Bildniſſen [à 3 Thlr.])	1840	44	
Juni-Bildchen	1848		Junius
Jupiter und Saturn (mit drei Figuren [20 Sgr., 10 Sgr., 15 Sgr.])	1837	7	
K.			
Kabiren-Tempel, der, zu Theſſalonich (mit Anſicht [2 Thlr.])	1836	91	
Kaffee-Maſchinen, neue (mit ſechs Figuren [à 10 Sgr.])	1839	178	
Kaiſer-Pfalz, die ehemalige, am Rhein (mit Anſicht [4 Thlr.])	1842	106	
Kalender, der chineſiſche	1838		Januar
Kalender, der hundertjährige	1839		Januar
Kalenderweſen, das (mit humoriſtiſchem Bild [1½ Thlr.])	1839	183	
Kaninchen, das (mit zwei Abbildungen [à 1 Thlr.])	1844	153	
Kapellen-Eiche, die, zu Allonville (mit Anſicht [1 Thlr.])	1835	133	
Kapital, das	1836		Oktober
Karikatur (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	178	
Kartoffeln ohne Hacke u. ſ. w.	1844		Mai
Kartoffeln ſchmackhaft zu erhalten	1844		Dezember

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Kartoffeln recht ſchmackhaft zu machen	1840		Auguſt
Kartoffeln ein paar Wochen früher wachſen zu machen	1837		März
Kartoffel-Eſſig, guter	1839		Julius
Kartoffel-Mark	1838		Mai
Kartoffel-Wachskerzen	1846		September
Kaſan (mit Anſicht [4 Thlr.])	1842	121	
Katharinen-Kirche, St., zu Salzwedel (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	145	
Känguruh's (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1 Thlr.])	1840	51	
Kegelbahn, die (mit Genrebild [4 Thlr.]) . . .	1839	144	
Kerzenhalter, verbeſſerter (mit vier Figuren [10 Sgr., à 2½ Sgr.])	1844	185	
Kien	1845		Auguſt
Kiffhauſen, die Burgruine (mit Abbildung [4 Thlr.])	1848	170	
Kind, das, und Fibel (mit Genrebild [4 Thlr.]) .	1846	49	
Kinder, die, im Schnee (mit Genrebild [4 Thlr.])	1838	169	
Kinder, die, im Walde (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1844	63	
Kinder-Glück und Kinder-Erziehung (mit drei Abbildungen [4 Thlr., 4 Thlr., 2 Thlr.]) . . .	1842	112	
Kirche, die, zu Meiſenheim (mit Anſicht [4 Thlr.])	1842	171	
Kirche, die, zu Burgund in Norwegen (mit Anſicht [2 Thlr.])	1843	62	
Kirmes-Luſt (mit Genrebild [4 Thlr.]) . . .	1842	101	
Kitt	1836		Junius
Kitt für Steingut und Porzellan	1847		Oktober
Klatſcherei (mit ſatiriſchem Bild [1½ Thlr.]) . .	1838	163	
Klein-Glienicke (mit Anſicht [4 Thlr.]) . . .	1840	55	
Knabe, der examinirte	1837		Januar
Knochen als Maſt	1844		Februar
Kompaß, der (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.]) .	1838	20	
Korn-Kaffee	1836		Januar
Kosciusko, Thaddäus (mit Bildniß und Abbildung des Kosciusko-Hügels [3 Thlr., 2 Thlr.]) . .	1841	136	
König und Bettler (mit Abbildung [4 Thlr.]) .	1845	104	
Könige, die drei (mit Abbildung und Vignette [2½ Thlr., 20 Sgr.])	1841	131	
Königs-Paar, Preußens (mit zwei Bildniſſen [à 3 Thlr.])	1842	7	
Königsſtein, der (mit Anſicht [4 Thlr.]) . . .	1835	93	
Köpfe, lachende (mit vier Abbildungen [à 2 Thlr.])	1836	184	
Körperlich und geiſtig Hinken	1848		März
Kraft und Wille	1842		September

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrgangs	Monat des Kalenders.
Krankheit und Erbſünde	1846		Junius
Krapproth, ſchönes	1839		Oktober
Krähe, die, und der Waſſerkrug (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1838	162	
Kreuzberg, der, bei Berlin (mit Anſicht [4 Thlr.])	1845	139	
Kreuzgang, der, von St. Marien am Bühl (mit Anſicht [4 Thlr.])	1844	59	
Kugel, die (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	104	
Kunſtbeförderer, der (mit Genrebild [4 Thlr.])	1841	121	
Küche, die (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1837	175	
Küfer, der prüfende	1840		Junius
Kühe, die, geben mehr Milch u. ſ. w.	1843		Mai
Künſtler-A B C (mit Vignette [2 Thlr.])	1836	71	
Kürze, gedrängte	1845		Julius
L.			
Lacht ſie aus!	1843		Junius
La Fontaine, Jean de (mit Bildniß [3 Thlr.])	1847	35	
Lago Maggiere, der, oder Lange See (mit Anſicht [4 Thlr.])	1844	73	
Landmanns-Sprüche	1846		Mai
Landmanns-Witz	1845		Dezember
Landſchaft, eine, nach Watelet (mit Abbildung [4 Thlr.])	1838	48	
Lawinen-Sturz, der (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	136	
Länge wegen Kürze	1848		Julius
Leben und Umgang	1846		Januar
Lebens-Betrachtung	1845		März
Lebensdauer, die, des Menſchen (mit Vignette [15 Sgr.])	1835		Januar bis Dezember
Lebens-Ueberdruß	1841		Dezember
Lebens-Verſicherungen (mit Abbildung und Vignette [3 Thlr., 10 Sgr.])	1836	54	
Lebens-Weisheit eines Paria	1843		Mai
Leder, künſtliches	1840		November
Legen, das, der Kartoffeln	1842		April
Legende (mit Vignette [20 Sgr.])	1837	3	
Lehre, gute	1845		Auguſt
Leibgericht, das (mit drei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1842	158	
Leichenſtein, der freimüthige	1842		September
Lektüre, die unterbrochene (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1838	176	
Lenore (mit Abbildung [4 Thlr.])	1837	48	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Leopold, Fürſt von Deſſau (mit Bildniß und zwei Abbildungen [à 3 Thlr.])	1843	103	
Leſen kann vor dem Tode ſchützen	1843		Februar
Leſſing, Gotthold Ephraim (mit Bildniß [1⅓ Thlr.])	1835	122	
Leuchtthurm, der, bei Genua (mit Anſicht [2⅓ Thlr.])	1836	104	
Lichtlampe, verbeſſerte (mit Figur [15 Sgr.])	1844	186	
Lied (mit Abbildung [1 Thlr.])	1847	68	
Lieb, werth und gern	1838		Januar
Liebe aus dem Stegreif (mit Genrebild [4 Thlr.])	1840	138	
Liebes-Kalender	1839		Dezember
Lied, der Chriſten, für alle Zeiten (mit Abbildung [2 Thlr.])	1840	3	
Liegnitz, Auguſte Fürſtin von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1837	14	
Linné (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	107	
Literaten, geſchmähte, an ſchmachvolle	1836		September
Lob des Hauſes	1843		April
Lohn, der Welt (mit vier Vignetten [à 1⅓ Thlr.])	1845	86	
Loos, beſtes	1844		April
Lotterie (mit vier Abbildungen [1⅓ Thlr., à 4 Thlr.])	1844	49	
Löſung, ſchöne, eines ſchönen Räthſels (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1846	97	
Ludwig (Louis) Philipp, König der Franzoſen (mit Bildniß [3 Thlr.])	1841	113	
Ludwig der Bayer, König (mit fünf Abbildungen [à 1⅓ Thlr.])	1847	93	
Luftpumpe, die (mit drei Figuren [10 Sgr., à 15 Sgr.])	1839	127	
Luſt, die, am Soldatenſtande (mit Genrebild und einer Vignette [4 Thlr., 15 Sgr.])	1838	157	
Luther, Dr. Martin (mit Bildniß [3 Thlr.])	1840	9	
Luther, Dr. Martin (mit anderem Bildniß [3 Thlr.])	1845	13	
Luther und der Bürgermeiſter	1846		September
Luther-Häuschen, das, bei Heidelberg (mit Abbildung [1⅓ Thlr.])	1841	127	
Luzern (mit Anſicht [4 Thlr.])	1846	181	

M.

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Maaßregel gegen Mückenſtiche	1840		Julius
Madame Heuſchrecke und Frau Ameiſe (mit Fabelbild [2 Thlr.])	1838	38	
Mai-Bildchen	1848		Mai
Man kann ſich ändern! (mit Genrebild [4 Thlr.])	1846	38	
Manns-Charakter, der echte	1842		März
Martins-Kirche, die St., in Köln (mit Anſicht [4 Thlr.])	1837	111	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Martinswand, die (mit fünf Abbildungen [1 Thlr., 2 Thlr., 1⅓ Thlr., 1⅓ Thlr., 4 Thlr.])	1848	106	
Maſaniello (mit vier Abbildungen [à 2 Thlr., 4 Thlr.])	1847	104	
Maſſen, die	1848		September
Maſtodon, der große (mit Abbildung [1⅓ Thlr.])	1841	167	
Märchen, das hochherzige (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	31	
Männer und Männlein	1848		April
Märchen, das, von der Elſter (mit Abbildung [2 Thlr.])	1839	16	
Märchen, das, vom Sack (mit drei Abbildungen [20 Sgr., 2 Thlr., 15 Sgr.])	1842	154	
Märchen, das, von der guten Chriſtel (mit vier Abbildungen [à 15 Sgr.])	1843	148	
März-Bildchen	1848		März
Melanchthon, Philipp (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	18	
Menſchenkenntniß, arabiſche	1846		Julius
Merkt's	1845		Auguſt
Merkt's Euch!	1840		März
Merkt's Euch!	1840		Auguſt
Merkt's Euch!	1840		November
Merkt's Euch!	1841		Februar
Merkt's Euch!	1841		Julius
Merkt's Euch!	1842		Februar
Merkt's Euch!	1842		Julius
Merkt's Euch!	1842		Oktober
Merkt's Euch!	1842		Dezember
Merkt's Euch!	1844		Februar
Merkt's Euch!	1844		April
Merkt's Euch!	1844		Junius
Merkt's Euch!	1844		Julius
Merkt's Euch!	1844		Auguſt
Merkt's Euch!	1844		Dezember
Meß-Inſtrument (mit vier Figuren [à 10 Sgr.])	1842	150	
Metternich, Fürſt von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	106	
Meuron, Bonifaz (mit drei Genrebildern [20 Sgr., 1⅓ Thlr., 1 Thlr.])	1847	158	
Meyerbeer, J. (mit Bildniß [3 Thlr.])	1837	98	
Michaels-Kapelle, die St., in Kiedrich (mit Anſicht [4 Thlr.])	1841	49	
Miniatur-Bilder (mit zwei Anſichten [à 15 Sgr.])	1836	119	
Miſſionär-Häuſer, die, in Otahaiti (mit Anſicht [1⅓ Thlr.])	1839	101	
Mitte, die rechte	1848		Julius
Mittel zur Verhütung der Klauenſeuche	1842		Oktober

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Mittel, untrügliches, reich zu werden	1840		Mai
Mittel gegen die Seekrankheit	1840		Junius
Mittel gegen Raupen und Schnecken	1838		April
Mittel gegen Wanzen	1837		Junius
Modegecken (mit ſechs genrebildlichen Darſtellungen [4 Thlr., drei à 2 Thlr., 15 Sgr., 20 Sgr.])	1845	25	
Moden von 1777 und 1835 (mit drei Abbildungen [à 1 Thlr.])	1837	148	
Monats-Gruß (Grüße)	1840		Januar bis Dezember
Monats-Namen, Karl's des Großen	1843		Januar
Monats-Prophezeiungen	1841		Januar bis Dezember
Mond-Landſchaft, eine (mit Anſicht [4 Thlr.])	1838	7	
Moosröslein (mit Mond-Landſchaft im Tondruck [6 Thlr.])	1844	18	
Morgen, der (mit Abbildung [3 Thlr.])	1837	19	
Moſchusthier, das (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [2 Thlr.])	1841	47	
Mozart, Wolfgang Amadeus (mit Bildniß [3 Thlr.])	1838	117	
Möbel-Politur	1838		März
Mörtel, der beſte	1839		März
Murten (mit Anſicht [4 Thlr.])	1843	118	
Muſik, die (mit vier Genrebildern [à 2 Thlr.])	1846	122	
Muſikaliſches (mit humoriſtiſchem Genrebild [4 Thlr.])	1842	169	
Mühlenkreuz, das, bei Bahn (mit vier Abbildungen und einer Vignette [à 1 Thlr., 15 Sgr.])	1846	78	
N.			
Nachtwächter-Philoſophie (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1841	42	
Nagler, Karl Ferdinand Friedrich von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1839	18	
Naivetät, glückliche	1839		März
Naivetät, vornehme	1842		November
Nanking-Farbe	1836		April
Napoleon (mit Bildniß und vier Abbildungen: ſein Geburtshaus, Grabmal und Denkmal darunter [3 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr., 2 Thlr., 3 Thlr.])	1838	136	
Narren-Sechſer, der (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1839	39	
Natur und Unnatur	1845		März
Natur-Philoſoph, ein (mit drei Genrebildern [4 Thlr., 1 Thlr., 1½ Thlr.])	1848	147	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Nehmt Euch in Acht! (mit Fabelbild [1½ Thlr.])	1846	38	
Neugierigen, die (mit Genrebild [4 Thlr.]) . .	1842	148	
Neujahrs-Abenteuer, des Frömmlers (mit zwei Abbildungen [à 1 Thlr.])	1847	156	
Neujahrs-Gruß	1844		Januar
Neujahrs-Lied	1837		Januar
Neujahrs-Wunſch	1841		Januar
Neuſtädter-Thor, das, und die Nicolai-Kirche zu Tangermünde (mit Anſicht [4 Thlr.]) . . .	1835	141	
Newton, Sir Iſaak (mit Bildniß [4 Thlr.]) . .	1836	36	
Nibelungen Lied, das neue (mit ſechs Abbildungen [4 Thlr., à 2½ Thlr.])	1841	99	
Nichts	1840		Junius
Nicolai-Kirche, die, zu Frankfurt a. M. (mit Anſicht [4 Thlr.])	1837	67	
Nikolskoe (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	114	
„Miſcht"	1844		September
Noch heut zu ſingen	1847		April
Noch nicht gewohnt!	1844		Auguſt
Nonnen, die (mit Abbildung [2 Thlr.]) . . .	1838	49	
Nothhülfe und Hülfe in der Noth (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1848	124	
November-Bildchen	1848		November
Nun weiß ſie's!	1846		September
Nutzen der Waſſerpflanzen	1841		September
O.			
Obſt vor Fäulniß und Froſt zu bewahren . . .	1843		November
Oel, ausgepreßtes	1838		Auguſt
Oel aus Kürbis-Samen	1839		November
Oellack-Anſtrich, weißer	1844		September
Ofen, nordiſcher, zum Heizen (mit ſieben Figuren [à 7½ Sgr.])	1844	156	
Ohrenbeichte, die (mit Genrebild [4 Thlr.]) . .	1840	13	
Oktober-Bildchen	1848		Oktober
Oſter-Waſſer, das (mit vier Abbildungen [à 20 Sgr.])	1845	160	
P.			
Pachter, der (mit Abbildung [2½ Thlr.]) . . .	1841	158	
Palais, das königliche, zu Berlin (mit Anſicht [2 Thlr.])	1835	127	
Papier, chineſiſches, zu fertigen	1837		Julius
Papier-Schwindel (mit drei Vignetten [15 Sgr., à 3 Thlr.])	1845	175	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Papier von Oelflecken zu befreien	1847		November
Paradiesvogel, der (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [20 Sgr.])	1840	149	
Parfümerie	1841		Junius
Parodie der Kapuziner-Predigt (mit Vignette [1½ Thlr.])	1836	131	
Paſſions-Lied (mit vier Vignetten [1½ Thlr., à ½ Thlr., 1 Thlr.])	1836	3	
Peſtalozzi, Heinrich (mit Bildniß und einer Abbildung [3 Thlr., 2 Thlr.])	1846	13	
Peter in der Fremde (mit zwei Abbildungen und einer Vignette [10 Sgr., 4 Thlr., 15 Sgr.])	1839	160	
Pferde, kränkliche	1841		Oktober,
Pferdebrod	1843		Februar
Pflug der vervollkommnete (mit Abbildung [20 Sgr.])	1835	108	
Pflug, Grangé's neuer (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.])	1835	151	
Philiſter-Meinung und Mannes-Rath	1847		März
Pianoforte-Spiel, das heutige	1839		November
Piazzetta, die, von Venedig (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	159	
Planet, der neue	1845		April
Polterkammer, die (mit Genrebild [4 Thlr.]) .	1842	20	
Portrait, echtes, eines Chineſen (mit Bildniß [2 Thlr.])	1836	94	
Porzellan-Kitt	1836		September
Prater, der, mit der Ausſicht auf Wien (mit Anſicht [4 Thlr.])	1835	119	
Promenade, eine (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1838	71	
Prophet, der falſche (mit Genrebild [2 Thlr.]) .	1844	139	
Prophezeiungen für 1844 (mit bedeutungsvoller Anfangs-Verzierung [3 Thlr.])	1844	3	
Prozeß, merkwürdiger (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	63	
Puppenſpiel, aus einem alten	1846		November
Putz- und Modeſucht (mit drei Abbildungen [4 Thlr., à 1 Thlr.])	1844	41	
R.			
Rahm, den, von der Milch zu ſcheiden	1837		August
Rankaleſſe	1839		April
Raphael Sanzio (mit Bildniß [3 Thlr.]) . . .	1846	117	
Rath	1838		Julius
Rath	1842		April
Rath	1844		Junius
Rath	1847		August
Rath			

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Rath an die Dichter	1847		Oktober
Rath, ſegenvoller	1848		April
Rauchen, das, der Oel-Lampen zu verhindern . .	1838		November
Raupach, E. B. S. (mit Bildniß [3 Thlr.]) .	1840	88	
Rauſch, der, von Geſtern (mit komiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1837	177	
Rechnung, die (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1837	174	
Rechthaberei (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1838	150	
Regensberg, Otto von (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1840	106	
Regierungs-Formen, die	1840		Februar
Reinigen	1843		Februar
Reinigung	1836		März
Reinigung der Luft	1842		Auguſt
Reinigung mit Oelfarbe angeſtrichener Gegenſtände und der Oelgemälde	1838		September
Rekrut, der originelle (mit Genrebild [4 Thlr.])	1840	181	
Reſidenz, des Teufels (mit Abbildung [2 Thlr.])	1838	124	
Rettungs-Apparat bei Feuersgefahr (mit einer Figur [15 Sgr.])	1842	49	
Rezept	1847		September
Rheinſtein, Burg (mit Anſicht [4 Thlr.]) . . .	1837	164	
Richter, „Jean Paul“ Friedrich (mit Bildniß [3 Thlr.])	1837	134	
Rieſenſchlange, die (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1 Thlr.])	1839	116	
Rinaldo Rinaldini und die Amme (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1837	181	
Ritter und Roß geharniſcht (mit Abbildung [15 Sgr.])	1835	95	
Ritter Raſſe von Damartin (mit drei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1845	66	
Roger, des blinden, Pflegetochter (mit Abbildung [4 Thlr.])	1845	89	
Rohan-Kartoffeln, die großen	1839		Junius
Roſa May (mit vier Abbildungen [2½ Thlr., 1 Thlr., à 4 Thlr.])	1845	114	
Roſe, wild erwachſene (mit drei Abbildungen 1 Thlr., 4 Thlr., 1½ Thlr.])	1843	56	
Roſen, Kunz von der, Kaiſer Maximilian's luſtiger Rath (mit Bildniß und zwei Abbildungen [3 Thlr., 1½ Thlr., 2 Thlr.])	1846	42	
Roß, das, und die zwei Hunde (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1837	108	
Rotterdam (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	141	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Rouſſeau und der Abbee	1846		Julius
Rouſſeau, Jean Jacques (mit Bildniß [3 Thlr.])	1848	153	
Roveredo (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	107	
Rubens, Peter Paul (mit Bildniß [3 Thlr.])	1844	80	
Ruine von Scharfenſtein (mit Anſicht [2 Thlr.])	1842	42	
Runkelrüben für Zucker	1840		Mai
Rückfracht, die	1838		Oktober
Rütli, das (mit landſchaftlicher Abbildung [4 Thlr.])	1848	29	
S.			
Sage von der Burg Falkenſtein (mit Anſicht [2 Thlr.])	1837	41	
Sage, die, vom Kampf des Humanus Magnus um Reinholde Veritas (mit Abbildung [2 Thlr.])	1838	52	
Sage, die, vom Kugelſpiel (mit drei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1848	158	
Salomon und Morolf (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	120	
Salz als Dünger	1844		April
Salzbeize für Fleiſch	1844		Auguſt
Satan in Nöthen (mit ſechs humoriſtiſchen Abbildungen [20 Sgr., à 1½ Thlr., 15 Sgr.])	1837	167	
Satyrs, die kleinen	1837		Mai
Sauerwerden, das, des Biers zu verhüten	1844		Julius
Savoyarde, der kleine (mit 2 Abbildungen [à 2 Thlr.])	1840	124	
Savoyarden-Knaben, die (mit Abbildung [2 Thlr.])	1844	38	
Säe-Maſchine (mit Abbildung [1 Thlr.])	1839	155	
Sängerinnen, die (mit humoriſtiſchem Genrebild [4 Thlr.])	1841	176	
Scarificator, verbeſſerter (mit zwei Figuren [à 10 Sgr.])	1841	126	
Scene, eine, in Böhmen (mit Genrebild [2 Thlr.])	1835	140	
Scene, eine, in Ungarn (mit Genrebild [2 Thlr.])	1835	138	
Schadow, Johann Gottfried (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	60	
Schafft's Euch!	1843		Februar
Schattenſpiel (mit fünf Genrebildern [2 Thlr., 1½ Thlr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 1 Thlr.])	1848	41	
Schatz, der, im Thurm (mit Abbildung [2 Thlr.])	1840	31	
Scheint richtig!	1842		November
Scherz und Ernſt	1845		Mai
Scherz und Ernſt	1845		Dezember
Scheidegruß	1844		Dezember
Schiff, das (mit drei Abbildungen [à 1 Thlr.]	1837	50	
Schiffe, die verſchiedenen (mit zehn Abbildungen [2 Thlr., à 15 Sgr.])	1839	29	

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Schikaneder, Emanuel (mit Bildniß [3 Thlr.])	1837	112	
Schiller, Friedrich von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1835	106	
Schinkel, Karl Friedrich (mit Bildniß [3 Thlr.])	1839	47	
Schlacht, die, bei St. Jakob 1444 (mit Abbildung [4 Thlr.])	1844	160	
Schlachtfeld, das, von Waterloo (mit Anſicht und einer Abbildung [1½ Thlr., 4 Thlr.])	1840	150	
Schlächter, die, von Gent (mit fünf Abbildungen [4 Thlr., 4 Thlr., à 2½ Thlr.])	1843	26	
Schlecht berathen	1837		März
Schleiermacher, Friedrich Ernſt Daniel (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	43	
Schleif-Pulver	1836		Februar
Schleif-Werkzeug (mit einer Figur [15 Sgr.])	1845	111	
Schlins, Erry von (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1847	124	
Schloß, das königliche, in Berlin (mit Anſicht [2 Thlr.])	1835	134	
Schloß, das königliche, in Kopenhagen (mit Anſicht [4 Thlr.])	1842	96	
Schloß, das königliche, in Stockholm (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	169	
Schloß, das Heidelberger (mit zwei Anſichten [4 Thlr., 2 Thlr.])	1843	42	
Schloß, das, zu Königsberg in Preußen (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	73	
Schloß-Vogt, der, von Arcis (mit drei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1839	77	
Schlößchen, das, auf der Pfauen-Inſel (mit Anſicht [2 Thlr.])	1836	126	
Schluß (mit Vignette [1½ Thlr.])	1844	186	
Schluß (mit zwei Vignetten [15 Sgr., 1 Thlr.])	1845	186	
Schluß-Lied (mit zwei Vignetten [à 15 Sgr.])	1839	186	
Schluß-Lied (mit Vignette [15 Sgr.])	1840	183	
Schluß-Lied (mit zwei Vignetten [à 15 Sgr.])	1841	185	
Schmeichler, des Armen	1842		Mai
Schnee, der (mit ſechs Figuren [à 5 Sgr.])	1842	81	
Schnee-Hütten, die, der Eskimos (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	21	
Schneider und Schneider-Junge (mit komiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1837	138	
Schnürbruſt, die (mit drei Figuren [à 1 Thlr.])	1840	102	
Schorndorf, Frau Künkel von (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1848	123	

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Schrank, der kleine (mit Abbildung [2 Thlr.]) .	1838	39	
Schriftſteller, der heilſame	1838		November
Schuhe, waſſerdichte	1839		Februar
Schul-Freunde (mit vier Abbildungen [à 1⅓ Thlr.])	1848	55	
Schulmeiſter, der politiſirende (mit Genrebild [4 Thlr.])	1837	133	
Schulmeiſter, die armen (mit verziertem Anfangsbuchſtaben und ſechs Abbildungen [1½ Thlr., 1 Thlr., 1½ Thlr., 1 Thlr., 1 Thlr., 1⅙ Thlr., 1⅓ Thlr.])	1845	147	
Schulpforte (mit Anſicht [2½ Thlr.])	1843	178	
Schuſter, der zufriedene (mit Genrebild [4 Thlr.])	1838	99	
Schwamm im Holze	1843		April
Schwätzer, die (mit Fabelbild [2 Thlr.]) . . .	1836	161	
Schwefel-Aether, der (mit Abbildung [1 Thlr.]) .	1848	180	
Schweigen und Reden	1848		Julius
Schweizerhaus, das, auf Stubbenkammer (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	123	
Schweizer-Kräuter-Oel, Willer's	1837		April
Schwingfeſt, das, in der Schweiz (mit Genrebild [4 Thlr.])	1835	104	
Scott, Walter (mit Bildniß [3 Thlr.]) . . .	1839	112	
Seewaſſer in trinkbares Waſſer zu verwandeln (mit drei Figuren [à 15 Sgr.])	1841	31	
Segnen, das, der Früchte (mit Abbildung [4 Thlr.])	1844	83	
Seidenwürmer (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.]) .	1839	20	
„Selbſtſtändigte“, die (mit Abbildung im Tondruck [3 Thlr.])	1844	23	
Selbſtſucht bis nach dem Tode	1848		September
September-Bildchen	1848		September
Servil und liberal	1838		Junius
Setzlinge der Chineſen	1838		Oktober
Severin's Neujahrstag (mit zwei Abbildungen [à 2⅓ Thlr.])	1836	147	
Seyd wachſam von Jugend auf! (mit fünf Abbildungen [1 Thlr., drei à 2 Thlr., 1 Thlr.]) .	1848	131	
Shakſpeare, William (mit Bildniß [1½ Thlr.]) .	1835	109	
Shakſpeare, William (mit neuem Bildniß [3 Thlr.])	1848	54	
Sie feuern ſich an! (mit ſatiriſchem Bild [1⅓ Thlr.])	1835	195	
Siegel, Dr. Luther's (mit Abbildung [15 Sgr.])	1835	99	
Sinne, die fünf (mit fünf Abbildungen [à 1⅓ Thlr.])	1848	13	
So iſt's!	1846		Dezember
So ſpricht meiſt jedes Ich!	1847		September
Sonntags-Jäger (mit Genrebild [4 Thlr.]) . .	1838	63	
Sonntags-Jäger (mit Genrebild [4 Thlr.]) . .	1839	135	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Sorge muß ſeyn!	1842		Dezember
Sorte, die rare	1848		Oktober
Söhne, die, Eduard's (mit Abbildung [4 Thlr.])	1841	30	
Spargelkochen	1844		Junius
Spiegel zum Deſenberg, Ferdinand Auguſt Graf (mit Bildniß [3 Thlr.])	1843	165	
Spielhaus, das	1845		April
Spielhöllen, die (mit Abbildung [4 Thlr.])	1846	175	
Spinnerin, die, im Monde (mit bildlicher Darſtellung [1 Thlr.])	1845	142	
Spittler-Thor, das, zu Nürnberg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	112	
Spitzen-Klöpplerin, die, und Barbara Uttmann (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1847	46	
Spott, ſeiner	1843		Oktober
Sprach-Bemerkung	1848		Auguſt
Springbrunnen, der, und der Bach (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1837	141	
Spruch, Rabbiniſcher	1847		Mai
Spruch, alter, über Arbeitslohn	1845		September
Spruch	1845		Dezember
Spruch	1844		Januar
Spruch vom Glück	1844		September
Spruch	1841		Januar
Spruch	1841		April
Spruch	1841		Mai
Spruch	1841		September
Spruch	1841		November
Spruch, ein, von Philander von Sittenwald	1837		April
Spruch, ein, von Seuſt	1848		Oktober
Sprüche	1845		Februar
Sprüche, drei	1844		März
Sprüche und Erfahrungen	1846		Auguſt
Sprüchlein, das gute	1843		April
Sprüchwort, altes, für den Januar, Februar ꝛc. bis Dezember	1838		Januar bis Dezember
Sprüchwörter, alte, in neuem Gewande	1838		September
Sprüchwörter, alte	1837		Auguſt
Spuk, der wirkſame (mit Abbildung [2 Thlr.])	1839	119	
Staatsregeln	1842		Junius
Stadthaus, das, in Amſterdam (mit Anſicht [4 Thlr.])	1835	91	
Stammbuch-Vers, ein, von Gellert	1838		Mai
Stammgaſt, der (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1840	141	

Titel.	Jahrgang	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Standbild, Blücher's, in Berlin (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1836	86	
Standbild Gutenberg's in Mainz (mit Abbildung [3 Thlr.])	1839	171	
Stärkste, der	1837		Julius
Stein-Anstrich, dauerhafter, für Häuser	1837		November
Sternbilder, die (mit fünf Figuren [zwei à 20 Sgr., drei à 15 Sgr.])	1843	16	
Sternbilder, die (mit vier Figuren [15 Sgr., zwei à 10 Sgr., 5 Sgr.])	1844	5	
Stiefel, die vergessenen (mit Genrebild [4 Thlr.])	1837	22	
Stiefelputzer, der Berliner (mit Genrebild [2 Thlr.])	1837	182	
Still-Leben, das, der Elephanten (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1836	155	
Stimme, die innere, und der Dulder	1847		Dezember
Straßenjungen, Pariser (mit Genrebild [4 Thlr.])	1840	65	
Studenten, die, von Alcala (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	138	
Stumpfheit und Rebeitschen (mit sechs Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr., 1½ Thlr., 2½ Thlr., 1 Thlr., 2 Thlr.])	1846	59	
Sturm-Vogel, der (mit naturgeschichtlicher Abbildung [15 Sgr.])	1838	169	
Sturm, ein, auf Helgoland (mit drei landschaftlichen Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1848	69	
Stutzer, an einen alten	1839		Mai
Suchet, so werdet ihr finden! (mit sechs Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr., vier à 4 Thlr.])	1836	138	
Sylvester-Lied (mit Schluß-Vignette [1 Thlr.])	1835		
T.			
Tabak, der (mit fünf Abbildungen [2 Thlr., zwei à 25 Sgr., zwei à 1½ Thlr.])	1839	137	
Tabakschnupfer, der (mit Genrebild [2 Thlr.])	1838	173	
Tangermünder Thor, das, zu Stendal (mit Ansicht [4 Thlr.])	1836	95	
Tanne und Brombeer-Ranke (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1838	165	
Taps	1839		September
Tasso, Torquato (mit Bildniß [3 Thlr.])	1848	75	
Taugenichts, der (mit Abbildung [4 Thlr.])	1840	120	
Tapfere, der	1837		November
Theater-Enthusiast, der (mit humoristischem Genrebild [1½ Thlr.])	1840	113	
Telegraph, electro-magnetischer (mit neun Figuren [vier à 10 Sgr., 20 Sgr., 5 Sgr., zwei à 20 Sgr., 15 Sgr.])	1848	21	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Tells-Kapellen, die (mit zwei Anſichten [4 Thlr., 2 Thlr.])	1847	178	
Tempelthurm, der (mit Anſicht [2½ Thlr.]) . .	1837	158	
Teplitz und das Steinbad (mit Anſicht [4 Thlr.])	1836	124	
Teufel, der gebeſſerte (mit Abbildung [2 Thlr.])	1842	103	
Teufels-Brücke, die (mit Abbildung [2 Thlr.]) .	1837	54	
Thierkampf, der, in Indien (mit Abbildung [2 Thlr.])	1838	67	
Thomaſius, Chriſtian (mit Bildniß [3 Thlr.]) .	1843	145	
Thorwaldſen (mit Bildniß [3 Thlr.])	1845	183	
Tieck, Ludwig (mit Bildniß [3 Thlr.])	1835	89	
Tinte, gute	1838		Julius
Tinte, rothe	1846		Februar
Tinte, unauslöſchliche	1840		Februar
Tinte, welche die Stahlfedern nicht verdirbt . .	1845		November
Tintefaß, Ratcliff's (mit zwei Figuren [à 10 Sgr.])	1846	134	
Tiſchwein aus halbreifen Weinbeeren	1840		November
Titel-Verſe zum Kalender (mit Vignetten: 1835 [1½ Thlr.], 1836 [20 Sgr.], 1837 [1 Thlr.], 1838 [1 Thlr.], 1839 [1½ Thlr.], 1840 1½ Thlr.], 1841 [1 Thlr.], 1842 [1½ Thlr.], 1843 [2 Thlr.], 1844 [1½ Thlr.], 1845 [1½ Thlr.], 1846 [1½ Thlr.], 1847 [1½ Thlr.], 1848 [1½ Thlr.]).			
Titel-Verſe zum Jahrbuch (mit Vignetten: 1835 [1 Thlr.], 1836 [15 Sgr.], 1837 [20 Sgr.], 1838 [1½ Thlr.], 1839 [1½ Thlr.], 1840 [2 Thlr.], 1841 [1½ Thlr.], 1842 [2 Thlr.], 1843 [20 Sgr.], 1844 [2½ Thlr], 1845 [2 Thlr.[, 1846 [1½ Thlr.], 1847 [1½ Thlr.], 1848 [1 Thlr.]).			
Tizian (mit Bildniß [3 Thlr.])	1847	153	
Tochter, die, des Schmieds (mit drei Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr., 4 Thlr.])	1839	58	
Tod und Leben (mit Abbildung [1½ Thlr.]) . .	1842	87	
Tod, Luther's, am 18. Februar 1546 (mit drei Abbildungen und Randverzierung im Buntdruck [à 4 Thlr., 8 Thlr.])	1846	3	
Tod, ſeliger	1839		Junius
Todten-Gewölbe, das, in Köln (mit Abbildung [2½ Thlr.])	1837	152	
Tollhäusler, ein (mit acht Abbildungen [drei à 15 Sgr., 20 Sgr., drei à 15 Sgr., 20 Sgr.])	1847	145	
Töffel	1843		Junius
Trandl und Joſeph (mit Abbildung [4 Thlr.]) .	1844	158	
Träume, die beiden (mit zwei allegoriſchen Abbildungen [à 1 Thlr.])	1843	46	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Trient (mit Anſicht [½ Thlr.])	1842	152	
Trocknen der Runkelrüben	1841		Januar
Troſt, der (mit Abbildung [½ Thlr.])	1840	29	
Troſt, endloſer	1848		Mai
Troſtburg (mit Anſicht [½ Thlr.])	1841	156	
Tugend, die	1842		Januar
Tyroler, der (mit Genrebild [½ Thlr.])	1842	77	
U.			
Ueber Gebirgs-Formationen (mit vier Abbildungen [20 Sgr., zwei à 15 Sgr., 3 Thlr.])	1835	52	
Ueber den Mond (mit drei Figuren [à 1 Thlr.])	1836	8	
Ueber die Patent-Zeugrollen (mit vier Figuren [1⅓ Thlr., à 10 Sgr.])	1840	129	
Ueber Verwendung des natürlichen und nachgeahmten Erdharzes (mit fünf Figuren [10 Sgr., 15 Sgr., à 10 Sgr.])	1840	145	
Ueber Sonnen-Finſterniſſe (mit neun Figuren [1 Thlr., à 5 Sgr.])	1842	12	
Ueber Menſchenkenntniß	1844		Oktober
Ueber-Bevölkerung, die	1838		Junius
Ueberkluge, der	1840		Januar
Unabhängig und frei	1845		Dezember
Unabhängigkeits-Sinn	1846		Auguſt
Unachtſamkeit (mit zwei Genrebildern [à ½ Thlr.])	1843	109	
Univerſal-Federhalter, Riddle's (mit zwei Figuren [à 10 Sgr.])	1840	97	
Univerſitäts-Gebäude, das, in Breslau (mit Anſicht [½ Thlr.])	1837	115	
Unkraut zu vertilgen	1847		April
Unterricht, der	1837		Oktober
Unterſchied	1843		Julius
Unverändert	1843		November
Urſach	1847		Februar
Urſprung, der, der Steinkohlen (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.])	1844	152	
V.			
Variation	1840		April
Veränderung	1848		Junius
Verbackung der Kartoffeln unter das Brod	1846		Oktober
Verbeſſerungen an den Lampen (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.])	1840	31	
Verbeſſerungen an den Eggen (mit fünf Figuren [15 Sgr., 5 Sgr., 10 Sgr.])	1840	53	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Verbeſſerungen an den zum Heizen von Zimmern beſtimmten Oefen (mit fünf Figuren [à 15 Sgr.])	1840	174	
Verbeſſerungen an Rollen für Möbel (mit einer Figur [10 Sgr.])	1841	130	
Verbeſſerungen an den Koch-Apparaten (mit fünf Figuren [drei à 10 Sgr., 5 Sgr., 15 Sgr.])	1842	97	
Verbeſſerungen in der Brodbereitung (mit einer Figur [15 Sgr.])	1843	97	
Verbeſſerungen im Abſieden und Filtriren des Kaffee (mit drei Figuren [à 5 Sgr.])	1844	96	
Veredlung des Fleiſches	1843		September
Verfahren, verbeſſertes, bei dem Buttern . . .	1842		Mai
Vergleich —, derber, er paßt aber!	1846		Dezember
Vergnügen, ſaures (mit zwei humoriſtiſchen Genrebildern [4 Thlr., 2 Thlr.])	1842	43	
Vergnügen für alle Theile	1840		Oktober
Verheerungen der Holzwespe (mit zwei Figuren [à 15 Sgr.])	1843	90	
Verleumdung (mit vier ſatiriſchen Bildern [10 Sgr., zwei à 25 Sgr., 15 Sgr.])	1841	123	
Verluſt, erſter (mit Genrebild [3 Thlr.]) . . .	1838	10	
Vertheidigung	1844		April
Vertilgung des Hausſchwamms	1847		Februar
Vertreibung der Kornwürmer	1846		Junius
Verwahrloſung (mit zwei Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr.])	1842	67	
Verwandtſchaft, tröſtende	1843		Dezember
Viehfutter, eingemachtes	1839		Auguſt
Vierzig, die Jahre (mit den Bildniſſen der brandenburgiſchen Fürſten Friedrich II, Joachim II, des großen Kurfürſten, Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm's III, IV, Eliſabeth, mit anderen ſechs Abbildungen und drei Vignetten [1 Thlr., 2½ Thlr., zwei à 4 Thlr., 2½ Thlr., 1 Thlr., drei à 3 Thlr., zwei à 20 Sgr., 3 Thlr., 2 Thlr., zwei à 1 Thlr., zwei à 4 Thlr.]) .	1841	3	
Vogelweide, Walther von der (mit Bildniß [3 Thlr.])	1836	135	
Volksbücher (mit ſechs Abbildungen [à 2 Thlr.])	1839	49	
Volks- und Trink-Lieder (mit acht Vignetten [10 Sgr., 25 Sgr., 10 Sgr., zwei à 15 Sgr., 20 Sgr., 15 Sgr., 1½ Thlr.])	1835	163	
Vom Verſtande	1848		Januar
Vom Predigen (mit Abbildung [2 Thlr.]) . . .	1847	9	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Vom Gebrauch der Stahlfedern (mit drei Figuren [à 5 Sgr.])	1847	67	
Vom Leſen (mit Abbildung und Vignette [2 Thlr., 15 Sgr.])	1847	181	
Vom ſogenannten guten Freunde	1846		Februar
Vom rechten Glauben (mit Abbildung [3 Thlr.])	1848	154	
Vom Wucher und Wucher-Spiel (mit drei Vignetten [15 Sgr., 1 Thlr., 1½ Thlr.])	1849	192	
Von einem liſtigen Weibe (mit Abbildung [2 Thlr.])	1835	162	
Von der ſchönen Königin im Thurm (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1836	180	
Von der Verbrennung (mit drei Figuren [à 10 Sgr.])	1837	26	
Von der Dachdeckung mit getheerten Pappen (mit ſieben Figuren [à 15 Sgr., 5 Sgr.])	1841	179	
Von den Temperamenten (mit vier Abbildungen [à 20 Sgr.])	1847	127	
Von Feiertagen	1847		Januar
Von Mode-Damen	1848		Dezember
Von Nachtwächtern	1848		November
Vornehmheit, falſche (mit Genrebild [2 Thlr.])	1838	132	
Vorrichtung, verbeſſerte, welche das Putzen der Kerzen unnöthig macht (mit einer Figur [10 Sgr.])	1841	83	
Vorrichtung zum Zuſammen-Rechen des Heu's (mit Abbildung [15 Sgr.])	1844	68	
Vorſt, das Schloß, in Tyrol (mit Anſicht [2 Thlr.])	1841	115	
Vorzug der Armuth	1845		Januar
Voß, Johann Heinrich (mit Bildniß [3 Thlr.])	1848	117	
W.			
Wachtelhund und Chamäleon (mit Fabelbild [1 Thlr.])	1837	130	
Wächter, die beiden (mit komiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1839	147	
Waffen des Weibes	1845		Oktober
Wahl, die	1842		März
Wahrheit	1844		November
Wahrnehmung	1847		Junius
Waiſen, die (mit Abbildung [4 Thlr.])	1839	153	
Wald, der (mit zwei naturgeſchichtlichen Abbildungen [1 Thlr., 2 Thlr.])	1847	141	
Wald, der (mit vier Abbildungen [à 1½ Thlr.])	1848	95	
Waldmoos zu benutzen	1847		Auguſt
Wallfahrt (mit Genrebild [4 Thlr.])	1848	121	
Wallfiſch-Skelett, das (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	68	
Wanderliebe (mit zwei Abbildungen [4 Thlr., 2 Thlr.])	1841	65	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs.	Monat des Kalenders.
Wappen, das deutſche (mit Abbildung und vier Figuren [1 Thlr., a, b, c à 10 Sgr., 20 Sgr.])	1843	13	
Warnung	1842		Auguſt
Warnung, die, vor der Waſſer-Fee (mit Abbildung [4 Thlr.])	1838	32	
Warnungs-Tafel, die	1836		November
Wartburg, die (mit Anſicht [4 Thlr.])	1844	136	
Wär's möglich, könnt' es ſeyn	1847		Januar
Was ſoll ich aus meinem Sohne machen? (mit 17 Abbildungen [1 Thlr., à 10 Sgr.])	1844	175	
Was ſoll ich aus meiner Tochter machen? (mit elf Abbildungen [1 Thlr., 10 Sgr., 20 Sgr., zwei à 10 Sgr., 15 Sgr., 10 Sgr., drei à 15 Sgr., 20 Sgr.])	1846	160	
Was man doch zuweilen Neugier nennt!	1847		Mai
Was man doch bemerkt!	1845		Junius
Waſchbär, der nordamerikaniſche (mit naturgeſchichtlicher Abbildung [1 Thlr.])	1842	134	
Waſchen und Haarſchneiden (mit zwei komiſchen Genrebildern [à 2 Thlr.])	1845	36	
Wäſche, gelbe, wieder weiß zu machen	1846		Mai
Waſhington, George (mit Bildniß [3 Thlr.])	1846	163	
Waſſer, ſchlechtes, zu reinigen	1844		November
Waſſer-Trompete, die (mit Abbildung [1 Thlr.])	1843	101	
Watt, James (mit Bildniß [3 Thlr.])	1847	100	
Weber, Karl Maria von (mit Bildniß und Vignette [3 Thlr., 1½ Thlr.])	1836	128	
Weg, ſchlimmer (mit komiſchem Genrebild [4 Thlr.])	1843	157	
Weib, das argliſtige (mit zwei Abbildungen [à 2 Thlr.])	1840	61	
Weihnacht	1843		Dezember
Wein-Küfer, der (mit Genrebild [4 Thlr.])	1840	156	
Weltlauf	1848		Januar
Welt-Sinn	1846		Dezember
Wenig verloren, viel gewonnen!	1842		November
Wenn nicht wahr, doch witzig	1844		Februar
Wen's trifft, der gehe in ſich (mit Abbildung [2 Thlr.])	1839	66	
Wer iſt nun der Räuber? (mit vier Abbildungen [à 20 Sgr.])	1846	136	
Wer kann's ihm verdenken!	1845		März
Werth, Jan van (mit neun Abbildungen [2½ Thlr., zwei à 15 Sgr., fünf à 25 Sgr., 4 Thlr.])	1845	49	
Wetterglas, ein (mit Abbildung [15 Sgr.])	1842	55	
Wetter-Lügen und Lügen-Propheten	1843	}	Januar bis Dezember

Titel.	Jahrgang.	Seite im Jahrbuch.	Monat des Kalenders.
Wetter-Veränderung	1846		April
Wichſe, gute	1840		April
Wie man's nimmt und giebt	1845		Junius
Wild, das, von Gärten und Feldern abzuhalten	1841		Julius
Windſor, Schloß (mit Anſicht [4 Thlr.])	1840	98	
Winter-Kartoffeln	1843		Julius
Winter-Palais, das kaiſerliche, in St. Petersburg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1839	24	
Wir glauben All' an einen Gott! (mit Vignette und drei Abbildungen [1½ Thlr., drei à 4 Thlr.])	1839		
Wir haben's nicht mit Willen gethan (mit Genrebild [4 Thlr.])	1838	92	
Wirkung des Trunkes (mit Abbildung [2 Thlr.])	1837	70	
Witterungs-Weisheit	1844		Junius
Witz, zufälliger	1842		September
Wo iſt der Fuchs hin? (mit humoriſtiſchem Genrebild [2 Thlr.])	1842	53	
Woher? Wohin? (mit drei Vignetten [à 1½ Thlr.])	1846	185	
Wolf und Storch (mit Fabelbild [2 Thlr.])	1839	89	
Wolken, die (mit 15 Figuren [à 10 Sgr.])	1844	117	
Wort, ein, über die Buchdruckerkunſt	1843		September
Wortſpiel	1840		Oktober
Wortſpiel	1841		Auguſt
Wortſpiele	1842		Auguſt
Wunſch zum Schluß (mit Vignette [1 Thlr.])	1838	186	
Wünſche, die (mit Abbildung [4 Thlr.])	1845	97	
Wurzel-Schneidemaſchine, eine (mit Abbildung [20 Sgr.])	1838	73	
Z.			
Zaghafte, der	1847		Mai
Zar-Karthaune, die (mit Abbildung [1½ Thlr.])	1843	130	
Zauber, es iſt ein (mit drei Abbildungen [zwei à 2 Thlr., 1½ Thlr.])	1847	38	
Zauberer, der kleine (mit Genrebild [4 Thlr.])	1848	46	
Zeit-Motto	1841		Junius
Zeit-Reformatoren, die	1837		Mai
Zelter, Karl Friedrich (mit Bildniß [3 Thlr.])	1839	36	
Ziel, der Menſchen (mit Abbildung [2 Thlr.])	1846	161	
Ziethen, Hans Joachim von (mit Bildniß [3 Thlr.])	1842	89	
Zigeuner, die (mit Abbildung [2 Thlr.])	1836	98	
Zigeunerin, die alte (mit Genrebild [4 Thlr.])	1840	131	
Zink-Bedachung	1837		Januar
Zion, der Berg (mit Anſicht [4 Thlr.])	1840	11	

Titel.	Jahrgang.	Seite des Jahrbuchs	Monat des Kalenders.
Zollhaus (Dogana) bei Venedig (mit Anſicht [4 Thlr.])	1845	109	
Zucker aus Kürbis	1839		April
Zug, ein, aus dem Leben	1838		Februar
Zum Anfang	1847		Januar
Zum Jahres-Wechſel (mit zwei Vignetten [20 Sgr., 1 Thlr.])	1837	186	
Zum Jahres-Wechſel	1842		Januar
Zum Merkbuch	1836		Junius
Zum Merkbuch	1836		Auguſt
Zum Merkbuch	1837		Junius
Zum Merkbuch	1837		Dezember
Zum Merkbuch	1846		Junius
Zum Merkbuch	1847		Junius
Zum Merkbuch	1847		Julius
Zum Merkbuch	1847		Oktober
Zum Merkbuch	1848		Junius
Zum Schluß (mit drei Vignetten [20 Sgr., 1½ Thlr., 15 Sgr.])	1843	181	
Zungen-Spielerei (mit Vignette [15 Sgr.])	1842	141	
Zur Geſchichte von dem Hute (mit humoriſtiſcher Abbildung [1½ Thlr.])	1840	36	
Zur Sicherung der Thüren (mit Figur [20 Sgr.])	1843	132	
Zur guten Stunde (mit Genrebild [4 Thlr.])	1844	125	
Zur Stärkung der Genügſamkeit	1843		November

Die über den Kalender-Monaten ſtehenden Vignetten von 1835 bis 1847 à Stück 25 Sgr., bei Abnahme von zwölf: à 20 Sgr. Bei den Monats-Vignetten des Jahres 1848 wird die Einfaſſung (auf galvanoplaſtiſchem Wege erzeugt) einzeln mit 1 Thlr. berechnet, die Vignette allein: 20 Sgr., Vignette und Einfaſſung zuſammen: 1½ Thlr. — alle zwölf: 18 Thlr.

Kalender-Allerlei.

(Dieſe Rubrik befindet ſich nur in den Kalendern zum Debit im Auslande an der Stelle, wo die Angabe der inländiſchen Märkte und Meſſen ausgefallen iſt.)

Titel	Jahrgang.	Titel	Jahrgang.
A.		Anekdoten	1843
Affe, der, als Schiedsrichter	1845	Anekdoten, die	1839
Alt und kalt	1847	Anreden	1843
Anekdote	1841	Aus dem Briefe einer jungen Frau	1847

Titel	Jahrgang
Aus der Erfahrung	1836
Aus einer Brief-Sammlung	1840
Aus unſerer und für unſere Zeit	1848
B.	
Bei Büchern	1843
Bekehrte, der	1847
Bemerkungen	1845
[illegible]	1829
Brief-Styl, Kuß's	1843
Brunnen, der, der Wahrheit	1848
C.	
Correſpondenz aus vielen Hauptſtädten	1829
D.	
Den Frühling lob' ich!	1846
Durſte, die drei	1840
E.	
Einheiten, die	1847
Entſtehung, die, der weißen Roſe	1842
Epigramm, das	1829
Erzählung, die hiſtoriſche	1839
Erzählung, die moderne	1829
F.	
Freude, die	1844
Freſke-Anekdote	1829
Frömmigkeit, die faule	1848
Furcht	1845
G.	
Gebrauch, guter, der Augen	1842
Geiſt und Herz	1835
Genüge Dir ſelbſt	1845
Geſpräche, kleine	1846
Gleichmuth, der	1845
Gleichniß	1840
Glück, das höchſte	1845
H.	
Haustafel	1841
Heilmittel, kurioſe	1844
J.	
Jedem nach ſeinem Geſchmack	1841
In ein Gedenkbuch	1842
In jeder Schönen Stammbuch	1843
K.	
Käfer und Leſer	1840
König Ludwig XIV und Kanzler Bellin	1847
Königswahl, die, unter den Vögeln (Volksmärchen)	1846
Kunſt, bildende	1840
Kur, gefährliche	1841
L.	
Lehre, theure	1844
Lied	1844
Lied, ein geiſtlich, der Schweizer	1842
Literatur	1839
Lyrik, die neueſte	1836
M.	
Mann, ein, wie ein Rieſe	1841
Montag, der blaue	1829

Titel	Jahrgang
N.	
Naive	1847
P.	
Pantoffeln, die	1841
Paradoxen, Sentenzen und Wortſpiele	1839
Propſt, der	1839
Prozeß, der ſonderbare	1847
R.	
Rajah, der, und der Prophet	1839
Randgloſſe	1839
Rath	1847
Regenbogen, der	1843
[illegible], gute	1846
Romanze	1839
S.	
Selbſtſucht	1843
Senior, der, der Baſtille	1844
Simonides hat Recht und — Unrecht	1847
Singſang	1845
Sinn, kurzer, aller Vorworte	1839
Sinn, kurzer, langer Schlußreden	1839
Sonett	1847
Sprach-Mittel, die vier	1845
Spruch	1839
Spruch	1842
Spruch für den Lebensweg	1842
Spruchweiſe, altdeutſche	1843
Spruchwort, morgenländiſches	1845
Stunde, die glückliche	1843
Stutzer, der, und das ſchöne Bürgermädchen	1842
Sylveſter-Toaſt, ein	1840
T.	
Teufel, der dumme	1840
Toleranz-Gebet (aus dem Gebetbuch Kaiſer Joſeph II.)	1847
Treffend	1847
Troubadour, der (Eine Fabel aus dem Engliſchen)	1842
Turn-Lied, ſpaßhaftes	1844
U.	
Ueber das Jenſeits	1841
Ueber den geſellſchaftlichen Ton	1844
Ueber große und kleine Bücher	1848
Ueberlegung und Entſchluß	1845
W.	
Wo?	1845
Wohin Dieſe und Jene gehören (Ein Faſchings-Schwank)	1844
Worte in der Wüſte	1845
Wunder, das	1841
Wunſch für unſre Zeit	1846
Z.	
Zunge, die	1844

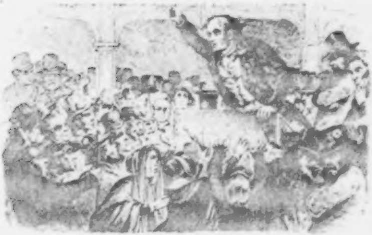
Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Deutſcher
Volks-Kalender
1849.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Funfzehnter Jahrgang.



Rings müh'n ſich Ariſto- und Demokraten,
Dem Volk mit geſchwungenen Fäuſten zu rathen;
Monarchiſten, Anarchiſten und Klubbiſten,
In allen Winkeln ſeh'n wir ſie niſten.
Republikaner und Conſtitutionelle
Vermehren den Sturm und verſtärken die Welle;
Lokal-Verein' und Central-Congreſſe
Umgarnen das Volk durch Red' und Preſſe; —
Bemüht zu wahren, des Rechtes Kern,
Ihr macht's dem Volke gar ſchwer, ihr Herr'n!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin
Expedition für das Ausland: Leipzig.

Univ. Bibl.
München

1 8 4 9.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ **Uranus**

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		**U. Untergang.**

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1849ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5798ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1816 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1776 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1894 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 268 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders . . .	— 150 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers . . .	— 469 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 409 —
Seit Entdeckung der neuen Welt.	— 358 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 240 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 192 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 149 —
Seit Einführung der Schutzblattern.	— 54 —
Seit Friedrich Wilhelms IV. Königs v. Preußen. Geburt	— 55 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 10 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die **Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein** und den **Meridian von Köln** aufgeſtellt.

1849.
Januar.
1848. Alter
Dezember.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mont.	1	**Neujahr**	♈	☿ iſt im Anf. des Monats	20	Julius
Dienſt.	2	Odilo	♈	🌑 8. 6' V. ⊙ Erdn. nicht	21	Thom. A.
Mittw.	3	Genovefa	♈	ſichtbar, da er am 8ten	22	Greg. Sp.
Donn.	4	Titus	♉	in der obern Zuſammen-	23	Dagobert
Freit.	5	Eduard	♉	kunft mit der Sonne ſich be-	24	Adam, E.
Sonn.	6	**H. 3 K. Ep.**	♊	findet. ♑ ſteht bei ⊙ An-	25	**H. Chriſtt.**

2. Jeſus zwölf Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	7	**1. n. Ep.**	♊	Reinold. ☾ Erdn. tergang	26	**n. Chriſtt.**
Mont.	8	Gudula	♋	🌕 11. 18' U. ☿ Ob. ☌ ⊙.	27	Joh. Ev.
Dienſt.	9	Julian	♋	im Süden und geht	28	Unſch. K.
Mittw.	10	Paul Einſ.	♌	um 1 Uhr Nachts unter.	29	Thomas C.
Donn.	11	Hygin	♌	♀ glänzt als Abendſtern im	30	David
Freit.	12	Ernſt	♍	Anf. 3 Stund., am Ende 3½.	31	Sylveſter
Sonn.	13	Hilarius	♍	☾ ☊. ♂ kommt als einſchwa-	1	**Jan. 1849.**

3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonntag	14	**2. n. Ep.**	♎	Felix. cher Stern nur etwa	2	**n. Neujahr**
Mont.	15	Maurus	♎	½ Std. am Morgenhimmel	3	Genovefa
Dienſt.	16	Marcellus	♎	☾ 7. 22' V. zum Vor-	4	Titus
Mittw.	17	Anton	♏	ſchein. ♃ geht Anfangs	5	Eduard
Donn.	18	**Krön. C.**	♏	Priſca. dieſes Monats 2	6	**H. 3 K. Ep.**
Freit.	19	Marius	♐	☾ Erdf. ♂ in ♑. St. nach.	7	Reinold
Sonn.	20	Fab. Seb.	♐	nachher zugl. mit dem Ende	8	Gudula

4. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonntag	21	**3. n. Ep.**	♐	Agnes. d. Abenddäm. auf,	9	**1. n. Ep.**
Mont.	22	Vincenz	♑	ſteht in d. Mitte des Mon.	10	Paul Einſ.
Dienſt.	23	Mar. Ver.	♑	um 2 U. Nachts im Süden u.	11	Hygin
Mittw.	24	Bertram	♒	🌕 10. 31' V. glänzt die	12	Ernſt
Donn.	25	Pauli Bek.	♒	ganze Nacht hindurch.	13	Hilarius
Freit.	26	Polykarp	♓	♄ ſteht bei Ende d. Abddäm.	14	Felix
Sonn.	27	Chryſoſt.	♓	☾ ☋. ſchon am Abdhimm. u.	15	Maurus

5. Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonntag	28	**4. n. Ep.**	♓	Karl d. Gr. geht am Anf.	16	**2. n. Ep.**
Mont.	29	Franz Sal.	♈	♀ ☌ ♄. dieſes Monats bald	17	Anton
Dienſt.	30	Adelgunde	♈	🌑 nach 10, am Ende gegen	18	Priſca
Mittw.	31	Lud. Alb.	♉	5. 11' N. 9 Uhr unter.	19	Marius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 2. Januar bald nach 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 8. Januar kurz nach ein Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.
Dienſtag den 16. Januar gegen halb 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 24. Januar um halb 11 Uhr Vormittags der neue Mond.
Mittwoch den 31. Januar kurz vor ein Viertel auf ſechs Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	58 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	3 M.	16 St.	2 M.
11	8	14	8	2	4	15	15	47
21	8	37	7	51	4	31	15	23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds.	
	11 46	1
Bei Tage	Morg.	2
	1 0	3
	2 15	4
	3 31	5
	4 47	6
	5 57	7
Abds.	7 1	8
5 22	7 51	9
6 35		10
7 47		11
8 56		12
10 7		13
11 13	Bei Tage	14
Morg.		15
12 18		16
1 21		17
2 22		18
3 22		19
4 20		20
5 14		21
6 5		22
6 50	Abds.	23
7 31	5 0	24
	6 5	25
	7 14	26
Bei Tage	8 25	27
	9 36	28
	10 49	29
	Morg.	30
	12 3	31

Werd's im neuen Jahre beſſer!

Jeder, weil er jetzt geboren,
Wird ſogleich zum freien Herren,
Und zum Anſpruch auf den Dunkel
Sieht er keinen Weg ſich ſperren.

Leider trifft ihn bald die härt'ſte
Von des Lebens Knechtereien;
Denn er kann vor Trug-Gelüſten
Aus ſich ſelbſt ſich nicht befreien.

D'rum iſt's beſſer, dienſtbar bleiben
Und bedächtig geh'n im Zügel,
Bis dem Geiſte dann Erfahrung
Kräftig wachſen ließ die Flügel. —

So nur lernt den Scepter brauchen,
Daß ihr über euch ihn ſchwinget;
Denn nur das iſt edle Freiheit,
Die aus Selbſtbeherrſchung dringet.

Lebens-Regel.

Wir wollen, Jedem Glück zu gönnen,
Für Alle wirken, wie wir können,
Jedoch zugleich der Ordnung zollen,
In Dem, was nach dem Recht wir ſollen,
Und dann, nach Ehr' auch und Gewiſſen,
Verſchieben niemals, was wir müſſen,
Daß unſer Wandel ſittlich ſey; —
Nur ſolch ein Thun macht wirklich frei!

Arbeit und Lohn.

Der Herausgeber dieſes Kalenders ſchmückte das Büchlein dießmal mit Monatsbildchen, welche eine Reihe der für die menſchliche Geſellſchaft nützlichſten und unentbehrlichen Gewerbe darſtellen. Da iſt der Schuhmacher und der Schneider, die uns bekleiden, der Ackerbauer und der Bäcker, die uns nähren, der Tiſchler, der Zimmermann und der Maurer, welche uns die Wohnung bereiten, der Weber, der dem Schneider vorangehen muß mit ſeiner Arbeit, der Maſchinenbauer, der beſtimmt iſt, Träger einer großen Zukunft zu ſeyn, einer Zukunft voll reicherer geiſtiger Thätigkeit des Menſchen, der Schloſſer, der unſren Wohnungen Sicherheit giebt, der Buchdrucker, der die Nahrung unſers Geiſtes und Herzens vervielfältigt, endlich der Schriftſteller,

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 5. Februar kurz vor 3 Viertel auf 12 Uhr Vormittags der volle Mond.
Donnerſtag den 13. Februar um halb 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 21. Februar kurz vor 2 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	● Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 10 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 50 M.	14 St. 50 M.
11	9 45	7 21	5 8	14 15
21	10 22	7 4	5 26	13 38

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg. 1 17	1
	2 31	2
	3 41	3
	4 45	4
	5 42	5
	6 30	6
Abds. 5 22	7 10	7
6 35		8
7 45		9
8 54		10
10 1	[illegible]	11
11 5		12
Morg.		13
12 8		14
1 9		15
2 8		16
3 4		17
3 56		18
4 41		19
5 26		20
6 4		21
6 37	Abds.	22
	6 10	23
[illegible]	7 23	24
	8 37	25
	9 52	26
	11 7	27
	Morg.	28

Arbeiter-Noth.

Erſter Arbeiter (fleißig bei ſeinem Werk zu einem Vorübergehenden): Wie geht's, Kamerad? Zweiter Arbeiter: Sehr ſchlecht! Die verdammte Arbeiter-Noth! Erſter: Haſt Du denn keine Arbeit? Zweiter: I ja! aber daß ich jetzt durchaus arbeiten ſoll, das iſt meine Arbeiter-Noth, und eine recht verfluchte! Erſter (ſummt vor ſich hin): Ja, der Nichtsnutzigkeit zu lieb, beſtiehlt ſich ſelbſt der Tagedieb!

Anzeige eines jungen Weltweiſen.

„Auch im nächſten Winter werde ich meine Vorträge über die beſte Staats-Verfaſſung für ſouveraine Jünglinge fortſetzen, die ich zugleich zu Debatten über dieſen Gegenſtand einlade. Nachſchrift. Tüchtige Denker unter zehen Jahren werden ebenfalls zugelaſſen."

Der arge Fehler.

Peter der Große war in Pyrmont und die damaligen Grafen von Waldeck gaben ihm in ihrem Schloß zu Arolſen ein Mittagsmahl mit dem übertriebenſten Aufwande. Nach der Tafel beſah der kaiſerliche Gaſt, der höchſt einfach zu leben gewohnt war, das Schloß, und als er gefragt wurde: wie es ihm gefalle? antwortete er: „Sehr ſchön, einen Fehler nur hat's, aber einen argen! die Küche iſt viel zu groß angelegt!"

---

unter welchem wir die geſammte geiſtige Arbeit begreifen wollen und der belehrend und erfreuend zu wirken berufen iſt, der den eigentlichen Geſammtfortſchritt der Menſchheit durch das geſchriebene Wort in alle Kreiſe der Geſellſchaft zu tragen hat. Das Schriftſtellerthum iſt freilich kein beſonderes Gewerbe; dem innerſten Beruf, dem Drange nach Gedanken-Mittheilung, nach geiſtiger Wirkſamkeit entſpringend, kann es ſich mit jedem Gewerbe vereinen. Was wir daher über die Gewerbe ſagen werden, ſoll das Schriftſtellerthum nicht betreffen; wir durften es nur als einen wichtigſten Zweig der Arbeit nicht unerwähnt laſſen. — Der Grund, welcher den Herausgeber bewog, ſeinem Büchlein jenen Monatsſchmuck zu geben, liegt einfach darin, daß der Werth der Arbeit, auf welcher die Wohlfahrt des Staats und der Geſellſchaft ruht, in der Gegenwart mehr als je in das menſchliche Bewußtſeyn trat. Der Wahlſpruch:

1849.
März.

Alter.
Februar.

Donn.	1	Switbertus	♊	☾ Erdn. ♀ gr. öſtl. Ausw.	17	Benignus
Freit.	2	Simplic. †	♊	🌓 12. 31′ V. ☿ iſt in dieſem	18	Simeon
Sonn.	3	Kunig. †	♋	ganzen Monat nicht	19	Leontius
10. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.						
Sonntag	4	**2. Remin.**	♋	Kaſimir. ſichtbar. ♀ glänzt	20	**1. Invoc.**
Mont.	5	Friedrich	♌	als Abendſtern länger als	21	Felix B.
Dienſt.	6	Perpetua	♌	4 Stunden am Abendhim-	22	Petri St.
Mittw.	7	Thom. v. A.	♌	mel. Am hellſten iſt ſie	23	**Quatemb.**
Donn.	8	Joh. de Deo	♍	☾☊. als ſchmale Sichel am	24	Math. Ap.
Freit.	9	Franziska	♍	🌕 1. 30′ V. Sichtb. ☾F.	25	Mechtbild.
Sonn.	10	40 Märt.	♎	21. März. ♂ ver-	26	Neſtor
11. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.						
Sonntag	11	3. **Oculi**	♎	Roſina. ſchwindet gänzlich	27	**2. Remin.**
Mont.	12	Gregor	♏	in der Morgendämmerung.	28	Romanus
Dienſt.	13	Ernſt	♏	♃ kommt in der Mitte des	1	März. Sw.
Mittw.	14	**Mittfaſt.**	♏	Mathilde. Monats ſchon	2	Simplicius
Donn.	15	Longin	♐	☾ Erdf. um halb 10 Uhr im	3	Kunigunde
Freit.	16	Heribert	♐	🌗 Süden zu ſtehen. Er	4	Kaſimir
Sonn.	17	Gertrud	♑	1. 7′ V. glänzt aber	5	Friedrich
12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonntag	18	4. **Lätare**	♑	Cyrillus. ♄☌☉. dennoch	6	3. **Oculi**
Mont.	19	Joſeph	♑	die ganze Nacht hindurch.	7	Thom. v. A.
Dienſt.	20	Joachim	♒	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	8	Joh. de Deo
Mittw.	21	Benedict	♒	u. Nacht gleich. ♀ gr. Glanz.	9	**Mittfaſten**
Donn.	22	Oktavian	♓	♄ verſchw. gänzlich in den	10	40 Märt.
Freit.	23	Otto	♓	🌑 ☾☋. ☿ gr. weſtl. Ausw.	11	Roſina
Sonn.	24	Gabriel	♈	2. 34′ N. Sonnen-	12	Gregor
13. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.						
Sonntag	25	5. **Judica**	♈	**Mar. Vrk.** ſtrahl., da er am	13	4. **Lätare**
Mont.	26	Ludgerus	♉	18. in der ☌ mit der ☉ ſich	14	Mathilde
Dienſt.	27	Rupert	♉	☾ Erdn. befindet. ♅ ſteht	15	Longin
Mittw.	28	Felix P.	♊	am Anf. d. Mts. bei Ende	16	Heribert
Donn.	29	Euſtaſius	♊	der Abddämm. am Abend-	17	Gertrud
Freit.	30	Quirinus	♊	himmel u. geht bald n. 9 U.	18	Cyrillus
Sonn.	31	Balbina	♋	🌓 7. 18′ V. Einzug in Paris 1814. unter.	19	Joſeph

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 2. März um halb 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 9. März um halb 2 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Sonnabend den 17. März bald nach 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 24. März kurz nach halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 31. März kurz nach 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 8. und 9. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 52 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 8 M.
11	11 31	6 26	5 57	12 29
21	12 10	6 3	6 13	11 50

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg. 12 21	1
	1 53	2
	2 37	3
	3 25	4
	4 25	5
	5 7	6
	5 43	7
Abds.	6 23	8
6 35		9
7 43		10
8 49	[illegible]	11
9 53		12
10 56		13
11 56		14
Morg.		15
12 56		16
1 47		17
2 36		18
3 20		19
3 59		20
4 34		21
5 6		22
5 35	Abds.	23
	6 17	24
[illegible]	7 34	25
	8 51	26
	10 8	27
	11 12	28
	Morg.	29
	12 31	30
	1 32	31

Es ſcheint ſo!

Der Vortheil zaget ſich durch alle Reiche,
Er kann nicht ſterben, hat nur ſich allein:
D'rum mein' ich, wie ich ſinne und vergleiche,
Der Vortheil wird der „ew'ge Jude" ſeyn.

Der beweiſt's!

„Warum wirfſt Du die Fenſter ein?" fragte ein Student einen betrunknen Tagelöhner, der eben wieder einen Stein aufhob. „Weil jetzt endlich die Völker reif und mündig geworden ſind!" lallte der Gefragte.

Zum Merkbuch.

Der Grund aller ſogenannten ſchlechten Zeit liegt meiſt darin, daß der Menſch heute mehr bedarf, als ihm geſtern genug war.

Herz ohne Kopf iſt in der Irre, Kopf ohne Herz geht in die Irre.

Wenn Gott nicht mehr über uns, die Selbſtvergötterung aber mitten unter uns iſt, gehen Vernunft, Kraft und Wohlfahrt nach allen Seiten hin zu Grunde.

„Gute Gedanken" — ſagt der Chineſe — „nimm gern und wohl auf, wie liebe Gäſte; Gelüſte aber wie Schmarotzer, denen man die Thür zu weiſen hat."

Einige Tropfen Oel ſind hinreichend, eine Maſchine in Bewegung zu erhalten, ein Faß Eſſig würde die Räder roſtig machen. — Das gilt auch von der Staats-Maſchine!

Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, fängt an, im wirklichen Leben eine Wahrheit zu werden. Man erkennt immer mehr, daß es unmenſchlich iſt, die Arbeitskräfte von Tauſenden von Menſchen zum Vortheil und zur Bereicherung Einzelner zu verwenden. Bei unſerm Nachbarvolke, den Franzoſen, hat dieſe Erkenntniß zu geſellſchaftlichen Verſuchen geführt, welche nie und nimmer das Wohl der Geſellſchaft begründen können. Eine ſtaatliche Organiſation der Arbeit nach Louis Blanc'ſchen Theorieen in ſolcher Weiſe, daß die Regierung der einzige Arbeitgeber iſt, alle Arbeit in Staatswerkſtätten vollziehen läßt und dann die Arbeiter ablohnt, muß zuerſt die Freiheit und ſegensreiche Selbſtſtändigkeit der Arbeit vernichten, ferner aber auch

1849.
April.

Alter.
März.

14. Von Christi Einzuge in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonntag	1	**6. Palm.**	♋	Hugo B. ☿ ist in diesem	20	**5. Judica**
Mont.	2	Franz v. P.	♌	ganzen Monat nicht sichtb.	21	Benedikt
Dienst.	3	Richard	♌	♄ in ♈. und geht zu der	22	Oktavian
Mittw.	4	Isidor B.	♍	☾☊. oberen Zusammen-	23	Otto
Donn.	5	**Gründonn.**	♍	Vincenz. kunft mit der	24	Gabriel
Freit.	6	**Charfreit.**	♎	🌕 Sixtus P. Sonne.	25	**M. Verk.**
Sonn.	7	Hermann	♎	4. 17′ N. ♃ rechtl.	26	Ludgerus

15. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonntag	8	**H. Osterf.**	♎	Dionysius. ♂ in ♓. ♀ die	27	**6. Palm.**
Mont.	9	**Ostermont.**	♏	Mar. El. am Anfange	28	Felix P.
Dienst.	10	Ezechiel	♏	des Monats noch fast vier	29	Eustasius
Mittw.	11	Leo d. Gr.	♐	Stunden als Abendstern	30	Quirinus
Donn.	12	Julius	♐	☾ Erdf. ♅☌☉. glänzt,	31	**Gründonn.**
Freit.	13	Mar. v. C.	♐	nimmt ziemlich schnell an	1	**April. Chfr.**
Sonn.	14	Tiburtius	♑	Dauer der Sichtbarkeit ab.	2	Franz v. P.

16. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonntag	15	**1. Quasim.**	♑	🌗 7. 36′ N. Olympius.	3	**H. Osterf.**
Mont.	16	Drogo	♒	♅ ist in diesem gan-	4	**Ostermont.**
Dienst.	17	Rudolph	♒	zen Monat nicht sichtbar.	5	**Osterdienst.**
Mittw.	18	Eleuther.	♒	♂ bleibt während des gan-	6	Sixtus P.
Donn.	19	Timotheus	♓	☾☊. zen Monats in den	7	Hermann
Freit.	20	Viktor	♓	Sonnenstrahlen verbor-	8	Dionysius
Sonn.	21	Anselm	♈	gen und ist nicht sichtbar.	9	Mar. El.

17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonntag	22	**2. Mis. D.**	♈	Soter. ♃ steht bei Anfang	10	**1. Quasim.**
Mont.	23	Georg	♉	🌑 12. 22′ V. d. Monats	11	Leo d. Gr.
Dienst.	24	Albert	♉	☾ Erdn. am Ende der	12	Julius
Mittw.	25	Marc. Ev.	♊	Abenddämmerung im Sü-	13	Mar. v. C.
Donn.	26	Ferdinand	♊	den und geht dann um halb	14	Tiburtius
Freit.	27	Anastasius	♋	1 U. Morg. unter. ♄ bleibt	15	Olympius
Sonn.	28	Vitalis	♋	in den ☉ Strahlen verbor-	16	Drogo

18. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonntag	29	**3. Jubil.**	♌	🌓 2. 45′ N. Peter v. M.	17	**2. Mis. D.**
Mont.	30	Cath. v. S.	♌	gen u. ist nicht sichtbar.	18	Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 7. April kurz nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonntag den 15. April bald nach halb 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 23. April gegen halb 1 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 29. April um 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 7. und 8., 13. und 14. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 31	5 17	6 48	10 29
21	14 8	4 56	7 4	9 52

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Bei Tage.	Morg. 2 24	1
	3 7	2
	3 44	3
	4 15	4
	4 43	5
	5 9	6
Abds. 6 33		7
7 40		8
8 41		9
9 46		10
10 44	Bei Nacht.	11
11 39		12
		13
Morg. 12 30		14
1 15		15
1 56		16
2 32		17
3 4		18
3 33		19
4 2		20
4 30		21
4 58	Abds.	22
	7 45	23
Bei Tage.	9 4	24
	10 18	25
	11 24	26
	Morg.	27
	12 21	28
	1 9	29
	1 48	30

Grabſchrift eines politiſchen Kannegieſſers.

Hier liegt ein großer Politikus —
Dem war's die allerhärteſte Nuß,
Zu begreifen, daß Alles, was er thät ſagen,
Sich jederzeit anders zugetragen.

Kardinal und Pfarrer.

Der Kardinal von Noailles ſagte zu dem Pfarrer von Amiens, den man jetzt einen Vernunftgläubigen nennen würde: „Mehr Klugheit, mein Freund!“ und der Pfarrer antwortete: „Klugheit iſt bekanntlich eine Kardinal-Tugend, ich bin mit meiner Pfarre zufrieden!“

Das iſt doch ein Grimm!

In einem neuen Trauerſpiel hat der Held unter Anderem zu ſagen:

„Ja, ein Verrath iſt's, daß mit vollſtem Recht
Im Wuthgeſtürme mir die Zähne klappern!
Zerberſte, Erde! Werde ſchwarz im Zorn
Du ſonnenhelle Aether-Wölbung! — Satan,
Bäum' rieſig dich empor vom Feuerpfuhl
Und wirf die Sternenkuppel aus den Angeln!“

Es iſt die ungeheuerſte Möglichkeit und noch etwas darüber!

---

zur Abhängigkeit der Arbeiter von der Regierung und hierdurch zur Deſpotie führen. Der Gedanke einer ſolchen Organiſation konnte nur das Herz eines franzöſiſchen Philoſophen erwärmen, in deſſen Vaterlande durch eine hauptſtädtiſche Regierung, welche alle Macht und alle Gewalt in einen Punkt zuſammendrängte (Centraliſation), die Gemeindefreiheit längſt zu Grunde gerichtet war, und ſelbſt in Frankreich ſcheiterte ſie ſchnell und hatte die ſchlimmſten Folgen. Solch eine gewaltſam centraliſirende Einheit wird immer nur nachtheilig wirken und kein Volk kann ſie ertragen. Wir wollen eine Volkseinheit ſeyn, als ſolche uns fühlen und eine ſolche darſtellen in unſern Staatseinrichtungen, aber eine Einheit in freier und rühriger Mannigfaltigkeit, in lebendigem Gemeindeleben voll ſelbſtſtändiger Kraft und Eigenherrſchaft in Dem, was Sache der einzelnen Gemeinden und Verbände iſt. Bei uns muß die perſönliche

1849.
Mai

Alter.
April.

Dienſt.	1 Phil. Jak.	♍	☾☊. ☿ iſt am **Anfange des**	19 Timotheus
Mittw.	2 **Bettag**	♍	Athanaſius. **Monats nicht**	20 Viktor
Donn.	3 † Erfindung	♎	ſichtbar, am Ende des Mo-	21 Anſelm
Freit.	4 Monika	♎	☿ Ob. ☌ ☉. nats bleibt er	22 Soter
Sonn.	5 Pius V.	♎	etwa eine halbe Stunde	23 Georg

19. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonntag	6 **4. Cantate**	♏	Joh. v. d. Pf. am Abend-	24 **3. Jubil.**
Mont.	7 Stanislas	♏	🌕 7. 35′ V. himmel ſicht-	25 Marc. Ev.
Dienſt.	8 Mich. Erſch.	♐	bar. ♀ iſt am Anfang	26 Ferdinand
Mittw.	9 Gregor N.	♐	☾ Erdf. des Monats noch	27 Anaſtaſius
Donn.	10 Gordian	♐	über eine St. als Abend-	28 Vitalis
Freit.	11 Beatrix	♑	ſtern ſichtbar, ſie wird dann	29 Petr. v. M.
Sonn.	12 Pankrat.	♑	♀ Unt. ☌ ☉. nach der un-	30 Cath. v. S.

20. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonntag	13 **5. Rogate**	♒	Servatius. tern Zuſam-	1 **Mai. 4. Can.**
Mont.	14 Chriſtian	♒	🌗 menkunft mit der ☉	2 Athanaſius
Dienſt.	15 Sophia	♒	10. 58′ V. Morgen-	3 † Erfindung
Mittw.	16 Joh. v. N.	♓	☾☋. ſtern und kommt am	4 Monika
Donn.	17 **Him. Chr.**	♓	Jodokus. Ende des Mo-	5 Pius V.
Freit.	18 Liborius	♈	♂ in ♈. nats eine Vier-	6 Joh. v. d. Pf.
Sonn.	19 Prudent.	♈	telſtunde lang am Mor-	7 Stanislaus

21. Von der Verheißung des heiligen Geiſtes. Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonntag	20 **6. Exaudi**	♉	Baſilla. genhimmel zum	8 **5. Rogate**
Mont.	21 Conſtantin	♉	Vorſchein. ♂, ♄ u. ♅ blei-	9 Gregor N.
Dienſt.	22 Julian	♊	🌑 8. 5′ V. ☾ Erdn. ben	10 Gordian
Mittw.	23 Deſiderius	♊	während des ganzen	11 Beatrix
Donn.	24 Johanna	♋	Mts. in den Sonnenſtrah-	12 **Him. Chr.**
Freit.	25 Urban	♋	len verborgen. ♃ ſteht am	13 Servatius
Sonn.	26 Phil. N. †	♌	Abendhimmel und geht	14 Chriſtian

22. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonntag	27 **Pfingſtfeſt**	♌	Luciana. in der Mitte des	15 **6. Exaudi**
Mont.	28 **Pfingſtm.**	♍	🌓 11. 51′ N. Wilhelm.	16 Joh. v. N.
Dienſt.	29 Maximin.	♍	☾☊. Monats um ein	17 Jodokus
Mittw.	30 Quat.	♍	Felix P. Uhr Morgens	18 Liborius
Donn.	31 Petronella	♎	unter.	19 Prudent.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 7. Mai kurz nach halb 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 15. Mai kurz vor 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Dienſtag den 22. Mai gleich nach 8 Uhr Vormittags der neue Mond.
Montag den 28. Mai gegen Mitternacht das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 27. und 28. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 43 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 19 M.	9 St. 17 M.
11	15 16	4 18	7 35	8 41
21	15 45	4 4	7 49	8 15

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg.	
	2 2	1
	2 40	2
	3 14	3
	3 38	4
	4 2	5
Abds.	4 28	6
7 36		7
8 37		8
9 33		9
10 26		10
11 13	[illegible]	11
11 55		12
Morg.		13
12 33		14
1 5		15
1 35		16
2 3		17
2 29		18
2 57		19
3 26		20
3 59	Abds.	21
	7 54	22
	9 7	23
[illegible]	10 11	24
	11 5	25
	11 48	26
	Morg.	27
	12 24	28
	12 54	29
	1 21	30
	1 45	31

Altes und Neues.

Nichts vom Alten ſoll noch taugen,
Nur im Neuen ſuchet man den Hort; —
Ei, aus alten Wurzeln ſaugen
Muß der Stamm, ſonſt iſt er bald verdorrt!

Zum Merkbuch.

Der Glaube an Wunder erhält ſich nur dadurch, daß ſo viele Menſchen das Wunderbarſte, was ſie beſitzen, ihre Vernunft, nicht zu gebrauchen wiſſen.

Immer ſind es ſchlechte Zeiten und Zuſtände, und immer aufrühreriſch iſt es im ſchlimmſten Sinne des Worts, wenn man das unmittelbar Böſe mit dem dereinſt möglichen Guten zu entſchuldigen ſucht; und im höchſten Grade kurzſichtig iſt's, wenn man meint, aus Unſittlichem und Unwürdigem könne Ehrenhaftes und Würdiges hervorgehen.

Für das Schwankende, Unſichere und Zweifelhafte kann ſich Niemand begeiſtern, der nicht Narr oder Dummkopf iſt.

Köhler-Glaube.

Biſchof. Was glaubſt Du? — Köhler. Was unſre Kirche glaubt. Biſchof. Was glaubt die? — Köhler. Was ich glaube.

und Gemeindefreiheit Trägerin der geſellſchaftlichen und Staatsfreiheit ſeyn. Das hindert indeß nicht, nothwendige Verbeſſerungen in den Verhältniſſen der Arbeiter vorzunehmen, und dies muß, ſo weit es möglich, durch gemeinſame Handlungen im Schooße der Gewerbe ſelbſt geſchehen, denen dann Geſetzgebung und Verwaltung ſich anzuſchließen haben. Wenn der Arbeiter ſeinem Fleiße den beſtmöglichen Erfolg durch reichlichen Lohn wünſcht, wer wollte dagegen etwas einwenden? Nur mögen wir nicht vergeſſen, daß mit dem Wohl der Geſellſchaft auch unſer eigenes Wohl, das Wohl der Arbeiter, auf der Arbeit ruht. Der Unterzeichnete ſpricht aus eigener Erfahrung: Die Leſer des Kalenders kennen ihn als einen Arbeiter mit Feder und Grabſtichel. Wir Alle arbeiten, der Eine mehr mit der Hand, der Andre mehr mit dem Kopf, wir Alle ſollen und müſſen arbeiten, denn nur durch die Arbeit finden wir in uns

1849.
Junius.

Alter.
Mai.

Freit.	1 Simeon †	♎	☿ iſt in den erſten Tagen	20 Baſilla
Sonn.	2 Erasmus †	♏	noch 1 Viertelſt. lang als	21 Conſtantin

23. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonntag	3 **Trinitatis**	♏	Clothildis. ☿ gr. öſtl. Aus-	22 **Pfingſtfeſt**
Mont.	4 Florian	♏	weich. Abendſtern ſichtbar.	23 Pfingſtm.
Dienſt.	5 Bonifacius	♐	🌕 10. 55′ U. ⛢ iſt am	24 Pfingſtdſt.
Mittw.	6 Norbertus	♐	☾ Erdf. Morgenhimm.	25 **Quatemb.**
Donn.	7 **Frohnl.**	♑	Robertus. noch nicht ſicht-	26 Phil. N.
Freit.	8 Medardus	♑	bar. ♄ fängt an ſich da-	27 Luciana
Sonn.	9 Primus	♑	ſelbſt zu zeigen. ♀ wird	28 Wilhelm

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	10 **1. n. Trin.**	♒	Maurinus. immer früher	29 **Trinitatis**
Mont.	11 Barnabas	♒	u. früher am Morgenhim-	30 Felix P.
Dienſt.	12 Baſilides	♓	☾☋. mel ſichtbar, ſo daſs	31 Petronella
Mittw.	13 Ant. v. P.	♓	🌗 10.52′ U. ſie am Ende	1 **Jun.** Sim.
Donn.	14 Baſilius	♈	des Monats 1¼ Stun-	2 **Frohnl.**
Freit.	15 Vitus	♈	den am Morgenhimmel ge-	3 Clothildis
Sonn.	16 Benno	♈	ſehen werden kann. ♂ geht	4 Florian

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	17 **2. n. Trin.**	♉	Adolph. geg. Ende d. Mts.	5 **1. n. Trin.**
Mont.	18 Marcellus	♉	Schlacht bei Belle-Alliance	6 Norbertus
Dienſt.	19 Gervaſius	♊	1815. um halb Ein Uhr	7 Robertus
Mittw.	20 Silverius	♊	🌑 2. 46′ N. ☾ Erdn	8 Medardus
Donn.	21 Albanus	♋	☉ in ♋. Sommers	9 Primus
Freit.	22 Albinus	♋	Anf., längſter Tag. Nachts	10 Maurinus
Sonn.	23 Walram	♌	auf u. bleibt 5 Viertelſtund.	11 Barnabas

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	24 **3. n. Trin.**	♌	Joh. d. T. lang ſichtbar.	12 **2. n. Trin.**
Mont.	25 Elegius	♍	☾☊. ♃ geht i. Anf. d. Mo-	13 Ant. v. P.
Dienſt.	26 Pelagius	♍	nats um 12 Uhr Nachts un-	14 Baſilius
Mittw.	27 7 Schläfer	♎	🌓 11. 12′ V. ♂ in ♉. ter,	15 Vitus
Donn.	28 Leo P. †	♎	nachher immer früher u.	16 Benno
Freit.	29 **Petr. P.**	♏	früher und iſt am Ende kurze	17 Adolph
Sonn.	30 Pauli Ged.	♏	☿ Unt. ☌☉. Zeit ſichtbar.	18 Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 5. Junius kurz vor 11 Uhr Abends der volle Mond.
Mittwoch den 13. Junius gegen 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 20. Junius um 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Mittwoch den 27. Junius kurz vor 1 Viertel auf 12 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 54 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 24	3 48	8 11	7 36
21	16 29	3 47	8 15	7 31

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Bey Tage		Morg. 2	9	1
		2	33	2
		2	58	3
		3	26	4
Abds.		3	58	5
8	23			6
9	12			7
9	56			8
10	35			9
		Bey Tage		10
11	9			11
11	38			12
Morg. 12	6			13
12	33			14
12	58			15
1	25			16
1	55			17
2	29			18
3	10	Abds.		19
4	0	7	51	20
		8	52	21
		9	42	22
		10	22	23
Bey Tage		10	56	24
		11	25	25
		11	50	26
		Morg.		27
		12	15	28
		12	39	29
		1	4	30

Jüngſte Weisheit.

Ich muß, mein Herr, nun Zahlung ernſt verlangen,
Sie ſäumten damit zwei Jahre ſchon! —
„Wie? Jetzt noch mahnen? Welch ein Unterfangen!
Das iſt die gräßlichſte Reaktion!“

Zeitgemäſſe Beſcheidenheit.

In der Reſidenz eines kleinen deutſchen Fürſtenthums ſollte ein junger Architekt ſein Baumeiſter-Examen machen, doch hörte man bald heraus, es werde für ihn nicht günſtig ausfallen. Da fing er Hader an mit den Examinatoren und ſagte endlich: „Meine Herren, wenn ich ſo viel vergeſſe, als Sie überhaupt gelernt haben, ſo merkt's kein Menſch, mich ſelbſt nicht ausgenommen!“ — „Gewiß“, erwiederte lachend einer der Examinatoren, „wenn man auch vom Nichts Alles wegnimmt, merkt's doch kein Menſch!“

Das gefällt mir an meinem Mädchen.

Mehr Güte als Schönheit,
Mehr Wirken als Sitzen,
Mehr Sanftmuth als Sprödheit,
Mehr Spargeld als Spitzen,
Mehr Jugend als Heucheln,
Mehr Einſicht als Wiſſen,
Mehr Liebe als Schmeicheln,
Mehr Pflege als Küſſen.

Glück und Heiterkeit. Wer uns ſagt, wir Menſchen ſeyen eigentlich geborene Faullenzer, der lügt uns in's Angeſicht. Gerade dem Menſchen iſt die Aufgabe geworden, das Daſeyn zu ergründen, neu zu geſtalten und auszubauen: Der Menſch iſt der einzige Träger des Werdens und Fortſchreitens der Weltgeſchichte, nur er hat eine Geſchichte kraft ſeines Wollens und Handelns. Dieſen Beruf, den die Natur in ſein Weſen ſchrieb, kann er nicht anders als durch Arbeit erfüllen. Sie iſt nicht einzig Mittel zum Lohn, zum Genuß, das lehrt eine falſche Theorie. Sie iſt Bethätigung des menſchlichen Weſens, und treu und redlich ausgeführt trägt ſie auch ſchon einen Lohn in ſich ſelber und in die Seele des Menſchen über, den keine noch ſo hohe Bezahlung für vernachläſſigtes Tagewerk zu erſetzen vermag. Sollte Einer unter uns dieſe Wahrheit nicht empfinden, den könnte ich nur bedauern. Für redliche Arbeit

1849.
Julius.

Alter.
Junius.

27. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	1	**4. n. Trin.**	♏	Rembold. ♀ größt. Glanz.	19	**3. n. Trin.**
Mont.	2	**M. Heimſ.***	♐	☿ iſt während des ganzen	20	Silverius
Dienſt.	3	Hyacinth	♐	☾ Erdf. Mts. nicht ſicht-	21	Albanus
Mittw.	4	Ulrich	♑	bar. ⛢ fängt an am Mor-	22	Albinus
Donn.	5	Anſelm	♑	🌕 1. 56′ N. genhimmel	23	Walram
Freit.	6	Iſaias	♑	ſichtbar zu werden.	24	Joh. d. T.
Sonn.	7	Wilibald	♒	♀ iſt zu Anfang des Mo-	25	Elegius

28. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	8	**5. n. Trin.**	♒	Kilian. nats als ſchmale	26	**4. n. Trin.**
Mont.	9	Agilolph	♓	☾☋. Sichel in ihrem gröſs-	27	7 Schläfer
Dienſt.	10	7 Brüder	♓	ten Glanze u. bleibt in den	28	Leo P.
Mittw.	11	Pius P.	♓	letzten Tagen 3½ Stunden	29	**Petr. P.**
Donn.	12	Nabor	♈	als Morgenſtern ſichtbar.	30	Pauli Ged.
Freit.	13	Margar.	♈	🌗 7. 36′ V. ♂ geht in der	1	Julius. N.
Sonn.	14	Bonavent.	♉	Mitte des Mts. als ein	2	**M. Heimſ.***

29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	15	**6. n. Trin.**	♉	Ap. Theil. heller Stern um	3	**5. n. Trin.**
Mont.	16	Skap. Feſt	♊	Mitternacht auf und bleibt	4	Ulrich
Dienſt.	17	Alexius	♊	dann noch über 2 St. ſicht-	5	Anſelm
Mittw.	18	Arnold	♋	☾ Erdn. bar. ♃ iſt ſchon	6	Iſaias
Donn.	19	Arſenius	♋	🌑 9. 43′ N. ſo tief in	7	Wilibald
Freit.	20	Elias	♌	♄ rückg. die Abend-	8	Kilian
Sonn.	21	Daniel	♌	dämmerung geſunken, daſs	9	Agilolph

30. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	22	**7. n. Trin.**	♍	M. Magd. ☾☊. ☿ gr. weſtl.	10	**6. n. Trin.**
Mont.	23	Apollinar	♍	Ausw. ♀ gr. weſtl. A. Anf.	11	Pius P.
Dienſt.	24	Chriſtine	♎	der Hundstage. er nicht	12	Nabor
Mittw.	25	Jakob	♎	mehr geſehen werden kann.	13	Margar.
Donn.	26	Anna	♎	♄ geht am Anf. des Mts.	14	Bonavent.
Freit.	27	Pantaleon	♏	🌓 1. 3′ V. um halb 12 U.,	15	Ap. Theil.
Sonn.	28	Innocenz	♏	am Ende um 10 Uhr	16	Skap. Feſt

31. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonntag	29	**8. n. Trin.**	♐	Martha. auf und glänzt	17	**7. n. Trin.**
Mont.	30	Abdon	♐	☾ Erdf. die ganze Nacht	18	Arnold
Dienſt.	31	Ign. Loj.	♐	☉ Erdf. hindurch.	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. Julius kurz vor 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Freitag den 13. Julius bald nach halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Donnerſtag den 19. Julius kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.
Freitag den 27. Julius kurz nach 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalem's den 29. Julius.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 21 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 13 M.	7 St. 36 M.
11	16 10	4 0	8 9	7 50
21	15 49	4 11	8 0	8 11

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
[illegible]	1 30	1
[illegible]	2 1	2
	2 35	3
Abds.	3 15	4
7 55	4 0	5
8 36		6
9 12		7
9 41	[illegible]	8
10 12	[illegible]	9
10 38	[illegible]	10
11 4	[illegible]	11
11 29	[illegible]	12
11 57	[illegible]	13
Morg.	[illegible]	14
12 27		15
11 3		16
1 47		17
2 30		18
3 43	Abds.	19
	8 15	20
	8 54	21
[illegible]	9 23	22
[illegible]	9 53	23
[illegible]	10 18	24
[illegible]	10 43	25
[illegible]	11 8	26
[illegible]	11 33	27
[illegible]	Morg.	28
	12 3	29
	12 36	30
	1 13	31

Im Frömmler-Kreiſe.

O Herr, du wirſt es wohl vergönnen,
Hält Mancher aufrecht ſich auch hier;
Denn Männer, die nicht knieen können,
Die dienen, Gott, am beſten dir.

Der Hoffnungsvolle.

In einem Klubb hielt ein ſehr junger Burſch eine ſehr widerſinnige Rede gegen Gott und Welt. „Wer iſt der junge Menſch?“ fragte ein Zuhörer den andern, der jenem antwortete: „Es iſt ein äußerſt hoffnungsvoller Gymnaſiaſt: er hat noch alle Klaſſen vor ſich!“

Aus einer Chronik.

Dem Herzog von Burgund ward ein Mann geſchenkt, der ein Rieſe war, und derſelbige wollte gar gut gehalten ſeyn. Fragt ihn der Herzog: ob er im Schwert oder Bogen, zu Roß oder zu Fuß ein Kriegsmann ſey? der Rieſ' ſagt nein; ob er könnt' den Acker bauen? der Rieſ' ſagt nein; ob er wiſſe zu ſingen oder die Harfe zu zwicken? der Rieſ' ſagt nein; ob er Latein verſtehe oder Griechiſch? der Rieſ' ſagt nein. D'rauf wendet ſich der Herzog zum Kanzler und ſpricht: „Schenkt ihn einem Bauern, daß er ihn zur Arbeit anhalte, und ſo er etwas gelernt hat, mög' er ſich zu Weiterem melden; Ochſen gehören in's Joch, nicht auf's Polſter!“

---

den möglichſt beſten Lohn zu erlangen, die eigene Arbeit nicht allein zum Vortheil Anderer gedeihen zu ſehen, iſt aber auch ein ſehr natürlicher Wunſch. Um die Erfüllung deſſelben zu erreichen, darf jedoch nicht eine neue Abhängigkeit geſchaffen werden; nur in der freien Bewegung iſt Heil dafür. So müſſen möglichſt die Laſten fallen, welche den Landmann noch bedrücken; hier und dort iſt es bereits geſchehen oder wird es geſchehen, je nach den Zuſtänden. Ein ähnliches Begehren regte ſich in den übrigen Gewerben, und, von unklugen Männern geleitet, forderten die Arbeiter, Gehülfen, Geſellen von ihren Arbeitgebern, Prinzipalen, Meiſtern plötzlich eine Erhöhung des Lohns, ſuchten ſie zum Theil durch Drohungen oder Arbeits-Einſtellung zu ertrotzen. Das war ſo wenig ſittlich gut als überlegt gehandelt. Der Einzelne ſteht in ſeiner Vereinzelung unter der Herrſchaft der geſammten Mitbewerbung, man kann ſelbſt den

1849.
Auguſt.

Alter.
Julius.

Mittw.	1 Petr. Kett.	♑	Zrückg. ☿ iſt in dieſ. **Monat**	20 Elias
Donn.	2 **Portiunc.**	♑	**nicht ſichtb., da er am 16. in**	21 Daniel
Freit.	3 Steph. Erf.	♒	🌕 **d. obere Zuſamenkunft**	22 M. Magd.
Sonn.	Dominicus	♒	4. 20′ **V. mit der Sonne**	23 Apollinar

32. **Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.**

Sonntag	5 **9. n. Trin.**	♒	Mar. Schn. **kommt.** ♀,	24 **8. n. Trin.**
Mont.	6 Verkl. Chr.	♓	☾ ♊. **welche um 1 Uhr ſchon**	25 Jakob
Dienſt.	7 Gottſchalk	♓	**aufgeht, glänzt länger als**	26 Anna
Mittw.	8 Cyriacus	♈	**3 St. als Morgenſtern.** ♂,	27 Pantaleon
Donn.	9 Romanus	♈	**der an Licht zunimmt, geht**	28 Innocenz
Freit.	10 Laurenz	♉	🌗 **in der Mitte d. Monats**	29 Martha
Sonn.	11 Hermann	♉	**2. 0′ N.** ♂ **in** ♊. ♃ **in** ♍.	30 Abdon

33. **Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.**

Sonntag	12 **10. n. Trin.**	♊	Clara. **um halb 11 Uhr auf**	31 **9. n. Trin.**
Mont.	13 Hippolyt.	♊	**u. bleibt 3 St. lang ſichtbar.**	1 **Aug. P. K.**
Dienſt.	14 Euſebius	♋	♃ **bleibt in der Abenddäm-**	2 **Portiunc.**
Mittw.	15 **M. Himm.**	♋	☾ Erdn. **merung verborgen.**	3 Steph. Erf.
Donn.	16 Rochus	♌	☿ Ob. ☌ ☉. **da er ſchon gegen**	4 Dominicus
Freit.	17 Sibylla	♌	🌑 **8 U. untergeht.** ♄ **geht**	5 Mar. Schn.
Sonn.	18 Helena	♌	**6. 1′ V.** ☾ ♌. **Anf.** ☉ **F.**	6 Verkl. Chr.

34. **Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.**

Sonntag	19 **11. n. Trin.**	♍	Sebald. **am Anf. des Mts.**	7 **10. n. Trin.**
Mont.	20 Bernhard	♍	**um halb 10, am Ende um**	8 Cyriacus
Dienſt.	21 Athanaſius	♎	**8 Uhr auf u. glänzt die ganze**	9 Romanus
Mittw.	22 Timotheus	♎	**Nacht hindurch.** ♅ **iſt wäh-**	10 Laurenz
Donn.	23 Zacharias	♏	Ende der Hundstage. **rend**	11 Hermann
Freit.	24 Barthol.	♏	🌓 **der ganzen Nacht am**	12 Clara
Sonn.	25 Ludwig	♏	5. 24′ N. **Morgenhim-**	13 Hippolyt.

35. **Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.**

Sonntag	26 **12. n. Trin.**	♐	Samuel. ♃ ☌ ☉ **mel ſicht-**	14 **11. n. Trin.**
Mont.	27 Joſeph C.	♐	☾ Erdf. **bar, da er um die**	15 **M. Himm.**
Dienſt.	28 Auguſtin	♑	**Mitte des Monats ſchon**	16 Rochus
Mittw.	29 Joh. Enth.	♑	**vor dem Ende der Abend-**	17 Sibylla
Donn.	30 Roſa	♑	**dämmerung um 9 Uhr**	18 Helena
Freit.	31 Paulin	♒	**Abends aufgeht.**	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Auguſt kurz nach 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 11. Auguſt um 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 18. Auguſt um 6 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 25. Auguſt gegen halb 6 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 18 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 42 M.
11	14 46	4 43	7 28	9 14
21	14 11	4 57	7 8	9 49

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg. 1 57	1
	2 46	2
Abds.	3 43	3
7 47		4
8 16		5
8 43		6
9 9	[illegible]	7
9 34		8
10 1		9
10 30		10
11 3		11
11 42		12
Morg.		13
12 30		14
1 26		15
2 31		16
3 43	Abds.	17
	7 22	18
	7 52	19
	8 19	20
[illegible]	8 45	21
	9 10	22
	9 36	23
	10 4	24
	10 35	25
	11 11	26
	11 52	27
	Morg.	28
	12 39	29
	1 32	30
	2 31	31

Haus-Weisheit.

Erhalte froh dich, alle Tage lerne
Und bringe Mäßigung in That und Streben;
Was du dir wünſcheſt, ſchaff' auch Andern gerne,
Und leb' für ſie, daß gern für dich ſie leben!

Zum Merkbuch.

Der Geiſt, der dich dir unterthänig macht, macht dich zugleich zum freieſten Gebieter.

Wer die Erinnerung hat, daß er einſt wahrhaft glücklich war, muß undankbar ſeyn, wenn er jemals ganz unglücklich wird.

Wer viel und Vieles liebt, liebt ſchwach; denn alle ſtarke Liebe ſucht den engen Kreis.

Arzt und Pfarrer.

Eine junge Frau, die ihren Mann zum erſten Mal betrunken ſah, hielt ihn für ſterbenskrank und ließ ſchleunig einen Arzt rufen. Dieſer ſah auf den erſten Blick, wie es ſtand und ſchickte ſeinen Kutſcher nach einem Pfarrer. Als dieſer dem vermeinten Kranken ſich genähert hatte, wandte er ſich zu dem Arzt: „Mein Herr Doktor, der Mann iſt ja —!“ — „Weiß ſchon!“ fiel der Arzt ein; „aber ich wollte nicht allein der Narr ſeyn, und iſt er wieder nüchtern, können Sie hier jedenfalls mehr thun als ich!“

---

einzelnen Arbeitgeber nicht anklagen, wenn die Noth der Selbſterhaltung ihn zu Herabſetzung der Löhne drängte. Denn die Höhe des Lohns der Arbeit hängt ab von der Höhe des dafür gewonnenen Preiſes. Muß der Fabrikant, der Gewerbsmann die Preiſe verringern, weil Mitbewerber ihn dazu nöthigen, ſo iſt die Verringerung der Arbeitslöhne unvermeidliche Folge davon. Die Frage, wie kann Erhöhung des Arbeitslohns herbeigeführt werden, iſt alſo untrennbar von der Frage: wie können höhere Preiſe für den Verkauf der Arbeit erzielt werden? Daraus folgt einfach, daß die Arbeiter, Gehülfen, Geſellen ihren Vortheil von dem der Arbeitgeber, Prinzipale, Meiſter nicht trennen können, ohne ſich ſelber den empfindlichſten Schaden zuzufügen. Wer uns etwas Anderes ſagt, iſt entweder ohne Einſicht in die wirklichen Verhältniſſe oder will uns zu fremden Zwecken mißbrauchen. Es hat ſich dies in Berlin erwieſen, als in der Zeit der Geſchäftsloſigkeit die aufgeregten Arbeiter er-

1849.
September.

Alter.
Auguſt.

Sonn.	1	Aegidius	♒	☿ iſt in dieſem ganz. **Monat**	20	Bernhard

36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonntag	2	13. n. Trin.	♓	🌕 5. 46' A. Raphael.	21	12. n. Trin.
Mont.	3	Manſuetus	♓	☾☋. Sichtb. ☾Finſt.	22	Timotheus
Dienſt.	4	Roſalia	♈	nicht ſichtbar. ♀, die in der	23	Zacharias
Mittw.	5	Herkulian	♈	Mitte des Mts. um 2 Uhr	24	Barthol.
Donn.	6	Magnus	♉	aufgeht, glänzt noch länger	25	Ludwig
Freit.	7	Regina	♉	als 3 Stunden als Morgen-	26	Samuel
Sonn.	8	**Mar. Geb.**	♉	ſtern. ♂ geht ſchon in der	27	Joſeph C.

37. Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonntag	9	14. n. Trin.	♊	🌗 7. 23' A. Audomar.	28	13. n. Trin.
Mont.	10	Nic. v. T.	♊	Mitte d. Mts. um halb	29	Joh. Enth.
Dienſt.	11	Protus	♋	☾Erdn. 10 U. auf u. glänzt	30	Roſa
Mittw.	12	Winand	♋	die ganze Nacht hindurch	31	Paulin
Donn.	13	Maternus	♌	in hellem Lichte. ♃ kommt	1	**Sept.** Aeg.
Freit.	14	† Erhöh.	♌	allmälig aus der Morgen-	2	Raphael
Sonn.	15	Ludmilla	♍	☾☊. dämmerung zum Vor-	3	Manſuetus

38. Vom Mammonsdienſt. Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonntag	16	15. n. Trin.	♍	🌑 4. 30' N. Cornel.	4	14. n. Trin.
Mont.	17	Lambert	♎	ſchein. ♅ iſt die	5	Herkulian
Dienſt.	18	Richard	♎	ganze Nacht hindurch	6	Magnus
Mittw.	19	**Quat.** †	♏	Nicleta. ſichtbar und ſteht	7	Regina
Donn.	20	Euſtachius	♏	um zwei Uhr Morgens	8	**Mar. Geb.**
Freit.	21	Mth. Ev. †	♏	im Süden. ♄ kommt am	9	Audomar
Sonn.	22	Moriz †	♐	27. in Gegenſchein mit der	10	Nic. v. T.

39. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	23	16. n. Trin.	♐	Thekla. ☉ in ♎. Herbſt	11	15. n. Trin.
Mont.	24	Joh. Empf.	♑	🌓 11. 52' V. Anf., Tag u.	12	Winand
Dienſt.	25	Kleophas	♑	Nacht gleich. ☾Erdf.	13	Maternus
Mittw.	26	Cyprian	♒	Sonne. Er ſteht dann um	14	† Erhöh.
Donn.	27	Cosm. u. D.	♑	♄☍☉. Mitternacht der ☉	15	Ludmilla
Freit.	28	Wenzel	♒	gegenüb. in Süd. und glänzt	16	Cornel
Sonn.	29	Michael	♓	☾☋. die ganze Nacht hind.	17	Lambert

40. Vom Waſſerſüchtigen. Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	30	17. Er. Etf.	♓	Hieronym. ☿gr. öſtl. Ausw.	18	16. n. Trin.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 2. September um 3 Viertel auf 6 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Sonntag den 9. September bald nach 1 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonntag den 16. September um halb 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Montag den 24. September gegen Mittag das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5610ten Jahres den 17. und 18. September, ihr Verſöhnungsfeſt den 26. September.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	13 St.	30 M.	5 Uhr	14 M.	6 Uhr	44 M.	10 St.	30 M.
11	12	53	5	29	6	22	11	7
21	12	15	5	45	6	0	11	45

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
●		Morg. 3	34	1
Abds. 6	46	4	40	2
7	11			3
7	39			4
8	5			5
8	31	[illegible]		6
9	6			7
9	42			8
10	26	[illegible]		9
11	18			10
Morg.				11
12	18			12
1	26			13
2	38			14
3	52			15
5	5	Abds. 6	19	16
		6	45	17
		7	10	18
		7	36	19
		8	3	20
[illegible]		8	33	21
		9	7	22
		9	46	23
[illegible]		10	30	24
		11	21	25
		Morg.		26
		12	17	27
		1	18	28
		2	23	29
		3	31	30

Edler Gebrauch der Augen.

Ein offener, treuherziger Biſchof hatte viel Anfechtungen wegen ſeiner einfach ſittlichen Lehren, war aber dabei ſtets heiteren Sinnes. Ein Freund fragte ihn: wie er das vermöge? „Ich will Dir mein Geheimniß ſagen!" antwortete der Biſchof; „ich verdanke den ruhigen Gleichmuth meinen Augen. Geſchieht mir Böſes, hebe ich ſie zuerſt gen Himmel, und erinnere mich: daß wir unſern Beruf von dort haben; dann blicke ich wieder zur Erde und bedenke: wie ich davon ſo wenig Raum bedürfe, um einſt von aller Sorge auszuruhen; endlich ſchaue ich um mich her und betrachte die Menge Derer, die es ſchlimmer haben als ich. Dies Alles belehrt mich, wie wenig ich berechtigt bin, über die Plagen des Lebens mich zu beſchweren!" — Dies Geheimniß kann Vielen nützlich ſeyn!

Neueſte Wohlhabenheit.

„Schändlich! Man hat mir ein Hemde geſtohlen!" — „War's neu?" — „Völlig ſchadhaft; aber es fehlt mir nun grade an meinem Dutzend zerriſſener Hemden!"

Frag' und Antwort.

Welche Leute ſind die gaſtfreieſten? — Die Geizigen, denn ſie halten ſich frei von Gäſten.

---

höhten Lohn erzwangen und dadurch eine große Zahl ihrer Gefährten arbeitslos und brodlos machten. Welche Mittel giebt es denn nun aber, um dem Arbeiter einen guten und genügenden Lohn zu ſichern? Das erſte Mittel zu dieſem Zwecke iſt die Vereinigung, eine freie, ſelbſtſtändige Vereinigung, nicht eine Aſſoziation nach dem Syſtem Louis Blanc's, das die Arbeit in die Sklaverei der Regierungsgewalt giebt. Die Konkurrenz (Mitbewerbung) innerhalb der Gewerbe muß durch deren Vereinigung in freien Arbeitsverbänden gebrochen und auf dieſe Weiſe eine gewiſſe Feſtigkeit des Preiſes und Lohnes herbeigeführt werden. Ein in gleicher Zahl aus Werkbeſitzern und Lohnarbeitern, Prinzipalen und Gehülfen, Meiſtern und Geſellen be-

1849.
Oktober.

Alter.
September.

Mont.	1 Remigius	♓	☿ iſt in dieſem ganzen Mo-	19 Nicleta
Dienſt.	2 Leodegar	♈	○ 6. 1′ V. nat nicht ſicht-	20 Euſtachius
Mittw.	3 Ewald	♈	bar. ♀ geht immer	21 Quatemb.
Donn.	4 Franz	♉	ſpäter und ſpäter auf, in	22 Moriz
Freit.	5 Placidus	♉	der Mitte d. Monats nach	23 Thekla
Sonn.	6 Bruno	♊	☾ Erdn. 3 Uhr. ♂ kommt in	24 Joh. Empf.
41. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.				
Sonntag	7 18. n. Trin.	♊	Sergius. Gegenſch. mit der	25 17. n. Trin.
Mont.	8 Brigitta	♋	♂ in ♋. Sonne und ſteht	26 Cyprian
Dienſt.	9 Dionyſius	♋	☾ 1. 12′ V. ♀☌♃. um	27 Coſm. u. D.
Mittw.	10 Gereon	♌	12 Uhr Ab. im Süden.	28 Wenzel
Donn.	11 Wimmar.	♌	♂ ſteht in d. Mitte d. Mts.	29 Michael
Freit.	12 Maximil.	♍	☾♌. um halb 5 Uhr Morg.	30 Hieronym.
Sonn.	13 Tilmann	♍	im Süden, geht um 8 Uhr	1 Okt. Rem.
42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.				
Sonntag	14 19. n. Trin.	♎	Calixtus. Abends auf und	2 18. n. Trin.
Mont.	15 **Kön. G. T.**	♎	Thereſia. glänzt in immer	3 Ewald
Dienſt.	16 Gallus	♎	● 5. 41′ V. hellerem	4 Franz
Mittw.	17 Florentin	♏	♅☍☉. Lichte die Nacht	5 Placidus
Donn.	18 Luc. Ev.	♏	**Schlacht bei Leipzig 1813.**	6 Bruno
Freit.	19 Ferdinand	♐	hindurch. ♃, der am 10ten	7 Sergius
Sonn.	20 Wendelin	♐	um 3 Uhr Nachts aufgeht,	8 Brigitta
43. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.				
Sonntag	21 20. n. Trin.	♐	Urſula. bleibt dann noch	9 19. n. Trin.
Mont.	22 Cordula	♑	☾ Erdf. faſt drei Stunden	10 Gereon
Dienſt.	23 Severin	♑	am Morgenhimmel ſicht-	11 Wimmar.
Mittw.	24 Evergiſt	♒	☽ 7. 32′ V. ☿ Unt. ☌☉.	12 Maximil.
Donn.	25 Raphael	♒	bar. ♄ ſteht in den	13 Tilmann
Freit.	26 Amandus	♒	☾☊. erſten Tagen des	14 Calixtus
Sonn.	27 Sabina	♓	Monats bald nach 11 Uhr	15 Thereſia
44. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.				
Sonntag	28 21. n. Trin.	♓	Sim. Jud. Nachts im Sü-	16 20. n. Trin.
Mont.	29 Narciſſus	♈	den und bleibt die Nacht	17 Florentin
Dienſt.	30 Theoneſt	♈	○ hindurch ſichtbar.	18 Luc. Ev.
Mittw.	31 Wolfg.	♉	5. 14′ N.	19 Ferdinand

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 2. Oktober um 6 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 9. Oktober kurz vor 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 16. Oktober kurz vor 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond
Mittwoch den 24. Oktober gleich nach halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 31. Oktober um 1 Viertel auf 6 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden feiern die erſten Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 1. und 2., das Ende ihres Laubhüttenfeſtes den 8. und die Geſetzfreude den 9. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 24 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unterg. U.	☾ Unterg. M.	T.
		Morg.		
Abds.		4	42	1
6	7			2
6	35			3
7	6			4
7	42	[illegible]		5
8	24			6
9	13			7
10	11			8
11	16			9
Morg.				10
12	26			11
1	38			12
2	50			13
4	1	Abds.		14
5	12	5	12	15
		5	37	16
		6	3	17
		6	32	18
		7	4	19
[illegible]		7	41	20
		8	21	21
		9	11	22
		10	6	23
		11	2	24
		Morg.		25
		12	5	26
		1	10	27
		2	19	28
		3	31	29
		4	45	30
		6	2	31

Rath.

Trinke Wein, doch trink' ihn nie
Mit des Bacchus Rotte;
Uebermaaß macht dich zum Vieh,
Maaß macht dich zum Gotte!

Zum Merkbuch.

Wenn Dieſer oder Jener ausruft: „Ich möchte toll werden!“ — iſt in den meiſten Fällen darauf zu wetten, er habe ſo gehandelt, daß er eigentlich auszurufen hätte: Ich möchte klug werden!

Als unſre neueſten — oder beſſer geſagt: jüngſten — politiſchen Schnellläufer eben aller Welt beweiſen wollten, ſie hätten den Stein der Weiſen gefunden, wurde er ihnen zu dem des Anſtoßes, und ſie ſind auf den Kopf gefallen bei dem Verſuch, daß dieſer Stein Brod werde.

Man eifert mitunter ſehr gegen die Maſchinen, die materiellen haben uns aber noch lange nicht ſo viel Schaden gethan als die geiſtigen Maſchinen, die — Theorieen; denn jene ſchaffen doch, dieſe haben in neueſter Zeit nur vernichtet oder Hirngeſpinnſte geliefert, aus denen ſich nichts Haltbares weben ließ.

Alles hat ſeine Zeit!

Das Unhaltbare macht auch Epoche,
Iſt's kein Jahrhundert, iſt's eine Woche!

ſtehender, frei erwählter Vorſtand der Gemeinde- oder Kreisverbande jedes beſonderen Gewerbes einige ſich von Zeit zu Zeit den Verhältniſſen gemäß über Preis und Lohn und trete alſo durch Selbſtgeſetzgebung der unbeſchränkten Konkurrenz im Innern entgegen. Wenn zugleich die innerhalb der Gemeinde oder des Kreiſes vorkommenden öffentlichen Arbeiten durch den Vorſtand, der mit dem Miniſterium der öffentlichen Arbeiten in Verbindung tritt, übernommen und mit Berückſichtigung des Bedürfniſſes an ſämmtliche Genoſſen des Verbandes vertheilt werden, ſo erhält auch der kleinere Gewerbsmann die Möglichkeit, die allgemein gültigen Preiſe zu halten, ſo wird der ausſchließlichen Bereicherung Einzelner und der großen Verarmung Anderer, welche um ihres Beſtehens willen die Preiſe herabdrückten, entgegengewirkt. Ueber

1849.
November.

Alter.
Oktober.

Donn.	1	**All. Heil.**	♉	☿ zeigt ſich am 11. Nov.,	20	Wendelin
Freit.	2	All. Seel.	♊	☾ Erdn. auch einige Tage	21	Urſula
Sonn.	3	Hubert	♊	vorher und nachher, drei	22	Cordula

45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonntag	4	**22. n. Trin.**	♋	Karl Bor. Viertelſtunden	23	**21. n. Trin.**
Mont.	5	Zacharias	♋	als Morgenſtern; er geht	24	Everaiſt
Dienſt.	6	Leonhard	♌	noch vor halb 6 Uhr auf.	25	Raphael
Mittw.	7	Engelbert	♌	☾ 8. 51′ V. ♀ geht immer	26	Amandus
Donn.	8	Gottfried	♍	☾☊. ☌ Trüna. ſpäter	27	Sabina
Freit.	9	Theodor	♍	☿ gr. weſtl. Ausw. u. ſpäter	28	Sim. Jud.
Sonn.	10	Martin P.	♍	auf, in den letzten Tagen	29	Narciſſus

46. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonntag	11	**23. n. Trin.**	♎	Martin B. nach 5 Uhr, und	30	**22. n. Trin.**
Mont.	12	Kunibert	♎	bleibt dann weniger als	31	Wolfgang
Dienſt.	13	Staniſl.	♏	2 St. ſichtbar. ♂, der an	1	**Nov. A. H.**
Mittw.	14	Levin	♏	● 9. 41′ N. Licht immer	2	All. Seel.
Donn.	15	Leopold	♐	zunimmt, ſteht um	3	Hubert
Freit.	16	Edmund	♐	die Mitte des Monats um	4	Karl Bor.
Sonn.	17	Gertrud	♐	3 Uhr im Süden und glänzt	5	Zacharias

47. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonntag	18	**24. n. Trin.**	♑	Maximus. ☾ Erdf. die ganze	6	**23. n. Trin.**
Mont.	19	Eliſabeth	♑	Nacht hindurch. ♃ geht	7	Engelbert
Dienſt.	20	Simplic.	♑	bald nach 1 Uhr auf und	8	Gottfried
Mittw.	21	**Mar. Opf.**	♒	bleibt dann 5 Stunden lang	9	Theodor
Donn.	22	Cäcilia	♒	☾☋. ſichtbar. ♄ ſteht bei	10	Martin P.
Freit.	23	Clemens	♓	☽ 2. 52′ V. dem Aufhö-	11	Martin B.
Sonn.	24	Joh. v. Kr.	♓	ren der Abenddämmer.	12	Kunibert

48. Vom Greuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. 1. Theſſal. 4.

Sonntag	25	**25. n. Trin.**	♈	Katharina. Feier zum Ge-	13	**24. n. Trin.**
Mont.	26	Konrad	♈	dächtn. d. Geſtorb. am Mor-	14	Levin
Dienſt.	27	Bilhildis	♈	genhimm. Z iſt faſt d. ganze	15	Leopold
Mittw.	28	Günther	♉	Nacht hindurch ſichtbar und	16	Edmund
Donn.	29	Saturnin	♉	geht um 4 Uhr Morg.	17	Gertrud
Freit.	30	Andr. Ap.	♊	○ 3. 53′ N. unter.	18	Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 7. November bald nach 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 14. November kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.
Freitag den 23. November bald nach 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 30. November bald nach 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Den	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 6	7 10	4 17	14 54
21	8 37	7 27	4 4	15 23

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
5	37			1
6	17			2
7	6	●		3
8	2			4
9	7			5
10	16			6
11	28			7
Morg.				8
12	40			9
1	51			10
3	1			11
4	9			12
5	16	Abds.		13
6	22	4	32	14
		5	3	15
		5	38	16
		6	17	17
		7	3	18
●		7	54	19
		8	50	20
		9	50	21
		10	53	22
		11	50	23
		Morg.		24
		1	8	25
		2	19	26
		3	33	27
		4	50	28
Abds.		6	9	29
4	52	7	28	30

Communiſten-Examen.

Wo fängt die echte Freiheit an?
„Wo Jeder nimmt, was er kriegen kann!“
Und wo erſt findet Gleichheit ſtatt?
„Wenn endlich Keiner mehr was hat!“

Verſchiedene Bezeichnung.

Hausfrau und Frau vom Hauſe ſind zwei ſehr verſchiedene Bezeichnungen. Die Hausfrau iſt eine im Hauſe Geſchäftige und die Frau vom Hauſe iſt gewöhnlich — vom Hauſe fern, weshalb letztere Bezeichnung auch vornehmer ſeyn ſoll.

Richter und Glücksritter.

Richter. Iſt's wahr, daß Sie eine Hypothek-Anleihe machen wollten auf ein Haus, das Ihnen nicht gehört? Glücksritter. Bewahre, Sie ſind ſehr im Irrthum! Richter. Wie ſo? Glücksritter. Der vorige Beſitzer hat es mir überlaſſen. Richter. Kaum möglich! wodurch beweiſen Sie das? Glücksritter. Ich hatte ein Empfehlungs-Schreiben an ihn, und als ich von ihm wegging, ſagte er: Es wird mir ein Vergnügen ſeyn, wenn Sie mein Haus als das Ihrige anſehen! — — Man ſieht, daß eine hohle Redensart Schelmen-Inhalt haben kann!

Streitigkeiten im Innern des Verbandes entſcheide ſchiedsrichterlich ein Genoſſengericht, in gleicher Weiſe zuſammengeſetzt und durch Wahl gebildet wie der Vorſtand. An mehreren Orten iſt Aehnliches bereits von den Gewerken geſchehen; auch in der Fabrik-Betriebſamkeit möchten ſich in entſprechender Art Verbände herſtellen laſſen. Das Wichtigſte für die Betriebſamkeit iſt aber, daß der Grundſatz der freien Vereinigung überall zur Geltung gelange. Durch eine ſolche Bekämpfung der nur auf den äußerlichen Vortheil gerichteten Konkurrenz wird der Wetteifer für Güte und Vervollkommnung der Arbeit nicht vernichtet, denn je beſſer die Arbeit, um ſo mehr wird ſie bei gleichem Preiſe geſucht werden. Dagegen muß durch die gewonnene

1849.
Dezember.

Alter.
November.

Sonn.	1	Eligius	♊	☾ Erdn. ☿ ist in dies. Mo-	19	Elisabeth
49. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.						
Sonntag	2	1. **Advent**	♋	Balbina. nat nicht sichtbar.	20	25. n. **Trin.**
Mont.	3	Franz Xav.	♋	♄ steht um 8 U. Abends im	21	**Mar. Opf.**
Dienst.	4	Barbara	♌	♄rechtl. **Süden u. geht um**	22	Cäcilia
Mittw.	5	Crispina	♌	♃☊. 3 **Uhr Morg. unter.**	23	Clemens
Donn.	6	Nicolaus	♍	☾ 7. 21′ U. ♀ ist in den	24	Joh. v. Kr.
Freit.	7	Ambrosius	♍	♃☌☾. letzten Tagen	25	Katharina
Sonn.	8	**M. Empf.**	♎	♂ in ♊. nur noch 1 halbe	26	Konrad
50. Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.						
Sonntag	9	2. **Advent**	♎	Leocadia. **St. als Morgen-**	27	1. **Advent**
Mont.	10	Judith	♏	stern sichtbar. ♂ kommt am	28	Günther
Dienst.	11	Damasus	♏	18. in **Gegenschein** mit der	29	Saturnin
Mittw.	12	Epimachus	♏	☉, steht dann um **Mitter-**	30	Andr. Ap.
Donn.	13	Lucia	♐	nacht der ☉ gegenüber im	1	**Dez.** Elig.
Freit.	14	Nicasius	♐	🌕 4. 6′ N. **Süden und**	2	Balbina
Sonn.	15	Eusebius	♑	glänzt die ganze **Nacht**	3	Franz Xav.
51. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.						
Sonntag	16	3. **Advent**	♑	Adelheid. ☾ Erdf. hin-	4	2. **Advent**
Mont.	17	Lazarus	♑	durch. ♃ geht in den ersten	5	Crispina
Dienst.	18	Wunibald	♒	♂☍☉. Tagen bald nach	6	Nicolaus
Mittw.	19	**Quat.**	♒	Nemes. ☿ Ob. ☌ ☉. **Mit-**	7	Ambrosius
Donn.	20	Julius	♓	☾☋. ternacht auf, in den	8	**M. Empf.**
Freit.	21	Th. Ap.	♓	🌑 ☉ in ♑. Winters Anf.	9	Leocadia
Sonn.	22	Greg. Sp.	♓	8. 8′ N. Kürzester Tag.	10	Judith
52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.						
Sonntag	23	4. **Advent**	♈	Dagobert. letzten um halb	11	3. **Advent**
Mont.	24	Adam, E. †	♈	11 Uhr, er glänzt dann	12	Epimachus
Dienst.	25	**H. Christt.**	♉	die Nacht hindurch. ♄ steht	13	Lucia
Mittw.	26	**Stephan**	♉	in der Mitte des Monats	14	**Quat.**
Donn.	27	**Joh. Ev.**	♊	um halb 7 Uhr Abends	15	Eusebius
Freit.	28	Unsch. K.	♊	🌓 sichtbar im Süden und	16	Adelheid
Sonn.	29	Thom. E.	♋	2. 28′ N. ☾ Erdn. ♄rechtl.	17	Lazarus
53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.						
Sonntag	30	n. **Christt.**	♌	David. geht um halb 1 Uhr	18	4. **Advent**
Mont.	31	Sylvester	♌	☉ Erdn. Nachts unter.	19	Nemesius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6. Dezember halb nach 1 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 14. Dezember halb nach 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 22. Dezember halb nach 8 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonnabend den 29. Dezember kurz vor halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Tempelweihe der Juden am 10. Dezember.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	14 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	46 M.
11	7	58	7	54	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
5	46			1
6	49	●		2
8	0			3
9	14			4
10	28			5
11	41			6
Morg.				7
12	52			8
2	0			9
3	8			10
4	13			11
5	17			12
6	19	Abds.		13
7	19	4	15	14
		4	58	15
		5	47	16
		6	41	17
●		7	40	18
		8	42	19
		9	46	20
		10	52	21
		11	59	22
		Morg.		23
		1	10	24
		2	23	25
		3	39	26
		4	56	27
Abds.		6	13	28
4	25	7	29	29
5	36	●		30
6	49			31

Zum Merkbuch.

Das Beſte, was unſere Zeit weiß, iſt immer ſchon deshalb in Gefahr, weil man's den Menſchen gar zu oft verſchwazt und ſie auch das Beſte für ſchlecht halten, wird's ihnen ſcheinbar aufgedrungen.

Die Menſchheit wird ſo lange getäuſcht werden, bis es unmöglich iſt, ſie zu täuſchen, und das könnte nur ſeyn, wenn ſie ausgerottet wäre.

Schluſs-Wünſche.

Behüt' uns, Engel, in dem neuen Jahre,
Daß Staat und Heil ſich rettend ſchaare,
Wie [illegible] nicht in Jammer-Kreiſen
Vernunft und Sitte von uns weichen!
Behüt' uns unter den Tiefe-Verſammelnden
Vor Wort-Ueberſchwemmern und gelehrten Stammlern,
Vor [illegible] ausländiſchem Prunk-Aufziehern,
Unmündigen Republik-Kommandiren;
Vor allem Witz vom Ideen-Verſchmieren,
Die [illegible] zu Weltregieren
Und ſelbſt ernannten, vor allen Schreiern,
Die immer mit ungelegten Eiern
Der Menſchheit Kopf und Herz gelüſtert,
Bis ſie [illegible] Sinn erſchüttert,
Und die in [illegible] Hungertagen
Nur mehr noch [illegible] für leere Magen. —
Behüt', o Welt, vor den [illegible]
Die Freiheit, ewigem Licht entſproſſen,
Und tönt' in Tempeln und Aller Namen
Zu ſolchen Wünſchen ein heilig Amen!

Einigkeit die Kraft z. B. der deutſchen Betriebſamkeit gegenüber dem Auslande und der fremden Konkurrenz, [illegible] geboten werden. Es würde ſich ferner durch die Verbände bald ein gemeinſames Intereſſe herausſtellen, daß für die deutſche Handelspolitik [illegible] dem Spiele und wahrhaftig auf den Erfolg nach Außen ſowie durch dieſes [illegible] den geiſtigen Einfluß üben möchte. Alſo nicht Kampf und Spaltung, ſondern Streben und Vereinigung: darin beſtehe unſer Schluß-
Anton Gubitz

Zeitrechnung des Jahres 1849.

Das gegenwärtige 1849ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1848 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 8. April und im alten eine Woche ſpäter, nämlich auf ſeinen 3. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach dem alten Kalender eine Woche ſpäter gefeiert werden als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 5 Uhr 32 Minuten Nachmittags. Der Sommer am 21. Juni um 2 Uhr 17 Minuten Nachmittags. Der Herbſt am 23. September um 4 Uhr 21 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 10 Uhr 1 Minute Abends.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, wovon nur die beiden Mondfinſterniſſe ſichtbar ſein werden.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige, welche in dem größeren ſüdlich gelegenen Theile Aſiens ſichtbar ſein wird. Für Europa iſt ſie nicht ſichtbar. Sie findet am 23. Februar in den Morgenſtunden ſtatt.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partiale, welche in Europa, Afrika und Amerika, theilweiſe auch in Aſien ſichtbar ſein wird. Ihr Anfang erfolgt in Cöln am 8. März um 11 Uhr 53 Minuten Nachts, ihr Mittel, wo ſich faſt 9 Zoll am ſüdlichen Monde verfinſtert zeigen werden, am 9. März um 1 Uhr 23 Minuten Morgens, und ihr Ende um 2 Uhr 53 Minuten Morgens.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine totale, welche nur in einem kleinen ſüdweſtlichen Theile Afrikas und dem größten Theile von Neu-Holland ſichtbar ſein wird. Für Europa iſt ſie nicht ſichtbar. Sie findet am 18. Auguſt in den Morgenſtunden ſtatt.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine partiale, welche in Aſien und Neu-Holland, theilweiſe auch in Europa und Afrika ſichtbar ſein wird. Ihr Anfang erfolgt vor Aufgang des Mondes am 2. September um 4 Uhr 14 Minuten Nachmittags. Auch bei der Mitte der Finſterniß, wo ſich 7 Zoll am nördlichen Monde verfinſtert zeigen werden, und welche um 5 Uhr 38 Minuten eintritt, wird der Mond noch unter dem Horizonte ſein. Nur das Ende um 7 Uhr 1 Minute Abends mittlerer Cölner Zeit wird hier ſichtbar ſein.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1849.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe nicht mit bloßem Auge zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 27. Auguſt um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, ſehr nahe bei einem Sterne fünfter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben ζ bezeichnet iſt.

Uranus.

Dieſer von Herſchel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich in den beiden erſten Monaten des Jahres und auch einen Theil des März hindurch am Abendhimmel. Am 12. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er mehrere Monate verborgen bleibt. Am Ende des Junius erſcheint er um Mitternacht am Oſthimmel, wo er jedoch wegen der Dämmerung als ein Stern ſechster bis ſiebenter Größe nur mit bewaffnetem Auge zu erkennen ſein wird. Erſt am Ende Juli, wo er rückläufig wird, und dann ferner im Auguſt wird er am Morgenhimmel zu erkennen ſein. Am 17. Oktober ſteht er im 25ſten Grade des Widders der Sonne gegenüber um Mitternacht im Süden, und iſt dann mit unbewaffneten, ſcharfen Augen leicht wahrzunehmen. Am Schluſſe des Jahres, wo er wieder rechtläufig geworden iſt, geht er um halb 3 Uhr des Morgens unter. Er ſteht dann bald nach Aufhören der Abenddämmerung gegen 7 Uhr Abends im Süden.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfang des Jahres nach dem Ende der Abenddämmerung am Abendhimmel ſichtbar. Am 21. Februar wird er in den Nachmittagsſtunden, doch für das bloße Auge nicht ſichtbar, vom Monde bedeckt. Am 15. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er im April und Mai verborgen bleibt. Dann erſcheint er kurz vor Anfang der Morgendämmerung am Morgenhimmel und geht immer früher und früher auf. Am 30. Juli wird er rückläufig und ſteht am 27. September im 3ten Grade des Zeichens der Fiſche der Sonne gegenüber um Mitternacht im Süden. Er iſt dann die ganze Nacht hindurch über dem Horizont. Nachher culminirt er in den Abendſtunden, den 27. Oktober gegen 10 Uhr, den 27. November gegen 8 Uhr und am Ende des Jahres, wo er wieder rechtläufig geworden iſt, kurz vor dem Aufhören der Abenddämmerung um halb 6 Uhr.

Jupiter.

Jupiter geht zu Anfange des Jahres etwa 2 Stunden nach dem Aufhören der Abenddämmerung bald nach 7 Uhr auf, und nachher immer früher und früher. Am 5. Februar ſteht er im 15ten Grade des Löwen der Sonne gegenüber um Mitternacht in Süden, und iſt die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Nachher culminirt er immer früher und früher, am 1. März um halb 11 Uhr, am 10. April wo er wieder rechtläufig geworden iſt, gegen 8 Uhr. Die Dämmerung erlaubt gerade noch ihn um dieſe Zeit in der Culmination zu ſehen. Er geht dann immer früher und früher unter, Anfangs Mai um 2 Uhr Nachts, Anfangs Juni um 12 Uhr, Anfangs Juli um 10 Uhr, wo er gänzlich in der Dämmerung verſchwindet. Erſt in der Mitte des Septembers kommt er am Morgenhimmel zum Vorſchein, nachdem er am 24. Auguſt zur Sonne gekommen iſt. Er geht jetzt früher und früher auf, Anfangs November um 2 Uhr, Anfangs Dezember um 12 Uhr, am Ende des Jahrs um halb 11 Uhr. Am 6. Dezember wird er in den Morgenſtunden vom Monde bedeckt, doch wird das unbewaffnete Auge ihn dann nicht erkennen können.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora.

Dieſe acht Planeten, die man unter dem gemeinſchaftlichen Namen Aſteroiden begreift, füllen eine längſt bemerkte Lücke in unſerem Sonnenſyſteme zwiſchen dem Jupiter und dem Mars aus. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert und erſt zum Theil in dem letzten Jahre entdeckt worden. Nämlich: Ceres am 1. Januar 1801 von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn [illegible] Harding in Lilienthal; Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers in Bre[illegible] Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Hebe am 1. Jul[illegible] von Herrn Hencke in Drieſen; Iris am 13. Auguſt 1847 von Herrn Hind in London[illegible] am 18. Oktober 1847 von Herrn Hind in London. Nur mit bewaffnetem Auge ſ[illegible] erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzuſuchen.

Mars.

Mars ge[illegible] erſten Monaten des Jahres ſo kurz vor dem Anfange der Morgendämmerung [illegible] kaum zu ſehen ſein wird, im März, April und Mai, wo er die Zeichen des Waſſerm[illegible] Fiſche und des Widders durchläuft, bleibt er ganz in den Sonnenſtrahlen verſ[illegible] Juni fängt er an, als ein ziemlich heller Stern am Morgenhimmel, bemerkbar [illegible] wird Ende Juni, wo er in das Zeichen des Stiers tritt, etwa anderthalb [illegible] bar ſein. Er geht immer früher und früher auf, während er die Zeichen [illegible] der Zwillinge durchläuft, am 10. Juli um Mitternacht, Anfang Auguſt um [illegible] Ende Auguſt um 10 Uhr, Anfang Oktober gegen 9 Uhr. Im Anfange des November wird er im Zeichen des Krebſes rückläufig und bleibt in den letzten Tagen des Novembers als ein ſehr heller Stern die ganze Nacht durch ſichtbar. Am 17. Dezember ſteht er im 27ten Grade des Zeichens der Zwillinge um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden. Er glänzt bis zu Ende des Jahres die ganze Nacht hindurch.

Venus.

Venus iſt in den erſten 5 Monaten des Jahres Abendſtern und als ſolcher ſchon gleich bei Anfang des Jahres 3 Stunden lang am Abendhimmel ſichtbar. Sie nimmt an Glanz zu, auch nachdem ſie am 1. März die größte öſtliche Abweichung, dieſesmal von ſechs und vierzig einhalb Grad, erreicht hat, bis zum 21. März, wo ſie, obgleich eine ſchmale Sichel, doch den größten Glanz erreicht und am längſten über 4 Stunden lang nach dem Ende der Dämmerung ſichtbar bleibt. Am Ende März geht ſie erſt nach 11 Uhr unter. Während des April nimmt die Dauer der Sichtbarkeit und der Glanz ziemlich raſch ab, ſo daß ſie in den erſten Tagen des Mai aufhört als Abendſtern ſichtbar zu ſein. Erſt am Ende des Mai erſcheint ſie auf kurze Zeit als Morgenſtern am Oſthimmel, da ſie am 12 Mai in die untere Zuſammenkunft mit der Sonne gekommen iſt. Die zunehmende Sichtbarkeit als Morgenſtern nimmt im Juni allmälig mit dem Glanze zu. Am 1. Juli hat ſie ihren größten Glanz erreicht, kommt am 21. Juli in ihre größte weſtliche Abweichung von faſt 46 Grad und iſt während des Auguſt am längſten ſichtbar, da ſie ſchon um 1 Uhr Morgens aufgeht. Hierauf vermindert ſich die Dauer der Sichtbarkeit, ſo daß ſie am Ende des Jahres nur etwa noch 3 Viertelſtunden als Morgenſtern ſichtbar bleibt. Sie geht dann erſt um 7 Uhr auf.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander ſichtbar, in dieſem Jahre drei Mal. Zuerſt am 10. Februar als Abendſtern, wo er faſt 3 Viertelſtunden im Weſten im Waſſermanne zu ſehen ſein wird. Er geht dann gegen 7 Uhr unter. Nachher am 23. Mai, wo er als Abendſtern etwa eine halbe Stunde lang im Weſten der Zwillinge ſichtbar iſt. Er geht dann nach 10 Uhr unter. Am längſten wird er als Morgenſtern am 11. November nicht allzuweit von dem hellen Stern in der Jungfrau länger als 3 Viertelſtunden geſehen werden können, da er bald nach 5 Uhr aufgeht.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Luiſe, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps u., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment u. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (vorher: Friederike Luiſe Charlotte), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, General-Inſpecteur der zweiten Armee-Abtheilung u., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Hauptmann im erſten Garde-Regiment u. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant u., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment u. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen Ludwig, Vatersbruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie u., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Major u. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Premier-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vaters-Bruder des Königs: Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie u., Wittwer 14. April 1846 von Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, erſter General-Inſpecteur der Artillerie u. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, General-Major u. 4) Friederike Franziska Auguſte Marie Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Marie Amalie, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Maximilian Joſeph II., König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 20. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Marie Hedwig, jüngſten Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Kinder: 1. Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845. 2. Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, geb. 27. April 1848.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Auguſt 1832 mit **Louiſe** Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. **Leopold** Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. **Philipp** Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. **Marie** Charlotte Amalie Auguſte Victoire Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit **Thereſe** Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Kinder: 1. **Alphons** Pedro Chriſtian Leopold Philipp Eugen Michael Gabriel Raphael Gonzaga, Kronprinz, geb. 23. Febr. 1845. 2. **Iſabelle** Chriſtine Leopoldine Auguſte, Michael Gabriel Raphael Gonzaga, geb. 29. Juli 1846. 3. **Leopoldine** Thereſe Franziska Caroline, geb. 13. Juli 1847.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 10. Juni 1841 mit **Caroline** Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich.

Ludwig Philipp, geb. 6. Okt. 1773, zum König der Franzoſen erwählt 9. Aug. 1830, verjagt den [illegible] am 24. Febr. 1848.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erwählt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit **Marie** Friederike **Amalie**, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit **Albrecht** Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. **Victoria** Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. **Albert Eduard**, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. **Alice** Maud Marie, geb. 25. April 1843. 4. **Alfred** Ernſt Albert, Herzog von York, geb. 6. Aug. 1844. 5. **Helena** Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846. 6. **Luiſe** Caroline Alberta, geb. 18. März 1848.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Witwer 29. Juni 1841 von **Friederike** Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: **Georg** Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III., Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit **Mathilde** Karoline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs **Ludwig** von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld. Witwer 27. Jan. 1844 von **Cäcilie**, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder von drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. **Eliſabeth** Marie Friederike, geb. 8. Juni 1826. 3. **Nikolaus** Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich **Elimar**, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit **Marie** Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. **Marie** Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. **Nikolaus** Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843. 3. **Eugenie** Maximilianowna, geb. 1. April 1845. 4. **Eugen** Maximilianowitſch, geb. 8. Februar 1847.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit **Marie Wilhelmine Friederike**, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Kaſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. **Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav**, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. **Caroline Charlotte Marianne**, geb. 10. Jan. 1821, geſchieden 30. Sept. 1846 von dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. **Georg Karl Ludwig**, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio und Guaſtalla.

Franz Ferdinand Geminian, geb. 1. Juni 1819, Herzog, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit **Adelgunde Auguſte Charlotte**, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, Wittwer 28. Jan. 1845 von der Großfürſtin **Eliſabeth Michailowna**, zweiten Tochter des Großfürſten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (oder Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit **Maria Thereſia Iſabella**, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Franz d'Aſſiſi Maria Leopold**, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. **Karl Ludwig Maria**, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. **Alfons Maria**, Graf von Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. **Maria Annunziata Iſabella**, geb. 24. März 1843. 5. **Maria Clementine Immaculata**, geb. 14. April 1844. 6. **Gaetan Maria Friedrich**, geb. 12. Jänner 1846. 7. **Joſeph**, geb. 4. März 1848.

Niederlande.

Wilhelm II Friedrich Georg Ludwig, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit **Anna Paulowna**, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. **Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig**, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. **Wilhelm Friedrich Heinrich**, geb. 13. Juni 1820. 3. Die Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geb. 8. April 1824.

Oeſterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joſeph Franz Marcellin, Kaiſer, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit **Maria Anna Caroline Pia**, Tochter des verſtorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit **Marie Thereſe**, Tochter des verſt. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: **Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar**, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit **Ferdinand Auguſt Franz Anton**, Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. **Peter de Alcantara**, Kronprinz von Portugal, geb. 16. Sept. 1837. 2. **Ludwig Philipp Maria Ferdinand**, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. **Johann Maria Ferdinand Gaſpar**, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. **Maria Anna**, geb. 21. Juli 1843. 5. **Antonia Maria Fernanda**, geb. 17. Febr. 1845. 6. **Fernando von Braganza-Bourbon**, geb. 23. Juli 1846. 7. **Auguſt von Braganza und Bourbon**, geb. 4. Nov. 1847.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Styls (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Styls entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit **Alexandra Feodorowna**, Schweſter des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Kinder: 1. Großfürſt **Alexander Nikolajewitſch**, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. **Olga Nikolaewna**, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. **Konſtantin Nikolajewitſch**, geb. 21. Sept. 1827. 5. **Nikolaus Nikolajewitſch**, geb. 8. Aug. 1831. 6. **Michael Nikolajewitſch**, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit **Marie Anna Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine**, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit **Maria Paulowna**, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. **Karl Alexander Auguſt Johann**, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit **Amalie** Luiſe Wilhelmine Philippine, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Töchter: 1. Die Kronprinzeſſin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike **Thereſe** Eliſabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. **Eliſabeth** Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. **Alexandrine** Friederike Henriette Pauline Marianne Eliſabeth, geb. 8. Juli 1830, verlobt 2. Febr. 1848 mit dem Großfürſt von Rußland Konſtantin Nikolajewitſch.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt **Ernſt** Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert Amadeus, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit **Thereſe** Marie Franziſka, Schweſter des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. **Viktor Emanuel**, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. **Ferdinand** Maria Albert Amadeus Philibert Vinzenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Eugenie, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz **Guſtav** Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. **Oskar** Friedrich, Herzog von Oſtgothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. **Charlotte Eugenie** Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolaus **Auguſt**, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Maria **Iſabella** Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, reg. 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſiſe Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, Herzog von Lucca, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria **Iſabella**, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Johanne Martha **Dorothea** Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Luiſe Annunciata, geb. 31. Okt. 1845. 7. Ludwig Salvator Maria Joſeph, geb. 4. Aug. 1847.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Mohammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Mohammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 22. Sept. 1842. 3. Mohammed Reſchad, geb. 3. Nov. 1844. 4. Achmed [illegible], geb. 11. Dez. 1846.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Kronprinzen der Niederlande, geb. 17. Juni 1818. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. **Auguſte** Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Servil und liberal.

Sich bücken und ſich fügen
Mit Wort und Federkiel,
Um Gold und Aemter lügen,
Das nennet man ſervil.
Bei Chriſten und bei Heiden
Ward immerdar verhöhnt,
Wer kriechend Gunſt erfröhnt,
Und ſo 'was magſt du meiden.

Beſonnen ſeyn und friedlich,
Entfernt von rohem Spiel,
Das nennen unterſchiedlich
Die Spötter auch ſervil.
Ich ſchwör's mit allen Eiden,
Wenn Einer ſo 'was ſprach:
Es iſt dir keine Schmach,
Und heiter kannſt du's leiden!

In aller Menſchen Werken
Sie mit des Ew'gen Strahl
Zu inn'rer Freiheit ſtärken,
Das nennt man liberal.
Verluſt mag droh'n und Leiden,
Dir ſtürzen, was gebaut,
Du ſelbſt, mit Schmerz vertraut,
Von ſolcher That nicht ſcheiden.

Der Menſchen Hirn empören,
Zum Steine ſeyn der Stahl,
Das heißt — oft kannſt du's hören —
Jetzt auch wohl liberal.
Mag Höllenkraft ſich weiden;
Wo Flammen ſprüh'n ſtatt Licht,
Wird Widerſtand zur Pflicht,
Die Feige nur vermeiden.

Der Ehre und dem Rechte
Sey frommen Muths ſervil,
Das macht dich nie zum Knechte,
Es führt zum höchſten Ziel.
Biſt du dem gift'gen Prahler
Im Auge dann ein Dorn —
Du lachſt bei ſeinem Zorn
Und bleibſt ein — Liberaler!

Gz.

Die Spiegel.

Die Spiegel wurden bekanntlich von Eva erfunden, wie ihre älteſte Tochter Ava ſechszehn Jahr alt war. Eines Morgens, nachdem Beide ihre Toilette gemacht hatten, kam Adam mit Hacke und Schaufel vom Felde zurück und machte ſich's auf ein Stündchen etwas bequem. Ava war heut beſonders friſch und lieblich anzuſchauen und des Vaters Blick ruhte wohlgefällig auf ihr. Sie ging in den Milchkeller, um dem Vater ein Glas friſcher Milch zu holen. Als ſie das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach Adam zu ſeiner Frau, indem er der Tochter wohlgefällig nachblickte: „Das Mädchen wird wirklich recht hübſch, ſie erinnert mich jetzt ganz lebendig an Deine jungen Tage!“ Hätte Adam geſagt: „an Deine jüngeren Tage“, ſo hätte ſich's Eva vielleicht noch gefallen laſſen, aber er ſagte: „an Deine jungen Tage“, und das hieß: Du biſt jetzt alt. Mit verhaltenem Aerger nahm ſie das Wort und ſprach: „Erinnere ich Dich nicht ſelbſt mehr daran? Sehe ich anders aus, als ich je ausſah?“ „Im Ganzen genommen“, ſagte Adam, „biſt Du noch immer dieſelbe, als vor den Feigenblättern, aber einzeln betrachtet, möchte ich doch faſt glauben, Du habeſt Dich ein wenig geändert.“ „Das will ich doch unterſuchen!“ ſprach Eva und fing an zu ſchmollen. Adam hatte nicht viel Zeit und noch weniger Luſt, um alle Mittel anzuwenden, wodurch ein heutiger Herr der Schöpfung ſeine eheliche Krone wieder aufputzt, wenn ſie von trüber Laune etwas angelaufen iſt. Ava war unterdeß mit Milch, Brod und Früchten zurückgekommen; Adam frühſtückte und ging in andern Geſchäften wieder aus, ließ aber ſeine Ackerwerkzeuge im Vorhauſe ſtehen. Jetzt hielt Eva folgenden Monolog, den ich wegen ſeiner welthiſtoriſchen Folgen hier ausführlich mittheile. „Ava wäre ſchöner als ich? Es iſt zwar meine Tochter, aber gleichwohl —. Der alte Bär! Mir ſo etwas in's Geſicht hinein zu denken, denn gedacht hat er es gewiß, obwohl er ſich anders ausdrückte. — Ich muß Gewißheit haben! — Im Bache habe ich neulich etwas von meinem Bilde geſehen, aber ich zitterte dort unten, und fortwährend zogen Streifen durch die Erſcheinung, wahrſcheinlich, weil der Abfluß das Waſſer bewegte. Ich will daher im Garten einen kleinen Graben von meiner Größe machen und ihn voll ſchöpfen; wenn es ganz windſtill iſt und die Sonne ſcheint, muß ich mich ganz deutlich erblicken.“ Sie klopfte freudig in die Hände, ging vor die Thür, ergriff Adams Schaufel und hob ſie prüfend in die Höhe. Zufällig traf ein Sonnenſtrahl die Eiſenplatte, die von vieler Arbeit ziemlich blank geworden war; Eva's Auge ſah in dieſem Augenblick hinauf — und erſchrak freudig, was ſie erſt ſuchen wollte, ſchon gefunden zu haben. „Ha!“ rief ſie aus, „ich habe es! Hier iſt das Bild dunkler; wo das Eiſen rauher iſt. Je blanker und glatter alſo die Eiſenplatte iſt, deſto mehr und beſſer muß ich mich darin erblicken können.“ Sie nahm ihren Sommermantel und ging in die Werkſtätte ihres Sohnes Tubalkains, der Meiſter in allerlei Erz-war. Dort beſtellte ſie ſich eine viereckige Stahlplatte, deren Wiederſcheins-Kraft ſie nachträglich ſelbſt noch durch ſo vieles Poliren und Glätten zu verbeſſern ſuchte, bis ein ſchöner Spiegel ſie für ihre Mühe lohnte. Sie ſah nun deutlich und beſtimmt, daß ſie noch immer viel zu ſchön für Adam, und ihre Tochter ein unreifes Gänschen ſey; kurz ſie ſah Alles, was Frauen, die einmal ſchön waren, noch heut im Spiegel ſehen. Jetzt war der erſte Schritt gethan, und wie ſehr auch Eva den Spiegel verſteckte, um den Genuß der Selbſtbeſchauung allein für ſich zu behalten, es vergingen keine zwei Monate und Ada hatte ebenfalls ihren Spiegel, den ſie wieder vor der Mutter verſteckte. Nicht lange Zeit darauf hing man einen gemeinſchaftlichen Stahlſpiegel zum Gebrauch für die Familie auf, und einige Alterthümler wollen ſogar die Erfindung der Sonnen-Uhren von der Erfindung des Spiegels abhängig machen, indem ſie behaupten, daß der tägliche Streit zwiſchen Eva, Ada und Zilla, wie lange jede vor dem Spiegel ſtehen dürfte, dem Adam ſo lange das Leben verbittert habe, bis er durch das erwähnte Zeitmaaß Jeder einen beſtimmten Theil von Spiegelglück zuerkannt, und hiermit den Streit geſchlichtet habe. So zog ſich der Spiegel durch das Leben der erſten Menſchen, und als die Sündfluth verkündigt war, und Noah mit ſeiner Familie in die Arche ging, wurde natürlich der Spiegel von den weiblichen Gliedern der Familie in vielen Exemplaren zuerſt gerettet.

K. Alt.

Die Einleitung einer Predigt.

Ein Pater, der den verhärtetſten Sträflingen in einem Zuchthauſe Italiens in's Gemüth reden ſollte, fragte ſie unter Anderem: ob es einen Teufel gebe? Sie brüllten einſtimmig „Ja!“ — denn es konnte nach ihrer Anſicht nur der Teufel ſeyn, der ſie in Ketten und Banden gebracht. „Nein!“ erwiederte mit donnernder Stimme der Pater. „Gab es einen Teufel, ſo hätt' er euch längſt Alle geholt und mich der entſetzlichen Arbeit überhoben, Euch zu Gott führen zu wollen, für den Ihr doch wirklich viel zu ſchlecht ſeyd. Aber ſeine Güte iſt groß“, fuhr der Pater fort, „wir wollen ihn anrufen, daß er zu uns komme, denn er weiß: ich allein werde mit Euch nicht fertig!“ — Und nun begann der Pater ſeine eigentliche Strafpredigt.

Wie irr'ſt du!

Slovakiſch Volkslied.

Was ſchmerzt dich doch! —
Die Blüthen duften dir,
Die Vöglein jubeln dir,
Die Sonne wärmet dich,
Die Sterne tröſten dich
  Im Erdenjoch;
Drum frag' erſtaunt ich dich:
Was ſchmerzet dich denn noch,
Daß dir ſo jede Freud' entwich?

„Wie irr'ſt du doch! —
Die Blüthen duften nicht,
Die Vöglein jubeln nicht,
Die Sonne wärmet nicht,
Die Sterne tröſten nicht
  Im Erdenjoch;
Denn, ach! Sie liebt mich nicht,
Sie aber lieb' ich noch,
Und liebe, bis das Herz mir bricht!“

Streiflichter.

Gutes Sprechen ſetzt gutes Hören voraus, und ſelbſt dem Geiſtreichſten wird oft — mit der Geduld — der Faden reißen, wenn man nicht in rechter Weiſe auf ihn achtet.

Bei ſchlechten Menſchen, denen du Wohlthaten erzeigt haſt, wirſt du, triffſt du mit ihnen zuſammen, leicht wahrnehmen, daß ſie Gott danken, wenn ſie dich wieder los ſind; damit du ſie nicht verleiteſt, zu einer Sünde die zweite zu fügen, geh' ihnen aus dem Wege.

Es ſtände mit dem irdiſchen Leben viel beſſer, wenn ſich die Menſchen wenigſtens nur eben ſo viel um das Nothwendige bemühten, wie um das Unnütze, und mit dem geiſtigen Leben ſtänd' es ebenfalls beſſer, hätte man nicht ſo viel Unwahres und Unnützes hinein gezwängt, was noch immer als wahr und heilſam gelten ſoll.

Bei den läſſig Denkenden ſind ſtets die am beliebteſten, denen ſie ſich gleich ſtellen können; haben ſie ein dunkles Gefühl, daß Der oder Jener ſich vor ihnen auszeichne, ſo bemühen ſie ſich, Schwächen zu entdecken an den Bedeutſameren, um ſie möglichſt zu ſich herabzuziehen.

Wer ſich ſeiner eigenen Ketten entledigt, wer die ſchlimmen Triebe überwältigt, der hat die echte Freiheit, die ſtets zu Lieb' und Wohlwollen leitet für das Einzelne und Ganze. Nur beſtehen da Lieb' und Wohlwollen nicht aus Gunſt und immer angenehmen Worten, ſondern aus der hülfreichen Wahrheit.

Der echte Mann macht nicht viel Aufhebens über Unrecht, was ihm geſchieht, denn weil er iſt, was er ſeyn ſoll, nimmt er ſeine Hülfe aus ſich ſelber. Bei einem Unrecht aber, was dem Geiſt, dem Allgemeinen geſchieht, da ruft ihn ſeine Pflicht zu Red' und Kampf; denn wozu wär' ihm mehr Kraft gegeben als Andern, wollt' er ſie nicht brauchen zum Heil der Schwächeren! Wie viel oder wie wenig

Männer es nach dieſem gerechten Maaßſtabe giebt, mag Jeder an ſeiner Umgebung und weiter prüfen; doch fürchten wir, in unſern Tagen, wo die Selbſtſucht der blühendſte Kultur-Zweig iſt, wird da ſelten eine reiche Männer-Erndte ſich aufthun.

Das Gute muß durchaus von dem Wahne ablaſſen, daß es ſchon durch ſich ſelbſt gelte, und durch ſich ſelbſt wirke. Bei einer ſolchen Vorausſetzung wird es immer vereinzelt ſtehen, und immer zurückgedrängt werden, weil das Schlechte weiß, welch ein ungeheures Mittel das Vereinen zur Partei iſt und demnach von dieſem Mittel gar nicht abläßt.

Kurz und gut.

Sah einſt ein holdes Mägdelein,
Das war gar hübſch, doch kurz und klein.
Thut nichts, dacht' ich mit frohem Muth,
Das Sprüchwort ſagt ja: kurz und gut.
Drum muß dies Mägdlein, kurz und klein,
Wohl ein recht gutes Mädchen ſeyn.

Ging einſt ein lieber Brief mir ein,
Doch ach, er war ſo kurz und klein!
Thut nichts, dacht' ich mit frohem Muth,
Das Sprüchwort ſagt ja: kurz und gut.
Drum muß dies Brieflein, kurz und klein,
Wohl auch recht gut und herzlich ſeyn. —

Man wünſcht auf ſeinem Lebensgang
Gar manche Freude groß und lang;
Doch wenn ſie auch nur kurz mir blüht,
Es trübt doch nicht mein froh Gemüth:
Thut nichts, denk' ich mit heit'rem Muth,
Das Sprüchwort ſagt ja: kurz und gut!

J. M.

G und L.

In einem Wirthshauſe, wo ein hübſches, Mutterwitz habendes Mädchen für die Gäſte ſorgte, bot ſich einer derſelben zum Liebhaber an, was zu folgendem kurzen Geſpräch führte:

Mädchen (ihr Geſchäft nicht unterbrechend). Es kann nicht jeder Gaſt Liebhaber werden!

Gaſt. Ich möcht' aber gar zu gern der Letztere ſeyn!

Mädchen. Der Letztere? Nun, da ginge wohl noch Einer voran! — Aber wer iſt bei Ihnen der Letztere — *Gaſt* oder *Liebhaber*?

Gaſt. Der Liebhaber! L folgt auf G.

Mädchen. Falſch! Bei mir muß G auf L folgen; das L heißt Liebhaber und das G Gatte.

Das Mädchen empfahl ſich hierauf mit einem Knix.

Es iſt ſo!

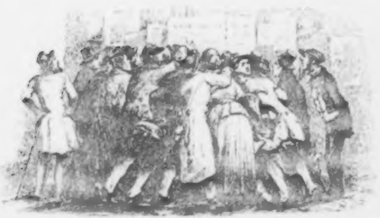
Wer ſteht ſich ſelbſt im Wege? —
„Je nun, das iſt der Träge!“

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Funfzehnter Jahrgang.



Die Weisheit weiß, ſie wird nicht leicht begriffen,
Sie wirkt allmälig, prunkt nicht an den Ecken,
Um nun von dort mit Kecken und mit Gecken
Im Modeſtrom und Modewind zu ſchiffen.
Das Hohle, wird's berühmt, lärmt am meiſten; —
Drum prüft die Zeiten mit der Weltgeſchichte,
Verwehrt es, daß die Dummen und die Dreiſten
Tyrannen werden in dem Weltgerichte.
Und denket, ſpricht die Ecken-Schrift im Grimme:
„Nur Selbſtſucht iſt's, und nicht der Weisheit Stimme!"

1849.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Univ.-Bibl.
München

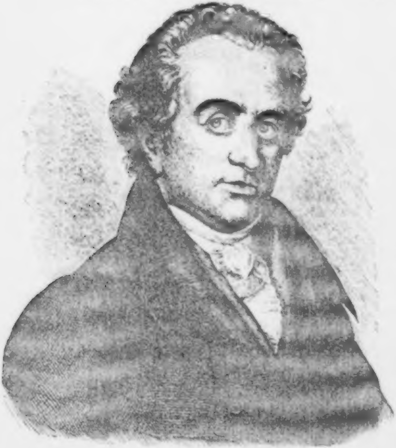
Goethe und Deutſchlands Zukunft.

Ein Jahrhundert wird es am 28. Auguſt 1849, daß Deutſchland's ewig großer Dichter, Goethe, zu Frankfurt am Mayn geboren wurde. Möchten wir an dieſem Tage die Gedächtnißfeier des unſterblichen Mannes in der Ueberzeugung begehen können, daß die Zuſtände unſers Vaterlandes in einer Weiſe ſich umgewandelt haben, welche dem klaren und freien Goethe'ſchen Geiſte entſpricht. Die Wahrheit im Gewande der Schönheit, das iſt der Grundzug ſeiner Meiſterwerke. Wie er in „Fauſt" die ſelbſtſtändige Kraft und Berechtigung des forſchenden, prüfenden, arbeitenden Menſchengeiſtes anerkennt, ſo reichen die Gedanken, die er in „Meiſter's Wanderjahren" belebt, weit hinein in eine geſellſchaftliche Neugeſtaltung, in welcher Gemeinſamkeit und Gegenſeitigkeit herrſchen ſtatt der ſtarren Vereinzelung. Man hat ihm nicht ſelten den Vorwurf gemacht, gleichgültig geblieben zu ſeyn gegenüber den politiſchen Zuckungen und Strebungen ſeines Volks; der Dichter trug jedoch in ſeiner Bruſt ein warmes Herz für des Volkes Wohlfahrt und Größe, nur vermochte der Schönheitbegeiſterte nicht zu wünſchen, dieſes Ziel anders als durch wahre innere Erhebung, durch friedlichen Fortſchritt erreicht zu ſehen. Vielleicht war es ein Fehler von ihm, vielleicht eine perſönliche Eitelkeit, Staatsmann ſeyn zu wollen neben dem Dichter: Jener entſprach in ſeinen Handlungen wenig den Großthaten, welche Dieſer vollbrachte. Doch der Menſch, der edle Menſch im Dichter hing an dem Leben und Streben ſeines Volks und Vaterlands und blickte mit Seherkraft in deren Zukunft. Einen der ſchlagendſten Beweiſe hierfür liefert uns der verſtorbene Geſchichtſchreiber Heinrich Luden in ſeinen nachgelaſſenen Schriften. Luden erzählt uns ein Geſpräch mit Goethe, welches die von dem Erſteren beabſichtigte und ſpäter erfolgte Herausgabe der politiſchen Zeitſchrift „Nemeſis" betraf. Im Verlaufe dieſes Geſprächs äußerte Goethe Folgendes:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, dieſe Ideen ſind in uns; ſie ſind ein Theil unſers Weſens, und Niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im Einzelnen und ſo miſerabel im Ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weiſe hinwegzukommen ſuche; und in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man ſich darüber hinweg zu heben vermag. Denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an, und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität; aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt das ſtolze Bewußtſeyn nicht, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben Weiſe tröſtet auch nur der Gedanke an Deutſchlands Zukunft. Ich halte ihn ſo feſt als Sie, dieſen Glauben. Ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schickſal der Deutſchen iſt, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten ſie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römiſche Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu ſchaffen und zu ordnen, ſie würden längſt zu Grunde gegangen ſeyn. Da ſie aber fortbeſtanden ſind, und in ſolcher Kraft und Tüchtigkeit, ſo müſſen ſie, nach meinem Glauben, noch eine große Beſtimmung haben, eine Beſtimmung, welche um ſo viel größer ſeyn wird denn jenes gewaltige Werk der Zerſtörung des römiſchen Reichs und der Geſtaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher ſteht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menſchliches Auge nicht vorauszuſehen und menſchliche Kraft nicht zu beſchleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwiſchen nur übrig, einem Jeden nach ſeinen Talenten, ſeinen Neigungen und ſeiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu ſtärken und durch daſſelbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten ſo auch, und vorzugsweiſe, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, ſondern wenigſtens hierin voranſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

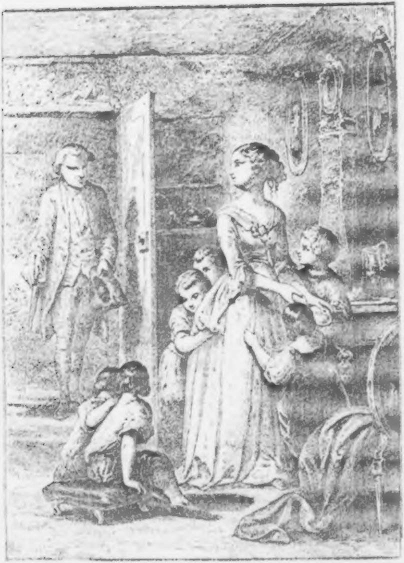
Dies die merkwürdigen Worte des großen Mannes. Wer wollte leugnen, daß er als Dichter ſeinen Weg der Volkserhebung, den er hier bezeichnet, mit dem machtvollſten, ſegensreichſten Erfolge gewandelt? Bleiben wir in Entbehrungen und Mühſal ſtets der Worte unſers Goethe eingedenk: Das deutſche Volk hat eine Zukunft! Sehen wir ſie mehr und mehr tagen — dann ſey der 28. Auguſt 1849 ein Jubeltag des deutſchen Volkes!

Erinnerungen an Goethe.

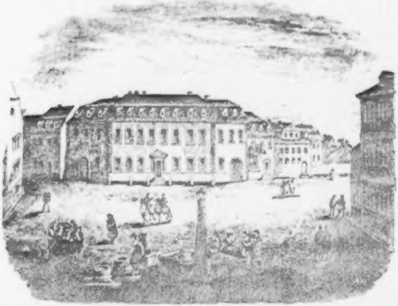


Goethe war eine Perſönlichkeit von ſeltener Selbſtſtändigkeit. Dies iſt nicht gemeint in Bezug auf Anſichten, Geſinnungen, die man heut zu Tage ſo gern vorzugsweiſe als den Inhalt der Perſönlichkeiten darſtellt und in denen man wechſelloſes Verharren als Konſequenz begehrt. Dieſe flache Konſequenz war bei Goethe der Erkenntniß untergeordnet. Die ſelbſtſtändige Kraft und Macht ſeiner Perſönlichkeit war begründet in der Fähigkeit, das eigene Selbſt aus jedem Schmerzenskampf, aus jeder Erſchütterung ſeines Weſens ungebrochen, ja in neuer Friſche zu erheben. Der gewaffnete Widerſtand, den er allen Anſtürmen zu leiſten vermochte, entſprang der Tiefe und Bedeutung ſeines Geiſtes, in welchem eine große Beſtimmung ſich emporrang und immer klarer empfunden, endlich gewußt wurde.

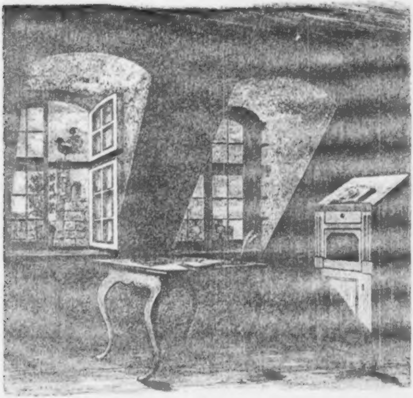
Goethe war in ſeiner Selbſtſtändigkeit, von der alles Widerwärtige zurückgeworfen wurde, keineswegs ſelbſtſüchtig. Er kannte ſich ein großes Ziel zum Wohl und Heil der Menſchheit und hat es emſig und wirkungsreich verfolgt im Selbſtgefühl ſeines Wollens und Handelns und ſeiner Kraft, zu vollbringen. Daher die Klarheit und Heiterkeit ſeines Weſens. Die innerſte Natur deſſelben enthüllte ſich früh auf künſtleriſche Weiſe, und kaum in irgend einem ſeiner Werke augenſcheinlicher als in den „Leiden des jungen Werther." Durch dieſe Dichtung rettete er ſich aus eigenem inneren Zwieſpalt, indem er ihn und ſeine Folgen, wie ſie bei einem ſeiner Jugendbekannten eingetreten waren, dichteriſch geſtaltete. An ſich ſelbſt hatte er die Erfahrung gemacht, wie Gefühle und Neigungen, die wir wuchern laſſen und träumeriſch ausſpinnen, Herz und Kopf berauſchen und einen harten Befreiungskampf erzeugen. Goethe ließ ſeinen Werther in einer Leidenſchaft, deren ſchmeichleriſcher Luſt eine ungezügelte Phantaſie ſich dahin gab, zu Grunde gehen; er ſelbſt ging geſtählt aus der Gluth hervor. Es war damals die Zeit jener phantaſtiſchen Leidenſchaften, denen die Liebenden ſich ſelbſt zum Opfer brachten. Werthers Leiden, geſchrieben mit der ungekünſtelten Melodie des Gefühls, wurden mit Begier geleſen, beſchleunigten die Kriſis einer unnatürlichen Zeitrichtung und trugen zu ihrer Heilung weſentlich bei. Die Zeitgenoſſen erfaßten den Roman nicht in dieſer künſtleriſchen und kulturgeſchichtlichen Bedeutung, man predigte ſogar gegen die wahre und glühende Darſtellung einer grenzenloſen Leidenſchaft, aber das Werk des großen Dichters vollendete ſeinen Siegeszug. Es tritt uns hier das allgemein gültige Geſetz lebendig entgegen, daß der einzelne Menſch, indem er ſich ſelbſt zu innerer Befreiung und reinerer Bildung entwickelt, zugleich für ähnliche Förderung einer Geſammtheit thätig iſt. Dem großen Werke ein kleines Denkmal auch in unſerm Büchlein zu ſetzen, möge die Abbildung einer Scene aus demſelben hier folgen. Der Zeichner wählte den Augenblick, in welchem Werther Lotten zum erſten Mal erblickte, als er mit ſeiner Tänzerin und ihrer Baſe kam, Jene zum Balle abzuholen. Charlotte war, als Werther in den Vorſaal trat, eben dabei, vor ihrer Abfahrt ihren Geſchwiſtern das Veſperbrot zu geben. „Sie hielt ein ſchwarzes Brot und ſchnitt ihren Kleinen rings herum jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! nachdem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrote vergnügt entweder wegſprang oder nach ſeinem ſtilleren Charakter gelaſſen davon ging nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte." Einfacher, ſchlichter kann kein Roman ſeine Helden zuſammen-



führen, aber eben dieſe von aller Romanſucht entfernte Einfachheit, verbunden mit ſinniger Wahrheit und Naturtreue, verſchaffte dem Buche ſeinen gewaltigen Eindruck und Erfolg. Goethe liebte die ungeſuchte Einfachheit auch im eigenen Leben. Man durfte nur in ſeinem Hauſe zu Weimar (deſſen Abbildung

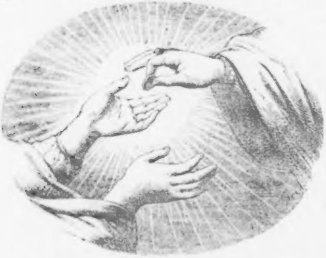


wir geben), die Empfangzimmer des Miniſters verlaſſen und die beiden Stübchen des Hinterhauſes aufſuchen, welche des Dichters Arbeits- und Schlafſtube waren. Klein und niedrig enthielten ſie ſchmuckloſe, altfränkiſche Geräthe. Jagemann ſchildert in ſeinen Reiſeſkizzen das Arbeitszimmer, das wir unſern Leſern ebenfalls in einer Anſicht nach den Fenſtern hin vor Augen ſtellen, folgendermaßen. In der Mitte des Arbeitszimmers ſteht ein großer, abgenutzter unpolirter Tiſch und auf dieſem wieder ein kanzleimäßiges Schreibzeug. Hieran ſaß jeden Morgen von 9 bis 2 Uhr der Sekretär Kräuter, dem Goethe ſeine Korreſpondenzen, Notizen und Aufſätze diktirte. Linkerſeits vom Eingange zwei Büchergeſtelle und ein Schreibpult; auf der andern Seite ebenfalls kleine Tiſche und an den Fenſtern ein langes Stehpult und ein nicht minder hoher Tiſch. Die letzteren Möbel waren darauf berechnet, daß der unermüdliche Mann nicht in Verſuchung komme, zu ſitzen. An dem Pulte arbeitete er ſtehend und an dem Tiſche frühſtückte er ſtehend. Von einem Sopha, Kanapee oder Lehnſeſſel iſt hier gar keine Rede; wer nicht ſeine Beine als die



beſte Stütze ſeines Körpers anſehen konnte, deſſen Aufenthalt war hier nicht. „Ohne Raſt, ſonder Haſt!“ ſo hieß der Wahlſpruch Goethes, den er oft wiederholte. Wenn die Zeugen ſeines Thuns und Wirkens nicht mehr leben werden, ſo bleiben als unvergängliche Denkmale die faſt über alle Kreiſe menſchlichen Erkennens und Schaffens ſich erſtreckenden Schriften, von denen das Meiſte in dieſer anſpruchsloſen Werkſtätte entſtand. — Wir können von dem Menſchen Goethe lernen wie von dem Dichter und Denker: käme die Welt erſt wieder dahin, Tugend und Größe des Menſchen in der Einfachheit zu ſuchen, dann würde ſie nicht mehr mit den furchtbarſten Anſtrengungen nach dem menſchlichen Glücke zu jagen brauchen. Anton Gubitz.

Obwohl Bildniſſe Goethe's ſchon in den Jahrgängen für 1836 und 1838 befindlich, haben wir der Jahrhundert-Feier ſeiner Geburt zum Andenken noch ein drittes beigefügt (S. 5.). Wir können aber zugleich etwas ganz Eigenthümliches anſchließen, ein Bildchen nach einer Original-Zeichnung von Goethe. Der Dichter ſchenkte ſie mir zu Weihnacht 1816 mit freundlicher Zuſchrift, und als Erklärung war das hier folgende Gedicht beigefügt:



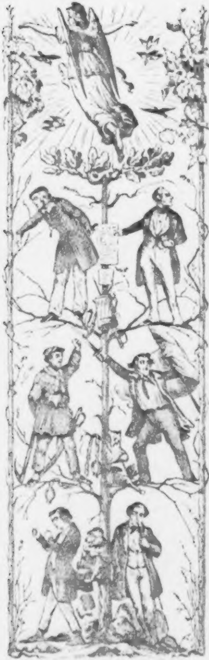
„Lieblich iſt des Mädchens Blick der winket,
Trinkers Blick iſt lieblich eh' er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt, der dich beſonnte.

Lieblicher als Alles dieſes habe
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürſt'ge Hand ſo hübſch entgegen dränget,
Zierlich dankbar, was du reichſt, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein ſprechend Streben!
Schau' es recht, und du wirſt immer geben.

Was in vielen Büchern ſteht
Iſt dir aus der Bruſt geſchrieben:
Jeden, dem du ſelber giebſt,
Wirſt du wie dich ſelber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Geld-Vermächtniß,
Eile freudig vorzuzieh'n
Gegenwart vor dem Gedächtniß.“

Wohl wüßt' ich ſelbſt noch Einiges zu ſagen über Goethe, der bei manchem Anlaß mir eine unvergeßliche Theilnahme für meine Beſtrebungen bezeugte. Einſtweilen hab' ich indeß Gründe, die Mittheilung von ein paar Zügen, die den großen Dichter in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit erſcheinen laſſen, noch zu vertagen, werde aber jedenfalls dafür ſorgen, daß ſie unverloren ſind.

F. W. Gubitz.



Es ſcheint bedenklich!

Die Freiheit iſt ein wunderſam
Und kräftig liebes Weſen,
Wenn ſie zu krankem Volke kam,
So kann es leicht geneſen.
Nun hieß es: ſie ſey wirklich nah,
Doch ich bekenne, was ich ſah,
Das ſchien mir ſehr bedenklich!

Ein kleines Männchen trat daher,
Erhob ſich auf den Sohlen,
Und that, als wiſſ' Er, einzig Er,
Die Freiheit uns zu holen.
Und ſiehe, dieſer Sapperment
War ſeit fünf Wochen erſt Student:
Das ſchien mir ſehr bedenklich!

Als nun ich weiter ging, da fand
Ich groß und breit an Bäumen
Aufrufe für den Löhner-Stand:
Im Fordern nicht zu ſäumen;
Verfaſſer war ein Tagedieb,
Der fern ſtets von der Arbeit blieb, —
Das ſchien mir ſehr bedenklich!

Und brüllend zeigte ſich ein Mann,
Der baute Barrikaden,
Und kündigt aller Welt ſich an
Als Herr von Volkes Gnaden.
Und immer ſchrie er: „Wir ſind frei!“ —
Vom Zuchthaus zog er jüngſt herbei:
Das ſchien mir ſehr bedenklich!

Und draußen auf dem großen Platz
Da ſprach ein Mann zum Haufen:
„Die Freiheit iſt der höchſte Schatz,
Doch nur um Blut zu kaufen!“
Und der dies rief in Gottes Luft,
War längſt bekannt als feiler Schuft:
Das ſchien mir ſehr bedenklich!

(Und weiter fortgedrängt im Schub,
Da hört' in Rhapſodieen
Ich einen Knaben in dem Klubb
Zertrümmern Monarchieen;
Und wie ein Burſch nun Fürſten fraß,
Der kurz vorher in Quinta ſaß:
Das ſchien mir ſehr bedenklich! 7

Die Freiheit iſt ein wundervoll
Und kräftig liebes Weſen;
Doch hab' ich: Freiheit mache toll,
Gehört nie, noch geleſen.
Und wer ſich's ernſtlich überlegt,
Nicht eigenſinnig Tollheit hegt,
Der wird gewiß bedenklich! A. Bode.

Die atmoſphäriſche Eiſenbahn.

Fig. 1.

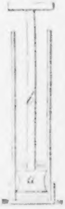
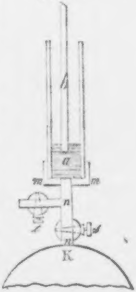
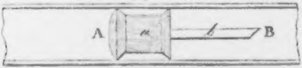


Fig. 2.



Man denke ſich eine Metall-Röhre (Fig. 1), auf deren Boden mm ein in die Röhre genau und luftdicht paſſender Kolben a feſt aufſitzt. Wird dieſer vermittelſt der Kolbenſtange b mit Gewalt in die Höhe gezogen, ſo entſteht zwiſchen ihm und dem Boden mm ein luftleerer Raum. Mit dieſem aber läßt ſich Nichts anfangen, man kann nicht hinein ſehen und Nichts hinein legen. Setzt man aber die Röhre durch eine dünnere Röhre nn (Fig. 2) mit einem lufterfüllten, gegen die äußere Luft aber abgeſchloſſenen Raum, z. B. einer Glaskugel K, in Verbindung, ſo wird durch das Aufziehen des Kolbens a die Luft in der Kugel verdünnt werden. Schließt man jetzt durch den Hahn s dieſe verdünnte Luft ab und drückt den Kolben nieder, ſo würde die in ihm befindliche Luft verdichtet werden. Sie erhält aber durch das Oeffnen eines zweiten Hahnes t einen Ausweg. Nachdem nun t geſchloſſen und s wieder geöffnet iſt, beginnt das Spiel des Kolbens von Neuem. Auf dieſe Weiſe läßt ſich die Luft in der Glaskugel K ziemlich ſtark verdünnen. Eine ſolche, mehr oder weniger mit der eben gegebenen Beſchreibung übereinſtimmende Vorrichtung nennt man eine Luftpumpe. — Eine ſtarke, metallene Röhre (Fig. 3) ſey durch eine Luftpumpe luftleer gemacht, A ſey dieſer leere Raum, a ein genau an die Wandungen anſchließender Kolben, b die Kolbenſtange, der Raum B ſtehe mit der äußeren Luft in Verbindung. In dem Augenblick, in dem A luftleer gemacht und a ſich ſelbſt überlaſſen worden iſt, wird letzterer mit großer Geſchwindigkeit durch die äußere Luft in den Raum A hinein getrieben werden und das, was etwa an die Kolbenſtange befeſtigt wäre, mit ſich fortreißen. Auf dieſe

Fig. 3.



Erſcheinung ſtützt ſich die atmoſphäriſche Eiſenbahn. — Die Schienen, auf denen die Perſonen- und Laſtwagen gehen, ſind ganz wie bei den Eiſenbahnen, auf denen Dampfwagen die bewegenden Maſchinen ſind. Zwiſchen den Schienen liegt eine aus Gußeiſen gefertigte Röhre (Fig. 4 von oben zu ſehen), deren Theile aber nicht über einander geſchoben, ſondern dicht an einander gepreßt und durch übergeſchobene Ringe zuſammengehalten werden. An dieſen Stellen ſind die Verbindungen durch Werg, Segeltuch, Talg und Theer luftdicht gemacht. — Die Fig. 5, 6 und 7 zeigen, wie die Röhre an die Querſchwellen befeſtigt wird; a bezeichnet die Röhre, c den übergeſchobenen Ring, beide ſind unten ſtärker als oben. Der ganzen Länge der Bahn nach befindet ſich oben in den Röhrenſtücken und in den Ringen ein, einen Zoll breiter Einſchnitt b. Dieſer wird genau durch ein Stück Eiſen p, Fig. 5, das auf ſtarkem Rindsleder feſtſitzt, geſchloſſen; das Leder wird dagegen von den Schrauben bei e gehalten. Auf ihm und über p liegt ein anderes Stück Eiſen q, das gleichſam eine Bahn für die am erſten Wagen, dem Stempelwagen, befindliche Rolle r (Fig. 7) bildet, die dazu dient, q und p wieder feſt in den Einſchnitt b zu drücken. Damit der Verſchluß aber ganz luftdicht werde, ſo iſt in dem Raum zwiſchen q und x (Fig. 5) eine Miſchung von

Fig. 4.

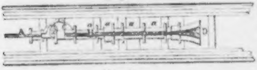


Fig. 5.

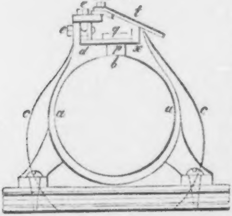
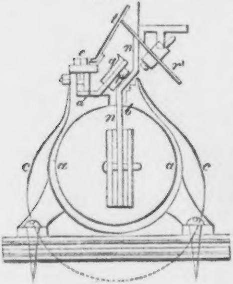


Fig. 6.



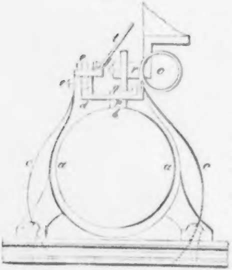
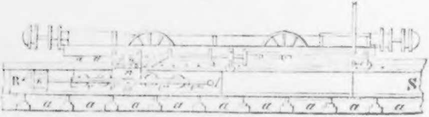


Fig. 7.

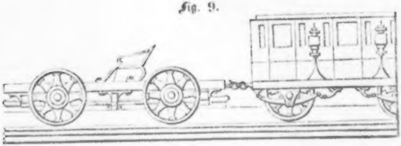
Talg und Wachs gegoſſen worden. Eine an dem Stempelwagen, hinter der Rolle r, befindliche, wagerechte, 6 — 9 Fuß lange, mit glühenden Kohlen gefüllte Röhre (Fig. 7, o im Durchſchnitt) ſchmelzt bei ihrem Darübergehen die obige Miſchung und verſchließt ſo genau jede Oeffnung. Damit aber die Klappen, das Wachs und der Talg gegen Verwitterung geſchützt ſeyen, ſo befindet ſich ein an Leder befeſtigtes Dach t (Fig. 5, 6 und 7) oberhalb der ganzen Röhre, und wird ſtets, einmal aufgehoben und ſich dann ſelbſt überlaſſen, durch ſein eigenes Gewicht herabgezogen. In Fig. 5 iſt die Oeffnung b der Röhre vollſtändig geſchloſſen; in Fig. 6 ſind p und q gehoben, ebenſo das Dach t durch eine der Rollen r′, die ſich ebenfalls am Stempelwagen befinden.

Fig. 8.



Die Röhre R S (Fig. 8) enthält einen luftdicht ſchließenden Kolben oder Stempel k l, der mit großer Geſchwindigkeit ſich vorwärts bewegt, ſobald die Luft vor ihm (auf der linken Seite der Figur) verdünnt wird. An dem Kolben befindet ſich bei m ein gebogenes Eiſenblech n n n, das durch den oben beſchriebenen Einſchnitt hinausragt (Fig. 6, n) und an den Stempelwagen (Fig. 9, n n) befeſtigt iſt. Auf dieſe Weiſe zieht der Kolben bei ſeiner Bewegung durch die Röhre den Stempelwagen, der auf den eiſernen Schienen läuft, und die an dieſen gehängten Wagen mit ſich fort. — An der Kolbenſtange befindet ſich ein eiſerner Rahmen, der vier Rollen v, v′, v′′, v′′′ trägt. Dieſe

Fig. 9.



Rollen, deren erſte ungefähr 4 — 5 Fuß nach dem Kolben k kommt, dienen dazu, die Klappen p aufzuheben, damit das Eiſenblech nnn hindurch gehen könne. v' und v'' ſind größer als die beiden andern; damit aber die Kolbenſtange ſtets wagerecht ſich halte, ſo iſt in l ein Gegengewicht angebracht. Die Luftpumpe, welche die Röhre RS luftleer zu machen hat, wird durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt; da aber bei jedem Kolbenſtoße der Luftpumpe die Luft um etwas verdünnt wird, ſo würde der Kolben k in der Röhre RS ſogleich durch die atmoſphäriſche Luft vorwärts getrieben, und ſo niemals eine bedeutende Geſchwindigkeit erlangt werden. Deshalb hat man in der Röhre RS eine äußerſt ſinnreiche Vorrichtung angebracht, die in Fig. 4 von oben zu ſehen iſt. AB iſt die Röhre, in welcher der Kolben ſich bewegt; zwiſchen A und B befindet ſich die Vorrichtung, die den Kolben ſo lange aufhält, bis A ſo luftleer wie möglich iſt. — Fig. 10 und 11 zeigen die Vorrichtung deutlicher. Die Räume B und C ſind mit atmoſphäriſcher Luft gefüllt, dieſe drückt auf die beiden Klappen aa und bb, und da erſtere die kleinere iſt, ſo wird bb feſt an aa gepreßt; denn beide Klappen drehen ſich um einen gemeinſchaftlichen Punkt a. Der Raum A iſt luftleer. So iſt die Stellung der Klappen in Fig. 10. Wird aber durch einen Schieber mm der Raum C mit dem luftleeren Raume A in Verbindung geſetzt, ſo verbreitet ſich die wenige Luft aus dem erſteren Raume in dem letzteren, verliert daher faſt ganz ihre Spannkraft und

Fig. 10.

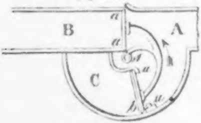
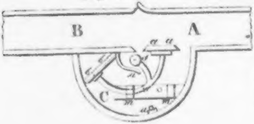


Fig. 11.



kann ſomit keinen Druck gegen b b ausüben. Daher wird nun die in B befindliche Luft die Klappe a a zurückdrehen und ihr eine Stellung, wie Fig. 11 zeigt, anweiſen. Der in B befindliche Körper, z. B. ein Kolben, kann dann unmittelbar in den Raum A übergehen.

Man betrachte nun Fig. 4. In die Röhre B wird der Kolben bei D eingeführt, die in B und C befindliche Luft drückt auf die beiden Klappen; die Vorrichtung iſt geſchloſſen. Jetzt wird der Raum A luftleer gemacht und der Schieber m m aufgezogen. Nun wird die B und A trennende Klappe aufgeſtoßen und der Kolben dringt mit großer Geſchwindigkeit in den luftleeren Raum A ein. Die an dem Kolben befindlichen Rollen v und v' (Fig. 8) heben die $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Eiſenplatten p (Fig. 5, 6 und 7) in die Höhe, ſo daß das Eiſenblech n n n (Fig. 8) hindurch gehen kann; vorher hat ſchon ein am Stempelwagen befindliches krummes Eiſen das Dach t gehoben. So wie das Verbindungsſtück n n n hindurch iſt, ſenkt ſich die Platte p, die Rolle r, auf den oberen Eiſenſtücken q fortlaufend, drückt p feſt ein, der Ofen o (Fig. 7) ſchmelzt das Wachs und den Talg, wodurch jede Oeffnung geſchloſſen und die Röhre für eine neue Fahrt bereit gehalten wird. Endlich, nachdem auch die letzte der an dem Stempelwagen befindlichen Rollen v' vorüber iſt, ſenkt ſich auch das durch letztere empor gehaltene Wetterdach t. In Fig. 12 wird der Stempelwagen von hinten geſehen, wie eben der Ofen über die Röhre hinweg geht, und t noch offen ſteht. — Angekommen an dem Ende der Bahn, ſtößt der Kolben die Klappe p p (Fig. 13), die durch den Druck der atmoſphäriſchen Luft feſt angepreßt wurde, auf und tritt in's Freie. Hier befindet ſich die Dampfmaſchine, die das Auspumpen der Luft durch eine Seitenröhre beſorgt. — Sollte die Geſchwindigkeit des Kolbens zu groß oder ein Anhalten nöthig werden, ſo läßt der auf dem Stempelwagen (Fig. 9) ſitzende Führer des Zuges durch eine, mittelſt eines Hahnes geſchloſſene, von ſeinem

Fig. 12.

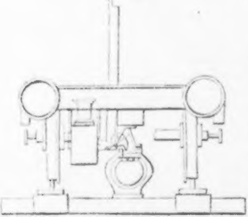
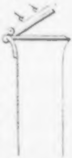


Fig. 13.



Platze neben dem gebogenen Eiſen n n in den Kolben und aus dieſem in den luftleeren Raum führende Röhre etwas Luft einſtrömen. Die eingeſtrömte Luft wirkt dann hindernd auf den Kolben. Außerdem können noch die Räder des Stempelwagens auf dieſelbe Weiſe gebremſt werden, wie dies auch bei den Dampfwagen geſchieht.

Dieſe Einrichtung der atmoſphäriſchen Eiſenbahn dient nur zur Hinfahrt, zur Rückfahrt wird der Kolben (die Kolbenſtange voran) in die Röhre geführt, die Klappe p p (Fig. 13) geſchloſſen, und nun ſinkt der ganze Wagenzug durch ſeine eigene Schwere hinab. Die Geſchwindigkeit würde oft gefahrbringend werden, wenn nicht wegen des hinter dem Kolben entſtehenden luftleeren Raumes die vordere atmoſphäriſche Luft bedeutend hemmte. Sollte dieſe Hemmung zu groß werden, ſo darf der Führer nur etwas Luft durch die oben beſchriebene Röhre in den luftleeren Raum einſtrömen laſſen; der vordere zu überwindende Luftdruck wird dann durch den hinteren Gegendruck vermindert.

Eine ſolche atmoſphäriſche Eiſenbahn, wie ſie im vorliegenden Aufſatze beſchrieben wurde, haben Clegg und Sammuda von London nach Croydon, welcher letztere Ort aber mehr als 70 Fuß höher liegt, erbaut. Im Winter 18$\frac{43}{44}$ zeigten hier in Berlin die Herren Gebrüder Finn ein 25 Fuß langes Modell dieſer Eiſenbahn.

Die Hauptvortheile, welche eine ſolche atmoſphäriſche Eiſenbahn bietet, und durch welche die größeren Erbauungskoſten gedeckt werden können, beſtehen in Folgendem:

1) Dieſe Eiſenbahn gewährt eine größere Sicherheit, denn kein Zuſammenſtoß iſt möglich, keine Feuersgefahr iſt zu fürchten, und auch aus den Schienen können die Wagen nicht kommen, da das krumme Eiſenblech n n den Stempelwagen feſt hält.

2) Deshalb kann man auch durch Krümmungen, deren Halbmeſſer nicht mehr als 531 Fuß beträgt, ohne alle Gefahr und mit voller Schnelligkeit fahren.

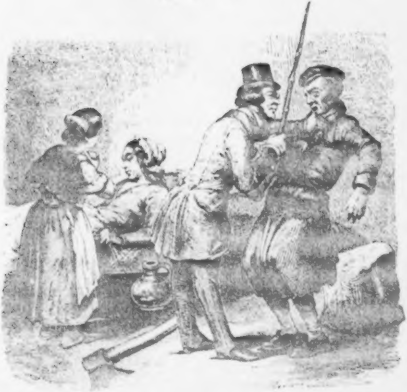
3) Der Stempelwagen überwindet Steigungen, die für einen Dampfwagen unerreichbar ſind.

Da aber der Verſchluß der Röhre bei aller Vorſicht doch nur unvollkommen iſt, ſo bedarf man einer kräftigen Dampfmaſchine, und auf großen Bahnſtrecken viele der letzteren. Hierdurch vermehren ſich jedoch die Betriebskoſten ungemein. Wird aber irgend etwas an der Röhre beſchädigt, ſo muß man dennoch zu andern Mitteln: zu Pferden, zu Dampfwagen, ſeine Zuflucht nehmen. Daher wird eine atmoſphäriſche Eiſenbahn nur da mit Vortheil angelegt werden können, wo andere, mit Dampfwagen zu befahrende Schienenwege nicht erbaut werden können. Immer aber bleibt ſie ein neuer, großartiger Beweis von des menſchlichen Geiſtes raſtloſem Streben und alle Hinderniſſe beſiegender Kühnheit.

L. Heros.

Der trotzige Geſell.

An einem Oktober-Tage des Jahres 1818 wurde ein damals noch junger Berliner Arzt, der ſich ſeitdem rühmlich hervorthat und einen umfangreichen Wirkungskreis gewann, von einer armen, ihm völlig unbekannten Familie herbeigerufen, um der Hausfrau bei der ſie durch große Schmerzen marternden Entbindung beizuſtehen. In Eil ſeiner Pflicht folgend, trat der Arzt in eine düſtere Kammer, die faſt von allem Hausgeräth entblößt war. In der einzigen vorhandenen Bettſtelle lag wimmernd die Frau auf Etwas, das ein Strohlager vorſtellen ſollte, in der Wahrheit ſah man aber nur dünngeſtreute Strohhalme. Die in Todesangſt hin und her trippelnde vierzehn- oder fünfzehnjährige Tochter ſchien in allen Winkeln nach Labung und Hülfe für die Mutter zu ſuchen und blieb endlich händeringend vor dem Lager ſtehen. Im dunkelſten Winkel ſaß der Hausvater auf einem Hauklotz, zum Holzſpalten dienlich, und neben ihm lag eine Holzaxt. Jetzt ſprang er wild auf, als der Arzt ſich ſo eben der Leidenden nahte, und dieſer vernahm plötzlich den in heftigſter und polterndſter Gewalt ausgeſtoßenen Anruf: „Hinaus, hinaus mit Ihm! Was will Er hier? Noch einem Jammerwurm will Er in's Leben helfen? Das ſoll Er bleiben laſſen! Wär's ein Junge, was würde d'raus? Ein elender Hungerleider wie ich! Wär's nun gar ein Mädchen — da ſeh' der Herr meine arme Tochter dort an! Sie iſt hübſch, jetzt auch noch ehrlich; aber wie lange kann's dauern, ſo ſtürzen Hunger und Kummer ſie dem Teufel der Verführung in die Klauen und ſie wird ein verworfenes Geſchöpf! Nein, Herr, der Wurm da ſoll nicht an's Licht dieſer niederträchtigen Welt!“ — Wie ſehr dem Arzt ſchauderte vor der entſetzlichen Rede, dennoch war's ihm, als leuchte noch ein Funke Ehrenhaftigkeit aus ihr hervor. Davon erſchüttert, ſprach er ſanftmüthig zu dem Aufgebrachten und ſuchte ihn zu begütigen. Der aber ergriff die Holzaxt, brüllte: „Hinaus, Herr, oder ich ſpalte Ihm den Kopf!“ und zugleich drang er wie raſend auf den Arzt ein. Dieſer, ein kräftiger Mann, der die Kämpfe in den Jahren 1813 bis 1815 mitgemacht und ſich an eine Entſchloſſenheit bei Gefahren gewöhnt hatte, erfaßte jedoch rüſtig den Arm des Angreifers, entriß ihm die Axt, warf ſie hinter ſich, erhob ſeinen Stock und den Wüthenden ſo faſſend, daß er taumelte, ſprach er in ſehr entſchiedenem Ton: „Seht Ihr wohl, daß es jetzt in meiner Macht ſtände, Euch zu züchtigen, wie Ihr's verdient, oder Euch wegen Mord-Anfalls dem Gericht zu übergeben? Gott aber verhüte, daß ich der Leidenden dort vergeſſe, wie Ihr es gethan habt; ich werde nicht noch den Jammer vergrößern, der hier auf Euch und den Euern laſtet! Jetzt indeß verhaltet Euch, ich rath's Euch, ruhig, damit



ich ungeſtört hier meine Pflicht zu thun vermag, dann ſey Eure ſchnöde That vergeben und vergeſſen bis auf ein ernſtes Wort, was ich Euch morgen ſagen werde!“ — Nach dieſer Aeußerung drückte der Arzt den bis dahin Feſtgehaltenen auf den Hauklotz nieder, gebot ihm nochmals Ruhe und beſchäftigte ſich dann mit der Leidenden, nachdem er zuvor der Tochter Geld gegeben hatte, um die nöthigen Stärkungsmittel herbei zu ſchaffen. Als ſie zurückkam, war die Mutter bereits von einem Knaben entbunden. Mit liebreicher Geduld flößte nun der Arzt der Wöchnerin heilſame Labung ein, traf auf ſeine Koſten Anſtalt zu ihrer beſſeren Bettung und Verpflegung, und mit der Verſicherung: „Ich komme morgen früh wieder!“ wollte er ſich hierauf entfernen. Da trat bebend und Thränen im Auge der zuvor ſo Trotzige auf den Arzt zu, ſtreckte die Hand aus und ſtammelte: „Gott und Herr, ich bin's nicht würdig, ſo viel Edelmuth zu finden!“ — „Still, ſtill für heut, unwirrſcher Geſell!“ entgegnete der Arzt. „Ich bedarf auch der Erholung; morgen aber, da wollen wir über unſre Angelegenheit friedlich und freundlich ſprechen!“ Und raſch ſeine Hand, die von der Tochter ergriffen und geküßt worden war, ihr entziehend, verließ er fürjetzt dieſe Stätte des Jammers.

Am nächſten Vormittag war er wieder da, hatte aber zuvor bei dem Wirth Erkundigungen eingezogen über die unglückliche Familie und auch ſchon für ſie gewirkt. „Ueberlegt nun einmal“, ſagte er, nach vorangeſchickter Einleitung, zu dem Hausvater, „überlegt, was Ihr geſtern thatet! — und wie Ihr in gefühlloſeſter Weiſe gegen Frau und Kind aller Menſchlichkeit vergaßet! Aber man kennt Euch überhaupt als einen Mann, der ſchon ſonſt ſehr unbedacht gehandelt hat. Ihr ſeyd Zimmergeſell, war't nie ein recht fleißiger, noch weniger ein zufriedener Arbeiter und wiegeltet mehrmals Eure Kameraden gegen ihre Meiſter auf, um ihnen erhöhte Löhne abzupreſſen. Eure Kameraden, vernünftiger als Ihr, ſahen, wenn auch nicht gleich, doch ſpäter ein, daß die Löhne von den allgemeinen Zuſtänden beſtimmt werden und nicht ſo einſeitig gefordert werden können, wenn ein Gewerk bei tüchtiger Thätigkeit bleiben ſoll. Daß ſich nun die Meiſter vor Euch hüteten, iſt eine natürliche Folge Eures Treibens, und ſo mußtet Ihr denn in wenigen Monaten ſo herunterkommen. Das Elend iſt groß in der Welt, aber neu iſt's nicht, es war in dieſer und jener Vorzeit auch ſo; daß es ſelten in gleichem Grade um ſich griff, kam wenigſtens zum Theil daher, weil die Arbeiter minder ſtörriſchen Sinn, wohl aber mehr kräftig ausdauernden Muth, ſtetigere Emſigkeit und im Nothfall mehr überwindende Geduld hatten. Das wird Euch und Manchem übel in die Ohren klingen, aber Solchen, die im Unrecht ſind, klingt die Wahrheit niemals angenehm, und die hier ausgeſprochene muß um ſo öfter wiederholt werden, da Euch oft genug von Volks-Verführern der Irrthum, in dem Ihr befangen ſeyd, wiederholt wird, der nämlich: die Geſellen dürften nur insgeſammt wollen, ſo müßten die Meiſter ſchon, und Ihr wollt dann zuweilen Dinge, bei denen weder Meiſter noch Geſell beſtehen könnte, weil die Arbeit, wenn deren Preis nicht mit den Allgemein-Zuſtänden im Verhältniß wäre, ſich vermindern müßte. Was Einem zu eng, iſt Dreien zu weit, und nur Zweien gerecht! ſagt ein altes Sprüchwort, und man muß ſich zu Jenen halten, welche Alles gerecht abwägen. Das will ich bei Euch thun und dann thut's bei Euch gleichfalls! Damit Ihr das um ſo beſſer könnt, ſo nehmt dieſen Arbeits-Schein, den ich auf meine Bitte von einem mir befreundeten Meiſter Eures Gewerks für Euch erhielt. Von jetzt an fügt Euch aber in die Nothwendigkeit, dann helft Ihr Euch ſelber und Gott hilft mit, wie Ihr bereits ſeht, da er in mir Euch einen Boten geſandt hat, der Euch auf dem rechten Wege wieder in Thätigkeit bringt und es in Eure Hand giebt, Euch und die Euern zu retten!“

Der Zimmergeſell vermochte kein Wort zu ſagen, doch merkte man ihm die innerſte Bewegung an, als er in die ihm dargebotene Hand des Arztes einſchlug. Dann ergriff er ſeine Axt, reichte der Frau und der Tochter die Hand, ſprach mit halb erſtickter Stimme: „Kinder, es ſoll beſſer werden!“ — und nach dem Ruf: „Gott lohn's Ihnen, Herr Doktor, ich kann's nicht!“ eilte er ſogleich nach dem Arbeits-Platz.

Und er ward und blieb ein wackerer Arbeiter! Des Arztes Milde und Wohlthätigkeit, verbunden mit dem entſchiedenen Ernſt in der Mahnung an Pflicht und Fügſamkeit hatten den Starrſinn und die Erbitterung in dem trotzigen Geſellen gebrochen. Gar gern aber erzählt der Arzt dieſe Begebenheit, ich habe ſelbſt ſie von ihm gehört, mit folgendem Nachſatz: „Und glaube ja Niemand, mein Zimmergeſell habe ſich bei mir nicht bedankt! Etwa ſechszehn Jahre nachher war in meinem Stall die Dielung ſehr ſchadhaft geworden, und als ich einſt von einer zweitägigen Reiſe zurückkehrte, fand ich den Fußboden im Stall mit neuen Brettern belegt: der dankbare Mann arbeitete zwei Nächte daran, mir heimlich die Freude zu machen, und ſein in jener Schreckensſtunde geborener Sohn, der bereits ein Stück Lehrzeit hinter ſich hatte, griff ſchon tüchtig mit zu!“

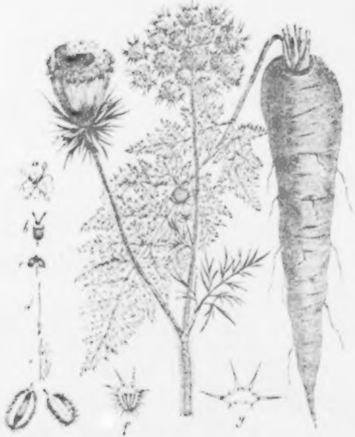
Genug, der Arzt zählt noch heut das kleine Abenteuer zu ſeinen beglückendſten Erinnerungen und wir wollen ihm wünſchen, daß er es noch lange manchem neuen Freunde mittheilen kann! F.

Im Feld.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846—1848.)

Wir lenken unſere Schritte jetzt zu dem beſcheidenen Möhrenfelde.

Die Möhre, Mohrrübe, gelbe Rübe (Daucus Carota Linn.) hat als wild wachſende Art (sylvestris) eine dünne, ſpindlige, äſtige, zähe und weißliche Wurzel, während die angebaute Art (sativa) eine ſpindlige, nur ſelten äſtige, fleiſchige, roth oder gelb gefärbte Wurzel hat, die oft Querrunzeln zeigt, aus denen Wurzelfaſern entſpringen. Aus der Wurzel entwickeln ſich 1—4 Fuß hohe, gerieſelte (d. h. mit Längsfurchen verſehene), bald einfache, bald äſtige, ſtets mit Haaren reichlich beſetzte Stengel. Die untern Blätter ſind lang geſtielt und nach unten ſcheidig; die obern Blätter ſehr kurz geſtielt oder faſt ſitzend, haben ebenfalls Scheiden, die aber mit ſcharfen, ſteifen Haaren beſetzt ſind. Ein Blatt iſt zwei- oder dreifach gefiedert; die Fiederchen ſind elliptiſch und wiederum fiedertheilig, die Farbe iſt ein glanzloſes Grün. — Der Blüthenſtiel ebenfalls mit ſteifen, abwärts gerichteten Haaren beſetzt, trägt eine große, vielſtrahlige, zuſammengeſetzte Dolde (Schirm), die während des Blühens ausgebreitet, nach dem Blühen aber durch die aufgerichteten Strahlen zuſammengezogen und oben ausgehöhlt erſcheint. Am Grunde



der Hauptſtrahlen befindet ſich eine 9- bis vielblättrige Hülle, deren Blätter drei- oder fiederſpaltig ſind. Die vielſtrahligen Döldchen zeigen an ihrem Grunde ebenfalls vielblättrige Hüllchen. (Die obenſtehende Abbildung zeigt eine Wurzel, ein unteres Stengelblatt, einen Blüthenſtiel mit der Dolde und einen Fruchtſtiel.) Die Blüthen haben eine weiße oder röthliche Farbe, nur in der Mitte der Dolde ſteht oft eine einzelne, ſchwarz-purpurrothe Blüthe, die von einigen Hüllblättchen geſtützt wird. Der kleine Kelch zeigt fünf Spitzen, die Blumenkrone fünf größere, verkehrt herzförmige, weiße Kronenblätter mit aufgebogenen Spitzen. Der Fruchtknoten, von dem angewachſenen Kelch umgeben, iſt zweifächerig und wird überdeckt von einer Scheibe, dem Griffelpolſter, das 2ſtückliche, bleibende Griffel mit einfachen Narben trägt. Die Staubgefäße, fünf an der Zahl, ſind größere, als die Blumenkronblätter, und haben zweifächerige Staubbeutel. (Fig. a Blumenkrone und Staubgefäße von oben geſehen; b

Fruchtknoten, Griffelpolſter und Griffel.) — Die zwei Linien lange, graubräunliche Frucht beſteht aus zwei Früchtchen, die bei der Reife von dem Grunde nach der Spitze ſich löſend an der ſtehenbleibenden Naht, dem Fruchthalter, auch Säulchen genannt, hangen bleiben und endlich ſich ganz trennen. (e zwei Früchtchen mit dem Säulchen, d daſſelbe vergrößert.)

An einem ſolchen Früchtchen unterſcheidet man die Rücken und die Fugenſeite. Die Früchtchen der Mohrrübe haben fünf Haupt- und vier Nebenriefen, gleichſam hervorſtehende Rippen. Die erſteren ſind mit kurzen Borſten, die andern mit langen Stacheln in einfacher Reihe beſetzt. Die Zwiſchenräume zwiſchen den Riefen heißen Thälchen. In dieſem liegen kleine, mit gummiharzigen Stoffen erfüllte Röhrchen, Striemen, Oel- oder Harzſtreifen genannt. (e ein Früchtchen, der Länge nach durchſchnitten, um den kleinen Keim, der an der Spitze mit aufwärts gekehrtem Würzelchen in dem Eiweiß liegt, zu zeigen. f Querdurchſchnitt eines Früchtchens, g derſelbe Durchſchnitt noch mehr vergrößert.)

Die Mohrrübe, trockene Wieſen und Grasplätze liebend, findet ſich in Europa, dem nördlichen Aſien und Amerika und blüht vom Juni bis zum Auguſt. Sie wird in vielen Gegenden häufig angebaut, indem ſie theils als Gemüſe, theils als Viehfutter benutzt wird. In der Arzneikunde iſt der eingedickte Saft der angebauten Rüben gegen die Spulwürmer (Ascariden) der Kinder, gegen Bruſt- und Steinbeſchwerden oft angewendet worden. Ferner bediente man ſich des Saftes früher ſtatt des Honigs und Zuckers in der Haushaltung. Auch hat man zerſchnittene und geröſtete Rüben ſtatt des Kaffees gekocht. Die Mohrrübe gehört zur zweiweibigen Ordnung und zur fünfmännigen Klaſſe.*)

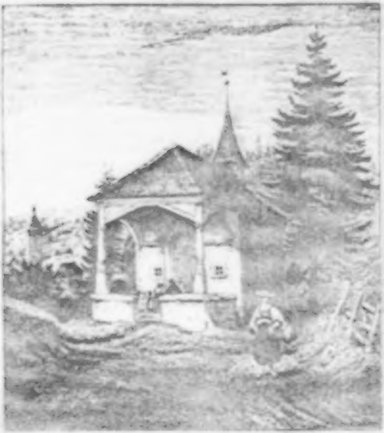
L. Heres.

---

*) (Pentandria Digynia) des Linnäiſchen Geſchlechtsſyſtems und zur Familie der Doldenpflanzen (Umbellatae) des natürlichen Syſtems.

Die Kapelle am Morgarten.

Den beiden Tells-Kapellen (Jahrgang für 1847) laſſen wir die Kapelle am Morgarten, ein Denkmal tapferer Schweizer, folgen. — Herzog Leopold wollte die drei Waldſtädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, der Herrſchaft ſeines Stammes unterwerfen. Er verſammelte ein glänzend Heer von 9000 Mann, darunter an 3000 Ritter, und hatte, nach dem Aberglauben jener Zeit, einen Sternſeher bei ſich, der ihm für einen beſtimmten Tag (im Dezember 1315) gut Glück verhieß, ſo daß er ſeines Hofnarren Cuni von Stocken nicht achtete, der ihm auf die Frage: „Cuni, wie gefällt Dir die Sache?“ zur Antwort gab: „Es gefällt mir nicht; Deine Räthe wiſſen nur, wie wir in's Land 'nein, nicht



wie wir wieder 'naus kommen!" — Den Schweizern, die überfallen werden ſollten, lebte aber ein heimlicher Freund, Ritter von Hünenberg; der ſchoß in's Dorf Art über den See hin mehrere Pfeile mit Pergament-Blättchen, auf welchem die Worte ſtanden: „Hütet euch auf St. Othmars Abend und ſeid Morgens darauf am Morgarten gerüſtet." — Die Schweizer konnten nur 1300 Mann zuſammenbringen; als aber Herzog Leopold durch den Eingang am Morgarten zog, empfing ihn von den Höhen ein Platzregen von Bäumen und Steinen, und ſein Heer kam in Drang und wilde Verwirrung. Da brachen mit tobendem Feldruf die 1300 Schweizer von oben herab, drangen unwiderſtehlich in das ſchon verwirrte Heer ein und vernichteten es in anderthalb Stunden faſt gänzlich. Der Jahrestag dieſes, das Bündnis der Eidgenoſſenſchaft befeſtigenden Sieges wird noch jetzt von den Schweizern gefeiert und zum Andenken desſelben iſt die von uns im Bilde gezeigte Kapelle erbaut worden.

Die Angelſachſen in England.

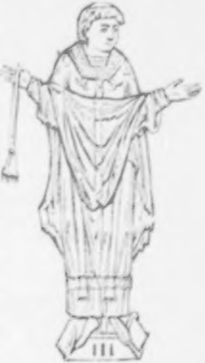
(Landung: 449 n. Chr. Geb.)

Vier Jahrhunderte etwa hatte die römiſche Herrſchaft auf dem britiſchen Eilande gelaſtet. Da fiel Rom ſelbſt, eine Beute der Deutſchen, von ſeiner allgebietenden Stellung herab, die es noch im Abendlande eingenommen hatte, und gleichzeitig wurden Britanniens Völker frei. Allein die Freiheit konnte dem von römiſcher Bildung nicht erzogenen, von römiſcher Verweichlichung, römiſchem Joche verwöhnten und unterjochten brittiſchen Stamme nichts mehr nützen; ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit, ſeine alte Tapferkeit waren dahin, die übeln Eigenſchaften des keltiſchen Weſens, die flüchtige Genußſucht und der Leichtſinn, geblieben. Die Freiheit drückte ihn läſtiger als die römiſche Herrſchaft, welche ihn aller öffentlichen Geſchäfte enthob, ihn ſorglos nach Zerſtreuung umherſtreifen ließ. Unter dieſen Umſtänden wurden die Britten ſchwer bedrängt von den wiederholten Angriffen der Pikten und Schotten, die früher durch die Waffen der Römer niedergehalten worden waren, und der Hülferuf ihrer Führer wandte ſich an abenteuernde, Beute ſuchende Deutſche, welche das nordiſche Meer befuhren. Die Abenteurer waren vom deutſchen Stamm der Sachſen, verbanden ſich mit einer Schaar anderer Männer aus dem Stamm der Angeln und werden daher unter dem Namen der Angelſachſen begriffen. Im Jahre 449 kamen ſie nach Brittannien und ſchlugen die Pikten und Schotten aus dem Lande. Doch das Land gefiel ihnen wohl, ſie ſiedelten ſich in demſelben an und unterwarfen die brittiſchen Bewohner ihrer Botmäßigkeit. Den tapferen, kernhaften Angelſachſen im Felde zu widerſtehen, vermochten die Britten nicht, um ſo mehr aber ſuchten ſie durch unaufhörliche Widerſetzlichkeit in allen Gebräuchen des Friedens, durch fortwährende Neckungen den Ankömmlingen die Ruhe zu ſtören, ihnen den Aufenthalt zu verleiden. Wenn wir das jetzige Verfahren der Bewohner von Irland und Wales, wo der keltiſche Stamm am meiſten ſich erhielt, beobachten, den weniger in offenem Handeln auftretenden, als vielmehr durch ihre Gehäſſigkeit beunruhigenden Widerſtand gegen den engliſchen Einfluß, die verſteckten Angriffe gegen Eigenthum und Leben, dann können wir uns eine Vorſtellung machen von der Art und Weiſe, wie damals die Britten gegen die Angelſachſen verfuhren. Je weniger die natürlichen Leidenſchaften der Völker durch geiſtige Bildung gezügelt wurden, um ſo wilder geberdete ſich der Haß und die Rache. Die Angelſachſen griffen endlich zu dem Mittel eines Vertilgungs-Krieges, der den brittiſchen Stamm im ganzen jetzigen England faſt gänzlich ausrottete. Auf dem ſo mit dem Blut eines hinfälligen, geiſtig entſelbſteten Volks gedüngten Boden entwickelte ſich nun das angelſächſiſche Staatsleben. Die Vertilgung der Britten iſt die Urſache, daß, eher als in Frankreich, Spanien und früher ſelbſt als in Deutſchland, das deutſche Weſen im geſammten Leben des engliſchen Volks und in ſeinen Einrichtungen zur Entfaltung kam. Deutſchland litt lange und trübe Jahrhunderte unter dem Druck des in Kirche und Rechtsweſen zur Herrſchaft gelangten Römerthums, das in Brittannien nie feſte Wurzel ſchlug. Sehen wir nun, wie unſer Vaterland gegenwärtig mit bewußtem Willen und feſter Ueberzeugung von der Nothwendigkeit innerer Erhebung und Selbſtſtändigkeit den Kampf der Umgeſtaltung muthig begonnen und mit Ausdauer fortführt, wie es ernſt bemüht iſt, in ſeinen Gemarkungen ein freies Volks- und Staatsleben auf deutſcher Eigenthümlichkeit zu gründen, ſo dürfte es auch gerade in dieſem Augenblick geeignet ſeyn, den Blick auf die deutſchen Quellen engliſcher Staatsgröße zu lenken. Wir werden ſehen, daß viele für uns durch unſre Revolution gewonnenen Einrichtungen, die man von Seiten einer gewiſſen Rückſchritts- oder Stillſtands-Partei früher als undeutſch bezeichnete, um ſie anzuſchwärzen, von ächtem deutſchen Urſprung ſind. Ihre eigenthümliche Ausbildung iſt es, welche eben jene Freiheit, jene Kraft und Selbſtſtändigkeit hervorgebracht, auf welche Alt-England mit Recht ſtolz iſt, weil es dieſe Schätze für Gegenwart und Zukunft als ein bedeutſames geſchichtliches Vermächtniß in volksthümlicher Erbweisheit aufbewahrte und in rüſtigem Fortſchritt ſtets verjüngte und neu belebte. Sey uns dieſe Erbweisheit ein leuchtendes Vorbild, damit auch wir aus innerſter Eigenthümlichkeit deutſchen Volksgeiſtes die Bahn unſerer Wiedergeburt verfolgen!

Die Familie war bei den Angelſachſen die eigentliche Grundlage des Volks- und Staatslebens, das vor jedem Angriff durch Sitte und Herkommen geſicherte Haus von jeher der Schutz der perſönlichen Freiheit. Noch heute ſind dies durch Geſetz geſicherte Grundzüge engliſcher Sitte, engliſchen Rechts. Wie geſagt: die Familie war Grundlage des Staats, aber ſie machte nicht etwa den Staat aus wie bei den Völkern des Morgenlandes. Die Familien bildeten durch Vereinigung Gemeinden, die Gemeinden, zu Gauen (Shires) verbunden, bildeten den Staat. Jedes Mitglied der in ihren inneren Angelegenheiten ſelbſtſtändigen angelſächſiſchen Gemeinde (nach ihrer erſten Entſtehung aus je zehn Familien der Zehnt genannt) war ihrer Geſammtheit für Alle verantwortlich, und die Geſammtheit dem Staate für jedes einzelne Mitglied. Die Strafen des Wergeldes und der Compoſition wurden der Gemeinde, in welcher ein Verbrechen begangen worden, auferlegt, wenn ſie den Thäter nicht ermittelte und bekannte. Das Wergeld war die Sühne für eine Tödtung, die Compoſition, ebenfalls eine Ausgleichung durch Geld und Geldeswerth, die Sühne für Verletzung einer Perſon. Selbſt die Tödtung des Königs konnte durch Entrichtung eines beſtimmten, des höchſten Wergeldes geſühnt werden, was deutlich genug beweiſt, er ſey bei den Angelſachſen nicht anders betrachtet worden denn als ein Bürger des Staats, allerdings als deſſen erſter Bürger, wie ja auch Preußens großer Friedrich den König nannte. Uebrigens wollen wir dieſe Sühnung der Verbrechen durch Geld, die auch Karl's des Großen Geſetzgebung anordnete, keineswegs als Muſter aufſtellen, am wenigſten in der ſtändiſchen Abſtufung, in der ſie entrichtet wurde; hierfür tritt indeß die Rückſicht auf eine ſo frühe Zeit entſchuldigend ein. In beſtimmter Stufenfolge des Werths mußte mehr bezahlt werden für die Tödtung eines Adeli den (der Adel hatte vorzugsweiſe die größten Ländereien inne) als für einen Bürger aus dem freien Mittelſtande (den kleineren Grundbeſitzern und Ackerbauern), mehr für dieſen als für einen Knecht. Indeſſen darf man die angelſächſiſchen Knechte nicht etwa mit griechiſchen Heloten, römiſchen Sklaven oder mit den Leibeigenen auf eine Stufe ſtellen. Die Hörigkeit war nach Unterjochung der Britten in England erſt eine Folge des Staatsverfalls und ſpäterer Eroberung. Bei den alten Britten allerdings lag das gemeine Volk in der ſchmählichſten Sklaverei unter Prieſtern (Druiden) und Adel. Der angelſächſiſche Knecht beſaß Eigenthum, das von den Angelſachſen hoch und heilig gehalten wurde, konnte es vererben, war waffenfähig, focht an der Seite ſeines Herrn, und ſeine Verletzung wurde beſtraft. Es herrſchte alſo auch in dieſem Verhältniß die Menſchlichkeit, und wenn deren geläuterter Begriff uns heute alle Vorrechte des Standes als Willkür erſcheinen läßt, ſo dürfen wir doch nicht im angelſächſiſchen Weſen den Urſprung jener unmenſchlichen Standes-Barbarei ſuchen, welche der mittelalterliche Feudalſtaat in ſich ausbildete.

Die angelſächſiſche Gemeinde wählte aus ſich ſelbſt ihren Vorſteher, den Alderman (alten Mann, Aelteſten), und hatte eigene Gerichtsbarkeit. In der älteſten Zeit wurde, wie bei allen deutſchen Stämmen, auch der König gewählt, allerdings zumeiſt aus einer und derſelben Familie, der Königsfamilie, doch innerhalb der letzteren nicht immer in gerader Linie, ſondern nach dem Maaß der Fähigkeit und allgemeinen Achtung. Den König umgab eine Anzahl von Männern, welche durch Wahl aus den Gemeinden hervorging und die Verſammlung der Weiſen hieß. Sie war die höchſte ordnende Behörde, das Vorbild des ſpäteren Parlaments. Aus ihren Rechtsſprüchen ſowie aus der Uebung der Gemeinde-Gerichtsbarkeit geſtaltete ſich der Brauch, das Geſetz. Die Angelſachſen hatten Schwurgerichte, allerdings im erſten Keime ihrer ſpäteren Entwickelung, die ſie zuerſt durch Heinrich's II Plantagenet Einrichtungen erhielten. Mündlich und öffentlich wurde die Rechtspflege vor der verſammelten angelſächſiſchen Gemeinde gehalten. Kläger wie Verklagter brachten ihre Eideshelfer mit ſich, welche den ſachlichen Hergang bezeugten und beſchworen, worauf der erwählte Richter das Urtheil ſprach. Auch Karl der Große richtete im Frankenreiche ein ähnliches Gerichtsverfahren ein. Aber während es in Frankreich und Deutſchland von dem ſtarren römiſchen Recht, den künſtlichen Beweisregeln verdrängt wurde, bildete es ſich in England durch jahrhundertelange Pflege und Verbeſſerung zu der jetzigen Geſtalt des Geſchworenengerichts aus. Dann von dort aus wieder nach Frankreich und den deutſchen Rheinlanden gekommen, wird es von allen deutſchen Stämmen als das volksthümlichſte und am meiſten Vertrauen erweckende Gerichtsverfahren jetzt wieder anerkannt und von Neuem eingeführt. Nicht die Rechtsgelehrſamkeit, ſondern das freie, im lebendigen Umgang mit dem Volk erzogene, aus Sitte und Lebens-Beobachtung gewonnene Urtheil, die aus Herz und Kopf, Gefühl und Verſtand in voller Einigkeit erwachſene Ueberzeugung kann das Schuldig über den Verbrecher ſprechen. Darum bedarf es der rechtsgelehrten Richter nur bei Anwendung der im Geſetze vorgeſchriebenen Strafen auf die entſchiedene Thatſache, und wo die Gelehrſamkeit unnöthig, da iſt ſie vom Uebel. Die Geſchworenen ſind unabhängige Männer des Volks, nicht dem Juriſten-Stande angehörig, und urtheilen über die thatſächliche Schuld oder Unſchuld des Angeklagten.

Nicht wie die Griechen durch Hinterlaſſung herrlicher Kunſtwerke, aber durch die Ausbildung ihrer Sitten und Geſetze zu einem großen und freien Staatsleben ſind die alten Angelſachſen für die menſchliche Bildungsgeſchichte von tiefgreifender Bedeutung. Ihre Kunſt blieb, ſo lange angelſächſiſches Weſen unvermiſcht auf dem brittiſchen Eiland waltete, im Kindes-Alter. Ihren Standpunkt zu bezeichnen, geben wir hier zwei Abbildungen. Die erſte zeigt einen Runenſtein, auf dem Chriſtus und darunter, ſehr beſchädigt, Magdalena, ihm die Füße waſchend, gemeißelt ſind, von Runenſchrift umgeben. Die zweite zeigt einen Prieſter in religiöſer Ceremonie: ſie iſt Nachbildung einer Zeichnung aus einem lateiniſchen Manuſkript der alten angelſächſiſchen Zeit. Was England an wahrhaft ſchönen heimiſchen Kunſtwerken beſitzt, ſtammt nicht aus dieſer Zeit, wenn



auch allerdings aus einem Volke, deſſen Grund-Charakter der angelſächſiſche geblieben.

Hatte der Vertilgungs-Kampf gegen die Britten den nachhaltig günſtigſten Einfluß auf die freie Volks-Entwickelung in England, ſo war doch zunächſt auch eine üble Wirkung deſſelben auf die angelſächſiſche Sitte unverkennbar. Er ließ eine Luſt an Kampf und Streit zurück, welche die Sieger nach Ausrottung des gemeinſamen Feindes an ſich ſelber gegenſeitig büßten. Sie bekriegten einander, der Mächtigere unterdrückte den Schwächeren, die großen Beſitzer wurden übermüthiger, die Maſſe des Volks, welche an die Stelle der Britten treten mußte, rechtloſer. Der Adel begann eine eigenmächtige Herrſchaft zu üben, das Reich zerſplitterte ſich in eine Menge kleiner Königreiche, von denen ſieben, nachdem ſie die übrigen verſchlungen hatten, zu einem Bundesſtaat zuſammentraten. Aber die gegenſeitigen Reibungen und Streitigkeiten waren dadurch nicht ausgetilgt, ſie dauerten ſo lange, bis wieder Einer, Egbert der Große, alle ſieben Königreiche beherrſchte. In dieſem inneren Unfrieden entartete das Volk, verfielen ſeine Einrichtungen: die Stände haßten und knechteten einander, König und Adel erhoben ſich über das Geſetz, namentlich auch über die Sühne für Tödtung und Verletzung ſowohl ihrer wie für eine ſolche, die ſie verübten, der frühere Dienſtmann oder Knecht mit erblichem Eigenthum ward Höriger. In dieſer Verderbniß ihrer Zuſtände wurden die Angelſachſen die Beute erſt auf kurze Zeit der Dänen, dann der Normannen, welche unter Wilhelm von der Normandie nach England kamen und in der Schlacht bei Haſtings (1066) den angelſächſiſchen König Harald Schönhaar beſiegten und tödteten. Der Uebermuth der angelſächſiſchen Eroberer mußte erſt unter dem Druck anderer Eroberer gemäßigt werden, bevor aus ihren Sitten die Wiederherſtellung engliſcher Freiheit und Größe hervorzugehen vermochte.

Die Normannen waren ebenfalls deutſchen Urſprungs, kannten ein geordnetes Gemeindeweſen und Schwurgerichte. Aber fühlten ſchon Eroberer an ſich den Unterjochten gegenüber ſich als überlegen, als vornehmer und werden ſie daher Ariſtokraten, ſo kam noch hinzu, daß ſie vom Feſtlande die Einrichtungen des Feudalſtaats mit herüber brachten, die ſich in den unausgeſetzten normänniſchen Kriegszügen erzeugt und ausgebildet hatten. Dem Feudalſtaat liegt die Vorſtellung zum Grunde, daß alles Eigenthum dem Oberhaupte des Staats (dem Herzog, König oder Kaiſer) gehöre. Es hing dieſe Vorſtellung mit dem Charakter der Normannen als eines Krieger- und Eroberer-Volks zuſammen. Ein Heerführer ward gewählt, in deſſen Namen die Eroberung ſtattfand: das Eroberte wurde zunächſt und vor Allen ſein Eigenthum, und er vertheilte es als Lehen unter die hervorragendſten Krieger, die dann wieder Theile an die übrigen Genoſſen abgaben. So entſtand der Adel, ſo das Lehensweſen: die

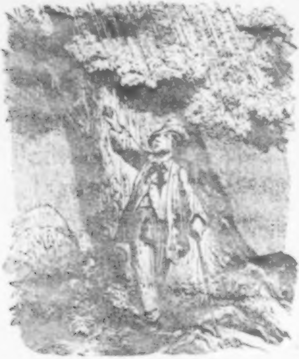
Eigenthümerſchaft des Landesherrn ward zum Grundſatz und nachgeahmt von den kleineren Herren. Die Normannen führten dieſen Grundſatz in England ein, verdrängten den früher gültigen Grundſatz der freien gegenſeitigen Bürgſchaft (das unabhängige Staats-Bürgerthum) durch die ſtufenförmige Abhängigkeit aller Stände, und die brittiſche Inſel ſah eine herriſche Unumſchränktheit des Königthums erwachſen, unter welchem das normänniſche Element mit dem Adel, das angelſächſiſche mit dem Volke zu einem Begriff verſchmolz. Auch dies war günſtig für Englands Zukunft, denn das lebensfähigere Volk der Angelſachſen faßte ſich auf dieſe Weiſe aus der zerſplitternden Gliederung zu einer kräftigen Volks-Einheit zuſammen, welche von unten auf die Nachkömmlinge mit ſeiner Eigenthümlichkeit umwebte und befruchtete, ſo daß mehr und mehr beide Elemente in einander übergingen. Die verſchiedenen Volks-Erhebungen gegen königliche Willkür ſind meiſt vorzugsweiſe angelſächſiſchen Urſprungs, und als dem geiſtig blinden, tyranniſchen Johann die **Magna Charta**, die große Erklärung der Volksrechte, abgerungen wurde, ſtand neben den Geiſtlichen und Baronen ein kräftiger Bürgerſtand in erſter Reihe.

In der **Magna Charta** (1215) ſehen wir angelſächſiſche Sitten und Geſetze wieder aufleben. Sie verbürgt die Rechte nicht einiger, ſondern aller Klaſſen des Volks. Der König iſt Oberherr und unangreifbar, was der normänniſchen Auffaſſungsweiſe und auch der ſpäteren angelſächſiſchen Zeit entſpricht, doch nun aus der Willkür in Geſetzlichkeit ſich wandelt. Die Barone behalten für ſich ſelbſt ihr Steuerbewilligungs-Recht. Die Geiſtlichen werden frei gewählt und treten wieder (was unter den Normannen nicht gewahrt wurde) unter die Entſcheidung der nichtgeiſtlichen, bürgerlichen Gerichte. Die perſönliche Freiheit für Alle, die Sicherheit des Eigenthums, die Freiheit des Handels, die Selbſtſtändigkeit volksthümlicher Rechtspflege in den freien Gemeinden werden verbürgt und auch den Knechten wieder ihr Eigenthum, ſelbſt ihre Geräthſchaften. Allerdings blieben alſo ariſtokratiſche Einrichtungen aus normänniſcher Zeit, wie das Lehensweſen, das ſich in neuerer Zeit zu einer noch vorhandenen Pächter-Abhängigkeit geſtaltete, beſtehen, aber daneben kamen wichtige Grundzüge des angelſächſiſchen Weſens zu verjüngtem, ſegensreichem Leben. Die **Magna Charta** war durch Aufbietung des Volkswillens, der Volkskraft errungen worden, das Volk war ſich deſſen bewußt, und in dieſem geſteigerten Selbſtbewußtſeyn mußte natürlich auch der ehemalige Rath der Weiſen, welchen die normänniſche Herrſchaft hatte erſterben laſſen, in der Erinnerung wieder erwachen. Heinrich's des Dritten Geldverlegenheit in ſeinen Kriegen benutzten zuerſt die Barone zur Erlangung parlamentariſcher Rechte. Das Jahr 1258 ſah in London das erſte Parlament, noch ganz aus Mitgliedern des

Kreis zuſammengeſetzt, welche ſich auf ihr Steuerbewilligungs-Recht ſtützten. Allein das Bürgerthum war durch eigene innere Kraft wie durch die Beſtimmungen der Magna Charta ſchon eine Macht, die in keiner Staats-Einrichtung mehr übergangen werden konnte. Bald wurde es in's Parlament, deſſen allmälige Ausbildung wir hier nicht näher verfolgen können, aufgenommen worden und erhielt gleich den Baronen das Steuerbewilligungs-Recht, das jetzt im engliſchen Parlament allein dem Unterhauſe zuſteht. Die Geſetzgebung geht jetzt von beiden Häuſern gemeinſam aus. Freilich ſind gegenwärtig auch für Wählerſchaft und Wählbarkeit in's Unterhaus die Standes-Unterſchiede überhaupt geſunken. Außer den Grafſchaften, Städten, Univerſitäten hat jeder Beſitzer eines Grund-Eigenthums von wenigſtens fünfzig Pfund, ſowie Jeder, welcher mindeſtens zehn Pfund Steuern zahlt, das Wahlrecht. Die Mitgliedſchaft im Oberhauſe haftet dagegen am erblichen großen Grundbeſitz und am Kirchen-Amt. Wir ſehen alſo, daß England durch die neueſte deutſche Bewegung überholt worden iſt und nun wird folgen müſſen.

Die Freiheit der Perſon, in England neu verbürgt durch die Habeas-Corpus-Akte (1679), die Sicherheit des Eigenthums, die Selbſtſtändigkeit des Gemeindelebens, das volksthümliche Geſchwornengericht, das Parlament ſind ſämmtlich Grundlage und Einrichtungen, von Alters her im deutſchen Weſen begründet. Es iſt faſt anzunehmen, daß in Großbritannien durch die Bewegungen und Stimmungen in Irland, Schottland und Wales auch die echt deutſche Form der Staats-Einheit, der Bundesſtaat, in freierer Weiſe als bisher ſich geſtalten werde. Das mächtigſte Reich Amerika's iſt, wie England, ein ruhmwürdiges Erzeugniß deutſcher und näher angelſächſiſcher Triebkraft. Mit dem Jahre 1848 iſt nun endlich auch das deutſche Volk ſelbſt ſeiner inneren Kraft ſich bewußt geworden; mögen alle Vaterlandsfreunde, mit verſtändiger Würdigung der beſonderen Verhältniſſe, für die freie Entfaltung ſeines Weſens beharrlich und unermüdlich wirken in Wort und That. England bedurfte der Jahrhunderte zu ſeiner politiſchen Entwicklung. Wir aber treten jetzt mit gereifterem Geiſte an das Werk, belehrt und gewarnt durch Vorgang anderer Völker; haben wir in Einigkeit Willenskraft und Ausdauer, ſo dürfen wir uns wohl ein zwar verſpätetes, nun jedoch ſchneller zu erreichendes und doch belohnendes Ziel ſetzen. Was die Normannen-Zeit an Feudal-Einrichtungen in Englands geſellſchaftliche und kirchliche Zuſtände trug, was die einſeitige, ausſchließende Gewerbs- und Handels-Politik an ſchroffen Gegenſätzen daſelbſt erzeugte, können wir vermeiden, wenn gleich wir von jenen Schätzen der Volksfreiheit und Volksgröße nicht das Geringſte aufgeben. Wir beginnen das Leben unſers Volksſtaats auf der breiteſten Grundlage der Theilnahme Aller im Volke. Zu einer ſolchen Grundlage hat es England in Jahrhunderten nicht gebracht. Darum, der größeren Mittel uns bewußt, dürfen wir uns den größeren Zweck zur Gründung des volksſinnigſten Staates ſtecken, ohne in die naturwidrigen Verſuche der Franzoſen uns zu verirren. Unſern dankbaren Handſchlag dem alten Lehrmeiſter England, aber des Jüngers Streben ſey, den Meiſter zu übertreffen. Anton Gubitz.

Der Wanderer und die Eiche.



Ein Wand'rer, dem ein Regen droht,
Eilt unter eine große Eiche,
Daß ihn die Näſſe nicht durchweiche;
Auch weiß er Anfangs nichts von Noth,
Iſt, weil das dichte Laub ihm nützt,
Vor jedem Tropfen faſt geſchützt.
Doch fort und fort zu tragen alle,
Das wird den Blättern bald zu ſchwer;
Der Wand'rer fühlt nun, daß ein Heer
Von Tropfen auf ihn niederfalle,
Und zürnet: „Ha, iſt das der Schutz,
Den mir dein Blätterdach verheißen?

Haſt du dein Laub zu nichts als Putz,
Geſchäh' dir recht, es abzureißen!“ —
„Geh', Undankbarer!“ ſprach die Eiche,
Und ſchüttelt ſtärk'ren Guß hernieder,
Der kalt durchfuhr des Wand'rers Glieder
Und ihn umgab mit einem Teiche;
„Geh'! Hier um meinen Stamm zu ſchauen
Sind Pflanzen, die auf mich vertrauen! —
Erſt muß ich doch die Meinen tränken,
Eh' ich an Fremder Schutz darf denken!“

* * *

Ihr Völker, ſey Euch Muſterbild
Die Eiche! Lernt das Eure pflegen
Und höret auf, Gelüſt zu hegen,
Das nur dem Vortheil Fremder gilt,
Die, wenn Ihr ihnen Schutz verliehen,
Doch undankbar von dannen ziehen!

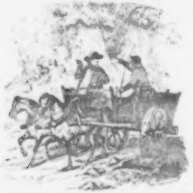
E. Rienitz.

Natur und Selbſtſucht.

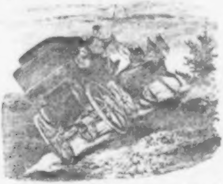
(Frei nach Anderſen.)

Wie liebt uns die Natur! Sie hat immer ein erweckendes Gefühl, eine anmuthige Gabe für Jeden, begehrt aber nichts für ihre ewige Treue, während wir dem flüchtigſten Wahn des Lebens Opfer in Fülle zu bringen haben. Und doch, wie ſchnöde wird gar oft die Natur behandelt! — Ich will einmal davon erzählen.

Am Strand entlang zieht ſich ein Eichen- und Buchenwald; kräftig ſind ſeine friſchen Düfte und mit dem Frühlinge kommen ſtets Hunderte von Nachtigallen, ihn zu grüßen, in ſeinen dichteſten Laubſchatten zu wohnen. Vom Meere, dem unaufhörlich veränderlichen, trennt nur die breite Landſtraße den Wald. Da ſitz' ich und laſſe Wagen vorbeirollen, Menſchen vorüberziehen. Mein Blick hat ſein Ziel: ein Hünengrab zwiſchen Geſtein, umwachſen von Brombeer-Ranken und Schlehdorn, allzeit weltgeſchichtliche Eindrücke anregend, und erhaben-ſchauerlich, iſt es beleuchtet vom Monde, deſſen Licht die Schatten dieſes Grabes wirft ſeit Jahrhunderten. An dieſer Stätte iſt die Natur Dichterin — aber wird ſie von den Menſchen verſtanden?

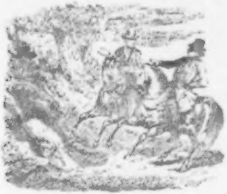


Da fuhren zwei reiche Landleute vorüber. „Köſtliche Bäume!“ ſagte der Eine. „Jeder giebt zehn Klafter Brennholz!“ ſetzte der Andre hinzu. „Vor'm Jahr galt die Klafter neun Thaler, diesmal bekomm' ich aber mehr, denn der Winter wird ſtrenger: ich freue mich ſchon darauf!“ Jetzt waren ſie fort. „Abſcheulicher Weg!“ klang es von einem nachfolgenden Wagen. „Die verwünſchten Bäume ſind ſchuld!“ ſprach ſein Begleiter; „es kann kein Windzug hieher, außer von der feuchten See-Seite!“ Und weiter ging's.

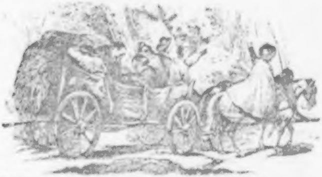


Die Schnellpoſt rollte heran; drinnen ſchlief Alles, der abſchüſſige Weg rüttelte jedoch die Schläfer wach. Da blies der

Schwager ſogleich auf ſeinem Horn und kümmerte ſich um Weg und Wald nicht weiter als mit der Selbſtſchmeichelei: „Ich blaſe ſehr ſchön und hier ſchallt es gut; die da drinnen im Wagen müſſen mich bewundern!“ Die Schnellpoſt war bald fern und die im Wagen hatten ſich die reizende Stätte auch nicht angeſehen, ſondern nur hinausgerufen: „Schwager, weshalb ſtör'ſt du uns im Schlaf?“ was jedoch der Horniſt nicht hörte.

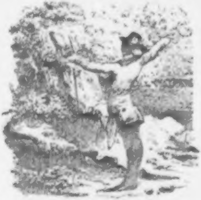


Zwei Roſſe trabten daher, junge Burſche ſaßen im Sattel. „Aus ihnen ſprechen Jugend und Rebenſaft!“ dacht' ich. Sie blickten auch wirklich mit lächelnden Zügen nach der heimlich dämmernden Schlucht. „Schöner düſterer Weg! — hier wär' ich gern ſelbander mit des Förſters hübſchen Tochter!“ ſchmunzelte der Eine und dahin waren ſie.

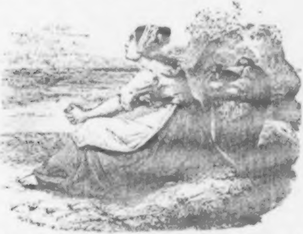


Der Blumenduft wurde ſtärker, die Lüfte ſchlummerten rings um und das Meer ſchien ein Theil des Himmels, der das herrliche Thal beſuchen wollte. Abermals ein Wagen: ſechs Männer ſah ich. Davon ſchliefen Vier; der Fünfte zupfte am neuen Sommer Rock und dabei ſagten ſeine Mienen: er kleidet mich wundervoll! Der Sechste fragte den Fuhrmann: „Iſt etwas

Merkwürdiges an dem Steinhaufen?“ — „Nichts, das ich wüßte; die Bäume nur, die ſind merkwürdig!“ — „Weshalb?“ — „Ja, die ſind höchſt merkwürdig! Iſt im Winter Alles verſchneit, ſo ſind mir die Bäume ein Merkzeichen, daß ich die Richte halte und nicht in die See fahre; ſehen Sie, deshalb ſind die Bäume ſo ſehr merkwürdig!“ — Nun fuhr er ſeines Weges.



Da kam ein Maler ſpähenden Auges, ohne Worte; er pfiff ein Liedchen, die Nachtigallen fielen ein mit ihrem ſinnigen Ton. „Haltet den Schnabel!“ rief er aus und ſchrieb ſich in ſein Taſchenbuch alle Farben und Tinten: nebelblau, mattlila, grünbraun. „Das giebt ein herrlich Bild für die Kunſt-Ausſtellung!“ Er warf es flüchtig auf das Papier, pfiff dabei einen Walzer und noch daran pfeifend ging er weiter.



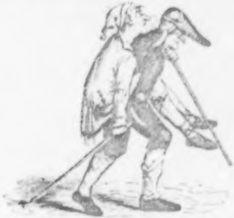
Zuletzt kam ein ärmlich gekleidetes Mädchen mit ſchwerem Korbe; ſie ruhte aus am Hünengrabe, ihre Laſt neben ſich

Strahlenden Auges blickte ſie über die See hinaus, zum Himmel empor; ihre Hände falteten ſich unwillkürlich: gewiß ſprach ſie ein leiſes Vaterunſer, und die Nachtigallen belebten jetzt inniger noch ihre Andacht. Sie begriff wohl kaum ihr Gefühl, aber daß ſie es hatte, war ihre Seligkeit. Vergeſſen wird ſie nicht dieſen Augenblick, und viel treuer hält ſie das Bild im Gedächtniß als der Maler auf ſeiner Leinwand, obwohl er die Farben abſchrieb. Lange ſah ich ihr freundlich nach und habe das arme Mädchen auch nicht vergeſſen, denn wie mir ſo wohl und reich zu Muthe ward im Blick auf dieſe liebliche Wald- und Meeres-Schönheit.

Und ihr immerdar glückſpendenden Schweſtern, Natur und Empfindung, laßt's euch gefallen, wenn die Selbſtſucht der Welt euch in die Herzen Derer verwieſen hat, die der Welt zu entbehren wiſſen ſelbſt in der Armuth; dort findet eure Liebe die kindlichſte Pflege!

Fr. Bertram.

Vom Fortſchritt.



Wer kennt nicht **Gellert's** Fabel: „Der Blinde und der Lahme?“ und aus ihr die Zeilen: „Vereint wirkt alſo dieſes Paar, was einzeln Keinem möglich war!“ — Der gute Gellert iſt mir oft eingefallen bei dem ſeit Jahren immer wilder in Gang geſetzten Rede Triebwerk vom Fortſchritt, wobei man ſich in der That oft nur um ſich ſelber herum drehte und dann nichts oder wohl gar einen Fortſchnitt, nicht einen Fortſchritt des Menſchenwohls bewirkte. Da war der Eine blind, der Andere lahm, Jener ging im Irr-Kreiſe und Dieſer kam bei aller Abmarterung doch nie recht vorwärts. Es blieb aber nicht bei dem Einen und dem Andern, ganze Völker erwieſen ſich als Blinde und Lahme, ohne zu rechtſchaffen hülfreicher Vereinigung ihre Zuflucht zu nehmen.

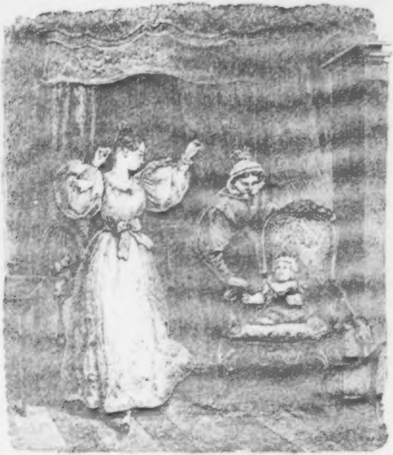
Da hieß es fortwährend: das Volk iſt ſelbſtſtändig, iſt reif zu allem Möglichen, und als man endlich den Baum der allgemeinen Erkenntniß mit ſtürmiſcher Gewalt ſchüttelte, fiel doch meiſt nur unreife oder gar ſchon in Fäulniß übergegangene Frucht herab, ſo daß die Unreifheit im Uebermaaß ſich offenbarte. Der geiſtige und ſittliche Fortſchritt iſt gewiß Beruf, heiliger Beruf der Menſchheit, und allſeitige Aufklärung, der Jeder von Herzen zugethan ſeyn und ſie nach Kräften fördern ſoll, wird dabei zur Nothwendigkeit. Hierzu fehlt indeß manchen Maſſen bisweilen noch gänzlich die innere Begründung, mit der allein und auf friedlichem, hoffnungsvollem Wege das Ziel zu erreichen wäre. Gewaltthat iſt aber ein geiſtiger und ſittlicher Rückſchritt; denn wo ihre Hebel angelegt werden, kann nur Edles ſtürzen, Unwürdiges auf den Trümmern ſich den Thron bauen. Dennoch folgt die Menge oft genug Denen, die dergleichen wollen und dabei ihr zu ſchmeicheln wiſſen mit unverſtandenen Verheißungen, die unverſtändlich bleiben und eben deshalb den Thoren wohlklingend ſind. Wollte man dieſen den Rath geben: Habt den Muth, Euch Eurer eigenen Vernunft zu bedienen! ſo nutzt das nichts, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Vernunft blind und lahm zugleich iſt und in ihrer Gebrechlichkeit die Volks-Schmeichler, die jetzt über Nacht aufſchießen wie Pilze — oft der giftigſten Art — als die beſten Aerzte betrachtet. Vernunftlos aber iſt, wer nicht grade Die als unzuverläſſig erachtet, die immer nur das ſagen, was ihm behagt; wer ſolchen Leuten vorzugsweiſe und am meiſten glaubt, deſſen Reifheit und Mündigkeit ſind verſchollen und kein Steckbrief ſchafft ſie herbei. Seit die Meinungs-Wuth auf Religion nicht mehr anwendbar iſt, weil die vorlauteſten Wortführer in der Annahme, der Menſch ſey ſich ſelber Gott, auch ihre Religion auf ihre Selbſtſucht beſchränkten, ſeitdem warf ſich die Meinungs-Wuth in die Politik und machte dieſe zur Glaubensſache, bei der die Duldung verwieſen iſt. Bis jetzt aber ſind die neuen Klugheiten, ſo weit ſie nicht noch auf alt-ewigen Grundlagen ſtehen, nur neue Vorurtheile, und weil trotzdem unſre Zeit ſich weiſer dünkt als jede vor ihr, iſt ſie ſchon deshalb dümmer. Unſre Alten gründeten emſig und vorſichtig durch zuſammenwirkende Thaten Ordnung und Sitte, heut zu Tage vernichtet man beide mit Worten, die keinen rechten, alſo für jeden einen andern Sinn haben. Genug, der Zeitgeiſt iſt manchmal blind, der Fortſchritt nicht ſelten lahm, und nur gegenſeitige Hülfe gleicht ſolch Unheil aus. Unzweifelhaft geht in einzelnen Männern unſerer Gegenwart der beſonnene Zeitgeiſt zu tüchtigem Fortſchritt und echter Erleuchtung voran. Daß aber auf dieſe hier und da am wenigſten geachtet wurde, läßt in der Menge erſt recht die dichte Finſterniß wahrnehmen, die von Schelmen zum eigentlichſten Licht geſtempelt wird. Die Menſchheit macht in der ſicheren Ausbildung niemals Sprünge, und läßt ſie ſich, wie es jetzt geſchieht, fort und fort zu Sprüngen verleiten, muß ſie ſchreckenhaft auf den Kopf fallen, wenn nicht die Ueberlegung noch zeitig genug einſchreitet. Frage ſich alſo Jeder: iſt die Menſchheit edler und glücklicher geworden durch die neueſten Ueberſtürzungen? — und wenn Ihr Euch bei Vielem die ehrliche Antwort geben müßt: Nein! dann hört nicht auf den ſelbſtſüchtigen Prunk-Redner, der im tiefſten Hinterhalt nichts weiter ſagt, als: „Ich wollte, Ihr hättet, was Ihr wünſcht, und Euch beſeitigte dann irgend ein Abgrund, damit ich Euer Erbe werden könnte!“ Glaubt es, wie der Blinde und der Lahme in Gellert's Fabel haben wir uns zu leidlichem Vorwärtskommen noch gegenſeitig und gemeinſchaftlich willig liebend und friedlich zu helfen, und wenn wir im Vaterunſer beten: „Erlöſe uns vom Uebel!“ ſo wollen wir ganz beſonders hinzufügen: Erlöſe uns auch von Verführern, die das Volk blind und lahm machen möchten, damit ſie auf den Wegen ihrer Selbſtſucht ungefährdet wandeln und ſich zu gebietenden Leuten erheben könnten! Und wenn nun gar, wie dies neulich allerwärts ſich begeben hat, Bürſchchen, die noch kaum dem Kindesalter entkamen, über die wichtigſten Angelegenheiten der Völker die ärgſten Faſeleien ringsum verbreiten, dann ruft ihnen zu:

„Wer nichts erlebt' und doch das Leben richtet,
Der weiß es nicht, wie hohl er ſchwätzt,
Und wie er tolles Weſen überſchätzt,
Das längſt ſchon durch Erfahrung ward vernichtet.“

E. Kienitz.

Mutterliebe und Mutterfrevel.

Mutterliebe, Muttertreue und Mutterfreude ſind vorzugsweiſe zu dem Wenigen gezählt, was auf Erden ausdauert in Empfindung und That, und wenn der Ausſpruch: „Du haſt viel geliebt, darum ſey Dir viel vergeben!“ irgendwo rechte Anwendung findet, iſt's bei der Mutterliebe, der man auch bei der Uebertreibung viel vergiebt. Freilich muß es nicht allzuviel ſeyn! — damit es nicht heiße: „Iſt Mutterliebe blind, giebt's ein verblendet Kind!“ — Es mag ein Mann das gar nicht fühlen können — denn zu denken iſt's nicht! — wie eine Mutter ſich freut bei dem Tändeln mit dem Kinde, und wenn dies bald lächelnd, bald weinend, die Aermchen ausſtreckt, daß die Mutter es aufnehme! Denn ſey auch die Wärterin noch ſo gut, ſolch kleines Weſen findet es doch frühzeitig heraus, daß die Liebe der Mutter inniger iſt als die der Wärterin, und dies beweiſt, wie ſehr wir der Liebe bedürfen, da eben das Kind ſchon faſt unbewußt nach ihrem reichſten Maaße trachtet. Wo nun gar die Mutter auch zugleich Wärterin iſt, da giebt ſich die Liebe in ungetheilter Fülle. Hört's Kind nun bereits auf die Erb-Sprüchlein, wie etwa bei dem der Mutter auf dem Bildchen:



„Tanz', Bübchen, tanz'!
Die Schühlein ſind noch ganz;
Es braucht dich nicht zu reuen,
Wir ſorgen für die neuen,
Tanz', Bübchen, tanz'!“

ſo wird das Entzücken immer lebhafter, und lernt es erſt ſelber einen Spruch ſagen, etwa:

„Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf,
Das giebt den ſchönſten Lebenslauf!“

dann meint die Mutter, ſie höre bereits den künftigen Herrn Paſtor, und wohl gar den Weiſen, wenn das Bübchen, ſoll's nun zur Thätigkeit angeleitet werden, ſpricht:

„Die ſchwere Laſt,
Nur gut gefaßt,
Wird leicht getragen;

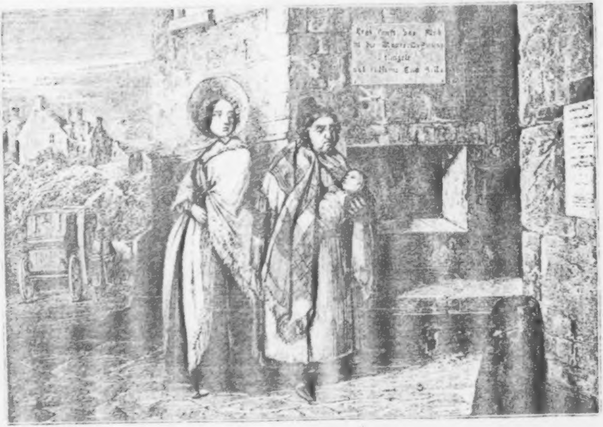
Geduld wohl wehrt
Nicht allen Plagen,
Allein ſie lehrt
Doch alle tragen!"

Paradieſes-Freude mag die Mutterliebe ſeyn, aber dem Kinde auch bleibt ſie Paradieſes-Erinnerung für ſeine ganze Zukunft. Die Kindheit iſt das Wonnigſte, was der Menſch hat, und ward ſie ihm verbittert, er verwindet's nicht ſein Lebelang! Seufzer, die in der frühſten Jugend aus der bedrückten Bruſt ſich losreißen, ſind Hagelſchlag für die Saat der Hoffnungen, deren Erndte ohnehin nicht reich iſt, und dieſe ſpärlich wieder zu erheben, muß man gar oft aus der Erwartung in die Erinnerung zurückkehren. Die Erinnerungen aus der frühſten Jugend ſind aber die nährendſten, wenn's eine unbefangene, glückliche Jugend war!

Und doch giebt es Mütter, die das Jugendglück ihrer Kinder vernichten, ſelbſt gegen ſie alles wahren Gefühls ſich entſchlagen können! Davon zeugen, um hier gleich an das ſchnödeſte Wegwerfen der Mutterpflicht zu denken, die Findelhäuſer, in denen man, noch ärgere Verbrechen zu verhüten, Kinder aufnimmt, die theilnahmlos dem Schickſal preis gegeben werden von hartherzigen Eltern. Wir ſehen eine ſolche Greuelthat im Werk auf dem beigefügten Bilde. Die Mutter hat entſchieden und die Großmutter ſoll eben der am Findelhauſe zu leſenden Anordnung folgen: „Legt ſanft das Kind in die Mauer-Oeffnung, klingelt und entfernt Euch ſtill." Die Alte thut es ſichtlich mit Widerſtreben, denn Großmütter übertragen oft den größten Theil ihrer Zärtlichkeit vom eigenen Kinde auf den Enkel.

Dieſer Zögling des Findelhauſes hat eine ſeltſame Lebensgeſchichte, die wir erzählen wollen.

Im Jahre 1772 lebte in Straßburg Anna Maria Stamm, Tochter eines Küſters, die durch Schönheit und Gefallſucht Männer anlockte und eine reiche und vornehme Frau zu werden beabſichtigte. Sie glaubte dies erreicht zu haben durch die Bekanntſchaft mit dem franzöſiſchen Hauptmann Pierre Erneſte de Laſſaulx, der ſie entführte und mit ihr eine Weile in Freuden lebte auf dem Schloſſe Berg bei Trier. Doch — „Entführer-Lieb' und Spreu ſind nur dem Wind getreu!" Nicht gar zu lange, da ritt eines Tages der Herr Hauptmann fort und ließ nichts zurück als erſtens die Beſcheinigung, daß ſie, ſo lang' es ihr gefalle, das Zimmer im Schloß bewohnen könne, zweitens eine Anzahl Goldſtücke und in dem dabei liegenden Briefe auch etwas goldene Lehre, die nur zu ſpät kam. Die ſchlaue Anna Maria Stamm verzagte indeß nicht, ſondern eilte nach Köln und wurde, um der Folge jener Entführung einen möglichſt beſſeren Schein zu geben, raſch die Frau eines Schneidermeiſters Wernicke. Der aber zeigte ſich ehrliebender als ſie gemeint hatte, er trennte ſich von ihr, nachdem er wußte, in welcher Weiſe er betrogen war. Sie kehrte



zurück nach dem Schloſſe Berg, ließ ihre Mutter zu ſich kommen und gebar hier im November 1773 einen Sohn. Sobald ſie konnte, machte ſich Anna Maria Wernicke, wie wir ſie nun nennen müſſen, auf die Reiſe, um wenigſtens den Herrn Hauptmann noch auszubeuten, nachdem ſie ſich unterweges ihres Kindes, deſſen Namen Gottfried de Laſſaulx ſie auf einem im Kleidchen verborgenen Zettel angab, bei einem Findelhauſe entledigt hatte. In Paris erfuhr ſie aber, Pierre Erneſte de Laſſaulx ſey in einem Zweikampf wegen einer neuen Verführungs-Geſchichte getödtet; ſie kehrte nach dem Elſaß zurück, ließ ihre Mutter dort und reiſte weiter; ſeitdem war und blieb ſie den Übrigen verſchollen.

Als Gottfried de Laſſaulx aus dem Findelhauſe entlaſſen wurde, unterrichtete man ihn davon, daß ſeine Großmutter auf dem Sterbebette die an ihm begangene Sünde gebeichtet und den Namen ſeiner Mutter genannt habe; Anna Maria Wernicke ſey aber nicht zu ermitteln geweſen. Er ſchwur es ſich zu, daß er ſie aufſuchen wolle, that dies jedoch nicht in Liebe, ſondern im Zorn! Als Schreiber bei einem Advokaten ernährte er ſich kümmerlich; was er aber irgend erübrigen konnte, wandte er an, um ſeine Mutter aufzufinden und ſie zu beſtrafen für die an ihm verübte Abſcheulichkeit. Alle Nachforſchungen blieben indeß fruchtlos und um einigermaßen ſeiner Rache Genüge zu thun, ward er ein grimmiger Weiberfeind, heirathete auch nie, obwohl ſich ihm, der ein recht hübſcher Mann war, mehrmals Gelegenheit bot, durch eine Ehe aus ſeiner übeln Lage zu kommen. „Meine Mutter hat mich gemißhandelt und ſo mag ich keinem Weibe auch nur das Geringſte verdanken, und ſollt' ich verhungern!“ ſo hörte man ihn oftmals ausrufen. Dahin kam es denn auch faſt, denn er ſtarb am 7. Mai 1830 im Land-Armenhauſe zu Trier. Und jetzt, da ſein Name in der Todtenliſte ſtand, jetzt erſt wurde durch einen jungen Arzt aus Berlin entdeckt, daß Gottfried de Laſſaulx ein bedeutendes Vermögen hinterließ, von dem er ſelbſt nie etwas gewußt hat. Ein Reiſender, Rendant Steglich, lernte Anna Maria Wernicke kennen und verheirathete ſich mit ihr. Als ſeine Gattin lebte ſie in Berlin und ſtarb als Wittwe im Jahr 1813. In dieſer Ehe hatte ſie keine Kinder, erinnerte ſich endlich, da ihr der Tod nahte, ihres Sohnes und vermachte ihm ihr Vermögen von zwölftauſend Thaler, das unter der Verwaltung des Kammergerichts in Berlin im Jahr 1830, bei dem Tode des unglücklichen Gottfried de Laſſaulx, durch Zinſen und Zins auf Zins ſchon ſehr anſehnlich vergrößert war, bis zum Jahr 1848 immer mehr angewachſen iſt und zuletzt als herrenloſes Gut dem Staat verfallen wird, da man vergeblich nach rechtmäßigen Erben des Gottfried de Laſſaulx geforſcht hat. — Dies iſt die Geſchichte des auf unſerm Bilde dem Findelhauſe überlaſſenen Kindes, das von ſeiner Mutter verſtoßen wurde, der nun vom Schickſal nicht vergönnt war, daß die bei ihrem Tode verſuchte Sühne ihrer Greuelthat von Erfolg geweſen wäre für den Aufgeopferten, dem indeß eine Schuld erwuchs dadurch, daß er den Haß nicht zu überwinden vermochte und aller Liebe ſich höhnend entzog. Was gegen die Natur iſt, beſtraft ſich durch ſich ſelber! **Fr. Bertram.**

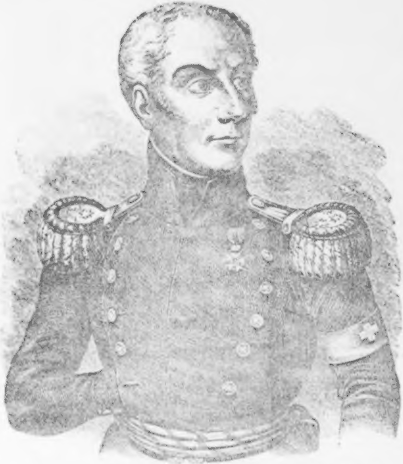
Der
Schweizer Einheitskampf 1847.

Das benachbarte Schweizerland hatte bereits vor der gewaltigen Bewegung in Deutſchland eine ſtürmiſche Entwickelung glücklich vollendet, ja es wurde eben dadurch eine von den Urſachen, welche die franzöſiſche und deutſche Umwälzung herbeiführten. Von den Beweggründen, die den Kampf nothwendig machten, hat dieſes Büchlein namentlich des Jeſuitenthums in der Schweiz mehrmals Erwähnung gethan. *) An dem Wohl des Staates fraß ein innerer Zwieſpalt, der ſowohl jeſuitiſchen Umtrieben wie den durch die Unklarheit der Traktate von 1815 geſtärkten, hartnäckig behaupteten Selbſtherrlichkeits-Anſprüchen beſchränkter Kantons-Abſichten ſeine Entſtehung verdankte. Bei der einzigen Bundesbehörde, der Tagſatzung, die aus den Geſandten der 22 ſouverainen Kantone gebildet wurde und nur mit einer Mehrheit von zwölf Stimmen gültige Beſchlüſſe faſſen konnte, war die Minderheit der kleinen Kantone unverhältnißmäßig im Vortheil, da zum Beiſpiel Zug mit noch nicht 16,000 Einwohnern ſo gut eine volle Stimme führte wie Bern mit mehr als 400,000 Einwohnern. Dennoch errang auf der Tagſatzung von 1847 die patriotiſche Partei, welche die Einheit des Vaterlandes im Bunde mit freiſinnigem Fortſchritt zu befördern trachtet, über die einſeitige Kantonal-Politik der Jeſuiten-Partei einen glänzenden Sieg. Die Jeſuiten waren nicht lange vorher erſt bis Luzern, das mit Zürich und Bern die Vorortſchaft theilte, vorgedrungen. Luzern beſaß eine freiſinnige Verfaſſung, von einſichtsvollen, aufgeklärten Männern, welche in dieſem Kanton keineswegs fehlen, auf allgemeine Vertretung des Volks gegründet. Allein durch einen Abtrünnigen des wüthendſten Radikalismus, Siegwart Müller, der nun eben ſo wüthender Jeſuitenfreund geworden — nicht ſelten grenzen Radikalismus und Despotie dicht an einander! — durch dieſen Abtrünnigen wurden die Gründer der Verfaſſung ihrer Regierungsgewalt enthoben. Müller rief die Jeſuiten herbei und herrſchte mit ihrer Hülfe kraft des aufgereizten Volks-Fanatismus in ſchrankenloſer Willkür und Gewaltthätigkeit. Auf Antrieb der Jeſuiten ſchloſſen ſieben katholiſche Kantone, Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Wallis und Freiburg, zu Schutz und Trutz heimlich einen Bund im Bunde, einen Sonderbund. Erſt nachdem ein Freiſchaaren-Zug der freiſinnigen Partei, hervorgerufen durch die in Luzern verübten Grauſamkeiten und die Schwäche der damaligen Tagſatzung, verunglückt war, wurde der Bund aus ſeiner Heimlichkeit an's Licht gezogen. War es vorher grauſam in Luzern zugegangen, ſo begannen nun erſt Ungerechtigkeit, Parteihaß, religiöſe Wuth ſich gegen die gefangenen Freiſchärler in ihrer ganzen Scheußlichkeit zu äußern. Der Tagſatzung wäre es zugekommen, ſchon früher dieſem Unweſen zu ſteuern, allein für Vertreibung der Jeſuiten vereinigten ſich im Jahre 1846 nie mehr als zehn Stimmen: die Zuſammenſetzung und Einrichtung der Tagſatzung lähmten ihre Macht. Der Freiſchaaren-Zug, der an die Stelle fehlender republikaniſcher Macht eine anarchiſche Gewalt — allerdings aus edlen Beweggründen — ſetzen wollte, und die empörenden Rachegerichte, welche in Luzern darauf folgten, ſcheinen der Tagſatzung von 1847 eine wirkſame Lehre hinterlaſſen zu haben. Entweder es mußte von Bundes wegen gehandelt werden, oder die Anarchie brach von Neuem und furchtbarer los. In der That aber konnte die Tagſatzung ſich auf ihr Recht ſtützen, wenn ſie gegen Sonderbund und Jeſuiten einzuſchreiten beſchloß. Sonderbündniſſe, welche das Wohl des eidgenöſſiſchen Bundes gefährden, waren grundgeſetzlich verboten, und die Tagſatzung befugt, zur „Handhabung der Ruhe und Ordnung im Innern“ und für „äußere und innere Sicherheit der Eidgenoſſenſchaft“ die erforderlichen Maaßregeln zu treffen. Daß die Jeſuiten und der von ihnen ausgehende Fanatismus den Zunder des Unfriedens, der Gehäſſigkeit und Aufregung in den Bund geworfen, bewieſen zahlreiche Thatſachen. Unter Führung des Vororts Bern gelang es, zwölf volle Stimmen (Bern, Zürich, Aargau, Waadt, Genf, Solothurn, Thurgau, Glarus, Schaffhauſen, St. Gallen, Teſſin, Graubündten) und die von zwei Halbkantonen (Baſelland, Appenzell Außenrohden) in freiſinnigem und patriotiſchem Geiſte zu vereinen und Mehrheitsbeſchlüſſe für Auflöſung des Sonderbunds und Entfernung der Jeſuiten zu Stande zu bringen. Es herrſchte dabei keineswegs der Antrieb einer Glaubensſpaltung, denn Solothurn und Teſſin ſind ganz katholiſch, Aargau zur Hälfte, Graubündten etwa zu einem Drittheil, und auch in Bern, St. Gallen, Glarus leben Katholiken, wogegen Neuenburg und Baſelſtadt, welche nicht der Mehrheit beiſtimmten, ganz der reformirten Kirche angehören. Der darauf erfolgende Kampf war daher auch kein Glaubenskampf, ſondern er galt der jeſuitiſchen Ränkeſucht, dem jeſuitiſchen Fanatismus, der pfäffiſchen Volks-Verdummung und vor

---

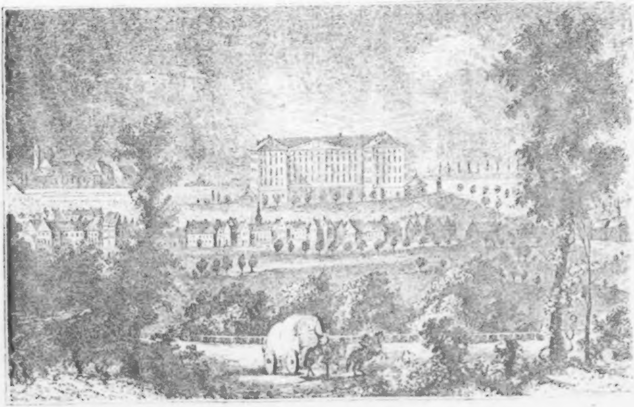
*) Der Herausgeber hielt es für ſeine Pflicht, den die Menſchheit verdummenden Uebergriffen der Jeſuiten wehren zu helfen, ſo weit dies in ſeinen Kräften ſtand. Daß man ihn dafür ſchmähte, ihn mit den abſcheulichſten Mitteln verfolgte, konnte er ruhig ertragen, eben weil er davon durchdrungen war, er thue nur ſeine Pflicht.

Allem der Zwietracht im Herzen des Vaterlands. Die Sonderbund Kantone blieben im Widerſtande, rüſteten, verſchanzten ſich, verſahen ſich mit Waffen und Munition, und Neuenburg, unter dem Einfluß der damaligen preußiſchen Diplomatie, ſtand mit ſeiner Stimme ihnen zur Seite, während Appenzell Innerrhoden und Baſelſtadt bald theilnahmlos, bald vermittelnd und ſchwankend erſchienen. Die letzteren Beiden trugen wenigſtens ihren Antheil an der eidgenöſſiſchen Rüſtung, Neuenburg verweigerte auch dieſen. Allein die freiſinnige Mehrheit ging, wenn gleich mit vielen Hinderniſſen kämpfend, ungeirrt durch die mancherlei diplomatiſchen Einſchüchterungen von Außen, ihrem Ziele mit Bewußtſeyn und Mäßigung zu. Namentlich die letztere Eigenſchaft, bewährt noch in den Vorbereitungen zum Kampfe, verdient auf das Ehrenvollſte anerkannt zu werden. Man gab den Sonderbund-Kantonen durch Vertagung der Tagſatzung Gelegenheit, ſelbſt einzulenken, man erließ endlich, als dies nicht geſchah, vor Ergreifung kriegeriſcher Maaßregeln noch einen verſöhnlichen Anruf an die Bevölkerung der ſieben bundesbrüchigen Kantone. Das Volk daſelbſt war jedoch durch die herrſchende Partei zu tief geknechtet und fanatiſirt, auch wurden die eidgenöſſiſchen Abgeſandten, welche den Anruf verbreiten ſollten, von den ſonderbündiſchen Regierungen ſchnöde abgewieſen, die Rüſtungen fortgeſetzt, die Frankreich unter dem Miniſterium Guizot ſogar mit Waffenſendungen unterſtützte. So ſchritt denn auch die Tagſatzung zum Kriegs-Entſchluß und erwählte zum Ober-Feldherrn den General Dufour, einen ausgezeichneten Ingenieur-Offizier und in der Kriegskunſt erfahrenen militairiſchen Schriftſteller, welcher die eidgenöſſiſche Heeresmacht zu den Waffen berief. (Wir geben ſein Bildniß auf der nächſten Seite.) Noch machte Luzern einen ſonderbaren Friedensvorſchlag: der Sonderbund wolle ſich auflöſen, wenn die 12½ Kantone ihre Rüſtungen (denen doch die der bundesbrüchigen Sieben vorausgegangen waren) einſtellten, ihr Heer nach Hauſe ſchickten und nicht allein die Jeſuitenfrage, ſondern die durch die 1841ger Tagſatzung bereits vollſtändig erledigte Auflöſung der Klöſter im Aargau ebenfalls der Entſcheidung des Papſtes unterwürfen. Auf ſolchen Vorſchlag konnte nicht eingegangen werden, ſollten nicht alle Früchte der bisherigen Anſtrengungen vernichtet, der Tagſatzung ihre kaum errungene Würde wieder völlig entzogen werden. Von Seiten einiger der patriotiſchen Kantone ward ſogar noch das (ſchon in Rückſicht auf das Recht viel zu weit nachgebende) Zugeſtändniß gemacht, man wolle ſich mit Entfernung der Jeſuiten aus dem Vorort Luzern begnügen, da ſie in Wallis und den Urkantonen länger ſchon anſäſſig waren und auf die ſchweizeriſche Geſammtheit dort keinen ſo nachtheiligen Einfluß üben konnten wie in einem der Vororte. Das nahmen die Geſandten der Sonderbund-Kantone wieder nicht an und verließen, gegen die geſetzlichen Beſchlüſſe der Mehrheit proteſtirend.



den Saal. Der Krieg war erklärt. General Düfour, der ſeine Unterbefehlshaber ſelbſt erwählte, ſtellte in wenigen Tagen ein völlig ausgerüſtetes Heer von 100,000 Mann auf. Die Schnelligkeit, mit der es gebildet wurde, die ſtrenge Mannszucht und die Ordnung, mit denen es den Befehlen der Führer folgte und die Pläne des Feldherrn ausführte, konnten eine gewichtige Lehre ſeyn für Diejenigen, welche Macht und Sicherheit der Staaten von großen und koſtſpieligen ſtehenden Heeren abhängig wähnen. Handelt es ſich wirklich um das eigene Wohl des Volks, nicht um perſönliche oder Familien-Angelegenheiten eines Fürſten, dann iſt das im Frieden tüchtig eingeübte, bei drohendem Krieg ſchnell für ſein Eigenthum und Vaterland aufgebotene bewaffnete Volk die beſte, die am ſchwerſten zu beſiegende und dabei am wenigſten koſtſpielige Landeswehr. Nur muß die Ueberzeugung mit dem

Zweck des Kampfes ſeyn; jeder andere Krieg widerſpricht der Würde eines Volks. — Die Tagſatzungs-Mehrheit verfuhr mit ruhiger Bewußtheit, Umſicht und Mäßigung. Keinen Rachekrieg wollte ſie, ſie wollte nur ſtreng das Recht in Kraft ſetzen, deſſen Wahrung ihr oblag, die Ordnung, zu deren Aufrechterhaltung ſie durch die Bundesverfaſſung berufen war. Sie ſtellte daher an die Spitze des Heeres kein radikales, umwälzeriſches Parteihaupt, ſondern einen Mann von echt konſervativer Geſinnung, General Düfour, der wieder ſeinen Offizierſtab aus Männern gemäßigter Richtung bildete. Allerdings muß man hierbei nicht etwa an Konſervative um jeden Preis denken, an Konſervative, welche das Beſtehende unverändert erhalten wollen und zwar darum, weil es einmal beſteht, deren Schluß dahin lautet: es war ſo, darum iſt es ſo, darum muß es ſo bleiben. Mit ſolchen „Hiſtorikern“, dieſen blinden Verfechtern der Ueberlieferung iſt ein ergebnißvoller Geiſteskampf unmöglich. Anders verhält es ſich mit denjenigen Konſervativen, welche aus inneren, begrifflichen Gründen, aus Weſen und Zweck und Nutzen der Sache, alſo in der Politik aus der Wohlfahrt des Volks und Staats die Aufrechterhaltung des Beſtehenden folgern. Mit Denen iſt ein geiſtiger Kampf möglich, denn wer mit gedanklichen Gründen ficht, kann ſich möglicher Weiſe auch durch gedankliche Gründe von einem Irrthum überzeugen laſſen. General Düfour gehört zu den geſchilderten Anbetern des Ueberkommenen und Veralteten keineswegs, iſt vielmehr konſervativ im geordneten Fortſchritt des Staatslebens um ſeines friedlichen Beſtehens willen. Er übernahm die Ausführung der geſetzlichen Tagſatzungs-Beſchlüſſe und löſ'te ſeine Aufgabe als eben ſo trefflicher Patriot wie tüchtiger Feldherr. Die aufſtändiſchen Kantone wurden von allen Seiten umſtellt und mehr durch Abſchließung als durch blutigen Kampf zur Unterwerfung gezwungen. Eine Schlappe erhielten eidgenöſſiſche Truppen nur bei Airolo im Kanton Teſſin, wo die Urner einen Ueberfall machten. Die Teſſiner wichen, bis die Graubündtner ihnen zu Hülfe kamen. Indeſſen hatte das alte, durch herrliche Bauten ehrwürdige, als langjährige Wiege des Jeſuitismus bekannte Freiburg (von dem wir ein Abbild geben mit Hervorhebung des Gebäudes, in welchem die Jeſuiten ihr Unweſen trieben), gleichzeitig angegriffen von Bern und Waadt, faſt ohne Schwertſtreich bereits kapitulirt. Die ſiegreichen Eidgenoſſen wandten ſich gegen Luzern. Zug kapitulirte. Die Luzerner ſchlugen ſich an der Brücke von Gislikon, doch ſtand ihre Gegenwehr in keinem Verhältniß zu den gewaltigen Vorkehrungen, welche von ihrer Regierung durch Schanzen, Miniren, Kanonen-Zufuhr u. ſ. w. getroffen und mit Prahlerei ausgerufen waren. Nachdem die Eidgenoſſen im Gefecht von Gislikon geſiegt, entflohen Siegwart Müller, Bernhard Meier und der Sonderbund-General v. Salis-Soglio aus Luzern über den Vier-

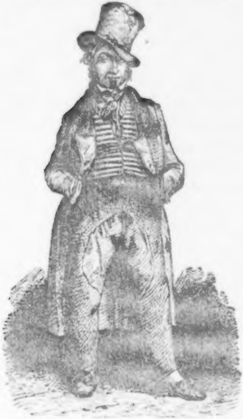


waldſtädter See nach Uri und nahmen die im Vorort Luzern vorhandene, bereits arg beraubte eidgenöſſiſche Kriegskaſſe mit ſich. Die Anſtifter des Unheils entkamen. Auch die Jeſuiten hatten ſich bereits aus dem Staube gemacht. Luzern war ohne Regierung, der Stadtrath wollte kapituliren, Düfour forderte unbedingte Unterwerfung. Sie erfolgte; jubelnd empfing das von der eigenen Regierung arg getäuſchte Volk die einziehenden Eidgenoſſen. Nun war der Hauptſchlag gefallen, und die Kapitulationen von Schwyz, Unterwalden, Uri, Wallis ließen nicht lange auf ſich warten. Der Bürgerkrieg war in planmäßiger Weiſe und mit geringem Verluſt von Menſchenblut beendigt. Strenges Recht und ſchonende Menſchenliebe reichten ſich bei der Vollſtreckung des Tagſatzungs-Spruchs die Hand. Eine neue, ſtarke Schweiz geht aus dieſer Wiedertaufe hervor. Die freien Verfaſſungen in den beſiegten Kantonen leben, wo ſie ſchon beſtanden, wieder auf, wo ſie nicht beſtanden, entwickeln ſie ſich; man fördert ſie mit dem Einfluß der zur durchgreifenden Macht gewordenen Bundesbehörde und durch die verſtärkte Einheit des Vaterlandes, welche in der Würde des Kampfes ſelbſt gekräftigt wurde und feſten Beſtand gewinnen wird auf dem Grunde der neuen Bundesverfaſſung. Künftighin werden bei der Bundesbehörde in einer Kammer die Kantons-Regierungen wie bisher, in einer zweiten Kammer aber das Schweizervolk nach der Seelenzahl vertreten und ſo der kleinliche Kantönli-Geiſt hoffentlich für immer an ſeinen übeln Einwirkungen auf den Staat verhindert ſeyn. Staatsbürgerliche und religiöſe Gleichheit ſo wie gleiche Gerechtigkeit vor einem Bundesgericht können nur dazu beitragen, das Band der Eintracht und Brüderlichkeit feſter zu ſchlingen. — Noch müſſen wir ein paar Worte ſagen über das Verhältniß der Schweiz zum Auslande während ihres ruhmreichen Kampfes. Die ſogenannten Großmächte oder doch einige derſelben beabſichtigten nämlich, auf Grund der Verträge von 1815 und der darin verbürgten Kantons-Selbſtherrlichkeit, ſich in die Schweizer Angelegenheiten zu miſchen. Der tiefere Grund lag in den Frankreich, Oeſterreich und Preußen regierenden Rückſchritts-Syſtemen, welche eine in Freiſinnigkeit geeinte Schweiz nicht vertragen mochten. Die Regierungen von Frankreich und Oeſterreich hatten längſt in freundſchaftlichen Beziehungen zu den Schweizer Jeſuiten-Freunden geſtanden, ihnen Beiſtand verſprochen und dadurch den Widerſtand der aufſätzigen Kantone hartnäckiger gemacht. Als aber die Tagſatzung Ernſt zeigte bei Vollſtreckung des Geſetzes, wollte keine von beiden Regierungen allein die Verantwortung einer Einmiſchung übernehmen, beſaß keine den Muth, die bisher im Geheimen befolgte Politik offen und nachdrücklich zu vertreten. So entſtand der Gedanke einer gemeinſamen Vermittelung durch die fünf Großmächte, die jedoch der engliſche Miniſter Palmerſton durch geſchicktes Hinhalten verzögerte. Am 4. November ſchon hatte Guizot den Entwurf einer gemeinſamen Note an die Mächte entſandt, welche außer England ſchnell beitraten. Palmerſton hatte allerlei Einwände. Am 24. November fiel Luzern in die Gewalt der Eidgenoſſen, und am 26ſten endlich erklärte Palmerſton Englands Beitritt zur Note an Tagſatzung und Sonderbund und zur Konferenz. Allein ſchon gab es keinen Sonderbund mehr: vergebens ſuchten ihn die Geſandten Frankreichs, Preußens, Oeſterreichs mit ihrer Note. Der engliſche Geſandte behielt ſie wohlweislich in der Taſche und überreichte ſie nicht einmal der Tagſatzung, ging ihr dagegen mit ſeinem Rath zur Hand. Der König von Preußen, der ſich durch eine Partei hatte verleiten laſſen, Neuenburg durch eine ſtarke Erklärung gegen die ſchweizeriſche Mehrheit in Schutz zu nehmen, büßte, als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, den Beſitz von Neuenburg ein, das ſich unabhängig erklärte. Mittlerweile hatte Lord Palmerſton am 6. Dezember dem engliſchen Parlament eröffnet, der Bürgerkrieg in der Schweiz ſey beendet, es könne daher keine Vermittelung mehr ſtattfinden. Und in der That unterblieb ſie trotz einiger ferneren vergeblichen Verſuche der anderen Großmächte. War durch die ungeirrte Selbſtſtändigkeit des Schweizer-Kampfes der Grundſatz gegenſeitiger Unabhängigkeit der Völker von einander thatſächlich zu glänzender Geltung gekommen, ſo erlitt ihm gegenüber durch die geſcheiterte Vermittelung die Einmiſchungs-Politik eine diplomatiſche Niederlage, welche der ganzen alten Diplomatie und Politik einen Todesſtoß verſetzte. Darin liegt die europäiſche und weltgeſchichtliche Bedeutung des Schweizer Einheits-Kampfes. Der Grundſatz der unberufenen fremden Einmiſchung widerſpricht der unbeſchränkten Hoheit eines ſelbſtſtändigen Volkes; er iſt ein den Staaten gefährlicher, die Völker entwürdigender Grundſatz. Er muß ausgemerzt werden aus dem Völkerrecht. Denn ohne Unabhängigkeit, Selbſtſtändigkeit und Freiheit nach Außen wie im Innern iſt Würde und Größe eines Volks undenkbar. Der Schweizer Kampf hatte aber noch andere Folgen für die Entwickelung der europäiſchen Staatengeſchichte. In Frankreich lieferte er eine Anklage gegen das Miniſterium Guizot, eine Urſache zu den vielen andern von deſſen Sturz, von Ludwig Philipp's Verjagung und ſo weiter. Das Ehrgefühl der Franzoſen konnte eine auswärtige Politik nicht ertragen, welche den Ruhm Frankreichs befleckte. Mittelbar trug der Schweizer Kampf alſo auch bei zu der Umgeſtaltung und Umwälzung in Deutſchland. Mittelbar gab die Schweiz einen Anſtoß zur Verbannung der Jeſuiten aus Rom — kurz es erweiſt ſich hier wiederum augenſcheinlich, wie in der Geſchichte kein bedeutendes Ereigniß vereinzelt daſteht, wie jedes zugleich Urſache und Wirkung iſt und alle eine Kette zuſammenhängender Glieder bilden, bewegt von der fortſchreitenden Erkenntniß und der thatkräftigen Liebe der Menſchen zur freien Entfaltung alles Menſchlichen, was im Geiſt empfangen und wiedergeboren worden.

Anton Gubitz.

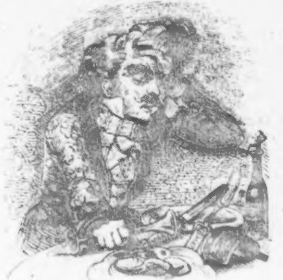
An und für Arbeiter.

(Rede für einen Werkmeiſter,
von ihm gehalten am Pfingſt-Dienſtage 1848.)



Was Ihr ſeyd, bin auch ich: Arbeiter! — und Ihr habt mir den Wunſch geäußert, ich möge einmal über Arbeiter-Zuſtände zu Euch reden. Für das Vertrauen dankend, will ich's mit Offenheit verdienen, bemerke jedoch, daß ich immer nur vom Allgemeinen, nicht von Einzelnen ſpreche, unter denen gar Manche Alles wiſſen, was ich Ihnen ſagen könnte, und — was die Hauptſache — auch danach thaten und noch thun. Gebt's mitunter in meiner Schilderung etwas ſcharf her — nichts für ungut!

Die Welt iſt unleugbar ſeit einem halben Jahrhundert viel raſcher als ſonſt zu allerlei Erfindungen gekommen, aber eine Erfindung iſt ſehr verabſäumt, die nämlich, daß man bei einer Menſchen-Menge, die fortwährend gegen Maſchinen kämpft, gehörig dafür ſorgte, das Gehirn in zulänglichem Grade mehr als bloße Maſchine werden zu laſſen. Dieſe Erfindung ſoll nun Jeder für ſich machen, und wie iſt das möglich? Durch Selbſtdenken, wozu aber die Unterlage von Kenntniſſen gehört: ſonſt wird man durch Selbſtdenken eher dümmer als klüger. Denn wer, zum Beiſpiel, von einem falſchen Gedanken ausgeht, der verläuft ſich immer tiefer in die Irre; weil er ſich auf einen falſchen Grund ſteift, ſtürzt er in's Grundloſe. Da wirthſchaftet und wühlt er nun mit der gefährlichſten Tollheit der Rechthaberei, möchte in Allem für ein Wunder der Klugheit, gleichſam für den nächſten Nebenmann der ſieben Weiſen Griechenlands gehalten ſeyn, ohne übrigens von deren Weisheit mehr zu wiſſen als von eigener Thorheit. Alſo wohl zu merken: ohne Kenntniſſe nirgends rechtes Heil und gar kein richtiges Urtheil! — Wer aber Kenntniſſe hat, den beſchäftigt Alles; ein Umblick in der Natur oder im gewerblichen Treiben regt ihn zu unzähligen Betrachtungen an; er wird bei der Arbeit wohl körperliche Ermüdung, nicht aber geiſtige Abſpannung empfinden, weil der belebende Gedanke, ſo wie der daraus entſpringende Vortheil für das thätige Beſtreben, überall eingreift und ermuntert. Kenntniſſe und ihre fruchtenden Anregungen gewähren ſchon Glück durch die Seligkeit der Befähigung, dieſe zu erweitern; die auf ſolche Weiſe unterſtützte Arbeit erdrückt ſchlimme Gelüſte und läßt das Vergnügen bis zum liebſten und ergiebigſten Segen in die Höhe wachſen. Sagt etwa Einer: ich habe mir Kenntniſſe nicht erwerben können, ſo täuſcht er ſich oder möchte Andre täuſchen. Viel Uebles giebt's und viel Uebles wird's künftig geben, denn ſogar das Vollkommenſte, könnt' es die Menſchheit haben, würde ſie in Unvollkommenes verkehren. Auch die Schulen hegen noch des Uebeln; aber ſo weit iſt's bei uns und in mehreren Ländern gediehen, daß jeder Lernbegierige lernen kann, und die Vorzeit nennt uns nicht wenige Gelehrte und Künſtler, die durch Mangel und Noth ſich nicht hindern ließen, die oberſten Stufen des Ruhms und der Würden zu erſteigen. Da lebte — um Einen zu erwähnen — im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Valentin Jameray Duval. Der war eines armen Bauern Sohn, verlor nächſtdem beide Eltern in ſeinem zehnten Lebensjahre, hütete, um ſich vor dem Verhungern zu ſchützen, jahrelang die Heerde, wurde aber doch unter Umſtänden der ſchwierigſten Art, unter Sorgen und Entbehrungen ein Gelehrter, um den ſich endlich Könige ſtritten, den man überall haben wollte. Ein ganzer Kerl, dieſer Duval, vom Wirbel bis zur Zehe! — einfach und beſcheiden auf ſeinem Raſenſitze als Hirt, wie auf dem Polſterſtuhl am Thron der Fürſten! Wodurch ſtieg er ſo? Weil er jede Gelegenheit ergriff und immer neue ſich ſchaffte, damit er lerne, und wahrhaftig! jetzt Kenntniſſe zu erlangen, iſt tauſendmal leichter als damals. Wenn man ſie aber trotzdem nicht erwirbt, ſo liegt die Schuld an der Schlaffheit, die wohl Geld und Genüſſe haben, doch nicht der edlen Hülfsmittel dazu ſich bemächtigen, nichts beim rechten Henkel erfaſſen und mit Ausdauer feſthalten kann. Steht es ſo, dann giebt's verdroſſene und gähnende Geſichter bei der Arbeit, beim Schänk-Tiſch nur zieht ſich der Vorhang der Unluſt vom Antlitz; und doch, iſt Einer geiſtig hohl, wird ihn die Murrköpfigkeit auch bald mitten im ſinnlichen Genuß überfallen. Hat man ja der Beiſpiele genug, daß Solche, denen die wiſſenſchaftlichen Unterſtützungen zu halbweg tüchtiger Arbeit fehlen, mitten im üppigſten Ueberfluß, bei ununterbrochenem Wohlleben, von der Lebensmüdigkeit bis zur Verzweiflung verfolgt und oft zu einem Jammerbilde werden, das bei ſeiner Lächerlichkeit kaum ein Mitleidsgefühl aufkommen läßt.



Der Ekel über ſich ſelber, entſtanden aus der Unfähigkeit, die Reize der Arbeit durch dazu gehörige Kenntniſſe zu entdecken, erzeugt Zuſtände, die in allerlei Begehren ausarten, ohne daß durch ihre Gewährung dem Uebel abzuhelfen iſt: denn alle wahre Hülfe für den Menſchen muß aus ſeinem Innerlichen, aus ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit kommen; wo aber Hohlheit und Verwirrung ſtatt der Kenntniſſe und Vernunft herrſchen, da treibt aller Unſinn in Blüthe, aus der nur giftige Frucht hervorgeht. Unter uns geſagt, ſeitdem man ſo viel von den Anſprüchen der Zeit ſchwatzt, bei welchen aber meiſt Jeder nur das meint, was er für ſeine Eigenſucht haben möchte, ſeitdem brachte man die Zuſtände um alle innere Bindung und Haltung, und hauptſächlich deshalb iſt die Geſammtheit ſo übel berathen. Daß der neueſte Zeitſinn jedenfalls noch mehr Mangel an Vernunft hat als Ihr an Arbeit, das bewies er Euch bei den Anforderungen, die er hinſichtlich Eurer entweder aus ſchlauer Abſichtlichkeit und mit Vorſpiegelung liebevoller Theilnahme, oder aus wohlmeinendem aber irregehendem blinden Eifer an die Regierungen ſtellte, wobei leere Gehirne, die für jeden ſich herumtreibenden Wahn Miethsplätze bereit haben, den Zeitſinn unterſtützten. Es drängten ſich Anforderungen auf, die nicht einmal aus eigener Unvernunft kamen, ſondern äffiſcher Nachahmung dienten. Ein Franzoſe des vorigen Jahrhunderts, der berühmte Helvetius, meinte: „wenn ſich die Affen langweilen könnten, müßten ſie Menſchen werden“; fürerſt ſcheint es aber viel richtiger, daß die Menſchen, wenn ſie ſich langweilen, Affen werden. So wurden denn namentlich unſre allerjüngſten Staats-Verbeſſerer, die ſich bei Allem, was ihre Pflicht wäre, vorzugsweiſe langweilen, jetzt mehr noch als ſonſt zu Affen des Fremdthums, und während ſie ſelbſt Knechte ausländiſcher Verkehrtheit ſind, wollen ſie für Helden der Freiheits- und Gleichheitsmacherei gehalten ſeyn, ohne zu begreifen, daß ihre ſogenannte Freiheit für die Einen immer Andere knechtet, ihre Gleichheit aber darin beſteht, daß möglichſt Alle ſo unſinnig werden ſollen, wie ſie es ſind.

Was ſagen ſolche Leute zu Euch? Laſſen wir des Spaßes wegen ein „Central-Comité für Arbeiter“ vortreten und vernehmen wir ſeine „Verlangen“ in Folgendem. „Erſtens: der Staat verpflichtet ſich, einem Jeden, der arbeiten will, eine den menſchlichen Bedürfniſſen angemeſſene Exiſtenz zu geben. Zweitens: der Staat verſorgt alle Hülfloſen, alſo auch die Invaliden der Arbeit. Drittens: der Staat übernimmt die unentgeltlich zu leiſtende Erziehung der Jugend nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten.“ — Sollen das wirklich Männer ſeyn, die ſo maaßlos kindiſch „verlangen“? Vorläufig müßte man von jenem deutſchen „Central-Comité für Arbeiter“ (das ſo träge iſt, ſich nicht einmal um eine deutſche Benennung für ſeinen Haupt-Verein, dem ich mehr Haupt und weniger Entzweiung mit geſunden Begriffen wünſche, zu bemühen) „verlangen“, es möge angeben, wie die erſte Forderung auszuführen ſey? „Der Staat iſt verpflichtet“ — wodurch? Nach der Gleichheit dürfte nun Jeder eine ſeinen „menſchlichen Bedürfniſſen angemeſſene Exiſtenz“ vom Staate fordern. Und wenn Einer nicht arbeiten will? Je nun, da wird er zu den Hülfloſen zu zählen ſeyn! Mithin wäre der Staat am Ende weiter nichts als eine Verſorgungs- und Vormunds-Anſtalt für ein verhunztes Volk, das faule Tage haben und alle Pflichten für Höllenſtrafen anſehen möchte. In Paris hat man in übergelehrter Faſelei

Staats-Werkſtätten angelegt, nach wenigen Monaten hießen die Regierungs-Säle der Arbeiter aber „Faullenzer-Stätten“ und es koſtete eine ungeheure Summe, damit die, welche den Staat zu unausführbaren Dingen verpflichten wollten, endlich einſehen lernten, was dem ſchlichten Menſchenverſtande nicht einen Augenblick zweifelhaft war, nämlich: die Mode-Klugheit mache die rieſenhafteſten Anſtrengungen und treibe die greulichſte Verſchwendung, eben nur um zu beweiſen, daß es ſündliche Albernheit ſey, zu glauben, der Staat könne als Arbeitgeber auch nur im Entfernteſten ſich mit dem Wetteifer im Volke meſſen. Außerdem aber bemerke ich auf das Erſtens und Zweitens des in Rede ſtehenden „Central-Comité“: Der rechte Mann, wenn er das Nöthige und Tüchtige gelernt hat — im andern Falle iſt er nur dem Erbarmen zu empfehlen — ſorgt für ſich ſelbſt, und ein Verein aller Arbeiter gleicher Art ſorgt durch allmälige geringe Beiträge für die arbeitsunfähig gewordenen Alten und Gebrechlichen ihres Geſchäftskreiſes. Das iſt ein ererbter rechtſchaffener Gebrauch. Unſre Vorfahren hätten ſich geſchämt, dem Staate eine Zwangs-Vormundſchaft hinſichtlich ihrer Arbeits-Kräfte zuzumuthen, und wer heut ein Mann und kein Taugenichts oder Schwindler iſt, wird ſich einer ſolchen lebenslänglichen Staats-Vormundſchaft gleichfalls ſchämen. Das dritte „Verlangen“ iſt inſofern richtig, als der Staat allerdings da aushelfen ſoll, wo eine Verwahrloſung der Jugend ſichtlich wird. Das hat er hier und dort gethan, obwohl nicht überall vom rechten geiſtigen Willen aus, alſo nicht zulänglich. Die Schulen müſſen ſich auch im vernünftig zeitgemäßen Fortſchritt begründen, ſich erweitern ganz nach dem Standpunkt und den Bedürfniſſen eines Volks unter der von ihm berufenen Mit-Verwaltung. Gewiß, wenn man fort und fort, gar oft nur zu ergiebigem Spiel mit Verdächtigungen, von Reactionairen, von Zurückdränglern ſpricht, dann ſollte man ſich wenigſtens hüten, die Erziehung der Jugend ausſchließlich dem Staat preis zu geben, ſie ihm ſogar als Pflicht zu übertragen, nur damit ſie „unentgeltlich“ werde. Denn es iſt wohl ſehr bedenklich und gefährlich, daß der Staat mit der ihm aufgedrängten Verpflichtung zu unentgeltlicher Erziehung durch dieſe bei der ganzen Jugend die Uebungs-Bahn zur Reaction, zum Rückgängigen, auf der breiteſten Grundlage hätte! Außerdem ſoll zum Heil der Menſchheit nicht vergeſſen werden, daß ein Vater Pflichten übernimmt, die er ernſt und innig erwogen haben muß, ehe er Kinder in die Welt ſetzt. Ein ſchlechter Kerl, der dieſe Pflichten gleich vorweg einem Andern, heiße dieſer Andere Staat, Hans oder Kunz, aufbürden will! ſein Mannes- und Ehrgefühl wäre mit einem Pfifferling zu theuer bezahlt!

Auch mit „erhöhtem Arbeitslohn“ und „vermehrten Mußeſtunden“ hat man Euch die Schlinge angelegt, in der Eure Ueberlegung erſticken ſoll, damit Ihr die Wände einrennt zu Prunkgemächern, in denen Eure Verführer ſich ſpreizen, herrſchen und Euch dann den Folgen Eurer Thorheit mit liſtig beſchwichtigenden Worten anheimgeben möchten. Denn das wiſſen jene Verführer wohl, daß Ihr Euch im Weſentlichen ſelbſt helfen müßt, ſie Euch nicht helfen können. Da ſie aber den graden, rechtſchaffenen Weg durch die Pforten zu jenen Prunkgemächern für ſich nicht offen finden, weil ſie in ihrem Fache ſtets ſchlechte Arbeiter und Müßiggänger waren, ſollt Ihr, verblendet durch ihre haltloſen Verheißungen, ſie mit Gewalt dorthin erheben, wo ſie gern ſeyn möchten. Prüfen wir aber einmal auch jene beiden Verheißungen!

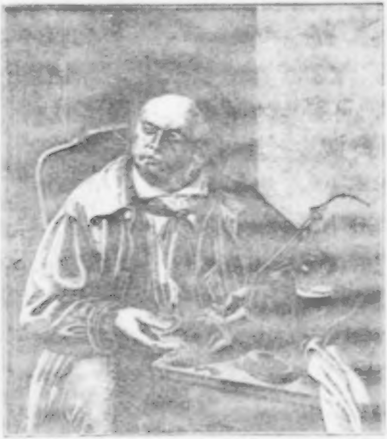
Unausbleibliche Folge jeder Lohn-Erhöhung iſt ein erhöhter Preis der Arbeits-Gegenſtände. Steigt nun der Tageslohn, wir wollen ſagen eines Tiſchlers, von zwanzig auf fünfundzwanzig Silbergroſchen, darf dies doch nicht etwa für die Hauptſtadt und für ein Handwerk ausſchließlich gelten, es muß ſich auf das ganze Land, auf alle Handwerker ausdehnen. Demnach muß nun jener Tiſchler Alles theurer bezahlen, er thue denn das Wunder, einſtweilen völlig unbekannte Verbrauchs-Erforderniſſe zu entdecken, die durch allgemeine Lohn-Erhöhung nicht auch im Preiſe ſteigen würden. Macht er nun danach ſeinen Ueberſchlag, ſo wird er zu der nicht beſonders tröſtlichen Erfahrung kommen, daß ſeine fünfundzwanzig Silbergroſchen von jetzt nicht mehr ausrichten, als ſeine zwanzig Silbergroſchen von ehemals, und er wird es mit geſunden fünf Sinnen nicht faſſen können, wie man um ein Ergebniß, das ſich endlich als gar kein Ergebniß darlegt, in vollem Ernſt einen ungeheuern europäiſchen Lärm anzetteln, von einer erhabenen Umſchaffung der Welt zum Glück der Arbeiter ſo entſetzlich viel Wortſchwall loslaſſen durfte, ehe man dahinter kam, daß hier nur der bis in alle Ewigkeit richtige Rechnungs-Satz vorliegt: Nichts mit Nichts geht auf! Und trotzdem hat man deshalb eine Arbeiter-Revolution veranlaßt? — Aufſtände für eine Ausbeute, die nicht werth iſt, daß Einer deshalb auch nur vom Stuhl aufſteht? Glaublich iſt's nicht, aber wahr iſt's doch, bis zur äußerſten Tollheit wahr! Denn es ſtrengen ſich ſogar noch fortwährend viele Vereine und reiſekoſtſpielige Verſammlungen an, um den überaus wichtigen Satz aufzufinden: Nichts mit Nichts geht auf! — Und nun die Stunde mehr, die dem Arbeiter zu ſeiner Muße-Zeit als Geſchenk hinzugefügt werden ſoll, wie ſteht's mit der? Daß er ſie immer oder auch nur oft nützlich verwende, das läßt ſich bei heutiger Genußſucht nur ein Schwärmer allenfalls träumen! Für einen Arbeiter, der ſich beeifert, dieſe Stunde zu ſeiner Ausbildung, oder, um geringerer Anforderung nicht auszuweichen, daheim zum Ausruhen zu verwenden, werden ſich zehn ſtellen laſſen, die den Lockungen des Vergnügens nicht widerſtehen, die ſich im Wirthshauſe und wohl noch an ſchlimmerem Ort die Zeit vertreiben. Für des Arbeiters Geldbeutel iſt nichts ſo abzehrend als ſeine Mußeſtunden;

hat er Familie, leidet dieſe am meiſten durch die Vergnügungen, die er nicht entbehren will, und wenn er mitunter des Sonntags arbeitet, gewinnt er ſchon deshalb den doppelten Tageslohn, weil er einen erwirbt und einen erſpart. Geht bei der Lohn-Erhöhung noch glücklich genug Nichts mit Nichts auf, durch die vermehrten Mußeſtunden kommen zu der unergiebigen Rechnung noch Schulden und Elend hinzu!

Denkt an den Ausſpruch des berühmten tüchtigen Arbeiters, Erfinders und nachherigen Staatsmannes Franklin! Der, als in Nord-Amerika auch von Schwindlern in die Köpfe der Arbeiter Unſinn und Unfug eingeimpft worden war, ſagte: „Ihr lieben Arbeits-Genoſſen, ein offner Kopf macht offne Bahn! Wer Euch aber einreden will, daß Ihr in anderer Weiſe, als durch Fleiß und Sparſamkeit auf einen grünen Zweig kommen könntet, der iſt ein Giftmiſcher, deſſen Einflößungen Euch Vernunft und Kraft lähmen, bis nichts übrig bleibt als Müßiggang und Elend!“

Daß ich nun meine Anſichten über die Arbeiter-Frage, mit der ſich bis jetzt ſcheinshalber ſehr Viele beſchäftigen, die nicht Luſt haben zu arbeiten, zum Schluß bringe, bemerke ich Euch, daß Ihr, um weiter zu kommen, beſonders drei Erforderniſſe Euch gehörig verſtärken müßt. Das Erſte ſind, wie ſchon erwähnt, Kenntniſſe in der Richtung zu allen ſchaffenden Thätigkeiten des Menſchen. Für dieſe muß das Volk vorweg in ſeinen Schulen ſorgen, und zwar ſo, daß die Natur-Wiſſenſchaften, die Anweiſung zum Benutzen der Naturkräfte, dann zunächſt die Weltgeſchichte, Haupt-Grundlagen werden. Das könnte nebenher in gar mancher anderen Hinſicht die Köpfe läutern und endlich ſogar die Glaubens-Wirren, die Unduldſamkeit über Räthſel, die bei allem Kampf und Haß Räthſel bleiben, in der Einigung auflöſen. Denn nur, wer möglichſt viel weiß, lernt begreifen, wo und wie ein allgemeiner Friede zu ſchließen iſt wegen der Dinge, die Keiner weiß und über die zu hadern dann eine offenbare Narrheit iſt. Aus jenen Kenntniſſen wird das zweite Erforderniß, Vernunft, zum Theil gleichſam wie von ſelbſt hervorgehen und in allſeitiger Beziehung ſich geſunder ausbilden. Sie wird — zum Beiſpiel — um an das uns jetzt Zunächſtliegende wieder anzuknüpfen — Euch höchſt deutlich aus einander ſetzen: daß in der Arbeit allein Bürgſchaft für des Menſchen Wohlfahrt zu ſuchen ſey, und zwar am ſicherſten nicht in der Tageslohn-, ſondern in der Accord (Vertrags)-Arbeit, denn bei ihr können Meiſter, Geſell und Aneiferung zum Fleiß am beſten beſtehen. Das dritte Erforderniß iſt Sittlichkeit. Alles Heil, und ſo auch das der Arbeiter, iſt am meiſten zerſtört worden durch ein immer zügelloſer gewordenes Abweichen von der Sittlichkeit, was Euch aber Eure Schmeichler verhehlen, weil ſie ſich überhaupt hüten müſſen, Euch die Wahrheit zu ſagen, ſonſt hielte man Euch ja nicht in der den Volks-Verführern zweckdienlichen Verblendung. Wenn Ihr in der Weltgedachte zugleich die Wandlungen in der Geschichte der Gewerbe sorgfältig betrachtet, würdet Ihr finden, daß deren Flor mit dem Stande der Sittlichkeit genau zusammenhängt: in den Zeiten der herrschenden Ehrbarkeit blühten die Gewerbe am schönsten und fruchtreichsten, und zu ihrer frischen Belebung ist voraussichtlich mehr noch die Reinigung der Sitten nöthig, als die plötzliche „Organisation“, oder gar das rasche dem Staate zugemuthete Zusammenhäufen der zum Theil ganz arbeitslosen Arbeiter. Habt Ihr Kenntnisse, Vernunft und Sittlichkeit, so macht Ihr unter Euch, wie es Männern geziemt, die Arbeiter-Frage am glücklichsten ab. Fehlen Euch diese drei Haupt-Erfordernisse, so könnt Ihr Euch selber nicht gehörig helfen, und am allerwenigsten kann es der Staat thun, wenn er sich zum alleinigen Arbeitgeber machte, alle Arbeitgeber vernichtete, dabei aber nichts als Pfuscherei zu Stande bringen würde, während er, um das Unhaltbare halten zu wollen, doch vom ganzen Volk Abgaben erheben und mit seinen Werkstätten endlich trotz alledem Bankerott machen müßte, zum Beweise, daß aus einem nichtigen Plan nur noch weniger als Nichts werden könne. Deshalb gelte nur mit Recht für Jeden, der ein Mann seyn will, der herzhafte Spruch unserer Vorfahren: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ Er hat aber geholfen, wenn der Weg zu Kenntnissen, Vernunft und Sittlichkeit vor Euch liegt, und er liegt vor Euch! Zur Vernunft und Sittlichkeit gehört aber in Eurer Stellung die Einsicht, daß Ihr Eins seyn sollt mit den Arbeitgebern, und daß Ihr besonders bei dem durch die Zeitumstände verminderten Verbrauch der Gewerbe-Erzeugnisse und durch den, ein Sinken der Preise zur natürlichen Folge habenden Ueberfluß derselben, diese Einsicht sehr wünschenswerth finden müßt, weil Ihr nur mit Schwierigkeit, ja oft nur mit Verlusten zu beschäftigen seyd, also nicht etwa der Werth Eurer Arbeit durch den Mangel an Arbeitern gesteigert wird.

Seht einmal unser Oberhaupt an, unsern Meister, wie wir zu sagen pflegen, der für uns zu sorgen hat! Meint Ihr, daß Der jetzt in der Glückseligkeit schwimmt? Weit ab davon! Er arbeitet, Ihr wißt's, den Tag über freudig und unermüdlich mit, dabei auch den Geist anstrengend in Anordnung und Leitung bald hier-, bald dorthin. Beobachtet ihn aber doch auch gelegentlich nach Feierabend, wenn er sein einfaches Mahl beendet und dann sinnend seine Pfeife ergreift. Da sieht er aus als spräch' er: „Bildet Ihr Euch etwa ein, nun theil' ich Eure Mühe? Ihr irrt Euch gewaltig! — Ich muß nun nachdenken und überlegen, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen ich das Werk und Euch in Thätigkeit erhalte, muß mich mühen, als klare Aussicht verschlechterten Verhältnissen mit Hülfsgedanken entgegen stemmen. Wie ermüdet ich mich spät auf mein Lager hinstrecke, unabweisliche Befürchtungen für Eure und meine Zukunft entfernen die Ruhe, und kommt endlich der



Schlemmer, der aufgeregte Geiſt wirft ihn oft wieder zurück und treibt zur Ermahnung von Nothwehr gegen die [illegible] Geſchäftsleuten. „Bei Gott! die Zeit hat nicht für Euch Arbeiter allein Laſten, ſie hat ihre, und mitunter die betrübendſten, auch für die Arbeitgeber, deren viele ſchon in den Theuerungs-Jahren 1846 und 1847 bedeutend zuſetzten, um ihre Werkſtätten nicht zu ſchließen, und von denen manche bereits bei aller Anſtrengung verarmten und noch verarmen werden. Deshalb iſt es — ich muß es gerade ſagen — Unvernunft und Grauſamkeit, eben jetzt von ihnen erhöhte Löhne erzwingen zu wollen, was nur geſchehen kann durch Dünkel und Anmaßung, die ihre Gewaltſtreiche für ein Vorrecht der Freiheit halten!“ — Seht ihn recht an, unſere Arbeitgeber, Ihr werdet ſolche wahrheitsvolle Aeußerungen in ſeinen Zügen leſen!

Hoffen wir Alle auf beſſere Zuſtände, und wider die ſchlimmen laßt uns [illegible] Bunde ankämpfen! Zu ſolchem Zweck eine Gemunterung zu wecken, will Euch — kommt her mit Euern unwirſchen Mienen! — unſer Rechnungs-Führer jetzt ein Liedchen einüben, das wir zuweilen ſingen können. Thut Ihr's anfangs mit langen, mißlaunen Geſichtern, die helle Luſt wird nachfolgen! — alſo trübſelig angefangen und luſtig geendet:

Ja, Brüder, ja, die Zeit iſt hart,
Doch hilft uns kein Gebrumm;
Es iſt 'mal unſere Gegenwart,
Man kommt nicht d'rum herum!

Nur ärger wird durch Grillenfang
Das Uebel angeknurrt,
Und kecker wüthet Schickſals-Zwang,
Wenn Einer knurrt und murrt.

Friſch vorwärts! — gegen Muckerei
Sey Jedermann ein Mann,
Und rückt die Hölle ſelbſt herbei,
Nur immer d'rauf und d'ran!

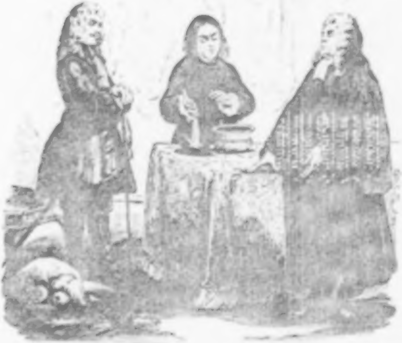
Denn wer mit Kraft im Bunde ſteht,
Der iſt ein eis'ner Wall;
Ob's d'runter dann und d'rüber geht,
Er ſtürzt nicht Knall und Fall! —

Und halten wir das Hirn geſund,
Daß uns kein Großmaul narrt,
Dann ſchreckt's nicht, wenn's im Erdenrund
Zuweilen knarrt und ſchnarrt! Og.

Schneider und Pfarrer.

(Zur Charakteriſtik der Zeit des großen Kurfürſten.)

Noch vor dem Befreiungs-Kriege von 1813 hatten Schneider und Schuhmacher nicht ſelten, als kleines Nebenhandwerk, die Jugend des Dorfes alle Tage zuſammen zu bannen und ihnen geleſerlich das A-B-C und das Buchſtabiren beizubringen; noch ſelber, nach dem dreißigjährigen Kriege, wo ganze Gegenden faſt menſchenleer waren und oft für vierzig und fünfzig Dörfer nur ein Paſtor ſich fand, wählte man ſogar gottesfürchtige Schneider zu Paſtoren. In der ganzen jetzigen Uckermark gab es nur einen einzigen Prediger, die übrigen waren alle von der Peſt hingerafft, und der Mangel an Seelſorgern ließ es überſehen, daß die Seelen mitunter ſehr ſchlecht verſorgt wurden. — Der große Kurfürſt verordnete indeß gleich nach dem weſtphäliſchen Frieden eine allgemeine Kirchen-Viſitation und ſtellte ſeinen Oberhofprediger, Magiſter Stoſch, an die Spitze derſelben. Der eifrige Diener des Herrn fand viele unſtudirte, unwiſſende Leute als Seelſorger, und in einem Städtchen der Kurmark gar ein Schneiderlein unter ihnen. An den Wochentagen ließ er von den gebrachten Zeugen viel in ſeine „Hölle" fallen und Sonntags machte er den Leuten die Hölle heiß durch Predigten, die er gut verlas aus einem alten Predigtbuche. Nur deshalb, weil er dieſes Predigtbuch beſaß, erkor ihn die Gemeinde zu ihrem Seelenhirten, und er hatte ſich bisher zu ihrer Zufriedenheit betragen. Da kam Magiſter Stoſchius im Amtsgewande, mit einer großen Perücke auf dem Haupt zu ihm, ſeine Gelehrſamkeit zu unterſuchen. Das Schneiderlein benahm ſich gegen Stoſchium wie gegen einen Collegen, was Stoſchium ſehr verdroß. Er ſuchte dem Schneider etwas am Zeuge zu flicken und that's auch, d. h. er ſetzte ihn ab, wozu er vom Kurfürſten Vollmacht hatte. Schneiderlein aber fühlte ſich als proteſtantiſcher Prediger und proteſtirte beim Kurfürſten eigenmündig. Der große Kurfürſt hörte ihn an und als großer Kurfürſt überwies er die Sache nicht an's Miniſterium, ſondern unterſuchte ſie ſelbſt. Stoſchius mußte zum Herrn Kurfürſten kommen, wo das Schneiderlein auch war. Der Kurfürſt fragte Stoſchium: warum er den Schneider ohne Grund ſeines Amtes, das ihm die Gemeinde übertragen, entſetzte. Stoſch ſagte, weil er nicht ſtudirt habe und nicht einmal die äußerlichen Formen der Glaubens-Gebräuche richtig kenne. Er wolle das Schneiderlein zum Beweiſe in des Kurfürſten Gegenwart examiniren. Nun hub er an: „Saget mir, Schneider, wie praktiziret Ihr die heiligen Sakramente?" Der Schneider hatte mehr als Schneidermuth und gab keck zur Antwort: „Ich praktizire ſie nach Brauch unſerer Kirche." — „So zeiget mir", fragte Stoſch weiter, „wie tauft man ein Kindlein?" — „Um Euch das zu zeigen", erwiederte der Schneider, „müßt Ihr mir ein Kindlein hierher bringen." Herr Stoſchius nahm ſein ſchwarzes Käpplein vom Haupte, legte es auf den Tiſch und ſprach: „Denkt Euch, dies wäre das Kindlein!" — Da ſprach das Schneiderlein: „So gebricht es mir noch an Waſſer." Der Kurfürſt ließ eine Schaale voll bringen und neben das Käpplein ſetzen. Jetzt verbeugte ſich das Schneider-



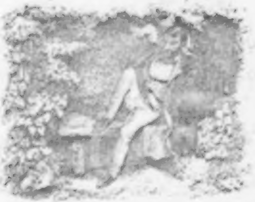
kein tief vor ſeinem Landesherrn und begann: „Auf Befehl Sr. Durchlaucht, meines gnädigſten Kurfürſten und Herrn, und dieweil es **Dominus Magister Stoschius** ſo befohlen haben, taufe ich dich Kärpflein“ (hiermit goß er eine bedeutende Menge Waſſer in daſſelbe) — „ich Kärpflein, daß du Kärpflein ſollſt heißen und bleiben, ſo lange ein Stück an dir iſt.“ — Deß lachte der große Kurfürſt, zog den Oberhofprediger Stoſchium bei Seite und flüſterte ihm wohlmeinend in's Ohr: „**Stoschie**, laſſet mir den Kerl gewähren, er iſt am Ende geſcheidter als Ihr, Hochwürden!“ — Dies ſteht in einem alten Buche: „Apophthegmata oder **CCLXXIV** ſcharfſinnige Verſtandesreden von M. ꝛc. L. Berlin 1705.“

Gefangen!

Der Stadt- und Landgerichts-Aſſeſſor Merlin war ſeit einiger Zeit mehr als je in ſich gekehrt, was im Jahr 1848 an Vielen bemerklich wurde, die Manches nicht begreifen konnten, was Andere zu begreifen vorgaben, in der Wahrheit es aber bleiben ließen. Benannter Aſſeſſor lebte in S**, einem ehedem thüringiſchen jetzt preußiſchen Städtchen, in welchem von den dreitauſend Einwohnern beinahe eine gleiche Anzahl — denn nur die Säuglinge konnten als Ausnahme gelten — ſich für große Politiker hielt, wie dies aus verſchiedenen Mauer-Anſchlägen hervorgehen ſollte. Nach dem Urtheil eines kleinen Reſtes nicht-politiſcher Leute bewieſen jedoch die Mauer-Anſchläge keinen anſchlägigen Kopf, ſondern einen ſolchen, der durch die Mauer wollte und ſich dadurch noch mehr beſchädigte. Werlin gehörte zu Denen, die ſo urtheilten, weshalb er denn gar gern in ſeiner Mußezeit dem Städtchen den Rücken kehrte und die Einſamkeit ſuchte. Zu dieſem Zweck hatte er ſich eine Vogelhütte, auch Vogeltränke genannt, angelegt, in welcher wir ihn auffinden an einem Junitage 1848, das aus einem Schalt- zum Scheitjahre geworden. Er ſaß da leiſe athmend und ohne ſich zu regen, nachdem er ſeine beiden Netze aufſtellte. Einen reichlichen Fang konnte er ſich verſprechen; die Einrichtungen waren ja ſchon im Frühlinge getroffen und es mußte eine Menge von Vögeln ſich an die Lock-Stelle gewöhnt haben. Vorſichtig war heut ſeinerſeits auch unterſucht: ob das klare Bächlein, das von ſeiner Tränke nach einem Wieſengrunde hinmurmelte, überall mit Reiſern verdeckt ſey, daß ja kein Vogel da naſchen und die an ſeinem Tränkherde im Rinnen verborgenen Netze vermeiden möge.

Erwartend ſaß alſo nun Werlin in der anmuthig mit Blumen umgebenen, aus Tannen-Reiſig gebildeten Hütte und lugte eine Weile unverwandten Blickes durch ein kleines Guckloch nach dem Herde hinaus, ward aber bald von dem Leben an dieſer Stätte abgezogen. Scheue Finken, niedliche Rothſchwänzchen, die bunte Goldammer und die poſſierliche Kohlmeiſe umſchwärmen hurtig den Platz, trinken, baden ſich, necken, verfolgen einander, und, da doch nun einmal der Friede von der Erde gewichen, beißen ſich wechſelsweiſe aus dem Waſſerbecken. Auch der ernſte Nußhäher erſcheint, ſogar die höchſt vorſichtige Ringeltaube, des Vogelſtellers erwünſchteſter Fang, fliegt rauſchend daher, ohne daß unſer in ſich ſelbſt verſunkener Aſſeſſor von all dieſem Getümmel Kenntniß nimmt. Doch jetzt, unwillkürlich von ſeinem Sitze ſich erhebend, blickt er durch das Guckfenſter an der hintern Wand ſeiner Hütte hinaus in's Freie; er ſieht dabei ſehr düſter aus und vernehmlich folgt ein Seufzer dem andern. So willenlos, wie er vorhin ſein Bänkchen verlaſſen, nimmt er es jetzt wieder ein, wähnt, daß eine Cigarre ihn in beſſere Stimmung verſetzen werde, und ſchaut nun, ſtarke Rauchwolken von ſich blaſend, ſtarr vor ſich hin.

Was iſt dem Träumer, dem Grillenfänger? — Ach, er ſoll nach der Hauptſtadt, „wegen Beförderung“, muß ſich binnen



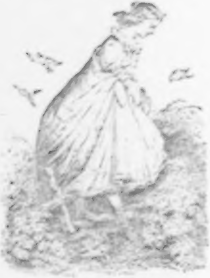
heut und morgen darüber entſcheiden und wirft nun die Frage in ſeinem Kopf herum: gehſt du lieber, dem Staatsdienſt entſagend, nach deinem Gütchen, das dich leidlich ernährt, oder willſt du in die Strudel der Neuzeit hinein? Er ſinnt und ſinnt und endlich geräth er in ein Selbſtgeſpräch. „Merlin“ — ſagt er — „was iſt aus dir geworden! Haſt dich zwar allzeit von dem Geräuſch der Geſellſchaften entfernt, war'ſt aber doch immer heiter, wenn dir auch im ſchauerlichen Wald oder auf heimlichem Thalgrunde am wohlſten wurde! Und jetzt nach der Hauptſtadt! Was ſollſt du da? Die Zeit, die mir freilich nicht gefällt, iſt, wie man ſagt, groß: ich mag's weder beſtreiten, noch beſtätigen, obwohl mir ein Umſtand ſehr auffällt, der nämlich: die Menſchen ſind jedenfalls klein. Ein einziger ganzer Mann, und alle Halb- und Viertels-Männer, alle Bruch-Weisheit und zerfahrene Dummheit flößen in eine Maſſe zuſammen, die mit willen- und bewußtloſer Bewunderung nichts thäte, als was der ganze Mann gethan haben wollte, wenn er es nur dahin brächte, daß die Maſſe glaubte, es geſchähe Alles für, und Alles, ſogar das Kluge und Gute, durch ſie. Der ganze Mann fehlt; wo ich bin, würde er gleichfalls noch fehlen, und es verſucht ſich von den Halblingen Einer nach dem Anderen ohne rechten Erfolg. Jetzt iſt offenbar nur beliebt, wer noch nichts gethan hat; ſobald aber eine That von ihm vorhanden, wird er dieſer oder jener Partei verdächtig, und in Tagen, wo man zwar Entſchiedenheit verlangt, ſie aber, wenn ſie einmal hervortritt, unerträglich findet, iſt grade das Beſte am meiſten verdächtig. Himmel, ich nach der Hauptſtadt! Und gethan hab' ich noch nichts, was mich wirklich auszeichnete, da könnte der Teufel ſein Spiel treiben und ich ſollte auch in unverantwortlicher Haſt verantwortlicher Miniſter werden!“ — Sichtlich zuckte ein Schreck durch Merlin's Glieder und er fuhr haſtiger fort: „Miniſter! Herr, dieſen Kelch laß' an mir vorübergehen, denn ſein Inhalt iſt gallenbitter! Verantwortlicher Miniſter eines ſouverainen, eines ſelbſtherrſchenden Volks, wovon ſich die Wenigſten ſelbſt zu beherrſchen wiſſen und wovon nicht Wenige täglich Unverantwortliches begehen; — da iſt es ja keine Möglichkeit, jezt auch nur acht Tage hinweg zu kommen über die Schwulſtrede; das Miniſterium hat ſich unmöglich gemacht! — denn man verlangt von ihm das Unmögliche, und manche Abgeordnete ordnen ſich von der Einſicht ſo ab, daß ihr Beſchluß ein Thor-Schluß gegen alle Vernunft und Erfahrung iſt! Und nun die Interpellationen, die Zwiſchenbellereien, um es deutſch auszudrücken — mir wird ſiedend heiß! Nein, ich ſetze mich nicht in die Verlegenheit, Miniſter werden zu ſollen, ich mag die „Interpellations", das „impossible" und alle Schwulſtreden, die unzweifelhaft für Miniſter im Gange erhalten werden, weil es Pariſer Modewörter ſind, nicht über mich ergehen laſſen; ich beſcheide mich gleich ſelber mit der Interpellation, mich als Miniſter unmöglich zu machen: ich flüchte nach meinem Gütchen — fahr' hin, Staats- oder Volksdienſt! Ich will — du mein Himmel, was will ich denn eigentlich?"

Werlin verſank wieder in Nachdenken und in weiter ſchwärmende Träumereien, zum Heil der draußen ſich ergötzenden Finken, Rothkehlchen, Kohlmeiſen, Nußhäher und Ringeltauben; denn er vergaß, die Netze über ſie zuſammen zu ziehen und ſie ihrer Freiheit zu berauben. Plötzlich aber warf er den Kopf in die Höhe; es drangen Töne zu ihm her, die ihm anfangs unverſtändlich blieben, ſich dann näherten, bis er endlich von der lieblichſten Stimme den Volksgeſang vernahm:

„Wenn zu meinem Schatz du kommſt,
Sag': ich ließ' ihn grüßen.
Wenn er fraget: wie mir's geht,
Sag': auf leichten Füßen;
Wenn er fraget: ob ich krank,
Sag': an ſchweren Sorgen;
Wenn er an zu weinen fangt,
Sag': ich käme morgen!"

Immer deutlicher geworden waren die neckiſch ſchönen Töne, und aufgeregten Herzens wünſchte der höchlich Ueberraſchte, zu erfahren, wer die Sängerin ſeyn möge, wobei ſeine lebhafte Phantaſie ſich bereits mit ihrem Bilde beſchäftigte. Jezt verſtummte das Lied, leichte Tritte rauſchten im Laube, mit geſpannter Neugier blickte Werlin durch das Guckloch, und ſiehe: ein ſchönes Mädchen ſteht hinter des Platzes Umzäunung. Staunend, hier im dichten Walde eine ſo freundliche Anlage zu finden, ſchaut die blühende Jungfrau über einen blühenden Roſenbuſch ſich im Gehege um. Vor Vergnügen ſtrahlend, ergötzen ihre unſchuldsvollen dunkelbraunen Augen ſich an dem Blumenſchatz des kleinen Raumes, und ſie kann es nicht laſſen, in Verwunderung die netten

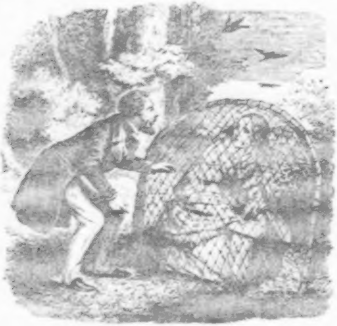
Händchen zuſammen zu ſchlagen und dabei auszurufen: „Herr Je, wie allerliebſt!“ — Im Kampfe mit ſeinen Gefühlen: ſoll er ſich zeigen, ſoll er nicht? lugt Merlin nach der reizenden Erſcheinung, und obwohl er ſchon den Fuß erhob, hat er doch nicht den Muth, hervor zu treten; er war immer blöde geweſen den ſchönen Töchtern Eva's gegenüber, und auch jetzt wich der Fuß ſchon wieder zurück. Indeß machte die Maid, die ihren, mit einigen blauen Kornblumen geſchmückten Hut am Arme hangend trug und die Fülle ihrer Locken dem zärtlichen Spiel ſäuſelnder Lüfte preis gab, Anſtalt, über die niedrige Umhegung des Platzes hinwegzukommen. Mit den Händchen den türkisblauen Ueberwurf zurück-



ſchiebend und das weiße Kleid etwas aufnehmend, ſtand ſie bald mit einem Füßchen auf einer der Holzlagen, hob und ſtreckte das andere, gab ſich einen Schwung, und herüber war ſie! Wie eine Beſiegerin mächtiger Hinderniſſe ſtand ſie einen Augenblick lächelnd im Gehege, dann, ohne dem jetzt im Entzücken noch unbehülflicher gewordenen Lauſcher Zeit zur Warnung zu laſſen, eilt ſie in den Bereich der trügeriſchen Netze und beugt ſich nach den am Waſſerboden blühenden liebäugelnden Vergißmeinnicht. Kaum aber greift ihr Händchen hinunter nach der allen Mädchen wohlgefälligen Blume, da ſchlagen die Netze, durch einen Fuß der ſich bückenden Jungfrau von ihren Feſſeln befreit, über ſie zuſammen, und das erſchrockene Kind war gefangen. Ihr lauter Angſtſchrei bringt den beſtürzten Vogelſteller ganz außer Faſſung. Statt ſich der Jammernden zu zeigen und ſie raſch zu befreien, rennt er in der Hütte umher, und fährt endlich, halb verzweifelnd, gar mit dem

Kopfe durch das von dem gewaltſamen Anfall ſich erweiternde Guckloch, worüber die Gefangene in noch verſtärktes Entſetzen geräth und bitterlich zu weinen beginnt.

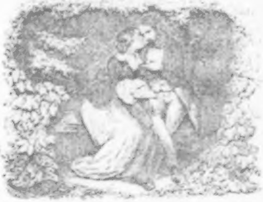
„Seyn Sie doch nicht ſo außer ſich, verehrtes Fräulein!“ ſtammelte jetzt Werlin, und wußte nun doch wenigſtens die Thür zu finden, um zu ihr heraus zu treten. „Gewiß“, fuhr er fort, „ich bin ſelber ſo erſchrocken über eine Erſcheinung, die, ich muß es ſagen, mir wie vom Himmel kommt.“ — „Ach“, entgegnete die Umgarnte, „ich bin nichts als ein armes vorwitziges Erdenkind, ein närriſches Mädchen, das durch unbedachtſame Neugier und leidenſchaftliche Blumenliebhaberei in dieſen Zauberkreis getrieben ward!“

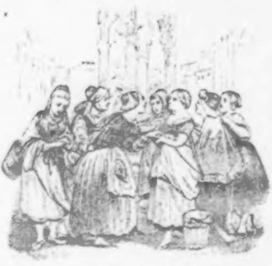


Mit unſicherer Eile ging nun Werlin an's Werk, den köſtlichen Fang aus den Netzen zu löſen, wobei er unfreiwillig die Stirn der Holden und ihre Hände berührte. Nach und nach, als die Schöne wieder frei daſteht, gewinnt er durch wechſelſeitige Fragen und Antworten den Muth, ihr das Innere ſeiner Hütte zu zeigen und über den Zweck dieſer Anſtalt Auskunft zu geben; ja er wagt endlich ſogar, ihr einen bedeutſamen Strauß von Roſen und Vergißmeinnicht zu winden. Als ſie dieſen mit anmuthiger Freundlichkeit angenommen und an ihre wogende Bruſt gepflanzt, bietet der Glückliche ihr den Arm, ſie nach Hauſe zu geleiten: denn ſie iſt ja noch obenein aus ſeinem jetzigen Wohnorte.

Seiner Netze und des ſonſtigen Stellgeräthes uneingedenk, wandelt nunmehr der Beneidenswerthe mit der holden Maid Arm in Arm dahin, die weiteſten Umwege einſchlagend und in traulichem Geſpräch mit ihr die ganze Welt vergeſſend. So gelangen ſie an das Thor des Städtchens, ohne vor Wonne daran zu denken, daß ſie der Neugier und Klätſcherei der Kleinſtädter ſich ausſetzen, und der überglückliche junge Mann begleitete die Jungfrau ohne Umſtände ſogar bis an ihre Wohnung.

Und es begab ſich, daß Werlin in den nächſten Tagen, auf ſein oft wiederholtes Bitten, mehrmals ſeine ehemalige Gefangene, die jetzt ihn zum Gefangenen gemacht hatte, in der Waldhütte bei ſich ſah. Beide dachten gar nicht mehr an die ſchon ſehr ſpähend gewordenen Verräther-Augen, ſondern nur an ſich und den Himmel ihrer Zukunft, deſſen Seligkeit der Aſſeſſor noch beſſer auszumalen verſtand als ſeine Furcht vor der Miniſterſchaft. Eine Woche ſpäter hatte von dem Pärchen die dienſtbare weibliche Welt in S** Erſtaunliches zu erzählen, wenn ſie am Marktbrunnen zuſammenkam. Denn dort iſt noch immer der meiſt aus Frauen beſtehende Haupt-Klatſch-Klubb der Städtchen, ausgenommen derer, wo eine Druckerei es bis zu Mauer-Anſchlägen gebracht und dadurch einen Ecken-Klatſch-Klubb hervorgerufen hat. Hier beſteht dann die Klatſch-Menge meiſt aus Geſchöpfen, die ausſehen wie Männer, welche Benennung aber, wenn man ſie ſchwatzen hört, nicht jederzeit zu verantworten iſt. Zu jenem Marktbrunnen kam nun eines Morgens Guſtel, des Kämmerers Haushälterin, um keuchend der zungenfertigen Verſammlung zu prophezeien, daß Rektors Hannchen und Aſſeſſor Werlin übermorgen verlobt ſeyn würden. Und das alte Dirnlein hatte ſich nicht getäuſcht, denn nach zwei Tagen flog ein Lohndiener mit den Verlobungskarten nach den Wohnungen der Ehrhabendſten im Städtchen.

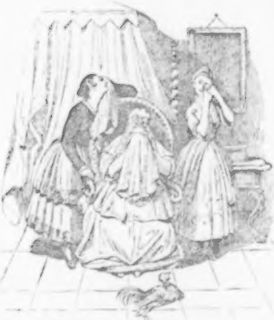




Werlin und ſein Hannchen ſind jetzt heitere Bewohner ihres Gütchens und noch ſagt der entzückte Gatte: „Gott ſey Dank, daß ich nicht in der Hauptſtadt, nicht Akten-Vermehrer und nicht Miniſter, ſondern ein unbeſchränkt glücklicher Hausherr mit zwar beſchränkten, aber doch ausreichenden Mitteln und ein freier Mann in meinem Eigenthum bin!“ Sd.

Man faſſe nur den rechten Sinn!

Umſtehend zeigt ſich **Oſterwald's** Bild zu **Gellert's** Fabel: „Die ſchlauen Mädchen.“ Dieſe haben den Haushahn umgebracht, weil ihre Baſe ſie bei dem erſten Hahnruf weckte, ſie aber in allen Dingen, alſo auch bei Schlaf und Arbeit, oder vielmehr Nicht-Arbeit, ſich nach ihrem unbeſchränkten Belieben richten wollten. Was geſchah aber nun! Die ſchlafloſe Alte, ihrer Hahnrufs-Uhr beraubt, weckt die Schweſtern ſchon um Mitternacht, ſo daß ihnen die Laſt, nicht die Freiheit in's Wachsthum gekommen iſt, und wenn ſie hier, die Folgen ihrer That noch nicht kennend, verſtellt weinen und heimlich ſchadenfroh lachen, das Weinen muß bald bittrer Ernſt werden! — Gellert's Fabel iſt ein Jahrhundert alt, ein ſolches Jahrhundert, das ſich begreiflich für das weiſeſte hält, denn es iſt ja das jüngſte! — ihr Sinn aber hat keinen vergänglichen, ſondern einen tieferen, ja einen jetzt weltgeſchichtlichen Einfluß und Inhalt entwickelt. Die Alte — macht man die Fabel ſich recht deutlich — iſt die ehemalige rege Sorglichkeit, die ihre Angehörigen, Arbeitſamkeit und Pünktlichkeit, mit Wachſamkeit beherrſcht, als deren Wahrzeichen bekanntlich der Hahn gilt. Mutter Sorgſam kann aber nicht durchgreifen, denn die Fräuleins Arbeitſam und Pünktlich wurden ihres Berufs, ſo wie der Wachſam-



keit überdrüſſig, brachten dieſe um und veränderten ſich in Fräulein Läſſig und Ungebunden, worüber die ehrſame Sorglichkeit mit Recht ihr Haupt verhüllt. — Die Mahnung der Wachſamkeit iſt verſchollen, man will jetzt — vielleicht im beſten Fall! — ſpät zur Arbeit, früh davon, und wenn ſie nicht vorwärts kommt, oder nichts taugt, ſoll auch kein Hahn danach krähen; denn die neueſte Lehre über den Umgang mit Menſchen ruft uns an allen Ecken und Enden zu:

„Wer Hahn im Korb ſeyn will, muß kräh'n:
Ein Jeder iſt jetzt ſouverain!“ —

Möge die alte Sorglichkeit bald wieder unverhüllte Augen, die alte Wachſamkeit ein rührig Leben haben; möge alles Volk lieb und werth halten, was auf der Haustafel unſrer Voreltern ſtand:

„Der weiſe Salomo,
Ihr Leute, ſprach ſchon ſo:
Arbeit wird Ruh' gebären
Und Vorrath Euch gewähren;
Wo ſie das Haus bewacht,
Kann Mangel nicht hinein.
Wer ſie läßt außer Acht,
Der ſoll im Mangel ſeyn! —
Der weiſe Salomo,
Ihr Leute, ſprach ſchon ſo!“

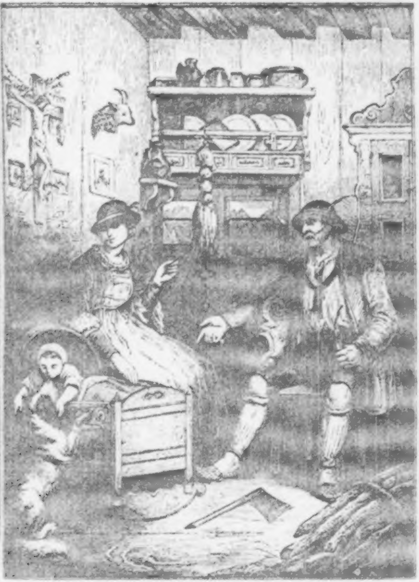
C. Rienitz.

Reiſe-Erinnerung.

Bei meiner erſten Reiſe durch Tyrol kam ich, als es bereits ſtark herbſtete, auch nach deſſen ſiebentem Kreiſe, nach Vorarlberg. In Bregenz, aufgetragener Geſchäfte wegen, eine Zeitlang eingewohnt, machte ich Ausflüge hier- und dorthin, ſo auch nach der Alpe Hirſchberg, ein paar Stunden von jener Stadt. Da begegnete mir eines Tages ein Tyroler, der mir unaufgefordert faſt fünf Stunden als tüchtig unterrichteter Führer diente und als ich ihm dafür erkenntlich ſeyn wollte, nahm er keinen Lohn an; „denn“, ſagte er, „ich ging freiwillig und gern mit Euch, hab' mich nicht verdungen.“ Der etwa dreißig Jahre alte Mann, eine kräftige Geſtalt, hatte mir gefallen und ſo fragte ich ihn nach Namen und Wohnung. Ich erfuhr, er heiße Rupert Netzer, und ſein Häuschen, auf der Höhe gelegen, gehörte zu einem Dorf, das ſich Thalab meinen Blicken zeigte, als wir von entgegengeſetzter Seite den Berg beſtiegen hatten. Wie wir noch im Geſpräch waren, kam ihm ſein Weibchen entgegen, das zwar im bleichen Geſicht Spuren erlittener Schmerzen, aber doch jugendliche Anmuth zeigte, die ſich auch in der ſchlanken Geſtalt nicht verleugnete. Er ſagte ihr: daß er noch Holz eintragen müſſe aus der Gemeinde-Waldung und fragte: ob ich vielleicht derweil eintreten möge in ihre Stube. Seine Anna — ſo nannt' er das Weibchen — fügte ſogleich ihr „Bitte ſchön!“ mit herzigem Ton hinzu; ich durft' es jedoch nicht annehmen, weil man mich in Bregenz erwartete und ich ſchon bei dem Herumſchlendern nicht ſtreng die Zeit zu bemeſſen wußte. — „Ich dank' Euch, Ihr Lieben!“ ſagt' ich; „Amtswegen hab' ich jetzt zu eilen, auch bald die Gegend zu verlaſſen. Es währt indeß, mein' ich, nicht lange, dann bin ich abermals hier und beſuch' Euch ganz gewiß!“ Sichtlich freuten ſich deß Beide und ich hatte nun mit Rupert Netzer noch eine Strecke gleichen Weges. Als wir bergab ſchritten, bemerkte ich: „Eine Laſt Holz oder Anderes da zu Euch hinauf zu tragen, iſt doch kein gering Stück Arbeit!“ — „Ach, Herr“, erwiederte er, „bin's gewohnt, wie überhaupt der Arbeit. Wenn's Frühjahr rückkehrt, zieh' ich, wie immer, wieder nach der Schweiz, dort meine Dienſte zu thun, denn ich bin ein gelernter Maurer. Da nehm' ich Laſt mit und bringe Laſt daher auf meinen Schultern, dem Gewicht nach ſchwerer als die ſchwerſte meines Lebens!“ — Dies klang mir geräthſelt und ich fragte: wie dies zu deuten! — „Ja, lieber Herr, wenn ich hier hinunter ſteige in's Dorf, muß ich mich immer meines ſauerſten Ganges erinnern, und das war der, als ich im März unſer einzig Kind, unſern Meinrad, zu Grabe trug. Er war erſt zwei Jahr und ein paar Tage alt, als er ſtarb. Ich zimmerte ſelber ihm ſein

Särglein und das Kreuz dort auf dem Kirchhofe; — nun, Ihr könnt's nicht herausfinden, aber meinem Aug' entgeht's an keinem Tage. Ach, Herr, als ich das Särglein ſelber hinabtrug, es war eine Laſt, gering für meine Kraft, aber mir ward's die ſchwerſte, ſchwerer mit jedem Tritt, daß ich meinte zuſammenbrechen zu müſſen. Das Denken an jene Stunde drückt noch ſtetig auf mich ein, und der Anna, ſonſt ſo munter und flink wie das Vöglein im Feld und Buſch, ward's auch ſeitdem nicht mehr frei zu Muth; denn immer herzfälliger iſt's uns, daß da unten unſre beſte Freud' zu Staub wird!" — Rupert konnte ſein Leid nicht bergen und mich ergriff der tiefe Schmerz des Mannes, der ausſah, als gehöre das Ungewöhnlichſte dazu, ihn zu erſchüttern und der doch jetzt im Erinnern an ſein Kind der Thränen ſich nicht erwehren konnte. Des Troſtes konnt' ich da nicht haben, ich empfahl im Stillen den mir werth gewordenen Rupert Metzer einer verſöhnenden Zukunft und drückte ihm theilnehmend die dargebotene Hand, als der Pfad zum Walde ihn ſeitab führte und er ſich von mir verabſchiedete. Ich wußte nun auch, weshalb Anna ſo leidvoll ausſah; noch ſo jung — denn gewiß war ſie wenig über die Zwanzig hinaus — hatte ſie den herbſten Gram im Mutterherzen. Menſchliche Freud' iſt flüchtig und es bedarf keines ſo harten Verluſtes, ſie zu verſcheuchen. Gar oft thut's ein unſanft Wort und darum ſollen wir jedem frohen Geſicht mit Schonung begegnen, wohl bedenkend, daß wir ein trauriges nur ſelten aufzuheitern vermögen.

Im nächſten Herbſt ſchon gedacht' ich abermals in jener Gegend zu ſeyn, es verzog ſich jedoch mehr und mehr, ſo daß es erſt nach faſt drei Jahren geſchehen konnte. Jenes Paar ſtand indeß feſt in meinem Gedächtniß, wußt' ich auch eigentlich ſehr wenig von ihm, und ſobald ich konnte, eilte ich nach dem Hirſchberg und Hirſchthal. Es war noch früh am Tage, als ich vor dem Häuschen ſtand, das mich, der ich im Getümmel des Lebens und bei herben Erfahrungen eben auch ſchon Sehnſucht nach dem Frieden der Einfachheit und Abgeſchiedenheit empfand, mit der lieblichen Stille in ſeiner Umgebung und dem weiten Blicke in die Natur hinaus und über viele Wohnungen der Menſchen hinweg ſehr anheimelte. Unwillkürlich trat ich ſacht auf und klopfte im Flur leiſe an die Thür. „Herein nur!" klang es zweiſtimmig drinnen und was ich ſah, als ich in der offnen Thür ſtand, hab' ich mir im Bilde aufbewahrt: es iſt ein traulich Familien-Bild. Anna ſaß am Spinnrocken und blickte in einem, zwiſchen Wonne und Weh getheilten Ausdruck auf das kleine Bettchen ihrer Gertrud — den Namen erfuhr ich ſpäter — die zärtlich mit dem Haushunde ſpielte, dem das Hätſcheln und Streicheln ſo behagte, daß er mich, den Fremden, nicht mit Gebell beläſtigte. Rupert Metzer hatte im Anſchauen ſeines häuslichen Glückes ſein Pfeifchen ausgehen laſ-

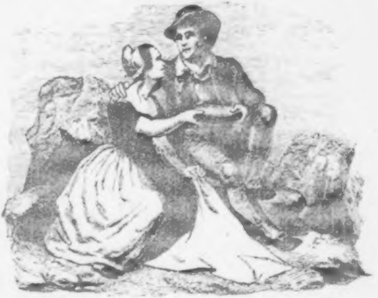


ten und ſchien es auch vergeſſen zu haben, daß er hatte Holz ſpalten wollen. Ich wurde von dem Ehepaar augenblicklich erkannt und freundlich belobt, daß ich endlich doch Wort gehalten, bald darauf aber mit Schmunzeln geſcholten, weil ich kleine Gaben, Dinge, die in jener Gegend ſelten, auspackte. Die Verſöhnung war aber gleich zur Hand, als ich mir den Rupert zum Führer ausbat, da ich Forſchungen zu machen hatte über das ehemalige Nonnen-Kloſter Hirſchthal, das beinahe vier Jahrhunderte in dieſer Gegend ſtand und im Jahre 1796 abbrannte, von dem aber noch Seiten-Gebäude gerettet wurden. Rupert war noch viel berühriger als vor drei Jahren und hatte gar Großes zu erzählen von ſeinem anſcheinend ſo beſchränkten Glück. Als er aber den Kirchhof im Auge hatte, rief er doch aus: „Ach, wie ſchön wär's, wenn der Meinart all' die Freude mit uns erlebte!“ — Beruhigter als bei dem erſten Beſuch verließ ich dieſe Alpe, die für Rupert und Anna jetzt die Stätte des Glücks iſt und ſagte zu mir ſelbſt: Die Zeit vernichtet viele unſerer Hoffnungen, wiegt aber auch unſre Sorgen, unſern Gram in Schlummer. Wir würden die Freuden gewiß nicht gebührend zu ſchätzen wiſſen, hätten wir nicht an ihre Vergänglichkeit zu denken, und ſie leuchteten nicht ſo hell, fehlte ihnen der dunkle Hintergrund des Leids und der Schmerzen. H. Simmern.

Verſchiedener Muth.

In Etretta — es iſt ein unbedeutender Küſten-Ort der Normandie — lebte im Jahr 1809 Pierre Mouſſon, ein junger, kräftiger Fiſcher, und in einem Nachbarhauſe Jeannette, ſiebzehn Jahr alt, ein hübſches, lebensluſtiges Mädchen, das Pierre durch und durch wunderſchön fand. Sie heirathen, das wollte er, aber nächſtdem wollte er etwas nicht. „Ich werde nicht Soldat und mag es nicht ſeyn!“ ſprach er, und das war zur Zeit des Kaiſerreichs, wo die Trotzigſten wohl eben ſo ſprachen und dann doch Soldaten wurden. Pierre aber blieb dabei: „Ich werde nicht Soldat; mir gefällt weder die ſteife Halsbinde noch die knappe Montirung; mir gefällt meine Barke, und mein Netz iſt mir lieber als die Muskete. Ich werde nicht Soldat; derweil ich fort bin — man hat dergleichen oft erlebt! — heirathet mir wohl gar Einer meine Jeannette weg; ich käme dann nach Haus, hätte vielleicht einen Arm oder ein Bein verloren, und, was das Schlimmſte wäre, die Jeannette obendrein! Mag Soldat werden, wer will, ich laſſ' es bleiben!“

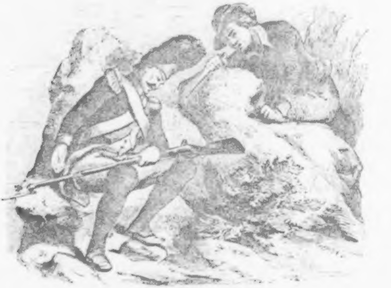
Das Loos bei der Conſcription traf aber den Pierre. Als der Trommelwirbel rief, verließ er ſein Haus, wie ſeine Gefährten thaten; er nahm auch ein Ränzel mit, voll von Lebensmitteln, ganz unten aber lag eine Haarlocke von Jeannetten wohl eingewickelt. So zog er fort bei dem Ruf der Trommel, aber nicht nach dem Sammelplatz; er kletterte die Felſen des Geſtades hinan mit der geübteſten Anſtrengung und erreichte eine Höhe, die nur der Adler erſchwingt oder allenfalls ein Mann, der um jeden Preis ſeinem Starrſinn folgen will. Drei Tage hielt er ſich ſchon dort, nicht ohne in nächtigen Stunden Jeannetten auf halber Höhe entgegen gegangen zu ſeyn und immer mehr Eßbares



herbeigeſchafft zu haben, das er in ſeinem Zufluchtsort aufſpeicherte. Er war indeß geſehen worden, man verfolgte die Spur, wollte ſich ſeiner bemächtigen; der Erſte aber, der ihm zu nahe kam, erhielt einen ſolchen Steinwurf, daß er kopfüber einen raſchen Rückweg machte und ſich im Meere verlor. Den zur Gefangennehmung Pierre's Befehligten wurde geſagt: „Pierre muß Soldat werden, es iſt des Kaiſers Befehl!“ Wenn man ihm aber dies zurief, entgegnete er: „Ich muß nicht Soldat werden, das iſt mein Befehl und Jeannetten's!“

Von Neuem verſuchten es Einzelne, die Felsklippen zu erſteigen; Pierre verſtand es aber vortrefflich, Steine hinab zu rollen und zu ſchleudern, in deren Gefolge immer ein Menſch mit hinunter kam, ſo zugerichtet, daß er kaum wieder auf die Beine, viel weniger den Felſen hinan konnte. Die Weisheit der Angreifer beſchloß das Aushungern; alle Zugänge wurden beſetzt und Pierre ſah nun weder Jeannetten noch friſche Lebensmittel. Die Sache ſtand bedenklich; — da aber kam dennoch ſein Mädchen, das jeden Zugang beſſer kannte als die Belagerer. Jeannette ſchlich in finſterer Nacht ſich durch, barfuß, um feſter zu ſtehen auf gefährlichem Wege; ſo weit ſie konnte, kletterte ſie empor und er zog zuletzt an einem Strick das Päckchen zu ſich, worin ſie ihm den ganzen Vorrath ihrer Küche brachte. Bald erregte ſie jedoch Verdacht und wurde unter ſtrenge Aufſicht geſtellt, und da den Belagerern die Geduld ausging, ermächtigte man ſie, auf Pierre zu ſchießen; Pierre's Glück gegen die Kugeln war aber ſo groß, daß man den Plan des Aushungerns doch wieder für das Beſte erachtete.

Da ging es endlich oben an ein Faſten; Pierre überlegte bei jedem Biſſen und überlegte noch bei dem letzten, nachdem er bereits ein paar Tage ſeinen Magen immer knapper gehalten hatte. Er verſuchte es nun mit Kräutern, die ſparſam genug dort oben wachſen, kam dabei aber mehr und mehr von Kräften. Jetzt faßte er ſeinen Entſchluß. Er verwundete ſich ſelbſt am Arm, färbte ſein Hemde mit dem Blut, wickelte es um die ſchweren Schuhe, damit es nicht dem Winde preis gegeben ſey, und warf es von der Höhe dahin, wo er Strand ſah. Es war Mitternacht geworden, alle Zugänge, das wußte er, hatte man beſetzt, er rechnete aber darauf, die ermüdeten Wachen ſchlafend zu finden; ſo war's



auch. Vier Meſſerſtiche verhinderten den Wächter, den er traf, am Erwachen; den Leichnam warf er in die Fluth. Jetzt ſuchte er ſein Hemde, beſchwerte es noch mit Steinen und ſenkte es in's

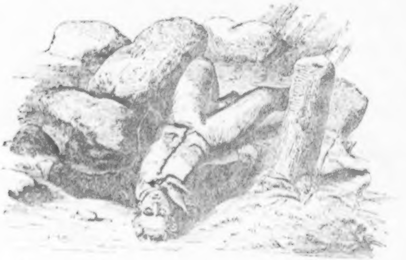
Meer, ſeinen Hut dazu. Glücklich genug wußte er auch Jeannetten Nachricht zu geben, holte ſich neue Lebensmittel und floh nach einem weiteren Zufluchtsort; die Haarlocke von Jeannetten trug er noch bei ſich. Am nächſten Morgen hatten die Wellen Pierre's Hemd und Schuhe aus dem Grunde heraufgeſpült; man fand beides und fing an zu glauben, er habe ſich vom Felſen herabgeſtürzt oder ſey im Klettern verunglückt. Mit großer Mühe wurde die nicht mehr vertheidigte Höhe erſtiegen, aber kein Pierre entdeckt; er war todt für die Wachen und die Erzählung von Pierre's That ſchloß damit: er ſtürzte in's Meer und ertrank.

Drei Jahre waren verfloſſen und Jeannette zählte deren eben zwanzig; mancher Heiraths-Antrag wurde ihr bis dahin gemacht: ſie verſagte ſich Jedem, war aber nicht betrübt; — ſie wußte, wo Pierre war.

Auf Erden iſt nichts ohne Ende, das Kaiſer-Reich war es auch nicht — Pierre aber wieder da. Er fand Barke und Netze noch in gutem Stande, Jeannette hatte dafür geſorgt; er fand auch dieſe noch ſo liebenswürdig wie ehemals, heirathete ſie, und die Geſchichte iſt — noch nicht aus!

Sie iſt noch nicht aus! — In den Winter-Abenden, bei einem tüchtigen Kaminfeuer, erzählte Pierre oft die Geſchichte, wie er nicht Soldat werden wollte, wie er ſich auf dem Felſen von Etretta hielt und über drei Jahre hindurch ein mühſelig angſtvolles Leben führte; er pries dann ſeinen Muth, wie er ſeinen Starrſinn nannte, und Jeannette hörte ihm gern zu, denn er ſchloß ja ſtets mit den Worten: „Die Liebe zu Dir machte mich ſo ſtark!“

Da ſprachen nun manchmal zurückgekehrte Soldaten ein und wärmten ſich an Pierre's Kamin. Sie ſahen ſtolz hinter ſich auf die Gefahren und Thaten, die ſie mit vollbringen halfen, und den Glanz des Kaiſer-Reichs betrachtete Jeder als ſein Eigenthum; zur Wahrheit geſellte ſich die Prahlerei, aber gethan hatten ſie doch etwas und waren von Neuem tapfer in wohltönenden Reden. Unſerm Pierre wurde bei ſolchen Gelegenheiten mit ſchnöden Worten bewieſen, daß er eigentlich ſehr feig gehandelt habe, ſtatt wie Andere dem Ruf des Vaterlandes und der Ehre zu folgen, gegen Hunger, Durſt und Verzweiflung zu kämpfen. Pierre widerſprach anfangs, da aber Alle ſeine Gegner waren, fühlte er endlich Beſchämung und Jeannette begann bei ſich ſelber zu ſagen: er hätte ſich, da er geſund und ſtark iſt, nicht ausſchließen, hätte thun ſollen gleich den Andern; denn es iſt doch eine Ehre und Freude, von ſolchen Schlachten und den Gefahren, denen ein Mann pflichtgemäß entgegen ging und ſie überwand, ſo erzählen zu können! Sie hörte nun die Geſchichte der Andern viel lieber als die von Pierre's Widerſetzlichkeit, die um nichts ein paar Menſchenleben koſtete — und einer der Zurückgekehrten war ihr bald mehr als ein Erzähler. Pierre knirſchte in ſich hinein, denn wollte er ſprechen, war gleich wieder von ſeiner Feigheit die Rede. Er lebte nun im Hinbrüten, that eine Weile nichts; eines Abends jedoch ermordete er den Liebhaber Jeannetten's, verließ dann das Haus und beſtieg in wilder Haſt abermals die Klippe. Auf dem Strande fand man am folgenden Morgen ſeinen zerſchmetterten

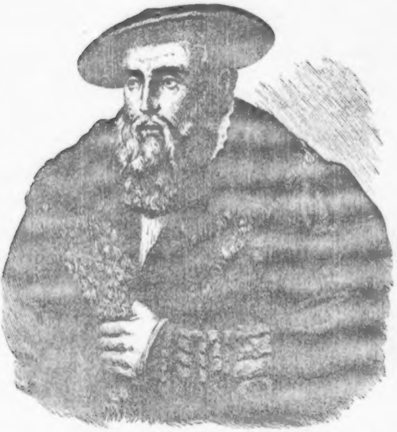


Leichnam, und wer nach Etretta kommt, betrachtet die Stätte, auf der ein einzelner Mann mit ſeiner Hartnäckigkeit einſt ſiegte und ſpäter in Verzweiflung endete. Er hört die grauſenvolle Begebenheit erzählen und vernimmt gewöhnlich die Schlußworte: „Die Haarlocke von Jeannetten fand man nicht mehr bei ihm, gewiß hatte er aber in ſeinen letzten Lebenstagen zuweilen den Gedanken: geſcheidter wär' es geweſen, wenn du deinem Looſe folgteſt und auch Soldat wurdeſt, ſtatt Verbrecher an Andern zu werden und an dir ſelber!“

H. Gibl.

Johann Kepler.

Johann Kepler, der geniale Aſtronom, dem wir die Vollendung des Kopernikaniſchen Welt-Syſtems verdanken, ward im Jahre 1571 am 27. Dezember geboren in dem württembergiſchen Dorfe Magſtadt, wo ſein Vater Gaſtwirth war. Deſſen Gewerbe hatte ihn keineswegs zu einem beſonderen Freunde der Wiſſenſchaften gemacht, und der Sohn blieb daher in der Kindheit faſt gänzlich ohne Erziehung. Doch als der Vater geſtorben, wurde Johann in die Kloſterſchule zu Maulbronn aufgenommen und, bei ſeiner großen Armuth aber ſeinem hellen Geiſte, von den Leh-



tern ſelbſt aus Zuneigung unterſtützt. Nachdem er dann auf der Univerſität Tübingen ſeine Studien vollendet, erhielt er eine Anſtellung als Profeſſor der Mathematik zu Grätz. Von nun an ward die Sternkunde das eigentliche Feld ſeiner Forſchungen. Schon 1596, drei Jahre nach ſeiner Anſtellung, ſchrieb er eine ausführliche Schutzſchrift zu Gunſten des **Kopernikaniſchen Syſtems**, in welcher jedoch neben ſcharfer Auffaſſung Schwärmerei und Einbildung ihr Weſen treiben. Eine Eigenthümlichkeit **Kepler's**, die allen ſeinen Schriften gemeinſam iſt, ſey hier gleich bezeichnet. Sie beſteht in der rückhaltloſen Offenheit, mit welcher er alle ſeine Irrthümer enthüllt. Wenn ihm eine Entdeckung gelungen, ſo führt er den Leſer dieſelben Bahnen, welche er ſelbſt ſchwankend und irrend gewandelt. So wenig er die lebhafte Freude verſchweigt, die er über die von ihm gewonnene neue Aufklärung empfindet, ſo wenig kommt es ihm darauf an, als ein Auserwählter, göttlicher Offenbarung voll, vor ſeinen Mitmenſchen zu ſtehen. Ihn leitete bei ſeinen Unterſuchungen, Annahmen und Schlüſſen, die er nicht immer arithmetiſcher Berechnung verdankte, eine urſprüngliche Gabe kühner Anſchauung und Begriffs-Verbindung, eine geniale Kraft. Aber er ſelbſt ſtellt ſich nur als den redlichen Arbeiter dar, giebt dadurch Zeugniß für die Anſpruchsloſigkeit ſeines Herzens und zugleich wichtige Beiträge zu einer Erkundung der Wege des Geiſtes, auf denen große Entdecker vorzuſchreiten pflegen. — Im Jahre 1599 begab ſich Kepler nach Prag zu Tycho de Brahe, erhielt durch deſſen Fürſprache eine Anſtellung als kaiſerlicher Mathematiker, jedoch mit ſo wenig geſicherter Auszahlung ſeines Gehalts, daß ihm der Mangel hart zuſetzte. Die Zuſtände in Deutſchland kurz vor Beginn des dreißigjährigen Kriegs waren ſo zerfahren, daß alle Verhältniſſe und Verpflichtungen der Sicherheit entbehrten. Anerkennen muß man die Ausdauer, welche den großen Mann nie verließ, obwohl die Armuth ſein ganzes Leben lang ihn verfolgte, eine ruhige Stätte ihm ſtets nur kurze Zeit gegönnt war und die Stürme des Krieges ihn umbrauſ'ten. Der Gedanke großer Entdeckungen, die ihm vor der Seele ſtanden, hielt ihn aufrecht. — 1610 verließ er Prag aus Mangel und begab ſich als Profeſſor der Mathematik nach Linz, wo er wiederum unter unaufhörlichen Sorgen funfzehn Jahre blieb und arbeitete. 1625 ward er Kartenzeichner im Dienſte eines Ulmer Bürgers, 1628 gab ihm Wallenſtein eine Profeſſur zu Roſtock. Allein auch hier ward ihm ſein Gehalt nicht ausgezahlt, und als er, von Nahrungs-Mangel getrieben, nach Regensburg ging, um ſeinen rückſtändigen Gehalt durch perſönliche Bitten auf dem Reichstage ſich zu verſchaffen, ſtarb er daſelbſt, vom Elend zu Boden gedrückt, am 15. November 1631. Dies ſind die äußeren Umſtände ſeines Lebens, trübe genug, und dennoch — was that dieſer große Mann in ſo trüben Verhältniſſen für die Wiſſenſchaft! — Unumſtößliche Wahrheiten förderte er zu Tage und baute den Grund eines Weltgebäudes aus, das für alle Zukunft von Dauer ſeyn wird. Betrachten wir in Kürze ſeine Entdeckungen. Das Ptolomäiſche Welt-Syſtem, das beinahe anderthalb Jahrtauſende unangefochten galt, war durch Kopernikus [*]) (geſtorben 1543) ſeiner weſentlichſten Grundlage beraubt worden. Ptolomäus nämlich nahm an, die Erde ſchwebe unbeweglich in der Mitte der Sonnenbahn, und die Sonne drehe ſich, gleich den übrigen Planeten, in kreisförmiger Bewegung um die Erde. Da nun aber in Wahrheit die Erde keineswegs, ſondern die Sonne den Mittelpunkt der Bahnen bildet, ſo muß der Lauf der Planeten, der ſich um die Sonne, nicht um die Erde dreht, von dieſer letzteren aus ſo unregelmäßig erſcheinen, daß er bald zu ſtocken, bald zu eilen ſcheint, je nachdem der Planet vor oder hinter der gleich ihm, nur viel ſchneller, wandelnden Erde zu ſtehen kommt.

---

[*]) Wir haben von Dieſem Lebensgeſchichte und Bildniß in unſres Büchleins Jahrgang für 1843, S. 159, gegeben.

Dies zu erklären, erfand Ptolomäus (außer der Annahme von Abweichungen, Ausſchweifungen — Librationen — im Kreislaufe) ſogenannte Epicykel, kleinere Nebenkreiſe, in welchen ſich die Planeten, aus ihren großen Kreiſen weichend, herumdrehen und dann in die eigentliche Bahn wieder einlenken ſollten. Jupiter z. B., hieß es, beſchreibe jedes Jahr einmal ſolch einen Nebenkreis. Nachdem nun Kopernikus die Erde als um die Sonne wandelnd erkannt hatte, ſtürzte auch jene ſcharfſinnige Ptolomäiſche Erklärung zuſammen, und die Bewegung der Planeten mußte jetzt erſt wahrhaft entdeckt werden. Kopernikus konnte ſich indeß von der Annahme der Nebenkreiſe noch nicht losmachen, und Kepler gelang es nur mit großen Anſtrengungen. Aber es gelang ihm, und er kam zu Ergebniſſen, deren ungeheuren Umfang er ſelbſt noch nicht zu ermeſſen vermochte. Die drei von ihm gefundenen und aufgeſtellten Geſetze, bekannt unter dem Namen der Keplerſchen Geſetze, reichen als Grundzüge durch das ganze Weltall. Er fand als erſtes Geſetz: die Bahnen aller Planeten ſind Ellipſen, in deren einem Brennpunkte die Sonne ſteht. Er fand ferner als zweites Geſetz, daß der Flächen-Inhalt derjenigen Räume, welche die von dem Mittelpunkt der Sonne nach dem Mittelpunkt der elliptiſch ſie umwandelnden Planeten gezogene Linie innerhalb der Ellipſe durchläuft, bei allen Planeten in gleichmäßigem Verhältniß zur Umlaufszeit ſtehe. Er fand endlich als drittes Geſetz, daß die Quadrat-Zahlen (z. B. 3 mal 3 gleich 9) der Umlaufs-Zeiten der verſchiedenen Planeten um die Sonne ſich zu einander verhalten wie die Kubik-Zahlen (z. B. 3 mal 3 mal 3 gleich 27) der mittleren Planeten-Abſtände von der Sonne, alſo der Halbmeſſer der Bahnen. Dadurch waren nicht allein die Kreisform der Bahnen und die Nebenkreiſe beſeitigt, ſondern auch die Abweichungen und Ungleichmäßigkeiten im Lauf der Planeten erklärten ſich auf die einfachſte Weiſe. Damit war zugleich durch neue unumſtößliche Thatſachen die in einander greifende Einheit und Uebereinſtimmung aller Glieder des Weltganzen bewieſen. Auf dieſen Keplerſchen Geſetzen konnte ſpäter Newton*) ſeine Himmels-Mechanik errichten, und ſie tragen als Grundpfeiler die ganze gegenwärtige Sternkunde. Was Kepler ſonſt an myſtiſchen und phantaſtiſch tiefſinnigen Anſchauungen in ſich trug und ſeinen Schriften mittheilte, das thut der Schärfe und Feſtigkeit ſeiner Entdeckungen keinen Abbruch: ſie ſtehen da, drei ewige Säulen des unendlichen Weltalls. In Regensburg wurde ihm 1808 auf Anſtiften des Fürſt Primas von Dalberg ein Denkmal geſetzt. Das Geld dazu brachte man durch Sammeln von Unterſchriften zuſammen, doch reichte es nur zu einem Bau von Backſteinen. Es iſt die undankbare Natur aſtronomiſcher Entdeckungen, daß die

---

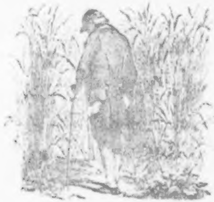
*) Deſſen Lebensgeſchichte und Bildniß iſt im Jahrgange für 1836, S. 36, zu finden.

Urheber derſelben ſelten volksthümlich werden, weil ſie nur in kleinen Kreiſen der Wiſſenſchaft die wahre und gerechte Würdigung finden. Bedächte man überall, wie viel religiöſe Vorurtheile, wie viel Spuk und Wahn die klare, auf geſicherten Geſetzen ruhende wiſſenſchaftliche Durchdringung der Sternenwelt, des Alls, zu Boden ſchlug, man würde nicht allein Ehrfurcht, man würde auch Liebe dem Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft nirgend verſagen, wo man die läuternde Kraft der Erkenntniß, die Freiheit des menſchlichen Geiſtes zu ſchätzen weiß. Kepler aber iſt Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Sternkunde. Kopernikus entzog dem alten Wahn ſeinen Boden, Kepler gründete die neue Wirklichkeit des Himmels im Bewußtſeyn der Menſchen, freilich keines jenſeitigen Himmels, was den Theologen lieber geweſen wäre, ſondern eines Himmels, der die Welt ſelber iſt. Atn. Gtz.

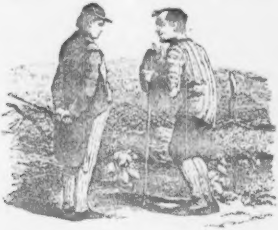
„Greif's tüchtig an, Gott hilft dir dann!"

1.

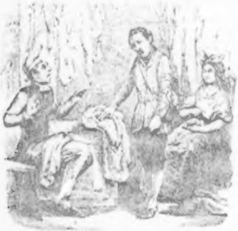
An einem ſchönen Sommer-Abend durchſtrich Juſtin, ein reicher Gutsbeſitzer, ſeine durch einen Gewitter-Regen erfriſchten Felder. Die Erde hatte vorher lange in großer Dürre geſchmachtet; dankbar für die erhaltene Erquickung hatte ſich jetzt aber auch jeder Grashalm, jedes Blümchen aufgerichtet, während die Tropfen der neuen Lebensſtärkung noch aus den gefüllten Kelchen herabperlten. Alles grünte, blühte und reifte nun einer geſegneten Erndte entgegen, das Auge des Gutsherrn verrieth jedoch keine Freude bei dem erheiternden Anblick. In trübſinnige Gedanken verſunken verfolgte er achtlos den eingeſchlagenen engen Pfad durch eines ſeiner Felder und ſchien es nicht zu fühlen, wenn die



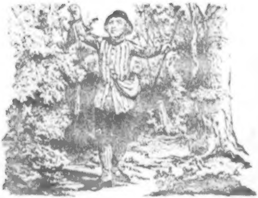
hochaufgeſchoſſenen, körnerſchweren Aehren bald von der einen, bald von der andern Seite ſeine Hände ſtreifend berührten, als wollten ſie ihn auffordern, ſie dankbar zu falten und ſeine Augen zu dem gütigen Vater im Himmel zu erheben, der die Erde ſo ſchön für den Menſchen geſchmückt und ſie eingerichtet hat zu ſeiner Ernährerin fort und fort. Das Herz des Gutsherrn aber war der Betrachtung verſchloſſen, als plötzlich eine lautere Mahnung zu ihm drang: das Loblied eines armen Bauern, der von einem Seitenwege kam und ſeiner dankbaren Empfindung in dem frommen Geſange Luft machte. Juſtin hatte in dem Sänger bald den ärmſten ſeiner Unterthanen erkannt, der mit ſo fröhlichem Geſicht



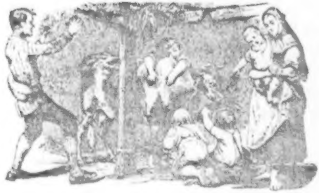
ihn grüßte, als gehöre er zu den reichſten. Darüber verwunderte ſich der Gutsherr und gegen ſeine Gewohnheit redete er ihn an: „Du ſingſt ja, als hinge der Himmel Dir voller Geigen und ſiehſt aus, als wärſt Du der glücklichſte Menſch unter der Sonne?“ — „So iſt mir auch wirklich heut zu Muthe, gnädiger Herr!“ erwiederte Traugott, und die Antwort erregte die Neugier ſeines Herrn noch mehr, ſo daß er weiter fragte: welch ein außerordentlich Glück ihm begegnet ſey. Redſelig geworden durch die Frage, entgegnete Traugott: „O davon könnte ich Ihnen viel erzählen, wenn Sie nicht ungeduldig werden wollten, mir zuzuhören!“ und ohne Juſtin's Beſcheid darauf abzuwarten, fuhr er fort: „Sehen Sie da unten das Schobendach? Nicht wahr, Sie erkennen meine Hütte, iſt auch der eine hohe Baum, der hinter ihr ſtand, jetzt nicht mehr vorhanden. Sie ſteht da unverſehrt, wie nahe daran war ſie, ein Aſchenhaufen zu werden! Der Blitzſtrahl zündete nur den alten Birnbaum dicht daneben und die Funken, die davon auf mein Dach fielen, fingen zum Glück nicht Feuer. Der Wind trieb die Flamme des Baumes immer abwärts, als wäre es ihm ſo vom oberſten Regierer befohlen worden. Nun war mir die Hütte wie neu geſchenkt und ich dankte mit den Meinen Gott dafür. Als nun vollends dem ſchweren Gewitter beim Abzuge ein ſo wohlthätiger Regen folgte, der unſern Sorgen wegen der Feldfrüchte ein Ende machte, da, Herr, weinten wir Alle vor Freuden mit den Wolken um die Wette, die ja auch Freudenthränen vergoſſen. Ein paar Stunden darauf drohte mir zwar wieder ein Unglück, doch auch dies mußte ſich in ein Glück verkehren. Ich hatte mich aufgemacht, um im nächſten Flecken, wo grade Jahrmarkt abgehalten wurde, mir einige nöthige Kleidungsſtücke zu kaufen. Ich war ſchon des Handels einig und griff in die Taſche, um zur Bezahlung meine Sparpfennige hervor zu ziehen. Wie groß aber war mein Schreck, als ich ſie nicht mehr vorfand! Todtenbleich legte ich die erhandelten Sachen wieder



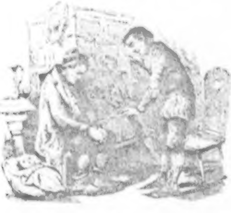
hin auf den Tiſch des Verkäufers, der ſie unwillig zurück nahm, und als jede Nachfrage über meinen Verluſt ſich vergebens erwieſen, ging ich betrübt des Weges zurück, den ich gekommen. So viel ich's vermochte, ſprach ich mir zwar Troſt zu und ſuchte mich an dem Gedanken aufzurichten, daß die Hütte mir ja nicht über dem Kopf abgebrannt und, was noch weit mehr zu ſchätzen, keines von den Meinen vom Blitzſtrahl getödtet worden ſey, wie es ſo leicht hätte geſchehen können. Das ſtellte ich mir ſo recht ergreifend vor und dabei ſchalt ich mich ſelbſt, daß ich mir die nun nothwendige Entbehrung der Kleidungsſtücke ſo zu Herzen gezogen. Zur Noth konnten die alten immer noch getragen werden; mein Gevatter, faſt noch ärmer als ich, mußte ſich ja auch mit noch abgenutzteren behelfen. Unter dieſen Betrachtungen ſchritt ich allmälig erheitert vorwärts und kam an eine Stelle im Walde, wo ich auf dem Hinwege ein Weilchen geraſtet und mein



Veſperbrod verzehrt hatte. Da lag, — o gnädiger Herr, Sie haben von meiner Freude keinen Begriff! — da lag mein kleiner Lederbeutel ſo voll wie er geweſen und blickte mich wie ein doppelt ſo ſchwerer Schatz an, den ich mit einem lauten: „Gott ſey Dank!“ erhob. Man ſoll über das Geld zwar keine zu große Freude haben, wie unſer Herr Pfarrer erſt letzten Sonntag von der Kanzel herab predigte; aber wir ſind nun einmal Alle arme Sünder, und ſo will ich's auch gern geſtehen, daß ich in dem glücklichen Augenblick an die Predigt nicht dachte und nur voller Freude über mein wiedergefundenes Geld dem himmliſchen Vater dankte.“ — „Da machteſt Du nun wohl bald Rechtsum, Deinen geſtörten Einkauf auf's Neue zu beſorgen?“ fragte Juſtin. — „Nein, gnädiger Herr!“ antwortete Traugott. „Ich wollte es anfänglich wohl, aber nach einiger Ueberlegung dachte ich, es ſey vielleicht nicht Gottes Wille und der Verluſt ein Fingerzeig geweſen, es beſſer zu verwenden. Ich ſteckte es daher ruhig wieder zu mir als Nothpfennig für etwa dringlichere Fälle. Von dieſen ſorglichen Vorſtellungen aber wurde ich bei der Heimkehr bald abgelenkt. Es erwartete mich eine neue Freude, obwohl Niemand von den Meinen mir ſie zu verkünden entgegen kam. Alle, mein Weib und meine Kinder, Groß und Klein, bis zu dem Jüngſten, das noch nicht allein laufen kann, waren in dem Stalle um unſre Kuh beſchäftigt, die ſeit drei Wochen ſo krank war, daß wir jeden Morgen ſie todt zu finden fürchteten. Zum erſten Mal ſtand ſie nach einem Arzneimittel, das ich ihr Abends zuvor unter das Getränk gemiſcht, wieder aufgerichtet da und verzehrte mit ſichtlichem Wohlbehagen das Gras, womit die Kinder ihr überflüſſig die Krippe gefüllt hatten und ihr nun die ausgeſuchten Kleeblumen zuſteckten. Als wäre ſie eben erſt in den Stall zu uns gebracht worden, ſo ſchien ſich Jung und Alt an ihrem Anblick nicht ſatt ſehen zu können. Alle liebkoſ'ten, ſtreichelten, ja küßten ſie ſogar und ergötzten ſich an jeder mun-



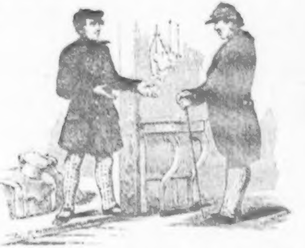
tern Bewegung, ja ſelbſt an dem Gebrülle der guten Falbe, weil es der vergnügliche Ausdruck ihres Wohlbefindens war und als ſolcher auch mir gleich einer angenehmen Muſik klang. Wir verzehrten darauf die Waſſerſuppe, die mein Weib auftrug: ſie ſchmeckte uns und den Kindern ſchon in Hoffnung wie die Milch, welche wir von der geneſenen Kuh bald wieder zu erwarten hatten. Mich aber trieb's jetzt nach dem Abendbrod, noch meinen kranken Gevatter zu beſuchen, ihm Troſt zuzuſprechen und ſeine Kinder auf nächſten Sonntag zur Milch zu uns einzuladen, da



er ſelbſt keine Kuh ſich halten kann." — „So biſt Du freilich ein reicher Mann gegen ihn", ſagte Juſtin, „wie knapp der Biſſen Brod Dir auch zugeſchnitten iſt." — „Wohl wahr", entgegnete Traugott; „doch hat's ja immer noch zugereicht; der Tage ſind nicht viele in meinem Leben, wo ich ungeſättigt nach der Arbeit Abends auf's Strohlager nieder ſank, und wie müd' ich auch war, der Schlaf nicht erſchien, weil die Sorge ihn verſcheuchte. Aber die Hoffnung hielt meinen Glauben feſt, daß der Herr, der den Vögeln in der Luft ihr Futter giebt und die Lilien auf dem Felde kleidet, auch meiner nicht vergeſſen könne und ſo, bei Fleiß und Vertrauen, nach dem böſen Tage ein guter folgen werde.“ — „Und hat ſie Dich niemals getäuſcht, dieſe Hoffnung?“ fragte Juſtin. — „Nein, Herr! Wenn ich auch manchmal trotz aller Arbeit etwas lange warten mußte, immer erfuhr ich, daß Gott die nicht verläßt, die auf ihn harren und nicht ſäumig ſind in That und Pflicht!“ — Da ſeufzte der reiche Gutsherr tief auf, und als Traugott ihm jetzt fröhlichen Herzens eine gute Nacht wünſchte, regte ſich in der Seele des Reichen der Wunſch, an der Stelle des Armen ſeyn zu können.

2.

Der Gutsherr fand in ſeinem Schloſſe einen lieben Gaſt, einen Freund, den er ſeit vielen Jahren nicht geſehen. Reinhold, ſo hieß er, war lange in fremden Ländern umher gereiſt und erſt kürzlich in die Heimath zurückgekehrt. Er hatte ſich beeilt, den Freund aufzuſuchen, den er in bedrängten Lebens-Verhältniſſen verlaſſen und der jetzt im Wohlſtande, ja Reichthum lebte. Wie wenig glücklich er dadurch geworden, bemerkte Reinhold bald, und der ſorgliche Blick ſeiner ſtillen Frage ruhte auf Juſtin's ſchwermüthigem Antlitz, das nur einen Augenblick durch die unerwartete Freude des Wiederſehens erheitert worden war.



„Du lebſt im Schooße des Ueberfluſſes, wie ich ſehe“, begann Reinhold endlich; „wie es ſcheint, darbt jedoch Deine Seele dabei, und dies läßt mich zu keiner reinen Freude kommen darüber, daß Du von Gott mit Reichthum geſegnet wardſt.“

Juſtin blickte in Beklommenheit zu Boden und ſeinen Lippen entſchlüpfte der Ausruf: „Ach, Gott hat mich ja nicht geſegnet!“ — „Wie“, fragte Reinhold erſchrocken und ſein Antlitz entfärbte ſich, „iſt Dein Wohlſtand kein rechtmäßiger, haſt Du ihn durch ſündige Mittel erlangt?“ — Da reichte Juſtin dem Beſorgten die Hand und ſagte: „Nicht, was Du befürchteſt, drückt meine Seele und raubt ihr den Frieden. Es iſt eine andere Schuld, deren mein Gewiſſen mich anklagt und die dem Freunde zu vertrauen mein Herz mich jetzt mächtig drängt. Du kennſt meine frühere ſorgenvolle Lage, weißt, wie ich durch raſtloſe Anſtrengungen meinem feindlichen Geſchick entgegen zu arbeiten ſtrebte. Du fachteſt meinen Muth an, wenn er zu erlöſchen drohte, Du belebteſt mein Vertrauen zu einer göttlichen Weltregierung, wenn der Unmuth über mein trauriges Loos mir die Klagen des Zweiflers entriß. Du führteſt mich immer wieder auf den Pfad der Geduld und Ergebung, ſo oft ich davon abgewichen und mein leidenſchaftlicher Ungeſtüm den Stab der Hoffnung ſelbſt zerbrechen wollte. Doch als Du mich verlaſſen mußteſt und immer enger, immer dunkler der Irrweg meines Lebensweges ward, als kein Schimmer mehr einen rettenden Ausgang mir verſprach, jede tröſtende Stimme in mir erſtickt wurde, da — o Du errathſt es, was ich vor Dir auszuſprechen zögere!“ — „Armer Freund!“ ſprach Reinhold mit Wehmuth. „Ich ahne, daß Dein Muth, Deine Willenskraft, Dein Vertrauen auf Gott unter dieſen Prüfungen wankte.“ — „Nicht nur wankte“, fuhr Juſtin fort; „ich warf die Waffen von mir, mit denen ich bisher gegen mein Verhängniß gekämpft, und verſank in glaubensloſe Ermattung. In der Dumpfheit meines Zuſtandes meinte ich: die ewigen Geſetze der Welt-Ordnung, denen ich gleich den Millionen ſchuldlos Leidender verfallen bin, ſind unabänderlich. Mögen ſie nun Schickſal, blinder Zufall, eherne Nothwendigkeit heißen, es iſt immer ein und dieſelbe unerbittliche Macht, welcher die Menſchheit mit ihrem Wohl und Wehe unterthan iſt. Ich ſtrebte jetzt nur nach Fühlloſigkeit, um gleichgültig zu bleiben, ſollte auch das Rad des Schickſals mich zermalmen, oder im Gegentheil eine Laune des Zufalls mich auf die Höhen des Lebens ſchleudern, wie den Günſtling des Glücks, der im Staube geboren. Merkwürdigerweiſe geſchah dies. Ein Bruder meines Vaters, den ich längſt zu den Verſtorbenen zählte, kehrte aus Batavia in die Heimath zurück und hinterließ mir nach ſeinem bald darauf erfolgten Tode ſein großes Vermögen. Ach, zu ſpät lächelte mir das Glück! Die Veränderung in meinem Innern ließ kein Gefühl der Freude, keine Dankbarkeit in meiner Seele aufkommen. Ich gedachte dabei nur mit einer peinvollen Empfindung der Zeiten, wo ich für ein geringes Glück, für jede karge Erfüllung eines Wunſches Gott ſo innig, ſo kindlich gedankt und die Seligkeit dieſes Dankes oft weit meine Freude über das Ergebniß des Glückes ſelbſt übertroffen hatte. Jetzt konnte ich den mir zugefloſſenen Reichthum nicht als ein Geſchenk Gottes betrachten, empfand auch alsbald, daß ſein Segen nicht darauf ruhte, ich ärmer dadurch geworden, als ich es je zuvor geweſen. Niemand erſchien mir ſo beklagenswerth, ſo unglücklich als ich es war, und wenn der Bettler auf ſeinen Anſpruch eine Gabe von mir empfing, beneidete ich ihn um die Freude, die er darüber mir zeigte; doch ein bittres Lächeln zuckte um meine Lippen, wenn er mich bei ſeinem Danke auf Gottes Lohn anwies.

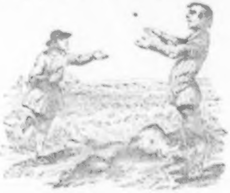
Um der Zudringlichkeit der verächtlichen Menſchen zu entgehen, die während meiner Armuth mir den Rücken gewandt, zog ich mich in die Einſamkeit zurück. Ich kaufte dieſes Landgut, deſſen voriger Beſitzer, ein Engländer, aus Lebens-Ueberdruß ſich hier erſchoſſen hatte. Der Mann hinterließ eine Million und ein Tagebuch, in welchem er ſich den Aermſten der Sterblichen nannte. Kurz vor ſeinem Tode hatte er einen Seitenflügel des Schloſſes neu ausbauen und in der bequemſten Weiſe nach dem Geſchmack ſeiner Nation einrichten laſſen, obwohl er nie Geſellſchaft bei ſich ſah. Er irrte, wie ich es nach ihm that und noch thue, mit dem Geiſte ſeiner Schwermuth ruhelos durch die ſtillen Räume. Ich habe mich mit dieſem ungekannten Vorgänger durch ſein Unglück, war mir auch deſſen Quelle fremd, befreundet, und oft ſcheint es mir, als begegne mir ſein Schatten und winke mir, das Schickſal zu vollenden, zu dem ich beſtimmt bin —!“

„O nicht weiter!“ rief Reinhold mit edlem Zürnen: „Du wandelſt am Rande eines fürchterlichen Abgrundes und ich kam zu rechter Zeit, Dir die Augen zu öffnen über die Gefahr, in der Du ſchwebſt. Ermanne Dich und zerbrich mit Kraft die Feſſel Deines Irrwahns. Gedenke des verlornen Sohnes der Schrift, welcher wiederkehrte zum Vater und liebevoll von ihm aufgenommen wurde. Beuge Dich in Demuth und bekenne die Sünde Deines Abfalles von Kraft und Pflicht mit der tiefen Reue, die Dein Herz ſchon längſt, noch ehe Du ſelbſt es Dir geſtehen wollteſt, darüber empfunden. Dann, wenn die lang entbehrte Wohlthat des Gebets Deine Seele erhoben und Dein Gewiſſen beruhigt hat, dann beſchäftige Dich mit Thaten, deren Erfüllung Dich der Verſöhnung mit Gott zuführen wird. Bemühe Dich, den Reichthum, den Du bisher als ein vergrabenes Pfund beſeſſen, in nützliche Anwendung zu bringen. Führe jetzt aus, was Du ſo ſehnlichſt wünſchteſt, als die Mittel dazu Dir noch nicht verliehen waren. Du haſt das Gewicht des in Verborgenheit getragenen Kummers kennen gelernt; trockne die ſtill geweinten Thränen der Sorge und Angſt, noch ehe der ſchwere Nothſchritt der Bitte Dein Mitleid dazu in Anſpruch nimmt. Unterſtütze die Bemühungen eines redlichen Fleißes, dem die launenhafte Gunſt des Glückes, wie ſie Dir einſt ſelbſt fehlte, verſagt iſt. Vertreibe das Geſpenſt des bittern Mangels von den Hütten der Armen, die im Schweiße ihres Angeſichts ihr kärglich zugemeſſenes Brod eſſen und in Geduld zuſehen müſſen, wenn durch Mißwachs oder Wetterſchäden die gehoffte Erndte vernichtet wird. Sey ein Vater Deiner Unterthanen, betrachte ſie als Deine Kinder, deren Wohlfahrt Dir Gott anvertraute. Dann, wenn Du ſo meine gutgemeinten Rathſchläge beherzigt und befolgt haſt, wird Dein Reichthum als ein Geſchenk allmächtiger Güte in ſeinen Segnungen ſich Dir offenbaren, und der Bann, welcher Dich bisher ſeines freudigen Genuſſes beraubte, von Dir genommen ſeyn."

Da ſank Juſtin an die Bruſt des treuen Rathgebers, und aus der Tiefe ſeiner Seele ſprach er: „Dazu wolle mir Gott helfen!" — „Amen!" ſagte Reinhold.

3.

Am andern Tage herrſchte noch größere Freude als am vorhergehenden in der Hütte des armen Traugott. Der gute Mann konnte ſein Glück heut im wahren Sinne des Worts nicht überſehen, denn er ſtand mit überfließenden Augen vor dem Stück Acker, das ſein mildthätiger Herr vor wenig Stunden ihm geſchenkt hatte. Wie erfüllt aber ſein Herz war von dem eignen Glücke, für die Mitfreude über ein fremdes war noch Raum genug darin. Sein armer Gevatter kam des Weges daher mit raſchem Schritt gegangen, um dem theilnehmenden Freunde zu

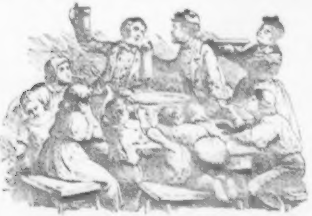


verkünden, daß ein ganz unerwartet und faſt unglaubliches Ereigniß ihn wieder geſund gemacht und auf die Beine gebracht habe. Der Gutsherr, berichtete er, der ſonſt kaum ſeinem Gruße gedankt und ihn nie eines Wortes gewürdigt, der ſey plötzlich wie umgewandelt in ſeiner Hütte erſchienen, habe nicht nur ſeiner täglichen Noth bis zur Erndte durch eine Anweiſung auf Lebensmittel von den herrſchaftlichen Vorräthen ein Ende gemacht, ſondern dieſe Wohlthat noch durch das Geſchenk einer

Kuh vermehrt, die faſt zu groß und ſchön ſey für die kleine und ſchlechte Stätte, die er ihr habe anweiſen können.

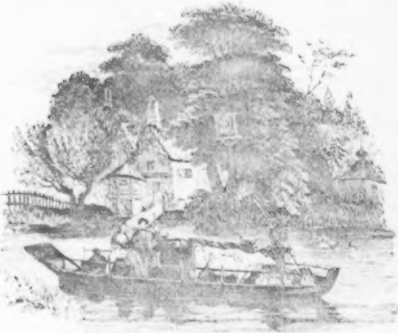
„O wie freue ich mich über Dein Glück!“ rief Traugott. „Gott ſegne tauſendfach unſern guten Herrn dafür!“ — Und nun begann er zu erzählen, wie reich auch er von dem Wohlthäter beſchenkt worden, doch fügte er die Aeußerung an: daß durch das Glück des Gevatters ihm eine Freude fehlgegangen.

„Und welche denn?“ fragte dieſer ſorglich. — „Ey“, erwiederte Traugott, „die Freude, Deine Kinder bei mir auf den Sonntag mit der Milch von meiner Kuh bewirthen zu können; Du biſt nun ſelbſt damit und vielleicht beſſer verſorgt als ich!“ — „O laß das gut ſeyn und kümmere Dich nicht!“ antwortete der Gevatter. „Ich weiß dafür Rath! Wir kommen zuſammen, geben ein Milchfeſt und trinken dabei auf die Geſundheit unſers edlen Herrn, und daß es ihm ſtets wohl ergehen und ſein Antlitz immer ſo verklärt ſeyn möge wie heut, als er ſegensreich in meine Hütte trat mit dem Fremdling, der wohl ſein guter, ihn leitender Engel ſeyn mochte; denn ſeine Augen glänzten wie zwei Sterne und die Worte, die er zu mir und den Kindern ſprach, waren holdſelig wie ſein ganzes Antlitz und Weſen.“ — „Ja, Du magſt recht haben“, erwiederte Traugott; „ſo wie Dir iſt der Fremdling, der ein Gaſt jetzt auf dem Schloſſe iſt, auch mir erſchienen, wie ein Menſch mit dem Gemüth eines Engels. Wir wollen ihn bei unſerm Freudenfeſte mit hoch leben laſſen, und wünſchen, daß er niemals von unſerm Herrn ſcheide, damit deſſen ehemaliger Trübſinn nicht wieder komme.“



Und der Wunſch des braven Landmanns erfüllte ſich in der ſegensreichſten Weiſe. Der Gaſt auf dem Schloſſe war nicht nur der Seelſorger des gemüthskranken Gutsherrn geworden, er ward kurze Zeit nach deſſen Geneſung auch der Seelſorger der ganzen Dorfſchaft, deren bisheriger, ein ſchwacher Greis, bald nach Reinhold's Ankunft ſein Haupt zur Ruhe gelegt hatte.

Der Gutsherr iſt denn auch von dem, ihm und allen ſeinen Unterthanen wohlthätigen Sinne nicht gewichen, und dieſe wahre Begebenheit erzählte uns der ehrliche Traugott ſelbſt, als wir — es geſchah einige Jahre ſpäter — auf dem Marktſchiffe mit ihm zuſammentrafen. Er hatte ſeine Wirthſchaft vergrößern können und brachte ſo eben drei Kühe und mehrere Zucht-Schafe, die er gekauft, heim. Wir fuhren an dem reizenden Dorfe, in dem er wohnt und bei dem er ausſtieg, vorüber; ja er ließ uns nicht los, wir mußten friſche Milch bei ihm genießen und fanden nun Gelegenheit, an ſeinem Beſitzthum überall den trefflichen Landwirth zu erkennen, der dem über ſeinem neuen Hauſe zu leſenden Spruch folgte: „Greif's tüchtig an, Gott hilft dir dann!"



J. v. G.

Die Leuchtſtoffe.

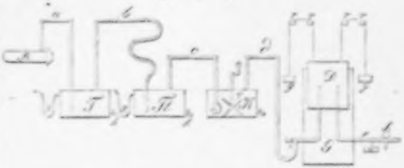
Die Sonne iſt für uns nicht nur Wärme-, ſondern auch Lichtquelle. Da ſie aber nicht immer ſichtbar iſt und ihre

Strahlen nicht überall hin in verſchloſſene Räume ſenden kann, ſo war es von jeher für die Menſchen, die ſich auf die erſte Stufe der Bildung erhoben hatten, von der größten Wichtigkeit, ſich zu jeder Zeit und an jeglichem Orte Stoffe zu verſchaffen, welche die Dunkelheit verſcheuchen und Licht verbreiten können. Aus dieſer Wichtigkeit erklärt ſich das raſtloſe Streben, ſtets neue, dem Zwecke mehr entſprechende, d. h. mehr Helligkeit gebende, wohlfeilere Leuchtſtoffe aufzufinden. Daher iſt die Zahl der bis jetzt zum Erleuchten der Zimmer, Häuſer, Plätze und Straßen angewendeten Stoffe bedeutend. Alle Leuchtſtoffe müſſen dann, wenn ſie leuchten ſollen, in einen gasförmigen Zuſtand übergehen.

I. Das Leuchtgas.

Dieſes Gas beſteht hauptſächlich aus dem ölbildenden Kohlenwaſſerſtoffgaſe, d. h. aus einer Verbindung von zwei Grundſtoffen, nämlich von einem Raumtheil Kohlenſtoff mit zwei Raumtheilen Waſſerſtoff. Den Beinamen ölbildendes Kohlenwaſſerſtoffgas führt es, weil daſſelbe, über Waſſer abgeſperrt und mit gleich viel Chlor, einem gasförmigen Grundſtoffe, gemengt ſich nach und nach zu Chlorelayl (Chlor-Aether, einer ölartigen Flüſſigkeit) verdichtet. Das ölbildende Kohlenwaſſerſtoffgas ſtellt man auf folgende Weiſe am reinſten dar: Man miſcht vier Gewichtstheile concentrirter Schwefelſäure mit einem Gewichtstheile abſoluten Alkohols (waſſerfreien Weingeiſtes) und bringt dieſe Miſchung zum Kochen. Der Alkohol, aus Sauerſtoff, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff beſtehend, wird zerſetzt; es bildet ſich gegen Ende des Proceſſes ſchweflige Säure und Kohlenwaſſerſtoffgas, das durch Kalkmilch (gelöſchten Kalk im Waſſer vertheilt) geleitet wird, wodurch dann das Gas von der ſchwefligen Säure befreit wird.

Das zur Beleuchtung von Räumen, Straßen und Plätzen in vielen Städten bereitete, unreine Gas, deſſen Leuchtkraft nur ½ bis ⅓ der des reinen Leuchtgaſes iſt, beſteht aus mehren Gasarten, nämlich aus dem eigentlichen Leuchtgaſe, aus Kohlenwaſſerſtoffgas (Grubengas, einer Verbindung von ½ Raumtheil Kohlenſtoff mit 2 Raumtheilen Waſſerſtoff), aus Kohlenoxydgas (Verbindung des Kohlenſtoffs mit Sauerſtoff) und Stickſtoffgas (einem Grundſtoffe). Man gewinnt dieſes Gasgemenge durch trockne Deſtillation aus Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Holz, Harzen, Oelen und Fetten, und zwar auf folgende Weiſe: Eine eiſerne oder beſſer eine aus Chamotte gefertigte, wagerecht in einem Ofen liegende, 6—8 Fuß lange, 10—12 Zoll weite Röhre (Fig. 1, R) wird mit den zu verwendenden Stoffen, am beſten mit Backkohlen (vergl. „Brennſtoffe" im Jahrbuche für 1858, S. 102), gefüllt, und nachdem die Oeffnung durch eine mit Lehm beſchlagene Scheibe s zugeſetzt iſt, bis zum Kirſchrothglühen erhitzt. Nun entwickeln ſich Waſſer, Theer, Ammoniak, Waſſerſtoff, Leuchtgas, Grubengas, Kohlenſäure, Kohlenoxydgas, Schwefelwaſſerſtoffgas (wenn die Kohlen nämlich Schwefeleiſen enthielten) und Stickſtoffgas. Alle dieſe entwickelten Stoffe gehen durch eine aus hartgelöthetem Kupfer gefertigte Röhre a in ein luftdichtes mit Waſſer gefülltes Gefäß (Theerfaß T), in welchem Waſſer, Theer, Ammoniak u. ſ. w. abgeſetzt werden. Aus dem Faſſe T geht das Gasgemenge durch die ſchlangenförmig gebogene Röhre b in ein zweites Theerfaß T_1 und aus dieſem durch die Röhre c in das mit Kalkmilch gefüllte und mit einer Rührvorrichtung q verſehene Kalkfaß K. Hier werden Kohlenſäure und Schwefelwaſſerſtoffgas abgeſchieden, und damit dies um ſo leichter geſchehen möge, ſo iſt der untere Theil der Röhre c mit einem ſiebartigen Anſatze verſehen, ſo daß das Gas nach allen Richtungen hin die Kalkmilch durchſtreichen kann. Aus dem Kalkfaſſe K ſtrömt das Gas durch die Röhre d, in der ein nach außen ſich öffnendes Ventil v den Rücktritt verwehrt, in den großen Sammelbehälter (Gasometer G). Dieſer beſteht aus dem großen Waſſerbehälter und dem aus Eiſen- oder Kupferblech gebildeten, umgeſtürzten, mit ſeiner offenen Seite unter das Waſſer reichenden Deckel D. Durch Gewichte g, g, die an zwei über Rollen r, r laufenden



Schultern hangen, wird er in der Schwebe erhalten. Unter ihm ſammelt ſich das Gas und wird durch die Röhre c hinaus getrieben. An dieſer befindet ſich eine, in ein Waſſergefäß w reichende Röhre, durch die das vom Gaſe aus dem Gaſometer mitgeriſſene Waſſer abfließt. Der Haupthahn h verwehrt oder öffnet dem Gaſe den Austritt, das von hier aus durch weitere und engere Röhren nach allen Seiten, wo man die Erleuchtung braucht, geleitet wird. An dieſen Röhren befinden ſich kupferne oder meſſingene Anſatz-Röhrchen (Brenner) mit kleinen $\frac{1}{36}$ bis höchſtens $\frac{1}{24}$ Zoll weiten Oeffnungen, vor denen das ausſtrömende Gas entzündet wird. — Jedes Anſatz-Röhrchen, deſſen Form die Geſtalt und Richtung der Gasflammen beſtimmt, hat einen beſondern Hahn, durch deſſen Schließung ſogleich die Flamme gelöſcht werden kann. Die heberartigen Röhren x, x an den Theerfäſſern T und T_1 dienen dazu, das Waſſer, wenn es ſeine beſtimmte Höhe überſteigt, abfließen zu laſſen. Vermittelſt der am unteren Theile der Theerfäſſer und des Kalkfaſſes angebrachten Hähne h wird der angeſammelte Theer abgezogen. Das ammoniakaliſche Waſſer der Theerfäſſer verwendet man zur Darſtellung des Salmiaks, den Theer zur Feuerung unter den Röhren, das ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Kalkwaſſer zur Enthaarung der Felle in der Gerberei, die in den Röhren zurückgebliebenen Stoffe (Koaks) zur Feuerung u. ſ. w. 200 Pfund guter, backender Steinkohlen geben 120 Pfund Koaks, 6½ Pf. Theer und 800—1000 Kubikfuß Gas. Eine Gasflamme, die an Helligkeit ſechs bis ſieben Wachslichtern (fünf auf's Pfund) gleich kommt, verbraucht in einer Stunde 4½ Kubikfuß Gas. Man kann bei gleicher Lichtſtärke die Hälfte des Gaſes ſparen, wenn man letzteres mit den Dämpfen kohlenſtoffreicher, flüchtiger Oele, z. B. des Terpenthin-Oels, ſich miſchen läßt. Zu dem Ende muß das Gas durch ein über der Flamme befeſtigtes Gefäß, in dem ſich das Oel befindet, ſtreichen, bevor es zu dem Brenner gelangt. Um das Zufrieren der engen Röhren durch das mitgeriſſene Waſſer zu verhindern, läßt man das Gas durch ein mit Spiritus gefülltes Gefäß ſtrömen, die mitgeführten

Spiritusdämpfe machen dann die Eisbildung unmöglich. — Aus ſchlechtem, auch ſchon ranzig gewordenem Oele, aus allen Oelſamen, aus ſchon ausgepreßten Oelkuchen gewinnt man eine reinere Art Gas, das Oelgas, von dem ein Kubikfuß ſo viel Leuchtkraft beſitzt, als 2½—3½ Kubikfuß Steinkohlengas. Man braucht daher auch kleinere Röhren und Gaſometer, und da das Oelgas keinen Schwefelwaſſerſtoff und wenig Kohlenſäure enthält, ſo bedarf man auch keines Kalkfaſſes zur Reinigung. Aus dem über einem kleinen Ofen befindlichen Gefäße tröpfelt das Oel durch eine, vermittelſt eines Hahnes zu verſchließende Röhre in eine rothglühende, eiſerne Retorte, die mit Stücken von Ziegelſteinen und Koaks gefüllt iſt, um die Menge der glühenden Oberflächen zu vermehren. Aus der Retorte leitet man das mit Oeldämpfen geſchwängerte Gas in die Reinigungs-Gefäße, in denen das Waſſer etwas Fettſäure aufnimmt, und dann in das Gaſometer. — Auch aus den verſchiedenen Harzen gewinnt man auf dieſelbe Weiſe Gas zur Beleuchtung. In einem mit luftdicht ſchließendem Mantel verſehenen Keſſel ſchmilzt das Harz, mit Harzöhl gemiſcht, durch den Rauch, den man in die Umhüllung einſtrömen läßt. Eine am Boden des Keſſels befindliche Röhre leitet das geſchmolzene Harz in die rothglühende Retorte. Gas und Theer dringen in eine Vorlage des Ofens, in welcher ſich der Theer ſammelt, das Gas aber durch Röhren, die im Waſſer gekühlt werden, in den Gaſometer ſtrömt. Ein Pfund Harz giebt 9—10 Kubikfuß Gas, das an Leuchtkraft dem Steinkohlengaſe gleichkommt. — Ferner gewinnt man aus dem Seifenwaſſer, das zum Walken gebraucht wurde, und bei dem Brennen der Knochenkohle ein taugliches Gas. — Wenn man das Oelgas durch eine Zuſammendrückungs-Pumpe (Compreſſions-Pumpe), wie ſie bei Windbüchſen gebraucht wird, in einem ſtarken, kupfernen Gefäße zuſammenpreßt, und vermittelſt eines Hahnes immer ſo viel Gas, wie zum Brennen nöthig iſt, ausſtrömen läßt, ſo erhält man eine tragbare Gas-Lampe, die von dem Engländer Gordon erfunden worden iſt. Es iſt aber die Gefahr dabei vorhanden, daß durch zu große Zuſammendrückung das Gefäß geſprengt werden kann.

Die Geſchichte der Gas-Erleuchtung iſt kurz folgende: Der Franzoſe Lebon hatte vor mehr denn vierzig Jahren Steinkohlen und Holz der trockenen Deſtillation unterworfen, das entwickelte Gas gereinigt und durch Röhren an den Ort geleitet, wo er es, aus engen Oeffnungen ſtrömend, entzündete. Die Flamme brannte ohne Docht, die Entwickelungs-Vorrichtung heizte zugleich das Zimmer und man gewann noch Holz-Eſſig. Lebon nannte dieſe ſeine Erfindung Thermo-Lampe (d. h. Wärme-Lampe). Mehre Jahre darauf verbeſſerten die Engländer Boulton und Watt dieſe Erfindung bedeutend und wendeten ſie anfangs in Fabriken, dann aber auch zur Erleuchtung der Straßen an.

te ſie den ungemein großen Nutzen erkannten, den die ohne Docht, ohne Flimmern, Rauch und Funken, hell und rein brennenden Gaslichter gewährten. Seit dieſer Zeit hat ſich die Gasbeleuchtung in die meiſten größeren Städte Europa's Eingang verſchafft.

II. Das Drumond'ſche Kalklicht.

Läßt man aus einem Gaſometer einen Strom Sauerſtoffgaſes durch eine Waſſerſtoffflamme ſtrömen, ſo entſteht eine außerordentliche Hitze, welche die ſtrengflüſſigſten Körper zu ſchmelzen vermag. Eine ſolche Vorrichtung nennt man ein Knallgasgebläſe. Befindet ſich in dem Vereinigungspunkte beider Gasarten ein Stück ungelöſchten Kalkes auf einer Unterlage von Platin, ſo verbreitet erſteres ein ſehr helles, blendendes Licht, das zu Signalen auf Leuchtthürmen und zur Erleuchtung der Microſcope (daher Hydro-Oxygengas-Microſcope, d. h. Waſſer-Sauerſtoffgas-Microſcope genannt) gebraucht wird.

III. Die Brennöle.

Die zum Brennen benutzten Oele ſind, mit Ausnahme eines einzigen, aus dem Pflanzenreiche. Das Oel, welches das Thierreich zum Brennen liefert, iſt der Thran. Dieſer wird aus dem Speck vieler Waſſerſäugethiere, als der Wallfiſche, Delphine, Seehunde, und vieler Fiſche, z. B. der Heringe, aus den Lebern der Dorſche, Stockfiſche, Rochen (daher Leberthran), theils durch freiwilliges Auslaufen, theils durch Ausbraten und Auskochen gewonnen. Er hat verſchiedene Farben, je nachdem er auf die eine oder die andere Art bereitet iſt und von dieſem oder jenem Thiere ſtammt, und einen ſtärkeren oder ſchwächeren Fiſchgeruch. Man reinigt den Thran vermittelſt des Durchſeihens durch Kohle, vermittelſt Kalkmilch und Lohbrühe vom dumpigen Geruche und dem thieriſchen Leime. Zum Brennen in Lampen reinigt man ihn aber auf folgende Weiſe: Man miſcht ihn mit zwei Mal ſo viel Waſſer, bringt die Miſchung durch hineingeleiteten Waſſerdampf zum Kochen und ſetzt dann ſchwefelſaure Thon-Erde hinzu, wodurch aller Schleim niedergeſchlagen wird; dann läßt man den Thran vom Waſſer ſich ſcheiden.

Die gemeinſten Brennöle des Pflanzenreichs ſind: Rübſamenöl, aus dem Samen des Winterreps (**Brassica Napus oleifera**); Sommerrepsöl, aus dem Samen des Sommerreps (**Brassica praecox**); Kohlſaatöl, aus dem Samen des Kohlreps (**Brassica campestris oleifera**).

Das Oel wird aus den zuvor zerkleinten und auf eiſernen Platten oder in eiſernen Keſſeln erwärmten Samen durch Auspreſſen gewonnen. Zu dieſem Ende thut man das Samenmehl in wollene und darauf in Haartücher und bringt dieſe entweder unter die Preſſe oder in die Schlagelade. Letztere beſteht aus zwei hölzernen Näpfen, die mit den Preßſäcken gefüllt werden.

und aus hölzernen Kernen, zwiſchen die Keile durch einen Stampfer oder Schlägel eingetrieben werden. Das ausgepreßte Oel läßt man ruhig ſtehen und zieht es dann behutſam von dem Bodenſatze ab. Dieſes rohe Oel muß aber noch gereinigt werden. Man gießt es in hölzerne Gefäße, die mit Blei ausgefüttert ſind, ſetzt auf 100 Pfund zu raffinirenden Oeles 1 bis 1½ Pfund concentrirter Schwefelſäure hinzu und läßt dies durch eine Rührvorrichtung tüchtig durcheinander miſchen. Das dunkel gewordene Oel bleibt dann ruhig ſtehen und wird nachher von dem dicken Bodenſatze abgezogen, mit heißem Waſſer gewaſchen und dann durchgeſeihet. Die Seihegefäße (Filtre) ſind aus Blech oder Holz gearbeitete Kaſten, in deren Böden die Löcher durch Werg, Baumwolle oder Moos verſtopft ſind. Das Oel läuft klar hindurch, darauf wird die verſtopfende Baumwolle u. ſ. w. unter die Preſſe gebracht. Von allen Brennölen wird das Rüböl am meiſten benutzt.

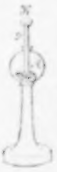
Soll Oel brennen, ſo muß es einen Docht haben, zwiſchen deſſen Faſern gleich den Haarröhrchen es aufſteigen kann. Das Aufgeſtiegene wird dann durch die Hitze der Flamme in Gasform aufgelöſt. Die Dochte werden am häufigſten aus Baumwollengarn, ſeltener aus Leinengarn bereitet; die erſteren brennen heller, die anderen ſparſamer; daher vermiſcht man baumwollenes Garn mit dem ſechſten Gewichtstheile Zwirn. Die gewöhnliche Form der Dochte iſt die walzenförmige; da aber der Sauerſtoff der Luft nicht gut an die mittleren Theile ſolcher Dochte treten kann, ſo bleibt ihr Kohlenſtoff unverbrannt und verflüchtigt ſich, daher brennen dieſe Dochte trüb und rußen ſtark. Vortheilhafter iſt es, ſie bandartig zu machen. Am beſten aber ſind die hohlen, röhrenförmigen Dochte (Argand'ſchen Dochte genannt), die von dem Schweizer Argand vor ungefähr ſechzig Jahren erfunden wurden, und in denen ein beſtändiger Luftzug ſtatt findet, wodurch ſtets neuer Sauerſtoff an den brennenden Körper treten und ihn vollſtändig verbrennen kann. Auch aus Asbeſt (Steinflachs) fertigt man bandförmige und hohle Dochte, die unverbrennlich ſind, das Oel aber ebenſo in die Höhe ſteigen laſſen, wie die baumwollenen.

Die Gefäße, in die man das Brennöl und den Docht thut, wenn beides mit einander brennen ſoll, nennt man Lampen. Es giebt der Geſtalt und Einrichtung nach eine große Menge, viele von ihnen vereinigen Zweckmäßigkeit mit Zierlichkeit. Von den gewöhnlichen Küchen-Lampen und den einfachen Studir-Lampen mit Blechſchirmen bis zu den prächtigen, oft drei bis vier Fuß hohen Aſtral-Lampen (wegen ihres ſanften, durch Glocken von matt geſchliffenem Glaſe oder von Milchglaſe hindurchſtrahlenden Lichtes, das dem milden Mond- und Sternenſchein gleicht, alſo genannt) oder bis zu den ſchön verzierten Sinumbra-Lampen (sine umbra, ohne Schatten) iſt ein groder Abſtand. In neuerer Zeit ſind die ſogenannten Schiebe- oder Kopf-Lampen ſehr in Aufnahme gekommen, was ſie auch mit Recht verdienen. — Die gläſernen Cylinder, welche die Flamme umhüllen, dienen dazu, einen ſtarken Luftzug hervor zu bringen und die Hitze mehr zuſammen zu halten, ſo daß ein vollſtändiges Verbrennen erfolgen kann. Das Zerſpringen der Cylinder zu verhindern, ſetzt man ſie mit kaltem Waſſer in einem Topfe an das Feuer, läßt ſie einige Stunden kochen und nimmt ſie dann nicht eher heraus, bis das Waſſer ganz erkaltet iſt.

Manche Lampen, z. B. auf Leuchtthürmen, haben metallene Hohlſpiegel, die das Licht verſtärkt zurückwerfen. Es ſoll hier noch die Beſchreibung einer Lampe folgen, die von ungemeiner Wichtigkeit für den Bergmann iſt, nämlich der Davy'ſchen Sicherheits-Lampe. — In den Schächten und Stollen, vorzüglich der Kohlen-Bergwerke, dringt aus den Riſſen und Spalten des Geſteins häufig Kohlenwaſſerſtoffgas, das daher Grubengas genannt wird, hervor und miſcht ſich mit der atmoſphäriſchen Luft. Kommen nun die Bergleute mit ihren freien Grubenlichtern in dieſes Gasgemenge, das übrigens das Athmen nicht hindert, ſo entzündet es ſich als Knallgas oder ſchlagende Wetter mit heftigem Knalle, zertrümmert oft große Strecken des Baues und tödtet nicht ſelten viele Menſchen. Dieſen ſo ſchrecklichen und ſo häufigen Unglücksfällen beugt die Davy'ſche Sicherheits-Lampe vor; ſie beſteht aus einer kleinen Lampe, umgeben mit einem feinen, aus Meſſingdraht gewebten Flor, der auf einem Quadrat-Zoll gegen 400 Maſchen hat. Durch dieſen Drahtflor dringt wohl der Lichtſchein hindurch, auch der Sauerſtoff der Luft dringt ein, um das Verbrennen möglich zu machen, aber das hindurchſtrömende Knallgas wird durch das Metall ſo ſtark abgekühlt, daß es bloß innerhalb des Florgehäuſes brennen und die Entzündung nicht nach außen fortpflanzen kann. Eine beſondere verſchließbare Röhre dient zum Eingießen des Oels, und vermittelſt eines von unten durch die Lampe gehenden, krummgebogenen Drahtes kann man den Docht herausziehen und die Schnuppen abſtoßen. Da aber die Lampe erloſch, wenn man in Gänge kam, in denen keine das Verbrennen unterhaltende Luft war, die Arbeiter ſich dann aber nicht zurecht finden konnten, ſo befeſtigte Davy über der Flamme einen Büſchel feinen Platindrahtes, der, einmal durch die Lampe in's Glühen gebracht, noch lange, ſelbſt in erſtickender Luft fortglüht, und bei deſſen Schein man leicht den Rückweg finden kann.

IV. Der Oelſprit.

Spiritus brennt mit blauer, nicht leuchtender Flamme, da er wenig Kohlenſtoff enthält, aber unter großer Wärme-Entwickelung. Terpenthinöl wird aus dem Venetianiſchen Terpenthin, der als eine Verbindung von Harzen mit Terpenthinöl aus dem Lärchenbaume (Pinus Larix) gewonnen wird, durch Deſtillation mit Waſſer dargeſtellt. Es löſ't ſich leicht in abſoluten Alkohol auf und brennt mit hell leuchtender, aber ſtark rußender Flamme, da die erzeugte Hitze nicht groß genug iſt, den überſchüſſigen Kohlenſtoff zu verbrennen. Eine jede Flamme iſt aber um ſo heller, je mehr fein zertheilter Kohlenſtoff in ihr zum Glühen kommt und verbrennt. Von dieſer Erfahrung ausgehend hat man die Oelſprit-Lampen erfunden. In einer Glaskugel A befindet ſich der Oelſprit, eine Verbindung von Terpenthin und abſolutem Alkohol (waſſerfreiem Spiritus); ein Docht D läßt, wie bei den Oel-Lampen, dieſe Flüſſigkeit aufſteigen und endigt in einer mit kleinen Löchern verſehenen metallenen Kugel K. Durch einen in Spiritus getauchten und angezündeten Schwamm, dem Anzünder, wird nun die Metallkugel erhitzt, dadurch wird der aufgeſtiegene Oelſprit in Dampfform verwandelt und, indem das Gas zu den Löchern der Kugel hinausſtrömt, entzündet. Es brennt mit klarer, hellleuchtender Flamme ohne Ruß und ohne Geruch. Durch die vom Alkohol erzeugte große Hitze wird nämlich der überſchüſſige Kohlenſtoff des Terpenthinöls verbrannt. Die beim Brennen erzeugte Wärme verwandelt ſtets den aufgeſtiegenen Oelſprit in Gasgeſtalt und unterhält ſo das Verbrennen.



V. Das Kapnomor.

Aus dem Theer, den man bei der trockenen Deſtillation des Holzes erhält, gewinnt man eine ölartige, farbloſe, angenehm riechende Flüſſigkeit, das Kapnomor, das in einer Lampe mittelſt eines Dochtes mit heller, rußender Flamme brennt.

VI. Die Naphtha und das Erdöl (Steinöl).

Die Naphtha iſt eine helle, durchſichtige, weingelbliche Flüſſigkeit, während das Erd- oder Steinöl dunkler, oft zäher und dickflüſſiger iſt. Beide Stoffe ſind leicht entzündlich und brennen, vorzüglich die erſtere, in Lampen mit heller, rußender Flamme. Die Naphtha und das Erdöl finden ſich in Nord-Amerika, in Frankreich, Italien, in den Karpathen, vorzüglich aber in dem ſüdlichen Rußland am Ufer des caspiſchen Meeres und auf den Inſeln deſſelben.

VII. Der Talg, der Wallrath, das Wachs, das Palmöl, das Erdöl, das Bergwachs.

Wir faſſen hier alle dieſe Stoffe zuſammen, weil ſie ſämmtlich in einer beſtimmten Form, nämlich in der der Lichte, zur Verwendung als Leuchtſtoffe kommen. — Der Rinder- und Hammeltalg wird durch Ausſchmelzen von allen anhangenden

Häuten und Fleiſchtheilen gereinigt, die zurückbleibenden Grieven (Grieben, Rückſtände) werden ausgepreßt. Sehr vortheilhaft iſt es, indem man dann weniger Grieven erhält, den Talg mit Schwefelſäure (ein bis zwei Pfund auf 100 Pfunde Talg) und mit Waſſer (20 Pfunde auf die obige Menge) zu ſchmelzen, nur muß man dafür ſorgen, daß die Schwefelſäure nachher durch Aetzlauge (Kalilauge) und heißes Waſſer gänzlich entfernt werde. Zum Lichtegießen wird der Talg am beſten in einem Keſſel, der eine hölzerne, mit Dampf zu füllende Umhüllung hat, geſchmelzt, ſodann in kupferne Füllbecken gegoſſen und erſt, wenn er anfängt zu erſtarren, auf den Gießtiſch und ſo in die Lichtformen gegoſſen. Dieſe, aus Zinn und Blei bereitet und inwendig ſchön geglättet, hängen in dem mit Löchern verſehenen Gießtiſche und zwar mit dem unteren Ende nach oben; die Dochte, die ſchon vorher durch die kleinen Oeffnungen an den Spitzen der Formen hindurchgezogen waren, werden oberhalb befeſtigt. Nach erfolgtem Abkühlen werden die Lichte aus den Formen genommen, beſchnitten und vermittelſt eines mit Spiritus befeuchteten, wollenen Lappens geglättet und blank gemacht. Auf dieſe Weiſe erhält man gegoſſene Lichte. Gezogene Lichte werden folgendermaßen bereitet: Den geſchmelzenen Talg gießt man in hölzerne Kaſten und taucht dann die an den Lichtſpießen befeſtigten Dochte mehre Male ein; dann werden die Lichte zwiſchen gut polirten Brettern gerollt, abermals in den Talg getaucht, wieder gerollt und ſo fort, bis ſie die gehörige Stärke haben. Zuletzt erhalten ſie den ſogenannten Firniß, d. h. man taucht ſie ſchnell zweimal in den beſten Talg, den man hat, und läßt ſie nun langſam erkalten. — Von den Lichtdochten ſind die geflochtenen beſſer als die gedrehten. Sehr vortheilhaft iſt, die Dochte vor dem Gebrauche entweder in Wachs zu ſieden, oder mit einem Gemenge von Wachs, Talg und Baumöl (Olivenöl) zu beſtreichen. Das Kniſtern und Flackern der Lichter iſt eine Folge ſchlechten Dochtgarnes oder des Vorhandenſeyns von Salzen und Waſſer im Talge.*)

Der Talg beſteht aus zwei Stoffen, aus dem Talgſtoffe (Stearin) und dem Oelſtoffe (Elain); erſterer iſt der allein leuchtende bei den Lichtern. Je älter der Talg wird, deſto mehr nimmt der Gehalt an Talgſtoff zu auf Koſten des Oelſtoffes, daher läßt man den Talg gern recht alt werden, ehe man ihn verbraucht. Wenn der Talg entweder durch Kryſtalliſiren oder durch Auspreſſen des größten Theils ſeines Oelſtoffes beraubt wird, ſo giebt er härtere, weniger fettig anzufühlende Lichte, die Stearinlichte genannt werden. — Die ſchönſten Talglichte, die feſt, weiß und glänzend ſind, und mit heller Flamme wie ein Wachslicht brennen, ſind die Talgſäurelichte (künſtliche

---

*) [illegible] in London und Murria liefern Lichte mit hohlen, Argand'ſchen Dochten; die des Letzteren führen den Namen „ruſſiſche Talglichte" und enthalten ſtatt des Dochtes Schilfröhren.

Wachslichte). Die Talgſäure wird auf folgende Weiſe aus dem Talge ausgeſchieden: Zu dem mit Waſſer geſchmolzenen Talge ſetzt man Kalkmilch hinzu, bringt dann die gebildete Kalkſeife in ein mit verdünnter Schwefelſäure gefülltes Gefäß, in dem ſich die Schwefelſäure mit der Kalkerde vereinigt, die Fettſäuren aber frei läßt, die nun in heißes Waſſer geſchöpft wird, um jede Spur von Schwefelſäure zu vernichten. Die Fettſäuremenge, Talg- und Oelſäure enthaltend, wird in Blechkaſten zum Erſtarren gegoſſen. Durch kaltes und warmes Preſſen der zerkleinten Fettſäure in hanfenen Preßſäcken wird die Oelſäure abgeſchieden, die zum Fetten der Wolle, zum Brennen oder zur Seifebildung ſehr gut gebraucht werden kann. Die reine Talgſäure, vollkommen weiß, wird dann geſchmelzt, durch wollene Tücher geſeiht und zum Gebrauch aufbewahrt. Die Lichte werden auf dieſelbe Art aus ihr bereitet, wie oben angegeben wurde.

So wie man aus dem Talge die Talgſäure-Lichte bereitet, ſo bereitet man auch aus dem Palmenöle (Oel aus den Früchten der Avoira Elais in Africa und Süd-America) die Palmitinſäure-Lichte oder Palmenwachs-Lichte.

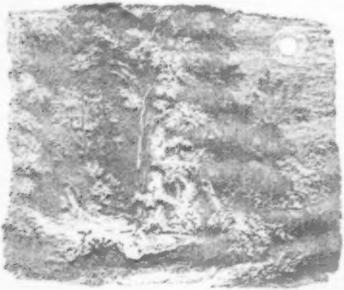
Der Wallrath (Sperma Ceti) ſcheidet ſich in fettigen, glänzenden, weißen Stücken aus dem Wallrathöle (Thrane) ab, der ſich in den großen Höhlungen des Kopfes des Pottfiſches (Physeter macrocephalus) findet. Durch Kalk- und Aſchenlauge wird der zu vortrefflichen, durchſcheinenden Lichten beſtimmte Wallrath gereinigt.

Das Bienenwachs, vorzugsweis Wachs genannt, entſteht durch einen Verdauungsprozeß aus dem Zucker, den die Bienen aus den Pflanzen geſogen, und ſchwitzt zwiſchen den Bauchringen hindurch; es iſt beſtimmt zum Zellenbau. Das Wachs, durch mancherlei Stoffe, vorzüglich durch den Honig verunreinigt, wird mit Waſſer umgeſchmelzt und das Flüſſige abgeſchöpft. So erhält man das gelbe Wachs. Soll es gebleicht werden, ſo wird es nochmals geſchmelzt und durch ein mit vielen, feinen Löchern verſehenes Gefäß in dünnen Strahlen auf eine im kalten Waſſer liegende und beſtändig um ihre Achſe gedrehte Walze gegoſſen (gebändert). Die hierdurch entſtandenen Streifen werden abgewickelt und zwiſchen Netzen der Sonne ausgeſetzt, mit Waſſer begoſſen, nochmals gebändert und ſo fort, bis es die gehörige Weiße hat. Die Wachslichte werden durch fortgeſetztes Begießen des Dochtes mit flüſſigem Wachſe und durch nachheriges Rollen zwiſchen polirten Brettern gefertigt. Die großen und ſchweren Altar-Lichte walgert man zwiſchen Rollbrettern aus einem Klumpen Wachs, ſchneidet aus ihnen der Länge nach einen Streifen bis auf die Axe heraus, legt dann den Docht ein und klebt die Oeffnung wieder mit einem Streifen Wachs zu, worauf man wiederum walgert. Um Wachsſtöcke zu verfertigen zieht man den Docht durch das flüſſige Wachs, durch ein

Oehr eines in die Flüſſigkeit hinabreichenden Stabes und dann durch das Loch eines am Rande des Gefäßes befeſtigten Zieheiſens und windet das Hindurchgezogene auf eine glatte Walze auf. Dies Verfahren wiederholt man ſo lange, bis der Wachsſtock die gehörige Dicke erlangt hat; durch eine Winde wird ihm die ſprungfederartige Geſtalt gegeben. — Auch Wachs-Fackeln fertigt man auf ähnliche Weiſe an: Ein aus Hanf bereiteter Docht wird zuerſt in flüſſiges Pech getaucht, durch ein Zieheiſen gezogen, nach dem Erkalten des Peches mit Kreide und Leimwaſſer überzogen, ſodann mit Wachs begoſſen und gerollt. Dies Verfahren giebt die beſſere Art der Fackeln, die ſogenannten Kutſchen- oder Windfackeln. Die ſchlechtere Art, die Stockfackeln, beſtehen aus einem fichtenen, mit Hanf umwickelten, in Pech getauchten Stock, der mit Wachs übergoſſen und vermittelſt eines Stückes Wachs geglättet wird.

Auf der Inſel Tſcheleken im caspiſchen Meere findet ſich ein ſchwarzes, zähes Erdöl, das ſich mit Meſſern ſchneiden läßt. Man bildet aus ihm Lichte, durchbohrt ſie und zieht Dochte hindurch; ſie brennen mit heller Flamme und ohne Geruch. — Zu Wisko in Gallizien, dann aber auch in der Moldau findet man das Erd- oder Bergwachs (Ozokerit), eine wachsartige, lauchgrüne oder gelbliche und bräunliche Maſſe. Aus ihr fertigt man, vorzüglich in Jaſſy, Kerzen, die ohne Geruch und Rauch mit heller Flamme brennen.

Aus dem Paraffin, einem Stoffe, der in dem durch trockne Deſtillation erhaltenen Torftheer enthalten iſt, hat man angefangen, durchſichtige Kerzen zu bereiten. L. Heros.



Vater Melchior Stange.

Kluge Leute giebt's überall und es hat ihrer überall gegeben, ſo auch im Dorfe Laubegaſt, oberhalb Blaſewitz bei Dresden. Dort, nämlich in Laubegaſt, lebte vor dem ſiebenjährigen Kriege — eine böſe Sieben für Sachſen! — ein Bauer, Namens Melchior Stange, der war reich und wurde immer reicher. Das ſah man dem ledernen Gurt an, den er um den Leib geſchnallt hatte; wenn Melchior zu Markte fuhr, ſah dieſer Gurt aus wie ein leerer Darm, kam aber Melchior zurück, hatte ſich ſtets der Gurt gefüllt bis zum Platzen.. Genug, man fand bei ihm, ſeine Geſtalt nicht ausgenommen, die Fülle; er war aber nicht nur wohlbeleibt, ſondern auch wohlbelebt und wohlbeliebt; denn drückte er Einem freilich die Hand in der Regel ſo, daß man nur aus Scham das Schreien verbiß, konnte man ſich doch auch allzeit auf ſeinen Handdruck und Handſchlag verlaſſen.

Wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und weil man außerdem wußte, daß er nicht auf den Kopf gefallen, das Herz ihm nicht abhanden gekommen war, wählte man ihn zum Dorf-Schulzen und er verwaltete ſein Amt fünfundzwanzig Jahre. Das wurde gefeiert im Dorfe, doch litt er es nicht eher, als bis man zugab, daß er ſich nicht bewirthen ließ, er vielmehr ſämmtliche Dorf-Bewohner bewirthete. Bei der Tafel ſagte er aber: „Lieben Freunde und Nachbarn, wir haben heut den ſechsten Auguſt und in vier Tagen iſt Laurentius-Tag und das iſt mein Geburtstag; da werde ich ſiebzig Jahr alt und will mir, vor der Ruhe drüben und unten auf dem Kirchhof, unter Gottes Sonne noch etwas Ruhe und Erleichterung gönnen. Wollt Ihr gut berathen ſeyn, ſo wählt den Gottlieb Bauſe zu meinem Nachfolger und ich werd' ihn mit meinem Bischen Verſtande, wenn er's mag, gern eine Weile zur Seite ſtehen.“ Man wollte ihn erſt nicht loslaſſen, endlich aber wurde die Sache bei einem Glaſe guten Naumburgers mit Hand und Mund ſo abgemacht, wie er es für erſprießlich hielt.

Melchior Stange hatte zwei Söhne und einen Schwiegerſohn, denen ging es ganz gut; doch hatten ſie es nicht überhört, daß er ſich zur Ruhe ſetzen wollte, und da fiel ihnen ein, er würde noch mehr Ruhe haben und ihnen würd' es noch beſſer gehen, wenn ſie gleich jetzt zu ihrem ganzen Erbtheil kämen. Frau Roſine Stange war denn bald gelenkſam genug, um ihren Alten nach dem Willen ihrer Kinder zu kirren. Melchior hörte die Hindeutungen, Wünſche, Rathſchläge und geſchilderten Ausſichten: wie höchſt erquicklich im Alter es ſey, ſich nur noch mit dem Genuß des eigenen Lebens zu beſchäftigen, in guter Laune an, zu einer Antwort kam's aber nicht. Waren indeß jene Abſichtlichkeiten anfangs allmälig betrieben worden, bald folgten ſie

Schlag auf Schlag. Da wiegte Melchior den greiſen Kopf lächelnd hin und her, ſchmunzelte einmal ein „Hm!“, ſagte ein ander Mal: „Ja, es ließe ſich thun!“ oder: „Man kann's, man kann's auch nicht!“ und: „Wahr iſt's, ſchon Mancher hielt es ſo!“ Doch endlich, da des Drängens immer mehr wurde, namentlich am Weihnachts-Abend, als die Familie insgeſammt ſich's wohl ſeyn ließ bei Vater Melchior und Mutter Roſine Stange, da ſagte Jener: „Wollen die Sache mit dem Frühjahr abthun!“

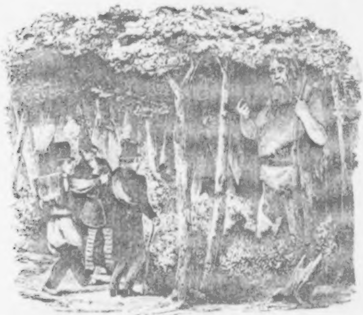
Das Frühjahr blieb nicht aus und es trieb ſein Weſen, wie es ſeit Jahrtauſenden in tüchtiger Uebung war. Da ſtand Vater Melchior oft bei der nächſten Scheune, ſchaute hinauf nach dem Dach, wo die Spatzen niſteten, und wie er Junge gewahrte, nahm er aus einem Neſte die nackten Kleinen heraus, ſperrte ſie in einen Käfig und hing dieſen bei einem Fenſter ſeines Hauſes auf. Die Jungen zwitſcherten ängſtlich und die Alten kamen ängſtlich herbei, überwanden alle Furcht, ſcheuten keine Mühe, mit ihren Schnäbeln durch die Oeffnungen im Drahtgitter des Käfigs ihren hülfloſen Kinderchen Nahrung zu bringen und ſie ſorglich zu füttern. Unabläſſig thaten dies die alten Spatzen und die jungen wuchſen, wurden beſiedert und flügge, immer aber noch ernährt von Jenen, die raſtlos ab und zu flogen. Melchior, nachdem er überzeugt war, daß die bisher eingekerkerten Spatzen ſich ſelbſt in der Freiheit erhalten könnten, fing nun die alten mit Schlingen ein, ließ die jungen fliegen und das Eltern-Paar der Spatzen mußte in den Käfig. Die Alten zwitſcherten nun auch ängſtlich und immer ängſtlicher, es vergingen aber Stunden auf Stunden, keines der Jungen kam, den Alten die Sorge zu vergelten. Da rief Melchior Stange Kinder und Schwiegerkind herbei und ließ ſie harren: ob die jungen Spatzen ſich der alten annehmen würden. Nachdem dies aber nicht erfolgte, ſtreute er ſeinen Gefangenen erſt ſelber Futter und gab ihnen dann ihre Freiheit wieder, wobei er ſprach:

„Der Vater wohl ernährt der Kinder zeh'n,
Doch wird, ſind ſie auf eig'nen Wegen,
Dem Vater gar oft nicht Gleiches geſcheh'n; —
Das wolle ſich Jeder überlegen!

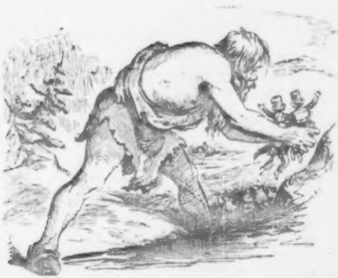
Seht, lieben Kinder, es iſt gewiß am beſten, ich ſorge mein Lebelang für Euch und mach' Euch keine Sorge für mich und die Mutter. Ihr ſeht's an den Spatzen, daß es ſo natürlicher und dem Lauf der Welt nach auch am geſcheidteſten iſt, zumalen ich mir zwar ruhigere, aber keine Tage des Müßigganges wünſche. Denn der Menſch muß ſich rühren und nützlich ſeyn, ſo lang' er's vermag, wär's auch endlich nur mit ſchwachen Kräften!“ — Dabei reichte Melchior den verſtummenden Kindern freundlich die Hand; Mutter Roſine aber hing ſich an ihn, und ob auch ſie ſchwieg, die Thränen in ihren Augen ſagten deutlich: mein Alter thut recht und wohl! Gz.

Der letzte Rieſe.

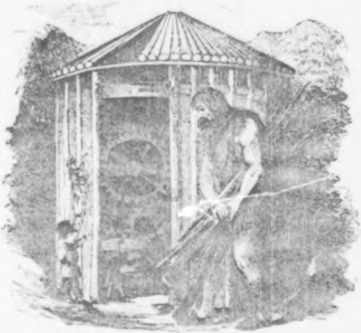
Es waren einmal drei Handwerksburſchen, von denen hatte der Eine die Uhrmacherei gelernt und war noch ein junges Blut; es war diesmal ſein erſter Auszug auf die Wanderſchaft. Der Andere hatte ſich ſchon mehr verſucht und war als Färber in der Türkei geweſen, wo das türkiſche Garn herkommt, und war am Rhein geweſen und allerwärts. Der Dritte war ein Korbmacher, der nicht viel von ſich wußte, nicht einmal, wie er in die Neugier gerathen, die Welt ſehen zu wollen. Die Drei hatten ſich zuſammen gefunden und gedachten auch auf der Reiſe beiſammen zu bleiben. Nun kamen ſie in ein großes Holz, dem gar kein Ende abzuſehen war, und die Bäume ſtanden ſo dicke, daß der Tag nicht durchſcheinen konnte. Auch wollt' es bereits Abend werden und ſie waren immer noch im Holze; da iſt ihnen bange geworden und ſie meinten, es wäre viel beſſer geweſen, einen anderen Weg zu geh'n. Wie ſie nun ſo manchmal zur Seite ſahen, wurden ſie eines Rieſen gewahr, der nicht gar weit im Holze ſtand, ein gräulich großer Menſch, wie ſie heutiges Tages ganz abgekommen ſind. Da verfärbten ſich die Handwerksburſchen und ſagten: Nun geht es uns nicht gut, der dreht uns Allen den Kopf auf dem Rumpfe um, er hat uns ſchon geſeh'n. — „Nein", ſagte der Färber, „mir fällt was ein. Mir hat Einer



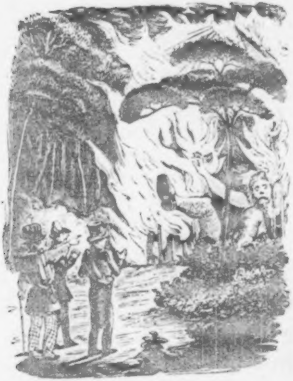
auf der Reiſe erzählt, wie er mit ſolch einem Rieſen fertig geworden iſt, daß er ihm nichts gethan hat. Er ſagte: die Rieſen laſſen ſich gern etwas von den Menſchen vorerzählen, und dann muß man ihnen ſagen, daß die Menſchen gar nicht ſtark wären und ſich viele Jahre quälen müßten, etwas von der Stelle zu bringen, was ſo ein Rieſe mit der Fauſt über den Haufen ſtößt. Wenn man ihnen das vorerzählt, dann freuen ſie ſich und lachen und thun Einem nichts. Aber das darf man nicht ſagen, daß die Menſchen klug und geſchickt wären, das können ſie nicht ausſtehen, weil ſie ſelbſt nicht klug ſind und auch nicht geſchickt. Uhrmacher, Du biſt noch jung und mußt Dir was verſuchen, Du ſollſt mit ihm anbinden.“ — Indem war der Rieſe näher gekommen und rief: „Wer ſeyd Ihr denn, daß Ihr hier in meinem Holze herumſtreicht?“ — Der Uhrmacher, nicht feige, antwortete: „Na, was werden wir ſeyn? Färber, Korbmacher und Uhrmacher, die nach Arbeit in der Welt herumlaufen, weil wir noch kein eigenes Haus und Geſchäft haben.“ — „Ei“, ſagte der Rieſe, „dann kommt Ihr wohl aus dem Lande, wo ſich mehr Eures Gleichen aufhält?“ — „Ja, da kommen wir her!“ antwortete der Uhrmacher. — „Nun“, ſagte der Rieſe wieder, „dann erzählt mir doch einmal, wie es vor'm Holze da unter Euch Menſchenvolk zugeht.“ — Herre, denkt der Uhrmacher, jetzt iſt es Zeit! „Ja“, ſagte er, „die haben ſchon viele Jahre ihr mühſelig Thun mit einem Berge, durch den ſie einen Weg machen wollen und den ſie nun abtragen. Den Weg um den Berg herum zu führen, iſt ihnen zu weit, und darüber weg will's völlig gar nicht gehen; ſie mußten ſchon mit einem ledigen Wagen das Vieh zu Schanden quälen, und mit einer Fuhre war es äußerſt unmöglich, hinauf zu kommen. Nun ſtechen ſie den Berg an der dünnſten Stelle durch, aber es dauert lange. Es ſind wohl ſchon zehn Jahre, daß ſie darüber her ſind, aber tief ſind ſie noch nicht.“ — „Nun, wie tief ſind ſie denn?“ fragte der Rieſe; „iſt es wohl ſchon ſo viel?“ — dabei ſtieß er die Schuhſpitze in die Erde, o! haustief, daß ganze Fuhren Sand und Steine vorweg flogen und der Uhrmacher umfiel, weil er auch einen Klumpen auf den Leib bekommen. „Nun, ſteh' nur feſt!“ ſagte der Rieſe zu ihm und ſtellte ihn wieder auf die Beine. „Iſt es wohl ſchon ſo viel?“ — „Nein, ſo viel nicht!“ ſagte der Uhrmacher, halb außer Athem und faſt ganz außer Beſinnung. Da verzog der Rieſe das Geſicht zum Lachen und lachte, daß das Holz ringsum zitterte und die Eulen und Krähen aus den Bäumen aufflogen: ſo ausgelaſſen lachte der Rieſe. Da meinte nun der Uhrmacher, ſie hätten ſchon gewonnen Spiel und ſagte: „Ja, es wird Nacht, und wir haben noch weit, laß uns weiter gehen, Freund! Jetzt werden wir auch wohl hören, welches der nächſte Weg zum Holz hinaus iſt.“ — „O, wartet nur noch ein wenig“, fiel der Rieſe ein. „Ihr habt Zeit; erſt habt Ihr's mit mir zu thun. Ihr



kommt mir gerade recht und ſollt mir was machen helfen." — Dies geſagt, packte er ſie alle Drei und ſetzte ſie immer eine lange Strecke vorwärts, weil ihre Schritte gegen die ſeinigen zu klein waren, und eilte ſo mit ihnen über viele Berge bis in eine große, tiefe Höhle, die in einen Berg ging und wo er ſeine Wohnung hatte. Da mußten ſie die Nacht bleiben. Wie es aber Tag ward, ſagte der Rieſe zu den Dreien: „Weil ein Uhrmacher bei Euch iſt, der es verſteht, Räder zu machen, ſo ſollt Ihr mir eine Mühle bauen, daß ich aus meinem Korn beſſeres Mehl kriege. Ich könnt' es ſelber, aber ich nehme mir die Zeit nicht zu der Krövelei!" — das ſagte er aber bloß, damit es nicht ausſehen ſollte, als wäre er dümmer wie die Andern. Er konnt' es nicht ſelber, denn alle die Unbände von Rieſen waren zwar großen Leibes, aber geringen Verſtandes und nicht ſo klug und geſchickt wie die Menſchen, und es iſt nur recht gut, daß wir nicht mehr ſo unnütz groß ſind! — „Und der Färber", ſagte der Rieſe, „ſoll mir das Mühlenhaus inwendig und auswendig bunt anfärben; es ſieht nicht übel aus, wenn ein Haus bunt angeſtrichen iſt. Und ich will Euch ſchon zur Hand ſeyn, wenn Euch was fehlt oder was zu ſchwer iſt!" — Was war zu thun? — die Drei mußten ſchon aushalten: an's Weglaufen war nicht zu denken: der Rieſe konnte ſie bald wieder einfangen. Sie machten ſich alſo dabei, und weil der Uhrmacher doch eigentlich keinen Mühlenbau verſtand, ſo gab's ein Werk ganz wie eine Uhr, und wo ſonſt die Weiſer ſitzen, ſaßen die Mühlſteine und drehten ſich, aber viel geſchwinder als die Weiſer an der Uhr: das hatte er ſchon ſo einzurichten gewußt. Die Kette brachte ihm der Rieſe, es war eine große Hemmkette. Nun wußten ſie auch erſt nicht, wie ſie's mit dem Hauſe anfangen ſollten. Der Korbmacher hatte wohl zuweilen Vogelhäuſer gemacht, aber nur keine Häuſer für Menſchen. „Ei“, ſagte am letzten Ende der Färber, „was thut es! Der Rieſe iſt nicht ſchlau und weiß viel, was ein Zimmermeiſter zu thun hat; bau' es wie einen Vogelbauer!“ — und das geſchah auch. Weil nun der Rieſe ſo gewaltig groß war, mußten ſie auch ſein Haus gewaltig hoch bauen!

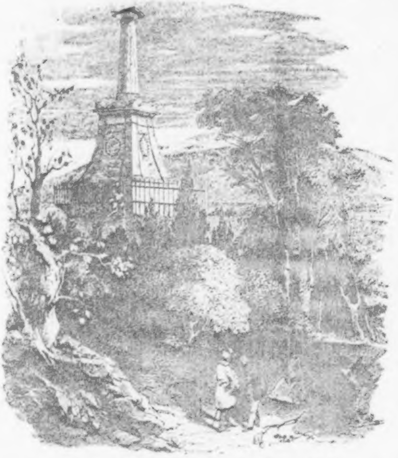


Aber der Rieſe legte die ſchweren Balken alle ſelbſt zurecht, hoch und tief, wenn ſie nur erſt Zapfen und Löcher hatten und der Korbmacher angab, wo ſie hin ſollten. Und dann fing der Färber an zu malen, und weil er ſein Handwerk verſtand, zeichnete er alle Blumen, die im Holze ſtanden, an die Wände, inwendig und auswendig, daß es zuletzt ſo bunt ließ wie der ſchönſte Kattun. Der Rieſe war denn wohl zufrieden mit der Mühle und ſagte, er wolle ihnen nun nichts thun und ſie auch nicht länger aufhalten, ſie könnten jetzt nur ihre Straße weiter ziehen. So gingen ſie denn auch fort und freuten ſich, daß ſie es ſo gut durchgeſetzt hatten, Anderen aus Noth in's Handwerk zu pfuſchen. Mit einem Male ward es ihnen im Rücken ſo heiß, und es gab ein Praſſeln und wie ſie ſich umdrehten, ſahen ſie ein großes



Feuer. Das war die Mühle, die ſtand hell in Flammen, und der Rieſe, das ſahen ſie wohl, lag bald verbrannt zwiſchen den Balken. Er hatte gleich ſein Korn aufgeſchüttet und die Mühle aufgezogen, wie es ihm vom Uhrmacher gezeigt worden; aber dumm wie er war, hatte er des Dinges zu viel gethan und ſo lange gedreht, bis die Kette riß — es war ja nur eine dünne Hemmkette — und da ſchnurrten die Räder in einander, und es war kein Aufhaltens. Die Zähne fingen an zu brennen, und das ganze Haus ſtand alsbald lichterloh in Flammen, daß dem Rieſen ſelbſt die glühenden Balken auf den Kopf fielen. So kam er denn elendiglich um, und das iſt der letzte Rieſe geweſen, der Menſchen gequält hat. — Wenn's alleweile freilich nicht an Solchen fehlt, die keine Rieſen ſind und doch die Menſchen quälen, bleibt's immer eine ſchöne ausgemachte Sache, daß der letzte Rieſe todt iſt, und er hat ſich eigentlich auch nicht zu beklagen, da er durch ſeine Dummheit ſtarb. Schade nur, daß die Dummheit am Leben blieb, was ganz zuverläſſig auch von Jedwedem thatſächlich zu beweiſen iſt; und wenn's Einer nicht glaubt, ſo beweiſt er's dadurch am Allererſten. Baſta! — oder zu deutſch: genug hiervon! — wenn's nicht ſchon zu viel iſt. E. Rienitz.

Kosciusko's Denkmal in Nord-Amerika.



In dieſes Volksbuches Jahrgang für 1841 (S. 136 – 142) gaben wir die Lebensgeſchichte Kosciusko's mit ſeinem Bildniß und dem ihm auf dem Bronislawa-Berge bei Krakau errichteten Denkmal. Wir freuen uns immer, wenn wir Dies oder Jenes vervollſtändigen können, ſo auch jetzt, da wir eine Abbildung des Denkmals mittheilen, das die Nord-Amerikaner dem edlen Polen-Helden weihten.

Nahe der Hochebene, auf welcher ſich in dem Natur-Paradieſe am Strome Hudſon die Stadt Weſt-Point erhebt, beginnen auf beiden Ufern die Gebirge. In dieſem nur ſchwer zugänglichen Gebiete fand Kosciusko eine Freiſtätte, fern ſeinem unglücklichen Vaterlande, das er, obwohl mehrmals Sieger auf dem Blutfelde, nicht vor der Fremdherrſchaft zu ſchützen vermochte.

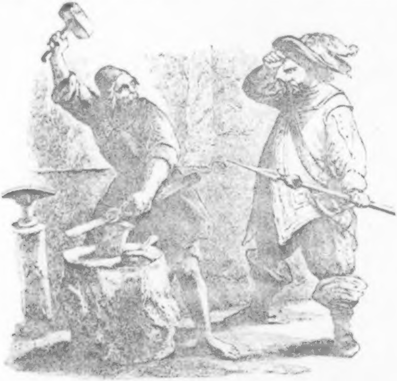
Von dem kleinen Hauſe, das er bewohnte, iſt nichts mehr zu gewahren; einige Spuren von Anbau, die bald unter wucherndem Geſträuch verſchwinden werden, ſind das einzige, was ſich dem ſuchenden Blicke des Wanderers darbietet. Dem Platz ſelbſt aber iſt der Name „Kosciusko-Zuflucht“ verblieben, und in der Nähe vor etwa zwölf Jahren dem Andenken des edlen Kämpfers für Völker-Freiheit jenes Denkmal errichtet worden, das wir in der Abbildung anfügen. Es iſt mehr einfach als prachtvoll; was es aber dadurch an ſcheinbarem Werthe verliert, gewinnt es an wirklichem, indem es der Ausdruck tiefgefühlten Dankes und der freudigen und allgemeinen Achtung iſt, welche das nordamerikaniſche Volk dem Andenken des Mannes bewahrt, der mithalf zum Siege im Freiheits-Kampfe der Nord-Amerikaner.

Kosciusko begab ſich, als die Verhältniſſe ihn zum erſten Male aus ſeinem Vaterlande vertrieben, über Frankreich nach Amerika, um dort für die Unabhängigkeit zu kämpfen. Briefe Franklin's an Waſhington erwirkten ihm eine freundliche Aufnahme; an der Spitze einer Compagnie Freiwilliger erwarb er ſich in einem Gefechte bei Neu-York unter Wayne und Lafayette ſeine erſten Lorbeeren. Zum Oberſt-Lieutenant und Adjudanten des Generals Waſhington ernannt, zeichnete er ſich in dem ferneren Verlaufe des Krieges durch Tapferkeit und Menſchlichkeit aus; die Tage der Muße aber verlebte er einſam und verſunken in Gedanken an ſein Vaterland auf der ſchmalen Platform, die gegenwärtig ſein Denkmal trägt. Hier ſchuf er ſich aus ſelbſt gepflanzten Geſträuchen, Syringen und Lorbeerbäumen ein kleines Gärtchen, das ihm Erſatz für ſchwere Entbehrungen war. Als die vereinigten Staaten den Frieden gewonnen hatten, wurde Kosciusko zum Brigade-General erhoben, der Staat Cincinnati verlieh ihm das Bürgerrecht, ein Landgut und den Cincinnatus-Orden. Im Jahr 1784 kehrte er nach Europa zurück, um bald darauf in Polen zu kämpfen, wie er in Nord-Amerika gekämpft hatte. — Als 1797 ſeine Hoffnungen für das Land der Väter völlig danieder lagen, ſchiffte er ſich nochmals nach Amerika, dem Lande ſeines ruhmgekrönten Wirkens, dem Lande der jungen, blühenden Freiheit ein. Ueberall ward ihm hier das ehrendſte, freundlichſte Entgegenkommen, überall fand er die thätigſte Theilnahme. Der Congreß, der ihn auf's Feierlichſte empfangen hatte, verlieh ihm eine Penſion; das Haus ſeines Freundes Waſhington bot ihm eine offene Freiſtätte. Aber ſchon 1798 wurde er als Abgeordneter des Congreſſes nach Frankreich geſandt, wo er innige Freundſchafts-Verhältniſſe ſchloß. Napoleons Herrſchaft trieb ihn in die Schweiz, wo er in Solothurn ſein Leben am 15. Oktober 1817 in einem Alter von einundſiebzig Jahren ſchloß. — Seine Leiche wurde unter Begleitung ſchweizeriſcher Soldaten nach Krakau gebracht, wo jetzt ſein europäiſch, wie bei Weſt-Point ſein amerikaniſch Denkmal zu finden iſt.

Der Landgraf und der Schmied.

(Nach einer Chronik.)

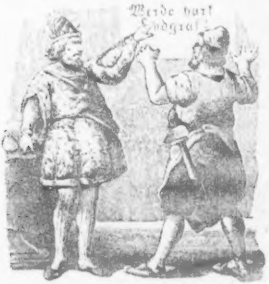
Woher das Sprüchwort gekommen: „In der Ruhla iſt er hart geſchmiedet worden", bin ich mehrerer Weiſe gefragt, und ich will die Antwort, wie ich ſie gegeben, auch jetzt nicht fehlen laſſen, zumalen mir des Näheren bekannt von meinem Großvater her. Landgraf Ludwig zu Thüringen war ein gar milder und gewährender Herr, weil er aber deß zu Vielen ſeinen Junkherrn und Edelingen überließ und nur ſaumſelig nachſah, wurden von Denen die Unterthanen bedrückt und geſchatzt. Da begab es ſich, daß Landgraf Ludwig, als er einſtmals auf der Jagd ſein Gefolge benecken wollte, daß es für eine Zeit nicht wiſſen möchte, wo er ſey, ſich ſo weit in den Wald vertiefte, daß er über die rechten Steige ſich verwirrete und verkehrten Weges ging, obwohl dieſes, wie der Folge zu entnehmen, ein Segen war. Nach langem und beſchwerlichem Marſche ſtand er nämlich vor der uralten Schmiede zu Ruhla, im Thüringer Walde, und trat daſelbſt ein, merkte auch alsbald, daß man ihn nicht erkannte. Hats nachher



oftmalen ſelber berichtet, was ihm allda geſchehen. Es fragte ihn der Schmied, der bei dem Ambos tüchtig auf's Eiſen einhieb: „Wer ſeyd Ihr?“ — D'rauf der hohe Herr: „Bin ein verirrter Jäger des Landgrafen.“ — Sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! Wer ihn nennet, ſollte d'rauf allemal das Maul ſaubern!“

Iſt der gute Herr höchlichſt erſchrocken und gänzlich verſtummet. Der Schmied aber redete ſich heftiger in ſeinen Zorn hinein, und bei den herzhaften Schlägen, die er mit dem großen Hammer auf das glühende Eiſen führte, rief er aus: „Werde hart, Landgraf, wie dieſes Eiſen! Was taugſt Du ſonſt den armen Leuten, die von Deinen frechen Junkherren geſchunden und geſchabt werden und die Dir dann als Deine Räthe Lug und Trug zuſammenmähren! Werde hart, Landgraf, wie dieſes Eiſen!“ und der Schmied ſchlug dabei ohne Aufhören zu. — Das faßte der Landgraf mit offenen Ohren, willigem Herzen wohlverſtanden auf, ging aber ohne Weiteres zur nahen Herberg, ſich alldort einen Führer dingend. Seitdem aber ward er ſcharf, ernſthaft in ſeinem Gemüth gegen ſeine Junkherren und Räthe, begann ſelber zu regieren und ſelbſt zu ſehen nach ſeinem Ding, daß ihm's geling'. Deſſen aber nicht laß zu werden, hing er in ſeinem Gemach eine Tafel auf mit den von eigener Hand wohlgeſchriebenen Worten: „Werde hart, Landgraf!“

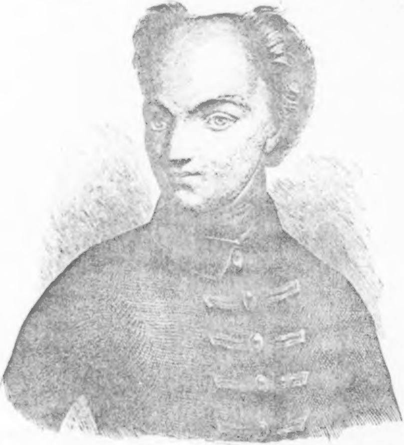
Und nach zween Jahren hat er den Schmied laſſen verfordern, hat ihm die Tafel gezeigt und an jenen Tag ihn gemahnt, auch ſeiner mit gutem Geſchenk gedacht. Riß der Schmied nicht



wenig ſeine Augen und Ohren auf, war auch nicht gleich der Worte mächtig, erholete er ſich dennoch und ſagte zuletzt freudig: „Ei, Herr Landgraf, es iſt doch immer löblich, daß Ihr in der Schmiede zu Ruhla hart geſchmiedet worden!“ wonach der Landgraf ſich großen Lachens nicht erwehren konnte, dann nur noch ſprach: „Es ſoll, wird und mag gut ſeyn!“ und den Schmied winkete, von dannen zu gehen, was dieſer auch eilend that.

Solches zeigt die Herkunft an von dem Sprüchwort: „In der Ruhla iſt er hart geſchmiedet worden!“

Karl der Zwölfte.



Das Leben Karl's des Zwölften iſt ein Helden-Gedicht der Geſchichte mit trauerſpielartiger Färbung. Als ein königlicher

Abenteurer mit dem Durſt nach Kriegsruhm ging dieſer Fürſt wie ein leuchtendes, aber ſchnell verlöſchendes Meteor durch ſeine Zeit. Indem er die unleugbare Kraft ſeines Charakters in ſchroffer Einſeitigkeit eines kecken Soldaten-Muthes wuchern ließ, brachte er es allerdings zu vorübergehendem Glanz, aber auch zu tiefem Fall und Untergang durch eben dieſelbe einſeitige Richtung ſeines Strebens. — Er wurde 1682 geboren und zählte alſo funfzehn Jahre, als ſein Vater Karl der Elfte im Jahre 1697 ſtarb. Eine Vormundſchaft, beſtehend aus ſeiner Großmutter und einem eigens ernannten Staatsrath, ſollte während ſeiner Minderjährigkeit die Regierung leiten. Allein des Jünglings Ungeſtüm machte ihn begierig zu herrſchen, um ſeinem Thatendrange genug zu thun. Wenige Monate nach des Vaters Tode bemächtigte er ſich, unterſtützt durch Graf Piper, der Alleinherrſchaft, und bald eröffnete ſich ihm ein Wirkungskreis, der ſeinen Neigungen ganz entſprach. Allerdings gab nicht er den Anlaß zu dem umfaſſenden Kriege, den man den großen nordiſchen Krieg genannt, vielmehr ging derſelbe von Dänemark und Polen aus. Vor den Feindſeligkeiten nämlich, welche der däniſche König Friedrich der Vierte gegen die durch Vertrag und Recht beſtehende Unabhängigkeit des Herzogs von Holſtein-Gottorp übte, floh Letzterer, Gemahl einer Schweſter Karl's des Zwölften, nach Stockholm, und ſein königlicher Schwager nahm ſich ſeiner gerechten Sache an. Gegen Schweden verband ſich nun Dänemark mit Friedrich Auguſt, Kurfürſten von Sachſen, der als neu erwählter König von Polen des von den Schweden eroberten Lieflands ſich wieder bemächtigen wollte und ohne Kriegs-Erklärung in dieſe Provinz einfiel. Karl der Zwölfte brach am 8. Mai 1700 von Stockholm auf, züchtigte durch glückliche Kriegsthaten den Uebermuth der Dänen und diktirte bereits am 18. Auguſt deſſelben Jahres einen Frieden, der den Herzog von Holſtein-Gottorp in alle ſeine Rechte wieder einführte, Dänemark zu Entſchädigung und zu dem Verſprechen zwang, nie mehr mit den Feinden Schwedens gemeinſame Sache zu machen. Als Karl nun ſich gegen die Polen wenden wollte, welche Riga belagerten, bekam er es vorher plötzlich mit einem dritten Feinde zu thun, mit Czar Peter dem Erſten von Rußland, den die ſchwediſchen Oſtſee-Provinzen reizten und der in Ingermannland eingefallen war. Mit faſt wunderbarer Schnelligkeit erſchien der Schweden-König auf dem neuen Kriegsſchauplatz, und am 20. November 1700 bereits ſchlug er mit 8000 Mann ein Heer von 80,000 Ruſſen in blutiger Feldſchlacht bei Narwa. Aber ſtatt jetzt den errungenen Sieg zu benutzen, der durch ganz Rußland nachzitterte, ſtatt den Czar zum Frieden zu zwingen, ließ er den ruſſiſchen Krieg im Schweden und zog gegen die Polen. Er ſchlug ſie, nahm Warſchau, Krakau, berief den polniſchen Reichstag, ließ Friedrich Auguſt entthronen und den Woywoden von Poſen, Stanislaus Leszinsky, zum König von Polen wählen (12. Juli 1704). Es macht den Beobachter ſtaunen, wenn er dieſem gewaltigen Schlachtenſpiel folgt, dieſen wunderbaren Siegeszügen, dieſem Würfeln mit Fürſt und Thron. Der Muth, die Willensſtärke und ſchnelle Entſchloſſenheit, welche das Alles in ſo kurzer Zeit vollbrachte, hat immer etwas Ergreifendes, waren auch dieſe kräftigen Eigenſchaften mit einem abenteuerlichen Kriegshange verſchmolzen, der fortan den König Karl planlos durch Länder und Schlachten zu treiben ſcheint. Karl der Zwölfte, ungeheuer ſchnell auf die ſchwindelnde Höhe eines kaum erhörten Kriegsruhms erhoben, nahm in königlichem Irrthum den Krieg und ſeinen Ruhm für den Zweck ſeines Berufs ſtatt für das Mittel zu Schutz und Wohlfahrt ſeines Volkes. Daheim überließ er die Regierung andern Händen und Köpfen, er ſelbſt jagte nach dem Ruhm des Helden für ſeine Perſon, ihn beſeelte der Ehrgeiz des Kriegers, nicht der Stolz eines Königs, der ſeine hohe Aufgabe an der Spitze eines Volkes begreift. — Er zog durch Schleſien nach Sachſen, brandſchatzte das Land und zwang den Kurfürſten zum Frieden (zu Altranſtädt 1706). Mittlerweile, während Karl in Sachſen lag und plünderte, hatte Czar Peter den Kampf wieder aufgenommen, bereits ganz Ingermannland erobert und zur Bewahrung des Errungenen die neue Stadt Petersburg gegründet. Er ſtand als weitſchauender Staatsmann dem abenteuernden Kriegsfürſten Karl gegenüber, der nun in das ſüdliche Rußland einfiel und dort in fortwährendem Kampfe mit Kälte, Entbehrungen und kleinen Angriffen der Ruſſen einen ſchrecklichen Winter verlebte. Indeſſen vereinigte er zu Anfang des Jahres 1709 zahlreiche Koſaken-Schaaren mit ſeinem Heere und rückte, 30,000 Mann ſtark, im März vor das feſte Pultawa. Die Feſtung hielt ſich gegen alle Stürme der Schweden. Endlich im Juni erſchien der Czar zum Entſatze. Karl warf ſich ihm entgegen, allein die Ruſſen waren ſchon mehr als früher zu regelmäßiger Kriegführung eingeübt, und die Kunſt der Schweden behielt diesmal gegen die Ueberzahl nicht den Vortheil. Ein furchtbarer Kampf, in welchem zehntauſend Schweden auf dem Platze blieben, entſchied Karl's Niederlage. Seine Truppen wurden zerſtreut, zum Theil vernichtet auf der Flucht; mit wenigen hundert Mann entkam er auf türkiſches Gebiet. Hier hielt er ſich Jahre lang auf, ohne etwas Bedeutendes zu vollbringen, obwohl ſeine eigenen Länder von Feinden angefallen wurden, obwohl die Stimmen ſeiner Räthe, ſeines Volkes nach ſeiner Heimkehr riefen. Mehrmals reizte er die Pforte zum Kriege gegen Rußland, allein Friedensſchlüſſe beendeten bald dieſe Feindſeligkeiten, und die Pforte verlangte, Karl ſolle das türkiſche Gebiet verlaſſen. Er verweigerte es, verſchanzte ſich in ſeinem Hauſe zu Bender und vertheidigte ſich daſelbſt tollkühn gegen die andringende Heeresmacht der Türken. Nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen und ohne Hoffnung auf einen neuen Krieg der Türken gegen Rußland, begab er ſich zu Pferd, mit einem einzigen Begleiter 1714 durch Ungarn und Deutſchland nach Stralſund, wo er am eilften November unerwartet eintraf. Im Unglück mehren ſich die Feinde von allen Seiten: Jeder ſucht ſein Theil von der Beute zu erhaſchen. So hatte Dänemark ſeine Anſprüche auf ganz Schleswig und Holſtein erneuert, Friedrich Auguſt den neuen Polenkönig verjagt, Rußland die Oſtſeeländer beſetzt, und Preußen erinnerte ſich ſeiner Anſprüche auf Schwediſch Pommern. Karl hatte das Unglück zu einer verzweifelten Höhe anwachſen laſſen, während er in der Türkei die Zeit vergeudete und von dort aus ſogar den Neutralitäts-Schutz verwarf, den deutſche Staaten unter Vorgang des Kaiſers den ſchwediſchen Reichslanden zu bewahren ſich anheiſchig machten und den der ſchwediſche Reichsrath angenommen hatte. Der Krieg ſchien dem tollköpfigen Könige zur Lebensluft geworden, Krieg ſollte Alles athmen um ihn her. Auf ihn blicke man und ſehe ein Volk leiden unter der Willkürlaune eines unbedingten Herrſchers. Das unbeſchränkte Königthum ſtand in Europa in voller Blüthe, Frankreichs Einfluß hatte es verbreitet, und auch der ſchwediſche Senat war ſchwach geworden. Wahrhaft große Herrſcher, wie ein Friedrich der Große, konnten wohl durch unbedingtes Walten ein Volk erheben und beglücken, aber eigenſinnige Köpfe, nach Eingebung ihrer Launen vom Thron herab mit Unumſchränktheit handelnd, wie tief können ſie ein Volk hinabſtürzen in Noth und Verkümmerung! Wer verbürgt den Völkern für immer Herrſcher der erſten Art? Man hat oft Karl den Zwölften mit Friedrich den Großen verglichen. Doch welch ein Unterſchied! Jener wollte ſich berühmt machen, achtete nicht Wunſch, Willen und Wohlfahrt ſeines Volkes; Dieſer machte ſein Volk groß und hob es im Innern durch Feſtſtellung der Geſetze in freieren Formen, überhaupt durch den Lebenshauch eines freieren Geiſtes, den er begünſtigte, füllte die Kaſſen, mehrte Betriebſamkeit und Wohlſtand. Auch Karl errichtete von Bender aus in Stockholm eine Akademie der Wiſſenſchaften, aber daneben ließ er ſein Land herrlicher Beſitzungen berauben, ſein Volk in Armuth ſinken und blieb fern ohne lebendige Theilnahme für das Glück der Millionen, die ſein Scepter beherrſchte. — Wir verließen ihn in Stralſund. Dänen, Preußen und Sachſen ſtanden vor dieſer Feſtung, die Karl heldenmüthig vertheidigte, doch aber nicht halten konnte. Zwei Tage vor ihrem Fall flüchtete er in einem Fiſcher-Nachen nach Schweden (1716). Tief gebeugt durch ungeheure Verluſte, erhob er ſich noch einmal an dem Plane ſeines neuen Günſtlings, des Barons von Görz, der eine Verbindung mit Rußland zu vermitteln unternahm. Allein der Tod überraſchte den König auf einem Einfall in das unter däniſcher Hoheit ſtehende Norwegen am 11. Dezember 1718 vor der Feſtung Friedrichshall.

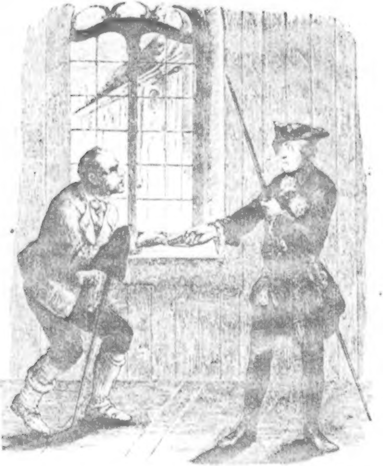
Man ſagt, ein ſchwediſcher Offizier, von Geburt ein Franzoſe, Namens Siquier, habe ihn erſchoſſen. Man fand ihn mit dem Degen in der Hand, die ſich im Todeskrampfe kaum lösbar um den Griff geklammert. — Wie hinterließ er Reich und Volk, das ſein großer Vorfahr Guſtav Adolf zu ſo herrlicher Macht emporgehoben hatte? Die ſchönſten Länder an der Oſtſee waren von Rußland genommen, Stade, Bremen, Werden, Wismar, Pommern, Rügen, alle Beſitzungen in Deutſchland waren verloren. Die kaum erſchwinglichen Kriegskoſten hatten das höher und höher beſteuerte Volk ausgeſogen und die Finanzen zerrüttet. Die Rechtspflege, die Verwaltung befanden ſich in kläglichem Zuſtande. Schulden laſteten auf dem Staate. Dies waren die Haupt-Ergebniſſe von Karl's kriegeriſchen Thaten. Er ſteht da als ein Beiſpiel unzeitgemäßer Kraftgröße, die darum des echten Kerns geiſtiger Größe entbehrt. Wie ein verſpätet in die Geſchichte ſchreitender Normannen-König gemahnt er uns in ſeiner rauhen Tapferkeit und Verwegenheit. Er verſchmähte jeden Luxus, lebte von grober Koſt, ſchlief nie anders als auf hartem Feldbett. Wäre er nicht König geweſen, ſo möchte man ihn als Helden achten.

Anton Gubitz.

Priſen-Ordnung.

Bei einer Sonntags-Parade, die Friedrich der Große abhielt, hatte ſich eine große Menge Volks verſammelt, die ihn ſelbſt ſehr eng umſtand und in's Gedränge brachte. Als der König nun aus ſeiner Doſe eine Priſe Schnupftabak nahm, hatte ein Zuſchauer die Dummdreiſtigkeit, ihm über die Schulter zu langen und auch eine Priſe zu nehmen. Friedrich, erſtaunt, ſah ſich nach dem kecken Menſchen um, konnte ihn aber aus dem Gedränge nicht herausfinden, weshalb er ſeiner Umgebung befahl, den Mann auszumitteln und ihn nach dem Schloß zu bringen. Es ergab ſich, daß jener Menſch ein alter Schuhflicker war. Er wurde vor den König beſchieden und war darüber nicht wenig erſchrocken. Als er nun vor Friedrich erſchien, fragte ihn dieſer: wie er ſich habe unterſtehen können, aus ſeiner Doſe eine Priſe zu nehmen. — „Ja, Euer Majeſtät", antwortete der Schuſter, der ſich wieder etwas gefaßt hatte, „das war ganz nach der Priſen-Ordnung!" — „Alſo eine Priſen-Ordnung giebt es auch?" fragte der König. „Was hat denn die für Geſetze?" — „Nach der Priſen-Ordnung, Euer Majeſtät unterthänigſt aufzuwarten, bezeichnet der Schnupfer, wenn er vor dem Oeffnen der Doſe einmal darauf klopft, daß er allein eine Priſe nehmen will; klopft er aber zweimal auf, ſo iſt der Nachbar auch mit eingeladen." — „J, das iſt mir ja noch ganz was Neues!" ſagte der König. „Aber das war bei mir nicht ſo gemeint. Ich

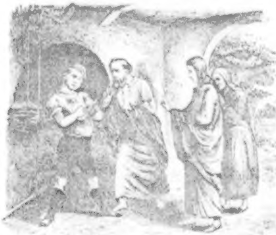
Univ
Mün



ſchnupfe nicht mit All' und Jedem aus einer Doſe und damit Er nicht einmal wieder in Verſuchung kommt, in meine offene Doſe zu greifen, ſo nehm' Er dieſe, aus der Er einmal geſchnupft hat, zu Seinem Gebrauch hin, und komm' Er mir nicht wieder!"

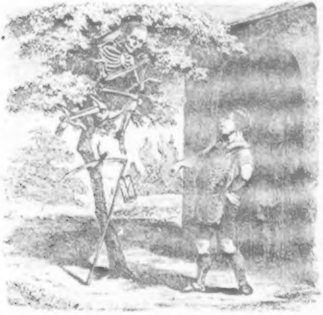
Ein altdeutſcher Schwank.

Chriſtus der Herr ging mit Sanct Peter über Feld und durchſtrich mancherlei Gegenden. Wie er nun einſt in einen Ort kam, wo keine Herberge war, kehrte er bei einem Schmied ein. Dieſer hatte ein altes Weib, das that den Fremden alle Ehre an und bewirthete dieſelben nach ihren Kräften beſtens. Als ſie nun ſcheiden wollten, wünſchen unſer Herr und Sanct Peter ihr alles Gute und den Himmel obendrein. Spricht das Weib: „Ach, wenn ich nur den Himmel bekomme, will ich gern das Andere alles miſſen!" Sagt Sanct Peter: „Zweifle nicht, denn es wäre gegen die Schrift, wenn Du nicht in den Himmel kämſt. Es gehe, wie es wolle, Du mußt hinein. Thue Deinen Mund auf! — ſiehe, Du kannſt nicht in die Hölle kommen, wo ſeyn wird Heulen und Zähneklappern, da Du keine Zähne mehr haſt. Alſo ſey getroſt!" Wer war froher als das Weib! Und ohne Säumen brachte ſie einen noch übrigen Wecken herbei und den letzten Trunk dazu. Unſer Herr aber wollte ſich gegen den Mann auch dankbar erzeigen und ſprach: er ſolle vier Wünſche thun, deren Erfüllung er ihm verſpreche. „Wohlan", ſpricht der Schmied, „deſſen bedanke ich mich herzlich, und wünſche, daß Einer, wenn er auf meinen Birnbaum, hinter meinem Hauſe, hinaufſteigt, er ohne meinen Willen nicht wieder herabſteigen kann." — Das verdroß Sanct Petern nicht wenig, denn er meinte, der Schmied ſollte ſich lieber das Himmelreich gewünſcht haben. Der Herr aber, nach ſeiner Sanftmuth, ſagte ihm dennoch die Gewährung ſeiner Bitte zu. Der Schmied aber wünſchte weiter: daß, ohne ſeinen Willen, nicht könne wieder aufſtehen, wer auf ſeinem Schmiedeſtocke ſitze; drittens, wenn Einer in ſein altes Feuerrohr führe, derſelbe nicht wieder ohne ſeinen Willen heraus dürfe. Sanct Peter ſagt: „Freund Schmied, ſiehe auf, was Du thuſt! Das ſind lauter Wünſche, die Dir keinen Nutzen bringen werden. Sey klug und wünſche Dir zuletzt noch lieber das ewige Leben im himmliſchen Freudenreiche." Wie aber nun der Schmied ſo war, er fuhr fort: „Zum vierten wünſche ich mir, daß mir meine

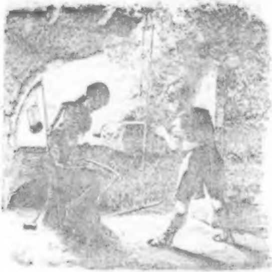


grüne Kappe immer eigenthümlich verbleibe, und daß, wenn ich mich auf dieſelbe niederſetze, mich keine Gewalt und Macht davon treiben könne.“ Das ward auch gewähret.

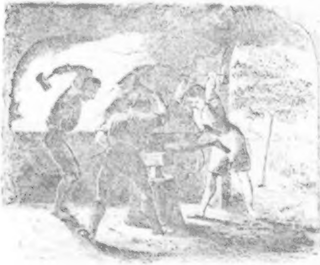
Darauf ging unſer Herr mit Sanct Petern ſeinen Weg weiter fort und der Schmied hauſete noch einige Jahre mit ſeiner Alten. Dann aber kam der beinerne Mann, der Tod, und forderte den Schmied ab, mit ihm zu gehen in ein anderes Leben. „Holla“, ſprach der Schmied, „das kann gleich geſchehen; ich will nur ein weißes Hemd anziehen, gehe Du einſtweilen hin und pflücke von meinem Birnbaum Dir einige Birnen ab.“ Der Tod ſtieg auf den Baum, konnte aber nicht wieder herab, mußte ſich mit dem Schmied vergleichen und verſprach ihm noch zwanzig Jahre Friſt. Dann durft' er herab.



Als nun die zwanzig Jahre verfloſſen waren, ſtellte er ſich wieder ein, und befahl ihm, auf Geheiß unſers Herrn und Sanct Peter, mit ihm zu gehen. Sprach der Schmied: „Sanct Petern kenne ich auch. Setze Dich einſtweilen auf den Schmiedeſtock, Du wirſt müde ſeyn, ich will nur den letzten Zug trinken und von meiner Andel Abſchied nehmen, danach komme ich gleich!“ Aber der Tod konnte nicht wieder aufſtehen und mußte, daß er ſich befreie, dem Schmied abermals zwanzig Jahre Lebensfriſt verſprechen.

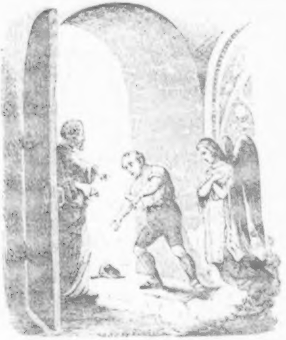


Wie dieſe verfloſſen waren, kam der Teufel und wollte den Schmied mit Gewalt fortführen. „Ho, Kerl!“ ſprach dieſer, „das wird noch mehr brauchen. Ich habe wohl andere Briefe und weitere, als Du mit Deiner ſchwarzen Kunſt zu beſchaffen vermagſt. Biſt Du aber ein ſolcher Tauſendkünſtler, daß Du es Dir wirklich zutrauen kannſt, etwas über mich zu vermögen, ſo laß ſehen, ob Du in dieſes verroſtete Feuerrohr, mir nichts, dir nichts, hineinfahren kannſt, wie in einen Stiefel.“ Der Teufel



gleich in's Rohr hinein! Der Schmied mit ſeinen Geſellen mit dem Rohr in's Feuer und auf den Ambos, zerſchlagen den Teufel nach Herzensluſt. Dieſer ſchrie und bat und verſprach, er wolle in Ewigkeit mit dem Schmied nichts zu ſchaffen haben, wenn er ihn nur jetzt laufen laſſe.

Endlich kommt des Schmieds Schutzengel, da war's Ernſt: Er mußte mit fort. Der führte ihn zur Hölle. Der Teufel, den er einſt ſo jämmerlich zerhämmert hatte, war eben Pförtner, guckt zum Fenſterlädlein heraus, ſchlägt's aber ſchnell wieder zu und wollte nichts und gar nichts von ihm wiſſen. Da führte der Engel ihn vor den Himmel. Sanct Peter wollte ihn nicht einlaſſen. Der Schmied ſagt: „So laß mich doch nur ein wenig hineinſchauen, daß ich ſehe, wie es drinnen zugeht.“ Kaum aber war das Thürlein geöffnet, ſo warf der Schmied ſeine Kappe hinein und ſprach: „Du weißt, ſie iſt mein Eigenthum, ich muß ſie holen!“ wiſchte hinein, ſetzte ſich darauf und ſprach: „Jetzt ſitze ich auf meinem Gute, ich will ſehen, wer mich davon treiben kann.“ — So kam der Schmied in den Himmel! — und item kann Jeglicher ſich aus gar mancher Fährlichkeit heraus und in ein geſegnet Sitzlein hinein helfen, ſo er nur ſeine beſte Kappe, das heißt: ſein Hirn, überall gehörig voran zu ſchicken weiß.



Geſellſchaftlichkeit — Geſelligkeit.

Wollt ihr wiſſen, wo uns die Menſchen Geſichter zeigen, die gar nicht ihre eigentlichen ſind? — das geſchieht oft in den ſogenannten großen Geſellſchaften der Vornehmen, wo es hoch hergeht, die Freude aber durch allerlei Zwangsmittel gleichſam eingekerkert werden ſoll. Seht ihr da die Geſichter bei der gemeſſen höflichen Ankunft, dann vom Thee, nach Acht, bis zum Champagner, etwas nach Mitternacht, könnt ihr mancherlei Verwandlungen wahrnehmen, und ſäht ihr ſie dann acht oder neun Stunden ſpäter, wenn ſie nach ſchlechtem Schlaf die Welt in Mißſtimmung anſtarren, da fändet ihr ſie meiſt ganz unkenntlich.

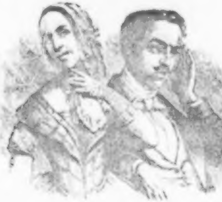
„Lebe in Andern, dann wird's lebendiger in dir!“ iſt ein lieber und wahrer Spruch. Nur muß man es verſtehen, in Andern zu leben, was man aber in ſolchen Kreiſen, wo ſich Jeder nur *neben* dem Gleichgeſinnten ſo klug und ſchlau als möglich bewegt, um entweder ſeinen Vortheil zu fördern oder mindeſtens ſich keine Blößen zu geben, nicht bezweckt und nicht ausführen kann. Betrachten wir einmal eine ſolche Geſellſchaft, um hernach einen Gegenſatz anzufügen.

Gewöhnlich iſt als Zeit des Verſammelns beſtimmt: „ſieben Uhr.“ Pünktlich zu ſeyn wäre aber nicht vornehm und ſo verſchleppt ſich die erſte Stunde mit dem Kommen, dem Entmänteln der Herren, dem Entpuppen der Damen und dem Eintreten. Dabei laſſen ſich meiſt abgeſtandene und verwelkte Redensarten hören; in dieſem erſten Akt des Schauſpiels werden Formeln aus dem Complimentir-Buch angebracht und die Geſichter bemühen ſich, ein ſtetes Lächeln feſtzuhalten, was ſich indeß doch mit Verlegenheit und Geſpanntheit miſcht. Nach Acht trinkt man, zierlich gereiht, den Thee; nun iſt das Beobachtende in den Geſichtszügen vorherrſchend, denn Jeder weiß, er werde beobachtet. Da legt ſich eifrigſt, während man mit dem oder der Nachſitzenden ſehr Gewöhnliches ſchwatzt, Alles in die Mienen, was man für das Anziehendſte hält: Unſchuld und Sinnigkeit, Schmerz, Schmachten und Schwermuth, Heiterkeit oder Humor. Man glättet möglichſt die Züge oder zieht ſie in ernſte Falten, je nachdem man glaubt, den beſten Eindruck zu bewirken.

Eine Stunde etwa vergeht ſo bei dem Hin- und Herreden zwiſchen Nachbar und Nachbarin, und da man ſich in der Regel nur oberflächlich oder gar nicht kennt, muß das Geſpräch vorſichtig geführt werden; man läßt ſich hauptſächlich auf Beziehungen ein, wie der Augenblick ſie bietet, ſucht ſich aber dabei möglichſt geltend zu machen; denn Beſcheidenheit und Zaghaftigkeit kommen leicht als Begleiterinnen der Dummheit in Verdacht. Unterhaltung Aller über einen antheilswerthen Gegenſtand mit Austauſch der verſchiedenen und Befeſtigung oder Berichtigung

der eigenen Gedanken bleibt hier eben ſo fern als die Langeweile heimiſch iſt. Doch jetzt werden die Thee-Geräthſchaften beſeitigt, denn man will muſiciren oder leſen; da aber die Wahl der Tonſtücke und Bücher von der Mode beherrſcht wird, kommt es hiebei meiſt ebenfalls nicht zu wahrer Anregung. Die Muſik neuerer Zeit wirkt mehr abſpannend als erhebend, den Sinnen ſchmeichelnd verderbt ſie den Charakter, wofür alle Kunſtfertigkeit und alles Wiſſen der Welt nicht entſchädigen kann. An der Zerfahrenheit und Zerriſſenheit heutiger Zuſtände hat die muſikaliſche Treibhaus-Erziehung viel Schuld: ſie lockt die Gefühle frühzeitig heraus und ſtumpft ſie ab, während die Gedanken im Nebel bleiben. Daß dem ſo iſt, erkennt man an der Muſik ſelbſt, da im Gange der Zeit die flachſte auch die beliebteſte wurde und die Geläufigkeit für Kehlen und Finger über das Sinnige und Innige den Sieg davon trug: auf dieſem Wege ſetzt die Kunſt, welche die Harmonie befördern ſollte, die Menſchen außer Harmonie. Dergleichen Muſik hört man nun im „Salon", denn nachdem die Franzoſen dies Wort aus dem deutſchen „Saal" bildeten, hat die Vornehmheit den deutſchen Ausdruck als gemein beſeitigt und gegen die Fremdſucht giebt's in Deutſchland noch keine Mäßigkeits-Vereine. Wählt man aber das Leſen, gebietet auch hier die Mode, nicht freier, ſelbſtſtändiger Geiſt. In den jüngſten Jahren drehte ſich das Leſen in vornehmen Kreiſen um das antike Drama, um Romane, die das Alte nur deshalb als vortrefflich ſchildern, weil es die Vor- gegen Menſchenrechte, oder den vortheilhaften blinden Glauben gegen unvortheilhafte einleuchtende Wahrheiten und Verbeſſerungen in Schutz nimmt. Der Eindruck, den es auf Viele macht, wenn plötzlich eines dieſer unbedingt für vortrefflich zu haltenden Bücher, mit dem man vielleicht ſchon bis zum Ueberdruß in den Geſellſchaften ſich mußte erfreuen laſſen, aufgeſchlagen wird, verwandelt die

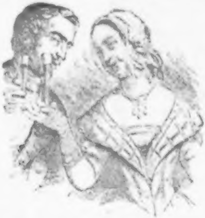
Geſichter abermals, und zwar mitunter recht kläglich und beweglich.



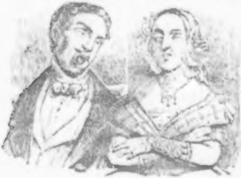
Mag man ſich nun auch während des Leſens der Zerſtreutheit überlaſſen, iſt doch ein Halbwachen zu bewahren für die Augenblicke, wo die wirklich Zuhörenden Dies oder Jenes „gottvoll" oder „gar zu himmliſch" finden und dann Jeder einzuſtimmen hat, wenn ihm auch die bewunderte Stelle gänzlich entging, bei welchem Anlaß man aber nebenher gern mit kleingeſpitzten Augen unterſucht: wie viel Seiten etwa noch zu überſtehen ſind. Das ſchließt indeß, wird man etwa nach einem Urtheil gefragt, die, freilich oft genug unwillkürlich etwas ſchläfrig herauskommende Verſicherung nicht aus: man ſey höchlichſt entzückt und könne bei Dergleichen bis zur Morgenröthe zuhören. Aber, obwohl zwiſcheninne Unterbrechungen gemacht wurden, um mit Eis oder kalter Schaum-Speiſe eine Ermunterung zu bewirken, viel wacher, belebter und lieblicher werden die Geſichtszüge, wenn endlich — es kann nach Elf ſeyn — der Schluß der Muſik oder Leſung den Beginn des Abend-Eſſens oder — um ſalon-deutſch zu ſprechen — des Diners verkündigt.

Nun iſt die Uebung der Kunſt, das Gähnen zu verbergen, überſtanden: es geht zur Tafel, und da vorweg jeder Nachbar ſich überlegt hat, welche Nachbarin ihm die angenehmſte wäre, ſo macht ſich, wenn Viele ſo geſchickt waren, ihren Zweck zu erreichen, das Gemiſch etwas geſelliger, aber immer im Vereinzeln, im gegenſeitigen Flüſtern; lebhafter Ausdruck des Denkens und Fühlens gehört nicht zum guten Ton: der muß eben ton- und farblos ſeyn. Wehe dem, der ſich bei irgend einer ſich über die allgemeine Flüſterei abſichtlich erhebenden Aeußerung der Verleumdungsſucht oder des larvenhaften Beliebtmachens bei Mächtigen hinreißen läßt, mit ruhigem aber doch kräftigem Wort der Wahrheit die Ehre zu geben: Todtenſtille verbreitet ſich in der Geſellſchaft über die Keckheit eines in den Salen eingeſchwärzten Barbaren — denn es iſt durchaus nicht „Ton“, das Mißfällige anders aufzunehmen als mit Schweigen oder mit Erwiederungen, die der ehrlichen und eigentlich nöthigen Antwort aus dem Wege gehen.

Eine Rettung iſt's dann, wenn der Knall der Champagner-Pfropfen die unheimliche Stille unterbricht und die, ſchon mit Spuren der Ermüdung behafteten Geſichter wieder zum Wohlgefälligen aufflackern läßt. Der Champagner macht die Mienen



nochmals beweglich und bringt in die Plauderei mit der Nachbarin eine neue Schwingung der glatten und ſchmeichelnden Rede, gewürzt mit einem Witzchen oder Wortſpielchen. Doch die Mitternachtſtunde geht vorüber, die Natur iſt bald nicht mehr zu bewältigen: ſie nimmt ihr Recht in Anſpruch. Es zeigen ſich krampfhaft zuckende Bewegungen auf den Geſichtern; man nimmt wohl einen neuen Anlauf zu gewaltſamer Heiterkeit, die Verſtellung iſt aber ermattet; die Augen werden kleiner und verlieren ihren Glanz, die Unterhaltung ſtockt, und allmälig kommt es bei dem vergeblichen Widerſtande immer mehr zur Zerr-Geberde.



bis der Hinſchlummern und Gähnen ſich unwiderſtehlich einniſtet. — Jetzt aber wird ein Stuhl ſo gerückt, daß man merkt, es gilt einem allgemeinen Aufſtande. „Gut, daß es vorüber iſt“, heimlichen ſie ſich die Meiſten zu. Alle aber ſammeln ihre Kräfte, um ſich mit Anſtand und, wo möglich, noch mit höfiſcher Reverenz und zierlicher Wendung raſch zu empfehlen.

Das ſind nur flüchtige Umriſſe zu dem Bilde eines Geſellſchafts-Abends in der oberen Schicht der Stände; wollten wir allen Verwandlungen folgen, kämen wir zu einem Lehrbuch verlarvter Sprache in Wort und Geberde. Zum Theil iſt ſchon aus jener Schilderung, zu welcher, als zeitweiliger Abwechſelung, noch das Kartenſpiel anzufügen iſt — bei dem Mancher ſich von falſchem Ehrgefühl verleiten läßt, mehr Verluſt zu gefährden, als ſein Vermögen vertragen kann — zu entnehmen: daß die Wünſche nach Glanz und Vornehmheit nicht die inhaltvollſten ſind. Im Allgemeinen aber darf es Jeder glauben, wer's ihm verſichert wird: man verſteht ſich am Beſten auf Anwendung des Reichthums, wenn man ihn — nicht beſitzt, und die Wahrſcheinlichkeit, das Erkennen von geſichertem Vergnügen iſt oft bei dem Ueberfluß um ſich geringer als bei geringer, hier und dort wohl gar vom Mangel betroffener Habe.

Gewiß iſt: die Geſellſchaften in jenem Kreiſe beſtehen meiſt — kleine Ausnahmen kann und muß man ſich überall denken — nicht für die ihnen gewidmete Zeit. Sie ermüden, ſtatt Belehrung oder auch nur Erheiterung zu liefern. Beide ſind einzig in ungenirter Offenheit und unverhüllter Wahrheit zu finden, und der Menſch kann natürlich nur wahr ſeyn, wo er ſich zeigen darf, wie er iſt, ſo wie ihm nur da wirklich wohl ſeyn wird, wo er den Schein von ſich thun kann. Und überhaupt: ſo lange der Schein in den Beziehungen zu Himmel und Erde, zu Kirche, Staat und Haus, eine ſo große Rolle ſpielt, wie noch heut, wird's auch ſtets mehr ſcheinbare als durchgreifende Wohlfahrt und Zufriedenheit geben.

„Lebe im Andern, dann wird's ſeliger in Dir!“ — dieſer Spruch iſt feſtzuhalten auch für die geſellige Mittheilung. Zunächſt muß man bei dieſer ſich nicht ſtreng durch den Standes-Unterſchied abgrenzen wollen; iſt von dieſem die Rede, eher den Geringeren ſich heranziehen als abwehren. Das „Gleich und gleich geſellt ſich gern“ wird leider im beſſern und guten Sinne geübt, und wenn ſich der Mittelſtand nach oben drängt, wo man ihn überall noch immer nur mit Herablaſſung duldet, wenn man den unteren Stand von ſich abhält, ſtatt die gleiche Bildung bei ihm zu verbreiten und ſich mit ihm zu verſtändigen, ſo iſt dies eben ſo thöricht als eitel. Was man dort thut, wird immer als ſchuldige Dankbarkeit mit Undank, was hier geſchieht, mit dankbarer Anerkennung aufgenommen werden, und ſchon hierin liegt ein Keim zu großer Irrigkeit.

Wir kennen eine Geſellſchaft, die wir als Gegenſatz zu jener ſchildern wollen; denn „vornehm" iſt ſie nicht, Vornehmthuerei auch an ſich ein Gegenſatz der Geſelligkeit. Ein Lehrer an einer der oberen Schulen — er heiße Herr Emeritus, da wir Gründe haben, ſeinen Namen zu verſchweigen — konnte nicht zum Einverſtändniß kommen mit anbefohlenen Beſchränkungen hinſichtlich des Unterrichts in Religion und Geſchichte, ließ ſich deshalb ohne Weigerung ſeine Entlaſſung mit einem kleinen Ruh-Gehalt gefallen. Emeritus iſt jedoch ein beliebter Lehrer und es bemühten ſich nun viele wackere Bürger, ihn für ihre Kinder zum Haus-Unterricht zu gewinnen. Es fügte ſich, daß dies bald ein gemeinſchaftlicher Unterricht wurde, indem ein wohlhabender Schlächter-Meiſter ein Zimmer dazu einräumte und es zweckmäßig einrichtete. Der Mann blieb mehrmals während der Lehrſtunden zugegen; es kam da Manches vor, was er ſelbſt nicht gewußt, auch nicht gleich begriffen hatte, und das war ihm, ſeinen Kindern gegenüber, keine angenehme Entdeckung, ſeiner Wißbegierde aber doch nicht unwillkommen. Durch Fragen, Red' und Gegenrede entwickelte ſich endlich der Gedanke und kam der Vorſchlag: ob es nicht thunlich ſey, daß ſich eine Zuſammenkunft der Eltern bilde, eine Abend-Geſellſchaft, am beſtimmten Tage einmal wöchentlich, ſich zu unterrichten und zu unterhalten. Das geſchieht nun ſeit zwei Jahren alle Donnerſtage und Reih' herum bei acht Familien, den Lehrer Emeritus mit eingerechnet; es geſchieht nicht nur im Winter, ſondern auch im Sommer, wo man oft das Zimmer mit dem Gärtchen vertauſcht. Hier heißt es aber: Punkt Sechs ſind wir beiſammen! — von Thee iſt keine Rede; man hat ein Glas Bier und ein Glas Waſſer; es gilt hauptſächlich geiſtigen Genuß, ohne den leiblichen ganz außer Acht zu laſſen — denn er hält ja Leib und Seele beiſammen — aber ohne damit viel Zeit zu verſchwenden. Der Lehrer beginnt den Vortrag im Wiſſenſchaftlichen, dem er (nach dem „Handbuch aller Wiſſenſchaften" von Fr. v. Schönholz) ſtets eine einleitende Ueberſicht, eine Grundlegung vorausſchickt und dann zu den einzelnen Theilen übergeht, die er durch die nöthigen Hülfsmittel anſchaulich macht. „Die Natur-Kenntniß" — ſagte er gleich Anfangs — „iſt die Siegerin über Unwiſſenheit und Aberglauben; einſeitig Wiſſen und ungeprüfter Glaube laſſen uns in Zweifeln und Verirrungen, verderben uns den reichſten und edelſten Inhalt unſres Lebens. Jedes Näherſchreiten zur Bekanntſchaft mit der Natur nähert uns dem göttlichen Weſen, der innige Umgang mit der Natur ſchützt uns vor den trüben Einflüſſen des Wahns, ſtellt uns feſt gegen Schwanken, Feigheit und Verzweiflung, und indem uns die bewunderungswürdige Ordnung im Weltall mit Bewunderung erfüllt, befeſtigt ſich immer mehr unſre Liebe und unſer Vertrauen zu dem Schöpfer und Erhalter, den wir nicht mit irdiſchem Auge, wohl aber mit dem Lichte des Geiſtes ſehen. Und ſo geben Kenntniß und Erkenntniß der Natur nicht allein die Fähigkeit, in den mannigfachen menſchlichen Thätigkeiten geſchickter zu werden, ſie verſtärken auch Macht und Muth, die Wandlungen des Vergänglichen im Daſeyn mit beſſerer Geduld und freudiger Rüſtigkeit zu überſtehen und ſelbſt den Tod nur als eine, in den Geſetzen der Natur bedingte Umſchaffung zu betrachten.“

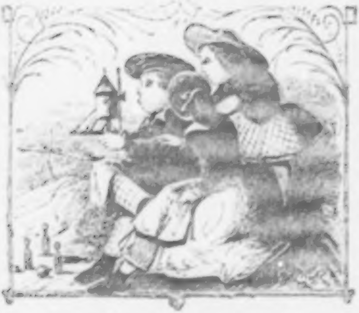
Aber Herr Emeritus hat nicht nur das Zuhören, ſondern auch das Fragen in der Geſellſchaft eingeführt und geht dabei als gutes Beiſpiel voran, indem er ſich gleichfalls noch als lernbedürftig erweiſt und des Sprüchwortes eingedenk iſt: „Wer ſich des Fragens ſchämt, der ſchämt des Lernens ſich!“ — Wenn nun durch den Vortrag das Kunſt- oder Handwerks-Geſchäft des Einen oder des Andern berührt wird, dann fragt er ſelbſt, um zu erfahren: wie ſich Grundlehre (Theorie) und Ausübung (Praxis) zu einander verhalten, was unwillkürlich Gegenfragen, dann anwendbare Erläuterungen veranlaßt, wodurch das Erlernte ſich befeſtigt und brauchbarer wird. — Da indeß die Frauen mit in dem Kreiſe ſich befinden und auch die Kinder nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo folgt nach der wiſſenſchaftlichen Stunde die der gemüthlichen Unterhaltung. Als der Berichterſtatter eines Abends zugegen war, vernahm er zuerſt eine klare Entwickelung über Licht und Farben, dann folgte die höchſt anſprechende Erzählung: „Der Bergknabe, oder: Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Worthalten“ (von K. v. Müller) und ſchließlich erhielten die Kinder — die zuweilen etwas tummelten, hier einen Stock oder Regenſchirm umwarfen, dort mit dem Haushündchen ſpielten, was indeß weder zu Störungen noch zu Schelten führte — auch ſinnige Kleinigkeiten. Dieſen fehlten die Bildchen nicht und keineswegs waren dieſe Zugaben nur für Kinder, es konnte ſich eben Jung und Alt daran erfreuen, weshalb wir etwas davon mittheilen.

1.

Des Kindes Mühle.

In deine Mühle bläſt der Wind,
Es dreh'n die Flügelein von Papier
Geſchwind ſich hin, geſchwind ſich her —
Das Spielen iſt doch ſchön, mein Kind:
Nicht wahr?

Und wenn der Wind nicht blaſen will,
Da trittſt du ſelber dich davor,
Und bläſt mit Macht die Backen auf,
Und machſt dir Wind die Hüll' und Füll':
Nicht wahr?



Nun merk' 'mal auf, mein liebes Kind! —
Wenn du erwachſen nun und groß,
Und's Glück, das kommt von ſelbſt zu dir —
Das wär' noch ſchöner als dein Wind:
Nicht wahr?

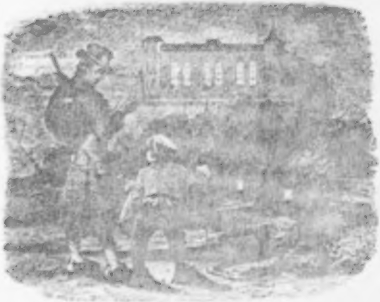
Nun aber denk', das Glück käm' nicht,
Wie machſt du's wohl, mein liebes Kind? —
Wie bei der Mühl', du hilfſt dir ſelbſt,
Das Glück mag wollen oder nicht:
Nicht wahr?

Ein kluges Kind, ein rechter Mann
Verzweifeln nie und helfen ſich;
Das Kind im Spiel, der Mann im Kampf,
Die greifen Alles muthig an:
Nicht wahr?

II.

Lämpchen und Kronleuchter.

Ein Vater war mit ſeinem Söhnlein nach einem fernen Städtchen gegangen und ſie kehrten heim, als es ſchon dunkelte. Eben waren ſie in der Nähe eines Dörfchens, wo ihnen der ſchwache Schimmer der kleinen Lämpchen aus den Hütten der Bauern und Tagelöhner, ſo wie der helle Schein des Kronleuch-



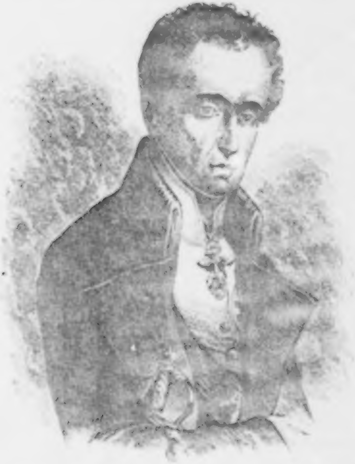
tere aus dem herrſchaftlichen Schloſſe entgegen ſtrahlte. Da fragte Gottlieb: „Vater, was iſt das?“ — „Lichter ſind es, mein Kind!“ — „Aber was bedeuten dieſe Lichter?“ — „Es iſt ja dunkel jetzt, deshalb haben die Bewohner des Dörfchens ihre Lämpchen angezündet, um zu ihren Arbeiten ſehen zu können.“ — „Alſo Leute wohnen da, wo Licht iſt? Vater, dann wohnen gewiß auch Leute da, wo das Sternenlicht ſchimmert! Aber das große, mächtige Licht?“ — „Leuchtet aus dem Schloſſe des Herrn vom Dorfe.“ — „Iſt wohl unter den Leuten das, was die Sonne unter den Sternen?“ — „So läßt ſich vergleichungsweiſe ſagen, wenn der Herr bei ſeinem großen Lichte eifrig ſeine Pflicht erfüllt. Geſchieht das nicht, ſo iſt zwiſchen ihm und der Sonne ein ſchlimmer Unterſchied. Dann müſſen die kleinen Lichter hier das große unterhalten; die Sonne aber theilt von ihrem überſchwänglichen Lichte den Sternen Licht und Leben mit.“

So war es bald Neun geworden; raſch wurden rechts und links an den Tiſch Anſätze geſchoben, wobei Jeder behülflich zugriff, und es gab nun eine Mahlzeit mit einem Gericht und hinterdrein etwas Obſt, ja diesmal — und ausnahmsweiſe — gar ſogar ein Stück Kuchen und ein Glas Wein. Denn juſt traf in der Familie, bei welcher man ſich heut verſammelte, Großvaters Geburtsfeſt auf dieſen Donnerſtag und deshalb war ein Ueberſchuß vorbehalten, während ſonſt nur ein Trunk guten Biers geſtattet iſt und mit Ernſt darauf gehalten wird, daß Alles in den Grenzen bleibt, die nach dem Beiſpiele des Mindeſt

begüterten unter den Betheiligten gezogen ſind. — Ueber Tiſche wendeten ſich die Geſpräche zu unſrer Zeit und ihren Beſtrebungen, und da Alle ſich ſchon gewöhnten, aus den Zeitungen nur das aufzufaſſen, was zur Weiterbildung dienen kann und darüber ruhig die Anſichten auszutauſchen, nicht in's Gelag und Geſag' aufeinander einzureden, erfreute man ſich an recht geſunden Aeußerungen, die frei und natürlich ausgeſprochen wurden. Wir haben an dem Abend, da wir Theilnehmer waren, mehrere Perſonen gezeichnet: es ſind getreue Bildniſſe. Man wird gewahren, daß hier weder Verſtellung noch ſcharfe Rang-Linie heimiſch geworden iſt und man ſich unter dieſen Menſchen wohlbefinden kann, was wir aus eigener Erfahrung bezeugen. So ſchließen wir denn mit einigen Andeutungen aus der kurzen Rede, die Herr Emeritus hielt, als, nachdem er auf Großvaters heitere Lebensdauer ein Sprüchlein ausgebracht, auch ihm für ſeine vielfache Bemühung ein lauter Dank erſcholl. Nachdem Herr Emeritus an das mitgetheilte Gleichniß von „Lämpchen und Kronleuchter" angeknüpft und Zeitgemäßes daraus entwickelt hatte, fuhr er fort: „Der urſprüngliche Zweck aller menſchlichen Geſellſchaft iſt nicht, wie man irrig noch oft genug meint, unſchöpferiſche, nur zerſtreuende ſogenannte Erholung, oder mit offenem Wort: Zeittodtſchlagen, ſondern gegenſeitiges Anſchließen und Belehren, gegenſeitige Ermunterung, Hülfeleiſtung, und wohl auch dazwiſchen gegenſeitiges und gemeinſames Erfreuen. Dies herrlichſte Beiſammenleben müßte ſchon der Grund aller Schul-Bildung ſeyn, wie es denn gewiß und wahrhaftig wahr: die Schule iſt das edelſte Volks-Eigenthum, und in der tüchtigen Schule, die ſich alles Scheins entſchlägt, Glauben und Wiſſen vereinend beides werkthätig macht, liegt das Wohl der Völker in Gegenwart, Zukunft und Ewigkeit. Denn Kenntniß und Erkenntniß allein ſind unvergängliche Macht, ſind die reichſten Quellen zu allſeitiger, überall hinſtrömender Förderung des Heils und der Habe!" — Es wurde an dieſem Tage Elf, ehe man ſich trennte; gewöhnlich aber geſchieht es etwas früher, damit Recht und Nutzen der Nacht nicht verkümmert werden. — Der letzte Trinkſpruch aber war: „Ein Lebehoch der tüchtigen Volks-Schule, die dereinſt entſtehen wird und entſtehen muß als freies Eigenthum des Volkes!" Gz.

Erzherzog Karl.

Am 30. April 1847 ſtarb in Wien Erzherzog Karl, der greiſe Feldherr, welcher Oeſterreichs Truppen in und außer Deutſchland mehrmals zu glänzenden Siegen führte. Karl Ludwig, allgemein bekannt unter dem Namen Erzherzog Karl, war der dritte Sohn des Kaiſers Leopold des Zweiten, Bruder des



verſtorbenen Kaiſers Franz des Erſten. Er wurde 1771 in Toscana geboren und begab ſich, neunzehn Jahr alt, nach dem Tode ſeiner Eltern im Jahre 1791 nach den Niederlanden, welche damals unter Oeſterreichs Oberhoheit von der Erzherzogin Chriſtine und ihrem Gemahl Albert von Sachſen-Teſchen verwaltet wurden. Die Erſtere nahm den jungen Erzherzog an Kindes Statt an, und der neue Aufenthalt ſollte ihm nicht allein ein zweites Elternhaus, ſondern auch die Schule des Lebens zur Grundlegung und Beſtimmung ſeiner Laufbahn werden. Der Revolutions-Krieg, welcher bald nach ſeiner Ankunft von Frankreich aus die belgiſchen Provinzen heimſuchte, fand ihn unter dem Befehl des Fürſten Hohenlohe, dem er in der Schlacht bei Jemappes, dann zu dem Siege bei Aldenhofen von weſentlichem Vortheil war. Karl befehligte bei Tirlemont gegen Dümouriez ſelbſt die öſterreichiſchen Truppen, hielt wacker Stand im Felde und wurde

1793 bereits zum General-Gouverneur der Niederlande ernannt. An dem unglücklichen Ausgang des belgiſchen Kampfes trug er nicht die Hauptſchuld, da er als Diviſions-Führer, nach den Gefechten von Landrecy, Tournay, Courtray und Fleurüs, ſich gegen den Rückzug erklärte, vom Ober-Feldherrn jedoch überſtimmt wurde. Die niederländiſchen Provinzen waren geopfert, und Karl kehrte 1795 nach Wien zurück, theils um ſeine geſchwächte Geſundheit neu zu befeſtigen, theils um bei dem General von Lindenau die höheren Kriegswiſſenſchaften zu ſtudiren. Im folgenden Jahre jedoch ſehen wir ihn ſchon wieder thätig im Felde am Niederrhein den franzöſiſchen Angriffen die Spitze bieten. Gleichzeitig von Jourdan bei Koblenz, von Moreau bei Kehl in die Flanken genommen, ward er bei Malſch geſchlagen und zog ſich mit Vorſicht auf Regensburg zurück. Im Sieges-Ungeſtüm ſetzten die Franzoſen ihm nach, da wandte ſich Karl plötzlich mit kluger Berechnung vom rechten Ufer der Donau auf das linke, ſchlug den General Jourdan in drei auf einander folgenden Gefechten über den Rhein zurück und nöthigte mit ſeinem geſchwächten Heere auch Moreau zum Rückzuge, den er dann ſelbſt nach glücklichem Feldzug bewerkſtelligte. Von der darauf unternommenen Belagerung der Feſtung Kehl ward er 1797 nach Italien gerufen, fand aber das öſterreichiſche Heer daſelbſt ſo muthlos gemacht durch die franzöſiſchen Siege, daß er zufrieden ſein mußte, den vorläufigen Frieden zu Leoben mit Beibehaltung des Standes der Dinge zum Abſchluß zu bringen. Kurze Zeit führte er hiernächſt das General-Gouvernement von Böhmen und feierte durch Gewinnung Bayerns für den Bund von Oeſterreich und Rußland einen bedeutenden diplomatiſchen Sieg. 1799 trat er wieder am Rhein den Franzoſen entgegen, ſchlug ſie bei Oſtrach und Stockach und war eben im Begriff, nach der Schweiz aufzubrechen, als ruſſiſche Umtriebe den General Korſakoff an ſeine Stelle brachten, deſſen bald darauf erfolgende Niederlage Karl durch ſeine Siege bei Mannheim und Neckerau und den Entſatz der Feſtung Philippsburg nicht ausgleichen konnte. Mißmuth und geſchwächte Geſundheit bewogen den Erzherzog, im März 1800 den Oberbefehl niederzulegen. Er zog ſich nach Böhmen zurück und beſchäftigte ſich mit Anſtalten zu deſſen Vertheidigung, indem er unter Anderem eine 25,000 Mann ſtarke Schaar von Freiwilligen zu einer böhmiſchen Legion ſammelte und kriegsmäßig ausbildete. Als mittlerweile die Oeſterreicher geſchlagen wurden, übernahm er den Oberbefehl, um den Waffenſtillſtand von Steier auf annehmbare Bedingungen zu erhalten, ward dann zum Feldmarſchall und Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt und ſuchte ſeinen Anſichten und Abſichten zur beſſern Einrichtung des öſterreichiſchen Heerweſens Geltung zu verſchaffen. Bald aber ſetzte man ihm ſeinen Bruder Johann als Beiſtand zur Seite, machte ihn zum Kriegsminiſter und legte die Präſi dial-Geſchäfte des Kriegsraths in die Hände des Grafen Baillet la Tour. Die Geſinnungen des Wiener Kaiſerhofs konnten ſich mit den Reform-Plänen des fürſtlichen Kriegers nicht vereinigen. Der Krieg brach von Neuem aus, Karl ging als Ober-Feldherr 1805 nach Italien und ſchlug im Oktober an zwei auf einander folgenden Tagen, den 29ſten und 30ſten, den General Maſſena bei Caldiero und Colognola. Von den unglücklichen Vorgängen in Deutſchland, wo Mack gegen Napoleon befehligte, unterrichtet, trat er einen meiſterhaften Rückzug an über Tyrol nach Oeſterreich, kam jedoch zu ſpät. Die für Napoleon ſiegreiche Schlacht bei Auſterlitz hatte am 2. Dezember das Schickſal des Krieges entſchieden. Zu Stammersdorf bei Wien traf er auf des Franzoſen-Kaiſers Wunſch mit Dieſem zu einer Unterredung zuſammen. Der Friede ward geſchloſſen, Karl ward Generaliſſimus und Kriegsminiſter mit unbeſchränkter Vollmacht. — Die Verzichtleiſtungen Karl des Vierten und Ferdinand des Siebenten auf den Thron von Spanien bewirkten, daß 1808 Palafox in Saragoſſa den Erzherzog Karl, deſſen Mutter Marie Luiſe eine ſpaniſche Prinzeſſin geweſen, zum König von Spanien ausrief. Eine engliſche Fregatte erſchien in Trieſt, um den erwählten König in ſein neues Reich zu führen, doch der Erzherzog lehnte die ihm angetragene Würde ab. Er hoffte damals vielleicht, ſeine Pläne zur Volks-Bewaffnung mit einer volksthümlicheren Umgeſtaltung der öſterreichiſchen Landeswehr überhaupt zu verbinden und ſeinem Vaterlande dadurch nachhaltig nützlich zu werden. Allein die Metternich'ſche Politik mochte auf die Dauer den Begriff des Volkes in ſtaatlichen Einrichtungen nicht aufkommen laſſen. Man brauchte damals die Landwehr, man verſprach dem Volke Freiheiten und vergaß, was man verſprochen. — Zu dem wieder ausgebrochenen Kriege 1809 war Erzherzog Karl nicht glücklich. Mehrmals auf bayriſchem Gebiet (bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg) geſchlagen, zog er ſich über Böhmen nach dem Erzherzogthum Oeſterreich zurück, um dieſes zu vertheidigen. Bei Aspern, am 21. und 22. Mai, verhinderte er noch durch einen Sieg über Napoleon ſelbſt den Uebergang der Franzoſen über die Donau, der jedoch den Letzteren am 6. Juli gelang. Erzherzog Karl wurde bei Wagram geſchlagen und verwundet, beſiegt in dem Gefecht bei Znaym, und der Kaiſer von Oeſterreich mußte ſich zu dem Wiener Frieden entſchließen. Von ſeinen Wunden ſich zu erholen, lebte Karl nun längere Zeit in Ruhe zu Teſchen, dann zu Wien, wirkte in den Feldzügen von 1813 und 1814 nicht mit, wurde aber 1815 Militair-Gouverneur von Mainz. Nachdem er in ſpäteren Jahren dieſe Stelle niedergelegt und ſich nach Wien zurückbegeben hatte, ruhte er von den Kriegsſtürmen ſeines Lebens und erſtrebte zum Lorbeer des Krieges nicht mehr den Lorbeer des Friedens. P.

Der Wald.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847 und 1848.)

Wir verlaſſen den ſchattigen, von Tauſenden gefiederter Sänger belebten Laubholzwald und treten in den ſchweigenden Nadelholzwald, in dem faſt nur klopfende Spechte und krächzende Rabenvögel niſten. Einen eigenthümlichen Eindruck macht ein ſolcher Wald durch ſeine hohen, ſchlanken Stämme, ſeine dunkelgrünen Kronen, durch den Mangel des Unterholzes, durch das magiſch-gebrochene Tageslicht, das alle Gegenſtände gleichſam mit bläulichem Dufte bald verhüllt, endlich durch den ſtarken, oft würzigen Harzgeruch. Dabei iſt der meiſt ſandige und unfruchtbare, oft hügelige Boden mit Moos und abgefallenen Nadeln ſo dicht bedeckt, daß er wie mit einem Teppiche belegt ſcheint, auf dem der Fuß des Wandelnden hin und her gleitet. — Melancholiſch, wie Geiſterſtimmen, tönt das Säuſeln der zarten Nadeln, wenn ein Lufthauch ſie rührt:

„Oft kommen zum Beſuche auch
Manch unſichtbare Gäſte,
Ihr Reden iſt ein linder Hauch,
Ein Flüſtern durch die Aeſte.
Man ahnet eine Geiſterwelt
Und wird ihr plötzlich zugeſellt.“ (A. Schreiber.)

Fragen wir, wie heißen dieſe ernſten Bäume, die im Winter ſogar, wenn alles Laub längſt von den andern Bäumen gefallen iſt, noch ihren dunkelgrünen Blätterſchmuck tragen, ſo hören wir ſie Fichten, Tannen, Kiefern, Föhren u. ſ. w. nennen, ohne daß der Antwortgebende auch immer ſeine Benennung zu rechtfertigen weiß. Und doch kann man die bei uns wachſenden Nadelbäume ſo leicht unterſcheiden, da die Blätter, die ſtets am Baume zu finden ſind, die unterſcheidenden Merkmale abgeben. Der allgemeine Name iſt Fichte (**Pinus**); die Nadeln entſpringen nun bei den Fichten entweder einzeln aus einem Punkte, oder zu zweien, oder zu fünfen, oder endlich zu zwanzig oder noch mehren in ganzen Büſcheln. Hiernach macht ſich die Eintheilung leicht. Die Fichte, bei der nur immer eine Nadel aus einem Punkte entſpringt, heißt „Tannen-Fichte, gemeine Tanne, Rothtanne, Schwarztanne, Kreuztanne (**Pinus Abies Linn.**)“, wenn nämlich ihre Nadeln faſt vierkantig, kurz ſtachelſpitzig und ſattgrün ſind; ſind ſie aber zweiſpitzig, linealiſch, in zwei gegenſtändigen Reihen (gleichſam kammförmig) geſtellt, haben ſie oben eine dunkelgrüne, unten eine mattgrüne Farbe und zwei weiße Längs-Linien, ſo heißt die ſie tragende Fichte „Weißtanne, Edeltanne, Pechtanne, Pechfichte (**Pinus Picea Linn.**).“ „Gemeine Fichte, Kienbaum, Kiefer, Föhre, Forche, Forle (**Pinus sylvestris Linn.**)“ wird die Fichte genannt, bei der je zwei

Nadeln aus einem Punkte entſpringen. Je fünf Nadeln kommen bei der „Weymuths-Fichte (Pinus Strobus Linn.)“ und büſchelweiſe bei der „Lärchenfichte, Lärchentanne, Lärchenbaum (Pinus Larix Linn.)“ aus einem Punkte hervor. — Jetzt wollen wir die einzelnen Fichten-Arten näher kennen lernen!

Die **Tannen-Fichte**, vorzugsweiſe Tanne genannt (Pinus Abies Linn.).

„Es trägt zu des Himmels Vergißmeinnichtkranz
Die männliche Tanne ihr Haupt,
So ſteht in dem Herzen, voll himmliſchem Glanz,
Der Treue Baum, ewig belaubt.
Laßt heilige Flammen uns zünden!
Die Schlangen der Selbſtſucht umwinden
Die Bruſt, die an Treue nicht glaubt.“ (**Willibald.**)

Der gemüthliche **Hippel** äußert ſich über die Tannen auf folgende Weiſe: „Iſt eben im Winter der Wald nicht eine Einöde, bis auf die Tannen, die nicht aus den Kleidern kommen? Da ſtehen ſie, wie Trabanten, in voller Pracht und Herrlichkeit! Wie eine grüne ruſſiſche Wache um den Regenten, ſo ſtehen die Tannen um die Eiche herum.“

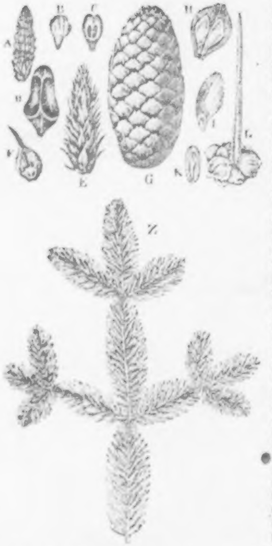
Die ernſte Tanne iſt alſo das Sinnbild der unveränderlichen Treue, da ſie ihre Blätter ſtets behält, und ſo iſt ſie auch der Baum der Ehe geworden, in der es des Ernſten ſo viel giebt, das eben nur die Treue der Gatten gegen einander ertragen läßt. In dieſer Beziehung hat auch Gottfried von Straßburg, ein ausgezeichneter, ſinniger Dichter aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, in ſeinem Triſtan (V. 17745 ff.) die Tanne betrachtet, wenn er ſagt:

„Wo das Weib ſich herzet mit dem Manne,
Träufelt Honig aus der Tanne,
Wird zu Balſam ſchnell des Schierlings Saft,
Sprießen Roſen aus der Neſſeln Schaft.“

Der blinde Dichter **Pfeffel** liebte eine herrliche Tanne, zu der er ſich oft führen ließ, und die er in einem an ſeine Gattin gerichteten Liede beſingt.

Mit einem rothbraunen, im Alter ſchuppig riſſigen Stamme erhebt ſich die Tanne 100 bis 120 Fuß ſenkrecht in die Höhe und ſtreckt viele wagerechte, nach oben an Länge ſtets abnehmende Aeſte in die Lüfte, ſo daß ſie einen herrlichen Kegel-Wipfel bilden. Die zahlreichen, einzelnen, vierkantigen, ſteifen, dunkelgrünen Blätter bilden bald mehr bald weniger deutlich zwei Reihen, die ſtets die Dreitheilung lieben. (Fig. Z.)

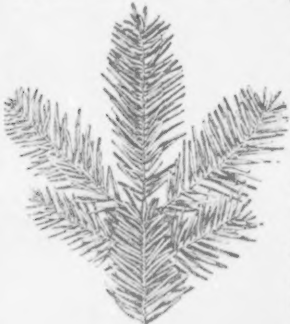
Die männlichen und weiblichen Blüthen kommen auf demſelben Stamme vor, daher rechnet Linnaeus die Fichten zu der einhäuſigen Klaſſe und zu der einbrüdrigen Ordnung (Monoecia Monadelphia). — Die männlichen Blüthen, hin und her zwiſchen den Blättern an den jüngſten Zweigen ſtehend, bilden ein



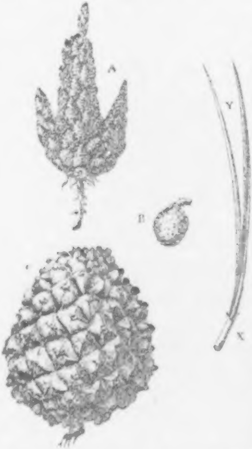
langgeſtieltes, bräunliches, einen Zoll langes, walziges Kätzchen (Fig. A), das an ſeinem Grunde von rundlichen, trockenhäutigen Deckſchuppen umgeben wird. Die zahlreichen Staubgefäße ſitzen, ſtets zu zweien vereinigt (d. h. einbrüderig) mit ihren zweifächerigen Staubbeuteln der Länge nach länglich runden Schuppen aufgewachſen. (Fig. B eine vergrößerte und von außen geſehene Schuppe, Fig. C dieſelbe von innen geſehen, mit den beiden Staubgefäßen. Fig. D ebendieſelbe ſehr vergrößert, um die Stellung und die Geſtalt der Staubbeutel nach der Ausſtreuung des Samenſtaubes [Pollen] zu zeigen.) Die weiblichen Blüthen ſtehen in walzigen, ſparrig-dachigen, grünlich-röthlichen, 1½ Zoll langen Kätzchen (Fig. E), bei denen die gezähnten, in eine lange Spitze ausgezogenen, äußern Deckſchuppen die kleinern, innern Schuppen, Fruchtblätter genannt, verdecken. Dieſe Fruchtblätter tragen an ihrem Grunde zwei, mit ihrer Spitze nach unten gerichtete Eichen. (Fig. F, eine vergrößerte Deckſchuppe von innen zu ſehen, um das Fruchtblatt mit den beiden Eichen zu zeigen.) Das weibliche Kätzchen erwächſt zu einem ungeſtielten, herabhangenden, walzigen, ſtumpfen, ſechs bis acht Zoll langen Zapfen (Fig. G), indem die Fruchtblätter verholzen. Anfangs ſind letztere, von Rautengeſtalt und an der Spitze mit zwei Zähnchen verſehen, dicht geſchloſſen, ſpäter öffnen ſie ſich und laſſen die kleinen, 1½ bis 2‴ langen, mit 6‴ langen, häutigen Flügeln verſehene Samen ausfallen. (Fig. H ein Fruchtblatt von innen geſehn, mit den beiden geflügelten Samen. Fig. J ein ſolcher Same.) Der Same, länglich rund, enthält viel Eiweiß und einen Keim mit vielen Keimblättern, Cotyledones. (Fig. K ein Samen der Länge nach aufgeſchnitten, ſo daß der Keim ſichtbar wird. Fig. L zeigt die Spindel, um die die Deckſchuppen und Fruchtblätter ſaßen, nebſt den am Grunde ſtehen bleibenden Stützſchuppen.)

Die Tanne blüht im Mai und Juni und bildet oft bedeutende Wälder; ſie liebt gebirgige Gegenden Europa's und des nördlichen Aſiens, ſteigt bis in die Alpen-Region hinauf und findet ſich noch in Lappland. Sie bezeichnet dem Menſchen, deſſen Leben ohne Bäume nicht glücklich ſeyn kann, wie Ben Jonſon ſagt, gleichſam den Markſtein, bis zu welchem er nach Norden hin vordringen ſoll; ſie verleiht den nördlichen Gegenden ein eigenes Gepräge, grade ſo, wie dies die Palme in den Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen thut. Man kann daher die Tanne die Palme des Nordens nennen.

„Wo des Nordlands Klippen ragen
Dunkel in die weite See,
Scheue Möwen ſchwirrend klagen
Um der Felſen Zackenhöh' —
Steht die Tanne lichtumfloſſen
Von des Schnees Silberglanz;
Traus Demant-Kryſtalle ſproſſen
Auf der Zweige grünem Kranz“ ꝛc.
(Wilh. Frhr. v. Eyb.)

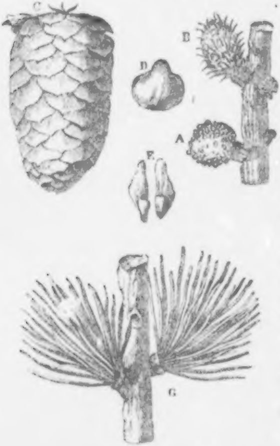


Die Weißtanne (Pinus Picea Linn.) unterſcheidet ſich von der vorigen Art hauptſächlich durch die weißgraue Farbe ihres Stammes und durch ihre, ſehr deutlich in zwei Reihen (alſo kammförmig; ſiehe nebenſtehende Figur) geſtellten, linealiſchen, zweiſpitzigen, auf der Unterſeite mit zwei weißen Längsſtreifen gezierten Blätter. Wenn ſie auch hin und wieder in gebirgigen Gegenden Mittel-Europa's ganze Wälder bildet, ſo dringt ſie doch nicht ſo weit nach Norden hin vor (z. B. in Sibirien nur bis zum 58ſten Grade nördlicher Breite), wie die Rothtanne.



Die **Kiefer** oder der **Kienbaum** (**Pinus sylvestris** Linn.). Dieſer, in unſern Gegenden ſo häufige Baum, erreicht eine Höhe von 80 bis 120 Fuß, bleibt aber auf ungünſtigem, zumal feuchtem Boden und in einem kälteren Klima viel kleiner. Seine Wurzeln, die wie die Wurzeln aller Fichten ſich ſehr weit verzweigen, laufen faſt ganz an der Oberfläche des Bodens hin, woher es kommt, daß er ſo leicht von Stürmen entwurzelt und umgeworfen wird. Der Stamm hat eine am untern Ende grauröthliche, am obern und an den Zweigen eine braunrothe, leicht abblätternde Rinde. Die 1½ bis 2 Zoll langen, bläulich grünen Blätter (Fig. Y) entſpringen zu zweien aus einer kurzen, bräunlichen, häutigen Scheide (X), ſind obenwärts rinnig und ſpitzig. — Die männlichen Blüthen bilden meiſt gelappte, gelbe, ein bis zwei Zoll lange, am Gipfel der Zweige ſtehende Sträuße (Fig. A), die auf dieſelbe Weiſe aus Schuppen mit Staubgefäßen zuſammengeſetzt ſind, wie wir es oben bei der Rothtanne ſahen. — Die rothen, weiblichen Kätzchen ſind länglich rund, zwei bis drei Linien lang, nach dem Verblühen überhangend und ſtehen am Ende der jüngſten Triebe. (Fig. B.) — Der einförmige, geſtielte, 1½ Zoll lange Zapfen wird von Schuppen gebildet, die unter der Spitze einen verdickten, viereckigen, in der Mitte genabelten Hof zeigen. (Fig. C.) — Die Früchte ſind ebenfalls, wie die der Rothtanne, mit Flügeln verſehen, die dreimal ſo groß ſind, wie ſie ſelbſt. — Die Kiefer kommt in großen Wäldern im ganzen mittlern und nördlichen Europa bis Lappland und im nördlichen Aſien vor; findet ſie ſich im ſüdlichen Europa, ſo iſt dies ſtets auf Gebirgen, ſie verträgt alſo keine zu große Wärme. Auf Sandboden gedeiht ſie vortrefflich und blüht im April und Mai.

Die Lärchenfichte (Pinus Larix Linn.) iſt ein Baum, der eine Höhe von 80 bis 100 Fuß erreicht und bald eine graue, bald braunrothe, riſſige Rinde hat. Seine flachen, ſchmalen, grasgrünen, faſt krautigen Blätter (Fig. G) entſpringen zu zwanzig bis vierzig aus der Spitze der ſehr verkürzten Aeſtchen, fallen im Herbſte, wie das Laub anderer Bäume, ab und kommen im Frühjahr wieder hervor. Die Lärche ſteht alſo den Winter über blätterlos und weicht dadurch von den übrigen Fichten ab. Vor den Blättern brechen aus den verkürzten Aeſtchen die kugelig-eiförmigen, gelben, drei bis vier Linien langen, männlichen Blüthen (Fig. B) hervor, die am Grunde von zahlreichen, dachigen, gefranzten, roſtbraunen Schuppen umgeben werden. Die weiblichen Kätzchen (Fig. A) kommen aus einer Blattknoſpe hervor und ſind eiförmig, fünf bis ſechs Linien lang, von purpurrother Farbe. Der Zapfen (Fig. C), länglich-eiförmig, 1½ Zoll lang, von dichtdachigen, ungenabelten Fruchtblättern (Fig. D



ein ſolches Fruchtblatt) gebildet, während die viel kleineren Deckſchuppen vertrocknet ſind, läßt bei der Reife die zwei Linien langen, großgeflügelten Samen (Fig. E) ausfallen. — Die Lärche, im April und Mai blühend, findet ſich auf den höhern Gebirgen des ſüdlichern und mittlern Europa's und des mittlern und nördlichen Aſiens in großen Wäldern, ſteigt in Europa bis zu einer Höhe von 5000 Fuß und wird auch häufig in andern Gegenden angepflanzt. — Der Lärche ſehr nahe verwandt iſt die Ceder (**Pinus Cedrus Linn.**), die ſchon ſeit den älteſten Zeiten berühmt und Jedem aus der Bibel bekannt iſt, in der die Cedern des Libanon oft zur poetiſchen Vergleichung dienen, und die Salomon zu ſeinem Tempelbau in Jeruſalem benutzte.

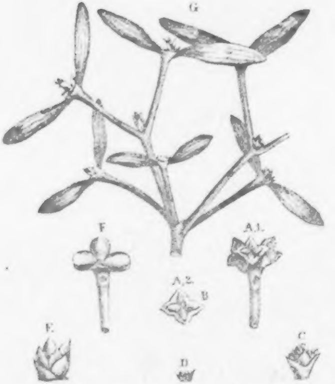
Gehen wir jetzt zur Betrachtung der Anwendungen, die man von der Fichte und den von ihr gewonnenen Stoffen macht, über.

Alle Fichten-Arten liefern ein ſehr geſchätztes, vielfach benutztes Bau-, Werk-, Brenn- und Kohlenholz (vergleiche den Aufſatz: „Die Brennſtoffe" im Jahrbuche für 1848). Die holzigen Zapfen werden von Armen geſammelt und ſtatt des Brennholzes angewendet. In vielen Gegenden harkt man die Nadeln zuſammen, ſtreut ſie unter dem Namen „Streuling" dem Viehe unter und vermehrt ſo die Menge des Miſtes bedeutend. Aus dem Samen der Rothtanne gewinnt man ein gelbes, leicht trocknendes Oel, das zur Firniß-Bereitung und zum Brennen dient. — Aus den durch Einſchnitte verletzten Stämmen und Zweigen träufelt ein aus Harzen und einem flüchtigen Oele, dem Terpenthinöle, gemiſchter, honigartiger, bald farbloſer und durchſichtiger, bald trüber und gelblicher, gewürziger und bitterer Stoff, ein Balſam, der Terpenthin (**Terebinthina**) genannt wird und ſich in Alkohol, in Aether, in flüchtigen Oelen und in Schwefelſäure auflöſt. Der Terpenthine giebt es verſchiedene Arten, die alle im Handel vorkommen: 1) der gemeine Terpenthin von der Rothtanne und Kiefer (**Pinus Abies** und **sylvestris**); 2) Der Straßburger Terpenthin von der oben beſchriebenen Weißtanne (**Pinus Picea**); 3) der franzöſiſche oder Bordeauxer Terpenthin von der Strandfichte (**Pinus maritima Lam.**); 4) der kanadiſche Terpenthin von der Balſamtanne (**Pinus Balsamea Linn.**); 5) der ungariſche oder karpathiſche Balſam, der im Frühlinge aus den jungen Zweigen der Zwergfichte (**Pinus Mughus Scop.**) freiwillig ausfließt und als Hausmittel bei dem Volke in vielfachem Gebrauche iſt; 6) der venetianiſche oder Lärchen-Terpenthin vom Lärchenbaum (**Pinus Larix Linn.**). Der Terpenthin wird benutzt, um harzige Stoffe, z. B. Siegellak, Kitt weich zu machen, zur Anfertigung von Harzſeifen und dergleichen mehr. Trocknet der Terpenthin, indem das flüchtige Oel entweicht, durch die Luft am Stamme des Baumes ein, ſo erhält man ein angenehm riechendes, weißes Harz (**resina alba**), auch **Galipot** genannt, das geſchmolzen das weiße oder burgundiſche Pech (**pix alba s. Burgundica**) liefert. Durch Deſtillation des Terpenthins mit Waſſer wird das waſſerhelle Terpenthinöl gewonnen. Schmelzt man den bei dieſer Deſtillation erhaltenen Rückſtand (gekochten Terpenthin, **Terebinthina cocta** genannt) und übergießt ihn dann mit kaltem Waſſer, ſo erhält man das Geigenharz (**Colophonium**), das von der durch ihre Reiterei berühmten Stadt Kolophon, nördlich von Epheſus, in Jonien, dem heutigen Anatolien in Klein-Aſien, ſeinen lateiniſchen Namen hat. Aus den jungen Trieben der Krummholzfichte (**Pinus Pumilio Hänke.**), die auf den Alpen häufig wächſt, deſtillirt man das früher in der Arzneikunde häufig angewandte Krummholzöl:

„Krummholzöl und Mithridat
Mußte ſich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen u. ſ. w.
(Gellert in: Phylax.)

In den Theer-Oefen unterwirft man die Wurzeln und Aeſte der Fichten der trockenen Deſtillation und gewinnt dadurch den Theer oder das flüſſige Pech (**pix liquida**), aus dem durch Deſtillation das Kienöl (**oleum pini**) abgeſchieden wird. Ferner kann man aus dem Theer durch Erhitzen an freier Luft, wobei der Holzeſſig und zum Theil das Kienöl ausgetrieben werden, ſchwarzes Pech oder Schiffspech (**pix nigra s. navalis**) gewinnen. — Die Blätter des Lärchenbaumes ſchwitzen im Sommer in den ſüdlichen Gegenden einen klebrigen, ekelhaft-ſüßen Stoff, das Lärchenmanna oder das Manna von Briançon, aus, das früher in der Heilkunde gebräuchlich war. Die Stämme des Lärchenbaumes geben, wenn ſie in Brand gerathen, wie dies zuweilen in Sibirien ſich ereignet, kein Harz, ſondern ein im Waſſer lösliches Gummi, das den Namen Orenburgiſches Gummi führt und als Arznei- und Nahrungsmittel, ſo wie zum Kleben im Gebrauche iſt. — Die jungen Fichtenſproſſen werden in der Heilkunde gegen Gicht angewendet, und aus den jüngſten Sproſſen der weißen, der ſchwarzen und der canadiſchen Fichte (**Pinus alba, nigra Ait. et canadensis Linn.**) wird in Nord-Amerika durch Hinzuthun entweder von Rohzucker oder geröſtetem Brode das bekannte Tannenbier (**Spruceheer**) gebraut. — Die äußere Rinde der Fichten dient zur Gerberlohe und die innere, mit Mehl gemiſcht, wird in Zeiten der Noth in den nördlichen Ländern zu Brod verbacken.

Auf den Fichten, ſo wie auch auf anderen Bäumen, findet ſich ein Schmarozergewächs, der weiße Miſtel (**Viscum album Linn.**), deſſen Wurzel durch die Rinde eindringt und unter dem Baſte in dem Holze ſich verliert. Er iſt eine die Zwei- oder Gabeltheilung liebende Pflanze, ſeine Zweige ſind ſtielrund und an den Gelenken verdickt. Die Blätter, wie die ganze Pflanze, haben eine gelblich-grüne Farbe; dieſe ſind gegenſtändig, ganz-



randig, nach dem Grunde zu verſchmälert und lederartig. (Fig. G.) Die Blüthen, zwiſchen den Blättern ſtehend und im März und April ausbrechend, ſind zweihäuſig, d. h. auf einer und derſelben Pflanze finden ſich männliche und weibliche Blüthen. Die erſteren haben eine viertheilige Hülle, auf deren Zipfel vier eirunde Staubbeutel aufgewachſen ſind. (Fig. A, 1. eine männliche Blüthe; Fig. A, 2. eine ſolche vergrößert, B bezeichnet die Staubbeutel.) Die weiblichen Blüthen, kleiner als die männlichen, zeigen nur einen Kelchſaum und vier rundliche Blumenblätter, die einen eiförmigen Fruchtknoten umgeben. (Fig. C mehre weibliche Blüthen; Fig. D eine ſolche abgetrennt; Fig. E dieſelbe vergrößert, a, die Blumenblätter, b, der Fruchtknoten.) Die Früchte ſind kuglige, erbſengroße, grauweiße Beeren (Fig. F), die ein weiches, klebriges Fleiſch und einen Samen enthalten. Der Miſtel ſtand im Alterthume ſowohl bei den celtiſchen Völkern (den alten Galliern, Britten u. ſ. w.), als auch bei den Germanen in hohem Anſehn. Ein Miſtelzweig gehörte zu den Auszeichnungen eines celtiſchen Prieſters, eines Druiden. Durch Verwechſelung mit dem nur im ſüdlichen und öſtlichen Europa wachſenden Eichenmiſtel, der europäiſchen Riemenblume (**Loranthus europaeus**

Linn.) wurde der weiße Miſtel als Heilmittel vielfach angewendet und bekam daher den Namen „Allhyl“ (Alles heilend).

Die ganze Pflanze enthält ein klebriges, hellgrünes Weichharz, aus dem der ſogenannte Vogelleim durch Kochen mit Waſſer bereitet wird.

Die Fichten haben unter den Inſecten ſehr viele Feinde, die ganze Wälder vernichten theils durch das Abfreſſen der Nadeln, wie dies z. B. die große Kienraupe (**Gastropacha Pini**), die Fichteneule (Trachea piniperda) thun, theils durch das Anbohren der Rinde und des Holzes, wodurch vorzüglich die Borkenkäfer (**Bostrichi**) die Bäume dergeſtalt angreifen, daß ſie kaum zu Brennholz verwandt werden können.

Wer von den geehrten Leſern ſich das von den Fichten Erzählte einprägen, vorzüglich die Unterſchiede der einzelnen Fichtenarten geläufig machen will, dem rufen wir ſcherzend nur das Erſtere der folgenden Verſe zu:

Geh' hinaus, ſieh' nach, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht? — Es ſticht!

L. Heros.

Philippine Welſerin.

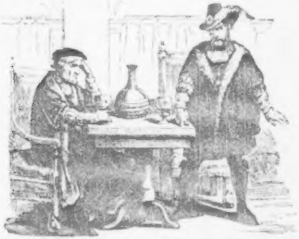
„Wohlan, Bruder Franz, laß mich jetzt erfahren, wie es bei Euch und in der lieben Vaterſtadt ausſieht!“ Mit dieſen Worten deutete Herr Bartholomäus Welſer, der vielvermögende Rath Kaiſer Karl des Fünften, ſeinem Bruder, dem Augsburger Kaufherrn, an, ihm zur Seite Platz zu nehmen. Bedächtig ließ er aus der ſilbernen Kanne den Goldſtrom rheiniſchen Rebenſaftes perlen, und Blume wie Geſchmack des edlen Trankes prüfend und erprobend, wartete er jetzt, mit behaglichem Würdegefühl in den ſammetnen Lehnſeſſel zurückgelehnt, auf den Bericht des Gefragten. Dieſer ſeufzte zuvörderſt tief auf, dann aber ſprach er, dem Bruder die Hand reichend: „Gott wolle es alſo wenden, daß der heurige Reichstag, zu dem Ihr ſammt Kaiſerlicher Majeſtät eingeritten, ſich zur Wohlfahrt des Reiches und der Chriſtenheit beſſer anlaſſe, wie der vor zwei Jahren allhier abgehaltene. Deutſchland, mein' ich“ — fuhr er eifriger fort — „wird an die Augsburger Beſchlüſſe vom Jahre 1548 denken, die das betrübte Interim *) aufgerichtet, den Katholiken wie den Proteſtanten zum gleichen Greuel.“ — „Wir ſind“, ſprach der Geheimerath, mit der Hand winkend, „von dem dermaligen leidigen Stand dieſer Angelegenheit vollkommen unterrichtet, inmalen während unſeres zweijährigen Aufenthalts in den Niederlanden faſt kein Tag vergangen, an dem uns nicht aus Deutſchland Klage und Beſchwer über dieſen Punkt zugekommen. Laſſen wir derohalben die betrübten Welthändel jetzt dahinter; Du aber ſage mir, wie Ihr hier daheim gelebt und gewaltet!" — „Aus unſern Schreibeſtuben und Faktoreien", erwiederte der Kaufherr mit einiger Befangenheit, „wird es Dir an den wöchentlichen und monatlichen Berichten nicht gefehlt haben; nun, und was unſer Leben anlangt, hat jeder Tag ſo ziemlich die gleiche Weiſe und Ordnung." — Dem Blick des Bruders ausweichend, griff jetzt auch Franz Welſer zu dem noch unberührt vor ihm ſtehenden Becher, doch im bedächtigen Zuge eben nur die Lippen benetzend, ſprach er, das kunſtreiche Geſchirr wieder vor ſich hinſtellend: „Eigentlich iſt die Reihe des Erzählens an Dir, und da Du Dich eben mit Deiner Würde bei Kaiſer und Reich gegen mich breit gemacht, ſo ſage mir nur gleich, ob der Handelsherr, der reiche Antwerper Johannes Dähns, gleich unſern ehrenwerthen Mitbürgern Anton und Raimund Fugger, ein neues Fürſtenhaus aufrichten wird? — da Kaiſerliche Majeſtät ſich doch auch bei jenem wie bei dieſen zu Tiſche gebeten." — „In den Grafen- und Pannerſtand, wie zu der ſchwäbiſchen Grafenbank, beruft der unter'm 14ten November 1530 ausgeſtellte kaiſerliche Gnadenbrief die Gebrüder Raimund und Anton Fugger doch nur!" erinnerte der Geheimerath mit wichtiger Miene. — „Freilich wohl!" ſprach der Augsburger Patrizier; „doch verlieh jenes Schreiben den neuen Grafen wahrhaft fürſtliche Gerechtſame." — „Ja, ja", nickte Bartholomäus, „immer ſeh' ich noch, wie die Majeſtät bald darauf die Lippe hängen und ſich alſo vernehmen ließ: „Noch niemalen hab' ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht geſonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun." — „Und waren keine fünf Jahr in's Land gegangen", fiel Franz dem Bruder in die Rede, „als Kaiſer Karl ihnen das neue Recht verlieh, goldene und ſilberne Münzen zu ſchlagen, was denn doch wohl ein fürſtliches Befugniß iſt." — „Wahrhaftig, Bruder, kennt' ich Dich nicht beſſer", lachte der Geheimerath, „möcht' ich mich zu dem Glauben verſucht fühlen, Du ſelbſt ſeh'ſt auf Grafenkrone und Fürſtenhut aus, und doch muß Dir der reichliche ungebleichte Haarwuchs den Schädel noch ganz artig warm halten; was aber nun vollends mein holdſeliges Pathchen, unſer liebes Philippinchen, betrifft, erſcheint die in der Fülle ihres prächtigen Gelocks traun als mit einer Königskrone geſchmückt. Warum haſt Du denn aber das Kind, oder die ſtattliche Jungfrau klingt wohl richtiger, nicht mit Dir in die Stadt geführt, daß ihr anmuthvoller Gruß den Ohm und Pathen willkommen heiße?" — Bei dieſer Frage ſchlug der Kaufmann die Augen faſt verlegen nieder, abermals griff er zum Becher, und es war, als wenn er in dem tiefen und haſtigen Zug, den er jetzt daraus that, ſich den Muth zu irgend einer bedenklichen Eröffnung holen wolle. Jener deutete die ungewöhnliche Raſchheit in Franzens Geberde jedoch anders: als wolle er, von ſeinem anfänglichen Scherz beleidigt, die aufwallende Empfindlichkeit in das hellblinkende Traubenblut verſenken und von demſelben hinwegſpühlen laſſen, weshalb denn der Rath ſich alsbald im Ton des Berichterſtatters über die von dem Bruder zuerſt geſtellte Frage vernehmen ließ: „Nein, nein, Franz, Herr Johannes Dähns iſt nicht der Mann, der ſeine edle in allen Welttheilen bekannte und ehrenfeſte Firma gegen einen Namen vertauſchen ſollte, welcher doch nur bleiernen Klang hat; der denkt nicht daran, Graf, geſchweige gar Fürſt zu werden, obgleich ſelbiger von der andern Seite nicht minder ein abſonderlicher Kauz und Narr iſt.“ — Eine dunkle Röthe flammte bei dieſen letzten Worten des Geheimenraths in dem Geſicht des Augsburger Kaufherrn auf, er hielt ſeinen Blick feſt am Boden geheftet. Jener aber, es nicht bemerkend, fuhr, von ſeinem Gegenſtand ergriffen, mit behaglicher Redſeligkeit alſo fort: „Wie der Ruf richtig anhero berichtet, hatte ſich unſeres Herrn Kaiſerliche Majeſtät wirklich auf ſeiner Durchreiſe bei dem Antwerper auf eine Suppe zu Gaſte geladen. Unter uns, die Wechſel, ſo auf das achtbare Haus Johannes Dähns gezogen, waren verfallen, und unſer Seckel wieder einmal leer; da ſollt' es die außerordentliche Gnadenbezeigung thun, und ſtatt der ausgelegten Kronen wenigſtens das kronentragende Haupt des glorreichen Schuldners empfangen werden. Nun weigerte, wie ſich von ſelbſt verſteht, Herr Johannes die Annahme nicht. Zwar hielt er ſich ſtreng an die Beſtellung, und ließ bei ſeinem Gaſtgebot keineswegs — gleich unſerm Gevatter hier am Weinmarkte, die neue Fuggerſche Durch- und Erlaucht — wie man zu ſagen pflegt, alle Hunde los. Die Mahlzeit war anſtändig, doch eben nur, wie ſie ein von Gott geſegneter Handelsherr an ſonderlichen Ehrentagen und Gelagen aufzutiſchen pflegt; auch ließ ſich's der alte Mann nicht nehmen, die Schüſſel ſelbſt vor den Kaiſer hinzuſtellen. Was aber geſchieht nach der Tafel? Als unſer Herr ſeinen Wirth ſo ganz glücklich und guter Dinge ſieht, bringt er das Geſpräch auch auf die verfallene Schuld; mein Dähns iſt gleich bei der Stange und holt mir nichts dir nichts des Kaiſers eigenhändige Verſchreibung aus der Taſche, und reicht ſie der Majeſtät dar; die wird halt betreten und ſchaut her und hin, doch ehe wir uns da verſehen, erwiſcht Herr Johannes die Handſchrift wieder und fährt damit in die Flamme des Kamins. Mit der größten holländiſchen Gemüthsruhe erklärt er hierauf unſerm ganz verblüfft daſtehenden Herrn: die Ehre, ſo Kaiſerliche Majeſtät heut ihm und ſeinem Hauſe widerfahren laſſen, habe all und jede Geldſchuld ausgelöſcht und quittirt.“ — Der

---

*) Der Titel des bekannten Reichsſchluſſes lautete: „Der römiſch-kaiſerlichen Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römiſchen Reich bis zu Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden ſolle.“ — In jener Verordnung war den Proteſtanten der Kelch beim Abendmahl und die Prieſter-Ehe nachgegeben, dagegen aber die Herſtellung der äußern Formen des katholiſchen Gottesdienſtes, denen ſie ſeit zwanzig Jahren abgeſagt, zur Pflicht gemacht.

Erzähler ſchloß hier mit einem herzhaften Gelächter, und gleichfalls einſtimmend entgegnete ihm Franz: „Ganz recht, Bruder, Herr Dähns geht ſeinen eigenen Weg, und weder mit den Gebrüdern Fugger, noch mit Bartholomäus Welſer.“ — „Nun, es freut mich, daß Du ſo tapfer mitlachſt“, ſprach der Geheimerath, „denn ich weiß ja, daß Du Dich mit dem, was Du ſo die Idee nennſt, gern begnügſt, und von der Bedeutung des Handels und eines echten Kaufmanns, deſſen Wechſel und Unterſchrift auf der ganzen bekannten Erde reſpektirt werden, trotz der irgend eines Potentaten und großen Herrn, viel Erbauliches zu ſagen weißt, wobei auch mir das Herz weit werden kann. Indeß hält es unſer Eines nichts deſto weniger auch mit dem, was ſo zu ſagen die Hand füllt, und ſo kann ich, was Du auch dagegen reden magſt, nicht aufhören, es als einen glücklichen Gedanken zu preiſen, daß ich mir für die damals in Gemeinſchaft mit den Fuggern an des Kaiſers Majeſtät vorgeſtreckten zwölf Tonnen Goldes mein Pfand in der alten und neuen Welt habe ſtellen laſſen. Die damals (1528) zu Cadix ausgerüſteten drei Schiffe ſind unter dem Befehl unſeres Ulmer Vetter, Herr Ambros Dalſinger, in einen glücklichen Hafen eingelaufen, und da der Kaiſer, eben wie ſeine Nachfolger, ſchwerlich ſein Pfand je wird von uns einlöſen können, ſo wird die Flagge der Welſer auch wohl fernerhin in der Provinz Venezuela wehen als in ihrem Eigenthum.“ — „Als ein Panner der Gerechtigkeit und der guten Zucht und Ordnung hoffentlich!“ entgegnete der Augsburger Patrizier. „Bruder, Bruder!“ fuhr er mit Nachdruck fort, „es wollen von der Führung unſerer dortigen Niederlaſſung üble Gerüchte verlauten, die, wenn ſie wahr wären, den deutſchen Namen übel verrufen machen könnten.“ — „Einige Abweichungen und Uebertretungen von den geſtellten Befehlen und Vorſchriften mögen wohl allerdings vorgekommen ſeyn“, ſprach jetzt Herr Bartholomäus etwas kleinlaut; „indeß werden wir ja binnen kurzer Friſt den jungen Ruprecht Dalſinger hier in Deutſchland begrüßen, der ſein Philippinchen nach der neuen Welt heimholen wird, die, eine fromme Königin, den Leuten dort ſchon mildes und gutes Wetter beſcheeren wird.“

Herr Welſer hatte während jener letzten Worte ſeines Bruders wiederum mit bedenklicher Miene nieder geſchaut, doch ſich jetzt plötzlich aufrichtend, und als gelte es, Alles, was ihm das Herz bisher beklemmt, nur recht ſchnell von der Bruſt herunter zu ſprechen, ſagte er mit faſt ſchneidender Beſtimmtheit: „Höre, Bartholomäus, aus der Sache kann nun und nimmer etwas werden!“ — Der Geheimerath ſetzte den Becher, den er eben zum Munde führen wollte, haſtig auf den Marmortiſch, und ſah, zur fragenden Geberde verſteinert, den Bruder an. „Ich kann mein Kind nicht in die Fremde hinaus verſtoßen“, ſprach Franz nicht ohne heftige innere Bewegung; „und kurz, aus hundert und aber hundert Gründen muß die Sache mit dem jungen Ruprecht Halſinger rückgängig werden!“ — „Wort und Handſchlag rückgängig werden!“ brummte der Geheimerath kopfſchüttelnd, und als traue er ſeinen eigenen Ohren nicht, leiſe vor ſich hin. Herr Welſer ſeufzte, zur Erde ſchauend, aus innerſtem Herzensgrunde, und den Bruder zweifelnd anblickend, wollte er jetzt eben von Neuem die Lippen öffnen, als dieſer, ſich erhebend, mit nachdrücklichem Ernſt alſo

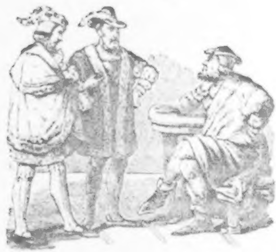


begann: „Höre, Franz, Du weißt, daß ich all mein Tage nichts auf müßiges Geklatſch und Geträtſch gegeben habe; vollends nun Dich und mein liebes Pathchen anlangend, ſo kenn' ich Euch Beide, und zwar nicht erſt ſeit geſtern, von Wandel und Weſen. Dennoch kann ich Dir, Alter, nicht verſchweigen, wie mir zu Ohren gekommen, daß der Erzherzog Ferdinand, unſeres gnädigen Herrn Neffe, ſich unterſtanden, meinem holdſeligen Philippinchen ſtark den Hof zu machen, und zwar ſeit dem Tage, als er ihrer bei der Gelegenheit der Reichs-Verſammlung vor zwei Jahren allhier anſichtig geworden. Nun, nun, Bruder Franz, das Blut braucht Dir nicht alſo zu Kopfe zu ſteigen! — wie geſagt, ich kenne Dich, kenne unſer Philippinchen, aber freilich auch den jungen feurigen Erzherzog und den Lauf wie die Zunge der Welt. Ueberlege Dir jene Sache doch noch einmal von dieſer Seite, und frage Dich als Vater und Philoſophus, als Rathsherr der freien Stadt Augsburg und als Welſer, ſo recht auf's Gewiſſen: ob es nicht am Ende beſſer wäre, die beiden jungen Leute recht weit von einander zu bringen!“ — „Oder recht nah zuſammen!“ fuhr der Befragte jetzt heraus, und indem er ſich langſam aus ſeinem Armſeſſel erhob und vor den Bruder hinſtellte, ſprach er jetzt mit völliger Gelaſſenheit zu dem ſtarrenden Geheimerath: „Ja, Bartholomäus, wie ich Dir ſage, ſo verhält es ſich. Ich habe den rührenden Bitten des jungen Prinzen nicht länger widerſtehen, ihm nicht mein Kind verweigern können, um das er in Ehren und Züchten in dieſen zwei Jahren geworben, und ſo iſt denn in aller Stille die prieſterliche Einſegnung geſchehen und die Ehe vollzogen worden." — „Mit dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich! zweitem ehelichen Sohn Ferdinands, erwähltem römiſchen deutſchen König!" fragte der bleich gewordene Bartholemäus mit faſt zitternden Lippen, indem er mit der Hand haſtig über Stirn und Geſicht nach der güldenen Gnadenkette hinunter fuhr, um ſich ſein wirkliches Wachſeyn zu vergewiſſern. — Franz nickte zwei Mal mit dem Kopfe und erwiederte ruhig: „So iſt es!"

In dieſem Augenblick ward an die Thür gepocht, und ohne auf das „Herein!" zu warten, öffnete ein kaiſerlicher Leibdiener dieſelbe und beſchied mit bedenklichem Geſicht und dringenden Worten den Geheimerath alſogleich zu ſeinem Herrn. — „Bruder, Bruder, wie ſoll das werden?" ſprach, als der Edelknabe ſich entfernt, Herr Bartholemäus mit gepreßter Stimme. „Was gilt es, der Verräther hat nicht geſchlafen und die große Zeitung allbereits vor das Ohr des Oheims und Vaters, des Kaiſers und Königs, gebracht, und wenn nicht, liegt mir, als einem treuen Diener, nicht ob, unſerm Herrn die Thorheit ſeines jungen Neffen und meines alten Bruders zu hinterbringen? Gott ſteh' uns bei, was wird da für ein Sturm und Ungewitter anheben!"

Mit bedenklichem Kopfſchütteln legte der Geheimerath ſeine Halskrauſe in die gehörigen Falten und bereitete ſich, ſein Barett ergreifend, zu dem ſauern Gange. Da trat ihm der Augsburger Patrizier in den Weg und ſagte mit würdiger Geſetztheit: „Ich kann, was in dieſer Sache geſchehen, weder bereuen noch ändern; Du, Bruder Bartholemäus, wirſt nach Pflicht und Gewiſſen an Deinem Herrn wie an mir und meinem Hauſe handeln. Siehe, der junge Ferdinand ward mein wahrhaftiger Sohn, um Philippinens Beſitz ſetzt es den Erzherzog daran, und da mein' ich, giebt uns die neue Welt Sicherheit vor dem Zorn der Majeſtät, und die Provinz Venezuela dem Prinzen zuletzt mehr Herrſchaft und Land, als er hier hinter ſich läßt." — Der kaiſerliche Rath trat vor der ruhigen Entſchloſſenheit des Bruders etwas ſcheu zurück, dann aber, ſich aufraffend, ſprach er, ihm, wiewohl noch mit bedenklicher Miene, die Hand reichend: „Da ſey Gott vor, daß ich erleben ſollte, meinen einzigen herzgeliebten Bruder alſo aus unſerm Vaterlande, ja aus unſerer europäiſchen und alten Welt vertrieben zu ſehen. Der Sturm wird ja" — ſo fuhr er, ſich und dem Bruder zugleich Muth machend, fort — „hoffentlich zu beſchwören ſeyn. Ganz unter uns, der Herr und ſein königlicher Bruder ſind jetzt ziemlich über den Fuß geſpannt, weil der und ſein Erbprinz, der Max, nicht daran wollen, dem Kaiſer für ſeinen Philipp die Anwartſchaft auf die deutſche Königskrone ab zutreten, und wer weiß, wie dies Hadern der Brüder uns zu gute kommt; nun aber halte mich um des Himmels willen nicht länger auf!" — Mit dieſen Worten ſchüttelte Herr Welſer ſeinem Franz noch einmal zum Abſchiede die Hand und machte ſich mit nachdenklicher Miene und gemeſſenen Schritten auf den Weg. Wie langſam er aber auch einherſchreiten mochte, das gefürchtete Ziel war doch bald erreicht, und Bartholomäus ſtand in dem Gemach ſeines Herrn und Kaiſers vor dieſem und deſſen Bruder, dem König Ferdinand. — Aus den aufgebrachten und zornfunkelnden Blicken, welche ihm entgegen blitzten, konnte der Eintretende ſogleich ſchließen, daß, was er eben von ſeinem Bruder erfahren, auch den beiden gekrönten Häuptern kein Geheimniß mehr ſey.

„Kaiſer Karl" — ſo berichtete er nachmals ſelbſt den Hergang — „ſaß da, als wollt' er mich mit ſeinen bloßen Augen gar vernichten, und die leutſeligen Züge des edlen Ferdinands waren vor Zorn ganz entſtellt. Der Kaiſer aber ließ mich hart an und ſagte unter Anderem: „Hätt' ich doch nimmermehr geglaubt, daß der alte Welſer darauf aus wäre, mich, mein Geſchlecht und Kaiſerhaus auf ewige Zeiten zu beſchimpfen!" Das ging mir über die Maßen an's Herz und erwiederte darauf: „Kaiſerliche Majeſtät mag meine Führung und Betragen in allen Stücken auf das Strengſte unterſuchen laſſen, überall hoff' ich durch Gottes Beiſtand als ein getreuer und eifriger Diener meines gnädigen Herrn erfunden zu werden; was aber die Angelegenheit betrifft, die mich jetzt vor ſeinem Thron verklagt, ſo kann ich einen körperlichen Eid darauf leiſten, daß ich eben in dieſem Augenblick die erſte Kunde von ſelbiger vernommen, ja daß Ew. Majeſtät Botſchaft mich in dem Strafdonner unterbrach, den ich meinem thörichten Bruder gethürmt, zumalen er als Bürger einer deutſchen Frei-Reichsſtadt in keiner Art nöthig gehabt, dem unziemlichen Bitten und Flehen des jungen Erzherzogs von Oeſterreich nachzugeben." Bei dieſen Worten ſtampfte der König Ferdinand mit dem Fuß, um den Mundwinkel des Kaiſers zuckte es jedoch faſt als ein Lächeln; er winkte ſeinem Bruder zur Ruhe; Welſer aber fuhr in ſeiner Vertheidigung fort. „Heda!" ſprach ich, „paßt es ſich auch, daß der Großvater unſerer Majeſtäten, der in Gott ruhende Kaiſer Maximilianus, wie unter dem Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall männiglich leſen mag, bei einem Leinweber zur Leiche geht, muß darum doch noch keineswegs ſein Urenkel Erzherzog als Freiersmann an das Haus eines uralten edlen Patrizier-Geſchlechts klopfen; nimmermehr hätte dir, Bruder, geziemt, ſolchen einzulaſſen!" — König Ferdinand wurde abwechſelnd roth und blaß, man ſah, wie es ihm innerlich kochte, doch mußte er ſich begnügen, die Hände krampfhaft zu ballen, denn wieder winkte der Kaiſer ihm, ſtill zu ſeyn; er ſelbſt aber ſprach mit anſcheinendem Zorn zu ſeinem ſonſtigen Liebling: „Je, Du alter Ehrabſchneider, iſt Dir nicht bewußt, daß



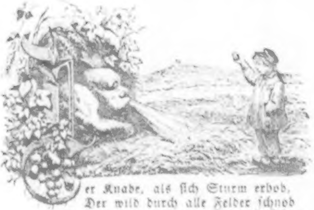
Jakob Fugger, dem mein kaiſerlicher Großvater, ſeligen Angedenkens, 1503 die letzte Ehre erwies, der Stammherr des gräflichen Geſchlechts derer Fugger von Kirchberg und Waßenhorn iſt, welches eben, wie jener ſelbſt, Kaiſer und Reich wohl bedient, und derowegen mit Recht gut angeſchrieben geweſen!“ — „Mag mir Kaiſerliche Majeſtät vergeben“, ſprach Welſer mit demüthigen Geberden und liſtigem Blick; „aber mein Herr ſelber ſagte ſechsunddreißig Jahr ſpäter von dem Vetter jenes Ehrenmannes Jakob, als uns König Franz von Frankreich zu Paris ſeinen Schatz ſehen ließ: „Zu Augsburg wohnt mir ein Leinweber, der kann das Alles mit eigenem Golde bezahlen.‘ — Zur guten Stunde an eines ſeiner Witzworte gemahnt, konnte der Kaiſer den alten Diener, welcher ſo Mancherlei mit, wie von ihm erfahren, nicht mehr ſo grimm anblicken. Jener aber, ſeinen Vortheil bemerkend und wahrnehmend, ſprach weiter: „Mein hoher Herr und gnädiger Kaiſer wolle nicht glauben, daß ich den Fuggern ihren Urſprung aufzurücken geſonnen; wie ſollte mir ſolches auch von Leuten einfallen, bei denen Deine Majeſtät aus- und eingeht, ja denen Du, als bei dem denkwürdigen Reichstag von 1530 Deine hohe Gegenwart dieſe Stadt und ihr Haus über Jahr und Tag beglückte, den freien Zutritt zu Deiner Allerhöchſten Perſon bewilliget hatteſt. Wer aber gedenkt nicht gern ſeiner Vater, wenn er ſich deren zu rühmen hat? Ja, wie mein hoher Herr nicht verſchmäht, von dem Gipfel ſeines kaiſerlichen Thrones herab nach dem Felſenneſt der Habichtsburg (Habsburg) zu blicken auf Werner, ihren Erbauer, und Guntram den Reichen, und Etico, deſſen Vorfahren bis in das ſiebente Jahrhundert zurück, mag er ſeinem Diener verzeihen, wenn er ſich etwas weiß mit der Abſtammung von dem glorwürdigſten und treuſten aller kaiſerlichen Diener, des großen Juſtinians ſiegreichem Feldherrn Beliſar, der das ſechſte Jahrhundert mit ſeinem Kriegesruhm erfüllte und manches Blatt der Weltgeſchichte mit den Namen der Schlachten und Siege, ſo von ihm für ſeinen Herrn und Kaiſer erfochten." — „Halt, Barthel!" fuhr hier Kaiſer Karl mit ſpöttiſcher Rede dazwiſchen; „getrauſt Du es Dir, dieſen Stammbaum nachzuweiſen und ohne Straucheln und Ueberſpringen zurückzuführen?" — „Majeſtät!" antwortete Bartholomäus mit ſtolzem Selbſtgefühl; „ich getraue mir ſogar den Beweis zu führen, daß die Welſer zu keiner Zeit und an keinem Ort ſich ihres Ahnherrn unwürdig gezeigt haben. Hier in Deutſchland erhielt ſchon unter Deinem in Gott ruhenden Vorfahren, Kaiſer Otto dem Erſten (989), Julius Welſer wegen ſeiner gegen die Ungarn vollbrachten Kriegesthaten den feierlichen Ritterſchlag, deſſen Sohn Octavian zuerſt hier zu Augsburg anſäſſig wurde. Seit dieſer Zeit aber haben die Welſer nicht aufgehört, ſich Kaiſer und deutſchem Reiche in mancherlei Weg und Weiſe nützlich und angenehm zu machen."

Da brach, was ihm ſelten begegnete, Kaiſer Karl in ein ſchallendes Gelächter aus und ſagte: „Mach' ja, Barthel, daß Du fort kommſt, Deine Beredſamkeit bringt es ſonſt leichtlich noch ſo weit, daß ſich die Habsburger für die ihnen angethane Ehre bedanken müſſen!" — Herr Bartholomäus, höchſt erfreut, daß der Zwieſprach eine ſolche Wendung genommen, zögerte nicht, ſich in aller Unterthänigkeit zu verabſchieden. Der Kaiſer, der, wie wir ſchon gehört haben, mit ſeinem Bruder wegen der Erbfolge im Kaiſer-Regiment und überhaupt wegen der deutſchen Angelegenheit im Zwieſpalt lag, wandte ſich jetzt mit ſeiner gewöhnlichen Gravität an dieſen, und ſagte mit der trockenen Gelaſſenheit des Spottes: „Die Sache iſt einmal geſchehen, und Ew. Liebden ſind viel zu deutſch geſonnen, um nicht nach dem, was wir eben von den großen Verdienſten des uralten und erlauchten Geſchlechts der Welſer um dieſes Euer geliebtes künftiges deutſchlandiſches Königthum vernommen, die Verſchwägerung mit den ſehr achtbaren Handelsherren und Patriziern der freien Reichsſtadt Augsburg zu genehmen." — Mit dieſen Worten wandte Karl dem König Ferdinand den Rücken und erklärte, daß weiter von dieſer Angelegenheit nicht geredet werden ſollte; auch ließ er ſeinen Neffen, den Erzherzog Ferdinand, keine andere Wirkung des kaiſerlichen Zornes empfinden, als daß derſelbe nie mehr vor ſeinem Angeſicht erſcheinen durfte. Durch das begütigende Vorwort ſeines Erbprinzen, des Erzherzog Maximilian, nach und nach milder geſtimmt, begnügte ſich auch König Ferdinand, den Sohn nur aus ſeiner Gegenwart zu verbannen, ohne etwas gegen ihn oder ſein häusliches Glück zu verhängen. Dies wurde dem jungen Fürſten im vollſten Maaße von der eben ſo liebenswürdigen und guten als ſchönen und geiſtreichen Philip-

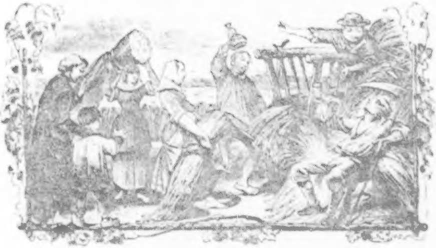
pine bereitet. In den reizenden Alpenthälern Tyrols lebte das junge Ehepaar größtentheils, nur mit ſich und ſeinem Glück beſchäftigt, eine Reihe ſeliger Jahre.

Erſt nachdem Kaiſer Karl das Regiment niedergelegt und verſtorben und Ferdinand als ſein Nachfolger in der deutſchen Königswürde mehrere Jahre auf dem Throne geſeſſen, gelang — was bisher aller Vermittelung und den demüthigſten Bitten des jungen Erzherzogs unmöglich geweſen — ſeiner Philippine. Ihre Anmuth und geiſtreiche Liebenswürdigkeit und eine glücklich durchgeführte Liſt gewannen dem Gemahl endlich die volle Vergebung ſeines kaiſerlichen Vaters. Von ihren beiden Söhnen Andreas und Karl begleitet, warf ſich Philippine unerkannt vor ihrem Schwiegervater nieder und trug ihm ihre Geſchichte, unter veränderten Namen und Umſtänden, mit ſo rührender Beredſamkeit vor, daß der gütige und gerechte Ferdinand ihr die Verſicherung ertheilte, ſich bei dem Vater ihres Gemahls mit ſeinem Kaiſerwort auf's Kräftigſte zu verwenden, daß derſelbe Sohn und Enkel zu Gnaden annehmen ſolle; wenn er jedoch bei ſeiner halsſtarrigen Weigerung bleibe, ſo wolle er, der Kaiſer, ſelbſt Philippinens und ihrer Kinder Vater vorſtellen. Als darauf die ſchöne junge Frau tief bewegt ihren wahren Namen kund that, ließ die Majeſtät ſich ihr Wort nicht gereuen; Ferdinand verzieh dem Erzherzog und wandte ihm und der Schwiegertochter ſeine ganze Liebe zu. Ihre Kinder wurden ſofort für geſetzlich rechtmäßige erklärt und zu Markgrafen von Burgau ernannt. Andreas, der Aelteſte, widmete ſich ſpäterhin dem geiſtlichen Stande und trug den Kardinalshut; der zweite, Karl, that ſich durch allerlei Waffenthaten in den ſpaniſchen und ungariſchen Kriegen hervor und ſtarb 1618, ohne Erben nachzulaſſen. Philippine ſelbſt lebte und waltete in der Ehe mit ihrem fürſtlichen Gemahl, auf gleiche Weiſe beglückt und beglückend, eine lange Reihe froher Jahre. Als dem liebenden Paare die Trennungsſtunde für dieſe irdiſche Welt ſchlug, und Philippine 1580 zu Inſpruck durch den Tod von der Seite ihres zärtlichen Gatten geriſſen ward, trug derſelbe nicht nur ſein Lebelang inniges Leid um ſie, ſondern ſuchte auch auf mannigfaltige Weiſe ihr Andenken bei der Nachwelt zu erhalten und zu ehren. So ordnete er allerhand fromme und milde Stiftungen zum Gedächtniß der Verblichenen an, und ließ eine Denkmünze mit ihrem Bildniß prägen, dem er die Umſchrift gab: „Divae Philippinae." Wie Philippine bei den übrigen Gliedern des Kaiſerhauſes gleichfalls in Gunſt geſtanden, beweiſt unter Anderem auch, daß ihr Bildniß in dem Schloſſe zu Schönbrunn mit den übrigen Familien-Bildern aufbewahrt wurde; bis auf den heutigen Tag verkünden die ſchönen und geiſtvollen Züge den Adel der Seele und die Herzensgüte dieſer ausgezeichneten Frau. E. Karoli.

Sturm und Blüthen.



Der Knabe, als ſich Sturm erhob,
Der wild durch alle Felder ſchnob
Und ſchüttelt an des Kornes Blüthen,
Gerieth darüber in ein Wüthen.
„Was!“ rief er, „welch ein greulich Schalten!
Da ſollte Gott doch Ordnung halten!
Durch ſolch Gezaus und wüſtes Treiben
Wird Nichts von Blüthen übrig bleiben;
Verſtreut der Sturm ſie hin und her,
So läßt der Herbſt die Scheunen leer!“ —
Doch als nun vorgerückt das Jahr,
Die Erndte recht geſegnet war,
An Korn ein Ueberfluß, und reicher
Denn ſonſt ſich füllten alle Speicher.



Da ſprach der Vater: „Sieh, es wird
Dir klar nun ſeyn, daß Du geirrt,
Mein kecker Sohn! — der Sturm im Zorne,
Hat er geſchadet wohl dem Korne?
Was du geſcholten haſt mit Grimm,
War für die Blüthen gut, nicht ſchlimm;
Daß eine die andre fruchtbar macht,
Das iſt es, was der Sturm vollbracht!"

Der Knabe beſchämt von dannen geht,
Will nicht mehr tadeln, was er nicht verſteht.
Der Vater aber ſprach dann weiter:
„Da ſeyd Ihr, Nachbarn, doch geſcheidter!
Ihr wiſſet, auch den Sturm des Lebens
Erreget Gott uns nicht vergebens.
Durchſtürmt der Kampf des Rechts die Erde,
So treibt des Geiſtes Blüth' er fort
Zur Fruchtbarkeit von Ort zu Ort,
Daß kräft'ger noch erfüllet werde
Mit Licht die Welt, nach Gottes Wort!"

F. Wege.

Das närriſche Teſtament.

In Sheffield, alſo im alt-conſtitutionellen, durch verjährte Geſetze ſich nicht mehr beſonders jugendlich erhaltenden England, lebte ein wunderlicher Kauz, was nichts Auffallendes iſt, weil dort auch die Narrheit in immer neuen Erfindungen ihr Weſen treibt. Maſter Humphry, ſo hieß der Kauz, verordnete durch ein, dem Jahre 1828 angehörendes Teſtament, daß ſeine beiden Söhne, Charles und Richard, bis zu ihrem vierzigſten Jahre etwas Außerordentliches und Unerhörtes erfinden oder unternehmen müßten, wodurch der Name Humphry in der Weltgeſchichte unſterblich würde. Sie ſollten — zum Beiſpiel — entweder Begründer einer Akademie von lauter nicht eitlen Gelehrten, oder Ritter eines nur ihretwegen geſtifteten Ordens werden; oder die Deutſchen, die Schweizer mit eingeſchloſſen, einig machen, oder ſämmtliche Juden wieder in's gelobte Land bringen, oder in Frankreich an der Spitze der allerletzten Revolution ſtehen, oder in irgend einem conſtitutionellen Lande die Wahl-Umtriebe außer Thätigkeit ſetzen, oder die Türken zu Einweibigen und Weinreiſenden umbilden, oder mit Genehmigung der Engländer eine deutſche Flotte herſtellen, oder ſonſt etwas dergleichen thun, was ſich dicht an's Wunderbare drängt. Geſchähe dies nicht, ſollte die Hälfte ſeines ſehr beträchtlichen Vermögens vertheilt werden an Schriftſteller, die durch Selbſtlob hinlängliche Uebung hätten, den Ruhm ihres Wohlthäters, des unvergeßlichen Maſter Humphry, nach allen zweiunddreißig Winden hin zu verbreiten. Als dies Teſtament von einem Advokaten in aller Breite ausgearbeitet, mit allen pfiffigen Schnörkeleien umgeben und dem alten Kauz vorgeleſen worden war, konnte er es vor Langeweile auf Erden nicht mehr aushalten, hatte kaum noch Kraft, zu unterzeichnen, und ſtarb darauf mit Vergnügen.

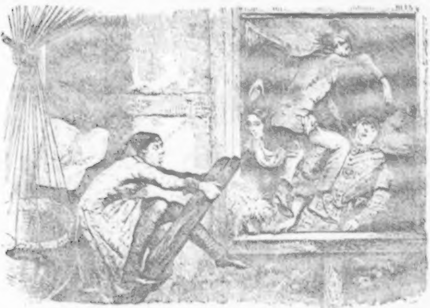
Die beiden Söhne marterten nun ihre Köpfe gewaltig, um zu erfahren, was ſich wohl an Außerordentlichem und Unerhörtem thun ließe, damit man ihnen die Unſterblichkeit nicht vorenthalten könne. Um tüchtige Erfinder zu werden, mochte ihnen aber das Wohlleben hinderlich ſeyn, in welchem ſie aufgewachſen waren; denn es iſt und bleibt wahr: „Die Erfinder wohnen in Dachſtuben, in Palläſten aber, die den Nutzen von Erfindungen ziehen.“ Bekannt iſt's freilich: ein Stückchen Bernſtein gab Anlaß, die Wiſſenſchaft von der Elektrizität zu begründen, ein Seifenbläschen verhalf zur Optik, ein von der Wärme gerundeter und in die Höhe ſteigender Bogen Papier belehrte über die Wirkung verdünnter Luft; — aber um aus einer ſolchen ſcheinbaren Geringfügigkeit Großes zu erzielen, dazu gehören immer mannigfache Kenntniſſe.

Indeß gerieth Charles doch nach langem Sinnen auf den keineswegs neuen, aber jedenfalls noch nicht verwirklichten Gedanken, ein lenkbares Luftſchiff zu erfinden und damit durch beliebige Reiſen ſeinen Namen zu verewigen. Er verſchwendete viel Geld und etliche Jahre bei dem luftigen Vorhaben, verſprach ſeinen Mitbürgern mehrmals das Schauſpiel, daß ſie ihn auf ſeinem Luftſchiff von Sheffield nach Edinburg oder Dublin, nach Calais oder Liſſabon ſollten reiſen ſehen; jedesmal aber blieb er an einem Baum hängen oder fiel in den nächſten Teich, und ſein ganzer Nachruhm beſtand darin, ausgelacht zu werden, wo er ſich ſehen ließ, was er mit britiſch ſtolzer Kaltblütigkeit ertrug.

Währenddem mußte auch Charles Geld und Zeit unnütz zu verbrauchen in dem großartigen Beſtreben, einen Herzens-Thermometer zu erfinden, womit man die eigentlichſte Meinung und Geſinnung der Menſchen erkunden und meſſen könne, was unzweifelhaft für die Wahl von Volks-Abgeordneten, Gatten und Gattinnen, Prüfung der Haus- und Geſchäftsfreunde einen äußerſt erheblichen Nutzen haben würde. Im Jahre 1836 beſaß Richard vierzehn Herzens-Thermometer, einer immer künſtlicher zuſammengeſetzt als der andere, jeder aber auch grade ſo unbrauchbar als der andere. Er wurde eben ſo getäuſcht und betrogen, wie Dieſer und Jener, ſogar ein wenig mehr, da man ihn einen Narren ſchalt, ſich ein Geſchäft daraus machte, ihn zum Narren zu haben, und ſo ſtand er, was die Zahl der Auslacher betraf, ſeinem Bruder im Geringſten nicht nach.

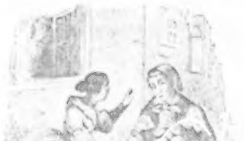
Eines Tages aber rief er jubelnd aus: „Ich hab's!“ und begab ſich mit britiſcher Eile — die bekanntlich von der Langſamkeit ſchwer zu unterſcheiden iſt — zu ſeinem Bruder. „Höre, Charles“, rief er ihm ſchon von Weitem zu, „das nächſte Mal, wenn Du in die Luft ſteigſt, bin ich dabei, ich will mit meinem vortrefflichen Herzens-Thermometer eine General-Probe machen.“ — „Iſt denn dazu eine Luftfahrt nöthig?“ fragte ſein Bruder. — „Freilich, freilich!“ erwiederte Richard; „ich bedarf für meinen Herzens-Ergründer äußerſt dünne Luft, wie ſie nur erlangt werden kann in den höchſten Luftſchichten.“ — „Gut denn“, ſagte Charles, „ſo ſey übermorgen bereit, mit mir durch die Luft nach Berlin zu reiſen; ich will dort an der Stelle niederſteigen, wo meine Bildſäule, die Bildſäule des Erfinders lenkbarer Luftſchiffe ſtehen ſoll!“

Am beſtimmten Tage ſtiegen die beiden Brüder in Gegenwart zahlloſer Zuſchauer in die Höhe, flogen diesmal pfeilſchnell über Dörfer und Thurmſpitzen dahin, und Richard hielt ſein Herzens-Geräth ſo hoch als möglich, um die dünnſte Luft einzufangen. Viele Stunden und auch die Nacht hindurch waren ſie fortgezogen, als Charles, Capitain und Steuermann in einer Perſon, plötzlich ſeinem Bruder zurief: „Nach meiner Berechnung müſſen wir jetzt gerade über dem Berliner Opern-Platz ſeyn, das iſt die rechte Stelle!“ — und alsbald öffnete er die Luft-Klappe und ließ das Gas ausſtrömen. Mit immer heftiger werdender Geſchwindigkeit ſchoß das Schiff zur Erde herab, ſo daß den Brüdern faſt Sehen und Hören verging; ſchon waren ſie dem feſten



Boden nahe, da verſtrickte ſich leider der Ball plötzlich an einem langen Schild-Haken, der aus einer Mauer hervorragte, und die beiden Luftſchiffer, zwiſchen Himmel und Erde hängend, riefen nach Hülfe. „Diebe! Diebe!“ ſchrie zu gleicher Zeit eine alte Frau, die bei dem Anblick des Ungeheuers, das ſo überraſchend niederfuhr und jetzt Halt machte dicht neben ihr, erſchrocken das Fenſter aufriß und unwillkürlich heraus geſchaut hatte. „Ei, Mutter“, ſagte beſchwichtigend ein junges Mädchen, das jetzt hinter der Alten erſchienen war, „die Herren ſind keine Diebe, ich erkenne die Luftſchiffer, die ich geſtern in Sheffield in die Höhe ſteigen ſah. Laß uns ſchnell ein Brett aus dem Fenſter nach dem Schiffe legen, damit ſie aus ihrer Schwebe zu uns herein können.“

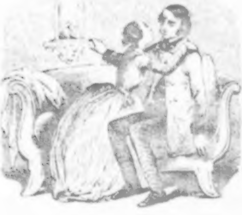
Mit Hülfe einer ſtämmigen Hausmagd, gleichfalls auf das Geſchrei der Alten herbeigekommen, ward mittelſt eines ſchadhaften und wurmſtichigen Bretts zwiſchen Ball und Fenſter eine Nothbrücke geſchlagen, auf der die Luftſchiffer ängſtlich herüber ſchritten. Charles erreichte glücklich die Dielen des Zimmers durch einen Sprung, dadurch kippte aber das Brett und Richard fiel ſehr unſanft auf die Erde, die er in Wehgeſchrei begrüßte. Mit einem Angſtruf ſtürzte die junge Schöne zum Zimmer hinaus, die Treppe hinunter und auf die Straße. „Sie haben doch keinen Schaden erlitten?“ fragte ſie mit klangvoller Stimme; murrend aber kauerte der zwar mit ganzem, doch nicht ſchmerzloſem Körper davon gekommene Richard vor den Trümmern ſeines Herzens-Thermometers, der, in ſeinen Rock eingeknöpft, während des Sturzes heraus gefallen war. Die Liebliche — Elsbeth iſt ihr Name — leiſtete ihm ſogleich Beiſtand. Auf dem Straßenpflaſter knieend ſammelte ſie ſorgſam alle Splitter, erkundigte ſich jedoch voller



Wißbegier nach des ſeltſamen Dinges Zweck. Sie kicherte hell auf, als Richard ihr darüber ſeine Erklärung gab und die kunſtreiche Zuſammenſetzung des Ganzen, wie jedes einzelnen Theils erläuterte. Elsbeth nannte die Erfindung gradezu eine Lächerlichkeit erſter Sorte, worüber der in ſeinem Erfinder-Dünkel auf's Aeußerſte Verletzte in juſt nicht gelinden Zorn gerieth. Die Muthwillige mußte ihn jedoch bald zu beruhigen, brachte ihn, ſammt den Splittern des verlachten Werks, in's Haus, und gaukelte dort ſo anmuthig um ihn her, daß ſich Richard von dem heiteren Mädchen gefeſſelt fühlte. Hier war er denn auch viel glücklicher im Erfinden von allerlei Vorwand zu längerem Verweilen, wenn Charles ungeduldig auf Abreiſe drang; endlich mußte er jedoch nachgeben und verabſchiedete ſich mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen. „Aber hübſch zur Thür, nicht zum Fenſter herein!“ rief ihm Elsbeth lachend nach.

Die beiden Brüder ſtiegen in einen alten Rumpelkaſten, ließen das jämmerlich zerfetzte Luftſchiff hinten aufbinden, und hielten bei nächtlicher Hülle ihren Einzug in Sheffield, von dem das Haus, in deſſen Wand die Erfindungs-Angelegenheiten einen Haken gefunden hatten, nur drittehalb Stunden entfernt war. Das nannte Charles, wie gewöhnlich Jeglicher thut, der die eigene Dummheit nicht entdecken kann, einen Spuk des Teufels, tröſtete ſich aber damit: daß er nicht zu demſelben Thore, ſondern zu dem entgegengeſetzten, herein kam, was er als Beweis anſah, daß er der unvergleichlichen Erfindung des lenkbaren Luftſchiffes ganz nahe ſey. Er wurde indeß verhindert, dieſen Beweis zu führen, durch den ſehr triftigen Grund, daß er bei der nächſten Fahrt zu Grunde ging, als er aus der Luft in's Waſſer ſtürzte, das wichtige Werk alſo andern Bewerbern um die Unſterblichkeit überlaſſen mußte. —

„Was haſt Du, beſter Richard?“ fragte eines Morgens eine junge Frau, die liebliche Elsbeth, indem ſie liebkoſend ihren ſehr



saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06987/011

betrübten Gatten umhalſte. Er hatte kurz zuvor ein Zeitungsblatt geleſen, das die Nachricht von dem naſſen Begräbniß ſeines Bruders enthielt. Den Zärtlichkeiten der reizenden Elsbeth iſt es indeß, wenn nicht gleich, doch allmälig gelungen, den trauernden Richard zu tröſten, der ſeit ſeiner Verheirathung alle weiteren Verſuche zur Erfindung eines untrüglichen Herzens-Prüfers unterläßt. Er behauptet aber noch heut, der zerbrochene, deſſen Trümmer er unter einer Glas-Glocke aufbewahrt, wäre wirklich ein ſolcher geweſen; ihn jedoch wieder herzuſtellen, habe er nicht Luſt, weil es zu gefährlich ſey, damit Verſuche zu machen; denn man müſſe zu dieſem Zweck aus den Wolken einem herzig treuen Mädchen in die Arme fallen.

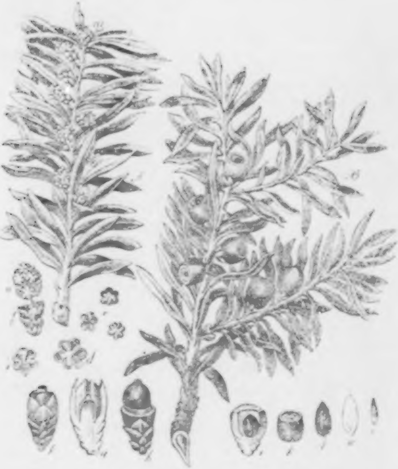
Ob er hierin recht hat, überlaſſen wir zur Entſcheidung Jedem, der's zu wiſſen glaubt. Wir wiſſen nur, daß man zuweilen aus den Wolken fallen kann, wenn man meint, einen zuverläſſigen Herzens-Thermometer zu haben. So klug wird Jeder ſeyn, der etwas Erfahrung hat, und wir wünſchen Keinem hiervon eine reiche Erfahrung, denn man verarmt dabei an Vertrauen. Außerdem aber wiſſen wir auch, daß weder das lenkbare Luftſchiff noch der untrügliche Herzens-Thermometer bis jetzt erfunden worden iſt, mithin die im Selbſtlobe ſich auszeichnenden Schriftſteller ihre Anwartſchaft geltend machen dürfen wegen des ihnen zugefallenen Theils der Erbſchaft. Entbehren kann ihn Richard, denn ihm glückte ſeither eine wichtige, freilich nicht neue, aber doch ſelten benutzte Entdeckung, die nämlich: „Wenig Bedürfniſſe haben, verbürgt Freiheit und Zufriedenheit.“ Wenn mehr danach gehandelt würde, hätten wir weniger Anſprüche und alsbald auch viel weniger Armuth und Arbeiter-Noth, weshalb wir bitten, Richard's Entdeckung eines bei unſern Vorfahren ſehr beliebten Hülfsmittels möglichſt weiter zu verbreiten!

F. Wege.

Die einheimiſchen, wildwachſenden Giftpflanzen.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1848.)

31) Der gemeine Eibenbaum (**Taxus baccata Linn.**) Verſchiedene deutſche Namen: Iſe, Ibe, Eiſe. — Der Eibenbaum iſt ein Strauch oder Baum, der eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, eine unebene, rothbraune, abblätternde Rinde und ſehr gedrängte, ſtark verzweigte Aeſte hat. Die Blätter, Nadeln genannt, ſind ſehr dicht geſtellt, nach zwei Seiten gewendet, kurz geſtielt, linealiſch, flach und ſtarr. Ihre Oberſeite iſt durch eine erhabene Mittelrippe und durch eine dunkelgrüne, glänzende Farbe ausgezeichnet; ihre Unterſeite aber iſt weißgrün und matt. Der eine Baum trägt nur männliche, der andere nur weibliche Blü-



then; der Eibenbaum iſt daher eine zweihäuſige Pflanze. — Die männlichen Blüthen, Kätzchen genannt, ſind kurz geſtielt, übergebogen, faſt kugelig, drei Linien lang. (A.) Sie ſtehen einzeln in den Blattwinkeln, Achſeln, der obern, jüngſten Zweige und ſind zuſammengeſetzt aus ſechs bis vierzehn Blumen, von denen jede aus einer ſchildförmigen Schuppe beſteht, die, auf der Unterſeite und an dem Mittelſäulchen zugleich befeſtigt, drei bis acht häutige Staubbeutel trägt (a). Der untere Theil der Kätzchen wird von dachziegelartigen Schuppen umgeben (b). c zeigt ein fünf-, ſechs- und ſiebentheiliges Schildchen von oben; d ein Schildchen von unten, das in ſechs Fächer aufgeſprungen iſt, vergrößert; e ein anderes, das den Blüthenſtaub ausſtreut. — Die weiblichen Blüthen, anderthalb bis zwei Zoll lang, kleinen Knospen ähnelnd, beſtehen nur aus einem Fruchtknoten, dem

Griffel und Narbe fehlen und der nach oben verengert, ſtumpf und durchbohrt iſt. Den Grund des Fruchtknotens umgiebt ein drüſiger Ring mit Schuppen (f). — g zeigt die weibliche Blüthe im ſenkrechten Durchſchnitte; h eine Blüthe nach oben von den Schuppen befreit, ſo daß man den Fruchtknoten ſehen kann.

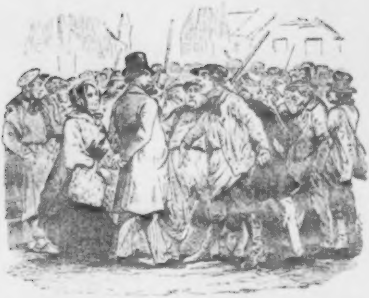
Nach geſchehener Befruchtung vergrößert ſich der eben erwähnte Ring, er wird becherförmig, fleiſchig und umgiebt den Fruchtknoten, der einer Nuß gleicht, ſo daß das Ganze einer Steinfrucht nicht unähnlich wird. Oben iſt dieſe glänzend rothe Beere offen und läßt den Fruchtknoten ſehen.

B zeigt uns einen Zweig mit den kugeligen Beeren, von denen eine in i von dem ſaftigen Fleiſche zum Theil entblößt iſt. In k ſehen wir eine Frucht quer durchſchnitten. Der eiförmig-ſpitzige Saamen (l und m) enthält in ſeinem fleiſchigen Eiweiß einen ebenfalls länglich-ſpitzigen Keim mit zwei Saamenlappen (n). — Der gemeine Eibenbaum blüht vom März bis Mai, ſeine Früchte reifen im September. Er findet ſich in den Gebirgswäldern des mittlern und ſüdlichen Europa's, bildet dann aber meiſt einen Strauch. Er wächſt ſo langſam, daß man ſein Alter, d. h. ſeine Lebensdauer, auf 2000 Jahre ſetzen kann. Da er ſehr dicht beblättert iſt, ſo hat man ihn oft in Gärten entweder einzeln oder zu Hecken angepflanzt und zu Figuren von allerlei Thieren, Kugeln, Bogen (woher auch der Name Bogenbaum), ausgeſchnitten, welche Verſtümmelungen man in dem damaligen franzöſiſchen und holländiſchen Geſchmacke ſehr ſchön fand. — Das röthlich-braune, geflammte Holz wird zu feinen Tiſchler- und Drechslerarbeiten ſehr geſucht.

In früheren Zeiten ſchrieb man dem Baum verſchiedene, giftige Eigenſchaften zu, ja ſogar ſein Schatten ſollte tödtlich wirken. Seit mehren Jahren ſind die jungen, beblätterten Zweige wieder in den Arzneigebrauch gekommen. Die Blätter beſitzen im friſchen Zuſtande einen widrigen, betäubenden Geruch, welcher durch Trocknen verloren geht. Ihr Geſchmack iſt unangenehm, klebrig, ſchleimig, etwas bitter und ſcharf. Man gewinnt aus ihnen ein grünlich-braunes Extract (Extractum taxi e foliis). In größeren Mengen genoſſen ſind die Blätter giftig und können den Tod bewirken. Die rothen Beeren, die man ebenfalls für giftig ausgab, ſind klebrig und ſaftig und haben einen angenehmen, zuckerſüßen Geſchmack; ſie können ohne Nachtheil gegeſſen werden, doch muß man zuvor die bittern Kerne daraus entfernen, denn dieſe wirken betäubend. L. Heros.

Vom Krawall.

Ihr habt wohl ein Geſchichtchen gehört, das von einer kleinen Reſidenz erzählt wird. Die Bürger, zu denen die Nachricht von Preßfreiheit gekommen war, zogen höchſt entrüſtet vor



das Haus des Zeitungs-Druckers und erklärten: es ſey ſchändlich von ihm, daß er noch Geld für die Zeitung verlange, da doch Preßfreiheit beſtände. Als nun der erſchrockene Buchdrucker, um ſich zu vertheidigen, äußerte: „Meine Herren, das bedeutet ja doch nur, daß wir keine Cenſur mehr haben!“ wurde einer der Krawaller noch wüthender, indem er ſchrie: „Was, die Cenſur iſt uns genommen? das iſt empörend! In dieſer Zeit laſſen wir uns nichts nehmen, wir wollen Preßfreiheit und Cenſur!“ — Eine poſſirliche Einfalt, jener zu vergleichen, in welcher Bauern, die ihrem Gutsherrn zwei Tage hindurch Gewalt anthaten, bis ſie von ihm ungeſetzliche Zugeſtändniſſe erpreßten, ſich endlich auch noch die Verſäumniß ihrer Arbeit für den zweitägigen Krawall zwangsweiſe bezahlen ließen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Jene die Zeitung nach wie vor bezahlen müſſen und Dieſe keinen Vortheil hatten von den Zugeſtändniſſen, denn ſie wurden gerichtlich vernichtet und die Bauern erhielten gebührend nach dem Geſetz und von Rechtswegen ihre Strafe. In Wahrheit kommt man aber oft, wenn man die Urſachen von Krawalls unterſucht, auf die unglaublichſten Dinge und faſt durchgängig entſteht ein ſolcher Zuſammenlauf durch Neugierige, von denen Keiner einen triftigen Grund weiß, weshalb er mitten drunter iſt. Man will ſich doch auch umſchauen, und wenn Jeder, der ſich da aus dieſer Neugier umſchaut, wie Loths neugierige Frau zur Salzſäule würde, das Salz wäre jetzt auf allen Straßen umſonſt zu haben. Die Neugier läuft indeß zuweilen übel an und kommt noch am beſten weg, wenn ſie ein Till Eulenſpiegel neckt. Der blieb einmal auf der Straße ſtehen und ſah ſtarr in die Wolken; in wenigen Minuten befand er ſich mitten im Gedränge, hundert Augen hatten ſich empor gerichtet und hundert Fragen zogen laut oder flüſternd hin und her. Endlich ſagte Till, den Zeigefinger erhebend, zu ſeinem Nebenmann: „Seht einmal dort — !“ — „Ich ſehe Nichts!“ war die Antwort. — „Ich hab's bereits ſeit einer Viertelſtunde geſehen!“ ſprach Till mit wichtiger Miene, machte ſich aber eilend davon.

Auf unſerem Bilde voriger Seite ſcheint aber doch wohl ein Etwas, wäre dies Etwas auch nur ein hitziger, aufgehetzter Narr, den Krawall veranlaßt zu haben, und deutlich gewahren wir einen ruhigen Mann mit einem Lärmenden im Geſpräch, deſſen Inhalt folgender iſt: Was wollt ihr Leute eigentlich? — „Wir wollen was die Andern wollen!“ — Was wollen Die, belehret mich! — „Sie wollen das nur, was ſie ſollen!“ — Das ſcheint mir doch noch wunderlich! — „Ach nein; ſie wollen, was wir wollen: Gelegenheit, um mit zu tollen!“ — Ja freilich, nun erklärt es ſich! —

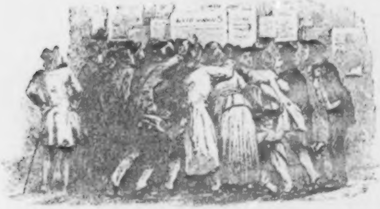
In jüngſter Zeit hat man zur Mode gewordene Krawalle, die man Katzen-Muſiken nennt. Da ſie Mode wurden, verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie ein Pariſer Erzeugniß oder wenigſtens eine Pariſer Wiedergeburt ſind, gemeiniglich aber von Katzen aufgeführt werden, die Andern die Kaſtanien aus dem Feuer holen ſollen. In der Regel veranſtaltet man Katzen-Muſiken gegen ſolche Männer, deren Einfluß man durch halbwahre, auch wohl ganz verfälſchte Angaben mißliebig machen, deren Amt gern ein Anderer haben möchte, und das denkt man durchzuſetzen mit ſchlechtem Treiben. In ſolchen Ränken iſt nicht ſelten die Geldkatze mit im Spiel, und wenn eine Katzbalgerei aus der Katzen-Muſik wird, ſo thut dies dem Anſtifter nicht weh, denn er iſt nicht dabei. Was nun die Schmach betrifft, die man mit dergleichen Krawalle beabſichtigt, ſo fällt ſie nur auf die Katzen und ihre Anwiſcher; denn wer gemeine Mittel braucht, thut es ſich zur Unehre, und daß thätlich werdende Krawalle, die Katzen-Muſik mit eingeſchloſſen, ſtraffällig ſind, brauchen wir ja Niemand zu ſagen, Jeder weiß es!

Drum laſſe Keiner ſich da ein,
Wie auch die Bosheit hetze;
Denn folgſam dem Geſetze ſeyn,
Iſt's höchſte der Geſetze!

Gz.

Mauer-Anſchlag
und „fliegende Buchhandlung“.

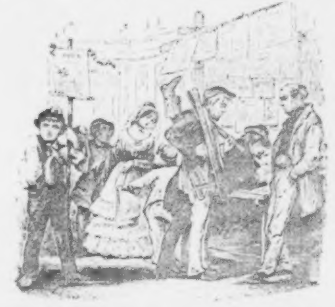
Es muß für Viele großen Reiz haben, ihre Namen aller Orten einzuſchmuggeln oder anzuſchwärzen, da ſchon die Schulknaben



die übrigen zum Leidweſen der Lehrer auf Tiſchen und Wänden vervielfältigen, wodurch der ſehr bekannte Spruchreim entſtanden iſt. Dieſe Wahrnehmung bezeugen in verſchiedenen Städten die Mauer-Anſchläge und die Annagelungen an dem Lattenwerk der „fliegenden Buchhandlungen“, die größtentheils nichts in die Höhe, wohl aber Literatur, Sitte und Ordnung herunter bringen. Gar Manchem, der ſeinen Geiſt da ankleben oder vernageln ließ, hat dies keineswegs Ehrentitel eingetragen, wobei wir noch nicht einmal von Denen reden, die allzu ſehr an Schulknaben erinnern, weil ſie die Gelegenheit zum Hader und Draufloſchlagen vom Zaune brechen und ſich die Anmerkung zuziehen:

„Seyd Eures Ruhmes eigne Eckenſteher,
Bekleckſt mit ſchnödem Wüthen jede Wand,
Die Welt erkennt Euch nicht als echte Seher,
Denn grimmer Lärm ſchon zeugt von Unverſtand.“

Den bunteſten, tollſten Miſchmaſch, die ſchroffſten, leidenſchaftlichſten Gegenſätze und Lügen in Fülle gab man der Menge an den Mauern zu leſen, und es wäre zu wünſchen, an jeder Ecke ſtände den Leſenden ſtets „ein treuer Eckhart“ zur Seite, der da warnte vor dem verderblichen Treiben der wilden Witz-Jäger, die zuweilen aller Treue und Ehrenhaftigkeit im Volk den Todesſtoß beibringen wollen. Wir ſcheuen uns nicht, dies auszuſprechen dieſem Scheuſal gegenüber, womit man die Preſſe entwürdigt, ſo daß ſie genöthigt iſt, ſich gegen Schändungen zu wehren. Keineswegs wollen wir die allgemeinſte Verbreitung des Rechten und Wahren hemmen. Um jedoch allen Schichten des Volks verſtändlich und nützlich zu werden, iſt eine gediegene innere Läuterung und die mit den Verhältniſſen des Lebens vertrauteſte Erfahrung unerläßlich, ſoll nicht ſelbſt der beſte Wille in ſeinem Eifer fehl gehen bei Maſſen, deren Wandelbarkeit eben ſo zur Starrheit wie zur Gefügigkeit ſich als Handhabe der Parteien mehr als jemals hervorthat. So haben ſich denn beſonders eitelſüchtige, im Geiſte halbwüchſige ſogenannte Volksredner auch der Mauer-Anſchläge und der „fliegenden Blätter“ bemächtigt, die dem Theil der Neugierigen, der ſolche Volksſänger für mehr hält als ſie ſind, nicht nur die eigene mutterwitzige Geſinnung nehmen, ſondern ihm durch Spitzfindigkeit, Täuſchung, Falſchheit und gemeine Schmeichelei ihre eigene ſelbſtſüchtige Meinung mit der höchſten Anmaßung unterſchieben, ja ſelbſt die Gewalt entzügeln, um für ihren Vortheil die rohen Kräfte zu ſtimmen und zu benutzen. Es giebt ganz tüchtige, durch Maaß und Mäßigung ſich auszeichnende Volksredner, dieſe in Ehren! In größerer Anzahl giebt's aber ſolche, die, nicht der Richtſchnur folgend: „Sey, was du ſcheinen willſt!“ ſich der Heuchelei unterwerfen in der Vorſchrift: „Scheine das, was bei der Menge beliebt iſt!“ Ueber dieſen Gegenſtand ließen ſich zahlreiche Hinweiſungen auf unleugbare, jedoch zugleich höchſt widrige Greuel geben; wir richten aber nur noch einen Fingerzeig auf die Hunderte von Kindern, welche vom Morgen bis zur Mitternacht im Vertrieb der „fliegenden Blätter“, die nicht ſelten von ſchmutzigſter Unſittlichkeit erfüllt ſind, die Straßen durchziehen und im Müßiggange aller Verwahrloſung hingeopfert werden. Wir ſagen es nochmals: nicht hemmen wollen wir die allgemeinſte Verbreitung des Rechten und Wahren, rufen aber zugleich Jedem zu: „Seht und hört, unterſucht und prüft jedoch auch genau und überall ohne Vorurtheil



und Haß, denn dieſe vernichten immer mehr als ſie ſchaffen können!“ Opfern wir niemals die Kraft, klar ſehen zu wollen, den Verführern, die durch Hätſcheln der Eitelkeit und Anmaßung ſich ein Wohlſeyn ſchaffen möchten, unbekümmert, wenn ſie auf ihrem Irrwege ſchwere Uebel der Zeit unheilbar machen! Betäuben wir niemals die Stimme der Vernunft! — ſie vernehmen zu laſſen ſind wir dem allgemeinen Beſten ſchuldig, ſoll' es uns auch ergehen, wie in folgendem Gleichniß altdeutſchen Urſprungs zu leſen, das wir zu Mauer-Anſchlag und „fliegendem Blatt“ empfehlen, und es genau ſo einfügen, wie es in einem vor länger als einem Jahrhundert erſchienenen Buche ſteht:

„Wenn ſich bei Zehen neun Narren und ein Vernünftiger finden, ſo fehlet die Vernunft ganz; denn der ſie hat, der Eine, wird einſehen, daß, läßt er die Vernunft ſprechen, er ſeines Leibes und Lebens nicht ſicher iſt. Deshalb hören wir in Zeiten großer Unruhen ſo wenig Vernünftiges, weil es erſtens daran mangelt und zweitens ſich nur ſcheu hervor waget. Sind wir alſo an ein Gleichniß erinnert, das ein alter Chroniſt in folgender Weiſe vorträget: „Erzählt ward uns, es ſey einſt ein ſchwerer und heftiger Regen auf eine Stadt gefallen und ſind Alle, ſo er durchnäßt, zu Narren geworden, bis auf einen Mann, der ſich zu ſchützen gewußt wider den Strom. Tags darauf galt jedoch dieſer Eine für den Narren und die Menge derſelben achtete ſich für grundgeſcheidt; ſind demnach Sämmtliche über den Einen hergefallen, auf ihn losſchlagend, daß er nur mit durchlöcherter Haut davon kam. Weiß nicht, ob's wirklich wahr, möcht's auch nicht verfechten; wenn aber heut ſolcher Regen ſich über eine Stadt ergöſſe, dann würde ſich's mit Einem, der nicht davon betroffen, ganz ſo begeben, daß man glauben dürfte, es wär' auch ſchon ſonſt geſchehen!“ Gz.

Die Bilder-Mappe.

Wir ſind wieder bei dem alten Siegfried Mandel, denn er lebt noch, und der Aktuar Franz Sinnig mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern Otto und Marie fehlen nicht. Der Alte muß alſo verſprochenermaßen ſeine Mappe aufſchlagen, hat auch ſchon bei der Hand, was die kleinen Bilderſammler haben ſollen. Obenauf liegt ein Blatt, auf dem wir eine junge Bäuerin das in der Stadt gelöſte Geld zählen ſehen. — „Ein ſonderbarer Ausdruck: das gelöſte Geld!“ ſagte Mandel. „Es iſt, als läge darin die Andeutung, wie ſchwer ſich Viele davon trennen. Es will denn auch in unſern Tagen gar nicht mehr leicht rollen wie wohl ſonſt, außer bei Leichtſinnigen, und das Sprüchwort: „Haſt du Geld, ſo ſetz' dich nieder, haſt du keins, ſo pack' dich wieder!“ hat jetzt eher an Wahrheit gewonnen als verloren. Iſt's freilich ein ſchnöder Gruß, können ihn die Armen doch auf gar man-

chem Geſicht leſen, wenn er auch nicht gerade überall zu Worten kommt. Wir ſollen aber Den, der wenig beſitzt, deshalb nicht ſcheel anſehen, und mich hat's immer gefreut, wenn einmal einem Geld-Dickthuer eine tüchtige Lehre gegeben wurde. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit eines hübſchen Geſchichtchens vom Herzog Ernſt von Braunſchweig. Der ſaß in der Kirche einer freien Handelsſtadt, und als er den Klingelbeutel hörte, legte er einen Gulden auf das Geſangbuchs-Brettchen. Ein reicher junger Kaufherr, des Herzogs Nachbar, that daſſelbe mit einem Dukaten. Der Herzog, merkend, mit wem er zu thun habe, nahm nun ſeinen Gulden in die Hand, legte zwei Dukaten auf das Brettchen und trieb ſo den Dickthuer bis auf Auslegung von zwölf Dukaten. Als der junge Herr dieſe in den Klingelbeutel geworfen, that der Herzog ſeinen Gulden hinzu und ſtrich ſeine Dukaten wieder ein, wonach Jener ein etwas verlängertes Geſicht erhielt, obwohl der Herzog, der nicht reich war, aber doch viele bedürftige Jünglinge von Talent unterſtützte, mild zu ihm ſagte: „Es ſteuert ein Jeder nach ſeinem Vermögen und ſpart nach ſeinen Pflichten!“ — Doch — das Alter macht geſchwätzig; — bleiben wir bei unſerm Bilde! „War der Ertrag reichlich?“ möchten wir die junge Bäuerin fragen, ſähen wir nicht die Antwort in der freundlichen Zufriedenheit ihrer Geſichtszüge. Sie hat ſich keine übertriebenen Hoffnungen gemacht; man merkt's: ſie will nur mit Gott und Ehren durch die Welt, und das, meint ſie, wird ihr ſchon gelingen, wenn ſie bei jeder Einnahme ein paar Groſchen dazu beſtimmt, daß ſie nach und nach ihr kleines aber wohlerworbenes Sümmchen in der Sparkaſſe vermehrt. Ah, es iſt eine gute Wirthin! Sie hat ſich, zum Feſtmahl für die einzige Kuh daheim, bereits das Körbchen mit Gras gefüllt, das am Wege unnütz verkommen wäre, und der größere Korb ſoll auch noch damit gefüllt werden. Nirgends ſehen wir eine Spur, daß ſie etwa Genäſch aus der Stadt mit nach Hauſe bringe: ihre Hausmannskoſt iſt ihr für ſich und die Ihrigen genug, weil ſie weiß: „Den Magen füllt nicht Naſchen, doch leert's die Taſchen!“ Wünſchen wir ihr glückliche Heimkehr! — und es iſt mir, als hört' ich ſie unterweges ſingen:

Zufriedenheit giebt Muth und Luſt
Zur Arbeit, im Geſchäfte,
Und hilft die Ruh' uns in der Bruſt,
Verdoppeln ſich die Kräfte.
Denn Prunk und Ehrſucht, Geld und Gut,
Verleihen nie den frohen Muth,
Der alle Arbeit würzet.

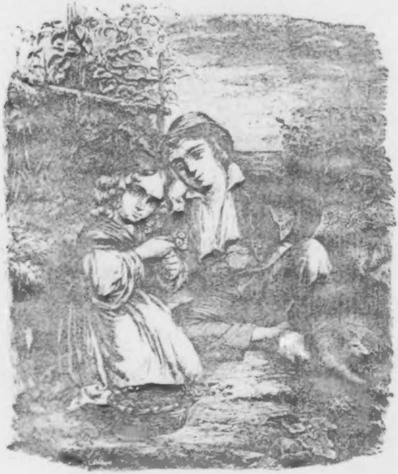
Nie ſchenken Schätze Freud' und Glück,
Nie inn'res Wohlbehagen,
D'rum laßt der Reichen Mißgeſchick
Mit Lächeln uns beklagen.
Sie ſchleppen ſich in Sorgen hin,
Und ihre Hab' und ihr Gewinn
Entbehrt der Seelenruhe.

Bei Wenigem vergnügt zu ſeyn,
Heißt leben ohne Kummer,
Wer Schätze häufet, wirbt um Pein,
Um Nächte ohne Schlummer.
Wer Arbeit und die Seinen liebt,
Was ihm gebührt, dem Nächſten giebt,
Der bleibt im Frohſinn heimiſch.

Im Herzen wohnt des Menſchen Glück,
Im kindlichen Gemüthe;
Da keimt für Schmerz im Augenblick
Die friſche Freudenblüthe.

D'rum wünſchet mit Beſcheidenheit,
Das ſichert euch in Ewigkeit
Im Innern heil'gen Frieden.

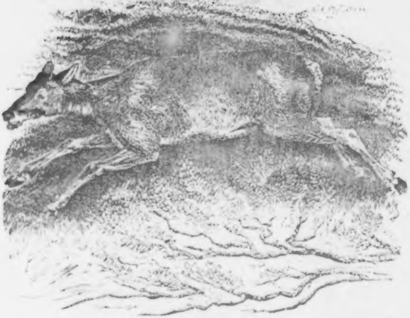
Das iſt freilich kein Lied, wie es der heutigen Zeit zuſagt, aber die heutige Zeit kennt auch das Glück nicht das damals herrſchte, als ein ſo einfaches Lied wunderbar wirkte auf die Stimmung der Menſchen. Ein ſtarker Irrthum iſt's, das Glück nur im Begehren und Beſitzen zu ſuchen; da wird der Sinn, nie genug zu haben, ein allgemeiner, eine Unzufriedenheit entwickelt ſich aus der andern, ein Zerſtören aus dem andern. Wenn das, was man Geiſt der Zeit nennt, nur ein immer ſtärker nagender Zahn der Zeit iſt, man nicht in der Einfachheit die ſicherſte Bürgſchaft der Freiheit und des Heils findet, muß ſich die Wahrheit des Ausſpruches geltend machen: „Dem wird nie wohl, der immer Beſſ'res ſucht!" — Nun aber ſehen wir uns die Geſchwiſter hier an!



Sie ſind auf dem Wege zu den Großeltern, die im nächſten Dorf wohnen, und ruhen ſich unterwegs ein wenig aus. Das iſt immer eine Freude, wenn die Mutter zu ihnen ſagt: „Morgen dürft ihr nach Wernrode zum Beſuch!“ — Denn obwohl arme Leute, für die Enkel, bei denen Großeltern die Liebe zu ihren Kindern verdoppeln, haben jene ſtets was Aufgeſpartes bei Seite gelegt, und das Körbchen, bringt's das Mädel leer mit, trägt's gefüllt von dannen. Sie bringt's aber nicht leer mit, denn in jenem Dorfe wohnen den Kindern noch andre Verwandte und Bekannte, und Anna bindet für jeden ein Sträußchen von Wieſen- und Feldblumen: ſie will doch auch gern etwas geben! Gotthelf iſt barfüßig, und von ihm läßt ſich wenigſtens im Sommer nicht ſagen: er ſtecke noch in den Kinderſchuhen. Er ſchaut aber übrigens ſo d'rein, als wollt' er uns vertrauen: ich will ſchon ſorgen, daß ich beſſer auf die Füße komme. Er iſt Einer, der ſo ausſieht, als würd' er der Mahnung ſeines fleißigen Vaters folgen: „Haſt du einſt Tüchtiges gelernt, ſchneide dir einen Stecken und geh' in die Welt: du kommſt überall fort!“ Anna hat Schuhe, wenn Ihr's auch wegen des Knieens nicht gewahr werdet. Mit Mädels geht man — merk' Dir's, Otto, für Deine Schweſter! — immer zarter um. Das hört man in der Schweiz ſelbſt in der kleinſten Hütte, wenn man dort auf die an den Hausherrn oder die Hausfrau gerichtete Frage: „Habt ihr Kinder?“ einen ſeltſamen Beſcheid empfängt. Sind da — zum Beiſpiel — zwei Söhne und eine Tochter, ſo lautet die Antwort: „Ja, zwei Söhne und ein Kind!“ In dieſer Rede liegt eben der Sinn, daß die Töchter mehr und länger beſonders der mütterlichen Pflege bedürfen, weil ſie an Selbſtſtändigkeit und Körperkraft den Buben nachſtehen. Mir fällt noch ein, daß bei dem Gotthelf auf dem Bilde, wenn etwa Einer bemerken wollte: es ſey ſein Anzug gar zu karg, die Mutter freudig erwiedern könnte: „Na, Gott geſegn's, er hat doch all' ſeine Glieder grad!“ wie ich's einſt von einer ſehr armen und doch durch ihr Kind glücklichen Mutter wirklich vernahm. Gotthelf und Anna wiſſen aber in glückſeliger Unbefangenheit nichts von Armuth, und da Beide ſchon eine Weile in die Schule gehen, wollen wir ihnen zurufen:

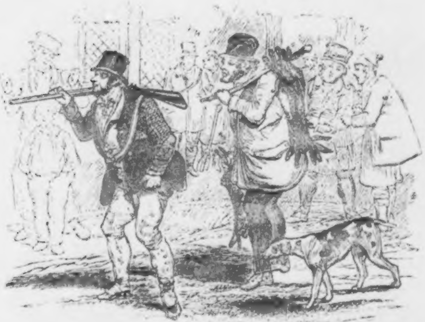
Jeder Tag bring' neue Blüthe
In dem kindlichen Gemüthe,
Bis mit jedes Tages Flucht
Mehr dann reift des Geiſtes Frucht!

Und nun zu einem anderen Bereich! Eine Hirſchkuh ſeht Ihr vor Euch, und die haſtigſte Eile drückt ſich in ihrem Weſen aus, ſo daß ihr annehmen dürft, die Hunde des Jägers ſind ihr auf den Ferſen. Es kommt oft die rührende Wahrnehmung vor, daß die Reh- oder Hirſchkuh ſich jagen läßt, um die Fährte von ihren Jungen abzulenken, wobei ſie mit viel Liſt verfährt und endlich auf weiten Umwegen wieder zu ihrer Lagerſtätte zu kom-



men ſucht, wenn ſie nicht in ihrer aufopfernden Sorge die Beute eines ſchonungsloſen Jägers wird. Ich gebe mir durch dieſes Bild den Anlaß, einer früheren Aeußerung einige Worte anzufügen. Ich bemerkte (Jahrgang für 1848): Die Geſetzgebung habe dafür zu ſorgen, daß die Jagd-Rechte nicht Eingriffe wären in das Eigenthums-Recht des Landmanns. Das iſt richtig, wie gewiß Jeder einſieht. In unſern Tagen hat denn auch die Geſetzgebung hier und da erklärt, daß ein Wildſtand, der Felder und Gärten gefährdet, unſtatthaft ſey. Das halten jedoch Viele ohne Weiteres für eine Preisgebung der Jagd; denn will man jetzt mit Dieſem oder Jenem theilen, geſchieht's oft, daß er nach beiden Hälften greift. Da giebt's nun Schießende aller Orten; die Leute verſäumen erſtens ihre eigentlichen Geſchäfte und werden unordentlich, zweitens aber iſt man bei der Menge von Pfuſchern in der Jägerei, die kreuz und quer die Gegend durchziehen, ſeines Lebens nicht ſicher. Bei ſolchem Unfug kommt es dahin, daß man keinen Gang mehr wagen möchte durch Feld, Wald und

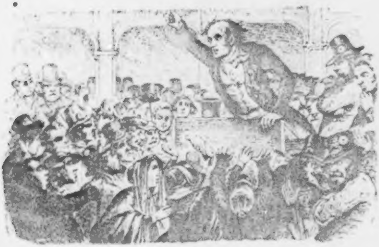
Buſch, ſich nirgends auf einen Raſenſitz niederlaſſen dürfte ohne immerwährende Furcht, von einem ungeſchickten Schützen erſchoſſen zu werden. Schlimm iſt's, daß die Freiheit faſt durchweg mehr mißverſtanden als erkannt und geachtet wird. Sie iſt ein edles Eigenthum, aber auch ein ſehr gefährliches, wenn man's nicht in Vernunft und Ehren zu gebrauchen weiß, und ſie verlangt einen hohen Grad wahrer Volksbildung bei unſern verwickelten geſellſchaftlichen Verhältniſſen und Zuſtänden. Die wahre Volksbildung aber prägt ſich aus in gutem Geſetz, und wer dann nicht ſeinen Willen zum Geſetz, ſondern dieſes zu ſeinem Willen macht, der verſteht und fördert die Freiheit am beſten. Vor Allem in allen Dingen Maaß! Alſo in dem beſprochenen Falle kein allgemeines Jagdrecht, und kann's Gemeinde-Gut ſeyn, dann Verpachtung an Männer, die durch Prüfung bewährten, daß ſie der Jägerei kundig ſind und gegen Schäden jeder Art einſtehen können. — Ein ſolcher Mann iſt der, welchen wir auf dem nächſten Bilde vor uns haben, nicht, denn in der Regel ſind nur die Thiere vor ihm ſicher. Er iſt ein Jagd-Liebhaber, der ſich nicht ſelten vom Morgen bis zum Abend abmüht, um hernach das Vergnügen zu haben, von Jagd-Wundern zu erzählen, die er nicht vollbracht hat. Obwohl ſein Diener, der ihm überall folgen mußte, und der ſich gleich ſeinem Herrn kaum mehr auf



den Beinen halten kann, nicht weniger als vier Haſen ſich aufgeladen hat, iſt doch jener nicht Urſach dieſer Beute. Der Diener mußte ſie kaufen, damit ſein Herr bei der Heimkehr vor dem Auslachen ſicher ſey, was aber nicht gelingt. Die Bewohner des Städtchens, in welchem er lebt, wiſſen ſehr gut, wie ſie mit ihm daran ſind, ſie lachen, und Einer flüſtert dem Andern zu: „Glaubt's nicht, daß Der ein Jäger ſey, ſein beſter Schuß noch trifft vorbei!" Aber eben deshalb ſind die Menſchen bei dieſem Schützen in Gefahr; wir wollen uns vor ihm hüten, brauchen ihm aber keine gute Nacht zu wünſchen, denn zu ſchlafen wird er ſchon verſtehen nach dem anſtrengenden Müßiggange dieſes Tages!

Heut aber, Otto und Mariechen, hab' ich nun nichts mehr für Euch als noch das Sprüchlein: „Mit Wen'gem ſeyd zufrieden jetzt: denn Wenig zu Wenig giebt Viel zuletzt!" Gtz.

Klubbs.



„Man ſieht von frechen Hänſen und Kunzen
Zur Zeit Geſetz und Ordnung verhunzen."

Urſprünglich iſt Klubb ein deutſches Wort, wie Campe und andere Sprachforſcher nachweiſen und es mit „kleben", „klieben" (alter Ausdruck für ſpalten, abtrennen) und „Klumpen" verwandt finden. Klubbs waren ehedem Verſammlungen zur Luſt und Erholung, dann zur Beſchäftigung mit Kunſt und Wiſſenſchaft. Die [illegible] machte mitunter auch geheime Geſellſchaften daraus, die im Trachten nach Schatzgräberei, Geiſter-Erſcheinungen, dem Stein der Weiſen, einem Lebenswaſſer, das vor dem Tode ſchützen ſollte, und mit ſonſtigem abenteuerlichen Trug dem Narrenthum ſich hingaben. In welchem alle Vernunft verhöhnenden Grade ſich eine Menge ſelbſt ſogenannter Gebildeten von albernem Geſchwätz und tollen Verheißungen in ſolchen Geheim-Klubbs betrügen ließen, das beweiſ't uns die Geſchichte Caglioſtro's, berüchtigten Andenkens. Später beſchäftigten ſich die Klubbs mit ſtaatswirthſchaftlichen und politiſchen Verhandlungen, und dies verbreitete ſich von England nach Nord-Amerika, Frankreich, Deutſchland, und ſo weiter. In England und Nord-Amerika hielten die Klubbs meiſt einen die Geſetze bewachenden Zweck feſt, indem ſie dort entſtanden, als die Verfaſſung ſchon Feſtigkeit hatte. Und dennoch wies man ſie ſehr bald von ſich! Sowohl England als Nord-Amerika duldet regelmäßige politiſche Klubbs gar nicht mehr, und ſchon Waſhington, der edelſte Staatsmann, den die Geſchichte kennt (wir ſchilderten ihn im Jahrgang für 1846), belehrte die Nord-Amerikaner darüber, daß die politiſchen Klubbs nur eine zerſtörende Macht ausüben. Noch in ſeinem ſpäten Alter, nachdem er ſich von der Präſidentſchaft zurückzog, warnte er in einem „Abſchiedsworte“ an ſeine Mitbürger dieſe vor dem alle Ordnung und Sitte unterwühlenden Gefahren des klubbiſtiſchen Treibens, wobei in der Regel wenige dreiſte und unverſchämte Wortführer eine Maſſe geiſtig Unfähiger zu Unbeſonnenheiten und Nichtswürdigkeiten hinreißen. In Frankreich erhoben ſich die Klubbs, als ein neues Grundgeſetz eben erſt im Werke war; ſie haben da, wie uns die Geſchichte bezeugt, ſtets mehr geſchadet als genützt, weil ſie bald aus der maaßhaltenden Betrachtung und Beleuchtung zu unaufhörlichen, in der Regel nur einſeitig durchdachten Veränderungen hintrieben, zur Unruhe nur immer neue Unruhen brachten, jetzt das Schlimme, dann das Gute ſtürzten und endlich in politiſche Glaubenswuth ausarteten. Da nun auch anderwärts politiſche Klubbs entſtehen, müſſen wir wünſchen, daß ſie überall die Beſonnenheit mitſprechen laſſen, demnach Volk und Regierung über wirkliche Mängel und Dunkelheiten aufklären, wobei ſich von ſelbſt verſteht, daß die Klubbiſten durch Rede und Gegenrede erſt ſelbſt über die bloße Meinung hinaus wirklich zur einleuchtenden Wahrheit vorgedrungen ſeyn müßten. Sie ſollen niemals verwirrend hemmen, nicht ſelbſt regieren wollen, ſondern ordnend fördern, berathen und rathen auf dem Wege der Ordnung. Dazu gehört freilich klare, auf Wiſſen und Erfahrung gegründete Einſicht und überwältigte Leidenſchaft, ein Beſiegen der Selbſtſucht und Eitelkeit; — zu tüchtigen politiſchen Klubbiſten gehört ſehr viel, ſo viel, daß es nur Wenige haben können, beſonders in Tagen, wo eine alte Zeit ſtirbt, eine neue eben erſt geboren wird und als Jugend nicht gleich alle Tugend mitbringt. — Wir haben jedoch, wenn wir das Weſen und Unweſen der neueſten politiſchen Klubbiſten prüfen, gar oft zu ſagen:

„Den Staat zu beſſern geben Viele
Mit kecken Worten zu Gericht,
Doch zählen ſie bei dieſem Ziele
Zum Staate meiſt ſich ſelber nicht."

Und die Beſſerung thäte doch unzweifelhaft bei ihnen ſehr noth! — Phantaſie und Romantik ſind in der Fieberhitze aus dem Bereich der Dichtung in das Gebiet der Politik entflohen; — man bemüht ſich, Weltgeſchichte zu erfinden, wie man Romane erfand, die entweder der Idealität, dem Unerreichbaren, und der Schwarmerei, oder — wie es neulich mehr und mehr in den ſogenannten, zuerſt von ausländiſchen ſchriftſtelleriſchen Söldlingen aufgewühlten, mit Uebertreibungen aufhetzenden „Myſterien" geſchehen — dem Gemeinen huldigten. *) Ueberſpanntheit will die Völker mit Träumereien regieren, niedrige Geſinnung will ſie für Selbſtſüchteleien ausbeuten; da möge man vor Allem ja beachten, was Goethe bereits im Jahre 1831 ausſprach: „Für eine Nation iſt nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volk auf einer gewiſſen Altersſtufe eine wohlthätige Nahrung ſeyn kann, erweiſt ſich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Verſuche, irgend eine ausländiſche Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, ſind daher thöricht, und alle beabſichtigten Umwälzungen ſolcher Art ohne Erfolg; denn ſie ſind ohne Gott, der ſich von ſolchen Pfuſchereien zurückhält." — Nicht jedes Beſtehende iſt vortrefflich, gut und gerecht, und die Menſchheit muß zum Beſſeren vorſchreiten. Sie ſoll es aber thun mit dem Geiſte der aufhellenden Vernunft und der ausgleichenden Billigkeit; nur ſo ſind Wahrheit und Wohlfahrt zu ſichern. Denn die Alles überſtürzende Anmaßung und der eigenſüchtige Grimm können nur vernichten, nicht aufbauen. Wir hören indeß oft genug Klubbiſten, die mit papageyiſch eingelernten Schlagwörtern ein kleines Häuflein verblenden und dann zu ihm ſagen: „Wir ſind das Volk, Alles gehört Uns, gehört Uns ohne Bedingung; Alles muß durch Uns, Alles für Uns geſchehen. Ein Verräther an der Menſchheit iſt, wer eine andere Meinung hegt als Wir, und da, was Wir bezwecken, das allein Rechte iſt, ſo heiligt der Zweck die Mittel und Wir dürfen ohne Scheu die allerſchlechteſten anwenden." Es ſoll auch wirklich Leute geben, denen in ſolcher Rede nicht die vernunftloſeſte Gewaltherrſchaft auffällt, die vielmehr eine ſo offenbare, mit Redeſchwulſt verbrämte politiſche Thorheit für die höchſte politiſche Weisheit halten. Der geſunde Sinn im Volke hat indeß den Frevel, der

---

*) Wir erinnern an die Abhandlung: „Vom Leſen", Jahrgang für 1847.

in jenen Verkündigungen ſteckt, herausgefühlt, und was daraus werden könnte in folgendem Verfaſſungs-Entwurf der „Demokratie“ beſpottet: §. 1. Alle Geſetze ſind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden, weil Jeder Anſpruch auf Souveränetät hat. §. 2. Das uns angeborene Recht des Forderns und Nehmens wird mit bewaffneter Hand geübt und jede Nothwehr dagegen iſt Hochverrath am ſouverainen Willen. §. 3. Der Müßiggang iſt die einzige allgemeine Beſchäftigung und wird Jedem verbürgt. §. 4. Die jungen Souveraine dürfen von jetzt an nicht mehr durch Unterricht gequält werden, damit die Frohndienſte der Examen in ſich ſelbſt zerfallen, überhaupt der Müßiggang auf breiteſter Grundlage möglich ſey!“ — Außer der „Demokratie“ ſind noch allerlei Fremdwörter im Umlauf, die man der Schlauheit zu Liebe unüberſetzt läßt, weil ſie bei richtiger jetztzeitiger Verdeutlichung und Anwendung nicht ihren Schelmendienſt thun würden. So heißt — zum Beiſpiel — „Republik“ das neueſte Hazard-Spiel bei welchem Jeder, der nichts hat und alſo gar nichts zu verlieren hat, durchaus nur gewinnen, wer Etwas beſitzt, aber nur verlieren kann. „Socialismus“ und „Aſſociation“ im Neubegriff beabſichtigen nicht etwa Sorge für die brodloſen Arbeiter, ſondern eine Vermehrung der loſen Brodarbeiter, und Diejenigen, welche die Schlagwörter der Zeit nicht ſo erklären, ſind ſehr oft ſolche Sociuſſe und Aſſociees, bei denen die Einkommen-Steuer leer ausgehen würde, die vielmehr von den durch ſie Bethörten eine Auskommen-Steuer zu ihrem Bedarf einziehen, weil es mit ihrem Ein- und Auskommen gleich ſchlecht ſteht.

Unſere Tage bieten verwickelte Aufgaben, welche durch die franzöſiſche Geſchichte ſeit ſechszig Jahren noch nicht gelöſet werden konnten, die auch der weiſeſte Verein und der ſchlaueſte Klubb in kurzer Friſt und Haſt nicht zu löſen vermag. Wir ſollen und müſſen uns mit dieſen Aufgaben vertrauter machen, uns mit ihnen zu verſtändigen ſuchen, damit man Fortſchritt und Aufſchwung nicht ſtöre, ein Zuſammenſturz aller geſetzlichen und geſellſchaftlichen Ordnung und Wohlfahrt aber nicht weiter um ſich greife. Möge alſo Jeder mit Andern ſeine Meinungen und Anſichten austauſchen in dem ernſten Willen, ſeine Begriffe zu berichtigen und zu erhellen. Das kann jedoch in friedlichen Kreiſen, mit Beſonnenheit und Fürſorge für die allgemeinen Rechte geſchehen und in einer Prüfung, die Wahrheit vom Irrthum ſcheidet. Wo es aber erſichtlich wird, daß Redner mehr an ſich als an das Allgemeine denken, wo nämlich immer nur getobt wird gegen das Beſtehende, wo man wohl gar die Gewalt aufruft, da könnte Jeder, der ſeine fünf Sinne beiſammen hat, leicht erkennen, woran er iſt, um ſo gewiſſer, da ein ſehr richtiger und entſcheidender alter Ausſpruch lehrt: „Wer zu ſeiner Sache der Aufregung bedarf, zeugt wider ſich und giebt den Beweis, daß ſeine Sache eine ſchlechte ſey.“ Allen Aufregenden, die bereits großes Unheil und Volks-Unglück verſchuldet haben, hat aber ſchon Luther mit kernigen Worten gedient, indem er ſagte: „Wenn Wünſchen helfen ſollte, ſo ſollte man wünſchen, daß ein Jeder ein Jahr regieren möchte, und wenn Einer Einem feind wäre, ſollt' er ihm gönnen, daß er ein Regent werden müßte. Junge Leute meinen immerdar, ſie ſind klüger denn andere Leute, und denken, Andere haben närriſch regiert, oder machen es ja noch nicht, wie es ſeyn ſolle, ſie aber wollten es viel beſſer machen: wollen elf Kegel treffen und umſchießen auf einen Wurf, da ihrer doch nur neun auf dem Boßel-Brett ſtehen. Kommt es ihnen aber einmal zum Verſuchen, ſo machen es dieſelben oft am allerärgſten." —

Wohl wiſſen wir, daß dieſe und manche andere Aeußerungen unſeres Büchleins eben ſo wenig den Liebhabern des Schrankenloſen wie des Erb- und Engbeſchränkten behagen, ſie auch mitunter des Zorns ſich nicht werden erwehren können. Wir müſſen und wollen das mit Gleichmuth ertragen in der Ueberzeugung:

„Hat eurem Ausſpruch rechts und links
Partei den Stab gebrochen,
So ſeyd getroſt, denn Wahrheit habt
Ihr dann gewiß geſprochen!"

Wir tröſten uns damit und hoffen, daß aus den Flammen, welche wildlodernd die Welt durchziehen, endlich kräftige Reinigung und ſegnende Erleuchtung, daß aus dieſen Flammen die neue Zeit wie ein Phönix hervorgehen werde; — denn ein Wundervogel muß es ſeyn, der den Zuſtänden der Zukunft das „Hoſiannah" und „Halleluja" anſtimmt! Gz.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Gubitz' „Volks-Kalender" iſt — was uns ſehr angenehm — gar vielen Familien in allen Ländern, wo es Deutſche giebt — und es giebt deren überall! — ſo lieb und werth geworden, daß ſie, wegen ſteten Umgangs mit ihm, je zuweilen den einen und den andern Jahrgang zu erneuern haben, ſey's als das Ganze, ſey's als „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden", das auch für ſich beſtehend (zu 10 Sgr.) zu haben iſt. Was von Jenem und Dieſem an alten Jahrgängen (von 1835 bis 1848) noch vorräthig, liefern wir der Zeit-Verhältniſſe wegen, bei denen ſo Viele jeden Groſchen in Betracht ziehen müſſen, bis zum Schluß dieſes Jahres (1848) unter äußerſt ermäßigten Bedingungen aus: den „Volks-Kalender" zu 6 Sgr., das „Jahrbuch des Nützlichen" zu 5 Sgr., und ſind auch dieſe alten Jahrgänge für die angegebenen geringen Preiſe durch jede Buchhandlung zu beziehen. Für alle erſchienenen Jahrgänge haben wir bei dieſem Anlaß eine allſeitige Ueberſicht anfertigen laſſen mit dem Titel:

Alphabetiſch geordnetes Inhalts-Verzeichniſs
zu
Gubitz' Volks-Kalender.

Titel-Angabe und Nachweis der in den ſämmtlichen bisherigen vierzehn Jahrgängen (1835 bis 1848 einſchließlich) befindlichen Aufſätze, Bemerkungen, Mittheilungen erzählenden und beſchreibenden, lebens-, tages- und allgemein-geſchichtlichen, natur- und kunſtwiſſenſchaftlichen ſowie gewerblichen und überhaupt allgemein-nützlichen Inhalts. Ferner: Bezeichnung der Bild-Beigaben mit Hinzufügung der Preiſe, für welche Abgüſſe der Platten überlaſſen werden. — Preis 2 Sgr.

Es iſt dies Regiſter vielfach von uns gefordert worden und die vierzig enggedruckten Seiten deſſelben bezeugen den reichen Inhalt dieſes weit verbreiteten Volksbuchs.

Neu erſchienen ſind bei uns ſeit Kurzem:

Zur Reform der deutſchen Gymnaſien.

Von A. Steffenhagen, Oberlehrer ꝛc. — Preis: 15 Sgr.

Bei den Umgeſtaltungen, die den Schulen bevorſtehen, iſt dieſe Schrift von ſolcher Wichtigkeit, daß es allen an dem für die Zukunft ſo höchſt einflußreichen Werke Betheiligten Pflicht ſeyn ſollte, von den auf Erfahrung gegründeten gediegenen Vorſchlägen Steffenhagen's Kenntniß zu nehmen.

Die Polen.

Ein Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Volks aus den Erinnerungen eines alten Juſtiz-Beamten. — Preis 10 Sgr.

Der Verfaſſer ſchildert einfach und wahr die Zuſtände der Polen, und ſein Gerechtigkeits-Gefühl läßt ihn weder zu deren Verurtheiler noch zu ihrem Schmeichler werden, ſo daß hier von einer Partei-Schrift nicht die Rede iſt, das Werkchen alſo nur den Unparteiiſchen gefallen kann.

Republik und Königthum.

Ein Blick in die deutſche Gegenwart. Von Anton Gubitz.

Wir empfehlen dieſe Schrift (Preis 2½ Sgr.) zur möglichſten Verbreitung, da ſie ganz gewiß auf die Unklarheit allgemeiner Zuſtände vortheilhaft wirken und nur den Umſturzſüchtigen nicht behagen wird.

Der Menſch und die Schönheit.

Neue Grundlegung der Wiſſenſchaft vom Schönen und der Kunſt.

Von Anton Gubitz. — Preis: 15 Sgr.

Der Titel deutet den Inhalt an, und öffentliche Urtheile haben bereits das Streben des Verfaſſers als werthvoll der allgemeinen Aufmerkſamkeit empfohlen.

Funfzehn neue deutſche Lieder zu alten Singweiſen.

Den deutſchen Männern Ernſt Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet. — Preis: 5 Sgr.

Dieſe Lieder ſind der Namen Arndt und Uhland würdig und erfreuen ſich überall der freundlichſten Aufnahme.

Gründliche Hülfe für Blinde in geiſtiger und leiblicher Beziehung.

Von G. Freudenberg.

Mit einem Vorwort von Dr. Auguſt Zeune, Direktor der Berliner Blinden-Anſtalt ꝛc. — Preis: 10 Sgr.

Der Verfaſſer kennt das Loos und die Bedürfniſſe der Unglücklichen, deren Heil ſeine Schrift gewidmet iſt, aus Erfahrung, wodurch er offenbar zum beſten Rathgeber wurde.

Schön und häſslich.

Erzählung für die Jugend von A. v. Möller. — Preis: 7½ Sgr.

Bei dem lieblichſten Reiz hat dieſe Erzählung zugleich einen tieferen Inhalt, der für das ganze Leben der jungen Leſer ein nachhaltiger ſeyn wird. — Wer die früher erſchienenen drei Jugendſchriften von A. v. Möller kennt („Erziehung thut noth“ — „Hans und Käthchen“ — „Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Worthalten“, jede 7½ Sgr), der weiß auch, daß wir nun vier mit vollſtem Recht rühmen!

Drei gefährliche Tage. — Das blinde Kind.

Zwei Volks-Erzählungen für Alt und Jung. Von R. Koch.

Preis: 7½ Sgr.

Jeder Volks-Bibliothek und jedem Jugendkreiſe werden dieſe beiden Erzählungen ein ſehr werthes Eigenthum ſeyn.

Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie.

Enthaltend Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen und Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden. Dreiundzwanzigſtes und vierundzwanzigſtes Heft. Jedes Heft (acht Blätter enthaltend) 5 Sgr.

Dieſe wohlfeilſte aller Bilder-Sammlungen iſt in ſo Vieler Händen, daß ſie ſich dadurch von ſelbſt weiter empfiehlt.

Neue Volksbücher.

Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von C. Rienitz.

Bis jetzt vier Bändchen, jedes neun Bogen, der Preis nur 5 Sgr. Zwei neue Bändchen ſind unterweges, und daß binnen einem Jahr faſt 2000 Exemplare abgeſetzt wurden, bezeugt hinlänglich, wie anziehend ihr Inhalt iſt. Der Herausgeber hat ſich außerdem durch Mancherlei in unſerm „Volks-Kalender“ empfohlen, ſo wie durch ſeine Volks- und Jugend-Bücher:

Wie die Thaten ſo der Lohn. (7½ Sgr.)
Der Leibeigene. Nips Brauchalles. (7½ Sgr.)
Ehrlich währt am längſten. (7½ Sgr.)
Thätig und genügſam. — Neger und Pavian. (7½ Sgr.)

Alles in Liebe.

Von Marie Oſten. — Preis: 7½ Sgr.

Schwierig iſt gar oft die Wahl, wenn man ein Buch für junge Mädchen ſucht: es hat das eine dieſen, das andere jenen Mangel. Wer dies Büchlein kauft, wird ſich nicht getäuſcht ſehen!

Aus der Mährchen-Welt.

Von A. Kühn. — Preis: 7½ Sgr.

Keine gewöhnliche Mährchen! — Zeit-Betrachtungen, die im Mährchen-Gewande ſcharfe Wahrheiten eindringlicher und angenehmer machen!

Fleiſs bringt's weiter als Gewinnſucht.

Neun Erzählungen und noch mehr.

Beide von Fr. Bertram. (Mit vielen trefflichen Holzſchnitten; das erſte: 12½ Sgr., das andre: 15 Sgr.) Sie ſind ſo beliebt, daß der Vorrath ſehr gering geworden und faſt vergriffen iſt.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Siebenundzwanzigſter Jahrgang, für 1848. — Preis: 1⅓ Thlr.

Inhalt: Vor hundert Jahren. Sittengemälde von E. Raupach. Die Frau im Hauſe. Luſtſpiel von A. P. Wo iſt mein Luſtſpiel? Poſſe von Heinrich Smidt. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländiſche Kamin. Luſtſpiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. Genugthuung, oder: Das Urtheil des Paris. Schwank von W. M.

Da drei dieſer Stücke bereits auf der Bühne ſich bewährten, die andern beiden auch zur Darſtellung angenommen ſind, ſo iſt dadurch in einer Zeit, wo der Mangel an aufführbaren Bühnenwerken ſprüchwörtlich geworden, der Ruf unſres Jahrbuchs in glänzendes Licht geſtellt.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

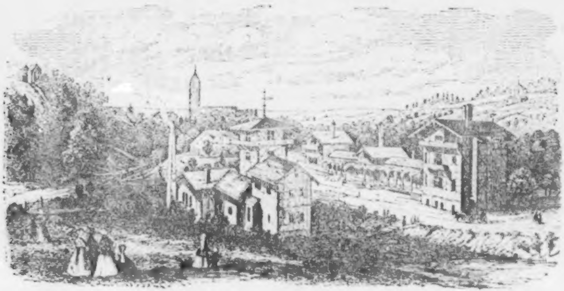
In der Schnuphaſe'ſchen Buchhandlung in Altenburg erſchien ſo eben:

Das Scatſpiel von J. F. L. H.

Nebſt zwei Liedern. 8. Geh. 4 Sgr.

Das Soolbad Wittekind

in Giebichenſtein bei Halle an der Saale.



Dieſer in unſerer vaterländiſchen Geſchichte denkwürdige Soolquell war ſchon zu der Zeit Carl des Großen bekannt und trägt den Namen des damaligen Beſitzers, eines Sohnes des Sachſen-Königs Wittekind, eines Grafen von Wettin. Nach Entdeckung der reichen Salzbrunnen in der Stadt Halle war er im Laufe der Zeit verſchollen und verſchüttet worden — und wurde durch Nachforſchung des jetzigen Beſitzers des Grundſtücks H. Thiele in ſeiner, durch die conſervirende Kraft der Soole ſo viele Jahre hindurch völlig unverſehrt erhaltenen Zimmerung wieder aufgefunden und nach chemiſcher Prüfung ſeiner Beſtandtheile und ärztlichem Gutachten zur Anlage eines Soolbades ganz vorzüglich geeignet gefunden. So entſtand im Jahre 1846 in dem reizenden und auch in geognoſtiſcher Hinſicht merkwürdigen Felſenthale der Saale dieſes mit allen Annehmlichkeiten geſchmückte Bad. — Ob nun gleich das Bad wegen der bedeutenden Baulichkeiten erſt Anfangs Juli 1846 eröffnet werden konnte, ſo erfreute man ſich doch bei ſeiner ausgezeichneten Heilkraft und den vielſeitigen Begünſtigungen, welche ihm ſeine freundliche, durch die verſchiedenen Eiſenbahnen allen großen Städten nahe gerückte Lage und die nahe Univerſitätsſtadt mit ihren reichen ärztlichen Hülfsquellen und Geiſt und Gemüth anſprechenden Genüſſen darbietet, eines ſo zahlreichen Beſuchs, daß in den Sommermonaten des Jahres 1846 bereits über 4200 Bäder gegeben wurden; 1847: 9650 Bäder, 120 Trinkgäſte; 1848: bis Mitte Auguſt: 7420 Bäder und an der Quelle getrunkener Brunnen 4150 Flaſchen. — Nach vielſeitig eingegangenen ärztlichen Zeugniſſen, den in mediziniſchen Zeitſchriften niedergelegten und ferner zu gebenden Berichten des im Bade fungirenden Arztes hat ſich die belebende ſtärkende Wirkung des Bades auf Haut, Knochen, Drüſen und Nervenſyſtem während der drei Jahre ſeines Beſtehens auf das Vortheilhafteſte herausgeſtellt, und ſind namentlich im Gebiete der dyskraſiſchen, ſcrophuliſchen, rheumatiſchen Krankheiten, in den verſchiedenartigſten Formen ihres Auftretens die günſtigſten Erfolge durch das Bad erzielt worden; auch bei leichteren gichtiſchen Leiden, profuſen Schweiß- und andern abnormen Secretionen, bei Migraine, Geſichtsſchmerz, partiellen und totalen Nervenlähmungen, Veitstanz und epileptiſchen Zufällen hat es ſich in ſehr vielen ſchon inveterirten Fällen heilſam erwieſen. Vorzüglich wichtig und einflußreich iſt in den meiſten der genannten Krankheiten der gleichzeitige innerliche Gebrauch des Mineral-Waſſers geweſen und ſolches auch ſonſt noch vielfach an der Quelle, wie verſandt bei langwierigen Unterleibskrankheiten, als Leber- und Milz-Anſchwellung, Blutſtockung in dieſen Organen, Hämorhoidalbeſchwerden, bei gewiſſen Magenleiden und habitueller Verſtopfung in größern Gaben, und in kleineren Doſen bei Leiden des kindlichen Alters: ſcrophulöſen Drüſen, Augen-, Ohren-, Haut- und Knochen-Krankheiten, mit beſonderem Nutzen in Gebrauch gezogen worden. — Während die meiſten Soolwaſſer bei einem zum Erbrechen reizenden ſalzig bittern Geſchmack und unleidlichem hepatiſchen Geruche dem innern Gebrauch widerſtreben, liefert die Wittekindsquelle ein ſo reines erfriſchendes Waſſer, daß es gern getrunken und ſelbſt in den Wintertagen ärztlich verordnet und verſendet worden iſt. Ueberhaupt liegt ein weſentlicher Vorzug dieſer Quelle in dem Umſtande, daß nach der Analyſe die Miſchung und Saturation der Beſtandtheile ihre Anwendung ohne fremdartige Verdünnung in dem reinen Zuſtande geſtattet, wie ihn der belebende Schoß der Erde liefert, die Bäder alſo ſtets reine Farbe ohne Waſſerzuſätze enthalten. — Unter dieſen günſtigen Umſtänden hat nun der Unternehmer die Anlage durch Aufführung mehrerer, mit allen Erforderniſſen und Bequemlichkeiten verſehenen Gebäude erweitert, welche jetzt 20 elegante Badepiecen enthalten, deren jede ein großes Baſſin, zum Theil aus Marmor und Porzellan, nebſt Sooldouche mit Strahl und Brauſe zu beliebigem Gebrauch darbietet. Auch ſtehen zu beliebiger Verordnung an Jod- und Bromgehalt verſtärkte Soolbäder, ein Ruſſiſches Sooldampfbad und die verſchiedenen Vorrichtungen zu naſſen und trockenen Schwefelbädern, wie auch zu Gasbädern bereit. — Als neu und die Wirkſamkeit des Soolbades ungemein belebend und verſtärkend ſind ſodann nach einer ſehr zweckmäßigen und bequemen Conſtruction einige Badezellen ſowohl zur Anſchwängerung der Bäder mit ſtrömender Electricität, als auch zu örtlicher Anwendung in und außer den Bädern, namentlich bei Störungen in der Thätigkeit des Nervenſyſtems, langwierigen rheumatiſchen Leiden und veralteten Lähmungen und Verhärtungen eingerichtet, welche Kuren unter ſpecieller Leitung des anweſenden Arztes ſtehen. — Nicht allein, daß das Waſſer des Wittekind-Brunnens hier an der Quelle getrunken, wird daſſelbe auch auswärts verſendet. Das Trinken deſſelben iſt von verſchiedenen Halleſchen Profeſſoren und Aerzten, durch die erſten Reſultate aufmerkſam gemacht, beſonders in dem letzten Sommer vielfach verordnet worden, ſo daß bis Mitte Auguſt v. J. bereits über 4100 Flaſchen, theils an der Quelle, theils in verſchiedenen Kranken-Anſtalten und beſonders in der Provinzial-Irrenanſtalt, ſchon conſumirt. Auch verdient grade dieſer Brunnen dadurch um ſo mehr Aufmerkſamkeit, daß bei der Kur deſſelben nicht ſo ſtrenge Diät nöthig iſt, als bei den meiſten andern Brunnen, und iſt deshalb bei den immer mehr vorkommenden Drüſen- und Scropheln-krankheiten für Kinder beſonders zu empfehlen. Die Füllung geſchieht Ende April in halbmaaßhaltige Glasflaſchen, welche mit der Etiquette und dem Glasſtempel: „Wittekind-Salzbrunnen" verſehen ſind. In allen größeren Städten werden ſofort Niederlagen dieſes Waſſers errichtet und von den Orten, wo dies noch nicht Statt findet, ſchriftliche Anträge entgegen genommen und prompt ausgeführt. Die Niederlagen in einem Umkreiſe von circa 20 Meilen liefern die Flaſche zu 4 Sgr. und in weiteren Entfernungen zu 4½ Sgr. In dem Bade ſelbſt wird aber während der Badekur der ärztlich verordnete Salzbrunnen zum Trinken unentgeltlich verabreicht. Auch ſind alle auswärtigen Mineralwaſſer zu etwaigen Trinkkuren im Bade zu haben.

Zur ſorgfältigen Leitung und Ueberwachung der Kuren und ſonſt etwa nöthigen ärztlichen Behandlung hat Hr. Dr. Gräfe, pract. Arzt in Halle, ſeinen Wohnſitz während der Sommermonate alljährlich in Giebichenſtein. Der Betrag einer gewöhnlichen Badekur von 25 Bädern wird mit 8 Thlr. incl. Handtücher und Badebedienung, das einzelne Dutzend mit 3½ Thlr. berechnet und bei einer bloßen Trinkkur für Aufwartung ꝛc. 1½ Thlr. entrichtet. — Für hinreichend billige und bequeme Wohnungen für Badegäſte, worunter mehrere, namentlich die in dem Park des angrenzenden und zugehörigen Königl. Grundſtücks durch die entzückendſte Fernſichten ſich auszeichnen, iſt ſowohl in den Gebäuden des Bades, wie auch in Giebichenſtein und dem ganz nahe gelegenen Trotha geſorgt. — Eine vollſtändige mit Anſichten illuſtrirte Beſchreibung des Bades giebt die Druckſchrift: „Das Soolbad Wittekind in Giebichenſtein bei Halle an der Saale. Mit vier Stahlſtichen." (Halle, O. Hendel. 1847.) — Zur Beantwortung ſpecieller Anfragen erbieten ſich außer dem unterzeichneten Beſitzer des Bades, die Herren Profeſſor Dr. Steinberg, Dr. Romershauſen, und in ärztlicher Hinſicht Dr. med. Weber und Dr. med. Gräfe, welche auch ferner die Anſtalt in wiſſenſchaftlicher und techniſcher Beziehung unterſtützen werden. H. Thiele.

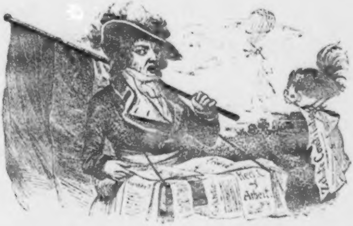
Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Deutſcher
Volks-Kalender
1850.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Sechszehnter Jahrgang.



Hauſiren ging im erſten Halbjahrhundert
Der Modeſchwindel mit Pariſer Freiheit;
Schmuck aufgeſtutzt, doch haltlos bald verplundert
Und abgehetzt in tollſter Allerleiheit,
Ward Heut geſchmäht, die Geſtern man bewundert! —

* * *

Wohl ſchwatzet ſtets vom Wirken der Vernunft
Das Neugeſchlecht, thut ſtolz auf hohen Geiſt —
Nur fehlt bei Jener noch die Wiederkunft,
Und Dieſer, ſcheint es, iſt ihr nachgereiſt.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

Univ. Bibl.
München

1 8 5 0.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	⛢ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1850ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5799ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1817 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1777 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1895 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 269 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 151 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 470 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 410 —
Seit Entdeckung der neuen Welt.	— 359 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 241 —
Seit Erfindung der Pendeluhren.	— 193 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 150 —
Seit Einführung der Schutzblattern.	— 55 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 56 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 11 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

1850.
Januar.

1849. Alter.
Dezember.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Dienſt.	1	**Neujahr**	♌	☾☊. ♀ iſt in d. erſten Tag. d.	20	Julius
Mittw.	2	Odilo	♍	Jan. noch eine halbe St. am	21	Thom. A.
Donn.	3	Genovefa	♍	**Morgenhimm.** ſichtb., ſpäter	22	Greg. Sp.
Freit.	4	Titus	♎	🌗 verſchw. ſie in den Son-	23	Dagobert
Sonn.	5	Eduard	♎	9. 5' V. nenſtrahl. ♂ iſt	24	Adam, E.

2. Von den Weiſen aus dem Morgenlande, Matth. 2. Ep. Eſaias 60.

Sonnt.	6	**H. 3K. Ep.**	♎	bis geg. Ende d. Mts. rückg.	25	**H. Chriſtt.**
Mont.	7	Reinold	♏	Er ſteht um 10 U. Nachts im	26	**Stephan**
Dienſt.	8	Gudula	♏	♃ rückg. Süden u. iſt d. ganze	27	**Joh. Ev.**
Mittw.	9	Julian	♐	Nacht hind. ſichtbar. ♃ wird	28	Unſch. K.
Donn.	10	Paul Einſ.	♐	am 8. Jan. rückg. Er ſteht um	29	Thomas C.
Freit.	11	Hygin	♐	4 U. Morg. im Süden u. geht	30	David
Sonn.	12	Ernſt	♑	☾ Erdf. Abends 10 Uhr auf.	31	Sylveſter

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	13	**1. n. Ep.**	♑	🌑 11. 47' V. Hilarius.	1	**J. 1850. N**
Mont.	14	Felix	♒	**Die Nacht hindurch** iſt er	2	Odilo
Dienſt.	15	Maurus	♒	ſichtb. ♄ ſteht bald n. ☉ Un-	3	Genovefa
Mittw.	16	Marcellus	♒	☾☋. terg. um 5 U. im Süden	4	Titus
Donn.	17	Anton	♓	u. geht am Anfang des Mo-	5	Eduard
Freit.	18	**Krön. F.**	♓	Priſca. nats um 11 U. unter.	6	**H. 3K. Ep.**
Sonn.	19	Marius	♈	♅ iſt rechtl. geworden, er ſteht	7	Reinold

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	20	**2. n. Ep.**	♈	Fab. Seb. um 6 U. Abds. im	8	**1. n. Ep.**
Mont.	21	Agnes	♉	🌓 10. 8' V. **Süden u. geht**	9	Julian
Dienſt.	22	Vincenz	♉	um **Mitternacht unter.**	10	Paul Einſ.
Mittw.	23	Mar. Ver.	♊	☿ gr. öſtl. Ausw. ♂ rechtl. ☿	11	Hygin
Donn.	24	Bertram	♊	iſt in d. gröſsten öſtl. Ausw.	12	Ernſt
Freit.	25	Pauli Bek.	♊	am 23. Jan. und wird am be-	13	Hilarius
Sonn.	26	Polykarp	♋	ſten am 24ſten bei ſehr tiefem	14	Felix

5. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	27	**Septuageſ.**	♋	Chryſoſt. ☾ Erdn. **Stande**	15	**2. n. Ep.**
Mont.	28	Karl d. Gr.	♌	🌕 1. 19' V. über eine halbe	16	Marcellus
Dienſt.	29	Franz Sal.	♌	☾☊. Stunde am Abend-	17	Anton
Mittw.	30	Adelgunde	♍	himmel ſichtb. ſeyn; auch ei-	18	Priſca
Donn.	31	Lud. Alb.	♍	nige Tage vorher u. nachher.	19	Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 5. Januar gleich nach 9 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 13. Januar um 3 Viertel auf 12 Uhr Mittags der neue Mond.
Montag den 21. Januar bald nach 10 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 28. Januar kurz nach ein Viertel auf 2 Uhr Nachts der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 36	7 54	4 30	15 24

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds. 8 6		1
9 21		2
10 37	[illegible]	3
11 49	[illegible]	4
Morg.	[illegible]	5
12 55	[illegible]	6
2 5	[illegible]	7
3 9	[illegible]	8
4 12	[illegible]	9
5 11		10
6 7		11
6 58	Abds.	12
7 43	4 36	13
	5 33	14
	6 33	15
	7 37	16
	8 42	17
[illegible]	9 49	18
[illegible]	10 57	19
[illegible]	Morg.	20
[illegible]	12 6	21
[illegible]	1 18	22
[illegible]	2 32	23
[illegible]	3 47	24
	4 58	25
	6 5	26
Abds.	7 2	27
5 36	7 48	28
6 55	[illegible]	29
8 13		30
9 29	[illegible]	31

Monatsbild: Der ſinnige Schuhmacher.

Den neuen Staat wünſcht Ihr?
Fürwahr, da muß ich lachen!
Wird neue Stiefeln er
Aus alten Schuhen machen?
Und macht er wirklich ſie
Recht nett auch und geſchickt,
Bald ſchreit Ihr dennoch, daß
Der alte Schuh Euch drückt!

Zwei Jahrhunderte alt!

Wir leben in Zeiten, wo es vor Gott und der Vernunft nicht zu verantworten iſt, wollte man zu den Umtrieben und Volksverführereien der vorlauteſten Eigendünkler ſchweigen, die unſer deutſches — und auch anderes — Volk um Ehre und Wohlfahrt betrügen. Man ſoll demnach anrufen und warnen, wie man's vermag, ſelbſt wenn zu fürchten iſt, der natürliche Begriff ſey von den politiſchen Sumpfdünſten ſchon ſo erkrankt, daß dem Uebel die Unheilbarkeit dicht zur Seite ſteht. Das wollen wir jedoch nicht glauben, immer und für alle Zukunft kann's aber nicht ſchaden, an einen Zuruf unſres ehrlichen Philanders von Sittewald (J. M. Moſcheroſch) zu erinnern, der eben wieder paßt:

„Der wär' ein Narr, der ſchiffen wollt',
Obſchon das Schiff ſchien voller Gold,
Sollt' aber geh'n in Stücken.
Alſo teutſch Herz und wälſches Maul,
Ein ſtarker Mann und lahmer Gaul
Zuſammen ſich nicht ſchicken!"

Tanzleben und Lebenstanz.

(Frescogemälde.)

Du, Hans Holbein, malteſt an die Kirchenmauer zu Baſel das Menſchenleben als einen Todtentanz. Tiefſinniger Freund! das war eine düſtere Dichtung, ſo düſter wie dein altdeutſches Gewand, ſchwarz mit weißem Kragen, ähnlich der Tracht unſrer Leichenbitter. Schrecklicher als alle Prophezeiungen von den Qualen der Hölle iſt die Idee vom Tanz mit dem Tode durch das Leben. Aber ich verzeihe ſie dir, denn du hatteſt die ärgere Hölle auf Erden: ein böſes Weib. Nun ja, Leben iſt ein Lied

1850.
Februar.

Alter.
Januar.

Freit.	1	Brigitta	♎	☿ iſt am 7. Febr. in der unte-	20	Fab. Seb.
Sonn.	2	**Mar. R. L.**	♎	ren Zuſammenk. mit der ⊙.	21	Agnes

6. Von vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	3	**Sexageſ.**	♏	Blaſius. Er ſteht vorher	22	3. n. **Ep.**
Mont.	4	Veronica	♏	🌗 1. 46′ V. ſehr tief am	23	Mar. Ver.
Dienſt.	5	Agatha	♐	Abendhimm. u. iſt ſpäter	24	Bertram
Mittw.	6	Dorothea	♐	nicht ſichtb. ♀, welche zu ihrer	25	Pauli Bek.
Donn.	7	Rembertus	♐	☿ Unt. ☌ ⊙. oberen Zuſam-	26	Polykarp
Freit.	8	Ancharius	♑	☾ Erdf. menk. mit d. ⊙ geht,	27	Chryſoſt.
Sonn.	9	Apollonia	♑	iſt in d. Sonnenſtrahlen ver-	28	Karl d. Gr.

7. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	10	**Eſtomihi**	♒	Scholaſtika. borgen. ♂, der	29	4. n. **Ep.**
Mont.	11	Deſiderius	♒	rechtl. geworden iſt, ſteht	30	Adelgunde
Dienſt.	12	**Faſtnacht**	♒	🌑 6. 57′ V. Eulal. Unſ. ⊙	31	Lud. Alb.
Mittw.	13	**Aſcherm.**	♓	Gilbert. Finſt. ☾♉· zwi-	1	**Febr.** Br.
Donn.	14	Valentin	♓	ſchen 7 u. 8 U. Abds. im Sü-	2	**Mar. R. L.**
Freit.	15	Fauſtin	♈	den und geht des Morgens	3	Blaſius
Sonn.	16	Juliane	♈	zwiſchen 4 und 5 Uhr unter.	4	Veronica

8. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	17	**1. Invoc.**	♈	Benignus. ♃ geht am An-	5	5. n. **Ep.**
Mont.	18	Simeon	♉	fange d. Mts. um 8 U. auf u.	6	Dorothea
Dienſt.	19	Leontius	♉	🌓 8. 40′ N. ſteht zwiſchen	7	Rembertus
Mittw.	20	**Quat.** †	♊	Eucharius. 1 U. u. halb	8	Ancharius
Donn.	21	Felix B.	♊	3 U. Nachts im Süden. ♄ iſt	9	Apollonia
Freit.	22	Petri St. †	♋	noch einige St. am Abendh.	10	Scholaſtika
Sonn.	23	Serenus †	♋	zu ſehen. Er geht aber immer	11	Deſiderius

9. Vom Cananäiſchen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	24	**2. Remin.**	♌	Matth. A. ☾ Erdn. früher	12	6. n. **Ep.**
Mont.	25	Mechtildis	♌	☾☊. u. früher unter, zuletzt	13	Gilbert
Dienſt.	26	Neſtor	♍	🌕 12. 28′ N. bald nach	14	Valentin
Mittw.	27	Juſtus	♍	8 U. Abends. ♅ iſt noch	15	Fauſtin
Donn.	28	Romanus	♎	am Abendhimmel zu ſehen.	16	Juliane

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4. Februar um 3 Viertel auf 2 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Dienſtag den 12. Februar kurz vor 7 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß
Dienſtag den 19. Februar kurz vor 3 Viertel auf 9 Uhr Abends das erſte Viertel.
Dienſtag den 26. Februar um halb 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden feiern das Purimfeſt den 26. und 27. Februar.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 9 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 49 M.	14 St. 51 M.
11	9 44	7 23	5 7	14 16
21	10 21	7 4	5 23	13 39

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds. 10 41		1
11 51		2
Morg.	bei Tage	3
12 58		4
2 2		5
3 3		6
4 1		7
4 53		8
5 40		9
6 21		10
6 57	Abds.	11
	5 29	12
bei Tage	6 34	13
	7 40	14
	8 45	15
	9 57	16
	11 7	17
	Morg.	18
	12 19	19
	1 31	20
	2 42	21
	3 48	22
	4 47	23
	5 38	24
Abds.	6 20	25
5 44	6 56	26
7 1	b.	27
8 17	T.	28

Monatsbild: Der ſinnige Schneider.

Das Kleid macht ſtets den Mann,
Bekannt iſt's lange ſchon,
Und eines Staates Kleid
Nennt man Conſtitution; —
Doch gab es dazu, leider!
Noch nie den rechten Schneider.

Kant und Franklin.

Kant äußerte: „Kein vernünftig Denkender wird, nach reiflicher Ueberlegung der Nichtigkeit menſchlicher Dinge, dieſes Erdenleben noch einmal wiederholen wollen, auch wenn es in ſeiner Macht ſtände." Franklin aber bemerkt über ſich ſelbſt: „Denk' ich, wie es oft geſchieht, über meine Vergangenheit nach, ſag' ich mir wohl: würde mir's nur angeboten, gern machte ich den langen Weg, von einem Ende zum andern, nochmals. Ich würde mir nur die Freiheit erbitten, die ein Schriftſteller bei der zweiten Ausgabe eines Werks genießt, einige Fehler in der erſten zu verbeſſern. Auch möcht' ich wohl, wär' es in meine Gewalt gegeben, ein paar kleine Zufälle und Umſtände aus meinem Leben gegen günſtigere vertauſchen. Indeß, wenn man dieſe Bedingungen nicht annähme, würde ich mich dennoch entſchließen, wieder von vorn anzufangen." — Woher nun dieſe Verſchiedenheit? Antwort: Franklin und Alle, die mit ihm ſtimmen, führten ein der augenſcheinlichen Wirklichkeit gewidmetes, ein für dieſe ſchaffendes Leben; dies feſſelt mehr an Welt und Menſchen, macht ſie ihm werther und wichtiger, als ein bloß, oder doch größtentheils im beſchaulichen Denken verfloſſenes Leben. Der thätig ſchaffende Mann iſt gewöhnlich nur vorübergehend unzufrieden, wenn die Welt eben nicht thut, was er will, oder gern hätte; der ſtets Denkende und Grübelnde iſt faſt nie mit ihr zufrieden, denn faſt niemals thut die Welt, was ſie, nach ſeiner Meinung, thun ſollte.

Engeln mit dem Tode, aber mit dem Tode, wie ihn die Alten malten, als Zwillingsbrüder des Schlafes und ihm ähnlich, als freundlichen Knaben. Warum aber dem Menſchen ſein eigenes entfleiſchtes Schreckbild entgegenſenden, von daher, wo er einen Freund erwartet, der ihm erhöhten Frieden bringen ſoll? Das iſt eine traurige Kunſt, die das Erſchütternde nur im Gräßlichen ſucht und die Originalität in der Ausſchweifung, und mit dieſer habt ihr Maler die Phantaſie von Jahrhunderten angeſteckt und Millionen geſunde Gemüther verpeſtet. Hans Holbein! mache gut, was du übel gemacht! Erſtehe aus deiner Gruft und folge mir. Ich habe da einen Tanzſaal auszumalen: deſſen kahle Wände übergebe ich deiner Kunſt. Rühre deine verwitterten Farben auf

1850. März.

Alter. Februar.

Freit.	1 Switbertus	♎	☿ iſt in dieſem Monat z. Zeit	17 Benignus
Sonn.	2 Simplicius	♏	ſeiner groſs. Ausweich. nicht	18 Simeon
10. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.				
Sonnt.	3 3. **Oculi**	♏	Kunig. ♀ Ob. ☌ ☉. ſichtbar.	19 **Septuageſ.**
Mont.	4 Kaſimir	♏	♀ befindet ſich in der oberen	20 Eucharius
Dienſt.	5 Friedrich	♐	☾ 8. 33′ M. ☿ gr. weſtl. A.	21 Felix B.
Mittw.	6 **Mittfaſt.**	♐	Perpetua. Zuſammenk.	22 Petri St.
Donn.	7 Thom. v. A.	♑	mit der ☉ u. iſt nicht ſichtbar.	23 Serenus
Freit.	8 Joh. de Dev	♑	☾ Erdf. ♂ ſteht in d. Abend-	24 Math. Ap.
Sonn.	9 Franziska	♑	♃ ☍ ☉. dämmer. im Süden,	25 Mechtildis
11. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.				
Sonnt.	10 4. **Lätare**	♒	40 Märtyrer. bleibt den gr.	26 **Sexageſ.**
Mont.	11 Roſina	♒	☾ ☋. Theil d. Nacht hindurch	27 Juſtus
Dienſt.	12 Gregor	♓	ſichtbar u. geht zwiſchen halb	28 Romanus
Mittw.	13 Ernſt	♓	🌑 11. 45′ N. 3 und halb 4	1 **März.** Sw.
Donn.	14 Mathilde	♓	Uhr Morgens unter. ♃	2 Simplicius
Freit.	15 Longin	♈	♂ in ♋. kommt am 9. in Ge-	3 Kunigunde
Sonn.	16 Heribert	♈	genſchein mit der Sonne. Er	4 Kaſimir
12. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.				
Sonnt.	17 5. **Judica**	♉	Gertrud. ſteht dann um Mit-	5 **Eſtomihi**
Mont.	18 Cyrillus	♉	ternacht der ☉ gegenüber im	6 Perpetua
Dienſt.	19 Joſeph	♊	Süden und glänzt die ganze	7 **Faſtnacht**
Mittw.	20 Joachim	♊	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	8 **Aſcherm.**
Donn.	21 Benedict	♋	☽ 4. 26′ V. u. Nacht gleich.	9 Franziska
Freit.	22 Oktavian	♋	Nacht hind. ♄ iſt in d. er-	10 40 Märt.
Sonn.	23 Otto	♌	ſten Tag. d. Mts. noch 1 St.	11 Roſina
13. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.				
Sonnt.	24 6. **Palm.**	♌	Gabriel. ☾ Erdn. u. ☊. lang	12 1. **Invoc.**
Mont.	25 **Mar. Vrk.**	♍	am Abendhimmel zu ſehen,	13 Ernſt
Dienſt.	26 Ludgerus	♍	dann kommt er in Zuſammen-	14 Mathilde
Mittw.	27 Rupertus	♎	🌕 11. 54′ N. kunft mit der	15 **Quatemb.**
Donn.	28 **Gründonn.**	♎	Felix B. ☉ und verſchw.	16 Heribert
Freit.	29 **Charfreit.**	♎	Euſtaſ. ☿ iſt Anf. noch 2 St.	17 Gertrud
Sonn.	30 Quirinus	♏	♄ ☌ ☉. am Abendh. zu ſehen.	18 Cyrillus
14. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.				
Sonnt.	31 **H. Oſterſ.**	♏	**Einzug in Paris** 1814. Balb.	19 2. **Remin.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 5. März um halb 9 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 13. März um 3 Viertel auf 12 Uhr Nachts der neue Mond.
Donnerſtag den 21. März kurz vor halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 27. März kurz vor Mitternacht der volle Mond.

Die Juden feiern die erſten Tage ihres Paſſahfeſtes den 28. und 29. März.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 9	6 4	6 13	11 51

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
9	30			1
10	40			2
11	48			3
Morg.				4
12	52			5
1	52			6
2	47			7
3	36			8
4	19			9
4	37			10
5	29			11
5	58			12
		Abds.		13
		6	37	14
		7	47	15
		8	58	16
		10	10	17
		11	23	18
		Morg.		19
		12	31	20
		1	30	21
		2	40	22
		3	32	23
		4	16	24
		4	52	25
		5	21	26
Abds.				27
7	7			28
8	19			29
9	30			30
10	36			31

Monatsbild: Der kluge Landmann.

Ich las und las, doch keine Zeitung
Hat mir den klaren Kopf verführt;
Des Hauſes und des Dorfes Leitung,
Das iſt's, was mich zunächſt berührt;
Nimmt's Rade Jeder gut in Acht,
Dann iſt der Staat auch gut bedacht.

Die Reiſenden.

Drei Reiſende kommen an einen ſchäumenden und rauſchenden Waldſtrom. Der Eine kehrt um und giebt die Reiſe auf. Der Zweite ſchiebt ein ſchmales ſchwankendes Brett über den Strom, eilt hinüber und ſtürzt hinab. Der Dritte legt noch ein Brett neben jenes, verſieht beide mit einem Geländer, geht ſicher hinüber, und hinterläßt die neue Brücke den Nachreiſenden, die ihn dafür ſegnen. — Der Erſte iſt der Reaktionair, der Zweite der Umſturz-Demokrat, der Dritte der Freund des beſonnenen Fortſchritts. Der Waldſtrom iſt die ſchäumende und rauſchende Volks-Bewegung; das eine ſchwankende Brett das Einkammer-, die zwei Bretter ſind das Zweikammer-Syſtem und das Geländer iſt das Veto des Königs.

Glauben und Sehen.

Nicht glauben nur, auch ſehen ſollen
Die echten Diplomaten;
Denn glauben und nicht ſehen wollen
Macht ſelig nicht die Staaten.

in den alten Töpfen, nimm den vermoderten Pinſel zur Hand und male mir, du jetzt ſelbſt ein Gerippe: den Tanz des Lebens. — Der Tanz wie der Menſch wird auf einem Balle geboren. Der Menſch auf dem Erdenballe, der Tanz auf dem Balle im Tanzſaal. Das Erſte, was Beide empfängt bei ihrer Geburt, iſt das Licht, und der es anzündet, man ſah und ſieht ihn hier und dort nicht. Die erſten Töne Beider ſind Mißtöne. Das Quiken und Klimpern des Orcheſters, wenn es ſeine Inſtrumente ſtimmt, gleicht dem erſten Weinen des Kindes; Muſik iſt die Seele des Tanzes, die Sprache die Seele des Lebens. — Das wäre die Idee zum erſten Bilde meiner Freskogemälde. — Wie nun der Gang des Menſchen ihn unterſcheidet vom Thiere — der

1850.
April.

Alter.
März.

Mont.	1	**Oſtermont.**	♐	Hugo B. ☿ iſt in dieſem Mo-	20	Joachim
Dienſt.	2	Franz v. P.	♐	nate nicht ſichtbar, da er in	21	Benedikt
Mittw.	3	Richard	♑	der ob. Zuſammenkunft mit	22	Oktavian
Donn.	4	Iſidor B.	♑	☾ 4. 12′ U. der Sonne iſt.	23	Otto
Freit.	5	Vincenz	♑	☾ Erdf. ♀ erſcheint all-	24	Gabriel
Sonn.	6	Sixtus P.	♒	mälig in der Abenddäm-	25	**M. Verk.**

15. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	7	**1. Quaſim.**	♒	Hermann. ☾☊. merung,	26	**3. Oculi**
Mont.	8	Dionyſius	♓	doch nur kurze Zeit, am	27	Rupertus
Dienſt.	9	Mar. Cl.	♓	Ende des Monats noch kei-	28	Felix P.
Mittw.	10	Ezechiel	♓	ne volle Stunde hindurch.	29	**Mittfaſt.**
Donn.	11	Leo d. Gr.	♈	♂ ſteht bei Ende der Abend-	30	Quirinus
Freit.	12	Julius	♈	🌑 1. 15′ N. dämmerung	31	Balbina
Sonn.	13	Mar. v. E.	♉	am Abendhimmel und	1	**April. H. B.**

16. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	14	**2. Miſ. D.**	♉	Tiburtius. geht im Anfang	2	**4. Lätare**
Mont.	15	Olympius	♊	des Monats halb 3 Uhr	3	Richard
Dienſt.	16	Drogo	♊	♅☌☉. am Ende halb 2 Uhr	4	Iſidor B.
Mittw.	17	Rudolph	♋	Morg. unter. ♃ ſteht in der	5	Vincenz
Donn.	18	Eleuther.	♋	☾ Erdn. ☿ Ob. ☌☉. Mitte	6	Sixtus P.
Freit.	19	Timotheus	♌	☽ 10. 33′ V. des Monats	7	Hermann
Sonn.	20	Viktor	♌	halb 10 U. Abds. im Sü-	8	Dionyſius

17. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	21	**3. Jubil.**	♌	Anſelm. ☾☊. den und geht in	9	**5. Judica**
Mont.	22	Soter	♍	der Morgendämmer. unter.	10	Ezechiel
Dienſt.	23	Georg	♍	♄ iſt in dieſem ganzen Mo-	11	Leo d. Gr.
Mittw.	24	**Bettag**	♎	Albert. nat nicht ſichtbar,	12	Julius
Donn.	25	Marc. Ev.	♎	da er von der Zuſammen-	13	Mar. v. C.
Freit.	26	Ferdinand	♏	🌕 11. 48′ V. kunft mit	14	Tiburtius
Sonn.	27	Anaſtaſius	♏	der Sonne herkommt.	15	Olympius

18. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	28	**4. Cantate**	♐	Vitalis. ♅ iſt ganz in den	16	**6. Palm.**
Mont.	29	Peter v. M.	♐	Sonnenſtrahlen verborgen,	17	Rudolph
Dienſt.	30	Cath. v. S.	♐	da er in der ☌ mit der ☉ iſt.	18	Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 4. April kurz vor 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Freitag den 12. April um 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 19. April bald nach halb 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Freitag den 26. April kurz nach 3 Viertel auf 12 Uhr Mittags der volle Mond.

Die Juden feiern die letzten Tage ihres Paſſahfeſtes den 3. und 4. April.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 40 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 9 M.
11	13 30	5 17	6 47	10 30
21	14 7	4 56	7 3	9 53

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
11	40			1
Morg.		Bei Tage		2
12	38			3
1	30			4
2	16			5
2	35			6
3	29			7
3	59			8
4	26			9
4	51			10
5	15	Abds.		11
		6	43	12
		7	57	13
Bei Tage		9	12	14
		10	25	15
		11	34	16
		Morg.		17
		12	36	18
		1	32	19
		2	17	20
		2	55	21
		3	27	22
		3	55	23
		4	21	24
Abds.		4	26	25
7	11			26
8	20	Bei Tage		27
9	26			28
10	27			29
11	22			30

Monatsbild: Der tüchtige Bäcker.

Ich lebe froh und laſſe leben,
Vermehre nicht des Armen Noth,
Will nicht durch Pfiff' und Trug erſtreben
Ein großes Haus aus kleinem Brod: —
Doch lieb' ich auch in Haus und Reich
Nicht den zu alten Sauerteig.

Hoffnung.

Kaiſer Maximilian der Erſte ſagte: „Ein junger Kerl muß ganzer ſieben Jahre ein Narr ſeyn, und wenn er etwas Verſtändiges und Witziges in dieſen ſieben Jahren anthut, ſo muß er auf's Neue noch ſieben andre Jahre anfangen, ein Narr zu ſeyn.“ — Danach hätten wir alſo die Hoffnung, daß viele unſrer noch zu „jungen Kerle“, die ſich zu politiſchen Wortführern machten, in ſieben Jahren von der Narrheit befreit ſind, da ſie ſich ſehr hüten, etwas Verſtändiges zu thun.

Vergeltung.

In einer Geſellſchaft wurde Einiges aus Sulzer's Schrift „über Demokratie“ vorgeleſen. Da fuhr ein Herr Irrwegler dazwiſchen mit der Aeußerung: „Was hören wir daran? Das iſt ja lauter abgedroſchenes Zeug!“ — „Wäre dem ſo“, entgegnete der Vorleſer, „dann können wir wenigſtens den Flegel dabei entbehren!“

Fabel, daß er eine Abart vom Affen, widerſpricht der Bau ſeines Rückgrats, der ihn allein unter den Weſen der Schöpfung zu ungeſtört aufrechter Stellung befähigt — wie das Kind nun im erſten Gehen auch erſt zum vollkommenen Gebrauch ſeiner Menſchlichkeit gelangt, ſo auch erreicht der Tanz, der bis dahin ſich ſcheu und träge in den Füßen der ungeduldigen Tänzer fortgeſchleppt, erſt ſeine volle Exiſtenz im erſten Gehen der Polonaiſe. Alles iſt da noch einfach an ihm; behutſam beſchreitet er die glatte Bahn; er plaudert viele, aber unſchuldige Worte; ſeine Leidenſchaften ſchlummern noch. — Das wäre die Idee zum zweiten Bilde. — Aber der Tanz iſt ein Wunderkind; er überhüpft Jahre in Minuten. Schneller als der Menſch hinaufſtaumelt vom Kinde zum Knaben, wächſt er auf, ein muthwilliger Junge. Eh' du

1850.
Mai

Alter.
April.

Mittw.	1 Phil. Jak.	♑	♀ bleibt etwas länger am	19 Timotheus
Donn.	2 Athanaſius	♑	Abendhimmel ſichtbar. Am	20 Gründonn.
Freit.	3 † Erfindung	♒	🌗 ☾ Erdf. Anf. des Mo-	21 Charfreit.
Sonn.	4 Monika	♒	11. 13′ V. nats etwa	22 Soter

19. Von der rechten Betekunst Joh. 16. Ep. Jak 1.

Sonnt.	5 **5. Rogate**	♒	Pius V. ☾☋. 1 Stunde, am	23 **H. Oſterf.**
Mont.	6 Joh. v. d. Pf.	♓	Ende 1½ Stunden. ♂, der	24 **Oſtermont.**
Dienſt.	7 Stanislaus	♓	am Abendhimmel ſteht, geht	25 Oſterd.
Mittw.	8 Mich. Erſch.	♈	immer früher und früher un-	26 Ferdinand
Donn.	9 **Himm. Chr.**	♈	Gregor N. ter, anfangs kurz	27 Anaſtaſius
Freit.	10 Gordian	♉	🌑 ♃ rechtl. vor halb 2 Uhr	28 Vitalis
Sonn.	11 Beatrix	♉	11. 37′ N. Morg., zu-	29 Petr. v. M.

20. Von der Verheißung des heiligen Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	12 **6. Exaudi**	♉	Pankratius. letzt bald nach	30 **1. Quaſim.**
Mont.	13 Servatius	♊	Mitternacht. ☿ iſt am 13.	1 Mai. Ph. J.
Dienſt.	14 Chriſtian	♊	☾ Erdn. Mai ſehr gut faſt	2 Athanaſius
Mittw.	15 Sophia	♋	♂ in ♌. 1 St. lang am Abend-	3 † Erfindung
Donn.	16 Joh. v. N.	♋	☿ gr. öſtl. Ausw. himmel	4 Monika
Freit.	17 Jodokus	♌	🌓 ſichtbar. ♃ ſteht bei	5 Pius V.
Sonn.	18 Liborius †	♌	4. 20′ N. ☾♌. Ende der	6 Joh. v. d. Pf.

21. Von der Sendung des heiligen Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.

Sonnt.	19 **Pfingſtfeſt**	♍	Prudentiana. Abenddäm-	7 **2. Miſ. D.**
Mont.	20 **Pfingſtm.**	♍	Baſilla. merung ſchon am	8 Mich. Erſch.
Dienſt.	21 Conſtantin	♎	weſtl. Himmel und geht am	9 Gregor N.
Mittw.	22 Quat. †	♎	Julian. Anfangs des Mo-	10 Gordian
Donn.	23 Deſiderius	♏	nats gegen 3 Uhr, am Ende	11 Beatrix
Freit.	24 Johanna †	♏	bald nach 1 U. Morg. unter.	12 Pankrat.
Sonn.	25 Urban †	♏	♄ zeigt ſich gegen Ende des	13 Servatius

22. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	26 **Trinitatis**	♐	🌕 12. 36′ V. Philipp N.	14 **3. Jubil.**
Mont.	27 Luciana	♐	Monats nur kurze Zeit	15 Sophia
Dienſt.	28 Wilhelm	♑	am Morgenhimmel. ♅ iſt in	16 Joh. v. N.
Mittw.	29 Maximin.	♑	dieſem Monate der hellen	17 Jodokus
Donn.	30 Frohnl.	♑	Felix P. ☾ Erdf. Dämmerung	18 Liborius
Freit.	31 Petronella	♒	wegen ſchwer zu erkennen.	19 Prudent.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Mai kurz vor 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 11. Mai bald nach halb 12 Uhr Nachts der neue Mond.
Sonnabend den 18. Mai kurz nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Sonntag den 26. Mai bald nach halb 1 Uhr Nachts der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 17. und 18. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 43 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 19 M.	9 St. 17 M.
11	15 15	4 19	7 34	8 45
21	15 44	4 5	7 49	8 16

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		1
12 11	Bei Tage	2
12 54		3
1 30		4
2 1		5
2 28		6
2 53		7
3 17		8
3 41		9
4 6		10
	Abds.	11
	8 8	12
	9 22	13
Bei Tage	10 30	14
	11 29	15
	Morg.	16
	12 18	17
	12 58	18
	1 32	19
	2 1	20
	2 26	21
	2 51	22
	3 15	23
	3 40	24
Abds.		25
8 16	Bei Tage	26
9 15		27
10 7		28
10 52		29
11 30		30
Morg.		31

Monatsbild: Der rüſtige Tiſchler.

Bei Wieg' und Sarg, durch's ganze Leben
Wird unſerm Werke alle Ehre,
Wenn Pflock und Leim ihm Dauer geben;
Wir hobeln Rauhes platt und eben,
Und wünſchen auch, daß gute Lehre
Im Staate unſer Weſen triebe,
Damit nichts ungehobelt bliebe!

Wunſch.

Ein einfältiger Tröſter ſagte zu einem gefährlich Kranken: „Verliert die Hoffnung nicht; es iſt ſchon Mancher kurz vor ſeinem Sterben noch geſund geworden!" — Für den Einzelnen iſt das freilich kein Troſt, für ein Volk aber könnt' es einer ſeyn; und ſo wünſchen wir jedem Volk, das ſich mit ſeinem Abſterben beſchäftigt — was zuweilen ſogar mit großem Jubel geſchieht — eine raſche Wiederkehr der Geſundheit.

Sehr unangenehm!

Wo Freiheit und Vernunft nicht Eins ſind, da fehlt Beides, und das Land, wo Beides innig vereint iſt, fehlt noch auf jeder Landkarte.

Als ein Spieler erſtochen wurde.

Charakter hielt er ſicherlich,
Er, der vom Spieltiſch nimmer wich,
Starb folgerecht am letzten Stich.

be's verſucht, hat er geübte Beine, dreht ſich ſcherzend, kreiſelt verwegen im Dreivierteltakt des erſten Walzers. Er hat nun das Alter erreicht, wo Jüngling und Jungfrau ſich beachten und die Neigung der Geſchlechter ihre Fäden enger zuſammenzieht. Zwar iſt er noch ſcheu, ſchließt ſich in ſchuldiger Achtung an Mütter und Matronen, und wagt erſt das Ehrentänzchen; aber ſein Wunſch ſtreift ſchon ſtillglühend hinaus aus dem Kreiſe nach den Reizen der Jugend. — Das wäre vorläufig das dritte Bild. — Das Jünglingsalter erreicht der Tanz im Galopp. Das hat er mit dem Menſchen gemein, beſonders mit deſſen weiblichem Geſchlechte. Bei dieſem werden die Kinder zu Jungfrauen auch im Galopp und machen ſo zuſehends oft den Müttern über die Köpfe — zum Leidweſen mancher Mutter, die ungern ſolche Zeugen ihres

1850.
Junius.

Alter.
Mai.

Sonn.	1	Simeon	♒	☾ ☋. ☿ iſt in dieſem **Monate**	20	Baſilla

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	2	**1. n. Trin.**	♓	Erasmus. nicht ſichtbar, da	21	**4. Cantate**
Mont.	3	Clothildis	♓	☾ 4. 14' V. er am 10ten in	22	Julian
Dienſt.	4	Florian	♓	der unteren Zuſammen-	23	Deſiderius
Mittw.	5	Bonifacius	♈	kunft mit der Sonne iſt. ♀	24	Johanna
Donn.	6	Norbertus	♈	bleibt auch in dieſem **Mo-**	25	Urban
Freit.	7	Robertus	♉	**nate** noch etwas länger als	26	Phil. N.
Sonn.	8	Medardus	♉	1 Stunde am Abendhimmel	27	Luciana

24. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	9	**2. n. Trin.**	♊	Primus. ſichtbar. ♂ iſt bei	28	**5. Rogate**
Mont.	10	Maurinus	♊	● 7. 47' V. ☿ Unt. ☌ ☉.	29	Maximin
Dienſt.	11	Barnabas	♋	☾ Erdn. Ende d. Abend-	30	Felix P.
Mittw.	12	Baſilides	♋	dämmerung am weſtlichen	31	Petronella
Donn.	13	Ant. v. P.	♌	Himmel ſichtbar; anfangs	1	Jun. **H. Chr.**
Freit.	14	Baſilius	♌	☾ ☊. 2 Stunden, am Ende	2	Erasmus
Sonn.	15	Vitus	♍	kaum ½ Stunde. ♃ ſteht bei	3	Clothildis

25. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	16	**3. n. Trin.**	♍	☽ 10. 51' N. Benno. **Ende**	4	**6. Exaudi**
Mont.	17	Adolph	♎	der Abenddämmerung	5	Bonifacius
Dienſt.	18	Marcellus	♎	Schlacht bei Belle-Alliance	6	Norbertus
Mittw.	19	Gervaſius	♎	1815. am weſtl. Himmel und	7	Robertus
Donn.	20	Silverius	♏	geht am Anfang des **Monats**	8	Medardus
Freit.	21	Albanus	♏	☉ ♋. Sommers Anf., läng-	9	Primus
Sonn.	22	Albinus	♐	ſter Tag. um 1 Uhr, am	10	Maurinus

26. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	23	**4. n. Trin.**	♐	Walram. **Ende** halb 12 Uhr	11	**Pfingſtfeſt**
Mont.	24	Joh. d. T.	♑	○ 2. 38' N. unter. ♄ zeigt	12	**Pfingſtm.**
Dienſt.	25	Elogius	♑	ſich längere Zeit am	13	Pfingſtdſt.
Mittw.	26	Pelagius	♑	**Morgenhimmel** und iſt am	14	**Quatemb.**
Donn.	27	7 Schläfer	♒	☾ Erdf. **Ende** des **Monats**	15	Vitus
Freit.	28	Leo P.	♒	☾ ☋. 1½ Stunden ſichtbar.	16	Benno
Sonn.	29	**Petr. P.**	♓	♅ iſt wegen der **Dämmerung**	17	Adolph

27. Vom Petri reichem Fiſchzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	30	**5. n. Trin.**	♓	Pauli Ged. nicht zu ſehen.	18	**Trinitatis**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. Junius um 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Montag den 10. Junius kurz nach 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 16. Junius bald nach 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Montag den 24. Junius bald nach halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	9 M.	3 Uhr	51 M.	8 Uhr	2 M.	7 St.	51 M.
11	16	21	3	48	8	11	7	37
21	16	28	3	47	8	13	7	32

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg. 12	3	Bei Tage		1
12	32			2
12	57			3
1	21			4
1	41			5
2	[illegible]			6
2	32			7
3	1			8
3	36	Abds.		9
Bei Tage		8	12	10
		9	18	11
		10	13	12
		10	58	13
		11	35	14
		Morg.		15
		12	6	16
		12	31	17
		12	57	18
		1	21	19
		1	46	20
		2	12	21
		2	41	22
		3	15	23
Abds.		3	54	24
8	50	Bei Tage		25
9	31			26
10	6			27
10	35			28
11	2			29
11	23			30

Monatsbild: Der ſorgſame Zimmermann.

Nach ſtrenger Schnur, recht feſt und ſchlicht,
Behau' ich Balken, Sparr'n und Pfoſten,
Sie weichen dann und wanken nicht,
Sind tücht'ger Grund auf ihrem Poſten: —
Steht Alles auch ſo feſt im Staat,
Sind wir geſichert in Rath und That.

Derbe Antwort.

Die Kaufleute in Breslau klagten bei Friedrich dem Großen gegen das bekannte, damals ſehr thätige Handelshaus Kuh, mit der Aeußerung: „es nähme ihnen das Brod". Der König ſchrieb an den Rand der Klageſchrift: „Das müſſen erbärmliche Ochſen ſeyn, die da meinen: eine Kuh nehme ihnen das Brod." — Jetzt iſt Concurrenz, Mitbeeiferung, das Handelshaus Kuh, gegen welches man beſonders klagt; da indeß Mitbeeiferung — wenn nicht niedrige oder gar betrügeriſche Mittel dabei in Anwendung kommen — der tüchtigſte Sporn zur Thätigkeit iſt, ſo wäre auch hier die Antwort Friedrich des Großen anwendbar.

Doch!

„Der Heiligenſchein der Wahrheit iſt nicht zu beſiegen!" ſagte ein Philoſoph aus alter Zeit, und ein Mann der Erfahrung aus der neueren entgegnete: „Doch! — eine vortheilhafte Lüge beſiegt ihn jetzt ſehr oft!"

---

neben ſich haben. Im Galopp und im Jünglingsalter, beim Tanz und beim Menſchen äußert ſich da ſchon aufgeregter die Leidenſchaft: ein kühneres Wagen, Beſiegen der Hinderniſſe; ein ſicherer Tritt, ſtolzere Haltung, wilderes Taumeln. Enger geſchloſſen fliegen die Paare hin, ſorglos um den ſo leicht möglichen Fall! Die Mütter, die Baſen, die Väter, die Alten ſchütteln die Köpfe, bewachen die Töchter, die Söhne, die Pflegebefohlenen mit beſorgten Blicken. Die Jungen lachen, poltern; die Alten trippeln, klagen, ſchmähen über die leichtfertige Sitte und die tolle Jugend. — Das iſt unſer viertes Bild. — Auf die Zeit des harmloſen Dahinjagens folgt im Leben eine, wo es ruhiger wird, aber das Meiſte contrair geht; das iſt beim Tanz die Zeit des Contratanzes. Hier iſt ſchon eine größere Aufgabe geſtellt; das Leben, der Tanz läßt ſich nicht mehr ſo leicht abfinden; beide wollen bedacht ſeyn, gewonnen durch Fleiß, Kunſt und Wiſſen. Die Eltern finden ſich da wieder in den Reihen der

1850.
Julius.

Alter.
Junius.

Mont.	1 Rembold	♓	☿ bleibt in dieſem **Monate**	19	Gervaſius
Dienſt.	2 **M. Heimſ.***	♈	🌗 6. 26′ N. in den Son-	20	Silverius
Mittw.	3 Hyacinth	♈	⊙ Erdf. nenſtrahlen	21	Albanus
Donn.	4 Ulrich	♉	☿ gr.-weſtl. Ausw. verbor-	22	Frohnl.
Freit.	5 Anſelm	♉	gen, da er in der groſsen Aus-	23	Walram
Sonn.	6 Iſaias	♊	♂ in ♍. ♅ in ♉. weichung	24	Joh. v. T.
	28. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ev. Röm. 6.				
Sonnt.	7 6. n. **Trin.**	♊	Wilibald. von der Däm-	25	1. n. Trin.
Mont.	8 Kilian	♋	merung verdeckt wird. ♀	26	Pelagius
Dienſt.	9 Agilolph	♋	🌑 2. 55′ N. bleibt in die-	27	7 Schläfer
Mittw.	10 7 Brüder	♌	☾ Erdn. ſem **Monate** am	28	Leo P.
Donn.	11 Pius P.	♌	☾ ♌. Abendhimmel ſicht-	29	Petr. P.
Freit.	12 Nabor	♍	bar. ♂ wird am Anfange des	30	Pauli Ged.
Sonn.	13 Margar.	♍	**Monats** nur noch etwas über	1	Julius. N.
	29. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ev. Röm. 6.				
Sonnt.	14 7. n. **Trin.**	♍	Bonaventura. 1 Viertelſt.	2	2. Tr. **M. H.**
Mont.	15 Ap. Theil.	♎	a. Abendhimmel ſichtb. ſeyn.	3	Hyacinth
Dienſt.	16 Skap. Feſt	♎	🌓 7. 9′ V. ♃ iſt am An-	4	Ulrich
Mittw.	17 Alexius	♏	fange des **Monats** noch	5	Anſelm
Donn.	18 Arnold	♏	1 Stunde lang am Abend-	6	Iſaias
Freit.	19 Arſenius	♐	himmel zu ſehen, am Ende	7	Wilibald
Sonn.	20 Elias	♐	keine Viertelſtunde mehr.	8	Kilian
	30. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ev. Röm. 8.				
Sonnt.	21 8. n. **Trin.**	♐	Daniel. ♄ geht am An-	9	3. n. Trin.
Mont.	22 M. Magd.	♑	fange des **Monats** ſchon um	10	7 Brüder
Dienſt.	23 Apollinar	♑	Anf. d. Hundstage. **Mitter-**	11	Pius P.
Mittw.	24 Chriſtine	♒	🌕 5. 52′ V. ☾ Erdf. nacht	12	Nabor
Donn.	25 Jakob	♒	☾ ♑. auf, nachher im-	13	Margar.
Freit.	26 Anna	♒	mer früher u. früher, ſo daſs	14	Bonavent.
Sonn.	27 Pantaleon	♓	er zuletzt länger als 4 St.	15	Ap. Theil.
	31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ev. 1. Cor. 10.				
Sonnt.	28 9. n. **Trin.**	♓	Innocenz. am **Morgenhim-**	16	4. n. **Trin.**
Mont.	29 Martha	♈	mel ſichtbar ſeyn wird. ♅ iſt	17	Alexius
Dienſt.	30 Abdon	♈	nur kurze Zeit um **Mitter-**	18	Arnold
Mittw.	31 Ign. Loj.	♈	☿ Ob. ☌ ⊙. nacht zu ſehen.	19	Arſenius

Mond- und Zeit-Wechſel.

nstag den 2. Julius kurz vor halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
nstag den 9. Julius kurz vor 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
nstag den 16. Julius bald nach 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
ittwoch den 24. Julius kurz vor 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 15. Julius.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 35 M.
11	16 11	3 59	8 10	7 49
21	15 49	4 11	8 0	8 11

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
11	48	Bei Tage		1
Morg.				2
12	10			3
12	31			4
1	0			5
1	30			6
2	7			7
2	53			8
3	50	Abds.		9
		8	51	10
		9	32	11
Bei Tage		10	7	12
		10	36	13
		11	2	14
		11	27	15
		11	51	16
		Morg.		17
		12	17	18
		12	45	19
		1	17	20
		1	51	21
		2	37	22
Abds.		3	25	23
8	7	4	20	24
8	39			25
9	7	Bei Tage		26
9	31			27
9	54			28
10	16			29
10	38			30
11	2			31

Monatsbild: Der umſichtige Maurer.

Iſt das Gebälk erſt aufgerichtet,
Nur grade Füllung ſorg' ich dann,
Daß ſich der Bau in Räume ſchichtet,
Die ficht kein Wind und Wetter an! —
Soll nun der Staat dem Baue gleichen,
Muß nichts aus dem Gefüge weichen.

Grundbeſtand der Weisheit.

In der Bibliothek eines Khalifen war ſo Vieles aufgehäuft, daß er befahl, Auszüge der Schriften zu machen, damit er der Weisheit Inhalt erfahre. Es geſchah; aber doch die Auszüge waren noch ſo umfaſſend, daß für dieſe der Khalif den gleichen Befehl gab. So wurde zwar Alles immer gedrängter, um es im Gedächtniß zu bewahren, dünkte der Khalif, wär' es aber noch viel zu viel, bis endlich ein Weiſer die ganze Bibliothek auf folgende vier Sätze zuſammenzog: „Sey mild, Herrſcher, und gerecht; wenn er. ſo ſey, o Volk, dem Geſetz unterthan und getreu der guten Sitte; ſeyd keuſch und züchtig, ihr Frauen; mäßig aber ſeyd Alle!"

Zur ſteten Erinnerung!

Den Geiſt und was
Er ſeyn kann, nicht beachten,
O glaubt mir, das
Läßt uns im Paradies verſchmachten.

---

end; ergänzend, leitend, oft auch beſchämt folgend, wenn ſie die Anſprüche der Zeit cht beachten, oder mit ihren Füßen und Köpfen nur aus der Mode gekommen ſind. s der Mode gekommen — denn ſehr oft ſind Vernunft und Erfahrung nicht der Mode! — Jungfrau und Jüngling haben ſchon unangenehme Wahrnehmungen macht; haben ſchlechte Tänzer und Tänzerinnen gefunden; haben ſich in einander äuſcht. Sie ſchlendern jetzt gleichgültig neben einander, die gegenſeitigen Anſprüche eigen; man will ſich nichts ſeyn und nichts werden und lächelt ſich nur herzverachter-ise an beim Balancee. — Und ſomit hätten wir das fünfte Bild. — Und nun och einmal einen Verſuch gemacht im Walzer. Ehe man ſich jetzt engagirt, fragt an erſt einen Dritten um die Verhältniſſe des Tänzers, der Tänzerin. Kann ſie gut

1850.
August

Alter.
Julius.

Donn.	1	Petr. Kett.	♉	☾ 5. 45′ V. ☿, der Ende	20	Elias
Freit	2	Portiunc.	♉	Juli in der obern Zuſam-	21	Daniel
Sonn.	3	Steph. Erf.	♊	♄ rückg. ♅ rückg. menkunft	22	M. Magd.
32. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.						
Sonnt.	4	10. n. **Trin.**	♊	Dominicus. mit der Sonne	23	5. n. **Trin.**
Mont.	5	Mar. Schn.	♋	war, iſt in dieſem Monate	24	Chriſtine
Dienſt.	6	Verkl. Chr.	♋	nicht ſichtbar. ♀ bleibt am	25	Jakob
Mittw.	7	Gottſchalk	♌	● 10. 1′ N. Unſ. ☉ F. ☾	26	Anna
Donn.	8	Cyriacus	♌	in Erdn. u. ☊. Abend-	27	Pantaleon
Freit.	9	Romanus	♍	himmel ſichtbar, doch immer	28	Innocenz
Sonn.	10	Laurenz	♍	kürzere Zeit, ſo daſs ſie am	29	Martha
33. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.						
Sonnt.	11	11. n. **Trin.**	♎	Hermann. Ende des Mo-	30	6. n. **Trin.**
Mont.	12	Clara	♎	nats nur etwas über ¼ Stunde	31	Ignaz Loj.
Dienſt.	13	Hippolyt.	♏	geſehen werden wird. ♂ iſt	1	**Aug. P. K.**
Mittw.	14	Euſebius †	♏	☽ 6. 14′ N. anfangs noch	2	Portiunc.
Donn.	15	**M. Himm.**	♐	1 Viertelſt. am Abend-	3	Steph. Erf.
Freit.	16	Rochus	♐	himmel zu ſehen, dann ver-	4	Dominicus
Sonn.	17	Sibylla	♐	ſchwindet er in der Abend-	5	Mar. Schn.
34. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.						
Sonnt.	18	12. n. **Trin.**	♑	Helena. dämmerung. ♃	6	7. n. **Trin.**
Mont.	19	Sebald	♑	kommt jetzt in der Abend-	7	Gottſchalk
Dienſt.	20	Bernhard	♒	☾ Erdf. dämmerung nicht	8	Cyriacus
Mittw.	21	Athanaſius	♒	☾ ☋. mehr zum Vorſchein	9	Romanus
Donn.	22	Timotheus	♒	○ 9. 40′ N. und iſt in die-	10	Laurenz
Freit.	23	Zacharias	♓	Ende der Hundst. ♂ in	11	Hermann
Sonn.	24	Barthol.	♓	♎. ſem Monate nicht ſicht-	12	Clara
35. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	25	13. n. **Trin.**	♈	Ludwig. bar. ♄ geht bei	13	8. n. **Trin.**
Mont.	26	Samuel	♈	Ende der Abenddämmerung	14	Euſebius
Dienſt.	27	Joſeph C.	♈	auf und bleibt die Nacht hin-	15	**M. Himm.**
Mittw.	28	Auguſtin	♉	durch ſichtbar. ♅ geht in	16	Rochus
Donn.	29	Joh. Enth.	♉	der Abenddämmerung auf	17	Sibylla
Freit.	30	Roſa	♊	☾ 2. 46′ N. und bleibt die	18	Helena
Sonn.	31	Paulin	♊	Nacht hindurch ſichtbar.	19	Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Auguſt um 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 7. Auguſt um 10 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Mittwoch den 14. Auguſt um 1 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.
Donnerſtag den 22. Auguſt kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond.
Freitag den 30. Auguſt um 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 41 M.
11	14 47	4 41	7 28	9 13
21	14 11	4 57	7 8	9 49

☾ Auf. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
11	30	Bei Tage		1
Morg.				2
12	2			3
12	42			4
1	32			5
2	31	Abds.		6
3	45	7	24	7
Bei Tage		8	2	8
		8	35	9
		9	3	10
		9	29	11
		9	54	12
		10	20	13
		10	48	14
		11	19	15
		11	54	16
		Morg.		17
		12	35	18
		1	21	19
		2	14	20
Abds.		3	11	21
7	11	4	12	22
7	36	5	15	23
7	59			24
8	21	Bei Tage		25
8	44			26
9	7			27
9	34			28
10	2			29
10	35			30
11	22			31

Monatsbild: Der emſige Weber.

Des Webers Schiff zieht hin und her
Daß Fäden zum Gebild ſich einen;
Doch aller Fleiß nährt ihn nur ſchwer,
Und rathſam muß es Jedem ſcheinen,
Daß deutſche Schifffahrt hin und her
Uns fremde Märkte muß vereinen.

Aus einer Chronik.

„Als im Jahr 1535 Einer von den Mitſchuldigen des Schneider-Königs Bockhold, genannt Johann von Leyden, hingerichtet werden ſollte, befragte man ihn zuvor: ob er nicht die vielen Opfer ſeines Trugs bedauere. Da hat er mit teufliſchem Gelächter die böſe Antwort gegeben: „Nein, warum glaubten mir die Narren!“ Solches könnte Vielen zum Exempel dienen, welche auf Dinge und Anreizungen hören, ſo ſie nicht verſtehen und doch danach thun!“

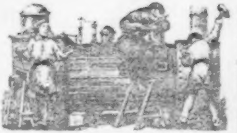
Vergleich.

Ein Pariſer Gaumenlüſtling oder Feinſchmecker — man ſagt in Frankreich Gourmand und in Deutſchland ebenſo — trank ein Glas des ſchönſten Bordeaux-Weins in einem Zuge aus, und rief dann vergnügt aus: „Das ging ſo ſchnell durch (cela passe), wie in der Kammer ein neues Geſetz!“

---

tanzen? Führt er die Dame angenehm? — Kann er ein Haus erhalten? hat ſie Geld? Je nachdem die Antwort, wird die Angel ausgeworfen, der Korb gegeben. — Dieſes Ereigniß ſtellt das ſechste Gemälde vor. — Hier ſind Goldſtücke an der Angel hängen geblieben, oder haben ſich losgeriſſen; dort gehen Fiſcher, in Korbhändler verwandelt, mit reichlich eingekaufter Waare umher; Dem iſt der Tanz geglückt, Jenem mißlungen. Liebe und Eiferſucht, Entzücken und Verzweiflung tanzen den letzten Galopp. — Das wäre die Aufgabe zum ſiebenten Bilde. Sollte es etwas ſittenwidrig ausfallen, ſo habe ich, wenn es fertig iſt, einen grünen Vorhang darüber zu malen. — Eine Pauſe entſteht in der Muſik. Junge, wilde Tänzer, Muth im Auge, treten auf den Schauplatz. Ein Gemurmel entſteht: was wird es geben? Der Knäul Derer, die ſich im Geheim beſprochen haben, entwirrt ſich — nach allen Seiten fliegen die raſchen Män-

1850.
September



Alter.
Auguſt.

36. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	1	**14. n. Trin.**	♋	Aegidius. ☿ iſt wegen ſeines	20	**9. n. Trin.**
Mont.	2	Raphael	♋	tiefen Standes in der gr.	21	Athanaſius
Dienſt.	3	Manſuetus	♌	öſtl. Ausw. in dieſem Mo-	22	Timotheus
Mittw.	4	Roſalia	♌	☾☊ u. Erdn. nate nicht ſicht-	23	Zacharias
Donn.	5	Herkulian	♍	bar. ♀, die an Glanz zu-	24	Barthol.
Freit.	6	Magnus	♍	🌑 5. 56′ V. nimmt, iſt	25	Ludwig
Sonn.	7	Regina	♎	doch nicht länger als	26	Samuel

37. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	8	**15. n. Trin.**	♎	**Mar. Geb.** etwa ¼ St. am	27	**10. n. Trin.**
Mont.	9	Audomar	♏	Abendhimmel zu ſehen. ♂	28	Auguſtin
Dienſt.	10	Nic. v. T.	♏	♃ in ♎. iſt nicht mehr ſicht-	29	Joh. Enth.
Mittw.	11	Protus	♏	bar, er bleibt in dieſem Mo-	30	Roſa
Donn.	12	Winand	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. nate von	31	Paulin
Freit.	13	Maternus	♐	🌓 8. 49′ V. der Dämmerung	1	**Sept. Aeg.**
Sonn.	14	† Erhöh.	♑	verdeckt. ♃ kommt	2	Raphael

38. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	15	**16. n. Trin.**	♑	Ludmilla. gleichfalls nicht	3	**11. n. Trin.**
Mont.	16	Cornel	♑	zum Vorſchein, da er ſchon	4	Roſalia
Dienſt.	17	Lambert	♒	☾ Erdf. u. ☋. 3 Stunden vor	5	Herkulian
Mittw.	18	**Quat.** †	♒	Richard. dem Aufhören der	6	Magnus
Donn.	19	Nicleta	♓	Abenddämmer. untergeht, er	7	Regina
Freit.	20	Euſtach. †	♓	🌕 geht zur Zuſammen-	8	**Mar. Geb.**
Sonn.	21	Mth. Ev. †	♓	1. 8′ N. kunft mit der	9	Audomar

39. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	22	**17. n. Trin.**	♈	Moriz. Sonne. ♄ iſt die	10	**12. n. Trin.**
Mont.	23	Thekla	♈	☉ in ♎. Herbſt Anf., Tag u.	11	Protus
Dienſt.	24	Joh. Empf.	♉	Nacht gleich. ganze Nacht	12	Winand
Mittw.	25	Kleophas	♉	hindurch ſichtbar und glänzt	13	Maternus
Donn.	26	Cyprian	♊	♃☌☉. in vollem Lichte. ♅	14	† Erhöh.
Freit.	27	Coſm. u. D.	♊	🌗 iſt die Nacht hindurch	15	Ludmilla
Sonn.	28	Wenzel	♊	10. 21′ N. ſichtbar, er	16	Cornel

40. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	29	**18. n. Trin.**	♋	Michael. ſteht zwiſchen halb	17	**13. n. Trin.**
Mont.	30	Hieronym.	♋	2 und 3 Uhr im Süden.	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 6. September kurz vor 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 13. September kurz nach 3 Viertel auf 9 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 21. September bald nach 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonnabend den 28. September bald nach 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5611ten Jahrs den 7. und 8. September, das Verſöhnungsfeſt den 16. September, die erſten Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 21. und 22., das Ende ihres Laubhüttenfeſtes den 28. und die Geſetzfreude den 29. September.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 31 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 29 M.
11	12 54	5 29	6 23	11 6
21	12 15	5 45	6 0	11 45

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg.		
12 16	[illegible]	1
1 21		2
2 36	[illegible]	3
3 56		4
5 18	Abds.	5
	7 1	6
	7 28	7
	7 54	8
[illegible]	8 30	9
	8 48	10
	9 18	11
	9 52	12
[illegible]	10 31	13
	11 16	14
	Morg.	15
	12 7	16
	1 2	17
	2 3	18
	3 6	19
Abds.	4 10	20
6 26	5 15	21
6 48		22
7 11	[illegible]	23
7 36		24
8 4		25
8 38	[illegible]	26
9 18		27
10 8		28
11 7		29
Morg.		30

Monatsbild: Der ſorgliche Maſchinenbauer.

Maſchinen hört man oft verdammen,
Doch ehren ſie des Menſchen Geiſt;
Der Troſs, ſchlägt er ſie frech zuſammen,
Weiß nicht, was Recht und Freiheit heißt. —
So auch iſt's mit der Staatsmaſchine,
Man ſoll ſie beſſern, nicht zerſtören;
Will Einer Euch dazu bethören,
Sagt ihm, daß er dem Frevel diene!

Von der Einheit und Gleichheit.

Zwei Einſiedler lebten ſeit lange bei einander, hatten Beide gleiche Geſinnung, gleichen Geſchmack; was der Eine dachte und wollte, das dachte und wollte der Andere auch: die Beiden waren vollſtändige Einheit. Nun begab es ſich eines Tages, daß ſie eine Blume fanden, deren Farbe der Eine für Himmelblau, der Andere für Preußiſchblau hielt, und Beide riefen in der höchſten Freude aus: „Ach wie ſchön! Endlich ſind wir Beide doch einmal Zwei!" — Wenn es irgendwo eine wirkliche Gleichheit und Einheit Aller gäbe, wie lange würde ſie wohl dauern! Dem Menſchen ſind Ungleichheiten und Widerſpruch Bedürfniß; kommen ſie nicht unwillkürlich von ſelber, ſchafft er ſie ſich, um der Langeweile zu entgehen. Sogar das ſtete Glück finden die Menſchen endlich unausſtehlich, und dann geſchieht's wohl, daß zuweilen ganze Völker die Vernunft aufgeben, nur um einem ſteten, langweilig gewordenen Glück zu entgehen!

---

ert und ziehen zögernde Damen in ihren Kreis. Das Zeichen zum Aufruhr iſt gegeben: das Orcheſter ſtimmt eine wilde Weiſe an und — los tobt der Maſurek. — Ihn tanzen die Tanzverbeſſerer, die Leute, welche ſtarke Bewegung lieben. Es iſt ein aufregender, iſt ein polniſcher Tanz, und die herumſtehenden, beſonnenen Alten ſehen ihm bedenklich zu, wie einer nothwendigen Unart der Jugend. Doch nicht zu lange getanzt! daß Ihr die Andern nicht beeinträchtigt und nicht vor der Zeit mit ſtarrer Erſchöpfung endigt! — Das iſt die Idee zum achten Bilde, welches ein hiſtoriſches iſt. — Nun kommt der Haupttakt des Tanzes, des Lebens. Der [illegible]

1850.
Oktober.

Alter.
September.

Dienſt.	1 Remigius	♌	☾☊. ♀, die an Glanz zu-	19 Nicleta
Mittw.	2 Leodegar	♌	nimmt und am Ende dieſes	20 **Quatemb.**
Donn.	3 Ewald	♍	☾ Erdn. Monats am hellſten	21 Matth. Ev.
Freit.	4 Franz	♍	🌑 iſt, bleibt jetzt etwas	22 Moriz
Sonn.	5 Placidus	♎	3. 24' N. länger als	23 Thekla

41. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ev. Ephes. 4.

Sonnt.	6 **19. Tr. Ertf.**	♎	Bruno. ♀ gr. öſtl. Ausw.	24 **14. n. Trin.**
Mont.	7 Sergius	♏	♂ in ♏. ¾ St. am Abend-	25 Cleophas
Dienſt.	8 Brigitta	♏	☿ Unt. ☌ ☉. himmel ſichtbar.	26 Cyprian
Mittw.	9 Dionyſius	♐	♂ iſt in dieſem ganzen Mo-	27 Cosm. u. D.
Donn.	10 Gereon	♐	nat nicht ſichtbar. ♃ fängt	28 Wenzel
Freit.	11 Wimmar.	♑	♄ ☍ ☉. von der Mitte des	29 Michael
Sonn.	12 Maximil.	♑	Monats an ſich am Morgen-	30 Hieronym.

42. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ev. Ephes. 5.

Sonnt.	13 **20. n. Trin.**	♑	🌓 2. 58' V. Tilmann. Him-	1 **Okt. 15. Tr.**
Mont.	14 Calixtus	♒	☾ Erdf. mel zu zeigen	2 Leodegar
Dienſt.	15 **Kön. G. T.**	♒	Thereſia. ☾☋. und bleibt zu-	3 Ewald
Mittw.	16 Gallus	♒	letzt 1½ St. ſichtbar. ♄ iſt	4 Franz
Donn.	17 Florentin	♓	am 11. in Gegenſchein mit	5 Placidus
Freit.	18 Luc. Ev.	♓	Schl. bei Leipzig 1813. der	6 Bruno
Sonn.	19 Ferdinand	♈	Sonne, ſteht dann um Mit-	7 Sergius

43. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ev. Ephes. 6.

Sonnt.	20 **21. n. Trin.**	♈	Wendelin. ternacht d. Sonne	8 **16. n. Trin.**
Mont.	21 Urſula	♉	🌕 3. 39' V. gegenüber	9 Dionyſius
Dienſt.	22 Cordula	♉	♅ ☍ ☉. im Süden. ♅	10 Gereon
Mittw.	23 Severin	♉	iſt am 22. im Gegenſchein	11 Wimmar.
Donn.	24 Evergiſt	♊	☿ gr. weſtl. Ausw. mit der	12 Maximil.
Freit.	25 Raphael	♊	Sonne und ſteht dann um	13 Tilmann
Sonn.	26 Amandus	♋	♀ gr. Glanz. Mitternacht	14 Calixtus

44. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ev. Phil. 1.

Sonnt.	27 **22. n. Trin.**	♋	Sabina. der ☉ gegenüber	15 **17. n. Trin.**
Mont.	28 Sim. Jud.	♌	🌗 5. 27' V. ☾☊. im Süden.	16 Gallus
Dienſt.	29 Narciſſus	♌	☾ Erdn. ☿ iſt am 23.	17 Florentin
Mittw.	30 Theoneſt	♍	etwa ¾ St. als Morgenſtern	18 Luc. Ev.
Donn.	31 Wolfg. ¼	♍	am Morgenhimmel ſichtbar.	19 Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechsel.

Sonnabend den 5. Oktober gegen halb 4 Uhr Nachmittags der neue Mond

Sonntag den 13. Oktober um 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Montag den 21. Oktober gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Montag den 28. Oktober gegen halb 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 23 M.
11	10 59	6 16	5 16	13 1
21	10 22	6 33	4 55	13 38

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	[illegible]
Morg.				
12	16	[illegible]		1
1	31	[illegible]		2
2	51			3
4	10	Abds.		4
5	30	5	52	5
		6	18	6
		6	45	7
		7	14	8
[illegible]		7	47	9
[illegible]		8	25	10
[illegible]		9	8	11
[illegible]		9	57	12
[illegible]		10	52	13
[illegible]		11	50	14
[illegible]		Morg.		15
		12	52	16
		1	56	17
		3	2	18
		4	8	19
Abds.				
5	15	5	17	20
5	39	6	27	21
6	6			22
6	38	[illegible]		23
7	16	[illegible]		24
8	3	[illegible]		25
9	6			26
10	5	[illegible]		27
11	17	[illegible]		28
Morg.		[illegible]		29
12	33			30
1	51			31

Monatsbild: Der vorſichtige Schmied.

Des Eiſens Starrheit zu beſiegen,
Bringt es der Schmied in Feuersgluth;
Es ſoll nicht brechen, ſoll ſich biegen,
Daß es die rechten Dienſte thut. —
Mag auch die Gluth der Leidenſchaft
Des Menſchen Thaten ſchmiegſam mildern! —
Denn herrſchet nur die ſtarre Kraft,
Dann müſſen Volk und Staat verwildern.

Der Miniſter und die Oppoſition.

Miniſter. Meine Herren, ich hoffe, Sie werden damit einverſtanden ſeyn —.

Oppoſition. Keineswegs! Wir verſichern im Gegentheil, in aller Hinſicht nicht darauf eingehen zu können!

Miniſter. Aber, ich habe mich nicht erklärt, Sie wiſſen ja noch gar nicht —.

Oppoſition. Schadet nichts! Aber ein- für allemal: Nein!

Von der Rechten. Das ſieht aus wie Syſtem, es iſt aber Unſinn!

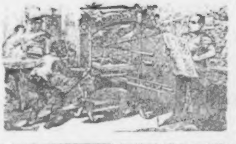
Oppoſition (mit gewaltigem Lärm). Zur Ordnung! Zur Ordnung!

Präſident (zur Rechten). Ich rufe Sie zur Ordnung! Es iſt ganz unſtatthaft, von der Oppoſition Sinn zu verlangen!

---

hat ausgetobt, die Lava verglüht und verwittert zur fruchttragenden Erde. Auf dem Boden der Fehltritte und Irrungen leitet jetzt Vernunft Mann und Weib. Man iſt müde der kurzen Engagements, des ewig wechſelnden Knüpfens loſer Bande. Die Wangen ſind bleicher geworden, die künſtlichen Locken hängen welk wie Trauerweiden von den Scheiteln. Die erſten Reize ſind vorüber und mit vieler Ruhe, doch nicht ohne Selbſtſucht, ſieht ſich der Mann um nach einer Dame und einem Stuhl, denn er will jetzt in ein dauerndes Verhältniß eingehen — im Leben zur Ehe, im Tanz zum Cotillon. Das iſt der Tanz der Bequemlichkeit und des häuslichen Glücks; doch auch dieſen trübt oft Leidenſchaft: das auffahrende Gemüth des Tänzers, wenn die Touren nicht gelingen, oder Eiferſucht, wenn Mann oder Frau mit zu ſichtlicher Aufmerkſamkeit geholt werden von andern Paaren. — Je länger er aber währt, der

1850.
November.



Alter.
Oktober.

Freit.	1	**All. Heil.**	♎	☿ iſt in den erſten Tagen	20	Wendelin
Sonn.	2	All. Seel.	♎	noch faſt ¼ St. am Morgen-	21	Urſula

45. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	3	23. n. **Trin.**	♏	Hubert. himmel zu ſehen,	22	18. n. **Trin.**
Mont.	4	Karl Bor.	♏	🌑 3. 8′ V. dann ver-	23	Severin
Dienſt.	5	Zacharias	♏	ſchwindet er und kommt	24	Evergiſt
Mittw.	6	Leonhard	♐	in die obere Zuſammenkunft	25	Raphael
Donn.	7	Engelbert	♐	mit der Sonne. ♀, die jetzt	26	Amandus
Freit.	8	Gottfried	♑	am glänzendſten geweſen	27	Sabina
Sonn.	9	Theodor	♑	iſt, bleibt anfangs etwas	28	Sim. Jud.

46. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	10	24. n. **Trin.**	♒	Martin P. länger als ¾ **St.**	29	19. n. **Trin.**
Mont.	11	Martin B.	♒	☽ 11. 43′ N. ☾ Erdf. u. ☋.	30	Theoneſt
Dienſt.	12	Kunibert	♒	lang am Abendhimmel	31	Wolfgang
Mittw.	13	Stanisl.	♓	ſichtbar. ♂ kommt in die-	1	**Nov. A. H.**
Donn.	14	Levin	♓	ſem ganzen Monat nicht zum	2	All. Seel.
Freit.	15	Leopold	♈	Vorſchein. ♃ geht immer	3	Hubert
Sonn.	16	Edmund	♈	früher und früher auf und iſt	4	Karl Bor.

47. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. 1. Theſſal. 4.

Sonnt.	17	**25. n. Trin.**	♈	Gertrud. gegen Ende des	5	20. n. **Trin.**
Mont.	18	Marimus	♉	Monats 3½ Stunde lang am	6	Leonhard
Dienſt.	19	Eliſabeth	♉	🌕 5. 3′ M. ♂ in ♐. Mor-	7	Engelbert
Mittw.	20	Simplic.	♊	genhimmel ſichtbar.	8	Gottfried
Donn.	21	**Mar. Opf.**	♊	♄ ſteht im Anfange des Mo-	9	Theoder
Freit.	22	Cäcilia	♋	nats um 10 Uhr Abends am	10	Martin P.
Sonn.	23	Clemens	♋	☾ Erdn. Ende, um halb 9 Uhr	11	Martin B.

48. Vom jüngſten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.

Sonnt.	24	26. n. **Trin.**	♌	Joh. v. Kr. Feierz. Gedächt-	12	21. n. **Trin.**
Mont.	25	Katharina	♌	☾ ☊. niſs der Geſtorb. im	13	Stanisl.
Dienſt.	26	Konrad	♍	☾ 1. 0′ M. Süden. ♅ ſteht	14	Levin
Mittw.	27	Bitbildis	♍	anfangs um 11 Uhr,	15	Leopold
Donn.	28	Günther	♎	☿ Ob. ☌ ☉. zuletzt um 9 Uhr	16	Edmund
Freit.	29	Saturnin	♎	♂ ☌ ☉. im Süden, und iſt	17	Gertrud
Sonn.	30	Andr. Ap.	♎	die Nacht hindurch ſichtbar.	18	Marimus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4. November bald nach 3 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 11. November kurz vor 3 Viertel auf 12 Uhr Mitternacht das erſte Viertel.
Dienſtag den 19. November gleich nach 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Dienſtag den 26. November um 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 30. November.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	42 M.	6 Uhr	52 M.	4 Uhr	34 M.	14 St.	18 M.
11	9	7	7	10	4	17	14	53
21	8	38	7	26	4	4	15	22

☾ Afg. U.	M.	☾ Unta. U.	M.	T.
Morg.				
3	8	[illegible]		1
4	25			2
		Abds.		
5	41	4	44	3
6	56	5	12	4
		5	42	5
		6	18	6
		6	50	7
		7	46	8
[illegible]		8	39	9
		9	36	10
		10	37	11
		11	40	12
		Morg.		13
		12	45	14
		1	51	15
		2	58	16
		4	7	17
Abds.		5	19	18
4	36	6	33	19
5	12			20
5	56			21
6	51			22
7	55	[illegible]		23
9	6			24
10	22			25
11	39			26
Morg.				27
12	56			28
2	11			29
3	25			30

Monatsbild: Der prüfende Buchdrucker.

Buchdrucker prüfen jeden Bogen:
Ob grad' der Buchſtab, recht das Wort,
Und was geprüft und wohl erwogen,
Das wird der Welt zum ſich'ren Hort; —
D'rum ſorgt, daß man ſich da nicht irrt,
Wo aller Druck zum Fehler wird!

Vorſorge.

Einem Bücherfreunde, der ſelbſt einen vollen Bücherſchrank beſitzt, wurde als Geſchenk ein Buch angeboten, welches für die neueſten ſocialiſtiſchen und politiſchen Hirngeſpinnſte ſchwärmt und ſie als den einzigen Himmel der Menſchheit über das ganze Weltall ausbreiten möchte. „Hören Sie", ſagte zum Geſchenkgeber der Bücherfreund, „Sie werden's mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihre Gabe nicht annehme. Die Tollheit iſt jetzt ſo anſteckend, daß ich fürchten müßte, alle meine Bücher würden toll, wenn ich das von Ihnen mir gefälligſt zugedachte Buch in meinen Schrank brächte."

Geſpräch.

Schüler.
Wir ſind nicht mehr gebunden, wir ſind frei,
Gehorſam ziemt der ſtarken Menge nicht!
Meiſter.
Gehorſam, Kind, iſt keine Sklaverei,
Er wird als Recht gar oft der Freiheit Pflicht!

---

ine Tanz, je träger werden die Füße, ſchläfriger die Geſichter, nur Wenige erhalten ſich bis an's Ende munter, bereitwillig und zuvorkommend. Denn des Menſchen beweglicher Sinn ſieht nach Abwechslung; meiſtentheils trägt das ewige Einerlei des Cotillons die Freude zu Grabe. — Das wäre das Hauptbild und Deckenſtück meines Tanzſaales. — Das neunte Wandgemälde darin ſtellte den Kehraus vor. Für dieſes Bild hoffe ich das Meiſte von deiner Kunſt, du alter Hans Holbein! Da iſt deine geſpenſtiſche Phantaſie wieder ganz an ihrem Platze. Welke Geſichter, erſchöpft, erblaßt; ſchlotternde Beine, erloſchene Augen; Staub und Aſche auf den Gewändern; heruntergebrannte Lichter; Halbdunkel; disharmoniſche Muſik im ſchlep-

1850.
Dezember.

Alter.
November.

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ev. Röm. 13.

Sonnt.	1	1. **Advent**	♏	Eligius. ☿ iſt in dieſem **Mo-**	19	22. **n. Trin.**
Mont.	2	Balbina	♏	**nate nicht** ſichtbar, da er in	20	Simplic.
Dienſt.	3	Franz Xav.	♐	🌑 5. 44′ N. die obere Zu-	21	**Mar. Opf.**
Mittw.	4	Barbara	♐	ſammenkunft mit der	22	Cäcilia
Donn.	5	Criſpina	♑	**Sonne** kommt. ♀ iſt jetzt	23	Clemens
Freit.	6	Nicolaus	♑	noch ½ St. als Abendſtern	24	Joh. v. Kr
Sonn.	7	Ambroſius	♑	ſichtbar; ſie nähert ſich	25	Katharina

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ev. Röm. 15.

Sonnt.	8	2. **Advent**	♒	**Mar. Empf.** ☾☋. ſchnell	26	23. **n. Trin.**
Mont.	9	Leocadia	♒	☾ Erdf. der **Sonne** und wird	27	Bithildis
Dienſt.	10	Judith	♓	am 16ten **Morgenſtern.** ♂	28	Günther
Mittw.	11	Damaſus	♓	🌓 9. 5′ N. kommt in die-	29	Saturnin
Donn.	12	Epimachus	♓	ſem **Monate** nicht zum	30	Andr. Ap.
Freit.	13	Lucia	♈	Vorſchein. ♃ geht anfangs	1	**Dez.** Elig.
Sonn.	14	Nicaſius	♈	gegen 3 **U. Morgens,** zuletzt	2	Balbina

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ev. 1. Cor. 4.

Sonnt.	15	3. **Advent**	♉	Euſebius. bald nach 1 **Uhr**	3	1. **Advent**
Mont.	16	Adelheid	♉	♀ Unt. ☌ ☉. auf und bleibt	4	Barbara
Dienſt.	17	Lazarus	♊	♄ rechtl. die übrige **Nacht**	5	Criſpina
Mittw.	18	**Quat.** †	♊	Wunibald. hindurch ſicht-	6	Nicolaus
Donn.	19	Nemeſius	♋	🌕 5. 31′ V. bar. ♄ ſteht	7	Ambroſius
Freit.	20	Julius †	♋	anfangs um 8 **Uhr Ab.**	8	**M. Empf.**
Sonn.	21	Th. Ap. †	♋	☾ Erdn. u. ☊. zuletzt um	9	Leocadia

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ev. Phil. 4.

Sonnt.	22	4. **Advent**	♌	Gregor Sp. ☉ in ♑. Wint.	10	2. **Advent**
Mont.	23	Dagobert	♌	Anf., kürzeſter Tag. 6 **U.** im	11	Damaſus
Dienſt.	24	Adam, E. †	♍	**Süden und geht anfangs um**	12	Epimachus
Mittw.	25	**H. Chriſtt.**	♍	🌗 9. 51′ M. halb 3, zuletzt	13	Lucia
Donn.	26	**Stephan**	♎	um halb 1 **Uhr unter.**	14	Nicaſius
Freit.	27	**Joh. Ev.**	♎	♅ ſteht im Anfange des **Mo-**	15	Euſebius
Sonn.	28	Unſch. K.	♏	**nats** um 9 **Uhr,** am **Ende**	16	Adelheid

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ev. Gal. 4.

Sonnt.	29	**n. Chriſtt.**	♏	Thomas E. um 7 **U. Abends**	17	3. **Advent**
Mont.	30	David	♐	♈ in ♑. im **Süden u. geht zu-**	18	Wunibald
Dienſt.	31	Sylveſter	♐	☉ Erdn. letzt um 2 **U. unter.**	19	Nemeſius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. Dezember um 3 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Mittwoch den 11. Dezember gleich nach 9 Uhr Abends das erſte Viertel.
Donnerſtag den 19. Dezember um halb 6 Uhr Morgens der volle Mond.
Mittwoch den 25. Dezember bald nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 11 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 46 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 52	8 2	3 54	16 6

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg.	[illegible]	
4 39		1
5 51	Abds.	2
7 1	4 14	3
	4 52	4
	5 36	5
	6 27	6
	7 23	7
[illegible]	8 23	8
	9 25	9
	10 29	10
	11 33	11
	Morg.	12
	12 39	13
	1 46	14
	2 56	15
	4 8	16
	5 22	17
Abds.	6 37	18
4 [illegible]	7 40	19
5 38		20
6 49		21
8 6	[illegible]	22
9 26		23
10 44		24
Morg.		25
12 0		26
1 15		27
2 28		28
3 40		29
4 49		30
5 55		31

Monatsbild: Der entdeckende Gelehrte.

Er ſann und ſann und dachte ſcharf —
Jetzt hat Er's! — doch ward's ihm ſo ſchwer,
Daß nun in ſeinem Jubel Er
Sich ſeinen Sitz zu Boden warf. —
Wir wünſchen Ihm, daß ſein Gedanke,
Der Leſewelt raſch anvertraut,
Ja nicht von des Geſetzes Schranke
Mehr niederwirft als auferbaut!

Gz.

Vom Phönix.

Ein morgenländiſcher Fürſt fragte einen Weiſen: „Wo iſt der Phönix zu ſuchen?" — Der Weiſe antwortete: „Auf dem Thron und bei dem Volk! Auf dem Thron, den ein Fürſt inne hat, der die Schmeichelei zu entbehren weiß; bei dem Volk, wenn es ſo geſcheidt und vernünftig iſt, zu begreifen, daß gute und ſelbſt ſchlimme Tage nicht in beſſere zu verwandeln ſind durch Uebertretung der Geſetze."

Der Wühler und der Bedächtige.

Die erſte Lehre, die Allen frommt:
Merkt Alles von Euch um das, was kommt;
Der Zukunft lebet, den Augenblick
Gebt hin für unſer verheiß'nes Glück.

„Doch wenn die Zukunft, maulheld'ger Mann,
Von Deinem Nachlaß nichts brauchen kann,
Dann haſt Du die Haare Dir ausgerauft,
Daß ſie der Sohn dem Friſeur verkauft."

---

genden Takt! — Male mir immerhin ſo einige bleiche Gerippe hinein, wie an deine Kirchhofsmauer; du wirſt hier nicht weit von der Wahrheit weichen: denn der Kehraus iſt der Todtentanz des Tanzes und des Lebens. — Und nun das letzte Bild, alter Hans! Keine Farbe! Grau in grau. Ein ſchwarzes Feld, gleichend der Finſterniß des Grabes oder eines Tanzſaales, in welchem alle Lichter erloſchen. Mitten in dieſem ſchwarzen Felde ſchwebt ein Paar hohler Tanzſchuhe. Ihre Sohlen ſind durchgetanzt und durch die beiden Löcher ſieht der ſchwarze Hintergrund wie die ewige Nacht aus den Augenhöhlen eines Schädels. Darunter ſollen die Worte ſtehen: „Denk' an's Ende!"

— h.

Zeitrechnung des Jahres 1850.

Das gegenwärtige 1850ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1849 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 31. März und im alten fünf Wochen ſpäter, nämlich auf ſeinen 21. April, ſo daß die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte in dieſem Jahr nach dem alten Kalender fünf Wochen ſpäter gefeiert werden als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 11 Uhr 24 Minuten Nachts nach mittlerer Ofner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 8 Uhr 19 Minuten Abends. Der Herbſt am 23. September um 10 Uhr 20 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 3 Uhr 58 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre nur zwei Finſterniſſe, und zwar beide an der Sonne. Keine von beiden wird in unſern Gegenden ſichtbar ſein.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige, die nur im ſüdöſtlichen Theile von Afrika, der Südſpitze von Arabien, dem ſüdweſtlichen Theile von Aſien und dem nordweſtlichen Theile von Neuholland ſichtbar ſein wird. Sie findet am 12. Februar in den Morgenſtunden ſtatt.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine totale, welche nur in dem ſüdweſtlichen Theile von Nordamerika, dem nordweſtlichen von Südamerika, einem kleinen Theile von Aſien, im ſtillen Ocean und Neu-Guinea ſichtbar ſein wird. Sie findet am 7. Auguſt in den Nachtſtunden ſtatt.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1850.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe nicht mit bloßem Auge zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 29. Auguſt um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne fünfter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben ζ bezeichnet iſt.

Uranus.

Dieſer von Herſchel (dem Vater) am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich in den beiden erſten Monaten des Jahres und auch einen Theil des März hindurch am Abendhimmel. Am 16. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er mehrere Monate verborgen bleibt. Im Juni verbirgt ihn noch die Dämmerung dem unbewaffneten Auge, da er nur als ein Stern fünfter bis ſechſter Größe erſcheint. Im Juli wird er gegen Ende des Monats um Mitternacht am Oſthimmel zu erkennen ſein und dann ferner im Auguſt, wo er rückgängig wird und im September. Am 22. Oktober ſteht er im 28ſten Grade des Widders um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden und iſt dann am beſten wahrzunehmen. Er bleibt bis zu Ende des Jahres rückgängig, ſteht dann um 7 Uhr Abends im Süden und geht um 2 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn ſteht zu Anfange des Jahres bei dem Ende der Abenddämmerung im Süden und iſt ſpäter am Abendhimmel ſichtbar. Am 31. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis gegen Ende des Mai verborgen bleibt. Er erſcheint dann vor Anfang der Morgendämmerung auf kurze Zeit am Morgenhimmel. Er geht nun immer früher und früher auf. Am 3. Auguſt wird er rückgängig und ſteht am 11. Oktober um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden im 18ten Grade des Widders. Dann iſt er am helleſten und die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Nachher culminirt er in den Abendſtunden am 6. November um 10 Uhr, am 5. Dezember um 8 Uhr. Am 17. Dezember wird er wieder rechtläufig und ſteht am Ende des Jahres gleich nach 6 Uhr Abends im Süden.

Jupiter.

Jupiter wird in den erſten Tagen des Jahres rückgängig. Er geht dann um 10 Uhr Abends auf und bleibt die Nacht hindurch ſichtbar. Am 9. März ſteht er im 19ten Grade der Jungfrau um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden und glänzt dann die ganze

Nacht hindurch im hellſten Lichte. Er culminirt dann immer früher und früher und wird am 10. Mai wieder rechtläufig. Um dieſe Zeit wird er zweimal aber am Tage vom Monde bedeckt. Das erſte Mal am 22. April während ſeines Aufgangs um 2 Uhr Nachmittags. Das zweite Mal am 19. Mai um 8 Uhr Abends bei Untergang der Sonne. Der Austritt bei der letzten Bedeckung wird deshalb mit unbewaffnetem Auge vielleicht wahrzunehmen ſein. Im Anfang Juni iſt er am Abendhimmel ſichtbar und geht um 1 Uhr Nachts unter, im Anfang Juli um 11 Uhr und im Auguſt verdeckt ihn die Dämmerung. Am 26. September kommt er zur Sonne, weshalb er auch in dieſem Monate nicht geſehen werden kann, und erſt von der Mitte des Oktobers allmälig am Morgenhimmel vor Anfang der Dämmerung wieder erſcheint. Er geht dann früher und früher auf, am 6. November um 4 Uhr Morgens, am 16. Dezember um 2 Uhr Morgens, am Ende des Jahres etwas nach 1 Uhr Morgens.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora. Metis.

Dieſe neun Planeten, welche unter dem gemeinſchaftlichen Namen Aſteroiden begriffen werden, füllen eine längſt bemerkte Lücke in unſerem Sonnenſyſteme zwiſchen dem Jupiter und Mars aus. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert, und der größte Theil ſelbſt erſt vor wenigen Jahren entdeckt. Nämlich: Ceres am 1. Januar 1801 von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal; Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Hencke in Drieſen; Hebe am 1. Juli 1847 von Herrn Hencke in Drieſen; Iris am 13. Auguſt 1847 von Herrn Hind in London; Flora am 18. Oktober 1847 von Herrn Hind in London; Metis am 25. April 1848 von Herrn Graham in Markree. Nur mit bewaffneten Augen ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars iſt in den erſten Tagen des Jahres noch rückgängig. Er wird aber ſchon am 11. Januar rechtläufig, wo er um 9 Uhr Abends im Süden ſteht und faſt die ganze Nacht hindurch ſichtbar bleibt. Während des Februar ſteht er Anfangs 2 Stunden nach Ende der Abenddämmerung im Süden und geht um 5 Uhr Morgens unter. Im März tritt er in das Zeichen des Krebſes, er geht immer früher und früher unter, in der Mitte des März um 3 Uhr, in der Mitte des April um 2 Uhr, in der Mitte des Mai, wo er in das Zeichen des Löwen tritt, um 1 Uhr, gegen Ende des Juni um 11 Uhr. Kurz nachdem er Anfang Juli in das Zeichen der Jungfrau eingetreten iſt, wird er am 12. Juli vom Monde um 7 Uhr Abends bedeckt. Da indeſſen die Sonne dann noch nicht untergegangen iſt, ſo wird das unbewaffnete Auge dieſe Bedeckung nicht ſehen. Er nimmt immer mehr an Licht ab. Im Auguſt, wo er in das Zeichen der Wage eintritt, iſt er kaum noch in der Abenddämmerung zu ſehen und bleibt bis Ende des Jahres, wo er die Zeichen des Skorpions, Schützen und Steinbocks durchwandert, unſichtbar. Am 23. November iſt er in der Zuſammenkunft mit der Sonne.

Venus.

Venus wird in dieſem Jahre weder als Morgenſtern noch als Abendſtern auf längere Zeit ſich zeigen. Im Januar iſt ſie Morgenſtern und wird in den erſten Tagen noch eine halbe Stunde ſichtbar ſeyn. Dann verſchwindet ſie in den Sonnenſtrahlen und iſt im Februar und März, wo ſie nach ihrer oberen Zuſammenkunft mit der Sonne am 3. März Abendſtern wird, nicht ſichtbar. Im April erſcheint ſie allmälig in der Abenddämmerung, bleibt aber nicht eine volle Stunde lang ſichtbar, ſo wie ſie auch im Mai zwar etwas länger, doch nur bis zu anderthalb Stunden, im Juni, Juli, Auguſt und September, wieder kurzer bis zu einer halben Stunde nur am Abendhimmel ſichtbar bleibt. Ihr Glanz hat indeſſen zugenommen und wird drei Wochen nach ihrer, am 6. Oktober ſtattfindenden größten öſtlichen Ausweichung, am 26. Oktober am größten ſein. Sie bleibt im Oktober und November nur etwa 3 Viertelſtunden ſichtbar. Im Dezember nähert ſie ſich ſehr ſchnell der Sonne, wird nach der untern Zuſammenkunft am 16. Dezember Morgenſtern und iſt als ſolcher in den letzten Tagen des Jahres etwa anderthalb Stunden zu ſehen.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre drei Mal. Zuerſt als Abendſtern am 24. Januar, wo er faſt 3 Viertelſtunden lang, doch wegen des tiefen Standes nur bei ſehr reiner Luft im Sternbilde des Steinbocks geſehen werden kann. Am beſten wird man ihn am 13. Mai erblicken können. Er iſt dann ebenfalls Abendſtern und ſteht zwiſchen den Hörnern des Stiers. Seine Sichtbarkeit währt faſt eine Stunde. Zuletzt kommt er auch als Morgenſtern am 23. Oktober zum Vorſchein, wo er 3 Viertelſtunden lang im Sternbilde der Jungfrau ſich zeigt. Er geht dann um 5 Uhr auf.

Genealogie des Königl. Preuſsiſchen Hauſes

und

die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit **Eliſabeth Ludovike**, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm Ludwig**, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Gardecorps ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit **Marie Luiſe Auguſte Katharina**, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) **Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl**, geb. 18. Okt. 1831, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) **Luiſe Marie Eliſabeth**, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: **Friederike Luiſe Charlotte**), geb. 13. Juli 1798. — 3) **Friedrich Karl Alexander**, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, General-Inſpecteur der zweiten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit **Marie Luiſe Alexandrine**, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) **Friedrich Karl Nikolaus**, geb. 20. März 1828, aggr. Major beim Garde-Huſaren-Regiment ꝛc. 2) **Marie Luiſe Anna**, geb. 1. März 1829. 3) **Marie Anna Friederike**, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine **Alexandrine** Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande, **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant ꝛc., geſchieden am 31. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne **Charlotte**, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht**, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth **Alexandrine**, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorb. Prinzen **Ludwig**, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) **Friedrich** Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine **Luiſe**, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21. Juni 1820, Oberſt ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Rittmeiſter ꝛc. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Deſſau, **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Bruder des Königs: Friedrich **Wilhelm** Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., Wittwer 14. April 1846 von **Marie** Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. Kinder: 1) Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, erſter General-Inſpecteur der Artillerie, Oberbefehlshaber über ſämmtliche ausgerüſtete Kriegs-Fahrzeuge ꝛc. 2) Marie **Eliſabeth** Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Friederike Franziska Auguſte **Marie** Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit **Friederike** Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzeſſin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie **Agnes**, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. **Marie** Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Baden.

Karl **Leopold** Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit **Sophie** Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder. 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha. 2. **Ludwig**, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. **Friedrich** Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig **Wilhelm** Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. **Karl** Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. **Maria** Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. **Cäcilie** Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte **Maria** Hedwig, jüngſten Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Kinder: 1. **Ludwig** Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845. 2. **Otto** Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, geb. 27. April 1848.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Aug. 1832 mit Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7 April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Kinder: 1. Iſabelle Chriſtine Leopoldine Auguſte, Michael Gabriel Raphael Gonzaga, geb. 29. Juli 1846. 2. Leopoldine Thereſe Franziska Geneple, geb. 13. Juli 1847. 3. Dom Pedro Affonſo Chriſtino Leopoldo Eugenio Fernando Vicente Miguel Raphael Gonzaga, Kronprinz, geb. 19. Juli 1848.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt **Wilhelm** Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25 April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich.

Ludwig Philipp, geb. 6. Okt. 1773, zum König der Franzoſen erwählt 9. Aug. 1830, entſagt der Regierung am 24. Febr. 1848.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. Alfred Ernſt Albert, Herzog von York, geb. 6. Aug. 1844. 5. Helena Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846. 6. Luiſe Caroline Alberta, geb. 18. März 1848.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20 Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III, Großherzog, geb. 9 Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Baiern, geb. 30. Auguſt 1813.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von Cäcilie, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie Friederike, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845. 4. Eugen Maximilianowitſch, geb. 8. Februar 1847.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit **Marie Wilhelmine Friederike**, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich von Heſſen-Kaſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. **Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav**, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. **Caroline Charlotte Marianne**, geb. 10. Jan. 1821, geſchieden 30. Septbr. 1846 von dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. **Georg Karl Ludwig**, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio und Guaſtalla.

Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit **Adelgunde Auguſte Charlotte**, Schweſter des Königs von Bayern, geb. 19. März 1823. — Tochter: Anna Beatrice Thereſia Marie, geb. 19. Okt. 1848.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839. Wittwer 28. Jan. 1845 von der Großfürſtin **Eliſabeth** Michailowna, zweiten Tochter des Großfürſten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit **Maria Thereſia** Iſabella, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſis Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonſo Maria, Graf von Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunziata Iſabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Gaetan Maria Friedrich, geb. 12. Januar 1846. 7. Joſeph, geb. 4. März 1848.

Niederlande.

Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit **Sophie** Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Würtemberg. — Kinder: 1. **Wilhelm** Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, geb. 4. Sept. 1840. 2. Wilhelm Friedrich Moritz Alexander Heinrich, geb. 15. Sept. 1843.

Oeſterreich.

Franz Joſeph Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848.

Parma und Piacenza.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. als Herzog von Lucca 13. März 1824, als Herzog von Parma 17. Dezember 1847, verm. 15. Auguſt 1820 mit **Marie Thereſe**, Tochter des verſt. Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Portugal.

Donna **Maria II** da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit **Ferdinand** Auguſt Franz Anton, Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. **Johann** Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 18. Febr. 1845. 6. Fernando von Braganza-Bourbon, geb. 23. Juli 1846. 7. Auguſt von Braganza und Bourbon, geb. 4. Nov. 1847.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit **Alexandra** Feodorowna, Schweſter des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Kinder: 1. Großfürſt **Alexander** Nikolajewitſch Ceſarewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. **Olga** Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Würtemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. **Konſtantin** Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 5. **Nikolaus** Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 6. **Michael** Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit **Marie** Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs **Ludwig** von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit **Marie** Paulowna, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Georg Karl Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1796, reg. 30. Nov. 1848, verm. 7. Okt. 1825 mit **Marie** Friederike Luiſe Alexandra Eliſabeth Charlotte, Vater-Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. März 1803. — Söhne: 1. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Erbprinz, geb. 16. Sept. 1826. 2. Moritz Franz Friedrich Konſtantin Heinrich Auguſt Alexander, geb. 24. Okt. 1829.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Victor Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, verm. 12. April 1842 mit **Adelheid** Franziska Maria Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer, geb. 3. Juni 1822. — Kinder: 1. Clotilde Marie Thereſe Luiſe, geb. 2. März 1843. 2. **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Kronprinz, Prinz von Piemont, geb. 14. März 1844. 3. Amadeo Ferdinando Maria, Herzog von Aoſta, geb. 30. Mai 1845. 4. Otto Eugen Maria, Herzog von Montferrat, geb. 11. Juli 1846. 5. Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Auguſte, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz **Guſtav** Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. **Oskar** Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. **Charlotte** Eugenie Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolaus **Auguſt**, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Großherzog, Herzog von Lucca, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria **Iſabella**, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Chriſtina Annunciata Luiſe Anna Joſephe Johanna Agatha **Dorothea** Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Luiſe Annunciata, geb. 30. Okt. 1845. 7. Ludwig Salvador Maria Joſeph, geb. 4. Aug. 1847.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842. 3. Mehemed Reſched, geb. 2. Nov. 1844. 4. Mehemed Ziaeed, geb. 11. Dez. 1846. 5. Mohamed Abid, geb. 26. April 1848. 6. Mehemet Paſcha Aedin Effendi, geb. 1849.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Königs der Niederlande. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. **Auguſte** Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Zum neuen Jahre.

Begraben iſt das alte Jahr:
  Es ging zu ſeinen Vätern;
Mit mancher That gehört es zwar
  Auch zu den Miſſethätern —
Doch weil man Gutes ſprechen ſoll
Von Todten, wünſch' ich ohne Groll:
  Gedenket ſein in Milde!

Bemüht das Neujahr ſich einmal,
  Daß wir es gern vergeſſen,
Was wir an ſeiner Ahnen Zahl
  Für üble Herren beſeſſen,
Dann hat's gewiß vollauf zu thun,
Es darf nicht raſten, darf nicht ruh'n,
  So viel iſt wett zu machen.

Es halte alle Hände rein
  Von Räuberei und Blute,
Daß Recht in Rath und That allein
  Die Völker friſch ermuthe;
Der Frieden iſt ein werther Gaſt,
Doch Allen iſt der Krieg verhaßt,
  Das Pred'gen durch Kanonen.

Doch weil das Vaterland ein Gut
  Iſt über alle Güter,
So wend' es neu zu ſeiner Huth
  Die wankenden Gemüther,
Damit der Väter Heldenkraft
Noch in den Söhnen Wunder ſchafft:
  Und Wunder ſchafft nur — [illegible]

Die Welt bleibt ſich gleich.

In einer Predigt vom Jahre 1745 habe ich folgende Stelle gefunden: „Willſt du wiſſen, wie es am Hofe der Welt ausſieht, ſo laſſ' es dir ſagen. Der Eigennutz iſt Potentat, Selbſtliebe die Potentatin; der Vortheil iſt Miniſter; Ehrgeiz und Schimmer ſind die Räthe; Dünkel und Hochmuth die Kammerherren; Hoffahrt iſt Schleppenträgerin; der Neid Lakay und die Falſchheit Magd.“ — Was läßt ſich da Anderes hinzufügen als:

Die Welt wird jung und wieder alt,
Und bleibt ſich gleich an Geſtalt und Gehalt!

Der Liberale, Royaliſt und Abſolutiſt in einer Perſon.

Don Manuel, ein ſpaniſcher Edler, war ein ſehr gemäßigter und vernünftiger Mann, gar keiner Partei anhängend. Er ſah die Dinge, wie ſie wirklich ſind, und ſprach, wie es ihm um's Herz war. Da es in Spanien faſt nichts als Exaltirte und Parteien giebt, ſo hielt jeder den Unbefangenen für ſeinen Gegner, und er gerieth in Streit, wenn er gehofft hatte, vernünftige Meinungen zu finden. Eines Tages, als die Gemüther in erhöhter Aufregung waren, las er in einem Madrider Kaffeehauſe die „Gazeta“; er hatte kaum ein paar Worte darüber geäußert, als er ſchon in offener Fehde war mit einem königlichen Freiwilligen, dem er viel zu liberal ſprach, und die Folge davon war eine Herausforderung zum Duell. Don Manuel ging fort und begegnete unterweges einem wirklichen Liberalen, der ihm eine Nachricht mittheilte. Dem geſunden Menſchenverſtande Don Manuels erſchien die Nachricht höchſt unwahrſcheinlich; er zweifelt, ſpöttelt über des Erzählers Leichtgläubigkeit, gleich iſt ein neuer Zwiſt bereit; er gilt für einen Royaliſten, und ein zweites Duell iſt die Folge davon. — Abends findet er bei einem Freunde einen Carliſten, der mit unverſchämter Galle gegen König und Miniſter loszieht. Don Manuel verdrießt dieſe Frechheit, er tadelt die Bitterkeit des Redners; man erhitzt ſich, und ein drittes Duell iſt das Ende davon. — Der Geforderte hatte ſeine drei Gegner alle zu einer Stunde und an denſelben Ort beſchieden. Zuerſt kommt der königliche Freiwillige, verwundert, noch Niemand zu finden; endlich erſcheint der Liberale, der ihn fragt, was er wolle. „Ich erwarte hier einen Negro“ — heißt es — „den ich ein wenig züchtigen will. Nicht zufrieden, ihre Genoſſen nach dem Cabada-Platz gebracht zu ſehen, findet man noch immer Naſeweiſe genug von ſolchem Caliber!“ — Nichts war natürlicher, als daß der Gegner nach dieſen Grobheiten ſein Schwert zog und auf der Stelle die Schmach abwaſchen wollte, als der Carliſt erſchien. „He, was giebt's da!“ fragt er ſchon von weitem. Jeder giebt ſeine Partei zu erkennen, und der Carliſt will ſogleich mit Beiden ein neues Duell beginnen. — Da kommt endlich Don Manuel. „Gemach, meine Herren!“ ſpricht er; „ich habe den Vorzug. Erlauben Sie, daß ich Einen nach dem Andern abfertige, und zwar in der Reihe, wie ich gefordert bin. Zuerſt bitte ich den Herrn Royaliſten, ſich zu ſtellen, weil er mich einen Liberalen genannt; dann den Herrn Liberalen, weil er mich einen Royaliſten genannt, und dann den Herrn Carliſten, weil er mich einen Abſolutiſten genannt. Sie ſehen, meine Herren, daß kein ehrlicher Mann dies Alles zugleich ſeyn kann, alſo — Genugthuung!“ — Zwei der Gegner, obgleich Spanier, mußten bei dieſem dreifachen Widerſpruch lachen; nur der Carliſt blieb ernſt und ſagte, Don Manuel ſcharf anblickend: „Wenn Sie keiner von den drei Parteien angehören, ſtellen Sie ſich offenbar zu der gemäßigten Partei, und da weiß ich nicht, ob ich einen ſolchen oder einen **Descamisados** (Ohnhemdigen) mehr verachten ſoll!“ — Damit warf er ſtolz ſeinen Mantel über die Schulter, und war froh, ſein Blut nicht mit dem von Leuten ſolchen Gelichters vermiſchen zu dürfen.

Wege-Blumen.

Weisheit willſt du üben? — Nun,
Such' als Beiſpiel dann zu nützen,
Und du haſt vollauf zu thun,
Selbſt vor Thorheit dich zu ſchützen.

Wie kommt's, daß Leute mit nicht üblen Gaben
Sein Recht oft nicht dem Fortſchritt zollen? —
„Sie können dann nur eine Stelle haben,
Wenn ſie nicht von der Stelle wollen!“

Im Unglück ſey vergnügt,
Da müſſen Muth und Kraft dir ſteigen;
Im Glücke ſey vergnügt,
Da gilt's, ſich ſeiner werth zu zeigen!

Wiſſen Kluge nur zu reden,
Wird die Welt ſich nicht verwandeln,
Da bei ſolchen Wörter-Fehden
Immer friſch die Dummen handeln.

Wer mit dem Munde ſtreiten kann
Und ſtreitet mit der Hand,
Verliert den Namen Ehrenmann
Und vorher den Verſtand.

Man ſagt: „Der Freunde in der Noth
Gehen zehen auf ein Loth!“ —
Doch prüfteſt du den Freund noch nicht,
Fehlt ihm ſelbſt dies Loth-Gewicht.

Wiſſet ihr, was ſich vermitteln
Will im Kampfe unſrer Zeit? —
Daß der Menſchenwerth in Kitteln
Gleich iſt dem im Ordenskleid!

In That zu ſtärken und zu ſchärfen
Vernunft, und immer ſie
Der reineren Vernunft gern unterwerfen,
Das iſt Philoſophie.

Dir ein Paradies erringen
Kannſt du noch in allen Tagen,
Bleibſt du möglichſt fern von Dingen,
Die mit Recht dir nicht behagen.

Ez.

Lebens-Schilderungen.

Eine engliſche Zeitſchrift ſagt: „Ein *Weinhändler* iſt hier zu Lande ein Mann, der von ſeinen Kunden das halbe Geld für nichts einſteckt und ihnen für die andre Hälfte ſchlechten Wein als guten verkauft. Ein *Kaufmann* iſt ein Mann, der täglich die Zeitungen lieſt und die übrige Zeit zum Nachdenken verwendet, wie er es bewerkſtellige, ſeine Schulden nicht zu bezahlen, ohne die Gefahr, daß man ihn hindere, neue Schulden zu machen. Ein *Bankerottirer* iſt ein Mann, der ſich ein Landhaus, Kutſch' und Pferde hält, und ſeinen Gläubigern zu Fuß, wenn er ihnen begegnet, aus dem Wagen freundlich zunickt. Ein *alter Kaufmann* iſt ein Mann, der ehrlich kauft und verkauft, aber keine Kunden hat, weil er ſich der Marktſchreierei ſchämt. Ein *neuer Kaufmann* iſt ein Mann, der für hundert Pfund Waaren borgt, ſie für neunzig Pfund verkauft und von dem Gewinn ſehr anſtändig lebt, weil er die Waaren niemals bezahlt. Ein *Börſenſpieler* iſt ein Mann, der Nichts hat, ein Jahr lang in eigener — das heißt unbezahlter — Kutſche, im folgenden Jahr auf fremden Kutſchenſitzen fährt. Ein wahrer *Ehrenmann* aber iſt jetzt ein Menſch, der im Dachſtübchen wohnt, und ſich darin übt, von der Luft zu leben.

Anarchie.

In des engliſchen Kanzelredners *Mudge* Predigt über Anarchie, finden wir folgende Stelle ſehr bezeichnend und beherzigenswerth: „Zu der Zeit that Jeder in Iſrael, was ihm gut dünkte; Dieſer riß ein, Jener baute ſchlecht auf; man reformirte, man revolutionirte, man machte das Viereckige rund, das Runde viereckig. Nichts ſchildert den damaligen Zuſtand der Dinge beſſer, als das Bild eines todten, in Fäulniß übergegangenen Löwen. Anſtatt eines edlen Thieres, als Leben in ihm war, anſtatt des Königs der Thiere, ſtellte der faulende Leichnam das unwürdige Schauſpiel von zehntauſend kleinen ekelhaften Würmern und Inſekten dar, welche auf demſelben herum krochen, und deren jedes ſeinen eigenen Weg verfolgte, ohne anderen Zweck und ohne anderes Ziel als ſich an der Zerſtörung zu nähren. Ein bejammernswerthes Bild, und ein abſcheuliches zugleich!“

Glück.

Wo iſt denn Glück? — Ei, kind'ſcher Sinn,
Wie oft muß man dir's ſagen:
Das Glück iſt immerdar bei Dem,
Der nicht danach mag fragen!

Verdiene Glück, ſo haſt du's auch,
Das ſichere und reine;
Was je die Welt dir geben kann,
Iſt doch nur Glück zum Scheine!

Und würd' auch Manches dir zu Schein,
Was heiß dein Herz erkoren,
So halt's in deiner Seele feſt,
Dann geht dir's nie verloren!

Gz.

Nehmt Euch in Acht!

Der Verkündiger und Held Gottes, der Engel Gabriel, trat vor den Herrn und ſprach: „Was wirſt du thun bei dem Wirrſal, womit die Völker ihre edlen Kräfte, jeden Fortſchritt des Menſchenthums vernichten?“ — „Ich werde“, ſprach der Herr, „in Geduld und Langmuth den wider mich Empörten noch eine Friſt geſtatten, dann aber ihre Wünſche erfüllen, damit die härteſte Strafe ſie treffe!“

Groſsherzig.

Man lobte einſt Chatun-Tai's Freigebigkeit und nannte ihn den großherzigſten Mann. „Ihr irrt!“ ſagte er. „Ich hatte eines Tages meinen Gäſten eine Ladung von vierzig Kameelen zum Beſten gegeben, ging nachher verkleidet ſpazieren, und traf einen Mann, der Brombeeren und Dornenbündel für ſeinen Haushalt ſammelte. „Warum gehſt Du nicht zu Chatun-Tai?“ fragt' ich ihn, „dort wird Jeder reichlich geſpeiſt!“ — „Möglich!“ antwortete er mir; „aber wer ſein Brod ſelbſt erwerben kann, braucht ja Chatun-Tai nicht!“ — Das war ein großherziger Mann!“

Drei böſe K.

Durch Kravalle, Kart' und Kanne
Wird Mancher zum ſchlechten Manne.

Volksregel.

Auch in der Politik muß Genügſamkeit diejenigen Wünſche und Hoffnungen vertagen, welche zur Zeit das Volkswohl noch in Gefahr bringen, ſie nicht plötzlich erfüllt ſehen wollen, es vielmehr der Zeit überlaſſen, für dieſe Wünſche und Hoffnungen die Grundlagen zu erbauen, auf der ſich die Erfüllung kräftig erheben und dauernd erhalten kann.

Noch offene Preisfrage.

Vor etwa fünfunddreißig Jahren ſtellte eine Akademie die ſeltſame Preisfrage: „Wie viel Zeit bedarf es, daß eine Thorheit zur Sitte wird?“ Die Löſung iſt noch von Keinem verſucht worden, aus der freilich jeder Berechnung ſehr hinderlichen Urſach, weil ſeit jener Zeit jede Thorheit in immer ſteigender Schnelligkeit zur Sitte ward, bis ſogar der Sprung erfolgte, daß man vielfach wirkliche Sitte als Thorheit betrachtet.

Zu ſpät für Zwei — nicht zu ſpät für Andre.

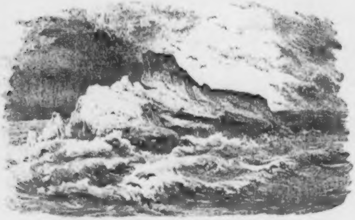
Danton ſagte auf dem Wege zur Guillotine zu ſeinem Gefährten Chabot: „Freund, ſollt' es auch in jener Welt Revolutionen geben, ſo folge meinem Rath: miſchen wir uns nicht hinein.“ — Dieſer Rath könnte Manchem noch Dieſſeits nutzen, um ſo mehr, als jetzt Revolutionen an vielen Orten zu den öffentlichen Mode-Schauſpielen gehören; er wird aber nichts nutzen, denn unſre leichtfertigen oder hirnhitzigen Revolutions-Männchen ſind für guten Rath eben ſo unzugänglich als für die Lehren der Weltgeſchichte.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Sechszehnter Jahrgang.



Wir möchten wiſſen, wie der hieße,
Der in polit'ſchen Wirrerei'n
Sich jezt vom Wahn nicht narren ließe,
Bei uns kann er wohl ſchwerlich ſeyn! —
„Ich denk', um Antwort Euch zu ſagen,
Auf wüſten Inſeln anzufragen."

1850.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Nationalitäten

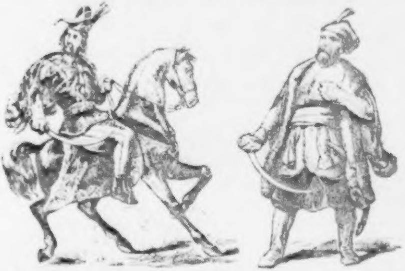
(Volksthümlichkeiten).

> — „Es ſcheint ein ſchwerer Traum,
> Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
> Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
> Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.“
> Goethe.

Nationalität! — das iſt ſeit Jahren eines der Hauptwörter geweſen, womit man die Aufregungen bei den Völkern im Gange erhielt und ſie ſteigerte. Wir haben ſchon deshalb Anlaß, über Nationalität zu ſprechen, aber auch noch einen andern, weil das Jahr 1850 mehrere Völkerſchaften auf die Jahrhundert-Feier ihrer Anſiedelungen hinweiſt. Im Jahr 50 nach Chriſtus gründeten die Wenden die Stadt Brandenburg an der Havel; 150 ſetzten ſich Sachſen in der Cimbriſchen Halbinſel (Schleswig-Holſtein ꝛc.) feſt; 550 bemächtigten ſich Wenden Thüringen's, die Tſchechen unter Zecko Böhmen's, und 850 nahmen fremde Völkerſchaaren die Strecken am Dnieper und an der Wolga in Beſitz. Ueberall, wo die Fremden als Uebermacht hinkamen, mußten die bis dahin Einheimiſchen den Eingedrungenen unterthänig und ihre Knechte werden.

Neuerlich waren es nun beſonders die Polen, welche die Nationalitäts-Frage im Umſchwung erhielten, und ſeit drei Jahrzehnten machte man die Sinne der ſlaviſchen Völkerſchaften in ihren unteren Schichten mit Hindeutungen auf ein großes Slaven-Reich wirrig. Es beſtand auch ſchon ſeit Jahren — auf einer Landkarte, und dieſe umgrenzt, da ſchlauer Weiſe alle Wenden-Eroberungen mit hineingezogen wurden, ſo viel, daß — zum Beiſpiel — von Deutſchland wenig oder nichts übrig bleibt. Den Grundſatz, wonach die Landkarte entworfen iſt, können ſich die Deutſchen aber doch gefallen laſſen und brauchen ihn nur auf den rechten Anfang hinzuleiten. Denn geht man einmal etliche und nochmals etliche Jahrhunderte zurück, um Anſprüche zu erweiſen, muß man doch wie von ſelber darauf kommen, nach den eigentlichſten und Ur-Anſprüchen zu fragen. In Folge deſſen wäre das Reich unſerer deutſchen Vorfahren (Germanen) wieder herzuſtellen. Da hätten wir die Länder vom Rhein — und drüber hinaus — bis zur Donau, von der Weichſel bis zum Ocean; wir hätten noch Liefland, Finnland, Norwegen, Schweden, Dänemark ꝛc.

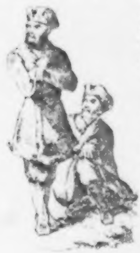
Wenn wir dann die Landkarten verglichen, würden die Slaven gewiß mit Entſetzen bemerken, daß, auf Grund ehemaligen Beſitzthums, für ihre Landkarte nichts übrig bliebe, ſondern Alles, was ſie jetzt bewohnen, einer andern Nationalität nach älterem Anſpruch zukomme. Die Slaven werden alſo einſehen, daß die rückgängigen Erinnerungen ihrem neueſten Begehren äußerſt gefährlich werden könnten — wenn man nicht mit Recht grade dieſe bis zum Kindiſchen hinfällige Reaktion oder Zurückwenderei zu den allerlächerlichſten politiſchen Thorheiten dieſer überklugen Zeit zu zählen bereit wäre. — Was wir oben andeuteten, dürften ſich auch die Ungarn, vorzugsweiſe die Polen in's Gedächtniß zurückführen; denn ſoll die Weltgeſchichte zum Krebsgange gezwungen werden, fallen endlich rechtsgemäß die Anſprüche der Polen mit denen der Slaven zugleich in ihr Nichts zuſammen. Polens Geſchichte iſt, mit ſeltenen und ſehr kurzen Ausnahmen — auch ſogar unter ihrem trefflichen, von ſeiner eigenen Nation mißhandelten König Johann Sobieski — eine Reihenfolge von Greueln und Anmaßungen der Willkür; auch ſcheint es beinah, als möchten die Polen, ſowie man ihnen Theilnahme bezeugt, ihre Geſchichte in gleichem Sinne fortſetzen. Sollten ſie nach Seiten der Humanität, des wahrhaft Menſchenthümlichen, nichts gelernt haben und ihre unempfehlenswerthe Vorzeit als ihr Recht und Muſter betrachten, ſtänd' es ſehr übel mit ihren Forderungen. Hier ſind wir an der Stelle, wo wir gradhin erklären: der Kampf der Nationalitäten iſt ein ſinnloſer vor der höheren Aufgabe der Menſchheit, denn nur nach dem Maaße, was die Völker für wahrhafte Bildung gethan, haben ſie Anſpruch auf Heben oder

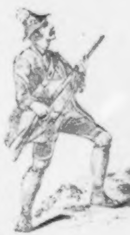


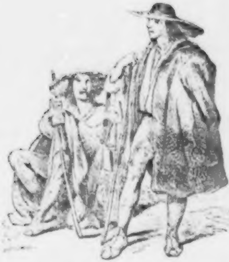
Unterordnung. Vernunftgemäß ſteht die Bildungs- über der Nationalitäts-Frage, das Menſchliche, als das nothwendigſte Volksthümliche, über der Geburts- und Schlendrians-Volksthümlichkeit, und wer in der geiſtigen Kultur zurückblieb, ſteht von Gott und Rechts wegen unter der höheren geiſtigen Kultur. Iſt endlich die gleiche Bildungsſtufe erreicht, dann werden ſich die Völker nicht durch Nationalität trennen, ſondern durch das Reinmenſchliche verbrüdern wollen. Dies war das beſſere Anſtreben der neueren Zeit, während nun die neueſte mit der widerwärtig in verſtärkter Begehrlichkeit aufgeregten Scheinfechterei für Nationalitäten — meiſt nur ein Betrieb der Selbſtſucht Einzelner — einen gewaltigen Rückſchritt zur Barbarei macht. Deshalb nennen wir, in Bezug auf die höhere, im Chriſtenthum und überhaupt im Reinmenſchlichen wurzelnde Aufgabe, einen Kampf nur für Nationalitäten ſinnlos; er wird aber ganz zum ſündlichen, wenn er die Herren — wie in Ungarn — nur noch herriſcher machen ſollte. Das Volk zu wahrer Freiheit zu führen, iſt den ungariſchen Magnaten ernſtlich noch gar nicht eingefallen, denn ſie haben bisher ſo viel wie gar nichts gethan, der ſittlichen Freiheit die Wege zu eröffnen, vielmehr die Unwiſſenheit und Unterwürfigkeit der Volksmenge nach Kräften feſtgehalten, dieſe vor dem Selbſtdenken zu bewahren geſucht, was die ungariſchen Zuſtände eifrigſt beſorgten. Die in letzter Zeit das große Wort führten, wollten das Volk der Magyaren nicht erheben, denn das vermögen ſie nicht aus Mangel an Selbſtüberwindung und einer tüchtigen, tiefergehenden Bildung, ſondern nur als Werkzeug ihrer Eigenſucht gebrauchen. Der Beweis dazu iſt, daß die magyariſchen Wortführer in dem angeregten Streit über Nationalität den Slaven und Croaten Das verweigerten, was Jene als Behelf für ihre Herrſchſucht in Anſpruch nahmen. Die Magnaten wollten nicht etwa dem Menſchenthümlichen ihre Vorrechte zum Opfer bringen, im Gegentheil vergaßen ſie alles Menſchenthümliche, um ihre Vorrechte zu ſichern und möglichſt zu erweitern; die Menge, welche ihren Lockungen folgte, diente nur der Vernichtung ihres eigenen Wohls und Fortſchritts, indem ſie noch gar keinen Begriff davon hat, daß nur aus dem Menſchenthümlichen das echte Staatsbürgerthum hervorgehen kann. Wir hegen auch Theilnahme für die Ungarn, nicht aber die einſeitig flache, welche die Aufregungs-Männchen überall hätſchelten, um wo möglich durch der magyariſchen Aufwiegler Uebergriffe der eigenen Herrſchſucht die Bahn eröffnet zu ſehen. Iſt aber von Nationalität die Rede, verweiſen wir auf die Eingangs-Darlegung dieſes Aufſatzes, wonach man einſehen wird, daß ſogar über die ruſſiſche — ſlaviſche — Einmiſchung die Magyaren ſich am wenigſten beklagen dürften; denn gilt die Nationalitäts-Frage von jeher und für immer, dann heißt es: die Magyaren fielen einſt mit Uebermacht in das Land der Slaven und unterjochten dieſe, jetzt kamen Slaven und Croaten die Magyaren, wobei ebenein, da eine jedenfalls beſſere Verfaſſung, als die alt-ungariſche iſt, in Ausſicht ſteht, nicht von Unterjochung die Rede iſt. Es wäre nur von einer Vergeltung, von einem weltgeſchichtlichen Kreislauf der Ereigniſſe zu ſprechen; ſoll aber ein Vorwärtsgehen möglich ſeyn, muß die Nationalitäts-Frage überwunden werden, ſonſt giebt's weder Beſtand noch Fortſchritt!

Jedenfalls kann die Nationalität an und für ſich kein Grund zu Trennungen ſeyn, weil dieſe auf ſolchem Grunde, der hauptſächlich nur aus der Sprache hervorgeht, ſich nimmermehr halten können. Die geringere Bildung wird ſtets unwillkürlich der höheren, und demnach das in der Bildung ſchwächere Volk dem geiſtig ſtärkeren ſich fügen; dagegen giebt es keinen Schutz und ſoll es keinen geben. Aber die höhere Bildung hat die Verpflichtung, den Nationalitäten zur Verbrüderung im Fortſchritt des Menſchenthümlichen die Wege in ehrenvoller Weiſe zu erleichtern, demnach Alles, was der ſittlichen Eigenthümlichkeit lieb und werth, zu ſchirmen. Wo dies geſchieht, da iſt die Nationalität weder unterdrückt, noch hat ſie ſich zu beklagen.

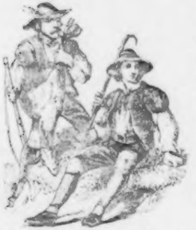
Wir können hier nicht allen Nationalitäten nachgehen, um ihnen das viele vorhandene Unſtatthafte nachzuweiſen. Wenn aber — zum Beiſpiel — die Magyaren Rechte verlangen, welche ſie ſelber den Slaven verweigern, wenn ſie, was auch die Böhmen und Italiener thun, auf die Deutſchen verächtlich herabſehen, ſo ſind dies anmaßliche Thorheiten, welche jeder Nationalität zu einem üblen Zeugniß werden und ihren Anſpruch vom Standpunkt des Menſchenthümlichen aus ſchmälern. — Findet nun aber überhaupt Oeſterreich mit ſeinem Dutzend oder noch mehr eingeklammerten Nationalitäten, die wohl allerlei verſchiedene Gelüſte, aber leider bis jetzt noch kein einigendes Staatsbeſtreben haben, vollauf zu thun, um die nöthige innere Bindung zu befeſtigen, ſollte es doch zugleich mitwirken zur Eintracht Deutſchlands, denn ſie iſt auch für Oeſterreich nothwendig. Stehen die mannigfachen Nationalitäten des Kaiſerſtaates — bis zu den Slovaken hinab — Dem entgegen, bliebe ja die



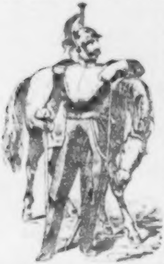




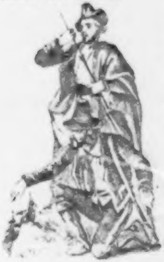
Bundesgenoſſenſchaft zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich — das ſchon in und durch ſich ſelber, wird es im Innern einig. ein großer Staat iſt — als nächſte Hülfe, um dann den edlen Verſuch zu machen, durch erhöhte Bildung nach allen Seiten all die Nationalitäten mit den deutſchen Beſtrebungen auszugleichen und zu verbrüdern, was gewiß allen Echtdeutſchen höchſt willkommen ſeyn wird.

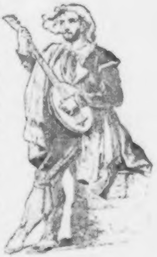


Wenn wir nach einer andern Seite, nach der Schweiz ſehen, ſo finden wir dort drei Nationalitäten, Deutſche, Franzoſen und Italiener, und die Eidgenoſſenſchaft verbindet ſie; das nennen wir löblich. In den Hauptbeſtandtheilen ſind jedoch die Schweizer Deutſche, was man aber an ihrer Neigung nicht merkt, denn bisher haben ſie alle Putſche, die von Hirnſchwindligen gegen Deutſchland unternommen wurden, eher begünſtigt als verhindert. Die Schweizer, denen wir ihre Selbſtſtändigkeit von Herzen gönnen, ihre Freiheit und Verfaſſung aber ganz und gar nicht beneiden, ſollten einmal überlegen: was ſie wohl dazu ſagen würden, wenn man in Deutſchland an der Schweizer-Grenze fort und fort Schwärme von Aufrührern beherbergte, welche die Regierungsformen der Eidgenoſſenſchaft mit Mord und Brand bekämpfen! Was ihr nicht wollt, das euch geſchehe, ihr Schweizer, das dürft ihr auch in Bezug auf Andere nicht dulden, und Deutſchland iſt in ſeinem Recht, wenn es dergleichen von den Schweizern ferner nicht dulden will und wird. Verbinden wir mit Allem, was wir den Schweizern gönnen, auch die Erinnerung an Sempach, Morgarten, Murten, Granſon und Sanct Jakob, mögen ſie ſich doch auch zugleich erinnern, daß ſie vom Joche Napoleons ſich nicht ſelber befreien konnten, ſondern davon befreit worden ſind durch die Deutſchen, demnach wohl ſehr triftige Urſachen hätten, eine Verbrüderung mit Deutſchland, nicht deſſen Befeindung zu wollen.

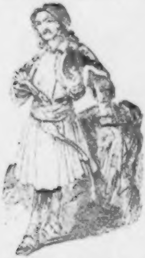


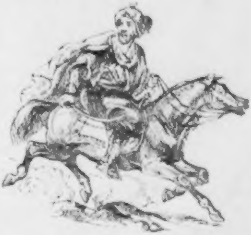
Wenn die Franzoſen ſich als die gebildetſte Nation betrachten und doch in ihren Beſtrebungen ſeit ſechzig Jahren den oft wiederholten Satz: „die Menſchheit iſt im ſteten Fortſchritt begriffen“, thatſächlich widerlegten, indem ſie ſich ſtets von Neuem in altes Unheil und größere Verwirrung ſtürzten, ſo wird ihre Nationalität, gelte ſie auch Vielen als Muſter, dennoch kein Muſter ſeyn, oder nur den Geiſtigſchwachen dafür gelten können. Die Franzoſen ſind ein tüchtig Volk, aber nicht ein ſolches, was in Feſtſtellung geſetzlicher Ordnung andern Völkern vorleuchten kann, weil ihnen die Veränderung immer lieber iſt, als auf die Dauer das Allerbeſte. Es wird endlich wohl des von den Freiheitsrednern ja ſtets ſo viel geprieſenen **Mirabeau** Ausſpruch anwendbar bleiben: „Die Franzoſen ſind zu ſehr Salons-Menſchen, als daß ſie namentlich zu Republikanern taugten. Durch die Abweſenheit eines Hofes wird das Volk beſtürzt; wir müſſen von Zeit zu Zeit etwas vorüberziehen ſehen und man entwöhnt eine Nation nicht leicht von Dem, was ſie Jahrhunderte geliebt hat.“ — In der neueſten Zeit wollten die Franzoſen immer mehr — vorüberziehen ſehen und darüber zog dann mehrmals ihre mühſam hergeſtellte Wohlfahrt ſtets wieder von dannen.

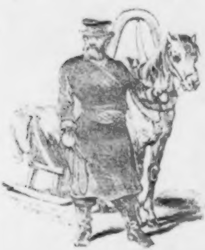


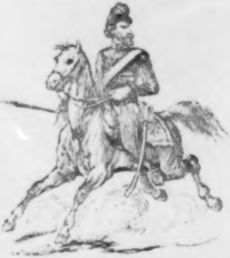


Wenn die Italiener, die ſehr bildungsfähig ſind und denen durch ihre Vorzeit die Allgemein-Bildung viel verdankt, jetzt in der Bildung zurückſtehen, ſo wünſchen wir ihnen Regierungen, welche das Volk wieder erheben. Die von den Italienern geſchmähten Deutſchen und andern Nachbaren mögen dazu ihr Möglichſtes beitragen, um auch dieſes Volk zur allgemeinen Verbrüderung geiſtesreif zu machen. In gleichem Falle ſind wir ſelbſt mit den Tyrolern, dann, mehr oder minder, mit den Spaniern, Griechen, Türken, und ſo weiter. **Was die Ruſſen betrifft**, ſo wollen wir nicht glauben, daß die **Kaiſerin Katharina** für **alle Zeit** recht haben kann, wenn ſie ſagte: „Die Ruſſen faulen eher, als ſie reif werden!“ — denn jedes Volk iſt bildungsfähig. Muß man dies unzweifelhaft für eine Wahrheit erachten, bleibt es doch nicht min-

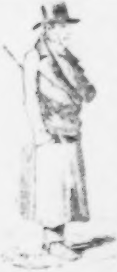


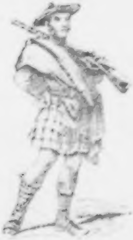






der wäre, daß nur nach dem Grade der Bildung der Grad der Freiheit einem Volke zugemeſſen werden kann. Da wir nun einen allmäligen Aufſchwung geiſtiger Beziehungen an den ruſſiſchen Schriftwerken nicht leugnen können, ſo ſcheint uns dies ein Zeichen zur Bildungsfähigkeit im Volk, trotz des Ausſpruchs der Kaiſerin Katharina, wobei wir indeß, eben weil der Grad der Freiheit dem Grade der Volks-Bildung gleich ſeyn muß, die Allmäligkeit im Fortſchritt ganz begreiflich, dieſen aber unterſtützt finden dadurch, daß Rußland innerhalb ſeiner Grenzen Landestheile hat, die in der Bildung anderen bereits voraus ſind.





Wenn die Engländer Nationalitäten und deren Abtrennung in Schutz nehmen, wird man ſich des Lächelns nicht erwehren, denkt man Irlands, Schottlands und der Unterjochten in andern Welttheilen. Es giebt dann für die Engländer keine andere Rechtfertigung als ihre höhere Bildung, ſo daß ſie dieſelbe über den Anſpruch der Nationalitäten ſtellen, was unſerer Anſicht gemäß, in Bezug auf andre Völker aber von den Engländern oft vergeſſen worden iſt, weshalb ſie daran erinnert werden müſſen.

Es könnte auffallen, daß wir bei unſern Nationalitäts-Bildern keinen Deutſchen haben, obwohl übrigens mehrere Völkerſchaften fehlen. Hinſichtlich der Deutſchen erinnern wir indeß das alte Geſchichtchen:

Ein Maler, der die Völker-Trachten
Einſt zeigen wollt' auf ſeinem Bild,
Kam an die Deutſchen, doch die machten
Mit ihrem Miſchmaſch ihn faſt wild.
Da malt' er einen Mann nur hin:
Im Hemde, auf der Schulter tragend
Ein Päcklein Tuch; ſein kluger Sinn
Gab dann zur Antwort, kam man fragend:
„Es ſteht, die Deutſchen überlegen
Noch immer, ob ſie von Franzoſen
Und Briten ſollen Rock und Hoſen
Sich borgen in dem Schnitt, ſie liegen

Nicht eig'nen Willen und Gebrauch.
Da hab' ich richtig eben auch
Den Mann ſo hingeſtellt, daß ſein Gelüſte
Er ſelber ſich erfüllen müßte;
Weil ich nichts Eig'nes finden kann,
So dacht' ich: zieh' er ſelbſt ſich an!"

Wenden wir die Sache für den Zweck dieſes Aufſatzes zum Beſten, ſo wünſchen wir, daß die Deutſchen mit ihrem in vieler Hinſicht lobenswerthen Umfaſſungs-Sinn überall eben nur das Beſte auf ihre Eigenthümlichkeit übertragen möchten, wozu ſie uns indeß bei den neueſten Aufregungen den Beweis noch ſchuldig ſind. — Vorläufig haben übrigens ſämmtliche Völker — ſogar die Engländer und Nordamerikaner nicht ausgenommen — noch vollauf zu thun im eigenen Hauſe, um die wahrhafte und edle Freiheit lebensfähig zu begründen. Freie Völker aber ſollen einer ſolchen Freiheit andere Völker auf geiſtigem und demnach friedlichem Wege theilhaftig machen, Zwang und Gewalt dabei immer mehr vermeiden, denn dieſe zeugen *gegen* echte Bildung. — Unzweifelhaft ſetzt jedoch ungeſchmälerte Volksfreiheit auch ungeſchmälerte Volksvernunft voraus, und davon iſt man rechts- und linksum noch weit entfernt. Je mehr man ſich aber dieſem Ergebniß nähert, je mehr wird die Nationalität, der Anſpruch des Abgetrennten, in der Humanität, dem Allgemein-Menſchenthümlichen, aufgehen. Dahin müſſen wir ſtreben! — Ein geſicherter Erfolg für ungeſchmälerte Volksfreiheit durch ungeſchmälerte Volksvernunft! — ach, es iſt noch ein unſichtbares Ziel, und will es einer ſchon jetzt entdecken, wird's immer heißen:

„Mit hellem Auge kann der Mann,
Was vor ihm daſteht, ſehen;
Doch mit dem ſchärfſten Sehrohr kann
Er nie, was nirgend iſt, erſpähen!" Gz.

Almoſen.

„Almoſen geben armet nicht!" Dies Sprüchwort erbten wir von den Altdeutſchen, und ſie ſetzten dann oft noch hinzu:

„Wie eine Kerz', die da brennet klar,
Und beut ihr Licht der andern dar,
Im Licht noch bleibet, wie ſie war,
So ſchwächt Almoſen Dem kein Gut,
Der Gut's aus gutem Herzen thut!"

Gebe alſo Jeder nach dem Maaße fremden Elends und eigenen Wohlſtandes! — Knüpfen wir dieſe Mahnung an ein Bildchen, auf welchem ein Fräulein der Vorzeit einem Pilger Almoſen in ſeinen Hut wirft, werden wir dadurch zugleich an eine alte Begebenheit erinnert. Im Dorfe Markwerben, zwiſchen Naumburg und Weißenfels, lebte in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein armer Bauer, Balthaſar Pfitzner. Dieſer hatte einen

Sohn, den Jäger Gottfried, welcher ſich in ein armes Fräulein, Mariane von Altenſee, verliebte, und darüber faſt verging. Das Fräulein erwiederte dieſe Neigung, doch war an eine Heirath nicht zu denken bei dem Adelsſtolz des Vaters. Indeß hatte er einſt in höhnendem Hochmuth geäußert: „Meine Ahnen beſaßen das Schloß Geſeck, und wenn es dem Gottfried Pützner gehört, dann mag er um meine Tochter anfragen.“ — Der Liebende wurde immer tiefſinniger und ließ ſich endlich von ſchwediſchen Werbern verleiten, Soldat zu werden, um den Tod zu ſuchen. Es war Balthaſar's einziger Sohn und der Gedanke an deſſen Verluſt war ihm ſo fürchterlich, daß er auf den Einfall kam, als Pilger bettelnd die Welt zu durchziehen, bis er — Schloß Geſeck kaufen könne. Er that's, während Gottfried den Tod ſuchte, ihn nicht fand, wohl aber bis zum Hauptmann ſtieg und als ſolcher in ſächſiſche Dienſte trat. Und jetzt war faſt ein Wunder geſchehen; der bettelnde Pilger hatte ſo viel zuſammen gebracht, daß, nachdem Gottfried ein tüchtig Sümmchen Beutegeld dazu legte, im Jahr 1723 das Schloß Geſeck gekauft werden konnte, wonach Gottfried Pützner, ſpäter ſächſiſcher Oberſteuer-Rath, ſeine Geliebte Mariane von Altenſee — die jetzt bereits zweiunddreißig Jahre zählte — als einundvierzigjähriger Gatte heimführte auf das ehemalige Beſitzthum, ſammt dem Schwiegervater, Bernhard von Altenſee, der nun geſagt hatte: „Mein Wort muß ich, ſolcher Treue und That wegen, in Ehren halten, und jetzt hab' ich die Wahrheit erfahren von dem Sprüchlein:

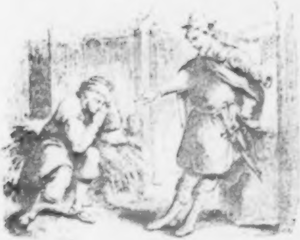
„Man weiß gar nicht, wie viel es frommt,
Wenn allerlei Liebe zuſammenkommt.“

Bertram.

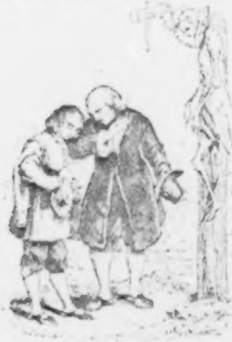
Die Räuber im Czernahorer Walde.

(Nach Familien-Papieren.)

In den Jahren 1617 bis 1619 hatte der kaiſerliche Rath Baron Joſeph von Krahn für ſeinen Herrn, den Kaiſer, Geſchäfte in Böhmen und waren daſelbſt viel Unruhen, wovon er ſelbſt in ſeinem Hauſe nicht verſchont wurde, da ſich die vielen rauf- und raubſüchtigen Verführer auch an ſeinen noch ſehr jungen Sohn Leopold machten und ihn in die Liederlichkeit hineinzogen, ſo daß derſelbe ſogar mitſchuldig ward an einem nächtlichen Raube, meiſt in Unbedacht und Vergnügen am Lärmen. Da ließ ihn aber der Vater in's Gefängniß ſetzen und ihn nicht anders halten als jeden Andern, nach geziemender Gerechtigkeit; weil aber der junge Burſch guter Leute Kind und der Kerkermeiſter ein mitleidig ſorgſamer Mann war, redete er dem Junker mehremalen ſtark in's Gewiſſen, erwähnte auch verſchiedentlich: auf ſolchem Wege käme man dorthin, wo jetzt Barten ſey. Da der Leopold ſtöckiſch war, fragte er nicht um das Weitere und Nähere; als er aber nach zehen Tagen aus dem Gefängniß entlaſſen war und ſein Vater ihm an's

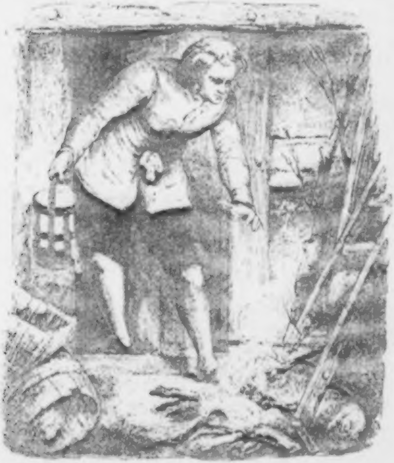


Herz geredet, dann aber verziehen hatte, erzählte Leopold vom Kerkermeiſter, dabei den Vater fragend: was es mit genanntem Barton für eine Bewandtniß habe. Dieſer erwiederte: er wolle den Sohn mit eigenen Augen ſchauen laſſen, was der Kerkermeiſter gemeint. Nächſten Tages aber führte er Leopold nach dem Hochgericht, zeigte ihm dort das Gerippe Barton's, der in Ketten gehängt worden war, und ſprach zu dem Erſchrockenen: „Wie das



verdientermaßen kam, magſt Du daheim leſen, ich werde Dir Schriften geben, in denen des Böſewichts Frevelthaten verzeichnet ſind!“ Dies geſchah und Leopold las:

„Seit Jahren ſchon war der Wald von Czernahora berüchtigt durch eine Räuberbande, und „der blutige Burſch“, ſo nannten die Leute den Hauptmann, wurde zum Schrecken der Gegend. Unfern vom Walde, an der Landſtraße, wo jetzt das Dorf Zawiſt, befand ſich ein Wirthshaus und der Wirth war ein junger Mann, mit Schönheit ausgeſtattet, allenthalben beliebt, und manches Mädchen nährte bei ſich den Wunſch, ſeine Hausfrau zu werden. Barton war aus der Fremde hergekommen, und, wie ſich nachmals ergab, hatte er ſich ſchon durch Verbrechen zum jetzigen Beſitz verholfen. Mit kleinem Lug und Trug hier und dort beginnend, wußte er in Brünn ſich einzuſchmeicheln bei einem abgele-



gen wohnenden Geizigen, der ehemals ein das Volk ausſaugender Schößer war und nun ſeinen Reichthum hütete. Durch Wein, den Barton ſelbſt mitbrachte, um angeblich des Schößers Geburtsfeſt zu begehen, machte er ihn trunken, raubte ihm ſein Geld und vergrub es; dann zündete er nach Mitternacht des Schößers Haus an mehreren Orten zugleich an, daß derſelbe elendiglich verbrannte. Mit dem ſpäter herbeigeholten Gelde ſchaffte ſich Barton das Wirthshaus an, welches ſonderbarerweiſe „zur Mausfalle“ genannt wurde. Nun aber gedachte er ſich zu verheirathen und ſchien von den Mädchen, die oft ſeinetwegen neidiſch unter einander eiferten, keine ihm ſo werth als Liduska, des reichen Czernaherer Müllers ſchöne Tochter und einzige Erbin. Aber eben ihr fielen die immer deutlicher ausgeſprochenen Wünſche Barton's läſtig, da ſie bereits ſeit längerer Zeit ihr Herz dem jungen Wawra, des Burghauptmanns Matauſch Bender von Bawarow Sohn, geſchenkt hatte, und von dieſem nicht minder heftig geliebt wurde. Deſtomehr Gefallen fand Wenzel, Liduska's Vater, an dem Wirthe, und ſagte ihm ſeine Tochter zu, als Barton förmlich um ſie anhielt.

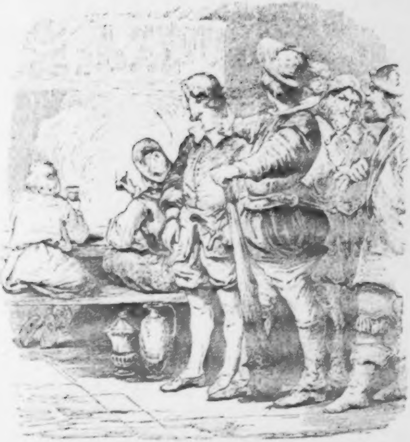
Das Verſtändniß der Liebenden wurde ſowohl vor dem Müller, als auch vor dem Burghauptmann ſehr geheim gehalten, nur an abgelegenen Orten konnten ſie ſich ſprechen. Nun geſtand Liduska, als ſie wieder in einem nahen Gebüſche ſich zuſammenfanden, mit Thränen, ihr Vater habe bereits über ihre Hand verfügt, und ſchon ſey der Verlobungstag angeſetzt. Auch er wußte, daß ſein Vater, ein rittermäßiger Edelmann, nimmer ſeine Einwilligung zu einer Verbindung ſeines Sohnes mit einer Müllerstochter geben werde. — Da ſagte Wawra zu ſeiner Geliebten: „Es giebt keine Rettung mehr für uns, Du entſchließeſt Dich denn, mit mir nach Ungarn zu fliehen.“ Verzweiflungsvoll willigte Liduska ein. Es wurde abgeredet, daß ſie ſich Nachts vor dem Verlobungstage an der Heerſtraße im Walde einfinden ſollte, wo Wawra ihrer mit Pferden warten wollte. Ohne der Unſicherheit des Waldes zu denken, ſagte es Liduska ihm zu. — Unter vielem Herzpochen kam die ſo erſehnte, und doch ſo gefürchtete Nacht heran. Der Himmel war mit Wolken überzogen, dichte Finſterniß umgab den Wald. Da verließ Liduska ſtill weinend das väterliche Haus und ging den wohlbekannten Fußweg nach dem Walde zu. Als ſie endlich in den Forſt ſelbſt kam, wo die Finſterniß immer dichter wurde, verlor ſie den gebahnten Weg, und jemehr ſie ſich zurecht zu finden ſich bemühte, deſtomehr gerieth ſie in das Innere des Waldes. So war ſie ſchon ſtundenlang troſtlos fortgewandelt, als rauhe Männerſtimmen aus der Ferne in ihr Ohr ſchlugen, und Fackelſchein ſich ihr näherte. Da erwachte der Gedanke an den „blutigen Burſch“ in ihr, und halb todt vor Furcht verkroch ſie ſich in junges, dichtes Nadelgehölz. Der Fackeln Glanz näherte ſich, immer lauter erſcholl der rauhe Ton der Männer, aber herzzerreißend winſelte eine weibliche Stimme um Erbarmen, von wildem Hohngelächter begleitet. Endlich, nicht weit von Liduſka's Zufluchtsorte, machte der furchtbare Männerhaufe Halt. Bei Allem, was dem Menſchen heilig ſeyn kann, flehte die weibliche Stimme um ihr Leben. „Plündert ſie nun, und macht ſie todt!" ſo erſcholl zu Liduſka's Entſetzen Barton's Stimme; „die ſchmucken Kleider kommen eben recht für meine Braut, die ſie auch nicht ſehr lange tragen wird." — „Haſt recht, Bureſch!" ſchrie eine ihr nicht ganz unbekannte Männerſtimme durch das weibliche Gejammer; „das Täublein mags wohl ahnen, daß es ihr bei Dir nimmer wohl werden kann. Wäre nur erſt der alte Kauz mit dem Gelde herausgerückt!" — „Nicht viel Redens!" ſagte darauf Barton; und plötzlich ſpritzte Blut über das Nadelgehölz, Liduſken fiel Etwas in den Schooß, ohnmächtig ſank ſie hin. — Der Morgenthau brachte die Bewußtloſe wieder zu ſich. Der Tag war angebrochen. In ihrem Schooße ſah ſie einen Finger liegen, an dem ſich ein koſtbarer Ring befand. Der Anblick der Sonne, der Geſang der Vögel machte ihr wieder Muth. Sie verließ den ſchrecklichen Platz, hatte aber ſo viel Geiſtesgegenwart, von jedem Baume, an dem ſie vorüberging, in Haſt einen Zweig abzureißen und auf den Boden zu werfen. Endlich traf ſie auf einen Pfad, der ihr bekannt war: hier legte ſie ſchnell mehrere Steine aufeinander, und eilte zu der nicht mehr weit entfernten väterlichen Wohnung zurück. Der Vater ſchlief noch, und unbemerkt kam ſie in ihr Kämmerlein.

Sie hatte, ehe ihr Vater erwachte, im Bewußtſeyn der Sicherheit, von ihrem ausgeſtandenen Schrecken ſich wieder erholt. So wie ihr Vater aufgeſtanden war, eilte ſie zur Burg hinauf, und begehrte dringend den Burghauptmann zu ſprechen. Sie trat in ſeine Stube. „Da kommſt Du ja ſelbſt, Verführerin meines Sohnes!" fuhr ſie Bender grimmig an, „meinen Blicken iſt nichts entgangen, und ſo wie er, wirſt Du ebenfalls Dein tolles Beginnen einige Wochen lang im dunklen Kämmerlein büßen!" — „Um Gotteswillen, geſtrenger Herr!" erwiederte ſie; „hört doch nur zuerſt an, was ich dringend vorzubringen habe." Und nun erzählte ſie in Haſt, was ſie in dieſer Nacht ſchaudernd geſehen. So wie Bender's Stirne bei dem Anfange ihrer Erzählung gerunzelt ſchien, ſo ſchwand allmälig der Zorn von ſeinem Antlitz. „Möchteſt Du wohl den Weg dahin wieder finden, Goldtöchterchen?" fragte er endlich. — „Ach ja, gnädiger Herr! ich habe den Rückweg mit friſchabgeriſſenen Zweigen bezeichnet." — „Das hätteſt Du gethan? Dieſe Entdeckung freut mich nicht weniger, wie Deine Geiſtesgegenwart. Gehe nur nach Hauſe, laſſe nichts merken, ich werde mich zur Verlobung einladen. — Hm! meinem Jungen kann ich es nicht verdenken, daß er Deinetwegen bald einen dummen Streich geſpielt hätte!" Noch gab er ihr einige Rathſchläge, wie ſie ſich zu benehmen habe, und entließ ſie zuletzt mit innigem Wohlwollen.

In der Mühle ward gekocht, gebacken und gebraten; Alles wurde zum Schmauſe vorbereitet, bei der die Verlobung vor ſich gehen ſollte. Endlich fand ſich Barton mit ſogenannten Freunden ein, die alle Bekannte aus der Nachbarſchaft waren. Zuletzt kam auch noch der Burghauptmann mit dem Sohne in die Stube. „Das war nicht billig, Meiſter Müller!“ rief Bender dem Brautvater zu, „daß Ihr mich nicht zu dieſem Imbiß einladet; ich muß mich nun ſchon ſelbſt einladen.“ Geſchäftig, mit dem Mützchen in der Hand, wollte der durch dieſe Herablaſſung geehrte Meiſter Wenzel dem Burghauptmann den Ehrenplatz einräumen. „Den gebt den Verlobten“, entgegnete Bender; „ich werde ſchon ein Plätzchen finden!“ Durch Scherze und Laune brachte Bender die Geſellſchaft in ihre vorherige Ungezwungenheit zurück, und ſelbſt Liduska war munterer, als ſich Meiſter Wenzel, der ihre Abneigung gegen Barton kannte, je hätte einfallen laſſen. Plötzlich fragte Bender die Verlobte: was ihr Schönes geträumt habe? — „Eben nichts Schönes“, entgegnete ſie; „ich verirrte mich im Walde, und ſah, im Gebüſche verborgen, dort ein Frauenzimmer ermorden, wobei ihr ein Finger abgehauen wurde, den Ihr ſehen könnt.“ Während ſie nun den Finger zum Entſetzen der Anweſenden auf den Tiſch legte, warf Bender ſeinen Becher nach der Thüre, zu der ſofort eine Menge Bewaffneter hereinſtürzte, die ſich Barton's und ſeiner Genoſſen bemächtigten und ſie in die Gefängniſſe der Burg abführten.

Bender eröffnete nun dem erſchrockenen Müller den Vorgang und ſchloß mit den Worten: „Da ich einen Eidam weggenommen, ſo muß ich Euch Erſatz leiſten. Wenn Ihr damit einverſtanden ſeyd, ſo gebet meinem Sohne da Eure Tochter.“ Entzückt fielen die Liebenden einander in die Arme, und freudig ſegnete der alte Wenzel das glückliche Paar.

Hierauf begaben ſich, von Liduska geführt, ſogleich Alle — noch von einer größeren Anzahl Bewaffneter begleitet — in den Wald, wo man endlich einen alten, verlaſſenen Schacht fand, in welchem man die Andern der Bande, die eben mit Zechen beſchäftigt waren, überfiel und ſie demnach vollſtändig zur Haft brachte. Unter ihnen waren auch Zween von Adel, den ſie ſo ſchmachvoll befleckten. In der Tiefe des Schachtes wurden bei näherer Unterſuchung mehrere halb und ganz verweſte Leichname entdeckt, ſo wie auch der noch ganz friſche eines ſchönen, jungen Frauenzimmers, an deren Hand der Finger fehlte, den Liduska hatte. In dem Wirthshauſe fand man im Keller eine Menge Geldes, Kleider und anderer Sachen, die, wie es ſich in der Folge aus den Verhören der Eingefangenen ergab, den in dem Wirthshauſe abgeſtiegenen und ermordeten Reiſenden abgenommen waren. Alle Mörder wurden zum Tode verdammt und in Ketten aufgehängt. Das Wirthshaus erhielt

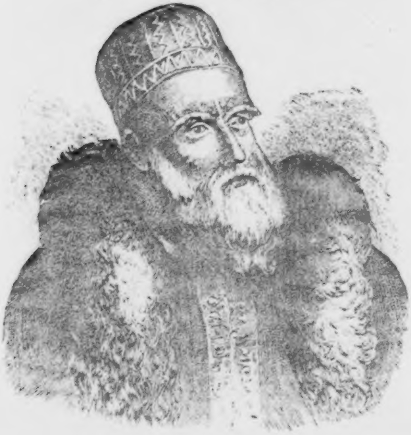


ein Mann von unbeſcholtenem Rufe, und zu mehrerer Sicherheit wurde dabei ein neues Dorf angelegt, das man in der Folge Zawiſt nannte. — Das ermordete Frauenzimmer war, nach der Ausſage der Mörder, ein ungariſches Fräulein, und wurde — da ſie, bei der Ermordung ihrer beiden Diener ihr Leben in Gefahr ſehend, zu entfliehen ſuchte — von jenen im Walde eingeholt und dort mit mehreren Säbelhieben getödtet."

* * *

Dieſes hatte der junge Leopold von Krahn mit Bedacht und Schauer geleſen, auch lebenslang den in Ketten Gehängten nicht aus dem Sinn gebracht. Er iſt in ſich gegangen und ein wackerer und tüchtiger Mann geworden, ſo daß er zu Ehren und Würden kam und ſich beſonders hervorthat bei den Friedens-Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück im Jahre 1648.

Mehemed Ali.



Mehemed Ali, Vicekönig von Egypten, der Sohn eines geringen türkiſchen Polizei-Beamten, ſtarb am 2. Auguſt 1849. Er wurde 1769 zu Kavala im ehemaligen Macedonien geboren und als vierjähriger Knabe beſitz- und hülflos von dem ſterbenden Vater in der Welt zurückgelaſſen. Sein Oheim Tuſſun, Aga des Orts, nahm ſich ſeiner an, lehrte ihn jedoch nicht viel mehr als Reiten und kriegeriſche Uebungen, wenigſtens weder Leſen noch Schreiben, was beides Mehemed erſt als Paſcha erlernte. Nachdem er eine reiche Frau gefunden, trieb er zuerſt Tabakshandel. Da kam die Zeit, wo die türkiſche Macht ſich mit aller Anſtrengung zuſammen raffte gegen die Eroberungen der Franzoſen in Egypten. Die türkiſchen Städte mußten faſt alle ihre Beiſteuer an Mannſchaft zu den Kriegen ſtellen, und ſo gelangte Mehemed als Befehlshaber einer Rotte von Männern ſeiner Vaterſtadt zuerſt in das Land, deſſen Beherrſcher er einſt werden ſollte. Hier ſtieg er bald durch ſeine Tapferkeit zu höherem Range, erregte die Eiferſucht des damaligen Statthalters, Khurſchid Paſcha, der ihn entfernen wollte, wurde jedoch durch die zu ſeinen Gunſten ſich erhebenden Einwohner von Kairo zurückgehalten. Die Angeſehenſten des Landes erklärten, er allein ſey der Mann, welcher der Unordnung und Zerſtörung in Egypten ſteuern könne, und trugen der Pforte ihren Wunſch vor, ihn als Statthalter in dieſem Paſchalik reſidiren zu ſehen. Mehemed ſetzte im Geheim alle Triebfedern ſeiner Schlauheit in Bewegung, um dies Ziel zu erreichen, während er äußerlich faſt theilnahmlos ſchien, und erhielt am 1. April 1806 die großherrliche Beſtätigung als Statthalter Egyptens mit der Ernennung zum Paſcha von drei Roßſchweifen. Soweit hatte er in ſeinem achtunddreißigſten Jahre bereits ſich aus dem Nichts erhoben, und das Selbſtgefühl, verbunden mit unerſättlichem Ehrgeiz, verleitete ihn ſchon jetzt öfters zu eigenmächtigen Handlungen, die der Pforte Beſorgniß einflößten. Man wollte ihm daher den Mameluken Elfy-Bey zum Nachfolger geben, doch erhielt ſich Mehemed trotz dieſer Abſicht, ſowohl durch Frankreichs diplomatiſchen Beiſtand als durch die Treue ſeiner Albaneſen, in ſeiner Stellung. Nun aber waren die Mameluken mit ihrem ſtets aufrühreriſchen Sinn ſeinen Plänen zur Beruhigung und Geſittung des Landes ſehr im Wege: er ließ ſie deshalb in treuloſeſter Weiſe auf einmal ſämmtlich meuchlings ermorden (1811). Mit dieſem Schlage hatte er allen Widerſtand gegen ſeine Macht im Innern Egyptens ſelbſt für immer vernichtet. Glückliche Feldzüge in umliegende Länder, die Befreiung der heiligen arabiſchen Städte aus der Gewalt abgefallener Sekten, die Unterwerfung von Nubien und Khordofan gingen Hand in Hand mit energiſcher und vortheilhafter Verwaltung der inneren Angelegenheiten und befeſtigten das Anſehen des Paſcha's, der die europäiſche Bildung in ſeine Länder einzuführen ſuchte. Er ſandte mehrere ſeiner Unterthanen nach Europa, um die Fortſchritte der Kultur zu ſtudiren, unterſtützte europäiſche Gelehrte, die ſein Land bereiſten, hob Kriegs- und Seeweſen, Feſtungsbau, Beamtenſtand auf europäiſchen Fuß, ſorgte für Ackerbau, Gewerbe und Handel, die in ſcheinbar junger Kraft ſich zu regen begannen, baute Kanäle, errichtete Zucker-Siedereien und Fabriken verſchiedener Art, kurz, er ſchien Alles zu thun, um die Macht und den Glanz des unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehenden Reiches zu erhöhen. Die größten Nationen traten mit ihm in freundſchaftliche Beziehungen; die türkiſche Eiferſucht erwachte, als er, im Kampf mit den aufſtändigen Griechen, Kandia in Beſitz nahm, und alſo ſeine Macht über ihm bisher nicht anvertraute Provinzen des osmaniſchen Reiches ausdehnen zu wollen ſchien. Aber die Pforte bedurfte ſeiner eben gegen die Griechen und ernannte ihn im Jahre 1824 zum Oberbefehlshaber im Kriege wider dieſelben. Mehemed ſchickte ſeinen Sohn Ibrahim Paſcha mit 16,000 Mann zur Eroberung von Morea aus. Erſt mehrmals von den griechiſchen Flottenführern geſchlagen, landete Ibrahim endlich, verwüſtete Griechenland mit Feuer und Schwert und beendete das Würgen und Sengen ſelbſt dann noch nicht, als die verbündeten europäiſchen Mächte den Paſcha aufforderten, die Feindſeligkeiten gegen Griechenland einzuſtellen. Da erfolgte die Seeſchlacht bei Navarin, in der die vereinte türkiſch-egyptiſche Flotte vernichtet wurde. Ibrahim mußte Griechenland räumen, das durch den Frieden von Adrianopel zu einem eigenen, leider nur zu winzigen Königreich erſtand. — Die damalige Schwäche der Pforte benutzend, beſetzte Mehemed Syrien, ließ, obwohl vom Sultan in den Bann gethan, Akre durch ſeinen Sohn erobern und Natolien mit Krieg überziehen. Nicht viel fehlte, ſo hätte er das osmaniſche Reich über den Haufen geſtürzt, doch Rußland hielt die wankenden Trümmer und erzwang den Frieden (1833); indeß beherrſchte Mehemed von nun an als Vicekönig nicht allein Egypten, ſondern auch Abyſſinien, Kandia und Syrien.

So im Beſitze einer ausgedehnten Macht, hegte er zur Befeſtigung derſelben vor Allem einen Wunſch: die Erblichkeit ſeiner Herrſcherwürde. Er forderte dieſelbe im Jahre 1839 von Sultan Mahmud II, der auf dies kühne Begehren mit Kriegsflotte und Kriegsheer, gegen den Vicekönig ausgeſendet, antwortete. Jene ging an Mehemed über, dieſes ſchlug Ibrahim am Euphrat auf's Haupt. Sultan Mahmud ſtarb wenige Tage darauf, das osmaniſche Reich würde geſunken ſeyn, wenn nicht für den ſiebzehnjährigen Sohn des geſtorbenen Sultans die fünf Großmächte ſchützend in die Schranken getreten wären. Von dieſen wurde Mehemed zum Frieden und zur Zurückgabe der türkiſchen Flotte aufgefordert. Er verweigerte Beides, denn die Ausſicht auf den Thron von Konſtantinopel ſchien ihn zu locken, und Frankreich beſtärkte ihn wahrſcheinlich in dieſer Hoffnung. Er bot ſich deshalb zum vormundſchaftlichen Verwalter des osmaniſchen Reiches unter Obmacht des jungen Sultans an, was ihm jedoch nicht gewährt wurde. Nun erfolgte die bekannte Londoner Allianz vom 15. Juli 1840, die ganz Europa in Bewegung ſetzte, weil ſie von England, Rußland, Oeſterreich und Preußen ohne Zuziehung von Frankreich geſchloſſen wurde. Letzteres hätte in Gewaltmaaßregeln gegen den Vicekönig nicht gewilligt, daher man es überging. Es drohte mit Krieg am Rhein, in Italien, indeß England und Oeſterreich im Mittelmeere handelten. Einem zweiten Friedens-Antrag mit vollſtändiger Amneſtie, aber Zurückgabe der türkiſchen Flotte, mit Erblichkeit des Beſitzes von Egypten für die Familie Mehmed's, jedoch mit Beſchränkung der Herrſchaft über Syrien auf die Lebensdauer des Vicekönigs, hatte dieſer erwiedert: „Ich werde widerſtehen, wenn mich Frankreich unterſtützt, werde widerſtehen, wenn es mich verläßt, werde widerſtehen, wenn es ſich mir entgegenſtellt.“ Die engliſchen Kanonen gaben ihm Antwort vor Beyrut, und Frankreich blieb unthätig. Beyrut fiel am 20. September 1840, und die vereinigte Land- und Seemacht der Engländer, Oeſterreicher und Türken bemächtigte ſich bald, nachdem auch Akre am 4. November gefallen, der ganzen ſyriſchen Küſte. Die Macht Mehemed Ali's war gebrochen: er fügte ſich den Unterhandlungen, welche im Auftrag der verbündeten Großmächte der engliſche Commodore Napier mit ihm begann. Das Ergebniß derſelben war, daß Mehemed Ali die großherrliche Verzeihung erhielt, und ihm, nachdem er ſeine Truppen aus Syrien zurückgezogen und die türkiſche Flotte herausgegeben haben würde, das Paſchalik Egypten als erbliches Vice-Königreich unter Oberherrlichkeit der Pforte zugeſichert ward. Mehemed erfüllte die Bedingungen und hatte alſo einen Theil desjenigen Wunſches erreicht, der ihn zum Kampfe gegen den Sultan angetrieben: die Erblichkeit ſeiner Herrſcherwürde nämlich, zwar nicht für den ganzen Umfang ſeiner früheren Beſitzungen, aber doch wenigſtens für den ihm zuerkannten Theil derſelben, für Egypten.

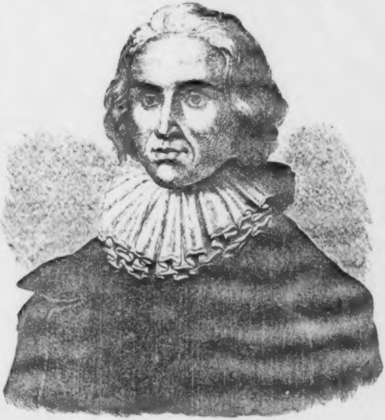
Betrachten wir hier ein wenig näher die Politik der europäiſchen Kabinette, ſo muß uns dabei Manches auffallend erſcheinen. Die Regel, welche die Handlungsweiſe der Großmächte als Grundſatz beſtimmte, war die Erhaltung der beſtehenden politiſchen Zuſtände in Europa. Unter dieſen Geſichtspunkt gebracht, bei dem man von der Fähigkeit und inneren Berechtigung der Zuſtände abſehen muß, war die Auflehnung Mehemed's gegen den Sultan als pflichtwidrige Empörung zu betrachten und hätte dem Rebellen nicht allein die Nicht-Berückſichtigung ſeiner Forderungen, ſondern eine noch darüber hinausgehende Beſtrafung eintragen müſſen. Aber Frankreich ſtellte ſich auf die Seite des Empörers, drohte mit Krieg, und ſo ſcheint es ein Ergebniß der Politik des Friedens um jeden Preis zu ſeyn, daß man Mehemed Ali die Erblichkeit des Vice-Königthums zuerkannte. Die europäiſchen Kabinette wurden ſonach bei Löſung dieſer orientaliſchen Frage ihren eigenen Grundſätzen ungetreu und verließen das ſogenannte geſchichtliche Recht der angeerbten Herrſchermacht.

Mehemed Ali erhob den Handel in ſeinem Lande, brachte den Ackerbau in Flor und die Gewerbe, aber um aus dem Schweiße ſeiner Unterthanen Nutzen zu ziehen. Sich ſtützend auf eine von ihm geſchaffene Land- und Seemacht, war er der einzige Herr und freie Mann im Lande, war er der Einzige, der die Ausbeute des Handels und der Fabriken, die Fruchtbarkeit des Bodens durch unvernünftige Steuer und Erpreſſung, durch gewaltſames Eingreifen in Recht und Beſitz ſeiner Unterthanen zu ſeinem Gewinn benutzte. Rechtloſe Sklaven ſind Alle, die unter ſeinem Scepter ſtanden, und während ſonſt das Aufblühen des Handels und der Gewerbe in einem Lande die Bewohner deſſelben bereichert, das Land ſelbſt bevölkert, iſt Egypten unter Mehemed verarmt und entvölkert werden. Im Alterthum zählte man Egyptens Einwohner zu ſieben Millionen, als Bonaparte in dies Land einfiel, zu fünf, nach Vertilgung der Mameluken durch Mehemed Ali zu drei, jetzt dürfte die Zählung kaum noch zwei Millionen Menſchen ergeben. Das ſind die Ergebniſſe der bewunderten Civiliſation durch Mehemed Ali, die nichts iſt als ein organiſirtes Syſtem von Sklaven-Arbeit, unter dem das Volk dahinſiecht. Mehemed Ali war ein Mann von unerſchütterlich feſtem Charakter, aber ein Gewalt-Herrſcher wie es einen ärgern nie gab. Er ſcheint beſtimmt geweſen zu ſeyn, das letzte Mark jenen kraftloſen Reſten der egyptiſchen und osmaniſchen Völker auszuſaugen, um ſie völlig reif zu machen für den Todesſtreich der Geſchichte. — Das Osmanenthum wie der Muhamedismus haben ſich überlebt, und die Völker, welche unter ihm ſeufzen, bedürfen neuer Kräftigung durch wahrhaft europäiſche Civiliſation, die aber kein türkiſcher Despot ihnen zu reichen vermag. Ein erweitertes Griechenland könnte viel zu ſolchem Zwecke beitragen, und wäre nicht die Eiferſucht der europäiſchen Staaten, die auf eine friedliche Einigung derſelben in Bezug auf die orientaliſche Frage kaum hoffen läßt, ſo würde der Schritt längſt geſchehen ſeyn, der doch einmal zum Heil der hinſterbenden Völkerſchaften in den türkiſchen Reichen geſchehen muß: der Untergang des osmaniſchen Kaiſerthums, der Uebergang ſeines Beſitzes unter das Scepter der Griechen. — Ibrahim ging ſeinem Vater im Tode voran. Ein zweiter Sohn, Abbas-Paſcha, ward Mitregent und wird nun dem Vater als Vicekönig folgen. Mehemed Ali war in ſeinem Greiſenalter ſchwach geworden.

Die Friedens-Bedingungen, welche ihm die Erblichkeit ſeiner Würde nur ſicherten, indem ſie ihm große Stücke ſeines Reichs entriſſen, ſchienen auch ſeine geiſtige Energie wie ſeine Körperkraft gebrochen zu haben. Mehemed Ali auf den Thron Konſtantinopel's, den er offenbar angeſtrebt, hätte vielleicht noch einen Scheinglanz über das Osmanenthum herbeiführen können. Er war vielleicht der letzte Osmane von Bedeutung: er würde glorreich mit Konſtantinopel untergegangen ſeyn, wenn man den inneren Kampf im türkiſchen Reiche nicht geſtört hätte. Egypten hat auch unter Mehemed's Erben und Nachfolger gebeſſerte Zuſtände ſchwerlich zu hoffen.

Anton Gubitz.

Chriſtoph Columbus.



Indem wir die Blicke unſrer Leſer auf den kühnen Entdecker Amerika's lenken, haben wir nicht im Sinne, eine Lebensbeſchreibung zu wiederholen, welche von früher Jugend an wohl Jeden unter uns mit lebhafter Theilnahme erfüllte und daher Jedem im Gedächtniß gegenwärtig blieb. Sollten auch nicht Alle wiſſen, daß Criſtoforo Colombo (ſpaniſch: Colon, lateiniſch: Columbus) im Jahre 1436 zu Caguro in Monferrat geboren wurde und von da erſt als Kind nach Genua kam, daß er am 20. Mai 1506, alſo ſiebzig Jahre alt, zu Valladolid nach einer vierten Entdeckungs-Reiſe ſtarb, mögen überhaupt die Jahreszahlen weniger im Kopfe eines Jeden bereit liegen, ſo doch unbezweifelt die Hauptumſtände der großen Entdeckung, die Anſtrengungen, welche es dem Columbus koſtete, um, von Genua und Portugal zurückgewieſen, drei kleine Schiffe von Spanien zu erhalten, mit einer meuteriſchen Beſatzung bis in die neue Welt zu gelangen und auf der von ihm benannten Inſel San Salvador (eine der Bahama) Anker zu werfen (12. Oktober 1492). Nach einer dritten Reiſe, die ihn auf das Feſtland von Amerika führte, zum Statthalter der ſpaniſchen Beſitzungen daſelbſt ernannt, verfiel er der Verleumdung, wurde auf Befehl des Hofes in Ketten nach Spanien gebracht, hier zwar ſofort freigeſprochen und in alle ſeine Würden wieder eingeſetzt, aber ſein Verleumder blieb ſtraflos. Wie geſagt, auf eine weitere Ausführung dieſer perſönlichen Lebenszüge verzichten wir zum Vortheil unſrer Leſer und gedenken dagegen, einige Streiflichter über die weltgeſchichtliche Bedeutung der Entdeckung von Amerika zu werfen.

Als im Geiſte des Columbus aus den verſchiedenſten Merkzeichen die Ueberzeugung ſich geſtaltete, daß jenſeits des großen atlantiſchen Meeres ein unbekanntes Land, vielleicht ein Theil des aſiatiſchen Indiens, liegen müſſe, war Europa ſchon durch manche Entdeckung, namentlich portugieſiſcher Seefahrer, mit fremden Ländern in Verbindung getreten. Madeira, die Inſeln des grünen Vorgebirges, die Azoren, der Senegal waren aufgefunden worden, und neue Erſcheinungen, Erfahrungen hatten die Kenntniſſe, unbekannte Natur-Erzeugniſſe, Pflanzen, Früchte, Metalle den Handel der gebildeten Welt bereichert. Doch keine Entdeckung, ſelbſt nicht die ſpätere des Seewegs nach Oſtindien um das Cap der guten Hoffnung (1497) durch Vasco de Gama, griff mit ſo ungeheuern, noch heute lange nicht erſchöpften Wirkungen erregend und fördernd in die Kultur des Menſchengeſchlechts wie die Entdeckung von Amerika.

„Die Weltgeſchichte beginnt!“ Bisher drehte ſich die Geſchichte um einen kleinen Kreis von Völkern und Staaten in Europa, dem ſüdweſtlichen Aſien, dem nördlichen Afrika. Nun beginnt ſie die geſammte Erdkugel in ihren Bereich zu ziehen, und die Wechſelwirkungen zwiſchen Völkern und Völkern, Erdtheilen und Erdtheilen gewinnen eine großartige Ausdehnung. Was brachte Amerika zuerſt dem Handel! Neue Waaren, neue Werthe, denn das Gold Peru's und Mexiko's überſtrömte den europäiſchen Markt. Was brachte es den Wiſſenſchaften! Ein geläutertes Bewußtſeyn über die Geſtalt, die Größenverhältniſſe, die geſammte Beſchaffenheit der Erde. Der Menſch ward nun erſt heimiſch auf dem Planeten, den er Jahrtauſende ſchon bewohnte. Neue Länderformen, neue Klimate, ungeheure, ſonderbare Gebirgsmaſſen, mächtige Waſſerwelten und Stromgefilde, neue, wunderbare Arten von Menſchen, Thieren, Pflanzen zogen dem Wiſſen von der Natur einen unendlich weiten Kreis der Erkenntniß. Durch die alten Staaten, welche im mittleren und ſüdlichen Amerika vorgefunden wurden mit eigenthümlicher Bildung in Religion, Kunſt und Politik, durch die wandernden Horden anderer, von künſtlicher Geſittung kaum berührter, im Zuſtande des unmittelbaren Naturverkehrs dahinlebender Völkerſtämme erſchloſſen ſich dem denkenden Geiſte neue Anſchauungen und Begriffe von dem Weſen des Menſchen, ſeinen Natur-Anlagen, ſeinen Kulturbedürfniſſen, ſeiner Kulturfähigkeit. Die Geſchichte der Völker und Staaten wird zur Geſchichte des Menſchengeſchlechts, zur Kulturgeſchichte der Menſchheit. Dies iſt die gewaltigſte, umfaſſendſte Wirkung der Entdeckung von Amerika; wir verfolgen dieſelbe nun, um ſie genauer zu erläutern, auf einem beſtimmteren Gebiet.

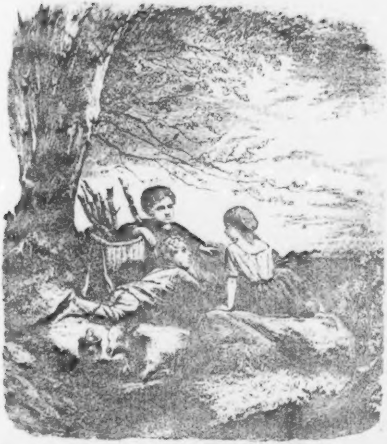
Während von Spanien aus, von der gewaltſamen Alleinherrſchaft Philipp's des Zweiten, ſich die Herrſchaft der Willkür über Europa ausbreitete, nach und nach Italien, Frankreich, Deutſchland, Dänemark, Schweden überzog, erhielt ſich nur auf dem britiſchen Eilande in überlieferten und treu bewahrten Geſetzen die alte Volksfreiheit. Auch hier lag ſie im Kampfe mit der Macht, welche danach trachtete, ſich über das Geſetz zu erheben. Da erſchien als Bundesgenoſſe der kämpfenden Freiheit eine neue Welt — Amerika! Der Durſt nach dem überſeeiſchen Golde trieb die Spanier über den Ocean, und der leichte Gewinn, der zuerſt das Mutterland zu unerhörtem Reichthum emportrug, die daraus hervorgehende Trägheit, der Müßiggang mit dem Gefolge niedriger Leidenſchaften entnervte das edle Volk, dem die ſtarre Tyrannei ſeines Philipp und ſeiner Inquiſition bereits viel von ſeinem ſtolzen Unabhängigkeitsgefühl geraubt hatte. Nur auf einem kräftigen, ſittlich vorwärts ſchreitenden Volke kann wahrhafte Staatsgröße und Staatsmacht ſich begründen, bei der ſteigenden Entmarkung und Entſittlichung des ſpaniſchen Volkes ſank der ſpaniſche Staat, die Geburtsſtätte unbegrenzter fürſtlicher Machtvollkommenheit, von ſeiner Größe herab. Während er fiel, ſtieg das berührige England zu neuem Ruhm und Glanz, zu neuer innerer Kräftigung empor. Seine Bevölkerung warf ſich in das nördliche Amerika, deſſen fruchtbarer Boden zwar die günſtigſten Vortheile verſprach, aber nur dem Fleiße, der regen Thätigkeit und Betriebſamkeit ſie darbot als Preis unermüdlicher Arbeit. Im rührigen Bewähren ſeiner Kraft wuchs das engliſche Volk an Selbſtgefühl und erhielt in ſeinen Staats-Einrichtungen und Geſetzen die glücklichen Keime für eine verjüngte Zukunft der Völker. Mit ſeinen Bewohnern zogen ſeine Geſetze hinüber nach Nord-Amerika und ſchlugen ſtarke Wurzeln in einer Bevölkerung, die im rüſtigen Kampfe mit unbebauten, vom Urwald bedeckten Ländereien, mit wilden, ſtreitbaren Wanderſtämmen den gewaltigen Mächten der Natur den Boden abgerungen zu einem neuen Volks- und Staatsleben. Wie deſſen Freiheits- und Unabhängigkeitsſinn immer mehr und mehr zunahm, wie er endlich in Widerſpruch gerieth mit den Herrſchgelüſten des britiſchen Mutterlandes, das den Vortheil zu ſtark in die Waage der Freiheit warf, wie die vereinigten Staaten von Nord-Amerika ſich losſagten von England, und ein neues, bis dahin unbekanntes Staatsſyſtem, als Bundesſtaat, jenſeits des Weltmeers entſtand, das wiſſen wir aus den nordamerikaniſchen Freiheitskriegen. Wie zündeten dieſe in Europa! Die erſte franzöſiſche Revolution, wenn auch nicht durch ſie verurſacht, doch gezeitigt, war ein Nachhall derſelben, und das ganze alte Europa ward erſchüttert und umgeſtaltet durch die Grundſätze, welche aus der neuen Welt herüber kamen. Für Jeden, der unſrer Betrachtung folgte, iſt es faſt überflüſſig, wenn wir hinzufügen, daß die geſchilderten Nachwirkungen bis in die Gegenwart fortdauern, ja neue, in ihren Folgen unberechenbare Erſcheinungen tauchen eben jetzt wieder auch in Amerika auf. Der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexiko fiel ſiegreich aus für die erſteren und trug ihnen den Beſitz Kaliforniens ein, wurde die Urſache zur Entdeckung eines Goldlandes, deſſen unermeßliche Reichthümer auf Betriebſamkeit und Handel der Welt nicht ohne Einfluß bleiben können. Wer möchte ſich unterfangen, nach ſolchen Vorgängen vorauszuſagen, in welcher Weiſe ferner noch das an Macht und Anſehen ſteigende Nord-Amerika in die Geſchicke ſeines Welttheils, ſo wie Europa's und der Menſchheit eingreifen werde? Das aber erkennen wir klar: die Entdeckung des Columbus bildet den Anfangspunkt einer neuen Geſchichte, einer neuen Kultur unſers Geſchlechts.

Anton Gubitz.

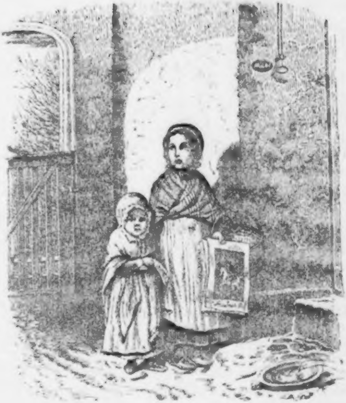
Armuth und Trieb.

„Kinder ſind des Himmels Segen!“ — dieſer Spruch iſt ein ererbter, und wir wünſchen, daß er überall Geltung habe oder — ſie wieder erhalte. Denn in letzter Zeit haben hier und dort die wahnweisheitlichen und politiſchen Hadereien, bei welchen mehr und mehr die Erfahrungsloſigkeit der Erfahrung Trotz bot, das Familienleben ſehr verſtört und zerrüttet. Die arme Familie, welche wir auf dem Bilde vor uns haben, würde aber ganz gewiß einſtimmen in den Spruch: „Kinder ſind des Himmels Segen!“ — und hoffentlich ſagt ſie es auch, wenn das Bürſchchen, das jetzt ſeinen erſten Unterricht empfängt in Führung des Eſels, eines ſehr werthen Mitbewohners der kleinen Haushaltung, erwachſen iſt. Bringt der kleine Italiener doch keine Anmaßung, keine größeren Anſprüche mit, als die der Armuth, die ſich hier mit der Sorgloſigkeit vereint in dem gläubigen Vertrauen: der Himmel iſt des Armen Sparbüchſe. Das geht auch wohl in einem Lande, wo die freigebige Natur leicht und vollauf ſpendet, was Genügſamkeit begehrt, die des armen Italieners beſte Stütze iſt, ſo daß er ſich täglich ſein Liedchen ſingt mit dem Schluß:

„Des heit'ren Armen Muth
Iſt Reichthum ohne Gut!“

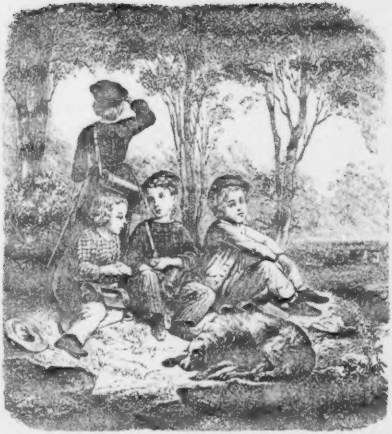


In andern Ländern aber, wo die Natur karger erſcheint, wo ihr der Bedarf zum Leben durch allerlei Hülfsmittel abgewonnen werden muß, da macht ſich eine kräftigere Rüſtung nothwendig, und die Erziehung muß dahin ſtreben, daß ſich Jeder eine ſolche Rüſtung ſchaffe, alle Verwahrloſung verhüthet werde. Auch die Armen haben die Pflicht, die Sorgloſigkeit der Jugend nicht überhand nehmen zu laſſen, ſie im Gegentheil frühzeitig hinzuleiten zu der Ueberzeugung: „Wiſſen, Können und Wollen, das iſt's, was wir ſollen!“ Wenn nun — zum Beiſpiel — Eltern ſo arm ſind, daß ſie ihre Kinder nach dem Walde ſchicken, abgefallene Reiſer aufzuleſen, verſteht ſich mit der Ermahnung, die Hand nicht weiter auszuſtrecken, nicht gegen das ſiebente Gebot zu ſündigen, ſo nennen wir das ſchon deshalb gut, weil es eine nützliche, durch die Bewegung im Freien der Geſundheit zuträgliche Beſchäftigung iſt. Geſetzt aber, die Kinder, ohne Aufſicht nur ſich ſelbſt überlaſſen, bummelten dabei ganze Tage in Wald und Feld



umher, verſäumten darüber die Schule, dann nennen wir dies von den Eltern ſündlich und unverantwortlich. Vor Allem haben ſie den Trieb zum Lernen, zum brauchbaren, der Werkthätigkeit nützlichen Wiſſen bei den Kindern zu erregen und zu ſteigern, damit ſie zum Können und Wollen auch die Fähigkeit in den Lebensberuf mitbringen. Neben dem Unterricht in den gewöhnlichen Volksſchulen bleibt noch Zeit genug, um die Kinder für Zwecke der Sparſamkeit oder eines Miterwerbs durch Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte gehen, zu verwenden und ſie in ſteter Beſchäftigung zu erhalten, was auch ein unerläßliches Erforderniß iſt. Wie gering die Mittel eines Hausſtandes ſeyn mögen, das Anhalten zur Thätigkeit und in derſelben eine beſtimmte Ordnung iſt nicht allein überall möglich, ſondern auch immer allſeitig heilſam. — Wenn ſchon den Knaben ein vom Müßiggange nur wenig unterſchiedenes Herumſtreifen ſehr verderblich iſt, den Mädchen bringt es meiſt das ſchmachvollſte Elend. Da ſtecken ihnen gott- und ehrvergeſſene Eltern Dies oder Jenes in die Hand, angeblich zum Verkauf, eigentlich jedoch nur, damit die Kinder nicht den Straſſen der Bettelei verfallen, und nun müſſen die Mädchen von Haus zu Haus, mit eingelernten Lügen die Milde anſprechen. Auf dieſem Wege wandeln ſie fort, bis ſie reif ſind zu — Opfern des Sinnentaumels und der Lüderlichkeit. Nach raſchem Hinſiechen verwünſchen ſie dann auf dem Todeslager die unwürdigen Eltern, die des Himmels Segen ſich ſelber in Fluch verwandelten. — Die Armuth iſt kein Hinderniß einer Grundlage, welche die Mädchen zur Sittlichkeit und Häuslichkeit, den Eigenſchaften für Wohl und Frieden, die Knaben auf eine Bahn hinleitet, wo ſie ſich ſelber die Pforten des Glücks und Ruhms öffnen können. Aber draußen im bettelhaften Müßiggange gehen zumal den Mädchen alle Hoffnungen verloren. Können Eltern, die von ihren Kindern frühzeitig Erwerb fordern müſſen, nicht lohnende Beſchäftigung für ihre Töchter in's Haus bekommen, dann mit ihnen in den Dienſt wackerer Herrſchaften, damit ſie in ſteter Arbeit tüchtiger werden und durch erworbene Umſicht lernen, ſich ſelber zu helfen. Die Knaben aber, neben aller möglichen häuslichen Hülfe in den Freiſtunden, ſtreng zur Schule angehalten! Wer dort den Trieb zu geiſtigem Fortſchritt in ſich aufnahm, der iſt geborgen, denn er weiß ſich zu erhöhter Ausbildung der vielen wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel zu bedienen, welche jetzt durch die Allen leicht zugänglichen, Jedem, der mit offenem Sinn und den erſten Schulkenntniſſen begabt iſt, verſtändlichen Anleit-Bücher jeden Fachs verbreitet ſind. Es bedarf da eben nur des rechten Triebs, um ein fruchtendes Ziel zu erreichen, und daß die Mehrheit der bedeutendſten Männer aus der Armuth hervorging, daß dieſe die Mutter der Erfindungen iſt, läßt ſich mit unzählbaren Beweiſen bekräftigen.

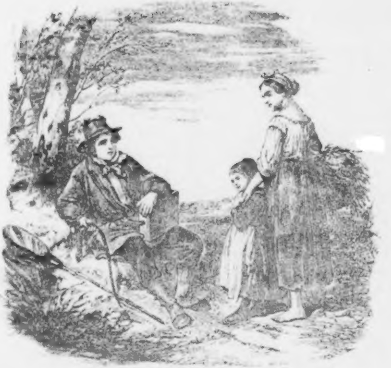
Wo aber in den Kindern der Trieb zum Lernen und Wiſſen geweckt und gefördert iſt, da gewahren wir anmuthige und erfreuliche Bilder ſchon bei den Schulknaben; da wird ſelbſt die Erholung zur Erhebung, der Spazier- zum Studir-Gang. Sehen wir kleine Botaniker, ſo wiſſen wir freilich, daß hier anfangs eher die Spielerei als die Wiſſenſchaft anzieht; aber nicht lange wird es dauern, dann ſiegt der Reiz der Natur, aus dem Spiele wird ein eifriges Sinnen und Trachten, aus den erſten Kenntniſſen entwickelt ſich der Drang zu tieferer Erkenntniß. Da treffen wir ſpäter Einen, der ſchon in mannigfache Gebiete der Natur einzudringen verſuchte, der ſich bereits nach allen Seiten hin mit ihr beſchäftigt und den der Trieb vorwärts bringt. Schon daß er ſich abtrennte, ſich ganz allein mit der Natur zu unterhalten weiß, iſt ein günſtiges Zeugniß, ihm ſey die Sache Ernſt und Vergnügen zugleich, und gewiß bringt er's einmal zu etwas Rechtem. Unterſtützt doch die umfaſſende Naturforſchung alle Richtungen menſchlichen Schaffens, und Eines lehrt ſie, was feſten Halt giebt: Beſcheidenheit. Denn wer es erkannt hat, daß unſre Erde ſelbſt nur ein winziger



Punkt im Weltall iſt, der wird begreifen, wie wenig der einzelne Menſch, ein ſo geringer Theil in dieſem geringen Theil des Weltalls, Urſach hat zu Stolz und Anmaßung. Wohlhabender Eltern Kind iſt der Burſch auch nicht, aber Trieb und Fleiß werden ihm durchhelfen, und es läßt ſich nach einigen Jahren durch ihn ſehr wahrſcheinlich die altdeutſche Erfahrung beſtätigen:

„Hat auch ein armer Student nicht mehr
Als etliche Gulden von ungefähr,
Dennoch er einſt wird höher gelehrt,
Als wenn der Reiche tauſend verzehrt.“

In der Jugend arm, das macht reiche Köpfe, wenn nur in Trieb und Fleiß jede Gelegenheit zum Lernen erfaßt und die Mühe dabei nicht geſcheut wird; wer aber frühzeitig den Ungebundenen, den Sorgloſen oder gar den Herrn ſpielt, dem lehrt dann die Folge, daß er ſich ſelber das Glück der Zukunft geſtohlen hat. Trieb und Fleiß bedürfen aber noch eines Dritten, der Geſchicklichkeit



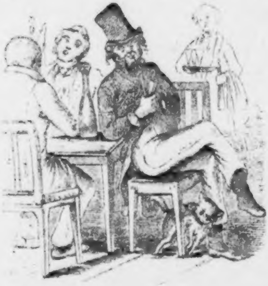
zur Geduld. Dieſe Eigenſchaft iſt leider gar Vielen gänzlich ausgegangen, ſie wollen über langen Zeitraum hinweg keck nach noch nicht vorhandener, nur eingebildeter Frucht greifen, möchten die oberſten Stufen im Sprunge erreichen. Das iſt eine der Haupturſachen zu den Stürmen unſrer Tage, und leider darf man bei dem Drange, die Dinge nicht auf natürliche Weiſe anwachſen zu laſſen, ſondern ſie voreilig herbeireißen zu wollen, noch keinen Stillſtand der Stürme erwarten. Namentlich der Armuth bedient man ſich zu ſolcher Schnell-Verrichtung — aus der jedoch nur eine Schnell-Vernichtung werden kann — knechtiſch und betrügeriſch unter Vorſpiegelung einer Freiheit, die eben wieder nur über Geſetz und Ordnung hinausgreift. Weiß das Nachgeſchlecht der Armen, wiſſen deren Kinder das, was ihnen die Schule jetzt koſtenfrei bietet, gehörig zu benutzen, rüſten ſie ſich mit Trieb, Fleiß und hoffender Geduld, dann werden ſie, weil ihnen die Allen zu empfehlende Tugend der Genügſamkeit durch die Gewohnheit verbürgt iſt, ſicherer das Wohl und Glück erreichen als Jene, die bei ſchwankender Geſchäftigkeit in Dem, was ihnen eben beliebt, mit unbändigen Gelüſten nach dem Unerreichbaren ringen, dann aber im Hochmuth zu Falle kommen und in's Verderben ſtürzen.

Trieb, Fleiß und Geduld kann auch die Armuth haben; nur wo ſie fehlen, wird die Armuth bleiben, wo ſie wirken, da jagt man endlich die Armuth in die Flucht und mag ſich dann mit Zufriedenheit zurufen:

„Jetzt lob' ich froh der Armuth Zucht,
In Jahren voll Beſchwerden;
Da dringt hervor des Geiſtes Wucht,
Die wirft all Unheil in die Flucht,
Und ſtellt uns feſt auf Erden!"

So iſt's! — Der dies ſagt, war in ſeiner Jugend ſelber ſehr arm, und was er ſagte, hat er an ſich ſelber erprobt, indem er aus der Armuth, ja zuweilen aus gänzlichem Mangel der unentbehrlichſten Bedürfniſſe ſich herauskämpfte zur Selbſtſtändigkeit. Er kann alſo dreiſt behaupten: ſeine Rede iſt die der Erfahrung und Wahrhaftigkeit; — möge man ihm glauben und danach thun! —r.

Der Angeber.



Wir meinen den Denunzianten, den Ausborcher und geheimen Ankläger, kurz geſagt einen höchſt nichtswürdigen Geſellen, der ſein Glück machen will dadurch, daß er — Andere in's Unglück ſtürzt. „Ausborcher und Angeber, ſind des Teufels Netzweber!" Dies Sprichwort iſt ein Erbſtück von unſern Vätern, und wir müſſen leider bekennen, in unſrer Zeit, wo es den armen Webern ſehr übel erging, haben grade jene Netzweber des Teufels hier und dort ſehr ergiebige Geſchäfte gemacht. Dieſem Erwerbe iſt jedoch das Brandmal der Schande aufgeprägt. Alle aber, welche die Angeberei begünſtigten und belohnten, müſſen ſich jedenfalls auch keinen geringen Abzug von ihrer Ehrenhaftigkeit gefallen laſſen, und der redliche Mann thut am beſten, weder dem Einen noch dem Andern zu trauen. Wenn ſo ein Ausborcher aus ein paar in der Leidenſchaftlichkeit geſprochenen Worten, die doch weder zum Pfeil noch zur That werden — da man ſehr wohl weiß, daß Leute, die ein leicht überſprudelnd Gemüth haben, in der Beſonnenheit dann meiſt ſehr nachgiebig und gutmüthig ſind — wenn ſo ein Ausborcher aus dieſer und jener Aeußerung eine Schlinge zuſammendreht, um einen unüberlegt Offenherzigen damit in's Verderben zu ziehen, ſo iſt das ſtraffällig, aber nicht belohnenswerth; der edle Machthaber wird dies auch eher beſtrafen als belohnen, und es ſcheint uns eine ſehr erbärmliche Macht, bei der es nicht ſo iſt. Verrath mag manchmal ſeine Nützlichkeit haben, ja wir wollen zugeben, daß bei ſchlimmen Thaten oder beſtimmter Anſtalt dazu — aber nicht bei Worten, die der Augenblick gab und die im nächſten Augenblick zerplatzen wie eine Seifenblaſe — der Verrath zuweilen eine Nothwendigkeit werden kann; eine Tugend iſt er indeß ſelbſt dann nicht, wenn er einmal wirklich einem guten Zwecke dient. Aber gleich dem Diebe und Meuchelmörder, für die Waffe der Rechtſchaffenheit und Wahrheit vogelfrei iſt Der, dem du vertraulich dein Haus und Herz geöffnet haſt, der nun deine Geſinnung dir ablauſchte und dann hingeht, dein Vertrauen zu verkaufen. Es iſt gewiß Jedem ſchon geſchehen, daß er in unſern Tagen, wo es überall gährt und brauſt, eine unbedachte Rede hörte, ja er hat ſie wohl ſelbſt ausgeſprochen, da muß jedoch nicht Einer dem Andern jedes Wort zum Bolzen ſchnitzen wollen, ſondern ſich wieder eines alten Sprüchworts erinnern: „An Worten und grauem Tuch kriecht viel ein!“ Wir erlebten aber in unſerer Gegenwart ſo viele ſchmachvolle Ausborchereien und ſchändliche Verräthereien, daß wir unſerm ſchmerzlichen Empfinden Erleichterung verſchaffen mußten durch ein Verdammen dieſes ſchuftigen Treibens, deſſen neulich auch Fr. Brunold in einem Liede gedachte, dem wir folgende Verſe entnehmen:

„Wer geht und horcht an Thür und Wand,
Schaut durch die Fenſterritzen?
Wer hat allein kein Vaterland,
Kann ſchaden nur, nie nützen?
Wer kennt nicht freien Mannes Ehr'?
Wer trägt an eig'ner Schande ſchwer?
Das ſind die Denunzianten!
Wie zähmet man dies böſe Heer,
Heilt dies Geſchwür der Erden? —
Beſtreben wir uns mehr und mehr,
In Freiheit wahr zu werden!

Die Wahrheit iſt der beſte Damm,
Die Wahrheit iſt der Galgenſtamm
Für alle Denuncianten!“

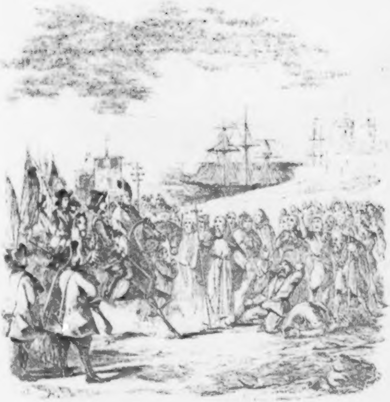
Dabei iſt freilich zu wünſchen, daß die Wahrheit auch ſtets ihre Anerkennung finde, denn ſonſt ereignet ſich tauſendfach, was uns ein Geſchichtchen erklärt, das wir ſchließlich mittheilen und es vom Morgenlande ausgeben laſſen, obwohl es noch überall ſeine Heimath zu wählen hat. Ein Kadi, der ſein Amt ſchlecht verwaltete, das Volk bedrückte und brandſchatzte, ward endlich von einem ehrſamen und gerechten Kadi bei dem Sultan vor allem Hofgeſinde angeklagt. Ein Dritter nahm ſich des Erſteren an und wollte ſogar den ehrſamen Kadi für ſeine Enthüllung noch beſtraft haben. — „Aber“ — ſagte der Kläger, als er mit dem Vertheidiger unter vier Augen ſprach — „aber ich habe ja doch die Wahrheit geſagt!“ — „Ganz gut; nur muß man nicht Alles ſagen, was wahr iſt!“ — „Ich habe nächſtdem nach Pflicht und Gewiſſen auch bewieſen, daß ich recht habe!“ — „Allerdings, aber du hatteſt unrecht, recht haben zu wollen!“ Und der ehrſame Kadi ward wirklich verurtheilt. — Gott verhüte, daß es der Wahrheit und dem Recht oft ſo ergeht, des Redlichen muthig offene Anklage der Begünſtigten beſtraft und dagegen die geheime Angeberei und Verdächtigung ſich mächtigen Schutzes rühmen dürfe. Denn das wäre die widerwärtigſte Entſittlichung in den höheren und niederen Kreiſen des Volks, und wir können unſern Abſcheu vor dem Verrath und deſſen Helfershelfern nicht kräftiger ausdrücken als es unſre Vorfahren thaten mit den fünf Worten: „Vom Verräther frißt kein Rabe!“

Fr. Bertram.

Il Pancolo.

Der größte Theil der Bevölkerung Marſeille's war am 15. März 1735 auf den Beinen und ſtrömte dem Hafen zu. Eine ernſte, feierliche und rührende Ceremonie fand hier ſtatt. Die Geiſtlichen von dem Orden des heiligen Mathurins kehrten von Algier, Tunis, Tripolis und Marokko heim und führten die Chriſtenſklaven mit ſich, welche ſie dort losgekauft hatten. Das Schiff, welches die frommen Väter und die befreiten Chriſten am Bord führte, war am Abend vorher geankert und dieſe Nachricht hatte Freude in vielen Familien verbreitet, die unter jenen Unglücklichen, deren Ketten das Mitleid gebrochen, Freunde und Verwandte anzutreffen hofften. — Die Geiſtlichkeit ſämmtlicher Kirchen mit ihren Bannern und heiligen Gefäßen, der ganze Magiſtrat, der Gouverneur mit ſeinem Stabe, der Biſchof mit ſeinem ganzen Kapitel und die Truppen der Garniſon begaben ſich, von einer unermeßlichen Menge begleitet, im feierlichen Zuge nach dem Hafen.

* * *

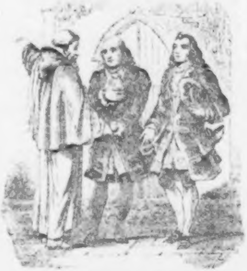


Die Schiffe, welche auf der Rhede lagen, zogen, zum Zeichen der Freude, ihre Staatsflaggen auf, Artillerie-Salven donnerten von den Feſtungswerken der Stadt und feierliches Geläut erſcholl von allen Thürmen. — Die frommen Väter landeten endlich mit ihren befreiten Gefangenen. Mehrere dieſer Unglücklichen trugen noch deutliche Zeichen der Mißhandlungen, die ſie erduldeten, an ſich; ſie warfen ſich zur Erde und küßten den Boden Frankreichs, den ſie nie mehr zu betreten gefürchtet hatten; Andere riefen, vor Freude weinend, die Namen von Verwandten und Freunden, die ſie in der Menge erblickten; Thränen des Mitgefühls netzten jedes Auge, und mitten unter dieſen Glückſeligen gingen die ehrwürdigen Schöpfer dieſer erhabenen Scene, die Ordensbrüder des heiligen Mathurin, ruhig und ſtill, geſenkten Blickes, von der Menge mit Segenswünſchen überhäuft. — Der ganze Zug begab ſich nach der Cathedrale, um dem Herrn ein Dank-Opfer darzubringen; dann wurde jeder Losgekaufte ſeinen Verwandten und Freunden zurück gegeben. Diejenigen, die in Marſeille keine Verwandten hatten, wurden von den Bürgern gaſtfrei aufgenommen und ſorgſam gepflegt, bis ſie ſich ſtark genug fühlten, zu ihren Familien zurück zu kehren.

Schon war die ganze Feſtlichkeit vorüber und die Menge begann ſich zu verlaufen, als ein Fremder, der ſowohl wegen ſeiner Tracht als auch wegen ſeiner Sprache für einen Venetianer erkannt wurde, ſich dem Aelteſten der Geiſtlichen näherte und um einen Augenblick Gehör bat. — „Reden Sie, mein Herr, ich bin bereit zu antworten.“ — „Wenn ich mich nicht irre, ſo beträgt die Anzahl der Gefangenen, die Sie gerettet haben, über zweihundert?“ — „Ja, mein Herr!“ — „Und wie viele blieben noch an der Sklavenkette in Afrika zurück?“ — „Ach, mein Herr“, entgegnete der Geiſtliche mit einem tiefen Seufzer, „es blieben mehr als Sechshundert. Die Almoſen, welche wir in den letzten Jahren empfangen haben, waren nicht bedeutend, wir konnten diesmal nur die alten Chriſtenſklaven zurückkaufen, und doch haben wir noch drei unſerer Brüder als Pfand für drei gefangene Italiener zurückgelaſſen, die, wenn ſie jetzt nicht frei geworden wären, dem Elende hätten erliegen müſſen.“ — „Drei gefangene Italiener?“ unterbrach ihn lebhaft der Fremde. „Und aus welchem Theile jenes Landes?“ — „Aus Sicilien, wenn ich nicht irre.“ — „Ihre Namen?“ — „Ich will ſie Ihnen nennen, denn ich habe die Liſte jener Unglücklichen bei mir.“ — Der Ordensbruder zog eine Pergamenttafel unter ſeinem Gewande hervor und ſagte, ſchnell die Liſte durchlaufend: „Da iſt zuerſt Paolo Vancolo, einundſiebzig Jahr alt, Steuer-Einnehmer zu Palermo, gefangen genommen auf Syra im Jahre 1700.“ — „O Himmel!“ rief der Fremde, „täuſchten Sie ſich auch nicht, ehrwürdiger Vater? Steht wirklich der Name Paolo Vancolo auf dieſer Liſte?“ — „Leſen Sie ſelbſt, mein Herr!“ — „Ja, ja! Paolo Vancolo! Er iſt es! Sagen Sie mir, mein Vater, wo finde ich jenen ehrwürdigen Greis? Wo iſt er? Ich flehe Sie an, mir zu ſagen, wo er iſt!“ — „Paolo Vancolo“, entgegnete der Geiſtliche, erſtaunt über die Aufregung des Fremden, „befindet ſich in dieſem Augenblick bei dem Grafen Langeon, Gouverneur von Marſeille, der alle Chriſtenſklaven, die hier keine Heimath haben, gaſtfrei bei ſich aufnimmt, bis er weiter für ſie ſorgen kann. Auch der Greis, nach dem Sie fragen, wird dort ſo lange wohnen, bis er das Schiff beſteigt, das ihn heimwärts führt.“ — „Tauſend Dank, mein ehrwürdiger Vater!“ antwortete der Fremde, indem er die Hand des Geiſtlichen an ſeine Lippen drückte. „Aber ich wünſchte Sie bald wieder zu ſehen; wo kann ich Sie finden?“ — „Wenige Schritte von hier. In jenem Kloſter fragen Sie nur nach dem Pater Guardian.“ — „Auf Wiederſehen denn, frommer Vater!“ — Und der Fremde eilte nach dem Pallaſte des Gouverneurs. Erſt jetzt gewahrte der Geiſtliche, daß zwei prachtvoll gekleidete Diener demſelben folgten.

Es war finſter geworden, und die Kloſterglocke verſammelte die Brüder bereits zum Abendgottesdienſt, als der Pförtner dem

Pater Guardian meldete, daß zwei Männer ihn zu ſprechen wünſchten. Er begab ſich zu ihnen in das Sprechzimmer und erkannte in dem Erſteren den Fremden, der am Morgen ihn angeredet hatte, der Zweite aber war der alte Gefangene Paolo Bancolo. Mit dem Aeußeren deſſelben war eine ſeltſame Veränderung vorgegangen; er hatte die Lumpen ſeines Sklavengewandes weggeworfen und trug das reiche Sammetkleid des begüterten Mannes. Zärtlich umarmte er den frommen Bruder und verſicherte dieſem noch einmal ſeine höchſte Erkenntlichkeit.



„Paolo Bancolo!“ entgegnete der Mönch, „nach Allem, was ich ſehe, hat Euch Gott nach langen und furchtbaren Leiden ein glückſeliges Alter beſchieden. Preiſet ihn dafür, und vergeſſet nicht in Eurer gegenwärtigen Lage, daß wir in jenem fremden Lande noch eine große Anzahl unſrer Brüder zurückgelaſſen haben, die nach ihrer Freiheit und ihrem Vaterlande ſeufzen.“ — „Nein, mein Vater!“ nahm der Fremde das Wort. „Paolo Bancolo wird nicht vergeſſen, daß er ſeine Leidensgefährten im Elende zurückließ, und er wird Alles thun, was an ihm iſt, um ihren Kummer zu mildern und ihre Ketten zu zerbrechen. Er übernimmt ſchon heute dieſe Verbindlichkeit, und ich, ſein Sohn, bin ſein Bürge!“ — „Wie, mein Herr!“ fragte der Mönch, „Sie wären Bancolo's Sohn?“ — „Ja, frommer Vater! Der Himmel hat mir das Glück gewährt, meinen Vater wieder zu erhalten, der ſeiner Familie entriſſen wurde, als ich noch in der Wiege lag. Acht Tage nach meiner Geburt wurde mein Vater in einer Dienſt-Angelegenheit von einigen griechiſchen Kaufleuten nach Syra berufen. Er ſchiffte ſich zu Catanea ein, und ſeit dem Augenblicke hat ſeine Familie nicht wieder von ihm reden hören. Meine Mutter ſtellte auf Syra die genaueſten Nachforſchungen an. Die Kaufleute verſicherten, daß ſie meinen Vater nicht geſehen hätten und daß das Schiff, mit welchem er abgeſegelt ſeyn ſollte, gar nicht angekommen wäre. Ich hielt ihn längſt für todt, und nun denken Sie ſich mein Erſtaunen und meine Freude, als ich den Namen Paolo Vancolo heute Morgen von Ihnen ausſprechen hörte. Der Name, das Alter, die Zeit der Gefangennehmung, Alles ſtimmte überein und erweckte die glühendſten Hoffnungen in mir. Ich eilte zu dem Gouverneur und bald ſchloß ich den Vater in meine Arme.“ — „Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich!“ ſprach der Geiſtliche. „Aber, Paolo, konntet Ihr denn nicht Eure Familie von Eurem Aufenthaltsort unterrichten?“ — „Die tuneſiſchen Korſaren verkauften uns an ihren Bey und ſchleppten uns über ſechszig Meilen weit in das Innere des Landes, wo wir an den Feſtungswerken der Städte arbeiten mußten; erſt in meinem hohen Alter ſchickte man mich als unbrauchbar nach Tunis zurück, und hier wurde ich gegen einen jungen Geiſtlichen ausgetauſcht, der als Bürge für mich blieb.“

Lebhaft unterbrach der junge Vancolo das Geſpräch: „Wie viel Geld werden Sie bedürfen, um die ſechshundert Gefangene loszukaufen, die ſich noch in Afrika befinden?“ — „Die Afrikaner ſind rohe Menſchenhändler, ſie ſind habgierig und unerbittlich. Unterdeſſen möchte es doch möglich ſeyn, mit 500,000 Livres alle unſre Glaubensbrüder zu befreien.“ — „Nun denn, frommer Vater, es wird nur von Ihnen abhängen, ſich in den Beſitz dieſer Summe zu ſetzen. Sie ſcheuen das Reiſen nicht?“ — „Drei Viertheile meines Lebens ſind mit Reiſen in verſchiedene Länder hingebracht; ich habe die See gepflügt und die Wüſte durchirrt, Alles im Vertrauen auf Gott und um der Liebe des Nächſten willen; wie werde ich alſo vor einer neuen Reiſe zurückbeben, deren Ergebniß die Befreiung ſo vieler Unglücklichen ſeyn ſoll?“ — „Ich verſpreche es Ihnen! Reiſen Sie im nächſten Jahre nach Venedig; dort begeben Sie ſich am Tage vor Aſchermittwoch in den Pallaſt Orſini am St. Marcusplatz. Von Ihrer Pünktlichkeit hängt die Befreiung der Unglücklichen ab; das bedenken Sie und leben Sie wohl!“

An dem ſo eben bezeichneten Tage — Faſtnacht — gewährte das Theater Fenice zu Venedig einen überaus prächtigen und glänzenden Anblick. Die acht Reihen Logen waren mit Allem angefüllt, was Italien an Jugend, Schönheit und Reichthum nur irgend aufzuweiſen vermochte. Vierundzwanzigtauſend Wachskerzen brannten auf zwölfhundert vergoldeten Candelabern und dieſe Feuerſonne glänzte, wie in tauſend Spiegeln, in den Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden wieder, womit ſich

Italiens reizende Frauenwelt geſchmückt hatte. Alle Gegenden Welſchlands ſchienen ſich ein Stelldichein gegeben zu haben, es war ein künſtleriſches Zuſammentreffen. Man erkannte die römiſchen Damen an der Regelmäßigkeit ihrer Geſichtszüge, die Bologneſerinnen an ihrem anmuthigen Lächeln, die Mailänderinnen an ihrer zarten Geſtalt. Hier brannte das Feuerbild der Neapolitanerin, dort bewunderte man das glänzendſte, rabenſchwarze Haar der Florentinerin und die blendend weiße Haut der Mantuanerin. Und mitten unter dieſen reizenden, hochgebornen Frauen ſah man die Berühmtheiten des alten und neuen Italiens: die Abkömmlinge der Gracchen, der Scipionen, der Sforza und der Mediceer, die Nachfolger des Michel Angelo, des Titian und der Caravaggio. Wiſſenſchaft, Kunſt, hohe Geburt, Staatswürden waren in dieſem Tempel des Vergnügens bunt durcheinander gemengt. — Der Schluß des Carnevals allein hätte nicht hingereicht, um eine ſo glänzende Verſammlung zu berufen; ein ganz beſonderes Ereigniß mußte noch hierzu beitragen. Das Gerücht hatte den nahe bevorſtehenden Abgang des berühmten Polichinell von Venedig verbreitet: Vancolo ſollte zum letzten Male in dem vollen Glanze ſeines Ruhmes und ſeines Talents auf dem Theater Fenice auftreten, und ganz Italien war erſchienen, um dem Künſtler, der ſo viel zu ſeiner Erheiterung beigetragen, die letzten Zeichen der Dankbarkeit und Bewunderung zu ſpenden.

Der Charakter des Polichinelle iſt eine ſtehende Figur; es iſt ein kurzer Inbegriff aller menſchlichen Tugenden und Laſter: ſelbſtſüchtig, anmaßend, geizig, prahlend, ungläubig, mißtrauiſch, aber auch wieder großmüthig, empfindſam, mutterwitzig und verſchwenderiſch, Alles nach Zeit und Umſtänden. Aber er zeige ſich nun, von welcher Seite er wolle, immer bleibt der gutmüthige Plauderer vorherrſchend; ſeine Schlußfolge iſt, wenn auch mitunter derb, doch ſtets wahr und naturgemäß; ſein Weſen iſt die bewundernswertheſte Komik und ſeine Sprache iſt nicht weniger eigenthümlich als ſeine Figur. Dieſe Figur hat etwas Hieroglyphenartiges; ſein Geſicht deutet auf jede menſchliche Größe, jedes menſchliche Elend. Seine Habichtsnaſe iſt das Sinnbild des Muthes, aber ſie zeigt mehrere kleine Auswüchſe, die den Mangel an Ausdauer bezeichnen; ſeine Stirn iſt hoch und breit, aber niedrige Leidenſchaften aller Art haben tiefe Furchen in dieſelbe gegraben; ſeine Augen ſind groß und hell, und dennoch iſt ſein Blick matt und die Augenlider ſind roth und blutig wie die eines ſterbenden Adlers, der zu lange und oft in die Sonne geſchaut hat. Sein Mund iſt überaus wohlgeformt, aber das Lächeln, welches ihn verzieht, ſcheint einem Teufel anzugehören; ſo ſteht dieſer ſeltſame Charakter nach Innen und nach Außen im ſteten Widerſpruch mit ſich ſelbſt, bietet dem Beobachter faſt immer eine neue, bisher ungekannte Seite dar. Und ſo hatte ihn Vancolo erfaßt; er wußte ihn ſtets neu und überraſchend darzuſtellen, und doch immer ſo tief in die Wahrheit des Charakters einzugehen, daß das Publikum nur dieſen, nicht aber den Schauſpieler ſah. Dieſe Anſtrengungen blieben nicht ohne Erfolg: man erklärte ihn für den erſten Polichinell Italiens, und ſeine Genoſſen zu Neapel, Palermo, Bologna, Piſa und Florenz ſahen ſich genöthigt, ihn als ihren Meiſter anzuerkennen. Sein Ruf wuchs mit ſeinen Erfolgen, er überflog die Alpen und die Pyrenäen, man wollte ihn in Wien, Paris und Madrid ſehen und bewundern. Er durcheilte Europa, er erndtete Lorbeeren und Gold, aber er kehrte, ein dankbarer Sohn, in ſein Vaterland zurück, um mit dem letzten Schimmer ſeines Talents ſeine Landsleute zu entzücken und ſich dann rechtzeitig von dem verführeriſchen Schauplatz zurück zu ziehen. Und an dem heutigen Abend wollte er ſein letztes Lebewohl dem Publikum ſagen, das ihn vergötterte. — Die verſammelte Menge beklagte laut den bevorſtehenden Verluſt, denn ſeit Italien keine unſterblichen Helden und Künſtler mehr gebar, galt der Verluſt eines Harlequins oder eines Polichinells für ein Volks-Unglück; und während dieſer allgemeinen Klage ſpielte das Orcheſter die wollüſtigſten Melodieen, zahlreiche Diener in äthiopiſcher Tracht trugen auserleſene Erfriſchungen herum in goldenen Gefäßen und ein Regen von duftenden Blumen fiel aus den oberen Sitzreihen auf die jubelnden Zuſchauer herab.

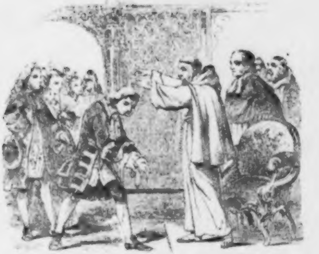
Bancolo übertraf ſich an dieſem Abend ſelbſt. Er zwang bald zum lauteſten Lachen, bald rührte er zu Thränen; bald ſchlugen tauſend Hände zuſammen und übertäubten ſo die lauten Ausrufungen des Beifalls, bald deckten tauſend Tücher die Augen der Schönen, und dann herrſchte eine Todtenſtille im Hauſe, die nicht durch den leiſeſten Athemzug unterbrochen wurde. — Bancolo hatte die Ereigniſſe ſeines Lebens in den engen Rahmen eines Drama zuſammengefaßt. Polichinell iſt dem Glück wie dem Unglück verfallen; nachdem er Waiſenknabe und Bettler, Marquis und Pfänderleiher, Seemann und Soldat, Geiſtlicher und Kaufmann geweſen, endigt er damit, ſeinen Vater gefangen bei den Marokkanern zu finden. Und in dieſer Lebenskreiſe gab es Scenen, die das Lächeln des Kindes oder die Thräne des Mannes herausforderten. Bancolo glich einem Zauberer, der in ſeinen Händen die Herzen der Menge hielt und ihnen, nach ſeinem Wohlgefallen, Freude oder Schmerz erpreßte. — Das Stück hatte einen unbeſchreiblichen Eindruck gemacht. Kaum war der Vorhang gefallen, als tauſend Stimmen in den einzigen Ruf ausbrachen: „Bancolo!“ Er ward von einem hundertfachen Echo ſtürmiſch wiederholt.

Der Künſtler erſchien und donnernde Vivats ſchallten von einem Ende des Saales zum andern wieder; es war ein Jubel, als ob Venedig einen ſeiner ſchönſten Siege erfochten habe, oder ſein mächtiger Doge auf dem Bucentauro, von ſeiner Vermählung mit dem adriatiſchen Meere heimkehrend, am St. Marcusplatze landete. — Bancolo macht ein Zeichen, daß er zu ſprechen wünſche, und alsbald herrſcht in dem Saale eine Todtenſtille. Er trat vor und hielt eine letzte Anrede; er empfahl ſich der Gunſt und dem Andenken des Publikums, von dem er jetzt ſchied; er ſchmeichelte mit ſchönen Worten und ſchloß mit der Wendung: „Ich nehme ein troſtreiches Bewußtſeyn mit mir in meine Einſamkeit: ich habe niemals Böſes gethan, und ſoviel meine ſchwache Kunſt es vermochte, dazu beigetragen, die Wolken zu verſcheuchen, die in der Zeit der Trübſal unſern Horizont umdüſterten. Leben Sie wohl!“ — Er ſchwieg und der Beifallsjubel wiederholte ſich; die Damen warfen ihre Blumenſträuße auf die Bühne, und Gedichte fielen aus allen Theilen des Hauſes herab. — Bancolo war tief bewegt, er erhob die Hand — und die frühere Stille trat wieder ein.

„Meine Herren!“ rief er mit aller Gluth der Empfindung eines leicht erregten Italieners; „es iſt heute der letzte Tag des Carnevals, in einer Stunde ſind dieſe weiten Räume in einen Ballſaal verwandelt und Sie werden ſich in das Gewühl der Maſken ſtürzen. Der hochgeborne Marquis wird als Hirte, die Fürſtin als Schäferin erſcheinen. Der leichtfüßige Page zeigt ſich als lebensmüder Einſiedler, das blühend junge Mädchen als Duenna! Sie werden ſich ſehr unterhalten. Aber werden Sie es nicht unfreundlich aufnehmen, wenn ein armer Schauſpieler, der heute ſeine Maſke für immer ablegt, Sie vorher zu einer frommen gottgefälligen Handlung auffordert? Während Sie hier, im Schooße Ihrer Familien, in allen Genüſſen des Wohllebens ſchwelgen, ſchmachten Tauſende unſerer Brüder in den Wüſten der Barbarei unter dem Drucke der Sklavenfeſſel; ihre Thränen fallen ungeſehen auf den heißen Sand, ihre Seufzer verſchlingt ungehört der giftige Hauch des brennenden Sirokko. Im Namen des Himmels, meine Herren! ſtellen wir unſer Vorhaben, Sie das Vergnügen der heutigen Nacht, ich meine Heimkehr in das Vaterland unter den Schutz einer guten Handlung! Am St. Marcusplatz, im Pallaſt Orſini, erwartet uns ein frommer Geiſtlicher, um die Gaben der Liebe von uns zu empfangen. Ich begebe mich dorthin, folgen Sie mir, meine Herren, und Sie, meine edlen Damen; zum erſten Male vielleicht hat die Stimme eines Poſſenreißers zu einem Werke der chriſtlichen Liebe aufgefordert, und den Triumph des Sieges gehört.“

Die ganze Verſammlung ſtand auf. Polichinell ſchritt raſch von der Bühne herab und trat vor der großen Freitreppe an die Spitze eines überaus glänzenden Zuges von Damen und Herren, der von der draußen verſammelten Menge mit lautem Vivat empfangen und von den Gondolieren mit fröhlichem Geſange an das gewünſchte Ziel geleitet wurde.

In der untern Halle ſaß der alte Geiſtliche vom Orden des heiligen Mathurin auf einem erhöhten Seſſel; ihm zur Rechten der päpſtliche Protonotar, ihm zur Linken ein Senator der Re-



publik. Der Zug erſchien an der Schwelle des Pallaſtes; kaum hatte Bancolo ſie betreten, als er, mittelſt einer künſtlichen Vorrichtung, ſein Narrengewand von ſich warf und in der ſammtnen Robe eines edlen Venetianers erſchien. Dann trat er raſch ein, legte eine volle Geldbörſe vor dem frommen Geiſtlichen nieder und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Ehrwürdiger Vater! Ich löſe mein Wort, indem ich meinen Vater loskaufe. Beten Sie für mich, daß Gott ſich einſt meiner annehme.“ — „Mein Sohn!“ entgegnete der Geiſtliche; „man dient Gott in jedem Stande, und ich darf Dir den Troſt geben, daß unter allen Opfern, die ich heute empfangen werde, das „Almoſen des Polichinell“ nicht das geringſte in ſeinen Augen ſeyn wird.“

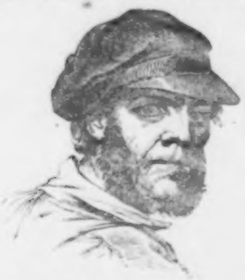
Der Werth des Goldes und der Edelſteine, die vor dem Geiſtlichen aufgethürmt wurden, überſtieg die Summe von einer Million; es war genug und übergenug, um die Feſſeln aller Unglücklichen zu brechen, die noch im afrikaniſchen Joche ſchmachteten. Die Begeiſterung war ſo hoch geſtiegen, daß die Damen ihre Ketten, ihre Ohrgehänge, ihre Ringe, ihre mit Perlen geſchmückten Fächer freiwillig opferten. Das Volk, welches ſo gern die edlen Thaten der Großen nachahmt, folgte dem gegebenen Beiſpiel, und legte ſein beſcheidenes Scherflein zu den glänzenden Gaben der Reichen. Erſt ſpät beſchwichtigte ſich dieſer Taumel und noch nie hatte der Carneval in Venedig ſo freudig geendet, als an dieſem Abend.

Mehrere Tage ſpäter verließen faſt zu gleicher Zeit zwei Schiffe den Hafen von Venedig. Am Bord des erſteren befand ſich der Geiſtliche, der ſich mit ſeinen Schätzen nach Afrika begab, um ſein frommes Werk zu vollenden; am Bord des andern befand ſich Rancolo mit ſeinem Vater, ihr Schiff richtete ſeinen Lauf nach Palermo, der Geburtsort und die letzte Ruheſtätte des vielbewunderten Polichinells.

Partei-Köpfe.

Die Politik, die Staatswirthſchaft, iſt jetzt das Hand- und Mundwerk Vieler, die vom Staat wenig mehr als gar keine Wiſſenſchaft haben. Das Weibsbild Politik hat ſich indeß auf Landſtreicherei eingelaſſen, buhlt mit Allen und am meiſten mit den unteren Volksſchichten, die ſich von ihren Schmeichelworten fangen laſſen, obgleich die Politik auf dieſem Wege eine ſehr häßliche böſe Sieben geworden iſt, die ſich obenein noch mit zwei weiblichen Ungethümen verbunden hat, mit der Revolution und Anarchie, das heißt: der Zertrümmerung und Zerrüttung. Eine franzöſiſche Zeitſchrift ſchildert uns die ſich jetzt umtreibende Politik in folgendem Steckbriefe: „Sie hat eine Stirn von Erz, ein Herz von Granit, einen Mund von Eiſen, den Geiſt Satans, und in ihrem Gehirn ſo viele Falten, daß ſelbſt der hirnkundige Dr. Gall ſie nicht alle aufrollen würde. Spricht ihr Wort Friede, wird dies Wort durch ihren giftigen Blick in Krieg verfälſcht; ihr Thron iſt ein Gehäuf von zerbrochenen Diademen und Geſetzesſtäben, und vor ihr brennt unabläſſig ein Scheiterhaufen, mit geopferten Menſchen und geraubten Schätzen abwechſelnd genährt.“ Eine ſchaudervolle Schilderung, an der die Einbildungskraft nicht minderen Antheil hat als die Wahrheit! Indeß meinen wir, die Beſonnenheit werde ſich rüſten und die ausgeartete Politik ſammt Revolution und Anarchie in Beſſerungs-Anſtalten zu bringen wiſſen. — Man ſagt in Beziehung auf jetzige Welthändel, die Zeit ſey aus den Fugen, während nur ein Schwarm von Eigendünklern oder Eigenſüchtlern ſich der Zeit nicht fügen will und ſie im Umtummeln dort ſucht, wohin ſie ihren Zug nicht lenkt, wo alſo ſtatt ihrer nur eine Betrügerin gefunden werden kann. Wer aber kennt die Ordnung der Zeit? Wenn es auf dieſer oder jener Seite wild durch einander raſſelt, dies Geräuſch iſt doch nur das Pfeifen einer heiß gewordenen Achſe an der großen Weltmaſchine, die ſich immer wieder von ſelbſt einölt. Denn ſchnellte wirklich einmal ein wichtiges Werkſtück aus den Fugen, ſo zertrümmerte der ganze künſtliche Bau im mächtigen Umſchwung und zerſchmetterte all die Pfuſcher-Geſellen, die ſich für Meiſter der Zeit halten. Schon gefährlich iſt's, nur hier und da beliebig mit dem Hammer dran zu klopfen, einen Keil raſch dranger befeſtigen oder eine loſe gewordene Schraubmutter gleich allzu ſcharf anziehen zu wollen. Es iſt da wie mit den Stützen in den Bergwerken, von denen man keine rückt, ohne Gefahr, den Bau plötzlich und völlig einzureißen und alle fließenden Erz-Adern in Schutt zu begraben. Wie thöricht nun erſcheint der unberufene Fürwitz jener Klügler, die, weil ſie in ihren Schulheften etwas vom Maſchinenbau geleſen haben, gleich mit überkecker Anmaßung gegen beſſere Ueberzeugung der Werkverſtändigen am raſtlos wirkenden Mechanismus ändern möchten und ſich's auch wohl vermeſſen! Toll und im höchſten Grade knabenhaft erſcheinen ſie Dem, der viele Jahre theils in der Schule, theils in den Bewegungen dieſer Welt ſinnend und handelnd ſich bemühte, nun aber mit einiger Kenntniß und Läuterung des Begriffs die Kraft und Wirkung der Hebel betrachtet und im wilden Geraſſel nur das Unvermeidliche vorübergehender Reibungen erkennt.

Wir aber wollen uns einmal Etliche von Denen anſchauen, welche die Reibungen veranlaßten im Lärm und Geſchwärm, im Schleichen und Zurückweichen. Da iſt voran der Radikale, der Ultra-Demokrat, der überall Drüberhinausgreifer. Mit allen Zuſtänden und Verhältniſſen in der Regel durch eigene Schuld zerfallen, ſucht er dennoch in ſeinem Grimm vorzuſpiegeln, einzig und ausſchließlich an den Zuſtänden und Verhältniſſen läge die Schuld, und da er mit der Fähigkeit, weil ſie ihm fehlt, nichts ausrichten kann, denkt er's mit der Gewalt zu thun. Unter dem Deckmantel der Gleichheit und Brüderlichkeit, im Aeußeren danach verlarvt, drängt er ſich unter die Volksmaſſen und wirft aufregende Verheißungs-Worte in jede Gährung. „Wir, wir allein heben und halten die Freiheit!" ruft er aus, und man könnte ihm antworten: „Ja, wie der Strick den Gehängten!" — denn was er Freiheit nennt, das bringt die Volks-Wohlfahrt ſchmach-



voll um. Solch ein neuzeitiger Volksverführer, der ſeinem Gelüſt nach eigener Beförderung, worin ihm hauptſächlich der Fortſchritt beſteht, den zweckdienlichen Anhang verſchaffen will, muß die Unverſchämtheit in's Ungeheuerliche ſteigern, mit tüchtiger Zuthat von Bosheit, und wir wollen ſeine Zwecke durch eine Fabel verſinnlichen. — Der Igel forderte vom Hamſter ein Unterkommen für eine Nacht, dabei die ganze Welt verwünſchend, bei der er noch niemals die ſeinen Anſprüchen gebührende Aufnahme habe finden können, was aber nächſtens anders werden und auch ihm, dem Hamſter, zu Anſehen und Ehren verhelfen ſolle. Der ſeiner angewöhnten Ruhe entriſſene und von den Verſprechungen des Igels plötzlich bethörte Hamſter ließ den Igel ein und gab, was er von den Feldern eingetragen hatte, zuletzt auch den größten Theil ſeines Lagers; er ſelbſt begnügte ſich mit einem Winkelchen. Bald aber wälzte der Igel ſich hin und her; ob der Hamſter ſich immer mehr zuſammendrückte, es half weder Nachgeben noch Stöhnen; er mußte endlich, an allen Gliedern blutig geritzt, ſeine eigene Wohnung verlaſſen, in welcher der Unhold ſich nun ausſpreizte. — So geſchieht es, wenn man den Aufgeblaſenen und Selbſtſüchtigen ſich willig zeigt, und daß wir ſolcher Igel jetzt in großer Menge haben, das wiſſen wir, und beſonders genau wiſſen es die Badener und Pfälzer, bei denen die Radikalen — oder, wie der Volkswitz ſie nun nennt: die Rattenkahlen — ihre Umſichgreiferei am weiteſten trieben, indem ſich dort all dergleichen ſtachliche Geſchöpfe, welche aus verſchiedenen Ländern verjagt wurden, ein Stelldichein gaben zu den Geſchäften Nehmteuchwas und Kratzikannaus. Es iſt indeß mindeſtens eine Freude dabei: daß nämlich die Rädelsführer meiſt nicht Deutſche waren. Von Denen aber, die unter ſolchen abenteuerlichen Schwindlern ſich Deutſche nennen, ſagen wir:

„Der Demagogen-Troß — ob ungeſchliffen —
Uns kommt er wie vergriff'ne Münze vor,
Da er bei den Pariſer Uebergriffen
Den deutſchen Volks-Charakter ganz verlor!“ —

Gerechterweiſe müſſen wir nun auch einer andern Ueberſpannung gedenken, die freilich immer ein Uebel, eine der Erfahrung unzugängliche Härtigkeit der Begriffe iſt und bleibt, aber den Menſchen doch im ſittlichen Werthe läßt. In jenen Uebergrifflern zeichneten wir Leute, welche ſich zwar zuweilen klüglich des Wortes Republik enthalten — weil es für die Mehrheit ſelbſt in den unteren Volksſchichten nichts Beſtechendes hat — eigentlich aber doch ihre Sorte von Republik gründen, das heißt: alle Machthaber dawegtreiben wollen, wo ſie ſelber gern Machthaber werden möchten. Sie locken indeß bei ihren allſeitigen Werbungen um Volksgewalt auch Diejenigen an, welche wirklich in der Republik (der Herrſchaft aller Bürger, von dieſen durch zeitweiſe Wahlen den angeblich Edelſten und Beſten übertragen), in den umfaſſendſten

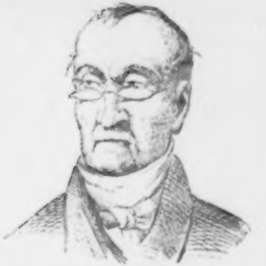
Freiſinnigkeiten das Heil der Menſchen zu entdecken glauben. Mit dem Worte „freiſinnig“ wird jetzt viel politiſcher Handelsverkehr betrieben. Wir nun nehmen zwar die geſetzliche Freiheit überall in Anſpruch, ſo weit und breit die begründete Humanität (das mit einer volksgeſellſchaftlichen Bindung vereinbarte naturrechtlich Menſchenthümliche) ſie irgend geſtatten kann; geſetzlichen Freiſinn können wir uns aber nur als zerſpaltend vorſtellen, denn da heißt es: „Viel Köpfe, viel Sinne!“ Das Geſetz in ſeinem Kreiſe ſteht und beſteht auf Einheit der Geſinnung, und es ſoll wohl freiſinnige Geſetze, nicht aber geſetzliche Freiſinne geben. Wie bei dergleichen Regierung und Ordnung ſchwanken und fallen, das lehrt uns die Geſchichte Frankreichs, wo fort und fort die mannigfaltigſten Freiſinne in thätiger Bewegung, doch in zerſtörender Thätigkeit waren, wodurch die Geſetze ſo ſehr an Macht, Vernunft und Stetigkeit verloren, daß man immer wieder zur Gewalt ſchreiten mußte, was ſtets die Folge iſt von Nachgiebigkeiten, die außer aller Dauer liegen, mithin der wahren und allgemeinen Freiheit nur verderblich ſeyn können. Es giebt jedoch Menſchen, einſeitig oft ſehr geſcheidte und im Ganzen oft recht liebenswürdige Menſchen, die aus Mangel des richtigen Begriffs von der ſtets mangelhaften Wirklichkeit ſich in das Ideale, in das Ueberwirkliche hinein träumten, die dort überall im Unbeſchränkten ſchweifen und dies auf die Menſchheit übertragen, Jeden zum Selbſtherrſcher machen möchten. Das ſind für unſre Tage die ausſchließlich echten Republikaner, die ihre Gedanken im Aether anſiedelten, dort den feſten Boden verloren und die Weltgeſchichte

vergaßen. Sonſt müßten ſie wiſſen, daß die Republiken — gleich nach der ſogenannten goldenen Zeit, die vor der Schöpfung des Menſchen zu ſuchen iſt — entweder von je an oder in baldiger Umwandlung nichts weiter waren als die Gewaltherrſchaft Vieler im Gegenſatz zur Gewaltherrſchaft eines Einzigen, und daß ſich nach allen Kämpfen ſtets bei den Regierungen der Spruch bewahrheitete:

„Einer iſt immer beſſer als Drei,
Und Drei ſind nicht beſſer als Viele;
Die vielen Köche verderben den Brei,
Und zerren ſich ſelber vom Ziele."

Mit Denen, die im Aether und Ueberwirklichen auf einen feſten Bau hoffen und ſich mit reizenden Fabeln tröſten, iſt indeß nicht zu einem haltbaren Abſchluß zu kommen; ſie ſind jedenfalls, ſelbſt wenn ſie vielleicht alt und grau und doch nicht heimiſch werden in den menſchlichen Verhältniſſen, zu bedauern, geſellen ſie ſich, in der Meinung, mit redlich Gleichgeſinnten vereint zu ſeyn, jenen Betrügern, die mit der Republikſucht — und der Freiheit überhaupt — nur ein habgierig Spiel treiben. Wird es auch nicht helfen, mögen ſich doch die echten Republikaner, die in den Greiſesjahren endlich ſich unglücklich fühlen durch lebenslangen Irrthum, deſſen erinnern, was ein angeklagter Royaliſt, ein Königsfreund, dem franzöſiſchen National-Convent im Jahr 1793 erwiederte: „Ihr verdammt mich deshalb, weil ich nicht in Euch die vielen Könige verehren, ſondern mit einem zufrieden ſeyn will; Ihr erſeht daraus, daß ich noch lange nicht in ſolchem Grade Royaliſt bin, als Ihr es verlangt!" — Solcher echten Republikaner, wie wir ſie bedingt der Achtung werth halten, findet man aber unzweifelhaft jetzt nur ſehr wenige; dagegen heißt für nicht Wenige, die im Spiele des Lebens durch eigene Schuld Alles verloren, oder nichts Tüchtiges einzuſetzen haben an Geiſt und Talents-Vermögen, der Trumpf, mit dem ſie zu gewinnen hoffen, was Andern gehört, Republik. Wenn aber Franklin's Aeußerung: „Nur ein tugendhaftes Volk kann wahrhaft frei ſeyn; je verdorbener die Nationen, je mehr bedürfen ſie der Zügel!" der Erfahrung gemäß eine ſehr treffende iſt, ſo bedürfen eben dieſe Schein-Republikaner des ſtrengſten Zügels. Ueberhaupt aber würde die republikaniſche Regierung nicht eher für die Menſchheit taugen, bis ſie ſittlich ſo feſtſteht, daß ſie eigentlich — aller Regierung entbehren könnte, wie ſchon Rouſſeau bemerkte: „Die Republik taugt nur für ein Volk von Engeln!" Bis dahin zu kommen, wird aber nicht eher möglich ſeyn, als bis — die Ewigkeit ein Ende hat.

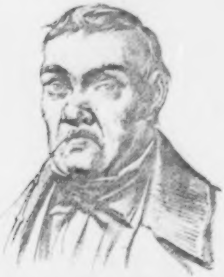
Nun kommen wir zu Einem, den man Reactionair, Zurückdränger oder Zurückwender nennt; wir meinen aber einen Solchen, dem ſich die Beziehung mit Recht im ſchlimmen Sinne zutheilen läßt. Denn in jüngſter Zeit wurde Dieſer und Jener als Reactionair verrufen, der das Beſte bezweckte, der aus Unheil erretten wollte. Alles, ſo auch die Reaction, hat eine üble und eine gute



Seite; für die leztere wollen wir einige Beiſpiele geben. Wenn Kunz ſein Vermögen verloren hat durch irriges Handeln (durch Action, etwa als Actionair), und er wäre dann fleißig bemüht, ſich wieder Vermögen zu ſchaffen, ſo iſt er Reactionair. Wenn Hinz beſtohlen wurde und danach trachtet, ſein Eigenthum ſich zurück zu bringen, iſt er Reactionair. Wenn Michel in Leidenſchaftlichkeit oder im Wahn von der Vernunft abwich, dann aber wieder zur Vernunft einlenkt, iſt er Reactionair. Wenn derſelbe Michel den Weg verfehlte, über das Ziel hinaus in die Irre lief, und nun, um das Ziel zu erlangen, zurückſchreitet, iſt er Reactionair. In allen dieſen Vorkommniſſen ſoll und muß man Reactionair ſeyn, oder man iſt etwas Anderes, das zu ſagen über die Höflichkeit hinausgeht. Deshalb werden wir, um höflich zu bleiben, auch reactionair, nur noch bemerkend: man muß den Sinn-Umfang eines Wortes erſt gehörig kennen, ehe man glaubt, es ſey eben nur verdammenden Inhalts und man dürfe damit verdammen, oder — um auf manches andere Wort hinzuweiſen — es ſey voll Verheißung paradieſiſcher Glückſeligkeit, während doch die Schlange lauernd dahinter ſteckt. — Jener in ſeinen Mienen ganz verkniffene Brillenträger iſt aber ein ſchlimmer Reactionair, der dem Volk die Augen verbinden und es zurückführen möchte allenfalls bis in's fünfzehnte Jahrhundert, wo die geiſtige Freiheit dem Scheiterhaufen und Henkersbeil verfiel; der im Reiche des Himmels und der Erde Alle unabläſſig zur Verfinſterung und Verdummung zu wenden und zu drehen beabſichtigt, nur um in ergiebiger Bequemlichkeit und Wohlhäbigkeit befehlen zu können. Es iſt, mit einem Wort, der Jeſuit nach allen Seiten, der Ultramontane, der jedem Lichtſtrahl und jedem Fortſchritt undurchdringliche Berge entgegen zu werfen ſucht. Aus der ſchweigſamen Vereinbarung ſolcher Leute, die den gerechteſten Anforderungen der Zeit den Rücken kehren und dabei denken: wenn nur unſre eigenſüchtige Pracht und Herrlichkeit hält bis zu unſerm Lebensende, nach uns mag die Sündfluth einbrechen! — aus der ſchweigſamen Vereinbarung ſolcher Leute erzeugen ſich ſtets von Neuem die Teufel der Unruhe und Zwietracht. Wer ihnen entgegentritt, den ſuchen ſie zu vernichten, denn ihr Glaubens-Bekenntniß heißt:

„Die nicht meinen, was Wir meinen,
Schein entdecken in dem Scheinen,
Wollen ſtets zurück wir ſchieben,
Bis ſie, aus der Bahn getrieben,
Ganz von Volk und Glück vergeſſen,
Sich mit uns nicht weiter meſſen. —
Ehren ſoll die Welt den Schein,
Doch darf's nur der unſre ſeyn!"

Dieſe Reactionaire ſind grundſchlechte Geſellen, kriechend nach oben, herriſch nach unten, Schelme überall und durch und durch; — leben ſie doch, muß Gott wiſſen, wozu!



Wollen wir von den ſogenannten Conſervativen, den ſtrengen Anhängern des Alten, ebenfalls reden, ſo ſind dieſe auch eigentlich ein Etwas von Reactionairen und in ihrer philiſterhaften Unſchuld bewußtlos mitſchuldig als Hülfsheer der Rückſchrittler. Wer ſtehen bleibt, bleibt zurück, denn Bewegung iſt das Geſetz des Weltalls! Solch ein Conſervativer will keine Revolution, und darin hat er vollſtändig recht, wie Schiller recht hat, wenn er ſagt:

„Wo rohe Kräfte ſinnlos walten,
Da kann ſich kein Gebild geſtalten;
Wenn ſich die Völker ſelbſt befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Kehrt man das Unterſte nach Oben, kommt ſtets eine Menge von Tyrannen zum Vorſchein! Was würde man von einem Baumeiſter ſagen, der, um einiger nothwendigen Abänderungen willen, ein ganzes Haus niederriſſe? Was von einem Haushofmeiſter, der, weil er das Rechnungsweſen ſeines Herrn nicht durchweg völlig in Ordnung findet, all ſeine Papiere in's Feuer wirft? Was von einem Arzt, der, um einen Kränklichen aus dem Grunde zu heilen, ihn verbluten läßt? — Und dieſer Baumeiſter, dieſer Haushofmeiſter, dieſer Arzt, alle Drei ſind da und treiben in der Weltgeſchichte ihr Unweſen unter dem Namen — Revolution! — die, um noch einen Vergleich anzufügen, gewöhnlich eben ſo verfährt, wie ſonſt die Wilden in Louiſiana, welche, wollten ſie Früchte von einem Baume ſammeln, den Baum zu ihrer Bequemlichkeit bis an die Wurzeln abzuhauen pflegten. — Man muß indeß auch im Conſervativen, im Erhaltenden, nicht das Uebermaaß, das Krückenfüßige begünſtigen, ſondern das Ueberalte als Veraltetes betrachten; denn — wie ſchon bemerkt — Bewegung iſt das Geſetz des Weltalls, wobei es aber doch nicht aus der feſt geregelten Ordnung weicht, was wir auch bei der Staats-Bewegung als das Allerzweckmäßigſte empfehlen. Unſer Conſervativer ſcheint jedoch zu ſagen: „Laßt die Dinge, wie ſie ſind, ſorge Jeder für ſich ſelbſt, und mich laßt ungeſchoren! — was geht's mich an! — ich habe für mich allein zu ſorgen!" Ei, ei, Herr Griesgram, das iſt höchſtens halb zu billigen! Am Allgemeinweſen muß Jeglicher Theil nehmen, muß nach ſeinen Kräften bereitwillig mitwirken. Wenn die Ruheliebenden ſich abſperren, haben die Unruhigen und Aufſtändigen freie Tummelplätze, und juſt die Ruheliebenden ſollen das Ihre bedächtig thun zur Löſung der Aufgabe, daß der Fortſchritt in friedlichem Wege kein Hinderniß antreffe, die Wühlerei keine Stätte erſpähe, wo ſie im Schein vom Recht ſich einniſten kann. Und ſo rufen wir denn unſerm Ueber-Conſervativen zu:

„Ueberleg' von allen Seiten,
Beuge nahem Unheil vor;
Leihe gutem Rath Dein Ohr,
Falſchen laß' vorübergleiten.
Und in Gottes Namen dann,
Was den Weg zum Rechten hemmt,
Angegriffen wie ein Mann,
Gegen Felſen angeſtemmt. —
Kannſt Du ſo auf Dich nun zählen,
Wird der Sieg Dir ſelten fehlen!" —

Muthmaßlich werden wir im nächſten Jahre die „Partei-Köpfe" — und Nichtköpfe — vermehren. Einſtweilen wünſchen wir, daß ſich

Jeder folgenden — frei nach dem Engliſchen des berühmten Pope übertragenen — Spruch an die Haustafel ſchreibe:

„Dem Uebermaaß nach Links und Rechts ſucht' ich Verſöhner,
Doch ich erzeugte mir nur Links und Rechts Verhöhner!
Nun dann, Ihr Brüder, hört: das Recht liegt in der Mitte,
Und wenn Ihr's finden wollt, ſo gebt, ihr Herr'n — ich bitte! —
Den eig'nen Vortheil auf, da, wo er niederdrückt;
Hält jeder rechtes Maaß, ſo iſt die Welt beglückt!“ Gz.

Neuer Till Eulenſpiegel.

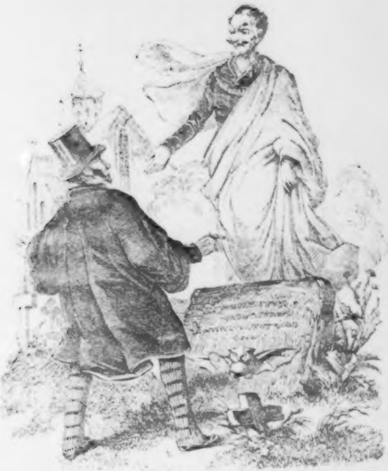
Erſte Hiſtoria.

Wie Eulenſpiegel im Jahre 1848 auferſtand.

Es war Ende März des Jahres Eintauſendachthundertundachtundvierzig, als ein einzelner Wandersmann ſpät aus dem Städtlein Mölln aufbrach nach der Stadt Lübeck. Da er einen unverzagten Muth beſaß und gern auf ſeinen Wanderſchaften keine Merkwürdigkeit ungeſehen ließ, ſo ging er an dem Friedhofe nicht vorüber, ſondern trat ein, um das Grab des hochberühmten Till Eulenſpiegel aufzuſuchen und in Augenſchein zu nehmen. Der Mond ſtand hell am Himmel, und der Wandersmann ging von Grab zu Grab und las die Aufſchriften beim Lichte des Mondes. So verging die Zeit, und die Nacht war faſt bis zur Mitte vorgerückt, als er endlich an einen viereckigen, epheuumrankten Stein gelangte, auf welchem folgendes Verslein ſtand:

„Dieſen Stein ſoll Niemand erhaben,
Eulenſpiegel ſteht hier aufrecht begraben.“

Darunter war die Jahreszahl 1350 zu leſen. Der Wandersmann ließ gerade ſeine Finger über die roh in den Stein gemeißelte Eule mit dem Spiegel taſten, als die Uhr am nahen Kirchthurm Zwölf ſchlug. Zu gleicher Zeit fühlte Jener den Grabſtein erbeben, und ehe er es ſich verſah, fuhr derſelbe aus dem Boden und ein Haufen Sand ihm nach, der den Wandersmann überſchüttete. Als er ſich die Augen gereinigt hatte und wieder emporblickte, ſtand eine männliche Geſtalt auf dem Grabeshügel, ſchauerte einigemal heftig zuſammen und fiel dann in ein ſchallendes Gelächter. „Alſo nach beinahe fünf Jahrhunderten“, rief der Mann auf dem Hügel, „zur lieben, ſchnackiſchen Erde zurückgekehrt! Es geht ruhig zu hier unten; muß ein wenig helfen, den Trödel noch bunter zu machen. Siehe, ein Menſchenkind, da ich kaum die alte Luft wieder ſchnappe! — Guter Freund, ſeyd mir gegrüßt!“ — Der Wandersmann trat, ſtatt in die dargebotene Hand zu ſchlagen, einen Schritt zurück. „Wer ſind Sie, woher kommen Sie?“ fragte er verwundert. — „Gelt, Herr“, erwiederte der Mann auf dem Hügel, „habt's ja auf dem Stein geleſen, wer ich ſey. Wollt

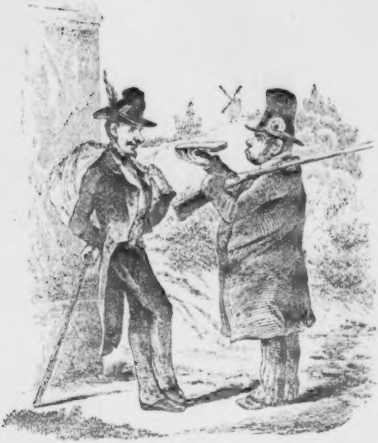


Ihr ſehet, woher ich kam! Die Grube iſt offen, ſteigt hinab. Unter die Erde werdet Ihr bald gelangen, und ſo Ihr ein frommer Mann ſeyd, laſſet Euch von mir verſchütten, dann werdet Ihr auch bald im Himmel ſeyn, von wo ich ausging." — „Ihr ſolltet Till Eulenſpiegel ſeyn und dennoch aus dem Himmel kommen, ein ſolcher Galgenſtrick!" — „Wundert's Euch! Der alte Gott braucht ſo gut ſeinen Narren wie andere große Herren, welche von der Langeweile geplagt werden. Darum vergab er mir meine Sünden, nahm mich auf und behing mich mit einem Orden. Aber es geht gar zu ernſthaft da Oben zu, und längſt ſchon ſehnte ich mich zurück unter das närriſche Menſchenvolk. Ich ſagt' es dem Herrn, und in einer günſtigen Laune verſprach er mir, ein halb Jahrtauſend nach meinem Tode wolle er mich auf einige Zeit beurlauben und zu den Menſchen hinunterlaſſen. Bis dahin ſind's freilich noch zwei Jahre, allein der Anfang dieſes Jahres verſpricht für die nächſte Zukunft ſo viel Drunter und Drüber, daß ich's vor Sehnſucht nicht mehr aushalten konnte. Ich begehrte meinen Urlaub gleich, auf der Stelle. Der Herr runzelte die Stirn bei meinen Worten. Doch bald ward ſein Angeſicht wieder heiter, und er ſprach: Geh denn hinab zu meinen Kindern auf der Erde, denen eine ſchwere und trübe Zeit bevorſteht im neu erwachten Ringen nach Volksfreiheit unter verbeſſerten Staatsgeſetzen. Geh und jage von den Trüben und Ermatteten die Wolken des Unmuths und des Schmerzes durch ermunternden Spaß und luſtigen Schwank. Aber treibe mir's nicht zu arg; ſchlechten Spaß verzeih' ich nicht. So ſprach der Herr, und flugs fuhr ich auf einem Strahl des Welt-Magnetismus in den Mittelpunkt der Erde, von wo aus mich eben jetzt eine vulkaniſche Elektricität aus dem Grabe warf, deſſen Denkſtein meinen Namen trägt." Eulenſpiegel ſprang vom Grabe und ſchlug ſeinen Zuhörer vertraulich auf die Schulter. „Ich denke", fuhr er fort, „die Geſchichte hat Euch unterhalten und iſt guten Lohnes werth. Mit Himmelsmünze kommt man heut zu Tage nicht weit auf der Erde, theilt alſo Eure Baarſchaft mit mir." — Der Wandersmann meinte, das Abenteuer ſey wohl einige Groſchen werth, und griff in die Taſche nach ſeiner Börſe. „Teufel", rief er, „ich habe meinen Geldbeutel verloren!" — „Ei, wenn Ihr ſo geizig ſeyd, da behaltet Euer Geld!" grollte Eulenſpiegel, kehrte Jenem den Rücken und verſchwand im Dunkeln. Als er einige hundert Schritte vorwärts gegangen, holte er einen Beutel aus der Hoſentaſche, wog ihn in der Hand und murmelte: „Muß noch nicht lange beim Wandern ſeyn, der gute Freund, ſein Geldbeutel iſt noch wohlgefüllt und ſein Kopf leer an Witz."

Zweite Hiſtoria.

Wie Eulenſpiegel in eine große Hauptſtadt kam.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen und tollen Streichen kam Eulenſpiegel eines Tages in die Hauptſtadt eines mächtigen Fürſten, wohin ihm ſein Sinn ſchon lange ſtand. Unter Anderem war auch in dieſer Stadt angeblich eine Revolution geweſen, und Fürſt und Volk eben dabei, mit einander über ihr zukünftiges gegenſeitiges Verhältniß zu verhandeln. Wo ſolchergeſtalt die Zuſtände in der Schwebe lagen, dachte der Schalk einen günſtigen Boden für ſeine Schwänke zu finden. Am Thore traf er einen bewaffneten Mann, welcher mit einem großen Butterbrode Schildwache ſtand. Er redete ihn an und ſagte, er ſey ein armer Handwerksgeſell und ſuche Arbeit. „Ei", erwiederte der Bewaffnete, „Arbeit braucht Ihr bei uns nicht lange zu ſuchen. Wir laſſen um des Grundſatzes der Gleichheit willen jetzt gerade einen großen



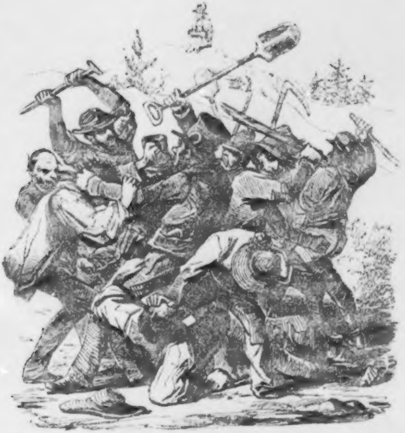
Sandberg vor den Thoren abtragen. Wendet Euch nur an den wohllöblichen Magiſtrat und ſeyd recht grob, dann erhaltet Ihr ſicher Arbeit.“ — Eulenſpiegel ließ ſich das nicht zweimal ſagen, begab ſich auf's Rathhaus und forderte Arbeit. Da er es an dem gehörigen Zureden mit Drohungen aller Art nicht fehlen ließ, ſo behandelten ihn die geſtrengen Herren vom Rathe ſehr artig, ertheilten ihm eine Karte auf guten Tagelohn und ſandten ihn, um nach Belieben auch ein Weniges zu arbeiten, zu dem großen Sandberg. Als er daſelbſt anlangte, ſah er einige hundert Arbeiter beſchäftigt, mit Sand gefüllte Karren zu ſchieben. Das dünkte ihn keine angenehme Unterhaltung; er rief alſo die Karrenden um ſich herum und ſprach: „Meine neuen Freunde, hört einmal! Das Sandkarren iſt eine anſtrengende Arbeit und übrigens ohne allen Nutzen. Ich will Euch lehren, wie Ihr bequemer denſelben Zweck erreichen könnt. Was ſoll mit dem Berge geſchehen?

Er ſoll der ebenen Erde gleich gemacht werden. Nun ſeht, wenn wir uns einige hundert Mann auf die Spitze des Berges ſetzen und recht lange ſitzen bleiben, ſo werden wir ihn durch unſer Gewicht niederdrücken, bis er platt geworden, und brauchen weder Arm noch Bein zu rühren; die Welt aber wird uns als neue Erfinder ſegnen.“ — Das hörten die Andern gern. Alle nahmen ſie oben auf dem Berge Platz, und Eulenſpiegel vergnügte ſeine neuen Freunde durch manche wunderbare Erzählung aus ſeinem früheren Leben, wofür ihm Brod und Fleiſch und Branntwein in Hülle und Fülle geſpendet wurde. Als es aber Abend geworden, verlangten ſie ihren Tagelohn, indem ſie ihre neue Erfindung dem Aufſeher mittheilten und ihm die plattgeſeſſene Stelle zeigten. Der Aufſeher wollte etwas einwenden, doch Eulenſpiegel ſagte: „Wer gearbeitet hat, iſt ſeines Lohnes werth. Ihr werdet nicht fordern, daß wir Euch unſre neue Druck-Erfindung an Euerm eignen Leibe beweiſen.“ So erhielten Alle den feſtgeſetzten Lohn und ſaßen fortan jeden Tag fleißig und unverdroſſen auf dem Sandberge.

Dritte Hiſtoria.

Wie Eulenſpiegel den Leidenden das Evangelium der Gleichheit predigte.

Nun begab es ſich, daß neue Lohn-Arbeiter angenommen und beſchäftigt wurden. Aber aus Vorſicht und Eingenommenheit gegen die Eulenſpiegel'ſche Arbeits-Erfindung verließen die Herren vom Rathe bei dem Vertrage mit den Ankömmlingen die bisherige Auszahlung eines feſten Tagelohnes und beſtimmten: daß ſo und ſoviel geleiſtete Karren mit ſo und ſoviel Groſchen bezahlt werden ſollten. Dabei kam es alſo darauf hinaus, die alte Arbeitsweiſe des Karrenſchiebens beizubehalten und ſogar zu ermuntern durch die Ausſicht, daß bei fleißiger Uebung derſelben ein höherer Verdienſt zu erzielen ſey. Bald ſtellte ſich auch heraus, daß mehrere der neuen Ankömmlinge, durch Karren von früh bis ſpät, Abends mehr Geld empfingen als Diejenigen, welche nach Eulenſpiegel's Anleitung die neue Arbeitsweiſe ausübten. Da wurden die Letzteren ſchwierig gegen Eulenſpiegel und begehrten von ihm, er ſolle das Mißverhältniß abſchaffen, daß ſie, die Reformer, weniger verdienten als Jene, die Conſervativen und Reactionaire. Eulenſpiegel hörte ſie ruhig an, dann erhob er ſich und ſprach: „Die Gleichheit aller Menſchen iſt das wahre Grundgeſetz der Natur. Nackt werden wir Alle geboren, und zu Staube wird im Tode unſrer Aller Leib. An dieſes Naturgeſetz muß das Geſetz der Geſellſchaft ſich anſchließen und die Gleichheit Aller im ganzen Leben aufrecht erhalten. Ihr habt alſo Recht, wenn Ihr fordert, daß die neuen Ankömmlinge, welche mit ihren veralteten Arbeits-Grundſätzen das Gedeihen unſrer Erfindung zu ſtören ſich

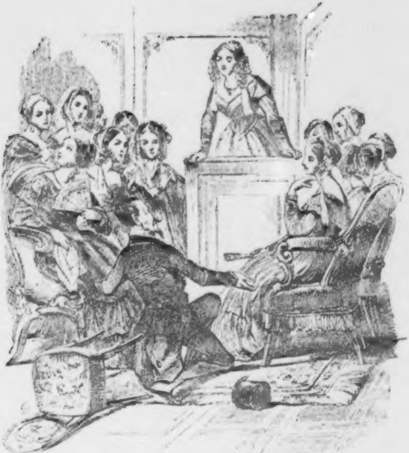


unterfangen, daß dieſe nicht mehr verdienen als wir oder aber das Mehrere mit Allen theilen und gemeinſam verzehren. Wir leiden unter dem Anblick ihres Mehrverdienſtes. Wer aber ſeinen Mitmenſchen leiden ſieht und dennoch thut, was ihm neue Leiden bereitet, iſt kein frommer Mann. Gehet darum hin zu den Neulingen und ſtellet ihnen die Wahl: entweder für gleichen Lohn gleiche Arbeit wie Ihr zu verrichten oder den Mehrverdienſt bei ungleicher Arbeit mit Euch zu theilen. Weigern ſie Beides, ſo muß dem Naturgeſetze durch heilſame Gewalt Achtung verſchafft werden." Nachdem er ſo geſprochen, ſetzte er ſich wieder in den Sand, der im hellen Sonnenſcheine eine wohlthätige Wärme ausſtrömte. Die Zuhörer aber jubelten ihm zu und zogen in langer Reihe nach dem Theile des Berges, wo die Neu-Angekommenen arbeiteten. Sie ſtellten ihnen die von Eulenſpiegel empfohlene Wahl, und da Jene auf keinen der beiden Vorſchläge eingehen wollten, begann ein Zanken und Streiten, das mit einer allgemeinen Prügelei endete. Eulenſpiegel ſaß auf dem Berge und weidete ſich an dem Schwanke, der vor ſeinen Augen ſich ereignete, bis ihm der Naturſtaub des aufgewühlten Bodens und der Kunſtſtaub der ausgeklopften Jacken den Anblick der Kämpfenden entzog. Da legte er ſich auf den Rücken und ruhte gemächlich im Sonnenſchein. Indeſſen währte es nicht lange, ſo brachten ſeine Anhänger die gezähmten Widerſpenſtigen als Gefangene ein, die nun verſprachen, ſich der von der Mehrheit angenommenen neuen Arbeitsweiſe um der allgemeinen Gleichheit willen zu fügen. Der Aufſeher durfte ſich dagegen nicht ſträuben, die reactionairen Verträge wurden zerriſſen gleich den Verträgen von 1815.

Vierte Hiſtoria.

Wie Eulenſpiegel faſt ein Ehemann geworden wäre.

In ſelbiger Stadt lebten auch viele Frauenzimmer, denen es entweder in der Ehe an Zeitvertreib gebrach, oder die, noch unverehelicht, die Zeit des Schmachtens nach einem Zukünftigen gar ſehr lang fanden. Eine Anzahl ſolcher Frauenzimmer faßte den Entſchluß, da nun doch einmal Freiheit und Oeffentlichkeit in der Mode ſeyen, ihre bisherige Kaffee-Geſellſchaft zu einem großen Frauen-Klubb zu erweitern. In der Mündlichkeit zu glänzen, war ihre ſtarke Seite; nun ſollte die Oeffentlichkeit hinzugefügt und das Banner des konſtitutionellen Eheſtandes, der fortwährenden Vereinbarung zwiſchen Mann und Frau als gleichberechtigten Mächten, entfaltet, ſollte die Frau in gleiche Rechte mit dem Manne thatſächlich eingeſetzt und das allgemeine politiſche Stimmrecht auch auf die Frauen ausgedehnt werden. Auf dieſes Ziel mit allen geeigneten Mitteln hinzuwirken, dazu verbanden ſie ſich in einer denkwürdigen Sitzung. Eulenſpiegel vernahm von dem geſchilderten Klubb, und da Männer als Zuhörer eingelaſſen wurden, beſuchte er die nächſte Sitzung. Eben als er eintrat, hielt eine kräftige, üppig gebaute Schöne, mit einem Schnurrbärtchen über der Oberlippe, von der Rednerbühne herab einen lebhaften Vortrag. „Wie!“ rief ſie; „Allen iſt die Freiheit erſtanden als eine beglückende Gottheit, und wir allein ſollten ferner noch Feſſeln tragen als Sklavinnen des Mannes! Freie Frauen wollen wir ſeyn, frei in der Wahl unſres Lebensberufes. Und warum ſollten nicht auch aus unſern Reihen Volksvertreter und Staatsmänner hervorgehen können! Wir wären zu ſchwachen Charakters, ſchmäht man. Unſer Herz, unſer Gefühl, unſre Sinne ſeyen leicht gefangen zu nehmen; ich aber ſage Euch, was eine rechte Frau iſt, fürchtet keine Verſuchung. Die Ehre, die Freiheit, die Wirkſamkeit auf dem öffentlichen Markte des Lebens iſt für uns ein Menſchenrecht ſo gut wie für die Männer. Eliſabeth von England, Margarethe von Parma, Katharina von Medicis, Chriſtine von Schweden, Maria Thereſia ſind leuchtende Beiſpiele in der Welt-



geſchichte.“ — „Herrlich, großartig!“ unterbrach plötzlich Eulenſpiegel die Rednerin und ſprang wie verzückt mitten in den Saal, wo er ſich auf ein Knie niederließ. „Siehe hier einen ſogenannten Herrn der Schöpfung bewundernd zu Deinen Füßen und nimm ihn an in Liebe als Deinen ewig unterwürfigen Knecht. So Deine Hand und Dein Herz, himmliſche Zauberin, noch nicht einen andern Sterblichen beglückte, ſo geſtatte mir, Dich mit der Haube des heiligen Eheſtandes zu krönen!“ — Die Rednerin auf der Bühne ward bleich und roth, die Weiber um ſie her ziſchelten und kicherten. Doch trotz Neid, Hohn und Bosheit durfte die herrliche Gelegenheit nicht verſäumt werden. Die Rednerin ſtieg herab, wandte ſich mit Hoheit zu dem Knieenden und erhob ihn, indem ſie zu ihm ſprach: „Du erkenneſt wahrhaft die Würde der Frauen. Wohlan, wir wollen der Welt das Muſter einer konſtitutionellen Ehe aufſtellen. Folge mir zum Prieſter!“ —

„Zum Prieſter?“ fragte kleinlaut der Schalk. „Du, ein freies Weib, denkſt an Prieſterſegen?“ — „Es iſt gut auf alle Fälle“, meinte ſie, „und ſchließt das Band inniger. Wenn Du es redlich meinſt, warum ſäumeſt Du?“ — „Was fange ich Unglückſeliger an“, ſchrie Eulenſpiegel ungeberdig; „kein Prieſter traut mich, ich bin ein Jude!“ Mit dieſen Worten wollte er entſchlüpfen; ſie aber erhaſchte ſeinen Rockſchoß und rief: „Bleibe, leidenſchaftlicher Jüngling! Iſt auch ein langer Brautſtand eine Qual für fühlende Seelen, ſo muß man doch ein nothwendiges Uebel verſchmerzen. Verloben wir uns und harren wir des glücklichen Tages, wo die Civil-Ehe, der bürgerliche Vertrag alle Scheidung der Herzen durch die Religion vernichten wird.“ — Dieſe Hartnäckigkeit und Geiſtesgegenwart hatte Eulenſpiegel nicht erwartet; doch ſchnell gefaßt rief er: „Nein, ich täuſchte mich in Dir, Weib, Du biſt noch lange nicht frei! Du willſt einen Vertrag des Verſtandes, wo doch nur die Liebe binden ſoll. Nein, laß mich, Weib des Potiphar; ein ehelich Weib hab' ich bereits und mag kein zweites!“ Dieſe kecke Lüge machte die Ehrſüchtige erſtarren, während von allen Seiten ein ſchallendes Gelächter der Frauen den Saal durchdröhnte. Eulenſpiegel entkam mit zwei ausgeriſſenen Falten am Rocke. (Die Fortſetzung folgt.)

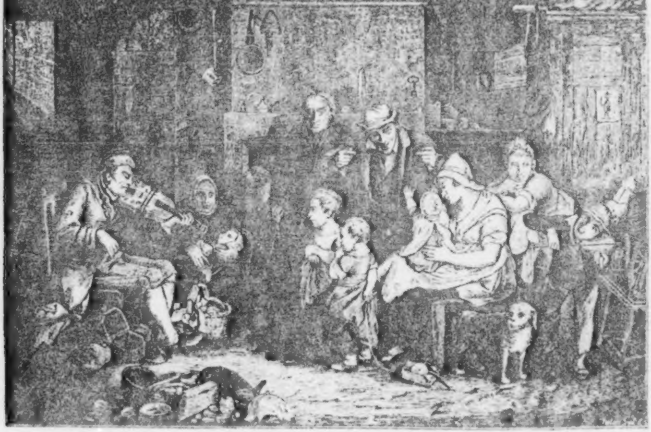
Alles benutzen hilft zu Allem!

(Aus Familien-Papieren.)

Der Kapellmeiſter Bernhard R**, bekannt als trefflicher Meiſter im Violoncelle-Spiel, war nach der Univerſitäts-Stadt H** gekommen, eingeladen von Kunſtfreunden, an deren Spitze Lehrer der Hochſchule ſtanden, namentlich Profeſſor M**. Jener Künſtler, der auch diesmal ſeinen Ruf bewährte, vernahm nun von Mehreren, der genannte Profeſſor ſey ein vorzüglicher Geigenſpieler und äußerte den Wunſch, ihn zu hören. Deshalb veranſtaltete Geheimerath Th** eine Abend-Geſellſchaft, in welcher M**, der erſt Tages zuvor mit ſeiner Familie von einer Reiſe zurückkam, durch tiefgefühlten Vortrag auf ſeinem Inſtrument aller Anweſenden und auch Bernhard's Bewunderung erregte. Nächſt dieſem war noch ein Fremder zugegen, aus dem Banat gekommen; er hielt ſich bereits drittehalb Wochen in H** auf und hatte ſich durch die Gabe, gut erzählen zu können, beliebt gemacht. Auch heut wurde er erſucht, ſein Licht leuchten zu laſſen, als er eben beſchäftigt war, die in einer aufgeſchlagenen Mappe befindlichen Bilder zu beſchauen. Da ſagte er nach kurzem Beſinnen: „Mehrere dieſer Bilder weckten in mir Erinnerungen an meine Knabenjahre, die ich in Deutſchland verlebte; ich würde mich augenblicklich von dem mir dadurch entſtandenen Gedankengange ſchwer zu trennen vermögen, und ſo bitt' ich um Erlaubniß, vor Ihnen meine Erinnerungen ausſprechen zu dürfen!“ — Er ſuchte hierauf in der Mappe, legte vier Bilder vor ſich hin und begann:

„Es werden etwa Dreißig Jahre her ſeyn, da kam nach einem großen Württemberg'ſchen Dorfe eine noch junge, aber ſichtbar abgehärmte Frau mit einem vierjährigen Knaben. Sie war die Wittwe eines Elſaſſiſchen Pfarrers der drei Jahre zuvor ſein Amt verloren hatte, weil er nach der Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten deſſen Andenken in Schutz nahm gegen ſeine, die Gewaltherrſchaft übenden Verurtheiler und ſie von der Kanzel herab der ewigen Vergeltung überantwortete, die auch nicht ausgeblieben iſt. Der Pfarrer mußte jedoch flüchten und kam nach Stuttgart, ſich dort durch Unterrichtgeben zu ernähren; es gelang nur ſpärlich, und Kummer und Anſtrengungen bewirkten ſeinen frühzeitigen Tod. So war denn die Wittwe gezwungen, mit ihrem Kinde irgendwo Zuflucht zu ſuchen, und ſie begab ſich nach jenem Dorfe mit dem Entſchluß, in weiblichen Handarbeiten zu unterrichten, wozu ſie nur mäßig befähigt war und eben deshalb ſich an Landbewohner wenden mußte. Die Frau erwies ſich brav und thätig, und ſo ging's eine Weile, bis auch bei ihr die Kränklichkeit ſich ſteigerte, ſie ſich endlich noch glücklich ſchätzte, als der blinde Dorf-Muſikant ſie und den Knaben, den kleinen Franz, zu ſich nahm, Beide wenigſtens vor dem Hunger ſchützte, wofür die Mutter die ärmliche Wirthſchaft beſorgte und ihr Söhnlein des Blinden Führer wurde. Franz war ein kräftiger, in der Armuth ſtets heiterer Knabe; er gefiel überall, wo er mit dem blinden Muſikanten hinkam. Er zeigte nächſtdem viel Sinn und Neigung zur Muſik und ergriff, wenn der Alte im Kreiſe der Landbewohner ſich hören ließ, das Erſte, was ihm dienen konnte, ſey's ein Stecken und ein Blaſebalg, um Jenem angelegentlicher in ſeinem Spiel zu folgen. Der Alte freute ſich dieſer Theilnahme und lehrte ihn mit dem herzlichſten Willen alle ſeine Kunſtgriffe, war auch ſehr vergnügt, als der Schüler bald den Meiſter überholte, ſo daß Beide ſich nun im Doppelſpiel zeigen und ſich noch beliebter machen konnten. So wäre vielleicht aus unſerm Franz auch nur ein Dorf-Muſikant geworden, hätte nicht des hübſchen Knaben angenehmes und wißbegieriges Weſen ihm noch einen andern Gönner verſchafft.

In dem Dorfe lebte ein Landbaumeiſter, der früher, im Eßlinger Seminar erzogen, Schulproviſor geweſen, wegen ſeiner freiſinnigen Religions-Anſichten aber genöthigt wurde, eine andere Lebensbahn zu betreten. Zeichnen war von jeher ſeine Liebhaberei und da es ihm überhaupt nicht an Umſicht mangelte, befähigte er ſich hinlänglich, um die Landbauten leiten zu können, ſelbſt bei den Hauſern der Land-Edelleute, die aus Mangel an Geldmitteln den Verfall ihrer Schlöſſer nicht abzuwehren vermochten und nun mit beſcheidneren Wohnungen ſich begnügen müſſen. Der Landbaumeiſter hatte nun freilich auch nicht mehr als ein leidliches Auskommen; ſeine beiden Kinder, Sohn und Tochter, unterrichtete er



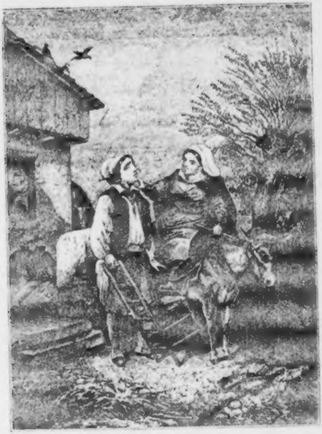
ſelbſt, und da ihm Franz gefiel, zog er dieſen mit zu den Lehrſtunden, was nun bei den Zöglingen Wetteifer erweckte, wobei Jener immer voraus, unter den Dreien aber zugleich eine innige Freundſchaft entſtanden war. Ihm ſollte aber, wie es ſchien, das Unglück ein beſonderer Erzieher werden; der blinde Dorf-Muſikant ging heim zu ſeinen Vätern und hinterließ nichts als eine verfallene Hütte, die er jedoch vorſorglich durch teſtamentliche Verfügung auf ſeine Hausgenoſſen vererbte. Franz hatte eben ſein funfzehntes Jahr erreicht und Mancherlei gelernt, was ihm den Trieb, mehr zu lernen, verſtärkte. Jetzt war indeß guter Rath theuer, und obwohl ihm das herumziehende Leben nicht behagte, mußte er doch die Mutter und ſich mit der Geige zu ernähren ſuchen, was nur ſehr kümmerlich gelang. Da ſagte eines Tages der Landbaumeiſter: eine Mühle habe er noch nie gebaut, und würde dies auch wohl nicht können. Das reizte unſern Franz, ſich Kenntniß davon zu verſchaffen, und da der Beſitzer der Waſſermühle ſchon vor einer Weile geſtorben war und die Müllerin Hülfe ſuchte, meldete er ſich zur Lehre und ward angenommen, wobei er ſich jedoch die Freiheit vorbehielt, Abends und an Sonn- und Feiertagen da, wo man ihn hinrief, die Geige ſpielen zu dürfen. So hatte er Beköſtigung als Müllerburſch, für die Mutter ſorgte er durch ſein Geigenſpiel, und doch gewann er noch Zeit, um mit Beihülfe der Kinder des Landbaumeiſters deſſen Unterricht möglichſt ohne Lücken ſich anzueignen.

Bis hieher war das Leben des rüſtigen Franz zwar mannigfach an Umwandlungen, in der Mühle aber wurden die Begebenheiten abenteuerlich und entſcheidend für ſeine Zukunft. Die Müllerin, eine ſehr eitle, hoffährtige und luſtbegehrliche Frau, hatte zwei Töchter; die älteſte, ein bildſchönes Mädchen, wurde nach einer Stuttgarter Penſions-Anſtalt gebracht, wider den Willen des Vaters, den endlich die beharrlichen Quälereien der Frau zur Nachgiebigkeit verleiteten. Jetzt kam Roſalie heim und ihrer Vornehmthuerei war nun nichts gut genug im Elternhauſe. Nächſtdem bemerkte Franz, daß ein junger Mann oft die Mühle umſchlich, daß Roſalie mehrmals mit ihm geheime Unterredungen hatte, und endlich erſpähten ſeine Beobachtungen, es ſey von einer Entführung die Rede. Noch in Ueberlegung, ob er dies der Mutter verrathen ſollte ob nicht, geſchah es, daß er an einem Sonntage, als er nach dem Aufſpielen zum Tanz aus dem Dorf-Wirthshaus heimgehen wollte, zuvor, wie er ſtets that, bei der Mühle zuſchaute, ob Alles in Ordnung ſey. Da war es ihm, als ſähe er fern in dem Weidengange, der ſich am Mühlbache hinzieht, einen Wagen. Das ſchien ihm verdächtig, und er ſchritt behutſam vorwärts; richtig hielt dort eine Kutſche und Franz kehrte gedankenvoll um. Ehe er aber bis auf die Hälfte des Weges der Mühle ſich wieder genähert, ſah er jenen jungen Mann mit Roſalien haſtig herbeikommen; in ſeiner jugendlichen Raſchheit ließ er ſich zum Beſinnen keine Zeit; den

Geigenkaſten zur Seite werfend, ſprang er auf den Fremden zu und ſuchte ihn feſtzuhalten, indem er zugleich laut aufſchrie: „Hülfe! Hülfe!“ Sein Gegner, ein ſehr kräftiger Mann, wollte ſich, während Roſalie fortlief, den Kutſcher rufend, losreißen, doch hielt ihn Franz ſo feſt, daß es zum Handgemenge kam, bis er, durch ſchwere Schläge auf den Kopf getroffen, wie er ſpäter meinte von einem Piſtol, bewußtlos und blutend niederſank. Als er wieder zur Beſinnung kam, ſtanden mehrere Menſchen um ihn her, und ſo gut er es in der Betäubung vermochte, erzählte er, was ſich begeben; — der Wagen aber und das Pärchen waren fort, und die ſchnell getroffenen Anſtalten, es einzuholen, blieben ohne Erfolg.

Unterdeß brachte man den verwundeten Franz nach Hauſe, doch forſchte er vorher nach ſeinem Geigenkaſten, der dann auch geſucht wurde, wobei man etwas öſterreichiſches Papiergeld, mitten darunter aber ein Frankfurter Lotterie-Loos fand, was der Fremde wahrſcheinlich, indem er in einem Mitleidsgefühl jenes dem Verletzten hinwarf, aus Verſehen entweder mit ergriffen oder aus der Brieftaſche unbemerkt hatte fallen laſſen. Das Papiergeld wurde zu den Heilungskoſten benutzt, das Loos aber lag wochenlang in einem Tiſchkaſten, bis es Franz, der von dem Dinge nichts hielt, da er oft genug die Bauern toben hörte, wenn abermals in der Lotterie ihr Geld verloren ging, dazu benutzte, eine zerbrochene Fenſterſcheibe, durch welche der Windzug eindrang, zu verkleben. Solcher Wunden und ſolcher Pflaſter waren an dem kleinen Fenſter der baufälligen Hütte gar viele zu ſehen.

Franz genas, von Roſalie und ihrem Verführer war aber nichts zu entdecken, wie viele Mühe ſich die Mutter geben mochte, und deshalb oft bei den Gerichten der nächſten Ortſchaften, wo die Entführungs-Geſchichte angezeigt worden war, anfragte. Dabei machte ſich zugleich, ſeitdem Franz jenes Abenteuer beſtanden, bei der wohlbeleibten Müllerswittwe eine lebhafte Neigung für den hübſchen Burſchen, der nun ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, kund, was namentlich ſehr auffallend wurde, als ſie eben wieder auf ihrem Eſel einen Geſchäftsritt beabſichtigte. Franz half ihr auf das Grauthierchen und die Wittwe hob ihm den Kopf in die Höhe und ſagte: „Franz, fällt Dir nicht manchmal ein, daß die Mühle, wenn wir uns darüber verſtändigen, Dein Eigenthum werden könnte!“ Ihre zweite Tochter, Cordula, hatte dieſen Vorgang belauſcht und unterließ nicht, in ihrem Aerger darüber unſerm Franz zu eröffnen, daß ihre Mutter meine, Franz könne ſich nach kurzer Zeit mit ihr verheirathen. Franz dachte begreiflich noch niemals an Heirath, jetzt aber wurde ihm ſeltſam zu Sinn, denn ihm ſtand Eliſabeth vor Augen, die Tochter des Landbaumeiſters, die er ſehr lieb hatte, ohne etwas Anderes zu wiſſen, als daß er ſie lieb habe. Gewohnt, ſeiner Mutter Alles zu erzählen, unterließ er auch nicht, ihr zu vertrauen, was ihm die Müllerswittwe und Cordula ſagten, ohne zu verhehlen, daß er nun un-

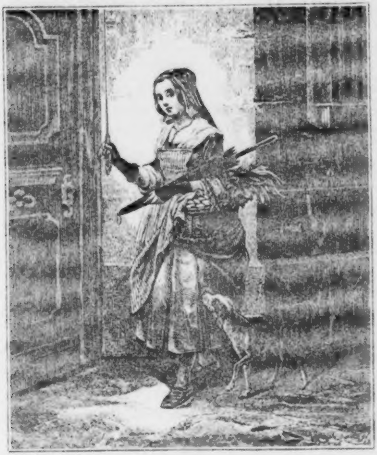


gern in der Mühle bleibe, die er übrigens nun durch und durch kenne und wohl den Bau einer neuen zu leiten verſtehen würde, wenn er die rechte Stelle und das nöthige Geld hätte. Was ihn beträfe, ſo habe er eigentlich keine Luſt, Mühlenknapp zu ſeyn und zu bleiben, doch würd' es ſich leider nicht anders thun laſſen. Die Mutter ſchüttelte ihr Haupt und die Aeußerung der Müllerswittwe kam ihr nicht aus dem Kopf; da ſie nun gewohnt war, den Landbaumeiſter um Rath zu fragen und dieſer ein paar Tage nach jenem Geſpräch an der Hütte vorüberging, erſuchte ſie ihn, einen Augenblick bei ihr einzutreten, wonach ſie ihm das Geſchehene berichtete, um ſeinen Rath bittend. Der Landbaumeiſter fand auch nichts Erfreuliches in dem Benehmen der Müllerswittwe, überlegte dann hin und her, wußte jedoch für den Augenblick keine Aushülfe. Sinnend trat er an das Fenſter, und zufällig haftete ſein Blick an dem aufgeklebten Lotterie-Looſe; er betrachtete es aufmerkſam und ſagte: „Iſt mir doch, als wäre dies eine von den Nummern —

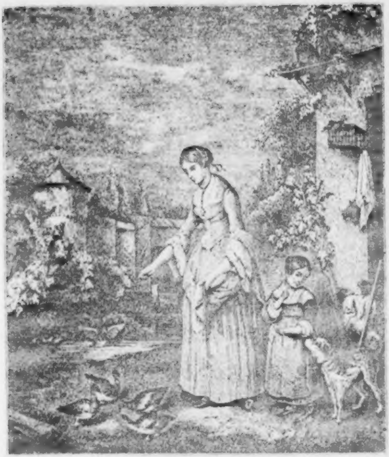
Frau Nachbarin, ich bin gleich wieder hier!“ — und damit eilte er zur Thür hinaus. Kaum eine Viertelſtunde nachher kam er zurück und hatte ein Zeitungsblatt in der Hand. „Richtig!“ rief er jubelnd aus, „das Loos hat tauſend Gulden gewonnen!“ Die Mutter wußte gar nicht, wie ihr geſchah, der Landbaumeiſter aber hielt ihr eine Anzeige vor Augen, in welcher man die unbekannten Inhaber mehrerer Looſe bereits zum zweiten Male aufforderte, ihre Gewinne einzuziehen, ehe die Verfallzeit eintrete, und jene Nummer war mit aufgezeichnet. Da kam nun Freude in die Hütte. „Es iſt mir zwar unlieb“, bemerkte dann der Landbaumeiſter, „daß es eben ein Lotterie-Gewinnſt iſt, durch den Franz ſeinen Lieblingswunſch, ſich weiter auszubilden, erreichen ſoll; aber er ſelbſt hat ja nicht geſpielt, der Gewinnſt iſt ihm gleichſam vom Himmel zugefallen, als er in ehrlicher That leiden mußte, und überdem wird er auch mit einem Theil des Geldes ſeine Mutter unterſtützen; ſo mag alſo der Glücksfall geſegnet ſeyn!“

Der Landbaumeiſter ſorgte für die Herbeiſchaffung des Gewinnſtes, und bald verließ Franz die Mühle und das Dorf: er begab ſich nach Eßlingen, auf dem dortigen Seminar zu ſtudiren, wozu der Landbaumeiſter tüchtigen Grund gelegt hatte und ihm einen Lehrplan mit auf den Weg gab. Franz war der fleißigſte Student des Seminars und es ging ihm, da er nebenher etwas mit Unterrichtgeben erwarb, bei ſeiner Sparſamkeit leidlich. Er ſchrieb oft nach Hauſe und erhielt Briefe, die ihn erfreuten, bis plötzlich einer derſelben ihn mit dem tiefſten Leid erfüllte. Der Landbaumeiſter wurde von einem herabſtürzenden Balken erſchlagen und die Hinterlaſſenſchaft war ſo gering, daß Eliſabeth Zuflucht ſuchen mußte bei einer Baſe, der Sohn aber, der ſtets die Reiſeluſt kaum zu überwinden vermochte, war in die Welt hineingewandert, und es verlor ſich bald jede Spur von ihm. Dies Letztere erfuhr Franz erſt, als er bei den nächſten Ferien — im vierten Jahre ſeines Aufenthalts in Eßlingen — nach Hauſe eilte; — er fand weder Eliſabeth noch ihren Bruder und alle Nachforſchungen ergaben nur, daß Erſtere zu einer Verwandten gereiſt ſey, der Wittwe eines Zollbeamten, die in der Nähe von Eßlingen wohne. Genaueres wußte Niemand.

Nach Eßlingen zurückgekehrt, beſchäftigten ihn die Vorbereitungen zu ſeinem Examen, doch benutzte er jeden freien Augenblick, um Erkundigungen einzuziehen über alle Zollbeamten-Wittwen; damit wollt' es indeß nicht glücken. Eines Tages jedoch ſah er ein Mädchen, das, wie es ſchien, vom Markt zurückkehrend, an einem Hauſe klingelte, und bei ihrem Anblick wollte er ausrufen: Eliſabeth! — das Wort erſtarb ihm aber auf den Lippen, denn er ward ungewiß, da er zwar die Züge zu erkennen glaubte, aber eine lieblich blühende Jungfrau vor ſich ſah, während in ſeiner Erinnerung noch das Bild eines freundlichen Kindes lebte. Franz hielt ſich in der Ferne, fand nicht den Muth, ſie anzureden, und — jetzt war ſie



verſchwunden. Betroffen blieb er noch eine Weile ſtehen und konnte ſeine Gedanken nicht ordnen. Dann ging er um das Haus herum, überlegend was zu thun ſey, wußte aber endlich weiter nichts, als daß es ſehr leicht wäre in das Haus zu kommen, denn auf der andern Seite war ein niedriger Zaun, über welchen man in das Gehöft hinein ſchauen und ohne große Bemühung hinüber ſeyn könnte. Von nun an ſtand er faſt täglich vor dieſem Zaun, und an einem Sonntag, ganz in der Frühe, ſprang er hinüber, verbarg ſich hinter einem Buſch mit dem feſten Vorſatz, nicht eher von dannen zu weichen, bis er ſich überzeugt habe, ob hier nur eine reizende Aehnlichkeit, oder ob es wirklich Eliſabeth ſey. Es dauerte gar nicht lange, da trat die Erwünſchte auf den Hof, die Enten zu füttern, und wieder mußte ſich Franz bei ihrem Anblick ſagen: „Sie iſt's!“ Und als ſie nun mit einem neben ihr ſtehenden Kinde ſprach, da bekräftigte ſich ſein Glaube,



denn es war der ihm wohlbekannte Klang ihrer lieblichen Stimme!“

In dieſem Augenblick wurde der Fremde in ſeiner Erzählung unterbrochen; die ſchöne Frau des Profeſſor M** eilte weinend herbei und nach ihrem Ausruf: „Cöleſtin!“ lagen ſich die — Geſchwiſter in den Armen. Auch der Profeſſor trat ſichtlich erſchüttert herzu und alle Anweſenden umdrängten die Gruppe. Es dauerte lange, ehe der Fremde wieder zu Worte kam, dann wandte er ſich zu der Geſellſchaft und ſagte: „Ich bin der Sohn des Landbaumeiſters, und jetzt werden Sie auch leicht errathen, daß dieſer Profeſſor und tüchtige Geigenſpieler unſer Franz und ſeine Frau unſre Eliſabeth iſt! Ich bin Euch“, ſo ſprach er nun zu Schweſter und Schwager, „ſeit mehreren Wochen überall nachforſchend gefolgt, von Eßlingen nach der Schweiz und von dort hieher —.“

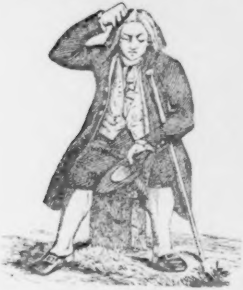
Der Profeſſor fiel ihm in die Rede, zu den Verſammelten äußernd: „Jetzt muß ich auch ein paar Augenblicke von mir ſprechen. Ich machte damals mein Examen ſehr glücklich, erhielt bald darauf, durch die Theilnahme und Empfehlung meiner Lehrer, einen Ruf nach Baſel, und ſpäter berief man mich hieher. Meine Eliſabeth und meine Mutter, die bei uns ihre letzten Tage verlebte, holte ich mir ſchon nach Baſel. Mein Schickſal, ich fühle es mit Dank und Freude, hat mich ſehr wohlwollend geführt in den zwölf Jahren, ſeit ich durch den ſeltſam mir gewordenen Gewinnſt im Stande war, aus dem Dorfmuſikanten und Müllerburſchen einen Eßlinger Studenten zu machen.“

„Nicht minder habe ich mein Glück zu preiſen“, ſo ließ ſich Cöleſtin wieder vernehmen. „Ich zog friſchzu in die Welt, aber doch nicht ganz ohne Plan. Wie unſerm Franz die Eliſabeth, ſo ſtand in meines Herzens Hintergrunde die entführte ſchöne Müllerstochter, und da ich durch Fragen und Denken wenigſtens ſo viel herausgebracht hatte, daß der Entführer ein Ungar ſeyn müſſe, wanderte ich nach Ungarn, unterwegs mir die kleine Summe, welche für mich vom Vatererbe übrig blieb, hier durch Unterricht, dort durch Feldmeſſer-Dienſte und wozu mich ſonſt noch der Vater angeleitet hatte, immer ergänzend, ja vermehrend. So vergingen freilich viele Monate, ehe ich Ungarn erreichte; da jedoch gab's für mich überall zu thun, ſo daß ich Kreuz und Quer das von Gott geſegnete und von ſeinen Bewohnern verwahrloste Land durchſtreifte. Endlich ſiedelte ich mich bei den Deutſchen im Banat an, wurde bald ein wohlhabender Beſitzer, fand auch dort, in dem Dorfe Hatzfeld, die Müllerstochter, von ihrem Entführer verlaſſen, und zwar nicht in Noth, aber von Gram und eigenen Vorwürfen auch äußerlich ſehr zerſtört. Ihre Sehnſucht, in der Heimath ſterben zu können, war ſo groß und herzzerreißend, daß ich mich entſchloß, ſie herzubringen, und ſie wohnt nun in der Mühle, bei der verheiratheten Schweſter. Um Dich, Eliſabeth, aufzufinden, bin ich von Ort zu Ort gewandert, und erfuhr Alles das, was ich — wie ich nun verrathe: auf den Wunſch unſres gütigen Wirths — erzählte, auch noch mehr, womit ich jedoch nicht weiter langweilen will, da die Ueberraſchung bereits erfolgt und demnach der Schluß rathſam iſt. Was mich betrifft, ſo kehr' ich in wenigen Wochen nach dem Banat zurück, möchte mir aber gern ein deutſches Weibchen mitnehmen, ſo thätig und ſtill häuslich wie meine Eliſabeth, wogegen ich mich bemühen will, ein ſo wackerer Gatte zu ſeyn, wie mein Schwager Franz, und hiemit den Brautſucher aus dem Banat beſtens empfehle!“

An dieſem Abende hielt nun aber das Geſpräch feſt an den wunderſamen Fügungen, die ſich hier vereint hatten, und als es zu Trinkſprüchen kam, da erhob einer der Gäſte ſein Glas mit den Worten: „Allen ſey unvergeßlich: Alles benutzen hilft zu Allem!“

Bernhard.

Brumm-Volkslied.



Hem, hem! ei, ei!
Wie iſt die Welt voll Truggeſchrei! —
„Hoho, nein, nein!
Im Neuen liegt der Weiſen Stein!
Was will noch das Alte? — ſelbſt Gott iſt vergangen,
Von vorn muß der Zeitgeiſt die Schöpfung anfangen!“

Hem, hem! ei, ei!
Das klang uns nicht wie Faſelei?
Hoho, nein, nein!
Weit über Weisheit ſollt' es ſeyn! —
Denn zwiſchen Belehren und eitlem Bethören
Sind weg alle Schranken, man darf darauf ſchwören!

Hem, hem! ei, ei!
Wie thörte mich das Wörtlein „frei“!
Hoho, nein, nein!
Nicht bleib' ich Knecht der Prellerei'n!
Sie machten den Kopf mir ſtets wirblig und düſter,
Und auch in dem Beutel ward's täglich nur wüſter.

Hem, hem! ei, ei!
Was hilft dem Kopf jetzt Kratzerei!
Hoho, nein, nein!
Sich beſſern wird das Beſte ſeyn!
Zum Kuckuk drum alle, ihr Schwindelworts-Reiter,
Zwar bin ich nun ärmer, doch, hoff' ich, geſcheidter!

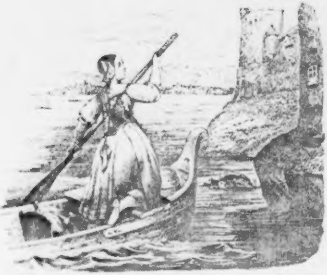
Hem, hem! ei, ei!
Ich war zuvor ſo dumm wie Drei!
Hoho, nein, nein!
Für Zwanzig ſeh' ich Dummheit ein!
Und möchte, um offen die Wahrheit zu ſagen,
Mich ſelber noch hinter die Ohren nun ſchlagen!

A. Bode

Mirabeau und Mourette.

1.

Unter den zur Aufſicht über die Gefangenen angeſtellten Militairs der Feſtung If befand ſich auch ein junger, invalider Soldat, dem nach einer Schlacht das linke Bein abgelöſt wurde und der das Amt als Aufſeher im Innern der Feſtung erhalten: dieſer Mann hieß Mouret. Um auf dieſem öden, zwiſchen Himmel und Waſſer verlorenen Felſen weniger einſam zu leben, verheirathete er ſich mit einer friſchen, muntern Marſeillaiſerin, der Tochter einer Fiſchfrau und vom echten Stamm dieſer Volksklaſſe. Mourette (denn in der provençaliſchen Mundart weichen alle Frauen-Namen ab und endigen ſich weiblich) war nach ihrer Verheirathung die Bier- und Weinſchenkerin der Feſtung geworden, die einzige, bei dem Gefängnißdienſt Angeſtellte, und wurde die Freude, die Frühlingsblume dieſes traurigen Orts. Dienſteifrig und anlockend, wußte ſie darum nicht minder all' dieſe verderbten Leute in Schranken zu halten; zwar nicht durch eine rührende Unſchuldsmiene — darin beſtand nicht das Aeußere der luſtigen Provençalin. Ungeſtüm, freimüthig und flink, war Mourette eine anmuthige weibliche Heldin, mit dreiſtem Auge, hellem Lachen, gellender Stimme, die ohne Zögern die derben Flüche ihres Landes ausſtieß. Sie trank ihr Gläschen eben ſo gut wie ihr Mann, wußte Fäuſte und Füße kräftig zu gebrauchen und alle Angriffe der Gefangenen durch ganz männliche Zurechtweiſungen abzuwehren. Man mußte ſie ſo rege und lebendig, ſo unermüdlich arbeitſam, alltäglich den Gefangenen die von ihren Händen reinlich zubereitete Koſt herumtragen ſehn! Für Jeden hatte ſie ein freundlich Wort, einen guten Rath und fluchend ermahnte ſie — zum Beten. Denn Mourette beſaß jene Gläubigkeit der ſüdlichen Völker, die plumpe Sitten überwiegt und als Vorkehrung gegen das Laſter dient. Ihre Verehrung für Notre-Dame-de-la-Garde, Patronin von Marſeille, war eben ſo eifrig als aufrichtig. Zu dieſer betete ſie für die kranken oder verhärteten Gefangenen, und jeden Sonntag brachte ein, von ihr ſelbſt geleiteter Kahn ſie zur Meſſe nach der Kapelle der Jungfrau, von wo ſie den Gefangenen Heiligenbilder und geweihtes Brod, zu deren Erbauung gekauft, mitbrachte. Unterdeſſen wurde Mourette's Rückkehr an dieſem Tage von allen Gefangenen ungeduldig erwartet, und ſo wie das provençaliſche Volkslied, das ſie auf offnem Meere mit lauter Stimme ſang, von den, das Felsufer der Citadelle beſpülenden Wogen ihnen zugetragen ward, drückten ſie ſich an die Gitterfenſter, wehten mit ihren Tüchern oder Mützen und riefen ihr Worte des Willkommens zu. Dann ſtellte ſich die luſtige Weinſchenkerin auf die Bank ihres Kahns, gab ihnen ihren Gruß zurück und erſchien ihnen als der wohlthätige Kobold

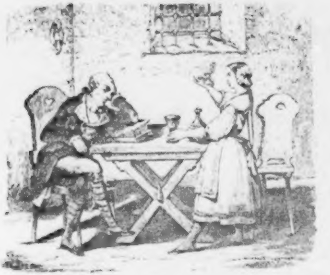


ihrer düſteren Behauſung. So geſchmückt mit ihren Sonntagskleidern, war ſie ein ſeltſames, allerliebſtes Geſchöpf. Ein ſehr kurzer, fein wollener, ſcharlachrother Rock ließ nicht allein ihren niedlichen Fuß ſehen, ſondern auch das feine Bein, zierlich bedeckt vom violetten, roth gezwickelten Strumpfe; ihr anſchmiegendes Sammetleibchen zeichnete ihre feine und doch feſte Taille; eng um den Hals trug ſie ein ſchwarzes Band mit einem goldenen Herzchen, an welchem ein geweihtes Kreuz hing; Ohrringe, in Geſtalt von langen Birnen, funkelten in der Sonne und entwiſchten bei jeder Bewegung der Spitzenkrauſe ihres keck hinten übergeſetzten Mützchens, das den glänzenden Scheitel ihres ſchwarzen Haares ſehen ließ; ihre bräunliche, aber klare, reine Geſichtsfarbe, ihre großen Augen, die lebhafteſten von der Welt, mit langen Wimpern, waren voll Sonne und Leben; ihre glänzenden Zähne blendeten wie ihre Augen, und ihre wohlgeformte Naſe erinnerte an die Schönheit der Griechen, von denen ſie als Kind des Volks, durch die Phönizier, ihre Voreltern, abſtammte; ihre von der Sonne verbrannten, von der Arbeit gehärteten Arme behielten noch immer ſchöne Formen bei und ihre Hände waren ſo rein, daß die weißeſten Händchen es nicht beſſer ſeyn können. So war Meurette in ihrem Sonntagsſtaate.

2.

Mirabeau, der nachmals kühne Redner, war wegen nicht löblicher Thaten auf Antrag ſeines Vaters Gefangener im feſten Schloß If. Eines Sonntags ſaß er ganz in ſich ſelbſt verſunken vor einer Erhöhung am Meer. Da ward er aus ſeinen Träumen geweckt vom Geräuſch eines, gegen die Wogen ſchlagenden Ruders und dem Gefängniß ſich nähernden Kahnes, und als er den Kopf dem Ufer von Marſeille zuwendete, bemerkte er Mourette's Barke, die, von ihren Händen geleitet, über die Waſſerfläche dahinflog. Die junge Frau ſang und ihre friſche, durchdringende Stimme gab der leichten Weiſe der „ſarandole" (provençaliſcher Tanz) noch mehr Lebendigkeit. Je näher ſie kam, ward Mourette's Stimme, als wolle ſie ihren Lauf beeilen, immer munterer, und da Mirabeau ſie ſo fröhlich hörte, hoffte er, daß ſie ihm eine gute Botſchaft, einen lange vergebens erwarteten Brief mitbringe. Als er ſie daher an's Ufer ſpringen und die Pforte der Feſtung überſchreiten ſah, eilte er in ſein Zimmer hinab, um möglichſt raſch zu wiſſen, ob ſie etwas für ihn habe. Sie ließ ſich auch nicht lange erwarten.

„Herr Graf, ſoll ich Euch das Abendbrod bereiten?" fragte Mourette, auf der Schwelle ſeines Zimmers mit dem heiterſten Geſicht erſcheinend. — „Wie! Noch nichts?" rief der, nur ſeinen Gedanken nachgehende Mirabeau aus. — „Nichts", erwiederte Mourette lächelnd, „nichts als die köſtlichen Fiſche und tauſend Leckereien, die ich Euch aus der Stadt mitbringe. Seht nur und macht meiner Zufuhr Ehre, denn ich habe Malaga, der alle üble Launen verjagt!" — „Danke, Mourette", erwiederte Mirabeau trübe; „ich werde nicht trinken und werde heute Abend nichts eſſen." — „O, daraus wird nichts!" ſchrie die Weinſchenkerin; „ich bereite Euch Eure Mahlzeit und bin ſicher, daß, wenn ſie nur erſt da iſt, Ihr ſie nicht ſcheel anſehen werdet." — „Alſo keine Nachrichten?" wiederholte Mirabeau. — „Ei was! Warum denn ſo verzweifeln? Mir ſpringt heute das Herz vor Freude und irgend Etwas ſagt's mir, daß ein großes Glück kommt." — „Du hältſt Deinen natürlichen Frohſinn für eine glückliche Weiſſagung, mein Kind, und ſelbſt ich, als ich Dich ſingend kommen hörte, hoffte auf irgend eine gute Nachricht; aber es war nur ein Spott für Deinen armen Freund!" — „Aha! Herr Graf", warf Mourette boshaft ein, „Ihr denkt alſo, daß ich über Etwas, das Euch Kummer macht, lachen könnte? Na, es iſt gut, zur Strafe für die Beſchuldigung ſollt Ihr nichts von der erfreulichen Hoffnung meines Herzens erfahren." — „Welche Hoffnung?" fragte Mirabeau. — „Ich ſchwöre Euch, daß Ihr um nichts wiſſen, ſondern warten und ſelbſt ſehen ſollt! Aber nun thut mir Beſcheid auf mein Gläschen und gebt Euch darein, nichts zu erfahren!" Dabei zog Mourette eine Flaſche Malaga aus ihrer Taſche. Zwei Gläſer vorrückend, ſchenkte ſie dieſe halb voll und, dem Gefangenen mit gutem Beiſpiel vorangehend, leerte ſie das ihrige mit einem Zuge. — „Das giebt Muth, Herr Graf!" fügte ſie hinzu und ſchüttelte ihn am Arm, um ihn ſeiner Gedankenvertiefung zu entreißen. „Die Bewegung vom Meere hatte mich ganz erſtarrt, aber nun bin ich wieder friſch auf!" — Ohne Mourette abſichtlich anſehen zu wollen, hob Mirabeau die Augen auf zur Wein-

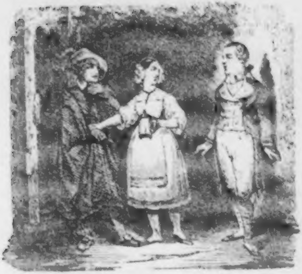


ſchenkerin; als er ſie aber lachend und dieſen Abend ſo überaus niedlich ſah, empfand er unwillkürlich eine Art von Vergnügen, und dieſe höchſt unbeſtimmte Empfindung brachte ihn dahin, den von ihr eingeſchenkten Wein zu trinken. — „Dein Wein iſt ſo voll Sonne wie Deine Augen und ich fühle, daß er mir das Leben wiedergiebt!" ſagte er und ſchüttelte ſein dickes Haar. „Nun, ſo will ich Deinem Rathe folgen und, Deiner Hoffnung für mich vertrauend, den Kummer verjagen und mit Dir Abendbrod eſſen." — Bei dieſen Worten umſchlang er Mourette's Leib, ſie drehte ſich raſch auf ihren Hacken ab und entkam ihm zwar, aber dieſe Bewegung ließ eine türkiſche, goldgeſtickte Börſe, deren Schnüre an ihrem Gürtel befeſtigt geweſen, in ſeine Hände fallen. — „Was für einen Schatz haſt Du denn da?" ſagte der Gefangene, öffnete die Börſe und ließ mehrere Goldſtücke auf den Tiſch ſpringen. „Sechs Louis! iſt das die Frucht Deiner Erſparniſſe?" — „Nein, nein, dies Gold iſt mir raſch zugelaufen", erwiederte Mourette, „heute Morgen hatte ich es noch nicht." — „Deſto ſchlimmer!" erwiederte Mirabeau, bedeutſam lächelnd. — „Sagt lieber: deſto beſſer, Herr Graf!" antwortete Mourette aufgebracht; „denn iſt mir das Gold auch raſch gekommen, ſo habe ich's, bei Notre-Dame-de-la-Garde! auf ehrliche Art erhalten, ſo wie die nette Börſe, worin es ſteckt!" — Trotz Mirabeau's Beſtreben, ſie zurück zu halten, machte ſie einige Schritte gegen die Thür hin. — „Laß doch hören, erzähl' mir das!" — „Nichts ſollt Ihr hören von meinen Angelegenheiten, nichts was mich und nichts was Euch angeht!" ſchrie die Weinſchenkerin im Hinausgehen. „Da ruft mich auch mein Mann, das Küchenfeuer brennt, und wenn ich Euer Abendbrod zubereitet, werde ich gleich zu Eurer Bedienung wieder kommen." — Sie war mit zwei Sprüngen in das Unter-Geſchoß, wo Mirabeau ſie ihr gewöhnliches Lied trällern hörte. — „Sie muß durchaus irgend etwas Gutes für mich wiſſen, es iſt wahrhaftig ein allerliebſtes Geſchöpf!" — Dieſe beiden Vorſtellungen verjagten vollends die trüben Gedanken, die dieſen Abend den Gefangenen verdüſtert; ſein Geiſt ermunterte, ſeine Augen belebten ſich, und als die hurtige Weinſchenkerin eintrat, in der Hand eine ſaftige „bouillabaisse" — ein Fiſchgericht, das man nur in Marſeille zubereitet — die köſtlich duftete, da empfing ſie Mirabeau mit lebhafter Zärtlichkeit und, ohne aufzuhören ſich mit ihr zu beſchäftigen, that er doch ihrem Eſſen große Ehre an. — „Alſo, liebes Kind, iſt's ganz gewiß, daß dieſe Börſe nicht das Geſchenk eines Liebhabers iſt?" — „Dieſe Börſe, mein Herr, iſt das Geſchenk eines Freundes." — „Eines Freundes! Da ſehe ich keinen Unterſchied." — „Den werde ich Euch lehren!" rief Mourette ihn zurückſtoßend, als er ſie umarmen wollte. „Ihr ſeyd mein Freund und niemals ſollt Ihr mehr werden, als das!" — „Niemals!" wiederholte die fröhliche Weinſchenkerin. — „Das feuert mich erſt recht an, das iſt eine Ausforderung und der, der Dir dieſe Börſe gegeben, ſoll nicht glücklicher ſeyn, als ich." — „Ich verſtehe Euch nicht", ſagte Mourette, ſich rund herum drehend; „oder vielmehr, ich will Euch nicht verſtehen; denn ließe ich mich von Euren Fragen umſtricken, würdet Ihr bald ſo viel wiſſen als ich, und käme dann der Augenblick, ſo wär's nur ein halbes Vergnügen und für den Einen wie für den Andern keine Ueberraſchung!" — Und da ſie hiermit auch die Tafel abgedeckt, an der ſie mit dem Gefangenen geſeſſen, ſo war ſie im Begriff, hinauszugehen. — „Du biſt ein Dämon, aber ich bin der Teufel und mir muß das Uebergewicht bleiben!" ſagte Mirabeau, und wollte ſie zurückhalten. — „Keine Gewalt!" erwiederte Mourette, „oder ich ſchreie die ganze Garniſon zuſammen und dann iſt Alles für Euch verloren!" — „Was willſt Du ſagen? Was ſoll ich erwarten?" — „Ihr ſollt's ſchon erfahren; bis Mitternacht könnt Ihr ruhig ſchlafen, dann aber werdet Ihr Eure Thür öffnen hören, ſeyd darüber ganz ohne Sorgen!" — „Und wer wird kommen?" — „Ich werde kommen, Herr Graf!" ſagte Mourette mit ſchalkhafter Miene. — „Wahrhaftig?" rief Mirabeau freudig. — „Wahrhaftig!" wiederholte lachend Mourette; „alſo um Mitternacht!" — „Um Mitternacht und Du wirſt es ſeyn?" — „Wie ich's geſagt, ja ich werde es ſeyn!" erwiederte die Weinſchenkerin in immer fröhlicherem Gelächter, raſch die Thür von außen zwei Mal verſchließend, als Mirabeau mit offenen Armen auf ſie zueilte.

3.

Mourette's gellendes Gelächter hatte etwas Spöttiſches, das in die kühnen Hoffnungen des Gefangenen wieder einigen Zweifel warf; aber obgleich er nur ſchwach auf die Möglichkeit eines Stelldicheins von verfänglicher Art rechnete, war für ihn das Erwarten irgend eines, die Einförmigkeit ſeines Lebens unterbrechenden Ereigniſſes ſchon die angenehmſte Aufregung. Es war acht Uhr, als Mourette ihn verließ, und ſchlaflos wartete er bis Mitternacht. Ohne jedoch beim Studium bleiben zu können, ſprang er auf, kreuzte im Zimmer umher und erſehnte mit der ganzen Heftigkeit ſeiner Natur irgend ein Ereigniß, irgend eine Begebenheit, die endlich etwas Abenteuerliches, etwas Unerwartetes in ſein Daſeyn werfen möchte. — Die Stunden ſchlichen bleiern dahin, ſchon zwanzig Mal war er beim leiſeſten Geräuſch an das Eiſengitter ſeines Fenſters geſtürzt, das, eine Art von Schießloch bildend, nach einem der innern Gefängnißhöfe ging, als plötzlich jetzt ein beſtimmteres Geräuſch ihn noch einmal anlockte und ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſpannte. Er hörte eine der niedrigen Pforten der Citadelle öffnen, durch welche am Tage die, bei den Gefangenen Angeſtellten aus und ein gingen, und ſah einen leichten Schatten, in welchem er Mourette zu erkennen glaubte, die Mauer entlang gleiten. Dicht unter der Hofmauer ſchlüpfte ſie zu einer andern Pforte, öffnete ſie vorſichtig, und Mirabeau ſah aus einer angelegten Barke, die er früher nicht bemerkt, einen Mann an's Ufer ſpringen, ſich dabei auf Mourette ſtützend und ſie ohne Umſtände umarmend. Sie nahm ſeine Hand, um ihn zu führen und, nachdem ſie die Pforte wieder geſchloſſen, ſchlüpften Beide die Mauer entlang und verſchwanden durch die innere Pforte, die Mirabeau auch ſorgſam zuſchließen hörte. — „Das alſo iſt das Schauſpiel, das die Verrätherin mir geben wollte!" dachte Mirabeau nicht ohne Verdruß und verließ ſein Fenſter. Da er ſich wirklich von der Weinſchenkerin gefoppt glaubte, ſchickte er ſich an zu Bette zu gehen, um vom Schlaf einige Tröſtung zu gewinnen, als er in der Ferne des Ganges Schritte vernahm. Er horchte, das Geräuſch kam näher, bald auch drang ein ſchwacher Lichtſchimmer durch die Spalten der Thür, leiſe drehte ſich ein Schlüſſel im Schloſſe um, und eine plumpe Laterne in der Hand, erſchien Mourette auf der Schwelle. Mirabeau umarmte ſie triumphirend, ehe es ihr möglich wurde, ſich dagegen zu wehren.

„Einer wie der Andre!" ſagte ſie lächelnd; „doch muß ich Euch diesmal ſchon vergeben, weil ich Euch die mitgebrachte Freude nicht verderben mag!" — und einen Schritt zurückweichend, ließ ſie einen Mann, der ihr gefolgt, vortreten und führte ihn in's Zimmer. Er war von mittlerer Statur, ganz eingehüllt in einen leichten Mantel, den er über den untern Theil des Geſichts hielt, während der Obertheil deſſelben von einem, mit drei Federn geſchmückten Hute gänzlich beſchattet wurde. So wie der Fremde jedoch in's Zimmer getreten, ließ er ſeine Art von Verkleidung fallen und mit dem Ausruf: „Mein lieber Bruder!" ſtürzte er ſich in des Gefangenen Arme. „Andreas!" rief der hocherfreute

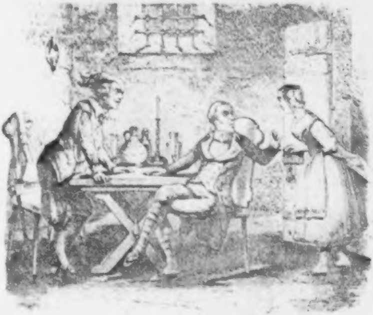


Mirabeau, „durch welches Wunder biſt Du hier?" — „Ich habe Deinen Brief empfangen, Gabriel, und bin trotz des Verbots unſers Großmeiſters von Malta entwichen; da mich aber kein Ordensſchiff aufnehmen wollte, bin ich auf einem Uferkahn geſund und mit heiler Haut hier angekommen. Dies war aber lange nicht Alles. Ohne dieſe vortreffliche Frau", fügte er hinzu und kehrte ſich zu Mourette um, welche dieſe Scene gerührt betrachtete — „ohne dieſe wäre ich nimmer bis zu Dir gedrungen; ſie hat alle Hinderniſſe geebnet und ihr danke ich unſer Wiederſehn." — „Ihr dank' ich's auch, daß ich noch lebe!" fiel Mirabeau ein; „ſie iſt der Engel meiner trüben Gefangenſchaft geweſen. Ohne ihre Tröſtungen, ohne ihre freundliche Sorgfalt, mit der ſie mich umgeben, wäre ich zu irgend einem Streiche der Verzweiflung gebracht, und zu meinem größeſten Kummer gehört es, nicht all das Gute, was ſie mir erzeigt, vergelten zu können." — „Denkt doch daran nicht wieder!" unterbrach ihn Mourette; „iſt außerdem Euer Bruder nicht ſchon allzu großmüthig geweſen? — Die niedliche Börſe mit Goldſtücken, Herr Graf, danke ich ihm, er hat mich gezwungen, ſie anzunehmen, und nicht wahr, nun glaubt Ihr doch wohl, daß ſie von einem Freunde gekommen!" Und ganz verklärt über die ſüße Freude ihres Gefangenen, zog ſie ſich zurück, den beiden Brüdern verſprechend, ſie bis zu Tages-Anbruch ruhig zuſammen laſſen zu wollen.

Mirabeau, wieder belebt durch dieſe offne, thätige Freundſchaft ſeines Bruders, hörte nun auf, ſich über ſein Mißgeſchick zu beklagen, und gleichſam ſich losreißend aus der Umſtrickung ſeiner Lage, ſprang er über zu dem, was ſeinen Geiſt beſchäftigte;

er ſprach mit Beredſamkeit über all die verwegenen Entſchlüſſe, die der Gegenſtand ſeiner einſamen Betrachtungen waren. Von nun an ſprühten aus dem dieſe gewaltige Seele noch bergenden Schleier einzelne Blitze hervor, die ihre Tiefen und ihre Größen erblicken ließen und Alle, welche ſie näher ſchauten, mit einer gewiſſen Verblendung, deren Zaubermacht ſicher feſſelt, zu ergreifen wußten. Was Schönes in ſeinen Worten lag, ließ an den Adel ſeiner Seele glauben und verführte durch ſeine Anziehungskraft. Selbſt begabt mit einem umfaſſenden Verſtand, voller Schwungkraft und Feuer, ergriff Andreas glühend dieſe Welt neuer Träume, die aus des Wortes Gewalt hervorblühten, und ſeine lebhafte Einbildungskraft fand darin einen Reiz, der ihn ganz gefangen nahm. So ſchwatzten ſie die Nachtſtunden hindurch in dieſem vom Meere beſpülten Thurm und Niemand in Frankreich konnte damals ahnen, daß aus dem einen dieſer beiden Köpfe eine ſo gewaltige Umwälzung hervorgehen würde.

Als die bleichen, auf dem Meerſpiegel ſich malenden Farbenlichter den beiden Brüdern für jetzt die Trennung verkündeten, da trat auch ſchon Mourette ein. Ihr Blick war freudeſtrahlend und ſorgſam hielt ſie etwas in ihren nach dem Rücken gekehrten



Händen verbergen. „Es iſt Zeit“, ſagte ſie; „Ihr müßt fort!“ — „Du biſt grauſam, Mourette!“ entgegnete Mirabeau. — „Grauſam? gegen wen?“ fragte ſie und ihr Blick wurde trüb.

„Leſt und entſcheidet!“ fuhr ſie fort und raſch überreichte ſie ihm ein gewichtiges Schreiben; — es brachte die Nachricht, daß er freigelaſſen ſey. Der Jubel war groß, und Mourette erzählte, daß ſie ſeit Monaten ſchon durch ihren Mann den Gouverneur beſtürmen ließ, günſtige Berichte über Mirabeau's Verhalten an ſeinen Vater und an die Behörden zu ſenden; — dies hatte nun den günſtigſten Erfolg gehabt.

Mirabeau trennte ſich freudig von dem Gefängniß und traurig von Mourette. Auch ſie ahnte nicht, daß ſie durch dieſe Befreiung Mirabeau's mitwirkte zu den großen Ereigniſſen, die da kommen ſollten. Hätte aber Mirabeau länger gelebt — er ſtarb, erſt zweiundvierzig Jahr alt, ſchon 1791 — die neuere Geſchichte Frankreichs wäre eine andere; denn er war wohl thätig für den Bürgerſtand, den er durch ſeine hinreißende Beredſamkeit völlig beherrſchte, er eiferte gegen Mißbräuche, aber er wollte zugleich das Königthum, die Monarchie erhalten, weil er in ihr die dauerndſte Regierungsform und die meiſte Bürgſchaft für das Heil der Völker erkannte.

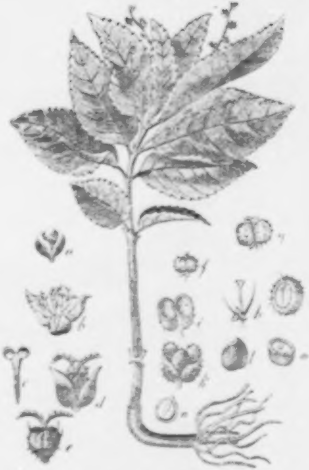
Denken wir noch Mourette's! — Sie ſtarb, nicht älter als ſiebenundzwanzig Jahr, wenige Monate nach Mirabeau's Befreiung, und dieſer, deſſen Leichtſinn nicht geringer war als ſein Geiſt, hat ihrer kaum mehr gedacht. C. L.

Die einheimiſchen, wildwachſenden

Giftpflanzen.

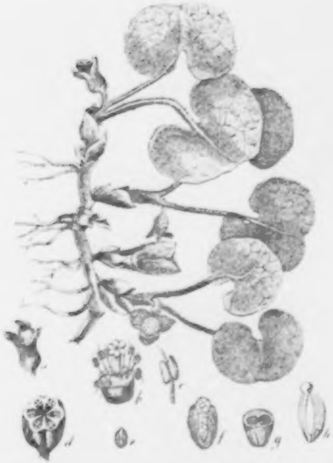
(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1849.)

32) Das ausdauernde Bingelkraut (**Mercurialis perennis Linn.**). — Das Bingelkraut heißt auch noch Kühwurz, Kühkraut; Ruhr- und Klyſtirkraut; Schweiß- und Merkurkraut, Schweißmelde; Speckmelde. Von dieſen Namen beziehen ſich die beiden erſten auf den Widerwillen, den das Rindvieh gegen dieſes Kraut hat; die folgenden zwei auf die purgirend wirkende Kraft der Pflanze; die dann folgenden auf die ſchweißtreibenden Eigenſchaften derſelben. Den Urſprung der Namen Bingelkraut und Speckmelde weiß ich nicht anzugeben, obgleich in dem letztern eine Aehnlichkeit mit der Melde (**Atriplex**) ausgedrückt werden ſoll. — Eine kriechende Wurzel treibt einen ausdauernden, einen Fuß hohen, krautigen Stengel, der mit gegenſtändigen, eirunden, zugeſpitzten, ſägezähnig-gekerbten Blättern beſetzt iſt. Die beiden Seiten und der Rand dieſer letztern ſind mit einzelnen, kurzen, nur durch's Gefühl bemerkbaren Borſten verſehen. Die oberſten und unterſten Blätter ſind kleiner, als die mittelſten. An den Blattſtielen befinden ſich kleine, lanzettlichte, ſtehenbleibende Afterblätter. Die männlichen und weiblichen Blüthen ſtehen auf



verſchiedenen Pflanzen getrennt. Erſtere ſtehen in einer Aehre und haben gegen zwölf Staubgefäße mit rundlich gedoppelten Staubbeuteln (a und b vergrößert, c ein vergrößerter Staubfaden). Die weiblichen Blüthen, auf ein- bis dreiblumigen Stielen, ſtehen in den Blattwinkeln und haben einen dicken zweikantigen, zweifächerigen Fruchtknoten mit zwei narbenartigen Griffeln (d eine vergrößerte, weibliche Blüthe; e der Stempel mit dem unfruchtbaren Staubbeutelträger). Neben dem Fruchtknoten ſtehen zwei unfruchtbare Staubbeutelträger. Sowohl männliche, als weibliche Blüthen haben eine ausgebreitete, dreitheilige Hülle (Kelch). Die Frucht iſt eine zuſammengedrückte, zweikörnige Kapſel (f in natürlicher Größe, g vergrößert). Jede Kapſel oder Gehäuſe iſt zweiklappig und an einem Säulchen und zwei Fäden befeſtigt (h vergrößert). In i erblickt man eine vergrößerte Springfrucht im Querdurchſchnitte; k zeigt ein aufgeſprungenes und vergrößertes Gehäuſe. Der Samen hat eine kuglich-eiförmige Geſtalt, eine körnig-rauhe Oberfläche und eine braune Farbe (l ein vergrößerter Samen, m der Quere nach, n der Länge nach durchſchnitten). Der grade, in der Mitte liegende Keim kehrt ſein Würzelchen nach oben. — Das ausdauernde Bingelkraut wächſt in Gebirgswäldern in Europa faſt überall und blüht im Frühlinge. Der Genuß dieſer Pflanze erregt heftiges Erbrechen und Laxiren, macht ſchläfrig, betäubt und ſoll ſogar tödtlich werden können. Vor Zeiten bediente man ſich ſeiner in der Arzneikunde. Die ganze Pflanze, beſonders aber der Stengel, läuft beim Trocknen ſtahlgrau und röthlich an.

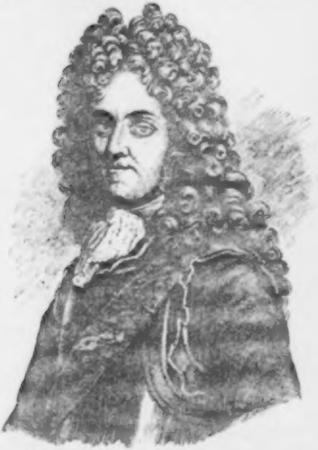
33) **Die europäiſche Haſelwurz** (**Asarum europaeum Linn.**). Man nannte dieſe Pflanze Haſelwurz, Haſelkraut, weil ſie am liebſten unter Haſelnußgebüſchen wächſt; Weihrauchskraut, wilder Nardus aber heißt ſie wegen des ſtarken gewürzhaften Geruchs. — Aus dem unter der Erde kriechenden Wurzelſtocke, der ſtielrund und federkieldick iſt und nach unten zahlreiche, dünne Wurzelfaſern treibt, erheben ſich kurze, am Grunde zwei häutige Schuppen tragende Stengel. Dieſe haben zwei ſehr lang geſtielte, nierenförmige, ganzrandige, mit einem gewimperten Rande verſehene, einen Zoll lange und zwei Zoll breite, netzaderige Blätter, deren Oberſeite glänzend und dunkelgrün, deren Unterſeite aber bleicher und matt iſt. In der Jugend ſind die Blätter weich und mit vielen Flaumenhaaren beſezt, im Alter lederig und weniger flaumig. Auch die Blattſtiele ſind ſtark behaart. — Zwiſchen den letzteren treiben einzelne, kurzgeſtielte, überhängende Blüthen hervor (a). Ihnen fehlen Kelch und Blumenkrone, an deren Statt ſie eine fünf bis ſechs Linien lange, röhrenförmige, außen mit einzelnen Haaren beſetzte, trübbleichgraue, braun überlaufene, innen dunkelblutrothe Hülle haben. Der Saum dieſer Blüthenhülle iſt drei bis vierſpaltig; die Zipfel ſind eirund, ſpitz und einwärtsgekrümmt. Sechs bis zwölf Staubgefäße, auf dem Fruchtknoten um den Griffel herumſtehend, tragen in der Mitte der Staubfäden jederſeits eine Anthere, ſo daß erſterer über letztere hinausragt (c). — Der oben platte Fruchtknoten trägt einen walzigen Griffel mit ſtrahliger, ſechslappiger Narbe (b). Die Frucht iſt eine ſechsfächerige, nicht aufſpringende, vielſamige Kapſel. Die Samen ſitzen an der innern Seite der Scheidewände. Sie ſind länglich rund, und der kleine Keim iſt in das eine Ende des Eiweißes eingeſchloſſen. Sein Würzelchen iſt nach der Mitte gerichtet, und ſeine Samenlappen ſind ſo klein, daß ſie vor der Keimung kaum erkannt werden können. d zeigt eine vergrößerte Frucht quer durchſchnitten; e einen Samen in natürlicher Größe, f denſelben vergrößert, und g der Quere, h der Länge nach durchſchnitten.



Die europäiſche Haſelwurz wächſt im größten Theile Europa's vom ſiebenunddreißigſten bis ſechzigſten Grade nördlicher Breite in Laubholzwäldern, unter Gebüſchen, vorzüglich an ſteinigen Orten unter Haſelnußgeſträuch. Sie treibt vom April bis Juni die ſchönen Blüthen hervor. Die ganze Pflanze iſt durch einen gewürzhaften, kampfer- oder baldrianartigen Geruch und durch einen widerlich bittern und ſcharfen Geſchmack ausgezeichnet. Sie bewirkt heftiges Erbrechen und Purgiren, und ihre Wurzel und Blätter (**Radix et folia Asari** in den Apotheken) wurden früher in der Arzneikunde angewendet. Auf chemiſchem Wege wird dieſer bittere Stoff, **Asarin** genannt, als ein feſter Körper von gelblich-grüner Farbe dargeſtellt. Das **Asarin** löſt ſich leicht in Waſſer und Weingeiſt (**Spiritus vini**) auf. Die Wurzel liefert deſtillirt ein ätheriſches Oel, das ganz wie Kampfer riecht.

Die gepulverten Blätter werden mit Lavendel und Majoran vermiſcht in England als Nieſemittel benutzt. L. Heres.

Ludwig der Vierzehnte.



In unſerer Zeit, welche zwiſchen Völkern und Fürſten ein neues Verhältniß herzuſtellen ſucht, ſcheint es wohl geeignet, zuweilen einen Blick auf den Urſprung derjenigen Herrſchergewalt zu werfen, welche die Fürſten den Völkern entfremdete und ſie in eine feindliche Stellung zu Letzteren brachte. Kaum irgend wo glänzte dieſe Gewalt blendender als in Ludwig dem Vierzehnten. Friedrich's des Großen Selbſtherrſchaft war zu ſehr mit Grundſätzen der Vernunft durchzogen, um ſo ganz wie das Königthum des „großen" Ludwig ſich im ariſtokratiſch-göttlichen Allmachtsſtolz zu brüſten, und Napoleon's gewaltiger Despotismus, eine Geburt der Revolution, ſtellt in ſeiner ehernen Vollendung unumſchränkter Herrſchermacht die letzte, großartige Entwickelung jener Gewalt dar.

Es ſind nicht die zahlreichen Kriege Ludwig's des Vierzehnten, über die wir hier berichten wollen. Die Zeit ſeiner langen Regierung (1643 bis 1715) war überreich daran. Bei ſeiner Geburt (1638) ſtand noch das letzte Jahrzehent des dreißigjährigen Krieges bevor, der während der Minderjährigkeit des mit fünf Jahren unter Vormundſchaft ſeiner Mutter zur Regierung gelangten Königs beendet wurde. 1651 erklärte ſich Ludwig für mündig, doch ſtand er bis 1661 unter dem unbedingten Einfluß des Kardinals Mazarin. Zu jener Zeit lag Frankreich mit Spanien im Kriege und zwang das Letztere zum pyrenäiſchen Frieden, durch welchen Frankreich einen Theil der ſpaniſchen Niederlande gewann. Ludwig's Heere kämpften dann einige Jahre ſpäter von Neuem gegen Spanien, doch gelang es nicht, die ſpaniſchen Niederlande vollſtändig an Frankreich zu bringen. England und Schweden ſtanden im Bunde mit Spanien. Fernere Kriege wurden bald gegen die Niederlande, bald mit, bald gegen England, Brandenburg, Schweden, das deutſche Reich geführt; deutſche Reichsfürſten ſtanden bald für, bald gegen Ludwig, die Willkür der fürſtlichen Selbſtſucht war ohne alle Grundſätze nur auf eigenen Gewinn gerichtet. Die Kriege waren meiſt glücklich für den franzöſiſchen König, das Land aber ſeufzte dabei unter ungeheuren Laſten. Der letzte große Krieg indeſſen, der ſpaniſche Erbfolgekrieg, fiel durch die Siege engliſcher und deutſcher Feldherren für Ludwig nicht gleich günſtig aus, und er konnte von großem Glück ſagen, daß er ſeinen Länderbeſitz ohne Verluſt aus den Friedensſchlüſſen von Utrecht (1713) und Baden (1714) errettete. Freilich verblieb Spanien dem Enkel Ludwig's, Philipp dem Fünften, und damit war der weſentlichſte Zweck erreicht. Ludwig ſtarb am erſten September 1715 und hinterließ das zwar räumlich vergrößerte Land tief verſchuldet durch ungeheure Kriegskoſten und durch höfiſche Verſchwendung, die nur durch fortwährende Bedrückung der Unterthanen ermöglicht wurden.

Dennoch hieß man ihn den Großen. Es iſt wahr, Frankreich hatte in den ununterbrochenen Kriegen oft eine ſtaunenswerthe Macht entwickelt: die Bevölkerung aber ſeufzte unter ihrer Bürde. Feldherren wie Türenne, Condé, Vauban, Villars und Andere erſtritten dem großen Ludwig ſeine Schlachten, Staatsmänner wie Mazarin, Colbert, Louvois trugen ihn mit ihren politiſchen Syſtemen und eröffneten durch kluge Pläne immer neue Quellen der Macht. Alle dieſe Erfolge warfen ihren Glanz auf die in königlicher Machtvollkommenheit daſtehende Perſönlichkeit Ludwig's des Vierzehnten: denn es war die Zeit, wo Staaten und Völker anfingen in die Perſon ihrer Beherrſcher, nur in ihnen ein anerkanntes Daſeyn hatten. Dieſe Zeit war eine geſchichtliche Nothwendigkeit. Aus der mittelalterlichen Zerſplitterung, aus berechtigten Provinzen und Landſchaften, bevorrechteten Ständen, Körperſchaften, Zünften u. ſ. w. mußte ſich die Einheit des Staats erheben. Einſt lag auch in ſolcher Vereinzelung eine tiefe Bedeutung. Sie war die Form ſelbſtſtändig kräftiger Entwickelung des mittelalterlichen Lebens. Aber als ſie umſchlug in das Fauſtrecht, in die gegenſeitige Unterdrückung der Berechtigten, in den Krieg der Sonderrechte und Sonderfreiheiten unter einander, da mußte ein Band gefunden werden, das die zerbröckelnde Gemeinſchaft wieder herzuſtellen vermochte. Es fand ſich in dem aus dem ariſtokratiſchen Ständethum erwachſenen, nun daſſelbe niederwerfenden Königthum. Was Ludwig der Elfte den Provinzen und Ständen ſeines Reiches gegenüber begonnen, das baute der Kardinal Richelieu durch die großartige Kraft ſeines ſtaatsklugen Geiſtes unter dem dreizehnten Ludwig dem herriſchen Adel, den bevorrechteten Körperſchaften gegenüber aus. Die Hoheitsrechte des Adels, die ſelbſtſtändigen Freiheiten der Körperſchaften wurden auf die Krone übertragen, und der im Hofleben gnädig geſpendete Abglanz des Königthums auf das Heer der Höflinge entſchädigte den Adel, der bevormundende Schutz des mit der Krone Eins gewordenen Staates die Körperſchaften für ihren Verluſt. Auf dieſen Grundbauten, an denen Mazarin in gleichem Geiſte fortarbeitete, erhoben ſich die Prachthallen einer unumſchränkten Königsherrſchaft, die Ludwig's des Vierzehnten Namen trug und ſeine Macht, ſeinen Hof zum Vorbild aller europäiſchen Höfe werden ließ. Dies iſt das Geheimniß ſeiner Größe. Sein berühmtes Wort: „Der Staat bin ich!" faßt das Weſen dieſer Zuſtände in einen Kernſpruch zuſammen; und wenn nicht allein Frankreich, wenn die ganze gebildete Welt den Anregungen folgte, die von ſeiner Perſon ausgingen, wenn von allen Seiten der Weihrauch götzendieneriſcher Verehrung zu ſeinem Throne emporſtieg, wie ſoll man ſich wundern, daß er ſich für den einzig Auserwählten hielt? In ſeinen Schriften leſen wir Ausſprüche folgender Art: „Wir Fürſten ſind die lebenden Bilder deſſen, der allheilig und allmächtig iſt", und: „Wie ſchlecht auch ein Fürſt ſeyn mag, Empörung gegen ihn iſt unendlich verbrecheriſch." Einen merkwürdigen Gegenſatz hierzu bildet des gewaltigſten preußiſchen Selbſtherrſchers, des großen Friedrich's Wort: „Der Fürſt iſt der erſte Diener ſeines Volks." In dieſem Gegenſatz ſpricht ſich der ganze Unterſchied des unumſchränkten Herrſcherſtrebens der beiden Könige aus. Ludwig war das glänzende Geſchöpf ſeiner Zeit und ihr Götzenbild, Friedrich Schöpfer der ſeinigen, Jener eine vom Strom der Geſchichte auf die höchſte Wellenſpitze getragene Mittelmäßigkeit, abhängig von Günſtlingen und Maitreſſen, Dieſer wies dem Strome der Geſchichte ſeine Richtung. — Der von Günſtlingen und Maitreſſen beherrſchte

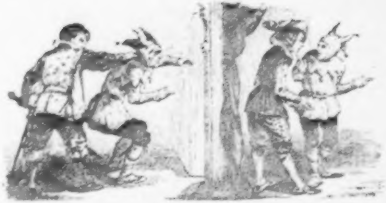
Ludwig beherrſchte wiederum die Politik, das Geſellſchaftsleben, die Kunſt, die Wiſſenſchaft von Europa durch ſeine Eigenſchaft, König von Frankreich und die erſte glänzende Vollendung fürſtlicher Unumſchränktheit zu ſeyn. Sein Hof wurde um des erhöhten Glanzes willen ein Treibhaus für Künſtler und Gelehrte. Die ſogenannte klaſſiſche Dichtung Frankreichs, die prunkend ſteifen, gemeſſen pathetiſchen Trauerſpiele nach dem mißverſtandenen Muſter der Antike, in denen jedoch bedeutende Talente wie Racine, Corneille (neben ihnen der geiſtvolle Luſtſpieldichter Molière) ſich hervorthaten, wurden das Entzücken der Hochgebildeten in allen Ländern. Die verzierten und verkünſtelten Schnörkelbaue, welche dem überſättigten Geſchmack des franzöſiſchen Hofes etwas Neues zu bieten ſuchten, die verſchnittenen Gärten im Charakter der zu ſteifen Förmlichkeiten ausgebildeten Etikette, die Kleidertracht mit ihren wechſelnden Moden, den Allongeperrücken, Reifröcken und anderen Naturwidrigkeiten leuchteten allen europäiſchen Höfen als Vorbild; und jeder kleine Fürſt ſuchte es an höfiſcher Adelswirthſchaft, an Etikette und künſtlichen Spielereien, beſonders aber an unumſchränktem und willkürlichem Belieben dem großen Ludwig gleich zu thun. Doch nicht einmal damit iſt der perſönliche Einfluß dieſes Königs auf ſein Zeitalter erſchöpft; er umfaßte alle Regungen und Bewegungen damaliger Sitte, bald den Stempel der Sittenloſigkeit, bald den der Heuchelei ihr aufdrückend. Als Ludwig die Lavallière zur Maitreſſe hatte, war er jung, friſch und ritterlich; ſeine Zeit war es mit ihm. Die Montespan ſprudelte Geiſt und Witz, liebte Pracht und Ausgelaſſenheit des Lebens: der König wurde geiſtreich und witzig, prächtig und lüderlich, und mit ihm ſeine Zeit. Das Alter kam, die wild genießende Luſt ward zur lüſternen Begier, welche ſich an der griſettenhaften Herzogin von Fontanges befriedigte, und Lüſternheit beherrſchte die franzöſiſche Geſellſchaft, die feine Welt des Auslandes. Endlich ſchloß die Maintenon den Reigen. Sie brachte durch ihr Beten und Frommthun den alten König dahin, daß er ſie heimlich ehelichte, ſie betete und faſtete und langweilte ſich nun mit ihm, und die gute Geſellſchaft that es ihm nach. Man ward fromm, heirathete ſeine Maitreſſen, machte trübe Entſagungs-Mienen und ſündigte heimlich. So herrſchte der im eigenen Charakter unſelbſtſtändige Ludwig nicht allein über ſein Volk und ſeinen Staat, ſondern über ſein ganzes Zeitalter und franzöſirte die Welt. Darum nannte man ihn den „Großen“! Seine Größe aber ruhte auf Genußſucht und Eitelkeit und hatte Sittenloſigkeit der ſogenannten Gebildeten, der adligen und „höheren“ Klaſſen der Geſellſchaft im Gefolge, während dem Volke, der ackerbauenden, handwerkenden, frohndenden, ſteuernden Maſſe durch Verſchwendung in Krieg und Hofleben das Mark ausgeſogen wurde und ſie ſtumm allen Druck, alle Unbill ertragen mußte. — Wie einſt die ſtändiſche Zerſplitterung die einheitliche Gewalt des Königthums, ſo machten Ludwig der „Große“ und ſein Zeitalter die nachfolgende Revolution zur geſchichtlichen Nothwendigkeit.

Anton Gubitz.

Die habſüchtigen Kämmerlinge.

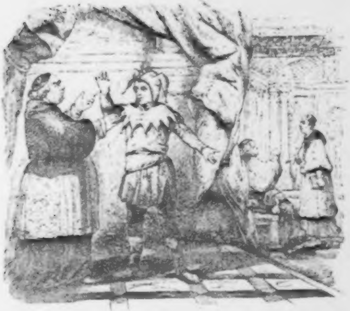
(Aus einer Chronik.)

In Breſcia, einer Stadt der Lombardei, gab es einen Spaßmacher, mit Namen Cimaroſta, einen ganz drolligen Kerl, aber von ſeinen Mitbürgern wenig beachtet, zum Theil weil er dem Geiz, der alles Gute verſtört, fröhnte, zum Theil auch, weil er eben ein Breſcianer war, und nicht leicht Jemand was gilt im eignen Vaterlande. Da nun Cimaroſta ſich nicht für hinlänglich belohnt hielt, erzürnte er ſehr im Innern, machte ſich aus Breſcia fort und ſchlug den Weg nach Rom ein, gedenkend eine Menge Geldes dorten zu gewinnen. Selbiger Zeit regierte in Rom der Papſt Leo, ein Deutſcher von Abkunft, der, obgleich von großer Gelahrtheit, doch bisweilen an Hanswurſtſtreichen und ähnlichen Späßen ſich zu ergötzen pflegte, wie es denn wohl unterweilen bei großen Herren der Fall iſt. Mit den Belohnungen dafür aber hielt er an ſich. Cimaroſta, ohne alle Bekanntſchaft in Rom, und nicht wiſſend, wie er ſich dem Papſt Leo bekannt machen ſolle, beſchloß perſönlich hinzugehen, und ihm ſeine Trefflichkeiten darzuſtellen. Somit begab er ſich nach dem Palaſt, wo der Papſt reſidirte, und fand in der erſten Vorkammer einen gar breitſchultrigen alten Kämmerling, ſchwarzen und krauſen Bartes, der zu ihm ſprach: „Nun Du, wo willſt Du hin?“ indem er ihn bei dem Kragen faßte und ihn zurückſtieß. — Cimaroſta, vor dem zornigen Antlitze des Kämmerlings erſchreckend, erwiederte demüthiglich: „Ach, liebes Brüderchen mein, wollet mir doch ja den Eintritt nicht verſagen, indem ich von hochwichtigen Dingen mit dem Papſte zu ſprechen habe.“ — Da ſagte der Kämmerling: „Schaff, daß Du baldmöglichſt von hinnen kommſt, oder Du ſollſt allerhand erfahren, was Dir ſchlecht gefallen wird.“ — Cimaroſta beſtand dennoch auf den Einlaß, indem er fort und fort betheuerte, daß er Hochwichtiges mitzutheilen habe. — Da nun der Kämmerling vernahm, es handle ſich um eine Sache von großer Wichtigkeit, gedachte er bei ſich: wohl möge Jener vom Papſte ausnehmend belohnt werden, und ſchloß mit ihm einen Vertrag wegen des freien Eintrittes dergeſtalt, daß Cimaroſta nach gehabter Audienz dem Kämmerling die Hälfte deſſen abgebe, was ihm der Papſt bewilligen werde, welches denn Cimaroſta auch freudiglich verhieß. — Fürderſchreitend gelangte er dann in eine andre Vorkammer, deren Bewachung einem ganz höflichen jungen Manne zuſtand, welcher, von ſeinem Sitz ſich erhebend, ihm entgegen trat, fragend: „Was begehrſt Du, Geſell?“ — „Nun, ich begehre, den Papſt zu ſpre-

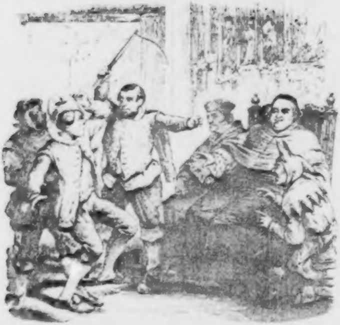


chen!" erwiederte Cimaroſa. — Der Andre ſagte: „Das geht für jetzt nicht an, indem er mit andern Dingen beſchäftigt iſt. Gott weiß, wann Dir die Zeit da iſt, um vorgelaſſen zu werden." — Da ſagte Cimaroſa: „Um des Himmelswillen, haltet mich nicht auf, weil die Dinge, die ich ihm vorzutragen habe, von allzu großer Wichtigkeit ſind." — Der junge Mann bedachte ſich bei ſolchen Worten, wie der vorige Kämmerling, und ſagte: „Willſt Du Einlaß haben, ſo will ich die Hälfte alles deſſen, was Dir der Papſt bewilligen wird." Und auch ihm verſprach Cimaroſa das ganz freudiglich.

Als er nun in das prachtvolle Gemach des Papſtes eingetreten war, begegnete er einem deutſchen Biſchof, der, entfernt vom Papſt, in einem Winkel ſtand und anhub, ſich mit ihm zu beſprechen. Der Biſchof, unkundig der italiſchen Sprache, redete zu ihm bald Deutſch, bald Lateiniſch, und Cimaroſa ſtellte ſich an, als verſtehe er das Deutſche, indem er, wie es die Spaßmacher wohl mitunter zu thun pflegen, ſo irgend was herplauderte, je nachdem es ihm juſt in den Mund fiel. Solchergeſtalt redeten die Zwei auf einander hinein, ohne daß Einer den Andern im mindeſten verſtand. Der Papſt, welcher juſt einige Geſchäfte mit einem Kardinal abzumachen hatte, ſprach zu dieſem: „Hörſt Du das wirre Gerede dort auch, was ich höre!" — „Ja wohl!" entgegnete der Kardinal. — Der Papſt, wohl bewandert in allen Sprachen, ward alsbald der Neckerei inne, welche Cimaroſa ſich gegen den Biſchof heraus nahm, und hub darüber mit großem Ergötzen zu lachen an. Und als habe er Wichtiges mit dem Kardinal zu beſprechen, wandte er, damit die Sache ſich deſto länger hinziehe, eine Zeitlang jenen Beiden den Rücken zu, bis er dann endlich den Spaßmacher heran rief und ihn befragte, wer er ſey, woher er komme und was er bei ihm ſuche. Cimaroſa, ſich zur Erde beugend und den Fuß des heiligen Vaters küſſend, nannte



Vaterland und Namen, und berichtete: er ſey von Brescia nach Rom gekommen, um eine Gnade von Seiner Heiligkeit zu erbitten. „Und was denn begehrſt Du?“ fragte der Papſt. — „Nichts Anderes“, entgegnete Cimaroſta, „begehre ich von Eurer Gnade, als fünfundzwanzig Peitſchenhiebe, und zwar von der tüchtigſten Sorte, oder wie man auch wohl zu ſagen pflegt, ſo recht aus dem Salze.“ — Der Papſt lachte ſtaunend über die verwunderliche Forderung. Cimaroſta jedoch beſtand auf Gewährung ſeiner Bitte. Da nun der Papſt merkte, daß es ihm Ernſt damit ſey, beſchied er einen kräftigen Diener, und befahl, die begehrten fünfundzwanzig Hiebe in ſeiner Gegenwart Jenem zuzuzählen. Als nun aber der Diener an's Werk ſchreiten wollte, ſagte Cimaroſta: „Halt da, guter Freund! Nicht ich bin es, den Ihr zu ſchlagen habt.“ — Darüber fing der Papſt laut zu lachen an, und gebot dem Diener, daß er inne halte. Aber Cimaroſta kniete ganz ernſthaftiglich vor ihm nieder, ſprechend: „Hochheiliger Vater, nicht mißfälligere Sünde giebt es auf der ganzen Welt, als ein gebrochenes Wort. Und ich, ſo viel an mir iſt, will halten, was ich verſprach, dafern Seine Heiligkeit das Gleiche thut. Wider meinen Willen mußte ich zweien Eurer Kämmerlinge die Halbſchied deſſen eidlich verſprechen, was Eure Heiligkeit mir bewilligen werde. Ich bat Euch um fünfundzwanzig tüchtige Hiebe, und nach Eurer angebornen Menſchlichkeit und edlen Sitte habt Ihr mir ſolche bewilligt. Laſſet alſo Jedem Eurer beiden Kämmerlinge



zwölf Hiebe und einen halben aufzählen. Somit werdet Ihr meine Bitte gewährt haben, und mir zugleich dazu verhelfen, daß ich mein Wort erfülle, obgleich ich ſelber gar nichts von Eurer Gabe für mich übrig behalte.“ — Der Papſt, über ſeine zwei Kämmerlinge hoch erzürnt, bewilligte die Bitte, und ſie wurden in ſeiner und Cimaretta's Gegenwart abgeſtraft. Aber auch dieſer erhielt von dem Papſte keine Gabe ſonſt, und er trieb ſich nun in Rom unter allerhand Späßen umher, bis einer derſelben von allzu dreiſter Art ihm einen Hieb über den Kopf zuzog, an welchem er ſtarb, aber noch immer einen wunderlich überkecken Scherz auf den erbleichenden Lippen.

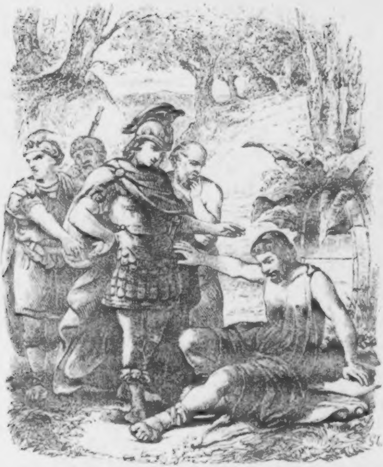
Diogenes der Cyniker.

Was verſtehen wir unter einem Cyniker? Einen unſauberen, in ſeinem äußeren Treiben, in ſeiner geiſtigen Richtung nachläſſigen oder gemeinen, rohen Menſchen. Wenn Jemand, aller edleren Zwecke unfähig, in Gleichgültigkeit oder Wildheit verſinkt gegen Wahrheit und Schönheit, Recht und Geſchmack, ſie thätlich verhöhnt, ſo ſagen wir wohl von ſeinem Weſen aus: es ſey Cynismus. Nicht ganz ſo dürfen wir das Wort bei dem Philoſophen Diogenes auffaſſen; jene Bedeutung ging erſt aus ſpäteren Ausartungen der von ihm verfolgten Richtung hervor. Weil diejenigen Philoſophen, deren Schule Anthiſtenes und ſein Schüler Diogenes begründeten, aller Bequemlichkeiten des Lebens ſich entſchlugen und ſogar auf der Straße wohnten, ſoll ihnen ihr Sektenname, abgeleitet von dem griechiſchen Worte kyon (Hund), geworden ſeyn. Ihre höchſten Zwecke waren Freiheit und Unabhängigkeit, die wahre Ausübung des Guten fanden ſie in ſtrengem Feſthalten an den einfachſten Bedürfniſſen der Natur. Welcher unverbildete Verſtand würde mit ſolchen Grundſätzen nicht übereinſtimmen? Aber wie wir es in unſern Tagen auf politiſchem Gebiet erlebt haben, daß die edelſten und wahrſten Gedanken menſchheitlicher Entwickelung durch hartnäckige Uebertreibung zum Zerrbilde verunſtaltet werden, ſo war es bei den Cynikern mit ihren an ſich wahren Grundſätzen. Antiſthenes, welcher die Tugend in das freie Entbehren ſetzte, den Reichthum verſchmähte, den Genuß verachtete, ging in ſeiner Bedürfnißloſigkeit ſchon ſo weit, daß er nur noch Lumpen zu ſeiner Kleidung benutzte, weggeworfene Stücke, die ihn in kein Abhängigkeits-Verhältniß zu irgend Jemand brachten, und ſein Lehrer Sokrates ſagte wohl nicht ohne Grund zu ihm: „Anthiſtenes, ich ſehe den Schimmer Deiner Eitelkeit durch die Löcher Deines Mantels!“ — Wie bei ſolchem Verfahren, wenn gleiche „Tugend“ von einer Mehrzahl angenommen würde, jede Spur menſchlicher Erhebung, jeder Fortſchritt der Bildung zu Grunde gehen müßte, begreift ſich leicht; gerade wie das Geſetz im Staate vernichtet werden muß, wenn jede politiſche Partei nur Das als Geſetz betrachten wollte, was mit ihren Anſichten vom bürgerlichen und Staatsrecht übereinſtimmt. Anthiſtenes ſagte: „Keine Bedürfniſſe haben, iſt göttlich!“ Heut zu Tage halten es manche Leute für allein und wahrhaft menſchlich, ſich keinem äußeren Geſetze, ſey es auch Beſchluß einer Mehrheit von volkserwählten Abgeordneten, zu unterwerfen, wenn es nicht ganz in die Ueberzeugung des Einzelnen paßt. Das aber gerade iſt nicht menſchlich, denn das Geſetz iſt die einzige, ſichere Haltung von Staat und Geſellſchaft, und das Leben in Staat und Geſellſchaft allein das wahrhaft menſchliche. Nicht ſelten iſt die Sitte ſo heilig wie das Geſetz.

Diogenes bildete die Lehre des Anthiſtenes weiter aus, mehr durch die eigene Lebensübung als durch Hinzufügen neuer Sätze. Sein Witz, die beißende Schärfe ſeiner Rede machten ihn zu dem berühmteſten Mitglied ſeiner Schule. 414 vor Chriſti Geburt zu Sinope im Pontos geboren, kam er auf der Flucht mit ſeinem Vater nach Athen, ward hier Schüler des Anthiſtenes und verfolgte mit geißelnder Rede die Verderbtheit ſo wie die Fehler und Thorheiten der Zuſtände und Perſonen. Es iſt eine alte Erfahrung der Geſchichte, daß Uebertreibung auf der einen Seite Uebertreibung auf der andern hervorruft. Wir ſelbſt erlebten es. Die

Trägheit, die Gleichgültigkeit, worin namentlich das deutſche Volk Jahre politiſcher Unfreiheit verlebte, bewirkten beim erſten Morgenwehen der jungen Freiheit ein Ueberſtürzen, eine Ungeduld, ein Ausſchweifen in unerfüllbare Wünſche und Forderungen, eine Ausgelaſſenheit, ja zum Theil Rohheit des Gebahrens, welche der Freiheit mehr ſchadeten als nutzten. In Athen herrſchte zur Zeit des Diogenes Verweichlichung der Sitten, Lüſternheit, unſinniger Aufwand. Dieſen Laſtern trat der Cyniker feindlich entgegen. Unbekümmert darum, daß man ihn nicht anders nannte als den „Hund“, griff er die Sittenloſigkeit an mit ätzendem Hohn und warf jeden Schein des Wohllebens von ſich. Doch er ſelbſt blieb hier nicht frei von Uebertreibung. Er unterzog ſich abſichtlich — wie ſpäter die ascetiſchen, die marterfrommen Mönche des Mittelalters — den Büßerqualen des Hungers und Durſtes, wohnte auf der Straße in einer Tonne, ging ohne Schuhe, ohne Mantel und warf ſogar, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken ſah, den hölzernen Becher fort, den Antiſthenes noch beibehalten hatte. Ja, er machte den Verſuch, rohes Fleiſch zu eſſen, alſo in der Speiſe ſich den Thieren gleich zu ſtellen. Die Mahlzeit bekam ihm indeſſen ſo ſchlecht, daß er ſie nicht wiederholte. Den gewöhnlichen Anſtand ſogar beleidigte er mit Abſicht, um allen Formen des Geſellſchaftslebens Trotz zu bieten. Gleich dem Verzärtelten, Verkünſtelten leugnete er alſo auch das Schöne, und ſo trat Dasjenige, was er um des Wahren und Guten willen that, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Auf einer Ausflucht wurde er von Seeräubern gefangen und an Xeniades, einen Bürger von Korinth, verkauft, der ihn jedoch freiließ und zum Erzieher ſeiner Kinder beſtellte. Diogenes brachte nun den Sommer in Korinth zu, den Winter in Athen. Er ſtarb in hohem Alter auf der Straße 324 vor Chriſti Geburt.

Von ſeinen beißenden und ſchlagenden Bemerkungen erzählen die alten Schriftſteller manches Beiſpiel, aus dem ſich ergiebt, daß Diogenes, wenn es freie Meinungs-Aeußerung galt, keinen Unterſchied machte zwiſchen König und Bettler. Er war frei von allen Begehrlichkeiten, bedurfte keines Menſchen, es ſey denn als Gegenſtand ſeines Humors und Witzes, die freilich nicht ohne Eitelkeit waren. Als er einſt mit dem Waſchen ſeines Kohls beſchäftigt war und Ariſtippos vorüber ging, rief er Dieſem zu: „Wenn Du Kohl zu eſſen verſtändeſt, würdeſt Du nicht den Königen nachlaufen.“ Ariſtippos aber erwiederte: „Verſtändeſt Du, mit Königen umzugehen, ſo würdeſt Du keinen Kohl eſſen.“ — Die Unterredung Alexanders des Großen mit Diogenes iſt bekannt. Der König ſagte nach längerem Geſpräch zu dem Cyniker, er ſolle einen Gnadenwunſch ausſprechen und Gewährung erwarten. Diogenes entgegnete: „Tritt mir aus der Sonne, damit ich ihre Wärme empfinde.“ Ueber dieſe



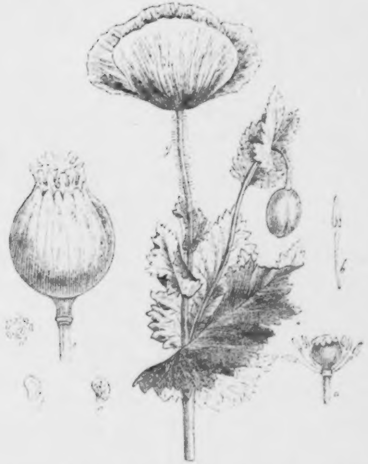
ſtolze Bedürfnißloſigkeit betroffen, rief Alexander aus: „Wär' ich nicht Alexander, möcht' ich wohl Diogenes ſeyn!“ — Bekannt iſt ferner, wie Diogenes einmal im hellen Sonnenſchein mit brennender Laterne die Straßen und Plätze durchſtreifte und auf die Frage, was er ſuche, zur Antwort gab: „Ich ſuche einen Menſchen!“ — Käme heute ein neuer Diogenes, er könnte unter den europäiſchen Politikern aller Staaten und Völker umherlaufen und auf die Frage, was er ſuche, in gleichem Sinne antworten: „Ich ſuche einen großen Mann!“ Unſre Gegenwart ſelbſt iſt leider dieſer neue Diogenes und hat bis jetzt vergebens geſucht. Darum aber ſollten alle aufrichtigen Freunde des Volks und Vaterlandes für das Dringendſte erachten, an die Stelle der fehlenden großen perſönlichen Kräfte die Kraft des Geſetzes und die Achtung vor dem Geſetze herzuſtellen und zu beleben, damit wir nicht in cyniſche Uebertreibungen zurückfallen. Gleiches Recht, gleiche Freiheit allen Bürgern des Staates, allen Gliedern der Geſellſchaft, aber in den Grenzen des Geſetzes, das ſo lange Kraft behalten muß, bis es aufgehoben wurde durch Beſchluß der vom Volke beauftragten Geſetzgeber. Nur dann iſt menſchliche Bildung und fortſchreitende Geſittung möglich. — Schließlich noch die Bemerkung, daß die Schule der Cyniker bald nach Diogenes in gänzlichem Mangel an Bildung und Scham zu Grunde ging, wodurch die neuere Bedeutung ihres Namens ſo wie der neuere Begriff des Cynismus entſtand. A. G.

Im Feld.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846 — 1849.)

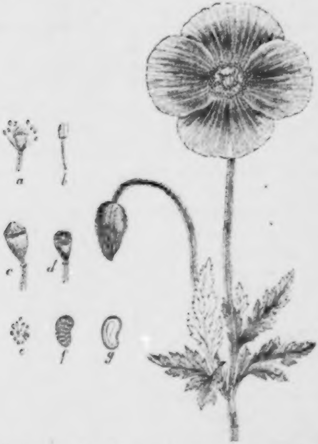
Welch eine Farbenpracht zeigt ſich auf jenem Ackerſtück unſern Blicken! Das glühende Roth, das zarte Weiß und zwiſchen dieſen beiden Farben alle nur möglichen Schattirungen wallen leicht durch einander und verſchwinden ſanft; es iſt dies ein vom milden Hauche des Windes bewegtes Mohnfeld.

Ziehen wir eine der ſchlanken Pflanzen des ſchlafmachenden Mohnes (Papaver somniferum Linn.), der auch Magſamen und Oelmagen heißt, aus dem Boden, um ſie näher zu betrachten. Folgendes iſt das Ergebniß unſerer Betrachtung: Aus ſpindelförmigen, äſtigen, weißen Wurzeln heben ſich zwei bis drei Fuß hohe, ſchlanke, wenig äſtige Stengel empor, die zierlich jedem Lufthauche ſich beugen und daher in ſteter Bewegung ſind. Ihre kahle, nur mit einzelnen Borſten verſehene Oberfläche zeigt das ſchönſte Seegrün, hin und wieder mit weißen Punkten wie bereift. Die kahlen Blätter ſind in ihrer Bildung ſehr abweichend von einander. Die länglichen Wurzelblätter ruhen auf Stielen, während die Stengelblätter mit herzförmigem Grunde den Stengel umfaſſen und ungleich gezähnt ſind. Ihre Oberſeite iſt dunkelgrün, ihre Unterſeite weißgrün. Die runden, langen, nach oben borſtigen Blumenſtiele ſind anfangs übergebogen, richten ſich aber auf, je mehr die Knospe ſich entfaltet. Der zweiblättrige, grüne, mit Borſtenhaaren beſetzte Kelch fällt ab, ſobald ſich die Blumenkrone geöffnet. Dieſe iſt vierblättrig und hat drei bis fünf Zoll im Durchmeſſer. Die Blumenblätter ſind beinahe kreisrund, gegen den Grund aber keilförmig, von rother bis weißer Farbe, mit einem dunklen Flecke am äußern, untern Theile. In der Mitte der Blumenkrone ſteht der kugliche Fruchtknoten, der keinen Griffel, wohl aber eine radförmige, acht- bis zwanzigſtrahlige Narbe trägt. Die zahlreichen, unterhalb des Fruchtknotens ſtehenden Staubgefäße, die nach oben ſich verdicken und dann wieder ſpitzig werden, tragen die gelben, zweifächerigen, aufrechtſtehenden Staubbeutel. (g eine blühende Pflanze, a ein Frucht-



knoten mit einigen Staubgefäßen, b ein Staubgefäß vergrößert.) Der Fruchtknoten erwächſt zu einer anfangs grünen, endlich bräunlichen, trocknen, rundlichen, in acht bis zwanzig Fächer unvollkommen getheilten Kapſel, die von der, in der Mitte vertieften, am gelappten Rande aufwärts gebogenen Narbe überragt wird. (c eine Kapſel.) Bei der Reife öffnen ſich unter dem Narbenrande acht bis zwanzig Löcher, welche durch die ſich zurückbiegenden Klappenſpitzen entſtehen. Aus dieſen Löchern werden die zahlreichen, nierenförmigen, weißen oder ſchwarzen, genetzten Samen (d Samen in natürlicher Größe, e vergrößert) ausgeſtreut. — Der Gartenmohn iſt im ſüdlichen Europa und im mittleren und ſüdlichen Aſien zu Hauſe. Er wird dort wie hier häufig angebaut und blüht vom Juni bis in den Auguſt. Wenn die zahlreichen Staubgefäße in Blätter übergehen, was durch gute

Pflege und durch einen guten Boden geſchieht, ſo erhält man den häufig in Gärten als Zierpflanze gezogenen, gefüllten Mohn. Die Samen werden in der Haushaltung als Speiſe benutzt, auch gewinnt man aus ihnen ein fettes, gelbliches, mildſchmeckendes Oel, das in der Heilkunde, ſo wie in vielen Gewerben und Künſten vielfach Anwendung findet. Aus den unreifen Kapſeln gewinnt man in Aſien, vorzüglich in Oſtindien, durch Einſchnitte den ausgefloſſenen und getrockneten Milchſaft der Pflanze, der unter dem Namen Opium bekannt iſt. Dieſer Stoff hat eine dunkelbraune, wenig glänzende Farbe, iſt zähe, riecht widrig und ſchmeckt bitter. Er wird in trockene Blätter (Ampferblätter) gewickelt, in rundlichen Stücken zu uns gebracht und hat mehrere Beſtandtheile, von denen das **Opian** und das **Morphin** diejenigen ſind, denen hauptſächlich das Opium ſeine, die körperliche und geiſtige Geſundheit und die Sittlichkeit zerſtörenden Eigenſchaften verdankt. In früherer Zeit wurde es häufiger als jetzt in der Arzneikunde gebraucht, da man es für das vorzüglichſte Gegenmittel gegen alle Gifte hielt. Es bildete auch den Hauptbeſtandtheil mehrer damals ſehr berühmter Arzneien, z. B. des Mithridat's und des Theriak's. — Das Opium wurde, weil es anfangs alle Kräfte anſpannt und Freudigkeit und Muth verleiht, früher zuerſt von den Mohamedanern, ehe ſie in die Schlacht gingen, gekaut; ſpäter lernten die Chineſen es kennen. In einem Werke, das 1600 nach Chriſti Geburt in China erſchien, wird, ſo erzählt Berghaus („Völker des Erdballs“ Seite 46 und 47), des Opiums unter dem Namen **O fu jung** und **O piën** als eines Mittels gegen Durchfall und Niedergeſchlagenheit des Geiſtes Erwähnung gethan. — Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſah ſich die chineſiſche Regierung genöthigt, die ſtets größer werdende Einfuhr des Opiums, das chineſiſch jetzt **Ja piën** heißt, unter den ſtrengſten Strafen zu verbieten, welche Verbote aber der Schleichhandel, der gar ſehr verderblich auf die Sittlichkeit des Volkes wirkt, zu umgehen und unwirkſam zu machen wußte. Die oſtindiſche Compagnie würde gewiß einen ſehr großen Theil ihrer Einkünfte verlieren, wenn China gegen die Opium-Einfuhr geſchützt werden könnte. Dieſer Opiumhandel war es vorzüglich, der die Veranlaſſung zu den in den Jahren 1840 — 1842 mit den „rothhärigen Barbaren“, den Engländern, geführten Krieg der Chineſen gegeben hat. Zwar ſind durch die Friedens-Verträge die Engländer verpflichtet, den Opiumhandel zu verhindern, aber dennoch dauert der Schleichhandel in großer, ſtets zunehmender Ausdehnung fort, ſo daß die chineſiſche Regierung die Einfuhr des Opiums wird geſetzlich erlauben müſſen. Die Chineſen rauchen das Opium aus zwiebelartigen Köpfen mit kleiner Höhlung, die in eine lange, flötenartige Röhre geſteckt werden. Vermittelſt einer eigenen Lampe zünden ſie die kleine Gabe, gegen zwei Gran, an und ziehen den Dampf mit ſechs bis acht ſtarken Zügen ein. Bald darauf ſtellt ſich der angenehme, beglückende Rauſch ein, dem aber nachher eine große Abſpannung aller Glieder und eine große Niedergeſchlagenheit des Geiſtes folgen. Dieſe Wirkungen können nur durch eine größere Gabe Opium wieder aufgehoben werden. Stets größere Schwäche des Körpers und Geiſtes und endlich ein qualvoller Tod erwarten einen ſolchen leidenſchaftlichen Opiumraucher. Eine Abkochung der Mohnköpfe und ſelbſt der Duft der blühenden Pflanzen betäuben. Daher iſt ſchon ſeit den älteſten Zeiten die Mohnpflanze ein Sinnbild des Schlafes.



Dem Gartenmohn nahe verwandt iſt der Klatſchmohn (**Papaver Rhoeas Linn.**), der auch Klatſch-, Klapper- und Korn-Roſe, Glied- oder Katzenmagen heißt und in Europa, Aſien und Afrika häufig auf Saatfeldern vom Anfang bis in die Mitte des Sommers blüht. Seine ſcharlachrothen Blumenblätter werden in der Arzneikunde als ein ſchleimiges Mittel (**Syrupus Rhoeados**) be-

Bruſtbeſchwerden gebraucht, auch ſoll man an einigen Orten den Wein damit färben. In Gärten wird der Klatſchmohn mit gefüllten Blüthen und mit den verſchiedenſten Farben häufig gezogen. Die vorſtehende Abbildung zeigt den Klatſchmohn; **a** bezeichnet den Fruchtknoten mit einigen Staubfäden, **b** ein Staubgefäß ſelbſt, **c** die eiförmige, kahle Kapſel, die ſich bedeutend von der des Gartenmohns unterſcheidet; **d** zeigt dieſelbe quer durchſchnitten. Die Samen **e**, **f** und **g** (letzteres im Längsdurchſchnitt) gleichen dem Samen der vorigen Art, nur daß ſie kleiner ſind. — Der Mohn gehört in die vielweibige Ordnung der vielmännigen Klaſſe (**Polyandria Polygynia**) des Linnäiſchen Geſchlechts-Syſtems und zu den **Papaveraceae** De Cand. des natürlichen Syſtems.

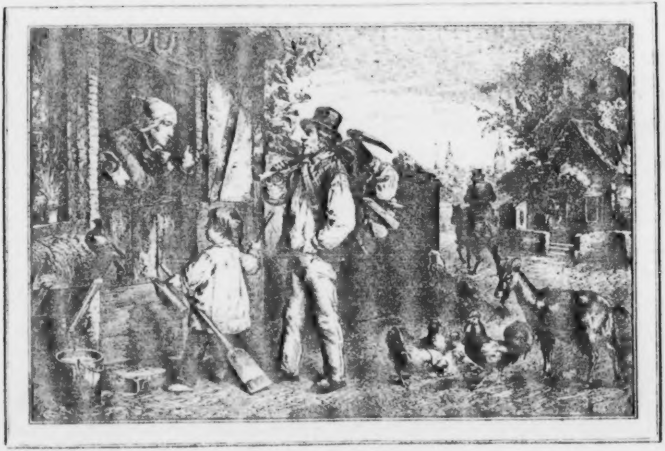
L. Heros.

Schlichtes Wohlwollen.

„Ihr ſeht wieder ſehr unwirrſch aus, Benzler!" ſagte Joſeph Alkmar, der Dorfſchmied, zu einem Arbeiter, der eben mit ſeinem Geräth und etwas ihm bewilligten Holz-Abfällen heimkehrte, nachdem er wieder einmal ſein Geſchäft, eine durch Raupenfraß vernichtete Waldſtrecke in Feld verwandeln zu helfen, für dieſen Tag beendet hatte. — „Ja!" entgegnete Kilian Benzler, „da reitet der Herr hin! Wenn man ſo den Unterſchied bemerkt im Leben, da kann Einem keine Freude gedeihen! Ihm geht's ſo herrlich und mir ſo ſchlecht! Ihm wird Alles leicht und ſo ein armer Teufel, wie ich, muß ſich immerwährend quälen!" — „Ei, ei!" ſagte Alkmar, „immer das alte Lied! Ihr habt Euer Tagewerk überſtanden und ſolltet nun des Feierabends heiter genießen! Wißt Ihr was? Geht heim, packt Eure Laſt ab, und dann kommt mit Eurer Frau und dem Jungen da zu mir. Meine Margareth, die, Ihr wißt's ja, lange krank war, und nun, Gott ſey Dank! geſundete, kriegte heut ein Lüſtchen auf ein Lieblingsgericht, und ſie hätt' Euch 'was davon 'nüber geſchickt. Beſſer, Ihr eßt's gleich bei uns, und vielleicht" — ſetzte der alte Schmied lächelnd hinzu — „ſtreich' ich Euch den Verdruß aus dem Geſicht. Aber, bringt den Jungen mit, die Margareth hat, wie Ihr auch wißt, ihre Freud' an dem putzigen Kerlchen!"

Benzler wollte erſt beſcheiden das Anerbieten ablehnen, aber ſchon rief der kleine Konrad dem Haushunde, der neugierig den Kopf über die nur oberhalb geöffnete Thür herausſtreckte, höchſt ernſthaft zu: „Philax, freue dich, heut Abend ſpielen wir nun miteinander!" und dies half zu ſchneller, mit Dank erwiederter Annahme der Einladung.

Benzler war früher Weber geweſen, hatte ſich aber, da es an Beſtellungen fehlte, nicht geſcheut, den Antrag zu ſeiner jetzigen Arbeit von dem Gutsbeſitzer Schredell anzunehmen. Er that auch



das Seine rechtſchaffen, doch konnt' er's nicht verhehlen, daß er ſich in ſeiner Lage nicht wohl fühle. Wir wollen's ihm nicht verdenken, und es iſt immer löblich, wenn Einer ſich überwinden kann, Tag für Tag eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen, die für ihn drückend iſt. Daß er aber darin, ſo Schweres gethan zu haben und noch zu thun, um Frau und Kind zu ernähren, nicht nach und nach eine zufriedenſtellende Genugthuung fand, das that dem guten Alkmar wehe, da er in Wenzler einen durch und durch biedern Menſchen hatte kennen lernen, und er verſuchte es oft, dem Gebeugten Muth zu machen.

Selbigen Abend ſaßen nun Alkmar, ſeine Margareth nebſt Tochter und Schwiegerſohn, mit Wenzler, deſſen Frau und Kind beiſammen und der alte Herr ließ ein paar, die volle Wahrheit zu ſagen: er ließ drei Flaſchen guten Weins drauf gehen; — dies wahre Geſchichtchen hat ſich nämlich an der Nahe begeben, wo Vielen der Wein in den Keller wächſt. Das Geſpräch ward auch recht geſellig, obgleich Konrad und Phylax manchmal zur Ruhe verwieſen werden mußten, und Wenzler fühlte ſein Gemüth aufgehen in Freudigkeit, daß er endlich ausrief: „Alkmar, wie ſoll ich Euch des guten Abends danken und der Sorge, mit der Ihr an uns arme Leute gedenkt?" — „Nichts da geſchwätzt von Dergleichen!" ſagte Alkmar; „bin ſelber in Armuth und Elend aufgewachſen, habe gute Menſchen gefunden, die ſich meiner erbarmt, und ſo wär's nichtsnutzig, wollt' ich's nicht wieder und weiter geben, was ich empfing. Werd' Euch einmal erzählen, wie's mir ergangen, ehe dies Fleckchen Erde mein geworden iſt. Aber zuvor noch einen Trunk, Nachbar!" — Die Gläſer wurden gefüllt und ein Zug gethan, dann fuhr Alkmar fort:

„Kaum elf Jahr alt, war ich eine Waiſe, da ein böſes Fieber plötzlich viel Menſchen und auch meine Eltern hingerafft hatte. Sie beſaßen ein kleines Bauerngut in einem Dorfe, etwa fünf Meilen von hier; doch haftete eine Schuld darauf, und der liſtige Wucherer, der die Summe hergeliehen, wußte die jeweilige Noth meines Vaters ſo zu benutzen, daß Jener endlich Herr des Guts und mein Vater doch nicht ſchuldenfrei war. Da, als die Krankheit ihn befiel, hatte der Gram ihr ſchon vorgearbeitet; erſt ſtarb der Vater, als die Mutter, die ihn gepflegt, wie ſie in ihrer Armuth konnte, ſich auch bereits niederlegte, um nicht wieder aufzuſtehen. Die Gemeinde trug in damals ſchlimmer Zeit bereits der Laſten mancherlei, konnte ſich meiner nicht ſehr annehmen; ich wurde hin- und hergeworfen, bald zu Dem, bald zu Jenem gebraucht, für ein Stück Brod, und ich ließ mich zu Allem willig finden. So geſchah es eines Tages, daß man mich nach der Stadt ſchickte, ein Päckchen abzuliefern, und man hatte mir geſagt, den Lohn für den Gang werde mir der Empfänger geben, was aber nicht geſchah, denn er lag krank und in ſeinem Hauſe herrſchte große Verſtörung. Mein Biſchen Mundvorrath war aufgezehrt, Geld beſaß ich nicht, und den Weg zurück noch an demſelben Tage zu machen ging über meine Kräfte; doch wollt' ich's verſuchen. Ich kam nur bis in dieſes Dorf und ſetzte mich traurig auf einen Stein, mein Schickſal erwartend, denn des Bettelns ſchämte ich mich. Es war abendſtill und einſam um mich her, doch vernahm ich endlich Hufſchlag, und als der Reiter näher kam, ward er meiner anſichtig und befragte mich, wonach ich ihm mit kindlicher Offenheit berichtete, wie es mir eben ergangen. Es war der Vater unſres jetzigen Herrn, der, wie auch ſein Sohn noch jetzt thut, allabendlich die Feldmarken umritt, damit er andern Tages ſeine Anordnungen genauer treffen könne. Er hieß mich ihm folgen, ſorgte dafür, daß mir Speiſe gereicht werde, wonach man mir ein Lager in einer Scheune anwies, was ich Alles mit herzlichem Dank annahm und getröſtet einſchlief. Ich mochte bereits mehrere Stunden geſchlafen haben, da wurde ich durch ein Geräuſch geweckt und ſah Männer eifrigſt bemüht, Säcke mit dem vorräthigen Weizen zu füllen. Meinend, es ſey da der Herr mit ſeinen Leuten beſchäftigt, und eingedenk der empfangenen Wohlthat, erhob ich mich und ſprang raſch hinzu mit der Frage: „Kann ich vielleicht auch helfen?“ Zu meiner Verwunderung ſtoben die Männer plötzlich aus einander und davon, ſo daß ich, Schlimmes ahnend, Halloh und Hülfe ſchrie, wonach auch alsbald Lärm im Dorfe wurde. Richtig waren es Schelme geweſen, die ſchon öfter an dem Gute des Herrn und der Bauern Plünderung verübten und jetzt alle ihre Hülfsmittel bei dem Diebſtahl zurückließen, ſo daß man gleich einſah, nun werde man das Geſindel entdecken und zur Strafe ziehen können. Der alte Herr war darüber, und wegen meines Muths, wie er's nannte, ſo erfreut, daß er mich bei ſich behielt und für mich durch Nahrung und Schul-Unterricht wahrhaft väterlich ſorgte. Bald nach der Einſegnung ſagte er eines Tages zu mir: „Joſeph, uns fehlt ein Schmied in den beiden Dörfern, die mein Vater und ich angelegt haben“; — denn Ihr mögt wiſſen, Benzler, dieſe Gegend war noch vor etwa achtzig Jahren nichts als Moor und Sumpf, und es hat gar viele Koſten und ſaure Mühen gemacht, ehe hier Alles ſo freundlich wurde, wie es jetzt iſt. Alſo, ſagte der Herr, „uns fehlt ein Schmied; wie wär's, wenn du dies Handwerk lernteſt? Kräftig genug biſt du, und künftig würdeſt du dann hier ſelbſt ein kleines Eigenthum haben; das iſt, wenn du's auch vielleicht jetzt noch nicht begreifſt, eine ſchöne Sache!“

„Ei ja wohl!“ fiel Benzler ein mit ſchwer unterdrücktem Seufzer.

„Nun, daß ich's kurz mache“, ſo ergriff Alkmar wieder das Wort; „recht war's mir eigentlich nicht, denn ich hatte mich in die Sorgloſigkeit hineingelebt, war im Dorfe heimiſch überall, und nun ſollte ich in die Stadt zu fünfjähriger Lehre. Ich überwand mich aber und hab's nicht bereut, denn der alte Herr hielt Wort: Ihr ſeht mich in meinem Eigenthum, das ſich nach und nach an Stattlichkeit und Nutzen vermehrte. Aber Ihr merkt, Benzler, ich hab' auch einmal Arbeit anfaſſen müſſen, die mir nicht lieb, und es iſt mir gut bekommen. Wer weiß, wie's mit Euch wird!" ſetzte Alkmar hinzu, und ſah dabei recht freundlich rüſtig aus.

„Wie's mit mir wird? — wenn die Arbeit hier zu End' iſt, dann kann ich wieder beim Nichts anfangen!" antwortete kleinlaut Benzler.

„Oho!" rief Alkmar ſchmunzelnd, „da wird unſer jetziger Herr, den Ihr noch vor ein paar Stunden juſt nicht mit den liebreichſten Worten erwähntet, Euch die Sache anders lehren. Als Ihr ihn reiten ſahet, als er nach Euch noch ſein Tagewerk vollendete, hatte ich eben mit ihm von Euch geſprochen, und nun hört, womit ich den Verdruß für künftig aus Eurem Geſicht zu ſtreichen gedenke. Unſer braver Herr ſagte: „Der Benzler thut ſeine Schuldigkeit wacker, und iſt doch an ſolche Arbeit nicht gewöhnt. Da ich nun die Waldſtrecke, die der Raupenfraß nutzlos machte, bebauen will, ſo hab' ich der armen Familie dort auch ein Häuschen mit Garten- und Feldraum zugedacht!"

„Iſt's wahr?" ſo rief aufſpringend Benzler, und als eine feſte Verſicherung erfolgte, umarmte er ſein Weib, ſein Kind und Alle der Reihe nach, wußte ſich auch lange vor Freude nicht zu laſſen.

„Nun ſeht Ihr aber" — ſo ſprach Alkmar, nachdem es wieder zu mehr Beruhigung kam — „daß Ihr dem Herrn vorhin Unrecht thatet, als Ihr unwirſch von ihm ſprachet, während er an Euer Wohl dachte. Glaubt mir, ſeine Vorfahren und er desgleichen plagten ſich viel für dieſe Stätte, die ehmals Wüſte war, und leider ward ihm auch Undank von gar Manchen, die es im zweiten und dritten Gliede vergeſſen haben, daß ihre Väter einſt arm in dieſe Gegend kamen, hier ein Obdach erhielten und Felder, deren Erndten ſie nähren. Sie haben das vergeſſen und zahlen jetzt nur mit Murren die vordem bedungenen Steuern, die es dem Herrn möglich machen, daß weitere Strecken urbar und ein Beſitzthum armer Leute werden. Ich weiß es, Benzler, Ihr könnt nicht zu ſolchen Ungerechten gehören —."

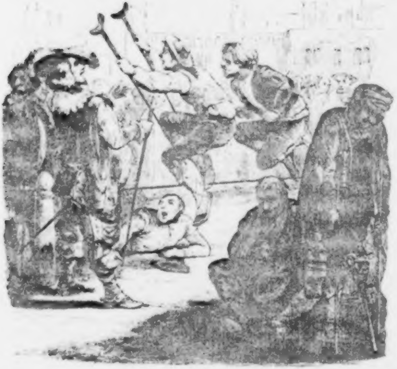
„Gewiß nicht!" fiel Benzler mit bewegter Stimme ein, und „gewiß nicht!" ſprach auch ſein frohes Weib nach.

„Und Ihr werdet es künftig" — ſo ſchloß Alkmar — „noch tiefer empfinden, welch ein herrlich Ding es iſt auch um das kleinſte Eigenthum, das ſich befeſtigt und mehrt durch den eigenen unermüdlichen Fleiß. Je nach dem Maaße dieſes Fleißes ſchätzt der Menſch das Erworbene. „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen!" — dieſer Spruch enthält das Geheimniß und zugleich den Sinn unſres irdiſchen Daſeyns. Jahrtauſende hat jener Spruch gegolten und ſich bewährt in der Erfahrung: nur in der Unermüdlichkeit bei der Arbeit ſtärkt ſich das Vertrauen auf eine höhere Macht und ermüdet die Zufriedenheit nicht. Und Euch Allen will ich's jetzt ſagen, was nach meiner Ueberzeugung die Stützen des Lebens ſind. Da iſt Erſtens: die Religion; ſie erhebt den Menſchen zum Himmel und knüpft an ihn die Hoffnungen, die uns etwa hier zu Grunde gehen. Dann Zweitens: das Eigenthum, wie beſchränkt es ſeyn möge: deſſen Band befreundet uns der Erde und ſchließt uns an das Schönſte, was die Erde zu geben hat: an die Familie, deren Werth leider in den Stürmen unſrer Gegenwart ſehr verkannt, ja mißhandelt wird. Das geſchieht aber, weil gar Vielen das Dritte mangelt, nämlich: die Erkenntniß der Pflicht menſchlicher Verantwortlichkeit vor ſich ſelber, welche gleichbedeutend iſt mit Freiheit, mit der einzig wahren Freiheit, die in Ehr' und Sitte wohnt und lieber beglückt als begehrt. Dieſe drei Grundlagen des Lebens wurden hauptſächlich geſtärkt durch das Chriſtenthum, und dies iſt deshalb in ſeiner einfachen Reinheit als ſegensvollſte Förderung menſchlicher Tugenden zu betrachten. Laſſen wir unſre Gläſer anklingen auf Heiligung dieſer drei Grundlagen des Menſchen- und Volkswohls: Religion, Eigenthum und Familie! — zugleich aber im Dank für Den da Oben, der mir nach ſchwerer Krankheit meine gute Hausehre Margareth wieder geneſen ließ!"

Die Gläſer klangen und die heitere Rührung hatte dabei nur wenige herzliche Worte, die Alkmar ſchloß mit dem Gruß: „Und nun gute Nacht, denn in ſechs Stunden, ſo Gott will, müſſen wir wieder an der Arbeit ſeyn!" Gz.

Wie der Herzog von Oſſonne Tagediebe beſtrafte.

So oft der Statthalter in Neapel, Herzog von Oſſonne, ſich auf den Straßen ſehen ließ, wurde er von einer Menge Krüppel angefallen, die um Unterſtützung baten, und Alle vorgaben: ſie wären im Dienſte des Königs durch den Krieg um ihre geſunden Glieder gekommen. Er vermuthete aber wohl, daß ſich mehrere von ihnen nur gebrechlich ſtellten, und um dies genau zu erfahren und keinen Unſchuldigen zu beſtrafen, ließ er an allen Straßen-Ecken eine Bekanntmachung anſchlagen: daß der König, ſein Herr, ihm die Unterſtützung aller Soldaten, die im Kriege verſtümmelt werden, zur Pflicht gemacht habe, daher diejenigen, welche ſich in Neapel befänden, ſich am folgenden Tage auf dem großen Markte zu verſammeln hätten, um das ihnen vom Könige beſtimmte Gnadengeſchenk in Empfang zu nehmen. Da fand ſich nun eine ſo ungeheure Anzahl ein, daß der Statthalter darüber erſtaunte. Er ſtellte ſich an einen Ort, wo er zwar nicht von Allen, aber doch von Vielen gehört werden konnte, und hielt hier folgende Anrede: „Der König, unſer allergnädigſter Herr, hat mir aufgetragen, den in ſeinem Dienſte verſtümmelten Soldaten eine Belohnung zu geben, aber die mir hierzu angewieſene Summe iſt für eine ſo große Menge nicht hinreichend. Indeſſen iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß in einer einzigen Stadt ſo viele verſtümmelte Soldaten ſeyn ſollten. Die Abſicht des Königs iſt aber: daß ſeine Unterſtützung nur ſolchen, nicht aber denen zukommen ſoll, die durch Krankheit oder andern Zufall ihre Glieder eingebüßt haben. Um diejenigen auszumitteln, welche Anſpruch auf dieſe Wohlthat machen können, wird angenommen: daß es denen, die bei ehrenhaften Vorfällen invalide geworden ſind, wenn gleich an Kräften, doch nicht an Muth fehlen könne, und dies werde ich zu unterſcheiden wiſſen.“ — Er ließ nun mitten auf dem Platz ein Seil ziehen, wie die Seiltänzer aufzuſpannen pflegen, ſo hoch, daß es beinah bis in die Mitte des Leibes ging, und ſagte dann laut: „Alle Die, welche Muth und Entſchloſſenheit genug haben, über dieſes Seil zu ſpringen und auf die andere Seite hinüber kommen, werde ich für brave Leute halten, die ehemals im Dienſte ihre Schuldigkeit gethan haben; dieſe ſollen dann auch die ihnen vom König zugedachte Belohnung erhalten. Aber Die, welche thun, als ob es ihnen an Kräften fehle, werde ich für Feigherzige halten und

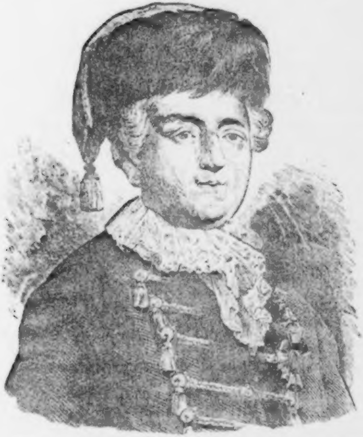


glauben, daß ſie bei andern Gelegenheiten zu Krüppeln geworden ſind.“ — Die Hoffnung auf die verſprochene Unterſtützung hatte viele Tagediebe vermocht, ſich als Krüppel anzuſtellen, und dieſen ward es nun leicht, das Seil zu überſpringen. Der Herzog lobte ſie deshalb, ließ ſie abſondern und ihre Namen aufſchreiben; die wirklichen Krüppel gingen zwar auch nach dem Seile und gaben ſich die größte Mühe, hinüber zu kommen, aber vergeblich. Verächtlich ließ der Herzog ſie auf die andere Seite treten; dies feuerte Die nur noch mehr an, denen es keine Anſtrengung koſtete, ſich über das Seil zu ſchwingen, und die Anzahl dieſer war zweimal größer. Aber welches Entſetzen, als am Ende der Herzog alle Jene, welche das Seil überſprungen hatten, auf die Galeeren bringen, hingegen jedem der wirklichen Krüppel, die dies nicht vermocht hatten, ein Goldſtück geben ließ. Gk.

Czar Peter der Groſse.

Auf dem Standpunkte unentwickelter, roher Kindheit bedürfen die Völker der Führung und des Machtſpruchs eines unumſchränkten Gebieters, und ſie mögen von Glück ſagen, wenn an der Wiege ihrer Entwickelung befehlend und herrſchend eine an Geiſt und Charakter große Perſönlichkeit ſteht. Auf die innere Kraft des Volkes wird es ankommen, ob der Aufſchwung, den der Staat durch eine ſolche Perſönlichkeit nimmt, mehr und mehr zum Wohle aller ſeiner Glieder ausſchlägt oder nicht. Groß in ſolchem Sinne, groß als genialer, ſchöpferiſcher Alleinherrſcher eines noch in Barbarei befangenen Volkes war Peter der Erſte, Czar von Rußland.

Als Peter, der durch ſeine Halbſchweſter Sophia beabſichtigten Ermordung glücklich entgangen, 1689, ſiebzehn Jahre alt, ſelbſtſtändig das Scepter ergriff, war ſein Reich der Tummelplatz aſiatiſcher Wildheit; als er, ſechsunddreißig Jahre ſpäter (1725), ſtarb, hinterließ er in demſelben reiche Keime der Geſittung und eine Macht, welche ein ſchweres Gewicht in die Wagſchaale der europäiſchen Völkergeſchicke zu werfen im Stande war. Glückliche Kriege dehnten ſeine Beſitzungen aus, aber ſeine raſtloſen Bemühungen, europäiſche Kultur kennen zu lernen, nach Rußland zu verpflanzen, daſelbſt zu erwecken, machten das Reich zu einem Staat. Seine erſte Handlung war die Errichtung eines geordneten und geſchulten Heeres, mit welchem er die von den Türken bedrohten ſüdöſtlichen Grenzen ſicherte. Nachdem er ſo den Frieden hergeſtellt, that er für die Zukunft ſeines Reiches, was nie ein Fürſt vor oder nach ihm gethan. Er ſtieg für einige Zeit vom Thron, reiſte als ſchlichter Privatmann durch Liefland, Preußen, Deutſchland nach Holland, wo er in Künſten, Wiſſenſchaften und Gewerben ſich unterrichten ließ, ſelbſt auf den Werften arbeitete und den Schiffsbau gründlich erlernte. Von Holland begab er ſich nach England, dann durch Deutſchland nach Wien und gedachte eben die durch Handel blühende Republik Venedig zu beſuchen, als ein in Rußland mittlerweile ausgebrochener Aufſtand ihn zurückrief. Es war der bekannte Aufſtand der Strelitzen, welche, von der Großfürſtin Sophia aufgereizt, gegen Peter ſich erhoben. Er ſchlug ſie und ſtrafte die Rebellen mit blutiger Strenge. Was von ihnen dem Tode entging, ward über Sibirien und die Steppen am kaspiſchen Meere zerſtreut. Ihr Name verſchwand für alle Zukunft.



Durch ſeine Reiſen hatte Czar Peter erfahren, welch eine Wichtigkeit für die Entwickelung eines Staats der Beſitz der Meeresküſte habe. Sein Blick richtete ſich nach der Oſtſee, dem baltiſchen Meere. Dort konnte der Grund zu einer ruſſiſchen Seemacht gelegt werden. Unbekümmert um das Völkerrecht, erklärte er im Jahre 1700 dem Schwedenkönig, welcher die Oſtſeeküſten beſaß, den Krieg. Im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins gaben wir in der Lebensbeſchreibung Karl's des Zwölften bereits einen Abriß deſſelben. Die Ruſſen wurden zuerſt bei Narwa auf das Haupt geſchlagen; aber während Karl, in dem Glauben, ſie vernichtet zu haben, in Polen und Sachſen kriegte, rückte Peter immer weiter in die ſchwediſchen Oſtſee-Provinzen ein und gründete am Ausfluſſe der Newa in den finniſchen Meerbuſen 1703 eine neue Stadt, die er Petersburg nannte und durch die Feſtung Kronſchlott ſchützte. Mit wunderbarer Schnelligkeit erhoben ſich aus den bis dahin unwirthbaren Sümpfen Gebäude, Mauern, Thürme, Paläſte, Werften, und alle Angriffe der Schweden, welche das Werk zu ſtören trachteten, wurden ſiegreich zurückgeſchlagen. Noch im Jahre 1703 lief das erſte holländiſche Schiff in den Hafen von Petersburg; die ruſſiſche Seemacht begann zu werden. Nun wandte ſich Karl der Zwölfte plötzlich von Neuem gegen die Ruſſen; allein Peter war auch in Kriegszucht und Kriegsübung ſeiner Truppen nicht unthätig geweſen, man hatte den Schweden ihre Künſte abgelernt. Der Krieg ſchwankte her und hin, am 27. Juni 1709 jedoch wurde König Karl bei Pultawa durch die Ruſſen vollſtändig beſiegt, ein Schlag, von dem er ſich nicht mehr erholte. Seine Flucht in die Türkei, ſein dortiger, unklug verlängerter Aufenthalt, ſein abenteuerlicher Zug nach Stralſund ſind bekannt. Vor Friedrichshall fand er den Tod in der Schlacht.

Peter fuhr fort, im Innern des Reiches zu ſchaffen und umzugeſtalten. Er erbaute Kanäle, um das baltiſche Meer mit dem kaſpiſchen und dem ſchwarzen Meere zu verbinden, baute Landſtraßen, Brücken, gründete Niederlaſſungen in allen Theilen des Reichs, zog auswärtige Handwerker und Fabrikanten herbei, indem er ſie unterſtützte und begünſtigte, belebte den Handel durch Anſtalten aller Art, durch Verträge mit anderen Staaten, beförderte den Ackerbau und die Gewerbe durch Geſchenke und Berechtigungen, kurz: er lockte ein neues, lebensvolles Werden aus dem halb wilden, halb trägen Daſeyn ſklaviſch beherrſchter Horden. Es war freilich Alles nur durch den Gehorſam erzwungen, aber die Zukunft konnte ſich ja in freierer Weiſe der eingeſenkten Keime bemächtigen! Allerdings verfuhr der Czar nach unbeſchränkter Willkür, griff ohne Bedenken in das eigenſte Leben der Perſonen und Familien ein, regelte die Kleidung, die Mahlzeiten, die Vergnügungen, ſchickte Unterthanen nach Belieben auf Reiſen in's Ausland oder rief ſie zurück, und verbannte alte Vorurtheile mit nachſichtsloſer Gewalt aus dem Gebrauch, wenn auch nicht aus den Herzen. Der Zwang, ja Stock und Knute galten ihm als Werkzeuge der Kultur, indeß ſein Geiſt die tieferen Bedingungen wohl begriff. Er behandelte eben ſeine Zeit nach ihrem Sinn, indem er dennoch geiſtig ihr voranſchritt. Die drückende Pfaffenherrſchaft, das übermäßig wuchernde Mönchsthum beſchnitt er durch Geſetze und befahl unter Anderem, daß vor dem dreißigſten

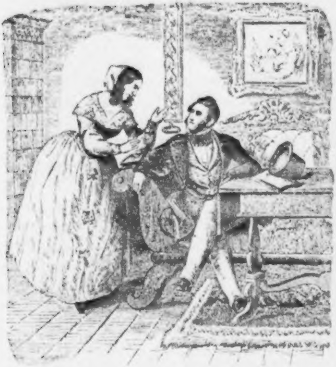
Jahre weder ein Mann noch ein Weib Kloſtergelübde ablegen dürfe. Auch den eigenmächtigen Willen des Patriarchen beſchränkte er durch Einſetzung einer Synode, die, aus Regierungs-Beamten gebildet, unter dem Czar ſelber ſtand. Er führte Schulen ein und verbeſſerte die Gerichte wie die Rechtspflege. Ein neues Geſetzbuch, das die zerſtreuten Bräuche, Befehle und Geſetze ſichten, ſammeln und mit Umgeſtaltung des Veralteten und Ausfüllung der Lücken zu einem Ganzen, Allgemeingültigen zuſammenſtellen ſollte, ließ er beginnen, erlebte jedoch deſſen Vollendung nicht.

Dies in gedrängter Ueberſicht die Herrſcherthätigkeit Peter des Erſten. Ein Mann, der mit ſo ſeltener Geiſteskraft alle unentwickelten Triebe eines Volkes zu umfaſſen und aus ihnen eine neue Staatswelt zu erſchaffen verſtand, der Alles, was er wußte und auf ſein Werk anwendete, einzig dem eigenen lichten Seelendrange, dem unermüdlichſten Streben verdankte, verdient wohl in der Geſchichte den Namen des Großen. F. P.

Die Wette.

1.

„Ueber Euch Weiber!“ ſagte der Juſtizrath und legte die Pfeife weg; „müßt Ihr denn Alle von Eurer Erbſünde angeſteckt ſeyn?“ — „Und das nennſt Du alſo Neugier?“ erwiederte Albertine, und warf das Näschen auf. „Wenn ich um die Wohlfahrt Deines Bruders beſorgt bin, ſo ſollteſt Du dies, dächte ich, mit einem edleren Namen belegen.“ — „Gut, liebe Frau, wir wollen es Theilnahme nennen; aber es kommt Alles darauf an, daß der Gang ſeines Prozeſſes verſchwiegen bleibe, und — Du weißt wohl, Weiber und Geheimniſſe!“ — „O über Euch Männer! will ich nun ſagen. Was wir verſchweigen wollen, erfahrt Ihr gewiß nicht.“ — „Deſto ſchlimmer, Ihr ſolltet eigentlich nichts zu verſchweigen haben.“ — „Ey, ſieh doch, was werdet Ihr geſtrengen Herren der Schöpfung noch aus uns machen! Gut, daß wir auch eine Stimme dabei haben.“ — „Leider iſt es ſo!“ — „Nein, nicht leider! Was würde aus Euch werden, wenn unſere weicheren Herzen nicht immer wieder gut machten, was Eure harten Köpfe verderben haben!“ — „Sollte ich einmal ein Buch über die Weiber ſchreiben, ſo würde ich —.“ — „Ohne Zweifel viel Albernes darin vorbringen. Ihr ſeyd einmal im Beſitz des Bücherſchreibens, und da ſchwatzt Ihr Einer dem Andern es nach, wie die Weiber ſind und wie ſie ſeyn ſollten, und —.“ — „Ja wohl, wie ſie ſeyn ſollten!“ — „Nun, ich möchte doch einmal wiſſen, welchen Fehler die Männer nicht hätten?“ — „Du wirſt doch hoffentlich bei Deinem Manne eine Ausnahme machen?“ — „Ich nehme Niemand aus!“ — „Alſo bin ich neugierig, ſchwatzhaft —.“ — „Du biſt mein lieber Mann! Beruhige Dich fürjetzt und höre meinen Vor-



ſchlag: Laß uns eine Wette machen, wer zuerſt den Andern eines Fehlers überführen wird.“ — „Und worin ſoll die Wette beſtehen!“ — „Wer verliert, muß ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.“ — „Gut denn, liebe Frau, ich verſpreche Dir, daß die Gnade bei mir vorwalten ſoll.“ — „Es war einmal ein Jäger, der verkaufte die Haut des Bären, ehe er noch —.“ — „Wußte, daß es ſchon Neun geſchlagen habe, wo er in die Seſſion müſſe. — Leb' wohl, meine kleine neugierige Albertine!“

2.

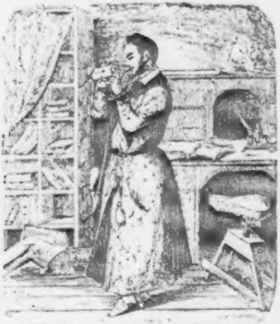
Frau von Berg, die jüngere Schweſter Albertinens, hatte, den Befehlen ihres Vaters gehorſam, dem reichſten Manne der Provinz ihre Hand gegeben, welcher zugleich den größten Fehler beſaß, den er in den Augen eines jungen Weibes haben konnte: er war um vierzig Jahre zu früh für ſie auf die Welt gekommen. Der Himmel belohnte dieſes Opfer der kindlichen Liebe: er rief den alten Herrn von Berg nach einer zweijährigen Ehe zu ſich. Die ſchöne Wittwe, die ſich auf einmal aus einer Sklavin in die unumſchränkte Gebieterin eines großen Vermögens und eines zärtlichen Herzens verwandelt ſah, beſchloß, beides nicht eher wieder zu verſchenken, bis ſie der Vorrechte ihrer Freiheit überdrüſſig wäre. Sie betrat den Schauplatz der großen Welt, und ergötzte ſich an dem glänzenden Schein, den eben dieſe Welt ſo gern für Wahrheit verkaufen möchte; ſie gewann den Beifall der ganzen Stadt, aber ſie verlor ſich ſelbſt nie aus den Augen: der zarte weibliche Sinn ſchützte ſie. Einer der angeſehenſten Männer der Reſidenz warb um ihre Hand; ſie erklärte, daß ſie beſchloſſen habe, noch frei zu bleiben. — „Aber um des Himmelswillen, liebe Frau Schweſter!“ ſagte der Juſtizrath; „das iſt nun ſchon der dritte glänzende Antrag, den Sie ausſchlagen.“ — „Und wenn es der zehnte wäre! Oder meinen Sie, daß ich zu eilen habe? Freilich, im zwanzigſten Jahre —.“ — „Ernſthaft, liebe Frau Schweſter! Der Beſitz Ihrer Hand iſt wünſchenswerth und beneidenswürdig; da Sie aber doch entſchloſſen ſind, ſich wieder zu vermählen, warum es aufſchieben? Unter dem Schutz eines Mannes —.“ — „Ich errathe, was Sie ſagen wollen; aber ſeyn Sie deshalb unbekümmert, guter Juſtizrath! Ich habe mein Betragen bisher noch immer vor mir ſelbſt verantworten können, und das iſt Alles, was ich der Welt ſchuldig zu ſeyn glaube.“ — „Sie werden hoffentlich den herzlichen Antheil, den ich an Ihrem Wohl nehme, nicht mißkennen. Warum verweigern Sie es, meinen Freund, und, erlauben Sie, daß ich hinzu ſetzen darf, auch ſich ſelbſt ſo glücklich zu machen?“ — „Weil ich noch frei bleiben will, weil meine Hände noch wund ſind von den harten Feſſeln des Eheſtandes, weil — weil ich —.“ — „Sie ſtocken? Warum auf einmal ſo ernſt?“ — „Mit einem Worte, weil Sie nicht Alles zu wiſſen brauchen. Zu ſeiner Zeit werden Sie meine Urſachen ſchon erfahren.“

Der Juſtizrath ging gedankenvoll nach Hauſe. „Da iſt ein Geheimniß im Spiel!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „und gewiß kein kleines Geheimniß, ſonſt würde ihr Leichtſinn es längſt verrathen haben.“

3.

Einige Tage waren verfloſſen, als er eines Morgens Frau von Berg die Straße herauf kommen ſah. Sie ging eilig an ihm vorüber, aber doch nicht ſo ſchnell, daß er ihre rothgeweinten Augen nicht hätte bemerken ſollen. Nach Verlauf einer halben Stunde trat ſie wieder aus dem Zimmer ihrer Schweſter; die Juſtizräthin begleitete ſie über den Vorſaal und ſchien ihr Troſt einzuſprechen. — „Deine Schweſter ſchien heute nicht heiter zu ſeyn!“ ſagte der Juſtizrath Mittags zu ſeiner Frau; „iſt etwas vorgefallen?“ — „Nichts, ſo viel ich weiß!“ erwiederte dieſe, und wollte gleichgültig ſcheinen; aber die leiſe Röthe, welche ihre Wangen überflog, verrieth ſie. Der Juſtizrath gab dem Geſpräch eine andere Wendung und beſchloß, ſich auf's Lauern zu legen. Am nächſten Tage, als er mit ſeiner Frau im Park umher ging, begegnete ihnen Frau von Berg. — „Noch immer keine Nachricht von ihm?“ flüſterte die Juſtizräthin ihrer Schweſter zu. Ein Kopfſchütteln war die ganze Antwort. — Nachricht von ihm! von wem? — Der arme Juſtizrath war nicht klüger als zuvor. Ein Geheimniß hatten die Weiber, das war klar, und daß ſie es vor ihm zu verbergen ſuchten, war noch klarer. Ihn verdroß nur, daß man ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand verſchmähe, da man doch überzeugt ſeyn müſſe, wie ſehr ihm das Beſte ſeiner Schwägerin am Herzen liege. „Ich werde zeitig genug dahinter kommen!“ ſagte er verdrüßlich zu ſich ſelbſt; „ſie werden es mir noch Dank wiſſen, wenn ich ihnen helfen will.“

Bald darauf brachte der Diener der Frau von Berg einen Brief an ihre Schweſter; Albertine war ausgegangen, der Juſtizrath empfing den Brief. Da lag nun das kleine verwünſchte Papier vor ihm, welches ganz unbezweifelt den Aufſchluß des fatalen Geheimniſſes enthielt. Hundert Mal nahm er es in die Hände und eben ſo oft legte er es wieder hin. Das Siegel zu verletzen? Behüte der Himmel, dieſen Frevel möchte er um den Preis des wichtigſten Geheimniſſes nicht begehen; aber wenn er dennoch in der beſten Abſicht zu erforſchen ſuche, was ſeine Schwägerin bekümmere — ob es nicht ſogar Pflicht für ihn ſey, die Unglückliche ihrem Gram wider ihren Willen zu entreißen? — Der Juſtizrath war, wie man ſieht, auf dem beſten Wege, ſich ſelbſt zu betrügen, und wirklich hatte er den Brief ſo lange von allen Seiten herum gedreht, bis er faſt den ganzen Inhalt wußte. Wer malt ſein



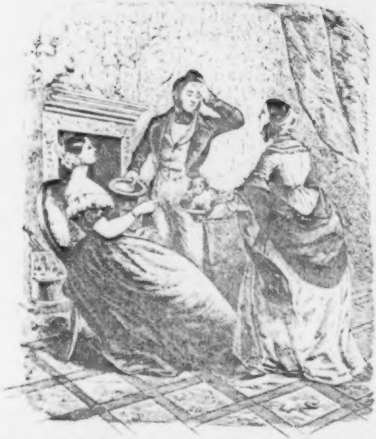
Erſtaunen, als er Folgendes heraus brachte: „Ich bin in Verzweiflung, liebe Schweſter! Alle meine Nachforſchungen ſind vergebens, der geliebte Flüchtling iſt für mich verloren. Ich werde den Undankbaren nicht wieder ſehen; könnten Thränen ihn zurück rufen, er läge längſt wieder zu meinen Füßen. Mein einziger Troſt iſt, daß das holde Geſchöpf, welches ihm das Daſeyn zu verdanken hat, mit mehr Liebe mir zugethan ſeyn wird als ſein treuloſer Vater; aber ich zittere vor dem Augenblick, wo es in die Welt treten ſoll. Wenn Dein Rath —." Hier verhinderte ein Bruch des Briefes den Juſtizrath, weiter zu leſen; aber er wußte ſchon mehr als genug. Mit haſtigen Schritten ging er auf und ab und rieb ſich die Stirn: hier mußte ein ſchneller Entſchluß gefaßt werden. Schnell und vorſichtig! — darüber war er mit ſich einig; aber das Wie? war nicht ſo leicht ausgemittelt: ſeine Frau ſollte entſcheiden!

4.

„Liebes Kind!" ſo begann der Juſtizrath; „dieſer Brief — er iſt noch unerbrochen, wie Du ſiehſt; aber durch einen ſonderbaren Zufall habe ich entdeckt — mit einem Worte, liebe Frau, ich kenne den Inhalt dieſes Briefes, und alſo Euer ſchreckliches Geheimniß. Jetzt iſt keine Zeit mehr zur Verſtellung; hilf mir nur auf Mittel ſinnen, Deine arme Schweſter vom Untergange zu retten."

Albertine erſchrak, weil ſie ſich den Zuſammenhang dieſer Worte nicht gleich zu erklären wußte. Sie erbrach den Brief; die wenigen Augenblicke, welche ſie zum Leſen brauchte, waren hinreichend, ihr die Faſſung wieder zu geben. Armer Mann, der du ein Buch über die Weiber ſchreiben wollteſt, und nicht einmal wußteſt, daß man einem Weibe nicht eine halbe Minute Bedenkzeit laſſen darf, wenn es ſich nicht aus dem verworrenſten Handel heraus reden ſoll. Albertine ſteckte den Brief zu ſich und hörte mit der größten Gelaſſenheit den Plan zu einer Reiſe an, durch welche der Juſtizrath die Ehre ſeiner Schwägerin zu retten hoffte. Sie widerſprach ihm nicht, aber den Namen des geliebten Flüchtlings, von dem der Brief ſprach, zu nennen, das verweigerte ſie ſtandhaft. — „Meine Schweſter wird ihn Dir ſelbſt ſagen!" damit mußte der Juſtizrath ſich begnügen. Der Abend verfloß ihm unter ſeinen Landkarten, reiſend legte er ſich nieder und reiſend ſtand er wieder auf. Als es Acht ſchlug, war ſeine Ungeduld nicht länger zu bezähmen; er nahm ſeine Frau an den Arm und zog ſie mit ſich fort. — Frau von Berg erſtaunte über dieſen frühen Beſuch, aber ſie ſollte bald noch mehr erſtaunen. „Iſt denn heute der erſte April?" ſagte ſie in einem lachenden Tone, der gegen den Ernſt ihres Schwagers ſonderbar abſtach — „oder habt Ihr einen Anſchlag auf mich gemacht?" — Dieſe Frage kam dem Juſtizrath ſehr erwünſcht, ſie bahnte ihm den Weg zu einem guten Eingang, über den er nicht hatte mit ſich einig werden können. Es war verabredet, daß ſeine Frau ihm bald in's Wort fallen und ihrer Schweſter erklären ſolle: ſie habe ihrem Manne das ganze Geheimniß entdeckt; ſtatt deſſen ſetzte ſich die Juſtizräthin an ein Fenſter und ſah auf die Straße. Da half kein Räuſpern und kein Huſten, Niemand kam ihm zu Hülfe, er mußte allein fortfahren. In dieſer Verlegenheit ſchwatzte er ſo viel von wahrer und falſcher Theilnahme, von wahren und falſchen Verleumdungen, daß er endlich einſah: er müſſe, wenn er zum Ziele kommen wolle, den Knoten gradezu durchhauen. Er hatte gut reden: Frau von Berg ſaß ihm ſtumm gegenüber und rieb ſich nur zuweilen die Augen, um gewiß zu ſeyn, daß ſie nicht träume. Kaum fing er an von einem gewiſſen Geheimniß zu ſprechen, ſo ſtand die Juſtizräthin auf und ging hinaus. Beinahe wär' er aufgeſprungen, um ihr zu folgen, aber er beſann ſich und blieb. — „Ja, liebe Freundin!“ ſprach er nun, „ich weiß um Ihr ganzes Geheimniß; aber ſeyn Sie verſichert, daß es nirgends treuer bewahrt ſeyn konnte. Die Welt darf nie etwas davon erfahren, Alles iſt wegen eines geheimen Zufluchtsortes eingeleitet. Ihr guter Ruf —.“ — Frau von Berg ſprang hochroth auf. „Sind Sie von Sinnen, Herr Juſtizrath, oder — Sie pflegen doch ſonſt nicht zu viel zu trinken!“ — Indem ging die Thür auf und Albertine trat, mit einem Körbchen unter dem Arm, herein. „Hier, lieber Mann!“ ſagte ſie, „iſt der Gegenſtand Deiner zärtlichen Beſorgniſſe. Dieſes kleine neugeborne Weſen ſoll meiner Schweſter die Liebe ihres ungetreuen Azors erſetzen, der bei einem Spaziergang entlaufen und ſo grauſam iſt, nicht wieder zurückkehren zu wollen.“ — Der Juſtizrath war wie in Stein verwandelt: er ſah ſtarr und unverwandt in den Korb, denn er wußte nicht, wohin er ſonſt ſehen ſollte. — „Scheint es doch beinahe“, ſagte Frau von Berg, „als ob Sie in Ihrem Leben noch niemals ein junges Hündchen geſehen hätten.“ — „Wahrlich, noch nie eine ſo verwünſchte kleine Beſtie. Wenn Sie mir erlauben wollten, ihr den Hals umzudrehen —.“ — „Eine ſaubere Juſtiz! Pflegt Ihr Jünger der blinden Themis es immer ſo zu halten?“

Die Juſtizräthin trat jetzt mit einer ſchalkhaften Miene vor ihren Mann: „Numero Eins, die Neugier; Numero Zwei, die Falſchheit, fremde Briefe zu leſen; Numero Drei —.“ — „O ſtill, ſtill!“ rief der Juſtizrath und legte die Hand auf ihren Mund; „Du könnteſt leicht das Dutzend voll machen. Wer hätte aber auch eine ſo boshafte Verſchwörung vermuthen ſollen!“ — „Verſchwörung?“ fiel Frau von Berg ein; „was ſchwatzen Sie da?“ — „Ihr habt Euch verabredet, leugnet nur nicht!“ — „Verabredet? daß Sie einen Brief, der Sie nichts anging, heimlich leſen ſollten?“ — „Aber warum ward dieſe unbedeutende Sache ſo geheim vor mir gehalten?“ — „Eben weil ſie unbedeutend war und ich Ihre Spöttereien nicht hören wollte.“ — „Und der abſcheuliche Brief, iſt nicht jedes Wort dazu eingerichtet, mich zu täuſchen?



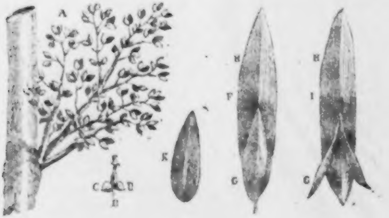
Wäre der Name darin genannt worden —.“ — „Ei freilich, ich hätte bedenken ſollen, daß es in Ihre Hände fallen könne.“ — „Sie zitterten, ſchreiben Sie, vor dem Augenblick —.“ — „Ganz recht: die kleine zarte Mutter dieſes Hündchens iſt der Liebling einer meiner Freundinnen.“ — „Und der Rath, den Sie von meiner Frau —.“ — „Sie ſollte einen dieſer kleinen Ankömmlinge mir auswählen helfen.“ — „Ich ſehe wohl, jeder Buchſtabe in dem unglücklichen Briefe hatte ſich gegen mich verſchworen, und die Frau Schweſter dazu. Haben Sie mir nicht vor einigen Tagen geſtanden, daß Ihr Herz ein großes Geheimniß habe?“ — „In der That, guter Juſtizrath, Sie ſind, mit Ihrer Erlaubniß, kein großer Herzenskundiger. Wer hieß Ihnen, meinen Worten die allerunbeſonnenſte Deutung zu geben?“ — „Erlauben Sie mir, dieſe ſchöne Hand zu küſſen; das iſt Alles, was ich darauf antworten kann.“ — „Nun, damit Sie mir nicht wieder einen albernen Streich ſpielen, ſo will ich Ihnen das Geheimniß entdecken: Ich

werde dem Geheimen Rath Walberg meine Hand geben, ſobald er gewiſſe wichtige Familien-Angelegenheiten berichtigt hat.“ — „Beſte, liebſte Frau Schweſter! dieſe glückliche Nachricht ſöhnt mich ganz mit Ihrem loſen Streich wieder aus.“ — „Ich erlaube Dir, Dich von Herzen darüber zu freuen!“ fiel die Juſtizräthin ein; „aber, lieber Mann, vergiß darüber nur Deine Wette nicht!“ — „Ich dachte eben daran, von welcher Farbe das Kleid ſeyn ſolle.“ — „Nicht doch, ſo wohlfeil kommſt Du nicht los; ich habe nichts von Gnade verſprochen!“ — „Nun, ſo laß denn mein Urtheil hören!“ — „Ich bitte Dich um die Erlaubniß, mir auch ein ſolches Hündchen halten zu dürfen, damit, wenn Du wieder gegen die Weiber ſprichſt, dieſes treue Thierchen durch erweckte Erinnerungen mein Anwalt werde!“ — und der Juſtizrath gab lächelnd ſeine Einwilligung.
F. X. Schelling.

Der Wald.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847 — 1849.)

Kehren wir jetzt aus dem kräftig duftenden Nadelholzwalde wieder zu den Laubhölzern zurück und betrachten einmal die Bäume, die zerſtreut und einzeln daſtehen und durch ihren abweichenden Wuchs, die Geſtalt ihrer Blätter, kurz durch ihre ganze Erſcheinung einen andern, darum aber nicht weniger wohlthuenden Eindruck machen; ſie bringen größere Abwechſelung in die Einförmigkeit. — Dort am Ufer des Baches ragt die **Eſche** (**Fraxinus excelsior Linn.**), ein mächtiger Baum, wohl 120—130 Fuß in die Höhe, den Eichen und Buchen ein würdiger Genoß. Seine Rinde iſt graubräunlich und glatt und wird erſt in ſpäterem Alter riſſig. Die Blüthen brechen im April und Mai vor den Blättern aus den Knospen der jüngeren Zweige in kleinen Rispen hervor (A).



Die einzelnen Blüthen ſind entweder Zwitterblumen, d. h. ſolche, die Staubgefäße und Stempel zugleich beſitzen, oder vielehige, d. h. die entweder nur Staubgefäße oder nur Stempel enthalten. Bei beiden Arten fehlen Kelch und Blumenkrone. Die beiden, eiförmigen, großen Staubbeutel ſind dunkelroth und ſtehen auf kurzen Trägern (Staubfäden), die unterhalb des großen, mit dreitheiliger Narbe verſehenen Griffels eingeſetzt ſind. (**C** und **D** ſind Staubbeutel. **BE** iſt der Griffel, **E** die dreitheilige Narbe.) Der Fruchtknoten erwächſt zu einer eiförmig-lanzettlichen, ein bis anderthalb Zoll langen, braungelben Flügelfrucht, die faſt immer nur einen Samen enthält, indem die drei andern gänzlich verkümmern. Der Flügel iſt blattartig. (**F** eine Flügelfrucht, **G** den Fruchtkörper, **H** den Flügel bezeichnend; **J** eine Flügelfrucht aufgeſprungen, **K** ein Samen.) — Die Blätter, aus ſehr großen und ſchwarzen, mit langen, weichen Haaren beſetzten Knospen ſich entfaltend, ſind gegenſtändig und unpaarig gefiedert; die Fiedern, neun bis ſechzehn Paare, ſind beinahe ungeſtielt, eirund-lanzettlich und an den Rändern gezähnt, das unpaarige Endblättchen iſt dagegen geſtielt. Die Farbe der Blätter iſt auf ihrer Oberſeite ein dunkles, ſchwärzliches Grün. — Die Eſche, ſchon von Homer oft genannt und beobachtet, weil ſie ſeinen Helden Speere lieferte, etwas, das ſie auch während des ganzen chriſtlichen Mittelalters treulich that, findet ſich als einzelner Baum in Wäldern, an Fluß-Ufern, ſowohl in Gebirgen als in Thälern. Auch wird ſie häufig in größeren Luſthainen angepflanzt. — Durch die Kultur entſtehen mehre Spielarten, von denen die mit hangenden Zweigen, die Trauer-Eſche (**Fraxinus pendula**), zu merken iſt.

Die Eſche, ſo wie ihre Verwandten, die Rainweide, der ſpaniſche Flieder, wird häufig von der ſpaniſchen Fliege (**Lytta vesicatoria s. Cantharis vesicatoria Linn.**) heimgeſucht und oft gänzlich der Blätter beraubt. — Die ſpaniſche Fliege gehört zu den Weichkäfern und hat grüngoldige Flügeldecken, ſchwarze Fühler und einen Einſchnitt über Kopf und Bruſtſchild. Der üble Geruch, den ſie verbreitet, verräth ſie ſchon von Weitem. Man fängt und trocknet ſie und bereitet aus ihr das bekannte Spaniſch-Fliegenpflaſter, welches Blaſen zieht. Dieſe Wirkung rührt von einem eigenen, kampferartigen Stoffe, dem Cantharidin, her, der, in den Darmkanal gebracht, Entzündungen und den Tod herbeiführt. — Das Eſchenholz, weiß und feſt, wird zum Brenn- und Werkholz ſehr geſucht; die Aſche enthält viel Potaſche (kohlenſaures Kali), und aus ihr kann daher in der Hauswirthſchaft mit Vortheil Lauge zum Waſchen bereitet werden. Die Rinde enthält viel Gerbeſäure, ſie wird daher zur Lederbereitung und zum Färben benutzt. — Eine der gemeinen Eſche nahe verwandte Gattung iſt die Blumen-Eſche (**Ornus**), von der die Manna-Eſche (**Ornus europaeus Pers., Fraxinus Ornus Linn.**) im ſüdlichen Europa die Manna, einen ſtark abführenden, in der Arzneikunde häufig angewendeten Stoff liefert. — Die Eiche gehört zur zweiten Klaſſe und einweibigen Ordnung (**Diandria Monogynia**) des Linnäiſchen Geſchlechts-Syſtems und zu den ölbaumartigen Pflanzen (**Oleinene Linn.**) des natürlichen Syſtems.

Nach der deutſchen Eiche ſteht wohl kein anderer Baum in größerer Gunſt bei Jung und Alt, als die Linde. Wilibald faßt kurz und bündig alle Tugenden dieſes herrlichen Baumes in folgenden Verſen zuſammen:

„Wir grüßen der Linde ſüßathmendes Dach;
Sie ruft uns zum trauten Verein,
Nimmt häusliches Glück in ihr Blüthengemach,
Hüllt Mondnacht in Blüthenduft ein;
Der Liebe vertraulichem Koſen,
Der Unſchuld hell glühenden Roſen
Soll ſtets ſie Beſchützerin ſeyn."

Walther von der Vogelweide, einer der ausgezeichnetſten Dichter aus dem Zeitalter der Minneſänger, hat in ſeinem lieblichſten und zarteſten Gedichte einer Linde gedacht, unter deren Schirm eine junge Maid mit ihrem Buhlen der Liebe gepflogen:

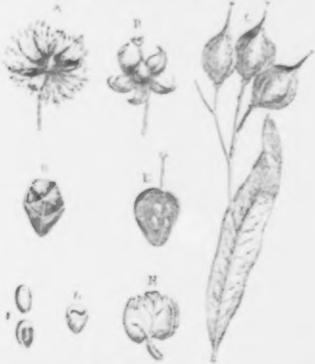
„Under der linden An der heide,
Da unser zweier bette was,
Da muget ir vinden Schone beide
Gebrochen blumen unde gras.
Vor dem walde in einem tal —
Tandaradei — Schone sank diu nahtegal." ꝛc.

Hieran ſchließe ſich die Bemerkung, daß faſt an alle Linden-Baumgänge ſich die Sage von den Leiden, ja ſogar von dem Selbſtmorde unglücklich Liebender knüpft, indem man das ſanfte Rauſchen der Blätter für Seufzer der abgeſchiedenen und ruheloſen Geiſter nimmt. So beginnt z. B. Pope ſeine Klagen und Seufzer an die Geliebte:

„Der Lindenbäume Geflüſter
Tief unten im Schattengang
Umſäuſelt mich ſo düſter,
Wie ferner elegiſcher Sang,
Zur Harfe geſungen;
Wehmüthig, wie Erinnerungen
Aus Jugendtagen!
Was haben doch die Bäume zu klagen?"

In den deutſchen Sagen vom hörnenen Siegfried ſpielt die Linde und der unter ihr hauſende Lindwurm eine bedeutende Rolle. Ein Lindenblatt, das dem Siegfried zwiſchen die Schultern gefallen war, verhinderte die vollſtändige Beſtreichung mit dem Fette des Lindwurmes, und wurde ſo eine unſchuldige Urſache der ſpäteren Ermordung dieſes Helden. — Geſchichtlich merkwürdig iſt die Gellerts-Linde, die Gellert, Ober-Pfarrer zu Haynchen, 1715 am 4. Juli, an welchem Tage ſein ſpäter als Dichter gefeierter Sohn geboren wurde, pflanzte, und welche erſt am 18. Dezember 1833, alſo nach 118 Jahren, durch einen Sturm umgebrochen wurde. Auch die drei Linden auf dem Heiligengeiſt-Kirchhofe zu Berlin, die verkehrt, d. h. mit den Kronen in die Erde gepflanzt wurden, ſind als ein Denkmal eines vor langen Zeiten vorgekommenen Gottes-Urtheils merkwürdig.

Die vielen verſchiedenen Arten und Spielarten der Linde in Europa laſſen ſich auf zwei Hauptformen, die großblättrige Linde (Tilia grandifolia Linn.) und die kleinblättrige Linde (Tilia parvifolia Ehrh.), zurückführen. Wir werden daher nur die erſtere Art näher beſchreiben und von der letzteren nur angeben, wodurch ſie ſich von der erſteren Art unterſcheidet.



Die großblättrige Linde hat noch verſchiedene andere Namen: Früh-Linde, Sommer-Linde, Waſſer-Linde, die ſich theils auf ihre Blüthezeit (ſie blüht im Juni und um mehre Wochen früher als die andere Art), theils auf ihren Lieblings-Standort beziehen. Der Stamm, von dunkler und riſſiger Rinde umgeben, erreicht oft eine Höhe von 120 Fuß und eine Dicke von 5 bis 8 Fuß; dabei iſt ſein Wipfel voll und geſchloſſen, und mit den ſchönſten, mehr oder weniger herzförmigen, oben dunkelgrünen, unten hellgrünen, von ſeidenartigen Haaren, zottig-flaumigen, an den Aderwinkeln gebarteten Blättern geſchmückt. Die Blüthen ſind zwittrige, zu zwei bis vier in Trugdolden vereinigt. Der gemeinſchaftliche Blüthenſtiel entſpringt aus der Mitte des Mittelnerven eines länglich-linealiſchen, gelblich-grünen, häutigen Deckblattes. Der gefärbte Kelch hat fünf zugeſpitzte, ausgehöhlte Blätter; die Blumenkrone, ebenfalls fünfblättrig, hat etwas größere Blätter. Die Zahl der Staubgefäße überſteigt zwanzig, ſie erſcheinen zuweilen in mehre Bündel verwachſen. Die Staubbeutel ſpringen in doppelten Ritzen auf. Der rundliche Fruchtknoten hat fünf deutliche Fächer und einen verlängerten Griffel, der oberwärts in eine dickliche Narbe mit aufrechtſtehenden Lappen übergeht. Die Frucht iſt eine mit vier bis fünf hervortretenden Längsriefen verſehene, lederartige Kapſel, in der ſich durch Fehlſchlagen der anderen Fächer oft nur ein Same ausbildet; dieſer iſt verkehrt eiförmig. Der Keim, mit blattartigen Keimblättern (Cotyledonen) liegt in der Mitte des Samens und hat ein nach unten gerichtetes Würzelchen. A zeigt eine vollſtändige Blüthe, B einen Kelch nebſt Stempel (Fruchtknoten, Griffel, Narbe); C bezeichnet ein Deckblatt nebſt einer Trugdolde mit Früchten, D den Quer- und E den Längsdurchſchnitt einer Kapſel, F einen Samen von zwei verſchiedenen Seiten, G einen Samen im Querdurchſchnitt, ſo daß die Lage des Keimes (Embryo's) zu ſehen iſt; H bezeichnet endlich einen vergrößerten und von aller Umgebung befreiten Keim. — Die großblättrige Linde wächſt in Wäldern des ſüdlichen und mittleren Europa's und kommt auch ſonſt noch angepflanzt vor.

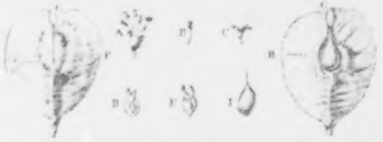
Die kleinblättrige Linde unterſcheidet ſich von der vorigen, außer durch die kleineren Blätter, auch noch durch eine fünf- bis ſiebenblüthige Trugdolde, durch wagerecht liegende Narbenläppchen und durch eine nur undeutlich vier- bis fünfkantige Kapſel. Sie blüht im Juli und findet ſich überall in Europa und im nördlichen Aſien in Gebirgswäldern und in Anlagen. — Die Linden werden überall wegen ihres herrlichen Schattens und ihrer ſüßduftenden Blüthen ſehr geſchätzt. Ihr weißes und zartes Holz wird von Drechslern ſehr geſucht, und ihre Kohlen dienen entweder zum Zeichnen (Reißkohle) oder zur Verfertigung von Zahn- und Schießpulver. Der Lindenbaſt, mit Waſſer zu einem Brei gerührt, iſt ein treffliches, kühlendes und ſchnell heilendes Mittel für abgeſchundene Glieder. Die Bienen ſuchen die ſüßduftenden Blüthen gern heim und tragen aus ihnen den Lindenhonig ein. Die getrockneten Blüthen dienen als ſchweißtreibendes Mittel; die Samenkerne geben ein ſüßes, dem Mandel-Oele ähnliches Oel. — Die Linde gehört zur vielmännigen Klaſſe und zur einweibigen Ordnung (**Polyandria Monogynia**) des Linnäiſchen Geſchlechts-Syſtems und zur Familie der **Tiliaceae** (**Kunth.**) des natürlichen Syſtems.

Wir wenden unſere Schritte zu einem 60 bis 90 Fuß hohen Baum mit gewaltigem, weitſchattendem Wipfel, zu der Rüſter oder Ulme, von der Wilibald ſingt:

„Die Ulme, des Weinſtocks froh ſchützender Stab,
Iſt fröhlichen Bechers wohl werth,
So ſchütze das Weib, das ſich liebend uns gab,
Des Mannes rein flammendes Schwert.
Auf, trinkt es mit glühenden Wangen:
Daß Kraft ſich und Liebe umfangen,
Und Glück wohnt am heimiſchen Herd!“

Die Ulme dient der Rebe, und zwar hauptſächlich in Italien, zur Stütze, wie bei uns die Eiche dem Epheu.

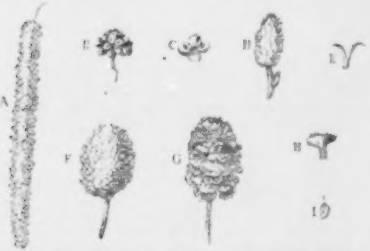
Die Feld-Rüſter, Feld-Ulme (**Ulmus campestris Linn.**) hat eine dunkle, ſchwärzliche Rinde, wechſelſtändige, zweiſeitswendige, länglich-runde, zugeſpitzte, doppelt geſägte, rippige Blätter auf kurzen Stielen. Noch vor den Blättern brechen die kleinen Blüthenbüſchel ſeitlich hervor. Die Blüthe hat nur eine braune, glockige, fünfſpaltige, bleibende Blüthenhülle, aus der fünf (ſelten vier oder ſechs) Staubgefäße mit anfangs dunkelrothen ſpäter ſchwarzen Staubbeuteln weit hervor ragen. Der Fruchtknoten iſt rundlich, zuſammengedrückt, zweiſpaltig und endet in zottige Narben. Die einſamige, runde Frucht iſt am rund herumlaufenden, breiten, häutigen Rand geflügelt und 6 bis 8 Linien lang. An der Spitze iſt der Rand ausgeſchweift, ſo daß zwei ſpitze Zähne entſtehen. (**A** bezeichnet eine Blüthe, **B** ein einzelnes Staubgefäß, **C** einen Fruchtknoten mit ſeinen beiden Narben, **D** und **E** eine Flügelfrucht, **F** eine ſolche vergrößert, **G** die beiden Zähne des häutigen Randes; **H** zeigt eine Flügelfrucht, an der man die eigentliche Frucht erkennen kann, **J** eine ſolche von dem Flügel befreite Frucht.) — Die Ulme, im März und April blühend, findet ſich überall in Wäldern oder auf Feldern des mittleren Europa's und wird in Baumgängen und Luſthainen häufig angepflanzt. Das Holz wird als Brenn-, Nutz- und Werkholz ſehr geſchätzt und liefert vortreffliche Kohlen. Die innere Rinde wird in der Arzneikunde angewendet, die äußere dagegen dient zum Gerben und Gelb



Univ. Bibl.
München

färben wollener Zeuge. Der Baſt dient zum Binden und Flechten. Die friſchen und getrockneten Blätter werden von dem Rindvieh und von den Schafen gern gefreſſen. — Von den vielen Spielarten der Rüſter ſey hier nur die Kork-Rüſter (**Ulmus suberosa Koch**) mit tief eingeriſſener, geflügelter, korkiger Rinde erwähnt. — Die Rüſter gehört zur fünfmännigen Klaſſe und zur zweiweibigen Ordnung (**Pentandria Digynia Linn.**) des Linnäiſchen Syſtems und zur Familie der **Ulmaceae** (**Mirb.**) des natürlichen Syſtems.

Wir treten jetzt bei unſerer Wanderung durch den Laubwald in eine feuchte, an einzelnen Stellen ſogar ſumpfige Gegend. Hier finden wir einen 60 bis 70 Fuß hohen, graubräunlichen Baum, umgeben von vielen kleineren ſeiner Art; einige dieſer ſind nur große Sträucher. Es iſt die gemeine **Erle** oder **Elſe**, auch Eller genannt (**Alnus glutinosa Gärtn.**). Wem fällt bei dem Namen „Erle“ nicht ſogleich Goethe's „Erlkönig“ ein? Welche Verwandtſchaft iſt zwiſchen dem Baume und dem geſpenſtiſchen Könige? Das Ganze, geneigter Leſer, iſt nur ein „Mißverſtändniß“. — Im Däniſchen heißt ein Elfe **elf**, in der Mehrheit **elve** (Elfen). Nun wird aber in Zuſammenſetzungen, z. B. **elvefolk** (Elfenvolk), **elvekonge** (Elfenkönig), das **v** in **l** verwandelt, ſo daß die genannten Wörter **ellefolk**, **ellekonge** lauten. Zufällig heißt die Erle (**Alnus**) im Däniſchen **elle**, man glaubte alſo **ellekonge** mit Erlkönig überſetzen zu müſſen, während es doch nur Elfenkönig heißen konnte. Der Elfenkönig iſt der franzöſiſche **Auberon** (aus **alb**-**alf**, d. h. Elfe, entſtanden) und der engliſche **Oberon**.



Die gemeine **Erle** hat rundliche, unregelmäßig doppelt geſägte Blätter, in deren Aderwinkeln auf der Unterſeite kleine

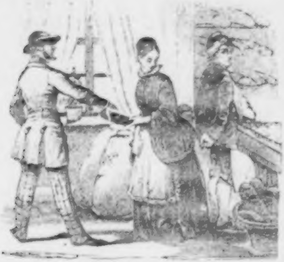
Blatte ſtehen, auch ſind ſie in der Jugend klebrig. Die Blüthen erſcheinen vor den Blättern, männliche und weibliche ſind getrennt, aber auf demſelben Stamme (**monoecisch**). Der Blüthenſtand iſt ein Kätzchen, die 2 bis 3 Zoll langen, männlichen Kätzchen (A) ſind walzig, ſchlaff herabhangend und mit dunkelröthlichen Deckſchuppen geziert. Jede Deckſchuppe (B) iſt geſtielt, mit vier Läppchen verſehen und drei Blüthen enthaltend. Eine Blüthe (C) hat eine vierſpaltige Blüthenhülle und vier Staubgefäße, die Staubbeutel ſind zweifächerig. Die weiblichen Kätzchen ſtehen tiefer als die männlichen; erſtere ſind nur 2 bis 3 Linien lang und purpurroth (D). Die Deckſchuppen enthalten nur zwei Blüthen, jede beſteht aus einem zweifächerigen Fruchtknoten, der in zwei fädliche Narben übergeht (E). Die einen halben Zoll langen Fruchtkätzchen (F) ſind kuglich, die Deckſchuppen (H), an der Spitze verdickt und höckerig, gehen allmälig weiter auseinander (wie dies ſchon G zeigt) und laſſen endlich die eirunden, bräunlichen Nüßchen (J) fallen. Die Blüthezeit dauert vom Februar bis in den April. — Die Erle findet ſich überall an feuchten, ſumpfigen Stellen in Wäldern, an Gräben, Teichen und Flüſſen und empfiehlt ſich zur Befeſtigung abſchüſſiger Ufer. Ihr Laub giebt gutes Futter; ihr Holz, von Drechslern und Tiſchlern geſucht, iſt vorzüglich zu Waſſerbauten zu gebrauchen, liefert dagegen ſchlechte Kohlen und taugt wenig zum Brennen. Die Rinde giebt, da ſie viel Gerbeſtoff enthält, mit Eiſenvitriol gemiſcht, einen ſchwarzen, tintenähnlichen Niederſchlag, der zum Schwarzfärben gebraucht wird. — Die Erle gehört zur einhäuſigen Klaſſe und viermännigen Ordnung (**Monoecia Tetrandria**) des Linnäus und zur Familie der birkenartigen Gewächſe (Betulaceae Bartl). L. Heros.

Die franzöſiſche Semmel.

An einer der vier Ecken, wo zwei der lebhafteſten Straßen Londons, the **New-road** und **Tottenham-Court-road**, ſich kreuzen, ſtand und ſteht wahrſcheinlich heute noch ein ſtattlicher Bäckerladen. Wer aber im Herbſt 1841 an dieſem Laden vorüber gegangen iſt, einen Blick in deſſen Inneres geworfen und nicht umhin gekonnt, ihn einige Augenblicke auf einer weiblichen Geſtalt hinter dem Ladentiſche ruhen zu laſſen, der erinnert ſich gewiß, daß dieſe Geſtalt ein Mädchen ſeltener Schönheit war, das kaum den achtzehnten Frühling geſehen haben mochte. Sie hieß Marie, und

„Ich begreife nicht, Marie“, ſagte eines Tages ihr Vater, „was der junge Mann, der jeden Morgen hier vorübergeht und den ich für einen Schotten halte, in unſerm Laden eigentlich zu muſtern findet. Unter zwei bis drei Minuten ſetzt er keinen Fuß weiter. Kennſt Du ihn etwa?“ — „Nicht mehr als Sie ihn kennen, Vater“, antwortete Marie. — Der Bäcker ſah ſeiner Tochter ernſt in's Geſicht, und je länger er ſie anſah, deſto höher erröthete ſie. „Ich will nicht glauben, Marie“, fuhr er fort, „daß Du mich täuſcheſt. Du weißt, wie ſehr Dein alter Vater Dich liebt und daß Dein Glück das letzte Ziel meines Lebens iſt. Seit Deine Mutter geſtorben, wüßte ich nicht, wofür ich lebte, wenn Du nicht wäreſt, und es würde mir hart eingehen, mich von Dir zu trennen. Gleichwohl ſage ich mir, daß Du heirathen wirſt und heirathen mußt. Sollteſt Du aber zu dem jungen Manne eine — —.“ — „Liebſter, beſter Vater!“ unterbrach Marie; „ich habe nie mit ihm geſprochen, noch er mit mir.“

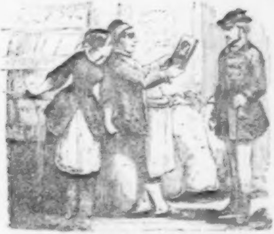
Kaum waren die Worte über ihre Lippen, als der junge Mann haſtig in den Laden trat und eine franzöſiſche Semmel begehrte. Daran war durchaus nichts Ungewöhnliches, wenigſtens nichts, das Marien verlegen machen konnte. Dennoch zitterte die Hand, mit



welcher ſie ihm die Semmel reichte, und es ſchien wirklich, als habe ſein früherer Anblick ſie nicht ſo gleichgültig gelaſſen, wie ihre Antwort das dem Vater andeuten ſollte. War das Mangel an Vertrauen, Mangel an Aufrichtigkeit? — Gewiß nicht. Marie liebte ihren Vater aus Herzensgrund und wußte nicht, was Verſtellung ſey. Aber wo lebt das ſiebzehn- oder achtzehnjährige Mädchen, das eine erſte Frage: ob ſie ſich von einem Manne bewundert glaube, mit Ja beantwortet? — Der Fremde ſeinerſeits hatte offenbar keine Ahnung von der Unruhe, die er erregt, denn nachdem er geſagt, was er ſagen mußte, und die Semmel empfangen, legte er das Geld auf den Tiſch und ging. — Von dieſem

Tage an kam der Fremde regelmäßig jeden Morgen und holte eine franzöſiſche Semmel, und ſprach er auch nie ein Wort mit Marien oder ſie eins mit ihm, mußte dieſe ſich doch geſtehen, daß ſie mehr und mehr Theilnahme für ihn hege. Das war Folge ſeines Geſichts, eins von den Geſichtern, die ſich unwillkürlich bemerkbar machen; denn war er auch im Ganzen zu blaß und hager, um ſchön zu ſeyn, blitzten doch Geiſt und Leben, und zuweilen auch Bewunderung der lieblichen Marie aus ſeinen großen, ſanften Augen. Als er drei oder vier Tage ſpäter abermals die gewöhnliche Frühſemmel geholt, ſagte der zufällig anweſende Bäcker zu ſeiner Tochter: „Iſt es nicht ſeltſam, daß ein junger Menſch, deſſen Anzug und übriges Ausſehen unverkennbare Armuth verräth, die Verſchwendung ſo weit treibt, nichts als franzöſiſche Semmeln zu eſſen! Er könnte für daſſelbe Geld ein gutes, großes, viel nahrhafteres Brod bekommen.“ — Marie ſchwieg. Sie fühlte, daß der Vater recht habe, aber ſie fühlte auch, daß ſie dem Fremden nicht unrecht geben möchte.

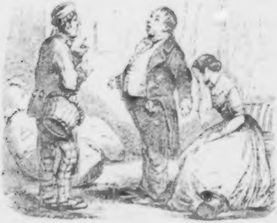
Ungefähr drei Wochen waren vergangen, ſeit der Bäcker ſeine Tochter nach dem jungen Schotten gefragt, als Letzterer eines Morgens, während der Bäcker eben mit Marien ſprach und keine Kunden im Laden waren, ſchnell eintrat, ein flaches Papier-Paket ſchweigend auf den Tiſch legte, den Bindfaden löſte und dem Bäcker Mariens Bildniß vorhielt. Es war in Paſtell gemalt, ſo zart gefärbt und ſo ſprechend ähnlich, daß der Bäcker und ſeine Tochter es mit Staunen betrachteten. Die Seele des jungen



Mannes hing an Beider Augen. — „Gefällt es Ihnen?“ ſtammelte er nach einer kurzen Pauſe. — „Und wie ſollte es nicht?“ antwortete der Bäcker. „Ich verſtehe von Derlei allerdings nichts ſonſt würde ich ſagen, ein Bildniß könne nicht ſchöner, ich meine, nicht ähnlicher und vollkommener ſeyn.“ — „Hätten Sie Luſt, es zu kaufen?“ fragte der junge Künſtler, und ſeine Worte überſtürzten ſich, während Feuerröthe ſein blaſſes Geſicht bis zur Stirn bedeckte. — „Die hätte ich wohl“, lächelte der Bäcker; „nur fürchte ich, der Preis geht über meine Mittel.“ — „Würden fünf Schillinge Ihnen zu viel ſeyn?“ ſtammelte der Andere und ſchlug die Augen nieder. — „Fünf Schillinge!“ rief der Bäcker; „fünf Schillinge für ein ſolches Prachtſtück! Nein, lieber Herr, mit Freuden gebe ich zwanzig, und könnte ich Ihnen zehnmal zwanzig geben — das Gemälde iſt's werth!“ — dabei reichte er dem hoch Glühenden einen goldenen Sovereign, den Jener haſtig nahm und mit einem: „Gott ſey Dank!“ den Laden verließ. — „Kurios!“ ſagte der Bäcker und ſah Marien an, die purpurroth und mit naſſen Augen neben ihm ſtand; „ein kurioſer Menſch, das! Jedenfalls hat er Dich wunderſchön gemalt, Marie!“ — Dann, das Bildniß ſauber am äußerſten Rande haltend, trug er es in die anſtoßende Schreibſtube, wo es ſchon des folgenden Tages unter Glas und Rahmen über ſeinem Pulte hing.

Am nächſten Morgen und an vielen nächſten Morgen kam der junge Mann und holte eine franzöſiſche Semmel. Des Bildes geſchah keine Erwähnung, wie er denn überhaupt wieder ſo ſchweigſam war als ſonſt. Dagegen ſchien er von Tag zu Tag ärmer und magerer zu werden, und oft, wenn Marie ſich umwendete, die Semmel vom Brette zu langen, ruhte ſein Blick mit einem ſolchen Ausdruck von Schmerz und Zärtlichkeit auf ihr, daß der Bäcker, der aus ſeiner Schreibſtube den Laden überſehen konnte und den jungen Mann genau beobachtete, ſein ehrliches Herz ganz ſonderbar bewegt fühlte. Auch Marie war nicht mehr, was ſie geweſen. Ihre Wangen wurden bleicher und ihre Heiterkeit ſeltener. Da ging dem Bäcker eines Abends beim Thee das Herz auf und der Mund über. „Ich will Dir was ſagen, Marie“, hob er an; „da iſt der junge Mann, der liebt Dich, und Du liebſt ihn. Stille, ſtille, ich mag nichts hören!“ Und Marie ſchloß den Mund, den ſie zu einer halben Verneinung geöffnet. „Du wirſt mir das nicht ausreden. Ich habe meine Augen und ſehe die ganze Hiſtorie ſo deutlich wie dort meinen Hut. Ich habe Dich und habe ihn oft genug beobachtet, und bin ich gleich nur ein ſchlichter Mann, ich hab's doch gemerkt, daß Ihr einander liebt. Er hat dies nicht geſagt, ganz recht; das iſt juſt, was mir an ihm gefällt, denn vernünftiger Weiſe kann er nicht glauben, daß mir das beſonders angenehm ſeyn würde. Ich habe mir inzwiſchen die Sache von allen Seiten überlegt, und das Einzige, was mir ſoweit an dem jungen Manne mißfällt, iſt ſeine Vorliebe zu franzöſiſchen Semmeln; doch ließe ſich die ihm wohl abgewöhnen. Dann könnte er aus ſeiner Malerei gewiß etwas Hübſches machen, wenn er Jemand hätte, der ihm zur Einrichtung hälfe. Und geſetzt, das Schlimmſte käme zum Schlimmen, wie die Leute ſagen, nun, ſo wäre ich am Ende auch der Mann, Euch Beide ernähren zu können; denn unter uns, Marie, obgleich wir immer nur unſerm Stande gemäß lebten und ich Dich ganz einfach erzogen habe, bin ich doch ein gutes Stück reicher als die Leute glauben. — He, was war das? Es wird uns doch Niemand behorcht haben? Sieh 'mal vor die Thür, Marie!“ — Marie ſah vor die Thür in den Laden, aber ſie ſah Niemand, und dennoch hatte Jemand gehorcht, und zwar Jemand, dem der Gegenſtand des Geſprächs ſehr auffällig war — James, der Altgeſelle, der, ohne zu ahnen, daß der Meiſter reicher als er ſcheine, insgeheim auf eine Heirath mit Marien und auf Annahme des Geſchäfts rechnete, und von der vertrauten Mittheilung, die er eben belauſcht, gar ſchlecht erbaut war.

Am folgenden Morgen blieb der junge Schotte aus; wenigſtens verging die Stunde, wo er ſeine franzöſiſche Semmel zu holen pflegte, ohne daß er kam. Mit einem Herzen voll Angſt und Liebe folgten Mariens Augen dem Weiſer an der Laden-Uhr; denn der Vater hatte ihr geſagt, daß, ſobald der Schotte wieder in den Laden käme, er mit ihm ſprechen wolle. Ein Gemiſch von Empfindungen durchkreuzte ihre Bruſt; jetzt trauerte ſie über die getäuſchte Hoffnung, dann freute ſie ſich des Aufſchubs, den das Außenbleiben ihr gewährte. Endlich trat der Bäcker mit Hut und Stock aus der Schreibſtube; er hatte ein Geſchäft in der City und konnte länger nicht warten. Das Herz ſank Marien, als ſie den Vater in einen Omnibus ſteigen ſah. Vielleicht eine halbe Stunde ſpäter ließ ſie das Biscuit fallen, das ſie Jemand reichen wollte, denn der junge Schotte ſtand in der Straße, nahe am Fenſter, die Augen feſt auf ſie gerichtet. Ihre Pulſe flogen bei dem Gedanken, daß er in nächſter Minute ihr gegenüber ſtehen, ſie den Klang ſeiner Stimme hören würde. Aber warum zögerte er? — der Laden war ja leer. Hatte er eine Vermuthung von dem, was ſie bewegte, was ihr Vater mit ihr geſprochen? Sie faßte Muth und blickte den Schotten an; aber ſeine ſorgenvolle Miene und ſeine eingeſunkenen Augen zeugten von tieferem Kummer als dem eines zwiſchen Hoffnung und Furcht bangenden Herzens. Auch hatte ihr Auge kaum dem ſeinigen begegnet, als er, ſtatt in den Laden zu kommen, ſich wegwendete und die Straße hinab eilte. Gleich darauf ging James durch den Laden, den Brodkorb über der Schulter, und obwohl Marie das für zufällig halten mußte, fühlte ſie ſich doch kalt überrieſelt, als ſie ihn mit langen Schritten dem Schotten nachgehen ſah. — Die Zeit hatte für Marien Blei an den Ferſen, und verrichtete ſie auch, was es im Laden zu thun gab, würde es ihr doch unmöglich geweſen ſeyn, zu ſagen, was ſie gethan. Dazu kam, daß das Wetter ſich änderte. Der blanke Sonnenſchein, der den Morgen vergoldet, barg ſich hinter dunkeln Wolken und es fing an zu regnen. Die arme Marie wurde ſo traurig und niedergeſchlagen, daß ſie mehr als einmal den Vorſatz faßte, ihren Vater aufzuſuchen. Begriff ſie dann aber, daß dies nicht bloß vergeblich ſeyn würde, ſondern ſie auch den Laden nicht verlaſſen könne, rollten ihr die hellen Thränen über die Backen. Endlich kam der Vater; kaum aber hatte Marie ihm den naſſen Hut aus der Hand genommen, als James eintrat und lachend rief: „Habe mir's immer gedacht, der junge Herr Schotte hält ſich eine Madame!" — Das war für Marien zu viel; ſie mußte den Laden verlaſſen.

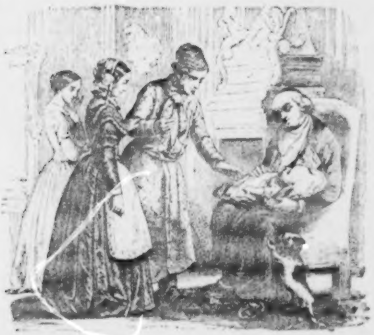


Der ehrliche Bäcker war kaum weniger erſchrocken als ſeine Tochter. Er tadelte ſich wegen ſeiner Voreiligkeit und überhäufte den Schotten mit Vorwürfen. „Junger Böſewicht!" rief er zornig; „hierher zu kommen und Elend in mein glückliches Haus zu bringen, und das, nachdem ich ſo freigebig gegen ihn geweſen und ſo viel für ihn thun wollte!" — Als jedoch die erſte Hitze verflogen, mußte er ſich geſtehen, daß, wenn Einer von ihnen Beiden zu tadeln ſey, ihn ſelbſt der härtere Tadel treffe. Hatte doch der junge Mann mit Marien nie von Liebe geſprochen, und was ſeine Blicke betraf, ſo war es wenigſtens nicht unmöglich, daß die bloß der künſtleriſchen Bewunderung ihrer Schönheit gegolten. Jedenfalls, ſagte ſich der Bäcker, ſey es unbillig, Jemand wegen ſeiner Blicke zu verurtheilen. „Und doch", ſagte er weiter zu ſich ſelber, „habe ich mein Lebtage nichts geſehen, das mehr wie Liebe ausſah. Ich möchte es geradhin unmöglich glauben, daß ich mich geirrt. Eher nehme ich an, daß James im Irrthum iſt; er war von jeher ein dummer, einfältiger Burſche. Ich will ihn ausfragen und dann mich ſelbſt des Näheren erkundigen." — Mit dieſem Entſchluſſe ging der Bäcker zu ſeiner Tochter; er verſchwieg aber, was er vorhatte, und bat ſie nur, auf ihrem Zimmer zu bleiben, indem James den Laden verſorgen ſolle. Marie ließ dies gern geſchehen, denn ſchon der Gedanke, einem Fremden unter die Augen zu treten, war ihr fürchterlich. Sie bildete ſich ein, Jeder müſſe auf ihrem Geſicht die eitle, thörichte Hoffnung leſen, die bis jetzt ihr Herz erfüllt und die ſie nunmehr bitter bereute.

Sobald der Bäcker von ſeinem Geſellen gehört, daß der junge Schotte in einem gemeinen Logir-Hauſe wohne, nahm er den Weg dahin, trat nahebei in eine Schenkſtube und fragte, wer Alles in jenem Hauſe wohne. Der Wirth, deſſen Hauptvergnügen darin beſtand, ſeine Nachbarn zu beobachten, erzählte treulich, was er in dieſer Beziehung wußte, und nachdem er jeder Perſon, die er nannte, mehr oder weniger Makel angehangen, fuhr er fort: „Ganz oben unterm Dache wohnt ein Schotte mit einer — nun ja, mit einer Dame, die Jedermann für das hält, was ſie wahrſcheinlich iſt, obgleich Keiner ſie geſehen hat. Sie kam in einem Miethwagen und war in Tücher und Mäntel und Schleier ſo verpackt, daß Niemand wegkriegen konnte, ob ſie jung oder alt, hübſch oder häßlich ſey. Zu ihrem Frühſtück hat ſie allemal Kaffee und eine franzöſiſche Semmel, die der junge Menſch ſelbſt nach Hauſe holt. Beim Frühſtück ſitzt ſie im vordern Zimmer und inzwiſchen macht Jenny das Bett. Mehr als einmal habe ich dem dummen Dinge geſagt, ich müſſe mich doch ſehr wundern, daß ſie gar nichts erfahren könne. Aber die Wahrheit iſt, der junge Mann bewacht die Dame wie ein Kettenhund, und ſo oft auch Suſanne verſucht hat, ſie Beide beim Frühſtück zu überraſchen, — kaum hat ſie angeklopft, ſo wird inwendig aufgeriegelt, der junge Mann prallt heraus und macht die Thür hinter ſich zu. Und ſo oft er ausgeht, ſchließt er die arme Perſon ein und nimmt den Schlüſſel mit. Das muß ſeinen Haken haben! Hinter ſo viel Geheimnißkrämerei kann nichts Gutes ſtecken!“

Der Bäcker bezahlte das Glas Porter, das er nicht getrunken, und ging langſam heim, wohl zwanzig Mal die Schlußworte des Wirthes wiederholend: „Hinter ſo viel Geheimnißkrämerei kann nichts Gutes ſtecken!“ — denn wie laut auch in ſeinem Innern eine Stimme zu Gunſten des jungen Schotten ſprach, doch konnte er ſich nicht bergen, daß der Schein ſtark wider ihn ſey. — In ſolchen Betrachtungen war er nahe an ſein Haus gekommen, als er hier eine Scene wahrnahm, die ihn faſt zweifeln machte, ob er vor ſeinem Hauſe ſtehe. Ein dichter Menſchenknäuel ſchob ſich gegen den Eingang; mit Rücken, Fäuſten und Ellbogen wurde gedrängt, geſchuppt, geſtoßen, und während Hunderte ſchrieen und fluchten, riefen Andere nach Polizeihülfe. Bald erſchien ein Polizeidiener, ein ſtarker, gewichtiger Mann, und wie der ſich Bahn brach, folgte der Bäcker. Was Letzterer hierauf im Innern des Ladens erblickte, bedurfte keiner Erklärung. Der Schotte ſaß auf einem Stuhle, niedergebeugt auf den Ladentiſch, die Hände vor dem Geſicht. James hingegen ſchwang triumphirend eine franzöſiſche Semmel, die, wie er behauptete, der Fremde geſtohlen und er ihm abgenommen. Des Bäckers Eintritt verwandelte die Scene. Er ſagte dem Polizeidiener, der Vorfall beruhe auf einem Irrthume, bat ihn, das Publikum zurückzuweiſen, und erſuchte den jungen, in Thränen gebadeten Mann, ihm in die Schreibſtube zu folgen. Dieſer that es, und tief ergriffen von der Güte des Bäckers erzählte er ihm ſeine Geſchichte. Sie war kürzlich die, daß ſeine Mutter, Tochter eines ſchottiſchen Grafen, unter ihrem Stand geheirathet, ihr Gemahl, um den Wechſel der Verhältniſſe ihr minder fühlbar zu machen, über ſein Einkommen gelebt und bei ſeinem Tode ihr wenig mehr hinterlaſſen, als den einzigen Sohn. Verſtoßen von ihrer Familie und zu ſtolz, Unterſtützung zu betteln, war die Wittwe mit ihrem Sohne nach London gekommen, wo er eine Anſtellung ſuchen ſollte. Hoffnungen waren erregt und getäuſcht, die Mutter krank, der Sohn in der Verzweiflung zu einem Schritte getrieben worden, der, ohne des Bäckers Dazwiſchenkunft, ihn für's Leben gebrandmarkt haben würde.

Der Bäcker ſchüttelte ihm die Hand und drang ihm zu Beſtreitung der nöthigſten Bedürfniſſe unter dem Titel eines Darlehns eine kleine Geldſumme auf. Aber ſchon vier Wochen ſpäter hatte der Bäcker ſeiner Tochter unweit London ein hübſches Landhaus gekauft, und derſelbe Tag, der dem jungen Schotten eine Anſtellung brachte, war der Vorabend ihrer Verbindung. Wenige Monate ſpäter legten ſie die Mutter in den Sarg, und nachdem



der Bäcker einen Enkel aus der Taufe gehoben, ſchloß auch er die Augen. S.

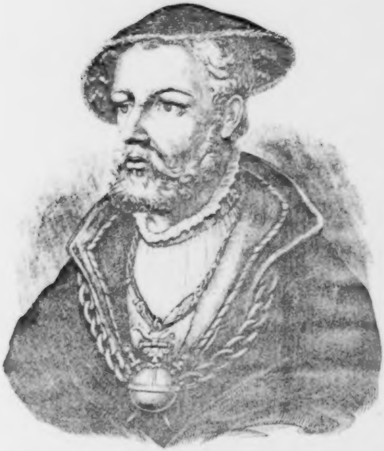
Der Kommunismus der Wiedertäufer.

Der Kommunismus iſt keine Erfindung der neueſten Zeit, er hat ſeit Jahrhunderten ſchon in den Köpfen Derer, welche ſich durch falſche Auffaſſung des Chriſtenthums verblenden ließen, Verwirrung angerichtet und machte einen Verſuch, ſich zu verwirklichen, bereits in einem kommuniſtiſchen Staat des ſechzehnten Jahrhunderts, dem Staat der Wiedertäufer zu Münſter. Auch der religiöſe Gedanke der Wiedertaufe war in jener Zeit nicht neu, aber es gelang ihm damals zum erſten Male, geſtützt auf die in den Handwerkerſtänden erregte Unzufriedenheit mit den Zielen und Zwecken der Reformatoren, eine geſchichtliche Geltung zu gewinnen. Die nothwendige Folgerung der perſönlichen Freiheit im Staatsleben ergiebt ſich unmittelbar aus dem Grundſatze geiſtiger Selbſtbeſtimmung des Menſchen, auf welchem die Kirchen-Reformation ruhte. Aber die Reformatoren traten dieſer Folgerung entgegen, um ihr Religionswerk nicht durch die weitere Bewegung aus den Fugen treiben zu laſſen. Nun warfen ſich die ſchwärmeriſchen Maſſen auf eine andere Folgerung aus jenem Grundſatze, als deren Erſcheinung die Wiedertaufe zu betrachten iſt, und dieſe Folgerung lenkte dann wieder ein auf das ſtaatliche Gebiet, indem ſie ſich mit der Idee eines Gottesſtaates auf Grundlage der Gütergemeinſchaft verband.

Die Wiedertäufer des ſechzehnten Jahrhunderts ſind, wie ſchon angedeutet, vorzugsweiſe in den handarbeitenden Klaſſen des deutſchen Volkes zu ſuchen und trugen ihre Anſichten von Landſtraße zu Landſtraße, von Herberge zu Herberge, in alle die kleinen Verbindungen ihres weitverzweigten Verkehrs. Wahres miſchte ſich darin mit Falſchem. So bekämpften ſie entſchieden die Lehre von der Erbſünde und ſtellten mit Ungeſtüm die Lehre von der Freiheit des Willens dagegen. Doch gerade mit dieſem Grundſatz geriethen ſie durch die ſpäter gepredigte Gütergemeinſchaft in Widerſpruch. Auch andere Widerſprüche finden ſich in den Anſichten der Wiedertäufer. So predigte der Kürſchnergeſell Melchior Hoffmann von der allgemeinen Verderbniß der Welt und behauptete, es gebe nur eine göttliche Natur in Chriſtus, die ſich nie mit dem Fleiſch der Jungfrau geeinigt haben könne, da alles menſchliche Fleiſch befleckt und verflucht ſey. Kurz darauf begegnen wir unter den Wiedertäufern dem weit verbreiteten und ſchwärmeriſch geglaubten Grundgedanken, die Natur des Menſchen ſey urſprünglich gut und unverderbt. Es war eben im Volk ein dunkler Drang erwacht nach einer nothwendigen Wiedergeburt des Volkslebens aus dem Geiſte, und dieſer dunkle Drang erging ſich in allerlei Gemüthsbildern, zu denen ebenſowohl eine bevorſtehende Verjüngung der Menſchheit wie andrerſeits der bevorſtehende Untergang der Welt gehörte. Es wühlte und tobte und gährte in den Geiſtern der Menſchen, und die durch ſolchen Drang hervorgerufene Sehnſucht der gedrückteren Klaſſen im Volke ſchloß ſich der wiedertäuferiſchen Bewegung an, welche in Folge deſſen den Regierungen als eine drohende Gefahr erſchien. Ein Edikt Kaiſer Karl des Fünften vom Jahre 1529 beſtimmte, daß Jeder, der ſich zur Wiedertaufe bekenne, mit dem Tode zu beſtrafen ſey, und auf Grund dieſes Edikts ließ Kurfürſt Johann von Sachſen in Jena drei Wiedertäufer enthaupten.

Die Grundgeſetze des Bundes, welche man bei den Verurtheilten fand, enthalten unter Anderem folgenden Hauptſatz: „In Kindern iſt keine Sünde, darum bedürfen ſie der Taufe nicht, ja die Taufe der Kinder iſt zu verdammen." Vom weltlichen Regiment heißt es: „Ein Chriſt kann nicht Obrigkeit, Fürſt oder Regent ſeyn, der mit dem Schwerte ſtraft. Chriſten ſollen keine Obrigkeit haben als die Diener des Worts. Ein Chriſt ſoll nichts Eigenes haben, ſondern wo man eine Brüderſchaft hat, ſeine Güter in gemeinen Gebrauch geben, wie die Apoſtel eine Gemeinſchaft hielten, von der geſchrieben ſteht in der Apoſtelgeſchichte." Auch hier wieder eine Miſchung von wahren und falſchen Gedanken, von Gedanken, welche eine ſpätere Zeit zum Theil durchzuführen, zum Theil in ihrer Naturwidrigkeit zu erweiſen berufen iſt. Die zuletzt mitgetheilten Sätze enthalten ein offen kommuniſtiſches Glaubensbekenntniß, und aus den Lehren und Aktenſtücken, wie aus den thatſächlichen Beſtrebungen der Wiedertäufer ergiebt ſich, daß ſie durch ihren Bund die Brüderſchaft der freien Gemeinde Gottes herzuſtellen trachteten, in welcher die Frommen und Unſchuldigen das Regiment führen ſollten.

Wir begnügen uns in Bezug auf die religiöſen Ideen der Wiedertäufer mit den vorſtehenden kurzen Angaben, um das Staatsleben in's Auge zu faſſen, das ſie auf jenen Ideen erbauten. Begründer deſſelben war der Schneider Johann Bockelſohn aus Leyden, der als Haupt der Wiedertäufer Johann von Leyden, der göttliche Prophet, genannt wird. Ihm und ſeinen Anhängern gelang es im Jahre 1534 gegen die Fürſtbiſchöflichen zu Münſter die Oberhand zu gewinnen und einen Geſellſchafts-Verband zu ſtiften, der auf dem Grundgeſetz der Gütergemeinſchaft ruhte. Man errichtete in Münſter ein großes Magazin. Bei Todesſtrafe wurde geboten, daß Jeder Alles, was er an Geld, Schmuck und Gut aller Art beſaß, in dieſes Magazin trage, in welchem es dann dem allgemeinen Gebrauch anheimgeſtellt wurde. Der Widerſpruch des kommuniſtiſchen Geſetzes mit der menſchlichen Natur ſollte ſich nur zu bald offenbaren. Es liegt nun einmal im Weſen



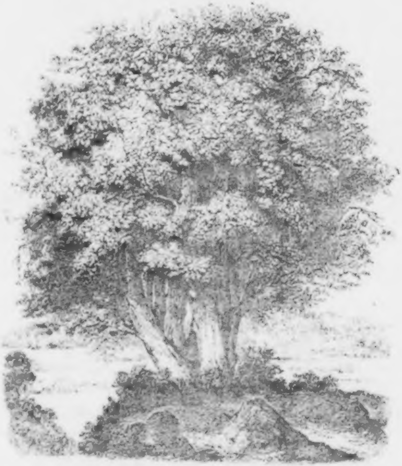
des Menſchen, Perſon zu ſeyn; ſie nimmt Alles, was ihm werth iſt, die Eigenſchaft des Perſönlichen an, und es heißt, die menſchliche Perſon in ihrer Freiheit, damit aber auch in ihrer Würde angreifen, wenn man das perſönliche Eigenthum vernichtet. Zahlreiche Antriebe zur Bildung, zur Arbeit, zur Betriebſamkeit, zur Erfindung gehen damit verloren; in den Münſter'ſchen Kommuniſten ſtellt uns die Geſchichte ein lehrreiches Beiſpiel vor Augen. Die materielle Gleichheit, die Gleichheit im Nichts- und Allesbeſitzen, die damit verbundene Aufhebung der perſönlichen Selbſtbeſtimmung brachte es bald zuwege, daß die Maſſe dahin ſtrebte, auch jeden geiſtigen Vorzug zu vernichten. Der Lebensunterhalt ward Allen mühelos geboten, die Bedürfniſſe ſanken zu rein körperlichen herab, und das geiſtige Bedürfniß, deſſen Befriedigung Mühen und Sorgen mit ſich führt, ward nicht mehr anerkannt. Man verbrannte auf öffentlichem Platze alle in der Stadt befindlichen Bücher, mit Ausnahme der Bibel, und zerſtörte einen Literaturwerth von 20,000 Gulden, damals ein Werth von außerordentlicher Bedeutung.

Aber nicht einmal die Gleichheit in Speiſe und Trank ließ ſich aufrecht erhalten, und die Bürger beklagten ſich, daß der zum König von Münſter erwählte Prophet Johann von Leyden das Beſte eſſe und trinke, der Gemeinde hingegen den Rath ertheile, Pferdefleiſch zu genießen. Die Mißſtimmung über ſolche Ungleichheit machte ſich im Aufruhr Luft, und deſſen Unterdrückung war mit empörenden Grauſamkeiten gepaart, durch deren Wiederholung ein Zuſtand der Barbarei in dem neuen Staate um ſich griff. Hierzu kam, daß die durch Entziehung des Eigenthums und Richtung aller Neigungen auf ſinnliche Befriedigung entwürdigte menſchliche Natur, wie ſie die Perſon an ſich ſelbſt nicht achtete, ſo endlich zur Behandlung menſchlicher Perſonen als Tauſchwaare fortſchritt. Wir meinen die zur Herrſchaft gelangende Vielweiberei und Vertauſchung der Weiber. Wo eine ſolche Unſitte einreißt, wo das Geſetz an der ſchwächeren und darum nur ſtärker zu ſchützenden Perſönlichkeit des Weibes ſich vergreift, da hört alle wahre Bildung auf und die Barbarei ſteht in der Blüthe. Natürlich dachte auch hierbei der König zuerſt an ſeine Befriedigung, welcher die ſchönſten Weiber dienen mußten; und dies erregte neue Unzufriedenheit, neue Aufſtände. Dennoch war die ſchwärmeriſche Verblendung der irregeführten Maſſen ſo groß, daß ſie gegen das herangerückte fürſtbiſchöfliche Belagerungsheer ſich hartnäckig und ausdauernd vertheidigten, immer von Neuem aufgeſtachelt durch die prophetiſchen Reden und gleißneriſchen Predigten Johann's von Leyden, eines Mannes von allerdings ungewöhnlichen Fähigkeiten. Verſprechungen, Verwünſchungen, Strafen der härteſten Art mußten freilich herhalten, um die abergläubiſche Menge ſelbſt unter Entbehrungen und Hungersnoth zum Kampfe zu bewegen, aber die Kraft des Wortes mußte erſtaunlich ſeyn, welche die abgezehrten Geſtalten noch zu fanatiſchem Widerſtande trieb ſelbſt gegen den ſchon eingedrungenen und erobernden Feind. Ihre Kräfte genügten nicht mehr; die Stadt fiel und die Sieger hielten ein furchtbares Strafgericht, von welchem namentlich Johann von Leyden und die Magiſtrate Knipperdollink und Krechting auf das Gräßlichſte getroffen wurden.

Aus der Leibeigenſchaft und dem auf den unteren Volksklaſſen laſtenden Druck ging, in Verbindung mit religiöſer Schwärmerei, der Kommunismus des ſechzehnten Jahrhunderts hervor: Folge der neuen Geiſtesbewegung auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens war nicht Gütergemeinſchaft, ſondern allmälige Umwandlung des Lehens in freies Eigenthum, Abſchaffung der Leibeigenſchaft. Der Kommunismus der Neuzeit erzeugte ſich unter, Gewerbe und Handel belaſtenden und hemmenden, Schranken: aber wiederum wird nicht Gütergemeinſchaft das Ergebniß der bevorſtehenden Reformen ſeyn.

ſondern eine erweiterte Ausdehnung und erleichterte Gewinnung des Eigenthums durch Freiheit der Arbeit und des Austauſches, der Gewerbe und des Handels. A. G.

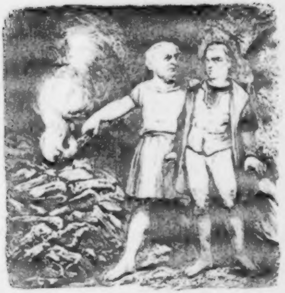
Die neun Linden.



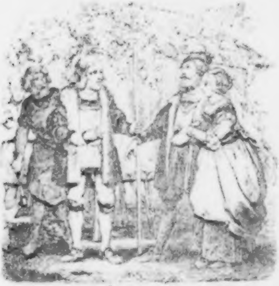
Eines der merkwürdigſten deutſchen Gebirge iſt der **Kaiſerſtuhl**. Er erhebt ſich im Rheinthale bei Freiburg im Breisgau, dicht am Rheine, völlig inſelhaft von allen andern Gebirgszügen des nahgelegenen Schwarzwaldes abgetrennt, und ſtreckt ſich etwa über drittehalb Geviertmeilen. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieſes Landſtriches bezeugt der Umſtand: daß ſich in dieſem Gebirge allein fünfundzwanzig Ortſchaften erheben, meiſt Dörfer, welche der Größe nach Städtchen gleichkommen, unter denen vier wirkliche Städte ſind, wie die ehemaligen Reichsſtädte Burkheim, Riegel, Endingen und Breiſach. Obſt und Wein gedeihen hier wie irgend in Deutſchland. Viele Pflanzen, die ſonſt nur ſpärlich oder gar nicht vorkommen, wachſen hier in üppiger Fülle, und locken den Kräuterſucher zur Fahrt an. Auch der Steinkundige findet eine reiche Ausbeute ſeltener Mineralien, beſonders ſolche, die auf ein inneres Feuer deuten, welchem das Gebirge ſeine Entſtehung zu verdanken hat. Lange waren die Gelehrten dieſes Feuers wegen in Streit, bis Leopold von Buch's Unterſuchungen über die Erhebungs-Inſeln erwieſen, daß auch hier eine ſolche Berg-Inſel durch unterirdiſches Feuer entſtanden, ohne daß ein wirklicher Feuer-Ausbruch Spuren hinterlaſſen. Der Thalkeſſel zwiſchen Vogtsburg, Schebingen, Oberbergen und Rothweil, um welchen die höchſten Spitzen: die Neun-Linden, die Eichel-Spitze, die Katharina-Spitze, liegen, iſt der wahrſcheinliche Feuerherd, durch welchen alle dieſe Erhebungen bewirkt worden ſind. — Die Neun-Linden-Spitze mißt 1730 Fuß Erhöhung über der Meeresfläche, die Eichel-Spitze 1600 Fuß, die Katharina-Spitze 1500 Fuß; eine Menge anderer Berge, welche um dieſe herum liegen, flachen ſich allmälig ab, bis Breiſach auf ſeinem frei ſtehenden Felſen ſich 650 Fuß, der nebenan liegende Berg, welcher die märchenhafte Burg des getreuen Eckarts trägt, auf 770 Fuß erhebt.

Der Freund der ſchönen Natur findet in der kurzen Gebirgsſtrecke eine außerordentliche Menge ſchöner Ausſichten und mannigfaltiger Landſchaften. Von den obengenannten Höhen überblickt man die weite Gegend, hat man herrliche lebendige Rundgemälde, überſchaut man das Rheinthal, wie es von einer Seite vom Schwarzwalde, auf der andern vom Wasgau begrenzt wird. Die Haupthöhen beider Gebirgszüge, die Thal-Einſchnitte, treten ganz deutlich hervor, und hell glänzen die Burgen und Sommerſitze, die an deren Abhange erbaut ſind. Der Rhein erglänzt, von den Bergen des Jura's an, die noch deutlich zu ſehen ſind, bis zu der Ebene von Straßburg, deren Münſterſpitze ebenfalls ſich dem unbewaffneten Auge zeigt. — Von den Höhen hinabſteigend an den Hängen nach dem Schwarzwalde zu, erblickt man prächtige Rebengewinde; im Innern des Bergkeſſels ſieht man aber öde Felſenmaſſe dicht neben üppigen Waldungen und fruchtbaren Feldern. Nach dem Rheine zu drängen ſich wieder üppige Obſthalden und Rebengelände. — Der Rhein, der, wie ſchon geſagt, zahlloſe Eilande bildet, oft in drei bis vier Armen übereinander ſichtbar wird, der an einer Seite das Flachland des Elſaſſes, an der andern die deutſchen Felſen-Ufer beſpült, ſtrömt noch ganz in ſeiner Jugendkraft, hat noch die ungetrübte blaue Farbe, die ihn in der Schweiz auszeichnet. Der raſchere Lauf macht ihn bald laut aufrauſchend, bald kniſternd aufkochen, ſo daß der Reiſende, der ihn in ſchwankem Kahn hier zum erſten Male befahrt, nicht ohne Schauder das ſchöne Schauſpiel genießt. An die herrlichen Landſchaften knüpfen ſich überdies eine Fülle geſchichtlicher Erinnerungen und Sagen, welche die Fahrt doppelt angenehm machen. Bei Ihringen ragen viele altkeltiſche Grabhügel, deren Ausbeute Kunde giebt von dem vordeutſchen Urvolke. Der Eckartsberg gemahnt an eine der deutſchen Urſagen, Breiſach an die traurigen Begebenheiten im verwichenen Jahrhundert. Die Trümmer der Burgen Höhningen, des in ſeinem Sturze noch kecken Sponeck, des maleriſchen Limburg erinnern an den Bauernkrieg, der hier das Ritterthum niederwarf. Letztere Burg überdem noch an Rudolph von Habsburg, welcher hier geboren ſeyn ſoll. Die höchſte Spitze des ganzen Gebirges verdankt ihren Namen einem uralten Lindenbaume, der ſich gerade auf ihrer Kuppe erhebt und in Manneshöhe ſich in neun gewaltige Aeſte theilt, von denen jeder ſchon einen beträchtlichen Baum abgeben könnte. Im engeren Sinne nennt man die, mit dem alten Baume gekrönte Spitze den Kaiſerſtuhl.

Eine der alten Sagen berichtet über dieſen Namen: Vor nun altersgrauen Jahren ſey ein deutſcher Kaiſer einmal ſo vom Feinde in die Enge getrieben worden, daß er nicht mehr das offne Feld halten konnte und Verborgenheit ſuchte in den Schluchten jenes Gebirges. Zu dieſer Zeit lebte ein Köhler im gegenüber liegenden Schwarzwalde, gerade wo der Roßkopf ſich nach dem Rheinthale zu abflacht. Dieſer Mann bemerkte, als er auf einer Berghöhe den Kohlen-Abfall wegräumte, wo er einen Meiler ausgebrannt hatte, große glänzende Metallſtücke, welche er alsbald genau unterſuchte. Er fand, daß es geſchmolzenes Silber war, und vermuthete, es ſeyen Silberſtufen in den Meiler gerathen. Emſig unterſuchte er nun die Steine und war bald ſo glücklich, einen Felſen zu entdecken, den reiche Silber-Adern durchzogen. Nach und nach beutete er nun dieſe Adern aus, legte ſich einen Schatz bei Seite, wie ihn mancher Fürſt derzeit nicht beſaß, ohne daß er bei ihm vermuthet wurde. — Da der Kaiſer nun gerade verzweifelte, ſich durch eigene Mittel helfen zu können, ſandte er Herolde in das Land, zu verkündigen: daß Der, welcher den Kaiſer und ſein Reich rette, des Kaiſers junges Töchterlein als Ehgemahl erhalten ſolle. Ein ſolcher Herold zog auch am Schwarzwald entlang, brachte ſeine Botſchaft den am Walde hauſenden Bauern, von denen ſie der Köhler erfuhr. Dieſer hatte einen einzigen Sohn, einen hübſchen, kräftigen Burſchen von fünfundzwanzig Jahren. Der Köhler rief dieſen Sohn abſeiten, ermahnte ihn, dem Kaiſer zu helfen, und um deſſen Töchterlein zu werben. Obſchon der Jüngling hohen Muthes war, erſchrak er doch vor dem Anſinnen, welches ſein Vater allen Ernſtes vortrug. Daß derſelbe den Verſtand verloren haben könne, war ſein erſter, ihn erſchütternder Gedanke, bis der Alte ihn an ſeine wohlverwahrte Berghöhle führte und ihm den reichen Hort zeigte. Der Jüngling



lernte jetzt gemach in die Abſichten ſeines Vaters eingehen, rüſtete und waffnete ſich, und regte ſeine Geſpielen alle an, ein Gleiches zu thun. Dann lud er den größeren Theil des Hortes auf Wagen und führte dieſelben, an der Spitze ſeiner Kameraden fechtend, in raſchem Zuge in das Gebirge, dem Kaiſer zu. Der verzweifelnde Herr wandte den Hort alsbald dazu an, ſich eine Menge Söldner zu werben und rückte mit dieſen, durch die tapfern Schwarzwald-Bewohner verſtärkt, dem Feinde kühn auf den Leib. Ein Sieg bereitete den andern vor, ſo daß der Kaiſer bald wieder vermochte, in ſeinen Reichsſtädten in Macht und Frieden Hof zu halten. Vom Glücke begünſtigt vergaß er nicht das Gebirge, dem er den Namen Kaiſerſtuhl beilegte, vergaß er nicht das Wort, welches er im Unglück verpfändet. Er ſchlug den jungen Köhler zum Ritter und gab ihm wirklich ſeine Tochter, die deſſen wohl zufrieden war, zum Gemahl. Der Köhler führte nun ſeine Gattin in die Heimath, in welcher er zum Lohne ſeiner Tapferkeit und Treue durch den Kaiſer reiche Ländereien und Beſitzungen erhielt. Hier erbaute nun der junge Held, auf derſelben Stelle, wo ſeines Vaters Köhlerhütte geſtanden, von dem Ueberſchuſſe des Hortes die Burg Zähringen, in welche er dann mit ſeinem Gemahl einzog. Der kaiſerliche Vater, als e nun ſeine Kinder beſuchte und ſich des ſtattlichen Schloſſes erfreute, ernannte den Schwiegerſohn zum Herzog von Zähringen und belehnte ihn mit der Herrſchaft über den ganzen Breisgau. — Von dieſem ritterlichen Köhler, ſchließt die Sage, ſtammen noch die heutigen Herzoge von Zähringen ab welche in dem Großherzogthum Baden herrſchen und mit den bedeutendſten europäiſchen Fürſtenhäuſern verwandt ſind. W. v. W.



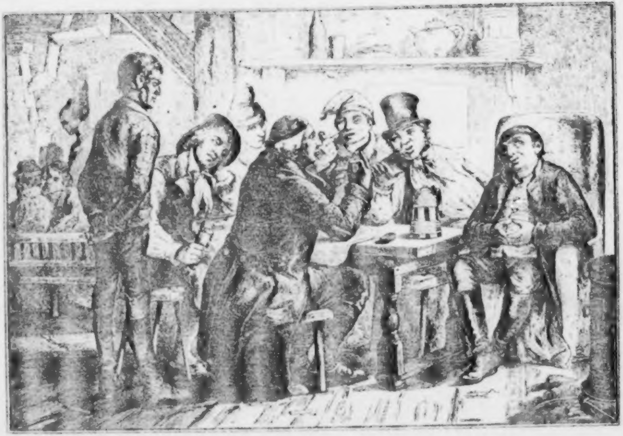
Irrlicht und Zeitgeiſt.

Der wackere Krey, Schulmeiſter in einem ſächſiſchen Dorfe, ließ es ſich von jeher angelegen ſeyn, den Nachbaren über die Erſcheinungen der Zeit eine Leuchte aufzuſtecken, und es machte die Bauern ſtets kernvergnügt, wenn er zuweilen, denn oft geſchah's nicht, auch im Kruge und bei dem Kruge zu finden war. Während des Winters von 1848 zu 1849 geſchah's weniger ſelten als ſonſt, denn es entging ihm nicht, daß ſich, wie allerwärts, ſo auch in dieſem Dorfe, Herumzügler bemühten, in Aufregungs-Verſuchen die verwirrten Köpfe bis in's Aergſte hinein zu vermehren. Indeß hatte Krey ſchon im Allgemeinen vor den wandernden Verführern und Irrlichtern vielfältig gewarnt, und von Letzteren etliche beſonders genannt.

„Da iſt", ſagte er, „erſtens: das Hauptwort Freiheit, was man aber gewöhnlich zu einem ohnhäuptigen macht durch falſche Erklärungen. Die Freiheit lebt nur im Geſetz; wer das Geſetz nicht achtet, beſchränkt und verletzt die Freiheit Anderer auf dieſe oder jene Weiſe; wer aber die Freiheit Anderer nicht achtet, kann nicht verlangen, daß man die ſeinige achte, und wenn nun Alle die Freiheit, das heißt: die ſie ſchützenden Geſetze, nicht achten, ſo iſt es klar, daß Keiner mehr wahre, ehrliche Freiheit. Recht

und Sitte nirgends mehr Halt und Zuflucht haben kann. — Da iſt zweitens: die Volks-Souverainetät. Das iſt ein Ding, wobei Jeder ſeinen Willen haben will. Nun überlegt einmal! Es hat Einer von Euch trocken liegendes Land, der will, daß es heut regne; der Nachbar hat mehr feucht Land, der will, daß es nicht regne; der Schiffer will heut Wind, der Wanderer ſtill Wetter; der Glaſer will Hagel, denn er zerſchlägt Scheiben, der Landmann will ihn nicht, denn er vernichtet die Hoffnung auf Erndte. Nach den kleinen Verhältniſſen könnt' ich an den größeren Euch hundertfach verſchiedene Willen nachweiſen, und ſollten ſie alle zur ſelben Zeit erfüllt werden, ſind ſie ſo ziemlich Keinem zu gewähren. Wie wir aber unſern Willen unterordnen müſſen, Gott gegenüber, ſo müſſen wir's auch des Landes Ordnung gegenüber; dieſe allein ſoll unumſchränkt, das heißt: ſouverain herrſchen durch das Geſetz, und jede Souverainetät, die ſich dem entzieht, iſt ein Verbrechen, was der Fürſt bis zum Tagelöhner hinab begeht, wenn er nicht dem Geſetz ſich unterwirft. — Da iſt drittens: die Befreiung von allen Abgaben und Laſten. Jeder lebt im Verkehr mit Anderen, und der Staat, der Geſetz, Recht und Volkswohl im Gange und Fortſchritt erhalten ſoll, lebt durch das gemeinſame Beſtreben Aller. Wer ſich von dieſem Beſtreben losſagt, wer Abgaben und Laſten, die dem Staat, der Gemeinſamkeit zu gute kommen, nicht mittragen mag, der verlangt, daß den Anderen mehr noch aufgebürdet werde, und das iſt eine ſchreiende Ungerechtigkeit. — Da iſt viertens das Irrlicht: Republik, womit man unter allerlei Trug-Namen Welt und Menſchen im Schwindel umreicht. Von dieſem Irrlicht wird jetzt zumeiſt geſchwatzt, und es enthält eigentlich, wenn man die heutigen Zuſtände kennt, alle Irrlichter im tollſten Bunde oder als Ausbund, da für uns nichts Einigendes und Haltbares darin zu finden iſt, wie auch die Weltgeſchichte nichts Einigendes und Haltbares darin gefunden hat. Die neueſten ſogenannten Republikaner reiten entweder in Schwärmerei ihr Steckenpferd tollweg, oder ſie denken nur an ſich, an die Ergiebigkeit ihres Narrenthums, an die Aemter, die ſie ſich zueignen wollen, und weil jetzt faſt Jeder nur an ſich denkt, iſt eine Republik nicht auf vierzehn Tage, viel weniger auf die Dauer möglich. Republik iſt der Verein ſolcher Menſchen, die ihr eigenes dem allgemeinen Wohl opfern können, und ſchon die, aus dem Mangel an Kraft des Gottesglaubens und der ehrwürdigen Geſetze des Herzens für Treue und Sitte hervorgegangenen ohnhauptigen Haupt-Forderungen dieſer Tage, der maaßloſe Dünkel unter dem Namen Freiheit, die unmögliche Volks-Souverainetät, die geforderte Befreiung von Abgaben und Laſten beweiſen, daß die Republiks-Gelüſte das Allerärgſte der Irrlichter ſind. Wenn Euch Einer dieſe Republiks-Gelüſte mit Worten wie Bomben einprägen möchte, bald genug würdet Ihr erfahren, daß nur Thaten wie Spreu darauf folgen können, und Ihr durch die ſich jetzt umtreibenden Irrlichter in tiefen Sumpf gerathet, dann auch wohl gar darin ſtecken bleibt und untergeht.“

So ſprach Krey im Allgemeinen, und nahm dann gelegentlich jede Begebenheit zum Anlaß, ſeine Anſicht weiter zu entwickeln. — Nun geſchah es, daß er eines Abends im Kruge einen Herumzügler, einen Handels-Reiſenden in Geſchäften des neueſten Unſinns antraf, einen Gewerbsmann, deſſen „Recht auf Arbeit“ darin beſtand, daß er glaubte, Jeder müſſe ſich von ihm ein Brett vor den Kopf legen laſſen. Er ſchwatzte über die gang und gäben Schlagwörter — das ſind ſolche, durch welche die Volks-Vernunft zuweilen vom Schlage tödtlich getroffen wird — ganz ſo, wie wir es in Klubbs und Volks-Verſammlungen, auch wohl in Kammern und National-Verſammlungen in Fülle gehört haben. Krey ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, um den Bauern die hohlen Schelmen-Künſte des Verführers zur Einſicht zu bringen; der aber, wenn er nun merkte, er komme mit ſeinen Finten gegen den derbhausbackenen geſunden Verſtand des ehrlichen Schulmeiſters nicht auf, ſchob dann immer den „Zeitgeiſt“ als den gebietendſten Alleinherrſcher vor und meinte, damit Alles und ſogar noch mehr bewieſen zu haben. Nun aber ſprach endlich Krey: „Laſſen Sie, Herr Abgeſandter des Geſpenſtes, welches Sie Zeitgeiſt zu nennen belieben, mich einmal ordentlich zu Worte! Der Zeitgeiſt war ſonſt, als die zur Vernunft berufenen Erdbewohner, auch wenn ſie ſich halbwegs weiſe dünkten, noch beſonnen, erwägend und beſcheiden waren, eine allmälig günſtig wirkende, jetzt aber iſt's eine maulaufſperrende vorlaute Macht, welche ſich der Mängel und



Nebentriebe des verbauerten Menſchenhaufens der Schwachen bemeiſtert, und ihn mit allerlei Kniffen und Täuſchungen zu den größten Widerſinnigkeiten und ſchmählichſten Zerrüttungen antreibt. Da werden alle Suchten und Trotzigkeiten aufgewiegelt, um Jeden, der dieſem ſogenannten Zeitgeiſt nicht ohne Weiteres unterthänig werden will, zu verdrängen oder zu vernichten. Unſer neueſter Zeitgeiſt hat demnach ſeine eigenthümliche Moral, „wonach ſämmtliche bisherige Moral ein Gebrechen iſt; er hat ſein eigenthümliches Geſetzbuch, worin weiter nichts ſteht als: feſte Geſetze will ich deshalb nicht, weil mein Wille Geſetz iſt; er hat auch ſeine eigenthümliche Sprache, indem er mit Worten, die Jeder anders verſteht, die Einheit und Einigkeit der Völker ganz gewiß zu erreichen verſpricht. Der neueſte Zeitgeiſt bildet, indem er die Menſchen mit Netzen umzieht, in denen er alle Unzurechnungsfähigen — alſo die ungeheuerſte Mehrheit — fängt, einen eigenen Staat, der in der Maſſe fürchterlich, im Einzelnen verächtlich, und im Ganzen eben ſo verworren als jammervoll und verderblich iſt. Ein eigen Ding, der jetzige Zeitgeiſt! Mit dem Herzen ſpielte er ſo lange, bis er es verlor, und den Verſtand hat er in eine Sparbüchſe gelegt, die er noch nicht wiederfinden kann. Sehen Sie, Herr Ankömmling, das iſt meine Anſicht über Ihre Sorte von Zeitgeiſt, der für alles Gute und Tüchtige in unſern ererbten Einrichtungen und Verfaſſungen blind und demnach unſre ſämmtlichen Vorfahren zu Dummköpfen machen will. Er jedoch meint in ſeinem Dünkel, ſo ſcharfen Blickes zu ſeyn, daß er angeblich für die Zukunft ſchon überparadieſiſche Zuſtände ſieht, die niemals möglich waren und niemals möglich ſeyn können. — Euch aber" — ſo wandte er ſich zu den aufhorchenden Bauern — „Euch will ich ein Geſchichtchen vorleſen, was Euch ſagt, wie man den ſogenannten Zeitgeiſt zu betrachten und zu behandeln hat!" — Hienach las Krey das Folgende:

„Der alte William Smith, ein wohlhabender Land-Beſitzer in Kentucky, hart an den Alleghani-Bergen, feierte, umgeben von Kindern, Kindeskindern und Nachbaren, das Halbjahrhundert-Feſt ſeiner erſten Anſiedelung. Als ſie nun Abends am Kaminfeuer ſaßen und über Ackerbau, Handel und Geſetze ſprachen — wie es Amerikaner thun — ſo kam auch die Rede auf den Zeitgeiſt, und ſie ſtritten hin und her darüber: ob man ſich ihm fügen oder ihn bekämpfen müſſe? — Da nahm der alte William das Wort und ſagte: „Kinder, ich will Euch erzählen, wie es uns — dem Henri Davis, dem John Bruce und mir — erging, als wir uns vor fünfzig Jahren, Jeder hier hart am Gebirge, ankauften. Damals bedeckte noch Alles, Berg und Ebene, dichter Wald. Wir lichteten ihn, rodeten die Wurzeln aus, machten das Land urbar, bauten uns Häuſer und Ställe, ſäeten und hofften auf Gottes Segen. Als nun aber der Winter heran kam, da fiel gewaltiger Schnee auf den Bergen; wir fürchteten, daß im Frühjahr die wilden

Gebirgs-Gewäſſer unſre Mühe zu Schanden machen würden, und Jeder überlegte, wie er ſich dagegen ſichern möchte. Der John Bruce glaubte: Alles ließe ſich zwingen, wenn man nur eiſernen Willen hätte und Kraft anwendete. Sobald der Frühling die Erde in der Ebene und auf den niedrigen Bergen aufgethaut hatte, oben aber noch Alles kalt und ſtarr war, ſchüttete er vor der Bergſchlucht, wo das Gebirgswaſſer zu ihm herunter kommen mußte, wenn oben der Schnee ſchmolz, einen mächtigen Wall auf, rammte Pfähle ein, ihn zu halten, und meinte: nun ſolle das Waſſer ſchon oben in der Schlucht bleiben, bis es durch die Sonnenhitze verdunſten würde. — Mein Nachbar Henri Davis ließ vor der Bergſchlucht, die zu ſeinen Aeckern hinunter führte, zwar ebenfalls ſolch einen Wall machen; da er aber doch auch fürchtete: das Land, wenn es im Frühjahr ganz ohne Wäſſerung bliebe, würde zu trocken werden, ſo ließ er in dem Wall kleine Oeffnungen, damit der Bergſtrom nur hier und da, als kleiner Bach ſich durchwindend, hinab rieſeln und ſeine Felder erfriſchen und befruchten ſollte — Ich aber dachte bei mir: Ein Bergſtrom iſt zu mächtig für Menſchenwerk; John Bruce's Wall wird ihn nicht aufhalten, und Henri Davis' Oeffnungen an dem ſeinigen wird der Strom bald größer machen, als dem Henri lieb ſeyn möchte. Das Gebirgswaſſer iſt aber, bei der großen Hitze hier unten, auch Gottes Segen. Ich ging alſo an die Arbeit, wie es allmälig anfing wärmer zu werden, und zog von der Gebirgsſchlucht, wo ſie ſich gegen meine Aecker öffnete, einen breiten und tiefen Graben quer durch mein Land, faßte ihn gehörig mit Holz ein, daß ſeine Seitenwände nicht fortgeſpült werden konnten; unten aber, wo ich dachte, daß das Waſſer ſeine Gewalt wohl würde verloren haben, machte ich eine Schleuſe und zog kleine Seitengräben durch meine Felder und Wieſen nach den Teichen, die darauf ſich befanden. — Als nun der Mai heran kam und der Schnee zu ſchmelzen begann, da ging es erſt bei Henri Davis recht gut; der Wall hielt den Strom auf und durch die Oeffnungen rieſelten kleine Bäche hinab auf ſeine Felder; bald kam aber von oben herab immer mehr Waſſer, der geſammte und dadurch erkräftigte Bergſtrom bohrte die Oeffnungen immer weiter aus, die hinabrieſelnden Bäche wurden zu kleinen Strömen, die mit Gewalt auf die Felder heran ſtürzten und ſie überſchwemmten, weil ſie unten kein Grabenbette, keinen Abfluß fanden; nun war es zu ſpät, ſie zu leiten und zu vertheilen, und im Juni waren die urbar gemachten und aufgelockerten Felder ein Sumpf geworden, der ſtatt Korn nur Binſen trug. Henri's Vieh erkrankte des ſchlechten Futters halber und kam um, Fröſche und Unken nahmen deſſen Stelle ein, und die Luft ward ſo ungeſund, daß der arme Henri, von Kummer gebeugt und ein armer Mann geworden, ſich hinlegte und ſtarb. — Mit John Bruce ging es zuerſt vortrefflich; ſein Wall hielt im Mai und Juni aus und hinter ihm ſtand der Bergſtrom gefeſſelt, die Schlucht war in einen See verwandelt. John Bruce triumphirte; aber ſchon im Juni fehlte es ſeinen Aeckern und Teichen an Waſſer, die Saaten und Wieſen verdorrten und das Vieh verhungerte und verdurſtete. Als aber nun noch dazu im Juni oben im Gebirge die Gewitterregen kamen, da ward der See hinter dem Walle höher und untergrub heimlich den Wall immer mehr. Endlich in einer Nacht, nach einem heftigen Gewitter in den Bergen, warf der zum See gewordene Bergſtrom den Wall über den Haufen, die ganze Waſſermaſſe ſtürzte mit wüthender Gewalt auf John's Grundſtück hinab, zerſtörte ſein Haus, und John Bruce verlor ſein Leben in den Wellen. — Als ſich dagegen in meiner Bergſchlucht das Schneewaſſer einfand, ſo lief es in den Graben, den ich gezogen, ungehemmt, aber gehörig eingefaßt, und alſo ohne Gewalt vom Anfang des Frühjahrs an nach und nach hinab. Ich gab auf meine Schleuſe wohl Acht; kam einmal zu viel, ſo öffnete ich ſie und ließ das Waſſer weiter ſtrömen; war es nicht zu viel, ſo ſchloß ich die Schleuſe und das Waſſer ergoß ſich in die Seitengräben, erquickte meine Felder und Wieſen und füllte Teiche und Seen. So hatte ich denn gar keine Noth davon; meine Felder und Wieſen gaben eine reiche Erndte, und als oben im Gebirge der Schnee fort war, ging ich hinauf, leitete alle Quellen, die ich oben fand, gleichfalls in meinen Graben, und hatte nun auch während der dürren Zeit noch ſo viel Waſſer darin, daß ich an der Schleuſe die Mühle anlegen konnte, die ihr dort erblickt. — Seht, lieben Kinder und Nachbaren, ſo iſt es auch, denke ich, mit dem Zeitgeiſt. Die Zeit iſt das Gebirge, und die Meinungen der Menſchen, die ſich in ihr entwickeln, ſind das wilde Gebirgswaſſer. Für eine Weile könnt ihr's wohl zum Stillſtande bringen; aber unterdeſſen verkümmert das Land und am Ende reißt der Strom die Dämme doch ein, und kein Haus iſt ſo feſt, daß es einem ſolchen wüthenden Waſſerſchwall unverſehrt widerſtehe. Wollt ihr es hemmen, laßt ihm aber hie und da kleine Löcher, iſt es eben ſo ſchlimm und führt wohl noch früher zu Unheil; das habt ihr an Henri Davis geſehen. Darum, wenn Einer von euch einmal Einfluß auf die Regierung erhalten ſollte, ſo kann ihm der alte William Smith keinen beſſern Rath geben, als daß er dem Zeitgeiſt ſeinen Lauf laſſe, aber dies Bergwaſſer gehörig einfaſſe und leite; dann wird es dem Lande gewiß nicht Schaden, ſondern Segen und Ruhm bringen."

Unſer Schulmeiſter Krey, nachdem er dies geleſen hatte, bemerkte nun noch: „Hier iſt begreiflich zuletzt von dem wirklichen Zeitgeiſt die Rede, nicht bloß von dem Popanz der Meinungen, den man jetzt zur Schau trägt und dem Ihr huldigen ſollt als Eurem Herrn und Meiſter. Er kann Euch nicht einmal zur Scheuche dienen, um Eure Felder und Euer Eigenthum zu ſchützen; denn Die, welche dieſen Popanz im Lande herumtragen und ihn überall aufſtellen wollen, betrachten ihn nur als Hülfsmittel, um gelegentlich ſelbſt über Euer Eigenthum herfallen zu können, ſobald ſie Euch nur mit ihren Schlagwörtern thörig und willig gemacht haben. Und nun zur guten Nacht noch den Spruch:

„Glaubt es feſt, daß heut'ger Zeitgeiſt
Richt'ger oft und kurz nur Neid heißt;
Dieſer nennt Errungenſchaften
Dann, was kecke Jungen ſchafften!“

Danach grüßte Schulmeiſter Krey freundlich ſeine Nachbarn, und er würde auch den verführeriſchen Herumzügler gegrüßt haben, wenn dieſer nicht ſo eben ſchon zur Thür hinaus geweſen wäre.

Fr. Bertram.

Electro-magnetiſche Rotationsmaſchine.

In neuerer Zeit iſt die Heilung durch Galvanismus, vorzüglich bei rheumatiſchen Leiden, oft mit Glück verſucht worden. Die Aerzte, die ſich dieſer Heilart bedienen, gebrauchen dazu eine Maſchine, deren Namen wir als Ueberſchrift ſetzten. Die Grundſätze, auf denen ihre Einrichtung beruht, und die Art, wie ſie in Thätigkeit tritt und wirkt, ſoll im Folgenden kurz dargelegt werden. — Der geneigte Leſer dieſes Jahrbuches wolle ſich aber zuvor das, was wir im Jahrgange 1848 über den electro-magnetiſchen Telegraphen berichteten, vergegenwärtigen. Wir ſahen dort, wie Electricität durch Berührung verſchiedener Metalle erregt, und wie ein weiches Eiſen, mit Kupferdraht umwunden, magnetiſch wird, wenn ein galvaniſcher Strom durch eben dieſen Kupferdraht hindurch geht.

Denken wir uns jetzt eine Hülſe von Holz, Pappe oder dergleichen, um die ein mit Seide beſponnener Kupferdraht in Schraubengängen gewunden iſt (Fig. 1), und deſſen beide Enden a und b verbunden ſind. In die Oeffnung c dieſer Hülſe werde eine zweite Hülſe (Fig. 2) von geringerem Durchmeſſer, ebenfalls mit Kupferdraht umwunden, geſteckt und dieſe Draht-Enden d und f mit den Polen einer galvaniſchen Säule verbunden. Alsdann wird der galvaniſche Strom (Fig. 3) von dem poſitiven

Fig. 1.

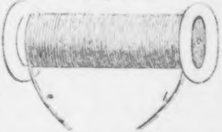


Fig. 2.

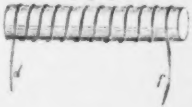
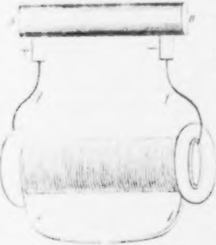


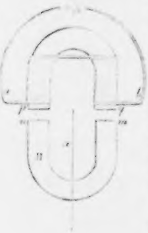
Fig. 3.



Pol der Säule **A B** durch den Draht **d** in den Schraubendraht der inneren Hülſe, und von da durch **f** nach dem negativen Pole ſeinen Lauf nehmen. Dieſer Strom erregt (inducirt, wie die Phyſiker ſagen) in dem Draht der oberen Hülſe (Inductions-Spirale), wenn ſeine Enden nur in leitender Verbindung ſind, einen augenblicklichen Strom (Inductions-Strom), der aber eine dem erſteren, inducirenden Strome entgegengeſetzte Richtung hat. Wird der inducirende Strom unterbrochen, ſo entſteht in der Inductions-Spirale abermals ein Strom, der aber jetzt dieſelbe Richtung, wie der Hauptſtrom, verfolgt. Bei jedem Oeffnen und Schließen der galvaniſchen Kette entſteht alſo in der Inductions-Spirale ein beſonderer, galvaniſcher Strom, der ſich als Oeffnungs- und Trennungsſchlag einem Menſchen kund thut, welcher ſich zwiſchen die Enden des Inductions-Drahtes eingeſchaltet hat. Durch ſchnell auf einander folgendes Oeffnen und Schließen kann die Empfindung in dem Körper bis zum Unerträglichen geſteigert werden.

Man hat dieſe Inductions-Erſcheinungen zu Heilungen benutzt, indem man entweder den leidenden Theil oder den ganzen Körper zwiſchen die Enden des Inductions-Drahtes einſchaltete, und durch eine beſondere Verrichtung den inducirenden Strom ſchnell hinter einander unterbrach und wieder verband. Mancherlei Unbequemlichkeiten fanden ſich aber hierbei, beſonders das Beſchaffen und Inſtandhalten der galvaniſchen Säule. Man ſuchte ſich daher anders zu helfen. — Bei dem electro-magnetiſchen Telegraphen ſahen wir ein Stück weiches Eiſen dadurch magnetiſch werden, daß ein galvaniſcher Strom es umkreiste. Man ſchloß alſo ſo: „Wenn weiches Eiſen durch einen es umkreiſenden galvaniſchen Strom magnetiſch werden kann, ſo muß ein kreiſender (rotirender) Magnet wohl auch einen galvaniſchen Strom erregen (induciren) können.“ Dies beſtätigte ſich. Ein hufeiſenförmig gebogenes Stück weiches Eiſen ſey mit Kupferdraht umwunden, deſſen beide Enden **a** und **b** einander ſehr genähert werden (Fig. 4). Den Endflächen **p** und **q** des Eiſenkerns wird ein Hufeiſen-Magnet **M** mit ſeinen Polen **n** und **m** genähert. Indem dies geſchieht, ſpringt zwiſchen **a** und **b** ein Funken über. Eben dies geſchieht, wenn der Magnet entfernt wird. Dies beweiſt, daß durch An

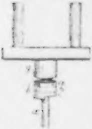
Fig. 4.



näherung und Entfernung des Magnets ein galvaniſcher Strom in dem Drahte inducirt wird. Daſſelbe findet ſtatt, wenn man den Magnet in geringer Entfernung von dem Eiſenkern um eine Achſe **x** ſo dreht, daß nach einer halben Drehung n dem q und **m** dem p gegenüber zu ſtehen kommt. Ganz dieſelbe Erſcheinung wird beobachtet, wenn ſich der Eiſenkern mit ſeiner Inductions-Spirale dreht, während der Magnet ruht. — Nach dieſen Grundſätzen und Beobachtungen ſind nun die ſogenannten magneto-electriſchen Rotationsmaſchinen eingerichtet. Jetzt ſoll eine von Ettingshauſen gefertigte beſchrieben werden.

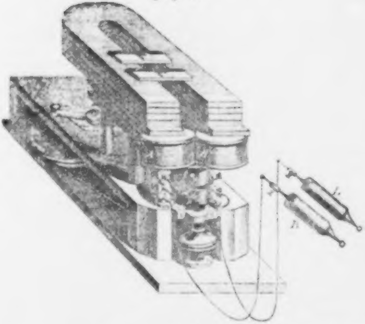
Auf eine wagerechte Eiſenplatte (Fig. 5) ſind zwei Walzen von weichem Eiſen ſenkrecht befeſtigt, und auf dieſe zwei Holzſpuhlen geſteckt, um welche die Inductions-Spiralen gewunden wurden. Nach unten ſitzt die Eiſenplatte auf einer eiſernen Achſe **x** auf, deren oberer Theil von zwei Eiſenringen **g** und **h** umhüllt wird. Der obere Ring **g** iſt durch einen iſolirenden Stoff, z. B. durch einen Ring von Holz, von der Achſe ſelbſt geſchieden, während der untere Ring **h** mit letzterer in unmittelbarer Verbindung ſteht.

Fig. 5.



Gehen wir jetzt zur Betrachtung der eigentlichen Maſchine (Fig. 6). Auf einem Holzgeſtell befinden ſich fünf große, kräftige Magnete in wagerechter Lage. Unter ihren beiden Polen ſteht die in Fig. 5 abgebildete eiſerne Achſe mit ihrer Eiſenplatte und eiſernen Walzen mit aufgeſteckten Inductions-Spiralen **A** und **B**, deren Windungen durch einen einzigen Draht gebildet werden. Dieſe ganze Vorrichtung, Inductor genannt, kann durch eine im hinteren Theile der Maſchine befindliche Kurbel und ein Schwungrad in drehende (rotirende) Bewegung geſetzt werden. Das eine Ende des Inductions-Drahtes iſt mit einer Schraube an den Ring g und das andere Ende auf dieſelbe Weiſe an die wagerechte, die beiden Inductions-Spiralen tragende Eiſenplatte befeſtigt. Hierdurch ſteht das letztere Ende des Drahts mit der eiſernen Achſe und mit dem Ringe **h** in leitender Verbindung. Die Ringe **g** und **h** ſind ſomit gleichſam die beiden Pole des Inductions-Drahtes, und die Kette iſt geſchloſſen, ſobald **g** und **h** in leitender Verbindung ſind, und der Inductions-Strom kann ſeinen Kreislauf beginnen, wenn der Inductor gedreht wird. Der Ring **h** (Fig. 5) beſteht aber aus drei

Fig. 6.

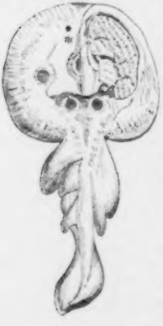


Theilen, der obere hat zwei, einander im Durchmeſſer gegenüberſtehende Vertiefungen, und der untere einen Ausſchnitt. Zu jeder Seite des Inductors (Fig. 6) iſt eine Walze von Meſſing aufgeſtellt; ſie hat drei Löcher, in welche Stahlfedern eingeſchraubt werden können. Die in das oberſte Loch der linken Säule eingeſchraubte Feder ſchleift beſtändig auf dem Ring g, während die in das zweite Loch geſteckte Feder auf dem oberen Theil des Ringes h ſchleift. Auf dieſe Weiſe iſt eine leitende Verbindung zwiſchen den beiden Enden des Inductions-Drahtes hergeſtellt; der inducirte Strom geht alſo durch die Drahtwindungen und auf die wagerechte Eiſenplatte, von dieſer auf die eiſerne Achſe, von der auf den Ring h und von hier auf die Stahlfeder und die linke Meſſingwalze über, und kehrt durch die obere Stahlfeder zu dem Ringe g und ſomit in die Drahtwindungen zurück. Da die zweite Feder ſtets auf dem oberen Theile des Ringes h ſchleift, ſo wird bei jeder Umdrehung der Strom zweimal unterbrochen, dann nämlich, wenn die Feder über die Vertiefungen hinweggeht. — Aber g und h ſind noch außerdem in leitender Verbindung. In die Walze rechts iſt eine Feder eingeſchraubt, die beſtändig auf dem mittleren Theile des Ringes h ſchleift. Ferner ſteht dieſe Walze mit einem Conductor L., die linke Walze mit dem Conductor R in leitender Verbindung; zwiſchen beide Conductoren wird der menſchliche Körper eingeſchaltet. Indem alſo die zweite

Feder der linken Säule über die Vertiefungen im oberen Theile von **h** hinweggeht, und ſo der Strom unterbrochen wird, folglich nicht unmittelbar auf die Säule links gelangen kann, gelangt er auf einem Umwege zur letzteren. Der Strom geht nämlich durch die Feder, die beſtändig auf dem zweiten Theile des Ringes **h** ſchleift, zur rechten Walze, von dieſer zu dem Conductor L, dann durch den menſchlichen Körper zu dem Conductor **R**, von dieſem zur linken Meſſingwalze und endlich zum Ringe **g**. Je ſchneller nun der Inductor in Drehung geſetzt wird, deſto ſchneller folgen die Unterbrechungen, alſo auch die Schläge, ſo daß die Wirkungen auf den Körper zuletzt unerträglich werden. — Will man einen leidenden Theil einem electriſchen Bade ausſetzen, ſo legt man beide Conductoren **L** und **R** in ein mit Waſſer gefülltes Gefäß und den Körpertheil zwiſchen dieſelben.

Da wir die phyſiologiſchen Wirkungen, d. h. die Wirkungen auf das Nerven-Syſtem, welche die electro-magnetiſche Rotationsmaſchine hervorbringt, betrachtet haben, ſo ſey es vergönnt, die Beſchreibung zweier Thierarten, des galvaniſchen Rochens und des galvaniſchen Aales, zu geben, da dieſe Thiere ähnliche phyſiologiſche Wirkungen durch ihre willkürlichen Schläge hervorzubringen im Stande ſind. — Beginnen wir mit dem electriſchen oder galvaniſchen oder endlich mit dem Zitter-Rochen.

Fig. 7.



Dieſer (**Torpedo ocellata**, der geäugelte Zitter-Roche) hat einen kreisrunden Körper und einen fleiſchigen Schwanz; ſeine Farbe iſt braunroth mit mehren großen, blauſchillernden Augenflecken. Seine Spritzlöcher (Naſenlöcher) haben ſechs bis ſieben fleiſchige Zahnungen. Er wird anderthalb Fuß lang und gegen acht Pfund ſchwer; am häufigſten findet er ſich im Mittelmeere. — Berührt man ihn in der Nähe der Bruſtfloſſen mit der Hand oder mit einem andern leitenden Gegenſtande, z. B. mit einer Eiſenſtange, ſo empfängt man einen heftigen, electriſchen Schlag, wie von einer Leydener Flaſche; dagegen kann man ihn mit einem trockenen Holze, mit einer Harzſtange und dergleichen mehr ungeſtraft berühren. Der Fiſch krümmt ſich krampfhaft, wenn er einen Schlag austheilt, und ſchwächt ſich durch oft wiederholte Schläge; man kann ihn zu Entladungen dadurch regen, daß man ihn in die Floſſen kneipt. Sein electriſches Organ, das große Aehnlichkeit mit einer galvaniſchen Batterie hat, befindet ſich zu beiden Seiten des Körpers zwiſchen Kopf, Bruſtfloſſen und Kiemen. Fig. 7 zeigt einen Rochen, deſſen rechtes Organ bloßgelegt iſt, ſo daß die rundlichen, durch den gegenſeitigen Druck ſechseckig gewordenen, ſenkrechten Säulchen ſichtbar werden; jedes Säulchen, durch eine ſtärkere Haut von der andern getrennt, hat eine Menge feiner, auf einander geſchichteter, durch klebrige Schleimſchichten abgeſonderter Scheibchen, ähnlich den Kupfer-, Zink- und Filzplatten der galvaniſchen (Voltaiſchen) Säule. Vier ſtarke Nervenbündel gehen aus dem Gehirn zu den Säulchen und veräſteln ſich in ihnen. Der poſitiv electriſche Strom geht vom Rücken zum Bauche. — Außer der eben beſchriebenen Art giebt es noch mehre andere von electriſchen Rochen.

Bei dem Zitter-Aale, der auch ſurinamiſcher Aal (**Gymnotus electricus**) genannt wird (Fig. 8), liegt das electriſche Organ in dem Schwanze, der den größeren Theil des ganzen Körpers einnimmt. Dieſes Organ beſteht aus vier Längsbündeln, zwei größeren oben und zwei kleineren unten; jedes Bündel zählt eine Menge beinahe wagerecht liegender Blättchen, zwiſchen denen ſich eine gallertartige Flüſſigkeit findet, und in denen zahlreiche, aus dem Rückenmarke kommende Nervenfaden ſich veräſteln. (Fig. 9 zeigt einen Querdurchſchnitt des Zitter-Aales; a bezeichnet die vier Muskelbündel auf jeder Seite, b die Wirbelſäule, c die Schwimmblaſe und d das electriſche Organ.) — Die Schläge, welche dieſe Aale austheilen, ſind ſo heftig, daß dadurch Fiſche getödtet und Pferde und Maulthiere in den Steppenflüſſen betäubt werden. Am genaueſten hat Alexander von Humboldt die Natur dieſer Fiſche erforſcht und in ſeinem Werke: „Anſichten der Natur“ ſehr lebendig geſchildert, auf welche Weiſe man ſich der ungebetenen, oft in ungeheurer Zahl ſich mehrenden Gäſte entledigt. Wir glauben der Verzeihung des geneigten Leſers gewiß zu ſeyn, wenn wir zum Schluſſe unſerer Darſtellung die anmuthige Schilderung wörtlich folgen laſſen.

Fig. 8.

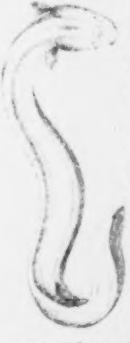
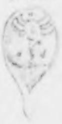


Fig. 9.

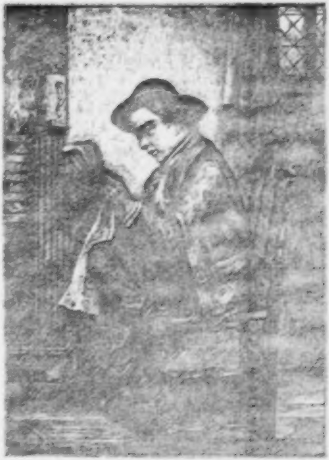


— Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein ſtellen den ſüdamerikaniſchen Pferden nach; auch unter den Fiſchen haben ſie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwaſſer von Bera und Raſtro ſind mit zahlloſen electriſchen Aalen gefüllt, deren ſchleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erſchütternde Kraft nach Willkür ausſendet. Dieſe Gymnoten haben fünf bis ſechs Fuß Länge. Sie ſind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn ſie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günſtiger Richtung entladen. Die Steppenſtraße von Uritucu mußte einſt verändert werden, weil ſie ſich in ſolcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fiſche die Nähe dieſer furchtbaren Aale. Selbſt den Angelnden am hohen Ufer ſchrecken ſie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erſchütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht electriſches Feuer tief aus dem Schooße der Gewäſſer aus. — Ein maleriſches Schauſpiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fiſche zum Angriff reizt. Schlangenartig ſieht man ſie auf dem Waſſer ſchwimmen und ſich, verſchlagen, unter den Bauch der Pferde drängen; von dieſen erliegen viele unter der Stärke unſichtbarer Schläge. Mit geſträubter Mähne, ſchnaubend, wilde Angſt im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter; aber die Indianer, mit langen Bambusſtäben bewaffnet, treiben ſie in die Mitte der Lache zurück. — Allmälig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerſtreuen ſich die ermüdeten Gymnoten; ſie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu ſammeln, was ſie an galvaniſcher Kraft verſchwendet haben, ſchwächer und ſchwächer erſchüttern nun allmälig ihre Schläge. Vom Geräuſch der ſtampfenden Pferde erſchreckt, nahen ſie ſich furchtſam dem Ufer, wo ſie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden. — Dies iſt der furchtbare Kampf der Pferde und Fiſche. Was unſichtbar die lebendige Waffe dieſer Waſſerbewohner iſt, was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eiſen an Eiſen bindet und den ſtillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt, Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtſtrahls, fließt aus Einer Quelle; Alles ſchmilzt in eine ewige, allverbreitende Kraft zuſammen." —

L. Heros.

Der kleine Politiker.

„Ich ſage Ihnen, Herr Gemeinderath, an dem Jungen werde ich noch einmal große Freude und Ehre erleben. Er hat ganz das Zeug dazu, ein großer Mann im Staate zu werden. Nichts mag der Junge thun als den ganzen Tag die Zeitungen leſen und über Politik disputiren. Ich verſichere Ihnen, Herr Gemeinde-



rath, oft ſteht mir der Verſtand ſtill, wenn ich höre, wie das ihm vom Munde fließt, und wie er über Dinge urtheilt, die mir bejahrtem Manne noch heute böhmiſche Dörfer ſind. Schauen Sie nur durch die Glasthür, Herr Gemeinderath; da ſitzt er mit dem Zeitungsblatt in der Hand. Keine Zeile entgeht ihm. Er ſtudirt Alles durch von A bis Z, und nachher hält er mir Reden darüber, wie ſie in Frankfurt und Berlin nicht beſſer gehalten werden können, daß es eine Luſt iſt." — „Aber, lieber Herr Nachbar", warf der Gemeinderath ein, „iſt mir doch, als wäre eben jetzt die Schulſtunde, und Ihr Sohn blieb friſch und geſund zu Hauſe, verſäumt den Unterricht!" — „Was lernt er in der Schule, Herr Gemeinderath! Die trockenen Zahlen aus Mathematik und Geſchichte, die Namen aus der Erdbeſchreibung — was hilft ihm der Krimskrams, wenn ihm das geiſtige Band dazu fehlt! All das Zei[illegible]nn er ſpäter richtiger beurtheilen. Die Politik iſt heut zu Tage das wahre kaliforniſche Goldland für Geiſt und Körper. Hab' ich mich zeitlebens gequält mit Hobel und Stemmeiſen, [illegible] mein Junge nicht mehr, denn er hat viel Geiſt. Wir Alle ſind berufen, mitzubauen am Staate, und kann er gut reden, wählt ihn die Stadt einmal zu ihrem Vertreter, ſo bringt er's wohl noch zum Miniſter. Hat ihm der Staat den Weg ſo leicht und offen hingelegt, warum ſoll ich als Vater ihm Hinderniſſe darein werfen? Die Freiheit iſt da: was in dem Jungen ſteckt, wird ſich in der Freiheit ſchon ſelber Bahn brechen." — „Herr Nachbar, ich las da neulich ein hübſches Geſchichtchen. Iſt's Ihnen gefällig, ſo theile ich es mit." — „Bitte darum!"

„Es war in der Republik Athen ein Mann Namens Glaukon, ein Sohn des Ariſton; der wollte durchaus und durchum an die Spitze der Staatsregierung kommen. Eines Tages begegnete ihm der Philoſoph Sokrates, und dieſer fragte ihn: „Du ſtrebſt ja wohl danach, mein Lieber, die Republik zu regieren?" — „Ja, Sokrates!" war die Antwort. — „Da wünſche ich Dir Glück, mein Sohn!" fuhr der Philoſoph fort. „Unter allen menſchlichen Zwecken iſt der Deinige der ſchönſte. Auf der Stelle, welche Du einzunehmen beabſichtigſt, kann Dein Name nicht allein in Athen, ſondern in ganz Griechenland berühmt werden, ja, wie einſt der Name des Themiſtokles, bis zu den Barbaren dringen, wenn Du Nutzen und Wohlgedeihen dem Staate ſchaffſt. Nun ſage mir, welchen Dienſt gedenkſt Du dem Staate zuerſt zu leiſten?" — Glaukon ſchwieg und ſchien zu überlegen, womit er wohl anfangen möchte. Dann rief er: „Vor allen Dingen würde ich den Staat zu bereichern ſuchen, damit er die Mittel hätte, jedem ſeiner Angehörigen Glück und Befriedigung im vollſten Maaße zu gewähren." — „Sehr gut, mein Sohn!" ſagte Sokrates. „Ein Mittel dazu iſt es, die Einkünfte des Staates zu vermehren." — „Allerdings!" beſtätigte Glaukon. — „Sage mir alſo", fuhr Jener fort, „woher zur Zeit die Staats-Einkünfte kommen und wie hoch ſie ſich belaufen? Du haſt Dir das doch wahrſcheinlich zum Studium gemacht, fleißiges Forſchen und Rechnen, Beachtung der Bodenkultur, der geographiſchen Eigenthümlichkeiten des Landes nicht geſpart, um den Ertrag zu ermitteln und demnächſt zu verbeſſern." — „Wie ſollt' ich das zuſammenrechnen, Sokrates? Nein, daran dacht' ich nicht!" — „Da Dir dies entging, ſo laß mich Deine Anſicht von den Staats-Ausgaben hören. Vielleicht wirſt Du die unnützen beſeitigen?" — „Auf der Stelle kann ich Dir meine Anſicht darüber nicht auseinander ſetzen." — „Haſt Du eine geſchriebene Ueberſicht mit gründlichen Bemerkungen über das Nützliche oder Schädliche in den Ausgaben angefertigt, ſo laß ſie mich ſehen und davon lernen." — „Ich habe nichts aufgeſchrieben." — „Wenn Du Dich über Einnahme und Ausgabe des Staats nicht unterrichtet haſt, nicht ſeine Steuern und Zölle kennſt, ſo wirſt Du doch wohl wiſſen, wie ſtark die Erzeugung eigener Lebensmittel im Lande iſt, wie ſtark in dieſer und jener Provinz, in dieſer und jener Stadt; denn wenn Du Dir die allſeitige Befriedigung der Volksbedürfniſſe zum Ziel geſetzt haſt, ſo wirſt Du genau vertraut ſeyn mit den Oertlichkeiten und ihrem Verhältniß zu einander, wie lange die Provinzen, wie lange der Staat und das Volk vom eigenen Ertrage ſich ernähren können und wie viel der Handel noch herbeiſchaffen muß?“ — „Kann man mit allen den Einzelnheiten ſo ohne Weiteres vertraut ſeyn? Du fragſt mich mehr, als ich zu beantworten vermag.“ — „Und doch“, ſchloß Sokrates, „iſt Niemand im Stande, auch nur ſein eigenes Hausweſen zu regieren, wenn er deſſen Bedürfniſſe nicht kennt, nicht ſelbſt erforſcht, nicht ſelbſt ergründet hat. Jetzt werde ich Dir Fragen vorlegen, die Du beantworten kannſt. Wenn man Arzt ſeyn will, was muß man wiſſen?“ — „Man muß die Arzneikunde kennen“, erwiederte Glaukon. — „Um ein guter Juriſt zu ſeyn, was iſt das erſte Erforderniß?“ — „Kenntniß der Geſetze.“ — „Um Heere anzuführen, was braucht man?“ — „Kenntniß der Kriegskunſt.“ — „Und um Schuhe zu machen, muß man eben Schuhmacher gelernt haben. Aber um politiſchen Angelegenheiten vorzuſtehen, ſollte man keine Kenntniſſe, ſollte man nichts gelernt zu haben brauchen? Denke nach, lieber Glaukon, über die Moral unſeres Geſprächs!“ — „Sehen Sie, lieber Nachbar, die Moral dieſes Geſprächs erhält gerade in unſerer Gegenwart eine erhöhte Bedeutung. Ich liebe die Freiheit und gönne ſie Allen, aber ich tadle, ja ich verachte Jeden, der ſich zum Führer des Volkes in ſtaatlichen Dingen aufwirft ohne deren gründliche Kenntniß. Die Volkswirthſchaft iſt der Grund und Boden des Volkswohls, und ohne tüchtige Rechnenkunſt, ohne gediegene Einſicht in Erd- und Geſchichtskunde, lieber Nachbar, iſt Niemand fähig, die erſten Grundſätze allgemeiner Volkswirthſchaft nur zu begreifen, viel weniger ſie auszuführen oder umzuwandeln. Nehmen Sie Ihrem Jungen das Zeitungsblatt aus der Hand und ſchicken Sie ihn in die Schule. Hat er da etwas Tüchtiges gelernt, ſo wird ihm das Zeitungsleſen von Nutzen ſeyn; will er aber die Geſchicke eines Landes und Volkes leiten, dann ſtudire er gründlich die Wiſſenſchaft von der Volkswirthſchaft, welche keinem Volksvertreter fehlen ſollte. Die Zeitungen allein bilden keinen Staatsmann. Und damit Gott befohlen!“

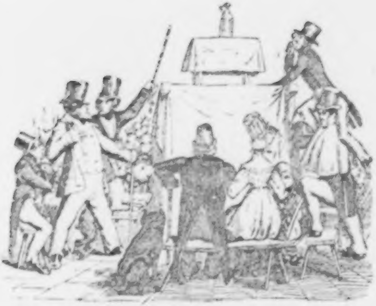
Der Nachbar des Herrn Gemeinderaths ſaß noch einige Minuten nachdenklich auf der Bank vor ſeinem Hauſe, wo das Geſpräch ſtattgefunden hatte, und blies dicke Wolken aus der Tabakspfeife vor ſich her. Dann erhob er ſich plötzlich, öffnete die Glasthür, trat in's Zimmer und nahm ſeinem Sohne die Zeitung aus der Hand. „Die Zeitung iſt für geſcheidte Leute geſchrieben und gedruckt“, ſagte er; „wenn Du großen Hang haſt, ſie zu leſen, ſo gehe in die Schule und werde geſcheidt!“ Fr. P.

Hans-Nord-Streiche.

Hartnäckig ſäen **Halsſtarrige** jetzt immer von Neuem Dornen und Diſteln auf den Feldern des Volkslebens, und das ſtachlichte Unkraut wuchert in der Gegenwart und in die Zukunft hinein. „Kann man auch Trauben leſen von den Dornen oder Feigen von den Diſteln?“ (Matthäus C. 7, V. 16.) Nein, man kann's nicht, und wer ſolch Stachelzeug ſäet, vermehrt nur das Futter für das Grau- und Hornvieh. Viele aber laſſen ſich dennoch einbilden, aus böſem Samen könne gute Frucht entſtehen.

„Und wenn nun die Kranken
Voll Einbildung ſind,
Gebären Gedanken
Ein Lügenkind!“

So iſt's, und die Lügenkinder mehren ſich, denn der Trug verführt die Einbildung und bringt ſie um alle Unſchuld und Sittlichkeit. Dann aber, in welcher Anſtrengung bemühen ſich die Leichtgläubigen, um mit ihrem Eifer und Herzblut die Lügenkinder aufzufüttern, daß ſie immer größer und ſtärker werden! Gellert's „Hans Nord“ macht noch immer gute Geſchäfte! Er wollte in einen engen Krug kriechen und rief die Zuſchauer herbei, von Jedem eine Abgabe fordernd. Die Lüge war derb, ſeltſam aber auch, und weil ſie ſeltſam war, konnten Viele dem Gelüſt nicht widerſtehen; ſie gingen hin, zahlten, und der Zulauf erfuhr nun den Davonlauf des „Hans Nord“ mit dem Gelde. Es werden Viele den Kopf ſchütteln und ſagen: wir wären nicht hingegangen! Ich glaub's ihnen, obwohl ich ſehe, daß in unſrer Zeit ganze Maſſen von Leuten wild werden, wenn man äußert: es ſey eine Narrheit, in den Krug kriechen zu wollen; denn es behauptet nicht etwa Einer, es behaupten Tauſende: man könne da ſehr bequem hinein, und man hat auch bereits Krüge aufgeſtellt, nur haben ſie eigenthümliche, oder vielmehr eigendümmliche Namen. Wir erwähnen nur etliche. Da iſt zum Beiſpiel ein Krug, den nennt man „Volks-Souverainetät“. Kurz gefragt: Läßt ſich aus den tauſendfachen Willen von Millionen ein einziger und einiger Wille machen? Nein! und bis in Ewigkeit Nein! Die Belieben und Gelüſte ſind da ſo weit und breit zerfahren, daß keine menſchliche Macht ſie zu umfaſſen vermag. Es iſt aber die Volks-

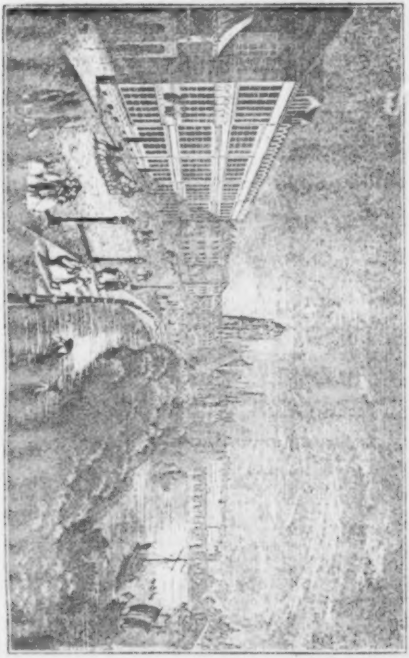


Souverainetät doch Hans Nord's Krug, in den während politiſcher Hundstage ganze Völker hinein wollten, und ein zweiter ſolcher Krug heißt „Recht auf Arbeit“. Das hat ein Jeder, wo er Arbeit findet und ſie leiſten kann. Jetzt möchten indeß Viele ſie nicht ſuchen, ſondern die Regierung ſoll ſie immer in der Hand haben, ganz wie man ſie wünſcht, auch wohl im andern Falle gegen gute Bezahlung ſich verpflichtet, die Arbeit nicht anzurühren oder ſchlecht zu leiſten. Tüchtige und Fleißige ſchaffen ſich ſelber ein Recht auf Arbeit, und ſoll's die Regierung für Alle thun, nächſtdem auch für Die ſorgen, welche von Staatswegen nur im Müßiggange beſtärkt und ernährt ſeyn wollen, ſo fragt ſie: „Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“ Die Regierung muß die Mittel von Denen fordern, die ihrer haben, muß ſie verwenden laſſen durch herbeigezogene und bezahlte Leute; da iſt's doch wohl einfacher und beſſer, es wahrt ſich Jeder die Freiheit, die Mittel ſelbſt zu verwenden und dadurch die eigene und Anderer Thätigkeit zu fördern, ſo weit es thunlich! Das „Recht auf Arbeit“ iſt aber doch Hans Nord's Krug, in den während „ſocialer“ Hundstage ganze Volksmaſſen hinein wollten, und ein dritter ſolcher Krug heißt „Güter-Gleichheit“. Stellt ſie einmal nach Räuber-Ausklügeleien her, dann würde der Raub ein unaufhörlicher ſeyn müſſen, ſo lange es noch eine Ungleichheit zwiſchen Faulen und Fleißigen giebt, und am Ende wären freilich der Letzteren nicht mehr zu finden, weil erworbene Kenntniſſe nur dazu dienen würden, ſich die Laſten vermehrt und für den Vortheil

Anderer gearbeitet zu haben. Der Ruf „Freiheit und Gleichheit!“, wie er aus der franzöſiſchen Revolution von deren Beginn an ertönte, iſt ein Neſt voller Mißverſtändniſſe geworden. Es kann nur die Gleichheit in geſetzlicher Thätigkeit und geſetzlichem Anſpruch gemeint ſeyn; denn im Uebrigen erzeugt auch die Freiheit das Ungleiche, da ſie natürlich Jedem erlauben muß, auf geſetzlichem Wege ſeine geiſtigen Kräfte und Fähigkeiten ſo zu gebrauchen, wie er es vermag und wie es für ihn die beſten Erfolge hat. Je nachdem nun die Kräfte und Fähigkeiten ungleich ſind, je nachdem befördert ſelbſt die Freiheit die Ungleichheit, und von einer andern Gleichheit als der in Recht und Geſetz kann und darf nirgends die Rede ſeyn, mithin auch nicht von einer Theilung der Habe und einer Güter-Gleichheit, die im Lebens-Verkehr ſtets eben ſo Fabel iſt und bleibt, wie Gleichheit in den Stellungen, die von den Fähigkeiten beſtimmt und von ihnen geordnet werden. Wollten Alle gleiche Herren und Anordner ſeyn, was folgte daraus? Unſre Vorfahren lachten dergleichen Anforderungen ſchon ſpöttiſch aus in den Reimen:

„Wenn wir zuſammen All’ wären reich,
Und Einer wär’ dem Andern gleich,
Und wären All’ zu Tiſch geſeſſen:
Zum Teufel, wer brächt’ uns dann das Eſſen!“

Die „Güter-Gleichheit“ iſt aber doch Hans Nord’s Krug, in den während „kommuniſtiſcher“ Hundstage ganze Volksmaſſen hinein wollten. — Wir könnten hinweiſen auf noch mehrere der Hans-Nord-Krüge, womit Grobſchmiede von Plänen und Ränken die Köpfe vieler Zeitgenoſſen verdutzten; ſie kamen jedoch in den Jahrgängen dieſes Büchleins bereits ſchon, oder kommen noch vor, ſind indeß kaum oft genug zu beleuchten, weil das Dunkel dichter iſt als man muthmaßte. — Jedenfalls darf man es aber keiner Regierung verdenken, wenn ſie ihr Volk oder Völklein in ſeiner jungen Werdeluſt und ausſchreitenden Unvorſichtigkeit gegen kecke Vorſpiegelungen des Trugs und Uebermuths behütet, und die ihr Anvertrauten vertheidigt, wie die Henne ihre Küchlein, wenn ein Eſel talpatſchig dazwiſchen plumpe Sprünge machen will. Gz.



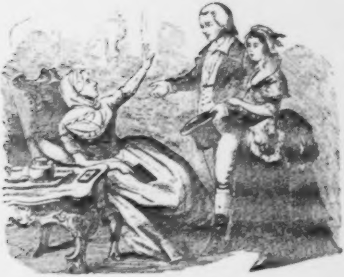
Frankfurt am Main.

Wir geben hier eine Anſicht der Mainſtadt, der alten Krönungs- und Kaiſerſtadt, der neuen Bundesſtadt Frankfurt. Die Veranlaſſung dazu liegt nahe, denn kaum hat in der deutſchen Bewegung des vorigen Jahres wohl irgend ein Ort eine größere Rolle geſpielt als Frankfurt, wo die Abgeordneten aller deutſchen Stämme zuſammentraten, um die lange erſehnte Einheit des deutſchen Volks und Vaterlandes ſchaffen — zu wollen. Wir begnügen uns einſtweilen, auf dieſe neueſte Wichtigkeit der alten Stadt hinzuweiſen, und erwarten, bevor wir eine Darſtellung der dort vorgefallenen Ereigniſſe unſerm Büchlein beigeben, das abklärende Urtheil der Geſchichte, das nicht allzu lange zögern wird, über die leidenſchaftlich erregten Parteien ſich zu erheben. Unterdeß mögen einige Erinnerungen aus Frankfurts Vergangenheit hier eine Stelle finden. Frankfurt iſt eine der älteſten deutſchen Städte, denn bereits im Jahre 794 fand daſelbſt eine Kirchen-Verſammlung unter dem Vorſitz Karl's des Großen ſtatt. Nach der Theilung des fränkiſchen Reiches unter die Söhne Ludwig's des Frommen, durch den Vertrag von Verdun, erhob ſie Ludwig der Deutſche zu ſeiner Hauptſtadt und baute ſich einen Pallaſt, welchen er den Römer nannte. Gegenwärtig iſt der Römer das Rathhaus, Sitz der Regierung der freien Stadt Frankfurt: ein mächtiges Gebäude, im Innern verworren durch verſchlungene Bauart von Gängen, Treppen, Zimmern, Sälen, im Aeußeren unanſehnlich durch viele von allen Seiten angebaute Häuſer. Das Schönſte und Merkwürdigſte im Römer iſt der berühmte, mit den Bildniſſen der Kaiſer geſchmückte Saal, in welchem das neue Oberhaupt des heiligen römiſch-deutſchen Reiches nach geſchehener Krönung zu ſpeiſen pflegte. Auch enthält das Frankfurter Rathhaus die Urſchrift der goldenen Bulle des von Kaiſer Karl dem Vierten im Jahre 1355 gegebenen Reichsgeſetzes. Die Stadt hob ſich ſeit dem neunten Jahrhundert fortwährend an Wohlſtand und wuchs an Ausdehnung, ſo daß zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Vorſtadt Sachſenhauſen mit in die Befeſtigungen der inneren Stadt gezogen werden mußte. Herkömmliche und mit ſeltenen Ausnahmen auch wirkliche Wahl- und Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer war Frankfurt ſeit 1356. Als 1806 Franz der Zweite die Kaiſerkrone niederlegte und Deutſchlands Stämme unter dem Einfluß Bonaparte'ſcher Politik von einander getrennt wurden, beſtimmte Napoleon die Mainſtadt zum Sitze des Fürſten-Primas des Rheinbundes, welcher den Titel Großherzog von Frankfurt annahm. Acht Jahre lang, bis 1814, entbehrte die Stadt ihrer reichsſtädtiſchen Freiheit. Nachdem ſie dieſelbe in Folge der Befreiungs-Kriege wieder erlangt, ward und blieb ſie Sitz der deutſchen Bundes-Verſammlung, welche im Thurn- und Taxis'ſchen Pallaſte tagte, bis zum Jahre 1848, wo die Paulskirche, eine der neueren Kirchen in Frankfurt, den erſten Reichstag aufnehmen ſollte, der nicht nur die Fürſten und Reichsſtände, ſondern das deutſche Volk vertrat. Dieſer Augenblick bezeichnet, wie auch immer der deutſche Einheits-Gedanke ſich verwirklichen mag, einen Wendepunkt unſerer vaterländiſchen Geſchichte. — Daß die Stadt Frankfurt, welche ſo viele Kaiſer krönen ſah, uns auch den größten deutſchen Dichter, unſern Goethe gab, weiß Jeder. Weniger bekannt aber möchte den jetzigen Leſern des „Frankfurter Journals" die Thatſache ſeyn, daß ſie in dieſem Blatte die älteſte in Deutſchland gedruckte Zeitung vor ſich haben. Das „Frankfurter Journal" erſchien zuerſt im Jahre 1615 und hatte keinen Vorgänger ſeines Stammes in Deutſchland. Deutſche Macht, deutſche Dichtkunſt, deutſche Literatur verflechten ſich alſo mit ihren Höhe- oder Anfangspunkten in die Erinnerungen dieſer alten Stadt. N.

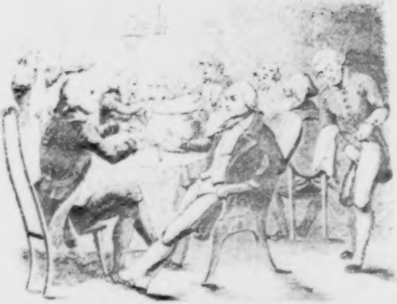
Die Rache der Kartenlegerin.

Es iſt eine große Wohlthat, daß wir unſre Zukunft nicht kennen, und wir ſollen zwar dafür ſorgen, ſie zu einer heiteren und ſorgenfreien zu machen, uns aber dabei vor allem Vorwitz und zu keckem Vertrauen auf unſre Kraft und Weisheit hüten. Dies zu bewähren, erzählen wir das folgende wahre Geſchichtchen:

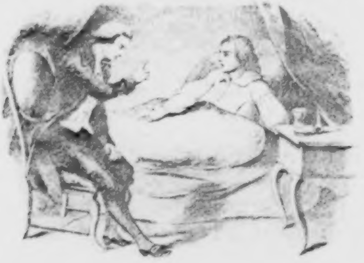
Eine zu leichtgläubige und der Wahrſagerei nicht abgeneigte Schweſter, eine Pariſerin, hatte einen ungläubigen, ſtarken Geiſt zum Bruder. Sie ſtritten ſich oft über dieſen Gegenſtand, ohne Einer dem Andern eine neue Ueberzeugung abgewinnen zu können. Endlich begehrte der Bruder, bei der berüchtigten Kartenlegerin Le Normand eingeführt zu werden, bloß um ſie zu verwirren und zu verſpotten. Die Schweſter begleitet ihn. Die Le Normand empfängt Beide mit vornehmer Kälte. „Ich weiß", ſagt ſie, „was Sie zu mir führt. Ihr Bruder will meine Kunſt zu Schanden machen; ich werde ihm dieſe Mühe erſparen und ſchweigen." — Hohnlächelnd erwiedert der Ungläubige: „Weil Sie nichts zu ſagen haben!" — „Zwingen Sie mich nicht, mein Herr! Ich müßte Ihnen Dinge —." — „So!" — „Es giebt Ereigniſſe im Leben —." — „Wirklich!" — „Unglücksfälle, die Der, den ſie betreffen, ſo ſchwer voraus ſieht!" — „Sie reizen meine Neugierde; ich bitte, ſie zu befriedigen." — „Sie befehlen —." — „Ich flehe darum!" — „Würde es Sie nicht erſchüttern, wenn ich Ihnen ſagte, daß Sie in drei Tagen —." — „Was!" — „In eine Krankheit —." — „Nichts weiter!" — „In eine gefährliche Krankheit —." — „Weiter, weiter!" — „In eine Krankheit verfallen



werden, die Sie dem Tode nahe bringen wird." — „Doch nur nahe!" — „Ich kann für nichts ſtehen!" — „Was ſagen Sie, Mademoiſelle!" — „An Ihrer Stelle würde ich das Nöthige nicht vergeſſen, mein Haus beſtellen, meinen letzten Willen aufſetzen." — „Ich bin Ihnen für den Rath verbunden!" erwiederte, etwas kleinlaut, der Ungläubige; faßte ſich aber bald und ſetzte hinzu: „Doch glaube ich ihn nicht zu bedürfen; in meinem Alter, bei meiner Geſundheit kann ich Ihrer Prophezeiung Trotz bieten, und brauche keinen Notar zu beſchäftigen. Wie! in drei Tagen! Ich hoffe, Mademoiſelle, Sie in acht Tagen wieder zu beſuchen, und Sie Lügen zu ſtrafen!" — Mit gezwungenem Lachen verließ er das Zimmer in Begleitung ſeiner Schweſter, welcher ſeine Gemüthsbewegung nicht entgangen war; ſie ſuchte ihn zu zerſtreuen, er ſelbſt unterließ kein Mittel, die Zeit zu tödten. Es gelang. Unter abwechſelnden Vergnügungen und Geſchäften waren zwei Tage ganz und der dritte beinahe verfloſſen; ſchon war es Abend, ſchon brach die Nacht ein, ſchon fing er, zwiſchen Heiterkeit und Unruhe getheilt, an, leiſe über den Spruch der Dame zu ſpotten, als im benachbarten Zimmer eine Uhr ſchlug. „Mitternacht!" rief er aus, und fand die ſchwere Laſt von ſich abgewälzt. — „Elf!" erwiederte kaltblütig Einer von der Geſellſchaft, der ſeine Taſchenuhr vor ſich liegen und ſie fortwährend beobachtet hatte. Bei dieſem einzigen Worte, bei dieſer einfachen Bemerkung erblaßt der ſtarke Geiſt, ſchaudert zuſammen, ſeine Kniee ſchlottern, ſeine Muskeln ſpannen ſich, er fällt beſinnungslos zu



Boden. Bald bricht die aufgeſchreckte Einbildungskraft in einem hitzigen Fieber aus, die Le Normand war einem vollſtändigen Siege, er dem Tode nahe, hatte ihn nicht ein herbeigerufener junger Arzt, ebenfalls durch Einwirkung auf die Phantaſie, gerettet. Mit angenommener Wahrſager-Miene ſpricht er zum Kranken, den erſten Augenblick der Beſinnung benutzend: „Mein



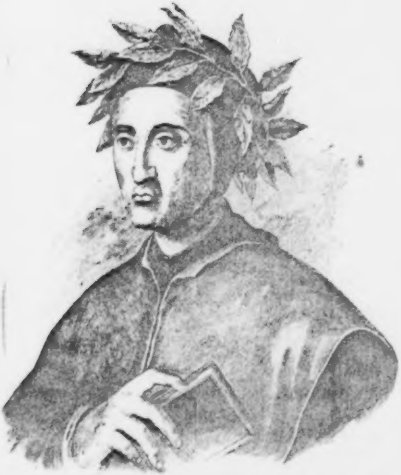
Herr, Ihre Ungläubigkeit verdiente dieſe kleine Züchtigung. Ich kenne die Le Normand genau" (er hatte nicht die geringſte Bekanntſchaft mit ihr): „wir treiben Beide dieſelbe Kunſt. Ihnen iſt Ihre gegenwärtige Krankheit, aber nicht der Tod vorher geſagt worden. Sie werden nicht nur geneſen, ſondern alt, und ſehr alt werden. Beruhigen Sie ſich, ſchlafen Sie ein paar Stunden; morgen ſind Sie beſſer, in wenigen Tagen ganz geſund. Ich ſtelle Ihnen das Horoskop: daß Sie mich und Ihre ſämmtlichen Verwandten und Freunde begraben werden. Seyn Sie aber künftig nicht vorwitzig, die Le Normand hat Sie bloß auf die Probe geſtellt."

Der junge Mann war nach wenigen Tagen geneſen, lebt heut noch als geſunder Sechziger, erinnert ſich aber der böſen drei Tage niemals ganz ohne Grauen. — Der Menſch ſoll keinen Aberglauben hegen, dabei aber im Unglauben nicht Weisheit finden, nicht darauf trotzen, denn:

„So klug und ſtark war Keiner noch,
Daß ihn nicht Schwäche ſpann' in's Joch!"

Dante Alighieri.

Unſere Leſer kennen den Mann, der uns Gegenſtand dieſer Zeilen, als Dichter, ſey es aus ſeinen Werken, ſey es nur dem Namen nach. Die Umſtände ſeines reich bewegten Lebens jedoch blieben gewiß Vielen unbekannt. Um auch in erſterer Beziehung der Theilnahme an unſrer Erzählung um ſo ſicherer zu ſeyn, rufen wir Dante's Werke noch einmal in's Gedächtniß zurück. Sein erſtes Werk, neben kleinen lyriſchen Gedichten, war die **„Vita nuova"** (ſtreng überſetzt: „Das neue Leben", aber im Sinne von „Jugendleben" zu nehmen), worin er uns einen Abſchnitt ſeines Jugendlebens, beſonders ſeine ſo wirkungsreiche Liebe zu Beatrice mittheilt. Sonette und Canzonen ſchließen ſich daran. Ein Werk reifen Alters iſt der gelehrte „Convito", und auch den **„Tractatus de Monarchia"** (Abhandlung über die Monarchie) ſchrieb Dante nach vielen Lebens-Erfahrungen. Sein Hauptwerk iſt die göttliche Comödie, ein wunderbar macht- und inhaltvolles Gedicht, außer welchem dann noch italieniſche Ueberſetzungen der ſieben Bußpſalmen und des „Credo" in Reimen, ſo wie endlich zwei Eclogen zu erwähnen ſind. Bei unſern Angaben über des Dichters Leben folgen wir dem trefflichen Geſchichtſchreiber der italieniſchen Poeſie Dr. E. Ruth. — Das Geſchlecht der Alighieri in Florenz ging aus dem Geſchlechte der Eliſei hervor, indem Dante's Urgroßmutter, Donna degli Alighieri aus Ferrara, ihren Stammnamen in einem ihrer Söhne fortzupflanzen wünſchte. Dante erblickte das Licht der Welt im Mai 1265 und erhielt in dem Battiſterio San Giovanni den Namen Durante.



welcher ſpäter in Dante abgekürzt wurde. Sein Vater ſtarb früh, wahrſcheinlich bald nach 1270, und überließ der im Wohlſtand zurückgebliebenen Mutter die Sorge für die Erziehung der Kinder, welche ſie wenigſtens in Bezug auf unſern Dichter mit Weisheit und mütterlicher Aufmerkſamkeit durch Wahl der Lehrer und des Umgangs geleitet. Ihre Mühe und Treue fand ihren Lohn in ſchönen Früchten. Der kleine Dante war ſchon früh von einem hohen Sinn beſeelt, der ihn vom Gemeinen abzog. Sein melancholiſches Temperament gab ihm eine Tiefe des Gemüths, welche ſeine regſame Phantaſie mit einem Reichthum freundlicher wie ſchrecklicher Bilder füllte und unausgeſetzt thätig erhielt. Seine geiſtige Ausbildung unterſtützte ein großer Scharfſinn und ein glückliches Gedächtniß. Ein ſolches Talent wurde dem damals berühmteſten Philoſophen, Redner und Dichter in Florenz, dem Brunetto Latini, zur Erziehung übergeben, der zugleich ein ausgezeichneter Lehrer war und, ſelbſt durchdrungen von dem Geiſte der Alten, in ſeinem Zöglinge ähnliche Gefühle der Bewunderung und Nacheiferung anzufeuern wußte. Brunetto lehrte ſeinen Schüler lateiniſche und italieniſche Grammatik, Rhetorik und machte ihn mit den beſten lateiniſchen und provenzaliſchen Dichtern bekannt; er mag ihm auch ſeinen, für die damaligen Zeiten reichen Schatz an Naturwiſſenſchaft und Aſtronomie, ſelbſt Aſtrologie mitgetheilt haben. In die ſcholaſtiſche Theologie und Philoſophie wurde Dante erſt ſpäter, nach Brunetto's Tode, eingeweiht. Des Dichters vielſeitiger Kunſtſinn huldigte nicht bloß einer Muſe. Die Muſik war ſeinem Gemüth ein Bedürfniß, ſeiner reizbaren Seele eine Beſänftigerin. Er lebte daher in inniger Freundſchaft mit dem Florentiner Caſella, einem berühmten Sänger, der mit ſeinen lieblichen Liedern oft das ungeſtüme Blut des Dichters zur Ruhe ſang. Auch die Zeichnenkunſt liebte Dante und trieb ſie ſelbſt; er kannte den berühmten Cimabue und war mit dem Maler Oderiſi und ſeinem Schüler Franco, vorzugsweiſe aber mit dem Maler Giotto befreundet; dieſer und Dante waren ungefähr von gleichem Alter, Beide ergänzten und befeuerten ihren Genius gegenſeitig. Man behauptet, daß die von Giotto in der Kirche Santa Chiara in Neapel ausgeführten Darſtellungen aus der Apokalypſe, ſowie andere Gemälde in jener Stadt Dante's Erfindung geweſen ſeyen. Ebenſo läßt ſich nicht verkennen, daß die Muſe der Malerei den Dichter oft bei ſeinem großen Werk begeiſtert hat. Unter einem fröhlichen Kunſtleben vergaß Dante nicht die wiſſenſchaftlichen Studien, die er namentlich in Bezug auf Naturwiſſenſchaften in Bologna und Padua fortſetzte. — Durch ſeine Jugend zog ſich eine glühende Leidenſchaft, die auf ſein ganzes Leben den entſcheidendſten Einfluß hatte, die Liebe zu Beatrice Portinari. Dies Gefühl ergriff ihn ſchon als Knaben, wuchs mit den Jahren und beherrſchte den Jüngling ſo ſehr, daß nichts Anderes mehr ihm Freude, Ruhe, Kraft zu geben ſchien, als ihr Anblick. Doch weit entfernt, in dieſer Leidenſchaft unterzugehen, war dem Jüngling vielmehr dieſe Liebe ein Sporn zur Tugend und zu wahrem inneren Werth, ſchwebte ſie dem Manne unter ſo vielen Stürmen und Widerwärtigkeiten wie ein leitender Stern über dem Ziele ſeiner Lebens-Aufgabe und flößte dem Ermattenden immer neue Stärkung ein. Frühzeitig raffte der Tod Beatricen 1290 dahin. Dante's Schmerz war grenzenlos, aber ſeine Liebe vergeiſtigte ſich, und er ſetzte der Geliebten ein Denkmal in dem ganz ihr gewidmeten Jugendleben. Dieſe „**Vita nuova**“ iſt eine Schrift, in welcher Dante noch einmal ſeine Liebe in ihrem ganzen Verlauf durchfühlt, enthält nur wenige Ereigniſſe, dagegen eine Reihe von Gefühlen und Betrachtungen der Gefühle. Man erkennt kaum den Dichter der göttlichen Comalte den Meiſter in der lebendigſten ſinnlichen Darſtellung, an dieſer Jugend-Arbeit. Das von den Verwandten ihm verordnete Heilmittel, eine Ehe mit Gemma Manetto aus dem angeſehenen Hauſe der Donati, ſchlug ſo wenig an, daß beide Gatten in eine Perſonen-Trennung willigten. Was den Dichter tröſtete, waren Wiſſenſchaft, Dichtkunſt und ein bewegtes Staatsleben. Letzteres begann er durch ſeine Theilnahme an der Schlacht von Campaldino, wo Dante mit den Welfen gegen die Waiblinger kämpfte. In jener Zeit legte er ſich eifrig auf das Studium der Philoſophie und Theologie und erwarb ſich in wenigen Jahren eine tiefe Kenntniß, welche ſpäter die gelehrte Welt mehrfach in Erſtaunen ſetzte und bei uns ſtets tiefe Wirkung hervorbringen muß, wenn wir ſehen, wie der ganze Schatz damals gewonnener Wiſſenſchaft, Aſtronomie, Naturkunde, Philoſophie, Theologie, Geſchichte, Politik und Alterthumskunde zu dem erhabenen Bau der göttlichen Comödie den Stoff gegeben haben. In der Republik Florenz, in welcher er das thätige Bürgerrecht dadurch erwarb, daß er ſich in die Zunft der Apotheker eintragen ließ, machte er ſich bald durch ſeine reifen Anſichten in der Politik, ſeinen Scharfſinn, ſeinen durch tiefe Studien geläuterten, vorurtheilsfreien Geiſt und ſeine Talente ſo bemerklich, daß, wie Boccaccio ſagt, keine Geſandtſchaft angehört oder erwiedert, kein Geſetz verbeſſert oder abgeſchafft, kein Friede geſchloſſen, kein Krieg unternommen, kurz, zu keiner Berathung von einigem Gewicht geſchritten wurde, ohne daß man zuvor ſeine Meinung hörte. Dante übernahm von Seiten der Republik Florenz während ſeines Lebens vierzehn Geſandtſchaften, darunter ſehr bedeutende nach Venedig und Genua, mehrere zu den Königen von Neapel, von Frankreich, von Ungarn und zum Papſte. Dies übte großen Einfluß auf ſeine dichteriſche Thätigkeit. Die lebendigen und wahren Schilderungen, welche der göttlichen Comödie einen hohen Reiz verleihen und uns mitten in jenes bewegte Jahrhundert verſetzen, zeigen eine genaue Kenntniß von Menſchen, Gegenden, Umſtänden, Ereigniſſen, die man damals nicht aus Zeitungen, aus geſchichtlichen und geographiſchen Büchern ſchöpfen, ſondern allein durch eigene Anſchauung erlangen konnte. Seine Reiſen gaben ihm jene reifen Anſichten über die Verhältniſſe der Fürſten und Völker, der Kirche und des Reichs, über die Rechte und Pflichten der verſchiedenen Stände, welche ihn unendlich hoch über den engen Geſichtskreis ſeiner Vaterſtadt und die erbärmlichen Gaſſenkriege der Parteien erhoben. Dort fand ſein durchdringender Verſtand die Gebrechen, woran ſein Zeitalter litt, dort dachte ſein durch das gründlichſte Wiſſen geläuterter Geiſt, immer durch die Erinnerung an eine ruhmreiche Vorzeit erwärmt, die Mittel aus, wie der krankhafte Zuſtand der Völker geheilt werden könne, dort endlich erhob er ſich zu jener Seelenhöhe, die ihm in der göttlichen Comödie die erhabenſten Stellen in die Feder gab, durchdrang er ſich mit jener ſittlichen

Kraft und Wärme, die ihn zum Reformator Italiens hätte machen können, wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn nur im Geringſten hätten verſtehen wollen oder können. Daß man Dante als Welfen, dann als Waiblinger verſchrieen hat, zeigt eine ganz beſondere Beſchränktheit und nur flüchtige Bekanntſchaft mit dem Dichter. Man könnte faſt aus jedem Geſang der göttlichen Komödie Belege für ſeine Parteiloſigkeit, für ſeine glühende Vaterlandsliebe, die jede kleinliche Rückſicht verſchlang, und für ſeine, dem Zeitalter vorausſchreitende Anſicht über das Unweſen der Parteien und das zu begründende Wohl der Völker entnehmen. Nur ſeine Geburt hatte ihn an eine Partei gefeſſelt. Sein Geiſt ſchwang ſich je nach dem Grade ſeiner wunderſchnellen Ausbildung über dieſe Schranken hinweg, und ſowie er eigene Einſicht in das politiſche Treiben erlangt hatte, war der Wahn verſchwunden, und frei ſteht er über allen Parteien, Meinungen und Leidenſchaften auf dem feſten Boden ſeiner begründeten Ueberzeugung. Dieſe ſpricht ſich in der Abhandlung über die Monarchie und in des Dichters Briefen klar und entſchieden aus. Dante erblickte die Haupturſache des durch die Bürgerkriege in Italien hereingebrochenen Unglücks in dem Streit Kaiſer Friedrich's des Zweiten mit den Päpſten und in dem erloſchenen Anſehen eines römiſchen Kaiſers. Er hielt die Hoffnung für eitel, daß jede Stadt ihre beſondere Freiheit behaupten könne, ohne daß ſie alle unter Einem Haupt und gemeinſchaftlichen Regierer vereinigt würden. Dann wäre Italien vor allen fremden Einfällen wie vor allen inneren Entzweiungen ſicher durch eine allgemeine Macht und Autorität. Durch die damalige Erfahrung bewies er, daß die Trennung in ſo viele kleine Staaten und Städte ohne Abhängigkeit von einer über alle erhabenen Macht die Urſache der Zwietracht und des beſtändigen Krieges ſey, welche die Kräfte der Italiener verzehrten. Frei, einig und ſtark wollte er aber ſein Volk haben, frei unter dem Schutz trefflicher Geſetze, frei von den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Räubern, welche unter mancherlei Namen Eigenthum und Leben der Bürger gefährdeten, einig und ſtark unter dem Schirm eines allgemeinen Kaiſers, der Gerechtigkeit übe und den Frieden ſichere, und unter dem Schutze der Kirche, die, aller Einmiſchung in weltliche Angelegenheiten beraubt, ſich deſto wirkſamer um das geiſtige Wohl der Völker bemühe. Allerdings hoffte er hierzu das Beſte von einem kräftigen Kaiſer, der damit anfangen müßte, die Kirche (die alte Wölfin in der göttlichen Komödie) zu bändigen. Deshalb war er aber weder Welfe (Guelfe) noch Waiblinger (Ghibelline), welche beide Parteien weder an Freiheit, noch Einigkeit, noch Kraft ihres Volkes je gedacht haben. Nur da iſt Völkerglück, war ſeine Anſicht, wo Friede, und nur da iſt Friede, wo Gerechtigkeit herrſcht. Die weltliche Herrſchaft des Papſtes nennt er unſinnig und verderblich. Sein Geſandten-Amt, das ihm überall Zutritt verſchaffte, ließ ihn ſcharfe Blicke in den inneren Haushalt der Kirche thun, und mit dem bitterſten Unmuth ſah er, wie ſie durch Sittenloſigkeit geſchändet, durch unwürdige Päpſte alles Anſehns und aller Kraft beraubt wurde. Den Anfang zu dieſer Geſunkenheit fand er darin, daß die Kirche aus ihren Grenzen heraustrat und ſich, mit Vernachläſſigung des geiſtigen Völkerwohls, um die weltlichen Händel bekümmerte, nachdem ſie das Oberhaupt der weltlichen Monarchie niedergetreten hatte. Seine Parteiloſigkeit war es, welche unſern Dante den feindlichen Parteien ſeiner Vaterſtadt verhaßt machte. Der Streit der Familien Cerchi und Donati, welcher mit der Letzteren Siege endigte, trug dem Dichter Verbannung ein mit dem Zuſatz, daß er und ſeine Genoſſen, welche nach Möglichkeit für die Verſöhnung gewirkt hatten, lebendig verbrannt werden ſollten, wenn ſie je in die Hände der Florentiner kämen. Soweit ging damals der politiſche Parteihaß. Der Papſt rief endlich Karl von Valois als Friedensſtifter nach Florenz, welcher ſich ganz der herrſchenden Partei der Schwarzen (Donati) anſchloß und ihrem Wüthen das Schickſal der Stadt überließ. Sie zu retten, machte Dante mit ſeinen Freunden mehrere Verſuche, aber ſie mißlangen. Er hielt ſich nun nach und nach bei mehreren Großen Italiens auf, lehrte auf der Univerſität Bologna und von 1306 an zu Padua. Bemerkenswerth iſt ſein Aufenthalt bei dem berühmten Fürſten von Verona Can Scaliger della Scala, der ihn wie einen Vater empfing (1308). Von da an machte er Verona faſt bis zu ſeinem Lebensende zum bleibenden Wohnſitz oder doch zum Mittelpunkt, zu welchem er nach allen ſeinen Ausflügen, die wir hier nicht weiter betrachten können, zurückkehrte. Can Grande's Hof war einer der glänzendſten in der Lombardei. Er verſammelte bei ſich alle ausgezeichneten Perſonen, welche ein ungünſtiges Geſchick zwang, fern von ihrem Vaterlande zu leben. Hier fand der Dichter Muße, an ſeinem großen Werke fortzuarbeiten, das er von nun an nicht mehr aus der Hand legte. Noch einmal lebte ſeine politiſche Hoffnung auf, als Heinrich der Siebente zum deutſchen Könige erwählt wurde, ein Mann, der den Willen hatte, Italien die Ordnung und den Frieden unter einem mächtigen Kaiſerthume wiederzugeben. Allein mitten in ſeinen Unternehmungen raffte den Kaiſer plötzlich eine kurze Krankheit (man vermuthet eine Vergiftung) dahin, er ſtarb am 24. Auguſt 1313 in dem Caſtell Buonconvento unweit Siena. So erloſch auch dieſe Hoffnung, und die Dichtkunſt blieb unter dem tiefen Verfall ſeines Vaterlandes Dante's einzig erhebender Troſt. Während der Kriege Scaliger's wechſelte er mehrmals den Wohnplatz, um für ſein Friedenswerk Ruhe zu finden, und ging zuletzt nach Ravenna auf die Einladung Guido's da Polenta. Wie Dante's ganze Lebensaufgabe die Vermittelung des Friedens und Menſchenglücks war, ſo verurſachte auch ſeinen Tod die Ausübung eines dahin zielenden Geſchäfts. Als Friedensgeſandter Guido's ging er 1321 nach Venedig, wo er jedoch nicht vorgelaſſen und unwürdig behandelt wurde. In der Hitze der Hundstage durch die Maremmen von Comacchio zurückreiſend, legte er den Grund zu einer gefährlichen Krankheit, welche der Unmuth über die fehlgeſchlagene Hoffnung ſehr verſchlimmert haben mag. Er ſtarb zu Ravenna am 14. September 1321, noch nicht volle ſechsundfünfzig Jahre alt, in den Armen ſeiner Kinder Pietro, Jacopo und Beatrice und ſeines Freundes Guido. Der Letztere ehrte ihn durch ein feierliches Leichenbegängniß und hielt dem Dichter, nach damaliger Sitte, ſelbſt eine Lobrede vor der in ſeinem Pallaſt verſammelten Geſellſchaft. Mit einem Denkmal für den Freund beſchäftigt, wurde Guido durch Verrath und Empörung aus Ravenna vertrieben. Die beiden in Ravenna befindlichen Denkmäler des Dichters ließen ihm der Kardinal Bernardo Bembo 1483 und der Kardinal Valenti Gonzaga 1780 ſetzen. Das Letztere iſt das prächtigere und großartigere, das Erſtere ein Werk des berühmten Bildhauers Pietro Lombardi. Dieſes befindet ſich in der Kloſterkirche der Minoriten. Auf das Grab ſetzte man des Dichters Bild in Basrelief, halbe Figur, die Stirn mit Lorbeer gekrönt, in der Stellung eines Leſenden, und darüber in der Mitte eines Kranzes die Worte: **Virtuti et Honori** — der Tugend und Ehre.

Neuer Till Eulenſpiegel.

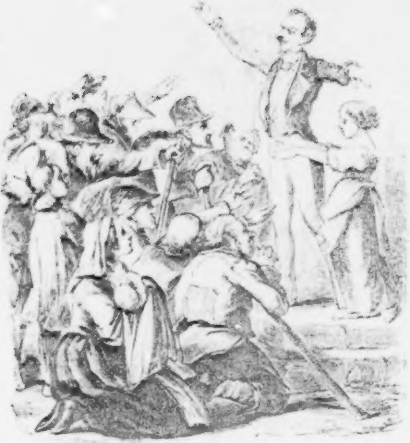
Fünfte Hiſtoria.*)

Wie Eulenſpiegel Zeichen und Wunder geſchehen ließ.

Das Leben war ſtumm und trübe geworden in der Stadt und am Hofe. Eulenſpiegel fühlte ſich unbehaglich, weil ihm der Stoff zu neuen Schwänken fehlte. Nachdem er eine geraume Weile an wohlbeſetzten Tafeln ſeines Leibes gepflegt hatte, warf er Maske und Kleider des Freiherrn bei Seite und miethete ſich bei armen Fiſcherleuten ein, um für einige Zeit in Vergeſſenheit zu gerathen. Es waren gute, fromme Leute, zu denen er kam, und hatten ein einziges krankes Töchterlein, welches oft in Fieber-Phantaſieen fiel. Wenn das Mägdlein bei ſolchen Anfällen in Verzückung lag, und unter Herſagung von Bibelſprüchen den Himmel und Gottes Herrlichkeit beſchrieb, glaubten die Eltern, in ihrem Kinde eine überirdiſch Geweihte zu erblicken. In dieſer Umgebung konnte ſich Eulenſpiegel nicht lange befinden, ohne von ſeiner ſchalkigen Luſt arg geplagt zu werden. Eines Tages trat er mit ſeiner frömmſten Miene zu den Leuten und ſagte: „Der Himmel hat Euch mit einem wunderreichen Kinde geſegnet, aber

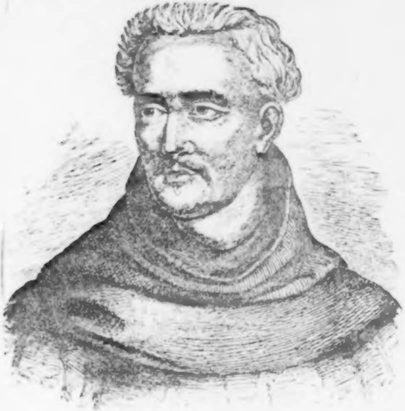
---

*) Möge ſich hier noch dieſe Hiſtoria einfügen, da ſie ebenfalls eine Zeitbegebenheit betrifft. Uebrigens machen wir zugleich auf den bei uns (Berlin. Buchhandlung) erſchienenen alten „Till Eulenſpiegel“ aufmerkſam, mit ſeinen vielen ſchönen Holzſchnitten die [illegible] Ausgabe dieſes beliebten Volksbuchs, zu dem billigen Preis von 10 Sgr.



Ihr laſſet den Segen des Himmels unbenutzt, da er doch ein Troſt werden könnte für Tauſende. Das Pfand, ſo Euch geliehen worden, ſolltet Ihr wuchern laſſen zum Heile der kranken und elenden Menſchheit. Denn Eure Tochter beſitzt die Gabe, Lahme gehend, Blinde ſehend, Taube hörend zu machen. Wollt Ihr dieſe Kraft dem Wohle Eurer Mitmenſchen widmen, ſo werde ich die Kranken zu Euch führen.“ — „Iſt es wahr“, ſprach der Fiſcher, „daß meinem Kinde ſo hohe Gabe verliehen worden, dann wollen wir ihr Licht nicht unter einen Scheffel ſtellen. Thuet nach Eurer Einſicht, Herr!“ Da ging Eulenſpiegel aus und trieb ein halbes Dutzend Bettler zuſammen, welche fälſchlich vorgaben, lahm zu ſeyn, um ſtärkeres Mitleid zu erregen. Dieſe beſtach er mit Gelde, daß ſie mit ihm durch die Straßen liefen und laut ſchrieen, ſie wollten zu dem Wunderkinde, damit ſie geheilt würden. Eine große Maſſe von Menſchen ſchloß ſich ihnen an, und als ſie zu den Fiſcherleuten kamen, forderte Eulenſpiegel das Kind auf, unter Gebeten ihre Hände auf die kranken Glieder der Bettler zu legen. Siehe da, alsbald genaſen ſie von ihren Gebrechen, und trugen ihre Krücken tanzend durch die jubelnde Menge. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde davon durch die Stadt und zog Arm und Reich herbei, ſich heilen zu laſſen, und wer mit eingebildeter Krankheit und wirklichem Glauben kam, der genas auf der Stelle. Eulenſpiegel aber ſtand an der Thür und ſammelte den Ehrenſold in ſeinen Hut. Mittlerweile geſchah es, daß mehrere Kranke durch die kleine Heilige von ihren Uebeln nicht erlöst wurden. Dieſe ſchimpften und tobten und erregten Zweifel in die Wunderkraft des Mädchens. Da kam Eulenſpiegel auf einen ſinnreichen Einfall. Er ging zu einem der Zweifler und überredete ihn, ſich einen falſchen Buckel anzuſchnallen, um die Heilkünſtlerin auf die Probe zu ſtellen. Am folgenden Tage harrte er tief vermummt des Kommenden in der Fiſcherhütte, die vom Volke zahlreich umlagert wurde. Der Bucklige erſchien, und Eulenſpiegel gebot ihm, den Rock auszuziehen. Während nun die kleine Leidende unter Beten und Singen den falſchen Buckel mit ihren Händen beſtrich, nähte ihn Eulenſpiegel unvermerkt recht feſt an Weſte und Hemde. Dann ſagte er: „Nun ziehet Euren Rock wieder an und gehet hinaus. Sobald Ihr die Schwelle überſchritten habt, wird Euer Gebrechen von Euch weichen.“ Triumphirend verließ der Zweifler die Hütte. Draußen aber verſammelte er viel Volk um ſich herum und erzählte, wie er ſich einen falſchen Buckel angeſchnallt, und wie die Wunderthäterin, welche ſich rühmte, ſtets die Wahrheit aller Dinge zu ſchauen, ihm den falſchen Buckel geſtrichen und vorgeblich geheilt habe. Nun aber wolle er beweiſen, daß ſie eine Lügnerin ſey, und daß der Buckel noch eben ſo feſt ſäße wie früher, aber auch nicht feſter, als eben die Schnallen ihn hielten. Er warf hierauf den Rock ab, öffnete die Schnallen und wollte den Buckel hinabgleiten laſſen. Der aber ſaß feſt und rührte ſich nicht; es half kein Drehen und Wenden, kein Ziehen und Schütteln. Eulenſpiegel, der nach Entfernung ſeiner Mummerei unter dem Volke ſtand, rief: „Der Buckel iſt angewachſen: das iſt die Strafe für Zweifel und Verleumdung!“ Alsbald warf ſich die Maſſe mit Verwünſchungen und Drohungen auf den betrogenen Zweifler, der, ſelbſt nicht wiſſend, wie ihm geſchah, die Flucht ergriff. Durch Gaſſen, über Plätze und Brücken jagte ihn der Haufe, bis endlich ein mitleidiger Hauswirth den Athemloſen aufnahm und durch eine Hinterthür entſchlüpfen ließ. Wenn nun auch der Arme bald genug hinter den Streich kam, der ihm geſpielt worden, ſo wagte er doch nicht mehr, einen Zweifel zu äußern, und von Stund' an ward der Zulauf nach dem Fiſcherhäuschen immer größer und größer. — Solches geſchah, wie wir der Wahrheit getreu berichten, im Jahre des Heils Eintauſendachthundertneunundvierzig.

Abraham a Santa Clara.



Dieſer wunderliche aber wackere Kauz, dieſer deutſch-derb offenherzige Pater und mit vollem Ernſt im Humor und Lachen die Sitten veredelnde Kanzelredner wurde geboren am 4. Juni 1642 in Krähenheimſtetten, nicht weit von der Stadt Möskirch in Schwaben; er hieß vor der Prieſterweihe Ulrich Megerle, und ſtammt aus einem Geſchlecht, das Kaiſer Ferdinand der Dritte in den Adelſtand erhob. Achtzehn Jahr alt wurde er Franziskaner, erhielt den Namen Abraham, beſtand ſein Noviziat im Kloſter zu Marienbrunn und wurde dann Faſttagsprediger in dem niederöſterreichiſchen Kloſter Taxa. Da er ſich auszeichnete, berief man ihn bald nach Wien, und im dortigen Hofkloſter trieb er das Lernen höchſt eifrig, ſo daß er ſich die vielſeitigſten Kenntniſſe in allen Wiſſenſchaften erwarb. Später war er Hofprediger unter Leopold dem Erſten und Joſeph dem Erſten, predigte auch mehrmals in Rom, wohin er als Prior-Provinzial zum Ordens-Kapitel geſandt worden, und ſein Name ſchon füllte ſogleich jede Kirche mit Zuhörern. Ein Wohlthäter der Armen war er auch, allgemein beliebt bis zu ſeinem Tode (am 1. Dezember 1709) und unvergeſſen iſt er bis zum heutigen Tage. Sein Andenken wird demnach dauern und wir wollen aus ſeinen vielen Schriften, die er meiſt unter ſehr poſſirlichen Titeln herausgab, Einzelnes herausheben, wobei wir uns beſonders an das Kurze halten.

Der Politikus.

Gar weit irren thäte Jener nicht, welcher ein Geheimniß ſuchen wollte in dem erſten Buchſtaben des Wortes „**politicus**". Dieſer Buchſtabe ſchickt ſich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formirt, iſt er ein **p**, ſo man ihn umſchlägt, ein **q**; daſſelbe aufwärts, wird ein **d** geſchauet; dafern man dieſes umkehrt, wird es ein **b**; und ſolchergeſtalt ſoll vielleicht ein politicus geartet ſeyn, daß er ſich fein in alle Modell bequemen könne." — (Wir finden unter den Politikern und politiſchen Kannegießern Leute, für welche Beinamen aus dem Wörter-Verzeichniß nach dem ganzen Alphabet paſſen. Bleiben wir bei P, Q, D und B, ſo läßt ſich mit Grund ſagen, daß Prahlhänſe, Querköpfe, Dummbärte und Betrüger nicht ſelten ſind unter den Erz-Politikern.)

Gottes Schöpfung.

Lieber Weltaffe (verzeih' es mir, daß ich dich alſo fremd titulire!), gehe mit mir zur angenehmen Sommerszeit ein wenig hinaus, günſtige Luft zu ſchöpfen; da wirſt du gleich hören der Nachtigall vielſtimmiges Flöten, des Gimpels ſchmachtendes Pfeifen, der Wachtel ſchlagende Halsuhr, des Guckgucks bäueriſches Waldgeſchrei, der Amſel gemeines Schleiferlied, der Lerch' ihr **Te deum laudamus**, des Stieglitzes **Passarello**. Da wirſt du gleichförmig ſehen der Wieſen geſtickte Arbeit, des Waaſen grünſammetnen Teppich, der Felder häufige Fruchtbarkeit, der Wälder luſtiges Lauberfeſt, aller Erdgewächſe fröhliche Auferſtehung, des ganzen Erdbodens hochzeitliches Gepränge! Gehe weiter und genieße der goldenen Zeit nach Gnügen; laß uns ein wenig ſpazieren gehn an den Geſtaden des rauſchenden Fluſſes, welcher mir und dir vorkommt wie ein Spiegel in einem grünen Rahmen, und wie ein flüſſiger Kriſtall. Was noch mehr, wir ſehn in dieſem Waſſer die ſchön gefärbten Wolken, die ſchön ſtrahlende Sonne, den ſchönen blauen Cirk (**Circus**), das ſchöne helle Gewölbe, den ſchönen Himmel ſelbſt. Demnach, lieber Bruder, haſt Luſt nach Himmel, ſo ſtürz' dich hinein und ſchicke mir fein förderlich eine Staſette, wie es im Himmel zugehet. Da antwortet dieſer, daß er zu ſolchem Spiel pflege zu paſſen; denn ſo er ſich möchte in den Fluß hinein ſenken, würde ſolcher den Namen verlieren, und nachmals ein' Stockfiſch-Brühe genannt werden, in Bedenkung ſeiner Thorheit; denn in dieſem Waſſer kein Himmel, ſondern nur ein bloſer Schein des Himmels, ja, anſtatt des Himmels würd' er das trübe Waſſer ſaufen und gar den Untergang leiden.

Der Neid.

Auf Malta giebt es keine Schlangen, in Sardinien keine Wölfe, in Deutſchland keine Krokodile, in Tuscien keine Raben, auf dem Hellespont keine Hunde, auf der Inſel Island nichts Giftiges, doch in der ganzen Welt iſt kein Ort, wo nicht, giftiger als Alles, der Neid wäre.

Ueber die Bierbengels.

Ihr ſchicket eure Söhne aus, damit ſie in fremden Ländern fremde Laster mit großen Unkoſten erlernen, da ſie doch mit wenigern Unkoſten zu Hauſe Tugenden erwürben. Spitzfindiger kommen ſie nit zurück, ausgenommen, daß ſie neue Moden von Spitzen mit ſich bringen; galanter kommen ſie nit zurück, müßt' denn ſeyn, daß **galant** von **galaniſiren** herkommt; herrlicher in Kleidern kehren ſie zwar oft nach Hauſe, es wär' aber beſſer, ehrlicher denn herrlicher; neue Modehüt', Modeperücken, Modekragen, Moderöcke, Modehoſen, Modeſtrümpfe, Modeſchuhe, Modebänder, Modeknöpfe, auch Modegewiſſen ſchleichen durch eure Reiſen in unſer liebes Deutſchland, und verändern ſich euere Narrenkittel täglich mit dem Mondſchein. Bald werden müſſen die Schneider eine hohe Schul aufrichten, worauf ſie doktormäßig gradiren, und nachmals den Titel: Ew. Geſtrenge Herr Modedoktor erhalten. Wenn ich alle Moderöcke von vierundzwanzig Jahren her bei einander hätt', ich wollt' damit einen Vorhang faſt vor die Sonne machen, daß man beim Tage müßte mit der Laterne gehn, oder wenigſtens getrauete ich mir die ganze Türkei damit zu verhüllen, daß ſich die Konſtantinopolitaner möchten einbilden, ihr Mahomed wollt' mit ihnen blind Katzen ſpielen.

Siehe nicht auf das Aeuſsre!

Gleich wie in einer ungeſtalteten Muſchel eine ſtattliche Perl', alſo auch iſt in einer ſchlechten Menſchgeſtalt oft ein ſtattlicher Kerl verborgen. Bedenk', daß ein krummes Holz ſo gute Hitze giebt, als ein gerades. Der römiſche Kaiſer Galba hat einen Buckel gehabt, faſt ſo hoch, daß man hätte mögen ein Schilderhäuſel darauf bauen, und er war doch ein unvergleichlicher Wohlredner. Aeſopus hatte ein ſolches Larvengeſicht, daß auch die verknorperte Rinde am Eichbaum ſeinem Fehl faſt an Schönheit vorgegangen, und gleichwohl war er der witzigſte Mann ſeines Zeitalters.

Der Vermeſſene.

Ein Vermeſſener iſt wie ein Meſſer, denn gleichwie ein Meſſer wetzt das andere Meſſer, alſo macht ein Vermeſſener den andern vermeſſen. Ein böſer Geſpann iſt wie ein Spahn, denn gleichwie ein brennender Spahn auch den nächſten anzündet, alſo ein laſterhafter Geſpann auch den nächſten zum Verderben bringt. Ein ſchlimmer Kamerad iſt wie ein Kammrad in der Mühle, wenn dies ſchlecht geht, ſo gehen die andern Räder desgleichen, alſo ein ſchlimmer Kamerad macht den nächſten auch ſchlimm.

Was Gott ſey!

Gott iſt wie ein Meer, alle Bäch' und Flüſſe ſpendiren ihr Waſſer, als einen gerechten Tribut, dem Meere, das ſie alle aber wieder giebt. Gott iſt wie ein Spiegel; wenn man dieſem ein freundliches Geſicht zeigt, ſo zeigt er es wieder. Gott iſt wie Wald; wenn man dieſen fröhlich grüßt und bewillkommnet, ſo grüßt er einen durch ein Echo, oder Wiederhall. Desgleichen iſt Gott wie die Erde; wenn man dieſer ein einziges Weizenkörnlein ſpendiret, ſo giebt ſie es zehn-, zwanzigfach wieder.

Guter Name.

Die Glocke zu Moskau mit 336 Centner hat einen ſchönen Klang, die Glocke zu Leyden mit 250 Centner hat einen lieblichen Klang, die Glocke zu Toloſa mit 500 Centnern hat einen herrlichen Klang, die Glocke zu Rotomagi in Frankreich mit 36.000 Pfund hat einen annehmlichen Klang; doch ein ehrlicher Name hat einen weit ſchönern, lieblichern, herrlichern und annehmlichern Klang und Nachklang, weshalb ein guter Name Jedem lieb iſt, und der ſolchen ſtiehlt, der iſt ein Dieb.

Bettlergewohnheit.

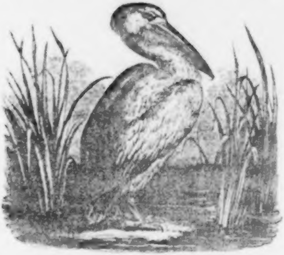
Weißt du, warum die armen Bettler ſich gemeiniglich bücken? Siehe, die Gaſſenbuben haben dieſe allbekannte Gewohnheit, wenn ſie gern ein Gartenconfekt naſchen wollen, der Baum aber ihnen zu hoch iſt, da ſagt einer zu dem andern: „geh', mach' mir einen Bock!“ knieet alſo einer nieder, deſſen Rücken dem andern zur Leiter dienet; derohalben gehen die armen Bettler meiſtens gebückt einher, oder bücken ſich vor, als wollten ſie dir einen Bock machen, darauf du in den Himmel ſteigeſt!

Was doch Geld macht!

Geld macht **Affect** in der Welt, Geld macht **Effect** in der Welt, Geld macht **Infect** in der Welt, Geld macht **Defect** in der Welt, Geld macht **Perfect** in der Welt, Geld macht **Praefect** in der Welt. Haſt Geld, ſo kommſt fort, haſt keins, ſo bleibſt dort haſt Geld, ſo ſetz' dich nieder, haſt keins, ſo bin ich dir zuwider!

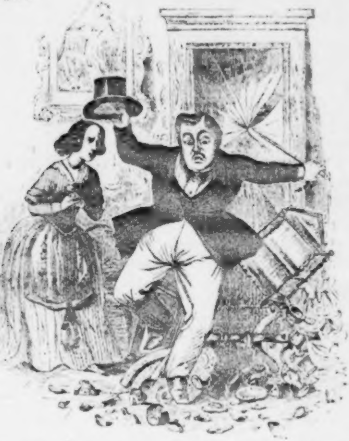
Die Bilder-Mappe.

Otto und Marie empfingen auch neulich wieder etwas aus der Bilder-Mappe Siegfried Mandel's, den wir ſchon mehrere Jahre in ſeiner Theilnahme für Franz Sinnig und ſeine Familie kennen. Marie griff zuerſt lachend nach dem Pelikan, weil die ſtolze Hal-



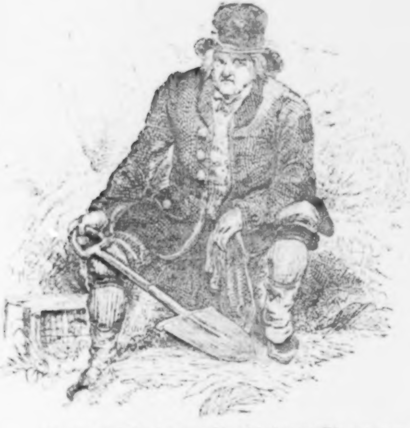
tung des Langſchnabels ihr ſehr poſſirlich vorkam. — „Man ſagt von dieſem Vogel“, bemerkte Mandel, „daß er ſeine Jungen mit ſeinem Blut ernähre, und ſo iſt er zum Sinnbilde der Elternliebe geworden, die bei den Menſchen nicht ſelten kein Opfer ſcheut für das Wohl und Glück der Kinder, auch wenn dieſe ſündlicher Weiſe dieſe Opfer nicht vergelten. „Wer den Willen der Eltern nicht thut, der hat nur einen dummen Muth!“ — das iſt ein Reimſpruch aus der Vorzeit, leider aber hat der „dumme Muth“ nicht ſonderlich darauf gehört und die Erfahrung der Eltern wird von Vielen mißachtet zu ihrem eigenen Verderben, während der Gehorſam ihr Glück geweſen wäre. Merkt euch das, ihr Kinder! — Daß der Pelikan ſeine Jungen mit eigenem Blut ernährt, iſt indeß eine Täuſchung; die Alten würgen den Jungen die Fiſch-Nahrung klein und dadurch entſtand jene Fabel. Die Pelikane, auch Kropfgänſe genannt, ſind ſämmtlich Fiſchfreſſer, in bewohnten Ländern hat man ſie deshalb ausgerottet, aber ihre Welt iſt noch groß genug. Der Pelikan fliegt oft bis hundert Meilen ſeewärts, kann, von den Wogen geſchaukelt, auf dem Waſſer ſchlafen, und ſieht er die weißen Segel eines Schiffs, umkreist er es mehrmals, als ob er es für einen großen Schwimmvogel hielte und ihm ſeine Ehrfurcht bezeugen wollte. Im Uebrigen findet ihr

Weiteres in jeder Naturgeſchichte, und da ihr nun ſchon leſen könnt, ſucht's dort! Es iſt immer gut, ſich ſelber weiter zu helfen in den Kenntniſſen!"

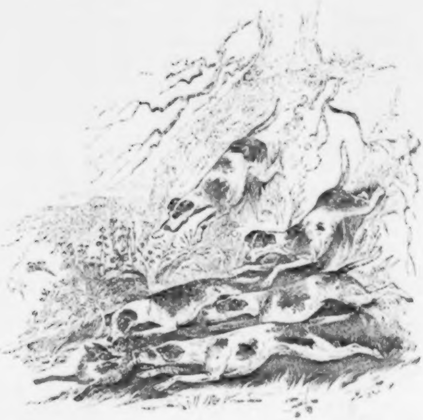


„Da greift Otto nach dem Bilde eines Ungeſchickten. Der wollte unterthänigſt höflich ſeyn, bei der Verbeugung warf er aber den Ständer mit dem Ziergeräth um, und indem er ſich entſetzt vor der von ihm veranlaßten Zerſtörung, ſtößt er noch mit dem Stock den Spiegel entzwei. Der ungeſchickte Mann ſoll wahrſcheinlich ſchon durch ſeine Wohlbeleibtheit andeuten, daß er in der Jugend nicht geturnt, nicht geſchwommen, nicht im Tanz ſich die Gewandtheit des Körpers angeeignet hat, ſonſt könnte ihm Dergleichen kaum geſchehen. Muthmaßlich ſpricht er indeß doch von Unglück, während er eben nur ſeine Ungeſchicklichkeit anklagen ſollte. — Auch die Körperbildung iſt nothwendig, Kinder, und man muß jede Gelegenheit dazu ergreifen, denn hier beſonders wird Uebung der beſte Lehrmeiſter. Unſer Talpatſch iſt glücklicherweiſe geldbemittelt und kann den Schaden, den er verurſachte, ausgleichen, weshalb es denn wohl um ſo eher erlaubt iſt, über ihn zu lachen. Uebrigens aber wird Jeder, auch wenn er ſich Gelenkigkeit anübte, manchmal etwas leiſten in der Ungeſchicklichkeit; wir wollen alſo bei ſolcher Gelegenheit an die alte Lehre denken:

„Wer da will ſtrafen mich und die Meinen,
Der prüf' erſt, was da mangelt ihm und den Seinen;
Hat er kein Mangel an ihm und den Seinen,
So ſtraf' er alsdann mich und die Meinen.“ —



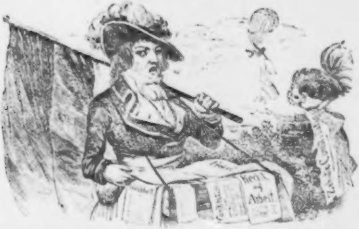
„Nun iſt da das Bildchen eines ſchon ſehr betagten Jägers meiner Bekanntſchaft. Ich ſah ihn neulich im Walde, wie Ihr ihn ſeht, und“ — hier wandte ſich Handel an den Vater der Kinder — „im Geſpräch äußerte er unter Anderem: „Der Menſch wird alt, und das iſt heutzutage bei einem Theil der jungen Leute faſt ein Verbrechen. Ein alter Baum verpflanzt ſich ſchwer — ich bin einer von Denen, die nicht mitgingen, wenn die Verkündiger einer angeblich überſeligen Zukunft Wege einſchlugen, die nach meiner Kenntniß der Dinge dahin führten, wo die Welt mit Brettern vernagelt iſt. Ein alter Jäger bin ich, der noch nicht ſeine Halbjahrhunderts-Dienſtfeier erreichte, aber freiwillig darauf verzichtete, weil ich mit dem neuen Jagdverwüſtungs-Geſetz mich nicht befreunden konnte, und deshalb lieber mit einem ſehr geringen Ruhegehalt mich zufrieden erklärte. Nun beſchäftige ich mich in dem entlegenſten Theil des Buſchwerks beſonders damit, den Füchſen Fallen zu legen. Die Füchſe werden künftig unbeſchränkte Herrſcher ſeyn in Wald, Flur und Gehöften; denn erſtens bedarf es zu ihrer Verfolgung tüchtiger Jäger, nicht bloß Allgemeinſchießer, und zweitens iſt an dem Stinkthier kein Braten zu holen. Ich will alſo den Landleuten, ſo lange ich kann, noch den Dienſt leiſten, zuweilen einen Fuchs wegzufangen, und habe einen Hahn in der



Falle, der mit jenen anlocken ſoll. Da jetzt Alles politiſch iſt, mögen ſie meinen Hahn als den galliſchen betrachten; der lockt auch fort und fort politiſche Füchſe, die aber ſo klug ſind, immer nur Schafe oder Gimpel in die Falle zu jagen, die dann der Füchſe Beute werden.“ — „Ich will den Alten“ — ſetzte Mandel hinzu — „öfter beſuchen, und ſteht es mit den wirklichen Füchſen ſo, wie er ſagte, mag man ſie in die Hetze nehmen wie den Fuchs auf dem Bildchen, was ich eben meinen kleinen Gaben beifügte, damit jedes von euch Kindern zwei Blättchen zu ſeiner Sammlung lege. Mehr hab' ich eben nicht, und man muß auch ſorgen, daß die Tugend der Genügſamkeit nicht ausſterbe!“ — z.

Schluſs.

Lebet wohl! — ſo ruft uns nach dieſem Jahre das Halbjahrhundert zu, und dies fordert uns zu einem Rückblick auf, um zu gewahren, in welcher Weiſe die jetzige Menſchheit die Zeit behandelte. Wir ſprechen dabei nicht vom Zeitgeiſt, denn die Zeit hat nur den Geiſt, den die Menſchen ihr geben, und der Zeitgeiſt hat keine andere Stimme, als die man ihm einzwängt oder einflüſtert; er iſt nicht Herr, er iſt Diener, oft Knecht der Menſchen, und man hat mit ihm jammervollen Unſinn betrieben. — Es lebt noch Mancher, der den letzten Sylveſter-Abend des vergangenen Jahrhunderts mitfeierte, den erſten Tag des neunzehnten begrüßte. Damals war Napoleon bereits erſter Conſul und arbeitete auf die Gewalt- und Geſammt-Herrſchaft hin; nur dieſen Erfolg hatten die Revolutions-Kämpfe durch ihre Greuel allmälig veranlaßt. Zu nahe noch ſtanden die Beurtheiler den raſchen, ſich überſtürzenden Verwandlungen, um ſich ſelbſt klar zu werden, und auch die Anſichten über die Beſtrebungen, welche der Revolution vorausgingen, Beſtrebungen, die hauptſächlich deutlich erkannt ſeyn mußten, ſollte man richtig urtheilen können, waren noch ſehr getrübt; geprieſen wurden ſie bei weitem mehr als begriffen. Der Herausgeber dieſes Volksbuchs war ſchon in jungen Jahren ſehr im Zweifel über die Weisheit, welche beſonders vom Anfang der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an über die Völker ſich ergoß. Wir wollen uns indeß einen Gewährsmann holen, und zwar, da doch die ganze Bewegung in Europa von Frankreich ausging, einen Franzoſen, zugleich aber einen ſolchen, deſſen Reichthum an Kenntniſſen bewundert, deſſen Rechtſchaffenheit im Leben allgemein verehrt iſt — Silveſtre de Sacy. Dieſer ſagt, indem er Villemain's „Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts“ beurtheilt: „Ich bin nicht eben erfreut von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; wie ſehr zu preiſen in manchen Beziehungen, dennoch hat ſie Makel, welche alle Beredtſamkeit und alles Genie nimmer wegzuwiſchen vermag. Es entſteht die Frage, ob die Philoſophie jener Zeit Ernſt, ob in der That ihr Ziel war, den menſchlichen Geiſt vom Irrthum zu befreien, ihn zu erheben und zu läutern, oder eigentlich nur die Leidenſchaften zu entfeſſeln, und ſo das Herz zu vergiften. Ich finde nicht, daß im Alterthum Socrates und Plato, Cicero oder Seneca, die ſich doch wahrlich keinen Zwang auflegen ließen vom Aberglauben ihrer Zeit, die geiſtige Freiheit, zu welcher ſie ſich emporſchwangen, jemals dazu benutzt hätten, auch die Moral zu lockern, welche immer und ewig die Richtſchnur des Herzens bleibt, während ſelbſt in den gewichtigſten Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts eine arge Entſittlichung ſich gar nicht verkennen läßt. Stets wird in ihren Werken der Ungebundenheit ein Plätzchen eingeräumt. Man hat Mühe, ſich einen genauen Begriff zu bilden von Dem, was ſie Tugend nennen, obgleich dies Wörtlein faſt auf jeder Seite zu finden iſt. Die Tugend ſcheint ihnen in der Kunſt zu beſtehen, das Leben ſo viel als möglich zu genießen und das Vergnügen mit einer Art Glanz zu ſchmücken. Bei Rouſſeau iſt es eine geſteigerte, erhitzte Einbildungskraft, ein Weisheits-Halbdunkel, das ſich eignet zu Träumen und ſchwebenden Gedanken, ſich nicht herabläßt zu der niederen irdiſchen Sorge, die Handlungen zu regeln und ſie dem Geſetz der Pflicht zu unterwerfen. Sogar bei Montesquieu erhebt ſich die Tugend eben nicht über das etwas derbe und vielleicht nur aus derzeitiger Einbildung entſtandene Muſter, das die Alten uns von der politiſchen Tugend hinterließen. Steigt man weiter hinab, zu den Schriftſtellern der zweiten und dritten Klaſſe im achtzehnten Jahrhundert, da gilt als Tugend ohne Weiteres das ſchamloſe, großthuende, ſelbſtgefällige Laſter. Muß man einen Begriffsbau nach ſeinem letzten Ausſpruch und Endergebniß, den Inhalt eines Jahrhunderts nach ſeinen Schlußthaten beurtheilen dann erſcheint die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts als ganz rohe Genußſucht, als plumpes Sinnlichkeitstrachten. Hat dieſe Philoſophie wohl eine ſo innige Verbindung der Moral mit dem Chriſtenthum wahrgenommen, um einzuſehen, daß deſſen Bekämpfung die Moral untergraben müſſe? Sollte man im achtzehnten Jahrhundert wirklich genöthigt geweſen ſeyn, die ſchlechten Triebe des Herzens zu begünſtigen, um auch den beſſeren Glauben zu erſchüttern und auf dem Wege der Entſittlichung zur Gottesverleugnung zu gelangen? Dies wäre eine bedeutſame, eine herrliche Schutzrede für das Chriſtenthum. Sey es an ſich wahr oder falſch, in Bezug auf das Volks- und Menſchenleben überhaupt müßte es doch wenigſtens eine ganz ungewöhnliche Wahrheit enthalten, ſich tief in das Bewußtſeyn des Beſſeren eingeprägt haben, um Eins zu werden mit den edelſten Neigungen, mit allen ſittlichen Wahrheiten des Daſeyns. Soll man die Verirrungen des achtzehnten Jahrhunderts einem Schwindel beimeſſen, der die Geiſter noch jetzt von einer Ausſchweifung zur andern fortreißt und eben ſo wenig in der Freiheit als in der Abhängigkeit Maaß zu halten verſteht? Iſt es rühmens- oder beklagenswerth, ein Joch deshalb abzuwerfen, um dann in die verderblichſte Zügelloſigkeit zu verfallen, und konnte man nicht Verkünder religiöſer Duldſamkeit ſeyn, ohne der Scham- und Gottloſigkeit Thor und Thür zu öffnen?" — So ſpricht Silveſtre de Sacy, und Jeder, dem die Einflüſſe des achtzehnten Jahrhunderts auf das neunzehnte vor Augen liegen, der ſie in den verſchiedenen Strömungen der geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu finden weiß, der wird es ſich nicht verbergen, daß jene Einflüſſe immer tiefer eindrangen, ſich immer mehr ausbreiteten in den Volksſchichten, bis man endlich ſo ungeheuer ſelbſtſüchtig wurde, in der Theilnahmloſigkeit an wahrer Religion, wahrer Liebe zum Vaterlande und zur Familie, in der Befreiung von jeder echt menſchlichen Bindung die wahre Sittlichkeit entdecken zu wollen und dies verſchleiern möchte mit einer Liebe zu Allgemeinheiten, die da nur vorgeſpiegelt und ohnmächtig ſeyn kann, wo die Liebe zum Heiligſten und Einzelnen ſo matt oder gar verſchollen iſt. Unſere neueſte, übrigens auch nur alte und längſt bereits hinfällig umher ſpukende Weisheitslehre, mit der man ſtolz auf die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in den oberen Kreiſen der Reſidenzen beliebte Sitten-Nichtigkeit hinſchaut, iſt nur deren Steigerung, weil ſie, vom Gemüth immer mehr getrennt, zu einem Spiel des Verſtandes und dadurch noch widerwärtiger geworden iſt. Jene Weisheitslehre begehrte endlich für den Menſchen eine Freiheit, die, ohne ihn einer Verantwortlichkeit zu unterwerfen, zu Allem, was er will, ihn befähigt, indem man nochmals die geiſtige Mißgeburt zu Tage förderte, die Menſchheit ſelbſt als Beſitzerin der Göttlichkeit aufzuſtellen. Eine Freiheit, die ohne Verantwortung zu Allem befähigt, und ein Gott, der mit der Menſchheit Eins iſt, führen die Menge nothwendig zu dem Schluß, den Menſchen als das unbeſchränkteſte Weſen, als Gott ſelbſt zu betrachten, und ſo hat das jüngſte Geſchlecht mit dem Schein der Allgemeinliebe die kraſſeſte Eigenſucht auf den Thron geſetzt unter dem Namen Freiheit. — Betrachten wir nun das Ergebniß, was aus dem Weisheitsſpiel der zweiten Hälfte des achtzehnten und der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im Staatsleben hervorgegangen iſt, dürfen wir nur auf Frankreich ſchauen, das



leidige Vorbild rauſcheitler Freiheit, mit welcher eroberungsſüchtige Hauſirer die Welt durchzogen, um ihre Conſtitutionen zu verbreiten, von denen der galliſche Hahn bereits zehen oder noch mehr zerriſſen hat. Jenes Ergebniß iſt in Kürze und nach den Jahreszahlen folgendes: 1788. Der König lebe! Es lebe der Adel, die Religion! — 1789. Nieder mit dem Adel! Nieder die Baſtille! Die allgemeinen Stände ſollen leben! — 1790. Nichts allgemeine Stände! Necker, Mirabeau ſollen leben! Leben ſollen die Orleans und die Geiſtlichkeit! — 1791. Nieder mit dem Adel, fort die Geiſtlichkeit, es giebt keinen Gott! Necker fort! Bailly, Lafayette hoch! Es lebe der conſtitutionelle König! — 1792. Nieder mit dem König und ſeinem Veto, weg Lafayette! Weg Bailly und die Conſtitution von 1791! — 1793. (Erſte Hälfte.) Fort König Ludwig Capet! Fort die Monarchie und Conſtitution von 1792! Nieder Briſſot und Dümouriez! Es lebe die franzöſiſche Republik! Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft! Die Girondiſten hoch! — 1793. (Zweite Hälfte.) Fort mit dem Adel, den Reichen und der Geiſtlichkeit! Es leben die Jakobiner! Hoch Robespierre! Es lebe Marat, der Volksfreund! Es lebe die Blut-Regierung! — 1794. Nieder mit den Girondiſten! Hoch Barrere und Couthon! Hoch die Guillotine! — 1794—1795. Tod allen Terroriſten, den Bluthunden! Nieder mit Robespierre! — 1795—1799. Das Direktorium ſoll leben! Hoch Barras und Bonaparte! Hoch die Fünfhundert! Fort mit dem Direktorium! Es leben die Konſuln! Hoch der erſte Konſul Bonaparte! — 1799—1808. Fort mit den Konſuln, fort mit der Republik! Hoch der Kaiſer Napoleon! Es lebe der Krieg und die Ehrenlegion! Es leben der Hofſtaat und die Hoftitel! Es lebe die Kaiſerin Joſephine! — 1809—1813. Fort der Papſt! Fort Joſephine! Hoch die Kaiſerin Marie Luiſe und der König von Rom! — Fort mit Napoleon, dem Unterdrücker, dem Tyrannen! Nieder der Senat und der kaiſerliche Adler! Es lebe der legitime König! Hoch die Verbündeten! —

1815 (im März). Fort mit den Verbündeten! Fort Bourbons und Legitimiſten! Hoch Napoleon! — 1815 (im Juni). Fort mit dem korſikaniſchen Uſurpator Bonaparte! Fort mit der Armee! Nieder die Verräther Ney und Lavalette! Es lebe König Ludwig, der Erſehnte! — 1816—1830. Fort mit den Ultra's! Hoch Decazes! Nieder mit Decazes! Hoch Villele! Es lebe Angouleme und Karl X, der Geliebte! Fort Polignac und die Ordonnanzen! Fort Karl X! Fort Legitimität und Bourbons! Es lebe Ludwig Philipp, der Bürger-König! — 1830—1847. Fort mit dieſem Miniſterium! Fort mit dem andern, dem dritten, vierten und ſo weiter! Hoch Guizot! — 1848. Nieder mit Ludwig Philipp! Nieder Guizot! Fort die Königs-Familie, fort der Graf von Paris! Es lebe die Revolution! Es leben die Barrikaden! Es leben die Arbeiter, die Blouſen-Männer! Es lebe die Republik! — 1849. Fort mit der Preßfreiheit, den Klubbs! Keine Revolution mehr! Ordnung und Geſetz um jeden Preis! — Das iſt die politiſche Muſterkarte, die uns Frankreich vorlegte und ſie wahrſcheinlich noch mit Umgeſtaltungen vermehrt, ehe nach dem zwölften Schlage um Mitternacht dieſes Jahres wir den erſten Tag des zweiten Halbjahrhunderts begrüßen! Und Frankreich iſt im Jahre 1849 nicht minder erſchöpft in ſeinen Hülfsquellen als 1789! — weiß nur zu erzählen von ſechzig Jahren des politiſchen Taumels! — Jene Muſterkarte kann unmöglich die Völker, welche den gediegenen Fortſchritt ernſtlich wollen, reizen! In der Ueberzeugung, daß „Freiheit und Beſchränkung im rechten Gleichmaaß die höchſte Beſtimmung des Menſchen, zu jener das tüchtig begründete Wiſſen und zu dieſer die tiefinnigſte Religion die rechten Führer ſind“, möge man ſich nicht verhehlen, daß die neueſten Weisheitslehren keineswegs von einer friſchen Jugend der Menſchheit zeugen, ſondern nur ein Seifenblaſen-Spiel der alten Selbſtſucht immer wieder von vorn anfangen, prunkend mit Wiſſen ohne lebendige Wurzel und mit angeblichen Heilmitteln, welche der Volks-Wohlfahrt nur ärgeren Krankheitsſtoff beibrachten. — Ein reiner Geiſt ſittlicher Bildung möge die Völker ſtärken, und der allmächtige Gott den Allerwelts-Taumel heilen! — Dies ſey unſer Spruch heut; — mög' uns die Erfüllung werden mit dem Schluſſe des Halb-Jahrhunderts! Gz.

Anzeigen.

Bei uns erſchienen kürzlich wieder vier Bändchen von:

Neue Volks-Bücher.

Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von **C. Nieritz.**

Inhalt.

V. Glaubensmuth und jeſuitiſche Verfolgung. Von C. Nieritz. — Das Vermächtniß. Von J. Pauli. — Die Gelübde. Von Ed. Müller. — Die Drachenbändiger. Von F. W. Gubitz.

VI. Napoleon und Willy's Familie. Von **K. C. Kreisnig.** — Ein Schatzgräber. Von A. v. Möller. — Meiſter Kuken. Von Chletas. — Schuldig oder nicht ſchuldig? Von A. Naumann.

VII. Der Student Gerhardt Schwind. Von A. v. G. — Der Diebesfinger. Von Fr. Pitt. — Der Meiſter und ſein Thurm. Von L. Tarnowski.

VIII. Eleonore Snitger. Von E. Karoli. — Der Spanier. Von Fr. Pitt. — Der Schornſteinfeger. Von R. Maria. — Die Anklage.

(Dieſe Volksbücher ſind in allen Familien als eine geiſtige Unterhaltung für Alt und Jung empfehlenswerth, auch bereits ſehr verbreitet und beliebt.) — Preis: Jedes Bändchen (neun eng aber angenehm leſbar gedruckte Bogen) nur 5 Sgr.

Glaubensweisheit.

Geiſt der drei Hauptreligionen Europa's.

(Wichtig als Katechismus für die vernunftgemäße Feſtſtellung der Religions-Begriffe.) Preis: 5 Sgr.

Zur Reform der deutſchen Gymnaſien.

Von **A. Steffenhagen,** Oberlehrer ꝛc.

(Nicht zu überſehen bei der nothwendigen Umbildung der Schulen!) Preis: 15 Sgr.

Der Moſaismus ein Dualismus.

Abhandlung vom Dr. Ludwig Heros.

(Für die Religions-Geſchichte höchſt merkwürdig.) Preis: 10 Sgr.

Wohlfeilſte Volks-Bildergallerie.

Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen und Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden.

Fünfundzwanzigſte und ſechsundzwanzigſte acht Blätter.

Preis: Jede acht Blätter nur 5 Sgr.

Die ungleichen Schweſtern oder Kern und Schale.

Von **A. v. Möller.**

(Eine neue Gabe der in der Jugendwelt willkommenen Verfaſſerin!) Preis: 7½ Sgr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Neunundzwanzigſter Jahrgang, für 1850. Preis: 1⅔ Thlr.

Der

„Volks-Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz"

erſcheint jetzt — auf vielfache Wünſche — in demſelben Format wie der „Volks-Kalender". Er hat, neben der Unterhaltung in Ernſt und

Humor, den Zweck, über die Zeit-Erſcheinungen eine nähere Verſtändigung und die zum Volkswohl nöthigen geordneten Zuſtände herbeiführen, die Verwirrungen durch die Parteikämpfe in den Zeitungen beſeitigen zu helfen. Deshalb wird der „Volks-Geſellſchafter" hauptſächlich die Grundlagen der Dinge und die einfach deutlichen Schlußfolgen geben; er wird verſuchen, die hervorragenden Zeit-Ereigniſſe weltgeſchichtlich aufzufaſſen, ſo daß ſeine Darlegungen auch für die Zukunft etwas Dauerndes in ſich tragen, und er dadurch ſich zu einem ſteten Erinnerungsbuch ausbildet. — Der Viertel-Jahrgang koſtet 22½ Sgr.; doch iſt auch jedes Bändchen (ſechs bis ſieben Bogen) einzeln für 7½ Sgr. durch die Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen. — Um von dem Werthe dieſer gewiß willkommenen Volksſchrift überzeugt zu werden, möge man das in allen Buchhandlungen vorräthige erſte Bändchen ſich vorlegen laſſen; es erweckt gewiß überall lebhafte Theilnahme, wie es in unſrer nächſten Umgebung bereits in vollem Maaße geſchehen iſt.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Das goldene Familienbuch, oder der köſtlichſte Hausſchatz für jede Haus- und Landwirthſchaft und für Jedermann. Dritte Auflage. Preis 1 Thlr. (Merſeburg, H. W. Herling.)

Wohl ſelten oder nie hat in der Jetztzeit ſich ein Buch einer ſolchen außerordentlichen Theilnahme zu erfreuen, als dieſes. Die 2te ſehr ſtarke Auflage wurde in wenigen Monaten verkauft; dieſe dritte iſt in einer Stärke von 10,000 Exemplaren gedruckt, von denen allmonatlich mehrere Hunderte nach allen Richtungen Europa's, ja Amerika's gehen. Alle Rezenſenten ſtimmen darin überein, daß dies ein ganz vorzügliches Buch ſei, das nicht allein zu großem Reichthum zu verhelfen geeignet iſt, das auch Glück und Zufriedenheit bietet. Die Herren M. Beyer, Profeſſor und Oekonomie-Rath, der in ganz Deutſchland beliebte Dr. Stolle (Dorfbarbier), Eugen Fürſt, Redakteur der in ganz Europa verbreiteten Frauendorfer Blätter, dann Hr. Dr. Wieſe in Leipzig, Dr. Müller in Hamburg. Alle nennen dieſes Buch einſtimmig „einen goldenen Schatz", „einen Hausſchatz im vollſten Sinne des Worts." Es wird als ein Werk bezeichnet, „das zu den empfehlenswertheſten Volksſchriften gehört." „Selten wird ſich", ſagt Dr. Stolle, „ein Thaler ſo gut verintereſſiren, als derjenige, den man auf den Ankauf dieſes überaus nützlichen Buches verwendet." Viele andere gleich günſtige Urtheile von anerkannt tüchtigen Männern liegen noch vor, die aber hier nicht alle abgedruckt werden können.

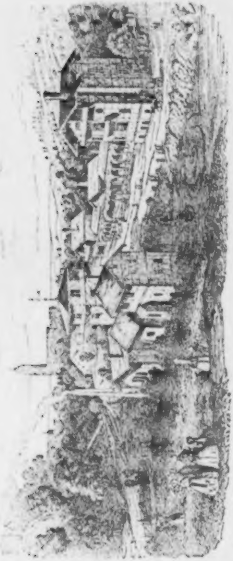
Wo ſich Urtheile ſolcher Männer aber einſtimmig ſo äußerſt vortheilhaft über ein Werk ausſprechen, da muß es wohl etwas werth und geeignet ſein, wahrhaften Nutzen zu bringen.

So eben erſchien:

Hebe und Charis. Gedichte von Ad. Th. H. Fritzſche.
In engliſchem Einbande mit Goldſchnitt: 1 Thlr.

Das Soolbad Wittekind

in Giebichenſtein bei Halle an der Saale.



Viele unſerer Leſer werden ſchon aus eigener Anſchauung das liebliche und romantiſche Thal mit ſeinen Kur-Anſtalten und freundlichen Gebäuden, welche das Bildchen hierbei darſtellt, kennen gelernt haben und einen Blick freundlicher Erinnerung darauf ruhen laſſen. Manchem, der dort Geneſung von ſeinen Leiden gefunden, wird ein frohes Gefühl der Dankbarkeit bei ſeinem Anblick auf's Neue im Herzen erwachen und werden ihm die folgenden Mittheilungen über das Fortblühen, die Frequenz dieſes ebenſo lieblichen als heilkräftigen Brunnen- und Bade-Ortes nicht unwillkommen ſein.

Seit den vier Jahren ſeines Beſtehens hat das Soolbad Wittekind in Giebichenſtein (eine Broſchüre über die Wirkſamkeit des Soolbades und Salzbrunnens Wittekind in Giebichenſtein vom Dr. Gräfe, nebſt einer beſchreibenden Einleitung mit 2 Anſichten in Stahlſtich und einer Karte, iſt im Juli bei Eduard Heynemann in Halle erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, Preis 20 Sgr.) durch ſeine von vielen berühmten Aerzten anerkannten Heil-Wirkungen, durch ſeine höchſt günſtigen lokalen klimatiſchen, geſellſchaftlichen und Verkehrs-Verhältniſſe einen von Jahr zu Jahr ſteigenden Ruf ſich erworben, der nicht bloß einigen und zahlreichen Beſuch aus den benachbarten großen Städten, Leipzig, Dresden, Magdeburg, Berlin ꝛc., ſondern auch aus den entfernteſten Gegenden unſeres Vaterlandes dorthin geführt hat, und dem Verbrauch ſeines Salzbrunnens ſowohl an der Quelle, als durch Verſenden nach den vorzüglichſten Heil-Anſtalten Deutſchlands eine weite Ausdehnung und Verbreitung verſchaffte. Es gewährt dieſes ſaliniſche Waſſer den ihm faſt allein zukommenden Vortheil einer für den Trink- und Bade-Gebrauch gleich günſtigen chemiſchen Zuſammenſetzung, denn ſie enthält nach der letzten Analyſe des Hrn. Prof. Dr. Erdmann in Leipzig in 100 Theilen an feſten Beſtandtheilen:

Kohlenſaurer Kalk	0,0100	pro Cent
Schwefelſaurer Kalk	0,1034	„ „
Chlorcalcium	0,0286	„ „
Chlormagneſium	0,0744	„ „
Brommagneſium	0,0086	„ „
Chlornatrium	3,5454	„ „
Eiſenoxyd	0,0020	„ „
Summa . .	3,7724	pro Cent,

außerdem noch freie Kohlenſäure, etwas kohlenſaures Eiſenoxydul und Spuren von Jod und Brom.

Die Bäder mit dieſer erwärmten reinen Soole, ganz ſo wie ſie unmittelbar im reichſten Ueberfluß aus dem Schooße der Erde quillt, ſo daß ihrem Gebrauche in den großen eleganten Bade-Baſſins nicht die geringſte Beſchränkung auferlegt iſt, haben ſich nach den mannigfachſten Erfahrungen und den Zeugniſſen der berühmteſten Aerzte, bei Leiden des Haut-, Drüſen-, Knochen- und Nervenſyſtems, namentlich im Gebiete der hierhergehörigen ſogenannten dyskraſiſchen Krankheiten heilſam gezeigt; ſo vor Allem in der Scrophuloſe, Rhachitis, Rheumatismus, Gicht, Hämorrhoiden, ferner in Neuralgien, Lähmungen, Hautkrankheiten, bei catarrhaliſcher Dispoſition, Blennorrhöea und ſonſtigen abnormen und profuſen Secretionen ſich höchſt wohlthätig und wirkſam erwieſen, zunächſt aber und beſonders durch die gleichzeitige Verbindung dieſer Bäder mit dem innerlichen Gebrauche des Wittekind-Salzbrunnens, deſſen Trinkkur der Badegaſt an der Quelle frei hat, und für deſſen vorzügliche Wirkung die folgenden Zeugniſſe bedeutender Aerzte hinlänglich ſprechen:

Der Wittekind-Soolbrunnen, innerlich gebraucht, hat mir in den Jahren 1846 und 1847 bei vielen Kranken gegen ſolche hartnäckige chroniſche Uebel, die man mit ſaliniſchen Wäſſern zu bekämpfen pflegt, ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet, daß ich lebhaft wünſchen muß, ſeine Anwendung möge ferner vielfach verſucht werden. Halle, den 7. Auguſt 1847.

Dr. Herzberg, Kreis-Phyſikus.

Obiger Empfehlung trete ich bei

Halle, den 4. Februar 1849. **Dr. Krukenberg,**

Profeſſor der Medicin und Geheimer Medicinalrath.

Seit längerer Zeit, und namentlich im Jahre 1848 habe ich ſowohl in der Hoſpital- als Privatpraxis die verſendete Wittekind-Soole vielfach trinken laſſen und davon in ſcrophulöſen und chroniſch-catarrhaliſchen Leiden der Athmungs- und Verdauungswerkzeuge den beſten Erfolg geſehen, ſo daſs ich dieſelbe meinen Herren Collegen auf das Angelegentlichſte zur Benutzung empfehlen kann. Leipzig, den 5. Februar 1849.

Prof. Dr. Juſtus Radius, Direktor des Georgen-Hoſpitals.

Bei Störungen im Unterleibe, Hämorrhoidal- und Menſtrualbeſchwerden, Fehlern der Verdauung u. ſ. w. ſcheint dieſes ſaliniſche Waſſer beſonderen Nutzen zu gewähren, und werden Sie daher erſucht, uns wieder eine neue Quantität deſſelben zukommen zu laſſen. Jena, den 19. Juni 1849.

Direktorium der Großherzogl. Irrenheil- und Pflege-Anſtalt.

Dr. Kieſer.

Es ſind von dieſem Salzbrunnen ſeit dieſem Frühjahr bereits über 6000 Flaſchen verſandt worden an fünf große Irrenheil-Inſtitute und vier bedeutende Krankenhäuſer und Anſtalten. Ferner davon an Mineralwaſſer-Handlungen in nachſtehenden Orten Niederlage gegeben: Leipzig, Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Freiberg, Dresden, Meiſſen, Jena, Eiſenach, Erfurt, Gotha, Weimar, Naumburg, Deſſau, Magdeburg, Halberſtadt, Potsdam, Berlin, Hamburg, Stettin ꝛc.

So erfreulich dieſe ſo ſchätzenswerthe Anerkennung der Heilkräfte dieſes Quells, das gütige Intereſſe und der öftere Beſuch hoher und höchſter Herrſchaften ſeinem Beſitzer ſein müſſen, ſo wohlbegründet, durch ſolche Autoritäten geſtützt, ſein Ruf ſchon in ſo kurzer Zeit iſt, ſo hatte der Himmel dem jungen gedeihlichen Unternehmen doch zu Anfang der diesjährigen Saiſon eine harte Prüfung durch das heftige Auftreten der Cholerakrankheit im benachbarten Halle auferlegt. Die traurigen Folgen dieſer dort graſſirenden Krankheit hatten auch natürlich einen nachtheiligen Einfluß auf das ſich eben heilſam und fröhlich in Wittekind entfaltende Badeleben, und war die Gefahr auch nicht in unmittelbarſter Nähe, ſo ſchreckte ſie doch Manchen von dort bereits angemeldetem Beſuche ab. Doch des Himmels ſchützende Hand ruhete über der noch beträchtlichen Anzahl der ruhig ja heiter und ſorglos in dem ſtillen Frieden des lieblichen Bades weilenden Gäſten; auch nicht die leichteſte Erkrankung der Art kam während der ganzen Zeit vor, die damals gefürchtete Sool-Trinkkur ward von Allen ohne Ausnahme mit dem beſten Erfolge durchgeführt, und als ſelbſt im benachbarten Dorfe Giebichenſtein eines Tages plötzlich mehrere Einwohner ſchnelle Opfer der Krankheit wurden, haben nur einige Gäſte eine Ueberſiedelung ins Bad ſelbſt unternommen. Dagegen kehrte in Wittekind ſchon ſeit Mitte Juli ein heiteres und regeres Leben wieder und erfreuete ſich dieſer Heilborn dann noch einer recht lebhaften Nachſaiſon, worunter auch mehrere hohe Herrſchaften.

Halle, Monat Auguſt 1849. **H. Thiele.**

GOLDBERGER'S

K. K. Allerhöchst privilegirte

galvano-electrische

Rheumatismus-Ketten

(à Stück mit Gebrauchs-Anweisung 1 Thlr., stärkere 1 Thlr. 15 Sgr.)

Können wiederholt als das ſchnellſte und ſicherſte Heilmittel gegen nervöſe, gichtiſche und rheumatiſche Uebel aller Art, als:

Geſichts-, Hals- und Zahnſchmerzen, Kopf-, Hand-, Knie- und Fußgicht, [illegible], Ohrenreißen, Harthörigkeit, Sauſen und Brauſen in den Ohren, Bruſt-, Rücken- und Lendenweh, Gliederreißen, Lähmungen, Herzklopfen, Schlafloſigkeit u. ſ. w. empfohlen werden.

Bei der großen Verbreitung dieſer von mir erfundenen und zuerſt erzeugten ſogenannten Goldberger'ſchen Ketten, und bei dem Umſtande, daß ſich dieſelben allerwärts außerordentlich bewährt und zu einem wahren Volks-Heilmittel erhoben haben, indem über die [illegible] Blätter täglich neue evidente Beweiſe in großer Menge bringen, iſt nicht die heilſame Wirkſamkeit dieſer Ketten ſo vollkommen entſchieden, daß es überflüſſig wäre, viel zu ihrem Lobe hier anzuführen. — Sie bewährten ſich, richtig angewendet, nicht nur gegen die oben angeführten Krankheiten und verſchafften hierdurch Tauſenden von Leidenden Hülfe und Geneſung, ſehr oft wichen jedoch auch der Einwirkung dieſer elektriſchen Ketten die ſichern Anlagen von Schlaganfällen, Contracturen, Krämpfe, Nervenſchwächen, ſchleichende Catarrhe, Hautausſchläge, ſcrophulöſe Drüſenanſchwellungen und häufig wurde ſelbſt Epilepſie (Fallſucht), Veitstanz u. a. m. geheilt oder vertrieben. — Ich kann daher meine Ketten gewiſſenhaft als ein bewährtes Heilmittel gegen all die angeführten Krankheitsfälle empfehlen und verweiſe nur Diejenigen, welche ſich noch nicht ſelbſt von der Heilkraft meiner Ketten zu überzeugen Gelegenheit hatten, auf den ſo eben im Druck erſchienenen „Zweiten Jahresbericht über die Heilkraft und Wirkſamkeit der Goldberger'ſchen Ketten“, welcher mehr denn „Ein Tauſend“ Zeugniſſe und Begutachtungen von Sanitäts-Behörden, renommirten Aerzten und glaubwürdigen Privatperſonen über die große Heilkraft dieſes Remediums aus allen Ländern Europa's enthält und ſonach die beſte Bürgſchaft für die wahrhafte Vorzüglichkeit der Goldberger'ſchen Ketten bietet. — Kein Wunder nun, daß bei der erlangten großen Celebrität meiner galv.-el. Rheumatismus-Ketten viele Nachbildner aufgeſtanden ſind, die mit allerlei Vorſpiegelungen und Kunſtgriffen dem Publikum auch galvaniſche Ketten darbieten oder gar, um das Publikum zu täuſchen, falſche, dem meinigen ganz gleichklingenden Namen und Firmen annehmen. Damit man nun vor erheblichem Schaden und Nachtheil, die durch ſolche noch gar nicht bewährte, nachgemachte und verfälſchte Fabrikate erwachſen kann, bewahrt bleibe, wolle man beim Kaufe derartiger Ketten genau darauf achten, daß eine jede ächte Goldberger'ſche Kette auf der Vorderſeite durch Stempel den Namen „J. T. Goldberger“ und auf der Rückſeite die beiden nebenſtehenden Wappen: den k. k. öſterr. Adler und den Goldberger'ſchen Fabrikſtempel, d. i. das Wappen der freien Bergſtadt [illegible] in Golddruck trägt. —

☞ Zu beziehen ſind die Goldberger'ſchen galv.-electr. Rheumat.-Ketten durch die von mir in faſt allen größeren Provinzial- und Hauptſtädten Europa's und Amerika's gegründeten und durch die rein öffentlichen Zeitungen bekannt gemachten Depots, deren Anführung der Raum dieſer Annonce nicht geſtattet, und zwar befindet ſich in jeder Stadt nur nur eine Niederlage meiner Fabrikate. Man kann ſich jedoch auch in directen Zuſchriften mit Beifügung des Betrages an das von mir in *Berlin* etablirte *Haupt-Verschleiss-* und *Versendungs-Comptoir* meiner Erzeugniſſe [illegible] Nr. [illegible], nahe der Poſt, wenden, von wo aus alle Aufträge mit größter Pünktlichkeit ausgeführt werden ſollen.

J. T. Goldberger, Fabrikant von electro-magnetiſchen Apparaten, Inhaber mehrer Allerhöchſten Privilegien und Patente.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Deutſcher
Volks-Kalender
1851.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Siebzehnter Jahrgang.

Im Sturm, der unheilvoll die Welt durchzieht,
Ging durch die Selbſtſucht jeder Halt verloren.
Beſonnenheit und Kraft, als Stern' erkoren,
Sind im Erlöſchen, ſeit die Sitt' entflieht.
So treibt das Lebensſchiff in Schmach und Spott
Verwildert nur in's Weite, aller Glaube
An Heil'ges wird dem frechen Wahn zum Raube,
Bis uns das Elend lehrt: es iſt ein Gott! —
O ſucht ihn ſchnell als Troſt und Hilf' in Noth,
Denn ohne Gott wird alles Thun nur ſchwanken.
Und fragt ihr ihn im Sturm nach ſeinem Anker —
„Gebet und Arbeit!“ war ſein erſt Gebot!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.
Expedition für das Ausland: Leipzig.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

1 8 5 1.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
☽ Das erſte Viertel.
🌕 Der volle Mond.
☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.
rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1851ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5800ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1818 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1778 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1896 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 270 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 152 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 471 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 411 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 360 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 242 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 191 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 151 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 56 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 57 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 12 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Januar 1851

Alter. Dezember 1850.

1. Von der Beſchneidung Chriſti. Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mittw.	1	**Neujahr**	♐	☿ iſt am 9. Jan. als Abend-	20	Julius
Donn.	2	Odile	♑	🌑 11. 12' V. ſtern eine	21	Thom. A.
Freit.	3	Genovefa	♑	halbe St. lang bei tie-	22	Greg. Sp.
Sonn.	4	Titus	♒	☾☊. fem Stande im ♑ ſicht-,	23	Dagobert

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	5	n. **Neujahr**	♒	Eduard. ♅ rechtläuf. bar,	24	4. **Advent**
Mont.	6	**H. 3 K. Ep.**	♒	☾ Erdf. ☿ gr. öſtl. Ausw.	25	**H. Chriſtt.**
Dienſt.	7	Reinold	♓	auch einige Tage vorher und	26	**Stephan**
Mittw.	8	Gudula	♓	nachh. ♀ iſt im Anf. d. Mo-	27	**Joh. Ev.**
Donn.	9	Julian	♈	nats 1 St. lang am Morgen-	28	Unſch. K.
Freit.	10	Paul Einſ.	♈	☽ 4. 50' N. himmel ſichtb.	29	Thom. C.
Sonn.	11	Hygin	♉	Am 21. Jan. 2½ St. lang.	30	David

3. Jeſus iſt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	12	1. n. **Ep.**	♉	Ernſt. ♂ geht in dieſem	31	n. **Chriſtf.**
Mont.	13	Hilarius	♉	Mon. erſt nach Anfang der	1	**J. 1851. N.**
Dienſt.	14	Felix	♊	Morgendämm. auf u. iſt des-	2	Odilo
Mittw.	15	Maurus	♊	halb nicht ſichtbar. ♃ geht im	3	Genovefa
Donn.	16	Marcellus	♋	Anf. d. M. um 1 U. Nachts	4	Titus
Freit.	17	Anton	♋	🌕 5. 10' N. Sichtb. ☾☋.	5	Eduard
Sonn.	18	**Krön. T.**	♌	Prisca. ☾ Erdn. u. ☊.	6	**H. 3 K. Ep.**

4. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	19	2. n. **Ep.**	♌	Marius. auf u. bleibt dann	7	1. n. **Ep.**
Mont.	20	Fab. Seb.	♍	6 St. lang ſichtb. In d. letz-	8	Gudula
Dienſt.	21	Agnes	♍	ten Hälfte erſcheint er ſchon	9	Julian
Mittw.	22	Vincenz	♎	☿ Unt. ☌ ☉. vor Mittern. a.	10	Paul Einſ.
Donn.	23	Mar. Ver.	♎	Morgenhimmel u. ſteht um	11	Hygin
Freit.	24	Bertram	♏	☾ 7. 45' V. 5 U. Morg. im	12	Ernſt
Sonn.	25	Pauli Bek.	♏	Süden. ♄ ſteht Anf. des	13	Hilarius

5. Von dem Ackermann und Säeſamen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	26	3. n. **Ep.**	♐	Polyk. Mon. 1 St. nach der	14	2. n. **Ep.**
Mont.	27	Chryſoſt.	♐	Abenddämm. im Süd. u. geht	15	Maurus
Dienſt.	28	Karl d. Gr.	♐	nach Mittern. unter. In der	16	Marcellus
Mittw.	29	Franz Sal.	♑	letzt. Hälfte um 11 U. ♅ ſteht	17	Anton
Donn.	30	Adelgunde	♑	Anf. um 7 U. Ab. im Süden	18	Prisca
Freit.	31	Lud. Alb.	♒	☾☊. u. geht geg. 2 U. N. unt.	19	Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 2. Januar kurz vor ein Viertel auf 1 Uhr Mittags der neue Mond
Freitag den 10. Januar bald nach 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Freitag den 17. Januar gegen ein Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der volle Mond
nebſt einer ſichtbaren Mondsfinſterniß
Freitag den 24. Januar um 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	57 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	2 M.	16 St.	3 M.
11	8	13	8	2	4	15	15	47
21	8	36	7	54	4	30	15	24

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
6	57	Abds.		1
7	51	4	19	2
		5	14	3
		6	12	4
		7	13	5
Bei Tage		8	16	6
		9	20	7
		10	25	8
		11	30	9
		Morg.		10
		12	36	11
		1	45	12
		2	57	13
		4	10	14
		5	21	15
Abds.		6	32	16
4	23	7	33	17
5	39			18
7	1			19
8	21			20
9	41	Bei Tage		21
11	2			22
Morg.				23
12	18			24
1	30			25
2	41			26
3	48			27
4	50			28
5	46			29
6	36			30
7	17			31

Erkenntniſs.

In die Ströme der Erſcheinung
Treibt den Geiſt die Jugendgluth;
Doch da droht uns nur Verneinung,
Fragt nach Rechtem friſcher Muth.

Da verblüht des Herzens Blüthe,
Da erfriert der Unſchuld Keim:
Schwere Trauer im Gemüthe
Kehren wir zur Stille heim.

Wohl dann Dem, der wiederfindet,
Was an Freud' er einſt vergaß,
Der, wenn nun die Täuſchung ſchwindet,
An der eig'nen Kraft genaß.

Ach, die Blitze der Erfahrung
Spalten uns den Lebensbaum; —
Und die heilſame Bewahrung
Wohnt bei Glück in engem Raum!

Sey thätig im Guten.

Das Gute muß durchaus von dem Wahn ablaſſen, daß es ſchon durch ſich ſelbſt gelte und durch ſich ſelbſt wirke. Bei einer ſolchen Vorausſetzung wird es immer vereinzelt ſtehen und immer wieder zurückgedrängt werden. Das Schlechte weiß, welch ein ungeheures Mittel das Vereinen zur Partei iſt und benutzt demnach dieſes Mittel mit allen Künſten der Schlauheit; deshalb muß das Gute fortwährend auf dem Wege des Geiſtes und Handelns ſeine Macht in Uebung erhalten, um ſich vor den Ueberfällen des Schlechten zu bewahren.

Die Monats-Namen.

Die Namen der Monate, wie ſie jetzt überall bei uns gebräuchlich ſind, ſtammen aus dem Lateiniſchen, und alſo für Jeden, der nicht Latein verſteht, zu leerem Wortſchwall geworden. Dem deutſchen Leſer ſind ſie ganz fremd, denn theils erinnern ſie an römiſche Gottheiten, theils an berühmte Römer, endlich ſind ſie nur Ordnungszahlen. Dagegen haben wir ſehr bezeichnende, ſchöne, ſelbſt ſinnreiche, deutſche Namen, die Karl der Große den Monaten gegeben hat. — Im Folgenden ſoll nun der Urſprung der römiſchen Namen nachgewieſen werden und zugleich von den deutſchen Benennungen die Rede ſeyn. — Zuvörderſt iſt hier zu bemerken, daß das alte römiſche Jahr

Februar 1851

Alter. Januar.

Sonn.	1	Brigitta	♒	🌑 6. 30′ V. Unſ. ☉ Finſt.	20	Fab. Seb.

6. Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2	4. n. **Ep.**	♒	**Mar. R. L.** ☾ Erdf. ☿, der von	21	3. n. **Ep.**
Mont.	3	Blaſius	♓	der unteren Zuſammenk. mit	22	Vincenz
Dienſt.	4	Veronica	♓	der ☉ herkommt, iſt in dieſ.	23	Mar. Ver.
Mittw.	5	Agatha	♈	♀ gröſt. Glanz. **Mon.** nicht	24	Bertram
Donn.	6	Dorothea	♈	ſichtb. ♀, welche jetzt am hell-	25	Pauli Bek.
Freit.	7	Rembertus	♈	♂ in ♒. ♃ rückg. ſten glänzt,	26	Polykarp
Sonn.	8	Ancharius	♉	bleibt länger als 2 St. am	27	Chryſoſt.

7. Vom Unkraut unter dem Waizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	9	5. n. **Ep.**	♉	🌓 9. 23′ V. Apollonia.	28	4. n. **Ep.**
Mont.	10	Scholaſtika	♊	**Mrgdm.** ſichtb. ♂ geht	29	Franz S.
Dienſt.	11	Deſiderius	♊	auch in dieſ. **Mon.** nach **Anf.**	30	Adelgunde
Mittw.	12	Eulalia	♋	d. **Morgdäm.** auf u. iſt desh.	31	Lud. Alb.
Donn.	13	Gilbert	♋	nicht ſichtbar. ♃ geht **Anf.** d.	1	**Februar**
Freit.	14	Valentin	♌	☾☊. **Mts.** um 11 U. N. auf,	2	**Mar. R. L.**
Sonn.	15	Fauſtin	♌	in d. letzten **Hälfte** um 10 U.	3	Blaſius

8. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	16	**Septuageſ.**	♍	🌕 3. 56′ V. Jul. ☾ Erdn. ☿	4	**Septuageſ.**
Mont.	17	Benignus	♍	gr. weſtliche Ausweich.	5	Agatha
Dienſt.	18	Simeon	♎	und glänzt die ganze Nacht	6	Dorothea
Mittw.	19	Leontius	♎	hind. bis zur **Morgdäm.** Er	7	Rembertus
Donn.	20	Eucharius	♏	ſteht um 4 U. **M.** im **Süden.**	8	Ancharius
Freit.	21	Felix B.	♏	🌗 ♄ ſteht b. Ende d. **Abdm.**	9	Apollonia
Sonn.	22	Petri St.	♏	10. 6′ N. am **Abendhm.**	10	Scholaſtika

9. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	23	**Sexageſ.**	♐	Serenus. **Er geht Anf. des**	11	**Sexageſ.**
Mont.	24	Matth. A.	♐	**Mts. um 10½, am Ende um**	12	Eulalia
Dienſt.	25	Mechtildis	♑	**9½ U. unter. ♅ ſteht am Ende**	13	Gilbert
Mittw.	26	Neſtor	♑	♀ gr. weſtl. Ausw. **d. Abdm.**	14	Valentin
Donn.	27	Juſtus	♒	☾☋. **am Abhm. u. geht Anf.**	15	Fauſtin
Freit.	28	Romanus	♒	**11½, am Ende 10½ Uhr unter.**	16	Juliane

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 1. Februar um halb 7 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß
Sonntag den 9. Februar gegen halb 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel
Sonntag den 16. Februar kurz vor 9 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 22. Februar bald nach 10 Uhr Abends das letzte Viertel

Das kleine Purimfeſt der Juden am 16. Februar.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	8 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	49 M.	14 St.	52 M.
11	9	43	7	24	5	7	14	17
21	10	20	7	5	5	25	13	40

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
	5 [illegible]	1
	6 [illegible]	2
	7 11	3
	8 15	4
	9 19	5
	10 24	6
	11 31	7
	Morg.	8
	12 39	9
	1 [illegible]	10
	1 [illegible]	11
	4 [illegible]	12
	5 15	13
	6 [illegible]	14
	6 56	15
Abds.		
5 52		16
7 15		17
8 36		18
9 58		19
11 15		20
Morg.		21
12 29		22
1 39		23
2 44		24
3 42		25
4 31		26
5 18		27
5 51		28

Abſagung.

Der Geheimrath von W** hatte öfter den auch in Stegreif-Verſen ſehr geübten Dichter **Burmann** eingeladen, und ihm allerlei Verſprechungen gemacht, die aber nicht in Erfüllung gingen. Nun blieb auch die Einladung lange aus, bis plötzlich wieder eine erfolgte, als eben **Burmann** mit einem Freunde bei einer Flaſche Weins ſich fröhlich unterhielt, und jetzt rief der Dichter dem Diener des Geheimraths zu:

„Ich ſage großen Dank und will bei Ihm nicht eſſen;
Er hat mich jahrelang, nun hab' ich ihn vergeſſen!“

Schreib's in's Herz.

Gott pflegt Manchen wohl zu grüßen,
Doch der Dank wird ihm verwehrt;
Wer's ſo macht, muß ſchwer es büßen,
Wenn ihm Glück den Rücken kehrt.

Umſturz und Ordnung.

Der Radikale (der Umſtürzende).

Kommt nur! Jetzt haben wir die Karten in der Hand und ein anderes Spiel beginnt!

Der Conſervative (der Bewahrende).

Die Welt will beſtehen, alſo — wie Ihr miſchen und trügeriſch Spiel verſuchen mögt, **Trumpf** machen, und **Triumph** erleben wir!

anfangs nur zehn Monate hatte und mit dem März begann. Als ſpäter zwei neue Monate, Januar und Februar, hinzugefügt wurden, endete das Jahr mit dem Februar.

1. Der Januar (Januarius) erhielt ſeinen Namen zu Ehren des alten Gottes des Jahres, Janus, den man mit zwei Geſichtern, einem alten, das rückwärts, und einem jugendlichen, das vorwärts ſchaute, bildete. Dieſe Geſichter bezeichneten anfangs die Sonne und den Mond, ſpäter die Vergangenheit und die Zukunft. — Karl der Große nennt den erſten Monat des Jahres „Wintarmanoth“, Winter-Monat, denn der eigentliche Winter, die größte Kälte tritt in dieſem Monat ein, daher das alte Sprüchwort: „Wenn der Tag beginnt zu langen, ſo kommt der Winter gegangen.“

2. Der Februar (Februarius) wurde ſo genannt, weil in ihm, dem letzten Monate des römiſchen Jahres, die Conſulen in Rom den Göttern Reinigungs- oder Sühnopfer (Februalia) für die Sünden des Volkes darbrachten. Februarius heißt alſo wörtlich

März 1851.

Alter. Februar.

Sonn.	1	Switbertus	♒	☾Erdf. ☿ bleibt in dieſ. Mo-	17	Beniamus
		10. Jeſus verkundigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.				
Sonnt.	2	**Eſtomihi**	♓	Simplicius. nate unſichtbar.	18	**Eſtomihi**
Mont.	3	Kunigunde	♓	🌑 1. 43' V. ♀ iſt Anf. d.	19	Leontius
Dienſt.	4	**Faſtnacht**	♓	Caſimir. **Mts.** 1¼ St.	20	**Faſtnacht**
Mittw.	5	Aſchermit.	♈	Friedrich. am Morgenhimm.	21	Aſcherm.
Donn.	6	Perpetua	♈	ſichtbar, am Ende 1 St. ♂	22	Petri St.
Freit.	7	Thom. v. A.	♉	bleibt in d. Morgendäm. am	23	Serenus
Sonn.	8	Joh. de Deo	♉	Morgenhim. verborgen. ♃	24	Math. Ap.
		11. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.				
Sonnt.	9	**1. Invoc.**	♊	Franziska. ſteht Anf. des	25	**1. Invoc.**
Mont.	10	40 Märt.	♊	🌓 10. 13' N. Mts. gegen	26	Neſtor
Dienſt.	11	Roſina	♊	3 U. Morg. im Süden u.	27	Julius
Mittw.	12	Quat. †	♋	Gregor. geht um halb 10 U.	28	Quatemb.
Donn.	13	Ernſt	♋	auf. In den letzten Tagen iſt	1	**März.**
Freit.	14	Mathilde †	♌	☾☊. er ſchon bei Ende der	2	Simplicius
Sonn.	15	Lonain †	♌	Abenddämm. aufgegangen.	3	Kunigunde
		12. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.				
Sonnt.	16	**2. Remin.**	♍	Heribert. ☾Erdn. kommt um	4	**2. Remin.**
Mont.	17	Gertrud	♍	🌕 1. 47' N. 1 Uhr Nachts	5	Friedrich
Dienſt.	18	Cyrillus	♎	♂ in ♓. im Süden und	6	Perpetua
Mittw.	19	Joſeph	♎	glänzt die ganze Nacht. ♄	7	Thom. v. A.
Donn.	20	Joachim	♏	iſt am Anf. d. Monats nur	8	Joh. de Deo
Freit.	21	Benedict	♏	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	9	Franziska
Sonn.	22	Oktavian	♐	u. Nacht gleich. noch etwas	10	40 Märt.
		13. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.				
Sonnt.	23	**3. Oculi**	♐	Otto. länger als 2 Stunden	11	**3. Oculi**
Mont.	24	Gabriel	♑	🌗 1. 54' N. am Abend-	12	Gregor
Dienſt.	25	**Mar. Vrk.**	♑	himmel ſichtb. Am Ende	13	Ernſt
Mittw.	26	**Mittfaſt.**	♑	Ludgerus. d. Mts. verſchw.	14	**Mittfaſt.**
Donn.	27	Rupertus	♒	☾☋. er ganz in d. ☉ Strahl.	15	Lonain
Freit.	28	Felix P.	♒	☿ geht Anf. des Mts. um 10	16	Heribert
Sonn.	29	Euſtaſius	♓	☾Erdf. U. unter u. iſt 2½ St.	17	Gertrud
		14. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.				
Sonnt.	30	**4. Lätare**	♓	Quirinus. am Abendhim. zu	18	**4. Lätare**
Mont.	31	Balbina	♓	Einzug in Paris 1814. ſehen.	19	Joſeph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. März kurz vor 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 10. März kurz vor 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Montag den 17. März gleich nach 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 24. März gegen 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden haben am 17. März Faſten Eſther und ihr Purimfeſt den 18. und 19. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 50 M.	6 Uhr 49 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 10 M.
11	11 29	6 27	5 56	12 31
21	12 8	6 5	6 12	11 52

☾ Auf. U. M.	☾ Unt. U. M.	T.
Mrgs. 6 25		1
6 52	Abds.	2
	6 7	3
	7 11	4
	8 17	5
[illegible]	9 23	6
„	10 29	7
„	11 39	8
[illegible]	Mrgs.	9
„	12 48	10
„	1 55	11
„	2 50	12
	3 36	13
	4 6	14
	5 20	15
Abds.	6 1	16
6 6		17
7 28		18
8 47		19
10 8		20
11 22		21
Mrgs.	[illegible]	22
	„	23
12 32	[illegible]	24
1 35	„	25
2 30	„	26
3 17	„	27
3 50		28
4 21		29
4 46		30
5 20		31
5 32		

Lebenslauf mancher Völker.

Im Anfang macht man einen ſchönen Plan,
Im Fortgang übergiebt man ſich dem Wahn,
Und iſt die Zukunft dann gekommen,
Hat nur der Irrthum zugenommen.

Zärtlich Kindesgefühl.

Eine Mutter zeigte ihrer fünfjährigen Tochter Thereſe ein Vergißmeinnicht und ſagte: die Blumen-Augen ſprächen gleichſam dies Wörtchen aus. „Ach, Mutter“, erwiederte das Kind, „Dein Auge ſagt mir das viel ſchöner!“

Bedenk' es.

Im Streben, Kenntniſſe und Fähigkeiten zu erwerben, thue, als lebſt du ewig; die Lauterkeit und Ruhe des Gewiſſens bewahre, als ſtürbeſt du ſchon morgen.

Die Sucht nach Gewinn und das Gelüſt nach Genüſſen, das ſind die beiden Teufel, denen die Menſchheit ſich mehr als je verſchrieben hat. Deshalb liegt das hauptſächlichſte Elend der Gegenwart darin, daß die Menſchen ein größeres Talent im Fordern als im Fördern haben, der Verdienſt ihnen immer reizender iſt als das Verdienſt.

Der Neid ward einſt vom niederen Sinn erzeugt, die Tochter des Neides iſt die Anmaßung, und dieſe gebar den Hochmuth. Eine grundſchlechte Familie!

Reinigungs-Monat, denn reinigen, entſühnen heißt im Lateiniſchen „februare.“ — Der deutſche Name dieſes zweiten Monats iſt Hornung. Ueber die Bedeutung dieſes Namens ſind die Gelehrten ſtreitig. Einige behaupten, Hornung ſtamme von dem alten deutſchen Worte horn, d. h. Koth, Schmutz, und nennen daher dieſen Monat Koth-Monat. Andere dagegen behaupten, der Name Hornung ſei deswegen gegeben, weil in ihm die Hirſche ihre Geweihe (Hörner) abwerfen. — Nicht immer iſt der Hornung ſo ſchlecht und naß, daß er den Namen Koth-Monat verdient. Oft iſt er ſehr ſtreng, weshalb ein alter Spruchvers ihn zu dem Januar ſagen läßt:

Hätt' ich die Macht, wie du,
So erfrör' ich das Kalb in der Kuh.

April 1831.

Alter. März.

Dienſt.	1	Hugo B.	♈	🌑 7. 0′ N. ☿ Ob. ☌ ☉.	20	Joachim
Mittw.	2	Franz v. P.	♈	☿ iſt in dieſem Mon. als	21	Benedikt
Donn.	3	Richard	♉	Abendſtern längere Zeit zu	22	Oktavian
Freit.	4	Iſidor B.	♉	ſehen. Am längſten den 27.	23	Otto
Sonn.	5	Vincenz	♉	während 1 Stunde, aber auch	24	Gabriel

15. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	6	**5. Judica**	♊	Sixtus P. 10 **Tage** vorher	25	**5. J. MV.**
Mont.	7	Hermann	♊	u. nachher bleibt er ¼ **Stunde**	26	Ludgerus
Dienſt.	8	Dionyſius	♋	♃ ☍ ☉. am Abdhim. ſichtb.	27	Rupertus
Mittw.	9	Mar. El.	♋	🌓 7. 30′ V. ♀ bleibt Anf.	28	Felix P.
Donn.	10	Ezechiel	♌	☾ ☊. des Mts. nur noch	29	Euſtaſius
Freit.	11	Leo d. Gr.	♌	3 Viertelſtund. als Morgen-	30	Quirinus
Sonn.	12	Julius	♍	ſtern ſichtbar, am Ende weni-	31	Balbina

16. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	13	**6. Palm.**	♍	Mar. v. E. ☾ Erdn. ger als	1	**April. 6. P.**
Mont.	14	Tiburtius	♎	♄ ☌ ☉. ¼ St. ♂ bleibt in	2	Franz v. P.
Dienſt.	15	Olympius	♎	🌕 11. 3′ A. ♅ in ♉. den	3	Richard
Mittw.	16	Drogo	♏	Morgenſtrahl. verborg.	4	Iſidor B.
Donn.	17	**Gründonn.**	♏	Rudolph. ♃ iſt am 8. in ☍	5	**Gründonn.**
Freit.	18	**Charfreit.**	♐	Eleutherius. mit der ☉, ſteht	6	**Charfreit.**
Sonn.	19	Timotheus	♐	dann um Mitternacht der ☉	7	Hermann

17. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	20	**H. Oſterf.**	♐	Viktor. gegenüber im Süden	8	**H. Oſterf.**
Mont.	21	**Oſtermont.**	♑	Anſelm. ♅ ☌ ☉. u. glänzt die	9	**Oſtermont.**
Dienſt.	22	Soter	♑	ganze Nacht. ♄ iſt am 1ſten	10	**Oſterd.**
Mittw.	23	Georg	♒	🌗 7. 26′ V. ☾ ☋. in ☌ ☉	11	Leo d. Gr.
Donn.	24	Albert	♒	und bleibt während des	12	Julius
Freit.	25	Marc. Ev.	♒	☾ Erdf. ♂ in ♈. Mon. in d.	13	Mar. v. E.
Sonn.	26	Ferdinand	♓	Sonnenſtrahlen verborgen.	14	Tiburtius

18. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	27	**1. Quaſ.**	♓	Anaſtaſius. ♅ iſt am 21. in	15	**1. Quaſ.**
Mont.	28	Vitalis	♈	☿ gr. öſtl. Ausw. Zuſammen-	16	Drogo
Dienſt.	29	Peter v. M.	♈	kunft mit der ☉ und bleibt in	17	Rudolph
Mittw.	30	Cath. v. S.	♈	den Sonnenſtrahlen verborg.	18	Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 1. April um 7 Uhr Abends der neue Mond.
Mittwoch den 9. April um halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 15. April gleich nach 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Mittwoch den 23. April gegen halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 17. 18. und 23. 24. April.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	12 St.	50 M.	5 Uhr	40 M.	6 Uhr	30 M.	11 St.	10 M.
11	13	29	5	18	6	47	10	31
21	14	6	4	57	7	3	9	54

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		6	8	1
		7	14	2
		8	22	3
		9	31	4
		10	40	5
		11	48	6
		Mrgs.		7
		12	53	8
		1	51	9
		2	41	10
		3	24	11
		3	56	12
		4	29	13
		4	56	14
Abds.		5	21	15
7	40			16
8	58			17
10	12			18
11	23			19
Mrgs.				20
12	22			21
1	11			22
1	56			23
2	31			24
3	0			25
3	25			26
3	47			27
4	8			28
4	28			29
4	48			30

Wunſch.

Ich rathe dir zu dieſer Oſterzeit
Bekümm're niemals dich um ungelegte Eier.

Zwei Syſtem-Philoſophen und Nachrede.

Der Eine.

Ich, der ich Ich bin, ich verſtehe Dich nicht; Du, mein Nicht-Ich, verſteh'ſt ebenfalls mich nicht. Wenn dies uns geſchieht, was läßt ſich nun von den Vielen erwarten?

Der Andere.

Merk' auf, ich werd' es Dir deutlich machen! Das Verſtändliche verſteht der Verſtand; an Unverſtandenem übt ſich der Unverſtand. Entſteht nun Verſtandenes aus Nichtverſtandenem, ſo entſteht durch das Unverſtändliche der Verſtand.

Nachrede.

Demnach entſteht auch aus dem Unhöflichen das Höfliche. Wer alſo offenherziger Weiſe obige Erklärung dumm nennt, der befördert die Höflichkeit vermöge der neueren Weisheit!

Verwandlung.

„Wer ſich mit gefallſüchtigen Mädchen einläßt, kann endlich für einen Fiſch gelten!" — „Wie ſo?" — „Sie beſchuppen Einen ja doch nur!"

3. Der März (Martius), der erſte Monat im alten römiſchen Jahre, verdankt ſeinen Namen dem Kriegsgotte Mars, welcher angeblich Vater der Gründer Roms, nämlich des Romulus und Remus war. — Karl der Große nennt den dritten Monat in unſerem Jahre „Lenzinmanoth", Lenz-Monat. Das Wort Lenzen oder eigentlich Lenzigen bedeutet längern oder verlängern, denn vom einundzwanzigſten Tage dieſes Monats beginnen die Tage länger zu werden als die Nächte. — Im März wird der Acker von den Landleuten beſtellt, daher das Sprichwort:

„Der März
Hält den Pflug beim Sterz;
Der April
Hält ihn wiederum ſtill."

Mai 1851.

Alter. April.

Donn.	1	Phil. Jak.	♉	● 9. 30′ V. ☿ iſt noch bis	19 Timotheus
Freit.	2	Athanaſius	♉	zum 7ten eine halbe St.	20 Viktor
Sonn.	3	† Erfindung	♊	lang am Abendhim. ſichtbar	21 Anſelm

19. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	4	2. **Miſ.D.**	♊	Monika. und iſt unterhalb	22 2. **Miſ.D.**
Mont.	5	Pius V.	♋	der Plejaden aufzuſuchen.	23 Georg
Dienſt.	6	Joh.v.d.Pf.	♋	♀ bleibt in dieſem Mon. nur	24 Albert
Mittw.	7	Stanislaus	♌	☾☊. etwas länger als eine	25 Marc.Ev.
Donn.	8	Mich.Erſch.	♌	☽ 2. 1′ N. Viertelſtunde	26 Ferdinand
Freit.	9	Gregor N.	♍	am Morgenhim. ſicht-	27 Anaſtaſius
Sonn.	10	Gordian	♍	bar. ♂ iſt in dieſem Monat	28 Vitalis

20. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	11	3. **Jubil.**	♍	Beatrix. ☾ Erdn. noch	29 3. **Jubil.**
Mont.	12	Pankrat.	♎	in der Morgendämmerung	30 Cath.v.S.
Dienſt.	13	Servatius	♎	verborgen. ♃ geht jetzt bei	1 **Mai.** Ph.J.
Mittw.	14	**Bettag**	♏	Chriſtian. Tage auf, ſteht	2 Athanaſius
Donn.	15	Sophia	♏	○ 8. 33′ V. im Anfange	3 † Erfindung
Freit.	16	Joh.v.N.	♐	des Monats um halb	4 Monika
Sonn.	17	Jodokus	♐	11 Uhr, am Ende gegen halb	5 Pius V.

21. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	18	4. **Cantate**	♑	Liborius. 9 Uhr Abends	6 4. **Cantate**
Mont.	19	Prudent.	♑	im Süden, und geht An-	7 Stanislaus
Dienſt.	20	Baſilla	♒	☾☋. fangs um 4 Uhr, am	8 Mich.Erſch.
Mittw.	21	Conſtantin	♒	☿ Unt. ☌ ☉. Ende um 2 Uhr	9 Gregor N.
Donn.	22	Julian	♒	Morgens unter. ♄ iſt in	10 Gordian
Freit.	23	Deſiderius	♓	☾ 1. 33′ V. ☾ Erdf. dieſem	11 Beatrix
Sonn.	24	Johanna	♓	Monate eben ſo wenig	12 Pankrat.

22. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	25	5. **Rogate**	♈	Urban. wie ♅ ſichtbar, da	13 5. **Rogate**
Mont.	26	Philipp N.	♈	ſie beide nach Anfang der	14 Chriſtian
Dienſt.	27	Luciana	♈	Morgendämmerung auf-	15 Sophia
Mittw.	28	Wilhelm	♉	gehen und vor Ende der	16 Joh.v.N.
Donn.	29	**Him. Chr.**	♉	Maximin. Abenddämme-	17 **Him. Chr.**
Freit.	30	Felix P.	♊	● 9. 15′ N. rung unter.	18 Liborius
Sonn.	31	Petronella	♊		19 Prudent.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Mai um halb 10 Uhr Vormittags der neue Mond.
Donnerſtag den 8. Mai um 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 15. Mai gleich nach halb 9 Uhr Vormittags der volle Mond.
Freitag den 23. Mai bald nach halb 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 30. Mai um 1 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Lag Beomer am 20. Mai.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 42 M.	4 Uhr 37 M.	7 Uhr 19 M.	9 St. 18 M.
11	15 15	4 19	7 34	8 45
21	15 44	4 5	7 48	8 16

Aufg. d. M.	Unterg. d. M.	T.
	Abds	
	7 20	1
	8 31	2
	9 30	3
	10 18	4
	11 40	5
	Mors	6
	12 42	7
	1 26	8
	2 2	9
	2 33	10
	2 59	11
	3 24	12
	3 48	13
Abds	4 13	14
7 50		15
9 7		16
10 8		17
11 5		18
11 52		19
Mors		20
12 31		21
1 1		22
1 30		23
1 52		24
2 13		25
2 33		26
2 53		27
3 13		28
3 37		29
4 5	Abds	30
	8 37	31

Ein altdeutſches Geſchichtchen.

Es zogen etliche Fähnlein angeworbener Kriegsknechte durch ein Dorf, da fragt einer derſelben hinauf zu einem alten Weibe, das vom Fenſter ausſchaute: „Alte Hexe, was macht der Teufel?“ — „Was wird er machen?“ ſprach darauf die Alte; „Schubkarren macht er, ſolche ruchloſe Burſche wie Euch in die Hölle zu führen!“

Von den Mantelträgern.

Sagt Einer Schwarz, ſo ſagen ſie Kohle,
Sagt Einer Weiß, ſo ſagen ſie Schnee,
Liebt Einer das Leere, ſie lieben das Hohle,
Stöhnt Einer O! ſo ſtöhnen ſie Weh!
Geht Einer ſchräg, ſo gehen ſie ſchräger,
Und preiſen's, wenn alle Welt ſo geht;
Sie ſind ein Echo, verſtärkt und verdreht,
Dies Kriechgeſchmeiß, die Mantelträger!

Montesquieu und Marquiſe Du-Chatelet.

Marquiſe.

Ich entziehe mir die Ruhe des Schlafs, um nur Philoſophie ſtudiren zu können!

Montesquieu.

Verzeihung, ſchöne Marquiſe, Sie ſollten lieber die Philoſophie ſtudiren, um ruhiger ſchlafen zu können!

Der Schnee, der im März fällt, ſoll der Saat ſchaden, zumal wenn er langſam wegſchmilzt, daher ſagt man: „Marien-Schnee
Thut dem Bauern im Leibe weh.“
Den März-Schnee ſehen auch die Schäfer nicht gern. Weil das Winterfutter faſt verzehrt iſt, ſo iſt es wünſchenswerth, die Schafe bald auf die Weide treiben zu können. Deshalb ſagt man: „März-Schnee thut den Schafen weh.“ — Ein anderes Sprüchwort, das auf Bruſtkranke zielt, weil dieſe im Frühjahr am leichteſten ihrer Krankheit erliegen, lautet: „Was Januar und Horn nicht will,
Das nimmt der März und der April.“ —

1. Der April (Aprilis) erhielt ſeinen Namen von dem lateiniſchen Zeitworte aperire, eröffnen, da in dieſem Monate der von der Kälte verſchloſſene Schooß der Erde

Junius 1851.

Alter. Mai.

23. Von der Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	1 **6. Exaudi**	♋	Simeon. ☿, der von der	20 **6. Exaudi**
Mont.	2 Erasmus	♋	**unteren Zuſammenk. mit der**	21 Conſtantin
Dienſt.	3 Clothildis	♋	☾♌. **Sonne herkommt, iſt**	22 Julian
Mittw.	4 Florian	♌	♂ in ♉. in dieſem **Mon. auch**	23 Deſiderius
Donn.	5 Bonifacius	♌	☾ Erdn. ☌ ♂ ♄. in d. größt.	24 Johanna
Freit.	6 Norbertus	♍	🌓 6. 55' N. **weſtl. Ausw.**	25 Urban
Sonn.	7 Robertus †	♍	**nicht ſichtb.** ♀ iſt etwas	26 Phil. N.

24. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	8 **Pfingſtfeſt**	♎	Medard. ☌ ♂ ♃. länger am	27 **Pfingſtfeſt**
Mont.	9 **Pfingſtm.**	♎	Primus. **Morghim.** zu ſehen	28 **Pfingſtm.**
Dienſt.	10 Maurinus	♏	♃. rechtl. Anfangs ¼ Stund.,	29 **Pfingſtdſt.**
Mittw.	11 **Quat.** †	♏	Barnabas. am Ende etwas	30 **Quatemb.**
Donn.	12 Baſilides	♐	**mehr als ½ St.** ♂ fängt an	31 Petronella
Freit.	13 Ant. v. P. †	♐	🌕 7. 12' N. aus den Strahl.	1 **Junius**
Sonn.	14 Baſilius †	♑	**der Morgenſonne her-**	2 Erasmus

25. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	15 **Trinitatis**	♑	Vitus. **vorzugehen und iſt in**	3 **Trinitatis**
Mont.	16 Benno	♑	☾☋. ☿ gr. weſtl. Ausw. den	4 Florian
Dienſt.	17 Adolph	♒	**letzten Tagen ¾ St. am Mor-**	5 Bonifacius
Mittw.	18 Marcellus	♒	**Schlacht** bei Belle-Alliance	6 Norbertus
Donn.	19 **Frohnl.**	♓	Gervaſius. 1815. **genhimmel**	7 Robertus
Freit.	20 Silverius	♓	🌗 ☾ Erdf. ſichtb. ♃ ſteht	8 Medardus
Sonn.	21 Albanus	♓	7. 3' N. **Ab. zw. 6½ und**	9 Primus

26. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	22 **1. n. Trin.**	♈	Albin. ☉♋. Somm. Anf.,	10 **1. n. Trin.**
Mont.	23 Walram	♈	längſter Tag. 8 **U.** im Süden	11 Barnabas
Dienſt.	24 Joh. d. T.	♉	**und geht Anf. um 2 Uhr, am**	12 Baſilides
Mittw.	25 Elogius	♉	**Ende gleich nach Mittern.**	13 Anton v. P.
Donn.	26 Pelagius	♉	**unter.** ♄ **erſcheint am Ende**	14 Baſilius
Freit.	27 7 Schläfer	♊	**am Morgh. u. iſt nach Mit-**	15 Vitus
Sonn.	28 Leo P. †	♊	**tern. länger als 1 St.** ſichtb.	16 Benno

27. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	29 **2. n. Trin.**	♋	🌑 6. 53' V. **Petr. Paul.**	17 **2. n. Trin.**
Mont.	30 **Pauli Ged.**	♋	☾♌. ♃ iſt **nicht ſichtbar.**	18 Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 6. Junius kurz vor 7 Uhr Abends das erſte Viertel
Freitag den 13. Junius kurz vor 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond
Sonnabend den 21. Junius gleich nach 7 Uhr Abends das letzte Viertel
Sonntag den 29. Junius gegen 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 6. und 7. Junius.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 48	8 11	7 37
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Auf. U. M.		☾ Unt. U. M.	T.
		Abds. 9 42	1
		10 39	2
	●	11 27	3
		Morg.	4
		12 6	5
		12 35	6
		1 5	7
		1 30	8
		1 51	9
		2 17	10
		2 42	11
		3 11	12
		3 45	13
Abds. 8 51			14
9 16			15
10 29			16
11 1			17
11 32	●		18
11 57			19
Morg.			20
12 18			21
12 35			22
12 57			23
1 17			24
1 39			25
2 4			26
2 35			27
3 11			28
4 3		Abds. 8 20	29
		9 22	30

Geſtändniſs.

In der Fremde ſucht' ich Glück,
Ach, es war nicht dort!
Nach der Heimath nun zurück,
Fand ich's Glück ſchon fort!
Soll dich Leben heil geſtalten,
Mußt du an dich ſelbſt dich halten,
Eig'nes Herz iſt einz'ger Hort!

Raynal und Joſeph der Zweite.

Als Abbé **Raynal**, Verfaſſer eines Werks über die Revolutionen Amerikas, dem öſterreichiſchen Kaiſer **Joſeph dem Zweiten** auf deſſen Reiſe durch die Niederlande vorgeſtellt wurde, bot dieſer dem geiſtreichen Gelehrten eine Berufung nach ſeinen Staaten an und ſprach dabei die denkwürdigen Worte: „Sie haben, Herr Abbé, in Ihren Schriften keine Fürſten beſchimpft und wiſſen es beſſer als ich, daß auch die Freiheit in gewiſſen Grenzen ſich bewegt. Wer dieſe Wahrheit kennt, von Dem läßt ſich überhaupt Wahrheit erwarten, und aus Ihrem Munde ſoll ſie mir ſtets willkommen ſeyn."

Es flog ein Gimpel über's Meer —!

Von Reiſen heimgekehrt, verräth ein dummer Tropf
Die leeren Taſchen nur und zeigt den leeren Kopf

ſich öffnet und Gras und Kraut hervorkeimen läßt. — Karl der Große gab dieſem Monate den Namen „Oſtarmanoth", Oſter Monat. In dieſem Monate fand nämlich bei den alten Deutſchen das Feſt der Oſtara, der Göttin der Auferſtehung, ſtatt. Es war dies ein Frühlingsfeſt, wodurch das Erwachen der Natur gefeiert und zum Zeichen des keimenden Lebens Eier (Oſter-Eier) vertheilt wurden. Als die Deutſchen zum Chriſtenthum bekehrt worden waren, legte man dem Oſterfeſte einen andern Sinn unter und feierte nun die Auferſtehung Chriſti. Wir allein haben daher einen eigenen, urſprünglich deutſchen Namen für dies Feſt, während die romaniſchen Völker es durch einen von dem hebräiſchen Paſſah abgeleiteten Namen bezeichnen müſſen. Die Witterung ändert ſich im April oft ſehr ſchnell, daher Aprilwetter ein bildlicher Ausdruck für plötzliche Veränderung geworden iſt. Dies findet ſich ſchon in jenen alten Reimen, in denen veränderliche Dinge aufgezählt werden:

Julius 1831.

Alter. Junius.

Dienſt.	1	Rembold	♌	☿ kommt in dieſ. Mon. in die	19	Gervaſius
Mittw.	2	**M. Heimſ.***	♌	☾ Erdn. ⊙ Erdf. obere ☌ ⊙	20	Silverius
Donn.	3	Hyacinth	♍	und iſt nicht ſichtb. ♀ bleibt	21	Albanus
Freit.	4	Ulrich	♍	☽ während des ganzen	22	Albinus
Sonn.	5	Anſelm	♎	11. 36′ N. Mon. etwa	23	Walram

28. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	6	3. n. Trin.	♎	Jſaias. 1 St. als Morgen-	24	**3. n. Trin.**
Mont.	7	Wilibald	♏	ſtern ſichtb. ♂, der Anf. um	25	Elogius
Dienſt.	8	Kilian	♏	1 Uhr Nachts, am Ende noch	26	Pelagius
Mittw.	9	Agilolph	♐	vor Mittern. aufgeht, bleibt	27	7 Schläfer
Donn.	10	7 Brüder	♐	Anf. 1 St., am Ende 3 St.	28	Leo P.
Freit.	11	Pius P.	♐	am Morghm. ſichtb. ♃ ſteht	29	**Petr. P.**
Sonn.	12	Nabor	♑	bei Ende der Abenddämmer.	30	Pauli Ged.

29. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	13	4. n. Trin.	♑	○ 7. 42′ V. Margar. Anf.	1	**Jul. 4. Tr.**
Mont.	14	Bonavent.	♒	☾ Finſt. ☾ ☋. am Abend-	2	**Mar. H.** *
Dienſt.	15	Ap. Theil.	♒	☿ Ob. ☌ ⊙. ♂ in ♊. himmel,	3	Hyacinth
Mittw.	16	Skap. Feſt	♒	geht Anf. um Mittern., am	4	Ulrich
Donn.	17	Alexius	♓	☾ Erdf. Ende gleich nach	5	Anſelm
Freit.	18	Arnold	♓	10 Uhr unter. Er iſt zuerſt	6	Jſaias
Sonn.	19	Arſenius	♈	2 St., zuletzt nur 1 St. zu	7	Wilibald

30. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	20	5. n. Trin.	♈	Elias. ſehen. ♄ geht in den	8	5. n. Trin.
Mont.	21	Daniel	♈	☾ 11. 7′ V. erſten Tagen	9	Agilolph
Dienſt.	22	M. Magd.	♉	um halb 1 Uhr auf und	10	7 Brüder
Mittw.	23	Apollinar	♉	Anf. d. Hundstage. bleibt	11	Pius P.
Donn.	24	Chriſtine	♊	etwa 1½ St. ſichtbar, ſpäter	12	Nabor
Freit.	25	Jakob	♊	iſt er ſchon um 11 Uhr zu be-	13	Margar.
Sonn.	26	Anna	♋	merken u. kann 2 St. geſehen	14	Bonavent.

31. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	27	**6. n. Trin.**	♋	Pantaleon. werden. ♅ geht	15	**6. n. Trin.**
Mont.	28	Innocenz	♌	● 3. 9′ N. Scht. ⊙ F. ☾ ♌.	16	Skap. Feſt
Dienſt.	29	Martha	♌	zwiſch. 10½ und 12½ Uhr	17	Alexius
Mittw.	30	Abdon	♍	☾ Erdn. auf und wird zuletzt	18	Arnold
Donn.	31	Jgn. Loj.	♍	einige Stunden geſehen.	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 5. Julius bald nach halb 11 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 13. Julius kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Montag den 21. Julius bald nach 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Montag den 28. Julius gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 17. Juli.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 21 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 39 M.
11	16 11	3 59	8 10	7 49
21	15 50	4 11	8 1	8 10

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds. 10 6	1
	10 31	2
M	11 10	3
–	11 36	4
–	11 59	5
N	Morg.	6
·	12 21	7
·	12 47	8
·	1 11	9
	1 45	10
	2 22	11
	3 7	12
Abds. 8 26	3 58	13
9 1		14
9 35		15
10 1		16
10 22		17
10 43	M	18
11 2	·	19
11 21	–	20
11 42	N	21
Morg.	·	22
12 5	·	23
12 32	·	24
1 6		25
1 49		26
2 41	Abds.	27
3 51	7 59	28
M	8 30	29
	9 11	30
N	9 30	31

Der Regent von Frankreich und Fontenelle.

Regent. Fontenelle, können Sie noch an Tugend glauben?

Fontenelle. Ganz gewiß, Sire!

Regent. Mir iſt's bei Dem, was mir naht, ganz unmöglich!

Fontenelle. Ja, Sire, die Tugend hörte auf, Tugend zu ſeyn, wenn ſie Ihnen zuvorkommend nahte; Sie müſſen ſie aufzufinden wiſſen!

Tyroler Aufrichtigkeit.

Auf dem Wirthshaus-Schilde eines Tyroler Dörfchens lieſt man folgenden Beweis von Aufrichtigkeit:

„Lieber Gaſt, komm' geſchwind herein,
Haſt du Geld, ſo hab' ich guten Wein;
Haſt kein Geld — magſt draußen einkehren,
Dort iſt ein friſcher Brunn mit zwei Rohren.“

Ein Ausſpruch des berühmten Swift.

„Die Weltweisheit (Philoſophie) iſt eine Waſchfrau, welche die Sitten der Menſchen reinigen ſollte; ſie verfährt aber dabei meiſt ſo künſtlich ungeſchickt, daß ſie die moraliſchen Gebrechen einlaugt und die Begriffe zerſetzt.“

„Heren Hulde und Aprillenweder,
Fruwen Leeve und Roſenbleder,
der Worpel unde Karten ſpill
verwandeln ſik oft:
wol dat merken wil.“ —

5. Der Mai (Majus) wurde nach der Maja, der Mutter des Merkur, genannt. Von Karl dem Großen erhielt der Mai den Namen „Wunnimanoth“, Wonne Monat, denn in dieſem Monate beginnt die rechte Luſt in Feldern und Hainen. Er iſt die eigentliche Zeit der Liebe. Daher alle Minneſänger ihn feiern:

„May, May, May,
Du wonnigliche Zeit!“

Auguſt 1851.

Alter. Julius.

Freit.	1	Petr. Kett.	♎	☿ **kommt in dieſ. Mon. auch**	20 Elias
Sonn.	2	**Portiunc.**	♎	in der gröſst. öſtl. **Ausw.** am	21 Daniel
32. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.					
Sonnt.	3	**7. n. Trin.**	♏	Steph. Erf. 26ſten **nicht zum**	22 **7. n. Trin.**
Mont.	4	Dominicus	♏	☽ 5. 35′ V. **Vorſchein.** ♀	23 Apollinar
Dienſt.	5	Mar. Schn.	♏	**als Morgenſt.** iſt Anf.	24 Chriſtine
Mittw.	6	Verkl. Chr.	♐	**1 St.,** am Ende **weniger als**	25 Jakob
Donn.	7	Gottſchalk	♐	¼ **St. ſichtbar.** ♂ **geht Anf.**	26 Anna
Freit.	8	Cyriacus	♑	**vor 12 U. auf u. bleibt 3 St.**	27 Pantaleon
Sonn.	9	Romanus	♑	**ſichtbar, gegen Ende d. Mts.**	28 Innocenz
33. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.					
Sonnt.	10	**8. n. Trin.**	♒	Laurenz. ☾♃. ☿ rückg. **nach**	29 **8. n. Trin.**
Mont.	11	Hermann	♒	○ 10. 11′ N. **11 Uhr und**	30 Abdon
Dienſt.	12	Clara	♒	**kann faſt 5 Stunden am**	31 Ignaz Loj.
Mittw.	13	Hippolyt.	♓	**Morgenh.** geſehen **werden.**	1 **Auguſt**
Donn.	14	Euſebius †	♓	☾Erdf. ♃ iſt **Anf.** nur noch	2 **Portiunc.**
Freit.	15	**M. Himm.**	♈	**1 Stunde,** am Ende ¼ **St.** am	3 Steph. Erf.
Sonn.	16	Rochus	♈	♄ rückg. **Abendhim.** ſichtbar.	4 Dominicus
34. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.					
Sonnt.	17	**9. n. Trin.**	♈	Sibylla. ♄ geht **Anfangs** um	5 **9. n. Trin.**
Mont.	18	Helena	♉	**halb 11, am Ende des Mts.**	6 Verkl. Chr.
Dienſt.	19	Sebald	♉	um halb 9 Uhr auf und ſteht in	7 Gottſchalk
Mittw.	20	Bernhard	♊	☾ 1. 26′ V. **den letzten Ta-**	8 Cyriacus
Donn.	21	Athanaſius	♊	**gen um** 3½ **Uhr Mor-**	9 Romanus
Freit.	22	Timotheus	♊	**gens im Süden, er iſt die**	10 Laurenz
Sonn.	23	Zacharias	♋	Ende der Hundstage. **Nacht**	11 Hermann
35. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.					
Sonnt.	24	**10. n. Trin.**	♋	Bartholomäus. ☾♌. **hin-**	12 **10. n. Trin.**
Mont.	25	Ludwig	♌	**durch ſichtbar.** ♅ **geht An-**	13 Hippolyt.
Dienſt.	26	Samuel	♌	● 10. 48′ N. ☿ gr. öſtliche	14 Euſebius
Mittw.	27	Joſeph C.	♍	Ausw. ☾Erdn. **fangs**	15 **M. Himm.**
Donn.	28	Auguſtin	♍	**um halb 11 Uhr, ſpäter um**	16 Rochus
Freit.	29	Joh. Enth.	♎	**halb 9 Uhr auf und bleibt**	17 Sibylla
Sonn.	30	Roſa	♎	♂ **in** ♋. **bis zur Dämme-**	18 Helena
36. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.					
Sonnt.	31	**11. n. Trin.**	♏	Paulin. **rung ſichtbar.**	19 **11. n. Trin.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4. Auguſt bald nach halb 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 11. Auguſt gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Mittwoch den 20. Auguſt kurz vor halb 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 26. Auguſt kurz nach 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond.

Die Juden feiern die Zerſtörung Jeruſalems den 7. Auguſt

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 20 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 40 M.
11	14 48	4 41	7 28	9 12
21	14 13	4 56	7 9	9 47

Troſtworte unſrer Vorfahren.

Bei tücht'ger Ehr' und knappem Brod,
Da iſt noch immer klein die Noth;
Viel größ're Noth man tragen muß
Bei keiner Ehr' und Ueberfluß;
Drum wohler ſind, die ehrlich darben,
Als die mit Schmach ſich Schätz' erwarben.

Durch ſich ſelbſt geſchlagen.

Ein nicht beſonderes geiſt- aber geldreiches Mitglied einer Akademie der Wiſſenſchaften ließ ſich zuweilen Abhandlungen von einem armen Freunde ſchreiben, um in der Oeffentlichkeit zu glänzen. Einſt ſtritt der Gemeinte ſehr thörig mit einem tüchtigen Gelehrten, und dieſer ſagte endlich: „Mein Herr, hätten Sie Ihre letzte Abhandlung geleſen, wären Sie gewiß meiner Meinung!“

Die Macht einer Mutter.

Der berühmte engliſche Maler Weſt erzählt in der Selbſtſchilderung ſeines Lebens: „Meine Eltern waren Quäker und widerſetzten ſich meiner Neigung zum Zeichnen, ich konnte mich aber nicht überwinden, und betrieb meine Uebungen heimlich. Eines Tages überraſchte mich meine Mutter dabei. Verlegen zeigte ich ihr meine Zeichnungen und bat um Verzeihung; ſie ſah meine Arbeit an, ſprach kein Wort, küßte mich aber mit ſichtlichem Entzücken. Dieſer Kuß machte mich zum Maler!“

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	
	Abds.	
	10 1	1
	10 28	2
	10 52	3
	11 18	4
	11 48	5
	Morg.	6
	12 23	7
	1 4	8
	1 53	9
Abds.	2 48	10
7 37	3 49	11
8 4	4 52	12
8 27		13
8 48		14
9 7		15
9 27		16
9 46		17
10 7		18
10 32		19
11 2		20
11 40		21
Morg.		22
12 27		23
1 27		24
2 18	Abds.	25
3 58	7 7	26
5 22	7 37	27
	8 4	28
	8 30	29
	8 51	30
	9 20	31

Aber beſtändig iſt das Wetter auch im Mai nicht; einen feuchten, kühlen Mai ſieht der Landmann ſogar gern, wie das Sprüchwort ſagt:

„Mai kühl, Brachmond naß,
Füllet dem Bauern Scheun' und Faß“. —

Ferner ſagten die Alten:

„Der Mai iſt ſelten ſo gut,
Er ſetzet dem Zaunpfahl einen Hut“ —

das heißt: er bringt noch zuweilen Schnee. —

6. Der vierte Monat des römiſchen Jahres wurde Juni (Junius) genannt, zum Andenken an den Conſul Lucius Junius Brutus. Karl der Große nannte dieſen Monat

September 1851.

Alter. August.

Mont.	1	Aegidius	♏	☿, der zur unter. Zuſammenk.	20	Bernhard
Dienſt.	2	Raphael	♐	● 2. 21′ N. mit der Sonne	21	Athanaſius
Mittw.	3	Manſuetus	♐	geht, iſt in dieſem Mon.	22	Timotheus
Donn.	4	Roſalia	♑	nicht ſichtbar. ♀ iſt Anf. noch	23	Zacharias
Freit.	5	Herkulian	♑	kurze Zeit als Morgenſtern	24	Barthol.
Sonn.	6	Magnus	♑	☾☋. ſichtbar, dann ver-	25	Ludwig

37. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	7	**12. n. Trin.**	♒	Regina. **ſchwindet ſie in den**	26	**12. n. Trin.**
Mont.	8	**Mar. Geb.**	♒	**Sonnenſtrahl.** ♂ **geht Anf.**	27	Joſeph C.
Dienſt.	9	Audomar	♓	um 11, am **Ende** um halb	28	Auguſtin
Mittw.	10	Nic. v. T.	♓	○ 2. 12′ N. ☾ Erdf. 11 U.	29	Joh. Enth.
Donn.	11	Protus	♓	auf und bleibt die Nacht	30	Roſa
Freit.	12	Winand	♈	**hindurch** ſichtbar. ♃ geht im	31	Paulin
Sonn.	13	Maternus	♈	Anf. des Mts. kurz nach dem	1	**September**

38. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	14	**13. n. Trin.**	♉	† Erhöhung. **Aufhören der**	2	**13. n. Trin.**
Mont.	15	Ludmilla	♉	**Abenddämmer. unter,** ſpäter	3	Manſuetus
Dienſt.	16	Cornel	♉	**kann er nicht mehr geſehen**	4	Roſalia
Mittw.	17	**Quat.** †	♊	Lambert. **werden.** ♄ geht in	5	Herkulian
Donn.	18	Richard	♊	☽ 1. 57′ N. **den erſten Ta-**	6	Magnus
Freit.	19	Nicleta †	♋	gen des Monats um halb	7	Regina
Sonn.	20	Euſtach. †	♋	☾☊. 9 **Uhr Abends** auf und	8	**Mar. Geb.**

39. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	21	**14. n. Trin.**	♌	Matth. Ev. **kommt dann um**	9	**14. n. Trin.**
Mont.	22	Moriz	♌	☿ Unt. ☌ ☉. halb 4 **U. Mrg.**	10	Nicol. v. T.
Dienſt.	23	Thekla	♍	☉ in ♎. Herbſt Anf., Tag	11	Protus
Mittw.	24	Joh. Empf.	♍	u. Nacht gleich. ☾ Erdn. im	12	Winand
Donn.	25	Kleophas	♎	☾ 6. 40′ V. **Süden zu**	13	Maternus
Freit.	26	Cyprian	♎	**ſtehen, in den letzten**	14	† Erhöh.
Sonn.	27	Coſm. u. D.	♏	**Tagen geht er um 7 Uhr auf.**	15	Ludmilla

40. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	28	**15. n. Trin.**	♏	Wenzel. ♅ **geht Anfangs um**	16	**15. n. Trin.**
Mont.	29	Michael	♐	**halb 9, am Ende des Monats**	17	Lambert
Dienſt.	30	Hieronym.	♐	**♀ Ob. ☌ ☉. um halb 7 U. auf.**	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechsel.

Dienſtag den 2. September bald nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Mittwoch den 10. September kurz vor 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Donnerſtag den 18. September kurz vor 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 25. September gegen 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5612ten Jahrs den 27. und 28., Faſten Gedaliah am 29. September.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 54	5 29	6 23	11 6
21	12 16	5 44	6 1	11 44

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Bei Tage	Abds.	
	9 49	1
	10 21	2
	11 3	3
	11 49	4
	Morg.	5
	12 42	6
	1 41	7
	2 44	8
Abds.	3 48	9
6 54	4 53	10
7 13		11
7 32		12
7 51		13
8 12	Bei Tage	14
8 35		15
9 2		16
9 35		17
10 17		18
11 10		19
Morg.		20
12 14		21
1 28		22
2 40	Abds.	23
4 14	6 2	24
5 40	6 28	25
Bei Tage	6 53	26
	7 19	27
	7 47	28
	8 20	29
	8 58	30

Kindliche Tröſtung.

Fritz, das ſechsjährige Söhnchen einer armen ſorgenvollen, oft klagenden Wittwe, kam einſt freudig aus der Schule und rief: „Mütterchen, heut bringe ich eine glückliche Nachricht!" — „Und welche?" fragte die Mutter. — „Ja, hör' 'mal", entgegnete der Knabe, „Du haſt mir geſagt, und der Lehrer hat's auch geſagt: Gott ſorgt für Alle. Wenn Du nun klagteſt, mußte ich mich immer darüber ängſtigen, daß uns der Herrgott einmal ſterben könnte wie der Vater; aber denke Dir, heut hab' ich den Lehrer befragt und der antwortete: Lieber Fritz, Gott kann gar nicht ſterben! Nun ſiehſt Du wohl, Mütterchen, was wollen wir denn mehr? Da ſind wir ja geborgen!" — Die Mutter drückte den Sohn an's Herz, und Thränen glänzten in ihren Augen, aber Troſt fand ſie doch in dem kindlichen Vertrauen.

Frage und Antwort.

„Warum, ob wir ererbt ſo viel an Kraft und Licht,
Warum in aller Welt wird's wenig oder nicht?" —
„Ei, da gar Viele ſich das Leben nur begaffen,
Sind ihre Köpfe leer, nur ihre Sinne voll,
Und ſolch ein Gegenſatz macht ganz natürlich toll —:
Die Erd' iſt uns zu rund, es will an ihr nichts haften!"

„Brachmanoth", Brach-Monat, von „brahha", Brechung oder Umpflügung eines Ackers. Denn in dieſem Monate pflegt der Landmann die Aecker zur Winterſaat umzuſtürzen. — Im Brach-Monat beginnt der Sommer, die Tage fangen vom 21. Juni an, wieder abzunehmen, die Hitze wird größer, daher die alten Reime:

„Wenn die Nacht zu langen beginnt,
Alsdann die Hitz' am meiſten zunimmt." —

7. Der Juli (Julius) iſt zu Ehren des Cajus Julius Caeſar, des römiſchen Dictators, der den in die gräulichſte Verwirrung gerathenen Kalender ordnete, alſo umgetauft worden, da er zuvor, als fünfter Monat des römiſchen Jahres, Quintilis (quintus, das heißt: fünf) hieß. — Der von Karl dem Großen gegebene Name „Heumonath", Heu-Monat, deutet an, daß die Heu-Erndte in dieſem Monate ſtatt finden

Oktober 1851.

Alter. September.

Mittw.	1 Remigius	♑	☿ iſt am 8. Okt. kurz nach der	19 **Quatemb.**
Donn.	2 Leodegar	♑	🌓 2. 58′ V. weſtl. Ausw.	20 Euſtachius
Freit.	3 Ewald	♑	☾☋. als Morgenſtern	21 Matth. Ev.
Sonn.	4 Franz	♒	¾ St. lang ſichtb., auch einige	22 Moriz

41. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ev. Ephes. 3.

Sonnt.	5 16. Tr. Ertf.	♒	Placidus. Tage vorher und	23 **16. n. Trin.**
Mont.	6 Bruno	♓	nachher. ♀ iſt eben in der ob.	24 Joh. Empf.
Dienſt.	7 Sergius	♓	☾ Erdf. ☿ gr. weſtl. Ausw.	25 Cleophas
Mittw.	8 Brigitta	♓	Zuſammenkunft mit d. ⊙ ge-	26 Cyprian
Donn.	9 Dionyſius	♈	weſen u. iſt nicht ſichtbar. ♂	27 Cosm. u. D.
Freit.	10 Gereon	♈	🌕 7. 0′ V. geht Anf. um	28 Wenzel
Sonn.	11 Wimmar.	♉	♃ in ♏. halb 11 U. auf.	29 Michael

42. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ev. Ephes. 4.

Sonnt.	12 17. n. Trin.	♉	Maximilian. am Ende kurz	30 **17. n. Trin.**
Mont.	13 Tilmann	♉	vor 10 U. Er ſteht des Mor-	1 **Oktober**
Dienſt.	14 Calixtus	♊	gens, wenn die Morgdämm.	2 Leodegar
Mittw.	15 **Kön. O. T.**	♊	Thereſia. ſchon begonnen	3 Ewald
Donn.	16 Gallus	♋	hat, im Süden. ♃ bleibt in	4 Franz
Freit.	17 Florentin	♋	🌗 ☾☊. d. Sonnenſtrahlen	5 Placidus
Sonn.	18 Luc. Ev.	♌	12. 40′ V. Schlacht bei	6 Bruno

43. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ev. 1. Cor. 1.

Sonnt.	19 18. n. Trin.	♌	Ferdinand. Leipzig 1813.	7 **18. n. Trin.**
Mont.	20 Wendelin	♌	verborgen. ♄ kommt am 21.	8 Brigitta
Dienſt.	21 Urſula	♍	in ☍ mit d. ⊙, ſteht dann um	9 Dionyſius
Mittw.	22 Cordula	♍	Mitternacht d. Sonne gegen-	10 Gereon
Donn.	23 Severin	♎	☾ Erdn. ♂ in ♌. über im	11 Wimmar.
Freit.	24 Evergiſt	♎	🌑 3. 38′ N. ♄☍⊙. Sü-	12 Maximil.
Sonn.	25 Raphael	♏	♅☍⊙. den und iſt die	13 Tilmann

44. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ev. Ephes. 4.

Sonnt.	26 19. n. Trin.	♏	Amandus. Nacht hindurch	14 **19. n. Trin.**
Mont.	27 Sabina	♐	♃☌⊙. ſichtb. ♅ kommt am	15 Thereſia
Dienſt.	28 Sim. Jud.	♐	25. in ☍ mit der ⊙, ſteht um	16 Gallus
Mittw.	29 Narciſſus	♑	Mittern. ihr gegenüber im	17 Florentin
Donn.	30 Theoneſt	♑	🌓 ☾☋. Süden u. bleibt die	18 Luc. Ev.
Freit.	31 Wolfg. †	♒	7. 46′ N. Nacht ſichtbar.	19 Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 2. Oktober kurz vor 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 10. Oktober um 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 18. Oktober gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Freitag den 24. Oktober gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 31. Oktober um 3 Viertel auf 8 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Verſöhnungsfeſt den 6., die erſten Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 11. und 12., das Ende ihres Laubhüttenfeſtes den 18. und die Geſetzfreude den 19., Palmenfeſt am 17. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 22 M.
11	11 0	6 16	5 16	13 0
21	10 23	6 33	4 56	13 38

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Abds. 9 43	1
[illegible]	10 35	2
[illegible]	11 33	3
[illegible]	Morg.	4
[illegible]	12 33	5
[illegible]	1 39	6
[illegible]	2 44	7
Abds.	3 49	8
5 38	4 54	9
5 57	5 59	10
6 17		11
6 39		12
7 4	[illegible]	13
7 35	[illegible]	14
8 14	[illegible]	15
9 1	[illegible]	16
9 59	[illegible]	17
11 7	[illegible]	18
Morg.	[illegible]	19
12 21		20
1 44		21
3 8		22
4 32	Abds.	23
5 56	5 16	24
	5 43	25
[illegible]	6 13	26
[illegible]	6 50	27
[illegible]	7 33	28
[illegible]	8 24	29
[illegible]	9 21	30
	10 23	31

Ein Aſiate über den Wein.

Dem Fürſten eines aſiatiſchen Volks hatte die britiſche Regierung einen Weinkeller angelegt und ihn gefüllt. Er trank und trank ſich ſtets die Luſt nach mehr. Als man ihn nun um ſeine Meinung über den Wein befragte, antwortete er: „Ich denke, der Wein iſt ein Gekoch aus **Weiberzungen** und **Löwenherzen**; denn, hab' ich Wein getrunken, kann ich ohne Aufhören reden und möchte mich immer mit meinen Feinden ſchlagen."

Verdruckt.

Jüngſt hab' ich 'mal ein neues Buch geleſen,
Im Sinn des Communismus, Wort für Wort:
Am Schluſſe ſtand, was drin verdruckt geweſen,
O warum ſtand das ganze Buch nicht dort?! —

Beſcheid.

Im ſiebenjährigen Kriege wurden ein preußiſcher Unteroffizier und vier Mann durch Uebermacht von den Franzoſen gefangen genommen. Der franzöſiſche General fragte den Unteroffizier: „Wie ſtark iſt Euer Corps?" und erhielt die Antwort: „So ſtark, daß es auch ohne uns ſiegen wird!

— Die Hitze iſt im Heu-Monat gewöhnlich ſehr groß und für den Wein ſehr nothwendig. Iſt dagegen der Juli und Auguſt kühl, ſo geräth der Wein nicht gut; daher das alte Sprichwort: „Was Julius und Auguſtus am Wein nicht kochen, das wird der September, wenn er auch noch ſo warm wäre, nicht braten." —

8. Der Auguſt (Auguſtus) hieß anfangs als ſechster Monat des römiſchen Jahres Sextilis (sextus, das heißt: Sechs). Der römiſche Senat, dem Octavianus Auguſtus dem erſten römiſchen Kaiſer, ſchmeichelnd, wollte demſelben, wie er es deſſen Adoptiv-Vater, dem Julius Cäſar gethan, einen Monat weihen und nannte den Sextilis nun im Jahre 8 vor Chriſtus: Auguſtus. Der Julius hatte aber einunddreißig

November 1851.

Alter. Oktober.

Sonn.	1 **All. Heil.**	♒	☿ kommt am 7. Nov. in die	20 Wendelin
	45. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ev. Epheſ. 5.			
Sonnt.	2 20. n. Trin.	♒	All. Seel. obere Zuſammen-	21 20. n. Trin.
Mont.	3 Hubert	♓	kunft mit der ☉, und iſt in	22 Cordula
Dienſt.	4 Karl Bor.	♓	☾ Erdf. dieſem Monat nicht	23 Severin
Mittw.	5 Zacharias	♈	ſichtb. ♀, welche Abendſtern	24 Evergiſt
Donn.	6 Leonhard	♈	geworden iſt, kommt in den	25 Raphael
Freit.	7 Engelbert	♈	🌕 ☿ Ob. ☌ ☉. letzten	26 Amandus
Sonn.	8 Gottfried	♉	11. 49′ U. Tagen auf	27 Sabina
	46. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ev. Epheſ. 6.			
Sonnt.	9 21. n. Trin.	♉	Theodor. wenige Min. am	28 21. n. Trin.
Mont.	10 Martin P.	♊	Abendh. zum Vorſchein. ♂	29 Narciſſus
Dienſt.	11 Martin B.	♊	geht Auf. etwas nach halb	30 Theoneſt
Mittw.	12 Kunibert	♋	10 U. Abends auf, zuletzt um	31 Wolfgang
Donn.	13 Staniſl.	♋	☾☊. halb 9 Uhr, er ſteht des	1 Nov. A. H.
Freit.	14 Levin	♋	Morg. um 5 Uhr im Süden.	2 All. Seel.
Sonn.	15 Leopold	♌	♃ fängt um die Mitte des	3 Hubert
	47. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ev. Phil. 1.			
Sonnt.	16 22. n. Trin.	♌	🌗 9. 49′ V. Edmund. Mon.	4 22. n. Trin.
Mont.	17 Gertrud	♍	an, ſich auf ½ Stunde am	5 Zacharias
Dienſt.	18 Maximus	♍	Morgenhimm. zu zeigen, am	6 Leonhard
Mittw.	19 Eliſabeth	♎	Ende iſt er 1 St. lang ſichtb.	7 Engelbert
Donn.	20 Simplic.	♎	☾ Erdn. ♄ iſt am Ende der	8 Gottfried
Freit.	21 Mar. Opf.	♏	Abenddämmer. ſchon aufge-	9 Theodor
Sonn.	22 Cäcilia	♏	gangen, ſteht Anf. um 11,	10 Martin P.
	48. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ev. Phil. 3.			
Sonnt.	23 23. n. Trin.	♐	🌑 2. 34′ V. Clemens. Feier	11 23. n. Trin.
Mont.	24 Joh. v. Kr.	♐	z. Gedächtniſs der Oeſt.	12 Kunibert
Dienſt.	25 Katharina	♑	am Ende um halb 10 Uhr im	13 Staniſl.
Mittw.	26 Konrad	♑	☾☋. Süden u. geht zwiſchen	14 Levin
Donn.	27 Bithildis	♑	6 und 4 Uhr unter. ♅ ſteht	15 Leopold
Freit.	28 Günther	♒	bei Eintritt der Dunkel-	16 Edmund
Sonn.	29 Saturnin	♒	heit am Morgenhimmel.	17 Gertrud
	49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ev. Röm. 13.			
Sonnt.	30 1. Advent	♓	🌓 3. 55′ N. Andreas Ap.	18 24. n. Trin.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 8. November bald nach 3 Viertel auf 12 Uhr Nachts der volle Mond.
Sonntag den 16. November bald nach 3 Viertel auf 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Sonntag den 23. November gleich nach halb 3 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 30. November kurz vor 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 42 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 18 M.
11	9 8	7 9	4 18	14 52
21	8 39	7 26	4 5	15 21

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Abds 11 27	1
[illegible]	Morg.	2
[illegible]	12 32	3
[illegible]	1 37	4
[illegible]	2 43	5
	3 48	6
Abds	4 54	7
4 41	6 1	8
5 7	7 9	9
5 36		10
6 12		11
6 57	[illegible]	12
7 52	[illegible]	13
8 57	[illegible]	14
10 9	[illegible]	15
11 26	[illegible]	16
Morg.	[illegible]	17
12 46	[illegible]	18
2 7		19
3 28		20
4 50	Abds	21
6 13	4 9	22
	4 42	23
[illegible]	5 21	24
[illegible]	6 9	25
[illegible]	7 4	26
[illegible]	8 6	27
[illegible]	9 11	28
[illegible]	10 17	29
	11 23	30

Wahrnehmung.

Ein unverlarvter Feind iſt bald
Beſiegt, willſt du die Klugheit nutzen;
Doch birgt ein Feind des Freund's Geſtalt,
Kann Klugheit nicht, nur Gott dich ſchützen.

In's Denkbuch.

Der Dünkel des Einzelnen iſt meiſt nur lächerlich; im Dünkel eines ganzen Volks aber liegt alles Unheilvolle der Welt.

Man kann auch im Dienſte der Wahrheit ein Rabuliſt ſeyn, wenn man ſie nicht vertheidigt wie ſie vertheidigt ſeyn will, das heißt einfach.

„Wollte Gott!" ſagt der Halbgläubige. „Wie Gott will!" ſagt der Vollgläubige, und thut nach Gottes Willen.

Ein Narr kann mehr fragen, als hundert Kluge zu beantworten vermögen. Nun wirft aber unſer Zeitgeiſt erſtaunlich viel Fragen hin, die ungelöſt bleiben, und jenem Sprüchwort zufolge weiß man, was unſer Zeitgeiſt iſt.

Die Ungeduld iſt ſo eilig, daß der Erfolg ſie niemals einholen kann.

Irländiſches Wortſpiel.

Frage. Worin gleicht die Liebe der Kartoffel? — Antwort. „Beide entſpringen aus den Augen."

Tage, damit nun der Kaiſer Auguſtus nicht neidiſch werden ſollte, ſo gab man ſeinem Monate noch einen Tag zu und nahm dieſen Tag dem Februar weg, der ſonſt in jedem Gemeinjahre neunundzwanzig und im Schaltjahre dreißig Tage hatte. Es geſchah dies nach den Worten: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe", u. ſ. w. Hierdurch erklärt ſich die merkwürdige Erſcheinung, daß zwei Monate hintereinander einunddreißig Tage haben. — Da im Auguſt die Erndte ſtatt findet, ſo nannte ihn Karl der Große „Arnmanoth", Aehren Monat. —

9. Sieben heißt lateiniſch ſeptem, daher der ſiebente Monat des alten römiſchen Jahres September genannt wurde. Karl der Große nannte ihn „Witumanoth" oder „Mutumanoth", d. h. Obſt Monat, da in ihm das Obſt von den Bäumen geerndtet wird. Das Wort mutu haben wir noch in dem Worte Muß, d. h. Obſtbrei. — Jetzt nennt man den September Herbſt Monat, weil am dreiundzwanzigſten Tage der Herbſt beginnt. —

Dezember 1851.

Alter. **November.**

Mont.	1 Eligius	♓	☾ Erdf. ☿ wird, doch nur	19 Eliſabeth
Dienſt.	2 Balbina	♓	ſchwierig am 24ſten auf eine	20 Simplic.
Mittw.	3 Franz Xav.	♈	¼ St. am Abendhimmel auf-	21 **Mar. Opf.**
Donn.	4 Barbara	♈	gefunden werden können.	22 Cäcilia
Freit.	5 Crispina	♉	♀ bleibt Anf. eine ½ St., in	23 Clemens
Sonn.	6 Nicolaus	♉	den letzten Tagen länger als	24 Joh. v. Kr.

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ev. Röm. 15.

Sonnt.	7 **2. Advent**	♊	Ambroſius. 1 St. als Abend-	25 25. n. Trin.
Mont.	8 **Mar. Empf.**	♊	🌕 3. 55′ N. ſtern ſichtbar.	26 Konrad
Dienſt.	9 Leocadia	♊	♂ geht Anf. um halb 9	27 Bithildis
Mittw.	10 Judith	♋	auf, in den letzten Tagen um	28 Günther
Donn.	11 Damaſus	♋	☾☊. halb 7 Uhr, er ſteht um	29 Saturnin
Freit.	12 Epimachus	♌	halb 5 und am Ende um halb	30 Andr. Ap.
Sonn.	13 Lucia	♌	3 Uhr im Süden. ♃ iſt am	1 **Dezember**

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ev. 1 Cor. 4.

Sonnt.	14 **3. Advent**	♍	Nicaſius. **Morgenh. Anf.**	2 **1. Advent**
Mont.	15 Euſebius	♍	🌗 5. 55′ N. ♂ rückg. 1½	3 Franz Xav.
Dienſt.	16 Adelheid	♎	☾ Erdn. **St.**, **am Ende**	4 Barbara
Mittw.	17 **Quat.** †	♎	Lazarus. 3 St. lang ſichtbar,	5 Crispina
Donn.	18 Wunibald	♏	**in der Mitte des Monats**	6 Nicolaus
Freit.	19 Nemeſius †	♏	geht er um halb 5 Uhr **Mor-**	7 Ambroſius
Sonn.	20 Julius †	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. **gens auf**,	8 **Mar. Empf.**

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ev. Phil. 4.

Sonnt.	21 **4. Advent**	♐	Thom. Ap. ♄ ſteht Anf. um	9 **2. Advent**
Mont.	22 Greg. Sp.	♐	🌑 4. 2′ N. ☉ in ♑. Wint.	10 Judith
Dienſt.	23 Dagobert	♑	Anf., kürzeſt. Tag. ☾☋.	11 Damaſus
Mittw.	24 Adam, E. †	♑	9, zuletzt um 7 U. im Süden,	12 Epimachus
Donn.	25 **H. Chriſtt.**	♒	er geht zwiſch 4 u. 2 U. unter.	13 Lucia
Freit.	26 **Stephan**	♒	♅ ſteht Anf. des **Mts.** bald	14 Nicaſius
Sonn.	27 **Joh. Ev.** *	♓	nach 9, am Ende bald nach	15 Euſebius

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ev. Gal. 4.

Sonnt.	28 **n. Chriſtt.**	♓	Unſch. Kindl. 7 U. im Süden	16 **3. Advent**
Mont.	29 Thomas E.	♓	☾ Erdf. und geht dann kurz	17 Lazarus
Dienſt.	30 David	♈	🌓 1. 43′ N. vor halb 5 und	18 Wunibald
Mittw.	31 Sylveſter	♈	♄ rechtl. halb 3 U. unter.	19 **Quatemb.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 8. Dezember kurz vor 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 15. Dezember kurz vor 6 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Montag den 23. Dezember gleich nach 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienſtag den 30. Dezember kurz vor 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 19. Dezember.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 15 M.	7 Uhr 41 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 45 M.
11	7 59	7 54	3 52	16 1
21	7 52	8 2	3 54	16 8

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg.	1
	12 28	2
	1 31	3
	2 39	4
	3 45	5
	4 53	6
Abds.	6 4	7
4 10	7 13	8
4 52		9
5 41		10
6 47		11
7 58	[illegible]	12
9 14		13
10 33		14
11 53		15
Morg.		16
1 12		17
2 32		18
3 51		19
5 10		20
6 27	Abds.	21
7 38	3 57	22
	4 49	23
	5 48	24
[illegible]	6 53	25
	8 0	26
	9 7	27
	10 13	28
	11 18	29
	Morg.	30
	12 23	31

Wahrnehmung.

Nicht Bosheit, nicht der Ehrſucht Macht,
Wie ſehr man ſie verſchrie,
Hat ſo viel Leid der Welt gebracht,
Als falſche Theorie.

Naiv.

Als ein im Examen durchgefallener und noch überdies von Gläubigern hart bedrängter Candidat von ſeinem Vater aufgefordert worden war, einen Nachweis ſeiner dringendſten Schulden ihm einzureichen, meldete er ihm, daß keine ſeiner Schulden ſo dringend ſey, als Eine, die doch kein Anderer für ihn bezahlen könne: das ſeyen die Antworten, die er den Examinatoren ſchuldig geblieben.

Das Mädchen und der Bewerber.

Mädchen. Sie waren der Letzte, den ich lieben könnte!
Bewerber. Sie entzücken mich! — denn ich wäre in Verzweiflung, wenn Sie nach mir noch Einen lieben könnten!

Rath.

Die Seligkeit der Stunde,
O halten wir ſie feſt! —
Wir haben keine Kunde,
Wie raſch ſie uns verläßt,
Und bald liegt's Glück uns offenbar
In Dem nur, was einſt Glück uns war!

---

10. Acht heißt lateiniſch octo, daher Oktober der achte Monat nach dem März. Karl der Große nannte ihn „Windumemanoth", Weinleſe Monat, da in dieſem Monate die Weinleſe gehalten wird. —

11. Neun heißt lateiniſch novem, daher November der neunte Monat nach dem März. Dieſer Monat iſt von Karl dem Großen „Herbſtmanoth", d. h. Herbſt-Monat genannt worden, da das eigentliche Herbſtwetter, Regen und Sturm, nun beginnt. Deßwegen wird er jetzt oft Wind-Monat genannt. —

12. Zehn heißt lateiniſch decem, daher December, der zehnte Monat nach dem März, nach unſerer Monatsfolge der zwölfte und letzte Monat des Jahres. Ihn nannte Karl der Große „Heilagmanoth", heiligen Monat, wegen des am fünfundzwanzigſten Tage gefeierten Chriſtfeſtes, daher heißt er auch oft Chriſt-Monat. L. Heros

Zeitrechnung des Jahres 1851.

Das gegenwärtige 1851ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1850 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 20. April, und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 8. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte nach beiden Kalendern auf gleichem Tage gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 5 Uhr 15 Minuten Morgens nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer am 22. Juni um 2 Uhr 3 Minuten Morgens. Der Herbſt am 23. September um 4 Uhr 11 Minuten Nachmittags. Der Winter am 22. Dezember um 9 Uhr 49 Minuten Vormittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei am Monde und zwei an der Sonne, wovon nur die eine Mond- und die eine Sonnenfinſterniß in unſern Gegenden ſichtbar ſeyn werden.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partiale, welche in Europa, Aſien, Afrika und Neuholland ſichtbar ſeyn wird. Ihr Anfang erfolgt zu Cöln den 17. Januar um 4 Uhr 7 Minuten Nachm. nach mittlerer Cölner Zeit kurz vor Aufgang des Mondes, ihre Mitte, wo ſich 5 und ein halber Zoll am nördlichen Rande verfinſtert zeigen werden, um 5 Uhr 18 Minuten und ihr Ende um 6 Uhr 28 Minuten.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und findet am 1. Februar in den Morgenſtunden ſtatt. Sie wird nur im ſüdlichſten Theile von Afrika und in Neuholland ſichtbar ſeyn.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine partiale und tritt am 13. Juli in den Morgenſtunden ein. Sie iſt in Amerika nach ihrem ganzen Verlaufe ſichtbar, ihr Ende wird auch in einem Theile von Neuholland geſehen werden.

Die zweite, für unſere Gegenden ſehr bedeutende und in einem Theile der öſtlichen Provinzen Preußens totale Sonnenfinſterniß wird ſich am 28. Juli in den Nachmittagsſtunden ereignen, und in ganz Europa, der kleineren nordweſtlichen Hälfte von Aſien und in Nordamerika ſichtbar ſeyn. In Cöln tritt ihr Anfang um 2 Uhr 39 Minuten, und ihr Ende um 4 Uhr 48 Minuten nach mittlerer Cölner Zeit ein. Ihre Größe beträgt im Mittel 10 und einen halben Zoll am oberen Sonnenrande, ſo daß nur eine ſehr ſchmale Sichel am unteren Rande der Sonne unverfinſtert bleibt. Wenn man ſich die Sonnenſcheibe wie ein gewöhnliches Zifferblatt eingetheilt denkt, wobei 12 an dem höchſten Punkte ſteht, ſo wird der Mond in der Gegend eintreten, wo 17 Minuten ſteht, und austreten in der Gegend von 51 Minuten.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1851.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doctor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe nicht mit bloßem Auge zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 31. Auguſt um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben λ bezeichnet iſt.

Uranus.

Dieſer von Herſchel (dem Vater) am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt ſich in den erſten Tagen des Jahres bei Ende der Abenddämmerung im Süden und kann bis Ende März am Abendhimmel aufgeſucht werden. Am 21. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er mehrere Monate verborgen bleibt. Im Mai, Juni und den größten Theil des Juli verdeckt ihn die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge, da er nur als ein Stern fünfter bis ſechſter Größe erſcheint. Am 28. Juli, wo er um halb 11 Uhr Abends aufgeht, iſt er am Morgenhimmel aufzufinden. Am 10. Auguſt wird er rückgängig, kommt am 25. October im dritten Grade des Zeichens des Stieres in Gegenſchein mit der Sonne und ſteht ihr dann um Mitternacht gegenüber im Süden; um dieſe Zeit iſt er am beſten wahrzunehmen. Er bleibt bis zu Ende des Jahres rückgängig, ſteht am 20. Dezember um 8 Uhr Abends im Süden und geht um 3 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn ſteht in der Mitte des Januar bei dem Ende der Abenddämmerung um halb 6 Uhr im Süden und iſt nachher am Abendhimmel ſichtbar. Am 11. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis in die erſten Tage des Juni verborgen bleibt. Am 10. Juni erſcheint er auf kurze Zeit am Morgenhimmel. Er geht von jetzt an immer früher und früher vor Anfang der Morgendämmerung auf. Am 16. Auguſt wird er rückläufig und ſteht am 23. October um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, im erſten Grade des Zeichens des Stieres. Er iſt dann am hellſten und die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Später culminirt er in den Abendſtunden, am 6. November um 11 Uhr, am 6. Dezember um 9 Uhr. Am letzten Tage des Jahres wird er wieder rechtläufig, und ſteht dann ein Viertel auf 8 Uhr Abends im Süden.

Jupiter.

Jupiter geht am 1. Januar ein Viertel auf 2 Uhr Morgens auf und ſteht um 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens im Süden. Er wird am 7. Februar rückgängig, kommt am 8. April im 18ten Grade des Zeichens der Waage in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht und die ganze Nacht hindurch in vollem Lichte glänzt. Er culminirt jetzt immer früher und früher, wird am 10 Juni wieder rechtläufig und geht dann um halb 2 Uhr Morgens unter. Er bleibt im Juli am Abendhimmel ſichtbar und geht Anfangs Juli um Mitternacht, Ende Juli um 10 Uhr unter. Während des Auguſt iſt er nur noch kurze Zeit nach Ende der Abenddämmerung am weſtlichen Himmel zu bemerken, und wird im September und Oktober von den Sonnenſtrahlen verdeckt, da er am 27 Oktober zur Sonne kommt. Erſt von der Mitte des November an, wo er um 6 Uhr Morgens aufgeht, wird man ihn Anfangs nur kurze Zeit, nachher immer länger und länger am Morgenhimmel ſehen können. Am 16 Dezember geht er um halb 5 Uhr Morgens auf, am 31. Dezember um 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea.

Dieſe zehn Planeten, welche unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Aſteroiden begriffen werden, füllen eine längſt bemerkte Lücke in unſerem Sonnenſyſteme zwiſchen dem Jupiter und Mars aus. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert, und die letzten ſechs ſeit fünf Jahren entdeckt. Nämlich: Ceres am 1. Januar 1801 von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal; Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Hebe am 1. Juli 1847 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Iris am 13. Auguſt 1847 von Herrn Hind in London; Flora am 18. Oktober 1847 von Herrn Hind in London; Metis am 25. April 1848 von Herrn Graham in Markree; Hygiea am 12. April 1849 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel. Nur mit bewaffneten Augen ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars geht in den erſten fünf Monaten Januar, Februar, März, April und Mai, ſo wie in der erſten Hälfte des Juni erſt nach Anfang der Morgendämmerung auf, ſo daß er in dieſer ganzen Zeit nicht mit unbewaffneten Augen wahrgenommen werden kann. Erſt von der Mitte Juni an, wo er um halb zwei Uhr Morgens aufgeht, wird er am Morgenhimmel anfangen ſich zu zeigen. Am letzten Juni iſt er drei Viertelſtunden lang ſichtbar, da er um 2 Uhr Morgens aufgeht. Am letzten Juli, wo ſein Aufgang um Mitternacht ſtattfindet, wird man ihn faſt 3 Stunden lang ſehen. Am letzten Auguſt geht er um 11 Uhr Abends auf, am letzten September um halb 11 Uhr, am letzten Oktober um 3 Viertel auf 10 Uhr, und ſteht dann bei Beginn der Morgendämmerung im Süden. Ende November, wo er um halb 9 Uhr aufgeht, iſt er ſchon bei dem Beginn der Morgendämmerung auf den weſtlichen Himmel hinüber gerückt, wird am 15. Dezember rückgängig, geht am 31. Dezember um halb 7 Uhr Abends auf, und ſteht um halb 3 Uhr Nachts im Süden. Er kommt in dieſem Jahre nicht in Gegenſchein mit der Sonne.

Venus.

Venus iſt im Anfange dieſes Jahres Morgenſtern, und am 1. Januar anderthalb Stunden lang am Morgenhimmel ſichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit iſt am Anfange des Februar am längſten, dritthalb Stunden, wobei ſie am 5. Februar ihren diesjährigen größten Glanz erreicht. Am 25. Februar iſt ſie in der größten weſtlichen Ausweichung von der Sonne. Die Dauer der Sichtbarkeit am Morgenhimmel nimmt jetzt ab, am 21. März beträgt ſie nur noch 1 Stunde und verringert ſich bis zum 20. Mai auf weniger als eine halbe Stunde, ſie nimmt dann wieder zu, ſo daß im Juli ſie faſt wieder eine Stunde erreicht. Von dieſer Zeit an nähert ſich Venus ſchnell der Sonne, und iſt am Ende Auguſt nur noch etwas länger als eine Viertelſtunde ſichtbar. Sie verſchwindet jetzt in den Sonnenſtrahlen, kommt am 30. September in ihre obere Zuſammenkunft mit der Sonne, und wird erſt am Anfang Dezember auf eine Viertelſtunde als Abendſtern ſichtbar. Am Ende des Jahres ſieht man ſie indeſſen ſchon 5 Viertelſtunden lang als Abendſtern.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre vier Mal. Zuerſt als Abendſtern am 9. Januar, wo er eine halbe Stunde lang, doch wegen des tiefen Standes nur bei ſehr reiner Luft nach Ende der Abenddämmerung geſehen werden kann. Er geht dann um drei Viertel auf 6 Uhr unter. Am längſten iſt er am 27. April als Abendſtern zu ſehen, wo er um halb 10 Uhr eine Stunde nach Ende der Abenddämmerung untergeht. Er iſt dann unterhalb der Plejaden leicht zu finden. Das dritte Mal erſcheint er am 8. Oktober als Morgenſtern 3 Viertelſtunden lang vor Anfang der Morgendämmerung in der Nähe des Sternes ζ in der Jungfrau. Zuletzt iſt er am 24. Dezember, aber freilich nur eine Viertelſtunde lang als Abendſtern bemerkbar, wobei wegen des ſehr tiefen Standes im Schützen die Sichtbarkeit ungemein erſchwert iſt.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Baden, Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, General-Inſpecteur der zweiten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, aggr. Major beim Garde-Cuiraſſier-Regiment ꝛc. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Meiningen, Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Sohn: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Oberſt ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Major ꝛc.

Vaters-Bruder des Königs: Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., Wittwer 14. April 1846 von Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der Artillerie, Oberbefehlshaber über ſämmtliche ausgerüſtete Kriegs-Fahrzeuge ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Marie Amalie, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Maximilian Joſeph II., König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Kinder: 1. Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845. 2. Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, geb. 27. April 1848.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. Auguſt 1832 mit **Luiſe** Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. **Leopold** Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. **Philipp** Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. **Marie** Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Bourbon.

I. Aeltere Linie der Bourbons.

Heinrich Karl Ferdinand Maria Dieudonné von Artois, Herzog von Bordeaux, geb. 29. Sept. 1820, verm. 7. Nov. 1846 mit Maria Thereſe Beatrix, Schweſter des Herzogs von Modena-Reggio, geb. 14. Juli 1817.

II. Jüngere Linie.

Ludwig Philipp, geb. 6. Okt. 1773, zum König der Franzoſen erwählt 9. Aug. 1830, entſagt der Regierung am 24. Febr. 1848, verm. 25. Nov. 1809 mit **Marie Amalie**, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Des am 13. Juli 1842 verſtorb. Herzogs von Orleans Söhne: 1. Ludwig Philipp Albert, Herzog von Orleans, geb. 24. Aug. 1838, Graf von Paris. 2. Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand von Orleans, Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit **Thereſia** Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Töchter: 1. Iſabelle Chriſtine Leopoldine Auguſte, Michaele Gabriele Raphaele Gonzaga, geb. 29. Juli 1846. 2. Leopoldine Thereſe Franziska Gonzaga, geb. 13. Juli 1847.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 10. Juni 1841 mit **Caroline** Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit **Maria Friederike Amalie**, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit **Albrecht** Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria **Adelheid** Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. **Albert Eduard**, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. **Alfred** Ernſt Albert, Herzog von York, Herzog zu Sachſen, geb. 6. Aug. 1844. 5. Helena Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846. 6. Luiſe Caroline Alberta, geb. 18. März 1848. 7. Arthur William Patrick Albert, geb. 1. Mai 1850.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von **Friederike** Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: **Georg** Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit **Mathilde** Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von **Cäcilie**, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie **Friederike**, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich **Peter**, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich **Elimar**, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit **Maria** Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. **Maria** Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. **Nikolaus** Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845. 4. Eugen Maximilianowitſch, geb. 8. Februar 1847. 5. Sergei Maximilianowitſch, geb. 20. Dez. 1849.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguste Mathilde Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Fürsten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 26. Mai 1822.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verstorbenen Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Oct. 1819. 2. Karoline Charlotte Mariane, geb. 10. Jan. 1821, geschieden 30. Sept. 1846 von dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio und Guastalla.

Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguste Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Baiern, geb. 19. März 1823. — Tochter: Anna Beatrix Theresia Maria, geb. 19. Oct. 1848.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839. Witwer 28. Jan. 1845 von der Großfürstin Elisabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürsten Michael von Rußland.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Theresia Isabelle, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl von Oesterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Assisi Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfons Maria, Graf von Caserta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunziata Isabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Cajetan Maria Friedrich Graf von Girgenti, geb. 12. Jan. 1846. 7. Joseph Graf von Lucera, geb. 4. März 1848. 8. Maria delle Grazie Pia, geb. 2. Aug. 1849.

Niederlande.

Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien und Nassau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, Tochter des Königs von Württemberg, geb. 17. Juni 1818. — Sohn: Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, geb. 4. Sept. 1840.

Oesterreich.

Franz Joseph Karl, Kaiser, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dec. 1848.

Parma und Piacenza.

Ferdinand Karl Maria Joseph Victor Balthasar, Graf von [illegible], Herzog, geb. 14. Jan. 1823, reg. 14. März 1849, verm. 10. Nov. 1845 mit Luise Marie Therese von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verst. Herzogs von Berry. — Kinder: 1. Margaretha Maria Theresia Henriette, geb. 1. Jan. 1847. 2. Robert, geb. 9. Juli 1848.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 29. Oct. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Oct. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Eugen, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 17. Febr. 1845. 6. Fernando von Braganza-Bourbon, geb. 23. Juli 1846. 7. Augusto von Braganza und Bourbon, geb. 4. Nov. 1847.

Rußland.

Nikolaus I Pawlowitsch, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dec. 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna (vorher Friederike Luise Charlotte Wilhelmine), Schwester des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Kinder: 1. Großfürst Alexander Nikolajewitsch Cesarewitsch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konstantin Nikolajewitsch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitsch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitsch, geb. 25. Oct. 1832.

Sachsen.

I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Elisabeth Wilhelmine, Schwester des Königs Ludwig von Baiern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Ernestinische Linie.

1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Maria Paulowna, Schwester des Kaisers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. —

Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Georg Karl Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1796, reg. 30. Nov. 1848, verm. 7. Okt. 1825 mit **Marie** Luiſe Friederike Alexandrine Eliſabeth Charlotte, Halbſchweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. März 1803. — Söhne: 1. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Erbprinz, geb. 16. Sept. 1826. 2. **Moritz** Franz Friedrich Konſtantin Heinrich Auguſt Alexander, geb. 24. Okt. 1829.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Ernſt Auguſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, verm. 12. April 1842 mit **Adelheid** Franziska Marie Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich, geb. 3. Juni 1822. — Kinder: 1. **Clotilde** Marie Thereſe Luiſe, geb. 2. März 1843. 2. **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, geb. 14. März 1844. 3. **Amadeus** Ferdinand Maria, Herzog von Aoſta, geb. 30. Mai 1845. 4. **Otto** Eugen Maria, Herzog von Montferrat, geb. 11. Juli 1846. 5. **Maria Pia**, geb. 16. Okt. 1847.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Eugenie, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. **Franz Guſtav Oskar**, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. **Oskar** Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. **Charlotte** Eugenie Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. **Nikolaus** Auguſt, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Marie Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit **Franz** d'Aſſis Marie Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit **Marie Antonie**, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. **Marie Iſabella**, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Marie Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. **Karl** Salvator Marie Joſeph, geb. 30. April 1839. 5. Marie Luiſe Annunciata, geb. 31. Okt. 1845. 6. Ludwig Salvator Marie Joſeph, geb. 4. Aug. 1847.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Mahommeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Mohammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842. 3. Mohammed Reſchad, geb. 2. Nov. 1844. 4. Ahmed [illegible], geb. 17. Dez. 1846. 5. Mohammed [illegible], geb. 26. April 1848. 6. [illegible], geb. 23. Mai 1849.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum drittenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline Thereſe Luiſe**, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Marie** Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit **Alfred**, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Königs der Niederlande. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl Friedrich Alexander**, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. **Auguſte Wilhelmine Henriette**, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Unſer Gruſs.

Es giebt gar viele Neujahrslieder,
Doch kommt ein neues Jahr uns wieder,
So fordert's auch ſein Liedchen ein!
Wer mag ſich noch am Alten freuen! —
Der heut'ge Drang weiß nur vom Neuen,
Das Beſſ're braucht's ja nicht zu ſeyn!

Das liebe Wörtchen „neu“ ſchaut immer
Daher mit einem Roſenſchimmer
Und lacht und kirrt das Leben an,
Bis Mancher in dem Wahn der Zeiten,
Die taumelvoll im Rundgang ſchreiten,
Den graden Weg nicht halten kann.

Wir wollen wacker feſt ihn halten,
Im Kampf für Wahrheit nicht erkalten,
Wenn ſie uns auch im Schein' entweicht;
Sie muß doch endlich bei uns weilen,
Drum ſucht ſie rüſtig zu ereilen,
Uns winkt ihr Strahl, der nie erbleicht!

Nicht wollen wir mit eit'lem Zagen
Hinein in's wirre Leben fragen,
Das Wort ſey Muth, die That Verſtand! —
Ob rings die Welt vom Sturm zerriſſen,
Wir können voll Vertrauens wiſſen:
Sie ruht geſchützt in Gottes Hand!

Eg.

Winter-Betrachtungen.

Auf dem halben Erdball weht jetzt ein kalter Wind, der unſere Köpfe mißhandelt. Viele frieren, auch wenn ſie einheizen, wie denn überhaupt jede künſtliche Wärme von Außen uns nur immer von Innen nach Außen empfindlicher für die Kälte macht. So kann es uns nicht wundern, daß das Volk, oder beſſer geſagt das Publikum, jetzt täglich kälter wird. Das Waſſer ſelbſt wird hartherzig zu Eis und Schnee, und wenn es auch wieder zu Waſſer wird, ſo müſſen wir das gleichfalls zuweilen als eine Nachäffung unſerer Hoffnungen anſehen. Wenn Reif und Schnee die Dächer etwas weiß machen, ſo iſt das leider auch dieß eine Satire auf uns, die wir uns ſo viel weiß machen laſſen, ohne daß wir gerade an Weisheit zunehmen. Viele bringen allerdings ihr Schäfchen, d. h. ſich ſelbſt, in's Trockne und haben es von der Schnecke gelernt, daß man die Hörner (aller Art) einzieht, wenn's donnert und blitzt. Es giebt manchen Helden, der hinterm Ofen groß wird und aufſchwillt wie der Pudel im „Fauſt". Viele leben von ihrem eigenen Fette im Winter, wie der Dachs, doch hat es manchen andern Leuten Bedeutendes gekoſtet, ſie zu mäſten. Nun ſagt Jeder von ihnen: Ich bin ein Mann von Gewicht und kann meine Rindsſuppen mit Lorbeeren würzen, die ich ſelbſt verdient habe. Ein originelles Schauſpiel geben die Leute, welche ſich ſelber Bären angebunden haben und damit umherziehen. Man bemerkt ſogar Stutzer-Affen, auf deren Kragen Bären reiten, d. h. ihre Kragen mit Zobelbär ſind noch nicht bezahlt. Wahre Genies müſſen die ſeyn, welche warm und kalt aus einem Munde blaſen und den Mantel ſo nach dem Winde zu hängen wiſſen, daß ſie nie frieren oder vor Angſt ſchwitzen. Man pflegt ſie wegen der ſteten Wendungen politiſche Wetterfahnen zu nennen. Viele fromme Augenverdreher freuen ſich, daß die Sonne nur kurze Zeit ganz unten am Himmel ſteht und die Abende und das Dunkel langweilig werden, wo ſie dann gut munkeln können. Sie ärgern ſich nur, daß Leute ſich noch auf den Frühling freuen. Die Mädchen ſind großentheils für den ganzen Winter zum Tanze aufgefordert; ſie durchtanzen den Winter, damit ſie im Frühlinge — ſitzen bleiben können. — Im Ganzen hat man einige Furcht vor dem Frühlinge, aber hoffentlich werden — was Gott wolle! — diesmal nur die Sonne ſtechen, der Salat ſchießen, die Bäume ausſchlagen, die Knospen platzen, das Gras Spitzen zeigen, der April hageln, der März blauen Dunſt entwickeln, die Bienen ſummen, die Lämmer ſpringen, und beſonders nur Schwalben und Störche Marſchrouten machen. G. B.

Schuſter und Schneider.

Wenn wir nicht pumpten, Meiſter Fips,
Das ſetzte einen gewaltigen Klumps.
Mit Promenaden, Ball und Schmaus
Und all dem Ihr's wär's plötzlich aus.

„Wenn wir nicht pumpten, Meiſter Pech,
Wär' auch die Blöße minder frech;
Es trüge Jeder ſein einfach Blech
Und jeder Ihre wär' ein — Venatus!" Fr. B.

Gerichts-Scene.

In Paris erſchienen neulich vor Gericht der Antiquar **Regnard** und **Regine**, eine junge Waiſe.

Der Richter. Herr Regnard, dieſes junge Mädchen fordert von Ihnen ein Buch zurück, betitelt: „Fromme Stunden.“

Regnard. Ja, mein Herr! ich kauft' es mit einem Bündel Bücher, aber es hat ſich im Wuſt vergraben; denn dergleichen ſucht man jetzt nicht, man liebt in dieſem thatenreichen Jahrhundert mehr „die kleine bürgerliche Köchin“, denn dieſes thatenreiche Jahrhundert denkt ſehr an den Gaumen. (Gelächter.)

Regine. Ich war in der Lehre bei Madame **Duval**, einer Schneiderin; eine brave Frau; ſie liebte mich arme Waiſe. Als ſie ſtarb, hab' ich mich ſehr gegrämt und ward krank. Vor ſechs Wochen ging ich zum erſten Mal wieder aus, und wollte meine geringen Habſeligkeiten aus dem Hauſe der Madame **Duval** abholen, erfuhr aber, daß die Erben Alles verkauft hatten, auch meine „Fromme Stunden“.

Regnard. Ergreifend, dieſer Zug! könnte an „Paul und Virginie“ erinnern, ein Büchlein, das ſich allzeit verkauft.

Der Richter. Sie haben die Sachen zurück gefordert?

Regine. Ja, aber nur mein Buch; es iſt ein Andenken, nur das wollt' ich haben!

Regnard. Herr Richter, ich habe hier ein Exemplar in rothem Maroquin, dieſelbe Ausgabe, die hab' ich Mademoiſelle angeboten gegen drei Francs, die ich dafür bezahlte.

Regine. Ach Gott, ich würde ja die drei Francs recht gern bezahlen, wenn's nur mein Buch wäre! Ich hab' es Ihnen ja bezeichnet!

Regnard. Das kann Ihnen aber ganz gleich ſeyn! — dieſelbe Ausgabe, dieſelben Heiligenbilder!

Regine (traurig). Ach, ich kenne mein armes Buch! Es öffnet ſich immer an ein und derſelben Stelle, es iſt viel abgenutzter als dies!

Der Richter. Herr Regnard, eben wird gemeldet, daß Ihre Frau ein Buch brachte, welches ſie in Ihrem Laden auffand. Hier iſt es! Sehen Sie es an, Mademoiſelle, vielleicht erkennen Sie dies als das rechte? —

Regine (vor Freude zitternd). Ah, mein Gott, das iſt's — es iſt das meinige!

Der Richter. Ganz gut! Aber womit beweiſen Sie es?

Regine. Es öffnet ſich ja immer bei der Meſſe — erlauben Sie! — ſehen Sie? (Sie hat das Buch genommen und aufgeſchlagen, man ſieht ein Vergißmeinnicht zwiſchen den Seiten.)

Der Richter. Haben Sie dieſe Stelle ſo bezeichnet?

Regine. Wär' ich's geweſen, würd' ich wohl ſo viel Werth auf das Buch legen? Meine Mutter war's, vierzehn Tage vorher, eh' ſie in's Grab ſank. (Große Theilnahme.)

Regnard. Und wie kommt's, daß es ſich immer an dieſer Stelle aufſchlägt?

Regine (ſtockend). Ja, meine Thränen fallen immer auf dieſes Blatt, auf die Blume, wenn ich bete für die Seele der Theuren, die ſie da hineinlegte; nun hat der Band ſich ſo gewöhnt und kann das nicht verlieren.

Regnard (tief ergriffen). Behalten Sie, Mademoiſelle, das Buch und Ihre drei Francs, aber auch das neue Exemplar. Wenn Sie einſt verheirathet ſind, dann geben Sie es einem Kinde, das Ihnen gleicht, und ihm für ſein ganzes Leben eine ſegensvolle Erinnerung zu hinterlaſſen, haben Sie nur an dieſelbe Stelle das Blümchen zu legen, welches ſagt: „Vergiß mein nicht!“

F. Braun.

Unwillkürliches Lieben.

Zum Baume ſprach der Schöpfer: Blühe!
Und gab ihm fröhliches Gedeih'n;
Zu dem Johanniswürmchen: Glühe!
Und gab ihm wunderbaren Schein.
Der Baum weiß nicht, warum er blühet,
Wenn Frühlingslüfte ihn umweh'n;
Und wenn die Stern' am Himmel ſteh'n,
Weiß Würmchen nicht, warum es glühet.

Zu meinem Herzen ſprach er: „Liebe,
Denn Lieben iſt die höchſte Luſt!“
Und als er's ſprach, legt er die Triebe
Der tiefſten Lieb' in meine Bruſt.
Nun muß ich immerdar auch lieben,
Ich liebe, wie die Bäume blüh'n,
Ich liebe, wie die Würmchen glüh'n,
Aus Gotterſchaffnen, innern Trieben.

W.

Streiflichter.

Ein Narr, wer in böſen Tagen verzweifelt, die guten können ihm ja dann nichts mehr helfen!

Von Arbeiten belaſtet iſt nur, wer nicht erkannt hat, daß in vieler Arbeit auch viel Vergnügen wohnt.

Wem der Arzt eine Badereiſe empfiehlt, dem ſagt er damit in der Regel: Ich weiß gerade nur ſo wenig mit dir anzufangen, wie du ſelbſt!

Wer ſich mit Eigenlob brüſtet, jagt ſeinen eigenen Werth in die Flucht.

Die Demuth geht zwar zu Fuß, fällt aber nicht in den Koth, wie die Erniedrigung.

Wer mit Freuden an ſeine Vergangenheit denkt, dem iſt eine freudige Zukunft gewiß.

Wünſche ſind grauſame Despoten; ſie wollen uns nur das Gegenwärtige verleiden.

Wenig bedürfen, heißt der Welt nicht bedürfen, und das iſt die Krone des Glücks.

Wer ganz rathlos ſeyn will, muß ſich von Allen rathen laſſen.

Mit jedem Tage dümmer zu werden, gelingt Einem leicht, der nur ſich ſelbſt und den Schmeichlern glaubt.

A. Münde.

Ein ſchnurriges altes Sonett.

Amanda, liebſtes Kind, du Bruſtlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldſchachtel edler Zier,
Der Seufzer Blaſebalg, des Trauerns Löſchpapier,
Sandbüchſe meiner Pein und Baumwoll meiner Schmerzen;
Du Speiſe meiner Luſt, du Flamme meiner Kerzen,
Nachtſtühlchen meiner Ruh', der Poeſie Klyſtier,
Des Mundes Zuckerkant, der Augen Lenzrevier,
Der Komplimente Sitz, du Meiſterin im Scherzen,
Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit;
Du Andachtsfackelchen, du Quell der Seligkeit,
Du tiefer Abgrund du voll tauſend guter Morgen,
Der Zunge Honigſeim, des Herzens Marcipan,
Und wie man ſonſten dich, mein Kind, beſchreiben kann:
Lichtputze meiner Noth und Flederwiſch der Sorgen.

Ein Erdbeben macht Friede.

Der Herzog Albrecht von Oeſterreich lag eben in Fehde mit der Stadt Baſel, als ſie im Jahr 1356 von einem Erdbeben heimgeſucht ward. Da ſagten mehrere ſeiner Ritter: „Jetzt iſt's Zeit, Herr Herzog, die Stadt anzugreifen, leicht iſt ſie Euer, denn die erſchrockenen Bürger werden ſich wenig wehren!“ Der Herzog aber entgegnete: „Das ſey ferne von mir, den Betrübten noch mehr der Betrübniß zuzufügen. Laſſet ſie zuvor wieder bauen und wollen ſie mich dann nicht rechtmäßig einlaſſen, können wir annoch ehrlich Krieg führen. Jetzt hat ſie der Herr getroffen, drum laß ich ſie los!“ — Und Baſel hatte zehen Jahre Zeit, da war die Stadt feſter als zuvor und die Bürger wehrten ſich unerſchrocken ihrer Feinde.

H. M.

Zwei Stammbuch-Blätter.

Wenn Einer Dein nicht mehr gedenkt —
'S iſt ja nur Einer!
Wenn dann ſein Schickſal ſchwer ſich lenkt,
Denke Du Seiner!
Der ſonſt'ge Freund, geprüft im Leid,
Wird Dir ein Freund für Ewigkeit!

Fühl'ſt Du die Geliebt' erkalten,
Gieb die Liebe d'rum nicht hin;
Laß in heil'ger Hoffnung Walten
Klären Dir den ird'ſchen Sinn;
So nur trägt im Erdgetriebe
Dich Dein eignes Herz empor:
Liebe ſonder Gegenliebe
Sprengt das Schloß am Himmelsthor.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

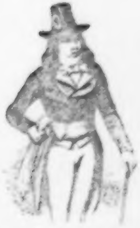
Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Siebzehnter Jahrgang.

Der Engel weint und Ernte hält der Tod.
Seid nicht der [illegible], weil nur [illegible] geboren,
Sind That und Thun von [illegible] Korn und Schwert
[illegible] zieht im Tod nicht [illegible] —
Ihr ſchauet mit des [illegible] Morgenroth
Denkt ihr mit [illegible] euer Heil zu mehren
Die [illegible] wird dann immer lehren:
Der Engel weint und Ernte hält der Tod!

1851.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.



Das iſt ein Herrlein vom Convent,
Von dieſer Schaar der Weltbeglücker,
Die Jeder, der Geſchichte kennt,
Bezeichnet als Vernunft-Erdrücker.
Ihr erſtes Buhlweib „Liberté“
Bracht' in die Welt Weh über Weh;
Dem zweiten dann: „Egalité“,
Ward bald der Rath: daß ja ſie geh',
Denn nur als Gleichheit im Gemeinen
Und Raube wollte ſie erſcheinen;
Ihr glich auch die „Fraternité“,
Denn Alle ſahen ein: ſie ſteh'
Mit Allem nur, was lüderlich,
Sich ſchweſterlich und brüderlich. —
Wer dieſe Drei als Liebchen nennt,
Wie unſer Herrlein vom Convent,
Der darf auf Unbeſtand nur zählen,
Weshalb ihm hier die Beine fehlen.

Ergebniſſe
aus
Erinnerungen.

Wir beginnen mit dem Jahre 1851 die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und da wir heiße Wünſche hegen für das Heil der Menſchheit, wollen wir im Rückblick auf die zur Gewinnung dauernden Volksglücks mannigfach ſiegloſen Kämpfe die Stätte ſuchen, wo in dem ſtürmiſchen Meere der Zeitereigniſſe für den Anker der Hoffnung Grund zu finden ſeyn möchte. Bei ſolchem Rückblick müſſen wir uns hinwenden zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts; denn damals geſchah der Riß, der die Franzoſen und ihre Nachahmer von der feſten Bindung des Staatenlebens trennte, damals ward der Saame ausgeſtreut auf einem Boden, wo man ſich des Lichtes rühmte, und doch in Finſterniß nur giftige Frucht zu erzielen wußte.

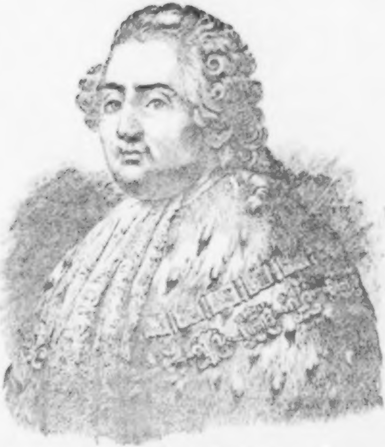
Viele haben geſchrieben über die Bewegungen in Frankreich ſeit 1789, und Vielen muß man ſagen, daß ihre Urtheile voreilig ſind, weil die Zeit zu reifem Urtheil noch nicht gekommen war. Oft genug bedarf ein ſehr gewöhnlicher Prozeß dreier Inſtanzen, um endlich eine Entſcheidung zu haben, die vielleicht noch nicht die richtige iſt und dennoch gelten muß, weil es keine vierte Inſtanz giebt. Wie viel zweifelhafter aber müſſen die Urtheile ſeyn, wenn Parteien des Volks einen Prozeß beginnen mit deſſen Zuſtänden und ſich ſelber, dabei dann zugleich keine andern Wortführer und Richter dulden wollen als ſich ſelber oder die von ihnen Erwählten, zumeiſt gar Solche, die dem Partei-Unrecht ſchmeicheln, um darin zu eigenem Vortheil weiter und weiter gehen zu können.

Die erſte Entſcheidung in dieſem Prozeß war der Art, daß allem Unheil die Pforten geöffnet wurden, und nicht eher wird wieder ein Beſtand ſeyn im Volkswohl, bis man in voller Erkenntniß und Umkehr dieſe Entſcheidung vernichtet und ſie — möglichſt! — einflußlos zu machen ſucht. Am 17. Juni 1789 erklärten die vom Könige Ludwig dem Sechzehnten ſelbſt berufenen Reichsſtände ſich aus eigenem Belieben zur National-Verſammlung, unabhängig vom Könige, und nur getrieben von dem bald hervorbrechenden Willen und Beſtreben, „mit der Vergangenheit gänzlich zu brechen.“ Das iſt ein Vorhaben des eitelſten Dünkels, der ſeitdem um ſich gegriffen und das Volk zu ſchweren Büßungen verurtheilt hat, die nicht enden werden, bis man begreift, daß ein wahnſinniger Beſchluß als Anfang auch nur wahnſinnige Folgen haben konnte.

Wir fragen nicht: ob es rathſam war, wir fragen: ob es überhaupt möglich iſt, daß ein Volk mit ſeiner Vergangenheit breche? So wenig der Einzelne dies vermag, je mehr er ſich allmälig überzeugen muß, daß in Allem was er denkt und thut ſeine früheren Wahrnehmungen und Erinnerungen ihm Trieb und Halt, demnach Geſetze und Warnungen für weitere Thätigkeit ſind, je beſtimmter wird er ſich ſagen, daß auch im Volksleben eine Trennung von der Vergangenheit unmöglich iſt, und demnach ein gewaltſamer Verſuch dazu nur einen Abgrund ſchafft, der erſt zugedämmt ſeyn muß, bevor das Volksleben wieder auf ungehemmter Bahn nach wahrhaften und ewigen Grundſätzen im wirklichen Fortſchritt ſich befinden kann. Frankreich hat dieſen Abgrund in ſechzig Jahren nicht zudämmen und bewältigen können, und dennoch muß es geſchehen, man wird ſich reuevoll mit allem Guten der Vergangenheit ausſöhnen müſſen, will man einer heilſamen Zukunft entgegen gehen.

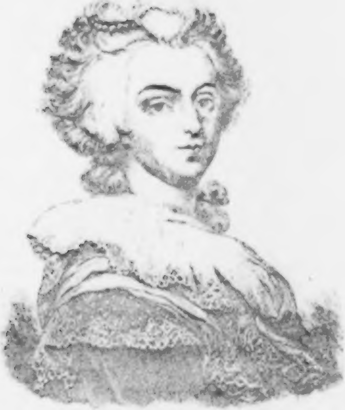
Waren denn aber überhaupt Gewaltthaten nothwendig, um in Frankreich den Fortſchritt bei Kraft zu erhalten? War wirklich ſo hohe geiſtige Bildung verbreitet, als man ſich ihrer anmaßlich rühmte? Dieſe Fragen wurden ſchon 1789 entſchieden mit Nein! beantwortet. Die Wortführer der Franzoſen legten mit der Zeit durch ihre Reden und Gewaltthaten das offenbare Zeugniß ab, daß ſie nicht einmal wußten, was wahrhafte Bildung ſey. Sie beſteht vor Allem in Ueberwindung des Leidenſchaftlichen durch Selbſtbeherrſchung; denn bei dem reichſten Beſitz von Kenntniſſen und Fähigkeiten, ſelbſt begleitet von der geſchliffenſten Form, kann der Grundzug und eigentliche Charakter noch immer eitel aufgeputzte Rohheit oder im minder unwürdigen Falle gefährliche Ueberſpannung ſeyn. Daß ſolche Richtungen in den Kreiſen des franzöſiſchen Weſens die beliebteſten waren, beweiſen ſchon die Fahnenträger derzeitiger ſogenannter Bildung: Voltaire und Rouſſeau. Beide waren Männer von Geiſt, aber Jener, ohne Seelengröße, ohne andere Tugend als etwa die einer augenblicklichen Laune, durch oft ſchnöden Witz und Spott ein das Gemüth und die Sitten vergiftender Selbſtſüchtler; Dieſer ein von Mißmuth und Krankheit verſtimmter, mit ſeinem Schickſal zerfallener, wenn auch achtungs- und bedauernswerther Schwärmer, der von der Wirklichkeit niemals einen haltbaren Begriff hatte. Die Franzoſen konnten edlere und feſter in ſich geläuterte Muſter bei ihren bedeutenden Männern finden, wir nennen — zum Beiſpiel — Montesquieu und Lamoignon-Malesherbes (der als Opfer ſeines Edelmuths auf dem Blutgerüſt fiel); aber daß die Hauptverfechter der Revolution nichts mehr ſcheuten als die edlen Muſter, das bezeugten ſie, denn jede, mit Lug, Trug und Volksſchmeichelei ſich Macht und Gewalt erobernde oder erſchleichende Partei ließ immer, bis auch über ſie der Todesſtreich kam, die Tüchtigeren und Redlichen hinrichten, wie denn vorzugsweiſe die ehrenwertheſten Männer Frankreichs ihr Leben verloren durch die Guillotine. Indem Voltaire nicht bloß die Mißbräuche und Verſchrobenheit der Zuſtände angriff, ſondern auch die Grundpfeiler alles Heiligen, Ehrenhaften und überhaupt eines den Beſtand ſichernden Staatenbaues, andrerſeits Rouſſeau die Wirklichkeit durch ſeine, nur mit Wahrheit gemiſchten Träume und Einbildungen umzugeſtalten gedachte, dieſe Beiden aber auf ihre Zeit mächtigen Einfluß gewannen, entſtand ein Gegenſatz von Entſittlichung und Ueberſpannung, der, an die Spitze des Volks gedrängt, dieſem das verderbliche Unheil bereiten mußte.

War denn aber — ſo fragen wir beſtimmter — überhaupt und durchaus eine Revolution nothwendig zur Belebung des Volkswohls und geiſtigen Fortſchritts? Ludwig der Sechzehnte beſtieg den Thron des zerrütteten, aber an Hülfsmitteln reichen Frankreichs mit der Erklärung: „daß er nur von den rechtſchaffenſten Männern ſeines Volkes umgeben ſeyn wollte.“ Er beſtätigte dies mehrmals, unter Anderem durch ſein Vertrauen zu Vergennes, durch des vertriebenen Malesherbes Zurückberufung und die Wahl Turgot's zum Miniſter, der als ſolcher ein unvergängliches Vorbild iſt, und von dem der König ſelbſt ſagte: „Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich!“ Es wurden Leibeigenſchaft, Frohndienſte, ungleich vertheilte Abgaben und die Folter der Gerichtshöfe abgeſchafft; der Zoll auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe wurde beſeitigt oder ermäßigt, der Getreidehandel freigegeben; zünftige Vorrechte mußten weichen und das Loos der Ackerbauer wurde verbeſſert durch Minderung der Auflagen, überhaupt der dritte Stand gehoben. Mit einem Könige, der dies freiwillig that, hätten reine Vaterlandsliebe und tüchtige, auf Geſetz und Ordnung begründete Bildung die Fortſchritte zum Beſſeren vollbringen können auf friedlichem Wege; die verkehrte Bildung aber griff nach verkehrten Mitteln, und als man die nordamerikaniſche Erhebung von Frankreich aus unterſtützte (1778 bis 1783), da kamen die im Vaterlande des Waſhington mit Mäßigung und Vorſicht waltenden Freiheits-Gedanken brauſend zurück, wurden in's Franzöſiſche, das heißt in's Leidenſchaftliche und Schrankenloſe überſetzt, und ganz richtig iſt, was Malesherbes ſagte: „Der Tag, an welchem Ludwig der Sechzehnte in gutmüthiger Will-



Ludwig der Sechzehnte.

fähigkeit das Bündniß mit Nordamerika ſchloß, war die Beſtimmung ſeines Schickſals.“ Daß er einem bedrückten Volke zu Hülfe kam, das ward die Urſach der bis zum Martertode getriebenen Mißhandlungen, die ſein eigenes Volk über ihn verhängte. Er ſelbſt war gegen die Theilnahme an jenem Kriege, aber er wurde durch die bereits unter dem Namen Freiheit ſich verbergenden, jeden Verſuch zum Auffinden eines beruhigenden Ganges durchkreuzenden Umſturzpläne der Machtſüchtigen überwältigt, und ſein Wohlwollen für alle Menſchen machte ihn nachgiebig, während es ihn zugleich jeder Sturmbewegung preis gab. Mit einem Manne, der noch im Mai 1789, als er ſich hatte beſtimmen laſſen, die dann ſo verderblich gewordenen Reichsſtände wieder zu berufen, zu den Widerſtändigen ſagte: „Gott verhüte, daß um meinetwillen ein einziger Menſch umkomme!“ mit einem ſolchen Manne hätte



Marie Antoinette.

ſich jeder Fortſchritt zum Guten friedlich ſchlichten laſſen, wenn eben wahrhafte Bildung vorhanden und für die Zukunft thätig war. Durch Berufung der Notabeln (1787), dann der Reichsſtände (1788), die erſteren ſeit 1626, die letzteren ſeit 1614 verdrängt, hatte Ludwig der Sechzehnte die Volksvertretung wieder hergeſtellt und die Bahn zu jeder Verſöhnung und Verbeſſerung geöffnet. Die Notabeln, welche die bedeutendſten aus allen Ständen durch Regierungs-Schreiben herbeigerufenen Männer unter ſich vereinten, waren unleugbar eine achtungswerthe geiſtige Macht, die vortreffliche Anordnungen gab, denen der König auch willig folgte. Selbſt die von den Notabeln verfügten Provinzial-Verſammlungen waren eine löbliche Maaßregel, wenn nicht die Umſturz-Partei, die bei den Notabeln bereits ihre Stimmen hatte und einſtweilen nur jeder, immer dargebotenen Vermittelung ſtreitiger Punkte Hinderniſſe entgegen warf, dieſe Provinzial-Verſammlungen einzig als Hebel betrachtete, um die noch vorhandenen Grundlagen des Staatenbaues zu zerſtören. Die ſpätere Berufung der Reichsſtände, wobei der König dem dritten Stande, den Bürgern und Bauern, gegen ſonſt die doppelte Anzahl von Abgeordneten zutheilte, fand ſchon die Provinzial-Verſammlungen als hetzende und die Wahlen beherrſchende Anſtalten, und die Freiſinnigkeit des Königs, ſein Fortſchritt in der Gerechtigkeit, ward durch die Wahl-Umtriebe der Aufwiegler ſein Verderben. In den Reichsſtänden begann der Ausbruch von Rohheit und falſcher Bildung ſichtlicher durch trotzigen Widerſtand, und aus ihm ging die franzöſiſche Revolution hervor mit ihren Greueln und Schandthaten, welche das verführte Volk zu einem ſchuldvollen machten. Denn von unſchuldig vergoſſenem Blut ſich durch Sühne zu reinigen, konnte den Franzoſen noch nicht gelingen und wird ihnen nicht gelingen, bis ſie erkennen, daß ihre ganze Revolution ein Hohn für ihre gerühmte Bildung, für alle Vernunft und Einſicht, ein Verbrechen am Göttlichen und Menſchlichen war und iſt.

In der Rede, womit Ludwig der Sechzehnte den Reichstag von 1789 eröffnete, ſagte er: „Auf's Neue bekräftige ich die ſchon früher von mir ausgeſprochene Verheißung; das allgemeine Wohl ſoll befeſtigt werden auf geheiligter Grundlage der Freiheit; die willkürliche Gewalt werde eine durch das Geſetz beſchränkte, und das Volk ſoll Alles erhalten, was man von dem Könige, als dem erſten Freunde des Volks, irgend verlangen darf.“ — Und eben zu einem ſolchen Zweck hatte er die Verdoppelung der Abgeordneten aus dem Bürger- und Bauernſtande befohlen. In der Verſammlung thaten ſich aber ſogleich — dies konnten ſelbſt die Mittheilnehmer an den nachherigen Umwälzungen nicht leugnen — die unlauterſten Triebe und ſelbſteigene Herrſchgelüſte hervor; ſie hatte offenbar keine andere Abſicht, als die geförderte, durch ein vorhergegangenes Theuerungsjahr unterſtützte Aufregung im Volke bis zum Aeußerſten zu mehren. Die Gewalt der Menge für ihre Pläne herausfordernd, überſchritten die Reichsſtände vermöge der Ueberzahl Derer vom dritten Stande ihre Befugniſſe und bald befahl dieſer faſt ganz allein. Durch unbedachte Aufhebung von Abgaben ſo wie durch Ueberlieferung der Rechte Anderer, an deren Entſchädigung gar nicht gedacht wurde, den Pöbelwünſchen ſchmeichelnd, hatte er ſtets die Mittel zur fortgeſetzten zweckdienlichen Aufregung in der Hand, und hierauf geſtützt erhob er ſich nach wenigen Wochen zur National-Verſammlung. Dies bewirkte beſonders Sieyes mit ſeiner Schrift: „Was iſt der dritte Stand?“ und derſelbe Sieyes ſah ſich ſpäter genöthigt, den eigenmächtigen Abgeordneten zuzurufen: „Sie wollen frei ſeyn und verſtehen nicht gerecht zu ſeyn!“ — wie er denn auch zwei Jahre nach dem von jenen Reichsſtänden an den königlichen Rechten vollbrachten Verrath ſagte: „Ich ziehe die Monarchie der Republik vor, denn die Geſchichte belehrt uns, daß der Staatsbürger mehr Freiheit hat in der Monarchie als in der Republik, und daß man unter jeder Vorausſetzung bei der monarchiſchen Regierung freier iſt.“

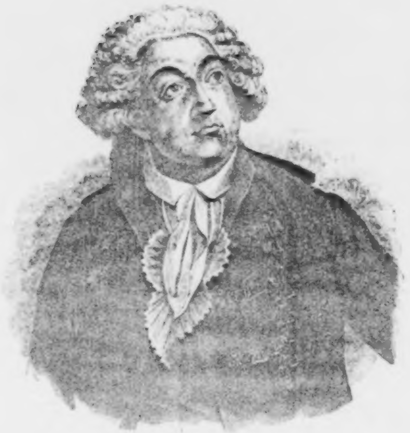
Ludwig der Sechzehnte mußte gegen jenen alleinherrſchenden Theil der Reichsſtände einſchreiten, und hätte er, als dieſe Uebermüthigen wider ſeinen Willen verſammelt blieben, den Ausruf Mirabeau's: „Nur Bayonette können die Abgeordneten von ihren Sitzen treiben!“ mehr als zeitgemäßen Rath, nicht als Hinderniß betrachtet, wäre wahrſcheinlich die Revolution gehemmt worden. Das Heer und die Mehrheit der beſitzhabenden Volksklaſſen waren noch auf des Königs Seite und hier durfte der Ausſpruch Goethe's zur Anwendung kommen: „Eine Rohheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger iſt!“ Zehn Jahre ſpäter ſogar wandte Napoleon ohne Scheu jenes Mittel gegen das mit unter ſeiner Hülfe auch durch Bayonette zur Herrſchaft gekommene Direktorium an, indem er dies ſammt der vorgefundenen Conſtitution beſeitigte — unter dem lebhaften Jubel des Volks. Daß Ludwig der Sechzehnte nicht zu dem Entſchluß kommen mochte, die Mittel ſeiner Macht in volle Anwendung zu bringen, während doch andrerſeits alle, ſelbſt die ſchmachvollſten Mittel gegen ihn aufgeboten wurden, das ſtürzte ihn in's Unglück, bewirkte für Frankreich greuelreiches Unheil und für das Volkswohl immer von Neuem tödtliche Umwälzungen, deren Ende noch nicht zu ſehen iſt. Es war des Königs Gutmüthigkeit, die ihn anfangs ſchwanken ließ, und zuletzt, als er es ſich nicht verhehlen konnte, ſeine Nachgiebigkeit ſey ſeine eigentliche Schuld, wurde er in weiterem Schwanken der Spielball ſeiner Feinde, denen er ſogar noch an dem für die unteren Schichten der Pariſer ſchandbaren 10. Auguſt 1792 den Sieg würde entriſſen haben, wenn er nicht dem Blutvergießen hätte wehren wollen, ihm aber doch nicht zu wehren vermochte, wie dies die Frevel an dem genannten Tage bezeugen.

Die Rohheit griff nun immer weiter um ſich; wir haben aber nicht die Abſicht, nochmals die Geſchichte jener Tage mit der fürchterlich langen Reihe von Mordthaten aufzufriſchen, die obenein immer vom frechſten Hohn begleitet waren. Der König, die Königin ſielen als blutige Opfer, ebenſo Ludwigs Schweſter, Eliſabeth, dies weibliche Muſterbild, reich an Tugenden und frei von jedem Makel, wie die Prinzeß Lamballe, die mit der gräßlichſten Grauſamkeit ermordet wurde und doch dem Volke nur durch Wohlthaten bekannt war. Wir wollen eben nur in Andeutungen darlegen, daß die franzöſiſche Revolution in keiner Hinſicht ein Zeugniß iſt von wahrer Bildung und einem achtungswerthen Geiſt, daß dieſe jedenfalls mehr auf Seiten der Gemordeten waren, und eben dies ihnen zum Verderben gereichte der entmenſchten Menge gegenüber. Wir nehmen davon auch nicht die Königin Marie Antoinette aus, denn will man einer ſchönen jungen Frau Lebens- und Vergnügungsluſt als Fehler anrechnen, mag es geſchehen, aber zum Verbrechen läßt er ſich nicht machen.

da es ſich durch zahlloſe unverwerfliche Zeugniſſe erwieſen hat, daß alle Beſchuldigungen, mit denen man ihren Ruf befleckte, der Verleumdung angehören. Sie hat als Gattin und Mutter ſich treu und liebevoll bewährt, in ihrem Unglück einen großartig würdigen Charakter, bei der grauſamſten und ſchimpflichſten Behandlung bis zum Tode ſtets die muthige Ruhe einer Dulderin gezeigt. Die Anklagen gegen ſie waren ſo in ſich nichtig, daß ihr Vertheidiger, Chauveau-Lagarde, mit Wahrheit ſagen konnte: „Was mich einzig in Verlegenheit ſetzt, iſt nicht, Antworten, ſondern auch nur eine ſcheinbar begründete Anklage zu finden!“ — Und nun gar die gräßliche Nichtswürdigkeit, mit welcher der Dauphin, dies achtjährige Kind, gemartert wurde! O wie gut, daß dem Menſchen ſeine Zukunft verſchleiert iſt! Am Tage der Geburt dieſes Kindes fürchteten die Aerzte, bei der Lebhaftigkeit der Königin Marie Antoinette könne die Freude, Frankreich einen Thronerben gegeben zu haben, ihrer Geſundheit ſchaden, und deshalb ward jede Aeußerung verboten; ſie auch ſchwieg, aus Furcht, ſie habe die Hoffnung des Landes zum zweitenmal getäuſcht, und ihr Gram darüber war nicht zu verkennen, ſo daß man bald von dieſem mehr fürchtete, als von der Freude. Der König ſetzte ſich auf das Bett; die ſchönen Augen der Wöchnerin waren traurig auf ihn geheftet, doch ſprach ſie nicht. „Meine Liebe“, ſagte ihr Gemahl, „verſprechen Sie mir, ruhig zu bleiben, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes erzähle? — Sie haben Frankreich einen Dauphin geboren.“ Im Augenblick hing die Königin an ſeinem Halſe. Der Dauphin mußte gebracht werden, ſie umſchlang Gemahl und Sohn und benetzte Beide mit den Thränen des Entzückens. — Nochmals rufen wir aus: O wie gut, daß dem Menſchen ſeine Zukunft verſchleiert iſt! Dieſes Kind ward nach acht Jahren, als der Vater bereits auf dem Blutgerüſt ſtarb, aus dem Gefängniß der Mutter, die ſchon gleichem Schickſal nahe war, fortgeriſſen und einem der unwiſſendſten und raſendſten Jakobiner, dem Schuſter Simon, zur Aufſicht übergeben. Von dieſem ward der Knabe in entſetzlichſter Weiſe mißhandelt, ſo daß er, durch die unaufhörlichen Leiden ganz in ſich verſchloſſen, anderthalb Jahre keinen Laut von ſich gab und ſchweigend an Lähmung des Rückgrats ſtarb, nachdem von den zehen Jahren ſeines Lebens ſechs mit den bitterſten Schmerzen erfüllt waren. Das konnten die Pariſer über ein Kind ergehen laſſen ohne Erbarmen und Hülfe! — und dieſe That der grenzenloſeſten Rohheit ruft auf zu Gott dem Allmächtigen und will erſt noch durch Thaten reuiger Erkenntniß und Demuth gebüßt ſeyn, ſo wie der Königsmord und zahlloſe andere Verbrechen, mit denen eine kleine Schaar in Bezug auf die Wirklichkeit begriffsloſer Schwärmer und eine viel größere Schaar anmaßlicher, von Herrſch- und Schwelger-Gelüſten getriebenen Abenteurer das franzöſiſche Volk belaſteten.

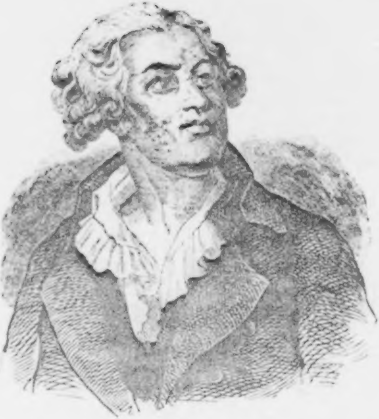
Indem wir nun weitere Hinweiſungen geben zu der allmälig immer klarer gewordenen Wahrheit, daß die franzöſiſche Umwälzung nicht aus echtem Geiſt und wahrhafter Bildung, ſondern aus Hirnſchwindel, ſelbſtſüchtigem Dünkel und dem eigenen Vortheil dienenden Uebergriffen entſtand und dabei die Beſonnenheit abſichtlich im Volke niedergehalten wurde, kommen wir wieder zurück auf Mirabeau's Heroldsruf der Revolution, die ihm zum Behelf für ſeinen Ehrgeiz diente. Wir wiſſen wohl, daß er noch heut der Held Derer iſt, welche aus der Aufregung der Völker ſich ein Geſchäft machen, ohne einſehen zu wollen, daß, ſelbſt wenn man nicht bloß angeblich, ſondern im Ernſt gute Zwecke damit verbände, durch die Aufregung allein ſchon das Verderben der urtheilsloſen Menge in ihr wurzelt. Wer die Macht und den Einfluß roher Kräfte begünſtigt, macht nur das Schlechte frei und das Volk zum Werkzeug der Schlechteſten. Unvermeidlich erheben ſich dann die Leidenſchaften überall auf den Richterſtuhl, und Geſetz und Ordnung werden als Verbrecherinnen behandelt.

Mirabeau, der, durch ſeine früheren Schickſale gereizt, ſich um jeden Preis geltend machen wollte, hat wohl ſelbſt den unbedachten Widerſtand, den er anfangs dem Königthum entgegenſetzte, bereut, denn er that ein Jahr nachher Alles ihm Mögliche, den Thron wieder zu befeſtigen. Hören wir darüber ein franzöſiſches Zeugniß („Iconographie instructive“): „Lange ſtand Mirabeau in der Volksgunſt, doch auch er mußte ihre Unbeſtändigkeit erfahren. Seine Rolle war nicht ſtets dieſelbe, und während er unwiderſtehlich wirkte durch ſein Genie, ſchwächte ſich für ihn die Volksbeliebtheit dennoch von Tage zu Tage, in dem Maaße, als er ſich von den wüthenden, nur Vernichtung alles Heiligen und Geregelten athmenden Jakobinern entfernte und ſich dem ordnenden Königthum wieder näherte. Man hat behauptet, daß die Veränderung, welche damals in Mirabeau vorging, nur den Schätzen zuzuſchreiben ſey, die der Hof ſich beeilte, ihm zu gewähren; wäre es aber nicht gerechter, anzunehmen: er folgte, wenn er auch ſeinen Hang zur Verſchwendung befriedigte, dennoch nur ſeiner beſſeren Ueberzeugung, indem er daran glauben lernte, man müſſe die Freiheit durch den Schutz der Geſetze begründen, damit ſie zur dauerhafteſten Grundlage für die Macht der Könige und des Glückes der Völker werde. Dieſe Freiheit war zu Mirabeau's Zeit ſchon im höchſten Grade bedroht durch die Frevel Derer, die ſich als das ganze Volk betrachteten, und da er die Kraft in ſich zu haben meinte, dies Natterngezücht zu erſticken, wollte er es nun verſuchen. Dazu hatte er jedoch keine Zeit mehr; denn während er zum Erſtenmale gegen die dreißig Stimmen die Donner ſeiner Beredtſamkeit losließ, fühlte er bereits den Einfluß des heftigen Uebels, dem er am 2. April 1791 unterlag.“ — Demnach muß alſo zu Mirabeau's ſcheinbarer Rechtfertigung das Ergebniß dienen: er wollte, nachdem er durch die begünſtigte Empörung ſeinen Zweck, ſich um jeden Preis vorzudrängen, erreicht hatte,



Mirabeau.

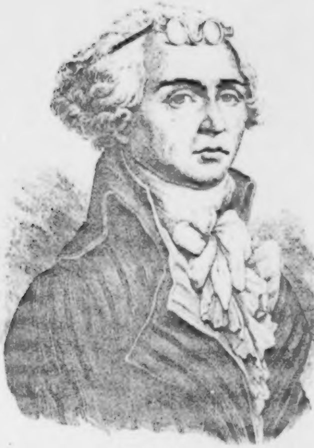
den von ihm eingeſchlagenen falſchen Weg verlaſſen, was allein ſchon hinlänglich iſt zu dem Beweiſe, daß er nicht der Mann war, der Führer eines Volks zu ſeyn. Große Fähigkeiten waren ihm verliehen, doch iſt er faſt durchweg ihres Mißbrauchs anzuklagen; dies beſtätigt beinah jeder Zug ſeines Lebens, wobei wir der Wahrheit gemäß ſagen müſſen: daß ſeine Jugend-Verhältniſſe große Mitſchuld haben. Blieb er aber dennoch jedenfalls der Beſte unter den machtgewinnenden Volksführern, ſo beſtätigt eben er gewiß unſere klar zu machende Behauptung: daß die Anzünder des Staatsbrandes nicht von echtem Geiſt und wahrhafter Bildung durchdrungen waren. Mirabeau's Lebensgeſchichte ſchon giebt dazu die unwiderleglichſten Gründe, und widerſteht es uns, auf dies Gemälde von Leichtſinn und Lüderlichkeit, deren Folgen am bitterſten zu empfinden hatten, die ihn am reinſten liebten, einzugehen, iſt dies auch nicht nöthig; denn eine Schilderung ſeines Treibens in den Tagen, da er ſich für den Volksheiland ausgab, genügt vollkommen, um thatſächlich unſre Aeußerung zu ſtützen. Wir folgen auch hier nur den Berichten jener Zeitgenoſſen, die, in gleichem Dunſtkreiſe lebend, mit Mirabeau gleiche Anſichten hegten, ihm nicht feindlich geſinnt waren, und dennoch geſtehen ſie nach allem überſchwenglichen Lobe: „Nicht ganz unrecht hatte ſein jüngerer Bruder, Vicomte Mirabeau, als ihm der ältere ſeinen Hang zum Trunk vorwarf, wenn jener ſagte: „Von allen Familienlaſtern iſt dies das einzige, was Du mir übrig gelaſſen!“ Er ſprach eifrig für die Tugend, war aber zu ihrer Ausübung in der That nicht geneigt bis an ſein Ende, das durch Ausſchweifung ein frühzeitiges wurde. Als Mitglied der National-Verſammlung verbrachte er ſeine Nächte noch mit den ſittenloſeſten Frauen. „Man ſitzt bei üppigem Mahl; Geſpräche über den Staat, die Liebe, die Literatur fliegen ohne Maaß und Schranke hin und her; dazwiſchen diktirt Mirabeau ſeine Zeitungs-Artikel. Dann beginnt das Hazardſpiel, er verliert Alles und fährt endlich in die Verſammlung: denn es iſt Tag geworden und man erwartet den Redner dort, wo er mit allen Waffen des Genies ſeine immer lauter werdenden Gegner niederkämpfen muß.“ Es bedarf keiner näheren Erklärung, um zu empfinden, daß ein ſolcher Mann auch nur zum Mißbrauch ſeiner Fähigkeiten, wie groß ſie ſeyn mögen, geeignet iſt, und die Löſung ſeines ganzen Thuns und Treibens wäre etwa in dem von ihm ſchon im Jahre 1783 brieflich gegebenen Bekenntniß zu finden: „Was Voltaire, Mably und Rouſſeau ſich vorgeſetzt, aber praktiſch für unmöglich halten, das will ich ausführen, bedarf aber dazu des — allgemeinen Oppoſitionsgeiſtes. Ich will Jene überholen und die Unverſchämtheit ſoll mir ihr Genie erſetzen; ſie haben das Licht geboren, ich will die Bewegung gebären.“ Aus dem „Licht“ ward nur Schein und Schimmer, aber die Bewegung, mehr ſinnlich als geiſtig, griff und ſchlug um ſich, traf jedoch zuerſt deren Urheber. Mirabeau liebäugelte mit der Freiheit wie mit einer Buhlerin; er mißhandelte das Königthum, weil er wollte, daß es ihn zu Hülfe rufe, und nachdem er dies bewirkte, nun aber die National-Verſammlung — mit Liſt in Bezug auf ihn — zu ſeinem nur ſchlecht verhehlten Verdruß ſich dafür entſchied, daß kein Mitglied zum Miniſter berufen werden dürfe, ſuchte er die von ihm „geborene Bewegung“, er ſuchte ſein eigenes Geſchöpf zu beſeitigen, und hätte ihn nicht der Tod ereilt, wäre er wahrſcheinlich als Opfer ſeines Geſchöpfes gefallen. Denn wer die Menge zur Empörung ſtachelt, ruft einen Teufel herbei, der, wird er nicht augenblicklich vertrieben, nicht eher wieder geht, als bis es ihm ſelbſt beliebt. Gedenken wir aber der als Unglücks-Ahnung ausgeſprochenen Worte Mirabeau's auf ſeinem Sterbelager: „Mein Leichenbegängniß iſt auch das der Monarchie!“ ſo hätte er hinzuſetzen können: „Ich ging dieſem Leichenbegängniß ſeit dem Juni 1789 voran!“ — Die Monarchie wird aber dennoch leben!



Danton.

Bei Mirabeau verweilten wir, um es deutlich zu machen, daß ſelbſt dieſer hervorragendſte Wortheld der erſten Pariſer Umwälzung Geiſt und Bildung höhnte und alſo keinesweges berufen war, ein echter Führer des Volks zu ſeyn: nur deſſen bisjetzt noch endloſes Unglück hat er in unbeſonnenſter Weiſe mit verſchuldet.

Ergänzen wir nun unſre Erinnerungen in geſchichtlichen Umriſſen, ſo treffen wir auf Danton, Marat und Robespierre, der von ſich ſelber und ſeinen Jugendfreunden ſagte: „Der Geiſt der Unabhängigkeit und des Unglaubens, der damals ſchon in unſern Kinderköpfen ſich regte, zog uns mit Vorliebe zu dem zweifelvollen und ſpöttiſchen Voltaire.“ Indeß wurde auch bei ihm die Einwirkung Rouſſeaus ſtärker, und es läßt ſich überhaupt nicht verkennen, daß der ehrliche Lacretelle, dieſer berühmte Geſchichtskundige, Recht hat, wenn er, der ſtete Beobachter der conſtituirenden Verſammlung, von ihren verwegenſten Mitgliedern ſagt: „Ihre Philoſophie ſtammte mehr von Rouſſeau als von Voltaire;



Robespierre.

daher die mürriſche Strenge. Die beſſeren waren lauter ſtolze, feurige Geiſter, gefüllt mit dem Dünkel und der eiſigen Schärfe einer unverſtändlichen Metaphyſik. In ihrer unverſöhnlichen Feindſchaft gegen die Vergangenheit bekümmerte ſich die Verſammlung nur wenig um die Lehren der Geſchichte, und ihre Irrthümer führte ſie mit einer ſcheinbar ſo vernunftgemäßen Schlußfolge durch, daß ſie immer zum Haltloſen und Aeußerſten getrieben wurde.“ Iſt dies nicht, als wär' es für die ganzen ſechszig Jahre ſeit der franzöſiſchen Revolution das richtigſte Urtheil? Es gilt bis noch auf heut von den Männern der Bewegung, wohlverſtanden: von dem ehrlichſten und kleineren Theil, der ſich ſelbſt täuſcht, der größere Theil beſteht aus abſichtlichen Betrügern.

Von der Zeit, da Danton, Marat und Robespierre wetteiferten in Rohheiten, um zur Herrſchaft zu gelangen, ſagt Chateaubriand:

„Milton gab uns in ſeiner „Hölle" ein Bild der Verkehrtheiten, deren Zeuge er geweſen; wie würde ſein Gemälde erſt geworden ſeyn, hätte er geſehen, was ich im Jahre 1792 in Paris ſah!" und Isnard, einer der Girondiſten, die blutig untergingen, weil im Entſetzen über das Geſchehene von ihnen etwas Mäßigung war empfohlen worden, hinterließ uns folgende Schilderung: „Der Bürgerkrieg in Flammen, Robespierre auf den Thron der Dictatur erhoben, der Nationalconvent verſtümmelt, unterjocht, die Herrſchaft des Schreckens eingeführt, alle Gefühle der Natur erſtickt, die Freiheit der Handlungen, der Worte, der Preſſe gefeſſelt, Edelmuth, Tugend und Weisheit geächtet, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften zerſtört, Blutgier und Raub gekrönt, Verrath und Verleumdung belohnt, alle menſchliche Moral verdorben, das Staatsvermögen vergeudet, das Eigenthum geplündert, zahlreiche Blutgerüſte und das Recht über Leben und Tod den Gefühlloſeſten anvertraut; fünfzigtauſend Baſtillen mit ſogenannten Staatsgefangenen angefüllt, die Peſt in den Gefängniſſen, Hunderttauſende enthauptet, mit Kartätſchen niedergeſchoſſen oder erſäuft, Millionen von Familien, von Wittwen und Waiſen dem Gram hingegeben und den täglichen Thränen, ganze Departements durch Schwert und Flammen verwüſtet, weite Gefilde, die ſtatt der Erndte nur Todtengerippe und Diſteln bieten, das Alter erwürgt und verbrannt auf ſeinem Schmerzensbette, das Kind ermordet im Mutterleibe, die Jungfräulichkeit noch entehrt in den Armen des Todes; die Loire mit Leichnamen bedeckt, Rhone und Saone in Blutſtröme verwandelt, Vaucluſe eine Thränenquelle, Nantes ein großes Grab, Paris, Arras, Bordeaux, Straßburg Henkerſtätten, Lyon in Trümmern, der Süden eine Wüſte, ganz Frankreich ein ungeheurer Schauplatz von Schrecken, Raub und Mord — das ſind die Ergebniſſe der Revolution im Zeitraume von wenigen Jahren." — Ein Gemälde, das uns mit Grauſen erfüllt, um ſo erſchütternder, als die Geſchichte uns für jeden Zug Thatſachen in Fülle aufbewahrte! Und dies Alles war veranlaßt durch die Anſichten, Zwecke und Ränke dreier Männer, durch Danton, Robespierre und Marat, die ſich Gewalt verſchafften mit jedem Mittel und bereiteſter Hülfe der, allen Verbrechen fortwährend, auch bei Hinrichtung Derer, die kurz zuvor ihre Lieblinge waren, zujauchzenden, von den Parteien aufgeſtachelten und zu jeder Schändlichkeit mißbrauchten Menge. Danton war es, der zuerſt (auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791) zur Entthronung des Königs einem Haufen von feilen Nichtswürdigen das Stichwort eingeübt hatte, der dem Volke das Geld ſtahl, um damit Aufrührer zu beſolden. „Kühnheit und nichts als Kühnheit!" war ſein Wahlſpruch, und mit ihm hoffte er, das Wort „Freiheit" als die brauchbarſte Zaubertäuſchung nebenher eifrigſt benutzend, ſich zum Machthaber Frankreichs zu erheben. Dennoch wurde ihm die Blutgier Marat's, den die That der Charlotte Corday dem verdienten ſchmachvollſten Ende entzog, zu arg, und als der Mord zum einzigen Regierungsmittel geworden, als Barère's Worte: „Nur die Todten beläſtigen nicht mehr!“ gegen alle Beſſeren und Edleren, die den Conventsgelüſten im Wege waren, zur Anwendung kam, da wurde ſelbſt Danton von Ekel ergriffen, ſo daß er ausrief: „Ich bin der Menſchheit müde!“ Freilich aber war Robespierre bereits durch ſeine größere Schlauheit, die ſich mit allen Parteien wechſelnd verbündete, bis er ſein Ziel erreichte, im Vorſprunge zur Dictatur, und auf Robespierre's Antrieb mußte auch mit ſeinen Freunden Danton das Blutgerüſt beſteigen, nachdem er als Verurtheilter dem Convent zugerufen hatte: „Man opfert uns dem Ehrgeiz einiger niederträchtigen Räuber, doch genießen ſie nicht lange ihres verbrecheriſchen Sieges, ich ziehe Robespierre mir nach, er folgt mir bald!“ — und drei Monate nur vergingen, da ſtarb Robespierre ebenfalls auf dem Schaffot. Auch Laſource, der mit noch zwanzig andern zum Tode verurtheilte gemäßigte Girondiſt, ſprach treffend zu ſeinen Richtern: „Ich ſterbe in Tagen, wo das Volk den Verſtand verloren hat, Ihr werdet ſterben, ſobald das Volk wieder zu Verſtande gekommen iſt!“ In welchem Grade grenzenlos bei dem Volkstheile, der damals über die Schickſale Frankreichs gebot, der Unverſtand um ſich gegriffen hatte, erſieht man unter Anderem daraus, daß nach dem Falle Marat's, deſſen Leben nichts war als ein Zuſammenfluß von Betrug, ſchrankenloſer Gemeinheit und ungeheurer Blutſchuld, dieſes bis dahin ſchon zum Liebling gewordene Scheuſal der herrſchenden Menge Abgott wurde. Man erkannte ihm göttliche Verehrung zu, über Nacht erhoben ſich in Paris für ihn Triumphbogen und Denkmale wie Pilze, und bald nachher — zerſchlug man jede ſeiner Büſten, riß ſeine Gebeine aus dem Pantheon, wohin ſie feierlichſt gebracht worden waren, und warf ſie in den Kothſchlund Montmartre. *)

Wohin wir ſchauen in dieſen ſtets vom Jubel einer entmenſchten Volksmenge begleiteten Greueljahren, wir entdecken nur arge und ärgere Rohheit bei den Parteiführern, und von Prunkreden, die in Paris als Modewaaren erzeugt und von da in alle Narrenwelt hinein weiter verbreitet wurden, laſſen ſich nur Schwachköpfe blenden. Mit klarer Prüfung und Erkenntniß wird man durch die Geſchichte ſich überzeugen müſſen, daß echter Geiſt und wahre Bildung, die zugleich eins ſind mit der Sittlichkeit, ſtets nur bei den Gegnern der Revolution ſich erwieſen haben; wir nennen — zum Beiſpiel — den freiſinnigen Malesherbes und Barnave, der ſich anfangs dem Wahne des Tages in ſchwärmeriſchem Glauben zuwandte, ſich dann reuig von ihm trennte, und die Beide auch zu den Vielen gehörten, die wegen ihrer

---

*) Wir haben die Bildniſſe Mirabeau's, Danton's und Robespierre's beigefügt; das Bildniß Marat's lag uns auch bereits vor, doch der ſittliche Widerwille empörte ſich dagegen, die häßlichen Züge zu erneuern, die ſogar das damalige franzöſiſche Volk endlich nicht mehr ſehen wollte.

reineren Geſinnung den damals Tag für Tag geſchäftigen Henkern überliefert wurden.

Der Convent ging zu Ende, nachdem er alle Güter der Krone, der Geiſtlichkeit und des ausgewanderten Adels, beinahe die Hälfte des franzöſiſchen Gebiets, verkauft und den Ertrag für ſich und ſeine Zwecke verwendet, außerdem aber noch die Staatsſchuld um dreißig Milliarden Francs vermehrt hatte. Es kam nun die Zeit des Direktoriums (von 1795 bis 1799), das durch die Siege unter Bonaparte im Auslande und durch die Sehnſucht nach Ruhe im Innern geſtützt wurde und dennoch ſehr bald verhaßt war; denn Jeder machte ſich zum Deſpoten und im Ganzen bewies ſich auch abermals, daß ein Staat, der von Mehreren regiert werden ſoll, der Zerrüttung nicht entkommen kann, indem Anmaßung und Parteiſucht ſelbſt das Glück ohnmächtig machen. Jede Partei, die ſich der Wahlen zu bemächtigen wußte, ſiegte für eine Weile, und der Beſſeren entledigte man ſich in gleicher Weiſe wie bisher durch Ächtung und Hinrichtung. Das konnte auch nach den ſchlechten Keimen, aus denen die Freiheitsbäume erwuchſen, gar nicht anders ſeyn. Wo dem Spiel der Leidenſchaften nicht durch eine einheitliche Spitze vorgebeugt iſt, drohen dem Volkswohl täglich neue Gefahren, und nachdem ſich das Direktorium zuletzt nur mit Waffengewalt hielt, ward es endlich mit Waffengewalt vertrieben durch Napoleon, der bald als Kaiſer der uneingeſchränkteſte Herrſcher war und dem das Volk immer lauter zujauchzte, jemehr er die Ergebniſſe der Revolution wegräumte und die Monarchie wieder herſtellte. Das Volk war der Tyrannei der Vielen müde und hielt die Tyrannei eines Einzelnen, der dem Lande Ordnung und Ruhm brachte, noch für einen großen Gewinn, obwohl Millionen von Menſchenleben dabei zu Grunde gingen. Daß echter Geiſt und wahre Bildung auch Napoleon fehlten, bezeugen die vielen anmaßlichen, andere Völker knechtenden Uebergriffe, die ihn von dem höchſten Gipfel glänzender Macht in die Oede des Abgrundes ſtürzten und ihn zu vereinſamtem Sterbelager führten.

Ludwig der Achtzehnte beſtieg den Thron in Folge des wieder zur Geltung gebrachten Erbrechts; — ſein Weg von Calais bis Paris war ein Triumphzug, ſtürmiſches Volks-Entzücken begleitete ihn, und bei ſeinem Einzug in die Hauptſtadt waren Seligkeit und Jauchzen der Maſſen ſo überſchwenglich wie jemals. Gleich nachher begannen aber auch die Umtriebe der Parteien von Neuem und noch nicht ein Jahr war vergangen, da wurde der bei ſeiner Abfahrt nach Elba mit Drohungen verfolgte Napoleon bei ſeiner überraſchenden Rückkehr überall ebenfalls mit Jubel empfangen; der ſtete Wechſel der Stimmungen war wie immer durch Parteien bezweckt und von der vermöge des Wechſels ſiegenden Partei bewirkt. Napoleon konnte ſich nicht behaupten, und Ludwig der Achtzehnte, der den Thron wieder einnahm, zeigte ſich als wohlwollender und verſtändiger Fürſt; alles Gute und Nothwendige ließ jedoch fortwährend Reaktion, Rückſchritt, und das Schlimmſte war oft die That der Majorität der Kammer. Der König widerſtand den Parteien, ſo viel er vermochte, aber die Majoritäten blieben deren Spielball und mit ihnen machte ſich eine geſicherte Regierung unmöglich. Nach dem Tode Ludwig des Achtzehnten folgte Carl der Zehnte, der nicht die Geſchicklichkeit hatte, die Parteien zu lähmen, der vielmehr ſelbſt in frömmelnder Richtung zu ſehr Partei war. Während ſeiner Regierung gewannen Die, welche die Souverainetät der Kammer unter dem Namen Souverainetät des Volkes wollten, die Uebermacht über die Stimmung, und mit thätlicher Hülfe der künſtlich aufgeregten Arbeiter-Klaſſen entſtand die Juli-Revolution. Sie war der Sieg der Doctrinairs — der Anhänger von Ideen, die, ob ſie noch ſo ſchmeichelnd und wohlklingend ſind, in unſerer Wirklichkeit keinen Boden haben — und durch den Willen dieſer Doctrinairs und ihre Hoffnung, ſich nur ein Werkzeug für ihre Pläne erwählt zu haben, ward der Herzog von Orleans zum König Ludwig Philipp. Statt nur einſtweiliger Regent zu werden, ließ er ſich nach der Abdankung Carl des Zehnten und des Herzogs von Angoulême zu dem ſündlichen Entſchluß verleiten, den erbgeſetzmäßigen Thronfolger, Herzog von Bordeaux, zu vergeſſen; die Geſchichte hat ihn jetzt daran erinnert, wird auch weiter daran erinnern. Die Monarchie, die bewährteſte aller Regierungsweiſen, kann nur eine erbliche ſeyn; was der Wille von Aufrührern giebt, kann der Wille anderer Aufrührer nehmen, und dies geſchah am 24. Februar 1848, nachdem König Ludwig Philipp, der faſt achtzehn Jahre jedenfalls mit Klugheit regierte und des Volkes Zuſtände weſentlich verbeſſerte, die nur zu den Zwecken des Aufruhrs dienenden Bankets nach Nothwendigkeit und Pflicht verboten hatte.

Und was war der ein paar Monate hindurch geprieſene Faſtnachts-Aufruhr vom Jahr 1848? Wie wir in dieſem Aufſatz ſtets die Urtheile Anderer einfügten, unſre Anſicht nicht als eine einzelne hinſtellten, ſo laſſen wir jetzt einen Engländer im „Edinburgh Review“ ſprechen: „Funfzig Verſchwörer und zweitauſend Banditen vertrieben mit ſeiner Familie Louis Philipp, einen Mann, merkwürdig durch ſeine perſönlichen Talente und ſeine Tugenden als Menſch; einen König, welcher kein anderes Unrecht gethan, als daß er ſeine Krone aus den Händen der Empörung angenommen, wie es ſein einziger Fehler ſeyn wird, es hoffnungslos dennoch verſucht zu haben, ein Volk geſetzlich zu regieren, das, laut der Geſchichte, nie anders als durch entſchiedene Macht und Kraft hat regiert werden können. Dabei befand es ſich auch immer am wohlſten, weil eine ſolche Regierung glänzte und der Glanz im Lande der wechſelnden Moden, die unabläſſig auch in ſeinem Staatenleben herrſchten, ſtets als das Höchſte galt.“

Von der erſten Revolution, in der man (1793) das Chriſtenthum abſchwor, Gott leugnete und in dem unvernünftigſten Freiden doch die Vernunft zur Göttin machte, zeigte ſich nicht bloß die Bildung des Volks ſondern auch die der ſich vordrängenden Führer völlig unzureichend, etwas Beſſeres zu ſchaffen, als man zerſtörte. Die kurzen Zeiträume, in denen Frankreich vom Jahre 1789 bis 1799 zuweilen eine Regierung hatte, die nicht gradhin ein Räuber- und Mördertreiben begünſtigte, waren ſolche, in denen die Anſäßigen in Städten und Dörfern, aus Furcht, mehr noch geplündert und mißhandelt zu werden, das Schlechte ſich gefallen ließen, um nur nicht noch Schlechterem neue Gelegenheit zum Fortſchritt zu geben. Getrieben von der Nothwehr gegen die unaufhörlichen Ränke und Greuelthaten der ſich in National-Verſammlung, Convent und Direktorium an die Spitze drängenden Wütheriche ließ man ſich endlich willig den einen großen Tyrannen, Napoleon, gefallen, weil er es verſtand, die als Freiheitsapoſtel zu Schandgewaltigen gewordenen vielen Tyrannen zu bändigen. Als endlich Napoleon durch das Uebermaaß ſeiner Herrſchſucht dem Gottesgericht, welches auf den Eisfeldern Rußlands begann, anheimfiel, zeigte es ſich, daß Die, welche für die Bourbonen das Witzwort erfanden: „ſie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen“, jedenfalls ſich ein noch härteres Urtheil verdienten, denn ſie hatten nichts gelernt und mitten in Frankreich von den Selbſterlebniſſen dennoch Alles vergeſſen, was die Erfahrung während eines Vierteljahrhunderts mit blutigen Zügen in das Buch der Geſchichte eintrug. Daß eine Umwälzung wie die vom Februar 1848 in Frankreich möglich war, und obenein geprieſen wurde, ſetzt allen Beweiſen für die Erkenntniß: die Revolution ſey von je an weder aus echtem Geiſt noch aus wahrer Bildung hervorgegangen, die Krone auf, und der Schauder über ſechzigjährige Thorheit der anmaßendſten Begriffsloſigkeit kann ſich nur ſchwer eines krampfhaften Lachens erwehren, wenn aus all dem Unweſen hervorgeht, daß beinahe jede ſiegende Partei immer, um ſich halten zu können, wiederherſtellte, was ſie zuvor in ihrem Wahne oder eigenſüchtigen Herrſchgelüſt verflucht und verwüſtet hatte. Die edleren Kräfte aber, die noch vorhanden waren, gingen in den Stürmen unter, obwohl auch ſie nicht frei von Schuld ſind; denn nicht bloß ihre Schwärmerei, ſondern ſelbſt deren theilweiſe Wahrheit wird zum Verbrechen, iſt ſie dem Begriffsgrade des Volks nicht angemeſſen. Die begründete Geiſteskraft und Bildung beſteht eben in richtiger Erkenntniß des anwendbaren Maaßes, das einen Staatsbau beſſert, ihn aber nicht aus den Fugen treibt, und wer, wie es zu Anfang der franzöſiſchen Revolution geſchehen, den Grundſatz aufſtellt: mit der Vergangenheit brechen zu wollen, der muß, auch wenn er übrigens noch ſo viel zu wiſſen und es äußerſt gut zu meinen glaubt, zu einem ſchuldvollen Narren werden. Wir wiederholen es: ſo wenig der Einzelne mit ſeinen Erinnerungen brechen und ſich ihrem Einfluß entziehen kann, eben ſo wenig kann es ein Volk, und die erträglicheren Tage der franzöſiſchen Revolutionen waren ſtets noch jene, in denen man ſich mit der Vergangenheit zu verſöhnen und nach dem gewaltſamen Riß ſie mit der Gegenwart wieder zu verbinden ſuchte.

Mit Allem, was wir aus tiefſter Ueberzeugung hier ſagten, klagen wir jedoch keineswegs das eigentliche Volk an, auch nicht das franzöſiſche. Das wird ſtets ein ehrenwerthes, ja edles ſeyn bei richtiger Leitung. Aber freilich ſollte es verlernen, in ſeiner Bereitwilligkeit zu Thaten hirnſchwindligen Gedanken zu huldigen, die in der Wirklichkeit keinen Boden haben und ihn nicht haben können; es ſollte ſich hüten, Irrführern zu folgen, die mit reizenden Worten zu ſchmachvollem Beginnen hinreißen. Denn was ſich durch alle Pariſer Revolutionen zieht, iſt nicht bloß eine Verleugnung der durch die Geſchichte feſtgeſtellten Erfahrungen, die, von den Franzoſen wer weiß wie oft vertrieben, ſich doch immer wieder geltend machen, es iſt der habſüchtige Angriff auf jedes Eigenthum, jeden Beſitz. Dies zeigte ſich von da an, wo die ſogenannte Volks-Souverainetät ihre Rolle ſpielte. Was irgend von Gütern in Gelde flüſſig gemacht werden konnte, fiel in den Jahren der Republik der Vergeudung zu. Und als in der Juli-Revolution jene Volks-Souverainetät wieder hervorbrach, kam ſie mit derſelben Begierde, am unverhüllteſten bei den, in der Selbſttaufe ſich „Geſellſchaft der Freunde des Volks" nennenden Verſammlungen, wo ganz unverhohlen die Vertheilung der Güter beſchloſſen wurde nach den verjährten, auch zu den Hebeln der Pariſer Umwälzungen gehörenden Wahnbildern des Saint-Simon, die, nun in noch grellere Färbung getrieben, dem Faſtnachts-Aufruhr von 1848 als „Communismus" und „Socialismus" ganz offen zu Aushängeſchildern dienten. Vor ihnen beugte ſich gehorſamſt auch die proviſoriſche Regierung unter Lamartine, jene ſogenannte republikaniſche, die in den ſiebzig Tagen ihrer Herrſchaft jedenfalls vielfach mehr Gewaltſtreiche zu befehlen beliebte, als die Geſchichte der drei Könige Frankreichs in dieſem Jahrhundert aufzuweiſen hat; — und ſelbſt die National-Verſammlung ſah ſich im Jahr 1850 genöthigt, Beſchränkungs-Geſetze zu geben, gegen welche die Ordonnanzen Karl des Zehnten und das Banket-Verbot Ludwig Philipp's höchſt milde Anordnungen ſind. So ward jede neue Veränderung ſtets nur Beweis von unwandelbarer Thorheit!

Genug, alle Gedanken und Zurufe der revolutionairen Zugführer ſeit ſechzig Jahren, von ihrem erſten, kurz vor dem Schluß des neunzehnten Halbjahrhunderts erneuerten Fahnenſpruch: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" ſind nur darauf gerichtet, ſich gegen die Wirklichkeit und Möglichkeit zu empören; ſehr begreiflich konnte dies jedoch nur mit bloßem Schein geſchehen. Was den Völkern neuerdings von den Pariſer Modefreiheitshändlern eingeſchwätzt und überliefert wurde, das ſind durchaus nur Keile zu dem Verſuch, daß der Menſch ſich austreibe aus der Wirklichkeit. Dieſe ihren Räuber-Socialismus ausbeutenden und empfehlenden

Nichtigkeitskrämer thun, als könnten ſie nicht einſehen, worin der Zweck des Staatenlebens beſteht. Wer aber echten Geiſt und wahre Bildung in ſich trägt, der weiß, jener Zweck beſteht darin: die Lücken, welche Zeit, Leidenſchaften, falſche Gewalt oder neuentſtandene Verhältniſſe in die ſittliche Ordnung gebracht haben, durch geiſtig-ſittliche Anſtrengungen auszugleichen, wobei Jeder ſich ſo zu ſtellen hat, daß er möglichſt Hülfe bieten kann, ſie nicht von Andern zu fordern braucht. Die neueſten Aufrührer jedoch wollen die Geſellſchaft nach ſich ſelber umſchaffen, weil ſie als Einzelne ſich nicht ſelber umſchaffen mögen aus entſetzlichem Abſcheu vor der Beſſerung. Man ſpricht von Menſchenrechten, hat aber keinen geläuterten Begriff von den Mitteln zur Beförderung des Menſchenwohls. Man ſpricht von Freiheit, und immer will eine Partei die andere beſchränken und zermalmen; man ſpricht von Gleichheit, und beinahe Jeder will die Andern zurück- und ſich vordrängen; man ſpricht von Brüderlichkeit, und begünſtigt den ſteten Hader ſogar durch Vereine und Zeitſchriften, die ſchamlos eine alberne Unmännlichkeit zur Schau tragen in dem Zweck: Widerſtand unter allen Umſtänden gegen die Regierung und nach jeder Richtung, die nicht die unſrige iſt. Es iſt mit der weiteſten Anmaßung die Unbildung, die nur Fortſchritte machen kann in der Unfähigkeit.

Laſſe ſich alſo Niemand täuſchen von der ſogenannten Volks-Souverainetät mit ihrem allgemeinen Stimmrecht; beides dient nur als Handgriff zu immer raſch wieder in Gang zu ſetzender Revolution, dieſe aber iſt die allumfaſſendſte Reaktion, denn ſie wirft die Völker zurück in thieriſche Rohheit. Wie man dieſe auch übertünchen möge mit den leicht zu verwiſchenden Farben der Schwärmerei oder dem eitlen Redeprunk, ſie wird endlich unabwendbar gegen ſich ſelber ſogar die Gewaltherrſchaft zur Rettung herbeirufen müſſen, wie es im Jahr 1799 mit Napoleon geſchah. Hat Jemand in der Wahrheit ſittliche Grundſätze, die höher ſtehen als der Volksbegriff ſeiner Zeit — wobei er jedoch durch Zweifel an ſeiner Weisheit und durch ernſte Prüfungen gegen den eigenen Irrthum ſich zu wahren hat — ſoll er dennoch, namentlich in unſern oft vom Haltloſeſten raſch bewegten Tagen, davon nur Das ausſprechen, was der Welt, wie ſie jetzt iſt und ſeyn kann, wirklich heilſam zu werden vermag, dabei an Leſſing's Ausſpruch denkend: „Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, allzunah Schlimmes grenzt, ſo thu' ich lieber das Gute nicht!“ Was der Menge noch nicht begreiflich iſt, ſollen wir auszuſprechen unterlaſſen, dabei aber unſre höheren Grundſätze anwenden auf Das, was wir im Wege des Geſetzes und der Ordnung thun. Dann werden wir, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne, ein dem Dämmerungs-Verſtande der unteren Volksſchichten zuträgliches Licht verbreiten und allmälig ſicher wirken durch das Beiſpiel, welches die beſte Richtſchnur iſt für die Maſſen. —

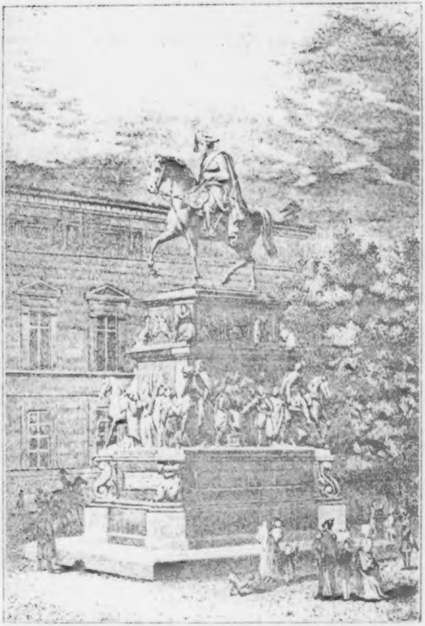
Was iſt aber, nachdem die viel geprieſene Bildung, der hochfahrende Geiſt in den Wogen und an den Klippen des Dünkels ſcheiterte, was iſt jetzt zu thun? Abermals wollen wir einen Anwalt für unſre Anſicht und deren Entwickelung ſtellen, und ihn abermals aus den Franzoſen ſelbſt wählen. Taillandier, der ſich ſeit vielen Jahren mit den franzöſiſchen und deutſchen Zuſtänden zugleich beſchäftigte und namentlich auch in den letzteren ſich ſo heimiſch zeigt, wie ſelten ein Fremder, ſagt in ſeiner Schrift: „Ueber Deutſchland ſeit der franzöſiſchen Februar-Revolution“ unter Anderem:

„Schon ſeit vielen Jahren kennt ſich der Menſch nicht mehr, er hat ſich äußerlich vertheilt und ſich ſelbſt verloren. Seine Triumphe über die Sinnenwelt trugen noch dazu bei, ihn über ſich zu täuſchen, und des Volkes Höflingsſchaar pries obenein die Trunkenheit ſeiner Eigenſucht. Indem der Menſch ſich ſelbſt verlor, verlor er auch Gott, verlor er die Begriffe der Geſellſchaft und wurde dadurch ein Spielwerk der Lüge. Pascal ſagte: „Wer aus dem Menſchen einen Engel machen will, macht ein wildes Thier aus ihm.“ Bei den Neuweisheits-Krämern (Taillandier bezeichnet namentlicher) iſt dies noch ſchlimmer geweſen, ſie riefen dem menſchlichen Geſchlecht zu: „Du biſt Gott!“ und ſie haben es zum Vieh erniedrigt. — Möge endlich doch der Menſch ſich ſelber wiederfinden, ſo wird er auch Gott, die Geſetze der Ordnung, und die wohlthätigen Bahnen des Fortſchritts wiederfinden. Die Völker müſſen in ſich gehen und die zerbrochene Kette ihrer Vergangenheit erneuern, dann nur werden die Larvenkünſte aufhören. — So lange der biedere Sinn nicht die Heuchelei des Socialiſmus aus dem Wege räumte, ſo lange der deutſche Geiſt nicht die verächtlichen Lehren der jüngſten Trugweisheit beſiegt hat, ſo lange muß man auf fruchtbringende Erfolge verzichten. Deutſchland giebt uns ein beklagenswerthes Beiſpiel von der Abtrünnigkeit eines großen Volks, und indem es ſich anſcheinend geſtalten will, ſcheint es geneigt, ſich zu vernichten durch die Ränke der vorgeſpiegelten Volksherrſchaft, der Demagogie. Vor Allem iſt dieſer Feind zu fürchten. Welches innere Hinderniß würde wohl im Stande ſeyn, ein Volk in ſeiner geſetzlichen Bewegung aufzuhalten, wenn es nur die Anmaßungen und die ſtets hinfälligen Uebergriffe der Willkür zu beſiegen hätte? Wenn man der gegenwärtigen unheilvollen Lage ein Ende zu machen wünſcht, ſo mögen Alle daran arbeiten, dem Lande ſeine beſſeren Erinnerungen, ſein Genie und ſeine Tugenden wieder zu geben. Lerne Jeder die Urſachen des gegenwärtigen Zuſtandes kennen, ſo wie das rechte Ergebniß daraus. Es heißt: Der furchtbarſte Feind iſt das Spiel mit Volks-Souverainetät, und die Jungſchule der Afterweisheit iſt ſeine ſtärkſte Stütze.“

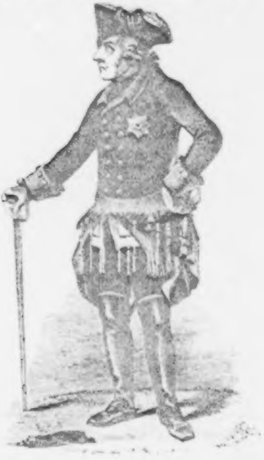
Taillandier ſpricht die Wahrheit, nichts als Wahrheit, und ob die Völker ſie mit Erfolg hören wollen, darüber wird uns die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Aufſchluß bringen. — Möge Keiner ſich verleugnen, daß uns zur Einkehr auf den graden und geſegneten Weg die letzte Friſt gegeben, und dieſe mit Ernſt und Entſchiedenheit benutzt werden muß, um ſich der Irrpfade zu entſchlagen, auf denen Geiſt und Sitte derjenigen Völker, die ſich vorzugsweiſe „die gebildeten“ nannten, in Sumpf und Wildniß geriethen. Es iſt uns keine Zeit mehr geſtattet zum Irren, und wenn die Alten ihm verfielen in Tagen, wo die Geſchichte der letzten ſechzig Jahre nicht vor uns lag, ſo iſt dies unzweifelhaft noch eher zu entſchuldigen, als wenn das jüngere Geſchlecht immer dieſelben falſchen Wege geht. Den Alten, wenn ſie offenbar die Ereigniſſe noch nicht klar zu ſehen vermochten, mildert man allenfalls die Fehler des Irrens, wer aber ſpäter in das Leben tritt, von dem verlangen wir, daß er nicht nochmals ſuche und irre, ſondern die bittere Erfahrung mit dem gewonnenen Licht beherzige, ſonſt kommen ja die Völker, ſonſt kommen ja ſelbſt die Leute, die unaufhörlich vom Fortſchritt reden, niemals weiter, niemals vorwärts. Wir ſind über die Bewegungen der Zeit und ihre üblen Folgen ſo hinlänglich unterrichtet, daß nun jeder Schritt uns dem Ziele feſterer Verbindung in Sitte, Geſetz und Ordnung nähern könnte; — Schmach Dem, der immer wieder in die Irre will, und Segen Denen unter uns, die das neue Halbjahrhundert mit dem Entſchluß beginnen, die Ehre deutſchen Geiſtes, deutſcher Bildung und deutſcher Treue für alles Sittlichſchöne zu retten aus der Verwirrung, in welche Wahn und Trug die höchſten Beſitzthümer des Volkes geſtürzt haben. Mit dieſem Wunſche ſchließen wir unſre Darlegung, der wir noch Tauſende von beweiſenden Thatſachen beifügen könnten, hätten wir Raum dazu. Gern auch wenden wir uns ab von dieſem widrigen Geſchäft in der uns erhebenden Hoffnung, daß bei den Völkern eine herzliche Anſprache, die mit allen Gedanken und Empfindungen nur ihr Heil und Wohl umfaßt, nicht ſpurlos verhallen werde, wozu uns Gott helfe! — Amen! Gz.

Denkmal Friedrich des Groſsen in Berlin.

Friedrich dem Großen in Berlin ein Denkmal zu errichten, wurde längſt und ſeit ſeinem Tode beabſichtigt. Friedrich Wilhelm der Zweite erwählte bald nach ſeiner Thronbeſteigung Männer, die ſich unter dem Vorſitz des Generals v. Tempelhoff mit dem Plane zu einer würdigen Ausführung des Vorhabens beſchäftigten, und in den Jahren 1787 bis 1789 entſtanden Entwürfe genug. Die gewaltſamen Weltumſchaffungs-Verſuche, welche von Paris durch die Länder zogen und überall Haufen und Häuflein von



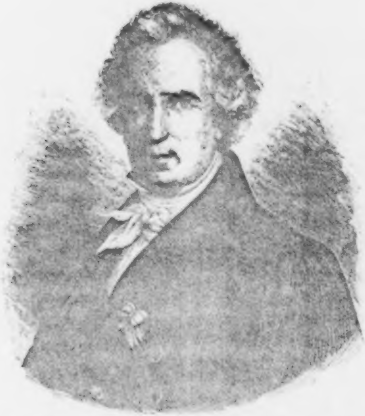
Leuten anzuwerben wußten, die als Wortfechter oder Herumzügler theils in ſchwärmeriſcher Ueberſpannung das Unheil für Segen hielten, theils durch die Revolutionen vortheilhafte Geſchäfte machen wollten, drängten den Gedanken an ſolch ein Denkmal, wie vieles Andere, in die Zukunft hinaus. Von Friedrich Wilhelm dem Dritten wurde endlich (1839) beſtimmt, daß die Ausführung durch Rauch, in der großartigen Weiſe geſchehen ſolle, wie eine auf der vorherigen Seite beigefügte Abbildung des Denkmals ſie erkennen läßt an deſſen Stelle: offener Eingang zu den Linden, dem einfach ſchönen Wohnhauſe des Prinzen von Preußen gegenüber. Das Reiterſtandbild des **Königs** iſt etwas über 16 Fuß, das Ganze 40 Fuß (rheinländiſch) hoch, und in dem Unterbau ſind, neben dem Sinnbildlichen, ſechsundzwanzig Feldherren lebensgroß aufgeſtellt, von denen vier an den Ecken zu Roß erſcheinen. Dies Werk, wozu Rauch elf Jahre brauchte, was bei ſeiner Reichhaltigkeit ſehr begreiflich iſt,



wird erſt im Jahre 1851 in Vollendung vor uns ſtehen. Eben deshalb haben wir uns die Abbildung bis zu dieſem Zeitpunkt aufgeſpart, und damit man den großen König wenigſtens in kleiner Zeichnung genau ſo ſehe, wie unſre älteſten Leute ſich freudig erinnern, ihn geſehen zu haben, wenn er herumwandelte in den Straßen Berlins, ſtellten wir ihn auch zu Fuß hin. Bei ſeinem Anblick kommt uns, was wahr iſt, leicht ganz glaublich vor, daß nämlich eine Knaben- und Mädchenſchaar ſich ſtets an ihn drängte. Wir gedenken dabei jenes kecken Burſchen, der, als ſich einmal der König die Zudringlichen abwehrte und dabei ausrief: „Marſch, in die Schule!" laut auflachend entgegnete: „Herr Je, der weeß nich 'mal, deß Mittwochs Nachmittags keene Schule nich is!" —

Nun, der königliche Reiter in Erz wird endlich von oben herabblicken und gleichſam täglich zu uns ſagen: Gott mit Euch, die Ihr den alten Fritz und ſeinen Staatsbau nicht vergeſſen habt und nicht vergeſſen wollt! — Möge Friedrich der Große wieder erſtanden ſeyn nicht bloß in Erz, ſondern auch wahrhaft im Geiſte mit ſeinen Vermächtniſſen, „auf deren zeitgemäßer Fortentwickelung Preußen ſicherer ruht, als der Himmel auf den Schultern des Atlas." Möge man überall im Gedächtniſſe bewahren die Worte, die Er bald nach ſeinem Regierungs-Antritt im Jahr 1740 ſchrieb: „Von nun an dien' ich meinem lieben Volk allein; meine höchſte Gottheit iſt meine Pflicht, ob ſie auch manche Sorgen mitbringt: denn ſchwer iſt ein Diadem!" Walte fortan in unſerm Jahrhundert ein Geiſt, wie Du, großer König, für das Deinige ihn hatteſt; Deine ſchriftſtelleriſchen Werke hat dem Volk der Jetztherrſchende Deines Stammes gegeben, gieb Du Ihm Deinen gefürchteten Degen und Deinen Krückſtock, daß wir zum Heil Deutſchlands ſiegen im Kampfe gegen ſolche Feinde, die etwa außerhalb und innerhalb Deine Schöpfung bedrohen und ſie zerrütten möchten. Zeige Allen, wo die unüberwindlichen Schaaren gegen die Feinde der Gegenwart zu werben ſind: im Geiſt, in echtbegründeter Bildung, Vernunft und geſetzlicher Freiheit, was Alles durch den kräftigen Dienſt Preußens allmälig zur blühenden Wirklichkeit gedeihen will.

Vergeſſen wir nun auch den Künſtler nicht, der dies Denkmal für uns und die Nachwelt ſchuf, iſt's am Beſten, ein Bildniß anzureihen, das ihn darſtellt in einem minder vorgerückten Alter; wir können dann ſpäter den freundlich ausdrucksvollen Kopf des immer rüſtigen und thatkräftigen Bildners in den Greiſesjahren auf ein Blatt unſeres Büchleins zu bringen ſuchen, damit zeigend, daß er nun in erhöhter Ehrwürdigkeit erſcheint. Rauch iſt im Jahr 1777 geboren, und ſo kann ſich Jeder leicht ſelber ſagen, daß es um ſo rühmlicher, wenn man auch an ſeinen neueſten Werken nur friſche Jugend und gereifte Erfahrung, aber gar nichts von Spuren einer Abnahme des künſtleriſchen Vermögens bemerkt. Der Himmel beſchütz' ihn noch lange ſo günſtig! Eines



ſeiner zahlreichen Werke haben wir ſchon in der Abbildung mitgetheilt: das Denkmal in München für den König Maximilian von Bayern (Jahrgang für 1838), und alles Weitere wollen wir vertagen, hoffend, dereinſt von des Künſtlers Bildungsgeſchichte Einiges mehr zu wiſſen, als bis jetzt in den vielgeleſenen Berichten über ihn zu finden iſt. Gß.

Die Macht wahrer Liebe.

I. Seltſame Werbung.

Der Poſtmeiſter François Lionnet in einem Städtchen bei Grenoble berief im Jahre 1741 ſeinen Neffen Claude Lionnet zu ſich, weil er ihm ſein Amt und daneben keine geringe Habe überlaſſen wollte. Der Neffe war bisher Verwalter geweſen auf einem Landgute, deſſen Beſitzer, ein bevorzugter Verwandter des Cardinals Fleury, den größten Theil des Jahres in Paris lebte. Claude Lionnet kam nicht gern zu ſeinem Oheim, da jedoch ſeine jetzige Thätigkeit an ſich keine beſonders günſtige, ungünſtiger werden konnte mit dem Tode des bereits ſiebenundachtzig Jahr alten Cardinals, und wenn dann etwa der Beſitzer des Gutes ſein Landſchloß für immer bezog, ſo ſah der junge Mann ein, daß die Selbſtſtändigkeit jedenfalls beſſer ſey. Indeß, obwohl Oheim François die Milde ſelbſt war, konnte er doch den Neffen nicht aus einer träumeriſchen Düſterheit wecken, bis es ihm endlich gelang, dem Claude das Geſtändniß zu entlocken: ſein Denken und Empfinden ſey bei Madelaine Dupaty geblieben, bei einem armen Mädchen, das in einer Meierei nahe bei jenem Gute diente. Der Oheim war nicht wenig betroffen von dieſer Mittheilung, tröſtete ſich indeß, als Claude ihm ſagte: er habe Madelainen keinen Antrag gemacht, nur wenig mit ihr geſprochen, ſey nur von ihrem allbelobten einfach kindlichen Weſen und reinen Ruf zu ihr hingezogen worden, fühle aber immer entſchiedener, daß er die Trennung nicht zu ertragen vermöge. Der Oheim erzählte ihm nun ſeine eigene Eheſtandsgeſchichte, die eine ſehr traurige und ſchmerzliche und dennoch ſeinerſeits aus heißer Neigung entſtanden war. Claude wurde dabei nachdenklicher als zuvor, ſeine Sehnſucht konnte er jedoch nicht überwinden, bis endlich der Oheim einem ſchwärmeriſchen, ja man könnte ſagen etwas tollen Plan nachgab. Claude machte ſich möglichſt unkenntlich, ging in ärmlicher Kleidung nach jenem Gute zurück und wurde unter dem Namen Pierre Laiſne Knecht in der Meierei, um zu prüfen, ob er, der anſcheinende Habenichts, die Liebe Madelainens gewinnen könne. Das war nun auch ſeine einzige Kühnheit, denn der Geliebten gegenüber zeigte er ſich zwar zuweilen geſprächig, von ſeiner Neigung aber wollte ihm kein Wort über die Lippen. Schon war Claude im zweiten Vierteljahre Knecht, und zwar ein nicht beſonders geſchickter, was indeß die gutmüthige Madelaine ſtets zu verbergen ſuchte und ihm half und durchhalf, wo und wie ſie nur irgend konnte; aber ihr ſein Herz zu öffnen, zagte er noch immer. Sie hatte jetzt das Kind einer unlängſt verſtorbenen Schweſter, deren Mann kurz zuvor bei Prag auf dem Schlachtfelde getödtet worden war, bei ſich, und die Liebe, mit der Madelaine das Kind behandelte, und zugleich die Entdeckung, daß ſie bei dem erſten Unterricht, den ſie ſelbſt dem Kinde gab, Geſchick und Kenntniſſe entwickelte, beſtärkten ihn zwar in ſeiner Neigung, aber zur Erklärung wollt' es nicht kommen. Da geſchah es eines Abends, daß Claude Lionnet vor dem Thorwege der Meierei ſaß und Madelaine mit dem Kinde in den Hof trat, um ihn zu ſäubern, nachdem ſie dem wachſamen Par, dem Haushunde, ſeine Abend Mahlzeit gebracht hatte. Par ſchmiegte ſich dankbar Madelainen an, die ihn ſtreichelte und dabei ſagte: „Biſt ein treues, wachſames Thier, bin dir auch recht gut, Parchen!“ Der Knabe aber, deſſen Spielkamerad der Hund war, umarmte ihn und rief dabei in behaglichſter Zuthulichkeit aus: „Ja, ja, du

[illegible] zu glauben, Papa, Madelaine hat dich ſo lieb wie unſern Pierre Lavone!“ Das Mädchen, in der Meinung, der Genannte könne dies gehört haben, ſenkte verſchämt den Blick; Claude Lionnet, dem kein Laut entgangen, wurde jedoch von den Worten des Kindes ſo freudig ergriffen, daß er augenblicklich aufſprang und — in wenigen Minuten waren nun die bereits einverſtandenen Herzen auch über ihre Zukunft einig. Noch vertraute ihr der Geliebte nichts von dem zu ihrer Prüfung unternommenen Abenteuer, während dagegen er erfuhr, daß ſie nur durch Verarmung ihrer Familie in ihre jetzige Dienſtbarkeit gekommen ſey, wodurch zugleich ihre Bildung und ihr ganzes Weſen und nächſtdem begreiflich wurde, daß auch ſie durch das über ſeine Stellung hinausgehende Thun und Wiſſen von der Hinneigung zu ihm erfüllt werden mußte. Welche beſeligende Aufregung nun gar in ihr entſtand, als Claude ſie in das Haus des Oheims François Lionnet einführte, ſie zugleich Frau Poſtmeiſterin und Mitbeſitzerin eines tüchtigen Hausſtandes war, dann erſt die Entdeckung deſſen folgte, was der Geliebte um ihretwillen gethan, das läßt ſich nicht beſchreiben, nur mitfühlen, und wir ſind gewiß, daß dies Viele nicht unterlaſſen werden, weil es gewiß Viele vermögen.

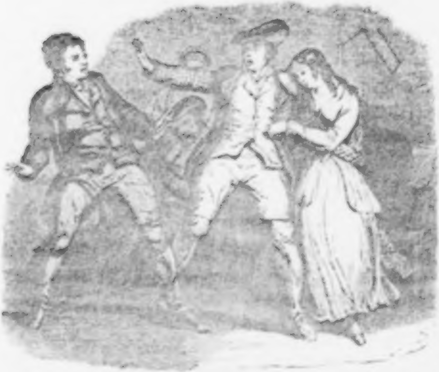
II. Männliches Wagen.

Der Prätendent Carl Stuart landete im Jahr 1745 in Schottland; von ſeinem Anhange unterſtützt zog er vorwärts und bemächtigte ſich durch Verrath auch der Hauptſtadt Edinburgh, das Caſtell ausgenommen. Bald danach ward im Treffen bei Preſtonpans das Heer der Engländer und der mit ihnen verbundenen Schotten, die dem zur Regierung gekommenen Königshauſe Hannover anhingen, geſchlagen, wobei der Tummelplatz des Kampfes, beſonders das Dorf Tranent, ſehr litt. Im engliſchen Heere diente auch der Schotte Mac-Cumming, ein junger Mann von ſechsundzwanzig Jahren, durch den Tod der Eltern verwaiſet und als Proteſtant in ſeiner Geſinnung dem neuen Herrſcherſtamme eifrigſt zugethan. In dem Dorfe Tranent hatte er eine Geliebte, Mary Evans, die Tochter eines Pächters, der in den unruhigen Zeiten, ſo wie durch eine langwierige Krankheit ſeiner nun verſtorbenen Frau, ſehr zurückgekommen und dem Unterhändler Mac-Leod eine an ſich geringe, für die Verhältniſſe des Pächters aber bedeutende Summe ſchuldig war.

Mac-Cumming mußte mit den Engländern nach dem Treffen von Preſtonpans bald hier-, bald dorthin, und je mehr Sorge er wegen ihm bekannter Gefahr um Mary haben mußte, um ſo tapferer focht er, damit er das Seinige dazu beitrage, die Aufſtändigen zu verdrängen und er dann ſich von ihr Kunde verſchaffen könne. Beinahe ein Jahr verfloß, ehe ihm dies möglich wurde, und erſt nach der Schlacht bei Culloden, die den Prätendenten zur heimlichen Flucht aus Schottland zwang, konnte ſich

Sie ruht geſchützt in Gottes Hand!

ög.

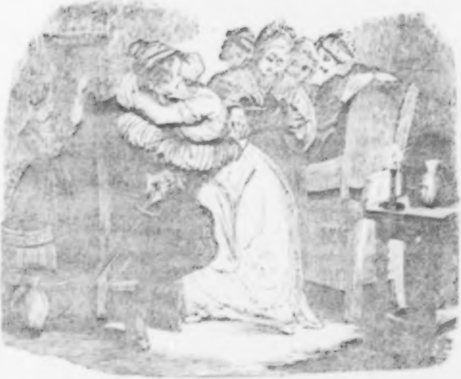


Mac-Cunning verkleidet nach Leavent wogen, wo er zu guter Stunde ankam. Die Pachtung Evans war verwüſtet, er ſelbſt ruhte im Grabe, und Mac-Leod, der Unterhändler, der ſchon längſt eine heftige Neigung für Emmy empfand und von ihr abgewieſen wurde, hatte ſich, durch richterlichen Spruch dazu ermächtigt, des Reſtes der Habe Evans verſichert und hoffte die unglückliche Emmy nun dadurch in ſeine Gewalt zu bekommen, wenn er ſie auch aus der ärmlichen Hütte triebe. — „Rühret hier weiter nichts an, und laßt mir das Mädchen in Ruhe, ſonſt ſeyd Ihr verloren, Mac-Leod!“ rief dieſem Mac-Cunning zu. „Ich will zahlen, Euch darauf jetzt gleich ein Angeld geben und heut über's Jahr ſollt Ihr die ganze Summe haben mit allem rückſtändigen Zins!“ Davon wollte aber Mac-Leod nichts wiſſen, forderte vielmehr die mitanweſende Gerichtsperſon auf, augenblicklich ſein Recht zu unterſtützen. Da riß ihn Mac-Cunning in die Kammer, zu ihm ſprechend: „Ihr meint wohl, ich hätte keine Mittel gegen Euch, da irrt Ihr! Ich war ſo glücklich, bei Culloden Papiere zu erbeuten, die Eure Verbindung mit den Empörern beweiſen; zwingt mich alſo nicht, wider meinen Willen ein Angeber zu werden!“ Anfangs ſehr erſchrocken, faßt Mac-Leod doch bald ſeine Keckheit wieder, und dringender begehrte er, daß der Gerichts-Verſtand ſeine Pflicht thue. Der von dem eben Erlebten und der Noth der unglücklichen Lucy zum Mitleid geſtimmte Anwalt erwiederte: „Ich glaube meine Pflicht zu thun, wenn ich, ohne mich übrigens weiter und näher um die Sachlage zu erkundigen, Euch wohlmeinend rathe, Mac-Cunnings Vorſchlag anzunehmen. Er wird Euch den Theil zahlen, und damit Ihr um das Fehlende nicht zu bangen braucht, bürge ich ſelbſt dafür, daß Ihr heut über ein Jahr befriedigt werden ſollt!“ Wohl verſuchte der ſo Angeſprochene noch Allerlei, er mußte aber endlich nachgeben, und unter dem freudigſten Dank Lucy's und Mac-Cunnings ward die Angelegenheit ſchriftlich abgemacht, nachdem der junge Mann bis auf Weniges Alles hingab, was er an Baarſchaft beſaß und zugleich feſtgeſetzt war, daß Lucy während der angedeuteten Friſt in keiner Weiſe angefochten und beläſtigt werden dürfe.

Womit wollte er aber nach einem Jahre ſein gegebenes Wort halten? Er tröſtete Lucy, ſagte ihr, daß ſie für jetzt ſcheiden müßten, er aber durch Gottes Hülfe zu rechter Zeit wiederzukehren und Rettung zu bringen hoffe, und mit den Worten: „Ich überlaſſe Dich wie mich ganz der Führung des Allmächtigen!“ trennte er ſich Tages darauf ſchweren Herzens von der Geliebten.

Damals hatten Georg Anſon's Seezug (1740 bis 1744) und die reichen Schätze, die er nach England brachte, eine große Aufregung veranlaßt, und die dem Abenteuerlichen ſehr geneigte Zeit fand großes Behagen an wahren und zum Theil auch erdichteten Schilderungen der Reiſen in andern Welttheilen. Mac-Cunning hatte ebenfalls viel geleſen von den Naturwundern Aſiens und Afrika's und zu dem Letzteren vorzüglich ſchweifte ſeine Phantaſie. Er hatte noch Zeit und Beutegeld zu empfangen, forderte dies ein und, als tüchtiger Jäger ſeiner Kraft bewußt, verſah er ſich mit dem Nöthigen, um in Afrika — auf die Jagd zu gehen. Unter welchen Schrecken und Gefahren er dies vollbrachte, davon wußte er lebenslang vollauf zu erzählen; aber wirklich kam er mit ungeheurer Beute an Elephanten-, Rhinozeros-, Löwen-, Panther-, Leoparden- und Bärenfellen zurück, und mit einer Maſſe von Elfenbein, die er, obwohl weit unter dem Preiſe, dennoch für eine Summe, die nach unſerem Gelde über 6000 Thlr. beträgt, verkaufte. So trat er als reicher Erretter wieder in die Hütte ſeiner geliebten Lucy, die ihn mit Jubel und Thränen, in einer Freude, der ſie faſt unterlag, empfing, als er nun ihr und den herbeigeeilten Nachbarinnen ſagte, was er gethan und wie Gott ihn beſchirmt und geſegnet habe.

Mac-Leod wurde bezahlt, der mitleidige Anwalt nicht vergeſſen; was aber vorher Pachtung war, das kaufte Mac-Cunning und ward ein wohlhabender Beſitzer und glücklicher Gatte. Seine Nachkommen erwarben an verſchiedenen Orten Güter, und — es iſt kaum glaublich und doch verbürgt — einer derſelben, Kenalcyn Ger-



den Cumming, der die Jägerei zu ſeinem Lebenszweck machte und darin ſich weit und breit Ruhm erwarb, hat ähnlich gleiche Abenteuer beſtanden. Er kehrte im Jahr 1849 aus Afrika in die Heimath zurück mit ſo reicher Beute an Fellen und Elfenbein, daß er allein für dieſes über 7000 Thlr. empfing. — Ehre dem Mac Cumming, der für ſeine Liebe wagte, was ein Mann irgend zu wagen vermag!

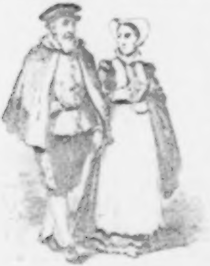
Veränderungs- und Fremdſucht.

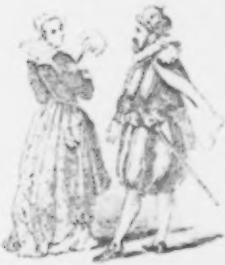
Schon oft iſt in den Bändchen unſeres Volksbuches über Fremdſüchten und Moden, ſo wie über deren ſchädlichen Einfluß geſprochen worden,*) es ſcheint aber nicht als ob man es im Allgemeinen beherzigt, wie denn überhaupt manche naheliegende durchgreifende Hülfe mit allerlei Klügeleien der Eitelkeit und Eigenſucht bei Seite geſchoben wird zu Gunſten heutfreiheitlicher

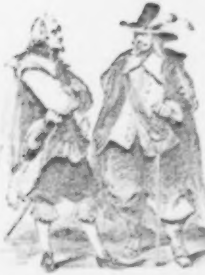
---

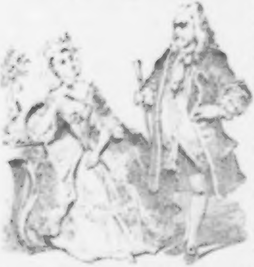
*) Wir erinnern nur an „Moden von 1777 und 1855" (Jahrgang für 1857), „Putz und Modeſucht" (Jahrgang für 1844), „Modegecken" (Jahrgang für 1845), ſo wie an die verſchiedenen Aufſätze über Verderbniß unſerer Sitte und Sprache.

Alfanzerei, die das Uebel nur ärger macht und die Völker immer mehr in die Knechtſchaft des Begehrens und unerreichbarer Wünſche treibt. Indem wir nun hier abermals eine Reihe von Bildchen anfügen, die den Kleiderwechſel von Sonſt bis Jetzt bezeichnen — nicht vollſtändig, denn dazu gehörten Tauſende von Veränderungen! ſondern nur in weiten Zeitſprüngen — wollen wir noch einmal von dem unheilvollſten und zugleich bis jetzt heilloſeſten Unfug ſprechen, der bis weit hinauf und hinab fort und fort verderblich wirkt. Die Theoretiker, das heißt ſolche Leute, die den vorhandenen feſten Boden verlaſſen und in Luftſchlöſſern einen andern ſuchen, ihn aber begreiflich nicht finden, haben viel zu Gunſten des Luxus geſchwätzt, ganz im Weſen des Luxus (derb-deutſch überſetzt: der Genußgeilheit) überflüſſige Dinge preiſend mit überflüſſigen Worten, die Benjamin Franklin ſchon zu Boden ſchlug durch die unüberwindliche Aeußerung: „Der Luxus iſt ein Krebsſchaden an der Sittlichkeit und demnach an allem Wohl des Volkes; der Luxus iſt es, der nicht die Bildung, ſondern die Einbildung vermehrt, der die Begehrlichkeit ſteigert, der Sinnlichkeit fröhnt und dadurch Geiſt und Körper entkräftet.“ Das iſt der jetzige Zuſtand, in welchem durch die allſeitigen Steigerungen des Begehrens auch im Staatsleben viel Ueberflüſſiges als nothwendig und dagegen viel Nothwendiges und Unentbehrliches als überflüſſig gilt. In der Einſicht, daß der herrſchende Hang zum Ueberflüſſigen einen tüchtigen Charakter ganz unmöglich mache, iſt durch den Luxus eine Menge von Menſchen bereits ganz unfähig. Unſere Vorfahren hatten eine



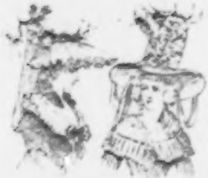


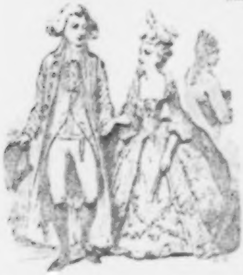




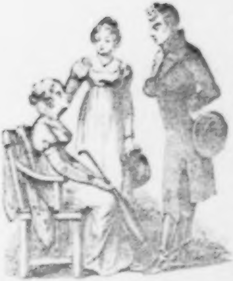
Volkstracht, ſehr ſchlicht für die Arbeitstage, gewählter für den Kirchgang, prächtig ſogar im Mittelſtande für Feſtlichkeiten; wir ſehen dies an den erſten Bildchen. Alles war aber von den feſteſten Zeugen, und die Sonntags- und Feſtkleider hielten für eine halbe, für eine ganze Lebenszeit, ja ſie wurden oft noch vererbt. Da machte ſich das Koſtbarſte wohlfeil durch die Dauer und Unempfänglichkeit für den Wechſel in Zuthat und Schnitt. Dieſer Wechſel iſt's, der bei aller Wohlfeilheit dünner Zeuge die Ausgaben für Kleider gegen die in früheren Jahrhunderten in das ſehr Bedeutende hinein erhöht, und die Bildchen geben einige von dieſen Wechſel-Trachten an. Dies unabläſſige Verändern zehrt aber am Erwerbe nicht bloß in Bezug auf Kleider, ſondern durch alle Umgebungen und die mannigfaltigen alltäglichen, ebenfalls der ſteten Veränderungsſucht unterworfenen Vergnügungen. Als die Deutſchen in den Jahren 1813 bis 1815 die laſtende Fremdherrſchaft beſiegten, brachten ſie ſich aus Paris gleich wieder ein anderes Joch mit: überall entſtanden in Nachahmung unzählige, zum großen Theil übertrieben prunkvolle Vergnügungs-Anſtalten, durch welche die freundliche Belebung der Familienkreiſe immer ſeltener, das Zehren am Geldbeutel und an der Arbeitsluſt jedoch immer auffallender wurde.

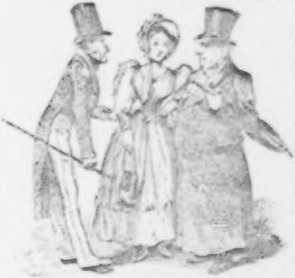
Was nun die Kleiderwechſeleien betrifft, die ſtets von Paris ausgehen, dieſem Hauptſitze des [illegible] im Verwandeln





und Läuſchen, ſo müßte es, wäre das Schönheitsgefühl in der Bildung vorgerückt und gereinigt, Jedem einleuchten, daß die Moden ſich meiſt in's Häßliche umgeſtalteten und im Ganzen nur eine Muſterkarte des Unnatürlichen, Entſtellenden und Ungeſunden geben. Von den Allonge-Perücken, Toupee's, Reifröcken und Handkrauſen, bis zu des Mannes Frack — dem Wrack oder Bruchſtück eines Rocks — und den Bauſchärmeln, ſo wie dem durch lebenslänglichen Schnürzwang bewirkten Wespen-Einſchnitt des Leibes der Frauen und weibiſcher Männlein, bieten alle Pariſer Moden zuſammengenommen in zwei Jahrhunderten nichts dar, was ſich in Kleidſamkeit, Würde, Schöne und Zweckmäßigkeit mit unſerer älteren Volkstracht meſſen könnte. Es iſt ein ungeheurer Spott für die dünkelhafte Bildung in dieſer Geſchichte der Fügſamkeit Europa's unter eine Geſetzgebung des Häßlichen; die ganze Unnatur der franzöſiſchen Oberherrſchaft iſt damit ſinnbildlich ausgedrückt, und trotzdem laſſen ſich noch heut ganze Völker als gehorſame Diener in die Livree der gewöhnlich in Paris ſchon abgetragenen Moden einkleiden. Und welche Wirkung macht nun dieſe Dienſtbarkeit der Völker im Verein mit der Fremdſucht, die ſich immerwährend vorzugsweiſe auch an fremde Stoffe hält! Hätte man dieſer ein Volk entwürdigenden Fremdſucht, die bis in die Literatur hinein auch dem Geiſt die Knechtſchaft aufdrängte, von jeher widerſtanden, oder auch nur mit dem Freiheitskampfe in den Jahren 1813 bis 1815 ebenfalls überwunden, dann konnten ſich nimmermehr Verhältniſſe einniſten, welche die unteren Volksſchichten zu theils feilen, theils durch Luxus-Moden zur Bereitwilligkeit verführten Werkzeugen





des, Geſetz und Ordnung vernichtenden Aufruhrs machten. Unglaublich iſt es, welche Summen nur allein Deutſchland entzogen werden durch dieſe Fremdſucht; doch ein ungefährer Begriff iſt leicht gewonnen, wenn man erfährt, daß allein für Seidenzeuge jährlich über fünf Millionen Thaler aus Deutſchland in die Fremde geſchickt werden, und dann wer weiß wie viele Schaufenſter (in den Jahrgängen für 1844 und 1845 finden ſich Abbildungen davon) uns darlegen, daß Hunderte von Groß- und Kleinkrämern nur mit fremden Waaren handeln, ſich alſo täglich bei großem Gewinn damit beſchäftigen, die inländiſche Gewerbsthätigkeit in weitere Zerrüttung zu ſtürzen und die Zahl der Armen zu vermehren. Was dieſe Fremdwaarenhändler gewinnen, das bewirkt eine ungeheure Geldausfuhr, die des Vaterlandes Arbeits-Gewerbe entzogen ſind, dem Fortſchritt und Aufſchwung die kräftige Unterſtützung entziehen, und ebenſo legt dies dem Volke durch unerläßliche Forderungen für die vom Arbeitsmangel vermehrten Armen noch erhöhte Abgaben auf. Daß beſonders jenen Fremdwaaren-Krämern die einheimiſchen Erzeugniſſe ſehr gleichgültig, ja zuwider und deren Schutzmittel verhaßt ſind, iſt eine natürliche Folge ihrer Selbſtſucht, weshalb beſonders ſie

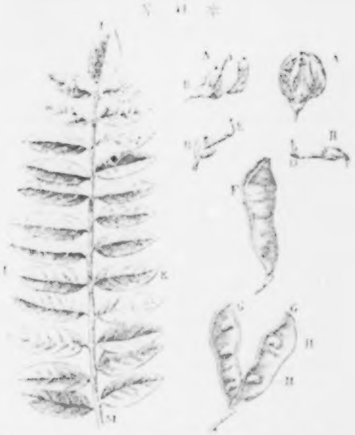
höchſt eifrig mit Erfindung von Scheingründen für ein raſches Einführen des Freihandels ſich abmühen, ohne irgend Andere zu überzeugen als Theoretiker, die auf dem Papiere Wunder verkünden, aber auch nur einen papierenen Staatenbau zu ſchaffen wiſſen, nicht feſter als das Kartenhaus des Knaben. — Gäbe man nach, es würde ganz eben ſo gehen wie mit der Gewerbefreiheit, welche ebenfalls voreilig entſtand durch das Gerede ſolcher Leute, die im Studium des Begriffs vom Begriff verlernt haben, die Wirklichkeit zu begreifen. Die Gewerbefreiheit gehörig angebahnt und in ſich dennoch wieder feſt geordnet, hat ihr Gutes; daß man aber mit ihr die Zünftigkeit gleich unbedingt verdrängte, war eine Thorheit, die man jetzt zu bereuen hat und zu beſeitigen ſucht. Ein gelöſtes Band im Volksleben läßt ſich aber äußerſt ſchwer wieder herſtellen. Das Gute der Zünfte war ein ſehr tüchtiges und vom Schlimmen hätte man es leicht ſäubern können; die Hauptſache war, daß die Arbeit bei den Meiſtern mit eigenem Hausſtande blieb, zu dem auch Geſellen und Lehrlinge gehörten. Die Gewerbefreiheit machte die Reichen, die Unternehmer, zu Herren der Meiſter und zu Gebietern der Gewerbthätigkeit ohne alle Schranke für ihren eigenſüchtigen Vortheil. Indem der Reichthum ſelbſt jeder koſtſpieligen Erfindung zum ſchnellen Vervielfältigen der Arbeits-Erzeugniſſe ſich ſogleich bemächtigte und ſie ausbeutete, drehte ſich das alte Sprüchwort: „Man arbeitet ſich wohlhabend und erfindet ſich arm!“ völlig um, ſo daß es nun heißt: man erfindet ſich reicher und arbeitet ſich arm, weil die Erfindungen vieler Menſchen Hände entbehrlich machten und deren Hülfe entwerthete. Daß die Preiſe der Arbeiten geringer wurden, iſt kein Gewinn, denn das Volk muß auch dies mit erhöhten Armenſteuern ausgleichen. Die Gewerbefreiheit und die Armen-Taxen haben England dahin gebracht, alle andern Völker bedrücken zu müſſen, und ebenſo hat in jedem Lande, wo die Gewerbefreiheit uneingeſchränkt wirthſchaften durfte, der Reichthum die Armuth bedrückt. Die Zunftverfaſſung aber war eine weite, allgemeine Lehr- und Uebungsanſtalt für junge Handwerker, eine Sicherungsanſtalt beſcheidenen Erwerbs für die Meiſter und Familienväter. Man ſoll immer vorſorglich danach ſtreben, daß die Menſchen in ſich ſelber ein Band finden, ja kein vorhandenes zerſtören, ſo lange es irgend in der Vernunft ſich rechtfertigt; — davon wiſſen aber die neueſten Wortverfechter, die das Staatsweſen für ein Glücksſpiel halten und auf der Rednerbühne ſich ſelbſt als Trümpfe geltend machen wollen, nichts, oder mögen davon nichts wiſſen. — In dieſer Zeit können wir am allerwenigſten ohne Weiteres den Freihandel gebrauchen, müſſen auch bei ihm Vorſicht und Allmäligkeit empfehlen, die man bei Einführung der Gewerbefreiheit verletzte, ſo daß wir nur einen neuen Beweis erhielten zu der alten Erfahrung: jedes Ueberſtürzen der Zuſtände und jede Gewaltſamkeit gegen ſolche, die mit dem Volke und deſſen Geſchichte heranwuchſen, führt zu ſchlimmeren Verhältniſſen als die ſind, von denen man ſich zu befreien gedachte. Jezt aber haben wir die lange bekämpfte, in ſtetem Verändern herumwühlende Fremd- und Modeſucht, will ſie noch immer nicht weichen, gradhin zu verurtheilen und zu beſtrafen. Mit aller Kraft und Macht müſſen wir uns rüſten gegen dieſe wüthendſte Krankheit der Volksthümlichkeit, die den Modewechſel nicht mehr auf Kleider und Geräth beſchränkt, ſondern ihn auch in das Gebiet ewiger Grundſätze trieb, Recht, Geſetz und Ordnung unaufhaltſamen Wechſelſpielen preisgeben will. Es iſt endlich Zeit, der Veränderungsraſerei zu beweiſen, daß ſie Verbrechen begeht, indem ſie das Unheimiſche hätſchelt und mäſtet, ſich gar nicht darum bekümmernd, wenn dadurch bei uns Sorg' und Elend mit jedem Tage heimiſcher werden. Niemand im Volke hat das Recht, ſolchen Gelüſten zu folgen, die zulezt vom Volkswohl nichts übrig laſſen; deshalb muß es auch zu den Pflichten gehören, den inländiſchen Fleiß, das Arbeiten und Streben des eigenen Volks zu fördern, die Fremdſucht in die Verbannung zu jagen, und, wie auch dabei die Fremdſüchtler ſich geberden mögen, wir ſprechen dies als eine Nothwendigkeit mit voller Entſchiedenheit aus.

Fr. Bertram.

Der Wald.

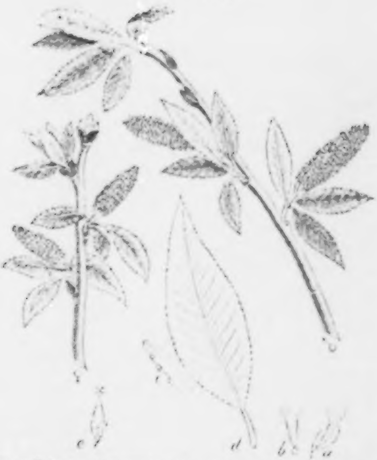
(Fortſezung zu den Jahrgängen 1847 bis 1850.)

Wir lenken, geneigter Leſer, jezt unſere Schritte jenem Baumgange zu, deſſen Bäume, in Reihe und Glied ſtehend, gleichſam eine dichte und hohe Wand zu beiden Seiten des Weges bilden. Wir haben die gemeine Robinie (**Robinia Pseudacacia Linn.**), auch weiße oder wilde Acacie genannt, vor uns. Den lezteren Namen, ſo wie den lateiniſchen Namen **Pseudacacia** (d. i. falſche Acacie) verdankt dieſer ſtattliche, mit ausgebreitetem Wipfel

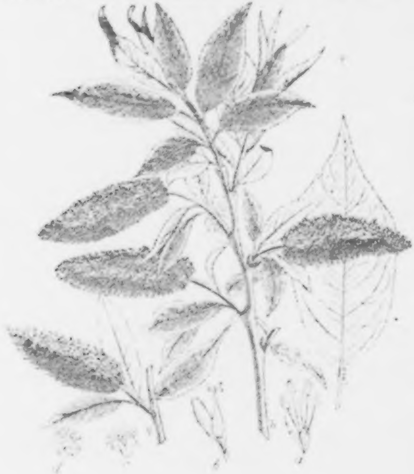


und ſchlanken Aeſten geſchmückte Baum der Aehnlichkeit ſeiner Blätter mit denen des Schotendorns (Acacia). — Die Blätter ſind unpaarig gefiedert, d. h. an jedem Blattſtiele ſtehen immer zwei Blättchen (Fiedern) einander gegenüber, während ein einzelnes Blättchen an der Spitze des gemeinſchaftlichen Blattſtiels ſteht (J das unpaarige Blättchen, K und L paarige Fiedern und M der Blattſtiel). Die Fiedern ſind kurz geſtielt, beinahe ſitzend, länglich-rund und ſtumpf. Am Grunde des Blattſtiels oder in deſſen Nähe ſind die Nebenblätter zu ziemlich langen, ſehr ſpitzen Dornen verkümmert. Im Mai und Juni treibt die Robinie zahlreiche, ſchlaff herabhangende, winkelſtändige Blüthentrauben hervor, die einen ſüßen, lieblichen Duft verbreiten. Die Blüthen ſelbſt ſind weiß, der Kelch (B) iſt glockig und fünfzähnig. Er umfaßt die Blumenkrone, die eine Schmetterlingsblume bildet, an ihrem unteren Ende. Dieſe Blumenkrone (A) beſteht aus vier Kronenblättern, aus einer großen, aufgerichteten Fahne, zwei Flügeln oder Segeln und einem einblättrigen, ſtumpfen Schiffchen oder Kiele. Die zehn Staubgefäße (D), tief unten im Kelche angewachſen, bilden zwei Bündel, neun ſind nämlich verwachſen und eins iſt frei. Dies Verhältniß nennt man Zweibrüderigkeit (Diadelphia). Der Griffel überragt die Staubgefäße und endet in eine kleine, kopfige Narbe (E). Aus dem Fruchtknoten erwächſt eine zwei Zoll lange, kahle, zweiklappige, in der Mitte etwas zuſammengedrückte, einſamige Kapſel (F), deren Bauchnähte mit einem umgebogenen Rande verſehen ſind (G und G ſind die beiden Klappen der Kapſel und in ihr die nierenförmigen Samen H). — Die gemeine Robinie, aus Nord-Amerika ſtammend, wird häufig in Gärten, Baumgängen und Wäldern angepflanzt und liefert ein als Bau-, Werk-, Nutz- und Brennholz geſchätztes Holz. In den Weingegenden benutzt man die jüngeren Bäume zu Weinpfählen. Auch wird die Robinie, als Strauch gezogen, zu natürlichen Umzäunungen, wie der Bocksdorn oder Teufelszwirn (Lycium barbarum), gebraucht. Ferner iſt ſie merkwürdig wegen einer Eigenthümlichkeit ihrer gefiederten Blätter, die den Pflanzenſchlaf deutlich zeigen. Die Blattſtiele ſenken ſich nämlich des Abends, und die Fiedern, ſich nach unten beugend, nähern ſich ſo, daß je zwei immer einander bedecken. Selbſt am Tage kann man an Bäumen, die nicht grade der Sonne ausgeſetzt waren, durch heftiges Schütteln der Aeſte dieſen Zuſtand der Blätter herbeiführen. — Die Kugel-Acacie (Robinia Pseudacacia var. umbraculifera De C.) iſt eine Spielart der gemeinen Robinie; ſie hat kurze, dornenloſe, vielbeugige Zweige, die von den Blättern in dem eine Kugel bildenden Gipfel ganz verdeckt werden. — Außer der gemeinen Robinie finden ſich auch noch einige andere Robinien-Arten bei uns angepflanzt, ſo z. B. Robinia Carragana, aus Sibirien ſtammend, mit gelben Blüthen und zur Laubenbedeckung gebraucht; die klebrige Robinie (Robinia viscosa Vent.) mit weißröthlichen, geruchloſen Blumen und mit vielen auf den Zweigen, Blatt- und Blüthenſtielen und Hülſen ſtehenden Drüſen, die einen klebrigen Saft abſcheiden; endlich die borſtige Robinie (Robinia hispida Linn.) mit roſenrothen, geruchloſen Blüthen und vielen, borſtigen, braunrothen Haaren auf Zweigen, Blatt- und Blüthenſtielen, ſo wie auf den Hülſen. — Die Robinie gehört zur Diadelphia des Linnäiſchen Geſchlechtsſyſtems und zur Familie der Schmetterlingsblüthigen (Papilionaceae) des natürlichen Syſtems.

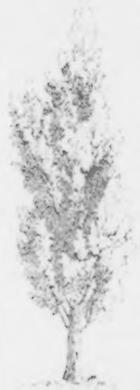
Der geneigte Leſer folgt uns wohl jetzt dieſes Fließ entlang zu dem anmuthigen Teiche, deſſen Ufer hohe und niedrige, graue Stämme der Bruchweide (Salix fragilis Linn.) umkränzen. — Der Name Bruchweide, ſo wie die andern ähnlichen Namen, als Knack-, Glas- und ſpröde Weide, beziehen ſich auf die große Zerbrechlichkeit der Zweige, wodurch dieſe unfähig werden, zu Flechtwerk zu dienen. Andere Namen, wie Fieber- und Bitterweide, bezeichnen die chemiſchen Eigenſchaften der Rinde. Dieſe wird als ein bitteres, zuſammenziehendes Mittel, in der Noth



ſogar anſtatt der Fieberrinde (Chinarinde) gegen Wechſelfieber gebraucht. Sie enthält einen Gerbeſtoff, der mit Eiſenſalzen, z. B. mit dem Eiſen-Vitriol, einen blauen Niederſchlag giebt, ferner Bitterſtoff (Weidenbitter, Salicin), einige Farbeſtoffe und einen wachsartigen Stoff. — An den braunen, glänzenden Zweigen ſitzen die geſtielten gegen vier Zoll langen, zugeſpitzten, oben glänzenden; unten weißlich-grünen und kahlen Blätter, deren Rand mit Sägezähnen verſehen iſt (d), an jedem Zahne befindet ſich eine Drüſe (e). Die Blüthen ſind männliche und weibliche und ſtehen auf verſchiedenen Stämmen, weshalb die Weide von Linnaeus in die zweihäuſige Klaſſe und zweimännige Ordnung (Dioecia Diandria) geſetzt wurde. Da der Blüthenſtand aber Kätzchen ſind, ſo hat Juſſieu dieſen Baum zu den Amentaceae (Kätzchenträgern) gerechnet. Die beiſtehenden Abbildungen ſtellen Zweige mit Kätzchen dar; der männliche Zweig iſt mit ♂ (dem Zeichen des Planeten Mars) und der weibliche mit ♀ (dem Zeichen des Planeten Venus) bezeichnet. Die Kätzchen aus ſeitlichen Knoſpen vorjähriger Aeſte entſpringend, beſtehen aus lauter einblumigen, länglichen und gewimperten Schuppen und haarigen Spindeln. Bei den männlichen Kätzchen befinden ſich hinter jeder Schuppe zwei Staubgefäße (a); die Staubfäden ſind unbehaart und die Staubbeutel eirund und gelb (b bezeichnet die Staubgefäße mit dem an ihrem Grunde befindlichen Drüſen). Die weiblichen Kätzchen haben hinter jeder Schuppe außer einer oder zwei Drüſen einen eiförmigen, in den Griffel übergehenden Fruchtknoten. Der Griffel trägt zwei tief zweigeſpaltene Narben (c zeigt eine weibliche Blüthe). Die Frucht iſt eine einfächerige, zweiklappige, vielſamige Kapſel. Die Samen ſitzen an den Wänden und ſind mit Samenwolle umhüllt. — Die Bruchweide, im April und Mai blühend, iſt über faſt ganz Europa verbreitet und findet ſich auf

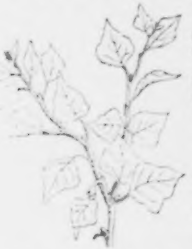


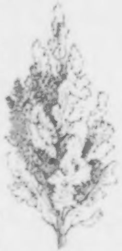
feuchten Wieſen, an Gräben und Teichen. Sie wird auch häufig angepflanzt, weil ſie als Kopfholz bald wieder Zweige treibt. Das weiche und grobe Holz wird ſonſt wenig geſchätzt. — Die fünfmännige Weide (**Salix pentandra Linn.**), auch Lorbeer-, Schaaf-, Baumwollen-, wilde und wohlriechende Weide genannt, unterſcheidet ſich durch ihre ganze Tracht, durch ihre Blattform und durch die größere Zahl (5 bis 9) der Staubgefäße von der vorigen Art. Sie wird noch häufiger, als dieſe, ihres ſchönen Wuchſes und Wohlgeruchs wegen angepflanzt; ihre Samenwolle, die erſt Ende Auguſt bis Oktober reift, iſt in Verbindung mit Thier- und Baumwolle benutzt worden. Die beigefügte Abbildung zeigt unter ♂ und ♀ blühende Zweige, ferner ein Blatt, unter a eine männliche, unter b eine weibliche Blume, unter c eine aufgeſprungene Samenkapſel und unter d einen Samen. — Hier ſey zum Schluſſe noch einer ſehr ſchönen, oft auf Gräbern und in Luſthainen angepflanzten Weide, der **Trauerweide** (**Salix Babylonica Linn.**) Erwähnung gethan, die mit ihren äußerſt ſchlanken und biegſamen, oft bis auf den Boden herabhangenden Zweigen als Sinnbild der Trauer und des Grames um Verſtorbene ſchon im Alterthume galt und noch jetzt gilt.

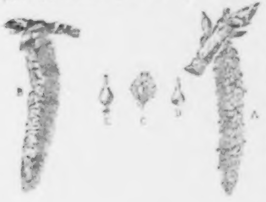


Wiederum nimmt uns ein herrlicher Baumgang auf. Sechzig bis hundert Fuß hohe, ſtark- und kurzſtämmige Bäume, mit langen, dicht angedrückten Aeſten und hohen, kegelförmigen Gipfeln gewähren einen eigenthümlich majeſtätiſchen Anblick, gleich Pyramiden ſtehen ſie da. Es iſt die Pyramiden- oder italieniſche Pappel (**Populus dilatata Ait.**). Die Abbildung zeigt uns einen ſolchen Baum. Kein Baum ward von den Alten mehr und öfter auf öffentlichen Plätzen, an Landſtraßen, an Gräbern und Denkmälern angepflanzt, oder auf Münzen geprägt und auf Kunſtwerken abgebildet, als grade die Pappel. Dieſe eignete ſich auch wegen ihres ſchnellen Wachsthums ganz vorzüglich zu Baumgängen, unter deren Schatten viele Philoſophen ſo gern wandelten und lehrten, und woher ihnen der Name Peripatetiker wurde. Ich erinnere hier an den berühmten Hain des Akademos bei Athen, in dem die Philoſophen auch häufig auf- und abwandelten, und von dem noch jetzt Anſtalten, die den Wiſſenſchaften und

Künſten gewidmet ſind, Akademieen heißen. — **Die Pyramiden-Pappel** ſtammt aus dem Morgenlande, alle in Europa wachſende Bäume dieſer Art ſind männliche, die durch Ableger fortgepflanzt werden. Die Pappel iſt, wie die oben beſchriebene Weide, zweihäuſig (**dioecisch**) und gehört daher in die Klaſſe **Dioecia** und, weil ſie acht Staubgefäße hat, in die Ordnung **Octandria** des Linnäiſchen Syſtems. Auch die natürliche Familie, die der **Amentaceae**, hat ſie mit der Weide gemein. Die Blätter der Pyramiden-Pappel brechen aus klebrigen Knoſpen heraus und ſind geſtielt, rautenförmig-dreieckig, zugeſpitzt, am Rande geſägt und auf beiden Seiten kahl. Die walzigen Kätzchen haben ſehr zerſchlitzte, roſtbraune Deckſchuppen. Hinter jeder Deckſchuppe ſitzt eine geſtielte, becher-förmige Blüthenhülle (Perigon), die bei den männlichen Kätzchen acht bis dreißig Staubgefäße, bei den weiblichen Kätzchen dagegen einen ungeſtielten Fruchtknoten mit ſehr kleinen Griffeln, deren Narben zwei- bis dreitheilig ſind, tragen. (A iſt ein männliches, B ein weibliches Kätzchen, C eine Deckſchuppe, D eine Blüthenhülle, E eine Blüthenhülle mit einem Fruchtknoten.) — Die Fruchtkapſeln und der Same gleichen ganz denen der Weide. Die Pyramiden-Pappel blüht im März und April. Sie wächſet ſowohl auf ſumpſigem, als auch auf



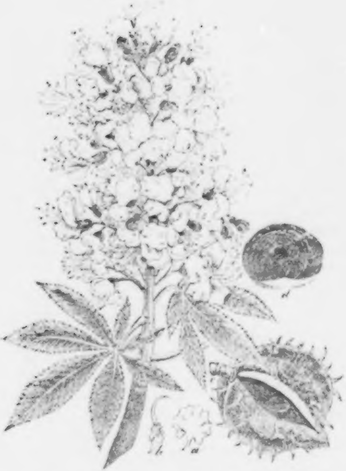




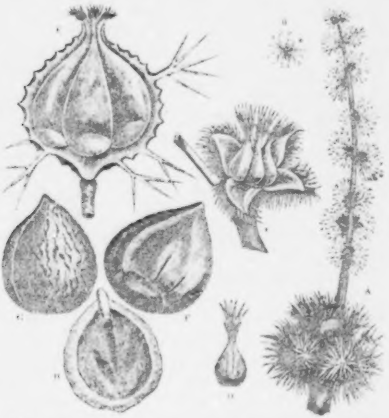
trockenem, ſandigem Boden, und hat, wie alle Pappel-Arten, ein weiches Holz, das wenig zum Brennen taugt, dagegen häufig zu Schnitz-Arbeiten verwendet wird. In der Arzneikunde gebraucht man die Knoſpen, die einen bittern Stoff (**Salicin**) enthalten. — Die **Silber-Pappel** (**Populus alba Linn.**) unterſcheidet ſich von der Pyramiden-Pappel vorzüglich durch ihre langgeſtielten, am Grunde drei- bis fünflappigen, auf der Unterſeite weißfilzigen Blätter und durch einen ausgebreiteten Gipfel. Sie wächſt in Mittel- und Süd-Europa an feuchten Stellen und blüht ebenfalls im März und April.

Noch ſey hier der **Zitter-Pappel** (**Populus tremula Linn.**), die auch Eſpe oder Aſpe heißt, erwähnt. Ihre Blätter ſtehen auf plattgedrückten Stielen und ſind äußerſt beweglich, der leiſeſte Windſtoß ſetzt ſie in Schwingungen. Daher iſt ſie das Sinnbild der Geſchwätzigkeit geworden.

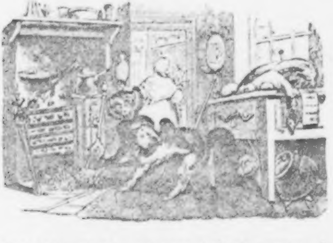
Nach unſerer langen Wanderung wird uns der Schatten jenes herrlichen Baumes mit ſeinen prächtigen Blüthenkegeln wohl behagen. Die **Roß-Kaſtanie** (**Aesculus Hippocastanum Linn.**), auch gemeine, wilde, bittere oder Vexir-Kaſtanie genannt, ladet uns zum Ruhen unter ihren Zweigen und zur Betrachtung ihres ſtattlichen Baues ein. Der 50 bis 60 Fuß hohe, ſtarke Baum hat gegenſtändige, ſtarke Aeſte und einen großen, dichtbelaubten Gipfel. Die Rinde des Stammes iſt riſſig und braun, die der jungen Zweige gräulich und glatt. Aus den großen, von vielem Harze klebrigen Knoſpen brechen die ſchönen, langgeſtielten, ſiebenzählich gefingerten, einem ausgebreiteten Fächer gleichenden Blätter hervor. Jedes keilförmige Blättchen wird durch den Haupt- und durch die gleichlaufenden Nebennerven in gleichmäßige Felder getheilt. Der Rand iſt doppelt gezähnt und die Spitze hervorgezogen. Zugleich mit den Blättern kommen auch die aufrechtſtehenden, äußerſt zahlreichen Blüthentrauben. Jede Blüthentraube trägt viele geſtielte Blüthen. Der glockige, ungefärbte Kelch mit fünf ſtumpfen Zähnen ſteht unterhalb des rundlichen, mit vielen Haaren beſetzten Fruchtknotens. Die Blumenkrone, ebenfalls unterſtändig, zählt fünf mit rundlichen, wolligen und gewimperten Platten verſehene Blumenblätter (a). Dieſe ſind weiß und haben einen röthlichen oder gelben Fleck an dem Grunde der Platte. Die Staubfäden, meiſt ſieben, ſelten neun an der Zahl, ſind ziemlich lang und nach Innen gekrümmt, und tragen zweifächerige, aufwärtsſtrebende, braunrothe, herzförmige Staubbeutel. Obgleich der Fruchtknoten dreifächerig iſt, und in jedem Fache zwei Eichen liegen, ſo enthält durch Verkümmerung die reife Fruchtkapſel gewöhnlich nur einen bis vier Samen. Der Griffel, unten dick, verdünnt ſich nach oben, iſt fein behaart und Sförmig gekrümmt (b). Die lederartige, rundliche, grüne Fruchtkapſel iſt mit gekrümmten Stacheln, die aus den Haaren des Fruchtknotens erhärtet ſind, beſetzt (c). Die Samen (d) ſind rundlich, glänzend



braun, mit graugelblichem Nabelflecke. — Die Roß-Kaſtanie, aus Nord-Tibet und Perſien ſtammend, iſt erſt ſeit drei Jahrhunderten in Europa bekannt. 1588 wurde zu Wien der erſte Baum dieſer Art gepflanzt, und ſeit dieſer Zeit hat er ſich bei uns vollſtändig eingebürgert, ja er iſt ſogar ſchon als verwildert zu betrachten. Sein herrlicher Wuchs, ſein erquickender Schatten, ſein majeſtätiſches Anſehen im April und Mai, wenn er mit ſeinen Blüthenkegeln prangt, und ſeine zu Kinderſpielen ſo geeigneten Früchte haben ihn ſchnell zum Liebling von Jung und Alt, von Klein und Groß gemacht. Ueberall findet man ihn in Baumgängen und in größeren Baumgruppen, auch einzeln auf Kirchhöfen und in Gärten. — Die Rinde der jungen Zweige wird wegen des bittern, zuſammenziehenden Geſchmackes in der Arzneikunde ſtatt der Chinarinde gegen Wechſel- und Faulfieber gebraucht. Außerdem dient aber die Rinde des ganzen Baumes ihres großen Gerbeſtoffgehaltes wegen zum Gerben. Das Holz wird zu Drechsler-Arbeiten verwendet, erträgt aber die Feuchtigkeit nicht gut. Die Früchte, Kaſtanien genannt, finden zuweilen gegen Blut- und Schleimflüſſe Anwendung und geben ein gutes, nahrhaftes Futter für viele Thiere. Wenn ſie von dem Bitterſtoffe durch Auslaugen befreit werden, ſo können ſie zur Gewinnung von Stärkemehl und zur Branntweingewinnung benutzt werden; auch hat man in neuerer Zeit aus dem Satzmehl Brod zu backen gelehrt. — Die Roß-Kaſtanie gehört zur ſiebenmännigen Claſſe (**Heptandria**) und zur einweibigen Ordnung (**Monogynia**) des Linnäus und zu den Geranien des Juſſieu oder zu der nach ihr benannten Familie der **Hippocastaneae** des **De Candolle**.



Der geneigte Leſer nimmt es dem Schreiber Dieſes gewiß nicht übel, wenn er ihm hier auch den **echten Kaſtanienbaum** kurz beſchreibt und abbilden läßt, damit er den Unterſchied von dem unechten, oben betrachteten Roß-Kaſtanienbaum erkenne. — Der echte Kaſtanienbaum (Castanea vesca Linn.), ein ſchöner, 50 bis 80 Fuß hoher Baum, iſt im ſüdlichen und mittlern Europa einheimiſch. Seine männlichen und weiblichen Blüthen ſtehen auf demſelben Stamme (monoecisch). A zeigt in dem oberen Theile männliche Blüthen und in dem unteren drei bis fünf weibliche Blüthen in einer viertheiligen, ſchuppigen Hülle (C); jede der erſteren Blüthen hat eine glockige, ſechstheilige Blüthenhülle mit zehn bis zwanzig Staubgefäßen (B). Die Blüthenhülle der weiblichen Blüthe (D) iſt nach oben in eine Röhre verdünnt und endet mit einem fünf- bis achttheiligen Saume; ſie umfaßt einen Fruchtknoten, der fünf bis acht pinſelförmige, lange Narben trägt. Bei der Reife bildet er eine mehre Zoll breite, vierklappige, mit vielen, dreiſpitzigen Stacheln beſetzte, fünf- bis achtfächerige Hülle (E), die in jedem Fache zwei bis drei kaſtanienbraune, durch hellbraune Nabelflecke ausgezeichnete, auf der inneren Seite flache, auf der äußeren gewölbte, ½ bis 1 Zoll lange Nüſſe enthält. F iſt eine ſolche Nuß, G dieſelbe von ihren Hüllen befreit und H eine der Länge nach durchſchnittene Nuß, ſo daß der Keim an der Spitze und ein Samenlappen ſichtbar ſind. — Der echte Kaſtanienbaum wird häufig angepflanzt, da ſeine Früchte (Kaſtanien, Maronen) theils roh, theils gebraten genoſſen werden, in ſüdlichen Ländern oft die Hauptnahrung der ärmeren Bevölkerung bilden und für Feinſchmecker nach nördlichen Gegenden verſandt werden.



Solche ſchmackhafte, gebratene Kaſtanien waren es, nach denen es — wie beiſtehendes Bildchen zeigt — einen Biſſen gelüſtete. Er ergriff die Katze ſeines Herrn und holte mittels ihrer

Pfoten die glühenden Kaſtanien aus dem Feuer. Dies iſt ein in neuerer Zeit leider oft anwendbares Geſchichtchen. Die Rolle des Affen hatten ſogenannte Volksfreunde übernommen, während das gutmüthige, urtheilloſe Volk die Katze ſeyn mußte. Möge nun Jedermann in ſeinem Kreiſe dahin wirken, daß dieſes Trauerſpiel vom Affen, der Katze und den Kaſtanien nie wieder gegeben werde; denn immer wird's doch zuletzt heißen:

„Du war'ſt ein Burſch, der Böſem huldigt,
Und gern das Gute überhört;
Wer mit Verführung ſich entſchuldigt,
Der iſt ſchon durch und durch nichts werth!“

Ludwig Heros.

Sagenhafte Ueberlieferung. *)

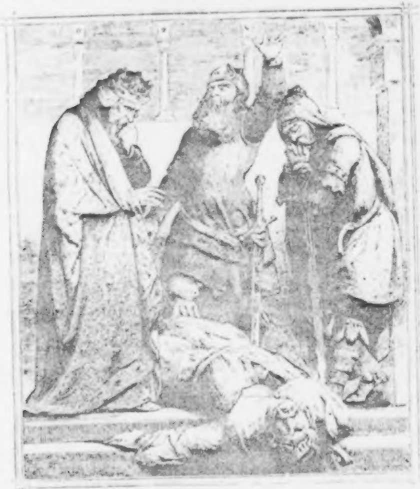
Es will der Biſchof des Kloſters, dem ich als Prior vorſtehe, und aus deſſen Zellen man weit hinaus, auch bis gen Paris ſchauet, daß ich die Geſchichte meiner Jugend und weſſen mich der Herr gewürdigt, mir in der Zukunft zu zeigen, niederſchreibe, und es geſchehe alſo.

Mein Name iſt Clovodoald, aus dem Geſchlecht der Merovinger, und ich bin der jüngſte von den drei Söhnen Königs Clodomir, des zweiten Sohnes Königs Chlodwig's, der zuerſt eine mächtige Königsherrſchaft gewann über Frankreich. Der Greuel aber ſind viele vor-

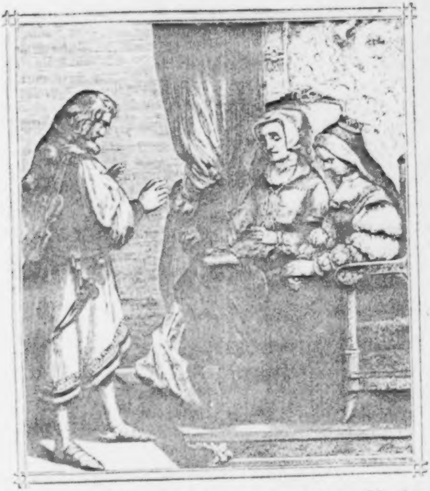
---

*) Der mitgetheilte ſeltſame Bericht wurde angeblich im Jahre 1811 bei dem Nachlaß eines Mönchs gefunden, der nach Aufhebung ſeines Kloſters in Bayreuth lebte und dort ſtarb. Das Original iſt auf Pergament geſchrieben, mit einem bunten Anfangs-Buchſtaben und in Umriſſen mit mehreren Bildern geziert, die wir den hier zwiſchengefügten zu Grunde legten bei beſtimmterer Zeichnung, wie denn auch das alte Deutſch mit Schonung des Charakters deutlicher gemacht wurde. Die vom Abſchreiber vor Jahrhunderten der muthmaßlichen Ueberſetzung angefügten kurzen Angaben müſſen übrigens genügen, da Näheres nicht in Erfahrung zu bringen war. Der Einſender.

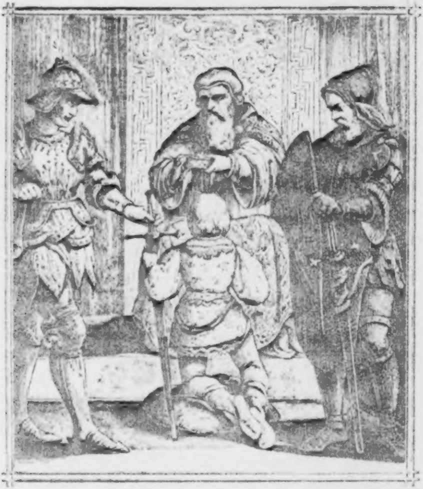
ingegangen, viele ſind gefolgt und mehr noch werden folgen. Mein Vater Clodomir überwand im Jahre des Heils Fünfhundert undvierundzwanzig den Godemar, König von Burgund, in entſchiedener Schlacht, wurde aber ſelber erſchlagen, nachdem er den Feind hitzig verfolgt hatte und auf der Rückkehr eingetreten war in das Königshaus der Löwenſtadt (Lyon?). Dies aber begab ſich durch Verrath ſeiner Brüder Childebert und Clotar, und im Beiſeyn des Erſteren ſprach Guntram, der Feldherr meines Vaters, bei deſſen Leiche für die Mörder einen ſchweren Fluch aus über ihr ganzes Geſchlecht, wie es ſich erfüllet hat und noch erfüllen wird, denn aus jeder Frevelthat erwachſen der Frevelthaten unzählige.



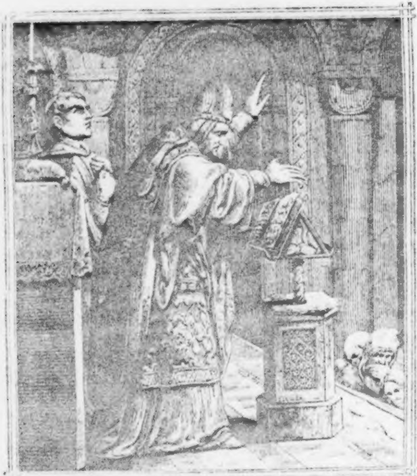
Der Verrath aber griff um ſich, ſo daß meine Mutter mit ihren drei Söhnen Theobald, Gunthar und mir, nach Auvergne flüchtete, woſelbſt ſich derzeit Clotildis aufhielt, die Wittib meines Großvaters. Dieſe begehrte nun von ihren Söhnen Childebert und Clotar, daß ſie uns die Herrſchaft über das Erbe unſres Vaters, das Reich Orleans, verbürgen und bewahren ſollten. Sie verſprachen auch, unſre Rechte zu achten und zu ſchützen, erſannen jedoch Verzögerung auf Verzögerung. Plötzlich überlieferte dann Arcadius, der in Auvergne befehligte, die Stadt dem Childebert, und in deſſen Namen ward der Clotildis verkündigt: ſie hätte zu wählen, ob wir drei Brüder unſre Tage im Kloſter ableben oder dem Tode verfallen ſollten. Clotildis entgegnete mit Verwünſchung ihrer Söhne, und als dieſe ſelber herbeikamen, und ihr nochmals die Wahl ließen zwiſchen Kloſter oder Tod, da ſprach ſie in heftiger Entrüſtung: „Sie ſind geboren, Könige zu ſeyn und nicht Mönche; lieber wollt' ich ſie todt, als ihres Erbes beraubt ſehen.“ Als ſie dies ſprach, ſtanden zwei meiner Brüder vor ihr, Theobald, zehn Jahre, Gunthar, noch nicht voll ſieben Jahre alt; und kaum hatte Clotar jene Worte ſeiner Mutter vernommen, da fuhr ſein Dolch in die Bruſt des Theobald, daß er nach dem Ausruf: „Clotildis, ich muß ſterben!“ todt niederſank. Entſetzen ergriff die Umſtehenden, und Gunthar floh auf die Seite, warf ſich dem Childebert zu Füßen, flehentlich bittend, daß er ihn errette. Childebert, von Mitleid ergriffen, bat, des Kindes Leben nicht anzutaſten, wonach Clotar grimmwüthig antwortete: „Du wareſt ja Anſtifter dieſer Bluthat, jetzt gieb mir Raum, daß meine Waffe entſcheide, wenn du nicht alsbald ſelbſt das Eiſen im Herzen fühlen willſt!“ Hienach eilte Childebert von dannen und auch mein zweiter Bruder, obwohl ihn Clotildis mit ihrem Leibe zu bedecken ſuchte, endete durch den Dolch Clotar's. Ich, damals noch nicht fünf Jahr alt, war herbeigerufen worden, auf dem Gange jedoch begegnete uns der Feldherr Guntram mit ſeinem Sohne Teutoald. Dieſem, der ſich als Sänger und Fiedler Ruhm erworben, ward ich eilend übergeben, der mich in ſeine Arme nahm und jach mit mir flüchtete. Der Himmel beſchirmte uns durch furchtbar Unwetter und wir erreichten den Wald, endlich einen reißenden Strom, und da uns Niemand überführen wollte, leitete Teutoald ſelber das Schifflein, brachte es auch glücklich an das jenſeitige Ufer. Uns bald hier, bald dort verbergend, kamen wir auf Umwegen an ein Burghaus in Orleans, deſſen Herrn mein Erretter kannte. Clotildis wie meine Mutter erhielten Kunde von unſerm Zufluchtsort, ſie trafen Beide ein und Erſtere wies eines Tages von der Vorhalle des Burghauſes auf die weite Ebene hin und ſprach: „Weiter, und weiter als du ſchauen kannſt, dehnt ſich das Reich aus, zu deſſen Herrn und Pfleger du erkoren biſt. Vergiß das nie, und Teutoald wird Dich leiten, auch, ſobald es an der Zeit, mit Hülfe Getreuer dich auf



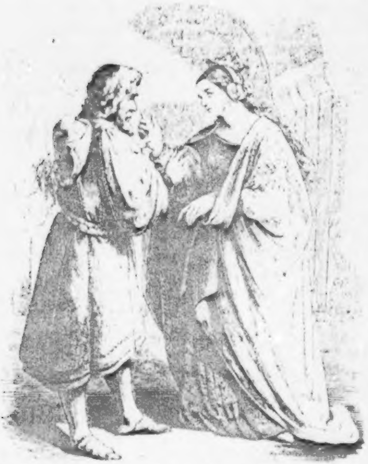
den Herrſcherſtuhl deines Vaters ſetzen.“ Es hatten ſich aber ihre Söhne, mit Theilnahme Theodorichs, meines Großvaters Clovis Sohn vor der Ehe mit Clotildis, bereits in die Länder meines Vaters getheilt, und wir mußten etliche Jahre heimlich in den Ländern umherziehen ohne bleibende Stätte. Da brachte mich einſtmalen Teutoald zu dem ehrwürdig alten Biſchof Remigius. Derſelbige hatte vor faſt vierzig Jahren den Chlodowig unter Mithülfe der Clotildis zum wahren Chriſtenthume bekehrt, ihn auch in der Kathedrale von Rheims gekrönt und geſalbt mit dem Oel aus den Oelzweigen, welche derzeit zuerſt eine Taube aus dem heiligen Lande zu uns herüber trug. Als wir zu Remigius kamen, der an Krankheit litt, allen Glanz ſeiner Würde von ſich gethan hatte, und in einem durch ihn erbauten Kloſter ſeine Tage zu beſchließen gedachte, vergoß er der Thränen häufig über



meine Hülfloſigkeit. Er ſtattete mich aus mit reichem Gewande und krönte mich, nur den Feldherrn Guntram und ſeinen Sohn Teutoald zu Zeugen nehmend, in der Kloſterkirche zum König von Orleans, Gott brünſtig anrufend, daß er mir ſtets den rechten Weg zeige und mich ewiglich auf ihn erhalte. In dem Kloſter verweilte ich dann lange und empfing reichlichen Unterricht, mochte mich jedoch wohl unvorſichtig benommen und den Verrath erweckt haben, denn an mehreren Tagen ſtellten ſich bei dem Gottesdienſt in der Kloſterkirche verdächtige Männer ein. Da ward ich mit Briefſchaft, die mich allen Klöſtern empfahl, eilend fortgeſchickt, um raſch wieder jeglichem Späher aus den Augen zu ſeyn. Es entdeckte ſich auch, daß die Verdächtigen gekommen waren, mich zu fangen. Danach trat Biſchof Remigius noch

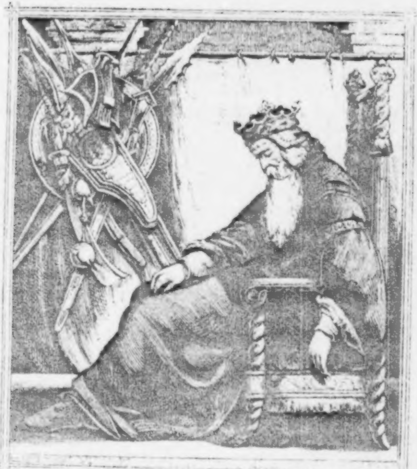


einmal in ſeinem kirchlichen Schmuck vor die am nächſten Feſttage verſammelte Menge, unter der ſich die Späher erkennen ließen, und ſprach ihnen in's Angeſicht den Fluch und Bann aus über Childebert und Clotar, Namens des Ober-Biſchofs Sylverius von Rom, verkündete auch, daß nur ich, Cloudoald, rechtmäßiger König von Orleans ſey, und er mich als ſolchen vor Gott und Menſchen erkenne. Ich aber mußte mich wiederum in verſchiedenen Klöſtern verbergen; denn obwohl die Brüder Childebert und Clotar oft ſelbſt miteinander haderten und im Felde ſtritten, waren ſie doch ſtets einig, wenn neue Beute zu ergreifen oder die alte gefährdet war. Nachdem nun der Erſtere während einer Verwüſtung der Champagne erkrankte und im Jahre Fünfhundertachtundfünfzig ſtarb, unbeweint, machte ſich Clotar zum alleinigen herrn, wobei Schwert und Feuer nun verzehrender in den Ländern der Franken wütheten. Unterdeß zählte ich bereits des Alters dreißig Jahre; Großmutter und Mutter waren mir in der Ferne abgeſtorben, ebenſo Biſchof Remigius und Feldherr Guntram, und nur Teutoald ſah ich von Friſt zu Friſt. Er mußte mir dann immer wiederholt erzählen, wie ihm meine lieb- und leidreiche Mutter bei ſeiner Zuſammenkunft mit ihr, zwei Monden

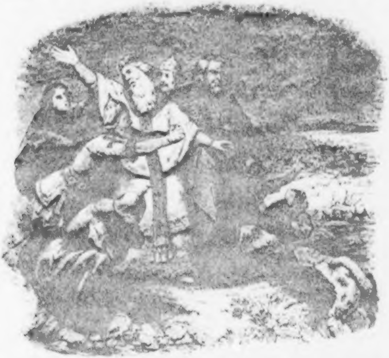


vor ihrem Tode, die Sorge für mich feſter noch in's Herz geprägt, und ich ward es zu hören niemals müde, bewahrte mir auch das Gedächtniß jener Stunde ſtets im Bilde und Anſchauen. Teutoald geſellte ſich nachmals zu mir und verſchied vierzehn Jahre darauf in meinen Armen, denn leztlich konnte er es mir nicht verhehlen, daß ich von aller Welt verlaſſen und vergeſſen ſey.

Ich nun auch hatte der Welt vergeſſen, und da ich von Clotildis und der Mutter mit reichem Vermächtniß bedacht war, beſchloß ich, ein Kloſter zu erbauen und in ihm mein Leben, dem Dienſte Gottes geweiht, zu beſchließen. Ich erwählte zu dem Bau eine Stätte in der Nähe von Paris, mußte ich alldort auch auf Martyrthum gefaßt ſeyn. Denn es herrſchte, als der Bau vollendet war, Caribert, der Sohn Clotar's, ein Feind und Verfolger der Cleriſey. Weil ich indeß in der Umgebung des Guten that, ſo viel ich vermochte, ſiedelten ſich bald unfern des Kloſters Bewohner in Hütten an und nannten den Ort, nachdem mir vom Ober-Biſchof Pelagius von Rom aus ein Nagel (Clou) aus dem Kreuze des Heilands verehrt worden, ſo wie in Bezug auf meinen Namen: Cloud. Ich gewann im Ueben heiliger Pflichten den inneren Frieden, blieb auch ungeſtört, um ſo mehr, als Paris zu einer Freiſtadt erkieſen und nachmals eingenommen wurde von Sigebert, der in Frömmigkeit und Milde herrſchte, dennoch aber dem Morde durch Anſtiften ſeines Bruders Chilperich nicht entrinnen konnte. Von da an folgte eine blutige Greuelthat der andern im Hauſe der Merovinger, die Länder hatten ſich ſelten auch nur auf wenige Monden des Friedens zu erfreuen, und vornehmlich waren zwei Weiber, Fredegunde, Chilperich's Frau, und Brunehild, Sigebert's Wittwe, ſchuld an den Schmach- und Schandthaten, bis Clotar der Andere nach der Reue über frühere Grauſamkeiten elendiglich ſtarb. Bei dem Allen unbetheiligt lebte ich der Pflicht und Menſchenliebe, erfuhr des Dankes genug, wie denn auch der Ober-Biſchof zu Rom, Gregorius, mich am Tage, der ſechshundert Jahre nach Chriſti Geburt ſchloß, dazu einlud, bei Einweihung der Abtei St. Dionyſius (St. Denys) zugegen zu ſeyn. Und obwohl ſich deren Bau verzog, derſelbe erſt unter Dagobert im Jahre Sechshundertundneunundzwanzig zur Endſchaft kam, hatte mich doch der Allmächtige geſegnet und berufen, daß ich in meinem hundertſten Jahre der Feier mit theilhaftig wurde. Es geſchah aber, daß ich nach der heiligen Handlung mich ſehr ermattet fühlte und in dem mir angewieſenen Gemach auf dem Seſſel frühzeitig einſchlummerte, auch erſt in tiefer Nacht und Einſamkeit erwachte. Da hat mich der Herr eines Geſichtes gewürdigt, darüber zu berichten ich mich gedrungen fühle. Ich ſah Chlotowig, den Gründer königlicher Macht bei den Franken, ſitzend auf dem Herrſcherſtuhle, und neben ihm mancherlei Waffenſtücke. Er ſah trauernd und ſinnend zu Boden und in ſolch tiefer Betrachtung ſprach er vor ſich hin: „Meiner Ehrſucht hab' ich gedient im Leben, nicht aber dem Heil meiner Seele, die von großer Schuld gedrückt iſt. Blut ward geſäet, die Erndte wird immer reicher ſeyn an Blut, daß deſſen gierige Ströme Viele und ganze Geſchlechte verſchlingen. Viele auch werden hier einkehren in die Behauſung der Todten, die ohne Segen kommen, und Andere, die ihn wohl verdienten, ihn aber nicht empfingen



auf Erden, ſondern ſein harren im Himmel. Du, Cluodoald, den nicht gelüſtete nach Macht, der du nicht zum Kampf, nur zum Frieden triebeſt, ſey deß froh und vernimm meine Worte. Wenig mehr als ein Jahrhundert nur wird vergehen, dann iſt unſer Geſchlecht, das der Merovinger, verſchollen, ſeine Herrſchaft, welche ich zumal begründete, zerſtoben. Die Diener werden ſich erheben und ihre Herren verjagen vom Thron. Und bald wird vom Samen der Diener Einer herrſchen als gewaltiger Mann (Charal) und drei Reiche werden ihm, der höher genannt iſt als Könige, unterthan ſeyn. Doch auch ſeine Nachkommen, ſtets in blutgierigem Hader, finden ihren Verdränger nach wenig mehr als zweimal hundert Jahren der Herrſchaft deſſelben Geſchlechts, und wiederum müſſen die Herren einem Diener weichen. Ein Mann, Geiſtruhm (Hugo?) benannt, wird Gebieter und ſein Samen herrſchen in Stamm und Zweigen. Die vom Stamme, obwohl Einer von ihnen, meines Namens, ſich hervorthut in Recht und Heiligkeit mit Eifer für Chriſti Lehre, dabei er große Noth erduldet im Kampfe für des Erlöſers Kripp' und Grab, auch ſein Heer



faſt gänzlich untergehen ſieht, werden ausſterben, denn Einer von des Heiligen Nachfolgern verübt Mord auf Mord an den Rittern der Kirche. Danach herrſchet der eine Zweig über zwei Jahrhunderte hinaus. Unter ihnen, weil ſie mein Geſetz über das Erbthum nicht bei Kraft erhielten, kommen wilde Schaaren aus einem Inſellande, das einſt von dieſem Reich aus bevölkert wurde, und ihre Könige erobern viel von dem Beſitzthum der Franken, bis eine Jungfrau, genannt vom Bogen, weil ſie des Bogens und Pfeils geſchickt iſt, den Feinden allen Raub entreißt. Und jener Zweig mit einem Seitenzweige wird die Franken beherrſchen länger als zwei Jahrhunderte, wird, nachdem abermals die Blutſchuld ſich mehrte, abwelken nahe am Ende von ſechzehnhundert Jahren ſeit der Geburt des Erlöſers, einem andern Zweige des Stammes die Herrſchaft vererbend. Dieſe beginnt mit einem Könige, der unvergeſſen leben ſoll in den Büchern der Welt, denn er wird ſeyn ein Held des Rechtes, der Ordnung und Güte, obwohl er dennoch fallen wird durch verruchte Mörderhand. Unter ſeinen

Nachfolgern vermehren ſich Schlauheit und Untreue, vermindern ſich Zucht und Ehrſamkeit. Zum Ruhme wird, was Schmach iſt, bis nach grade zwei Jahrhunderten der Macht dieſes Zweiges der nun gefolgte König die Schuld ſeiner Väter im Martyrthum und auf dem Blutgerüſt zu büßen hat durch Gewalt Derer, die im Aufruhr ihren Groll zum Geſetz machen und die Herrſchaft Aller verkündigen, um ihrer ſelbſt willen. Wiederkehrt nun, ärger als je zuvor, die Fluth der Blutſtröme in greuelvoller Verwüſtung, von der auch dieſe Stätte des heiligen Dionyſius wird zu leiden haben, dieweil man ſelbſt nicht der Todten ſchonet, ſondern, obwohl man ſich hohen Geiſtes und Werthes dünket, mit thieriſchem Grimm die Leichname ſchändet. Und es ſtürzen durch die losgelaſſene Furie die Einen die Andern in unaufhörlicher Kette, bis der Herr als Guttheil erachtet den Mann des Schwertes und Starrſinns. Mit eiſernen Reifen umklammert er die Länder bis weit über die Marken der Franken hinaus und auch die Meere möchte er ſein nennen. Im fernen Norden aber erliegt ſein Heer dem Feuer und Eiſe, ſeiner Flucht ziehen die Heere der entfeſſelten Länder nach, und ob die Franken von Neuem ſich rüſten, werden ſie dennoch im eigenen Lande heimgeſucht von Schaaren allen Gemiſches und der Gewaltige wird ſterben in der Verbannung, auf öder Stelle unter dem Brauſen des Meeres. Danach herrſchen von Neuem im Gebiet der Franken Erbkönige aus dem zuvor vertriebenen Zweige; nochmals wird er verdrängt und ein Mann von einem Nebenzweige läßt ſich die Krone zutheilen durch Meuterer, und andere Meuterer nehmen ſie ihm wieder, damit er erfahre, daß die Erblichkeit nun allein die Gerechtſame ſey. Denn ſie iſt der Herrſchaft nicht mitgegeben um der Herrſcher, ſondern um der Völker willen, nicht wegen Bevorzugung der Einzelnen, ſondern um der Dauer erblichen Wohls und Glücks durch Verhütung der ewig bereiten Kämpfe der Ehrſüchtigen in Anfachung der Bürgerkriege. Und ob auch jener Mann des Schwertes und des Starrſinns die Franken in feſte Banden ſchnürte, vergeſſen ſie ſeiner nicht, verehren noch die Aſche des Todten; denn die Franken bedürfen des Ruhms und um ſeinetwillen dulden ſie mehr denn um Recht und Milde. So werden ſie ſich an den Namen halten und ihn erneuen in einem Andern, der aber vergebens volle Macht zu gewinnen ſtrebt; es werden ſich täuſchen Dieſe immer Jene, und weil Alle herrſchen wollen, wird Keiner herrſchen, der rechte Rath keinen Anfang und der falſche kein Ende haben, bis wieder ein Erbkönig aus dem alten Zweige berufen iſt. Da aber dieſer ſtirbt ohne Erben, kehrt die alte Zerrüttung zurück und dauert, bis der nächſte Zweigerbe den Thron beſteigt und Frieden zu ſtiften ſucht im Lande der Franken, auch Frieden hält mit Denen, die jenſeits unſrer Marken wohnen. Die Ermattung Aller wird ſolchen Frieden lange währen laſſen und ihn begünſtigen, jedoch nicht aus tiefſtem Grunde, denn zu der Zeit iſt die Begehrlichkeit mehr als je angefacht von den Hütten bis zu den Burgen, und alle Gedanken und Lüſte ſchweifen raſtlos hinweg über die ſicheren Wege, daß ringsum nur ein Taumeln und Stürzen ſeyn wird. In ſolcher Weiſe wird das Jahr Zweitauſend nach der Erlöſung zu Ende gehen und der Herr erwägen, ob die Welt der neuen Erlöſung werth, ob ſie dem Niedergange zu überlaſſen, oder von Neuem zu erheben iſt durch die Macht und den Segen des Heilands. Amen!"

Mit dieſem Wort entrückte ſich mir das Geſicht vor meinem Blicke. Die Dämmerung aber war angebrochen und ich harrte nur des erſten Sonnenlichts, um ohne Säumen nieder zu ſchreiben, was ich vernahm. Ich fügte es hier ein, daß es nach dem Befehl des Biſchofs verwahrt werden könne für die Tage, die nach uns kommen, wenn wir in Gottes Hand ruhen, und ſchloß dieſen Bericht am Tage des heiligen Antonius im Jahre Sechshundertunddreißig.

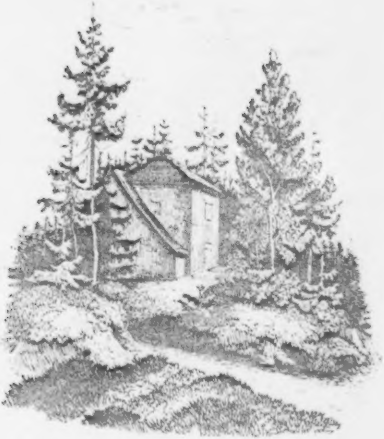
Dieſe Urkunde brachte der pilgernde Bruder Medardus im Jahre 1234 aus dem burgundiſchen Kloſter Clugny nach Maynz und ward ſie in der Copey dem Erzſtifte anvertraut, das in Deutſch mehrere Abſchriften nehmen ließ und ſie geſchenkweiſe vertheilte mit Hinzuthuung der Nachricht: Clonodoald, Prior von Cloud, ſtarb Einhundertundeilf Jahre alt in ſeinem Kloſter und ward daſelbſt begraben. Seine Gefährniſſe im Leben, ſeine Frömmigkeit und Gutthaten, wie ſein heiter Abſcheiden, erwarben ihm ein heilig Gedächtniß, und nach ihm heißet der Ort, zu deſſen Anbau er den Grund geleget, Saint Cloud.

Vincenz.

Goethe's Waldhäuschen.

Im Jahrgange für 1849 gaben wir Abbildungen von Goethe's Haus in Weimar und von ſeinem einfachen Arbeitszimmer; nachträglich folgt nun eine Anſicht des Waldhäuschens an der Ilm, des Ortes, wo Manches von dem Schönen, was Goethe für uns ſchuf, entſtanden iſt. Dort hat er auch wohl das Gedicht „Ilmenau" geſchrieben — die erſten Verſe machen es wahrſcheinlich — worin er der Betriebſamkeit dieſer Stadt gedenkt und unter Anderem ſagt:

„Ich ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt;
Ein ruhig Volk in ſtillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu,
Und Seil und Kübel wird in läng'rer Ruh'
Nicht am verbroch'nen Schachte ſtocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeih'n und feſtes ird'ſches Glück."



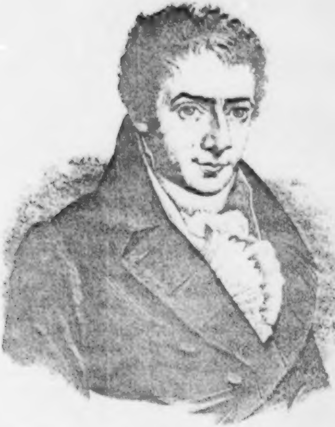
Unſer großer Dichter bemühte ſich um Alles, und wie er bald nach ſeiner Anſtellung als Kammer-Präſident in Weimar ſämmtlichen Gewerben regſame Theilnahme zuwandte, ſo war es von dieſen beſonders die Weberei, die ihn anzog; ja er hatte das Künſtleriſche daran mit Sorgfalt ſtudirt und die Erwerbung dieſer Kenntniſſe diente ihm zu dichteriſcher Darſtellung, was man — zum Beiſpiel — in „Wilhelm Meiſters Wanderjahren" durch Einzelnheiten beſtätigt findet. Schrieb er doch im ſpäten Alter (1810) an ſeinen Freund H. Meyer in der Schweiz: „Ich habe dieſer Tage nach Ihrer Anleitung die Baumwolle gut ſtudirt und ſuche nun einen hinlänglich realen Zettel zu einem poetiſchen Einſchlag vorzubereiten." Wenn wir nun überzeugt ſeyn dürfen, daß vom

Meiſter **Goethe** in dem Waldhäuschen viel gedacht, viel gelernt und viel geſchaffen worden iſt, ſo behagt uns beſonders deſſen Anſpruchsloſigkeit. Sie erinnert an die Erklärung, die **Goethe** in ſeinem Arbeitszimmer gab im Geſpräch mit **Eckermann**: „Meiner Natur iſt die Pracht ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich ſie in Carlsbad hatte, ſogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieſes ſchlechte Zimmer, worin wir ſind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, iſt für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, thätig zu ſeyn und aus mir ſelber zu ſchaffen." Danach können wir uns das Innere in dem Waldhäuschen denken! Uns iſt bei dem Anblick zu Muth, als wären dort, indem der erfahrungsvolle Weltbeobachter **Goethe** nach der zeitweiſen Trennung von den Lebenswirren in der Einſamkeit ſeine allgemeinen Wahrnehmungen zuſammenfaßte, treffliche Bemerkungen auch für die Volksmehrheit entſtanden. Da drinnen hat er vielleicht Folgendes zu „Wilhelm Meiſters Wanderjahren" geſchrieben: „In Allem von unten hinauf zu dienen, iſt nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beſchränken, iſt das Beſte, für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den beſſern eine Kunſt, und das Beſte — wenn er Eins thut, thut er Alles, oder um weniger paradox zu ſeyn, in dem Einen, was er recht thut, ſieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird!" Ein inhaltſchwerer Spruch, der uns deutlich macht, wodurch ſich Jeder in jedem erwählten Handwerk auszeichnen, in ſeinem tüchtigen Streben zuerſt ſich Zufriedenheit und dann im Allgemeinen die Freude an allem Tüchtigen erwerben kann. Das giebt eine Freudigkeit, zu der man andere Vergnügungen kaum noch nöthig hat, denn ſie iſt eine ſtete reiche Quelle, deren Glück zu erſchöpfen auch eines Menſchen längſte Lebenszeit nicht ausreicht. — **Goethe's** ſchmuckloſes Waldhäuschen ſey und bleibe uns eine angenehme Erinnerung an die ſtets eifrige und doch ruhige Sicherheit, mit der aus anſpruchsloſem Raume der unermüdliche Forſcher ſo viel Kernhaftes hervor gehen ließ, was wohlbenutzt uns die Weltenräume mit Blüth' und Frucht erfüllen kann. — r.

Robert Fulton.

Wir haben von James Watt und deſſen Dampfmaſchine berichtet (im Jahrgange für 1847) und werden bei einer Abhandlung über das Dampfſchiff, die wir in dieſem Jahrgange unſres Volksbuches bringen, des **Fulton** gedenken, wozu wir eine Schilderung von deſſen Leben voranſenden.

Robert Fulton, berühmter Mechaniker, wurde im Jahr 1767 in Nord-Amerika, Grafſchaft Lancaſter im Staat Pennſylvanien



geboren. Sein Vater war nicht reich, und nachdem er ihm die erſte Erziehung gegeben, ſeinem beſchränkten Vermögen gemäß, ſchickte er ihn zu einem Juwelier. Während der Lehrzeit zeigte der junge Fulton Geſchmack und glückliche Anlagen zum Zeichnen, aber gänzlich entblößt von Geldmitteln wäre er ohne Zweifel ſein ganzes Leben hindurch ein wenig hervorragender Handwerker geblieben, hätte ihn nicht die Großmuth eines ſeiner Mitbürger, Samuel Turbitt, unterſtützt, um ſich nach London begeben und ſich dort bei Weſt (einem geborenen Nord-Amerikaner) der Malerei befleißigen zu können. Fulton arbeitete mit Eifer unter der Aufſicht dieſes geſchickten Lehrers, war aber nach einigen Jahren dennoch wenig befriedigt von ſeinen Fortſchritten und verzweifelte, jemals in dieſer ſchwierigen Kunſt ſich einen großen Namen zu erwerben. Deshalb richtete er ſeine Blicke auf eine andere Laufbahn. Er verband ſich mit ſeinem Landsmann Ramſey, ausgezeichnet durch ſeine großen Talente zur Mechanik.

und nach London gekommen mit der Abſicht, in Virginien, ſeinem Geburtsort, eine Dampfmaſchine und mehrere andere nützliche Erfindungen thätig werden zu laſſen. Kaum hatte Ramſey die von ihm gehegten Pläne und Entwürfe Fulton mitgetheilt, als derſelbe plötzlich ſeinen Beruf erkannte. Die Pinſel legte beiſeite und mit aller Liebe und Ausdauer widmete er ſich der neuen Richtung. Zu der Zeit forderte indeß der geſchätzte Dichter Joel Barlow, dermals Geſandter der Vereinigten Staaten in Frankreich, Fulton auf, in Paris ein Panorama einzurichten. Der glückliche Erfolg dieſer Unternehmung, bei welcher nicht allein als Künſtler, ſondern auch bei der Einnahme Fulton betheiligt war, verſchaffte ihm die nöthigen Mittel, ſeine mechaniſchen Studien fortzuſetzen und ſie ausſchließlich zu betreiben. Er kam durch Barlow in Verbindung mit Künſtlern und vielen Gelehrten, deren Unterhaltung und Schriften ſeine Erfindungskräfte entwickelten. Die Ergebniſſe waren: eine Mühle, um Marmor zu ſägen und zu poliren; ein Plan, die Kanäle für größere Fahrzeuge ſchiffbar zu machen; eine Maſchine, um Seile und Taue zu verfertigen; ein Kahn, unter dem Waſſer zu ſchwimmen; eine Maſchine, feindliche Fahrzeuge in die Luft zu ſprengen, die ſich unſichtbar im Waſſer bewegt; endlich das Dampfſchiff, die wichtigſte von Fulton's Erfindungen. Anfangs war ſie weit davon entfernt, den Beifall zu erhalten, den ſie verdiente, und ſelbſt Napoleon verachtete dieſe neue Art der Schifffahrt, die weder Wind noch Meeresungeheuer fürchtet. In Paris, auf der Seine, wurde der erſte Verſuch mit dem Dampfſchiffe gemacht. Die geringe Tiefe dieſes Fluſſes, deſſen unzählige Windungen waren hinderlich, und der Erfolg ſchien ſelbſt mehreren ausgezeichneten Mechanikern ungewiß. Deſſen ungeachtet ließ Fulton ſich nicht entmuthigen; er arbeitete ohne Unterlaß, um der Maſchine die ganze Vollkommenheit zu geben, deren ſie empfänglich iſt, und nachdem er von Neuem ſeine Entwürfe in Frankreich und England verworfen ſah, entſchied er ſich, obgleich etwas ſpät, in ſeinem Vaterlande Gerechtigkeit zu ſuchen, die ihm bis dahin in den genannten Ländern verweigert wurde. In Nord-Amerika empfing man die Dampfböte mit aller Gunſt, deren ſie werth waren. Man erkannte die großen Vortheile, die von ähnlichen Schiffen zu erwarten in Gegenden, die Ueberfluß an benutzbaren Strömen haben, und umgeben ſind von großen Seen, durchſchnitten von einer Menge ſchiffbarer Flüſſe. Bald vermehrten ſich die Dampfböte auf dem Hudſon, Delaware, Ohio, Suſquehannah und Miſſouri. Fulton ſah nun ſein Unternehmen gelungen; er wurde ſelbſt von Denen, die früher ſich als Gegner erwieſen hatten, mit Lobeserhebungen überhäuft, auch zum Mitglied mehrerer gelehrten und künſtleriſchen Geſellſchaften der Vereinigten Staaten ernannt, und der Congreß bewilligte ihm eine Summe von 5000 Dollars zu dem Zweck, ſeine Verſuche mit dem Torpedo (der Maſchine, um Fahrzeuge in die Luft zu ſprengen) fortzuſetzen. Sein lebhafter Wunſch war, ſich mit aller Kraft ſeines Alters und Genies damit zu beſchäftigen, als er mitten in ſeiner Laufbahn gehemmt wurde durch Kummer und Nahrungsſorgen, die ſein Leben bedrückten und nicht zögerten, ihn zum Grabe zu führen. Den ſeinigen ähnliche Dampfböte drängten ſich auf denſelben Flüſſen ein, für welche er das ausſchließende Privilegium haben ſollte. Geſchmälert in ſeinem Erwerbe, hatte Fulton ebenfalls den herben Schmerz, daß ihm ſeine unſterbliche Entdeckung ſtreitig gemacht wurde; dieſe ungerechte Behauptung verletzte ihn tief und war Urſache zu einer Entzündung, der er am 24. Januar 1815 erlag. Welche Anfeindungen mitgewirkt haben mögen, ſo iſt es dennoch ganz gewiß, daß er der Erſte geweſen iſt, der die Schwierigkeiten zu überwinden verſtand, die bis zu ſeiner Zeit der Verwirklichung der Erfindung ſich widerſetzt hatten; und daß er ein neues Mittel entdeckte, deſſen Gebrauch und Erfolge ſich täglich vermehren und zugleich den Namen Fulton's verewigen werden. Mit ſeinen rühmlichen ſtrebſamen Fähigkeiten verband Fulton einen edlen Charakter. Er kannte keinen andern Ehrgeiz als den, ſeinen Mitbürgern und der Menſchheit nützlich zu ſeyn, und dies läßt ſich nicht beſſer bezeichnen als mit ſeiner eigenen Aeußerung: „Der Trieb zur Vervollkommnung genügt für mein Glück und mein Vermögen; der Präſident der Vereinigten Staaten hat keine Stelle mir zu geben, die ich annehmen möchte.“ — r.

Friedrich Heiter und Peter Düſter.

Düſter. Wie gelingt's Dir, daß Du ſtets bei ſo guter Laune biſt, Freund Heiter?

Heiter. Ich könnte fragen: Lieber, wie kommt's, daß Du immer ſo mürriſcher Laune biſt? Doch thu' ich's nicht, denn ich weiß, wie's kommt! Du grübelſt zu viel über das Leben, machſt Dir zuviel Gedanken über die Gedanken!

Düſter. So gieb mir ein Mittel an, wie ich mich deſſen entſchlage!

Heiter. Schwer iſt's, ſich von verjährter Gewohnheit zu befreien, und Du haſt der Nachhängerei zu willig nachgegeben. Da haben wir denn erſt in der Jugend übertriebene Anſprüche und Hoffnungen, werden im Mannesalter gallig, wenn ſich das Unerfüllbare nicht erfüllt, verſchmähen unſere Erfahrungen, ſtatt ſie zu ſichten, und ſind endlich als Greiſe abgeſtumpft für Alles. Kannſt Du ſelbſt Dir helfen, dann iſt der Rath bald gegeben, er heißt kurz und gut: Sieh keine Zauberbilder und keine Geſpenſter!

Düſter. Hältſt Du mich für ſo einfältig, an Dergleichen zu glauben?

Heiter. Wie alt magſt Du ſeyn?

Düſter. Nun, etwa Vierzig!

Heiter. So! Da leſ' ich in Deinem Geſicht, daß Du aus den drei, unſer Erdenweſen zumeiſt beherrſchenden Zauberbildern, Liebe, Ehre und Reichthum, ſchon manchmal Geſpenſter gemacht haſt. Sprechen wir zuvörderſt von Nummer Eins! Die Liebe hat ſich ſehr verflacht in unſrer Zeit, denn ohne tiefe Religioſität giebt's überhaupt keine tiefe Empfindung, und mit der Verminderung des Glaubens an eine höhere Welt vermindert ſich auch die Kraft des Gemüths. Du aber haſt vielleicht noch Religioſität, nur nicht die reinſte, die mit der Entſagung vertraut iſt; Du ſuchteſt noch das lebendigſte Gefühl im Abgeſtorbenen, ſuchteſt alſo nur Geſpenſter.

Düſter. Wenn aber die Liebe erſtorben iſt — „was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“ —

Heiter. Halt! — und verſchütte das Kind nicht mit dem Bade. Engel wohnen nicht unter den Staubgeborenen, und wer Engel erwartet, geräth außer ſich, wenn er eben nichts als Menſchen gewahrt. Man muß nur Das ſuchen, was zu finden, nur Das wollen, was zu erreichen iſt. Lerne Dich alſo begnügen; haſt und giebſt Du aber mehr Liebe als Andere, wirſt Du mitunter auch noch jetzt mehr Liebe gewinnen als Andere.

Düſter. Du magſt recht haben. Weshalb aber ſoll für mich die Ehre ein Luftgebilde ſeyn?

Heiter. Juſt auch wegen Deiner überſpannten Phantaſie.

Düſter. Was hat von dieſer die Ehre zu gefährden?

Heiter. Was der edle Glaube vom Aberglauben, von Hexen, Zauberern und Kobolden zu gefährden hat.

Düſter. Das iſt mir unverſtändlich!

Heiter. Der lebensluſtige Agathon war anfangs Träumer und ward eben lebensluſtig, nachdem er beherzigte, was Hippias zu ihm ſagte: „Du haſt ein gefälliges Aeußere, haſt Geiſtesgaben und Alles, was zum Glück gehört; aber Deine überreizte Denkart wird Dich verhindern am Erwerben der Kunſt, vom Leben Vortheil zu ziehen.“ — Was iſt Ehre? Nicht wahr, ſoll ſie wirklich Etwas ſeyn, müſſen Andere ſie uns weder geben noch nehmen können?

Düſter. Gewiß, das ſcheint mir ganz richtig!

Heiter. So ſpricht Dein Verſtand. Deine mißmüthig wunderliche Phantaſie dagegen meint: Die Ehre müſſe erſt von der Menge oder von Dieſem oder Jenem geſchmückt und geſtempelt ſeyn. Du haſt Manches gethan, was nicht ſeine verdiente volle Anerkennung erhielt, und wenn Dir dies Schmerz verurſacht, dann ſtrafe Deine — Eitelkeit, nicht Deinen Humor. Wiederum alſo muß es heißen: Lerne Dich begnügen, und Du haſt allzeit der Ehre genug!

Düſter. Ich will mich über Deine Offenheit nicht ärgern —

Heiter. Kannſt Du's nicht laſſen, ärgere Dich! Meine Offenheit iſt nicht aufdringlich, ſie kann gleich ein Ende haben.

Düſter. Nein, nein! Immerzu! Ich verkenne ja nicht die Wahrheit in Dem, was Du ſagſt.

Heiter. Dann wirſt Du aber auch zugeſtehen, daß die Ehre, welche von Andern beſchaut und bewundert ſeyn will, eben nichts iſt als ein Geſpenſt der Eitelkeit. Die wirkliche Ehre hat immer an ſich ſelber vollauf.

Düſter. Ich ſtimme ein! Weshalb nannteſt Du aber den Reichthum ebenfalls ein Geſpenſt und deuteteſt anſcheinend darauf hin, auch ich glaube an dies Geſpenſt?

Heiter. Ich hab's nicht geradezu geſagt, doch ſcheint's mir eine unabwendbare Folge. Wer die Meinung hegt, er ſey von Liebe und Ehre zu gering betheiligt worden, der trachtet nach Ausgleichung, und der Reichthum iſt in der Menſchen Wahn die allgemein fruchtbarſte. Angenommen nun, Dein Trachten ginge nach Reichthum, ſo würde eben Dich bald das häßlichſte aller Geſpenſter plagen: der Geiz.

Düſter. Woher willſt Du nun Das wieder ſo zuverläſſig weiſſagen?

Heiter. Mein Orakel iſt Deine Dick- und Schwarzblütigkeit.

Düſter. Wunderlich! Haben denn alle Geizige dickſchwarzes Blut?

Heiter. In der Regel, und — „Blut iſt ein ganz beſond'rer Saft." Der mordluſtige Damiens behauptete, er würde nie zu ſeiner Frevelthat geſchritten ſeyn, wenn er den Chirurg, bei dem er einen Aderlaß beabſichtigte, zu Hauſe getroffen hätte. Dürfte es doch ſogar nicht gradhin nur verwegen ſeyn, wollte man annehmen, die vielen Gehirnverwirrungen, die ſeit ſechzig Jahren die Weltgeſchichte in den wechſelvollſten politiſchen Kreiſel ſchickten, wären mit dadurch entſtanden, daß die Aerzte den Aderlaß immer ſpärlicher anwandten. Dieſe Anſicht hat ſcheinbar etwas für ſich, da die namhafteſte Verminderung der Aderläſſe hauptſächlich durch John Brown, der 1788 ſtarb, bewirkt, dann Grundſatz faſt aller Aerzte wurde, demnach nur etwas älter iſt als die erſte franzöſiſche Revolution.

Düſter. Freund, Du machſt abſchweifende Sprünge!

Heiter. Das kommt Dir nur ſo vor, und wär' es, ſo entnimm daraus, daß ich Deine Frage: weshalb ich immer bei guter Laune bin, theilweiſe damit beantworte, daß ich keinen Gedanken in mir ſtarr werden laſſe, ſondern ihn nach allen Seiten hinwende, um ihn zu prüfen, auch wohl zu necken. Uebrigens iſt die Wirkung der Dick- und Schwarzblütigkeit auf unſre Zeitzuſtände eine ſichtlich verallgemeinerte, da aus ihr offenbar auch etliche der neueſten Weisheitslehren von den Kathedern hervorgegangen ſind, die Lehren der jüngſten Naturphiloſophen, deren Begriff von der einfachen Natürlichkeit immer mehr abweichen, wodurch ſchon der Name „Naturphiloſoph" zur Fälſchung wurde. An einer ſolchen Dick- und Schwarzblütigkeit, gefördert durch immer weiter verbreitete, mit Unzufriedenheit gepaarte Genußſucht, leideſt Du, wie ſehr Viele der Jüngſtgeborenen, ebenfalls, und Deinem bisherigen Lebensgange zufolge dürfteſt Du künftig unzweifelhaft an Geiz leiden.

Düſter. Es iſt und bleibt eine kecke Behauptung! Beweiſe, Herr Seelſorger!

Heiter. Stehe zu Dienſt! Der Leichtblütige, der Menſch meiner Art, ſieht das Geld ſtets an wie gezeitigte Vögel, die man muß ausfliegen laſſen. Leute Eurer Art, die in der Liebe und Ehre nicht Liebe und Ehre genug finden, fangen früh an, für ihre Zukunft beſorgt zu ſeyn; nun klammern ſie ſich an den Reichthum und halten ihn für den beſten Schutz.

Düſter. Wenn Dem ſo wäre, ſo iſt doch deshalb der Reichthum noch kein Geſpenſt!

Heiter. Abgeſchloſſen, er iſt eines der ärgſten Geſpenſter! Wenn man wer weiß wie viel vom irdiſchen Mammon hat, kann man ihn nicht verlieren?

Düſter. Allerdings!

Heiter. Wirſt Du, wenn Dir nun einmal der Reichthum als beſter und vollſter Schutz erſcheint, nicht täglich fürchten, das, was Du haſt, zu verlieren? wirſt Du nicht, um gefürchtete Verluſte ertragen zu können, immer mehr erwerben und ſichern wollen? Kommt da nicht der Geiz von ſelbſt, und kannſt Du jemals genug haben, wenn dieſe Wurzel alles Uebels Dir endlich zur Lieblingswurzel geworden iſt?

Düſter. Hm!

Heiter. Demnach giebt es keinen Reichthum, der einen Geizigen ſättigen könnte. Was nicht ſeyn kann, iſt ein Trugbild, und wenn es uns quält — ein Geſpenſt. Willſt Du weiteren Beweis?

Düſter. Nein! Aber Alles, was Du geſagt haſt, läuft nur darauf hinaus, mich wahrer oder mir angedichteter Mängel zu beſchuldigen; noch erfuhr ich nicht deutlich, was Dich bei ſteter guter Laune erhält.

Heiter. Nun, um bei unſern drei Dingen zu bleiben, ich finde jederzeit, man giebt mir ſo viel Liebe als ich brauche; eben ſo geht's mir mit der Ehre und mit — nein, nicht mit dem Gelde, da giebt man mir das ſchon Erworbene manchmal nicht, auch wenn ich's brauche, und zu recht guten Zwecken brauchen möchte. Ei dann — dann wart' ich's geduldig ab und ſage zu meinem Herzen, will's beklommen werden: „Der Herr hat dein noch nie vergeſſen, vergiß auch du, mein Herz, ihn nicht!“

Düſter. Ja eine ſolche Vertröſtung macht aber doch in keiner Hinſicht glücklich!

Heiter. Für ſehr ſchwierige Fälle habe ich den etwas derben, aber doch gar heilſamen Grundſatz: Es iſt weder nothwendig, noch uns verbürgt oder dienlich, daß wir immer glücklich ſind. Ich thue jeden Tag meine Pflicht, ſorge für das Erforderliche, und wo möglich für ein Uebriges, womit ich Andern und ſo auch mir wohlthue. Reicht das Ueben meiner Pflicht, reichen einmal meine Kräfte nicht zu, ſo ergänz' ich das durch Vertrauen auf Gott.

Düſter. Und was wäre zu thun, um Deine Sicherheit und Deinen Gleichmuth für mich zu gewinnen?

Heiter. Sey erſtens kein Sancho Panſa!

Düſter. Wie? Was?

Heiter. Erinnere Dich, daß Sancho Panſa einſt angſtvoll eine ganze Nacht hindurch an einem Baumzacken ſich in der Schwebe hielt, weil er meinte, es ſey unter ihm ein tiefer Abgrund. Der erſte Strahl der Morgenſonne zeigte ihm aber, daß er es nur mit einem leichten und trockenen Graben zu thun habe, er alſo nur hätte die Beine ausſtrecken und feſt auftreten ſollen. Sieh' Du auch nicht überall Abgründe, damit Du feſt auftreten könneſt!

Düſter. Das iſt leicht geſagt —

Heiter. — aber Deine Krankheit läßt die Ausführung nicht zu.

Düſter. Krankheit?

Heiter. Nichts Anderes! Und da rath' ich —

Düſter. Etwa einen Aderlaß?

Heiter. Keineswegs, denn ich halte ihn, als Schwächung der Naturkraft, nur in der äußerſten Gefährlichkeit für anwendbar. Ich rathe, ſchaff' Dir einen Arzt an, wie jenen, der einen ähnlichen grübleriſchen Hirngeſpinnſtler vor ſich hatte. Dr. Radcliff kannte ſeinen Kranken, und als ihn dieſer wieder rufen ließ, ſchrieb er ihm: „Ich habe Eile und muß eben fort. Trinket ein Quart friſches Waſſer und ſucht mich dann auf. Straße ſo, Haus ſo und Patient Der und Der.“ Der Kranke that, wie ihm geheißen; überall war jedoch der Arzt ſchon fort, überall fand aber Jener auch einen ähnlichen Zettel. Endlich, nachdem er ein paar Stunden gelaufen war, traf er Radcliff, der zu ihm ſagte: „So macht's alle Tage; trinkt tüchtig Waſſer und lauft Eurer Geſundheit nach. Ich wette, Ihr holt ſie ein und ſeyd Euer eigener und beſter Arzt!“

Düſter. Ein grober Geſell von Arzt!

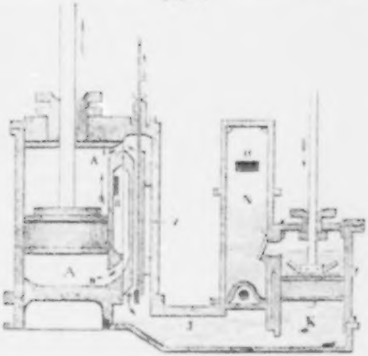
Heiter. Ein allerliebſter Arzt, Freund Düſter! — und mein Rath gilt für den Körper und den Geiſt zugleich. Was aber das Glück betrifft, ſo faſſ' ich das Ergebniß unſeres Geſpräches zuſammen in den Worten: Nimm die Welt, auch wenn Du Dich und damit Dein Theilchen von ihr beſſerſt, nimm die Welt wie ſie iſt; lerne Dich begnügen, und ſey überzeugt, wenn Du darin einige Uebung haſt, ſo findeſt Du zuletzt ſelbſt in ſchlimmen Fällen, daß ein Glück, welches aus dem Muth und der Kraft der Entſagung hervorgeht, an Werth mit jedem andern Erdenglück ſich meſſen kann, und für das Seelenleben noch einen bedeutenden Gewinn als edlen Ueberſchuß einträgt. Nun aber gehab' Dich wohl, Freund Düſter, und gedenke mein, indem Du nach meiner Anleitung für Dich ſorgſt!

— r.

Das Dampfſchiff.

In dem Jahrgange für 1847 betrachteten wir die Watt'ſche Dampfmaſchine, nachdem wir das Leben ihres Erfinders, James Watt, kennen gelernt hatten. Auf die dort, Seite 101 – 103, gegebene Beſchreibung werden wir bei der jetzt folgenden der Schiffs-Dampfmaſchine zurückkommen, denn im Weſentlichen iſt die Schiffs-Dampfmaſchine ebenſo eingerichtet, wie die Watt'ſche Maſchine, dieſelben Grundſätze kommen auch bei ihr zur Geltung. Da aber die Schaufelräder des Dampfſchiffes nur mit ihrem unteren Theile in das Waſſer eingreifen dürfen, ſo müßte alſo die gemeinſame Achſe derſelben ſehr hoch liegen. Der Balancier und die Treibſtange würden dann in eine bedeutende Höhe über dem Schiffe reichen. Um dieſem Uebelſtande zu begegnen, hat man den Balancier und die Treibſtange unterhalb der gemeinſchaftlichen Achſe angebracht, ſo daß erſtere nach oben wirken. Fig. 1 zeigt uns eine Schiffs-Dampfmaſchine im Durchſchnitt. Links befindet ſich der Dampfcylinder A mit ſeinem Kolben. Der Dampf tritt aus dem Dampfkeſſel durch ein Rohr R in einen Raum neben dem Cylinder, aus dieſem Raume geht er durch das Schie-

Fig. 1.



berventil V abwechſelnd bei E und bei D in den Dampfcylinder. In der Stellung, wie die Figur ſie grade zeigt, tritt der Dampf bei D ein und treibt den Kolben in die Höhe, während der über dem letzteren befindliche Dampf bei E ausſtrömt und durch die innere Höhlung des Schieberventils in den Condenſator J übergeht, wo er zu Waſſer verdichtet wird. Das ſich ſo fortwährend mehrende Waſſer des Condenſators wird vermittelſt der Pumpe K gehoben und in den Raum N geführt; durch die Oeffnung O fließt es dann ab. Die unter dem Raume N gelegene Achſe iſt die Achſe der beiden Balancier, von denen auf jeder Seite der Maſchine einer gelegen iſt, wie man dies in Fig. 3 ſehen kann.

Fig. 2 zeigt einen Aufriß, Fig. 3 einen Grundriß der Schiffs-Dampfmaſchine. Die Buchſtaben bezeichnen in beiden Figuren

Fig. 2.

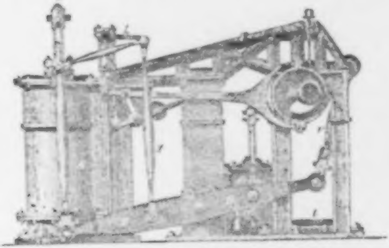
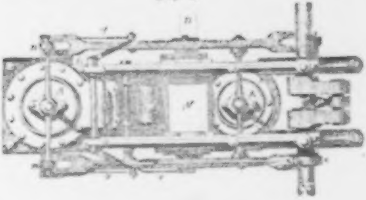


Fig. 3.



daſſelbe. **A** iſt der **Dampfcylinder**, **B** der **Balancier**, g und h ſind Stangen, welche ein Parallelogramm bilden und ſo die ſenkrechte Bewegung der Kolbenſtange möglich machen. Jeder Balancier endet jederſeits in eine Gabel; die linken Gabeln tragen zwiſchen ſich die Stangen n, welche mit einer Querſtange und mit der an dieſe befeſtigte Kolbenſtange in Verbindung ſtehen. Die rechten Gabeln der Balancier ſind durch einen ſtarken Querbügel verbunden, aus deſſen Mitte die Treibſtange l' (Fig. 2) hervorragt und vermittelſt einer Kurbel die Achſe a der Schaufelräder umdreht. k iſt die Luft- und Waſſerpumpe, deren Kolbenſtange an einen Querbügel befeſtigt iſt und durch den Balancier ebenfalls in Bewegung geſetzt wird, wie dies Fig. 2 deutlich zeigt. Auch die Bewegung des Schieberventils muß die Maſchine ſelbſt beſorgen; ſie thut dies auf dieſelbe Weiſe, die wir bei der Watt'ſchen Dampfmaſchine kennen lernten, nämlich durch die excentriſche Scheibe und durch das Geſtänge. Dieſes greift in den einen Arm eines um einen feſten Punkt (Achſe) drehbaren Hebelarmes und zieht dadurch das am anderen Hebelarm hängende Schieberventil auf und ab (Fig. 2). In Fig. 3 ſind an der Achſe dieſes Hebels noch zwei andere Hebelarme befeſtigt, die eine Walze d als ein Gegengewicht gegen die Laſt des Schieberventils tragen. — Durch die Röhre t (Fig. 2) fließt das Waſſer in den Condenſator. In den Raum N ſtrömt das Waſſer, das die Luftpumpe k herausſchafft, und durch die im Grundriß (Fig. 3) punktirte Röhre D fließt es aus N ab.

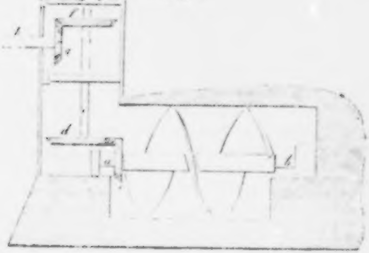
Auf Dampfſchiffen hat man gewöhnlich zwei Maſchinen neben einander geſtellt, die aber eine gemeinſchaftliche Achſe haben; ihr Gang iſt ſo eingerichtet, daß ſich der Kolben der einen in der Mitte des Dampfcylinders befindet, wenn der der andern oben oder unten angekommen iſt. Dadurch erhält das Schiff einen gleichmäßigen Gang, den bei der Watt'ſchen Maſchine das Schwungrad zu bewirken hat. — Die Achſe der Maſchine, die durch die Treibſtangen in Bewegung geſetzt wird, iſt auf beiden Seiten des Schiffes mit großen Schaufel- oder Ruder-Rädern verſehen, die, ſich drehend, das Schiff fortſchieben. Dieſe Schaufelräder wurden gleich bei den erſten Dampfſchiffen angewendet und haben ſich ſeit dieſer Zeit faſt überall in Aufnahme gebracht und in Anwendung erhalten. — Das erſte Dampfſchiff, das zur Fortſchaffung von Reiſenden und Waaren gebraucht wurde, iſt der 1807 zu New-York von Fulton erbaute „Clermont“; ſeine erſte Reiſe ging von New-York nach Albany (120 engliſche Meilen in 32 Stunden). In Europa wurde das erſte Dampfſchiff, der „Komet“ genannt, 1812 in England gebaut, es befuhr den Clyde. Seit dieſer Zeit hat die Zahl der Damfſchiffe ſich bedeutend gemehrt. — Obgleich faſt bei allen Dampfſchiffen die Ruderräder Anwendung gefunden haben, ſo iſt dennoch nicht zu leugnen, daß ſie mancherlei Uebelſtände mit ſich führen. So iſt die bedeutende

Breite, welche die Schiffe durch die Ruderräder zu beiden Seiten erhalten, für den Verkehr in Häfen, Kanälen u. ſ. w. oft hinderlich. Die Räder wühlen das Waſſer zu ſehr auf, vertreiben die Fiſche und beſchädigen leicht die Ufer in Kanälen. Die Schiffe können der großen Räder wegen nicht leicht umkehren, ſie werden durch ſie aufgehalten, wenn man die Maſchine außer Thätigkeit geſetzt hat, um mit günſtigem Winde zu ſegeln. Ferner können die Dampfſchiffe als Kriegsſchiffe auf den Breitſeiten keine Geſchütze führen; auch ſind die Ruderräder dem feindlichen Feuer zu ſehr ausgeſetzt.

Aller dieſer Uebelſtände wegen ſuchte man lange ein anderes Mittel, die Schiffe zu treiben; aber alle älteren und neueren Verbeſſerungen und Erfindungen wollten ſich nicht probehaltig beweiſen. Nur eins, die Archimediſche Waſſerſchraube, hat den Erwartungen entſprochen, und ſo hat man ſogenannte Schrauben-Dampfſchiffe oder Schrauber gebaut. Der gewaltige „Great-britain“, der eine Maſchine von 1000 Pferdekräften hat und eine Laſt von 3500 Tonnen (7,000.000 Pfunde) tragen kann, iſt ein Schrauben-Dampfſchiff. — Die Archimediſche Schnecke oder Waſſerſchraube iſt eine Waſſerhebemaſchine, erfunden von dem berühmten griechiſchen Mathematiker Archimedes, der bei der Erſtürmung der Stadt Syracus im Jahre 212 vor Chriſti Geburt von einem römiſchen Soldaten erſtochen wurde. Dieſe Maſchine beſteht aus einer Walze, um die eine bleierne oder hölzerne Röhre ſchraubenförmig gewunden iſt. Ihr Pfannenlager, in dem ihr unterer Zapfen ſich dreht, liegt unterm Waſſer. Sie ſelbſt iſt gegen die Waſſerfläche unter einem ſpitzen Winkel geneigt und hat an ihrem oberen Zapfen eine Kurbel zum Umdrehen. Bei jeder Drehung ſchöpft die untere Oeffnung der Röhre Waſſer, unter das bei fortgeſetzter Drehung die ſchiefliegenden Flächentheile der Röhre fortgeſchoben werden, ſo daß das Waſſer endlich aus der oberen Oeffnung ausfließt.

Schon ältere Phyſiker meinten, es ſey möglich, vermittelſt einer ſolchen Schnecke, wenn ſie nur gehörig ſchnell und dem Waſſer entgegen um ihre Achſe gedreht würde, ein Schiff fortzubewegen. Dieſen Gedanken führte Fr. Smith im Jahre 1837 aus und erwarb ein Patent darauf. Seine Vorrichtung beſteht kurz in Folgendem: Er brachte am Hintertheil des Schiffes, oberhalb des Kieles, eine 7 Fuß lange, waſſerdicht gegen den Schiffsraum abgeſchloſſene, dagegen dem Waſſer zugängliche Kammer an. (Vergl. Fig. 4.) In dieſer liegt wagerecht und mit dem Kiele gleichlaufend eine Spindel, um die zwei 2 Fuß breite Schraubengänge ſich winden. a und b ſind die beiden Zapfen der Spindel; der Zapfen a trägt ein kegelförmiges Rad c, das in ein eben ſolches d eingreift. Die Achſe dieſes letzteren Rades iſt e und trägt ein wagerechtes, kegelförmiges Rad f, das ein ſenkrecht ſtehendes g dreht. Die Achſe (h) dieſes Rades iſt die

Fig. 4.



Achſe der Dampfmaſchine. Die Spindel wurde in einer Minute hundert Mal um ihre Achſe gedreht.

Das erſte Schraubenſchiff, das Smith baute, und welches er „Archimed" nannte, hatte eine Maſchine von 60 Pferdekräften und trug 240 Tonnen (480,000 Pfund). Es legte den Weg von Portsmouth bis Oporto (800 engliſche Seemeilen = 171 preußiſchen Meilen) in 70 Stunden zurück. Beinahe alle Uebelſtände der Ruderräder finden ſich bei den Schraubern vermieden. Seit dieſer Zeit ſind ſchon viele Schiffe mit Archimediſchen Schrauben gebaut worden.

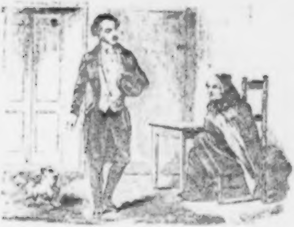
Ludwig Heros.

Ahnung und Vorherbeſtimmung.

„Ei was, Ahnungen, und noch obenein unüberwindliche Vorherbeſtimmungen! Jag' Dir den Nebel aus dem Kopf!" — ſo unterbrach der heitere Gaſt Bernhard bei Deiſſer, ſeinem Schulfreunde, deſſen Rede, und das gefüllte Glas erhebend, ſprach er weiter: „Wahrhaftig, ich muß lachen über Deinen weiſethuenden Ernſt, womit Du mir bei unſerem erſten Zuſammentreffen nach meiner mehrjährigen Entfernung von hier die Möglichkeit und Wirklichkeit der Ahnungen und trotzdem die Unvermeidlichkeit des Geahnten zu beweiſen denkſt! Täuſchungen, Einbildungen, Folgen von Muthmaßungen und klügelnden Zuſammenſtellungen! Geträumte Berechnungen, die, weil ſie verſchwommen ſind im Gedächtniß, verwiſcht bis auf ein paar künſtlich zuſammengefügte Einzelnheiten, für geheimnißvolle Offenbarungen gelten. Narrenspoſſen! Nicht geſcheidter, als wenn ich von dieſem Glaſe Wein von Deinem und meinem Verbrauch in dieſer Stunde einen Schluß machen wollte auf den Beſtand in Deinem Weinkeller, Deine jetzigen und künftigen Umſtände. Oder wenn mir einfiele, dadurch, daß Deine Frau mich lange warten läßt auf ihren Anblick, ihre Kleidung, das Bild ihres ganzen Weſens, alle ihre Eigenſchaften zu kennen. — Alſo geheirathet haſt Du! Sieh, da könnt' ich mit Eins Deinem dichteriſchen Aberglauben an Ahnungen den weisheitlichen Boden wegziehen. Zum Spaße will ich's thun; wir haben wohl noch Zeit, bis Deine Gnädige das letzte ſchmucke Feigenblättlein ihres Putzes angelegt hat und mich zur Huldigung beſcheiden läßt. — Höre und wiſſe! auch ich war einſt beſeſſen und bezaubert von der Ahnungen Zigeunerbrut, welche im Menſchenhirn ihr Weſen treibt. Ich war verliebt, bis zur Hinfälligkeit alles Irdiſchen, verliebt in eine Hexe von Mädchen! Die Kleine hatte meiner damals ſtreng-ſcheuen Feſtigkeit eine gewaltige Breſche beigebracht, und meine Eitelkeit — auch ein Kind der lügenvollen Sippſchaft — prophezeite mir den ſchmeichelhafteſten Erfolg, ſo daß ich an eine förmliche Bewerbung dachte. Ich ſtieg demnach von den Höhen der Wiſſenſchaft, wo ich einſam hageſtolzte, hinab zu der anmuthigen Jungfrau, die in reizender Unſchuld und ſeltener Bewußtloſigkeit, wie es mir ſchien, ein Paradies zu ebener Erde in meiner Nachbarſchaft bewohnte; doch —."

„Du fandeſt Sprödigkeit, Gefallſucht, Nebenbuhlerei, vielleicht einen Korb!" fiel Deiſter ein.

„Mit nichten, Brüderchen! Ich kehrte von ſelbſt wieder um, und daran waren wohl die verwünſchten Ahnungen ſchuld. Höre nur! — Die Vorthür des Saales that ſich klingelnd auf — gleichſam die Einleitung zu meiner eingeübten Vorſtellung — ein Bologneſer-Hündchen bellte mir entgegen, als ich, einen Augenblick verſchnaufend, die bezweckte dichteriſche Anrede in der Angſt meines Herzens noch einmal ſchnell vor mich hin brummte. „Verdammtes Geſchmeiß der Kritikaſter!" ſchnaubte ich den kleinen Unhold an; „nicht einmal in dem Stilleben der Schönheit hat man Ruhe vor euch!" Es half nichts, der Bologneſer keifte nur noch ärger, machte ſolche Sprünge und ſolchen Lärm ob des anmaßenden Einſchritts in ſein Gehege, wo er der Gehätſchelte zu ſeyn ſchien, daß ich zu meiner Schönrednerei gewiß nicht gelangt wäre, wenn mir nicht — nun merk' auf, es naht die Ahnungs-Teufelei! — ein altes Mütterchen durch ihr keuchendes Bſt, bſt! geholfen hätte. Dieſe vermittelnde Parze — denn ſo ſah ſie aus, der Atropos wie aus den Augen geſchnitten — die den Faden der Mittheilung durch ihr Dazwiſchenkommen und Abwehren des mit den Schneidezähnen drohenden Kläffers bis zur Thür des Allerheiligſten fortgeſponnen hatte, war es zugleich welche die ganze Werberei durchſchnitt. — „Eine ſteinalte Frau

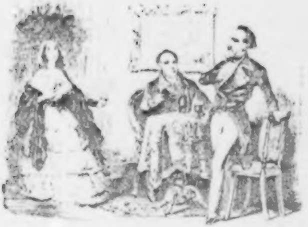


flüſterte ich ſtehenden Fußes im Augenblick mir ſelber zu, „hier im Vorſaal zuſammengekauert! in dieſer rauhen Herbſtzeit! ohne ein entſchuldigendes Geſchäft!" — Da ruft's im Innern mächtig: „Bernharde, ſey bedächtig!" Es war mir ſonderbar zu Muthe. Die Hand gehoben zum Anklopfen an die Thür, harrte ich noch eine Weile wie Herkules am Scheidewege, ſchwankend, ob ich fürbaß gehen oder mich zurückſtellen ſollte? Letzteres war indeß ohne Aufſehen nicht mehr möglich, ſchon des griesgrämlichen kleinen Bologneſers wegen, der, als ob er nur mein ſelbſtgeſprächliches Zwiſchenſpiel geſchont, ſeine trotzige Stellung hinter mir von Neuem eingenommen hatte, um abermals ſein lärmendes Amt zu verwalten. Ich beſchloß alſo, auf dem betretenen Wege zwar vorzuſchreiten — ich beſaß nun einmal derzeit noch weniger Anlage zum Herkules als jetzt — zugleich aber auch wegen des beabſichtigten Verhabens ein Beobachtungs-Heer von Blicken und Fragen, die Saal-Alte betreffend, ausrücken zu laſſen. Somit klopfte ich ſtark genug, und vernahm ein eben ſo lautes, raſch wiederholtes, ſinnig bedeutſames: „Herein!" — Wie ich nun den beginnenden Liebes-Roman zierlich bevorwortete, obwohl man mich dabei doch für einen Stotterer hätte halten können, davon erlaß mir die zweite Auflage. Nach der verbindlichſten Erwiederung von ihrer und der Mutter Seite, wobei ich's mir nicht verwehren konnte, zuweilen nach der Thür mich umzuſehen: ob die Alte, die Grundurſache meiner plötzlichen Vorſicht, etwa mit eingetreten ſey oder noch eintrete, brachte ich die Unterhaltung auf das erwähnte Mütterchen, und erfuhr: es ſey die Großmutter, „die ſich lieber draußen als in der Stube aufhalte." — Lieber draußen in der Kälte, als bei dir, allerliebſtes Wärmpüppchen! ſo fragten mich meine argwöhniſchen Gedanken; doch nahm ich einen neuen Anlaß zu freundlichen Aeußerungen. Vergebliches Bemühen! — ſo viel nun der Erfolg für die nächſte Zukunft zu verſprechen ſchien, ſo viel von ſtiller Häuslichkeit, gewähltem Umgang, Sittlichkeit, Tugend, Menſchenliebe und Zartgefühl — lauter glückliche Weiſſagungen für einen verliebten, heirathsluſtigen Anfrager — die Rede war: nichts verdrängte die geheime Stimme, die, von dem Anblick des frierenden Mütterchens geweckt, abmahnend und warnend in meinem Inneren ſich vernehmen ließ. Selbſt ſpäterhin, als ich die Alte in der Stube fand, war es mir unmöglich, der Angelegenheit meines Herzens völlig zu vertrauen und auf eine offene Anwerbung mich einzulaſſen. Wie ſehr ich mich bekämpfte, wie oft ich dies Gefühl, als unbegründet und lächerlich, durch die Lauge des Spottes und Hohns in ein Nichts aufzulöſen verſuchte, kein Behelf vertrieb jenen Eindruck, und kurz geſagt: ich ahnender Thor, ich empfindſamer, alberner Geck, ging bald nicht mehr zu dem jungen, wunderhübſchen Mädchen, das gewiß nun eine vortreffliche Hausmutter geworden iſt; ich blieb weg um eines alten Mütterchens willen, von dem ich eigentlich wenig oder nichts wußte. Und dennoch —.“

Bernhard unterbrach ſich, denn es war ihm immer deutlicher geworden, daß Deiſter durch die Erzählung des heiteren Freundes, weit entfernt, ſeinen Glauben an Ahnungen ſchwinden zu laſſen, nur noch mehr darin beſtärkt wurde. Schweigend hatte er aufgehorcht, mit ſteigender Theilnahme, ſchweigend hatte er oft und öfter bedenklich den Kopf geſchüttelt und ihn tiefer geſenkt. Jetzt unterbrach er Bernhard's Erzählung düſter mit dem Geſtändniß: gerade das, was Dieſen davon zurückgebracht, habe ihm früher den Glauben an Ahnungen und Vorherbeſtimmungen unaustilgbar eingeprägt. „Ich bemerkte“, ſagte er, „bei der Bewerbung um meine Frau ein ähnliches Gefühl, unterdrückte es aber mit Gewalt.“ Dann ſchilderte er, wie ſich dies gerächt habe in der langen Zeit ſeiner — unglücklichen Ehe mit einer hochfahrenden, zänkiſchen, herzloſen und verſchwenderiſchen Frau.

Der Gaſtfreund ſetzte verwundert das eben wieder gefüllte Glas hin; da trat die Frau des Hauſes ein, und — man denke ſich Bernhard's Erſtaunen, als er in ihr jenes Mädchen erkannte, vor dem ſeine innere Stimme ihn ſo glücklich gewarnt hatte. Er brachte, ſo gut es ihm in der Ueberraſchung gelingen wollte, ſeine Begrüßungen an, eilte jedoch bald fort und ſagte unterweges zu ſich ſelbſt:

„Und wenn ich's nun nach dieſer Belehrung recht überlege, ſo war ich ſelbſt ein Narr des Augenblicks. Was ich einſt für Ahnung hielt, was iſt's geweſen? Eine ganz vernünftige Angabe des richtigen Gefühls, zu welcher klaren Erkenntniß meine damalige Liebesbefangenheit ſich nicht erheben konnte. Jenem Wegweiſer des hülfreichen Gefühls verdanke ich es, daß ich dem hübſchen Drachen nicht zum Opfer wurde; denn nun folgten von ſel-



der weitere Muthmaßungen und Schlüſſe. Was man Ahnungen nennt, wird erklärbar, wenn man nur den Dingen und Begebenheiten von den erſten Spuren an mit hellem geiſtigen Auge nachgeht. Armer Freund Deiſter, du haſt eine Warnung mißverſtanden oder mißverſtehen wollen: du konnteſt Herr deines Schickſals ſeyn und wurdeſt ſein Diener! — Das iſt die Wahrheit an Dem, was du zu deiner Entſchuldigung nun zwar als Warnung in dem Ausdruck „Ahnung“ anerkennſt, mit der unüberwindlichen Vorherbeſtimmung es aber rechtfertigen möchteſt, daß du in der Verliebtheit zu blind wareſt, der offenbaren und natürlichen Warnung näher kommen zu können. Unſer Leſſing hat recht: „Keiner iſt unſchuldig an ſeinem Schickſal, an Klugheit hat er es gewiß fehlen laſſen!“ — Prüfen und kämpfen — das ſind zwei Eigenſchaften, die ſich von ſogenannten Ahnungen und Vorherbeſtimmungen nicht überwältigen laſſen! S–n.

ein Volk von Charakter und tüchtiger Geſinnung, ein Volk, werth ſeiner bedeutſamen Vorzeit mit ihren großen Männern und großen Tugenden! — Nun aber möge ohne weitere Worte folgen:

Leſſing's Anſicht über Höflichkeit und Wahrheit.

I.

„Die Ausdrücke der Höflichkeit werden beleidigend, wenn man es ihnen durch und durch anſieht, daß ſie nichts als Höflichkeit ſind. Wozu ſind ſie überhaupt, wo liegt ihr Nutzen? Was nicht von innen heraus kommt, was man allenfalls mit einem Gedanken ſagt, aber mit dem Gefühl verwirft, kann nur den Menſchen verſchlechtern, wie denn Dergleichen die Deutſchen, die ſich ohnehin zur leeren Höflichkeit meiſt ſehr ungeſchickt anſtellen, allerdings verſchlechtert hat. Eine gewiſſe Abgemeſſenheit in der Geſellſchaft mag löblich ſeyn: man ſoll in gewiſſen Grenzen bleiben; mir aber ſcheint es eben ſo ſträflich, wenn man ſich dabei zu falſcher Höflichkeit verirrt als zur Unwahrheit, denn Beides iſt mir Eins. Die Alten nannten jedes Ding bei ſeinem rechten Namen; aber die falſche Kultur putzte das Unrecht, die Lüge, ja ſelbſt die Grobheit heraus, und nannte eine gedrechſelte Sprache, die unſre Vorfahren ohne Wörterbuch gar nicht verſtehen würden, den Umgangs-Ton. Wenn mir Jemand mit breiten und gefeilten Verſicherungen ſeiner Achtung und Freundſchaft entgegenkommt, ſo ſehe ich darin weiter nichts, als daß der Mann nicht den Muth und Willen hat, ſich gradaus behandeln zu laſſen. Der überaus Höfliche iſt immer ſehr eitel und hat die Beſcheidenheit ganz verlernt; er giebt mit ſeinen Worten das Maaß zu erkennen, mit dem er gemeſſen ſeyn will. Behandelt man ihn nicht in gleicher Weiſe, ſo wird ſeine Empfindlichkeit ihn bald ohne Maske zeigen, und er wird, wenn auch unwahr, doch nichts weniger als höflich ſeyn. Mag aber Verfälſchung des Sinnes als der wahre Umgangs-Ton gelten, der Menſch unſres Zeitalters will nun einmal — leider — ſelbſt die Seele nicht ungeſchminkt; in der Schriftſprache aber muß jedenfalls der Ton zur Sache paſſen. Der Leſer iſt uns ein Freund, dem wir uns ganz mittheilen; er iſt ein Richter, dem wir Wahrheit ſchuldig ſind, ob wir vom Freunde, ob vom Feinde reden; aber eine Wahrheit, die ſich von Schicklichkeit nicht entfernt, weil ſie ſonſt ſich ſelber ihre Wirkung nimmt. Was ſoll das Wort, wenn es weder eine Empfindung, noch einen Gedanken wahr ausdrückt? — oft grade das Gegentheil iſt von Dem, was man eigentlich ſagen ſollte? Wahrheit allein iſt die rechte Höflichkeit, der Inhalt alles Rechts, und das Höchſte und Geringſte in der Welt, wie Ihr es anfaßt, ob mit Ernſt, ob mit Spott, kann ihrer nicht entbehren; warum ſollte man alſo das Unentbehrliche nicht bei jeder Gelegenheit üben?“

II.

„Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, die Wahrheit ganz oder gar nicht zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, die dazu erforderlich ſind, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder nicht brauchen will, macht ſich um den menſchlichen Verſtand nicht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und grader der Weg zur Wahrheit; da hingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt. — Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann ſie doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, ihr Liebhaber iſt er nie geweſen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit!“

Das Volkslied.

(Skizze aus dem Künſtlerleben.)

Heinrich Iſak, ein bekannter Componiſt im ſechzehnten Jahrhundert, drückte — als er ſich gezwungen ſah, Inſpruck, wo er vorzugsweiſe gern lebte, verlaſſen und ſich nach München begeben zu müſſen — ſeinen tiefen Schmerz über dieſe Trennung in einem Liede aus, welches mit den Worten begann: „Inſpruck, ich ſoll dich meiden!“ Der Kummer des Künſtlers war in der That wahrhaft, tief empfunden, und die Muſik, in der er ihn ausſprach, eben deshalb im eigentlichſten Sinne ergreifend. — Der Eindruck, welchen dies Lied machte, grenzte daher an das Wundervolle; ganz Deutſchland wiederholte dieſe Zaubertöne und ſelbſt die Kirche bemächtigte ſich derſelben zu einem der ſchönſten und erbaulichſten geiſtlichen Lieder, die wir beſitzen. *) Noch heut zu Tage, wo ſeitdem dreihundert Jahre verfloſſen ſind, hört man von Alt und Jung, in den Städten und in den entfernteſten, verſteckteſten Dörfern, jenes herrliche Abſchiedslied von Iſak ſingen, und nicht leicht wird es ein Herz geben, das nicht von der Lieblichkeit und zugleich der Gewalt, welche ſich in der großartigen Begeiſterung des berühmten Componiſten und Dichters kund gab, tief bewegt werden ſollte.

---

*) Die Melodie des ſchönen Kirchenliedes: „O Welt! ich muß dich laſſen!“ iſt von dem Iſak'ſchen Abſchiedsliede hergenommen.

Dieſes Abſchiedslied ſpielte ſpäterhin eine Hauptrolle in einer rührenden Scene, welche ſich im verfloſſenen Jahrhundert in Salzburg zutrug, wo damals Haydn (wohlverſtanden nicht Joſeph Haydn, der Componiſt der „Schöpfung", der „Jahreszeiten" und ſo vieler köſtlicher Symphonieen, ſondern Michael Haydn, welcher auch dort begraben iſt und auf deſſen Denkmal ſich Salzburg nicht wenig einbildet) als Organiſt glänzte, und die ich hier erzählen will, ſo gut ich es vermag. — Die beiden Helden dieſer kleinen Geſchichte waren eifrige Schüler von Michael Haydn und mögen hier mit den Vornamen „Rudolph" und „Hermann" bezeichnet werden.

Hermann war einer von jenen Menſchen, bei denen ſich die Natur in Widerſprüchen gefallen zu haben ſchien und von dem man deshalb unter keinen Umſtänden vorherſehen konnte, was dereinſt aus ihm werden würde; in ihm vereinigten ſich alle Tugenden und alle Fehler. Zu ſeinem großen Unglück war ihm der Vater ſehr früh, als er noch in der Wiege lag, geſtorben, und eine ſchwache, wenig umſichtige Mutter leitete ſeine Erziehung. Er war bereits zwanzig Jahre alt und hatte noch niemals den geringſten Widerſpruch erfahren, nicht die Kunſt erlernt, ſich in den Willen eines Andern fügen zu können. Bei ſeinem heißen Blut ward Hermann, je mehr er ſich entwickelte, immer eigenſinniger, abſprechender, rachſüchtiger; er kannte keine andere Vorſtellung von dem Guten und Böſen, als den Eindruck, welchen der Augenblick auf ihn machte: Alles kam darauf an, ob ſeine Leidenſchaftlichkeit Befriedigung oder Widerſpruch erfuhr. Indeß darf man doch nicht verſchweigen, das Grundſätzliche in dem Charakter dieſes heftigen Jünglings, ſo ausſchweifend und regellos es ſich auch ausſprechen mochte, war immer ein edles, tugendhaftes, ſo daß er bei ſeiner ganz beſonderen Eigenthümlichkeit nach Befinden der Umſtände eben ſo gut zum Verbrecher, als zum ehrenwerthen Helden ſich ausbilden konnte.

Beſcheidenheit, Sanftmuth und unendliche Herzensgüte unterſchieden Rudolph ſehr weſentlich von ſeinem hitzigen, heftigen, hochfahrenden Freunde; eben ſo anſpruchslos als tief gebildet, machte er, da er nur überzeugen, nicht aber blenden oder beherrſchen wollte, anfänglich keinen beſondern Eindruck, deſto bleibender und lebendiger war aber dieſer Eindruck bei näherer Bekanntſchaft, eben deshalb, weil Rudolph nicht nach Bewunderung geizte, und es eben ſo wenig in ſeiner Abſicht lag, Diejenigen, mit welchen er in Berührung kam, überraſchen zu wollen. Er war gefällig, leutſelig, duldſam, aber beharrlich in ſeinen Meinungen und Jeder bemühte ſich um Rudolph's Freundſchaft, die man, je näher man ihn kennen lernte, deſto werther hielt, deſto höher achtete; ſinnig und genügſam in ſeinen Genüſſen, kannte

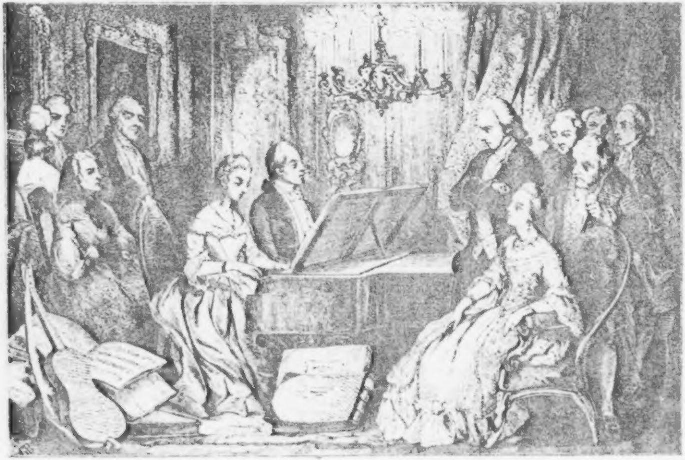
Rudolph keinen andern Ehrgeiz als den, ſeiner Familie Freude zu machen, und wenn ihn ja zuweilen die Muſik der einfachen Ruhe, dem ſtillen, häuslichen Glück, wofür er geſchaffen war, entzog, und ihn plötzlich in eine leidenſchaftliche Begeiſterung verſetzte, ſo war es entſchieden die edelſte Kunſtliebe, welche ihn erfüllte, und keineswegs ein eitler Hochmuth, irgend einen Sieg über ſeine Genoſſen davon tragen zu wollen.

Nach dem, was hier, freilich nur in ganz allgemeinen Umriſſen, über die Gemüths-Beſchaffenheit dieſer beiden Jünglinge geſagt worden, ſollte man glauben, ſie hätten durchaus nicht für einander gepaßt; gleichwohl knüpfte die Muſik das Band der Freundſchaft unter ihnen und feſſelte Einen an den Andern. — Sie waren Beide, wie ſchon geſagt, Schüler von Haydn, der ſich als Organiſt und Componiſt geiſtlicher Muſiken einen Namen gemacht hat, der aber doch zugleich, ungeachtet ſeiner großen Verdienſte, während ſeines ganzen fleißigen, thätigen Lebens ſich vornehmlich durch Zurückgezogenheit und Beſcheidenheit auszeichnete. — Seine beiden Schüler machten raſche Fortſchritte und man hätte ihnen ſchon damals mit ziemlicher Sicherheit vorherſagen können, wie berühmt ſie einſt werden würden. Das Merkwürdigſte war aber die Erſcheinung, daß, ungeachtet ſie einen und den nämlichen Lehrer hatten, der Einfluß dieſes Lehrers doch nicht ſo groß war, um die Originalität ihres Geiſtes, die Beide ſich ungeſchwächt erhielten, im Geringſten beeinträchtigen zu können. Ernſthaft und erhaben, ſanft und melodiſch waren Rudolph's Phantaſieen; wild, ſeltſam, ungeordnet die Hermann's. Während das Spiel des Erſteren einen unendlichen Liebreiz entwickelte, unwillkürlich jeden Zuhörer das wahrhaft Himmliſche ſeiner Töne entzückte und deſſen Seele in ſüße Luſt verſenkte, regte das des Letzteren gewaltig auf, erfüllte das Herz mit Schrecken, brachte das Blut in mächtige Wallung; es lag gewiſſermaßen etwas Sataniſches in ſeinen Compoſitionen. Wenn der gute, ehrliche Haydn Rudolph mit inniger Zufriedenheit lächelnd betrachtete und ihm Muth einzuflößen ſuchte, ſagte er dagegen oft zu Hermann: „Junger Mann! Du haſt allerdings herrliche Anlagen, die dereinſt etwas Großes zu leiſten verſprechen; aber — nimm Dich in Acht! Ich fürchte, Deine geiſtlichen Compoſitionen werden dort oben im Himmel nicht ſonderlich gut aufgenommen werden, bereiten Dir vielleicht einen gar üblen, unfreundlichen Empfang!“

Die Eiferſucht, womit ſich in der Regel zwei Nebenbuhler betrachten, dieſer grimmige Feind, der ſo ſelten geſtattet, daß zwiſchen ſolchen Wetteifernden wahre Freundſchaft ſich entwickeln kann, zog keinesweges mit ihrem ſtörenden Unfrieden in die Herzen der beiden jungen Künſtler ein; ſie verfolgten ein und die nämliche Laufbahn, allein auf ſo ganz von einander verſchiedenen Wegen, daß Jeder von ihnen hoffen durfte, die höchſte Staffel zu erreichen, ohne Furcht, den Freund zu überflügeln oder zu verdunkeln: denn es fand zwiſchen ihnen durchaus keine Aehnlichkeit ſtatt. Keiner konnte mit dem Andern in irgend einer Art verglichen werden. Wenn Beide ſich in einem und dem nämlichen Conzerte hören ließen, ſo entſtand niemals darüber ein Streit, wer zuerſt ſpielen ſolle, denn Jeder wußte, er werde gern gehört. Jeder war des entſchiedenſten allgemeinen Beifalls ſicher. Beide hatten ſich innige Freundſchaft bis in den Tod gelobt und nicht der kleinſte Streit hatte jemals den echten Bruderſinn geſtört, von welchem ſie für einander erfüllt waren. — Iſt aber auf dem höchſten Gipfel der Kunſt Platz für Zwei vorhanden, kann man, um zu dieſem Gipfel zu gelangen, ſich gleiche Berechtigung auf Ruhm, Ehre, Anerkennung zu erkämpfen, zwei ganz verſchiedene, einander völlig entgegengeſetzte Wege einſchlagen, ſo hat es doch mit der Liebe eine andere Bewandtniß; ſie war auch hier die Klippe, an welcher Hermann's und Rudolph's Freundſchaft ſcheitern ſollte.

Eines Abends war Geſellſchaft bei einem angeſehenen Einwohner der Stadt, dem Hauptmann W*, deſſen Tochter, mit Hülfe ihrer Mutter, ein kleines Muſikfeſt veranſtaltet hatte. Clara, ſo hieß dieſes liebenswürdige Kind, verband mit einer hinreißend ſchönen Geſtalt ein gefühlvolles Herz und einen hochgebildeten Geiſt; ſie war eine vortreffliche Clavierſpielerin, aber noch nie hatte ſie ſich öffentlich hören laſſen, und mit all dem Stolz und all der Unruhe, welche den Lehrer ergreift, wenn ſein Schüler, der ihm Ehre bringen und ſeinen Ruf befeſtigen ſoll, zum erſten Male eine Probe ſeiner Kunſtfertigkeit abzulegen im Begriff iſt, ſtellte Clara's Mutter an jenem Abend der Geſellſchaft ihre geliebte Tochter vor. Auch Hermann und Rudolph waren gebeten und beeilten ſich um ſo angelegentlicher, ſich einzufinden, als Clara's Talente ſelbſt von den erbittertſten Feinden ihres Vaters anerkannt und belobt wurden, und daher die Neugier der beiden jungen Künſtler, deren Ohr jene Lobſprüche erreicht hatten, auf das Höchſte geſpannt war.

Sehr oft iſt es der Fall, daß ein, ungeſchickt im Voraus geſpendetes Lob dem Belobten weit mehr ſchadet als hilft; in dem vorliegenden Fall aber trat ganz das Gegentheil ein. Clara, das ſanfte, freundliche, anſpruchsloſe Kind, plauderte unbefangen mit Allen, die ſich ihr näherten, ſpielte, ohne ſich im Mindeſten zu zieren, oder ſich lange bitten zu laſſen, mit Jedem, der mit ihr zu muſiziren Luſt bezeigte, und nahm die Huldigungen, die man der Künſtlerin darbringen zu müſſen ſich unwillkürlich gedrungen ſah, mit einer Beſcheidenheit und Zartheit auf, die ihr alle Herzen gewann. Vor Allem aber entzückte ſie Hermann und Rudolph. — Von den beiden Freunden traf Rudolph zuerſt die Reihe, mit der ſchönen Clara zu ſpielen; niemals möchte es wohl zwei Künſtlerherzen gegeben haben, die ſich beſſer verſtanden hätten, als die



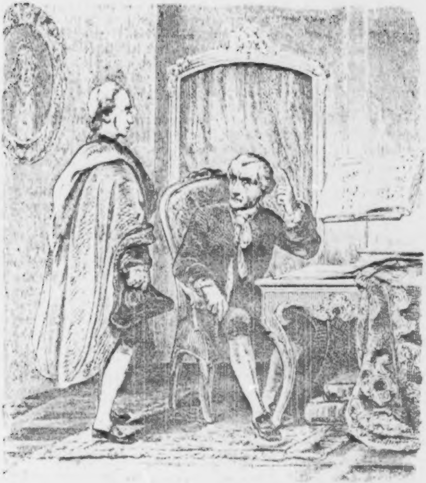
Beiden, welche ſich hier an das Inſtrument ſetzten; Beide hatten einen gleich lieblichen Vortrag, Beide eine gleich erhabene Begeiſterung, Beide eine gleich glänzende, aber durchaus reine Phantaſie. Schon vom Vorſpiel an verſtanden ſie ſich, verſchmolzen ihre Gedanken, und gleichmäßig erhoben ſich ihre Seelen: man glaubte Engels-Harmonieen zu vernehmen.

Auf Rudolph folgte Hermann; allein in ſeinen Adern kochte bereits das fürchterliche Gift der Eiferſucht. Deutlicher, als alle übrigen Zuhörer — denn eine ganz neue, noch nie gekannte, alles Andere ausſchließende Empfindung bemächtigte ſich ſeiner — hatte er, eben weil ſein Herz ihm dies ſagte, jenes ganz außerordentliche, wundervolle Ineinandergreifen bei Clara's und Rudolph's Spiel bemerkt; er entdeckte darin nicht, wie die Uebrigen, das Einverſtändniß zweier Künſtler, ſondern das Einverſtändniß zweier Liebenden. — Gleichwohl befand er ſich nun in der nämlichen Lage, wie ſein Freund Rudolph; es kam Alles darauf an, den Vortheil, in welchen er ſich nun ſetzen konnte, gehörig zu benutzen, und er verlor daher noch nicht alle Hoffnung. Das Feuer, welches ſeine Seele verzehrte, theilte ſich ſeinem Vortrag mit; die Leidenſchaft, die Wuth ſeines Spiels überraſchte die Zuhörer und riß ſie mit ſich fort; allein dieſe Heftigkeit, dieſes Feuer machte keinen Eindruck auf Clara's reines, unſchuldiges Herz. Vergebens verdoppelte Hermann ſeine Anſtrengungen, vergebens mühte er ſich ab, einen Blitz in Clara's Engels-Seele zu ſchleudern: das herrliche Kind verſtand ihn nicht, es blieb kalt und wurde am Ende nur verlegen. — Als Hermann das Clavier verließ, umringte man ihn und wünſchte ihm von allen Seiten Glück wegen der außerordentlichen Kunſtfertigkeit, die er entwickelt habe; aber nur allzu gern hätte der Verzweifelte das ganze Inſtrument in tauſend Stücke zerbrochen und alle jene unwillkommenen Lobhudler fortgejagt; ja, es würde ihm ſogar Freude gemacht haben, wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte, jenes fröhliche Familienfeſt in ein Trauerfeſt, in einen Tag des Jammers verwandeln zu können. Seit jenem für Rudolph ſo bedeutungsvollen Abend beſuchte er oft das Haus des Hauptmanns, und eines Tages ſagte er ihm ganz freimüthig: „Ich liebe Ihre Tochter; außer meiner Kunſt beſitze ich kein Vermögen, allein ſie wird ausreichen für zwei Herzen, die keinen andern Wunſch haben, als ſich gegenſeitig glücklich zu machen.“ — Der Hauptmann befragte nun ſeine Tochter und ſie geſtand ihm: „Ich liebe Rudolph, lieber Vater! Segne den Bund unſerer Herzen!“ — Da ergriff Clara's braver Vater die Hand des jungen Mannes, ſchüttelte ſie herzlich und ſprach: „Der Organiſt an der Kirche des heiligen Sebaſtian wird ſeine Entlaſſung nehmen; bewerben Sie ſich um dieſen Poſten und, wenn Sie ihn erhalten, werde ich Sie gern als Sohn begrüßen.“ — Hermann ſeinerſeits entfernte ſich ſichtlich von Rudolph und vernachläſſigte auch in auffallender Weiſe ſeinen treuen, lieben Lehrer;

in ſeinem Herzen hatte kein anderes Gefühl Raum, als die Erinnerung an den Sieg ſeines Nebenbuhlers, eine Erinnerung, die ſich täglich erneute, täglich und ſtündlich ihn quälte, ihm immer unerträglicher wurde.

Der ehrliche Haydn tröſtete ſich über die Nachläſſigkeit und Zurückgezogenheit Hermann's durch den beharrlichen Fleiß, welchen Rudolph entwickelte; dennoch konnte er die jetzt noch ungewöhnlicheren Fortſchritte, die ſein Schüler in der Kunſt machte, ſich nicht recht erklären; und dies war wohl ſehr natürlich, denn er hatte keine Ahnung davon, daß Rudolph außer ihm noch einen zweiten, ungleich geſchickteren Lehrer habe, nämlich: die Liebe, und daß Clara der mächtige Hebel war, der ſeine Begeiſterung für die Kunſt in ſolchem Grade ſteigerte. — Monate verſtrichen; Hermann wurde täglich bitterer und finſterer; ſeine Leidenſchaft, die ſo ganz und gar nicht erwiedert ward, brachte ihn zur Verzweiflung und rieb ihn ſichtlich auf. Der junge, ſonſt ſo geſunde, kräftige Menſch, in deſſen Herzen die kühnſten Hoffnungen lebten, glich jetzt einem Geſpenſt, ſo blaß, ſo abgemagert war er, ſo erloſchen ſein Auge; doch warf dieſes düſtre Auge zuweilen unter den ſchwarzen Augenbrauen, die es bedeckten, unheimliche Blicke auf ſeinen Nebenbuhler, die all den Haß und Neid verriethen, die furchtbar und zerſtörend in ſeinem Innern wütheten.

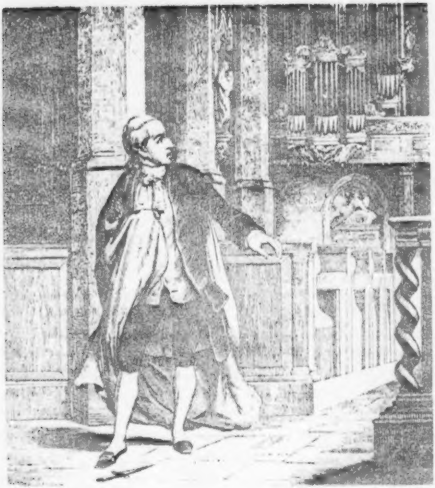
Eines Abends fand Hermann ſich unerwartet bei ſeinem alten Lehrer Haydn ein, den er bisher faſt gar nicht mehr beſuchte, und fragte haſtig: wo Rudolph wäre. — „Er befindet ſich da, wohin Du, leichtſinniger Burſche, niemals hingelangen wirſt!“ antwortete entrüſtet der edle Greis. Als er aber mit Entſetzen die Schreckensgeſtalt ſeines ehemaligen Lieblings-Schülers und die tiefen Furchen wahrnahm, welche Haß und Eiferſucht auf Hermann's jugendlichem Geſicht gezogen hatten, ſetzte er ſogleich theilnehmend hinzu: „Guter Hermann! es iſt lange her, daß ich Dich nicht ſah, Du haſt Dich ſeitdem ſehr verändert.“ — „Rudolph wird ſich freilich nicht, ſo wie ich, verändert haben, denn er iſt glücklich!“ — „Was hält Dich ab, ebenfalls glücklich zu ſeyn? Weshalb folgſt Du nicht dem Beiſpiel, welches Rudolph Dir giebt, der meines Alters Stolz und Freude iſt? Sieh, wie ihm Alles gelingt, was er unternimmt, weil er fleißig und beharrlich iſt! Morgen tritt er ſein Amt als Organiſt der St. Sebaſtians-Kirche an, und in acht Tagen heirathet er die Tochter des Hauptmanns W*.“ — Hermann's Wangen färbten ſich hochroth, ohne daß der gute alte Mann nur entfernt die Urſache dieſer plötzlichen Röthe hätte ahnen können. — „Wo iſt Rudolph?“ fragte wiederholt der junge Mann höchſt dringend; „ich muß ihn ſogleich ſprechen!“ — „Du wirſt ihn ohne Zweifel in der Sebaſtians-Kirche finden, wo er ſich die Muſik einübt, mit der er morgen den Antritt ſeines Amtes feiern will. Möchte doch ſein Beiſpiel günſtig auf Dich, mein Sohn, einwirken, und Dich zu Entſchlüſſen führen, welche geeignet ſind,



Dein Glück dauernd zu begründen.“ — Wilde Freude lachte bei dieſer Nachricht aus Hermann's düſtern Augen: er ſtürzte nach der Kirche. Hier angekommen, lehnte er ſich, feſt in ſeinen Mantel gehüllt und, mit der einen Hand krampfhaft den Griff eines Dolches haltend — denn er hatte, bei den entſetzlichen Plänen, über welchen er brütete, nicht unterlaſſen, ſich mit Waffen zu verſehen — an einen Pfeiler, den Augenblick erwartend, wo Rudolph, nach Beendigung ſeiner Vorbereitung, herunterſteigen würde von dem Chore, auf welchem ſich die Orgel befand.

Dunkelheit und tiefes Schweigen herrſchte in dem Tempel und dadurch wurde der erhabene Eindruck noch vermehrt, den Jeder bei dem Betreten eines ſo heiligen und geheiligten Ortes unabweislich empfindet; nur das Flackern einer einzigen ſchwachen Lampe, die mitten im Chore aufgeſtellt war und deren bleiches Licht einem abſcheidenden Leben glich, das im Begriff ſtand, in dieſem weiten Grabe zu erlöſchen, erreichte das Auge. — Plötzlich erfüllten einige Akkorde auf der Orgel das weite Gewölbe und machten den einzigen Zuhörer zittern, der ſich in dem Schiff der Kirche befand; dann ging der Orgelſpieler zu dem „Gloria in excelsis“ über, ein Muſikſtück, das er anfänglich ganz rein und ungekünſtelt in ſeiner großartigen Einfachheit vortrug, dann aber wiederholte er daſſelbe mit einigen muſterhaften Verzierungen und ſchloß endlich mit einer wahrhaft bewundernswerthen Fuge. Noch nie hatte ſich Rudolph's Genius ſo hoch emporgeſchwungen, als jetzt bei der hinreißenden Ausführung dieſer in der That himmliſchen Muſik; es waren die melodiereichſten und zugleich großartigſten Töne, welche die Harmonie hervorzubringen vermag; es entwickelte ſich in ihnen die ganze Kraft der Jugend in Verbindung mit einem reinen, unſchuldigen, tiefen Gefühl und den ſanften Freuden, der zärtlichen Hingebung eines glücklich liebenden Herzens. — Unbeweglich wie der Pfeiler, an welchen er ſeinen ſchwachen Körper lehnte, fühlte Hermann unwillkürlich ſich von Unruhe und Verwirrung ergriffen; er war mit kaltem Schweiß bedeckt und glich einem gefallenen Engel, der wider ſeinen Willen genöthigt wird, die Lobgeſänge der himmliſchen Heerſchaaren vor dem Throne des Allerhöchſten mit anhören zu müſſen. Schon wollte ihm der Dolch entfallen, doch erfaßte er ihn noch einmal mit krampfhafter Fauſt; — den letzten Tönen der Fuge folgte ein augenblickliches Schweigen, dann erklang die Orgel abermals, allein jetzt hörte man nichts als ſanfte, klagende, ſchwermüthige Töne. Kaum drangen dieſe Melodieen zu Hermann's Ohren, ſo richtete er ſein Haupt, das auf die Bruſt geſunken war, empor; ein Schauer ergriff ihn, ſeine Augen füllten ſich mit glühenden Thränen. — Eine Erinnerung ſchien in ihm aufzutauchen und, gleich einem Blitze, ſeinen Geiſt aufzuhellen.

Hermann und Rudolph hatten einmal des alten Componiſten Iſak Arie: „Inſpruck, ich ſoll dich meiden!“ gemeinſchaftlich geſpielt und, hingeriſſen von der unwiderſtehlichen Lieblichkeit dieſer herrlichen Trauermuſik, ſich herzlich umarmt und ſich für das ganze Leben treue, brüderliche Freundſchaft geſchworen. Und eben dieſes Lied ſpielte jetzt Rudolph mit einem unausſprechlich tiefen Gefühl. Mit jedem Tone, welchen Hermann hörte, ſteigerte ſich die Bewegung, die ihn ergriff, und der nämliche Menſch, deſſen Herz von wilder Leidenſchaft ganz ausgetrocknet ſchien, der kaum vor einer Stunde die fürchterlichſten Rachepläne entworfen hatte, weinte Thränen, die ſeine glühenden Wangen erfriſchten, fühlte ſeine Bruſt, noch kurz zuvor krampfhaft zuſammengezogen, erleichtert, und er ließ endlich maſchinenmäßig die Waffe fallen, die ihn von einem verhaßten Nebenbuhler hatte befreien ſollen. — Hin-



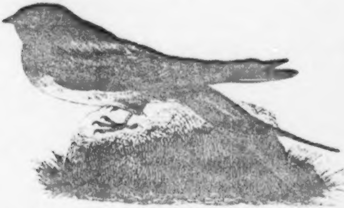
geriſſen von ſeinen unerſchöpflichen Phantaſieen, die immer ſchöner und erhabener wurden, hätte Rudolph vielleicht die ganze Nacht in der Kirche zugebracht, wenn nicht eine wohlbekannte, die Orgeltöne überſchreiende Stimme bis in das Innerſte ſeines Herzens gedrungen wäre, eine Stimme, die ihm die Worte zurief: „Lebe wohl, Rudolph! Lebe wohl und ſey glücklich!“ — Eilend ſtieg Rudolph von dem Orgel-Chore herab; allein vergebens rief er in dem Schiffe der Kirche, hinter allen Pfeilern, in allen Winkeln: nirgends fand er Den, welchen er ſuchte und ſo gern gefunden hätte. — Als er ſich endlich entfernte, in Gedanken verſunken über die ſonderbare Begebenheit, die ihm eben widerfahren, und die er faſt für einen Traum, für ein Spiel ſeiner erhitzten Einbildungskraft zu halten geneigt war, erblickte er beim Herausgehen neben einem Pfeiler einen glänzenden Gegenſtand: es war Hermann's Dolch! — Am nächſten Tage wurde Rudolph als Organiſt zu St. Sebaſtian eingeführt und acht Tage ſpäter ſtand er mit der liebenswürdigen Tochter des Hauptmanns W* vor dem Altar.

Nach Verlauf einiger Jahre erregte in Italien ein deutſcher Künſtler, den man vorzugsweiſe „il divino maestro“ nannte, viel Aufſehen, und man erzählte ſich, er habe nie ohne Thränen des Iſak'ſchen Liedes: „Inſpruck, ich ſoll dich meiden!“ gedenken können.

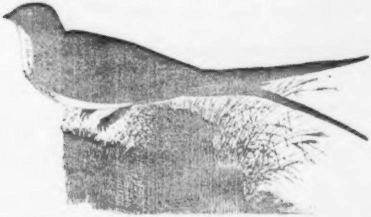
Js.

Schwalben.

Der Menſch hat einige Thiere in ſeinen beſonderen Schutz genommen und dazu gehört die Schwalbe, aus guten Gründen, wenn auch Manche ſich darüber keine Rechenſchaft geben, was wir indeß nicht unterlaſſen wollen. Erſtens ſieht man die Schwalben, die zu Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils zu uns kommen, als Verkünderinnen des Frühlings, alſo einer Freuden-Botſchaft an. Zweitens bauen die Schwalben ihre Neſter zutraulich an die Wohnungen der Menſchen, das deutet auf Zuneigung und dieſe findet immer Erwiederung. Man wird dies ſelbſt an Menſchen gewahren, die ſich zum Erſtenmale im Leben begegnen. Wenn der Eine bei ſich fühlt, der Andere habe ihm gefallen, ſo iſt das in der Regel gegenſeitig, wie das Nichtgefallen in der Regel auch gegenſeitig iſt. Drittens — um nun wieder der Schwalben zu gedenken — nähren ſie ſich von Mücken, Fliegen und ſolchen Inſekten, die den Menſchen nicht angenehm ſind; man hält ſie alſo für ſehr nützliche und obenein, wegen des künſtlichen Baues ihres Neſtes, für ſehr geſchickte kleine Geſchöpfe; — nützlich und geſchickt ſind aber begreiflich empfehlenswerthe Eigenſchaften. Viertens machte der Volksglaube auch Wetterprophetinnen aus den Schwalben; denn fliegen ſie nahe der Erde, ſo hört man überall ſagen: es wird regnen. Darauf wollen wir indeß niemals Pläne bauen, denn der niedere Flug der Schwalben erklärt ſich zumeiſt dadurch, daß die ſtets ſpeiſeſuchenden Thierchen den Inſekten folgen, welche, ſind obere Luftſchichten feucht, nach den niederen und trockneren ziehen. Eine feuchte Luftſchicht iſt aber noch kein unbedingtes Zeichen eines baldigen Regens; fliegen indeß die Schwalben nahe dem Erdboden, reichlicherer Nahrung wegen, iſt doch wenigſtens ſo viel gewiß, daß es oberhalb feuchte Luft giebt, und entſteht daraus eine ſehr natürliche Weiſſagung, mag ſie den Schwalben als Verdienſt, als Miturſache ihrer Beliebtheit angerechnet werden, wir wollen nichts dagegen haben. Unzweifelhaft aber ſehen noch gar Viele die Schwalben mit Wehmuth von dannen ziehen, was meiſt zu Ende des Septembers geſchieht, denn der Winter iſt nun im Anzuge.



Die Rauchſchwalben (ſo genannt wegen des bläulich-ſchwarzen Gefieders) werden am häufigſten geſehen unter den Haus-Schwalben, welche in den Städten und Dörfern an den Gebäuden niſten, ſind auch von den europäiſchen die ſchnellſten und gewandteſten. — Wir wollen nun nächſt dieſer bei uns heimiſchen Art noch die Felſen-Segelſchwalbe in Abbildung beifügen. Sie iſt bedeutend größer und nur im ſüdlichen Europa zu finden, lebt aber nicht in gleicher Traulichkeit mit den Menſchen wie unſre Schwalben, ſucht ſich vielmehr zum Niſten die Felſenritzen oder, wenn ſie ſich mehr nähert, die Thürme.



Sonſt, wenn dieſe Frühlings-Verkünderinnen bei uns ankamen, war der Eindruck ſtärker; unſre älteren Dichter bezeugen dies, denn gar viele beſangen der Schwalben Ankunft und ihr Wohnen bei uns. In neuerer Zeit muß ſich nun der kleine Zugvogel faſt ganz mit ſeinem eigenen Geſange oder vielmehr Zwitſchern begnügen. Wir wollen denn auch damit zufrieden ſeyn, obwohl wir im Allgemeinen wünſchen, daß die Natur noch in gleicher Lebendigkeit wie ſonſt anſpräche oder bald wieder anſprechen möge. Wir ſind freilich der Anſicht, daß wohl kaum die Zeit wiederkehren kann, in der man ringsum in Deutſchland aus vollem Gemüth ſang:

„Süße heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur!“ —

Iſt dem aber nun einmal ſo, möge es doch nicht dahin kommen, daß unſer Volk nach jener Vergangenheit hinſchaut wie nach einem verlorenen Paradieſe! Bertram.

Spielkarten und Kartenſpiel.

Ob die Spielkarten von den Zigeunern erfunden ſind und ſich mit ihnen in alle Welt verbreitet haben, iſt nicht klar erwieſen. Sind ſie aber nicht von Herumtreibern, ſind ſie doch hauptſächlich für Herumtreiber erfunden, mit welcher Aeußerung wir indeß nicht Jene treffen wollen, die einmal Abends die Karten in die Hand nehmen, um ſich eine leichte und zerſtreuende Abwechſelung im Gleichmaaß der Tagesgeſchäfte zu verſchaffen, mit Einſätzen, bei Denen jeder Verlierende noch herzlich lachen kann. Iſt man über die Erfindung der erſten Spielkarten in Ungewißheit, von den heutigen ſogenannten franzöſiſchen Spielkarten weiß man, daß ſie entſtanden, um dem wahnſinnigen König Karl dem Sechſten die Zeit zu kürzen, weshalb die Namen der Bilder ſämmtlich Bezug haben auf die alt-franzöſiſche Geſchichte. Dies ſoll jedoch nicht ſagen, daß die Spielkarten damals erſt in Frankreich heimiſch wurden: ſie waren hier ſchon früher eingeführt, kamen aus dem Morgenlande nach Italien, von dort nach Deutſchland, dann nach Frankreich und Spanien. Die erſten gedruckten Spielkarten lieferten die Deutſchen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; bis dahin — etwa ein halbes Jahrhundert hindurch — waren ſie in den genannten Ländern ein Erwerbs-Zweig der Handwerks-Maler.

Es ſind heilloſe Blätter, dieſe Karten, und wer ihnen verfällt im Dienſte des Spielteufels, dem tödtet er alles edle Gefühl, ſo daß unſre Vorfahren ſeit undenklicher Zeit ſchon ſangen:

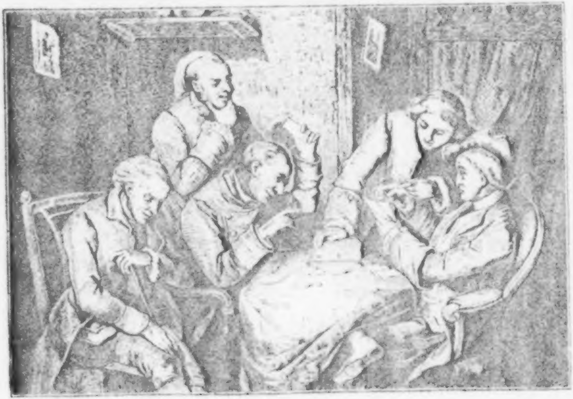
„Zehn machen arm die Spielerſtreich',
Eh' Einer wird vom Spiele reich,
Und nur als ſchlechter Kerl erſcheint,
Wer lacht, dieweil ein Andrer weint!“

Daß eifrige Spieler jedenfalls immer ihre Zeit verlieren, darf man bei ihnen nicht in Anſchlag bringen; denn Leute, die tagein und nachtaus ſpielen, beweiſen eben, daß ihre Zeit gar nichts werth iſt. Es mag aber Jeder, der an ſich merkt, daß er leidenſchaftlich ſpiele, verſuchen, ob er 'was taugt und ſich will beherrſchen lernen; denn eine Leidenſchaft überwinden oder wenigſtens auf das Unſchädliche beſchränken zu können, das macht den Meiſter ſeiner ſelbſt, den tüchtigen Menſchen überhaupt. Und einem Solchen, der noch Kraft hat, gegen ſeine Gelüſte zu kämpfen, rufen wir wieder Worte unſrer Vorfahren zu:

„Du, junger Burſch, das Spiel vermeid',
Gewinnſt nur Sünd' und verlierſt die Zeit.
Und jeder Kreuzer gewonnen im Spiel
Nutzt wenig Dir, doch dem Teufel viel!“

Man muß bei Spielern, die es nicht bis zum gänzlichen Abſtumpfen und Tödten des Gemüthlebens gebracht haben, die innere Erregung auf ihrer Gipfelſpitze beobachtet haben, den Zorn und Neid in Gemeinſchaft mit geſteigerter Verzweiflung, um das Grauen und den Abſcheu erklärlich zu finden, die noch lange in der Erinnerung nachwirken. Wer dieſe Entwürdigung alles Menſchlichen mehrmals über ſich ergehen ließ, nicht von der Laſt eigener Schande bis in's innerſte Mark erſchüttert wird, und dann wieder zu ſittlicher Kraft ſich zu erheben vermag, der iſt bis in alle Ewigkeit zur Schlechtigkeit verdammt. Alle Leidenſchaften, die den Menſchen endlich zu Grunde richten, ſelbſt Trunkſucht, Verſchwendung, Zorn und Rachgier, — alle können möglicherweiſe von der Liebe beſiegt werden, denn Liebe feſſelt den ganzen Menſchen; nur gegen die eine Leidenſchaft, die Spielſucht, iſt ſie machtlos, und nur ſelten wird ſich zu dieſer Erfahrung eine Ausnahme finden. Dagegen läßt ſich eine Menge von Beiſpielen beibringen, daß leidenſchaftliche Spieler ſich zu den ſchändlichſten Opfern verleiten ließen und mit Hab' und Gut auch alles Ehr- und Pflichtgefühl verloren, bis ſie die Oede im Leben nicht mehr ertragen konnten und mit Selbſtmord endeten.

Nach dieſer allgemeinen Betrachtung wenden wir uns zu den Kartenſpielern auf beigefügtem Bildchen, bei denen unſre Gedanken wohl nicht ſo weit ſtreifen, als ſie es vorhin thaten, aber doch ein Schelmenſtückchen wittern. Der Eine, an deſſen Geſichtszügen wahrzunehmen, daß er bereits ſtark im Verluſt iſt, ſteht offenbar in den Lebens-Verhältniſſen höher als die Andern; er gerieth hier unter ein zähes, gemeinſam handelndes Gaunergezücht, das ihn gewiß nicht ungeplündert entläßt. Nächſt dem ihm gegenüber ſchon wieder ſeines Gewinns ſicheren Spieler ſind auch die Zuſchauenden nicht müßig; ſie verſtärken den Vortheil durch Wetten, um den zahlungsfähigen Gimpel noch mehr zu reizen. Selbſt Der, welcher ihm ſcheinbar hilft, giebt muthmaßlich verkehrten Rath, und das Ende wird ſeyn, daß der Be-



raubte die Fülle ſeiner Thorheit nicht eher erkennt, bis ſein Beutel völlig leer iſt. Geht er dann nach Hauſe, hätt' er noch immer Gewinn, wenn ihm unterweges nächſt Reuegedanken auch ein verjährter Spruch einfiele, den er beherzigte und ſich wirklich zur Warnung dienen ließe, der nämlich:

„Karten ſind nur Geld-Verzettler,
Junger Spieler wird alt als Bettler;
Und wo die Sach' ſich raſch ſo ſtellt,
Das iſt beim Spiel um hohes Geld."

C. Mienitz.

Bonaparte's Warnerin.

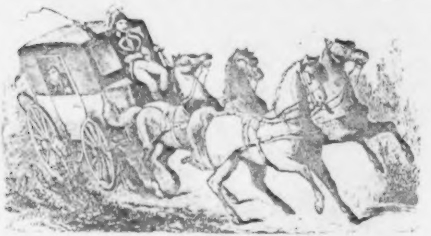
Mit Bonaparte's Ernennung zum erſten Conſul auf Lebenszeit verlieh er ſich ſelber die Macht und Gewalt eines Königs, und ſo ward denn ſeine Hofhaltung ebenfalls nach und nach zu einer königlichen umgewandelt. Was man wenige Jahre vorher verdammte, das ſtellte man jetzt eifrigſt wieder her. Man ſchlug alte Bücher und Vorſchriften, die ſich über das Ceremonielle verbreiteten, auf das Sorgfältigſte nach; man zog alte Höflinge, alte Diener zu Rathe. Fragen: „Wie war das Ehedem? Wie verhielt man ſich Ehedem in ſolchen Fällen?" waren im Innern des Pallaſtes an der Tages-Ordnung, und mit einer Art von Aengſtlichkeit rief man die Gebräuche und Gewohnheiten der Vergangenheit zurück. Mit Recht erklärte der erſte Conſul den Aufenthalt in den Tuilerien für einen traurigen, wo man weder ruhig noch frei athmen könne, und er brachte daher alle ſchönen Tage in Malmaiſon zu; allein Malmaiſon war zu entfernt von Paris, nur mit Schwierigkeit konnten die für eine Hofhaltung unentbehrlichen Umgebungen dahin geſchafft werden; übrigens glich auch Malmaiſon mehr einer Bürgerwohnung als einem Pallaſt, und war viel zu klein, um dort die Pracht und den Glanz eines Hofes entwickeln zu können. Bonaparte nahm daher aus eigener Machtvollkommenheit das Schloß von Saint-Cloud in Beſitz, ungeachtet er einige Zeit vorher, als ihm daſſelbe angeboten wurde, erklärt hatte: „Er würde weder während der Dauer ſeines Conſulats, noch vor Ablauf eines Jahres nach der Niederlegung dieſes Amtes irgend ein Geſchenk von der Nation annehmen." — Der ehrgeizige Held vergaß ſchnell ſeine eigenen Worte, ſobald er nur einmal einen Schritt auf dem Wege der Herrſchaft gethan hatte; — das iſt die alte Erfahrung.

Es wird erzählt: Der Finanzminiſter Gaudin ſey der Erſte geweſen, der bei einer Audienz in Saint-Cloud einen Haarbeutel und Spitzen Manſchetten getragen habe; ſchnell fand ſein Beiſpiel Nachahmer, und der Galanterie-Degen und die ſeidenen Strümpfe verdrängten bald den Säbel und die Stiefeln. Bonaparte ſelbſt trug im Jahr Zehen der — ſogenannten — Republik bei dem Feſte des 14. Juli ein in Lyon geſticktes rothſeidenes Hofkleid und man bemerkte, daß die Engländer, welche dem erſten Conſul ihre Aufwartung machten, gepudertes Haar und einen Haarbeutel an ihren Kragen befeſtigt hatten, ſo wie denn auch einige Höflinge — und dergleichen gab es immer, ſey's im Dienſte des Hofes oder der Volksſtimmung — den Puder von Neuem hervorſuchten. All dergleichen unbedeutende Kleinigkeiten hatten einen Anſtrich von Wichtigkeit bekommen; die alten Perückenmacher fingen an mit den neuen Haarkünſtlern zu kämpfen; jeden Morgen wurde der Kopf des erſten Conſuls aufmerkſam betrachtet, und hätte man ihn ein einziges Mal gepudert erblickt, ſo würde gepudertes Haar ſogleich für eine eben ſo geſunde als bequeme Mode der Revolution erklärt und das natürliche Haar gänzlich verbannt worden ſeyn. Die alten Damen, die noch den Hof des funfzehnten Ludwig's gekannt und ſich bei dem neuen Gewalthaber eingeſchlichen hatten, ſtellten ſich an die Spitze der Bewegung, und die jungen Frauen zitterten vor dem Augenblick, wo die Reifröcke und Toupets wieder eingeführt werden würden. Madame Bonaparte aber ſchlug ſich ganz entſchieden auf die Seite der Oppoſition, und ihr vielleicht allein verdanken es noch heute unſere jungen Damen, daß ſie nicht genöthigt werden, ihre ſchönen Haare pudern zu müſſen; — denn alle Pariſer Narrheit, ſelbſt die gefährlichſte, wird bekanntlich noch in vielen Ländern mit Jubel und Trubel eingeholt!

Während nun nach und nach der Bonaparte'ſche Hof eine Nachbildung jenes zu Verſailles wurde, war das Läſtigſte für den größten Theil der Perſonen, welche ihre Pflicht nach Hofe rief, die Meſſe, die der Audienz jederzeit voranging. Sehr natürlich, denn der Kirchenbeſuch war ungemein ſelten geworden, und Einige von Denen, die jetzt vor Bonaparte erſchienen, hatten ehemals ſelbſt mitgewirkt, um allen Gottesdienſt völlig zu beſeitigen. Uebrigens verfuhr man in dieſer Meſſe ziemlich weltlich; die Sängerinnen der Oper ließen ſich dort hören, und Diejenigen, welche an den Fenſtern, die nach der Kapelle gingen, keinen Platz mehr fanden, ſchritten in den Gallerieen auf und nieder und ſchwatzten mit einander.

Eines Tages wurde die Meſſe eine Stunde früher gehalten als gewöhnlich. „Dies geſchieht deshalb", ſagte der erſte Conſul, dem der Widerwille nicht entgangen war, den man gegen dieſen Zwang empfand, „um Diejenigen zu entbinden, welche die Meſſe nicht beſuchen wollen." — Indeß beſuchte Bonaparte ſelbſt doch öfter die Meſſe, als es Madame Bonaparte angenehm war. Joſephine war ihrem Gemahl ungemein ergeben, wünſchte nichts als deſſen Glück, und kein Opfer erſchien ihr zu groß, das dahin führen konnte; aber eben dieſe Zuneigung und Ergebenheit der edlen Frau, die ſpäterhin doch ein Opfer des Ehrgeizes ihres Gatten wurde, eines Ehrgeizes, der ihn ſogar bis zur Eheſcheidung trieb, machte ſie ungemein eiferſüchtig auf Alles, was fürchten ließ, ſie könne Bonaparte entbehrlich werden. In Folge dieſer Wachſamkeit entging ihr nicht, daß während der Meſſe das Auge des erſten Conſuls unverwandt auf ein und das nämliche Fenſter der Gallerie gerichtet war, an welchem jederzeit eine junge, ausgezeichnet ſchöne und mit wahrhaft ängſtlicher Beſcheidenheit gekleidete Perſon ſaß; ſie hatte kaſtanienbraune Haare, blitzende Augen, die fröhlich in die Welt blickten, einen herrlichen Wuchs und zwei kleine allerliebſte weiße Hände, die ein Gebetbuch von rothem Maroquin hielten, deſſen Blätter von den niedlichen Fingern umgewendet wurden, während die durchdringenden Augen des Mädchens über die geheiligten Blätter hinweg zu ſchlüpfen ſuchten, um den beliebten Blicken des erſten Conſuls zu begegnen. Das war eine Erſcheinung, welche Joſephine nothwendig beunruhigen mußte. — „Wer iſt dieſes junge Mädchen?“ fragte die Gemahlin des erſten Conſuls die Damen ihrer Umgebung; „ſie hat es auf Bonaparte abgeſehen! Als der erſte Conſul unter dem Fenſter vorüber ging, an welchem ſie ſitzt, ließ ſie ein Briefchen herunter fallen, das Bonaparte aufhob; ich habe das ſehr wohl bemerkt!“ — Niemand war im Stande, Joſephinens Neugier befriedigen zu können; ein Theil behauptete, die junge Dame ſey eine Engländerin, welche erſt kürzlich nach Frankreich gekommen; Andere meinten, ſie ſey eine ganz neuerdings von der Liſte der Verbannten geſtrichene Emigrantin, die der Vermittelung des erſten Conſuls bedürfe.

Nach der Audienz, welche auf die eben erwähnte Meſſe folgte, wollte Bonaparte im Park ſpazieren fahren; ſeine Gemahlin, ſein Bruder Joſeph, Düroc, Hortenſie, die ſo eben Ludwig Bonaparte geheirathet hatte, und der Conſul Cambaceres ſtiegen in den Wagen. Der König von Preußen hatte kurz vorher Bonaparte einen koſtbaren Poſtzug geſchenkt und die vier edlen Roſſe



verſammelten ungeduldig den Boten. Dem erſten Conſul fiel ein, ſelbſt fahren zu wollen; er ließ daher den Kutſcher abſteigen und ſetzte ſich auf den Bock. Die Fahrt begann, allein bei dem Gitter, welches den Garten von dem Park trennt, fuhr er gegen einen Prellſtein, kam aus dem Gleichgewicht und fiel vom Wagen; zwar wollte er ſich wieder erheben, indeß er fiel abermals nieder und verlor die Beſinnung. Die Pferde, ihres Führers beraubt, verfolgten die Straße. Düroc ſprang aus dem Wagen, erfaßte glücklicher Weiſe die Zügel und brachte die ohnmächtig gewordene Joſephine nach dem Gitter zurück. Bonaparte wurde nach ſeinen Zimmern getragen; als er ſich wieder erholt hatte, griff er maſchinenmäßig in ſeine Weſtentaſche und zog aus derſelben das Papier hervor, welches in der Kapelle vor ihm niedergefallen war. Joſephine, die ihm über die Schulter ſah, las die mit Bleiſtift geſchriebenen Worte, welche der Zettel enthielt; ſie lauteten: „Beſteigen Sie heute keinen Wagen.“ — „Kein Menſch“, bemerkte Bonaparte, „konnte vorher wiſſen, weder, daß ich heute ein für mich ganz fremdartiges Geſchäft vornehmen, noch daß ich ſo ungeſchickt ſeyn würde, gegen einen Prellſtein anzufahren. — Düroc, unterſuchen Sie alſo ſogleich den Wagen!“

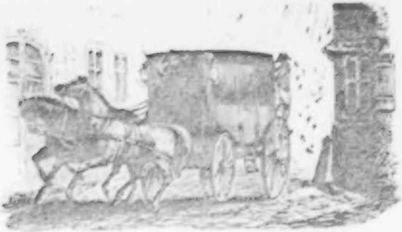
Düroc gehorchte, kam aber ſehr bald blaß und verlegen zurück, zog Bonaparte aus dem Zimmer, wo ſich Joſephine noch befand, in ein anſtoßendes Kabinet, und ſprach hier zu ihm: „Bürger-Conſul! wären Sie nicht gegen den Prellſtein gefahren und vom Bocke gefallen, ſo wären wir ſämmtlich verloren geweſen; denn in dem Hinterſitz des Wagens lag eine, mit Eiſenſtücken und Pulver gefüllte Bombe, und daneben eine brennende Lunte; jedenfalls würde dieſe Bombe, wäre ſie geplatzt, uns Alle über die Bäume des Parks weit hinweggeſchleudert haben. Nur noch wenige Minuten bedurfte es und das Feuer erreichte das Pulver. Man muß ſogleich Fouché von der Sache benachrichtigen!“ — „Schweigen Sie“, entgegnete Bonaparte; „die Entdeckung des erſten Complotts erzeugt ſogleich ein zweites. Joſephine darf durchaus keine Ahnung von der Gefahr bekommen, in der ſie ſchwebte, eben ſo wenig Hortenſie, Joſeph und Cambacérès; es muß Alles vermieden werden, was dieſes Ereigniß zur Oeffentlichkeit bringen könnte; nicht einmal von meinem Unfall dürfen die Zeitungen ſprechen. Gehen Sie!“ — Bei dieſen Worten ergriff er ein Buch aus ſeiner Bibliothek, welches ſich über Cromwell's Leben verbreitete, ſchlug eine Stelle darin auf und Düroc las: „Cromwell hatte von einem deutſchen Fürſten ſechs herrliche Pferde geſchenkt bekommen; mit Thurloe allein machte er in einem leichten Wagen, dem jene Pferde vorgeſpannt waren, eine Spazierfahrt in Hydepark, und ihm fiel ein, ſelbſt fahren zu wollen. Ohne Zweifel meinte er wohl, es könne nicht ſchwerer ſeyn, ſechs Pferde zu regieren, als drei Nationen. Allein die jungen raſchen Pferde wurden unter der ungeſchickten Hand ihres neuen Führers wild, jagten durch und bald wurde der Wagen umgeworfen. Bei dem Sturz ging ein Piſtol los, welches Cromwell bei ſich trug, jedoch ohne ihn zu beſchädigen. Man hob den erſchrockenen und gequetſchten Protektor auf, der übrigens noch beſſer davon gekommen war, als Thurloe.“

„Ich will nicht“, ſprach Bonaparte weiter, indem er das Buch wieder wegſtellte, „daß man mich mit Cromwell vergleichen ſoll, jenem Heuchler! jenem Fanatiker! — Habe ich wohl einen König wie Karl den Erſten ermordet? — Duroc, verfügen Sie nächſten Sonntag in die Meſſe mit; ich will Ihnen da eine junge Frauensperſon bezeichnen, welche an dem zweiten Fenſter der Gallerie, mir gerade gegenüber, knien wird; beobachten Sie dieſe Perſon genau und folgen Sie ihr, wenn ſie die Kapelle verläßt, oder ſchicken Sie ihr Jemand nach, aber jedenfalls ſchaffen Sie mir über ihren Namen, ihre Verhältniſſe, ihre Wohnung Nachricht; ich habe meine Gründe, weshalb ich die Polizei nicht mit dieſem Geſchäft beauftragen will. Sie haben doch den Wagen ganz genau unterſucht und jenes Mord-Inſtrument ſorgfältig den Augen der Neugierigen entzogen? In dieſer Vorausſetzung wollen wir noch jetzt im Park ſpazieren fahren.“ — Die Spazierfahrt ward wirklich von Neuem unternommen, weil Bonaparte darauf beſtand, aber diesmal ließ er den Kutſcher auf dem Bock.

Am nächſten Sonntage erſchien die junge Frauensperſon nicht in der Meſſe zu Saint-Cloud; vermuthlich machte die eiferſüchtige Joſephine ihre eheliche Gewalt, während Bonaparte ungeduldig dem Hochaltar den Rücken zukehrte, um mit ſeinem durchdringenden Auge jeden, auch den entfernteſten Winkel der Kapelle zu unterſuchen.

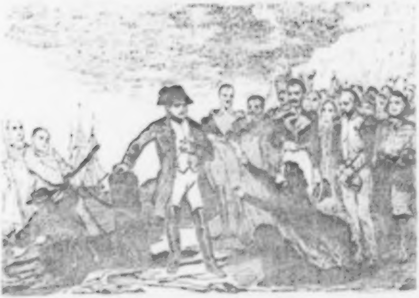
Unterdeß hatte der Winter Saint-Cloud unbewohnbar gemacht. Man näherte ſich dem Monate, welchen der republikaniſche Kalender wohl ganz richtig als den Schneemonat (Nivoſe) bezeichnet; der erſte Conſul kehrte daher nach Paris zurück und die großen Säle in den Tuilerien wurden wieder geöffnet. Eines Abends — es war am 3. Nivoſe — ſtieg Bonaparte, begleitet von Lauriſton, Lannes und Berthier, in den Wagen. Eben ſollte dieſer abfahren, da lief eine Frau, deren Kopf durch einen ſchwarzen Mantel verhüllt war, auf dem Carrouſſelplatze eiligſt herbei, drängte ſich durch die Escorte, welche Bonaparte begleitete, hielt ein Papier in die Höhe und rief ängſtlich: „Bürger-Conſul! Bürger-Conſul!“ — Bonaparte grüßte ſie mit jenem unbeſchreiblichen, einnehmenden Lächeln, das er ſo ganz in ſeiner Gewalt hatte, ſtreckte gleichgültig die Hand aus, nahm das Blatt und ſprach: „Eine Bittſchrift, Madame? Beruhigen Sie ſich, ich werde ſie leſen und Ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“ — „Bürger-Conſul!“ rief die Frau nochmals und rang die Hände. „Um Gotteswillen!“ — Allein der Wagen, deſſen Kutſcher, wie man behauptet, an jenem Abend betrunken war, fuhr wie der Blitz davon; Bonaparte warf das Papier, das er ſo eben emſprangen, in ſeinen Hut und ſagte zu ſeiner Umgebung: „Ich konnte ihre Geſtalt nicht betrachten, aber der Stimme nach zu urtheilen war das ein junges Weib!“

Der Wagen flog über das Pflaſter, daß die Funken ſtoben. Noch hatte derſelbe die Straße Saint-Nicaiſe nicht verlaſſen, da entſtand ein fürchterliches Lärmen in der Gegend, an der ſie eben vorüber gekommen waren; Menſchen ſchrieen, Häuſer ſtürzten übereinander zuſammen und in dem ganzen Viertel ſprangen die Fenſterſcheiben klirrend entzwei. Schon war der erſte Conſul im Opernhauſe. Er grüßte die ſtaunende Verſammlung, kreuzte dann die Arme über die Bruſt und ſchien dem Oratorium von Haydn: „Die Schöpfung“, das eben aufgeführt wurde, die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit zu widmen. Da beſann er ſich auf die Bittſchrift, die er beim Herausfahren aus den Tuilerien erhalten hatte; er ſuchte ſie in ſeinem Hute, öffnete ſie und las folgende Zeilen: „Um Gotteswillen, Bürger-Conſul! fahren Sie heute nicht nach dem Opernhauſe, oder fahren Sie mindeſtens nicht, um ſich dahin zu begeben, durch die Straße Saint-Nicaiſe.“ — Der Rath kam zu ſpät! — Bonaparte blickte in die Höhe und ſah jetzt in einer Loge dritten Ranges, der gegenüber, in welcher er ſich befand, jene junge Dame, die ihm ſchon in der Kapelle von Saint Cloud aufgefallen war; ſie hatte die Hände gefaltet und ſchien dem Himmel zu danken; ihre herrlichen braunen Haare waren der einzige Schmuck, der ihr Haupt zierte, und um ihre Schultern hing jener ſchwarze Mantel, in welchen ſie ſich verhüllt hatte, als ſie einige Augenblicke früher bis zu dem Wagen des erſten Conſuls vordrang. — „Lannes!“ ſprach Bonaparte zu dieſem; „gehen Sie augenblicklich in den dritten Rang hinauf; dort, in der Loge uns gegenüber, werden Sie ein junges Mädchen finden, das einen



ſchwarzen Mantel trägt; begleiten Sie dieſelbe nach den Tuilerien, ich muß die Dame durchaus ſprechen.“ — Bei dieſen Worten ergriff er Lannes beim Arme und wollte ihm das Mädchen zeigen, welches er meinte. „Sehen Sie auf, Lannes! Jene iſt's!“ — Allein das Mädchen war nicht mehr in der bezeichneten Loge, der ſchwarze Mantel verſchwunden, vergebens konnte man die auffallend ſchönen braunen Haare erblicken, die das reizende Kind vor vielen Andern auszeichneten, und weder Fouché, noch dem dienſteifrigen Dubois gelang es, ſie auszukundſchaften. Niemand in der Loge, wo ſie geweſen, hatte ſie gekannt, und kaum war ihr Eintreten und Verſchwinden bemerkt worden. — Es iſt allgemein bekannt, was auf die Entdeckung der Höllenmaſchine erfolgte.

Jahre verfloſſen ſeitdem; dem Conſulate folgte das Kaiſerreich, ein Sieg dem andern; endlich kam der Augenblick, wo ganz Europa Frankreich überzog und Napoleon zwang, die Krone niederzulegen. Kurze Zeit hindurch wurde die Inſel Elba ein Augenmerk für [illegible] Welt, und es bedurfte nur eines Schrittes von dort nach P[illegible]m das alte Kaiſerthum wieder herzuſtellen. Allein die S[illegible] von Waterloo ſtürzte dieſes Reich abermals; der Kaiſer[illegible]r Adler ſich nicht wieder aufrichten konnten, faßte den [illegible], ſich England zu vertrauen, in der Meinung, daß das [illegible]dige und den Kriegsruhm verehre. Er täuſchte ſich in dieſe[illegible]nung und mußte den begangenen Irrthum theuer genug [illegible]. — In dem Augenblick, wo er Frankreich verließ und [illegible]zu beſteigen gedachte, die ihn nach dem engliſchen Schiff b[illegible] hatten ſich ſeine Freunde und Anhänger an dem Wege aufgeſtellt, um ihn noch einmal, zum letzten Male zu ſehen. Er dankte mit der Hand, lächelte auch hier noch mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit, und als ein alter Soldat ihm begegnete, reichte er ihm die Hand und nannte dieſen bei ſeinem Namen. Jetzt ſtürzte aus der Menſchenmenge, die den Kaiſer umgab, eine Frau hervor, die ſehr ſchön geweſen ſeyn mußte, denn in jenem Augenblicke war ſie, obgleich verblüht, noch immer reizend und erregte allgemeine Bewunderung und Theilnahme; tiefe Trauer ſprach ſich in ihren Zügen aus. — „Sire! Sire!“ rief ſie erſchöpft, „hören Sie!“ — und bei dieſen Worten überreichte ſie ihm eine Bittſchrift. — Der Kaiſer ergriff die Schrift und betrachtete die Frau, welche ſie ihm überreichte; da war es ihm, als athme er die Blumendüfte des Parks von Saint-Cloud ein, als ſähe er die Schloßcapelle, das vierte Fenſter in der Gallerie rechts; Joſephine und Duroc ſtanden vor ſeinem geiſtigen Auge; er vernahm die Töne des Haydn'ſchen Oratoriums. Dieſe angenehme, ſüße Täuſchung ging ſchnell vorüber; er ſchüttelte den Kopf und faßte ſich; dann warf er einen Blick auf das ihm überreichte Schreiben, zerriß es in kleine Stücke und gab ſelbe dem Winde preis, der vom Ufer herüberwehte. — „Um Gotteswillen, Sire! Kehren Sie um, noch iſt es Zeit!“ ſchrie die Frau in voller Ver-



zweiflung. — „Nein!" antwortete der Kaiſer; „was geſchrieben iſt, bleibt geſchrieben!" — dann zog er einen herrlichen, orientaliſchen Rubin, ein theures Andenken aus dem egyptiſchen Feldzuge, vom Finger und überreichte ihn jener Frau, welche die Hand küßte, die ihr dieſes koſtbare Geſchenk bot. — Nun wendete ſich Napoleon ab und betrat das engliſche Boot.

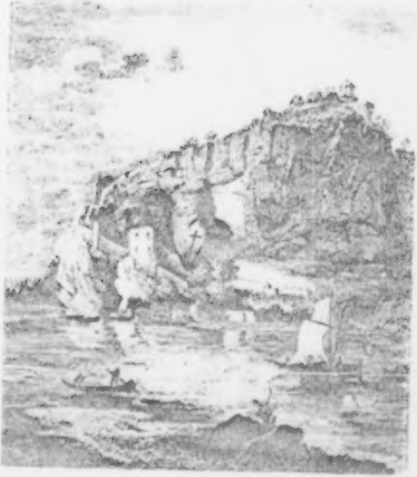
Drei Warnungen hatte Bonaparte von dieſem Weibe empfangen; zwei davon waren nutzlos geweſen, weil er zu ſpät Kenntniß von ihnen bekam, die dritte, die nichts als die Bitte enthielt, er möge ſich nicht den Engländern anvertrauen, wurde von ihm zurückgewieſen!

„Aber wer war denn jenes Weib, Herr Herzog?"

Dieſe Frage wurde in Aix in der Provence an Fouché gerichtet, der ſich, nachdem er bei Ludwig dem Achtzehnten in deſſen Miniſterium anfänglich eingetreten, dann in Ungnade gefallen war, dorthin zurückgezogen und verheirathet, und bei dem man in einer Geſellſchaft die Anekdote, die wir eben vortrugen, erzählt hatte.

„In der That", antwortete Fouché, „ich kann darüber keine Auskunft geben, und der Kaiſer ſcheint das Geheimniß mit ſich genommen zu haben. — Alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, beſteht darin: daß eine Verwandte von einem der Haupt-Anſtifter des Attentats vom 3. Nivoſe im Jahr 1817 im Hotel-Dieu verſtorben iſt, und man bei ihr einen orientaliſchen Rubin gefunden hat, den ſie an einer ſeidenen Schnur um ihren Hals trug." J. D.

Der Klotz von Iſtein.



Auffallend iſt es, daß die Schönheiten des Oberrheines, die doch denen des Niederlandes nicht nachſtehen, faſt gar nicht bekannt ſind. Selbſt am Niederrhein ſcheinen dieſelben ſo fern, als wären ſie in der neuen Welt, obſchon dort alle Mittel vorhanden ſind, ſie kennen zu lernen. Viele der ſchönen Stellen des Oberrheines liegen freilich am Schwarzwalde auf dem Waſgau in der Entfernung einiger Meilen von dem herrlichen Fluſſe, aber dennoch entbehrt auch deſſen unmittelbare Nähe nicht des Reizes der maleriſchen Anſichten, über den zum Ueberfluſſe noch der Geiſt der Sage ſchwebt, ſo daß Alles durch die Vergangenheit vielfach belebt wird.

Eine kleine Meile abwärts von Baſel, wo der Rhein die Grenze zwiſchen Baden und dem Elſaß bildet, rückt das Gebirge, aus den Vorbergen des Schwarzwaldes beſtehend, bis dicht an den Fluß, über welchen es als ſteiler Felſen jäh hinabhängt. Dieſer Felſen, aus Korallkalk beſtehend, wird der Iſteiner Klotz genannt. Der Klotz fällt ſo ſteilrecht gegen das Ufer ab, daß er nur an wenigen Stellen mühſam und nicht ohne Gefahr erklettert werden kann. Da der Felſen ſich mehrere hundert Fuß über das Strombette erhebt, von mehreren Höhlen durchbrochen iſt, ſo gewährt er, von unten betrachtet, ein recht anziehendes Bild, das durch das nahe liegende Dörfchen Iſtein, durch eine kleine Kapelle, Sanct Veit, und einen dabei liegenden Friedhof noch mannigfachere Beziehungen erhält. Die Höhlen des Felſenballs, in welchen früher Einſiedler gewohnt zu haben ſcheinen, ſind in jüngſter Zeit um eine vermehrt. Der ganze Felſen wurde nämlich für die rheiniſche Eiſenbahn untergraben, und dieſer Höhlengang iſt beiderſeitig durch prächtige Thorvorſprünge geſchmückt, die in der Bauweiſe des Mittelalters ſich an die Trümmer anreihen, welche auf der Spitze des Felſens noch ſichtbar ſind. Dieſe Trümmer bildeten ehedem ein ſtolzes Ritterſchloß, deſſen Anblick die weite Gegend in Furcht und Schrecken ſetzte. Die Herren vom Iſtein waren gewaltige Bauern-Unterdrücker, zuletzt gefährliche Wegelagerer, die ſchon vor dem großen Bauernkriege die Rache des Volkes gegen ſich heraufbeſchworen. Im Jahr 1409 zogen die Bürger von Baſel, durch die Bewohner der Umgegend verſtärkt, ſo daß ſie ein Heer von 3000 Streitern ins Feld ſtellen konnten, gegen die Veſte, und erſtürmten dieſelbe trotz des tapferen Widerſtandes gleich am erſten Tage, am 13ten des Heumonats. Die Sieger zerſtörten die Veſte dergeſtalt, daß ſie nicht wieder zur Herberge der Wegelagerer dienen konnte. Aber ſie begnügten ſich nicht mit einfacher Zerſtörung der Raubburg, ſondern luden deren Quadern auf Schiffe, führten dieſe gen Baſel und erbauten dort von denſelben das Rieſenthor, als herrliches Sieges-Denkmal. Sie ſchenkten ferner 382 Umwohnern, welche mitgekämpft hatten, zum Lohne das Landrecht der Baſeler Bürgerſchaft. Jetzt ſteht auf dem höchſten Flecke des Felſens über den Trümmern eine kleine Holzhütte, dem Wanderer Schatten und Schirm gegen des Wetters Ungemach zu geben. Man hat von dieſer Hütte eine Ausſicht, wie der Rhein ſie wohl nicht wieder bietet. Von Baſel an ſieht man den Fluß, der gerade unten am Fuße des ſteilrechten Felſens ſich um unzählige Werder zu winden beginnt; über dem Fluſſe liegt der ganze Sundgau, der Elſaß wie eine Landkarte ausgebreitet, liegt die prächtige Reihe der Vogeſen, die man bis Straßburg verfolgen kann. Auf der entgegengeſetzten Seite ſieht man die Häupter des Schwarzwaldes, welche über die Rebengelände emporragen und, mit den Gefilden des Elſaſſes im Vereine, ein Rundgemälde liefern, wie es deren wenige in

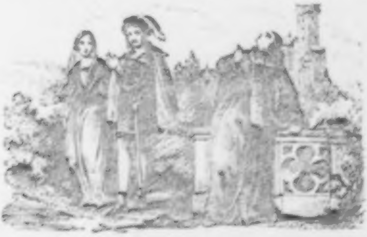
Deutſchland giebt. Zu dieſen Herrlichkeiten tritt nun aber bei heiterem Wetter noch die ſchneebedeckte Alpenkette, welche über den Höhen der Voralp ſichtbar wird, demnach gegen Süden hin das Gemälde mit einer ſilbernen Schranke ſchließt.

Eine Sage aus dem zwölften Jahrhundert, welche über den Trümmern der alten Burg ſchwebt, giebt ihnen einen eigenen ſchwermüthigen Reiz.

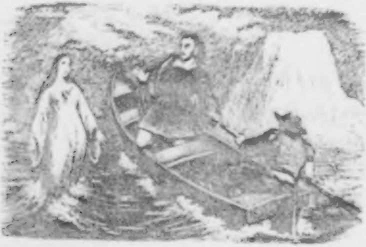
Ritter Veit von Iſtein — ſo ſagt die Stimme aus der Vorzeit — war einer der tüchtigſten Jäger und Reiter des ganzen Oberrheines. Er ritt zur Freite und verlobte ſich mit dem Fräulein von Sponeck, die ſeinen Werbungen auf Dauer nicht hatte widerſtehen können. — Der Brautſtand der jungen Leute zog ſich durch verſchiedene Ereigniſſe in die Länge; da ſie ſich aber nicht entfernt wohnten, ſich faſt täglich ſehen konnten, verlebten ſie glückliche, beneidenswerthe Tage. Indeß begann man ſchon von der bevorſtehenden Hochzeit zu reden, als die Nachricht von einem großen Turnier, welches der Graf von Thierſtein auf ſeinem Schloſſe Angenſtein an der Birs ausgeſchrieben hatte, die ganze junge Ritterſchaft des Oberrheines in Bewegung ſetzte. Die Hoffnung, einen der herrlichen Turnier-Preiſe zu gewinnen, mit dieſem geſchmückt am Vermählungstage auftreten zu können, war für Ritter Veit gar zu lockend. Er ſagte daher der Braut für kurze Zeit Lebewohl, zog mit ſeinen Knappen nach der Birs, wo dieſe aus den Felſen des Münſterthales hervorbricht in die milden Auen des Rheinlandes. Die Tapferkeit und die Waffen-Gewandtheit Veit's hatten hier Gelegenheit, ſich vor allem Volke dergeſtalt zu zeigen, daß er den erſten Dank davon trug, welcher ihm durch die junge Gräfin von Thierſtein geſpendet wurde. — Die Freude des Sieges, die Spende in der [illegible], das Bankett, welches mit dem Turnier verbunden ward und mehrere Tage nach demſelben fortdauerte, übten auf den jungen Ritter einen mächtigen Zauber. Das ſanfte, anſpruchloſe Fräulein von Sponeck trat immer mehr in den Hintergrund, dafür füllte die glänzende Gräfin Bertha von Thierſtein die ganze Seele des Ritters, feſſelte ihn ſo, daß er außer ihr kein Heil mehr kannte. Der Graf von Thierſtein ſchien mit Freuden zu bemerken, daß die Tochter ſich zu dem tapfern Iſteiner hingezogen fühlte, ſchien gern zu ſehen, daß jeder [illegible] die jungen Leute näher brachte, verlängerte daher die Feſtlichkeiten geſliſſentlich und legte dem Ritter jedesmal neue Hinderniſſe in den Weg, wenn ſein Mund von der Abreiſe ſprach, ſo daß er ſich zu gehen doch ſo ungern anſchicken mochte. — Bald war denn auch eine ordentliche Bewerbung vorangegangen, die Liebesleute umarmten ſich als Brautleute mit der Bewilligung des Grafen, der des jungen Ritters Verhältniß zu dem Fräulein von Sponeck nicht kannte.

Wußte man auf Thierſtein wenig von dem alten Verhältniß Veit's, ſo trugen dagegen geſchäftige Zungen um ſo raſcher nach

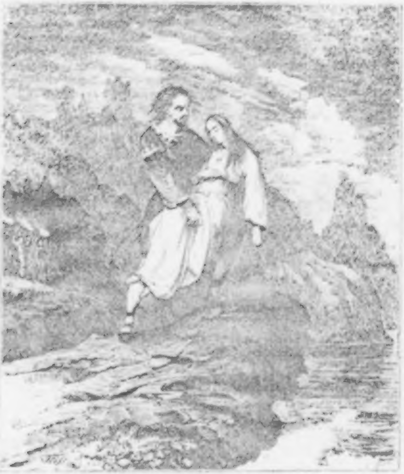
Sponeck die Kunde von der neuen Brautſchaft des Ritters. Anfangs hatte Jutta dieſen Gerüchten nicht glauben wollen; als ſie ſich aber ſtets wiederholten, ſtets beunruhigender klangen, verfehlten ſie nicht, Kopf und Herz der Jungfrau in Gluth zu ſetzen, und ſie beſchloß, der Wahrheit des Gerüchts nachzuforſchen. In jenen Zeiten, wo noch die kindliche Frömmigkeit, der kindliche Glaube, der jetzt kaum in der Hütte gefunden wird, in der Burg des Ritters, im Schloſſe des Königs herrſchte, fiel es dem Mädchen nicht ſchwer, ſich, ohne Aufſehen zu erregen, aus dem elterlichen Hauſe zu entfernen, allein zur Spähe zu ziehen. Sie rüſtete ſich als Pilgerin, täuſchte alle Fragenden dadurch: daß ſie eine Wallfahrt nach Mariaſtein bei Reinach vorſchützte, nach einer als gnadenreich bekannten Bergkapelle, die in der Gegend ſtand, wo ihr treuloſer Bräutigam ſich derzeit aufhalten ſollte. Sie kam nach kurzer Fahrt glücklich im Dorfe Aeſch an, unweit der Burg des Thierſteiners, und hörte dort zu ihrem Schrecken die Beſtätigung all deſſen, was das Gerücht ihr ſchon daheim berichtet hatte. Aber immer noch wollte ſie es nicht für wahr halten, wollte ſie das Vertrauen zu den Schwüren ihres Bräutigams nicht ganz aufgeben. Von Zweifel und Angſt getrieben ſchritt ſie am Fluſſe entlang zur Burg und begegnete zufällig den Liebesleuten auf der Brücke. Dieſe hatten die Außenwelt um ſich ſo gänzlich vergeſſen, daß ſie die Pilgerin gar nicht beachteten, ihr Koſen Angeſichts ihrer nicht einſtellten. Die arme Jutta erkannte auf den erſten Blick die Tiefe ihres Elends und ſtieß ſich in dem Drange der Verzweiflung unter lautem Schmerzensrufe



einen Dolch in die Bruſt, den ſie wohl nur ihrer Sicherheit halber verborgen mit ſich geführt hatte. Ihr Schrei, ihr Fall zog die beiden Luſtwandelnden herbei, ſie aber wollte den Ritter oder die Nebenbuhlerin nicht mehr ſchauen, nicht mehr hören; ſie ſtürzte ſich mit verwirrtem Blicke über das Brückengeländer hinab in die reißende Birs. — Weit hatte die ältere Braut gleich in der ſtürzenden Pilgerin erkannt, er ſah nun, auf das Brückengeländer zueilend, noch einmal deren Oberleib aus der ſchäumenden Fluth auftauchen, ſah deren drohende Stirne, ſah die Wellen umher vom Blute geröthet. Von dieſem Augenblick an war ihm, als ob er der Mörder geweſen, als ob er den Dolch gegen den liebenden Buſen gezückt hätte. Ohne an die von dem grauſigen Auftritt ohnmächtig gewordene Gräfin von Thierſtein zu denken, trieb es ihn fort durch das Dorf Reich, Knappen und Roſſe ließ er in der Herberge und ſtreifte, wie vom wilden Jäger gehetzt, durch das Birsthal zum Rheine nieder. Erſt vor Baſel gelang es ihm, ſeine Gedanken einigermaßen zu ſammeln. Nachdem er bei ſich Rathes gepflogen, dünkte ihm das Beſte, jetzt nicht wieder nach dem Schloſſe zurück zu gehen, das er in ſo auffallender Weiſe verlaſſen hatte, auch nicht in dem ſeltſamen Aufzuge nach Baſel, ſondern alsbald nach ſeiner heimathlichen Burg zu ziehen, die ihm nun nicht mehr fern lag. Nachdem er ſich zur Raſt zwingen wollte und es nicht vermochte, ſtreifte er auf Umwegen durch Hain und Wald unbemerkt um die Stadt Baſel, und gelangte gegen Abend nach der Fähre von Hüningen. Der Schiffer ſetzte ihn alsbald über den Fluß. Als der Kahn die Mitte des Stromes erreicht hatte, der Ritter gedankenvoll in die Fluth hinab ſtierte, tauchte plötzlich eine weibliche Leiche vor ſeinen Blicken



aus den Wellen empor. Es war Jutta's drohendes Antlitz, war der Buſen mit der Todeswunde. Der Schiffer ſah die Erſcheinung ebenfalls, ſah den Ritter auf den Grund des Kahnes zuſammen ſinken, als ob er ſich vor dem Anblicke erretten wolle, und ruderte herzhafter, um dem Schreckniſſe zu entkommen. Als der Kahn an das jenſeitige Ufer ſtieß, verſchwand der Ritter alsbald, ohne Fährlohn zu zahlen, und ohne es zu fordern ruderte der zitternde Schiffer wieder zurück, froh, des unheimlichen Gefährten ledig zu ſeyn. Veit eilte ſtromabwärts nach ſeiner Burg. Wie er aber unten ankam, ſich vom Ufer zum Felſenſtege wenden wollte, der ihn in's Schloß führte, ſah er die todte Braut zum dritten Male aus den Wellen auftauchen, ſah ſie an dem Felſen feſtgehalten. Dies überwältigte die Kräfte ſeines Geiſtes. Sinnlos eilte er zur Burg, brachte die Dienerſchaft, die ihn nicht erwartet hatte, durch den Ausruf: daß ſeine Braut einziehen wolle, in Unruhe und Aufruhr. Dann eilte er eben ſo raſch wieder den ſteilen Bergpfad hinunter. Seine erſchrockenen Diener, welche in der

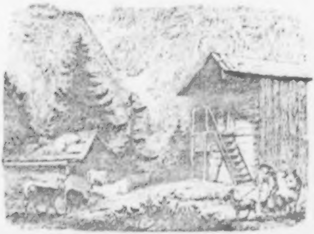


die Fackeln ergriffen hatten, folgten ihm, vermochten ihn aber nicht mehr zu erreichen. Sie ſahen, wie er ſich zum Strome hinab bückte, einen weißen Gegenſtand, einer menſchlichen Geſtalt ähnlich, der Fluth enthob, mit dieſer beladen auf den Felſenvorſprung rannte und in die Strudel ſich hinein warf. Auf den Schreckensruf der Diener eilten die Fiſcher des benachbarten Dörfchens herbei. Nach langem Suchen fanden ſie die beiden Leichen, die ſich umſchlungen hielten, dicht am Ufer unter einem Felſenzacken. — Beide Leichen wurden als Selbſtmörder unten am Ufer eingeſcharrt, nicht auf dem Friedhofe feierlich beerdigt. Sicherlich ward aber Beiden in der Stille nachgetrauert. Was den Schuldigſten, den Ritter betrifft, ſo war damals einer ſeiner näheren Anverwandten Biſchof in Baſel. Dieſer Biſchof, Lüthold geheißen, baute an der verhängnißvollen Stelle ein Frauenkloſter und ſegnete den umfriedeten Ruheplatz der Selbſtmörder ein. Der Ruheplatz der Unglücklichen iſt aber ſpäter noch öfter zum Begräbniß gebraucht worden, ja er dient noch bis auf den heutigen Tag zur Grabſtätte aller Leichen, welche durch die Fluth des Rheines hier ausgeworfen werden. Da das Strombette ſo beſchaffen iſt, daß Alle, die oberhalb verunglücken, hier anlanden, ſo kann dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit wohl der Anlaß zu der Volksſage ſeyn; doch iſt die Erbauung des Kloſters durch den Baſ'ler Biſchof keineswegs aus der Luft gegriffen, ſondern geſchichtlich verbrieft. Wilh. v. Waldbrühl.

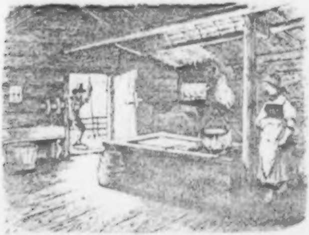
Die Sennhütte und die Sennerin.

Seit undenklicher Zeit hat man die Sennhütte zu den Habſeligkeiten der Romantik, des bezaubernd Anmuthigen gezählt, und nicht lange iſt es her, da war Dem noch ſo. Jetzt ſchleicht eine gefahrvolle Wirklichkeit das Menſchenleben dermaßen in ſich ein, daß die harmloſe Romantik, der dichteriſche Verſchönerungstrieb nirgends eine Zuflucht findet. Aus dem Veredeln iſt ſogar in vielfacher Hinſicht ein Verzerren, ein Verhäßlichen geworden, was zerſetzend und verderblich auf das Gemüthsweſen der Volksmaſſen wirkt, ohne daß ihnen dafür irgend eine werthhabende, oder in ſich haltbare Entſchädigung zu Theil geworden wäre. Denn die Einſicht und Vernunft der Volksmaſſen gründet ſich hauptſächlich auf Gemüth und Gefühl, ſo daß, ſind dieſe geſchwächt, auch zugleich jene geſchwächt wurden. — Die Dinge möglichſt in der Wahrheit zu ſchauen, iſt allerdings rathſam; die Wahrheit wird aber immer das Einfache wollen und lieben, und weiß man nicht überall den Standpunkt der Einfachheit zu finden, oder ihn nicht feſtzuhalten, entfernt man ſich auch ſtets mehr oder minder von der Wahrheit.

Wer, mit uns einverſtanden, dieſer Betrachtung beiſtimmt, iſt gewiß auch unſerer Anſicht nicht entgegen, daß eben in dieſen Tagen ein Sehnen nach Orten, wo friedliche Stille herrſcht und die Wirren der Genußſucht den Zuſtänden noch fern blieben, wohl entſtehen kann, ja entſtehen muß. Er wird alſo gern uns folgen zur Anſchauung der Sennhütten, die wir übrigens weder verſchönern noch verhäßlichen wollen, denen wir aber vorweg gewogen ſeyn dürfen, da ſie oft das einzige rettende Obdach der Reiſenden ſind, wenn ſie bei dem Erſteigen der Alpen von einem Hochgewitter überraſcht werden, oder anderes Unheil droht.



Die Sennhütten, in den nordiſchen Gebirgsländern auch Schwaigen, Kaſen oder Kaſer, auf dem Salzburg'ſchen Naßfelde Seheren genannt, ſind ſchon nach einigen Jahren durch Witterung und Sonne dunkel gefärbt, und erſcheinen faſt ſchwarz auf dem lichtgrünen Wieſenteppich der Alpen. Manche jedoch wurden gemauert und ſo gut eingerichtet, daß ſich in ihnen bequemer wohnen läßt als in vielen Bauerhäuſern. Gewöhnlich ſtehen dieſe Hütten vereinzelt auf den Gebirgsweiden, doch ſieht man auch zuweilen mehrere bei einander, und da finden ſich dann für die Reiſenden annehmlichere Stätten. — Eng ſind dieſe Behauſungen in der Regel, doch immer groß genug zu einem traulichen Geſpräch. Die beſſeren Sennhütten haben ein flaches Dach, in der Schweiz Schwardach genannt: das heißt: ein Dach von ſehr großen Schindeln und darüber einige Lattenreihen, mit Felsſteinen beſchwert (beſchwaret), um ſie gegen den Wind zu ſchützen. Bei manchen befindet ſich ein überdeckter Vorbau (Schweizeriſch: der Melkgang), wo das Vieh bei ſchlechtem Wetter gemolken wird. Auf vielen Alpen bemerkt man außerdem noch neben der eigentlichen Sennhütte einen mit Holzſäulen oder Pfählen und Schranken umgebenen Raum ohne Dach (der Farrer), wo das Vieh während der Nacht beiſammen zu halten 'ſt; dann auch lange niedrige Ställe, Trempeln oder Gelager, wo die Kühe, wenn ſie von der Weide kommen, eingeſtellt werden. In der Schweiz hat man dafür noch die Namen Bochfäll, Gfäll, Stafel, oder auch das Ferig.



Gar angenehm iſt's für den Reiſenden nicht, in einer gewöhnlichen Sennhütte einkehren zu müſſen. Manche wurden aus wenig behauenen Baumſtämmen ſo nachläſſig zuſammengefügt, daß zwiſchen jedem Paare derſelben ein offener Raum bleibt, wodurch eine ſtete Zugluft herrſcht und der Regen eindringt, der nicht gedielte Boden fortwährend feucht und kalt iſt. Feuer wird dann wohl unterhalten, aber oft brät man von einer Seite an Höllengluth, indeß von der anderen Seite die empfindlichſte Kälte eindringt. Während das Feuer emporlodert, kann man's aufrechtſtehend nicht aushalten, weil kein Rauchfang angebracht, mithin der obere Hüttentheil ganz angefüllt iſt von Rauch, der den Ausgang ſucht durch die Thüre, welche meiſt zugleich das Fenſter bildet — denn ſelbſt die kleinſten Fenſter ſind nur ſpärlich angebracht. Das Feuer wird oft nur durch Krummholz unterhalten; bei einbrechender Nacht brennt kein Licht, ſondern ein langer, ſtets erneuerter Spahn, oder höchſtens ein Lämpchen, mit Butter genährt. Draußen ſauſt dann auch wohl noch der Wind durch die halb verkrüppelten Waldungen und zwingt, verbunden mit ſchneidender Kälte, die um die Hütte her liegenden Rinder zum Gebrüll. — Ueber dem Herde, der den größten Raum einnimmt, hängt an einem Holze, der Hängaſt genannt, der Keſſel. An Tiſche, Stühle, an andere Hausgeräthſchaften und ein gehöriges Bett iſt gar nicht zu denken; ſtatt deſſen ſieht man in einer Ecke das roh gearbeitete Lager der Senner, mit gehackten Fichtenzweigen, Laub, Heu und einem ärmlichen Ueberwurf bedeckt. —

Sind Gäſte eingekehrt, ſo finden ſie indeß doch wenigſtens kein, von den bekannten unangenehmen Thierchen bewohntes Bett; aber nicht groß iſt das Glück, dem ſie auf der Sennhütte Heuboden entgegen ſehen. Denn dieſer iſt zuweilen ſo eingerichtet, daß er an allen Seiten große Luftöffnungen hat; auch oben befindet ſich eine Spalte, damit das Heu im Zugwinde gehörig trocknet. Kommt nun dazu, daß der Sturm von Zeit zu Zeit einen Stein vom Dache hinunter wirft, dem Regen der Einfluß nicht gänzlich zu verwehren iſt, das feuchte Heu den Körper nicht ſonderlich erwärmt, mag man ſich noch ſo ſehr hinein vergraben, ſo bleibt es immer das Beſte, ſchnell wieder an das Herdfeuer zu eilen, und die Nacht etwa bei einer Flaſche Wein und dem Licht der Wachskerzen zu verplaudern, wohl gemerkt: wenn man Beides mit heraufgebracht hat, was allen Bergbeſteigern anzurathen iſt. — Und dennoch, gewahren wir in dieſen Sennhütten, wie wenig deren Bewohner bedürfen, um zufrieden zu ſeyn, dann überkommt uns ein Wohlbehagen im Vergleich mit den oft ſo anmaßlichen Forderungen und der ausgebreiteten, in den Verhältniſſen des Lebens mit geſteigerter Zerſtörung eingreifenden Genußſucht; wir müſſen uns dann ſagen, daß eben dieſer Gegenſatz auch heut, vielleicht ſogar mehr als je, ſeine Romantik hat, man freier aufathmet unter Menſchen, die bei ſo beſchränkter und kärglicher Habe ſich glücklich fühlen.

Ob's aber in den Sennhütten noch ſo viel anſpruchsloſen Glücks giebt als ſonſt? — wir wollen's wünſchen! Aus der Zeit vor zweiunddreißig Jahren ſteht ein Bild in meinem Gedächtniß, mit deſſen Auffriſchen ich zugleich eine Schilderung von Ehemals beifügen will. Auf meinem Zuge längs dem Thuner See kam ich eines Abends zu einer Sennhütte, die einſam am Saume eines Berggehölzes lag. Der Senn, ein kraftvoller, mit beinahe anderthalb Fuß über den Kopf gewachſener Mann, ſpaltete einen Eichenſtamm, der vor ſeiner Hütte lag. Sein munteres Weib, auch von hohem, nach den heutigen ſtädtiſchen Begriffen freilich nicht ſchlankem Wuchſe, aber kernhaft in allen Gliedern, trat eben mit einem umfangreichen Milchnapf aus der Thür; am Gartenzaun ſaßen acht kleine Kinder ſtufenweiſe nach Alter und Größe, mit bloßem Kopf und nackten Füßen, nur mit einem Hemdchen bekleidet. Alle hatten die krauſen Locken des Vaters und die blauen Augen der Mutter; auf ihren Wangen blühten die Roſen der Geſundheit und Freude. Die Blicke der Kleinen flogen, ihre Händchen ſtreckten ſich der Mutter entgegen, die bei theils deutlichem, theils lallendem Jubelruf der acht Hungrigen die Schüſſel vor ihnen niederſetzte. Der Vater erlag faſt unter der mühevollen letzten Arbeit ſeines diesmaligen Tagewerks, aber er ſah dabei ſo ſelbſtzufrieden aus, daß ich ihn nicht hätte fragen mögen: wer wohl Diamanten genug beſitze, um ſeine Schweißtropfen dagegen einzutauſchen. — An Kindern hat die Schweiz

Segens genug, aber die Vorzeit konnte ſich hierin noch größeren Reichthums rühmen. Als der General (nachherige Marſchall) Baſſompierre im Kriege gegen Savoyen zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts nach Bern kam, ward er vom damaligen Schultheiß Ludwig von Erlach zur Tafel geladen. Baſſompierre, allen großen Gaſtmahlen abhold, nahm die Einladung an mit der Bedingung: daß er ſich nur unter der Familie befinde. Am Abend in den Speiſeſaal tretend, fand er eine Tafel von mehr als vierzig Gedecken. Unwillig wandte er ſich eben zu ſeinem Wirth, da öffneten ſich die Flügelthüren und es traten ſechsunddreißig Gäſte ein, ſämmtlich — Kinder des Herrn von Erlach. Voller Erſtaunen rief Baſſompierre aus: „Herr Schultheiß, mein König iſt der erſte Monarch der Welt, aber einen ſolchen Schatz hat er in ſeinem ganzen ſchönen Frankreich nicht aufzuweiſen!“

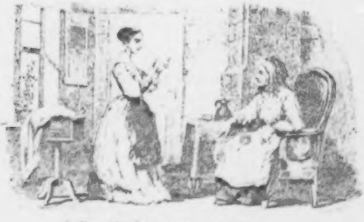
Das war eine Abſchweifung, die jedoch nicht weit ablenkte von den Sennhütten, und wir wenden uns wieder hin zu ihrem Bereich. Wenn man, nach obiger Beſchreibung, nicht ſo ganz einſtimmt in die Aeußerungen von Rouſſeau und Wyß, wonach oben „auf der Alm“ ein Götterleben gewährt ſey, man dort, wo die muntere Gemſe, das ſchuldloſe Murmelthier, der hochkreiſende Adler, der furchtbare Lämmergeyer lebt und ſchwebt, zum anderen und beſſeren Menſchen werde, alle Leidenſchaften ſich mäßigen, die allzu feurigen Wünſche ſich ſänftigen, der Körper ſogar an Schönheit gewinnt, — wenn man alſo nicht ſo ganz einſtimmt in ſolche Aeußerungen, jedenfalls erinnern jene ſtillen Behauſungen an die patriarchaliſchen Sitten der alten Hirtenvölker. Giebt's wenig oder keine Gelegenheit zur Sünde, wird und muß ſie ſich fern halten, und das lebendige Beiſpiel iſt und bleibt der mächtigſte Lehrmeiſter. Bei dieſen Sennhütten, wo die Macht des Pflanzen-Wachsthums beſchränkt iſt, an den Grenzen des Krummholzes und der eirundblättrigen Birke; bei Felſen, die nur zuweilen Raum geben für Matten, auf denen der niedrige Wegdorn, die Alpen-Dryade, die ſchwarze Rauſchbeere, das Zwerg-Vergißmeinnicht, die niedrige ſtielloſe Silene und das Hungerblümchen wuchern; dort, wo wildſtrömende Bäche rauſchen, Waſſerfälle toſen — da läßt ſich ein Gewühl von Naturlauten vernehmen, es ſteigen Gefühle, Wünſche und Bilder aus der Tiefe des Herzens, die belebend und begeiſternd uns wieder in die harmloſe, ringsum vom Wunderbaren bewegte Jugendzeit verſetzen. Die Natur-Einſamkeit hat an ſich etwas Anheimelndes, die Natur-Gewaltigkeit etwas Feſſelndes; Beides aber wird hier noch freundlichſt unterbrochen durch das Geläut der Glocken, das Klingeln der Schellen, und durch die mannigfachen Stimmen der weidenden verſchiedenartigen Thiere. Dazwiſchen tönt dann noch der Geſang der jungen Senner und der jungen Sennerinnen, und was dieſe betrifft, ſo mag man das beigefügte getreue Abbild einer derſelben anſchauen, um zu erkennen, daß es ſich ſchon der

Mühe lohnt, auf gefährlicher, faſt unwegſamer Bahn eine ſo anmuthige Geſtalt rüſtig und ſicher daher ſchreiten zu ſehen über Höhen, wo man nicht eben ein Kind zu ſeyn braucht, um bei dem Hinabblick in die ungeheure Tiefe eine Anwandlung von Verzagtheit zu empfinden. Die Sennerin aber vertraut auf Gott, auf ihren frommen friſchen Muth und eigene Kraft; das iſt eine dreifache Hülfe, mit der man überall den Sorgen und Bedrohungen des Lebens entgeht, oder im Kampfe mit ihnen ſie überwindet.

Jüer.

Ehrſame Mädchen-Politik.

Die Muhme und Dorothea ſaßen im netten, wenn auch ärmlich ausgeſtatteten Stübchen bei ihrer Arbeit, Jene ruhig, Dieſe unruhig, bis ein Geſpräch entſtand, indem die Muhme rief: „Dorothea, ſchau' nicht immer nach dem Nachbar da drüben; blick' auf Dein Nähzeug, es iſt beſſer für Dich und ihn!“ — „Unſer Nachbar? Liebe Muhme, was kümmert mich Der! Ich ſah gedankenlos nach dem blühenden Myrtenbäumchen dort!“ — „Glaubſt Du etwa, ich hätte nicht bemerkt, daß Du ihm oft zunickſt?“ — „Dem Nachbar? Muhme, was fällt Dir ein! Seine Wirthin, Frau Gebhard, grüßt zuweilen nickend von drüben, und dann muß ich doch wieder nicken!“ — „Was flog denn eben durch das Fenſter?“ — „Ach, ein allerliebſter weißer Schmetterling! O weh, da iſt er wieder fort!“ — „Was haſt Du denn da zu leſen?“ — „Recht hübſche Verſe, die ich auf dem geliehenen Näh-Muſter fand. Höre nur, Muhme, wie ſchön!



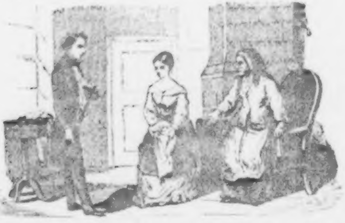
„Holde, die Du Gluthen weckeſt,
Die mir doch verwehrt Dein Schweigen,
Die Du mich mit Kälte ſchreckeſt,
Wolle Dich mir günſtig zeigen!

Herz und Hand und ew'ge Treue
Biet' ich Dir für's ganze Leben;
Denkſt Du „Nein!“ — bedenk's auf's Neue:
„Ja!“ kann himmelan mich heben!““

Sind die Verſe nicht wunderſchön, Muhme?“ — „I ja, recht hübſch! Aber ſage, Kind, was ſchreibſt Du denn da?“ — „Schreiben? Nein! — ich zeichne die beſtellten feinen Hemden des Herrn Hofraths mit chineſiſcher Tinte.“ — „So! Nun dann vergiß nicht, um den Namen muß ein Herz gezeichnet werden.“ — „Ich bin eben bei dem Herzen!“ — „Aber ſprich, was warfſt Du denn da aus dem Fenſter?“ — „Aus dem Fenſter, liebe Muhme? Schnitzel waren es, auf denen ich verſuchte, ob die Feder gut ſey.“

Ein Weilchen trat nun Schweigen ein und Dorothea ſah gar fleißig — über die Näherei hinweg, aber ſehr verſtohlen. Da tönte die Klingel, Dorothea ſprang raſch auf: „Wer mag das ſeyn? Ich will gleich ſelber ſehen!“

Sie war bald wieder da, Purpur im Angeſicht, und ſtotternd ſprach ſie: „Denk' Dir, Muhme, draußen ſteht — ich glaube, es iſt der Nachbar; er will mit Dir ſprechen, glaub' ich. Soll ich ihn herein laſſen, darf er kommen?“ — „Ja, gewiß! Treten Sie gefälligſt ein, Herr Nachbar! Dorothea, rück' einen Stuhl her! Aber, rühr' Dich doch! Träumſt Du? Wie lange ſoll denn der Nachbar draußen ſtehen? Bitte ſehr um Entſchuldigung! Nur näher, Herr Nachbar! Welchem Zufall verdankt eine arme Wittwe und ihre kleine Nichte die Ehre dieſes Beſuchs?“

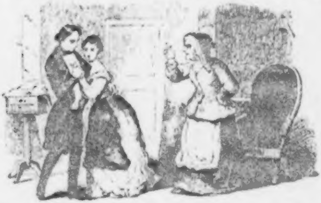


„Werthe Frau, daß Ehr' und Glück auf meiner Seite ſind, werden Sie mir geſtehen, wenn Sie mich gütigſt angehört haben. Dorothea, Ihre liebenswürdige Schweſtertochter, iſt ſchon lange das Ziel meines Herzens. Ihre Anmuth, ihre Kindlichkeit, ihre ſcheue

Sittſamkeit haben mich ihr ganz hingegeben. Mir war es ein Wonnetag, wenn ſie des Morgens meinen Gruß erwiederte, und eine ſelige Traumes-Nacht hatt' ich, wenn ſie Abends mir lächelte. Wagt' ich aber ein Wort, ſenkte ſie verſchämt das Auge; ſie vermied es, mir zu begegnen und blieb immer ſchweigſam, immer ſcheu. Da wagt' ich's heut, ein Briefchen in's Fenſter zu werfen, und — o Seligkeit! — mir wurde eine Antwort. Auf dieſem Stückchen feinen Linnen, das vorhin aus dem Fenſter flog, fand ich die Gewährung meines höchſten Glücks. Nie wird dieſe Schrift verlöſchen auf dem Gewebe, wie nimmer in meinem Gedächtniß verlöſchen werden die ſüßen Worte: „Iſt das Herz des jungen Nachbars ſanft wie ſein Blick, meint er's treu, will ich liebend ihm gehören bis zum Tode. Spottet er nur der Liebe eines armen Mädchens, will er mich nur bethören mit Schmeicheleien, dann bereue ich, nicht auch heute geſchwiegen zu haben.“ Dieſe geſegneten Worte, für ewig meinem Herzen eingeprägt, gaben mir den Muth, hierher zu eilen und zu ſagen: Dorothea, Dir allein gehör' ich und Alles, was ich mein nenne; — ſprich es aus, daß Du die Seele meines Lebens ſeyn willſt!“

Dorothea ſtand da, niedergebeugten Blicks, mit Roſenfarbe übergoſſen, kein Wort wollte über ihre Lippen.

„Böſes, liebes Schweſterkind!“ rief nun die Muhme aus; „das war alſo der Schmetterling, und ſo zeichneteſt Du des Hofraths feine Hemden, kümmerteſt Dich nicht um den Nachbar! Wenn er Dir gefällt, ſo nimm ihn, ſonſt wirfſt Du mir noch das ganze Nähzeug aus dem Fenſter, verſchwendeſt mein Linnen als Briefpapier und verbrauchſt die theure chineſiſche Tinte, um Dir das Herz noch ſchwerer zu machen. Nimm ihn, doch vergiß nicht: Unauslöſchlich wie die Tinte ſey auch Dein Gelöbniß, wenn Du's gabſt!“

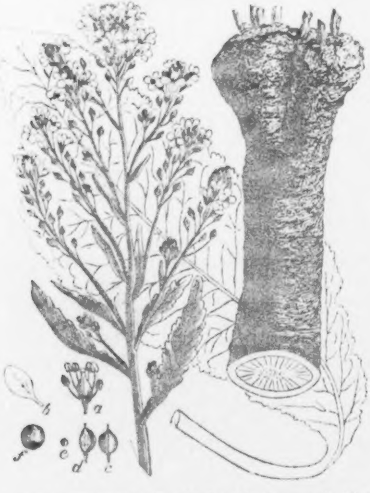


Und Dorothea, die Muhme umarmend, flüſterte Allerlei, was, in's Laute überſetzt, ſagte: „Ich bin eine überglückliche Braut!“

Im Felde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846—1850.)

In dieſem Jahre begleitet uns der geneigte Leſer wieder auf das Feld, wo allerlei Kräuter „luſtig anzuſehen und gut zu eſſen“ gebaut werden. — Zuerſt wollen wir die Pflanzen auf jenem ſchmalen Ackerſtücke betrachten.



Es iſt der Meerrettig (**Cochlearia Armoracia Linn.**), deſſen Wurzel eine von Vielen geſchätzte, gern geriebene Speiſe liefert. Der Name Meerrettig kommt wohl nicht von Meer und

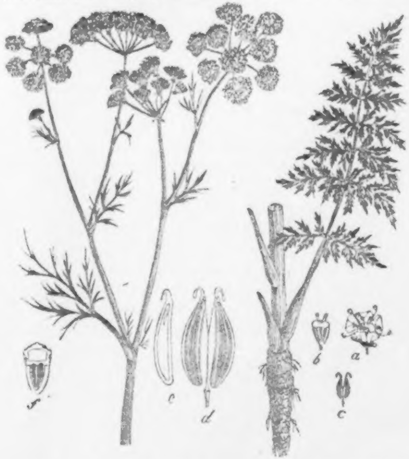
Univ. Bibl.
München

Rettig, ſondern von dem niederdeutſchen **Marr-Reddik** (Pferderettig), weil er den Pferden heilſam ſeyn ſoll. Denn im Engliſchen heißt er ebenfalls **horse-radish** (Pferderadies) und im Holländiſchen **Maerradys**. — Die Wurzeln des Meerrettigs ſind beinahe walzenförmig, geringelt, nach unten äſtig und faſerig, nach oben vielköpfig; ſie gehen ſenkrecht in die Erde. Ihr Aeußeres iſt braungelb, ihr Inneres weiß. Aus einer ſolchen Wurzel erheben ſich mehre, einen und einen halben bis vier Fuß hohe, geriefte, äſtige, hohle Stengel. Die unmittelbar aus der Wurzel neben den Stengeln entſpringenden Blätter (Wurzelblätter) ſind langgeſtielt, eirund, dicklich, mit tief gekerbtem Rande. Die Stengelblätter (am Stengel entſpringende Blätter) ſind kurz geſtielt, grob gekerbt, öfter auch ganzrandig, die oberen aber ſind ſitzend. Die ganze Pflanze iſt nackt, d. h. unbehaart. Die Blüthen ſtehen an den Enden aller zahlreichen Aeſte. — Der Kelch hat vier ſtumpfe, längliche Blätter, die Blumenkrone vier noch einmal ſo große, weiße Blätter. (b ein Blumenblatt.) Zwiſchen den vier großen und zwei kleineren Staubgefäßen ſtehen Drüſen. Der eiförmige Fruchtknoten geht allmälig in einen kurzen Griffel über, der eine halbkugelige, gefurchte Narbe trägt. (a zeigt die Staubgefäße nebſt dem Stempel.) Aus dem Fruchtknoten wird ein eiförmiges, mit dem bleibenden Griffel und Narbe gekröntes, drei bis vier Linien langes, zweiklappiges Schötchen (c), das in jedem der zwei Fächer vier bis zehn Samen enthalten kann; gewöhnlich aber iſt es armſamig. (d bezeichnet ein Schötchen, von dem eine Klappe abgeſprungen iſt.) Die Samen (e und f) ſind eirund, platt und braun. — Der Meerrettig, vom Mai bis Juni blühend, und feuchte Standorte auf Wieſen, an Teichen, Seen und Flüſſen liebend, findet ſich häufig und zwar wahrſcheinlich verwildert an den Küſten des nördlichen Europa's. Seines Wurzelſtockes wegen, der im friſchen Zuſtande durch ſeinen ſcharfen, zu Thränen reizenden Geruch und brennenden Geſchmack ausgezeichnet iſt, wird der Meerrettig vielfach angebaut und von Vielen zum Fleiſche gern genoſſen. Auch bedient man ſich der geſchabten Wurzeln zum Röthen der Haut und zum Blaſenziehen, grade wie des Senfes. Die Wurzel enthält ein hellgelbes, ätheriſches (flüchtiges) Oel, das ſchwerer als Waſſer und der eigentlich beißende und ſcharfe Stoff iſt. In der Arzneikunde wird die Wurzel (**Radix Armoraciae s. Raphani rusticani**) jetzt nur noch ſelten angewendet.

Sehr nahe mit dem Meerrettig verwandt und ihm in vielen Stücken faſt ganz gleichend iſt das Löffelkraut (**Cochlearia officinalis**), das als das beſte Mittel gegen den Scharbock (Mund- und Zahnfäule) in den nördlichen Gegenden, vorzüglich von den Seefahrern, ſehr geſchätzt und auch häufig als Salat verſpeiſt wird. — Der Meerrettig gehört in die **Tetradynamia Siliculosa** (in die viermächtige Klaſſe und in die Ordnung der

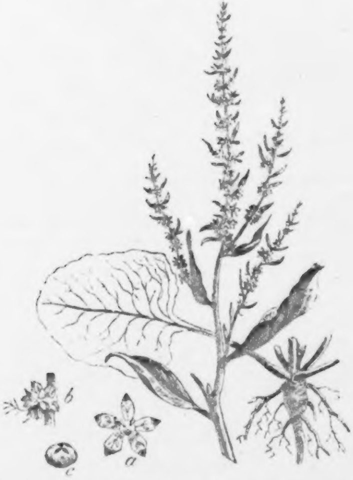
Schötchentragenden) des Linnäus, und in die natürliche Familie der Kreuzblüthigen (**Cruciferae**) des natürlichen Syſtems.

Wenden wir uns jetzt zu einem andern Ackerfelde, auf dem eine vielen Städtern ganz unbekannte Pflanze wächſt, wenn gleich jedes Kind ihre Früchtchen kennt: wir haben den **Kümmel** (**Carum Carvi Linn.**) vor uns. — Aus einer mohrrübenförmigen, weißen, quergerunzelten, mit vielen Wurzelfaſern verſehenen Wurzel erhebt ſich ein hohler, kantig-gereifelter, äſtiger, ein bis drei Fuß hoher und kahler Stengel. Die Blätter ſind doppelt gefiedert und ebenfalls kahl; ihre Blattſtiele haben häutige, aufgeblaſene Blattſcheiden; der Blüthenſtand iſt eine zuſammengeſetzte, ſechs- bis ſechzehnſtrahlige Dolde (Schirm); an dem Grunde der Dolde und der Döldchen fehlen meiſt die Hüllen und Hüllchen. — Der Kelch fehlt faſt ganz. Die Blumenkrone be-



ſteht aus fünf weißen, gleich großen, verkehrt-herzförmigen Kronenblättern, von denen jedes ein nach oben umgebogenes Spitzchen hat. Zwiſchen je zwei Blättern ſteht immer ein Staubgefäß, im Ganzen alſo fünf. (a eine Blume.) Auf dem breiten, ſcheibenförmigen Stempelpolſter des Fruchtknotens ſtehen zwei fädliche Griffel (b), die bei der Reiſe ſich nach außen krümmen. Die braune Frucht beſteht aus zwei, ungefähr zwei Linien langen Halbfrüchtchen, die an beiden Enden ſpitzig, auf der inneren Seite (Bauchſeite) flach und auf der äußeren (Rückenſeite) gewölbt und mit fünf weißen Rieſen verſehen ſind. Den Raum zwiſchen zwei Rieſen nennt man Thälchen, in jedem Thälchen liegt eine Reihe Oeldrüſen, die Striemen heißt; die Bauchſeite hat zwei ſolcher Striemen und eine Rieſe. Die beiden Halbfrüchtchen werden von einem zwiſchen ihnen ſtehenden Fruchthalter, der oberwärts gabelig getheilt iſt, getragen. (c die Frucht in natürlicher Größe, d dieſelbe vergrößert.) Bei vollſtändiger Reiſe löſen ſie ſich von dem Fruchthalter gänzlich ab. Der Längsſchnitt (e) eines Halbfrüchtchens zeigt an der Spitze den Keim, während ein Querdurchſchnitt (f) die fünf Rieſen und vier Striemen der Rückenſeite und die zwei Striemen und die eine Rieſe der Bauchſeite erkennen läßt. — Der Kümmel, im Mai und Juni blühend, wächſt überall in Europa auf Wieſen, raſigen Plätzen, an Ackerrändern und wird in vielen Gegenden im Großen angebaut. — Der Same findet als Gewürz in der Haushaltung und beim Brodbacken vielfache Anwendung. Auch zieht man Spiritus über ihn ab und erhält dadurch den ſogenannten Kümmel-Branntwein. Ferner gewinnt man aus ihm ein ſehr ſtark riechendes, hellgelbes, flüchtiges Oel (Kümmel-Oel), das theils zu Einreibungen des Unterleibs bei Aufblähungen, theils als innerliches Mittel zur Abtreibung von Blähungen und zur Beförderung der Milch-Abſonderung dient; letztere Zwecke erfüllt auch der Kümmelthee, ein Aufguß von heißem Waſſer auf die Samen. Die grüne Pflanze giebt ein ſehr gutes Viehfutter. — Der Kümmel gehört zur fünfmännigen Klaſſe und zur zweiweibigen Ordnung (**Pentandria Digynia**) des Linnäus und zu den Schirmpflanzen (**Umbelliferae**) des natürlichen oder Juſſieuſchen Syſtems.

Wir treten nun an ein anderes Ackerſtück, auf dem eine Pflanze wächſt, die von großer Bedeutung für uns jetzt ſchon iſt und noch mehr werden wird; denn ſie wird uns in Bezug auf ein viel gebrauchtes Erzeugniß, den Zucker, von dem Auslande unabhängig machen: es iſt dies die **Runkelrübe** oder der **Mangold** (**Beta vulgaris Koch**). — Diejenigen Arten der Runkelrübe, die für die Zuckergewinnung in Betracht kommen, die alſo im Großen angebaut werden, ſind die gelbe Runkelrübe (**Beta lutescens**) und die Ringelrübe (**Beta zonata**), auch Dickrübe, Dickwurz und Runkel genannt. — Die dicke, rüben-



artige Wurzel der erſteren Art iſt gelb, die der zweiten außen roth, zeigt aber auf dem Querſchnitte rothe und weiße Ringe. Aus dieſer Wurzel kommen bald mehre Stengel, bald auch nur ein Stengel, der grade aufſteigt, ſich nach oben veräſtelt und kantig und kahl, wie die ganze Pflanze, iſt. Die wurzelſtändigen, ſehr großen Blätter haben einen ſehr langen Blattſtiel, ſind eirund, am Grunde etwas herzförmig, wollig und kraus; ihr Rand iſt ausgebogen und die Nerven treten ſtark hervor. Nach der Farbe der Wurzel richtet ſich die der Stengel, Blattſtiele und Nerven; ſo ſind leztere, z. B. bei der Ringelrübe, roth. Die Stengelblätter haben beinahe gar keine Blattſtiele und ſind daher feſt ſitzend, länglich rund, zugeſpitzt und kraus, und gehen allmälig in die kleinen Deck- oder Stützblättchen am

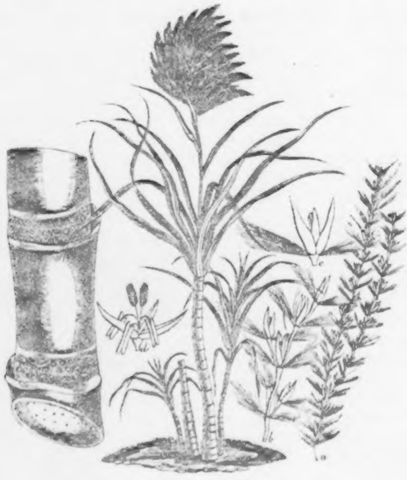
Grunde der Blüthen über. Der Blüthenſtand iſt eine riſpenförmige Aehre; je zwei bis vier ſitzen mit einem Stützblättchen auf einem Punkte zuſammen, zwiſchen zwei ſolchen Blüthenhäufchen befindet ſich ſtets ein freier Raum an der gemeinſchaftlichen Blüthenſpindel; ſtatt des Kelches und der Blumenkrone iſt nur eine fünftheilige Blüthenhülle (Perigonium) vorhanden, deſſen Zipfel länglich-ſtumpf und mit häutigem Rande verſehen ſind. Der kuglige, mit zwei bis drei ſpitzen Griffeln gekrönte Fruchtknoten wird von einem Ringe umgeben, auf dem die fünf Staubgefäße mit ihren gabelig gebildeten Staubbeuteln ſtehen. (a eine Blüthe, b mehre Blüthen, die mittelſte geöffnet.) Die Frucht, einer etwas breit gedrückten Kugel gleichend, iſt hart und holzig und an ihrer unteren Seite mit der holzig gewordenen Röhre der Blüthenhülle verwachſen (c). Der Same iſt ſchwarzbraun, glänzend, ſtumpfeckig und niedergedrückt. — Die Runkelrübe, urſprünglich in Süd- und Weſt-Europa wildwachſend, dann aber mit dünner, äſtiger Wurzel, und vom Juli bis September blühend, wird in Mittel-Europa jetzt häufig der Zuckergewinnung wegen angebaut. Eine Art mit rother Wurzel, Rothrübe oder rothe Rübe genannt, wird eingemacht genoſſen. Die Blätter aller Mangold-Arten geben ein gutes Viehfutter. — Die Runkelrübe gehört nach Linnäus in die zweiweibige Ordnung der fünfmännigen Klaſſe (Pentandria Digynia) und zu die natürliche Familie der gänſefußartigen Pflanzen (Chenopodieae).

Seit ungefähr 150 Jahren wird die Runkelrübe in Deutſchland gebaut. Der berühmte preußiſche Chemiker Marggraf fand zuerſt 1747 den Zuckergehalt der Rüben; er war ganz begeiſtert von ſeiner Entdeckung und verſprach ſich ungeheure Vortheile für ſein Vaterland. Vierzig Jahre ſpäter regte Achard dieſe Entdeckung wieder an, aber bis zum Jahre 1800 war noch nichts Bedeutendes in dieſer Sache geſchehen. Endlich griff Napoleon 1809 während der Continental-Sperre (d. h. während der Zeit, in der das ganze Feſtland Europa's den Engländern und ihren Waaren verſchloſſen war) dieſe Entdeckung Marggraf's mit großem Eifer auf, um den ausländiſchen Rohr-Zucker durch den Runkelrüben-Zucker zu erſetzen; ſeine Bemühungen hatten aber noch nicht den rechten Erfolg und trugen ihm vielfachen Spott ein. Eine Caricatur zeigt den kleinen König von Rom auf dem Schooße ſeiner Amme ſitzend und an einer ungeheuren Runkelrübe ſaugend, mit der Unterſchrift: „Seht dies ſchöne Stück Zucker, das mir mein Papa gegeben hat.“ Auf einem andern Blatte ſah man auf der einen Seite eines Tiſches den König Georg von England und auf der andern Napoleon ſtehen; vor Jedem befand ſich eine Taſſe Kaffee, Georg hielt einen ganzen Zuckerhut in die Taſſe und ließ die Spitze abſchmelzen, indem er recht freundlich dazu ſchmunzelt; Napoleon dagegen bemühte ſich unter den fürchterlichſten Grimaſſen, aus einer gewaltigen

Runkelrübe ein paar Tropfen ſüßes Saftes in ſeine Taſſe zu drücken. — Seit dieſer Zeit hat die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers in Deutſchland ſtets zugenommen und iſt von großer Wichtigkeit geworden, indem viele tauſend fleißige Hände durch ſie Beſchäftigung finden. Nebenbei wird die Viehzucht bedeutend gefördert, da außer den Blättern die ausgepreßten Rüben ein ſehr nahrhaftes Futter geben. 100 Pfund Rüben geben ungefähr 97 Pfund Saft, in dem 10 bis 12 Pfund Zucker enthalten ſind, während 100 Pfund Zuckerrohr 84 bis 90 Pfund Saft und in dieſem über 20 Pfund Zucker enthalten.

Anhang.

Es wird gewiß von dem geneigten Leſer nicht übel gedeutet werden, wenn wir ihm hier im Anhang das Zuckerrohr (Sac-



charum officinarum Linn.) beſchreiben, da wir ſo eben ſeinen Gegner, die Runkelrübe, näher betrachteten.

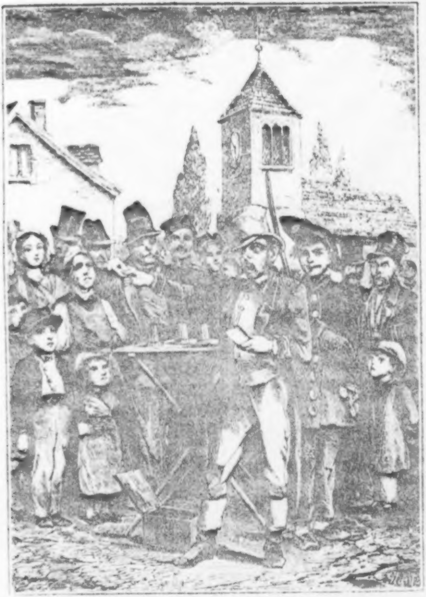
Aus einer ausdauernden, gegliederten Wurzel erheben ſich mehre 10 bis 12 Fuß hohe, 1 bis 2½ Zoll dicke, gegliederte, glatte, gelbe oder grüne oder veilchenblaue Halme mit 4 bis 5 Fuß langen, ſitzenden, linealiſchen, zugeſpitzten, ſcheidigen Blättern, deren weißer Mittelnerv ſehr hervorſteht. Innen ſind die Halme mit einem ſehr ſaftreichen, weißen Zellengewebe erfüllt. Der Blüthenſtand iſt eine 1 bis 1½ Fuß hohe, aus vielen gegliederten Aeſten und Aeſtchen gebildete Rispe; je zwei Aehrchen ſitzen ſtets zuſammen und ſind von ſehr langen und feinen Seidenhaaren umgeben. (Die Abbildung zeigt eine ganze Pflanze und ein Stück des unteren Halmes. a bezeichnet die Aeſte einer Rispe, b dieſelben vergrößert, c ein Aehrchen vor dem Aufblühen.) — Die Blüthe ſelbſt beſteht aus zwei Kelchen und zwei Kronenſpelzen, welche drei hervorragende Staubfäden mit gelben, linealiſchen Staubbeuteln und einen länglich-runden Fruchtknoten mit zwei hohen und wedelartigen Griffeln umſchließen (d). Das Zuckerrohr, urſprünglich in Indien zu Hauſe, wird in allen vier Welttheilen bis zum 30ſten Grade der nördlichen und bis zum 23ſten Grade der ſüdlichen Breite gebaut und blüht im September. Die Wurzel ſchlägt alle Jahre von Friſchem aus, ſo daß eine Pflanzung mehr denn zwanzig Jahre reichen Ertrag gewährt; die Fortpflanzung geſchieht durch Stecklinge. Aus den vor dem Blühen abgeſchnittenen Halmen wird der ſüße Saft ausgepreßt und mit Kalk und Aſche eingekocht, worauf ſich eine flüſſige (Molaſſe) und eine feſte, körnige Maſſe (Rohzucker) abſondert. Aus der Molaſſe und aus allen Abgängen wird Rum deſtillirt. Der Rohzucker wird durch Raffiniren, was hauptſächlich in Europa in den Siedereien geſchieht, zu Hutzucker, Candis und Schleimzucker (Syrup) verarbeitet. — Das Zuckerrohr gehört zur zweiweibigen Ordnung der dreimännigen Klaſſe (**Triandria Digynia**) des Linnäus und zu der natürlichen Familie der Gräſer (Gramineae).

L. Heros.

Mancherlei Taſchenſpielerei und Magie.

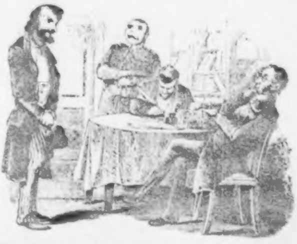
„Flößt der Menge Staunen ein,
Alt und Jung und Groß und Klein
Zwingt ihr leicht in Knechterei
Dann für Spiegelfechterei.“

Auf dem Bilde haben wir einen Taſchenſpieler vor uns, der mit ſeinen Künſten in irgend einer kleinen Stadt auf offenem Markt um Bewunderung wirbt und der nach ſeiner Verſicherung



Großes thut für geringes Geld, obgleich er gern mehr nähme als er empfängt. Für die Zwiſchenzeit, in der er ſeine Zaubereien vorbereitet, hat er einen Luſtigmacher bei ſich, und wenn er ſo viel an ſich brachte, daß er ſich ſchmuck kleiden kann, reist er nach der Reſidenz, macht den Luſtigmacher zu ſeinem betreßten Diener und nennt ſich Profeſſor der Magie. — Welch einen Reiz hatte ſonſt das Wort Magie! Seine Abſtammung leitet man her von Maja, dem Namen der indiſchen Liebesgöttin, und Magnet. Jeder wird hierin ſich leicht eine Verwandtſchaft des Ausdrucks denken, da Liebe der ſtärkſte Magnet im Menſchenleben iſt, weshalb denn der von unſern alten Dichtern ſo oft angeſungene Mai ſeinen Namen der Maja verdanken ſoll, auch zum „Liebesmonat“ ernannt worden iſt, und noch ſo heißt, obwohl die Dichter ihn jetzt nur äußerſt ſelten anſingen und die Liebe oft nur Taſchenſpielerei treibt, indem gar viele Männlein und Fräulein gegenſeitig für leere Herzen volle Taſchen einzuhandeln ſuchen. Das war ſonſt anders, und ſelbſt die Magie beſtand urſprünglich aus Liebesdienſten; denn die morgenländiſchen Magier waren zu ihrer Zeit am vertrauteſten mit den Naturkräften und deren nützlichen Verwendung, dienten anfangs ihrem Volke als Aerzte und Lehrer. Da indeß leider Alles ausartet durch Dünkel, Ehr- und Geldgeiz der Erdbewohner, ſo wurde die Magie zur Verblendungskunſt, im höchſten Grade ſchädlich durch Liebestränke, Wahrſagerei, erlogene Macht, die Todten erſcheinen und Geheimniſſe enthüllen zu laſſen, ſo daß endlich der Trug der Magie all ihren Werth überwog, die redliche Wiſſenſchaft kämpfend gegen ſie auftrat. Ob es auf die Dauer geholfen hat? Die Hoffnung ſchwankt darüber, weil die Spiegelfechterei doch plötzlich auch wieder in der Wiſſenſchaft Fortſchritte machte und man den Magnetismus, Somnambulismus und die Sympathieen zu ſehr zahlreichen Täuſchungen und mancherlei Taſchenſpielereien benutzen konnte. Wir ſind, nach den Erſcheinungen dieſer Tage, in denen Alles anſteckend iſt, etwa die Vernunft ausgenommen, keinesweges ſicher, daß bei der unbeſchränkten Verachtung des Alten nicht eben vorzugsweiſe die alten Thorheiten und Fälſchungen zur Beliebtheit kommen. Auf den erſten Stufen der Kultur glaubt die Menge an geheime Künſte und alle Faſeleien des Wunderhaften, und in einem überfeinerten, entnervten Zuſtande des Volkslebens thut man ganz daſſelbe. Wir haben ja in den Volksverſammlungen ſogar Hexenmeiſter geſehen, die mit haltloſem Unſinn, mit ſogenanntem ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen neuen „Abracadabra“ — gleich dieſer Erfindung des ſich Arzt nennenden Betrügers Serenus, der für unbegrenzte Albernheit Fürſten, Gelehrte und mancherlei Volk zu läppiſchen Anhängern hatte — ſämmtlichen Verſtand von Hunderten der Zuhörer ſo verſchwinden ließen, daß er ihnen vielleicht niemals wieder zurückkehrt. Taſchenſpielereien und Hexerei — dieſe nicht wie ſonſt mit Hülfe alter, ſondern junger Weiber — treiben die politiſchen Parteien in geheimen und öffentlichen Vereinen, wo man die Leute erſt mit unerfüllbaren Verheißungen und ſinnlichen Reizmitteln kirrt, ihnen unverſtändliche Worte, wie Demokratie, Volks-Souverainetät und die oben bereits genannten, als Bundeszeichen giebt, und ſie dahin bringt, daß ſie ihr Bischen Begriff, Zeit, Geld, oft ihr bürgerliches Glück und ihre bürgerliche Ehre verſcherzen, wie in Frankreich vielfach geſchehen iſt mit Hülfe der Conſtitutions- und Wahl-Taſchenſpielerei. Die erfolgſicherſten Magiker der Art ſind immer ſolche Schelme, die den Leuten zu reden verſtehen, wie ſie es zu eigenem Vortheil gern hören, wie es mit ihrem Aberglauben an ihren Geiſt und mit gehätſchelter Narrheit übereinſtimmt. Die Macht der Schlauköpfe über Dummköpfe war und iſt die erwerbreichſte Taſchenſpielerei und Magie, und bei dem jetzigen religiöſen Unglauben wird, weil der Menſch ohne Glauben nicht beſtehen kann, in der politiſchen Welt das Unglaublichſte der Menge am annehmbarſten, und dieſe in ihrer Einſichtsloſigkeit unbekümmert darüber ſeyn, daß im Bereich des bürgerlichen Staaten- und Geſellſchaftsweſens der blinde Glaube am gefährlichſten iſt. Er hat indeß um ſich gegriffen, und dieſer blinde Glaube, genährt durch die nichtswürdigen Prophezeiungs-Schriften, die ein Mitbehelf der Volksverführer ſind und nur von Schriftſtellern und Verlegern ausgehen, die zu dieſen Volksverführern gehören, kann jedem andern blinden Glauben wieder weitere Wege bahnen. Ueber die raſche Herſtellung einer paradieſiſchen Unmöglichkeit, die man mit verfänglichen obwohl inhaltleeren Worten als erreichbares Wahnbild der gedankenarmen Menge in die Köpfe brachte, wo ſie nun heilloſen Spuk treibt, wird dieſe Menge bald enttäuſcht ſeyn, wenn ſie es nicht ſchon iſt. Hetzt man indeß fortwährend noch, wie es geſchieht, vermittelſt der Literatur Schreckbilder in's Volk, die keinen andern Zweck haben, als ſie durch erhitzte und begriffsſchwache rohe Kraft wahr zu machen, und möge dies nun erfolgen oder nicht, ſo kann die Menge leicht dahin getrieben werden, daß, nachdem ſie öffentlich ſo viele trügeriſche Stimmen hörte, die alten geheimen und abergläubiſchen, die Wunder-Magie und all ihr taſchenſpieleriſcher Anhang verſtärkte Macht gewinnen. Dann greift man wieder mehr als bis jetzt — denn völlig überwunden war auch der Trieb zu ſo grober Selbſttäuſchung noch nie — zu all dem ſinnverdrehenden Wuſt magiſcher Hirngeſpinnſte, zu irrigem Aengſten und gebrechlichem Troſt; jeder Aberglaube kommt dann von Neuem zu Ehren und die mancherlei Taſchenſpielerei hat ein weites Feld vor ſich. An Leuten, die dies begünſtigen, würde es nicht fehlen, denn erſtens ſind die Thoren immer der Schlauen Erwerbsquelle, und zweitens wirkt da gar ſehr zugleich ein Grund mit, der aus folgendem wahren Geſchichtchen hervorgeht:

In B** machte ein Wahrſager, der ſich zugleich mit Taſchenſpielerei beſchäftigte, Aufſehen und ward um ſo mehr beſucht, weil er Allen unentgeltlich diente. Seine Prophezeiungen waren höchſt unbeſtimmt und er ließ den Gläubigen dadurch freien Spielraum, von eigener Täuſchung noch ſo viel hinein zu legen, als es ihnen beliebte. Dieſer Umſtand wirkte wohl vorzüglich mit dazu, daß Viele darauf ſchwuren, er habe ihnen Wahrheiten geſagt. Endlich fand die Polizei-Behörde für gut, die Sache näher zu unterſuchen und der Wahrſager behauptete anfänglich mit vieler Dreiſtigkeit: er beſäße allerdings die Gabe, künftige Dinge nur durch ihm allein bekannte Mittel zu erfahren. Da jedoch die heutige Polizei nicht beſonders der Blindgläubigkeit huldigt, wurde genauer unterſucht, wonach Lüge und Gaukelei am Tage waren. Jetzt fragte der Polizei-Obere mit einiger Verwunderung: „Was hat Sie denn dazu bewogen, ſich mit vergeblichen Prophezeiungen zu befaſſen, da Sie, einſtimmigem Zeugniß zufolge, keine Zahlung dafür nahmen, mithin keinen erſichtlichen Nutzen von der Täuſchung hatten?“ — und welche Antwort gab der Lügen-Prophet? „Ach“, ſagte er, „Sie wiſſen das gar nicht, welches Vergnügen man davon hat, Andern etwas einzureden, woran man ſelbſt nicht glaubt!“



Wie Viele haben ſich in den letzten Jahren überall ein ſo abſcheuliches Vergnügen gemacht durch das Verbreiten falſcher, fleiß- und ſittenzerſtörender Täuſchungen und Verkündigungen, die nicht einmal von ihnen ſelber ſtammten, ſondern als Pariſer Modeweisheit ihren Weg fanden zu den, ſich als die vorzüglichſten ihres Landes ausrufenden Nachäffern der Franzoſen, die ihr eigenes Volk durch erklügelte Verwirrung in's Elend ſtürzen! — denn die politiſchen Verblendungskünſte ſind die vernichtend koſtſpieligſten der magiſchen Taſchenſpielerei.

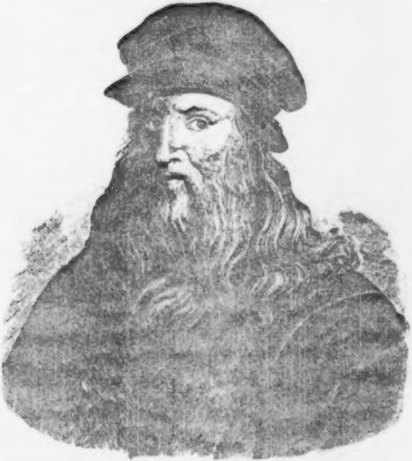
Unſer Mann auf dem Bilde, der bei ſeinen Künſten eben nicht viel Anderes als Landſtreicher und Bettler iſt, ſteht ganz ſo aus, als ob er ſchwarzen Herzens wäre und mit dem ſchwarzen Coeur-As in ſeiner Hand unwillkürlich darauf anſpielte. Sein Anzug erinnert nächſtdem daran, daß er gewiß nicht abgeneigt iſt, das ſocialiſtiſch-communiſtiſche Gelüſt: mit Jedem, der Etwas beſitzt, gelegentlich theilen zu wollen, überall geltend machen und dieſem Zweck Abends in den Kneipen thätige Anhänger verſchaffen zu helfen durch Reden, die zwar für die Beſonnenen, deren aber ſelten in Kneipen gefunden werden, ſchon einen Rauſch verrathen, dem Redner aber fürerſt nur durch freie Zeche einen Rauſch zuwege bringen ſollen. Laſſe ſich alſo Keiner von ſolchen Umherſtreiflingen und Umtrieblern durch Spiegelfechtereien der Hand und des Mundes täuſchen, ſondern denke ſtets: Geſchwindigkeit iſt noch keine Hexerei, Zungengeläufigkeit noch keine Weisheit. Man ſey mit dem Staunen nicht raſch bereit, denn die Natur geht ihre ordnungsmäßigen erklärbaren Wege, und was nicht erklärt wurde, iſt deshalb noch nicht unerklärbar, weil des Einen oder des Andern, oder auch ſämmtlicher Verſtand nicht bis dahin reicht. Bei Allem, was man ſieht und hört, iſt das Selbſtprüfen und Selbſtdenken zu empfehlen, mit dem Glauben allein aber ſehr ſparſam zu verfahren. So kann es denn gar nicht ſchaden, wenn man mit folgendem Spruche vertraut wird:

„Nennt ſelig zwar die Schrift, Die glauben und nicht ſehen,
Soll, was ſich ſehen läßt, doch vor dem Glauben ſtehen;
Denn echter Glaube muß, wo's thunlich, ſehen wollen,
Sonſt freiet die Menſchheit nur im Wahne und im Tollen.
Und um mit Gott und ſich die Völker mehr zu ein'gen,
Iſt Aller höchſte Pflicht, ſich im Gehirn zu rein'gen.“

C. Rienitz.

Leonardo da Vinci.

Einer der mit Recht berühmteſten Maler iſt **Leonardo da Vinci**, ein Hauptbegründer der Florentiniſchen Schule, deſſen Bildniß wir einige Lebenszüge beifügen. Seine Geburt hüllt ſich durch die ſehr verſchiedenen Angaben in Dunkel, doch läßt ſich annehmen, daß er ein Kind der Liebe war, wie man zu ſagen pflegt, um nicht etwa die rechten Namen, Sinnenluſt oder Verführung, zu gebrauchen. Ser Pietro, ein Notar, wird als Vater genannt; nach Andern war ſein Geburtsort das Schloß Vinci, in der Nähe von Florenz, und man müßte dann des Künſtlers Abſtammung in vornehmerem Kreiſe ſuchen. Auch über das Jahr ſeiner Geburt herrſchen Zweifel; in den Lebensbeſchreibungen finden ſich drei abweichende Zahlen: 1443, 1444, 1452. Eine der erſteren ſcheint uns die richtigere. Wie dem ſey, Leonardo



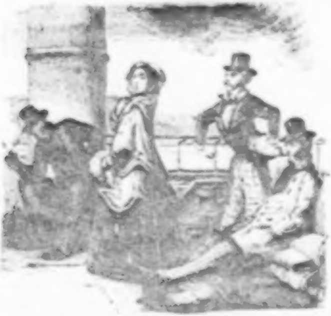
da Vinci zeigte ſich von frühſter Jugend an tüchtig in einem Streben; eifrig im Lernen, beſchäftigte er ſich mit allſeitigen Studien. Malerei, Bildhauerei, Bauweſen nach allen Richtungen, Dichtung und Muſik hatten einen gelehrigen Schüler an ihm, der dann auch ein vielſeitiger Meiſter wurde. In ſeinem Wahlſpruch: „Wolle immer, was Du ſollſt!“ lag ſchon eine unverwüſtliche Kraft; denn wer da will, was er ſoll, der kann auch endlich, was er will, ſo weit dies dem geiſtigen Vermögen erreichbar iſt. Daß ſo Viele durch ſchwankende Neigungen ſich hier und dorthin irre führen laſſen, nicht zu dem Entſchluſſe kommen: „Wolle immer, was du ſollſt!“ das iſt Urſach der Zerfahrenheit, die ſelbſt urſprünglich bedeutende Talente zu Halbheiten oder noch Geringerem herabſetzt. Leonardo da Vinci's Lehrer, Andrea del Verrochio, war ebenfalls Künſtler in Mannigfachem und ſeiner Zeit ſehr beliebt. So fand bei ihm, der in der Malerei eine Aehnlichkeit mit Albrecht Dürer hat, auch wie dieſer im Kupferſtich und Holzſchnitt ſich auszeichnete, Leonardo da Vinci vielfachen Antrieb, übertraf aber bald ſeinen Meiſter, der dadurch ſich bewogen fühlte, der Malerei zu entſagen, und mehr ſich andern Künſten zuwandte. Der Anlaß ſoll folgender geweſen ſeyn: Verrochio hatte in Darſtellung der Taufe Chriſti von Leonardo da Vinci einen Engel malen laſſen, der ſich als das Vorzüglichſte in dem Bilde ſo auszeichnete, daß dagegen alles Andere zurückſtehen mußte, und deshalb wollte Jener mit Pinſel und Palette nichts mehr zu thun haben; dennoch blieb der Name Verrochio's ein geſchätzter, und als er (1488) in Venedig ſtarb, wurde die Leiche nach ſeiner Vaterſtadt Florenz gebracht und dort feierlich beſtattet in der Kirche Sanct Ambroſius.

Im Jahr 1482 berief der Herzog Lodovico Maria Sforza von Mailand den Leonardo da Vinci nach ſeiner Hauptſtadt; dort ſtiftete der Künſtler eine Akademie, die auf die ganze Lombardei einen bildenden Einfluß übte, wie er ihn überhaupt auf die Florentiniſche Schule hatte, die er durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und Anſichten mit einer erhabeneren Sinnigkeit und Gedankenreiſe begabte. Jener Herzog beauftragte ihn unter Anderem auch mit der Darſtellung des Abendmahls für das Refektorium der Dominikaner von Sanct Maria delle Grazie. Es iſt das berühmteſte Fresco-Gemälde des Leonardo da Vinci, welches leider durch Fahrläſſigkeit verkommen, uns aber wenigſtens in trefflichen Copieen aus der Vorzeit inſoweit bewahrt worden iſt, daß wir die Kraft und Schönheit der Gedanken und Charakteriſtik, bei der großen Einfachheit zugleich den geiſtigen Reichthum des Werks zu bewundern haben, was Alles noch wahrzunehmen ſelbſt in dem, nach dieſem Gemälde gefertigten Kupferſtich des Raphael Morghen. Zufolge einer Sage hat Leonardo da Vinci, der bei den Köpfen der Apoſtel ſein Studium des lebendigen und unterſcheidenden Geſichts-Ausdrucks etwas erſchöpft fühlte, gezögert, den Heiland und den Judas Iſcharioth zu malen, weil er für Erſteren nichts edel, für den Letzteren nichts widerwärtig genug fand. Da ihn jedoch der Prior des Kloſters wegen der Säumniß übel behandelte und ihn bei dem Herzog verklagte, ſoll der Künſtler eben dieſen Prior zum Vorbilde des Judas Iſcharioth gemacht, den Chriſtus aber nach einer Traum-Erſcheinung gemalt haben. Im Jahr 1499 widmete er ſeine Thätigkeit wieder dem näheren Vaterlande Florenz, wo er mit Michel Angelo wetteiferte in Ausſchmückung der Wände des Rathsſaales. Später war er in Rom beſchäftigt, und erhielt dort eine Einladung Franz des Erſten von Frankreich (1515), nach Paris zu kommen, wo er ſich im hohen Alter noch der anerkennendſten Aufnahme erfreute. Er ſtarb (1518 oder 1519) in den Armen des Königs Franz, als dieſer von der Krankheit des Künſtlers Kund erhalten hatte, und ihn beſuchte. Außer in der Malerei zeichnete ſich Leonardo da Vinci noch in bedeutſamen Unternehmungen aus. Er leitete — zum Beiſpiel — das Waſſer der Adda bis nach Mailand und zog einen ſchiffbaren Kanal durch eine Strecke von zweihundert Miglien (etwa funfzig deutſche Meilen) von Mortſana nach den Thälern Chiavenna's und weiter hin. — In ihm lebte und wirkte eine echte, raſtlos neuen Aufſchwung fördernde Künſtlernatur; er konnte ſich ſelber niemals befriedigen durch ſeine Werke und war ihr ſtrengſter Beurtheiler, wenn er ſie einige Zeit nach der Vollendung wieder ſah. Leonardo da Vinci's Gemälde ſind ſehr ſelten geworden, doch findet man deren in Paris, Rom, Wien und Dresden. Von ſeinen Handzeichnungen, die er in ſtets bei ſich habenden Büchlein entwarf, wo er ging und ſtand, ſobald ſeinen eifrigen Beobachtungen etwas Merkwürdiges auffiel, wurden viele in Sammlungen verſtreut und nächſtdem zu mehreren Kupferſtichwerken benutzt. Aber auch als Schriftſteller that er ſich hervor und entwickelte ſeine ſcharfſinnige Einſicht in Abhandlungen, die noch heut für Künſtler von Werth, aber nur erſt theilweiſe gedruckt ſind, anderntheils (in Italien und Spanien) als Handſchriften aufbewahrt werden. Sein Ruhm wird dauern und fortwährend bezeugen, daß Leonardo da Vinci's Wahlſpruch: „Wolle immer, was du ſollſt!" eine ſegensvolle Macht in ſich trägt, die Jedem überall ein Vordringen verbürgt, wenn er nur mit Fleiß und muthiger Ausdauer nach ſeinem Ziele ſtrebt und nichts am Wege liegen läßt, was dies Ziel ſicherer und durch erhöhte Klarheit es ihm mit jedem Tage im Schaffen anmuthiger und reizender macht. Fr. Bertram.

Der Büchſenſchmied aus Genf.

Erzählung eines Franzoſen.

Vor etwa funfzehn Jahren, gegen Ende eines Winters, der ein gar zu regneriſches und eiſiges Andenken zurückließ, fand ich meine Glieder ſo von der Kälte erſtarrt, daß, wenn ich nicht alle Fähigkeit zur Bewegung einbüßen wollte, ich mich entſchließen mußte, nach Italien zu reiſen und in einem Luft- und Sonnenbade mich wieder zu erwärmen und neu zu beleben. Zwei Tage nach dieſem Entſchluß fuhr ich ſchon pfeilſchnell, durch Dampf- und Waſſerſtrömung getrieben, die Rhone herab, noch ohne Reiſeplan, ohne Neugierde, ohne vorgeſtecktes Ziel, und hauptſächlich ganz unzugänglich und gepanzert gegen alle empfindelnden Reiſe-Eindrücke. — Während ich mich von unbeſtimmten doch heitern Gedanken hin- und herſchaukeln ließ, die unzuſammenhängend wie ein Traum nach Willkür und Zufall vor mir herum gaukelten, raffte ſich ein Frauenzimmer, das ſchon ſeit einer Stunde am andern Ende des Dampfbootes zwiſchen zwei Handlungs-



reiſenden feſtgehalten ward, plötzlich empor, nahm Reißaus wie eine aufgeſchreckte Grasmücke und ließ ſich bei dem Dampfkeſſel nieder, wo ich mich, verloren in unerklärlicher Trägheit, behaglich wärmte. Ich warf nur einen verſtohlenen Seitenblick auf die Nachbarin, die mir der Himmel ſo eben beſchieden hatte, ohne mich jedoch im Mindeſten zu rühren; denn ſollte ich mich entſchließen, meine nachläſſige aber gemächliche Lage zu verlaſſen, mußte, nach meinen Grundſätzen, das Frauenzimmer mehrere durchaus unerläßliche Erforderniſſe in ſich vereinigen. Ich will geſtehen, daß meine erſte Beſichtigung ſehr befriedigend ausfiel; ungeachtet aller Strenge, die ich in meine Prüfung legte, konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihr volle dreißig Jahre zu geben. Ihre Halbtrauer-Kleidung war wohl einfach, aber ſehr nett; Schuhe und Handſchuhe von tadelloſer Reinheit. Sie hatte prächtige blonde Haare; ihre großen blauen Augen hatten einen etwas ſchwermüthigen Ausdruck, der gewaltig gegen die blühende Friſche ihres Antlitzes und das kindlich frohe Weſen in ihrer Geſichtsbildung abſtach. Ich erinnere mich auch noch eines kleinen Fehlers, der mir anfänglich ſehr unangenehm war, den ich aber in der Folge wirklich bezaubernd fand. Einer ihrer ſchneeweißen Zähne hatte ſich ein Bischen vorgedrängt und drückte auf ihrer Lippe ein faſt unbemerkbares Grübchen ein, wie eine zarte Falte im Blatt der Roſe. Alles gut erwogen ſchien ſie mir reizend, und wohl der Mühe werth, daß ich meine behagliche Träumerei ihretwegen unterbreche. — Noch blieb ein Punkt, und für mich einer der wichtigſten, zu erörtern. Wie ich mein Lebelang jede flüchtige Verbindung von nur wenigen Tagen verabſcheute, ſo konnte ich mich auch nicht entſchließen, auf der Reiſe die Unterhaltung mit einem ſchönen und jungen Frauenzimmer auf die Länge fortzuſetzen, wenn ich nicht zum Voraus gewiß wäre, daß ſie ſich nicht auf halbem Wege ſchon von mir trennte. Meinen angewöhnten Vorſichtsmaßregeln getreu, ſuchte ich, ſo wenig ungeſchickt als möglich, eine der vielen abgeſchmackten Fragen anzubringen, womit man wohl eine Schöne anzureden pflegt, die man zum erſten Mal ſieht. Doch mir fiel plötzlich eine neue Wendung ein; ich ſprang auf, ſtellte mich gerade vor ſie hin und fragte mit Theilnahme: „Sie ſind leidend?“ — „Nicht im Geringſten!“ antwortete ſie betroffen. — Ich ſtellte mich beſchämt, aber erfreut über dieſe Antwort und entſchuldigte mich verlegen wegen meiner albernen Frage. „Verzeihen Sie gütigſt“, bat ich, „es ſchien mir, daß Sie blaß würden, und ich fürchtete, der Kohlendampf möchte Ihnen etwa ſchädlich ſeyn.“ Sie ergoß ſich in Dankſagungen über meine Theilnahme; ich ließ mich dadurch beruhigen und fuhr dann fort: „Es iſt dies beinah die einzige Unannehmlichkeit der Flußſchifffahrt. Auf der See iſt das anders.“ — „Leidet man viel auf dem Meere?“ fragte meine Nachbarin. — „Es kommt darauf an!“ — „O, erklären Sie mir das gütigſt, ich bitte Sie!“ drängte ſie mich, in meine Falle gehend; „denn ich gedenke mich auf einem Dampfpacketboot des mittelländiſchen Meeres einzuſchiffen.“ — Das war Alles, was ich zur Einleitung bedurfte, und ich konnte in Folge dieſer Liſt mich nun ohne Rückhalt einer dauernden Unterhaltung mit meiner ſchönen Reiſenden hingeben. Doch kaum hatten wir ſie begonnen, ſo waren wir auch ſchon in Avignon angelangt. Das iſt eine oft unangenehme Eigenheit der Eiſenbahnen und der Dampfboote.

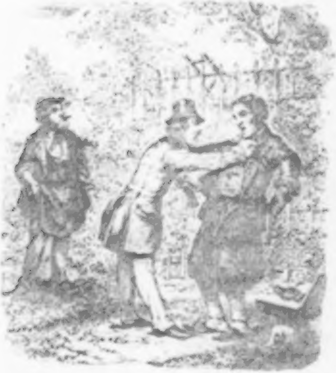
Nach einer abſcheulichen Mahlzeit, die im Fluge verzehrt werden mußte, hatte ich das Glück, mich meiner geheimnißvollen Gefährtin im Coupee einer Diligence des Südens gegenüber zu befinden. Während der Nachtfahrt wob ſich der zarte Faden unſres Romans etwas enger zuſammen; man ward vertraulicher. Ich erfuhr, daß meine Unbekannte Wittwe, daß ſie aus der Schweiz gebürtig ſey, aber ſchon einige Jahre Frankreich bewohnte; daß ſie, während der Erfüllung aller Wittwenpflichten für das Andenken an ihren verſtorbenen Gemahl, ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht habe, und nun im Begriff ſey, Italien zu durchreiſen, um ſich zu ihren Eltern zu begeben, von welchen ſie ſeit längerer Zeit getrennt war. Alle Verbindung mit ihrer Familie ſchien ſchon lange aufgehört zu haben, denn ſie wußte nicht einmal, in welcher Stadt Italiens ihr Vater ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. — Ihrem Gemüth hatten ſich übrigens unverkennbare Spuren von Düſterheit eingeprägt; ihre Stimme war jedoch lebhaft und belebt, und ihrer Rede fehlte weder Feinheit noch

Anmuth. An der Wagendecke hing ihr niedlicher wattirter Capot-Hut, und ſtatt deſſen hatte ſie mit anſcheinender Nachläſſigkeit einen Foulard um den Kopf gewunden, aus welchem heraus ſich zwei Ringelgewinde ihrer Haare drängten, die bis auf ihre Schultern herabfielen. Der Mond warf ſeinen vollen Schein auf ein Gehölz, das wir durchfuhren, und beleuchtete lieblich mit ſeinen Silberſtrahlen die ſchöne ätheriſche Geſtalt meiner Nachbarin.

Bei den nächſten Stationen trafen wir Poſtmeiſter und Knechte in der ängſtlichſten Aufregung; alle vor uns angekommenen Wagen waren an der gleichen Stelle angegriffen und beraubt worden, die wir ſo eben paſſirt hatten, während wir uns ruhig über die Räuberbanden Italiens unterhielten. Meine Reiſegefährtin ward darüber ſo ängſtlich, daß ich ihr verſprach, mir gleich in Marſeille ein Paar Piſtolen zu kaufen, und Alles aufbieten mußte, um ſie während der noch übrigen Reiſe zu beruhigen. — Bei Anbruch des Tages in Marſeille angelangt, bat ich meine Reiſegefährtin, die entſchloſſen war, mit mir Italien zu bereiſen, mich nach einiger Ruhe in ein paar Stunden bei einem Büchſenſchmied zu treffen, den man mir als den beſten in Marſeille angegeben hatte.

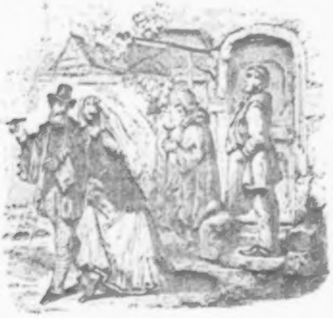
Wir trennten uns; bald darauf befand ich mich vor einem unſcheinbar ausſehenden Hauſe und fragte: ob hier Herr Walter, der Büchſenſchmied, wohne? — Da trat ſogleich ein Mann vor, etwa in den Funfzigen, den Zipfel ſeiner grauen Schürze in der rechten Hand; ein ſchlichter Handwerker, mittlerer Größe, mit einer offenen, ausdrucksvollen Geſichtsbildung, aber von Schmiedearbeit, Pulver und Rauch beſudelt und geſchwärzt. Aus einer grünen tuchenen Jacke, deren Aermel zurückgeſtülpt waren, ragten ein Paar fleiſchige Arme und Fäuſte hervor, und ich bemerkte, daß ſeine linke Hand um drei Finger verſtümmelt war. — „Hier iſt er!“ gab er mir mit einem kleinen Kopfnicken zur Antwort. „Was ſteht zu Befehl?“ — „Ich wollte ein Paar Piſtolen haben. Ich ſehe nicht darauf, daß ſie prachtvoll verziert ſeyen, wenn ſie nur gut ſind.“ — „Damit kann ich dienen; treten Sie gefälligſt herein! Wir probiren ſie in meinem Garten, hernach wollen wir über den Preis leicht einig werden.“ — Wir begaben uns wirklich in den Garten, ich ſah mich aber darin vergebens nach einer Zielſcheibe um. — „Franz!“ rief der Büchſenſchmied mit ſtarker Stimme. Und einer der Arbeiter, nicht mehr jung, ein breitſchultriges, unterſetztes, aufgedunſenes Weſen mit kläglichem Ausſehen, ſteckte in der erſten Etage den Kopf zum Fenſter heraus, und machte dem Meiſter ein faſt unbemerkbares Zeichen. Nach einigen Minuten kam er in den Garten herab, ſtellte ſich etwa dreißig Schritte vor uns hin, und rauchte ruhig ſeine Cigarre. Noch war ich ganz in die Betrachtung dieſer ſonderbaren Figur vertieft, als ich ſah, daß der Büchſenſchmied, der ſich in ſchräge Richtung geſtellt hatte, die Piſtolenmündung langſam bis zur

Höhe von dem Haupt ſeines Geſellen erhob und auf ihn anſchlug. Ich ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus, aber zu ſpät, der Schuß war gethan, und Franz — kam gelaſſen zu uns her und zeigte, wie ſeine Cigarre richtig hübſch in der Mitte entzwei geſchoſſen war. Ich entſetzte mich über die Grauſamkeit des Meiſters, mit der er ſeine Geſchicklichkeit an dieſem armen duldſamen Geſchöpf erprobte, überhäufte ihn mit den bitterſten Vorwürfen und war im Begriff, ſogleich fortzueilen, um der Behörde Anzeige von dieſem abſcheulichen, barbariſchen Benehmen zu machen, das ſich, gegen alle Geſetze, vielleicht täglich an dem armen Teufel wiederholte. Franz aber hatte an der noch brennenden übrigen Hälfte der Cigarre eine andere angezündet und ſich ruhig an ſeinen Platz zurück begeben. — Nicht im Mindeſten eingeſchüchtert durch meine Drohungen, ſpannte dieſer neue Wilhelm Tell den Hahn der zweiten Piſtole und zielte zum zweiten Mal auf Franz hin. Ich wollte auf ihn losſtürzen; bis ich aber heran kam, war der zweite Schuß ſchon geſchehen und die Kugel hatte bereits die andere Cigarre getheilt. Franz hatte kein Auge verzogen. Da packte ich den Unmenſchen und wollte ihn zum erſten beſten Polizei-Commiſſair ſchleppen, als ich Thränen in ſeinen Augen



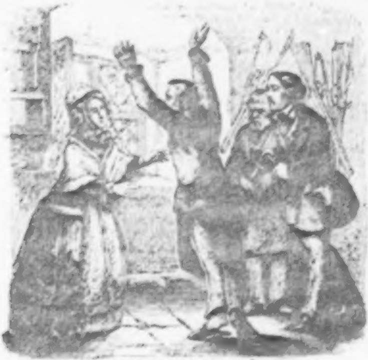
ſah und er, ohne ſich zu widerſetzen, mit kläglicher Stimme ausrief: „Ach Gott! Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich dieſen Jungen liebe!“ — Ich ſah ihn verwundert an und glaubte, daß er den Verſtand verloren habe. — „Das befremdet Sie, nicht wahr?“ fuhr der Büchſenſchmied fort; „aber ſehen Sie, wir Zwei, wir hängen nicht am Leben, und wenn etwa meine Hand zittern, wenn ich unglücklich ſchießen würde, ſo habe ich ſtets noch eine Piſtole bereit, um mir ſelbſt ſogleich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ Nach dieſer Erklärung umarmte er ſeinen Franz mit ſolcher innigen Zärtlichkeit, daß mein Abſcheu plötzlich in ſtummes Erſtaunen überging. Ich erſuchte den Büchſenmacher, mir die Urſache dieſes Lebens-Ueberdruſſes, dieſer düſteren Verzweiflung mitzutheilen, und gelobte ihm die ſtrengſte Verſchwiegenheit. — Walter blickte mich dankbar an, bat mich, in ſeine Werkſtatt zu kommen und begann mit bewegter Stimme folgende Erzählung:

„Mein wahrer Name iſt Conſtant, und in allen Kantonen der Schweiz bin ich als der erſte Büchſenſchmied von Genf bekannt. Ich hatte eine Tochter, auf die ich noch mehr ſtolz war, als auf meine Berühmtheit in der Kunſt. Sie hatte ſo zarte, weiße Händchen, eine ſo ſanfte Stimme, daß man ſie nie für die Tochter eines Handwerksmannes gehalten haben würde. Auch ſollte ſie den Grafen Arthur, einen ſchönen, jungen Mann aus einem der edelſten Geſchlechter Frankreichs, heirathen, den ich ſelbſt herzlich liebte. Ach, ich hätte das Herz aus dem Leibe hingegeben, um nur meine Tochter glücklich zu wiſſen! Die ganze



Stadt freute ſich mit mir und wünſchte mir Glück zu dieſer Heirath, nur jener Geſell da that's nicht; er begegnete mir aller Orten und immer raunte er mir mit trauriger, unglückweiſſagender Stimme die Worte zu: „Meiſter Conſtant, der Graf wird Eure Tochter nicht heirathen.“ — „Und warum nicht?“ ſagte ich, „Du Unglücksvogel!“ — „Erſtlich weil er ein Feiger iſt; er verweigerte, ſich mit mir zu ſchlagen.“ — Ich ſah ihn mit verächtlichem, mitleidigem Lächeln an, und achtete nicht mehr auf ihn, weil ich feſt glaubte, daß er ein Narr ſey. Da er aber nicht nachließ, mir ſeine leidige Prophezeiung überall, wo er mich traf, zu wiederholen, und ich einſtmals zu übel gelaunt war, um ſeine Narrheit gelaſſen anzuhören, gab ich ihm eine Ohrfeige. Der junge Mann brüllte wie ein Löwe, rührte aber keine Hand gegen mich, ſagte auch kein Wort, um mir meine Rohheit vorzuwerfen. Erſt Abends, als ich meinen gewöhnlichen Spaziergang machen wollte, erwartete er mich auf dem Marktplatze und forderte mich mit tiefer Stimme und ernſten Worten zum Duell. Ich konnte ihm eine ſo gerechte Genugthuung nicht verſagen und nahm ſogleich ſeine Herausforderung an. Wir beſchieden uns auf den folgenden Tag, und das Loos begünſtigte mich, den erſten Schuß zu thun. Da ich mich aber nicht entſchließen konnte, den armen Jungen zu erſchießen, ſo verſuchte ich vorher jegliches Mittel, ſeinen Eigenſinn zu überwinden. — „Wie heißen Sie?“ fragte ich ihn, während ich den Hahn ſpannte. — „Ich heiße Franz!“ — „Je nun, Franz“, erwiederte ich, „ich will vorerſt den Anfangsbuchſtaben Ihres Namens dort auf die Mauer zeichnen, um Ihnen Zeit zur Ueberlegung zu laſſen.“ — Nun ſchoß ich langſam Schuß nach Schuß ſo vielmal auf die Mauer, bis meine Kugeln dort ein großes *F* einprägten und ſich ſo regelmäßig an einander reihten, als ob ich ſie mit der Hand eingedrückt hätte. Er ſah mir dabei mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit zu, rauchte ruhig ſeine Cigarre weiter, und als ich damit fertig war, ſagte er lächelnd: „Sie verdienen wirklich, als Meiſter in gothiſchen Schriftzügen aufgenommen zu werden. Jetzt aber iſt's an uns“ — und er ſtellte ſich keck zehn Schritte vor mich hin, und da geſchah es zum erſten Mal, daß ich, ſchräg gegenüber ſtehend, ihm die Cigarre vor dem Munde weg ſchoß, ohne die Lippen zu berühren. Er aber blieb unbeweglich ſtehen wie eine Bildſäule; dann drückte ich ihn freundſchaftlich an mein Herz und ſagte ihm mit gerührter Stimme: „Sie ſind ein braver Junge, Franz! Aber warum miſchen Sie ſich immer in meine Angelegenheiten?“ — Da warf er ſich mir zu Füßen und ſprach ſchluchzend: „Weil ich Ihre Tochter liebe! Ja, ich liebe ſie ſo ſehr, daß ich darüber den Verſtand verliere!“ — „Das bedauere ich“, war meine Antwort, indem ich ihn aufhob, „denn meine Geraldy liebt Dich ganz und gar nicht. Wenn Du aber willſt, ſo bleibe für immer bei mir, ich werde Dich wie einen Sohn lieben.“ — Nach dieſem rührenden Auftritte kehrte ich nach Hauſe zurück, beglückter als ich es in meinem Leben je geweſen war — noch ward. Denn, ach! meine Tochter war unterdeß mit dem Grafen Arthur verſchwunden. Der Elende hatte ſie verführt, ſtatt ſie zu heirathen. Im erſten Anfall meiner Verzweiflung wollte ich mir das Leben nehmen, doch Franz verhinderte mich, hielt mich zurück. Da ich die Schande nicht zu ertragen vermochte, beſchloß ich auszuwandern; dieſer brave Junge verließ mich nicht, theilte freiwillig die Selbſtverbannung mit mir. Zuerſt war meine Abſicht, mich in Italien niederzulaſſen; allein eine langwierige und harte Krankheit, die mir der Verdruß zugezogen hatte, nöthigte mich, in Marſeille zu bleiben. Nie habe ich wieder Nachrichten von der Undankbaren erhalten, die mein Alter ſo entehrt und vergiftet; und die einzige Freude, die uns noch übrig bleibt, iſt die Erinnerung an unſer Duell, die wir immer von Neuem auffriſchen."

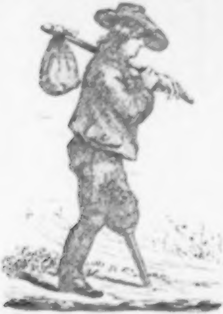
Es iſt mir unmöglich, die verſchiedenen Gemüthsbewegungen zu ſchildern, welche dieſe Erzählung in mir erweckt hatte. Eben wollte ich dem alten Büchſenſchmied einige Muthmaßungen mittheilen, als ein Wagen vor dem Hauſe hielt, und meine ſchöne Unbekannte ausſtieg, um mich in ſeiner Werkſtatt aufzuſuchen. — Jetzt gab es aber in dieſer Werkſtatt einen Auftritt, deſſen Ein-



druck nicht mehr zu verwiſchen im Stande iſt. Der Büchſenſchmied ſtand erſtlich auf, um die fremde Dame zu empfangen; dann betrachtete er ſie mit großer Aufmerkſamkeit, zog ſie raſch zum Fenſter gegen den Garten hin. „O mein Vater!" — „Meine Tochter!" riefen ſie Beide zugleich aus, dann lagen ſie einander in den Armen und drückten ſich bebend an ihre Herzen. — Doch plötzlich ſtieß der Vater die Tochter von ſich und rief zornig: „Wo iſt der Schändliche, der Dich entehrt hat?" — „Betet für ihn, mein Vater, ich bin ſeine Wittwe!" Und auf's Neue warf ſie ſich in ſeine Arme.

Der arme Franz hatte alles Bewußtſeyn verloren; — ich aber begnügte mich, ſie glücklich zu wiſſen, und reiste fröhlich in Geſellſchaft meiner Piſtolen weiter nach Italien. J. E.

Vorwitz und Fluch.



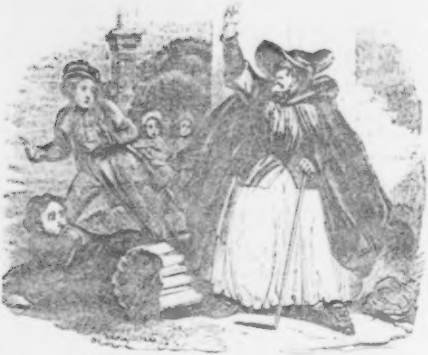
Bei meiner Reiſe durch Irland fuhr ich eben recht behaglich im bequemen Wagen eine Strecke weiter, als ich auf dem Fußwege neben der breiten Landſtraße einen Wanderer gewahrte, der mit dem einen geſunden Beine dem Stelzfuß des andern forthalf. Es war noch am Frühmorgen, doch die Sommergluth der Sonne hatte raſch die Luft durchdrungen, ſo daß ich meine Behaglichkeit und des Wanderers Mühſal als ſtarke Gegenſätze betrachten durfte. Das that ich auch, und indem ich mich im Stillen glücklich greis, rief ich zugleich mit Herzlichkeit aus: „Ihr Freund da zu Fuß, wollt Ihr den Wagenſitz mit mir theilen?“ wobei ich dem Kutſcher mit einem leiſen Schlag auf die Schulter andeutete: er möge ſtillhalten.

„Guter Herr, wollt Ihr nach Waterford, ſo mag's Der im Himmel lohnen, wenn ich Euren Liebesdienſt annehme!“ ſprach der Wanderer, und da mein nächſtes Ziel die genannte Stadt war, ſaßen wir bald im Wagen beiſammen. Daß er ehemals Matroſe geweſen, wußte ich bei dem erſten Anſchauen; auch war kein zweiter nöthig, um mir zu ſagen, es drücke ihn nicht, was er habe, ſondern was ihm fehle. Sein Aeußeres, wie zugleich das leichte Bündelchen, an einem Stock hängend, der auf der Schulter lag, bezeugte hinlänglich, daß er zur überſchwenglich großen Mehrheit der Irländer, zu den Armen gehörte, und die Geſichtszüge des noch jugendlichen Mannes beſtätigten auch den Mangel an innerer Freudigkeit. Da es einem Reiſenden beſonders Zweck ſeyn muß, Menſchen und Zuſtände aus allen Lebensſchichten kennen zu lernen, brachte ich ihn dahin, mir Allerlei über Land und Landesſitte zu erzählen; ſeine Seefahrten kamen dann ebenfalls in's Geſpräch, und als ich äußerte: er habe wahrſcheinlich ſeinen Fuß in einem Seetreffen verloren, entgegnete er: „Das nicht, werther Herr; ein Fall im Schiffsraum, wo ich mich während eines Sturmes im Taue verwickelte, iſt die Urſach, und mein ſchlimmſter Kummer, daß ich dies Unglück für ein Gottesgericht halten muß.“ — „Wie das?“ fragte ich, und nach kurzer Zögerung ſagte er:

„Warum ſoll ich's Euch verhehlen, was mich quält! Es war ein böſer Jugend-Uebermuth, dem die Vergeltung folgte. Als Schiffsjunge hatte ich eben meine erſte Fahrt gemacht, und wieder gelandet an der Heimath, beſuchte ich Verwandte in Waterford. Dort vor dem Thore, bei den Trümmern eines ehemaligen Kloſtergebäudes, trieb ich mich eines Abends mit mehreren andern Knaben umher; es begegnete uns eine alte Frau, ungeſtalt dick und mit einem ſo runzelvollen Geſicht, daß wir uns des Lachens nicht erwehren konnten. Die Alte gerieth darüber in ein heftiges Keifen, unſer Muthwille ſtieg, und endlich kam mir plötzlich ein Vers unſrer alten Ballade in's Gedächtniß, ſo daß ich anfing zu ſprechen und bald alleſammt mitſchrieen:

„Wo ſchleichſt du hin, wo ſchleichſt du hin,
Frau Hexe und Frau Bettlerin!
Such'ſt du die Schätz' in tiefem Grund,
So ſchließ' erſt deinen ſchwarzen Bund,
Daß dich beſchützt der Höllenhund.
Doch gabſt du deine Seele preis,
Dann nahe Satan gleich und reiß'
Hinab dich in den Schwefelſchlund.“

Da blitzten die Augen der Alten, ihr Antlitz verzerrte ſich noch



mehr, und indem ſie drohend die geballte Fauſt erhob, ſprach ſie mit gellender Stimme einen andern Vers derſelben Ballade:

„Meint ihr, daß ich 'ne Hexe ſey,
So ruf' den Teufel ich herbei,
Daß er nach euch nun ſpürt und lugt,
Daß er mit ſeiner Macht verflucht,
Was ihr im Leben je verſucht,
Bis ihr gebüßet habt vor Gott
Des Alters und der Armuth Spott,
Den ihr jetzt wagtet, ſeyd verflucht!“

Herr, mir ging ein eiſig Rieſeln durch die Glieder bei den entſetzlichen Worten und Geberden der Alten; wir Alle wandten uns, Einer den Andern überſtürzend, zur ſchleunigen Flucht, und ich hielt nicht eher inne, bis ich glühend erhitzt und athemlos die Wohnung meiner Verwandten erreicht hatte. Ich verfiel in ſchwere Krankheit, und ſeht, Herr, von da an hat uns Alle, die wir an dem Getrümmer die Alte höhnten, das Unheil verfolgt; von meinen damaligen Kameraden iſt Keiner mehr übrig, auf verſchiedene Weiſe ereilte ſie ein frühzeitiger Tod. Für mich aber, der ſie überlebte, fand ſich nirgends Ruhe; Ihr dürft glauben, daß der Fluch auch an mir ſich erfüllte und noch weiter ſich erfüllen wird.“

Von ſeiner Erinnerung tief erſchüttert ſaß der Arme nun tiefgeſenkten Hauptes neben mir und ſchien ſich ſeinen trüben Gedanken völlig zu überlaſſen. Ich ſelber aber wußte im Augenblick nicht, wie und womit ich den, aus Gewiſſensangſt und Reue, alſo aus achtbaren Empfindungen hervorgegangenen Aberglauben bekämpfen ſollte. Ich verſuchte indeß, ihn davon zu überzeugen, daß Gott, der Schöpfer der ſegensvollen Natur, auch ein Gott der Liebe, Gnade und Vergebung ſey, der dem Fluch einer gekränkten und gereizten Alten bei dem ſich ein Unrecht vorwerfenden Gefühlvollen zwar nicht die gute Wirkung der Erkenntniß und Buße nähme, der wahrhaften Reue jedoch die Vergebung und innere Beruhigung niemals würde fehlen laſſen. Jedes Bemühen meinerſeits war indeß vergebens; bei Luke Furlong — er hatte mir dieſen Namen als den ſeinigen genannt — konnte der Verſtand nicht über den engbeſchränkten Glauben hinaus. So wollte ich ihn denn nur auf andere Gedanken bringen und fragte ihn nach dem Zweck ſeines Wanderns, obwohl ich bereits der Anſicht war, er werde abermals in Waterford Verwandte beſuchen.

„Mir iſt“ — gab mir Luke Furlong auf meine Frage zur Antwort — „etwas Seltſames zugekommen, und ich fürchte ein neues Unheil. Mein Entſchluß war, Waterford nie wiederſehen zu wollen, und nun geſchieht's doch anders. Mein jetziger Wohnort, wo ich mit einem geringen Schreiberdienſt bei einem Pachter beſchäftigt bin, liegt weit von hier, und mir iſt jetzt, als möchte ich dahin nicht zurückkehren. Dort wäre mein Glück, doch läßt ſich's nicht erreichen. Hannah Gowry, die Tochter des Pachters, hat mich, trotz meines Elends, in ihr wackeres Herz geſchloſſen; der Vater aber wüthet gegen mich wegen meiner Armuth, und wenn ich nicht ſelber vom Dienſt ginge, er würde mich davonjagen. — Gott weiß nun, was ſich begeben hat! Eines Tages ſchickte mir Pachter Gowry ein Zeitungsblatt, in welchem ich vom Gericht zu Waterford vorgeladen bin, mich am heutigen Tage zu ſtellen. Weshalb ich erſcheinen ſoll, weiß ich nicht, werd's ja aber bald erfahren!“

Er ſprach dies wie Einer, dem Alles gleichgültig geworden; mir jedoch erweckte wahrhafte Theilnahme den Wunſch, bei dem öffentlichen Gericht Zuhörer zu ſeyn, und ich bat Luke Furlong, mich mitzunehmen, was er auch that, nachdem wir etwa anderthalb Stunden ſpäter Waterford erreicht hatten. Im Gerichtsſaal trennten wir uns, weil er ſich anzumelden hatte, und ich folgte nun unter den nicht ſehr zahlreichen Zuhörern den Verhandlungen, deren mehrere vorausgingen und raſch genug entſchieden waren. Endlich hörte ich rufen: „Luke Furlong!“ und er trat in die Schranken. Nach den gewöhnlichen Vorfragen, die Luke Furlong durch die bei ſich habenden Papiere erläuterte, fragte ihn nun der Richter: „Habt Ihr Margaritt Murphy gekannt?“ Sichtlich erbleichte der Angeredete, erſt nach ein paar

Sekunden des Schweigens antwortete er beklommen: „Ja, Herr Richter!“ — und dieſer ſprach weiter: „Sie iſt, hundertundfünf Jahr alt, vor geraumer Zeit geſtorben und hat Eurer in ihrem Teſtament gedacht. Leſet, Herr Schreiber!“

Luke Furlong bebte an allen Gliedern und ſeine Erſchütterung ſtieg, als der Schreiber nun las:

„Eine Begebenheit, die mir nie aus dem Sinne kam, hat mich im Zorne hingeriſſen, über vorwitzige Knaben einen Fluch auszuſprechen, und obwohl ich Gott oftmals bat, mir dieſe ſchwere Sünde zu vergeben und ſie allen Betheiligten aus dem Gedächtniß zu bringen, habe ich doch von den Verwandten des Luke Furlong vernommen, daß dieſer ſeinen böſen Vorwitz und meinen frevelhaften Fluch ſich ſchwer zu Herzen genommen hat und ſeines Lebens nicht mehr froh werden könne. Ich beſtimme deshalb, daß er, da ſein Aufenthalt unbekannt iſt, öffentlich ermittelt werde, und iſt er aufgefunden, möge man ihn bitten, daß er mir verzeihe, wie ich ihm längſt verziehen habe. Um aber meine Uebelthat auszugleichen, ſo weit ich es auf Erden vermag, beſtimme ich, die ich gänzlich ohne geſetzliche Erben bin, daß Luke Furlong meinen Gewürz- und Kräuterhandel als ſein ihm von mir zugeſprochenes Erbthum erhalte, ſammt dem andern Vermögen, beſtehend in meinem Hauſe und dem dazu gehörigen Garten ſammt den achtzehnhundert Pfund, die ich auf der Bank in Dublin habe, wie beiliegende Papiere dies beweiſen und zur Erhebung benannter Summe dienen. Möge Luke Furlong nun den Frieden wiederfinden und deſſen gewiß ſeyn, daß ich noch in meiner letzten Stunde ſeiner im Gebet gedacht habe.

Waterford, am 25. Februar 1821. Margaritt Murphy.“

Sprachlos ſtand Luke Furlong nach der Vorleſung dieſes Teſtaments, er hielt ſich feſt an den Schranken, und dennoch ſank er, unter hervorbrechenden Thränen und lautem Schluchzen, endlich zu Boden. Ich und mehrere Andere eilten hinzu, doch dauerte es lange, ehe er ſich wieder zu klarem Bewußtſeyn erholte. Wie er nun mich erkannte, rief er tiefbewegt aus: „Sie hat mir vergeben und Gott wird ihr frommes Bitten erhören! Du, mein gütiger Vater im Himmel, der du die Herzen der Menſchen lenkeſt, du wirſt Margaritt Murphy belohnen mit der Fülle deines Heils! Und ich! — o lieber Herr, ich muß fort, muß zu Hannah Gowry eilen; wie glücklich, wie ſelig werden wir ſeyn! O meine Hannah!“

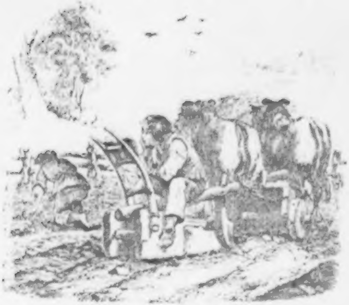
Weinend in Dank und Freude lag Luke Furlong mir in den Armen; auch ich war von der tiefſten Rührung ergriffen, war es noch, als wir bald darauf uns zum Abſchiede die Hände reichten. — Und er iſt glücklich geworden, lebt noch als froher Gatte und Vater in ſeinem erweiterten Beſitzthum zu Waterford!

A. Münder.

Neffe und Oheim.

Ulrich Alven war der fünfte Sohn eines Landbeſitzers im Holſtein'ſchen, und deſſen Vater ein Mann, der in landwirthſchaftlicher Hinſicht überall Korn von Spreu ſehr wohl zu unterſcheiden wußte, auf geiſtigem Felde aber wenig geerndtet hatte. Seine ganze Bibliothek beſtand aus Bibel, Geſangbuch, Kalender und dem „gehörnten Siegfried“, und auch dabei fand er es rathſamer, nicht ſelbſt zu leſen, ſondern ſich vorleſen zu laſſen. Seine Brillen blieben dabei außer Schuld, denn es iſt eine unumſtößliche Wahrheit: „Trotz hunderttauſend Brillen kann — nicht leſen, wer nicht leſen kann.“ Ulrich aber konnte leſen, ſchreiben, ja ſogar rechnen bis zur Regeldetri. Ihm hatte es der Schulmeiſter unter Angſtſchweiß mit hölzerner Hülfe beigebracht; unſer Ulrich galt nun bei allen kleinen und großen A-B-C-Schützen für ein Genie, und bei ſich ſelber galt er auch dafür. Er las, was er bekommen konnte, das Wiſſenſchaftliche ausgenommen; denn er hatte die ärgſte Recenſenten-Anlage und erklärte Alles für nichtsnutzig und langweilig, was er nicht verſtand. Uebrigens aber hegte er die Ueberzeugung, er beſitze große Kenntniſſe von der deutſchen Literatur, und er bewies es damit, daß er allerdings bereits das „Petermännchen“ und die „Zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ von Spieß, wenn wir nicht irren auch deſſen „Löwenritter“, gewiß aber noch Cramer's „Haſper a Spada“ und „lahmen Wachtelpeter“ geleſen und ſich endlich bis zur Höhe des „Rinaldo Rinaldini“ hinangearbeitet hatte. Daß ihn nach dieſen Fortſchritten in der Gelehrſamkeit, wie er es nannte, die Landwirthſchaft anwiderte, war bei einem ſolchen Genie ganz unausbleiblich.

Seine erſte Beſchäftigung ſollte ſeyn, eine Heerde Vieh zu hüten innerhalb der Wieſen-Umzäunung; da jedoch Ulrich bei den „Zwölf ſchlafenden Jungfrauen“ ſich der Erde entrückt fühlte, mußte Vater Baldrian Alven Tages darauf mehrere Ochſen, die nach einem Durchbruch der Umzäunung ſich zu Gaſte geladen hatten auf dem Acker eines Nachbarn, von dieſem einlöſen. — Um Ulrich durch Berührigkeit aus der romantiſchen Traumſchwindelei zu wecken, wurde er nun zur Führung des Pflugs befördert, wobei er ſich als anſchlägiger Kopf bewies. Er verwandelte die Pflug-Gabel in eine Art von Leſepult, auf dem Cramer's „lahmer Wachtelpeter“ einen vortrefflichen Ruheplatz und Ulrich nun die bequemſte Unterhaltung fand. Der Knabe, der die Pferde leiten ſollte, jagte, die Sorgloſigkeit ſeines jungen Herrn als reizendes Beiſpiel betrachtend, Schmetterlingen nach. Nur die Pferde kannten ihren Beruf und hatten mit unabläſſigem Fleiß bis zur Mittagsſtunde zwei bereits Schößlinge treibende hoffnungsvolle Saat-Felder der Nachbarn in hoffnungsloſen



Sturz-Acker verwandelt, wonach der Geldbeutel Waldrian Alven's abermals zur Ausgleichung dienen mußte. Mit der muthigſten und koſtſpieligſten Geduld ertrug er die ihm angeprieſene Genialität ſeines Ulrich, aber von der Ungeheuerlichkeit dieſer Genialität wurde endlich doch das Unmaaß der Geduld erdrückt. Das angelegentlichſte Studium des „Rinaldo Rinaldini“ und der unſägliche Edelmuth ſeiner Raubthaten machten unſern Ulrich ſo kühn, auch ein anmuthiges Räuberbanden-Geſchäftchen unternehmen zu wollen; er begann alsbald unter ſeinen Spielgenoſſen zu werben und ihnen dabei bewundernswerth grundloſe Reden zu halten, die jedoch dem Einen ſehr und dem Andern noch mehr gefielen, je nachdem der Eine dumm und der Andere noch dümmer war. Ulrich ſprach von einem freien, weder durch Ackerbau noch Viehzucht geknechteten Leben im Speſſart und Schwarzwald, in wohnlichen Burgtrümmern und bezaubernden Höhlen; von ruchlos aufgehäuften Schätzen, die zur Theilung kommen, von ſchönen Weibern, die Gemeingut ſeyn müßten. Genug, er hatte dieſelben communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Entdeckungen gemacht, wie vor ihm die italieniſchen Rinaldo Rinaldini's und nach ihm die franzöſiſchen Proudhoniſten, Cabetiſten und deren barrikadenbauenden Anhänger, die das Raubhandwerk über alle Welt als geſetzliche Freiheit verbreiten wollten. Nicht ohne Erfolg blieben Ulrich's Reden, und ſchon war die Genialität ſo weit vorgeſchritten, daß man ein hübſches Milchmädchen zur Räuberbraut ernannte. Die eitle Katharina Demme vertraute ihre Ausſicht auf ein ſchwelgeriſch Wonneleben auch nur ſechzehn oder ſiebzehn Bekannten, aber dennoch ward das noch unreife große Unternehmen ruchbar, und Vater Waldrian Alven ſagte zu ſeiner Geduld: „Bis hierher und nicht weiter!“ denn Ulrich's Genialität kam ihm nachgrade ſo vor, als ob ſie von der Verſchrobenheit albernſter Art ſich nicht unterſcheiden laſſe, und man thäte unrecht, ihm zu widerſprechen, beſonders da er auch diesmal die Thaten ſeines Sohnes mit einem Sümmchen von Speziesthalern zu ſühnen hatte.

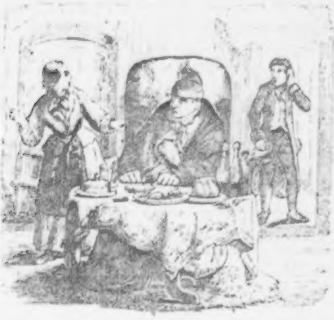
Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden! Waldrian ſchickte ſeinen Ulrich nach Hamburg zu deſſen Oheim mütterlicher Seite, der durch gewandte Raſtloſigkeit und Glück im Handel ein großes Vermögen erwarb und dabei gar keine Zeit erübrigte, ſich zu verheirathen, alſo — der Schluß iſt hier wirklich ein richtiger — kinderlos war. Ulrich machte ſich fröhlich bereit, in die weite Welt zu gehen, die nach ſeinem Glauben aus lauter offenen Armen für einen ſo vorzüglichen Menſchen beſtand. Beſonders aber, da er zu aller Zeit erfreut geweſen wäre, ſeine Verwandten zu ſehen, war er überzeugt, die Freude, ihn zu ſehen, müſſe bei ſeinen Verwandten noch viel größer ſeyn. Und nun die Hauptſache! — Ulrich Alven, der jetzt faſt Neunzehnjährige, war Schriftſteller geworden, hatte einen Roman geſchrieben und ihn betitelt: „Der Edelmuth im Burgverließ und die Hochherzigkeit in Waldhöhlen, oder Ritter und Räuber als Kämpfer für Unſchuld, oder Mord und Todtſchlag zum Segen der Menſchheit.“ Daß dieſes Werk mit Haufen Goldes bezahlt, mit eifrigſtem Vergnügen gedruckt und mit unnennbarem Entzücken geleſen werden würde, darüber regte ſich bei Ulrich nicht der leiſeſte Zweifel. Wohlgemuth kam er — nun vor etwa drei Jahrzehnten — in Hamburg an mit einem Briefe ſeines Vaters, den der Dorfſchulmeiſter geſchrieben und den Ulrich, ohne den Inhalt zu kennen, ſeinem Oheim überbringen ſollte.

Herr Salmon, ſo hieß der ehrenwerthe Oheim, war in ſeinem Trachten nach Auszeichnung weit genug gekommen, denn er hatte vor ſeinem vierzigſten Jahre die Gicht und ward bereits kurz vor ſeinem funfzigſten Senator, weshalb er denn auch ſehr lange im Senat als Unmündiger betrachtet wurde, obſchon er ſich in der Klugheit ſeinen Kollegen mindeſtens gleichſtellen konnte. Vorherrſchend war ſeine Abneigung gegen alles Franzöſiſche, die franzöſiſchen Weine ausgenommen, und ſeine Verehrung für alles Engliſche, mit Ausſchluß des engliſchen Halbbiers.

„Iſt Herr Salmon zu Hauſe?“ fragte Ulrich das ihm die Thür öffnende Hausmädchen. — „Den Herrn Senator meinen Sie?“ antwortete das Mädchen in zurechtweiſendem Tone; „der Herr Senator befindet ſich zu Hauſe, kann aber Niemand vor ſich laſſen.“ — „Iſt er denn ſo krank?“ — „Krank? Nein! Er ſitzt bei Tiſche und läßt ſich beim Eſſen nicht gern ſtören.“ —

Sehr gewichtig aber ſprach hierauf der Ankömmling: „Sagen Sie ihm, daß ſein Neffe Ulrich Alven erwarte, hier mit Zuvorkommenheit aufgenommen zu werden!“ — und damit ſchritt er dem Mädchen nach.

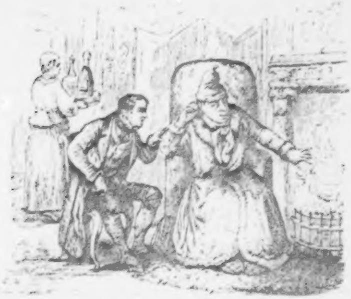
Herr Salmon war in den letzten ſechs Wochen von der Gicht geplagt geweſen; jetzt von der Krankheit befreit, wollte er eben nähere Bekanntſchaft machen mit einem Lieblingsgericht, als Ulrich eintrat, nachdem das Mädchen kaum ihre Beſtellung angebracht hatte. Der mißgeſtimmte Senator beobachtete den Zudringlichen mit einem Blicke voll unzufriedenen Erſtaunens; endlich rief er aus: „Nun, junger Herr, durch welche unumgängliche Nothwendigkeit hat denn Ihr Geſchäft mit mir nicht bis Morgen Zeit?“ — Ulrich wurde doch etwas betroffen von dieſer Aufnahme, doch bald, ermuthigt durch ſein Selbſtgefühl, plauderte er friſchzu über ſeine Pläne und Zwecke, verſteht ſich, ausgezeichnet unklar und gebrechlich, bis ihn der Oheim barſch unterbrach mit den Worten: „Iſt das Alles? Ich glaubte nichts weniger, als daß Euer Haus ſammt Ställen und Scheunen in Flammen aufgegangen oder durch Sturmwind zerſtört wäre; ſtatt deſſen geht nur aus Ihrem Munde Rauch und Wind. Erlauben Sie mir, junger Herr, ich bitte, das erſte ordentliche Mittageſſen, welches ich nach ſechs Schmerzenswochen vor mir ſehe, in Ruhe zu genießen, und da, wie Ihrer Weisheit gewiß einleuchtet,



der Braten kalt wird, ſo ſchreiben Sie gefälligſt im Nebenzimmer Ihre Adreſſe auf; ich werde Ihnen anzeigen, wann es mir genehm iſt, mit Ihnen weiter zu ſprechen. Und nun Gott befohlen!“

Jetzt bedeutend verwirrt, erinnerte ſich Ulrich nur noch des mitgebrachten Schreibens, zog es aus der Taſche, legte es ſchweigend auf den Tiſch und entfernte ſich eiligſt. Er ſchrieb dann im Nebenzimmer nicht nur ſeine Adreſſe auf, ſondern wollte auch in möglichſt zierlich geſetzten Wendungen ſeine Genialität dem Oheim Schwarz auf Weiß bezeugen. Darüber verging Zeit, der kluge Salmon hatte unterdeß den Brief geleſen, und die Folge davon war, daß auf ſeinen Befehl Ulrich vor dem Weggange vom Hausmädchen bewirthet wurde mit — Brod, Käſe und Halbbier. Sehr unwirrſch verließ Ulrich das Haus, und trotzig ſprach er zu ſich ſelbſt: „Verkanntes Genie, auf! Beweiſe dieſem oheimlichen Spitalmenſchen, wer du biſt und daß du ihn nicht brauchſt! Hin mit deinem köſtlichen Manuſcript zu einem Buchhändler!“ — Und er ſchritt ſtolz fürbaß, ſchritt lange, von einem Buchhändler zum andern. Die Handelsherren der Literatur waren bei dem Anblick Ulrich's und ſeines manuſcriptlichen Päckchens ſchon nicht beſonders höflich, ſobald ſie aber den Titel geleſen hatten, da änderte ſich die Sache großartig: ſie wurden äußerſt grob. Ulrich ließ am Abend dieſes Tages ſehr ſichtlich einen großen Verluſt an ſeiner ſtolzen Haltung wahrnehmen, und als er nach einer unruhigen Nacht in der Gaſtherberge vom Oheim ein Schreiben empfing mit dem Beſcheide: der Neffe möge ihn Nachmittag drei Uhr beſuchen, hatte dieſer ganz vergeſſen, daß er den Oheim nicht brauche. Er folgte willig der Einladung und trat etwas demüthiger ein, wurde auch gleich von einem höchſt angenehmen Geruch aus der Küche erſt erquickt, dann niedergebeugt, da er vermöge der Erfahrung von Geſtern die Ausſicht hatte, mit dem Geruch ſich begnügen zu müſſen. Man wies ihn zu dem Herrn Senator, den er am Kamin ſitzend fand, und deſſen leidende Füße, ihrer flanellenen Umſchläge entledigt, in Pantoffeln eingedrungen waren, etwa doppelt ſo groß als ſeine ſonſtigen Schuhe. Die Sachen ſtanden augenſcheinlich beſſer; Herr Salmon ſchüttelte ſeinem Neffen die Hand, lobte ihn wegen ſeines pünktlichen Kommens, ſagte, daß er mit ihm zu ſprechen habe und dies zum Theil bei Tiſche geſchehen könne, denn das Eſſen werde eben aufgetragen. Es war ein ganz vorzügliches Gaſtmahl, und Ulrich bewies, er habe erſtens einen guten Magen aus Holſtein mitgebracht, und zweitens beſtätigte er die Behauptung, daß die Luft in Hamburg zehrt. Der Oheim fragte unterdeß viel und der Neffe ſchwatzte viel, wobei er dann auch wieder auf ſein ſchriftſtelleriſches Werk hinwies, das er begreiflich noch immer wie ein höchſt ſchätzbares Beſitzthum behandelte, weshalb er es nur in ſeiner umfangreichen Taſche für hinlänglich geſichert hielt. Herr Salmon ließ es ſich geben und las während des Wechſelns der Speiſen darin, blätterte aber bald mehr und mehr, nur ſtellenweiſe leſend, und ſagte weiter nichts als: „Ei ſehen Sie 'mal, Sie ſchreiben eine ziemlich hübſche Hand!"

Nach Tiſche ging man wieder zum Kamin, und dort fragte mit dem größten Ernſt der Senator: „Herr Neffe, welche Koſt ziehen Sie vor: Brod, Käſe und Halbbier, womit Sie geſtern bewirthet wurden, oder den Rinderbraten, Pudding und was wir noch ſonſt vorhin auf der Tafel hatten?" Ulrich antwortete, daß er unbedingt für Nummer Zwei ſtimme. „Gut! Da will ich Ihnen den rechten Weg zum Rinderbraten zeigen!" ſprach nun der Oheim. „Holen Sie mir einmal vom Tiſch Ihr Manuſcript!" Haſtig lief Ulrich danach, haſtig überreichte er das Werk Herrn Salmon, langſam griff dieſer danach und raſch warf er es zu gewaltigem Entſetzen des Verfaſſers in's Feuer mit den Worten: „Von ſolchem dummen Zeuge müſſen wir uns vor allen Dingen befreien!" — Ulrich ſchrie laut auf; der Senator hielt ſich das dieſſeitige Ohr zu, das Manuſcript brannte hell auf und in wenigen Minuten war es nicht von anderer Aſche zu unterſcheiden.

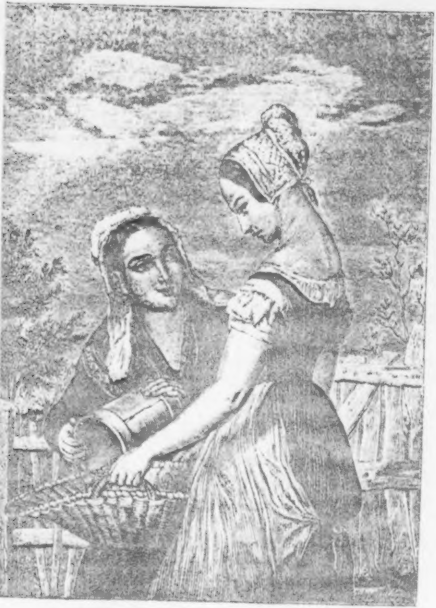


Sprachlos ſaß Ulrich da, überzeugt, an ihm ſey ſo eben ein Raub begangen worden, der ihn um unendlichen Ruhm und erklecklichen Goldgewinn bringe, der Oheim aber ließ ſich davon nicht hindern an folgenden Aeußerungen:

„Von ſolchem dummen Zeuge müſſen wir uns vor allen Dingen befreien! Ich hatte an wenigen Seiten Ihres Geſchreibſels genug, um mein Urtheil darüber gerechtfertigt zu finden, wonach es eine Schande für Sie wäre, wenn außer mir noch Andere Kenntniß davon erhielten. Sie ſind indeß meiner Theilnahme dennoch beſtens empfohlen. In dem Briefe, welchen Sie geſtern hier ließen, befanden ſich auch etliche Zeilen fabelhafter Buchſtaben von meiner guten Schweſter, Ihrer Mutter. Sie ſetzt Vertrauen in meine Dienſte für ihren Sohn, und dazu hat ſie ein Recht und ſoll ſich keineswegs geirrt haben, wenn Sie nicht halsſtarrig ſind. Als ich das ärmliche Vaterhaus, in welchem jedoch eine biedere Familie wohnte, verließ, um in der Fremde mein Glück zu verſuchen, verdoppelte die herzig liebe Schweſter mein Kapital, indem ſie mir unter heißen Abſchiedsthränen drei Speziesthaler in die Hand drückte. Sie hatte dieſe ſauer erworben, einen Winter hindurch allnächtig zwei Stunden länger am Spinnrade geſeſſen und außerdem einer auch nicht ſonderlich begüterten und früh verwittweten Nachbarin gegen geringe Vergeltung in der Erndtezeit Hausdienſte gethan. Das erlauſchte ich bei einem Geſpräch der Beiden und habe ſie mir zu dankbarem Gedächtniß zeichnen laſſen" — Herr Salmen nahm das Bild aus ſeiner Brieftaſche — „den Augenblick feſthaltend, wo Ihre Mutter als Mädchen es verſchämt der älteren Nachbarin vertraute, daß ſie für mich arbeite. Jetzt will ich's ihr vergelten. Ich ſah, Ihre Schriftzüge ſind leidlich und zufolge des Briefes Ihrer Mutter haben Sie auch einige Kenntniß von Zahlen. Nun wär's mir zwar lieb, wenn Sie nach der wackeren Sitte unſerer Vorfahren, die bis zum Fürſten hinauf galt, ein Handwerk gelernt hätten, denn das iſt für viele Wechſelfälle des Lebens erſprießlich und eine ſolche Lehrzeit bringt dem Menſchen den nothwendigen Gehorſam bei. Dazu ſind Sie indeß ſchon zu alt, und ich will, haben Sie nichts dagegen, Sie zu meinem Commis machen ohne den Boden eines Handwerks. Was Ihnen für eine ſolche Richtung noch fehlt, kann ich Ihnen theils ſelbſt einüben, theils einüben laſſen. Damit Sie ſich aber über den, wenn auch gewiß ſehr heilſamen Verluſt Ihres Manuſcripts tröſten können, werde ich die dadurch bewerkſtelligte Beihülfe zur Zimmer-Heizung ausgleichen mit zweihundert Mark, für welche Sie ſich landesgemäße Kleider anzuſchaffen und offenbar ein vortreffliches Handelsgeſchäft mit verdorbenem Papier gemacht haben. Nun Glück zu! Morgen früh um acht Uhr melden Sie ſich im Comtoir!"

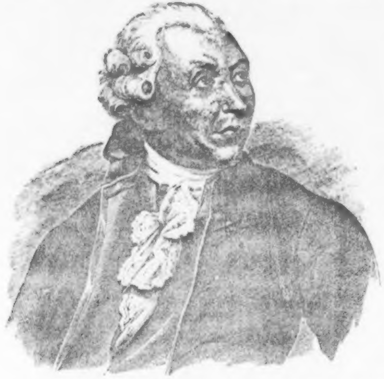
Dieſe oheimliche Anſprache verfehlte wirklich ihres Eindrucks auf den Neffen nicht; er lernte thun, was er thun ſollte, wurde nicht ſo geſcheidt wie ſein Oheim, aber geſcheidt genug, um ſich nicht für ein Genie zu halten. Als leidlich geſchickter Kaufmann und bevorzugter Erbe des Senators Salmen lebt er noch! — der wohlhabende und wohlgeehrte Handelsherr Ulrich Alven.

Sind in dieſem Geſchichtchen allerdings die Namen verändert, die Begebenheit iſt eben ſo wahr als verbürgt, und — „manch



gleich Genie mag ſich d'ran ſpiegeln, will es ſich nicht den Kopf verriegeln!“ E. Rienitz.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.



Den Männern, die als Grundſtützen des dichteriſchen Schriftenthums der Deutſchen ſich auszeichneten, noch ehe Goethe und Schiller wirkten, ſteht Klopſtock voran. Er wurde am 2. Juli 1724 geboren in Quedlinburg, wo ſein Vater, der mit ſeiner Gottesfurcht auch noch den Wahnglauben an Teufel und Geſpenſter verband, Commiſſionsrath war, ſpäter aber im Mannsfeld'ſchen eine Pachtung übernahm, wo der nachmalige Dichter ſeine Knabenzeit verlebte, dann Schüler des Gymnaſiums in Quedlinburg wurde. Im ſechzehnten Jahre kam er nach Schulpforta und blieb hier von 1739 bis 1745; ſchon während dieſer Zeit zeigte er in dichteriſchen Verſuchen ſein geiſtiges Aufſtreben und faßte den Entſchluß zu einem Heldengedicht. Auf der Univerſität zu Jena, wo er Theologie ſtudirte, entwarf Klopſtock die

Anfänge ſeines großartigen Gedichts: „Meſſias“, und obwohl er ſich vorgenommen hatte, nichts davon drucken zu laſſen vor ſeinem dreißigſten Jahre, erſchienen doch auf Zureden ſeiner Freunde die erſten drei Geſänge bereits 1748. Der Dichter befand ſich derzeit in Leipzig, wohin er ſich von Jena aus begeben hatte. Die dichteriſche Hingebung, mit welcher Klopſtock in ſeiner „Meſſiade“ des Heilands Leidensgeſchichte und die Siegesthat ſeines Todes ſchilderte, griff bei der Erſcheinung des Werks in das damalige Gemüthsleben der Deutſchen ſo wie der ihnen verwandten Völker mächtig ein, und der bis dahin unbekannte junge Klopſtock trat in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre ſchon in die Reihe von Deutſchlands berühmten Männern. Dazu half einerſeits die mit Schwärmerei gemiſchte Begeiſterung, welche die „Meſſiade“ hervorrief, andererſeits die leidenſchaftliche, aus der Starrgläubigkeit hervorgegangene Verdammniß, welche von Denen ausgeſprochen wurde, die in der dichteriſchen Behandlung des Gegenſtandes eine Verwegenheit und Entweihung zu finden vermeinten. Durch dieſen Kampf der verſchiedenen Anſichten verbreitete und erhöhte ſich des Dichters Ruhm nur um ſo raſcher, denn auch die Kalten und Lauen wurden bald zur Theilnahme an dem Dafür und Dagegen hingeriſſen und von der Hitze des Kampfes erwärmt. Es iſt die Leidenſchaft, von der die Menge bewegt und getrieben wird im Guten und Böſen, und wer in jeglicher Leidenſchaft das Edle feſtzuhalten, oder nach Augenblicken der Schwäche jedenfalls in Erkenntniß den Weg zum Edlen wieder zu finden weiß, der hat das reichſte Mittel zu einer Läuterung, die zur Wahrheit der Schöpfungsworte führt: „Und Gott ſchuf den Menſchen, ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn!“ — Aus jenen Kämpfen nun ging, wie geſagt, Klopſtock's Ruhm glänzender hervor und ein herber Schmerz, der ihn traf, ſtärkte ſeine Kraft. Er kam nach Langenſalza als Hauslehrer; dort faßte er eine heiße Liebe zu der Schweſter ſeines Freundes Schmidt, die er unter dem Namen Fanny in ſeinen Oden und Elegieen beſang. Ihr waren die Huldigungen des Dichters ſchmeichelhaft, aber eine tiefere Empfindung für ihn hatte ſie nicht, und der Verſchmähte bedurfte lange Zeit, ehe er ſein Leid und ſeine Schwermuth zu überwinden vermochte. Da wünſchte Johann Jakob Bodmer, dieſer Gelehrte, eben ſo reich an Verdienſt wie an Fehlgriffen in der Literatur, aber mit Recht ein großer Verehrer Klopſtock's, deſſen Anweſenheit in der Schweiz. Dort fand er die glühendſten Bewunderer, als er (1750), von der ſogenannten „Zürcher Schule“ umgeben, neun Monate im Hauſe Bodmer's lebte und wie zur Familie gehörig behandelt wurde. Zwei ſeiner ſchönſten Oden, eine an Bodmer, eine an die Schweiz, ſind Beweiſe von Klopſtock's Dankbarkeit, die ſich um ſo lebhafter äußerte, als ſich Viele, die Männer der „Zürcher Schule“ voran, beeiferten, ihn für die Schweiz zu gewinnen. Doch er liebte Deutſchland über

Alles und ſeine Sehnſucht zog ihn dahin zurück. Eben war er gewilligt, eine kleine Pfarrſtelle im Braunſchweig'ſchen zu übernehmen, da empfing er einen Ruf nach Kopenhagen von Dänemarks König Friedrich dem Fünften, der ihm ein Jahrgehalt beſtimmte, damit er ſeinen „Meſſias“ vollenden könne. Auf der Reiſe nach jener Reſidenz lernte er in Hamburg ein junges, geiſtreiches Mädchen kennen, die, durch ſeine Dichtungen entzückt, mit Herz und Seele ihm zugethan war, ohne ihn je geſehen zu haben. Jetzt ſchloß ſich zwiſchen Beiden ein inniger Bund, er beſang ſie unter den Namen „Meta“ und „Cidli“, blieb mit ihr in ſtetem Briefwechſel. Ehrenvoll wurde der Dichter am Hofe des Dänenkönigs empfangen, aber ihn konnte der Glanz nicht feſſeln, ländliche Ruhe und einfache Häuslichkeit waren ihm lieber. Er ſiedelte ſich bei Hamburg an, vermählte ſich (1754) mit der geliebten Meta, pries ſein Loos als das beſeligendſte auf Erden, und — es war ihm nur vier Jahre lang gegönnt. Schon im Jahr 1758 ſtarb ſeine geliebte Meta und wurde auf dem Kirchhofe zu Ottenſen begraben. Klopſtock ſetzte ihr dort ein Denkmal mit der Inſchrift:

„Saat, geſäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen“

und bewahrte ſich die Stelle neben ihr für ſein eigenes Grab. Heftig erſchütterte ihn dieſer Todesfall, doch ſein Glaube und ſeine Thätigkeit gaben ihm Kraft zur Ueberwindung des Grams. Er begab ſich nochmals auf Reiſen, wählte aber dann Hamburg zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt, und ſtarb am 14. März 1803 ſanft und ohne Schmerzen den „Tod des Gerechten“, wie er ihn ſelber beſungen hat im zwölften Geſange ſeiner „Meſſiade“. Sein Leichenbegängniß war ein ſo feierliches, wie es nur Wenigen zu Theil geworden, und ſeit dem 22. März 1803 ruht er an der Seite ſeiner Meta. — Noch bis in's hohe Alter nahm er den wärmſten Antheil an den Schickſalen Deutſchlands, deſſen bezweckte Verherrlichung mehrere ſeiner Dichtungen füllte. Doch ſcheute er ſich auch nicht, Worte ſtrafender Warnung vernehmen zu laſſen, und einen Beweis davon giebt — zum Beiſpiel — ſein Gedicht:

„Ueberſchätzung.

(1781.)

Verkennt, denn euer Vaterland,
Undeutſche Deutſche! ſteht und gafft
Mit blöder Bewunderung großem Auge
Das Ausland an!
Wettſtreitet, wer am laut'ſten ſtaunt!
Verdorrt iſt des Siegers Kranz! —
Wir rufen's euch zu; doch ihr betäubt euch,
Und ſtreitet fort.

Wir ſpotten eures Kampfes nicht;
Das iſt des Mitleids Sprache nicht.
Unglückliche ſind uns heilig! — Traut uns.
Wir ſpotten nicht!
Dem Fremden, den ihr vorzieht, kam's
Nie ein, den Fremden vorzuzieh'n:
Er haßt die Empfindung dieſer Kriechſucht!
Verachtet euch,
Weil ihr ihn vorzieht! Faßt ihr nun,
Daß wir auf euch voll Mitleid ſeh'n!
Ergründet ihr nun, daß ihr unglücklich,
Uns heilig ſeyd!“

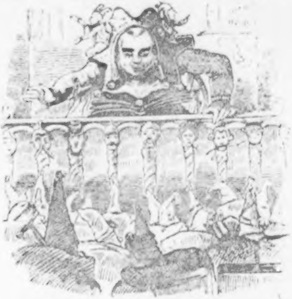
Auch ein großes Beiſpiel gab er, das jetzt ſehr zu beherzigen iſt, und dies mag ein franzöſiſcher Bericht über Klopſtock ausſprechen („Iconographie instructive“): „Klopſtock's Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution erwarb ihm das franzöſiſche Bürgerrecht, welches ihm der Convent zuerkannte, ſo wie Schiller. Aber bald wurde Klopſtock bei den Greueln, welche man in Frankreich angeblich im Namen der Menſchenrechte verübte, von Abſcheu erfüllt; nach der Hinrichtung Ludwig des Sechszehnten übergab er in einem Gedicht Marat und ſeine Mitſchuldigen dem Fluch der Nachwelt, und eine ſeiner trefflichſten Oden: „Die beiden Gräber“ weiht ſich auch dem Andenken der Charlotte Corday. Die letzten Jahre ſeines Lebens ſind ſehr getrübt worden durch den von ihm bereuten Irrthum, der franzöſiſchen Revolution ein edles Ziel zugetraut zu haben, und er ſprach dies aus in einem Gedicht, ſeine frühere Begeiſterung ſelbſt offen und ehrlich verurtheilend.“ — Ja, nachdem Klopſtock ein edles Hoffen für die Menſchheit an den anfänglichen Bewegungen in Frankreich von 1789 und 1790 gefeiert hatte, verdammte er ſie bis zum Abgrunde, bis zum Höllenpfuhle, als ſie den Weg des Blutes und der Vernichtung gingen, zahlloſe Mordthaten zu Beförderungsmitteln wählten, und alles Gute durch die Unwürdigkeit der Volksverführer in Schmach und Unheil begraben wurde! Doch auch jenes offene Bekenntniß iſt ein Zeichen von Klopſtock's biedrer Männlichkeit, von ſeinem redlichen Charakter, dem volle Achtung gebührt. Seiner Werke ſind ſehr viele und nach verſchiedenen Seiten hin ward Klopſtock werkthätig nützlich. Er hat ſich um die Bildung der deutſchen Sprache, um den Aufſchwung der Beredſamkeit und des dichteriſchen Gefühls unvergängliche Verdienſte erworben. Seine Hauptwerke ſind: „Der Meſſias“, „Hermann der Cherusker“, ſeine Oden und die Abhandlungen über Sprache und Dichtkunſt. Als Oden-Dichter ſteht er am höchſten durch Ideenfülle, ſchwungvolle Kraft, Tiefe und Reinheit der Empfindung. Die Deutſchen aber werden nie vergeſſen, wie Klopſtock der Gottheit Ehrfurcht zollte in ſeinen Gedichten, wie er in ihnen

Recht und Geſetz verehrte, wie er in der Liebe zu Meta die heilige Liebe überhaupt, in Meta's Verklärung den allgemeinen Troſt auf eine Vereinigung der Seelen feierte! **Fr. Bertram.**

* * *

Aus der Weltgeſchichte.

(Rede, gehalten von dem ſchwermüthig gewordenen Schalksnarren des Zeitgeiſtes im Klubb der Nacht- und Spitzmützen.)

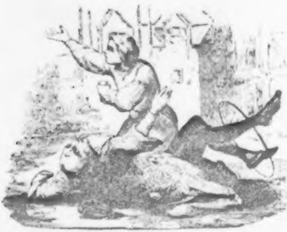


Werthe Verſammlung!

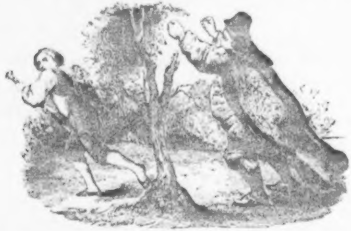
„Im Anfang war das Wort: es werde Licht, und es ward Licht." Aber dieſſeits iſt Alles Wechſeln und Vergänglichkeit: das Licht verging und kam, kam und verging. — Nach der Geſchichte iſt die Welt wie ein eitles Frauenzimmer: ſie verbirgt uns ihr Alter. Erſt ſeit der Sündfluth, weil angeblich bald nach ihr die Buchſtabenſchrift erfunden wurde, erfuhren wir etwas mehr von dem früheren Lebenslauf der weibiſchen Welt, in der ſich als das Allerwandelbarſte der Menſch erwieſen hat. Von Noah, dem alt-indiſchen und alt-aſſyriſchen Reich bis auf den heutigen Tag

— ſeht im neueſten Kalender nach, welcher es iſt — wechſelten Zufriedenheit mit Zorn, Ordnung mit Unordnung, Geſetz mit Umſturz, Frieden mit Krieg, Glück mit Unglück, und dies geſchah hauptſächlich, weil auch Vernunft mit Unvernunft wechſelte. Keinem Geſchichtskundigen iſt es unbekannt, daß die Dinge, wie mannigfach ſie ausſehen, ſich doch nur in einem kleinen Kreiſe bewegen, und der Zeitgeiſt iſt am Ende nichts als ein Kaleidoſcop, ein Wechſelbildzeiger, der aus hundert Erſcheinungen durch Rütteln und Verſchieben zehntauſend macht. Alles ſchon dageweſen — „nichts Neues unter der Sonne!“ ſagt Salomo. Aber im neunzehnten Halbjahrhundert, wo der Zeitgeiſt ein wuchernder Krämer und die Handelsbörſe ſein Götzentempel geworden iſt, wurde der Wechſelbildzeiger in immer tolleren Umſchwung gebracht. Sahen wir auch nichts Neues, ſahen wir doch das Alte in viel raſcheren Verwandlungen, und den Meiſten iſt dabei ſchwindelhaft, auch noch ärger und gefährlicher zu Muth geworden. Manche ſind — zum Beiſpiel — überzeugt, daß unſre Jugend nach erſtaunlich zahlreichen Begriffen handelt, aber eben das macht ihre Köpfe zuweilen ſo verwirrt. Denn verurſacht Näſſe in Heuſchobern und Düngerhaufen verzehrenden Brand, warum ſollen nicht die ungeheuren vielen, überſchwänglich gerühmten myſtiſchen Begriffe, wenn ſie allzu dicht ſich häufen in Köpfen, die noch nicht hinter den Ohren trocken ſind, in Brand gerathen und Wahnwitz erzeugen? Und da nun die Homöopathie, welche dem Gleichen mit Gleichem begegnet, auch zeigen will, daß ſie überall brauchbar iſt, ſo begiebt es ſich wohl gar, daß immer Einer den Andern mit Wahnſinn zu heilen beabſichtigt. Uebrigens will ich doch bemerken, daß, iſt die Jugend etwa nichts werth, die Alten ſich nicht rühmen dürfen, muß auch freilich zugeſtanden werden, daß dieſe nicht beſonders durchgreifen können, wenn die Jugend der Scheinfreiheit wegen unterthänigſt dem Affenthum für das Fremde huldigt.

Die Weltgeſchichte bezeugt es uns: immer hat das Neue dem Alten etwas zwiſchen die Füße geworfen, daß es ſtraucheln und fallen mußte, und nicht ſelten war es nichts als ein Kinderſpiel, womit man das Alte ſtürzte, ein Reif etwa, den die Pagen des jüngſten Zeitgeiſtes rundum laufen ließen, wie eben die Ereigniſſe in den Zeiten rundum im Kreislauf naben, ſchwinden und wieder auf früher dageweſene Zuſtände zurückkommen. Dabei ändern ſich allenfalls die Namen, nicht die Dinge, und jede ſcheinbare Aenderung iſt dann wohl gar vergänglicher noch als das Vergangene, jedes Erjagte ſchwindender als das Verjagte. Liegt aber das Alte zu Boden, ſchreit dennoch die Knabenhaftigkeit jubelnd in alle Winde hinein und bemächtigt ſich vor Allem des Beutels mit Sparpfennigen, die zu erwerben dem Alten oft ſauer genug wurden. — Iſt's auch zuweilen durchaus nothwendig, daß man dem Schlendrian, dieſen Fettwanſt, dem die Seele



bei Lebzeiten entwichen iſt, weil ihr der Magen überall den Weg verlegte und ſie ſich in deſſen Sackgaſſe nicht will einpferchen und einmodern laſſen, zur Hungerkur zwingt, damit wieder Berührigkeit entſtehe, ſo iſt's doch kein Heil, wenn die Unmündigkeit dem Schlendrian ohne Weiteres das Schwert entriß, und es als Spielwerk gebraucht, über deſſen Gefährlichkeit außer Kenntniß und Befürchtung. Da macht ſich der Fortſchritt zum Fortrennen, und plötzlich ſtolpert und fällt der neue Zeitgeiſt, nach-



dem er gewöhnlich der nur durch Erfahrung zu gewinnenden Vorausſicht ſpottete, in einen Abgrund, worüber dann der wahre Fortſchritt bis zum Stillſtehen und oft ſo erſchrickt, daß er ſelber zum Schlendrian wird. Gedenke man alſo ja der Worte des

Doktor Geiler von Keyſersberg: „Die Menſchheit gleicht einem Stein, den man zur Höhe bringen will; es geht damit ſchwer auf- und vorwärts, aber rückwärts würde er durch ſich ſelbſt gar luſtig und raſch gehen. Alſo ſoll man Menſchheit und Stein ſorglich hüten, hat man ſie endlich auf einer Höhe.“ Leider aber muß man dem alten Doktor entgegnen, daß die Menſchheit in der Menge auf der Höhe gar nicht ausdauern mag, ſondern ſich luſtig und raſch immer und abermals in's Niedere ſtürzt, ſo daß ein anderer Doktor, Martin Luther, Recht behält, wenn er ſagt: „Die Welt iſt wie ein betrunkener Reiter, ſo man ihm von einer Seite auf's Roß hilft, fällt er von der andern Seite wieder herab.“

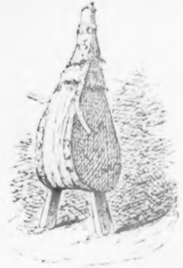
Indem nun geſchildertermaßen das neue Geſchlecht ſehr oft die alten Erfahrungen von Grund aus verwirft und dadurch die Zeit gleichſam enthauptet, ſo begiebt ſich's wohl, daß die Menſchheit plötzlich wieder im Nichts ſteht und kopflos darin ſich umtreibt, in einem Nichts, aus dem nur Gott helfen, aus dem nur Gott eine abermalige Schöpfung zu geſtalten vermag. Iſt die Welt, wie ſchon erwähnt, ſo alt, daß Keiner genau weiß, wann ſie der Herr aus der Taufe, das feſte Land aus dem Waſſer gehoben hat, ſo iſt dagegen die Behauptung: die Menſchheit ſey alt geworden, ſehr unglaubhaft, und in ihrer Menge hat ſie ſeit Jahrtauſenden einer ſolchen Behauptung widerſprochen und widerſpricht ihr täglich; denn ſie hörte eigentlich — wohl verſtanden: in ihrer Menge! — noch niemals auf, kindiſch zu ſeyn. Machte ſie Alles nur anders, hielt ſie auch Alles für beſſer, ſelbſt dann, wenn ſie eben ihr Beſtes in Neugier und Leichtfertigkeit zerſtört hatte. Nach der Zerſtörung fanden ſich Wehklagen und Reue ein, nach der Reue aber noch niemals wahre Verbeſſerung, manchmal ſogar ärgere Verböſerung bei ſcheinbar beſtem Willen.

Daran haben viel Mitſchuld Jene, die aus erleuchtetem und ſtandhaftem Sinne lebendige Beiſpiele ſeyn ſollten im fortwirkenden Erhalten, Reinigen und Befeſtigen des Guten, die auf dem Felde der Erziehung für Haus und Staat als tüchtige Pflanzer ſchon an der Zwiebel erkennen müßten, was Knoblauch oder Lilie, die aber ſtatt deſſen dem Aendern, Taumeln und Erkranken in übler Luft jetzt Vorſchub leiſten. Kräftig ſchönſittliche und doch einfache Wahrheiten erſtanden ſeit Jahrtauſenden durch edle anſpruchloſe Denker, immer aber wurden ſie von der Selbſtſucht und Anmaßung, dieſer in der Werkſtatt des Böſen geborenen Zwillingsſchweſtern, umgebracht. So ſind nun Grund und Boden der Menſchheit voll ſolcher Gedanken-Leichen, und man darf ſich nicht verwundern, wenn die Weltgeſchichte den üblen Geruch verſpüren läßt. Er dringt von vielen Orten her, neuerlich aber leider auch aus den Spinnewebe-Winkeln ſolcher Lehrer, die ſich in der Stubengelehrſamkeit dermaßen verrammelt haben, daß ſie die Lebenswege gar nicht kennen. Sie wollen die Menſchheit zu einem Blinddarm machen, der nur aufnehmen ſoll, was das untergegangene Griechenland oder Rom, nachahmend dann das neue Frankreich, bereits nicht verdauen konnte und was, undurchführbar, alſo nutzlos, ſchon gänzlich der Verweſung anheimfiel. Dieſe Stubengelehrten ſehen ihren dunkeln Bücherſchrank für die Sonne des Weltalls an, gleichen demnach oft jenem Handwerksburſchen, der am Abend beſtaubt und ermüdet einkehrte in die Herberge, ein fenſterloſes Gemach erhielt, dies aber in ſeiner Schlaftrunkenheit nicht bemerkte, am Morgen ein Fenſter öffnen wollte und an einen beglaſeten Wandſchrank gerieth. Er öffnete, ſchaute hinein, freute ſich des Pechfinſtern, legte ſich wieder zu Bett und verſchlief nun den hellen, lichten Tag. So geht's, wie geſagt, manchen Stubengelehrten gar oft mit ihrem Bücherſchrank. Das entdeckt ſich, wenn ſie aus den Stuben in die „Kammern" kommen und in ihrem gelehrten Eifer Salomo's Worte beſtätigen: „Gott hat den Menſchen ſchlecht und gerecht erſchaffen, aber er hat ſich ſelbſt in viel unnütze Kunſt und Fragen eingemengt", wonach man ſie ſcharf zu erinnern hat an unſrer Altvordern Spruch:

„Der iſt weiſ' und wohlgelehrt,
Der alle Dinge zum Beſten kehrt."

Sie ſind jedoch immer noch gelehrt, und faßt man ſie tüchtig an, begreifen ſie endlich doch vielleicht aus Verehrung für tauſendjährige Wahrheiten, daß, wo dieſe entſcheiden, kein Widerſpruch haltbar iſt, alſo die tauſendjährige Wahrheit, daß bei der Volksmenge weder ein Maaßhalten noch ein Urtheil, weder ein rechtes Regieren noch ein rechtes Entſcheiden zu ſuchen, eine unwiderlegte blieb und noch lange, wohl gar bis zum Ende aller Tage, eine unwiderlegte bleiben wird.

Das wiſſen denn auch die Blaſebalgs-Redner, die aus hohlem Gehirn mit einem Klingklang ſchmeichelnder Worte ein glimmend Feuer zu verzehrenden Flammen anfachen, wobei eine leichtgläubige Menge ſich bald überreden läßt, daß der Wind die gediegenſte und verſtändlichſte Sprache führe. Dieſe Blaſebalgs-Redner ſind vergleichbar dem Herbſt eines ſchlechten Jahres: die Blätter ſtreift er ab und Früchte hat er nicht gebracht, was dann die Schaar der Gedankenloſen nicht eher erfährt, als bis Alles verdammt kahl bei ihr ausſieht. Das geſchieht oft, hat aber, laut Zeugniß der Weltgeſchichte, nicht oft geholfen; vielmehr laſſen ſich nicht wenige Leute von beſagten Blaſebalgs-Rednern jetzt abermals in den April ſchicken, zwar nicht nach Mückenfett und dergleichen, wohl aber nach anderem Unerzielbaren, zum Beiſpiel: Volks-Souverainetät, Gütergleichheit, einem unbeſchränkten Stimmrecht, das der Menge allgemeine Urtheilsfähigkeit anlügt, und wie ſonſt noch die heilloſen Lockworte lauten mögen. Ein alter Philoſoph, bitterer Erfahrungen ſich bewußt, ſagte: „Wer Niemand betrügen kann, ſoll in die Wüſte fliehen." Fliehende der Art haben noch niemals eine Wüſte bevölkert, und namentlich die trügeriſchen Blaſebalgs-Redner blieben meiſt immer



daheim, machen aber zuweilen geſegnete Länder zu Wüſten. Sich ſelbſt ſchamlos herausſtreichend behändeln und beſchimpfen ſie dagegen alles Beſtehende und Jeden, den zu Gunſten eigenen Vortheils ſie gern aus dem Wege räumen möchten; ſie ſind ſo dreiſt im Beſchuldigen, daß gar geſchwind Einer, der nicht in daſſelbe Horn ſtoßen will, deshalb auf's Aeußerſte verdammt und geſtraft wird, weil er vor Jahren einen Nagel einſchlug, an welchem ſich ſpäter ein Narr erhing. „Man ſagt, eitles Eigenlob ſtinkt; was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat viel Volks keine Naſe!“ — das iſt ein Ausruf Goethe's, den man zu Herzen nehmen ſollte ſämmtlichen Blaſebalgs-Rednern gegenüber, damit man ihnen bald überall mit dem Sirach zuriefe: „Blaſe den Gottloſen nicht ihr Feuer auf, daß du nicht auch mit verbrenneſt“; oder auch die Worte des Paulus an die Epheſer: „Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit ein Jeglicher mit ſeinem Nächſten.“ —

Verſucht hab' ich dies, werthe Verſammlung, und ob es mit einigem Nutzen geſchehen, mag Gott wiſſen; ich armer Menſch muß daran zweifeln, denn wie ſollte einem ſchwermüthigen Schalksnarren gelingen, was den erhabenſten Männern der Weltgeſchichte nicht gelungen iſt. Vergönnen Sie mir indeß, zu bemerken, daß ich wenigſtens ſehr wohl weiß, es würde mir beſſer ergehen, diente ich dem heuchleriſchen Antrage:

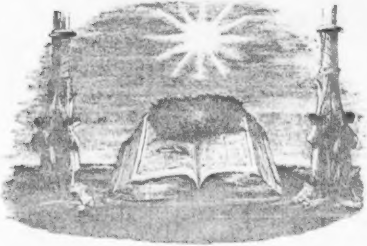
„Pfeif', o Vortrefflicher, mit uns aus einem Loche,
So machſt du alle Tag' Epoche!“

Daran kehr' ich mich jedoch nicht, ſpreche, wie es mir aus der Seele kommt, erlaſſe Ihnen gern ſogar den gemäßigſten Beifall, und wünſche zwar nicht, bin aber darauf gefaßt, daß ich mir ſelber ſagen muß:

„Ward es längſt dir zum Geſchäfte,
Daß du treu die Menſchheit liebſt —:
Du bewein'ſt verlorne Kräfte,
Eh' du Andern Kräfte giebſt!“

Judith Caspal.

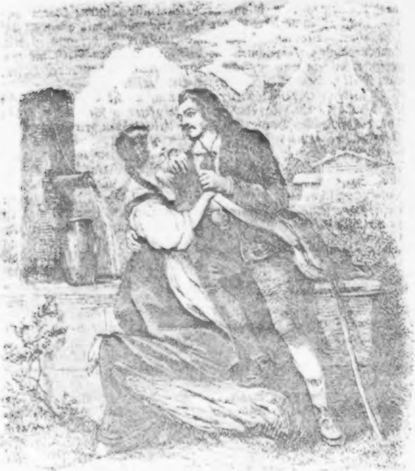
(Nach dem Engliſchen.)



In Rocca-roſſa, einem Dörfchen auf der italieniſchen Grenze, deſſen Einwohner zum größeren Theil der reformirten Kirche anhingen und in welchem ſeit langer Zeit der proteſtantiſche Glaube der vorherrſchende war, kaufte im Frühling des Jahres 1810 die römiſch-katholiſche Familie Caspal ein geringes Beſitzthum. Der Stamm, der die Gegend rings umher bevölkerte, hatte jede Gemeinſchaft mit Rom verweigert, war daher ſeit Jahren ein Streitpunkt für die päpſtliche Hierarchie. Aber, gedeckt von dem Schilde der allmächtigen Vorſehung, beſchirmt durch die natürlichen Bollwerke ihrer Felſen und Gletſcher, breitete ſich die fromme Gemeinde ſicher aus. Damals in bürgerlicher und religiöſer Hinſicht mit den übrigen Bewohnern der Provinz gleichgeſtellt, genoſſen ſie auch alle Rechte, welche ein weiſer Fürſt ohne Ausnahme jedem ſeiner Unterthanen zu Theil werden läßt. So waren zehn Jahre verfloſſen, reich an Frieden und Segen, als die Caspal's ihren Wohnſitz in dieſem Thale nahmen. Nie hatten die Fremden den leiſeſten Grund zu beklagen, daß die Mehrzahl ihrer Mitbürger einem andern Glaubens-Bekenntniſſe folgten; Rocca-roſſa war nicht allein von der Natur reich geſchmückt, mit allem Glanze und allem Reize majeſtätiſcher und lieblicher Bilder ausgeſtattet, ſondern auch ausgezeichnet und beſeligt durch den Geiſt der Bewohner, die im wahren, echten Chriſtenthum mit einander lebten, von Milde, Demuth und heiliger Liebe erfüllt.

In den wenigen und kleinen Ebenen, welche dies ſo glückliche Thal zum Ackerbau darbot, waren die geringen Beſitzungen nicht durch Steinwälle, Dornenhecken oder tiefe Gräben getrennt. Eine Schnur, von einem Ende zum andern geſpannt, bezeichnete hinreichend die Grenze, und es glich das Ganze einem in unendlicher Farbengluth prangenden Teppiche, wenn die Natur ihren Reichthum entfaltet hatte, wenn die Erde nährend und erfreuend ihre Schätze verſchwenderiſch bot, und Waizen, Mais, Klee, jede Frucht in üppiger Pracht, von Rebengeländen gehoben, ihre Blüthen in zauberhafter Harmonie vereinten. Die kleinen Beſitztheile der Caspal's lagen mit denen der proteſtantiſchen Familie °°°° eng neben und bei einander, eben ſo waren auch dieſe Nachbarn ſelbſt in inniger, treuer Freundſchaft feſt verbunden, wie Zweige einem Stamme entſproſſen, und als hätten Beide ſchon von einer Nachkommenſchaft zur andern beiſammen die Erde bebaut, die friſche Bergesluft geathmet und in Freud' und Leid ihr Gebet zum Vater Aller erhoben. — So begünſtigte denn auch der enge Verkehr beider Familien eine edle, wahrhaft unerſchütterliche Neigung zwiſchen Victor, dem Sohne der Neuangeſiedelten, und Judith, der Bergbewohner Tochter; eine Neigung, die nur zu bald ein Unglück genannt werden mußte.

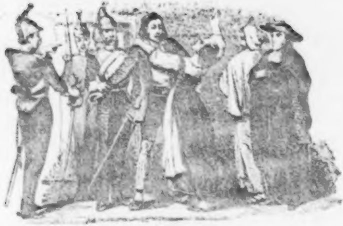
Im Jahre 1814 endete in dem Ländchen zugleich mit der Herrſchaft Napoleon's auch die Glaubensfreiheit. Den proteſtantiſchen Unterthanen wurde angezeigt, daß der Vertrag von Paris nur den wirklichen Landeskindern Frankreichs Perſonen- und Religions-Schutz zuſichere, jedoch nicht denen, welche durch Eroberung hinzugefügt wären und deren Aufenthalt auf der öſtlichen oder italieniſchen Seite der Alpen ſie von jedem Antheil an dieſem Vertrag ausſchlöſſe. So zertrümmerte ein Federſtrich das kurze Glück des tugendhafteſten Völkchens. — Beſchwerden, Strafen, und die ſtrengſten Beſchlüſſe gegen Alle, welche der katholiſchen Kirche nicht anhingen, wurden aus der Vergangenheit herbeigeholt und augenblicklich wieder in Kraft geſetzt. Vergebens berief man ſich auf den Friedens-Vertrag Europa's, ſuchte vergebens Hülfe gegen dieſen Mißbrauch der Gewalt. Unter Anderem ward jetzt auch bekannt gemacht, gemiſchte Ehen zwiſchen Proteſtanten und römiſch Katholiſchen ſeyen durchaus verboten; wer ſich vermeſſe, dem Befehle zuwider zu handeln, ſollte geſtraft, ſeine Ehe für ungültig, ſeine Nachkommenſchaft für unrechtmäßig erklärt werden. Durch dieſe neue Verfügung ſchon entſtanden zahlloſe häusliche Leiden und die Caspal's, ſo wie ihre nachbarlichen Freunde, waren



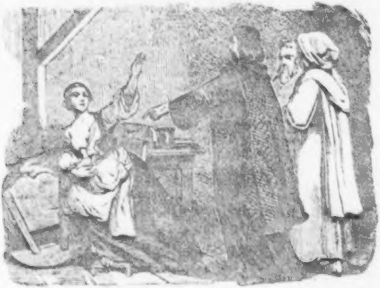
unter den Opfern, die am ſchwerſten getroffen wurden. Wohl zeigten ernſt und flehend die Eltern dem liebenden Paare, in welche Hoffnungsloſigkeit ſie ihre Neigung verſetzte; umſonſt! die jungen Leute achteten den Schwur, mit dem ſie vor Gott ihre Herzen vereinigten und vor des Allmächtigen Ohr ein ewiges Bündniß geſchloſſen, als unauflöslich; der Tod nur konnte ſie trennen. Victor Caspal's Erbitterung gegen die Unduldſamkeit ging auch nach und nach auf den Glauben über, in welchem er erzogen war. Sein Entſchluß, zum Bekenntniſſe ſeiner Braut überzugehen, ward von Seiten der unglücklichen Eltern vereitelt durch warnenden Hinweis auf einen alten Machtſpruch. Dieſer beſtimmt Todesſtrafe für jeden Proteſtanten, welcher einen Katholiken zur Verleugnung ſeiner Religion veranlaſſe oder übertrete. — Die Verlobten waren genöthigt, ihre Gefühle zu verbergen. Nur die Eltern theilten dies gefährliche Geheimniß. Jahre ſchwanden dem treuen Paare in Kummer und Gram dahin. Die Ehe durfte nicht vollzogen werden und zwei redliche Herzen brachen faſt in ſchmerzlicher Hoffnungsloſigkeit. Nach drei Jahren ſtarb der alte Caspal, und als ſich Victor des väterlichen Raths und der ſorgenden Vorſicht des erfahrenen Alters beraubt ſah, ging all ſein Streben und Denken nur dahin, ſeine Verbindung mit der treuen, vertrauungsvollen Judith zu bewirken, ohne ihre beiderſeitige Sicherheit zu gefährden. Er beſchloß, ſeine Beſitzung zu verkaufen und nach Frankreich oder der Schweiz überzuſiedeln. Ein Käufer war gefunden, der Verkaufs-Termin anberaumt, als ſich plötzlich Schwierigkeiten für die Sicherſtellung des Kaufgeldes vorfanden, deren leichtgehoffte Beſeitigung das treue Paar jedoch nicht abwartete. Es ging über die Grenze nach Frankreich, und wurde dort nach proteſtantiſchem Ritus eingeſegnet.

Als die glücklichen Gatten ſich nach einigen Wochen wieder in Rocca-roſſa einfanden, erfuhren ſie, daß der, zur Veräußerung des Caspal'ſchen Grundſtücks nothwendige, gerichtliche Contrakt nicht habe vollzogen werden können, daher ſey der Kauf rückgängig geworden, und es habe ſich auch kein anderer Abnehmer gefunden. Jetzt ohne alle Mittel, um ſich in einem andern Lande niederlaſſen zu können, waren ſie gezwungen, in ihrem Dörfchen zu bleiben, doch hofften ſie, die begangene Uebertretung der harten Verfügung könne unbemerkt hingehen, und ſie wurden auch von ihren Freunden darauf aufmerkſam gemacht, daß im Fall einer gerichtlichen Verfolgung Victor noch Zeit behalte, auf der andern Seite des Gebirges Schutz zu ſuchen. So verging einige Zeit. Die Behörde beachtete den vorliegenden Fall nicht und hätte vielleicht immer nachſichtig darüber hinweggeſehen, wäre ihre Aufmerkſamkeit nicht durch den Prieſter des Kirchſpiels in Anſpruch genommen worden, der den jungen Caspal ſeit Monaten bei der Meſſe vermißt hatte. Doch das ſchwere Gewitter, welches ſo lange drohend über dem Haupte der Unglücklichen geſchwebt, entlud ſich erſt nach der Geburt eines Kindes mit zerſtörender Gewalt.

Judith ward Mutter eines Sohnes. Sogleich ſendete der Prieſter den Befehl an Victor, vor ihm zu erſcheinen und ſich zu rechtfertigen, da er von keiner Verheirathung wiſſe und eine ſolche auch nie anerkennen werde. Jetzt war die Flucht unmöglich! es galt, ſeine eigene ſo wie ſeines Weibes Ehre zu beweiſen und Victor erſchien, um die Rechtmäßigkeit ſeiner Ehe darzuthun. — Er ward nach langem Streit in das Gefängniß der Hauptſtadt abgeführt, ſeine Heirath für null und nichtig erklärt, jeder fernere Umgang mit Judith ihm gerichtlich unterſagt und ihr Kind der rechtmäßigen Geburt beraubt. — Dieſes furchtbare Urtheil erſchütterte die unglückſelige Mutter bis zum Wahnſinn und viele Wochen ſchwebte ſie zwiſchen Leben und Tod. Ihre Sinne kehrten



ihr wieder, um ſich deſſen ganz bewußt zu werden, daß ſie, daß ihr Kind mit entehrenden Namen gebrandmarkt ſey, was ihr Herz im wilden Schmerz zerriß, und noch hatte ſie den Kelch des Leidens nicht völlig geleert. Nach ſchwerer Krankheit ſich langſam erholend, ſah ſie den Prieſter von Rocca-roſſa bei ſich eintreten, um ihr Kind durch die Taufe in die römiſch-katholiſche Kirche aufzunehmen. Kalt, hart, im ſtrengen Eifer erklärte er, wie daſſelbe bei ihrer nicht anerkannten Ehe nicht allein dem Staate zufiele und in der Staatsreligion erzogen werden müſſe, ſondern auch zu dieſem Zwecke von der proteſtantiſchen Mutter getrennt,

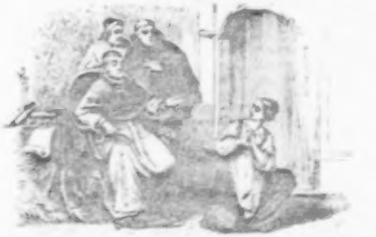


und in das Findlings-Hoſpital zu M… abgeliefert werden ſolle. Hiermit brach erſt die volle Nacht des Unglücks über die rettungslos verlorene Frau herein. In heftigen Ausdrücken verweigerte ſie beſtimmt die Trennung von ihrem Knaben, und mit den Aeußerungen bitterer Rache entfernte ſich der beleidigte Prieſter.

Wenn die ſtrenge Hand der Wahrheit Begebenheiten aufzuzeichnen hat, welche an uns für ſich das Gemüth tief und nachhallend ergreifen müſſen, da bedarf es nicht Schmuck, noch Glanz der Rede. Schlicht und einfach erzogen, die Tochter eines redlichen Bergbewohners, hatte Judith von Jugend auf des Vaters Saaten eingeerndtet, und die reiche Heerde geweidet; auf hoher Klippe, in engen Schluchten, überall wo dem Boden Nahrung entſproß, war ſie kühn ihren Ziegen und Schafen gefolgt und nicht ſelten hatte ihre Stimme oder ihr Arm das Raubthier von ſeiner Beute geſcheucht. Ihre Geſchichte, ähnlich ihrem Charakter, war daher nicht die eines zarten, im Schooße der Weichlichkeit und des Genuſſes erzogenen Weibes; ihr Charakter war ſtark durch Entſchloſſenheit, Muth und Beharrlichkeit.

Sobald der Prieſter Judith verlaſſen hatte, eilte ſie zum Seelſorger ihrer Gemeinde, ihm die Forderung mitzutheilen. „Du armes Weib“, ſprach ihr ehrwürdiger Freund, „ich habe nicht Rath für Dich! Der Prieſter wird den Fall ſelbſt der Obrigkeit vortragen und die Rechte in Anſpruch nehmen, welche die verjährten Geſetze dieſes Landes Deinem Gegner zugeſtehen. Iſt eine Ehe für nichtig erklärt, ſo haben wir für die unglücklichen Kinder keinen Schutz; ſie können gewaltſam ergriffen und dem Findelhauſe übergeben werden.“ — „So giebt es keine Hoffnung für mich? giebt es keine?“ ſtöhnte die elende Mutter. — „Iſt der Befehl einmal ausgefertigt, und ſind die Carabiniers abgeſchickt, Deinen Knaben zu nehmen, ſo giebt es keine Hoffnung, arme, brave Judith!“ — Wäre jener Prieſter mild und nachſichtig geweſen, die Regierung hätte wohl nichts gerügt, meinte der Pfarrer. Friede und Ruhe wäre noch unſer glückliches Loos; denn die alten Geſetze waren todte Buchſtaben geworden, nur unſere Widerſacher haben ſie von Neuem in’s Leben gerufen. — „Geſetze!“ ſagte Judith; „kann der Staat Geſetze geben, die ein Kind von der Mutter Bruſt reißen?“ — „Geſchriebenes Geſetz iſt dies nicht, meine Tochter, das iſt nicht ſo grauſam bei uns. Aber der Einfluß der Unduldſamkeit iſt bei Manchem mächtig, und die Vorſchrift lautet in dieſem Falle: der Gebrauch voriger Zeiten kann befolgt werden.“ — „Grädiger Gott!“ rief Judith. „Da uns ſo lange vergönnt war, unter den Geſetzen der Billigkeit zu leben, ſollen wir nun gepeinigt werden? Lieber Herr, beſinnt Euch und ſagt mir, iſt irgend Erbarmen für mich zu finden?“ — Traurig blickte der chriſtliche Greis ſie an — dann, von der Milde ſeines edlen Herzens auf Andere ſchließend, glaubte er einen Hoffnungsſtrahl leuchten zu ſehen. „Judith“, ſprach er zuverſichtlich, eile ſo ſchnell als möglich nach R…., ſuche beim Biſchof vorgelaſſen zu werden, erzähle ihm offen und vollſtändig Dein Leid und bewege ihn, Dein Fürſprecher zu werden. Einer Mutter ſchmerzlich Flehen wird der chriſtliche Prälat gewiß erhören, denn wir haben ja doch alle daſſelbe Gebot: Liebet euch unter einander.“

Judith's Muth erwachte; ſie kehrte heim, reichte ihr Kind an die Bruſt, legte es ſicher in die Wiege und ſtürzte dann haſtig fort. Die Arme! — ſie ward im biſchöflichen Pallaſte gütig empfangen und gnädige Worte belebten ihre Hoffnung. — Mit tiefem Gefühl trug ſie ihre Geſchichte vor, ſie beſchrieb den Schmerz, ihren Gatten im Gefängniſſe zu wiſſen und von ihm getrennt zu ſeyn; ſie ſchilderte die namenloſe Angſt ihres Mutterherzens, ſie flehte, ihr das Kind nicht zu entreißen und ſein Beſchützer zu ſeyn — dann blickte ſie feſt und angſtvoll in des Biſchofs Antlitz. Keine Spur der Empfindung! die unbeweglichſte Ruhe drückte es aus und der kalte, auf das händeringende Weib geheftete Blick war verſteinernd. Entſetzt verſtummte Judith, ihr vergingen die Sinne; denn hier war nichts zu hoffen, und ſie hatte nichts mehr zu ſagen. — Hätte der Prälat finſter geblickt, ſich weggewendet, wohl würde ſie noch verſucht haben, ihn zu erweichen; doch dieſe regungsloſe Haltung bezeugte den unerſchütterlichſten Entſchluß. Nun begann der Biſchof im Tone der vollkommenſten Selbſtbe-



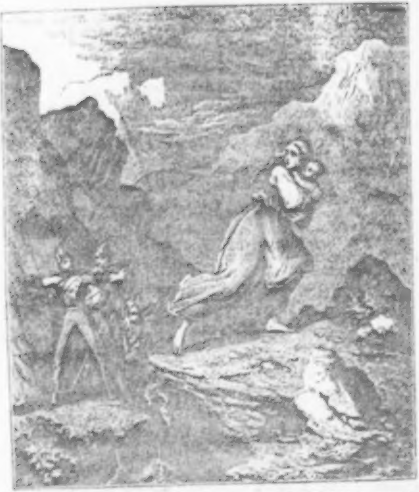
herrſchung eine Rede, zu lang für das Gedächtniß der armen Judith, doch konnte ſie ſpäter die Hauptgedanken ungefähr darin zuſammenfaſſen: daß er ſie bedaure, wie ſein eigenes Kind, ewig das tiefſte Mitleiden mit ihr, ihrem betrogenen Geliebten, ihrem Kinde der Sünde empfinden werde, und daß die irdiſchen Leiden zu ihrem künftigen Glücke dienen würden; dann ſchloß er damit: er ſey nicht im Stande, ihr zu helfen, denn wie würde ſich die Kirche zu Angeſtellten der weltlichen Macht. — „Nicht im Stande, allmächtiger Gott!“ rief Judith, der die Verzweiflung allen Muth wieder erweckt hatte. „Die Obrigkeit würde uns gern in Ruhe laſſen, würde ſie nicht angereizt, uns zu verfolgen. Im Namen Eures und meines Gottes, Eures wie meines Vaters, erbarmt Euch und helft mir!“ — „Es iſt unmöglich, meine Tochter!“ erwiederte ruhig der Biſchof. Da vergaß das unglückliche Weib, wo ſie war; ſie ſtürzte auf die Kniee, betete laut für ihren Gatten, für ihren Säugling — und ſtieß dazwiſchen Verwünſchungen gegen ihre Verfolger aus. Der Biſchof befahl ihr, das Zimmer zu verlaſſen und im Hinausgehen ſprach ſie bitter: „Thörin, die ich war, hier Erbarmen zu ſuchen, bei denen, welche alle Bande zwiſchen Mann und Weib, Eltern und Kindern zerſchneiden, die jedes zarte, heilige Gefühl, welches die Menſchheit verbindet, verleugnen und darin allein ihre Tugend ſetzen.“ — „Schafft das wahnſinnige Weib fort und ſorgt, daß ſie ſich in meinem Schloſſe kein Leids thue!“ ſagte der Prälat ſeinen Dienern, mit demſelben ruhigen Tone und unerſchütterten Ausdruck als beim Beginn der Scene. Judith ward zum Palaſt hinausgeführt und wendete ſich faſt beſinnungslos nach Pietra-roſſa. — Als ſie den dunkeln Kaſtanienhain erreichte, der ihren Geburtsort von dieſer Seite verſteckt, kam ihr der treue Pfarrer entgegen. — „Ich habe Dich hier erwartet“, redete er die Unglückliche mitleidig an, „und erkenne leider ſchon in Deinem verſtörten Weſen die Fruchtloſigkeit unſerer Verſuche; auch darfſt Du nicht lange harren, mußt in die Berge fliehen und Dir ſelbſt helfen, ſo gut Du kannſt. Der gefürchtete Befehl iſt gegeben, die Carabiniers erwarten Dich, um Dein Kind in’s Hoſpital zu bringen. Keine Zeit iſt zu verlieren; verlaß eilig die Grenze unſerer Gemeinde und vermeide, bei dieſer um Obdach zu bitten, denn in ihr werden die Nachſuchungen natürlich am ſtrengſten ſeyn. Verlaß Dich allein auf die chriſtliche Geſinnung und Hochherzigkeit unſerer katholiſchen Brüder; ich ſage gut dafür, daß Dich Keiner von ihnen verſtoßen wird, denn Alle haſſen die Unduldſamkeit und die Verfolgung der Gemeinde; bleibe nicht länger, als Deine Sicherheit fordert, unter einem Dache, um nicht Deine gütigen Beſchützer verdächtig zu machen.“ — Eilig drängte er ſie, ihr Kind zu holen, gab ihr einen Korb mit Lebensmitteln gefüllt und befahl im brünſtigen Gebet ihre Sache dem barmherzigen Vater und Beſchützer aller Wittwen und Waiſen. Da irrte nun das arme ausgeſtoßene, verlaſſene Geſchöpf, von Häſchern verfolgt, angſtvoll durch die Gebüſche und Schluchten, durch Dornenhecken, über felſige Pfade, und ſank endlich ermattet nieder, um von langer Anſtrengung auszuruhen. Sie öffnete den Korb, die Gabe ihres chriſtlichen Freundes, und fand vor Allem darin eine Bibel und die Ueberſetzung der Pſalmen Davids, wie ſie mit einigen andern Andachtsbüchern zum Gebrauch der Proteſtanten an Italiens Grenzen erlaubt ſind. Sie ſegnete die milde Hand, welche ihr auch dieſe geiſtliche Hülfe reichte, und mächtig geſtärkt am innern Menſchen, begann ſie, den ſteilen Weg zum Berggipfel weiter zu erklimmen. Fragte man ſpäter Judith, wie ihr Seelenzuſtand geweſen ſey, als ſie ſich mit ihrem Kinde allein, verlaſſen und einſam in dieſem finſtern Labyrinth befunden, ſo erwiederte ſie: „Ich habe mich geſammelt, habe gebetet und mit leiſer Stimme den 137ſten Pſalm meinem Kinde zum Schlafliede geſungen.“

Die Irrende hatte jetzt die Berghöhe erreicht, wo die Sennhütten ſtehen, in denen die Hirten den Sommer zubringen, und traf zuerſt eine, deren Bewohner Katholiken waren. Hier zeichnen ſich die Frauen durch Schmuck, der in goldnen und ſilbernen Kreuzchen beſteht, auch durch weitere und höhere Häubchen und einige Abweichungen in der Tracht unverkennbar aus. Furchtlos und treuherzig nahte ſich Judith der Hausfrau, erzählte die Urſache ihres Leidens und bat um Schutz für die Nacht. Herzlich ward er gewährt und ſelten iſt wohl einer Fremden freundlicherer Willkommen geboten worden. Die ganze Familie wetteiferte in Aufmerkſamkeit für die ausgeſtoßene Mutter, in Sorge für das arme Kind, und ſuchte Troſt für ihre Leiden zu finden. Wie ſie am erſten Abend aufgenommen wurde, ſo ward ſie es auch an den folgenden, und während Judith von einer Berghöhe zur andern ſchweifte, hatte ſie oft Urſache, die Mildthätigkeit der katholiſchen Hirten und ihrer Weiber zu ſegnen. Hier ward das Kind mit Leinen verſorgt, dort reichte man willig, woran es der Mutter gebrach, und ſo miſchte ſich in Judith's Hülferuf zu Gott dankbar der Name mild geſinnter Katholiken.

Es war ſchon am achten Tage ihrer Flucht, als das ermattete Weib wieder unter einem niedrigen Dache einer Sennhütte die erſehnte Lagerſtätte ſuchte und mit der Hoffnung eintrat, auch hier die gewohnte Aufnahme zu finden. Doch der Hausherr wies ſie ſtreng und hart hinaus, obgleich ſein Benehmen dabei mehr Zwang als eigenen Willen verrieth, deshalb fragte auch Judith beſcheiden nach dem Grunde ſeiner Hartherzigkeit. — „Unter Androhung harter Strafe hat mir mein Beichtvater das Verſprechen abgenommen, Dir weder meine Thür zu öffnen, noch Dir Speiſe und Trank zu reichen, denn man hat erfahren, daß einige unſeres Glaubens Dich beherbergt haben!“ — dies war die Antwort. — Judith reichte der Frau den Säugling, flehend, ihm dieſe Nacht Schutz zu geben, während ſie ſich mit einem Blicke zum Himmel ſtill entfernte. — Mit Geberden und Worten bat die Hausfrau für die Abgewieſene; der Mann war erſchüttert, aber — verweigerte die Aufnahme. „Nun“, rief ſchnell entſchloſſen das weichherzige Weib; „ich habe nichts verſprochen; bleibe bei mir, Chriſtine! Was meinem Manne zu thun verboten iſt, ich will es auf mich nehmen.“ — Der Hausherr geſtattete freundlich dieſe Umgehung des Verbots, doch vermied er ängſtlich jeden Dienſt für Judith.

und überließ alle Pflichten der Gaſtfreundſchaft ſeiner Frau. Sehr ſchwer war der Flüchtigen das Herz an dieſem Abend und oft nahm ſie die Bibel zur Hand, indem ſie hier, an der einzig unverſiegbaren Quelle, Ermuthigung und Troſt ſuchte und fand.

Den Korb wohl gefüllt, das Knäbchen reinlich gekleidet, verließ Judith vor Sonnen-Aufgang dankbar die Hütte. Der Tag war heiß und nach langem mühſeligen Gange erreichte ſie ſo eben Schatten und Ruhe unter dem Vorſprunge eines Felſens, als plötzlich der Hirt, unter deſſen Dache ſie die Nacht zugebracht, in großer Aufregung vor ihr ſtand, und ſie beſchwor, ſo ſchnell als möglich dieſe Gegend zu verlaſſen; jede Sennhütte, jeder Schlupfwinkel auf dem Bianca-Berge werde bereits von den Carabiniers durchſucht. — Die Felſen und die Wälder waren von jetzt an nur allein Judith's Obdach, eine Höhle, ein hohler Baum ihr hartes Lager. Hier harrte ſie in qualvoller Sorge, während noch Tageshelle ſie verrathen konnte, und in nächtlicher Dunkelheit ſtieg ſie von einer Bergkette zur andern. — Aber wer kann ihr namenloſes Leiden ſchildern, wer ſich nur ein Bild dieſes qualvollen Zuſtandes entwerfen? Der Wechſel von Hitze und Froſt, und der Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln, waren Geringfügigkeiten gegen die Angſt ihres Herzens und gegen dieſe ununterbrochene Spannung und ſchreckenvolle Erwartung des Gefürchteten. Jedes zitternde Blatt, jeder Windhauch, der durch die Felſenſpalten blies, jeder fliegende Schatten war ihrer furchtbaren Einbildungskraft ein Räuber ihres Kindes. Oft ſah ſie die Verfolger ſo nahe, daß ſie kaum zu entfliehen hoffte, dann aber war kein Weg ſo ſteil, kein Abgrund ſo ſchreckensvoll, deſſen Gefahren ſie nicht getrotzt hätte. Auf einem ſchmalen Pfade, der um einen Felſenvorſprung führte, behutſam fortſchreitend, gewahrte ſie plötzlich dicht unter ſich zwei Carabiniers, die auch ſogleich ihre Beute erkannten, und Jedem ſchien ihr Entkommen unmöglich. In wilder Verzweiflung blickte Judith um ſich, ihr geübtes, ſcharfes Auge bemerkte ſchnell an gegenüberſtehender Felswand ein ſchmal hervorragendes Riff von bröcklichten Schichten, wenig haltbar, aber zu einem Pfade führend, der ſie rettet. Es iſt ein Wagniß auf Leben und Tod! Mutterliebe aber ſtärkt Seele und Körper und giebt jedem Nerv nie gekannte Spannkraft. Judith will ſich eher mit ihrem Kinde zerſchmettern als den Säugling ausliefern. — Der Sprung iſt gelungen, ihr Fuß berührt das Felſenriff und in einem Augenblicke war das kühne Weib den Verfolgern unerreichbar. Als dieſe ſie auf dem dünnen wankenden Gerölle in ſchwindelnder Höhe erblickten, bebten ſie ſchaudernd und lautlos zurück; aber als ſie gerettet war, legte einer von ihnen das Gewehr an und rief: „Steh' oder ich gebe Feuer!“ Todesverachtung im Blick eilte ſie weiter; und wieder rief der Mann ihr zu und zielte.



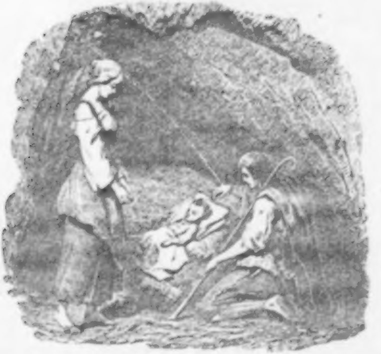
Es war ein furchtbarer Augenblick! — „Unſer Befehl lautet, ſie zu ergreifen, aber nicht, ſie zu tödten!“ rief der zweite Soldat, ſchlug Jenem das Gewehr nieder, und — das Opfer war frei.

Judith ſah und hörte was ſich zutrug, ſank auf die Kniee und dankte Gott für ihre wunderbare Rettung. Nun aber ward ihre Lage immer ſchwieriger. Man wußte, welche Gegend ſie barg, und enger und enger zog ſich der Kreis der Suchenden um ſie; auch ihre Kräfte nahmen mehr und mehr ab. Noth, Schreck und Angſt hatte tödtlich ihren Körper erſchüttert und nächſtdem war ſie gezwungen, bei den ungaſtfreieren Bewohnern des Grenz-Kantons Obdach zu ſuchen. — Höher und höher mußte ſie klimmen, und oft waren es nur die der Berge Gipfel umkränzenden

Wolken, welche ſie ihren Häſchern verbargen. Wohl ſanken ihre Kräfte, wohl ſchwand jede Hoffnung, doch nicht wankte ihr Muth und nichts erſchütterte ihren Willen. Es war am dritten Tage nach jenem gefahrvollen Sprunge, als Judith, gänzlich ermattet, in der Spalte eines Felſens, der wie ein Wachtthurm den einzigen Weg zum Gipfel beherrſchte, von einem Ziegenhirten gefunden ward. Von ihrem Anblick ergriffen, reichte er ihr ſchnell die einzige Hülfe, die in ſeiner Macht ſtand: mit der kräuterduftenden Milch ſeiner Ziegen ſtillte er Hunger und Durſt der Verſchmachtenden, ſie vermochte etwas zu ſchlummern und er wachte ängſtlich für ihre Sicherheit. Bald aber erſpähte er einen Soldaten, der von unten herauf ſtieg, und deſſen Weg nur zu ihnen führen konnte. Judith hatte kaum Kraft, ſich auf den Füßen zu halten, beſchloß aber den letzten Verſuch zu wagen, und eher zu ſterben, als ihren Liebling, für den ſie muthvoll Angſt und Qual erduldet hatte, rohen Händen auszuliefern. „Gott hilft ſicherlich Denen, die auf ihn vertrauen, und in ſeine Hand befehle ich mein Leben!“ — rief das fromme, muthige Weib.

Der Knabe blickte ſie mit Verwunderung, faſt mit Verehrung an, und ein plötzlich in ihm aufſteigender Gedanke bewegte heftig ſein ganzes Weſen. „Ich will Dein Befreier ſeyn!“ rief er begeiſtert. „Ich will den Söldner zu dieſem engen Paſſe führen, wo der Pfad ſich nur fußbreit am Abgrunde hinzieht; hier bleibe ich zurück, pfeife meinen Ziegen, ſie ſtürzen wild die wohlbekannten Felsſpalten hinab und ſchleudern jenen in die furchtbare Tiefe. Eine Geiß, die vom Jäger verfolgt hier hinab ſich ſtürzte, würde mich einſt ſo in den Abgrund geſchleudert haben, wie jetzt jener Bote unſerer Unterdrücker verſchwinden ſoll, hätte ich mich nicht ſchnell auf's Geſicht geworfen und mich ſo gerettet.“ — Judith ergriff eifrig des Knaben Arm, und gleich groß in edler Menſchenliebe, wie in muthiger Ergebung, rief ſie: „Nein, das ſoll nicht geſchehen! Es iſt vielleicht einer von Jenen, die jüngſt mein Leben ſchonten; oder er hat eine Mutter, oder eine Gattin, die ihn liebt, wie ich mein Kind; ich will nicht das Leben meines Kindes, ſo theuer es mir iſt, mit dem Tode meines Verderbers erkaufen!“ — Der Knabe ſtaunte ſie an, und Scham ergriff ihn wegen ſeines kühnen, aber grauſamen Vorſchlags. — Von Neuem ſann er einem Mittel nach, dem Späher zu entgehen. — „Gieb mir Dein Kind; ich befeſtige es auf dem Rücken meiner ſtärkſten und klügſten Geiß; ſie wird es ſicher tragen! Auf meinen Befehl ſtürmt die ganze Heerde den Felſen hinan und iſt bald aus dem Geſicht. Du erwarteſt ruhig den Carabinier, und ohne Kind hält er Dich nicht für das unglückliche proteſtantiſche Weib.“ — Judith erwiederte matt aber feſt dem kecken, wilden Knaben: „Ich bezweifle die Klugheit Deiner Geiß nicht, aber nie werde ich den hülfloſen Säugling auf ſo gefährliche Weiſe über die ſchroffen Felſen tragen laſſen!“ — „Nun denn“, rief der Knabe, „vertraue ihn mir an; ich ſetze mich nieder und dicht umgeben von meiner folgſamen Heerde verberge ich ihn leicht und gefahrlos. Du gehe dem Manne entgegen, dreiſt und ruhig, als führte Dein Weg Dich hinunter nach Deinem ſchönen Rocca-roſſa. Wohl, er wird Dich nicht erkennen und Dich vorüber laſſen!“ — Dieſer Vorſchlag verſprach mehr Erfolg; auch ward die Gefahr mit jedem Augenblicke dringender. — Judith vertraute ihren Schatz des Geißhirten Wartung und ging feſten Schritts dem Söldner entgegen. Ob dieſer ſie erkannt, ob nicht, iſt zweifelhaft; aber er ließ ſie ungeſtört ihres Weges ziehen. Mein Berichterſtatter, der als wahrer Chriſt immer das Beſte annimmt und nur Gutes in jedem Herzen vorausſetzt, meinte, der Mann ſey herzlich froh geweſen, auf ſo gute Art ſeiner verhaßten Pflicht überhoben zu ſeyn. Kaum war der Carabinier aus dem Geſicht, ſo brachte der treue Knabe das Kind der angſterfüllten Mutter wohlbehalten zurück.

Vielfache, gleich drohende und angſtvolle Ereigniſſe hatte die verfolgte Judith noch während ihrer Flucht zu beſtehen. Dem erwähnten, heldenmüthigen Buben gelang es jedoch nach manchen Mühſeligkeiten, Schreckniſſen und kaum zu überwindenden Gefahren, Judith in einer Grotte zu bergen, die nicht allein von wenigen Hirten nur gekannt war, ſondern deren Auffindung auch durch ein Labyrinth von Felſen, Spalten, Klippen und eng aufgethürmtem Geſtein faſt unmöglich ward. Des erfinderiſchen Geißhirten unermüdliche Sorge erhielt ſie hier mehrere Wochen, bis ihre grauſamen Feinde beſchämt die Verfolgung einſtellten. Judith's hoher Muth, ihre wunderbare Rettung, ihre unerſchütterliche Feſtigkeit des Willens, eher zu verderben, als ihren Knaben den Verfolgern und dem Findelhauſe zu übergeben, ward der Gegenſtand ſo allgemeiner Bewunderung und Anerkennung, daß ſich Perſonen von großem Einfluſſe aus der katholiſchen Bevölkerung für ſie verwendeten. In Folge deſſen kam vom Hofe die Weiſung, daß das Verfahren zur Ergreifung des Kindes ausgeſetzt, und die unglückliche Mutter nicht ferner beunruhigt werden ſolle. Judith's treuer, muthvoller und kluger Beſchützer, der Hirtenknabe, verkündete ihr bald dieſe Neuigkeit und forderte ſie auf, nach Rocca-roſſa zurückzukehren. „Ich will bleiben, wo ich bin“, ſeufzte Judith; „das Verfahren iſt nur ausgeſetzt und daher giebt es mir keine Sicherheit. Sollte mein Kind am Leben bleiben, ſo werden ſie mich, bei nächſter Gelegenheit, überraſchen, und den mir nur theurer gewordenen Knaben von meinem Herzen reißen. Nehmen ſie das grauſame Urtheil zurück, das meinen Gatten einkerkert, meine Ehe vernichtet und dadurch mein Kind vor den Menſchen entehrt, dann will ich zurückkehren; doch früher — nimmermehr! Aber was hilft mir auch ihr ſpätes Mitleid!



Mein Kind welkt ſichtbar ſeinem Ende entgegen, und meiner Tage ſind nur wenige.“

Ihre Prophezeiung traf nur zu bald ein. Das zarte Kind ſchmachtete noch wenige Tage, bald ſchlief es in der Grotte, auf weichem Mooſe und duftenden Kräutern gebettet, den Doppelſchlaf der Unſchuld und des Todes. — Jetzt verließ Judith ihren traurigen Zufluchtsort; ſie ſelbſt trug die kleine Leiche zum proteſtantiſchen Gottesacker, ſie ſelbſt legte ſie ruhig, lautlos in's Grab. Die thränenloſen, ſtarren Augen, die brennenden Wangen der unglücklichen Mutter verkündeten den bittern Jammer des brechenden Herzens, für das es keinen irdiſchen Troſt gab. — Noch ehe der Roſenſtrauch auf des Säuglings Grabe grünte, legte man neben ihn die Mutter zur ewigen Ruhe.

Judith ward dem Mitgefühle und der Theilnahme Derer entrückt, die, obwohl der katholiſchen Kirche treu geſinnt, dennoch ohne Menſchenfurcht in Menſchenliebe und wahrhafter Chriſtlichkeit fern zu ihrem Nutzen und Heil gewirkt hatten. Mitleid gebührt ihrem Andenken, Vergebung werde ihren Verfolgern! Jeder aber vergeſſe nie des Gebots, das unſer Heiland Allen gab: „Die Liebe iſt das Höchſte, ohne ſie ſeyd ihr ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

Fr. Ewald.

Für die Zukunft.

Kämpfe und Sorgen der Gegenwart haben die Vergangenheit ſo überwuchert, daß man die Blüthe und Frucht, welche jene uns hinterließ, kaum mehr gewahrt, und die Einfriedigung im Beſchaulichen, einſt vorzugsweiſe von den Deutſchen gepflegt, entwich im wilden Strudel und Geräuſch der Alles in- und durcheinander werfenden Meinungs-Kämpfe. Mit den ſteten Abſichten und eitlen Beſtrebungen jagt man immer aus der unſichern Gegenwart in die nebelhafte Zukunft, und während Viele im Allerlei mehr lernten als ſonſt, haben auch Viele im Allgemeinen verlernt, ihr Wiſſen heilſam anzuwenden, und ſich zugleich unfähig gemacht, glücklich zu ſeyn. Und woher das? Es ging uns mit manchem verſchloſſenen Buche des Lebens gar wunderlich; in dem Einen und Andern fanden wir den Schlüſſel dazu, aber nach dem Oeffnen verwandelten wir das Einfache und Schöne der Natur in zahlloſe Fratzen, die quälend und höhnend die Welt durchziehen, ſich nährend an den Wunden und Leichnamen des Menſchenwohls. Möchten wir uns abwenden und das Geſchwiere des Ungethüms ſchwächen und verſcheuchen, müſſen wir insgeſammt ernſtlich zu Werke gehen, müſſen

uns eigens für dieſe Tage einen Katechismus und Codex, eine Haus-, Chriſt- und Geſetzlehre ſchaffen, die Gott und der Zeit genug thut vor dem Gericht des Herzens, der Vernunft und des Gewiſſens. Verſuchen wir es, das Unſrige beizutragen in Andeutungen für eine ſolche Haus-, Chriſt- und Geſetzlehre, doch ſcheint uns eine kurze Vorrede nicht unnöthig. —

Die gemeinſame Ausbildung der menſchlichen Kräfte iſt nicht nur zu wünſchen, ſie ſoll durchgängig Zweck ſeyn, und indem Jeder ſich als Einzelweſen bildet, muß es dennoch ſo geſchehen, daß er mehr und mehr begreift, wozu ein Volk, wozu die Menſchheit in der Geſammtheit berufen iſt. Die Kräfte des Einzelnen ſind jedoch begrenzt, und demnach wird die wahre Bildung diejenige ſeyn, welche bei aller Gedankenfreiheit ſich mit Ausdauer auf die Pflichten beſchränkt, die Jedem ſeine Lebensſtellung als Bedingung auferlegt. Bei Allem aber, was im Wiſſen und Schaffen zu dieſer Lebensſtellung gehört, ſoll er ſich wieder vor Beſchränkung und Einſeitigkeit zu hüten wiſſen.

Je mehr wahrhafte Bildung, je mehr Glück und Freiheit in dem Beſtreben zur friedlichen Ausgleichung alles Unheils durch beſſernden Fortſchritt. Die Unbildung gefährdet ſich ſelbſt, wenn ſie ſich der echten Bildung nicht unterwirft, ſondern ſich fähig glaubt zu Dingen, die Vorkenntniſſe erfordern, welche die Unbildung nicht hat. Macht — zum Beiſpiel — Einer, der kaum leſen und ſchreiben kann, Anſpruch darauf, entſcheidend mitſprechen und mitwirken zu dürfen in Ereigniſſen, zu deren Beurtheilung nicht nur viel Schulwerk, ſondern auch eine umfaſſende Menſchenkenntniß und die aus der Weltgeſchichte gezogenen Erfahrungen gehören, ſo iſt ihm zu ſagen, er habe noch ſehr viel an und mit ſich ſelber zu thun, damit er begreifen lerne, daß er ſich nicht in Angelegenheiten miſchen dürfe, die er nicht verſteht. Wer bei dem Mangel an Einſicht über ſeine Mängel auch der ihm dann unerläßlichen Pflicht der Beſcheidenheit entbehrt, dem muß ſie erſt glimpflich, im Nothfall aber mit Strenge beigebracht werden, beſonders jetzt, wo falſche Volksführer ſich beeifern, da, wo jene Beſcheidenheit heimiſch ſeyn müßte, ſie auszuweiſen und die Anmaßung an ihre Stelle zu ſetzen. Vor Allem aber iſt bei jener Trugſpielart von Volksführern, die durch Ueberſpannung nur der Schädlichkeit dienſtbar wurden oder durch den Freihandel mit Händeln ein angenehmes Tagediebsleben führen möchten, ſey es mit Hülfe des geſprochenen oder geſchriebenen Worts, eine tüchtige Prüfung erforderlich. Keiner ſoll da die beiden Fragen unterlaſſen: „Wie ſteht es mit eurer Vernunft und eurer Sittlichkeit!“ — denn aus unreinem Gefäß kommt nichts Reines! — und „Mit welchen Thaten könnt ihr bezeugen, daß ihr euch unterſtehen dürft, Volksbelehrer und Weltverbeſſerer werden zu wollen!“ — denn dazu gehören eben Thaten, geiſtbewährende Thaten, und nicht bloß ſolche Worte, von denen jeder Papagei, der ſich von einem Pariſer Klubbmännlein hat dreſſiren laſſen, die hinlängliche Anzahl mitbringt, um durch ſchmeichelhaft angenehme Unverſtändlichkeit Staunen zu erregen.

Jetzt wollen wir beginnen mit einem Einblick in's Haus und auf die Kindererziehung. Da iſt die erſte aller Eigenſchaften: Gehorſam. Zelter ſchrieb einem damals noch in den Kinderjahren befindlichen Enkel Goethe's in ſein Stammbuch nur die zwei Worte: „Lerne gehorchen!“ — und Goethe ſagte: „Das iſt das einzige Vernünftige, was im ganzen Buche ſteht!“ — Man muß aber zu gehorchen gelernt haben, um es lehren zu können; und dieſe Erwerbung iſt ſchon ſehr ſelten, weil die Schule in ſolcher Hinſicht frevelhaft ſchmiegſam wurde und dadurch auf die Familie ſehr übel zurückwirkte. Die Anerkennung naturgemäßer Macht muß von den Eltern bei den Kindern geſichert, von den Lehrern unterſtützt und in weitere Anwendung gebracht werden; wenn die Selbſtſucht der Kinder ſich ablöst von dieſer Anerkennung, ſteht in der Welt nichts mehr feſt, es giebt dann bald nur noch den ſogenannten freien Willen, der ein Knecht iſt des Gelüſts und Hochmuths, aber, nach keiner Seite hin erfüllt mit beſeligender Ehrfurcht vor dem Heiligen und Hohen, zuletzt nichts weiß von der Liebe zur Familie, zu den Lehrern, von der Achtung vor Gott, Obrigkeit und Vaterland, und meiſt ſind es ſolche Zeitgeſchöpfe, die in ihrer gänzlichen Zerriſſenheit am meiſten von der Einheit fabeln.

Duldet in eurem Hauſe nichts, was die Verehrung Gottes, des Geſetzes und der Regierung untergräbt; denn laßt ihr euch bei euren Kindern die Auflehnung und Schmähſucht nach außen hin gefallen, wird Beides nicht ſäumen, ſich auch gegen Eltern und Familie zu wenden. Wir ſollen in dem kleineren Kreiſe des Familienlebens dafür ſorgen, daß in den größeren Kreiſen des Gemeinde- und Staatenlebens Sittlichkeit und Ordnung beſtehen. Darum haltet feſt an Dem, was ihr habt und von euern Vorfahren empfinget als Frucht aus den Wurzeln eurer Vergangenheit. Was wir ſind, ſind wir nur als beſſernde Verwalter alten Erbes, als Zöglinge der Geſchichtserfahrung, und eure Vergangenheit iſt das geiſtige Vermögen für eure Zukunft! —

Auf die Schule wendet eure Aufmerkſamkeit. Iſt das Vielwiſſen auch keineswegs verwerflich, ſoll doch das Werkfördernde immer vorangehen, da zumal die Erfahrung lehrt, daß man nach allen Lernbemühungen nur das klar und ſicher feſthält, was ſich in der Lebensgeſchäftigkeit anwenden läßt. Es iſt ein Fehler, die Jugend mit trockenen Brocken aus dem Nachlaß todter Völker zu verfüttern und darüber die friſche Nahrung für volks- und zeitgemäße Thätigkeit zu verabſäumen. Die Schule ſoll das Familienleben im Großen, das Gemeinde- und Staatsleben im Kleinen ſeyn und in Beides einführen, dabei zwar den Fortſchritt nach gediegener Prüfung in ſich aufnehmen, der bloßen Veränderungsſucht jedoch mit aller Kraft wehren. Bewunderung mag die Schule wecken für alle vollendeten Thaten geiſt- und tugendfähiger Männer und Völker; ſie muß aber in der noch dunkeln, der noch unvollendeten Tagesgeſchichte nicht etwa mithandeln oder auch nur mitreden wollen. Die Lehrer dürfen jedenfalls darin niemals weiter gehen als der beſonnene Verſtand der Schüler ihnen zu folgen vermag, und dieſen ſoll es ſtets als Urſatz der Natur und Erfahrung, als eine Mahnung zur Beſcheidenheit eingeprägt werden, daß weder die Unmündigkeit den Weltgang richtig zu beurtheilen, noch die jugendliche Leidenſchaftlichkeit das dauernd Rechte gehörig zu würdigen weiß, ſich alſo jeden eigenmächtigen Eingriff entſchieden zu verſagen habe, wenn ſie nicht ſtraffällig werden will. Daß nicht einmal alle Lehrer dies begriffen, vielmehr ſich ſelber ſchon in verführeriſche Anmaßlichkeit einlebten, hat ſich bewieſen im Hinarbeiten auf eine vorzeitige und deshalb völlig verkehrte, einzig vom Trotz geſteifte Selbſtſtändigkeit eines Theils der Jugend, wodurch nur das Dünkelhafte ſolcher Lehrer klar und das ihrer Schüler begünſtigt wurde, indem man mit knabenhafter Weisheit den Staatskörper tödten, dann aber am zerfetzten Leichnam mit ebenfalls knabenhaften Marktſchreiermitteln ohnmächtige Verſuche zur Wiederbelebung machen wollte, auch noch jetzt darüber ergrimmt iſt, wenn man dieſem maaßloſen Unſinn mit aller Kraftfülle der Nothwendigkeit ſich entgegenſtellt. Die Eltern ſelbſt haben nicht allein die Befugniß, ſondern auch die Verpflichtung, für das Geneſen der Schulbildung da, wo ſie erkrankt iſt, mitſorgen zu helfen zum Heil der Familien und der Volkszukunft; die Eltern müſſen es alſo auch verhindern, daß man ferner die echte, innige und reine Liebe zum Vaterlande in einen Brand der Buhlerei mit der vernichtenden unter dem Namen Freiheit ſich empfehlenden Frechheit verkehre. —

Iſt dann in umſichtiger Weiſe für Familie und Schule die Begründung und der Einklang gefunden, dann wirkt Beides wohlthätig auf das Gemeindeleben, in welchem die Vorbereitungs-Anſtalt zum Staatsleben zu ſuchen iſt. Wer aber in der Familie nicht den Gehorſam, in der Schule nicht mit allem Wiſſen die Beſchränkung des Dünkels einübte, der wird nie ein echtes und vernünftiges Gemeinde-Mitglied ſeyn. Man kann ſehr viel gelernt und dennoch für die allgemeinen Zuſtände keine Brauchbarkeit haben, wenn man Alles ſtarr behandeln und den von Zeitereigniſſen bedingten Fügungen nirgends nachgiebig werden, über dem Worte ſtets den Sinn der Sache vergeſſen will. Das läßt ſich nicht überall thun in dem kleinen Kreiſe des Hauſes, viel weniger in den größeren des Gemeinde- und Staatenlebens, wo Eines mit dem Andern ſich ausgleichen, man ſelbſt dem Zuſammenſtoß entgegengeſetzter Richtungen mit Vorſicht begegnen muß. Da iſt zwar auch feſtzuhalten, was Einer nach ſeiner Ueberzeugung als Wahrheit erkennt; immer aber ſoll es die gemäßigte, nicht die ſchroffe Wahrheit ſeyn, und dieſe Regel gilt für das Gemeinde-, wie für das Staatsleben, bei dem ſie mitunter noch zu erweitern iſt. Am wenigſten trachte man danach, das Vorhandene ſtets kurzab durch Paragraphen auf dem Papier umſchaffen zu wollen. Jede Aenderung umfaſſender Verhältniſſe, ſoll ſie nicht ein Mißgriff ſeyn, muß ſich allmälig im Volksbewußtſeyn entwickelt haben und aus dieſem hervorgehen. Das Neue, und wär' es — was in jüngſter Zeit äußerſt ſelten — ſogar das Beſſere, wird nie anſäßig werden, wenn es nicht auf dieſem Wege ſich eingewohnt hat; jede Uebereilung der Art führt jedoch zu baldiger Ermüdung und Rückkehr zum Alten, auch wenn dies wirklich als das minder Gute betrachtet werden könnte. —

Im Großen wie im Kleinen ſuche man die Spaltungen und Trennungen zu vermeiden, die zwar meiſt den Namen Vereine führen, mit allerlei Lockungen und Vergnügungen in euer eignes Haus-, Gemeinde- und Staatsleben aber doch eben nichts als eine ſondernde Zerrüttung zu bringen wiſſen. Der echte Mann iſt ſich immer ſelber genug; er wird wohl auch zuweilen behülflich, daß die Kräfte Vieler ſich zu einem guten Zweck für den Augenblick verbinden; es entgeht ihm jedoch nicht, daß die ſtetigen Vereine auch ſtets in Ausartungen gerathen, die oft vom erſten Beginn an ſchon — bezweckt wurden. Zumal die Trennungen in religiöſer Hinſicht werden jedem fähigen Zeit-Beobachter gradhin auf Ausartungen berechnet erſcheinen, wie dies die Geſchichte der letzten Jahre einleuchtend bezeugte. Innerhalb der chriſtlichen Bekenntniſſe hat Jeder Freiheit genug und die ſogenannten freien Gemeinden ſind einerſeits Thorheit, andrerſeits nichts als gelegentliche Werkzeuge ſchlauer Volkstäuſcher, nirgends aber achtungswerth, ja zuweilen entſchieden gotteslästerlich. —

In der Gewerbsthätigkeit verlange man von der Regierung nichts als den möglichſten Schutz des inländiſchen Fleißes, ſo weit dies mit den allgemeinen Verhältniſſen der Staaten in Einverſtändniß zu bringen iſt, zunächſt aber hauptſächlich ein Bekanntmachen aller Verbeſſerungen und Fortſchritte, die hier und da ſich zeigen. Die vortheilhafte Anwendung verbleibe dann der Einſicht und unbeſchränkten Emſigkeit Aller. Es iſt kein rühmliches Zeugniß für den Geiſt und die Kraft eines Volks, wenn es ſich in ſeiner Berufsthätigkeit gleichſam will bevormunden laſſen; wer aber gar der Regierung gegenüber vom „Recht auf Arbeit“ ſpricht und von ihr unter allen Umſtänden Arbeit verlangt, der — prüft nur genau! — meint ſehr oft nichts als das Recht auf Müßiggang, und vorzugsweiſe oder gar ausſchließlich für ſich. Eine Ehre des Mannes iſt es, für ſich und die Seinen zu ſorgen, und wer dieſe Ehre aufgiebt, giebt ſeine Mannesehre auf, iſt alſo jedenfalls nicht zur Freiheit reif, ſondern durch ſich ſelber zur erniedrigenden Dienſtbarkeit verurtheilt. Zur erniedrigenden — denn Dienſtbarkeit an ſich iſt keine Erniedrigung; mehr oder minder ſind ihr Alle unterworfen, vom Höchſten im Lande bis zum Geringſten, und wer die wahre Freiheit will, muß eben rechtſchaffen in dem von ſeinen Pflichten bedingten Grade zu gehorchen und zu dienen gelernt haben, weil dies eine unerläßliche Folge und ein unumſtößliches Geſetz gegenſeitiger Freiheit iſt. —

Wir haben nun, wie wir wollten, in Bezug auf unſre Zeit und Zukunft einige Andeutungen zu einer Haus-, Chriſt- und Geſetzlehre mitgetheilt, werden indeß dafür, vielleicht auch noch bei Anderem in dieſem Büchlein, nicht überall auf Dank rechnen dürfen. Wir ſind Dergleichen ſchon gewohnt, fragen jedoch einfach: ob Jene ihr Volk mehr lieben, die theils ihm trügeriſch ſchmeicheln, theils daſſelbe in eingebildeter Ueberſpannung zu einem Abgrunde treiben und ſich mit ihm, ſey's im Eifer, ſey's in Verzweiflung, hinabſtürzen, oder ein beſonnen Muthiger, der es mit allen Mitteln, und, muß es ſeyn, auch ohne Scheu vor ſeinem Groll oder Zorn vom Gange zum Abgrunde zurückhalten möchte? In der Antwort auf dieſe Frage haben wir des Troſtes genug und ſchließen mit den freundlich warnenden Worten:

Im Sturm, der unheilvoll die Welt durchzieht,
Ging durch die Selbſtſucht jeder Halt verloren,
Beſonnenheit und Kraft, als Stern' erkoren,
Sind im Erlöſchen, ſeit die Sitt' entflieht.
So treibt das Lebensſchiff zu Schmach und Spott
Verwüſtet nur in's Wüſte; aller Glaube
An Heil'ges wird dem frechen Wahn zum Raube,
Bis uns das Elend lehrt: es iſt ein Gott! —
O ſucht ihn ſchnell als Sonn' und Hülf' in Noth,
Denn ohne Gott wird alles Thun nur ſchwanker,
Und fragt ihr ihn im Sturm nach feſtem Anker —:
„Gebet und Arbeit!“ war ſein ſtet Gebot! Gtz.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Die Jahre 1847, 1848 und 1849.

Fortſetzung zu „Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.“

Von Karl Stein, Hofrath und Profeſſor. Preis: 15 Sgr.

Wir ließen dieſe Fortſetzung erſt jetzt erſcheinen, weil es ganz unmöglich war, früher die eigentliche geſchichtliche Wahrheit dieſer Jahre zu durchſchauen. Jetzt iſt dies die beſte Ueberſicht der neueſten Begebenheiten, bei deren Zuſammenſtellung eben ſchon vom Jahre 1847 an ſehr deutlich die Maulwurfsgänge der Unterwühler offen vor uns liegen. — Das ganze, den Familien höchſt nützliche Werk koſtet jetzt 3 Thlr., doch iſt auch jede Abtheilung getrennt zu haben.

Volks-Geſellſchafter. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Ausgabe für Leihbibliotheken, Leſehallen, Leſevereine und Familienkreiſe. Zwei Bände. Jeder: 22½ Sgr. — Dieſe Bände enthalten: 15 Erzählungen, 16 ſatiriſche und humoriſtiſche Streifzüge, 22 Lebens- und Volks-Schilderungen, 39 Zeitbilder, 40 Ernſt- und Scherz-Mannigfaltigkeiten. — Ein ſehr reicher Stoff für Leſeluſtige, und ein ſolcher Stoff, der geeignet iſt, die Unterhaltungs-Kreiſe zeitgemäß zu beleben!

Anſichten und Bemerkungen über Kunſtwerke der Gegenwart. Von Anton Gubitz. Preis: 5 Sgr.

Den Anlaß zu dieſer Schrift gab die Berliner Kunſtausſtellung im Jahre 1850. Der Verfaſſer betrachtet deren bedeutendere Erſcheinungen und wird in ſeinen Urtheilen von dem Grundſatze geleitet, daß die Wahrheit die Grundlage der Schönheit ſey. Er iſt beſtrebt, dieſem Grundſatz auch bei den Künſtlern Eingang zu verſchaffen und die Einflüſſe des Lebens und der Wirklichkeit an die Stelle der inhaltloſen Ueberlieferung und des flachen Herkommens zu ſetzen.

Nachlaß des geiſtreichen Schriftſtellers Ludwig Robert.

Als ſolcher erſchienen bei uns in dieſem Jahre:

I. **Die Wahrſagung.** Eine Erzählung. (15 Sgr.)

II. **Der Väter Schuld.** Geſchichtliche Novelle. (15 Sgr.)

III. **Das ſchwarze Käſtchen.** Wunderbare Hiſtorie. — **Das Töpferhaus.** Eine Wintergeſchichte. (1 Thlr.)

Der Name des Verfaſſers (Bruder der Rahel) iſt bekannt, ſeine Werke ſind geſchätzt unter den Gebildeten, und ſie werden ſich überall bemühen, den oben angezeigten ſeelenvollen Charakter- und Phantaſiegemälden eine möglichſt erweiterte Verbreitung zu verſchaffen.

Neue Auflagen.

Neun Erzählungen und noch mehr.

Jugend- und Volksbuch von Fr. Bertram. Herausgeber der Jugendſchriften: „Nützliche Erheiterungen“, „Lehre und Erholung“, „Mußeſtunden“ und „Der erzählende Freund“. Mit ſiebzig Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung. Zweite Auflage. Preis: 15 Sgr.

Fleiß bringt's weiter als Gewinnſucht.

Jugend- und Volksbuch von Fr. Bertram. Mit funfzehn Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen von Holbein.

Zweite Auflage. Preis: 12½ Sgr.

Wer ſeinen Kindern eine wahre Herzensfreude machen will, der gebe ihnen dieſe beiden Bücher, die bei ihren reichen Gaben faſt beiſpiellos wohlfeil ſind.

Auf Vieler wiederholte Wünſche Preis-Ermäßigungen bis Ende 1850.

In den Sieben- und achtundzwanzigſten Acht Blättern erſchien:

Wohlfeilſte-Volksbildergallerie.

Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen und Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden. Preis: Jede acht Blätter nur 5 Sgr.

Obwohl der Preis ein äußerſt geringer iſt, wollen wir doch auf ſich oft wiederholende Wünſche Jedem, der ſämmtliche achtundzwanzig Hefte (mit 224 Blättern) ſich durch die ihm nächſte Buchhandlung kommen läßt, bis zum 31. Dezember 1850 das Ganze für Drei Thaler liefern. Einzelne Hefte behalten den bisherigen Preis.

Gleichen Wünſchen nachgebend, überlaſſen wir unſre Pracht-Ausgabe der

„Nibelungen“

mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen, ſowie mit funfzig Holzſchnitten von Gubitz nach Zeichnungen von Holbein (bisher 1 Thlr. 10 Sgr.) für 27 Sgr., ſo daß kaum eine wohlfeilere zu finden ſelbſt unter den Ausgaben, die ohne Sorgfalt und ganz ohne Schmuck ſind, während man hier eine anerkannt ausgezeichnete erhält in Text und reicher künſtleriſcher Ausſtattung. Dieſe Preis-Ermäßigung gilt aber ebenfalls nur bis zum 31. Dezember 1850.

Nächſtdem noch die Pracht-Ausgabe von

„Deutſche Volkslieder mit ihren Original-Weiſen.

Nach handſchriftlichen Quellen herausgegeben von A. Kretzſchmer und A. Wilh. v. Zuccalmaglio.“ Zwei Bände. In achtzehn Heften.

Der urſprüngliche Preis iſt Sechs Thaler, er ſoll nun bis zum 31. Dezember 1850 nur Drei Thaler ſeyn. Für geforderte einzelne Hefte können wir keinen ermäßigten Preis ſtellen.

Endlich wollen wir, weil es nun an mehreren Orten Schulbuch wurde, für immer den bisherigen Preis von Drei Thaler auf Anderthalb Thaler ermäßigen bei dem Werke:

Handbuch aller Wiſſenſchaften,

in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und in ihrem Zuſammenhange dargeſtellt als Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung von Fr. v. Schönholz.

Die Vorzüglichkeit dieſes Buches bedarf hier keiner Empfehlung, da es bereits von vielen Eltern, die ihren Kindern in gründlicher Bildung zu Hülfe kommen wollen, als zu dieſem Zweck höchſt ſchätzbar angeſchafft worden, mithin leicht zur Anſicht zu haben iſt.

Wir wiederholen, daß die Preis-Ermäßigung für

Volks-Bildergallerie,
Nibelungen, Pracht-Ausgabe,
Deutſche Volkslieder mit den Noten, Pracht-Ausgabe,

nur bis zum 31. Dezember 1850 gilt und ſo weit die Auflage reicht, denn neue Auflagen wären für ſolche Preiſe nicht zu liefern, was kaum, aber doch allenfalls ohne Schaden unſrerſeits bei dem

Handbuch aller Wiſſenſchaften

möglich wäre, weshalb wir dieſes Werk für immer nach dem ermäßigten Preiſe liefern wollen.

Alle von uns angezeigten Werke ſind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin, 15. September 1850. **Vereins-Buchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen iſt zu haben:

Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage von:

Franz Nowak, der Landmann, wie er ſein ſollte. Ein Volksbuch, in welchem naturgetreu die wichtigſten Lehren über die beſte Benutzung des Grund und Bodens, ein glückliches Familienleben, geregelte Hauswirthſchaft, Viehzucht, Bienen- und Baumzucht, Wald-, Garten- und Weinbau und Alles, was das Glück des Landmanns begründen hilft, kurz und bündig mitgetheilt werden. Von A. Rothe. 20 Bogen gr. 8. gebunden 15 Sgr. — Die Oekonom. Neuigkeiten in Prag ſagen darüber: Möchte dieſes wahre und eben ſo nützliche Volksbuch in recht viele Hände unſerer Landleute kommen, es wird gewiß eifrig geleſen werden und ſchöne Früchte tragen. Die Verſammlung der deutſchen Landwirthe hat es für eines der zweckmäßigſten Volksbücher für den deutſchen Bauernſtand erklärt. (Verl. v. E. Flemming.)

Die 4te ſtark vermehrte Auflage von:

Thomas, allgemeines Vieharzneibuch, oder: des alten Schäfer Thomas zu Bunzlau in Schleſien ſeine Kuren an Pferden, Rindvieh, Schafen und allen übrigen Hausthieren. Herausgegeben vom Major v. Tennecker und Kreisthierarzt Ziller. 30 Bogen gr. 8. Preis 1 Thaler. — Ein Recenſent ſagt: „Eines der größten Verdienſte dieſes gemeinnützigen Buches beſteht in der gründlichen und leichtfaßlichen Darſtellung der eigenthümlichen Kennzeichen der verſchiedenen Krankheiten, nebſt deutlicher Angabe der täuſchenden Erſcheinungen. Auch iſt die Art der Darſtellung und die dabei beobachtete Eintheilung für den ungelehrten Landmann faßlicher und zweckmäßiger, als ein gebundener, mit wiſſenſchaftlicher Präciſion entfalteter Vortrag." — Dieſer 4ten Auflage wurden hinzugefügt: Erfahrungen und Hülfsleiſtungen bei den Geburten der Pferde, nebſt einem Anhange von der Kenntniß und Heilung der Krankheiten der Mutterſtuten und Fohlen.

Dr. L. Kieſewetter's neuer praktiſcher **Univerſal-Briefſteller.**

4te verbeſſerte Auflage, dauerhaft gebunden 15 Sgr.

Inhalt: Hauptregeln der Rechtſchreibung; von der Interpunction; vom Styl; über den Ton in Briefen; innere und äußere Einrichtung der Briefe; vom Titelweſen; Eingaben, Bittſchriften, Geſuche, Beſchwerden, Vorſtellungen ꝛc. an Behörden; amtliche Berichte, Gutachten; Bewerbungen; Einladungsſchreiben, Gevatterbriefe; Anzeigen ꝛc. mittelſt Karten; Todes-, Geburts-, Verlobungs-, Heirathsanzeigen ꝛc.; Erinnerungs- und Mahnbriefe; Aufträge, Beſtellungen, Zufertigungs- und Empfehlungsſchreiben; Aufkündigungen der Miethe, des Dienſtes, der Capitalien; Beſchwerden, Vorſtellungen, Vorwürfe, Ermahnungen, Warnungen; Entſchuldigungs- und Rechtfertigungsſchreiben; freundſchaftliche Briefe; Briefe in Liebes- und Heirathsangelegenheiten; Glückwunſchſchreiben; Beileidsbezeugungs- und Troſtbriefe; Beſchenkungsbriefe; Dankſagungsſchreiben; Contracte; Verträge; Vergleiche; letztwillige Verordnungen; Schuldſcheine; Quittungen; Pfand-, Depoſiten- und Tilgungsſcheine, von Wechſeln und Anweiſungen; Bürgſchafts- und Expromiſſionsſcheine; Vollmachten; Reverſe; Ceſſionen; Zeugniſſe; Anzeigen, Ankündigungen, Geſuche aller Art in öffentliche Blätter; Formulare zu Frachtbriefen; Declarationen; Rechnungsformulare; Stammbuchsaufſätze; Fremdwörterbuch. 24 Bogen gr. Octav. (Verl. v. E. Flemming.)

Neues einfaches Kochbuch für Mädchen und Hausfrauen, oder: nützliche Anweiſung, nahrhafte und wohlſchmeckende Speiſen auf gute und doch ſparſame Art zu bereiten. Herausgegeben von Th. Block. 5te Auflage. Preis dauerhaft gebunden 15 Sgr. — Da der vollſtändige Inhalt zuviel Raum einnehmen würde, ſo führen wir nur in Kürze die Zahl der Recepte der verſchiedenen Abtheilungen an: 49 verſchiedene Suppen — 28 Arten Rindfleiſch zu bereiten — 28 Arten Kalbfleiſch — 7 dito Schöpſenfleiſch — 8 dito Schweinefleiſch — 27 dito Geflügel — 7 Arten Wildpret — 6 Gemüſe mit und ohne Fleiſch — 14 Gemüſe ohne Fleiſch — 12 Arten Salat — 15 Arten Obſt — 15 Arten Mus — 23 Arten Klöße, Puddings und allerhand Gefülltes — 12 Eierſpeiſen — Anweiſung, Pilze zu braten — 18 Arten Fiſche — Frikaſſeen von Kalb- oder Lammfleiſch, jungen Hühnern, Tauben u. ſ. w. — 14 Brühen (Saucen) mit Angabe der Speiſen, wozu ſie gehören — 14 eingemachte Gemüſe, Früchte und andere Sachen — 16 warme und kalte Getränke — 7 Arten Gelee's (Schelee's) — 30 Arten Kuchen und anderes Backwerk — Anweiſung, Brod zu backen — 4 Anweiſungen zu Butter — 8 dergl. zu Branntweinen. — Außerdem enthält dieſes Kochbuch noch gegen 150 der wichtigſten Anweiſungen, die für jede Hausfrau, welche ihre Wirthſchaft vortheilhaft führen will, zu wiſſen unerläßlich ſind. (Verl. v. E. Flemming.)

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt zu haben und als ausgezeichnet gut bearbeitet zu empfehlen (Verlag der Ernſt'ſchen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Die Handlungswissenschaft, oder die wichtigsten Handlungskenntnisse — zur leichten Erlernung der Handelsgeographie, der Wechſelgeſchäfte, des kaufmänniſchen Rechnens, der Buchhaltung — der Correſpondenz und der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde. — (Ein höchſt nützliches Buch für angehende Kaufleute) von Th. Bohn. Fünfte 3000 Ex. ſtarke Auflage. 1 Thlr.

Campe Briefſteller für das bürgerliche Leben

☞ enthält 140 Muſterbriefe, wie auch 100 Formulare zu Eingaben, Geſuchen und Klageſchriften. — Nebſt Poſtreglement und Münz-Tabelle. Zwölfte verb. Auflage. 15 Sgr.

NB. Es iſt dies der empfehlenswertheſte aller Briefſteller.

Franklin goldenes Schatzkäſtlein, oder Anweiſung wie man thätig, verſtändig, wohlhabend und glücklich werden kann. Ein Rathgeber für Jung und Alt, um wohlhabend und glücklich zu werden. Dritte verbeſſerte Auflage. 2 Bändchen. 20 Sgr.

☞ (Ein ſchönes Buch für Liebende iſt)

Wartenſtein, G., Briefſteller für Liebende, beiderlei Geſchlechts, im blühendſten Styl und in den eleganteſten Wendungen, nebſt 20 Polterabendſcherzen und Hochzeitsgedichten. Vierte Auflage. 15 Sgr.

NB. Dieſe Bücher empfehlen ſich durch ihren Inhalt der Art, daß man der Verlagshandlung für Kauf-Einladung Dank wiſſen wird.

In der Mittler'ſchen Sort. Buchhandlung in Berlin — bei Hirt in Breslau, Heinrichshofen in Magdeburg, Du Mont-Schauberg in Köln — Gräfe & Unzer in Königsberg und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben.

GOLDBERGER'S

K. K. Allerhöchst privilegirte

galvano-electrische

Rheumatismus-Ketten

(à St. mit Gebrauchs-Anweisung 1 Thlr., stärkere 1½ Thlr., in doppelter Construction, gegen veraltete Uebel anzuwenden, à 2 und 3 Thlr.)
haben ihre vorzügliche Heilkraft in verſchiedenen Krankheiten, als:

Geſichts-, Hals- und Zahnſchmerzen, Kopf-, Hand-, Knie- und Fußgicht, Augenfluß, Ohrenſtechen, Harthörigkeit, Sauſen und Brauſen in den Ohren, Bruſt-, Rücken- und Lendenweh, Gliederreißen, Herzklopfen, Schlafloſigkeit u. ſ. w.

bereits ſo vollkommen erprobt, daß es überflüſſig wäre, viel zu ihrem Lobe hier anzuführen. **Es wird genügen**, zur Empfehlung dieſer von mir erfundenen und verfertigten ſogenannten Goldberger'ſchen Ketten zu erwähnen, wie dieſer galvano-electriſche Apparat in ſeiner urſprünglichen, bisher unübertroffenen Form und Zuſammenſtellung durch die ſcientifiſchen (wiſſenſchaftlichen) Forſchungen der Mediciniſchen Facultät zu Wien und vieler Hundert wohlrenommirter Aerzte, wie z. B. Profeſſor Dr. Harleß in Bonn, **Profeſſor Dr. Braun** in Leipzig, Procurator der Univerſität **Dr. Raspi in Wien, Medicinal-Rath Dr. Clarus in Leipzig**, Sanitäts-Rath Dr. Filehne in Erfurt, Medicinal-Rath Dr. Dotzauer in Bomberg, Fürſtl. Rath Dr. Hartmann in Arnſtadt, Medicinal-Rath Dr. Koch in St. Goarshauſen, Profeſſor Dr. Baſtler in Wien, Medicinal-Rath Dr. Müller in Wiesbaden, Regimentsarzt Dr. Weiß in Potsdam, Medicinal-Rath Dr. Schönemann in Eſchwege, Kreis-Phyſikus Dr. Engler in Breslau, u. a. m., ſeine hohe rationelle Würdigung gefunden und über alle Nachbildungen geſtellt worden iſt, — während andererſeits die wohlthätige und heilkräftige Wirkung der Goldberger'ſchen Ketten auf empiriſchem (erfahrungsgemäßem) Wege durch mehr als Fünfzehn Hundert amtlich beglaubigte Atteſte hochachtbarer Perſonen, die in einer gedruckten Broſchüre zuſammengeſtellt, in ſämmtlichen Depots der Goldberger'ſchen Ketten unentgeldlich ausgegeben werden, außer allen Zweifel geſetzt, und die Celebrität dieſer Ketten hierdurch vollkommen gerechtfertigt iſt. —

☞ Wie nun aber Alles, was ſich einen ſoliden Ruf erwarb, von der Speculation ergriffen und ausgebeutet zu werden pflegt, ſo haben auch die Goldberger'ſchen Ketten zahlreiche Nachbildungen erfahren, ſei es unter demſelben oder einem veränderten Namen; man wolle daher beim Kaufe derartiger Ketten genau darauf achten, daß eine jede ächte Goldberger'ſche Kette auf der Vorderſeite ihres Etuis den Namen „J. T. Goldberger", und auf der Rückſeite die beiden obenſtehenden Stempel in Golddruck trägt.

Gegen **Kopfleiden** aller Art werden ferner ſeit Jahr und Tag mit vielem Nutzen als ein ſchnelles Heilmittel angewandt

Goldberger's ächte Ohren-Magnete

(à Paar mit Gebrauchs-Anweiſung in eleganten Carton verpackt 1 Thlr.)
ſowie gegen Schreibkrampf, Zittern und Schwäche in den Händen, wie auch zur Stärkung und Kräftigung der Finger- und Handmuskeln

Coldberger's thermo-electrische Fingerringe

(à Stück mit Gebrauchs-Anweiſung 1. Qualität 1 Thlr., 2. Qualität 20 Sgr.)
die ihrem Zwecke vollkommen entſprechen und beim Gebrauche keinerlei Unbequemlichkeit verurſachen; dieſe Ringe ſind in allen Größen vorräthig und bedarf es bei Beſtellungen nur der Miteinſendung des betreffenden Fingermaaßes.

☞ In jeder größeren Provinzial- und Hauptſtadt befindet ſich eine Niederlage meiner ächten Erzeugniſſe; man kann ſich jedoch auch direkt, unter Beifügung des Betrages, an das hieſige Haupt-Verſchleiß- und Verſendungs-Comptoir meiner Fabrikate, Spandauerſtraße Nr. 72. wenden, und werden desfallſige Aufträge pünktlich ausgeführt werden.

J. T. Goldberger in Berlin, vormals in Tarnowitz.

Kaiſerl. Königl. Oeſterr. privilegirte und Königl. Preußiſch und Königl. Bayriſch conceſſionirte Fabrik von electro-magnetiſchen Apparaten.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Deutſcher
Volks-Kalender
1852.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Achtzehnter Jahrgang.

Gar Vielen ſteigt ein Luftſchloß auf in Träumen,
Sie bauen von der Wiege bis zum Grabe,
Und fern der Wirklichkeit und ſich'ren Räumen
Verbau'n ſie endlich jede Lebenshabe.
Im Nichts iſt nur Vernichtung zu erjagen! –
So kann ein Luftbild uns zu Boden ſchlagen
Und aller Wahrheit ihre Stützen rauben:
D'rum laßt nicht Dunſt mit unſrer Zukunft ſchalten,
Bewährtes nur kann halten und geſtalten.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin

Expedition für das Ausland: Leipzig.

Univ. Bibl.
München

1852.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius	das 1852ſte.
Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5801ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1819 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1779 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1897 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 271 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders . . .	— 153 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 472 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 412 —
Seit Entdeckung der neuen Welt.	— 361 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 243 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 195 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 152 —
Seit Einführung der Schutzblattern.	— 57 —
Seit Friedrich Wilhelms IV. Königs v. Preußen, Geburt	— 58 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 13 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Januar 1852.

Alter. Dezember 1851.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Donn.	1	**Neujahr.**	♉	☿ iſt in dieſ. Monat auch zur	20	Julius
Freit.	2	Odilo	♉	☉ Erdn. Zeit ſeiner gröſsten	21	Thom. A.
Sonn.	3	Genovefa	♉	weſtl. Ausw. am 29ſten nicht	22	Greg. Sp.
2. Von Chriſti Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1 Petr. 4.						
Sonnt.	4	**n. Neujahr**	♊	Titus. ſichtbar. ♀ iſt im Anf.	23	4. **Advent**
Mont.	5	Eduard	♊	dieſ. Monats 1¼ St. lang als	24	Adam Eva
Dienſt.	6	**H. 3K. Ep.**	♋	☿ Unt. ☌ ☉. Abendſt. ſichtb.	25	**H. Chriſtt.**
Mittw.	7	Reinold	♋	🌕 6. 37′ V. ☾ ☊ Sichtbare	26	**Stephan**
Donn.	8	Gudula	♌	⛢ rechtl. ☾ F. Am Ende	27	**Joh. Ev.**
Freit.	9	Julian	♌	läng. als 2 St. ♂ iſt im Anf.	28	Unſch. K.
Sonn.	10	Paul Einſ.	♍	☾ Erdn. d. Jahres rückg. und	29	Thom. C.
3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	11	**1. n. Ep.**	♍	Hygin. d. ganze Nacht ſichtb.,	30	**n. Chriſtf.**
Mont.	12	Ernſt	♎	er kommt am 24. Januar in	31	Sylveſter
Dienſt.	13	Hilarius	♎	Gegenſch. mit d. ☉, wo er um	1	**J. 1852. N.**
Mittw.	14	Felix	♎	🌗 1. 46′ V. Mitternacht im	2	Odilo
Donn.	15	Maurus	♏	Süd. der ☉ gegenüb. ſteht	3	Genovefa
Freit.	16	Marcellus	♏	und die Nacht hind. glänzt. ♃	4	Titus
Sonn.	17	Anton	♐	ſteht vor Anf. d. Mrgdämm.	5	Eduard
4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	18	**2. E. K. E.**	♐	Priſca. am Morgenhimmel	6	**H. 3K. Ep.**
Mont.	19	Marius	♑	und geht nach halb 4 Uhr auf.	7	Reinold
Dienſt.	20	Fab. Seb.	♑	☾ ☋. ♄ iſt im Anf. d. Mon.	8	Gudula
Mittw.	21	Agnes	♒	🌑 7. 55′ V. Unſ. ☉ Finſt.	9	Julian
Donn.	22	Vincenz	♒	um 7 Uhr im Süden auf-	10	Paul Einſ.
Freit.	23	Mar. Ver.	♒	zuſuchen und geht gegen 2 Uhr	11	Hygin
Sonn.	24	Bertram	♓	♂ ☌ ☉. Morg. unt. ⛢ kann	12	Ernſt
5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	25	**3. n. Ep.**	♓	Pauli Bek. am Anf. d. Mon.	13	**1. n. Ep.**
Mont.	26	Polykarp	♈	☾ Erdf. um 7 Uhr im Süden	14	Felix
Dienſt.	27	Chryſoſt.	♈	geſehen werden und geht um	15	Maurus
Mittw.	28	Karl d. Gr.	♈	2 Uhr Nachts unter, am	16	Marcellus
Donn.	29	Franz Sal.	♉	🌓 11. 2′ V. ☿ gr. weſtl.	17	Anton
Freit.	30	Adelgunde	♉	Ausw. Ende des Mo-	18	Priſca
Sonn.	31	Lud. Alb.	♊	nats gleich nach 12 Uhr.	19	Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 7. Januar bald nach halb 7 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Mittwoch den 14. Januar um 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 21. Januar kurz vor 5 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Donnerſtag den 29. Januar um 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 57 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 12	8 2	4 11	15 48
21	8 35	7 54	4 30	15 25

☾ Afg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Morg.		
[illegible]		1	28	1
		2	35	2
		3	44	3
		4	52	4
		6	3	5
Abds.		7	9	6
4	32	8	9	7
5	42			8
6	59			9
8	20			10
9	41	[illegible]		11
11	1			12
Morg.				13
12	20			14
1	39			15
2	56			16
4	12			17
5	25			18
6	29			19
7	25	Abds.		20
8	10	4	37	21
		5	41	22
[illegible]		6	51	23
		7	58	24
		9	4	25
		10	9	26
		11	14	27
		Morg.		28
		12	19	29
		1	26	30
		2	34	31

Jahres-Ruf.

Das Leben iſt Vermächtniß,
Beruf zu heil'ger Pflicht.
Dies haltet im Gedächtniß,
Steht ſelbſt Euch zu Gericht. —
Muß Alles einſt von hinnen,
Und bleibt nur unſ're That,
So laßt uns Frucht gewinnen
Aus unſ'rer Himmels-Saat.

Aus einer Predigt vom Jahre 1745.

„Willſt Du wiſſen, wie es am Hoflager der Welt ausſieht, ſo laſſ' es Dir ſagen. Der Eigennutz iſt Potentat, Selbſtliebe die Potentatin; der Vortheil iſt Miniſter; Ehrgeiz und Schimmer ſind die Räthe, Dünkel und Hochmuth die Kammerherren; Hoffahrt iſt Schleppträgerin, der Neid Lakay und die Falſchheit Magd.“ — Bedenken wir dieſe Weltſchilderung von damals, ſo werden wir ausrufen: „Die Welt wird jung und wieder alt und bleibt ſich gleich an Geſtalt und Gehalt!

Monats-Sternbild.

Seht! — unſer Jahr beginnt der Waſſermann,
Hört! — wendet's nicht auf dieſes Büchlein an.

Was heißt: mit ſeinem Zeitalter fortſchreiten?

Wenn wir im Buch der Geſchichte forſchen, aus welchem allein vorſtehende Frage beantwortet werden kann, ſo finden wir, daß faſt aus jedem Zeitalter, ſowie aus jedem Volke ein anderes Ergebniß hervorgeht.

Um ein wenig weit, nämlich bis zum — Paradieſe zurück zu gehen, ſo glaubten unſere erſten Eltern gewiß, mit ihrem damals noch ſehr leicht zu überblickenden Zeitalter mächtig vorgeſchritten zu ſein, als ſie, nach dem Verluſt des Paradieſes, erkannten, daß ſie — nackend waren. Bei rechtem Lichte beſehen, war aber dieſer Vorſchritt ein trauriger Rückſchritt, denn ſie hatten nun auch ihre — Unſchuld verloren! Und ſo hieß, mit ſeinem Zeitalter fortſchreiten, damals ſoviel, als das höchſte Gut der Menſchheit, die Unſchuld, verlieren. — Als Moſes ſpäterhin die bedrängten Kinder Iſraels

Februar 1852

Alter. Januar

6. Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	1	4. n. Ep.	♊	Brigitta. ☿ iſt auch in dieſem	20	**2. n. Ep.**
Mont.	2	**Mar. R. L.**	♋	Monat ſeines ſehr tiefen	21	Agnes
Dienſt.	3	Blaſius	♋	☾☊. Standes am Himmel	22	Vincenz
Mittw.	4	Veronica	♋	♂ in ♋. wegen nicht ſichtbar.	23	Mar. Ver.
Donn.	5	Agatha	♌	🌕 7. 21′ N. ♀ iſt im Anf.	24	Bertram
Freit.	6	Dorothea	♌	d. Mon. 2 St., am Ende	25	Pauli Bek.
Sonn.	7	Rembertus	♍	☾ Erdn. 3 St. lang als Abd.-	26	Polykarp

7. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	8	**Septuageſ.**	♍	Ancharius. ſtern ſichtbar. ♂	27	**Septuageſ.**
Mont.	9	Apollonia	♎	bleibt die ganze Nacht hind.	28	Karl d. Gr.
Dienſt.	10	Scholaſtika	♎	ſichtbar u. ſteht Anfangs um	29	Franz S.
Mittw.	11	Deſiderius	♏	halb 12 Uhr, am Ende um	30	Adelgunde
Donn.	12	Eulalia	♏	🌗 10. 30′ V. halb 10 Uhr	31	Lud. Alb.
Freit.	13	Gilbert	♐	Nachts im Süden. ♃ geht	1	Februar
Sonn.	14	Valentin	♐	am Anf. d. Mon. um 2 Uhr	2	**Mar. R. L.**

8. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	15	**Sexageſ.**	♑	Fauſtin. Morgens, am Ende	3	**Sexageſ.**
Mont.	16	Juliane	♑	☾☋. um halb 1 Uhr auf.	4	Veronica
Dienſt.	17	Benignus	♑	♄ ſteht bei Ende der Abend-	5	Agatha
Mittw.	18	Simeon	♒	dämmerung im Weſten und	6	Dorothea
Donn.	19	Leontius	♒	bleibt Anf. noch 5½ Stund.,	7	Rembertus
Freit.	20	Eucharius	♓	🌑 1. 22′ V. am Ende noch	8	Ancharius
Sonn.	21	Felix B.	♓	3½ Stunden ſichtbar.	9	Apollonia

9. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	22	**Eſtomihi**	♈	Petri Stuhlf. ♄ in ♉. ♅ ſteht	10	**Eſtomihi**
Mont.	23	Serenus	♈	☾ Erdf. bei Ende der Abend-	11	Deſiderius
Dienſt.	24	**Faſtnacht**	♈	Schalttag. dämmerung am	12	**Faſtnacht**
Mittw.	25	**Aſchermit.**	♉	Matth. Ap. Weſthimmel u.	13	**Aſcherm.**
Donn.	26	Mechthild.	♉	geht Anfangs bald nach	14	Valentin
Freit.	27	Neſtor	♉	🌓 Mitternacht, am Ende	15	Fauſtin
Sonn.	28	Juſtus	♊	5. 59′ V. ſchon um halb	16	Juliane

10. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	29	**1. Invoc.**	♊	Romanus. 11 Uhr unter.	17	**1. Invoc.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. Februar bald nach 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 12. Februar um halb 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Freitag den 20. Februar bald nach 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonnabend den 28. Februar um 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 7 M.	7 Uhr 31 M.	4 Uhr 38 M.	14 St. 53 M.
11	9 42	7 21	5 3	14 18
21	10 19	7 5	5 24	13 41

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
	3 32	1
	4 49	2
	5 52	3
Abds.	6 47	4
4 31	7 33	5
5 55		6
7 19		7
8 43		8
10 6		9
11 27		10
Morg.		11
12 36		12
2 1		13
3 16		14
4 23		15
5 21		16
6 8		17
6 47		18
7 18	Abds.	19
	5 45	20
	6 52	21
	7 57	22
	9 2	23
	10 7	24
	11 12	25
	Morg.	26
	12 19	27
	1 26	28
	2 32	29

Was iſt Parteigeiſt.

Dieſe Frage erhielt neulich folgende Antwort: „Parteigeiſt iſt eine Art von Aetzmittel, deſſen wir uns gegen Andere bedienen, das jedoch zu gleicher Zeit unſer eigenes Gemüth anfrißt und verderbt.“

Gleich und ungleich.

Macht, Communiſten, plötzlich Alle reich,
Des Geiſtes Ungleichheit verändert's gleich;
Denn eben Geiſt macht ungleich hier auf Erden,
Mit Red' und Spenden ändert ſich das nicht,
Und wem im Leben Kopf und Muth gebricht,
Der wird den Klüg'ren ſtets Beute werden.

Aeuſſerſter Leichtſinn.

Ein Lebemann, der tief in Schulden gerieth, wurde, als er eben wieder Goldſtücke für leichtſinnige Streiche hingab, von einem Bekannten tadelnd angeredet mit den Worten: „Wie können Sie ſo um Nichts Ihre Füchſe ſpringen laſſen!“ — „Ei“, antwortete er lachend: „das thut mir nichts, es ſind ja nur Miethsklepper!“

Monats-Sternbild.

„Stumm, wie die Fiſche“ — mag oft ſchlau dies ſeyn,
Uns ziemt zu reden, ſo Jahr aus, Jahr ein.

---

aus der egyptiſchen Einknechtung befreite, ſo ſchritt offenbar nicht bloß er ſelbſt, ſondern das ganze Volk zugleich mit dem Zeitalter fort; dies muß die menſchliche Vernunft noch bis auf den heutigen Tag bekennen, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen will. — Wer hätte nun nicht glauben ſollen, daß wenigſtens in der erſten und glühendſten Entzückung über die Freiheit das Volk unerſchütterlich ſeinem Jehova treu bleiben würde, ihm, durch deſſen allmächtigen Beiſtand dies ſtaatsklug-religiöſe Waageſtück allein gelungen war? Trotzdem finden wir die Iſraeliten auf den Knieen vor einem — goldenen Kalbe, in dem nämlichen Augenblick, da ihr großer Heerführer den heiligen Berg erſtiegen hatte, ſich mit dem Jehova über das wahre Wohl Aller zu unterreden, und neue Verhaltungsbefehle für die Zukunft einzuholen. Während ſich das Volk zum Thierdienſt erniedrigte, meinte es hier mit ſeinem Zeitalter fortzuſchreiten! Läßt ſich eine größere Verblendung auch nur denken? — Als das geiſtreiche Volk der Griechen zu philoſophiren anfing, war ihre Philoſophie durchaus dichteriſcher Natur. Die Führer der Nation trieben ihr Spiel mit allerlei ſinnlichen

März 1832.

Alter. Februar.

Mont.	1	Switbertus	♋	☿ wird nur in den letzten Ta-	18	Simeon
Dienſt.	2	Simplicius	♋	☾♌. gen d. Mts. ½ Stunde	19	Leontius
Mittw.	3	Quat. †	♌	Kunigunde. als Abendſtern	20	**Quatemb.**
Donn.	4	Caſimir	♌	♂ rechtl. am Weſthimmel	21	Felix B.
Freit.	5	Friedrich †	♍	🌕 geſehen werden können.	22	Petri St.
Sonn.	6	Perpetua †	♍	5. 58′ V. ☾ Erdn. ♀	23	Serenus

11. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	7	2. Remin.	♎	Thom. v. A. glänzt Anf. 3	24	**2. Rem. S.**
Mont.	8	Joh. de Deo	♎	♃ rückg. Std., am Ende 3½	25	Matth. Ap.
Dienſt.	9	Franziska	♏	Std. als Abendſtern. ♂ iſt	26	Mechthild.
Mittw.	10	40 Märt.	♏	rechtläufig geworden, er ſteht	27	Neſtor
Donn.	11	Roſina	♐	Anf. dieſes Mon. um 9 Uhr	28	Juſtus
Freit.	12	Gregor	♐	🌗 8. 57′ U. Abds. im Süd.	29	Romanus
Sonn.	13	Ernſt	♑	u. geht geg. 6 Uhr Morg.	1	**März.**

12. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	14	3. Oculi	♑	Matgilde. ☾☋. unter, am	2	**3. Oculi**
Mont.	15	Longin	♑	☿ Ob. ☌ ☉. Ende ſteht er	3	Kunigunde
Dienſt.	16	Heribert	♒	ſchon um halb 8 U. Abds. im	4	Caſimir
Mittw.	17	**Mittfaſt.**	♒	Gertrud. Süden u. geht geg.	5	**Mittfaſt.**
Donn.	18	Cyrillus	♓	4 U. Morg. unt. ♃ geht jetzt	6	Perpetua
Freit.	19	Joſeph	♓	🌑 ſchon um Mitternacht	7	Thom. v. A.
Sonn.	20	Joachim	♓	7. 11′ N. ☉ in ♈. Frühl.	8	Joh. de Deo

13. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	21	4. **Lätare**	♈	Benedikt. ☾ Erdf. Anf., Tag	9	4. **Lätare**
Mont.	22	Oktavian	♈	u. Nacht gl. auf und ſteht um	10	40 Märt.
Dienſt.	23	Otto	♉	halb 5 U. im Süden. ♄ bleibt	11	Roſina
Mittw.	24	Gabriel	♉	Anf. 3½ Std., am Ende noch	12	Gregor
Donn.	25	**Mar. Vrk.**	♉	1 Stunde im Weſten ſichtbar.	13	Ernſt
Freit.	26	Ludgerus	♊	⛢, der am Weſthimmel ſteht,	14	Mathilde
Sonn.	27	Rupertus	♊	geht Anf. um ½11 Uhr unter,	15	Longin

14. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	28	5. **Judica**	♋	🌓 9. 18′ N. Felix V. in den	16	5. **Judica**
Mont.	29	Euſtaſius	♋	☾♌. letzten Tagen ver-	17	Gertrud
Dienſt.	30	Quirinus	♋	ſchwindet er in der Dämme-	18	Cyrillus
Mittw.	31	Balbina	♌	Einzug in Paris 1814. rung.	19	Joſeph

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 6. März kurz vor 6 Uhr Morgens der volle Mond.
Freitag den 12. März kurz vor 9 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonnabend den 20. März kurz vor 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond.
Sonntag den 28. März gleich nach 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden haben am 4. März Faſten Eſther und ihr Purimfeſt den 5. und 6. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 7 M.
11	11 32	6 25	5 57	12 28
21	12 11	6 3	6 14	11 49

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg. 3 36	1
	4 33	2
	5 22	3
	6 4	4
	6 38	5
Abds. 6 13		6
7 39		7
9 4		8
10 29		9
11 49		10
Morg.		11
1 7		12
2 17		13
3 18		14
4 9		15
4 49		16
5 22		17
5 48		18
6 10	Abds.	19
	5 48	20
	6 53	21
	7 58	22
	9 3	23
	10 10	24
	11 16	25
	Morg.	26
	12 22	27
	1 25	28
	2 24	29
	3 15	30
	3 58	31

Die beſte Geſellſchaft.

Nicht die iſt's, wo ein Damen-Kreis ſich windet,
Wo Männer wie ein Wald von ſchwarzen Tannen ſteh'n;
Nein, die, wo Seel' und Leib ſich ohne Zwang befindet,
Wo Freunde kommen, ſchwatzen, lachen, geh'n,
Und nur Ein Wunſch iſt: ſich vereint zu ſeh'n.

Befolgte Lehre.

Zwei Brüder arbeiteten zuſammen auf dem Felde; der Aeltere ging, das Eſſen zu beſorgen und rief dann ſeinen Bruder. Dieſer ſchrie ihm zu: „Warte, bis ich meinen Spaten verſteckt habe, dann komm' ich gleich!“ — „Ei“, bemerkte nachher der Aeltere, „wenn man etwas verſteckt, muß man ſchweigen, oder wenigſtens nur leiſe davon ſprechen, ſonſt macht man wohl gar einen Dieb aufmerkſam!“ — Nach dem Eſſen geht der Jüngere zurück auf das Feld, findet aber ſeinen Spaten nicht mehr; ſogleich eilt er zu dem Bruder, nähert ſich geheimnißvoll ſeinem Ohr und ſagt ganz leiſe zu ihm: „Mein Spaten iſt geſtohlen!“

Monats-Sternbild.

Der Widder Hörnerdroh'n iſt bald gezähmt,
Der Schafe Macht wird durch ſie ſelbſt gelähmt.

Bildern, die theils albern, theils ſinnreich erſonnen waren, in der Regel aber von Seiten der Bekleidung gefielen; ſie meinten, dadurch alle großen Vernunft-Räthſel glücklich gelöst zu haben, die höchſt wahrſcheinlich die Weiſeſten der Weiſen am Ende der Tage noch ungelöst finden werden. In der Kindheit der griechiſchen Philoſophie hieß alſo, mit ſeinem Zeitalter fortſchreiten, nichts Anderes, als ein dichteriſcher Philoſoph ſeyn. Es lag hier offenbar ein großer Irrthum zum Grunde; denn dichten iſt nicht philoſophiren, ſowie philoſophiren nicht dichten iſt. Der Irrthum war aber unſchädlicher als der folgende. — Xenophanes nämlich, in mehr als einer Hinſicht der Spinoza der Griechen, hielt ſich, ſeines Irrthums ungeachtet, an einen Satz, der noch jetzt in Jedermanns Munde iſt: „Aus Nichts wird Nichts!“ und ſchloß daraus höchſt gelehrt: „Alſo iſt nichts geworden, ſondern was iſt, iſt ewig.“ — Es iſt hier der Ort nicht, weitläufig zu unterſuchen, wie der tiefdenkende Mann dies eigentlich gemeint habe; ſoviel ſieht aber jeder auch nicht mit den Räthſeln des Ueberſinnlichen ſich plagende

April 1852.

Alter März.

Donn.	1 Hugo B.	♌	☿ iſt in der erſten Hälfte dieſ.	20 Joachim
Freit.	2 Franz d. P.	♍	Mon. länger als ½ Std., am	21 Benedikt
Sonn.	3 Richard	♍	längſten am 9. April, zu	22 Oktavian

15. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	4 **6. Palm.**	♎	🌕 2. 52' M. Iſ. B. ☾ Erdn.	23 **6. Palm.**
Mont.	5 Vincenz	♎	♂ in ♌. ſehen, in den	24 Gabriel
Dienſt.	6 Sixtus P.	♏	letzten Tagen iſt er unſichtb.	25 **Mar. Vrk.**
Mittw.	7 Hermann	♏	♀, die immer glänzender	26 Ludgerus
Donn.	8 **Gründonn.**	♐	Dionyſius. wird, bleibt am	27 **Gründonn.**
Freit.	9 **Charfreit.**	♐	Mar. Cl. ☿ gr. öſtl. Ausw.	28 **Charfreit.**
Sonn.	10 Ezechiel	♑	☾☋. Anf. d. Mon. 3½ Std.,	29 Euſtaſius

16. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	11 **H. Oſterf.**	♑	🌗 9. 27' V. Leo d. Gr. am	30 **H. Oſterf.**
Mont.	12 **Oſtermont.**	♒	Julius. Ende 4 Stunden	31 **Oſtermont.**
Dienſt.	13 Mar. v. E.	♒	als Abdſtern ſichtb. ♂ ſteht	1 **Apr. Oſtrd.**
Mittw.	14 Tiburtius	♓	bei Ende der Abenddämmer.	2 Franz d. P.
Donn.	15 Olympius	♓	im Anf. d. Mon. im Süden,	3 Richard
Freit.	16 Drogo	♓	am 10. April um 7 Uhr, am	4 Iſidor B.
Sonn.	17 Rudolph	♈	☾ Erdf. Ende etwas nach 6	5 Vincenz

17. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	18 **1. Quaſ.**	♈	Eleutherius. Uhr und geht	6 **1. Quaſ.**
Mont.	19 Timotheus	♈	🌑 12. 13' N. immer frü-	7 Hermann
Dienſt.	20 Viktor	♉	her und früher unter.	8 Dionyſius
Mittw.	21 Anſelm	♉	♃, der ſchon bald nach 10	9 Maria Cl.
Donn.	22 Soter	♊	Uhr aufgeht, glänzt die ganze	10 Ezechiel
Freit.	23 Georg	♊	Nacht. ♄, der in den erſten	11 Leo d. Gr.
Sonn.	24 Albert	♋	♄☌☉. Tagen noch ½ St. am	12 Julius

18. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	25 **2. Miſ. D.**	♋	Marc. Ev. ☾☊. Weſthimm.	13 **2. Miſ. D.**
Mont.	26 Ferdinand	♋	ſichtbar war, verſchwindet	14 Tiburtius
Dienſt.	27 Anaſtaſius	♌	🌓 8. 31' V. ♄☌☉. in	15 Olympius
Mittw.	28 Vitalis	♌	den Sonnenſtrahlen. ♅	16 Drogo
Donn.	29 Peter v. M.	♍	kommt in dieſem Mon. nicht	17 Rudolph
Freit.	30 Cath. S.	♍	☿ Unt. ☌☉. zum Vorſchein.	18 Eleuther.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 4. April gegen 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonntag den 11. April kurz vor halb 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Montag den 19. April kurz vor 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienſtag den 27. April um halb 9 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 4. 5. und 10. 11. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 54 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 6 M.
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 9	4 55	7 4	9 51

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
[illegible]	4 34	1
[illegible]	5 4	2
	5 30	3
Abds.		
6 31		4
7 58		5
9 24		6
10 46		7
Morg.	[illegible]	8
12 5	–	9
1 11	–	10
2 7	[illegible]	11
2 52	–	12
3 27	–	13
3 55		14
4 17		15
4 37		16
4 55		17
5 12	Abds.	18
	6 55	19
	8 2	20
	9 9	21
[illegible]	10 15	22
–	11 20	23
–	Morg.	24
[illegible]	12 20	25
–	1 15	26
–	1 57	27
–	2 24	28
	3 5	29
	3 31	30

Es iſt ein Grund!

Im Jahre 1820 ſtand in Lyon ein alter Franzoſe, Namens Majet, vor Gericht, weil er beim Weinglaſe jubelnd die Revolution gerühmt hatte. Auf die Frage, warum er es gethan, antwortete er naiv: „Je nun, aus Dankbarkeit, denn mir hat ſie meinen Kopf gelaſſen!“

Zuletzt —!

Was ſchlecht iſt, ob geprieſen,
Zuletzt wird's doch verhöhnt;
Was echt iſt, ob verwieſen,
Zuletzt wird's doch gekrönt.

Altdeutſche Sprüchwörter.

Der Geiz iſt ſein eigener Stiefvater und der Neid ſeine eigene Geißel.

Willſt Du ſtark ſeyn, ſo gewahre Deine Schwächen.

Wenn Du wiſſen möchteſt, wie dumm ein Narr iſt, ſo lob' ihn.

Nichts beſſer verkauft, als was man einem echten Freunde ſchenkt.

Monats-Sternbild.

Wohl könnte Furcht der Stiere Kraft erregen, —
Vorſicht'ge Klugheit wird ſie leicht in Feſſeln legen.

Leſer! daß bei einer ſolchen Behauptung alle Gewißheit unſerer Erkenntniß durch die Sinne den gewaltigſten Stoß bekommt und der Zweifelſucht recht eigentlich erſt Thür und Thor geöffnet wird. Im Geiſte der Schule des Xenophanes mit ſeinen Zeitgenoſſen fortſchreiten, konnte alſo kaum etwas weniger oder mehr bedeuten, als: An Allem zweifeln, Alles für ungewiß halten. — In dieſer Nacht der Zweifelſucht fand nun der weiſe Sokrates die Philoſophie ſeiner Nation: denn wahrlich, das Völkchen der Aufklügler, welche vor und mit ihm lebten, hatte nichts gethan, ſie aufzuhellen, ſondern ſie vielmehr noch düſterer gemacht. Wäre der ſo oft von ihm gebrauchte und allgemein bekannte Ausdruck: „daß er die Philoſophie aus dem Himmel auf die Erde zurückgeführt habe“, mehr von geſchichtlicher als kunſtwiſſenſchaftlicher Wahrheit, ſo würde der denkende Geiſt des Menſchen damals nicht bloß mit ſeinem Zeitalter, ſondern mit der Vernunft ſelbſt vorgeſchritten ſeyn; allein die Erfolge lehrten leider das Gegentheil. Einige wenige vertraute Schüler abgerechnet, ging die Welt unabhängig

Mai 1852.

Alter. April.

Sonn.	1	Phil. Jak.	♎	☿, der in der unteren Zu-	19	Timotheus
19. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.						
Sonnt.	2	3. **Jubil.**	♎	Athanaſius. ☾ Erdn. ſam-	20	3. **Jubil.**
Mont.	3	† Erfindung	♏	🌑 10. 51' M. menkunft mit	21	Anſelm
Dienſt.	4	Monika	♏	der ☉ iſt, kommt in dieſ.	22	Soter
Mittw.	5	**Bettag**	♐	Pius V. **Mon.** nicht zum **Vor-**	23	Georg
Donn.	6	Joh.v.d.Pf.	♐	ſchein. ♀ geht erſt geg. **Mit-**	24	Albert
Freit.	7	Stanislaus	♑	☾☋ tern. unter und erlangt	25	Marc.Ev.
Sonn.	8	Mich.Erſch.	♑	♃☍☉. am Ende dieſ. **Mon.**	26	Ferdinand
20. Von Chriſti Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	9	4. **Cantate**	♒	Gregor N. ihren größten	27	4. **Cantate**
Mont.	10	Gordian	♒	🌓 11. 51' M. Glanz. ♂	28	Vitalis
Dienſt.	11	Beatrix	♒	ſteht jetzt ſchon bei Tage	29	Petr.v.M.
Mittw.	12	Pankrat.	♓	♀ gr. öſtl. Ausw. im Süden	30	Cath. S.
Donn.	13	Servatius	♓	und iſt am Ende der Abend-	1	**Mai.** Ph. J.
Freit.	14	Chriſtian	♈	dämmerung am Weſthimmel	2	Athanaſius
Sonn.	15	Sophia	♈	☾ Erdf. aufzuſuchen. ♃	3	† Erfindung
21. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.						
Sonnt.	16	5. **Rogate**	♈	Joh. v. N. kommt am 8ten	4	5. **Rogate**
Mont.	17	Jodokus	♉	d. **Mon.** in Gegenſch. mit der	5	Pius V.
Dienſt.	18	Liborius	♉	☉, wo er um **Mitternacht**	6	Joh. v. d. P.
Mittw.	19	Prudent.	♊	🌕 3. 43' V. der ☉ gegen-	7	Stanislaus
Donn.	20	**Him. Chr.**	♊	Baſilla. über im Sü-	8	**Himm. Chr.**
Freit.	21	Conſtantin	♊	den ſteht und am hellſten die	9	Gregor N.
Sonn.	22	Julian	♋	☾☊. ganze Nacht hindurch	10	Gordian
22. Von der Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.						
Sonnt.	23	6. **Exaudi**	♋	Deſiderius. glänzt. ♄, der	11	6. **Exaudi**
Mont.	24	Johanna	♌	von der Zuſammenkunft	12	Pankrat.
Dienſt.	25	Urban	♌	mit der Sonne herkommt,	13	Servatius
Mittw.	26	Philipp N.	♍	🌗 4. 6' N. bleibt ganz in	14	Chriſtian
Donn.	27	Luciana	♍	☿ größte weſtl. Ausw.	15	Sophia
Freit.	28	Wilhelm	♎	ihren Strahlen verbor-	16	Joh. v. N.
Sonn.	29	Maxim. †	♎	gen. ♅ kommt in dieſem	17	Jodokus
23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.						
Sonnt.	30	**Pfingſtfeſt**	♏	Felix P. **Mon.** nicht z. **Vor-**	18	**Pfingſtfeſt**
Mont.	31	**Pfingſtm.**	♏	Petronella. ☾ Erdn. ſchein.	19	**Pfingſtm.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Mai bald nach 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Montag den 10. Mai bald nach 3 Viertel auf 12 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Mittwoch den 19. Mai kurz vor 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der neue Mond.
Mittwoch den 26. Mai bald nach 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 7., und ihr Wochenfeſt den 24. und 25. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 35 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 17	4 18	7 35	8 43
21	15 46	4 4	7 49	8 14

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg. 3 55	1
	4 18	2
Abds.	4 41	3
8 17		4
9 39		5
10 54		6
11 58		7
Morg.	[illegible]	8
12 49		9
1 28		10
1 50		11
2 23		12
2 45		13
3 3		14
3 20		15
3 36		16
3 54		17
4 11	Abds.	18
	8 7	19
	9 13	20
	10 16	21
	11 12	22
[illegible]	11 58	23
	Morg.	24
	12 37	25
	1 9	26
	1 35	27
	1 59	28
	2 21	29
	2 42	30
	3 6	31

Alter Spruch.

Treuer Freund, ein ſeltſam Gaſt,
Iſt Melonen gleich zu ſchätzen;
Funfzig Kerner mußt Du ſetzen,
Eh' Du einen guten haſt.

Der Wortſtreit.

Im Jahre 1849 beſuchte ein reiſender Gelehrter das Irrenhaus in der Nähe einer ſüddeutſchen Hauptſtadt. Er fand dort einen Mann, etwa funfzig Jahre alt, der ganz vernünftig ſprach, weshalb der Reiſende verwundert ausrief: „Aber, mein Gott, wie kommen Sie denn in dies Haus?“ und die Antwort erhielt: „Durch einen Wortſtreit!“ — „Wie ſo?“ — „Die Welt nannte mich toll, ich aber ſagte, ſie wäre toll; ich wurde überſtimmt, und da jetzt die verrückteſte Stimmen-Mehrheit herrſcht, ſperrte man mich ein!“

Ein Ausſpruch von Jean Paul.

„Die Völker werden leichter vergiftet als verfinſtert. Demnach iſt in den geiſtigen und moraliſchen Anſtalten nicht mindere Vorſicht nöthig als in den phyſiſchen.“

Monats-Sternbild.

Zu überwinden Sorg' und Grillenſchaar
Den Muth und Frohſinn unſer Zwillingspaar.

von Sokrates ihren ſträubenden Gang fort, und glaubte, nicht dadurch mit der Zeit vorzuſchreiten, daß ſie ſeinen Alles überbietenden Vernunftgründen Gehör gab, ſondern dadurch, daß ſie ihm den — Giftbecher zuerkannte.

Das zweite von den berühmteſten Völkern des Alterthums, die Römer, wollen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, nur in den bedeutendſten Umwandlungen ſeiner ſtaatlichen Revolutionen in Betrachtung ziehen. Nach Vertreibung des letzten Königs ſuchte in Rom, wer mit der Zeit fortgeſchritten ſeyn wollte, alles Volkswohl begreiflicher Weiſe in der republikaniſchen Verfaſſung. Niemand dachte daran, daß noch einmal eine Zeit wieder eintreten könnte, wo Regenten wie Regierte anderen Sinnes würden. Gleichwohl erfolgte ſie ſpäterhin unter den bekannten beiden großen Triumviratoren; mindeſtens würde es für die Regierten mißlich geweſen ſeyn, dieſe mit zwei Herrſchern begabte Staats-Einrichtung für keinen Fortſchritt des Zeitalters zu halten. Man kann bei der Zweimänner-Herrſchaft ſchwerlich ein Cäſar ſeyn, ohne nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben; ſein unruhiger feuriger Geiſt that, was er nicht laſſen

Junius 1852.

Alter. Mai.

Dienſt.	1	Simeon	♐	♀ größter Glanz. ☿ geht erſt	20 **Pfingſtdſt.**
Mittw.	2	**Quat.** †	♐	○ 6. 54′ **V.** Erasmus.	21 **Quatemb.**
Donn.	3	Clothildis	♐	**nach Anbruch der Mor-**	22 Julian
Freit.	4	Florian †	♑	☾☋. **gendämmer. in dieſem**	23 Deſiderius
Sonn.	5	Bonifac. †	♑	**Mon. auf und iſt nicht ſichtb.**	24 Johanna

24. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	6	**Trinitatis**	♒	Norbertus. ♀ iſt am 1. Juni	25 **Trinitatis**
Mont.	7	Robertus	♒	**am glänzendſten und ver-**	26 Phil. N.
Dienſt.	8	Medardus	♓	**weilt in dieſem Mon. immer**	27 Luciana
Mittw.	9	Primus	♓	☾ 3. 42′ N. **noch 1 bis 2½**	28 Wilhelm
Donn.	10	**Frohnl.**	♓	Maurinus. **Stund. am**	29 **Frohnl.**
Freit.	11	Barnabas	♈	♂ in ♍. **Abendhim.** ♂ ſteht	30 Felix P.
Sonn.	12	Baſilides	♈	☾ Erdf. bei Ende der **Abend-**	31 Petronella

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

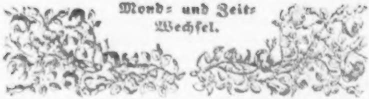
Sonnt.	13	1. n. Trin.	♉	Ant. v. Padua. **dämmerung**	1 **Jun. 1. n. Tr.**
Mont.	14	Baſilius	♉	**am Weſthimmel und bleibt**	2 Erasmus
Dienſt.	15	Vitus	♉	**am Anf. dieſ. Mon. nur noch**	3 Clothildis
Mittw.	16	Benno	♊	**2½ Stund., am Ende ¾ Stund.**	4 Florian
Donn.	17	**Adolph**	♊	● 5. 15′ N. Unſ. ☉ Finſt.	5 Bonifacius
Freit.	18	Marcellus	♋	☾☊. Schlacht bei Belle-	6 Norbertus
Sonn.	19	Gervaſius	♋	Alliance 1815. **ſichtbar.**	7 Robertus

26. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	20	2. n. **Trin.**	♌	Silverius. ♃ **bleibt im Anf.**	8 2. n. **Trin.**
Mont.	21	Albanus	♌	☉ in ♋. Somm.-Anfang,	9 Primus
Dienſt.	22	Albinus	♍	längſter Tag. **d. Mon. noch**	10 Maurinus
Mittw.	23	Walram	♍	**die ganze Nacht hind. ſichtb.**	11 Barnabas
Donn.	24	Joh. d. T.	♍	☽ 9. 15′ N. ♄ **kommt vom**	12 Baſilides
Freit.	25	Elogius	♎	**19ten dieſes Monats an**	13 Anton v. P.
Sonn.	26	Pelagius	♎	**kurze Zeit am Morgenhimm.**	14 Baſilius

27. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	27	3. **n. Trin.**	♏	7 Schläfer. ☾ Erdn. **zum Vor-**	15 3. **n. Trin.**
Mont.	28	Leo P. †	♏	**ſchein.** ♅ **iſt in dieſem Mon.**	16 Benno
Dienſt.	29	**Petr. Paul**	♐	☿ Ob. ☌ ☉. **für das unbe-**	17 Adolph
Mittw.	30	Pauli Ged.	♐	**waffnete Auge nicht ſichtbar.**	18 **Marcellus**



Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 2. Junius gegen 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Mittwoch den 9. Junius kurz vor 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 17. Junius um 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond
nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Donnerſtag den 24. Junius um 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 1 M.	7 St. 50 M.
11	16 21	3 48	8 11	7 39
21	16 29	3 47	8 15	7 31

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
B. T.		Morg.		
Abds		3	33	1
8	30	4	6	2
9	31			3
10	30			4
11	25			5
Morg.		[illegible]		6
12	0			7
12	28			8
12	50			9
1	9			10
1	26			11
1	44			12
2	0			13
2	19			14
2	41			15
3	7	Abds.		16
3	40	8	7	17
		9	6	18
		9	58	19
[illegible]		10	39	20
		11	13	21
		11	41	22
		Morg.		23
		12	5	24
		12	26	25
		12	47	26
		1	10	27
		1	31	28
		2	3	29
		2	40	30

Veränderung.

„Wenn ich nur den Teufel citiren könnte, um mir Geld zu ſchaffen!“ ſagte, ſeinen leeren Beutel betrachtend, ein augenblicklich ſehr bedrängter Familienvater, und ſein anweſender Geſell erwiederte: „Laßt das, Meiſter! Die Zeiten ändern ſich und Ihr könnt mir glauben, es giebt jetzt keine Teufel mehr, die etwas bringen, ſie wollen alle gleich holen.“

Kurzſichtigkeit im Großen.

Offen muß man ſich geſtehen:
Alle leiden an Kurzſichtigkeit; —
Trotz der Brillen kann in unſrer Zeit
Jeder nur ſich ſelber ſehen.

Zu viel verlangt!

Ein leichtſinniger, ſchwer mit Schulden belaſteter Wüſtling wurde gefährlich krank. „Ach“, ſagte er da zu den Umſtehenden, „wenn ich nur noch ſo lange lebte, um meine Schulden bezahlen zu können!“ — „Unverſchämter Wunſch!“ murmelte ſein Arzt; „Der will ewig leben!“

Monats-Sternbild.

Der Krebs, des Rückſchritt's Bild, laß doch darauf vertrauen,
Man könn', iſt Rückſchritt noth, noch immer vorwärts ſchauen.

könnte; er glaubte, die damaligen Tonangeber, die das Zeitalter mit ſich ſelbſt für einerlei hielten, in ſeiner Gewalt zu haben, aber ſie bekamen ihn in ihre Gewalt. Man ſchritt über ſeine Leiche noch einmal zum republikaniſchen Getriebe zurück, anſtatt mit einem lebenden Cäſar zur monarchiſchen Verfaſſung vorzuſchreiten. Daß ſich jene Tonangeber indeſſen auch getäuſcht, und das Zeitalter allerdings nach dem nämlichen Ziel hin wollte, nach welchem Cäſar geſtrebt hatte, beweiſt das beſſere Schickſal des Octavian, der als Auguſt, und als ein weit ſchwächerer Mann von Geiſt, wie von Charakter, ein Unternehmen glücklich zu Stande brachte, welches dem Schöpfer ſeines Glückes das Leben koſtete. Alles bürgerliche Wohl unter dem Schutze der Monarchie ſuchen, hieß alſo ganz offenbar, mit dem Zeitalter Auguſt's fortſchreiten.

In eben dieſem merkwürdigen Theile der Geſchichte trat bekanntlich in Paläſtina auch der göttliche Stifter der chriſtlichen Religion auf, der, ohne alle politiſchen Beziehungen, bloß eine moraliſche Beſſerung und Begründung der Menſchheit beabſichtigte.

Julius 1862.

Alter. Junius.

Donn.	1 Rembold	♑	🌕 3. 56′ N. Anf. ☾☍. ☾☋.	19 Gervaſius
Freit.	2 M. Heimſ.*	♑	☉ Erdf. ☿, der wieder	20 Silverius
Sonn.	3 Hyacinth	♒	Abendſtern geworden iſt,	21 Albanus
28. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.				
Sonnt.	4 **4. n. Trin.**	♒	Ulrich. wird nicht geſehen	22 **4. n. Trin.**
Mont.	5 Anſelm	♓	werden können. ♀, die ſich	23 Walram
Dienſt.	6 Iſaias	♓	ſchnell der ☉ nähert, iſt Anf.	24 Joh. d. T.
Mittw.	7 Wilibald	♓	d. Mon. noch kurze Zeit am	25 Elogius
Donn.	8 Kilian	♈	Abendhimm. ſichtbar. ♂ ver-	26 Pelagius
Freit.	9 Agilolph	♈	🌗 8. 34′ V. ☾ Erdf.	27 7 Schläfer
Sonn.	10 7 Brüder	♉	♃ rechtl. ſchwindet in	28 Leo P.
29. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.				
Sonnt.	11 **5. n. Trin.**	♉	Pius P. der Abenddämmer.,	29 **5. T. P. P.**
Mont.	12 Nabor	♉	da er in der letzten Hälfte	30 Pauli Ged.
Dienſt.	13 Margar.	♊	ſchon um 10 Uhr und noch frü-	1 Juli
Mittw.	14 Bonavent.	♊	her untergeht. ♃ geht am	2 **Mar. H.***
Donn.	15 Ap. Theil.	♋	☾☊. Anf. um halb 1 Uhr, am	3 Hyacinth
Freit.	16 Skap. Feſt	♋	🌑 Ende ſchon um 11 Uhr	4 Ulrich
Sonn.	17 Alexius	♋	4. 43′ V. unter und	5 Anſelm
30. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.				
Sonnt.	18 **6. n. Trin.**	♌	Arnold. ſteht bei Ende der	6 **6. n. Trin.**
Mont.	19 Arſenius	♌	Abenddämm. am Weſthim.	7 Wilibald
Dienſt.	20 Elias	♍	♄ fängt jetzt an früher auf-	8 Kilian
Mittw.	21 Daniel	♍	♀ Unt. ☌ ☉. zugehen. Anf.	9 Agilolph
Donn.	22 M. Magd.	♎	☾ Erdn. d. Mon. um 1 Uhr,	10 7 Brüder
Freit.	23 Apollinar	♎	🌓 Anf. d. Hundstage. am	11 Pius P.
Sonn.	24 Chriſtine	♏	1. 29′ V. Ende um 11 M.	12 Nabor
31. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.				
Sonnt.	25 **7. n. Trin.**	♏	Jakob. ♅ iſt im Anfang des	13 **7. n. Trin.**
Mont.	26 Anna	♐	Monats dem unbewaffneten	14 Bonavent.
Dienſt.	27 Pantaleon	♐	Auge nicht ſichtbar, am	15 Ap. Theil.
Mittw.	28 Innocenz	♑	☾☋. 20. wird er 1 Std.,	16 Skap. Feſt
Donn.	29 Martha	♑	am 30. 2½ Stund. lang am	17 Alexius
Freit.	30 Abdon	♒	🌕 Morgenhimmel zu fin-	18 Arnold
Sonn.	31 Ign. Loj.	♒	2. 39′ V. den ſein.	19 Arſenius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Julius gegen 4 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Freitag den 9. Julius bald nach halb 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 17. Julius kurz vor 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonnabend den 24. Julius um halb 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 31. Julius gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 4., und die Zerſtörung Jeruſalems den 25. Juli.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	24 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	15 M.	7 St.	36 M.
11	16	10	4	0	8	9	7	50
21	15	48	4	12	8	0	8	12

Die literariſchen Wegelagerer.

Trohl der Geiſ'gen Feder plump
Nach dir, biſt leidlich du belohnt;
Da man weiß, wen jetzt ihr Grimm verſchont,
Der iſt Heuchler oder Lump.

Fragen und Antworten.

Was iſt Melancholie? — Undankbarkeit gegen Gott und ſeine Schöpfung.

Was iſt ein Miſantrop? — Ein Menſch, der hart genug iſt, alle Anderen nach ſich ſelber zu richten.

Was iſt ein Pedant? — Ein Mann, ſo gänzlich unwiſſend, daß er auf ſeine Kenntniſſe ſtolz wurde.

Was iſt ein Verliebter? — Jemand, der durch die Begier, einen andern Gegenſtand zu beſitzen, ſich ſelbſt verloren hat.

Was iſt die Logik unſrer Zeit? — Eine Stellvertreterin des Verſtandes, die uns die Vernunft durch Vernünfteln erſetzen will.

Was iſt's Echo? — Eine Stimme ohne Körper, alſo eine Seltenheit einziger Art, denn bekanntlich ſind mehr als drei Viertheile der Körper ohne Stimme.

Monats-Sternbild.

Man ſpreche noch ſo viel, den Löwen hoch zu rühmen,
Erfahrung ſtellet ihn doch zu den Ungethümen.

☾ Aufg. U. M.		☾ Unterg. U. M.		T.
Abds.		Morg.		
8	25	3	26	1
9	17			2
9	57			3
10	29			4
10	54			5
11	14			6
11	32			7
11	47			8
Morg.				9
12	6			10
12	24			11
12	44			12
1	8			13
1	38			14
2	16			15
3	4	Abds.		16
4	3	8	37	17
		9	15	18
		9	45	19
		10	10	20
		10	33	21
		10	54	22
		11	15	23
		11	38	24
		Morg.		25
		12	5	26
		12	38	27
		1	19	28
Abds.		2	10	29
7	53	3	11	30
8	28	4	18	31

Was nannten denn damals die Tonangeber in dem heiligen Lande: mit dem Zeitalter fortſchreiten? Etwa jene ſittliche Umſchaffung einer Seits eben ſo nöthig als wohlthätig finden, und ſie anderer Seits ſo viel als möglich begünſtigen? O nein, vielmehr dies: das ganze, einzig auf den inneren Menſchen berechnete Unternehmen in ein äußeres politiſches Trauerſpiel verwandeln, und den Stifter unſerer Religion an das Kreuz ſchlagen! — Die Grabſtätte eines ſo himmliſchen Märtyrers der Wahrheit und Tugend verdient allerdings heilig genannt zu werden; denn was könnte die Menſchheit Heiligeres haben, als ihre beiden edelſten und höchſten Güter, die Wahrheit und die Tugend? Dennoch darf man in unſerem Zeitalter dreiſt behaupten: daß die Bekenner des Chriſtenthums in dem Geiſte ihres göttlichen Stifters eben nicht

August 1830

Alter. Julius

32. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	1	8. n. Trin.	♒	Petr. Kett. ☿ bleibt auch in	20	8. n. Trin.
Mont.	2	**Portiunc.**	♓	♂ in ♎ dieſ. Monat in der	21	Daniel
Dienſt.	3	Steph. Erf.	♓	größt. öſtl. Ausw. dem un-	22	M. Magd.
Mittw.	4	Dominicus	♈	bewaffneten Auge verbor-	23	Apollinar
Donn.	5	Mar. Schn.	♈	gen. ♀, die Morgenſtern	24	Chriſtine
Freit.	6	Verkl. Chr.	♈	☉ Erdf. geworden iſt, langt	25	Jakob
Sonn.	7	Gottſchalk	♉	☿ gr. öſtl. Ausw. an ½ Std	26	Anna

33. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	8	9. n. Trin.	♉	🌗 1. 54' V. Cyriacus.	27	9. n. Trin.
Mont.	9	Romanus	♊	vor Auf. der Morgen-	28	Innocenz
Dienſt.	10	Laurenz	♊	dämmerung ſichtbar zu wer-	29	Martha
Mittw.	11	Hermann	♊	den und glänzt am Ende faſt	30	Abdon
Donn.	12	Clara	♋	☉A. 3 Std. ♂ bleibt in der	31	Ignaz Loj.
Freit.	13	Hippolyt.	♋	Abenddämm. verborgen, da	1	**Auguſt**
Sonn.	14	Euſebius	♌	rückg. er Anfangs um halb	2	**Portiunc.**

34. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	15	10. n. Trin.	♌	🌑 2. 20' N. Mar. Himm.	3	10. n. Trin.
Mont.	16	Rochus	♍	10 Uhr, am Ende um	4	Dominicus
Dienſt.	17	Sibylla	♍	8 Uhr unterg. ♃ iſt am Ende	5	Mar. Schn.
Mittw.	18	Helena	♎	☉ Erdn. der Abenddämmer.	6	Verkl. Chr.
Donn.	19	Sebald	♎	noch kurze Zeit am Weſthim-	7	Gottſchalk
Freit.	20	Bernhard	♏	mel zu ſehen. ♄ geht Auf. d.	8	Cyriacus
Sonn.	21	Athanaſius	♏	Mon. um 11 Uhr, am Ende	9	Romanus

35. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	22	11. n. Trin.	♐	🌓 6. 29' N. Timotheus.	10	11. n. Trin.
Mont.	23	Zacharias	♐	Ende d. Hundst. gleich	11	Hermann
Dienſt.	24	Barthol.	♑	nach 9 Uhr auf und bleibt bis	12	Clara
Mittw.	25	Ludwig	♑	☉A. gegen 4 U. glänzend am	13	Hippolyt.
Donn.	26	Samuel	♑	Oſthimmel ſichtb. ♅ geht am	14	Euſebius
Freit.	27	Joſeph C.	♒	Anf. d. Mon. um ½ 11 U., am	15	**M. Himm.**
Sonn.	28	Auguſtin	♒	Ende um ½ 9 Uhr auf u. bleibt	16	Rochus

36. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	29	12. n. Trin.	♓	🌕 3. 34' U. Joh. Enth.	17	12. n. Trin.
Mont.	30	Roſa	♓	bis zum Beginn der	18	Helena
Dienſt.	31	Paulin	♓	♄ rückg. Morgend. ſichtbar.	19	Sebald

Mond- und Zeit-Wechsel.

Sonntag den 8. August gegen 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 15. August kurz vor halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonntag den 22. August um halb 7 Uhr Morgens das erste Viertel.
Sonntag den 29. August bald nach halb 4 Nachmittags der volle Mond.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 37 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 45	4 42	7 27	9 15
21	14 10	4 58	7 7	9 50

Mds. Aufg. U. M.	Mds. Unterg. U. M.	T.
Abds.		
8 55		1
9 17		2
9 36		3
9 53		4
10 10		5
10 29		6
10 47		7
11 9		8
11 36		9
Morg.		
12 5		10
12 51		11
1 47	Abds.	13
2 54	7 11	14
4 8	7 45	15
	8 12	16
	8 36	17
	8 58	18
	9 20	19
	9 42	20
	10 5	21
	10 33	22
	11 7	23
	Morg.	24
	12 4	25
	1 [illegible]	26
Abds.	2 [illegible]	27
6 57	3 [illegible]	28
7 24	4 [illegible]	29
7 48		30
7 56		31

Besserer Rath.

„Nimm Dich im Leben vor den Advokaten in Acht, es wird Dir Vortheil eintragen!" sagte ein Vater zu seinem Sohne, erhielt die Antwort: „Ei, ich denke, Advokat zu werden!" — und der Vater erwiderte darauf: „Ja so! Das ist freilich noch einträglicher!"

Philosophie.

Manchmal [illegible] unsern Sorgen,
[illegible] man sich in Harmonie,
Doch begreifen [illegible] Morgen,
Das ist Eure Philosophie!

Altdeutsche Sprüchwörter.

Wer Glück hat, braucht keinen Hahn, es kräht ihm die Katz unter der Bank.

In der Welt gilt Alles seinen Preis, nur der Worte kriegt man oft umsonst zu viel.

In goldenen Häusern giebt's oft bleierne Stunden.

Wo die Farbe sich oft verändert, ist der Grund unrein.

Monats-Sternbild.

Des Himmels Jungfrau wird wohl Jungfrau bleiben,
Der rechte Mann ist wo ich jetzt nicht aufzutreiben.

[illegible]

September 1882.

Alter. Auguſt.

Mittw.	1	Aegidius	♈	☿ iſt in den erſten Tagen dieſ.	20	Bernhard
Donn.	2	Raphael	♈	Monats nicht zu ſehen, am	21	Athanaſius
Freit.	3	Manſuetus	♉	☾ Erdf. Ende wird er auf ½	22	Timotheus
Sonn.	4	Roſalia	♉	☿ Unt. ☌ ☉. St. am Morg.-	23	Zacharias
37. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	5	**13. n. Trin.**	♉	Herkulian. himmel öſtlich	24	**13. n. Trin.**
Mont.	6	Magnus	♊	🌗 7. 2′ N. vom Regulus	25	Ludwig
Dienſt.	7	Regina	♊	aufzufinden ſein, am	26	Samuel
Mittw.	8	**Mar. Geb.**	♋	☾ ♌. beſten am 23. Sept.	27	Joſeph C.
Donn.	9	Audomar	♋	♀ geht ſchon um 12 U. Mor-	28	Auguſtin
Freit.	10	Nic. v. T.	♌	♀ größt. Glanz. gens auf und	29	Joh. Enth.
Sonn.	11	Protus	♌	wird am Ende 4 St. vor Be-	30	Roſa
38. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	12	**14. n. Trin.**	♌	Winand. ginn der Morgen-	31	**14. n. Trin.**
Mont.	13	Maternus	♍	🌑 11. 6′ N. dämmer. ge-	1	**September**
Dienſt.	14	† Erhöh.	♍	ſehen werden können.	2	Raphael
Mittw.	15	**Quat.**	♎	Ludmilla. ☾ Erdn. ♂ bleibt	3	Manſuetus
Donn.	16	Cornel	♎	auch in dieſ. Mon. unſichtb.	4	Roſalia
Freit.	17	Lambert	♏	♂ in ♏. ♃ bleibt am Auf.	5	Herkulian
Sonn.	18	Richard	♏	nur noch 1 Std., am Ende ½	6	Magnus
39. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	19	**15. n. Trin.**	♐	Nicleta. St. am Abendhim.	7	**15. n. Trin.**
Mont.	20	Euſtach.	♐	🌓 1. 45′ N. ☿ gr. weſtl.	8	**Mar. Geb.**
Dienſt.	21	Matth. Ev.	♑	Ausw. ☾ ☊. ſichtbar.	9	Audomar
Mittw.	22	Moriz	♑	☉ in ♎. Herbſt-Anf., Tag	10	Nicol. v. T.
Donn.	23	Thekla	♒	u. Nacht gleich. ♄ geht am	11	Protus
Freit.	24	Joh. Empf.	♒	Anf. d. Mon. um 9 U. auf u.	12	Winand
Sonn.	25	Kleophas	♓	glänzt die ganze Nacht hind.	13	Maternus
40. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
Sonnt.	26	**16. n. Trin.**	♓	Cyprian. ♆ iſt bei Ende der	14	**16. n. Trin.**
Mont.	27	Coſm. u. D.	♓	Abenddäm. ſchon aufgegan-	15	Ludmilla
Dienſt.	28	Wenzel	♈	🌕 6. 53′ V. gen und iſt die	16	Cornel
Mittw.	29	Michael	♈	Nacht hindurch ſichtbar.	17	**Quatemb.**
Donn.	30	Hieronym.	♉	☾ Erdf. ♀ gr. weſtl. Ausw.	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 6. September gleich nach 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 13. September bald nach 11 Uhr Nachts der neue Mond.
Montag den 20. September um 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 28. September gegen 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5613ten Jahres den 14. und 15., Faſten Gedaliah am 16., ihr Verſöhnungsfeſt den 23., und die erſten Tage ihres Laubhüttenfeſtes den 28. und 29. September.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	13 St.	28 M.	5 Uhr	16 M.	6 Uhr	44 M.	10 St.	32 M.
11	12	52	5	30	6	21	11	8
21	12	14	5	45	5	59	11	46

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
8 15		1
8 32		2
8 56	[illegible]	3
9 16		4
9 35		5
10 5		6
10 43		7
11 31		8
Morg.		9
12 31		10
1 41		11
3 0	Abds.	12
4 23	6 36	13
5 47	7 0	14
	7 22	15
	7 44	16
	8 9	17
[illegible]	8 39	18
	9 15	19
	9 59	20
	10 51	21
	11 57	22
	Morg.	23
	1 5	24
	2 15	25
Abds.		
5 47	3 25	26
6 5	4 33	27
6 22	5 41	28
6 39	[illegible]	29
6 55		30

Unterſchied.

Welcher Unterſchied iſt zwiſchen Hochmuth und Stolz? — Der Hochmuth beleidigt, der Stolz wehrt ſich nur.

Gut bedient.

In England bedürfen Natur-Erzeugniſſe keines Verkaufsſcheines, dennoch wurden in London ein paar Milchverkäuferinnen feſtgenommen, weil ſie keinen Verkaufsſchein hatten. Ihr Advokat fragte: „Weshalb macht Milch eine Ausnahme?“ Der Richter antwortete: „Sie geſtehen doch, daß Milch eine Waare iſt?“ — „Sehr gern“, entgegnete der Advokat, „ſobald Sie nur beweiſen, daß die Kuh ein Fabrikant iſt!“

Weshalb ein Narr?

Kilian, Markgraf Albrecht's von Brandenburg Hofnarr, wurde von einem Hofmanne gefragt: weshalb er doch ein Narr heiße? — „Das geſchieht“, antwortete Kilian, „weil ich den Leuten nicht ſage, was ſie hören wollen, ſondern das, was ſie hören ſollten.“

Monats-Sternbild.

Wirft Blick zur Tafel, wie bei der hohen Waage
Ein anderes Gewicht mit jedem andern Tag.

gesammte Chriſtenheit wenig oder nichts verloren haben würde, wenn die Reformation unterblieben wäre? Es iſt unglaublich, aber unleugbar [illegible]. — Unter der Regierung Friedrich's II. wurde die Ausführung der [illegible] der mit einem [illegible] reich [illegible]. Bald nach einem Jahre war die Sache beliebt und das Übel Ausführung nach und nach [illegible] oder im Verlauf [illegible].

Und dann, dieſe reichen nur einzig [illegible] Erfahrungen aus dem geſchichtlichen Verlauf der Menſchheit [illegible] zu ihre mannigfaltigen und ernſthaften Betrachtungen liefern. Wir wollen indeſſen hier nur einige wenige Hauptmerkmale daraus anführen, man benutze ſie zur Belehrung, zur Warnung, zum Troſt, oder wie man will und — kann. Alſo: der Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß hat mit dem erſten Entſtehen der Menſchheit ihren Anfang genommen, iſt zu jeder Zeit mehr oder

Oktober 18[illegible]

Alter. September.

Freit.	1	Remigius	♉	☿ geht zur oberen Zuſammen-	19	Nicleta
Sonn.	2	Leodegar	♉	kunft mit der Sonne u. iſt in	20	Euſtachius

41. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	3	**17.Tr.Ertf.**	♊	Ewald. dieſem Monat nicht	21	**17.n.Trin.**
Mont.	4	Franz	♊	ſichtbar. ♀ bleibt auch in	22	Moritz
Dienſt.	5	Placides	♋	♌. dieſ. Mon. ſehr hell u.	23	Thekla
Mittw.	6	Bruno	♋	☾ 11. 4′ V. iſt faſt 4 Std.	24	Joh.Empf.
Donn.	7	Sergius	♋	vor Beginn der Morgen-	25	Cleophas
Freit.	8	Brigitta	♌	dämmer. am Morgenhimmel	26	Cyprian
Sonn.	9	Dionyſius	♌	ſichtbar. ♂ bleibt fortwäh-	27	Cosm.u.D.

42. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	10	**18.n.Trin.**	♍	Gereon. rend unſichtbar. ♃	28	**18.n.Trin.**
Mont.	11	Wimmar.	♍	iſt am Anf. d. Mon. noch 1	29	Michael
Dienſt.	12	Maximil.	♎	Std. lang am Abendhimmel	30	Hieronym.
Mittw.	13	Tilmann	♎	● 7. 42′ V. ☾ Erdn. auf-	1	**Oktober**
Donn.	14	Calixtus	♏	zufinden, in der letzten	2	Leodegar
Freit.	15	**Kön.O.T.**	♏	Thereſia. Hälfte verſchwin-	3	Ewald
Sonn.	16	Gallus	♐	det er ganz in der Abend-	4	Franz

43. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	17	**19.n.Trin.**	♐	Florentin. dämmerung. ♄ iſt	5	**19.n.Trin.**
Mont.	18	Luc. Ev.	♑	☾☋. ☿ Ob.☌☉. Schlacht	6	Bruno
Dienſt.	19	Ferdinand	♑	bei Leipzig 1813. jetzt die	7	Sergius
Mittw.	20	Wendelin	♒	☽ 12. 23′ V. ganze Nacht	8	Brigitta
Donn.	21	Urſula	♒	hindurch ſichtbar. Auf.	9	Dionyſius
Freit.	22	Cordula	♒	ſteht er um halb 3 Uhr, am	10	Gereon
Sonn.	23	Severin	♓	Ende um halb 1 Uhr im Süd.	11	Wimmar.

44. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	24	**20.n.Trin.**	♓	Evergiſt. ♅ kommt am Ende	12	**20.n.Trin.**
Mont.	25	Raphael	♈	dieſes Monats in ☍☉, wo	13	Tilmann
Dienſt.	26	Amandus	♈	er um Mitternacht d. ☉ ge-	14	Calixtus
Mittw.	27	Sabina	♈	rade gegenüb. im Süd. ſteht,	15	Thereſia
Donn.	28	Sim.Jud.	♉	○ 12. 21′ V. ☾ Erdf. er	16	Gallus
Freit.	29	Narciſſus	♉	♅☍☉. bleibt während	17	Florentin
Sonn.	30	Theoneſt †	♊	d. ganz. Mon. d. Nacht hind.	18	Luc. Ev.

45. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	31	**21.n.Trin.**	♊	Wolfgang. ♂ im ♐. ſichtbar.	19	**21.n.Trin.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. Oktober gleich nach 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 13. Oktober kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Mittwoch den 20. Oktober gegen halb 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 28. Oktober bald nach 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern das Ende ihres Laubhüttenfeſtes den 5. und die Geſetzfreude den 6., Palmenfeſt den 3. Oktober.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	11 St.	15 M.	6 Uhr	8 M.	5 Uhr	36 M.	12 St.	45 M.
11	10	57	6	17	5	14	13	3
21	10	29	6	34	4	54	13	31

☽ Aufg. U.	M.	☽ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
7	14			1
7	26			2
8	2			3
8	37			4
9	20			5
10	14			6
11	18			7
Morg.				8
12	32			9
1	51			10
3	11	Abds.		11
4	40	5	22	12
6	7	5	44	13
		6	5	14
		6	36	15
		7	10	16
		7	52	17
		8	45	18
		9	46	19
		10	51	20
		Morg.		21
		12	5	22
		1	15	23
		2	23	24
Abds.		3	31	25
4	43	4	35	26
5	1	5	44	27
5	20			28
5	40			29
6	5			30
6	3			31

Weinhändler und Componiſt.

Ein Weinhändler, der in dem Rufe ſtand, daß er Weine miſche und verfälſche, ſagte eines Abends zu dem Kapellmeiſter Himmel: „Herr Kapellmeiſter, Sie trinken ſich noch todt!“ — und Jener entgegnete: „Nein, Ihr componirt mich todt.“

Zum Merkbuch.

Es iſt ein Unglück, die Meinung zu hegen, daß irgend Etwas uns beſſer unterhalten könne, als die Pflichten unſeres Standes, oder als das, was wir eben in dem jetzigen Augenblicke zu thun berufen ſind.

Wenn der Bauch ſich nicht an einfacher Koſt genügen läßt, krümmt ſich der Rücken unter dem Joche irgend einer Knechtſchaft.

Der Menſch erkennt willig ſeine früheren Thorheiten als ſolche an, nur die neueſten, die er eben begeht, dürfen nicht angerührt werden.

Monats-Sternbild.

Von Scorpionen, die dem Licht entweichen,
Sind am gefährlichſten, die um Sternwillen ſchleichen.

---

weniger ſichtbar geweſen, und wird alſo höchſt wahrſcheinlich nur mit dem Geſchlechte ſelbſt ſeine Endſchaft erreichen. Die Anhänger und Sachwalter unſeres Geſchlechts, weit entfernt, immer ſeine wahren Freunde zu ſeyn, ſind nicht ſelten deſſen offenbarſten Feinde geweſen; allein in jedem Zeitalter, wo die Vernunft ſelbſt wieder an das Ruder trat, auch immer für das erkannt worden, was ſie waren. — Eine Entſcheidung über die Frage: Ob ein Zeitalter wirklich verſchlechtere, oder verſchlimmern ſich nur einbilde, in der That alſo wieder verbeſſernd? kann dem Einzelnen nur inſofern zuſtehen, als er das Urtheil der menſchlichen Vernunft ſelbſt auf ſeiner Seite hat. Welche Einſicht nicht bloß, ſondern auch welche Selbſtverleugnung gehört aber dazu, um hierüber ganz gewiß zu werden? — Schwerlich ſprechen wir nicht, daß irgend ein denkender

November 18[illegible]

Alter. Oktober.

Mont.	1	**All. Heil.**	♊	☾☊. ☿ iſt bei ſehr niedrigem	20	Wendelin
Dienſt.	2	All. Seel.	♋	Stande am Himmel in dieſem	21	Urſula
Mittw.	3	Hubert	♋	Mon. am Abendhimmel für	22	Cordula
Donn.	4	Karl Bor.	♌	das unbewaffnete Auge nicht	23	Severin
Freit.	5	Zacharias	♌	🌗 1. 8′ V. zu erkennen.	24	Evergiſt
Sonn.	6	Leonbard	♍	♄☍☉. ♀ iſt Anf. faſt	25	Raphael

46. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ev. Phil. 1.

Sonnt.	7	**22. n. Trin.**	♍	Engelbert. 4 Std., am Ende	26	**22. n. Trin.**
Mont.	8	Gottfried	♎	♃ in ♐. länger als 3 Std.	27	Sabina
Dienſt.	9	Theodor	♎	vor Beginn der Morgendäm-	28	Simon J.
Mittw.	10	Martin P.	♏	merung ſichtbar. ♂ komt in	29	Narciſſus
Donn.	11	Martin B.	♏	🌑 5. 9′ N. ☾ Erdn. dieſem	30	Theoneſt
Freit.	12	Kunibert	♐	Monat nicht zum Vor-	31	Wolfgang
Sonn.	13	Staniſl.	♐	ſchein. ♃ kommt in dieſem	1	**Nov. A. H.**

47. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ev. Phil. 3.

Sonnt.	14	**23. n. Trin.**	♑	Levin. ☾☋. Mon. am 26. in	2	**23. n. Trin.**
Mont.	15	Leopold	♑	Zuſammenk. mit der ☉ u. iſt	3	Hubert
Dienſt.	16	Edmund	♑	deshalb in der Abendämmer.	4	Carl Bor.
Mittw.	17	Gertrud	♒	verborgen. ♄ iſt in dieſem	5	Zacharias
Donn.	18	Marimus	♒	🌓 2. 55′ N. Monat am	6	Leonhard
Freit.	19	Eliſabeth	♓	glänzendſten und bleibt	7	Engelbert
Sonn.	20	Simplic.	♓	d. ganze Nacht hind. ſichtbar,	8	Gottfried

48. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ev. Col. 1.

Sonnt.	21	**24. n. Trin.**	♈	Mar. Opf. Feier zum Ged.	9	**24. n. Trin.**
Mont.	22	Cäcilia	♈	der Geſtorb. da er am 6. No-	10	Martin P.
Dienſt.	23	Clemens	♈	vember in Gegenſchein mit	11	Martin B.
Mittw.	24	Joh. v. Kr.	♉	☾ Erdf. der Sonne um Mit-	12	Kunibert
Donn.	25	Katharina	♉	ternacht ihr gegenüber im	13	Staniſl.
Freit.	26	Konrad	♊	🌕 7. 9′ N. ♃☌☉. Süden	14	Levin
Sonn.	27	Bithildis	♊	ſteht. ♅ iſt Anfangs die	15	Leopold

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ev. Röm. 13.

Sonnt.	28	**1. Advent**	♊	Günther. ☾☊. ganze Nacht	16	**25. n. Trin.**
Mont.	29	Saturnin	♋	hindurch ſichtbar und geht	17	Gertrud
Dienſt.	30	Andr. Ap.	♋	am Ende um 5 Uhr unter.	18	Marimus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. November gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Donnerstag den 11. November gegen 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerstag den 18. November kurz vor 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Freitag den 26. November gegen 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 39 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 21 M.
11	9 6	7 11	4 16	14 54
21	8 37	7 27	4 4	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
7 16	[illegible]	1
8 5		2
9 4		3
10 12		4
11 27		5
Morg.		6
12 46		7
2 8		8
3 32	Abds.	9
4 58	4 6	10
6 27	4 32	11
[illegible]	5 2	12
	5 41	13
	6 30	14
	7 26	15
	8 28	16
	9 37	17
	11 2	18
	Morg.	19
	12 13	20
	1 21	21
	2 28	22
	3 34	23
	4 40	24
Abds.	5 47	25
4 9	6 54	26
4 38		27
5 14	[illegible]	28
6 0		29
6 57		30

Fabel vom Dornbuſch.

Ein Dornbuſch flehte im ſchönen Wald:
„Allmächt'ger Herr, befreie bald
Mich von der häßlichen Geſtalt!"
Doch ward zur Antwort ihm mit Fug:
„Zum Dornbuſch biſt Du ſchön genug!"

Die fehlenden Eigenſchaften.

Ein gelehrter und reicher Engländer ſagte zu Voltaire: „Ich möchte wohl nach Spanien reiſen, wie aber nehm' ich mich vor der Inquiſition in Acht?" — „Dazu", antwortete lächelnd Voltaire, „fehlen Ihnen zwei Eigenſchaften; um von der Inquiſition nichts fürchten zu dürfen, müſſen Sie arm und unwiſſend ſeyn!"

Endloſer Troſt.

Die Zeit, ob ſie uns oft genarrt,
Hält Hoffnungs-Pforten offen;
Und wem nur ſtets verſprochen ward,
Der hat das längſte Hoffen!

Monats-Sternbild.

Der Schütze halte, ſei das Treffen auch nur Spiel,
Mit gutem Anſtand ſtets und auf ein ehrlich Ziel.

---

und gefühlvoller Leſer nur einen Augenblick unentſchieden ſeyn werde: was aber wie er über den Giftbecher des Sokrates, über die Hinopferung des unnachahmlichen Stifters der chriſtlichen Religion, und über Johann Huß und ſeinen Scheiterhaufen zu urtheilen habe? — In den drei genannten Fällen kommt freilich das oft ſo ſchnell, als richtig entſcheidende menſchliche Gefühl zu Hülfe; allein es iſt ein Gefühl, das ſehr von dem jedesmaligen Zuſtande der Geiſtes-Bildung im Allgemeinen abhängt, alſo zuletzt doch wieder ein Erzeugniß der Vernunft. Sollte es daher — vorausgeſetzt, daß man nicht ſowohl mit ſeinem Zeitalter, als vielmehr mit der Vernunft ſelbſt fortgeſchritten wäre — in manchen andern der vorliegenden Fälle, in welchen durchaus nur die Geiſteskraft entſcheiden kann, nicht noch viel leichter ſeyn, ein richtiges und beſtimmtes Endurtheil zu fällen? Ohne dem Leſer im Geringſten vorgreifen zu wollen,

Dezember 1852

Alter. November.

Mittw.	1 Eligius	♌	☿ bleibt auch in dieſem Mon.	19 Eliſabeth
Donn.	2 Balbina	♌	☿ gr. öſtl. Ausw. unſichtbar.	20 Simplic.
Freit.	3 Franz Xav.	♌	🌗 Die Dauer d. Sichtbark.	21 Mar. Opf.
Sonn.	4 Barbara	♍	12.50' N. u. der Glanz d.	22 Cäcilia
50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.				
Sonnt.	5 **2. Advent**	♍	Criſpino. ♀ nimmt ab, ſie	23 **26. n. Trin.**
Mont.	6 Nicolaus	♎	iſt am Anf. noch 3 Std., am	24 Joh. v. Kr.
Dienſt.	7 Ambroſius	♎	Ende noch 2 Std. vor Beginn	25 Katharina
Mittw.	8 Mar. Empf.	♏	d. Morgendäm. zu ſehen. ♂	26 Konrad
Donn.	9 Leocadia	♏	☾ Erdn. bleibt fortwährend	27 Bithildis
Freit.	10 Judith	♐	🌑 ♂ in ♑. in der Abend-	28 Günther
Sonn.	11 Damaſus	♐	4.0' V. Anf. ☉ ♃. ☾ ♉.	29 Saturnin
51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.				
Sonnt.	12 **3. Advent**	♑	Epimachus. dämmer. ver-	30 **1. Advent**
Mont.	13 Lucia	♑	borgen. ♃, der von der ☌	1 **Dezember**
Dienſt.	14 Nicaſius	♒	mit ☉ herkommt, iſt in der	2 Balbina
Mittw.	15 Quat. †	♒	Euſebius. erſten Hälfte des	3 Franz Xav.
Donn.	16 Adelheid	♓	Mon. nicht ſichtbar, vom 14.	4 Barbara
Freit.	17 Lazarus †	♓	🌓 Dezember an kommt er	5 Criſpina
Sonn.	18 Wunib. †	♓	9. 7' V. auf kurze Zeit	6 Nicolaus
52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.				
Sonnt.	19 **4. Advent**	♈	Nemeſius. am Morgenhim-	7 **2. Advent**
Mont.	20 Julius	♈	☿ Unt. ☌ ☉. mel zum Vorſch.	8 Mar. Empf.
Dienſt.	21 Thom. Ap.	♉	☾ Erdf. ☉ in ♑. Winters-	9 Leocadia
Mittw.	22 Greg. Sp.	♉	Anf., kürzeſt. Tag. und kann	10 Judith
Donn.	23 Dagobert	♉	in den letzten Tag. faſt 1 St.	11 Damaſus
Freit.	24 Adam, E. †	♊	lang geſehen werden. ♄ ſteht	12 Epimachus
Sonn.	25 H. Chriſtt.	♊	Anf. um 10 U., am Ende um	13 Lucia
53. Von Simeon und Hanna, Luc 2. Ep Gal 4.				
Sonnt.	26 **n. Chriſtt.**	♋	🌕 1. 38' N. St. ☾ ☊. Anſ.	14 **3. Advent**
Mont.	27 **Joh. Ev.** *	♋	☾ Finſt. 8 Uhr im Sü-	15 Euſebius
Dienſt.	28 Unſch. K.	♋	den u. geht zwiſchen 5 u. 3 U.	16 Adelheid
Mittw.	29 Thomas C.	♌	Morg. unt. ♃ ſteht bei Ende	17 **Quatemb.**
Donn.	30 David	♌	☉ Edn. d. Abdäm. am Mor-	18 Wunibald
Freit.	31 Sylveſter	♍	genh. u. geht geg. 3 U. unter.	19 Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Dezember bald nach 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 11. Dezember um 1 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 18. Dezember bald nach 9 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 26. Dezember gegen 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Tempelweihe der Juden am 6. Dezember.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	13 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	55 M.	15 St.	47 M.
11	7	58	7	58	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.		[illegible]		
8	2			1
9	14			2
10	29			3
11	47			4
Morg.				5
1	7			6
2	29			7
3	53			8
5	20			9
6	47	Abds.		10
[illegible]		4	14	11
		5	9	12
		6	15	13
		7	28	14
		8	45	15
		9	57	16
		11	8	17
		Morg.		18
		12	15	19
		1	22	20
		2	28	21
		3	34	22
		4	42	23
		5	50	24
Abds.		6	56	25
3	56	7	58	26
4	49	[illegible]		27
5	53			28
7	4			29
8	19			30
9	36			31

Unhöfliche Abwehr.

In einer kleinen, ſchlecht gebauten Stadt an der polniſchen Grenze wollte man gern einen Thurm haben und ſuchte Beiträge zu den Baukoſten. Ein Kaufmann, der jährlich durchreiſte, und ein paar Tage in dem ſchlechten Gaſthofe verweilen mußte, wurde auch angeſprochen. „Was!“ rief er aus, „Geld zu einem Thurm! Es iſt ja zum Erſchrecken, dafür noch zu bezahlen, Eure Stadt [illegible] ſchon mehrere Stunden aus der Ferne zu ſehen!“

Zum Merkbuch.

Seit man ſo viele Leſe-Anſtalten hat, iſt in der Literatur das Auserleſene ſeltener, und ſeit es faſt gar keine Haus-Bibliothek mehr giebt, iſt das Beſte der Literatur faſt heimathlos geworden.

Die Kunſt geht jetzt nicht nur nach Brod, ſondern auch nach „Zweck-Eſſen“, drum läßt ſie viel Unverdauliches verkoſten.

Das Erröthen verlernen am ſchnellſten, die es am meiſten nöthig haben.

Monats-Sternbild.

Der Steinbock, nenne man ihn ungeſchliffen,
Wird doch erſt grob, wenn man ihn angegriffen.

üſſen wir hier ganz offenherzig bekennen, daß wir unſerer Seits auch nicht einen rund aufzufinden vermögen, warum jene Frage verneint werden müßte. — Und nun u guter Letzt nur noch die einzige Frage: Wenn es den Anſchein hat, als ob der Einne mit ſeinem Zeitalter nicht fortgeſchritten wäre, iſt die Schuld davon ſtets auf Seiten des Einzelnen, oder kann ſie auf Seiten der dermaligen Tonangeber ſeyn, die n das ganze Zeitalter auszumachen glauben, ohne es doch wirklich auszumachen? ies iſt hauptſächlich zu bedenken, denn eine wirrigere Tonangeberei als in unſern Taen iſt kaum jemals dageweſen.

—*—

Zeitrechnung des Jahres 1852.

Das gegenwärtige 1852ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen, oder von 52 Wochen und 2 Tagen, und zwar mit dem 1. Januar des neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1851 iſt. Das Oſterfeſt fällt im neuen Kalender auf den 11. April, und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 30. März, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhangenden beweglichen Feſte nach beiden Kalendern auf gleichem Tage gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 11 Uhr 1 Minute Mittags nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 7 Uhr 49 Minuten Morgens. Der Herbſt am 22. September um 10 Uhr 0 Minuten Abends. Der Winter am 21. Dezember um 3 Uhr 35 Minuten Nachmittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre ſechs Finſterniſſe, drei am Monde und drei an der Sonne, wovon nur die eine Mondfinſterniß in unſern Gegenden ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine totale, welche in Amerika ganz, in Europa und Afrika theilweiſe geſehen werden wird. Ihr Anfang erfolgt zu Cöln den 7. Januar um 4 Uhr 45 Minuten Morgens nach mittlerer Cölner Zeit, der Anfang der totalen Verfinſterung um 5 Uhr 48 Minuten Morgens, die Mitte der Finſterniß um 6 Uhr 38 Minuten Morgens, das Ende der totalen Verfinſterung um 7 Uhr 27 Minuten Morgens, worauf noch vor dem gänzlichen Ende der Finſterniß der Mond um 8 Uhr 9 Min. verfinſtert untergehen wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale und tritt am 21. Januar in den Morgenſtunden ein. Sie kann nur in der Südſee und Van Diemensland geſehen werden.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine partiale und findet am 17. Juni in den Nachmittagsſtunden ſtatt. Sie iſt nur in der ſüdlichen Hälfte von Südamerika ſichtbar.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine totale und tritt in den Nachmittagsſtunden des 1. Juli ein. Sie iſt in Aſien und Neuholland dem vollſtändigen Verlaufe nach zu ſehen, auch in dem öſtlichen Europa und Afrika. Im Preußiſchen Gebiete iſt ſie nicht ſichtbar.

Die dritte Sonnenfinſterniß iſt eine totale und findet in den Morgenſtunden des 11. Dezember ſtatt. Sie iſt im öſtlichen Aſien ſichtbar.

Die dritte Mondfinſterniß iſt eine partiale, welche in Aſien, Neuholland, Amerika und dem öſtlichen Europa ſichtbar ſeyn wird und in den Nachmittagsſtunden des 26. Dezember eintritt. Im Preußiſchen Staate iſt für die meiſten Oerter, welche bei den Kalendern berückſichtigt werden, der Mond noch nicht aufgegangen, wenn die Mondfinſterniß ſchon beendigt iſt. Nur in Königsberg wird der Mond um 3 Uhr 31 Minuten Nachmittags verfinſtert aufgehen und das Ende der ganzen Finſterniß um 3 Uhr 54 Minuten Nachm. bemerkt werden können.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1852.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe nicht mit bloßem Auge zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 2. September um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben λ bezeichnet iſt.

Uranus.

Er iſt von dem älteren Herſchel am 13. März 1781 entdeckt. In den erſten Tagen des Jahres zeigt er ſich bei dem Ende der Abenddämmerung im Süden und kann bis in die Mitte des März am Abendhimmel aufgeſucht werden. Am 25. April kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er mehrere Monate hindurch verborgen bleibt. Im Mai, Juni und dem größten Theil des Juli verdeckt ihn die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge, da er nur als ein Stern zwiſchen der ſechſter Größe erſcheint. Erſt um die Zeit ſeiner Quadratur Ende Juli wird er wieder am Morgenhimmel geſehen werden können. Am 11. Auguſt wird er rückgängig, kommt am 29. Oktober im ſiebenten Grade des Zeichens des Stieres in Gegenſchein mit der Sonne, und ſteht ihr um Mitternacht gegenüber im Süden. Um dieſe Zeit iſt er am beſten wahrzunehmen. Er bleibt bis zu Ende des Jahres rückgängig, ſteht am 24. Dezember um 8 Uhr Abends im Süden und geht kurz nach 3 Uhr Morgens unter.

Saturn.

Saturn ſteht im Anfang des Jahres um 7 Uhr Abends im Süden und geht gegen 2 Uhr Nachts unter. Er geht von dieſer Zeit an immer früher und früher unter, Ende Januar um Mitternacht, Ende Februar gegen halb 11 Uhr, Ende März um halb 9 Uhr. Am Anfange des April bleibt er noch kurze Zeit am Abendhimmel ſichtbar, verliert ſich dann aber, da er am 27. April zur Sonne kommt, in der Abenddämmerung. Den Mai und den größten Theil des Juni hindurch kann er nicht geſehen werden. Erſt gegen den 30. Juni kommt er wieder am Morgenhimmel zum Vorſchein. Ende Juni geht er um 1 Uhr Nachts auf, Ende Juli um 11 Uhr, Ende Auguſt, wo er rückgängig geworden iſt, um 9 Uhr. Er bleibt jetzt die Nacht hindurch ſichtbar, kommt am 6. November in dem 15ten Grade des Zeichens des Stieres in Gegenſchein mit der Sonne, der er um Mitternacht gegenüber im Süden ſteht. Ende November ſteht er um 10 Uhr Abends im Süden und am Schluſſe des Jahres iſt er um 8 Uhr Abends im Süden zu ſehen und geht bald nach 3 Uhr Morgens unter.

Jupiter.

Jupiter geht am Anfange des Jahres bald nach halb 4 Uhr Morgens auf und iſt dann am Morgenhimmel ſichtbar. Von dem Februar an culminirt er ſichtbar im Süden und geht dabei immer früher und früher auf, Ende Februar um halb 1 Uhr, um 5 Uhr Morgens ſteht er im Süden, Ende März gegen halb 11 Uhr, gegen 3 Uhr ſteht er im Süden. Er iſt jetzt rückgängig geworden, glänzt die Nacht hindurch und kommt am 8. Mai im 18ten Grade des Zeichens des Skorpions in Gegenſchein mit der Sonne, der er um Mitternacht im Süden gegenüber ſteht. Von der Mitte Juli an, wo er wieder rechtläufig geworden iſt, geht er vor Beginn der Morgendämmerung um halb 2 Uhr unter und kann auch nicht mehr im Süden geſehen werden. Sein Untergang fällt jetzt immer früher und früher, Ende Juli um 11 Uhr, Ende Auguſt um 9 Uhr. Im September und der erſten Hälfte des Oktober iſt er nur noch kurze Zeit am Abendhimmel zu bemerken, verliert ſich dann in der Abenddämmerung, kommt am 26. November in Zuſammenkunft mit der Sonne und erſcheint erſt in der letzten Hälfte des Dezember wieder am Morgenhimmel. Er geht am Ende des Jahres um 6 Uhr Morgens auf, und kann eine Stunde lang geſehen werden.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria.

Dieſe dreizehn Planeten, die man auch wohl mit dem Namen der Aſteroiden bezeichnet, bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem man ſchon längſt Planeten vermuthete. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert, und die letzten neun ſelbſt erſt ſeit Ende 1845 entdeckt worden. Nämlich: Ceres am 1. Januar 1801 von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal; Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Hebe am 1. Juli 1847 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Iris am 13. Auguſt 1847 von Herrn Hind in London; Flora am 18. Oktober 1847 von Herrn Hind in London; Metis am 25. April 1848 von Herrn Graham in Markree; Hygiea am 12. April 1849 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Parthenope am 11. Mai 1850 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Victoria am 13. September 1850 von Herrn Hind in London; Egeria am 2. November 1850 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel. Nur mit bewaffneten Augen ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars iſt am Anfange des Jahres rückgängig und die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Am 21. Januar kommt er im 1ten Grade des Zeichens des Löwen in Gegenſchein mit der Sonne und ſteht um Mitternacht ihr im Süden gegenüber. Auch während des Februars bleibt er die ganze Nacht hindurch ſichtbar und ſteht Ende Februar um halb 10 Uhr Abends im Süden, dann geht er vor Beginn der Morgendämmerung unter, Ende März gegen 4 Uhr Morgens, und kann von dieſer Zeit an nur am Abendhimmel geſehen werden. Anfang März iſt er ſchon rechtläufig geworden. Er geht nun immer früher und früher unter, Ende April bald nach 2 Uhr, Ende Mai um halb 1 Uhr, Ende Juni um 11 Uhr, worauf er im Juli in der Abenddämmerung unſichtbar wird. Er kommt nun auch während des ganzen übrigen Jahres nicht wieder zum Vorſchein, da er in den fünf Monaten Auguſt bis Dezember entweder mit dem Aufhören der Abenddämmerung oder ſchon früher untergeht und vor Beginn der Morgendämmerung noch nicht aufgegangen iſt.

Venus.

Venus wird in dieſem Jahre vorzüglich glänzend erſcheinen, da ſie bis zu den letzten Tagen des Juli Abendſtern, nachher nach der unteren Zuſammenkunft mit der Sonne am 30. Juli Morgenſtern, zweimal in ihrem größten Glanze ſich zeigt. Im Januar iſt ſie Anfangs bis 6 Uhr Abends, am Ende bis halb 8 Uhr als Abendſtern ſichtbar. Die Dauer ihrer Sichtbarkeit nimmt aber raſch zu, ſo daß ſie Ende Februar bis 9 Uhr, Ende März bis halb 11, Ende April faſt bis Mitternacht, und Ende Mai, nachdem ſie am 11. in der größten öſtlichen Ausweichung geweſen iſt, bis halb 12 Uhr Nachts geſehen werden kann. Sie iſt um dieſe Zeit am glänzendſten, ſo daß ſie auch am Tage bei genauer Kenntniß ihrer Stellung mit unbewaffnetem Auge wird geſehen werden können. Dann nähert ſie ſich ſchnell der Sonne und wird Anfangs Juli nur noch kurze Zeit als Abendſtern ſichtbar ſeyn. Am 30. Juli findet die untere Zuſammenkunft mit der Sonne ſtatt, nach welcher ſie als Morgenſtern Anfang Auguſt noch kurze Zeit, Ende Auguſt aber ſchon 3 Stunden lang von des Morgens bald nach halb 2 Uhr an am Morgenhimmel ſich zeigt; dabei nimmt ſie an Glanz zu, ſie iſt am 10. September am hellſten und wird zur Zeit ihrer größten weſtlichen Ausweichung am 30. September wiederum 4 Stunden lang von halb 2 Uhr an glänzen. Auch im Oktober bleibt ſie faſt 4 Stunden lang ſichtbar, da ſie Ende Oktober ſchon um halb 3 Uhr aufgeht. Ende November geht ſie um 4 Uhr auf, und Ende Dezember gleich nach halb 6 Uhr, wo ſie dann noch 2 Stunden lang geſehen werden kann.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre nur zwei Mal. Zuerſt als Abendſtern am 9. April, wo er um drei Viertel auf 9 Uhr untergeht und faſt eine Stunde lang am Rücken des Widders geſehen werden kann. Nicht ſo gut wird er am 21. September, wo er bald nach 4 Uhr Morgens aufgeht etwa 15 Grad öſtlich vom Regulus, noch nicht drei Viertelſtunden lang als Morgenſtern ſich zeigen.

Genealogie
des Königl. Preuſſiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Baden, Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, General-Inſpecteur der zweiten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, aggr. Major beim Garde-Huſaren-Regiment ꝛc. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Meiningen, Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Oberſt ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Major ꝛc.

Vater-Bruder des Königs: Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie ꝛc., Wittwer 14. April 1846 von Marie Anne Amalie, Schweſter des Landgrafen von Heſſen-Homburg. Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der Artillerie, Oberbefehlshaber über ſämmtliche ausgerüſtete Kriegs-Fahrzeuge ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29 April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Königs Guſtav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm Auguſt, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Guſtav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Marie Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguſte, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Kinder: 1. Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845. 2. Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, geb. 27. April 1848.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 21. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von **Luiſe** Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorbenen vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Kinder: **Leopold** Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. **Philipp** Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. **Marie** Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Bourbon.

I. Aeltere Linie der Bourbons.

Heinrich Karl Ferdinand Maria Dieudonné von Artois, Herzog von Bordeaux, geb. 29. Sept. 1820, verm. 7. Nov. 1846 mit Maria Thereſe Beatrix, Schweſter des Herzogs von Modena-Reggio, geb. 14. Juli 1817.

II. Jüngere Linie.

Des am 13. Juli 1842 verſtorbenen Herzogs von Orleans Söhne: 1. **Ludwig Philipp Albert**, Herzog von Orleans, geb. 24. Aug. 1838, Graf von Paris. 2. **Robert Philipp** Ludwig Eugen Ferdinand von Orleans, Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit **Thereſe** Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. — Töchter: 1. Iſabelle Chriſtine Leopoldine Auguſte, Michaele Gabriele Raphaele Gonzaga, geb. 29. Juli 1846. 2. Leopoldine Thereſe Franziska Gonzaga, geb. 13. Juli 1847.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 10. Juni 1841 mit **Caroline** Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike **Amalie**, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit **Albrecht** Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria **Adelheid** Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. **Albert Eduard**, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. **Alice** Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. **Alfred** Ernſt Albert, Herzog von York, Herzog zu Sachſen, geb. 6. Aug. 1844. 5. **Helena** Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846. 6. **Luiſe** Caroline Alberta, geb. 18. März 1848. 7. **Arthur** William Patrick Albert, geb. 1. Mai 1850.

Hannover.

Ernſt Auguſt (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von **Friederike** Caroline Sophie Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: **Georg** Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit **Mathilde** Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs **Ludwig** von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von **Cäcilie**, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie **Friederike**, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich **Peter**, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich **Elimar**, geb. 23 Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit **Maria** Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. **Maria** Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. **Nikolaus** Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843. 3. **Eugenie** Maximilianowna, geb. 1. April 1845. 4. **Eugen** Maximilianowitſch, geb. 8. Februar 1847. 5. **Sergei** Maximilianowitſch, geb. 20. Dez. 1849.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Nov. 1849 mit Auguste Mathilde Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Fürsten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 26. Mai 1822. — Sohn: Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernst Heinrich, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verstorbenen Landgrafen Friedrich zu Hessen-Cassel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Marianne, geb. 10. Jan. 1821, geschieden 30. Septbr. 1846 von dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena, Reggio und Guastalla.

Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguste Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823. — Tochter: Anna Beatrice Therese Marie, geb. 19. Okt. 1848.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich August von Anhalt-Dessau, geb. 25. Dez. 1833.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Theresia Isabella, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl von Oesterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Assisi Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonso Maria, Graf von Caserta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunziata Isabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Gaetan Maria Friedrich Graf von Girgenti, geb. 12. Jan. 1846. 7. Joseph Graf von Lucana, geb. 4. März 1848. 8. Marie delle Grazie Pia, geb. 2. Aug. 1849.

Niederlande.

Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Nassau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Sohn: Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich.

Franz Joseph Karl, Kaiser, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848.

Parma und Piacenza.

Ferdinand Karl Maria Joseph Victor Balthasar, Graf von Pontremoli, Herzog, geb. 14. Jan. 1823, reg. 14. März 1849, verm. 10. Nov. 1845 mit Luise Marie Therese von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verst. Herzogs von Berry. — Kinder: 1. Margaretha Maria Therese Henriette, geb. 1. Jan. 1847. 2. Robert, geb. 9. Juli 1848. 3. Heinrich Graf von Bardi, geb. 12. Jan. 1851.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Prinzen von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Pius, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 17. Febr. 1845. 6. Fernando von Braganza-Bourbon, geb. 23. Juli 1846. 7. Augusto von Braganza und Bourbon, geb. 4. Nov. 1847.

Rußland.

Nikolaus I Pawlowitsch, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna (zuvor Friederike Luise Charlotte Wilhelmine), Schwester des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Kinder: 1. Großfürst Alexander Nikolajewitsch Cesarewitsch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konstantin Nikolajewitsch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitsch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitsch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachsen.

I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Elisabeth Wilhelmine, Schwester des Königs Ludwig von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit **Marie Paulowna**, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Georg Karl Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1796, reg. 30. Nov. 1848, verm. 7. Okt. 1825 mit **Marie** Friederike Luiſe Alexandra Eliſabeth Charlotte, Vater-Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. März 1803. — Söhne: 1. **Ernſt** Friedrich Paul Georg Nikolaus, Erbprinz, geb. 16. Sept. 1826. 2. **Moritz** Franz Friedrich Conſtantin Heinrich Auguſt Alexander, geb. 24. Okt. 1829.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, verm. 12. April 1842 mit **Adelheid** Franziska Maria Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich, geb. 3. Juni 1822. — Kinder: 1. Clotilde Marie Thereſe Luiſe, geb. 2. März 1843. 2. **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, geb. 14. März 1844. 3. Amadeo Ferdinando Maria, Herzog von Aoſta, geb. 30. Mai 1845. 4. Otto Eugen Maria, Herzog von Montferrat, geb. 11. Juli 1846. 5. Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847. 6. Karl Albert Ferdinand Maria Eugen, geb. 2. Juni 1851.

Schweden und Norwegen.

Oſkar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Eugenie, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz **Guſtav** Oſkar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. **Oſkar** Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. **Charlotte** Eugenie Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolaus **Auguſt**, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822.

Toſkana.

Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toſkana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria **Antonia**, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria **Iſabella**, Gemahlin des Prinzen Franz de Paula Grafen von Trapani, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 5. Maria Luiſe Annunciata, geb. 31. Okt. 1845. 6. Ludwig Salvator Maria Joſeph, geb. 4. Aug. 1847.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842. 3. Mehemed Reſchid, geb. 2. Nov. 1844. 4. Mehemed Ziaeddin, geb. 11. Dez. 1846. 5. Mehemed-Abid, geb. 26. April 1848. 6. Mehemed Burhan Eddin, geb. 24. Mai 1849.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit **Alfred**, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Königs der Niederlande. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. **Auguſte** Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Zum neuen Jahre.

Daß die Zeit verrinnt iſt gut —
Streifte doch die jüngſte ſchaurig
Durch des Lebens Mark und Muth!
Daß die Zeit verrinnt, iſt traurig —
Denn oft bleibt für Frucht ſie todt,
Die in Blüthen wir erträumten,
Und mehr Tröſtung giebt's für Noth,
Als für That, die wir verſäumten.

Wortesfülle hegt die Welt,
Doch nur knappe Thaten:
Wer es mit dem Echten hält,
Muß ſich ſelbſt berathen. —
Was im Wirken wahrhaft ehrt
Geben And're nimmer,
Denn es reift aus eig'nem Werth
Fern von eitlem Schimmer.

Ein ehemaliger Schleſiſcher Bauer.

Im Befreiungs-Kriege fehlte es einem Trupp Reitern in Schleſien an Fourage. „Vater", rief der Rittmeiſter einem Bauersmann zu, „die Pferde hungern; zeigt mir ein Feld zum Fouragiren!" — Der alte Bauer führte ſie und bald erblickte man ein Gerſtenfeld. „Hier iſt, was wir brauchen!“ ſagte der Rittmeiſter. — „Ein wenig Geduld nur, Sie ſollen gewiß befriedigt werden!“ entgegnete der Bauer. Nach zehn Minuten ſtanden ſie vor einem andern Gerſtenfelde, die Reiter hieben ſich ihren Bedarf ab, warfen ihn auf den mitgebrachten Wagen und zogen davon. „Du haſt uns den Weg unnöthig verlängert!“ bemerkte der Rittmeiſter dem Bauer; „das erſte Feld war beſſer noch als dies!“ — „Sehr wahr!“ antwortete der Alte; „*aber jenes gehörte nicht mir!*“

Guter Erfolg.

Wenn ſchmähen die Schlechten,
Erreichteſt du viel:
Das iſt ja des Rechten
Belohnung und Ziel!

Erinnernswerth.

Nur ein tugendhaftes Volk kann wahrhaft frei ſeyn; je verderbter ie Nationen, deſto mehr bedürfen ſie der Zügel. *Franklin.*

Leute von Geiſt begehen oft in ihrem Thun und Betragen Verſtöße, weil ſie die Welt nicht für ſo dumm halten, als ſie wirklich iſt. *Tencin.*

In aufgeregten Zeiten iſt die Unterſcheidung der Menſchen in Kluge, Thoren und Halbnarren nicht mehr hinreichend. Da wachſen uch Viertels-, Zehentels- und Hundertels-Narren, und man thut wohl, ich von Zeit zu Zeit, wenn man auf gewiſſe Punkte kommt, an den Kopf zu faſſen, ob man nicht ſelbſt ſo ein Bruch von einem Narren iſt. *J. L. Bürlen.*

Eine der ſchlimmſten und gefährlichſten Eigenſchaften unſres Zeitgiſtes iſt, daß er uns an Allem irre macht. *Goethe.*

Der Einzige, welcher im Leben nicht verdrängt wird, iſt, wer — nem Andern im Wege ſteht. *Chamfort.*

Die neueſte Erfahrung über die Wahrheit iſt, daß den Menſchen e Wahrheit nichts hilft, die Lüge aber überall freie Zehrung hat. *eybaud.*

Alle Naſeweiſe wollen den Docht an der Lampe der Erfahrung tzen, aber Oel zugießen kann keiner von ihnen. *Abraham a anta Clara.*

Modern.

Geſelligkeit — wie biſt du jetzt ſo kühl! —
Gefügigkeit iſt da, doch nie Vertrauen;
Entſchäd'gen ſoll *Gewühl* uns für *Gefühl*,
Und äuß'rer Glanz beſiegen inn'res Grauen!

Geſpräch bei einer Wahlpreſſerei.

Der Eine.

Die Rede war durch und durch ganz herrlich!

Der Andere.

Das könnt' ich nicht ſagen und zwar aus folgenden Gründen —.

Der Eine (einfallend).

Es ſind doch aber ſehr Viele davon entzückt!

Der Andere.

Die Sehr-Vielen laſſen ſich aber am meiſten gängeln und hier liegen die Mittel dazu ſo nah —.

Der Eine (einfallend).

Aber wir ſind in ſechs Vor-Verſammlungen überein gekommen, es ſoll Niemand anders reden, denn gerade ſo ſoll's recht ſeyn, und ſo gefällt's mir!

Der Andere.

Warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Dann hätten wir uns ſchnell verglichen. Dreihundert können mit Freiheitsreden geſtempelt ſeyn und ſich vorzugsweiſe die Freiſinnigen nennen; aber dreihundert Unfreie geben in Summa noch nicht einen einzigen Freien!

Der Eine (vor ſich hinbrummend und erboſt).

Ein hölliſcher Reaktionair! Die Menge thut's doch!

Tages-Richtung.

Daß Dummheit ende, Klugheit nimmer wiche
Von Ehrlichkeit — wär' allen Zeiten recht;
Doch heut zu Tage machen alte Schliche
Die Dummen dümmer und die Klugen ſchlecht.

Aus einer alten Predigt.

Die Hülfe des Herrn iſt nicht allzeit von Eilenburg 1), ſondern auch von Wartenberg 2); daher ſollen wir in Recht und Tugend die Redner von Anhalt und Meinungen nicht höher achten als Gottesgnade. 3) Wenn uns aber die Vorſehung über Kreuznach 4), Bitterfeld 5) und Dornburg 6) führt, ſollen wir nicht verzagen, ſondern unſern Glaubensblick himmelwärts auf Freudenſtadt 7) richten, wohin wir aber nicht gelangen, wenn wir uns in Weinheim 8) und Spielberg 9) gar zu wohl ſeyn laſſen, oder uns in Frauenſtein 10) und Mägdeſprung 11) ungebührlich verweilen.

---

1) Stadt im Merſeburg'ſchen. 2) Schleſiſche Stadt. 3) Domaine im Magdeburgſchen. 4) Stadt in Rhein-Preußen. 5) In Preußiſch-Sachſen. 6) Im Herzogthum Weimar. 7) Im Königreich Württemberg. 8) An der Bergſtraße. 9) Ort in Mähren 10) Stadt im Erzgebirge. 11) Im Harz.

Freiheit und Gleichheit.

Kurz vor den Ferien — kurz vor der Hundstags-Erholung des Jahres 1848 ſcharrten deutſche Studenten von der Sorte der Auliker (zu Deutſch: Höflinge, diesmal: Volks-Höflinge) ihren Lehrer aus, und dieſer rief ihnen nun zu: „Ruhig, meine Herren! Ich weiß es ja ſchon, daß Sie ſich die Freiheit nehmen, Jeden, der über dreißig Jahre alt iſt, für einen Eſel zu halten, und ich tröſte mich damit, daß in wenigen Jahren zwiſchen uns die Gleichheit wieder hergeſtellt ſeyn muß!“

Macht der Zunge.

Von der Zunge will ich ſagen
Ein gewichtig Wörtlein dir,
Was du mögeſt ſorglich tragen
In Gedanken für und für.

Zunge hat dir Gott gegeben,
Nicht, daß du ſie nutzeſt ſchlecht,
Nein, ihn dankend zu erheben,
Sie zu brauchen ſchlicht und recht.

Gutes reden, das iſt ſchicklich,
Und dem Bruder heilſam auch;
Böſes ſchwätzen macht nicht glücklich,
Iſt der Schlechten arger Brauch.

Zung' iſt nur ein winzig kleines
Glied an dir, und ſcheint gering;
Doch an Tücke gleicht ihm keines, —
Will es, wird's das ſchlimmſte Ding!

Es in Bann und Zucht zu halten,
Wird gar Manchem gar zu ſchwer;
Merk' in Strenge auf ſein Walten,
Immer prüfe ſein Begehr!

An der Zunge gift'gen Waffen
Oft ein Herz gewaltſam bricht;
Tauſendfach kann Gram ſie ſchaffen,
Weh' dir, wenn ſie Böſes ſpricht!

Ehre und Ehren.

Die wahre Ehre iſt die Urſache von allem Großen, das in der Welt geſchieht; die Ehren ſind meiſt ein Beweis von Gunſt, nicht ſelten mehr ein Zeichen von Ränken oder von nichtswürdiger Gefälligkeit als von wahrem Verdienſt. Die Ehre erregt edlen Wetteifer, die Ehren reizen an zu niedriger Eiferſucht. Ein Menſch, der in allgemeiner Beurtheilung durch ſeine Handlungen entehrt iſt, kann auf ſeine Perſon alle Titel und Anhängſel häufen, während der beſcheidene Mann voll Redlichkeit, Tugend und wahrhafter Ehre von ſämmtlichen Auszeichnungen, die man Ehren nennt, keine einzige hat und manche davon gar nicht haben möchte. Die Ehre wohnt in Dem, der ſie zu erwerben wußte; die Ehren verſchwinden, wenn man dem Träger das Kleid auszieht. Unglücklicherweiſe aber machen nur allzu oft in den Augen der Menge die Ehren die Ehre, für deren ſichtbare Zeichen ſie gehalten werden, überflüſſig. Es ſind falſche Münzen, die man — ebenfalls nur allzu oft! — für echter hält, als die echten. Dadurch wird der Betrug ermuthigt, man vernachläſſigt die Sachen über die Zeichen, und redliche Leute von gediegenem Werth werden mißachtet vom Volk zu deſſen eigenem Nachtheil, aber auch durch deſſen eigne Schuld.

Weltſinn.

Natur, du herrlichſter Genuß,
Mit allen deinen Wundergaben
Erregſt du Manchem Ueberdruß,
Nur weil er dich umſonſt kann haben!

Werth und Zuſtand der Eigenſchaften auf dem Lebens-Markte.

Wohlſtand: nirgends zu finden, und nirgends zu haben. — **Vaterlandsliebe**, edler Art: keine Nachfrage; ſchlechter Art: ſehr geſucht, weil ſich vortheilhafte Geſchäftchen damit machen laſſen. — **Beſcheidenheit**: ganz verdorbene Waare. — **Stolz**: alle Märkte überfüllt, aber doch viel Abſatz. — **Höflichkeit**: ſelten, theuer und unverkäuflich. — **Grobheit**: umſonſt zu haben und ſehr um ſich greifend. — **Verſtand**: nicht ausgeboten und nicht geſucht, weil ſich Jeder damit reichlich verſehen glaubt. — **Vernunft**: in der Vergangenheit faſt ganz verbraucht, und war fürjetzt wenig davon herbei zu ſchaffen. — **Wahn**: vollauf und ſehr beliebt. — **Geiſt**: man wird ſeiner, wegen krankhaften Umhertreibens, nicht habhaft. — **Frömmigkeit**: läßt ſich, wegen Verrufs, nicht ſehen. — **Einſicht**: außer Gebrauch, alſo ohne Werth. — **Uebertreibung**: einſtweilen etwas vergriffen, doch läßt ſich noch große Zufuhr erwarten. — **Fleiß**: wegen allgemeiner Bummelei ſehr unbeliebt. — **Faulheit**: eine Errungenſchaft der Zeit, die aus Staats- und Privat-Kaſſen genährt werden muß. — **Unverſchämtheit**: häufig, ſoll aber doch durch die Erziehungs-Wünſche noch vermehrt werden. — **Talente**: ſehr ſelten und ſchwer zu entdecken, weil ſich die **echten** nicht vordrängen. — **Wiſſen**: ſehr verbreitet, aber ohne geſunden Einfluß. — **Selbſtſtändigkeit**: ganz verhunzt durch die gangbare Pariſer Nachäfferei. — **Aufrichtigkeit**: damit ſind wir zu Ende!

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Achtzehnter Jahrgang.

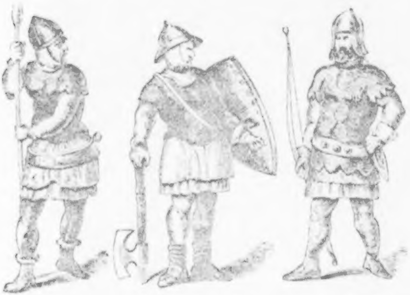
Haſt Du den Glauben an das Höhere verloren,
Sey bald durch Leid und Reu' er wieder Dir geboren:
Zu Hoffnung, Liebe, Treu' und rettendem Vertrauen
Muß Dir der Glaube ſtets den Grund im Herzen bauen
Sonſt iſt Dein Leben nur ein Spiel des Scheins und Schalles
Denn wem der Glaube fehlt, dem fehlet eben Alles!

1852.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Englands Verfaſſung.

Seine Handelsflotten ſtreckt der Brite
Gierig wie Polypen-Arme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er ſchließen wie ſein eig'nes Haus.
Schiller.

Der Rückblick auf Ereigniſſe, die 1852 jahrhundertjährig werden, leitet uns diesmal auf England. Es geſchah im Jahr 852, daß die Normänner zum Erſtenmale in dieſem Reiche überwinterten und ſich feſtſetzten, nachdem vier Jahrhunderte früher die Angelſachſen von den Urbewohnern zu Hülfe gerufen worden, weil ſie, nachdem die Römer Britannien verließen, unter ſich in blutigem Zwiſt lebten und ihn ſelber nicht zu ſchlichten vermochten. Die Normänner, auch zum Theil aus Sachſen beſtehend, die vor der Uebermacht Karl's des Großen nach Skandinavien (Schweden, Dänemark und Norwegen) ſich geflüchtet hatten, erhielten dieſen Namen bei ihren Raubzügen nach allen ſeewärts gelegenen Ländern Europa's von ihrer Herkunft aus dem Norden, in Britannien nur nannte man ſie im Allgemeinen Dänen. Die Greuel, welche ſie begingen, entſtanden aus dem Hauptgrundſatz ihrer Religion. Odin, bei den Sachſen Wodan, war ihre höchſte Gottheit und wurde angeſehen als Ausſender des Schreckens, Stifter der Verwüſtung und Beſchützer des Mordes in Bezug auf Alle, die nicht an Odin glaubten. Man brachte ihm Menſchenopfer, meinte, daß ihm Der am liebſten wäre, der die meiſten Feinde auf dem Schlachtfelde tödtete, daß die Tapferſten nach ihrem Tode in ſeinem Pallaſt wohnen und die Seligkeit genießen würden, in alle Ewigkeit ihren Meth aus den Hirnſchädeln erſchlagener Feinde zu trinken. Dieſen Anſichten gemäß war ihre ganze Erziehung nur auf Abhärtung des Körpers und Verleugnung der Gefühle berechnet, und einer ihrer Dichter ſagt: „Unſre Krieger ſuchen gierig und mit flammendſter Wuth den Heldentod; wenn in der Schlacht ein tödtlich Eiſen ſie trifft, fallen ſie freudig, ſterben lachend, denn ſie wiſſen, Odin empfängt ſie mit Jauchzen." Daß ein ſolches Heer allen ſchon von milderem Geiſt und dem beginnenden Einfluß des Chriſtenthums geſänftigten Völkern ein Entſetzen war," iſt leicht begreiflich. Dieſe Normänner drangen 832 zerſtörend in England ein, dort empfing ſie der aus angelſächſiſchem Stamm entſproſſene Egbert, der erſte Monarch, der England allein beherrſchte und als Feldherr ein Zögling Karl's des Großen war, ſo tapfer, daß ſie nach hartnäckigſter Gegenwehr und großem Verluſt auf ihre Schiffe flüchteten. Nach dem Tode Egbert's kamen ſie aber wieder, ſetzten ſich 852 zum Erſtenmale feſt auf einem Landſtrich, und obwohl ſpäter mehrmals beſiegt, gelang doch von jenem Jahr ihre erſte feſte Anſiedelung.



Die Normänner, deren wir drei aus verſchiedenen Zeit-Abſchnitten im Bilde beifügen, ſind es übrigens nicht, die hier in Betracht kommen, ſondern der Umſtand, daß aus den nach Britannien verpflanzten Satzungen und Gebräuchen der Angelſachſen und Normänner das erſte beſtimmtere Geſetzbuch, die erſte Verfaſſung Englands entſtand unter der Regierung des Angelſachſen Eduard der Bekenner.*) Dieſem jetzt acht Jahrhunderte alten Geſetzbuch gab man damals den Namen „das gemeine Recht" („common Law") und es begründete die zwei durch Eroberung heimiſch gewordenen Völker auch in der ſittlichen Herrſchaft über Englands Urbewohner. Nicht viel mehr als anderthalb Jahrhunderte vergingen, da waren beſonders durch Wilhelm den Eroberer, einen Normannen, die Rechte des Volkes ſehr gekränkt und geſchmälert. Das ganze Volk war zur Lehns-Abhängigkeit vom Könige und den Baronen gezwungen und ein großer Theil der Einwohner Englands bis zur Knechtſchaft erniedrigt. Die Nothwendigkeit, einen Fürſten, der eine kriegeriſche Herrſchaft bei einem in ſteten Kämpfen und Unruhen ſich umtreibenden Volk auszuüben hatte, mit hinlänglicher Macht zu begaben, vermochte ſelbſt die Barone dazu, die königliche Gewalt zu verſtärken und ſich ihr zu unterwerfen. So duldete man ſchweren Druck bis zur Regierung des ſchwachen und mit Recht unbeliebten Königs Johann („ohne Land"). Da verſchworen ſich die Barone und forderten entſchieden die Wiederherſtellung ihrer Vorrechte; um nicht unbillig zu erſcheinen, ſchloſſen ſie in ihre Forderung die weitgreifenden Rechte der Geiſtlichkeit und des nicht leibeignen Theils vom Volke, welches ſie ſcheinbar möglichſt in den Vordergrund ſtellten, mit ein, und ihr Geſuch brachten ſie an mit den Waffen in der Hand. Johann ſah ſich gezwungen zum Vergleich, weshalb eine Zuſammenkunft auf der Runnemede, zwiſchen Windſor und Staines, veranſtaltet wurde. Auf dieſem Raume fanden ſchon ehedem Reichs-Verſammlungen ſtatt, daher der „Berathungs-Wieſe" bedeutende Name Runnemede. Dies iſt der Geburtsort der berühmten Magna Charta, die nach Hin- und Herreden, nach Fordern und Bieten, Verlangen und Gewähren, das vier Tage hindurch dauerte, vom König Johann unterſchrieben und beſiegelt wurde. Es iſt der „große Freiheitsbrief" („the great Charter"), durch welchen allen Ständen des Reichs, den Baronen, der Geiſtlichkeit und dem Volk, ſehr wichtige Rechte theils als alte beſtätigt, theils feſtgeſtellt wurden als neubegründet durch Herkommen und Brauch. In gleicher Weiſe iſt dieſe Magna Charta, die ein Verzeichniß der Freiheiten des Adels und des Volkes überhaupt, ſo wie die Sicherung der Perſon und des Beſitzes jedes Einzelnen enthält, von verſchiedenen Königen bekräftigt und erweitert, oft auch verletzt oder nur ſcheinbar befolgt worden, nicht ſelten aus ſchlimmer, zuweilen aber aus guter Abſicht; denn es iſt eine unüberwindliche Wahrheit: „Der Buchſtabe (die ſtarre Befolgung des Worts) tödtet, der Geiſt nur macht lebendig." Indeß lähmte vorzugsweiſe das Beſtreben mehrerer ſpäteren Könige, ihre Macht auszudehnen, die Magna Charta in ihren Wirkungen, und beſonders war es der Machträuber Cromwell, der ſich, Kraft ſeines Schwertes, als „Protector" noch mehr Gewalt aneignete, als das Königthum, welches er geſtürzt hatte. Nachmals, unter Carl dem Zweiten, geſchah ebenfalls Vieles, was mit der Magna Charta ganz und gar nicht ſtimmte, und das Parlament (1673) ſah ſich veranlaßt, nach der Teſt-Acte, wodurch alle Katholiken von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen wurden — eine Acte, die freilich nicht von gleichem Recht und gleicher Freiheit zeugt — die Habeas-Corpus-Acte (1674) durchzuſetzen, um die willkürlichen Verhaftungen zu verhindern.

---

*) Der „Bekenner" hieß er durch die Mönche, ja, er wurde von ihnen zum „Heiligen" erhoben, weil er, obwohl vermählt mit einer ſchönen Frau, das Mönchsgelübde unverletzter Keuſchheit ſich auferlegte und ihm auch treu geblieben ſeyn ſoll.

Indeß — Pergamente und Papiere, heißen ſie Charta Magna, Freiheitsbrief oder Conſtitutionen, ſind immer nur Formen und über dieſe herrſcht, wer zu herrſchen verſteht und ſie zu vergeſſen oder ſie ſeinem Vorhaben anzubequemen wagt, wie denn überhaupt die Fähigkeiten und Leidenſchaften der Menſchen ſtets den überwiegendſten Einfluß haben werden. So kamen denn immer Zeiträume, in denen auch die Magna Charta weiter nichts war als ein Stück Pergament und ſelbſt der launenhafte aber durch ſein Weſen beliebt gewordene König Carl der Zweite regierte in den letzten Jahren ſeines Lebens und bis zu ſeinem Tode (1685) ganz ohne Parlament und völlig unumſchränkt. Sein Nachfolger, Jakob der Zweite, wollte daſſelbe thun, fing es aber unklug an, ſo daß man ſeinen Schwiegerſohn, Wilhelm von Oranien, zu Hülfe rief (1688), und auf ihn die Thronfolge übertrug. Nun wurde im Jahre 1689 die alte Verfaſſung wiederhergeſtellt durch die „Bill of Rights“ (Feſtſetzung der Volksrechte), doch hat man auch ſeit jener Zeit den zunehmenden Einfluß der königlichen Macht nie zu hemmen vermocht, denn er iſt ein natürlicher, weil eben Menſchen und nicht die in Worten beſtimmten Formen lebendig ſind, dieſe veralten und jene ſich ſtets erneuern. Man gewahrt jenen Einfluß bei allen Regierungs-Veränderungen, die endlich das Haus Hannover auf den Thron brachten, und man gewahrt ihn bis auf den heutigen Tag

Wenn man nun in dem Streit über Verfaſſung nicht ſelten die engliſche als Muſter empfehlen hört, ſo darf man wohl fragen: Iſt dies begründet? Wir wollen antworten, und nicht ſo kurz, wie Bolingbroke, der ein paar Jahrzehente nach 1689 ſagte: „Die engliſche Regierung beſteht aus einem König ohne Glanz, einem Adel ohne Unabhängigkeit und aus Gemeinden ohne Freiheit.“ Wir geben zu, daß manche harte Beſtimmungen der engliſchen Conſtitution in ihrer Urſprunglichkeit, vermöge der Geſchichte, Oertlichkeiten und Staatszwecke erklärlich ſind, man wird uns aber dagegen zugeſtehen müſſen, daß nicht wenige Anordnungen eher an Knechtung als an Freiheit denken laſſen. So wurden — zum Beiſpiel — Millionen Katholiken und Andersgläubige von verſchiedenen ſonſtigen Allgemein-Rechten ausgeſchloſſen, und England verſagt ſogar viele ſeiner Freiheiten den Schotten, Irländern und ſeinen Kolonieen, verſagt ſie einer vielfach größeren Volksmenge als der engliſchen, ſelbſt noch nach den neueſten Reformen. Unzählige Einzelnheiten bezeugen, daß bei Englands Verfaſſung und ihrer Geſetzgebung jedenfalls nicht von Muſterhaftigkeit zu ſprechen iſt, mögen wir auch übrigens für Dies oder Jenes in politiſcher Nothwendigkeit eine Entſchuldigung finden.

Mit Bedacht haben wir in wenigen Zügen die Entſtehung der engliſchen Conſtitution vorangeſchickt, denn dieſe Entſtehung iſt ihre Hauptſtütze, die ſie, namentlich andern Völkern gegenüber, in und an ſich ſelber durchaus nicht hat und niemals haben wird. Man trug in England diejenigen Geſetze, Anordnungen und Gebräuche, die damals für zweckmäßig und haltbar erachtet wurden, zuſammen, und verkündete dann: dies iſt unſere Verfaſſung. Unzweifelhaft iſt dies der richtige Weg, auf dem aber auch jedes Volk ſeine geeignete Verfaſſung findet, und ſie hat, wenn man das Vorhandene, durch Erfahrung und Gebrauch Bewährte zuſammenfaßt, ſtatt die wirrigen Neuerungs-Anſichten der Vielen nach den Wortkämpfen und dem launenhaften Abſtimmen Vieler zu Papier zu bringen und dann ſagen zu wollen: das iſt unſre Verfaſſung! Was nicht aus dem eigenthümlichen Leben eines Volkes ſtammt, wird niemals ein dauerndes Leben empfangen, und was aus den mannigfachen, ſich gegenſeitig widerſprechenden bloßen Wünſchen hervorging, muß durch ſteten unausbleiblichen Widerſpruch in ſich ſelber zerfallen, kann alſo nur den Hader zum unumſchränkten Herrſcher machen. Das iſt die Geſchichte aller Conſtitutionen, die aus ſchulſtaubiger Theorie, aus ſtubenluftiger Anſchauung, nicht aus dem vom Volk Durchlebten und von ſeinen geiſtigſten Männern allmälig zum Geſetz ausgebildeten Wahrnehmungen entſtanden. Die Schickſale der elf franzöſiſchen Conſtitutionen beſtätigen dies in erſchreckender Weiſe, und Frankreich wird nicht eher zu einer leidlich befeſtigten Ruhe und den damit verbundenen geſicherten Fortſchritt kommen, bis es ſeine Eigenthümlichkeit wiederfindet auf dem Wege, den es ſeit 1789 in verbrecheriſcher Weiſe verließ und immer von Neuem abirrte, indem es, durch Parteien gezwungen, der Anmaßung bald dieſer, bald jener Mehrheit unterthänig ſeyn muß. Unabläſſig nur zum Spielball der Eigenſuchten und Leidenſchaften geworden, weil Alle regieren wollen, bewahrheitet Frankreich die Warnung eines deutſchen Dichters:

„Um's Heil der Völker fraget nicht
Im Mengevolk, dem bunten;
Soviel ich weiß, kommt Alles Licht
Von oben, nicht von unten:
Das Schwatzen Aller macht nur dumm,
Wer da viel fragt, der geht viel um!“

Damit wir an dem Beſprechen der engliſchen Verfaſſung und Zuſtände feſthalten, bemerken wir nun zuvörderſt: England's König hat jezt nicht bloß allen monarchiſchen Glanz, ſondern in ſehr ausgedehntem Grade monarchiſche Rechte. Ihm ſteht ein unbedingtes Veto zu, indem er jedem ihm übereilt oder gefährlich dünkenden Parlaments Beſchluß die Ausführung verſagen darf; er hat durchweg die vollziehende Gewalt, beſetzt alle, auch die geiſtlichen Aemter; über die Land- und Schiffs-Truppen kann er verfügen, denn die bewaffnete Macht leiſtet, ohne Einmiſchung der Verfaſſung, nur ihm den Eid des Gehorſams, ja die Flotte wird ſogar als ſein Eigenthum betrachtet; er entſcheidet über Krieg und Frieden, wählt die Geſandten, ſchließt Bündniſſe und Verträge; die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich Namens des Königs verwaltet und er begnadigt Verbrecher nach eigner Einſicht; er ſelbſt, als geheiligte Perſon kann, den geſetzmäßigen Beſtimmungen nach, nie zur Rechenſchaft gezogen werden, und die Briten ärgern ſich nicht darüber, daß ſie ſeine Unterthanen heißen. Es kann nicht geleugnet werden, daß einem ſolchen Könige nichts Allzuhinderndes zur unumſchränkten Herrſchaft fehlt. Außerdem hat nun England freilich auch eine Verfaſſung, von der das Volk in ſeiner guten und ſchätzenswerthen Glaubenstreue ſich Großes einbildet, von der jedoch die Regierung und die ihr anhängenden einſichtsvollen Männer ſehr wohl wiſſen, daß ſie ein aus Trümmern hinfälliger Anordnungen zuſammengefügtes Werk iſt, welches man ſo wenig als möglich berühren und zugleich von ihm möglichſt unabhängig regieren muß. Die engliſche Verfaſſung begünſtigt den Geburtsadel, die Lehnsherrſchaft, allerlei Vorrechte und verjährte Rechte; ſie iſt, der allmäligen Entwickelung und den zeitigen Verhältniſſen Englands gegenüber, ein halb verwittertes Ueberbleibſel an einem neuen Bau, und was dieſe Verfaſſung und Handhabung dennoch aufrecht erhält, das ſind bei weitem weniger ihre Freiheiten als auffallende Beſchränkungen, wie wir ſpäter andeuten werden.

Es giebt keine Staats-Verfaſſung und wird nie eine geben, die allen Völkern als Muſter zu empfehlen wäre; die Lage des Landes, die Bildung und Beſtrebungen des Volkes ſind fortwährend von entſcheidendem Einfluß, und da dieſer durch die unhemmbare Veränderung der Dinge ebenfalls der Veränderlichkeit unterworfen iſt, ſo giebt es auch nicht einmal für den Einzel-Staat eine Verfaſſung, die ſtets muſterhaft bleibt, angenommen ſie wäre jemals muſterhaft geweſen. Die engliſche Verfaſſung, zuſammengetragen aus dem früher und damals Beſtehenden, hat ihren Halt eben in dieſem Altwüchſigen, wodurch ein weiteres Entwickeln des Volkslebens ſich naturgemäß ſichern läßt. Ihr Boden iſt die Erfahrung, und man hielt ſich dabei, ſo wie in dem ſpäteren Benutzen und Wandeln, weder an ſtarre Ideen der Schulweisheit noch an die ſchrankenloſen Begriffe einer überſchwänglichen Humanität, die das Volksthum in ein göttliches Menſchenthum umſchaffen möchte, jedoch weiter nichts bewirkt als ein Auflöſen aller Bänder, wodurch das Menſchenthum in ſo hadernde Gegenſätze verſtrickt wird, daß die Folge nur Rohheit mit ihren Steigerungen ſeyn kann. In England waren bis vor Kurzem Alle, die nicht der ſogenannten Hochkirche angehören, von Staatsdienſten ausgeſchloſſen, ſo namentlich alle Katholiken; Juden dürfen nicht in das Parlament, wie überhaupt Niemand, der nicht den Kirchen-Eid nach vorgeſchriebener Form leiſtet, und das Stimmrecht des Volks iſt, obwohl in neuerer Zeit erweitert, noch immer ſo eng begrenzt, daß nur ein kleiner Theil der Einwohner die Parlaments-Mitglieder wählt. Genug, die engliſche Verfaſſung iſt in ihren Formen der Art, daß der Regierung nach allen Seiten hin Mittel nahe liegen, ſie zu beherrſchen, ja es wird zur Unerläßlichkeit, dies zu thun, und daß es zweckmäßig geſchehe, die leere Form, der Götze der Volksmenge, bewahrt und dennoch die Einſicht und der Geiſt darüber hinaus wirkſam eingreifen, das iſt die Haupt-Aufgabe der engliſchen Regierung, was ſie niemals vergißt. Trotzdem wird die Förmlichkeit der Verfaſſung geiſtigen Beziehungen ſolcher Art, die den Herrſcherplänen nicht gradhin im Wege ſind, vielmehr ihnen in der Mangelhaftigkeit vielleicht ſogar eine Hülfe bieten, unzweifelhaft nachtheilig. So ſtehen — zum Beiſpiel — die Erziehungs- und Bildungs-Anſtalten für die unteren Volksſchichten noch auf einer ſehr niedrigen Stufe und die verfaſſungsmäßigen Schulbehörden ſind hierin eine Urſache, die man aus Politik ſchont, um ſich anderweitig freieren Spielraum offen zu halten.

Betrachten wir das Weſen England's genau, ſo iſt es klar, daß deſſen Verfaſſung großentheils jetzt völlig unbrauchbar iſt, und dennoch, namentlich in ſachlicher Hinſicht, keine Verfaſſung beſſer gebraucht wird als die engliſche. Man kennt die Mittel, welche der königliche Anhang ſtets anzuwenden weiß, um die Mehrheit der Volks-Abgeordneten für ſich zu gewinnen. Selten, fürjetzt läßt ſich faſt ſagen niemals, werden die dem Kabinet wichtigen Beſchlüſſe durch die Wortgefechte im Parlament verdrängt; dieſes iſt meiſt nur der angenehme Behelf, wodurch man, ohne eigene Verantwortlichkeit, die Volksmenge nach den Abſichten der Regierung leitet, und nicht die Verfaſſung, ſondern oft genug ein geſchicktes Beſeitigen derſelben, die Einſicht der Regierung iſt es, die den engliſchen Staat zu ſo übermächtiger Geltung gebracht hat. Das engliſche Volk ſelbſt iſt durch das — von handelsherrlicher Klugheit gewährte — Glück getäuſcht, indem nicht ſein Wille herrſcht, ſondern der Wille der Ariſtokraten, die es beherrſchen, und dabei von der geographiſchen Lage des Landes ſehr unterſtützt ſind. Kein Staat, der mächtige Nachbarn hat, würde ſich mit der engliſchen Verfaſſung und Anmaßung erhalten können, eben nur das fluthumgürtete, im Schutze ſeiner Flotten unangreifbare Großbritannien vermag es, wie es auch nur allein vermocht hat, ſich zum Gebieter des Meeres, des Handels, und dadurch die Kräfte faſt aller anderen Völker ſich unterthänig zu machen. Die engliſche Regierung verſtand es, ihr Volk und ſeine Selbſtſucht nach außen hin zu verweiſen und den Eigennutz oft in großartigſter, den tieferblickenden Beobachter aber doch nicht täuſchender Weiſe zur vorzüglichſten Anreizung werden zu laſſen.*) Im betriebsmäßigen Umſichgreifen fanden die Engländer eine ſolche Befriedigung, daß ſie ihr Gemeinde-Weſen unter allen Umſtänden als trefflich betrachten, ſich bedächtig ſelbſt einer mißfälligen Geſetzlichkeit anſchließen, wenn nur das, ihrer Gewerblichkeit ganz unentbehrliche Uebergewicht und Beherrſchen des Handels im Auslande nicht im Sinken iſt. Mit der Abnahme an Verkehr in ihrer Steigerung würde aber der Ruhm der engliſchen Verfaſſung eben ſo ſchwinden, wie dieſer Ruhm bisher durch ſchlau benutzte und oft durch kecke Gewaltſtreiche geförderte Glücksfälle über Gebühr und vom Wahn getragen worden iſt. Das weiß die engliſche Regierung und ſie weiß auch, daß nur im Beharren ihrer Anſprüche auf möglichſt ausſchließlichen Beſitz des Meeres und Handels, Anſprüche, durch welche alle Völker ſich der Knechtſchaft einer britiſchen, kaufmänniſch klug und vielſeitig berechneten Zwangsmacht unterworfen ſehen, das künſtlich erzeugte Wohl Englands dauernd zu erhalten iſt. Aber ſelbſt bei dieſem Ableiten nach außen — was durch die Milderungen der Navigations-Akte nicht beengt iſt, weil durch allerlei, theilweiſe in keiner Hinſicht zu rechtfertigende Gewalt England dafür geſorgt hat, daß die Flotten anderer Staaten ſeiner Uebermacht nirgends beikommen können — müſſen die Beſchränkungen, welche die Verfaſſung in ſich trägt, noch mit Zähigkeit gewahrt werden, und gehen wir dieſen Beſchränkungen in ihren Auswüchſen und äußerſten Folgen nach, hat England ſo viele Bedrücker als man Engländer im Bereich der Hochkirche zählt. Wollte man deren ungeheure Bevorzugung abſchaffen, wollte — zum Beiſpiel — die engliſche Regierung Allen, die außerhalb der geſchützten Hochkirche ſtehen, plötzlich durchweg gleiche Rechte geben, ließe aus ihnen Volks-Abgeordnete wählen, führte dazu das allgemeine Stimmrecht ein — wie man ähnliche drei Forderungen anderwärts ſtellte und theilweiſe durchſetzte — ſo würde ſich im Innern ein Kampf erheben, deſſen Erfolge und Ende unabſehbar aber jedenfalls zerſtörend wären.

---

*) Hauptſächliche Entwürfe in dieſer Beziehung ſind in den jüngſten Tagen die Anregung des Verſuchs zum Freihandel und die Londoner Induſtrie-Ausſtellung. Indem England zum Schein den Freihandel begünſtigen wollte, hoffte es, ihn in andern Ländern, die ſich durch Nachahmerei

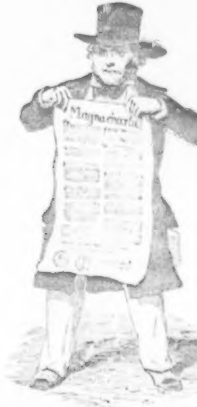
Unzweifelhaft ſtützt ſich die Größe Englands — nächſt ſeiner vor Angriffen geſicherten Lage — auf die, durch mitunter ſehr nur zum Schein gewordene Freiheit bemäntelten perſönlichen Beſchränkungen im Inneren und auf die, durch die kühnſten und liſtigſten

---

widerwärtig auszeichnen, eingeführt zu ſehen, wonach die engliſche Betriebſamkeit überall eindringlicher und die anderswo heimiſche noch mehr gelähmt worden wäre. Man ſieht jedoch ein, daß England durch Schutzzölle groß geworden iſt, und zur Erhaltung dieſer Größe ſeine Schutzzölle nicht entbehren kann: der liſtige Anſchlag mißglückte. Nun bezweckt man mit der Induſtrie-Ausſtellung, es ſolle den Engländern erſichtlicher werden, daß für ſie viel Bedrohliches aus der Betriebſamkeit anderer Länder erwachſe, man dieſe alſo überholen müſſe. Dazu dient nichts beſſer, als ſämmtliche Fortſchritte, die man auswärts in verſchiedenen Zweigen der Waaren-Erzeugniſſe gemacht hat, vor den Augen der Engländer aufzuſtellen; mit ihrem mächtigen Wetteifer und den allſeitigen ungeheuren Mitteln wird ihnen jetzt ein Ueberbieten der ausländiſchen Erwerbſamkeit erleichtert und zum Theil auch entſchieden gelingen. Man bezeige dieſer Induſtrie-Ausſtellung überall ihre Großartigkeit, täuſche ſich aber nicht hinſichtlich ihres Zwecks, habe darüber nicht allerlei Träume ſtatt der — wetteifernden Verſuche!

Mittel eroberte und in ſchärfſter Wachſamkeit erweiterte Uebermacht nach außen; demnach auf eine England nothwendige Gewalt dort, auf eine, andere Völker in Bedrückung haltende Gewalt hier, bei welcher zuweilen das normänniſche Blut noch ſpukt in Beute-Zügen anderer Gattung. Wenn dies den bevorrechteten Engländern der Hochkirche behagt, ſo läßt ſich das begreifen; wenn ſie es von der in der Selbſtſucht ſtehenden und die Selbſtſucht als Hebel benutzenden, bei ſolchen Abſichten guten Verwaltung herleiten, ſo darf man ihnen beiſtimmen. Die Verfaſſung aber iſt hier keineswegs die Grundlage, dieſe vielmehr oft in der von den Machthabern geſchickt durchgeführten Umgehung der ihnen verfaſſungsmäßig entgegenſtehenden Hinderniſſe zu ſuchen.

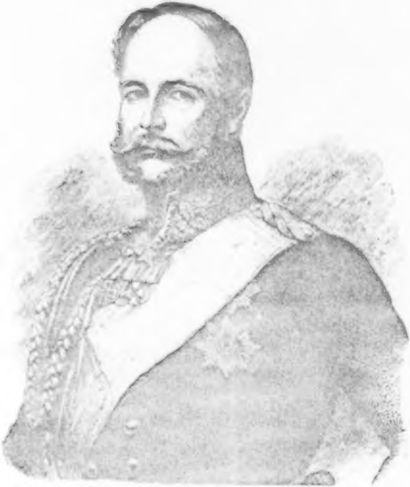
In dieſer Ueberzeugung erkennen wir aber doch an: es iſt eine der engliſchen Conſtitution vorzüglich eigene Tugend, daß ſie ihre urſprüngliche Geſtalt am längſten beibehielt; ſie iſt ihrem Aeußeren nach am wenigſten verändert worden. Könnte ſie jedoch eine muſterhafte ſeyn, dann wäre das Ergebniß ein um ſo ſchlimmeres, denn es lehrte uns, daß die vollkommenſte Conſtitution vor einer, von ihrem Ziel völlig abweichenden Richtung nicht ſicher iſt. Die engliſche Conſtitution bezweckte nämlich, dem Einfluß der ariſtokratiſchen Regierung Zügel anzulegen, und wir finden, daß hinter ihrer Form die Regierung nun endlich erſt recht die erſte Rolle ſpielt. Daß ſie es aber — vom Standpunkte des ſelbſtſüchtigen Englands aus — mit ſo umfaſſend glänzendem — doch aber künſtlichem und ſtets bedrohtem — Erfolge that, iſt ein Verdienſt der Regierung, nicht der Conſtitution. Indem jene die Form ſchonte, wo ſie konnte, ihren eigentlichſten Inhalt aber, der die Macht der höchſten Ariſtokratie beſchränken ſollte, überwand, mit allmäliger Reaktion und nachgiebiger Umſchaffung die Verfaſſung ſo weit in den Hintergrund ſchob, daß ſie eben durch Form und Schein nur noch als Deckmantel betrachtet werden kann, entſtand ein Triumph der Regierung über die Abſicht der Verfaſſung, ein Triumph auch — verſteht ſich immer vom Standpunkt Englands aus — im Allgemeinen; denn käme die durch den Sieg über den eigentlichſten Inhalt der Verfaſſung eroberte Höhe der engliſchen Zuſtände in Verfall, dann wäre mit ihm auch die innere Zerrüttung verbunden. Mag nun alſo immerhin der Engländer ſtolz thun, wenn er auf ſeine Magna Charta hinweiſt, uns ſagt er, beleuchten wir ernſtlich das britiſche Weſen, damit weiter nichts, als daß ſtets die lebendigen Menſchen über den todten Buchſtaben herrſchen, außerdem aber dennoch eine verjährte Verfaſſung, iſt ſie nur aus dem naturwüchſigen Leben eines Volkes hervorgegangen und dadurch im Glauben deſſelben von jeher als werthvoll in Ehrwürdigkeit gehalten worden, ſelbſt nur als Form von bewältigendem Einfluß iſt auf die allgemeine Stimmung und Haltung der ganzen Bevölkerung. Eine ſolche Verfaſſung hat indeß — wir wiederholen es — jedes Land, wenn man das Beſtehende, wie es die Engländer thaten,



zuſammenträgt und nun deſſen Werth im Glauben und Vertrauen wachſen läßt, ſtatt ihn durch Geringſchätzung und ſtets umwandelnden Nachahmungstrieb zu verdächtigen, und dadurch endlich alle Bänder zu löſen, welche die Eigenthümlichkeit eines Volkes durch die jahrhundertlange Erfahrung für ſich knüpfte. In dieſer zuweilen „Erbweisheit“ genannten Eigenthümlichkeit, obſchon nicht zu gleicher Selbſtſucht, mögen uns die Engländer ein Muſter werden, nicht aber mit ihrer Verfaſſung, die für jedes andere Volk nur der Beweis ſeyn kann, es laſſe ſich eben auf der geſchichtlichen Grundlage des Wachsthums eines Volkes am beſten regieren und es geſtalte ſich dabei Alles zeitgemäß um in der Liebe und Verehrung für dieſe geſchichtliche Grundlage, ſollte ſie auch zu Ergebniſſen gedient haben, die man nicht beabſichtigte, in ihren Wirkungen aber dennoch als Wohlfahrt anerkennt. In ſolchem Sinne wollen wir jedem Volke zurufen: Greift nicht nach dem Fremden, ſtellt Euch auf Eure Vorzeit, befeſtigt mit deren tüchtigen Ueberlieferungen Euch ſelber, haltet an dieſem Eurem geſchichtlichen Erbe und an Euch, dann ſorgt Ihr am beſten für die Gegenwart und die Zukunft der Euern! — dann lernt Ihr — nicht bloß ein Volk zu heißen, ſondern es zu ſeyn! — r.

Der Prinz von Preuſsen.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, wurde am 22. März 1797 dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten als zweiter Sohn geboren, iſt alſo der älteſte Bruder des jetzt regierenden Königs von Preußen. Seine Erziehung leitete, wie es bei den Fürſtenſöhnen des Hauſes Hohenzollern von jeher Sitte war, ein eigener Gouverneur; Friedrich Wilhelm der Dritte wählte für ſeinen zweiten Sohn den General-Lieutenant v. Brauſe, der, in Gemeinſchaft mit anderen vorzüglichen Lehrern, den Prinzen in vielſeitige Studien einführte und ſelber hauptſächlich dem militäriſchen Theil derſelben ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte. Für dieſen Zweig ſeines Unterrichts hegte der Prinz, neben ſprachlichen und wiſſenſchaftlichen Studien und lebhaftem Eifer für vaterländiſche Geſchichte, von früh an eine beſondere Vorliebe. Als Knabe ſchon verrieth ſich in ihm der ausgezeichnete Soldat, als welcher er einſt an der Spitze eines der bedeutendſten Heere der Welt ſich bewähren ſollte. — Er war in den Jahren der Befreiungskriege zu jung, um eingreifenden Antheil an deren militäriſchen Leitung zu nehmen. Doch erlebte er dieſe große Zeit, gleich ſeinem Bruder, dem Kronprinzen, im Lager und im Hauptquartier des Königs. So traten ihm immer ſchon die kriegeriſchen Eindrücke nahe, und er hatte Gelegenheit, den Beruf des Soldaten in ſeiner ernſteſten Anwendung kennen zu lernen. — Im Frieden ſtieg er, ſeiner fürſtlichen Würde gemäß, ſchnell zu einer hohen Stellung im preußiſchen Heere empor und entwickelte als Commandeur eines Armeecorps eine unermüdliche Thätigkeit, indem er die mit einem ſolchen Amte verbundenen zahlreichen Geſchäfte immer perſönlich zu erledigen pflegte, ſoweit es die Anforderungen geſtatteten, welche in mannigfach verſchiedener Richtung an einen Prinzen des königlichen Hauſes geſtellt werden. Am 11. Juni 1829 vermählte er ſich mit der jüngeren Tochter des Großherzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der geiſtreichen Marie Louiſe Auguſte Catharina, auf deren Entwickelung der Umgang mit Goethe einen unverkennbaren Einfluß gewonnen hatte. Die beſondere Neigung, welche dieſer dem jugendlich erblühenden Fürſtenkinde widmete, erwuchs wohl aus dem Umſtande, daß der greiſe Dichter — „in Menſchenſeelen, ſeinem Stoff, geübt" — früh die Keime eines eigenthümlichen Geiſtes erkannte in der ſchönen, anmuthigen Prinzeſſin, die von Allen, die ihr nahe ſtehen, innig verehrt wird. — Mit dem Jahre 1840, als Friedrich Wilhelm der Vierte zur Regierung gekommen, nahm ſein Bruder Wilhelm den Titel „Prinz von Preußen" an, den ſchon des großen Friedrich Bruder und Neffe geführt



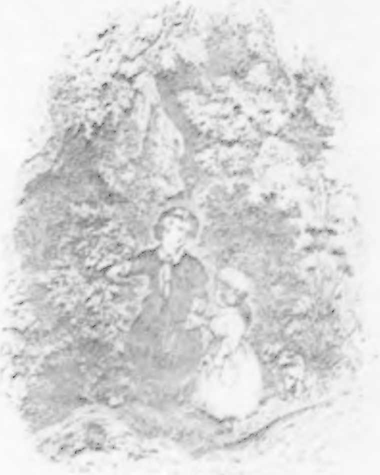
hatten, und welcher den muthmaßlichen Thronerben bezeichnet. Als ſolcher wie als Mitglied des Staatsraths nahm der Prinz nun einen umfaſſenderen Antheil an den Staatsgeſchäften, und es war die natürliche Folge davon, daß man im Volke mehr noch als früher auf ſeine politiſchen Anſichten ein bedeutendes Gewicht legte. Da er ſich offen und rückhaltlos auszuſprechen liebte, und von den allerdings zum Theil ſehr unhaltbaren Beſtrebungen des deutſchen Freiheitsgetriebes ſich gewiß nicht angezogen fühlte, ſo betrachtete man ihn als den einflußreichſten Gegner der angeregten Entwickelung in der preußiſchen Staatsverfaſſung. Wenn Dem ſo war, worüber zu urtheilen wir außer Stande ſind, ſo hatte er dazu jedenfalls triftige Gründe; ſeiner biederen Geſinnung nach darf man aber wohl behaupten, daß der Prinz, ſobald er ſich von durch Berufung des vereinigten Landtags eröffneten Veränderungen anſchloß, dies aufrichtig und mit ganzer Seele that. Er war es, der bei dieſer Gelegenheit auf allſeitige Beſtimmtheit und Offenheit im Verhältniß der Regierung zu den Ständen, namentlich in allen finanziellen Angelegenheiten, drang, obgleich er im Uebrigen ſich mehrmals gegen die Anſichten ausſprach, die auf dem vereinigten Landtage von einer Oppoſition verfochten wurden. Auch Diejenigen, welche des Prinzen Meinung nicht theilen konnten, ihr vielleicht unbedingt entgegenſtanden, werden, wenn ſie aufrichtig ſind, anerkennen müſſen, daß ſein Auftreten ſtets frei war von jeder Hinterhaltigkeit und zweideutigem Weſen. Es konnte daher die Art und Weiſe, wie eine verblendete Menge in den Märztagen des Jahres 1848 mit dem Namen und dem Eigenthum des Prinzen verfuhr, jedes ſittliche Gefühl nur empören. — Der Prinz von Preußen verließ Berlin und ging — in Aufträgen ſeines königlichen Bruders — nach England, wo er durch perſönliche Einwirkung eine günſtige Stimmung des Kabinets von St. James für die preußiſche Regierung zu erhalten wußte und gleichzeitig thätig war, um praktiſche Vorbereitungen zur Schöpfung einer deutſchen Seemacht einzuleiten. Es mag hier an der Stelle ſeyn, einer Schrift zu gedenken, welche der Prinz im Anfange des Jahres 1849 dem Drucke übergab, die jedoch nicht in den Buchhandel übergegangen iſt. Sie enthält durchdachte und ausführlich erläuterte Vorſchläge zu Veränderungen in dem Entwurf (vom 25. September 1848) zu einem Geſetze über die deutſche Wehrverfaſſung, wie es damals der „verfaſſunggebenden Verſammlung in Frankfurt" vorlag. Aus dieſer Schrift ergiebt ſich, daß der Prinz von Preußen den Beſtrebungen zu einer engeren Bundeseinigung der deutſchen Staaten eine rege und thätige Theilnahme zugewandt hatte und wir geben aus dem „Vorwort" folgende Aeußerungen: „Grade weil wir keinen Augenblick die wirkliche Einheit Deutſchlands aus den Augen verlieren, ſie als den gemeinſamen Strebepunkt erkennen, wollen wir ſie nicht durch eine Oppoſition gefährdet wiſſen, die zuverläſſig entſtehen wird, wenn nicht billige, gleichzeitig aber auch würdige und angemeſſene Rückſichten auf die Lebensbedingungen der einzelnen Staaten genommen werden." — „Feind aller Theorieen, die ſich noch durch keine Praxis bewährt, hoffen wir in dieſen Blättern unſer Schärflein zu dem hochwichtigen Werke beigetragen zu haben, auf deſſen Vollendung Deutſchland mit Hoffnung und Beſorgniß hinſieht. Darum erwarte man auch nur die Sprache des Praktikers, der ſeine auf lange Erfahrung und glückliche Erfolge geſtützten Anſichten zum Wohle des Ganzen hier niederlegt." — Das iſt die Sprache eines in ſich feſten und überzeugten Mannes, und wir dürfen folgerichtig annehmen, daß der Prinz ſpäter ebenfalls in ſolchem Sinne zu handeln bemüht war, als er den Oberbefehl über die preußiſche Weſtarmee übernahm und die Revolution in der Pfalz und in Baden ſiegreich niederwarf.

Zu Ende des Jahres 1848 war er bereits in das Vaterland zurückgekehrt und hatte nach nicht ſehr langem Aufenthalt in Potsdam ſeinen dauernden Wohnſitz in Berlin wieder aufgeſchlagen. — Die Zeit ſondert die Spreu von dem Waizen. Wie immerhin die Beſtrebungen des preußiſchen und deutſchen Volkes in den letzten Jahren von Verirrung umwuchert ſeyn mochte, wir dürfen bei dem klaren Blicke des Prinzen von Preußen gewiß ſeyn, daß er den edlen und tüchtigen Kern derſelben von den Schlacken zu unterſcheiden weiß und daß dem Volke bei dem großen Werke der nothwendigen Entwickelung ihres ſtaatlichen Lebens ſeine einflußreiche Theilnahme nicht fehlen werde, eine Theilnahme, der ein volles, dankbares Vertrauen nach Verdienſt gebührt. — r.

Die geflüchteten Kinder.

(Nach einer Chronik.)

Es war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als Ritter Niclas von Wildberg aus ſeiner Burg am Neckar nach dem gelobten Lande zog, wie man meinte, um manche Sünde gegen ſeine erſte Hausfrau abzubüßen. Konnte dies auch daheim [illegible], denn er ehelichte ſeine ehemalige Buhlin, Barbara von Hornek, die ihm betheuerte, es möge doch Wohlthätigkeit an der [illegible] ſeyn. Nun hatte Ritter Niclas aus erſter Ehe zwei Kinder, ſo er, damit er ſeiner [illegible], der böſen Stiefmutter überließ, die ihrem zweiten geborenen Knaben gern die ſchöne Herrſchaft zuwenden wollte. Jene beiden Kinder, Otto und Elsbeth, wurden nun ſehr übel gehalten, und als ſie einſt weinend von einem Bruder Carthäuſer betroffen wurden, ſprach ihnen tröſtlichen Troſt ein, ſeine Rede mit den Worten ſchließend: „So uns das Vaterhaus verdrängt, tröſtet und nährt uns Gott ſelbſt in der Wildniß.“ — Das verſtand der kleine Otto nicht recht und grübelte darob auf ſeine Weiſe, bis er endlich, da Bruder und Schweſter wieder einmal von der Stiefmutter mißhandelt waren, ſagte: „Elsbethchen, ſeit die Mutter todt iſt, haben wir keine gute Stunde mehr; weißt Du was? — wir wollen in die Wildniß gehen und Gott ſuchen, daß er uns tröſte und nähre.“ Die Schweſter war deß zufrieden, und das Hütchen am Nacken, ein altes Büchlein in der Hand, lief ſie fort mit dem Bruder, in den nahen Wald hinein. Sie gingen vom Morgen bis Abends immer zu, und als ſie hungrig waren, nährten ſie ſich kärglich von gepflückten Beeren, die ihnen zugleich den Durſt ſtillten, was dann beſſer noch ein Quell that. Als es aber Nacht wurde, da weinten die Kinder, ſchliefen jedoch darüber ein und erwachten mit der Sonne, worauf ſie weiter und immer weiter in das Dickicht kamen und ſich oft mühſam durchwinden mußten. Schon waren ſie zween Tage im Walde, hatten auch ſchon des Hungers erlitten, und am dritten Tage vernahmen



ſie Jagdgetön, wußten nicht, ob ſie Furcht oder Freude daher haben ſollten, ſondern ängſtlich ſtill. Ritter Edelwolf von Kramm war es, der mit ſtattlichem Jagdgefolge daher ritt, nun die Kinder gewahrte und ſie befragte, woher ſie kämen und wohin ſie wollten. Treuherzig erzählte Otto von der böſen Stiefmutter, und wie ihn die Worte des Bruder Carthäuſer bewogen hätten, mit Elsbethchen davon zu laufen und Gott in der Wildniß aufzuſuchen. Der Ritter und ſeine Jagdgefährten fühlten ſich ſehr bewegt von der Verlaſſenheit der Kinder und ihrem Vertrauen auf Gottes Hülfe; Edelwolf aber ſprach: „Ihr wißt, Freunde und Nachbarn, daß meine Ehe nicht geſegnet ward mit Kindern, der Herr ſendet mir dieſe, daß von mir und meinem Weibe die Traurigkeit, und meiner Burg die düſtere Stille weiche, und ich will dieſen Verlaſſenen fortan Vater ſeyn." Er ſelbſt nahm Elsbethchen auf ſein Roß, ſein Knappe den Otto, und ſo ging es alſogleich wohlgemuth heim, wo Wendeline, des Ritters Hausfrau, den Gemahl und die Kinder mit hoher Freudigkeit empfing und ſie gar wohl hielt in mütterlicher Sorge. — Nachdem aber die böſe Stiefmutter in Erfahrung gebracht, wo die Entflohenen ſich befanden, begehrte ſie dieſelben zurück, doch wurden ſie ihr verweigert, wobei Eitelwolf von Kramm den Beſcheid ertheilte: dem Vater, ſo er wiedergekehrt, wolle er die Kinder nicht verweigern, kein Anderer aber werde ſie empfangen, ſo es ſelbſt der Kaiſer wäre. Frau Barbara klagte nun den Ritter Eitelwolf an, wo irgend ſie klagen konnte, er ward indeß nicht müde, des ſchlimmen Weibes ſich zu erwehren, denn Otto und Elsbethchen waren ihm und ſeiner Hausfrau mit jedem Tage lieber geworden, auch ward kein Spruch gefällt, wonach er ſeine Pfleglinge ausliefern ſolle.

So vergingen bereits neun Jahre, Otto hatte ſich wacker geübt im ritterlichen Weſen und Elsbeth that ſich hervor bei Spindel und Webeſtuhl. Da kam aus dem gelobten Lande ein Pilger, der für Barbara die Botſchaft brachte, Niclas von Weinsberg ſey bereits vor mehreren Jahren dort verſtorben und habe angeordnet, daß ſein einbalſamirter Leichnam in der Gruft ſeiner Väter beſtattet werden möge. Dies bewerkſtelligte Frau Barbara, ſtrengte ſich aber nun mehr noch als früher an in Klagen gegen Eitelwolf von Kramm, den Pilger zum Zeugen ſtellend, daß ihr Gatte nicht beſtimmt habe: es ſeyen ihr die Kinder zu entziehen. Unterdeß war ihr Sohn herangereift als ſchlechter Geſell, und um ſo mehr für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten, kämen ſie in die Gewalt der Stiefmutter. So beharrte denn Eitelwolf in ſeiner Weigerung, forderte dringend, daß Otto als Herr ſeiner Erbgüter anerkannt und in ſeinem Beſitz geſchirmt werde, ſtiftete auch ein Bündniß mit den nachbarlichen Rittern, daß ſie in etwaiger Fehde ihm beiſtehen wollten, thäte ein ernſter Zug noth. Darob geriethen Barbara und ihr Sohn in arge Wuth und verſammelten bei ſich Söldlinge, ſoviel ſie ihrer habhaft werden konnten, denn ſie gedachten in ihrem Unrechte, was ſie zu Recht verdrehten, ſich zu behaupten.

Da geſchah es, daß Kaiſer Sigismund, von der Krönung zu Achen kommend und auf dem Wege nach Coſtnitz, am 7. September 1414, dem Tage vor Mariä Geburt, ſeinen Einzug in Heidelberg hielt und vor dem Sanct-Peters-Thor feierlich empfangen wurde. Alles Volk ſtrömte hinaus, die Bürger der Stadt, die Lehrer der Hochſchule und die geſammte Cleriſey zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen und begrüßten ihn jubelnd unter Abſingung von Pſalmen. Als er am Thore vom Roſſe ſtieg, gab ihm der älteſte Domherr den Kuß des Friedens, und ringsum ſtimmte man den Geſang an: „Advenisti desiderabilis!" Und mitten in dieſer Feſtlichkeit drängte ſich ein Weib zu dem Kaiſer und ſchrie: „Schaffet Gerechtigkeit, Herr Kaiſer, einer unterdrückten Wittib!“ Es war Barbara von Wildberg, die im Augenblicke von den Umſtehenden zurückgewendet und feſtgehalten wurde, alſo, daß ſie im Zorn von innerem Gift ſchäumte. Sigismund aber gebot, daß er ſie hören wolle, und nachdem er die Wittib, andererſeits auch Zeugen wider ſie vernommen, beſtellte er den in ſeinem Gefolge befindlichen Eberhard Windeck zum Austrag der Dinge inſoweit, daß er ihm Berichte erſtatte nach Anhörung der Einen wie der Andern. Als Solches vollführet war und Kaiſer Sigismund des Rathes in ſich wußte, ließ er vermelden: er wolle auf ſeinem Heimwege gen Coſtnitz ſelbſt nach Burg Wildberg kommen zur Schlichtung des Handels, befahl zugleich, daß alle Theile ſich alldort erſtellen ſollten, hielt dann am 18. September mit ſtarkem Gefolge, wobei auch eine Rotte von Kriegsleuten, Einkehr auf Wildberg, und da Alle beiſammen ſtunden im Burghofe, ſprach er zur böſen Stiefmutter: „Frau! In Eurer Sache gab Euch Lieb' allein das Recht, und weil Ihr die Liebe hier verleugnet habt, dürft Ihr niemals ein Recht beanſpruchen. Sintemal Ihr nun gar haßtet, wo Liebe Pflicht war, verfielet Ihr in eine Schuld, die Euer Gewiſſen ſtrafen mag. Ich aber entſcheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke. Die Kinder bleiben Jenen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen, ſollen ihnen gehören, und ich beſtätige und bekräftige dem Eitelwolf von Kramm und ſeiner Gemahlin die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich noch ein Anderer ihnen ſtreitig machen darf. Bin auch ſicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Niclas von Wildberg nicht Mangel leiden laſſen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und beſtimmen, was Euch als feſter Sitz, ſo wie Euch und Eurem Sohne zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder ſey aber noch in dieſer Stunde und bevor ich von dannen ziehe, an Eitelwolf von Kramm unter Landesbürgſchaft und Kaiſers Schutz übergeben.“

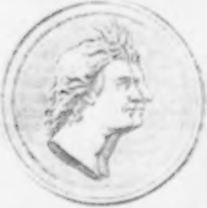
So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den mit freudigem Staunen und lautem Jauchzen aufgenommenen Spruch des Kaiſers, und da, wo Eberhard Windeck uns die Begebenheit aufbewahrte, ſetzt er hinzu: „Iſt auch männiglich bekundet, daß Kaiſer Sigismund ein gemüthlicherer Herzmann und Fürſt war, hätt' auch gern überall Fried' und Gerechtigkeit geſehen, nur mochte er ſelten der dienſtwilligen Hülfe gehaben.“ —r.

Das
Archimediſche Princip und der Luftballon.

Hiero, König von Syracus, hatte einem Goldſchmid Gold und Silber zu einer Krone gegeben. Er war mit der Ausführung ſeines Auftrages ſehr zufrieden, denn die Krone war künſtlich, zierlich und geſchmackvoll gearbeitet. Man hatte aber dem Könige hinterbracht, daß der Goldſchmid einen Theil des erhaltenen Goldes zurückbehalten und dafür Silber zugeſetzt hätte. Hiero wünſchte nun, daß der berühmte Syracuſaniſche Mathematiker Archimedes ein Verfahren angäbe, wodurch der Goldgehalt der Krone ermittelt werden könnte, ohne ſie im Mindeſten zu beſchädigen. Archimedes dachte über die Aufgabe nach und fand eines Tages, als er im öffentlichen Bade in eine volle Badewanne geſtiegen war, und ſein Körper eine Menge Waſſers hinausgedrängt hatte, die Auflöſung. Freudig und begierig, ſich zu überzeugen, eilte er unbekleidet und ſtets laut rufend: **Heureka! Heureka!** (das heißt: Ich hab's gefunden!) nach Hauſe. Aus dem Gewichtsverluſte, den die Krone im Waſſer getaucht erlitt, ferner aus den Gewichtsverluſten einer gleich großen Gewichtsmenge reinen Goldes und reinen Silbers, beides ebenfalls in Waſſer getaucht, berechnete nun der große Mathematiker, daß der Goldſchmid wirklich den König betrogen hatte. — Dieſe Begebenheit ward die Veranlaſſung, daß eine äußerſt wichtige Wahrheit, das Archimediſche Princip genannt, gefunden wurde. In kurzen Worten lautet dieſes Princip: „Ein Körper, in eine Flüſſigkeit eingetaucht, verliert ſo viel von ſeinem Gewichte, wie das Gewicht der Flüſſigkeit beträgt, die er aus der Stelle drängt." Hierdurch iſt es möglich geworden, das ſpecifiſche Gewicht (die Eigenſchwere) eines Körpers zu berechnen, d. h. anzugeben, wie viel Mal ſo ſchwer derſelbe iſt, wie eine gleich große Menge Waſſers. Das ſpecifiſche Gewicht des Goldes iſt z. B. = 19,73, d. h. ein Kubikzoll Goldes wiegt $19\frac{73}{100}$ Mal ſo viel, wie ein Kubikzoll deſtillirtes Waſſers. — Ganz ſo, wie mit dem Waſſer, verhält es ſich mit anderen tropfbaren Flüſſigkeiten, z. B. mit dem Weingeiſt, dem Oele, und mit ausdehnſamen Flüſſigkeiten, den Gaſen, z. B. der atmoſphäriſchen Luft, in welcher letzteren ein Körper ſo hoch ſteigen muß, bis ſein Gewicht gleich dem der aus der Stelle gedrängten Luft.

Der Menſch, für die Erde, das Trockne geſchaffen, hatte bald den Waſſerthieren die Kunſt zu ſchwimmen abgelernt und ſah ſich nur ungern das Reich der Lüfte, in dem die Vögel frei umherſchwärmen, verſchloſſen. Er machte gewiß ſchon in den älteſten Zeiten Verſuche, ſich auch dieſes Reich zu erobern. Die alte griechiſche Sage erzählt, daß Dädalus ſich und ſeinem Sohne Icarus Flügel aus Vogelfedern, die durch Wachs verbunden waren, verfertigt habe, und daß ſie Beide vermittelſt derſelben ihrem Gefängniſſe, dem Labyrinthe auf Creta, entflohen ſeyen. Bei dieſem Fluge aber ſey Icarus, die Warnungen des Vaters vergeſſend, zu hoch in die Wolken geſtiegen und ſo der Sonne zu nahe gekommen. Dieſe habe das Wachs der Flügel gelöſt, und Icarus ſey rettungslos in das Meer hinabgeſtürzt, dem er nun ſeinen Namen gab. — Archytas von Tarent ſoll, wie Gellius in ſeinen attiſchen Nächten berichtet, eine hölzerne Taube verfertigt haben, die durch einen eingeſchloſſenen Hauch zu fliegen vermochte. Man hat hierbei an die mit erhitzter Luft oder Gas gefüllten Luftbälle der Neueren gedacht, dabei aber gewaltig fehlgeſchoſſen. — Der Jeſuit Franz Lana oder de Lanis machte 1670 den Vorſchlag, ein Luftſchiff durch luftleere kupferne Kugeln zu heben, während Pater Galien 1755 ein Schiff aus Leinwand, die mit Theer und Wachs überſtrichen wäre, mit Luft aus den Höhen der Atmoſphäre, aus denen der Hagel herabfällt, füllen wollte. Dies Schiff ſollte ungefähr die Größe der Stadt Avignon haben. — Cavendiſh entdeckte 1766 das Waſſerſtoffgas, das damals brennbares Gas hieß, und das 10 bis 14 Mal ſo leicht, wie die atmoſphäriſche Luft iſt. Bald darauf ſprach Dr. Black in Edinburg die Vermuthung aus, daß Blaſen, mit dieſer brennbaren Luft gefüllt, ſteigen müßten. Dies verſuchte Cavallo 1782, fand aber die Blaſen zu ſchwer, Papier dagegen zu wenig das Gas zurückhaltend. Nur Seifenblaſen, mit Waſſerſtoffgas gefüllt, konnte er zum Aufſteigen bringen. Auch Lichtenberg in Göttingen ſtellte dieſe Verſuche an.

Die fein in der Luft ſchwebenden Wolken brachten die Brüder Stephan und Joſeph Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay, eifrige Liebhaber der Natur, deren Bruſtbild wir anbei geben, auf den Gedanken, künſtlich erzeugte Wolken in undurchdringliche Hüllen einzufaſſen und ſo zum Steigen zu bringen. Im November 1782 glückte es dem älteren Montgolfier, eine von Taffet gefertigte, vierſeitige Säule, deren Inhalt 40 Kubikfuß betrug, durch angezündetes Papier bis an die Decke des Zimmers zu heben. Mehre Verſuche im Freien, die zu Annonay angeſtellt wurden, gelangen den beiden Montgolfier, und am 5. Juni 1783 ließen ſie eine Maſchine aus Leinwand von 35 Fuß Durchmeſſer ſteigen, die noch 500 Pfund trug, in zehn Minuten eine Höhe von 6000 Fuß erreichte und über 7000 Schritte von dem Orte des Aufſteigens entfernt niederfiel. Bei dieſem Verſuche hatten die Montgolfier die Maſchine durch

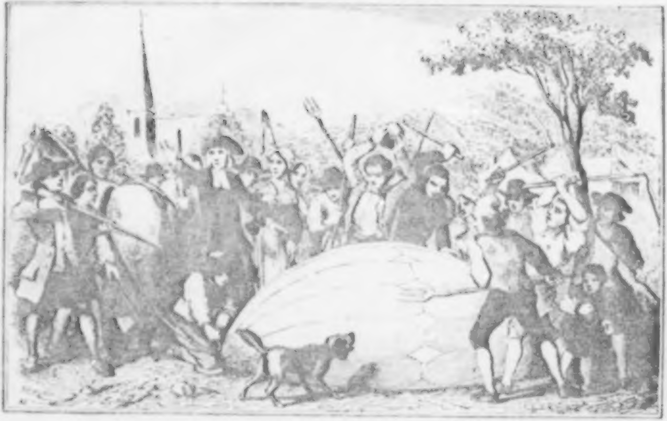


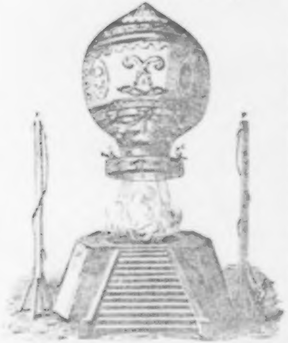
Strohfeuer, in das ſie gekrempelte Wolle warfen, zum Aufſteigen gebracht. Sie ſchreiben aber dieſes Aufſteigen nicht der erhitzten und dadurch um ein Drittel leichter gewordenen Luft, ſondern einem eigenen, wie ſie glaubten aus der Wolle ſich entwickelnden Gaſe, das auch bald den Namen Mongolfier'ſches Gas von einigen Phyſikern erhielt, zu. — Mit großer Schnelligkeit verbreitete ſich der Ruf von der außerordentlichen Erfindung der Gebrüder Mongolfier, und da anfangs noch ihr Verfahren geheim gehalten wurde, ſo verfiel Charles, Profeſſor der Phyſik zu Paris, auf den Gedanken, eine ſolche Maſchine laſſe ſich wohl mit der brennbaren Luft (Waſſerſtoffgas) füllen. Er verfertigte daher mit Hülfe zwei geſchickter Mechaniker, den Gebrüdern Robert, eine Kugel von gefirnißtem Taffet, deren Durchmeſſer 12 Fuß 2 Zoll betrug, und ließ ſie mit Waſſerſtoffgas gefüllt am 27. Auguſt 1783 auf dem Marsfelde in Paris ſteigen. Sie erreichte in zwei Minuten eine Höhe von 2928 Fuß und fiel nach drei Viertel-Stunden bei einem Dorfe Goneſſe, fünf Wegſtunden von Paris, nieder. Die Einwohner hielten die Maſchine für einen hölliſchen Drachen, ſchoſſen und warfen Steine nach ihr, bis der Pfarrer des Dorfes ihnen die Einrichtung derſelben erklärte. Darauf ſpannten ſie ein Pferd vor und führten ſie weg. Die nebenſtehende, nach einem Kupferſtich aus jener Zeit gefertigte Abbildung giebt uns eine Vorſtellung von dem poſſirlichen Auftritte bei Goneſſe.

Die Luftbälle wurden nun, nicht lange nach ihrer Erfindung, in zwei Klaſſen geſondert, in Montgolfieren, die mit erhitzter Luft, und in Charlieren, die mit brennbarer Luft (Waſſerſtoff) gefüllt waren. — Am 19. September 1783 füllte der jüngere Montgolfier in Gegenwart des Königs Ludwig XVI einen kugelichen Körper, der 57 Fuß hoch und 41 Fuß breit war, und deſſen Inhalt 37,500 Kubikfuß betrug, mit erhitzter Luft, die er durch Verbrennung von 80 Pfund Stroh und 5 Pfund Wolle erhielt. — Der Luftball hob in einem Korbe einen Hammel, eine Ente und einen Hahn hinauf, erreichte eine Höhe von 1440 Fuß und fiel nach acht Minuten bei dem Dorfe Vaucreſſe, eine halbe deutſche Meile von Paris, nieder. Den Thieren hatte die Luftfahrt ſo wenig geſchadet, daß man den Hammel ruhig weidend fand.

Pilatre de Rozier, Vorſteher des Muſeums, ein eifriger Anhänger der Montgolfiers, wagte am 15. Oktober 1783 in einer, mit einer Gallerie und einer Gluthpfanne zur beſtändigen Unterhaltung des Feuers verſehenen Maſchine 84 Fuß hoch vom Boden aufzuſteigen und fünftehalb Minuten in der Höhe zu bleiben. Stricke hielten die Maſchine feſt. Dieſer und noch ein zweiter, am folgenden Tage gemachter Verſuch, ermuthigten Pilatre und den Marquis d'Arlandes ſo, daß ſie am 21. November 1783 vom Garten des Schloſſes La Muette aus eine, die erſte Luftfahrt wagten.

Wir laſſen hier eine genaue Abbildung der Maſchine und eine wörtliche Ueberſetzung des franzöſiſchen Original-Berichts folgen. — Es bezeichnet A die Maſchine; B die Gallerie; C die beiden Rei-





tenden; D die Oeffnung, durch welche die erhitzte und verdünnte Luft eingeſtrömt war und worin ſich die Gluthpfanne befand; E den Ofen, auf dem die Maſchine gefüllt wurde; F die beiden Pfoſten mit den Seilen, welche die Maſchine feſthielten, bis Alles bereitet war.

Bericht: „Der Himmel war hin und wieder mit Wolken bedeckt; acht Minuten nach zwölf Uhr Mittags zeigte das Aufſteigen einer Rakete an, daß man die Maſchine zu füllen begonnen hätte; acht Minuten ſpäter war Alles zur Abfahrt bereit. Der Herr Marquis d'Arlandes und Herr Pilatre de Rozier ſetzten ſich in die Gallerie. Man ließ ſie (die Maſchine) dann verſuchsweiſe ſich erheben, indem man mit den Seilen nachhalf. Aber als ſie einem der Baumgänge des Gartens zufuhr, erlitt ſie mehre Beſchädigungen, welche in weniger denn zwei Stunden ausgebeſſert waren. Um 1 Uhr 54 Minuten flog ſie mit denſelben Perſonen davon; als dieſe Herren ungefähr in 250 Fuß Höhe waren, grüßten ſie die Zuſchauer durch Abnehmen der Hüte. Es war ein erhabenes und rührendes Schauſpiel; der Ball ſtieg ungefähr bis zu 3000 Fuß; ganz Paris konnte ihn die Seine überfliegen und zwiſchen der Militairſchule und dem Invalidenhauſe hindurchgehen ſehen. Als die Reiſenden ihre Fahrt enden wollten, ließen ſie die Maſchine ſinken, aber der Wind trieb ſie auf die Häuſer der Straße **Sève Faubourg St. Germain**. Sie erhoben ſich wieder, um über Paris wegzufliegen; darauf ſind ſie ruhig in dem Felde der neuen Boulevards herabgekommen, nachdem ſie in 25 Minuten beinahe zwei Wegſtunden, ohne irgend ein Mißbehagen zu empfinden, zurückgelegt hatten."

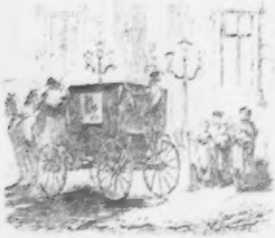
So weit für diesmal und mehr im nächſten Jahrgange über den wichtiger werdenden Gegenſtand dieſes Aufſatzes.

L. Heros.

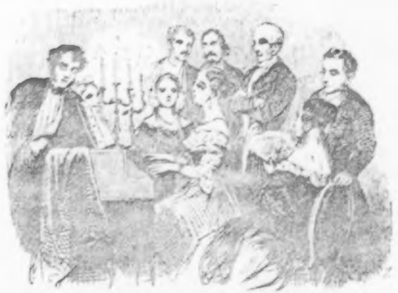
Freudliebe.

Ein allerliebſtes Mädchen kenne ich, das ſtets auf der Wanderſchaft iſt, und damit ihr dies nicht den Ruf verdirbt, ſetze ich ſogleich hinzu: ſie liebt trotzdem am meiſten die Häuslichkeit. Beſchreiben läßt ſich das allerliebſte Mädchen eigentlich nicht; das kommt eben daher, weil es flüchtig, oft im Kommen auch ſchon wieder verſchwunden und dann faſt Jedem anders erſchienen iſt, woran indeß die Menſchen ſelber ſchuld ſind. Aber wie das reizende Weſen heißt, das weiß ich; es heißt Euphroſyne, zu deutſch etwa Freudliebe, vielleicht auch verwandt mit „Fredegunde", dem altdeutſchen Namen für Fried- und Freudgönnerin. Das Alles iſt in Wahrheit dieſe bald nahende, bald ſich entfernende Euphroſyne. Da, wo ſie einkehrt und man ſie gern lange beherbergen möchte, ſey es unvergeſſen, daß ſie Achtung fordert und in ihrem Zartgefühl nichts Niederes ertragen kann. Sie nennt Manches, was Andere als „guten Ton" bezeichnen, unwürdig, weil ſie am Natürlichen hält, das oft dem ſogenannten „guten Ton" fehlt, wodurch er zu einer Krankheit wird, die er in und mit ſich ſelber ſcheu zu verbergen ſucht.

Euphroſyne — oder nennen wir ſie gradhin Freudliebe — iſt nicht ſtolz, und bleibt ſich gleich, ob ſie in das Fürſtenſchloß oder in die Hütte tritt. Wir wollen ſie auf einer ihrer Wanderſchaften begleiten und treffen ſie an einem Sonntage zuerſt in der breiten Straße einer Hofſtatt, wo wir viele prächtige Wagen vorfahren ſehen. Sie ſchlüpft unbemerkt in den prunkenden, überall flimmernd erleuchteten Saal, miſcht ſich unter die glänzende Ver-



ſammlung, welche eben ergötzt werden ſoll durch den Geſang einer jungen Vornehmen. Aus Furcht, gegen den „guten Ton“ zu ſündigen, vermeidet ſie mit der angeſtrengteſten Sorgfalt das Einfache und verſchlängelt ſich in ungeheure Verkünſtelungen, ſo daß im Hinaneilen und Herunterſtürzen auf den Tonleitern der Geſang wirklich eine gefährliche Halsſache wird; kommen dabei falſche Töne in Menge vor, ſo nimmt der „gute Ton“ ſie für echte an. Die ſchlichten Leute hoffen vergebens auf Etwas, das zum Herzen ſpreche, und ſind die Leiterkünſte vorüber, ſchweigen ſie beſcheiden

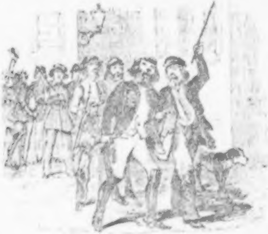


von ihrem Vergnügen, die Sängerin endlich auch bis zum Schweigen vorgerückt zu ſehen. Die Kenner und Kennerinnen, das heißt ſolche, die ſich ſelbſt dazu ſtempelten, haben indeß kaum hingehört; ſie ſannen auf Worte und Wendungen, das geſchminkte Talent wo möglich durch bisher unerhörte Lobeserhebungen noch mehr zu verderben — was freilich nach dem „guten Ton“ ermuntern heißt. Freudliebe huſchte fort, denn ihr fiel ein, man möchte bemerken, daß ſie nicht verſchmähe, auch ungerufen unter niederem Dache zu verweilen, und dies grenzt in ſolcher Geſellſchaft ganz nahe an ein Verbrechen. Indem ſie aber davon eilte, flüſterte ſie einer anmuthigen, hier jedoch ſehr ſtillgebliebenen Frau ein paar Worte zu, wonach dieſe ſich ohne Aufſehen aus dem wirren Kreiſe entfernte.

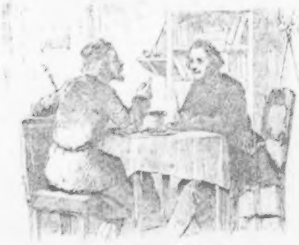
Die liebenswürdige Frau hatte Heimweh gefühlt. Nun zu Hauſe, vertauſchte ſie den beengenden Putz mit bequemeren Kleidern, die drückenden Schuhe mit weiteren. Dann gleitete ihre Hand über das Geſicht, als wollte ſie dort die Spuren von der überſtandenen zweckloſen Lebensmühe verlöſchen. „Nein“, ſprach ſie, „die großen prunkvollen Verſammlungen ſind nicht für mich!“ — „Für mich auch nicht!“ ſo ließ Freudliebe ſich vernehmen; „bin dort ebenfalls eine raſch verſcheuchte Erſcheinung. Zu wenig iſt dorten oder zu viel, und nur daheim iſt Maaß und Ziel! Ueberhaupt mag ich Vorbereitungen und Zurüſtungen nicht, fehle oft, wenn man mich eingeladen hat, finde mich am liebſten als freier Gaſt da ein, wo man mich kaum erwartete; wer mir dann zu ſichtliche Aufmerkſamkeit erweiſt, mich mit überhäufter Theilnahme feſſeln will, der treibt mich in die Flucht. Eigentlich weile ich nirgends lange, und hauptſächlich mag ich gern eine von Sorgen für Andere gefurchte Stirn glätten und heitere Sonnenblicke werfen in ein unverdient mit Dunkel umzogenes Menſchenleben. Wo ich aber einmal mit innigem Dank empfangen wurde, bleibt meine Gegenwart noch lange fortwirkend, wenn ich auch bereits verſchwunden bin, um Troſt und Stärkung weiter zu verbreiten. Doch, Freundin, Du bedarfſt nach den verfloſſenen läſtigen Stunden einer naturgemäßen Erheiterung, und für Dich, die gute Mutter, giebt es keine ſchönere, als in der Freude über Deine unverdorbenen, in jedem Augenblick Dir entgegen ſehenden Kinder.“ — Raſch kamen ſie herbei auf den Ruf der anmuthigen jungen Frau und ſie empfing von ihnen, die ſich nach der Mutter geſehnt hatten, frohlockende Begrüßung. Zuerſt wurden nun die Früchte ihres Fleißes geprüft und gelobt, was zu loben war; hienach wechſelten Erzählungen, Geſang ſinniger Lieder, luſtig Spiel und munterer Scherz. Dann trat der Vater ein, den Berufsarbeiten erſt jetzt frei ließen, und ihn labte eine beſeligte Stimmung, die Freudliebe zurückgelaſſen hatte, als ſie hinweg zog zu Dieſem und Jenem.

Es war Spätabend geworden und von hellem Kerzenlicht ſchimmerte manches Gemach. In dem einen ſaß eine Geſellſchaft am grünen Tiſche; Jeder ſtrebte mit dem gedankenloſeſten Gebrauch der Kartenblätter, ſich den Beutel zu füllen, und die Habgier hatte jedes Geſicht gezeichnet. In einem zweiten Gemach ergötzte man ſich an einem unſchuldigen Pfänderſpiel. Dort las und beurtheilte man die neueſten Erzeugniſſe der Schriftſteller, hier drehten ſich junge Leute nach den Tönen eines Fortepiano im raſchen Walzer umher, und an anderem Orte lachten rohe Geſellen bei Wein-, Bier- und Branntweins-Gelagen ſchadenfroh über Zerrbild-Frechheiten. Freudliebe ſchreckte bald zurück, wo ſchlimme Leidenſchaft verkehrte, hielt an bei gemüthlicher Zerſtreuung, mehr noch bei geiſtiger Erholung. Am wenigſten ließ ſie ſich reizen von den Düften der vielen Schüſſeln und dem Heer von Flaſchen zu verſchwenderiſcher Mahlzeit. „Ein Ueberfluß ſinnlicher Genüſſe“, ſagte ſie zu vertrauten Perſonen, „iſt meinem Weſen völlig fremd, und nichts widerſteht mir in ſolcher Hinſicht mehr als das ausgeklügelt Leckere."

Die Eile, mit der ſie ihres Weges zog, ließ ſie beinahe unter eine Schaar von Studenten gerathen, die mit weithin ſchallendem Geſangslärm die Straße durchſchritten. Glücklich entſprang ſie

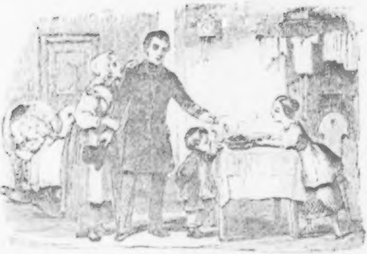


durch die offene Thür in ein nahgelegenes Haus, eilte drei Treppen hinauf in ein kleines, ärmlich ausgeſtattetes Zimmer, in welchem zwei Studenten bei dem ſparſamſten Mahl ſich unterhielten über die durch Vorträge ihrer Lehrer gewonnenen neuen Anſichten. Da ſie Beide zu Volks-Erziehern ſich beſtimmt hatten, ſo berie-



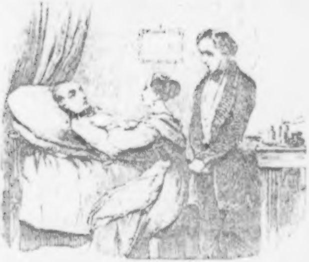
then ſie ſich über die wirkſamſten Mittel, welche Kenntniſſe und Beredſamkeit darböten, um, verbunden mit tiefem Blick in das menſchliche Herz, dereinſt ihren Pflichten ſegensreich leben zu können. Sie waren davon überzeugt, daß Anſtrengung ohne richtigen Erfolg, Thätigkeit ohne Nutzen nicht beſſer ſey als Müßiggang, oft ſchlimmer, daß man aber in der Welt wenig beſſert, wenn man damit nicht vorzugsweiſe bei ſich beginnt, es immer nur auf Andere anlegt. Indem ſie ihren Gegenſtand mit freier Geiſtesberührigkeit verfolgten, entdeckten ſie mit innigem Behagen, daß Freudliebe bei ihnen war. „Ei, ſieh da!“ ſprach Rudolph, „welch ein unerwarteter und doch ſtets willkommener Beſuch; aber warum ſo verſchüchtert?“ — „Vernahmt Ihr nicht“, erwiederte die zarte Freudliebe, „den rauſchenden Geſang, den Eure Lerngenoſſen auf der Straße ertönen ließen?“ — „Ja wohl!“ ſagte Hermann; „wir hätten Dich aber eher im Geleit des Zuges vermuthet, als in unſerer ſtillen Klauſe.“ — „Mit nichten!“ entgegnete Freudliebe, „ich meide nichts mehr als ſchreiende Widerſprüche; ſo ſehe ich denn auch junge Leute, die zu erhabenen Zwecken mit dem Höchſten und Schönſten, was der menſchliche Geiſt je gedacht hat, beſchäftigt ſind, nicht ohne Unwillen in rohem Treiben befangen.“ — „Nun, der Geſang gehört doch nicht zu den rohen Ergötzlichkeiten; er ſpricht das Gemüth an und erweckt die Kräfte.“ — „Ein ſolcher Geſang ſchwerlich“, ſagte Freudliebe; „ſucht ein Gebildeter Genuß bei der Kunſt, muß er ſich nothwendig dazu einigermaßen befähigt haben, ſoll auch allerdings dieſe Befähigung nicht in Verkünſtelung ausarten. Mit geringer Mühe laſſen ſich ja drei- und vierſtimmige Geſänge einüben, dieſe werden herrliche Wirkung thun. Dabei bin ich jedoch überzeugt, daß die jungen Männer ihr Kunſtvermögen nicht in ſolchem Straßenlärm vergeuden, außerdem aber Lieder wählen werden, die einer edlen Geſinnung würdig ſind.“ — Nach dieſen Worten nickte Freudliebe traulich den Freunden zu, baldige Wiederkehr verheißend.

Im niedrigen Zimmer einer Dachwohnung war Frau Gertrud rüſtig mit einem köſtlichen Abendeſſen beſchäftigt. Ein ganzes Pfund Fleiſch wurde im Tiegel gebraten und der erfriſchende Salat eben bereitet. Ihr jüngſtes Kind hatte ſie in Schlaf gelullt, aber Mariechen, ihre neunjährige Tochter, deckte weißes Linnen über den kleinen Tiſch und ordnete das Geräth. Jetzt trat Meiſter Anton, der Weber, herein. „Ei, ei, liebe Mutter“ ſprach er mit ſanftem Ernſt, „iſt das eine Abendmahlzeit für arme Webersleute in dieſer drangvollen Zeit?“ — „Zürne nicht!“ antwortete Gertrud, „ich habe das in den letzten Monaten ſorglich vom Wochengeld erſpart, und der Kalender zeigt ja heute den Tag, an welchem wir uns vor zehn Jahren miteinander vereinten.“ — „Iſt Dir denn der Tag immer noch ſo lieb, nach aller Noth, die wir zuſammen ertragen mußten?“ ſagte Anton gerührt. — „Eben darum; der liebe Gott hat uns ja doch ſtets wieder



geholfen!“ — Freudliebe verſchmähte nicht den Sitz auf der harten Bank; ſie blieb zugegen bei dem Schmauſe und freute ſich, wie der Vater ſeinem vierjährigen Heinrich manchen guten Biſſen in den Mund ſteckte. Aber nach der Mahlzeit reichte Gertrud ihrem Manne die geſtopfte Pfeife und ſetzte ihm kernvergnügt einen diesmal mit Ganzbier gefüllten Krug vor; auf des Gatten Begehr trank ſie ihm daraus zu und auch die Kinder mußten davon nippen. Hier verweilte Freudliebe ſo lange, bis alle Mitglieder der Familie ſich auf ihr hartes Lager begeben hatten, wo die Ermüdung und die ſanften Eindrücke eines unſchuldigen Genuſſes ſie bald in erquickenden Schlummer wiegten.

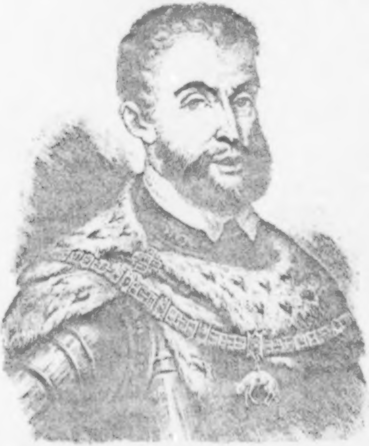
Der Nachtwächter hatte jetzt Elf abgerufen; Alle, die nach ſechstägiger Arbeit den Sonntag feierten, ſahen ihn nun für beendigt an, oder ſammelten bereits friſche Kraft zur Arbeit in nächtiger Ruhe. Diejenigen aber, für welche die Woche ſieben Sonntage hat, ſchienen noch ohne Ziel, waren noch nicht müde, einer mißrathenen Schweſter der Freudliebe nachzujagen: Sinnenluſt iſt ihr Name. Sie befriedigt nimmer, reizt nur zu heftigerem, nie zu ſtillendem Reiz, und im Gewähren ſteigert ſie ſtets nur den Mangel. Dagegen ſaß auch mancher Forſcher der Wahrheit gedankenvoll bei ſeiner Lampe, erwägend, was die Weiſen der Vorwelt über den Menſchen und der Menſchen Leben gelehrt, oder vertieft in die Wunderwelt des durchdringenden Verſtandes, der die Geheimniſſe der Erde löſt und ſelbſt am Himmel die Geſetze der ſchöpferiſchen Ordnung aufzufinden weiß. — Freilich waren zugleich noch Viele wach, denen bittere Sorge des Schlummers Wohlthat fern hielt — Freudliebe gedenkt ihrer! — das zeigte ſie ſogleich wieder. In einem Hauſe, aus deſſen Erdgeſchoß lauter



Jubel ſchallte, erblickte man oben im vierten Stock mit Mühe einen matten Lichtſchimmer; dorthin erhob ſich Freudliebe. Sie fand hier ein liebend Paar, dem ſie auch ſchon folgte auf dem heutigen Wege. Beide ſaßen vor dem Bette eines ehrwürdigen Greiſes, der lange Freund und Lehrer der Jugend geweſen war, dann, ſchwach und vergeſſen, nur mit Hülfe der Tochter ein kümmerliches Daſeyn gefriſtet hatte. — „Wie befinden Sie ſich, mein Vater?" ſprach der junge Mann. — „Wohl, mein Sohn; in Ordnung iſt mein Reiſegeräth, ich harre des letzten Zeichens zur Heimreiſe in Frieden und Hoffnung." — „Ach!" ſprach die Tochter, „wer hätte das vor wenigen Stunden gedacht, als wir uns Deiner Verſorgung freuten, mein Ferdinand; als wir mit unſern Gedanken dem Vater eine beſſere Wohnung bereiteten in unſerem ländlichen Aufenthalt, ihn, den ſteten Freund der Natur, an Blüthenbäumen und Blumenbeeten ſich erfreuen ließen; als wir, nicht mehr gedrückt von Armuth, ihm keine Erquickung zu verſagen brauchten, die ſein Alter heiſchte." — Aber verklärten Antlitzes entgegnete der Greis: „Trauert doch nicht, ihr guten Kinder, daß ich die Bäume nicht mehr ſehen werde, deren Blüthen ſo bald fallen, nicht die Blumen, deren Glanz ſo raſch verſchwindet, nicht den Labetrunk empfangen ſoll, den Ihr gern mir reichen würdet. Alle Erquickung, die ich jetzt noch bedarf, gewährt mir Eure herzige Theilnahme, und ſo iſt Freudliebe, Ihr könnt's glauben, ſelbſt in der Scheideſtunde nicht fern, wird Euch niemals fern ſeyn, wenn —." Hier durchbrach der freigewordene Geiſt des Körpers enge Schranken. In tiefer Wehmuth floſſen die Thränen des jungen Paares, doch auch hier milderte ſich der Schmerz durch die ungeahnte Gegenwart der auf die Zukunft vertröſtenden Freudliebe, und eines ſolchen Troſtes kann Jeder gewiß ſeyn, der in Wahrheit danach trachtet, mit ſich in Frieden zu leben, das, was er iſt und Hat, ſich ſelber verdanken will und dabei den Schein des Glücks als Schein erkennt. C. Glover.

Kaiſer Karl der Fünfte.

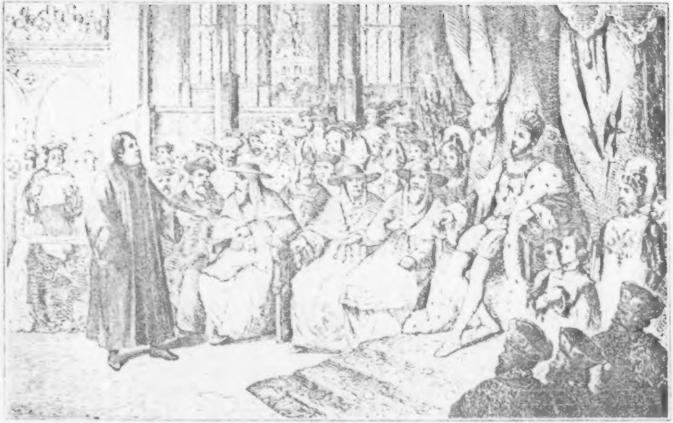
(Geboren 1500 zu Gent, geſtorben 1558 im Kloſter San Juſt bei Placencia in Spanien.)



Bei dem Tode des Kaiſers Maximilian des Erſten (11. Januar 1519) waren die alten Verhältniſſe des deutſchen Reiches in voller Auflöſung begriffen. Während die Lebensbeziehungen ſich lockerten, die mächtigeren Stände und Fürſten nach höherer Selbſtſtändigkeit ſtrebten, die ſtädtiſchen Bünde allmälig in das Grab ſanken, lagen in der bereits begonnenen Reformation der Kirche, die mit Luther's Anſchlag der 95 Sätze gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg im Jahre 1517 geharniſcht hervortrat, lagen ferner in der aufſtrebenden Richtung, welche ſich im kleineren Ritterſtande und überhaupt im Volke als Gegenſatz zu den Selbſtherrlichkeits-Beſtrebungen der Reichsfürſten kundgab, glückliche Keime zu einer geſunden und kräftigen Wiedergeburt des deutſchen Vaterlandes. Aber auch hier, wie nachmals ſo oft, fehlte an den entſcheidenden Stellen der aufrichtige Sinn für das große Ganze, die echte Volksthümlichkeit. Maximilian's Enkel, König Karl von Spanien, der Sohn des deutſchen Erzherzogs Philipp und einer ſpaniſchen Fürſtin, wurde bei der neuen Kaiſerwahl in Vorſchlag gebracht. Zugleich mit ihm bewarben ſich um die Krone des deutſchen Reiches die Könige von Frankreich und England, Franz der Erſte und Heinrich der Achte, während ein Theil der deutſchen Fürſten gern die Wahl hingelenkt hätte auf Friedrich den Weiſen, Kurfürſten von Sachſen, in deſſen Landen ein verjüngter Geiſt des Glaubens in natürlicher und freier Hingebung an den ewigen Gott aller Menſchen erſtanden war. Friedrich der Weiſe hatte nicht Selbſtvertrauen genug, um auch nur die Mitbewerberſchaft anzunehmen, er wies ſelber auf Karl von Spanien hin, und ſo wurde unter drei auswärtigen Königen dieſem die deutſche Kaiſerkrone zu Theil. Die Kurfürſten folgten hierbei jedoch noch einem zweiten Rathe Friedrich's des Weiſen, ſie ließen nämlich den neuen Kaiſer beſtimmte Bedingungen der Wahl beſchwören, welche faſt alle darauf hinausliefen, die landesherrlichen Vorrechte der Kurfürſten und übrigen großen Stände ſowohl im Verhältniß zum Kaiſer als in dem zu Städten und Adel ſicher zu ſtellen. Dies trug den Keim des Todes in die Reichsverfaſſung, indem von nun an ſtatt verfaſſungsmäßiger Beſchränkung der kaiſerlichen Gewalt eine Beſchränkung durch Wahlkapitulationen trat, zum Vortheil der einzelnen Landesherren, welche die große Einheit des Reichs zerriſſen.

König Karl von Spanien beſtieg als Karl der Fünfte den deutſchen Kaiſerthron. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich über Deutſchland, Spanien, die Niederlande, Neapel und reichte von Europa hinüber nach Amerika, von wo die ausgedehnten ſpaniſchen Beſitzungen den Reichthum ihrer Erzeugniſſe ihm zuſandten. Zugleich mit dieſer gewaltigen äußeren Macht beſaß er einen durchdringenden Verſtand, eine Willenskraft von ſeltener Ausdauer und ein Selbſtvertrauen ohne Grenze, das erſt gegen das Ende ſeines Lebens eben ſo plötzlich ihn verließ, als es bis dahin mit unbeugſamem Stolze ihn beſeelte. Karl hielt einen erſten Reichstag 1521 zu Worms, wohin auch Luther beſchieden wurde, der ſich im Kirchenbann befand, ſeitdem er 1519 zu Augsburg den Widerruf ſeiner Aeußerungen abgelehnt hatte. Es iſt bekannt, daß dem großen Reformator kaiſerliches freies Geleit zugeſichert und gewahrt wurde, daß er nicht widerrief, ſondern, auf die Bibel geſtützt, die Wahrheit des Evangeliums vertheidigte, und ſeine zweiſtündige kräftige Rede mit den Worten ſchloß: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“ — Nach der Rückkehr von Worms wurde er, auf Veranſtaltung des Kurfürſten von Sachſen, zu ſeiner Sicherheit nach der Wartburg entführt, wo er unter dem Namen eines Junker Georg ſeine Ueberſetzung der Bibel förderte. Während deſſen machte die neue Lehre, welche das Chriſtenthum aus den willkürlichen Satzungen der römiſch-katholiſchen Kirche befreite, immer weitere Fortſchritte; ſogar Geiſtliche bekannten ſich zu den Grundſätzen des Reformators, traten — wie ſpäter Luther ſelbſt — aus dem eheloſen Stande und ſchafften die Ohrenbeichte ab. Zugleich jedoch erhoben ſich Schwärmer-Verbindungen, welche haſtig aller Entwickelung vorgriffen, ſogar die Bibel verwarfen und das wahre Chriſtenthum ſtatt deſſen in Vernichtung aller Bilder ſuchten. Es kann wohl nicht in Abrede geſtellt werden: die Heiligen-Verehrung war in der römiſch-katholiſchen Kirche zum ſtarren Bilderdienſte ausgeartet, aber Rohheit und Zerſtörungswuth ſind hiergegen keine geeigneten Heilmittel. Luther verließ, um dieſem Unweſen zu wehren, 1522 die Wartburg, obwohl er noch im Banne war, und ſuchte das rechte Maaß in der Entwickelung des freieren Glaubens kräftig zu ſchirmen. Die evangeliſche Freiheit, welche er in das kirchliche Leben zurückzuführen unternahm, wurde namentlich von zwei Seiten her in politiſcher Weiſe aufgefaßt, von Seiten des kleineren Ritterſtandes, welcher ſich unter die Vorrechte der Reichsfürſten nicht beugen wollte und von dem Kaiſer Hülfe erwartete gegen die ſteigende Macht der einzelnen Landesherren, und von Seiten des Bauernſtandes, der unter knechtiſchem Drucke der Grundherren ſeufzte. An die Spitze der Adelsbewegung traten Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, unterlagen jedoch der vereinigten Macht der Kurfürſten von Trier und der Pfalz, ſowie des Landgrafen von Heſſen. Der Aufſtand der Bauern, in ſeinen Urſachen und Forderungen nicht unbegründet, trieb das ſtets gefährliche Mittel der Gewalt zur wildeſten Grauſamkeit, verband ſich in einer Abzweigung mit den Wiedertäufern und deren ſinnlichen Ausſchweifungen, rief dadurch noch ärgere Grauſamkeiten von der andern Seite hervor und wurde endlich in Strömen Blutes erſtickt.

Kaiſer Karl führte in dieſer wichtigen Zeit, wo Deutſchland von den Parteien bis in das Innerſte zerwühlt wurde, auswärtige Kriege des perſönlichen Ehrgeizes und zum Vortheile ſeiner Hausmacht mit Franz dem Erſten von Frankreich. Vergebens boten ſich ihm die zum Theil berechtigten Beſchwerden des kleineren Adels und des Bauernſtandes zu günſtigen Handhaben dar, die kaiſerliche Hoheit mit volksthümlicher Entwickelung zu ver-



binden und zum Vortheil der Einheit des Reiches zu heben. Er ließ die Fürſtenmacht in ihrem Siege ſchwelgen, um ſpäter den ungleich ſchwierigeren Kampf mit ihr ſeinerſeits aufzunehmen. Er ſiegte gegen Franz von Frankreich bei Pavia (1525), nahm den feindlichen König ſelbſt gefangen und ließ ihn erſt im folgenden Jahre unter der Bedingung wieder frei, daß Franz allen Anſprüchen auf Italien entſagte; aber die franzöſiſche Treue zeigte geringen Beſtand. Gegen ſein feierliches Verſprechen begann Franz den Krieg ſehr bald wieder, und im Verlaufe deſſelben ließ der Kaiſer, der ſpäter die römiſch-katholiſche Kirche gegen die deutſche Reformation vertheidigte, durch ſeine Truppen den Papſt in Rom belagern und gefangen nehmen. Nachdem Franz von Neuem zum Frieden (zu Cambray 1529) gezwungen worden und auf Mailand und Neapel, ſo wie auf Flandern und Artois verzichtet hatte, huldigte Karl dem Papſte und ließ ſich von ihm die römiſche Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen. In ſolchen Widerſprüchen bewegte ſich die Zeit.

Während indeß die politiſchen Beſtrebungen des Adels und der Bauern in Deutſchland zu Grunde gingen, konnte die kirchliche Reformation ſich in Abweſenheit des Kaiſers um ſo kräftiger entwickeln. Karl's Bruder, Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich, den der Kaiſer zu ſeinem Stellvertreter in Deutſchland ernannt hatte, erbte bei dem Tode ſeines Schwagers, des Königs Ludwig von Ungarn (1526), die Kronen von Böhmen und Ungarn. Aber erſt nach langen Kämpfen wider den Gegenkönig Johann Zapolya konnte er ſich in den Beſitz des letzteren Königreichs ſetzen, und da er hierbei des Beiſtandes der deutſchen Reichsfürſten bedurfte, mußte er ihren Beſtrebungen ſowohl auf kirchlichem als auf politiſchem Gebiet freie Hand laſſen. Die Reformation gewann um ſo mehr Eingang bei vielen Fürſten, je mehr ſie dadurch, daß ſie auch die kirchliche Oberhoheit dem Landesherrn zuſprach, der fürſtlichen Machtvergrößerung Vorſchub leiſtete. Es kam der Reformation noch ein wichtiger Umſtand ſehr zu ſtatten. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) nahm der Kaiſer die Hülfe des Reiches gegen die Türken in Anſpruch und geſtattete daher aus politiſchen Gründen den verſchiedenen Religionsparteien eine offene Darlegung ihrer Glaubensanſichten. Aber nachdem die lutheriſchen Reichsſtände ihr Glaubensbekenntniß (die „Augsburgiſche Konfeſſion“), welches von Melanchthon verfaßt worden war, am 25. Juni 1530 hatten vortragen laſſen, und auf Befehl des Kaiſers eine Widerlegung durch katholiſche Theologen erfolgt war, erwirkte Karl einen Reichstags-Beſchluß, dahin lautend, die Lutheriſchen ſollten ſich bis zum 15. April des nächſten Jahres mit der römiſch-katholiſchen Kirche wieder vereinigen. Hierauf wurde am 26. Februar 1531 von ſieben Fürſten, zwei Grafen und elf Städten zur Aufrechterhaltung der Augsburgiſchen Konfeſſion und zur eigenen Sicherheit der ſogenannte Schmalkaldiſche Bund geſchloſſen. Dieſe Vereinigung veranlaßte, da die Angriffe der Türken noch immer ein vorſichtiges Benehmen gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände nöthig machten, den Religionsfrieden zu Nürnberg (1532), in welchem feſtgeſetzt wurde, daß Katholiken und Proteſtanten bis zum nächſten Kirchen-Conzil oder bis zum nächſten Reichstags-Beſchluſſe gegenſeitige Duldung üben ſollten, ohne daß jedoch eine weitere Verbreitung der Reformation geſtattet wurde. Noch einmal vereinigten ſich katholiſche und proteſtantiſche Fürſten, um den bald darauf in Münſter zur unſinnigſten Rohheit entarteten ſogenannten Wiedertäufer-Staat zu ſtürzen, dann aber ſchloſſen ſich die proteſtantiſchen Stände innig zuſammen und wählten, nachdem ihr Bund ſich erweitert hatte, den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen und den Landgrafen Philipp von Heſſen zu Hauptleuten des Schmalkaldiſchen Bundes, während 1538 auch die katholiſchen Fürſten zu einem „heiligen Bunde“ zuſammentraten.

Während deſſen unternahm Kaiſer Karl zwei Kriegszüge nach Tunis; bei dem erſten befreite er die dortigen Chriſtenſklaven, bei dem zweiten jedoch verlor er durch einen furchtbaren Sturm faſt ſeine ganze Flotte. Auch mit König Franz hatte er einen Krieg geführt, der vorläufig nach dem Waffenſtillſtand zu Nizza (1538) kurze Zeit ruhte, nun aber mit neuem Ausbruch drohte. Der König von Frankreich hatte Karl's afrikaniſche Züge zu gewaltigen Rüſtungen benutzt und wollte das Herzogthum Mailand trotz aller Verſprechungen und Betheuerungen wieder erobern. Karl war nicht in gleichem Maaße gerüſtet und ſuchte deshalb die Hülfe des Schmalkaldiſchen Bundes nach, die ihm auch gegen das Verſprechen eines beſtändigen Friedens gewährt wurde. So verſtärkt zog er nach Frankreich und brachte des Königs Franz vielgerühmten ritterlichen Muth dergeſtalt zum Wanken, daß derſelbe ihm den Frieden anbot, welcher zu Crespy im Jahre 1544 geſchloſſen wurde.

Die Größe des Mannes, der über eine ſo ungeheure Ländermaſſe gebot und nach allen Seiten hin die Schärfe ſeines ſtaatsmänniſchen Geiſtes, die Gewaltigkeit ſeines Herrſcherwillens geltend machte, darf nicht verkannt werden. Wenn er nicht ausſchließlich deutſcher Fürſt war, wenn Spanien, die Niederlande, Italien, kurz ſein vielverzweigtes Beſitzthum ebenfalls ſeine Thätigkeit lebhaft in Anſpruch nahmen, ſo iſt weniger er als die Kurzſichtigkeit der deutſchen Fürſten anzuklagen, welche einen ſpaniſchen König auf den deutſchen Thron berief. Unter allen Kämpfen, die er zu führen hatte, verlor Karl Deutſchland nicht aus den Augen. Die Einheit der politiſchen Herrſchaft wie der Kirche in dieſem Lande wieder herzuſtellen, galt ihm als eine Hauptaufgabe ſeines Lebens, und kaum war der Friede mit Frankreich geſchloſſen, ſo eilte er, jene Zwecke thätig zu verfolgen. Gegen Ende des Jahres 1545 wurde auf ſeine Veranſtaltung ein

Conzil zu Trient (das Tridentiniſche) eröffnet, jedoch von den proteſtantiſchen Reichsſtänden nicht beſchickt, weil ſie daſſelbe nicht als ein allgemeines und freies anzuerkennen vermochten. Hierdurch erbittert, ſprach Karl die Reichsacht aus über Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen, die Hauptleute des Schmalkaldiſchen Bundes. Beide Parteien rüſteten, während Luther am 18. Februar 1546 in das Grab ſank. Es gelang dem Kaiſer, die beiden gegneriſchen Führer dadurch von einander zu trennen, daß er dem Herzog Moritz von Sachſen, dem Neffen Johann Friedrich's, die Vollſtreckung der Reichsacht gegen Letzteren übertrug. Moritz war kühn, ritterlich geſinnt, zugleich ein kluger, aber ehrgeiziger Fürſt, und hatte ſich durch eben dieſen Ehrgeiz zur Abtrünnigkeit von der Sache ſeiner Glaubensgenoſſen verlocken laſſen. Er war Proteſtant und mit beiden Hauptleuten des Schmalkaldiſchen Bundes in Verwandtſchaft, denn mit der Tochter Philipp's des Großmüthigen von Heſſen hatte er ſich vermählt. Mit kaiſerlichen Truppen beſetzte er das Kurfürſtenthum Sachſen, das jedoch Johann Friedrich in kurzem Feldzuge befreite und das Königreich Böhmen, wohin Moritz zurückgegangen war, mit einem Einfall bedrohte. Unterdeß hatte Karl ein großes Heer aus den Niederlanden an ſich gezogen, brach nach Sachſen auf, ſchlug am 24. April 1547 den Kurfürſten bei Mühlberg und nahm dieſen ſelbſt nach muthiger Gegenwehr gefangen. Den Herzog Moritz belohnte der Kaiſer nun mit der ſächſiſchen Kurwürde und ließ Johann Friedrich zum Tode verurtheilen, um ihn zu lebenslänglicher Gefangenſchaft zu begnadigen. Jetzt konnte auch Philipp von Heſſen nicht mehr widerſtehen und mußte ſich dem Kaiſer unterwerfen, der ihn ebenfalls in ſtrenge Haft nach den Niederlanden führen ließ, worüber Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachſen ernſte, aber vergebliche Vorſtellungen erhoben. Der Schmalkaldiſche Bund war vernichtet.

Nun wandte ſich Karl wieder ganz dem Werke der kirchlichen Vereinigung auf dem Tridentiniſchen Conzil zu. Aber der Papſt, welcher die bisherigen Zugeſtändniſſe des Kaiſers an die Proteſtanten mißbilligte, verlegte das Conzil nach Bologna, wogegen der Kaiſer 1548 auf dem Reichstag zu Augsburg, unabhängig von den päpſtlichen Anſichten, durch zwei katholiſche und einen proteſtantiſchen Gottesgelehrten das ſogenannte Interim abfaſſen ließ, einen Entwurf zur Vereinigung, der bis zur Entſcheidung des Conzils gelten ſollte. Dieſes Interim fand jedoch nirgends im Reiche Anklang, und namentlich ſetzte ſich die Stadt Magdeburg, welche Karl bereits ein Jahr vorher wegen ihres entſchiedenen proteſtantiſchen Widerſtandes in die Reichsacht erklärt hatte, den kaiſerlichen Zwecken entgegen. Der Kaiſer beauftragte den Kurfürſten Moritz von Sachſen mit Vollſtreckung der Reichsacht, welche derſelbe auch ſcheinbar übernahm, während deſſen jedoch mit Wilhelm von Heſſen, dem Herzoge Johann Albrecht von

Mecklenburg, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Könige Heinrich den Zweiten von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiſer ſchloß. Moritz ſah den Untergang der Proteſtanten vor Augen, doch war es nicht dieſe Rückſicht allein, ſondern zugleich die Befürchtung, daß die landesherrliche Macht der einzelnen Fürſten durch den mächtigen Kaiſer geſchmälert, wohl gar unterdrückt werden möchte, was ihn gegen Letzteren anſpornte. Er nahm die Stadt Magdeburg nach langem Zögern in Beſitz, wandte ſich dann plötzlich nach dem Süden, erließ Kriegsmanifeſte, worin er ſeine Handlungsweiſe durch Philipp's von Heſſen widerrechtliche Gefangenhaltung, durch die Verletzung der Wahlkapitulation und die Beeinträchtigung der Fürſtenrechte von Seiten des Kaiſers erklärte, nahm Augsburg und ſchickte ſich an, den Kaiſer ſelbſt in Inſpruck gefangen zu nehmen, der nur mit genauer Noth dieſem Schickſal entging. Unvorbereitet und überraſcht, wie er war, mußte Karl in die Bedingungen willigen, welche Moritz ihm vorſchrieb. Der Friede zu Paſſau (1552) befreite den Landgrafen Philipp aus ſeiner Gefangenſchaft und ſicherte den Proteſtanten die ungehinderte Ausübung ihres Glaubens. Der Proteſtantismus und die Macht der deutſchen Fürſten nennen Moritz ihren Retter; mit größerem Rechte wohl noch die letztere als der erſtere, denn der Geiſt der Reformation war nicht mehr zu unterdrücken. Eine andere, leider ſehr unglückliche Folge ging noch aus dem Unternehmen des Herzogs Moritz hervor. Der König von Frankreich war gleichzeitig mit Jenem gegen die kaiſerlichen Lande aufgebrochen, hatte Metz, Toul und Verdun beſetzt, und der Kaiſer, zu ſchwach, ihm dieſe Städte wieder abzunehmen, mußte in deren Abtretung, die Abtretung eines herrlichen deutſchen Landſtrichs an Frankreich willigen.

Des Kaiſers große Zwecke, deren Verwirklichung den Geſchicken Deutſchlands eine durchaus andere Wendung gegeben haben würde, waren geſcheitert. Sie von Anfang an neu zu beginnen, dazu fehlte Karl am Ende ſeiner Lebensbahn das früher ſo mächtig ihn beſeelende Selbſtvertrauen. Ermüdet von ſo großen und doch ſo vergeblichen Anſtrengungen, denen er ſein thatenreiches Leben gewidmet hatte, übertrug er die Leitung der deutſchen Angelegenheiten ſeinem Bruder Ferdinand, der bereits zum römiſchen Könige erwählt worden war und welcher auf einem neuen Reichstage zu Augsburg 1555 den bekannten Religionsfrieden zu Stande brachte. Allgemeine religiöſe Duldung war deſſen Hauptinhalt. Bald darauf legte Karl auch die Krone von Spanien nebſt den Niederlanden, Neapel und den amerikaniſchen Beſitzungen in die Hände ſeines Sohnes Philipp nieder, während Ferdinand auf dem deutſchen Kaiſerthron ihm folgte. Im Jahre 1556 zog der einſt ſo gewaltige Kaiſer, entlaſtet von dem Gewichte aller Kronen, die ſein Haupt getragen, nach Spanien und brachte die letzten Jahre ſeines Lebens als Mönch im Kloſter San Juſt bei Placencia in Eſtremadura zu. Wie er hier bei ſeinen Lebzeiten die eigene Leichenfeier beging und überhaupt in aſcetiſch geiſtlichen Uebungen einem krankhaften Tiefſinne ſich überließ, ſo ſtarb er allmälig im Geiſte ab, bis der Tod am 21. September 1558 auch ſeinen Körper brach.

Fr. Becker.

Der Korndieb.

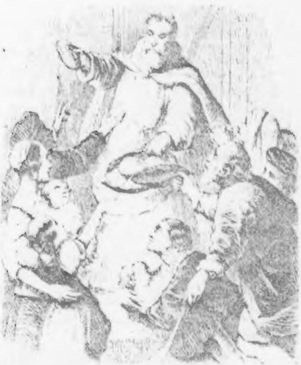
(Begebenheit aus dem Jahre 1148.)

War große Noth im Lande Wagrien und weiter im Lande der Holſten, bis hinauf zum Danewerk. Dahinten lauerten die däniſchen Mannen und trachteten mit Fleiß, den deutſchen Grenzen Uebles zu thun. Alle Vorräthe waren während des langen Kreuzzuges aufgezehrt, kein Feld wurde neu beſtellt und der Herbſt hatte nichts zu reifen. Kam dazu der Winter mit all ſeiner Noth und Plag. Froſt und Schnee trieb das Waldgethier den Lichtungen zu, wo Weiber und Kinder auf den verkohlten Trümmern ihrer Hütten ſaßen und vor Hunger und Kälte ſtarben. Es ſtand kein Auge mehr offen, das nicht Thränen der bitterſten Noth weinte. Am meiſten aber ſah es gotterbärmlich aus auf dem ehemaligen Markte zu Lübeck, wo Alles noch in Schutt und Aſche lag und keine Spur des ehemaligen Lebens zu erblicken war.

Gab überhaupt nur einen Ort im Lande, wo die allgemeine Noth nicht heimte. Das war im Kloſter zu Neumünſter. Dort ſaßen die frommen Väter um ein großes Feuer und dehnten ſich behaglich, denn in ihren Kellern lagerten Faß auf Faß und aus ihren künſtlichen Teichen holten ſie Fiſchlein die Fülle. Am meiſten aber thaten ſie ſich auf die großen Magazine zu gute, die innerhalb des Kloſterbannes lagen, und vom Boden bis zum Dache mit Korn gefüllt waren. Die guten Patres reichten dem Flehenden, der an ihre Pforte pochte, ein kleines Brod und einen großen Segen zur Weiterreiſe. Viele aber mußten ungetröſtet und ungenährt durch die Wüſte weiter ziehen, den umherſtreifenden Wenden und dem heulenden Wolf entgegen.

Da begab es ſich, daß der fromme Abt Vicelin, dem ſich, um ſeines chriſtlichen Wandels willen, alle Herzen zuwendeten, und dem der mächtige Erzbiſchof von Bremen die Oldenburgiſche Biſchofsmütze zugedacht hatte, des Weges zog und bei den Patres zu Neumünſter, die zu ſeinem Sprengel gehörten, einige Zeit raſten wollte. Es mochte ihm aber nicht gelingen, den Eingang zu gewinnen, denn die Kloſterpforte war von Hunderten belagert, die mit einem Dornſtecken und einem leeren Säcklein durch das Land pilgerten, nicht um Gottes-, ſondern um des lieben Brodes willen. Der Abt redete den Leuten freundlich zu und vernahm dafür der Klagen gar viele. Als er aber längere Zeit mit den Leuten ſprach und ſie näher anſchaute, hätte ihm mögen vor Weh muth das Herz brechen, denn er erkannte unter den Bettlern ſtattliche Herrenleute aus Lübeck, die auf dieſem Markte in großem Anſehn ſtanden und jezt der Brodrinde mangelten, um den Hunger ihrer Kinder zu ſtillen. Es war aber Vicelin gar angeſehen zu Lübeck, woſelbſt er, als es aus Schutt und Aſche wieder emporſtieg, das erſte Kirchlein erbaute und weihte.

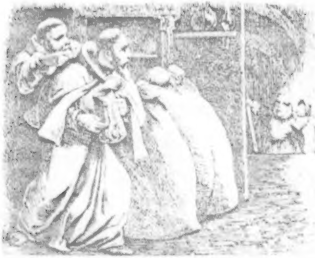
Die frommen Brüder empfingen ihren Herrn und Meiſter im Refektorium mit großer Unterwürfigkeit. Vicelin aber gebot ihnen zu ſchweigen, ſchalt ſie ob ihres Herzens Hartigkeit und ermahnte ſie, herzugeben was ſie hätten, um der Noth ein Ende zu machen. Und das thaten ſie alſogleich um des vieltheuern Gaſtes willen, der an ihrem Feuer ſaß und das Brod mit ihnen brach, vielfach betheuernd, es ſey ihr Leztes und ſie müßten nun ſelber Noth leiden. — Des andern Tages aber war zum großen Schrecken der Patres ſein Frühgang nach den Magazinen, und er befahl dem Bruder Schaffner mit großem Ernſte, ihm die Pforte zu öffnen. Er hatte ſich drinnen noch nicht lange verweilt, als er auch ſchon mit einem großen Sacke beladen über den Kloſterhof keuchte, und den Bettlern von ferne zurief: „Hier iſt Brod. Ihr lieben Leute! hier iſt Brod! Geſegne es Euch der Herr!“



Das wiederholte ſich mehrmals hinter einander und als Alle reich begabt von dannen zogen, ging Vicelin, Freudenthränen im Auge, in's Kloſter zurück. Die Patres machten ihm dringende Vorſtellungen. Aber es half ihnen nichts, der neue Tag brachte neue Bettler, und neue Säcke wurden aus den Magazinen geſchleppt, wo die dicht auf einander geſtapelten Reihen ſich bald merklich zu lichten begannen. — Als die Patres die immer wachſende Gefahr ſahen und inne wurden, hier ſey mit Demuth nichts zu erreichen, wurden ſie aufſäſſig, ſagten, ſo viel und nicht mehr dürfe täglich geſpendet werden, und einer der Ihrigen ſolle darüber die Aufſicht führen. Da mußte ſich Vicelin dem allgemeinen Anſinnen fügen, denn die Magazine waren nicht ſein ausſchließliches Eigenthum.

Das hatte drei Tage ſo gewährt, als der Pater Küchenmeiſter dem Pater Kellermeiſter einige Worte zuflüſterte, die dieſen ſo erſchreckten, daß er ein Kreuz ſchlug und der wohlgefüllte Becher ihm aus der Hand glitt. Was aber der Pater Küchenmeiſter erzählte, hatte guten Grund, denn er hatte es vom Pater Pförtner, und dieſem hatte es Pater Markus der Schaffner vertraut. Allmorgendlich ward die Pforte des Magazins ſorglich geöffnet, der für den Tag nöthige Vorrath herausgeholt und dann eben ſo ſorglich wieder verſchloſſen. Die Schlüſſel klirrten an dem Gurt des Aufſehers und kamen nie von deſſen Seite. Deſſen ungeachtet, wenn derſelbe am nächſten Morgen wieder kam, fehlte von den Säcken einer, und zwar der nächſte. Es ward nun genau nachgeforſcht, aber Niemanden wollte es gelingen, den Korndieb zu entdecken, er hielt ſich vor Aller Augen verborgen. Darüber erboßte ſich der Pater Aufſeher ſo ſehr, als ſich ein frommer Pater nur irgend zu erboßen vermag, und er verabredete mit ſeinen beiden Vertrauten, den Patres von Küche und Keller, daß ſie mitſammen Alles anwenden wollten, um ſich des Diebes zu bemächtigen; aber treulich müßte man ſich unterſtützen. Das verſprachen Jene mit allem Fleiße.

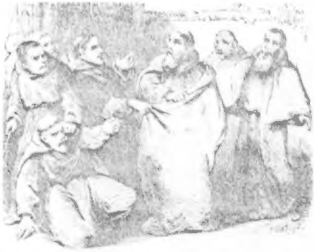
Der Kellermeiſter traf ſogleich die nöthige Anſtalt, indem er eine mächtige Trinkkanne füllte und nach dem Magazine trug, damit ſie hätten ſich zu erfriſchen. Sie wollten ja die ganze Nacht wachend hinter den Säcken lauern, und wenn der Dieb nahte —. Nun die Patres rieben ſich die Hände, nicht vor Kälte, ſondern vor Freude darüber, daß ſie einen ſo geſcheidten Einfall gehabt hatten. — Durften auch nicht lange warten. Die Kanne war noch nicht zur Hälfte leer, als an dem entfernteſten Ende des Magazins aus der Tiefe ein ſchwacher Lichtſchimmer drang. Da fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen und ſie beſannen ſich, daß es hier einen unterirdiſchen Gang gäbe, der mit dem Kloſterhofe in Verbindung ſtand. Den Weg hatte alſo der Dieb benutzt, um den Patres das Korn zu ſtehlen. — Es ſtieg nun eine vermummte Geſtalt langſam aus dem Boden auf, aber bei dem allzu



matten Schimmer der Lampe konnten die Patres dieſelbe nicht erkennen, kümmerten ſich auch nicht ſonderlich darum, wer der Dieb ſey, war ihnen genug, daß ſie ihn endlich erwiſcht hatten. Mit großer Haſt warfen ſie ſich auf ihn, ſteckten ihn, trotz alles Sträubens, in einen bereit gehaltenen leeren Sack und banden dieſen oben zu. — Als dies geſchehen war, wünſchten ſie ſich Glück, und Zwei von ihnen wollten ſogleich mit der gemachten Beute auf und davon. Aber der Dritte meinte, es dürfe hier keiner zurück bleiben, nicht einmal die noch halb gefüllte Kanne. Darum fielen ſie über dieſe her und ſchwuren ihr lachend den Untergang; aber ihrer Weite und Tiefe wegen war das nicht ſo leicht, ſondern es verging eine geraume Zeit, und als der letzte Tropfen endlich in die Kehle des Durſtigſten von ihnen hinabrann, brach der erſte ſchwache Schimmer des neuen Morgens durch die Wolken.

Die Patres rafften ſich auf. Der Schaffner, als der Stärkſte von ihnen, lud ſich den Sack auf, der Koch und der Kellner zogen im Geſchwindſchritt hintendrein. Sie konnten die Zeit nicht erwarten, den Verbrecher vor Gericht zu ſtellen. Um dieſe abzukürzen, wählten ſie den unterirdiſchen Gang, den ſie bisher nur von Hörenſagen kannten. — Unterdeſſen hatte ſich die Luſt, den Korndieb zu fangen, auch unter den jüngeren Kloſterleuten bemerklich gemacht, und da ſie keine Gelegenheit hatten, in das Magazin einzudringen, blieben ſie vor demſelben ſtehen. Es wollte nämlich Einer von ihnen bemerkt haben, daß eine Geſtalt über den Kloſterhof gehuſcht und in der Nähe des Magazins verſchwunden ſey, ungefähr da, wo ſich der Sage nach vor Alters ein unterirdiſcher Gang befunden haben ſolle. Dieſer hatte ſich mit ſeinen Genoſſen geeinigt; fiele der Dieb in ihre Hände, wollten ſie ſich bezahlt machen für das lange Warten, bis ſie ihn dem Convente übergeben. — Da öffnete ſich die Erde zu ihren Füßen ſo plötzlich und unerwartet, daß ſie erſchrocken zurückprallten. Keuchend, einen Sack auf dem Rücken, ſtieg ein Mann aus der Tiefe und zwei andere folgten ihm nach. Kloſterknechte können wohl vor etwas erſchrecken, aber es hält nicht lange an; ſie faßten ſich bald, und als der Eine ſchrie: „Das iſt der Dieb und die Andern ſind ſeine Helfershelfer!“ ſtürzten ſie ſich ſammt und ſonders auf dieſelben. Die erſchrockenen Patres wollten ſich zu erkennen geben, aber Jene waren taub wie abgedroſchene Hülſen, und hieben ſo wacker zu, daß den Aermſten die Sinne vergingen, und ſie nur ein dumpfes Geſtöhn von ſich gaben.

Der Lärmen und das Geſchrei ſchreckte Alles im Kloſter auf. Die Geiſtlichen und Laien kamen von allen Seiten neugierig und ſchreiend herbei. Als nun aber der helle Morgenſchein ſich rings umher verbreitete, wurden die Knechte ihres Irrthums gewahr und ſuchten die Patres aufzurichten, die ſich in ihrem Schmerze am Boden wälzten. — Das Staunen war allgemein und wollte kein Ende nehmen. „Wir ſind ja keine Diebe, wir haben nur den Dieb gegriffen!“ ſtöhnten die zerbläuten Patres, und der Pater Gärtner fragte: „Aber um unſerer lieben Frauen willen, wo habt Ihr ihn denn gelaſſen?“ — „Er ſteckt in dem Sacke!“ ſtöhnten Jene, und Alt und Jung wollte ſich ſogleich auf dieſen werfen. — Aber ſchon war ein ſtämmiger Burſche längſt damit beſchäftigt, die Schnüre loszuneſteln. Er betrachtete den Sack und ſagte: „Das iſt nimmer Korn, was in demſelben ſteckt, denn ich ſehe es ſich deutlich bewegen, und wenn ich nicht irre, höre ich es drinnen ſeufzen.“ Mit den Worten war der letzte Knoten



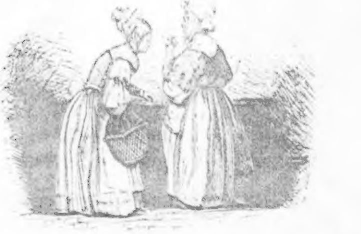
gelöſet und gerade, als Jeder auf den Sack zuſtürzte, ſteckte der fromme Abt Vicelin ſeinen Kopf aus demſelben.

Da gab es ein neues Staunen und Handſchlagen. Der Abt aber kroch vollends heraus und ſagte: „Weil die Reichen das Leder nicht gutwillig geben wollten, ging der heilige Cyprianus hin und ſtahl es ihnen, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Alſo nahm ich unwürdiger Knecht den reichen Geizhälſen ihr Korn, um die Armen zu ſpeiſen, damit ſie nicht umkämen. Ich demüthige mich vor dem Herrn, und lege mir ſelbſt ſchwere Buße auf. Aber Euch will ich um die Frucht des Wuchers bringen, indem ich die Magazine denen Lübeckern zur beſſeren Verwaltung gebe, weil Ihr mit des Leibes Nothdurft feilſchtet in den Tagen der Noth.“

Und alſo kam es, daß die großen Korn-Magazine von Neumünſter nach Lübeck wanderten. Es iſt aber nicht kund geworden, ob ein Neumünſterſches Kind vor denſelben hat hungernd ſtehen müſſen, wie vordem die Lübecker Kinder in Neumünſter.

Heinrich Smidt.

Marktgedanken und Marktgeſtalten.*)

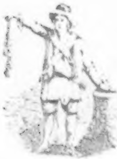


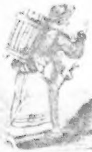
„Auf dem Markt lernt man die Leute kennen, um gar Vieles richtiger wie in der Kirche, denn in ſelbiger knieet leichtlich Jeder

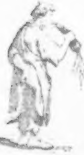
---

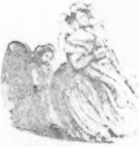
*) Der „Markt-Geſtalten“ ſtellen wir mehrere auf, beginnen mit dem mittelalterlichen Stadtſoldaten und ſchließen mit dem neuzeitigen Schutzmann. Dies bezeichnet ſchon, daß wir von der Vergangenheit aus zur Gegenwart kommen, und die Bildchen erklären ſich durch ſich ſelbſt. Sollte ja Dieſes oder Jenes nicht gleich deutlich werden, dann erinnere man ſich gefälligſt des Wiener Liedels: „Denk' a Biſſel nach, denk' a Biſſel nach“
und der Antwort: „Ich denk' ſchon nach!“
Man muß der allgemeinen Einſicht Etwas zutrauen, und eben deshalb ihr zuweilen auch Etwas überlaſſen. D. H.

und hat mit den Andern gleiche Worte und Geberden, alſo, daß Gott allein weiß, wem's Ernſt iſt. Auf dem Markt aber und im Handel, wo um Pfennige gehadert und geſchworen wird, wo es zeitlich Gut gilt, da ſchaut man den Leuten nicht nur in den Beutel, ſondern auch in's Gemüth.“ Dieſe Bemerkung machte vor drittehalb Jahrhunderten ſchon der ehrliche Johann Fiſchart, und ein altes Sprüchwort ſagt: „Jeder trägt ſeine eigene Haut zu Markte.“ — Wie man ſo das Leben mit einem großen allgemeinen Markte verglichen hat, auf dem Jeder genöthigt iſt, ſein eigenes Ich zur Schau zu tragen, ſo zeigen ſich wiederum die mannigfach verſchiedenen Eigenthümlichkeiten dieſer Häute, oder vielmehr der Menſchen, nirgend deutlicher, als auf den wirklich beſtehenden Monats- oder Wochenmärkten, wo ſich Alt und Jung, vereinigt durch eine gemeinſame gegenſeitige Nützlichkeit, bald dichter, bald weniger gedrängt zuſammenfindet. Dies Gemeinſam-Nützliche iſt der Handel und das Beſtreben des Einen, ſeine Waare ſo theuer wie möglich an den Mann zu bringen, wie das Gegenſtreben des Andern, dieſe Waare möglichſt wohlfeil zu erhalten, erzeugen bei ähnlichen Gelegenheiten immer wieder gleiche Mienen, Geberden und Redensarten wie vor tauſend und aber tauſend Jahren. Kein Verhältniß hat ſich demnach ſo in ſeiner Urſprünglichkeit erhalten wie das der Marktbeſucher zu einander, und weder die Alles verzuckernde Ueberbildung, noch die veränderte Mannigfaltigkeit der verkäuflicher Gegenſtände vermochte auf das eigentlich innere Weſen des Marktlebens bedeutenden Einfluß auszuüben. Dies gilt beſonders von den gewöhnlichen Wochenmärkten; dieſe, dazu beſtimmt, die nothwendigſten Bedürfniſſe des täglichen Lebens, des Leibes Nah









rung, darzubieten, mußten wohl ſchon aus dieſem Grunde in unveränderter Geſtalt ſich erhalten, da der Alles beherrſchende Magen ſich weder mit dem Zeitgeiſt verengte noch erweiterte, außerdem auch das Verhältniß der feſter in ſchlichter, einfacher Weiſe beharrenden ländlichen Verkäufer im ſteten Gegenſatz zu den verfeinernden Städtern fortdauernd daſſelbe blieb. So wenig ſich indeß die mehr innerlichen Beziehungen der miteinander Handelnden verändert haben, um ſo entſchiedener tritt der Unterſchied zwiſchen dem heutigen und den ehemaligen Märkten im Aeußeren, das heißt in der Kleidertracht, wie in der nach und nach verwandelten Umgebung der Plätze u. ſ. w. zu Tage, und nur an einzelnen Orten, wo ſich aus dem Alterthum Reſte ehemaliger Tracht und Bauweiſe erhalten haben, gewinnt das Bild eines Marktes an urſprünglicher, heiterer Eigenthümlichkeit. Nicht ſo verhält es ſich jedoch mit den meiſten unſerer größeren Städte, auf deren Märkten nur die angebotenen Natur-Erzeugniſſe, Gemüſe oder Obſt, Schlächterwaaren oder Wildpret, Fiſche oder Geflügel die ihnen von der Natur verliehene Geſtalt und Farbe beibehielten, während die dort zuſammenſtrömenden eitlen Menſchenkinder, zumeiſt durch nicht heimiſchen Einfluß verleitet, ſich bald dieſer, bald jener Verpuppung, die ſie durch den Namen Mode zu adeln ſuchten, überließen. Der dem mehrſten Menſchen angeborne, leidige Hang, Alles ihnen ungewöhnlich und ſonderbar Erſcheinende nachzuahmen und ſich anzueignen; das Streben derſelben, ſtets etwas Anderes und wo möglich mehr ſcheinen zu wollen als ſie ſind, überwand nach und nach das mit ſich zufrieden ſtimmende edle Selbſtgefühl. Der nach Außen ſich geltend machende Trieb zum Ueberflüſſigen drang in alle

Kreiſe der Geſellſchaft, die, ſich drehend um den jetzt einzigen Mittelpunkt aller Zuſtände, den Geldgötzen, in Wort und That nur ſagt:

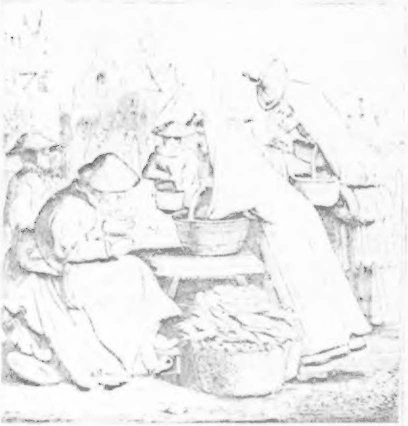
> Schafft uns Erwerb! Helft Dinge ſtets erſinnen,
> Die täuſchend volle Beutel uns gewinnen!

Von nun an ſtrebte man durch äußeres Scheinen zu erſetzen, was der Zufall oder das Glück an wirklichem Beſitzthum verſagt hatte; dieſes Streben, einer großen Lüge vergleichbar, gehört mit zu den um ſich freſſenden Krebsſchäden, woran auch unſer Bürgerthum krankt, und es iſt dahin gekommen, daß Alle ſich vor dem Scheintode, gar Viele aber nicht vor dem Scheinleben fürchten. Doch wenden wir uns wieder zu dem Markt, wo es einem feinen Beobachter nicht entgehen wird, wie dort in Staat und Putz gekleidete, einherprunkende Käufer und Käuferinnen nicht ſelten diejenigen ſind, welche am meiſten mäkeln, für die niedrigſten Preiſe zu kaufen ſuchen und wohl gar am wenigſten kaufen. Bei ſolchen heißt es oft: „In den Magen kann Niemand ſehen, iſt nur das Kleid ein prächtiges, dann iſt Alles gethan, denn Kleider machen Leute.“ Nach dieſem Grundſatz lebend, wird oft nicht danach gefragt: haſt du dir das Kleid verdient, oder kannſt du es bezahlen? Das iſt in den meiſten Fällen die letzte Frage, die Hauptſache iſt der Beſitz und der damit verbundene Glaube, in einem theuren Kleide für etwas gehalten zu werden. — Wie ganz anders dagegen war es ſonſt, wo Jeder ſeine Stellung erkannte und dieſer gemäß lebte, wo ſich der Luxus, der Ueberfluß noch nicht zum Bedürfniß gemacht hatte. Da ging die Handwerksfrau im ſauberen, einfachen Kleide einher, und es war ihr Stolz, gerade ſo und nicht anders gekleidet zu ſeyn; da war es dem be-

güterten Bürger volle Genugthuung, ſich vergnügt frank und frei in dem ihm entſprechenden Kreiſe ſeiner Handwerksgenoſſen zu bewegen. Es widerte ihn an, für mehr gelten zu wollen, als er der Wahrheit nach gelten konnte; er übernahm ſich in Nichts, ſondern ſtützte ſich auf Kernſprüche, zum Beiſpiel: „Wenn der Schuſter ſich das Weintrinken angewöhnt, läuft das Waſſer den Kunden in Schuh' und Stiefel.“ Der tüchtige Handwerksmann war ſich aber ſeiner ganzen Bedeutung bewußt und konnte, mit heiterem Stolz in ſich hineinblickend, ausrufen: Was du biſt, das biſt du durch dich ſelbſt, und was du beſitzeſt, das haſt du wohl erworben! So genügte ihm freilich ein ſchlichtes und reinlich gehaltenes Kleid, eine anſpruchloſe Umgebung und eine einfache, aber völlige Mahlzeit; denn unter dem ob auch gröberen Tuch der Kleider ſchlug ein fröhlicheres und ſorgenfreieres Herz, das zu immer neu belebender Thätigkeit ermunterte, wobei man ſich gegenſeitig ſagte: „Die Liebe zum Leibe thut's nicht allein; Anmuth läßt Armuth vergeſſen und Güte die Güter!“ Wie hochtrabend dagegen erſcheinen ſo Manche unſerer heutigen Gewerbtreibenden, die, um nur nicht dafür gehalten zu werden und möglichſt vornehm zu thun, lieber Alles auf das Aeußere verwenden, wenn's auch zu Hauſe knapp und karg hergeht, oder, ſoll auch darin der Schein täuſchen, ihre Zuflucht zum Schuldenmachen nehmen und ſich dadurch das eigene Verderben vorbereiten. Einem ſolchen Vorausverzehrer bemerkte einmal ein Verwandter, bei dem Jener mit ſeiner Familie zu Mittag aß und über das beſcheidene Mahl mißachtend urtheilte: „Herr Vetter, mir iſt ein bezahltes Stück Rindfleiſch, das vor mir ſteht, allemal lieber als eine unbezahlte Pute, die bereits vor vier Wochen verſpeiſt

iſt!“ Freilich giebt es, Gott ſey gedankt, noch Viele, die wohl das Ihrige zu Rathe halten und ſich einzurichten verſtehen. Dieſe werden ſich aber auch ſtets auf löbliche Weiſe von den Uebrigen unterſcheiden; ja ſie werden, wenn gleich zuweilen dem hohlen Geſpötte Einzelner ausgeſetzt, allmälig ſicher über dieſe obſiegen, und haben ſie etwas wahrhaft Tüchtiges in ihrem Fache gelernt und es verſtanden, ſich nach der wenn auch oft kurzen Decke zu ſtrecken, gewiß einſt warm gebettet ſeyn, denn — Fleiß, Arbeitſamkeit und redlicher Wille bleiben ſelten ohne Erfolg.

Doch genug im Wortgefüge! — Wie ich ſehe, ſo hat der bloße Gedanke an das Markttreiben aus mir einen Sittenprediger gemacht und mich von meinem eigentlichen Zweck, eine Erklärung des nachfolgend beigedruckten Bildes zu geben, ganz links abgeführt. Auch auf dieſem Bilde erblicken wir eine Marktſcene und zwar aus einer Vergangenheit, die weder wir noch unſere Großväter erlebt haben; — und ſelbſt angenommen, daß ſie dieſelbe wirklich erlebt hätten, ſo müßten ſie doch dann in Holland geweſen ſeyn, um einzugeſtehen, daß uns der Zeichner dieſes Blattes keinen Phantaſie-Schwank gemacht habe. Denn kaum ſollte man glauben, daß Menſchen in ſo ſpaßiger Kleidung mit ernſter Miene neben einander hergegangen wären; dennoch iſt es thatſächliche Wahrheit und ein Beweis, daß ſelbſt das Lächerlichſte durch die Sucht, Fremdartiges ſich anzueignen, eine allgemeine Anerkennung erlangen kann, die, hat ſie ſich nun zur Mode geſtaltet, bald darauf zur herrſchenden Sitte und wohl gar als ſchön und zweckmäßig geprieſen wird. Indem wir dieſe Holländerinnen belächeln, wer weiß, ob nicht vielleicht unſere Nachkommen über ähnliche, jetzt bei uns heimiſche Thorheiten lächeln werden? Wir beſitzen deren gewiß nicht wenige, und ſchon heut erſcheint uns Manches von dem belachenswerth, was vor dreißig oder noch weniger Jahren allgemein beliebt wurde. Ja man könnte behaupten, wenn ſich das künftige Geſchlecht nicht von der Erbſchaft unſerer vielfachen Thorheiten zu befreien weiß, müſſe endlich der Bankerott der Vernunft grenzenlos ſeyn. — Von jeher aber war es hauptſächlich der Hang zur Nachahmung, der ſtets neue Thorheiten erzeugte; ähnlich dem heutigen Streben nach franzöſiſcher Weiſe, welche nach und nach den letzten Reſt deutſcher Urſprünglichkeit verſchlingen wird, wurde einſt in Holland das altehrwürdige Volksthümliche durch Nachäffung ſpaniſcher Mode in den Abgrund gedrängt. Jedoch auch dort, wie bei uns, erhielt ſich der einfach lebende Landmann reiner vom fremden Einfluß und bewahrte noch lange hindurch die ihm vererbte Weiſe. So ſehen wir denn auf dem folgenden Bilde die Verkäuferinnen weniger um die Mode bekümmert, als vielmehr



darauf bedacht, ihre vor ihnen aufgehäuften Feldfrüchte anzupreiſen und möglichſt mit Worten herauszuputzen. Doch ſcheint beſonders die Erſte von den zwei Bäuerinnen über das Angebot nicht mit ſich einig werden zu können, während die auf den leeren Korb geſtützte Städterin ſchweigend die darüber ausgeſprochenen Bedenken anhört. Noch poſſirlicher zugeſtutzt als dieſe Frau kommt uns die hinter ihr ſtehende vor, welche trotz ihres Aufputzes: der runden, einem umgekehrten Filz ähnlichen Kopfbedeckung, der breiten geſteiften, im Umfange die Oeffnung ihres Korbes überbietende Halskrauſe, ſo wie der beſonders überflüſſigen Wulſten am Kleide, mit außerordentlicher Genauigkeit die paar Groſchen für ein Mittagbrod zuſammenzählt, wobei die ſtumme Beſorgniß in den Blicken der ihr gegenüber ſitzenden Verkäuferin ahnen läßt, daß ein gewohntes: „Ich werde das Uebrige nächſten Markttag bezahlen!“ erfolgen könne. Wie es ſich mit den von ferne herbeiſtrömenden

saur

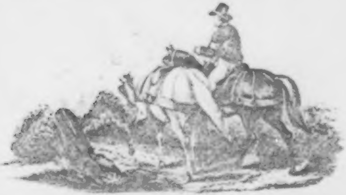
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06988/012

Frauen verhalten mag, iſt ſchwer zu entſcheiden und wir wollen lieber davon ſchweigen, bis auch ſie gelegentlich einmal mehr in den Vordergrund getreten ſind. Indeß kaufen und handeln werden ſie ſämmtlich; eſſen muß der Menſch, und gewiß wird Keine von ihnen auf den Markt kommen, um ſich mit dem bloßen Anſchauen der Gegenſtände zu begnügen — indem man davon bekanntlich, trotz aller Anſtrengung, nicht ſatt wird. Denn ſo viel iſt ſicher, daß, wenn wir uns auch um zweihundert Jahre zurückverſetzen und zwar nach Holland, weder damals noch ſeit jener Zeit der Magen irgendwie von ſeinem Rechte etwas aufgegeben hat: er iſt und bleibt der unbeſchränkteſte Gebieter. Damit verhielt es ſich dort und zu allen Zeiten ganz ſo wie heute, wie hier und überall, mögen Sitte und Tracht ſich noch ſo ſehr verwandelt haben. Dieſe waren freilich mannigfachem Wechſel unterworfen, und merkwürdig genug, während Holland allmälig wieder zu ſich ſelbſt kam, indem es ſich nach und nach vom fremden Einfluß befreite, erholte es ſich bald von einſtiger Verarmung und der Wohlſtand des Landes ſteigerte ſich von Jahr zu Jahr, während bei uns umgekehrt, da wir das fremde Kleid und Nachahmungsgelüſt beibehielten und mit dieſem die um ſich greifendſte Fremdſucht auf Koſten echt deutſcher biederer Einfachheit ausbildeten und erhoben, wir immer mehr vom inneren Gehalte und ſomit vom einſtigen Wohlſtande einbüßten und — einbüßen werden, bis der Deutſche, im Drange nach eigentlichſter Ehre, einmal wieder ſeiner ſelbſt bewußt wird und durch und durch Deutſch zu ſeyn ſich beſtrebt. Dann auch könnte mit echt deutſcher Weiſe der ſo oft gerühmte urſprüngliche Wohlſtand zurückkehren und gleichzeitig an der Stelle ſeichter Oberflächlichkeit deutſche Gründlichkeit Platz finden — aber wann? Ja wann! Vorläufig ſind dies nur flüchtige Marktgedanken! — die wir mit einer alten Bemerkung begannen und nun mit einem alten Reimſpruch enden:

„Sieht Jeden man im Wunſch und Wagen
Die eigne Haut zu Markte tragen,
Sind oft ehrſam geſchickte Leute.
Die ärmlichſt nur bedeckten Häute,
Sind ſtets von Andern viel geſchoren,
Die ihnen die Haut zieh'n über die Ohren.
Drum lerne deiner Haut dich wehren,
Will Unrechts man von dir begehren;
Der Schelm ſteckt Manchem in der Haut,
Dem Mancher unverkürzt vertraut;
Wenn Denen Schmutz nur ſäß' im Wamms,
Mit Stecken eines Haſelſtamms
Wär' leicht er ihnen auszuklopfen.
Doch dem iſt nicht ſo! Wied'ren Tropfen
Sey drum der Rath: ſich klug zu wahren,
Sonſt müſſen aus der Haut ſie fahren.

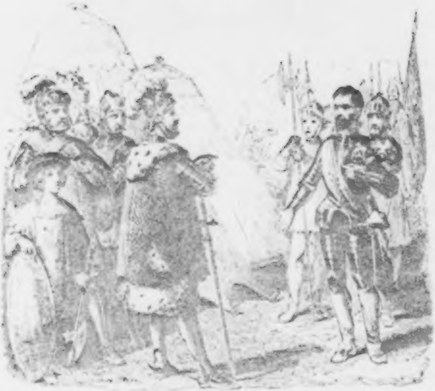
Nun aber ſag' ich Eins zuletzt
Das Keinen wohl in Staunen ſetzt:
Daheim giebt's derlei Schelm' in Menge,
Doch kommt von außen ihr Gedränge;
Drum ſey dir ſelber ſtets der Mann
Und ſchließ' dich froh den Deinen an;
Denn wer nach Dem nur giert, was fremd
Behält zum Sarg kein eigen Hemd!" H. W.

Die Poſt und eine Nachrede.



Das alte Fürſtengeſchlecht der Thurn und Taxis hatte bekanntlich das ſämmtliche Poſtweſen als Eigenthum erworben, und da in dieſem Bereich ein Abſchluß von Verwandlungen nahte, bei denen das Familien-Eigenthum als ſolches ſich auflöſt, kommt uns die Begebenheit, der wir die Poſt und das Geſchlecht der Thurn und Taxis ihre Jahrhunderte hindurch geſchützten Rechte verdanken, in's Gedächtniß. Wir finden in alten Chroniken Berichte, die uns das Thatſächliche in treuherziger Weiſe erzählen und wollen dieſe beybehalten.

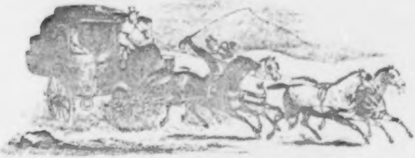
Ritter Franz von Thurn, dritter Sohn Roger des Erſten, Grafen von Thurn, Saſſis und Valſaſſina, hatte dem Kaiſer Maximilian dem Erſten wackere Dienſte geleiſtet im Heer und da dem urſprünglich mayländiſchen Ritter die deutſchen Lande behagten, wäre er gern daſelbſt ſeßhaft geworden. Nun begab es ſich eines Tages, daß ihn der Kaiſer wieder mit ſeinem Fähnlein nahe bei ſich ſah, und wie ſich daſſelbe im Treffen gar tapfer hielt, trat der Kaiſer am Abend zu dem Ritter und ſprach: „Habt Dank für treue That; möchte ſie auch wohl vergelten, möchte Dich belehnen für Dein Geſchlecht mit feſtem Beſitzthum, darbe aber ſelber daran." Ihm erwiedernd ſprach Franz: „Hoher Herr, vergönnt



mir ein anderes Begehr, wenn doch in dieſem Reiche nur die Luft mein eigen iſt. Verleiht mir als Lehn, daß ich Klepper ſtellen darf auf den Straßen ſo weit ich kann, und mit ihnen Briefe befördern gegen Entgelt, jedoch ſo, daß Ihr mir keinen Andern dazwiſchen reiten laſſet. Mein Vater hat ein ſolches Werk zu Stande gebracht nach Italien hin, bewilliget mir gleiche Befugniß auf teutſcher Erde. Die kaiſerlichen Briefe will ich fördern ſonder Lehn, ſonſt aber zahlet Jedweder für ſeine Briefe, auch die Ritter, die vergnüglich auf ihren Burgen hauſen, indeß ich mein Lehn in freier Luft ſuche.“ Lachend antwortet der Kaiſer: „Haſt Deine Sache gut im Sinn; bin aber in Deiner Schuld und kann nicht leichter davon kommen, als daß Du Dein Lehen in Wind und Wetter ſucheſt; bei kaiſerlichem Wort, es wird ſolch Recht für ewige Zeit Dir unverkümmert ſeyn!“ — Und als nun die Klepper mit den darauf ſitzenden Boten, Staffetten benamſet, von Gau zu Gau ſtanden, anfangs nur von Wien nach Brüſſel, dann noch auf verſchiedenen Wegen, da wurden ſie ſehr belacht; Ritter Franz aber lachte bald beſſer, denn das Gold erwuchs in ſeinen Truhen, ſo daß er's bei den Fugger's zu Augsburg auf Zinſen gab, es auch auf deren Anliegen nachmals dem Kaiſer Maximilian lieh, als derſelbige deſſen bedurfte, wofür dann Ritter Franz die Würde des Generalpoſtmeiſters empfing."

So melden uns alte Bücher. Freilich wußte Kaiſer Max, wie ſehr er ſeiner Zeit voraus war, ganz gewiß nicht, welche umfaſſende Anſtalt der Folgezeit er damals — im Jahr 1516 — den Händen ſeines Wind- und Wetter-Lehnsmanns überließ. Auch hatte wohl Kaiſer Rudolph der Zweite, der im Jahre 1615 den Leonhardt von Taxis zum General-Oberpoſtmeiſter erhob — denn das eitle Wortſpiel mit General-, Ober-, mit Geheim-, Ober-, Wirklich, und wie dergleichen Titel-Schnörkel weiter heißen, iſt ein ſehr alter Bockbeutel! — alſo jener überaus gelehrte Kaiſer Rudolph hatte wohl noch keine Ahnung davon, daß der Staffetten-Klepper und der anfangs ſehr unſcheinbare Poſtwagen ſchon nach zweihundert Jahren die hauptſächlichſten Licht- und Geiſt-Verbreiter des hochgebildeten Deutſchlands ſeyn ſollten. Er wußte ſchwerlich, daß dereinſt das alte Poſthorn der Herold zur Vermittelung aller bürgerlich-geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Zuſtände werden würde, die ſich leider immer bedenklicher geberdeten, jemehr man die raſtlos zu ſteigernde Schnelligkeit für das erſte Erforderniß bei dem Poſtweſen erachten mußte. Heil aber jedenfalls dem alten Ritter, der es nach Deutſchland brachte! Der Gedanke zu dieſer — übrigens durch viel vorzeitigere Beſtrebungen angebahnten — Einrichtung, ſo leicht begreiflich er uns jetzt erſcheint, war zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts noch ein kühner. Deshalb wird kein billiger Mann den Nachkommen des alten Ritters, der über ſeinen Fehde-Handſchuh in die Zukunft ſchaute und ihr große Dienſte erzeigte, den Glanz und die Schätze beneiden, welche er durch ſeinen Gedanken und deſſen Ausführung auf ſeinen ſpäter gefürſteten Stamm häufte, obſchon allmälig die nachfolgende Zeit ſich auch dieſes Familien-Eigenthums bemächtigte, wonach manche ſtolze Staaten und beſcheidene Staatchen öfter bedeutende Lücken in ihrem Haushalt mit dem Gedanken des alten Ritters von Thurn und Taxis ausfüllten und deckten. War auch das Lehn des General-Oberpoſtmeiſters ein leichtes luftiges Beſitzthum, nur auf die Flüchtigkeit des vorüberſprengenden Kleppers, des vorüber rollenden Rades angewieſen, waren auch keine blühenden Landſchaften, keine ſchlagfertigen Dienſtmannen mit dieſem Lehn verknüpft, dennoch hat es auf des Volkes Beſtrebungen vielfach und mehr eingewirkt, wie kaum irgend eines der größeſten feſten Lehen von Deutſchland. Es iſt alſo nur Gerechtigkeit, nicht Geſchenk, wenn der alte Beſitz des Gedankens, oder wenigſtens deſſen erſte Anwendung auf ein Staatengebiet, durch Entſchädigung des Hauſes Thurn und Taxis für ſein faſt in ganz Deutſchland verloren gegangenes und endlich bis auf den letzten Raum verloren gehendes Poſt-Eigenthum anerkannt wurde, ob auch durch jenen Gedanken des „Wind- und Wetter-Lehnsmanns" Nachkommen nach und nach ein ſehr bedeutendes Beſitzthum an ertragreichem Grund und Boden gewonnen haben. Bei dieſem Erfolge darf man indeß annehmen, das Haus Thurn und Taxis werde da, wo ſein Vortheil etwa noch der Neugeſtaltung des Poſtweſens entgegenſteht, ſich den billigſten Bedingungen fügen.

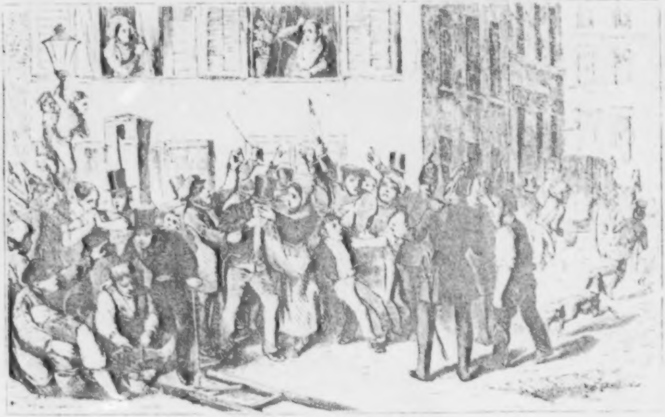
Das Poſtweſen ſelber kann aber dereinſt kaum noch an das Ehemalige erinnern, da die ſo raſch — und im theilweiſen Bezuge nur zur Sättigung der Börſenmaklerei — entſtandenen Eiſenbahnen, welche mannigfache Verhältniſſe um- und verkehrten, gewiß auch ferner zwingend mit Umwandlungen eingreifen. Das Poſthorn, von dem unſre Vorfahren und wir — beſonders im Frühling, wenn die Natur verjüngt und der Menſch mit geſundem Gefühl auch neubelebt iſt — romantiſch bewegt und zu Streifzügen durch Wald und Feld und in die Fremde angereizt wurden, wird wohl gar bald völlig verklingen, oder ſich nur noch eine Weile auf Seitenwegen vernehmen laſſen, bis es endlich doch ganz verſtummt. Deshalb wollen wir als Merkwürdigkeit für künftige Tage, wie oben den Poſtillon, ſo hier das Bild einer Extra- oder Schnellpoſt einfügen.



Man mag es belächeln, daß ſo Etwas zur Merkwürdigkeit werden könne; es geſchieht aber vielleicht doch, iſt endlich durch das Zischen, Fauchen, Pruſten, Schnauben, Schnaufen und Brauſen der Dampfwagen und den ſchrillenden Pfiff ihrer Führer das Poſthorn überwältigt und in den Ruheſtand verſetzt. Dann werden die Dampf-Erfindungen uns immer mehr um die Empfindungen für die Natur-Schönheiten bringen, und nach jeder Reiſe auf den Schienenwegen wird man daheim in alten Reiſebeſchreibungen nur nachleſen, was man unterwegs hätte ſehen können. Iſt man nun in den Schnelligkeits-Fiebern aller Art immer flüchtiger geworden für das Gemüthsleben, nimmt die Flüchtigkeit ſo überhand, daß die Pflichtigkeit bis in's Unerträgliche verſchwindet, dann zeigt ſich in vielen Dingen ein ſeltſamer Gegenſatz. Danach könnte es wohl kommen, daß wir auch die langſameren Reiſefahrten, ja die Fußwanderungen und deren ſie begleitende Sinnigkeit ſich wieder vermehren ſähen, damit wir dem Geiſte Gottes in der Natur nähere Vertraulichkeit bewahren. Zu ſolchem Ergebniß müßte irgend ein großes Unheil der Welt erſt von Neuem die Lehre ſcharf eingeprägt haben: Geht der Geiſt Gottes, wie durch die ganze Natur, nicht auch durch das Leben der Menſchheit, wird alles Sittliche, Edle und Ehrwürdige in Fäulniß über- und untergehen, was ſtets zugleich eines Volkes Untergang war und ſeyn wird. —t.

Unbeſonnene Willfährigkeit.

Eben war mein Scheermeſſer mit meinem Barte beſchäftigt und ich hatte mich erſt von der Hälfte des Seifen-Anſtrichs befreit, da ſchrie im Nebenzimmer meine Frau laut auf: ihr liebſter Kanarienvogel, von ihr Trillerfürſtchen genannt, entſchlüpfte dem Käfigt und entkam durch das offene Fenſter. Da ich mir die altväteriſche Sitte, ein leidlich guter Ehemann zu ſeyn, nicht habe abgewöhnen können, ging mir der Jammer meiner Gattin ſehr zu Herzen; alles Andere vergeſſend, eilte ich an's Fenſter, legte mich weit hinaus und rief mit meiner geſunden, wegen ihres Trompetentons oft gerühmten, von Schwachnervigen aber ſehr gefürchteten Stimme den Vorübergehenden zu: „Heda, hollah! ſchafft mir doch den kleinen Flüchtling da wieder!" Des Schickſals Tücke wollte, daß nach jener Richtung hin mit möglichſter Anſtrengung ein junger Burſche lief, dem auf meinen Ruf ein paar ohnfern ſtehende Fleiſchergeſellen nachſetzten, meinend, er habe in meinem Hauſe das ſiebente Gebot verletzt. Dieſen Irrthum zu beſeitigen, ſchrie ich toller noch als vorher, dabei auf das Haus meines Nachbars zeigend, wohin das unpolitiſche Federviehchen ſich geflüchtet hatte und offenbar mit ſeiner Freiheit vorläufig nichts anzufangen wußte. Niemand bemerkte indeß das winzige Weſen, Jeder wollte vielmehr aus dem Wehklagen meiner, am andern Fenſter ſichtlich gewordenen Frau, ſo wie aus dem Scheermeſſer, das ich noch in der Hand hielt, weit ernſtere, ja grauſenhafte Dinge entnehmen, und ehe eine Minute verſtrich, war ein gewaltiger Auflauf im ſtrömendſten Gange. Endlich — ich dachte zu meinem Troſt — erblickt man den Vogel; ein Tiſchler und zwei Gehülfen bringen eine große Leiter, ſtellen ſie gegen das Nachbarhaus, leider aber ſo ungeſchickt, daß zwei ſchöne Spiegelſcheiben klirrend zum Opfer fallen, wobei mich beſonders das von ungeheurer Heiterkeit ſtrahlende Geſicht des ſchräganüber wohnenden Glaſers ärgerte. Nun klimmt jedoch Einer die Leiter hinan, da fährt eine Droſchke herzu, der Wagenführer will dem Menſchenſtrom ausweichen, kommt aber der Leiter zu nah, ſie ſtürzt, der auf ihr Stehende gleichfalls, und ein ſchwer beſchädigtes Bein iſt die Folge. Sein Schrei und Gewinſel verſtärken das Gedränge, man will mit hundertſtimmigem Getöſe die Droſchke einholen, die diesmal ein Wunder thut in Schnelligkeit, und jetzt ſchleppen ebenein die Flei-



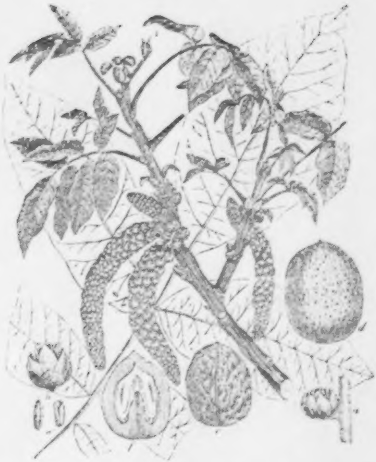
ſchergeſellen den unſchuldigen Burſchen herbei, dem ſie unterweges eine bedeutende Abſchlags-Summe von den nach ihrer Anſicht verdienten Püffen vorausbezahlten. Die Verwirrung war im Steigen, ſie zu löſen bemühte ich mich immer lebhafter; aber je mehr ich in Worten und Geberden mich erſchöpfe, je mehr leite ich die Menge irre. Einige, den in ſchweigſamſter Ruhe drüben und droben ſitzenden Vogel noch nicht bemerkend, bilden ſich ein, ich zeige nach der Wache; ſie laufen hin und nicht lange, ſo rücken Soldaten an, während bereits Schutzmänner von allen Seiten den Menſchenſtrom durchkreuzen. Ich bin außer mir, eifere noch heftiger, achte nicht des Scheermeſſers, es gleitet mir aus der Hand und fällt einem zu mir emporſchauenden Neugierigen auf die Stirn, dem gleichſam aus der Luft ein derber Schnitt beigebracht wird. Fauſt und Stock gegen mich aufhebend in voller Wuth, macht ſich der Lärmen noch ärger und toſender. Die zweite Auflage vom babyloniſchen Thurmbau lag weit ausgebreitet vor mir, in ſchreckenvoller Beſorgniß vermochte ich nur noch zu ſtöhnen, und auf meinem Antlitz miſchte ſich der Angſtſchweiß mit dem Seifen-Anſtrich. In dieſem Augenblick ſteuerte der Polizei-Commiſſair durch das Gedränge, zu meinem Heil ein beſonnener, ſehr vernünftiger Mann, der vor allem Anderen erſt *hörte*, bevor er einſchritt. Nachdem er die gereizte und ſchreiſelige Menge im Zureden belehrt und beſchwichtigt hatte, kam er mir zur Hülfe mit folgenden wohlgemeinten Rathſchlägen: „Sie, mein Herr, werden die zerbrochenen Scheiben und die zerſchellte Leiter bezahlen, dem Tiſchler das Bein, dem Stirnverletzten das Geſicht heilen laſſen, den Fleiſchergeſellen ein Verfolgungs-Geſchenk und dem unſchuldig abgepufften Knaben ein Schmerzensgeld entrichten!“ — So ward ich etwas über Vierzig Thaler los wegen eines entflohenen Kanarienvogels, der obenein nicht wieder gefangen war, ſondern weiter flog, als es ſtille und das ſeinetwegen aufgeführte Schauſpiel geſchloſſen wurde. Ich aber, obwohl meine Frau, um meine Erinnerung an die verwünſchte Geſchichte einzuſchläfern, ihren andern Kanarienvogel einer Freundin verehrte, ich werde zeitlebens an dieſes Trillerfürſtchen denken, und zwar nicht ohne Seufzen. Sollte dies irgend Jemand nicht begreiflich finden, ſo möge er zur Strafe auf dieſelbe Weiſe wie ich um Dreiundvierzig Thaler Einundzwanzig Groſchen und Neun Pfennige kommen, und, wie ich, dafür nichts weiter haben als die Lehre, daß man auch bei der beſten Abſicht zur Hülfeleiſtung immer nur mit Vorſicht willfährig ſeyn ſoll.

Fr. Bertram.

Der Wald.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen von 1847 — 1851.)

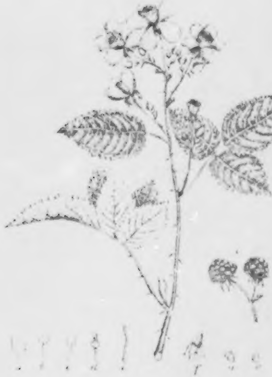
Der erſte Gegenſtand unſerer diesjährigen Betrachtung iſt ein prächtiger, ſtattlicher Baum mit weitſchattendem Gipfel, zwar auch



ein Fremdling, aber ſchon viele Jahre eingebürgert, der unſere nordiſchen Winter, ſind ſie nur nicht gar zu heftig, überdauert. — Es iſt der **Walnußbaum** oder welſche Nußbaum (Juglans regia Linn.), der den Beinamen „welſch“ deßwegen erhalten hat, weil er aus Welſchland (Italien) zu uns gebracht worden iſt. Er erreicht eine Höhe von 40 — 80 Fuß und zeichnet ſich durch ſeine hellgraue, anfangs netzige, ſpäter tiefriſſige Rinde aus. Die jüngern, braunrothen und glänzenden Zweige haben eine in Querfächer getheilte Markröhre; die jüngſten Zweige ſind grün und kahl. Die geſtielten, unpaarig-gefiederten, fünf- bis neunzähligen Blätter ſind wechſelweiſe geſtellt. Die faſt ſitzenden Fiedern ſind eiförmig-ſpitz, auf der Unterſeite und zwar in den Winkeln der ſtark hervortretenden Adern gebartet. Das unpaare Blättchen iſt das größte und fällt mit dem Blattſtiele zuſammen ab, während die andern

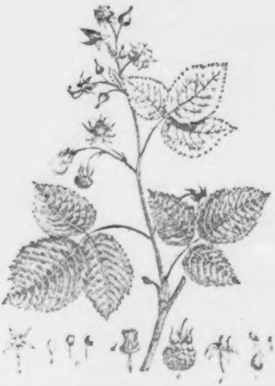
Blättchen ſich ſchon früher allein löſen. (Siehe die nebenſtehende Abbildung: das Blatt hinter dem blühenden Zweige.) — Bevor die Blätter hervorkommen, erſcheinen die Blüthenkätzchen im April und Mai. Die männlichen, gegen vier Zoll langen, einzelnen oder paarigen Kätzchen ſind walzig, hangend, dick und grünlich und brechen ſeitlich aus den Blattachſeln vorjähriger Triebe hervor. An der runden Spindel ſtehen horizontale Stielchen, dieſe tragen an ihrem Ende eine rundliche, etwas zugeſpitzte Schuppe, welche ihrerſeits die männliche Blüthe, d. h. eine vier- bis ſechstheilige Blüthenhülle mit 18 — 36 Staubgefäßen trägt. (a eine ſolche männliche Blüthe von der Seite und b von vorn geſehen.) Die Staubbeutel, länglich und mit getrennten Fächern, ſtehen auf kurzen Staubfäden. (c ein Staubbeutel von zwei Seiten geſehen.) Die weiblichen Blüthen ſtehen einzeln oder zu zweien oder dreien an der Spitze der diesjährigen Triebe. Der vierzähnige Kelch und die vierblättrige Blumenkrone umſchließen einen rundlichen Fruchtknoten, der zwei kurze Griffel mit zwei großen, federbuſchartigen röthlichen Narben trägt. (Zwei weibliche Blumen an der Spitze des Zweiges der obigen Abbildung.) Die Frucht, anfangs grün, ſpäter ſchwärzlich, hat eine Längsfurche, eine kleine Stachelſpitze und löst ſich leicht von der zweiklappigen, runzlichen und bräunlichen Steinſchale ab. (d eine Frucht.) Die Steinſchale enthält einen viellappigen, weißen, von gelber Haut umgebenen, mit Windungen, die denen des menſchlichen Gehirnes gleichen, verſehenen Kern, die beiden Samenlappen. (e der Stein, gewöhnlich Nuß genannt, f derſelbe, der Länge nach durchſchnitten.) — Das Vaterland des im April und Mai blühenden Walnußbaumes iſt Perſien, von woher er ſchon im Alterthume nach Griechenland verpflanzt worden iſt. Aus Griechenland kam er nach Italien und Spanien und ſpäter dann in das mittlere Europa. Hier, vorzüglich aber in unſeren Gegenden, leidet er oft von den Winterfröſten — Linnäus rechnet ihn zu ſeiner **Monoecia Polyandria**, weil er männliche und weibliche Blumen auf demſelben Stamme (**Monoecia**) und viele Staubgefäße (**Polyandria**) hat. Im natürlichen Syſtem giebt der Walnußbaum einer ganzen Familie, den Juglandeae, den Namen. — Alle die Pflanzen, die zu dieſer Familie gehören, haben einen bittern Extractivſtoff, einen ſcharfen, färbenden und wohlriechenden Stoff, Gerbeſtoff und in den Früchten reichliches Oel. — Es giebt der Walnußbäume noch zwei Arten in Nord-Amerika, nämlich den ſchwarzen (**Juglans nigra Linn.**) und den grauen Walnußbaum (**Juglans cinerea Linn.**). Sehen wir jetzt, was der Nußbaum außer ſeinem herrlichen Schatten noch bietet! — Die Wurzeln ſind ſehr biegſame Spazierſtöcke, das bräunliche Holz, nahe der Wurzel und bei dem Urſprunge der Aeſte maſerig, wird zu allerlei feinen Tiſchler-Arbeiten und zu Büchſenſchäften verwandt. Die Blätter, die wie alle krautigen Theile einen ſehr angenehmen Geruch haben, werden friſch oder getrocknet als Thee gegen Drüſenkrankheiten und Abkochungen der Frucht und Schalen gegen Würmer, Hautkrankheiten, Geſchwüre u. ſ. w. getrunken. Die grünen Hüllen der Nüſſe enthalten einen Saft, der ſich an der Luft ſchwarz färbt. Deßhalb bereitet man aus ihnen, ſowie auch aus der Rinde eine ſehr ſchöne, dauerhafte, braune Farbe, die zum Schwarz- und Braunfärben der Wolle und zur Beize für Hölzer dient. Die unreifen Früchte werden eingemacht, die reifen aber friſch genoſſen. Sie enthalten eine große Menge eines anfangs grünlichen, dann blaßgelben, geruchloſen Oeles von angenehmen Geſchmacke, das als Speiſeöl, zur Malerei, da es ſchnell trocknet, und gegen Haut-Ausſchläge, Flechten u. dgl. m. gebraucht wird. Auch wird es leicht ranzig und dient dann gegen Flecke auf der Hornhaut.

Wir haben im Vorſtehenden einen hochſtrebenden, prächtigen Baum betrachtet und wollen nun, da die Gegenſätze im menſchlichen Leben ſich ſtets berühren, ein beſcheidenes, an der Erde hinkriechendes Gewächs, den **Brombeerſtrauch**, der dem durſtigen Wanderer ſeine ſaftigen Früchte beut, betrachten. — Ueberall in Wäldern und Hecken, an Zäunen und Wegen, an Gräben und Hügeln finden wir den gemeinen Brombeerſtrauch (**Rubus fruticosus Linn.**) mit ſeinen aus holziger Wurzel entſproſſenen, gebogenen, fünfkantigen Stengeln, die mit ſtarken Stacheln beſetzt ſind, hingelagert und oft eine ganze Fläche überrankend. Den derben, rückwärts gebogenen Stacheln verdankt er ſeinen deutſchen Namen Brombeerſtrauch; denn Brombeere heißt Stechbeere von dem alten deutſchen Worte „bremen“, d. h. ſtechen, das wir auch in dem Namen Bremſe, d. h. Stechfliege, wiederfinden. — Die langen, am Grunde mit zwei ſchmalen Nebenblättchen gezierten, ſtachlichen Blattſtiele tragen die geſtielten, eirunden, geſägten Blättchen zu drei oder fünf. Das unpaare Blättchen iſt ſtets das größte. Die Oberſeite iſt grün, die Unterſeite weißfilzig und die Mittelnerven ſtachlig. Die Blüthen, mehr oder weniger zahlreich, ſtehen in Riſpen, deren Stiele ebenfalls ſtachlig und am Grunde mit Stützblättchen verſehen ſind. (Siehe die nebenſtehende Abbildung.) — Der Kelch iſt fünfſpaltig und flach ausgebreitet, ohne Stacheln, die Zipfel ſind etwas filzig, eiförmig und zugeſpitzt. Die fünf weißen oder röthlichen Blumenblätter haben eine eirunde, nach unten keilförmige Geſtalt. (a ein Kronenblatt.) Die zahlreichen Staubgefäße (b und c) ſtehen auf dem Kelche, während die ebenfalls zahlreichen Früchtchen auf einem hohen, kegelförmigen, genarbten Fruchtboden ſtehen, von dem ſich die ganze, beerenartige, ſchwarz-glänzende Frucht bei der Reife ablöst, ſo daß ſie dann ausgehöhlt erſcheint. (d ſolche Früchtchen, e eins derſelben vergrößert, f der Kelch mit dem kegelförmigen Fruchtboden, i die ganze Beere.) Die Beere enthält in ihrem purpurnen Safte einen rothen Farbeſtoff, Schleimzucker, Gummi und mehre Säuren. Die Brombeere iſt ein angenehmes, vorzüglich von Kindern gern



geſehenes Obſt. Die Blüthezeit des Brombeerſtrauchs fällt in den Juli und Auguſt und die Reiſe der Früchte vier Wochen ſpäter. In den Apotheken bereitet man aus den Früchten einen Syrup (Syrupus Rubi fructicosi), der an den Orten, wo die Maulbeeren fehlen, ſtatt des Maulbeerſyrups genommen werden ſoll. — Der Brombeerſtrauch gehört in die vielweibige Ordnung der vielmännigen Klaſſe (Polyandria Polygynia) des Linnäus und zu der natürlichen Familie der Roſen-Gewächſe (Rosaceae).

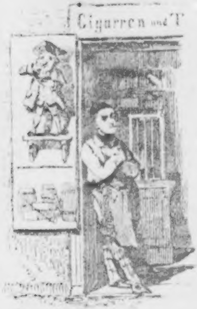
Wenn der Brombeerſtrauch faſt überall da, wo er ſich auf Aeckern ſehen läßt, als Unkraut behandelt und ausgerottet wird, ſo geht es ſeinem nächſten Vetter, dem Himbeerſtrauch, viel beſſer, dieſer wird überall gern geſehen und in den Gärten gehegt und gepflegt. — Der **Himbeerſtrauch** (Rubus Idaeus), auch Hintbeere, Himpelbeere, Hohlbeere, rothe Brombeere genannt, deſſen Abbildung wir anbei geben, findet ſich in Wäldern und Gebüſchen im ganzen Europa wild und wird häufig ſeiner rothen oder gelben Beeren wegen angepflanzt. Die bräunlichen, runden Stengel, einen wenig äſtigen Strauch bildend, erreichen eine Höhe von 6—7 Fuß und tragen, ſo wie alle andern Theile der Pflanze kleine, rückwärts



gekrümmte Stacheln. Die Blätter, fünf- oder dreizählig, ſind auf der Unterſeite weißfilzig und haben ſehr ſtark hervortretende Nerven. Der Rand iſt ſehr ſpitz doppelt geſägt, die Blüthen bilden eine unvollkommene Trugdolde. Die Geſtalt der einzelnen Blüthentheile iſt beinahe wie bei der Brombeere, nur daß die Kronenblätter kürzer als die Kelchblätter ſind. Der Kelch zeigt ſich gleich nach dem Verblühen zurückgeſchlagen. Die zarte, flaumige Frucht, die wie bereift ſcheint und ſich leicht von ihrem hohen, kegelförmigen Fruchtboden löst, hat einen ſehr angenehmen Geſchmack und Geruch. Iſt ſie aber überreif geworden, ſo ſchmeckt ſie nach Wanzen, die ſich gern in ihr anſiedeln. — Man genießt die Früchte entweder friſch oder bereitet aus ihnen Himbeergelée, Himbeereſſig, Himbeerwaſſer und Himbeerſyrup. Dieſe Zubereitungen werden auch von Aerzten häufig angewandt, indem ſie andern Arzneien zur Beruhigung der Blutwallung beigeſetzt werden. — Der Himbeerſtrauch blüht im Mai und hat mit ſeinem Vetter, dem Brombeerſtrauch, dieſelbe Ordnung und Klaſſe, ſowie Familie gemein.

L. Heros.

Das Goldmännchen.



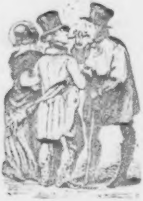
Vor der Tabakshandlung des Herrn Joachim Marſing, Hausbeſitzers in einem Hauptſtädtchen Thüringens, ſtand als Zeichen ſeines Gewerbes ein etwa anderthalb Fuß hohes Goldmännchen, das aus einer unverhältnißmäßig großen Doſe mit ſichtlichem Behagen ein **Prieschen** nahm. In Folge vieler Jahre hatte es zwar durch Verwitterung am Ueberzuge faſt völlig ſeinen Glanz verloren, aber aus Gewohnheit war das Haus noch immer „Zum Goldmännchen“ benannt, ein um ſo paſſenderer Name, als er auch den Beſitzer mit umfaßte, denn er galt für ſehr reich. Zu der Gabe an Geld und Gut kam nun noch eine andere: eine Tochter, die in der ganzen Stadt „ſchön Annchen“ hieß. Wie aber Herr Joachim Marſing ſein Goldmännchen hütete, indem er es bei beginnender Dunkelheit ſogleich hereinnahm, ſo, und noch viel ſorglicher, hütete er ſeine, nun im neunzehnten Jahre blühende Tochter. Es ward immer mehr zur Seltenheit, ſie zu ſehen, denn der Vater, jetzt Wittwer nach einer ſtark bitterſauern Ehe, hatte den Entſchluß gefaßt, ſein von ihm ſehr geliebtes und eiferſüchtig bewachtes Töchterlein gar nicht zu verheirathen. Darin befeſtigte ihn täglich ſeine Schweſter Roſina Marſing, die gegen jede Verheirathung ſich erklärte, weil ſie, einſt auf alle Männer verſeſſen, mit Recht von ihnen ſitzen gelaſſen wurde, dann aber nicht wollte.

daß andere Mädchen erreichten, was ihr entgangen war, nachdem ſie auf ſich den Spruch anwenden konnte:

„Die Weiber-Schönheit, das Echo im Wald
Und der Regenbogen vergehen bald.“

Sie beſonders war der Drache, der ſchön Annchen vor Anfechtungen bewahrte, und als ſolcher brachte ſie es auch dahin, daß dem armen Mädchen faſt kein anderer Spaziergang erlaubt wurde, als der im Hausgarten; ſelbſt dann mußte die Tochter unter Aufſicht einer alten Magd bleiben, wenn Roſina Sonntags ihren Bruder auf das ſogenannte Weinſchlößchen begleitete.

Einſt waren die Beiden wieder auf dem Wege dorthin und Herr Joachim Marſing, den Regenſchirm unter dem einen, die Schweſter am andern Arm, eine Cigarre im Munde, ſchlenderte gemächlich etlichen Schoppen Frankenweins entgegen. Da trat ein Mann herzu, für ſeine Cigarre um etwas Feuer bittend. Er ſah aus, wie ein ehrlicher Thüringer Fuhrherr, und die hochmüthige Roſina wandte ſich verächtlich ab, als nach dem Raucher-Anſpruch Marſing die Bitte gewähren mußte. Dies war geſchehen, der Fremde entfernte ſich indeß nicht. Er ſchritt dicht nebenher und begann ein Geſpräch; die Antworten blieben aber höchſt einſylbig. Da ſagte endlich der Mitwandernde: „Hören Sie, Herr Marſing, ich habe eigentlich nur Gelegenheit geſucht, einen Auftrag an Sie los zu werden!“ Der ſo Angeredete fragte überraſcht: „Sie kennen mich?“ — „Nun ja!“ erwiederte der Fremde; „und Sie würden auch meinen Namen erfahren, wenn Sie einſtimmen in mein Anliegen.“ — „Und das wäre?“ — „Ich habe einen Sohn, ſiebenundzwanzig Jahr alt, wohlgeſtaltet, gutes Auskommen als Fabrik-Beſitzer, aber in gewiſſen Dingen ohne ſonderlichen Muth. Und daß ich's kurz mache, er hat von dem Garten eines Ihrer Nachbarn aus ſchön Annchen geſehen, ſpricht durch mich um ſie



an und erbittet die Erlaubniß, Sie beſuchen zu dürfen.“ — Bei dieſer Anwerbung auf der Landſtraße ſtanden Bruder und Schweſter plötzlich wie angewurzelt und konnten anfangs keine Worte finden. Endlich wieder vorwärts ſchreitend, ſagte Roſina ſchnippiſch: „Das iſt hier eine ſchöne Gegend, ſprechen wir von der, und von nichts Anderem!“ — Der Fremde verſuchte zwar, das Geſpräch fortzuſetzen, Roſina und Marſing hatten ſich aber in die Entgegnung: „Das iſt eine ſchöne Gegend!“ verliebt. Dieſe oft wiederholten Worte waren das Einzige, was der Fremde hörte, wobei das Geſchwiſter-Pärchen die Füße möglichſt raſch bewegte, bis zuletzt der Fremde lachend ausrief: „Sie wollen mir nicht Rede ſtehen, ſchadet nichts, ich werde meinen Zweck doch erreichen!“ — und nochmals lachend wandte er ſich querfeldein.

Herrn Joachim Marſing wollte heut der edle Rebenſaft nicht wie ſonſt munden und Roſina gab ihm noch einen üblen Beigeſchmack, indem ſie Annchen verdächtigte. Das war auch nicht ſo ganz ohne Grund, denn der junge Philipp Rotters — ſo heißt der junge Fabrik-Beſitzer, der fünf Meilen von jenem Hauptſtädtchen wohnt und hier nur zuweilen Verwandte und Freunde beſucht — hatte nicht nur ſie, ſie hatte auch ihn geſehen, und was jedes Mädchen leicht merkt, war ihr ebenfalls nicht entgangen. Daß ſie aber am Montage nach jenem Sonntage nichts wußte, als Roſina im Einverſtändniß mit dem Bruder ſie fragte, wird Niemand bezweifeln.

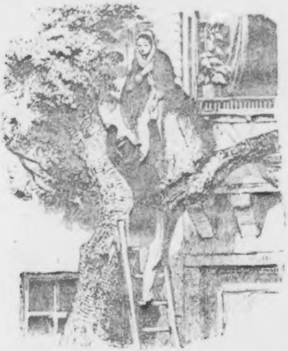
Uebrigens ſchienen für Herrn Joachim Marſing Streiche des Unheils bereit, denn an einem der nächſten Abende, als er ſein Goldmännchen wieder unter Dach und Fach bringen wollte, war es verſchwunden. Sehr hart traf ihn dieſer Verluſt, denn es war ein Erbſtück, ſeit einem Vierteljahrhundert ſchon in ſeinem Beſitz, und er traute ihm faſt eine ſegensvolle Macht für ſein Geſchäft zu. Deshalb verſuchte er mancherlei Mittel und Wege, des entflohenen Goldmännchens wieder habhaft zu werden, alle Bemühung war jedoch vergebens, und oft blickte er traurig nach der Stelle, wo es ſonſt geſtanden hatte.

Während indeß das Goldmännchen am Vorderhauſe fehlte, war am Hinterhauſe eines für Annchen in der Nähe. Philipp Rotters, dem ſein Vater Muth eingeſprochen hatte, warf einſt von einer Linde, die dicht an dem Fenſter des Zimmers ſtand, das ſchön Annchen im Erker bewohnte, in jenes Fenſter ein Brieflein, worin er ſich beſtens empfahl und anzeigte, daß er je zuweilen auf dieſer Linde erſcheinen werde und um Nachſicht und Aufmerkſamkeit bat, was ihm muthmaßlich nicht abgeſchlagen wurde.

Seit dem Verſchwinden des Goldmännchens vergingen etwa vier Wochen, da ſchaute Herr Joachim Marſing eines Abends, als er den Laden ſchließen wollte, abermals traurig hin nach dem Standort des Goldmännchens und ein freudiger Schreck durchbebt ihn, denn — da ſteht es auf dem alten Fleck herrlich neu vergelbet, und in der Doſe liegt ein Zettel. Jubelnd trägt er den wiedergewonnenen Schatz in's Haus, doch ſein Entzücken ſchwächte ſich etwas, als er auf dem Zettel folgende Zeilen fand:

„Bin ich gleich von Dir gewichen,
Find' ich mich doch wieder ein.
Vordem war ich ſehr verblichen,
Doch nun wieder ſchmuck und rein.
Sendet mich als Werbemännchen
Jetzt der Bräut'gam Deines Aennchen.
Biſt Du nun des Dankes voll,
Laß ihn durch die Zeitung wiſſen,
Daß, nicht länger ihn zu miſſen,
Er ſich bald Dir ſtellen ſoll.“

Wer die gewünſchte Einladung in der Zeitung fehlen ließ, das war Herr Joachim Marſing; doch wurde er über ſchön Annchen bedenklicher als zuvor, was aber zu nichts führte, weil das Töchterchen bei allen Ausforſchungen ſich als ein Muſter von Unſchuld erwies. Indeß muß es damit nicht ſo ganz richtig geweſen ſeyn, denn eines Morgens meldete die alte Magd, daß Annchens Erkerſtübchen leer und nichts von ihr zu hören noch zu ſehen ſey. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie dieſe Nacht ſchon außer



dem Hauſe und die Linde zu einer Entführung die Brücke geweſen ſeyn müſſe, was der Baum mit verſchiedenen Verkehrungen oben und unten durch eine noch an dem Stamme lehnende Leiter bezeugte. Schön Annchen hatte wahrſcheinlich bedacht, daß man endlich verzweifelt, wenn man täglich gar hoffen ſoll, wonach ſie dann bereitwillig die Hoffnung gewaltſam zur Wirklichkeit machte. Nun aber war die Verzweiflung bei Joachim und Roſina im Gange, denn ſämmtliche Nachforſchungen blieben fruchtlos, da man nicht einmal den Namen des Entführers anzugeben vermochte. Trauriger noch, als da das Goldmännchen fehlte, nahm er es am Abend dieſes Tages herein, und ſiehe! — abermals lag ein Zettel in der Doſe, auf dem geſchrieben ſtand:

„Du willſt nicht der Werbung achten,
Die ich Dir vorlängſt beſtellt,
Ließeſt nach der Zeitung ſchmachten
Den, dem Aennchen ſehr gefällt.
Biſt ſo grauſam Du geweſen,
Soll es meine Rache ſeyn
In der Zeitung nun zu leſen:
Schwiegerſöhnchen, ſtell' Dich ein!“

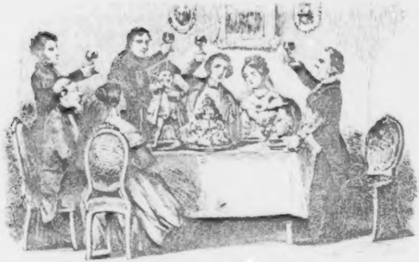
Herr Joachim Marſing wußte nach mehrmaligem Leſen dieſer Reime nicht, ob er ſich zu freuen oder zu wehklagen habe. In ſolcher Ungewißheit gab er keinen Laut von ſich, wirthſchaftete ſogar am nächſten Tage nur ſchweigend und ärgerlich im Laden herum, während ſeine Schweſter zuweilen wie eine Lärmkanone dazwiſchen donnerte. Am Morgen des dritten Tages aber war in der Zeitung zu leſen:

„Schwiegerſöhnchen, ſtell' Dich ein!“

Es dauerte auch gar nicht lange, da ſtanden ſchön Annchen und Philipp Rotters um Verzeihung und Segen bittend vor Herrn Joachim Marſing, der ſich um ſo leichter in die Nothwendigkeit fügte, als er überzeugt wurde, er habe einen rechtlichen und begüterten Schwiegerſohn. Der Vater Fuhrherr, jener Fremde vom Spaziergange, der die Unternehmung ſeines Sohnes geleitet hatte, war mit erſchienen, und man ſah bald nur heitere Geſichter im Hauſe, denn — Roſina Marſing war verſchwunden, aber nicht entführt: ſie hatte ſich in ihrem Zimmer ſelbſt verhaftet.

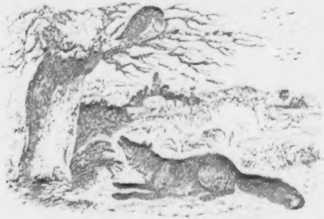
Wenige Wochen nachher war Hochzeit im Hauſe „zum Goldmännchen“; dieſes ſelbſt glänzte inmitten auf der reichbeſetzten Tafel und von ſeiner Doſe herab hing ein golden Band mit dem darauf gedruckten Verſe:

„Jetzt werd' ich Euch nie entweichen! —
Schaffend mir ein gut Atteſt,
Dien' ich Euch als ſich'res Zeichen
Zu dem gold'nen Hochzeitfeſt.



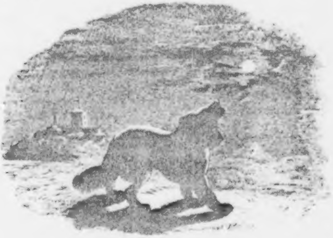
Bleicht mein Kleid im Lauf der Jahre,
Dann empfängt ein ſo getreues
Männlein von dem Jubelpaare
Ganz gewiß zum Feſt ein neues!“

Erinnerung an Gleichniſſe.



Wer kennt nicht das Gleichniß-Fabelchen vom Fuchs und Raben? — Jener möchte gern den Käſe erlangen, den dieſer im Schnabel hält, er macht dem ſonſt manchmal ſehr pfiffigen Vogel allerlei Verheißungen auf wundervolle Leckerbiſſen, und indem der Rabe einen Freudenſchrei ausſtößt wegen der reizenden Ausſichten und Hoffnungen, verliert er ſeinen Käſe, den ſich der Fuchs zueignet und vergnügt davoneilt in ſeine Schlupfwinkel. Der Fuchs iſt ein „Communiſt", der als ſein betrachtet, was er begehrt, und der Rabe? — Je nun, der gleicht Allen, die ſich für äußerſt klug erachten, wenn ihnen der Begriff von Recht und Eigenthum mangelt, die alſo, haben ſie bereits einen Käſe geſtohlen, von einem Fuchſe ſich leicht einreden laſſen, daß ihnen nächſtens alle Heerden im Erdball gebraten zu Dienſte ſtehen. Die Füchſe in Menſchengeſtalt ſchleichen jetzt überall herum und vermöge ihres Weſens haben ſie auch überall Schlupfwinkel in der Nähe und Ferne. Kaum glaubt man ſie hier los zu ſeyn, ſo ſind ſie an anderer Stelle wieder da, ſuchen ihr Heil, indem ſie Unheil predigen mit der geläufigſten Zunge, dabei nichts wahr machend als den Spruch Sirach's: „Da ich noch im Irrthum war, konnt' ich auch viel lehren, und war ſo gelehrt, daß ich's nicht ſagen konnte!" Und das Alles thun dieſe Füchſe, um etwa den vorhandenen Käſe zu haben gegen das Verſprechen von Glücksgütern, die entweder gar nicht vorhanden ſind oder durch Gottes Segen und nach geſetzlichem Recht Andern gehören. Sie wiſſen, daß man bei der gedankenloſen Menge nur Habſucht und Neid zu erwecken braucht, um eine Gehirnſperre zu bewirken, welche die Vernunft nicht eher wieder einläßt, als bis die irdiſche und himmliſche Wohlfahrt zum Vortheil der Füchſe als Zoll bezahlt worden iſt und ſelbſt die Vernunft wenig oder nichts mehr helfen kann. Wenn nun zwei Parteien ſolcher fuchsliſtig ſelbſtſüchtigen Mundhelden ſich gegenüber ſtehen, dann werden wir an das morgenländiſche Mährchen von den zwei Zauberern erinnert, die ſich gegenſeitig aus dem Wege räumen wollten, damit der Uebrigbleibende allein Beherrſcher der Dummheit bleiben könne. Der Eine verwandelte ſich in einen Kampfhahn, der Andere in einen Haufen Granat-Körner, die Jener begierig verſchluckte und ſich in der Unmäßigkeit faul fraß, bis das letzte Granatkorn, der andere Zauberer, ſich in einen Fuchs verwandelte und nun den überſatten Hahn zerriß. Es iſt das Gleichniß der Redner zweier Parteien, die ſich mit den wunderlichſten Spitzfindigkeiten und Begriffs-Verwirrungen in ſtetem Larvenwechſel bekämpfen, bis dann die eine in der Taſchenſpielerei mit Wahrheit und Lüge ein für den Augenblick wichtiges Körnlein vergißt und hieraus der Fuchs entſteht, der den Gegner zerfetzt. Es iſt das Bild mancher heutigen Mehrheit in den Rede-Verſammlungen, die eine Minderheit verſchlingt, morgen aber von einer anderen Mehrheit verſchlungen wird, wobei jedoch immer ein Fuchs übrig bleibt, der ſeine Beute unter dem Volke ſucht und ſie von irgend einer Menge, die ſich für den Augenblick die Gewalt anmaßte, erwartet, oder ſich wenigſtens einen Kaufpreis erwerben möchte. In ſolchem Sinne wollte einſt John Taylor im engliſchen

Unterhauſe die Rednerbühne beſteigen, um gegen das Miniſterium zu ſprechen. Da hält ihn ein Freund dieſes Miniſteriums am Rockſchoß feſt und flüſtert: „Schweig', John, dann ſoll für deine ſieben Kinder geſorgt ſeyn!“ — „Ei“, antwortete der Feſtgehaltene, „meine Frau iſt ſchon wieder in andern Umſtänden!“ — „Für das achte auch!“ ſagt lächelnd der Freund des Miniſteriums, und John Taylor ſprach nicht, denn der Handel war abgemacht: er wurde Rabe und Fuchs zugleich. — Bei jenem erſten Fabelchen mag uns auch noch eines einfallen: das von dem Hunde, der ein Stück Fleiſch erwiſchte, dann damit über den Steg eines Gewäſſers eilt, im Waſſer ſein Bild ſieht und ein zweites Stück Fleiſch, wonach er im Zuſchnappen das ſeinige fallen läßt und nun nichts hat, wie es ihm gebührte, denn er war zu ſeiner Beute auch nicht auf dem rechten Wege gekommen. — Wir wollen bewahren, was wir auf redliche Weiſe beſitzen, dann kehren wir uns nicht an ein Gerede, was uns für das Pfund Rindfleiſch, das wir im Topfe haben, Schnepfen und Lampreten verſpricht, die wir uns erſt fangen ſollen. Indem wir ſo thun, werden wir vielleicht den Ausſpruch Goethe's widerlegen: „Mit einer erwachſenen Generation, die ſich in Verkehrtheiten einließ, iſt nie viel zu machen, in körperlichen, wie in geiſtigen Dingen, in Hinſicht des Willens und Charakters; man muß dann immer wieder mit der Schule anfangen.“ Widerlegen wir dieſen Ausſpruch, indem wir den reichen, geiſtigen Beſtand, der unſeren Vorfahren die Dunkelheit des Lebens erhellte, uns feſter aneignen, und wenn wir Redner hören, die gegen Alles, was ſeit Jahrhunderten beſtand und noch vor dem Urtheil des Herzens und Geiſtes als ſegenbringend beſteht, mit giftigem Wort eifern, dann laßt es uns beleuchten mit dem Lichte der Vernunft, und jener Redeſchwall wird uns an den Hund erinnern, der den Mond anbellt.

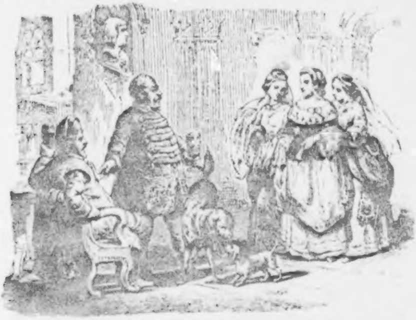


Der ſchreckliche Aufenthalt.

Alt-Polniſch Familienbild.

„Eine höllische Kälte, vor lauter Schnee ſieht man die Welt nicht! — macht nur ein Feuer, Gevatter, damit wir die ſteifen Glieder etwas aufwärmen; wollen uns dann einen Krug Bier ſchmecken laſſen und geröſtetes Brod, dabei läßt ſich gut plaudern!“ ſo ſagte der graue Martin, wie man ihn im Schloſſe nannte, der alte Thürwächter, und holte unter ſeinem Mantel ein paar Kannen Bier hervor, wovon er in zwei geräumige Krüge goß. Sein Gevatter, der Pförtner auf demſelben Hofe, fachte das dunkle Kaminfeuer an und ſchnitt Scheiben Brod, die er auf beiden Seiten ſalzte und röſtete. Als die Krüge mit Bier gefüllt waren, nahm Jeder den ſeinigen und that einen herzhaften Zug. Dann ſtrich Martin ſeinen Bart, in dem der Reif jetzt aufgethaut war; es überkam ihn die Erinnerung an ſeine Jugendzeit und der Pförtner lieh ihm mit der größten Aufmerkſamkeit ſein neugierig Ohr.

„Ja, lieber Gevatter, ich ſollte Euch von dem ſchrecklichen Aufenthalt erzählen; alſo hört! Es werden jetzt ſchon vierzig Jahre her ſeyn, wo ich am Hofe eines reichen Herrn als Hofjunker diente. Das alte und ſchwache Herrchen hatte zuerſt Podagra und dann ſtarb er, nachdem er bis zum ſeligen Tode ſeine liebe Frau beweint hatte, die zwei Jahre vor ihm geſtorben war. Auch ſein Tod koſtete viel Thränen; denn Jeder liebte das gute Herrchen. Er hinterließ zwei Söhne, Karl und Siegmund, von denen der eine neunundzwanzig, der andere dreißig Jahr alt war. Nach der Trauer muß man auch an ſich denken, die Söhne fingen alſo an, gemeinſchaftlich die Güter zu bewirthſchaften und durchſuchten alle Papiere ihres Vaters, die eine nicht kleine Summe ausſtehendes Geld angaben. Das Meiſte davon war aber, wie ſie fanden, an einen weit entfernt wohnenden Edelmann verliehen, und das wollte Karl nach einem halben Jahre holen. Als der Tag der Abreiſe ſchon beſtimmt war, rief mich der junge Herr und ſagte: „Na, mein Martin, fahrt mit uns, ich fahre ſehr weit, bis über die Weichſel.“ „Gut, junger Herr!“ antwortete ich, und in einer Stunde ſaß ich ſchon auf dem Wagen und die jungen Herren drückten ſich herzlich. „Denke an die Rückkehr, lieber Bruder!“ ſchrie Siegmund und weinte wie ein Kind; Karl ſprang mit Thränen in den Augen auf den Wagen und ließ abfahren. Wir fuhren eine ganze Woche, ehe wir an den Ort kamen, wohin wir wollten. Mit Todesangſt ſetzten wir über die Weichſel und nun ſahen wir ſchon das Schloß des Edelmanns. Hier war es ſehr ſchrecklich!“ — Martin trank den Reſt aus ſeinem Kruge, und der Pförtner heftete voller Furcht die Augen auf den alten Thürwächter. — „Ja, lieber Gevatter! hier ſtanden uns entſetzliche Dinge bevor. Als wir auf den Hof fuhren, fiel uns eine Menge von Hunden an

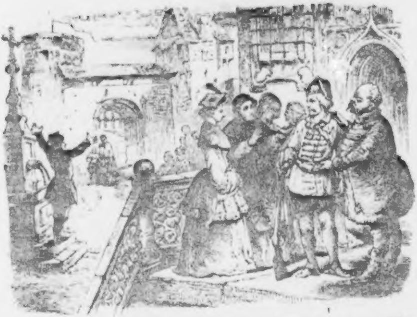


und ſie zogen uns beinahe vom Wagen herunter; ſo fuhr ich unter Höllenpein vor das Haus und hier begrüßte meinen Herrn der ehrwürdige Edelmann, dem das Schloß gehörte. Er empfing meinen Herrn ſehr freundlich und führte ihn in ſeine große Gaſtſtube. Ich folgte furchtſam nach. Es war bald Zeit zum Abendbrod und die Alkoventhür öffnete ſich; die Frau des Edelmanns trat mit zwei wunderſchönen Töchtern herein und hinter ihr kam ein ſchönes Stubenmädchen. Ach, wenn der Martin, der hier ſitzt und erzählt, die anſah, dann konnte er ſich kaum halten, er fühlte ſein Herz nicht, als wenn die Zauberin es ihm aus der Bruſt geriſſen hätte. Aber mit meinem Herrn war es nicht beſſer, er wurde bis über die Ohren roth, und wenn die Hausfrau ihn nach ſeinem Bruder fragte, dann konnte mein Herr, der ſonſt immer ſo redefertig war, nicht ein geſundes Wort vorbringen, er ſah nur immer von der Seite die ſchönen Fräuleins an. Nach dem Abendbrode ſaßen ſie noch lange, und als die Schlafzeit kam, wußte Herr Karl nicht nur nichts mehr von ſeinem Kopf, er wußte gar nichts von ſich. Er konnte nicht einmal die Kleider ausziehen, ſondern ſaß da und träumte. Ich bedauerte meinen jungen Herrn und fragte, ob er krank wäre. „Du ſprichſt wahr, Martin, ich bin krank!“ ſagte er und fiel auf's Bett. Die ganze Nacht ſchloß er kein Auge zu, und ich that's ihm nach; er hatte beſtändig das junge Fräulein Hedwig vor den Augen und ich mein liebes Stubenmädchen. Der beſte Tag ſah ſchon in unſere Fenſter und mein Herr ſeufzte die Sonnenſtrahlen an; ich that's ihm nach. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Edelmann und wunderte ſich nicht wenig, daß ein ſo junger Herr es ſich ſo gut im Bette gefallen ließe. Als wir gefrühſtückt hatten, fuhren wir zur Jagd; aber mein Herr traf kein Wild, wenn es ihm auch unter die Naſe kam, und daher hielt ihn Jeder für ungeſchickt. Ich ſchämte mich, weil ein ſo tüchtiger junger Herr durch ein ſchönes Mädchen ſich ſo ſehr hatte vernarren laſſen, daß er ſich bei Allen zum Gelächter machte, und ich faßte Muth und ſagte zu ihm: „Herr, haben Sie Sand in den Augen? oder haben Sie Liebesbrod *) gegeſſen? Sie ſprechen zu Niemand ein Wort, und wenn Ihnen das Wild ſo nahe kommt, wie die Krähen beim Regen, ſo treffen Sie es doch nicht!“ — „Es iſt ſchlimm“, ſagte er, „wir müſſen nach Hauſe fahren! Es iſt hier nicht geheuer!“

Als wir von der Jagd zurück waren, ſprang ich gleich in den Stall und bald nach dem Mittageſſen gab ich meinem Herrn zu verſtehen, daß Alles bereit wäre. Er wollte Abſchied nehmen, aber der Edelmann ſtürzte gar hitzig auf den Hof, rief ſein Geſinde, winkte ihm mit den Augen, und es wurden uns alle vier Räder vom Wagen gezogen, ſo daß er auf den Achſen lag. Mein Herr bat den Edelmann, mit ihm allein zu bleiben, und geſtand ihm, warum er ſich nicht länger aufhalten könne. „Wie?“ ſchrie der Edelmann, daß ich es hören konnte: „Nun, in meinem Hauſe ſind die Schwellen für Ihre Füße nicht zu hoch! Alles wird gut, nur ſchießen Sie mir beſſer als heute Morgen.“ Die Thür öffnete ſich, ich ſprang auf die Seite und ſah, wie mein Herr dem Edelmann die Hand drückte. Bald kam auch die Frau des Edelmanns und ihre beiden Töchter mit ihr; mein Herr zitterte, denn er ſah dem Fräulein Hedwig in die Augen, wie die Schildkröte auf ihre Eier, und er fing an, ſich ſo ſchön zu unterhalten, daß Alle ſich wunderten, was mit einmal aus ihm geworden wäre. — Der Vater der ſchönen Hedwig nahm ihn bei Seite und befahl ihm, mit der Flinte nach dem Ziel zu ſchießen, damit er die geſtrige Schande gut machte. Mein Herr rief mich und ſagte: „Martin, nehmt dieſen Thaler zwiſchen die Finger.“ Ich nahm ihn, ſprang bis an's Thor und hielt den Thaler zwiſchen den Fingern der linken Hand hoch über den Kopf und ſchrie: „Schießen Sie, Herrchen!“ Der Edelmann und ſeine Frau wollten es nicht zulaſſen und mein liebes Stubenmädchen wurde ganz bleich. Aber als ich noch einmal rief, ſchoß mein Herr: paff! und der Thaler war aus meinen Fingern. Röschen, das Stubenmädchen, ſchrie laut auf und ich freute mich darüber, ich weiß ſchon warum? — Von jetzt an

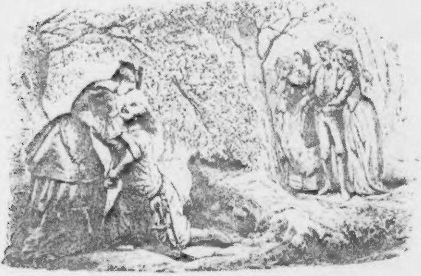
---

*) Friſchgebackenes Brod, welches die Mädchen drei Tage und drei Nächte unter dem Arme tragen, und dann ihrem Geliebten geben, der ſich nun, nach ihrem Glauben, auf der Stelle in ſie verliebt.



war mein Herr ſeiner Hedwig immer näher und ich meinem Röschen. So ging ein Monat hin und der zweite, bis auf einmal von dem Bruder meines Herrn ein Bote eintraf, der ihm einen Brief brachte. Johann, dieſer Bote, nahm mich bei Seite und fragte mich: „Bei allen Heiligen, was geht hier mit Euch vor? unſer Herr zu Hauſe hat ſo fürchterliche Träume gehabt, er wartete immer auf einen Brief; aber da kam kein Brief, auch kein Bruder. Die alte Tante war vor Kurzem bei uns, und erzählte uns ſchreckliche Dinge. Du kannſt glauben, ſagte ſie zu unſerm Herrn Siegmund, daß dein Bruder auf jenem Schloſſe durch Zauberkünſte zurückgehalten wird, daß bei Tage und bei Nacht furchtbare Erſcheinungen mit Feuerſchwänzen auf dem Hofe umherziehen, daß der Herr des Hauſes, ſeine Frau und ſeine Töchter ſolche Ketzer ſind, die es mit dem Teufel halten. Die traurige Nachricht brachte uns Alle zum Weinen, da wir Euch für verloren hielten; denn die Tante verſicherte es uns feſt. Als das mein Herr Siegmund hörte, rief er mich zu ſich und ſagte: „Johann, mache dich auf den Weg und bringe meinem Bruder dieſen Brief, wenn er noch am Leben iſt.“ Ich ſtieg auf ein Pferd, nahm eine Reliquie und etwas Weihwaſſer gegen den böſen Geiſt und ritt weg. Jetzt bin ich ſchon den fünften Tag auf dieſem fürchterlichen Schloſſe.“ — „Ja, ja, lieber Gevatter!“ antwortete ich ihm; „hier gehen ſchreckliche Dinge vor, und weder mein Herr kommt nach Hauſe, noch ich. Bald werdet Ihr mit einem Briefe zurückgehen.“ Wie ich gedacht, ſo geſchah's auch; mein Herr ſchrieb an ſeinen Bruder und Johann machte ſich mit dem Briefe auf den Weg. — Als der Bruder zu Hauſe den Brief erhalten hatte, war daſelbſt ein großes Jammern. Johann erzählte zehn Mal an einem Tage, daß bei dem Edelmann, wo er geweſen, ſchreckliche Dinge vorgingen, er wüßte nur nicht was. Und Siegmund beſtieg traurig einen Wagen und Johann fuhr mit ihm zum Edelmanne. — Hier wurde gerade eine große Mahlzeit gegeben, als Beide ankamen. Karl ſchrie mit aufgehobenem Glaſe eben das dritte Vivat aus, da öffnete ſich die Thür und Siegmund, bleich und mager, kam in die Stube. — „Lieber Bruder!“ rief Karl, ſtellte das leere Glas hin und warf ſich in Siegmund's Arme. Der Edelmann nöthigte den müden Siegmund freundlich an den Tiſch und ſetzte ihn ſeinen Töchtern gegenüber und neben ſeine Frau. — Siegmund warf die Augen auf Hanna, die ältere Tochter des Edelmanns, und ſah ſogleich aus, wie ein Thorner Ziegelſtein; ſeine Augen funkelten, wie beim Wolfe in der Nacht, und ſein Herz ſchlug ſo laut, daß ich es hören konnte. Auch Hanna wurde roth wie ein Krebs. — Hier traf wieder einmal der böſe Geiſt auf zwei Stellen zugleich. — Als beide Brüder nach der Mahlzeit ſich allein ſahen, da widerſtand Siegmund ſeinem Bruder nicht weiter, und er hatte doch in ſeinem Leben nicht heirathen wollen und ſich über die Verblendung ſeines Bruders ſo gegrämt, und endlich ſagte er: „Liebes Brüderchen, es wird wohl eine göttliche Fügung ſeyn!“ Mein Herr hing ſich ihm um den Hals, küßte ihn und flüſterte ihm lächelnd in's Ohr: „Und Deine ſchöne Hanna!“ Aber Siegmund drückte ihm die Hand und bat, daß er ihrer nicht erwähnen möchte.

Ein paar Tage darauf wurde ich gegen Abend in den Garten geſchickt, um Himbeeren zu pflücken. Ich laufe hin, pflücke und

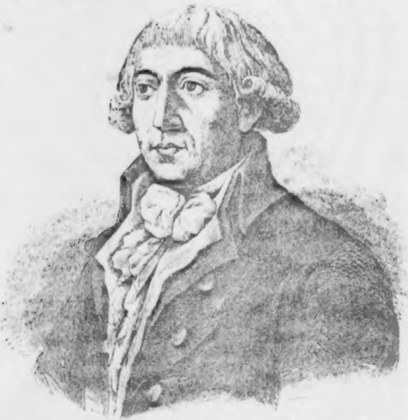


höre unter einer Linde ein leiſes Ziſcheln, und ich ducke mich näher heran und ſehe, wie Herr Siegmund vor der ſchönen Hanna kniet und ihr recht hübſche Höflichkeiten ſagt, ganz artig ſeufzt, und ihr ſeine Liebe geſteht. In einem Sprunge bin ich zurück, hole meinen Herrn und Fräulein Hedwig mit ihrer Mutter. Sie hörten Alles, und gingen unbemerkt zurück. Der Edelmann erfuhr es gleich, und als die beiden Verliebten gekommen waren, trank er zu Siegmund ein Glas Ungar und ſchrie: „Die Linde als Zeuge einer Liebeserklärung ſoll ihre Zweige jährlich mit dichterem Laube bedecken!“ Hanna verſteckte ſchamhaft ihr Geſicht im Schooße ihrer Mutter und Herr Siegmund wechſelte merkwürdig die Farben ſo und anders. — Der alte Edelmann küßte ihm die Stirn und forderte, daß Alle das Verſprechen, ſich zu heirathen, nach alter Sitte vor Zeugen geben ſollten. Alſo wurde Johann noch an demſelben Abende zum Oheim meiner beiden jungen Herren geſchickt, daß er kommen ſollte. — Meine Herren fuhren ihrem Oheim eine Meile entgegen, und als ſie ihn trafen, ſtiegen ſie in ſeinen Wagen und fuhren mit ihm zum Edelmanne zurück. Der alte Oheim befahl, die Pferde nach alter Sitte fürerſt nicht auszuſpannen. Er fuhr mit fünf tüchtigen Hengſten vor das Schloß, und der Edelmann wartete ſchon vor der Thür auf ihn. Es wurde gleich ein gutes Frühſtück aufgetragen und nach einer Stunde ließ der Oheim die Pferde ausſpannen. Es war Freude im ganzen Hauſe, denn Alles wußte, daß es zwei Hochzeiten mit einem Male geben würde.“

„Gieß nur wieder Bier in den Krug, Gevatter!“ ſagte Martin zum Pförtner, „denn hier iſt noch nicht das Ende, man muß erſt die Kehle näſſen!“ — „Sieh! ſo endigte ſich's. Als ſie ſich das Verſprechen gegeben hatten, da kam ich auch zu meinen Herren und bat ſie von wegen Röschen. Sie lachten über mich und gaben ihre Einwilligung, und es dauerte nicht lange, ſo kommt auch Johann, fällt dem Herren zu Füßen und war eins mit der dicken Magdalene. Dieſe diente in der Küche und Johann hatte ſich ſterblich in ſie verliebt. Als der Edelmann dies hörte, ſagte er: „Liebe Brüder! bringt mir hier nicht noch mehrere von Euren Leuten her; denn Ihr nehmt mir ja alle meine Mädchen.“ — „Das iſt nicht unſere Schuld, lieber Vater“, antwortete Siegmund, „hier ſitzt man feſt, wie die Vögel am Leim!“ — „Nicht umſonſt“, ſagte Karl, „nannte man zu Hauſe Ihr Schloß einen fürchterlichen Ort!“

Nach zwei Monaten kehrten wir Alle nach Hauſe zurück, Jeder mit ſeiner Frau. Wir waren glücklich mit ihnen, ſo lange ſie Gott bei Geſundheit und am Leben erhielt. Nur Johann hatte viel Aerger und ſagte oft mit ſcharf geſäuertem Geſicht: „Wo drei Engel weggingen, hatte ein Teufel gewiß Platz; die dicke Magdalene hätte dort bleiben müſſen.“ A. Münde.

Gottfried Auguſt Bürger.



Aeltere Zeitgenoſſen werden ſich noch mit Nachgefühl der Begeiſterung entſinnen, von der ſie ergriffen wurden, wenn ſie zu ſprechen begannen: „Lenore fuhr um's Morgenroth, empor aus ſchweren Träumen" — „Knapp, ſattle mir mein Dänenroß, daß ich mir Ruh' erreite" — und dann im Launigen: „Ich will euch erzählen ein Mährchen gar ſchnurrig, es war 'mal ein Kaiſer, der Kaiſer war kurrig" bis zu „Frau Schnipſen hatte Korn im Stroh und lebte weidlich lecker". Wenn gewiß Manche, wie wir, noch immer mit vollſter Theilnahme die vorzüglicheren Gedichte **Bürger's** leſen, wollen wir doch bei dem letztgenannten derben Scherz gleich an **Goethe's** Aeußerung denken: „Ein Mann, der in ſeinem dreißigſten Jahre ein Gedicht wie die „Frau Schnipps" ſchrieb, mußte wohl eine Bahn geben, die von der meinigen ein wenig ablag." Indeß fügt **Goethe** hinzu: „Bürger hatte ſich durch ſein Talent ein Publikum gewonnen und daher keine Urſache, ſich nach den Eigenſchaften eines Mitſtrebenden umzuſehen, der ihn weiter nichts anging.“ Das iſt, was den letzten Satz betrifft, wahrſcheinlich mehr ſpitzig als ernſt gemeint, denn daß Bürger ſich nicht nach Goethe umgeſehen haben ſollte, iſt nicht glaubhaft, und Jener würde dabei beſonders im Unrecht ſeyn, weil er ſich der Sünde ſchuldig gemacht hätte, den höheren Geiſt nicht anzuerkennen. Daß Beide nicht vertraut werden konnten, erhellt jedoch aus den verſchiedenen Wegen ihrer Bildung.

Gottfried Auguſt Bürger wurde am 1. Januar 1748 in Wollmerswende, ein Beſitzthum der Freiherren von Aſſeburg, geboren, „in der erſten Stunde des Jahres, unter den Geſängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr zu begrüßen pflegte“, ſo berichtete Bürger uns ſelbſt. Sein Vater war Prediger und ſeine Eltern hegten nur geringe Erwartungen von ihm; offenbar konnte er von früh an nicht zu rechtem Ernſt und feſtem Entſchluß kommen, ein Fehler, der all die Mängel und Nachtheile in ſein Leben brachte, über die er ſich oft beklagte, dabei aber die Schuld Anderer für größer hielt als ſeine eigene. Daß er in der Jugend nur langſam lernte, lag nicht an beſchränkter Fähigkeit, ſondern an der Unklarheit ſeines Willens und der Nachgiebigkeit für die nächſten Neigungen und Sinnenreize, eine Nachgiebigkeit, die ihn niemals verließ. So weit ſich dies rechtfertigen läßt mit dichteriſchen Trieben, mag es geſchehen, daß aber dieſen die Männlichkeit aufgeopfert werden dürfe, wäre eine unhaltbare Behauptung. — Bürger zeigte in den Schulwiſſenſchaften erſt ſpät und nur langſam Fortſchritte, auch dann, als ihn ſein Großvater mütterlicher Seits, der Hofesherr Jakob Philipp Bauer in Aſchersleben, zu ſich nahm und ihn die dortige Stadtſchule beſuchen ließ. Er hatte ſchon in ſeinem zwölften Jahre Verſe gemacht, und in ſeinem vierzehnten war ein Epigramm auf den ihm anſtößigen Haarbeutel eines Primaners die Veranlaſſung, daß ſein Großvater, der ſeinen Enkel dereinſt gern als Pfarrer ſehen wollte, ihn nach Halle auf das Pädagogium ſchickte, von wo er im Jahr 1764 die Univerſität derſelben Stadt bezog. Hier wirkte beſonders die Bekanntſchaft mit Chriſtian Adolph Klotz nachtheilig auf Bürger. Jener, ein Mann, der ſchnell zu Ruhm kam, ihn aber auch ſchnell wieder verlor, hielt nicht ſtreng an der Sittlichkeit, ſo daß der immer vertrauter werdende Umgang mit ihm für einen jungen Mann von reizbarer Einbildungskraft und reger Sinnlichkeit überwiegend nur ſchädlichen Einfluß haben konnte. Der Großvater erfuhr auch bald über Bürger viel Unangenehmes, in Folge deſſen er ihn (1768) nach Göttingen ziehen ließ, und ſogar ſeinem Wunſche, die Rechte zu ſtudiren, nachgab. Aber auch in Göttingen lebte Bürger ſo, daß der Großvater ihn endlich für einen Verlorenen hielt und ihm jede Unterſtützung verſagte. Dies weckte ihn einigermaßen aus ſeinem Sinnentaumel, und eben in dieſer Zeit, die einen jetzt ſchwärmeriſch genannten Begriff von Freundſchaft hatte, ſchloſſen ſich ihm wackere Jünglinge an, da ſie trotz der Abwege ſein Talent wahrnahmen; wir nennen nur Boie, Voß, Hölty, die Grafen zu Stollberg, Bieſter und Sprengel. Beſonders that Boie ſehr viel für ihn und durch deſſen Vermittelung erhielt Bürger (1772) bei den Herren von Uslar im Gericht Alten-Gleichen die Stelle eines Juſtizbeamten, zwar mit geringem, aber doch vor Mangel ſchützendem Einkommen. Der gute Großvater verſöhnte ſich nun wieder mit ſeinem Enkel, bezahlte ſeine Schulden und erlegte auch die Cautions-Summe, hatte jedoch, da er ſich ſcheute, ſie Bürger ſelbſt anzuvertrauen, die Unvorſichtigkeit, ſie einem Manne einzuhändigen, durch deſſen Untreue der größte Theil des Geldes verloren ging, was den jungen Beamten gleich anfangs in Sorgen brachte. Bevor dieſe überwunden waren, verheirathete er ſich (1774) mit einer Tochter des Amtmann Leonhart zu Niedeck (in Hannover). Dieſe Ehe wurde in einem Zwieſpalt Bürger's geſchloſſen und unter Verhältniſſen fortgeführt, die zwar beſchönigt worden ſind, aber gradhin nur die Mißbilligung herausfordern. Seine Frau hatte als Mädchen auf ihn einen ſo lebhaften Eindruck gemacht, daß ſeine eigene Ueberzeugung, er ſolle eigentlich in ſeiner Lage noch nicht heirathen, davon überwältigt wurde. Dennoch ſagt er: „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für ihre Schweſter, die damals noch ein Kind, und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für einen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht geweſen, noch am Altar zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maaße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen, ſo wäre ich zu Grunde gegangen. Was der Eigenſinn (!) weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt zu heißen, und die andere (Molly) es zu ſeyn." — Wir wiederholen es, nur zu mißbilligen iſt dies Verhältniß; den ſchwerſten Vorwurf laſſen wir dabei auf Bürger, den Mann fallen, und thun dies eben jetzt deshalb, weil man dieſe Begebenheit mit falſchem Schimmer auf die deutſche Bühne brachte, was dem verewigten Dichter nur vortheilhaft ſeyn kann bei nicht unterrichteten oder ſolchen Leuten, die zum Denken unfähig ſind. Bürger's Gattin mag genug gelitten haben während der kurzen Zeit einer ſolchen Ehe, ſie ſtarb frühzeitig; die vierzehn- oder funfzehnjährige Molly, die von Bürger Vielbeſungene, kann durch ihre Jugend entſchuldigt werden; ihn ſelbſt aber, wollte man nun einmal dieſe ſchnöde Entwürdigung der Ehe zu einer Schauſtellung auf der Bühne benutzen — es wäre beſſer ungeſchehen geblieben! — mußte man vor dem Richterſtuhl der Sittlichkeit ſtrafen. Daß dies nicht ungerecht iſt, mögen Bürger's eigene Worte bezeugen. Er ſagt in einem Briefe an Boie: „Was Molly in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das ſteht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe (!) zu Buche. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menſchenverſtandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die ſie mir hätten ſtreitig machen wollen, mit den Zähnen zerriſſen; in meinem Wahnſinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückſeligkeit, als dem Himmel ihres Genuſſes entſagt.“ Für eine geſunde Betrachtung bedarf es wohl keines weiteren Hinweiſes, um den Verſuch, daß eine ſolche Leidenſchaft auf den deutſchen Bühnen zu einer würdigen werden ſollte, als einen Mißgriff erkennen zu laſſen. Wir würden auch hier dies Verhältniß minder umſtändlich berührt haben, wenn wir uns nicht hätten ſagen müſſen, daß die Verkehrtheit des bezüglichen Theaterſtücks nicht überall durchſchaut worden iſt.

Uns kann es hier nicht darauf ankommen, jede Einzelnheit in Bürger's nicht ſelten fehlgehendem Bezwecken und Wirken zu erwähnen, man findet ſeiner gedacht in vielen lebensgeſchichtlichen Werken über bedeutende Männer. Für ſeine dichteriſchen Gaben ſind wir auch keinesweges karg an Lob und Verehrung, im Gegentheil ſind wir der Anſicht, daß dafür jetzt mehr Lauheit herrſcht, als uns gerecht dünkt. In der Ballade wird man ihn ſtets zu den erſten Dichtern zählen müſſen durch ausgeprägte Darſtellung in Wahrheit und Natur. Er hat hier echte Volksthümlichkeit wie in vielen ſeiner Lieder, und iſt als ausgezeichnetes Talent ſehr werth zu halten. Je mehr wir aber dies Talent und ſeine hervorragende Bedeutſamkeit ſchätzen, um ſo mehr bedauern wir, daß er nicht auch mit ſeinem Thun und Laſſen als Muſter empfohlen werden kann, vielmehr in ſolcher Hinſicht unverzeihlicher Schwächen ſich ſchuldig machte durch auffallenden Mangel an Selbſtbeherrſchung, vorzugsweiſe in Bezug auf Sinnlichkeit. Wir ſtehen an dieſer Stelle den Volksmaſſen vieler Länder gegenüber, und dürfen, was namentlich Sittlichkeit und eigene Verſchuldung betrifft, nicht zagen, den verdienten Tadel auch da auszuſprechen, wo wir es ungern thun, wie in dieſem Falle. Bürger hat viel Unheils erfahren, nie aber gelernt, ſich dagegen zu ſchützen durch Kraft, tüchtige Prüfung und umſichtige Feſtſtellung ſeiner Verhältniſſe. Die letzte Heirath mit dem Schwaben-Mädchen (Eliſe Hahn) wurde ebenfalls abenteuerlich leichtfertig geſchloſſen, bereits nach den erſten Wochen bereut und nach anderthalb Jahre mit der Scheidung beendet, und ſie ſoll eine Haupturſache ſeines ſchon im ſiebenundvierzigſten Altersjahre (Juni 1794) erfolgten Todes geweſen ſeyn. Hätte er die Nachgiebigkeit im Sinnenreiz, und in Berufsgeſchäften das unſtät Widerwillige einerſeits und eine

Schnellgläubigkeit andrerſeits überwunden, ſo konnte er bei mancher Gelegenheit wohl zu einer Sicherung ſeiner Zukunft kommen; aber — ſeine Schwächen waren die Stärke ſeines Schickſals, ſo daß wir ihn wohl bedauern, ihn jedoch nur bedingt zu rechtfertigen vermögen. Dabei ſprechen wir ihm durchaus nicht den guten Willen ab, nur lenkte er nicht ſeine Zuſtände, er ließ ſich von ihnen lenken, und einer der ihm wohlgeſinnteſten Mittheiler von Bürger's Lebenslauf ſagt treffend: „Seine Grundſätze waren vortrefflich, nur vergaß er ihrer bei ſich ſelber.“ — Ehren wir ihn als Dichter, beklagen wir ihn in ſeinen menſchlichen Irrungen, beſchönigen wir aber auch bei ihm nicht, was wir jedem Andern als Fehler anrechnen müſſen: denn je bedeutender der Mann, je ſchwerer trifft ihn gerechter Vorwurf der Charakterloſigkeit.

— r.

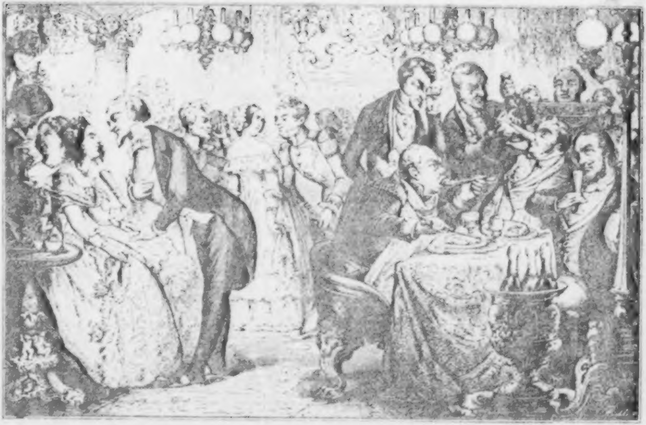
Vergnügen ohne Genügen.

Als eine, Entdeckungen beabſichtigende europäiſche Geſandtſchaft nach Dokar in Afrika kam, fanden die gelehrten Reiſenden dort einen ſchwarzfarbigen Fürſten, der nicht ohne Bildung war, ſich auch ebenſo in der engliſchen wie franzöſiſchen Sprache recht verſtändig zu unterhalten wußte mit den Ankömmlingen. Dieſe aber konnten ſich der Verwunderung nicht enthalten, als ſie bemerkten, der Fürſt des Landes begnüge ſich vergnügt mit einer zwar wohnlichen, aber doch geringen und ſchmuckloſen Hütte, er aber gab folgende Antwort: „Ihr Weißen habt Alle einerlei Gedanken. Ihr meint, daß Leute, die nicht eſſen wie Ihr, die nicht beſitzen, was Ihr beſitzt, die nicht glauben, was Ihr glaubt, ſehr unglücklich ſind. Was mich betrifft, ſo bin ich der Meinung, daß ich Urſache hätte, mich ſehr zu beklagen, wenn ich mich nach Euch richten und leben müßte wie Ihr. Ich bin reich genug, um einen Palaſt von Stein, blanke Wände und eine Fülle von Hausrath haben zu können, aber wenn ich noch dies Alles herbeiſchaffte, wäre ich glücklicher? Brennt die Hütte ab, verliere ich wenig, und ſie iſt leicht wieder erbaut. Das Leben iſt ſo kurz, und mein Vater, der beſſer war als ich, hat dieſe Hütte bewohnt, warum nicht auch ich? Daran gebeſſert hab' ich, ſo weit es mir nothwendig, nützlich und bequem ſchien; wollte ich aber zuviel an todte Schätze wenden und üppig leben, ſo bliebe mir am Ende wohl nichts übrig für ſchlimme Tage, die meine Freunde und Unterthanen der Gaben bedürftig machen.“ Die gelehrten Reiſenden brachten dieſe Antwort als eine ſeltſame nach Europa, daß aber eine höchſt angenehme Weisheit enthalten iſt in der kräftigen Gewohnheit, nichts von Entbehrung zu wiſſen, wenn man nur Mittel bewahrt, um ſtets zur Hülfe bereit zu ſeyn, das ſprachen ſie nicht aus, weshalb wir es thun, und zwar mit innigſtem Behagen.

Sehr viel ſchwätzt und ſchwärzt man dem Volk ein zum Lobe des Luxus, das heißt: des Ueberflüſſigen und Ueberſchwänglichen; es iſt das Ziſchen der in unſern Tagen berüchtigſten Schlange: der Handels- und Schachergier, aber Franklin wird wohl recht behalten mit der Aeußerung: „Wo man ſich in den Luxus verliebt, gilt bald viel Unnützes und Schädliches für das Unentbehrlichſte; dann erkrankt das Volk in Begierden und Suchten, die an der Tugend und Sitte nichts geſund laſſen.“ Jenen ſchwarzfarbigen Fürſten — in bedingter Weiſe — als Muſter aufſtellen zu wollen, würde bereits gar Viele gegen ſich haben, und doch wär' es ſehr wünſchenswerth, wenn wir die bei unſern Vätern und Müttern im Allgemeinen herrſchend geweſene Einfachheit und Unveränderlichkeit an der Habe, den Gebräuchen und Vergnügungen bedeutend ſtrenger feſtgehalten, und nur, nächſt dem Fördern des Geiſtigſchönen, den Verbeſſerungen im prunklos Nützlichen und Bequemen den allmäligen Einfluß bewilligt hätten.

In der neueren Zeit treibt die Veränderlichkeit ihr eitles und leichtſinniges Spiel noch beſonders in den Vergnügungen, und die Räume, welche man dazu erbaut und einrichtet, werden verſchwenderiſch mit Glänzerei ausgeſtattet. Daß die meiſten dieſer, oft mit dem Anreiz des Wohlfeilen beginnenden, dabei aber auf Verlockung zu unnützen Mehrausgaben berechneten Anſtalten ihre Namen aus fremden Sprachen wählen, bezeugt ſchon, wie ſehr ſie unheimiſch ſind, und ſie machen auch wirklich das Volk unheimiſch in ſeinem edelſten Weſen, dem des Familienkreiſes, deſſen gemüthliches Walten man langweilig und immer langweiliger findet. Der Ernſt, die fromme gegenſeitige Anhänglichkeit durch Bindungen der Natur und Sitte iſt gewichen; der Geiſt Gottes, der die allwaltende Natur durchdringt, wurde vertrieben aus dem Bereich der Häuslichkeit. Wo er fehlt, da wird Alles in Verweſung und Moder übergeben; das Volksleben aber iſt auf dieſem Wege, der zu völliger Zerfahrenheit und zum Tummelplatz geſpenſtiſcher Eigenſuchten führt.

Es mag auffallen, daß anſcheinend heitere Bilder, die eben vorliegen, uns zu ſo ſchwermüthigen Betrachtungen ſtimmten; aber wir ſehen unter der Schale den wurmſtichigen Kern, ſo daß wir zwar die gute Laune uns nicht lange verkümmern laſſen, aber doch ein Unbehagen über die Hohlheit des nur ſinnenluſtigen Vergnügens empfinden. Unterdrücken können wir ein Bedauern der Betheiligten ſo wenig, wie einer derſelben, den uns die Darſtellung eines Balles im ſchimmervollen Wirthshauſe (deſſen Beſitzer ſchon dieſen deutſchen Namen übel nehmen würde) vornan erblicken läßt. Er hat zwar ein gefülltes Champagner-Glas in der Hand, bezeugt uns aber mit ſeinen Mienen das Anſchauen widerwärtiger, traurige Gedanken erweckender Dinge, die ihn näher angehen als uns. Es iſt mit dem andern Bilde nicht beſſer. Da hat das Muſter einer Kneipen-Wirthſchaft der Vornehmthuenden Nach-

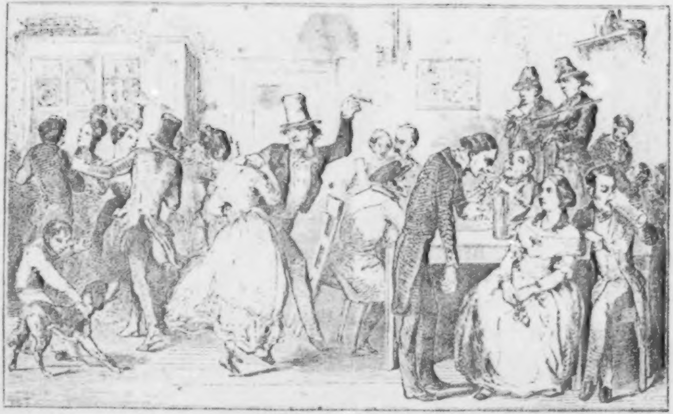


ahmung erweckt in einem Kellerraume, wie wir das jetzt hundertfältig wahrnehmen, wenn wir Abends nach geſchloſſener Arbeit zur Erholung noch die Straßen durchwandern — nicht etwa nur an Sonn- und Feſttagen. Die meiſten der Leute, welche da und dort verſammelt ſind, wollten ſie ſich, wie man zu ſagen pflegt, in ihre Unſchuld kleiden, würden ſich ungeheuer erkälten. Unter den Vornehmthuern iſt wahrſcheinlich Mancher, dem man dereinſt nach ſeinem Namen auf dem Grabſtein ſetzen dürfte:

Luſtig im Erdenwallen,
Prangend faſt immerdar,
Wird er beweint von Allen,
Denen er ſchuldig war.

Anderer Schlechtheiten, die ſich im Prunkſaal wie im Kellerraum anknüpfen, wollen wir nicht gedenken. Im letzteren aber verkehren Arbeiter, die ihr Wochenlohn oft an einem Abend vergeuden, ſtets an der Kreide ſtehen bei verſchiedenen Wirthen und ihr allgemeines Vorbild recht genau kennen. Es iſt jener als Rechner berühmte Handwerksburſch, der allwöchentlich ſeinen Erwerb genau eintheilte mit den Worten: „Dies für die Schlafſtelle, dies für Beköſtigung, für den Schneider, für die Wäſcherin!“ — dann aber ausrief: „Herr Je, mir bleibt ja wenig oder nichts übrig — ei, da ſoll doch lieber Keiner 'was haben!“ wonach er Alles wieder einſtrich zum Selbſtverbrauch am blauen Montage, wo er ohnehin zuweilen mit dem Ganzen nicht ausreicht. Die Kunſt, mehr auszugeben, als man hat, iſt, ſeitdem durch das Zerreißen vieler, von unſern Voreltern weislich in Ehren gehaltener Familien- und Volksbänder mehr Gelegenheit vorhanden, zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Einer lernt ſie im Umſehen vom Andern und beharrt in der Uebung, bis endlich bei verbrecheriſchen Folgen der Gerichtshof einſchreitet oder der Tod die falſche Rechnung ſchließt.

Wir hätten gern lachen mögen bei dem Doppelbilde, das wir anſchauen laſſen, es wollt' uns aber nur ſehr nebenher gelingen: denn immer wieder drängte ſich uns bei der offenbaren Geiſtloſigkeit des Darzuſtellenden ein mahnender Gedanke ein. Es war ehemals vorzugsweiſe der Deutſchen Ruhm, nicht von dem Oberflächlichen der Erſcheinungen befriedigt zu ſeyn, ſondern deren tieferen Inhalt zu ergründen; geſchah dies auch zuweilen mit ſehnſüchtiger und, ſylbenſtecheriſcher Uebertreibung, zumeiſt war es doch anders und das tüchtig wahre Ergebniß ging daraus hervor. Unzweifelhaft wär' es rathſam, auch an uns entſchiedener noch den Sinn der Vorfahren bemerklich zu machen, damit man ihrer würdig ſey und bleibe. Die Ausklügeleien üppiger Verſittigung und Verſättigung haben leider die Kräfte zerſplittert und bei minder begründetem Anſpruch doch die Anſprüche vermehrt. So ſteigerten nun viele der Jetztlebenden ihre Gelüſte und Genüſſe dermaßen, daß ſie nur noch auf den Gipfeln des Maaßloſen und Leidenſchaftlichen einen Taumel des Wohlſeyns empfinden, niemals im Gleich-



gewicht ſind, es auch nirgends leiden noch wiederherſtellen können. Das läßt nach weltgeſchichtlicher Erfahrung nicht auf eine vorhergegangene durch Strenge nützende ſchlimme, vielmehr auf eine dem Uebermuth verfallene Zeit ſchließen, in der Geſetz und Ordnung dem Belieben und der Anmaßung weichen mußten. In Folge deſſen verſteht man die ringsum beſprochene Untheilbarkeit der Menſchenrechte endlich ſo, daß Jedem ungetheilt werden müſſe, was er begehrt oder nimmt, und in Bezug auf unſre Bilder paſſen dann die hier als Schluß benutzten alten Reime:

„Die Völlerei bringt Buhlerei,
Und da die viel verzehrt,
Hat Buhlerei in Büberei
Sich plötzlich noch verkehrt. —
Wenn Uebermuth um Fülle wirbt,
So wird er endlich übervoll,
Dann macht der Ueberdruß ihn toll,
Bis er verarmt in Reue ſtirbt.“

— r.

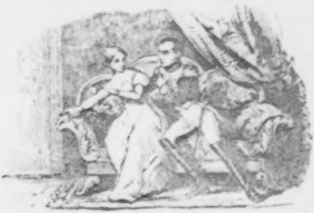
Napoleon und Jenny.

1.

Vor Napoleons Verheirathung mit Joſephinen fand ein geheimes Liebesverſtändniß zwiſchen ihm und der Frau von L. ſtatt. Dieſe ſchöne Frau wußte den Beſieger des halben Europa geſchickt zu feſſeln. Sie verſtand es, die Reize ihrer Schönheit durch die Lebendigkeit ihres Geiſtes auf ſtets neue Weiſe zu erhöhen, und Napoleon genoß in dem Umgange mit dieſer ſeltenen Frau ſelbſt da noch glückliche Stunden, als ſein Kriegsruhm ſchon die Welt erfüllte, und der Ehrſüchtige in ſeiner Unerſättlichkeit den Kaiſerthron beſtiegen hatte.

Eines Tages erblickte Napoleon bei dieſer Frau ein ſchönes Mädchen, Jenny mit Namen, deren jugendliche Friſche ihn lebhaft anzog. Jenny war erſt ſeit wenigen Tagen als Kammerjungfer in das Haus der Frau von L. gezogen, und hatte, jung, lebhaft und keck, mit ihrer Schönheit ſchon manches Herz erobert. — Aber ſie liebte mit unerſchütterlicher Treue einen jungen Offizier der kaiſerlichen Garde, für jeden Andern war ſie unempfindlich. In dieſer Liebe ganz glücklich, von ſüßen Träumen einer ſchönen Zukunft erfüllt, fürchtete ſie nicht, daß vom Throne des Kaiſers der Sturm kommen ſollte, welcher ihre Treue und ihr Lebensglück zu erſchüttern drohte.

Napoleon brannte, der ſchönen Jenny[*] ſeine Wünſche zu geſtehen: ein kupplleriſch dienſtfertiger Hofmann verſchaffte ihm eine Zuſammenkunft mit ihr. Wie erſtaunte Jenny, wie erbleichte ihr ſchönes Antlitz, als ſie dem mächtigen Herrſcher allein gegenüber ſtand. Voll Beſtürzung blieb ſie wie angewurzelt ſtehen, und ihre blaſſen, erſtarrten Züge verkündigten die Angſt ihres Herzens, die ſich ſteigerte durch eine Aeußerung, welche ſie mindern ſollte, denn der Eingedrungene ſprach: „Faſſen Sie ſich, der Kaiſer iſt nicht hier, nur der Liebende, den Ihre Reize beſiegten.“ — Das arme Mädchen zitterte an allen Gliedern. Vergebens waren Napoleons Betheuerungen, vergebens ſeine Verſprechungen. Ohnmächtig ſank ſie, von der plötzlichen Ueberraſchung überwältigt, auf ein Canapee; aber die erſte Annäherung des Gewaltigen war hinreichend, ihr das Bewußtſeyn wiederzugeben. — „Sire, entlaſſen Sie mich! Mögen Sie mich tödten, mögen Sie über mein Leben gebieten, nicht über meine Ehre!“ ſprach die Bebende. Doch immer ſtürmiſcher ward Napoleon. Heftig riß ſie ſich los. Eine Seitenthür war nur ſchwach angelehnt, ſchnell eilte Jenny dorthin, und haſtig ſie aufreißend und hinter ſich zuſchlagend, flog ſie die Treppe hinab. — Ach, ſie wußte nicht, daß ſo eben Frau von L. vorüber fuhr, ſie bemerkte nicht, daß dieſe hochroth vor Wuth und Eiferſucht ſich aus dem Wagen lehnte und furchtbar lachend ſie mit ihren Blicken verfolgte; ſie ſah dies nicht, konnte alſo auch nicht ahnen, welche Folgen ſchmerzlicher Leiden dieſe zufällige Begegnung mit ſich führe.



2.

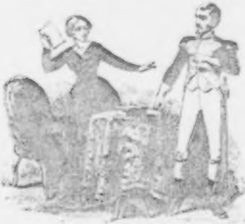
Außer ſich vor Zorn über Jenny's Flucht, durch ihre entſchloſſene Sprödigkeit nur noch mehr gereizt, ſuchte Napoleon alle Mittel, ſelbſt das Aeußerſte anzuwenden, um auch hier ſein Siegerglück zu bewähren. Er beauftragte einen vertrauten Diener, ſie an einen bezeichneten Ort zu führen. Da Jenny den Plan merkte und nicht erſchien, ließ der Mächtige ihr einen Befehl, den Befehl des Kaiſers zukommen. Napoleon erhielt als Antwort folgendes Billet:

„Sire! Ich bitte Sie, Ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen, und mir zu verzeihen, wenn ich mich weder heute noch jemals einſinden werde. Ew. Majeſtät
unglückliche Untergebene und Dienerin Jenny.“

Kaum hatte er, dem Alles gehorchte, dem Alles ſich unterwarf, dies Billet geleſen, als er es heftig zerdrückte, mit dem Fuße ſtampfte und in ſtarken Schritten das Zimmer durchmaß. Plötzlich blieb er ſtehen, ſein Auge funkelte, er trat vor den Schreibtiſch und ſchrieb:

„Mademoiſelle, wenn Sie dieſen Abend ſich nicht an dem bewußten Orte einſinden, ſo werde ich Sie morgen öffentlich in meinem Namen aufſuchen laſſen. Der Kaiſer.“

Man denke ſich, mit welchen Gefühlen Jenny dieſe Zeilen las. Das vernichtende Bewußtſeyn der Ohnmacht und die tiefſte Verzweiflung bemächtigten ſich ihrer, heiße Thränen rannen von ihren Wangen. In dieſem Augenblicke kam George, der junge Offizier der kaiſerlichen Garde, der ſie ſo innig liebte. Plötzliche Röthe überflog ihre Wangen. — „Was lieſt Du da Schönes?“ fragte George. — „O mein Gott!“ rief Jenny, das Antlitz mit ihren Händen bedeckend, und mit erſtickter, unvernehmbarer Stimme ſetzte ſie hinzu: „Mein Todesurtheil!“ — George griff haſtig nach dem Papier, deſſen Inhalt die Geliebte ſo gewaltig zu er-



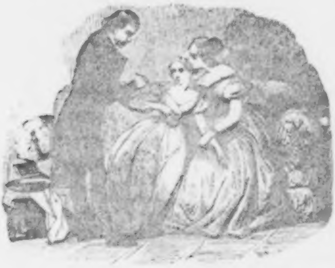
ſchüttern ſchien. — „Halt!“ rief Jenny und ſah ihn mit weit geöffneten Augen an. „Nicht für Dich!“ Schnell zerriß ſie das Billet und warf die kleinen Stücke zu Boden. — Georg fühlte ſich gekränkt, ein quälender Gedanke bemächtigte ſich ſeines Herzens, ein Argwohn gegen die Geliebte, den die erregte Eiferſucht förderte. Seine Worte waren kalt und verletzend. Vergebens warf ſich Jenny an ſeine Bruſt; — dieſe Leidenſchaftlichkeit vermehrte ſeinen Verdacht. Mit blutendem Herzen riß er ſich von ihr los, und ſeinem Nebenbuhler die heftigſte Rache ſchwörend, ſtürzte er in's Freie hinaus. — „O Gott, Gott!“ rief Jenny, erſchöpft auf den Lehnſtuhl ſinkend — „auch von ihm verlaſſen! Wer rettet mich Arme?“

3.

Frau von L., welche in jenem Augenblicke vor dem Hauſe vorbei fuhr, in dem ſich, wie ſie aus ſicherer Quelle wußte, eben Napoleon befand, als Jenny herausſtürzte, Frau von L. zweifelte keinen Augenblick, daß ein Liebes-Abenteuer zwiſchen Beiden obwalte. Jenny's Schönheit, die ſchon ſo manches Herz entzündet, und dann der Kaiſer, welcher viel Sinn für die Reize ſolcher Schönheit hatte, wie ſie ſelbſt wußte — Beides ſchien genügend, die Wahrheit ihres Argwohns zu beſtätigen. Von Natur ſtolz und eiferſüchtig, war ſie im höchſten Grade über dieſe Begebenheit erbittert, und ſann ſowohl auf Rache als auf ein Mittel, welches ſie von dieſer Nebenbuhlerin befreite. Dieſes Mittel ſollte ſich mit der Rache vereinigen. Nichts iſt erfinderiſcher, als der Groll eines eiferſüchtigen Weibes. Innerlich triumphirend trat Frau von L. zu Jenny. Es war am Tage vor Empfang jenes Billets, das wir eben geleſen, und das Jenny's Lebensglück zu zerſtören drohte.

Das ſchöne Mädchen ſtand ſinnend da, ihr Antlitz war noch bleich von dem Schreck, den das erſte Zuſammentreffen mit dem Kaiſer ihr verurſacht hatte. Frau von L. ſchlang leiſe den Arm um ihre Schulter und zog ſie ſanft mit ſich fort. Wie abſichtslos ſtreiften ſie an dem Spiegel vorüber. — „Schau, Jenny, wie ſchön, wie reizend das Köpfchen dort uns anlächelt!“ — „Ei, gnädige Frau, der Spiegel meint es nicht ehrlich. Sie ſind ſchöner als Ihr Bild dort und mir auch lieber. Laſſen Sie uns fort.“ — „Schmeichlerin! Ich meine Dich! Bleib! Schlag' Dein Auge nicht nieder. Wem würdeſt Du den Apfel geben, verliebter Schäfer?“ Und mit leiſerer Stimme und einem Anfluge von Bitterkeit, die ſie durch Scherze zu verbergen ſuchte, fügte ſie hinzu: „O geh' doch, geh' doch —! Du wirſt ihn erhalten, Dich wird er erwählen.“ — Sie athmete hoch auf und ſchwieg. Plötzlich fuhr ſie auf und fragte ſchnell, wie von einem Gedanken überraſcht: „Jenny, haſt Du ſchon die Blattern gehabt?“ — „Nein, gnädige Frau!“ — „Kind, da müſſen ſie eingeimpft werden. Ha, bedenke, wenn dies reizende, holde Geſichtchen von dem Gift der Blattern zerriſſen und durchgraben, wenn ſtatt der Anmuth, die aus jedem Deiner Züge hervorlächelt, plötzlich die furchtbarſte, zurückſchreckendſte Häßlichkeit uns entgegenſtarrte?!“ — „Hu! entſetzlich!“ — „Entſetzlich!“ wiederholte Frau von L., ſie feſt anblickend. „Ich will nach einem Wundarzt ſchicken, damit er die Blattern einimpfe.“ — Jenny, nicht das Geringſte argwöhnend, war mit Allem einverſtanden.

Frau von L. hatte bald ein von den böſeſten Blattern befallenes Kind entdeckt, und zugleich durch ein großes Geſchenk einen Chirurg gewonnen, welcher zu der Mutter ging, und unter dem Vorwande, einen Verſuch zu machen, die Erlaubniß erhielt, etwas Impfe aus den Blattern zu nehmen. — Und jetzt, da die arme Jenny durch den Brief des Kaiſers, welchen wir mittheilten, in die höchſte Verzweiflung geſetzt war; jetzt, wo ſie mit Händeringen, unter blutigen Thränen und Jammer vergebens nach einem Mittel rang, der Schande zu entgehen; wo ſie, ſelbſt von dem Freunde ihres Herzens verlaſſen, zu Gott aus tiefſter Seele im heißen Gebet emporſchaute: — jetzt kam der Henker ihrer Schönheit. Welch ein Ereigniß! Die Impfung wurde in Gegenwart der Frau von L. vollzogen, und gewiß iſt ſelten ſo Verſchiedenartiges empfunden worden als in jenem Augenblick.

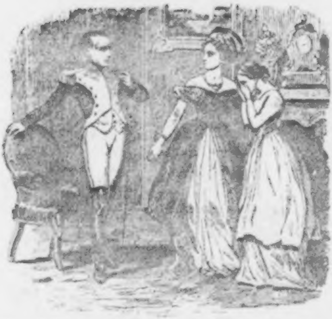


Ein Fieber ergriff das unglückliche Mädchen, ſchrecklich wüthete die Krankheit, da ſie eine Fülle von Geſundheit und Lebensfriſche erſt gewaltſam zu zerſtören hatte; und als der Kaiſer mit dem feſten, unerſchütterlichen Vorſatz, den Trotz eines Mädchens zu brechen oder zu ſtrafen, in das Haus der Frau von L. trat, da mußte er ſich geſtehen, daß er für diesmal der Unmöglichkeit zu weichen habe. Er ging, und beſchloß Jenny's Geneſung abzuwarten, um ſeinen Willen durchzuſetzen. Aber er ahnte nicht die Art und die wahre Urſach der Krankheit, und Frau von L. ahnte nicht die eigentliche Bedeutung ihrer That, eben ſo wenig wie Jenny wußte, durch welchen Verluſt ſie der Schande entgangen war, und auf welche zerſtörende Weiſe ſie die Erhörung ihres Gebets erhalten ſollte.

Wochen waren vergangen. Napoleon hatte ſelbſt im Sturm ſeiner Thaten und des ewig lebendigen Schaffens die ſchöne Jenny nicht ganz vergeſſen. Da erhielt er eines Tages einen Brief von der Frau von L., welcher die alten Gefühle mächtiger denn je hervorrief: „Wird es dem Gott des Krieges gefallen, morgen insgeheim zu einer armen Sterblichen zu kommen, um ihren Tadel und ihre Verzeihung zu empfangen?“ — ſo lautete der Brief. Napoleon begab ſich vorſichtig in ihre Wohnung, mit der Hoffnung, dort die reizende Jenny zu finden. — Frau von L. empfing ihn in der ausgeſuchteſten Kleidung, die man ſich denken kann. Jeder Theil ihres Anzugs war ſo geſchmackvoll gewählt und hob auf ſo verführeriſche Weiſe jeden Reiz ihrer Schönheit hervor, daß dieſe den beſten Kopf hätte in Verwirrung ſetzen können. — „Ew. Majeſtät kennen oder errathen vielleicht die Veranlaſſung, warum ich Ihre Gegenwart wünſchte?“ ſagte ſie nach den erſten Begrüßungen. — „Ich will gern glauben, meine Freundin, daß es geſchah, um den Augenblick eines Glückes zu beſchleunigen, welches Ihre Nähe mir gewährt.“ — „Ja, Sire, der Gegenſtand meiner heißeſten Wünſche war ſtets Ihr Glück. Ew. Majeſtät zeichnete mich unter den Schönen des Hofes aus; Sie liebten mich, und ich erwiederte dieſe Liebe. Da wurde ich plötzlich von Ihrem Herzen verdrängt; eine andere Schönheit ſtahl mir das Koſtbarſte, welches ich beſaß. Sire, ich weiß Alles! Sie lieben eine meiner Frauen: Jenny, die anlockende Jenny hat Sie zu rühren gewußt. Ich trete daher alle Rechte, die ich auf Ihr Herz haben kann, jetzt Jenny ab, und will ſie Ihnen deshalb herbringen.“

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, ſo eilte ſie aus dem Zimmer, und überließ Napoleon ſeinem Erſtaunen und ſeiner höchſt geſpannten Erwartung. Die Thür ging auf, und Frau von L. trat mit der gänzlich veränderten und unkenntlichen Jenny ein. Ihr ſchönes Geſicht war von den Blattern entſtellt; ſtatt der reinen Blüthe, in der es noch kurz vorher prangte, ſah man jetzt den welken Todeshauch, der darüber geweht und ſeine Spuren zurückgelaſſen hatte. Die friſche Roſe ihrer Wangen war von dem zerſtörenden Gifte gebleicht und zerfreſſen, und die Reize und Fülle ihrer Jugend ſchienen plötzlich dem Alter Platz gemacht zu haben, das von ihren Jahren vergebens Lügen geſtraft wurde.

„Wer iſt die Perſon?“ fragte Napoleon, nachdem er ſie einen Augenblick ſcharf angeſehen hatte. — Und eben ging dieſe, von Frau von L. geführt, an dem Spiegel vorbei; ihr Auge blickte unwillkürlich hinein, ein plötzlicher Schrei entfuhr ihren Lippen, ſie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und blieb eine Weile laut ſchluchzend und mit wankenden Knieen ſtehen.



„Nun, Jenny?“ ſagte Frau von L., ihr die Hände vom Geſicht ziehend, und dann ſich und ihr unglückliches Opfer mit triumphirendem Lächeln im Spiegel betrachtend. — „Ha!“ rief Napoleon. — „Erkennen Ew. Majeſtät nicht die reizende, liebenswürdige Jenny wieder?“ ſagte Jene. „Die Schönheit iſt ja ſtets ein kurzer Traum.“ — „Welcher Teufel hat das gethan?“ rief Napoleon mit heftiger, gewaltiger Stimme, indem er Jenny, die ſich mit innerer Faſſung wieder emporgerichtet hatte, näher trat.

„Die Liebe hat's gethan: Ich!“ ſagte Frau von L. „Ich bin nicht feig genug, um es zu leugnen. Wer, wie ich, den Herrſcher der Welt an ſein Herz drücken und ſein nennen durfte, wer, wie ich, die höchſte Berechtigung zum Gefühl des Stolzes und Selbſtbewußtſeyns hatte: der wäre ſeines Glücks unwürdig geweſen, hätte er in meinem Falle anders gehandelt. Mein Leben konnte ich freudig dahingeben, aber das bittre Gefühl, eine glücklichere Nebenbuhlerin zu haben, das durfte ich nicht ertragen. Ich habe mich gerächt, ich bin mehr als gerächt. Kühn und freudig geſteh' ich es ein: ich bin ſtolz darauf!“

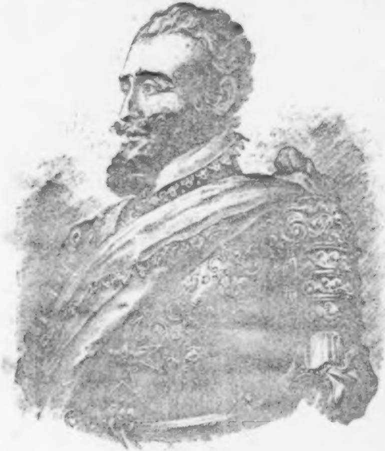
„Ungeheuer!“ rief Napoleon, ſie heftig beim Arm ergreifend und ſchüttelnd. „Napoleon erträgt es nie, hintergangen und überliſtet zu ſeyn! Ich befehle Ihnen, in vierundzwanzig Stunden Paris zu verlaſſen, in acht Tagen verlaſſen Sie Frankreich für immer!“ — Jenny wagte es, für die ſo hart Geſtrafte eine Fürbitte einzulegen, und das that ſie mit ſo rührenden Worten und mit ſo innigem Gefühl, daß es ihre Geſtalt zu verklären und ihr noch eine höhere Schönheit wiederzugeben ſchien, als ſie früher beſeſſen. Es war die Schönheit der Seele. — Napoleon beantwortete dieſe Fürbitte mit keiner Sylbe. „Jene Frau", ſprach er endlich zu Jenny, „hat Ihnen weniger von Ihrer Schönheit genommen, als es den Anſchein hat. Tröſten Sie ſich, mein Kind! Ihr Glück ſey meine Sorge." — Eilig verließ er das Haus. Einem Hof-Cavalier bezeichnete er eine Familie, bei der Jenny ſogleich eingeführt und mit größter Liebe und Freundlichkeit aufgenommen wurde.

5.

Sey es ein Spiel des Zufalls, mit welchem Worte der Menſch ſo oft das wunderbare Walten der göttlichen Gerechtigkeit und Vergeltung bezeichnet, ſey es die Kunde Napoleons von Jenny's Herzensgeſchichte, was ihn die Wahl der Familie treffen ließ, in welcher Jenny die nächſten Tage und Wochen verlebte: — genug, die Eltern ihres Geliebten waren es, zu denen Napoleon ſie hatte führen laſſen; George war es, der zu nicht geringem Erſtaunen Beider ihr dort zuerſt wieder entgegen trat. Aber wie erſchrak er, welch ein überwältigender Schmerz bemächtigte ſich ſeiner, als er die Veränderung ſeiner Geliebten wahrnahm. Tage lang blieb er ſtumm und kämpfte mit innerer Verzweiflung; ſelbſt als der Kaiſer das Haus mit ſeiner Gegenwart beehrte, und durch die koſtbarſten und freigebigſten Geſchenke ſein großes Wohlwollen für Jenny zu erkennen gab, ſelbſt da noch wurde George's Schmerz durch nichts gemildert: ein heftiges Nervenfieber war die Folge ſeiner Erſchütterung. — Jenny weinte im Stillen heiße Thränen über den Grund ſeines Grames. Tage und Nächte blieb ſie dann am Krankenlager des Geliebten. Rührend war es, ihre zarte Liebe, ihre ſorgende Pflege für George zu ſehen, und wenn es ein Wort gäbe, das mehr als „ſchön" bedeutete, es würde zur Bezeichnung eines Herzens dienen müſſen, das in ſo duldender Demuth, Reinheit und Alles beglückender Güte ſich bewährte. — George erkannte wohl die Fülle der Liebe und Schönheit, die in ihrem Herzen für ihn lebten. „Mir träumt von einem Engel!" ſagte er eines Tages mit leiſer Stimme, indem er das Auge ſchloß und die Lippe ſüß lächelte. Und die Geliebte ſaß vor dem Lager des Geneſenden. — „Jenny!" rief er mit vollſtem Entzücken der Liebe. Er zog ſie ſanft an ſeine Bruſt, und die Herzen ſchlugen im ſüßen Taumel glücklicher Liebe.

Etwa zwei Monate darauf ſprach man in allen Pariſer Salons von der prächtigen Hochzeitfeier des neu ernannten Intendanten des kaiſerlichen Schloſſes, George, mit Jenny. Der Kaiſer ſelbſt hatte dieſer Vermählung beigewohnt und das glückliche Paar mit den ausgezeichnetſten Gnadenbeweiſen überſchüttet. — Wenige Ehen vielleicht ſind glücklicher geweſen, denn das Glück derſelben war auf mehr als äußere Schönheit gebaut. L. L.

Heinrich der Vierte,
König von Frankreich.



Unter allen Königen, welche auf dem Throne Frankreichs ſaßen, war von jeher keiner inniger verwachſen mit dem Nationalſtolze der Franzoſen, als Heinrich der Vierte. Die franzöſiſche Armee nannte ihn einſt den König der Tapfern, das Volk hat noch heute die Gewohnheit, ihn den guten Heinrich zu nennen. Er war ein Sohn Anton's von Bourbon, Königs von Navarra, und der Johanna von Albret und ſtammte durch ſeinen Vater in gerader Linie von Robert von Frankreich, Grafen von Clermont, fünften Sohn Ludwig's des Neunten, mit dem Beinamen des heiligen. **Heinrich wurde am 13. Dezember 1553** zu Pau geboren und beſaß von Natur alle Eigenſchaften ſeiner geiſtvollen Mutter, von ſeinem Vater nur eine gewiſſe Leichtigkeit des Charakters, die bei Anton in Unſicherheit und Schwäche ausartete, bei Heinrich aber als Wohlwollen und Güte erſchien. Im Verhältniß zu den Frauen, die er liebte, blieb ihm ein gewiſſer Leichtſinn, der jedoch nie der Ritterlichkeit entbehrte. Selbſt in dieſer Beziehung wollte er Offenheit nicht verleugnet haben; denn als Pater Matthieu bei dem Auftrage, des Königs perſönliche Lebensgeſchichte auszuarbeiten, fragte: „Sire, wie ſoll ich es aber dabei mit Ihren Liebſchaften halten?“ antwortete Heinrich nach kurzer Ueberlegung: „Laſſen Sie auch dieſe nicht weg, ſagen Sie die Wahrheit zur Lehre für meinen Sohn!“

Die Erziehung, welche er unter Obhut ſeiner Mutter empfing, war wohl geeignet, alle ſeine glücklichen Fähigkeiten zu entwickeln. Seine erſten Jahre verlebte er auf dem Schloſſe Coaraze in Bearn, und hier ſah man ihn oft barfuß und mit unbedecktem Kopfe, im Winter wie im Sommer, ſich unter die andern Kinder des Dorfes miſchen. Er aß mit ihnen das gewöhnliche Brod, da der König, ſein Großvater, es ſo angeordnet hatte. Vor jeder Verzärtelung ſollte er behütet werden, damit er in der Jugend ſchon lerne, ſich der Nothwendigkeit zu unterwerfen.

Der junge Heinrich war erſt elf Jahre alt, als Catharina von Medici, welche mit dem König ihrem Sohne nach Bearn gekommen war, ihn mit ſich an den Hof von Frankreich nahm. Er blieb hier bis zum Jahre 1566 und vollendete ſeine Erziehung unter der Leitung des weiſen La Gaucherie. Als Heinrich zwölf Jahr alt war, ſagte er zu ſeinem Erzieher: „Den Coriolan liebe ich gar nicht, wenn aber Camillus noch lebte, würde ich mich ihm um den Hals werfen und dann ſagen: General, Sie ſind ein braver Mann! Statt, gleich Coriolan, Anſprüche an Ihr Vaterland zu machen, das Sie ungerecht behandelt und verkannt hat, eilen Sie zu ſeiner Hülfe herbei, ſobald Sie es in Gefahr ſehen. Nehmen Sie mich unter die Reihen Ihrer Soldaten auf, ich bin klein und ſchwach, aber ich habe Herz und Ehrgefühl, und will mich bemühen, Ihnen ähnlich zu werden.“ — Indeſſen hatte Johanna von Albret die Entfernung ihres Sohnes mit Schmerz empfunden. Als eifrige Kalviniſtin ſah ſie in ihm den Vertheidiger dieſes Bekenntniſſes, in welchem er erzogen war, und athmete erſt wieder auf, nachdem ſie ihn nach Bearn zurückgeführt. Bald gingen ihre Wünſche in Erfüllung. Im Jahre 1569 wurde der Prinz von Bearn, den ſie nach La Rochelle begleitet hatte, von den verſammelten Proteſtanten als ihr Haupt anerkannt. Der Prinz von Condé begnügte ſich mit dem Titel ſeines Feldhauptmanns. Nachdem Letzterer in der Schlacht bei Jarnac gefallen war, erſetzte ihn Coligny, der, trotz des Unſterns von Moncontour, ſehr bald die proteſtantiſche Partei durch den

Sieg bei Arnay-le-Duc, zu welchem der junge Heinrich nicht wenig beitrug, in eine vortheilhafte Stellung brachte. Die katholiſche Liga machte Friedens-Anträge, der Friede wurde zu Saint-Germain am 13. Auguſt 1570 geſchloſſen, und die argliſtige Politik der Catharina von Medici, welche bereits über der gräßlichſten Unthat brütete, ließ nun keine Gelegenheit unbeachtet, um die bedeutendſten Führer der kalviniſtiſchen Partei nach Paris zu locken. Um ſie beſſer zu täuſchen, ſchlug Catharina vor, den Prinzen von Bearn mit Margarethe von Valois, der Schweſter Karl's des Neunten, zu vermählen, und im Verlauf der Feſte, welche dieſe Verbindung feierten, wurden die Schrecken der Bartholomäus-Nacht vorbereitet.

Heinrich, dem nur zwiſchen Tod und Glaubens-Aenderung die Wahl gelaſſen war, entſchloß ſich zu leben, um ſeine hingemordeten Freunde zu rächen, bekannte ſich zum Katholizismus und blieb beinahe drei Jahre Gefangener. Es gelang ihm endlich (1576) zu entkommen, und indem er den Muth der Kalviniſten, ſich als König von Navarra an ihre Spitze ſtellend, belebte, begann er jene lange Reihe mühſeliger und gefahrvoller Kriege, in denen er, oft vom Nöthigſten entblößt, keinen Augenblick der Ruhe kannte und unaufhörlich gleich dem letzten Soldaten dem Zufall preisgegeben war.

Für lange Zeit blieb nun Frankreich in drei Parteien getheilt, in die des Königs von Navarra, die der Guiſen und die des Königs von Frankreich, Heinrich's des Dritten. Aber dieſer ſchwache Fürſt, welcher ſich zum Herrn der Liga machen zu können geglaubt hatte, indem er ſich zu deren Haupt erklärte, und doch nur das Ziel aller ihrer Angriffe geworden war, fühlte endlich, daß er nichts Beſſeres thun könne, als ſich mit dem König von Navarra auszuſöhnen, der nach dem Tode des Herzogs von Alençon als nächſter Erbe der Krone von Frankreich betrachtet werden mußte. Eine Unterredung beider Könige fand zu Pleſſie-le-Tour im Jahre 1588 ſtatt, und ſchon bedrohten ihre vereinigten Heere Paris von der Spitze der Hügel von Saint-Cloud, als ein fanatiſcher Mönch den Dolch in das Herz Heinrich's des Dritten ſenkte. Dieſer Fürſt anerkannte ſterbend den König von Navarra als ſeinen Nachfolger und wünſchte ihm, er möge unter friedlicheren Verhältniſſen die Krone tragen, die er ihm hinterließ. Aber dieſer Wunſch erfüllte ſich nicht, und mit den Waffen in der Hand mußte Heinrich der Vierte ſich das Reich erwerben, auf welches er durch das Recht der Geburt den Anſpruch beſaß. Mit wenigen Freunden, wenig wichtigen Plätzen, einem kleinen Heere und ohne Geld erſetzte Heinrich alles Fehlende durch ſeine Thatkraft und ſeinen Muth. Er blieb kürzere Zeit im Bett, als ſein Gegner, der Herzog von Mayenne, an der Tafel zubrachte. In der Schlacht bei Arques 1589, in der Schlacht bei Ivry, am 14. März 1590, wo man nach dem Siege aus ſeinem Munde den denkwürdigen Ruf vernahm: „Rettet die Franzoſen!“ bei der Belagerung von Rouen, wo er zweimal niedergeworfen, ſeine Waffen ihm vom Körper geriſſen und zerſchlagen wurden, überall trat er perſönlich ein und entfaltete einen Muth, der zuweilen bis zur Verwegenheit ſich ſteigerte. Aber bei der Belagerung von Paris zeigte er ſich größer als jemals vorher, nicht allein indem er an einem einzigen Tage alle Vorſtädte dieſer Hauptſtadt mit Sturm nahm, ſondern auch indem er in erhabenem Mitgefühl den Belagerern geſtattete, die Belagerten mit Nahrungsmitteln zu verſehen. „Ich will der wahren Mutter vor Salomons Richterſtuhle gleichen“, ſagte er; „lieber will ich Paris gar nicht, als zerſtört und vernichtet beſitzen.“ Endlich erreichte dieſer ausgezeichnete Fürſt das Ziel aller ſeiner Anſtrengungen. Der Herzog von Parma wurde geſchlagen und ſah ſich gezwungen, nach Flandern zurückzukehren, und der Herzog von Mayenne, da er ſah, daß weder Spanien noch die Liga ihm jemals die Krone von Frankreich geben würden, beſchloß Denjenigen anzuerkennen, dem ihr Beſitz gebührte. Er veranſtaltete eine Zuſammenkunft der beiden katholiſchen Parteien, in deren Folge Heinrich der Vierte am 2. Juli 1593 dem proteſtantiſchen Bekenntniß entſagte und kurze Zeit darauf zu Chartres den Eid nach katholiſchem Brauche leiſtete, um ferneren Bürgerkrieg zu vermeiden. Im nächſten Jahre, am 22. März 1594, öffnete ihm Paris die Thore. Heinrich verzieh allen Anhängern der Liga und machte ihnen ausgedehnte Zugeſtändniſſe. Um ſogar jeden Vorwand zum Aufſtande zu entfernen, ſuchte er bei dem Papſte ſeine Losſprechung nach und erhielt ſie im Jahre 1595. Der König von Spanien blieb ihm jedoch noch immer feindlich geſinnt, und im folgenden Jahre mußte er mit ihm Krieg führen. Die Spanier wurden geſchlagen, verloren nach und nach Cambrai, Amiens, Calais, deren ſie ſich bemächtigt hatten, und am 2. Mai 1598 erfolgte ein für Frankreich ehrenvoller Friedensſchluß zu Verviers, während gleichzeitig der Herzog von Mercoeur durch Unterwerfung der ganzen Bretagne die allgemeine Herſtellung des inneren Friedens vollendete.

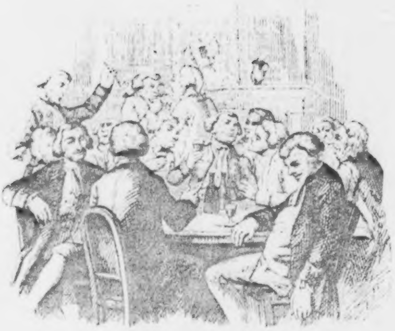
Heinrich hatte den Abſchluß des äußeren Friedens nicht abgewartet, um auch für die Befeſtigung der Ruhe im Innern des Königreichs thätig zu ſeyn. In der Abſicht, zu dieſem Zwecke die einſichtsvollſten Meinungen zu vernehmen, hatte er ſchon 1596 eine Verſammlung der Stände nach Rouen einberufen, wo er ſeine Eröffnungs-Rede mit folgenden, der Erinnerung für immer würdigen Worten begann: „Ich komme zu Ihnen, Ihren Rath zu hören, anzunehmen und zu befolgen, mich in Ihren Schutz und Ihre Hand zu geben. Es iſt dies eine Neigung, welche die Könige im grauen Barte und nach ſiegreichen Kämpfen nicht zu ergreifen pflegt; aber meine Liebe zu meinen Unterthanen läßt mich Alles möglich und Alles ehrenvoll finden.“ Indeſſen trotz wiederholter Bemühungen konnte dieſer treffliche Herrſcher bei dem oft maaßloſen Sinne der Franzoſen die Zuckungen des Fanatismus kaum beruhigen, und niemals gelangte er dahin, ſie gänzlich zu erſticken. Es gab faſt kein Jahr ſeiner Regierung, in welchem nicht Mordverſuche gegen ihn gemacht wurden. Im Jahre 1593 geſchah ein ſolcher durch einen Unglücklichen aus der Hefe des Volks, Namens Peter Barrière; im Jahre 1595 verſuchte es Johann Chatel, ferner ein Karthäuſer-Mönch mit Namen Peter Ouin, dann ein Vikar von Saint-Nicolas-des-Champs und ein Tapezier, im Jahre 1596 ein Unglücklicher, der ſich wahnſinnig ſtellte oder es wirklich war. Endlich ſollte es zum Unheil Frankreichs am 14. Mai 1610 einem unverſtändigen und wüthenden Ungeheuer, Ravaillac, gelingen, ſeinen ſcheußlichen Mordanſchlag auszuführen. Heinrich bereitete ſich gerade auf ſeine Abreiſe zum Heere vor und begab ſich an dem genannten Tage um vier Uhr Nachmittags in Begleitung mehrerer Herzöge und Marſchälle zu Wagen auf den Weg nach dem Arſenal des Herzogs von Sully. In der Straße de la Ferronnerie wurde der Wagen durch zwei andere Fuhrwerke, das eine mit Wein, das andere mit Heu beladen, aufgehalten. Während die Diener abgeſtiegen waren und ſich zu Fuß bemühten, Raum für den Durchzug zu ſchaffen, ſtieg der Mörder auf eines der Hinterräder und ſtieß dem König ein Meſſer zwiſchen die Rippen. Der König ruft: „Ich bin verwundet!“ Der Mörder führt einen zweiten Stoß nach der Bruſt und durchſticht ihm das Herz. Heinrich ſtarb auf der Stelle. Man beſchuldigte die Spanier, die Jeſuiten, den Hof ſelbſt dieſer Schandthat. Ravaillac diktirte, bevor er die Todesſtrafe für den Königsmord erlitt, einem Schreiber Erklärungen, die man nicht entziffern konnte oder wollte. Ganz Frankreich hüllte ſich in Trauer, als die That geſchehen war. Der gute König Heinrich, deſſen Streben, wie er ſelbſt ſagte, dahin ging, daß jeder ſeiner Unterthanen Sonntags ein Huhn im Topfe haben könne, erlag der Frevelthat eines Verruchten, lebt aber noch heute in der Liebe des franzöſiſchen Volks. P.

Zwei Verſammlungen.

Zu allen Zeiten hat man „gekannegießert“, ein Ausdruck ſpöttiſchen Scherzes über Geſpräche, die bei Kanne und Glas ſich mit vielen Worten über Dinge vernehmen laſſen, zu denen mancher Leute Begriffe nicht ausreichen. Das Kannegießern iſt ein Erzeugniß der Langeweile, bei der man den Mund aufthut zum Schwatzen, um ihn nicht aufthun zu müſſen im Gähnen, und die geſtiegene Verfeinerung, oft mit Unrecht Bildung genannt, hat die Langeweile nicht vermindert, ſondern vermehrt, was durch die um ſich greifende, bei Vielen unerſättlich gewordene Vergnügungsgier bewieſen iſt. Das heutige Geſchlecht lebt zu geſchwind und zu haſtig.

hat raſch ausgenoſſen, was ſchon zur Hälfte unſern Vätern Fülle genug war für das längſte Leben. Uebermaaß des Genuſſes ſtumpft jedoch ab und dann ſucht man neue Reizmittel bis in das Tollſte hinein, ſucht ſie nicht in den wohlthätigen, uns in allem Guten heimiſch haltenden Bereichen herzlicher und geiſtig geſunder Richtung, ſondern ſchweift weiter und immer weiter, dorthin, wo ſich die Zufriedenheit niemals anſiedelt. Da weiß man endlich nichts von gegenſeitig inniger Theilnahme und häuslichem Glück, vom beſeligenden Empfinden in der Zurückgezogenheit, in der Stille der Natur, und vor Allem nichts von dem höchſten Genuß, ſeine Begriffe aus den Tiefen der allmälig in Jahrhunderten gereiften und bewährten Erfahrungen zu berichtigen, damit der Menſchheit ihr mühſam erworbener Schatz von Weisheit erhalten werde. Statt deſſen machte ſich oft genug das Daſeyn der Weisheit nicht nur zweifelhaft, ſie wurde zuweilen ganz und gar verleugnet, was vorzugsweiſe das neunzehnte Jahrhundert zu beſtätigen ſcheint. Iſt doch ſelbſt viel Wiſſen noch lange nicht Weisheit: wer nur den einzigen Spruch im Gedächtniß feſthielte: „Was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht“, und danach handelte, der hätte Wiſſens genug zur Weisheit, und wer nun gar meint, um ihretwillen bei dem Volk Hader aufregen zu müſſen, der iſt ihr Gegner, denn „ihre Wege ſind liebliche Wege und alle ihre Steige ſind Friede“, ſagt Salomo.

Wir haben in zwei Darſtellungen Geſellſchaften vor uns, die ſich in ihrer Art und Abart unterhalten. Auf dem einen Bilde ſehen wir Männer verſammelt, die man jetzt „Perrücken“ nennt und mitunter mögen ſie dieſen Spottnamen verdienen. Es ſind Vorfahren, die ſchon bei Lebzeiten mehr in die Vergangenheit als in die Gegenwart, alſo gewiß nur ausnahmsweiſe in die Zukunft ſchauten, beſonders wenn wir glauben, es könnten Gelehrte ſeyn. Wären es aber angeſehene Kaufherren, ſo bekümmerten ſie ſich allerdings ſehr um die Gegenwart, auch etwas um die Zukunft, aber hauptſächlich nur deshalb, um ihre Handels-Angelegenheiten vor den Zeitläuften ſicher zu ſtellen. Unzweifelhaft müſſen wir bei dieſer Geſellſchaft eine bedeutende Strecke in das vorige Jahrhundert zurückgehen, in eine Zeit, wo auch das Tabakrauchen noch nicht ſo allgemein für durchaus unentbehrlich erachtet wurde, als heut; denn einer der Gäſte zeigt eine Pfeife, als ob ſie eine große Merkwürdigkeit wäre. Auch die Grundſtoffe der Geſpräche ſind offenbar ſehr verſchieden und wir thun am beſten, eine Miſchung anzunehmen, wonach ſich hier Gelehrte und ſolche Männer vereinten, die von jenen ſich wollten die eine oder die andere Bedenklichkeit erläutern, oder Räthſelhaftes löſen laſſen. Dabei hat es gewiß an Spitzfindigkeiten nicht gemangelt, und ein raſcher und launiger Denker, wie etwa Der, welcher dem Beſchauer grade gegenüber ſitzt, mag ſich zu eigenem Spaß gar manche Neckerei erlaubt haben. Wenn wir ſeine Geberde in Betracht ziehen, könnten wir —

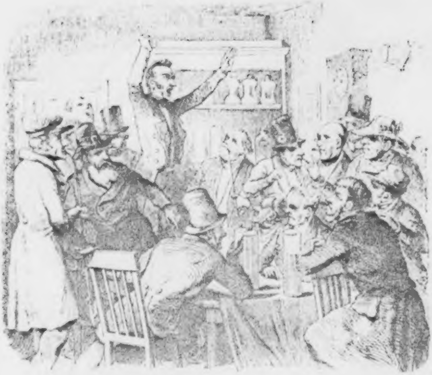


zum Beiſpiel — muthmaßen, daß er auf die Ausrufung: „Es giebt doch nichts über ein Glas Wein!“ ſo eben die Antwort gäbe: „Fehlgeſchoſſen — eine Flaſche iſt mir doch lieber!“ Was die Spitzfündigkeit betrifft, ſo wär' es wohl möglich, daß die Drei im Hintergrunde ſich beſchäftigten mit Unterſuchungen über ähnliche Fragen wie etwa folgende: „Wie lang ward, da es noch keine Schneide-Werkzeuge gab, Adam's Bart?“ „Iſt ein Berg zu ſchaffen ohne Thal?“ „Sangen die Sirenen nach Noten?“ „Wie groß war das Faß des Diogenes, wie ſchwer die Keule des Herkules?“ „Was treibt man in der Hölle und wie hoch ſteigt dort der Hitzgrad?“ „Die goldenen Aepfel der Hesperiden, waren es Pomeranzen oder Citronen?“ Das ſind ein halb Dutzend Fragen, die ehedem wirklich zu gelehrten Abhandlungen Anlaß gaben, und nennt man ſie mit Recht ſehr ſeltſam, ſind ſie doch zugleich inſofern unſchuldig, als Jedem, der ſie für wichtig hält, mit der Vernunft doch nicht beizukommen, ihm alſo der dann unſchädliche Zeitvertreib lächelnd zu gönnen wäre, wie dem im Vordergrunde Eingeſchlummerten die Freiheit, ſich im Schlaf zu ſchützen gegen das Geſpräch ſeiner nächſten Nachbarn, deren Haltung ernſtes Eingehen auf einen in Erörterung befindlichen Gegenſtand bemerken läßt.

Wenn wir bezweifeln, daß in der Unterhaltung dieſer Geſellſchaft aus ſogenannter Perrückenzeit die Politik zum Steckenpferde wurde, werden wir ſogleich das Gegentheil glauben bei dem zweiten

Bilde, das uns eine Kneipen Wirthſchaft verführt aus der neueſten vergänglichen Barrzeit — in der verſteckterweiſe die Perrücken auch nicht fehlen. Dieſe Verſammlung erinnert uns an Goethe's Aeußerung: „Ich haſſe alle Pfuſcherei wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherei in Staats-Angelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.“ In dieſer Pfuſcherei thut ſich aber unſere Gegenwart ſo hervor, daß alles Menſchenwohl zurückkommt, was die politiſchen Pfuſcher trotzdem zuweilen für den eigentlichſten Fortſchritt erklären, weil eben im größeſten Unheil ihre nächſten und vollſten Hoffnungen wurzeln, ſie auch überzeugt ſind, es werde ihnen bei der Menge glücken, die Schuld des von ihnen bereiteten Elends auf Andere zu ſchieben. Dieſe Pfuſcher wiegeln in den Volksmaſſen Forderungen und Wünſche in ſolchem Uebermaaß auf, daß an deren Befriedigung nicht zu denken iſt, und wollte man nicht muthig durch alle Parteien hindurch den graden Weg der Erfahrung gehen, ſondern wider deren einfache Vorſchriften einmal nach Rechts, einmal nach Links nachgiebig ſeyn, ſo ſtürzt man die Menſchheit kopfüber in den Abgrund der Verwirrungen. — Daß die wichtigſten Ordnungen und Stützen des Lebens zum Spiel der ſtets von Zeit zu Zeit wandelbaren Mehrheiten geworden ſind, macht an ſich ſchon die Zuſtände hinfällig. Alles Große und Geſcheidte iſt auf Erden Beſitzthum der Minderheit, wobei wir jedoch nicht an die Minderheit in den Kammern denken, deren Glieder in der Regel durch die unfähigſte Mehrheit gewählt wurden, hauptſächlich für den Hader, ſo daß ſie ſchon deshalb ohne Weisheit ſind nach dem bereits mitgetheilten Ausſpruch des Salomo. Man erkennt ſie bald an ihrem Stichwort „Freiheit“; die ihrige iſt jedoch nicht die erhabene Jungfrau, deren Liebe nur durch die höchſte Sittlichkeit zu erwerben iſt, ſondern eine Kammerzofe, die mit Zungenfertigkeit herrſcht und dient, je nach dem Windzuge, durch welchen ſie auf dem Staatsſchiff an das Ziel des Mitgebietens oder wenigſtens aus der wagenden und wogenden Unruhe in den Hafen gelangen kann, wo man mit gefüllten Taſchen landet und bequem nicht Hütten, ſondern Palläſte baut. Wer den Volksmaſſen zum Munde redet, ſtützt ſich nicht auf die Vernunft, ſondern auf Leidenſchaft, und — wenn wir ihm noch das Allerbeſte zutrauen — auf unklare wetterwendiſche Gefühle. Bei der Menge wird in Dingen, die über ihre Gewohnheitsgrenze hinausgehen, die Vernunft ſtets eine beſchränkte bleiben; Leidenſchaften und Gefühle können durch Aufregung allgemein werden, ſelten jedoch zu allgemeinem Glücke, und die nöthige Einſicht für umfaſſende Beziehungen wird immer nur von den einzelnen Begabteſten gewonnen. Wo nun gar Aufregung Zweck wurde, da iſt das Ziel durchaus kein anderes als ein Erdrücken der Vernunft.

In der Verſammlung auf dem zweiten Bilde ſind offenbar Leute zu ſchauen, die aufregen möchten, und andere, die man auf-



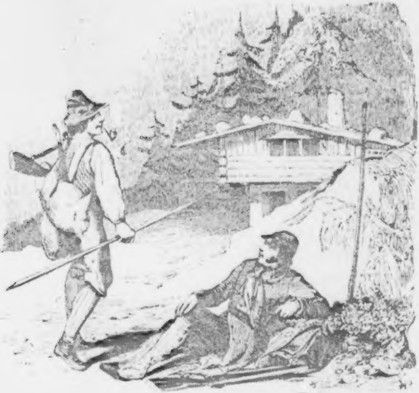
regen will. Ein Redner ſtieg auf den Stuhl und geberdet ſich ſo, daß man etwas vom Urzuſtand der Wildheit an ihm verſinnlicht ſieht; denn die verheißene Seligkeit des aus den Pariſer politiſchen Modehandlungen verſandten Socialismus, des Allen verheißenen gleichunmäßigen Weltgenuſſes, iſt der Urzuſtand, wonach Jeder endlich Alles ſein nennen kann, deſſen er habhaft zu werden vermag. Ob der Stuhltreter in dieſem Augenblick davon ſpricht, läßt ſich keineswegs behaupten; der Zeigefinger richtet ſich aber nach oben, als wolle der Redner andeuten, ſämmtliche Plage ſtamme von dort, und nun wird er gleich auf die Ewigkeit kommen, mit der man ſich dagegen rüſten müſſe. Dann hat er alsbald die deutſche Einheit beim Schopfe, zieht ſie gleichſam an den Haaren herbei, was aber nur bewirkt, daß ſie Haare laſſen muß. Die deutſche Einheit! — etwas länger als tauſend Jahre haben wir davon geträumt, ſie in Träumen erſtrebt, bei dem Erwachen aber ſtets den alten Zwieſpalt gefunden und leidliche Nachbarſchaft gern für Einheit angenommen. Wenn ſie in Fülle zu erreichen wäre, nun ja! — was aber in tauſend und mehr Jahren nicht möglich war, das wird man durch Verfügungen auf einem Stück Papier in beſtimmter kurzer Friſt gewiß nicht zu Stande bringen. Seht Euch doch die Deutſchen an von ſonſt bis heute; es will faſt jeder — und ſeit den letzten Jahren eigenſinniger und ſchroffer als je — immer ſeinem eigenen Kopf oder Belieben folgen; ſo widerlegt faſt jeder Einzelne die Möglichkeit der deutſchen Einheit und ſie wird ſich fürjetzt und noch lange mit wenigen und loſen Bändern zu begnügen haben. Wir werden es uns müſſen gefallen laſſen, daß neben vielem Guten aus dieſer Vereinzelung auch viel Thöriges hervorgeht. Das Thörigſte iſt aber einſtweilen immer noch, die Einheits-Idee durch eine papierne Verfügung geltend machen zu wollen; denn hätte man ſie einmal mit Gewalt anſcheinend erreicht, in Kurzem wäre der Schein gewichen vor der Erkenntniß, daß wir wieder einmal nur davon geträumt und durch die Geſchichte uns dann von Neuem zu belehren haben, daß dieſer Mangel an Einheit auch oft genug dem Guten und Edlen als rettende Zuflucht diente.

Davon aber dürfen wir überzeugt ſeyn, der demokratiſche Redner demokratert, das heißt: er ſpeit Feuer aus gegen das Beſtehende, und wenn der Probe-Verſuch, allerlei verführende Worte aneinander zu reihen, glückt, dann läßt er ſich den Bart wachſen; einſtweilen that er's nicht, um ſich noch für jede andere Partei „möglich“ zu erhalten in der neuzeitigen Schaukelei der politiſchen Gaukelei. Wir dürfen ferner überzeugt ſeyn, er ſucht mit all den einſtweiligen Seinen die deutſche Einheit und Glückſeligkeit auf den Kreuz- und Querwegen der Franzoſen, obwohl dieſe ſelbſt hineingeriſſen wurden in eine Rundumdreherei von Zwietracht und Unheil, nun aber vor lauter Schwindel nichts mehr klar ſehen. Die Franzoſen — oder vielmehr ihre prunk- und habgierigen Verführer — haben bereits die tollſten Poſſen in die Weltgeſchichte eingeſchwärzt und deren heiligen Geiſt in dieſem Jahrhundert am allerwenigſten verſtanden. Seit ſechzig Jahren ſpreizten ſie ſich, als wären ſie nun beſonders allen Völkern vorangeſchritten, erreichten aber nichts als innere Zerriſſenheit, die ſehr deutlich von politiſchen Todſünden und bisher noch fruchtloſer Reue zeugt. Da iſt in der Leiterei und Verleiterei der wandelbarſten Menge keine Scheu mehr vor Heiligem, und heilig iſt nicht nur Göttliches, ſondern auch das Edelirdiſche in ſeiner opferfähigen, die Selbſtſucht überwindenden Reinheit. Alle Ideen, die eine ſchaffende Macht haben in der Bewegung menſchlicher Kräfte, alle Grundlagen wahren Menſchenthums ſind durch die franzöſiſchen Revolutionswirren niedergetreten, nicht erhoben worden. Nur der Wahn und die Erbärmlichkeit befleißigten ſich dann des Nachahmens, ſäeten das Nichtsnutzige und ließen Jammer erndten. Was man vor ſechzig Jahren als ſtaatswirthſchaftlich Meiſterwerk pries, hat ſich in eitle Pfuſcherei aufgelöſt, und die oft von den Völkern mitverſchuldete Verfinſterung und Verdummung ſollte geheilt werden durch Vergiftung, die leider vielfach gelungen iſt. Daß aber die damaligen Weltſtürmer ſelber in der Verfinſterung und Verdummung ſehr viel leiſten konnten, bezeugen Tauſende der ärgſten Züge, wovon wir nur den einen erwähnen wollen, daß der berühmte Chemiker Lavoiſier, dieſer edle Mann, der im Jahr 1794 vom Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt wurde, als er bat, man möge ihn wenigſtens noch eine wichtige wiſſenſchaftliche Entdeckung zum Abſchluß bringen laſſen, die Antwort erhielt: „Wir brauchen keine Chemie mehr!“ Man brauchte eben nur ſein bedeutendes Vermögen, und wir können uns wieder an einen Ausſpruch Goethe's erinnern, der im kräftigſten Mannesalter war, als die Umwälzungen in Frankreich begannen, ſie alſo gewiß mit gereiftem Urtheil prüfte. Er ſagt kurzweg: „In Frankreich iſt Alles durch Beſtechungen zu erreichen, und die ganze franzöſiſche Revolution iſt durch Beſtechungen geleitet worden.“

Mit dem, gewiß nur aus der ſeichteſten Nachſchwätzerei entſtandenen Unſinn, den der auf dem Stuhl geſtiegene Schreier vorbringt, wollen wir uns nicht näher befaſſen; haben wir jedoch aus der Perrücken-Zeit närriſche Fragen mitgetheilt, die jüngſte Bartzeit hat deren, die eben ſo närriſch ſind und doch in langwierige und langweilige Betrachtung gezogen, von Vielen ſogar für wichtig gehalten werden, weil leider die Narrheit, nicht aber die Vernunft anſteckend iſt. Zeitfragen der Art hat unſer Büchlein in früheren Jahrgängen bereits beleuchtet und — verſteht ſich — auch belächelt, was nicht anders ſeyn kann, wenn man mit Erſtaunen gewahrt, daß die allerälteſten Irrthümer die allerneueſten werden und man dabei obenein im Taumeln und Tummeln verkündigt, den Hebel gefunden zu haben, der den Erdball über den Himmel erhebt. Eine naturgemäße, in Ruhe folgerichtig durchgeführte Entwickelung und Weiterbildung der Zuſtände macht freilich nicht ſo viel Aufſehen und Lärm bei den Urtheilsloſen als das praſſelnde Zerſprengen der durch Jahrhunderte gebundenen und geregelten Verhältniſſe, aber dies war noch jedesmal ein Verunglücken, jenes dagegen immer ein Wachſen des Menſchenwohls.

Weiſet alſo ſolche Leute ab, die Alles auf die Spitze treiben, den Umſturz begünſtigen und ihm dann nicht wehren können. Heißt ſorgen, daß die geſetzliche Freiheit und Bindung des Volkes — die Verfaſſung — aus den natürlichſten Wurzeln entſtehe und ſich befeſtige, vertraut beſonders nicht Jenen, die als Muſterreiter aus allen vorhandenen Mode-Conſtitutionen noch eine und wiederum eine papierene Herrlichkeit zuſammenflicken. Ob ſie ſolche gemachte Dinge mit ſtrömendem Wortfluß empfehlen, es iſt ein Waſſerſchwall, der auf Erden nichts zurückläßt als Schlamm. Fürwahr, ihr könnt die längſten Anpreiſungen Derer, die in der Gemüths- und Geiſteswelt durch Dampf und Dunſt ihres fiebernden Gehirns uns um Ruhe und glückliche Heimath bringen möchten, niederſchlagen mit dem kurzen Satze: Alle Verhältniſſe ſtammen aus der Familie, und alle Regierung ſoll bis in die höchſte Höhe und weiteſten Zweige aus dem Weſen der Familie erwachſen ſeyn. — Daraus ergiebt ſich aber mit Beſtimmtheit: Steht es ſchlecht mit dem Familienleben, kann es auch nur ſchlecht ſtehen mit dem Volks- und Staatsleben, und wo dann zuerſt gebeſſert werden muß, ſieht leicht Jeder ein, dem die Erndte des Verſtandes nicht völlig verhagelt iſt. F. Wege.

Der ſchwere Gang.



„Wir ſind zur Stelle, Herr!“ ſagte mein Führer, der Gebirgsjäger Jakob E., als wir aus dem Walddunkel hervortraten, und am Ende der grünen, mit Blumenſchmelz verbrämten Wieſe das kleine Jägerhäuschen vor uns liegen ſahen. „Gott ſey Dank!“ ſtöhnte ich, von einem mehrſtündigen Pürſchgange über Fels und Klippen, durch Geſträuch und Wald erſchöpft. Ich lüftete den grünen Hut, ſteckte den Alpenſtock in den Boden, legte Stutzen, Waidmeſſer und Jagdtaſche daneben und ſtreckte mich in das duftige Gras, derweil Jakob vorausging, unſere Ankunft im Hauſe zu verkünden. Als er ſo rüſtig und friſch, den ausgeweideten Gemsbock, die heutige Jagdbeute, über der Schulter tragend, wie Unſereiner ein Rebhuhn, dahin ſchritt — der noch junge, kräftige Waidmann, von dem angeſtrengten Marſche kaum ermüdet, ärgerte ich mich über meine Mattigkeit. „Das iſt freilich ein eiſerner Kerl, der Stahlfedern ſtatt Muskeln in ſeinen Gliedern hat“, brummte ich; „aber vielleicht erkauft ſich dieſe dauerhafte, unzerſtörbare, phyſiſche Natur nur durch geiſtigen Stumpfſinn. Was denkt, was fühlt ſo ein Kerl, während unſere Nerven durch die mannigfaltigen Eindrücke und Anregungen allerdings beſtändig in Anſpruch genommen werden; aber eben darin liegt ja die eigentliche Lebensfülle. Der Schmetterling lebt endlich doch inhaltsvoller als die Schnecke, der Vogel in der Luft anders als der Hamſter. Wer weiß, ob ein ſolcher Menſch die Zauberkraft der Liebe, den Rauſch des Ehrgeizes kennt, ob er einen Begriff hat von den bunten Wechſelſpielen, welche die Leidenſchaften in unſerer Bruſt täglich aufführen.“ So liſpelte Muhme Eitelkeit; aber wenn ich dem Jakob nachſah, wie ſeine nackten Kniegelenke ſich bei jedem Schritte ſtreckten und dehnten, wenn ich ſeine breite, gewölbte Bruſt, das Ebenmaaß ſeiner kräftigen, geſunden Glieder, ſein gutmüthiges freundliches Geſicht, den treuherzigen Blick ſeiner blauen Augen, die braune Lockenfülle betrachtete — wenn ich mich der mannigfaltigen Beweiſe von muthiger Entſchloſſenheit, welche er an Wildſchützen und bei den mancherlei Fährlichkeiten der Gebirgsjagd ſo oft erprobte — wenn ich mich erinnerte, daß ſein kräftiger Arm, als ich ſchon im Abfahren *) begriffen war, mich am Rande des Abgrundes erhalten hatte, ſo mußte ich mir doch geſtehen, daß er in jeder Hinſicht ein Mann, ein tüchtiger Mann ſey, und daß ich und ſo mancher Andere geſchmeichelt ſeyn könnten, uns mit ihm in mehr als einer Hinſicht auf dieſelbe Stufe ſetzen zu dürfen.

Bald kam Marie, die ſchmucke Jägerin, welche ſeit vier Jahren aus dem nahen Städtchen vom braven Jakob heim- oder vielmehr hinaufgeführt worden war, und ſeine Waldeinſamkeit theilte; ſie kündete mir an, daß das Mittagsmahl bereitet ſey. — Die kleine Jägerſtube enthielt das ganze Hausgeräthe der Familie: ein paar hölzerne Stühle und Schemel, ein großer, eichener Tiſch, Stockuhr, Spinnrocken, eine bunt gemalte Kiſte mit den Kleidern der Frau, ein Schrank mit einigen Tellern und Gläſern, eine leere Wiege; dann ein warmes Winterwams, ein grüner Hut mit Gemsbart und Federn, ein kleiner zinnerner Weihwaſſerkeſſel, das Bild des heiligen Euſtachius und der eingerahmte Lehrbrief des Jägers an der Wand, welche nebſtbei noch ein Paar Hirſch- oder Rehgeweihe verzierten, während ober der

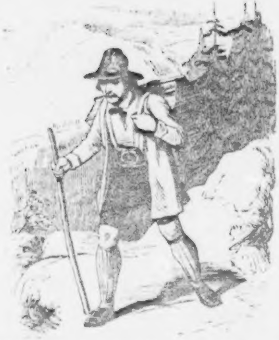
---

*) Hinabrutſchen, Abgleiten, welches auf den abſchüſſigen, mit Gras bewachſenen Abhängen beſonders gefährlich iſt.

Thür ein kleiner Gemskopf, von Holz geſchnitzt, mit wirklichen Geweihen ganz klug in die Stube hineinguckte — das war Alles!

Auffallend war mir die Stille in dem Hauſe, denn ich erinnerte mich wohl, vor ein paar Jahren durch Kinderjauchzen oder durch mütterliches Schelten in meiner Mittagsruhe geſtört worden zu ſeyn. Vor dem Hauſe ſaß Jakob und rauchte ſein Pfeifchen. Marie hanthierte in der Küche. Ich blickte hinüber nach den Gletſchern und Felswänden, welche wie eine kryſtallene Zauberburg im Sonnenglanze herüberſtrahlten, und dachte mir, wie ſchwindelnd man oft auf dieſen gefährlichen Stegen und Wegen wandeln müſſe, wenn verlockt durch Jagd- oder Wanderluſt man ſich in den Granit-Tempel, wo die Natur ihr Allerheiligſtes webt und ſchafft, hineinwagt. Dort wohnt die flüchtige Gemſe, blüht und duftet das heilende, würzige Kraut; aber ſie laſſen ſich freilich nur dort und nicht auf der betretenen Ebene finden. Dafür wagt aber Der, welcher nach der ſeltenen Beute ſucht, auch zuweilen Hals und Kragen, und ſo iſt's ja mit Allem in der Welt; wer das Edle ſucht, muß das Beſte daran ſetzen. Spatzen ſchießt man vom Dache, Kieſel und Quarz liegt am Wege; aber nur hoch in den Lüften ſchwebt der Reiher, und das Gold glüht nur in tiefem Schacht.

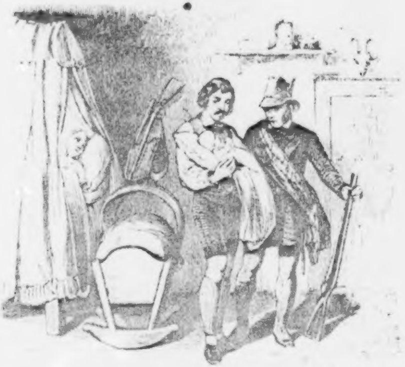
Ich ſprach mit Jakob über die verſchiedenen ſchwierigen Stellen und Wege, welche durch und über das Gebirge führen. Er war auf den höchſten Gipfeln geweſen, auf ſchwindelnden Wegen hatte er Gemſen und Wildſchützen verfolgt, war in den Abgründen, am Stricke ſich thurmhoch herablaſſend, dem räuberiſchen Lämmergeier bis in ſein Neſt nachgedrungen. Und von alle dem ſprach er, als handle es ſich um einen Spaziergang, während Unſereinem der kalte Schauer dabei über den Rücken lief und bloß vom Zuhören ſchon zu ſchwindeln anfing. Endlich fragte ich ihn: ob der ſchmale Steig über den „Höllriegel" gefährlicher ſey, als jener am „Schönbrett" oder durch die Krautgärten, beim todten Hund, oder am Schafberg in der Bergerplan, oder in der Hetz oder gar am heilen Oertl, wo man auf einer Felſenklippe, welche wie ein Dachgiebel auf beiden Seiten zwei ſenkrechte Felswände von der doppelten Höhe des Stephansthurmes krönt, etwa funfzig Schritte ſitzend fortrutſchen muß. Er behauptete, im Sommer ſey dies ſehr leicht und gefahrlos, deſto gefährlicher im Winter, weil der Felſen glatt ſey; ich aber nahm mir feſt vor, zu keiner Jahreszeit mich dort betreten zu laſſen, ob nun der Felſen glatt oder rauh ſey. — „Welches aber iſt der Gang, mein lieber Jakob, der Euch am ſchwerſten gefallen iſt, ſeit Ihr in dieſen Gebirgen umherſteigt!" — Jakob dachte lange nach, plötzlich ward er ernſt und blickte mich wehmüthig an. „Meinen ſchwerſten Gang, lieber Herr, den habe ich voriges Jahr gemacht, am Kreuz-Erhöhungstage wird es ein Jahr, da bin ich hinabgeſtiegen in den Pfarrhof nach W..., und als ich wieder heraufkam, da glaubte ich,



ich würd' das Haus nimmer erreichen; meine Kniee brachen zuſammen und meine Augen waren ſo trüb, daß ich kaum den Weg mehr finden mochte!" — Verwundert blickte ich ihn an. „Aber, Jakob, warum iſt denn der Weg ſo ſchwer geweſen? Ich begreife wohl, daß zuweilen im Winter, wenn der Schnee den Fußſteig verweht, es beſchwerlich und gefährlich ſein mag, hinab oder herauf zu kommen, aber am Kreuz-Erhöhungstage, da iſt es ja ſchön und heiter im Gebirge, wie konnte Euch denn der Weg ſo ſchwer vorkommen, wenn Ihr nicht etwa ein Maßel Bayriſches zu viel getrunken hattet?" — „Nein, lieber Herr, das war es nicht, nein, ich mußte damals hinab, um mein todtes Kind zu begraben. Sie wiſſen ja, die kleine Reſi, mit der Sie vor zwei Jahren noch ſo freundlich ſpielten! Nun, die wurde uns krank, ſie bekam den Frieſel, und den zweiten Tag war ſie geſtorben; einen Doktor konnte ich nicht heraufbringen, aber der junge geiſtliche Herr, der Kaplan aus dem Pfarrhofe, der iſt mit mir heraufgeſtiegen, weil er auch ſtudiert hat und manchmal etwas weiß, was dem kranken Menſchen hilft. Da war aber nicht zu helfen. Die Reſi mußte ſterben, weil unſer Herr Gott daraus einen Engel im Himmel machen wollte, und ſie ſoll einſt in unſerer Sterbſtunde für uns beten, da ſie nichts drüben abzubüßen hat, wie wir andern ſündigen Menſchen; ſo meinte der junge geiſtliche Herr, und das tröſtete auch die Marie und mich. — Als das Kind verſtorben und der geiſtliche Herr fort war, weinte meine Marie ſehr und bat mich, ich möge das Kind doch hinabtragen, damit es in geweihter Erde ruhe. Des andern Morgens legten wir es in einen kleinen Sarg und die Frau band mir ihn auf die Kraxen, und ſo trug ich es hinab in den Pfarrhof. Der hochwürdige Herr Pfarrer hat es ſelbſt eingeſegnet, und da liegt es auf dem Kirchhofe, ſehen Sie dort unten? Es ſteht auch ein ſchönes Kreuz und ein Roſenſtrauch auf dem Grabhügel, aber es iſt zu weit, um das von hier zu erkennen. — Nun ſehen Sie, lieber Herr", fuhr Jakob, ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend, fort, „ſehen Sie, als ich Abends wieder heraufſtieg, zu meiner Marie in das einſame Haus, da wankten meine Kniee, und ich vermeinte, ſie könnten mich kaum herauftragen. Das, Herr, das war mein ſchwerſter Gang!"

Ich war tief gerührt, wollte etwas entgegnen, und, wie es bei derlei Gelegenheiten gewöhnlich geſchieht, ich ſagte etwas Unpaſſendes, indem ich, mit andern Gedanken beſchäftigt, ganz unüberlegt bemerkte: „Lieber Jakob, es war ja doch minder ſchwer herauf zu gehen, als hinab, wo Ihr noch die traurige Laſt zu tragen hattet!" — Da ſchaute mich Jakob mit einem trüben, ich möchte ſagen ſtrafenden Blicke an, als wollte er mir meinen Mangel an Zartgefühl verweiſen, mit einem Blicke, der beiläufig bedeutete: „Ach, du Stadtmenſch, du verſtehſt mich nicht, bei euch handelt es ſich wohl nur um Beine und Lungen oder Magen, wenn ihr von Leiden ſprecht; wie's um's Herz ſteht, das kümmert euch wohl wenig." Nach kurzem Schweigen ſagte er: „Ach, Gott erbarm's! hinab ging es ja noch leicht, da fühlte ich ja mein geliebtes Kind noch auf den Schultern, da wiegte ich es noch auf den Achſeln, wie hätte ich die geliebte Bürde ſchwer finden können, ich, der ich den ſchwerſten Gemsbock meilenweit im Tragriem fortbringe! Aber hinauf, als das Kind ſchon in der Erde ruhte, hinauf, da ging's ſchwer! Es ſchien mir, als fragten die kleinen Vöglein, die luſtig zwitſcherten, um die kleine Geſpielin, als blühten die Alpenroſen und Moosblumen mir zum Hohne! Und als ich vollends von weitem meine Hausthür offen ſtehen ſah, aus welcher ſonſt das kleine, friſche Mädel mir bei meiner Heimkehr entgegenſprang, da, lieber Herr, da wankten meine Kniee, und ich meinte ſchier, das Herz müſſe mir brechen. Ich kann es Ihnen verſichern, lieber Herr, das war mein ſchwerſter Gang!"

Marie hatte das Ende des Geſpräches gehört, denn ſie wiſchte ſich mit ihrer Schürze die Augen aus, und brachte ſchweigend den dampfenden Suppentopf. Ich aber wußte nun, daß der ſtarke Jakob auch ein fühlendes Herz in der breiten, kräftigen Männerbruſt trage. — Ich ſetzte mich mit einem britiſchen Gefährten zu Tiſche. Auch mir fehlte jetzt das freundliche, herzige Kind ganz



beſonders. Als wir Nachmittags abzogen, drückte ich dem Jakob die Rechte, mein freigebiger Engländer ſchenkte der Marie ein paar Dukaten. Als ſie die blanken, vielleicht nie geſehenen Goldſtücke ihrem Gatten zeigte, meinte er: „Wenn unſer Reſerl noch lebte, könnten wir ihr jetzt hübſche Kleiderchen anſchaffen, und gute Strümpfe, ſtatt ſie ſo ſchmutzig und baarfuß umherlaufen laſſen zu müſſen. Nun, jetzt kleidet ſie der liebe Herr Gott ſelbſt!“ — Marie nahm wieder die Schürze vor's Geſicht, ſie kann ſie aber doch nicht immer davor gehalten haben, denn als ich das nächſte Jahr wiederkehrte, lärmte mir aus der damals leeren Wiege ein kleiner Schreier entgegen, deſſen Taufpathe ich wurde. „Gott hat uns einen Engel genommen, und wieder einen andern geſchickt“, liſpelte Marie aus dem Bette heraus. Ich aber ſtieg mit Jakob zur Taufe den Weg nach W... hinab, und als wir heraufſtiegen, ſchien uns der Gang recht leicht und bequem. J. — g.

Vaterlandsliebe.

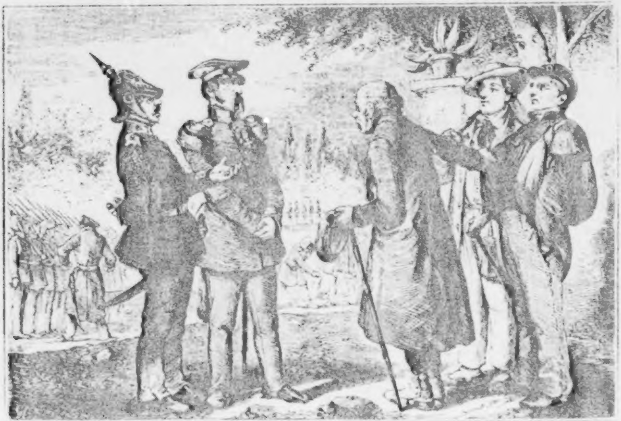
„Ein edler Held iſt, wer für's Vaterland, ein edlerer, der für des Landes Wohl, der edelſte, der für die Menſchheit kämpft!“

ſagt Herder. Wir wünſchen, daß bei jedem Kampfe, war er unvermeidlich, die Herder'ſche Dreiheit zur Einheit werde, und das iſt nicht nur möglich, ſondern es ſollte unbedingt ſo und nicht anders ſeyn. Wie wäre ein Kampf für's Vaterland denkbar, der nicht auf des Landes Wohl hinzielte, und überhaupt könnte nichts Edles an dem Kampfe ſeyn, wenn er die Verletzung gerechter Anſprüche der Menſchheit zum Zweck hätte. Aber freilich ſind die Anſichten von Dem, was der Menſchheit frommt, ſehr verſchieden. Die vielen Grübeleien darüber haben die Begriffe oft in's Schiefe und die Gradheit des richtigen Gefühls ſo in's Verdrehte gebracht, daß die Menſchheit am Ende gar nichts mehr vom Vaterlande wiſſen dürfte vor lauter Gleichheitsmacherei und Weltbürgerthum, nach welchem man ſchon lange fragt und muthmaßlich in Jahrtauſenden noch nicht erfährt, wo es im Leben ſich anzuſiedeln vermochte.

Vaterland! — die Liebe zu ihm iſt ja ſo natürlich, aber es ſcheint, als ob das Natürliche ſelbſt bald kein Vaterland haben würde, weil ganze Heere von Spitzfindigkeiten danach trachten, es in Beſitz zu nehmen, wobei man ihnen willig Thor und Thür öffnet, ihnen wohl gar ſeine Habe opfert, um am Bettelſtabe jenes Weltbürgerthum zu ſuchen, das zwar im Leben nicht gefunden werden kann, wohl aber im Grabe. Das iſt der einzige Ort, und es wird Dieſſeits der einzige Ort bleiben, wo wir wirklich Alle gleich ſind.

Gewiß, wenn man auch gar keinen andern Grund hätte, ſein Vaterland zu lieben, als den: daß es die Stätte iſt, wo wir geboren ſind, die ſorgliche Pflege der Eltern und die Zeichen ihrer Liebe empfingen, dieſer eine Grund wäre ſchon hinlänglich, um den Mangel an Vaterlandsliebe zu einem widerwärtigen Gebrechen zu machen. Wir wollen allerdings eine Heimath, die Liebe verdient, aber ein willig Herz iſt auch ein zufrieden Herz und erachtet gar Vieles der Liebe werth, was ein ſchnöder Sinn verdächtigt und verſchmäht.

Solche Gefühle hegen der Landmann und ſeine beiden Söhne, die wir auf unſerm Bilde erblicken, das uns ein Ereigniß aus dem Jahre 1850 darſtellt: Ein Bauer bringt, nachdem der Ruf des Königs von Preußen die Landwehr einforderte, ſelbſt ſeine beiden Söhne zum Regiments-Chef, bietet aber ſeine Perſon ebenfalls zum Dienſt für das Vaterland an und läßt ſich nicht abweiſen, ſo daß endlich alle Drei in derſelben Compagnie mit ausmarſchirten. Sie haderten nicht mit den Zuſtänden, klügelten nicht über Dinge, zu deren Beurtheilung viel Umſicht gehört, die gar Mancher zu haben glaubt, bei jeder Aeußerung aber dem Verſtändigen nichts beweiſt, als daß er die Fähigkeit hat, ſich lächerlich zu machen. Jene Drei ſtellen ſich ein, um, folgend dem Wort ihres Königs, für das mit Gefahr bedrohte Vaterland die altbiedere unbedingte Treue zu bewähren. Käm' es zum Kampfe



ſie würden gewiß nicht jenem Angeworbenen gleichen, der, als ſein Unteroffizier von der Unſterblichkeit der Helden ſprach, vertraulichſt entgegnete: „Herr Corporal, iſt Unſterblichkeit zu haben, bitt' ich ſie mir vor der Schlacht aus!" — nein, unſre Landleute würden muthig vorwärts gehen zu Sieg oder Tod, wenn nun einmal dem Vaterlande Verderben oder Schmach abgewendet werden müßte. Das iſt ein Entſchluß, der ſich im Volke wach zu erhalten hat, nicht nur in den jungen Männern, ſondern in der Geſammtmaſſe. Wir wollen in ſolcher Hinſicht und als Beiſpiel an einen Zug aus dem ſiebenjährigen Kriege erinnern. Von den Weſtphälern — im Allgemeinen als tüchtige und muthvolle Männer bekannt — verließen Fünfzig die Fahnen des Vaterlandes und ihren König Friedrich den Zweiten; ſie liefen heim, ihre Landsleute aber empfingen ſie mit Hohn und ein ſchrecklicher Verruf ward ihnen zu Theil. Kein Beamteter ſtand ihnen Rede, die Prediger verweigerten ihnen Beichte und Abendmahl, Niemand trank mit ihnen im Kruge, Jeder vermied ſie gleich Verpeſteten. Für ſie blieben ſelbſt die Thüren der Eltern verſchloſſen; ihre Weiber verſagten ihnen jede Berührung, die Bräute verweigerten ihnen Kuß und Hand. Da packten die Ausreißer Pumpernickel und Schinken in ihre Feldtaſchen und kehrten ſchleunigſt zurück zu ihren Regimentern, wo man nach der aufrichtigen Reue diesmal Gnade für Recht ergehen ließ. —

Wenn es zu erzielen wäre, daß die Vaterlandsliebe überall zur Menſchenliebe, die nähere Liebe zur weiteren, allgemeinen ſich erheben könnte, wir möchten es ſegnen. Das erſcheint indeß als Traum, der auf Erden nicht auszuträumen iſt, viel weniger im Wachen ſich erfüllt. Halten wir uns alſo einſtweilen an die fromme Verehrung des Heimathlandes, denn leider mußten wir erfahren, daß die ſeit etwa achtzig Jahren ſich umtreibenden ſchönen Redensarten über Humanität, über unbegrenzte Menſchenliebe alle Bande der Pietät, der natürlichen uns angeſtammten Liebe zerriſſen haben, ja, daß man mitunter ſo verkehrt iſt, im ſichtlichen Abſterben der Pietät ſogar Humanität entdecken zu wollen. Da, wo in den Verhältniſſen die Pietät verſchwunden iſt, giebt es freilich auch keine Vaterlandsliebe, aber unvermeidlich wird dann ein Volk in immer erneuerten Aufruhrfiebern ſich ſelbſt zerſtören, wie wir dies in den neueſten Zeiten vielfach angebahnt ſehen durch eitle, ſich ſelbſt unklare oder trügeriſch nur ihren Vortheil ſuchende Volksführer.

Die Deutſchen haben Grund und Urſach, ihr Vaterland zu lieben. Wir können in allen Bereichen des Wiſſens und der Thaten den Ausländern, nennen ſie ihre berühmten Männer, gleich berühmte, ja jene überragende entgegenſtellen; aber ein Theil der ſogenannt Gelehrten, die ſchulſüchtigen, vom Bücherſtaub erkrankten, die unabläſſig nur mit alter und neuer Fremdſucht darthun wollen, daß ſie gelehrt ſind, laſſen im Volke die Ueberzeugung von ſeinem wahren und eigentlichſten Werth nicht aufkommen, verhunzen und erdrücken dieſen durch weit hergeholtes Geflitter und die anmaßendſte Ueberſchätzung des Nichtdeutſchen. Dieſe Stockgelehrten, betreffen ihre Urtheile die Gegenwart, rufen oft bei Werken aus der Fremde: „Das vermag kein Deutſcher!“ und nicht ſelten bezieht ſich dies auf ausländiſche Erzeugniſſe im Gebiet des Geiſtes, bei denen wir uns freuen dürften, daß ſie nicht aus unſerem Volke hervorgingen. Die Deutſchen glaubten ſonſt in ihrer ehemaligen Beſcheidenheit wirklich, daß — zum Beiſpiel — in Frankreich die Bildung höher ſtehe, obwohl die echten Zeichen der Bildung, die nicht im Aeußerlichen wohnt, mangelten; in ſolchem Glauben wurden dann die Deutſchen Nachahmer der Franzoſen. Neuerlich nannte man nun — nicht überall in Wahrhaftigkeit — die Deutſchen das „Volk der Intelligenz“, und doch blieb dies Volk ſelbſt hinſichtlich der ſchwindelvollſten Dinge Nachahmer der Franzoſen. Das war bei erwähntem Selbſtruhm noch viel ärger als ſonſt, denn es bewies deutlich, daß der Dünkel rieſenhaft wuchs, die Erkenntniß aber einſchrumpfte.

Begründen wir uns alſo mehr noch als vordem in unſrer Eigenthümlichkeit, die ſehr verletzt iſt; halten wir uns dabei an der Vaterlandsliebe feſt, damit wir uns nicht zu ſchämen brauchen, wenn wir nach einem Liede unſres ehrwürdigen Claudius ſingen ſollen:

„Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgeſung'nes Land,
Dir weih'n wir uns auf's Neue!
Zur Ahnentugend wir uns weih'n,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutſches Fröhlichſeyn
Und alte deutſche Sitten.“

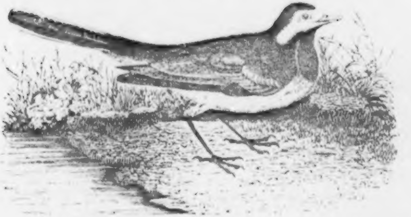
C. Dellink.

Heimiſche und fremde Vögel.

Im vorigen Jahre ſprachen wir von den Schwalben, und die Art, wie dies geſchehen, ſcheint Manchen behagt zu haben, jedenfalls den Bewohnern eines Dorfes in Schleſien, die uns durch den Krätſchmer (Gaſtwirth der Schenke) ſchreiben ließen, jener Aufſatz, nebſt noch Etlichem unſeres Büchleins, hätte ihnen bei dem Vorleſen Vergnügen gemacht. Deshalb wollen wir verſuchen, ob wir vielleicht hier oder dort abermals ergötzen, wenn wir von dem Geflügel uns je zuweilen Eines und das Andere nach gleicher Weiſe betrachten. Da fällt uns zuerſt ein:

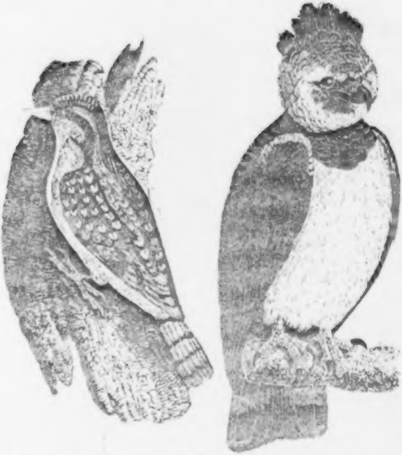
Die Bachſtelze.

Benannten Vogel kennen wir Alle, haben uns ſchon als Kinder über ſein Kippen und Wippen gefreut, bei dem uns zu



muth iſt, als grüße er jedes Menſchenkind, deſſen er anſichtig wird. Er iſt auch wirklich ein Bild zutraulicher Anhänglichkeit, verläßt uns ſogar im Winter nicht, und es giebt ein nettes Bildchen, wenn von den Bachſtelzen ein oder ein paar Paar über die Schneedecke der ſchlummernden Natur hinweghüpfen, immer mit zierlichen Verbeugungen. Unter den Singvögeln der ſchlankeſte, ſchnell und gewandt in ſtets anmuthiger Bewegung, ſcheint die Bachſtelze muthmaßlich zu wiſſen, daß ſie im Geſang ſich mit Nachtigall und Lerche nicht meſſen kann, ja in ſolcher Hinſicht noch von manchem Vöglein übertroffen wird; denn ſie läßt beſcheiden zumeiſt nur einſam bei ſich und Ihresgleichen ihr mäßiges Geſangstalent laut werden. Nächſt dieſer Erkenntniß iſt ein, unſer Gefühl wohlthuend berührender Muth an ihr zu loben, ja zu bewundern. Denn wer fände es nicht bewundernswerth, daß dieſer kleine Vogel ohne Furcht niedrig fliegende Raubvögel verfolgt und ihnen nicht ſelten zum Schutz anderer kleinen Vögel die Jagd auf dieſe vereitelt! Dabei iſt die Bachſtelze in ihren Bedürfniſſen höchſt genügſam, nährt ſich von Sumpf-Inſekten, die den Menſchen läſtig ſind, und wohnt zufrieden in ärmlichem Neſt. Ein ſchlichtes Weſen macht ſich auch ſchon in ihrem Aeußeren bemerkbar; ihr Gefieder beſteht nur aus Schwarz und Weiß, und obwohl dies die preußiſchen Landesfarben ſind, ſcheint ſie dennoch an die Einheit Deutſchlands zu glauben: ſie iſt in deſſen Gauen überall heimiſch, trägt überall die preußiſchen Farben ohne Scheu freundlich zur Schau. Genug, die Bachſtelze empfiehlt ſich ringsum durch Liebenswürdigkeit und ſo fehlt ihr nirgends die gute Aufnahme, hoffentlich auch hier nicht.

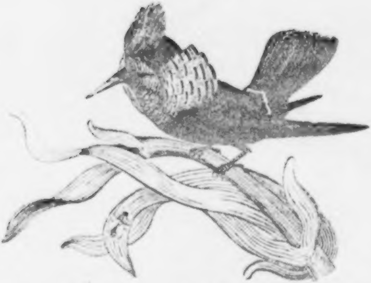
Nun mag einmal neben unſerem berüchtigten, aber dabei friedlich geſinnten einheimiſchen Specht, der ſich ſeine Nahrung mit fleißiger Arbeit erwirbt, eine ſtolze und ſchlimme Thunichtgut von Ausländerin ſtehen: die grauſame Harpye.



Der Specht iſt ein unruhiger und pfiffiger Vogel, der als Turner ſonder Gleichen bauman klettert, wobei ihm der ſpitzkantige Schnabel, die ſcharfzehigen kurzen Füße und die eigenthümlich feſten aber doch ſchmiegſamen Schwanzfedern behülflich ſind. Er hackt und hackt den ganzen Tag, um in der Baumrinde Inſekten und deren Larven zum Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen aufzutreiben. Gäb's keinen Specht, gäb's in den Wäldern mehr Raupen, und demnach ſieht ſich leicht ein, daß dieſer Vogel Verdienſte um die Menſchheit hat. Dazu gehört auch die Treue, denn der gewöhnliche Specht — der ohne jeden Beinamen — iſt ein Standvogel, das heißt, er iſt kein Flüchtling, wenn es kalt wird; er hält den Froſt mit uns aus, zieht nicht der Wärme nach. Dieſe iſt ihm aber freilich lieber, was wir ihm nicht verargen mögen; denn die Wärme macht ihm die Ernährung bequemer, wie gleichfalls verſchiedenen Arbeitern unter der Menſchenmenge, die dann beſonders den Frühling willkommen heißen. Das thut auch der männliche Specht, indem er ſo feierlich als er kann den Frühling begrüßt. Er ſcheint da gleichſam Sonntage anzukündigen, indem er die Arbeit oft unterbricht, um ſich ein muſikaliſches Vergnügen nach eigener Erfindung zu veranſtalten. Die Spechte ſitzen dann, was ſonſt ſelten geſchieht, auf Aeſten, und bringen durch ein raſches Klopfen auf der geſchickt gelöſten Baumrinde ein weit ſchallendes Geſchnurre gleichſam als Ausdruck ihrer Freude hervor. Wir wollen indeß recht deutlich darauf hinweiſen, daß hier nur von den in allen Jahreszeiten bei uns bleibenden Spechten die Rede iſt; von allen andern, die entweder gar nicht zu uns kommen, weil ſie im Süden verzärtelten, oder zu ihrem Beſuch ſich die beſten Tage ausſuchten, ſchweigen wir. Sey's, daß der Wandertrieb in ihrer Natur liegt, es bleibt doch immer eine ſelbſtſüchtige Natur; mögen dann Vögel der Art Beinamen haben, die wohl gar etwas Vornehmeres bedeuten ſollen, der bei uns ausharrende, ſchlichtweg Specht genannte darf uns lieber ſeyn, nach unſerer Anſicht. Denkt Einer anders, mag er mit uns hadern, wir wehren es ihm nicht, ſondern erinnern an das Sprüchwort: „Wär' Glauben und Meinen nicht unterſchieden, wir hätten auf Erden langweil'gen Frieden!“

In der neben dem Specht ſich zeigenden Harpye ſehen wir, wie ſchon geſagt, eine Ausländerin vor uns. Harpyen ſind nach altem Fabelſpuk Bilder der unerſättlichſten Raub- und Habſucht, und da man dieſen Vogel obenein „grauſame Harpye“ nennt, ſo hat er offenbar einen ungeheuern Ruf ohne Ruhm. Er ſoll wirklich mit der Kraft des Schnabels und der Klauen alle Raubvögel übertreffen; tückiſch genug ſieht er aus, auch übermäßig hochmüthig. Die Federn am Hinterkopf ſträubt er auf wie ein Diadem, und um den Hals maßt er ſich einen Orden an. Es iſt ein trotziges, nach aller Geſichtskunde ſehr widerwärtiges Geſchöpf, und man muß ſich damit tröſten, daß es nach Angabe der Naturforſcher nur dieſe eine Art Harpye giebt, das heißt: unter den Vögeln. Ueber drei Fuß hoch, ſoll ſie dem Menſchen mit dem Schnabel den Kopf ſpalten können, und ein Hirſchkalb trägt ſie davon wie gemaust, pflegt man zu ſagen, und ſie hat's dann auch wirklich gemaust. Indem wir uns von ihr abwenden, wollen wir nur noch anfügen, daß aus dem Worte Harpye der Name Harpax entſtanden iſt, zu deutſch Geizhals, Wucherer, Allesverſchlinger — nun, ſämmtliche Ueberſetzungen wird man nicht von uns verlangen, denn es fänden ſich am Ende unzählige!

Für diesmal wollen wir enden mit dem kleinſten, aber auch geſchmückteſten Vogel, dem Colibri. Er hat einen langen orangerothen Federbuſch, rechts und links am Halſe einen Kragen von ſchneeweißen, glänzend goldgrün geſäumten Federchen, über die Mitte der oberen Schwanzdeckfedern zieht ſich ein weißer Streifen; nächſtdem glänzt und ſchillert Alles an ihm in den erhöhteſten

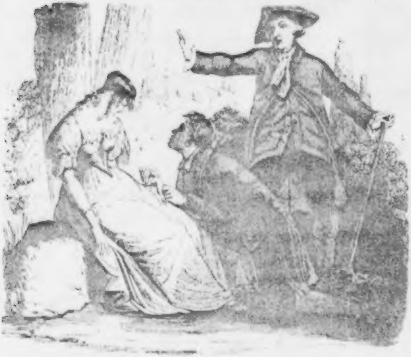


Farben, ſo daß er ausgeſtopft in Süd-Amerika, ſeiner eigentlichen Heimath, als Frauenputz dient. Unſre Abbildung zeigt den Colibri in natürlicher Größe oder Kleine, und eben weil er ſo klein iſt, gönnt man ihm die Freude an ſtutzerhafter Buntheit. Er beweist aber ſchätzenswerthe Geſchicklichkeit an ſeinem ſehr künſtlich gebauten Neſte, und feig iſt er auch nicht, denn er vertheidigt dies Neſt gegen die größeſten Vögel, denen nach ſolchem Eigenthum des Colibri gelüſtet, unermüdlich tapfer, wobei ihm ſeine meiſterhaft ſchnelle Gelenkigkeit im Fluge zu Hülfe kommt. Seine Nahrung beſteht aus dem Honigſaft der Blüthen und Inſekten, ſo paßt denn auch die ſüße Koſt zu dem ſpielerigen Weſen des Colibri. Es ſcheint ein Geſchöpfchen, das einmal entwiſcht ſeyn muß aus dem Lande der Feen, von dem wir aber nicht wiſſen, wo es liegt. Wir dürften indeß allenfalls annehmen, es liege in unſerer Jugendzeit, ehe wir zu denken angefangen und im Glauben eine Welt haben, die nicht ſchöner ſeyn kann; eine Welt, gegen die das Paradies noch immer keine ſchöne Gegend ſeyn würde, kaum die Lüneburger Haide — die übrigens viel beſſer iſt als ihr Ruf. — Doch halt! — um uns nicht in die Wundergebilde der Jugend zu vertiefen, rufen wir ſchließlich: Flieg' hin, du Colibri, in dein Feenreich, das nicht zu uns kommen und bald ſogar nicht mehr in der Kindheit erträumt werden kann; denn Traum und Wahrheit vernichten ſich jetzt gegenſeitig im Kampf und Dampf geſpenſtiſcher Begriffe. — Und nochmals müſſen wir uns zurufen: halt! — ſonſt zählt man uns zu den Empfindſamen, die zuviel des heiligen Ernſtes in die ſinnliche Flüchtigkeit unſeres jetzigen Lebens miſchen! —r.

Sprachfehler und Doppelſinn.

Daß Sprachfehler und Mangel an Beſtimmtheit im Ausdruck unangenehme, ja gefährliche Wirkung haben können, bedarf nicht erſt umſtändlicher Beweiſe; wir wollen nur zwei Geſchichtchen erzählen zur Bekräftigung der Einſicht: es ſey gut Ding um die möglichſt fehlerfreie Sprache und den klaren Sinn-Ausdruck:

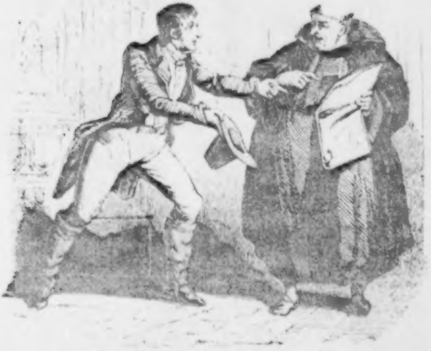
1. Ihnen und Sie; mir und mich.



Der junge Gutsbeſitzer Hermann Weddigen, wacker und fleißig, in den Schulwiſſenſchaften aber vernachläſſigt, liebte die ſchöne und geſcheidte Marianne, einzige Tochter des ehrſamen Rektors Gottfried Konrad Böttger in Sondershauſen. Daß Hermann bei dem Vater um Mariannen anhalten ſolle, darüber waren die Liebenden einig geworden; eines Sonntags nach dem Vormittags-Gottesdienſt geſchah dies auch. Er war bei dem Rektor und Sie harrte im Garten des Schulgebäudes etwas ängſtlich auf den Erfolg. Der ernſte, dabei aber doch zuweilen der muthwilligſten Laune fähige Böttger äußerte, weil der Liebeshandel, den er wohl gemerkt hatte, bis dahin heimlich betrieben wurde, eine Bedeutlichkeit nach der andern, und als endlich der junge Mann in peinlichſter Betroffenheit auſrief: „Wie leid thut es mir, Ihnen nicht meinen Vater nennen zu können!“ fiel Böttger ſchnell ein: „Bei ſo bewandten Umſtänden iſt es mir nicht zu verargen, daß ich meine Einwilligung vorläufig verſagen muß.“ — Außer ſich ſtürzte Hermann nach dem Garten, berichtete ſein Unglück und in der leidenſchaftlichſten Aufregung ſchwur er zu Marianne's Füßen Himmel und Hölle zuſammen. Da ſtand plötzlich Vater Böttger vor ihnen und ſprach: „Gott ſegne Euch, meine Kinder, ich willige ein!“ — Alsbald erhob ſich Freude in Fülle, der Rektor aber ſprach hinterdrein abſeits zu Hermann: „Wie leid thut es mir, Ihnen nicht meinen Vater nennen zu können“ — ſehen Sie, mein künftiger Herr Schwiegerſohn, das mußte mich wohl ſtutzig machen. Denn könnten Sie mir nicht Ihren Vater nennen, wären Sie unehelich und als Baſtard geboren. Ich weiß aber, daß Dem nicht ſo iſt, und mir thut es wohl, Sie meinen Sohn nennen zu können, nicht Ihnen, denn ich habe leider keinen Sohn. Uebrigens mögen Sie ſich hinſichtlich Ihnen und Sie, mir und mich, bei Mariannen Raths erholen; denn ſie iſt als Rektors Kind in der Sprachlehre eben ſo bewandert wie ein Kochbuch!“ — Aus dem Erzählten geht hervor, daß Hermann ſich zum Baſtard machte durch einen Sprachfehler, und in Folge deſſen hätte ſeine jetzt heitere Liebesgeſchichte ſich in ein Trauerſpiel verwandeln laſſen.

II. Doppelſinn.

In Tyrol lebte im achtzehnten Jahrhundert ein reicher Krämer, Namens Xaver Brunner, der war unzufrieden mit ſeinem einzigen Sohn Joſeph, und Beide entzweiten ſich endlich über Religions-Angelegenheiten dermaßen, daß der Sohn in die Welt wanderte und nichts von ſich hören ließ. Nach dem Tode des Vaters fand ſich auf dem Gericht zu Meran ein Teſtament, in welchem ein Kloſter zum Erben des ganzen ſehr bedeutenden Nachlaſſes eingeſetzt war, nur mit der nachträglichen Beſtimmung: „Im Fall mein, ſeit nun neunzehn Jahren verſchollener Sohn Leupold Joſeph Brunner noch am Leben iſt, und jemals ſich meldet, ſoll das Kloſter gehalten ſeyn, Demſelben ſo viel zu geben, als es ſelber will.“ Der Sohn kehrte zurück und vernahm in großer Betrübniß den ſchlimmen Stand der Dinge. Auf die Billigkeit der Mönche vertrauend, unterhandelte er mit dem Abt des Kloſters, der ihm gnädigſt hundert Gulden bot, auf das Teſtament ſich ſtützend. Jede Bemühung, eine beſſere Theilung zu bewirken, war fruchtlos, und mehrere Advokaten, die der Enterbte befragte, äußerten: hier ſey nichts zu machen. Da hörte ein ſehr alter Rechtsgelehrter, der ſich bereits in den Ruheſtand zurückgezogen hatte, von der Sache, und erbot ſich, den Prozeß gegen das Kloſter beginnen und auf ſeine Koſten führen zu wollen.



Als es nun vor dem Gericht zur Erklärung kam, ſagte der alte Herr: „Es ſteht geſchrieben, wenn der Sohn ſich meldet, ſoll das Kloſter ihm ſo viel geben, als es ſelber will; nun will aber das Kloſter offenbar Alles, ausgenommen hundert Gulden. Demnach hat der Sohn Alles zu empfangen, mit Ausſchluß der hundert Gulden, welche das Kloſter nicht will; dieſe ſind mithin herrenloſes Gut, denn dem Sohn kommt nach dem Buchſtaben des Teſtaments nur ſo viel zu, als das Kloſter ſelber will.“ Der Prozeß wurde in erſter Inſtanz zu Gunſten des Sohnes entſchieden, war auch ſchon in die zweite Inſtanz vorgerückt; jetzt fand ſich jedoch das Kloſter zu einem Vergleich veranlaßt, wonach es dem Sohne die Hälfte des Vermögens, dreiundfünfzigtauſend Gulden, zu zahlen gelobte, was er annahm; denn nun war zwiſchen dem etwaigen Sinn oder Doppelſinn des Teſtaments kein Unterſchied mehr möglich.

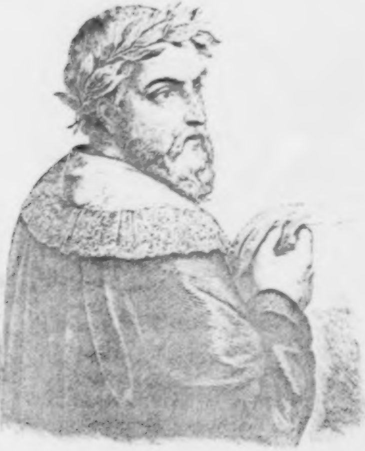
Bemerken müſſen wir übrigens, daß dies Geſchichtchen in ähnlicher Weiſe ſchon in früherer Zeit in Chroniken zu finden iſt, doch ſteht dabei ein kluger Hofnarr, ſeinem rathloſen Fürſten gegenüber, an der Stelle des alten Rechtsgelehrten. E. Dellink

Lodovico Arioſto.

Lodovico Arioſto, der Zeit nach der mittlere unter den drei großen epiſchen Dichtern Italiens, Dante, Arioſt und Taſſo,*) und derjenige von ihnen, welcher den Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit bezeichnet, während Dante jenem, Taſſo dieſer unbedingt angehört — Lodovico Arioſto war Abkömmling einer alten und angeſehenen, aus Bologna ſtammenden und im vierzehnten Jahrhundert nach Ferrara überſiedelten Familie. Er wurde im Jahre 1474 zu Reggio, wo ſein Vater das Amt eines Gouverneurs verwaltete, als das älteſte von zehn Kindern geboren. Da ſein Vater im Aufenthalte wechſelte, erſt Gouverneur von Rovigo, dann Richter in Ferrara, endlich Statthalter in der Romagna wurde, ſo begleitete ihn natürlich auch der Knabe Lodovico nach dieſen verſchiedenen Orten und beſuchte dabei zunächſt die Schulen zu Reggio, Rovigo und Ferrara. In letzterer Stadt, am Hofe des Herzogs, begannen damals die prachtvollen Aufführungen der Luſtſpiele des Terenz und Plautus, welche die Aufmerkſamkeit von ganz Italien erregten und namentlich auch auf Arioſt's lebhafte Phantaſie ihren Eindruck nicht verfehlten. Er machte in dieſer Zeit die erſten Verſuche mit der Bearbeitung alter Fabeln, zum Beiſpiel der von Pyramus und Thisbe, in dramatiſcher Form und italieniſcher Sprache und führte ſie mit ſeinen Geſchwiſtern auf, wenn die Eltern aus irgend einer Urſache das Haus verließen. Es war über die ganze Halbinſel eine Periode neu erblühender Kultur gekommen, erweckt durch den großen Lorenzo von Medici zu Florenz, genährt an der Kunſtſchönheit des Alterthums, und an ihr entzündete ſich auch in dem jugendlichen Gemüth Arioſt's die Flamme dichteriſcher Begeiſterung. Sehr unbequem war es ihm, daß ſein Vater, der bei zahlreicher Familie kein bedeutendes Vermögen beſaß, ihn zum Studium der Rechte als dem ſicherſten Wege zu Amt und Wohlſtand beſtimmte und mit Strenge dazu anhielt. Fünf Jahre unterzog ſich Lodovico mit Widerwillen dieſem Studium, aber ſtatt ſich demſelben eifrig zu widmen, machte er ſich freie Zeit, um ſeiner poetiſchen Neigung zu folgen, und ſo entſtand ſein erſtes Luſtſpiel, die Caſſaria. Als einen charakteriſtiſchen Zug erzählen die Biographen des Dichters folgenden Vorgang. Einſt hielt ſein Vater, im Unwillen über die nach ſeiner Anſicht verſchwendete Zeit, ihm eine ſehr heftige Strafrede, und Lodovico hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, ohne ein Wort zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen. Seinem Bruder, welcher ſein Erſtaunen über dieſes ſchweigende Dulden nicht verbergen konnte, erwiederte er darauf, er habe gerade

---

*) Die Lebens-Schilderungen Dante's und Taſſo's und deren Bildniſſe hat unſer Büchlein in den Jahrgängen für 1850 (S. [illegible]) und 1848 (S. 75).



für ſein Luſtſpiel eine ähnliche Strafpredigt abfaſſen müſſen und daher jedes Wort und jede Miene des Vaters genau beobachtet, um die Scene nach erlebtem Vorbilde behandeln zu können. Der Vater ließ endlich, da alle Strenge wenig fruchtete, von ſeinem Willen ab, ſo daß Lodovico nun die Freiheit erhielt, ſeine Studien ſelbſt zu wählen, und unter Leitung des berühmten Grammatikers Gregorio von Spoleto ſich vorzugsweiſe mit dem Erklären und Ueberſetzen lateiniſcher Dichter beſchäftigte. Er verlebte ſodann einige Jahre in dichteriſcher Thätigkeit auf einer Villa bei Reggio, wo er den größten Theil ſeiner lateiniſchen Gedichte verfaßte, wurde jedoch dieſem glücklichen Stillleben durch den Tod ſeines Vaters im Jahre 1500 entriſſen. Als der Aelteſte unter den Geſchwiſtern befand er ſich plötzlich mitten unter häuslichen Sorgen; das für die ausgedehnte Familie kaum zureichende Vermögen mußte verwaltet, die jüngeren Geſchwiſter mußten erzogen werden. Jetzt begann Arioſt ſich dem Hofe in Ferrara zu nähern und erwarb ſich im Jahre 1502 die Theilnahme des Prinzen Alfons von Eſte, zu deſſen Vermählung mit Lucrezia Borgia er ein lateiniſches Hochzeitsgedicht verfaßte. In Folge deſſen gelangte er in den Dienſt des Cardinals Hippolyt von Eſte.

Der Cardinal war ein Freund der Wiſſenſchaften, ſchützte und förderte ſie, beſonders Philoſophie und Mathematik, wußte jedoch die ſchönen Künſte wenig zu ſchätzen. Von Gelehrten aller Art umgeben zu ſeyn, war eine Neigung, die er mit vielen italieniſchen Großen jener Zeit theilte; er benutzte aber deren Fähigkeiten ganz nach ſeinem Gefallen. Welche Art von Dienſtleiſtungen er eigentlich von Arioſt begehrte, iſt niemals recht bekannt geworden; er ſchätzte allerdings in Letzterem mehr den brauchbaren Geſchäftsmann als den Dichter, ertrug indeſſen dieſem zu Liebe manche Dienſtſtörungen und Verſäumniſſe. Die Anklagen, welche in ſpäterer Zeit der erbitterte Dichter in ſeinen Satiren gegen den Cardinal ſchleuderte, dürfen um ſo weniger in ihrer ganzen Schwere Glauben finden, als Arioſt beſonders ſeine Sendungen an den Hof des Papſtes Julius als eine Hauptlaſt bezeichnet, deren ihm aber in funfzehn Dienſtjahren nur zwei aufgetragen wurden. Er bewies dabei Klugheit und Muth. Die Klagen erwuchſen zum großen Theile aus Arioſt's Wunſche nach einem gänzlich dienſt- und ſorgenfreien, gemächlichen Leben. Die anmuthig behagliche Heiterkeit in ſeinem großen Gedicht „der raſende Roland“ zeugt davon, daß er ſich doch bei dem Cardinal ſo übel nicht befunden, denn nur in einer ſolchen Lage konnte ſein Genius mit Liebe ſchaffen. Seine ſpäteren Satiren, die er im Unmuthe über ein weniger gemächliches Loos ſchrieb, verrathen nur in wenigen genialen Blitzen die Größe ſeines Talents. In der dritten Satire klagt er, daß ihn überhaupt jeder Zwang, leicht oder ſchwer, gleich ſehr drücke, und dieſe Scheu vor irgend welchen Sorgen verhinderte ihn auch, ſich zu verheirathen, da er doch das ſchöne Geſchlecht leidenſchaftlich liebte.

In die Jahre, welche Arioſt im Dienſte des Cardinals zubrachte, fällt die Abfaſſung des großen epiſchen Gedichts „der raſende Roland“. Die Zeit der eigentlich romantiſchen Poeſie war in Italien bereits im vorigen Jahrhundert hereingebrochen. Aus Frankreich waren die Sagen von Artus und ſeiner Tafelrunde und zahlreiche andere herübergekommen, und allmälig trat die klaſſiſche Dichtung nach Muſtern des Alterthums gegen die neuen Anregungen in den Hintergrund. Dante's gewaltige Geſänge wurden in der Vorliebe des leſenden Volkes durch Petrarca's Liebes-Sonette und durch phantaſtiſche Rittergeſchichten verdrängt, in denen franzöſiſche und ſpaniſche Romanzen voll von Wundern und ſeltſamer Abenteuerlichkeit eine Hauptrolle ſpielten. Jeder Dichter, welcher nicht unbedingt der Gelehrten-Partei ſich anſchloß, ſtudirte die neue romantiſche Gattung und dichtete in derſelben. Die im fünfzehnten Jahrhundert erfundene Buchdruckerkunſt verbreitete dieſen Geſchmack über alle Länder, und der größte Theil älterer und neuerer Ritter-Romanzen wurde in zahlreichen Auflagen immer von Neuem gedruckt. Von Jugend an war Arioſt dieſer poetiſchen Richtung mit lebhafter Neigung gefolgt, hatte ſogar die franzöſiſche und ſpaniſche Sprache erlernt, um alle romantiſchen Poeſieen leſen zu können, und wählte nun, nach langer Ueberlegung und mehreren wieder beſeitigten Verſuchen mit andern Stoffen, einen Gegenſtand, der ſchon vor ihm behandelt worden war, indem er es unternahm, den „verliebten Roland“ des Bojardo fortzuſetzen. So entſtand der „raſende Roland“, aber freilich in durchaus verſchiedenem Charakter von dem ſeines Vorläufers. War Bojardo, faſt ein Zeitgenoſſe des Arioſt, zwar ebenfalls in den neuen Ideen aufgewachſen, die das alte, abenteuernde Kämpenthum und namentlich die katholiſche Hingebung deſſelben von dem Leben der Gegenwart abzuſtreifen ſuchten, ſo verſchloß er ſich doch denſelben völlig in ſeiner Dichtung und wandte ſich dem Mittelalter mit erneuerter Inbrunſt zu, da es ihm in ſeinen markigen Geſtalten das einzig Feſte zu bieten ſchien im Gegenſatz zu dem Schwanken der neuen Zeit, welche mit der Geburt eines jugendlichen, reformatoriſchen Geiſtes rang. Die Hingebung, Aufopferung, Treue des Ritterthums wird von ihm noch mit vollem Ernſte und entſchiedener Gläubigkeit geſchildert, während Arioſt's poetiſches Gemälde ritterlicher Abenteuer in dem Lichte einer feinen Ironie erſcheint, welche den Geiſt einer von überlebten Ideen und Erſcheinungen ſich losringenden Zeit verkündet. Die Naivetät des Ritterthums war längſt entſchwunden, nur noch ſpielend wiegte ſich in den romantiſchen Erinnerungen die neue Richtung der Poeſie, an deren Spitze uns Arioſt entgegentritt. In ſeinem „raſenden Roland“ iſt der Dichter getrennt von den Gefühlen und Leidenſchaften ſeiner Helden, ſteht mit ſeinem Bewußtſeyn über ihnen, und daher lebt allerdings auch in dem Gedichte nicht jener großartige Lebenspuls einer mächtigen Idee, welche alle Glieder eines Kunſtwerks zu einem gewaltigen Ganzen zuſammenſchließt, ſondern die Schönheit deſſelben beſteht in der graziöſen Ausführung der Theile, in dem Reiz der zierlichſten Ausmalung des Einzelnen, deſſen Zuſammenhang mit dem mannigfaltig bunten Ganzen ſich nicht ſelten in Unklarheit verliert.

Zehn bis elf Jahre hatte Arioſt an dieſem großen Gedichte gearbeitet. Mancherlei Dienſtgeſchäfte, ſeine beiden Geſandtſchafts-Reiſen und eine dritte Reiſe, die er zu perſönlichen Zwecken nach Rom unternahm, verzögerten die Beendigung. Dieſe letzte Reiſe nach Rom galt der Erhebung des Johann von Medici zur päpſtlichen Würde unter dem Namen Leo X. Arioſt hatte denſelben ſchon als Legaten von Bologna gekannt und durch ſeine Gunſt den Genuß einiger Pfründen erhalten, ohne daß er Geiſtlicher zu werden brauchte. Indem er dem neuen Papſte nun Glück wünſchte, hoffte er dabei irgend eine Vergünſtigung, etwa eine Penſion ſich zu verſchaffen. Er erreichte ſeinen Zweck indeſſen nicht und beklagt ſich darüber in einer ſeiner Satiren. Auf der Rückreiſe verweilte er in Florenz und fügte daſelbſt, vierzig Jahre alt, ſeinen mancherlei Liebſchaften, aus denen er zwei Söhne beſaß, eine neue hinzu. Der Druck des „raſenden Roland“ wurde im Jahre 1516 beendet; das Buch verbreitete ſich ſchnell über ganz Italien und errang eben ſo viel Beifall als es Aufſehen erregte. Der Ruhm war im Sturme erobert, allein leider hatte das Werk noch eine zweite Seite, welche nicht dem Dichterruhm, ſondern dem äußeren, gewichtigen Lohne gewidmet war. Daß der Dichter ſein Werk wie jeder andre Künſtler verwerthen will, iſt natürlich, daß jedem wahren Dichter eine Stellung bereitet werde, in der er ungeſtört ſchaffen könne, iſt nur wünſchenswerth, und wir wollen daher Arioſt's Beſtreben, ein behagliches Leben ſich zu gründen, keineswegs tadeln. Nur die Art, wie dieſes Beſtreben in Ausführung gebracht wurde, können wir noch weniger loben. Eines der dazu auserſehenen Mittel beſtand darin, daß Arioſt dem Inhalte ſeines Gedichts, welchen der Krieg gegen die Sarazenen und die Schickſale des Roland bilden, eine in den übertriebenſten Schmeicheleien aufgetragene Verherrlichung des Hauſes Eſte hinzufügte. Der Dichter irrte ſich in ſeiner Hoffnung, hierdurch von dem Cardinal einen ganz außerordentlichen Lohn zu erlangen. Als er demſelben das Gedicht überreicht und mehrere Stellen daraus vorgeleſen hatte, fragte ihn der Cardinal: „Herr Lodovico, wo habt Ihr nur alle die Poſſen hergeholt?“ Von einer beſonderen Anerkennung war nichts zu bemerken, was den Dichter allerdings verletzen mußte, dem Schmeichler jedoch eine treffliche Lehre gab. Wir wollen es dem Erſteren nicht verdenken, daß ſein Verhältniß zu dem Cardinal ihm von nun an ganz unleidlich erſchien und er die erſte Gelegenheit ergriff, es zu löſen. Als der Cardinal im Jahre 1517 nach Ungarn ſich begab, um dort ein paar Jahre in ſeinem neuen Erzbisthum Ofen zuzubringen, beabſichtigte er, ſeinen ganzen Hofſtaat mit ſich zu nehmen und als einen Theil deſſelben auch den Dichter Arioſt. Dieſer jedoch ſchützte ſeine ſchwache Geſundheit vor, welche ihm nicht geſtatte, in ein ſo rauhes Klima ſich zu begeben, und blieb im Vaterlande zurück. Ein geheimer Grund mochte wohl auch darin beſtehen, daß des Dichters damalige Geliebte, deren Arioſt immer eine zum Leben und Dichten bedurfte, nicht mit nach Ungarn ziehen mochte. Schlug er doch nach eigenem Geſtändniß noch im funfzigſten Lebensjahr einen ehrenvollen Poſten als Geſandter in Rom, der ihn aus ſeiner ihn fortwährend drückenden Vermögensloſigkeit befreien konnte, nur deshalb aus, weil ihn derſelbe von ſeiner Geliebten in Ferrara trennen würde. So war der Dichter von ſinnlichen Trieben und Leidenſchaften abhängig und lag hiermit in den Banden einer durchweg — in Italien wenigſtens — genußſüchtigen und verderbten Zeit, deren grobe Sinnlichkeit und Abgötterei bis in die höchſten Stufen der heilig ſeyn ſollenden Kirche Alles vergifteten und in Deutſchland Luther's Reformation zur Reiſe brachten. — Der Cardinal von Eſte gab übrigens dem Dichter, obwohl über deſſen Weigerung, ihn zu begleiten, ungehalten, eine Anweiſung auf eine Kanzlei in Mailand, wonach er alle vier Monate 25 Scudi (ungefähr 40 Thlr.) erhielt.

Nicht lange nach ſeinem Scheiden aus den Dienſten des Cardinals trat Arioſt in ein ähnliches Verhältniß zu dem Herzog Alfons von Eſte. Er ſah ſich dazu genöthigt, weil die Sorge für ſeine Geſchwiſter ſo wie für einige Kinder bei dem geringen Vermögen, das noch durch einen langen, fruchtloſen Prozeß wegen einer Erbſchaft vermindert wurde, ihm oft ſehr drückend war, und ſein zuweilen nicht ſehr ehrenvolles Jagen nach Lohn mag billiger Weiſe hierin einige Entſchuldigung finden. Dem Dichter, der mit freier Phantaſie ſchaffen will, iſt ein Kampf mit Nahrungsſorgen die härteſte Laſt, weil er ſeine Thätigkeit zu lähmen geeignet iſt. Als der Cardinal von Eſte 1520 ſtarb, verlor Arioſt mehrere ſeiner Einkünfte; der Herzog gab ihm den einträglichen und ehrenvollen Poſten eines Statthalters in der Garfagna, welchen Arioſt auch zur Zufriedenheit ſeines Herrn und der Provinz verwaltete. Daß ein ſo talentvoller und zur bequemen Behaglichkeit neigender Dichter dies vermochte, iſt gewiß aller Achtung werth, wenn er auch daneben klagte, ſeine Beſchäftigung raube ihm ganz die Stimmung zum Dichten, was im Grunde Wahrſcheinlichkeit genug für ſich hat.

Nachdem er drei Jahre Statthalter der Garfagna geweſen, eröffnete ihm der Herzog endlich eine Thätigkeit, die des Dichters Neigung vollſtändig entſprach. Alfons berief ihn nämlich zur Leitung der glänzenden Theaterſpiele zu Ferrara, welche den berühmten Anfang einer neuen Epoche der dramatiſchen Literatur bildeten. Mit Eifer widmete ſich Arioſt dieſem Auftrage, entwarf ſelber den Plan des neuen Schauſpielhauſes, leitete den Bau, überſetzte mehrere Stücke des Plautus und Terenz, und arbeitete ſeine eigenen früher in Proſa geſchriebenen Luſtſpiele in Verſe um. Es zeigte ſich hier, wie ſeine nun bedeutend verbeſſerten Vermögensumſtände, welche ſogar ein eigenes Haus zu kaufen ihm erlaubten, allerdings die Lebendigkeit ſeiner dichteriſchen Thätigkeit beflügelten, und hierin dürfte eine weitere Entſchuldigung für ſein zuweilen etwas anſtößiges Streben nach einer ſorgenfreien Stellung zu finden ſeyn, wenn wir daſſelbe auch keineswegs rechtfertigen wollen. In dem Garten ſeines Hauſes, das man noch heute in der Straße Miraſole zu Ferrara zeigt, begann er ein neues Epos, das jedoch nur bis zum Ende des fünften Geſanges gedieh, und überarbeitete und erweiterte zugleich ſeinen „Raſenden Roland“, von welchem die letzte, unter Aufſicht des Dichters ſelbſt gedruckte Ausgabe im Jahre 1532 erſchien. Ein

Jahr darauf, am 6. Juni 1533, ſtarb Arioſto an einer Abzehrung und wurde, ſeinem eigenen Wunſche gemäß, mit großer Einfachheit in der Kirche des Benediktiner-Kloſters beſtattet. Vierzig Jahre nach ſeinem Tode jedoch errichtete man ihm ein prächtiges Denkmal und im Jahre 1612 noch ein zweites in derſelben Kirche, zu welchem der Dichter Battiſta Guarini die Inſchrift verfaßte. Das letztere ſteht noch jetzt. — Die deutſche Literatur hat zwei Ueberſetzungen des „Raſenden Roland“ aufzuweiſen, eine von Gries, die zweite von Streckfuß, beide nicht ohne Vorzüge, jene die poetiſch vollendetere, dieſe die vollſtändigere, indem ſie auch die fünf Geſänge des unvollendeten Epos als Anhang enthält.

P.

Die alte Jungfer.

Eine Charakter-Schilderung. *)

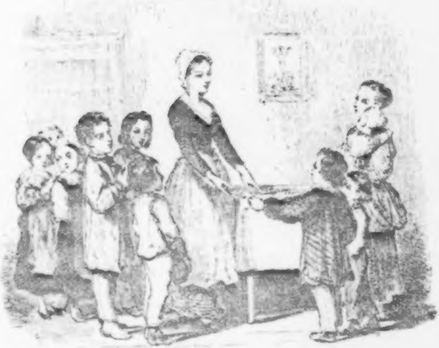
„Glaube mir, Kind“ — ſprach die Wittwe Frau Laube zu Hanna — „glaube mir, es iſt ein großes Loos für das Herz, wenn der Gegenſtand unſerer erſten Liebe uns der Begleiter durch's Leben wird. Selten, ſehr ſelten iſt's ſo. Ich will darum nicht behaupten, daß die zweite Wahl uns nicht zum Glücke führe, ſie thut's oft viel ſicherer; vor Allem, wenn das kleine Ding hier auf der linken Seite ſich nicht zum Meiſter des Kopfs machen will.“ — Mit ſchmerzlichem Lächeln ſah Hanna auf zu ihrer mütterlichen Freundin, die heiter, als begriffe ſie nichts von Hanna's Kummer, fortfuhr: „Ja, Kind, es iſt ſo, wie ich ſage; wir Alten wiſſen auch davon mitzuſprechen, wir waren auch einmal jung und die jetzt runzliche Wange hat beim Anblick des Geliebten eben ſo geglüht, als die Deinige, Hanna, einſt glühen wird, wenn Du, woran ich nicht zweifle, bei der Macht des Gefühls dennoch mit Verſtand gewählt haſt.“ — Dahin, meinte nun Hanna, wird es bei mir nicht kommen, an ſo etwas würde ich nie denken. — „Ach was!“ ſchalt die Wittwe; „Du wirſt doch nicht als alte Jungfer ſterben wollen! Die Beſtimmung eines Mädchens iſt, eine gute Hausfrau zu werden, Die glücklich zu machen, die ſie lieb haben. Eine Dirne, die anders denkt, die in ſchnödem Hochmuth ein redliches Gemüth mißhandelt, die Keinen gut genug hält für ſich, vielmehr meint, es müſſe ſich noch ein Beſſerer zu ihrer werthen Perſon finden, an der übt die Zeit eine rächende Vergeltung.

---

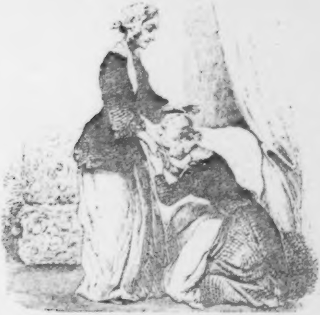
*) Sie iſt ein Bruchſtück aus: „Der Sträfling. Eine Familiengeſchichte von B. Wedekind.“ (Berlin, Vereins-Buchhandlung.) Dies Buch wird keinen Leſer finden, der nicht ſagt, daß es ihm gefalle, daß er von dem Inhalt belehrt und wohlthuend erſchüttert, daneben auch von dem Humor mehrerer Perſönlichkeiten vollauf ergötzt wurde. Wo ein tüchtiger Volksſinn herrſcht, wird man dieſe Familiengeſchichte mit Freuden empfangen und — bewahren, um ſich mit ihr manchmal und immer wieder eine gute Stunde zu ſchaffen.

Sie ſteht im Alter allein und verlaſſen da, blickt mit Reue auf die entflohene Jugend zurück und mit Neid auf das heranwachſende blühende Geſchlecht, zu welchem ſich jetzt die Männer bewundernd drängen, wie einſt zu ihr.“ — „So erſcheint Euch jede alte Jungfer nur widerlich?“ fragte Hanna leiſe und mit ſchmerzlichem Ton. — „Nein, Kind, Gott ſoll mich bewahren vor ſo liebloſem Urtheil!“ rief Frau Laube haſtig. „Es giebt auch ſolche Perſonen, die unſeres innigſten Mitleids werth ſind. Ich ſelbſt habe eine gekannt, der ich nicht ohne Wehmuth gedenke. Ich kam, ein armes und junges Mädchen, zu ihr, der Betagten, in Dienſt. Gar bange hatten mir die Leute vor der alten Dame gemacht, bei der es kein Mädchen aushielte. Ach, mit welcher Angſt trat ich in den Dienſt! Mamſell Lauenſtein hatte eine kleine, aber recht hübſche Wohnung im oberen Stockwerk. Unten war Alles vermiethet an eine höhere Beamten-Familie. Anfänglich, ich leugne es nicht, fühlte ich mich recht unglücklich in dem ſtillen Hausſtande, wenn ich ſah, wie es unten bei den Dienſtboten munter zuging. Ueberdem war meine Herrin in Manchem wunderlich; ein Endchen Zwirn, den ich vom zerriſſenen Faden wegwarf, zog mir bittere Vorwürfe zu. Das laſſe ſich noch gebrauchen, meinte ſie; ſeufzend fädelte ich das Stückchen wieder ein. So war es auch mit einem gar geringen Stümpfchen Licht, nach meiner Meinung keines Wortes werth, das ich am Feuer im Leuchter ausſchmelzen ließ. Ach wie böſe wurde die Mamſell einſt, als ſie dies ſah; das ſey eine wahre Verſchwendung, dazu beitragend, ſie vollkommen arm zu machen. Der Talg, behauptete ſie, müſſe von den Leuchtern abgeſchabt und aufbewahrt werden, davon könne man Lichter gießen, die in der Küche gebraucht würden; ſolche ſeyen wohl nicht beſonders weiß, aber doch dazu recht gut. So war's auch mit dem Holze. Gott weiß, in wie viele kleine Stücke ich es zerſplittern mußte und jedes wurde mir zugezählt. Und gar das Schälen der Kartoffeln! Wahren Angſtſchweiß vergoß ich dabei; jede Schale ſchnitt ſie durch und zeigte mir den weißen Rand, der ihr noch immer zu breit ausfiel. Nun, dachte ich, hier bleibſt du kein Vierteljahr, das iſt ja ein wahrer Geizteufel; wenn du auch keinen Hunger leideſt, iſt's dennoch nicht zum Aushalten.

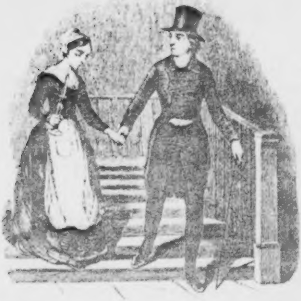
Indeß war doch im Ueberlegen ein Monat vergangen; der Erſte kam heran. Früh Morgens, als ich zur Mamſell kam, ſaß ſie bereits völlig angekleidet am Tiſche, der mit kleinem Gelde ganz bedeckt war; auch Vier- und Achtgroſchen-Stücke lagen in einzelnen Haufen dabei, ja ſogar Thaler. „Minna!“ ſprach ſie mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, „wir wollen das Tiſchchen in's Entree tragen, da magſt du dich hinſetzen. Heute kommen meine Kinder zu mir, die Marken an dich abgeben, denen giebſt du, was darauf bemerkt iſt. Das kleine Geld iſt für neue Ankömmlinge, die ſo auf gut Glück ſich einladen. Sey aber ſanft und liebreich gegen Alle, denn dem Armen thut eine Gabe, die ein freundliches



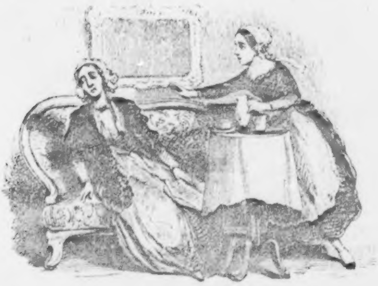
Wort begleitet, noch ein Mal ſo wohl!“ — Ich ſtand wie verdutzt da. Ach, und wie viele der Bedürftigen kamen, denen ſie eine freundliche Mutter war! Wie oft mußte ich noch kleine Münze nachholen an dieſem Morgen, aber wie oft bat ich der alten Dame im Stillen den Geizteufel ab! — Bis zum Nachmittag hatte ich an meinem Poſten auszuharren. Abends kam ein junger bleicher Mann, er wurde „Herr Candidat“ genannt; nun mußte ich vorleuchten nach einer Kammer, wozu die Herrſchaft allein den Schlüſſel hatte, und da, Hanna, da erlebte ich, was ich nimmer gedacht. All das Zeug, woran ich den ganzen Monat genähet, als: derbe Bettbezüge, Hemden, Röcke, Alles lag, wohlgeordnet, mit kleinen Zetteln beheftet, und dies Alles bekam der junge Mann mit, auch für ihre Kinder, und noch begleitet mit kleinen Geldrollen. Es waren verſchämte Arme. Als ich nun Abends, wie gewöhnlich, Mamſell Lauenſtein entkleidete, und ſie hinter den Bettvorhängen mir die Hand reichte, mit der Frage: „Minna, beteſt du auch, ehe du einſchläfſt?“ da küßte ich der Herrin Hand unter heißen Thränen. „Ja, liebe Mamſell“, rief ich, „ich werde dieſen Abend aber ganz anders beten, als bisher, ich werde Gott bitten, Sie recht lange zu erhalten zum Beſten Ihrer armen Kinder, und mir zu verzeihen, daß ich Sie verkannt habe.“ — „Und



das habe ich gethan“, fuhr die Wittwe fort, „mit reinigem Herzen. Kein ſchmutziger Geizhals ſchien ſie mir mehr, auch nicht mehr lächerlich in ſo manchen Eigenheiten. Du wareſt bei dem Einen im Irrthum, du kannſt es auch bei dem Andern ſeyn, dachte ich, warte die Zeit ab. So diente ich bereits drei Jahre meiner Herrſchaft; nicht lockte mich mehr das luſtige Treiben der Dienſtboten im unteren Stock, ihre Kiſten, ihre Koffer blieben leer dabei, oder füllten ſich mit unnützem Tand, während der meinige bis oben an den Deckel mit Leinwand vollgepfropft war. Da unten ſah man alle Augenblick neue Geſichter, ich aber gedachte des Spruchworts: „Ein Stein, der hin und her gerückt wird, ſetzt ſelten Moos an.“ — Oft mußte mich meine Herrin treiben, daß ich Sonntags einmal im Freien mich erging. Abends kam dann der junge Mann und las aus der Bibel, aus einer guten Predigt oder aus einem nützlichen Buch. Das waren ſchöne Stunden; die ganze Woche freute ich mich darauf. Wenn ich dem Herrn Sternau hinunter leuchtete und er mir zum Abſchied die Hand gab, da, bei den Worten: „Gute Nacht, liebe Minna!“ war es mir immer, als drückten ſeine Finger leiſe die meinigen. Eines Abends, als ich ihn auch begleitet hatte und zurück kam, ſah mich meine Herrſchaft lange und prüfend an; endlich ſprach ſie ernſt: „Minna, du brauchſt ſehr lange Zeit, wenn du Herrn Sternau hinunter leuchteſt; ich werde ihn bitten, das nächſte Mal ſich ohne deine Begleitung zu entfernen.“ — Helle Thränen ſtürzten mir in's Auge. Ich war mir nichts des Böſen bewußt, aber ich ſchwieg; auch Mamſell Lauenſtein. Die Woche ging mir in banger Beſorgniß nicht halb ſo raſch dahin. Wird ſie es thun? dachte ich; wird er dir nicht mehr ſo freundlich: „Gute Nacht, liebe Minna!“ ſagen, wie ſonſt? — Der Sonntag kam, aber der Freund nicht, auch an dem darauf folgenden nicht. Ich mußte Abends das Evangelium leſen. So gingen Monate vorüber. Ich härmte mich im Stillen. Da, an einem Sonntage, kam Sternau, viel beſſer, ja ſchön gekleidet. Er las eine Predigt vor. Das Thema war: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.“ Gewaltig ergriff es mich, auch Sternau's Stimme zitterte bei einzelnen Stellen. Als er das Buch zumachte, ſprach die Mamſell: „Wenn Allen Eure heutige Probepredigt ſo gefallen hat, als mir, lieber junger Freund, ſo iſt Euer Glück gemacht und die Stelle in Burgdorf Euch gewiß.“ Er neigte ſich in der gewöhnlichen Demuth. Es wurde nun noch Einiges hin und wieder geſprochen, ohne daß er mich ſehr beachtete. Endlich ſchlug es Zehn; Sternau faßte nach dem Hut, ich ſaß, ſtill arbeitend. Da nahm meine Herrin aus ihrem Körbchen ein kleines Papier und reichte es mit ihrer gewöhnlichen ſanften Stimme dem Candidaten: „Hier, lieber Sternau, geben Sie dies in meinem Namen Ihrer Braut, denn nun weiß ich ſchon, daß Luiſe Jüttner bald eine glückliche Frau Predigerin wird und zwar in dem freundlichen Burgdorf.“ — Mit erglühtem Geſicht nahm Sternau das Geſchenk, ohne ein Wort zu erwiedern. „Sie haben die Jugendgeſpielin doch noch lieb!“ fragte ernſt die Mamſell. „Gewiß, gewiß, Luiſe iſt gut, wenn auch nicht ohne Fehler!“ war die leiſe Antwort. „Die haben wir vor Gott Alle“, erwiederte die alte Dame; „und wenn unſere Schwächen nur nicht in Sünde und Unrecht ausarten, ſo dürfen wir uns immer als Gottes Kinder betrachten. Und nun: gute Nacht, lieber Freund! Jeder von uns möge Gott bitten, daß er uns Kraft verleihe zum Wachen und Beten! — Leuchte Herrn Sternau hinaus, Minna!“ ſprach ſie dann freundlich zu mir gewandt. Ich gehorchte; an der Treppe reichte mir Sternau die Hand. „Leben Sie wohl, liebe, liebe Minna!“ ſagte er, kaum hörbar. Was ich erwiederte, ich weiß es nicht. Als ich wieder in's Zimmer kam, ſah mich meine Gebieterin mit ihren klugen Augen ſo durchdringend an, daß ich fühlte, wie mir die Thränen aufſtiegen; aber ich faßte mich und ſah ein, daß ſie mein Beſtes wollte. Sie hatte für mich gewacht, um meine Jugend und Unerfahrenheit vor Anfechtung zu behüten. Ich küßte innig, wenn auch nicht ohne Wehmuth, ihre Hand. — Sternau ſah ich erſt lange nachher wieder, als mein Gemüth ſchon ruhiger war. Daß die Sorge um meinen Frieden die liebe Dame dazu beſtimmt hatte, den Freund fern zu halten, habe ich ſpäter erfahren; Gott ſegne ſie noch dort oben dafür! — Sieh,



Hanna!" ſprach Frau Laube nach einem Augenblick des Schweigens, „das war auch eine Jugendliebe. Oft habe ich mit Nachweh der ſchönen Stunden gedacht; auch ſpäter, als ich verheirathet war, kehrte die Erinnerung daran wieder, aber ich liebte und achtete meinen Mann, darum war ich nicht unglücklich mit ihm, und immer ſeltener gedachte ich des Traums meiner Jugend. In häuslicher Thätigkeit hatte ich endlich keine Zeit mehr dazu, doch, das glaube mir, auch wo das Herz zum zweiten Male wählt, wird oft ein viel dauernderes Glück unſerer warten, als wir denken, wenn Verhältniſſe mit rauher Hand trennen, was in roſiger Jugend ſich fand." — Hanna hatte ſtill zugehört. Was die Matrone erzählte, klang gewaltig in ihrem Inneren wieder, und als die Wittwe ſchwieg, reichte ſie, freundlich lächelnd, ihr die Hand. „Ich danke Euch, liebe Frau Laube", ſprach ſie; „ich werde nicht vergeſſen, was Ihr mir erzählt habt und Gott bitten, mich ſtark zu machen im Geiſte und in der Wahrheit, auf daß auch ich nicht unterliege in den Stunden der Anfechtung. Doch mit Rührung muß ich auch der alten Dame gedenken. War't Ihr noch lange Zeit bei ihr?" — „Ja wohl", erwiederte Frau Laube, „noch ſieben Jahre; aber je länger ich bei ihr war, je lieber hatte ich ſie, wenn ich auch Manches nicht an ihr begriff. So kleidete ſie ſich ſtets am dritten Mai in Roſa-Seide. Nun denke Dir aber eine ſiebenzigjährige Frau im blaßrothen ſeidenen Kleide und Haube mit gleichem Bande, beides jedoch einfach und ihrem Alter gemäß angefertigt. Als ich das letzte Jahr am dritten Mai zu ihr in's Zimmer kam, war ſie ſehr leidend, aber wie immer freundlich und mild. Ich ſtellte das Frühſtück hin und als ich ſie angekleidet, nahm ſie, wie gewöhnlich, die Zeitung, während ich den Kaffee einſchenkte. Auf ein Mal hörte ich einen leiſen Schrei. Ach! es war meine gute Herrin, die bleich wie der Tod zurückgeſunken war,



in ihrer Hand noch die Zeitung. In welcher Angſt befand ich mich! Zwar erholte ſie ſich wieder, aber man ſah, es war an's Herz getreten. Es wurde gleich nach ihrer Schweſter geſchickt, einer wohlhabenden Wittwe, auch ein Bote zum Paſtor Sternau. Als ich der Erſteren erzählte, wie das Unglück ſo unverhofft gekommen, dabei auch der Zeitung erwähnte, und die alte Dame mehr aus Neugier, als aus Glauben, daß von dieſer das Unglück herrühre, hineinblickte, erſchrak ich nicht wenig, indem auch Madame Meinhold auf einmal rief: „O, nun begreife ich Alles! — Arme, arme Julie! Da ſteht es ja!“ — und mit leiſer, faſt verſagender Stimme las ſie: „Allen unſern Freunden und Bekannten die Nachricht, daß am heutigen Tage unſer theurer Vater und Großvater, der Miniſter von H., im dreiundſiebzigſten Jahre ſeines Lebens heimgegangen iſt.“ Damals begriff ich nicht, wie der Tod dieſes vornehmen Mannes mit dem ſtillen Leben meiner Herrſchaft zuſammenhing, ſpäter, nach ihrem Tode, habe ich es erfahren. Sie hatte ihn einſt geliebt; es war auch eine Jugendliebe. Ihre Herzen paßten wohl zuſammen, nicht aber ihre Verhältniſſe. Julie Lauenſtein war arm, Herr von H. auch; aber er gehörte einer alten adligen Familie an. Seine außerordentlichen geiſtigen Fähigkeiten ließen ihm die Ausſicht auf eine glänzende Laufbahn. Wenn er von dieſer glücklichen Zukunft mit der Geliebten ſprach, dann umdüſterte ſich ihr Blick; ſie fühlte, daß dieſe hohe Familie ſie nie in ihre Mitte aufnehmen werde, und doch hatte ſie nicht die Kraft, zu entſagen, um den Geliebten vor dem Verfehlen ſeines Berufs und Lebensglücks zu bewahren. Aber unter Gottes Beiſtande gelang es ihr endlich: ſie trennte das Verhältniß. Ich habe nie erfahren, auf welche Art, und wie hart der Kampf geweſen, den die Arme gekämpft hat, ehe Gottes Friede ihr zu Theil geworden iſt. Später machten beide Schweſtern eine Erbſchaft, und dies ſicherte meiner Herrin ein unabhängiges Daſeyn. Sie blieb unvermählt und zog ſich hier nach Celle zurück. Der Freund ihrer Jugend lebte mehrere Jahre ganz den Wiſſenſchaften. Er ſtieg von Stufe zu Stufe und verheirathete ſich mit einer reichen Dame. Ob er in dieſer Ehe glücklich geweſen, ob das Herz unter Stern und Ordensband noch zuweilen der Geliebten gedacht, die ſich freudig ihm geopfert? ich weiß es nicht, doch glaube ich es. Meine arme Herrin aber trug darum immer am dritten Mai die Farbe der Freude, weil an dieſem Tage ihr der Sieg über ihr Herz, über ihre Liebe geworden; nicht trauerte ſie über den Verluſt des einſt ſo Heißgeliebten. Er nahm die Stellung im Leben ein, von wo er unendlich viel Gutes wirken konnte, er war ſeiner Familie zurückgegeben und ward deren Stolz: ſie glaubte ihn glücklich. Wiedergeſehen haben ſich Beide nie mehr. Das iſt Alles, was ich darüber erfahren“, ſchloß Frau Laube; „doch wie geſagt, erſt nach ihrem Tode. Sie iſt ihrem Freunde bald gefolgt, ich aber danke ihr Alles, was Gutes aus mir geworden iſt. Auch daß ſie meiner in Liebe gedacht, glaubſt Du gewiß. Sieh, Hanna, das war eine alte Jungfer, und wem, der ihre Verhältniſſe kannte, ſollte die Verlaſſene mit allen ihren Eigenheiten jemals lächerlich erſchienen ſeyn? Gewiß Niemand! Nur da wird das Alter zum Geſpött der Jugend, wo es ſich den Jugend-Thorheiten hingiebt, wo es dieſe nachäfft, und noch unter dem ergrauten Scheitel Leidenſchaften ſtürmen, die, hätte der Menſch zugenommen an Weisheit und Verſtand, längſt vorüber ſeyn müſſen.“

„Viel habt Ihr mir heute mitgetheilt, wofür ich Euch herzlich danke!“ ſprach Hanna, als die Wittwe ſchwieg; „ich werde das Gehörte nie vergeſſen.“

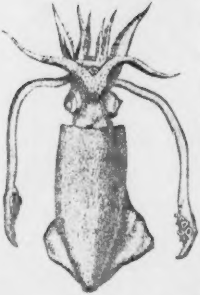
„Thue es, mein Kind“, erwiederte Frau Laube; „präge es Dir feſt ein. Wer weiß, wie bald auch Dein Herz von Gott geprüft wird; da ſey ſtark in ihm, trage muthig, was er Dir auferlegt und glaube feſt, daß jede Prüfung uns hart ſcheint, ſo lange ſolche währt; was ſie aber zurück läßt, das ſind Schätze, die keine Zeit Dir raubt.“ B. W.

Die Farbeſtoffe.

Kaum hat der Menſch in dem Urzuſtande für die nächſten Bedürfniſſe des Magens geſorgt, ſo denkt er darauf, das Leben ſich zu verſchönern, indem er die Natur ſelbſt verſchönt oder zu verſchönen meint. So bemalt er ſeinen Leib mit verſchiedenfarbigen Erden, glaubt ſich dann auf das Schönſte geſchmückt und iſt ſtolz auf ſeinen Schmuck. Dieſer, auch den roheſten Völkern eigene Sinn für das, natürlich nach ihrer Anſicht Schöne, trieb ſeit den älteſten Zeiten die Menſchen an, ſich buntfarbige Kleider und buntfarbige Geräthe zu ſchaffen. Man ſuchte und fand in der Natur Stoffe, die entweder nur die Oberfläche der Gegenſtände überziehen oder das Gewebe derſelben durchdringen konnten, ſo daß die Lichtſtrahlen bald ſo, bald anders zurückgeworfen, bald ganz, bald theilweiſe verſchluckt wurden und ſo die mannigfachſten Farben erzeugten. Dies erſtere Verfahren, die Oberfläche der Körper zu färben, nennt man die Malerei im weiteſten Umfange des Wortes, während das Verfahren, bei dem der Farbeſtoff das Gewebe innig durchdringt, Färberei heißt. Da aber dieſelben Farbeſtoffe bald in der Malerei, bald in der Färberei gebraucht werden, ſo laſſen ſie ſich hiernach nicht eintheilen. Wir werden ſie ihrem Urſprunge gemäß in Farben aus dem Thier-, Pflanzen- und Steinreiche eintheilen und ſie auch in dieſer Reihenfolge betrachten.

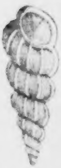
A. Farben aus dem Thierreiche.

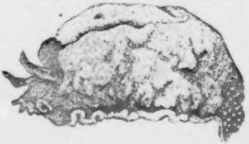
1. **Die Sepia.** Dieſer ſchwarzbraune Saft befindet ſich in einer in der Nähe der Leber liegenden Blaſe der Tintenfiſche. Die Tintenfiſche haben einen weiten häutigen, mit Floſſen umſäumten Sack. In dieſem ſteckt das Thier ſo, als habe man es doppelt genommen, ſo daß Kopf und After neben einander zu liegen kommen, und habe es dann eingeſteckt. Das Maul wird von zwei hornartigen Kiefern, die einem Papagei-Schnabel gleichen, gebildet und hat eine mit Hornſpitzen beſetzte Zunge. Zwei große Augen, welche denen der höheren Thiere gleichen und ſogar eine unheimliche, menſchliche Verſtändigkeit ausdrücken, ſtehen zu beiden Seiten des Kopfes. Um die Mundöffnung ſind die zehn fleiſchigen Arme oder Füße geſtellt, von denen zwei bei weitem länger ſind. Die kleineren Arme ſind ihrer ganzen Länge nach mit Saugnäpfen beſetzt, die längeren haben ſolche nur an ihrem äußeren Ende. Mit dieſen Armen ergreifen ſie ihre Beute, die in allerlei Seethieren beſteht; zugleich aber gehen ſie auch auf dieſen Armen, den Kopf nach unten und den Leib in die Höhe gerichtet. Unter dem Halſe befindet ſich jederſeits eine Spalte, durch die das Waſſer und die in ihm enthaltene atmoſphäriſche Luft zu den Athmungswerkzeugen, den Kiemen, die wie Farnenkräuter aus



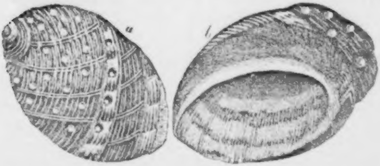
ſehen, gelangen. Das Gehirn oder vielmehr der Nervenknoten wird von einem knorpligen Schädel umſchloſſen. In einer Höhle deſſelben befindet ſich auch das Gehörwerkzeug, das aus einem, mit Feuchtigkeit und kalkigen Ablagerungen angefüllten Sacke beſteht. Es finden ſich drei Herzen; die beiden ſeitlichen nehmen das bläulich-weiße Blut nach ſeinem Laufe durch den Körper (das venöſe Blut) auf und ſenden es nach den Kiemen. Von dieſen nimmt es das mittlere Herz in Empfang und treibt es (als arterielles Blut) wieder durch den Körper. Der ſchwarze Saft, den die Tintenfiſche abſondern, und der ihnen den Namen gegeben, dient ihnen dazu, das Waſſer zu trüben, wenn ſie verfolgt werden; ſie ſprützen ihn durch den After von ſich. Sie legen ſehr zahlreiche, länglich-runde Eier, die eine ſchwarze, biegſame Schale haben und ſich in einen Stiel verlängern, vermittelſt deſſen ſich viele zu langen Schnüren aufreihen oder traubenartig an einander haften (daher Seetrauben, **uvae marinae**, genannt). Das Fleiſch der Tintenfiſche iſt zähe und von ſchlechtem Geſchmack, dennoch werden in Italien viele, zumal von den niederen Volksklaſſen verzehrt. — Man unterſcheidet jetzt zwei Familien der Tintenfiſche. Die erſte, zu der der oben abgebildete **Loligo vulgaris**, der gemeine Calmar, gehört, iſt die der Calmar, die ihren Namen von **calamus** (Rohr) haben, weil man ſich früher des Rohres als Schreibfeder bediente, dieſe Thiere aber in ihrem Mantel auf der Rückenſeite eine kalkige Scheibe haben, die einer Schreibfeder gleicht. — Die zweite Familie iſt die der eigentlichen Tintenfiſche oder Sepien (**Sepiae**), deren länglich-rundes, auf beiden Seiten gewölbtes Kalkblatt **os sepiae** oder weißes Fiſchbein heißt. Es beſteht aus einer unendlichen Menge kleiner paralleler, zarter Kalkblättchen, die durch viele hohle, ſenkrecht zwiſchen den Blättchen ſtehende Säulchen verbunden werden. Man gebraucht dies weiße Fiſchbein zum Poliren vorzüglich des Elfenbeins, und früher machte es einen Beſtandtheil des Zahnpulvers aus. — Der Tintenfiſch gehört zur Ordnung der Kopffüßer (**Cephalopoda**) der Klaſſe der Weichthiere (**Mollusca**). — Die Sepia-Farbe wurde ſchon von den Römern zu den Zeiten der erſten Kaiſer zum Schreiben benutzt; dennoch erfand erſt um das Jahr 1778 der Profeſſor Seydelmann aus Dresden die Kunſt, mit der Sepia die ſchönſten Zeichnungen herzuſtellen, wodurch er ſich Ruhm und Ehre in reichem Maaße erwarb. Seit dieſer Zeit iſt die Sepia-Malerei mehr und mehr in Aufnahme gekommen und immer weiter ausgebildet worden.

2. **Der Purpur.** Dieſe bald ſchwärzliche, bald violette, bald roſenrothe Farbe findet ſich meiſt in einem beſonderen Beutelchen zwiſchen dem Herzen und der Leber mehrer Weichthiere. Die Auffindung des Purpurs und die Erfindung der Purpur-Färberei wird folgendermaßen erzählt: An der phöniziſchen Küſte des Mittelmeeres hütete ein Hirt ſeine Heerden. Eines Tages bemerkte er, daß ſein Hund ein dunkelrothes Maul hatte. Er forſchte der Urſache nach und fand, daß der Hund Schnecken zerbiß, und daß dadurch das Maul deſſelben roth gefärbt wurde. Dieſe Entdeckung benutzten die Phönizier, und bald erwarb ſich ihre Purpur-Färberei weit und breit ſolchen Ruf, daß Tyriſcher Purpur, dem ſie durch eine eigenthümliche Behandlungsweiſe einen herrlichen Glanz verliehen, ſprüchwörtlich geworden iſt und höher denn Gold geſchätzt wurde. Von dieſer hohen Achtung zeugt die Gewohnheit der Herrſcher, ſich in Purpur zu kleiden, und noch jetzt bezeichnet das Wort Purpur ſoviel wie Königthum und Herrſchaft. Der aus dem Thiere friſch genommene Saft ſieht bläulichroth, blaßgelb oder pomeranzenfarbig aus, und durchläuft, der Luft ausgeſetzt, alle Schattirungen von Gelb, Grün, Himmelblau und wird zuletzt purpurroth. — Die Weichthiere, von denen vorzüglich dieſe Purpurfarbe gewonnen wurde, ſind: **Scalata communis** (die unechte Wendeltreppe), **Aplysia punctata** (der gefleckte Seehaſe) und **Purpura patula** (die Purpurſchnecke), die nach Fabius Columna die eigentliche Purpurſchnecke der Alten geweſen ſeyn ſoll. — Hier folge nun eine kurze Beſchreibung dieſer Weichthiere: a) Die unechte Wendeltreppe (**Scalaria** oder **Scalata communis**) iſt ſehr häufig in den europäiſchen Meeren. Sie hat ein thurmförmiges Gehäuſe und ſpitzes Gewinde mit zahlreichen Wülſten; ihre Farbe iſt weiß, roſenroth oder weiß mit rothen Rippen. Das Thier hat lange dünne Fühler, die außen die Augen auf einer Erhöhung tragen, und einen Purpurſack, der eine ſchöne violblaue Flüſſigkeit enthält. — b) Der gefleckte **Seehaſe** (**Aplysia punctata**) iſt ein den Alten ſehr wohl bekanntes Thier, von dem





ſie allerlei Fabelhaftes und Wunderbares erzählen. In der That ſieht der Seehaſe auch wunderlich genug aus. Der ganze Körper wird von einem blau oder dunkelpurpurnen und weiß gefleckten Mantel bedeckt; der breite Fuß iſt an den Seiten wellig und aufgebogen; der verlängerte Hals trägt den Kopf mit vier Fühlern, von denen die zwei oberen wie Löffel ausgehöhlt ſind, woher auch der Name Seehaſe. Die Mantelränder ſchwitzen bei Gefahr oder bei Berührung eine dunkelpurpurfarbige Flüſſigkeit in großer Menge aus, wodurch das Thier grade wie die Tintenfiſche das Waſſer trüben kann. Die Eier werden in langen, dünnen Schnüren abgeſetzt. Der Seehaſe, 6 bis 8 Zoll lang, lebt im Mittelmeere und nährt ſich von Seetang. — c) Die eigentliche Purpurſchnecke (**Purpura patula**) hat ein eiförmiges, bauchiges, quer-

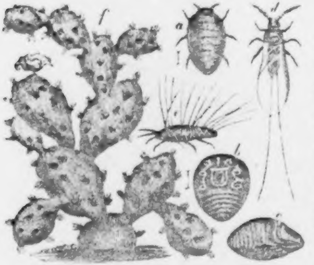


gefurchtes, höckeriges Gehäuſe mit kurzem Gewinde und ſehr weiter Mündung. Die Farbe iſt außen braunroth, während der Spindelrand gelblich und der Lippenrand weißlich iſt. Zuweilen finden ſich an dem unteren Theile zwei braungelbe Binden. Die Purpurſchnecke erreicht eine Größe von drittehalb Zoll und lebt ſowohl im mittelländiſchen wie im atlantiſchen Meere. Das Thier hat einen breiten, vorſtehenden Fuß, der vorn zweilappig iſt. Die oben ſtehende Abbildung zeigt uns das Gehäuſe von zwei Seiten.

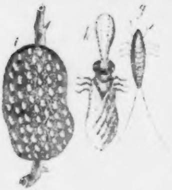
Obgleich die Kunſt, mit dem Safte der Purpurſchnecke zu färben, wieder erfunden worden iſt, ſo findet ſeit dem Bekanntwerden der Cochenille, die ein viel ſchöneres, dauerhafteres und billigeres Roth liefert, dieſe Art der Purpur-Färberei jetzt nur wenig Anwendung.

3. **Der Scharlach.** Urſprünglich in Meriko, jetzt aber auch in Georgien (Amerika), Südcarolina, Braſilien und Weſtindien, ſeit 1827 auch in Spanien, lebt auf dem Nopal (**Cactus Opuntia, Cactus coccinellifera**) und auf einigen Feigenarten ein kleines Inſect, deſſen Erzeugniß die herrliche Scharlachfarbe iſt. Dieſes Inſect, von dem 70,000 Stück auf ein Pfund geben, iſt die Cochenille oder Cactus-Schildlaus (**Coccus cacti**). Die Weibchen ſind dick, ungeflügelt, faſt ganz mit dicken, weißen Haaren

breitzt und leicht zu erdrücken. Sie haben neungliedrige Fühler, kurze Schwanzborſten und ſitzen über den Eiern feſt, ſo daß ſie auch noch im Tode eine ſchützende Decke für ihre Jungen bilden. — a der nebenſtehenden Zeichnung zeigt ein Weibchen von oben geſehen, b daſſelbe von unten und voll Eier und c von der Seite, d zeigt dagegen das Männchen und e die Larve deſſelben; es iſt kleiner als das Weibchen, roth mit zwei langen, weißen Flügeln, zwei langen Schwanzborſten, zehngliedrigen Fühlern und läuft viel und ſchnell umher. Man behandelt dieſe Inſecten mit großer Sorgfalt, ſchützt ſie ſelbſt vor Regen, indem man ſie in beſondere Hütten trägt, und bürſtet ſie bei der Erndte mit weichen Pinſeln ab; alsdann trocknet man ſie und packt ſie in zuſammengenähte Thierhäute ein. So getrocknet ſehen ſie einem Thiere ſo wenig gleich, daß man ſie längere Zeit für Pflanzenkörner hielt. Ihre Nahrung beſteht in dem Safte der Pflanzen, auf denen ſie leben, vorzüglich des **Cactus Opuntia** (ſiehe f der obigen Abbildung). Die Mexikaner unterſcheiden zwei Arten, **grana fina** von gepflegten Thieren, **grana silvestra** von wild lebenden; die erſtere iſt die vorzüglichere und an Farbeſtoff reichere.

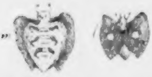


4. **Der Karmin.** Der Cochenille ſehr ähnlich und ihr nahe verwandt iſt die Gummilack-Schildlaus (**Coccus Lacca**), die in Oſtindien vorzüglich auf Ficus- und Mimoſa-Arten lebt. Das Thier ſelbſt iſt nur nach ungenauen Abbildungen und Beſchreibungen in Europa bekannt. (g ein Weibchen im Larvenzuſtande, h ein geflügeltes Männchen.) Deſto genauer kennt man die Erzeugniſſe des Inſects. Es ſetzt ſich an junge Zweige und ſaugt ſie an; der herausquellende Milchſaft erhärtet bald an der Luft. Dieſe ſo beſetzten Zweige nennt man **Gummilacca in baculis** (Stocklack). In dieſem noch weichen Stocklack bilden die Thierchen Zellen, legen Eier und werden zu einer rothen, breiartigen Maſſe, die einen rothen Farbeſtoff, ähnlich dem Scharlach



enthalten. Die Zellen, von ſchwarzbrauner Farbe und helldurchſichtig, werden von den Zweigen abgelöst und heißen dann **Gummilacca in granis** (Körnerlack). (i ein Mimoſenzweig mit ſolchen Zellen.) Aus dieſem Körnerlack gewinnt man durch Behandlung mit ſchwacher alkaliſcher Flüſſigkeit einen körnigen, ſchön purpurrothen Farbeſtoff, den koſtbaren Karmin, der von den Malern hochgeſchätzt wird. Indem man den bei obiger Behandlung erhaltenen harzigen Rückſtand ſchmelzt und auf Palmenblätter ausgießt, erhält man den dünnen, durchſcheinenden, braungelben Tafellack (**Gummilacca in tabulis**, engliſch **Shellak**), der dem Tiſchlerleim gleicht und einen Hauptbeſtandtheil des feinen Siegellacks bildet. Auch als Kaumittel, durch das der Speichel roth gefärbt wird, ſo wie zu Firniſſen wird er benutzt. In Hindoſtan bereitet man aus dem Stocklacke einen an Thonerde gebundenen Farbeſtoff, der in würflichen Stücken unter dem Namen **Lac-lac** oder **Lac-dye** in den Handel kommt und anſtatt des Scharlachs zum Rothfärben dient.

Vor der Einführung der Cochenille bediente man ſich häufiger als jetzt zum Rothfärben der Kermes-Schildlaus (**Coccus Ilicis**), die im ſüdlichen Europa an der Scharlach-Eiche (**Quercus coccifera**) und an der Stech-Eiche (**Quercus Ilex**) lebt.



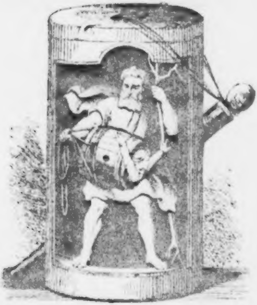
Sie ſieht im Leben blau aus, iſt ſchildförmig; die Männchen haben zwei Flügel und zwei Schwanzborſten; die Weibchen ſitzen feſt, wobei ſie Fühler und Füße verlieren. (l eine Kermes-Schildlaus von oben, m dieſelbe von unten geſehen.) Getrocknet bewahrt ſie nichts von ihrer thieriſchen Geſtalt und gleicht einer rothbraunen Beere. In den Handel kommt ſie unter den Namen Farbebeere, Karmoiſinbeere, Scharlachbeere (**Grana Chermes, Kermes tinctorum, Coccus baphicus**). Das Wort **Kermes** iſt arabiſchen Urſprungs und bedeutet Wurm.

So weit! Im folgenden Jahrgange werden, ſo Gott will, die Farbeſtoffe aus dem Pflanzenreiche an die Reihe kommen.

L. Heros.

Wallteufel.

In alten Zeiten war ein Mann, der ſein liebes und hübſches, wenn auch nicht allzu kluges Weibchen ſehr übel behanbeite, der ſich ein Geſchäft machte aus Brummen, Keifen, Schelten und Zanken. Es ſchien, als habe er gar nichts Anderes gelernt, als ſolchen Mißbrauch ſeines Maulwerks, wie es denn noch heut dergleichen Geſellen giebt, die in Nichts Meiſter werden können als im Nichtsnutzigen. Als er nun einmal wieder ſeine Zunge bis in die Nacht hinein müde gearbeitet hatte, binnen eines Jahres zum Dreihundertundſechsundſechzigſten Mal, denn es war juſt ein Schaltjahr, ſchnarchte er endlich zur Abwechſelung im Schlaf. Das arme Weib aber, vor Thränen nicht zur Ruhe kommend, ſeufzte und betete zu Gott, den Heiland und den Heiligen. Von dieſen kam ihr beſonders der heilige Chriſtoph in's Gedächtniß, wonach ſie flehentlich in ihrer Einfältigkeit ausrief: „O du allerliebſter Chriſtoph, du Stärkſter unter den Starken, der du die Welt über Land und durch's Waſſer trägſt und ſie zurecht ſetzeſt nach deinem gewaltigen Willen, thu' einem unglücklichen Weibe den Gefallen, ihres Mannes wirrſchen Kopf zurecht zu ſetzen. Schaffeſt du mir einen Wall wider mein Elend, ſoll's an meinem Dank nicht fehlen; ich gelobe dir, lebenslang alljährlich an deinem Namenstage, auch wenn es Sonnabend und in der Wirthſchaft viel zu thun iſt, einen großen Kaffee zu geben!“ Einem ſolchen Bittgeſuch, noch dazu von einem hübſchen hülfloſen Weibe, konnte der heilige und ritterliche Chriſtoph, der ſelber gar zu gern täglich zwei Halbſtündchen hindurch ein Schälchen Kaffee nach dem andern trank, unmöglich widerſtehen. Er machte ſich vielmehr alsbald bereit, ergriff ein Faß und Stricke, dann ſeinen Waldſtecken, war nach wenigen Augenblicken im Hauſe des Brummbärs, wo er ſich freilich, wie ſehr er ſich bücken mochte, an Thürpfoſten und Deckenwänden den Kopf etwas zerſtieß, was ihn nicht freundlicher ſtimmte für den ſchnarchenden Ehemann. Dieſen packt der heilige Chriſtoph ohne Umſtände und Vorrede, ſpundet ihn trotz Zappeln und Schreien in das von den Stricken umwundene Faß und heidi ging's in's Freie! Dort feuchtete er den Strick an, und nun das Faß in die Höhe werfend, ſchwingt er den Eingeſperrten ſo kräftig und geſchwind im Kreiſe, daß Alles um ihn her ſummt und brummt, trillt und ſchrillt, ſauſt und brauſt, kollert, dröhnt und rumpelt, bis er von ſeinen Sinnen nur noch einen unbedeutenden Reſt verſpürt. Da unterbricht der heilige Chriſtoph die Schwenkerei, öffnet den Spund und ſpricht mit einem Baß, wie er heut zu Tage kaum denkbar, viel weniger in der Wirklichkeit aufzufinden iſt: „Wie behagt Dir denn nun Dein nachgeahmtes Weſen, Du brummelnde Brummbremſe und nergelnde Kneifzange in Menſchengeſtalt? Bitt' um Gnade, oder es folgt eine Fortſetzung meines Vergnügens!“ — Der Eingeſperrte wußte, obwohl faſt athemlos, plötzlich die ſchönſten Worte zu ſtammeln, und nachdem der heilige Chriſtoph mit dem Ausruf: „Es iſt eine köſtliche Erfindung, dieſer Spaß!“ ſeinen Gefangenen nur noch ein einziges Mal ſo recht ſchwunghaft



freudig geſchwenkt hatte, entließ er ihn aus der Haft, mit der zornigen Ermahnung: „Jetzt halte Frieden im Hauſe, Du krakeeliſcher Lump, und hilf Dir mit nützlicher Beſchäftigung von Deiner gnirrigen und gnaddrigen Laune. Dies Faß aber ſchenkſt Du Deinem Weibe, es ſoll ihr ein Wall ſeyn gegen Dich Ungethüm, und Du wirſt ſorgen, daß es ſtets in gutem Stande bleibt, damit ich's bequem habe, wenn ich Dich etwa wieder züchtigen und Dein kläglich kleinliches Gebrümmel mit einem herzhaften Brummſturm vertreiben muß!“ —

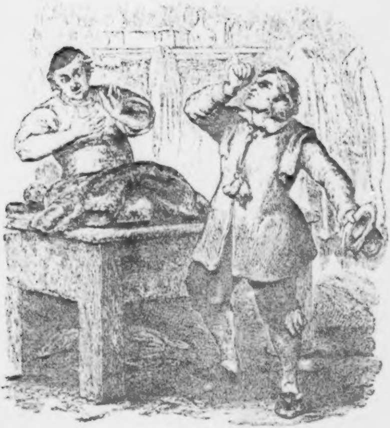
Von da an hatte das immer liebe, wenn auch allmälig nicht mehr ſo hübſche Weibchen den gefügigſten Mann, und ſie nannte das Faß den Wall gegen den Eheteufel, oder abgekürzt: Wallteufel, woraus dann endlich Waldteufel und demnach das Spielwerk geworden iſt, welches man allweihnachtlich brummen hört, damit die „gnirrigen und gnaddrigen“ Ehemänner an Einen erinnert werden, der ihnen auf unangenehme Art die Unart vertreiben könnte. Jenes durch den heiligen Chriſtoph glücklich gewordene Weibchen aber, ihr Gelöbniß treulich erfüllend, gab lebenslänglich an jedem ſeiner Namenstage einen großen Kaffee. Das hatte auch weitere Folgen, denn noch heute wird in den Geſellſchaften aller Kaffeeſchweſtern gar viel von brummigen Männern und deren Bändigung geſprochen, und wir hoffen, daß man dabei nur des heiligen Chriſtophs, nicht etwa anderer Hülfsmänner gedenkt.

F. Wege.

Der Bauernfürſt.

Im Jahr 1139 befand ſich in Rottweil ein Böhme Namens Benedict Czekank. Er war der Sohn eines verarmten bäuerlichen Gutsherrn; ſeine Eltern aber ſtarben an einer Seuche, wonach er von ſeinem ſiebenten Jahre an in einem Kloſter erzogen und zum Mönch beſtimmt wurde. Dies war ſeiner Neigung, die ſich ſehr mit irdiſch hoffnungsluſtigen Gedanken beſchäftigte, völlig zuwider, und da ihn ein alter Baumeiſter, der ſich aus dem Gewirre des Weltgetümmels in dies Kloſter zurückgezogen hatte, unterrichtete, trieb es ihn an, die erworbene Wiſſenſchaft und Kenntniß thätig werden zu laſſen. In ſeinem einundzwanzigſten Jahre entfloh er dem Mönchsthum, wandte ſich nach Schwaben und gedachte endlich in Rottweil heimiſch zu werden. Er fand dort einen Landsmann, Martiniz, der ihn bei ſich aufnahm. Derſelbe hatte als Schneidergeſell bei einem Meiſter gearbeitet, der vor ſeinem dreißigſten Jahre ſtarb und eine junge Wittwe, die Tochter eines angeſehenen Bürgers in Rottweil, hinterließ, mit der ſich Martiniz verheirathete, dadurch das Bürgerrecht auf ſich übertrug, und nun in Wohlhäbigkeit lebte. Dem Benedict Czekank ward es nicht ſo gut geboten, denn man verweigerte ihm die Aufnahme in das Heimathsrecht, und weil er ein Haus, welches in einer Fehde der Rottweiler mit den Rittern von Zimmern zerſtört worden, im Auftrag wieder erbaute, verklagten ihn die ſtädtiſchen Baumeiſter bei dem kaiſerlichen Hofgericht, welches in Rottweil ſeßhaft war; die Entſcheidung aber fiel ſo ungünſtig aus für Czekank, daß Martiniz ihn voller Verzweiflung ſah und endlich zu ihm ſagte:

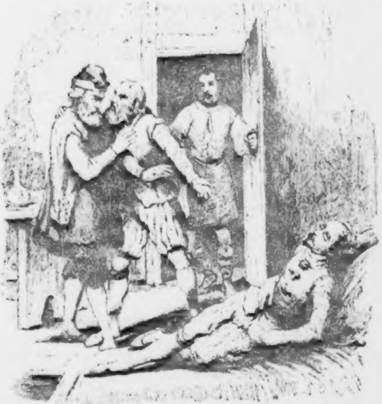
„Es iſt ſchon wahr, hier iſt Eures Bleibens nicht, und ſo weit ich die deutſchen Lande kenne, werdet Ihr ringsum Gleiches erfahren; denn die Gildebriefe haben überall Geltung, ja auch in den Angrenzungen wird's nicht anders ſeyn. Ich meine faſt, Ihr hättet es beſſer im Böhmerlande, wo die Zerſtörungswuth ſich nie ſtillet und der Brand immer friſche Arbeit macht für Baumeiſter. Werd' Euch, da Ihr unter Eurem Namen nicht zurücke könnt, einen Vorſchlag thun. Vor etwa zwei Jahren kam ein ſchon betagter Landsmann hier an, der hieß Niclas Wanka und war ein Sterngucker und Mathematicus. Der närriſche Mann behauptete, von meinem Hauſe würde ein Mann ausgehen, der zu großen Ehren käme, und weil er ſelber noch gar weiter Dinge voll war, ließ er mir nicht eher Frieden, bis ich ihm das Erkergemach einräumte, worin Ihr jetzt hauſet. Der wunderliche Prophet ſtarb aber kurz danach und hinterließ mir alle ſeine Papiere. Wie wär's nun, wenn Ihr mit ſolcher Beglaubigung als Niclas Wanka wieder nach Böhmen zöget, und da er in allerlei Wiſſenſchaft wohl erfahren war, könnt Ihr ihm die Baumeiſterſchaft ohne Bedenken dazu geben."



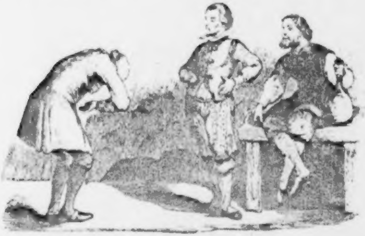
Benedict Czekank horchte allmälig auf. Beſonders blieb auch die Prophezeiung, zufolge der Begriffe ſeiner Zeit, nicht ohne Eindruck auf ſeine Phantaſie, und dieſe Prophezeiung, ohne daß ſie an ſich irgend Grund hat, ward dennoch wahrſcheinlich die einflußreiche Urſache zu ſeinem nachherigen Schickſal, weil er nun keinen Anlaß zur Abenteuerlichkeit ſich entgehen ließ. Er durchſuchte die Hinterlaſſenſchaft des Niclas Wanka, nahm von den Papieren, was er als zweckdienlich erachtete, und nachdem ihn Martinitz noch mit reichlichem Zehrgelde ausgeſtattet, wanderte Czekank wieder auf Böhmen zu. Dort wollte ihm aber auch nichts recht glücken, zumal er bisher Prag ſelbſt vermieden, nur in kleineren Städten ſich nach Beſchäftigung umgeſchaut hatte. Da faßte er den Entſchluß, es mit Prag zu wagen und gedachte an einem mondhellen Abend dort durch das Thor zu ſchreiten. Deshalb verweilte er in einem Walde, etwa eine halbe Stunde Weges von der Stadt, als plötzlich ein junger und ein älterer Mann in

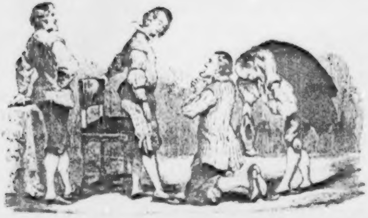
Haſt auf ihn zukamen und von Czekank begehrten, er ſolle mit dem Einen die Kleider wechſeln. Sein Sträuben konnte hier nicht helfen, denn Beide hatten Waffen, und es wurde ihm obenein deutlich gemacht, daß er bei dem Tauſche gewinne, was ſich nicht leugnen ließ, man vermehrte auch ſogar noch ſeine Baarſchaft. Als er nun in den aufgedrungenen Kleidern da ſtand, ſah er noch, wie der Jüngere dem Aelteren ſein Schwert gab, und dann trennten ſie ſich zu verſchiedenen Straßen.

Die beiden Männer waren Prinz Sobieslaw und ein ihm von Jugend an Getreuer Namens Hotuſch. Es herrſchte damals im Böhmerlande Herzog Wladislaw, unrechtmäßig, denn der eigentliche Thronerbe war Sobieslaw. Dieſer hatte eben [illegible]cht, ſich in Prag ſeiner Anhänger zu verſichern, aber das Unternehmen mißrieth und er mußte anderswo Hülfe werben, vor Allem aber jetzt ſich auf die Flucht begeben, denn er war entdeckt und ſollte verhaftet werden. Den Zuſammenhang ſeines Abenteuers kannte nun Czekank zwar nicht, verdächtig kam es ihm aber vor, weshalb er es jedenfalls für rathſam hielt, nicht nach Prag zu gehen, ſondern ſich nach Mähren hin zu wenden, und, wenn es nicht anders ginge, Kriegsdienſte zu nehmen bei dem Heer des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa, der ſich genöthigt ſah, eine Empörung in Polen zu dämpfen. In unheimlicher Haſt zog er nun fort auf dem neugewählten Wege und vermied anfangs die Städte, aus Scheu vor dem Geheimniſſe, was mit dem Kleiderwechſel verknüpft ſeyn möchte, er aber vergebens ſich zu enträthſeln ſuchte. Doch endlich, da nichts Bedenkliches ihn zu weiterer Vorſicht mahnte, wurde er wieder dreiſt und wanderte durch das Thor von Olmütz, kam auch glücklich ein Stück vorwärts in der Straße der Stadt, als er plötzlich Lärmen hinter ſich hörte und bald ſich von mehreren Männern umringt ſah. Einer derſelben hielt ein Pergamentblatt in der Hand und las — es war die Perſons-Beſchreibung des Sobieslaw zu dem Befehl des Herzog Wladislaw, den Prinzen zu verhaften, wo man ihn träfe. „Er iſt es! Er iſt es!" riefen mehrere Stimmen zugleich in jauchzendem Ton. Erſchrocken ſtammelte Czekank: „Ihr irrt Euch, lieben Leute, ich weiß gar nicht, was Ihr meint! Ich bin ein armer Baumeiſter, der eine bleibende Stätte und Erwerb ſucht!" Seine Worte wurden aber bald von dem Ruf unterbrochen: „Heil unſerm Herzog Sobieslaw!" — Immer lauter und jubelnder tönte das Geſchrei: ohne zu wiſſen, wohin man mit ihm wollte, wurde Czekank weiter gedrängt. Man brachte ihn zum Burggrafen, der nun zwar ein ſcharfes Verhör mit ihm vornahm, aber nichts von Dem glaubte, was er äußerte, da nach Aller Verſicherung die Perſons-Beſchreibung in dem herzoglichen Befehl genau auf den Ankömmling paßte. Nun hörte Czekank wohl, daß man dem Prinzen hier durchaus nicht übel wolle, er blieb indeß — ausgenommen die Beibehaltung des Namens Niclas Wanka und das Verſchweigen ſeines Kloſterlebens — ſo ziemlich bei der Wahrheit, die jedoch der Burggraf nur für Mißtrauen gegen die Stimmung in Olmütz hielt und ihn in anſtändige Haft nahm, indem er meinte, ein kluges Plänchen erſonnen zu haben. Jener ſchon erwähnte Hetuſch, von dem man wußte, daß er den Prinzen Sobieslaw genau kenne, lebte in der Nähe von Olmütz und wurde herbeigerufen. Er ſollte den Fremdling insgeheim betrachten, zu welchem Zweck man dieſem einen Schlaftrunk beigebracht hatte. In das Gemach geführt, wo Czekank ſchlief, erkannte nun Hetuſch augenblicklich den Wanderer aus dem Walde bei Prag, bedenkend aber, daß der wirkliche Sobieslaw vor Verrath um ſo ſicherer ſey, wenn man ſich einbildete, ihn ergriffen zu haben, beſtärkte er den Wahn des Burggrafen, indem er ſagte: „Zwar hatte der Prinz, als ich ihn zum Letztenmale in Prag ſah, keinen Bart, aber es ſind die Züge, es iſt die Kleidung!“



Der Burggraf glaubte nun ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, er entdeckte alſo dem vermeintlichen Prinzen, daß ſeine Mutter er wartet werde, indem Abgeſandte ihr zu wiſſen gethan, die Mährer ſeyen bereit, ſich des rechtmäßigen Herrn anzunehmen, daß außerdem auch der Polenherzog Miezeslaw Hülfe zugeſagt, und man es für ein hohes Glück erachte, daß der Prinz auf ſeiner Flucht ſich nach Olmütz gewendet habe. Zu ſeinem Erſtaunen beharrte jedoch der Fremde im Leugnen, ſo daß der Burggraf ihn unwirrſch verließ, ohne von ſeinem Wahn geheilt zu ſeyn. Jetzt wollte er ſich der Liſt bedienen; Czekank erhielt zu ſeiner Unterhaltung einen luſtigen und ſchlauen Geſellen, der ihm oft zutrank, um ihn geſchwätzig zu machen, wobei denn zugleich Perſonen, von denen man gehört hatte, daß ſie den Prinzen früher geſehen, herbeigeholt und eingelaſſen wurden. So kam unter Anderen ein Jude, der dem Prinzen ein von dieſem gewünſchtes Anlehen verweigert haben wollte, ihn in Czekank wiedererkannte und jetzt in Unterthänigkeit die Summe bereitwillig anbot, da die Olmützer Bürgerſchaft ganz und gar dafür einſtehen wolle. „Ei“, antwortete Czekank, „iſt's Euch genehm, mir ſo viel Geld zu leihen, ſo thut's! Ich kann damit mein Gewerk als Baumeiſter tüchtig beginnen, und die Summe iſt Euch gewiß ſammt dem Zins unverloren!“ Als nun Tages darauf der Burggraf anzeigte, in ſeine Hände habe der Jude das Geld gelegt, und es komme nur darauf an, daß der Prinz ſich als ſolcher zu erkennen gebe und an die Spitze der Mährer trete, begann in Czekank ein kämpfend Nachdenken. Er wich aber noch nicht von ſeiner Ausſage, ſelbſt dann nicht, als der Burggraf, der in ſeinem Glauben ſich immer mehr verhärtete, einen verkleideten hohen Beamteten als Abgeſandten aus Prag bei ihm einführte, der ebenfalls in Czekank den Prinzen erkannte. Knieend beſchwor er ihn, dem Lande der Böhmen, die unter Wladislaw, dem Eindringling, harte Bedrückung erlitten,



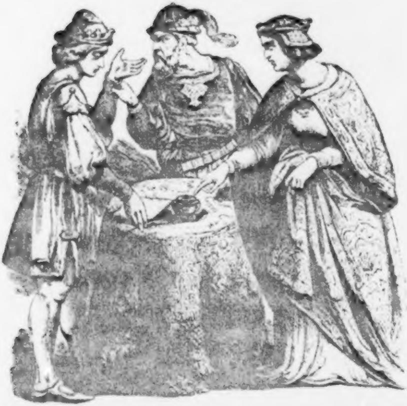


als Retter und Befreier zu erſcheinen, ſchilderte auch zugleich die allſeitige Hülfe, auf die im vollſten Maaße zu zählen ſey. Bei dieſem Ereigniß geſchah es zum Erſtenmale, daß Czekank ſeine bisherigen Angaben nicht offen ausſprach, ſondern ſich ſtellte, als verhülle er ein Geheimniß.

Unterdeß war Sobieslaw's Mutter mit ihrem Geheimſchreiber in Olmütz angekommen, und das höchſte Erſtaunen ergriff den bis dahin zwar im Wohlleben, zugleich aber doch in Haft gehaltenen Baumeiſter, da auch ſie ihn als ihren Sohn erkannte und ihn ſchalt, daß er den treuen Bürgern von Olmütz gegenüber die Vorſicht zu weit getrieben habe. Was ihm dunkel im Sinne gelegen, Niclas Wanka's Prophezeiung, das konnte ja jetzt in Erfüllung gehen, und mit dieſem Glauben kam ihm der Muth, ſein Abenteuer weiter zu beſtehen. Freilich wurden die Flügel ſeiner Hoffnungen etwas beſchnitten, als er der Herzogin in die für ſie beſtimmten Gemächer der Burg gefolgt war. Nachdem er auf Anordnung des Geheimſchreibers ſich hatte den Bart abnehmen laſſen,*) wurde ihm andere Kleidung gebracht, die Kopfbedeckung mit der herzoglichen Krone, und nach dieſer Umwandlung führte man ihn zu der Herzogin. Der Geheimſchreiber machte nun kein Hehl daraus, daß man wiſſe, er ſey nicht Sobieslaw. Dieſer. berichtete man ihm, ſey Gefangener im Bergſchloß Frauenburg; das habe man durch Kundſchafter in Prag erfahren, die auch meldeten, es ſeyen die Papiere, die Sobieslaw bei ſich trug, und die auf den Mathematicus Niclas Wanka lauteten, an den Hof nach Prag geſandt worden. „Glaubt aber nicht", ſetzte der Geheimſchreiber ſeiner Erzählung hinzu, „daß wir Euch für dieſen Wanka halten; den kannte ich, er würde jetzt ein halbes Jahrhundert älter ſeyn als Ihr, und außerdem hat er nie daran ge-

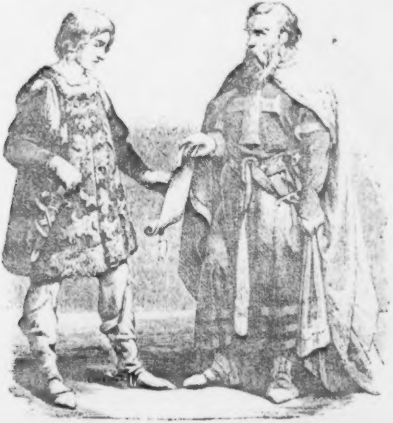
---

*) Sobieslaw, ein zu früh Geborner, ſoll ſtets bartlos geblieben ſeyn.



dacht, Baumeiſter ſeyn zu wollen. Dagegen weiß der Biſchof Daniel, unſerer gerechten Sache zugethan, von einem jungen Mönch, der aus dem Kloſter entſprang, nachdem er dorten von einem alten Baumeiſter Unterricht genoſſen. Es ſoll aber dieſem Mönch vergeben ſeyn und er darüber die Urkunde, auch des guten Lohnes hinlänglich empfangen, ſo er ſich unſerem Willen fügt. Für die Herrſchaft Sobieslaw's iſt der Augenblick günſtig und die Mährer haben ſeinetwegen gerüſtet; ſo muß uns der Irrthum mit Eurer Perſon willkommen ſeyn, da er den Muth der Getreuen erhöht, und wir dürfen nicht ſäumen, die ſeltſame Fügung zu benutzen. Ihr werdet Euch, ſo wie Udalrich, der erlauchten Herzogin jüngerer Sohn, im Verein mit dem Biſchof Daniel, an die Spitze des Heeres ſtellen, zuvor aber, da Ihr als ehemaliger Kloſterbruder ſchreiben könnt, mit eigener Hand Euch ſchriftlich verbürgen, daß Ihr wohl wiſſet, nicht Sobieslaw zu ſeyn, keine Anſprüche machen wollt, als die man Euch erlaubt, und dies mit Eurem wahren Namen Benedict Czekank unterzeichnen."

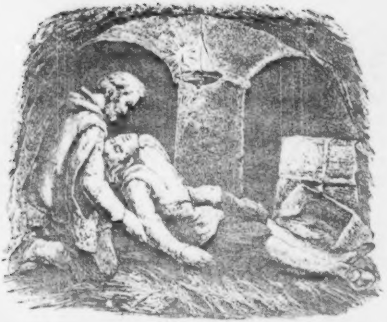
Das Gelüſt, jene Prophezeiung wahr zu machen, hatte im Glauben daran ſich des Abenteurers ſchon ſo ſehr bemächtigt, daß er allerlei Ausflüchte ſuchte, um der von ihm begehrten Erklärung ledig zu werden; auf ſcharfe Mahnung der Herzogin und des Geheimſchreibers ſah er indeß ein, er müſſe entweder gehorchen oder das Schlimmſte gewärtigen, weshalb er die Wahrheit weiter nicht ſchmälerte, ſondern ſie ſchriftlich beſcheinigte. Von dem Tage an ward er im Kriegshandwerk geübt, auch in der Welt Luſt und Genuß durch Bankete eingeweiht, deren eines nach dem andern folgte bei Denen, die an Sobieslaw hielten. Es waren aber auch Männer von entgegengeſetztem Sinne in Olmütz, und man nahm auf Dringen der Herzogin ſchwere Rache an ihnen, was ihrem Plane nicht zur Förderung diente, ſondern die Meinungen noch mehr theilte. Bald wurden dann auch die Feſtgelage durch die Nachricht verdrängt, Wladislaw rücke mit einem Heer an — im April 1161. Ihm ſollte entgegen gezogen werden, und der Biſchof Daniel waffnete ſich mit Allen, hatte auch das von der Herzogin und dem Geheimſchreiber dem Benedict Czekank geleiſtete Verſprechen in Erfüllung gebracht. Am Tage vor dem



Auszuge von Olmütz erhielt er von dem Biſchof ſelbſt die verbriefte und beſiegelte Urkunde, wonach Czekank's Flucht aus dem Kloſter vergeſſen ſeyn und er dereinſt als Baumeiſter reichlichſt verſorgt werden ſolle.

Das Treffen fiel jedoch ſehr nachtheilig aus und es ſchloß ſich eine Belagerung von Olmütz an, wo die Herzogin nun ärger noch als zuvor wüthete wider Jeden, den ſie für einen Anhänger des Wladislaw hielt, was dann üble Folgen hatte. Die Belagerten verſtändigten ſich mit den Belagerern, die jenen begreiflich machten, daß ſie ſich für einen Betrüger opferten, und die Herzogin, Czekank und die Schaar ihrer Getreuen erfuhren von dieſem Verrath ſo ſpät, daß ſie kaum noch einen Ausweg gewannen und ſich zur Flucht genöthigt ſahen. So kamen ſie an den Hof des Polenherzogs Miezeslaw, dort weitere Hülfe ſuchend.

Unterdeß vergingen ein paar Jahre, in denen ſich Hotuſch bemühte, den wahren Sobieslaw zu befreien. Dieſer, obwohl mit den Papieren, welche man dem Czekank abgenommen, ſich anfangs für ſicher haltend, gerieth endlich doch bei den das Land durchkreuzenden Nachforſchungen in Verdacht, und als man ihm Fragen zu löſen gab, womit er beweiſen ſollte, daß er Mathematicus und Aſtrolog ſey, mochte er im Stolze des ritterlichen Sinnes ſich weiter nicht verbergen. Dies geſchah im Pilſner Kreiſe, wonach er im Bergſchloß Frauenburg gefangen und dort ſehr hart gehalten wurde; denn der Burgvogt war ein Mann, der behauptete, er habe ſeinen Vater, einſt ſchwer gemißhandelt von dem alten Herzog, an deſſen Sohne zu rächen. Sobieslaw's Aufenthalt war ein tiefer Thurm, der nur nach dem Ende ſeiner Höhe hin ein kleines Fenſter hatte, und ſeine Nahrung beſtand in Ueberbleibſeln von der Geſindekoſt. Hotuſch erfuhr dies durch unermüdliches Bemühen, und umſchlich nun an jedem Abend das Bergſchloß, Gelegenheit erſpähend, wie er den Prinzen davon unterrichte, daß ein Getreuer in der Nähe ſey. Bald hatte er ausgekundſchaftet, in welchem Thurm Sobieslaw ſchmachte, und war ſo verwegen, öfter zu verſuchen, ob er nicht mit einem Pfeil durch das einzige kleine Fenſter ſich in Verbindung ſetzen könne mit dem Gefangenen. Das Kunſtſtück ſelbſt gelang ihm auch, und an dem Pfeil befand ſich eine Schnur, an deren Ende das Schwert befeſtigt war, das Hotuſch von dem Prinzen im Prager Walde empfangen hatte. So wäre eine Waffe in deſſen Hände gekommen, wodurch er vielleicht bei irgend einem glücklichen Anlaß ſich die Freiheit erkämpfte. Vergebens erwartete aber der lauernde Hotuſch, daß die Schnur und mit ihr das Schwert den Thurm hinauf gezogen werde. Ach, er kannte die Ermattung des Gefangenen nicht, der bereits ſo im Siechthum lag, daß er ſich von ſeinem Strohlager kaum noch zu erheben vermochte, und Hotuſch mußte froh ſeyn, Schwert und Schnur unbemerkt wieder beſeitigen zu können. Endlich erreichte es Hotuſch, daß ihn der Burgvogt in

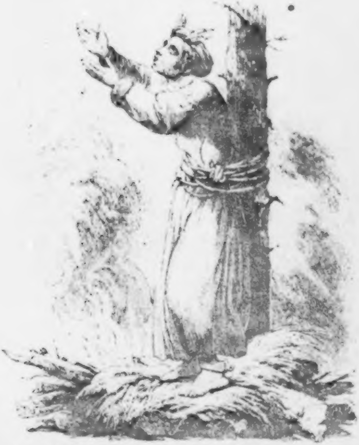


ſeine Dienſte nahm und ihm, der ſich ſehr zu verſtellen wußte, ſogar den Gefangenen anvertraute, den er durch einverſtandene Gefährten, die er außerhalb des Bergſchloſſes in Bereitſchaft hielt, zu erretten dachte. Er kam jedoch zu ſpät; als er in den Thurm trat, fand er Sobieslaw ſo angegriffen von dem dreijährigen Kerkerleiden, daß er in ſeinen Armen ſtarb, ob aus Freude über die in ihm erwachte Hoffnung, ob, wie man behauptete, an dem ihm allmälig beigebrachten Gift, das iſt unenthüllt geblieben. Hotuſch glaubte das Letztere und ſein Grimm gegen die Feinde des Sobieslaw verhärtete ſich dermaßen, daß er beſchloß, fortan dem falſchen Sobieslaw zu dienen, um den echten an dem Herzog Wladislaw zu rächen.

Die Herzogin hatte es wirklich durchgeſetzt, daß der Polenherzog ein Heer rüſtete, mit dem nun Czekank wieder nach Mähren kam, wo ihn Hotuſch traf und ſich ganz zu ſeinem Dienſte hergab, indem er nur ihm allein den Tod des Prinzen meldete. Der neue Diener rieth dem neuen Herrn: er möge ihn zum Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, der damals in Nürnberg Hof hielt, ſenden, um dieſen, der eben mit Wladislaw entzweit war, zu bewegen, daß er ſich der Sache des angeblichen Prinzen Sobieslaw annehme. Czekank ging darauf ein, Hotuſch begab ſich auf den Weg, und es glückte ihm, bei dem Kaiſer ſeinen Zweck zu erreichen, als zugleich in Nürnberg die Kunde eintraf: Wladislaw habe, ganz wider das Recht der Böhmen, die Regierung ſeinem Sohne Friereich übertragen. Dies hatte einen Aufſtand gegen Wladislaw veranlaßt, wodurch das Heer der Herzogin ſich von allen Seiten verſtärkte und bereits in Böhmen eingerückt war. Um ſo mächtiger wirkte des Kaiſers Befehl, daß die eigentliche Thronfolge wieder hergeſtellt werden ſolle, und da nun die Herzogin und ihr Geheimſchreiber plötzlich ſtarben — das Gerücht ſprach darüber ſehr unheimlich — ſah ſich Czekank zum alleinigen Machthaber erhoben und ihn brauchte nichts mehr zu ſchrecken. Unter vollem Jubel zog er in Prag ein und am Abend dieſes Tages war ein großes Banket im Schloſſe veranſtaltet. Da brachte Hotuſch ſeinem Herrn einen von dem Schloßvogt Sturm von Wreſſowetz gefüllten Pokal, Czekank aber ſagte: „Für treue Dienſte ſollſt Du Lohn empfangen, fürjetzt ſey Dir die Ehre, bei dem Kreistrunke der Erſte zu ſeyn!“ Hotuſch trank nun auf das Wohl des Herzogs und eine frohe Zukunft, leerte auch den Pokal nach derzeitiger Sitte in einem Zuge. Eben ſollte er wieder gefüllt werden für den Herzog, da brach Hotuſch mit den Worten: „Verrätherei — ich ward vergiftet — Sturm von Wreſſowetz!“ zuſammen und vom andern Flügel des Schloſſes hörte man den ängſtlichen Ruf: „Feuer! Feuer!“ In der entſtehenden grauenhaften Verwirrung wollte Sturm von Wreſſowetz entfliehen, er wurde aber zurückgehalten und zur Haft gebracht, dann auch das Feuer gelöſcht.

Von dieſem Tage an war Czekank wie völlig verändert, ſcheu und düſter machte ihn die gewonnene Herrlichkeit. Den Sturm von Wreſſowetz ließ er peinlich verhören und man erfuhr von einer Verſchwörung zu Gunſten des Sohnes Wladislaw's. Die Betheiligten hatten gehofft, durch die Vergiftung des neuen Herzogs — den man verdächtigte mit der Wahrheit, ohne daß dieſe bei der Mehrzahl aufgeregter Böhmen Glauben fand — ſo wie durch das Feuer im Schloſſe Beſtürzung zu verbreiten. Dann ſollten die Verſchwornen ſich der Hauptgegner bemächtigen, aber jene verloren im entſcheidenden Augenblick den Muth und wurden meiſt ſelbſt zu Gefangenen. Czekank ließ ſie ſämmtlich hinrichten und Sturm von Wreſſowetz mußte den Feuertod erleiden.

Nachdem Czekank, wie er ſagte, durch Gerechtigkeit den Opfertod des Hotuſch geſühnt, wurden ihm Furcht und Argwohn mit jedem Tage geſteigert. In den Familien der Hingerichteten wurzelten Haß und Groll, und der Adel trotzte ihm, wo und wie er es irgend vermochte. So geſchah es, daß der Emporkömmling, der ſeine erſte Jugend unter Bauern verlebte, ſich beſonders dieſen mildthätig erwies und ſogar einige derſelben als Günſtlinge am Hofe hatte. Deshalb nannten ihn die Begünſtigten im guten Sinne, die Vornehmen im Spott Bauernfürſt. Den Händeln mit Letzteren geſellten ſich nun auch bald noch Fehden mit dem Herzog von Oeſterreich, wodurch der, unſerm Abenteurer früher behülfliche Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, als man ihm von allen Seiten meldete, man habe es mit einem Betrüger zu thun, den



Entſchluß faßte, den vertriebenen Friedrich herbei zu rufen. Der Kaiſer unterſtützte ihn, und es ward leicht, den Bauernfürſten zu verjagen, nachdem er nicht volle vier Jahre im Beſitz des böhmiſchen Thrones geblieben war. Wohin er ſich flüchtete, iſt niemals bekannt geworden, und wahrſcheinlich endeten Gram und Elend in der Ferne ſein Leben frühzeitig.

Wenn wir nun die Worte des Mathematicus und Aſtrologen Niclas Wanka bedenken, ſo hatten ſie auf Czekank offenbar den verlockenden Eindruck gemacht, der ihn hinleitete zu den Wegen des Betruges, was ihm freilich augenblickliche Ehren, dann aber Schmach und Unglück brachte, wonach er in Verzweiflung endete, weshalb wir des Abenteurers Geſchichte abſchließen mit dem alten Spruch:

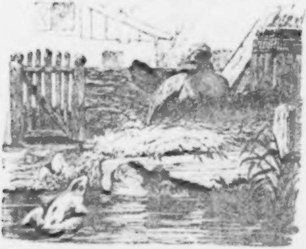
„Hoffahrt, Stolz und Uebermuth
Sind Propheten unſres Falles;
Wer in Demuth Rechtes thut,
Hat mit Wenigem leicht Alles.“ Xaver Beneſch.

Die Wortführer.

Ein geſchwätz'ger Froſch im Sumpfe
Hörte gackern eine Henne:
„Wie beſchwerlich biſt du“, rief er,
„Seit ich Nachbarin dich nenne.

Was iſt's, das zu all dem Lärmen
Stets von Neuem dich bewegte?“ —
„Weiter nichts“, ſprach da die Henne,
„Als daß ich ein Ei jetzt legte.“ —

„Wie! ein Ei! ein bloßes Ei nur
Willſt du durch den Lärm verkünden!
Welche Neuigkeit! — ein Jeder
Muß ſie lächerlich nur finden.“ —



Da erwiederte die Henne:
„So! Du wunderſt dich darüber,
Und doch hör' ich dich koaxen
Tag und Nächte lang, mein Lieber!

Weil ich Nützliches vollbringe,
Kann ich aller Welt es ſagen,
Doch du Taugenichts, du ſollteſt
Nicht den Mund zu öffnen wagen!“

Dabei dacht' ich: Lärm des Dünkels
Macht in Volks-Vernunft nur Breichen,
Lehrt, wie ſelten dort die Hühner,
Bei dem Ueberfluß von Fröſchen!

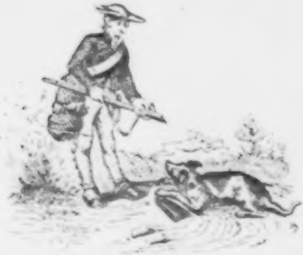
(Nach dem Spanier
Iriarte.)

Ueber Caricaturen.

„Die Natur hat unſre Zunge deshalb eingeſchloſſen, um ſie vor dem Zufreiſeyn zu ſchirmen!“ — das iſt eine Bemerkung von Plutarch, dieſem berühmten Geſchichtſchreiber, deſſen Geburtstag bereits achtzehn Jahrhunderte alt iſt. Was von der Zunge gilt, die doch nur in beſchränktem Kreiſe wirken kann, wird wohl um ſo mehr von den Aeußerungen durch Feder und Griffel gelten, und wie Plutarch die Zunge unter jedes Inhabers Selbſtzügelung ſtellt, ſo muß dieſe auch Feder und Griffel beherrſchen. Wer dies Amt der Selbſtzügelung nicht zu üben vermag, darf ſich nicht darüber wundern, wenn man ihn einer Vormundſchaft unterwirft und ihm Buße auferlegt. Nichts in der Welt iſt unbedingt, denn überall ſtehet Eines in Bezug und Verhältniß zum Andern und dies begrenzt jede Freiheit, alſo auch die Preß- und Bildfreiheit. Fürjetzt wollen wir nur von dieſer, namentlich von der Caricatur ſprechen, um anzudeuten, inwiefern ſie nicht Mißbrauch des Griffels und der Feder, oder wann ſie im Gegentheil als verächtlich abzuweiſen iſt.

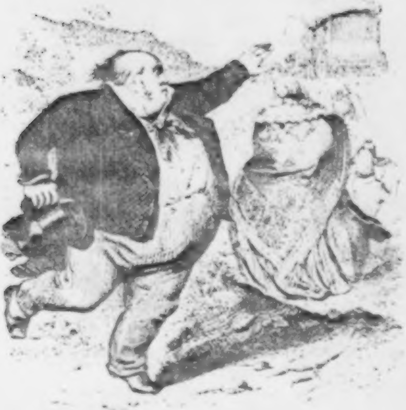
Die Caricatur — die Ueberladung — hat ihren Zweck und Nutzen, was Beides der menſchlichen Thätigkeit niemals fehlen darf. Vermittelſt der Uebertreibung will ſie einen Fehler oder eine Unbill auch dem Schwerbegreifenden durch Anſchaulichkeit begreiflich machen. So verbindet ſich dann mit der Caricatur allerdings auch der Spott, die Satire, aber ihr Betrieb hat immer darauf zu achten, daß der Getroffene — wenn ihm nicht Einſicht mangelt oder Leidenſchaft ihn verblendet — noch mitlachen könnte; denn die Caricatur, welche nur tückiſche Verzerrung und verleumderiſche Anſchwärzung beabſichtigt, wird zum Schand-, Läſter- und Laſterwerk. Wir unterſcheiden deshalb bei den Ueberſetzungen des Wortes Caricatur zwiſchen Zerr- und Lachbild, und ſtimmen für die letztere Benennung, wie wir hinſichtlich der Schreibarten Satire und Satyre für erſtere ſtimmen. Hier iſt nämlich nicht von einem bloßen Buchſtabenſtreit, nicht etwa von Vertilgung des befehdeten Poſiten die Rede, der Unterſchied liegt tiefer. Satire ſtammt von dem lateiniſchen **satira**, fruchtbar, gefüllt, Satyre dagegen von **Satyros**, vom Satyr, dem Perſons-Ausdruck der rohen, gemeinen, verthierten Menſchennatur. Jene fruchtbare Satire mag dem Lachbilde einverleibt ſeyn, wirkliche Fehler und ſittliche Gebrechen mag ſie durch Uebertreibung, durch Andeutung ihrer äußerſten Folgen oder Wendungen hervortreten laſſen, doch ſo, daß alles Gemeinte und mit dem Pfeil des Humors Bezielte wieder erkannt wird, ohne daß darüber vom Standpunkt der Ehre und Sittlichkeit gerechte Beſchwerde zu führen wäre.

Dieſer Vorbemerkung laſſen wir zwei Bildchen folgen, bei denen nicht nur das Lachen, auch das Auslachen erlaubt iſt. Ein



Sonntagsjäger, dem der Haſe entkommt, klagt nicht ſeine irrebend an ihm wahrzunehmende eigene Ungeſchicklichkeit an, ſondern bürdet die Schuld ſeinem Hunde auf, und da er dieſem im Aerger einen Schlag mit der Büchſe zutheilen wollte, beſtraft er ſich ſelbſt, indem der kluge und gewandte Hund auswich und der Sonntagsjäger auf dem harten und ſteinigen Boden ſich die Büchſe zerſchlug. Der alte Thor iſt ein Seitenſtück zu jenem Jähzornigen, der ſeine Mundtaſſe zu Boden warf, nun bei den Scherben ſteht und einem Verwandten, der ihm ſagt: „Es iſt nur gut, daß Du ſie ſelber zerbrachſt!“ wüthend zur Antwort giebt: „Hehe, ich werde ſchon noch Einen finden, der daran ſchuld iſt!“ Leider hat man auch in gar mancher Wirthſchaft immer einen Unglücklichen nahebei, der trotz Schuldloſigkeit und Vorſicht für ſämmtliche Verſehen und Verluſte der Sündenbock ſeyn muß, wie dem Sonntagsjäger das arme Thier. Aus unſerem Bildchen erregt unzweifelhaft der bei voller Unſchuld demüthig vor ſeinem Herrn ſich ſchmiegende Hund Theilnahme, während wir für Jenen kein anderes Empfinden haben als das der Genugthuung bei dem Anblick der ihm gewordenen Vergeltung, und es ihm ebenſo gönnen, dem Spotte bloßgeſtellt zu ſeyn. Wenn er ſich ſo ſähe und nicht ſich ſelber auslachen könnte, wäre er um ſo mehr des Auslachens werth.

Dem Pärchen auf dem zweiten Bildchen ſieht man's deutlich an, daß es nicht im Schweiße der Arbeit das tägliche Brod erwirbt, ſondern im Wohlleben ſich übermäßig mäſtete. Mit Anſtrengung und Stöhnen hat es einen kurzen Spaziergang unternommen und verläßt ſich wegen der Heimkehr auf den errettenden



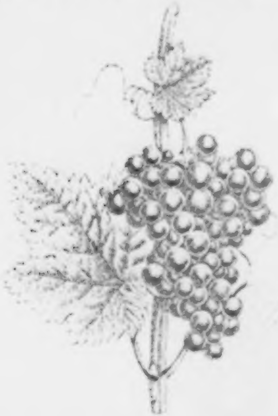
Omnibus. Da die beiden Leute aber ſchon in Betracht ihres angetafelten Umfangs zu Denen gezählt werden müſſen, die fünf Minuten zu ſpät geboren ſind und dieſe lebenslang nicht einholen und ausgleichen können, nahen ſie erſt dem Halteplatz, als kurz zuvor der Omnibus ſich zur letzten Tagesfahrt in Bewegung ſetzte und nun von dem ſchwachen Ruf der Athemloſen nicht mehr zu erreichen iſt. Wenn wir ſie recht beſchauen, ſagen wir uns gewiß mit Heiterkeit: „Fürwahr, Euch wird es beſonders ſehr geſund ſeyn, wenn Ihr nach Hauſe gehen müßt, und erginge es Euch öfter ſo, wär' es unbeſtritten von den beſten Folgen für Eure Geſundheit und Euren Schlaf; ja es könnte geſchehen, daß Ihr zugleich die fünf Minuten einbrächtet und künftig nicht überall zu ſpät kämet!“ — Uebrigens hat uns der Zeichner ſogar angedeutet, daß bei ſolchem Pärchen ſelbſt der Hund die Beweglichkeit verliert; denn er erhebt ſich zwar, jedoch nur zu lämmerlichem Geheul. Um voran zu eilen und vielleicht durch ſein mit Gebell begleitetes Hin- und Herjagen den Führer des Omnibus aufmerkſam zu machen, daß noch Mitwollende im Rückſtande ſind, dazu iſt ihm die Ueberfütterung und bequeme Trägheit hinderlich. Indeß wollen wir uns wenigſtens hüten, auf die Wohlbeleibtheit des Herrn und der Dame, wenn ſie uns etwa im Leben begegnen, zu ſticheln; denn wir erinnern uns, daß Einer, den ähnlicher Körper-Umfang beläſtigte und der zufällig einen Jemand ſagen hörte: „Mit einer ſolchen Geſtalt ſollte man gar nicht in Geſellſchaft gehen!“ kurzweg entgegnete: „Mein Herr, es iſt nicht Jedem gegeben, ſo platt zu ſeyn wie Sie!“ Der Abgefertigte hatte demnach Anlaß, Plutarchs Bemerkung über die Zunge auf ſich anzuwenden.

Wir erſehen aus unſern Bildchen, daß der Spott darin auf Beſſerung hinwirkt, innerer und äußerer Mißgeſtaltung ein Spiegel vorgehalten wird, wodurch verſchuldete Gebrechen in auffallendem Grade zu ſtrafender Erſcheinung kommen, was der fruchtbaren Satire angehört. Heut zu Tage überlaſſen ſich jedoch Manche in Zerrbildnerei jener Satyre, die nur dem rohen und verthierten Satyr behagt. Das bezeugen ebenſo ihre Fratzen wie ihre giftigen Worte dazu, bei denen man Leute erkennt, die ſich, weil ſie albern erſcheinen, wenn ſie verſtändig thun und ſchreiben wollen, mit der Bosheit helfen, ihren Erwerb bei der Gemeinheit ſuchen und deren Kreis durch Bilder zu erweitern ſtreben für Diejenigen, die nicht leſen können. Ein Zeitalter mit vorherrſchender Neigung zur Caricatur entfernte ſich offenbar vom Schönen und Edlen. Solch einen Weg und ſolch ein Treiben fördern zu helfen, iſt des Einzelnen wie der Völker unwürdig, und verächtlich ſind Alle, die das, was Achtung fordern darf, und bei der begriffsloſen Menge zu ihrem eigenen Heil bei Achtung erhalten werden muß, mit bübiſcher Keckheit in ihren Schmutz herabziehen möchten. Mißgeſchöpfe der Art, die eben das Heilige, Hohe, Ehrwürdige und Rechtſchaffene am liebſten angreifen, weil dies leider die Menge am ſchnellſten anlockt, ſolche Schmeichler der Gemeinheit, die ihr Leben friſten durch die ärgſte Schande, Alles mit Schimpf beladen zu wollen, nenne man nicht Satiriker oder Humoriſten, denn dieſe brauchen den Stachel nur, um Recht, Wahrheit und Sitte, wo ſie vernachläſſigt werden, eindringlicher zu machen; man nenne ſie Pasquillanten, Verbrecher in Schrift und Bild. „Es ſind derlei Thiere, die der Roſen und Veilchen im Garten nicht achten, ſondern ihren Rüſſel nur in Miſt ſtecken!“ ſagt Luther. Wo die verthierende Satyre dem Volk angenehm wird, da faulen alle Wurzeln der Sittlichkeit und des echten Ehrgefühls. Niemand, der Etwas auf ſich ſelber hält, wird Handlanger der Schmach begünſtigen, die man täglich mit dem Propheten Jeſaias zu fragen hat: „An wen wollt ihr nun eure Luſt haben, über wen wollt ihr nun das Maul aufſperren und die Zunge herausrecken!" — jeder Beſonnene wird vielmehr ſeiner Umgebung warnend mit Sirach zurufen: „Blaſe dem Gottloſen nicht ſein Feuer auf, daß du nicht auch mit verbrenneſt." — r.

Im Felde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846 — 1851.)

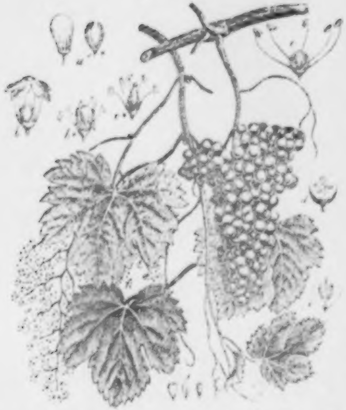
Der geneigte Leſer hatte im vorigen Jahre mit dem Schreiber dieſes die Reiſe nach Amerika (das heißt: in Gedanken) ſich nicht verdrießen laſſen, um das Zuckerrohr kennen zu lernen, und es mit unſerer einheimiſchen Runkelrübe zu vergleichen. Jetzt bittet der Schreiber den geneigten Leſer, ihm eine ſonnige Anhöhe am Ufer der Havel, etwa bei Baumgartenbrück, hinauf zu folgen, wo in graden Reihen Pfähle ſtehen, um die ſich eine großblättrige Pflanze empor windet, oder wo eben dies Gewächs ſchattige Lauben und dunkle Laubengänge bildet. Wir haben den Weinſtock.



die Weinrebe vor uns, die Jung und Alt liebt. Betrachten wir ſie genauer, lernen wir ihr Vaterland, ihre jetzige Verbreitung, ihre Frucht und alles Das, was Fleiß und Sorgfalt und der Verſtand des Menſchen aus ihr zu gewinnen weiß, kennen.

Der edle Weinſtock (Vitis vinifera Linn.) iſt ein Strauch mit einem holzigen, knotigen, äſtigen, braunen Stamm, der, ſich ſelbſt überlaſſen, durch die an den jüngern Aeſten alle Jahre entſtehenden Gabelranken an Bäumen und Geſträuchen ſich oft ſehr hoch vom Boden erhebt. Die angebaute Rebe wird aber ſorgfältig an Pfählen und Geländern aufgebunden. Die Aeſte, hin- und hergebogen, in der Jugend grün, im Alter aber dem Stamme gleich an Farbe, haben an den Gelenken Knoten; hier entſpringen die auf langen Stielen ſtehenden, rundlichen, am Grunde herzförmigen, meiſt drei- bis fünflappigen, oft grobgeſägten Blätter, die in ihrer Jugend auf der Unterſeite öfter mit filzigen Haaren bedeckt ſich zeigen. Die vorſtehende Abbildung zeigt eine Traube von einer angepflanzten Art mit Blättern und den öfter ſpiralförmig gerollten, gegenſtändigen Gabelranken, die nichts weiter ſind als verkümmerte Blüthenſtiele. Die zahlreichen Blüthen bilden aufrechte, geſtielte Sträuße, ſtehen den Blättern gegenüber und haben einen angenehmen, zarten Geruch. Die Blumen ſind entweder zwittrig, d. h. Staubgefäße und Stengel ſtehen bei einander, oder zweihäuſig, d. h. der eine Rebſtock hat nur männliche, der andere nur weibliche Blumen. Der Kelch iſt fünfzähnig. Die fünf gelblich-grünen, ſehr hinfälligen Blumenkronblätter hangen an der Spitze zuſammen und löſen ſich am unteren Theile ab, ſo daß ſie wie ein Mützchen auf dem Fruchtknoten aufſitzen. (Die nebenſtehende Abbildung zeigt eine Traube und einen Zweig des wilden [verwilderten] Weinſtocks. Zur Vergleichung ſind den Blüthentheilen des wilden [verwilderten] Weinſtockes ſolche des angebauten beigeſetzt und mit einem Sternchen [*] bezeichnet. a und a* ſind Blüthenknoſpen, b und b* aufgebrochene Blumen.) — Die fünf Staubgefäße haben lange ausgebreitete Fäden und große, zweifächrige Staubbeutel. Der runde oben längliche Fruchtknoten hat einen kurzen Griffel mit kopfiger Narbe. (c und c* der nachſtehenden Abbildung.) Zwiſchen den Staubgefäßen ſtehen am Grunde des Fruchtknotens kleine Schuppen; der Fruchtknoten hat fünf Fächer, die aber verſchwinden, wenn er zu einer kugligen oder länglich runden, ſehr ſaftigen, grünlichen oder röthlichen oder ſchwarzblauen Beere erwächſt. (d ein Fruchtknoten der Quere, e der Länge nach durchſchnitten.) Man findet dann in den Beeren zwei oder vier an der Spitze eines kleinen Mittelſäulchens befeſtigte, aufrechte, harte, bräunliche Samenkerne. (f ein Same der Länge nach durchſchnitten und von verſchiedenen Seiten geſehen.)

Der Weinſtock wurde von Linnäus in die fünfmännige Klaſſe und in die einweibige Ordnung (Pentandria Monogynia) ge-



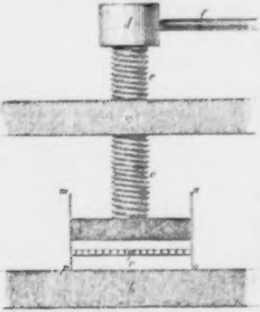
nes Geſchlechtsſyſtems eingereiht, während das natürliche Syſtem ſie zu den Sarmentaceae (d. h. Reben) rechnet. — Wo das Vaterland des Weinſtockes eigentlich zu ſuchen ſey, iſt unbekannt. Wahrſcheinlich iſt er ſüdlich vom Kaukaſus zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere zu Hauſe; wenigſtens findet er ſich hier in ſolcher Menge wild, daß er überall, beladen mit den herrlichſten Trauben, bis in die höchſten Bäume hinaufklimmt. Die Bewohner können die Fülle der Früchte nicht vollſtändig ärnten und laſſen ſie daher bis zum nächſten Frühjahr an den Bäumen ſitzen. Von hier aus hat der Weinſtock ſich wahrſcheinlich öſtlich nach Perſien und Indien verbreitet, denn nach den griechiſchen Sagen hat Dionyſos oder Bacchos von Indien aus ſeinen Triumphzug durch Klein-Aſien nach Griechenland genommen, auf welchem er überall den Weinbau lehrte und die Verehrung ſeiner ſelbſt anordnete. Er fuhr auf einem von gezähmten Panthern gezogenen Wagen, mit Weinlaub bekränzt, umher, vor ihm und um ihn tanzten und jubelten die weintrunkenen Satyrn und Weiber

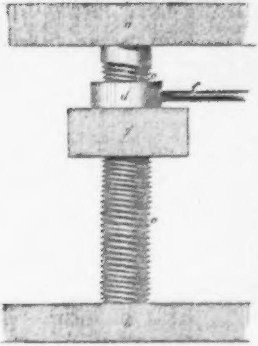
(Bacchantinnen, Mänaden), Thyrſusſtäbe (mit Weinlaub und Epheu umwundene Speere) ſchwingend und „Euoi Bacche!“ rufend. Die Verächter ſeiner Gottheit beſtrafte Bacchus ſehr ſtreng, wie die Zerreißung des Pentheus, Königs von Theben, durch ſeine eigene Mutter Agaue beweiſt. — Aus dieſen Sagen geht hervor, daß der Weinbau aus Aſien nach Europa gekommen und ſich dort vorzüglich über die Küſten des Mittelmeeres verbreitet hat. Homer kennt den Wein und den Anbau des Weinſtockes. Die Phocäer, aus Klein-Aſien zu Schiffe auswandernd, ſollen um 600 vor Chriſti Geburt bei ihren Anſiedelungen im ſüdlichen Gallien, wo ſie die Stadt Maſſilia (das heutige Marſeille) gründeten, den Weinſtock dorthin verpflanzt haben; ſpäter kam er nach Italien und Spanien, und die Römer waren es hauptſächlich, die den Weinbau vorzüglich längs des Rheines und der Donau einführten. Jetzt findet ſich der Weinſtock ſogar im Rheinthal ſüdlich von Speier an vielen Stellen verwildert. Durch die Anſiedelungen der Europäer iſt der Weinbau auch in außer-europäiſchen Ländern verbreitet worden, aber nicht überall wollen die aus Europa gebrachten Reben gedeihen. So geben in Nord-Amerika die edelſten Arten nur geringe und ſchlechte Aernten, ſo daß man ſich entſchloſſen hat, die einheimiſchen Arten anzupflanzen und zu veredeln, ein Beginnen, das nach den neueſten Berichten von dem beſten Erfolge gekrönt wird. In Europa geht die Grenze, bis zu der ein trinkbarer Wein aus den Trauben gezogen werden kann, bis zum 51ſten Grade nördlicher Breite. Nach dem Oſten Europa's zu ſenkt ſich dieſe Linie nach Süden, ſo daß vielleicht nur bis zum 48ſten Grade ein guter Wein erzeugt wird. Ueberhaupt gedeiht der Weinſtock weder in kalten noch in heißen Ländern; er liebt beſonders die ſüdlichen Theile der nördlichen, gemäßigten Zone. Er blüht bei uns im Juni und Juli, und ſeine Früchte reifen im Anfange des Octobers; in ſüdlicheren Ländern zeigt ſich ſowohl die Blüthe als auch die Reife ein bis zwei Monate früher.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung der Früchte des Weinſtockes und der Dinge, die man aus ihnen bereitet, über. Die Trauben werden entweder friſch genoſſen, wo ſie dann ein ſehr geſundes, ſanft auflöſendes und daher vorzüglich für Unterleibskranke ſehr heilſames Nahrungsmittel abgeben. Meiſt werden ſie an Ort und Stelle verzehrt, doch verſendet man auch Trauben weit nach andern Ländern. So werden im ſüdöſtlichen Spanien, in Malaga, und im ſüdlichen Portugal, in Algarbien, Trauben ſorgfältig verpackt und nach dem Norden Europa's und nach Nord-Amerika verſandt. — Der Zuckerſtoff der Weinbeeren befindet ſich vorzüglich zwiſchen den Kernen; läßt man daher die Trauben an den Stöcken, ſo trocknet der Saft der Beeren allmälig ein, der Zucker kryſtalliſirt und die Haut ſchrumpft zuſammen, indem ſie eine braune Farbe annimmt. Man erhält auf dieſe Weiſe Roſinen.

Dies findet aber nur bei Trauben ſüdlicher Länder ſtatt, bei denen der Gehalt an Zucker ſehr groß iſt. Spanien und Portugal treiben einen ſehr ausgebreiteten Handel mit Roſinen. In Frankreich werden nur an einem Orte, bei Roquevaire, vier Stunden von Marſeille, aus weißen Trauben ſehr koſtbare Roſinen bereitet. Sehr wichtig iſt der Handel mit Roſinen, den Sardinien, der Kirchenſtaat, vorzüglich aber Unter-Italien und Sicilien treiben. Die kleine Roſine, von der Stadt Corinth, dem Orte, wo der ſie liefernde Weinſtock vorzugsweiſe wächst, Corinthen genannt, bilden einen ſehr bedeutenden Ausfuhrgegenſtand Griechenlands und der ioniſchen Inſeln. Letztere erzeugen nach einem vierjährigen Durchſchnitt mehr als 12 Millionen Pfund, wovon nur etwa zwei Millionen im Lande ſelbſt verzehrt werden. Außerdem werden noch Roſinen auf Candia, einigen griechiſchen Inſeln, in Klein-Aſien und auf Teneriffa erzeugt.

Wir kommen zur Weinbereitung. Die reifen Trauben werden abgeleſen, nach ihrer Güte ſortirt und dann unter die Weinkelter gebracht. Früher kelterte man den Wein durch Austreten, in einigen Gegenden legten ſich ſogar völlig nackte Menſchen der Länge nach auf die Trauben und preßten ſo mit dem ganzen Körper den Saft aus. Reinlicher, bequemer und vortheilhafter ſind die Weinpreſſen, von denen hier zwei Arten abgebildet ſind. a und b ſind Theile eines auf der Erde feſtſtehenden Gerüſtes aus ſtarken Balken; in a befindet ſich die Mutter der großen und langen Schraubenſpindel e, in deren Kopfe d ſich ein Hebel f befindet. Mit ihrem untern Ende wirkt die Spindel auf einen beweglichen Holzblock oder Kern g, der an ſeinen Seiten ſenkrechte, hervorſtehende Reifen hat; dieſe greifen in Rinnen des auf b ruhenden, feſten Behältniſſes m n o p ein, ſo daß ſich der Kern nur ſenkrecht auf und ab bewegen läßt. Durch die Schraubenſpindel





wird er dann in das Behältniß m n o p, das die Trauben enthält, hinabgedrückt. Der Saft der zerquetſchten Trauben fließt durch den obern, durchlöcherten Boden q des Behältniſſes in den untern Raum r und von dort durch Rinnen in Gefäße. — Die zweite Art von Preſſe iſt wohl ohne ausführliche Beſchreibung verſtändlich. a und b ſind Balkenlager, c eine feſtſtehende Schraubenſpindel, d eine Schraubenmutter von Eiſen, die durch einen Hebel f gedreht wird. g iſt ein großer, die Schraubenſpindel umfaſſender Klotz, auf den die Schraubenmutter wirkt; er ſelbſt drückt auf ein, aus ſtarken Bohlen bereitetes Lager, unter den die zu kelternden Weintrauben gebracht werden.

Man bedient ſich auch zum Zerquetſchen der Trauben liegender, gereifelter Walzen, von denen die eine mit ihren Erhabenheiten in die Vertiefungen der andern eingreift. Die großen Koſten einer ſolchen Cylinder-Maſchine, wie auch der Umſtand, daß entweder die Kämme der Trauben, oder wenn dieſe abgebeert ſind, die Kerne mit zerquetſcht werden, der Wein alſo dadurch herbe wird, ſtehen der weitern Verbreitung derſelben im Wege. — Am vortheilhafteſten ſind die Trauben-Raspelſiebe, bei denen die Beeren durch hölzerne Raspeln ſo vollſtändig zerriſſen werden, daß aller Saft ausfließen kann, während die Hülſen und die nicht zerquetſchten Kerne zurückbleiben. Der Rückſtand kommt dann unter die Preſſe. Man erhält auf dieſe Weiſe viel mehr und ſüßern Saft. Läßt man die abgeſchnittenen Trauben eine Zeit lang, der Nachreife wegen, ausgebreitet auf Strohmatten liegen, ſo erhält man einen ſehr ſüßen Wein, den ſogenannten Strohwein.

Der ausgepreßte Saft, nun Moſt geheißen, enthält Waſſer, Zucker, Gummi, Pflanzen-Eiweiß, Wein- und Aepfelſäure, Weinſtein und Kalkerde. Je reifer die Trauben waren, deſto mehr Zucker und deſto weniger Säure enthält der Moſt. Dieſer muß nun gähren; dies geſchieht am beſten bei einer Wärme von 10 bis 16 Grad Réaumur in eigenen Gährbutten. Der Zucker muß in Alkohol und das Pflanzen-Eiweiß in Weinhefe übergehen; dabei wird Kohlenſäure frei, die in Blaſen aufſteigt. Je größer der Zuckergehalt des Moſtes iſt, deſto ſpäter beginnt die Gährung; bei Strohweinen und Tokayer-Ausbruch oft erſt nach einigen Monaten. Läßt man die ſich oben abſetzende Weinhefe abfließen, ſo vermindert man die Gährung und erhält ſüßen Wein; rührt man ſie dagegen wieder unter, ſo verlängert man dadurch die Gährung und aller Zucker geht in Weingeiſt über. — Will man rothen Wein bekommen, ſo bleibt der Moſt einige Zeit auf den Treſtern ſtehen. Der ſich bildende Weingeiſt löſt nämlich den rothen, harzigen Farbeſtoff, der ſich in den Hülſen und um die Kerne befindet, auf und färbt dadurch den Wein ſelbſt roth; ſo kann man aus weißen, blauen und ſchwarzen Trauben rothen Wein erhalten. Unterbricht man die Gährung, ſchönt den nur erſt theilweiſe in Wein verwandelten Moſt durch Hauſenblaſe und füllt ihn auf ſtarke Flaſchen, die man gut verkorkt, ſo gährt der Wein in den Flaſchen fort und die ſich entwickelnde Kohlenſäure wirft den Pfropfen, wenn deſſen Bänder und Drähte gelöſt ſind, mit Heftigkeit hinaus. Man hat dann einen ſchäumenden (mouſſirenden) Wein, z. B. den Champagner. Hat dieſer, in einem Glaſe ſtehend, faſt alle Kohlenſäure abgegeben, ſchäumt er alſo nicht mehr, ſo kann man durch Eintauchen eines rauhen Körpers, z. B. eines Stückes Kuchen, oder auch Einſchütten von Zucker, ſelbſt von Sand, ein neues Schäumen hervorrufen. — Iſt die Gährung faſt ganz beendet, der Wein klar geworden, ſo wird er von den Hefen, die hauptſächlich aus Weinſtein beſtehen, behutſam abgelaſſen und auf die Lagerfäſſer gefüllt; hier geht die Gährung noch lange ruhig fort, an die Wandungen des Faſſes wird allmälig eine dicke Kruſte von Weinſtein angeſetzt, während das Waſſer des Weines durch die Poren des Holzes langſam verdunſtet. In dieſen Fäſſern, die vorher gut gereinigt und ausgeſchwefelt werden, ſoll der Wein nicht nach dem Faſſe ſchmecken, vermindert ſich die Menge des Weines, aber ſeine Güte, d. h. ſein Alkoholgehalt, nimmt zu. Auch bildet ſich erſt in den Fäſſern die ſogenannte Blume (bouquet), d. h. der angenehme Duft, der durch die Bildung einiger ätheriſchen Oele entſteht. — Oefter entſteht in dem Weine eine Entmiſchung der Stoffe, ſey es, daß die Luft frei hinzutreten konnte, oder daß er Erſchütterungen ausgeſetzt ward; er wird dann fadenziehend oder geht in neu entſtandene Gährung, die ſich durch den ſogenannten Kahm andeutet, in Eſſigſäure über. Solcher Wein läßt ſich zuweilen durch unſchädliche Mittel, wie durch Zuſetzen von ſüßem Moſte, durch Hauſenblaſe, Gummi, Eiweiß, durch Schwefeln wieder herſtellen. Betrügliche Weinwirthe verſüßen den ſauer gewordenen Wein durch Bleizucker (d. h. eſſigſaures Bleioxydul), ein Verfahren, das der menſchlichen Geſundheit den größten Schaden bringt. Ein ſehr gutes und ſicheres Mittel zum Erkennen der Vergiftung des Weines iſt der Liquor probatorius Hahnemanni, d. h. eine waſſerhelle Flüſſigkeit aus Weinſtein und Schwefelwaſſerſtoffgas beſtehend. Einige Eßlöffel voll von dieſer Flüſſigkeit in ein Glas Wein, der mit Bleizucker vergiftet iſt, geſchüttet, trübt den Wein und fällt Schwefelblei als ein graues Pulver. Bei rothem Wein kann dieſe Hahnemanniſche Weinprobe nur nach Entfärbung des Weines angeſtellt werden; dieſe bewirkt man, indem man den Wein mit einer gleichen Menge Milch miſcht und die Miſchung durch Fließpapier filtrirt, wonach man ſie dann ganz farblos erhält. — Auch durch kupferne Hähne an den Weinfäſſern kann der Wein vergiftet werden, indem ſich dann an den inneren Wandungen des Hahnes Grünſpan, eſſigſaures Kupferoxyd, bildet, der bei dem Ablaſſen des Weines in die Flaſchen geſpült wird. Ein blankes Stück Eiſen, z. B. ein Meſſer, in ſolchen Wein gelegt, wird mit Kupfer überzogen und deutet ſo die Vergiftung an. — Um die Stärke des Weines, d. h. ſeinen Alkoholgehalt, zu prüfen, bedient man ſich der Weinwaagen, Alkoholometer; je tiefer eine ſolche in den Wein einſinkt, deſto größer iſt der Alkoholgehalt des letzteren.

Europa erzeugt jährlich im Durchſchnitte mehr als 120 Millionen Eimer, nämlich:

Länder.	Jährlicher Ertrag des Weinbaues in Eimern
Südrußland	361,000
Oeſterreichiſche Staaten	38,533,000
Bayern	1,355,000
Baden	220,000
Württemberg	150,000
Preußen	450,000
Großherzogthum Heſſen	240,000
Naſſau	115,000
Sachſen	29,000
Kurheſſen	1,000
Deutſchland (ohne Oeſterreich) . . .	(2,560,000)
Schweiz	456,000
Frankreich	67,500,000
Spanien	8,300,000
Portugal	1,400,000 (?)
Italien mit Sicilien	800,000 (?)
Griechenland	500,000 (?)
Im Ganzen	120,110,000

Rechnet man, ſagt Berghaus, dem die obigen Angaben entnommen ſind, den Eimer nur zu 10 Thalern, ſo wird durch den Weinbau jährlich eine Summe von mehr als 1200 Millionen Thaler in Umlauf geſetzt. Der Weinbau iſt alſo von ſehr großer Wichtigkeit für Europa.

In jeder, der geiſtigen oder Weingährung fähigen Flüſſigkeit entſteht, wenn ſie in längerer Berührung mit der atmoſphäriſchen Luft bleibt, eine neue, die ſaure Gährung, deren Erzeugniß Eſſig heißt. So läßt ſich aus dem Wein Weineſſig bereiten. Dies geſchieht in kürzerer Zeit, als wenn die Gährung von ſelbſt einträte, durch Hinzufügung eines Säuremittels auf folgende Art: Man ſiedet guten Weineſſig in zinnernen oder gut verzinnten Gefäßen und gießt ihn noch heiß in ein Faß, das vorher mit gutem Eſſig ausgeſchwenkt worden war, und das jetzt gut verſpundet wird. Nach acht Tagen ſetzt man einen Theil des in Eſſig zu verwandelnden Weines hinzu und fährt mit dieſem Zuſetzen von acht Tagen zu acht Tagen fort, bis das Faß gefüllt iſt, indem man daſſelbe einer Temperatur anfangs von 18 bis 20, ſpäter von 13 bis 16 Graden Réaumur ausſetzt.

Aus dem Wein kann man auch noch Weinbranntwein, Franzbranntwein, rheiniſchen Branntwein, Cognac gewinnen; jedoch thut man dies ſeltener. Am häufigſten gewinnt man ihn aus den Weintreſtern und Weinhefen; dieſe werden mit kochendem Waſſer im doppelten Verhältniſſe zu ihrer Menge und nach zwei Stunden mit eben ſo viel kaltem Waſſer übergoſſen. Dadurch geht die ganze Miſchung (Maiſche) in Gährung über; darauf wird ſie deſtillirt. Die erhaltene, geiſtige Flüſſigkeit von gewürzigem Geſchmack und Geruch iſt Branntwein. Eine ſehr gute, farbloſe und reine Art ſolches Branntweins wird in Frankreich aus Weinen gewonnen, die man bei uns gewöhnlich Spiritus oder Sprit nennt. Der Cognac iſt nicht mit Rum, der aus dem Safte des Zuckerrohrs, oder mit dem Arrak, der aus zerquetſchtem und eingemaiſchtem Reis deſtillirt wird, zu verwechſeln.

Noch iſt hier des Weinſteins (des ſauren weinſteinſauren Kali's) zu erwähnen, der ſich in dicken Kruſten von röthlicher Farbe aus rothem, von bräunlich-gelber Farbe aus weißem Weine in den Weinfäſſern abſcheidet. Dieſer Weinſtein wird gereinigt und führt dann den Namen Weinſteinrahm oder Cremor tartari und dient als ein ſaures, Blutwallungen niederſchlagendes Mittel. Er wird häufig, in Waſſer aufgelöſt, getrunken.

In wie hohem Anſehen der Wein bei allen Völkern, den alten und den neuen, geſtanden, beweiſen die vielen Lieder zum Lobe deſſelben. Schon der Pſalmiſt ſagt: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz“ und Homer gedenkt oft des röthlichen Weines.

Griechen und Römer aber tranken den Wein nicht rein, ſondern mit Waſſer verſetzt; reinen Wein (merum) zu trinken, galt für eine Unmäßigkeit. Zahllos ſind im Deutſchen die Lieder zum

Lobe des Weines, des Sorgenbrechers, vorzüglich des Rheinweines. Auch in den Sprüchwörtern ſpielt der Wein oft eine Hauptrolle; bekannt iſt das Lateiniſche: „in vino veritas“, das die Griechen ſo ausdrückten: „Was für die Geſtalt der Spiegel, das iſt für die Geſinnung des Menſchen der Wein.“ Auch das Deutſche:

„Die Freundſchaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht!“

hat einen tiefen Sinn. Nun zum Schluſſe noch Luther's rein menſchlichen, kräftigen Spruch:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.“

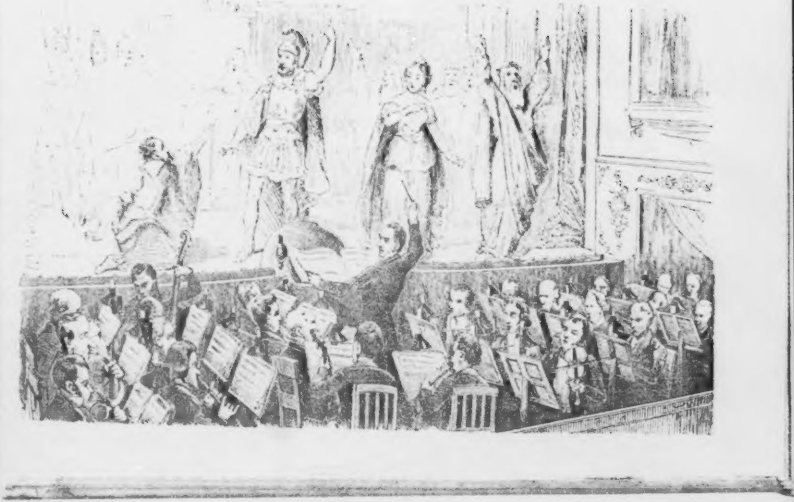
Ludwig Heros.

Ueber Muſik.

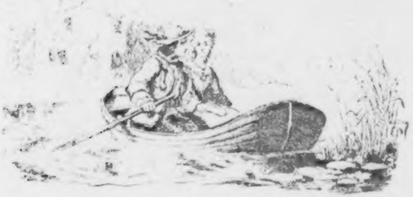
In einer kleinen Geſellſchaft wurde das Skizzen-Buch eines Künſtlers durchblättert. Unter den Bildern befand ſich auch die Zeichnung des Orcheſters vor einer Opern-Bühne, und man kam im Geſpräch auf die Spitzfindigkeit der neueren Tonſetzer und ihre maſſenhaften Mittel, obwohl von dieſen die vorliegende Zeichnung nur einen ſehr mäßigen Begriff gab. Im Gegenſatze wurde das einfache Volkslied beſprochen und die Geſchichte der Muſik führte zu deren Steigerungen und Umwandlungen, wobei ein Mann, der ſich mit gründlichem Wiſſen viel umgeſchaut hat in der Welt, die Bemerkung machte: „Es ließe ſich wirklich fragen, ob Plato nicht recht hat, wenn er behauptet, man könne keine Veränderung in der Volksmuſik vornehmen, ohne zugleich eine Veränderung in der Staatsverfaſſung zu bewirken; jedenfalls weiß ich, daß der geiſtreiche Montesquieu die Wahrheit des Plato'ſchen Ausſpruches zu beweiſen verſuchte.“

„Ei“, entgegnete Einer, der ein tüchtiger Orgelſpieler iſt und von deſſen Compoſitionen wir kurz zuvor ein allerliebſt heiteres Lied vierſtimmig gehört hatten, „ei, mir iſt die Richtigkeit jenes Ausſpruches außer Zweifel und unſre eigenen Erlebniſſe beſtätigen meine Anſicht, die ganz gewiß keine vereinzelte iſt.“ Aufgefordert, ſich näher zu erklären, ſagte er etwa Folgendes:

„Sie müſſen mir ſchon erlauben, von der deutſchen Art, Alles auf den Anfang zurück zu leiten, einen beſcheidenen Gebrauch zu machen, ich hoffe, es ſoll nicht ſo geſchehen, daß es zur Unart wird. Die Muſik iſt gewiſſermaßen der erſte Ausbruch der eigenthümlichen Gefühlsrichtung bei den Völkern; ſie iſt das Troſt- und Befreiungs-Mittel, wodurch ein volles leidbefruchtetes oder überſeliges Herz ſich in Tönen ergießt, weil ihm das Wort allein zu karg iſt und die Gedanken zu kalt, zu untheilnehmend oder vieldeutig ſind. Wie die Aeolsharfe durch den Athemshauch der Natur mit ihren Melodieen und Harmonieen uns tief erſchütternd,



freud- und ſchmerzreich berührt und ſelbſt im Klange des Leids und der Wehmuth beruhigt, ſo will es die Muſik, die durchaus der Romantik angehört, überhaupt. Sie will dem Unbewußten, der Ahnung in uns einen übereinſtimmenden Ausdruck geben, ſie iſt Gemüths- und Glaubensſache, in einem unendlichen Gebiet die Herrſcherin, die uns wohlthut, aber die Urſachen und Gründe dieſes Wohlthuns verſchleiert. In ſolcher Weiſe ſchmiegt ſich die Muſik liebend jeder inneren Stimmung an, erhebt die freudige, beſänftigt die wehvolle und löſt ſie auf in Hoffnung oder Beſiegung. Sie giebt dem Schwachen die Stütze, dem Starken vermehrte Kraft ſtets mit dem Anklang eines höheren Seyns in der Ausſicht auf eine unendliche Zukunft, eine Ausſicht, die der Menſch nicht entbehren kann und ſie immer wieder ſuchen wird, wenn er ſie verlor. In ſolcher Weiſe hat Muſik bei allen Verhältniſſen des Lebens Eingang gefunden; ſie ward den Völkern Herrin und Freundin zugleich, und die Wechſel-Stimmungen des Daſeyns in Freuden- und Trauerfeſten, in kirchlicher Andacht oder ſelbſt bei Volks- und Staatshandlungen werden von ihr begleitet, erfriſcht und gemüthvoll geſchmückt. Die Muſik umſchwebt im mütterlichen Geſange die Wiege und ruft zur Taufe, ſie bringt der Geliebten ein Ständchen und feiert den Hochzeitstag als die ſinnigſte, für das geheimſte Glück am zarteſten empfängliche Vertraute. Die Muſik folgt uns auf der Reiſe im Geſange der Wanderluſt und mit ermunternden Poſthorn-Tönen in alle Fernen der Gotteswelt hinaus, ſie zieht ermuthigend mit in das ſchnöde Erbarmungsloſe, in Kampf und Schlacht, ſie weiht das Grab mit Glockenton und Scheidegeſang, und wenn die Unſern in lautloſem Leid uns hinunterſenken in die Gruft, iſt Geſang die lezte Stimme der Liebe, die uns nachhallt am Erdenziele. So waltet die Muſik in ihrem wahren Reiche, im Reiche des Gefühls, ſo war ſie ſonſt willkommen und geſegnet in den Familienkreiſen, und ſich mit ihr zu befreunden, dazu genügten die Stunden der Erholung. Wo man ſonſt ein Lied hörte, da wurde es zum Allgemeingut im Volke, und jedes Muſikſtück für ein Inſtrument war bald eingeübt, während man jezt oft Muſik treibt im Schweiße ſeines Angeſichts. Ja, die Muſik iſt aus ihrem Paradieſe der Unſchuld vertrieben und auch ihr hat die Schlange vom Baume fehlgehender Erkenntniß die hoffährtigſte Eitelkeit eingeziſcht. Die Muſik ſoll nun mit dem Gefühl — denken, ihre Romantik ſoll ſtatt des Herzens den Kopf bewohnen, und um gleichſam den politiſchen Wahnſinn unſerer Tage auch auf die Muſiknoten zu übertragen, erhielt die Maſſenhaftigkeit das allgemeine Stimmrecht, wurde zur Gebieterin erhoben, und kürzlich ſiedelte man mit manchem andern Luxus auch den der Töne in den Familienkreiſen an. Da iſt jezt die Muſik nicht mehr Erholung, ſie iſt eine ſchwere Arbeit geworden, wenn die fingerverlängernde und fingerverrenkende Fertigkeit und die halsgefährlichen Tonklettereien der Kehle, wie man ſie in Gang und Verlangen brachte, nur einigermaßen von häuslichen Muſikſchülern erreicht werden ſollen. Es erfordert nun oft der Lehrſtunden zehen und mehr, um ihnen einen tagesbeliebten Walzer einzupreſſen, wobei es noth thäte, die Kinder erſt von einem indiſchen Handgaukler für die Fingerhetze zuſtutzen zu laſſen. So greift, was ein Vergnügen der Feierſtunden ſeyn ſollte, zeitraubend in die Zwecke der Werkeltage, in die geiſt- und handbeſchäftigenden Nothwendigkeiten; der ſchon weit verbreitete und weiter anſteckende übermäßige Trieb zu einer Muſik, die Herz und Gemüth leer läßt, verſcheucht den Ernſt und Fleiß, mit dem Alles, was fruchtend und nährend die Bedürfniſſe der Familie herbeiſchaffen und ſichern ſoll, erworben und geſtützt ſeyn muß. Wenn man nun die an ſich bedeutenden Folgen der erſchwerten, und doch ſchon bis in das Haus des Landmanns gedrungenen Muſiklernerei eben nur mit in Anſchlag bringt, ſo ſteigert ſich im Allgemeinen der üble Einfluß einer ſolchen Muſik, die den Anſpruch macht, nur verſtanden zu werden von Tiefdenkbefliſſenen, während dieſe die Wahrheit: jedes Tonſtück, das nicht die Empfindung weckt, ſich nicht raſch und ungetheilt mit ihr vereinbart, iſt kein echtes Werk der Tonkunſt, als ſchnöde Erniedrigung ihrer Notengötzen verächtlich von ſich weiſen. Und doch — jene raſch erweckte Empfindung, wie dauert ſie bei uns aus! Ich ſehe in dem Skizzenbuch unſres zeichnenden Freundes ein Bildchen, das mir ſogleich einen muſikaliſchen Eindruck mitbrachte, wogegen ſein Orcheſter mit der Hindeutung auf Opern, in denen alterthümliche Helden ſich quälen bei den neu ausgeklügelten Tonſtürmen, die nach aller Kopfzerbrecherei nur betäubend in die Gehörwerkzeuge dringen, mich widerwärtig an allſeitigen Zwieſpalt und ſchwächlichſte Zerriſſenheit mahnt. Jenes kleine Bild läßt ein Pärchen ſich auf leichtem harmoniſchen Wellenſchlage wiegen und von drüben hört es wahrſcheinlich das Waldhorn



eines Jägers. Augenblicklich ſchlägt in mir das durch eine höchſt anſprechende Melodie ſich alsbald Jedem einprägende Volkslied: „Das waren mir ſelige Tage“ an mit ſeinem Verſe:

„Wir fuhren und fuhren auf Wellen ꝛc.“

Aber die echten Volkslieder, wie ſehr Einzelne ſie zu halten ſuchten, ſind mehr und mehr verſchollen, und bei dem neuen gefühlzerſtückelnden, ſeeleverleugnenden Künſteleiweſen plagen ſich die dazu Aufgeſtachelten mit Kopf und Hand, ſo daß man wenig Erquickliches in das einfach geſellige Zuſammenſeyn, wo es etwa noch eine Zuflucht fand, mit herüber nimmt. So wird denn durch den Anblick des Orcheſter-Bildes neben manchem lieben Wiederklange in mir auch gar manche Mißſtimmung wach, und bin ich mir bewußt, weshalb, ſo geht es der ſich unbewußten Hörer Menge in dem Erfolg eigentlich nicht beſſer, wenn ſie nach den berauſchenden Tönen, wodurch ſie gleichſam muſiktrunken wurde, ſich ſo nüchtern fühlt, daß ſie immer verſtärktem Ueberreiz in Klang und blendendem Beiwerk nachjagt. Die Muſik iſt nicht für den Einen und den Andern, nicht für grübelnde Theoretiker und Noten-Philoſophen, ſondern für das Volk und die wahren Bedürfniſſe ſeines Gemüths; in dieſer natürlichen Richtung ſoll ſie auf Heiligung hinwirken, ſey es zur Erweckung der Andacht, ahnender Schauer oder erhebenden Frohſinns. Wenn aber die Muſik erſt zumeiſt aus dem Kopf kommt und da natürlich nur unklar haften kann, ſo begünſtigt ſie es, daß dem Volke Kopf und Gemüth ſich zuſammt verwirren, und wir ſind ſo weit, daß man nicht nur das Denkvermögen, die Weltgeſchichte und alle Weltweisheit in Tönen erſchöpfen will, ſelbſt das Sachliche ſoll damit verſinnlicht werden. Das Tollſte, was ich in dieſer Hinſicht erlebte, iſt die Aufführung eines muſikaliſchen Gemäldes, welches mit Benutzung aller Inſtrumente „die Erbauung eines Muſeums in Tönen auszudrücken“ ſich beeiferte. Das Werk ſtimmt in einem Andante zuerſt das „Nachdenken der Bauliebhaber“ an, giebt in einem Allegro molto die „unruhigen Berathungen einer Verſammlung“, deren „Stimmen-Mehrheit“ hierauf durch ein Andantino ergreifend werden ſoll. Jetzt wird eine „Actien-Anleihe“ durch Piu allegro abgemacht und im folgenden Andante grazioso werden „die Bau-Direktoren gewählt und ihre verſchiedenen Anſichten erwogen“. Mit einem Marſche erſcheinen die Arbeitsleute, mit Allegro und Presto „brechen dieſe ab und bauen auf“, bis im Letzteren ſogar Einer „vom Gerüſt herunterſtürzt“. Zum Glück geſchieht dies ohne Schaden und der Componiſt kann mit einem Larghetto fertig werden, das „Staunen der andern Arbeiter“ zu ſchildern, wonach dann ein Allegro vivace die „verſäumte Arbeit doppelt einbringt“. — Das mag man als ein Aeußerſtes der Gedanken-Verirrung in der Muſik bezeichnen, bei der ſich Alles nur in den Ohren herumtreibt, ſo daß man froh iſt, wenn es da wieder ſtill wird, ehe man ſelbſt als Beiſpiel gelten kann zu dem Ausſpruch: „Die neuere Muſik-

Richtung verdirbt uns alle Sänger und die Ausgleichung liegt darin, daß uns das Gehör gleich mit verdorben wird.“ Indem jedoch die neuere Muſik das Gefühl in den Hintergrund zurückdrängte und das beanſpruchte Denken doch nur in den mannigfachſten Unbeſtimmtheiten vorführen kann, dieſe Muſik aber dennoch bis in die unteren Volksſchichten ſich ausbreitete, iſt allerdings der Einfluß auf den Volks-Charakter unausbleiblich. Wird eine ſolche Unbeſtimmtheit zur Liebhaberei, ſo fördert ſie doch nur eine der Menge nicht erklärbare Unbehaglichkeit und Wandelhaftigkeit, die ſich im Familienweſen einniſten und zum Staatsweſen ſich verſteigen; denn im Leben und Treiben der Menſchen iſt Stillſtand nicht denkbar, am allerwenigſten bei der ſichtbar mehr als je wirthſchaftenden Veränderungsſucht. Nicht ohne Grund nannte eine Pariſer Zeitſchrift die Bewegung der Noten-Philoſophen in heutiger Muſik eine „neu demokratiſche, indem ſie Verſtändigkeit bezweckt und Unverſtändigkeit erzeugt“, und da nun die Volksmenge ſich jetzt weder im Gefühl noch im Gedanken gehörig zurechtfindet, was wir ſeit lange auch ſchon an der Muſik gewahrten, ſo iſt die Wechſelwirkung deutlich genug. Wenn wir demnach die Zuſtände beſchauen, ſo ſind ſie der Art, daß Plato wohl recht haben könnte mit der Behauptung: „Es läßt ſich keine Veränderung in der Volksmuſik vornehmen, ohne zugleich eine Veränderung in der Staats-Verfaſſung zu bewirken.“ — Ich weiß, Vieles von dem, was ich äußerte, wird nicht Wenigen theils kunſtketzeriſch, theils verrufen romantiſch, wunderlich, oder philiſterhaft ſcheinen, ich habe aber die Charte der Muſiktrunkenen dieſer Zeit nicht beſchworen, halte vielmehr überall den Spruch: „Jedem das Seine!“ in Ehren, ſcheue mich alſo nicht, dem einſichtsvollen Plato beizupflichten und zu glauben, daß der überwiegend ſchwanke Inhalt der neueren Muſik mit ſeinem Einfluß dazu beitrug, die inneren und äußeren Thätigkeiten der Menſchen in einen überall ſchwanken Zuſtand zu bringen, der unendliches Unheil in ſeinem Gefolge hat.“

Es erhob ſich zwiſchen und nach dieſem Vortrage eine lebhafte Unterſuchung in Zuſtimmung und Widerreden, der muſikkundige Redner aber ſchloß den Redekampf mit den Worten: „Man wird dereinſt dahin kommen, die einfachen Gefühlstöne der Muſik unſerer Vorzeit als Rettungsruf zu betrachten!“ und dann empfahl er ſeine flüchtigen Bemerkungen zu weiterem Nachdenken, was wir ebenfalls thun.

—r.

Der Blitz-Ableiter.

Einen wie ſtarken Eindruck der Blitz von jeher auf alle Völker gemacht hat, zeigt ſich dadurch, daß überall der Blitzſtrahl den Göttern zugetheilt wird, mit dem ſie den Frevler zu Boden ſchmettern oder glückliche und unglückliche Zeichen geben. Wenn man alſo auch den Blitz von einem Gotte ausgehend dachte, ſo machte man doch bald Verſuche, den Blitzſtrahl abzuwenden oder abzuleiten. Den älteſten und einen der jetzigen Weiſe nahekommenden Verſuch dieſer Art erzählt Kteſias. Er ſagt nämlich: „In Indien giebt es eine gewiſſe Art Eiſen, das, in die Erde geſteckt, die Kraft hat, Ungewitter und Blitze abzuwenden.“ — Plutarch nennt als Schutzmittel wider den Blitz eine Zwiebel und eine Feige und behauptet, daß die Haut eines Seehundes oder einer Hyäne die damit eingefaßten Segel eines Schiffes ſchütze. Um einen Acker gegen den Blitz zu ſichern, ſoll man in denſelben die Haut eines Flußpferdes vergraben. Eiſen auf die Deckel der Fäſſer gelegt, hält den Schaden des Blitzes und Donners ab. Etliche legen Lorberzweige auf, da ſie meinen, daß dieſe ſchützen würden. Frauen ſetzen ein mit Waſſer gefülltes Gefäß und ein Stück Eiſen neben die Neſter brütender Gänſe und Hühner, damit die entſtehenden Jungen durch den Donner und die Hammerſchläge der Schmiede nicht zu früh hervorgerufen werden. Birken und Pappeln ſollen nicht vom Blitze getroffen werden. Von den erſteren Bäumen behauptet man dies auch noch jetzt. — Plinius erwähnt in ſeiner Naturgeſchichte eines Steines Gorgonia, der dem Blitze widerſtehen könne. — Columella berichtet, daß ein gewiſſer Tarchon ſeinen Sitz mit der weißen Zaunrübe (**Bryonia alba Linn.**) umkleidet habe, um die Blitze des großen Jupiter abzuhalten.

Alle dieſe Verſuche, den Blitz abzuleiten, ſind, mit Ausnahme der von Kteſias mitgetheilten, eitel und zum Theil ſogar kindiſch, da ſie in gar keinem vernünftigen, d. h. durch die natürlichen Eigenſchaften gebotenen Zuſammenhange mit dem ſtehen, was ſie verhindern ſollen.

Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ſtellte man oft Verſuche mit der Electricität an, und Dr. Wall, Nollet und vorzüglich Joh. Heinr. Winkler in Leipzig ſprachen die Ueberzeugung aus, daß die durch Reiben erregte Electricität in ihrem Funkenſprühen und Kniſtern ſich nur durch den Grad der Stärke von dem Blitze und Donner unterſcheide. Auf eben dieſe Meinung war Benjamin Franklin *) in Nord-Amerika gekommen und hatte ſie in ſeinen Briefen an Collinſon auseinander geſetzt. Er führt in dieſen Briefen die Aehnlichkeit des Blitzes und des electriſchen Funkens aus, macht Vorſchläge zu Blitz-Ableitern und zum Herabziehen des Feuers aus den Gewitterwolken, um es genauer unterſuchen zu können. Dieſe Verſuche veranſtalteten (1752) zwei Anhänger Franklin's in Frankreich, Dalibard zu Marly-la-ville und Delor zu Paris, indem ſie eiſerne Stangen von bezüglich 40 und 99 Fuß Höhe errichteten und aus ihnen bei dem Vorüberziehen von Gewitterwolken Funken erhielten. Dieſe Verſuche trieb nachher der

---

*) Deſſen Lebensſchilderung und Bildniß iſt im Jahrgange 1840 dieſes Büchleins zu finden.

Graf von Buffon noch weiter. Gleichzeitig wurden ſie auch in England von Carton, Wilſon und Bevis angeſtellt und Franklin's Behauptung bewieſen.

Von dieſem Allen wußte Franklin Nichts. Er bediente ſich, um das Feuer der Gewitterwolken herabzuholen, eines fliegenden Drachens, des bekannten Spielwerks der Knaben, das 1651 zuerſt in den „mathematiſchen Erquickſtunden“ von Daniel Schwenter erwähnt wird. Im Juni 1752, alſo grade vor hundert Jahren, befeſtigte er ein großes, ſeidenes Tuch über zwei kreuzweis gelegten Stäben und ließ dieſen Drachen an einer hanfnen Schnur bei einem aufſteigenden Gewitter in die Luft ſteigen. Anfangs bemerkte er Nichts, endlich aber ſah er die einzelnen, lockeren Fäden an der Schnur ſich aufrichten und vor einander ſtieben. Als die Schnur naß und alſo ein beſſerer Leiter geworden war, gelang es ihm zu ſeiner größten Freude, aus dem angebundenen Schlüſſel ſtarke Funken herauszuziehen. Auf dieſe Art wurde Franklin's Anſicht von der Electricität in den Gewitterwolken beſtätigt. Im September 1752 richtete er eine iſolirte eiſerne Stange auf, um den Blitz in ſein Haus hinabzuziehen. Er wandte dieſe ſeine Entdeckung gleich an und ſchlug vor, auf die Gebäude hohe, eiſerne Stangen zu ſetzen, deren Spitzen vergoldet werden müßten, um das Roſten zu verhindern. Von dem unteren Ende einer ſolchen Stange müßte ein ſtarker, eiſerner Draht außen an dem Gebäude in die Erde hinabgehen. Dieſe ſpitzen Stangen würden, ſo meinte er, die Electricität den Gewitterwolken allmälig entziehen und ohne Schlag in die Erde leiten, wie ja eiſerne Spitzen dem geladenen Conductor einer Electriſirmaſchine die Electricität ebenfalls unmerklich entzögen, während die letztere zu ſtumpfen Körpern mit einem heftigen Schlage überſtrömte. Später, im September 1753, ſetzte er ſeine Anſichten weiter auseinander und wies nach, daß der Blitz nur dann in einen Schlag ausbreche, wenn ein leitender Körper die Electricität ſchneller empfange, als er ſie weiter leiten könne, was vorzüglich dann geſchehe, wenn die Leitung zu dünn, nicht genugſam zuſammengefügt oder überhaupt zu ſchlecht ſey.

Alle dieſe Anſichten ſpricht Franklin mit großer Beſcheidenheit aus; ſo ſagt er unter Anderem: „Viele dieſer Gedanken ſind noch roh. Suchte ich bloß meinen Ruhm, ſo müßte ich ſie bei mir behalten und reifer werden laſſen. Aber oft ermuntern auch unvollkommne Winke zu tieferen Unterſuchungen; und es iſt viel wichtiger, daß die Erkenntniß wachſe, als daß ich für einen großen Naturforſcher gehalten werde.“

Die Nord-Amerikaner griffen die Entdeckung ihres Landsmannes rüſtig auf und errichteten an verſchiedenen Orten Blitz-Ableiter. In Europa dauerte es länger, ehe ſich dieſe Vorrichtung Vertrauen erwarb; ſie hatte auch heftige Widerſacher gefunden, von denen es Einige ſogar für frevelhaft erklärten, ſich dem Blitze Gottes entziehen zu wollen. — 1754 wurde der erſte Blitz-

Ableiter von Procopius Diviſch zu Prendiz bei Znaym in Mähren, 1762 von Dr. Watſon zu Payneshill in England und 1769 zu Hamburg am Jacobithurme errichtet. — Die von Franklin vorgeſchlagenen, ſpitzigen Stangen, die gleichſam eine Gewitterwolke angreifen und ihr die Electricität entziehen ſollten, nannte man offenſive (angreifende). Sie hatten an Wilſon einen äußerſt heftigen Gegner, der ſeine mit einer Kugel verſehenen, 2 bis 3 Fuß unterhalb des Daches befindlichen, defenſiven (vertheidigenden) Ableiter empfahl, weil es der größte Wahnſinn wäre, einen ſo gefährlichen Gaſt, wie eine Gewitterwolke, durch ſpitzige Stangen gleichſam herbeizulocken. Die ärgerlichen Streitigkeiten waren faſt vergeſſen, als am 15. Mai 1777 der Blitz in das Artilleriehaus in Purfleet, das mit ſpitzigen Blitz-Ableitern verſehen war, ſchlug, und er eine, von dem Ableiter 47 Fuß entfernte eiſerne Klammer traf. Dieſer Vorfall wurde, obgleich er Nichts weiter bewies, als daß der Umkreis, in dem der Ableiter ſchützen konnte, zu groß war, und daß der Blitz ſtets das umherliegende Metall ſucht, als ein ſtarker Beweis gegen die ſpitzigen Blitz-Ableiter von Wilſon dargeſtellt. Dagegen hat Edward Nairne durch ſehr zahlreiche und ſorgfältige Verſuche nachgewieſen, daß nur die ſpitzigen Ableiter nützen, die ſtumpfen dagegen ſehr ſchädlich wirken, indem ſie ſchon aus ſehr großer Entfernung heftige Schläge empfangen.

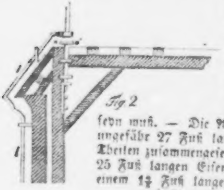


Fig. 2

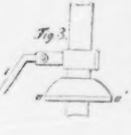


Fig. 3.

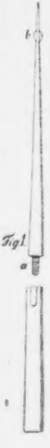
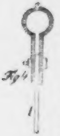
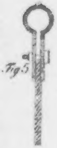


Fig. 1

Sehen wir nun zum Schluſſe unſeres Aufſatzes, wie nach den neueſten Unterſuchungen Gay Luſſac's ein wirkſamer Blitz-Ableiter beſchaffen ſeyn muß. — Die Auffange-Stange, ungefähr 27 Fuß lang, iſt aus drei Theilen zuſammengeſetzt: 1) aus einer 25 Fuß langen Eiſenſtange; 2) aus einem 1¾ Fuß langen Meſſingſtabe; und 3) aus einer Platinnadel von 2¼ Zoll Länge (Fig. 1). Die Platinnadel iſt mit Silber an den Meſſingſtab gelöthet, und die Löthungsſtelle mit einer kupfernen Hülle umgeben (Fig. 1, b). Der Meſſingſtab iſt vermittelſt der Schraube a in Fig. 1 in die Eiſenſtange





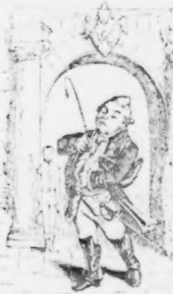
eingeſchraubt. Fig. 2 zeigt, wie der Blitz-Ableiter auf dem Hauſe befeſtigt wird. Nahe dem Dache iſt eine Platte (a — a' Fig. 3) angelöthet, die das Waſſer ableitet. Oberhalb derſelben, an welcher Stelle die Stange gut abgedreht iſt, wird ein Ring (Fig. 4) feſt umgelegt und an ihm die Leitſtange l durch Schrauben befeſtigt. Die Leitſtange iſt eine vierkantige Eiſenſtange, die von dem Gebäude hinab in einen Brunnen oder in fließendes Waſſer geleitet wird, nachdem ſie ſich in mehre Arme theilte. — Statt der Leitſtange wendet man auch oft ein aus Kupferdrähten gewundenes Seil an (Fig. 5). Ein auf dieſe Weiſe errichteter Blitz-Ableiter vermag einen Kreis von 60 Fuß Halbmeſſer zu ſchützen. Ludwig Heres.

Das Pfeifchen und — Schluſs-Anwendung.

In meiner Jugend hatte ich mir ſo viele Dreier zuſammengeſpart, daß ich endlich einen halben Gulden beſaß. Ganz außer mir über meinen Reichthum, lief ich nun in einen Laden, ſuchte mir ein Pfeifchen aus, wonach mich längſt gelüſtete, und gab dafür all mein Geld hin. Vergnügt vom Wirbel bis zur Fußzehe kam ich heim, legte das Pfeifchen gar nicht aus den Händen, und pfiff ſo unaufhörlich, daß Keiner im Hauſe Ruhe fand. Als meine älteren Geſchwiſter erfuhren, wieviel ich für das gellende Ding gegeben hatte, mußte ich hören, daß es nicht den zehnten Theil des Preiſes werth ſey. Jetzt ſtellte ich mir alle die vortrefflichen Sachen vor, die für das übrige Geld zu Kauf geweſen wären, und da man mich obenein gebührend auslachte, mußte ich bitterlich weinen; ich warf das Pfeifchen zu Boden und es machte mir demnach anſtatt Vergnügen nur Herzleid. Das hatte jedoch gute Folgen, denn jedesmal, wenn mich die Liebhaberei zu etwas Unnöthigem befiel, ſagte ich zu mir: „Beſinne dich, bezahle ein Pfeifchen nicht ſo theuer!“ — und nun blieb mir frühzeitig ſchon manches Stück Geld in der Taſche.

Ich wuchs auf, zog in die Fremde und fing an, Menſchen kennen zu lernen; — ach, wie Viele erkauften ihre Pfeifchen zu theuer!

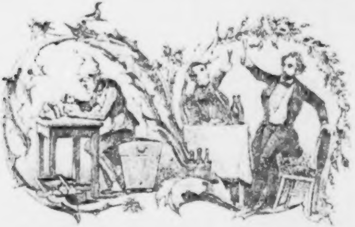
Seh' ich, daß Einer dem Lärmen und dem Prunk des Lebens nicht nur ſeine Zeit, ſondern auch ſeine Freunde, ſeine Tugenden und den inneren Frieden aufopfert, ſag' ich mir: „Der Menſch erkauft ſein Pfeifchen ſehr theuer!“ — Oder ſeh' ich einen ſolchen Aufgeblaſenen, der nichts lernte, nichts zu ſchaffen noch zu wirken verſucht, der aber das vom Vater ererbte reiche Vermögen verpraßt, damit er, trotz ſeines hohlen Kopfes, den er ſehr in die Höhe



wirſt, von Schmeichlern und Schmarotzern für etwas Vornehmes und Wichtiges gehalten werde, der ſich Würden zu kaufen ſucht und die Menſchenwürde im Pfuhl aller Niedrigkeiten erſäuft, dann denk' ich an Gellert's Ausſpruch:

„Was braucht es mehr als Stolz und Unverſtand
Um Millionen durchzubringen?
Unſich'rer iſt kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wolluſt, Pracht und Stolz zu ihren Dienſten zwingen!“

— und ſetze hinzu: „Eitler, nichtsnutziger Thor, wie betrügſt du dich ſelber über den Unwerth und die Nichtigkeit deines Pfeifchens!“ — Seh' ich, daß Einer durch mancherlei Ränke ſich der Volksgunſt bemächtigen will, in ſeifenblaſigen Hoffnungen des plötzlichen Aufſteigens zu Macht und Amt ſeine häuslichen Umſtände vernachläſſigt, mithin zuletzt gewiß jämmerlich zu Grunde geht, dann ſpricht es in mir: „Kindiſcher Geſell, du bezahlſt dein Pfeifchen ſehr theuer!“ — Seh' ich einen Geizigen, der auf alle Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens, auf die Erdenſeligkeit, Gutes zu thun, auf die Achtung ſeiner Mitbürger und die Wonnegefühle der Liebe und Freundſchaft verzichtet, dann ſag' ich mir: „Du, bei deinem Reichthum ſo arm durch deine Filzigkeit, wie übertheuer bezahlſt du dein Pfeifchen!“ — Seh' ich einen Wüſtling, der das ſinnliche Vergnügen dem geiſtigen vorzieht, überall ſchwelgt, überall genußſuchend verführt und täuſcht, ohne der Folgen zu gedenken, dann muß ich ausrufen: „Ach, wie ſchwer wird er es einſt bei den ſchmerzvollſten Krankheiten und Gewiſſensbiſſen zu empfinden haben, daß er ſein Pfeifchen entſetzlich theuer bezahlte!“

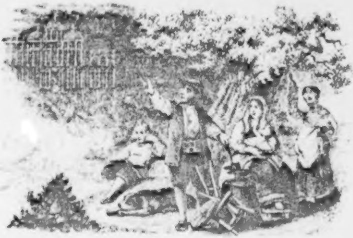


— Gewahre ich alſo den leichtſinnigen Verſchwender in ſeinem Jubel, den jungen Mann, der Gelegenheit hat zum Lernen und ſie wegen allerlei Nichtigkeiten unbedacht verſäumt, die nutzſüchtige Jungfrau, die in der Gefallſucht zu Falle kommt, die leichtgläubigen Narren, die politiſchen Schwindeleien nachjagen und ihr Glück am Wege verkümmern laſſen, die Schwätzer, denen ihre Zunge täglich die verwickeltſten, oft gefährlichen Schwierigkeiten bereitet, ſo möcht' ich ihnen Allen zurufen: „O weh, Ihr ſeht das Ende nicht voraus und werdet peinlichſt erfahren, daß Ihr Eure Pfeifchen mit dem ganzen Vermögen und Wohl Eurer Zukunft bezahltet!“ — Ja, ja! faſt jedes menſchliche Elend entſpringt daraus, daß die Menſchen den Werth der Sachen und Zuſtände nicht kennen, die Welt mehr kindiſch als vernünftig anſchauen, und ihre Pfeifchen oft ſo theuer erkaufen, daß es belachenswerth ſeyn würde, wenn nicht meiſt das Fürchterliche gleich nachfolgte! —

Wir wünſchen, die Geſchichte von dem Pfeifchen möchte weithin und auf die geringſten und höchſten Verhältniſſe Anwendung finden, und dazu gehört, daß man das Leben betrachtet, wie es iſt und das ſeinige verbeſſert an gutem Beiſpiel, vom üblen ſich warnen läßt und der Erfahrung vertraut. Wir wollen uns nicht damit brüſten, wir wären klüger, als die Vorfahren aller Jahrhunderte, und bei Dem, was uns von ererbten Gebräuchen Thorheit ſcheint, den Beweggrund ſuchen, weshalb dieſe ſogenannte Thorheit doch wohl ihren tiefen Inhalt und Zweck hat. Oder ſtellte ſich hier und dort wirklich ein Irrthum heraus, dann beſchwichtige uns bei etwa für den Augenblick gefährlicher Abänderung noch ein Spruch Gellert's: „Sollt' aller Irrthum ganz entſchwinden, ſo wär' es ſchlimm, ein Menſch zu ſeyn!“ — Fördert aber niemals die Truggebilde, wodurch ſchlaue und verbitterte Volks-Aufreger zu ihrem Vortheil euch aufſtacheln wollen; denn mehr als jede frühere Zeit hat die unſere den Ausſpruch der Katharina von Medicis beſtätigt: „Es bedarf nur einer guten oder böſen Nachricht, an die man drei Tage glaubt, um ein Reich zu retten oder zu verderben!“ Nehmt demnach nichts von Aufregern an, prüft Alles und handelt nur nach Dem, was ihr deutlich verſteht und begreift; ſonſt zählt ihr zu jener Menge, auf deren Gemüth dunkle, halb wahre oder auch völlig leere, aber mit redneriſcher Wichtigthuerei ausgeſprochene Worte, deren verführeriſchen Zweck die Menge nicht zu erkennen vermag, oft eine unbegreifliche und heilloſe Gewalt ausüben. Wir haben dies tauſendfach erlebt ſeit dem Jahre 1848, deſſen Greuel jedoch längſt vorbereitet waren. Der abſichtsvolle Antrieb machte ſich freilich nicht auf den Straßen ſichtbar, aber er kam in Geſtalt eines ſinnverwirrenden Romans oder in gedruckter Abhandlung, um mit ſchmeichelndem, unlautere Begierden weckendem Wortgepränge geſellſchaftliche Umwälzungen zu empfehlen, bei denen die Vernunft verbannt und die Erfahrung, nebenher auch das ſiebente Gebot: „Du ſollſt nicht ſtehlen!“ gänzlich vergeſſen war. Die Propheten, die den Aufruhr verkündeten, machten ihn ſelber, das iſt die Art der herrſchſüchigen Verſchlinger des Volkswohls zu aller Zeit, und die neueſten haben zu ihren Unruhen ſo tolle Beweggründe gehabt, daß am 26. Mai 1851 das „Journal des Débats“ kurzweg ſagte: „Alles, was die Februar-Revolution verleugnet, iſt uns unbedingt preiswürdig!“ Denn deren, ringsum von papageyenhaften und äffiſchen Schwindlern nachgeſchwätzten und angewendeten Trugſätze bringen uns um weiter nichts als um Gott, Geiſt und Eigenthum, wogegen ſie uns ihre ſogenannte Freiheit bieten, die eigentlich von allen zehen Geboten nichts wiſſen will. Die Verfechter jener Lehren muß man überall abweiſen, es mit ihnen machen, wie ein Nord-Amerikaner erzählt, daß es bei ihm daheim mit den Quackſalbern geſchieht. Fragt ſie Einer: „Iſt die Geſundheit etwas Wünſchenswerthes?“ ſo antworten alle Anweſenden geſchwind: „Nein!“ Denn ſagte man ein einziges Mal „Ja!“ dann beweiſt er uns, daß wir ſeine Pillen kaufen müſſen, durch deren Gebrauch man ſich Krankheiten zuzöge, die den Quackſalbern weiteren Gewinn ſicherten. Mit Recht ſagt der Franzoſe Mignan: „Der Aufruhr iſt zum Hazardſpiel der politiſchen Quackſalber und Abenteurer geworden, und nach jedem tanzt eine Volksmenge, gleichviel welche Ausſichten! Man würde in Frankreich auf Venetianiſchen Bleidächern eben ſo wohl, wie auf den Kerkern der Inquiſition angeblich zur Ehre der Freiheit tanzen, wenn nur die Säle gut erleuchtet und verziert ſind!“ — Und wie Unzählige tanzen nach den Pfeifchen Frankreichs und der Fremde überhaupt! Laſſen wir uns durch die erwähnten Socialiſten nicht das äußere und innere Eigenthum rauben, nicht den Geiſt der Erfahrung überwältigen! — Dazu iſt vor Allem der Glaube an Gott erforderlich, und daß wir uns ſeiner gütigen Lenkung der drohenden Begebenheiten werth erhalten; denn die Macht des Böſen iſt groß und lauernd gelagert im Hinterhalt, um mit dem der Habgier ſchmeichelnden Wahn die Bahnen der Herrſchaft ſich zu öffnen. Indem dieſe wegelagernde Macht ſich bemüht, den Glauben an das Ehrwürdigſte zu vernichten, nennen ihre hochmüthigen Anhänger oft Erkenntniß und Wiſſenſchaft, was Fabel iſt, nennen Thatſache, was in der beſten Auslegung nur thöriges Vertrauen auf ihre ſelbſtſüchtige Weisheit ſeyn kann. Sie wollen mit Verheißungen des irdiſchen Scheins die Hoffnung entkräften auf das Höchſte und Erhabenſte, das jede Menſchenſeele ahnt, das uns Jean Paul mit ſchönem Bilde verklärt durch die Aeußerung: „In dieſer Nacht des Daſeyns iſt die Ahnung unſer Mondſchein — aber ſetzt dieſer keine Sonne voraus?“

Laßt uns alſo beharren im Glauben an Gott, an ſeine Allmacht und Herrlichkeit, in Liebe und Treue für die Unſern und unſer Vaterland! Laßt uns feſtſtehen auf eigenen Kräften in fleißigem Streben und rühmlicher Thätigkeit. Und wenn uns die luftigen Vorſpiegelungen der in ſich ſelbſt Zerfahrenen, die im Wühlen ihr Goldbergwerk ſuchen, verlocken möchten, dann wollen wir uns behüten, und überzeugt, daß ſie ihre Pfeifchen übertheuer und entſetzlich bezahlen werden, den Sinnſpruch wiederholen:

„Gar Vielen ſteigt ein Luftſchloß auf in Träumen,
Sie bauen von der Wiege bis zum Grabe,
Und fern der Wirklichkeit und ſich'ren Räumen
Verbau'n ſie endlich jede Lebenshabe.
Im Nichts iſt nur Vernichtung zu erjagen! —
So kann ein Luftbild uns zu Boden ſchlagen
Und aller Wahrheit ihre Stützen rauben:
Drum laßt nicht Dunſt mit Eurer Zukunft ſchalten,
Bewährtes nur kann halten und geſtalten.“ G ʒ.



Anzeigen der Vereins-Buchhandlung.

I.

Auf Vieler wiederholte Wünſche: Preis-Ermäßigungen bis Ende 1851.

In den Sieben- und achtundzwanzigſten Acht Blättern erſchien:

Wohlfeilſte-Volksbildergallerie.

Bildniſſe ausgezeichneter Perſonen und Darſtellungen nach vorzüglichen Gemälden. Preis: Jede acht Blätter nur 5 Sgr.

Obwohl der Preis ein äußerſt geringer iſt, wollen wir doch auf ſich oft wiederholende Wünſche Jedem, der ſämmtliche achtundzwanzig Hefte (mit 224 Blättern) ſich durch eine Buchhandlung kommen läßt, bis zum 31. Dezember 1851 das Ganze für Drei Thaler liefern. Einzelne Hefte behalten den bisherigen Preis.

Gleichen Wünſchen nachgebend, überlaſſen wir unſre neudeutſche Pracht-Ausgabe der

„Nibelungen“

mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen, ſowie mit funfzig Holzſchnitten von Gubitz nach Zeichnungen von Holbein (bisher 1 Thlr. 10 Sgr.) für 27 Sgr., ſo daß kaum eine wohlfeilere zu finden ſelbſt unter den Ausgaben, die ohne Sorgfalt und ganz ohne Schmuck ſind, während man hier eine anerkannt ausgezeichnete erhält in Text und reicher künſtleriſcher Ausſtattung. Dieſe Preis-Ermäßigung gilt aber ebenfalls nur bis zum 31. Dezember 1851.

Nächſtdem noch die Pracht-Ausgabe von

„Deutſche Volkslieder mit ihren Original-Weiſen.

Nach handſchriftlichen Quellen herausgegeben von A. Kretzſchmer und A. Wilh. v. Zuccalmaglio.“ Zwei Bände. In achtzehn Heften.

Der urſprüngliche Preis iſt Sechs Thaler, er ſoll nun bis zum 31. Dezember 1851 nur Drei Thaler ſeyn. Für geforderte einzelne Hefte können wir keinen ermäßigten Preis ſtellen.

Wir fügen noch hinzu das

Hausbuch für Frauen.

Enthaltend alles Wirthſchaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäſche, Bleich- und Färbekunſt für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. ſ. w. mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe.

Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andreſſe. Mit zwölf Abbildungen.

Sonſt 1 Thlr. 10 Sgr. Jetzt 20 Sgr.

Der praktiſche Hausarzt.

Von Dr. W. Andreſſe. In drei Abtheilungen.

I. Kinder-Krankheiten. Krankheiten der Erwachſenen. II. Sämmtliche epidemiſche und contagiöſe Fieber. III. Entzündungs-Krankheiten im ganzen Umfange. Verbrennungen und andere Unglücksfälle. Rettung Ertrunkener, Erfrorener, Erſtickter, vom Blitz Getroffener u. ſ. w. Hundswuth, Waſſerſcheu u. ſ. w. — Sonſt 1½ Thlr. Jetzt 20 Sgr.

Zur Reform der deutſchen Gymnaſien.

Vom Oberlehrer Dr. Steffenhagen.

Dieſe Schrift, für jeden Schulmann von Werth, erlaſſen wir, weil die Verbreitung von großem Nutzen ſeyn würde, (ſtatt 15 Sgr.) für 10 Sgr.

Die deutſchen Pflanzen-Namen.

Von W. v. Waldbrühl.

Ein Büchlein, das Jeden (nächſt den lateiniſchen Bezeichnungen) die Namen aller in Wald, Feld und Garten zu findenden Pflanzen lehrt, ſo daß er ſie deutſch zu nennen weiß. — Sonſt 10 Sgr. Jetzt 5 Sgr.

Endlich wollen wir, weil es nun an mehreren Orten Schulbuch wurde, für immer den bisherigen Preis von Drei Thaler auf Anderthalb Thaler ermäßigen bei dem Werke:

Handbuch aller Wiſſenſchaften,

in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und in ihrem Zuſammenhange dargeſtellt als Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung von

Fr. v. Schönholz.

Die Vorzüglichkeit dieſes Buches bedarf hier keiner Empfehlung, da es bereits von vielen Eltern, die ihren Kindern in gründlicher Bildung zu Hülfe kommen wollen, als zu dieſem Zweck höchſt ſchätzbar angeſchafft worden, mithin leicht zur Anſicht zu haben iſt.

Wir wiederholen, daß die Preis-Ermäßigung für **Volks-Bildergallerie. — Nibelungen, Pracht-Ausgabe. — Deutſche Volkslieder mit den Noten, Pracht-Ausgabe. — Hausbuch für Frauen. — Der praktiſche Hausarzt. — Zur Reform der deutſchen Gymnaſien. — Pflanzen-Namen,** nur bis zum 31. Dezember 1851 gilt und ſo weit die Auflage reicht, denn neue Auflagen wären für ſolche Preiſe nicht zu liefern, was kaum, aber doch allenfalls ohne Schaden unſrerſeits bei dem **Handbuch aller Wiſſenſchaften** möglich wäre, weshalb wir dieſes Werk für immer nach dem ermäßigten Preiſe liefern wollen.

Alle von uns angezeigten Werke ſind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin, Juni 1851. **Vereins-Buchhandlung.**

Das „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele", unbeſtritten die reichſte Sammlung neuer deutſcher Trauer-, Schau- und Luſtſpiele, enthält in ſeinem dreißigſten Jahrgange (für 1851): „Der Verſtoßene", von Heinrich Smidt; „Der Salzdirektor", von W. Alexis und G. zu Putlitz; „Ein Billet", von Ch. Birch-Pfeiffer; „Adelheid von Burgund", von E. Raupach. — Der einunddreißigſte Jahrgang (für 1852) bringt: „Jakobine von Holland", von E. Raupach; „Mazarin", von Ch. Birch-Pfeiffer; „Eine Frau, die zu ſich ſelbſt kommt", von G. zu Putlitz; „Bruder Kain", von H. Smidt; „Czaar Peter und der Drechsler", von F. W. Gubitz. Jeder Jahrgang koſtet 1 Thlr. 20 Sgr.

II.

Im Jahre 1851 ſind bei uns erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Jahr 1850.

Fortſetzung zu „Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.“

Von Karl Stein, Hofrath und Profeſſor. Preis: 6 Sgr.

Dies iſt die beſte Ueberſicht aller weltgeſchichtlichen Begebenheiten und für die Geſchichte unſerer Zeit am vollſtändigſten. Das ganze, zu der immer nothwendiger werdenden Kenntniß des Zuſammenhanges der Tages-Ereigniſſe höchſt nützliche, für den angedeuteten Zweck unentbehrliche Werk koſtet jetzt (zuſammengenommen) 3 Thlr. 6 Sgr. Doch iſt auch jede Abtheilung getrennt zu haben:

Erſte Abtheilung. „Von den älteſten Zeiten bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution.“ 15 Sgr.

Zweite Abtheilung. „Von der erſten franzöſiſchen Revolution bis auf die Juli-Revolution 1830.“ 20 Sgr.

Dritte Abtheilung. „Von der Juli-Revolution bis auf unſre Zeit.“ (Die Jahre 1831 bis 1850.) 2 Thlr. 15 Sgr.

Geſchichte Friedrich's des Groſsen. Volksbuch von Fr. Becker.

(Mit dem Standbilde Friedrich's von Rauch und (elf) anderen Holzſchnitten.) Preis: 12½ Sgr.

Es ſind zehen Bogen, aus denen ſich nach gewöhnlichem Druck leicht hätten mehr als zwanzig machen laſſen. Wir wollten aber durch möglichſte Wohlfeilheit für Verbreitung eines Buches ſorgen, in welchem die Leſer nach allen Seiten hin eben ſo viel finden als in mehrbändigen Werken über Friedrich den Großen; wie ſehr es aber der weiteſten Verbreitung werth iſt, das bezeugt ſchon der eine — und jetzt höchſt ſeltene — Erfolg, daß die Zeitungen aller Parteien im Lobe deſſelben übereinſtimmen.

Bilder aus der Geſchichte.

I.

Friedrich der Große. Anekdoten und Charakterzüge.

(Bisher ungedruckt.)

Mit dem Facſimile der Unterſchrift und eines Schlachtplans des großen Königs.)

II.

Ueber die franzöſiſche Revolution.

III.

Berlin im Jahre 1807.

Vom Verfaſſer der Schrift: „Die Polen. Ein Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Volkes aus den Erinnerungen eines alten Juſtizbeamten.“

Preis: 15 Sgr.

Dies Büchlein wird ſchon anziehend ſeyn durch die bisher ungedruckten Anekdoten aus dem Leben Friedrich's des Großen. Sie verbreiten ſich über ſeine Thätigkeit im Kriege und Frieden, ſo wie über ſeine Gewohnheiten und Umgebungen im häuslichen Verkehr. — Und dieſe Mittheilungen waren bisher ungedruckt! — Aber auch die Anſichten „über die franzöſiſche Revolution“ und die Schilderung von „Berlin im Jahre 1807“ (während der Beſetzung und Verwaltung durch die Franzoſen) werden Vielen gefallen durch die unbefangene Wahrheitsliebe und Parteiloſigkeit des Verfaſſers.

Drei Schauſpiele von Anton Gubitz.

I. Kaiſer Heinrich und ſeine Söhne. II. Sophonisbe.
III. John der Ziegler. Preis: 1 Thlr.

Dieſe Schauſpiele wurden ſchon in mehreren Zeitſchriften lebhaft beſprochen und der Aufmerkſamkeit empfohlen; auch hatte namentlich „John der Ziegler“ bereits Abenteuer, die noch geheimnißvoll ſind, es aber nicht bleiben werden.

Die Mennoniten.

Wahre Begebenheit, erzählt von A. v. Möller.
(Verf. von „Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Worthalten“ und „Der Schatzgräber.“ Siehe: „Neue Volksbücher. Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von C. Rienitz.“) Preis: 15 Sgr.

Dieſe auf Wirklichkeit gegründete Erzählung, deren Abdruck früher Hinderniſſe fand, wird jetzt um ſo mehr Theilnahme erregen, da die Verhältniſſe der Mennoniten zu dem Staatsverbande eben wieder zur Beſprechung kommen ſollen. Aber auch an ſich haben die in dem Werkchen berührten geſchichtlichen Ereigniſſe, die uns an eine durch Noth und Elend, Muth und Aufopferung errungene herrliche Siegeszeit der Deutſchen, ſo wie an die edle Menſchenliebe Friedrich Wilhelm des Dritten erinnern, einen mächtigen Reiz, ſo daß ein tiefer Eindruck bei keinem Leſer ausbleiben kann und wird.

Friedrich der Groſse

als Begründer von Familienglück.

Wahre Begebenheit in ſieben Novellen von Fr. Bertram, C. Karoli und A. v. Sartorius.
Zweite Auflage. Preis: 1⅓ Thlr.

Wer den großen König Friedrich in höchſt anſprechender Weiſe auch in ſeiner allgemein menſchlichen Gemüthlichkeit will kennen lernen, dem ſind gewiß dieſe aus Familien-Papieren entſtandenen, alſo thatſächlich begründeten Erzählungen willkommen.

Volks-Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.
Ausgabe für Leihbibliotheken, Leſehallen, Leſevereine und Familienkreiſe.
Dritter Band. Preis: 22½ Sgr.

Dieſer Band enthält acht Erzählungen, ſechzehn ſatiriſche und humoriſtiſche Streifzüge, elf Lebens- und Volks-Schilderungen, acht Zeitbilder, dreiundzwanzig Ernſt- und Scherz-Mannigfaltigkeiten. Von den beiden erſten Bänden (jeder zu 22½ Sgr.) iſt nur noch eine geringe Anzahl von Exemplaren vorhanden und man kann ſie durch dieſelbe Buchhandlung erhalten, welche dieſen dritten Band liefert.

Geſchichte vom braven Kasperl und ſchönen Annerl.

Von Clemens Brentano.

Zweite Auflage. Preis: 10 Sgr.

Dies Büchlein hat allmälig in der Leſewelt immer mehr Anziehungskraft erwieſen, und ſie wird ihre Macht gewiß noch erweitern.

Neulichſt haben wir verſandt: „Entwurf über die Bildung der Erde, oder: Der Erdenraum in ſeinem Werden, von ſeinem Hervorgehen bis zu ſeiner Vollendung. Von A. v. Plehwe.“ (1½ Thlr.) — „Ueber die Erziehung und den Unterricht der Blinden. Von J. F. Hienzſch, Director der Königl. Blinden-Anſtalt zu Berlin.“ Zum Beſten einer zu gründenden Anſtalt für erwachſene Blinde. (15 Sgr.)

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

In allen Buch- und Musikhandlungen ist zu haben:

Wohlfeilste (Stereotyp-) Ausgabe

beliebtester klassischer

Opern und Oratorien

in vollständigen Clavier-Auszügen mit Text

von Mozart, Beethoven, Gluck, Haydn, Graun, Bellini etc. z. B. Don Juan 25 Sgr., die Zauberflöte 20 Sgr., Fidelio 25 Sgr. etc.

Berlin. **Leo's Verlagshandlung.**

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Neue leicht faßliche Methode zur Selbſterlernung der **Damen-Schneiderkunſt.** Mit 6 Tafeln verſchiedener Modelle in natürlicher Größe von R. Berkowitz, Damenkleidermacher und Lehrer in Berlin. Brochirt 1 Thlr. elegant gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Unfehlbare Heilung der nervöſen, rheumatiſchen und gichtiſchen Uebel, der Schwerhörigkeit, Augenſchwäche, Krämpfe, Geſicht- und Zahnſchmerzen u. ſ. w. durch Magneto-Electricität. Von Dr. Aug. Pauli. Zweite Auflage. 10 Sgr.

Neues praktiſches Handbuch für **Brennerei- und Brauerei-Beſitzer,** Deſtillateure, Eſſig- und Liqueurfabrikanten ſowie für jeden Geſchäftsmann. Von F. Hinrichs, Brennerei-Beſitzer. Dritte Auflage. 15 Sgr.

Neues Berliner Möbel-Magazin. Eine Sammlung von Originalzeichnungen, nebſt Details in größerem Maßſtabe und erläuterndem Text für Tiſchler, Bildhauer und Vergolder. Erſte Lieferung (6 Blatt) 15 Sgr.

Unſere vortrefflichen Jugendſchriften von G. Nieritz (deſſen „Neue Volksbücher“, neun Bändchen, jedes zu 5 Sgr. ebenfalls die lebhafteſte Theilnahme der Familien verdienen), A. v. Möller, A. Koch, Fr. Bertram, J. Satori, A. Kühn und M. Oſten ſind einer weiteren Anerkennung werth, und werther als manches Andere, was durch dienſtwillige Anpreiſungen in Gunſt gebracht wurde. Die Jugendſchriften der Obengenannten könnte man ſich doch wenigſtens zur Anſicht und Prüfung von den Buchhandlungen fordern, und wir werden dafür ſorgen, daß ſie gegen die Weihnachtszeit hin überall vorgelegt werden können, während ſie übrigens fortwährend durch jede Buchhandlung zu beziehen ſind.

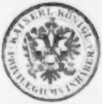
Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

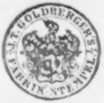
Die Goldberger'ſchen Ketten

können auf's Neue als das beſtvorhandene Mittel zur gründlichen Abhülfe und Beſeitigung rheumatiſcher, gichtiſcher und nervöſer Leiden aller Art gewiſſenhaft angerathen werden, und iſt dieſe ihre heilkräftige Wirkſamkeit garantirt durch jahrelange Erfahrung und durch fortwährende Beweiſe.

Eine weitere Bürgſchaft für die wahre Nützlichkeit für die Goldberger'ſchen Ketten bietet nächſt ihrer täglich wachſenden Verbreitung in faſt allen Ländern der Welt die ausgezeichnete Anerkennung, welche ſie von ſo vielen Seiten finden. So ſind ſie patronisirt von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Oeſterreich, conceſſionirt von den Königl. Miniſterien der Medicinal-Angelegenheiten in Preußen und Bayern, geprüft von der Mediciniſchen Facultät in Wien, von den Sanitäts-Behörden der meiſten Länder Europa's und von vielen Hundert geachteten Aerzten und Phyſikern, und empfohlen von vielen Tauſend lebenden Zeugen in jedem Lande. Es conſtatirt nur allein der in meinen ſämmtlichen Depots zur unentgeltlichen Durchſicht vorräthige „Goldberger'ſche dritte Jahresbericht“ (Berlin 1851, elftehalb Bogen groß Lexicon-Format, in farbigem Umſchlage, geheftet) durch beſondere amtlich beglaubigte Atteſtate 1873, wörtlich: Ein Tauſend acht Hundert dreiundſiebenzig Heilungen, welche in den ſpeciell angegebenen Krankheitsfällen (Geſichts-, Hals- und Zahnſchmerzen, Kopf-, Hand-, Knie- und Fußgicht, Augenfluß, Ohrenſtechen, Harthörigkeit, Sauſen in den Ohren, Nervenziehen, Bruſt-, Rücken- und Lendenweh, Gliederreißen, Lähmungen, Herzklopfen, Schlafloſigkeit u. ſ. w.) durch die Anwendung meiner Ketten erzielt worden ſind. Dieſe Sammlung mit der als Einleitung für gebildete Nichtärzte vorgedruckten Abhandlung: „Die Heilmittel des Arzeneiſchatzes gegen rheumatiſche, gichtiſche und nervöſe Uebel aller Art mit Beziehung auf die Goldberger'ſchen galv.-electriſchen Ketten“ vom Königl. Sanitäts-Rath Dr. Moritz Strahl verdient gewiß um ſo mehr die vollſte Aufmerkſamkeit der Leidenden, als ihnen einerſeits dadurch manch' beherzigenswerther Fingerzeig gegeben wird, ſowie es ihnen aber andererſeits auch eine troſtreiche Beruhigung gewähren muß, zu ſehen, wie ſo Viele ihrer Leidensgefährten von ihren oft jahrelangen Krankheiten durch dieſes Mittel ſchnell und gänzlich geneſen ſind.

Goldberger's Ketten werden in ihrer urſprünglichen, bisher noch nicht übertroffenen Form und Zuſammenſtellung zu den bekannten feſtgeſtellten Fabrikpreiſen (Stück mit Gebrauchs-Anweiſung 1 Thlr., ſtärkere zu anderthalb Thlr., in doppelter Conſtruction gegen veraltete Uebel anzuwenden, zu 2 u. 3 Thlr.) verkauft; es dürfte jedoch hierbei, gegenüber den zahlloſen Nachbildungen und Verfälſchungen meiner Ketten, nicht überflüſſig ſein, wiederholt auf die Verpackungsart derſelben aufmerkſam zu machen. Es befindet ſich nämlich jede echte Goldberger'ſche Kette in einem länglichen Käſtchen, deſſen ſchwarze Enveloppe auf der Vorderſeite meinen Namen „J. T. Goldberger“, und auf der Rückſeite die beiden nebenſtehenden Wappen, den k. k. öſterreich. Adler und den Goldberger'ſchen Fabrikſtempel, in Golddruck trägt.





Gegen Schreibkrampf, Zittern und Schwäche in den Händen, wie auch zur Stärkung und Kräftigung der Finger- und Handmuskeln werden ferner ſeit Jahr und Tag als ihrem Zwecke vollkommen angewandt

Goldberger's thermo-electrische Fingerringe,

die in allen Größen vorräthig ſind und beim Gebrauche keinerlei Unbequemlichkeiten verurſachen. — Gegen Kopfleiden aller Art werden auch

Goldberger's ächte Ohren-Magnete

als ein ſchnelles und wirkungsvolles Heilmittel mit vielem Nutzen gebraucht.

☞ In jeder größeren Provinzial- und Hauptſtadt befindet ſich je nur eine, durch die betreffenden Lokal-Blätter öffentlich bekannt gegebene Niederlage meiner ächten Erzeugniſſe; man kann ſich jedoch auch direct, unter Beifügung des Betrages, an das hieſige Haupt-Verſchleiß- und Verſendungs-Comptoir meiner Fabrikate, Spandauerſtraße Nr. 72, wenden, und werden desfallſige Aufträge pünktlich ausgeführt werden.

J. T. Goldberger in Berlin, vormals in Tarnowitz.

Kaiſerl. Königl. Oeſterr. privilegirte und Königl. Preußiſch und Königl. Bayriſch
conceſſionirte Fabrik von electro-magnetiſchen Apparaten.

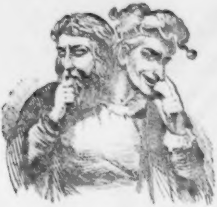
Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Deutſcher
Volks-Kalender
1853.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt

Neunzehnter Jahrgang.



Gewiß, an Wiſſen wird mit jeder Stunde
Gar viel geerndtet und in's Hirn geſcharrt,
Doch fehlet leider jede ſich're Kunde,
Ob unſ're Zeit dadurch vernünft'ger ward.
Man forſchte ſorgſam in der Weltgeſchichte,
Der Weiſe dachte oft ſich dumpf und ſtumpf,
Und fand dann wohl, weil er ſo fern vom Lichte,
Auch ſeinen Kopf auf eines Thoren Rumpf.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

1853.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.	○ Der volle Mond.
☽ Das erſte Viertel.	☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1853ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius . . .	das 5802 te.
Seit Chriſti Tode . . .	— 1820 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems . . .	— 1780 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders .	— 1898 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders .	— 272 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 154 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 473 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 413 —
Seit Entdeckung der neuen Welt.	— 362 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 244 —
Seit Erfindung der Pendeluhren .	— 196 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 153 —
Seit Einführung der Schutzblattern.	— 58 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 59 —
Seit Antritt ſeiner Regierung . . .	— 14 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ❁ bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Jänner 1853

Alter. Dezember 1852

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Sonn.	1 **Neujahr**	♍	☿ iſt zur Zeit der weſtl. Aus-	20 Julius

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	2 n. **Neujahr**	♎	🌗 10. 22′ N. Odilo. weich.	21 4. **Advent**
Mont.	3 Genoveſa	♎	am 10. Jan. nur ¼ St.	22 Greg. Sp.
Dienſt.	4 Titus	♏	am Morgenhimmel ſichtbar.	23 Dagobert
Mittw.	5 Eduard	♏	♀ iſt Anfangs d. Mon. etwa	24 Adam Eva
Donn.	6 **H. 3K. Ep.**	♐	☾ Erdn. 2 St., am Ende nur	25 **H. Chriſtt.**
Freit.	7 Reinold	♐	noch ¾ St. als Morgenſtern	26 **Stephan**
Sonn.	8 Gudula	♑	☾☋. ſichtbar. ♂, der zur Zu-	27 **Joh. Ev.**

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	9 1. n. **Ep.**	♑	🌑 4. 21′ N. Julian. ſam-	28 n. **Chriſtt.**
Mont.	10 Paul Einſ.	♒	☿ größte weſtl. Ausw.	29 Thom. C.
Dienſt.	11 Hygin	♒	menkunft mit der Sonne geht,	30 David
Mittw.	12 Ernſt	♒	♄ rechtl. bleibt in der Däm-	31 Sylveſter
Donn.	13 Hilarius	♓	♅ rechtl. merung verborgen.	1 **J. 1853. N.**
Freit.	14 Felix	♓	♃ ſteht im Anfange d. Jah-	2 Odilo
Sonn.	15 Maurus	♈	res am Morgenhimmel und	3 Genoveſa

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	16 2. n. **Ep.**	♈	Marcellus. bleibt 1 Stunde	4 n. **Neujahr**
Mont.	17 Anton	♉	🌓 5. 57′ V. lang ſichtbar,	5 Eduard
Dienſt.	18 **Krön. T.**	♉	Priſca. ☾ Erdf. ♂ in ♒.	6 **H. 3K. Ep.**
Mittw.	19 Marius	♉	am Ende des Mnts. wird er	7 Reinold
Donn.	20 Fab. Seb.	♊	2 St. vor Anf. der Dämmer.	8 Gudula
Freit.	21 Agnes	♊	aufgehen. ♄ iſt in der Mitte	9 Julian
Sonn.	22 Vincenz	♋	☾☊. d. Mon. um 7 U. Abds.	10 Paul Einſ.

5. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	23 **Septuageſ.**	♋	Mar. Vermäl. im Süden	11 1. n. **Ep.**
Mont.	24 Bertram	♋	aufzufinden, und geht Anf.	12 Ernſt
Dienſt.	25 Pauli Bek.	♌	🌕 6. 10′ V. gleich nach 3	13 Hilarius
Mittw.	26 Polykarp	♌	♂☌☉. Uhr, am Ende	14 Felix
Donn.	27 Chryſoſt.	♍	gleich nach 1 U. Morg. unter.	15 Maurus
Freit.	28 Karl d. Gr.	♍	♅ ſteht am Anf. d. Mon. um	16 Marcellus
Sonn.	29 Franz Sal.	♎	7¼ U. Abds. im Süden, wird	17 Anton

6. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	30 **Sexageſ.**	♎	Adelgunde. am Ende noch	18 2. n. **Ep.**
Mont.	31 Lud. Alb.	♏	am Weſthimmel ſichtbar ſein.	19 Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 2. Januar nach 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonntag den 9. Januar nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Montag den 17. Januar kurz vor 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 25. Januar gegen 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 37	7 54	4 31	15 23

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T
Abds. 10 54	[illegible]	1
Morg.		2
12 13		3
1 24		4
2 56		5
4 20		6
5 43		7
6 59		8
8 6	Abds.	9
	5 2	10
[illegible]	6 18	11
	7 34	12
	8 48	13
	9 58	14
	11 7	15
	Morg.	16
	12 14	17
	1 21	18
	2 27	19
	3 31	20
	4 41	21
	5 45	22
	6 44	23
Abds.	7 45	24
4 49	8 48	25
6 5		26
7 24	[illegible]	27
8 43		28
10 2		29
11 22		30
Morg.		31

Jahres-Inhalt.

Was dieſes Jahr an Freuden wird gewähren,
Wie oft es ſtreng gebieten wird: Entbehren,
Wie oft ſich Freude wird in Leid verkehren,
Das weiß kein Menſch gewiß.
Doch daß ein Gott mit ew'ger Milde waltet,
Vertrau'n und Muth und Liebe nie erkaltet,
Und echtem Geiſt die Jugend nie veraltet,
Das wiſſen wir gewiß!

Verfänglicher Druckfehler.

Zur Zeit, als Napoleon, der bekanntlich ſeine kriegeriſche Laufbahn als Artilleriſt begann, auf der Höhe ſeiner Gewaltherrſchaft ſtand, las man bei dem Abdruck eines Schlachtberichts: „Ein eben angekommener Artillerie-Despot war von der furchtbarſten Wirkung.“ Im nächſten Blatte ſtand aber: „ſtatt Despot muß es heißen Depot.“

Der Beſcheid.

Zu einem Bummler, der im Verdacht ſtand, das ſiebente Gebot vergeſſen zu haben, wurde ein Polizeidiener geſchickt, der aber mehrmals vergeblich ſpähte. Verdrießlich fragte der Polizeidiener überall im Hauſe, erhielt aber keinen Beſcheid, bis ein Dienſtmädchen ihm ſagte: „Ach, den finden Sie nicht, der wohnt nicht zu Hauſe!“

Jahres-Weiſſagungen.

Das Jahr 1853 wird kein Schalt- aber ein Scheltjahr ſeyn, denn überall wird es viel Schelte geben und die Geſcholtenen werden oft zu den Unbeſcholtenen gehören. — Man wird ſich gleich am erſten Tage vollauf Glück wünſchen und dann darüber klagen, daß nur in den Wünſchen Glück zu finden iſt. — Täglich wird man ſich mit „Guten Tag“ grüßen und ſich gegenſeitig ſchlimme Tage bereiten. — Verſchiedene Wünſche werden ihr Gegentheil erhalten von Vielen, die ſich glücklich ſchätzen können, wenn das Gegentheil eintrifft. — Man wird Manchen ein Gewitter wünſchen, um aus dem Ungewiſſen heraus zu kommen. — Man wird allgemein ſagen

Februar 1843

Alter Januar

Dienſt.	1 Brigitta	♏	☾ 6. 29' V. ☿, der zur obe-	20 Fab. Seb.
Mittw.	2 **Mar. R. L.**	♏	☾ Erdn. ren Conjunc-	21 Agnes
Donn.	3 Blaſius	♐	tion mit d. ☉ geht, iſt in dieſ.	22 Vincenz
Freit.	4 Veronica	♐	☾☋. M. nicht ſichtb. ♀ iſt am	23 Mar. Ver.
Sonn.	5 Agatha	♑	Anf. dieſes Mon. noch über	24 Bertram

7. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	6 **Eſtomihi**	♑	Dorothea. ½ St. am Mor-	25 3. n. Ep.
Mont.	7 Rembertus	♒	genhimmel ſichtbar, ver-	26 Polykarp
Dienſt.	8 Faſtnacht	♒	● 6. 2' V. Ancharius.	27 Chryſoſt.
Mittw.	9 Aſchermit.	♓	Apollonia. ſchwindet	28 Karl d. Gr.
Donn.	10 Scholaſtika	♓	aber am Ende völlig in der	29 Franz S.
Freit.	11 Deſiderius	♈	Morgendämmer. ♂, der von	30 Adelgunde
Sonn.	12 Eulalia	♈	der Zuſammenk. mit d. Sonne	31 Lud. Alb

8. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	13 1. **Invoc.**	♈	Gilbert. herkommt, bleibt in	1 Febr. 4. Ep.
Mont.	14 Valentin	♉	dieſem Monat in d. Abend-	2 **Mar. R. L.**
Dienſt.	15 Fauſtin	♉	☾ Erdf. dämmer. verborgen.	3 Blaſius
Mittw.	16 **Quat.** †	♊	☽ 3. 39' V. Juliane. ♃	4 Veronica
Donn.	17 Benignus	♊	geht immer früher auf,	5 Agatha
Freit.	18 Simeon †	♊	☾☊. im Anf. um 4½ U., am	6 Dorothea
Sonn.	19 Leontius †	♋	Ende des Monats um 3 Uhr.	7 Rembertus

9. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	20 2. **Remin.**	♋	Eucharius. ♄ ſteht bei dem	8 5. n. Ep.
Mont.	21 Felix B.	♌	Beginn der Abenddämm. am	9 Apollonia
Dienſt.	22 Pet. Stblf.	♌	Weſthimmel und geht Anf.	10 Scholaſt.
Mittw.	23 Serenus	♍	○ 7. 52' M. gleich nach 1 U.,	11 Deſiderius
Donn.	24 Matth. Ap.	♍	am Ende um halb 12 U.	12 Eulalia
Freit.	25 Mechthild.	♍	Nachts unter. ♅ iſt am Weſt-	13 Gilbert
Sonn.	26 Neſtor	♎	☿ Ob. ☌ ☉. ♂ in ♓. himm.	14 Valentin

10. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	27 3. **Oculi**	♎	Juſtus. ☾ Erdn. aufzuſuchen,	15 **Septuageſ.**
Mont.	28 Romanus	♏	wo er mehrere St. ſichtbar iſt.	16 Juliane

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 1. Februar um halb 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 8. Februar gleich nach 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Mittwoch den 16. Februar gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 23. Februar gegen 8 Uhr Abends der volle Mond.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	11 M.	7 Uhr	39 M.	4 Uhr	50 M.	14 St.	49 M.
11	9	45	7	23	5	8	14	15
21	10	22	7	4	5	26	13	38

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unterg. U.	☾ Unterg. M.	T.
Morg. 12	43	[illegible]		1
2	5	[illegible]		2
3	26	[illegible]		3
4	41	[illegible]		4
5	52	[illegible]		5
6	48			6
7	31	Abds.		7
8	4	5	11	8
		6	26	9
		7	39	10
		8	50	11
		9	58	12
[illegible]		11	5	13
[illegible]		Morg.		14
[illegible]		12	13	15
[illegible]		1	20	16
[illegible]		2	26	17
[illegible]		3	31	18
[illegible]		4	32	19
		5	25	20
		6	11	21
		6	47	22
Abds.		7	17	23
6	23			24
7	45			25
9	8	[illegible]		26
10	34	[illegible]		27
11	54			28

Vorſchlag.

Ein Mann von der franzöſiſchen Gemeinde zu Berlin wollte ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen. Das Conſiſtorium verſuchte die Sühne und redete dem Manne lange zu, ſich mit ſeiner jungen, hübſchen und dem Anſchein nach ſanften Frau wieder zu vertragen. Endlich riß dem Franzoſen die Geduld und er brach in die Worte aus: „Conſiſtorius, findeſt Du an ihr, was Du lobſt, nimm Du ſie!“

Guter Rath.

Biſt du mit dir allein,
So ſchau' in dich hinein;
Doch biſt du nicht zuhaus,
So geh' aus dir heraus.

Möglich!.

Zu einem Patienten, dem es zur Gewohnheit geworden war, durch mediciniſche Hülfsbücher ſich ſelbſt heilen zu wollen, ſagte der Dr. Herz: „Nehmen Sie ſich in Acht, Sie ſterben einmal an einem Druckfehler!“

Glaub's nur!

Gebricht dir Glück und inn're Ruh',
Zu rechter Hülfe fehlſt dann — Du!

„Wohl geruht zu haben!“ und ſich doch keine Ruhe gönnen. — Es werden mehr Miſſethaten geahnet als geahndet werden. — Die Politiker werden politiſiren über das Unpolitiſche der Politik. — Die Juriſten werden ſich gemächlich und behaglich ſtreiten über die Streitigkeiten der Streitſüchtigen. — Die Aerzte werden, zum Heil ihres eigenen Lebens, viel Heil- und Gnadenkraut verſchreiben, aber auch wenn ſie ſich nicht verſchrieben, wird der Tod wenig Gnade zeigen. — Es wird faſt kein Gläubiger der Klage über ſeinen Unglauben entgehen bei ſeinen Schuldnern. — Die nackte Wahrheit wird beſonders Denen zuwider ſeyn, die mit Modekram Handel und Verkehr treiben. — Die beliebteſten und haltbarſten Modefarben werden ſeyn Schwarz auf Weiß. — Die Variationen auf der G-Saite werden ſehr leicht gangbar, aber einſeitig ſeyn, ſo daß Viele ihr Geigons bald auf der

März 1843.

Alter. **Februar**

Dienst.	1	Swibertus	♏	☿ ist zur Zeit der grösst. östl.	17	Benignus
Mittw.	2	**Mittfasten**	♐	🌗 2. 8′ N. Simplicius.	18	Simeon
Donn.	3	Kunigunde	♐	☾☋. Ausweich. am 23.	19	Leontius
Freit.	4	Casimir	♑	März ziemlich gut aufzu-	20	Eucharius
Sonn.	5	Friedrich	♑	finden und bleibt etwas über	21	Felix B.

11. Jesus speiset 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	6	4. **Lätare**	♒	Perpetua. ¾ St. als Abend-	22	**Sexages.**
Mont.	7	Thom. v. A.	♒	stern sichtbar. ♀ bleibt den	23	Serenus
Dienst.	8	Joh. de Deo	♓	ganzen Monat hindurch in	24	Matth. Ap.
Mittw.	9	Franziska	♓	🌑 8. 47′ N. der Morgen-	25	Mechthild.
Donn.	10	40 Märt.	♓	dämmerung verborgen.	26	Nestor
Freit.	11	Rosina	♈	♂ wird auch in diesem Mon.	27	Justus
Sonn.	12	Gregor	♈	noch ganz von der Morgen-	28	Romanus

12. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	13	5. **Judica**	♉	Ernst. dämmerung verdeckt.	1	**März. Est.**
Mont.	14	Mathilde	♉	♃ geht am Anf. des Monats	2	Simplicius
Dienst.	15	Longin	♉	☾ Erdf. um 3 Uhr auf, am	3	Fastnacht
Mittw.	16	Heribert	♊	Ende bald nach 1 Uhr Nachts.	4	Ascherm.
Donn.	17	Gertrud	♊	☾☊. ♄, der am Westhimmel	5	Friedrich
Freit.	18	Cyrillus	♋	🌓 12. 2′ V. steht, geht im	6	Perpetua
Sonn.	19	Joseph	♋	Anfang des Monats um	7	Thom. v. A.

13. Von Christi Einzuge in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	20	6. **Palm.**	♋	Joachim. ☉ in ♈. Frühl.-	8	1. **Invoc.**
Mont.	21	Benedikt	♌	Anf., Tag u. Nacht gl. ½12	9	Franziska
Dienst.	22	Oktavian	♌	Uhr Nachts, am Ende gegen	10	40 Märt.
Mittw.	23	Otto	♍	☿ gr. östl. Ausw. 10 Uhr un-	11	**Quatemb.**
Donn.	24	**Gründonn.**	♍	Gabriel. ter, wo er nur noch	12	Gregor
Freit.	25	**Charfreit.**	♎	🌕 6. 48′ V. Mar. Verk.	13	Ernst
Sonn.	26	Ludgerus	♎	2 Stund. sichtbar bleibt.	14	Mathilde

14. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	27	**H. Osterf.**	♏	Rupertus. ☾ Erdn. ♅ ist nur	15	2. **Remin.**
Mont.	28	**Ostermont.**	♏	Felix B. noch kurze Zeit am	16	Heribert
Dienst.	29	Eustasius	♐	Westhim. zu finden, Anf. d.	17	Gertrud
Mittw.	30	Quirinus	♐	☾☋. Mon. 3 St., am Ende	18	Cyrillus
Donn.	31	Balbina	♑	🌗 10. 10′ N. Einzug in Pa- ris 1814. kaum ½ Stunde.	19	Joseph

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 2. März bald nach 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 9. März gleich nach 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond.
Freitag den 18. März gleich nach Mitternacht das erſte Viertel.
Freitag den 25. März gleich nach 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Donnerſtag den 31. März kurz vor 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 23., und ihr Purimfeſt den 24. und 25. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 52 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 8 M.
11	11 31	6 26	5 57	12 29
21	12 10	6 3	6 13	11 50

☾ Aufg. u. M.	☾ Unterg. u. M.	T.
Morg.		1
1 17	[illegible]	2
2 35		3
3 46		4
4 45		5
5 31		6
6 6		7
6 33	Abds.	8
6 55	5 22	9
	6 33	10
	7 43	11
	8 51	12
[illegible]	9 58	13
	11 6	14
	Morg.	15
	12 13	16
	1 18	17
	2 21	18
	3 17	19
	4 5	20
	4 41	21
	5 16	22
	5 42	23
Abds.	6 5	24
6 42		25
8 8	[illegible]	26
9 31		27
11 1		28
Morg.		29
12 21		30
1 41		31

Umgekehrt.

„Ein aufgefund'ner Freund“, rief Duns beim Wein,
„Iſt doch der beſte Schatz!“ — und Till fiel ein:
„In unſ'rer Zeit iſt's umgekehrt, da ſcheint
Ein aufgefund'ner Schatz der beſte Freund!“

Schelmiſcher Grund.

Ein Kaufmann überließ auf halbjährigen Credit Waare, das Stück zu vierzehn Thaler; eine Woche ſpäter erhielt ſie unter gleicher Bedingung ein Anderer, das Stück zu zwölf Thaler. Das erfuhr der erſte Käufer, kam zürnend, ſtellte den Verkäufer zur Rede und erhielt den Beſcheid: „Ei, Ihr habt beſſeren Credit, Jenem durft' ich nicht ſoviel borgen!“

Iſt's Ruhm?

Als ein Franzoſe in Deutſchland zum erſten Mal in der Komödie „Jocko“ den Affen ſpielte, ſchrieb Einer folgende Stechreime:

„Er hat ſich neue Bahn geſchaffen,
Doch ſagt die Muſe unverblümt:
Ein Affe machte ihn berühmt,
Und den berühmten Mann zum Affen.“

Geh-Seite wünſchen. — Mancher Heirathsbewerber wird bei der Wahl der Ehehälfte neumodiſch beſcheiden ſich dahin beſcheiden, daß er an einem Theil dieſer Hälfte ſchon genug hätte, nämlich an der Mitgabe. — Viele junge Männer werden Tonſur haben, die ſie nicht im Kloſter empfingen, und viele Mädchen werden den Schleier nehmen, aber nicht, um in's Kloſter zu gehen, ſondern um nach der Redoute zu fahren. — Viele Perſonen werden ſich ſtundenlang anſehen und doch keine gute Anſicht von ſich haben. — Nicht Wenige werden ein ergiebiges Nichtsthun in die Länge ziehen, um Andere den Kürzeren ziehen zu laſſen. — Luſtiges Leben wird ſich

April 1853.

Alter März.

Freit.	1	Hugo B.	♑	☿ iſt am 10. April in der un-	20	Joachim
Sonn.	2	Franz d. P.	♒	teren Zuſammenk. mit der	21	Benedikt

15. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	3	**1. Quaſ.**	♒	Richard. ☉ u. wird in dieſem	22	**3. Oculi**
Mont.	4	Iſidor B.	♒	♂ in ♈. Mon. nicht ſichtbar	23	Otto
Dienſt.	5	Vincenz	♓	ſein. ♀ bleibt in dieſ. Mon.	24	Gabriel
Mittw.	6	Sixtus P.	♓	ebenfalls in d. Morgendäm-	25	Mittf. M.V.
Donn.	7	Hermann	♈	merung verborgen. ♂ wird	26	Ludgerus
Freit.	8	Dionyſius	♈	🌑 12. 25' N. auch in dieſ.	27	Rupertus
Sonn.	9	Mar. Cl.	♉	ganzen Monate noch	28	Felix P.

16. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	10	**2. Miſ. D.**	♉	Ezech. ☿ Unt. ☌ ☉. ♃ rückg.	29	**4. Lätare**
Mont.	11	Leo d. Gr.	♉	☾ Erdf. von d. Morgendäm-	30	Quirinus
Dienſt.	12	Julius	♊	merung verdeckt. ♃ geht in	31	Balbina
Mittw.	13	Mar. v. E.	♊	☾ ☊. der Mitte dieſ. Mon.	1	**April**
Donn.	14	Tiburtius	♊	ſchon um Mitternacht auf u.	2	Franz d. P.
Freit.	15	Olympius	♋	🌓 bleibt zuletzt 4 Stunden	3	Richard
Sonn.	16	Drogo	♋	5. 14' N. lang ſichtbar.	4	Iſidor B.

17. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	17	**3. Jubil.**	♌	Rudolph. ♄ iſt in der erſten	5	**5. Judica**
Mont.	18	Eleuther.	♌	Hälfte des Monats nur noch	6	Sixtus P.
Dienſt.	19	Timotheus	♍	kurze Zeit, zuerſt 2 St. lang,	7	Hermann
Mittw.	20	**Bettag**	♍	Viktor. zuletzt 1 Stunde am	8	Dionyſius
Donn.	21	Anſelm	♎	Abendhimmel aufzufinden,	9	Maria Cl.
Freit.	22	Soter	♎	🌕 er nähert ſich der Sonne	10	Ezechiel
Sonn.	23	Georg	♏	3. 40' M. immer mehr,	11	Leo d. Gr.

18. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	24	**4. Cantate**	♏	Albert. ☾ Erdn. verſchwin-	12	**6. Palm.**
Mont.	25	Marc. Ev.	♐	det am Ende d. Mon. in der	13	Mar. v. E.
Dienſt.	26	Ferdinand	♐	☾ ☋. Dämmer. ⛢ der Anf.	14	Tiburtius
Mittw.	27	Anaſtaſius	♑	dieſes Mon. kaum noch ½ St.	15	Olympius
Donn.	28	Vitalis	♑	am Abendhimm. ſichtbar iſt,	16	**Gründonn.**
Freit.	29	Peter v. M.	♑	🌗 ⛢ ☌ ☉. verſchwind. bald	17	**Charfreit.**
Sonn.	30	Cath. v. S.	♒	7. 18' V. in d. Abnddäm.	18	Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 8. April gegen halb 1 Uhr Mittags der neue Mond.
Sonnabend den 16. April um 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Sonnabend den 23. April gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonnabend den 30. April gleich nach 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens das letzte Viertel

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 23. 24. und 29. 30. April.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 31	5 17	6 48	10 29
21	14 9	4 55	7 4	9 51

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
2	43	Bei Tage		1
3	33			2
4	10			3
4	39			4
5	1			5
5	20			6
5	37	Abds.		7
5	52	6	38	8
		7	46	9
		8	54	10
		10	2	11
Bei Nacht		11	8	12
		Morg.		13
		12	12	14
		1	10	15
		2	0	16
		2	42	17
		3	16	18
		3	41	19
		4	7	20
		4	27	21
Abds.		4	47	22
7	2	5	7	23
8	32			24
10	1	Bei Tage		25
11	24			26
Morg.				27
12	35			28
1	32			29
2	14			30

Aus der Rede eines Morgenländers.

„Verlangſt du zu wiſſen, wie viel mehr Weisheit werth iſt denn Gold, ſo bemerke nur Folgendes: Wenn du Gold wechſelſt, bekommſt du Silber dafür, und dein Geld iſt dahin. Wenn du aber eine Gattung Weisheit gegen die andere eintauſcheſt, ſo erwirbſt du neue Kenntniß und behältſt doch zugleich, was du hatteſt.

Der ſchleichende Schmeichler.

In alle Farben kann, ihr müßt's geſteh'n,
Er ſchnell, wie ein Chamäleon, ſich kleiden!
„In alle? Nein, laßt uns das Lügen meiden,
Erröthen konnt' ihn wohl noch Niemand ſeh'n.“

Hülfsmittel zum Buchſtabiren.

Ein nach anderem Orte verſetzter ſehr pünktlicher Staatsdiener gab ſeinem wiederholten Erſuchen um Auszahlung der Umzugskoſten folgende Ueberſchrift:

„Umzugskoſtenbeitragsausbezahlungsdekretsbeſchleunigungsbittserinnerungswiederholungsgeſuch.“

Vom Zeitwechſel.

Trau' anderen Zeiten nicht allzu bald,
Denn auch die neuen ſind heiß und kalt.

Manchen ſchwerlich beſchwerlich, ihr Beiſpiel aber Andere leicht leichtſinnig machen. — Mehrere Streitſüchtige werden erfahren, daß durch das Rathhaus oder Hausrath verloren geht. — Es wird Manchem einleuchten, daß ein Haſe mehr werth iſt als ein Haſenfuß. — Viele Nicht-Advokaten werden ſich dadurch als ſchlaue Advokaten bewähren, daß ſie täglich den Prozeß gegen ihr Gewiſſen gewinnen. — Viele werden beſonders reiflich nachdenken über Alles, was dahin führt, daß nichts geſchehe und man dennoch auf Alles hofft. — Allerlei Leute werden Rheinwein trinken, ohne ſich und Andern reinen Wein einzuſchenken, und trotz des Spruches: im Wein iſt Wahrheit, wird immer mehr Wein als Wahrheit

Mai 1853

Alter. April.

19. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	1 **5. Rogate**	♒	Phil. Jak. ☿ kommt auch in	19 **H. Oſterf.**
Mont.	2 Athanaſius	♓	der gröſst. weſtl. Ausweich.	20 **Oſtermont.**
Dienſt.	3 †Erfindung	♓	am 8. Mai nicht zum Vor-	21 **Oſterdnſt.**
Mittw.	4 Monika	♈	ſchein. ♀ kommt am 13. Mai	22 Soter
Donn.	5 **Him. Chr.**	♈	Pius V. in die obere Zuſam-	23 Georg
Freit.	6 Joh. v. d. Pf.	♈	menk. mit der Sonne u. wird	24 Albert
Sonn.	7 Stanislaus	♉	Abendſtern, iſt aber immer	25 Marc. Ev.

20. Von der Verheiſsung des heiligen Geiſtes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	8 **6. Exaudi**	♉	● 4. 34′ V. Mich. Erſch. ☿	26 **1. Quaſ.**
Mont.	9 Gregor N.	♊	☾ Erdf. gr. weſtl. Ausw.	27 Anaſtaſius
Dienſt.	10 Gordian	♊	☾☊. noch in der Dämmerung	28 Vitalis
Mittw.	11 Beatrix	♊	dem bloſsen Auge nicht ſicht-	29 Petr. v. M.
Donn.	12 Pankrat.	♋	♄☌☉. bar. ♂ bleibt fort-	30 Cath. v. S.
Freit.	13 Servatius	♋	♀ Ob. ☌☉. ♂ in ♉. währ.	1 **Mai.**
Sonn.	14 Chriſtian	♌	von der Morgendämm. ver-	2 Athanaſius

21. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	15 **Pfingſtfeſt**	♌	Sophia. deckt. ♃ fängt in	3 **2. Miſ. D.**
Mont.	16 **Pfingſtm.**	♌	☽ 6. 25′ V. Joh. v. N.	4 Monica
Dienſt.	17 Jodokus	♍	dieſ. Mon. an ſchon vor	5 Pius V.
Mittw.	18 **Quat.** †	♍	Liborius. dem Beginn der	6 Joh. v. d. P.
Donn.	19 Prudent.	♎	Dämmer. im Süden ſichtbar	7 Stanislaus
Freit.	20 Baſilla †	♎	zu werden; am Ende des	8 Mich. Erſch.
Sonn.	21 Conſt. †	♏	Mon., wo er um 9 U. Abds.	9 Gregor N.

22. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	22 **Trinitatis**	♏	○ 12. 20′ N. Julian. ☾	10 **3. Jubil.**
Mont.	23 Deſiderius	♐	Erdn. aufgeht, bleibt	11 Beatrix
Dienſt.	24 Johanna	♐	☾☋. er länger als 5 Stund.	12 Pankrat.
Mittw.	25 Urban	♑	ſichtb. ♄, der am 12. Mai in	13 Servatius
Donn.	26 **Frohnl.**	♑	Philipp N. ☌ mit d. ☉ war,	14 Chriſtian
Freit.	27 Luciana	♒	kommt in d. Mon. nicht zum	15 Sophia
Sonn.	28 Wilhelm	♒	Vorſchein. ♅ bleibt ebenf. in	16 Joh. v. N.

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	29 **1. n. Trin.**	♓	☾ 6. 7′ N. Maximin. dieſ.	17 **4. Cantate**
Mont.	30 Felix P.	♓	Mon. für das unbewaffn.	18 Liberius
Dienſt.	31 Petronella	♈	Auge in der Dämm. verborg.	19 Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 8. Mai gleich nach halb 5 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 16. Mai gegen halb 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 22. Mai bald nach 1 Viertel auf 12 Uhr Nachts der volle Mond.
Sonntag den 29. Mai bald nach 6 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 26. Mai.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	44 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	20 M.	9 St.	16 M.
11	15	16	4	18	7	35	8	44
21	15	45	4	4	7	49	8	15

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
2	45			1
3	8	Bei Tage		2
3	28			3
3	45			4
4	0			5
4	15			6
4	31			7
		Abds.		—
4	49	7	52	8
		8	59	9
		10	4	10
		11	5	11
Bei Tage		11	58	12
		Morg.		13
		12	42	14
				—
		1	18	15
		1	47	16
		2	10	17
		2	31	18
		2	50	19
		3	9	20
		3	29	21
Abds.				—
7	26	3	53	22
8	55			23
10	15	Bei Tage		24
11	21			25
Morg.				26
12	11			27
12	48			28
				—
1	14			29
1	35			30
1	53			31

Grimm.

Den leuchtenden Johanniswurm
Beſpritzet mit dem gift'gen Geifer
Aus ihrem Loch im finſtern Thurm
Die Kröte mit ſatan'ſchem Eifer.
„Ach", ſprach der Wurm, „was that ich dir?
Dein Gift, es raubt das Leben mir!" —
„Was du mir thuſt, das merkſt du nicht?
Ich will die Nacht, du willſt das Licht!"

Handels-Wetteifer.

In Berlin wird von Straßenjungen ein Maikäfer-Handel und mit demſelben zuweilen Gelegenheits-Reimerei betrieben. Ende April hörten wir einſt ausrufen: „Maikäfer ohne Tadel, das Stück für eine Nadel!" — wenige Tage ſpäter, da die „Concurrenz" den Preis minderte, hieß es: „Maikäfer! Käufer, kommt herbei, für eine Nadel giebt es drei!" Dazwiſchen rief ein kecker Burſch: „Bei mir iſt niedriger der Preis, für eine Nadel dutzendweis!" und nun ſchrie ein Erboster: „Des is mich zu doll, ick laaße die meinigten fliegen!" was er auch unter großem Jubel ſämmtlicher vorhandener Straßen-Jugend ausführte.

Grabſchrift eines Schauſpielers.

Ich ſtarb mit viel Natur, ſolgt kein Applaus.
So hoff' ich doch: Gott ruft mich einſt heraus.

über die Zungen gehen. — Sehr Viele werden nach der Uhr leben, und doch nirgends recht wiſſen, was die Glocke geſchlagen hat. — Manche werden die Ehrlichkeit durch drei Buchſtaben bereichern, um ſich ſelber zu bereichern durch Begehrlichkeit. — Immer wird der Rechnungs-Abſchluß ſtimmen bei einem Tauſchhandel: man wird grade eben ſo wenig Vernunft ausgeben als einnehmen, dabei aber viel im Täuſchhandel ſchmuggeln. — Der Hausverſtand wird ohne Obdach ſeyn bei Manchem, deſſen Verſtandhaus, das Gehirn, Spuk ſtatt Geiſt beherbergt. — Die härteſten Nüſſe wird man zu knacken haben in Folge der weichlichſten Genüſſe. — Viele werden ſich einen Nagel in den Kopf ſetzen, und nun doch um ſo

Junius 1833

Alter. Mai.

Mittw.	1	Simeon	♈	☿ iſt in der Mitte des Mon.	20	Baſilla
Donn.	2	Erasmus	♈	in der oberen Zuſammenk.	21	Conſtant.
Freit.	3	Clothildis	♉	mit der Sonne und iſt **nicht**	22	Julian
Sonn.	4	Florian	♉	ſichtb. ♀ iſt **auch** in d. **Mon.**	23	Deſiderius

24. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	5	2. n. **Trin.**	♊	Bonifacius. ☾ Erdf. in der	24	**5. Rogate**
Mont.	6	Norbertus	♊	🌑 8. 30′ N. Unſ. ☉ Finſt.	25	Urban
Dienſt.	7	Robertus	♊	☾ ☊. **Dämmerung ver-**	26	Phil. N.
Mittw.	8	Medardus	♋	**borgen, da ſie von der oberen**	27	Luciana
Donn.	9	Primus	♋	**Zuſammenk. mit der ☉ her-**	28	**Him. Chr.**
Freit.	10	Maurinus	♌	**kommt. ♂ wird noch immer**	29	Maximin
Sonn.	11	Barnabas	♌	♃ ☍ ☉. **mit unbewaffnetem**	30	Felix P.

25. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	12	3. n. **Trin.**	♌	Baſilides. **Auge nicht ge-**	31	**6. Exaudi**
Mont.	13	Ant. v. P.	♍	☿ Ob. ☌ ☉. **ſehen werd. kön-**	1	Juni
Dienſt.	14	Baſilius	♍	🌓 3. 53′ N. **nen. ♃ geht**	2	Erasmus
Mittw.	15	Vitus	♎	**jetzt ſchon in der Abend-**	3	Clothildis
Donn.	16	Benno	♎	**dämmerung auf, ſteht am 16.**	4	Florian
Freit.	17	Adolph	♏	**Junium Mittern. der ☉ ge-**	5	Bonifacius
Sonn.	18	Marcellus	♏	**Schlacht bei Belle-Alliance**	6	Norbertus

26. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8

Sonnt.	19	4. n. **Trin.**	♐	Gervaſius. 1815. **genüber**	7	**Pfingſtfeſt**
Mont.	20	Silverius	♐	☾ Erdn. ☾ ☋. **im Süden und**	8	**Pfingſtm.**
Dienſt.	21	Albanus	♑	🌕 6. 38′ **V. Unſ.** ☾ F. ☉ in	9	**Pfingſtdſt.**
Mittw.	22	Albinus	♑	♋. Somm.=Anfang,	10	**Quat.**
Donn.	23	Walram	♒	♂ in ♊. längſter Tag. **glänzt**	11	Barnabas
Freit.	24	Joh. d. T.	♒	**d. ganze Nacht. ♄ kommt erſt**	12	Baſilides
Sonn.	25	Elogius	♓	**am Ende des Mon. ¼ St. am**	13	Anton v. P.

27. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	26	5. n. **Trin.**	♓	Pelagiu . **Morgenhimmel**	14	**Trinitatis**
Mont.	27	7 Schläfer	♓	**z. Vorſch. ♄ kann der hellen**	15	Vitus
Dienſt.	28	Leo P. †	♈	🌗 7. 4′ **V. Dämmer. we-**	16	Benno
Mittw.	29	**Petr. Paul**	♈	**gen am Morgenhimmel**	17	Adolph
Donn.	30	Pauli Ged.	♉	**nicht wahrgenomm. werden.**	18	**Frohnl.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 6. Junius um halb 9 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Dienſtag den 14. Junius gegen 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Dienſtag den 21. Junius nach halb 7 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondſinſterniß.

Dienſtag den 28. Junius bald nach 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 12. und 13. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 21	3 48	9 11	7 36
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
2 8		1
2 24		2
2 39		3
3 56		4
3 16	Abds.	5
3 40	7 56	6
	8 50	7
	9 55	8
	10 42	9
	11 20	10
	11 51	11
	Morg.	12
	12 15	13
	12 36	14
	12 55	15
	1 13	16
	1 32	17
	1 53	18
Abds.	2 18	19
7 46	2 51	20
9 1	3 36	21
10 0		22
10 43		23
11 15		24
11 39		25
11 58		26
Morg.		27
12 15		28
12 31		29
12 46		30

Gasconade.

Ein Gaſtwirth in Gascogne gerieth in Streit mit einem Gaſt, gab ihm eine Ohrfeige und mußte dieſem, der ihn verklagte, hundert Thaler Schadloshaltung bezahlen. Bald darauf forderte ein anderer Gascogner, der drei Wochen in dem Gaſthofe wohnte, ſeine Rechnung, der Wirth brachte ſie und hatte ſechsundfunfzig Thaler zu fordern. „Ganz wohl“, ſagte der Gaſt; „nun geben Sie mir gefälligſt eine Ohrfeige und vierundvierzig Thaler heraus.“

Einem Miſſionair.

Mann, willſt du Gutes lehren,
So ſteh'!
Doch willſt du nur bekehren,
So geh'!

Wiſst ihr's nun?

Als ein Gelehrter gefragt wurde, was eigentlich Metaphyſik ſey, antwortete er: „Ihr könnt Euch das Wort mit „Ueberſinnlichkeits-Lehre“ verdeutſchen, und ſoll ich die Sache genau darlegen, dann ſage ich: Wenn der Zuhörer nicht verſteht, was Der meint, welcher ſpricht, und Der, welcher ſpricht, ſelbſt nicht weiß, was er meint, ſo treiben Beide Metaphyſik.“

---

weniger etwas Rechtes darin feſthalten können. — Der einzige Schein, der nicht trügen wird, iſt der Kaſſenſchein, wenn nämlich der Augenſchein lehrt, daß er echt iſt. — Manche werden vor Wuth ſchäumen und doch ſchaal ſeyn. — Man wird nicht immer nur den Todten, ſondern oft ſich ſelber die Augen zudrücken, um ungeſtörter beſſeres Leben zu haben. — Bei allem Vortheilhaften werden Viele mit dem Ich anfangen und mit Sich aufhören. — Viele Frauen werden ſich im Unglück ermannen und viele Männer im Glücke weibiſch werden. — Politik

Julius 1853.

Alter. Junius.

Freit.	1 Rembold	♉	☿ bleibt auch in der gröſsten	19 Gervaſius
Sonn.	2 M. Heimſ.*	♉	☾Erdf. öſtl. Ausweich. in der	20 Silverius

28. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ev. Röm. 6.

Sonnt.	3 6. n. Trin.	♊	Hyacinth. ☉ Erdf. Abend-	21 1. n. Trin.
Mont.	4 Ulrich	♊	☾☊. dämmerung verborgen.	22 Albinus
Dienſt.	5 Anſelm	♋	♀ fängt an, im Anfange des	23 Walram
Mittw.	6 Iſaias	♋	🌑 11. 22′ V. Mon. als	24 Joh. d. T.
Donn.	7 Wilibald	♋	Abendſtern auf kurze	25 Elogius
Freit.	8 Kilian	♌	Zeit ſich zu zeigen. ♂ zeigt	26 Pelagius
Sonn.	9 Agilolph	♌	ſich jetzt Anf. keine halbe	27 7 Schläfer

29. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ev. Röm. 6.

Sonnt.	10 7. n. Trin.	♍	7 Brüder. Stunde, am Ende	28 2. n. Trin.
Mont.	11 Pius P.	♍	des Mon. faſt 2 Stund. lang	29 Petr. Paul
Dienſt.	12 Nabor	♎	am Morgenhimm. ♃, deſſen	30 Pauli Ged.
Mittw.	13 Margar.	♎	🌓 10. 43′ N. Aufgang im-	1 Juli
Donn.	14 Bonavent.	♎	mer mehr und mehr in	2 Mar. H.*
Freit.	15 Ap. Theil.	♏	die Nachmittagsſtund. fällt,	3 Hyacinth
Sonn.	16 Skap. Feſt	♏	iſt noch um 10 U. v. am Ende	4 Ulrich

30. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ev. Röm. 8.

Sonnt.	17 8. n. Trin.	♐	Alexius. ☾☋. des Monats	5 3. n. Trin.
Mont.	18 Arnold	♐	☾Erdn. noch früher im Sü-	6 Iſaias
Dienſt.	19 Arſenius	♑	den aufzufinden. ♄ wird	7 Wilibald
Mittw.	20 Elias	♑	🌕 2. 22′ N. Anfangs	8 Kilian
Donn.	21 Daniel	♒	☿ gröſste öſtliche Ausw.	9 Agilolph
Freit.	22 M. Magd.	♒	eine halbe Std., am Ende	10 7 Brüder
Sonn.	23 Apollinar	♓	Anf. d. Hundstage. 3 Std.	11 Pius P.

31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ev. 1. Cor. 10.

Sonnt.	24 9. n. Trin.	♓	Chriſtine. lang am Mor-	12 4. n. Trin.
Mont.	25 Jakob	♈	genhimmel geſehen werden	13 Margar.
Dienſt.	26 Anna	♈	können. ♅ wird wegen der	14 Bonavent.
Mittw.	27 Pantaleon	♈	🌗 10. 28′ N. hellen Däm-	15 Ap. Theil.
Donn.	28 Innocenz	♉	mer. erſt in den letzt. Ta-	16 Skap. Feſt
Freit.	29 Martha	♉	gen d. Mon. am Mrghimm.	17 Alexius
Sonn.	30 Abdon	♊	☾Erdf. ♄ in ♊. wahrgenom-	18 Arnold

32. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ev. 1. Cor. 12.

Sonnt.	31 10. n. Trin.	♊	Ign. Loj. ☾☊. men werden.	19 5. n. Trin.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. Julius nach 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags der neue Mond.
Mittwoch den 13. Julius kurz vor 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Mittwoch den 20. Julius nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Mittwoch den 27. Julius kurz vor halb 11 Uhr Nachts das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten. Tempel-Eroberung am 21. Juli.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 24 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 10	4 0	8 9	7 50
21	15 48	4 11	8 0	8 12

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg. 1 2	[illegible]	1
1 21		2
1 43		3
2 11		4
2 47	Abds.	5
3 32	8 40	6
4 28	9 21	7
	9 54	8
	10 21	9
[illegible]	10 47	10
	11 2	11
	11 19	12
	11 37	13
	11 56	14
	Morg.	15
	12 19	16
	12 47	17
Abds.	1 25	18
7 41	2 16	19
8 35	3 21	20
9 12	4 38	21
9 40		22
10 1		23
10 21	[illegible]	24
10 36		25
10 51		26
11 7		27
11 25		28
11 46		29
Morg.		30
12 12		31

Präg's dir ein!

Wenn's um dich glüht und ſtürmt,
Iſt Leichtſinn die Verpeſtung,
Die alles Elend thürmt,
Beſonnenheit die Feſtung,
Die auch den Schwachen ſchirmt.

Ein Lehr-Verſuch.

Ein Paſtor im Mecklenburg'ſchen beſuchte die Dorfſchule ſeines Filials und beabſichtigte eine kleine Prüfung der Kinder in Moral und Religion. Er fragte nun einen ſtämmigen Knaben: „Fritz, weißt Du, was Recht und Unrecht iſt?“ — „Nee!“ antwortete dieſer mit einem Schafsgeſicht. Ihm den Begriff von Recht und Unrecht beizubringen, ſagte der Paſtor: „Sieh' einmal, Fritz, wenn der Jochen dort von ſeiner Mutter eine Butterſemmel bekommt, und Du nimmſt ſie ihm weg, was thuſt Du da?“ — „Ick freet ſe up!“ war die Antwort.

Der Menſch und die Schlange.

Ich, Schlange, bunt und fein gebaut,
Bin doch bei dir nicht wohl gelitten,
O Menſch! — Ich glaube gar, dir graut,
Vielleicht in einer neuen Haut —
„Veränd're nicht die Haut — die Sitten!“

---

und Frauen werden auch in dieſem Jahr darin Aehnlichkeit haben, daß man aus Beiden nicht recht klug wird. — Man wird ſich in mancher Familie gegenſeitig den Kaffee verſüßen und das Leben verbittern. — Leute, die im Schreiben ganz vorzüglich geübt ſind, werden doch oft genug ein X für ein U machen. — Die Wappenſucht wird allgemein herrſchen, denn ſelbſt die Niedrigſten werden etwas im Schilde führen. — Den Tinten-Verkäufern wird es nicht an Gründen zum Bankerottmachen fehlen, weil ſo viele Leute in der Tinte ſitzen. — Der beſte Rath zu allen guten Dingen wird im Vorrath zu finden ſeyn. — Viele werden ſo oft unter den grünen Bäumen ſpazieren gehen, daß ſie auf keinen grünen Zweig kommen. — Die Angeber werden immer gern die Annehmer ſeyn. — Nicht

August 1853

Alter. Julius.

Mont.	1 **Petr. Kett.**	♊	♂ wird vom Monde bedeckt.	20 Elias
Dienſt.	2 **Portiunc.**	♋	☿ wird in den letzten Tagen	21 Daniel
Mittw.	3 Steph. Erf.	♋	dieſ. Monats auf kurze Zeit	22 M. Magd.
Donn.	4 Dominicus	♌	am Morgenhimmel ſichtbar	23 Apollinar
Freit.	5 Mar. Schn.	♌	🌑 12. 33′ V. werden. ♀	24 Chriſtine
Sonn.	6 Verkl. Chr.	♍	♂ in ♋. iſt auch gegen	25 Jakob

33. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	7 11. n. Trin.	♍	Gottſchalk. Ende des Mon.	26 6. n. Trin.
Mont.	8 Cyriacus	♍	nur etwas länger als ½ Stde.	27 Pantaleon
Dienſt.	9 Romanus	♎	am Abendhimmel ſichtbar.	28 Innocenz
Mittw.	10 Laurenz	♎	♃ rechtl. ♂ wird Anf. etwas	29 Martha
Donn.	11 Hermann	♏	länger als 2 Std., am Ende	30 Abdon
Freit.	12 Clara	♏	🌓 4. 8′ V. während 3¼ St.	31 Ignaz Loj.
Sonn.	13 Hippolyt. †	♐	am Morgenhimmel ge-	1 Auguſt

34. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	14 12. n. Trin.	♐	Euſebius. ☾☋. ☾ Erdn. ſehen	2 7. n. Tr. P.
Mont.	15 **M. Himm.**	♑	werden können. ♃ kann	3 Steph. Erf.
Dienſt.	16 Rochus	♑	jetzt nicht mehr im Süden	4 Dominicus
Mittw.	17 Sibylla	♒	♅ rückg. geſehen werden,	5 Mar. Schn.
Donn.	18 Helena	♒	🌕 11. 23′ N. ☿ Unt. ☌ ☉.	6 Verkl. Chr.
Freit.	19 Sebald	♓	ſondern ſteht ſchon am	7 Gottſchalk
Sonn.	20 Bernhard	♓	Ende der Morgendämm. im	8 Cyriacus

35. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	21 13. n. Trin.	♈	Anaſtaſius. Weſten. ♄	9 8. n. Trin.
Mont.	22 Timotheus	♈	geht immer früher und früher	10 Laurenz
Dienſt.	23 Zacharias	♈	Ende d. Hundstage. auf, am	11 Hermann
Mittw.	24 Barthol.	♉	Anf. d. Mon. um halb 12 U.,	12 Clara
Donn.	25 Ludwig	♉	am Ende vor 10 Uhr Nachts.	13 Hippolyt.
Freit.	26 Samuel	♊	🌗 4. 6′ N. ♅, der Anfangs	14 Euſebius
Sonn.	27 Joſeph C.	♊	☾ Erdf. ☾☋. um halb	15 **M. Himm.**

36. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	28 14. n. Trin.	♊	Auguſtin. 11 Uhr aufgeht,	16 9. n. Trin.
Mont.	29 Joh. Enth.	♋	iſt dann faſt 3 St., am Ende	17 Sibylla
Dienſt.	30 Roſa	♋	d. Mon., wo er um halb 9 U.	18 Helena
Mittw.	31 Paulin	♌	aufgeht, 5¼ Stund. ſichtbar.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. Auguſt gleich nach halb 1 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 12. Auguſt bald nach 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 18. Auguſt gegen halb 12 Uhr Nachts der volle Mond.
Freitag den 26. Auguſt bald nach 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden haben die Zerſtörung Jeruſalems den 14. Auguſt.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 46	4 41	7 27	9 14
21	14 10	4 57	7 7	9 50

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
12 41		1
1 26	Abds	2
2 18	7 20	3
3 21	7 56	4
4 31	8 25	5
	8 46	6
b	9 7	7
e	9 25	8
i	9 43	9
T	10 2	10
a	10 22	11
g	10 48	12
e	11 21	13
	Morg.	14
	12 5	15
Abds	1 3	16
7 8	2 14	17
7 29	3 33	18
8 3	4 54	19
8 22		20
8 40		21
8 56	b	22
9 11	e	23
9 29	i	24
9 48		25
10 11	T	26
10 41	a	27
	g	
11 19	e	28
Morg.		29
12 7		30
1 5		31

Weltgeſchichte.

Der Marder fraß den Hahn, der Fuchs den Marder auf,
Der Wolf den Fuchs; — das iſt der Weltgeſchichte Lauf.

Zum Merkbuch.

Das Kind iſt ſo froh, weil es im Glauben an die Macht ſeiner Eltern lebt; ſo kann jeder Menſch froh ſeyn im Glauben an die Allmacht ſeines ewigen Vaters.

Was war, iſt mild, was iſt, täuſchend, was ſeyn wird, ſchmeichelnd.

Ein Narr, wer in böſen Tagen verzweifelt: die guten können ihm ja dann nichts mehr helfen.

Wer ſich mit Eigenlob brüſtet, jagt ſeinen eigenen Werth in die Flucht.

Willſt du immer in guter Geſellſchaft ſeyn, ſorge, daß du ſie in der Einſamkeit findeſt.

Willſt du ein glückſeliger Märtyrer werden, — habe ausdauernde Geduld.

Selbſtgeſpräch.

„Bruder Leichtſinn!" — ich? Man irrt,
Ach, ich hab' an jedem Morgen
Jetzt die allerſchwerſten Sorgen:
Wer mir heut wohl borgen wird!

Wenige werden ſich das ganze Jahr hindurch ſelber in den April ſchicken. — Durch kurzes Wohlleben werden Viele ſich langes Uebelleben verſchaffen. — Die beſten Zeiten werden ſeyn die Mahlzeiten, die verbreitetſte Tracht die Zwietracht. — Eine Abtheilung von Schneidern wird allen Gewerbtreibenden ſchädlich ſeyn, nämlich die Beutelſchneider. — Den meiſten Anſtand wird man bei den Jägern finden, die meiſte Kaltblütigkeit bei den Fiſchen und die meiſte Natürlichkeit bei der Natur. — Manche unterthänige Rezenſenten wird man deshalb anklagen können, weil ſie ſich ſehr oft verloben. — Welttheater und Theaterwelt werden ſich auch ferner darin gleichen, daß man dort wie hier immer mehr auswärts als bei ſich zu Hauſe iſt. — Man wird ſich abwechſelnd Blumen auf den

September 1853.

Alter. Auguſt.

Donn.	1	Aegidius	♌	☿ iſt zur Zeit ſeiner gröſsten	20	Bernhard
Freit.	2	Raphael	♌	🌑 weſtl. Ausweichung faſt	21	Anaſtaſius
Sonn.	3	Manſuetus	♍	12. 10′ N. ¼ Stund. als	22	Timotheus

37. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	4	15. n. **Trin.**	♍	Roſalia. ☿ gr. weſtl. Ausw.	23	10. n. **Trin.**
Mont.	5	Herkulan	♎	Morgenſtern am Morgen-	24	Barthol.
Dienſt.	6	Magnus	♎	himmel aufzufind. ♀ iſt jetzt	25	Ludwig
Mittw.	7	Regina	♏	etwas länger am Abend-	26	Samuel
Donn.	8	**Mar. Geb.**	♏	☾ Erdn. himmel ſichtbar.	27	Joſeph C.
Freit.	9	Audomar	♐	🌓 ♂ geht in der letzten	28	Auguſtin
Sonn.	10	Nic. v. T.	♐	9. 26′ V. ☾☋. Hälfte des	29	Joh. Enth.

38. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	11	16. n. **Trin.**	♑	Protus. Monats ſchon um	30	11. n. **Trin.**
Mont.	12	Winand	♑	Mittern. auf u. wird faſt bis	31	Paulin
Dienſt.	13	Maternus	♒	5 U. Morg. ſichtbar bleiben.	1	**September**
Mittw.	14	† Erhöh.	♒	♃ bleibt am Anf. d. Mon.	2	Raphael
Donn.	15	Ludmilla	♒	♄ rückg. nur noch etwas län-	3	Manſuetus
Freit.	16	Cornel	♓	🌕 ger als 2 St., am Ende	4	Roſalia
Sonn.	17	Lambert	♓	10. 40′ V. 1¾ St. ſicht-	5	Herkulan

39. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	18	17. n. **Trin.**	♈	Richard. bar. ♄ ſteht in der	6	12. n. **Trin.**
Mont.	19	Ricleta	♈	Mitte d. Monats bei dem	7	Regina
Dienſt.	20	Euſtach.	♉	Beginn der Morgendämm.	8	**Mar. Geb.**
Mittw.	21	**Quat.** †	♉	Matth. Ev. bereits im Süd.	9	Audomar
Donn.	22	Moriz	♉	♂ in ♌. und iſt am Anf. 6	10	Nicol. v. T.
Freit.	23	Thekla †	♊	☾☊. ☾ Erdf. ☉ in ♎. Herbſt-	11	Protus
Sonn.	24	J. Empf. †	♊	Anf., Tag u. Nacht gl. St.,	12	Winand

40. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	25	18. n. **Trin.**	♋	🌗 11. 0′ V. Cleophas.	13	13. n. **Trin.**
Mont.	26	Cyprian	♋	am Ende 9 St. ſichtbar.	14	† Erhöh.
Dienſt.	27	Cosm. u. D.	♋	⛢ ſteht ſchon bei dem Anfang	15	Ludmilla
Mittw.	28	Wenzel	♌	der Morgendämm. im Süd.	16	**Quatemb.**
Donn.	29	Michael	♌	und bleibt nachher die ganze	17	Lambert
Freit.	30	Hieronym.	♍	☿ Ob. ☌ ☉. Nacht ſichtbar.	18	Richard

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 3. September gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Mittags der neue Mond.
Sonnabend den 10. September kurz vor halb 10 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 17. September gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonntag den 25. September um 11 Uhr Morgens das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 30 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 44 M.	10 St. 30 M.
11	12 53	5 29	6 22	11 7
21	12 14	5 45	5 59	11 46

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.		Abds.		
2	13	6	26	1
3	27	6	51	2
4	44	7	12	3
Bei Tage		7	31	4
		7	48	5
		8	7	6
		8	27	7
		8	50	8
		9	21	9
		10	1	10
		10	53	11
		11	59	12
		Morg.		13
		1	14	14
Abds.		2	33	15
6	27	3	52	16
6	44	5	10	17
7	0	6	24	18
7	16	Bei Tage		19
7	32			20
7	50			21
8	12			22
8	39			23
9	13			24
9	56			25
10	49			26
11	53			27
Morg.				28
1	4			29
2	20			30

Es kommt auf die Auslegung an.

„Die Karaiben" — ſo erzählt der Reiſende Delaborde — „halten ein Erdbeben für eine Aufforderung zum Tanze: denn, ſagen ſie, hüpft die Erde, ſo heißt das doch gewiß, wir ſollen auch hüpfen."

Iſt's nicht mehr wahr?

Folgendes Verslein aus dem ſiebzehnten Jahrhundert giebt Anlaß zu dieſer Frage:

„Gewißlich, glaubt es mir: ſollt ein Franzos es wagen,
Die Stiefel auf dem Kopf, die Schuh' an Händen tragen,
Die Sporen an dem Hut, die Schellen an dem Bauch,
Anſtatt des Neſtelwerks, der Deutſche thät' es auch."

Aehnlichkeit und Unterſchied.

In dem bekannten Spielchen: Aehnlichkeit und Unähnlichkeit an zwei verſchiedenen Dingen aufzufinden, wurde unter Anderem auch gefragt: wie gleichen und unterſcheiden ſich ein ſchlechter Componiſt und ein Weinhändler? Die Antwort war: „Die Aehnlichkeit iſt: ſie componiren Beide, Jener ſchlechte Töne, Dieſer ſchlechten Wein, und nach Beider Arbeit wird Einem übel zu Muth; die Unähnlichkeit iſt: der Weinhändler benutzt vortheilhafte Püffe vorher, der Componiſt muß ſich nachtheilige Püffe Anderer nachher gefallen laſſen."

Mea und Sand in die Augen ſtreuen. — Man wird ſich ſehr mit der Thierwelt beſchäftigen. Viele werden Grillen fangen, ſich eine Natter im Buſen erziehen, einen Floh in's Ohr ſetzen, einen Bären anbinden, auf den Hund kommen, ſich nach einem Goldfiſch umſehen, Böcke machen, ihr Schäfchen auf's Trockene bringen, Lamms-Geduld offenbaren, ſich einen Staar ſtechen laſſen, blinde Kuh ſpielen, von den Katzen aber in der Regel nur die wohlbeleibten Geldkatzen lieben. — Jedem Hang zu einem Uebel wird als Anhang eine ganze Schaar von Uebeln folgen. — Es werden ſich Viele täglich vor den Handlungsbüchern mit „Soll" und „Haben" beſchäftigen und doch nicht ſelten im Haben vergeſſen, was ſie ſollen. — Etwas Uraltes wird immer neu heißen, nämlich die Neugier. — Auch Solche, die ſelten außer ſich ſind, werden ſelten zu ſich ſelber kommen. — Die ſchwerſte Scheidekunſt, Schein von Wahrheit zu ſcheiden, wird mehr und mehr ſchwinden.

Oktober 1853.

Alter September.

Sonn.	1 Remigius	♍	☿, der von der oberen Zusam-	19 Niceta

41. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	2 **19. Tr. Ertf.**	♎	🌑 10. 46′ N. Leodegar.	20 **14. n. Trin.**
Mont.	3 Ewald	♎	menk. mit d. Sonne her-	21 Matth. Ev.
Dienst.	4 Franz	♏	kommt, wird in dies. Mon.	22 Moriz
Mittw.	5 Placides	♏	☾Erdn. nicht gesehen werd.	23 Thekla
Donn.	6 Bruno	♐	können. ♀ wird am Ende	24 Joh. Empf.
Freit.	7 Sergius	♐	☾☋. d. Mon. fast 1 St. am	25 Cleophas
Sonn.	8 Brigitta	♑	Abendhimm. sichtb. bleiben.	26 Cyprian

42. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	9 **20. n. Trin.**	♑	🌓 3. 54′ N. Dionysius.	27 **15. n. Trin.**
Mont.	10 Gereon	♑	♂, der jetzt bereits vor	28 Wenzel
Dienst.	11 Wimmar.	♒	Mittern. aufgeht, bleibt 6	29 Michael
Mittw.	12 Maximil.	♒	Std. lang sichtbar. ♃ wird	30 Hieronym.
Donn.	13 Tilmann	♓	am Anfange des Mon. noch	1 **Oktober**
Freit.	14 Calixtus	♓	1½ Std., am Ende nur noch	2 Leodegar
Sonn.	15 **Kön. Geb.**	♈	Theresia. 1 Std. am Abend-	3 Ewald

43. Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	16 **21. n. Trin.**	♈	Gallus. himmel sichtbar	4 **16. n. Trin.**
Mont.	17 Florentin	♈	🌕 12. 59′ V. bleiben. ♄	5 Placidus
Dienst.	18 Luc. Ev.	♉	**Schlacht bei Leipzig**	6 Bruno
Mittw.	19 Ferdinand	♉	1813. geht um die Mitte des	7 Sergius
Donn.	20 Wendelin	♊	Mon. schon bei dem Ende der	8 Brigitta
Freit.	21 Ursula	♊	☾☊. ☾Erdf. Abenddämm.	9 Dionysius
Sonn.	22 Cordula	♊	auf und bleibt dann die ganze	10 Gereon

44. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	23 **22. n. Trin.**	♋	Severin. Nacht hindurch	11 **17. n. Trin.**
Mont.	24 Evergislus	♋	sichtbar, er steht zwischen 1 u.	12 Maximil.
Dienst.	25 Raphael	♌	🌗 5. 48′ V. 3 U. Morg. im	13 Tilmann
Mittw.	26 Amandus	♌	Süden. ♅ steht Anf. um	14 Calixtus
Donn.	27 Sabina	♍	2 U. Nachts, am Ende kurz	15 Theresia
Freit.	28 Sim. Jud.	♍	nach Mitternacht im Süd. u.	16 Gallus
Sonn.	29 Narcissus	♍	ist die ganze Nacht hindurch	17 Florentin

45. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	30 **23. n. Trin.**	♎	Theonest. ♄ in ♉. am besten	18 **18. n. Trin.**
Mont.	31 Wolfg. †	♎	in diesem Jahre zu sehen.	19 Ferdinand

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 2. Oktober um 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond
Sonntag den 9. Oktober gegen 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Montag den 17. Oktober um 1 Uhr Nachts der volle Mond.
Dienſtag den 25. Oktober bald nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das letzte Viertel

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5614ten Jahres den 3. und 4., Faſten Gedaljah am 5., ihr Verſöhnungsfeſt den 12., ihr Laubhüttenfeſt den 17. 18. und 24., die Geſetzfreude den 25. und Palmenfeſt den 23. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 24 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg.	Abds.	
3 39	5 35	1
4 59	5 53	2
6 21	6 10	3
	6 30	4
	6 51	5
●	7 21	6
–	7 58	7
—	8 47	8
●	9 40	9
•	11 2	10
–	Morg.	11
–	12 19	12
	1 38	13
Abds.	2 55	14
5 7	4 9	15
5 22	5 21	16
5 37	6 32	17
5 54		18
6 14		19
6 38		20
7 9	●	21
7 48	–	22
8 37	●	23
9 36	•	24
10 43	–	25
11 56	·	26
Morg.		27
1 12		28
2 30		29
3 51	Abds.	30
5 14	4 32	31

Bekenntniſs.

Im Jahr 1848 ſagte ein Freund des Erb-Königthums zu dem Dichter Béranger, der ſich für eine Republik begeiſtert hatte: „Nun, da haben Sie ja Ihre Republik!“ — „Ei“, antwortete der Dichter ſehr kleinlaut, „ich hätte aber lieber noch von ihr geträumt, als daß ich ſie geſehen habe!“ — Ja, meiſt wie albern und — nicht geſcheidt, ſo gleichen hier Traum und Wirklichkeit!

Der Sprach-Verbeſſerer.

„Jean, einen Fidibus!“ ſchrie Stup. — „Wie dumm!“
Rief ſein Papa; „ſprich richtig, ſonſt ſey ſtumm;
Der Caſus will: Jean, einen Fidibum!“

Maaſsliebe.

Die ſogenannten Liebespärchen von der neuzeitigſten Sorte würden ſich meiſt am bezeichnendſten mit dem Blümlein „Maaßliebe“ beſchenken, weil — erſtens — ihre Liebe gewöhnlich ſehr Maaß hält; zweitens, weil der Name „Maaßliebe“ keiner feſtbeſtimmten Blume angehört, und drittens, weil auch eine Art von „Wucher- und Goldblume“ ſo benannt wird — was auf die herrſchendſten Rückſichten bei Ehe-Verbindungen auch nicht übel hindeutet.

— Bei den Nothlügen wird meiſt ſchon die Noth erlogen ſeyn. — Man wird nicht nur unwahre Geſchichten, ſondern auch unwahre Geſchichte ſchreiben. — Selbſtbeherrſchung werden am wenigſten Diejenigen haben, die an ſich ſelber das Wenigſte zu beherrſchen fanden. — Wenn an's Laufen nicht mehr zu denken iſt, wird den Gäulen der Reitfuß gegeben werden. — An mancher verheißenen ewigen Liebe wird man ausrechnen können, wie erſtaunlich kurz die Ewigkeiten ſind. — Verſchiedene Kunſtrichter werden Gunſtrichter und nicht alle Sachſen ſeyn. — Mancher Miniſter wird zu Kammer und Kabinet noch die Küche für beſonders

November 1833

Alter Oktober

Dienſt.	1 **All. Heil.**	♏	● 9. 6′ V. ☿ bleibt auch	20 Wendelin
Mittw.	2 All. Seel.	♏	☾ Erdn. in der gröſst.	21 Urſula
Donn.	3 Hubert	♐	☾☋. ♅☍☉. öſtl. Ausw. in	22 Cordula
Freit.	4 Karl Bor.	♐	der Mitte des Mon. in der	23 Severin
Sonn.	5 Zacharias	♑	Abenddämm. verborg. ♀ iſt	24 Evergislus

46. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	6 24. n. Trin.	♑	Leonhard. Anf. dieſ. Mon.	25 **19. n. Trin.**
Mont.	7 Engelbert	♒	1 St. lang, am Ende 2½ St.	26 Amandus
Dienſt.	8 Gottfried	♒	☽ 12. 39′ V. am Abend-	27 Sabina
Mittw.	9 Theodor	♓	himmel ſichtbar. ♂, der	28 Simon J.
Donn.	10 Martin P.	♓	am Ende des Monats ſchon	29 Narciſſus
Freit.	11 Martin B.	♈	um 11 Uhr Nachts aufgeht,	30 Theoneſt
Sonn.	12 Kunibert	♈	wird immer länger bis zum	31 Wolfgang

47. Vom Gräuel der Verwüſtung. Matth. 24. Ep. 1. Theſſal. 4.

Sonnt.	13 25. n. Trin.	♈	Stanislaus. Beginn der	1 N. 20 T. A. H.
Mont.	14 Levin	♉	Morgendämm. ſichtb. blei-	2 All. Seel.
Dienſt.	15 Leopold	♉	○ 6. 28′ N. ☿ größte öſtl.	3 Hubert
Mittw.	16 Edmund	♊	♂ in ♍. Ausw. ben.	4 Carl Bor.
Donn.	17 Gertrud	♊	☾☊. ♃, der im Anf. d. Mon.	5 Zacharias
Freit.	18 Maximus	♊	☾ Erdf. noch 1 St. lang ſicht-	6 Leonhard
Sonn.	19 Eliſabeth	♋	bar am Abendhimmel ver-	7 Engelbert

48. Vom jüngſten Gericht. Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.

Sonnt.	20 26. n. Trin.	♋	S. Feier z. G. d. O. ♄☍☉.	8 **21. n. Trin.**
Mont.	21 **Mar. Opf.**	♌	weilt, wird am Ende zugl.	9 Theodor
Dienſt.	22 Cäcilia	♌	mit d. Ende d. Abenddämm.	10 Martin P.
Mittw.	23 Clemens	♌	☾ 11. 3′ N. untergehen.	11 Martin B.
Donn.	24 Joh. v. Kr.	♍	♄ kommt am 29ſten in	12 Kunibert
Freit.	25 Katharina	♍	☍ mit d. ☉ u. glänzt d. ganze	13 Staniſl.
Sonn.	26 Konrad	♎	Nacht hindurch am hellſten.	14 Levin

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27 **1. Advent**	♎	Bilhildis. ♅ komt am 3. Nov.	15 **22. n. Trin.**
Mont.	28 Günther	♏	in ☍ m. d. ☉ u. iſt gleichfalls	16 Edmund
Dienſt.	29 Saturnin	♏	● am hellſten zu ſehen.	17 Gertrud
Mittw.	30 Andr. Ap.	♐	7. 41′ N. Anf. ☉ F. ☾☋.	18 Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 1. November bald nach 9 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 8. November gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 15. November kurz vor halb 7 Uhr Abends der volle Mond.
Mittwoch den 23. November gleich nach 11 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Mittwoch den 30. November gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond
nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	40 M.	6 Uhr	53 M.	4 Uhr	31 M.	14 St.	20 M.
11	9	7	7	10	4	17	14	53
21	8	37	7	27	4	4	15	23

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Abds.		
		4	53	1
		5	19	2
		5	52	3
		6	37	4
		7	36	5
		8	45	6
		10	7	7
		11	26	8
		Morg.		9
		12	43	10
		1	58	11
		3	10	12
		4	20	13
Abds.		5	30	14
4	19	6	40	15
4	41	7	50	16
5	9			17
5	45			18
6	30			19
7	25			20
8	28			21
9	38			22
10	51			23
Morg.				24
12	6			25
1	21			26
2	42			27
4	5			28
5	31	Abds.		29
7	3	3	45	30

Fabel vom Dorngeſträuch.

Ein Gutsherr befahl, in ſeiner Markung alle Dorngeſträuche auszurotten. Da blökten die Schafe gar luſtig und riefen ſich damit zu: „Seht, künftig entreißen uns die böſen Dornen keine Wolle mehr!“ Die Vögel aber zwitſcherten traurig dazwiſchen: „Weh' uns! Auch das Nützlichſte wird nicht mehr verſchont, man rottet das gute, liebe Dorngeſträuch aus, und von ihm laſen wir die Wolle auf, die wir zu unſern Neſtern brauchten! Woher nun die Wolle nehmen, woher? O über die neidiſchen, die feindſeligen Menſchen!“ — Schafe und Vögel ſprachen in Selbſtſucht, aber gewiß iſt: auch die Dornen aller Art ſind hülfreich zu des Schöpfers ſorgſamen und gütigen Zwecken.

In's Jugendbuch.

Jung fleißig ſeyn und viel erlernen müſſen,
Iſt klein're Pein als — nichts im Alter wiſſen.

◆

Frei willſt du ſeyn? So ſey's, doch nicht als Geck und Schreier;
Werd' immer redlicher, ſo wirſt du immer freier.

Ein Sprüchwort der Chineſen.

„Der Pfad zum Ruhm geht durch Paläſte, zum Glück über Märkte, zur Tugend durch die Wüſte.“

---

nöthig halten. — Nicht Jeder, der eine Ehrenſtelle hat, wird die Stelle ehren. — Manchmal wird man vor Verwunderung aus den Wolken fallen über Leute und Dinge, die man unbegreiflicher Weiſe bis in die Wolken erhebt. — Man wird an Seelenwanderung glauben lernen, weil bei Dieſem oder Jenem nichts von Seele zu Hauſe iſt. — Man wird Flegel ſehen und hören, die niemals dreſchen und doch viel Abgedroſchenes zu Tage bringen. — Am meiſten und gefährlichſten wird man irre gehen in Ländern, wo man mit den Pariſern geht. — Man wird auch ferner aus Lumpen Papier, und die Papiere werden Viele zu Lumpen machen. — Die Einigkeit wird man beſonders oft dadurch vertreiben, daß die Mehrheit über die Einheit ſiegt. — Wo es tagt, wird zuweilen vertagt, und wo es dunkelt, noch zuweilen verdunkelt. — Mancher Redner wird, ehe ſeine Sanduhr abgelaufen

Dezember 1853

Alter. November

Donn.	1 Eligius	♐	☾ Erdn. ♃ in ♑. ☿ **wird zur**	19 Eliſabeth
Freit.	2 Balbina	♑	**Zeit ſeiner gr. weſtl. Aus-**	20 Simplic.
Sonn.	3 Franz Xav.	♑	**weichung am** 24. **Dez. ſo wie**	21 **Mar. Opf.**
50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.				
Sonnt.	4 **2. Advent**	♒	Barbara. mehrere **Tage**	22 **23. n. Trin.**
Mont.	5 Criſpina	♒	☿ Unt. ☌ ☉. **vorher u. nach-**	23 Clemens
Dienſt.	6 Nicolaus	♓	**her ¾ St. als Morgenſtern**	24 **Joh. v. Kr**
Mittw.	7 Ambroſius	♓	☽ 12. 38′ N. **aufgefunden**	25 Katharina
Donn.	8 **Mar. Empf.**	♓	**werden können.** ♀, **die**	26 Konrad
Freit.	9 Leocadia	♈	**um die Mitte d. Mon. in der**	27 Bilhildis
Sonn.	10 Judith	♈	**gröſst. öſtl. Ausw. iſt, wird**	28 Günther
51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.				
Sonnt.	11 **3. Advent**	♉	Damaſus. **Anf.** 2¼ **St., am**	29 **1. Advent**
Mont.	12 Epimachus	♉	**Ende länger als 3 St. als**	30 Andr. Ap.
Dienſt.	13 Lucia	♉	**Abendſtern ſichtbar ſein.**	1 **Dezember**
Mittw.	14 **Quat.** †	♊	Nicaſius. ☾☊. ♂, **der an**	2 Balbina
Donn.	15 Euſebius	♊	🌕 2. 2′ N. ☾ Erdf. **Hel-**	3 Franz Xav.
Freit.	16 Adelheid †	♋	**ligkeit zugenommen**	4 Barbara
Sonn.	17 Lazarus †	♋	**hat, bleibt zuletzt länger als**	5 Criſpina
52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.				
Sonnt.	18 **4. Advent**	♋	Wunibald. ♀ gr. öſtl. Ausw.	6 **2. Advent**
Mont.	19 Nemeſius	♌	**8 St. ſichtb.** ♃ **verſchwindet**	7 Ambroſius
Dienſt.	20 Julius	♌	**in dieſem Mon. völlig in der**	8 **Mar. Empf.**
Mittw.	21 Thom. Ap.	♍	☉ in ♑. Wint.-Anf., kürzt.	9 Leocadia
Donn.	22 Greg. Sp.	♍	**Tag. Dämm.** ♄, **der zwiſch.**	10 Judith
Freit.	23 Dagebert	♎	☾ 1. 51′ **N. 9 und 11 Uhr**	11 Damaſus
Sonn.	24 Adam, E. †	♎	☿ größte weſtl. Ausw.	12 Epimachus
53. Von Chriſti Geburt, Luc 2. Ep. Tit. 2.				
Sonnt.	25 **H. Chriſtt.**	♎	**Nachts im Süden ſteht, fängt**	13 **3. Advent**
Mont.	26 **Stephan**	♏	**an noch vor Beginn d. Mor-**	14 Nicaſius
Dienſt.	27 **Joh. Ev.** *	♏	♃ ☌ ☉. **gendämm. unterzu-**	15 Euſebius
Mittw.	28 **Unſch. K.**	♐	☾☋. **gehen.** ♅ **ſteht bei Ende**	16 **Quatemb.**
Donn.	29 **Thomas C.**	♐	☾ Erdn. **d. Abenddämm. am**	17 Lazarus
Freit.	30 David	♑	🌑 6. 34′ V. **Morghimm. u.**	18 Wunibald
Sonn.	31 Sylveſter	♑	**iſt d. ganze Nacht ſichtb.**	19 Nemeſius

Monds= und Zeit= Wechſel.

Mittwoch den 7. Dezember nach halb 1 Uhr Mittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 15. Dezember gleich nach 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Freitag den 23. Dezember bald nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Freitag den 30. Dezember bald nach halb 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Tempelweihe der Juden am 26. Dezember.

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	14 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	46 M.
11	7	58	7	54	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		4	24	1
		5	19	2
		6	28	3
[illegible]		7	48	4
		9	10	5
		10	30	6
		11	46	7
		Morg.		8
		1	0	9
		2	11	10
		3	20	11
		4	30	12
		5	39	13
Abds.		6	48	14
3	45	7	53	15
4	26			16
5	19			17
6	20	[illegible]		18
7	27			19
8	38			20
9	51			21
11	5			22
Morg.				23
12	21			24
1	39			25
3	1			26
4	27			27
5	56			28
7	22	Abds.		29
		4	0	30
		5	17	31

Der Weihnachtsbaum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Dich ſoll uns Keiner rauben:
Du leuchteſt hell im Jugendtraum,
Umſtrahleſt unſern Glauben,
Und wärmeſt uns den Kindesſinn
Bis zu dem Greiſesalter hin!

Mirabeau und Talleyrand.

Der die Spuren der Pocken ſehr zur Schau tragende Mirabeau ſchilderte eines Tages vor einer zahlreichen Geſellſchaft höchſt genau alle ausgezeichneten Eigenſchaften, die ein erſter Miniſter Frankreichs in einer Zeit politiſcher Bewegung beſitzen müſſe, um ein vollendeter Staatsmann zu ſeyn. Es war unverkennbar das eigene Bildniß des Redners, und der anweſende Talleyrand fragte nun ſehr gelaſſen: „Muß Ihr Mann nicht auch Blatternarben haben?“

Lebens=Erndte.

Verſuch's mit der Hoffnung im Lebensgewimmel,
Erjage dir Freuden in ſtürmender Eil' —
Doch würde zum Lohne aus allem Getümmel
Geduld nur, die heil'ge, allein dir zu Theil.
So haſt du den Segen vom irdiſchen Himmel,
So haſt du die Fülle vom ewigen Heil.

---

ul, an ſeinen Zuhörern wahrnehmen, daß der Sandmann mächtiger iſt als Er. — Die meiſte Gelegenheit zum Anſtoß wird der Sylveſter=Abend geben. — Es wird von Dem, was man verſpricht, ſo viel zu Waſſer werden, daß zwar eine Sündfluth nicht zu leugnen, aber doch keine Ueberſchwemmung ſichtbar iſt. — Wer ſtets Rath bedarf, wird ſich und ſein Alles in Unrath verwandeln. — Manche Schriftſteller werden dafür ſorgen, daß aus dem Tintenfaß noch mehr Trunkenheit kommt als aus dem Weinfaß. — Mancher wird ſchon zu Anfang dieſer Sätze unſre Fähigkeit, einen Schluß machen zu können, bezweifelt haben, und wir werden uns ſolche irrige Anſchwärzerei unſrer Weiſſagerei gefallen laſſen, denn am Ende muß doch Jeder auch das ſchlechteſte Ende als Schluß betrachten —.

Zeitrechnung des Jahres 1853.

Das gegenwärtige 1853ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und 1 Tage, und fängt mit dem 1. Januar des neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1852 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 27. März, und im alten 5 Wochen ſpäter, nämlich auf ſeinen 19. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängenden beweglichen Feſte nach dem alten Kalender 5 Wochen ſpäter gefeiert werden, als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 3 Uhr 41 Minuten Nachmittags nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 1 Uhr 42 Minuten Nachmittags. Der Herbſt am 23. September um 3 Uhr 56 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 9 Uhr 31 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre drei Finſterniſſe, zwei an der Sonne und eine am Monde, von denen keine in unſern Gegenden ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und tritt am 6. Juni in den Abendſtunden ein. Sie wird nur in dem größten weſtlich gelegenen Theile von Süd-Amerika, in Mittel-Amerika und dem ſüdlichen Theile von Nord-Amerika ſichtbar ſeyn.

Die Mondfinſterniß iſt eine partiale, und tritt am 21. Juni in den Morgenſtunden ein. Sie iſt in ihrem ganzen Verlaufe in Amerika ſichtbar, das Ende wird auch in Neu-Seeland wahrgenommen werden können.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine totale und tritt in den Abendſtunden des 30. November ein. Sie wird nur in dem größten Theile von Süd-Amerika und in Mittel-Amerika ſichtbar ſeyn.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1853.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Standpunkte nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe nicht mit bloßem Auge zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 4. September um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben λ bezeichnet iſt.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er iſt im Anfange des Jahres rückgängig, wird in der Mitte des Januars rechtläufig und ſteht dann um halb 7 Uhr Abends im Süden. Bis zum Ende März iſt er noch am Abendhimmel ſichtbar. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt Ende April zur Sonne. Im Mai, Juni und faſt den ganzen Juli hindurch verdeckt ihn, da er nur einem Stern dunkler als ſechſter Größe gleichkommt, die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge. Erſt mit dem Anfange des Auguſt wird er verhältnißmäßig gut ſichtbar, wird am 17. Auguſt rückgängig, kommt am 3. November im 11ten Grade des Zeichens des Stiers in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht, und iſt dann bis Ende des Jahres am beſten zu ſehen. Er bleibt bis zum Ende des Jahres rückgängig.

Saturn.

Saturn iſt ebenfalls im Anfange des Jahres noch rückgängig, wird aber noch vor der Mitte des Januars rechtläufig und iſt dann gleich nach 7 Uhr Abends im Süden zu finden. Er bleibt fortwährend im Februar, März und dem größten Theile des April ſichtbar, während er immer früher und früher untergeht. Gegen Ende April fällt ſein Untergang in die Abenddämmerung. Er verſchwindet in den Sonnenſtrahlen, kommt am 12. Mai zur Sonne und kann den Mai und Juni hindurch wegen der Dämmerung nicht geſehen werden. Im Juli iſt er am Morgenhimmel ſichtbar, tritt Ende Juli aus dem Zeichen des Stiers in das der Zwillinge, wird Mitte September rückgängig und kommt am 21. November im 29ſten Grade des Zeichens des Stiers, in welches er kurz vorher wieder eingetreten iſt, in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht im Süden gegenüber ſteht. Während des Dezember bleibt er noch rückgängig.

Jupiter.

Jupiter iſt bei dem Beginn des Jahres ſchon eine Stunde vor dem Anfange der Morgendämmerung am Morgenhimmel ſichtbar und geht von da an immer früher und früher auf. Mitte April, wo er um Mitternacht aufgeht, wird er rückgängig und kommt am 10. Juni im 19ten Grade des Zeichens des Schützen in Gegenſchein mit der Sonne. Er ſteht ihr dann um Mitternacht im Süden gegenüber. Anfangs Auguſt geht er um Mitternacht unter, wird am 10. Auguſt wieder rechtläufig, und bleibt jetzt immer kürzere Zeit am Abendhimmel ſichtbar, Anfang September noch etwas mehr als 2 Stunden, Anfang Oktober nicht volle 2 Stunden mehr, Anfang November nur noch 1 Stunde und von Anfang Dezembers an verſchwindet er völlig in den Sonnenſtrahlen, und kommt bis Ende des Jahres nicht wieder zum Vorſchein, da er am 27. Dezember in Zuſammenkunft mit der Sonne iſt.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope Victoria, Egeria, Irene, Eunomia.

Dieſe funfzehn Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem man ſchon längſt Planeten vermuthet hatte. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten elf ſelbſt erſt ſeit ſieben Jahren. Nämlich: Ceres am 1. Januar 1801 von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal; Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers in Bremen, Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Hebe am 1. Juli 1847 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Iris am 13. Auguſt 1847 von Herrn Hind in London; Flora am 18. Oktober 1847 von Herrn Hind in London, Metis am 26. April 1848 von Herrn Graham in Markree; Hygiea am 12. April 1849 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Parthenope am 11. Mai 1850 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel, Victoria am 13. September 1850 von Herrn Hind in London. Egeria am 2. November 1850 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Irene am 19. Mai 1851 von Herrn Hind in London; Eunomia am 29. Juli 1851 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel. Nur mit bewaffneten Augen ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars iſt im Januar und Februar nicht ſichtbar, da er am 26. Januar in der Zuſammenkunft mit der Sonne iſt. Auch im März, April, Mai und Juni verdeckt ihn fortwährend die Morgendämmerung. Erſt vom Juli an, wo er um halb 2 Uhr aufgeht, erſcheint er noch ziemlich ſchwach in der Morgendämmerung und geht von da immer früher und früher auf. Er bleibt das ganze Jahr hindurch rechtläufig, da er in dieſem Jahre nicht in Gegenſchein mit der Sonne kommt, und durchläuft von dem Zeichen des Waſſermanns an, in welches er Mitte Januar eintritt, die Zeichen der Fiſche, des Widders, des Stiers, der Zwillinge, des Krebſes, des Löwen und der Jungfrau, in welchem letzteren er vom 16. November an verweilt. Sein Aufgang wird von der Mitte des September an bereits um Mitternacht ſtattfinden, und am Schluſſe des Jahres um 10 Uhr Abends. Doch wird er erſt nach der Mitte des Novembers bald nach 6 Uhr Morgens im Süden geſehen werden können, und ſein Untergang während des ganzen übrigen Jahres in die Tagesſtunden fallen. Am 1. Auguſt wird er, dem unbewaffneten Auge nicht ſichtbar, um 7 Uhr Morgens vom Monde bedeckt.

Venus.

Venus iſt bis zum 13. Mai Morgenſtern und von da an bis zu Ende des Jahres Abendſtern. Am Anfange des Jahres wird ſie noch 2 Stunden lang am Morgenhimmel ſichtbar ſeyn. Aber ſchon im Anfange des Februars nicht völlig 3 Viertelſtunden mehr. Gegen Ende Februar iſt ſie nicht mehr ſichtbar und bleibt im März, April, Mai und Juni dem unbewaffneten Auge verborgen, wobei ſie am 13. Mai in die obere Zuſammenkunft mit der Sonne gekommen und Abendſtern geworden iſt. Erſt im Juli wird ſie, aber immer noch auf kurze Zeit, am Abendhimmel erſcheinen, und während des Auguſt und September, zuletzt doch nur 3 Viertelſtunden lang, geſehen werden können, dann aber im Oktober und November immer länger und länger verweilen, ſo daß ſie am 18. Dezember in der größten öſtlichen Ausweichung länger als 3 Stunden nach dem Ende der Abenddämmerung am Abendhimmel ſichtbar iſt.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre vier Mal, obgleich unter ungünſtigen Umſtänden. Am 10. Januar wird er eine halbe Stunde lang als Morgenſtern geſehen und am 24. März etwas länger als 3 Viertelſtunden als Abendſtern aufgefunden werden können. Nicht völlig ſo lange und etwas ſchwieriger am 5. September als Morgenſtern, wo er 30 Minuten vor dem Beginn der Morgendämmerung aufgeht und endlich ebenfalls als Morgenſtern am 21. Dezember, wo ſeine Sichtbarkeit 3 Viertelſtunden währt, bis zum Anfange der Morgendämmerung.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und
# die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22 März 1797, General der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Baden, Hohenzollern und Frankfurt a. M. rc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Hauptmann im erſten Garde-Regiment rc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, General-Inſpecteur der zweiten Armee-Abtheilung rc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20 März 1828, Oberſt und Commandeur des Garde-Dragoner-Regiments rc. 2) Marie Luiſe Anna, geb. 1 März 1829. 3) Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4 Okt. 1809, General-Lieutenant rc., geſchieden am 28 März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Meiningen, Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8 Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment rc. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie rc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Oberſt rc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Major rc.

Des am 28 September 1851 verſtorbenen Vaters-Bruder des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, General-Inſpecteur der Artillerie, Oberbefehlshaber über ſämmtliche ausgerüſtete Kriegs-Fahrzeuge rc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29 April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Baden.

Ludwig, Großherzog, geb. 15. Aug. 1824, ſucc. 24. April 1852. — Bruder: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9 Sept. 1826, Regent.

Bayern.

Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Marie Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Kinder: 1. Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25 Aug. 1845. 2. Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, geb. 27. April 1848.

Belgien.

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorbenen vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Kinder: Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp

Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Bourbon.

I. Aeltere Linie der Bourbons.

Heinrich Karl Ferdinand Maria Dieudonné von Artois, Herzog von Bordeaux, geb. 29. Sept. 1820, verm. 7. Nov. 1846 mit Maria Thereſe Beatrix, Schweſter des Herzogs von Modena-Reggio, geb. 14. Juli 1817.

II. Jüngere Linie.

Des am 13. Juli 1842 verſtorbenen Herzogs von Orleans Söhne: 1. **Ludwig Philipp Albert**, Herzog von Orleans, geb. 24. Aug 1838, Graf von Paris. 2. **Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand** von Orleans, Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, Franz, geb. 14 März 1822. — Töchter: 1. Iſabelle Chriſtine Leopoldine Auguſte, Michaele Gabriele Raphaele Gonzaga, geb. 29. Juli 1846. 2. Leopoldine Thereſe Franziska Gonzaga, geb. 13. Juli 1847.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806 reg. 25. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit **Caroline** Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike **Amalie**, älteſten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit **Albrecht** Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria **Adelheid** Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. **Albert Eduard**, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb 25. April 1843. 4. **Alfred** Ernſt Albert, Herzog von York, Herzog zu Sachſen, geb. 6. Aug. 1844. 5. Helena Auguſte Victoria, geb 25 April 1846. 6. Luiſe Caroline Alberta, geb. 18. März 1848. 7. Arthur William Patrick Albert, geb. 1. Mai 1850.

Hannover.

Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18 Februar 1843 mit **Marie** Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Kinder: 1. **Ernſt Auguſt**, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845. 2. Friederike Marie Henriette Amalie Thereſe, geb. 9. Januar 1848. 3. Mary Erneſtine Joſephine Adolphine Henriette Thereſe Eliſabeth Alexandra, geb. 3 Dez. 1849.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit **Mathilde** Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs **Ludwig** von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Holſtein-Oldenburg.

Paul Friedrich Auguſt, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürſt von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von **Cäcilie**, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Guſtav IV Adolph. — Kinder aus drei Ehen: 1. Die Königin von Griechenland. 2. Eliſabeth Marie **Friederike**, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich **Peter**, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich **Elimar**, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit **Maria** Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. **Maria** Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. **Nikolaus** Maximilianowitſch, geb. 4. Auguſt 1843. 3. Eugenie Maximilianowna, geb. 1. April 1845. 4. Eugen Maximilianowitſch, geb. 8. Februar 1847. 5. Sergei Maximilianowitſch, geb. 20. Dez. 1849. 6. Georg Maximilianowitſch, geb. 29. Febr. 1852.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7 März 1842, verm. 3 Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich

LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Sohn: Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Marianne, geb. 10. Jan. 1821, geſchieden 30. Septbr. 1846 von dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena-Reggio und Guaſtalla.

Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823. — Tochter: Anna Beatrice Thereſie Marie, geb. 19. Okt. 1848.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Sohn: Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Aſſis Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonſo Maria, Graf von Caſerta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunciata Iſabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844. 6. Gaetan Maria Friedrich Graf von Girgenti, geb. 12. Jan. 1846. 7. Marie della Grazie Pia, geb. 2. Aug. 1849. 8. Vincenz Graf von Melazzo, geb. 26. April 1851.

Niederlande.

Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Söhne: 1. Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, geb. 4. Sept. 1840. 2. Wilhelm Alexander, geb. 25. Aug. 1851.

Oeſterreich.

Franz Joſeph Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848.

Parma und Piacenza.

Ferdinand Karl Maria Joſeph Victor Balthaſar, Graf von Pontremoli, Herzog, geb. 14. Jan. 1823, reg. 14. März 1849, verm. 10. Nov. 1845 mit Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſt. Herzogs von Berry. — Kinder: 1. Margaretha Maria Thereſe Henriette, geb. 1. Jan. 1847. 2. Robert, geb. 9. Juli 1848. 3. Heinrich Graf Bardi, geb. 12. Jan. 1851.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinzen von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843. 5. Antonia Maria Fernanda, geb. 17. Febr. 1845. 6. Fernando von Braganza-Bourbon, geb. 23. Juli 1846. 7. Auguſto von Braganza und Bourbon, geb. 4. Nov. 1847.

Rußland.

Nikolaus I Pawlowitſch, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna (zuvor Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine), Schweſter des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Kinder: 1. Großfürſt Alexander Nikolajewitſch Cäſarewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konſtantin Nikolajewitſch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitſch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitſch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachſen.

1. Albertiniſche Linie.

Friedrich Auguſt, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Eliſabeth Wilhelmine, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit **Marie Paulowna**, Schweſter des Kaiſers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Georg Karl Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1796, reg. 30. Nov. 1848, verm. 7. Okt. 1825 mit **Marie** Friederike Luiſe Alexandra Eliſabeth Charlotte, Vater-Schweſter des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, geb. 31. März 1803. — Söhne: 1. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Erbprinz, geb. 16. Sept. 1826. 2. **Moritz** Franz Friedrich Konſtantin Heinrich Auguſt Alexander, geb. 24. Okt. 1829.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des verſtorbenen Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, verm. 12. April 1842 mit **Adelheid** Franziska Maria Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich, geb. 3. Juni 1822. — Kinder: 1. Clotilde Marie Thereſe Luiſe, geb. 2. März 1843. 2. **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, geb. 14. März 1844. 3. Amadeo Ferdinando Maria, Herzog von Aoſta, geb. 30. Mai 1845. 4. Otto Eugen Maria, Herzog von Montferrat, geb. 11. Juli 1846. 5. Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847. 6. Karl Albert Ferdinand Maria Eugen, geb. 2. Juni 1851.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Eugenie, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz **Guſtav** Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. **Oskar** Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. **Charlotte Eugenie** Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolaus **Auguſt**, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Tochter: Marie Iſabelle ꝛc., geb. 20. Dez. 1851.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit **Maria Antonia**, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguſte Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. **Maria Iſabella**, Gemahlin des Prinzen Franz de Paulo Grafen von Trapani, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 5. Marie Luiſe Annunciata, geb. 31. Okt. 1845. 6. Ludwig Salvator Maria Joſeph, geb. 4. Aug. 1847.

Türkei.

Abdül-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerte Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. Muhammed Murad, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842. 3. Mehemed Reſched, geb. 2. Nov. 1844. 4. Mehemed Ziaeed, geb. 11. Dez. 1846. 5. Mehemed-Abid, geb. 26. April 1848. 6. Mehemed Burhen Eddin, geb. 24. Mai 1849.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit **Alfred**, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Königs der Niederlande. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Die Gemahlin des Prinzen **Hermann** von Sachſen-Weimar, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Chriſtliche Liebe.

(Erſte Epiſtel Pauli an die Corinther Cap. 13. V. 4 – 7.)

„Langmüthig, freundlich iſt die Liebe
Und eifern wird ſie nimmermehr;
Sie jaget, ob man Spott d'rum triebe,
Nicht nach des Stolzes eitler Ehr'.

Sie kann nicht ungeberdig zittern
Vor Zorn; nicht rechten ſieht man ſie
Um größ're Habe, nicht erbittern,
Und trachten auch nach Schaden nie.

Ein Unrecht wird ſie nicht verſchulden,
Sie baut der Wahrheit gern den Thron;
Ertragen, glauben, hoffen, dulden,
Das Alles kann ſie, ſonder Lohn!“ —

So ſchildert Paulus uns die Liebe
Der Chriſten — wäre ſo ſie wahr! —
Der Gottheit Bahn, der Himmel bliebe
Dann auch auf Erden offenbar!

Eine deutſche Fürſtin des achtzehnten Jahrhunderts.

Der franzöſiſche Herzog von R. bereiſte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die deutſchen Höfe und kam auch nach Karlsruhe, wo damals der treffliche Karl Friedrich als Markgraf von Baden regierte. Des Letzteren geiſtvolle Gemahlin war eine innige Freundin der neu belebten und friſch aufſtrebenden deutſchen Literatur, und als der Herzog der Markgräfin vorgeſtellt wurde, entwickelte ſich zwiſchen Beiden ſchnell ein Geſpräch über Dichtkunſt und Wiſſenſchaft. Der junge Franzoſe, ſchwelgend in dem Ruhme der franzöſiſchen Bildung, behauptete, Deutſchland habe keinen Namen aufzuweiſen, welcher den großen Geiſtern Frankreichs an die Seite geſetzt werden könne. Lebhaft ergriff die Fürſtin das Wort für ihre Landsleute und ſagte endlich: „Wohlan, Herr Herzog, nennen Sie mir ſechs Namen von ſolchen geiſtigen Größen Ihres Vaterlandes, die Sie für unvergleichbar halten.“ Der Gaſt ging bereitwillig auf den Vorſchlag ein und ſchrieb auf eine Karte folgende Namen: **Descartes**, Fontenelle, Molière, **Büffon**, **Montesquieu**, Greſſet. Die Markgräfin nahm den Griffel und ſchrieb gegenüber die Namen: Leibnitz, Haller, Leſſing, Gmelin, Grotius, Gleim. Dann aber gab ſie das Spiel noch keineswegs auf, ſondern fügte mit einem leichten Lächeln gegen den etwas betroffenen Herzog hinzu: „Laſſen Sie uns die Aufgabe umwenden; ich ſtelle Ihnen ſechs Deutſche und Sie antworten mir mit ſechs Franzoſen.“ Der Herzog ging auch darauf ein, und die deutſche Fürſtin ſchrieb unter ihre erſten ſechs Namen in zweiter Reihe folgende: **Kopernikus**, Friedrich der Große, Luther, Haſſe, **Winckelmann**, Klopſtock. Hierauf reichte ſie den Griffel ihrem Gegner; dieſer jedoch erklärte ſich für überwunden. Die deutſche Literatur iſt ſeit jenen Tagen um die herrlichſten Blüthen und Früchte reicher geworden, um eine Fülle von dichteriſchen Geſtaltungen, wie ſie von gleicher Sinnigkeit und Tiefe kein zweites Volk der neueren Zeit aufzuweiſen hat, und dennoch möchten wir Urſach haben, mancher deutſchen Frau das Beiſpiel der Markgräfin von Baden in das Gedächtniß zurückzurufen. Diejenigen Mütter, welche an den oberflächlichen Erzeugniſſen der jetzigen franzöſiſchen Romanſchreiber ihren Geiſt verbilden, werden ſeine Söhne von deutſcher Geſinnung erziehen.

Vom eingeſchnürten Stutzer.

Geſchniegelt, gebügelt,
Geſchnüret, wattiret,
Liſpelnd und wiſpelnd,
Süßlich und fade,
Wie Kerzen ſo grade,
Beſpritzt mit Eſſenzen,
Schwebend in Tänzen
Schwunglos wie Docken;
Mit Laſten von Locken,
Ketten und Schleifen,
Krauſen und Steifen —
Iſt's Weib oder Mann:
Wer ſagt es mir an?
Ein Mann? — Keine Spur!
Ein Weib? — Ei, bei Leibe!
Zum Mann ſchuf's Natur,
Doch quält ſich's nun zum Weibe!

Die wichtigſten Dinge.

„Was hältſt Du für die wichtigſten Dinge auf Erden?" fragte Sultan Saladin ſeinen Vezier. Der beſann ſich eine Weile, bis er endlich antwortete: „Erſtens: die Weiber, zweitens: den Tod, drittens: daß Einer den Andern nöthig hat." — „Erkläre Deine Räthſel!" gebot der Sultan. — „Das will ich! Gäb' es keine Weiber, hätten wir nicht einen ſo herrlichen Sultan; wäre der Tod nicht, der Deinen Vater in's Paradies trug, glänzteſt Du nicht auf dem Thron, und hätte nicht Einer den Andern nöthig, wär' ich nicht Großvezier." — „Du biſt wie Alle!" ſagte lachend der Sultan; „das heißt: Jeder iſt ſich ſelbſt das Wichtigſte!"

Des Herzens Laſt.

Mein Herz iſt ſchwer: nimm ab die Laſt,
Mein Gott, denn ich erliege faſt!
„Kannſt du nur zum *Vertrauen* kommen,
Hab' ich ſie dir ſchon abgenommen!"

Sprüche.

Wer ſelber arm, doch Andern helfen kann, der iſt ein echter reicher Mann.

Das Edle belohnt mit Spott, iſt angewieſen auf Gott.

Der Geiz hat's ärgſte Loos erwählt, da ſelber, was er hat, ihm fehlt.

Den äußern Prunk braucht Schlechtes, doch durch ſich ſelbſt gilt Echtes.

Gehſt du auf wahre Weisheit ein, muß arm und reich ganz gleich dir ſeyn.

Die Wahrheit ficht im Gedränge, denn die Lügen kommen in Menge.

Was du von Andern begehrt, geht ab vom eignen Werth.

Sich ſelbſt kennt Keiner, doch weiß das kaum Einer.

Modiſche Ueberlegung.

„Soll ich lieben? Ja? und Nein? —
Liebe muß 'was Süßes ſeyn.
Soll ich lieben? Ja? und Nein?
Liebe giebt nur Herzenspein.
Halt! mir fällt ein Mittel ein:
Heute Ja und morgen *Nein*!"

Der Unbekehrte.

Ein Erz-Royaliſt zu Napoleons Zeiten wollte an deſſen Siege nur gezwungen glauben, und ſeine Aeußerungen endeten gewöhnlich mit den Worten: „Er iſt ein zu großer Glückspilz und ſein Fall unausbleiblich!" Eines Tages ließ ihn *Fouché* kommen und ſagte zu ihm: „Mein Herr, Sie glauben nicht an Napoleons Siege. Sie ſollen ſich überzeugen! Hier ſind zwei Brigadiers, die mit Ihnen, verſieht ſich auf Ihre Koſten, nach dem Hauptquartier und dann wieder zurückreiſen!" Der Ungläubige mußte unfreiwillig bis nach Tilſit — es war im Jahr 1807 — wo er den Kaiſer fand. — „Nun, mein Herr", fragte Fouché, als die Brigadiers den Siegesleugner wieder ablieferten, „was glauben Sie jetzt?" — „Alles glaub' ich, aber ich glaub' auch, daß der ungeheure Glückspilz um ſo eher fallen wird! Und wohin hab' ich nun zu reiſen?" — Das ſagte der Mann ſo trocken und entſchloſſen, daß Fouché laut auflachen mußte, bis er dann Jenem zurief: „Jetzt geh'n Sie zum Teufel!" — und der Erz-Royaliſt entfernte ſich mit den Worten: „Dann müßt' ich mir von Ihnen Empfehlungs-Briefe ausbitten!"

Politiſche Dichter.

Wenn ihr euch gar zu wild geberdet,
In Reimen ſtets vom Leder zieht,
So iſt, eh' ihr politiſch werdet,
Wohl euer Lied längſt invalid.

Der beſchränkte Freiball oder die unerſchöpfliche Kutſche.

Der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrich's des Großen, veranſtaltete einſt einen Freiball, machte jedoch dabei, um die unerwünſchten Theilnehmer aus der großen Maſſe fern zu halten, die Bedingung, daß Niemand ſolle eingelaſſen werden, der nicht in einer Kutſche vorführe. In jener Zeit war es in Berlin nicht eben leicht, einen ſolchen Wagen auch nur miethweiſe zu erlangen; es gab deren nicht viele, und die Beſitzer der wenigen, welche vorhanden, ſteigerten natürlich bei erhöhter Nachfrage an ſo feſtlichem Tage ihre Forderungen ganz ungewöhnlich. Dennoch waren einige Geſellen des Haarkünſtlerſtandes ſo glücklich, für gemeinſam zuſammengeſchoſſenes Geld einen Wagen aufzutreiben. Aber mehr als ein Dutzend hatten zu dem Preiſe beigeſteuert und wollten alſo auch das Ihrige vom Freiball haben. Was fingen ſie an? Vier von ihnen ſetzten ſich in die Kutſche, und während dieſe langſam daherfuhr, folgten die übrigen zu Fuße. Vor dem Palaſt des Prinzen öffneten ſie unter dem Schutze der von den Oellampen wenig verſcheuchten Finſterniß beide Schläge des Wagens, und ſobald rechts Einer herausſprang, ſchlüpfte links ein Anderer hinein. Lange ſtarrte die Schildwache mit offenem Munde auf den unerſchöpflichen Kaſten, und als ſie endlich die Täuſchung begriff, war es bereits dem Letzten der erfinderiſchen Haarkünſtler gelungen, das Innere des Ballhauſes zu erreichen.

Kleider machen Leute.

Hat allgemein auch Geltung heute
Das Sprüchwort: „Kleider machen Leute",
Es waren, die zuerſt ſo dachten,
Doch Leute wohl, die Kleider machten.

Förderlich!

Mag nach dem Sprüchwort oft, wo viel Geſchrei,
Der Wolle wenig ſeyn:
Hab' viele Wolle, dennoch liebt dabei
Die leid'ge Welt das Schrei'n!

Gleichniſs aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Ein wüthender Hund, genannt Hunger, hatte ſich von ſeiner Kette losgeriſſen und bereits viele arme Leute gebiſſen, welche auch ſogleich wüthend wurden und rings zu ſchaden und zu zerſtören begannen. Dem Uebel zu ſteuern, verordneten die Aerzte: daß alle die Gebiſſenen aus den tiefen Brunnen des Wuchers, die ſich vom Schweiße des Volkes geſammelt hatten, trinken ſollten. Dieſes Mittel gebrauchten die Gebiſſenen begierig, aber es langte bald nicht zu, und die Begierde war nur größer geworden, ſo daß gar Viele in ihrem tollen Treiben umkamen. Inzwiſchen raſete der wüthende Hund gleichfalls immer fort, die Zahl der Gebiſſenen ward immer größer, der Wahnſinn endlich ſo übermächtig, daß der Verſtand gar nicht mehr aufkam, auch alle edleren Brunnen des Landes angefallen, und, nachdem man deren Herren verjagt hatte, gänzlich erſchöpft wurden. Der Hunger und der Wahnſinn wütheten nun ärger als zuvor. Zuletzt erbarmte ſich dann die Mutter Erde und ließ den Wüthenden durch einen ihrer Boten, mit Namen Fleiß, zween Kräuter empfehlen, Getreide und Flachs, wodurch ſie von dem Biſſe des wüthenden Hundes Hunger geheilt werden könnten, ſo ſie immer mit dem Boten Fleiß in gutem Vernehmen blieben. Hierauf ward der Hund eingefangen und der Fleiß gab ihm einen Hüter, der Servatius, der Bewahrer, hieß und der alle Morgen ſpricht: „Wenn Gott beſchert, ſo halte den Sack auf und vergiß das Zubinden nicht!"

Verloren gehet nichts!

Verloren gehet nichts, ſo weit
Das Blau und Gold'ne ausgeſpannt,
Denn Alles iſt von Gott gekannt,
Und was verſchwindet aus der Zeit,
Hinüber wallt's zur Ewigkeit.

Iſt doch in Sicherheit ein Kind,
So lang' des Vaters Herz ihm ſchlägt,
So lang' des Vaters Arm es trägt;
Und ſollten wir verweh'n im Wind,
Die wir die Kinder Gottes ſind?

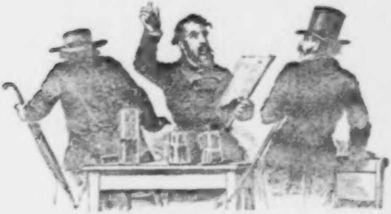
Im feſten Glauben geh' ich hin,
Durch alles Ringen, alle Noth;
Und bricht das Aug' und kommt der Tod,
Dann werd' ich ſagen: nimm mich hin,
Ich weiß, daß ich des Vaters bin.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt

Neunzehnter Jahrgang.



Tres faciunt collegium!
So ſagten uns Lateiner.
Jetzt, ſchaut Ihr Euch nach Dreien um,
So ſind dies nur drei Einer.
Jedweder nimmt ein Wörtlein krumm,
Iſt Zweien ſtets Verneiner,
Und wollt bei Drei'n Ihr Einheit ſeh'n,
Dann müſſen Zwei von dannen geh'n!

1853.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

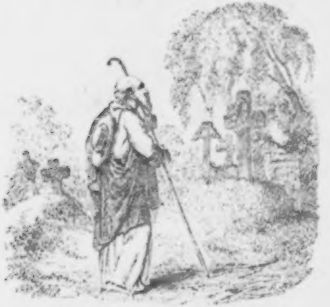
Lebens-Anſichten.

„Des Daſeyns Gang verſtehe, dann gehe,
Sonſt rufſt auf dem Wege Du Wehe!“

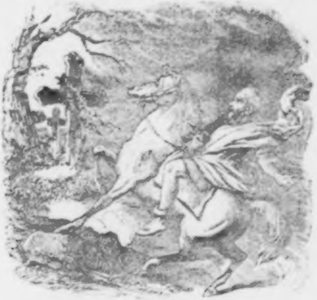
Mit vieler Wahrſcheinlichkeit läßt ſich annehmen, daß von Denen, die etwa ihr vierzigſtes Jahr erreichten, die Mehrzahl gewiß bei dem Spruche: „Das Leben iſt eitel Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod!“ zuweilen geſagt oder gedacht haben werden: leider entſetzlich wahr! Und doch giebt es Meiſter in der Kunſt zu leben, die von ſolcher Anſicht nichts wiſſen. Ohne an ältere Beiſpiele zu erinnern, gedenken wir nur des herrlichen Franklin, der 1790 im vierundachtzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb, von den wechſelvollſten Zuſtänden und Bedrängniſſen zu erzählen wußte und dabei bis an ſein Ende äußerte: er würde recht gern, unter durchgängig unveränderten Verhältniſſen, ſein Leben von Neuem beginnen. Ja ſelbſt der eben ſo ehrliche als durch Sorge und Kränklichkeit bedrückte Gellert bemühte ſich wenigſtens, ſeines Daſeyns froh zu werden, ſonſt hätten wir von ihm nicht den Ausruf: „Ich will bei jeder kleinen Gabe, die mir der Himmel giebt, mich freu'n, ich will den Weg, den ich zu laufen habe, mit Blumen mir beſtreu'n!“ — Eine Lieblings-Anſicht vom Dieſſeits, ſchon ſehr alt, iſt eine mildere, die nämlich: daß unſer Leben ein Traum ſey, und leugnen läßt ſich nicht, daß gar oft der Menſchen Weisheit viel und ſeltſam träumt. Sich in ſtetem Traum zu glauben, möchte aber kein Gewinnſt ſeyn weder für die Menſchheit im Allgemeinen, noch für den Einzelnen; denn daß man dabei ſeinen Werth und ſeinen Genuß nicht erhöht, ſieht Jeder, der ohne eine nach Wahn und Belieben gefärbte Brille ſehen kann. Unzweifelhaft iſt der uralte, zu den Zeiten der Erzväter bereits übliche Gedanke, ſich das Leben unter dem Bilde einer Reiſe vorzuſtellen, bei weitem vorzüglicher. Wer mit Verſtand reiſt, hat einen Zweck, weshalb er ſeine Wanderung unternimmt; denn Landſtreicher reiſen nicht, treiben ſich nur in der Welt umher. Wer alſo auf die Frage: „Sage mir, warum hier?“ möchte vernünftig antworten können, der halte ſie immer feſt, dieſe fruchtbare und reizende Reiſe-Vorſtellung. Dabei müßten wir jedoch unmaßgeblich rathen, die goldne Lehre, die wir wohl faſt Alle von unſern guten Müttern hörten: „Nehmt die Menſchen, wie ſie ſind!“ auf das ganze Leben zu beziehen. Wer erlaubt uns, wenn wir auch bei den beſten Anzeichen von Hauſe ausgehen, fälſchlich anzunehmen, daß auf unſerer Wanderung ſtets die Sonne ſcheinen, von Stürmen, Gewittern und Erderſchütterungen man nichts wahrnehmen werde? Es iſt eine wunderliche Vorausſetzung, niemals aber gab es Schutz- und Schirmbriefe für wunderliche Vorausſetzungen in dieſer unſrer vorläufig einzigen und deshalb beſten Welt! Jedenfalls müßt ihr als Haupt-Kunſtſtückchen lernen, euch gegen die äußeren Umſtände fortwährend ſo zu ſtellen, daß ſie nicht euch in ihre, ſondern ihr ſie in eure Gewalt bekommt, wenn ihr nicht ſtets Jammerlieder ſtöhnen, oder ſtatt muthig zu lachen kraftlos weinen wollt. Wir reden von einem Haupt-Kunſtſtückchen, in den erſten vierzehn Tagen hat man es alſo natürlicher Weiſe nicht gleich weg, das verſteht ſich von ſelber. Auch nach vierzehn Monaten lernt und übt wohl Mancher vergebens daran; nur wenn ſich endlich im vierzehnten Jahre noch keine Spur von gutem Erfolge blicken ließe, wäre euch freilich wohlmeinend zu rathen, die Sache lieber völlig aufzugeben und auf's Gerathewohl oder Geratheſchlimm im Nebel weiter zu ziehen, nicht nutzlos euch noch länger zu quälen. Dies Haupt-Kunſtſtückchen iſt dann überall nicht für euch und ihr werdet es mindeſtens in dieſer Zeitlichkeit nicht erlernen.

— Iſt es denn aber wirklich zu erlernen? — und wie kann ein geſcheidter Menſch von mir fordern, daß ich Wind und Wetter ſoll in meine Gewalt zu bekommen ſuchen, da die Sache ganz unmöglich iſt? Unmöglich? Nicht wahr, mit einem bemoosten, oder auch nicht bemoosten Stein unter dem Kopfe auf bloßem Erdboden ſo ſanft und ſüß zu ſchlafen, wie kaum der verzärtelte Sohn des Glanzes auf ſeinen Eiderdunen vermag, das würdet ihr ebenfalls für unmöglich halten? Wir aber haben ſo gleichmüthig glückliche Schläfer gekannt, und — „dies weiter anzuwenden, möge Niemand ſelbſt ſich blenden; wer's nicht anzuwenden weiß, leb' im Traume noch als Greis!“

Wir ſollen jedoch nicht im Traume auf dem Lebenswege hinſchlendern, ſondern wachen Blickes vorwärts, auch rechts und links ſchauen, jede Erfahrung aus der Vergangenheit mit uns nehmen, da dies auf der Reiſe das Sorgengepäck erleichtert, nicht beſchwert. Der Menſch kann, innerhalb des ihm überhaupt Möglichen, was er will, und wenn er ſagt: ich kann nicht, ſo will er nicht. Ihn hindern dann Neigungen, Einbildungen und Empfindeleien, die ſich vor der klaren Erkenntniß hüten, an dem rechten Gedanken und entſchiedenen Einſchreiten. Unſer Bild von der Lebensreiſe feſtzuhalten, ſtelle man ſich zwei Reiſende vor. Der Eine folgt ohne beſtimmte Ueberlegung ſeinen Wünſchen und Gelüſten; ihm kann nichts geſchwind genug kommen. Er überläßt ſich dem heißen Getriebe ungezügelter Leidenſchaften, wie auf wildem Roſſe jagt er in ſtürmiſcher Anſtrengung ſeiner Zukunft und immer nur ſeiner Zukunft entgegen; er greift nach dem Glück in Gier und Haſt, kehrt niemals bei der Gegenwart ein, Sorge und Furcht ſitzen ſtets ungeſehen, aber nicht ungefühlt, mit ihm in demſelben Sattel, und ſey es noch ſo heiter um ihn, er iſt ſein eigenes Dunkel und Unwetter. — Der Zweite zieht anſpruchsloſer, aber ſeines Berufs und Zweckes ſich bewußt, ſinnig trachtend und betrachtend vorſichtig ſeines Weges, ergötzt ſich an jedem Sonnenſtrahl, an jeder ob auch beſchränkten Ausſicht, und dankend begrüßt er jedes Blümchen, das ihn auf ſeinem Pfade anlächelt. Unterweges zu ſeinem Ziel, das er kennt, es unabläſſig erſtrebt wider Hinderniſſe, die ſich dazwiſchen werfen, hat er tauſend wirkliche Genüſſe, während Jener in ſeinen wahnvollen Vorſpie-



gelungen ſtets auf die fabelhafte Ferne hofft, von der Selbſtgenügſamkeit ſich täglich mehr entfernt in das Haltloſe und Unbefriedigende, bis er, von den ſelbſterzeugten Irrlichtern verlockt, erſchöpft in die Nacht hineinſtürzt. Und iſt nun Beiden als Ende der Reiſe der gleiche Grenzſtein am Grabe geſetzt, ſo kommt der Eine im Grimm des Verzweifelnden an, ſtiert jetzt zurück auf Alles, was er durch eigene Schuld entbehrte und nicht mehr erlangen kann, indeß der Andere bei dem Schatz der geſammelten Freuden längſt das unvermeidliche Erdenleid vergeſſen oder überwunden hat. Mit innigem Frieden denkt er ſeiner Vergangenheit, und giebt es für ihn im Dieſſeits keine Zukunft mehr, er glaubt feſt an eine noch beſeligendere und ſpricht im Scheiden mit einem Blick zum Himmel:



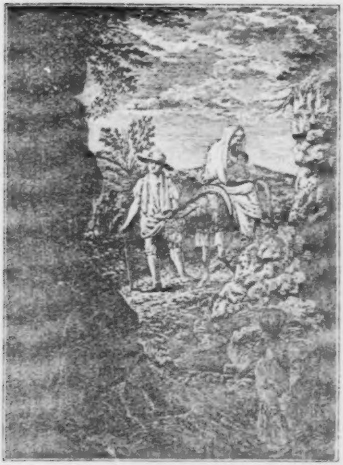
„Schließen mag heiter
Irdiſcher Lauf,
Geht es nicht weiter,
Geht es hinauf!“

Unſern Raſtloſen haben die Umſtände in ihrer Gewalt; der Andere, mit ſich einig, wird dagegen bei ſehr vielen Lebensereigniſſen die Umſtände in *ſeine* Gewalt zu nehmen wiſſen. Wie Jener ein in ſich Zerfahrener, ſo iſt der Andere ein *Charakter*; denn dieſer beſteht in tüchtig gekräftigtem Willen und der beſonnenen Ausdauer im Vollbringen. „Der Stein, den ihr wälzet, bemooſt ſich nicht!“ ſagt ein Sprüchwort, und in einer guten alten Kapuziner-Predigt heißt es: „So Ihr ſtets am Fruchtbaum rüttelt und ſchüttelt, tragt Ihr nur die Säure und Bitterkeit der Unreiſe heim, und wie Ihr lecket und ſchmecket, Ihr werdet dabei die Mienen grämlich und greulich verziehen. Wartet Ihr jedoch in Vernunft und Geduld des Tages, da Gottes Sonnenauge die Dinge und Geſchicke zeitigt und dem Menſchenwerk zur Vollendung hilft, dann werdet ihr bequem und behaglich die Süßigkeit auf der Zunge und die Süßigkeit des Daſeyns im Gemüth haben,

werdet da, wo Ihr in Uebereil verarmet wäret, durch Ausharren des Segens in Fülle empfangen, in ſolcher Fülle, daß Ihr auch Barmherzigkeit üben könnet an den Bedürftigen.“ — Wir wollen alſo nicht wälzen und umwälzen, ſondern den bemooſten Stein als Sinnbild des Steins der Weiſen betrachten; wir wollen nicht in Haſt überall rütteln und ſchütteln, denn wohin das führt, erkennen wir ja an Einzelnen wie an ganzen Völkern. Eines derſelben iſt — furchtbar in der Gewalt der Umſtände. Es hat ſeit länger als ſechzig Jahren gewälzt und umgewälzt, gerüttelt und geſchüttelt, wonach mit dem Volke völlig Gleiches geſchehen iſt und noch geſchieht. Nirgends weiß es nun den rechten Pfad, den ſicheren Gang und die ruhige Stätte zu finden, wird ſie auch noch lange vergebens ſuchen, obwohl wir zum Heil dieſes, bei redlicher Leitung würdigen Volks wünſchen, daß es an ſeine erdgeſchichtliche und erdgeſetzliche Ordnung wieder anzuknüpfen vermöge und dann mit uns der Ueberzeugung ſey:

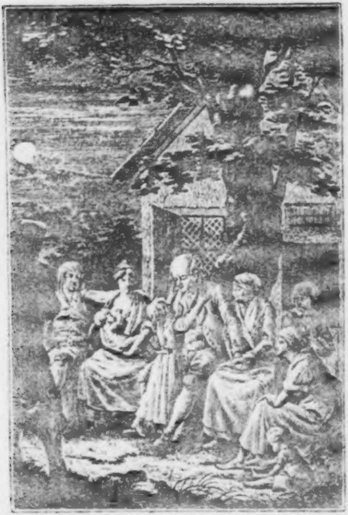
„Wer nicht vom Maaß und Rechte lernt,
Der bleibt von Maaß und Recht entfernt;
Und wer will klug ſeyn und erfahren,
Muß dies bewähren im Bewahren!"

Zu den Rüſtigen, die ſich bemühen, die Umſtände in ihre Gewalt zu nehmen, oder, wo ſich deren Uebermacht zeigt, bei der Unterwerfung doch die Laſt zu erleichtern, können wir auf ein Beiſpiel weiſer Beſchränkung hinzeigen, auf den Landmann Martin Kamp, von dem uns, was wir weiter mittheilen, ein Freund erzählt hat, den wir ſelber ſprechen laſſen: „Ich und mein Knabe", ſo ſagte er, „wir wanderten von dem Badeort, wo wir uns befanden, eine Strecke Weges in's Gebirge hinein. Der Junge konnte der mannigfachen, ihm fremden Anſchauungen nicht ſatt werden; ich ließ ihn umher ſpringen, und ſetzte mich zur Ausruh auf einen Felsvorſprung. Da zog ſich von der Bergſtraße her ein Bild, welches faſt an ein heiliges erinnerte: ein Mann, in leichter Sommertracht des Dorfbewohners, führte ein Saumthier, das eine junge Frau mit ihrem Kinde trug. Mein Richard, offenbar überraſcht von dem Anblick, ſprang herbei und rief: „Sieh' einmal, Vater!" Dadurch veranlaßt, gingen wir neben dem Pilgerzuge weiter und ich knüpfte ein Geſpräch an mit dem jungen Manne. „Wir wollen", ſprach er fröhlich, „zu Vater Martin Kamp, deſſen achtzigſter Geburtstag morgen von der ganzen Familie gefeiert werden ſoll. Ich bin ein Enkel, Gärtner drüben im Schloß jenſeits des Berges, und wir mögen auch nicht fehlen bei dem Geburtstage des Großvaters, der ja ſein Urenkelchen nicht vermiſſen darf; nein, es ſoll ihm tüchtig 'was in die Welt ſchreien, damit er merkt, es ſey ein recht Leben in ihm! Und unſer Ambroſiuschen kann's beweiſen mit Schreien, iſt's nicht ſo, Stephane?" Die letztere Rede galt ſeinem Weibchen, das verſchämt antwortete: „Guter Herr, das Kind lärmt nicht mehr als noth, damit der lange Athem und's lange Leben gedeiht!" — Mich ergötzte die Treuherzigkeit der Leutchen, und als ſie nun immer wieder vom Großvater ſprachen, deſſen Ruhms kein Ende finden konnten, da fuhr mir's heraus: „Ei, ich möchte den Großvater wohl auch kennen!" — „Habt's zur Hand", entgegnete der junge Mann; „dürft nur heut oder morgen in's Dorf kommen, denn in dieſen Tagen muß er doch die Arbeit beiſeit laſſen, wie ſehr er ſonſt alltags ohne Raſt iſt!" Alsbald wurde aber des Großvaters Ruhm von Neuem in den Zug gebracht, und ich vernahm Dies und Jenes von ſeinem Lebensgange. Martin Kamp war des Dorfküſters Sohn und vor ſeinem elften Jahre väterlicher Seits zur Waiſe geworden. Die Mutter mit ernähren zu helfen, diente er dem Oberamtmann als Hirtenknabe, dann als Knecht, und bei



ſtetem Eifer in der Wirthſchaft ergriff er doch jede Gelegenheit, die Dinge um ſich her und weiterhin begreifen und nutzen zu lernen. Nie kam er vom Stadtmarkte heim, ohne ſich für etliche Sparkreuzer ein nützlich Buch mitzubringen, und wenn die andern Burſche jubelten und tanzten, hatte er angenehmeres Genügen, wenn er auf heimlicher Stelle im Buſch ſein Buch aus der Taſche zog. Viel und ſtets mehr las er auch über die Fortſchritte der Landwirthſchaft, und nachdem er mehrmals bei ſchwierigem Anlaß in beſcheidener Weiſe günſtigen Rath ertheilte, zeigte ſich der Oberamtmann ihm gewogener, verbeſſerte und erleichterte ihn in ſeinem Beruf zum Vortheil des Ganzen. „Es kamen indeß doch trübe Tage über ihn", bemerkte Anſelm Wepler — dies war der Name des Gärtners — „denn er trug Anneli, des Pfarrers Tochter, in tiefem Gemüth. Der heimelte auch nur die Stille an und bei den andern Mädchen ward ſie wenig ſichtbar. Die Beiden aber, der Martin und die Anneli, verſtanden ſich bald ohne oft Begegnens: ſie hegte ihn, er ſie im Herzen; die Liebe und Treue brauchte da nicht viel Worte, ſie waren Beide jahrelang glücklich im Schweigen, und ihrer doch gewiß für die Ewigkeit, wie Großvater ſagt. Nun ſollte Anneli ſich dem Adjunkt verloben; weil ſie ſich deß weigerte, entſtand Hader, und da der Pfarrer wohl wußte, wer im Wege war, ſollte der Oberamtmann dafür ſorgen, daß Martin die Gegend meiden müſſe. Jener wollte dieſen nicht entbehren, dieſer die Geliebte in ihren ſchweren Tagen nicht verlaſſen; denn was ſich aneinander ſchloß, muß aneinander halten, gehe es, wie Gott will", ſagt der Großvater. Da brach im Jahr 1800 der Krieg in's Land und die Franzoſen trieben's greulich. Der Oberamtmann hatte eine krankhafte, ſehr ängſtliche Frau; ihretwegen flüchtete er mit den Seinen, und Martin wurde dazu erſehen, Gut und Habe zu ſchützen nach Kräften. Da alle Dorfbewohner bedroht waren, vereinigte Martin alle, machte ſie wehrhaft, und ſo gelang es wenigſtens der Plünderung zu entgehen. Martin beſchützte das Eigenthum ſeines Herrn, half auch dem Pfarrer und Jedem, dem Gewalt geſchehen ſollte, ſo daß man im Dorfe ſeines Lobes voll war. Als nun der Oberamtmann im Jahr darauf, mit dem Frieden, zurückkehrte, gab er, bei dem's Vermögen nicht über Maaß ging, doch aus Dankbarkeit dem Martin zwar nur ein kleines, nicht gar feſtes Hüttchen und eine geringe Scholle; doch war's ſein, es war ein Fleckchen, auf dem er mit ſeiner Emſigkeit und Unverdroſſenheit ſchalten und walten konnte, und wo er Gottes Segen fand, da hielt er ihn feſt. Und ſehen Sie, lieber Herr, aus dem Hüttchen wurde ein Haus, der geringen Scholle geſellte ſich bald eine zweite, und noch eine, ſo daß er endlich glauben durfte, er könne ſammt der Mutter auch Anneli ernähren. Und ob nun der Pfarrer, wegen des Adjunkts, ſauer d'rein ſah, er mußte doch letzlich nachgeben; Martin führte ſein Anneli heim, trieb's unermüdlich weiter, und denken Sie's einmal, werther Herr, zwei ſeiner Kinder ſitzen auch ſchon in Eigenem, und jetzt kommen wir, Stephane und ich, an die Reihe. Großvater kann, was er will, und wir hoffen's ihm nachzuthun, gleich den andern Kindern!"

— Die ſchlichte Erzählung, bei der Anſelm Weylers Luſtigkeit in ſtetem Zunehmen war, behagte mir ſehr und ich erfuhr nun immer noch Züge, welche bewieſen, wie beſonnen und entſchieden Martin Kamp dem Unheil ſich zu entziehen und das winzigſte Glück als Keim großen Anwuchſes zu benutzen wußte. An dieſem Tage konnte ich ihn nicht beſuchen, aber es trieb mich hin, und ich habe mehrere Abende bei ihm und unter den Seinen zugebracht. Da ſaß dann die ganze Familie um den Alten verſammelt, und



vom Aelteſten bis zum Enkelkinde hatte bald der Eine oder der Andere die Bitte: „Großväterchen, erzähl' uns 'was!“ So hört' ich manchmal zu, wenn er irgend eine Wahrheit in ein Märchen, eine Fabel oder ein Gleichniß kleidete, und eins davon hab' ich mir nachher aufgeſchrieben, ich will's Dir vorleſen.“ Er las dann:

„Reich und Arm.

Einſt ſtritten ein Geſchäftsmann und ein Einſiedler über Reich und Arm. Der Einſiedler ſprach: „Wir leben in ſchlimmer Zeit; die Hände der Armen ſind gebunden, die Reichen ſchreiten aber flüchtigen Fußes vorüber, mögen die Bedürftigkeit nicht ſehen, weil es ihnen an Wohlwollen fehlt.“ — „Ei“, erwiederte der Geſchäftsmann, „ich bin groß gewerden durch die Milde der Reichen, ſie gaben mir Arbeit und waren mir Zuflucht, da ich ihnen zutrauensvoll meinen Fleiß anbot. Aber der mit Dürftigkeit Kampfende ſoll lernbegierig und fügſam ſeyn; denn begehrt er ohne erworbenen Anſpruch und trotzig von dem Reichen, iſt's nicht ungerecht, den unvernünftigen Armen durch Noth belehren und durch Mangel beſſern zu laſſen, bis er einſehe, es ſey ſtets achtungswerth, wenn der Reiche ſein Geld verwendet, den Armen in Thätigkeit zu nähren.“ — „In der Armuth beſteht meine Ehre, und um derentwillen muß man mich nähren!“ rief der Einſiedler aus. — „Iſt Dir die Armuth eine Ehre“, meinte nun der Geſchäftsmann, „ſo lebe davon; einen Anſpruch giebt ſie Dir nicht, nicht einmal auf die Barmherzigkeit der Reichen, da doch Alles ſeinen haltbaren Grund haben muß. Wem die Armuth und das Nichtsthun Zweck ſind, der muß darin auch ſein Paradies finden, wo Jeder in ſeinem Glauben nichts entbehrt. Der Arme, der haben will, ohne dafür zu geben, was er durch Dienſte zu geben vermag, verſtrickt ſich in ſündliches Begehren, und gegen ihn hat der Reiche recht, ſein Gut zu verwahren und zu vermehren.“ — „Ihr ſeyd ein feiler Anwalt der Reichen“, fiel der Einſiedler entrüſtet ein; „Ihr müht Euch nur mit Verdreherei. Wahr iſt's, die Reichen haben das Heilmittel wider Armuth, den Schlüſſel zum Wohl Anderer; aber ſie ſind ſtolz, ruhmredig, geizig; was ſie beſitzen und erlangen, verſtehen ſie nur zu mißbrauchen im Wucher und ſelbſtſüchtigen Vergeuden; mit Uebermuth und Grobheit begegnen ſie der Armuth, die ihnen an ſich ſchon Schande iſt, und ſie allein ſind ſchuld an den vielen ſchlechten Thaten, welche Mangel und Noth erzeugen.“ — „Ich ſagt' Euch bereits“, antwortete der Geſchäftsmann, „daß ich durch Bereitwilligkeit der Reichen meine Arbeitsluſt und ſo meinen Erwerb gefördert ſah, und ich war ein Armer. Im Müßiggange könnt' Ihr aber freilich nur übel urtheilen, denn ich halt' es für ein edles Beſtreben, dem Müßiggange die Hülfe zu verſagen; ja ich halt' es für Pflicht, dies zu thun, wär' ich auch der Reichſte auf Erden; denn durch den Müßiggang entſtehen Mangel und Noth, und was dieſe an ſchlechten Thaten erzeugen, iſt alſo eigene Schuld, nicht die der Reichen!“ — Ueber dieſe Rede ergrimmte der Einſiedler dermaßen, daß er ſeinen Gegner mit Schmähungen überhäufte, ja, die Hand wider ihn erhob, und der Geſchäftsmann rief deshalb einen Schiedsrichter herbei. Der beſann ſich eine Weile, dann ſagte er: „Bei allen Roſen ſind Dornen, und auch in den ſchönſten Gärten wachſen giftige Kräuter und verdorren Bäume. Es giebt der Reichen viele, die Gott lieben, und Gott liebt ſolche Reiche, die ſo leben, als wenn ſie nur hätten, was ſie zur Gemächlichkeit brauchen, um dann Andern vom Ueberfluß nützlich werden zu können. Gott liebt aber nicht minder die Armen, die ſich mit Dem begnügen laſſen, was er ihnen verliehen hat, die durch ihren Fleiß Zufriedenheit gewinnen, die der höchſte Schatz iſt, den ſogar der Reichſte ſich erſt verſchaffen muß, und den der Aermſte ſich verſchaffen kann. Du, Einſiedler, der Du das ſelbſtgewählte Loos offenbar nur brauchen möchteſt, um bei falſcher Heiligkeit mit Nichts Alles zu gewinnen, haſt nicht die Tugend der rechtſchaffenen Armen, wohl aber die Eigenſchaften der ſchlechteſten Reichen, und Dein Gegner wird Dir hoffentlich verzeihen, daß Du nichts Beſſeres und nichts Rechtes biſt, Dich alſo ſelber ſtrafſt!“ — Der Geſchäftsmann beruhigte ſich lächelnd mit dieſem Spruch, der Einſiedler aber wandte ſich ſcheltend von dannen.“

Dieſes Gleichniß ſchloß der Alte mit den Worten: „Glaubt's mir, Kinder, es fehlt Jedem ſo Manches, den Reichen wie den Armen, und es ſoll ihnen auch ſtets etwas fehlen, damit uns Trachten und Berührigkeit wach bleiben. Vollkommen iſt nichts im Dieſſeits, das Zeitliche ſtimmt überhaupt nicht immer mit Dem, was das Ewige möchte, und will man das Seine redlich thun, haben wir auch gegenſeitig die Fehler wie das Fehlende auszugleichen, und das Ungleiche verträglich zu nehmen. Ob zu Vielem oder zu Wenigem, wir gehen doch ſämmtlich bei der Mutter Erde zu Tiſch, endlich auch zu Bett, und wie es ſelbſt der Himmel ſich gefallen läßt, aus demſelben Gewäſſer zu trinken mit der Erde, ſo ſollen deren Gaben auch wir in Eintracht empfangen und genießen, nicht abgünſtig hinſchielen auf das gefülltere Maaß. — Die Zwecke ſind meiſt bei uns Allen ſich ähnlich, verſchieden aber Verhältniſſe und Menſchen; und wenn das Sprüchlein:

„Jeder trägt zuletzt die Kleider,
Wie's für gut befand ſein Schneider!“

wahr iſt, ſo bleibt's doch nothwendig, möglichſt auf unſre Stellung und unſre Eigenthümlichkeit zu bauen: das hält für die Zukunft am beſten!“

So endete der Freund ſeinen Bericht, und obwohl wir Martin Kamr nicht perſönlich kennen, wir ſehen ihn vor uns den Mann, der die Umſtände ſich dienſtbar machte, den Stein ſich bemooſen und die Früchte bei vorſorglicher Pflege reif werden ließ.

Wir ſehen ihn vor uns bis zum Ende ſeiner Erdentage, wo er gewiß mit gottergebenem Blicke ſagt:

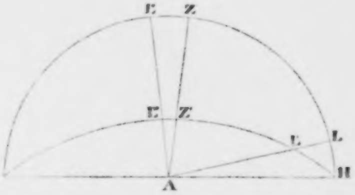
„Schließen mag heiter
Irdiſcher Lauf;
Geht es nicht weiter,
Geht es hinauf!“

F. W. Gubitz.

Der Himmel.

Ueber den Häuptern der Erdbewohner breitet ſich jenes blaue Gewölbe aus, welches wir den Himmel nennen und das der Horizont begränzt. Wir ſchauen zu ihm empor oder erblicken auf ebener Fläche ringsum den Kreis, den es unſerm Auge zu beſchreiben ſcheint, und unſre Sinne ſind geneigt, irgend etwas **Feſtes** in dieſer Wölbung anzunehmen, daher auch das lateiniſche Wort **Firmamentum** (von firmare: feſtigen) auf dieſelbe angewendet wird. Sonne, Mond und Sterne ſehen wir in ſo regelmäßigem Zuge am Himmel über uns wegziehen, daß auch hier eine Sinnentäuſchung zuerſt den Glauben erwecken kann, die Geſtirne ſeyen feſte Punkte in Verbindung mit der Himmelsbläue und dreheten ſich mit dieſer als ein Ganzes um die von uns bewohnte Erde. In der That hat dieſe Anſicht lange nicht allein in der unmittelbaren Annahme des Volksglaubens, ſondern ſelbſt in der Wiſſenſchaft geherrſcht. Erſt durch Kopernikus wurde ſie als ein Wahn vollſtändig beſeitigt. Seine Weltordnung eröffnete die richtigen Begriffe über die ſo durchaus verſchiedenen, zum Theil ganz unermeßlichen Entfernungen der Geſtirne unter einander und von der Erde ſowie über die Größe des Weltraumes, durch den ſie als zerſtreute Körper ziehen. Damit bewies er dann, daß der Weltraum eben unmöglich durch ein feſtes Himmelsgewölbe begränzt ſeyn könne, daß ſowohl die Kugelgeſtalt deſſelben als ſeine Drehung nur eine Täuſchung des menſchlichen Auges ſeyen. Da man überdies bei aufmerkſamer Beobachtung die Kometen nach allen Richtungen hin die eingebildeten Sphären durchſchneiden ſah, gewannen die Kopernikaniſchen Folgerungen in der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft immer feſtere Begründung. Den erſchöpfendſten Beweis, daß der Raum, in welchem die Himmelskörper ſich bewegen, nirgends durch eine feſte Gränze beengt iſt; daß er in ſich ſelber nichts enthält als das *Licht* und vielleicht eine überaus feine, widerſtandsloſe Flüſſigkeit, den elaſtiſchen *Aether*; daß daher das um uns und über uns ausgeſpannte Himmelsgewölbe nur eine *Erſcheinung* iſt, deren Kugelform und blaue Farbe aus anderen Urſachen zu erklären ſey — den erſchöpfendſten Beweis für alle dieſe jetzt allgemein anerkannten Wahrheiten lieferte endlich Newton aus der ſteten Fortdauer der Planeten-Bewegungen und aus dem ſchrankenloſen Zuge der Kometen. Wir beabſichtigen nun, unſern Leſern die Entſtehung der ſcheinbaren Gewölbe- und Kugelform ſowie der Bläue zu erklären.

In dem unendlichen Weltenraume, welcher nach Newton's Beweiſe durch nichts, am allerwenigſten aber durch eine feſte Hohlkugel begränzt wird, bewegt ſich auch die von ihrem Luftkreiſe (ihrer Atmoſphäre) umgebene Erde. Das Auge ihres Bewohners blickt durch dieſe durchſichtige atmoſphäriſche Hülle hinaus in die unbegränzte Himmelsferne und ſtößt hier überall entweder auf Geſtirne oder auf die Endpunkte ſeiner Sehkraft im Raume, welche der Blick mit erſteren in ſcheinbare Verbindung ſetzt. Indem der anſchauende Menſch über die wirkliche Entfernung dieſer Raumpunkte kein Urtheil beſitzt, betrachtet er ſie als Ausgangspunkte von Radien (Strahlen, Halbmeſſern) einer durch das menſchliche Auge erzeugten Rundung, in deren Mittelpunkte er ſich zu befinden ſcheint. Dies iſt die einfache Erklärung der Hauptgeſtalt, in welcher der Himmel unſerm Geſichte ſich darbietet. Aber bei Betrachtung deſſelben bleibt noch ein Umſtand zu erwähnen, der nämlich, daß uns der Himmel als eine oben *eingedrückte* Wölbung erſcheint, als eine *abgeplattete* Kugel, indem unſeren Sinnen der Horizont drei bis vier Mal weiter entfernt vorkommt als der Scheitelpunkt. Auch dieſer Schein erklärt ſich aus einer durch zahlreiche Beiſpiele beſtätigten Geſichtstäuſchung, welche aus der Natur des menſchlichen Auges hervorgeht. Es iſt eine optiſche Thatſache, daß wir alle vor uns, nach der Ebene zu liegenden Gegenſtände für entfernter halten als die über uns in gleicher wirklicher Entfernung wahrgenommenen Gegenſtände. Daher erſcheinen uns die niedrigeren Stellen des Himmels, je tiefer nach dem Horizonte zu, um ſo weiter entfernt, die höheren dagegen, je näher dem Scheitelpunkte, um ſo näher auch unſerm Auge. So empfangen wir die Vorſtellung einer ſtark eingedrückten Himmelswölbung. Folge davon iſt, daß die Geſtirne uns um ſo größer dünken, je tiefer ſie am Horizonte ſtehen, um



re kleiner, je näher ſie dem Scheitelpunkte rücken. Dieſe auffallende Erſcheinung bedarf einer genaueren Erklärung. Wir geben dieſelbe in obenſtehender Figur nach einer Aufſtellung von Nürnberger. Der innere verflachte Bogen bezeichnet das ſcheinbar eingedrückte Himmelsgewölbe und der umringende Halbkreis die darüber ausgeſpannte Halbkugel des Himmels, wie ſie durch die von den Geſtirnen bei der allgemeinen Bewegung gegen Weſten befolgte luſtige Bahn beſchrieben wird. **HL** ſtelle nun die Durchmeſſer-Breite des Mondes am Horizonte vor, ſo ſchneiden die vom Augenpunkte **A** gezogenen Linien **AH** und **AL** von dem ſcheinbaren Himmelsgewölbe das dazu gehörige Stück **HL'** ab. Im Scheitelpunkte verſinnliche **ZL''** ein dem Stücke **HL** völlig gleiches Stück, einen Bogentheil von der Länge des Monddurchmeſſers, und nun ziehe man wieder zwei Geſichtslinien **AZ** und **AL''**, ſo wird in der eingedrückten ſcheinbaren Himmelswölbung nur das Stück **Z'L'''** ausgeſchnitten, das man auf den erſten Blick viel kleiner findet als **HL'**. Wir ſehen den Mond ſcheinbar verbunden mit der von uns wahrgenommenen eingedrückten Wölbung, er wie alle Geſtirne ſcheint unſerm Auge deren ſcheinbarer Drehung zu folgen, er erleidet alſo für unſer Geſicht auf dieſer Bahn die entſprechenden Veränderungen. Wie der Himmelsbogen **HL — ZL''** im Horizont und im Scheitelpunkte die ſehr verſchiedenen Abſchnitte **HL'** und **Z'L'''** in der uns ſichtbaren Wölbung einnimmt, ſo muß dies auch dem entſprechenden Monddurchmeſſer widerfahren. Wir haben hiermit die Hauptveranlaſſung der optiſchen Täuſchung, welche uns den Mond, und gleich ihm die Sonne, am Horizonte ſo viel größer erſcheinen läßt als hoch am Himmel, angegeben. Doch kommt allerdings als Nebenumſtand, um unſer Urtheil zu beſtechen, noch das trübere Licht hinzu, in welchem ſich beide Geſtirne am Horizonte unſerm Auge zeigen.

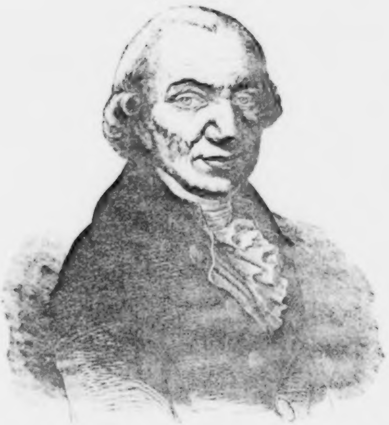
Was endlich die blaue Farbe des nur in der Täuſchung unſerer Sinne beſtehenden Himmelsgewölbes angeht, ſo iſt ſie eine Wirkung der Erdatmoſphäre, d. h. der als Kreis gedachten Luftſchicht, welche unſern Planeten umgiebt, oder genauer des Lichtes der

Sonne und der übrigen Geſtirne, welches dieſe Luftſchicht durchſchneidet. Die Stellen des Weltraumes, an denen wir keine Geſtirne wahrnehmen, würden unbedingt dunkel, alſo ſchwarz erſcheinen, wie Alles, was gar kein Licht gegen unſer Auge ausſtrömt. Aber das Licht der Geſtirne, und vor Allem das Licht der Sonne, wird von der Oberfläche unſerer Erde in deren Atmoſphäre zurückgeworfen und von dieſer wiederum in den weiteren Weltraum. Nun hat wohl Jeder ſchon in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das Hindurchblicken durch eine große Maſſe erleuchteter Luft dem menſchlichen Auge den Eindruck der blauen Farbe bereitet. Wir brauchen nur an den bläulichen Duft zu erinnern, welcher die Farben meilenweit entfernter Waldungen und Berge in eine unterſchiedsloſe Stimmung verſchwimmen macht, ſo daß wir eben nicht die wirklichen Farben der Gegenſtände, ſondern das Blau der erleuchteten Luft mit unſerm Geſichtsſinn empfinden. Eine entſprechende Bewandniß hat es mit der Bläue des Himmelsgewölbes, deſſen ſcheinbare Form und Farbe ſich alſo einfach aus der Natur des menſchlichen Auges erklärt. M.

Wieland.

In den früheren Jahrgängen dieſes Büchleins gaben wir bereits die Bildniſſe Leſſing's, Goethe's, Schiller's und Herder's, und es fehlte nun in dem Kreiſe unſrer größten Dichter vor allen anderen Wieland. Wir glauben eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir ihn anreihen, und geben hier von dem Dichter des „Oberon" ein Bildniß nach Graff's lebenstreuem Gemälde und Bauſe's trefflichem Stich.

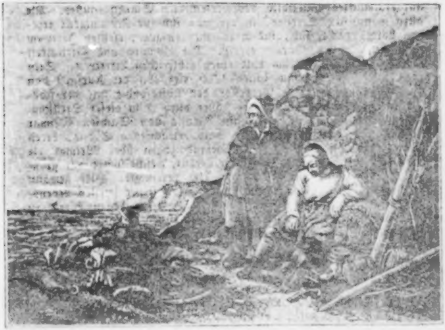
Chriſtoph Martin Wieland erblickte das Licht der Welt, die er ſpäter durch ſeine anmuthigen Dichtungen erfreuen ſollte, am 5. September 1733 zu Oberholzheim, einem Dorfe in der Nähe von Biberach, wo ſein Vater Pfarrer war. In früher Jugend ſchon zeigte er bedeutende geiſtige Anlagen, aber die ſtrenge Frömmigkeit im väterlichen Hauſe regte in ſeiner lebhaften Phantaſie eine Glaubensſchwärmerei an, welche durch ſeine Erziehung in der Schule zu Kloſterbergen bei Magdeburg noch beſtärkt wurde. Dieſe Schule ſtand nämlich unter dem Einfluß der bekannten Halle'ſchen Pietiſten. Als er, ſiebzehn Jahre alt, nach Biberach heimkehrte, ergriff ihn die erſte Jugendliebe zu Sophie von Guttermann und zeitigte ſeine erſten Gedichte. Im Jahre 1751 bezog er die Univerſität Tübingen, um die Rechte zu ſtudiren, lebte jedoch bald mehr der Literatur als der Jurisprudenz. Klopſtock's Meſſias machte ihn zu einem begeiſterten Anhänger dieſes Dichters, der neun Jahre älter war als Wieland, und zugleich trat er mit der Schweizer Dichterſchule in Verbindung, namentlich mit Bodmer, den er 1752 in Zürich aufſuchte. Hier blieb er bis zum Jahre 1760 und dichtete Anfangs in entſchieden pietiſtiſchem



Geiſte. Davon erfüllt ſind „der geprüfte Abraham“, die „Briefe von Verſtorbenen“, die „Hymnen auf Gott“ und Anderes. In ſeiner ausſchweifenden Empfindungsgluth griff er ſogar Gleim an und erklärte, daß Jeder, der ſich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, die ſchlechteſten Kirchenlieder dem reizendſten Liede von Uz unendlichmal vorziehen ſollte. Das klang weder dichteriſch noch kunſtſinnig, und der Genius Wieland's ertrug auch dieſe Ueberſpannung auf die Dauer nicht. Allmälig kam er zu gemäßigteren Lebensanſichten, beſchäftigte ſich ſogar, als die damals ſehr beliebte Ackermann'ſche Schauſpielertruppe in der Schweiz Vorſtellungen gab, mit dem Drama, worin er jedoch nichts Bedeutendes ſchuf. Das politiſche Epos „Cyrus“, in welchem die allgemeine Bewunderung der Siege Friedrich's des Großen widerklang, blieb leider unvollendet, aber in dem 1758 völlig ausgearbeiteten, jedoch dialogiſch gefaßten Theile deſſelben „Araspes und Panthea“, ſowie in „Theages, über Schönheit und Liebe“ ſehen wir ſchon die Uebergänge zu einer freieren Entwickelung. — Im Jahre 1760 erhielt Wieland einen Ruf als Rath nach Biberach.

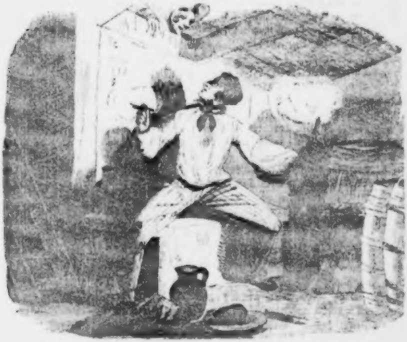
Hier beſchäftigte er ſich mit Ueberſetzung der Shakſpeare'ſchen Dramen, was ihn vollends aus ſeiner falſchen Empfindſamkeit heraustrieb. Gleichzeitig wirkte nun aber die franzöſiſche Litteratur mächtig auf ihn ein und verdrängte auf andere Weiſe den wohlthätigen Einfluß des britiſchen Dichters. Wieland's geſellſchaftlicher Umgang, die Bibliotheken, welche ſich ihm zur Benutzung darboten, und mancher andere Umſtand zogen ihn ganz in die modernen franzöſiſchen Anſchauungen. Er verſuchte ſich in der ſchlüpfrigen Erzählung und machte zugleich die Wendung ſeines eigenen Innern zum Stoff mehrerer Romane, ſo im „Don Silvio von Roſalva" und dem äſthetiſch bedeutenderen „Agathon". Seine epiſch-didaktiſchen Dichtungen („Muſarion", „die Grazien", „der neue Amadis", „Combabus", „der verklagte Amor") athmen einen ähnlichen Geiſt. Wieland beabſichtigte darin, die Sinnlichkeit in ihre Rechte einzuſetzen, aber es war weniger jene kräftige Sinnlichkeit geſunden Naturlebens, was er geltend machte, ſondern ein aufgeſchmücktes Wahnbild des verfeinerten Sinnengenuſſes. Die allzu mönchiſche Strenge, in der man ihn zur Frömmigkeit erzogen hatte, rächte ſich, indem er einen entgegengeſetzten Irrthum nun mit gleicher Wärme ergriff. Die Anmuth und Zierlichkeit ſeiner Poeſie erwarb ihm bald einen zahlreichen Leſerkreis. Sein Ruhm wuchs, und im Jahre 1769 rief ihn der Kurfürſt von Mainz nach Erfurt als Profeſſor der Philoſophie und der ſchönen Wiſſenſchaften. Nur drei Jahre blieb er in dieſer Stellung, denn 1772 wählte die Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar ihn zum Erzieher ihrer bereits halb erwachſenen Söhne, deren Bildung er vollendete. Mit Wieland zogen über Weimar die erſten Strahlen jener ſchönen Zeit herauf, welche ſpäter alle größten Dichter Deutſchlands an der Ilm vereinigte. Hier gewann Wieland, deſſen Geiſt auch die Schlacken ſeiner zweiten Lebensſtufe ſiegreich abwarf, Zeit und Muße, ſeine beſten Werke zu ſchaffen: „die Abderiten", die romantiſchen Erzählungen, den „Oberon". Eine Reihe von Jahren gab er eine Zeitſchrift unter dem Titel „der Merkur" heraus, und bis in ſein ſpäteſtes Alter lebte er im heiteren Verkehr mit den Muſen und der Wiſſenſchaft. Als achtzigjähriger Greis ſtarb er 1813. Wieland beſaß in ſeinem Charakter weder die ſittliche Entſchiedenheit eines Klopſtock, noch die durchdringende Schärfe und Selbſtſtändigkeit eines Leſſing; große Milde und Friſche des Herzens aber, gepaart mit ſchneller Empfänglichkeit für das Erhebende gaben ſeinem Talent einen Schwung der Zartheit und Lieblichkeit, welche ſeine bedeutendſten Dichtungen mit noch heute unübertroffenen Reizen ſchmücken. Ein heiterer und feiner Humor erhöht deren Wirkung. Die Zeit ſeiner geiſtigen Klärung und dichteriſchen Vollendung gipfelte ſich am Edelſten in dem Roman „die Abderiten" und dem romantiſchen Heldengedichte „Oberon". In jenem iſt es die kleinſtädtiſche Philiſterei der er in einer poetiſchen Schilderung der Thorheiten zu Abdera den Spiegel des Humors vorhält. Durch die zwölf Geſänge des „Oberon“ ſchlang er in leichter Verknüpfung zwei verſchiedene Stoffe: die wirkliche Welt des ritterlichen Abenteuers, wie Huon auf Kaiſer Karl's Befehl nach Bagdad zieht und dort die ſchöne Rezia, des Sultans Tochter, entführt, und die Elfenwelt, in welcher Oberon und Titania, die Herrſcher im luſtigen Geiſterreich, nach lange entbehrter Eintracht ihre Verſöhnung feiern. Maleriſches Leben iſt über die Dichtung ausgegoſſen, und durch die zarte Duftigkeit der Darſtellung blickt uns mit ernſten Augen der ſchöne ſittliche Gedanke entgegen, daß die Liebe und die Treue alles Feindſelige verſöhnen. Der „Oberon“ bleibt für alle Zeiten ein Schatz des deutſchen Volkes. Fr. P.

Die Schmuggler und Ruyter.



Bei dem Bilde der Schmuggler erinnern wir uns einer kindlichen ſchönen That des nachmaligen holländiſchen Admirals Michael Hadrian Ruyter. Sein Vater war Fiſcher in Vlieſſingen, und Michael ſollte Seiler werden; das war aber für ſein lebhaftes Weſen eine Qual, er entlief, nahm Dienſte auf einem Schiff und war im Jahr 1626 bei der Flotte unter Befehl des Admirals Peter Peterſen Hein, der, nachdem er die ſpaniſche

Flotte überwunden hatte, in Braſilien landete. Bei einem Aufſtande der Eingebornen war der muthige Ruyter ſo glücklich, ſeines Admirals Frau und Tochter aus den Händen der Aufrührer zu befreien; Peterſen Hein gelobte, dem jungen, damals neunzehnjährigen Manne zeitlebens dankbar zu ſeyn, wie er könne, und verſchaffte ihm fürerſt alle Gelegenheit, den Seedienſt gründlich zu erlernen. Im Jahr darauf kam Ruyter für kurze Zeit heim, und beſuchte ſeine Eltern. Dieſe waren verarmt, der kränkelnde Vater hatte ſich deshalb mit einigen Andern dem Schmuggler-Handwerk ergeben, wovon ſich reichlich genug leben ließ. Er fühlte ſich aber zu dem gefahrvollen Geſchäft nicht mehr kräftig genug und verlangte, ſein Sohn ſolle für ihn eintreten in die Genoſſenſchaft. Michael Ruyter weigerte ſich entſchieden mit ſtarken Ausdrücken, wonach der Vater und deſſen Mitſchuldige ihn in einen Keller einſperrten, weil ſie, der ihr Treiben höchlichſt getadelt hatte, von ihm Verrath fürchteten. Die Mutter wollte vermitteln und unterhandelte mit dem Sohne, daß er ſich fügen möge; er aber verlangte, daß ſie ihm hinaus helfe und ſchwur: er werde den Eltern ein ſorglos ehrliches Leben ſchaffen. „Ja freilich, Du wirſt's machen!“ ſagte die Mutter; „Du, in unſerm Haus ſtets ſo unnütz, wie der Ofen im Sommer! Reden verſteh'ſt, kann'ſt breite Worte glatt ſchleifen, ſie rutſchen aber von der Zung' in's Meer!“ Den Erfolg ſeiner Worte bewies



indeß Ruyter gleich wieder, denn richtig beſchwatzte er die Mutter, die ihn am Abend, nachdem ſie des Schlüſſels habhaft war, befreite, ihm jedoch mit ewiger Verdammniß drohte, wenn er etwa Unheil anrichte oder nochmals entlaufe. In Haſt begab ſich Ruyter zum Admiral Peterſen Hein, der, wie ſpät es bereits war, doch den Retter ſeiner Frau und ſeines Kindes vor ſich ließ. „Mein Herr Admiral", ſprach nun Ruyter, „Ihr habt mir eine That über den Werth vergolten, und ich bitt' Euch jetzt, mir zu vergönnen, Euer großer Schuldner zu werden. Voraus, ob Ihr's thun wollt oder nicht, muß ich aber Eure unverbrüchliche Zuſage erflehen, niemals ſchlimm zu gebrauchen, was ich Euch an's Herz lege." — „Mein Wort darauf, redet!" entgegnete der Admiral, und Ruyter ſprach weiter: „Wohl denn und kurz! Mein Vater, ſonſt ein ehrlicher Mann, hat ſich einem ſchuftigen Gewerbe, der Schmuggelei ergeben, in der Verarmung, an der mein Theil Sünde haftet, weil ich die Eltern nicht nähren half. Wollt mir nun darin förderlich ſeyn, daß dem Vater verziehen, mir fortan die Hälfte meines Soldes abgezogen und dem Vater regelmäßig gezahlt werde, wogegen ich Euch und dem Staat mich als Diener verpfände, der gern mit ſeinem Leben die mir nöthige Wohlthat bezahlen wird!" — Der Admiral ſah bewegt und überlegend auf den erwartungsvollen Ruyter, dann ſagte er: „Ich will Eurem Vater Gnade erwirken unter der Bedingung, daß er für immer von dem ſchlechten Gewerbe ſich abwende. Ihr aber, Ihr habt bereits Tüchtiges erlernt, Euch ernenn' ich zum Steuermann und bald werdet Ihr Capitain ſeyn; bis dahin zahl' ich Eurem Vater monatsweiſe dreißig Gulden —." — „Auf Wiedererſtattung!" fiel Ruyter ein, „und die Vergeltung Eurer Güte zeig' ich Euch vor dem Feinde!"

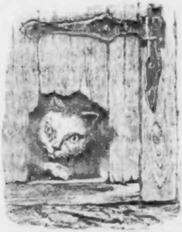
Admiral Peterſen Hein hielt Wort, Michael Hadrian Ruyter gleichfalls. Deſſen Vater entſagte der Schmuggelei, lebte jedoch nicht mehr lange; die Mutter aber, die nah an hundert Jahr alt wurde, empfing monatlich die dreißig Gulden bis an ihr Ende. Von ihrem Sohne konnte ſie indeß nie den rechten Begriff faſſen, und als im Jahr 1676 den zum Admiral vorgerückten Ruyter ein Kanonenſchuß tödtete, eine feierliche Geſandtſchaft dies der Mutter meldete mit der Anzeige: daß ihrem Sohne vom Staate das verdiente ehrenhafte Denkmal in der neuen Kirche zu Amſterdam errichtet werde, äußerte ſie nur: „Hab' ich's doch ſtets geſagt, der Junge würde elend umkommen, ihm fehlt' es am Sitzfleiſch; nun hat' Er's, ich hab' gewarnt genug!" —r.

Kindes-Betrachtungen.

Im Kopfe des Kindes geht Vieles und Seltſames vor, was der Jugend, die mehr glaubt als begreift, wie dem Alter, das manchmal mehr zu begreifen glaubt, als wahr iſt, ein Behagen abgewinnen kann. Lauſchen wir einmal auf Kindliches.

I. Ob er die Katzen grüßen ſoll?

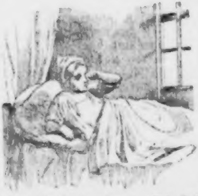
„Weshalb iſt an jeder Speicherthür eine kleine Oeffnung?“ fragte Fritz ſeinen Vater. „Sieh' nur, eben guckt ein weißes Kätzchen dort heraus!“ — „Auf den Speichern iſt Korn aufgeſchüttet“, antwortete der Vater; „das verzehren die Ratten und Mäuſe gar gern; es bliebe wenig davon übrig, ließe man ſie ungeſtört: ſie werden aber geſtört. Man weiß, daß die Katzen Erbfeinde der Ratten und Mäuſe ſind und ſie verjagen oder verſpeiſen, wo ſie deren finden. Flugs ſchneidet man in die große Thür eine kleine eigens für die Katzen, juſt als ſagte man zu ihnen: Bitte, ſpazieren Sie gefälligſt hinein und verrichten Ihre Arbeit, das Eſſen findet ſich dann von ſelbſt!“ — Fritz ſah jetzt alle Katzen, die ihm vor den Speichern begegneten, achtungsvoll an, nicht nur, weil ſie ihre eigenen Hausthüren hatten, die ſo viel bedeuteten als: Spazieren Sie gefälligſt hinein! ſondern weil ſie ſich durch ihre Arbeit ihr Brod verdienen und ſein Vater ihm einmal geſagt hatte: „Wer ſich ſein täglich Brod durch Arbeit verdient, der iſt unſrer Achtung werth, und ich ziehe vor ihm meinen Hut!“



„Ob ich wohl meine Mütze vor den fleißigen Katzen abziehen ſoll?“ dachte Fritz.

II. Worüber lachten ſie?

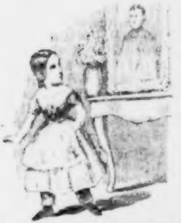
Ich habe ein Kind gekannt, das tadelte oft große Leute: es war ſehr lächerlich. Doris, ſo hieß die Kleine, wachte zuweilen ſchon verdrießlich auf, und es giebt doch nichts Schöneres, als Morgens heiter erwachen und Jedem im Hauſe einen herzlichen Tagesgruß zurufen. — „Guten Morgen, Doris!“ ſagte die alte Friederike und reichte der kleinen Brummbärigen die Hand. „Hat mein liebes Töchterchen gut geſchlafen, und wird es heut friſch und fröhlich ſeyn?“ — „Ich habe ſehr ſchlecht geſchlafen“, antwortete Doris, „und daran biſt Du ſchuld!“ — „Ich? Was that ich denn Unrechtes?“ — „Du haſt den einen Fenſterladen nicht



gut zugemacht", erklärte Doris, „und da ſchien mir die ganze Nacht über die Sonne in die Augen!" — „Die Sonne!" wiederholte Friederike herzlich lachend, und all die Andern lachten mit.

Worüber? — ja, worüber lachten ſie?

III. Laß das ſeyn, Kleine!

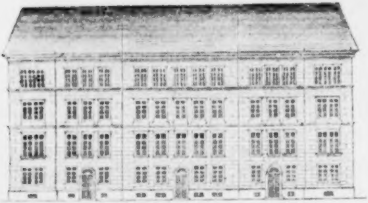


„Alſo Geſchichten aus meiner Kindheit willſt Du, Antonie!" ſagte Muhme Adelheid, und ſchaute in die Höhe, wie man bei dem Nachdenken zu thun pflegt. — „Steht Deine Geſchichte am Himmel geſchrieben, Mühmchen?" fragte Antonie, und die andern Kinder lachten mit ihr über die putzige Frage. — „Als ich noch klein war", begann Muhme Adelheid, „hatte ich zuweilen Luſt, Unnützes zu thun, zum Beiſpiel die Bilder in der Wohnſtube von den Nägeln zu nehmen und an andere Plätze zu hängen. Mit dem einen Bilde hätt' ich's am liebſten gethan, doch hing's mir zu hoch. Es ſtellte einen feuerſpeienden Berg vor und mir war, als müßten die Flammen das Bild ganz verbrennen oder wenigſtens auf der Rückſeite zu ſehen ſeyn. Auch hätt' ich ſehr gern gewußt, ob die Menſchen, die am Meere ſtanden, keinen Schaden erleiden würden. So oft ich jedoch auf den Stuhl ſtieg, um das anziehende Bild herunter zu nehmen, ſah mich der Großvater aus ſeinem Rahmen ſehr ernſt an, als wollte er ſagen: Laß das, Kleine! Schnell ſprang ich herab und ſuchte einen Winkel, wo mich Großvater nicht ſehen konnte, dann war's jedoch, als drehte er die Augen. Ich lief nach einem andern Winkel, vergebens! Großvater wurde erſt wieder freundlich, wenn ich mich bittend zu ihm wandte; dann ſah er aber auch ſehr freundlich, ſehr gütig aus und blieb auch ſo den ganzen Tag." — Antonie war ſtill geworden und hörte mit halb geöffnetem Munde zu. „Nun", ſagte die Muhme, „es ſcheint, Du hörſt mit dem Munde meine himmliſche Geſchichte?" Da lachten die andern Kinder wieder und Antonie fühlte beſchämt, daß man jetzt über ſie lachte. Sie kletterte auf Adelheid's Schooß und flüſterte: „Mühmchen, ich denke eben etwas ſehr Ernſthaftes und will's Dir ſagen, aber nur in's Ohr. Dieſen Morgen hat Vaters Bild mit dem Kopf geſchüttelt. Ich that gar nichts Böſes, beſann mich nur, wo ich mich wohl verſtecken könnte, um nicht die Schreibſtunde zu nehmen, denn die kann ich nicht leiden, liebe Muhme. Vor Schreck über Vaters Kopfſchütteln ging ich rückwärts bis zur Thür, der Herr Lehrer trat grade herein und rief mich zum Schreiben, und diesmal hat er mir auf's Buch geſchrieben: Ziemlich!" A. v. Möller.

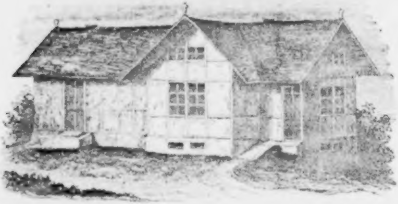
Die Genoſſenſchaftshäuſer

in Berlin.

Der Mangel geſunder, bequemer und billiger Wohnungen für unbemittelte Familien, der ſich namentlich in großen Städten nicht ſelten fühlbar macht, hat in Berlin zur Bildung eines Vereins geführt, der unter der Benennung „Berliner gemeinnützige Baugeſellſchaft“ es ſich vorzugsweiſe zur Aufgabe ſtellt, dieſem Bedürfniß für ſolche Familien, welche noch vor gänzlicher Verarmung bewahrt werden können, möglichſt abzuhelfen. Man ging dabei von der Ueberzeugung aus, daß ein behagliches Familienleben die einzig richtige Grundlage alles bürgerlichen Wohlſeyns iſt und deshalb das Zuſammendrängen zahlreicher Familien in enge Räume, wodurch alle Unſitte befördert wird, ſowie die Benutzung ungeſunder Kellerwohnungen vermieden werden muß. Dabei bezweckte man zugleich, die Miethspreiſe nicht höher zu ſtellen, als ſie für mangelhafte Wohnungen üblich ſind. Im Jahre 1848 begründete ſich die Geſellſchaft auf vierprocentige Aktien und jährliche Beiträge, im Frühjahr 1849 begann ſie ihre Wirkſamkeit und hatte ſich bald einflußreicher Theilnahme zu erfreuen. Namentlich wandte ihr der Prinz von Preußen ſeinen hohen Schutz und ſeine lebhafte Fürſorge zu und wurde in Anerkennung deſſen zum Vorſitzenden der Geſellſchaft erwählt. Der Prinz nahm das Amt auch an und widmet ſich ihm mit Wärme und edlem Eifer trotz ſeiner ſo vielfach in Anſpruch genommenen Thätigkeit. — Bedingung für die Miether iſt nur, daß ſie einen beſtimmten Erwerb und eine eigene Wirthſchaft haben. Mit jedem Miether wird ein beſonderer Miethsvertrag abgeſchloſſen, aber ſämmtliche Miether in jedem Hauſe bilden eine Genoſſenſchaft, welcher das in Zeit von dreißig Jahren getilgte Anlage-Kapital nach Ablauf dieſes Zeitraums als Eigenthum zufällt. Es wird dann entweder das Grundſtück ſelbſt den Mitgliedern der Genoſſenſchaft gemeinſchaftlich überwieſen oder jedem einzelnen Theilnehmer (auch deſſen Erben) eine vorher zu beſtimmende, verhältnißmäßige Abfindungs-Summe baar ausgezahlt. In letzterem Falle bleibt das Eigenthumsrecht bei der Baugeſellſchaft. Von den 6 Procent, welche das Anlage-Kapital an Mieths-Ertrag liefert, werden 2 Procent zur regelmäßigen Tilgung verwendet und ſo dieſe letztere in dreißig Jahren bewirkt. Es leuchtet ein, wie große Wohlthaten hiermit den unbemittelten, aber arbeitſamen Familien geboten werden, und wir können nur wünſchen, daß die Geſellſchaft von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und an Mitteln wachſe. Im Herbſte 1851 beſaß ſie bereits 16 Häuſer, zwei in der Wollankſtraße, drei in der Michaelskirchſtraße, drei in der Ritterſtraße, vier in der Alexandrinenſtraße, eins in der Bernburgerſtraße (ſtädtiſchen Charakters), und drei ländliche Gebäude mit etwas Acker-



land auf Bremerhöhe vor dem Schönhauſerthor. In unſern beiden Abbildungen geben wir eine der ſtädtiſchen Häuſergruppen (Michaelskirchſtraße), der man ſchon im Aeußeren anſieht, daß ſie geräumige und luftige Wohnungen enthält, und eine der ländlichen Anlagen auf Bremerhöhe, welche in anmuthigem Schweizerſtil erbaut ſind. Im Ganzen enthalten ſämmtliche Gebäude bis jetzt 116 Wohnungen, 20 Werkſtätten, acht Waſchhäuſer und ein Badhaus, und außerdem beſitzt die Geſellſchaft, nebſt mehreren zu den Häuſern gehörigen kleinen Gärten, eine Anzahl leerer Bauplätze, hinreichend zur Aufnahme von noch 60 bis 80 Wohnungen. Die Gebäude ſind ſämmtlich maſſiv, von gebrannten Mauerſteinen, mit Ziegeldächern, in vier Stockwerken von neun bis zehn Fuß Höhe ausgeführt und enthalten in jedem Stockwerke eine bis drei Wohnungen, ſowie bisweilen eine Dachwohnung.

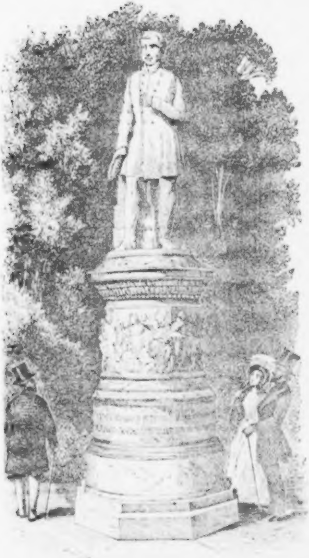


Die einzelnen Wohnungen ſind von verſchiedenem Umfang. Die kleinſten beſtehen nur aus Stube, Koch- und Vorraum, die mittleren aus Stube, Kammer, Küche und Vorraum, die größeren aus zwei Stuben, Kammer, Küche und Vorraum. Um den grundſätzlichen Reinertrag von 6 Procent des Anlage-Kapitals zu erreichen, ſtellen ſich die jährlichen Miethspreiſe, je nach den Stockwerken, für die erſte Klaſſe von Wohnungen auf 30 bis 36 Thlr., für die zweite Klaſſe auf 40 bis 48 Thlr., für die dritte auf 50 bis 62 Thlr., für Berlin ſehr mäßig im Vergleich zu Dem, was und wie es geboten wird. Die wirthſchaftliche und zweckmäßige Benutzung der Geſellſchaftsmittel bringt dieſes Ergebniß zu Wege. Mehr als ein Drittheil der Miether ſind Handwerksmeiſter, ein Fünftheil Handwerksgeſellen, außerdem befinden ſich darunter Fabrik- und Handarbeiter, Kutſcher, Boten, Unterbeamte, namentlich Poſt-Expedienten, Poſtführer, Briefträger, einige Schutzmänner, Handlungsgehülfen, ein Thierarzt, elf Wittwen. Die ganze Bevölkerung betrug im Herbſt 1851 etwa 800 Perſonen, während ſie ſich zwei Jahre vorher nur auf 70 Perſonen belief. Die Unternehmungen der Geſellſchaft ſind alſo von erfreulichem Gedeihen begleitet geweſen: möge ſich die allgemeine Theilnahme immer günſtiger ihren gemeinnützigen Zwecken zuwenden.

— n.

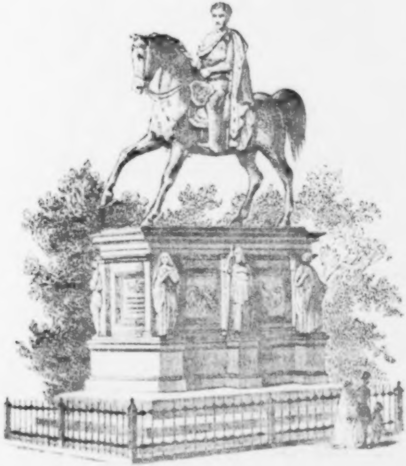
Die beiden Standbilder Friedrich Wilhelm's des Dritten zu Berlin und Königsberg.

Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen, lebt geſegnet im Andenken ſeines Volks, und die Weltgeſchichte wird ihm den Nachruf bewahren, daß er einer der biederſten Fürſten war unter allen, die jemals lebten. Die Dankbarkeit hat ihm in den beiden Hauptſtädten des Landes, Berlin und Königsberg, in denen Friedrich Wilhelm der Dritte im Glück und Unglück reſidirte, nach ſeinem Tode Standbilder geſetzt in Marmor und Erz. Des Königs Berliner Denkmal, deſſen Grundſtein am 3. Auguſt 1849 gelegt wurde, ſteht im Thiergarten unweit der Luiſen-Inſel, welche dem Andenken ſeiner früh verſtorbenen und allverehrten Gemahlin gewidmet iſt. Es bezeichnet ihn durchaus als Schützer des Friedens und iſt von dem Profeſſor Drake vortrefflich gearbeitet. Auf einem runden, ſäulenartigen Fußgeſtell von grauem Marmor ſieht man in weißem Marmor die mehr als lebensgroße Geſtalt Friedrich Wilhelm's im ſchmuckloſen Ueberrock und mit unbedecktem Haupte. Die rechte Hand ruht mit einem Kranze auf einem Denkſtein, der das Bildniß der Königin Luiſe im Relief an der Seite trägt, die linke Hand auf



der Bruſt. Die Einfachheit und Schlichtheit des Königs verſtand der Künſtler mit außerordentlicher Treue darzuſtellen: Friedrich Wilhelm ſteht in ſeiner hohen Geſtalt, der ernſten, ſoldatiſchen Haltung und Miene, dennoch nicht ohne die milden Züge ſeines Weſens vor dem Auge des Beſchauers. Von der lieblichſten Wirkung aber iſt das in der Mitte des Fußgeſtells angebrachte runde

Hochrelief aus weißem Marmor, welches die Freude und den Genuß an der Natur, überhaupt den Frieden im Volke, der ja des Königs ernſteſte Sorge war, in den reizendſten Geſtalten und Gruppen verbildlicht. Darunter ſind die Worte eingegraben: „Ihrem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten die dankbaren Bewohner Berlins.“ — Das Königsberger Denkmal, von dem Profeſſor Kiß modellirt, iſt ein Reiterſtandbild. Ein granitener Sockel trägt das Fußgeſtell von Bronze, deſſen architektoniſche Formen der Hofbaurath Strack entworfen. An jeder der vier Ecken und in der Mitte jeder Langſeite iſt eine weibliche Geſtalt angebracht, im Ganzen alſo ſechs, zwiſchen denen ſich an den vier Fronten des Fußgeſtells ſechs Felder mit Basreliefs befinden. Die ſechs Geſtalten ſind lebensgroß und ſtellen dar: an den Ecken den Glauben, die Gerechtigkeit, die Liebe und die Weisheit, in der Mitte der einen Langſeite die gerüſtete Boruſſia, die preußiſche Wehrkraft, in der Mitte der andern die Abundantia, die Fülle friedlichen Beſitzes. Das Relief der Vorderſeite beſteht aus dem ſieggekrönten Adler, und darunter leſen wir: „Ihrem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten die dankbaren Preußen.“ Auf den anderen drei Seiten leſen wir folgende Inſchriften: „Sein Beiſpiel, Seine Geſetze machten uns ſtark — Zur Befreiung des Vaterlandes — Ihm danken wir des Friedens Segnungen.“ Das Relief der Rückſeite (zweiten Querſeite) zeigt eine Schilderung der mit begeiſterter Vaterlandsliebe unternommenen Kriegerüſtung. Das Schloßportal zu Königsberg deutet den Schauplatz an. York ſteht in der Mitte zwiſchen den Grafen Alexander und Ludwig zu Dohna und hebt die Rechte zum Himmel; ſeitwärts v. Bardeleben und der Bürgermeiſter Heidemann in Landwehr-Uniform. Aus York's Hand empfängt ein Student die Waffe, andere Perſonen drängen ſich zur Landwehr heran. Die beiden Reliefs zu Seiten der Boruſſia zeigen den König ſelbſt. Im erſten ſehen wir das Zimmer der Königin Luiſe, welche den in Königsberg geborenen Prinzen auf dem Schooße hält und von ihren Töchtern umgeben iſt. Der König ſteht in der Mitte und wendet ſich mit liebreichen Ermahnungen an die drei älteren Söhne. In dem Relief daneben beſchäftigt ſich der König mit den heilſamen geſetzlichen Beſtimmungen, welche den äußerlich verkürzten preußiſchen Staat zu innerer Stärke erhoben; Hardenberg, Stein und Scharnhorſt umgeben ihn. Die Folgen des erkämpften Friedens erfreuen das Auge auf den beiden Reliefs der andern Langſeite. Auf einem derſelben erblicken wir den Säemann und den Pflüger, welche nach Aufhebung der Hörigkeit ihren eigenen Acker bebauen, ein Dritter, aus dem Feldzuge heimkehrend, geſellt ſich zu ihnen. Auf dem zweiten Relief dieſer Seite ſind der Nähr-, Lehr- und Wehrſtand dargeſtellt in einem Landmann, einem Gelehrten und einem reitenden Jäger, der gleich jenem Landwehrmann auf dem erſten Relief aus dem Kriege heimkehrt. Alle Drei reichen ein-



ander die Hände zum friedlichen Geſellſchaftsbund. Der König ſelbſt ſitzt, überlebensgroß, hoch und ſicher auf ſeinem Roſſe, das muthig zu wiehern ſcheint, als freue es ſich des königlichen Reiters, aus deſſen Zügen ernſte und milde Hoheit blickt. Die Würde dieſer Stimmung theilt ſich der Geſtalt und Haltung mit. Das Haupt des Königs bedeckt ein Lorbeerkranz, von ſeinen Schultern herab wallt der lange Hermelin-Mantel. Im Uebrigen iſt er in glänzender Generals-Uniform mit Achſelſchnüren, Königsſtern und der Kette des ſchwarzen Adler-Ordens. Die Rechte iſt nach Reiterart auf den Schenkel geſtemmt, die Zügel ruhen in der Linken, und der Fuß hängt bequem im Bügel. Das Standbild wurde im Auguſt 1851 aufgeſtellt.

Wir haben uns manche Züge von dem guten Könige geſammelt, darunter ſind auch folgende, die wir deshalb auswählen, weil wir glauben, ſie zu den wenig bekannten zählen zu dürfen.

Friedrich Wilhelm befehligte, als Kronprinz, bis tief in den Spätherbſt des Jahres 1792 hinein die Belagerung der Feſtung Landau. Bei einem ſtarken Regenwetter hatte der Stallmeiſter die kronprinzlichen Pferde in einen Stall ziehen laſſen, welcher ihm der beſte ſchien, der aber für die Pferde eines nachkommenden Generals beſtimmt geweſen war. Als dieſer ſpäter ankommt, dringt er mit Heftigkeit darauf, den ſeinen Pferden einmal angewieſenen Raum in Beſitz zu nehmen. Es entſteht ein heftiger Streit zwiſchen ihm und dem Stallmeiſter, der über die Rückſichtsloſigkeit des Generals hoch empört iſt: da naht der Kronprinz ſelbſt, hört und fragt. „Laſſen Sie es gut ſeyn“, mit dieſen Worten begütigt er den Stallmeiſter; „meine Pferde müſſen herausgezogen werden, denn ich habe ja kein Recht auf dieſen Stall, und am Ende kann ich mir doch auch eher wieder Pferde anſchaffen, als jener.“ Die Pferde wurden auch wirklich anderswo untergebracht, und der König gedachte dem General niemals die gegen den Kronprinzen bewieſene Ungebühr.

Lafontaine, der einſt vielgeleſene Romandichter, im franzöſiſchen Revolutionskriege bekanntlich Feldprediger im v. Thaddenſchen Regiment, welches zu dem Belagerungs-Corps von Landau hinzugezogen war, wünſchte, da ihn der General v. Manſtein gebeten hatte, einen tauglichen jungen Mann zum Feldprediger vorzuſchlagen, einem, ihm von der vortheilhafteſten Seite bekannten jungen Kandidaten, Namens Barth, den er in Frankfurt kennen gelernt hatte, dieſe Stelle zu verſchaffen. Da dieſer, wie er wußte, bereits verlobt war, ſo ſpann ſich in Lafontaine's Phantaſie ein romantiſcher Plan aus, die Sache ſo zu betreiben, daß Predigerweihe und Trauung für den Freund unverhofft erfolgen, und er mit Amt und Frau zugleich überraſcht werden ſollte. Dazu aber war nöthig, daß der Feldprobſt Kletſchke die Prüfung erließ und die Erlaubniß zur Trauung ertheilte. Aber ſo ſehr dieſer auch Lafontaine's Freund war und deſſen Empfehlungen vollkommen vertraute, indem er ſich überzeugt hatte, daß Lafontaine, als zweiter Examinator, mit ihm in den Grundſätzen hinſichtlich der Kandidaten-Prüfungen gänzlich übereinſtimmte, ſo war er doch nicht zu bewegen, von der vorgeſchriebenen Form abzuweichen und alle Ueberredungskünſte, ſeine Bedenklichkeiten zu heben, fielen fruchtlos aus. Deshalb beſchloß Lafontaine, der in ſeinen Plan ſo verliebt war, wie es nur einer ſeiner Romanhelden in ſein Mädchen ſeyn konnte, den ſtrengen Probſt durch den Kronprinzen für ſeine Wünſche geneigt zu machen. Er gewann alſo deſſen Umgebung für ſeinen Plan, und da man ſich von der Sache das verſprach, woran es hier gar ſehr fehlte — einen frohen Tag — ſo bot man Alles auf, den Kronprinzen dafür günſtig zu ſtimmen.

Indeß wie hübſch dieſer ſolche Veranſtaltung gefunden und geäußert hatte, daß er, wenn die Sache ſich ausführen ließe, gern auch die Koſten für die Hochzeit tragen wolle, ſo verſagte er doch durchaus ſeine Mitwirkung, mit dem Feldprobſt deshalb zu ſprechen. „Denn dieſer“, fügte er hinzu, „hat ja vollkommen recht, etwas nicht thun zu wollen, was ſeiner Pflicht zuwider iſt, und ich darf ihn am allerwenigſten davon abwendig zu machen ſuchen.“ — „Hm“ — erwiederte Lafontaine, als er von den Unterhändlern die mit Ungeduld erwartete und nun gegen ſeine Hoffnung ausgefallene Entſcheidung erfuhr — „tröſtlich für mich iſt der Beſcheid nicht, aber gut; er iſt Seiner Hoheit würdig.“

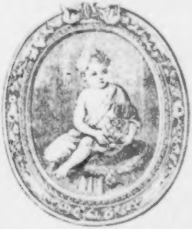
Bald nach dem Antritte ſeiner Regierung fand der König in dem Zimmer Luiſens, ſeiner edlen Gemahlin, auf ihrem Putztiſch einen Kopfſchmuck, welcher ſo eben erſt aus den Händen der Modehändlerin gekommen war. Lächelnd fragte er nach dem Preiſe der neuen Erwerbung. „Vier Thaler!“ war die Antwort. Der König erwiederte nichts, trat an's Fenſter, und als er dort einen Invaliden vorübergehen ſah, rief er ihn herauf. „Die Frau, welche dort auf dem Sopha ſitzt“, ſo redete er den Eintretenden an, „hat viel Geld; denn was meinſt Du wohl, das ſie für das Ding gegeben hat, welches da auf dem Tiſche liegt?“ Beſtürzt ſchwieg der alte Kriegsmann. „Vier Thaler“, fuhr der König fort, „hat ſie dafür bezahlt. Gehe 'mal hin zu ihr, und laß Dir auch vier Thaler von ihr geben.“ — Und die junge Königin öffnete, leuchtende Fröhlichkeit in ihrem ſchönen Auge, ihre Börſe, und legte dem dreiſt auf ſie zukommenden Soldaten vier blanke Thalerſtücke in die Hand. „Aber“, fügte ſie halblaut hinzu, indem ſie einen ſchlauen Seitenblick auf ihren Gatten warf, „der Mann, welcher dort am Fenſter ſteht, hat noch viel mehr Geld, als ich, denn von ihm bekomme ich erſt all' das meinige; laß Dir einmal von ihm acht Thaler geben!“ — Der König verweigerte eben ſo wenig die auf ihn geſtellte Anweiſung, und höchſt vergnügt entfernte ſich der Veteran, indem er ein eben ſo heiteres Paar im Fürſtenzimmer zurück ließ.

Friedrich Wilhelm fragte, als er noch nicht lange die Regierung geführt hatte, einen vornehmen Staatsbeamten, wie das Volk über ihn urtheile. „Es fühlt ſich glücklich unter dem Scepter Ihrer Majeſtät“, war die Antwort, „und ſegnet Sie aufrichtig.“ — „O“, erwiederte der König mit Rührung, „ſagen Sie mir das in zehn Jahren wieder, und ich will mich freuen.“ — Und man hat es noch nach mehr als vierzig Jahren geſagt, und der König hat ſich deſſen gefreut; das Bewußtſeyn der Liebe ſeines Volkes iſt ihm auf's Krankenlager gefolgt und hat ihm den Todeskampf verſüßt.

Nach dem Siege bei Leipzig, am 19. Oktober 1813, überreichten edle Jungfrauen der Stadt den einrückenden Monarchen Lorbeerzweige. Der König von Preußen ſteckte den ihm zu Theil gewordenen in die Bruſttaſche ſeines Oberrocks, und gebot Abends beim Auskleiden dem Kammerdiener, das Reis dorten ſorgfältig zu bewahren. Bekanntlich erfreute er gleich nachher ſeine Hauptſtadt durch ſeinen Beſuch, und der Schloßgärtner zu Charlottenburg, wohl ahnend, wohin des Königs erſter Gang ſich richten werde, hatte einen Lorbeerzweig in den Arm der durch Rauch's Meiſterhand gefertigten Grab-Bildſäule der Königin gelegt. Er blieb an der Pforte ſtehen, während der König allein nach dem Denkmal ſchritt, und das Leipziger Lorbeerblatt hervorzog, um es dem Bilde der unendlich Geliebten darzubringen. Als er in ihrem Arm den Lorbeerzweig erblickte, legte er den mitgebrachten dazu, mit tiefbewegter Stimme ſprechend: „Ach Luiſe, Du kommſt mir doch immer zuvor!“ —

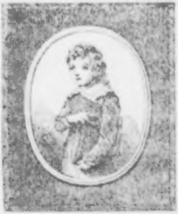
„Er war ein echter deutſcher Mann,
Der Güt' und Lieb' und Treue voll:
Daß Aller Lieb' er ſich gewann,
Iſt nur des Danks gerechter Zoll!“ G y.

Sieben Bilder und Ich.

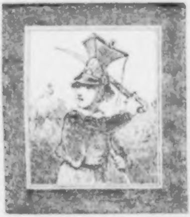


Meine Wenigkeit iſt mehrmals gezeichnet und gemalt worden und allerlei Umſtände haben es veranlaßt, daß ich die Bilder theils in meiner Nähe habe, theils ſie bei den Verwandten ſehe, die auch in meiner Nähe leben. — Als man zuerſt wegen meines Perſönchens Farben auf Leinwand brachte, war ich noch nicht drei Jahr alt. Meine ganze Bekleidung und Nichtbekleidung ſcheint dem kleinen Liebesgott abgeſtohlen; ſo ſitz' ich, mit Blumen ſpielend, auf einem befranzten und betroddelten Polſter, finde mich als Kind ſchön zum Küſſen, hüte mich dann aber ſehr, in den

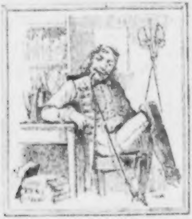
Spiegel zu ſehen, aus Furcht, ich ſelbſt möchte meinem jetzigen Geſicht etliche Grobheiten nicht vorenthalten.



Auf dem zweiten Bilde — was iſt da aus dem Amor geworden! Ich ſtehe vor mir, gemalt als Schulknabe, unter dem Arme eine Büchermappe, die nicht gar zu viel Inhalt haben konnte, denn damals war es noch nicht darauf abgeſehen, daß man ſchon im zwölften Jahre ein Gelehrter ſeyn ſoll, der nichts weiter weiß, als daß er ungeheuer viel weiß. Die Züge meines Antlitzes verrathen aber ſchon innere Unruhe, die mich zum Wetteifer mit meinen Kameraden antreibt, damit dieſe nicht etwa vor mir in eine höhere Klaſſe verſetzt werden, und ich ſehe nicht nur unruhig, ich ſehe bereits ſo weiſe aus, daß dadurch mein ganzes, ehedem leidlich hübſches Geſicht entſtellt iſt.

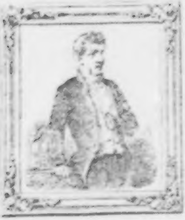


Ich ſpielte gern den Soldaten, denn an den Ernſt des Wehrſtandes denkt Mancher bekanntlich nicht eher als bis er ihn nicht gar zu willig kennen lernen ſoll. In meinem dritten Bilde habe ich den Degen in der Hand und haue auf meine Kameraden ein. Welch ein beginnender Bramarbas! — ein trefflich ſchnarrendes Prachtwort, das wir einem Luſtſpiele Holberg's verdanken. Der Maler hat mir ſo viel erſchreckende Tapferkeit auf die gerunzelte Stirn, in die aufgeriſſenen Augen und die aufgeworfene Unterlippe eingepinſelt, daß der raufboldiſchen Verzerrung alles Leidliche meiner Züge weichen mußte und ich ſelbſt vor meiner gemalten Tapferkeit entſetzt davon laufen möchte.

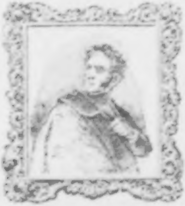


Vom Gymnaſium zur Univerſität befördert, ſchau' ich mich an auf dem vierten Bilde als Student, in einem Gemach, das wegen der kreuz und quer umher liegenden dicken Bücher bald einer Rumpelkammer der Gelehrſamkeit, bald einem Zeughauſe gleicht durch den Anblick der verſchiedenen Waffen; auch läßt ſich noch an eine Gaſtſtube denken vermöge der Ueberreſte auf Tellern und der leeren Flaſchen, die zum Theil in Halsſachen offenbar den Kürzeren gezogen und den Hals verloren haben. Da ſieht man's mir an: was mich dünkte und dünkelte erkannte ich als einen mir eigenthümlichen Fortſchritt der Wiſſenſchaft, und für einen großen Gedanken hielt ich den kleinſten Einfall, weil ich ihn hatte. Ich mußte immer Prächtiges zu ſagen über Das, was niemals war und niemals ſeyn wird; das Unbegreiflichſte hatt' ich erfaßt, nur die nächſten, nothwendigſten und nützlichſten Dinge lagen mir unendlich fern. Ja, man ſieht mir meine Freude über mich ſelber an, und das Käppchen auf dem Kopf ſitzt ſo ſchräg wie drinnen jeder Gedanke. Um das zu werden, was ich mir zu ſeyn einbildete, verbraucht' ich Maſſen von Geld — etwas über mein damaliges Beſitzthum hinaus — und ich hätte mich jedenfalls viel wohlfeiler als Narr zeigen können.

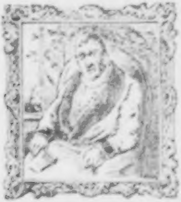
Meine Studien lagen hinter mir mit allem „Comment", „Commers" und „Convivium", wie deutſche und undeutſche Stu-



denten ihr Weſen, Unweſen und Schwiemeln nennen. Zugeſtutzt zum Richteramt, kleidete ich mich, nach überkommenem Gebrauch, vom Kopfe bis zu den Füßen ſchwarz, die weiße Weſte ausgenommen. Ich betrachte dieſes fünfte Bild — wo iſt der lockere Burſch geblieben? Feierlich und ernſt, ſcheinbar den Verluſt an Ungebundenheit und Geld betrauernd, ſteh' ich zwiſchen Gebirgen von Papier, ſelbſtbewußt; meine Gelehrſamkeit leuchtet gleichſam wie eine Fackel vor mir her, als ob die Sonne gar nicht ſchiene; — ich erwarte unzweifelhaft in mir einen großen Geſetzgeber!



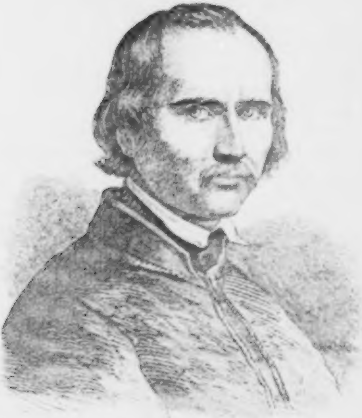
Man hatte die Fähigkeiten und den Werth meiner Perſon nach meinem Maaßſtabe ſo unterſchätzt, daß ich dem Staatsdienſte gram und wegen der vielen undurchdringlichen Aktenſtöße äußerſt mißmüthig wurde. Sehr annehmlich war es alſo, im einunddreißigſten Jahre meines Dieſſeits mir ein großes Vermögen, die Hinterlaſſenſchaft eines heimgegangenen Verwandten, vom Himmal angewieſen zu ſehen. Ich verließ den Gerichtshof, machte mich zu einem leidlich vernünftigen Lebemann nach der Mode und wurde deren Unterthäniger, zugleich aber der unterthänigſte Diener Derer, zu denen es Wahrheit iſt, wenn man ſie zum ſchönen Geſchlecht zählt. In meinem Bilde aus jenen Tagen könnte ich mich wirklich mit der Abſchrift aus dem Pariſer Modebericht vom Jahr 1820 ſchildern, unterdrücke jedoch dieſen Steckbrief meiner Ausländerei zum Vortheil der mir wieder kleidſam gewordenen teutſchen Ehrbarkeit, und vermelde nur, daß verſchiedene Schönen mich in ſolchem Anzuge ſehr anziehend fanden, mich aber doch — ausſogen, wie man in Bezug auf Geld und Gut zu ſagen pflegt. Das ſey möglichſt geſchwind vergeſſen, und nur noch geſagt, daß ich in der Weiſe, wie dies ſechste Bild mich zeigt, demnach ſo, wie man etwa innerhalb vier Wochen als ein Muſter von Zierlichkeit und des allerfeinſten Geſchmacks gelten konnte, meine letzte koſtſpielige Eroberung unter den Putzpuppen machte. Ein Jahr darauf heirathete ich ein allerliebſtes, etwas ſchnippiges Mädchen, das dieſem Bilde gegenüber offenherzig geäußert hatte: ich ſähe aus wie ein Narr, und das wäre doch ſchade bei einem Menſchen, der nicht ohne Geiſt und nebenher noch eher hübſch als häßlich ſey.



Von da an ſpürte ich keine Luſt mehr, mich malen zu laſſen; aber meine Frau, meine zärtliche und treue Freundin ſeit drei Jahrzehnten, verlangt es. Nun bin ich es auch ſchon ſo gewohnt, ihren Willen für den meinigen zu halten, daß ich aus eigenem Entſchluß dem Maler ſeßhaft geworden, dabei aber nicht aus meiner Bequemlichkeit zu bringen bin. In der Gartenlaube, vor Papieren, die nur meine mäßigen gutsherrlichen Geſchäfte betreffen, mit einer Perrücke und einer Brille, ohne Orden, der mir überhaupt oder dem ich entging, im netten aber weiten Schlafrock und durch die gute Pflege nicht ſonderlich ſchmächtig — ich muß ausſehen, wie der wohlerhaltene Urgroßvater der Perſonen auf den andern ſechs Bildern. Ei, was thut's! — Ich habe eine auch mit etwas mehr als funfzig Jahren noch liebenswürdige Frau, habe Kinder, die mir das Leben ſüßen und ſäuern — denn Abwechſelung muß ſeyn! — ich habe Freunde, die ich nicht zu prüfen brauche, weil ich einen guten Tiſch führe und ſie allenfalls bei den Meinen — entbehren könnte. Dies Alles hab' ich und es wiegt am Ende die Schulbücher und Univerſitäts-Weisheit, die Jugendſpiele ſammt eingeklemmten Liebesabenteuern, den Aktenſtaub und den Flitterprunk des Staats-Staates auf. Genug, ich ließ mich im fünfundſechzigſten Jahre malen, und will's Keinem rathen, daß er etwas dawider hat, denn ich beſitze — wohl zu merken! — noch alle meine Waffen, die ganze theure Erbſchaft des jetzt an mir völlig verblichenen Studenten! G y.

Wilhelm von Kaulbach.

Der Maler Wilhelm Kaulbach, jetziger Direktor der Kunſt-Akademie zu München, wurde am 15. Oktober 1805 zu Arolſen, dem freundlichen Reſidenzſtädtlein des kleinen Fürſtenthums Waldeck, geboren. In demſelben Ländchen erblickten auch die Bildhauer Chriſtian Rauch, der berühmte Veteran, und Drake, der feine Stiliſtiker und Techniker des Meißels, das Licht der Welt. Wer alſo wünſcht, daß ſein zukünftiger, zu erhoffender Sohn ein großer Künſtler werde, dem möchte zu rathen ſeyn, daß er Arolſen zu ſeinem Aufenthalt wähle oder noch beſſer vielleicht eine von den hübſchen Mädchen des Städtleins zum Altar führe. Wir haben von den äußeren Lebensumſtänden Kaulbach's wenig zu berichten. Das Leben des Künſtlers legt ſich in ſeinen Werken aus. Vom Jahre 1821 an war er Schüler von Cornelius, zuerſt in Düſſeldorf, dann in München. So entwickelte ſein Talent ſich gleichzeitig in der Oelmalerei wie in dem von ſeinem Lehrer zu verjüngtem Daſeyn erweckten Fresko, der Wandmalerei in friſchem Kalk. Vor Allem jedoch zeigte ſich an ihm früh eine ungemein reiche Ader der Erfindung, die eigentlich ſchöpferiſche Kraft des künſtleriſchen Bildens und Geſtaltens wie der geſchmackvollen Anordnung und Gruppirung. Die reine Schönheit griechiſcher Kunſt prägte ſich ſeinem Geiſte vorzugsweiſe ein. Wenn die Schule des Cornelius, bei aller Meiſterſchaft ihres Gründers, mehr einen Zug nach dem Mittelalter in ſich trug, wo ja auch die großen Vorbilder in der Freskomalerei zu finden waren, ſo neigte dagegen Kaulbach mehr zur heiteren Formſchönheit der Alten. Damit verband ſich in ſeinem Gedankenleben eine feſte proteſtantiſche Ueberzeugung, eine tiefe Verwandtſchaft mit Allem, was nach Geiſtesfreiheit ſtrebte, und ein kecker Humor, der einerſeits mit ſcharfem Blicke die komiſchen Seiten des Lebens zu treffen weiß, andrerſeits ſich wohl nicht ungern in phantaſtiſchem Spiel der Formen ergeht. So vereinten



ſich in dieſer reichen Künſtlernatur zwei im Grunde verſchiedene Kunſtrichtungen, die eine nach reiner, klaſſiſcher Form, die andere nach einer gewiſſen romantiſchen Seltſamkeit. Jede fand in dieſem oder jenem Werke Kaulbach's ihren beſonderen Ausdruck, zuweilen traten ſie gemeinſam hervor, immer ſind ſie durchathmet von dem freien Geiſte deutſcher Bildung, immer ſonnen ſie ſich mit ihrem tieferen Inhalte in dem Lichte der Erkenntniß. Seine Schöpfungen erfreuen Auge und Herz, beſchäftigen und erfüllen den Gedanken, aber Kaulbach's Bedeutung als Künſtler findet ihren höchſten Werth darin, daß er die mannigfaltige und formenreiche Entwickelungsfähigkeit der Kunſt auf dem Grunde proteſtantiſcher Bildung, frei von jedem Zuge verhimmelnder Myſtik, durchleuchtet von der Klarheit des Gedankens, in praktiſcher Meiſterſchaft bewährte. Jeder Menſch, auch der hervorragendſte, iſt ein Kind ſeiner Zeit, und die Kultur des Einzelnen wächſt aus der Kultur der Geſammtheit empor. So auch Kaulbach. Die Einflüſſe griechiſcher Schönheit gingen in der Geſchichte des deutſchen

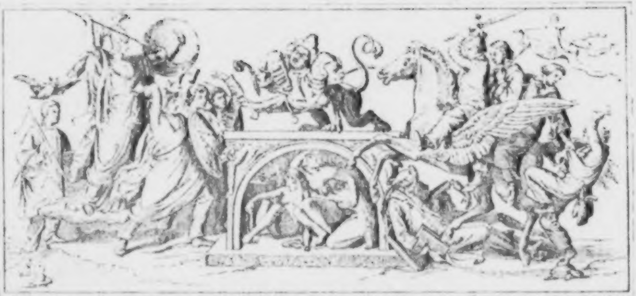
Geiſteslebens Hand in Hand mit unſerer klaſſiſchen Dichtung, mit Goethe und Schiller. Die neueſten Fortſchritte proteſtantiſcher Bildung ſprachen ſich zuerſt in philoſophiſchen Formen aus, in den allgemeinen Ideen, welche die Wiſſenſchaft der Beobachtung der Natur und der Geſchichte abgewann, und die geiſtigen Ergebniſſe unſerer Poeſie und unſrer Wiſſenſchaft floſſen in die Form der Kaulbach'ſchen Kunſtgeſtalten. Wir haben von ihm im neuen Königsbau zu München zweiundvierzig Gemälde nach Goethe'ſchen Gedichten, Kompoſitionen zu fünf römiſchen Elegieen, ein Gemälde Egmont und Klärchen, ſechs Bilder zu dem Verbrecher aus verlorener Ehre von Schiller (für den Stich gezeichnet); und in ſeinem großen Gemälde-Cyklus im Treppenhauſe des neuen Muſeums trägt die Anordnung eines umfaſſenden kulturgeſchichtlichen Inhalts das künſtleriſch ergriffene Gepräge philoſophiſcher Betrachtung der Weltgeſchichte. Das Herrlichſte, was Kaulbach zur bildlichen Verſinnlichung Goethe'ſcher Dichtung geſchaffen, ſind ſeine unvergleichlichen Zeichnungen zum Reineke Fuchs, aus denen eine Fülle von Humor nicht minder als ein tiefer Einblick in die Natur der Thiere und eine bewundernswerthe Macht über den Ausdruck ſeeliſcher Stimmungen im thieriſch-charakteriſtiſchen Behaben den Beſchauer anſpricht. Auch zu Dante's göttlicher Komödie hat er Mehreres in Bildern komponirt. Seiner Neigung zum Griechenthum ſetzte er verſchiedene Denkmale. In den Arkaden des Hofgartens zu München malte er die Flußgötter, im Palais des Herzogs Max den Mythus der Pſyche in ſechzehn Bildern, für den König von Württemberg ein Oelbild, welches den jugendlichen Anakreon darſtellt. Die Hunnenſchlacht für den Grafen Raczynski, ein zu Berlin befindlicher Carton, iſt ein Beiſpiel für die Liebe des Künſtlers zum romantiſch Sagenhaften, ſein Narrenhaus für die Schärfe ſeines Humors; in einem Gemälde-Cyklus aus der ſächſiſchen Geſchichte endlich zeigt ſich Kaulbach als Maler der Geſchichte in der vollen Kraft des wirklich hiſtoriſchen Lebens. Er beherrſcht alle Formen des Ausdrucks und findet für jede Richtung des geiſtigen Lebens eine entſprechende Kunſtgeſtaltung. Er iſt im Gedanken ideal, im maleriſchen Ausdruck charakteriſtiſch. Wenn wir der umfaſſenden Mächtigkeit ſeiner Schöpfungskraft ihre Schranke nachweiſen ſollen, ſo könnten wir ſie nur darin finden, daß er die Idealität ſeiner Gedankenflüge zuweilen mit in die räumliche Kompoſition fließen läßt, daß er ſelbſt im geſchichtlichen Gemälde das dem Raume und der Zeit nach Getrennte ſinnbildlich zu verbinden liebt und ſo die philoſophiſche Wahrheit mitunter an die Stelle der maleriſchen Wahrheit ſetzt, überhaupt aus den Grenzen der bildenden Kunſt auf ein fremdes, der Wiſſenſchaft zugehöriges Gebiet hinübergreift. Seine Zeichnung iſt vollendet, ſeine Farbe voll und lebenskräftig. Fügen wir dieſem allgemeinen Urtheil hinzu, daß Kaulbach 1837 bayriſcher Hofmaler wurde, ein Jahr darauf eine Studien-Reiſe nach

Rom unternahm, dann, als Cornelius nach Berlin berufen worden, deſſen Stelle als Direktor der Münchener Akademie und das Adels-Diplom erhielt, ſo bleibt uns nur noch übrig, von ſeinen beiden großartigſten Werken, an denen er eben jetzt mit ſeinen Schülern zu München und Berlin arbeitet, einige ſchildernde Worte zu ſagen. Gleichzeitig entſtehen beide Werke in den beiden größten deutſchen Königsſtädten, und nichts zeugt entſchiedener für den unerſchöpflichen Reichthum der Kaulbach'ſchen Phantaſie als dieſe doppelte Geſtaltenfülle, welche er in einem und demſelben Zeitraum und auf ganz verſchiedenen Bahnen der Erfindung an der Spree wie an der Iſar in das Leben ruft.

Die Münchener Arbeit, welche gegenwärtig im Werden begriffen iſt, beſteht in einem aus vierzehn großen Bildern zuſammengeſetzten Frieſe rings um die Außenwände der neuen Pinakothek (Gemäldeſammlung) zu München. Der Fries, den Kaulbach im Auftrage des Königs Ludwig in Fresko ausführt, mißt zwanzig Fuß in der Höhe und achthundert Fuß in der Länge, nämlich an allen vier Seiten des Gebäudes. In zwölf Fuß hohen Koloſſalgeſtalten zeigt er alle Künſtler, welche der König Ludwig beſchäftigt hat, in einer dem Weſen ihrer Kunſt entſprechenden Handlung. In der Mitte der geſammten Reihe von Gemälden, auf der Vorderſeite des Hauſes, ſteht der König ſelbſt und ſammelt die Schätze der älteren Kunſt. Winckelmann, der gelehrte Kenner des Alterthums, bringt ihm die Antike, Boiſſerée, der fleißige Schatzgräber des Mittelalters, ein Glasfenſter mit ſchöner Malerei. In der Anſchauung der Werke einer großen Vergangenheit begeiſtert ſich der König zu dem Gedanken, ein neues Zeitalter der Kunſt zu begründen. Links von ihm erblicken wir die Künſtler in ihren Werkſtätten zu Rom, wohin ein Bote des Königs eilte, um ſie nach München zu berufen. Rechts ſehen wir ſie dann von Ludwig beſchäftigt und durch einen zweiten Herold belohnt. Rauch modellirt eben ſein Standbild des Königs Maximilian, ſeine Schüler leiſten ihm hülfreiche Hand, unter ihnen der talentvolle Rietſchl, jetzt Profeſſor in Dresden. Der alte (nun verſtorbene) Gottfried Schadow empfängt bereits im Jahre 1807 die Beſtellung zu den erſten Köpfen, welche für die Walhalla, die deutſche Ruhmeshalle bei Regensburg, beſtimmt waren. Cornelius malt in der Ludwigskirche an ſeinem Gott Vater, wie er die Welt erſchafft. In einer Bauhütte ſind die Münchener Architekten beſchäftigt, Pläne für die Bauten des Königs zu entwerfen; kurz, überall herrſcht regſame Thätigkeit. Außer den ſchon genannten Künſtlern finden ſich auf dem Frieſe noch folgende Perſonen: die Bildhauer Thorwaldſen, Schwanthaler, Wichmann, Rudolf Schadow, Widmann und der alte Meiſter Eberhard; die Baumeiſter Schinkel, Klenze, Ohlmüller, Gärtner, Ziebland; die Maler Overbeck, Peter Heß, Heinrich Heß, Rottmann und Adam; die Erzgießer Stiglmayr und Miller; der Zeichner und Kupferſtecher Neureuther als

Vorſtand der Münchener Porzellanfabrik, Ainmüller als Vorſtand der dortigen Glasmalerei, Sennefelder als Erfinder des Steindrucks, Franz v. Kobell als Erfinder der Galvanoplaſtik. Außerdem bemerken wir die Geſtalten des Grafen Raczynski, eines einflußreichen Beſchützers der Kunſt, welcher durch ſeine Kunſtgeſchichte zugleich als Kenner bezeichnet wird, und des Oberbergraths Fuchs. Dieſer verdiente ſeinen Platz durch die Erfindung einer neuen, der ſogenannten ſtereochromatiſchen Malart. Durch chemiſche Zubereitung des Mauerauftrags und der Farben hat er die Möglichkeit hergeſtellt, auf trockener Wand zu malen, wobei dennoch die Farben in voller Leuchtkraft an die Mauer gefeſſelt werden. Er hat dadurch einer bedeutenden Entwickelung der Wandmalerei den Weg gebahnt, welche der Meiſter Kaulbach bereits in Berlin zu bewundernswerther Anwendung brachte.

Wir geben in unſrer Abbildung, nach einer eigenhändigen Zeichnung Kaulbach's für den Holzſchnitt, aus dem oben gedachten Münchener Frieſe eines der Bilder, welche als Glieder einer Geſammtheit doch jedes ein beſtimmtes Leben für ſich ſelber haben. In der Mitte des Bildes werden die drei Grazien von einem dreiköpfigen Ungeheuer gefangen gehalten. Das Ungeheuer hat drei Menſchenköpfe mit zottigen Alonge-Perrücken und wehrt ſich gegen die Angreifenden ſehr tapfer mit Kralle und Schweif. Es iſt auf den Ungeſchmack des Rococo- und Zopfſtils zu deuten, gegen den die großen Künſtler des neunzehnten Jahrhunderts zu Felde zogen. Die Angreifenden auf der einen Seite des Bildes, welche als die modernen Haymonskinder auf dem Pegaſus ſitzen, ſind folgende: Cornelius ſchwingt ein zweihändiges Schwert, Overbeck trägt voll Andacht das chriſtliche Panier, und der Frankfurter Veit iſt bemüht, dem vierten Haymonskinde auf das Roß zu helfen; aber es will nicht gelingen. Wer unter dem Armen gemeint ſey, der nicht das Zeug dazu hat, ſich mit auf das Flügelroß zu ſchwingen, verrieth uns der Künſtler nicht. Unter dem Pegaſus liegt noch eine zärtliche Gruppe: der Maler Laireſſe (ſtarb 1711), welcher zu den ſogenannten Akademikern gehörte und hier die einſeitige Schulbildung der Akademieen gegenüber der Urgewalt des ſchöpferiſchen Genius zu vertreten hat; er iſt mit einer Gliederpuppe im Arm ſüß entſchlummert. Auf der anderen Seite ſtreiten, unter dem Schutze der Minerva, der echten Wiſſenſchaft, die trefflichen Meiſter der in reinem Verſtändniß wieder erweckten Antike: Karſten mit Schwert und Schild, Thorwaldſen mit dem Hammer, Winckelmann, der dem Ungeheuer ſein Tintenfaß an den Kopf wirft, Schinkel, über dem die Eule der Minerva ſchwebt und deſſen Waffen Richtſcheit und Zirkel ſind. Wir finden in dem Bilde eine Darſtellung des ſiegreichen Kampfes, den der geläuterte Geſchmack an der Hand der Natur und der nicht mehr mißverſtandenen Antike gegen den verzwickten Regelkram einer pedantiſch gewordenen Kunſtlehre beſtand.



[illegible] del. [illegible]

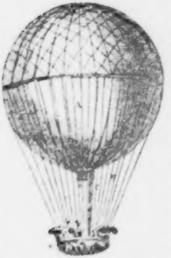
Es iſt ein gutes Stück der neueren deutſchen Kunſtgeſchichte, das uns in dem Münchener Frieſe entgegentritt. Alles aber, was Kaulbach ſonſt geſchaffen, wird überragt an Großartigkeit des Gedankens wie an Mächtigkeit der Ausführung durch ſein Berliner Werk: die Reihe von Wandgemälden, womit er die Treppenhalle des von Stüler erbauten neuen Muſeums ſchmückt. Die Aufgabe, welche dem Künſtler hier geworden, zielt auf nichts Geringeres als auf eine Darſtellung der Weltgeſchichte. Es handelt ſich dabei nicht um Vorführung einzelner Ereigniſſe, ſondern um ein Erfaſſen der allgemeinen Kultur-Entwickelung in ihren hervorragenden Gipfelpunkten. Der Künſtler ging dabei mit philoſophiſchem Geiſte von den Gottesideen aus, welche in der Kulturgeſchichte der Menſchheit vor allen anderen wirkſam waren, dem Jehovahdienſt, dem Polytheismus (der Vielgötterei) und dem Chriſtenthum, und ergriff dieſelben als die Grundlagen aller Bildung. Im Alterthum ſtehen beſondere Völker als Träger der beiden erſten Religionsanſchauungen da: die Juden, die Griechen und in geiſtiger Nachfolge der Letzteren die Römer. Daher iſt die erſte Hälfte der Gemäldereihe dieſen drei Völkern gewidmet; ſie erſcheinen in drei großen Hauptbildern, welche durch zwei breite Pfeiler von einander getrennt und durch je zwei ſchmälere Pilaſter umſäumt werden. Das erſte jener Hauptbilder zeigt uns den ſagenhaften Beginn der Geſchichte: die Zerſtörung des Thurms zu Babel; das zweite die Blüthe griechiſcher Kultur, welche zuerſt Homer durch ſeinen Geſang erweckte; das dritte endlich den furchtbaren Zuſammenſtoß des in ſeiner Weltherrſchaft allmächtigen Roms mit dem in ſich gebrochenen Judenthum: die Zerſtörung von Jeruſalem durch Titus. Auf allen drei Bildern vereinigt ſich mit den menſchlichen Geſtalten und Gruppen, welche den unteren Theil des Raumes einnehmen, die darüber ſchwebende himmliſche Welt in derjenigen Erſcheinungsform, die im Glauben des jedesmal dargeſtellten beſtimmten Volkes lebte, das göttliche Weſen in ſeinem von hiſtoriſchen Völkern geglaubten Daſeyn. Im erſten Bilde alſo der einige, väterliche Gott Iſraels, im zweiten die liebliche, menſchlich ſchöne Götterwelt der Griechen, im dritten die Schaar der warnenden Propheten und ſtrafenden Engel. — Füllen die eben genannten drei Hauptbilder mit ihren Pfeilern und Pilaſtern die eine Langſeite der Halle, ſo wird ſich auf der anderen der Gang der Weltgeſchichte in drei ferneren Bildern mit ähnlicher Anordnung der Umgebung fortſetzen. Hier vertritt zuerſt eine Schlacht zwiſchen Hunnen und Römern, von den Geiſtern der Erſchlagenen weiter gekämpft, jene furchtbare und wüſte Zeit, welche wir unter dem Namen der Völkerwanderung kennen. Dann erhält das glaubensfeſte katholiſche Chriſtenthum in einer großartigen Darſtellung der Kreuzzüge (wo der am Kreuz geſtorbene Chriſtus, die inbrünſtig angebetete, eigentliche Gottheit jener ſehnſuchtsvollen Zeit, als himmliſcher Führer der chriſtlichen Helden erſcheint) ſeine geſchichtliche Verklärung. Endlich ſoll nach dem Plan des Künſtlers die Reformation, als der verjüngende und befruchtende Boden aller neueren Bildung, die Kette der welthiſtoriſchen Gemälde in tief gedachter Weiſe beſchließen. Die beiden Pfeiler der erſten Langſeite ſollen die Geſtalten des Moſes und des Solon, der beiden größten Geſetzgeber des Alterthums, tragen, und die beiden Pfeiler der zweiten Langſeite die Geſtalten Karl's des Großen und Friedrich des Rothbarts, zweier Haupthelden des nach dem Untergange Roms in der Neubildung der Welt vorherrſchenden Germanenthums. Darüber werden allegoriſche Figuren angebracht und auf den Pilaſtern eine fortlaufende Darſtellung der Kulturgeſchichte, in kleinem Maaßſtabe grau in grau gemalt und mit ſymboliſcher Beziehung auf die Hauptbilder. Noch ſind vier allegoriſche Bilder zu erwähnen, welche in den vier Ecken der Halle zum Theil ihre Stelle ſchon gefunden, zum Theil noch finden werden; ſie verſinnlichen als vier Hauptmächte der Kultur die Sage, die Geſchichte, die Künſte und die Wiſſenſchaften. Ueber der ganzen Fülle maleriſcher Darſtellungen wird unter der Decke ein grau in grau gemalter Fries ſich rings um die Halle ziehen. In ihm führt uns der Künſtler noch einmal durch die Weltgeſchichte, aber an der Hand des Humors, vor welchem der hohe Ernſt der Ereigniſſe in das phantaſtiſche Spiel einer drolligen Kinderwelt zuſammenſchrumpft. — Wir konnten hier natürlich nur die allgemeinſten Grundzüge des großen Werkes geben, doch werden dieſe ſchon genügen, um die darin enthaltene ſinnvolle Tiefe, den Reichthum an Gedanken ahnen zu laſſen. Die Ausführung iſt eine Meiſterſchöpfung maleriſcher Kunſt und wird des Künſtlers Ruhm der Nachwelt in glänzender Weiſe überliefern. Anton Gubitz.

Das
Archimediſche Princip und der Luftballon.

(Schluß zu dem Aufſatze im Jahrgange für 1852.)

Bald darauf, am 1. Dezember 1783, wurde eine zweite Luftfahrt von Charles und einem der beiden Brüder Robert in einer Charliere von dem Garten der Tuilerien aus unternommen. Auch von dieſer Maſchine folgt hier eine Abbildung und die Ueberſetzung des franzöſiſchen Original-Berichts.

Es bezeichnet: A den mit Waſſerſtoffgas gefüllten Luftball (Charliere); B das Luftloch, durch welches die atmoſphäriſche Luft vor der Füllung aus dem Ballon gedrückt wurde; C der ſeidene Schlauch, durch den die Maſchine mit Waſſerſtoff gefüllt wurde; D das aus Weidenruthen geflochtene, die Geſtalt eines Triumphwagens nachahmende Luftſchiff; E die Seile, welche von dem um den Luftball befeſtigten Netze herabgingen und woran das Luft



ſchiff hing. — „Dieſe ſtolze, aeroſtatiſche Maſchine erhob ſich majeſtätiſch Montag den 1. Dezember 1783 um 1 Uhr 40 Minuten Nachmittags aus dem Garten der Tuilerien. Denſelben Tag um 3 Uhr 45 Minuten fiel die Maſchine auf einer Wieſe zwiſchen Nesle und Hedouville, neun Wegſtunden von Paris. Was Alles während der Fahrt vorging, war durch Charles in der Maſchine aufgeſchrieben worden und wurde von den Herren Charles, Robert, Jean Bousgaret, Pfarrer von Nesle, Charles Philippet, Pfarrer von Frenoy, Thomas Hutin, Syndicus dieſer Parochie und L'Heureux, Pfarrer von Hedouville, unterzeichnet. Der Herzog von Chartres und Herr von Fitz-James, welche eine Viertelſtunde nachher ankamen, beehrten dieſe aufgenommene Verhandlung mit ihrer Unterſchrift. Gegen 4 Uhr 15 Minuten ſtieg Herr Charles allein wieder ein, machte in 35 Minuten einen Weg von 1¼ Stunden und erreichte eine Höhe von beinahe 9144 Fuß. Das Verſprechen, das er dem Herzog von Chartres gegeben hatte, und die Kälte beſtimmten ihn, in dem Gehölz von La tour du lay ſich herabzulaſſen, wo er von einem engliſchen Edelmann bemerkt wurde, der ihn einlud, die Nacht bei ihm zuzubringen. Den andern Morgen kehrte er nach Paris zurück, ohne daß dem Luftballe irgend ein Unfall begegnet wäre." Pilatre de Rozier ſtieg noch zweimal, zu Lyon den 19. Januar 1784, zu Verſailles den 23. Juni 1784 in Gegenwart des Königs von Schweden auf. Er faßte darauf den Plan, von Frankreich nach England über den Kanal zu fliegen, worin ihm aber Blanchard, von dem unten die Rede ſeyn wird, zuvorkam. Nachdem Pilatre lange zu Boulogne auf günſtigen Wind geharrt, und ſeine Maſchine verſchiedene Beſchädigungen erlitten hatte, ſtieg er dennoch am 19. Juni 1785 mit dem jungen Romain ungefähr bis zu einer Höhe von 200 (?) Fuß auf. Ein Augenzeuge berichtet in einem Briefe von Boulogne Folgendes über den unglücklichen Ausgang dieſer Luftfahrt: „Nachdem der Luftball ſehr hoch geſtiegen war, ſank er wieder langſam bis zu dem vierten Theile ſeiner Höhe herab. Darauf bemerkte man ein wenig Rauch und faſt im nämlichen Augenblicke eine ſehr helle Flamme am oberſten Theile des Balles, der die Geſtalt eines ſich öffnenden Fächers bekam. Dieſes Feuer dauerte 15 Sekunden und nun fiel die Montgolfiere anfangs ziemlich langſam, aber in wenig Augenblicken mit der größten Schnelligkeit. Die beiden Unglücklichen ſtürzten mit der Gallerie aus einer Höhe von mehr als 1600 Fuß zur Erde und wurden auf's Gräßlichſte zerſchmettert gefunden. Pilatre de Rozier blieb auf der Stelle todt, Romain gab noch einige ſchwache Lebenszeichen, ohne ſprechen zu können, und verſchied nach wenigen Minuten."

Glücklicher war Blanchard, der ſich ſchon vor der Erfindung der aeroſtatiſchen Maſchine mit Verſuchen zu fliegen viel beſchäftigt hatte. Er ſtieg zu Paris und Rouen öfter auf Montgolfieren auf und verſuchte die Lenkung des Luftballes durch Flügel und Ruder. Darauf ging er nach England und führte nach einigen Verſuchen ſein kühnes Unternehmen, von Dover nach Calais über den Kanal zu fliegen, am 7. Januar 1785 mit Dr. Jefferies auf einer Charliere aus. Die ganze Fahrt, eine der merkwürdigſten, dauerte nur 2 Stunden 45 Minuten. Der geneigte Leſer zürnt gewiß nicht, wenn wir hier den ausführlichen Bericht über dieſe Luftfahrt wiedergeben: „Es war ein heller Wintermorgen, als der unternehmende Blanchard, begleitet von Dr. Jefferies, mit ſeinem alten Ballon den Flug von Dover nach der franzöſiſchen Küſte begann. Um 10 Uhr fing man die Füllung des Ballons an, indeſſen wurden zwei kleinere Kugeln vorausgeſchickt, um die Richtung des Windes zu erforſchen. Die Zubereitung geſchah in der Nähe eines jähen Felſens, um 12 Uhr befeſtigte man das Boot an das über den Ballon gehende Netz und legte verſchiedene Nothwendigkeiten ſammt einigen Säcken mit Sand als Ballaſt hinein. Nun ſchwebte der Ballon mit den zween Reiſenden noch zwei Schuhe vom Rande der Klippe, an dem nämlichen romantiſchen Abhange, den Shakſpeare ſo ſchön in ſeinem „König Lear" beſchreibt. Um 1 Uhr begehrte der unerſchrockene Blanchard, daß man das Boot abſtoßen ſollte; das Gewicht aber überſtieg die Gewalt des Ballons, und man mußte eine große Menge Ballaſt auswerfen. — Nun hoben ſie ſich langſam und majeſtätiſch in die Luft empor. Die Witterung war ſchön, hell und warm. In einem Briefe beſchreibt Dr. Jefferies mit Entzücken die Ausſicht, die damals vor ihren Augen lag. — Die Landſchaft hinter Dover, auf welcher ſie ſiebenunddreißig Städte und Dörfer zählen konnten, ſtellte den reizendſten Anblick dar. An der andern Seite erſchienen die Klippen auf den Goodwin-Sands fürchterlich. Sie flogen über verſchiedene Schiffe fort und genoſſen einer ſo ausgebreiteten Ausſicht, als vielleicht nie einem ſterblichen Auge ſich dargeſtellt hatte. Der Ballon war ſehr angeſpannt, und um 50 Minuten nach 1 Uhr ſank er, ſo daß ſie anderthalb Säcke Ballaſt auswerfen mußten, um wieder zu ſteigen. Nun waren ſie um ein Drittheil des Weges von Dover ab und konnten die Burg nicht mehr deutlich ſehen. Eine kurze Zeit darauf merkten ſie, daß ſie ſehr geſchwind ſanken, leerten allen ihren Ballaſt aus und warfen, da dieſes nicht hinlänglich war, ſich zu erleichtern, ein Pack Bücher über Bord, worauf ſie wieder ſtiegen, da ſie eben auf der Mitte zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Küſten waren. Das Steigen des Queckſilbers im Barometer zeigte ihnen um ein Viertel nach zwei Uhr an, daß der Ballon wieder ſank, wodurch ſie genöthigt wurden, die übrigen Bücher auch abzuwerfen. Um 25 Minuten nach 2 Uhr fanden ſie ſich auf dem dritten Viertheil ihrer Reiſe und hatten nun eine bezaubernde Ausſicht auf die franzöſiſche Küſte. Der untere Pol des Ballons war aber durch den Verluſt oder durch die Verdichtung der entzündbaren Luft ſo zuſammengeſchrumpft, daß ſie immer ſanken und gleich dem Tantalus nicht wußten, ob ſie das ſchöne Land, das ſie ſahen, erreichen würden. Allen Mundvorrath, die Flügel des Bootes und verſchiedene andere Dinge warfen ſie nach und nach in das Meer.

„Wir warfen“, ſagt Dr. Jefferies, „unſere letzte Flaſche weg, welche in ihrem Falle einen Strom, wie Rauch, rauſchend ausgoß, und da ſie das Waſſer berührte, hörten und fühlten wir den Stoß ſehr merklich an unſerm Boote und an dem Ballon.“ — Darauf warfen ſie Anker und Stricke fort, und da demungeachtet die Kugel noch fortfuhr zu ſinken, ſo entkleideten ſie ſich, warfen die Kleider weg und banden ſich ſelbſt an die Stricke an, die an dem Reife, woran das Boot befeſtigt war, herunterhingen, mit dem Vorſatze, das Boot im letzten Nothfalle auch abzuſchneiden. Sie fanden aber zu ihrem Vergnügen, daß ſie nun wieder ſtiegen. Noch waren ſie ungefähr vier Meilen von der franzöſiſchen Küſte entfernt und flogen derſelben ſehr ſchnell zu. Die Furcht ſchwand nun bald hinweg; Frankreich zeigte ſich jeden Augenblick ſchöner, ausgebreiteter und deutlicher; ſie konnten nun Calais und zwanzig andere Städte und Dörfer deutlich unterſcheiden. Ihre gegenwärtige Lage und der Gedanke, daß ſie die erſten zwei Perſonen waren, die mit einem ſo ungewöhnlichen Fahrzeug über den engliſchen Kanal fuhren, ließen ihnen nicht zu, daran zu gedenken, daß ſie keine Kleider hatten. Grade um 3 Uhr kamen ſie über die Anhöhe zwiſchen Capblanc und Calais, und es iſt merkwürdig, daß der Ballon damals ſehr ſtark ſtieg und einen herrlichen Bogen machte. Der Wind erhob ſich ſtärker und führte ſie ein wenig aus ihrer vorigen Richtung. Nun warfen die Reiſenden ihre Korkweſten weg, die ſie zur Sicherheit angelegt und nun nicht mehr nöthig hatten. Endlich kamen ſie ſo tief herab, daß ſie die Wipfel der Bäume im Walde von Guines berührten; Dr. Jefferies ergriff einen Aſt und hielt ihren Flug dadurch auf. Sie öffneten die Klappe des Ballons, aus welchem die entzündbare Luft rauſchend hervordrang, ſo daß ſie einige Minuten danach zwiſchen zween Bäumen, die eben Platz genug ließen, wohlbehalten an's Land kamen, nachdem ſie ein Unternehmen beſtanden hatten, deſſen Andenken gewiß auf die ſpäteſten Enkel kommen wird.“ — Blanchard erhielt vom Könige von Frankreich ein Geſchenk von 12,000 Livres und ein Jahrgehalt von 1200 Livres. Er zog darauf weit und breit, vorzüglich in Deutſchland herum, und ſtellte öffentliche Schauſpiele mit ſeinen Luftfahrten an, wobei er ſich durch die Erfindung der Fallſchirme, die zwar auch einem gewiſſen Lenormand zugeſchrieben wird, um die Sicherheit der Luftſchiffer ſehr verdient machte.*)

Die Gebrüder Robert ſtiegen am 15. Juli 1784 mit dem Herzog von Chartres und am 19. September mit einem ihrer Verwandten auf. Dieſe letztere Reiſe dauerte 6 Stunden 42 Minuten und ging von Paris bis Beuvry in der Grafſchaft Artois, funfzig Wegſtunden weit. Hierbei wandten ſie Ruder an und behaupteten dadurch zweiundzwanzig Grad Abweichung vom Winde erhalten zu haben.

Was die willkürliche Lenkung der Luftbälle betrifft, ſo iſt bis auf den heutigen Tag noch kein genügendes Mittel gefunden worden. Steuer und Segel können darum nicht auf den Luftball ſo wirken, wie auf das Schiff, weil bei letzterem das Treibende, der Wind, von dem Mittel, dem Waſſer, worauf das Schiff ſchwimmt, verſchieden iſt, bei dem Luftball aber das Treibende und das Mittel daſſelbe iſt, nämlich die Luft. Hat einmal der Luftball dieſelbe Geſchwindigkeit wie der Wind erlangt, ſo übt dieſer auf den Ball, alſo auch auf deſſen Ruder, keinen Einfluß mehr aus. Auch durch abwechſelndes Steigen und Sinken glaubte man die Richtung in ſeine Gewalt zu bekommen, indem man dann nur die günſtige Luftſtrömung aufzuſuchen brauchte, da ja oft in verſchiedenen Höhen ganz entgegengeſetzte Luftſtrömungen ſtatt fänden. — Fort und fort hat der Wunſch, ein Mittel zur Lenkung des Luftballs zu finden, die Mechaniker beſchäftigt. Partridge glaubt in einer Vorrichtung, die er Pneumodrom (Hauchläufer) nannte, dem erwünſchten Ziele ſchon ſehr nahe gekommen zu ſeyn. Henſon verband in ſeiner Flugmaſchine den Fallſchirm mit einer Dampfmaſchine. Statt des Dampfes wollten zwei Männer, ein Schweizer Haniſch-Bucher und ein preußiſcher Offizier, Schießbaumwolle anwenden, durch die Segelräder in Bewegung geſetzt werden ſollten; ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg. Der Schwede Tallin glaubte die Löſung dieſer ſchweren Aufgabe finden zu können, wenn er den Flug der Vögel und Inſekten genau beobachtete. Dem Luftfahrer Patin (auch Patice) erlaubte die franzöſiſche Regierung im September 1851 nicht, in Paris aufzuſteigen, da er zur Lenkung ſeines Luftballes eine Dampfmaſchine in die Luft nehmen wollte. Er beklagte ſich über dieſes Verbot bitter, indem er hinzufügte, er hätte ſein und ſeiner Frau Vermögen von 100,000 Francs zu den Verſuchen verbraucht, und ginge nun nach einem andern Lande, wo er größere Freiheit genöſſe. Das neuſte, lenkbare Luftſchiff wurde im Frühjahre 1852 von dem Herrn von Freudenberg aus Nürnberg im Münchner Odeum ausgeſtellt. Ein großer, dreikantiger Raum wird das Gas enthalten und das Luftſchiff tragen. an dem Windmühlenflügel, die durch einen Mann um ihre Axe gedreht werden, die Lenkung des Schiffes übernehmen ſollen.

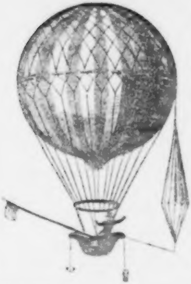
---

*) Zachariä, Mathematiker zu Kloſter-Roßleben, verbeſſerte den Fallſchirm und gab über den Luftball eine Schrift: „Flugesluſt und Flugesbeginn" heraus.

Eine von der franzöſiſchen Zeitſchrift „Pandore“ vor mehreren Jahren verbreitete Nachricht über die Lenkung des Luftballs ſey hier noch mitgetheilt, ohne entſcheiden zu wollen, ob man es mit Wahrheit oder Schwank zu thun hat: „Zwei Einwohner Quito's haben eine Luftball-Leitung erfunden, die bisjetzt die zweckmäßigſte von allen ſcheint. Sie haben nämlich von den dortigen Cordilleras zwei junge Lämmergeyer geholt, dieſe gezähmt und ſo abgerichtet, daß ſie ſich zäumen und zügeln laſſen. Mit dieſen ſteigen ſie nun in die Lüfte, und ſind ſie zu einer gewiſſen Höhe gelangt, dann laſſen ſie ihre Lämmergeyer los und lenken ſie nach Zweck und Belieben. In Neapel ward der erſte gelungene Verſuch damit gemacht. Von dem Marsfelde ſtieg der Ballon auf und die Geyer zogen ihn bis zum Veſuv. Sie flogen dann über den Golf von Neapel und langten bei dem Cap Micene an. Dieſe vier Lieues wurden in neunzehn Minuten zurückgelegt, und zwar abſichtlich langſam, damit die Zuſchauer den Verſuch deutlich mit anſehen konnten.“

Der Name Aeroſtat wurde zuerſt von Le Roy, einem der Commiſſarien der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, in einem Berichte vom 21. Dezember 1783 für die Luftbälle gebraucht. Man hat ſeitdem die Luftſchiffer Aeroſtaten und ihre Kunſt Aeroſtatik genannt. Es ſind dies zwei ganz unpaſſend gewählte Namen, denn Aeroſtatik iſt die Lehre von dem Gleichgewicht ausdehnſam flüſſiger Körper, der Gaſe. Richtig iſt nur Aeronaut für Luftſchiffer und Aeronautik für Kunſt der Luftſchifffahrt. — Die franzöſiſche Revolution 1789 ließ durch ihre Schreckniſſe Keinen der neu erfundenen Kunſt gedenken, bis man endlich in den Feldzügen von 1794 bis 1797 von der Aeronautik einen nützlichen Gebrauch machte. „Die Franzoſen“, ſagt Poſſelt, „haben jetzt eine zweifache Marine, die eine, die gewöhnliche für das Meer, die andere, bisher von ihnen allein genützte, für die Luft. Jeder Armee folgen zwei Luftſchiffe, deren Beſtimmung iſt, die Lage und Bewegung der Feinde von oben herab auszukundſchaften.“ In der Schlacht bei Fleurus ſollen die Luftbälle ihnen weſentliche Dienſte geleiſtet haben. Zu Meudon ward auch ein vollſtändiges Aeronautencorps errichtet. Wem fallen hierbei nicht die neuſten, verunglückten Verſuche der Oeſterreicher bei der Belagerung von Venedig ein, bei welcher Luftbälle Bomben auf die Stadt ſchleudern ſollten? — Ein gleiches Schickſal wie Pilatre de Rozier und ſein Gefährte Romain hatte der italieniſche Graf Zambeccari, der 1804 mit ſeiner in Brand gerathenen Montgolfiere in das adriatiſche Meer hinabſtürzte und darin umkam. Auch in neuerer Zeit hat es an ſolchen Unglücksfällen nicht gefehlt. Sebet, 26 bis 28 Jahr alt, unternahm im Auguſt 1847 eine Luftfahrt von Petersburg aus und kehrte nicht wieder. Zwei finniſche Bauern fanden ihn 120 Werſte (17 deutſche Meilen) von Petersburg entfernt mit zerbrochenen Armen und Beinen im Walde. — Vom 15. September 1851 wird von Kopenhagen aus gemeldet, daß der Luftſchiffer Tardini ſeinen Tod in den Wellen des Meeres bei Kongelund gefunden habe.

Gay-Luſſac und Biot, zwei der berühmteſten, franzöſiſchen Phyſiker, unternahmen am 24. Auguſt 1804 eine Luftfahrt nur zu phyſikaliſchen Zwecken und erreichten dabei eine Höhe von 12,000 Fuß. Nachher, am 16. September deſſelben Jahres, ſtieg Gay-Luſſac allein auf, legte in wagerechter Richtung 15 Meilen in ſechs Stunden zurück und erreichte dabei die Höhe von 21,000 Fuß, die höchſte, die ein Menſch je erreicht hat, indem A. v. Humboldt und Bonpland bei der Beſteigung des Chimboraſſo nur zu 18,300 Fuß Höhe gelangten. Gay-Luſſac's Thermometer zeigte — 10 Grad, während am Boden + 30 Grad waren; die Luft zeigte ſich ſehr dunkelblau und war ſo trocken, daß alles Feuchte ſchnell trocknete. Bei Rouen ſank Gay-Luſſac langſam herab. Solche Fahrten, von ſolchen Männern unternommen, haben der Wiſſenſchaft manchen Dienſt geleiſtet, während die meiſten andern Luftfahrten nichts weiter als öffentliche Schauſpiele waren und noch ſind. *)



Außer den ſchon genannten erlangten folgende Perſonen eine größere oder geringere Berühmtheit durch ihre Luftfahrten: Ballet, Lenormand, Garnerin nebſt ſeiner Frau, Profeſſor Jungius in Berlin 1805, Profeſſor Robertſon, Profeſſor Reichardt und ſeine Frau, Pauly, Lemercier, Johnſon, Claudius, Degen und in neuerer Zeit Coxwell und Green.

Wir geben hier noch eine Abbildung von der Luftfahrt des Profeſſors Robertſon zu München am 4. Auguſt 1811, weil der Luftball etwas anders gebaut iſt, auch ein Fallſchirm und Anker mit hinauf genommen wurden.

---

*) Dahin gehören hauptſächlich die Luftfahrten, bei denen der Luftſchiffer auf einem Pferde reitend, wie im Jahre 1850 zu Paris, hinaufſteigt. Als man dies hier in Berlin ebenfalls verſuchen wollte, wurde es vom Polizei-Präſidium verboten, man ſagte, auf Antrieb des Vereins gegen die Thierquälerei.

Unterſuchen wir zum Schluſſe, ob eine Montgolfiere oder eine Charliere bei gleichem Raum-Inhalte und aus demſelben Stoffe gefertigt mehr zu tragen vermag. Der Durchmeſſer beider ſey = 100 Fuß, ſo beträgt die Oberfläche der ganzen Kugel 31,400 Quadratfuß. Ein Quadratfuß Taffet wiege 1½ Loth, ſo iſt das Gewicht der ganzen Ballhülle = nahezu 1472 Pfund. Der Raum-Inhalt des Balles beträgt dann 523,334 Kubikfuß. Ein Kubikfuß atmoſphäriſcher Luft wiegt $\frac{8}{100}$ Pfund, folglich 523,334 Kubikfuß, d. h. die ganze Luftmenge, die der aufgeblaſene Ball aus der Stelle drängen würde, beträgt 523,334 × $\frac{8}{100}$ Pfund = 41,867 Pfund; da aber die erhitzte Luft nur ⅔ der andern Luft beträgt, ſo würde der ganze Ball, mit erhitzter Luft gefüllt, 27,911 Pfund wiegen. Hierzu kommt noch das Gewicht der Hülle = 1472 Pfund, folglich wiegt der Ball 29,383 Pfund. Er würde alſo mit einer Kraft = 41,867 — 29,384 Pfund, d. h. mit 12,484 Pfund ſteigen. Die Taue, die Gallerie, die Gluthpfanne, der Feuerungsſtoff (Stroh und Wolle), der Ballaſt, die Luftfahrer nebſt ihren Lebensmitteln und andern Geräthſchaften, z. B. meteorologiſchen Inſtrumenten, könnten noch 12,000 Pfund wiegen und der Ball beſäße dann immer noch 484 Pfund Steigkraft.

Sehen wir jetzt, wie es mit einer Charliere beſtellt iſt. Das Waſſerſtoffgas iſt im reinſten Zuſtande 14 Mal ſo leicht als die atmoſphäriſche Luft; wie es aber im Großen dargeſtellt wird, iſt es höchſtens 7 Mal ſo leicht. Würde daher der oben angegebene Ball mit ſolchem unreinen Waſſerſtoffgaſe gefüllt, ſo würde er nur $\frac{41,867}{7}$ Pfund = 5981 Pfund wiegen. Hierzu kommt das Gewicht der Hülle = 1472 Pfund, im Ganzen alſo 7453 Pfund. Dieſe von 41,867 Pfund abgezogen, giebt 34,414 Pfund Steigkraft. Von dieſer iſt natürlich das Gewicht deſſen, das der Ball in die Höhe nehmen ſoll, wie oben bei der Montgolfiere, in Abzug zu bringen. — Aus dieſer Auseinanderſetzung folgt, daß ein mit Waſſerſtoff gefüllter Ball beinahe dreimal ſo viel Steigkraft hat, als ein ebenſo großer, mit erhitzter Luft gefüllter, daß erſterer alſo bedeutend kleiner ſeyn kann. Hierbei iſt aber zu bedenken, daß der Ball nicht ganz mit Waſſerſtoff gefüllt werden darf, da der Druck der atmoſphäriſchen Luft auf das eingeſchloſſene Gas ſtets geringer wird, je höher der Ball ſteigt, das Gas ſich alſo immer weiter ausdehnt; iſt daher kein Raum zur Ausdehnung, ſo entſteht die Gefahr, daß der Ball geſprengt wird. **L. Heros.**

Der Zeiger.

An einem der trüben Herbſtabende beſuchte der Bibliothekar Richter ſeinen Jugendfreund, den Braumeiſter Seidner, und fand ihn voll trübſinnigen Verdruſſes, weil ſein kranker Fuß, an dem er ſchon lange litt, ihn eben mehr als in den Tagen zuvor ſchmerzte. Gleich nach dem Begrüßen begann Seidner ſeine gewöhnlichen Klagen und Ausfälle gegen die Lebenszuſtände, doch diesmal, gereizter durch die vermehrten Schmerzen, in noch geſteigertem Mißmuth. Tröſtend drückte Richter dem Freunde die Hand und ſagte: „Ich bin kein Liebling des Glückes, es iſt Dir bekannt, aber ſo ſchwarz wie Du ſehe ich die Welt doch nicht, und mein Vertrauen hält bei mir aus.“

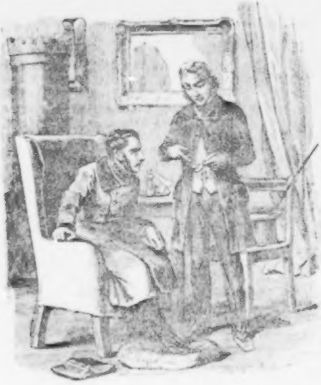
„Vortheilhaft für Dich, obwohl ich nicht begreiſe, wie ein vernünftiger Mann, der Du am Ende biſt, ſtets Alles gut, ſchön, vortrefflich, Alles zum Beſten geordnet finden kann, und dabei ſogar noch von Beſſerem träumt!“

„Nun, in ſolchem Roſenlichte ſeh' ich Gegenwart und Zukunft auch nicht, hege mir nur die Ueberzeugung, daß der Schöpfer des Weltalls, der das Ganze überſchaut und allein ſeine Geſammtzwecke kennt, für dieſe unzweifelhaft die richtigſten Mittel und Wege zu wählen weiß.“

Heftig fuhr Seidner auf, mit einem: „O weh!“ ſeinen gichtiſchen Fuß reibend, und dann ärgerlich erwiedernd: „Das iſt's ja eben, was mir nicht einleuchtet. Was Zweck und Geſammtzweck!

Was bin ich der Welt? Sie kann ohne mich beſtehen, ſo liebenswürdig, wie Du ſie Dir machſt, oder ſo abſcheulich, wie ich ſie finde. Was hat Deine geprieſene Welt, und was hab' ich davon, daß ich mich jetzt am Tage krüppelhaft in meinen Geſchäften herum plagen und am Abend hier wimmern muß, während wer weiß wie viel Nichtsthuer ihre Faulheit wohlbehaglich auf geſunden Füßen hin- und herſchleppen? Ueber tollere Unterſchiede könnt' ich noch gröber werden, mich tiefer in die Galle reden — aber zeige mir nur den Zweck jenes einen Mißverhältniſſes, und ich will mich damit heilen, daß ich meinen Aerger verſchlucke!"

Richter zog ſeine Uhr aus der Taſche. „Du willſt doch nicht ſchon wieder gehen? Du biſt ja eben erſt gekommen!" ſo ließ ſich der kranke Seidner in fortdauernder Aufregung vernehmen, und Richter entgegnete: „Nein, ich bleibe noch; ich dachte nur eben daran, die Uhr inwendig zu betrachten. Sieh' einmal, lieber Freund, dieſe Unruhe, die unaufhörlich hin und her bewegen muß, indeß dieſes Rad langſam ſchleicht und jenes ſich in vierundzwanzig Stunden um ſeine Achſe dreht. Der Uhrmacher iſt doch ein ſeltſames Weſen! Wozu dieſe ſo ungleiche Vertheilung der Kräfte und Bewegungen bei dieſen verſchiedenen Rädern? Einige müſſen



ſich viel mehr tummeln, reiben und abarbeiten als andere; wozu das, wozu nutzt es?"

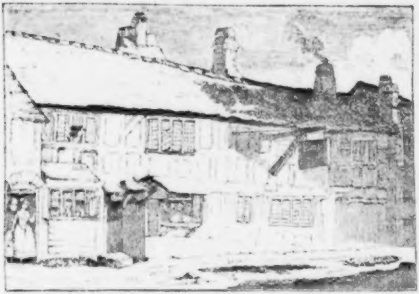
Seidner ſah den Fragenden mit ſpöttiſchem Lächeln an, indem er ausrief: „Du biſt ſonderbar! Sieh' auf das Zifferblatt, um Dir auf Deine wunderliche Aeußerung ſelbſt eine Antwort zu geben!"

„Meinſt Du?" ſagte Richter. „Nun, unwirriſcher Menſch, ſo wollen wir auch warten, bis der große Werkmeiſter der Weltbewegung uns vor das Zifferblatt ſeines, bei allem nebenher Ungleichen, Wandelbaren und Vergänglichen gewiß auf Unendlichkeit berechneten Werkes ſtellt, und wir werden erfahren, zu welchen Zwecken es ſo und nicht anders war. Dahin ſind wir noch nicht, werden erſt dereinſt dahin kommen. Wann? oder wie? — das weiß ich freilich nicht, aber Du kannſt mir glauben: mein Vertrauen hält bei mir aus!"

Richter blickte ſinnend nochmals auf das Innere ſeiner Uhr. Seidner ſchwieg auch ein paar Augenblicke, dann wurden ſeine Mienen etwas heiterer und endlich ſprach er lächelnd: „Setz' Dich zu mir, Du Vertrauensmann; die Wirkung Deiner Nähe ſcheint heilſam, denn mein Fuß ſchmerzt bei weitem weniger als vorher!" — r.

Shakſpeare's Geburtshaus.

An den Ufern eines unbedeutenden Flüßchens in der Grafſchaft Warwick liegt ein kleines, ruhiges Landſtädtchen, deſſen einſame Straßen nichts Merkwürdiges darbieten, als eine ſchöne Kirche und ein paar alterthümliche Gebäude mit ſeltſam verziertem hölzernen oder ſteinernen Außenwerk. Die Reiſenden würden es kaum eines zweiten Blickes würdigen; man flüſtere ihnen aber nur den Namen in's Ohr und ihre Gleichgültigkeit wird verſchwinden. In der That ſieht man in dieſem abgeſchiedenen Städtchen immer Einige, deren Aeußeres, deren ganzes Benehmen verräth, daß ſie nicht zu ſeinen Bewohnern gehören. Es giebt in dieſen menſchenleeren Gaſſen etwas Sehenswürdiges, und man pilgert aus weit entfernten Ländern hin, um es zu ſchauen. Kein Wunder, denn die Stadt iſt Stratford am Avon — der Geburts- und Todesort William Shakſpeare's. Man beſucht dort ein beſcheidenes Häuschen, noch vor ein paar Jahrzehnden Beſitzthum eines Fleiſchers, der dort ſeine Waaren zur Schau legte, und einen Miethsmann hatte, auf deſſen Schild zu leſen war: „Hier wohnte Shakſpeare, auch ſind Wagen und Pferde zu vermiethen." Unſere Abbildung zeigt an, wie weit man es verfallen ließ! — Jetzt hat ein Brett über der Thür die Inſchrift: „Der unſterbliche Shakſpeare ward in dieſem Hauſe geboren." Das obere Zimmer, wo der Dichter zuerſt das Licht der Welt erblickt haben ſoll, bietet noch einen be-



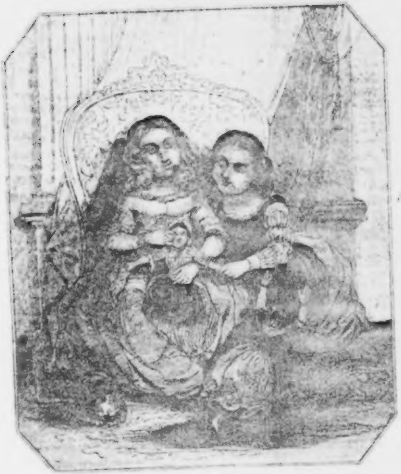
ſonderen Reiz. Die Wände ſieht man mit Handſchriften bedeckt, unter ihnen viele berühmte Namen neuerer Zeit, und dieſe Erinnerungszeichen ſind ſchon ſo dicht zuſammengedrängt, daß kaum eine Spur der urſprünglichen Farbe der Wand zu erkennen iſt. Von allen ehrwürdigen Ruhmſtätten Alt-Englands iſt keine, welche die Theilnahme in ſo hohem Grade erweckt — keine, die nicht nur den Engländern, ſondern auch allen gebildeten Völkern ſo werth iſt — und doch wollte man dieſes Haus an den Meiſtbietenden verkaufen, wonach es vielleicht niedergeriſſen und ſtückweiſe fortgetragen wurde. Die Stadtbehörde Stratfords möchte gern das Heiligthum unverſehrt erhalten, aber bei den beſchränkten Mitteln der Bürgerſchaft ließ ſich die erforderliche Summe — mindeſtens drittehalbtauſend Pfund Sterling — nicht beſchaffen. Schon waren einige amerikaniſche Gewinnſucher willens, einen hohen Preis dafür zu bieten; ſie hätten dann dieſes Ehrendenkmal nach den Vereinigten Staaten entführt, um es dort, auf Räder geſtellt, den Neugierigen als ſeltenſte Koſtbarkeit für Geld zu zeigen!

Dies veranlaßte wenigſtens das Entſtehen eines Shakſpeare-Vereins, der ſich bemühte, durch Weihgaben der das Haus Beſuchenden deſſen Erhaltung zu vermitteln; doch reichten die Beiſteuern kaum zur Deckung des Nöthigen für Ausbeſſerung und Beaufſichtigung des Hauskleinods von Stratford. Im Jahre 1851 wurde es von jenem Verein der Krone zu Kauf und zur Bewahrung empfohlen, und wahrſcheinlich iſt nun das Geburts- und Sterbehaus Shakſpeare's ein Volks-Eigenthum. Dazu hätte man das Häuschen in Stratford längſt machen ſollen; das reiche und ſtolze England war es ſeinem größten Dichter ſchuldig, einem Dichter, der ſich die umfangreichſte Anerkennung erwarb, die höchſte und doch nur gerechte. Wir ſagen dies aus voller Seele und Ueberzeugung, ohne uns dabei in ſolche Lehrbegriffe einzuſchnüren, die einſeitig die Griechen, oder Shakſpeare, oder ſonſtiges Altes und Fremdes als ewige Muſter für alle Zeiten und Völker erachten. Alles Schaffen muß möglichſt aus der Eigenthümlichkeit hervorgehen und ſich in ihr begründen, ſey's im Sinn und Geiſt des Einzelnen, ſey's im Weſen eines ganzen Volks. Shakſpeare durchſchaute den Inhalt der vergangenen Jahrhunderte, er trug ihn nach dem Bedürfniß und der für ſeine Tage geeigneten Geſtaltung verdichtend und dichtend auf die Bühne theils als Spiegel der Wirklichkeit, theils als Hinwendung zum Beſſeren. Die Erkenntniß der Natur und Wahrheit leitete ihn und ſie ſoll den Geiſt immerdar leiten aus dieſen erſten Quellen, nicht von Nachahmung zu Nachahmung ſchreiten, in der ſich die Sucht mancher Schulweisheit verknöchert, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Dann ſetzt man ſich im Alten und Ausländiſchen ſo feſt, daß man zuletzt nirgends Volksthümliches hat, es da, wo es etwa noch iſt, vertreiben hilft, und Alles, was aus Bücherſtaub und Hirndunſt ſich geſtaltet, für Ideal, für Vor- und Muſterbild hält, auf ſolchem Wege aber nur die Wirklichkeit in Staat, Leben und Schrift verpfuſcht. Wir bewundern und ehren Shakſpeare; wer aber zum Beiſpiel in der Bühnendichtung vorweg Alles Shakſpeariſch — man kann auch andere Namen und Bereiche hier anwenden — haben will, iſt ſo beſchränkt als etwa die Franzoſen, die eben jetzt, da ſie ſich mit Großem und Kleinem in's Ungewiſſe und Dunkle eingezwängt haben, noch immer verkünden, daß der hohe und helle Geiſt ſich zumeiſt befinde bei ihnen, denen übrigens — nebenher geſagt — auch Shakſpeare's Werth noch in der Dämmerung liegt. Jedenfalls aber will die Welt nicht abgeſchloſſen in der Studirſtube und vom Papier her, ſie will in ihrem lebendigen Kern erfaßt ſeyn. Dazu gehört, daß man ſich in ihr, in unſerer Gegenwart, nicht bloß aus alten Büchern und dem darin uns Ueberkommenen belehre, und ſo mit dem tüchtig Erlernten und der Erfahrung, in welcher Richtung man wirke, den neuen, friſchen Antrieb zu wahrhaftem Fortſchritt verbinde.

— r.

Die Puppen.

In allen Familienkreiſen, wo man Töchter ſieht, fehlen die Puppen nicht. Daß auch dieſe ihre eigenthümliche Geſchichte haben, iſt wahrſcheinlich nicht überall bekannt, und doch wird man wohl überall nicht ungern die Kunde von dem Urſprung der Benennung dieſes Mädchen-Spielwerks vernehmen.



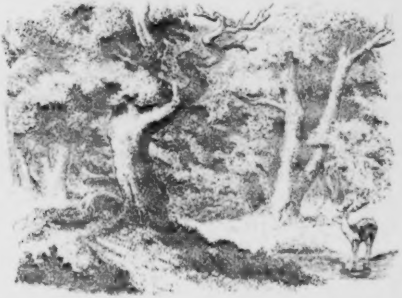
König Karl der Sechste von Frankreich war bekanntlich geiſteskrank; man vertrieb ihm die Langeweile durch Erfindung der Spielkarten, die Langeweile ſiegte jedoch über die Spielſucht und man mußte auf andere Hülfsmittel ſinnen. Da kam im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts nach Frankreich ein Mann aus Padua in Begleitung von dreißig Mauleſeln, die mit Kaſten bepackt und mit lärmenden Klingeln behangen waren. Puſello hieß der Paduaner, und in ſeinen Kaſten hatte er ſechsundneunzig Kaiſerinnen und andere nambafte Frauen aus der alten Römerzeit, ſämmtlich in Holz geſchnitzt nach Bildſäulen oder Münzen. Ganz Europa durchzog Puſello, ließ ſeine bekleideten Schnitzwerke für einen geringen Schaupreis ſehen und erwarb ſich damit ein Vermögen, das nicht gering war. Er brachte etwas unſchuldig Neues, auf welches ſich der Seitenhieb: „Nichts Neues in der Zeit iſt die beſte Neuigkeit" keineswegs anwenden ließ, und man zahlte dem Puſello mit Vergnügen den verlangten Batzen. In Paris angelangt, ſagten auch die Franzoſen: „Tout nouveau, tout beau" — in etwas ſpaßhaftes Deutſch überſetzt: „An allem Neuen thut man ſich erfreuen" — und der Zudrang war groß. Bald rief ein Befehl unſern Puſello an den Hof und er fand ſich ein mit ſeinen Weibsbildern, ſeinen Mauleſeln und einem allerliebſten Affen, dem während des Umſtellens der Schnitzwerke die Zwiſchen-Unterhaltung anvertraut war. In einem Gartenſaal, hinter einem Vorhange, hatte Puſello ſeine hölzernen Wohlthäterinnen verborgen, bis der König mit ſeinem Gefolge erſchien; nun verſchwand die Hülle und der Paduaner begann mit ſeinen Erklärungen. Als er über die Kaiſerin Poppea zu berichten hatte, ſprach er: „Sire, hochgeehrte Prinzen und Prinzeſſinnen, hier iſt das ſehr ähnliche Bild der Kaiſerin Poppea, Tochter des Titus Ollius und der Poppea, einer römiſchen Dame, die ſich ſelbſt um's Leben brachte, weil ſie in einen Tänzer verliebt war und an der Meſſalina eine bevorzugte Nebenbuhlerin hatte. Sire, und erhabene Prinzen und Prinzeſſinnen, dieſe Kaiſerin verband mit den Reizen des Antlitzes alle Anmuth des Geiſtes, wußte ihre Gefallſucht äußerſt geſchickt mit der Liebenswürdigkeit und Hingebung zu vereinigen. Erſt die Gattin des römiſchen Ritters Criſpinus, ward ſie dieſem geraubt von Otho, Günſtling Nero's und nachmaligem Kaiſer; aber der Unvorſichtige ſprach ſo oft von der Schönheit ſeiner Gemahlin Poppea vor den Ohren des Nero, daß derſelbige ſie ſehen wollte, und als er ſie ſah, gefiel ſie ihm gleich dermaßen, daß er den Otho aus ſchlechter Abſicht weit weg nach Luſitanien ſchickte. Der böſe Nero begnügte ſich damit noch nicht, ſondern verſtieß ſeine eigne Gattin Octavia und führte die ſchöne Poppea zu Hymens Altar. Sire, und hochgeneigte Prinzen und Prinzeſſinnen, verdammen wir die abſcheuliche Bosheit eines Nero, der —." Hier gab der franzöſiſche Kanzler, der dicht neben dem Erklärer ſeinen Platz genommen hatte und ihm jetzt, damit er ſich unterbreche, ein Glas Burgunder reichte, unſerm Puſello einen fühlbaren Wink, daß er ſolche Betrachtungen meiden und ſich nur an das Geſchichtliche halten möge. Der geſtörte Redner verſchluckte mit dem Burgunder ſeinen ſittlichen Eifer, wiſchte ſich den Mund mit ſeinem langen Aermel und fuhr dann bedächtiger fort: „Aber, Sire, wie auch gnädige Prinzen und Prinzeſſinnen, dieſes Glückes Rauſch dauerte nicht lange. Nero war ſchrecklich eiferſüchtig und in einem Anfalle dieſer unangenehmen Eigenſchaft verſetzte er eines Tages der ſchönen Poppea, die eben in einem Zuſtande war, den ich nicht näher zu ſchildern wage, einen Fußſtoß an eine Stelle, welche die Achtung vor dieſer erlauchten Verſammlung mir zu nennen verbietet, und Poppea ſtarb im fünften Monat jenes Zuſtandes. Der Heuchler Nero beweinte ihren Tod mit hellen Thränen und ging in ſeiner teufliſchen

Zärtlichkeit ſo weit —." Ein zweites Glas Burgunder ſchnitt dem Puſello die Entrüſtung ab, und nachdem er gethan, wie bei dem erſten Glaſe, ſchloß er beklommen ſeine Erklärung mit den Worten: „Sire, hochgünſtiger Monarch, wie auch großmüthige Prinzen und Prinzeſſinnen, ich habe nur noch zu ſagen, daß Nero der ſchönen Poppea ſelber eine Leichenrede hielt und ihr ein prachtvolles Denkmal errichten ließ, deſſen Spuren man noch heut ſieht am Ufer des Tiber zwiſchen dem Tempel der Veſta und dem Brunnen des Coriolan." Nun mußte der Aermel des Puſello dazu dienen, den Schweiß des Geängſtigten von der Stirn zu wiſchen, und der König ſelbſt gab ihm Zeit zur Erholung. Er ließ ſich das Bild der Poppea, deren Geſchichte beſonders ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, ganz nahe bringen, betrachtete es lange mit Theilnahme, und äußerte den Wunſch, es zu behalten. Der Kanzler mußte mit Puſello unterhandeln und Karl der Sechste erhielt das Standbild für fünfzig damalige Pariſer Sols, dreihundert Francs jetzigen Werths. Das Beiſpiel von oben fand Nachahmung; Puſello verkaufte in wenigen Tagen alle ſeine römiſchen Damen an die Hofleute. Die Liebhaberei verbreitete ſich dann weiter bis zum Bürgerſtande, in jedem Hauſe wollte man ein ſolches Bild haben, und da das des Königs eine Poppea war, nannte Jeder das ſeinige ebenfalls ſo, woraus Poppée, Pouppée, und zuletzt Poupée, Puppe entſtand. Nachdem den Alten die Sache etwas Altes geworden war, blieb ſie Kinder-Spielwerk, iſt es bis auf den heutigen Tag und wird es wahrſcheinlich ſeyn in alle Zukunft hinein. — Noch zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts mag aber die Puppe eine theure und demnach ſeltene Gabe geweſen ſeyn. Denn als im Jahr 1504 Kaiſer Maximilian in Augsburg einzog, ihn die vierjährige Tochter des Syndicus Peutinger mit einem lateiniſchen Verslein bewillkommnete und er, darüber hoch erfreut, zu der kleinen Conſtantia ſagte: „Begehr' was es ſey, ich geb' es Dir!" antwortete das Dirnlein verſchämt: „Ach, eine Puppe hätt' ich ſchon lange gar gern!" Daß Conſtantia Peutinger, die nachmals berühmte Schöne, welche für Ulrich von Hutten jenen Lorbeerkranz flocht, den ihm Kaiſer Max ſelbſt auf das Haupt drückte, die ſchmuckſte Puppe erhielt, verſteht ſich von ſelbſt. — Die Puppe iſt den Mädchen für ihre früheſte Jugend unentbehrlich geworden; laßt ſie damit ſpielen und bewahrt ihnen ihre Kindlichkeit wo möglich als dauernden Grundzug ihres Weſens. Man übe aber nicht bei der Puppe den allzu öftern Kleiderwechſel ein, gebe den Mädchen auch keine Manns-Puppen, damit ſie nicht auf den Gedanken kommen, mit Männern zu ſpielen. Recht herzlich wünſchen wir dagegen: jedes Mädchen finde einen Mann, der ſie als Frau ſtets als ſein erſtes und liebes Püppchen betrachte, ſie halte als das ihm Wertheſte und ſie auch ſchmücke nach Vermögen. Das heißt alſo: mit Maaß, damit ſie keine verfranzöſirte Zier- und Mode-Puppe werde, was übrigens keine in der Ehrbarkeit heimiſche Frau ſeyn mag.

— r.

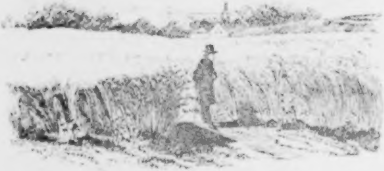
Die Tröſtungen der Natur.

Wandelbar iſt Alles auf Erden, und obwohl der Geiſt des Menſchen treu an ſich ſelber halten ſoll, ſeine Macht kann nicht immer ſchützen. Oft befällt uns Mißbehagen und Traurigkeit, die aus dem Zwieſpalt mit irdiſchen Verhältniſſen entſtehen, die aber doch meiſt nur des feſten Anſchauens, des klaren Blicks bedürfen, um ihre Schrecken und Beängſtigungen in das Halt- und Weſenloſe verſchwinden zu ſehen. Bringt ſolcher Zwieſpalt Verworrenheit in die Gedanken, belaſtet er das Gemüth, dann macht am ſicherſten die Natur uns frei, lichtet in dieſer Freiheit die Verdunkelung des Inneren. Wenn ihr euch bedrückt und beklommen fühlt, ſey's in Begründung oder durch Wahn, dann eilt in den Wald. So ruhig iſt's dort, ſo heimlich; in Wipfeln und Büſchen bewegt ſich nur, umklungen vom heiteren Geſange der Vögel, das zufriedene Leben ſolcher Geſchöpfe Gottes, die ohne Grillen und Murren ihrer Beſtimmung folgen. Unwillkürlich werdet ihr Beſchwichtigung finden, erſt in träumendem, dann in erhellendem Sinnen; ringsum werdet ihr die Fürſorge eines ewigen Vaters und Erhalters erkennen, und bald muß es tief ſtill ſeyn in euch, bis das vom Hauch der Lüfte im Laube angeregte friedliche Geflüſter Wehmuth hervorruft und euch ausſöhnt mit eurem Zagen und dem Gewirr menſchlicher Zuſtände, in das ihr dann wieder

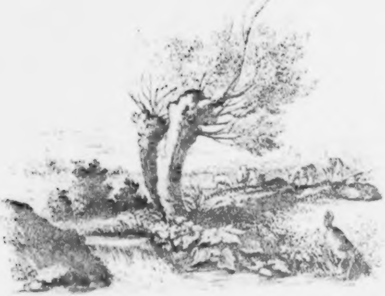


zurückkehrt voll neu erwachten Muthes zur Thätigkeit, voll feſter und froher Zuverſicht auf die Allmacht und Güte des Schöpfers.

Iſt's euch für den Athem auch nur zu enge im Getriebe zwiſchen des Hauſes Mauern, bei dem ſteten Einerlei des Alltäglichen, dann hinaus in die Felder, zum Glanz und Spiel der Farben auf der Flur und im Umfange des ſich wölbenden Himmels, unter dem ſich auf tragenden Schwingen die liedjubelnde Lerche zeigt. Das Tönen aus dem Gewölk wiegt die Beklommenheit ein, und das Wogen der Aehren mit dem nickenden Gruß der Feldblumen dazwiſchen ſchaukelt eure oede Stimmung zu mannigfachem Wechſel. Wer nun aber an Vieles denkt, wer aus ſich hinaus ſchweift in das All der Wunder, das der Erde entſteigt und von droben herab leuchtet, der vergißt unbewußt das Eine, was in ihm drängt und nagt; erhoben über die Schwere des Augenblicks fühlt er ſich heimiſcher bei ſich ſelbſt und entdeckt dann plötzlich den beſſeren Weg zu jedem Wollen und Vollbringen.



Wenn jedoch einmal euer Streben völlig ermattet, eure Thätigkeit ſich lähmt, dann ſchreitet entlang am Bach, der aus des Berges Quellen entſpringt, und er ſey euch ein ſtärkendes Gleichniß. Da iſt keine Trägheit, kein Verweilen; in ſteter Bewegung und in plätſcherndem luſtigem Selbſtgeſchwätz eilt er, leicht über Steingeröll hinweghüpfend, vorwärts, ſich dem volleren Strome des Fluſſes beizumiſchen, der in gedehnterer Ferne dem mächtigen Herrn, dem gewaltigen erdumfaſſenden Meere ſich anſchließt. Ein anlockend Beiſpiel zum Streben und Weiterſtreben, zur Förderung des Kleinen in's Große und zur Einigung der Geſammtkräfte, um zuletzt das Ganze zu umfangen! — Und ſeyd ihr überſättigt von dem Schmuck eurer bemalten Wände, eurer gewebten Teppiche,



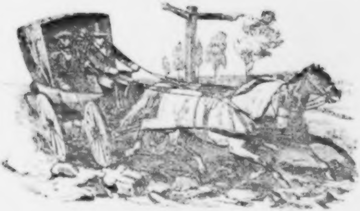
ſo wendet die Blicke auf den Wieſengrund rechts und links des Baches und freut euch des Reizes und Reichthums im Schaffen der Natur, das von keiner Kunſt erreicht, jedoch aller menſchlichen Thätigkeit in ihrem raſtloſen Umſchwunge zum Vorbilde wird. Auch darin iſt ſie es, daß ſie Arm und Reich ohne Unterſchied beſchenkt, denn wer für die Natur fühlt, der iſt Mitbeſitzer aller ihrer Habe.

Sollte aber in Wald und Feld, am Bach und im Wieſengrunde eure Mißſtimmung nicht ſchwinden, dann erklimmt des Berges Höhe, athmet dort eine Luft, freier von irdiſcher Empfängniß, ſchaut hernieder auf die rings ausgebreiteten, mit dem Gepräge des Großen und Ewigen ausgeſtatteten Schöpfungen und die daneben kleinlichen, der Vergänglichkeit unterliegenden Werke der Menſchen. Erkennt an jenen das Dauernde oder unaufhörlich in unverwüſtlicher Jugend ſich aus ſich ſelber Wiedererzeugende, an dieſen das Zerfallende, ſich in ſich ſelbſt Zerſtörende. Fühlt und bedenkt nun, daß auch ihr über alle Vernichtung hinaus Etwas retten und erhalten könnt im Vertrauen auf die Macht der Natur. Sie, die unverhinderlich Wiedererſchaffende, wird auch euch nicht entlaſſen, wird euch mit einſchließen in den Bereich ihres immerdar waltenden Grundzuges friſcher Belebung. Und ſo wünſch' ich euch nur die beglückende Fähigkeit, den tröſtenden Eindrucken der Natur euch kindlich hingeben, und über jedes Schöne und Herrliche des Dieſſeits hinaus noch das Urſchöne und All-

herrliche des unſichtbaren und doch ſo ſichtbar allgegenwärtigen Gottes finden zu können in des Zukünftigen Verheißung aus unſerem eigenen Geiſt, durch den ſie ſich bewähren und erfüllen muß. Denn auch unſres Geiſtes Natur iſt ewig, wie überhaupt die Natur Grund des Wahrhaften, alſo des Ewigen iſt. Wer ſich mit ihr befreundet, der hat in Leid und Sorge genug an Tröſtungen hier, an Fülle von beglaubigter Hoffnung für dort, und wenn wir die Natur wie unſere Seelenkräfte nicht überall ermeſſen, ſo iſt es nur unſer beſchränkter Blick, der am Endloſen das Ende zu erkennen ſich vorſpiegelt, ſich dann aber um die Beruhigungen des Lebens betrügt. Das wollen wir nicht thun, ſondern überzeugt ſeyn: der Gang des ewigen Geiſtes und der mit ihm einigen ewigen Natur iſt nirgends weder regellos noch unterbrechend, und ſcheint es uns anders, ſo vermögen wir nur nicht die Großartigkeit der Regel und das Ganze des Verbundenen zu begreifen. Das iſt dann wieder ein unendlicher Troſt, vor dem kein Zagen und Zweifeln beſteht, wenn man nicht in ſelbſtſüchtiger Anmaßung an dem innerſten Leben der Schöpfung vorüberſtreift, ſondern es in gebührender Demuth als Heiliges und Erhabenes zu erfaſſen ſucht, da Eines unleugbar iſt, nämlich: die Natur begünſtigt niemals unſre Fehler und Schwächen, ſie will uns entweder zur Tüchtigkeit leiten oder überhaupt nichts mit uns zu thun haben, was Jeder beherzigen ſoll, der auf die unerſchöpflichen Leiſtungen der Natur Anſpruch zu machen gedenkt. Gz.

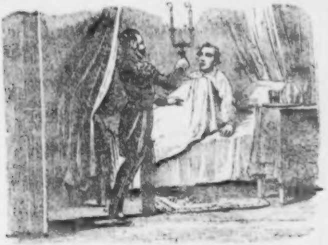
Freilich war ich in Paris!

Wer Franzoſe oder Nichtfranzoſe iſt, immer hat er die Herrlichkeiten von Paris rühmen hören. Sie ſtehen bei Dem, was man draußen bereitwilligſt vortrefflicher findet als das Vortrefflichſte in ſeiner Heimath, mit in oberſter Reihe, und ſo wurde Vielen die Sehnſucht, Paris zu ſehen, zur anſteckenden Krankheit, wenn die Befriedigung dieſer Neugier etwa eben ſo ſicher war wie der Gewinnſt an der Spielbank der franzöſiſchen Spielpachter. Auch ich blickte vor vierzig Jahren im Wachen und Träumen nach Paris, wußte aber nicht, wie ich hinkommen ſollte. Mühſelig hatte ich mir durch die Univerſitäts-Zeit geholfen, auch während derſelben an meiner äußerſt magern Koſt weiter keinen Fehler gefunden, als daß ſie mir gar zu knapp zugemeſſen war. Dann kam ich, ein ſogenannter Hofmeiſter, durch das Anzeige-Blatt in eine adliche Familie, bei der die allerdings feine Bildung durch Sparen fortgepflanzt werden mußte, was gewiß ehrenwerth, für mich aber nicht beſonders einträglich war. Doch mit wackeren Perſonen hatte ich zu thun; der nachmalige Herr Oberſt-Lieutenant und die Frau Oberſt-Lieutenantin ſammt den zwei Junkerchen und drei Fräuleinchen gewannen mich lieb, und ich hielt aus. Nach fünf Jahren wurde ich durch gütige Vermittelung des Familienhauptes Unterlehrer an einer Militairſchule mit drittehalbhundert Thaler Gehalt und keiner freien Wohnung. Ich war eben erſt in mein neues Amt eingetreten, und fand es für rathſam, bei dem Gedanken an Paris gleich hinterdrein zu denken: am beſten, du ſchlägſt dir's aus dem Sinn, welche Schlägerei ich gelegentlich immer wiederholte. Ein wunderſeltſames Ereigniß brachte mich aber doch nach Paris! Es war am 14. Auguſt 1815 — der merkwürdige Tag ſitzt niet- und nagelfeſt in meinem Gedächtniß! — da trat der gute Oberſt-Lieutenant plötzlich zu mir ein und ſprach mit freudeſtrahlenden Mienen: „Nun, Herr Bertram, Sie wollten ja gern Paris ſehen, jetzt biet' ich Ihnen Gelegenheit dazu!“ — Ich ſprang hoch auf mit glühendem Angeſicht, und vor Schreck fiel mir ein halbes Milchbrod, mit einem durchſichtigen Stückchen Schlackwurſt belegt, aus der Hand. „Iſt's denn keine Fabel oder Schnurre? Hab' ich Sie, edler Herr Gönner, nicht in Selbſttäuſchung mißverſtanden?“ rief ich aus, ſo laut, als es der ſtockende Athem zuließ, und mir wie Hoſianna ertönte die Antwort: „Ja, ich muß als Courier zu den Friedens-Unterhandlungen, begleiten Sie mich als Secretair; ich will von dem erhaltenen Vorſchuß die Koſten decken. Die Ferien für Sie ſind noch nicht zu Ende, Alles ſtimmt zuſammen; wir müſſen aber in einer Stunde fort, bleiben ein paar Tage in Paris. Sie haben alſo Zeit, ſich dort ſatt zu ſehen!“ — Wer war geſchwinder als ich! Ein Bischen Gepäck in den Taſchen meines einzigen Ueberrocks beſtieg ich, vor Entzücken zitternd und bebend, den leicht-

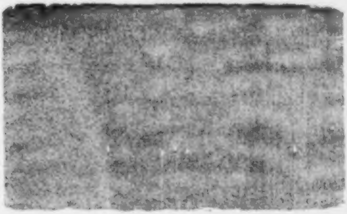


rädrigen Wagen, worin mein Gönner und ich vermöge unſrer Schmächtigkeit genau in den einen Sitz paßten; der Poſtillon blies und dahin flogen wir im raſcheſten Lauf der Räder, daß mir der Kopf wirbelte und in den Ohren ein Klingen, Sauſen und Brauſen entſtand, als ob das wilde Heer mir durch's Hirn zöge. Hier oder dort einmal Halt zu machen, davon war, die Minuten bei dem Pferdewechſel ausgenommen, keine Rede; Tag und Nacht ging es in gleicher Haſt, und, Gott verzeih' mir die Sünde! ich war ordentlich froh, daß uns ein Pferd erkrankte: es veranlaßte doch Augenblicke, wo man auf ſeinen Füßen ſtehen und die innere Hitze in wehender Luft etwas verblaſen konnte mit dem Heraufholen des Athems aus der tiefſten Tiefe. Und welche Wege gab es da manchmal! Das holperte und ſtieß, warf uns gegeneinander oder prellte uns in die Höhe; — alle Rippen im Leibe waren wie kreuz und quer zuſammengerüttelt und ſchmerzten jämmerlich; von oben bis unten war ich wie zerſchlagen, in ſechs Nächten hatte ich kein Auge zugethan, aber nun — und endlich: die letzte Station vor Paris! Meine Hoffnungen belebten ſich, denn in der Weltſtadt winkten Schlaf, Erholung, Erquickung, Augenweide und Kunſtgenüſſe! — Das Schickſal war indeß noch nicht müde, mir all die Paradieſeswonnen zu verſalzen und zu verzögern: eine Achſe am Wagen brach, durch die Inſtandſetzung wurden wir aufgehalten, und während wir ohne dieſen Unfall darauf rechnen konnten, noch bei Untergang der Sonne unſer Ziel zu erreichen, wurde es Nacht und wir zogen erſt vor Anbruch des nächſten Tages in Paris ein bei pechrabenſchwarzem Gewitterdunkel. So müde ich war, dennoch ſtrengte ich meine Augen an, entdeckte aber nichts als einen dicken undurchdringlichen Trauerſchleier, aus dem nur wie Irrlichter zerſtreute, nebeldunſtige Flämmchen leuchten wollten und nicht konnten. Die Hand vor den Augen ſah ich nicht, vielweniger alſo ferne Gegenſtände, nicht Thor, nicht Straße,

„Ei, was ſchadet's!“ ſagte ich zu mir ſelbſt; „wir ſchlafen nun erſt aus und kommen ſo recht mit friſcher Kraft zur Anſchau der geprieſenen Herrlichkeiten!“ — Vor allen Dingen galt es einſtweilen, den Schlaf nachzuholen, und ich gönnte mir im Hof von Straßburg, wo wir einkehrten, nur Zeit, etlicher guten Biſſen habhaft zu werden, ſo eilig hatt' ichs, das Bett zu ſuchen, während der Herr Oberſt-Lieutenant, dem Anſtrengungen und Beſchwerden gewohnte Arbeit waren, gleich nach der Ankunft im Gaſthauſe einen Diener herbeirief, der ihm zu dem preußiſchen Kommandanten den Weg zeigen mußte. Ich ſchlief ſehr feſt, und ſchlief beſonders ſehr lange, denn als ich — nicht aufwachte, ſondern aufgerüttelt wurde, ſtand der Herr Oberſt-Lieutenant mit



einem Doppelleuchter vor mir und rief aus: „Freund, auf, Ihr Schlaf will ja kein Ende nehmen, neunzehn Stunden in einem Strich! Auf, auf! Es iſt zum Aergern und zum Lachen, jedenfalls aber unüberwindlich wahr, mein Dienſt und die erhaltenen Aufträge treiben mich augenblicklich wieder nach Berlin zurück!“ Ich ſtarrte ihn an und glaubte, er ſpaße, aber er ſtieß mich kurz und gut in die bittere Wirklichkeit hinein, die mir begreiflich eine Fluth von Klagetönen auspreßte, auf die indeß nichts erfolgte als die haſtige Entgegnung: „Da helfen nicht O, Ach und Weh; raſch ſich in's Zeug geworfen, ſchleunig etwas genoſſen und dann rückwärts, der Wagen ſteht ſchon bereit!“ — „Wie, was?“ wimmerte ich; „umkehren, da ich noch gar nichts von Paris geſehen habe, und jezt, nachdem es abermals Nacht geworden, auch nichts ſehen werde?“ — „Ja, mein Dienſt befiehlt, und ich habe zu gehorchen: Sie aber freilich könnten noch hier bleiben!“ meinte der Herr Gönner. Mir leuchtete ein Troſt in dieſen Worten und all mein Bißchen Muth zuſammennehmend, ſagte ich: „Ja, ich bin doch nun einmal hier und wenn Ew. Gnaden mir das nöthige Sümmchen borgen wollten —.“ — „Lieber, das kann ich leider nicht!“ fiel er ein. „Ich habe nur etwa ſo viel Baares, um unſre Rückreiſe damit durchſetzen zu können; hier war zu Geldgeſchäften keine Zeit und erſt in Berlin ſind goldene Rekruten für den Beutel zu erwarten. Es iſt ein Schickſal, machen Sie keine Umſtände, ſonſt geht's ohne Sie fort. Ordre und Pflicht ſind ſtrenge!“ — Was ſollt' ich Aermſter thun? Ich war in ſtummer Verzweiflung, ging mit meinen unſchuldigen Kleidern ſackgrob um, klemmte mich voll Ingrimms in den Wagen, ſah Paris nochmals genau und grade ſo, wie ich es ſchon in der Nacht zuvor gar nicht geſehen hatte, und nun wiederholte ſich die martervolle halsbrecheriſche Fahrt, ſo daß ich daheim mein Bett nicht minder geſchwind ſuchte wie das im Hof von Straßburg, dann aber wenigſtens ſo glücklich war, ungeſtört noch zwei Stunden länger ſchlafen zu können. Als ich mich wieder bei halben Kräften fühlte, da gab's Aerger vollauf. Jeder Bekannte befragte mich über dieſe große Reiſe, und meine Antworten hatten Mühe, höflich zu bleiben; denn es kam mir ſtets vor, als ob Jeder Alles wüßte und mich foppte. Ja, ich war freilich in Paris, will aber nicht danach gefragt ſeyn, ſtattete lieber hier ein- für allemal Bericht darüber ab, getreulich, umſtändlich und vollſtändig, wie mir Paris bis heut gegenwärtig iſt. Seit jener Zeit verlor ſich indeß alle Sehnſucht danach: in meiner Phantaſie erſcheint das Pechbild, welches ich als einzige Pariſer Erinnerung in mir trage, recht eigentlich als das einzig wahre von einer Stadt, in der ein dunkles Gewirr nach dem andern gewebt, ein Dunkel und Gewitter nach dem andern erzeugt wird, und von wo aus der unaufhörlich vorlaute galliſche Hahn fortwährend gefährliche politiſche Wetter verkündet. Ich



kenne Paris als Trauerklumpen, und es iſt mir ganz recht und behaglich, daß ich's eben nur als ſolchen kenne. Fr. Bertram.

Im Walde.

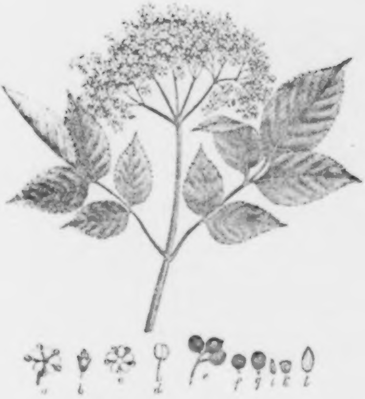
(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847 — 1852.)

Wir werden den geneigten Leſer, will er uns auf unſern Wanderungen anders folgen, zu einem Gebüſche führen, aus dem ein kleiner Baum von ungefähr zwanzig Fuß Höhe hervorragt. Es iſt der Holunder, auch Albern, ſchwarzer Beerenſtrauch, ſchwarzer Flieder (**Sambucus nigra Linn.**) genannt, der aber nicht immer in Baumesgeſtalt auftritt, ſondern auch häufig als knorriger Strauch wächſt. Außer den Gebüſchen und Hecken in Vorwäldern liebt er den Stand um die Dörfer an Gräben und Mauern. Vorzüglich findet man ihn ſo in den ehemals wendiſchen Gegenden, da er von den Wenden ſehr verehrt wurde; dieſe Verehrung hatte ſich auch auf Dänemark ausgedehnt, und noch jetzt glaubt der däniſche Bauer, daß Hyldemoer, der Schutzgeiſt des Holunders, denjenigen hart ſtraft, der ohne die Worte: „O Hyldemoer, laß mich von deinem Baume brechen, ich will dich auch von meinem brechen laſſen!“ dreimal zu ſprechen etwas von dem Baume abbricht. *)

Die graue Rinde iſt vorzüglich im Alter riſſig, die ausgebreiteten Aeſte haben eine ſtarke Markröhre, die ein weißes, ſchwammiges, ſehr leichtes Mark enthält. Aus dieſem macht man kleine Steh-auf-Männchen und Kugeln zu Verſuchen an der Electriſir-Maſchine. Die jüngeren Zweige ſind etwas eckig und grün; die gegenſtändigen Blätter ſind unpaarig, drei- bis ſiebenblättrig, gefiedert; die Fiedern, kurz geſtielt, rundlich, zugeſpitzt und fein geſägt, haben eine glänzend grüne Oberſeite mit wenigen ſteifen Härchen an den Hauptnerven und eine weißfilzige Unterſeite. Der Blüthenſtand iſt eine geſtielte, ſechs Zoll breite Trugdolde, die mehrmals drei- oder fünftheilig einen flachen, vielblumigen Schirm bildet. (Die umſtehende Abbildung zeigt einen blühenden Zweig mit Blättern.) Der kleine, fünfzähnige Kelch umgiebt eine radförmige, fünfſpaltige, gelbliche, drei Linien breite Blumenkrone. Die fünf Staubgefäße, im Grunde der Blume angewachſen, haben große, zweifächrige Staubbeutel. Der rundliche Fruchtknoten erwächſt zu einer einfächerigen, drei- bis fünfſamigen, anfangs

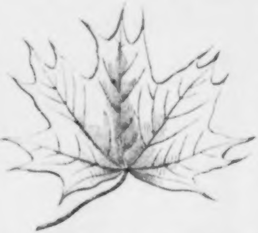
---

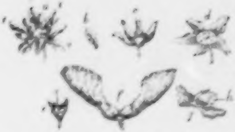
*) Ueberhaupt hat der Holunder etwas Geſpenſtiſches. So wird von einem Holunderbaum in einem Pachthofe auf der Inſel Seeland erzählt, daß er häufig in der Dämmerung ſpazieren gehe und durch die Fenſter gucke, wenn die Kinder allein zu Hauſe ſind. Ferner glaubt man auch in Deutſchland, daß der Holunder der Elfen Lieblings-Aufenthalt ſey, in ſeine duftigen Blüthendolden ſollen ſie ſich gar gern einwühlen.



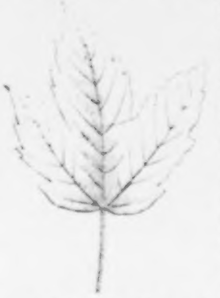
grünen, ſpäter ſchwarzen, innen röthlichen, ſaftigen Beere, die an den röthlich gewordenen Aeſten der Trugdolde überhangen; die Kerne ſind länglich, dreikantig, braun und enthalten in ihrer Mitte einen graden Keim, der ſein Würzelchen nach oben ſtreckt. (a zeigt uns eine vollſtändige Blüthe, b den Kelch und den Stempel, c die Blüthe ohne Stempel, d ein Staubgefäß, e einige Früchte, f eine Frucht quer, g eine Frucht der Länge nach durchſchnitten, ſo daß in beiden Fällen die Samenkerne ſichtbar werden, i ein Samenkern, k derſelbe vergrößert und quer durchſchnitten, l derſelbe ebenfalls vergrößert und der Länge nach durchſchnitten, ſo daß der Keim ſichtbar wird.) Der Holunder gewährt im Mai und Juni durch ſeine ſtark duftenden, betäubenden Blüthen, die Schwefel, Oel, Harz und Gerbeſtoff enthalten, einen in vielen Krankheiten angewandten, ſchweißtreibenden Thee (Fliederthee) und mit Milch gekocht unter dem Namen Fliedermilch ein angenehmes Getränk. Im Herbſte dagegen giebt der Holunder ſeine reifen Früchte zu Fliedermus, das als Speiſe und als ſchweißtreibendes, abführendes Mittel gebraucht wird. Aus den Trugdolden bereitet man die Holunder-Küchlein, indem man erſtere in Kloßteig taucht. Das gut ausgetrocknete Holz dient zu allerlei kleinen Tiſchler-Arbeiten; die hohlen Zweige benutzen die Weber zu Spulen, die Knaben aber machen aus ihnen Knallbüchſen und Spritzen. Die Blätter und die Rinde, die wie alle krautigen Theile ſcharf und bitter ſchmecken und gerieben übel riechen, werden zum Färben benutzt. — Der Holunder gehört zur fünfmännigen Klaſſe und zur dreiweibigen Ordnung (**Pentandria Trigynia**) des Linnäus und zur natürlichen Familie der geisblättrigen Gewächſe (**Caprifoliaceae**).

Wir wenden uns nach Betrachtung des Holunders zu jenem Bache und dem großen und dichten Gebüſch, aus dem ſtets höher ſtehend Baum auf Baum emporragt: wir erkennen die Erle, die Linde, die Birke, die Buche. Wer aber überragt alle dieſe Bäume und ſtrebt zur Höhe der majeſtätiſchen Eiche hinauf? Es iſt ein Ahorn und zwar der ſpitzblättrige oder Spitz-Ahorn (**Acer platanoides Linn.**), der bei uns, wie im Morgenlande und auf den griechiſchen Inſeln die Platane (**Platanus orientalis Linn.**), als Baum der Liebe verehrt wird. Er iſt ein prächtiger, oft ein bis anderthalb Fuß dicker, zuweilen gegen hundert Fuß hoher Baum mit weißgrauer, glatter Rinde, herrlichem, dichtbelaubtem Gipfel und knotigen Aeſten. Die langgeſtielten, ſechs Zoll langen und beinahe ebenſo breiten Blätter ſind herzförmig und fünflappig; jeder Lappen iſt aber wieder drei- bis fünfſpitzig, die Spitzen lang hervorgezogen, ſowohl die Ober- als auch die Unterſeite ſind ſchön glänzend grün. — Die Blüthen, in aufrechten Trugdolden ſtehend, kommen im April und Mai zum Vorſchein und ſind entweder zwittrige, d. h. ſie enthalten Staubgefäße und Stempel (Fruchtknoten, Griffel und Narbe), oder männliche Blüthen, d. h. ſie zeigen nur Staubgefäße; beide Arten von Blüthen haben einen fünftheiligen, gelbgrünen, hinfälligen Kelch und eine dreiblättrige, gelbgrüne Blumenkrone. (a. 1—5 Kelchzipfel.) Kelchzipfel (c) und Kronenblätter (b) ſind länglich und ſtumpf; die Staubgefäße, meiſt acht an der Zahl, ſtehen auf einer runden Scheibe,





dem Fruchtboden (d), rund um den zweifächerigen und behaarten Fruchtknoten, der von einem Griffel mit zwei einfachen, umgebogenen Narben gekrönt wird (e). Bei der Reife trennt ſich der Fruchtknoten in zwei nußartige, einſamige, geflügelte Früchtchen, deren Flügel weit auseinander fahren und wohl über einen Zoll lang ſind (f); (g zeigt ein aufgeſchnittenes Früchtchen und die Lage des Samens h.) — Die geflügelten Früchte dienen unter dem Namen Naſen den Kindern zum Spielen. — Der Spitz-Ahorn wächſt wild in niedrigen Gebirgswäldern, wird aber auch ſchon lange in Gärten und Baumgängen häufig angepflanzt. Er, wie der ihm ſehr nah verwandte Berg-Ahorn (**Acer Pseudoplatanus Linn.**), deſſen Blatt die nebenſtehende Abbildung zeigt, enthalten im Mai und November viel ſüßen Saft, der bei uns aber nur ſelten benutzt wird. In Nordamerika dagegen, in Ungarn und Steyermark kocht man aus dem Ahornſaft, vorzüglich aus dem Safte des Zucker-Ahorns (**Acer saccharinum Linn.**) einen kryſtalliſirbaren Zucker und einen angenehm ſchmeckenden, gewürzigen Syrup.*) — Das weiße Holz des Ahornbaumes iſt zu Werk- und Schnitzholz ganz beſonders geeignet; aus dem Wurzelmaſer, beſonders des Maßholders (Feld-Ahorns, **Acer campestre Linn.**), fertigt man die berühmten Ulmer



Pfeifenköpfe. — Der Ahorn wurde von Linnäus zur **Polygamia Monoecia**, von neuen Schriftſtellern aber zur **Octandria Monogynia** (der achtmännigen Klaſſe und der einweibigen Ordnung) zugezählt. Im natürlichen Syſteme bilden die Ahornartigen eine eigene Familie, die **Acerineae De Cand.** L. Heros.

---

*) Auch einen Wein bereitet man aus dem Safte und benutzt ihn als Arznei in Krankheiten der Harnwerkzeuge.

Jakob Fugger

der Leinweber.

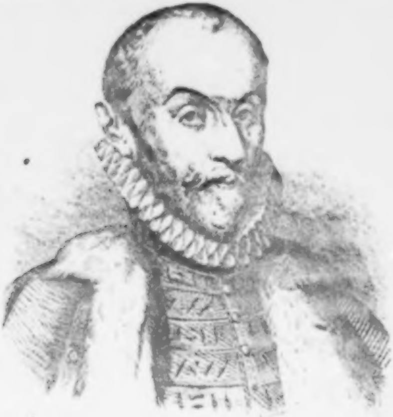
Jakob Fugger, der Leinweber von Augsburg, war einſt der reichſte Mann, nicht allein in Deutſchland, ſondern in ganz Europa. Aber ſein Reichthum war das Ergebniß raſtloſer, nutzenbringender Gewerbs- und Handelsthätigkeit, und hob nicht nur ihn und ſeine Familie, ſondern auch die deutſche Betriebſamkeit überhaupt zu Macht und Anſehen, brachte dem Vaterlande Ruhm und Gewinn, den Rüſtigen Arbeit und Verdienſt, den Bedürftigen Unterſtützung. Es war kein fauler Beſitz, in dem Jakob Fugger ſich wiegte. Nach allen Seiten hin ſtrömte er freigebig befruchtendes und beglückendes Leben aus, und wie er aus dem Fleiß der Arbeit hervorging, ſo wirkte er erregend und lohnend wieder auf Arbeit und Fleiß. Fugger's Leben läßt ſich nur im Zuſammenhange mit Gewerbe und Handel jener Zeit beurtheilen, und wir müſſen daher auf letztere einen Blick werfen, bevor wir zu einer Schilderung des erſteren ſchreiten.

Das Gewerbe der Leinweber zu Augsburg hat eine lange, ahnenreiche Geſchichte. Ungleich jüngeren Urſprung nahm daſelbſt der Handel, dem ſich die Stadt erſt ſpät anſchloß, als der Hanſebund und der rheiniſche Städtebund längſt beſtanden, Köln, Aachen, Mainz als große Gewerbe- und Handelsſtädte blühten, Frankfurt a. M. ſeine berühmten Meſſen, Speyer ſeine Jahrmärkte ſeit Jahrzehnten kannten. Alle dieſe Städte lagen an ſchiffbaren Flüſſen, die meiſten am Rhein, der großen Waſſerſtraße, oder doch in deſſen Nähe. Bei Augsburg vereinigen ſich Lech und Wertach, aber keiner von beiden Flüſſen beſaß Tragfähigkeit für Handelsſchiffe. In ihrem Binnendaſeyn beſchäftigte ſich die Bevölkerung ſchon ſehr früh mit dem Flachsbau, und bald entwickelte ſich auf dieſem als Hauptgewerbe der Stadt und anregend die Leinweberei, welcher die klaren Gewäſſer, die weiten, ebenen Wieſen jener Gegend zu Statten kamen. Die Chroniken gedenken bereits im Jahre 1282 der feinen Augsburger Leinwand. Bald wuchs der Betrieb in ſolchem Grade, daß die Stadt auf öffentliche Koſten große Maſchinen zum Glätten der Gewebe, öffentliche Bleichen anlegte und ſogenannte Bleichwaſſerknechte beſoldete, welche die zu hohem Anſehen geſtiegene Weberzunft in ihrem Nutzen verwendete. Für alle dieſe Begünſtigungen mußte dann eine Leinwandſteuer an die Stadt abgegeben werden.

deren Ertrag zu den bedeutendſten ſtädtiſchen Einnahmen zählte. Die Weber bildeten den zweiten Stand, den erſten nach dem Stande der Patrizier; durch ſie gelangte die Stadt zu Wohlſtand und Ruhm. Die geſteigerte Selbſterzeugung ward bei Veränderung der Weltverhältniſſe ungeahnt eine Quelle des ausgedehnteſten Handels. Die Kreuzzüge ſetzten das Abendland mit dem Morgenlande in erneuerte Verbindung und theilten jenem das Verlangen mit, den Reichthum morgenländiſcher Natur- und Kunſterzeugniſſe, der arabiſchen Spezereien, indiſchen Gewürze und was ſonſt Lockendes dort ſich dem Auge wie dem Gaumen darbot, auch in der Heimath zu beſitzen. So wurde der Orient für den Verkehr eröffnet. Der Handel ſuchte ſich Wege nach dem Weſten und Norden von Europa, und hier war es der unmittelbare Verkehr Venedigs mit dem Oſten, der auf Deutſchlands Handel den weſentlichſten Einfluß übte. Zugleich entſtand in Italien ſelbſt, wo in der Lombardei die Seidenweberei ihre Prachtſtoffe fertigte und in Venedig die Goldſchmiedekunſt ihre ſchönſten Werke ſchuf, ein lebhafter Austauſch mit Deutſchland, Frankreich und England. Außer dem Rhein, der fortdauernd eine bequeme Handelsſtraße blieb und durch die Schweiz mit Italien in Verbindung trat, bildete ſich eine zweite nach dem Herzen Deutſchlands. Von Venedig aus führte ſie über Botzen und Meran, durch die Tyroler Alpen am Lech entlang nach Augsburg. Mühſam war der Weg mit den beladenen Saumthieren zurückzulegen, aber am Ziele, in der deutſchen Reichsſtadt, lud das echt deutſche Gewebe, die Leinwand, zum Tauſche ein und machte den Handel nutzenbringend; ſie war nirgends in gleicher Güte zu erlangen und nahm zu an Ruhm im Weltverkehr. Schöne, ſchwarz oder bunt gefärbte Stoffe, Borten und Gürtel, Kanten, Spitzen und Schleier wurden in Augsburg gearbeitet und gingen im Austauſch nach dem Süden wie auf die deutſchen Meſſen, nach Frankfurt und Nürnberg, Braunſchweig und Erfurt. Die Speicher der Stadt füllten ſich mit den Erzeugniſſen Italiens und der Levante, welche von hier aus nach dem Norden, Nordweſten und Nordoſten Europa's vertrieben wurden. Augsburg trat an die Spitze eines dritten Städtebundes, des ſchwäbiſchen, an dem ſich 33 Städte betheiligten und der im Jahre 1381 mit dem rheiniſchen verſchmolz. Die deutſchen Kaiſer erhoben Augsburg zur freien Reichsſtadt, machten es zollfrei, verliehen ihm Handelsvergünſtigungen und freie Geleite; ſie waren ſtolz auf dieſe Stadt als auf das glänzendſte Juwel in ihrer Krone.

In der Zeit des für ſich beſtehenden ſchwäbiſchen Bundes lebte in dem unfern von Augsburg belegenen Dorfe Graben Johannes Fugger, ein wenig bemittelter Leinweber. Von deſſen Söhnen, Johannes und Ulrich, verkaufte der Erſtere nach des Vaters Tode das ihm zugefallene ſchmale Erbtheil an Wieſenland, zog mit ſeinem Webſtuhl in die Stadt und heirathete im Jahre 1370 eine Augsburger Bürgerstochter, mit der er zugleich das

Bürgerrecht gewann. Nachdem ſeine erſte Gattin geſtorben, verehelichte er ſich von Neuem mit Eliſabeth Gfattermann, der Tochter eines Rathsherrn. Er wurde einer der Zwölfer ſeiner Zunft und ſaß als ſolcher in der Eigenſchaft eines Freiſchöffen mit zu Gericht. Fleiß und Glück erwarben ihm ein Vermögen von dreitauſend Goldgulden, das er bei ſeinem Ableben (1409) ſeinen beiden Söhnen Andreas und Jakob hinterließ. Unter dieſen brachte es Andreas im Handel und Wandel ſchon dahin, daß man ihn den reichen Fugger nannte, ſeine Nachkommen ſtarben aber aus. Als eigentlicher Begründer von Ruhm und Macht des Hauſes iſt des erſten Johannes Urenkel, des Andreas Neffe Jakob zu betrachten.



Jakob Fugger wurde 1459 zu Augsburg geboren. Die Eltern beſtimmten ihn für den geiſtlichen Stand und ſandten ihn deshalb nach Italien, wo er in den geiſtlichen Kollegien eine hervorragende Geiſtesbildung gewann. Nach dem Tode ſeiner Eltern verließ er die eingeſchlagene Laufbahn, an die keine Neigung ihn feſſelte, und trat neben ſeinen Brüdern Ulrich und Georg in das Geſchäft zurück. Durch mehrjährigen Aufenthalt in Venedig trug er weſentlich dazu bei, den levantiniſchen Handel nach Deutſchland und dem europäiſchen Norden immer feſter an das Fuggerſche Haus zu knüpfen, und dehnte den Umkreis der Geſchäfte immer umfaſſender aus. Eine neue Quelle des Reichthums, die zugleich wichtige Folgen für Deutſchlands Wohlſtand mit ſich führte, öffnete er ſich in Ungarn, deſſen Ergiebigkeit an Metallen er zu einer Zeit entdeckte, wo die geringe Betriebſamkeit der dortigen Bevölkerung die Schätze ihrer Berge noch nicht zu heben verſtand. Mit der angeſehenen ungariſchen Familie der Turzo von Betlemsdorf verwandt, ward er von dieſer wirkſam unterſtützt, ſetzte den ungariſchen Bergbau in Betrieb und leitete die gewonnenen Metalle, namentlich den bedeutenden Kupfer-Ertrag, in die Bahnen des Verkehrs. Die Bergwerke zu Alt- und Neu-Sohl legte er an, und als durch dieſe Unternehmungen ſein Reichthum in ſtetem Wachſen blieb, pachtete er endlich die Goldgruben zu Schwatz in Tyrol. Aus dieſem einzigen Werke zog er eine jährliche Einnahme von 200,000 Gulden, bei einem reinen Metall-Ertrag deſſelben von 700,000 Gulden, und baute im Tyroler Gebirge ein prächtiges Schloß, das er mit dem Namen der Fuggerau taufte. Während auf dieſe Weiſe ſein raſtloſer Unternehmungsgeiſt nach allen Seiten ſich ausbreitete, vergaß er doch niemals den heimiſchen Grund und Boden, auf welchem ſein Haus beruhte. Die Weberei Augsburgs, die ihn und ſein Geſchlecht emporgetragen hatte, trug nun ſein Reichthum. Zahlreiche Meiſter beſchäftigte er und vertrieb die Erzeugniſſe der Augsburger Webſtühle nach allen Gegenden der Welt. Nie hatte die Stadt eine glänzendere Zeit geſehen. Mit ſeinen übrigen Geſchäften verband Jakob auch die Wechſelhandlung und trat in beiderſeits vortheilhafte Verbindungen mit dem Kaiſerhofe und den Fürſtenhöfen. Im Jahre 1488 ſchoß er dem Erzherzogen von Oeſterreich 150,000 Gulden vor, 1509 dem Kaiſer Maximilian dem Erſten 170,000 Dukaten, für jene Zeit ganz ungeheure Summen. Der Kaiſer gab ihm die Grafſchaft Kirchberg mit Stadt und Herrſchaft Weiſſenhorn auf zehn Jahre zum Pfande; das Pfand wurde niemals eingelöſt und ging ſpäter in den Beſitz des Hauſes Fugger über. Der Umfang des Geſchäftes wuchs in's Unerhörte. Einmal nahm die von den mitteldeutſchen Städten überflügelte, im Sinken begriffene Hanſa zwanzig Fugger'ſche Schiffe, die mit ungariſchem Kupfer beladen waren, unter verſchiedenen Vorwänden fort. Der Verluſt hatte nicht die geringſte Erſchütterung des davon betroffenen Hauſes zur Folge.

Das Handwerk war der goldene Boden, auf dem Beſitz und Macht jenes Augsburger Bürgers erwuchs, deſſen Handelsſchiffe auf allen bekannten Meeren kreuzten, der, obwohl ein ſtrenger Katholik, den Uebergang vom Mittelalter zu einer neuen Zeit beſchleunigen half durch den bereichernden und geiſtig befreienden Strom des Weltverkehrs, den er durch Deutſchland leitete. Jakob Fugger's Reichthum war eine Kulturmacht für unſer Vaterland. Gemeinſchaftlich mit der reichen Augsburger Patrizierfamilie der Welſer gründete er ein eigenes Handlungshaus in Antwerpen und ſetzte, durch Ausrüſtung dreier Schiffe mit einem Frachtwerthe von 60,000 Dukaten, die deutſche Betriebſamkeit in unmittelbare Verbindung mit Kalkutta. Dieſe oſtindiſche Unternehmung geſchah im Gefolge einer Flotte, welche der König Emanuel von Portugal nach jenen geſegneten Küſten von Aſien entſendete, und im Verein mit verſchiedenen Handelshäuſern zu Nürnberg, Florenz und Genua. Nach Abzug aller Koſten ſowie der Steuern an den portugieſiſchen Schutzherrn blieb den Unternehmern ein Reingewinn von 175 auf das Hundert. Aller Gewinn, den Jakob Fugger aus fernen Ländern herbeizog, legte er im Vaterlande an; in Deutſchland machte er alle Glieder ſeiner Familie durch den Ankauf umfangreicher Ländereien zu begüterten Grundherren. Er war deutſch an Gemüth und Geſinnung; dabei jedoch, indem er auf gelehrter Jugendbildung fußte, ein feiner Weltmann, deſſen Geiſt durch Erfahrung nicht minder als durch Kenntniſſe ſich vielſeitig erſchloſſen hatte. Kaiſer Friedrich der Dritte erhob ihn in den Adelſtand, und Maximilian machte ihn zu ſeinem geheimen Rath. In der Eigenſchaft eines ſolchen ſchrieb er jenes berühmte Geſchichtswerk, das er ſelbſt einen „Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſterreich“ nannte.

Die Stadt Augsburg verdankt ihm mancherlei Verſchönerungen und gemeinnützige Anlagen. Er errichtete an einem der Marktplätze herrliche Paläſte, beſchäftigte zahlreiche heimiſche Künſtler, zog deren aus verſchiedenen Orten des Vaterlandes nach Augsburg und ſchmückte ſeine Säle, Gallerieen und Zimmer mit ihren Werken, mit den Werken deutſcher Künſtler. In der Karmeliterkirche zur heiligen Anna ſtiftete er eine ſchöne Begräbnißkapelle mit reichem künſtleriſchen Schmuck; das durch Handwerk, Bergbau und Handel errungene Kapital trug reiche Zinſen auch für die deutſche Kunſt. Was aber mit noch ganz beſonderem Rechte Jakob Fugger's Namen Ruhm und Ehre brachte, war der rege Wohlthätigkeitsſinn, welchen er auf großartige Weiſe an den Tag legte. Je höher der Wohlſtand eines Ortes, eines Landes ſteigt, um ſo ſichtbarer pflegt immer daneben die Armuth hervorzutreten. Dies war auch in Augsburg der Fall. Mochte nun immerhin Fugger's großer Reichthum es ihm erleichtern, dem Mangel zu Hülfe zu kommen, ſo muß doch die Art, wie er ſeine Geldmittel zu ſolchem Zwecke verwandte, als eben ſo einſichtsvoll wie ehrenhaft bezeichnet werden. In der gemüthvollen Ueberzeugung, daß die eigene Häuslichkeit die Grundlage alles geſellſchaftlichen Glückes ſey, ſchuf er eine umfaſſende Bauanlage, welche dazu beſtimmt wurde, den Unbemittelten wohlfeile Wohnungen zu gewähren, und welche den Namen der Fuggerei erhielt. Sie bildet noch heute in der Jakober Vorſtadt eine kleine Binnenſtadt mit ſechs Gaſſen, 106 Häuſern und einer eigenen Kirche, ſämmtlich von Jakob Fugger im Jahre 1519 begründet. Er hatte an jener Stelle einen weiten, zuſammenhangenden Fleck von Häuſern und Gärten gekauft, in einen Bauplatz umſchaffen und darauf ſeine Armenſtadt errichten laſſen. Die neu entſtehenden 106 Häuſer wurden zu kleinen Wohnungen für arme, aber zur Arbeit geneigte Leute und Familien abgetheilt, der Jahreszins für jede Wohnung auf zwei Gulden feſtgeſtellt. Damit er ſtets ſo niedrig bleiben könne, ſetzte Fugger ein bedeutendes Kapital zur Erhaltung der Anlage noch beſonders aus. Wir ſehen hier ſchon im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts eine Weiſe der Wohlthätigkeit geübt, welche das neunzehnte Jahrhundert zuerſt in England und jetzt auch in der trefflichen gemeinnützigen Baugeſellſchaft zu Berlin wieder aufleben ſah. Dieſe neueſten Beſtrebungen haben freilich vor dem Fugger'ſchen Unternehmen eine Eigenſchaft voraus: ſie ſchaffen nämlich durch Aufrechnung des Zinſes bis zur Höhe des ausgelegten Kapitals den Miethern, nach allmäliger Erſtattung des letzteren durch Zahlung des Miethspreiſes, ein ſelbſtſtändiges Eigenthum in den von der Geſellſchaft erbauten Wohnungen. Immer aber haben wir die geſchichtliche Wurzel aller derartigen Wohlthätigkeitsbauten in der vor mehr als drei Jahrhunderten errichteten Fuggerei zu ſuchen. Wie den Armen wandte Jakob Fugger auch den Kranken ſeine Fürſorge zu und erbaute in ſeiner Vaterſtadt ein Blatternhaus. Damals, wo noch kein Jenner die Kuhpocken-Impfung erfunden hatte, waren die Pocken eine ſchrecklich verheerende Seuche und traten bei Lebzeiten Fugger's ganz beſonders furchtbar auf. In dem von ihm errichteten Krankenhauſe fand Jeder, namentlich aber der nach Augsburg gekommene Fremde, bereitwillige Aufnahme und Pflege. — Jakob Fugger ſtarb im Jahre 1525, ſechsundſechzig Jahre alt. Seine Ehe war kinderlos geblieben, und da auch die Familie ſeines Bruders Ulrich ausgeſtorben war, ſo erbten die Söhne des dritten Bruders Georg alle Beſitzthümer des Oheims. Sie ſind die Stammväter des bis heute beſtehenden, theils gräflichen, theils gefürſteten Geſchlechts der Fugger.

Anton Gubitz.

Der Leinwandhändler.

Wir haben ſo eben des wackeren Jakob Fugger und ſeiner Bemühungen für die Weberei gedacht, und möchten auch jetzt Männer ſehen, die Aehnliches thun, in der Art, wie es die veränderten Zuſtände erfordern. Daß dies verſucht wird, wiſſen wir, denn es beeifern ſich Regierungen und Einzelne zu ſolchen Zwecken. Einen dieſer Verſuche wollen wir erwähnen, und iſt er vielleicht kein bedeutſamer, obwohl wir die Folgen noch nicht genau kennen, iſt er doch ein Zeugniß von jugendfriſchem Streben, ein Zug, der in ſeiner Weiſe und Wendung an das ſchwärmeriſche Weſen unſerer Vorfahren erinnert, mithin gewiß den Deutſchen noch immer zuſagt, gehöre er auch in dieſen Tagen zu den Seltenheiten.

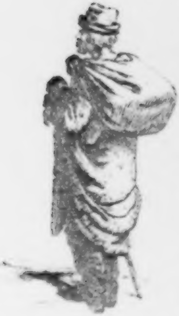
Eduard L**, der einzige Sohn eines reichen und wohlwollenden deutſchen Mannes in Böhmen, war von Jugend an thätig und umſichtig, immer bereit, wo und wenn es etwas zu lernen gab. Er verſpottete Trägheit überall, und da er Gedichte hübſch vortrug, war er beſonders, wenn ihm ein ſaumſeliger Burſch begegnete, gleich mundfertig mit einem „Lob der Faulheit“ benannten Spaße:

„Faulheit, endlich muß ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen,
O, wie ſau - er wird es mir -
Dich nach Wür - den - zu beſingen -
Doch ich will mein Be - ſtes thun -
Nach der Ar - beit iſt gut - ruh'n.

Höchſtes Gut, - wer - dich nur - hat,
Deſſen unge - ſtörtes Leben -
Ach - ich - gähn', - ich werde - matt - !
Nun, - ſo - magſt Du's - mir - verge - ben,
Daß - ich nicht - beſingen - kann
Dich, - du hin - derſt - mich dar - an!“

Bei all den Stellen, wo die Bindezeichen und Striche ſtehen, gähnte der Vortragende immerzu und wollte ſich ausſchütten vor Lachen, wenn die Faulpelze ihm das nachmachen mußten und dann ſo bald nicht aus dem Gähnen herauskamen.

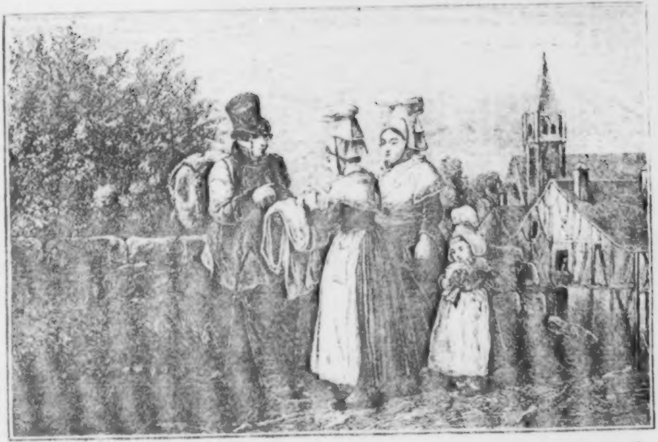
Unſer Eduard wuchs in ſteter Betriebſamkeit heran und als er die Schulklaſſen hinter ſich hatte, ließ er ſich mit Bewilligung ſeines Vaters Monate hindurch jetzt in dieſer, dann in jener Fabrik anſtellen und gewann ſich tüchtige Begriffe von der vielfachen menſchlichen Thätigkeit. Nun ſah er oft arme Weber durch das Land ziehen mit ihrem Päckchen Waare, die ſie im Herbſt, Winter und in dem rauhen Anfang des Frühlings bei Tag und Nacht gefertigt hatten, ſo weit ihre kärglichen Mittel reichten. Die Kümmerlichkeit des Gewerbes war all dieſen armen Leuten aufgeprägt; Eduard zeichnete ſich mehrere von ihnen in ſein Tagebuch, und wir wählen eine dieſer Geſtalten auf nächſter Seite zur Anſicht. — Oft ſprach er mit einem wackeren Staatsmann über die Noth und den Mangel unter dieſem Theil der Bevölkerung Deutſchlands und erfuhr Näheres von den Ereigniſſen, welche dieſen bedrückten Zuſtand der Linnenweberei verſchuldeten. Hauptſächlich der durch andere Mitwerbende geſtörte



Verkehr mit Spanien ſtand unter den Gründen des beengten Abſatzes im Vorgrunde, und der junge Mann ergriff in ſeiner Lebhaftigkeit den Gedanken: ob es nicht möglich ſey, die alten Abſatz-Wege für Leinwand wieder zu gewinnen und neue zu eröffnen. Da geſchah es, daß Eduard's Vater ihm eine bedeutende Summe zu einer Reiſe beſtimmte und in des Sohnes Phantaſie bildete ſich ein eigenthümlicher, ja abenteuerlicher Plan. Er kaufte Leinwand in Maſſen, ließ ſich dieſe zu beſtimmten Städten und Niederlagen nach Frankreich und endlich weiter ſenden, und je von einem der Orte aus machte er anfangs als rüſtiger Wanderer Streifzüge tief in die Umgegend, ſein Ränzel mit Waare auf dem Rücken, gleich den Leinwandhändlern in ſeiner Heimath, freilich aber mit reicherem Zehrgelde.

So hatte er den größten Theil Frankreichs in der Richtung nach Spanien hin bereits durchzogen, dabei gar Manches geſehen und erlebt, was ihn zur Beachtung anregte oder ſeine Heiterkeit verſtärkte, als er Sonntags in einem franzöſiſchen Dorfe der, trotz einer wunderlichen Volkstracht durch Niedlichkeit reizenden Antoinette Carille begegnete, die Nachmittags an der Seite ihrer Mutter aus der Kirche kam und denen ein kleines Mädchen entgegen ſprang. Eduard — der begreiflich den Namen der Jungfrau erſt ſpäter erfuhr — Eduard ſäumte nicht, ſeine Waare anzubieten, und Antoinette entwickelte ſo viel Kenntniß von Leinwand und handelte ſo ſtreng und haushälteriſch, daß Eduard ſeine Freude daran hatte, verliebt ſich über die hübſche Käuferin auch. Da er es thun konnte, ſchlug er endlich zwei Stücke ſeiner Waare los für einen Preis, wofür er kaum eines erhalten hätte in Böhmen und Schleſien, doch ſtellte er die Bedingung, daß man ihm ein Nachtlager gebe, weil er heut am Feiertage hier raſten wolle. Ehe er die Zuſage erhielt, wurde er jedoch ausgeforſcht, als habe er es mit einer Polizei-Behörde zu thun, wobei ihm Antoinette's Frage auffiel: ob er vielleicht aus Norwegen komme?

In der Behauſung der Familie Carille fand er alle Zeichen der Wohlhabenheit, und mit ihrer Lebensgeſchichte machte die Allen eigenthümliche Offenheit ihn bekannt, noch ehe der Abend



dämmerte. Carille's hatten einen reichen Verwandten beerbt und waren erſt ſeit ein paar Monaten als jetzige Beſitzer eines ſtattlichen Landguts hieher gezogen. Bald wußte Eduard auch, weshalb Antoinette jene Frage geäußert hatte: es fehlte ihr nämlich nicht an Bildung durch Beleſenheit, und in ihrer kleinen Bibliothek befand ſich ein „Buch der Sagen“, unter denen ihr vorzugsweiſe folgende gefiel, die Eduard von ihr in kindlicher Gläubigkeit verleſen hörte:

„Der ſchwarze Tod hatte durch Norwegen gewüthet, mehr als zwei Drittheile ſeiner Bevölkerung hingeriſſen und ganze Landſtrecken und große volkreiche Diſtrikte verödet. Im Ulvigs-Thale, in Hardanger, war ein junger Bauer, Namens Halgrim, allein von allem Volke, das dort wohnte, übrig geblieben. Er richtete ſich von dem Krankenlager auf, ſah ſich umgeben von Todten, und ging aus, um — lebende Menſchen zu ſuchen.

Es war Frühling, laut ſangen die Lerchen in der blauen, klaren Luft, und die Birkenhaine kleideten ſich in zartes Grün; die Flüſſe mit ſchmelzenden Schneeſtreifen ſchlängelten ſich regſam längs der Berge hinab, aber kein Pflug ward in der aufgelockerten Erde geführt, und kein Hornesklang rief die Heerden zur Weide; Alles war todt und ſtill in den Behauſungen der Menſchen. Halgrim ging von Thal zu Thal, von Hütte zu Hütte: überall ſtarrte ihm der Tod entgegen, und er erkannte an den Leichen frühere Freunde und Bekannte wieder. Da fing er an zu glauben, er ſey allein auf der Welt; Verzweiflung erfaßte ſeine Seele, und er beſchloß ebenfalls zu ſterben. Aber als er im Begriff war, ſich von einem Felſen hinabzuſtürzen, ſprang ſein getreuer Hund in die Höhe und liebkoſte ihn und klagte in der ausdrucksvollen Sprache der Angſt. Halgrim beſann ſich und trat vom Rande des Abgrunds zurück; er umarmte ſeinen Hund, ſeine Thränen floſſen und die Verzweiflung wich von ſeinem erweichten Herzen. Und er begann wieder ſeine Wanderung. Inniges Andenken führte ihn nach Gravens Kirchſpiel, wo er Hildegunda zuerſt geſehen und lieben gelernt hatte.

Es war Abend und die Sonne im Untergange, als Halgrim in ein Thal hinabſtieg, wo Alles eben ſo ſtill und todt war wie in jedem, das er bisher durchwandert hatte. Düſter ſtanden die Fichten in dem ſchwarzen Schatten der Felſenwand, und ſchweigend wallte der Fluß zwiſchen den öden Ufern. Auf der andern Seite des Fluſſes ſchoß eine kleine Landzunge mit Laubwaldung in die blauen Wellen hinaus, und auf den hellgrünen Birkenwipfeln ſpielte der letzte Strahl der Sonne.

Plötzlich ſchien es Halgrim, als ob ein leichter Rauch über die Laubwaldung hervorſchimmerte. Aber er traute nicht ſeinen Augen: athemlos ſtarrte er darauf hin. Es dauerte nur eine Sekunde, und ein bläulicher Rauchpfeiler wirbelte langſam in der ruhigen Abendluft empor. Mit einem Freudenrufe ſtürzte Halgrim vorwärts, watete durch den Fluß und ſtand bald an deſſen jenſeitigem Ufer. Bellend und wedelnd lief ihm der Hund voran zur Hütte, von welcher der Rauch aufſtieg. Auf dem Herde derſelben brannte das Feuer klar und in ihre Thüre trat ein junges Mädchen — noch ein Ruf von unausſprechlicher Freude, und Halgrim und Hildegunda lagen einander in den Armen. Auch Hildegunda war in ihrem Thale nach dem ſchrecklichen Beſuche des ſchwarzen Todes allein übrig geblieben.

Am folgenden Tage gingen ſie nach Uebereinkunft in die Kirche, wo kein Prieſter war, um ſie zu trauen, auch Niemand, um ihrer Verbindung als Zeuge zu dienen. So traten dieſe Beiden einſam vor Gottes Altar hin, reichten einander die Hände, indem Halgrim mit feierlicher Stimme ſagte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ — und Hildegunda darauf ſprach: „Mir iſt, als ſey die Liebe von der Erde entflohen geweſen und deshalb ein allgemeiner Tod erfolgt; laſſ' uns, lieber Halgrim, die echte Liebe wieder auf Erden anſiedeln, ſie iſt über den Tod hinaus!“

Und Gott ſegnete die in ſeinem Namen eingegangene Verbindung. Von dieſem glücklichen Paare gingen Geſchlechter aus, welche auf's Neue dieſe Gegenden bevölkerten, und die Namen Halgrim und Hildegunda ſind noch heutigen Tages unter den Einwohnern derſelben in geheiligter Achtung.“

Antoinette, obwohl ſie das ſagenhafte Geſchichtchen ſchon wer weiß wie oft geleſen hatte, konnte ſich doch auch jetzt nicht der herzlichſten Thränen erwehren und Eduard fühlte ſich von ihrer einfachen Sinnigkeit und gewandten Rührigkeit ſo gefeſſelt, daß er am andern Tage nicht weiter wanderte, es ſogar in den nächſten Monaten unterließ. Und weshalb ſollen wir erſt in Breite das Glück dieſer Tage ſchildern? — wir ſagen nur, daß auf Eduard's Bitten ſein Vater nachkam, Antoinette Carille gern ſeine Tochter nannte und des Sohnes Vorhaben: den Leinwandhandel fortzuſetzen, auch ferner unterſtützte. Jetzt ſind Eduard L** und Antoinette in Barcellona, wo ſie den Verſuch, böhmiſche und ſchleſiſche Leinwand in Spanien gangbar zu machen, eifrigſt betreiben, und wie wir aus den letzten Briefen erſehen, mit günſtigem Ergebniß, dem wir gewiß Alle — wenigſtens in Deutſchland — die möglichſte Steigerung nicht nur gönnen, ſondern mit lebhafter Theilnahme wünſchen. C. Ritzen.

Ein Abenteuer in Nordamerika.

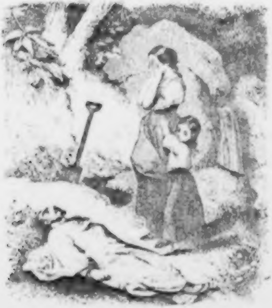
Es war im Frühjahr 1840, als ein Pflanzer in Miſſouri, einem der vereinigten Staaten von Nordamerika, auf einem Jagdzuge eine Bleimine entdeckte, die nach ſeiner Anſicht ſehr ergiebig ſeyn mußte. Sie lag ungefähr funfzig engliſche Meilen von ſeiner eigenen und nahe an vierzig Meilen von jeder andern Pflanzung entfernt. Da der Miſſourier ſich von der Ausbeutung dieſer Mine reichen Gewinn verſprach, ſo beſchloß er, mit Weib und zwei Kindern dahin zu wandern und ſich des Landſtriches zu verſichern. Zu den Seinigen zurückgekehrt, zog er ſeine beiden Pferde aus dem Stall, bepackte das eine mit dem nöthigen Handwerkszeug, ſetzte ſeine Familie auf das andere, warf die Büchſe über die Schulter und machte ſich auf den Weg. Gegen Abend wurden die Reiſenden von einem Gewitter überfallen, das mit ſtrömendem Regen, Donner und Blitz plötzlich hereinbrach. Das jüngſte Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, konnte unmöglich in ſolchem Wetter ausdauern, das auch den Uebrigen Gefahr drohte, und der Mann war glücklich, als er für Alle in einem verlaſſenen Blockhauſe, deſſen er früher einmal in dieſer Gegend anſichtig geworden, ein Unterkommen fand. Man richtete ſich für die Nacht ein, ſo gut es gehen wollte. Der Mann riß einige trockene Planken von den Wänden und machte davon ein Feuer, an dem er die von draußen herbeigeholten Zweige trocknete, um dann die Gluth weiter zu nähren; die Frau machte in der Ecke ein Lager zurecht und bereitete am Feuer ein kleines Nachtmahl. — Das Blockhaus war, wie alle dieſe Hütten in den Hinterwäldern Nordamerika's, roh aufgezimmert und mit Planken benagelt. Die Bretter, welche das Dach bedeckten, wurden durch gewichtige Stangen geſtützt und hielten den Regen faſt gänzlich ab, ſo daß der Boden, der aus alten Schiffsbohlen mit ungeheuern Bohrlöchern beſtand, ziemlich trocken blieb. Der eingeſtürzte Schornſtein ließ das Ganze freilich als eine Ruine von wilder Armſeligkeit erſcheinen, und der Rauch, welcher ſich nun durch das Innere verbreitete und lange darin umherzog, bevor er einen Ausgang fand, gab dem Orte eben kein freundlicheres Anſehen; doch trug er wenigſtens das Seinige bei zur Abwehr der unzähligen Moskito-Fliegen, welche den benachbarten Sümpfen in großen Schwärmen entſtiegen.

Sehr ermüdet von den Anſtrengungen des Tages, waren die Wanderer bald in Schlaf geſunken, und ihr Schlummer mochte einige Stunden gedauert haben, als der Säugling erwachte und zu ſchreien begann. Die Mutter, welche alle Mittel, ihn zu beruhigen, umſonſt verſucht hatte, ſagte endlich zu ihrem Manne: „Ich möchte wohl, daß Du mir einen Becher voll Waſſer holteſt, das Kind iſt durſtig und auch mir klebt von dem Einathmen des Rauches die Zunge am Gaumen." — „Gleich ſoll es geſchehen", antwortete der Mann; „ich will nur erſt das Feuer wieder ein wenig anblaſen und ein paar Spähne anzünden, damit ich im Dunkeln die Quelle nicht verfehle." Mit dieſen Worten erhob er ſich und tappte nach dem Herde; aber kaum hatte er wenige Schritte gemacht, als er plötzlich mit einem lauten Aufſchrei in die entgegengeſetzte Ecke ſprang. — „Um Gotteswillen", rief die

Frau, „was iſt Dir?“ — „Nichts“, ſtöhnte der Mann, indem er mit Anſtrengung Athem holte; „nichts, ich — ich trat nur auf etwas.“ — „So will ich aufſtehen und Feuer anmachen“, ſagte die Frau und richtete ſich vom Lager empor. — Da ſchrie der Miſſourier mit furchtbarer Heftigkeit, welche ſein Weib früher niemals an ihm gekannt: „Halt, rühre Dich nicht! Um Deiner Seligkeit willen, nicht von der Stelle, wo Du liegſt; keinen Schritt, keine Bewegung, bis es hell geworden!“ — „Was haſt Du, William? Sprich, was iſt Dir geſchehen?“ beſchwor die Frau und ſchaudernde Angſt zitterte in ihrer Stimme. — „Es ſind Schlangen im Zimmer“, ſtieß William heraus, „und ich habe auf eine getreten.“ — „Schlangen! Biſt Du gebiſſen?“ fragte ſein Weib, indem kaltes Entſetzen ihr die Glieder durchrieſelte. — „Ich glaube nicht“, lautete die Antwort; „es ſprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt; bleibe ruhig liegen, rühre Dich nicht und halte auch die Kinder ſtill.“ — „O mein Gott!“ jammerte die arme Frau, „wenn es doch nur Tag würde, ich ſterbe vor Angſt. Aber um's Himmelswillen, rühre Dich auch nicht, William; bleibe, wo Du biſt, ich will ſchon hier allein ruhig liegen. Daß nur Dir kein Unglück geſchieht!“ — „Ja, ja!“ ſagte der Mann, „ich ſehe mich vor und bleibe ruhig auf meiner Stelle. Hab' Acht auf die Kinder!“

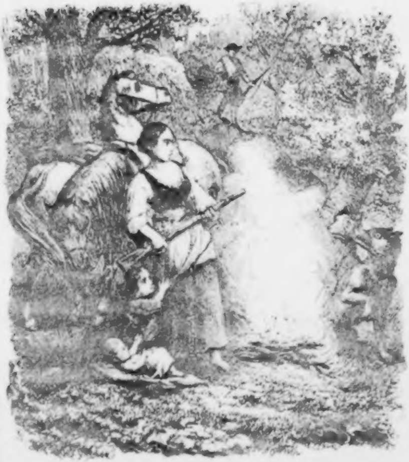
Lange Zeit blieb die Frau wach und lauſchte in peinvoller Todesangſt auf jedes Geräuſch im Zimmer; ſie hörte nichts mehr, das Kind war ebenfalls ſtill geworden, und bleiern ſank noch einmal die Ermattung auf ihre Augenlider. Es war kein erquickender Schlummer, der ſie ergriff. Böſe Träume quälten ſie, und mit einem Angſtrufe fuhr ſie empor, als die Sonne ſchon am Himmel ſtand. Mit breiten Strahlen fiel der helle Tag durch die Spalten der Wände in das Innere des Blockhauſes, die Kinder ſchliefen ſorglos, William lag an der jenſeitigen Wand auf den Dielen und regte ſich nicht. Von den ſchrecklichen Thieren war keines zu erblicken; der hereinbrechende Morgen hatte ſie verſcheucht. Noch immer voll banger Sorge erhob ſich die Frau und trat zu ihrem Gatten, um ihn zu wecken. Sie berührte ſeine Schulter und rief ihn beim Namen. Er blieb ſtarr und ſtumm. Sie blickte in ſein Antlitz, ein herzzerreißender Schrei drang aus ihrer Bruſt, die ſich in heftigen Zuckungen hob: mit weit geöffneten, gläſernen Augen und geſchwollenen Gliedern lag ihr Mann da — eine gräßlich entſtellte Leiche. Thränen entſtürzten den Augen der unglücklichen Frau, die vergebens Alles, was in ihren Kräften ſtand, verſuchte, um Leben in die todten Glieder zu hauchen. Händeringend warf ſie ſich zu Boden; der Schmerz ſchnürte ihr die Kehle zu. Die Kinder fingen an zu ſchluchzen, riefen die Mutter, und das älteſte, ein Mädchen von vier Jahren, hing ſich in liebevoller Bekümmerniß an ihren Hals. Das brachte ſie zum Bewußtſeyn zurück. Sie mußte handeln, ſie war der einzige Schutz ihrer Kinder, und das Muttergefühl gab ihr einen ungeahnten Muth.

All' ihre Kraft zuſammenraffend, redete ſie den Kindern freundlich zu, gab ihnen ihr Frühſtück und bereitete ſich, den Körper ihres Mannes zu beſtatten. Sie nahm einen Spaten von dem mitgebrachten Handwerkszeuge und grub mit der Ruhe der Ergebenheit in ihr entſetzliches Geſchick neben der klaren Waldquelle ein Grab für den geliebten Gatten. Dann kehrte ſie zu dem Blockhauſe zurück, trug den ſchweren Körper hinaus und ließ ihn in die Gruft hinabſinken. Mit einigen Brettern umgab ſie die Leiche und deckte eine breitere Planke darüber, faltete die Hände zu ſtillem Gebet und wollte das Grab ſchließen, als die Tochter ihr in den Arm fiel und bittend ausrief: „Ach, liebe Mutter, keine Erde auf den Vater werfen!“ Der Spaten entſank der unglücklichen Frau; laut ſchluchzend zog ſie das Kind an ſich, und noch einmal ergriff ſie die ganze Gewalt ihres Schmerzes. Aber das ſchwere Werk mußte vollendet werden; ſie trug das Töchterchen liebkoſend nach einer anderen Stelle, verſchüttete dann das Grab und wölbte einen kleinen Hügel darüber.



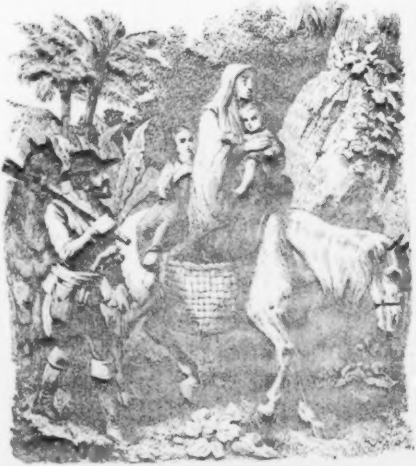
Was nun beginnen? In dem Blockhauſe konnte ſie nicht bleiben, wenn auch der Vorrath an Nahrungsmitteln noch für einige Tage ausgereicht hätte. Der Ort erfüllte ſie mit unüberwindlichem Grauen, und ſie traf ſchnell alle Anordnungen, um ihn zu verlaſſen. Die Sachen, deren ſie nicht nothwendig bedurfte, legte ſie in das Innere der Hütte und befeſtigte deren Thür. Das Uebrige, darunter namentlich Lebensmittel für einige Tage, packte ſie zuſammen, holte eines der graſenden Pferde herbei, legte ihm die mitzunehmenden Sachen und den Sattel auf und bewaffnete ſich mit Büchſe, Kugeltaſche und Meſſer ihres Mannes. Nachdem ſie Alles zur Weiterreiſe fertig gemacht, hob ſie die Kinder auf das Pferd, band ſie feſt und beſtieg ſelbſt mit Hülfe eines Baumſtumpfes den Sattel. Eine neue Schwierigkeit drängte ſich nun ihrer Seele auf: ſie kannte den Rückweg nicht. Ohne vieles Zögern entſchloß ſie ſich, das Pferd, von deſſen natürlichem Inſtinkt ſie hoffte, es werde ſich nach Hauſe finden, als ihren Wegweiſer zu betrachten; aber dieſe Hoffnung täuſchte ſie. Das Pferd ſchien gar nicht geneigt, die üppige Weide zu verlaſſen, begann zu graſen, ſobald es den Zügel loſer fühlte, und beachtete weder Zuruf noch Drohung. Die junge hülfloſe Frau ſah ſich alſo auch hierbei allein auf ihre eigene Kraft angewieſen, und da ſie von ihrem Manne gehört hatte, daß er in nordweſtlicher Richtung fortgezogen ſey, lenkte ſie das Pferd gegen Südoſten. Nach alter Gewohnheit folgte das zweite Pferd aus eigenem Antrieb dem Zuge.

Die Reiſe konnte nur ſehr langſam gefördert werden, da ſowohl die Sorge für ihre Kinder als auch die lange, ſchwere Büchſe ſie zur äußerſten Vorſicht nöthigten, wollte ſie nicht durch die vorſtehenden Aeſte der wildverſchlungenen Bäume verletzt oder gar vom Pferde geworfen werden. Als gegen Mittag der klare Himmel ſich umwölkte, verlor ſie noch ihren einzigen Wegweiſer: die Sonne; die Kunſt des Waldbewohners, die Himmelsgegend aus der Rinde der Bäume zu leſen, verſtand ſie nicht. Unverzagt verfolgte ſie jedoch ihren Weg, der ſie am Abend zu einem kleinen Hügel führte, welchem eine Quelle entſprang; hier nahm ſie ihr Nachtlager. Das Heulen der Wölfe, der ſchaurige Ruf der Eulen, welcher über den Häuptern der Familie in langgezogenen Tönen erklang, ſchreckte und ängſtigte die Kinder. Die Mutter beruhigte ſie, obwohl ihr ſelbſt das Herz voll unnennbarer Bangigkeit hörbar ſchlug, und wachte, die geladene Büchſe neben ſich, die ganze Nacht hindurch auf jedes Geräuſch, das in dem raſchelnden Laube ſich vernehmen ließ. Kein Schlaf erquickte ihr heißes Auge, aber der nächſte Morgen fand ſie wieder marſchfertig, und ein zweiter Tag verging, ohne daß die Wanderer auf ihrem Wege eine menſchliche Spur erblickten. Am zweiten Abend nahm ſie, nachdem ſie die Kinder noch einmal reichlich geſättigt hatte, die letzten Biſſen Brod, und am dritten Tage trat noch Hunger zu ihren übrigen Leiden. Zwar waren ihr mehrmals Hirſche und Rehe bis auf bequeme Schußweite nahe gekommen, aber ſie wagte gerade in ſolchen Augenblicken nicht, die Büchſe loszudrücken, weil ſie das Pferd ſcheu zu machen oder die Kinder zu verletzen fürchtete. Am Abende des dritten Tages endlich ſchon



ſie, als ein Volk wilder Truthühner vor ihr aufſtieg, in den Schwarm hinein und erlegte einen der Vögel. Sie machte darauf ein Feuer an, um das Thier zu braten, während der Säugling, den ſie unterdeſſen in warmer Umhüllung auf den Raſen niedergelegt hatte, unabläſſig ſchrie. Als die geängſtigte Mutter vom Feuer emporblickte, ſah ſie im Scheine deſſelben die durch des Kindes Geſchrei herbeigelockten Wölfe ihren Ruheplatz umſchwärmen. Heulend und winſelnd ſchlichen ſie näher, und um ſie zu verſcheuchen, ſchoß die faſt rathloſe und der Verzweiflung nahe Frau noch einmal ihre Büchſe ab. Der Schuß dröhnt durch den Wald, und — wer ſchildert das Gefühl, das der Mutter Bruſt durchſtrömte! — ein lautes „Halloh!“ antwortet aus dem Dickicht. Sie erhebt nun ihre Stimme, und dem Rufe folgend naht ſich ihr der Retter.

Es war ein Hinterwäldler, der nicht wenig erſtaunte, in der Wildniß ein ſchwaches, abgehärmtes Weib mit zwei hülfloſen



Kindern anzutreffen. In der thatkräftigen Art des Nordamerikaners fragte er nicht lange, ſondern ſchaffte alle Drei mit Pferd und Gepäck nach ſeiner unfern gelegenen Pflanzung, wo die Unglücklichen von der Frau des Beſitzers liebreich aufgenommen wurden. Der Pflanzer hatte ſchon am Abend den erſten Schuß und ſpäter ſogar das Schreien des Kindes gehört, letzteres jedoch für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuſchend ähnlich klang. Das immer ſtärker werdende Geheul der Wölfe machte ihn aufmerkſamer. Er trat vor die Thür ſeines Hauſes und vernahm den zweiten Schuß, der ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß doch wohl ein Verirrter ſich im Walde befinden müſſe. Des Pflanzers Haus lag gegen zwanzig engliſche Meilen ſüdlich von dem Ziel der Wanderung und dem elterlichen Hauſe der unglücklichen Frau, welche der Retter am folgenden Tage nebſt den Kindern auf einen kleinen Wagen ſetzte und zu den Ihrigen heimbrachte. Bis dahin hatten die übermäßig angeſtrengten Kräfte der für ihre Kinder Alles wagenden Mutter ausgehalten; im Hauſe ihrer Eltern brach ſie zuſammen, und ein hitziges Nervenfieber feſſelte ſie auf Monate an das Lager.

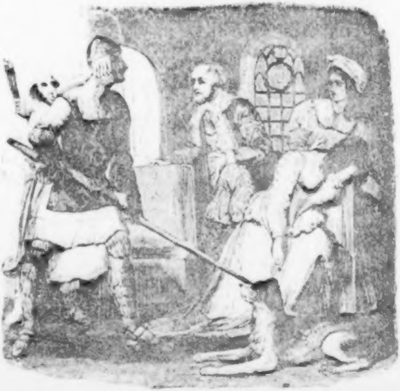
Durch die Beſchreibung der Frau geleitet, begaben ſich ſchon am zweiten Tage nach deren Rettung mehrere junge Leute nach dem verfallenen Blockhauſe, wo William ſeinen Tod gefunden. Nachdem ſie die zurückgelaſſenen Sachen an ſich genommen, beſchloſſen ſie, die Nacht über zu verweilen, um die Schlange wo möglich zu erlegen. Sie hatten auch bei düſter brennenden, aber ſorgſam unterhaltenen Kienflammen kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang geharrt, als zwei ungeheure Klapperſchlangen züngelnd aus den Bohrlöchern des Bodens hervorkrochen und ſich dem kniſternden Feuer näherten. Die Büchſen knallten, vier Kugeln fuhren den giftigen Unthieren in den Leib und tödteten ſie. Als Siegestrophäen wurden die Schlangen von den kühnen Schützen über dem Grabe des verunglückten Pflanzers aufgehangen.

Fr. P.

Guy und Blanche.

Stephan, Sohn des Grafen von Blois und der Adela, Tochter Wilhelm's des Eroberers, hatte ſich den Thron Englands erkämpft, und behauptete ſich auf demſelben beſonders mit Hülfe der Lanzknechte, die er in Brabant anwerben ließ, weshalb man ſie Brabanzonen nannte, obwohl zu dieſer Schaar die verſchiedenſten Völker Männer ſtellten, die den Krieg als ergiebiges Handwerk trieben. So war denn auch Hermann von Wernigerode, Hauptmann einer Abtheilung deutſcher Lanzknechte im Dienſte Stephan's, als einer der wildeſten Abenteurer bekannt. Er hatte in einem Gefecht dem Ritter Mathias Witherne das Leben gerettet, der ihm in der erſten Aufwallung des Dankgefühls ſeine ſchöne Tochter Blanche zur Gattin verſprach, bei der glänzenden Rüſtung Hermann's in der Meinung, er gebe dieſe Zuſage einem ehrenwerthen Ritter, nicht einem jener Miethlinge. Bald nach dieſer Begebenheit, im Jahr 1154, kam Hermann von Wernigerode mit ſeinen Lanzknechten nach Lincoln, in deſſen Nähe das Schloß Witherne's lag, deſſen Schreck nicht gering war, als er nun erſt erfuhr, wen er ſich zum Eidam erwählte. Da auch Blanche — die eine innige, obſchon vom Vater bisher nicht gebilligte Liebe hegte zu Guy von North-Allerton, der eben im Gefolge König Heinrich's außerhalb England lebte — mit aller Feſtigkeit erklärte, nicht Wernigerode's Braut werden zu wollen, ſuchte Witherne Ausflüchte, was jedoch Jener bald durchſchaute.

In demſelben Jahre 1154 ſtarb Stephan und Heinrich der Zweite, rechtmäßiger Thronerbe, kam zur Herrſchaft. Eine ſeiner erſten Verfügungen war, alle ausländiſchen Söldner zu entlaſſen und ſie aus England zu verbannen. Hermann von Wernigerode erhielt dieſe Nachricht und den Befehl des Königs, der ihm den Weg bezeichnete, auf welchem er ſich ohne Säumen nach der Küſte zu begeben habe, in Lincoln, war aber nicht willens, ohne Blanche und eine reiche Mitgabe von dannen zu ziehen. Er lagerte ſich Abends mit ſeiner Schaar vor dem Schloſſe Witherne's, wo man ſich keines Ueberfalls verſehen hatte, drang dann ein und begehrte, daß man ihm Blanche überliefere. Vater und Tochter geriethen in die höchſte Beſtürzung und ſuchten durch



Vorſtellungen und Bitten Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, Guy von North-Allerton, der an dieſem Abend mit Witherne's Bewilligung im Schloß erwartet wurde, werde ſie retten. Dieſe Hoffnung war jedoch vergebens; der wüſte Wernigerode befahl, dem Vater und ſeinen wenigen Dienern die Hände zu binden, dann ließ er Alles, was er von Kleinodien fand, zuſammenraffen, entführte Blanche mit Gewalt, nahm ſie auf ſein Roß und jagte mit den Seinen davon.

Nicht lange danach kam Guy mit einigen Waffengefährten und deren Knappen an, und verwundert über die offenen Thore des Schloſſes und die Stille da, wo er ſich freudige Begrüßung gedacht hatte, erfaßte ihn Beſorgniß. Alle ritten ein, ſprangen aus dem Sattel und eilten in die inneren Räume, wo ſie nun bald die Greuelthaten ſahen und erfuhren. Im höchſten Schmerz und Zorn rief Guy ſeine Gefährten um Hülfe an, ſie entfeſſelten Witherne und deſſen Diener und Alle vereinten ſich, dem Räuber nachzujagen, was dadurch begünſtigt wurde, daß Guy den vom Könige für Wernigerode vorgezeichneten Weg kannte. Die Nachſetzenden waren auch ſo glücklich, dem Flammländer Conrad Braquemart zu begegnen, der ſich in heftigem Unwillen über jene Raubthat mit Mehreren von ihrem Führer getrennt hatte, die nun, durch Guy im Namen des Königs angeſprochen, das nacheilende Häuflein verſtärkten. Sie trafen indeß erſt am Abend des nächſten Tages bei einer Herberge auf Wernigerode, der nicht geſonnen war, ohne Kampf von ſeiner Beute abzulaſſen. Er wehrte ſich tapfer, zuletzt verzweifelnd, da die Seinen, bei denen das Schickſal Blanche's Theilnahme erweckt hatte, ihn nur ſchwach unterſtützten, und er vermochte endlich nur, ſchwer verwundet, ſich einen Ausgang zur Flucht zu bahnen. So ward Blanche befreit, der größeſte Theil des Geraubten kam wieder an den rechtmäßigen Beſitzer, und Wernigerode ſoll, ſo ſpricht die Sage im Volk, vom Blitz erſchlagen worden ſeyn, noch ehe er die Küſte erreichte.

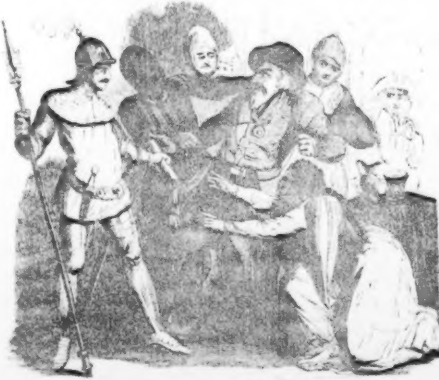
Bei der Ermattung Blanche's war es unmöglich, ſogleich an die Heimkehr zu denken, und es wurde der Beſchluß gefaßt, ſie in das nahgelegene Nonnenkloſter Sanct Anna zu bringen, was alsbald geſchah. Der Vater blieb bei ihr, Guy aber eilte nach Hofe, um Bericht zu erſtatten von dem Geſchehenen, da er ſehr wohl wußte, es fehle ihm nicht an Feinden in der Nähe des Königs.

Guy von North-Allerton war der Sohn des Soldaten, der die unter dem Namen des Fahnentreffens*) bekannte Schlacht im Jahre 1138 dadurch zu Gunſten Englands wendete, daß er, eines erſchlagenen Schotten Haupt auf dem Speer, ringsum laut ausrief: „Dies iſt das Haupt des Königs von Schottland!“ Danach ſchlug ihn Stephan, in deſſen Dienſten der Vater des Guy ſtand, zum Ritter und ſprach ihm den Namen North-Allerton zu, den Namen des Ortes, wo die erwähnte Schlacht ſtattfand. In der Folge waren aber Vater und Sohn von verſchiedener Partei; Jener hielt es mit Stephan, Dieſer mit Heinrich, dem rechtmäßigen Thronerben, dem er ſich in der Normandie zum Dienſte ſtellte und ſich ſeines Herrn Gunſt erwarb. Da ihn aber Viele als Emporkömmling betrachteten, ward er ſcheel angeſehen, wie tapfer er ſich auch zeigte: denn ſeine Liebe zu Blanche trieb ihn an, ſich höhere Ehrenſtufen zu erwerben. Jetzt mit dem Könige zurückgekehrt, bezüchtigte man Guy des Verraths, wozu ſeine geſuchte Verbindung mit Witherne, der als eifriger Anhänger Stephan's ſich den Haß Heinrich's zugezogen hatte, abermals erwünſchte Gelegenheit bot.

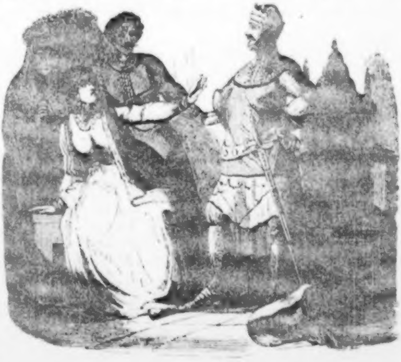
---

*) Dieſen Namen gab man jener Schlacht, weil den Engländern die Stiftsfahne Sanct Peters, des Schutzpatrons von York, voran getragen wurde.

Als nun Guy nach Hofe kam und über das gehabte Abenteuer berichtete, wurde es zum Schlimmſten verkehrt und dem Könige Verdacht eingeflößt, der nun beſchloß, den von ihm bisher werth gehaltenen Guy in ſeiner Treue zu prüfen. Es war ſchon früher beſchloſſen worden, den Ritter Witherne zu verhaften, und jetzt erhielt Guy den Auftrag, den Verhaftsbefehl zu vollziehen, wobei man ſehr wohl die Schwere der Zumuthung erwog, da er nun zugleich ſeine Liebe gefährden mußte. Guy ſah ein, daß eine Weigerung ihn dem Willen ſeiner Feinde überliefern müßte, war auch davon durchdrungen, daß des Königs Befehl durch ihn am mildeſten ausgeführt werden würde, und ſo zog er denn mit ſchwerem Herzen nach dem Kloſter Sanct Anna. Dort hatte er hart



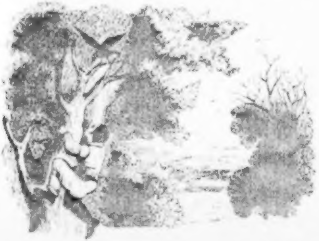
zu leiden von der Entrüſtung Witherne's und den Bitten Blanche's, die ihn endlich knieend beſchwor, von dieſer That abzuſtehen und mit ihnen gemeinſchaftlich zu flüchten. Obwohl bis zum äußerſten Entſetzen gemartert, that Guy dennoch ſeine Pflicht, war aber in der ſichtlichſten Erſchütterung, als er dem Könige den Vollzug des Befehls anzeigte und für Witherne um Gnade bat, wobei er nicht unterließ, die Verzweiflung der ſchönen Blanche aus tiefſtem Selbſtweh zu ſchildern. König Heinrich, mild von Gemüth, überwältigte zwar ſein Mitgefühl, wohl aber deſſen eingedenk: er ſey dem Guy zu Dank verpflichtet, beſchloß er, gegen Witherne nichts zu thun, nur den Lehnseid von ihm zu verlangen. Weil jedoch Guy in unbegrenztem Leid war darüber, daß nun Blanche ihn verſchmähen werde, gedachte König Heinrich auch deren Treue zu prüfen. Er hatte ſich vermählt mit Eleonore, der Erbin von Guienne und Poitou, die zuvor ſechzehn Jahre ehelich lebte mit Ludwig dem Siebenten von Frankreich, der ſich von ihr trennte wegen ihres leichtfertigen und untreuen Sinnes. Nun hieß es, König Heinrich habe darüber ebenfalls böſe Erfahrungen erlebt, habe auch bereits auf Scheidung bei dem Papſte angetragen, und daß Hader zwiſchen ihm und Eleonoren nicht zu leugnen war, das wußten nicht nur die Perſonen des Hofes, dem Volke ſelbſt blieb dieſe Kunde kein Geheimniß, was man dem Könige keineswegs verſchwiegen hatte. Darauf bauend, zog er, glänzend an-



gethan, ſelbſt nach dem Kloſter Sanct Anna, wo er durch einen Diener Blanche rufen ließ und ihr mit entſchiedener Rede die Königskrone anbot. Sie aber wies ihn ab mit den Worten: „Muß ich auf wahrhaftige Liebe und Treue bei den Menſchen verzichten, bin ich doch deſſen ſicher, ſie bei Gott zu finden; ſo will ich denn die Braut des Herrn ſeyn und in dieſem Kloſter verbleiben immerdar!“

Vergebens ſuchte König Heinrich ihren Sinn zu ändern und zu erſchüttern; weder ernſter und ſanfter Zuſpruch, noch die Betheuerung, ihr Vater werd' es entgelten müſſen, brachten ſie zu einem andern Entſchluß. Wohl aber glückte es Guy, ihn zu verwandeln; denn als er kam, ihr die Befreiung des Vaters, der den Lehnseid leiſtete, zu verkünden, als er ferner die Genehmigung des Königs und des Vaters zur Vermählung Guy's und Blanche's beibrachte, mit ehrenhaftem Zeugniß des Königs für beide Liebende, da ſanken ſie ſich in die Arme, und wenige Zeit nachher führte Heinrich ſelbſt die glückliche Blanche, zur Seite des glücklichen Guy, zum Altar, blieb auch ihr Freund in allen Stürmen des damals ſehr wirrenvollen Lebens. Fr. Bertram.

Fabel vom Rabenneſt.



Der Monat Mai hat zuweilen Aprilgrillen und ſo ſchüttelte einſt der Mai im ärgſten Sturme die Natur, unter Anderem auch einen tüchtigen Baum, in deſſen Wipfel ſich ein Rabenneſt befand. Die Frau Rabin gerieth deshalb aus Liebe zu ihren Eiern und künftigen Kindern in bange Sorge, denn — nebenher geſagt — die Ausdrücke „Rabenvater“ und „Rabenmutter“ ſind eine

Verleumdung dieſes ſchwarzen Vogels, der viel Zärtlichkeit hat für ſeine Jungen. Der Frau Rabin wurde alſo ſehr bange, ſie flatterte ängſtlich von Zweig zu Zweig herunter und wieder hinauf; der Sturm ging indeß glücklich vorüber, er zog ſich in Ehrfurcht ſtill zurück, als die freundlichſte Abendſonne die dunklen Wolken durchbrach. Der Frau Rabin wurde wieder ganz luſtig zu Muth, zu ihrem Entſetzen gewahrte ſie nun aber einen Knaben, der an dem Baumſtamm in die Höhe kletterte, ſonder Zweifel das Neſt entdeckt hatte und die Eier mit heimnehmen wollte als Spielwerk, an dem er bald ſeinen Zerſtörungstrieb bezeugen würde. Da flog ihm jedoch der Herr Rabe entgegen; von einem Zweige herab krächzte er den muthmaßlichen Dieb höflichſt an und zwar, wenn wir das Krächzen in's Deutſche überſetzen, mit folgender Rede: „Liebenswürdiger Turner, ich bitte Sie“ — der Rabe ſprach „Sie“, denn er iſt bekanntlich ein pfiffiger Vogel und hat's gemerkt, daß jetzt ſogar die Lehrer vor dem dümmſten Jungen mehr ausländiſche Ehrerbietung, das heißt Reſpekt haben, als die klügſten und dümmſten Jungen vor den Lehrern — alſo der Rabe äußerte: „Liebenswürdiger Turner, ich bitte Sie, Hochdieſelben werden doch nicht mir entreißen wollen, was der Sturm verſchonte? Sie, der Sie Verſtand und Gemüth haben, was doch vom Sturm nicht zu verlangen iſt, Sie wollten ſich von ihm an Vernunft und Milde übertreffen laſſen? O nein, und am allerwenigſten, wenn ich Ihnen gehörig in's Herz rede. Sehen Sie, die Menſchen haben das Sprüchwort: er ſtiehlt wie ein Rabe! — würden Sie ſich dieſes Sprüchworts noch bedienen können, wenn Sie uns Raben mit ſchlechtem Beiſpiel vorangingen? Ich will nicht behaupten, daß es unter den Zweibeinigen, außer uns, nicht Viele gäbe, die ein Gelüſt in ſich tragen nach dem glänzenden Eigenthum Anderer, aber jedenfalls hoffe ich, daß, wer die geringe Habe eines Raben unangetaſtet läßt, unter den Menſchen noch kein weißer Rabe iſt. Geſetzt indeß, es wäre eine ſchwarze Abſicht in Ihnen, o bedenken Sie: das Licht der Sonne hat den böſen Willen des Sturmes überwunden, ſollte nicht Ihr inneres Licht auch Ihren etwaigen böſen Willen überwinden können!“ — Trotz dieſer trefflich gekrächzten Anſprache rückte der Turner aber weiter vor, wich jedoch haſtig zurück, als ihm der Rabe mit dem ſpitzen Schnabel gegen die Augen flog, und es iſt noch im Unklaren, ob des Raben Beredtſamkeit oder ſein ſpitzer Schnabel das Neſt vor dem Angriff beſchützt hat. Gß.

Die Wochentage.

Die Eintheilung der Zeit in Abſchnitte von ſieben Tagen iſt gewiß beinahe ſo alt, wie das Menſchengeſchlecht. Sobald die Menſchen anfingen, den Himmel und ſeine Geſtirne zu beobachten, bemerkten ſie an dem treuen Begleiter der Erde, dem Monde, abwechſelnde Lichtgeſtalten und benannten ſie ſchon früh Neumond, erſtes Viertel, Vollmond und letztes Viertel. Von einer Lichtveränderung bis zur andern vergingen ſtets ſieben Tage; die erſten ſechs dieſer Tage wuchs oder nahm der Mond recht merklich ab, am ſiebenten aber ſchien er dem unbewaffneten Auge in ſeiner Abnahme gleichſam ſtill zu ſtehen — ſechs Arbeitstage und ein Ruhetag! Die moſaiſche Schöpfungs-Urkunde lehrt, Gott habe an den erſten ſechs Tagen die Welt geſchaffen, am ſiebenten von ſeiner Arbeit ausgeruht und denſelben zu einem Ruhetage geheiligt. (1. Moſis 2, 2—3.)

Die Namen, die dieſe ſieben einzelnen Tage führten, beruhten auf einem aſtrologiſchen Aberglauben. Man glaubte nämlich, jeder der ſieben, den alten Völkern bekannten Planeten — Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur, Mond — regierte abwechſelnd eine Stunde des Tages. Da jeder Tag vierundzwanzig Stunden hat, ſo kommt jeder Planet dreimal an die Reihe des Regierens, und drei von ihnen auch noch zum vierten Male. Beginnt alſo z. B. der Saturn am erſten Tage den Reigen, ſo beginnt ihn am zweiten die Sonne, am dritten der Mond, am vierten der Mars, am fünften der Mercur, am ſechsten der Jupiter und am ſiebenten die Venus. So entſtanden die alten Namen der Wochentage; die römiſchen Benennungen ſind folgende: Saturnstag (**Saturni dies**), Sonntag (**Solis dies**), Mondtag (**Lunae dies**), Marstag (**Martis dies**), Mercurstag (**Mercurii dies**), Jupiterstag (**Jovis dies**), Venustag (**Veneris dies**). Von dieſen lateiniſchen Benennungen haben die Franzoſen ihre Namen der Wochentage abgeleitet, für Sonntag aber im chriſtlichen Sinne den Namen **Dominica** (nämlich **dies**, d. h. Tag des Herrn) in **dimanche** verändert und für Saturnstag den Namen **samedi** (aus **Sabbathi dies**, Sabbathstag) geſetzt. Die franzöſiſchen Wochentage heißen alſo: **Dimanche, lundi, mardi, mercredi, jeudi, vendredi, samedi.**

Wir kommen jetzt zu den deutſchen Namen der Wochentage. Das Wort Woche ſtammt aus dem Gothiſchen und heißt **wiko**, Wechſel, Ordnung; im Althochdeutſchen **wehsal**, im Angelſächſiſchen **vuce**, im Allemanniſchen **wehha**, im Schwediſchen **wik**, **wek** und im Holländiſchen **weke**. — Ideler meint in ſeiner Chronologie, die Woche und die Namen der Wochentage ſeyen zu den Deutſchen zugleich mit dem Chriſtenthum gekommen, nur hätten die Deutſchen die fremden Götter durch die dieſen am meiſten entſprechenden, einheimiſchen erſetzt, und ſo ſeyen unſere jetzigen Wochentags-Namen entſtanden. — Wir werden im Folgenden jeden einzelnen Namen beſonders beſprechen.

1. Sonntag (altnordiſch: **sunnudagr**, angelſächſiſch: **sunnandäg**, engliſch: **sunday**).

Von den Chriſten wurde ſchon zu der Apoſtel Zeiten der Sonntag, weil Chriſtus an einem Sonntage auferſtanden, durch

Gebet gefeiert; aber man enthielt ſich nicht gänzlich der Arbeit, da von den Juden-Chriſten wenigſtens noch lange der jüdiſche Sabbath mitgefeiert wurde; erſt Conſtantin der Große führte eine ſtrenge Sonntagsfeier ein.

Die zweiundfunfzig Sonntage des chriſtlichen Kirchenjahrs haben beſondere Namen, theils von den Feſten, denen ſie vorangehen oder nachfolgen, theils von den Anfangsworten der Geſänge (meiſtens Pſalmen), die in den Kirchen an dieſen Sonntagen geſungen wurden. — Die vier Advent-Sonntage zur Vorbereitung auf die Ankunft Chriſti beginnen das Kirchenjahr, dann folgt ein Sonntag nach Weihnachten und einer nach Neujahr, wenn erſteres Feſt auf einen der vier erſten Wochentage, letzteres auf einen der vier letzteren Wochentage fällt. Nach dem Epiphanias-Feſte werden ein bis ſechs Sonntage gezählt, je ſpäter Oſtern fällt, deſto mehr. Dann folgen die Sonntage **Septuagesima** (d. h. der 70ſte Tag vor Oſtern), **Sexagesima** (d. h. der 60ſte Tag vor Oſtern) und **Estomihi** (Sey mir u. ſ. w., Pſalm 71, 3). Hierauf kommen die Faſten-Sonntage, deren Namen folgende ſind: **Invocavit** (Er rufet mich an u. ſ. w., Pſalm 91, 15); **Reminiscere** (Gedenke, Herr, u. ſ. w., Pſalm 25, 6); **Oculi** (Meine Augen u. ſ. w., Pſalm 25, 15); **Laetare** (Freuet euch u. ſ. w., Jeſaias 66, 10); **Judica** (Richte u. ſ. w., Pſalm 43, 1); **Palmarum** (d. h. **dominica palmarum**, Sonntag der Palmen, nach Matth. 21). — Das Oſterfeſt fällt ſtets auf den erſten Sonntag nach dem erſten Frühlings-Vollmonde; die Sonntage nach Oſtern heißen: **Quasimodogeniti** (Als die jetzt Geborenen u. ſ. w., 1. Petri 2, 2); **Misericordias domini** (Die Barmherzigkeit des Herrn u. ſ. w., Pſalm 23, 6. Pſalm 89, 2); **Jubilate** (Jauchzet u. ſ. w., Pſalm 66, 1); **Cantate** (Singet u. ſ. w., Pſalm 96, 1); **Rogate** (Bittet u. ſ. w., Matth. 7, 7); **Exaudi** (Erhöre u. ſ. w., Pſalm 27, 7). — Folgende Gedenkverſe Goethe's enthalten die Namen dieſer Sonntage:

„**Invocavit**, ſo rufen wir laut;
Reminiscere, o wäre ich Braut!
Die **Oculi** gehn hin und her;
Laetare drüber nicht ſo ſehr.
O **Judica** uns nicht ſo ſtreng,
Palmarum ſtreuen wir die Meng';
Auf Oſter-Eier freu'n ſich hie
Viel **Quasimodogeniti**.
Misericordias brauchen wir All',
Jubilate iſt ein ſelt'ner Fall.
Cantate freut der Menſchen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn.
Exaudi uns zu jeder Friſt,
Spiritus, der du der letzte biſt!"

Die Sonntage nach Oſtern kann man ſich auch durch folgenden Gedenkſpruch merken:

„Quitten Müſſen Junge Chriſten Rob Eſſen.“

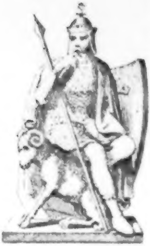
Darauf folgt das Pfingſtfeſt ebenfalls an einem Sonntage, dieſem folgt der Trinitatis-Sonntag (Sonntag der Dreieinigkeit) und dann die Reihe der Sonntage nach dem Trinitatis-Sonntag, höchſtens 27 an der Zahl. Hiermit ſchließt das Kirchenjahr und die Advent-Sonntage beginnen wieder das neue Jahr.

2. Montag.

Der Montag, der zweite der Wochentage, wird von Manchen Mondtag geſchrieben, da ſie meinen, das d müſſe in dem Namen, der Abſtammung von Mond und Tag gemäß, vorkommen. Es iſt dies aber nicht nöthig, denn der alte nordiſche Name des Mondes iſt **mani** oder **mana** und **manadagr**-Montag. — Im Angelſächſiſchen heißt er **mônandäg**, woraus im Engliſchen **monday** geworden iſt. — In Nieder-Sachſen hält man Alles, was am Montag begonnen, für unbeſtändig; daher das Sprüchwort: „**Maandag waart nig weeken olt** (Montag wird nicht wochenalt.)“ Es giebt alſo am Montage keine Hochzeit, keine große Wäſche u. dgl. m. — In der chriſtlichen Kirche iſt der Montag nach dem Sonntage **Esto mihi**, alſo der Montag vor dem Beginn der Faſten, unter dem Namen des blauen Montags bekannt. An demſelben wurden nämlich im Mittelalter der Altar, der Taufſtein und die Kanzel mit blauem Zeuge verhüllt. An dieſem Tage, dem vorletzten in der Carnevalszeit, ließ man der wilden Luſt recht den Zügel ſchießen. Da die Handwerksgeſellen, von ihren Ausſchweifungen am Sonntage noch ermüdet, am Montage feierten und noch fort lärmten, ſo wurden allmälig alle Montage im Jahre blaue Montage, an denen es denn auch an blauen Flecken nicht fehlte. Da aber des Unfugs zu viel wurde, erließ man ſtrenge Geſetze gegen die Feier des blauen Montags. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, ließ die bei dem Bau der Petrikirche beſchäftigten Maurer, die am Montag zu arbeiten ſich weigerten, von Soldaten umſtellen, die Rädelsführer verhaften und einen derſelben ohne Gnade aufhängen.

3. Dinstag.

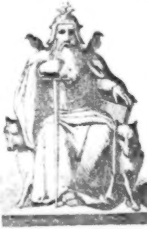
Ueber die Abſtammung dieſes Namens iſt viel geſtritten worden. Einige behaupteten, der Name käme von der galliſchen Göttin **Dis**, die die Deutſchen unter dem Namen **Thuis** verehrt haben ſollen. Adelung glaubte den Namen von Ding, d. h. Gericht, ableiten zu müſſen, wonach alſo Dinstag ſo viel wie Gerichtstag bedeute. Noch Andere denken an Dienſt und ſagen alſo Dienſtag, Tag des Dienſtes. — Sehen wir einmal, wie der Name in den verwandten, germaniſchen Sprachen lautet. Im Altnordiſchen heißt er **Tyrsdagr**, im Isländiſchen und Schwediſchen **Tysdag**, im Däniſchen **Tirsdag**, im Angelſächſiſchen **Tiredäg** oder **Tivesdäg**, im Engliſchen **Tuesday**. — Der erſte Theil aller dieſer Namen



weiſt ſtets auf Tyr (im zweiten Falle Tys), den nordiſchen Kriegsgott, hin, deſſen Namen im Althochdeutſchen Ziu lautet. Im Alt- und Mittelhochdeutſchen heißt der in Rede ſtehende Tag Ziestac oder Ziewestac; noch jetzt wird in Oberdeutſchland (z. B. im Elſaß) Zieschdi geſagt. In einigen Gegenden Deutſchlands heißt der Kriegsgott Erich oder Er, daher der Tag Erictac oder Eretac genannt wurde. Nach Grimm muß man in Folge dieſes von ihm aufgeſtellten Nachweiſes Dinstag und nicht Dienstag ſchreiben.

Von den Dinstagen in der katholiſchen Kirche iſt der vor dem Beginn der Faſten, daher er auch Faſtnachtsabend, Faſtelabend genannt wird, der berühmteſte wegen der Feſtlichkeiten, durch die man ſich ſchon im Voraus für die lange, traurige Faſtenzeit ſchadlos zu halten ſuchte.

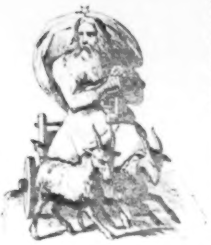
4. Mittwoch.



Man ſagt der Mittwoch und die Mittwoche. Die Bedeutung dieſes Namens liegt auf der Hand, der Tag theilt die Woche in zwei Hälften und iſt gebildet wie Mittſommer (Ende Juni), Mitternacht und Mutternacht (die Zeit des chriſtlichen Weihnachtsfeſtes). Im Altnordiſchen heißt der Mittwoch Odindagr, im Angelſächſiſchen Yödenesdäg, im Engliſchen Wednesday, und im Schwediſchen Onsdag. Noch jetzt hört man in Weſtphalen und in Geldern Godenstag und Wodenstag für Mittwoch ſagen. Der altnordiſche Odin, im Deutſchen Wodan oder Wuotan, der oberſte der Aſen, den Tacitus dem römiſchen Mercur gleichſetzte, hat dieſem Tage den Namen gegeben. — Der katholiſchen Kirche iſt der Aſchermittwoch, der Anfang der Faſten, beſonders wichtig.

5. Donnerstag.

Der Donnerstag erhielt ſeinen Namen zu Ehren des Donnergottes, des Thor, Thuner, Dunar, daher dieſer Tag im Altnordiſchen Thorsdagr, im Angelſächſiſchen Thunoresdäg, im Engliſchen Thursday und im Schwediſchen Torsdag heißt. — Der Donnerstag hatte in Deutſchland eine beſondere Heiligkeit, Bräute



ließen ſich gern an dieſem Tage trauen. Denn Thor iſt der eigentliche Gott der Ehen, die er mit ſeinem Hammer Miölner (Zermalmer, dem Blitzſtrahle) einweiht. In dem Gedichte **Thryms-quida** heißt es daher:

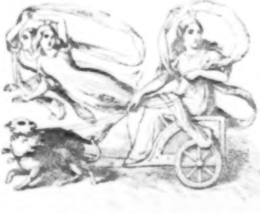
„— ſprach Thrym
Der Rieſenkönig:
Tragt den Hammer herein,
Zu heiligen die Braut;
Legt den Zermalmer
Auf der Jungfrau Schooß,
Und weihet uns ein
Mit Vöras Hand!“

(Vöra iſt die Göttin der Verlobungen.)

Der chriſtlichen Kirche ſind zwei Donnerstage im Jahre heilig, der grüne Donnerstag und das Himmelfahrtsfeſt, das ſtets auf einen Donnerstag, den vierzigſten Tag nach Oſtern, fällt.

6. Freitag.

Der Freitag verdankt ſeinen Namen entweder der Freia, der nordiſchen Liebesgöttin, die auf einem von Katzen gezogenen Wagen fährt, oder der Friaga, der Gemahlin Odins, oder endlich gar dem Sonnengotte Freir, dem Spender der Fruchtbarkeit, deſſen Abzeichen der goldborſtige Eber (Gullinborſti) iſt. Der Name des Tages lautet im Altnordiſchen bald **Freiadagr**, bald **Freijudagr**; im Angelſächſiſchen heißt er **Frigedäg**, im Engliſchen **Friday**. Wahrſcheinlich iſt Freia die Namengeberin, denn wie oben gezeigt, wurden die römiſchen Gottheiten durch germaniſche erſetzt. Im Lateiniſchen heißt der Freitag **Veneris dies**, Tag der Venus; dieſe iſt aber die Liebesgöttin; ihre Stelle konnte alſo auch nur Freia, die nordiſche, keuſche Liebesgöttin einnehmen. Noch ein anderer Umſtand ſpricht für Freia. Als die Germanen mit dem Chriſtenthume bekannt geworden waren, wurden ihre Götter von den



chriſtlichen Prieſtern für Unholde erklärt. Freia war die größte Zauberin unter den Göttern, ihr Tag mußte alſo nach der Einführung des Chriſtenthums zu den unglücklichen Tagen gerechnet werden. Und ſo war es auch. Mittwoch (Wodan war zum wilden Jäger geworden) und Freitag ſind Hexentage; am Mittwoch darf man nicht Vieh zuerſt austreiben, es kehrt ſonſt nicht wieder; nicht ein Kind zuerſt zur Schule ſenden, es lernt ſonſt nichts. Niemand läßt ſich am Mittwoch trauen, keine Magd wechſelt an dieſem Tage den Dienſt. Man legt am Freitag den Hühnern keine Eier unter, da die ausgekommenen Küchlein ſonſt der Habicht holt u. ſ. w. — In der chriſtlichen Kirche iſt der Charfreitag, deſſen Namen man von dem griechiſchen Worte **Charis**, das iſt Gnade, ableitet, von der größten Heiligkeit.

7. Sonnabend.

Es iſt eine alte, deutſche Gewohnheit, den Tag vor einem Feſte Abend zu nennen. Man erinnere ſich an den Chriſtabend, an den Oſter- und Pfingſtheiligabend. Ebenſo hatte man Sonntagabend, abgekürzt Sonnabend gebildet Im Altnordiſchen hieß dieſer Tag **Laugardagr**, d. h. Badetag, und wir nennen ihn noch jetzt, wenn auch nur ſcherzweiſe, den Waſch- und Kämmtag. In Niederſachſen iſt dieſer Tag zum Scheuern der Zimmer beſtimmt, und die ſcheuerluſtige Frau ruft ihrem, über das Scheuern unluſtigen Ehemanne zu: „**De Sünnabend gehört de Fru, de Week dem Mann!**“ (der Sonnabend gehört der Frau, die Woche dem Manne.) Im Angelſächſiſchen wurde der Sonnabend **Saetresdäg**, im Engliſchen **Saturday**, im Deutſchen Saterstag genannt. Dieſe Formen ſind aus **Saturni dies** entſtanden, wie das in Oberdeutſchland gebräuchliche Samstag aus Sabbathstag. Notker hat ſchon **Sambazdag**. — Auch der Sonnabend galt, wie der Mittwoch und Freitag, für einen unglücklichen Tag.

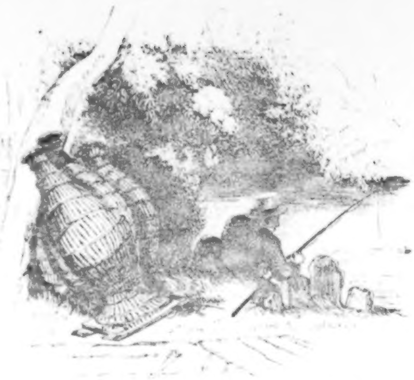
Schluß.

Zum Schluß dieſes Aufſatzes ſey noch der eigenthümlichen Sitte der Walachen erwähnt, ihren Kühen die Namen der Wochentage beizulegen.

Ludwig Heros.

Iſt's ein Vergnügen?

Herr Birrling, ein großer Liebhaber der Fiſcherei, traut ſich mehr als ſämmtlichen Andern die größte Geſchicklichkeit zu, die Fiſche zu überliſten; er will die ſchönſten Angelzüge gemacht haben, welche ſeit Menſchengedenken möglich geweſen ſind. Man verſichert zwar, Jägern und Fiſchern entkäme nicht ſelten die Wahrheit, demungeachtet ſoll Herr Birrling nach etwas mehr als dreißigjähriger Lehrzeit zu fiſchen verſtehen, beinah ſo gut wie jener Engländer, der an allen Flüſſen und Seen eigene Gebäude hatte für ſein prächtiges Fiſcherei-Geräth, dabei ſich um ſein ſehr

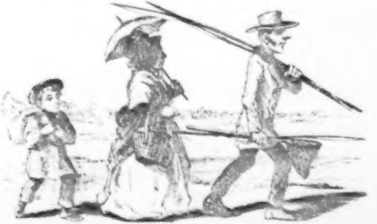


beträchtliches Vermögen brachte, und dann ſeine Liebe zu den Fiſchen ſo weit trieb, daß er zu ihnen in's Waſſer ſprang.

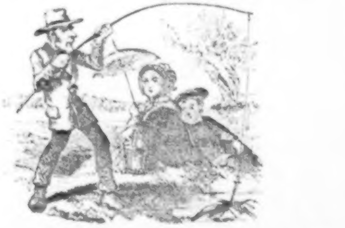
Als Hülfsſchreiber bei einem Advokaten beſchäftigt, war Herr Birrling verpflichtet, dem Gerichtsdiener die gegenſchriftlichen Briefe, Vorladungen und Bittſchreiben zu überbringen; ſtatt deſſen ſetzte er ſich aber oft mit einem großen Rohr, woran er ſeine Angelſchnüre und Angelhaken befeſtigt hatte, unter die Stadtbrücke, und der Oberſchreiber war genöthigt, ihn gewaltſam herbei zu holen, weil Herr Birrling über den Fang eines kleinen Hechtes die juriſtiſchen Netze, die ergiebiger ſind, ganz vergeſſen hatte. — Als Herr Birrling älter wurde, verlor er keineswegs ſeinen Geſchmack am Fiſchfang; es ſchien ihm immer ſein eigentlichſter Beruf. Er war bei einer Verwaltung mit einem Einkommen angeſtellt, welches ein Auskommen ſchwer machte, hatte aber doch nur den Sonntag, um ſich zu ſeiner Freude ganz der Angelruthe zu weihen. Er ließ aber auch nicht einen der Feiertage hingehen, ohne ſich an die Ufer des Fluſſes zu ſetzen, es ſey denn, ein zu ſtarkes Regenwetter ſtörte die Ruhe der Waſſerbewohner. Das war dann ein Unglück, bei dem es Herr Birrling auf Erden kaum aushalten konnte.

Im vierzigſten Jahre gefiel es ihm nicht mehr, allein zu fiſchen, er fühlte das Bedürfniß, ſich eine Gefährtin zu erkieſen; eine Jungfrau von achtzehn Jahren nahm die Huldigung ſeines Herzens an, und er unterließ nicht, es ihr vorher zu ſagen, daß er ein großer Fiſchfänger ſey. Dies ſchreckte jedoch keineswegs ſeine Erwählte, welche bei jener Mittheilung wahrſcheinlich wirthſchaftliche Gedanken an Abendeſſen hatte, die nichts koſten würden. Die Arme ſah bald, daß ſie ſich getäuſcht habe. Alle Sonntage mußte ſie ihrem Ehemann nach dem Fiſchfange folgen; es gab da kein Mittel zu irgend einer Unterhaltung: das mindeſte Geräuſch verjagte den Fiſch. Herr Birrling aber gerieth, wenn er nichts fing, was ihm ſo ziemlich nur alle Sonn- und Feſttage geſchah, in eine ſehr üble Laune, und warf die Schuld davon auf ſeine Frau. — Dieſe hatte ihm einen Sohn gegeben, welchen er ſehr einfach erzog, einzig zu der Wiſſenſchaft, Köder zu ſuchen und Krebſe zu entdecken. Der gute Junge mußte in der niederdrückendſten Hitze, wenn Papa nur irgend Zeit hatte, ſich in Marſch ſetzen und mindeſtens eine Meile zu Fuß machen; denn nach dem Zeugniß der Fiſcher halten ſich die beſten Fiſche nicht nahe bei der Stadt auf.

Herr Birrling nimmt ſeine Netze, Angelhaken und Angelſchnüre, Madame trägt am Arm einen Korb, um die zu fangenden Fiſche hinein zu werfen, und Ottochen ſchließt den Marſch mit einem Tiſchtüchlein, worin einige wenige Lebensmittel enthalten ſind. An dem Orte angekommen, wählt der Angelkünſtler ſich einen Platz, dann empfiehlt er das tiefſte Schweigen; er leidet nicht einmal, daß ſeine Frau in einem Buche lieſt, weil durch Umdrehen der Blätter leicht ein verderblich Geräuſch entſtehen könnte. Er leidet auch nicht, daß Ottochen ſich bewegt, unter Androhung: daß er von den gefangenen Fiſchen nichts werde zu



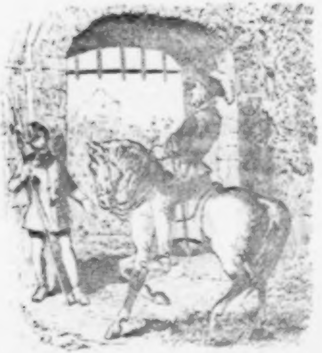
eſſen bekommen. Bald erreicht die Sonne den Ort, wo die Familie ſich niedergelaſſen hat; — die Gattin und der Kleine erſticken beinahe vor Hitze, und bitten, etwas weiter zu gehen, allein Herr Birrling iſt unerweichlich; er behauptet, daß der Platz gleich ſchattig ſeyn werde. Unterdeß iſt es halb zwei Uhr geworden, und ſeit ſechs Uhr des Morgens, wo ſie dort ſind, hat der Fiſcher noch immer nicht mehr als einen angebenden Gründling gefangen. „Ich habe Hunger!“ ſtöhnt Ottochen. — „Still! Ruhig! Schweig!“ ſagt Papa, indem er ſeine Angelſchnur ein wenig weiter wirft. — „Aber, Vater —.“ — „Otto, wenn Du ſprichſt, bekommſt Du zu Hauſe Schläge — ah, jetzt beißt er an!“ — „Aber, mein Freund, das Kind hat Hunger; es würde lieber eſſen!“ — „Ruhig, Madame Birrling, durch Ihr Reden kann ich den koſtbarſten Fiſch verlieren!“ — „Wir verſengen hier, die Sonne iſt ſtechend!“ — „Ei, Madame, bin ich nicht der Sonne ſo gut ausgeſetzt wie Sie, und hören Sie mich klagen? Still, das Waſſer hat ſich bewegt — diesmal ſitzt er!“ Herr Birrling zog haſtig in die Höhe und fiſchte — ein Bündel Schilfrohr. Endlich um fünf Uhr Abends — es war ein Glückstag geweſen! — hatte er jenen Gründling, einen Barben und drei kleine Weißfiſche gefangen. — „Iſt dies nicht genug, um ein Matroſen-Gericht zu bereiten?“ fragte er innigſt zufrieden ſeine Frau. — „Ja gewiß!“ erwiederte dieſe, damit nur die Rückkehr ſich nicht weiter verzögerte. — Man begab ſich in's Dorf und kehrte bei einem Speiſewirth ein, der mit einer Schelmen-Miene lächelte, als er das Gericht Fiſche beſah, das man ihm zur Zubereitung brachte. Er ließ ſich dieſe zwei Mal theurer bezahlen, als wenn er die Fiſche ſelbſt geliefert hätte. — Aber, indem man ißt, hört Herr Birrling nicht auf zu wiederholen: „Eine unbeſchreibliche



Seligkeit, ſelbſtgefangene Fiſche zu eſſen; wie ſie ſo ſchön, ſo friſch ſchmecken, es geht nichts drüber!" — „Etwas mehr ſchon ginge drüber!" denkt ſeine Frau ſeufzend, denn die ganze Herrlichkeit iſt in ein paar Minuten vertilgt — und das Eine weiß ich: wenn Madame Wirrling eine hübſche Tochter hat, und ein Fiſcher hielte um ſie an — der wäre zu bedauern! W. B.

Herzog Ludwig und Frau Ludmilla.

Seit einem Jahr ſchon führte Herzog Ludwig mit ſtarker Hand das Regiment ſeines Landes, zum Segen des Bayervolks wie zur Freude ſeiner erlauchten Mutter, der edlen Agnes von Waſſerburg, welche den Jüngling ſeit dem zehnten Jahre bevormundet und mit weiſem Sinn erzogen hatte. Mehr noch auf Fürſtentugend als auf ſein äußeres Wohlergehen bedacht, fürchtete die hohe Frau den kleinſten Flecken, welcher auf jener haften könne, und ſo machte die größere Neigung, mit welcher Ludwig ſeit einiger Zeit die Jagd trieb, ihr ſchon manche Unruhe. Zwar beſorgte der Jüngling ſeine Geſchäfte in gewohnter Tüchtigkeit; doch war nicht zu leugnen: daß er jetzt der Luſt des Waidwerks all die Zeit zuwendete, worin ſonſt andere Erholungen ſich getheilt und in welcher die Mutter ihres Lieblings froh geworden war. Hätte Jene nun gar gewußt, wie der junge Fürſt bald die lärmenden Jagdgenoſſen hinter ſich ließ und, den wilden Renner allein auf unwegſamen Pfaden ſpornend, oft ganze Tage von jenen entfernt blieb, ohne daß Einer derſelben folgen oder fragen durfte, ſie würde noch ängſtlicher geſorgt haben. — Herzog Ludwig aber dachte daran nicht, ſondern ſtrebte in heißer Ungeduld nur zum Ziele; und wenn er ſich auch von allerlei Nachgedanken ereilt fühlte, ſo riefen doch bald alle Umgebungen jenen bedeutenden Abend zurück, an welchem er dieſen Weg zuerſt als ein Verirrter durchjagte. Hitzig einem Hirſch nachſetzend, allem Gefolge weit voran, konnte er daſſelbe mit keinem Tone ſeines Hifthorns erreichen und mußte durch das unwegſame Dickicht mühſam nach gebahntem Steg ſuchen. Endlich gelang es ihm, dieſen zu finden, und der Mond, der in freundlicher Klarheit durch das Gewölk brach, zerſtreute auch die letzten Unmuthswolken in der Seele des jungen Fürſten, der ſich nun wieder auf das bisher am Zügel geleitete Roß ſchwang, und bald, wenn auch nicht den Ausgang des Waldes, doch ein ſtattliches Schloß erreichte, welches mit ſeinen weißen, vom Licht des Mondes wunderbar beglänzten Mauern und Zinnen, gaſtlich grüßend aus dem dunklen Gehölz zu treten ſchien. Ludwig begehrte hier als ein Verirrter das Gaſtrecht, welches auch die herbeieilenden Diener mit gewandter Bereitwilligkeit ihm ſofort auf jede Weiſe angedeihen ließen. Von ihnen erfuhr er: daß es Frau Ludmilla, des ſtolzen Adalbert von Hohenbogen edle Wittwe



ſey, die hier hauſe; und wenn der Herzog ſich gleich anfangs nur als ein ſchlichter Ritter angekündigt hatte, ſo war ihm jetzt doppelt darum zu thun, der Wirthin ſeinen Stand und Namen zu verbergen. Noch war es ſo gar lange nicht, daß Ludwig gegen den hochfahrenden Adalbert gekämpft, der, als er eben ſein Beilager vollzogen hatte mit der böhmiſchen Königstochter — die er als Preis empfing für die, ihrem Vater gegen fürſtliche Reichsverweſerſchaft geleiſteten Dienſte — ſeinen jungen Fürſten ungeſtraft zu höhnen vermeinte. Herzog Ludwig hatte ihn mit bewaffneter Hand angehalten, dem Gotteshauſe zu Mettenburg gerecht zu werden, und ihn endlich, als Vollzieher kaiſerlicher Reichsacht, gezwungen, ſein Heil in ſchmählicher Flucht zu ſuchen. Wohl war es auch wiederum Ludwig geweſen, der, nachdem Jener zu Apulien verſtorben und König Wladislaus der Zweite die Wiedereinſetzung ſeiner Tochter in ihr Witthum von des Reiches Oberhaupt begehrt, ſich jedes Anrechts auf die eroberten Beſitzungen begeben und die erlauchte Wittwe ſeines Schutzes verſichert hatte; dennoch fürchtete der Herzog, durch den Klang ſeines Namens bei Frau Ludmilla ſchmerzliche Gefühle zu erregen. Daß der Ruf die Anmuth ſeiner Geſtalt, die edle Ritterlichkeit ſeines Weſens weit umher, und beſonders allen Frauen geprieſen, davon hatte der beſcheidene Jüngling keine Ahnung.

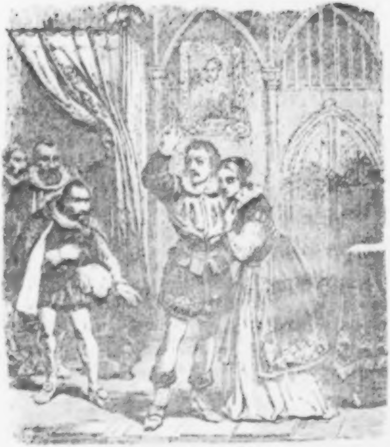
Mit anmuthiger Würde empfing Böheims Königstochter den unbekannten Gaſt, und ihr heiterer Sinn half ihm leicht aus der Befangenheit, in welcher ein offener Charakter ſich durch Umgehen der Wahrheit gefeſſelt ſieht. Im hellen freundlichen Gemach fühlte Ludwig, der geiſtreichen Frau am lodernden Kaminfeuer gegenüber, all ſeine Seelenkräfte wunderbar erhöht, und wenn die blendende Schönheit den Jüngling auch zuweilen zu verwirren drohte, ſo erweckte ihre ſtolze Sicherheit das Selbſtgefühl des Herzogs, und im ermunternden Bewußtſeyn gegenſeitiger Anerkennung ging ihnen der Abend und ein Theil der Nacht ſchnell dahin. Als ſich am andern Morgen der junge Fürſt verabſchiedete, war vom Wiederkommen nicht die Rede, und Jener ſprach keine Unwahrheit, als er ſich Ludmillen bei ſeinem bald erneuerten Zuſpruch abermals als ein Verirrter darſtellte; denn unterwegs nur mit dem Bilde der ſchönen Frau beſchäftigt, war er wirklich außer Bahn und von entgegengeſetzter Seite zum Schloſſe gekommen. Da dies mit Geſchäften in der Umgegend ſich deuten ließ, ſo konnte Frau Ludmilla ohnmöglich ſo ungaſtlich ſeyn, dem ſittigen Ritter, zumal bei herannahendem Winter, ein Obdach zu verweigern, wenn er nun oft des Weges geführt ward.

Aus jener zarten Scheu, mit welcher die erſte Neigung ſelbſt in dem edlen männlichen Herzen ſich regt, hatte der junge Fürſt ſich Keinem vertraut, und entſchuldigte nun auch ſein fortwährendes Schweigen gegen die geliebte Mutter mit dem erſten Verſtummen. Insgeheim fürchtete er ihre zürnende Mißbilligung; wenn auch die ſtaatskluge Agnes aus manchen Gründen ſeine Wahl gutheißen mußte, ſo konnte ſie es doch nimmer billigen, daß der Herzog der Bayern auf dieſe Art um die Wittwe eines widerſpenſtigen Lehnsmanns minne. Obwohl nun auch Ludwig dies fühlte, mochte er ſich doch nicht entſchließen, durch offene Erklärung eine Entſcheidung herbei zu führen, da zumal der Ruf die Königstochter nicht mit Unrecht gar hochfährtig in der Liebe nannte und eine Begebenheit jüngſtvergangener Zeit in vielfacher Verunſtaltung bis zur herzoglichen Hofhaltung verbreitet hatte. — Nachdem nämlich Ludmilla die Beſitzungen ihres Gemahls als Witthum zurück empfangen, fanden ſich gar viele Bewerber, denen bald die ſchöne Frau, bald die reiche Herrſchaft eine wünſchenswerthe Zugabe erſchien; doch erhoben ſich durch perſönliches Verdienſt und äußere Vorzüge die edlen Herren: Gebhard von Stauf, Hieronymus von Straubingen und Rother von Schwarzeck, über den großen Haufen. Obgleich Nebenbuhler, hatten dennoch, auf Rother's Rath, dieſe drei Männer zu einem Bündniſſe ſich geeint, mit dem Zwecke, durch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel die anderen Bewerber zu entfernen, dann aber Frau Ludmilla zu einer Wahl unter ſich zu vermögen. Obwohl ſich Keiner eines öffentlichen Vorzugs zu rühmen wußte, Ludmilla vielmehr bei Gelegenheit ſtets ihren Entſchluß, ſich nicht wieder zu vermählen, kund that, rechnete doch Jeder insgeheim auf die Erfüllung ſeiner Wünſche, und ſie wurden in ihrer Zuverſicht beſtärkt, da Jeder in einer beſonderen Stunde die Schöne an ihrem Webſtuhl überraſcht und als kunſtreiches Gewirk ſeine eigene Geſtalt unter ihren Händen hatte hervorgehen ſehen. Wie wurde ihnen aber, als ſie ſich einſt, in ſeltſamer Zuſammenſtellung, auf koſtbarem Teppich erblickten, wie ſie mit feierlich verſchlungenen Händen vor einem Altar ſtanden und Jeder mit der andern Hand nach einem auf ihm ſichtbaren Neſt griff. Dieſem ſchien aber das Vöglein entſchlüpft, welches ſich mit luſtigem Fluge über ihren Häuptern wiegte, und wer das vermeintliche Neſt näher prüfte, gewahrte einen zierlichen Korb. — Manch ſpottendes Wort, das durch den Saal drang, belehrte die abgewieſenen Freier, daß nicht ſie allein die Deutung des Bildes gefunden; empfindlich gekränkt zogen ſich Gebhard und Hieronymus zurück, und nur Rother ſchien den Spott mit unterwürfiger Geſchmeidigkeit über ſich ergehen zu laſſen; doch wurden auch ſeine Beſuche nach und nach ſeltener. Ludmilla aber, als ſie auf dieſe Weiſe die Zudringlichen entfernt, erwählte mit klugem Sinn Räthe und Schirmvögte, unter deren Beiſtand ſie nach eigenem Dünken verwaltete, und ſie ſoll ſich in ihrer ſtolzen Sicherheit wohl öfter mit der heidniſchen Königin Penelopeia verglichen und über dieſelbe erhoben haben.

Dies Alles war Ludwig zu Ohren und jetzt auch das Prachtgewirk jenes Teppichs zu Geſicht gekommen. Wohl hatte er damals, nach Art munterer Jugend, der abgewieſenen Ritter geſpottet, und nicht verſchwiegen geblieben war ihnen das ätzende Wort treffenden Witzes, das ſich nun freilich gegen ſeinen Schützen zurückwandte. Wie ſo ganz anders es jetzt in dem Herzen der ſchönen Spröden ausſah, das wußte Herzog Ludwig nicht, wußte nicht, wie ſchwer ihr, die ihn vom Anfang an gekannt, die heitere Sicherheit ward, mit der ſie ihm ſtets entgegen zu treten ſchien, und wie ſie, aus Furcht, alle ihre Hoffnungen vor einem klaren und beſtimmten Worte verſchwinden zu ſehen, jede Frage über ſeine Verhältniſſe vermied, ſich nur ſeines Herzens zu verſichern trachtete.

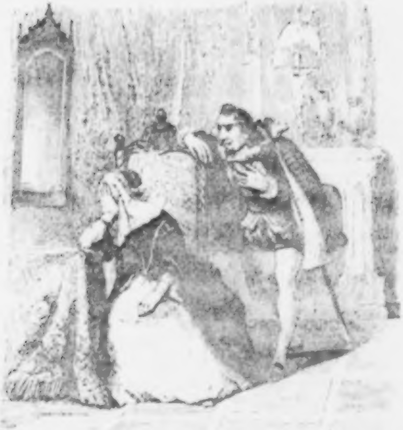
Indem ſie ſo die Zeit allein nach den Beſuchen des Geliebten abmaß, kam ihr eines Tages der verſchmähte Rother als ein höchſt ungelegener Gaſt. Mühſam nur wurde ſie ihres Unmuths Meiſter; der Ritter aber ſchien weder ihn noch die Verlegenheit zu bemerken, mit welcher Ludmilla ſeinen durchdringenden Blicken auswich, ſondern begann ſogleich, wie er, ihr in wahrer Liebe zugethan, einzig ihr Glück im Herzen trage, und, um dies durch ſeine verhaßte Gegenwart nicht zu ſtören, bisher ſich trauernd fern gehalten habe, doch nun aus eben dieſer treuen Geſinnung als Freund und Rathgeber nahe. „Verzeihung, edle Frau!“ fuhr er fort, „wenn ich als ſolcher Eurem zögernden Vertrauen vorgreife; wie aber ſollte das wiederhallende Gerücht der Gegend Eurem eifrigſten Freunde, wie des Herzogs Beſuche den ſpähenden Blicken der Liebe verborgen bleiben? Ich kenne den jungen Fürſten und muß ihn als den Würdigſten preiſen; auch kenne ich Euch und weiß, daß Ihr das Gezüch des Neides, welcher Euren Ruf begeifern möchte, ruhig verachten mögt; doch weiß ich auch, daß die ſtolze Agnes ihre Zuſtimmung zu einer Verbindung nie gutwillig geben, vielmehr auf alle Weiſe trachten wird, den Jüngling von Euch zu entfernen. Ich weiß endlich, daß dieſer, in den Banden kindlicher Liebe und einer ſtrengen Gewohnheit gehalten, nimmer vermögen wird, ſich der mütterlichen Abhängigkeit zu entziehen, wenn nicht ſeine Ritterehre ſelbſt gegen ihren Willen in die Schranken tritt. Dies zu bewirken, zu des Landes und Eurem Heil, biete ich meine Dienſtleiſtung an.“ — Ueberraſcht, beſchämt, und von der Großmuth des ſchwer Beleidigten gerührt, weigerte Ludmilla dieſem nicht länger ihr Vertrauen. Einmal in Anſpruch genommen, überſah ihr heller Geiſt ſchnell die Mißlichkeit ihrer Stellung gegen den Herzog, fühlte, in welchem nachtheiligen Licht ſie dadurch der Welt und ſeiner Mutter erſcheinen mußte, und des Ritters kalte Beſonnenheit that ihr vollends die Nothwendigkeit dar, Ludwig zu einer beſtimmten Erklärung, und wo möglich zu einem feierlichen Angelöbniß zu vermögen. Dies erkennen zu müſſen, war für das ſtolze Herz keine geringe Demüthigung; doch ſchonend half Rother ihr auch darüber hinweg, und bewährte ſich überhaupt als ein ſo zuverläſſiger und umſichtiger Freund, daß die geängſtigte Frau ihr ganzes Geſchick ihm überließ. Während Ludmilla, auf ſeinen Rath, ihr Verhältniß zu Ludwig in ſcheinbarer Unbefangenheit fortſetzte, zeigte ſich Rother geſchäftig, die beiden hart gekränkten Ritter zu verſöhnen und ihren Planen zu gewinnen, und ſeiner Beredſamkeit gelang es, ſie in Bereitwilligkeit zu der ihnen zugetheilten Rolle auf dem Schloſſe zu verſammeln, als man eben einen Beſuch des jungen Fürſten erwartete.

Der Herzog ſäumte nicht, zu kommen, und dringender als je warb er heut, nach manchem bedeutenden Wort, um den Minneſold des erſten Kuſſes. Die ſchlaue Wittwe wollte jedoch davon gar nichts hören, ſchmähte auf den Wankelmuth der Männer, und entgegnete endlich auf des Jünglings Betheuerungen, indem ſie auf den verhängnißvollen Teppich wies: „Nun wohlan, ſo gelobt mir in Gegenwart dieſer drei Zeugen feierlichſt die Ehe!“ — Deß hatte Ludwig kein Arges; kaum aber war der Eid ausgeſprochen, als niederknieend die ſchöne Frau ihn als Herzog begrüßte, und wie nun der Ueberraſchte ſie an ſein Herz ziehen wollte, da raſſelte es hinter dem Teppich: in Leibesgeſtalt traten die darauf gewirkten Herren hervor, und wie Gebhard ernſtvoll, Hieronymus aber mit vornehmer Wichtigkeit auf den ſtaunenden Fürſten und die verlegene Ludmilla blickten, ſprach Rother mit ſchlauem Hohn zu Jenem: „Verzeihung für die unberufenen Ernſtmacher, gnädiger Herr! Der weiſe Salomo aber ſchon hat geſagt: daß,



wie jedes Ding, ſo auch Ernſt und Scherz ihre gedeihliche Zeit haben!“

Welch edles Herz würde von ſolcher Begegnung nicht empört? Doch der Jüngling bändigte das Auflodern ſeines Zorns und gab finſter nur die Worte zurück: „Wer doch will Herzog Ludwig wehren, in ſeinem eigenen Lande Kurzweil zu treiben, wann und wo es ihm beliebt?“ — Und zu Ludmilla gewendet, ſprach er kalt: „So edel Wild zu umſtellen, ſind ſolche Schützen nicht gemacht, und gelüſtet es dem Falken, das Vöglein zu baizen, lenkt er doch nach geflogener Luſt den Flug zurück, wo die Adler horſten!“ — Dies ſagend ſchritt er zürnend aus dem Gemach und bald hörte man ihn über den Schloßhof durch das Thor ſprengen. — Beſtürzt, ja faſt vernichtet war Ludmilla bewegungslos niedergeſunken, und kehrte nur zum Bewußtſeyn zurück, um in dem Schmerze gedemüthigten Stolzes und gänzlicher Verwerfung vor dem An-

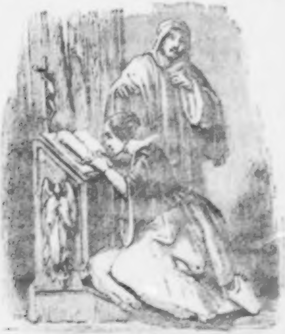


geſicht des Geliebten zwiefachen Tod zu fühlen. Mit boshafter Freude genoß der argliſtige Rother — der dies Alles mit Vorausſicht herbei geführt — ſeines Triumphs; doch hütete er ſich wohl, die ſchadenfrohe Luſt jetzt ſchon laut werden zu laſſen, zeigte ſich vielmehr im höchſten Grade beſtürzt und von theilnehmendem Eifer entbrannt. Indem er unter ſolchem Anſchein die der Königstochter angethane Kränkung weit umher beſprechbar machte und mit heimlichem Achſelzucken ihren Ruf zu untergraben trachtete, hoffte er die Hand der reichen Wittwe als leichte Beute davon zu tragen. Wirklich gelang es ihm auch, einen bedeutenden Einfluß auf die Faſſungsloſe zu erlangen, welche, ſeine glatten Worte begierig in ſich ſaugend, den bereuenden Ludwig bald wieder zu ihren Füßen zu ſehen wähnte. Doch als Wochen auf Wochen im vergeblichen Harren vergingen, wichen die bisher gehegten Hoffnungen einer deſto tieferen Beſchämung, und wie Rother, der im ſcheinbaren Selbſtvergeſſen ſich nur für Ludmilla beſchäftig ſtellte, vom fürſtlichen Hoflager zurück kehrte und voll erheuchelter Schonung berichtete: welch ein luſtiges Leben dort am fürſtlichen Hoflager begonnen, und mit mancher künſtlichen Wendung ſich gleichſam wider Willen entſchlüpfen ließ: wie man einer nahen Vermählung des Herzogs entgegen ſehe, da war der ſtolze Sinn gebrochen und ohne Rückhalt überließ ſie ſich ihrem Schmerz. Gerettet ging jedoch ihr beſſeres Weſen aus dem Abgrunde der Troſtloſigkeit hervor; jede Rückſicht, jeder Gedanke verſchwand vor der Empfindung, ſich ſchwer an dem edlen Ludwig verſündigt zu haben, und mit Abſcheu verwarf ſie die leiſe Hindeutung des Ritters auf eine neue Verbindung. Ja dieſer ward ihr ſogar verdächtig, indem er nichts Beſſeres thun zu können vermeinte, als ſich in ehrerbietiger Entfernung zurück zu ziehen, um durch neue Ränke eine ſeinen Abſichten günſtigere Gelegenheit herbei zu führen.

Während es ſo immer ſtiller um Frau Ludmilla ward, hatte der Herzog ſich in den Strudel des Lebens geworfen. Er widmete ſich nicht nur den Staatsgeſchäften mit größerer Thätigkeit als je, ſondern er ſchwärmte auch in den Stunden der Muße von einem Banket zum andern. Doch von all den Schönen, welche die zärtliche Mutter mit klugem Bedacht in der Hofburg zu verſammeln wußte, vermochte Keine ſein Herz zu rühren, und die Oede deſſelben ward von dem wilden Lärm rauſchender Feſtlichkeit nicht erfüllt. Ueberzeugt, daß die ſtolze Ludmilla nur nach dem herzoglichen Namen gegeizt, ihn ſelbſt aber nie geliebt habe, unterſagte er ſich jeden Gedanken an die Rückkehr zu ihr, und wenn ſich ja zuweilen eine leiſe Stimme zu ihrer Vertheidigung erheben wollte, brauſte die erlittene Kränkung in ihm auf, und mit friſcher Schamröthe auf den Wangen wandte er ſich von jeder Erinnerung.

Achtzehn Monde waren ſo vergangen, und ob auch Ludwig insgeheim oft gegen ſich ſelbſt ergrimmte, daß es ihm nimmer und nimmer gelingen wollte, jene Neigung ganz aus dem Herzen zu reißen, dennoch mühte er ſich nur deſto mehr, die ganze Begebenheit als ein muthwilliges Abenteuer kecker Jugendluſt der Welt darzuſtellen. Als daher Abt Stephan, der würdige Prälat von Mettenburg, eines Tages zu ihm trat und, auf Rother's Anſtiften, zu forſchen begann: ob herzogliche Gnaden etwas dagegen habe, wenn Ritter von Schwarzeck die Witwe des Edlen von Hohenbogen als ehliches Gemahl heimzuführen gedenke? — ließ er dem Ritter lachenden Muths ſeinen Glückwunſch entbieten. Auch kräftigte er den frommen Mann in dem Entſchluſſe, bei der etwa zum Scheine noch widerſtrebenden Witwe Herrn Rother's Fürſprecher zu machen, und ermächtigte ihn, ihr auch ſeiner Seits den Rath zu geben: einen ſo treuen Liebhaber nicht auf noch ſchwerere Probe zu ſtellen, ſich vielmehr ungeſäumt durch ihn wieder zu Ehren bringen zu laſſen. Zwar ſchlug nach alſo gegedenem Beſcheid der Herzog hinter dem geiſtlichen Herrn ein ſchallendes Gelachter auf; doch überredete er ſich, wie auch die eben anweſenden Ritter, daß nur eine ungewöhnlich freie Laune alſo ſich Luſt mache; er vermaß ſich, unerweichten Sinnes der ſchönen Ludmilla ſelbſt jene Worte zu ſagen, und ſetzte, da ſein eigenes Herz mehr noch als die ritterliche Genoſſenſchaft leiſen Spott dagegen erhob, einen theuren Eid darauf, es wirklich zu vollbringen.

In der That befand er ſich nach wenigen Tagen, in mönchiſcher Tracht wohlvermummt, auf den wohlbekannten Pfaden, und wenn auch unter den ſtummen Vertrauten jener glücklichen Zeit ſein beſſeres Gefühl rege ward und ihm vorwarf: wie es nicht edel ſey, die ohnehin ſchon Gedemüthigte noch zu verhöhnen, ſo trieb ihn wiederum ſein einmal verpfändetes Wort in raſcher Haſt vorwärts, und bald ſtand er, unter dem Namen des Abt Stephan von Rottenburg, vor der reuigen Büßerin. In Schmerz und Gram tief gebeugt, doch auch dadurch verklärt, ſchien die ſonſt ſo Stolze ihm entgegen zu treten, und faſt wäre Herzog Ludwig vor der, in ihrer Demuth Unwiderſtehlichen verſtummt, wenn ihm nicht ein Blick auf jenen unglückvollen Teppich, der ſich in dem Gemach befand, die Faſſung des Trotzes erneuert hätte, mit der er jene ausgeſprochenen Worte als ſein eigener Botſchafter wiederholte. Geſenkten Blicks und beinahe regungslos vernahm Lud-

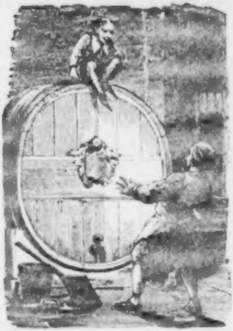


milla den harten Spruch; als aber derſelbe geendet, entgegnete ſie mit edler Faſſung: „Gar ſchwer hab' ich mich an Gott und Herzog Ludwig verſündigt, und wohlverdiente Strafe iſt die Schmach, ſo mir jetzt widerfährt; Eurem Anſinnen aber, ehrwürdiger Herr, kann ich nimmer willfahren. In heiligen Mauern ſterbe ich weltlicher Luſt und Herrlichkeit ab, ſobald es mir durch den Beiſtand der heiligen Jungfrau gelungen ſeyn wird, das Bild des irdiſchen Mannes aus meinem Herzen zu drängen; dann will ich ringen in Gebet und Buße: daß auf dies ſchuldige Haupt der Himmel allen Fluch des Meineides lege, zu welchem ich meinen Herrn verleitet.“ — „So wende der Herr der Herren ihn in Segen, wie ich jetzt nicht bei jenen drei Schattenbildern, ſondern bei ſeinem dreieinigen Weſen ſelbſt ſchwöre, Euch als ehliches Gemahl auf meinen Herzogsſtuhl zu führen!“ — von Rührung und Liebe überwältigt, ſprach alſo der Jüngling, und zog, ſeiner kaum mächtig, die beſtürzte, wonnetrunkene Ludmilla an ſeine Bruſt. In inniger Umarmung löſten ſich alle Zweifel. Fröhlichen Muths erhob dann der junge Fürſt ſich nach Kehlheim, ſeiner Hofburg, und ſchon nach wenigen Wochen führte er, vom mütterlichen Segen begleitet, in herzoglicher Pracht die geliebte Braut zu dem Thron ſeiner Väter. — Unter erheuchelter Freude ſeinen Ingrimm verbergen zu müſſen, war Ritter Rother's gerechte Strafe; Ludwig aber und Ludmilla lebten in langer, glücklicher Ehe, ſahen auch im Kreiſe edler Söhne und Töchter fröhlich ihre Tugenden von Neuem erblühen. E. K.

Der Teufel im Weinfaſs zu Gröningen.

Eine wahrhaftige Sage.

Das große Heidelberger Weinfaß, welches Herr Michael Werner aus Landau in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts erbaute, hatte einen rechten und ebenbürtigen Bruder zu Gröningen, in der ganzen dortigen Gegend bekannt unter dem Namen des großen Gröning'ſchen Weinfaſſes. Später kam es auf die Spiegel'ſchen Berge bei Halberſtadt. Seine Entſtehung verdankt es folgenden Umſtänden. Der Halberſtädtiſche Biſchof Heinrich Julius hatte ſich in das Heidelberger Faß verliebt und beauftragte den gedachten Herrn Michael Werner, ihm ein gleiches zu verſchaffen. Dieſer erbaute dem geiſtlichen Herrn, der das edle Naß von den Berggeländen des herrlichen Rheinſtroms zu ſchätzen wußte, einen zweiten Weinpalaſt, welcher dreißig Fuß in der Länge und mehr als achtzehn Fuß in der Dicke des Bauches maß. Das Faß wog 636 Centner und faßte 141 Fuder und 16 Viertel Wein, ſo viel wie etwa nach heutiger Rechnung 850 Ohm beſagen. Der Biſchof, der im Jahre 1594 das Schloß zu Gröningen vergrößern und verſchönern ließ, bedachte dabei ſein Lieblingsfaß mit einem eigenen geräumigen Keller, und in dieſem ereignete es ſich, daß der Weinteufel ſein Spiel trieb mit einem jungen Maurer, Namens Michael Reuter, den der Kellermeiſter herbeigerufen hatte, um eine ſchadhafte Stelle in der Mauer auszubeſſern. Es war ein ganz geſchickter Burſch, aber dem Weingenuß mehr als gut ergeben, und ſo erſah er ſich die Zeit, da der Kellermeiſter ihn ohne Aufſicht ließ, um ein Schlückchen aus dem großen Faſſe auf die Zunge zu nehmen. Freilich vergriff er ſich damit an fremdem Eigenthum, und dies iſt eben das Unheil an den menſchlichen Begierden, daß ſie bei Jedem, der keine ernſten ſittlichen Grundſätze hat, gar leicht den Sieg über Rechtlichkeit und Redlichkeit davontragen. Alſo erging es unſerm Reuter. Er trank ein Schlückchen, und da es ihm mundete, ſandte er ein zweites und drittes dem erſten nach, ließ dann auch noch ſo viele folgen, daß er ſich endlich um die Beſinnung trank und das Sprüchwort beſtätigte: „Wein iſt kein Narr, aber er macht Narren!“ — Der Kellermeiſter hatte mittlerweile an einer andern Stelle des Kellers ebenfalls nicht ſchlecht geladen, kam ſchlaftrunken herbeigetaumelt und fiel über den Körper des am Boden liegenden und ſchnarchenden Geſellen; ſchnell jedoch raffte er ſich wieder auf, wankte die Treppe empor und ſchob die ſchweren Riegel vor die Thür, die er gewohnter Weiſe von Außen verſchloß. Um Mitternacht erwachte Reuter aus feſtem Schlafe. Zuerſt konnte er ſich des Vorgefallenen gar nicht erinnern, und nur allmälig gewann er ſeinem Gedächtniß die Kunde ab, wo er ſich eigentlich befinde. Er tappte umher, die Treppe hinauf und fand die Thür verſchloſſen. Zu klopfen wagte er nicht, weil er die Entdeckung fürchtete, ſo wandte er ſich angſtvoll nach dem Keller zurück. Wer aber beſchreibt ſein Erſtaunen, als er dieſen plötzlich von einem blutrothen Schimmer erleuchtet ſah, der von dem großen Weinfaß her ſich über den ganzen Raum verbreitete. Und oben auf dem Faſſe ſaß ein ganz kleines Männlein, deſſen Körper gleich einem Chamäleon in Farben ſpielte, bald traubengrün, bald dunkelroth, und aus deſſen lächelndem Antlitz das Goldgelb des Topaſes glühte. Das Männlein winkte, und wie durch einen Magnet gezogen, obwohl vor Grauen faſt erſtarrt, trat Michael dem Faſſe näher. — „Ich bin kein böſer Geiſt“, flüſterte das Männlein; „wohlthätig bin ich, erwärme den Menſchen, labe ſeine Zunge und erfreue ſein Herz. Nur mit Maaß ſollet Ihr meine Gaben genießen, denn das Uebermaaß im Genuſſe allein iſt es, was den Menſchen untüchtig macht zur Arbeit und zu allen guten Werken. Sieh, heute will ich Dich befreien, und wenn Du mich wieder einmal beſuchen willſt, mögeſt Du wiſſen, wie ich zu finden bin.“ Damit führte das Männlein den verwunderten Maurer tief in eine Ecke des Kellers, zeigte ihm eine verborgene Lücke, die nur leicht mit Steinen zugelegt war, und war plötzlich verſchwunden. Michael entwiſchte durch die Oeffnung in das Freie und ſchichtete

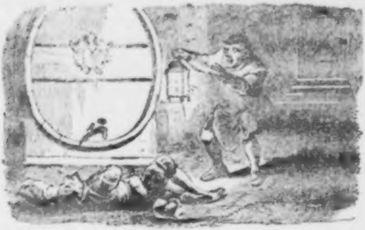


die Steine von Außen wieder ſo zuſammen, daß kein Lichtſtrahl hindurch in den Keller fallen konnte. Froh, das Leben aus dem gefährlichen Abenteuer davongetragen zu haben, gelobte er ſich, nie wieder einen Schritt in das unterirdiſche Reich des Weinteufelchens zu ſetzen und überhaupt von dem berauſchenden Getränke niemals über den Durſt zu genießen. Die Furcht vor Strafe, wenn ſein unbefugtes Schädigen biſchöflichen Eigenthums entdeckt worden wäre, mochte zu dem Gelöbniß das Ihrige beigetragen haben; denn als Wochen und Monate vergingen, ohne daß eine Unterſuchung ihn beunruhigte, ergriff ihn wieder ein gar heftiges Gelüſt nach dem herrlichen Weine, den er nie von gleicher Güte früher gekoſtet noch jetzt irgendwo von gleicher Güte zu finden vermochte. Er hatte bisher eigentlich nur geſagt:

„Ich habe mich feſt entſchloſſen,
Nie trink' ich wieder Wein;
Und ſpielt mir der Durſt keinen Poſſen,
Soll's auch gehalten ſeyn!“

Doch der lüſterne Durſt kam und trieb ihn durch alle Weinkeller von Gröningen. Alles, was er durch ſeiner Hände Arbeit verdiente, ſchickte er durch die Kehle; ſoviel er jedoch immer trinken mochte, nichts wollte ihm jene ſelige Befriedigung des Genuſſes wieder gewähren, die er einſt im Keller des Biſchofs empfunden. Bald mochte er nicht mehr arbeiten, und um ſich die Mittel zu ſeinem ſchwelgeriſchen Leben zu verſchaffen, freite er um die Tochter eines reichen Bürgers von Gröningen. Obgleich der Ruf ihn bereits als einen leichtſinnigen Burſchen bezeichnete, gelang es ihm doch, weil er ein hübſcher junger Kerl war und zu ſchmeicheln verſtand, des Mädchens Herz zu bethören. Den Vater gewann er für ſich, indem er auf ſeine frühere Arbeitſamkeit hinwies und ſeine jetzige Luſtigkeit als ein Junggeſellen-Fieber ſchilderte, das die Ehe baldigſt heilen würde. Dem war leider nicht ſo. Nachdem Michael verheirathet war, trieb er ſein lüderliches Leben nur immer mehr in das Große und machte ſeine Frau ſehr unglücklich. Als nach kurzer Zeit nun gar ſein Schwiegervater ſtarb und er in den Beſitz der ganzen Hinterlaſſenſchaft deſſelben gerieth, kannte ſeine Schlemmerei keine Grenzen mehr, und wenn ſein armes Weib ihn beſchwor, abzulaſſen von dem böſen Wandel, vergriff ſich der Trunkene nicht ſelten an ihr und ſchlug die Unglückliche, der er ſein ganzes Vermögen verdankte. Nicht lange währte es, ſo ſtarb auch ſie, und an demſelben Tage bemächtigten ſich die Büttel des Hauſes, das Reuter bewohnte, im Namen ſeiner Gläubiger. Michael war ein Bettler. Aber immer und immer noch trieb ihn eine innere Gluth zum Trinken, und als keine ſeiner Taſchen mehr einen Heller hergab, erinnerte er ſich wieder lebhafter als je des großen Weinfaſſes im biſchöflichen Keller. Zwar lief es ihm bei dem Gedanken, daß er eingeladen ſey, den kleinen Bewohner des Faſſes zu beſuchen, eiskalt über den Rücken, aber ſtets von Neuem tauchte die unauslöſchliche Sehnſucht in ihm auf. An die Unredlichkeit, welche er damit beginge, dachte er ſchon gar nicht mehr; ſein Gewiſſen war abgeſtumpft. Dem kleinen Männlein konnte es ja gleich ſeyn, wer von dem Weine trank, und als die Nacht hereingebrochen war, ſchlich Michael nach der nur ihm bekannten Stelle, an welcher er leicht wieder die Steine von der Oeffnung hinwegräumen und in den Keller ſchlupfen konnte. Dieſer ſtrahlte in einer wahren Gluth von düſterem Lichte, und auf dem großen Faſſe ſaß das Männlein, deſſen Augen Funken ſprühten, um deſſen Mund es zuckte bald wie ein lockendes Lächeln, bald wie grinſender Hohn. „Kommſt Du endlich?" rief es dem herzutretenden Michael entgegen. „Du haſt mich lange warten laſſen! Meinteſt wohl, ich würde Dich ſchlecht empfangen, weil Du meinen Rath nicht befolgteſt und den lieblichen Traubenſaft ſtatt mit Maaß, mit zahlloſen Maaßen in Dich hineingegoſſen haſt? Nun, es iſt nicht meine Sache, den Sittenrichter zu ſpielen." — „Das dürfte wohlgethan ſeyn von Dir", erwiederte Michael; „halte Dein Verſprechen, erwärme, labe und erfreue mich; gieb mir zu trinken!" — Unheimlich blitzte und zuckte es wieder in den Zügen des Männleins, als es ſprach: „Im Faſſe iſt übergenug. Erſt geſtern wurden zehn Fuder vom beſten Gewächs aufgefüllt. Trinke meinetwegen ſo viel, als Dich gelüſtet." — Das ließ ſich Michael nicht zweimal ſagen, ergriff ein

Gefäß, das in ſeiner Nähe ſtand, und begann zu trinken. Je öfter er den Humpen füllte und leerte, je finſterer ward es ringsum. Das Männlein war ſchon verſchwunden, ſobald er den erſten Trank an die Lippen geſetzt. Um ihn her fielen die Tropfen von der feuchten Wand, kalte Schauer durchrieſelten ſeinen Körper; er trank und trank, aber der Wein erwärmte ihn nicht. Da ſchien noch einmal das bunte Männlein vor ſeinen Blicken vorbeizugaukeln, dann ſank er nieder; das Bewußtſeyn hatte ihn verlaſſen. Am andern Morgen fand ihn der Kellermeiſter todt auf den Flieſen des Kellergrundes. Das iſt die Geſchichte vom Teufel im Weinfaß zu Gröningen. A. G.



Die Farbeſtoffe.

(Fortſetzung zum Jahrgange für 1852.)

Im erſten Abſchnitte beſprachen wir die Farbeſtoffe, die aus dem Thierreiche ſtammen; in dieſem ſey es uns vergönnt, die Farbeſtoffe des Pflanzenreichs zu betrachten. Da aber die Zahl derſelben ſehr groß iſt, ſo kann nur auf die bekannteſten Rückſicht genommen werden.

Alle Farbeſtoffe des Pflanzenreichs ſind entweder ſtickſtofffreie oder ſtickſtoffhaltige. Laſſen ſich die Farbeſtoffe durch Waſſer ausziehen, ſo nennt man ſie extractive (ausziehbare), laſſen ſie ſich aber nur durch Weingeiſt löſen, verhalten ſie ſich alſo wie die Harze, ſo heißen ſie harzige Farbeſtoffe. Oken hat ſie nach den Theilen der Pflanzen, aus denen ſie gewonnen werden, in Wurzel-, Stengel-, Blatt-, Samen-, Gröps-, Blumen- und Fruchtfarben eingetheilt.

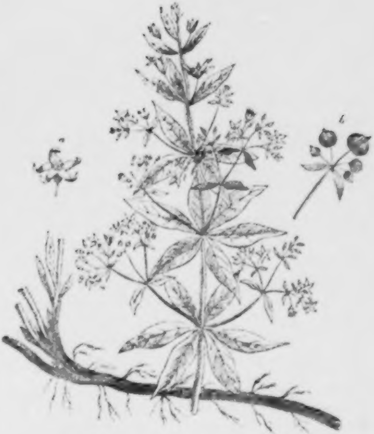
B.

a. Pflanzen, die hauptſächlich einen gelben Farbeſtoff liefern.

1. **Der Krapp, die Krappe, der Grapp, die Färberwurz, die Färberröthe** (**Rubia tinctorum Linn.**). — Die ausdauernde, tief unter der Erde fortkriechende, federkieldicke, blutrothe, mit kurzen Faſern beſetzte Wurzel treibt alljährlich zwei bis drei Fuß hohe, ſchlaffe, vierſeitige, äſtige, an den Kanten mit zurückgebogenen, kleinen Stacheln beſetzte Stengel. Die zwei Zoll langen Blätter, faſt ſitzend und vier-, fünf- oder ſechszählig, bilden Quirle. Sie ſind lanzettlich, zugeſpitzt, am Rande und am Hauptnerven mit rückwärtsgekrümmten Stacheln beſetzt. Die Blüthen ſtehen in Riſpen auf den Nebenäſten. Der Kelch beſteht aus vier kleinen Spitzen, die bei der Fruchtreife ganz verſchwinden. Die flache, gelbe Blumenkrone iſt vier- oder fünftheilig; die Kronenzipfel ſind eirund, zugeſpitzt mit umgebogenen Spitzen. (a der nebenſtehenden Abbildung.) Die vier oder fünf Staubgefäße ſind unterhalb der Theilung der Blumenkrone angewachſen. Der zweitheilige Fruchtknoten trägt einen kurzen, zweiſpaltigen Griffel mit kopfigen Narben. Die Frucht, anfangs grünlich, dann ſchwarz, ſollte eigentlich ſtets aus zwei kugligen Beeren beſtehen und zweiſamig ſeyn, durch Fehlſchlagen aber findet ſich auch oft nur eine Beere und ein Same. (b Früchte.) Die Blüthezeit dauert von Juni bis in den Auguſt. Die Färberröthe wächſt überall im ſüdlichen Europa und in Aſien bis nach Perſien hin wild und liebt beraſten Boden. Linnäus rechnet ſie zur einweibigen Ordnung (**Monogynia**) der viermännigen Klaſſe (**Tetrandria**), während Juſſieu ſie zu den Rubiaceen (Röthepflanzen) zählt.

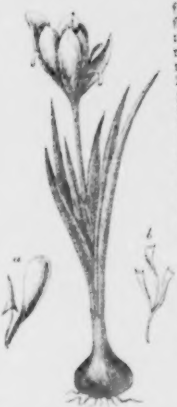
Der Nutzen, den die Färberröthe gewährt, liegt in der Wurzel; ſie wird daher an vielen Stellen, z. B. in der Provence, im Elſaß, in Holland (Provinz Seeland), in Schleſien im Großen gebaut. Man ſammelt die Wurzeln, nachdem ſie zwei bis drei Jahre in der Erde geblieben ſind, im Herbſte und trocknet ſie in beſondern Trocknenſtuben; darauf werden ſie von den Wurzelfaſern und der Oberhaut befreit und auf den Krappmühlen zu einem feinen, braunen Staube zerrieben. Der levantiſche Krapp (bei den Griechen Alizari) kommt ungemahlen in den Handel. Der holländiſche und Avignoner Krapp gehört zu dem beſten, der ſchleſiſche zu dem ſchlechteſten. Der Durchſchnittspreis für den Centner beträgt ungefähr 9 Thaler. — In der Arzneikunde wurde die Färberröthe ehemals häufiger als jetzt, vorzüglich in Knochenkrankheiten und bei Unterleibsübeln, angewandt. Dabei hat man die Beobachtung gemacht, daß durch längeren Gebrauch dieſer Wurzel ſich alle Abſonderungen des menſchlichen und thieriſchen Körpers, z. B. der Speichel, der Harn, die Milch, der Schweiß und ſelbſt die Knochen, roth färben. — Die größte Wichtigkeit hat die Färberröthe durch ihre Anwendung in der Färberei und

Univ. Bibl.
München



Zeugdruckerei erlangt: ſchon Griechen und Römer bedienten ſich derſelben zum Färben des Leders. — Der Krapp wird mit Waſſer ausgezogen und dient dann zum Gelbfärben (Krappgelb); er enthält aber zugleich einen harzigen Farbeſtoff (Krapproth, Alizarin), der durch Ausziehen mit Weingeiſt gewonnen wird und zum Rothfärben dient; auch das ſchöne und ächte Türkiſchroth wird mit Krapp gefärbt. In neuerer Zeit hat der Färber Neumann in Görlitz die Erfindung gemacht, den theuren Krapp bei der Führung einer Waid-Indig-Küpe durch Runkelrüben-Syrup zu erſetzen, ſo daß 500 Prozent erſpart werden, da vier Pfund Krapp 8 Sgr. und acht Pfund Syrup nur 3 Sgr. 4 Pf. koſten.

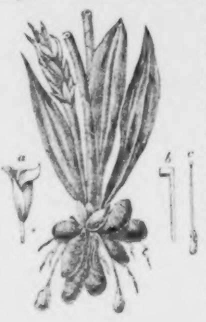
2. **Der Saffran** (**Crocus sativus Linn.**). — Aus einer platt-kugligen, mit einer faſerigen, braunen Rinde bekleideten Zwiebel entſpringen zugleich ſechs bis neun Blätter und zwei, einige Zoll lange, ſchaftloſe Blüthen; letztere entwickeln ſich aber



früher als erſtere. Die Blätter ſind dunkelgrün, linealiſch, ſtumpf und am Rande zurückgerollt, während der Mittelnerv auf der Unterſeite weiß und flach erſcheint. Die Blumen erſcheinen gewöhnlich zu zwei, ſeltener einzeln, umgeben von einer häutigen, zweiblättrigen Blüthenſcheide. Der untere und mittlere Theil einer Blüthe iſt röhrenförmig und der obere erweitert ſich zu einem Trichter, deſſen Rand in ſechs gleiche, ſtumpfe Zipfel getheilt iſt; die Farbe iſt ein blaſſes Veilchenblau. Die drei rothen Staubgefäße mit ihren pfeilförmigen Staubbeuteln ſind den Zipfeln der Blüthenhülle innen angewachſen (a). Der fadenförmige Griffel trägt eine dreitheilige, goldgelbe, wohlriechende Narbe; die drei Theile, nach oben verbreitert und gezähnt, ragen zwiſchen den Blüthenzipfeln hervor (b). — Der Saffran gehört zur dreiweibigen Ordnung (**Monogynia**) der dreimännigen Klaſſe (**Triandria**) des Linnäus und zu den Schwertlilien (**Irideae**) des natürlichen Syſtems. — Das Vaterland des Saffrans iſt das Morgenland; in Gärten zieht man ihn als Zierpflanze. Seiner Narben wegen baut man ihn im ſüdlichen Europa, ſelbſt noch in Oberöſterreich, in Tyrol, in Wallis und in England auf ebenen Feldern.

Man ſchneidet die Blumen, ſobald ſie erblühen, ab und zupft die Narben heraus, die getrocknet in blechernen oder thönernen Büchſen verſandt werden. Wie viel Blumen zu einem Pfunde Saffran gehören, wird von Verſchiedenen ſehr verſchieden angegeben; die Zahl ſchwankt zwiſchen zwanzig- und zweihunderttauſend. Aus dieſer großen Zahl ergiebt ſich der hohe Preis des Saffrans; er wird daher häufig verfälſcht. Dies geſchieht am meiſten durch die Blüthen des Safflors (**Carthamus tinctorius Linn.**), von dem unten geſprochen werden wird, ja ſogar durch die feinen Faſern geräucherten Fleiſches. Der echte Saffran iſt rothbraun, riecht ſtark und etwas betäubend, ſchmeckt bitter und färbt zerrieben die Finger und gekaut den Speichel dunkelgelb. In der Arzneikunde wird er unter dem Namen **Stigmata Croci** (**Narben des Saffrans**) gegen Lähmungen und Krämpfe angewandt. In größeren Gaben kann er Betäubung, ſelbſt Delirium und Blutflüſſe erzeugen. Auch als Gewürz bediente man ſich deſſelben früher häufiger als jetzt, ſo wie zum Gelbfärben mancher Speiſen. („Saffran macht den Kuchen geel.“) — Seine hauptſächlichſte Anwendung findet der Saffran aber in der Seidenfärberei zum Rothfärben. Nachdem er in einem leinenen Beutel unter reinem Flußwaſſer ſo lange geknetet worden iſt, bis der gelbe, im Waſſer lösliche Farbeſtoff vollſtändig ausgeſchieden, wird er mit Pottaſche (ſechs Loth auf ein Pfund Saffran) gemiſcht und abermals in reinem Flußwaſſer in einem Gefäße geknetet. Nachdem der rothe Farbeſtoff ſich vollſtändig aufgelöſt hat, wird zu der Farbebrühe ſo lange Weinſteinſäure oder Citronenſäure hinzugeſetzt, bis ſie ſchön roth geworden iſt.

3. Die Kurkumewurzel (**Curcuma longa Linn.**). Sie heißt auch Gilbwurz oder gelber Ingwer, da die Pflanze durch ihren ganzen Bau und durch ihre Eigenſchaften mit dem ächten Ingwer (**Zingiber off. Roscoe** oder **Amomum Zingiber Linn.**) ſehr nahe verwandt iſt. Sie gehört, wie dieſer, zur einweibigen Ordnung (**Monogynia**) der einmännigen Klaſſe (**Monandria**) des Linnäiſchen Syſtems und zu den **Amomeae** des natürlichen Syſtems. Die Wurzel beſteht aus einer kleinen, rundlichen Mittelknolle, vielen einzelnen, fingerförmigen, geringelten, außen ſchmutziggelben, innen ſchön hochgelben Seitenknollen und vielen, 6 Zoll langen Wurzelfaſern, die in weiße, eichelförmige Knollen ausgehen. Aus dieſen bereitet man in Oſtindien ein leicht verdauliches Stärkemehl, das dem **Arrow-root** (Pfeilwurzelmehl) von der **Maranta arundinacea** gleicht und unter dem Namen **Tikor, Tikhur** oder **Kooa** in den Handel kommt. Aus dem Wurzelſtocke erheben ſich auf langen, ſcheidigen Blattſtielen vier bis fünf lanzettliche, beiderſeits zugeſpitzte, glänzendgrüne, anderthalb Fuß lange und einen halben Fuß breite Blätter. Zwiſchen dieſen entſpringen aus älteren Knollen die kürzeren Blüthenſchäfte, welche mit dachziegelartigen, anfangs braunen, ſpäter grünen Deckſchuppen verſehen ſind; an ihrer Spitze ſteht die walzige, einen halben Fuß lange Blüthenähre, die im Auguſt ſich entwickelt. Jede einzelne Blüthe



hat einen kurzen, dreizähnigen, grünen **Kelch**, eine viel längere, dreitheilige gelbe Blumenkrone, einen äußeren **Kreis** von drei blumenblattartigen Staubgefäßen ohne Staubbeutel und einen inneren **Kreis** von drei Staubgefäßen, von denen nur eins einen zweifächerigen Staubbeutel trägt, während die beiden andern ganz verkümmert ſind. Der fädliche Griffel trägt eine knollige Narbe. (a, b und c.) Die dreifächerige Kapſel enthält mehre Samen. — Oſtindien iſt das Vaterland der langen Kurkumewurzel, und hier wie in China und Cochinchina wird ſie wegen ihrer Wurzeln, die in dem Handel unter dem Namen Terra merita oder indiſcher Saffran vorkommen, häufig angebaut. Dieſe Wurzeln enthalten einen gewürzigen Stoff, der aber ſchwächer als der der Ingwerwurzeln iſt; dennoch thut man ſie in ihrem Vaterlande allgemein an Speiſen, ißt ſie auch friſch, wodurch der Athem wohlriechend wird. In Europa werden ſie aber nur als Färbemittel angewandt; ſie enthalten den ſchönſten, hochgelben, harzigen Farbeſtoff (das Curcumin), der aber nicht luftbeſtändig iſt. Man braucht ihn daher hauptſächlich zum Färben der Handſchuhe und in den Apotheken zum Färben der Salben. — Auch die Hausfrauen verwenden ihn oft zum Gelbfärben wollener Stoffe, und ihnen verdankt er auch wahrſcheinlich die Verſtümmelung ſeines Namens; denn überall hört man ſtatt Kurkume — Gurkenmi — ſagen. In der Chemie giebt er ein etwas unſicheres Reagens (Erkennungsmittel) ab, indem ein mit Kurkume gefärbtes Papier durch Alkalien braun wird.

Außer den bisher aufgeführten Pflanzen giebt es noch eine große Menge anderer, die einen gelben Farbeſtoff liefern. Wir werden im Folgenden nur kurz ihre Namen angeben und das eine oder das andere Wichtige von ihnen anführen.

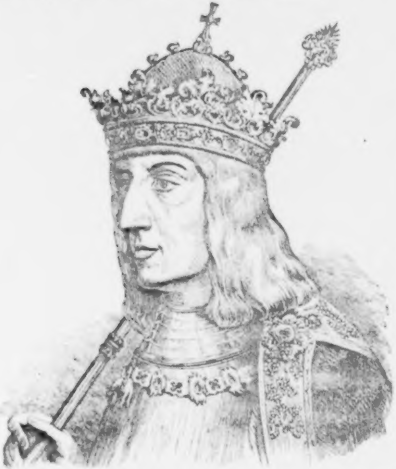
Die Wau-Reſeda (**Reseda Luteola Linn.**), in Frankreich, England, Deutſchland angebaut, liefert ein ſehr reines Strohgelb bis Citronengelb. — Das Holz (Fiſetholz) und die Blätter und Wurzeln des Perückenſumachs (**Rhus Cotinus Linn.**) iſt unter dem Namen Schmack (aus Sumach verderbt) bekannt. — Das Quercitron (das geraſpelte oder gemahlene Holz von **Quercus citrina**, **Q. tinctoria**, **Q. nigra**) giebt mit Alaun ein ſchönes Hellgelb, mit ſalzſaurem Zinn ein feuriges Orange, mit ſalzſaurem Zinn und Alaun ein ſchönes Goldgelb, mit denſelben Stoffen und mit Weinſtein Citronengelb, mit Eiſenvitriol eine dunkle Olivenfarbe. — Der färbende Maulbeerbaum (**Morus tinctoria Linn.** **Broussonetia tinctoria Kunth.**) liefert das ſehr beliebte Gelb- oder Braſilienholz. — Der Orlean oder Rucu (**Terra Orellana** oder **Urucu**) iſt das in fauſtgroße Kugeln geformte rothe Muß um die Samen des Orleanbaumes (**Bixa Orellana Linn.**); er dient ebenfalls zum Gelbfärben (Auroragelb, Pomeranzengelb) und zum Malen. — Schließlich ſey noch des Schüttgelbs, eines gelben Lacks, Erwähnung gethan, das aus den Gelbbeeren (**graines d'Avignon**, Avignon-Körnern) des färbenden Wegdornes (**Rhamnus tinctoria Kit.**), oder aus der Wau-Reſeda oder dem Schmack oder endlich aus Birkenrinde durch Alaun und Schlämmkreide bereitet wird.

(Fortſetzung, ſo Gott will, im nächſten Jahrgange.)

L. Heros.

Kaiſer Maximilian der Erſte und ſeine Zeit.

Es war eine wunderbar große Zeit, jener Uebergang des Mittelalters in die neuere Geſtaltung aller Weltverhältniſſe. Gewaltige Kräfte der Zerſtörung wie der Schöpfermacht entſtanden im Schooße des deutſchen Volkes und bereiteten dem großen Reformator die Wege. In jener Zeit, als Kaiſer Friedrich's des Dritten Sohn Maximilian geboren ward, den man ſpäter wohl nicht mit Unrecht den letzten Ritter auf dem Kaiſerthron nannte, wie man den jüngeren Ulrich von Hutten als den letzten Ritter überhaupt bezeichnete — in jener Zeit war durch Johann Gensfleiſch, genannt zum Gutenberg, die Buchdruckerkunſt erfunden worden, und nicht lange währte es, ſo wurden die kleinen Buchſtaben, welche den Geiſt freidenkender Männer verbreiteten, zum kräftigen Hebel der öffentlichen Meinung, zum Wecker und Bildner des Volkes, zum Verkünder und Mittler bürgerlicher wie religiöſer Freiheit. Dieſer geiſtigen Macht geſellte ſich eine zweite im Kampfe gegen die mittelalterliche Verwilderung des Rechtes, gegen die Störer des Geſetzes, gegen Knechtſchaft und Unterdrückung: dieſe zweite Macht war das durch den Mönch Berthold Schwarz erfundene Schießpulver. Die Uebergewalt des Adels erlitt einen entſcheidenden Stoß, aber neben Bürger und Bauer, bald über ihm als eine neue Laſt und Plage, erhob ſich das Söldnerweſen und bildete ſich allmälig zu einer beſonderen Kaſte aus. Nicht allein ſolche inneren Kräfte jedoch waren es, welche den trägen Teig der mittelalterlichen Geſellſchaft zu neuer Gährung trieben; auch der Umkreis der bekannten Welt erweiterte ſich. Bartholomäus Diaz umſchiffte 1486 die Südſpitze Afrika's und fand den Seeweg nach Oſtindien, Chriſtoph Columbus entdeckte 1492 Amerika. Da inzwiſchen Konſtantinopel durch die Türken erobert worden, zog ſich der Handel aus der Levante zurück und gerieth in die Hände Portugals und Spaniens, während er der deutſchen Hanſa größtentheils entſchlüpfte. Nach jenen weſtlichen Reichen Europa's ſtrömten unerſchöpfliche Quellen des Reichthums, die Kriegführung durch Söldner erforderte vor Allem Geld, und ſo gelangte in den Staaten-Verhältniſſen die Geldmacht zu vorwiegendem Einfluß, in ihrem Gefolge eine Politik der Beſtechung und der Spekulation auf Eigennutz und Selbſtſucht, welche der Deutſche damals mit dem Namen der „welſchen Praktik" bezeichnete. Der Name drang ſich dem Volksverſtande auf, weil dieſe Art von Politik vorzugsweiſe von Frankreich und Italien und hier beſonders von Rom aus zur Schwächung und Erniedrigung Deutſchlands angewendet wurde. Sie wußte mit Geſchicklichkeit die kleinlichen und oft ſehr unlauteren Privat-Intereſſen der einzelnen deutſchen Reichsſtände zu benutzen, um die Macht und Einheit des Reiches wie das Anſehen des Kaiſers zu untergraben. Der offene Sinn des Volkes erkannte das wohl, und einen um ſo bereitwilligeren Boden fand der aufſtrebende Gedanke.



Unter ſolchen Verhältniſſen folgte Maximilian der Erſte ſeinem Vater auf dem Kaiſerthron (1493), nachdem er bereits im

Jahre 1486 zum römiſchen Könige erwählt worden war. Noch einen Blick müſſen wir zurück in ſein Jünglings-Alter werfen, das durch große Lebhaftigkeit des Körpers und des Geiſtes, durch perſönlichen Muth in ernſter Schlacht wie im ritterlichen Spiele und durch den Gewinn einer ſchönen Bildung ſich auszeichnete. Als Herzog Karl der Kühne von Burgund geſtorben war, bewarben ſich um die Hand ſeiner Tochter und Erbin Maria der Dauphin von Frankreich und Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich. Sie wählte den Letzteren. Aber Ludwig der Eilfte von Frankreich nahm von dem Erbe Karl's des Kühnen das Herzogthum Burgund, die Picardie, Boulogne, Artois und die Freigrafſchaft als heimgefallene Lehen in Beſitz und beanſpruchte ſogar noch das übrige Land. Nach langer Unterhandlung und wiederholtem Kampfe ward er gezwungen, die Freigrafſchaft herauszugeben. Nach dreijähriger Ehe ſtarb Maria (1480), und Ludwig griff von Neuem zu den Waffen gegen Maximilian, der die lothringiſchen Lande als Vormund ſeines Sohnes Philipp regierte. Im Frieden zu Arras (1482) wurden dem Könige von Frankreich als Ausſteuer der Prinzeſſin Margaretha, Maximilian's Tochter, die im Kindesalter dem Dauphin verſprochen ward, die Grafſchaft Artois und die Freigrafſchaft überlaſſen; gegen den Willen des Regenten hatten die Stände dieſen Frieden geſchloſſen. Maximilian, dem dadurch herrliche Provinzen entgingen, wurde noch von den Bürgern zu Brügge vier Monate lang gefangen gehalten, weil er, wie ſie behaupteten, ihre Rechte beeinträchtigt habe. Erſt nach einem ernſten Kriege mit den Niederländern errang ſich der Erzherzog die Anerkennung ſeiner vormundſchaftlichen Herrſchaft. Aber bald nach dem Friedensſchluſſe wurde er wieder durch doppelte, ſchwere Beleidigung gereizt. Zu ſeiner zweiten Gemahlin hatte er Anna, die Erbtochter von Bretagne, gewählt, und bereits war ihm dieſe durch Stellvertretung des Grafen von Naſſau in ſeinem Namen angetraut worden, als König Karl der Achte die Prinzeſſin auf ihrem Brautzuge nach Deutſchland raubte (1491) und durch ſeine Vermählung mit ihr den Beſitz der Bretagne für Frankreich ſicherte. Zugleich ſandte er die ihm früher beſtimmte Braut, Maximilian's Tochter Margaretha, an den beleidigten Vater zurück. In dem danach entbrannten Kriege rettete der Erzherzog wenigſtens die zur Ausſteuer ſeiner Tochter an Frankreich überlaſſenen Länder. Dies geſchah in demſelben Jahre, in welchem Maximilian den Kaiſerthron beſtieg, und wir haben es von jetzt ab in unſerer Schilderung mit dem Kaiſer Max zu thun.

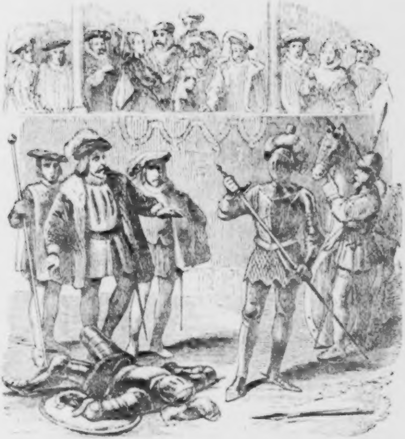
Zahlreiche auswärtige Kriege gegen die Staaten Italiens, namentlich aber gegen Frankreich, erhielten des Kaiſers Thätigkeit in ſteter Spannung und ſtürzten ihn oft in Geldverlegenheit, ohne daß er aus allen Kämpfen, in denen er doch nicht eben ſelten Sieger blieb, einen weſentlichen Gewinn davon trug. Ein großer politiſcher Gedanke, der in ihm aufſtieg, mißglückte leider ebenfaſſe. Er hegte nämlich den Plan, ſich von dem Papſte Julius dem Zweiten zum Koadjutor in der höchſten geiſtlichen Würde annehmen und nach deſſen Tode ſich ſelbſt zum Papſt erwählen zu laſſen. Die Kardinale vereitelten dieſe Abſicht, indem ſie nach Julius Tode ſchnell einen neuen Papſt in Leo dem Zehnten wählten. Vermochte Maximilian nicht, dem deutſchen Reiche einen Zuwachs an politiſcher Macht zu erringen, ſo gelang es ihm doch, durch Familienbande die öſterreichiſche Hausmacht zu einer ungeahnten Höhe emporzutragen. Seine eigene Heirath mit Maria hatte die blühenden niederländiſchen Provinzen in ſeinen Beſitz gebracht. Als der Erzherzog Sigismund ſtarb und die Tyroler Linie erloſch, fiel Tyrol den öſterreichiſchen Erblanden zu. Maximilian's Sohn Philipp vermählte ſich 1497 mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinand's von Spanien, und als dieſer 1516 ſtarb, kam die ſpaniſche Krone, ſammt allen dazu gehörigen amerikaniſchen Ländern, an das öſterreichiſche Haus. Zwar ſtarb auch Philipp ſchon 1506, doch ſein und Johanna's Sohn Karl trat dann in die ſpaniſche Erbſchaft und vereinigte ſie ſpäter mit der deutſchen Kaiſerwürde (Karl der Fünfte). Seine Enkel Ferdinand und Maria verheirathete Maximilian mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen, und nach Ludwig's Tode erbte der Erzherzog Ferdinand dieſe beiden Reiche. Endlich trug Oeſterreich in dem Erbfolgeſtreit des Herzogs Albrecht von Bayern-München, der ein Schwager des Kaiſers war, mit Ruprecht von der Pfalz wegen der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs Georg von Bayern-Landshut einige ſchöne Stücke bayriſchen Landes davon. Nach allen dieſen Erwerbungen leuchtet es ein, daß Maximilian der eigentliche Begründer der jetzigen öſterreichiſchen Monarchie geweſen.

Blicken wir nun auf die inneren Verhältniſſe des deutſchen Reiches, ſo ſtellt ſich uns folgendes Gemälde dar. Der große Körper des Reiches beſtand aus einer Menge von faſt unabhängigen Reichsſtänden, aus weltlichen und geiſtlichen Inhabern der Landeshoheit, Fürſten, Grafen, freien Herren, freien Städten und freien Bauernſchaften. Die Landesherren waren, die meiſten jedoch gemeinſchaftlich mit ihren Landſtänden, bereits im Beſitze ausgedehnter, faſt ſelbſtſtändiger Staatsgewalt. Sie erweiterten die Grenzen ihrer Länder durch Verträge wie durch Streit und Kampf; ſie befeſtigten ihre Geſchlechter in der erweiterten Macht durch allmälige Einführung der Untheilbarkeit und durch grundgeſetzlichen Heimfall ihrer Länder an den Erſtgeborenen des Hauſes. Der Adel ſchied ſich in den hohen und niederen Adel. Unter jenem verſtand man den alten Geſchlechts-Adel der Grafen und freien Herren mit reichsunmittelbarem Landbeſitz; er ſonderte ſich ſorgfältig von dem ſogenannten Brief-Adel, der ſeinen Grundbeſitz von größeren Reichsſtänden zu Lehen trug. In den freien Reichsſtädten ſammelten ſich durch Handel und raſtloſe Betriebſamkeit große Reichthümer, blühten Kunſt und Wiſſenſchaft mehr noch als an den meiſten Fürſtenhöfen, und entfaltete ſich gleichzeitig ein Wohlleben und eine Pracht, die nicht ſelten auch zu Ausſchweifungen der Sitte führten. Die wenigen freien Bauernſchaften dagegen lebten noch in ſehr unſicheren Zuſtänden, oft genug von den höheren Ständen gekränkt und übervortheilt. Ein faſt unerträgliches Daſeyn ſchleppten die unterthänigen und hörigen Bauern dahin. Zahlreiche hohe Steuern an die Grundherren, dazu noch die Leiſtung drückender Frohndienſte waren ihnen aufgebürdet. Wenn ſie unter Mißhandlung der Beamten ſeufzten, wenn ihre Saatfelder und Gärten durch das vom Adel gehegte Wild verwüſtet wurden, fanden ſie nirgends ein Geſetz zu ihrem Schutze, und ſelbſt die beſcheidenſte Aeußerung ihrer Beſchwerden verſchlimmerte meiſt nur ihre Lage. Der Kaiſer ſelbſt hatte nicht ſoviel Macht über die herriſchen Stände, um den unterthänigen Bauer zu ſchützen, und es iſt daher nicht zu verwundern, wenn der Letztere, durch das Beiſpiel der Schweizer Landleute ermuntert, zur Selbſthülfe griff. Zahlreiche, von Frevel aller Art begleitete Bauern-Aufſtände folgten einer dem andern, doch wurden ſie durch die vereinte Kraft der Fürſten, der Städte und der Ritterſchaft unterdrückt, und die Zuſtände der Unterdrückten geſtalteten ſich dadurch nur trauriger.

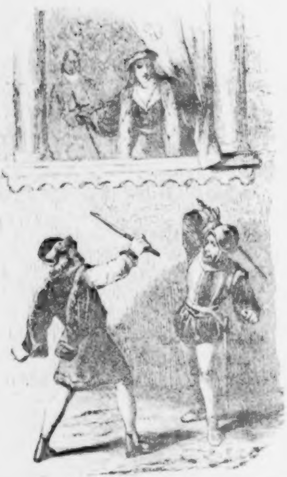
Maximilian erkannte wohl das Troſt- und Rechtloſe in allen inneren Verhältniſſen des deutſchen Reichs und ſuchte nach Mitteln zur Abhülfe. Die faſt ausſchließliche Einführung des römiſchen Rechts, deſſen Wiſſenſchaft an den Univerſitäten gelehrt wurde, und die Stiftung des ewigen Landfriedens auf dem Reichstage zu Worms (1495) bildeten die Grundſäulen zu einer Neugeſtaltung der deutſchen Rechtsverhältniſſe. Auf dieſem Reichstage wurde bei Strafe der Reichsacht das alte Fehderecht gänzlich aufgehoben. Jeder durch die Willkür eines Andern Gekränkte hatte ſich fortan mit ſeiner Klage an das Gericht zu wenden. Als oberſte Inſtanz wurde das Reichs-Kammergericht eingeſetzt, beſtehend aus dem Kammerrichter, der nur aus dem Adel gewählt werden durfte, und ſechzehn Beiſitzern, die zur Hälfte Adelige, zur andern Hälfte Doktoren der Rechte ſeyn mußten. Das Reichsgebiet wurde, mit Ausnahme von Böhmen, Mähren und Schleſien, Preußen und der Lauſitz, in ſechs, dann (1512) in zehn Kreiſe getheilt, und jeder Kreis erhielt außer einem Kreisoberſten ein Kollegium von Rathen, welches die Beſchlüſſe des Reichs-Kammergerichts zu vollziehen hatte. Die Fürſten aber ſchlichteten ihre Streitigkeiten unter einander nach wie vor, dem Herkommen gemäß, durch ſogenannte Austräge; daher der Name Austrägalgericht. Die Vollziehung der Austrägal-Urtheile lag dem Reichstage ob, der verfaſſungsmäßig in jedem Jahre auf einen Monat zuſammentrat. Um die Gehälter des Reichs-Kammergerichts und die Koſten für Kriege gegen Feinde des Reiches zu beſtreiten, wurde als Reichs-Beſteuerung die „Satzung wegen des gemeinen

Pfennigs“ eingeführt, zu der jeder Reichs-Angehörige von 500 Gulden Eigenthum einen halben Gulden, von 1000 einen ganzen, und von dem Vermögen über 1000 Gulden nach Belieben ein Mehreres zu entrichten hatte. Die Beſteuerung der einzelnen Reichsländer blieb den Fürſten in Vereinbarung mit ihren Landſtänden überlaſſen. Durch ſolche Verfügungen wurde wieder ein engeres Band der Gemeinſamkeit um alle Theile des Reichs geſchlungen, und die Einführung des Poſtweſens, welche Maximilian lebhaft beförderte (ſiehe dieſes Kalenders Jahrgang 1852), trug nicht wenig zur vermehrten Einigung deſſelben bei. Leider jedoch riß ſich ein wichtiger Theil, die Schweiz, vom Reichsverbande los. Lange ſchon durch zahlreiche Quälereien von Seiten fürſtlicher Ländersucht erbittert, weigerten die Eidgenoſſen ihre Unterwerfung unter die Reichsbeſteuerung, und nach kurzem, aber mörderiſchem Kriege ſahen ſich Maximilian und das Reich genöthigt, die Unabhängigkeit derſelben anzuerkennen.

Das Erfreulichſte unter der in mancher anderen Beziehung immerhin vorübergehend ſegensreichen Kaiſerherrſchaft Maximilian's, Dasjenige, was aus jener Zeit die nachhaltigſten Wirkungen in alle Zukunft trug, war der allgemeine Aufſchwung der Bildung in Deutſchland, nicht allein unter den Gelehrten, ſondern auch unter dem Volke ſelbſt. Dieſer aus den neu erwachten Wiſſenſchaften entſpringende Geiſt hatte natürlich viel tiefere Beweggründe als irgend eine einzelne Perſon; doch trug die Perſönlichkeit des Kaiſers Max jedenfalls nicht unweſentlich bei zur allgemeineren Verbreitung des Sinns für geiſtige Bildung. Daß Maximilian einer der ritterlichſten Kaiſer war, haben wir ſchon erwähnt. Man erzählt von ihm folgenden Zug des Muthes und der Ritterehre, deren Gefühl in ſeinem erregbaren Gemüthe leicht entzündlich war. Auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 erſchien, als ein Nachklang aus der früheren, abenteuernden Zeit des Mittelalters, der franzöſiſche Ritter Claude de Batre und forderte die ganze deutſche Ritterſchaft zum Kampfe. War es Unluſt an der Abenteuerlichkeit dieſer Forderung oder waren es andere Gründe, die bei den Deutſchen vorwalteten, kurz, lange Zeit ſtellte ſich Niemand dem Franzoſen gegenüber. Endlich aber trat ein geharniſchter und vom Viſir ganz bedeckter Ritter in die Schranken, begann den Zweikampf, beſtand ihn in glänzender Tapferkeit und ſtreckte den Recken Claude de Batre in den Sand. Erſt eine kleine Verwundung, welche der deutſche Ritter ebenfalls erhielt, gab den Anlaß, daß man in dem Kämpfer für deutſche Ehre den Kaiſer ſelbſt erkannte. Auch im ernſten Gewühl der Schlacht kämpfte dieſer nicht ſelten Mann gegen Mann, und als leidenſchaftlicher Jäger ſcheute er keine Gefahr. Der Jahrgang 1848 unſers Büchleins erzählt, wie er ſich einſt auf der Martinswand verſtiegen hatte und nur mit großer Mühe, von einem Hirtenknaben geleitet, ſich zu retten vermochte. Dieſelbe Lebhaftigkeit und Wärme



zeigte ſich in ſeinem Gefühl für Gerechtigkeit, bewies er in ſeiner Schätzung von Kunſt und Wiſſenſchaft. Nach einer Schlacht wider die Böhmen im September 1504 ließ er die Gefangenen nach Regensburg bringen, wo er ſich dann ſelbſt einige Tage aufhielt. Da geſchah es, daß er einſt vom offenen Fenſter aus bemerkte, wie einer ſeiner Landsknechte einen Böhmen beſchimpfte, dieſer aber, Jenen nur feſt anblickend, ruhig weiter ging. Der Landsknecht wird gerade durch dieſe Ruhe aufgebracht, zieht das Schwert und ſtürzt auf den waffenloſen Böhmen zu, der ſchnell den nächſten beſten Stock ergreift und ſich muthig vertheidigt. Der Kaiſer flammt auf im Zorn, er kann das nicht länger mit anſehen. „Schandbube!“ ruft er hinab; „Wehrloſe willſt Du ſchlagen?“ Augenblicks reißt er das eigene Schwert aus der Scheide und ſendet es dem Böhmen; der Landsknecht hatte ſich jedoch inzwiſchen aus dem Staube gemacht. — Maximilian war



mit den neueren Sprachen, namentlich dem Italieniſchen und Franzöſiſchen, wie mit denen des Alterthums, darunter vorzugsweiſe mit dem Lateiniſchen, bekannt, ein Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften, beſonders der deutſchen Literatur. Durch Dichter-Krönungen und Preiſe ſuchte er den Wetteifer zu beleben, und unſer Kalender giebt im Jahrgang 1845 eine Darſtellung von der Krönung Ulrich's von Hutten durch dieſen Kaiſer. Er ſelbſt ſchrieb Mehreres in deutſcher Sprache und gab den Grundriß zu einigen größeren Werken. Zu Letzteren gehört auch der „Weißkunig“, eine Erzählung der Thaten des Kaiſers, nach deſſen eigenen Angaben von ſeinem Geheimſchreiber Treitzſauerwein von Erntreiz aufgezeichnet und mit zahlreichen Abbildungen von der Hand bedeutender Künſtler jener Zeit geſchmückt. Ebenſo beſchäftigte ſich

Maximilian mit der Theorie des Krieges und führte manche Verbeſſerungen in die Kriegskunſt ein. Neben dieſen trefflichen Eigenſchaften beſaß er aber einen Leichtſinn, der ihn abenteuerlichen Plänen ſchnell geneigt machte und als Herzensgenoſſe ſeiner Liebe ihm vierzehn uneheliche Kinder eintrug. Auch wußte er mit dem Gelde nicht hauszuhalten und gerieth bei ſeinen ſchnell beſchloſſenen Unternehmungen oft in große Verlegenheiten, denen ihn die reichen Welſer und Fugger zu Augsburg (ſiehe Jakob Fugger in dieſem Jahrgang S. 73) durch beträchtliche Darlehne oder Geſchenke wiederholt entriſſen. Ein Menſch kann eben nicht alle Vorzüge in ſich vereinen, und des Kaiſers Freigebigkeit wohl einigermaßen mit ſeinem Leichtſinn verſöhnen. Die Zeit ſeiner Regierung iſt eine der glänzendſten Epochen deutſcher Bildung. In der Wiſſenſchaft erblicken wir einen Agricola, Celtes, Reuchlin, Erasmus, einen Ulrich von Hutten. Die deutſche Sprache bildete ſich zur Schriftſprache aus, Humor und Satire bemächtigten ſich des vaterländiſchen Wortes zur Darſtellung in Vers und Proſa. Man war nicht minder friſch aufgelegt zum heiteren Genuß des Lebens auch im Spiel des Geiſtes wie zur ernſten und tiefſinnigen Forſchung. Sebaſtian Brandt ſchrieb ſeine berühmte Satire „Das Narrenſchiff", Thomas Murner eine „Schelmenzunft"; in der Bearbeitung Heinrich's von Alkmar erſchien das ſatiriſche Gedicht „Reineke Fuchs", und der muthwilligſte Spott des Volksgeiſtes machte ſich in den erſten Faſtnachtsſpielen Luft, welche in den freien Reichsſtädten, hauptſächlich in Nürnberg, aufgeführt wurden; und einen Ton der Innigkeit hauchte das neu gekräftigte, kunſtloſe, aber friſche Volkslied in zahlreichen Weiſen durch die allgemeine Bewegung. Die deutſche Erfindungskraft regte ſich immer lebendiger; der Buchdruckerkunſt und dem Schießpulver folgten die Erfindungen des Spinnrads, der Taſchen-Uhren, der Brillen, die Vervollkommnung der Feuerwaffen durch das Flintenſchloß und den Kanonenguß. Die Kunſt des Kupferſtichs kam von Italien nach Deutſchland und wurde hier durch Dürer und Andere vervollkommnet. Die Baukunſt hatte den Punkt höchſter Vollendung des deutſchen Stils, wie er im Straßburger Münſter, im Kölner Dome ſich ausprägt, ſchon überſchritten, aber in bürgerlichen Bauten bewährte ſie Reichthum der Erfindung und Zierlichkeit der Ausführung. Bildhauerkunſt, Malerei und alle verwandten Künſte erſtiegen dagegen eben erſt den Gipfel ihres Schaffens. Der Steinbildner Adam Kraft, der Holzbildner Veit Stoß, der unübertroffene Meiſter des Guſſes Peter Viſcher, die Maler Albrecht Dürer, Burkmaier, Hans Schäuffelein, Lukas Cranach gehören dieſer Zeit an, und Hans Holbein verdankt ihr ſeine Entwickelung. Welch eine reich bewegte und begabte Zeit! Aber auch die größte That des Jahrhunderts ſollte Maximilian noch erleben, bevor er in das Grab ſank. Erſt zwei Jahre, nachdem Luther ſeine 95 Theſes an die Wittenberger Schloß-

kirche geſchlagen, ſtarb der Kaiſer (1519), deſſen Regierung die volle Blüthe des mittelalterlichen Lebens ſich entfalten und die Saat reifen ſah zu einer neuen, gewaltigen Bewegung der Geiſter.
Franz Becker.

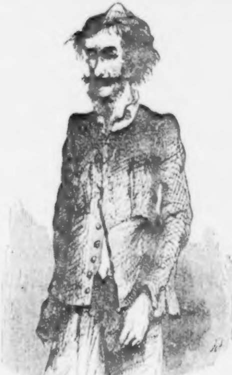
Der letzte Wunderhof in Paris.

Noch in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Ludwig's des Vierzehnten, als die glänzenden Erfolge zahlreicher Kriege den Ruhm der franzöſiſchen Waffen verbreiteten, als am Hofe dieſes Königs der Geſchmack für Kunſt und Dichtung gepflegt wurde, die Tragödien Racine's und Corneille's, die Comödien Molière's entſtanden und Lenôtre's Baukunſt mächtige Paläſte ſchuf, kurz, in einer Zeit, wo die franzöſiſche Bildung an der Spitze aller menſchlichen Geſittung zu ſtehen ſchien und wenigſtens an allen europäiſchen Höfen den entſcheidenden Ton angab, ſteckte die Hauptſtadt des Landes noch tief in Verwilderung und Barbarei. Vor 1667, wo das Amt eines Generallieutenants der Polizei geſchaffen wurde, waren die Straßen von Paris des Nachts noch völlig ohne Beleuchtung. Gabriel Nicolas de la Reinie, der Erſte, welcher jenes Amt bekleidete, ließ es eine ſeiner nächſten Aufgaben ſeyn, eine feſte Aufſtellung von Laternen zu veranſtalten, welche Anfangs nur mit Talglichten verſehen und zu je dreien in jeder Straße, eine in deren Mitte, eine an jedem Ende derſelben, angeordnet wurden, im Ganzen dreitauſend Laternen.

In der Dunkelheit der Nächte und unter der Herrſchaft einer erbärmlichen Polizeiverwaltung hatte ſich das Laſter ſchamlos entfaltet, und das Gewerbe der Diebe blühte in wucheriſcher Ueppigkeit. Dreihundert Spielhäuſer allein ſo wie die ſaubere Genoſſenſchaft der Lakaien und Pagen, welche in unverſchämter Sittenloſigkeit einen ganzen Stadttheil bei heller Tageszeit unſicher machte, ſchloß und zerſtreute Reinie. Aber die genannte ehrenwerthe Genoſſenſchaft hatte nicht ſelten Kuppelgeſchäfte für Perſonen aus dem Adel, in deren Lohn ſie ſtand, beſorgt, auch wohl in höherem Auftrage ein menſchliches Leben um einige Jahre verkürzt. Dieſe Herren murrten über das Verfahren des neuen Hauptes der Polizei. Da ließ Reinie einen Pagen der Herzogin von Chevreuſe und einen Diener des Herzogs von Roquelaure wegen Tödtung eines Studenten ohne Weiteres hängen, und — Niemand murrte mehr.

Die Spitzbuben und Bettler hatten damals eigenthümliche Zufluchtsörter, die man Wunderhöfe nannte, weil jeder Bettler dort bei ſeinem Eintritt die Verkleidung ſeiner draußen geſpielten Rolle ablegte und die Fähigkeiten, die Haltung, das Benehmen wieder annahm, welche ihm natürlich waren. Dort wurden die

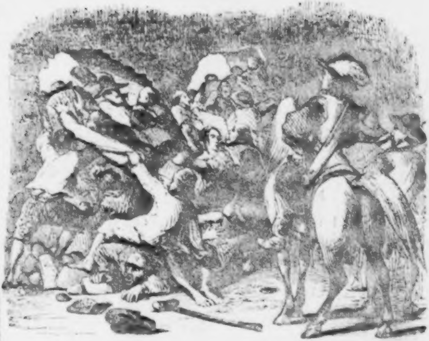
Blinden ſehend, die Hinkenden gingen gerade und die Krüppel empfingen den Gebrauch aller ihrer Glieder zurück. Dieſe Wunderhöfe waren zahlreich in Paris; ſie trugen zum Theil noch einen beſonderen Namen, wie der „Hof des Königs Franz“, der „Hof der heiligen Katharina“, beide in der Straße Saint Denis, der „Hof am Markte des heiligen Honorius“ u. ſ. w. Aber der berüchtigſte aller dieſer Höfe trägt noch heute den Namen des „Wunderhofes“, und man gelangt zu ihm durch die Straße des heiligen Erlöſers. Es war derjenige, welcher unter Ludwig dem Vierzehnten als der letzte und am meiſten gefürchtete übrig blieb. In ihm ſtarrte es von Schmutz, und nach Außen trug er Mord und Straßenplünderung bei Tag und Nacht, ſo daß Boileau's Ausſpruch, im Vergleich mit Paris ſey der gefährlichſte und einſamſte Wald ein Sicherheitsplatz, durch ihn beſtätigt wurde. Dieſe Vereinigung von Bettlern und Dieben ſprach, wie auch Victor Hugo es in ſeinem Roman „Notre-Dame de Paris“ ſchildert, eine eigene Umgangsſprache und gehorchte einem Oberhaupte, der als Bettlerkönig unter dem ſelbſtgeſchaffenen Titel „Coësre“ die gemeinſamen Angelegenheiten leitete. Unſere Abbildung zeigt das



Bildniß des letzten Bettlerkönigs, wie Zeichnungen jener Zeit es überlieferten.

Im Mittelpunkte der Altſtadt belegen, war dieſer Wunderhof ſtolz auf ſeine reiche Bevölkerung von Vagabunden, auf ſeine aus dem Mittelalter ſtammenden „Vorrechte“, welche dem Unverſtand und Vorurtheil des Volkes ihren Urſprung verdankten, hauptſächlich aber geſchützt durch den ſcheußlichen Peſthauch, der von ihm ausging und die Polizei lange aus ſeiner Nähe verſcheuchte. Dreimal ſandte Reinie Truppen zu Fuß und zu Roß unter beherzten Führern ab, um den Hof zu reinigen; ſie wurden von den Bewohnern deſſelben zurückgeſchlagen. Endlich begab er ſelbſt ſich an das Werk, feſt entſchloſſen, dem unleidlichen Unweſen den Garaus zu machen. Mit dem Anbruch des Tages erſchien er am Eingang des Hofes mit der Sappeur-Compagnie eines Schweizer-Regiments, hundertundfunfzig Soldaten der Fußwache und einer halben Schwadron berittener Polizeimannſchaft. Sobald ſie der Truppen anſichtig wurde, erhob die ganze Maſſe der im Hofe eingepferchten Bevölkerung, Männer und Weiber, Greiſe, Jünglinge und Kinder, ein furchtbares Geſchrei und Gekreiſch. Auf ein befehlendes Wort des Bettlerkönigs ragten Waffen aller Art, ſcharfe Spieße, eiſenbeſchlagene Stöcke, alte Dolche und lange Meſſer, ſogar Musketen, über den Köpfen des unheimlichen Menſchenknäuels empor, und in den von Elend und Laſter ausgemergelten Geſichtern las man thieriſche Trunkenheit und wilde Wuth. Die Soldaten, durch den Anblick aufgeregt, griffen zum Gewehr; Reinie aber verbot ihnen zu feuern. Indem er dann dem drohenden Haufen näher trat, ſagte er: „Ich könnte Euch Alle für Euern Aufruhr zur gerechten Strafe ziehen, Euch fangen und aufhängen oder in den Kerker und auf die Galeeren ſchicken. Doch will ich diesmal Gnade für Recht ergehen laſſen, weil ich Euch im Ganzen für weniger ſchuldig als elend halte. Hört alſo meinen unwiderruflichen Entſchluß und bezeugt mir durch Gehorſam Euern Dank. Ich werde in Eure Mauer drei Löcher machen laſſen, durch welche zu entwiſchen Euch geſtattet ſeyn ſoll. Das letzte Dutzend aber werde ich verhaften, es bleibt zurück, um für Alle insgeſammt zu büßen. Sechs will ich hängen laſſen und ſechs auf zwanzig Jahre auf die Galeeren ſchicken.“

Allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich unter dem Geſindel, die Geſichter verlängerten ſich vor Schrecken und Angſt. Auf ein Zeichen ihres Führers machten die Sappeurs ſich an die Arbeit, und bald waren drei mehr als mannshohe Löcher in die Mauer geſchlagen. „Nun vorwärts“, rief Reinie; „der Himmel ſey den zwölf Langſamſten von Euch Wichten gnädig!“ — Die geſammte Bevölkerung des Hofes wälzte ſich in eiligem und wildem Gedränge durch die drei Oeffnungen, der Blinde war und blieb im vollen Beſitze ſeines Augenlichts, der Lahme warf Stock und Krücke fort und rannte ſpornſtreichs davon, bis die verhängniß-

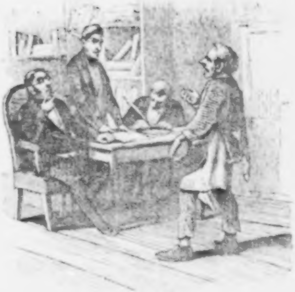


vollen Löcher durchſchritten waren. Bis auf den letzten Mann ſpieen die verpeſteten Räume ihren menſchlichen Inhalt aus, ehe zwanzig Minuten vergingen. Nachdem man ſich überzeugt, daß nur noch die leeren Wände den abſcheulichen Dunſt zuſammenhielten, trat einer der Offiziere mit einiger Verlegenheit zu dem Generallieutenant und fragte, ob das entflohene Geſindel verfolgt werden ſolle; leider ſey man der letzten Zwölf nicht habhaft geworden. Reinie jedoch erwiederte heiter: „Um ſo beſſer, laßt ſie laufen! Damit ſie aber auch die Luſt, wiederzukommen, gar nicht mehr anwandele, ſchleift die Mauern und brennt die Hütten nieder!“ — Dies war das Ende des letzten Wunderhofes zu Paris.

Fr. P.

Gereimte Vertheidigung.

Eine Beleidigung der Männer, die den Geſetzen Achtung verſchaffen und dem öffentlichen Unfug wehren ſollen, brachte im Auguſt des Jahres 1838 den Lumpenſammler Picard, mit dem Beinamen: **Der Reimer (le Rimeur)**, vor eine Pariſer Polizei-Behörde, wo es zu folgendem hier möglichſt treu in's Deutſche übertragenen Verhör kam:



Präſident. Heißt Ihr Picard?

Picard.

Wohl, Ihr Herren, Picard heiß' ich,
Ohne Titel auch, das weiß ich;
Lumpen ſamml' ich frank und frei,
Eſſ' und trink' dazu für Zwei.

Präſident. Habt Ihr ſonſt keinen Erwerb?

Picard.

Lumpen erſt, das iſt ja kund,
Knochen dann und Glas in Scherben:
Das läßt Brod für mich, den Hund
Und für Frau und Kind erwerben.

Präſident. Ihr habt Euch mit einem Kameraden geſchlagen; man wollte Euch auseinander bringen und Ihr beleidigtet die Wache.

Picard.

Picard im Karren, von Lumpen bedeckt,
Iſt willig den Geſetzen unterthan;
Doch wenn er ſich mit ſeinen Freunden neckt,
Da kommt die Wache völlig unnütz an.

Präſident. Ihr habt der Wache Achtung und Gehorſam zu bezeugen; Ihr thatet weder das Eine noch das Andere.

Picard.

Den Schönen Achtung und den Kriegern!
Iſt uns Familien-Spruch;

Das bleibt auch, ſtets danach zu handeln,
Mir Antrieb ſchon genug.

Präſident. Ihr ſcheint Euern Familienſpruch doch vergeſſen zu haben; denn die Wache beſchwert ſich ſehr über Eure groben Reden und ſonſtigen ungeſtümen Aeußerungen!

Picard.

Wenn der Menſch dem edlen Tranke,
Den man Rebenſaft benennt,
Hin ſich giebt, ſo fällt die Schranke,
Es entweicht ihm der Gedanke;
Er wird fluchen, ſchrei'n, behend
Jeden, der ihm naht, beleid'gen,
Allen keck zu Leibe geh'n,
Und doch ſelbſt nur wacklig ſteh'n —
Herr, Ihr müßt mich ſelbſt vertheid'gen!

Präſident. Es war ſchon ſehr unrecht von Euch, ſo viel zu trinken, daß Ihr am nächſten Morgen nicht einmal wußtet, was am Abend vorher geſchehen.

Picard.

Da habt Ihr recht; — ja hätt' ich auch
Den Kopf mir Jahrelang zerbrochen,
Zurückgekehrt wär' mir kein Hauch
Von Dem, was damals ich geſprochen.

Präſident. Dann ſchweigt; es iſt das Beſte was Ihr thun könnt.

Picard.

Nun, ich will Euch und mich nicht quälen,
Jedoch zu guter Letzt
Den alten Lumpenſammler jetzt,
Den Vater Picard Euch empfehlen.

Das muß kein unwirkſames Schlußwort geweſen ſeyn, denn die Richter, wahrſcheinlich entwaffnet von der Demuth des Vater Picard, verurtheilten ihn nur zu vierundzwanzig Stunden Haft, wonach er freudig ausrief:

Mich ganz gehorſamſt zu bedanken,
Trink' ich in Zukunft nicht zu viel;
Dann bleibt die Wache aus dem Spiel
Und Alles in gebor'gen Schranken.

G z.

Thomas, der Londoner Weber.

Wenn der Weber Thomas in's Plaudern kam, konnte man darauf rechnen, daß folgendes Geſchichtchen nicht ausblieb: „In meiner Jugend arbeitete ich in einem und demſelben Hauſe mit Inbegriff der Lehrzeit elf Jahre, habe mir aber nur Einmal einen halben „freien Tag" ausgebeten. Mein Lehrherr war ein Quäker, ich trat zu ihm und redete ihn ſchüchtern an um den halben freien Tag. Hört nun unſer Zwiegeſpräch!

„Gut, Thomas, magſt ihn haben, möcht' aber doch wiſſen, wo und wie Du ihn verleben willſt.“

„Ich hab' ſo viel von Greenwich gehört, es ſoll dort Vergnügen auf Vergnügen ſich tummeln, und ich möcht's 'mal ſehen.“

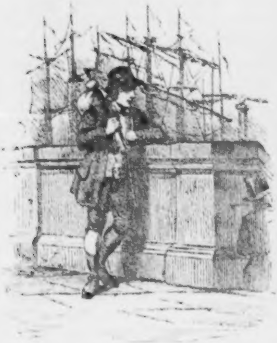
„Hab's gedacht, Thomas; muß Dir aber ſagen, Du thuſt beſſer, nicht hin zu gehen. Du verlierſt zum Erſten einen halben Tagelohn, zum Andern giebſt Du gewiß mehr aus, als Du in zwei Tagen verdienſt; das iſt alſo mindeſtens ein Verluſt von drittehalb Tagen. Was aber böſe Geſellſchaft für Verluſte bringen kann, läßt ſich gar nicht berechnen; es iſt Mancher neugierig hineingegangen und niemals wieder aus dem Verderben herausgekommen. Man kann Dich reizen zum Zorn, kann Dich betrunken machen; — wer will da ſagen, welche Thorheiten Du nicht begehen wirſt, deſſen uneingedenk, daß Du vielleicht Deiner Geſundheit einen Knacks verſetzeſt, der ein halber Todesſtoß iſt. Ich meine, Du beſinnſt Dich.“

„Ei, Herr, die Ausgabe werd' ich ſchon mindern: ich gehe hin und zurück; ein Stückchen Brod und Käſe in mein Schnupftuch gepackt, dann hat der Mund wenig oder nichts mehr zu verlangen, denn eines Trunks Waſſers wegen braucht er doch nichts weiter als ſich aufzuſperren, weil er's überall findet. Was aber ſchlechte Geſellſchaft betrifft, nun, ich halte mich für den Mann, der da widerſteht.“

„Thomas, Thomas, Du wirſt erfahren, wie's in Greenwich zugeht; willſt Du mir nicht folgen, folge Dir, den halben freien Tag haſt Du!“

Zur Reiſe macht' ich mich bald bereit, mein Bischen Eßwerk hatt' ich richtig bei mir und auf dem Wege war ich. Da zogen ganze Schaaren Volks über die London-Brücke nach Greenwich; denn ſchönes Wetter macht die Straße dorthin ſo belebt wie einen Jahrmarkt. An Dampfſchiffen auf der Themſe fehlte es eben ſo wenig als an Menſchen, die ſie füllten; ich aber lehnte noch an einem Seitengelände, ſah dem Einſchiffen zu und gedachte — der Worte meines Lehrherrn. Weiß Gott, ich konnte mich ihrer auf dem ganzen Wege nicht entſchlagen. Ein halber freier Tag war mein, Geld und Lebensmittel hatt' ich, das ſonnige Wetter war ſo einladend — ich aber ſtand in mich hinein ſchauend wie eine Bildſäule da. Ich hörte der Menſchen [illegible] und ihrem Lärmen gegenüber nur die Stimme meines Herrn, fand endlich, daß er vollkommen recht habe und kehrte um, mit dem Vorſatz, mir Greenwich aus dem Sinne zu rücken: Vorſicht und Klugheit hatten geſiegt.

„Thomas“, ſagte mein Herr, als er mich in die Werkſtatt treten ſah, „iſt hier Greenwich?“ — Ich erzählte ihm, wie mir geſchehen. „Biſt ein braver Burſche!“ entgegnete er, und ich



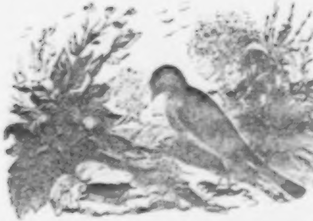
ſaß ſchon an meiner Arbeit, wo mir das Herz viel leichter war als an der London-Brücke.

Als nun des Sonnabends Zahlſtunde kam, erhielt ich den vollen Lohn und der Herr legte noch eine Guinee hinzu. „Nimm ſie“, ſagte er; „haſt vernünftig gethan, meinen Rath nicht vom Winde forttragen zu laſſen; es wird Dich niemals gereuen!“ — Es hat mich auch nicht gereut; denn wär' ich nach Greenwich gegangen, ich glaube noch heut, es wäre Alles grad' ſo eingetroffen, wie's der Herr ſagte; durch eine kleine Ueberwindung aber gewann ich eine goldene Guinee, das Vertrauen meines Herrn, und, was das Meiſte iſt: eine gewiſſe Kraft im Ueberwinden. Ich bitt' Euch, Kameraden, geht nicht nach Greenwich oder in anderen wirrigen Trubel, dann bleibt alles Gute bei Euch!“

Fwg.

Fabel von Nachtigall und Grille.

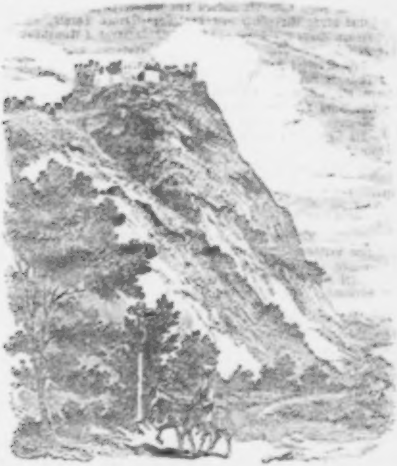
Einſt gegen Abend hüpfte die Nachtigall in gemüthlichem Frieden auf Wieſ' und Feld, um ſich zu ſtärken für ihren Nachtgeſang, durch den ſich jeder Fühlende wonnig einwiegen und mit



Entzücken von dem innigen Klange ſich wieder erwecken läßt. Einige Augenblicke verweilte ſie lauſchend an einer pflanzenreichen Stelle; hier vernahm ſie das Zirpen einer Grille und ward nicht unwillig bei dem wandelloſen Geſchrill, denn, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, jedes Geſchöpf Gottes vollbringt, was es kann, mehr iſt ja nicht zu verlangen. Die Grille jedoch wisperte eintönig: „Mir genügt nicht die Bewunderung von Einzelnen, ich bin's beſſer gewohnt; geh' du deiner Wege!" — „Ei, das iſt nicht höflich", meinte die Nachtigall; „ſage mir, wodurch biſt du's beſſer gewohnt?" — „Beleidigende Frage!" murrte die Grille, „da Jeder wiſſen muß von der Menge meiner Bewunderer." — „Wer — verzeihe meine Unwiſſenheit — wer ſind Die?" ſo erkundigte ſich die Nachtigall und die Grille erwiederte entrüſtet: „Ringsum die Schnitter auf den Kornfeldern, die Mäher auf den Wieſen, und du Nichtswiſſende wirſt mir doch nicht leugnen, daß dies in hieſiger Gegend, wo ſich Alles durch Pflugſchar und Senſe nährt, eben Alle und ſehr gewichtige Beurtheiler ſind!" — „Unzweifelhaft ſind's wichtige Leute", entgegnete die Nachtigall; „aber von großer Kennerſchaft des Schönen hab' ich da noch niemals gehört, obwohl eine natürliche, halb unbewußte Freude daran ſchon zu ſchätzen und mir ſelbſt behaglich iſt. Schnitter und Mäher haben ſehr liebe Geſchicklichkeiten und demnach ihren Werth, den Niemand für gering halten ſoll, denn ſie würden über allen Geſang ſiegen vor dem Richterſtuhl der Nützlichkeit. In ihrem Wirkungskreiſe können ſie auch richtig urtheilen von Dem, was ſie thun und zu thun beabſichtigen, jedoch nicht über Anderes, was außer ihrer Erkenntniß liegt, die zu erwerben ihnen Antrieb oder Gelegenheit fehlte. Sey alſo, verehrte Grille, künftig nicht ſo eitel, nach dem etwaigen Beifall der Kenntnißloſen dich ſelber zu wägen. Im Uebrigen iſt dein Geſang für den einer Grille der beſte; ich geb' es willig zu, hoffe indeß, daß man ihn nicht dem Geſange der Nachtigall vorziehen wird, iſt mir auch, wenn's geſchähe, deshalb kein Troſt vonnöthen!" — Und damit flog die Nachtigall zurück in ihr dichtes Laubdach, um dort aus der Verborgenheit für die Sinnigen ihre Stimme laut werden zu laſſen, ohne ſich weiter um das Urtheil zu bekümmern, aber doch fühlend, daß die Gottesgabe ſchöner Natur auch der Menſchen Herz wohlthuend berühren werde.

C. Riernitz.

Der Hohentwiel und Konrad Widerhold.

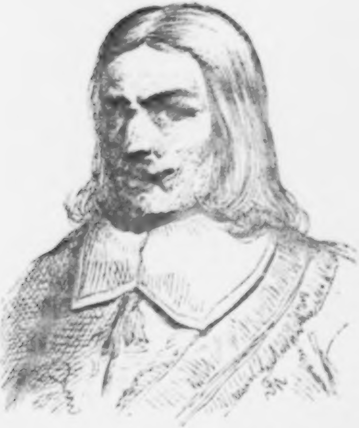


Der Hohentwiel, gleich Breiſach eines der feſteſten Bollwerke Süddeutſchlands, liegt leider wie dieſe genannte Feſtung noch immer in Trümmern. Aber ſelbſt in Trümmern gehört jene

Burg zu den ſchönſten Kleinodien Deutſchlands und bietet oben eine Rundſchau, wie wenige Stellen des Erdballes eine ähnliche bieten mögen. Wenn der Wanderer nämlich den Thurm des Schloſſes beſteigt, der jetzt mit Treppen und Dachwerk neu verſehen iſt, ſieht er dicht zu Füßen die faſt unbezwingbare Feſte, dann den Höhgau, eine durch ſpitze Bergkegel ſich auszeichnende Landſchaft; Bergkegel, welche wohl durch innere Gluth der Erde empor getrieben ſind. Weiterhin breitet der Bodenſee ſeine prächtigen Waſſer, zu denen die Aach unten am Fuße des Felſens ihre Wogen ſendet, und über den Spitzen des Höhgau's ſieht man nach einer Seite hin die hohen Kuppen des Schwarzwaldes und der rauhen Alp, nach der andern den ſchneebedeckten Sentis und die ganze große Alpenkette von den Vorarlbergen Tyrols, bis zu den fernen Höhen des ſavoyiſchen Blankenbergs (Montblanc). Der Felſen, auf dem ſich die Trümmer erheben, ragt 868 Fuß über dem Spiegel des Bodenſee's, 2234 Fuß über dem Meere, und zwar ſo ſteilrecht, daß nur von der weſtlichen Seite das Erſteigen möglich wird. Er ſoll ſchon zu vordeutſchen Zeiten eine keltiſche Burg getragen haben, welche darauf den Deutſchen, dann den Römern, ſpäter wieder den Deutſchen zur Hochwacht gedient hat, bis ſie ſich im Mittelalter in ein Kloſter verwandelte. Den Mönchen ward aber bald der Felſenſitz zu unbequem, ſie zogen nach Steinen an den Rhein und überließen ihn den Hohenſtaufen. Nach dem Falle dieſes mächtigen Hauſes kam die Horſt an Raubritter, denen ſie vom Grafen Eberhard dem Greiner von Würtemberg entriſſen wurde. Von da ab blieb der Fels würtembergiſch, welchem Herrn auch immer das Land unten gehorchen mochte. Der flüchtige Ulrich von Würtemberg eroberte von dieſem Felſen aus ſein verloren gegangenes Land wieder, weshalb er deſſen Befeſtigungen noch vermehrte. Im dreißigjährigen Kriege, wie nachher, unter Alexander von Würtemberg, wurde noch auf der Höhe am Weſtabhange, von wo man den Felſen erſteigen kann, eine zweite Feſtung angelegt, das ganze Bollwerk nach den Erforderniſſen der damaligen Zeit umgebaut. Trotz aller Werke jedoch übergaben die Befehlshaber die Feſtung im Jahr 1800 dem franzöſiſchen Heerführer Vandamme, der ohne alles Geſchütz nahte, bloß auf deſſen leere Drohungen; der Franzoſe ließ dann auf Geheiß Napoleons die Feſtung ſprengen und in den Zuſtand verſetzen, in welchem ſie ſich noch heute befindet.

Glänzendere Zeiten hatte der Hohentwiel im dreißigjährigen Kriege unter den Befehlen des ruhmreichen Hauptmanns Widerhold, deſſen wir bei der Geſchichte dieſes Felſens mit Ehren gedenken müſſen.

Konrad Widerhold war geboren zu Ziegenhain in Heſſen, wo ſein Vater Bürger und ehrſamer Rathsherr des Städtleins war. Schon in ſeinen Knabenjahren äußerte er große Luſt am Kriegsweſen und brachte es endlich dahin: daß er in ſeinem ſieb-



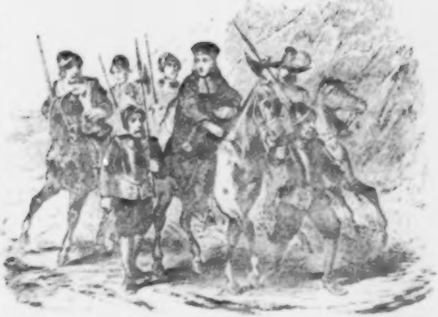
zehnten Jahr in die Dienſte der Hanſa gehen durfte. Derzeit kam er als Reiter im Jahr 1615 der Stadt Braunſchweig zu Hülfe, als ſie vom Herzog Friedrich Ulrich angegriffen wurde. In dieſem Kampfe, der nicht lange währte, brachte er es bis zum Gefreiten, wurde dann auf die Inſel Helgoland verlegt, wo er ſich im Geſchützweſen und Feuerwerk umſchaute, Feſtungs- und Schanzbau trieb, wobei er ſich durch Dienſteifer und ſittlichen Wandel die Liebe des Befehlshabers Burkhartſch in dem Grade erwarb, daß dieſer ihm ſeine Tochter Armgard zur Gattin antrauen ließ. — Dem jungen Krieger mochte aber das ſtille Leben auf dem Nordſeefelſen nicht behagen, er ſehnte ſich hinaus nach Abenteuern, nahm trotz dem Widerſtreben der jungen Gemahlin Abſchied von der Inſel und aus hanſeatiſchem Dienſte, und ging nach Venedig zur Schaar des Grafen von Löwenſtein. Der junge Held wurde nun zum Seedienſte beſtimmt, ſah die Küſten von Frankreich, England, Portugal und Sicilien, entweder friedliche

Handelsſchiffe geleitend oder ſich mit den afrikaniſchen Seeräubern umherſchlagend. Er hatte nebenbei auch Gelegenheit, Welſchland durchreiſen zu können, die berühmten Feſtungen und Bauten dieſer Lande in Augenſchein zu nehmen, wie vom welſchen Kriegsweſen überhaupt Mannigfaches zu lernen.

Nachrichten über Zerwürfniſſe und Kämpfe in Deutſchland bewogen Widerhold, die Dienſte des venetianiſchen Freiſtaates zu verlaſſen und in ſein Vaterland zurückzukehren. Er war früher in Italien mit einem Verwandten des Würtembergiſchen Hauſes freundlich zuſammen getroffen und eingeladen worden, kam alſo dieſem Herrn willkommen. Vom Herzoge Johann Friedrich von Würtemberg bald als Drillmeiſter angeſtellt, übernahm er das Geſchäft, die junge Mannſchaft einzutheilen und einzuüben. Er wohnte jetzt mit ſeiner Gemahlin und Mutter in Stuttgart.

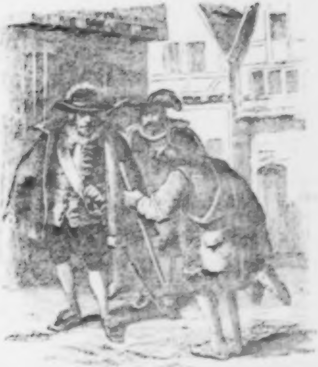
Der dreißigjährige Krieg hatte unterdeß begonnen, an welchem Würtemberg Anfangs keinen Theil nahm; als aber 1629 und 1630 die geiſtlichen Güter dem Kaiſer ausgeliefert werden ſollten, hielt Widerhold das Stift St. Georgen beſetzt und wich nicht, wie auch die Feinde drohten. Im folgenden Jahre kam es zum ſogenannten Kirſchenkriege. Oeſterreich und Würtemberg rückten einander gerüſtet gegenüber, bevor es aber zum Treffen kam, ward abermals vertragen. Erſt als der Schwedenkönig an den Rhein vordrang, das bündiſche Heer gegen Würtemberg rückte, „um dorten ein Feuerlein zu ſchüren, daß die Engel die Füße daran verbrennen ſollten", durfte Widerhold, wie er längſt gewünſcht, das Schwert in allem Ernſte ziehen. Er war damals zum Hauptmann vorgerückt, erhielt bald den Majors-Rang, belagerte dann als Oberſt-Lieutenant Schramberg und erzwang dieſe Feſte. Man wollte ihm darauf die Vertheidigung von Hornberg übertragen, welche er aber ablehnte, da er die Unhaltbarkeit des Platzes wohl einſah. Er ſollte nun Hohenſtoffeln im Högau nehmen, welches ihm aber mißlang. Obgleich er abziehen mußte, hatte ſein Zug für die Sache der Fürſten-Vereinigung den Vortheil: daß Widerhold die Wichtigkeit des Högaues einſah. Als Guſtav Adolph bei Lützen gefallen war, wurde der kühne Krieger zu mannigfachen Sendungen verwandt, dadurch mit dem Herzoge Bernhard von Weimar vertraut, und in Folge deſſen auf den Felſen von Hohentwiel geſchickt. Der Herzog von Würtemberg hätte keinen tapfereren, keinen beharrlicheren Vertheidiger ſeiner feſten Burg auswählen können. Vom Jahr 1634 an waltete er als Oberſt dort und trachtete vor Allem, die Werke auf's Beſte in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Wohl war dieſes nöthig, denn nach der Schlacht bei Nördlingen wälzten ſich die bündiſchen Heere über die Lande der verbundenen evangeliſchen Fürſten und verbreiteten unſägliches Elend. — Widerhold erklärte ſeinen Streitern: daß das ganze Land in Feindes Gewalt, der Herzog nach Straßburg entflohen ſey, er jedoch trotz Allem an dem evangeliſchen Bunde feſthalten, dieſem mit Leib und Leben die Feſte erhalten wolle, ſo lange, bis ein ehrenvoller Friede, bis dem Vaterlande Glaubensfreiheit erkämpft wäre. Er ſtellte jedem ſeiner Krieger frei, die Feſtung zu verlaſſen, wenn er vor den herannahenden Gefahren erbange, verlangte aber von den Bleibenden Beharrlichkeit, Treue und Muth. Keiner verließ ihn, Alle verſicherten: daß ſie bis zum letzten Blutstropfen bei ihm ſtehen würden; und Alle verrichteten Wunder des Muthes an ſeiner Seite.

Zuerſt erſtürmte er die benachbarten Burgen Staufen und Hohenkrähen, wo ſich die Feinde feſtzuſetzen ſuchten, und ſprengte deren Werke; dann ſäuberte er den weiten Gau von allen Räubern und behauptete ihn, wenn nicht überlegene Streitkräfte ihn zum Rückzug in die Feſte zwangen. Von ſeinen kecken Ritterzügen leben noch viele im Munde des Volkes. So hörte er einmal, daß der bündiſchgeſinnte Biſchof von Konſtanz zu Bolingen auf üppiger Waidfahrt tafeln werde, mit Herren und Frauen dort große Kurzweil treibe. „Wir wollen den geiſtlichen Herren lehren", ſagte er zu ſeinen Gefährten, „daß Beten und Tröſten in dieſer trüben Zeit viel beſſer iſt, als Birſchen und Schwelgen." Der Biſchof, zufällig gewarnt, entging ihm zwar, aber ſeine prächtigen Jagdroſſe, ſein koſtbares Silbergeräth und ſein Waidgezeug fiel den Hohentwielern in die Hände. — Ueberlingen am Bodenſee, damals noch Reichsſtadt, auf ihre feſten Mauern pochend, trieb allerlei unredliches Spiel und trachtete einen Kaufherrn-Zug der evangeliſchen Stadt Ulm zu überfallen. Widerhold erfuhr dies zu rechter Zeit, überraſchte am 23. November 1634 in der Morgenfrühe die Ueberlinger, als ſie eben die Ulmer angreifen wollten und hatte hier leichtes Spiel mit ihnen. Nachdem er die Freunde befreit und geleitet, barg er einen Theil ſeiner Leute in die Kittel der Gefangenen, ritt ſo Abends gen Ueberlingen und erhielt ohne alles Bedenken Einlaß. Bürgermeiſter und Rath wunderten ſich aber auf das Entſetzlichſte, da ſie den Frevel mit bedeutender Buße zu ſühnen, die Helden für ihren Straßdienſt zu lohnen hatten, wonach ſie mit reicher Beute auf ihren Felſenneſt zurückkehrten. — Die Keckheit Widerhold's brachte bald Feinde in größerer Anzahl vor ſeine Mauern. Die Schaaren des Fürſten von Fürſtenberg wie der Stadt Radolfzell vereinigten ſich mit dem kaiſerlichen Feldherrn Oſſa, die Feſtung zu erobern. Die Eroberung wollte aber nicht ſo leicht gehen, ſelbſt als im Jahre 1635 der Heerführer Vitzthum die regelrechte Belagerung begann. Widerhold blieb dem Feinde keinen Schuß ſchuldig, obgleich eine böſe Seuche die Schaaren ſeiner Streiter bedeutend lichtete. Als dieſe Seuche ihm auch den Prediger wegraffte, predigte er eine Zeit lang ſeinen Kriegern das Evangelium, und ließ ihnen von ſeiner Armgard das göttliche Wort erklären. Weil ihm jedoch Evangelium und Schwert auf die Dauer zu führen nicht gut dünkte, machte er einen Ausfall und führte einen jungen Gottesgelehrten,



Eberhard Pauli, in ſein Felſenneſt, der von da ab die Geſunden ermunterte und belebte, die Leidenden erquickte und tröſtete.

Im Jahr 1636 trat der Herzog von Würtemberg mit dem Kaiſer in Unterhandlung. Widerhold merkte aber, daß dieſe Unterhandlung nur zum Schein begonnen ſey, um eben den Hohentwiel zu gewinnen; er verband ſich daher um ſo inniger mit dem Herzog von Weimar, und beſchloß, die Burg nur nach allgemeinem Frieden zu eröffnen. Als nun die kaiſerlichen und herzoglichen Abgeſandten anrückten, die Uebergabe forderten, ſchulterten Weimar'ſche Krieger am Thore das Gewehr, und Jene ſahen ſich genöthigt, unverrichteter Dinge abzuziehen. Der Herzog kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit, mußte ſogar ſeinen treueſten Helden für einen Verräther erklären, obſchon er demſelben im Herzen nicht gram werden konnte. Auch mochte der Held nicht von ſeinem Landesherrn laſſen, ſuchte ihm aus allen Kräften beizuſpringen. Als er einſt wußte, daß dieſer Fürſt in Straßburg in der dringendſten Geldverlegenheit ſchmachtete, drängte ſich ein Bettler zu ihm. „Was willſt Du von dem, der ſelber arm iſt?" fragte der Herzog. „Euer Durchlaucht", entgegnete der Sendling Widerhold's, „die Welt iſt nun eine verkehrte worden, in welcher der Bettler Almoſen austheilt." Hiermit drückte er dem Herzog den Stab in die Hand und verſchwand. Der Herzog fühlte aber an der Schwere, daß er keinen einfachen Bettlerſtab halte, und



ſtube, aus demſelben fielen, als er brach, einige hundert blanker Goldſtücke, die Erſparniſſe des Hohentwielers.

Als Bernhard von Weimar geſtorben war, kurz nachdem er den Hohentwiel beſucht, rückten die Kaiſerlichen von Neuem vor die Feſtung, dachten ſie mit leichter Mühe zu erobern. Widerhold entgegnete aber der Aufforderung: „daß er keinem Manne, daß er einer Sache anhange, er die ſeinige noch nicht verloren gebe, man möge es immer verſuchen.“ — Er ward hierauf Tag und Nacht beſchoſſen, mit Sprengung bedroht, ja einmal drang der Feind ſogar in die untere Burg, aber vergebens. Er wurde wieder vertrieben, bei welcher Gelegenheit ſogar eine Twieler Jungfrau einen feindlichen Krieger entwaffnete; zum Dank ſtattete Widerhold das Mädchen aus. Nach mannigfachen eiteln Verſuchen ſchlichen die Feinde rathlos um die Burg und wurden dabei auf das Bitterſte von den Belagerten geneckt. Als nämlich Widerhold bemerkte, daß die Belagerer den Tag über im Thale in der Gegend eines Winzerhauſes verweilten, auf deſſen Herde Feuer ſchürten, ſich daran zu wärmen, Abends aber wieder in ihr Lager ſich zurückzogen, vergrub er unter dem Herde dieſes Hauſes einige Granaten, welche am nächſten Morgen, als die

Feinde wieder um das Feuer geſchaart waren, aufflogen und das Haus ſammt allen Umſtehenden zerſchmetterten.

Es traf ſich, daß um dieſe Zeit einmal Klaudia, die Erzherzogin von Oeſterreich, über Tafel ihrem Unmuth gegen Widerhold die Zügel ſchießen ließ. Ein ſpaniſcher Heerführer, Don Federigo Henriquez, der zugegen war, behauptete: daß der rechte Mann noch nicht vor den Mauern geweſen und erbot ſich, der genannten Dame die Schlüſſel der feſten Burg zu überbringen. Der ſpaniſche Kriegsmeiſter erhielt hierauf gleich vom Kaiſer den nöthigen Kriegsbedarf und rückte dann in den Hegau. Es war im September 1640. Der Burghauptmann beantwortete die ſpaniſche Forderung der Uebergabe auf gut Deutſch, beantwortete jeden Schuß auf das treffendſte. Er und ſeine Leute kannten den Vortheil jeder Klippe, jedes Buſches. Wer der Felſenburg nahte, war der rächenden Kugel bloßgeſtellt, fühlte unter ſich eine Granate platzen, eine Wolfsgrube klaffen, oder fiel in ſonſt eine Schlinge, welche ihm nächtlicher Weile geſtellt worden war. Unter ſolchen Drangſalen ſchmolz das Heer vor Hohentwiel und daher mußte der ſpaniſche Ritter, als die ſchwediſchen Heerhaufen zu Ende Oktobers nahten, ohne die Schlüſſel der Burg und mit Hinterlaſſung ſeines Heergeräths davon fliehen.

Da alle anderen Mittel, die Burg zu gewinnen, verbraucht waren, verſuchte man nun, durch Anbietung von Geld, Würden und Ehrenſtellen Widerhold wankend zu machen und für die kaiſerliche Partei zu gewinnen; man fand ihn aber auch hier ſo unerſchütterlich, wie den Felſen, auf welchem Twiel gründete. Der Muth wuchs ihm ſogar mit den Jahren dermaßen, daß er ſeine Ausfälle jetzt weit über den Geſichtskreis ſeiner Horſt ausdehnte. Er witterte im Januar 1641 die Reichs-Kontributionsgelder, die eben in Waiblingen, fünfzehn Stunden weit vom Twiel, aufgeſpeichert lagen, verſchaffte ſeinen, als Marktleuten verkleideten Kriegern Einlaß, und brachte den Schatz nicht allein auf ſeiner Burg in Sicherheit, ſondern hielt die Stadt auch bis in den folgenden April beſetzt. In der Erndtezeit deſſelben Jahres drangen die Bayern im Thale vor und fingen an, die Felder zu verwüſten. Sie dachten dadurch den ſtarren Helden zu ärgern und verſahen ſich, da ſie an der Zahl wohl zehnfach überlegen waren, keiner Störung. Widerhold aber, begünſtigt durch wolkenbruchartige Regenſchauer, welche alle Bäche zu Strömen angeſchwellt hatten, überfiel ſie plötzlich, zerſtreute ſie und kam mit Beute und Gefangenen auf ſeine Burg zurück.

Im Weinmonde deſſelben Jahres, als Baner, der ſchwediſche Feldherr, geſtorben war, als ſich die bündiſchen Heerhaufen wieder bedeutender Vortheile rühmten, rückte Spaar mit den kaiſerlichen und bayriſchen Schaaren in den Hegau und wollte die Felſenfeſte jetzt mit der ernſtlichſten Anſtrengung nehmen. Er umlagerte die Feſtung und warf 2700 Paßkugeln, 363 Granaten und

107 Glühkugeln gegen deren Werke, ſetzte ſich ſogar in Beſitz der unteren Burg, ohne daß die Schüſſe von oben recht beantwortet wurden. Spaar meinte, daß die Beſatzung nicht mehr gehörig mit Kriegsbedarf verſehen ſey, glaubte die Feſtung ſchon in ſeiner Gewalt und ließ dem Obriſten ſehr vortheilhafte Bedingungen wegen der Uebergabe antragen. Er kam aber von ſeinem Irrthum zurück, als die Geſchütze von allen Wällen plötzlich einen furchtbaren Eiſenhagel niederſandten, die Beſatzung nun auch fleißig Ausfälle machte und die alten Neckereien wieder begannen. Mangel und Krankheit aller Arten herrſchte in den Reihen der Belagerer und nach wenigen Wochen mußten ſie das Weite ſuchen, da die Schweden von Breiſach zum Entſatze nahten. Alles Gepäck, alles Heergeräth fiel wieder in die Hände des Hohentwielers, dem ſämmtliche Kugeln bloß zwei „heimliche" zerſtört hatten. So wie nach dieſer fünften Belagerung die Feinde abgezogen waren, beſetzte Widerhold mit ſeinen Leuten den weiten Gau umher, ließ ſich von den benachbarten Städten Schutzgeld zahlen und eroberte die Feſten, in welchen ſich bündiſche Schaaren befanden. Als ihm Roſt, der Hauptmann von Radolfzell, einmal dieſe Schutzgelder weggefangen hatte, fing er den Hauptmann ſelber und ließ ihn nicht eher los, bis der letzte Heller zurückbezahlt war. Nicht ſo gut gelang ihm ein Anſchlag auf Konſtanz, vor deſſen Wällen er ſich zurückziehen mußte; durch den Rückzug aber keineswegs muthlos, warf er ſich auf Tuttlingen und gewann dieſe Stadt. Im Januar 1643 rückte er Nachts vor Ueberlingen, ſchlug das Thor ein, während deſſen Wächter in ihrer Halle ſorglos ſpielten, und konnte große Vorräthe von Kriegsbedarf und Mundvorrath mit auf ſeine Veſte führen. Das Franziskanerkloſter kaufte ſich von der Plünderung dadurch los, daß es Widerhold ſeine treffliche Orgel überließ; er konnte ſie gut gebrauchen, da der Burgherr eine neue und ſchöne Kirche auf ſeinem Felſen hatte erbauen laſſen. Widerhold verſtand ſich auf's Bauen, und trotz der Belagerung baute er eifrig fort, neben der Kirche und deren Thurm eine Kanzlei, eine Rüſtkammer, ein Zeug- und Kugelhaus, ein Schulhaus, ein neues Thor und einige Windmühlen. Zwei Pulverthürme, den Löwen und Drachen, ſtellte er von der Verwitterung wieder her und führte eine gute Straße den hohen Twiel hinan.

Nachdem die Franzoſen im Spätherbſte 1643 bei Tuttlingen einen bedeutenden Verluſt erlitten, rückten die Bayern wieder in den Hegau, beobachteten jedoch den Felſen nur in ehrwürdiger Entfernung, und ſelbſt da nicht ungeneckt, indem der Held oft auf ſeinen Sitz den Vorrath führte, der für die Hüter unten geſandt war. Auch blieb er fortwährend taub gegen alle Verheißungen, welche ihn ſeiner Sache abwendig machen ſollten. Im Jahr 1645, als Torſtenſohn gen Wien rückte, verließ die Belagerungs-Mannſchaft den Hegau; Widerhold brach wieder hervor, das weite Land umher von den einzelnen Schwärmen zu ſäubern. Er eroberte Pfullendorf und Tuttlingen, Memmingen und Engen in raſchen Querzügen, während er ſeinem Neffen die Obhut der Feſtung anvertraute. Einmal dachte man ihn nach ſolchem Streifzuge, auf dem Heimwege von Baden, zu fangen; er hatte aber ſchon Wind davon bekommen und überraſchte die Jäger dermaßen, daß ſie übel zugerichtet die Flucht nahmen, dem Sieger reiche Beute, unter Anderem auch an Baarem, zurücklaſſen mußten. Sein Kellner Stockmeyer aber gerieth kurz darauf mit tauſend Dukaten eingetriebener Schutzgelder in Gefangenſchaft; Widerhold wußte ihn jedoch bald zu befreien: er überraſchte auf einem Streifzuge das Kloſter Weingarten, entſchädigte ſich reichlich aus dem Kloſterſchatze und führte den Abt ſo lange mit auf Hohentwiel, bis er ihn gegen ſeinen Kellner auswechſeln konnte. Als im Winter 1646 der Bodenſee gefror, machte er der Inſel Reichenau einen Beſuch und brachte tüchtige Beute aus dem dortigen reichen Kloſter heim. Er hätte auf dem Rückwege freilich beinahe das Leben eingebüßt, indem das Eis brach und viele ſeiner Leute ertranken. Im Faſching deſſelben Jahres überraſchte er die Stadt Sulz, und brachte ebenfalls mancherlei Beute und viele Gefangene von ſeinem Streifzuge mit auf ſeine Feſte.

Von da ab zeigte ſich kein Feind mehr in der Nähe des Hohentwiels, bis der Frieden endlich zu Stande kam, Widerhold ein Dankfeſt anordnen und 1650 ſeinem Landesherrn die ihm ſo heldenhaft erhaltene Burg übergeben konnte. Hohentwiel wurde jetzt Widerhold's Neffen zur Hut übergeben, der alte Herr aber als Kriegsrath und Obervogt nach Kirchheim berufen. Den Grafenſtand, der ihm zugedacht war, nahm er nicht an. Er wohnte jetzt abwechſelnd in Kirchheim und Neidlingen, den Abend des ſtürmiſchen Lebens heiter und nützlich füllend. Im Jahr 1666 verlor er ſeine treue Lebensgefährtin Armgard und wurde durch dieſen Verluſt ſo tief betrübt, daß er ihr im dreiundſiebzigſten Jahre ſeines Alters, am 13. Juni 1667, folgte. Seine Grabſchrift verfaßte er ſelber, ſie lautet:

„Der **Wider** Abrahams iſt meine Zuverſicht,
Daher iſt Gott mir **hold**, trotz dem, der widerſpricht."

Sein Vermögen hinterließ er zu wohlthätigen Zwecken und ſtarb, wie er gelebt, ein edler feſter Held, dem ein ehrenvolles Andenken geſichert iſt.

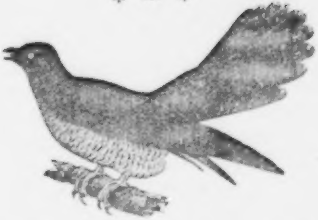
Wilh. v. Waldbrühl.

Heimiſche und fremde Vögel.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen für 1851 und 1852.)

Der Kukuk.

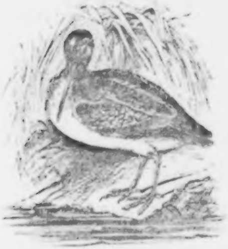
Das iſt ein Geſchöpf, von dem Goethe ſagt: es ſey ein offenbares Geheimniß, und obwohl offenbar, doch ſchwer zu löſen. Damit meint er die Natur des Vogels, nicht etwa eine Weiſſa-



gungsgabe, die man ihm andichtet mit dem fragenden Ruf: „Kukuk, wie lange leb' ich noch?“ Wer da glaubt, auf ſolche Weiſe eine Wahrheit zu erfahren, der braucht nicht Narr zu werden, er iſt es ſchon. Einen Spaß muß man als ſolchen nehmen, oder ihn vermeiden, wenn man nicht Spaß verſteht. Ich kenne Einen, nämlich mich, der von Kindesbeinen an dem Kuckuk alljährlich jene Frage aus der Ferne zuſandte, denn in ſeine Nähe läßt er nicht leicht Jemand kommen, und er hat ein Mal oft, ein ander Mal gar nicht, zuweilen aber ſo unaufhörlich geantwortet, daß es mir langweilig wurde und ich meines Weges zog. Man hat werthloſe Spruchwörter auf Grund jenes hoffentlich überwundenen Aberglaubens, von dem auch die Verwünſchung ſtammt: „Hol' Dich der Kuckuk!“ — und man hat in Bezug auf dieſen Vogel noch andere Sprüchwörter, welche von Denen, die man damit bezeichnet, ungern gehört werden, zum Beiſpiel: „Der wird den Kuckuk nicht wieder rufen hören!“ oder: „Die hat den Kuckuk ſchon oft gehört!“ Wenn das Letztere in der Regel richtig angewendet wird, das Erſtere kann fehl gehen, denn ſelbſt der berühmte Arzt Heim ſagte einſt: „Dem * * hab' ich vor vierundzwanzig Jahren das Leben abgeſprochen, und jetzt läuft er noch zu meiner Schande herum!“ — Denken wir nun aber an die Eigenſchaften des Kuckuks, ſo läßt ſich nicht ſagen, daß ſie gerühmt werden, und weil er üble Nachrede hat, vergißt man ſogar ſein Gutes, obwohl es nicht gering iſt. Er lebt ja hauptſächlich von den ſchädlichſten Raupen, und geſcheidte Gutsbeſitzer würden nichts dagegen haben, gäb' es der Kuckuke mehr: ſie ſind ihnen zu ſelten. Sie freuen ſich alſo nicht wenig, deren im Frühling zu hören, ließen es ſich auch behagen, wenn ſie ihre Rückreiſe nach Egypten über den September hinaus verſpäteten. Die üble Nachrede, welche dem Kuckuk folgt, müſſen wir aber doch erwähnen. Man ſchilt ihn einen Egoiſten, zu Deutſch: einen Ichſüchtigen, einen Selbſtling, doch ſind die Beweiſe anzufechten. Ihm geſchieht unrecht, wenn man ihn beſchuldigt, er ſpreche immer nur von ſich; denn ſeinen Namen gab nicht er ſich, die Menſchen nannten ihn ſo, und er drängt ſich mit den paar Tönen, die er hat, nicht auf, hält ſich vielmehr ſcheu in der Verborgenheit. Danach dürfte man eher annehmen: er ſey beſcheiden, wiſſe, er könne nicht zu den bedeutenden Sängern gezählt werden. Daß er aber an dem ſpärlichen Ton, den ihm der Schöpfer verlieh, in ſeiner Einſamkeit ſich erfreuen will, kann Niemand unbeſcheiden finden. Dagegen möcht' es nicht zu tadeln ſeyn, wenn man von ſelbſtſüchtigen Menſchen, die ihre geringen Gaben für ſehr wichtige halten und das Vorzüglichere damit erdrücken wollen, ſprüchwörtlich zu ſagen pflegt: „Er meint, ſein Kuckuk ſinge beſſer als der Andern Nachtigall!“ — Den ſchwereren Vorwurf: das Kuckuks-Paar wiſſe nichts vom Vater- und Muttergefühl, lege ſeine Eier in fremde Neſter, überlaſſe deren Inhabern das Ausbrüten, Nähren und Erziehen der Kuckuks-Nachkommenſchaft, dieſen Vorwurf können wir freilich nicht beſeitigen. Der Kuckuk legt ſein Ei in das Neſt anderer Vögel, die von gleicher Nahrung leben, und wie verſchieden die Neſter, wie verſchieden ihre Stätten, im Trocknen und Feuchten: das Neſt der Bachſtelze, des Mönchs, Rothkehlchens, Zaunkönigs und der Braunelle, jedes iſt ihm genehm. Daß aber alle dieſe Vögel den ausgebrüteten Kuckuk zärtlicher behandeln als ihre eigenen Jungen, dieſe des ſehr gefräßigen Eindringlings wegen im höchſten Grade vernachläſſigen, ſelbſt dann noch für ihn ſorgen, wenn er bereits ausgeflogen iſt, ja daß es von den genannten Vögeln ſelbſt ſolche thun, die ihn nicht ausgebrütet, nicht im Neſt gefüttert haben, eine ſolche uns unerklärbare Erſcheinung muß wohl einen eigenthümlich nützlichen Zweck fördern. Wahrſcheinlich erzeigt der ausgewachſene Kuckuk den kleineren Vögeln, die mit ihm gleiche Nahrung ſuchen, ſchon durch ſeine Nähe Gefälligkeit und Schutz, deren Art wir nicht durchſchauen. Es wäre mithin Weisheit der Natur, zu gegenſeitiger Dankbarkeit den einen wie den andern Theil zu verpflichten, wonach wir dann nicht Urſach hätten, den Kuckuk ſo arg zu bezüchtigen, weil er zufolge jener Anſicht dazu beſtimmt ſeyn würde, zwiſchen den verſchiedenen Vögeln durch Miſchung von Verwandtſchaft ein Familienband zu knüpfen und zu erhalten. Hierin beſonders liegt das Geheimniß, welches Goethe ein offenbares und dennoch nicht zu löſendes nennt. Die Löſung dieſes Räthſels wird aber gewiß noch gefunden werden, wenn es auch übrigens wahr bleibt, daß die Natur über aller Lehre der Gelehrteſten ſteht.

Die Waldſchnepfe.

Dieſem Vogel, der im Oktober zu uns kommt, im März oder April ſcheidet, wird von den Menſchen ſehr nachgeſtellt, weil man ihn zu den köſtlichſten Biſſen zählt. Er ſcheint auch eine Ahnung davon zu haben, denn am Tage bringt ihn nur Gewalt zum Auf-



fliegen, und dann fällt er gleich wieder herab, um ſich zu verbergen. Nur des Nachts, beſonders bei Mondſchein, trägt ihn ſein ſchwerfälliger Flug von einem Gehölz, von einem beſchilften und berohrten Sumpf zum andern. Die eifrige Jagd auf Waldſchnepfen hat ſie ſelten gemacht, um ſo höher ſtieg deren Werth bei lüſternen Feinſchmeckern, die ſogar den Schnepfendreck für die wonnigſte Speiſe halten, obwohl ſie eigentlich eine ekelhafte iſt, da ſie zumeiſt aus Eingeweide-Würmern beſtehen ſoll. Wer lebhaft daran denkt, überläßt dieſe Leckerei gewiß gern Andern, obwohl man übrigens noch bei Manchem, was gegeſſen wird, die Phantaſie abwehren muß. Halten wir uns an die gute Hausmannskoſt und gönnen das Gaumenkitzelnde Dieſen oder Jenen, die vielleicht dereinſt an den Spruch erinnert werden:

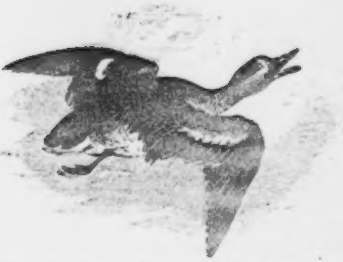
„Der Schlecker und der Schlemmer frißt
Sich endlich Haus und Hof zu Miſt.“

Wir aber wollen uns vor Schlampamperei hüten und unſer Leiblied ſoll heißen:

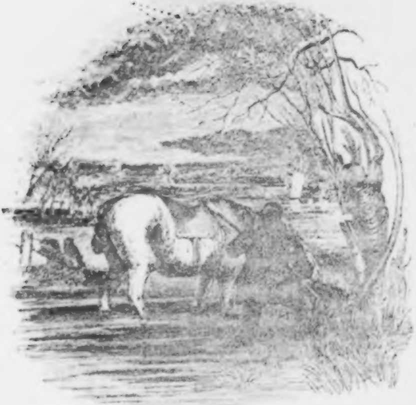
Nicht Jeder hat Kapaun und Schnepfe,
Doch füllt er ſich mit Hirſemus
Durch tücht'ge Arbeit ſeine Näpfe,
So hört er rings des Frohſinns Gruß.
Ob Hoffnung Beſſres ihm verſprochen,
Nicht Mißmuth läßt er in den Kopf,
Denn Mißmuth iſt des Teufels Topf,
Worin wir nichts als Unheil kochen!

Die wilde Ente.

Als Braten iſt die auch nicht zu verachten, obwohl darüber der Schreiber dieſer kurzen Betrachtungen keineswegs beſonders



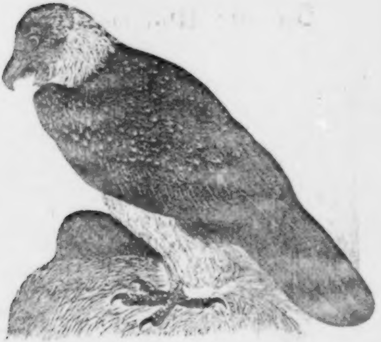
aus Erfahrung ſpricht. Die wilde Ente bleibt bei uns, überwintert in Schilf-, Ried- und Buſch-Bedeckungen, und bei der Jagd bedient man ſich zur Lockung zuweilen des Geſchnatters der zahmen Enten. Man hält die wilden für klüger als die zahmen, dieſe hätten demnach durch den Umgang mit Menſchen in der Gewohnheitsbildung an Naturgaben Abbruch erlitten. Einige Kecke ſind ſo boshaft zu behaupten, dies ſey überall die Folge der neuzeitigſten oder unzeitigſten Bildung, wenn man auch darüber manchen lobpreiſenden Schnatterer höre, von dem man mit den Landleuten ſagen könnte: „Er hat vom Entenſchnabel gegeſſen.“ Wir wollen nun die Klugheit der wilden Enten weder bezweifeln noch rühmen, aber jedenfalls machen ſie dem Jäger oft viel zu ſchaffen, und gewinnt er nicht Beute auf den erſten Schuß, den zweiten hatt' er da zu thun, wo er heut nicht hinkommt. Man braucht auch allerlei Liſt, um durch das „Beſchleichen“ bis ſo dicht als möglich ſchußfertig vorzudringen, und ein Sonntags-Jäger läßt es ſich manchmal äußerſt ſauer werden, nichts zu erwiſchen. Er watet im Waſſer, verbirgt ſich hinter dem Pferde — von welchem die Enten muthmaßlich wiſſen, es trachte nicht nach ihrem Leben, weil ſie es näher ſchreiten laſſen als den Menſchen — und wir ſehen da Einen, der bald ſchießen wird mit gleicher Wirkung wie ſein fern aufgeſtellter Kamerad, der dafür ſorgte, daß die Enten ja nicht dort blieben, wohin er ſchießen will, weshalb wir ſie ſchon hoch in der Luft gewahren. Unſer Sonntags-Jäger bringt es gleichfalls ſo weit, daß die Enten, gehörig verwarnt, ungefährdet nach andern und fernen Gewäſſern ſtreichen; ſind ſie weg, ſputet er ſich, auch weg zu kommen, um daheim, der Erkältung wegen, Fliederthee zu trinken, und morgen mit heiſerer



Stimme von ſeinen geſtrigen Püffen zu erzählen, und von dem Jägerglück, was er nächſtens zu haben hofft. Nun, Aufſchneiderei iſt das Jäger-Latein, aus dem ſich in ſchalkhaftes Deutſch nichts überſetzen läßt als — Zeitungs-Enten.

Der Geyer-Adler.

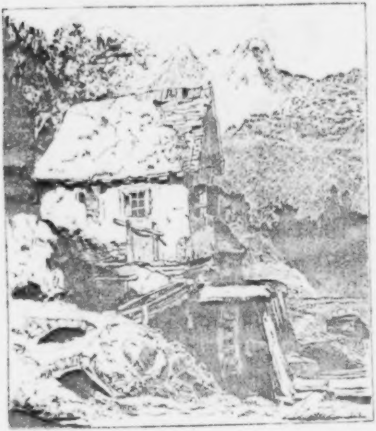
Wir wollen auch diesmal ein böſes Gethier anreihen, den Geyer-Adler, deſſen Länge, iſt er mit dem Wachsthum fertig, bis zu fünftehalb Fuß gedeiht, wonach ſeine ausgeſpannten Flügel im Maaße zehn Fuß betragen. Er horſtet im Schnee-Bereich der Alpen, baut ein Neſt bis ſechs Fuß und darüber im Durchſchnitt, erlugt ſchwebend mit ſcharfem Blick ſeinen Fang und fährt auf ihn nieder ſchnell, kräftig, bei rauſchendem Getöſe. Die Gemſe auf dem Felſen, das Kind auf der Trift iſt nicht vor ihm ſicher, und kann er ſich ſchon auf Schnabel, Klauen und Krallen verlaſſen, mit ſeinem Flügelſchlag verwirrt er und ſtürzt in den Abgrund, was er nicht zu ergreifen vermag, damit es zermalmt ihm



zum Nahrungs-Vorrath werde. Ja, er greift ſogar zuweilen die den Felſen hinanklimmenden Gemſen-Jäger an und entführt Kinder aus der Ebene zu ſeiner Höhe. Im Kirchenbuche der Gemeinde Habchern's in der Schweiz iſt eingetragen: „Am 12. Juli 1768 wurde Anna Zurbuchen als dreijähriges Kind durch einen Geyer-Adler von einer Wieſe, wo ſie ſchlief, geraubt; ein Bergbewohner, der das Kindsgeſchrei vernahm, befand ſich in der Nähe, als der Geyer-Adler ſeinen Raub an einem Abgrunde niederlegte, um ihn feſter zu packen, und jener Bergbewohner hatte das Glück, ihn zu verjagen und das Kind zu retten, das man von ſeinen Wunden noch zu heilen vermochte.“ Dieſe Anna Zurbuchen heirathete einen Schneider, Peter Frutiger in Gwaltswyl, und lebte bis zum Jahre 1839. — Auch der Ausruf: „Hol' Dich der Geyer!“ hat alſo ſelbſt in Bezug auf den Menſchen in der Wahrheit etwas Mögliches, und dennoch wird der raubgierige Geyer-Adler als Gefangener ſo zahm, daß er Alles mit ſich machen läßt und dann den wehrloſeſten Thieren gegenüber nichts vom ehemaligen Grimm zeigt, ja auch hungrig wagt er nicht, ſie anzugreifen. Er, der in der Freiheit am zügelloſeſten und unmäßigſten war, wird in der Gefangenſchaft am kirrſten; — wir glauben, dieſe Wahrnehmung ſteht nicht vereinzelt da. — r.

Die alte Waldmutter.

(Aus den Briefen eines Malers.)



1.

Im Auguſt 1847.

Mit Freunden und Bekannten auf den Bergen und in den Thälern des Odenwaldes umherſtreifend, ſtanden wir vor einer Waſſermühle, höchſt romantiſch gelegen, aber ſehr verfallen. Das Alterthümliche und Romantiſche zugleich veranlaßte ein Geſpräch, das nicht enden wollte, beſonders als ſich noch die Frage über den Unterſchied des Klaſſiſchen und Romantiſchen einmiſchte. Wir wurden nur darüber einig, es werde hier durch Natur, Einſamkeit und hinfälliges Menſchenwerk ein Empfinden erregt, das ſich mit dem Verſtande nicht ſchildern laſſe und ſelbſt für den beſten Dichter noch Geheimnißvolles habe. Zwiſchen klaſſiſch und romantiſch wollten wir zuletzt nur einen Unterſchied aus krankem Begriff gelten laſſen. „Denn" — ſo hieß ein Schlußſatz — „was im Geiſt und Gefühl ſich als friſch und geſund erweiſt, kann eben ſowohl klaſſiſch — muſtergültig — als romantiſch — ſinnbezaubernd — ſeyn, und dabei käm' es nicht darauf an, ob ein Werk vor Jahrhunderten oder in unſern Tagen entſtanden wäre." Dieſe Behauptung fand unter uns noch immer Gegner, bis zuletzt Einer bemerkte: da die Mühle ſtill ſtehe, wollten wir wahrſcheinlich mit unſerm Geplapper, das in engem Kreiſe wirble, dieſen Mangel des Lärms erſetzen; auf unſerer Plappermühle ſchütteten wir aber nur Spreu auf, könnten alſo höchſtens Staub zu Tage fördern. Wir fanden dies zwar etwas grob, mußten aber doch lachen, und am meiſten kicherte unſer Führer in ſich hinein. Er war ein ſogenannter Schreiber-Schultheiß, das will ſagen: ein Mann, der mehr gelernt hat als der gewöhnliche Dorf-Schultheiß und etwas weiter in die Verwaltung eingreift. Er griff jetzt auch in unſer Geſpräch mit den Worten: „Nun, drinnen in der Mühle wohnt wenigſtens auch ein Stück Romantik, die alte Waldmutter!" — Wir wurden neugierig und er erzählte uns:

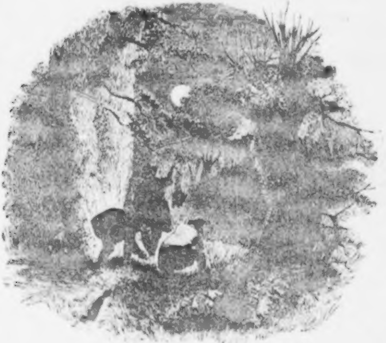
„Die Frau heißt Kiliane Weberle und war einſt wohlhabend. Sie hatte einen Sohn und weiter keine Kinder, und er ward Herr der Mühle, als der Vater ſtarb. Seines Geſchäfts nahm er ſich tüchtig an, heirathete, war auch ſchon Vater eines Sohnes, als er in furchtbarer Weiſe verunglückte. Er wollte etwas am Mühlenrade ausbeſſern; ein Mühlknappe aber, ohne zu wiſſen, was draußen vorging, ſetzte das Werk in Gang und das Rad zermalmte den jungen Meiſter. Die Mutter und ihre Schwiegertochter waren von dem entſetzlichen Schickſal tief ergriffen, die Letztere fand im Grame kein Ziel und folgte bald dem Gatten im Tode nach, Kiliane Weberle aber erſtarkte in der Pflicht, für den Enkel ſorgen zu müſſen. Leider erzeugte jedoch ihre grenzenloſe Liebe zu dem Knaben Unheil. Sie führte das Geſchäft fort, ſo gut ſie vermochte, hielt auch den jungen Robert zur Arbeit an, gab ihm indeß doch zuviel nach, ſo daß er in der Umgegend frühzeitig mit verführeriſchen Geſellen verkehrte. Dieſen hätte die Großmutter ihn gern entrückt, und da ein fremder, auf der Wanderſchaft bei ihr einkehrender Müllersſohn ihr Mancherlei berichtete von den Fortſchritten, die man überall mache, auch im Mühlenweſen, beſchloß die Großmutter, ihn erſt in die Schule nach Neuburg und dann auf Reiſen zu ſchicken, was ſchwere Opfer koſtete. Als er nun nach Jahren zurückkam, war er an's Arbeiten nicht gewöhnt, wußte aber den großen Herrn zu ſpielen, verbrauchte, was noch an Vermögen da war, machte zwar nicht die ſchlechteſten, aber doch üble Streiche, und zuletzt, als eine gerichtliche Unterſuchung über ihn verhängt werden ſollte, entfloh er: es ſind nun etwa vier Jahre ſeitdem vergangen. Die Großmutter bezahlte noch Schulden, ſo weit ſie konnte, blieb arm zurück, ließ die Mühle ſtill ſtehen, und trotz ihrer großen Bedürftigkeit in ihrem Alter von über achtzig Jahren nimmt ſie keine Unterſtützung an, die man ihr gern bewilligen würde. Sie ſammelt das ganze Jahr hindurch Reiſer im Walde; was ſie davon nicht ſelbſt braucht, trägt ſie in Bündeln nach dem nächſten Flecken, eine gute Meile weit, und geht dieſen Weg oft in einem Tage zwei Mal hin und her. Wenn man ſie amtlich fragt: weshalb ſie ſich ſo plage und jedes Erbieten der Hülfe von ſich weiſe, dann antwortet ſie: „Ich muß büßen und büße mit Recht dafür, daß ich meinen Enkel, den ehrloſen Flüchtling, ſo ſchlecht erzogen habe.“ Da wohnt ſie nun ganz einſam in dieſer verfallenen Mühle, und es iſt äußerſt ſchwer, auch nur mit ihr zu ſprechen, denn ſie ſchließt ſich ein, öffnet nicht, wie ſehr man poche an Thür und Fenſter. Nun läßt man ſie in ſtiller Achtung völlig ungeſtört in ihrem Thun und Treiben, und oft hat man ſchon geglaubt: ſie ſey geſtorben, bis ſie dann plötzlich wieder ſichtbar iſt und Jeder im Dorfe mit ſonderbar ſcheuer Andächtigkeit dem Andern ſagt: „Weißt du, heut hat ſich die alte Waldmutter wieder ſehen laſſen!“

Dieſe Erzählung hatte für mich einen unwiderſtehlichen Reiz; meine Phantaſie ſchuf bereits mancherlei Pläne und zu hoffende Abenteuer. Ein gewöhnliches Weib konnte, nach meiner Anſicht, dieſe Kiliane Weberle nicht ſeyn, und ich beſchloß, der alten Waldmutter gelegentlich nachzuſchleichen, als wäre es die geliebteſte Schöne, die vor mir flüchtet. Wenn es mir gelingt, ſie kennen zu lernen, ſollſt auch Du auf dem Papier wenigſtens mit ihr bekannt werden. — Gott erhalte Dich froh im Gedränge des Lebens!

2.

Ende Oktober 1847.

Ich wohne bei dem Dorfpfarrer, der iſt aber noch nicht lange hier, wußte alſo von der Müllerin Kiliane nicht viel mehr als was uns der Schreiber-Schultheiß mittheilte. An dieſen mußte ſich alſo meine Wißbegier wenden und ich erfuhr durch ihn wenigſtens in einigem Zuſammenhange Dies und Jenes aus dem Leben der alten Waldmutter und ihres Enkels. Robert Weberle hatte zwar auf der Schule etwas gelernt, dort aber und während ſeiner Reiſe war ihm Allerlei angeweht von der neueſten Bildung, die da meint, ſämmtliches Dunkel des Daſeyns aufgeklärt zu haben, und nun in vorlautem Uebermuth Religion, Moral und Sitte der Menge zu Räthſeln machte, deren Auflöſung in der Auflöſung aller geſunden Begriffe und Zuſtände beſteht. Schwatzen konnte Robert ſo überredend, daß ſich der albernſte ſeiner Zuhörer erhaben fühlte über alle Erfahrung und vor Entzücken außer ſich gerieth, wenn er nun deutlich zu merken wähnte, daß die Obrigkeit eigentlich nur Untrigkeit und die Ordnung Uebrigkeit ſey. „Und wahr iſt's“, ſetzte der Schreiber-Schultheiß hinzu, „wenn man dem Robert eine handgreifliche Dummheit als Vorderſatz gelten ließ, dann entwickelte er ſo ungeheure Weisheit, daß ſelbſt ein Kluger dabei dumm werden konnte.“ — In der Mühle litt es ihn nicht und meiſt trieb er ſich in Weinheim umher, wo ſich oft die gährendſte Jugend verſammelt. Als der Großmutter das Geld knapp wurde, machte der Enkel Schulden und außerdem Streiche außerhalb der Geſetze. Indeß iſt ihm doch nur nachzuſagen oder zu beweiſen, daß er mit einigen ſeiner Luſtgenoſſen im Walde Schlingen legte, um Wildpret wegzufangen, wozu ſie Abnehmer hatten, die ihnen Geld verſchafften. Die Großmutter kundſchaftete dies aus und durchſtrich, wie ſich ſpäter ausmittelte, kummervoll allnächtig den dichteſten Wald, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Das Gericht erhielt Anzeige von dem Frevel der jungen Leute, und es ward eine Unterſuchung eingeleitet, der ſich Robert durch die Flucht entzog, was indeß den weiteren Gang des Verfahrens nicht hinderte. Unglücklicherweiſe mußte auch die Großmutter als Zeugin vorgefordert werden. „Der Schmerz der alten Frau, die zum Erſtenmale in ihrem langen Leben vor Gericht ſtand, war grenzenlos“, ſagte der Schreiber-Schultheiß, „und wir Alle, die wir da ſaßen, wurden erſchüttert von der ſtrengen Wahrhaftigkeit, mit der ſie geſtand, daß ſie ihren Enkel ſelbſt geſehen habe, als er mit andern Buben das Wildpret aus den Schlingen löſte. Sie beſchrieb Alles mit ſolcher Beſtimmtheit



und ſelbſt dichteriſchem Schwunge: wie dies von ihr in der Mitternacht bei Mondſchein beobachtet worden ſey, daß, wenn Sie es in den Akten nachleſen, Sie auch das Bild vor ſich haben, und dazwiſchen rief ſie wiederholt aus: O meine Ehre, meine Ehre! und doch bin ich ſchuld, daß mein Enkel der Schande nachlief, warum hab' ich ihn ſo ſündlich zu ſehr geliebt!" Robert wurde öffentlich vorgefordert, und da er nicht erſchien, zu halbjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt. Seitdem hat die Großmutter das einſame Leben, was ſie jetzt führt, ſich als Buße auferlegt. In unſerem Dorfe und überhaupt unter den ſonſtigen Bekannten läßt ſie ſich gar nicht ſehen, ja nicht in der Kirche, wo ſie vordem niemals fehlte. Doch weiß man, daß ſie in ihrer Einſamkeit allen Anordnungen für Sonn- und Feſttage genügt, und wenn Einer zur Zeit des Gottesdienſtes lauſcht, hört man auch aus der verfallenen Mühle ihre leiſe Stimme in frommen Geſängen; einzudringen aber wagt Niemand, und ein paar Wohlmeinende, die es verſuchten, kamen übel davon." —

Das dürfte mir eine Warnung ſeyn, lieber Freund, und für jetzt beſchränkt ſich meine nähere Bekanntſchaft mit der alten Kiliane Weberle darauf, daß ich die vom Schreiber-Schultheiß mir in's Pfarrhaus mitgegebenen Akten geleſen und nach Ausſage der Großmutter, die laut Protokoll eine Förſters-Tochter iſt, des Enkels Sünde zum Bilde geſtaltet habe. Ich wollte, der wüſte Geſell könnte als ehrlicher Kerl wiederkommen, wenn er irgendwo ſeine Strafe verbüßt hätte. Indeß denk' ich doch nur an die Waldmutter und mein Mitgefühl zieht mich hin zu ihr. Sie gefällt mir, und ich möcht's ihr beibringen, daß ſie mir gefällt, auch auf die Gefahr, ihr zu mißfallen. — Behalt' mich lieb und gründe Dir ein anheimelnd heimlich Glück in der einſtweilen unheimlichen Welt!

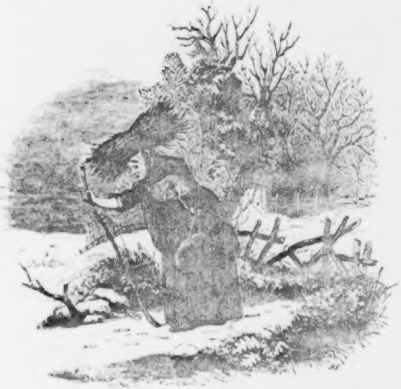
3.

Im Dezember 1847.

Eigentlich hab' ich Dir, lieber Freund, noch nicht geſagt, wie und weshalb ich in die Gegend des Odenwalds gekommen bin. Ich machte die Bekanntſchaft eines Decans, dem meine Bilder gefielen, und er hat durch Geiſtliche ein paar Gemeinden zu dem Beſchluß gebracht, daß ſie die in den Kirchen vorhandenen Gemälde beſſern und auffriſchen laſſen. Ein Pfarrer hat mir ſogar die Beſtellung auf zwei neue Bilder verſchafft. So werde ich noch mehrere Monate hier verweilen, wo ich bei dem mir wohlgeſinnten Pfarrer mich behaglich genug befinde. Die Dorfkirche ſelbſt iſt für eine ſolche ſtattlich genug, und ich habe ſie Dir da oben hingezeichnet, weil Du gern in jedem Briefe etwas von meiner Hand haſt.

Der alten Waldmutter bin ich oft und lange nachgegangen, doch wollte es mir noch nicht glücken, von dem Gruß auf eine Näherung und Unterhaltung zu kommen. Ich ſah ſie, grüßte, ſie

dankte, wenn dem ſo iſt: denn ich hörte nur einen flüſternden Hauch. Ich ſchritt manchmal neben ihr her, that eine Frage, erhielt aber keine Antwort, vernahm höchſtens ein leiſes Gemurmel, das weder freundlich noch unwillig, und endlich inniger klang, als ſchlöſſe ſie mit einem Gebet. Beſchreiben will ich Dir, wie ich ſie neulich im Walde ſah — doch nein, deutlicher iſt ja das Bild und es hilft Dir eher zu einem Eindruck. Schau' ſie an in der winterlichen Landſchaft, zurückkehrend zur Mühle, nachdem das Bündel Reiſer geſchnürt war. Sie ſammelt deren überall, im Walde, auf den Straßen, die an den Seiten alte Bäume haben, und außerhalb der Dörfer an den buſchigen Zaungängen. Die beſten trägt ſie zu Markt, und daß ſie unterweges ſich zuweilen auf einen hin- oder herfahrenden Wagen ſetzt, was man ihr ſtets wie in einer Bitte anträgt, das iſt die einzige Gefälligkeit, der ſie ſich nachgiebig zeigt. Du ſiehſt die Alte da vor Dir und kannſt ſie ſo leibhaftig in den kälteſten Wintertagen im Walde finden, wenn der Schnee auch noch ſo hoch liegt und ſie einen Pfad ſich ſelber treten muß. Die Spitze ihrer Kopfbedeckung hat einen klei-



nen Haken, an dem das Bündel etwas befeſtigt iſt, dennoch ſchwankt ihr Körper nach rechts und links, um die Laſt im Gleichgewicht zu erhalten, wozu ihr auch der Stock dient, den ſie ebenfalls dem Walde verdankt. Sie hat ihn in der rechten Hand, mit der linken hält ſie einen abgetragenen Hut, den ſie wieder aufſetzt nach dem Verkauf ihrer armſeligen Waare oder wenn ſie Reiſer ſucht.

— Du wunderſt Dich vielleicht, daß ich Dir ſo viel vorſchwatze von dieſer Kiliane Weberle, aber es zieht mich mit Gewalt zu ihr, und in Wahrheit, eine ſolche Abgeſchiedenheit, dies Verharren bei den mühevollſten Beſchwerden, und in der Armuth ihr ſtrenger Entſchluß, nicht von der Barmherzigkeit leben zu wollen, noch dazu in einem Alter, das an ſich ſchon die gültigſten Anſprüche begründet auf die allgemeine Sorge, das iſt jedenfalls eine eigenthümliche Erſcheinung. Um ſo mehr muß man davon ergriffen ſeyn in unſeren heutigen Zuſtänden, die ſo zerfahren ſind, daß man beinahe nirgends einen in ſich ganzen und abgeſchloſſenen Charakter findet. Wie ſich ein Zug der Aehnlichkeit durch die Bildniſſe eines Familiengemäldes zieht, ſo zieht ſich ein Zug der Erſchlaffung durch die jetzige Menſchheit; faſt Jeder hofft und verlangt mehr von Andern als von ſich ſelber, und wenn nun keine Schlaraffen-Zukunft folgt, dann ſchlägt Mißmuth gleich die letzte Spur von Kraft zu Boden, der Mißmuth, der im gefährlichſten Spiel mit Wahn, falſchen Begriffen und haltloſen Anſchuldigungen ſich ſelbſt ein Paradies zu einem entſetzlichen Aufenthalt lügen könnte. Es iſt mir, als käme unſer Bischen Bildung, die Tauſende durch lauter Halbheiten in die mannigfachſte Verirrung führt und nur Wenige auf dem graden und ſicheren Wege läßt, theuer zu ſtehen. Darüber herrſcht jedoch eine Blindheit, die ſchon ſo erblich geworden iſt, daß es ganzer Geſchlechter bedürfen wird, ehe dies ſchaurige Erbtheil ſich aufzehrt, und die Menſchheit gleichſam aus einer friſchen Schöpfung hervorgeht, die das Urſprüngliche und Einfache in mächtiger Selbſtſtändigkeit wiederherſtellt. — Doch wohin führt mich die Betrachtung der alten Waldmutter, die ſo völlig nur auf ſich allein gewieſen ſeyn will und es durchführt! Mich packt zuweilen ein Grauen, wenn ich über die Zuſtände mir klar zu werden ſuche. Nicht gern möcht' ich der Meinung ich weiß nicht welchen Grämlings ſeyn, der ausrief: „Wem das Schickſal der Menſchen Treiben läſtig machen will, den läßt es Einſicht gewinnen, und dieſe jagt ihn in die Einſamkeit!“ — Meine Lebensluſt wehrt ſich gegen ſolche Alles verſchwärzende Weisheit, und — da ſchreit eben eine Krähe — ich will Keiner von Denen ſeyn, die behaupten, daß ſogar die Krähen ehemals angenehmer ſchrieen. Dennoch erfüllt mich der Gedanke an das Still- und Alleinleben in der verfallenen Mühle mit Sehnſucht; — eine hübſche Dorf-Nachbarin, die Tochter eines Weingärtners, behauptet ſogar ſteif und feſt: ich ſey in die alte Waldmutter verliebt, und als ich die ſchnippiſche Schöne fragte: was ſie mir gäbe, wenn ich ihr unumſtößlich das Gegentheil bewieſe, antwortete ſie lachend: „Nix, gar nix, mehr kann i nit verſpreche!“ — In die verfallene Mühle muß ich aber hinein, und wär's auf der Diebesfährte. Leb' wohl!

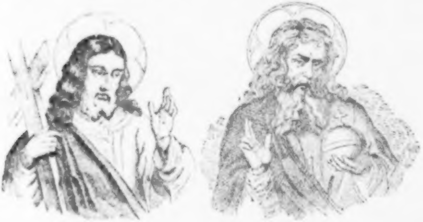
4.

Am dritten Januar 1848.

Glück auf zum neuen Jahre und darüber hinaus! Wir begrüßten die erſten Stunden des Jahres bei dem Pfarrer im kleinen Kreiſe ſo fröhlich, als es der Blick in die Zukunft geſtatten wollte; denn daß man dieſe bei einer ſolchen Zeitſcheide vergeſſen könnte, iſt unmöglich. Die trübſten Anſichten hatte der Pfarrer, von dem ich hörte, daß in den letzten Monaten den Bewohnern dieſer Gegend durch Hauſirer allerlei Schriftchen mitgetheilt wurden, die den frevelhafteſten Umſturz aller Säulen der Ordnung und des Bürgerglücks bezwecken, und ſeine Rede ſchloß er mit den Worten: „Es zieht jetzt des Trugs viel durch die Welt, der vom Lügengeiſt ein ſchmuckes Gewand empfängt, und wenn Erfahrung den Leuten die Augen öffnet, der Dünkel verſchließt ſie wieder!“

Zuletzt wende ich mich zurück nach dem abgeſchiedenen Jahre, und habe von meiner alten Waldmutter zu erzählen. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte auf jedem Erholungsgange ihre Begegnung ſuchen, und das war leicht durch die Spuren der Fußſtapfen auf dem Schneegefilde; denn zur Winterszeit kommt nur ſie in das Innere des Waldes, mich ausgenommen, der ihr nachgeht. Meinem Gruße ließ ich auch manchmal eine gewöhnliche Frage folgen, es blieb aber ihrerſeits bei dem Flüſtern und Murmeln, und nur ein einziges Mal ſagte ſie etwas barſch: „Er iſt mir doch allzeit im Wege!“ und dann ſetzte ſie etwas milder hinzu: „Es mag gut von Ihm ſeyn, aber beſſer iſt's, wenn ich Ihm gar nicht da bin!“ — „Will's mir merken, Großmutter!“ antwortete ich; „kann aber doch nicht verbürgen, daß ich's nicht vergeſſe!“ Damit ging ich ſeitab. Weiß Gott, als ich wahrnahm, daß ſie einen Augenblick ſtill ſtand und trotz ihrer Laſt auf dem Kopf dieſen nach mir umwandte, that's mir ordentlich wohl, weil ich dachte: nun, ſo ganz gleichgültig biſt du ihr nicht mehr. Darauf vertrauend führte ich einen abenteuerlichen Streich aus. Das Weihnachtsfeſt war nah, im ganzen Dorfe traf man Anſtalten zur Feier; das that ich auch mit Hülfe des Amtsdieners, der mir das Nöthige beſorgte und es mir am Weihnachts-Vorabend nach der verfallenen Mühle trug. Vom Monde war nichts zu ſehen, aber der Schnee leuchtete. Ich wußte die Waldmutter noch unterwegs, hatte mir die Gelegenheit ſchon früher ausgeſpäht, ſtieg durch ein Fenſter, ließ mir von dem Amtsdiener das Mitgebrachte zureichen, und ſagte ihm: er möge ſich nun entfernen, ich würde bald wieder im Pfarrhauſe ſeyn. Drinnen baute ich meinen Kram auf, nachdem ich Wachslichte angezündet hatte. Die bei aufgehäuften Reiſern gefundenen Tannenzweige nutzten mir zum zierlichen Aufputz des Tiſches und ſelbſt meine Gaben lagen in dichtem Grün. Du kannſt mir's glauben, die dürftige Beſcherung machte ſich wichtiger als ſie war, doch hielt ich mich dabei nicht auf, eilte, daß ich wieder zum Fenſter hinaus kam und harrte nun in der Nähe verſteckt des Weiteren. Bald ſah ich die Waldmutter haſtiger als ſonſt daherſchreiten; unzweifelhaft hatte ſie ſchon aus weiter Ferne den Lichtſchein geſehen, mir aber wurde angſt, da ich beobachtete, daß ihre Hände heftig bebten und ſie nur mit Schwierigkeit die Thür aufzuſchließen vermochte. Jetzt ſchlich ich aus meinem Verſteck und lugte von ſeitwärts durch ein Fenſter: die Alte ſaß auf dem abgeworfenen Reiſerbündel, faltete die zitternden Hände und ſchaute mit ſtarrem Blick in das Bischen Herrlichkeit. Lange dauerte dies, ſo lange, daß mir wie unwillkürlich die Worte entſchlüpften: „Liebe Großmutter, darf ich hineinkommen?“ Sie erhob ſich gewaltſam und ſagte ſchwer aufathmend: „Konnt' mir's ſchon denken, daß Er's geweſen iſt, Er zudringlicher Menſch Er! Doch tret' Er nur herein! Es iſt die Nacht, in der das Licht aus der Krippe aller Welt zu Segen und Frieden leuchtet, und mein Glaube an den Heiland ſagt mir: was in dieſer Nacht kommt, kommt gerades Weges von ihm!“ Ich blieb wie angewurzelt ſtehen, denn da draußen in der Nacht wurde mir bei ſolcher Rede ſchauerlich zumuth; nach beſter Werthſchätzung meiner Selbſt konnt' ich mich unmöglich auch nur für ein Theilchen jener Botſchaft halten, und doch durchzuckte es mich freudig, als ich an eines meiner Geſchenke dachte, an zwei kleine Bilder des Heilands: eines, auf dem er heiter lehrend ſein Kreuz trägt, ein anderes, wie er ſchmerzvoll die Welt ſegnet. Ich hatte ſie für die Waldmutter gemalt und verhüllt mit auf den Tiſch gelegt. „Nun, was zagt Er denn?“ rief die Alte heraus, indem ſie ihre kleine Lampe anzündete und ſie auf den Sims des Kamins ſtellte; „hat Er's Dreiſte verlernt?“ Die Thür war offen geblieben und ich trat in die Stube mit den Worten: „Großmütterchen, Eure erſte Rede hat mich erſchreckt, denn ich armer Sünder bin ſolchen Glaubens nicht werth!“ — „In Armuth wohnt das Heil, in Ueberwindung der Sünde Buße und friſche Kraft!“ entgegnete die Alte, indem ſie im Kamin Reiſer anzündete. „Schließ Er's Fenſter und ſetz' Er ſich jetzt ſtill dorthin, wo's Ihm recht iſt“, fuhr ſie fort; „ich will Wärme ſchaffen und die Reiſer lebendig machen, eh' ſie zu Aſche werden. Hör' Er zu, wie die Flamme eifrig ſchwätzt mit dem Reisholz und lab' Er ſich am Geruch der Harzthränen.“

Berühriger als man es ihren Jahren zutrauen konnte, beſchäftigte ſie ſich mit dem Anfachen und Nähren der Flamme. Mir war, als würden Mährchen aus meinen Kindestagen zur Wahrheit; ich bemühte mich vergebens um die rechten Worte zu einem Geſpräch, und trat an den Tiſch, den kleinen Bildern die Hülle abzunehmen. Unterdeß ſprach die Alte: „Will Er Kurzweil haben, beſchau' Er ſich dort die Zweige mit den Mooſen; ſie ſind mein Schatz und meine Pracht, die hat der Himmel wunderbar gefärbt. Von dem greiſen Mooſe, das weiß geworden wie der greiſen Menſchen Haupt, blick' Er hin auf Grau, Grün und Braun, auf das linde und hohe Roth, auf das ſchimmernde Goldgelb der Tauſende von winzigen und krauſen Blättlein, die das Reis noch warmhalten, wenn es ſchon vom Sturm oder des Menſchen Hand gebrochen iſt. Die Mooſe danken Ihm ordentlich für Seine angezündeten Kerzen, denn ſie glitzern und blinkern ſchmucker als je.“ — Die Mooſe betrachtend, ſagte ich: „Das dient alſo zu Eurer Unterhaltung in dieſer Einſamkeit!“ — „Ei“, entgegnete ſie, „nirgends iſt's einſam. Wohin ich ſchaue, bewegt ſich die Vorzeit, ſchürt's mir Erinnerungen auf; überall iſt's, als wollt's mir Dinge vertrauen, hier und draußen. Ich ward im Walde geboren, denk' in ihm zu ſterben, verſteh' ihn auch überall. Da hör' Er zu, wie er ſogar noch aus dem Feuer ſpricht, wie das ziſcht und platzt und knallt, als wär's den Reiſern eine Freud', uns zu erwärmen, und Er muß nur darauf hinhören, ſie werden, wenn ſie uns Liebes thaten, ſtill und ſanft verathmen. So iſt's mit Allem, was hier mit mir verlöſcht und verfällt, und ich hab' daran genug. Nun hat Er mir da Mancherlei hergebracht, und ich rief Ihn herein, weiß Er warum?" — Auf meine Antwort: „Ei, Großmütterchen, Ihr ahntet gewiß ſchon zuweilen, daß ich eine kindliche Liebe zu Euch hege, aber viel Redens kann ich davon nicht machen!" erwiederte ſie: „Vom Blumenduft und von der Lieb' verlangt man nicht Redens. Er iſt aber doch ein Narr, einer alten Frau ſo nachzulaufen; Er weiß von mir durch die Leut', und putzt am End' nur ſeine Neugier mit ſchönem Namen und dem Kram da. Ich aber frag' Ihn: hat Er noch eine Mutter?" — „Nein, ſie ſtarb mir, ehe ich achtzehn Jahre alt war, mein Vater ſchon früher!" berichtete ich bewegt und ſie entgegnete darauf: „Da iſt Er vielleicht zu bedauern; Er verſchleudert aber wenigſtens nicht Seiner Eltern Geld, wenn Er Geſchenke macht an wildfremde Leute. Hat Er's denn redlich verdient, und womit?"



Nach den Bildchen greifend und ſie der Alten vorzeigend ſagt' ich: „Euch, wenn Ihr's erlaubt, ſchenkt' ich dieſe Blättchen, Andere zahlen für Dergleichen ſo viel, wie ein genügſamer Maler braucht." — „Ah, Er ſchafft Heiligenbilder, das iſt eine ſeltne Gottesgabe, Ihm hat der Herr viel verliehen!" rief Kiliane aus, in einem Ton, der zwiſchen Leid und Luſt ſchwankte; „und nun bringt Er ja ſelber den Heiland mit", ſetzte ſie gerührt hinzu, „da darf ich Ihn nicht gehen heißen!"

„Ich ginge auch nicht ſo ohne Weiteres!" äußerte ich muthiger, denn ich gewahrte, daß die Alte ſich an den Bildchen freute und ſie nicht aus der Hand ließ. „Ich möcht' Euch wohl gar lieber mit mir nehmen zu Menſchen, bei denen Ihr's beſſer haben könntet."

„Ei, über die vorwitzige Jugend! Will ich's denn beſſer haben? — ich will nicht!" ſo ſprach ſie herriſch und dann weiter: „Ich merk's, Er kennt meine Geſchicht' und möcht' mich tröſten; mach' Er ſich aber keine Müh', denn der Menſchen Troſt iſt mir zu leicht —." — „Ihr ſolltet nur mehr darauf achten", fiel ich ein, und ehe ich meine Gründe anſchließen konnte, ſetzte ſich das Geſpräch lebhaft fort, indem ſie begann: „Hoho! Er hat, mein' ich, ſo viel Vernunft, daß Er begreift, der Menſch haltet ſich nicht von außen, ſondern von innen, und da drinnen muß man mit ſich zurecht ſeyn, ſonſt ſtolpert und ſtümpert man wo und wie man ſich wendet. Laß' Er mich alſo mit mir allein fertig werden."

„Das läßt ſich hören; draußen jedoch möchte man Euch ſagen, daß Euer Enkel zwar Schuld auf ſich geladen hat, aber doch keine ſo gewaltige —."

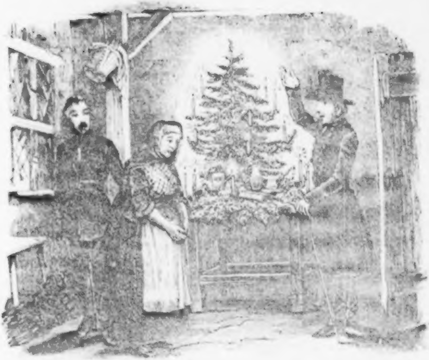
„Sey Er darüber ſtill! Jedweder lieſt nach ſeiner Weiſe in den Mienen der Leut', und wiewohl ich bei meines Enkels Abweg des Spruches vom Sirach gedenken durft': „Wenn man den Narren ziehen will, ſo ſtellt er ſich, als ob man ihm Feſſeln an Hände und Füße lege", für mich ſteht doch auf jedes Menſchen Antlitz geſchrieben: ſie mit ihrer albern unmäßigen Liebe zu dem Enkel iſt Urſach, daß er der Schande nachlief. Drum härm' ich mich hier, wo trotz großen Unglücks die Ehre von Vater auf Kind treu forterbte, immer noch ruhiger, als ich's unter Bekannten vermag, die mit ihrem Bischen ſchnöder Barmherzigkeit die Seelenwunde aufreißen, nicht heilen."

„Aber, Großmütterchen, den einen Fehltritt würdet Ihr, würde Jeder doch Eurem Robert verzeihen können —."

„Den einen Fehltritt? Junger Geſell, um Gotteswillen präg' Er ſich's ein: die Ehr' iſt wie eine Perlenſchnur, löſt ſich da der Knoten, fällt nicht eine der Perlen, ſie verſtreuen ſich zuſammt, und wie geſchickt Einer im Strom des Leichtſinns zu ſchwimmen meint, er geht zuletzt unter an der Schwere ſeiner Sünden. Wenn Er etwa das auch nicht glaubt, ſo lern' Er's glauben von der Erfahrung, auf daß Er ſeine jungen Gefühle an alten Gedanken ſtützt, denn daraus wird der tüchtige Menſch."

„Das Alles glaub' ich, Großmütterchen; zweifle aber dennoch nicht daran, daß die Reue Den zu rechtem Pfade leitet, der ihn im Jugendtaumel verloren hat. Euer Enkel wird ihn finden und Ihr werdet ihn mit Freudenthränen empfangen, wenn er ſeine Schuld ſühnte und mit Ehren wiederkehrt in Eure Arme!"

Die Waldmutter ſah mich einen Augenblick ſtarr an; ihr bleiches Geſicht röthete ſich, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und mich überfiel die Angſt, innere Aufregung könne ſie tödten, als ſie mit ſchneidendem Weh ausrief: „Er wird nicht kommen, er wird mich in der Ferne verfluchen, daß ich ihn mit allzuviel Lieb' zu Sünd' und Schuld trieb; ich werd' ihn nimmer wiederſehen, nimmer in Ehren!"



„Im Namen des Allmächtigen, der die Liebe iſt und auch das ſündige Uebermaaß der Liebe nicht hart ſtrafen kann. Ihr werdet ihn wiederſehen und in Ehren!“ ſo ließ ſich jetzt des Pfarrers klangvolle Stimme vernehmen, der von uns unbemerkt herein geſchritten war. Ueberraſcht, wie von heiligem Ruf durchdrungen ſtand die Waldmutter regungslos, ſchweigend und zitternd gebeugten Hauptes vor ſich hin blickend, als habe ſie eine Erſcheinung. Endlich ſprach ſie mit hinſterbendem Ton: „Es iſt wahr, der Heiland bekräftigt es, es iſt wahr, Amen!“ und brach in ſich zuſammen. Erſchrocken faßten wir zu, ſie zu ſtützen, doch ſie ſank in Ohnmacht, und es währte lange, ehe ſie ihre Augen wieder öffnete.

Der Pfarrer erfuhr von dem Amtsboten, was ich gethan, und in der Sorge, mir könne auf dem öden Wege Schlimmes geſchehen, eilte er in Gemeinſchaft mit Jenem auch nach der verfallenen Mühle, mich zurück zu geleiten. Und als nun die Waldmutter der Sprache wieder mächtig war, antwortete ſie auf unſer Erbieten, noch bei ihr zu bleiben: „Laßt mich allein, ich habe mit Gott zu reden in dieſer Nacht, hab’ ihn zu preiſen für Segnungen, die er mir durch gute Menſchen brachte. Er aber“ — ſo wandte ſie ſich zu mir — „Er empfange zwiefachen Dank, und ſchämt Er ſich meiner nicht, will Er mich morgen abholen, ſo führ' Er mich zur Kirche; denn fortan mag mein Schmerz, meine Reu' und Buße Allen offenbar werden vor dem Herrn!"

Ueberglücklich, wie ich war, ſtrömte eine innige Antwort aus meiner vollen Bruſt, und Dir, werther Freund, konnte ich nur eine ſchwache Schilderung entwerfen von dieſer Begebenheit, deren Eindruck mir unvergänglich ſeyn wird. Fürjetzt bin ich freilich noch im Zweifel, ob ich recht oder unrecht handelte, tröſte mich aber mit meiner ehrlichen Abſicht, mit der Hoffnung auf die Zukunft. Für die Deine noch einmal die Wünſche alles Guten auf Erden!

5.

Mitte April 1848.

Die Umgegend leidet an der Pariſer Seuche, iſt angeſteckt von dem ſechzigjährigen Freiheitsrauſch der Franzoſen, in deſſen Folge ſie von allen möglichen Krankheiten befallen ſind. Mancher Erdſtrich, leider auch unſer Deutſchland, iſt davon ergriffen; in Heidelberg tagte im vorigen Monat eine Verſammlung Weltverbeſſerer, zum Theil dieſelben Redner, die ſchon längſt mit Worten fochten und fechten gingen nach höheren Stellen, die eine papierne Glückſeligkeit ausgeklügelt haben und mit ihrem Papiermaaß allen Ländern und Völkern den gleichen Zuſchnitt geben möchten. Den Nagel, den ſie im Kopfe haben, wollen ſie überall eintreiben, haben auch damit ſchon Vieler Vernunft vernagelt. Es iſt die tollſte Selbſtſucht, wenn Der oder Jener verlangt, alles Beſtehende ſoll ſich umformen nach einem Dunſtbilde, das er in ſeinem Hirn herumträgt. Die Verhältniſſe fügen ſich nach Verwirrung und Verluſt immer wieder in die alten Geleiſe, die nicht zufällig, ſondern aus bewährter Nützlichkeit entſtanden ſind, und es hängt nicht von uns ab, ſie beliebig zu ändern. — Man möchte ſich hüten vor dergleichen Betrachtungen, ſie drängen ſich aber auf, wenn man jetzt aller Orten auf Schwätzer trifft, die in ihrem Schöpfungswahn thun, als ob Gott ihrer, Niemand Gottes bedürfe, dabei aber doch Anhang finden, weil ſie ſchlau genug ſind, die Menge grade für ſo einfältig zu halten wie ſie iſt.

Mit der Waldmutter hat ſich etwas ereignet, wodurch ſie in der Hoffnung erhalten wird, die ihr am Weihnachts-Abend erweckt wurde. Das Amt erhielt einen Brief von Robert Weberle, worin er anzeigte: er ſey gewilligt, nach einiger Zeit ſich dem Richter zu ſtellen, und zugleich bat, an Kiliane Weberle folgenden Brief abgeben zu laſſen:

„Herzliebe Großmutter!

Zürne mir nicht zu ſehr und ſey überzeugt, daß ich mit der Erkenntniß meines Unrechts zugleich einſah, wie ich es gut zu machen habe. Du ſiehſt mich entweder nie oder mit Ehren wieder, und ereilt mich der Tod, ſo wirſt Du von Andern Nachricht bekommen, die Dir dann bezeugen ſoll, daß ich die Ehre erkämpft und mir Verzeihung und ein verſöhntes Andenken in

Deiner, von mir bisher mißhandelten Liebe erworben habe. Der Allmächtige behüte Dich und ſey gnädig Deinem Dich mehr als je verehrend liebenden Enkel Robert Weberle."

Die ſchweigſame Seligkeit, mit der die jetzt zuweilen im Dorf ſichtbare und bei keinem Gottesdienſt fehlende Großmutter dieſen Brief am Herzen bei ſich trägt, und die frohe Haſt, in der ſie ihn Jedem zeigt, der ſie danach fragt, iſt wohlthätig erſchütternd, und mir ſagte ſie nur wie geheimnißvoll: „Seit dem Weihnachts-Abend hab' ich Zuverſicht, er kehrt um zur Ehre, muß mich aber gedulden!" — und ich wünſche nur, daß ihr Vertrauen ſie nicht täuſche. Unterſtützung nimmt ſie noch immer nicht an, und dem Pfarrer, der ſie ſchon öfter dazu überreden wollte, gab ſie keine andere Antwort als: „Darf's auch meinem Enkel nicht zu leid thun, ich hab' ihm's Beiſpiel zu ſeyn!"

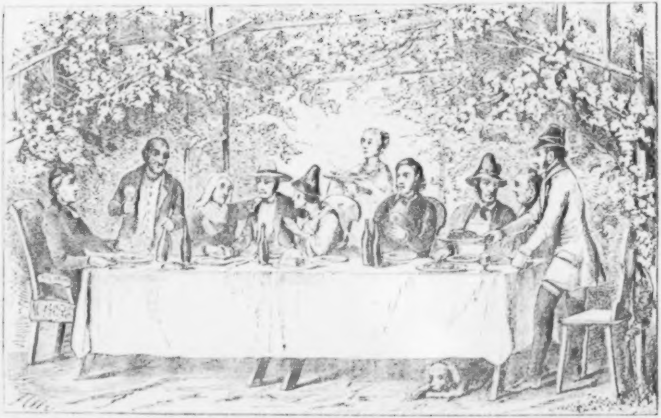
Nachſchrift. Von dieſem Schreiben wurde ich aufgeſchreckt durch die Kunde, daß es in meiner Heimath den Aufwieglern gelungen iſt, Thoren zu finden, die ſich bewaffnet und verbündet haben, um ihr eigenes Glück zu verwüſten. Weg einſtweilen mit Pinſel und Palette, das Vaterland ruft! Ich eile, meinen Arm anzubieten zur Aufrechthaltung des Geſetzes und der Ordnung; wann ehe ich Dir wieder ſchreibe — ich kann's nicht wiſſen, mit meinen Gedanken werd' ich aber oft genug bei Dir ſeyn. Leb' wohl! — und Gott ſchütze das Vaterland!

6.

September 1849.

Da bin ich wieder auf dem Dorf am Odenwalde und ſuche bei meinen Gemälden die Wirklichkeit zu vergeſſen. Ich war bei dem Kriegszuge, kann aber nichts berichten von eigenen Heldenthaten, denn als ich mich meldete bei einem Befehlshaber, war's Dem Schade um mein Talent, wenn's etwa beſeitigt werden ſollte durch eine Flintenkugel der Aufrührer, die übrigens auch ohne mich beſiegt wurden. Da ich die Gegenden ringsum genau kenne, erhielt ich eine Stelle bei dem Quartier- und Verpflegungsweſen; nun, ich machte mich ſo nützlich wie es ſich eben thun ließ. Vor ein paar Wochen ſchrieb mir der Pfarrer, es ſey nach mannigfacher Verwirrung wenigſtens wieder ſo weit gediehen, daß ich meine Arbeit fortſetzen und außerdem meine Liebſchaft mit der jetzt heiteren Waldmutter fortſetzen könne, obwohl — aber halt! Ich muß, wenn auch in Kürze, doch im Zuſammenhange erzählen. Ich kam hieher und ſpreche heut nur von dem Umſchwunge in der verfallenen Mühle, nicht von dem verbrecheriſchen Angriff und Unfug, deren Folgen ſich gleichfalls bis hieher ausdehnten. Am beſten, ich führe den Robert Weberle — er iſt da! — ſelbſtredend ein, ihn, der für mich durch ſeine Großmutter mit wunderſamer Dankbarkeit erfüllt iſt.

Wir ſaßen Abends nach meiner Rückkehr unter dem Weinlaubgange vor dem ſtattlichen Hauſe, in welchem Robert wohnt.

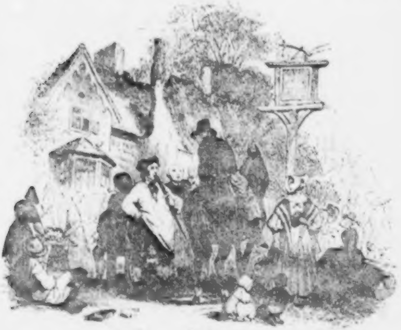


Der Tiſch war reichlich mit Genießbarem beladen und ein leeres Glas nicht zu entdecken, jedes füllte ſich gleich wieder wie durch unſichtbare Hände, denn man hatte auf Anderes zu achten. Da ſaßen mit leuchtenden Augen beieinander die Waldmutter, der Enkel und Traudl, ſein hübſches Weibchen, Xaver Reindell, der Schwiegervater, der Pfarrer, Schulmeiſter, Schreiber, Schultheiß, Förſter, und meine Wenigkeit. Des Fragens nahm kein Ende und auf des Pfarrers Antrag ſollte dann Robert allein zu Worte kommen, wobei es freilich nicht gar zu genau blieb.

„Mit meinen Sünden", ſo begann Robert, „brauch' ich mich nicht aufzuhalten, wer hier ſitzt, der kennt ſie. Ich flüchtete und kam in's Zillerthal, nach Fügen, wo mein lieber jetziger Schwiegervater Bergwerksmeiſter war. Das Schickſal wollte mir wohl, er konnte mich als Schreiber brauchen, und das Glück — nehmt's nicht übel, Xaver Reindell — wollte mir noch wohler, mein Traudl da ſchloß mich in ihr Herz, wie ich ſie in das meine. Der Vater merkt's und nahm mich mehrmals ſcharf in die Beichte, wobei denn die Wahrheit mit geringem Abbruch an's Licht mußte. Traudl iſt ſein einzig Kind —." — „Ja, und ich hatt' den ſchnack'ſchen Landſtreicher ſelber gern!" fiel Vater Reindell ein; „ſchaut's auch gleich durch, ganz verderbt war er nicht. Gelernt hatte er mehr als Unſereiner, es ließ ſich 'was mit ihm anfangen, und mein Mädel plagte mich —." — „Laßt doch den Robert reden!" bat Traudl und Xaver antwortete: „Ei, meinethalb; hörſt Den freilich gerner als mich!" — Robert reichte ihm die Hand, ſprechend: „Ihr wißt doch, daß aus Euch mein Heil für Zeit und Ewigkeit ſtammt!" dann ſich wieder zu den Gäſten wendend, erzählte er weiter:

„Es ging mit unſrer Liebe Wunſch aber doch nicht ſonderlich, bis von hier die Meldungen zu uns drangen, der Teufel habe einmal wieder die franzöſiſchen Grenzen überſchritten und ſey in Deutſchland bei ſeinen Helfershelfern eingekehrt. In mir wurmte es ſtark, und als wir eines Abends gar laſen: die Aufrührer hätten die Franzoſen um Beiſtand angerufen, da fuhr Reindell gegen mich heraus mit den Worten: „Wenn Er nur ein Stück von einem rechten Kerl iſt, ſo macht Er ſich flugs in Seine Heimath und ſchlägt mit d'rein wider dieſes aufwiegleriſche Otterngezücht, das um ſeine Schande bis nach Paris hin bettelt. Pfui! ich möcht' Ihn nicht mehr um mich leiden, wenn ſich Ihm's Herz im Leibe nicht umwendete vor Entſetzen über den Greuel, Er hier ſtill ſitzen, nicht in's Vaterland laufen, nicht auch Hand anlegen wollte, um mit Degen, Schuß und Kolben jener nichtsnutzigen Brut den ſchwerverdienten Lohn zu ſchaffen!" — Mir war's bereits heiß genug in Bruſt und Kopf, ich ſah jedoch hin auf Traudl, die aber flüſterte mir unter Thränen zu: „Ich find', der Vater ſagt recht, man muß kein ſo ſchlecht Volk dulden in der Heimath!" und ich rief aus: „Morgen geht's fort, wenn Ihr mir auch keinen Troſt mitgebt!" — „Ei, den habt Ihr ſchon!" entgegnete Vater Xaver; „mein Mädel hat ihr Theil an Euch gefunden, und führt Euch Gott mit Ehren zurück, führt er Euch auch zum Altar.“ — So kam ich, reich ausgeſtattet von Reindell, zurück, bot mich unter dem Namen Robert an zum Felddienſt, kämpfte vor'm Jahr bei Freiburg und Kottingen, in dieſem bei Waghäuſel, Durlach und Muggenſturm, hatte das Glück, mit dem Leben davon zu kommen, und nicht das Unglück, ohne Wunden zu bleiben. Die eine ſeht ihr im Geſicht, das war die erſte —.“

„O wie ſie ihm gut ſteht!“ rief Traudl unwillkürlich aus, während Robert in ſeiner Rede fortfuhr: „und die zweite meint' es böſer: es war ein Bajonettſtich in die linke Seite, ſo daß ich glaubte, mein Ende ſey da. Ich ließ mir den Hauptmann rufen, verhehlte ihm nichts von meiner Lebensgeſchichte, und ich fühl's noch, wie barmherzig lindernd es mir war, als er ſagte: „Kamerad, jedes Menſchen Ruf hat wohl einmal wegen eines Fleckens der Nachſicht nöthig, und Ihr habt Alles vergeſſen gemacht. Ihr ſeyd brav und ich bring' Euch die Ernennung zum Corporal. Uebrigens ſteht's gar nicht ſchlimm mit Euch, wie der Feldſcheerer verſichert, ſeyd nur gutes Muths, und Eure Sache in der Heimath ſoll geſchlichtet werden!“ — Damals ſchrieb ich den Brief an das Amt für die Großmutter, den der Hauptmann beſorgte, und vor dritthalb Monaten mit dem Offiziers-Patent entlaſſen, zog's mich vorweg nach dem Zillerthal. Vater Reindell



und mein Lieb empfingen mich und meine Beſcheinigungen in vollem Jubel, ich erhielt Traudl's Gelöbniß, dann trieben ſie mich hieher. Reindell gab mir ein Pferd, und ich nahte mich unſerer Gegend doch mit banger Erwartung. Welche Freude aber hatt' ich, als ich im nächſten Ort, wo eben Jahrmarkt war, von vielen Bekannten, die mir ein fröhliches Willkommen boten, erfuhr, daß die Großmutter noch in Geſundheit lebe, auch ſchon von allen günſtigen Wendungen wiſſe. Unbefragt konnt' ich da nirgends vorbei, und ward doch auch durch und durch erleichtert davon, daß, wer mich anhielt, ſtets nur Gerngehörtes ausſprach, ich Vielen auf Wort- und Bechergruß zu erwidern hatte und fortwährend nur meine Erlebniſſe erzählen ſollte. Endlich kam ich an! In Schuld und Furcht war ich einſt entwichen, in Segen und Vertrauen ward ich wieder aufgenommen, und hatte nur zu ſorgen, daß mir Großmutter nicht vor Freuden hinſtarb."

Robert ſchwieg in Erſchütterung, wir Alle waren bewegt von der ſchlichten Erzählung, und die Waldmutter ſaß da, tief vergnügt, die Hände gefaltet, nur mit hellem Blick der Reihe nach Jeden anſchauend und ihm zunickend. Dann ergänzte noch bald der Eine bald der Andere das Weitere. Reindell verkaufte ſeine Habe im Zillerthal, da er nicht ohne ſein Kind, Robert nicht ohne die Großmutter leben, dieſe aber den Wald nicht verlaſſen mochte. Der ehrliche Bergwerksmeiſter hat hier ein großes einträgliches Gehöft für ſeine Kinder erworben, nebſt dem angrenzenden Stück Wald, worin die verfallene Mühle ſteht, von der Kiliane ſich nicht trennen will. „Doch harrt nur", ſagte Reindell vertraulich zu mir: „hört ſie nur erſt ein Urenkelchen in unſerem Hauſe flennen, dann dauert ſie nicht aus in der Mühle, wie wohnſam wir's dort einſtweilen für ſie zugerichtet haben."

Lieber Freund, es war ein feſtlicher Abend, und als nach den lebendigſten Erklärungen hinüber und herüber bei Gläſerklang die Glückwünſche laut wurden, da ſprach unter Anderem der Pfarrer:

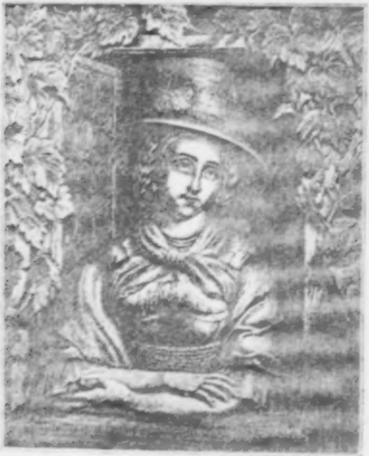
„Wo Glaube und Treue
Sind Samen und Blüthe,
Da wird uns der Friede
Zur Frucht im Gemüthe.
Drum laßt uns bewahren
Die Treu' und den Glauben,
Sonſt werden wir ſelber
Den Frieden uns rauben!"

Wie wir nun Beſcheid thaten, bemerkte Robert: „Trefflich, Herr Pfarrer; doch dünkt mich, die Ehre dürfte bei den Dreien nicht fehlen!" und ich wagte nun ſelbſt ein holperig Verslein, indem ich ſprach:

„Bei Treu', Glaub' und Fried', den Dreien,
Kann Keiner ſich mit der Ehr' entzweien;
Die ſind im Leben ſtets Eins, nicht Vier,
Und bleiben auch Eins im engſten Quartier!"

— „Das läßt ſich höre, Herr Maler!“ ſagte darauf die Großmutter; „ſei Sprüchle is ſchon was werth!“

„Nun, Großmütterchen, ſo gebt mir einen Kuß dafür!“ rief ich in luſtigem Uebermuth und die Alte antwortete — ich will ein wenig ihr Schwäbiſch beibehalten — mit Schmunzeln: „Hör' Er, da werd' ich Ihm und mir helfe; Schön-Traudl ſoll die Auslag' mache, und ich werd's ihr wieder erſtatte!“ — Bei vollem Gelächter ringsum that Traudl, was die Waldmutter wollte, und daß mir der Kuß behagen konnte, magſt Du aus dem Conterfey erſehen, was Reindell von ſeiner Tochter in Tyroler-Tracht hat und von dem ich Dir eine Nachbildung beifüge.



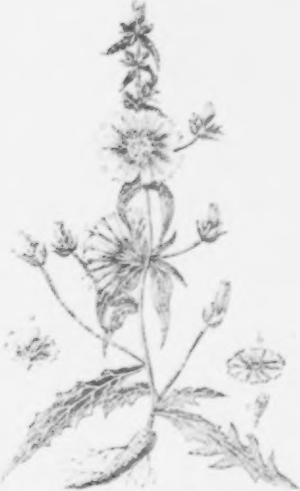
Leb' wohl, mein Freund, und leb' unter Glücklichen, um ſchon dadurch ſelbſt glücklich zu ſeyn! —r.

Im Felde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846 — 1852.)

Im vorigen Jahre ſchloſſen wir unſere Betrachtung mit einem Gewächſe, dem Weinſtocke, deſſen Ruhm beinahe ſo alt, wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt iſt. In dieſem Jahre wenden wir uns zu einer unſcheinbaren Pflanze, die aber in ihrem Blüthenſchmucke gar freundlich unſere Wieſen, Ackerränder und raſigen Plätze ziert, und die auch im Großen häufig angebaut ein bedeutender Handelsgegenſtand geworden iſt. Es iſt die Wegwarte, Cichorie (Cichorium Intybus Linn.). Den deutſchen Namen Wegwarte hat ſie ihres hohen Wuchſes wegen, ſie erreicht oft 5 Fuß Höhe, durch den ſie alle andern, ſie umgebenden Kräuter weit überragt und gleich einem Wartthurm, einem Lug-ins-Land nach allen Seiten weit ausſchaut. Das Wort Intybus oder Intubus iſt lateiniſchen Urſprungs, während der Name Cichorium von den Griechen gebraucht wurde, den aber, wie der ältere Plinius ſagt, die Egypter dieſer Pflanze gegeben haben.

Aus einer langen, äſtigen, vielköpfigen, fleiſchigen Wurzel, mit bitterm Milchſafte erfüllt, erhebt ſich ein mehrere Fuß hoher, gefurchter Stengel, der theils quirlförmig geſtellte, ſchrotſägeförmige, grundſtändige Blätter, theils lanzettliche, halbſtengelumfaſſende Stengelblätter trägt. (Siehe die beigefügte Abbildung einer blühenden Pflanze nebſt den einzelnen Theilen unter a b c.) Beider Blätterarten Hauptnerven treten ſtark hervor und ſind von rother Farbe, während die Blattflächen ein dunkles Grün zeigen. Die einen bis anderthalb Zoll breiten Blüthen, die im Juli, Auguſt und September hervorbrechen und ſich regelmäßig Morgens zwiſchen 4 und 5 Uhr öffnen, ſtehen in den Achſeln zu zwei oder mehreren bei einander und bilden ſogenannte Korbblumen. Eine ſolche Korbblume hat einen doppelten, gemeinſamen Kelch, einen äußeren fünfblättrigen und einen innern achtblättrigen (a), und viele, auf einem gemeinſamen Fruchtboden ſtehende, hellblaue, zuweilen röthliche oder weiße Blumenkronen (b). Dieſe Blumenkrone (c), auf dem dreieckigen Fruchtknoten ſtehend, iſt unten röhrenförmig und verlängert ſich nach einer Seite in eine breite, vierzähnige Zunge. Aus den Röhren aber ragen die zuſammen erwachſenen fünf Staubbeutel hervor und zwiſchen ihnen hindurch geht der viel längere, zweiſpaltige Griffel. Die Frucht wird von vielen kleinen Spreublättchen gekrönt. — Die Blätter der Cichorie werden, wenn ſie noch jung und durch Zuſammenbinden ausgebleicht ſind, im Winter als Salat geſpeiſt, wie dies auch in Japan geſchieht, wo dieſe Pflanze das vorzüglichſte Küchengewächs iſt. Ihre nächſte Verwandte, die Endivie (Cichorium Endivia Linn.) wird ebenfalls ſeit den älteſten Zeiten als Salat benutzt und deshalb in den Gärten gezogen. — Bei uns wird die Cichorie ihrer



Wurzel wegen häufig angebaut. Dieſe wird geröſtet *) und gemahlen und dann ſtatt des Kaffees oder in Verbindung mit ihm gekocht. Es iſt ſehr zu bedauern, daß der Gebrauch der Cichorie ſo ſehr allgemein geworden iſt, denn ſie iſt keineswegs unſchädlich, zumal wenn ſie fortdauernd genoſſen wird. — Sie greift den Kopf an, bewirkt lähmungsartige Schwäche der Augen, endlich ſelbſt den ſchwarzen Staar, Neigung zu Schwindel, Anlage zu Schlagflüſſen und erregt Durchfälle. Die friſche Wurzel wurde ſchon von den Aegyptern, Griechen und Römern nach dem Zeug-

---

*) Die gebrannte Cichorienwurzel verkohlt leicht gänzlich, ja ſie entzündet ſich ſelbſt. Ein ſolcher Fall ereignete ſich 1799 zu Magdeburg.

niſſe des älteren Plinius gegen Kopfſchmerzen, bei Krankheiten der Leber, der Blaſe und der Augen für heilſam gehalten. Man wandte ſie ſpäter in Abzehrungskrankheiten, bei Melancholie, bei langwierigen Wechſelfiebern, gegen Gicht, gegen Gelbſucht und in Rußland als Schutzmittel gegen Tollwuth an. Alles dies beweiſt nach dem Grundſatze der Homöopathie (similia similibus curantur — Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt —) die oben angedeutete Schädlichkeit des Cichorien-Kaffees. — Die Cichorie gehört zur Syngenesia Aequalis des Linneus und zu den Compositae (den zuſammengeſetzten Blumen) des natürlichen Syſtems.

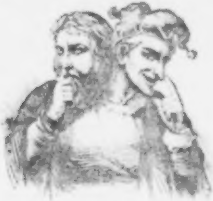
L. Heros.

Achtzehnhundertzweiundfünfzig
an ſeinen Nachfolger.

O gewiß, unſer neunzehntes Jahrhundert ward längſt mit der Mündigkeit vermählt! — das iſt die ſchmeichelnde Verſicherung der lauteſten Redner, die von der Zeit mehr verlangen, als man zu begründen und zu gebrauchen verſteht. Was mich betrifft, ſo iſt mir zumuth, als hätte mir die Mündigkeit einen Korb gegeben, und ich will ganz gern mit meinem Vergeben, dies Wort in doppeltem Sinne genommen, mich für verſöhnt erachten, wenn man mir nicht allzuviel Uebles aufbürdet und nachträgt. Das hab' ich indeß wohl kaum zu erwarten, weil es zur neuweiſeſten Bildung gehört, an jedem Wirklichen oder Erſcheinenden das Böſeſte aufzufinden, Süßes zu verbittern oder zu verſäuern und alles Milde in Schärfen zu verwandeln, zu welchem chemiſchen Prozeß ich ſämmtlichen Widerſachern hiemit das nöthige Geräth freundlichſt überreiche. Kann's mir doch nach meinem Tode nicht mehr ſchaden, wenn man mir ſogar Gift braute!

Bei einigen freien Gedanken, die ich als Nachlaß noch im Sinne habe, will ich mich indeß jedenfalls mäßigen, denn freie Gedanken müſſen in jedem Herzen wiedergeboren werden, ſollen ſie nicht als bloße Seltſamkeiten ſich in der Welt unnütz umhertreiben. Indeß kann ich Dir, mein werther Nachfolger, zu meiner Freude verkündigen, daß die Zeit mehr und mehr aufhörte, vom Zeitgeiſt zu ſchwatzen. Vielleicht hat ſich die Zeit deſſen erinnert, es habe Jemand eben das am wenigſten, wovon er viel ſpricht, und außerdem wirkt es unzweifelhaft günſtig, wenn man einſieht, der Zeitgeiſt ſey gar nicht vorhanden. Denn erſtens glaubten die Leute, einem ſolchen ſpukhaften Machthaber vertrauend, ſie ſelber brauchten ſich nicht ſonderlich um Geiſt zu bemühen, weil ihn die Zeit ſchon für Alle hätte; zweitens machten Die, welche Sünden begingen, andererſeits den Zeitgeiſt zum Schuld- und Laſtträger, während ihm von etwaigem Guten auch nicht der kleinſte Theil zugeſchrieben wurde. Das iſt auch eine recht irdiſche Sünde, da die Zeit mit oder ohne Geiſt bekanntlich immerzu ohne Menſchen und mit dieſen ſelber fertig wird, der Menſch aber, iſt die Zeit ſo gefällig geweſen, ihn an's Licht zu bringen, ihrer ſtets bedarf und nie genug bekommt, weiß er auch gar oft nichts Rechtes damit anzufangen.

Wie Dem ſey, ich bitte Dich, lieber Nachfolger, bringe möglichſt alles Geſchrei der Parteiſucht, zumal der, die als Lockleim ihrer Benennung das Wörtlein „frei" voranſetzt und nur mit dem Schein Freihandel treibt, zum Schweigen. Nichts iſt mir ärger zuwider geweſen, als wenn Dieſe oder Jene die Backen recht voll genommen haben, um mit eigenem Winde die Mühle zu ihrem beſſeren Brode und äußerſt ſchmackhaftem Zubehör in Bewegung zu ſetzen, unbekümmert um die Gefahr Anderer ſelbſt das Gediegenſte und Heiligſte mißhandelten. Ich bin bei ſolchem Treiben zuweilen ſo zuſammengeſchaudert, daß irgend ein Unglück in der Natur die Folge war, was ich an mir ſelbſt tadle, denn die Zeit ſoll nie außer ſich gerathen! Kannſt Du aber, geliebter Nachfolger, ſolche Leute entlarven, ſo thu' es; denn wer lebenslang Larven tragen will, hat keinen Anſpruch auf Maskenrecht. Schlage überhaupt Jedem ein Schnippchen, der irgendwo, ob bei dem Einen oder bei der Menge, um eitle Gunſt buhlt. Sie iſt die Feil-Gefällige, deren vortheilſüchtige Verehrer dem Rechten und Wahren ringsum die Wege verſperren, und wer ſich ihr ergiebt, bringt ſeinen Geiſt an den Bettelſtab, nur um ſeinen Körper im Wohlleben verkümmern zu laſſen. Stärke überhaupt Geſinnung und Sitte, wehre dem Bildungsübel, das in Zerfahrenheit aus Männern und Weibern keins von Beiden macht. Die gradaus gehende Mannheit verlor ſich auf Quer- und Seitenwegen, die offene Kräftigkeit in geheimer Zügelloſigkeit; ein Weib in ſeiner eigenthümlichen Natur iſt zum verborgenen Schatz geworden. So entſtanden Zwitter-Geſchlechter, die mit ſchlau rechnendem Geiſte fühlen, mit dem Herzen denken, mit der Sinnlichkeit entſcheiden, und in ſolcher Verkehrtheit ſich erhaben dünken über alles Geſunde der Vorfahren. Habe einen ſcharfen Blick auf jeden Makel und jede Mäkelei; auf Solche, die unter dem allgemeinen Beſten nur das eigene gemeine Beſte verſtehen; auf Schriftſteller, die nicht, wie ehemalige und einige der jetzigen, ſchreiben, um leben zu lebren, ſondern um zu leben von Förderung des Vernunftgebrechens, und die ſich dann gegenſeitig, wenn Einer dem Andern im Wege iſt, Schmachflecke anhängen, meinend, wer am wenigſten beſchmutzt iſt, gelte für rein. Schütze insgeſammt den guten, gut begründeten Willen, und laß' das Echte des Talents nirgends und niemals in die Irre führen, bringe es ſtets in die Nähe erleuchteter Erkenntniß. — Das wären einige leiſe Hindeutungen, die ich Dir, mein weltgeſetzlicher Nachfolger, als Erbſchaft hinterlaſſe. Da ich indeß fürchte, auch Dir werde nicht gelingen, was ſo manchem Vorgänger nicht gelungen iſt, kann ich mich nicht enthalten, Dir für Dein Stammbuch den Spruch zu empfehlen:



„Gewiß, an Wiſſen wird mit jeder Stunde
Gar viel geerndtet und in's Hirn geſcharrt,
Doch fehlet leider jede ſich're Kunde,
Ob unſre Zeit dadurch vernünft'ger ward.
Man forſchte ſorgſam in der Weltgeſchichte,
Der Weiſe dachte oft ſich dumpf und ſtumpf,
Und fand dann wohl, weil er ſo fern vom Lichte,
Auch ſeinen Kopf auf eines Thoren Rumpf.“ Gz.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bilder aus der Geſchichte. I. Friedrich der Große. II. Ueber die franzöſiſche Revolution. III. Berlin im Jahre 1807. Preis: ½ Thlr.

Vorzugsweiſe machen wir auf den erſten Abſchnitt aufmerkſam. Derſelbe bringt bisher ungedruckte Anekdoten von Friedrich dem Großen nebſt einem Schlachtplan nach des Königs eigener Zeichnung und dem Facſimile ſeiner Unterſchrift.

Die Klage. Schlußgeſang des Nibelungenliedes in der alten vollendeten Geſtalt. Herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung gefertigt. Preis: ½ Thlr.

Der Nibelungen Klage. Zum erſten Male in neuhochdeutſchen Reimen. Zur Ausgabe des „Nibelungenlied“ mit einem Vorwort von F. H. von der Hagen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung gefertigt. Preis: ½ Thaler.

Unter dem Titel „Die Klage“ hat der berühmte Kenner der altdeutſchen Sprache und Literatur, Profeſſor v. d. Hagen, den Schlußgeſang des Nibelungenliedes in urſprünglicher Geſtalt ſeiner Ausgabe dieſes großartigen Heldengedichts folgen laſſen; und um das wiedererweckte Werk auch Denen zugänglich zu machen, welche mit der alten Sprache nicht vertraut ſind, veranſtaltete die Verlagshandlung die vorſtehend unter dem Titel „Der Nibelungen Klage“ aufgeführte Uebertragung in das Neudeutſche, die erſte, welche dieſen wichtigen Theil des Nibelungenliedes der Ueberſetzung deſſelben hinzufügt. Nun erſt kann man ſagen, das älteſte Denkmal unſrer poetiſchen Literatur ſei vollſtändig der Gegenwart wiedergewonnen. Beide Ausgaben, die altdeutſche ſowohl wie die neudeutſche, ſchließen ſich in Format und Ausſtattung als Anhänge an die in unſerem Verlage unter folgenden Titeln erſchienenen Ausgaben:

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Geſtalt. (Urſprache.) Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz u. ſ. w. Preis: 1½ Thlr.

Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutſchung von H. Bela. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz u. ſ. w. Preis: 1½ Thlr.

Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten. Von Karl Stein, Hofrath und Profeſſor. Fortſetzung: Das Jahr 1851. Preis: ½ Thlr.

Das vollſtändige Handbuch, welches durchweg mit großer Gründlichkeit verfährt, namentlich aber die neueſte, ſo bewegte Zeit mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt, koſtet: 3½ Thlr.

Goethe in Briefen und Geſprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's über Welt und Menſchen, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt.

Supplement zu den Werken des Dichters.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Es war ein wirkliches Bedürfniß, die ganze mehr als vierzig Bände umfaſſende Literatur der Goethe'ſchen Briefe und Geſpräche mit verſtändigem Urtheil und aufmerkſam zu durchmuſtern und Alles daraus zu ſammeln, was als kurzer Ausſpruch oder als längere Betrachtung für Bildung und Genuß des Geiſtes einen allgemeinen Werth beſitzt. Dies iſt in dem vorliegenden Buche geſchehen und es ſollte in keiner Bibliothek, in ſeiner Familie fehlen, denn es enthält einen wahren Lebensſchatz von Erfahrung, Beobachtung, ſinnigem und ſinnvollem Denken.

Der Aberglaube als weltgeſchichtliche Macht.

Vortrag im wiſſenſchaftlichen Verein am 14. Februar 1852
von Dr. E. Raupach.
Mit dem Bildniß Raupach's.
Preis: 6 Sgr.

Die vortreffliche Abhandlung iſt zugleich eine ehrwürdige Erinnerung an den berühmten Verfaſſer: dieſer Vortrag war ſein letztes öffentliches Auftreten vor ſeinem am 18. März 1852 erfolgten Tode, der uns den in unſerer Literatur bedeutſamen Mann zu früh entriß.

Volks-Geſellſchafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.
Zehntes Bändchen. Preis: 7½ Sgr.

(In den bisher erſchienenen zehn Bändchen finden ſich neben vielem Mannigfaltigen vom Herausgeber folgende „Schilderungen aus Erlebtem": I. Der Kriegsrath Friedrich v. Cölln. II. Der wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath v. Tſchoppe. III. Vom Hereinragen der Geiſterwelt in die unſrige. IV. Theater-Abenteuer. V. E. T. A. Hoffmann — und die Kraft des Blutes. VI. Die Geſandten in Rom. Eine Berliner Cenſur-Streitigkeit. VII. Der Bauer Adam Müller, „Prophet" genannt. VIII. L. Achim v. Arnim. IX. Clemens Brentano. X. Meine erſten Verſuche für die Bühne. Begegniſſe mit Iffland und Graf Brühl.) — Das elfte Bändchen wird nächſtens verſandt.

Von dem **„Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele,** herausgegeben von F. W. Gubitz", deſſen zweiunddreißigſter Jahrgang für 1853 binnen Kurzem erſcheint, ſind der funfzehnte Jahrgang für 1836 und der ſechszehnte Jahrgang für 1837 gänzlich vergriffen. Wir haben deshalb, um der fortdauernden Nachfrage zu genügen, die beliebteſten Stücke aus dieſen beiden Jahrgängen in einen **Ergänzungsband** vereinigt. Dieſer Ergänzungsband wird enthalten: „Der Glöckner von Notre-Dame." — „Die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten." — „Mulier taceat in ecclesia, oder: Die kluge Königin." — „Hinke." — „Endlich hat er es doch gut gemacht." — „Von Sieben die Häßlichſte."

Jugendſchriften.

Neues Schatzkäſtlein der Jugend.

Herausgegeben von Franz Becker.
Mit elf Abbildungen. Preis: 15 Sgr.

Gottes Größe, Allmacht und Güte, die Schönheit wie die großartigen Eindrücke der Natur, die Tugenden der menſchlichen Seele, die Erkenntniß ihrer Schwächen, die Liebe in der Familie, die Treue, Güte, Aufopferung für Andere, der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, die Vaterlandsliebe werden nach und nach durch Beiſpiele aus dem Leben und aus dem Munde der ausgezeichnetſten Dichter und mit vielem Neuen der Jugend an das Herz gelegt.

Kurzgefaßte Orthographie, oder: **die wichtigſten Schreibregeln,** zur leichtern Erlernung derſelben für die Schuljugend gereimt vom Rektor G. H. F. Flothow. Preis: 3 Sgr.

Echt, für Familienkreiſe muß es erbaulich ſeyn, zeigt ſich in luſt'ger Weiſe des Kindes Sprach' uns ein; drum, was und wie dies Büchlein lehrt, iſt wohl fünf Silbergroſchen werth!

Das Gewiſſen, oder: Der erſte Betrug.

Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Von **M. v. Möller.**
Mit acht Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung.
Preis: 10 Sgr.

„Wie, eine Gab' auf Lebenszeit?“ — Nun, Zweifler, lies, um zu bekennen: Das Büchlein läßt ſich Gabe nennen für's Leben bis zur — Ewigkeit!

Die hier angezeigten Schriften ſind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen iſt zu haben:

Auswanderungs-Katechismus.

Ein Rathgeber für Auswanderer, beſonders für Diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen, und ein **belehrendes Volksbuch für die Hierbleibenden.** Herausgegeben von **K. F. W. Wander.** Mit einer **großen Karte der Nordamerik. Freiſtaaten. 24 Bogen eingebunden 27 Sgr.** Berl. v. C. Flemming.

Dieſer ganz neue Rathgeber für Auswanderer verdient um ſo mehr Beachtung, als der Verfaſſer Nordamerika im Jahre 1850 und 51 ſelbſt bereiſet, und nach eignen Anſchauungen geſchrieben hat.

In der Grubenmann'ſchen Buchhandlung in Chur erſcheint:

Länder und Völker Europa's, in charakteriſtiſchen Gemälden. Für die reifere Jugend bearbeitet von J. G. Feis. Mit 24 col. Charakterzeichnungen von J. G. Risle. gr. 8. Subſcr.-Preis 2 Thlr.

Zur Errichtung von Buchdruckereien.

In meiner Schriftgießerei, welche bei dem beſten Guß und Zeuge die vortheilhafteſten Preiſe ſtellt, habe ich die Einrichtung getroffen, daß ſtets die ſämmtlichen nothwendigen Schriften vorräthig ſind für vollſtändige kleine Druckereien zu 500 Thlr., 350 Thlr., 200 Thlr. Auch Buchbinder-Schriften ſind ſtets zu haben. — Nächſtdem iſt eine Stereotypie mit der Schriftgießerei verbunden, welche alle dahin einſchlagenden Arbeiten liefert. — Meine „Sammlung von Vignetten und Verzierungen für die Buchdrucker-Preſſe“, Buchdruckerei-Beſitzern zu dem ermäßigten Preiſe von 3 Thlrn. (Ladenpreis: 7 Thlr.) zu liefern, zählt an 2000 Nummern. — Auch die Bilder zum „Volkskalender“ ſind in Abgüſſen von mir zu beziehen, und das apart gedruckte „Regiſter“ der Jahrgänge von 1835 bis 1851, das zugleich die Preiſe der Abgüſſe angiebt, iſt für 2½ Sgr. durch alle Buchhandlungen zu haben. **F. W. Gubitz.**

Ohrenleidende aller Art

werden aufmerkſam gemacht auf das jüngſt in zwölfter Auflage erſchienene Schriftchen des Dr. M. Feldberg:

Taubheit iſt heilbar.

Hülfe für Alle die am Gehör leiden.

Volle Geneſung ſteht bei richtigem Gebrauch des hier Geſagten in ſicherer Ausſicht allen Leidenden an [illegible]

HILFE für Ohrenleidende.

I. Gänzlicher Taubheit, entſtanden durch Erkältung, Schlag, [illegible] Krankheiten, ſchwere Entbindungen u. ſ. w.

II. Hart- und Schwerhörigkeit, hervorgerufen nach [illegible] Nervenfieber, Rheumatismus u. ſ. w.

III. Ohrenflüſſen, Polypen, als Folge verhärteten Ohrenſchmalzes, Ausſchlag am Gehörgange, Eindringen von Inſekten u. ſ. w.

IV. Sauſen, Brauſen, Klingen und ſonſtige Schwäche des Gehörs [illegible] Alter u. ſ. w.

wie dies eine Sammlung [illegible] Zeugniſſe darthut, welche auf frankirtes Verlangen durch die Verlagshandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** gratis franco zu beziehen iſt.

Vorrath von dieſer zuverläſſigen Hilfe für Ohrenleidende halten alle Buchhandlungen.

Preis 7½ Sgr. = 27 Kr.

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen

Wichtig für Bruſt- und Lungenkranke.

Beweis, daſs die Lungenſchwindſucht heilbar!

Durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens.

Vielfach erprobt gegen

acute, ſowie chroniſche Katarrhe, — bei erblicher Anlage zur Lungenſchwindſucht, | Blutſpucken und den erſten Stadien der tuberculöſen Lungenſchwindſucht

Von Dr. med. Lobethal,
prakt. Arzt zu Breslau.

Preis:
7½ Ngr. = 27 Kr.

Fünfte verb. Auflage.
Motto: Der wahre Zweck des Arztes iſt Heilen.

Es hat ſich kein neueres Heilverfahren gegen die bisher hoffnungsloſeſte Krankheit ſolcher bedeutenden Erfolge zu erfreuen gehabt, als das Lobethal'ſche. Dieſes Schriftchen, deſſen Verfaſſer ebenſowohl durch ſeine praktiſchen Erfolge am Krankenbett, wie auch durch ſeine bekannten literariſchen Arbeiten ſich bereits überall einen ſehr guten Namen erworben hat, theilt die bedeutendſten Kuren, insbeſondere in Oeſtreich, Ungarn, Deutſchland ꝛc. mit; möge die Kenntnißnahme deſſelben dazu beitragen, den Tauſenden von Leidenden Geſundheit und neues Leben wiederzugeben.

Ein jeder Menschenfreund trage zu dessen allgemeiner Bekanntwerdung nach Kräften bei!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

HÜLFE für Nervenleidende.

Die Quelle
der
meiſten Krankheiten
neuerer Zeit.

Ein Wort über
chroniſche Nervenleiden
und das
bewährteſte Präſervativ- und Heilmittel
gegen alle
daraus ausſtrahlenden
Beſchwerden.

16 Auflage
25000 Expl.

Laut beigedruckten Zeugnissen mit grösstem Erfolg vielfach erprobt gegen:
Hypochondrie, Hysterie, Magenkrampf, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit, Herzklopfen, Epilepsie, Veitstanz, männliches Unvermögen, unregelmässige Periode, Bleichsucht, Gesichtsschmerz, Krämpfe, sowie überhaupt zur Wiederherstellung eines geschwächten Nervensystems als Folge von geistigen Anstrengungen, körperlichen Fehlern, innern Krankheiten u. s. w.

Preis 5 Sgr.
Preis 18 Xr.

Die Hilton'sche Heilmethode
zur Wiederherſtellung
des
geſchwächten Nervenſyſtems

empfiehlt

Dr. Th. Fleiſcher in Wien

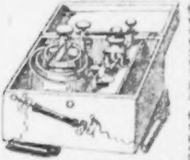
als eine ungemein wirkſame, wie zuverläſſige.

Das **Hilton'ſche Heilmittel**, welches ſich bereits als vielfach bewährt und dadurch einen weit verbreiteten Ruf erworben hat, ſtärkt die Nerven, regulirt, indem es der Verſtopfung entgegen arbeitet, die Verdauung und iſt als **Hausmittel** gegen die meiſten Unterleibsbeſchwerden rein unerſetzlich, wie dies eine Sammlung von **Zeugniſſen** darthut, welche durch die Verlagshandlung von **Otto Spamer** in **Leipzig** auf frankirtes Verlangen unentgeltlich und franco bezogen werden kann.

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen

Galvano-magnetiſcher Inductions-Apparat

in elegantem Käſtchen von nur 3½ Zoll Breite und 6 Zoll Länge.



Dieſer von mir zuſammengeſtellte und verfertigte Apparat eignet ſich ſeiner ſoliden Conſtruction und conſtanten Wirkungsfähigkeit wegen ganz vortrefflich zur Uebertragung des Electro-Magnetismus auf den menſchlichen Körper; er iſt ſehr compendiös, leicht transportabel und bei einer in hohem Grade einfachen Anwendungsweiſe überall ohne Beihülfe einer zweiten Perſon in eine ausdauernde Thätigkeit zu ſetzen.

Nicht minder zeichnet ſich dieſer Apparat durch ſelbſt zur Bereitung electriſcher Bäder hinreichende Kraft, ſowie dadurch aus, daß die Steigerung ſeiner Kraftäußerungen vermittelſt eines eigenthümlich conſtruirten Moderators von den leiſeſten Schlägen bis zu einer kaum erträglichen Intenſität auf das Leiſeſte geregelt werden kann.

Neben dieſen Vorzügen iſt der auf nur 8 Thaler feſtgeſetzte Preis der vollſtändigen Apparate im Verhältniß zu den ſonſt gebräuchlichen electriſchen Maſchinen und Inſtrumenten von zugleich geringer Leiſtungsfähigkeit ein ſo äußerſt wohlfeiler, daß er nicht allein Jedermann leicht erſchwinglich iſt, ſondern daß hierdurch namentlich den Herren Aerzten Gelegenheit geboten wird, ſich ohne große Geldopfer einen zu einer andauernden Benutzung wirklich brauchbaren Apparat anzuſchaffen, um ſo die ſchon vorhandenen günſtigen Erfahrungen über die Anwendung des Electro-Magnetismus zu verwerthen zum Wohle ihrer Patienten und der Wiſſenſchaft zu vermehren.

☞ Für den perſönlichen Gebrauch bringe ich wiederholt in Erinnerung:

Goldberger's
galv.-electriſche Ketten,

das Stück mit Gebrauchs-Anweiſung 1 Thlr., ſtärkere zu anderthalb Thlr., in doppelter Conſtruction, gegen veraltete Uebel anzuwenden, zu 2 Thlr. und 3 Thlr.

Die vorzügliche Heilkraft der Goldberger'ſchen Ketten in verſchiedenen nervöſen, rheumatiſchen und gichtiſchen Krankheiten, als Geſichts-, Hals- und Zahnſchmerzen, Kopf-, Knie- und Fußgicht, Ohrenſtechen, Sauſen in den Ohren, Bruſt-, Rücken- und Lendenweh, Gliederreißen, Herzklopfen, Schlafloſigkeit u. ſ. w., iſt wohl ſeit Jahr und Tag ſo vollkommen erprobt, daß es überflüſſig wäre, noch viel zu ihrem Lobe hier anzuführen, zumal eben ihre zuverläſſige Wirkſamkeit verbürgt iſt durch jahrelange Erfahrung und fortwährende Beweiſe.

Es weiſt nur allein der in ſämmtlichen Depots zur unentgeltlichen Durchſicht vorliegende „Dritte Jahresbericht" ſammt den zugehörigen Supplementen durch beſondere amtlich beglaubigte Atteſtate und Zeugniſſe von geachteten Perſonen aus allen Ständen (darunter faſt 300 von Aerzten) 2318, wörtlich: Zwei Tauſend Drei Hundert und Achtzehn Heilungen nach, die in verſchiedenen Krankheitsformen durch den Gebrauch dieſes ſo leicht anwendbaren Remediums erzielt worden ſind. In dieſen ſo zahlreich bewirkten günſtigen Heilerfolgen liegt unſtreitig das beſte Lob und die vollgültigſte Empfehlung, und verdienen die Goldberger'ſchen Ketten ſonach gewiß mit vollem Rechte das Vertrauen, welches man ihnen ſchenkt.

☞ In jeder größeren Provinzial- und Hauptſtadt befindet ſich eine Niederlage meiner Erzeugniſſe; man kann ſich jedoch auch direct, unter Beifügung des Betrages, an das hieſige Haupt-Verſendungs-Comptoir meiner Fabrikate, Spandauer Straße Nr. 72, wenden, und werden desfallſige Aufträge pünktlich ausgeführt.

J. T. Goldberger in Berlin, vormals in Tarnowitz.

Kaiſerl. Königl. Oeſterr. privilegirte und Königl. Preußiſch und Königl. Bayriſche conceſſionirte Fabrik von electro-magnetiſchen Apparaten.

Deutſcher
Volks-Kalender
1854.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Zwanzigſter Jahrgang.

Mit Sonntag ſeht Ihr dieſes Jahr beginnen:
Es ſey dem Menſchenleben Sonnenjahr! —
Daß Faßnacht nicht, wenn Luſt'ges wir gewinnen,
Für Aſchermittwoch mehr an Schuld gebar.
Am Oſtertag mag neues Heil erſtehen,
Und dann zum Pfingſtfeſt ernſt und wahr
In friſcher Kraft uns heil'ger Geiſt durchwehen;
Zum Erndtefeſt ſey ſolche Erndte klar,
Daß eitler Zweifel nicht und halbes Wiſſen,
Des Glaubens Früchte bringend in Gefahr,
Zu Weihnacht läßt die ſchönſten Gaben miſſen,
Die ſegnend Hoffnung ſpenden jedem Jahr!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

Univ.-Bibl.
München

1 8 5 4.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.	○ Der volle Mond.
☽ Das erſte Viertel.	☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1854ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5803 te.
Seit Chriſti Tode	— 1821 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1781 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1899 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 273 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 155 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 474 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 414 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 363 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 245 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 197 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 154 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 59 —
Seit Friedrich Wilhelms IV. Königs v. Preußen, Geburt	— 60 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 13 —

Bemerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✿ bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Januar 1854

Alter Dezember 1853

1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	1	**Neujahr**	♒	☉ Erdn. ☿ ist in den ersten	20	4. **Advent**
Mont.	2	Odile	♒	Tagen des Mon. fast ¼ Std.	21	Thom. A.
Dienſt.	3	Genovefa	♓	am Morgenhimmel ſichtbar,	22	Greg. Sp.
Mittw.	4	Titus	♓	verſchwindet dann aber in der	23	Dagobert
Donn.	5	Eduard	♈	Dämmer. ♀ hat am 7. Jan	24	Adam, Eva
Freit.	6	H. 3K. Ep.	♈	☽ 4. 15′ V. ihre gröſste	25	H. Chriſt.
Sonn.	7	Reinold	♉	♀ größt. Glanz. Licht-	26	Stephan
2. Jesus zwölf Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	8	1. n. Ep.	♉	Gudula. ſtärke u. iſt länger	27	n. Chriſtt.
Mont.	9	Julian	♉	als 3 St. als Abendſtern zu	28	Unſch. K.
Dienſt.	10	Paul Einſ.	♊	☾☊. ſehen. ♂, der einige	29	Thom. C.
Mittw.	11	Hygin	♊	☾ Erdf. Stunden nach der	30	David
Donn.	12	Ernſt	♋	Abenddämm. aufgeht, ſteht	31	Sylveſter
Freit.	13	Hilarius	♋	um 1 Uhr Morgens	1	J. 1854. N.
Sonn.	14	Felix	♋	○ 9. 39′ V. im Süden.	2	Odilo
3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	15	2. n. Ep.	♌	Maurus. ♃, der im Dezbr.	3	n. Neujahr
Mont.	16	Marcellus	♌	♅ rechtl. in der Zuſammenk.	4	Titus
Dienſt.	17	Anton	♍	♂ rückg. mit der Sonne war.	5	Eduard
Mittw.	18	Krön. T.	♍	Priſca. bleibt auch in dieſem	6	H. 3K. Ep.
Donn.	19	Marius	♍	Mon. in d. Sonnenſtrahlen	7	Reinold
Freit.	20	Fab. Seb.	♎	verborg. ♄ ſteht bei Ende der	8	Gudula
Sonn.	21	Agnes	♎	Abenddämm. am Oſthimmel	9	Julian
4. Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	22	3. n. Ep.	♏	☾ 1. 50′ V. Vincenz.	10	1. n. Ep.
Mont.	23	Mar. Verm.	♏	und geht zwiſchen 3 und	11	Hygin
Dienſt.	24	Bertram	♐	☾☋. halb 5 Uhr Morg. unt.	12	Ernſt
Mittw.	25	Pauli Bek.	♐	♄ rechtl. ♅ ſteht ebenfalls	13	Hilarius
Donn.	26	Polykarp	♑	bei Ende der Abenddämmer.	14	Felix
Freit.	27	Chryſoſt.	♑	☾ Erdn. im Anf. des	15	Maurus
Sonn.	28	Karl d. Gr.	♒	● 5. 40′ N. Mon. am	16	Marcellus
5. Christus stillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	29	4. n. Ep.	♒	Franz Sales. Oſthimmel	17	2. n. Ep.
Mont.	30	Adelgunde	♓	und geht zwiſchen halb 2 und	18	Priſca
Dienſt.	31	Lud. Alb.	♓	3 Uhr Morgens unter.	19	Marius

Februar 1854

Alter Januar

Mittw.	1 Brigitta	♈	☿, der am 8. Febr. in die obere	20 Fab. Seb.
Donn.	2 **Mar. R. L.**	♈	Zuſammenk. mit der Sonne	21 Agnes
Freit.	3 Blaſius	♈	🌓 kommt, bleibt in der	22 Vincenz
Sonn.	4 Veronica	♉	11. 4' N. Dämmerung	23 Mar. Vrm

6 Vom Unkraut unter dem Waizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	5 5. n. Ep.	♉	Agatha. verborgen. ♀ iſt	24 3. n. Ep.
Mont.	6 Dorothea	♊	☾☊. Auf d. Mon. noch 3 St.	25 Paul Bek.
Dienſt.	7 Rembertus	♊	als Abendſtern ſichtbar, nä-	26 Polykarp
Mittw.	8 Anſcharius	♊	☾Erdf. ☿ Ob. ☌☉. hert ſich	27 Chryſoſt.
Donn.	9 Apollonia	♋	dann ſchnell der Sonne und	28 Karl d. Gr.
Freit.	10 Scholaſtika	♋	verſchwindet in den Sonnen-	29 Franz S.
Sonn.	11 Deſiderius	♌	ſtrahlen. ♂ iſt in d. Mitte d.	30 Adelgunde

7 Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	12 **Septuageſ.**	♌	Eulalia. Mon. bei Ende der	31 4. n. Ep.
Mont.	13 Gilbert	♌	🌕 3. 25' V. Abenddämm.	1 Februar
Dienſt.	14 Valentin	♍	grade im Aufgehen,	2 **Mar. R. L.**
Mittw.	15 Fauſtin	♍	kommt am 26. um Mittern.	3 Blaſius
Donn.	16 Juliane	♎	d. Sonne gegenüber im Süd.	4 Veronica
Freit.	17 Benignus	♎	u. glänzt am hellſten d. Nacht	5 Agatha
Sonn.	18 Simeon	♏	hindurch. ♃ wird in d. letz-	6 Dorothea

8 Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	19 **Sexageſ.**	♏	Leontius. ten Tagen 1 Std.	7 **Septuageſ.**
Mont.	20 Eucharius	♐	🌗 11. 12' V. ☾☋. am Mor-	8 Anſcharius
Dienſt.	21 Felix B.	♐	genhimmel zu ſehen ſein.	9 Apollonia
Mittw.	22 Pet. Stblf.	♑	♄ iſt in d. Mitte d. Mon. bei	10 Scholaſt.
Donn.	23 Serenus	♑	Ende der Abenddämmer. im	11 Deſiderius
Freit.	24 Matth. Ap.	♑	☾Erdn. Süden aufzuſuchen.	12 Eulalia
Sonn.	25 Mechthild.	♒	♅ wird jetzt erſt am Weſt-	13 Gilbert

9 Jeſus verkundigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	26 **Eſtomihi**	♒	Neſtor. ♂☍☉. himmel	14 **Sexageſ.**
Mont.	27 Julius	♓	🌑 5. 7' V. ſichtbar ſein.	15 Fauſtin
Dienſt.	28 **Faſtnacht**	♓	Romanus. ♀ Unt. ☌☉.	16 Juliane

Monds- und Zeit-Wechsel.

Sonnabend den 4. Februar gleich nach 11 Uhr Nachts das erſte Viertel
Montag den 13. Februar gegen halb 4 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 20. Februar kurz vor 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags das letzte Viertel
Montag den 27. Februar nach 5 Uhr Morgens der neue Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 9 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 50 M.	14 St. 51 M.
11	9 41	7 23	5 8	14 16
21	10 21	7 4	5 25	13 39

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds. 9 39	1
	10 53	2
	Morg.	3
	12 5	4
	1 16	5
	2 26	6
	3 34	7
	4 38	8
	5 36	9
	6 24	10
	7 3	11
Abds.	7 34	12
5 29		13
6 44		14
7 58		15
9 15		16
10 32		17
11 53		18
Morg.		19
1 15		20
2 38		21
3 57		22
5 6		23
6 [illegible]		24
6 40		25
7 10	Abds.	26
	5 53	27
	7 13	28

Eulenſpiegel als Schüler.

Lehrer. Warum kommſt Du ſo ſpät in die Schule?

Eulenſpiegel. Ich weiß gar nicht, wie es zuging! – auf einen Schritt vorwärts, kam ich immer zwei Schritte zurück.

Lehrer. Wie biſt Du aber unter ſolchen Umſtänden ndlich doch hierher gekommen?

Eulenſpiegel. Ich wandte der Schule den Rücken zu, da ging's!

Altdeutſche Reime vom Studenten.

Ein Student muß vor allen Gaben
Folgende Dinge zu eigen haben:
Das Geld im Beutel zu Brod,
Den eiſernen Kopf – in Noth,
Einen bleiernen Sitzer – für Wiſſenſchaft,
Und gegen Verſucher – geprüfte Kraft.

Perſiſcher Spruch.

Es iſt zehnfach angenehmer, einem Vernünftigen zu ehorchen, als zehen Unvernünftigen zu befehlen; aber uſendfach ſchrecklicher, als ihm zu befehlen, iſt es, von nem Unvernünftigen ſich befehlen zu laſſen.

Den Dienſt übernahm Herr Februar und es wurde nun, nachdem man eine Weile en Ruf „Carneval!" – Fleiſch, leb' wohl! – gehört hatte, ringsum wunderlich regſam. Viele Menſchen, oft genug ſchon geheim verlarvt in der Wirklichkeit, verlarvten ie öffentlich. Die Faſtnacht wurde zu bunter Feſtnacht; man tanzte und jubelte unter wandelbaren Fratzen, ſo daß Herr Februar, da er mitten im Lärm ſich beurlauben ollte, lachend ſagte:

„Ich werde freilich Eismond genannt,
Und doch gewährſt du, mein Lieber,
Mein Daſeyn erzeuget von Land zu Land
Luſtſtürmend ein hitziges Fieber!"

Ich gab ihm recht, was ihn zu ſeinem Kehraus ſo erfreute, daß er im Wirbelwinde end ſich verabſchiedete.

März 1854.

Alter. Februar

Mittw.	1	**Aſchermit.**	♈	Switbertus. ☿ iſt in dieſem	17	Benignus
Donn.	2	Simplicius	♈	Mon. in der gröſst. öſtlichen	18	Simeon
Freit.	3	Kunigunde	♉	Ausweich. am 7ten und wird	19	Leontius
Sonn.	4	Caſimir	♉	dann länger als ¼ Std. als	20	Eucharius

10. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	5	**1. Invoc.**	♊	Friedrich. Abendſtern ſicht-	21	**Eſtomihi**
Mont.	6	Perpetua	♊	🌓 7. 37' N. ☾☊. bar ſein.	22	Pet. Stbl.
Dienſt.	7	Thom. v. A.	♊	☾ Erdf. ☿ gr. öſtl. Ausw.	23	**Faſtnacht**
Mittw.	8	**Quat.** †	♋	Joh. de Deo. ♀ fängt an als	24	Aſcherm.
Donn.	9	Franziska	♋	Morgenſtern ſichtb. zu wer-	25	Mechthild.
Freit.	10	40 Märt. †	♋	den, am Ende d. Mon. 1 Std.	26	Neſtor
Sonn.	11	Roſina †	♌	lang. ♂, der von dem Ge-	27	Juſtus

11. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	12	**2. Remin.**	♌	Gregor. genſcheine mit der	28	**1. Invoc.**
Mont.	13	Ernſt	♍	♂ wird vom Monde bedeckt.	1	**März.**
Dienſt.	14	Mathilde	♍	🌕 6. 20' **M.** Sonne her-	2	Simplicius
Mittw.	15	Longin	♎	kommt, ſteht bei Ende	3	**Quatemb.**
Donn.	16	Heribert	♎	der Abenddämmer. am Oſt-	4	Caſimir
Freit.	17	Gertrud	♏	himmel und bleibt die ganze	5	Friedrich
Sonn.	18	Cyrillus	♏	Nacht ſehr hell ſichtbar. ♃ iſt	6	Perpetua

12. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	19	**3. Oculi**	♏	Joſeph. ☾☋. nicht viel län-	7	**2. Remin.**
Mont.	20	Joachim	♐	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag u.	8	Joh. d. Deo
Dienſt.	21	Benedikt	♐	🌗 6. 30' **M.** Nacht gleich.	9	Franziska
Mittw.	22	**Mittfaſt.**	♑	Oktav. ☾ Erdn. ♂ im ♌.	10	40 Märt
Donn.	23	Otto	♑	☿ Unt. ☌ ☉. ger als 1 Std.	11	Roſina
Freit.	24	Gabriel	♒	am Morgenhimmel ſichtbar.	12	Gregor
Sonn.	25	**Mar. Vrk.**	♒	♄ geht zwiſchen 11 und 1 Uhr	13	Ernſt

13. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	26	**4. Lätare**	♓	Ludgerus. Nachts unter.	14	**3. Oculi**
Mont.	27	Rupertus	♓	♅ ſteht jetzt Abds. am Weſt-	15	Longin
Dienſt.	28	Felix P.	♈	🌑 5. 19' N. himmel u. iſt	16	Heribert
Mittw.	29	Euſtaſius	♈	Anfangs des Monats	17	**Mittfaſt**
Donn.	30	Quirinus	♉	3½ Std., am Ende noch 1 Std.	18	Cyrillus
Freit.	31	Balbina	♉	Einzug in Paris 1814. ſichtb.	19	Joſeph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 6. März nach halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel.
Dienſtag den 14. März bald nach 1 Viertel auf 7 Uhr Abends der volle Mond.
Dienſtag den 21. März um halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Dienſtag den 28. März bald nach 1 Viertel auf 6 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Faſten Eſther am 13., und ihr Purimfeſt den 14. und 15. März.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 9	6 4	6 13	11 51

☾ Afg. u. M.	☾ Untg. u. M.	T.
	Abds.	
	8 30	1
	9 45	2
	10 58	3
[illegible]	Morg.	4
[illegible]	12 11	5
[illegible]	1 21	6
[illegible]	2 28	7
[illegible]	3 28	8
[illegible]	4 20	9
	5 2	10
	5 35	11
	6 2	12
Abds.	6 23	13
5 43	6 41	14
7 0		15
8 21		16
9 40		17
11 3	[illegible]	18
Morg.	[illegible]	19
12 28	[illegible]	20
1 48	[illegible]	21
3 0	[illegible]	22
3 58	[illegible]	23
4 41	[illegible]	24
5 13		25
5 36		26
5 55	Abds.	27
	6 8	28
[illegible]	7 24	29
[illegible]	8 38	30
	9 52	31

Die Priſe.

Ein reicher Filz war Gaſt eines nicht filzigen Banquiers, der bei dem Beſchauen einer goldenen Doſe äußerte: „Ich mußte ſie für eine Schuldforderung annehmen, obwohl ich Dergleichen ſchon genug habe.“ Da entgegnete jener Geizige: „Wäre die Doſe mein, ich ſchenkte ſie Ihnen; was Sie thun wollen, muß ich erwarten!“ — „Ich werde denken, ſie hätte Ihnen gehört, und Sie wären zum Erſtenmale freigebig geweſen!“ antwortete der Banquier, wonach ein Dritter bemerkte, ſich zu dem Geizigen wendend: „Das war eine Priſe ohne Doſe!“

Beacht' es!

Daheim nur iſt geheim:
Die Worte vor der Pforte,
Die fliegen von Orte zu Orte,
Es hält ſie nicht Nagel, nicht Leim.

Morgenländiſcher Spruch.

„Von den Höchſten auf Erden laſſ' dich rufen, den Beſten ſuche dich zu nahen, den Boshaften und Schwäßlingen geb' aus dem Wege.“

Herr März folgte ihm auf dem Fuße, und es ergötzte mich, wie er mit ſeinem Hauche manchmal die ſtarre Natur zu erweichen wußte, weßhalb er auch Thaumond heißt. Er lockte Storch und Schwalbe her, ließ hier und dort die Flur grünen, doch ſeine Verſuche zeigten ſich ſo vergänglich wie der Menſchen Hoffnungen. Die Blumen wollten zuweilen ein Aeuglein öffnen, verſchloſſen es aber wieder, weil ihnen die An- nd Umſicht noch nicht gefiel. Die Ackerleute jedoch ſahen etwas Staub und murmelten: „Auf Märzenſtaub für's Loth iſt ein Dukaten mäßig Gebot!“ Sie fanden die Erde locker genug für den Pflug, erwärmt genug für den Samen, und die Frommen unter ihnen ſprachen bei Bearbeitung des Feldes:

„Wir geben den Samen
Der Erd' in Gottes Namen,
Und Gott wird ihn ſegnen, Amen!“

April 1865.

Alter März.

Sonn.	1 Hugo B.	♉	☿ kommt in dieſ. Monat auch	20 Joachim

14. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	2 5. **Judica**	♊	Franz d. P. ☾☊. zur Zeit	21 4. **Lätare**
Mont.	3 Richard	♊	der gröſst. weſtl. Ausw. am	22 Oktavian
Dienſt.	4 Iſidor B.	♋	☾ Erdf. 20. nicht z. Vorſchein.	23 Otto
Mittw.	5 Vincenz	♋	🌓 3. 50′ N. ♀ iſt in der letz-	24 Gabriel
Donn.	6 Sixtus P.	♋	ten Hälfte des Mon. am	25 **Mar. Vrk.**
Freit.	7 Hermann	♌	hellſten, wird aber doch nur	26 Ludgerus
Sonn.	8 Dionyſius	♌	1 St. vor Anfang d. Dämmer.	27 Rupertus

15. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	9 6. **Palm.**	♍	Maria Cl. ♂ rechtl. geſehen	28 5. **Judica**
Mont.	10 Ezechiel	♍	werden können. ♂ ſteht im	29 Euſtaſius
Dienſt.	11 Leo d. Gr.	♍	Anf. d. Mon. noch am Oſt-	30 Quirinus
Mittw.	12 Julius	♎	himmel, nimmt an Glanz ab	31 Balbina
Donn.	13 **Gründonn.**	♎	🌕 6. 24′ V. Maria v. E.	1 **April**
Freit.	14 **Charfreit.**	♏	Tiburtius. ♄ in ♊.	2 Franz d. P.
Sonn.	15 Olympius	♏	☾☋. und geht zwiſchen 3 u.	3 Richard

16. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	16 **H. Oſterf.**	♐	Drogo. 5 Uhr Morg. unter.	4 6. **Palm.**
Mont.	17 **Oſtermont.**	♐	Rudolph. ☾ Erdn. ♃, der	5 Vincenz
Dienſt.	18 Eleuther.	♑	ſehr tief am Himmel ſteht,	6 Sixtus P.
Mittw.	19 Timotheus	♑	fängt an früher am Morgen-	7 Hermann
Donn.	20 Viktor	♒	🌗 12. 42′ V. ☿ gr. weſtl. A. ♀	8 **Gründonn.**
Freit.	21 Anſelm	♒	gr. Glanz. himmel auf-	9 **Charfreit.**
Sonn.	22 Soter	♓	zugehen. ♄ ſteht am Weſt-	10 Ezechiel

17. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	23 1. **Quaſ.**	♓	Georg. himmel und iſt im	11 **H. Oſterf.**
Mont.	24 Albert	♈	Anfange des Monats noch	12 **Oſtermont.**
Dienſt.	25 Marc. Ev.	♈	3 Stunden, am Ende ½ Std.	13 **Oſterdnſt.**
Mittw.	26 Ferdinand	♈	ſichtbar. ♅ iſt im Anfange	14 Tiburtius
Donn.	27 Anaſtaſius	♉	🌑 6. 42′ V. ♂ in ♍. des	15 Olympius
Freit.	28 Vitalis	♉	Mon. noch ¾ Stun-	16 Drogo
Sonn.	29 Peter v. M.	♊	☾☊. den am Weſthimmel	17 Rudolph

18. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	30 2. **Miſ. D.**	♊	Catharina v. S. ſichtbar.	18 1. **Quaſ.**

Mond- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 5. April bald nach 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 13. April gegen halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Donnerſtag den 20. April kurz vor 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Donnerſtag den 27. April kurz vor 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 13. 14. und 19. 20. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 30	5 17	6 47	10 30
21	14 7	4 56	7 3	9 53

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds. 11 5	1
	Morg.	2
	12 14	3
	1 18	4
	2 14	5
	3 0	6
	3 36	7
	4 5	8
	4 27	9
	4 46	10
	5 2	11
Abds.	5 18	12
7 19	5 31	13
8 43		14
10 11		15
11 36		16
Morg.		17
12 53		18
1 56		19
2 41		20
3 18		21
3 43		22
4 2		23
4 18		24
4 34		25
4 48	Abds.	26
5 3	7 35	27
	8 48	28
	9 50	29
	11 6	30

Rath des Selbſtſüchtigen.

Soll im Leben nichts dich kümmern,
Sorge nur für dich allein
Mit dem Grundſatz: laß' die Dümmer'n
Deinen Zwecken dienſtbar ſeyn

Wetter-Beobachtungen.

Der Prediger **Gronau** in Berlin hat vom Jahre 1761 bis zu Ende 1825 die Witterung genau beobachtet und ein Tagebuch darüber geführt. Das Ergebniß aus dieſem Zeitraum von vierundſechzig Jahren war: der **Sonnabend** brachte die meiſten ſchlechten Tage, der **Sonntag** die wenigſten. **Mittwoch** hatte die Mehrzahl an guten, ſchönen und leidlichen Tagen. **Freitag** war vor allen der veränderlichſte Tag, doch erwies es ſich als vollkommen irrig, daß in der Regel **Freitag** und **Sonntag** im Wetter übereinſtimmen. Trotz der langen Beobachtung, ſah er aber nicht die Möglichkeit, mit ſeinen Erfahrungen über die künftige Witterung irgend etwas Haltbares aufzuſtellen.

Vom Geiz.

So lang ein Geizhals lebt, iſt leblos ſeine Habe,
Sinkt er in's Grab hinein, ſo ſteigt ſie aus dem Grabe.

Zu den Frömmſten gehörte der ſich nun einſtellende Herr **April**, der **Keimmonat**, nicht, er ſchien mit ſeinen Vorfahren immerwährend zu zanken, ſo daß ſich Kälte, Eis und Thauen ſtreitend in einander miſchten. Des Veränderns war kein Ende und ich wußte ihm ernſtlich Buße und Beſſerung anempfehlen. Er trieb indeß nach wie vor nichts als Schererei mit Menſchen und Thieren, das empfanden zumeiſt die Schafe, denn ihnen ſchor er die ganze Winterkleidung ab und ſchüttete ihnen dann noch Schnee auf die kahle Haut. Wenn ich in ſolche Dinge eingreifen wollte, erwiederte er murrend:

„Frag' nur die Menſchen, ſie prägen's dir ein:
Milder April bringt Brod viel und Wein!“

„Na“, ſprach ich zu mir, „er meint's eigentlich gut, laß ihm alſo ſeine Schwänke und ſein Toben!“

Mai 1854

Alter. April

Mont.	1	**Phil. Jak.**	♊	☿, der zur oberen Zuſam-	19	Timoth.
Dienſt.	2	Athanaſius	♋	☾ Erdf. menk. mit der Sonne	20	Viktor
Mittw.	3	†Erfindung	♋	♅☌☉. am Ende dieſ. Mon.	21	Anſelm
Donn.	4	Monika	♌	geht, wird nicht ſichtbar ſein.	22	Soter
Freit.	5	Pius V.	♌	🌓 9.58' V. ♀ iſt jetzt Mor-	23	Georg
Sonn.	6	Joh. v. d. Pf.	♌	genſtern, am 9. Mai in	24	Albert

19. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ev. 1. Petr. 2.

Sonnt.	7	**3. Jubil.**	♍	Stanislaus. d. gröſst. weſtl.	25	**2. Miſ. D.**
Mont.	8	Mich. Erſch.	♍	Ausweich., jedoch nur 1 volle	26	Ferdinand
Dienſt.	9	Gregor N.	♎	♀ gröſste weſtl. Ausw. Std.	27	Anaſtaſius
Mittw.	10	**Bettag**	♎	Gordian. ſichtbar. ♂, der	28	Vitalis
Donn.	11	Beatrix	♏	um die Mittagszeit aufgeht,	29	Petr. v. M.
Freit.	12	Pankrat.	♏	🌕 4. 4' N. Unſ. ☾ Finſt	30	Cath. v. S.
Sonn.	13	Servatius	♐	☾☊. ſteht des Abends	1	Mai.

20. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	14	**4. Cantate**	♐	Chriſtian. ☾ Erdn. ſchon am	2	**3. Jubil.**
Mont.	15	Sophia	♑	♃ rückg. Weſthimmel u. geht	3	† Erfind.
Dienſt.	16	Joh. v. N.	♑	zwiſchen halb 2 u. 3 U. Morg.	4	Monica
Mittw.	17	Jodocus	♒	unter. ♃ geht um Mittern.	5	Pius V.
Donn.	18	Liberius	♒	auf und wird am Ende des	6	Joh. v. d. P.
Freit.	19	Prudent.	♓	🌗 7. 0' V. Monats nicht	7	Stanislaus
Sonn.	20	Baſilla	♓	volle 3 Std. geſehen wer-	8	Mich. Erſch.

21. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ev. Jak. 1.

Sonnt.	21	**5. Rogate**	♓	Conſtantin. den können.	9	**4. Cantate**
Mont.	22	Julian	♈	♄ iſt in den erſten Tagen	10	Gordian
Dienſt.	23	Deſiderius	♈	kaum ½ St. am Abendhimmel	11	Beatrix
Mittw.	24	Johanna	♉	zu ſehen und verſchwindet	12	Pankrat.
Donn.	25	**Him. Chr.**	♉	Urban. dann in den Sonnen-	13	Servatius
Freit.	26	Philipp N.	♊	🌑 9. 15' N. Unſ. ☉ F ☾☊.	14	Chriſtian
Sonn.	27	Luciana	♊	♄☌☉. ſtrahlen. ♅, der	15	Sophia

22. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	28	**6. Exaudi**	♊	Wilhelm. am 3ten in der Zu-	16	**5. Rogate**
Mont.	29	Maximin	♋	☿ Ob. ☌ ☉. ſammenkunft	17	Jodocus
Dienſt.	30	Felix P.	♋	☾ Erdf. mit der Sonne war,	18	Liborius
Mittw.	31	Petronella	♌	kommt nicht zum Vorſchein.	19	Prudent.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. Mai kurz vor 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Freitag den 12. Mai gleich nach 4 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Freitag den 19. Mai um 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 26. Mai um 1 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben Lag Beomer am 16. Mai.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
den 1	14 St.	43 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	19 M.	9 St	17 M.
11	15	16	4	19	7	35	8	44
21	15	45	4	5	7	49	8	15

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		1
[illegible]		12	6	2
		12	56	3
		1	36	4
		2	7	5
		2	31	6
		2	51	7
		3	7	8
		3	23	9
		3	38	10
Abds.		3	55	11
7	42	4	14	12
9	12	4	38	13
10	36			14
11	48	[illegible]		15
Morg.				16
12	42			17
1	21			18
1	49			19
2	10			20
2	27			21
2	42			22
2	56			23
3	11			24
3	27	Abds.		25
3	46	7	46	26
4	11	8	55	27
[illegible]		9	57	28
		10	51	29
		11	35	30
		Morg.		31

Zum Merkbuch.

Bei Schlechten wird immer verhaßter, wer ihre Beleidigungen und zugleich die Beleidiger vergißt.

Wenn die Weltgeſchichte ſich auf Sprünge einläßt, wird man bald erfahren, daß ſie auf den Kopf gefallen iſt.

Gute Gedanken nimm gern und wohl auf, wie liebe Gäſte; Gelüſte aber wie Schmarotzer, denen man die Thür zu weiſen hat.

Für Arbeitſcheue.

Wer Gott vertraut, geſunde Glieder hat,
Auf dieſe baut, und um ſich ſchaut,
Wird ſtets noch ſatt in Dorf und Stadt.

Weite Ausſicht.

Ein Profeſſor der Aſtronomie, der eben vertieft war in Berechnungen der Kometen, antwortete ſeinem Diener, der einen Studenten anmeldete: „Ich habe nicht Zeit!" — „Wann ehe kann er denn wiederkommen?" fragte der Diener und erhielt den Beſcheid: „Nun, im dreiundzwanzigſten Jahrhundert!"

Bereitwilliger übernahm Herr Mai ſein Amt und nannte ſich ſelber mit freundlichem Geflüſter Blüthemond; es blieb mir indeß doch nicht verborgen, daß auch er manchmal den Schelm im Nacken hat. Die Blüthen und Blumen enthüllten ihren lieblichen Reiz, wenn man ſich aber darüber freute, der Gärtner ſeine Mühe belohnt ſah, huſch! da drängten ſich kalte, gefühlsarme Geſellen ein, und ehe nicht Mamertus, der Kampfſuchende, und Pancratius, der Gewaltſame, vom Servatius, dem erhaltenden Ritter, vertrieben waren, ließ ſich Herrn Mai nicht ſonderlich trauen. Den Zurechtweiſungen war er dann auch mit einem Sprüchlein bereit, indem er ſehr zärtlich entgegnete:

„Ei, wenn der Mai nur Gärtner ſeyn ſoll,
Werden dabei einſt Scheuern nicht voll!"

Nach ſolcher Rechtfertigung ſprach ich dann freilich: „Sind Abſicht und Folge gut, laſſen ſich ein paar ſchlimme Tage leicht vergeſſen!" womit Herr Mai zufrieden war und unter ſüßem Duft und linder Luft ſich empfahl.

Donn.	1 Simeon	♌	☿, der ſo eben in der Zuſam-	20	**Him. Chr.**
Freit.	2 Erasmus	♌	menk. mit d. Sonne geweſen,	21	Conſtant.
Sonn.	3 Clothildis †	♍	kann nicht geſehen werden.	22	Julian

23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	4 **Pfingſtfeſt**	♍	🌓 1. 8′ V. Florian. ♀	23	6. **Exaudi**
Mont.	5 **Pfingſtm.**	♎	Bonifacius. zeigt ſich	24	Johanna
Dienſt.	6 Norbertus	♎	fortwährend am Morgen-	25	Urban
Mittw.	7 **Quat.** †	♎	Robertus. himmel, am	26	Phil. N.
Donn.	8 Medardus	♏	Ende des Monats 1½ Std.	27	Luciana
Freit.	9 Primus †	♏	🌕 ☾☋. ♂ bleibt fort-	28	Wilhelm
Sonn.	10 Maurin. †	♐	11. 58′ M. während am	29	Maximin

24. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	11 **Trinitatis**	♐	Barnabas. ☾Erdn. Abend-	30	**Pfingſtfeſt**
Mont.	12 Baſilides	♑	himmel ſichtbar, am Anf.	31	Pfingſtm.
Dienſt.	13 Ant. v. P.	♑	des Mon. 3 Std., am Ende	1	Jun. Pfgſtd.
Mittw.	14 Baſilius	♒	noch 1 Stunde. ♃, der vor	2	**Quat.**
Donn.	15 **Frohnl.**	♒	Vitus. Mitternacht bereits	3	Clothildis
Freit.	16 Benno	♓	🌗 aufgeht, bleibt bis zum	4	Florian
Sonn.	17 Adolph	♓	2. 42′ M. Beginn der	5	Bonifacius

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	18 1. n. **Trin.**	♈	Marcellus. Schlacht b. Belle-	6	**Trinitatis**
Mont.	19 Gervaſius	♈	Alliance 1815. Morgen-	7	Robertus
Dienſt.	20 Silverius	♉	dämmer., zuletzt faſt 4½ Std.	8	Medardus
Mittw.	21 Albanus	♉	☉ in ♋. Somm.-Anf., längſt.	9	Primus
Donn.	22 Albinus	♉	☾☊. Tag. ſichtbar. ♄, der	10	**Frohnl.**
Freit.	23 Walram	♊	von der Zuſammenkunft mit	11	Barnabas
Sonn.	24 Joh. d. T.	♊	der Sonne herkommt, kann	12	Baſilides

26. Vom großen Abendmahl. Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	25 2. n. **Trin.**	♋	🌑 12. 29′ N. Elogius.	13	1. n. **Trin.**
Mont.	26 Pelagius	♋	☾Erdf. in der Dämmer.	14	Baſilius
Dienſt.	27 7 Schläfer	♋	nicht wahrgenommen werden.	15	Vitus
Mittw.	28 Leo P. †	♌	♅ geht zwar ſchon um 2 Uhr	16	Benno
Donn.	29 **Petr. Paul**	♌	Nachts auf, kann aber in der	17	Adolph
Freit.	30 Pauli Ged.	♍	Dämmer. nicht erkannt werd.	18	Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 4 Junius gegen 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 10. Junius kurz vor Mitternacht der volle Mond.
Sonnabend den 17. Junius kurz vor 3 Viertel auf 3 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Sonntag den 25. Junius um halb 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt den 2. und 3. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 48	8 11	7 37
21	16 29	3 47	8 15	7 31

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
[illegible]		12	9	1
[illegible]		12	35	2
[illegible]		12	56	3
[illegible]		1	13	4
[illegible]		1	28	5
[illegible]		1	43	6
[illegible]		1	58	7
		2	16	8
Abds.		2	37	9
8	7	3	5	10
9	27	3	43	11
10	32			12
11	19			13
11	52			14
Morg.		[illegible]		15
12	15	[illegible]		16
12	34	[illegible]		17
12	50	[illegible]		18
1	4	[illegible]		19
1	19	[illegible]		20
1	34	[illegible]		21
1	52			22
2	15			23
2	43	Abds.		24
3	20	8	47	25
4	7	9	34	26
		10	10	27
[illegible]		10	38	28
[illegible]		11	0	29
		11	19	30

Reimſprüche.

Die Welt iſt von Lug und Trug beſchmutzt.
Und die ſchönſten Wahrheiten ſind unbenutzt.

◆

Wer dient dem Gemeinen,
Verpflichtet ſich Keinen.

◆

Gewohnheiten haltet heilig.
Sie wachſen langſam und ſterben eilig.

◆

Zu begehrlich,
Macht entbehrlich.

Auf Einen kommt's nicht an?

Der Pfalzgraf am Rhein wollte einmal aus dem weitberühmten Heidelberger Faß Wein trinken. Er ſchrieb dem Bürgermeiſter: es möge Jeder ein Maaß Wein in das Faß ſchütten, damit er ſich rühmen könne, daraus getrunken zu haben. Der Bürgermeiſter dachte: ob der Eine Waſſer oder Wein einſchüttet, darauf kommt's nicht an, er that's alſo mit Waſſer. Jeder war ſo klug wie Er, dachte wie Er, Jeglicher holte ſein Maaß vom Brunnen, und als der Pfalzgraf vom Inhalt des Faſſes proben wollte, zapfte man faſt nichts als Waſſer. — Auf Einen kommt's nicht an!

Jetzt nahte Herr Juni, der Roſenmond, und in beruhigter Pfingſtfreude hörte man ihn gleich unter ſchmetternder Begleitung unzähliger Vogelſtimmen ſingen und rufen:

„Friſch auf, friſch auf nun Hans und Michel,
Das Gras verlangt ſchon nach der Sichel!“

Zu leugnen war dies nicht, an Stetigkeit aber mangelte es dem neuen Führer gleichfalls. Heut ließ er in Hitze keuchen, morgen in Kälte fröſteln, und als ich ſolch Treiben charakterlos fand, lachte er mich aus und trallerte:

„Bah! Durch Juniwind aus Norden
Iſt noch nichts verdorben worden.
Halt' ich dabei mich mäßig trocken,
So ſchaff' ich auch 'was einzubrocken!“

Mich zu beſchwichtigen, reichte mir Herr Juni wunderſchöne Roſen, indem er ſagte: „Ich muß nun ſcheiden und wir Beide ſehen uns nie wieder!“ — Es that mir leid: Verluſt der Roſenzeit thut auch wohl Jedem leid!

Julius 1854

Alter. Junius

Sonn.	1	Rembold	♍	☉ Erdf. ☿ kann ſelbſt zur	19	Gervaſius
27. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.						
Sonnt.	2	3. n. Trin.	♍	Mar. Heimſ.* Zeit d. gröſs-	20	2. n. Trin.
Mont.	3	Hyacinth	♎	☽ 1. 19′ N. ☿ größte öſtl.	21	Albanus
Dienſt.	4	Ulrich	♎	Ausw. ten öſtl. Ausw.	22	Albinus
Mittw.	5	Anſelm	♏	in der Dämmer. nicht wahr-	23	Walram
Donn.	6	Jſaias	♏	genommen werden. ♀ iſt	24	Joh. d. T.
Freit.	7	Wilibald	♐	☾☋. fortwährend am Mor-	25	Elogius
Sonn.	8	Kilian	♐	genhimmel wahrzunehmen.	26	Pelagius
28. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	9	4. n. Trin.	♑	Agilolph. ♂ in ♎. am Ende	27	3. n. Trin.
Mont.	10	7 Brüder	♑	🌕 6. 52′ V. ☾ Erdn. des	28	Leo P.
Dienſt.	11	Pius P.	♒	Mon. länger als 2 Std.	29	Petr. Paul
Mittw.	12	Nabor	♒	♂ verſchwindet immer frü-	30	Pauli Ged.
Donn.	13	Margar.	♓	her, ſo daſs er am Ende des	1	Juli
Freit.	14	Bonavent.	♓	Mon. kaum noch ¼ Std. zu	2	Mar. H.*
Sonn.	15	Ap. Theil.	♈	♃☍☉. bemerken iſt. ♃ iſt	3	Hyacinth
29. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.						
Sonnt.	16	5. n. Trin.	♈	Skap. Feſt. in dieſ Monat	4	4. n. Trin.
Mont.	17	Alexius	♉	☾ 12. 53′ V. am beſten zu	5	Anſelm
Dienſt.	18	Arnold	♉	ſehen, da er am 15. in	6	Jſaias
Mittw.	19	Arſenius	♉	☾☊. Gegenſchein mit der	7	Wilibald
Donn.	20	Elias	♊	Sonne kommt und ihr um	8	Kilian
Freit.	21	Daniel	♊	Mittern. gerade gegenüber	9	Agilolph
Sonn.	22	M. Magd.	♋	im Süden ſteht. ♄ fängt an	10	7 Brüder
30. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	23	6. n. Trin.	♋	Apollinar. ☾ Erdf. Anf. der	11	5. n. Trin.
Mont.	24	Chriſtine	♋	Hundst. am Morgenhimm.	12	Nabor
Dienſt.	25	Jakob	♌	🌑 3. 44′ V. ſich zu zeigen,	13	Margar.
Mittw.	26	Anna	♌	am Ende länger als 2	14	Bonavent.
Donn.	27	Pantaleon	♍	Std. ♅. der in der letzten	15	Ap. Theil.
Freit.	28	Innocenz	♍	Hälfte des Mon. vor Mit-	16	Skap. Feſt
Sonn.	29	Martha	♍	ternacht aufgeht, kann jetzt	17	Alexius
31. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	30	7. n. Trin.	♎	Ardon. ☿ Unt. ☌ ☉. am	18	6. n. Trin.
Mont.	31	Jgn. Loj.	♎	Morgenhimmel geſeh. werd.	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. Julius bald nach 1 Viertel auf 2 Uhr Nachm. das erſte Viertel
Montag den 10. Julius gegen 7 Uhr Morgens der volle Mond
Montag den 17. Julius gegen 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 25. Julius um 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden haben Faſten. Tempel-Eroberung am 13. Juli.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	24 M.	3 Uhr	51 M.	8 Uhr	15 M.	7 St.	36 M.
11	16	11	3	59	8	10	7	49
21	15	49	4	11	8	0	8	11

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
[illegible]		11	35	1
		11	49	2
		Morg.		3
		12	3	4
		12	19	5
		12	37	6
		1	1	7
Abds.		1	31	8
8	12	2	21	9
9	8	3	25	10
9	48			11
10	17			12
10	37			13
10	55	[illegible]		14
11	10			15
11	25			16
11	40			17
11	58			18
Morg.				19
12	19			20
12	45			21
1	19			22
2	3	Abds.		23
2	57	8	12	24
4	0	8	32	25
		9	7	26
		9	25	27
[illegible]		9	41	28
		9	56	29
		10	10	30
		10	24	31

Einer dümmer als der Andere!

Ein Handelsreiſender, ſehr erfüllt davon, daß er eben die engliſche Sprache erlernen wollte, äußerte im Wirthshauſe zu einem Pferdehändler: „Wir Deutſche haben es leichter, wir ſprechen, wie wir ſchreiben; aber die Engländer ſchreiben, zum Beiſpiel, Shakſpear, und wenn ſie den Namen ſprechen, ſagen ſie Schäckſpier.“ — „O“, fiel Jener ein, „Dergleichen iſt ja bei uns noch ärger, wir ſchreiben, zum Beiſpiel, Pferd, und ſagen doch Roß oder Gaul!“

Der weltverbeſſernde Redner.

Als des Zeitgeiſts Feuerwerker
Schafft er raſch zerplatzte Schwärmer;
Dennoch bei den Irrlichtsflammen
Werden eitle Dunſe wärmer,
Und des Dunſes Koſten machen
Volksverſtand und Wohlfahrt ärmer.

Naive Frage.

In einem Familienkreiſe, der ſich Abends geiſtige Unterhaltung ſchafft, fragte neulich ein junges Mädchen, als von erweiterter Beobachtung des Mondes die Rede war, ſehr naiv: „Giebt's denn im Monde auch Erdbeben?“

Der ankommende Herr Juli, der Wärmemond, tröſtete mich indeß ziemlich: er wußte genau, was er wollte mit ſeiner verſtärkten Sonnenhitze, und wenn er mir etwas zu arg ſchien mit kühlendem Gewitterregen, wenn Menſchen im Hauſe und Thiere auf der Weide ſich kaum bewegen mochten wegen der Schwüle, ſo that er, als ob er's nicht, blies gleicherweiſe die Gluth immer heftiger an und eiferte dazwiſchen:

„Bringt nicht der Juli die Trauben zum Kochen,
Werden zunicht ſie in ſpäteren Wochen,
Und im Juli den Regen entbehren müſſen,
Das hilft zu kräftigen Kernen den Nüſſen!“

Auch angenehm! Was einer vollbringt oder unterläßt aus triftigen Gründen, müßte Allen behagen, die gründlich begreifen!“ So ſagte ich zu mir ſelbſt und erlebte mit dem Juli friedlichen Abſchluß.

August 1854

Alter. Julius

Dienſt.	1 Petr. Kett.	♏	🌓 10. 56′ N. ☿ wird zur	20 Elias
Mittw.	2 **Portiunc.**	♏	Zeit der gröſsten weſtl.	21 Daniel
Donn.	3 Steph. Erf.	♐	☾☋. Ausweich. am 18. Aug	22 M. Magd.
Freit.	4 Dominicus	♐	¾ St. lang als Morgenſtern	23 Apollinar
Sonn.	5 Mar. Schn.	♐	geſehen werden können ♀	24 Chriſtine

32 Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ev. Röm. 8.

Sonnt.	6 8. n. **Trin.**	♑	Verkl. Chr. bleibt den gan-	25 7. n. **Trin.**
Mont.	7 Gottſchalk	♑	☾ Erdn. zen Monat etwas	26 Anna
Dienſt.	8 Cyriacus	♒	🌕 1. 45′ N. länger als	27 Pantaleon
Mittw.	9 Romanus	♒	2 St. als Morgenſtern	28 Innocenz
Donn.	10 Laurenz	♓	ſichtbar. Die kurze Dauer	29 Martha
Freit.	11 Hermann	♓	der Sichtbarkeit des ♂ am	30 Abdon
Sonn.	12 Clara	♈	Abendhimmel nimmt immer	31 Ignaz Loj.

33 Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ev. 1. Cor. 10.

Sonnt.	13 9. n **Trin.**	♈	Hippolytus. noch mehr ab.	1 Aug. 8. **Tr.**
Mont.	14 Euſebius	♉	♃ ſteht in d. Mitte d. Mon.	2 Portiunc.
Dienſt.	15 **M. Himm.**	♉	🌗 2. 17′ N. um 10 Uhr Ab	3 Steph. Erf.
Mittw.	16 Rochus	♊	☾☊. im Süden u. geht	4 Dominicus
Donn.	17 Sibylla	♊	erſt zwiſchen ½ 1 und ½ 3 Uhr	5 Mar. Schn.
Freit.	18 Helena	♊	☿ gröſste weſtl. Ausw. unter.	6 Verkl. Chr.
Sonn.	19 Sebald	♋	☾ Erdf. ♄ geht im Anf. des	7 Gottſchalk

34 Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ev. 1. Cor. 12.

Sonnt.	20 10. n. **Tr.**	♋	Bernhard. Mon. um Mit-	8 9. n. **Trin.**
Mont.	21 Anaſtaſius	♌	ternacht ſchon auf und bleibt	9 Romanus
Dienſt.	22 Timotheus	♌	zurückg. dann faſt 3 Stund.	10 Laurenz
Mittw.	23 Zacharias	♌	🌑 6. 28′ N. Ende der	11 Hermann
Donn.	24 Barthol.	♍	Hundstage. am Ende,	12 Clara
Freit.	25 Ludwig	♍	wo er bald nach 10 Uhr auf-	13 Hippolyt.
Sonn.	26 Samuel	♎	geht, 5¼ Std. lang ſichtbar.	14 Euſebius †

35. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ev. 1. Cor. 15.

Sonnt.	27 11. n. **Tr.**	♎	Joſeph C. ♂ in ♏. ♅ iſt	15 10. **Tr.** **H.**
Mont.	28 Auguſtin	♏	Anfangs 2¾ Stunden lang,	16 Rochus
Dienſt.	29 Joh. Enth.	♏	am Ende faſt 6 Stunden	17 Sibylla
Mittw.	30 Roſa	♏	🌓 ☾☋. am Morgenhim-	18 Helena
Donn.	31 Paulin	♐	6. 35′ V. mel ſichtbar.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 1. Auguſt kurz vor 11 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Dienſtag den 8. Auguſt um 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond
Dienſtag den 15. Auguſt gleich nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Mittwoch den 23. Auguſt kurz vor halb 7 Uhr Abends der neue Mond.
Donnerſtag den 31. Auguſt bald nach halb 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden haben die Zerſtörung Jeruſalems den 3. Auguſt.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 41 M.
11	14 47	4 41	7 28	9 13
21	14 11	4 57	7 8	9 49

☾ Aufg. u. M.	☾ Unterg. u. M.	T.
	Abds.	
[illegible]	10 41	1
	11 0	2
	11 29	3
	Morg.	4
	12 7	5
Abds.	1 2	6
7 41	2 11	7
8 12	3 40	8
8 39	5 11	9
8 58		10
9 11		11
9 30		12
9 45	[illegible]	13
10 2		14
10 22		15
10 46		16
11 18		17
11 58		18
Morg.		19
12 49		20
1 50	Abds.	21
2 57	7 11	22
4 8	7 32	23
5 20	7 48	24
	8 3	25
[illegible]	8 17	26
	8 31	27
	8 47	28
	9 5	29
	9 29	30
	10 2	31

Was man liebt.

Der Fromme liebt das Schaurige,
Der Leidende das Traurige,
Der Hoffende das Künftige,
Der Weiſe das Vernünftige.

Wahres Chriſtenthum.

Origenes, der Märtyrer ſeines Glaubens, ſagt: „Wer Jeſus Chriſtus die höchſte Ehre geben will, der komme ſeinen Tugenden am nächſten. In Unſchuld leben, das heißt: ihn feiern; Gerechtigkeit üben heißt: ihm ſich weihen; ſich des Böſen enthalten, heißt: ihm den angenehmſten Beweis der Liebe geben; einem Mitmenſchen das Leben retten, heißt: ihm das werthvollſte Opfer darbringen. Das iſt unſere Verehrung, das ſind unſre Opfer, und der Gerechteſte unter uns wird der Religiöſeſte ſeyn."

Vom rechten Willen.

Rechten Willen laſſe zeugen
Für rechtes Ziel im Erdenlauf;
Nie laſſe ſolchen Willen beugen
Sonſt giebſt du Ziel und Urtheil auf.

Nachdem jedoch Herr Auguſt, der Erndtemond, ſeine Gelegenheit erſah und noch mehr Gluth anfachte, wollt' ich wieder ein Wörtchen d'rein reden, es gerieth jedoch keineswegs zu günſtigem Eindruck, vielmehr wies mich Herr Auguſt höchſt feurig ab mit dem Beſcheid: „Ich weiß mir ſchon allein zu rathen,
Hat Juli gekocht, ſo will ich braten;
Bin ich nicht der Hitze ein Pfleger und Hetzer,
Dann ſchimpft ihr nachmals auf mich bei Krätzer!"

Daß Jemand ſich guten Ruf erwerben und ihn bewahren will, darf man ihm nicht verargen, ich ſcherzte mich alſo geſchwind fügſam durch die Reime: „Der Herr Auguſt wirft kraftbewußt ſich in die Bruſt, gehorchen mußt du ihm nun juſt wohl gar mit Luſt!" — Daß er dies fordern konnte, bewies er: denn ihm zum Ehrenkranz wurde ſchon der reiche Aehrenkranz.

September 18[illegible]

Alter. Auguſt.

Freit.	1	Aegidius	♐	☿, der am 12. in die obere	20	Bernhard
Sonn.	2	Raphael	♑	Zuſammenk. mit der Sonne	21	Anaſtaſius
36. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.						
Sonnt.	3	12. n. Tr.	♑	Manſuetus. kommt, wird	22	11. n. Tr.
Mont.	4	Roſalia	♒	☾ Erdn. von den Sonnen-	23	Zacharias
Dienſt.	5	Herkulan	♒	ſtrahlen verdeckt. ♀ zeigt	24	Barthol.
Mittw.	6	Magnus	♓	○ 9. 46′ N. ſich am Anf.	25	Ludwig
Donn.	7	Regina	♓	d. Mon. 2 St. als Mor-	26	Samuel
Freit.	8	**Mar. Geb.**	♈	genſtern; die Dauer ihrer	27	Joſeph C.
Sonn.	9	Audomar	♈	Sichtbarkeit nimmt dann	28	Auguſtin
37. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	10	13. n. Tr.	♉	Nicol. v. T. aber ab. ♂, der	29	12. n. Tr.
Mont.	11	Protus	♉	noch kurze Zeit am Weſt-	30	Roſa
Dienſt.	12	Winand	♉	☾☊. ☿ Ob. ☌ ☉. himm. ſicht-	31	Paulin
Mittw.	13	Maternus	♊	bar iſt, verſchwind. ſehr bald	1	September
Donn.	14	† Erhöh.	♊	☾ 6. 58′ V. ♅ rechtl. in der	2	Raphael
Freit.	15	Ludmilla	♋	Abenddämmer. ♃ ſteht	3	Manſuetus
Sonn.	16	Cornel	♋	☾ Erdf. gegen Ende d. Mon.	4	Roſalia
38. Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	17	14. n. Tr.	♋	Lambert. bei dem Aufhören	5	13. n. Tr.
Mont.	18	Richard	♌	der Abenddämmer. im Sü-	6	Magnus
Dienſt.	19	Nicleta	♌	den und wird zuletzt nicht	7	Regina
Mittw.	20	**Quat.** †	♍	Euſtachius. volle 4 St. ſicht-	8	**Mar. Geb.**
Donn.	21	Matth. Ev.	♍	bar ſein. ♄ bleibt jetzt die	9	Audomar
Freit.	22	Moriz †	♎	● 8. 31′ V. Nacht hin-	10	Nicol. v. T.
Sonn.	23	Thekla †	♎	☉ in ♎. Herbſt-Anf.,	11	Protus
39. Vom Mammonsdienſt. Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	24	15. n. Tr.	♎	Joh. Empf. Tag u. Nacht gl.	12	14. n. Tr.
Mont.	25	Cleophas	♏	durch ſichtbar. ♅ geht mit	13	Maternus
Dienſt.	26	Cyprian	♏	☾☋. dem Ende der Abend-	14	† Erhöh.
Mittw.	27	Cosm. u. D.	♐	dämmerung auf und ſteht	15	**Quatemb.**
Donn.	28	Wenzel	♐	♄ rückg. zwiſchen halb 3	16	Cornel
Freit.	29	Michael	♑	☽ 1. 6′ N. und halb 5	17	Lambert
Sonn.	30	Hieronym.	♑	Uhr Morg. im Süden	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. September um 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 14. September kurz vor 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 22. September gleich nach halb 9 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 29. September bald nach 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5615ten Jahres den 23. und 24., Faſten Gedaljah am 25. September.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Sep 1	13 St.	30 M.	5 Uhr	14 M.	6 Uhr	44 M.	10 St.	30 M.
11	12	51	5	30	6	22	11	7
21	12	15	5	45	6	0	11	45

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
[illegible]		10	48	1
[illegible]		11	51	2
		Morg.		3
Abds.		1	10	4
6	29	2	38	5
7	0	4	7	6
7	18	5	35	7
7	34			8
7	48			9
8	5	[illegible]		10
8	21			11
8	46			12
9	15			13
9	52			14
10	40			15
11	58			16
Morg.				17
12	42			18
1	51	Abds.		19
3	5	5	55	20
4	18	6	10	21
5	32	6	24	22
		6	38	23
[illegible]		6	51	24
		7	10	25
		7	32	26
		8	1	27
		8	42	28
		9	39	29
		10	50	30

Die herbſtliche Färbung der Blätter.

Die grünen Pflanzen dünſten im Sonnenſchein Sauerſtoff aus, nach Sonnenuntergang ſaugen ſie ihn ein. Im Herbſt erleidet dies eine gänzliche Veränderung: die ſchwächeren Sonnenſtrahlen können die Blätter nicht mehr zur nöthigen Ausſtrömung des Sauerſtoffs bringen. Wenn das Blatt anfängt, ſich zu färben, hört die Gas-Entwickelung ſchon auf, während die nächtliche Einſaugung noch fortdauert, bis das Blatt ſeinen höchſten Grad der Färbung erreicht hat, und vollkommen mit Sauerſtoff geſättigt iſt. Ein dem Sonnenlicht im Herbſt entzogenes Blatt bleibt grün und fällt auch grün ab.

Reimſprüche.

Kenne dich,
Dann kennſt du mich.

◆

Mit Allen eſſen und Alle vergeſſen,
Solche Freunde hat Jeder beſeſſen.

◆

Trägſt juſt du deine Narrenſchuh',
Lauf' zu!
Nur laſſ' dabei auch And're du
In Ruh'!

Als der Hitzige von dannen ging, rief er dem Herrn September, dem Obſtmond, raſch noch zu: „Laſſ' Storch und Schwalbe während deiner Anweſenheit nicht fort!" Das gefiel mir vom Herrn Auguſt, ſein Nachfolger bemühte ſich auch möglichſt, um den Zugvögeln das Bleiben zu erleichtern. That er zuweilen ein wenig kühl, wirkte er dennoch im Ganzen ſehr gemüthlich für die Erdenbewohner, und da er mir äußerte:

„Mein Herbſten war frei noch vom Herben,
Ich hoffe, daß du mich lob'ſt,
Und daß ich um Lob darf werben,
Beſtätigt die Fülle von Obſt!"

verweigerte ich ihm nicht den verdienten Dank, wonach er mir Früchte ſpendete und ich alsbald nicht in einen ſauern, ſondern in einen würzig ſüßen Apfel biß

Oktober 1854

Alter. September

40. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	1 **16. Tr. Erntf.**	♒	Remigius. ☿ iſt auch zur	19 **15. n. Tr.**
Mont.	2 Leodegar	♒	☾ Erdn. **Zeit ſeiner gröſst.**	20 Euſtach.
Dienſt.	3 Ewald	♓	**Ausw. am 28. Okt. in der**	21 Matth. Ev.
Mittw.	4 Franz	♓	**Dämmer. verborg. ♀ bleibt**	22 Moriz
Donn.	5 Placidus	♈	**immer noch als Morgen-**	23 Thekla
Freit.	6 Bruno	♈	🌕 8. 4′ V. **ſtern ſichtbar.**	24 Joh. Empf.
Sonn.	7 Sergius	♈	**am Anf. d. Monats faſt**	25 Cleophas

41. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	8 **17. n. Tr.**	♉	Brigitta. **1¼ St., am Ende**	26 **16. n. Tr.**
Mont.	9 Dionyſius	♉	☾ ☊. **½ St. ♂ geht zwar noch**	27 Coſ. u. D.
Dienſt.	10 Gereon	♊	**♂ in ♐. immer nach d. Ende**	28 Wenzel
Mittw.	11 Wimmar.	♊	**der Abenddämmer. auf, wird**	29 Michael
Donn.	12 Maximil.	♋	**aber nicht zu bemerken ſein.**	30 Hieronym.
Freit.	13 Tilmann	♋	🌗 **♃ geht Anf. im Mo-**	1 Oktober
Sonn.	14 Calixtus	♋	2. 11′ V. ☾ Erdf. **nat**	2 Leodegar

42. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	15 **18. T. K. G.**	♌	Thereſia. **um ¼ 11 Uhr, am**	3 **17. n. Tr.**
Mont.	16 Gallus	♌	**Ende um 9 Uhr unter. ♄**	4 Franz
Dienſt.	17 Florentin	♍	**geht 1¼ Std., zuletzt nur**	5 Placidus
Mittw.	18 Luc. Ev.	♍	**Schlacht bei Leipzig 1813.**	6 Bruno
Donn.	19 Ferdinand	♍	**1 Std. nach dem Aufhören**	7 Sergius
Freit.	20 Wendelin	♎	🌑 **der Abenddämmer. auf**	8 Brigitta
Sonn.	21 Urſula	♎	9. 52′ N. **u. ſteht zwi-**	9 Dionyſius

43. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	22 **19. n. Tr.**	♏	Cordula. **ſchen 3 u. ½ 5 Uhr**	10 **18. n. Tr.**
Mont.	23 Severin	♏	☾ ☋. **Morgens im Süden.**	11 Wimmar.
Dienſt.	24 Evergiſtus	♐	**♅, der noch vor dem Aufhören**	12 Maximil.
Mittw.	25 Raphael	♐	**der Abenddämm. aufgegan-**	13 Tilmann
Donn.	26 Amandus	♑	☾ Erdn. **gen iſt, und zwi-**	14 Calixtus
Freit.	27 Sabina	♑	🌓 **ſchen halb 1 und halb 3**	15 Thereſia
Sonn.	28 Sim. Jud.	♒	7. 32′ N. ☿ gr. öſtl. Ausw.	16 Gallus

44. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	29 **20. n. Tr.**	♒	Narciſſus. **Uhr Morgens**	17 **19. n. Tr.**
Mont.	30 Theoneſt	♒	**im Süden ſteht, iſt ebenfalls**	18 Luc. Ev.
Dienſt.	31 Wolfg.	♓	**die Nacht hindurch ſichtbar.**	19 Ferdinand

Monds= und Zeit= Wechſel.

Freitag den 6. Oktober gleich nach 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 14. Oktober kurz vor 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel
Sonnabend den 21. Oktober nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond
Sonnabend den 28. Oktober kurz nach halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel

Die Juden feiern ihr Verſöhnungsfeſt den 2., ihr Laubhüttenfeſt den 7. 8. und 14., die Geſetzfreude den 15. und Palmenfeſt den 13. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 23 M.
11	10 59	6 16	5 15	13 1
21	10 21	6 34	4 55	13 39

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
[illegible]	Morg.	1
[illegible]	12 14	2
	1 42	3
Abds.	3 8	4
5 38	4 32	5
5 52	5 53	6
6 8		7
6 23		8
6 46	[illegible]	9
7 12		10
7 46		11
8 30		12
9 23		13
10 26		14
11 35		15
Morg.		16
12 46		17
1 58		18
3 12	Abds.	19
4 27	4 45	20
5 45	4 59	21
7 3	5 15	22
	5 36	23
	6 2	24
[illegible]	6 40	25
	7 31	26
	8 40	27
	9 50	28
	11 25	29
	Morg.	30
	12 50	31

Es iſt doch die Frage!!

In Bezug auf eine kluge Gefallſüchtige gab ein Witzbold auf die Frage: ob ſie ſich wohl jemals verheirathet? die Antwort: „Gewiß nicht! Sie wird nie ſo dumm ſeyn, einen Mann zu nehmen, der ſo dumm iſt, ſie heirathen zu wollen!“

Zuruf.

Willſt du im Leben
Dich laben,
Wolle Recht geben,
Nicht haben!

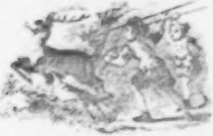
Vom Glauben.

Alles, was man dem Menſchen von ſeinem Glauben nimmt, muß man mit ſegensvoller Wahrheit ausgleichen können, wirkſamer und beruhigender als jener Glaube, mindeſtens von gleich wohlthätigem Einfluß. Wer den an Mitteln zum Frieden mit ſich ſelbſt ſo armen Menſchen etwas vom Glauben nimmt ohne Erſatz, wird zum Räuber an ihrem ſpärlichen Glück.

Herr Oktober, der Weinmond, kam an wie ein Weinhändler, das heißt: er bot mir gleich bedeutende Proben vom neuen Gewächs. Mir ward bereits zumuth, als würd' ich alt, ein gutes, ein erwärmendes Schlückchen hieß ich alſo willkommen und fand die Gabe preiswürdig, denn ich erhielt ſie umſonſt. Indeß ſauste Herr Oktober in der Runde umher als wenn er einen Rauſch hätte; ſein Anblaſen färbte zwar die Blätter ſchön roth, braun und gelb, dann aber fuhr ſein gewaltſamer Hauch in Baum und Buſch, daß die Blätter herabtaumelten, worüber ich unwillig ward. Herr Oktober jedoch verſtärkte nur mit ſeinem Rauſch das Rauſchen des Laubes, dabei ſagend:

„Schmoll' immerzu, nichts hinderſt du!
Für And'res taub, lauſch' ich dem Säuſeln
Vom falben Laub, erfreut vom Kräuſeln,
Und decke zur Ruh' die Erde zu.“

Was ſollt' ich thun! Ich verſpürte Müdigkeit und Abnahme der Kräfte, ließ alſo Herrn Oktober ſchalten und walten, bis er auch ſich in den Ruhſtand verſetzte.



November 1851.

Alter. Oktober.

Mittw.	1	**All. Heil.**	♓	☿, der am 19. Nov. in die	20	Wendelin
Donn.	2	All. Seel.	♈	untere Zusammenk. mit der	21	Ursula
Freit.	3	Hubert	♈	Sonne kommt, ist bis	22	Cordula
Sonn.	4	Karl Bor.	♉	🌕 9. 29′ V. Sichtb. ☾Fst.	23	Severin

45. Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	5	21. n. Tr.	♉	Zacharias. ☾☊. gegen Ende	24	20. n. Tr.
Mont.	6	Leonhard	♊	d. Monats in den Sonnen-	25	Raphael
Dienst.	7	Engelbert	♊	♃☍☉. strahlenverborg. ♀	26	Amandus
Mittw.	8	Gottfried	♊	geht im Anf. des Mon. noch	27	Sabina
Donn.	9	Theodor	♋	als Morgenstern so auf, daß	28	Simon J.
Freit.	10	Martin P.	♋	sie ½ Std. lang gesehen wer-	29	Narcissus
Sonn.	11	Martin B.	♌	☾Erdf. den kann. ♂ wird	30	Theonest

46. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	12	22. n. Tr.	♌	☾ 10. 37′ N. Kunibert.	31	21. n. Tr.
Mont.	13	Staniel.	♌	etwas länger wie frü-	1	Nov. A. H.
Dienst.	14	Levin	♍	her am Westhimmel sicht-	2	All. Seel.
Mittw.	15	Leopold	♍	bar bleiben. ♃ ist Anfangs	3	Hubert
Donn.	16	Edmund	♎	noch länger als 3 Stund., am	4	Carl Bor.
Freit.	17	Gertrud	♎	Ende, wo er um halb 8 Uhr	5	Zacharias
Sonn.	18	Maximus	♏	untergeht, 2¼ Std. sichtbar.	6	Leonhard

47. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	19	23. n. Tr.	♏	Elisabeth. ☿ Unt. ☌ ☉. ♄	7	22. n. Tr.
Mont.	20	Simplic.	♏	🌑 10. 20′ V. Unf. ☉ F. ☾☋.	8	Gottfried
Dienst.	21	**Mar. Opf.**	♐	☌ in ♑. geht mit d. Ende	9	Theodor
Mittw.	22	Cäcilia	♐	☾Erdn. der Abenddämmer-	10	Martin P.
Donn.	23	Clemens	♑	auf und steht gegen Ende des	11	Martin B.
Freit.	24	Joh. v. Kr.	♑	Mon. bald nach Mitternacht	12	Kunibert
Sonn.	25	Katharina	♒	im Süden. ♅ kommt am	13	Staniel.

48. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	26	24. n. Tr.	♒	Konrad. Feierz. Ged. d. Verst.	14	23. n. Tr.
Mont.	27	Bilhildis	♓	☽ 3. 3′ N. 7. in Gegen-	15	Leopold
Dienst.	28	Günther	♓	schein mit der Sonne,	16	Edmund
Mittw.	29	Saturnin	♈	wo er am besten in diesem	17	Gertrud
Donn.	30	Andr. Ap.	♈	Jahre gesehen werden kann.	18	Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. November um halb 10 Uhr Abends der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Sonntag den 12. November nach halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 20. November um halb 11 Uhr Vormittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Montag den 27. November gleich nach 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
den 1	9 St. 41 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 19 M.
11	9 7	7 10	4 17	14 53
21	8 38	7 26	4 4	15 22

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
b. T.	Morg. 2 13	1
Abds.	3 31	2
4 13	4 52	3
4 29	6 17	4
4 48	7 28	5
5 12		6
5 42		7
6 22		8
7 11		9
8 11	bei	10
9 17		11
10 27	Tage	12
11 28		13
Morg.		14
12 51		15
2 4		16
3 19		17
4 36		18
5 50	Abds.	19
7 25	4 2	20
	4 23	21
	5 22	22
bei	6 26	23
	7 45	24
	9 11	25
Tage	10 37	26
	Morg.	27
	12 1	28
	1 21	29
	2 38	30

Aus einem Kaufmannsbriefe an einen Leiher.

„Willig glaub' ich, daß Sie den Willen haben, mir gerecht zu werden; habe ich aber Ihren Willen gethan, dann iſt die Frage: ob Sie den Ihrigen erfüllen können, ob Sie nicht etwa gar Ihren Willen ändern, da Aendern das Hauptgeſchäft und Wandelbarkeit die Haupteigenſchaft unſerer Tage zu ſeyn ſcheint. Zahlen Sie alſo gefälligſt vorher, vermeiden wir Beide die Sorge nachher; was mich betrifft, ſo kann ich aus meinen Büchern Schwarz auf Weiß darlegen, daß man mich mit der Sorge über Gebühr und faſt über Vermögen begabt hat, ſo daß ſie bei mir in doppeltem Sinne zum Ladenhüter geworden iſt.“

Die Vorzeit nutzt nicht!

Viel leichter würde wohl Jeder
Zu dem beſten Ziel gelangen
Müßten nicht auf dem Catheder
Die [illegible] Alle von vorn anfangen.

Zu beherzigen.

In einem Meinungsſtreit Necker's mit Mirabeau ſagte der Erſtere: „Sie haben zu viel Verſtand, um nicht endlich zu begreifen, daß es ſittliche Grundſätze giebt.“ — Wir wünſchen jedem Verſtande dieſen Begriff, ſonſt iſt's kein Verſtand!

Obwohl noch im [illegible], als Herr November, der Nebelmond, mit Jagdgeläute neben mir herzog, wehte mich doch das Fröſteln des Alters an und der Nebel legte ſich vor meinen Blick. Ich machte mir's endlich bequem im Gemach bei dem [illegible] des Herrn October und ſehr gelegen verjüngte mich Herr November mit ſeinem [illegible]. Dabei war es mir äußerſt labend, daß ihm Frau Zeit unmittelbar befahl, einen recht milden Altweiberſommer zu ſchaffen. Er griff nun manchen Nebelſchleier und der laue Wind trieb die [illegible] [illegible] und [illegible] in der Luft umher. Bei dem [illegible] empfing Herr November den Ausdruck meiner Zufriedenheit, da ließ er noch tüchtig die Flaſchen funkeln und [illegible]:

„Victoria! der Freudenſtoß
[illegible] meines Lebens Freudenloos
Und wenn er jetzt verklingen muß,
[illegible] ihn noch der luſt'ge Schluß.“

Dezember 1854.

Alter. November.

Freit.	1 Eligius	♉	☿ iſt am 7. Dez. in der größt.	19	Eliſabeth
Sonn.	2 Balbina	♉	weſtl. Ausw. am längſten	20	Simplic.

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	3 **1. Advent**	♉	Franz Xav. ☾☊. in dieſem	21	24. n. Tr.
Mont.	4 Barbara	♊	○ 2. 2′ N. ♄☍☉. Jahre	22	Cäcilia
Dienſt.	5 Criſpina	♊	als Morgenſtern, faſt	23	Clemens
Mittw.	6 Nicolaus	♋	¼ Std., zu ſehen. ♀ kommt	24	Joh. v. Kr.
Donn.	7 Ambroſius	♋	☿ größte weſtl. Ausw. am 13.	25	Katharina
Freit.	8 **Mar. Empf.**	♋	☾ Erdf. in die obere Con-	26	Konrad
Sonn.	9 Leocadia	♌	junction mit der Sonne,	27	Bilhildis

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	10 **2. Advent**	♌	Judith. wird dann Abend-	28	1. Advent
Mont.	11 Damaſus	♍	ſtern, iſt aber der Dämmer.	29	Saturnin
Dienſt.	12 Epimachus	♍	☾ 6. 39′ N. wegen nicht	30	Andr. Ap.
Mittw.	13 Lucia	♍	♀ Ob. ☌ ☉. ſichtbar. ♂	1	**Dezember**
Donn.	14 Nicaſius	♎	bleibt in dieſ. ganzen Monat	2	Balbina
Freit.	15 Euſebius	♎	faſt ½ St. nach Aufhören der	3	Franz Xav.
Sonn.	16 Adelheid	♏	Abenddämmer. ſichtb. ♃ iſt	4	Barbara

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	17 **3. Advent**	♏	Lazarus. ☾☋. Anf., wo er	5	2. Advent
Mont.	18 Wunibald	♐	bald nach 7 Uhr untergeht,	6	Nicolaus
Dienſt.	19 Nemeſius	♐	● 10. 15′ N. ♃ in ♒.	7	Ambroſius
Mittw.	20 **Quat.** †	♑	Julius. noch etwas	8	**Mar. Empf.**
Donn.	21 Thom. Ap.	♑	☾ Erdn. über 2 St. am Abd.-	9	Leocadia
Freit.	22 Gr. S. P. †	♒	☉ in ♑. Wint.-Anf., kürzſt.	10	Judith
Sonn.	23 Dagob. †	♒	Tag. himmel zu ſehen.	11	Damaſus

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	24 **4. Advent**	♓	Adam, E. ♄ kommt am 4ten	12	3. Advent
Mont.	25 **H. Chriſtt.**	♓	mit der Sonne in Gegenſch.	13	Lucia
Dienſt.	26 **Stephan**	♈	☽ 1. 6′ N. und glänzt am	14	Nicaſius
Mittw.	27 **Joh. Ev.**	♈	hellſten die ganze Nacht.	15	**Quatemb.**
Donn.	28 Unſch. K.	♉	♄ ſteht jetzt ſchon zwiſchen	16	Adelheid
Freit.	29 Thomas C.	♉	♂ in ♒. 8 u. 10 Uhr Ab. im	17	Lazarus
Sonn.	30 David	♉	☾☊. Süd. u. iſt faſt d. ganze	18	Wunibold

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	31 **n. Chriſtt.**	♊	Silveſter. Nacht ſichtbar.	19	**4. Advent**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4. Dezember gleich nach 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Dienſtag den 12. Dezember gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Dienſtag den 19. Dezember um 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond.
Dienſtag den 26. Dezember bald nach 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 16., Faſten. Belagerung Jeruſalems am 31. Dezember

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	14 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	46 M.
11	7	58	7	54	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
N	3 54	1
m	5 11	2
Abds.	6 29	3
3 41	7 42	4
4 57		5
5 3		6
5 50		7
7 3		8
8 17	M	9
9 23	i	10
10 33	t	11
11 44	t	12
Morg.	a	13
12 56	g	14
2 10	s	15
3 29		16
4 52		17
6 19		18
7 46	Abds.	19
	4 6	20
	5 21	21
	6 39	22
	8 19	23
M	9 46	24
i	11 9	25
t	Morg.	26
t	12 28	27
a	1 45	28
g	3 1	29
s	4 16	30
	5 30	31

Wahrheit.

Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon ſein Pferd am Zügel haben.
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon [illegible] Fuß im Bügel haben.
Wer [illegible]ahrheit ſpricht, der muß
Sta[illegible]rme Flügel haben —
De[illegible]ubet mir, es muß
We[illegible] ſtets Prügel haben.

Zu[illegible] Merkbuch.

Wo Kraft [illegible]cht ihre Mittel ruhen laſſen, entwickelt die Sch[illegible]e ungeheure und ſehr verderbliche Thätigkeit.

Jede Li[illegible]ehr als ſie ſchuldig iſt, jeder Haß vernichtet mehr als er ſchaffen kann.

Auf der Lebensreiſe ſey der Geiſt dein Wegweiſer und das Gemüth dein Gefährte.

Die Frauen lieben die Stärke, ohne ſie nachzuahmen, die Männer die Zartheit, ohne ſie zu erwiedern.

Schluſs-Mahnung.

Sey nicht ein Wind- und Wetterhahn,
Beherrſcht von And'rer Laun' und Wahn;
Was du dir wohl haſt vorgeſetzt,
Dabei beharr' bis auf die Letzt'.

Mochte das jubelnd donnern und klingen, als ihn Herr Dezember, der Schneemond, ablöſte, ich empfand doch Wehmuth, da ich zumal lebhaft an meine Jugend erinnert wurde durch die wieder über die Erde ausgebreitete Schneedecke. Was mir Herr Januar über Wünſche geſagt hatte, fiel mir ſpät genug wieder ein, und daß die meiſten als zerronnen zu betrachten wären, konnt' ich nicht beſtreiten. Deshalb wendete ich nun bittende Worte an Herrn Dezember, machte es gleichſam als meinen letzten Willen geltend, zu Weihnacht noch möglichſt viele unſchuldige Wünſche erfüllt zu ſehen. Dann ſchritt ich in Gleichmuth der letzten Stunde entgegen, leerte den letzten Becher auf das Heil meines Nachfolgers, und denke ſanft zu ruhen, nachdem ich mir noch die Grabſchrift anordnete:

„Hier ruht ein altes Jahr
Und wird in Frieden ruh'n,
Sagt man nur, daß ſein Thun
Doch nicht das ſchlimmſte war!“

Gh.

Zeitrechnung des Jahres 1854.

Das gegenwärtige 1854ste Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und 1 Tag, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1853 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 16. April, und im alten 1 Woche ſpäter, nämlich auf ſeinen 11. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängenden beweglichen Feſte nach dem alten Kalender 1 Woche ſpäter gefeiert werden als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 10 Uhr 41 Minuten Nachts nach mittlerer Sonnen Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 7 Uhr 27 Minuten Abends. Der Herbſt am 23. September um 9 Uhr 32 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 3 Uhr 19 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen nur die zweite Mondfinſterniß in unſern Gegenden ſichtbar ſeyn wird.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partielle, und tritt am 12. Mai in den Nachmittagsſtunden ein. Sie iſt in Neu-Holland und Aſien, gegen das Ende auch in Afrika und dem öſtlichen Europa ſichtbar.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige, die am 26. Mai in den Nachtſtunden eintritt. Sie iſt in Nord-Amerika, dem nördlichen Theile von Süd-Amerika und dem öſtlichen Theile von Aſien ſichtbar.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine ſehr kleine partielle, da nur der 20ſte Theil des Monddurchmeſſers am ſüdlichen Rande beſchattet werden wird. Sie tritt am 4. November in den Abendſtunden ein. Der Anfang findet ſtatt den 4. November um 9 Uhr 13 Minuten Abends. Die Mitte, da der Mond den größten Theil am ſüdlichen Rande verfinſtert, erſcheint um 9 Uhr 40 Minuten Abends. Das Ende um 10 Uhr 7 Minuten Abends.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und tritt am 20. November gegen die Mittagszeit ein. Sie iſt in dem ſüdlichen Theile von Süd-Amerika, einem kleinen weſtlichen und dem ſüdlichen Theile von Afrika und einem kleinen weſtlichen Theile von Auſtralien ſichtbar.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1854.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Standpunkte nach berechnete, und von Herrn Doctor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 6. September um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben λ bezeichnet iſt.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er iſt im Anfange des Jahres noch rückgängig, wird aber am 16. Januar rechtläufig und ſteht dann um 3 Viertel auf 7 Uhr Abends im Süden. Bis zum Ende März ſieht man ihn noch am Abendhimmel, dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 3. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Mai, Juni und faſt den ganzen Juli verdeckt ihn, da er nur einem Sterne fünfter bis ſechster Größe gleichkommt, die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge. Dann wird er wieder ſichtbar, wird am 22. Auguſt rückgängig und kommt am 7. November im 13ten Grade des Zeichens des Stiers in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht. Er iſt dann am beſten zu ſehen. Bis zum Ende des Jahres bleibt er rückgängig.

Saturn.

Saturn iſt ebenfalls im Anfange des Jahres noch rückgängig, wird aber am 25. Januar rechtläufig und ſteht dann bald nach 7 Uhr Abends im Süden. Er bleibt im Februar, März und April am Abendhimmel ſichtbar, und verſchwindet im Anfange des Mai in den Sonnenſtrahlen. Am 26. Mai kommt er in Zuſammenkunft mit der Sonne, und bleibt den Mai und Juni von der Dämmerung verdeckt. Im Anfange des Juli erblickt man ihn wieder am Morgenhimmel. Er iſt dabei jetzt im Zeichen der Zwillinge ſichtbar, in welches er am 13. April eingetreten iſt. Er geht nun immer früher und früher auf, wird am 28. September rückgängig und kommt am 8. Dezember im 13ten Grade des Zeichens der Zwillinge in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht. Bis Ende des Jahres bleibt er rückgängig.

Jupiter.

Jupiter verweilt faſt das ganze Jahr im Zeichen des Steinbocks, und iſt deshalb bei ſeinem ſüdlichen Stande immer nur etwa 8 Stunden über unſerm Horizont. Er iſt am Ende des vergangenen Jahres in Zuſammenkunft mit der Sonne geweſen, und deshalb im Januar nicht ſichtbar. Er geht nun immer früher und früher auf, ſo daß er Ende Februar eine Stunde lang am Morgenhimmel zu ſehen iſt, wird am 13. Mai rückgängig und kommt am 15. Juli im 23ten Grade des Zeichens des Steinbocks in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternicht ihr gegenüber im Süden ſteht. Im Anfange des Septembers geht er um Mitternacht unter, und wird um die Mitte deſſelben Monats wieder rechtläufig. Er geht Anfang Oktober etwa 4 Stunden nach dem Ende der Abenddämmerung unter, Anfang November 3 Stunden und am Ende des Jahres keine volle Stunde mehr. In den letzten Tagen hat er das Zeichen des Steinbocks verlaſſen, und iſt in das des Waſſermanns getreten.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia.

Dieſe 23 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem man ſchon längſt Planeten vermuthet hatte. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 19 erſt ſeit 8 Jahren. Nämlich: Ceres am 1. Januar 1801 von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Doktor Harding in Lilienthal; Veſta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers in Bremen; Aſträa am 8. Dezember 1845 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Hebe am 1. Juli 1847 von Herrn Doktor Hencke in Drieſen; Iris am 13. Auguſt 1847 von Herrn Hind in London; Flora am 18. Oktober 1847 von Herrn Hind in London; Metis am 25. April 1848 von Herrn Graham in Markree; Hygiea am 12. April 1849 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Parthenope am 11. Mai 1850 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Victoria am 13. September 1850 von Herrn Hind in London; Egeria am 2. November 1850 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Irene am 19. Mai 1851 von Herrn Hind in London; Eunomia am 29. Juli 1851 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Pſyche am 17. März 1852 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Thetis am 17. April 1852 von Herrn Luther in Bilk; Melpomene am 24. Juni 1852 von Herrn Hind in London; Fortuna am 22. Auguſt 1852 von Herrn Hind in London; Maſſalia am 19. September 1852 von Herrn Annibale de Gasparis in Neapel; Lutetia am 15. November 1852 von Herrn Goldſchmidt in Paris; Calliope am 16. November 1852 von Herrn Hind in London; Thalia am 15. Dezember 1852 von Herrn Hind in London. Nur mit bewaffneten Augen ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzuſuchen.

Mars.

Mars iſt in den erſten Tagen des Januars noch rechtläufig, wird aber am 17. Januar rückläufig und geht dann gegen 9 Uhr Abends auf. Am 26. Februar kommt er im 6ten Grade des Zeichens der Jungfrau in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht und am hellſten die Nacht durch erſcheint. Am 13. März wird er bald nach 5 Uhr Morgens von dem Monde bedeckt. Am 22. März tritt er in das Zeichen des Löwen, wird dann aber am 9. April rechtläufig und kehrt am 27. April in das Zeichen der Jungfrau zurück. Um dieſe Zeit geht er um halb 4 Uhr des Morgens unter. Er durchläuft nun die Zeichen der Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock und tritt ganz am Ende des Jahres in das Zeichen des Waſſermanns. Er geht immer früher und früher unter, bleibt aber das ganze Jahr hindurch noch einige Zeit am Weſthimmel ſichtbar. Am 1. Juli iſt er noch etwa eine Stunde nach dem Aufhören der Abenddämmerung ſichtbar, am 1. Auguſt eine halbe Stunde, am 1. September eine Viertelſtunde, eben ſo viel am 1. Oktober und 1. November und etwas länger, eine halbe Stunde am 1. Dezember.

Venus.

Venus iſt in dem Anfange des Jahres Abendſtern und wird um den 7. Januar am hellſten erſcheinen. Im Januar iſt ſie noch länger als 3 Stunden zu ſehen. Im Februar nimmt die Dauer ihrer Sichtbarkeit ſchnell ab und ſie verſchwindet in den Sonnenſtrahlen, da ſie am 26. Februar in die untere Zuſammenkunft mit der Sonne kommt und Morgenſtern wird. Sie bleibt nun einige Tage nicht ſichtbar, wird aber Ende März ſchon wieder eine Stunde vor Anfang der Morgendämmerung wahrgenommen werden und erreicht dann die größte Helligkeit am 30. April, wo ſie etwas über eine Stunde ſichtbar bleibt. Dann nimmt ſie an Helligkeit ab, kommt am 3. Mai in die größte weſtliche Ausweichung, wird aber auch dann nur auf kurze Zeit ſich am Morgenhimmel zeigen. Im Juni, Juli, Auguſt nimmt die Dauer ihrer Sichtbarkeit zu, ſo daß ſie etwa 2 Stunden lang geſehen werden kann. Sie vermindert ſich aber wieder im September und noch mehr im Oktober, wo ſie um die Mitte des Oktobers nur eine Stunde lang noch ſichtbar iſt. Im November wird ſie in der letzten Hälfte des Monats nicht mehr am Morgenhimmel geſehen werden können, da ſie am 11. Dezember in die obere Zuſammenkunft mit der Sonne kommt und Abendſtern wird. Als ſolcher wird ſie aber in dieſem Jahre nicht mehr ſichtbar werden.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzuſuchen. In dieſem Jahre vier Mal. In den allererſten Tagen des Januars wird er etwas länger als eine Viertelſtunde noch als Morgenſtern ſichtbar ſeyn. Dann aber erſt in der Nähe des 7. März zur Zeit ſeiner größten öſtlichen Ausweichung länger als eine halbe Stunde als Abendſtern erſcheinen. In den folgenden Ausweichungen weſtlich und öſtlich am 20. April und 5. Juli verdeckt ihn die Dämmerung. Erſt in der Nähe des 19. Auguſt des Tages der größten weſtlichen Ausweichung kann man ihn wieder auf eine halbe Stunde am Morgenhimmel ſehen. Zuletzt wird er in der Nähe des 7. Dezembers ebenfalls als Morgenſtern während zwei Viertelſtunden ſich zeigen.

Genealogie
Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und
# tzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Kindern.

Preußen.

edrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wil- in der Regierung am 7 Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

ſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 1797, General der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz len, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Schweſter des Groß- von Sachſen-Weimar, geb. 30. Septbr. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 18. Okt. 1831, Hauptmann im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Eliſabeth, geb. 3. Dez. 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, geb. 13. Juli 1798. — rich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General der Infanterie, General-Inſpekteur ten Armee-Abtheilung ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, er des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich kolaus, geb. 20. März 1828, Oberſt und Commandeur des Garde-Dragoner-Regiments ꝛc. e Luiſe Anna, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prin- iedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Kaſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die were Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Helene, geb. 23. Februar 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der lande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich ht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhel- iederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I lande. Kinder: 1) Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Meiningen, Friederike Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Al, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 3) Friederike ine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

e am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Soh- rich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den i 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, [illegible] 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Major ꝛc.

es am 28. September 1851 verſtorbenen Vaters-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Lieutenant, -Inſpekteur der Artillerie, Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2) Marie Eliſabeth e Viktorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

lexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit erike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau.

eopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 iederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters- er des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachſen- urg. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Ma- nna, geb. 14. Sept. 1837.

Baden.

iedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826, folgt in der Regierung ſeinem Vater ſtatt ſeines Bruders am 24. April 1852. — Ludwig, Großherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern.

Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. 842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen en Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Kinder: 1. Ludwig Otto Friedrich m, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845. 2. Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, 27. April 1848.

Belgien.

eopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, er ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des enen vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Kinder: Leopold Lud- Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835. 2. Philipp

Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguſte Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Bourbon.

I. Aeltere Linie der Bourbons.

Heinrich Karl Ferdinand Maria Dieudonné von Artois, Herzog von Bordeaux, geb. 29. Sept. 1820, verm. 7. Nov. 1846 mit Maria Thereſia Beatrix, Schweſter des Herzogs von Modena-Reggio, geb. 14. Juli 1817.

II. Jüngere Linie.

Des am 13. Juli 1842 verſtorbenen Herzogs von Orleans Söhne: 1. Ludwig Philipp Albert, Herzog von Orleans, geb. 24. Aug. 1838, Graf von Paris. 2. Robert Philipp Ludwig Eugen Ferdinand von Orleans, Herzog von Chartres, geb. 9. Nov. 1840.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, Franz, geb. 14. März 1822. — Töchter: 1. Iſabelle Chriſtine Leopoldine Auguſte Michaele Gabriele Raphaele Gonzaga, geb. 29. Juli 1846. 2. Leopoldine Thereſe Franziska Caroline, geb. 13. Juli 1847.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25 April 1806, reg. 25 April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 10. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich.

Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erwählt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Novbr. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luiſe, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843. 4. Alfred Ernſt Albert, Herzog von York, Herzog zu Sachſen, geb. 6. Aug. 1844. 5. Helene Auguſte Victoria, geb. 25. April 1846. 6. Luiſe Caroline Alberta, geb. 18. März 1848. 7. Arthur William Patrick Albert, geb. 1. Mai 1850. 8. Leopold Georg Duncan Albert, geb. 7. April 1853.

Hannover.

Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Kinder: 1. Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845. 2. Friederike Marie Henriette Amalie Thereſe, geb. 9. Januar 1848. 3. Marie Erneſtine Joſephine Adolphine Henriette Thereſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 3. Dez. 1849.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Holſtein-Oldenburg.

Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Sohn: Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft der Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Söhne: 1. Friedrich Franz Paul colaus Ernst Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851. 2. Paul Friedrich Wilhelm Heinrich, geb. 19. Sept. 1852.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit **Marie Wilhelmine Friederike**, Tochter des verstorbenen Landgrafen Friedrich zu Hessen-Kassel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. **Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav**, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. **Karoline Charlotte Marianne**, geb. 10. Jan. 1821, geschieden 30. Septbr. 1846 von dem damaligen Kronprinzen Friedrich von Dänemark. 3. **Georg Karl Ludwig**, geb. 11. Jan. 1824.

Modena, Reggio und Guastalla.

Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit **Aldegunde Auguste Charlotte**, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit **Adelheid Marie**, Tochter des Prinzen Friedrich August von Anhalt-Dessau, geb. 25. Dez. 1833. — Sohn: **Wilhelm Alexander**, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit **Maria Theresia Isabella**, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl von Oesterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Franz d'Assise Maria Leopold**, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836. 2. **Karl Ludwig Maria**, Graf von Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. **Alfons Maria**, Graf von Caserta, geb. 28. März 1841. 4. **Maria Annunciata Isabella**, geb. 24. März 1843. 5. **Maria Clementine Immaculata**, geb. 14. April 1844. 6. **Cajetan Maria Friedrich**, Graf von Girgenti, geb. 12. Jan. 1846. 7. **Maria de Grazie Pia**, geb. 2. Aug. 1849. 8. **Vincenz**, Graf von Melazzo, geb. 26. April 1851. 9. **Pascal Maria Johann**, geb. 15. Sept. 1852.

Niederlande.

Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Nassau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit **Sophie Friederike Mathilde**, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Söhne: 1. **Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich**, Prinz von Oranien, geb. 4. Sept. 1840. 2. **Wilhelm Alexander**, geb. 25. Aug. 1851.

Oesterreich.

Franz Joseph Karl, Kaiser, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848.

Parma und Piacenza.

Ferdinand Karl Maria Joseph Victor Balthasar, Graf von Pontremoli, Herzog, geb. 14. Jan. 1823, reg. 14. März 1849, verm. 10. Nov. 1845 mit **Louise Marie Therese von Artois**, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verst. Herzogs von Berry. — Kinder: 1. **Margarethe Maria Therese Henriette**, geb. 1. Jan. 1847. 2. **Robert**, Erbprinz, Herzog von Piacenza, geb. 9. Juli 1848. 3. **Alice Marie Karoline Ferdinande Rachel Johanna Philomene**, geb. 27. Dez. 1849. 4. **Heinrich**, Graf Bardi, geb. 12. Febr. 1851.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit **Ferdinand August Franz Anton**, Prinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. **Pedro de Alcantara**, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837. 2. **Ludwig Philipp Maria Fernando**, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. **Johann Maria Ferdinand** [illegible], Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. **Maria Anna**, geb. 21. Juli 1843. 5. **Antonia Maria Fernanda**, geb. 17. Febr. 1845. 6. **Fernando von Braganza-Bourbon**, geb. 23. Juli 1846. 7. **Augusto von Braganza und Bourbon**, geb. 4. Nov. 1847.

Rußland.

Nikolaus I Pawlowitsch, geb. 25. Juni alten Styls (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Styls entspricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit **Alexandra Feodorowna** (vorher Friederike Luise Charlotte Wilhelmine), Schwester des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Kinder: 1. **Alexander Alexander Nikolajewitsch**, Thronfolger, geb. 29. April 1818. [illegible] Die Wittwe des Herzogs von Leuchtenberg. 3. **Olga Nikolajewna**, Gemahlin des Kronprinzen von Württemberg, geb. 11. Sept. 1822. 4. **Konstantin Nikolajewitsch**, geb. 21. Sept. 1827. 5. **Nikolaus Nikolajewitsch**, geb. 8. Aug. 1831. 6. **Michael Nikolajewitsch**, geb. 25. Okt. 1832.

Sachsen.

I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit **Marie Anne Leopoldine Elisabeth Wilhelmine**, Schwester des Königs Ludwig von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie **Sophie** Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Kinder: 1. **Karl Auguſt** Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844. 2. Marie Anna Alexandrine Sophie Auguſte Helene, geb. 20. Jan. 1849. 3. Marie Anne Sophie Eliſabeth Ida Bernhardine Auguſte Helene, geb. 29. März 1851.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguſte Luiſe Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachſen-Altenburg.

Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie **Agnes**, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt **Ernſt II** Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des verſtorbenen Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, verm. 12. April 1842 mit **Adelheid** Franziska Maria Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich, geb. 3. Juni 1822. — Kinder: 1. Clotilde Marie Thereſe Luiſe, geb. 2. März 1843. 2. **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, geb. 14. März 1844. 3. Amadeus Ferdinand Maria, Herzog von Aoſta, geb. 30. Mai 1845. 4. Otto Eugen Maria, Herzog von Montferrat, geb. 11. Juli 1846. 5. Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847. 6. Karl Albert Ferdinand Maria Eugen, geb. 2. Juni 1851.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Eugenie, Schweſter des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. **Oskar** Friedrich, Herzog von Oſt-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 3. **Charlotte Eugenie** Auguſte Amalie, geb. 24. April 1830. 4. **Nikolaus Auguſt**, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadiz, geb. 13. Mai 1822. — Tochter: Marie Iſabella, geb. 20. Dez. 1851.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria **Antonia**, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. **Auguſte** Ferdinande Luiſe Marie Johanne Joſephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria **Iſabella**, Gemahlin des Prinzen Franz de Paula Grafen von Trapani, geb. 21. Mai 1834. 3. **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. **Karl** Salvator Maria Joſeph, geb. 30. April 1839. 5. Maria Luiſe Annunciata, geb. 31. Okt. 1845. 6. Ludwig Salvator Maria Joſeph, geb. 4. Aug. 1847. 7. Giovanni Nepomuceno, Maria Annunziata, Giuſeppe Giovanni, Battiſta, geb. 25. Nov. 1852.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Osmanns umgürtet 11. Juli. — Söhne: 1. **Muhammed Murad**, geb. 22. Sept. 1840. 2. Abdul-Hamid, geb. 21. Sept. 1842. 3. Mehemed Reſchid, geb. 2. Nov. 1844. 4. Mehemet Hurred, geb. 11. Dez. 1846. 5. Mehemed-Abid, geb. 26. April 1848. 6. Mehemed Burhan Eddin, geb. 21. Mai 1849. 7. Mehemed Reſchad, geb. 31. März 1852.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit **Alfred**, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Königs der Niederlande. 3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl Auguſt, geb. 24. Aug. 1821. 4. **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Die Gemahlin des Prinzen **Hermann** von Sachſen-Weimar, geb. 4. Okt. 1826.

Kalender-Allerlei.

Jahreswunſch.

Ich wünſch' aus treugeſinnter Bruſt
Faſt nichts als — Trennung und Verluſt! —
Der Armuth bleib' allzeit nur Muth,
Der Habgier — Gier, doch ohne Habe;
Dem falſchen Ehrgeiz diene gut
Geiz ohne Ehr' als rechte Gabe.
Die Selbſtſucht mög' in ſich zerfallen,
Daß ſie ihr beſſ'res Selbſt dann ſucht;
Der Vortheil meide unter Allen
Den, der ſich ſtets den Vor-Theil bucht.
Vergnügungsluſt ſey gern zufrieden
Mit einer Hälft', und nimmer rafft
Für euch nur ein: ſeyd wach hienieden,
Daß Freundſchaft für den Freund auch ſchafft;
Und denkt ihr, wohl für euch zu wählen,
An Gottes Zweck, nicht ſtets an Lohn,
So wird auch Gotteslohn nicht fehlen:
Dies Ganze bleibet euch dann ſchon —
Und iſt das allerreichſte Ganze,
Vollauf genug zum Lebenskranze!

Fabeln von Abraham a Santa Clara.

1. Ein Schulmeiſter und zugleich Meßner (anderwärts nennt man's Küſter) wollte ſein Stück Brod vermehren oder verbeſſern, hielt demnach bei einem reichen Dorf an um einen ſolchen Dienſt; damit er

aber deſto leichter darzu gelangen möchte, gab er vor, daß er könne ſchönes oder Regen-Wetter machen, wie man's von ihm verlange. Die Bauern waren in der Sach gar wohl zufrieden, ſchafften ihren Schulmeiſter ab, und thäten dieſen annehmen; wie aber nun eine geraume Zeit verfloſſen, und dieſer kein gefällig Wetter gemacht, alſo kommen die Bauern zu ihm, und beklagen ſich, daß er ſeinem Verſprechen nicht nachkomme. Der gute Meßner entſchuldigt ſich höflich, daß ſie ſich nie haben angemeldet, und ihn derenthalben hätten angeſprochen, ſie ſollten ſich untereinander vergleichen, und ihm nur ſagen, wie ſie es haben wollen. Die Bauern erſchienen ſämmtlich, ſie konnten aber derentwegen ſich gar nicht vereinigen, denn einer wollte wegen ſeines dürren Landes oder Erdreichs einen Regen, der andere anderſt wollte das Wetter haben. Der Meßner ſagte endlich: „Weil ihr euch nicht könnt vergleichen, ſo kann ich euch auch kein anderes Wetter machen!“

II. Ein ſtummer Mann hat mit überaus ſchönen und beweglichen Worten einen Blinden gebeten: wenn er einmal einen Harfeniſten geſehen, welcher der Kunſt wohl kundig, er möchte ihm doch ſolchen weiſen, damit ſelbiger mit Muſic ſeinen thöriſchen Sohn, welcher eine Zeit her ganz melancholiſch, möchte aufräumen. „Mein Bruder“, ſagt der Blinde, „ich hab unlängſt einen ſolchen ſtattlichen Muſicanten geſehen, daher will ich Dir meinen krummen Buben leihen, der nicht gehen kann, damit derſelbe allenthalben nachfrage, will nicht zweifeln, daß er ihn nicht werde antreffen.“ Indem nun der Bub durch alle Gaſſen geloffen, da hat er endlich beſagten Harfeniſten angetroffen, welcher aber keine einige Hand hatte; dieſen hat gleichwohl der Bub überredet, daß er endlich mit der ſtillen Muſic den Thöriſchen luſtig gemachet. Der Blinde hat mit Verwunderung zugeſchauet, und der Stumme hat den Spielmann über alle Maſſen gelobet und hervorgeſtrichen; der Krumme hat mit höchſtem Begnügen herum getanzet, alſo daß ſolches im Haus bald lautmährig worden; endlich iſt auch ein Narr darzu kommen, dem dieſer Poſſen ſo wohlgefallen, daß er darüber ein großes Jubelgeſchrei erhebt. Die Weisheit hat hierüber Nachricht erhalten, und wollte dieſes Spiel nicht verſäumen. Nachdem ſie endlich nach Genügen dieſem Poſſen zugeſchauet, da ſagte ſie mit ernſthaften Worten: „Da ſehet ihr einen eigentlichen Entwurf der kindiſchen, närriſchen und abgeſchmackten Welt.“

III. Bei ſchöner Frühlings-Zeit ſind ihrer Zween auf das Feld ſpazieren gegangen, allwo ſie in dem nächſten Feld einen Guckuck ſchreien gehöret. Darauf alſobald einer geſagt: „Holla! der Guckuck ſchreiet für mich, und prophezeit mir heuer einen reichen Schnitt auf meinem Acker!“ — Der andere widerſetzte es mit Nein, ſondern der Vogel ſchreie und weiſſage für ihn Glück. Die zankten dergeſtalt untereinander, daß ſie in die größten Schmach-Reden ausgebrochen, alſo zwar, daß ſie mußten die Sach vor dem Richter ausmachen. Der Richter, vermög ſeines Amts, höret beeder Klag an, und ſchmiedet einen ziemlichen Proceß heraus, welcher ſehr viel Geld gekoſtet. Endlich rufte er die Zwei wieder zu ſich, und trägt ihnen mehrmal den

Handel vor: „Meine liebe Leute“, ſagte er, „der Zwieſpalt, ſo unter euch entſtanden, iſt dieſer, indem ein jeder will behaupten, der Guckuck habe für ihn geſchrieen, und ihm eine reiche Erndte von ſeinem Acker vergekündet; die Sach hab ich wohl und reiflich bei mir überleget. Alſo ſprech ich endlich den Sentenz und leztes Urtheil, daß der Guckuck weder für einen noch den andern habe geſchrieen und ihm Glück angedeutet, ſondern dieſer edle Paradies-Vogel hat für mich geſchrieen, zumalen ihr leere Beutel davon traget, mir aber iſt hierdurch der meinige angefüllt werden.“

Wo iſt Wahrheit?

Viel ſchwazt man in geſchmückten Worten
Jezt von dem Heil der Menſchenwelt,
Da doch an allen Herzenspforten
Der Eigennuz die Wache hält.
Vom Ernſt wahrhafter Weltgeſchichte
Thut mancher Schriftner tiefgerührt,
Indeß in jedem Tagsberichte
Gunſt oder Haß die Feder führt.

Drum iſt mein Rath: vertrauend ſinke
Du an die Bruſt der alten Zeit;
Ihr Weſen wurde frei von Schminke
Und vom erborgten Flitterkleid.
Dort kannſt du forſchen, kannſt du prüfen,
Was Leben iſt, was Wahrheit heißt,
Dort ſchau'ſt du Höhen, ſchaueſt Tiefen,
Und lernſt bewahren ew'gen Geiſt.

Zu weiterer Anwendung.

Im Jahr 1751 war es in Glaſtenburg einem Gewinnſucher, Namens Matthes Chanceler, gelungen, den Engländern glaubhaft zu machen, eine höhere Eingebung im Traum habe ihm kund gethan: das Waſſer aus mehreren bezeichneten Brunnen — wobei der auf ſeinem Gebiet ebenan ſtand — habe die Kraft, auch ſolche Krankheiten zu überwinden, die man für unheilbar erachte. Glaſtenburg wurde viel beſucht, es verlauteten Wundergeſchichten von erſtaunenswerthen Kuren, es ſollten ſogar verlorene Glieder ſich wieder eingefunden haben, und in wenigen Jahren hatte Matthes Chanceler Reichthum in Fülle. — Derzeit war eine alte Frau im Arbeitshauſe zu Berril ſeit lange lahm geweſen und an Krücken gegangen; in dieſer Alten wirthſchaftete ein mit jedem Tage heftiger werdendes Verlangen, Waſſer von Glaſtenburg zu trinken, in der feſten Ueberzeugung, ſie würde dadurch von ihrer Lähmung befreit. Der Aufſeher des Arbeitshauſes verſchaffte ihr einige Flaſchen Waſſer, und ſie hatten eine auffallend gute Wirkung, ſo daß die Frau erſt die eine, dann die andere Krücke beſeitigte. Ringsum ſchrie man „Mirakel!“ — bis der Aufſeher ſeinen Freunden entdeckte: er habe die Alte getäuſcht und ihr nichts gegeben als Waſſer aus dem Brunnen des Arbeitshauſes, Waſſer, von dem ie bisher ſtets trank. Die Alte erfuhr von dieſem Betruge, wurde wieder lahm und brauchte wieder Krücken; denn nun wirkte die Ein- ildungskraft nicht mehr auf ihre Seele, durch dieſe nicht mehr auf hren Körper. — Was lehrt dies Geſchichtchen? Man hat nicht nöthig, in der Hoffnung auf Wunder ſich lächerlich zu machen; wer Kraft hat, ich ſelber zu überwinden, überwindet auch manche Krankheit und anches Laſter! — Jene Lahme hatte offenbar mehr an eine ange- wöhnte Krankheit als an die Macht ihrer Geſundheit geglaubt.

Der Weltbeherrſcher.

Es geht ein Herr durch unſre Welt,
Der allen Menſchen wohl gefällt;
Er hat das größte Publikum,
Und iſt doch dummer noch als dumm.

Man ſieht ihn gern, doch ſieht er nicht:
Man fragt bei ihm nicht nach Geſicht;
Und iſt er dumm und iſt er blind,
Man liebt ihn zärtlich wie ein Kind.

Zum Hören hat er Ohren nicht,
Und keinen Mund, womit er ſpricht;
Doch hört und ſieht und ſpricht er fein
Stets munter in die Welt hinein.

Auch trägt er Locken nicht und Zopf,
Denn dieſer Herr hat keinen Kopf,
Und auch die Hände ſind nur Schein,
Der Weltbeherrſcher hat kein — Seyn!

Und fehlt der Leib ihm gänzlich auch,
Doch iſt er ſtolz auf ſeinen Bauch,
Er hat in ihm die ganze Welt,
Die ſich darin gar wohlgefällt.

Wie heißt denn nun der Wundermann,
Der Nichts iſt und doch Alles kann?
Ihr habet nicht umſonſt gefragt:
„On dit!“ franzöſiſch, deutſch: „Man ſagt!“

Die Bürgſchaft.

Der morgenländiſche Dichter Nebati ſchrieb nur Gelegenheits- dichte, in welchen er die unverſchämteſten Lobeserhebungen ver- ſchwendete an Alle, von denen er Geſchenke zu erhalten hoffte. Einſt urde er zum Kadi gerufen, bei dem er verklagt worden war wegen ner Forderung von hundert Goldſtücken. Nebati, erſtaunt über die- ſen Anſpruch, erſuchte um Erklärung. „Ihr habt“, ſprach der Kadi, „in Eurem neueſten Gedicht vernehmen laſſen: „Der Großvezier über- trifft alle Menſchen an Großmuth, und verlangt Jemand von ihm eine Wohlthat, ich bürge dafür, daß er ſie nicht abſchlägt.“ Im Glauben an Eure Verheißung begehrte ein Schneider hundert Goldſtücke von dem Großvezier, der aber hat ſie ihm entſchieden verweigert. Da Ihr nun für ſeine Großmuth gebürgt habt, bleibt Euch nichts übrig, als der Forderung des Schneiders Genüge zu leiſten.“ Der beſtürzte Dichter bat nun um Aufſchub, damit er den Großvezier erſt ſprechen könne; der Kadi bewilligte ihm Friſt und eilends lief Nebati zu ſeinem Geprieſenen. „Erhabener Herr“, ſprach er, „ich habe Euch in meinem Gedicht die Ehre angethan, Euch als den großmüthigſten Menſchen zu ſchildern, und ich zweifle nicht, daß Ihr dieſem Lobe entſprechen werdet.“ — „Ihr thatet, was Ihr ſagtet, ganz recht!“ erwiederte der Großvezier; „allein meine Beſcheidenheit hätte Euch verpflichten ſollen, mir dieſe Ehre nicht zu erweiſen. Jetzt wurdet Ihr Bürge für mich, ohne mein Zuthun, und die Gerechtigkeit will, daß Ihr nun auch zahlt ohne mein Zuthun!“

Grabſchrift für einen reichen Müſſiggänger.

Er ſaß, er lag, er fuhr,
Höchſt ſelten ſtand er auf;
Er hatte Alles, nur
Gar keinen Lebenslauf.

Aus einer Chronik.

„Als im Jahr 1535 Einer von den Mitſchuldigen des Schneider-Königs Bockhold, genannt Johann von Leyden, hingerichtet werden ſollte, befragte man ihn zuvor: ob er nicht die vielen Opfer ſeines Trugs bedauere. Da hat er mit teufliſchem Gelächter die böſe Antwort gegeben: „Nein, warum glaubten mir die Narren!“ Solches könnte Vielen zum Exempel dienen, welche auf Dinge und Anreizungen hören, ſo ſie nicht verſtehen und doch danach thun!“

Jugend- und Altersjahre.

In des Lebens Frühlingstagen,
Hört man ſelten Glocken ſchlagen,
Unbeklagt vergeht die Zeit.
Aber wenn die Blüthen fallen,
Hört man Schlag auf Schlag erſchallen,
Zählet mit Genauigkeit.

Raſcher werden Tage fliehen,
Doch wird keiner von uns ziehen,
Ohne daß er ernſt gebot:
„Wiſſe, jede nächſte Stunde
Giebt vom nahen Scheiden Kunde —
Sich're d'rum dir heit'ren Tod!“

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Zwanzigſter Jahrgang.

„Wohl dem Mann, der in der Stille
Seine kleine Heerde führt!“ —?
Schönes Lied! — doch die Idylle
Tödtlich iſt ſie längſt berührt.
Aus der Stille hin zu Wirren
Trieb der Glücksgier Haſt und Stoß.
Leicht in Sturm und Sturz verirren
Kann ſich jetzt ein Lebensloos. —
Neben Drang hegt d'rum ein Plätzchen
Wo das Herz ſein Heil gewinnt,
Wo nicht Schätze, doch ein Schätzchen
Und der Friede Euer ſind!

1854.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Univ. Bibl.
München

Denkblätter.

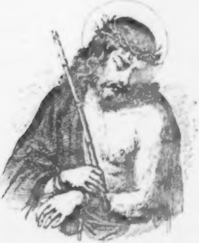
I. Golden Lebens-ABC.

An Gottes Segen Alles iſt gelegen! —
Betrachte dieſen Spruch als Amulet.
Charakteriſtiſch winde ſolchen Segen
Durch's Leben Dir von A bis Z;
Entſagung ſey, wo er Dir mangeln würde,
Freiwillig Dir unüberwund'ner Hort;
Genuß im Frevel wird dereinſt zur Bürde,
Heil wohnt im Dienſte nur nach Gottes Wort.
In Dich hinein ſieh' täglich mit Bedenken,
Kehr' in Dich ſelbſt voll heit'ren Muths zurück,
Läßt Trieb der Weltluſt ſich zur Irre lenken
Mit fabelhaft verheiß'nem Erdenglück.

Nie ſcheue Dich vor der Erkenntniß Bahnen,
Obwalten laſſ' nur nicht des Zweifels Macht;
Prophetiſch mög' es ſtets im Herzen mahnen:
Quell alles Friedens iſt des Glaubens Macht.
Reich biſt Du dann durch ſtete Troſtesblüthen,
So wie an Sieg bei allem Erdenleid:
Treu wirſt mit Gott Dich ſelber Du behüten,
Und wollen ringsum Wahn und Dünkel wüthen,
Vernunft haſt Du zur Herrſcherin geweiht.
Wie übermächtig Täuſchung dann mag gelten,
X für ein **U** bleibt Dir im Leben gleich
Ypſilon in deutſchem Schriftwerk ſelten:
Zufriedenheit, wie ſich die Zeiten ſtellten,
Zeigt ſie auf Erden ſchon ein Himmelreich!

G. Z.

II. Der Wächterruf.



„Steht auf im Namen Jeſu Chriſt,
Dieweil der Tag vorhanden iſt!“

— ſo rief uns ſonſt der Wächter zu, wenn er bei dem Entweichen der Nacht „abdankte“, das heißt: wenn er uns der eigenen Bewachung während des Tages überließ. Eine fromme Sitte war jene Mahnung, und ſchweigt ſie draußen, iſt ſie verſchollen im wirren Gewühl der Neuerungen, ſey ſie doch bewahrt als einer der Schätze des Herzens, von denen viel verloren ging, ſeit man das Wort „altväteriſch“ allgemein für richtige Bezeichnung mißachtender Gebräuche hält. Wir ſollen aber nicht nur aufſtehen im Namen Jeſu Chriſt, nicht nur in der erſten Morgenſtunde des Heilands gedenken, ſondern bei jedem Schritte des Lebens, damit er uns ſey, was er iſt: ein Führer im Streben und Ringen nach dem Göttlichen, nach dem Ewigbewährten, das Jedem zur Ewigkeit hilft, wenn er ſelber zum Beiſpiel des Edlen wird. „Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn“, ſagt die heilige Schrift. Erſichtlich aber ward den Irdiſchgeborenen ein ſolches Bild nach dem Willen und Geiſte Gottes in dem Vermittler, in Jeſus Chriſtus, der für ſeinen Glauben und ſeine Lehre lebte, wirkte, litt und ſtarb, zum Heil der Menſchheit: ein unvergängliches Vorbild für Alle, die Ihn als Gottesgeſandten preiſen, Ihm auf ſeinen Wegen folgen. Chriſtus erſchien in äußerer Armuth, trachtete nicht nach Erdengütern, hatte nur die einfachſten Bedürfniſſe und keinen Trieb zu Erluſtigungen, die uns hineinreißen in den Wirbel der Begierden, bei denen unſer beſtes unſer geiſtiges Vermögen mit anderer Habe zugleich ſich mindert auch wohl ganz verloren geht. Bezeugt und bewieſen hat uns Chriſtus, daß wir den Reichthum des inneren Menſchen höher zu achten haben, als ſammtlichen Werth, Schimmer und Genuß dieſes Lebens, damit wir das Reich, welches nicht von dieſer Welt iſt, erkennen als das ehrwürdigſte, ſegensvollſte und ſieghafteſte, nicht weil es, was auf des Geiſtes Wegen auch geſchehen kann, zeitlichen Gewinn und Freude, ſondern weil es der Seele Glück und Frieden befördert, ſelbſt wenn man, wie Er, zu Leid, Schmerz und Aufopferung berufen iſt. Nicht Gewalthaben, nicht Glanz und prunkende Belohnungen ſind rechter, uns der Gottheit nähernder Gewinn; unſre Beſtimmung, Ebenbild Gottes zu ſeyn, erreichen wir nur mit edler Geſinnung, Reinheit unſrer Thaten und liebevoller Beglückung Anderer, zumal Derer, die uns die Nächſten ſind durch empfangene und ihnen ſchuldige Pflege und Sorge. Zu dem Allen im weiteſten Umfange iſt der Heiland Vorbild, Er, der das Unbegrenzte der Martern zu erdulden hatte, und ſich ſelber treu bleibend dennoch ſeinen Peinigern gegenüber ſprach: „Herr, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ — Damit wir aber wiſſen, was wir thun und zu thun haben, wollen wir Seiner gedenken in jeglicher Stunde, nicht etwa nur dann, wenn wir einzig Hülfe zu finden wiſſen durch ſeinen Zuruf: „Kommt her zu mir, die Ihr mühſelig und beladen ſeyd!“ Wir wollen ſtets bei Ihm bleiben im Nacheifern ſeines Thuns, im feſten Gange der Pflicht, im Mitgefühl jedes Leides; wir wollen aufſtehen im Namen Jeſu Chriſt, uns keinen Tag niederlegen ohne uns zu fragen: ob er mit unſerm Tage- und ſchließlich mit unſerm Lebenswerk zufrieden ſeyn werde. Wir wollen rein erhalten unſer Gewiſſen immerdar und Jeder mag ſich ſelber dazu ermuntern mit dem Wachterruf:

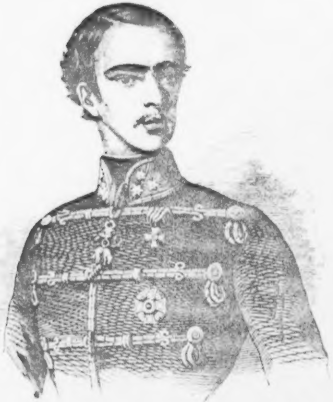
„Jede Stunde iſt beflügelt,
Doch Erinn'rung giebt ihr Dauer;
Flieht die Zeit nun ungezügelt,
Wahre Dich vor Seelenſchauer,
Daß, bringt endlich eine Stunde
Dir von Gott die Todeskunde,
Froh Du ſprechen darfſt: Bereit
Bin ich, Herr, zur Ewigkeit!“

Gz.

Ein deutſches Ereigniſs.

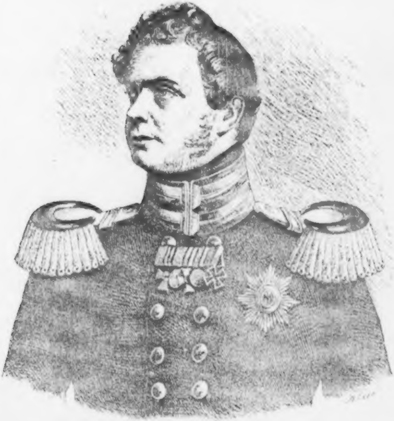
Ein deutſcher Volkskalender, der im Jahre 1853 das Licht der Welt erblickt, darf das wichtigſte deutſche Ereigniß des kaum abgelaufenen Jahres nicht unbeachtet laſſen. Dieſes wichtigſte, weil folgenreichſte Ereigniß war der Beſuch des Kaiſers von Oeſterreich, Franz Joſeph des Erſten, in Berlin. Mögen daher in unſerm Büchlein die Bildniſſe der beiden mächtigſten deutſchen Fürſten der Gegenwart, des jugendlichen Kaiſers und ſeines königlichen Oheims Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen, dem Andenken dieſes Ereigniſſes gewidmet ſeyn.

Nach mancherlei Zwieſpaltigkeiten im Innern Deutſchlands welche faſt befürchten ließen, die große Schöpfung Friedrich Wilhelm's des Dritten, der deutſche Zollverein, ſey der Auflöſung nahe, erfolgte plötzlich eine Verbindung der beiden Großmächte, die allen ſolchen Befürchtungen ein Ende machte. Kaum war am 12. Dezember 1852 der öſterreichiſche Bevollmächtigte in Zollangelegenheiten, **Herr v. Bruck**, in der preußiſchen Königsſtadt eingetroffen, als fünf Tage ſpäter der Kaiſer von Oeſterreich den Hof ſeines Oheims durch einen Beſuch erfreute. Am 17. Dezember kam er über Berlin in Charlottenburg an, am Tage darauf hielt er von letzterem Schloſſe aus ſeinen glänzenden Einzug in die Hauptſtadt, deren Bevölkerung ihn mit dem Gefühle empfing, daß mit dieſem freundſchaftlichen Beſuche zugleich eine bedeutſame Wendung in der Politik unſers Vaterlandes eingetreten ſey. Wir wollen hier nicht von dem Eindruck reden, den die bekräftigte Thatſache inniger Verbindung zwiſchen Preußen und Oeſterreich im Auslande hervorbringen mußte, nicht von den Hoffnungen welche für die Zukunft vielſeitig daran geknüpft werden, ſondern nur von den bereits gezeitigten Früchten, welche unſerm Vaterlande zunächſt auf dem Gebiete der Gewerbe und des Handels reiften. Am 19. Februar 1853 wurde zwiſchen Preußen und Oeſterreich ein ſo inniger und wichtiger Handelsvertrag abgeſchloſſen, wie ſonſt nirgendwo zwiſchen ſelbſtſtändigen Handelsgebieten beſteht. Der Artikel 26. deſſelben vorbehielt den Beitritt zu dieſem Vertrage denjenigen deutſchen Staaten, welche am 1. Januar 1854 oder ſpäter zum Zollverein mit Preußen gehören wurden. Am 4. April 1853 wurde der Vertrag über die Fortdauer und Erweiterung des deutſchen Zoll- und Handelsvereins von den Bevollmächtigten aller Mitglieder deſſelben unterzeichnet, nachdem bereits durch den zwiſchen Preußen und Hannover abgeſchloſſenen Vertrag vom 7. September 1851 der Steuerverein (namentlich Hannover und Oldenburg) ſich dem Zollverein angeſchloſſen hatte. Am 1. März 1853 nahm Hannover den Zolltarif des Letzteren an. Die beiden Beſtrebungen, welche der Zollverein gleich nach ſeiner Begründung in das Auge faßte: Erweiterung nach der Nordſee und en-



gere Verbindung mit Oeſterreich, ſind alſo jezt gelungen, ſind vollendete Thatſache. Das geſammte Deutſchland, mit Ausſchluß der Hanſeſtädte und Mecklenburgs, deren Vereinzelung ſchwerlich noch ſehr lange währen dürfte, hat wieder einen großen Schritt zur Einigung gethan auf demjenigen Gebiete, wo eine ſolche zum Nutzen Aller ſich erzielen läßt.

Der Handelsvertrag, welcher nun alſo zwiſchen Oeſterreich und einigen italieniſchen Staaten einerſeits und dem Zollvereinten ehemaligen Steuerverein und Zollverein anderſeits beſteht, iſt ſehr umfaſſend. Er bezieht ſich auf Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszölle, gleiche Behandlung auf Waſſerſtraßen und Eiſenbahnen, Maaßregeln der Gränzbewachung, gleichberechtigten Schutz durch die Konſulate beider vertragſchließenden Handelsgebiete; er eröffnet ſogar die Ausſicht auf eine allgemeine Münz-Uebereinkunft unter den deutſchen Staaten, welche allerdings eine große Erleichterung für den geſammten Verkehr in Deutſchland mit ſich bringen würde. Voran geht dieſen Beſtimmungen



eine beträchtliche Reihe von Zollbefreiungen und Zollermäßigungen bei der gegenſeitigen Ein- und Ausfuhr von Rohſtoffen und Gewerbserzeugniſſen zwiſchen beiden Handelsverbänden, durch die der deutſchen Betriebſamkeit ein neues, großartiges Feld eröffnet wird. Die Gewerbzweige beider Gebiete werden einander durch Wetteifer anſpornen und ergänzen, der Unternehmungsgeiſt Süden und Norden, Oſten und Weſten immer inniger verbinden. Für die öſterreichiſchen Erzeugniſſe öffnet ſich ein neuer Weg durch die nordiſchen Häfen über das Weltmeer, für norddeutſche Thätigkeit ein ausgedehnter Markt und eine Fundgrube neuer Handelsausbeute in den öſterreichiſchen Kronländern, vorzugsweiſe dem ſo fruchtbaren, korn- und weinreichen und im Verhältniß zu den Schätzen ſeines Bodens noch ſo wenig verwertheten Ungarn. Hier liegt ein herrliches Land, deutſcher Kultur zu erobern, und dazu legt der Vertrag vom 19. Februar 1853 einen hoffentlich unerſchütterlichen Grund.

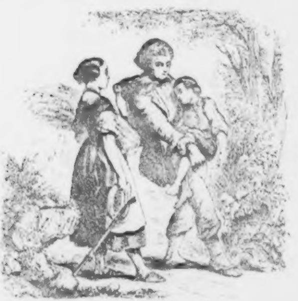
Wir brechen ab. Sache der Männer des Gewerbes und des Handels iſt es, die einzelnen Beſtimmungen des Vertrages, der mit den Jahren ſich vervollkommnen wird, zu würdigen und die neu eröffneten Bahnen zu beſchreiten. Für dieſes Büchlein genügt es, auf die Bedeutung des Ereigniſſes hingewieſen zu haben. Als Schlußſtein unſers Aufſatzes nur noch die eine Thatſache, daß der König von Preußen am 19. Mai 1853 in Wien eintraf, um den Beſuch ſeines kaiſerlichen Neffen zu erwiedern. Daß er dort vom Hofe wie von der Bevölkerung mit derſelben hohen Achtung empfangen wurde, welche den jungen Kaiſer fünf Monate früher in Berlin begrüßte, haben die Wiener Blätter ſeiner Zeit berichtet. Die wichtige Bedeutſamkeit beider fürſtlichen Beſuche wurde an der Donau wie an der Spree von jeder Meinung erkannt und daher mit voller Einſtimmigkeit anerkannt.

Gott kehrt ein bei den Seinen.

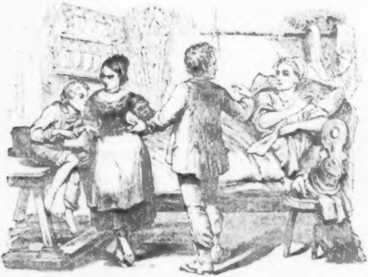
Man ſollte glauben, es wäre ſchwerlich Jemand zu finden, der die Gefühlstiefe, den Gemüthsreichthum und die ſittliche Herrlichkeit des Familienlebens verkenne, und wir wollen uns einmal wirklich überreden, Dem ſey ſo! Denken wir für eine Weile, wir lebten noch in der Zeit, in der man nicht durch eine Menge oft ſehr leidiger Vergnügungs-Anſtalten die Menſchen bis zu den unterſten Schichten dem Familienkreiſe entwöhnte und ſie in die nach Pariſer Zuſchnitt geleiteten Gaſterei-Wirthſchaften trieb, um die — Arbeitsunluſtigen und Armengeld-Empfänger zu vermehren. Ja, wir wollen uns als Gegenſatz zuvörderſt in jene Zeit verſetzen, wo alle ſittlichen und edlen Kräfte dem Familienleben zuſtrömten, wo man innigſt überzeugt war, es ſey, was der Menſch mit allen Kräften der Seele umfaßt und liebt, wofür er arbeitet und worin er den erheiternden Lohn der Arbeit findet, es ſey die Häuslichkeit ſein Paradies und deſſen Hauptſchutz die Genügſamkeit. Um aber nicht mit Betrachtung oder lehrenden Ueberhebens zu ermüden, folge beiſpielsweiſe gleich ein Geſchichtchen, und ich laſſe einen Freund — ich nenne ihn Ettershof — hier erzählen, was er mir erzählt hat.

„Von meinem Großvater", ſagte er, „kann mein Vater nicht aufhören zu ſprechen, hat er einmal von ihm zu ſprechen angefangen, und ich erinnere mich gleichfalls aus meiner Kindheit, daß der Großvater ein ganzer Mann war, wie man zu ſagen pflegt. Der frühzeitige Tod der Eltern brachte ihn in's Waiſenhaus, und von da in die Lehre zu einem Zimmermeiſter, bei dem er auch als Geſell noch mehrere Jahre blieb, bis es ihn auf die Wanderſchaft trieb, obwohl der Meiſter ihn gern gehalten hätte. So kam er an einem Frühlingsabend des Jahres 1772 in die Nähe von Bunzlau, auf einem Hügel ſah er dieſe Stadt bereits vor ſich.

und der Anblick ſchien ihm ein ſo freundlicher, daß er ſcherzend ſeine eigene Perſon fragte: „Da möchteſt du wohl eine Weile bleiben, Bernhard Ettershof?“ Nachdem er ſich ein wenig ſelber auslachte über die Frage an ſich ſelber, hörte er hinter ſich keuchen, wandte ſich, und ſah ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, das auf dem einen Arm einen acht- oder neunjährigen Knaben, unter dem andern Arm ein tüchtig Bündel Kalmus trug. Bernhard ließ die ſchwer Belaſtete an ſich vorüber, ging dann ein paar Minuten nebenher, und da er bemerkte, daß dem Mädchen die Thränen über die Wangen liefen, der Knabe aber ſtöhnte, ſagte er endlich mitleidig: „Was fehlt Euch denn, Jungfer, und weshalb plagt Ihr Euch ſo mit dem großen Jungen, laßt ihn doch laufen!“ — „Ach, werther Wandergeſell“, antwortete matt das Mädchen, „mein Bruder ließ ſich nicht warnen bei ſeinen Sprüngen und hat ſich nun den Fuß verſtaucht!“ — „Wenn das iſt, Jungfer, ſo gebt nur mir den Burſchen!“ Bei dieſen Worten nahm Bernhard ohne Weiteres die größere Laſt der Athemloſen ab, die es willenlos und ſchüchtern geſchehen ließ, und vorwärts



ſchreitend fügte er ſeiner Rede hinzu: „Ich ſetze voraus, daß Ihr nach Bunzlau wollt!“ Das Mädchen nickte mit dem Kopf, und der für einen Augenblick in der Ueberraſchung dieſes Begegniſſes ſtill gewordene Knabe fing wieder an zu jammern. „Nun, halt's nur aus, kleiner Menſch“, tröſtete Bernhard; „es kann ſo arg nicht ſeyn, und wenn wir daheim den Fuß tüchtig rütteln und einrenken, iſt's vorüber!" — Das Mädchen kämpfte noch mit der Scheu, endlich aber ſagte ſie: „Ich dank' Euch, und Du haſt Dich auch zu bedanken, Arnoldchen!" Der aber vergaß des Dankes und entgegnete nur: „Ach, es thut ſo weh!" — „Daß er's vergißt, laßt uns ein wenig plaudern, Jungfer", bemerkte unſer Geſell. „Kinder hören leicht zu! Wie heißt Ihr denn?" — Im Geſpräch wurde die ſo Angeſprochene allmälig offenherzig und Bernhard wußte bald, daß ſie Eliſabeth heiße, ihr Vater, ein Töpfergeſell, ſchon beinahe fünf Jahr im Grabe, die Mutter aber krank danieder liege. Ihre Noth etwas zu mindern, hatte Eliſabeth faſt eine Stunde Weges von der Stadt Kalmus geholt, um ihn in der Apotheke als Zahlung für Medizin zu benutzen. Mitleidig hörte Bernhard zu, bis er dazwiſchen fragte: „Es geht Euch alſo ſehr kümmerlich?" — „Ei ja, das wohl", erwiederte Eliſabeth; „wenn aber Liebmutter geſund iſt, bringen wir uns ſchon mit Gott und Ehren durch. Wir ſpinnen alle Drei, Arnoldchen lernt's auch, und Ihr ſeht, wie uns doch mancherlei Unterſtützung zuwächſt. Im Frühling zieh' ich Kalmus aus dem Sumpf und ſuche Heilkräuter, im Herbſt ſammeln wir Eicheln, es bringt einen kleinen Erlös. Nach der Erndte halten wir auf den Erdäpfelfeldern durch Umgraben Nachleſe und tragen Tannenzapfen und Reiſer für den Winter zuſammen: es hilft eben Alles mit, und Gott wird ja Liebmutter geſund werden laſſen!" Etwas abgewendet und wie heimlich trocknete Eliſabeth raſch hervorquellende Thränen, denn ſie waren jezt in der Stadt und ſie ſtand bald ſtill an einem Häuschen. „Seyd nochmals ſchön bedankt, und viel Glück auf der Wanderſchaft!" ſagte hier Eliſabeth und wollte den Knaben an ſich nehmen, Bernhard jedoch ſagte: „Ich möcht' in Bunzlau eine Weile bleiben, ſo ſich's fügt, und das Bürſchchen trag' ich Euch bis in die Stube und ſuch' ihm zu helfen; unterdeß könnt Ihr vielleicht mir Beſcheid geben, bei wem wohl mein Zimmermanns Gruß auf Annahme zur Arbeit rechnen könnte." Eliſabeth erwiederte nur: „Liebmutter wird's wohl wiſſen!" und bald traten ſie ein in die ärmliche Wohnung, wo Bernhard nach ſchlichtem Gruß ſein Ränzel ablegte und ſich dann ſogleich mit dem Knaben beſchäftigte, während das Mädchen am Krankenlager der Mutter ihr erzählte, was ſich begeben und wie nun der liebe Wandergeſell das Unheil beſeitigen wolle. Sie war kaum zu Ende mit ihrer Erzählung, da ſchrie Arnold laut auf und Bernhard wandte ſich zu der Kranken mit den Worten: „Aengſtigt Euch nicht, ich habe dem Jungen die Knöchelgelenke eingerenkt, ſein Fuß iſt in Ordnung, doch wär's gut, wenn man ihm für heut eine feſte Binde um die ſchwache Stelle legte." — Alsbald war Eliſabeth damit bei der Hand und Bernhard ſah ſich nun in der Stube um, deren Geräth freilich Armuth verrieth, aber auch Ordnung und Reinlichkeit bezeugte. Dann befragte er die Kranke um ihren Zuſtand, wobei er merkte, daß eine Medizin nicht hatte

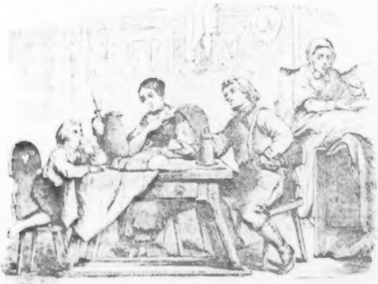


geholt werden können, weil es an Gelde fehlte und eben deshalb Eliſabeth mit dem Kalmus den Apotheker zu befriedigen hoffte. Bernhard ſah hin auf die vor einem Bänkchen knieend mit ihrem Bruder Beſchäftigte; die Strahlen der Abendſonne beleuchteten ihr Geſicht, das in lieblichen Zügen auch Spuren des Grams nicht verleugnete, und er wandte ſich ſeltſam bewegt wieder zu der Wittwe mit der Frage nach den Zimmermeiſtern des Orts. Nachdem er das Nöthige erfahren, ſagte er haſtig: „Jungfer Eliſabeth, ich werd' Euch die Medizin holen, denn es iſt grade noch Zeit, mit meinem Handwerksgruß gleich heut um Arbeit anzufragen. Euern Kalmus mögt Ihr morgen dem Apotheker bringen, Ihr müßt ja ohnehin ſehr ermüdet ſeyn." Bei dieſer Rede hatte er ſein Ränzel ſich wieder umgehängt und Eliſabeth, noch mit dem Knaben beſchäftigt, erwiederte: „Ei, Ihr müßt Euch wohl müder noch fühlen nach dem Tagesmarſch!" Bernhard aber rief aus. „Hoho! das würde ſich für keinen jungen Wandergeſellen geziemen; Ihr könntet mich noch hinſchicken, wohin Ihr wolltet, die Beine trügen mich!" und fort war er.

Auf dem Wege blieb ihm ſonderbar zumuth; den Verwaiſten, der nicht Eltern, nicht Geſchwiſter gekannt, hatte etwas angeheimelt bei den Hülfebedürftigen, und er ſann über Allerlei, bis er zu ſich ſelber ſprach: „Wollen's abwarten, ob ſich Arbeit findet!" — Sie wurde ihm zugeſagt und er eilte ſchon nach einer halben Stunde, in der Apotheke die Medizin zu holen, kaufte aber auch Lebensmittel, „denn ich meine", ſchmunzelte er vor ſich hin, „eine gute Mahlzeit dürfte ſelbſt bei der Kranken der Natur am beſten dienen, mir Geſunden aber liegt ſie niemals außer dem

Wege!“ Dabei ſchlugen ſeine Finger ein freudig Schnippchen und die Füße wurden ihm noch gelenker.

So kam er denn bepackt genug bei Frau Limprecht, ſo hieß die kranke Wittwe, wieder an, und vertheilte ſeine Gaben, wobei das ſich zudrängende Arnoldchen zuerſt ſein Theil empfing und raſch zugriff, Mutter und Tochter aber zuvor beredet werden mußten, ihre Scheu und Beſcheidenheit zu überwinden. Bernhard war immer und überall wie zu Hauſe, wenn er geben konnte, und auch die Andern ſpürten bald nichts Fremdes an ihm, denn indem er zutraulich ſchwatzte, reichte er zuthulich Jedem das Beſte vom Vorrath, ohne ſich ſelber zu vergeſſen, denn zwiſchenhinne ſeiner Spenden nöthigte er ſich öfter in luſtiger Geberde mit dem Ausruf: „Nun greif' auch 'mal zu, Bruder Bernhard!“ Mutter und Tochter wußten gar nicht zu begreifen, wodurch ihnen ſolch ein paar Stunden des Labſals gekommen, ſie waren gleichſam vom Himmel gefallen, und Beider Dank fehlte nicht; der Knabe aber konnte ſelbſt bei der mehrmaligen Aufforderung: „Arnoldchen, bedank' Dich doch!“ ſich nur ſchwer dazu entſchließen, und wenn er



gehorchte, waren die beiden Dankesworte wegen des vollen Mundes kaum zu verſtehen, worüber Bernhard laut auflachte und ihm die nicht leeren Hände mehr noch füllte. „Ihr beraubt Euch aber zu ſehr!“ ſo flüſterte Eliſabeth wohl dazwiſchen, der Klang dieſer Aeußerung war jedoch nicht der Art, um die Freude, daß ihr Arnoldchen einmal ſo recht vollauf hatte, verbergen zu können. Um ſo vergnügter entgegnete Bernhard: „Ei was, ich greif's Handwerk hier rüſtig an und meine Sparpfennige ſind mir jetzt nicht mehr ſo gar noth: denn wer bei Geſundheit und arbeitſam iſt, zehrt das Seine nicht auf. Lieb wär's mir indeß für heut, wenn Ihr mir ein Kämmerchen nachzuweiſen vermöchtet zu meinem Unterkommen, da mir die Herbergswirthſchaft zuwider iſt.“ — „Eliſabeth!“ rief die Mutter, „geh' zum Nachbar unter uns, der wollt' ein Plätzchen abgeben, frage, ob ſich's macht!“ — „Ich geh' gleich mit, es macht ſich vielleicht geſchwinder, wenn der Nachbar mich ehrlichen Kerl ſieht!“ ſo ſprechend in munterſter Laune ergriff Bernhard ſein Bischen Habe, ſagte noch: „Gute Nacht, Frau Limprecht, und gute Beſſerung!“ dann ging er mit Eliſabeth hinunter, wo bei dem Nachbar ſich Alles nach Wunſch fügte.

Ich mußte dieſes erſte Begegniß in Bunzlau ausführlich erwähnen, weil es mir lebhaft gegenwärtig iſt, mit welcher Wonne der Großvater deſſen noch in den ſpäteſten Tagen gedachte: denn er hatte an der armen Familie Limprecht dankbare Menſchen gefunden und fühlte ſich von da an, wie er beſeligend empfand, nicht mehr allein im Leben. Wenn er ſein Tagewerk für den Meiſter Wiedner vollbracht hatte, flugs war er oben bei der Wittwe, unterrichtete mit Dem, was er im Waiſenhauſe erlernte, den Arnold, und Eliſabeth hörte zu, ja ſie nahm endlich, erſt verſchämt, dann freier, ſelber Theil an dem Unterricht, nachdem ihr bemerkbar wurde, daß Arnold allmälig Fortſchritte machte, die über ihr Wiſſen und ihre Fähigkeit hinausgingen. Als nun in der Winterszeit des Zimmermanns Art ruhte, fand Bernhard Gelegenheit, ſein freilich nur ſehr mäßiges Talent im Zeichnen nützlich werden zu laſſen, nämlich im Bemalen von Töpfergeſchirr, in deſſen Anfertigung die Stadt Bunzlau ſich guten Ruf erwarb. Es dauerte gar nicht lange, da konnten, wenn Bernhard ein Muſter fertig hatte, Eliſabeth und Arnold ebenfalls ſolch Geſchirr mit Zierrath ſchmücken, was mehr eindrachte als das Flachsgeſpinnſt. Es bedurfte auch bald gar keiner Wiederholung mehr von Bernhard's Lieblingsbemerkung: „Die Zeit enthält für uns Menſchen den höchſten Werth, und doch iſt man gegen nichts ſo immerwährender Miſſethäter als eben gegen die liebe Zeit!“ — denn der Fleiß wuchs immer feſter in die Familie hinein. So ſchwanden Monate und Jahre, nicht im Ueberfluß, aber in Behaglichkeit, und zwiſchen Bernhard und der Familie Limprecht war von Mein und Dein keine Rede.

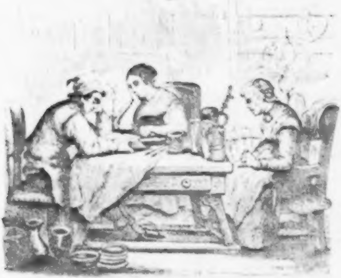
Der reiche Meiſter Wiedner war mit dem neuen Geſellen noch im vierten Jahre überaus zufrieden und nicht nur bei der Arbeit; auch die Lebensweiſe Bernhard's gefiel ihm. Da er keinen Sohn hatte, wäre ihm ein Eidam, der ſein Geſchäft fortſetzte, ſehr willkommen geweſen, aber freilich ſollte er wohlhabend ſeyn. Ein ſolcher wollte ſich nicht einſtellen, und ſo gewöhnte ſich endlich Meiſter Wiedner an den Gedanken: Bernhard könne ſeine älteſte Tochter Ulrike heirathen. Dieſe jedoch, ſeit kaum einem

Jahre aus einer Penſions-Anſtalt von Breslau zurückgekehrt, paßte gar nicht mehr in die Wirthſchaft eines Handwerkers, und Bernhard hatte keinen Gedanken für dies Mädchen, bis Ulrike ſelbſt ihm etwas von des Vaters Plan merken ließ, um ihn zum Vertrauten zu machen in einer Liebſchaft mit dem jungen Stadtrichter Knauer, an dem Meiſter Weidner eigentlich nichts Hinderliches finden konnte, als daß ein Stadtrichter kein Zimmermann iſt. Zum Mitſchuldigen einer Täuſchung des Vaters ließ ſich indeß Bernhard nicht gebrauchen, und das Einzige, wozu er einwilligte, war ein Glückwunſch zur Verlobung der Beiden, den er gelegentlich bei dem Meiſter anbringen ſolle, um zu erfahren, welche Miene er dazu mache. Es war keine freundliche und die barſche Antwort: „Grundloſes Geſchwätz!“ ſtellte die Angelegenheit nicht beſſer. Bernhard half ſich jedoch, indem er ſagte: „Lieber Herr und Meiſter, ich habe alſo dem Stadtgerede wahrſcheinlich zu viel geglaubt, mag auch wohl jetzt überall Verlobung ſpüren wollen, weil ich mich geſtern ſelber verlobte mit Jungfer Eliſabeth Limprecht!“ Es war ſo, und Bernhard hielt's für das Beſte, auf dieſe Weiſe für ſich die Sache in's Klare zu bringen, nachdem, als ein junger Töpfermeiſter ſich um Eliſabeth beworben hatte, deutlich geworden war, wem ihr Herz und wohin das ſeine gehöre. Die Beiden hatten ſich längſt zu einander gefunden, anfangs ſo unbewußt wie zu dem Stamme ſich die Epheuranke findet, und die fremde Hand, die ſich bot, belehrte ſie nur über das Unzertrennliche ihrer Neigung und ihrer Zukunft. Der Fleiß blieb dabei ihre Stütze und es erfüllte ſich die bei ihrer Trauung von dem Pfarrer ausgeſprochene Verheißung: „So Ihr an dem Glauben haltet, wird jener liebe Gott, der allwaltende Beſchützer, der ſchon bei den Vätern einkehrte, in Nöthen ihnen zu Rath und Rettung verhalf, aber zugleich in Prüfungen die Geduld erzog, er wird auch bei Euch einkehren, und ob unſichtbar, wird er ſichtbar ſeyn in dem Segen, der Eurer Thätigkeit und Eintracht folgt.“

Zu verkennen war es indeß nicht, daß Wiedner mit ſeinem beſten Geſellen grollte und ihn nur deshalb nicht entließ, weil er der beſte war. Bernhard erleichterte ſich die zuweiligen Ausbrüche dieſes Grolls mit fügſam beſcheidenem Sinn, wohl überlegend, daß des Meiſters Verdruß über das Scheitern ſeiner Hoffnungen nachſichtig zu behandeln ſey. Freilich trug deſſen Eigenſinn einen großen Theil der Schuld, namentlich in Behandlung ſeiner Tochter Ulrike, die ſich endlich von ihrem Geliebten, der ſich eine Anſtellung in einer andern Stadt zu verſchaffen wußte, hatte entführen laſſen. Das verſenkte den Vater tiefer in Mißſtimmung und er beſchloß: der Gewerbsthätigkeit völlig zu entſagen, ſein Beſitzthum in Bunzlau zu verkaufen und nach Breslau zu ziehen. Als Käufer einen Zimmermeiſter zu ſehen, wünſchte er freilich, es meldete ſich aber keiner, da die Erwerbung des Ganzen eine bedeutende Summe erforderte.

Bernhard war nicht ohne Beſorgniß über den Wechſel der Dinge. Damals befand ſich in Bunzlau nur noch ein Zimmermeiſter, der hatte aber vier arbeitſame Söhne, deren älteſten er bereits ſein Meiſterſtück hatte machen laſſen und den er in Wiedner's Kundſchaft einzuführen hoffte, wenn dieſer das Handwerk aufgab. Fürjezt trieb jener zweite Meiſter ſein Geſchäft nur mit den Söhnen und Lehrlingen; ob er nun künftig noch Geſellen brauchen, ob ſelbſt in dieſem Falle er Bernhard annehmen würde, war ſehr zweifelhaft, und wohin dann? Er hatte nun zwei Kinder und die Schwiegermutter, die gut mit angriff in der Wirthſchaft, mit ihrem Geſpinnſt jedoch nur etwas Linnen zum Hausgebrauch beſchaffen und ſonſt nichts erwerben konnte. Die ſtete Emſigkeit Aller verhalf zwar zu einigem Erſparten, denn Bernhard beſtimmte täglich einen Groſchen zu einem Nothſümmchen, aber dies mußte ohne den bisherigen täglichen Erwerb bald aufgezehrt ſeyn. Angeſtrengter als bisher wurde einſtweilen, da der Winter eben wieder die Zimmermanns-Arbeit beſchränkte, des Abends für Töpfereien gemalt, wobei nun ſtets die Ungewißheit über die Zukunft das Geſpräch beherrſchte, was Bernhard dadurch zu unterbrechen ſuchte, daß er vor dem Schlafengehen noch etwas vorlas aus der Bibel oder aus einem andern guten Buch, das ihm dieſer oder jener Nachbar borgte: denn zu der Zeit hatten ſelbſt wenig bemittelte Familien einen Hausſchatz an Büchern. In ſolcher Ungewißheit verging der Winter, die Bau-Arbeit begann von Neuem und mit dem Grünen und Blühen des Frühlings ſtärkte ſich der friſche Muth in der Familie. Nicht lange jedoch dauerte es, da kam Bernhard heim mit der Nachricht: Meiſter Wiedner hat verkauft und in wenigen Wochen geht die Arbeit zu Ende. An dieſem Abend wurde das Bemalen der Gefäße ſehr ſtill vollbracht und nur die Unbefangenheit der beiden Kinder ſtörte das Schweigen, in welchem Bernhard, die beiden Frauen und der nun zum Zimmermanns-Lehrling gewordene Arnold bei ihren Gedanken ſich Raths erholten über die kommenden Tage. Endlich fielen den Kindern die Augen zu, die Mutter brachte ſie zu Bett, und während ſie dann zuweilen die Wiege des noch nicht zweijährigen Söhnleins, wenn es ſich regte, mit dem Fuß in Bewegung ſetzte, waren Alle noch eifrigſt bei der Arbeit, bis der Wächter die zehnte Stunde ausrief. Da ſagte Bernhard: „Baſta für heut!“ und ergriff ein Buch, aus dem er ſchon geſtern etwas vorgeleſen hatte: „Gedichte von Chriſtian Felix Weiße.“ Als Bernhard die Blätter aufſchlug, fiel ſein Blick zuerſt auf ein Gedicht mit der Ueberſchrift: „Die Zukunft“, und er las:

„Gütig hüllt in Finſterniſſen
Gott die Zukunft ein:
Deutlich ſie voraus zu wiſſen,
Würde Strafe ſeyn.



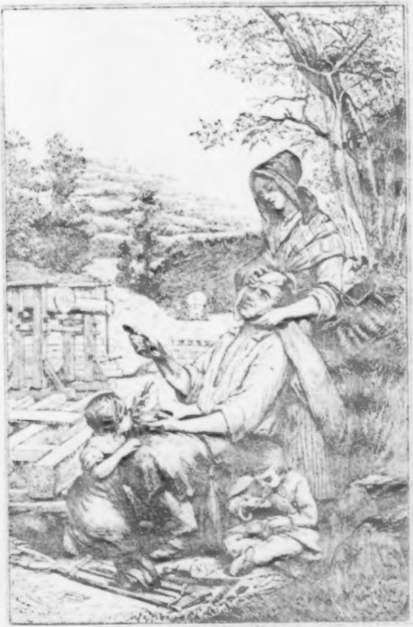
Säh' ich Glück auf meinem Wege
Würd' ich ſtolz mich bläh'n,
Und leichtſinnig oder träge
Meinen Zweck verſeh'n.

Säh' ich Unglück, würd' ich zittern,
Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich jetzt erfreut.

Was ich habe, will ich nützen,
Fernen Gram nicht ſcheu'n,
Und ſoll ich ein Glück beſitzen,
Meines Glücks mich freu'n."

„Amen!" flüſterte Bernhard bewegt, indem er aufſtand und ſein Weib umarmte, die ihrerſeits der Mutter die Hand reichte. „Seyd getroſt, Ihr Lieben", ſprach Bernhard weiter, „und verlaßt Euch auf Gott, wie ich mich auf ihn verlaſſe!" In Aller Augen blinkten Thränen und lautlos ſtanden die Drei, bis Eliſabeth das feierliche Schweigen unterbrach mit dem andächtig ſcheuen Ausruf: „Bernhard, mir iſt, als fliegt Gottes Engel durch die Stube!" — „Amen!" und „Gute Nacht!" das waren die einzigen Worte, die an dieſem Abend noch gehört wurden in dem liebeheimiſchen Kreiſe.

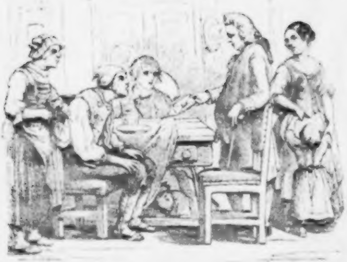
Mit ungeſchwächtem Muth brauchte Bernhard am nächſten Tage ſeine Axt trotz einer gewitterſchwülen Luft; ihn kümmerte nicht der Schweiß, der ihm von der Stirne rann, und ſein Arm ruhte nicht, bis er Eliſabeth, die ihm ſein Mittagseſſen brachte.



mit den Kindern in der Ferne ſah. Danach ſchaute er vergnügt aus und gewahrte, daß ein in Lumpen gehülltes kleines Mädchen den Ankommenden folgte und unabläſſig ſeine Augen auf die Schüſſel und das Brod richtete. Als die Kleine Bernhard gewahrte, blieb ſie weitab ſtehen; er aber, von ſeinem leicht beweglichen Gemüth angeregt, nahm ſogleich ein Stück Brod, theilte das wenige Fleiſch, das in der Schüſſel lag, eilte zu dem Kinde und kam eben ſo eilend zurück mit dem fröhlichen Ausruf: „Nun wird's mir noch beſſer ſchmecken!“ Mehr noch ergriffen wurden Bernhard und Eliſabeth, da ſie beobachteten, daß jene Kleine die Gabe nicht verzehrte, ſondern haſtig davon lief, als hätte ſie mit dem Empfangenen noch Jemand zu erquicken. Jetzt ſetzte ſich Bernhard, und Eliſabeth, die hinter ihm ſtand, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, indem ſie klagte: „O Lieber, wie biſt Du erhitzt!“ Er aber entgegnete lachend: „Da tröſte ich mich mit Sirach, der ſagt: „Ob dir's ſauer wird mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen, denn Gott hat es ſo geſchaffen. Alſo auch die Tiſchler und Zimmerleute, die Tag und Nacht arbeiten und Fleiß haben, mancherlei Arbeit zu machen, die müſſen denken, daß es recht werde und früh und ſpät daran ſeyn, daß ſie es vollenden!“

Dieſes kleine Begebniß aus dem Jahre 1782 hatte einen Zuſchauer, den Meiſter Wiedner. Er ſtand am Fenſter ſeines Wohnhauſes, einen eben empfangenen Brief leſend, und da er ſchon längſt mit ſich gekämpft hatte, um den ſtillen Groll gegen Bernhard los zu werden, ſchlug dem im Grunde wohlwollenden Manne das Herz lebhafter und er ſagte zu ſich ſelber: „Der ſoll's ſeyn!“ Dies erzählte er nachmals, als er eines Abends in Bernhard's Wohnſtube trat, und dann fuhr er fort: „Ettershof, Ihr ſeyd ein wackerer Mann, der's verdient, daß man ſich um ihn bekümmert, und ich hoffe, dies auf rechte Weiſe gethan zu haben. Seht, hier iſt ein von mir erwirktes Schreiben des Stadtraths zu Wohlau an Euch. Dieſe Stadt iſt im vergangenen Jahre großentheils abgebrannt und bei dem Brande der Zimmermeiſter umgekommen, auch Keiner dort, der ihn zu erſetzen vermöchte. Durch den Syndikus, der mein Jugendfreund iſt, wünſchte man brieflich von mir Aushülfe, ich ſchlug Euch vor, und hier in dieſem Schreiben habt Ihr die Genehmigung, wonach Ihr ſogleich anſäßiger Meiſter in Wohlau werden könnt. Es ſind große Summen zu dem Wiederaufbau der Häuſer vorhanden. König Friedrich der Zweite ſelber unterſtützt ihn mit 72,000 Thalern. Ihr empfangt den nöthigen Vorſchuß, um das große Geſchäft mit hinlänglichen Mitteln und vollen Kräften beginnen zu können, und ich wünſche Euch Glück dazu, was bei Eurer Geſchicklichkeit und Eurem Fleiß nicht fehlen wird.“

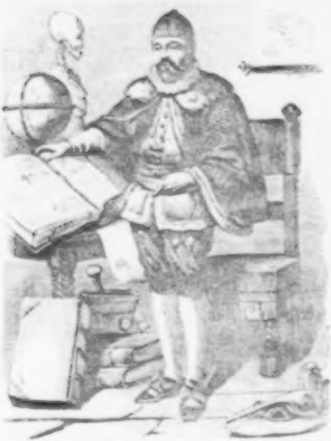
Zitternd in höchſter Ueberraſchung nahm Bernhard das Schreiben und las es, während Eliſabeth und ihre Mutter mit gefalteten



Händen in geſpannter Erwartung auf ihn hinblickten. Als er ſich überzeugt hatte, es ſey Alles, wie ihm Wiedner gemeldet, da reichte er dieſem die Hand, die Worte aber fehlten ihm anfangs gänzlich, bis er endlich bei hervorbrechenden Thränen ausrief: „Eliſabeth, was uns der Pfarrer am Altar ſagte, immer deutlicher iſt es geworden: Gott iſt bei uns eingekehrt, und Ihr, Meiſter Wiedner, ſeyd diesmal der Bote vom Himmel, der Euch lohnen wird mit dem beſeligenden Gefühl, einer armen Familie geholfen zu haben, jetzt und bis in die fernſte Zeit hinaus, wenn dieſe meine Kinder feſthalten an dem Unſichtbaren, der ewig ſichtbar iſt in den Wohlthaten für die Seinen!“

Der Großvater hat wahrhaft geſprochen für ſich und ſeine Nachkommen. Mein noch in hohem Alter rüſtiger Vater, ſeine Geſchwiſter und ihre Angehörigen, auch die Arnold's, der als Bergwerks-Zimmermann erſt vor wenigen Jahren ſtarb, ſie Alle wie ihre Kinder waren und ſind in ihrer Geſchäftigkeit frohe und wohlhabende Menſchen. Sie wurden auch allzeit beſtärkt in der Ueberzeugung: Gott kehrt noch heut ein bei Denen, die treu ihren Pflichten, in beharrlicher Thätigkeit für die Ihrigen, der Güte des allmächtigen Vaters vertrauen und es im tiefſten Grunde der Seele erkennen: Sein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, und Seine Hülfe am nächſten, wo des Menſchen eigene Hülfe in Nöthen den Ausweg nicht zu entdecken weiß.“

So endete mein Freund die Erzählung von ſeinem Großvater Bernhard Ettershof, der wirklich in ſeinem beſchränkten Kreiſe ein ganzer Mann war, und wohl verdient hat, daß man zuweilen von ihm ſpricht und an ihn erinnert. G z.

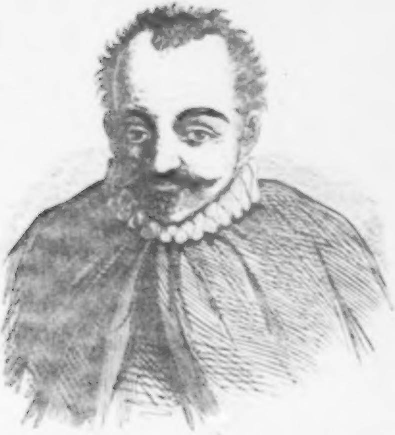


Unerhörtes vom Doktor Johannes Fauſt.

Wir haben ſchon einmal uns des Doktor Fauſt angenommen, um ihn vor zu arger Verunglimpfung zu ſchützen.*) Was wir berichteten, verdanken wir alten Handſchriften, die theils vom Magiſter Caspar Mohr, Fauſt's Freunde, theils von Chriſtoph Wagner, Fauſt's Famulus, hinterlaſſen ſeyn ſollen. Neulich erhielten wir noch Einiges davon und zugleich zwei Abbildungen des Fauſt; die eine ihn darſtellend in der Zeit lebensluſtigen Glanzes, im Alter von einunddreißig Jahren; die andere aus ſeinen ſpäteren Tagen, da er ſchon manches Jahr als Arzt in Spanien gelebt hatte, und nur noch für einen Monat nach Deutſch-

---

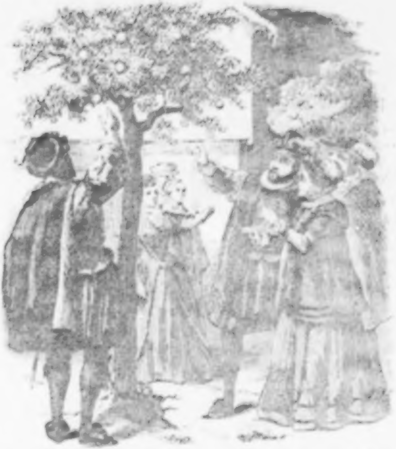
*) Jahrgang von 1844. S. 34 u. f.



land zurückkehrte, weil ihn ein Fugger nach Augsburg berief wegen gefährlicher Krankheit ſeiner jungen Gattin. Jene beiden Abbildungen mögen hier begleitet ſeyn von noch drei Charakterzügen aus Fauſt's Leben, beglaubigt durch die erwähnten Handſchriften.

Fauſt in ſeinem Hauſe zu Wittenberg.

Es ließ ſich zu einer Zeit, da ſich Herr Heinrich Graf zu Iſenburg Studirens halber zu Wittenberg aufhielt, derſelbe durch den Magiſter Conrad Mohr bei Fauſt einführen. Was dieſer aber für ein Mann ſey, darüber hörte er zuvor des Magiſters Meinung, welcher zu ihm ſprach: „Iſt's doch eine verjährte üble Angewohnheit, Dinge und Perſonen über Gebühr zu erhöhen oder zu erniedern, dem Doktor Fauſt geſchiehet ebenſo. Von den Einen wird er verſchrieen als böſer Zauberkünſte ſchuldig, von den Andern als Sternkundiger, Kalendermacher und Vorausſager über die Plaaßen gewieſen. Euer Hochedlen mögen wiſſen, daß ich dafür halte, Fauſt ſey ein rechtſchaffener Gelehrter, der ſeltſame Eigenſchaften und ein wunderbares Ingenium beſitzt, auch ſonderbare Geſchicklichkeiten inne hat, dabei Alles in natürlicher Weiſe zugehen kann. Wohl iſt er durch Glanz- und Ehrſucht, benebſt Gier, ſchwach genug, manchen loſen Geſellen die Gurgel zu waſchen und den Magen zu füllen, oder auch ſein Geld in Berg zu verſchleudern. Woher er aber dies, ſo wie das Köſtliche an Speiſ und Trank nimmt, iſt unſchwer auszurechnen, ſieht man, wie er für Fürſten und Potentaten gelahrte Kalender verfertigt und von allen Orten her gedrängt wird um's Verkünden der Jahres-Witterung, auch auf allerlei Fragen Beſcheid zu geben hat, wofür nicht geringe Summen in ſeinen Säckel fließen und noch andere Verehrungen theurer Dinge ihm zu Theil werden. Zudem ſoll man gedenken Derjenigen, die aus fernen Gegenden anhero gereiſet kommen, ihn als Chiromanten um der Schickſale Löſung zu befragen und die Antwort ihm oft mit hundert und mehr Goldkronen zahlen, wie vor Kurzem der Prälat Arzolini mit vieler Reverenz that, nachdem er Cardinal geworden." — Der Magiſter Caspar Mohr ging dann mit dem Grafen durch mehrere Straßen Wittenbergs in die Gegend des Walles nach des Doktors Haus. Das hatte eine eiſerne Pforte, bei noch anderem Ungewöhnlichen auch ein großes, bis in den Giebel reichendes Fenſter, dahinter Fauſt ſeine Beobachtungen der Geſtirne anſtellte. In dem Hauſe öffnete und ſchloß ſich jede Thür von ſelber, und die Gemächer, durch welche ſie von Fauſt geleitet wurden, waren gefüllt von Wundern der Natur aus allen Erdtheilen und den Elementen. Der Graf konnte nicht enden mit Beſchauen, zumal noch der vielen Bücher in ſilberbeſchlagenem Sammt, in Leder, und gar in eiſernen Ketten. Dazu die Wandkarten mit aſtrologiſchen Zeichen, die Sternrohre, Hohl-, Brenn- und Wettergläſer, mannigfache Spiegel, Sand- und Waſſer-Uhren, Retorten, Quadranten, Sphären und Cirkel; an den Wänden entlang auf Gerüſten in Menge Phiolen mit Liquoren und flüſſigen Metallen; andere Gläſer mit Eidechſen, Schlangen und Ungeheuerlichem; in den Ecken der Stuben Menſchen-Skelette mit roth und ſchwarz gezeichneten Charakteren, dann allerlei Werkzeug und chirurgiſche Inſtrumente von Stahl, ſo auch Waffen und Rüſtzeug und noch vieles Unnennbare, das zu beſchreiben dem Layen unmöglich, obſchon Fauſt es an Erklärung nicht mangeln ließ. Der Worte nicht mächtig, konnte der junge Graf nur mit Kopfbewegungen beipflichten, als Caspar Mohr ausrief: „Iſt's doch, als ſey dies die Werkſtätte aller Künſte, Gewerbe und ſonſtigen Thätigkeiten der Welt!" — „Euer Hochedlen", ſprach endlich Fauſt, „laſſe ſich gefallen, bevor Euch des Mehreren anſichtig wird, mir ritterlich anzugeloben, von Dem, ſo ich zeigen und mittheilen werde, nichts auszuſagen. Iſt doch fürerſt die Finſterniß in den Köpfen noch viel zu dicht, als daß mit dem jähen Licht Anderes zu erwirken wäre denn Irrthum. Ohnehin ward ich, dieweil ich meiner Neigung und Abneigung folge und nicht ein Klausnerleben führe, ſchon genug ein hartverſchrieener Mann, nicht nur zu Wittenberg, ſondern auch weiter in den deutſchen Landen und darüber hinaus.“ Der Graf gelobte, und hienach hatte er ſo Vieles anzuſchauen, daß ihn ein oft bis zum Entſetzen anwachſendes Staunen befiel. Er verwunderte ſich über den metallnen Papagey, der ihnen entgegen flatterte mit dem Rufe: „Willkommen!“ nicht minder als über den künſtlichen Pudel, welcher bellte, ſprang, lief, kroch, und alle natürlichen Geſchicklichkeiten nachahmte, deſſen Pelz aber, wenn Fauſt ihn beſtrich, durch Funkenſprühen Grauſen weckte. Noch Greulicheres ſah er, wollte es aber niemals des Näheren erwähnen gemäß ſeines Angelöbniſſes. Es war auch noch lange nicht das Geſammte ihm vor die Augen gekommen, als der Doktor ſprach: „Euer Hochedlen mögen jetzt erſucht ſeyn, mir ein werther Tafelgenoß zu werden, hoffend, daß es zu Eurem Behagen gereiche. Etliche Edelleute aus Thüringen und Kaufherren aus Erfurt mit ihren Schweſtern und Baſen ſind meinetwegen in Wittenberg und heut meine Gäſte, die ich mit einiger Kurzweil zu bedienen gedenke.“ Fauſt ſchritt nun voran, eine mit ſammtweichen Teppichen belegte Stiege hinab in den Saal, vor deſſen Thür zween Diener ſtanden in Purpurröcken, die den Grafen einließen, indeß ſich Fauſt auf Augenblicke beurlaubte. Inmitten des Saales aber prunkte eine Tafel mit herrlichem Geſchirr von Silber und Gold, prächtigen Trinkhörnern und Pokalen aus Perlenmutter und Elfenbein, wie man dergleichen nur an des Kaiſers Hof bei höchſter Feierlichkeit gewahrt. Die Edelleute und Kaufherren, die ſich bereits eingeſtellt, eben ſo die Frauen, ſie Alle ſtanden betroffen vor ſolcher Glanzesfülle. Nicht lange ſäumte der Doktor; gekleidet in auserleſenen Sammt, ohne viel ſonſtigen Zierraths, trat er daher, ergötzte auch, während bei dem Gaſtmahl ein Leckerbiſſen den andern jagte und zu jeder Tracht ein neuer Wein kredenzt wurde, durch allerlei Schnurren und Kunſtſtücke. Weil nun die Gäſte ihre Pokale fleißig leerten, waren ſie ihrer Sinne nicht mehr des Vollen mächtig, als man den Nachtiſch auftrug, nämlich der ſchönſten Feigen, Datteln, Pfirſichen, Goldorangen, Melonen, Zuckerkirſchen, wälſche Pflaumen, Granatäpfel und Quitten. Da es nun Winterszeit war, verwunderten ſich Alle, woher dieſe Früchte kamen in friſcheſter Reife; Fauſt aber ſprach lächelnd: „Wollet die Gnade haben, edle Herren und Frauen, Euch in meinen Garten zu bemühen, wo Dergleichen gedeihet vom Lenz bis in den Winter, denn die Witterung, ſo dazu der Natur bedürftig, ſchaff' ich mir ſelbſten alltäglich.“ Er entfernte ſich hienach und die Gäſte lugten anfangs am Fenſter, auf den bei eingebrochener Dunkelheit noch leuchtenden Schnee draußen hinblickend, bis die Neugier ſie in den Garten trieb. Dorten ſtanden die Bäume zwar mitten im

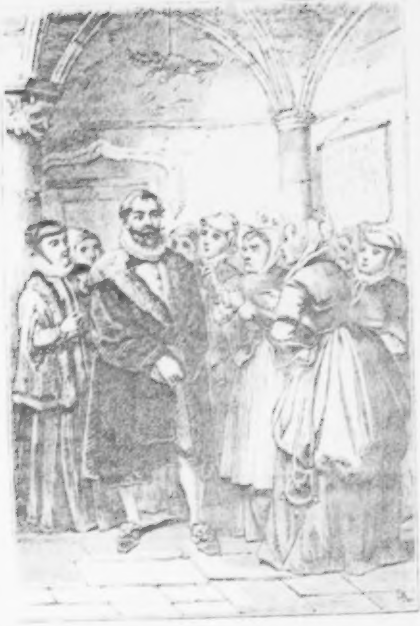


Schnee; jedoch, von ſchimmerndem Lichte umgeben, grünten ſie und waren behangen mit den ſchönſten Früchten, wie man deren eben noch im Saal geſehen. „Langet nun zu, Jeglicher nach Wunſch!“ rief jetzt Fauſt aus einem Fenſter des Hauſes, und die Gäſte langten zu, konnten aber nichts erfaſſen und obenein hatten ſtets die Bäume ihre Früchte vertauſcht. Das dauerte, bis Fauſt herbeikam in einem Mantel, und als er in die Bäume griff, hatte er Früchte, die er den Frauen und Männern bot, jenen auch noch friſche Blumen pflückte vom Schneeboden und dann ſeine Gäſte freundlich entließ. Benommen vom Wein und dem vielen Wunderbaren taumelten ſie nach ihren Herbergen, und ſeltſamerweiſe unter ſehr dichtem Schneefall, der eben begann, als ſie der Pforte des Doktorhauſes den Rücken kehrten.

Solches erzählte der Magiſter Caspar Mohr in ſeinen alten Tagen und fügte hinzu: „Hab' ich doch dem Fauſt mehrmalen geholten, weiſt' er durch Optik und Catoptrik Spiegel-Blendwerke und Lichtſpiele hervorbringen; jene und andere ſeiner Gäſte ſchwätzten aber zweifelsohne immerdar von einem Bunde des Doctor Fauſt mit dem Teufel, denn es iſt vor Allem die neuentdeckte Wiſſenſchaft, ſo von Unwiſſenden als Teufelswerk angeſehen wird.“

Fauſt's Wundertropfen.

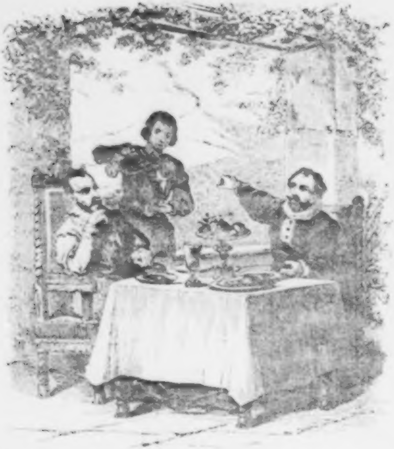
Es begab ſich, daß die Frauen Wittenbergs ſehr ungehalten wurden über den Schwarzkünſtler Doctor Fauſt, dieweilen er durch ein üppig Leben und lüſtern Umtreiben gar viele Bürger Wittenbergs zu gleichem Buhlweſen und Vergeuden verführet und dadurch des Verdruſſes und Haders mehr in die Ehebündniſſe eingeniſtet hatte. Solches gewahrte Fauſt, der den Frauen ſtets hold und dienſtbar blieb, mit Leid, ſintemalen er nun in ſeinem Gemüth durch die Liebe der ſchönen Bräuerstochter Martha ſich beſtändig fühlte, und er ſann auf Mittel der Beſchwichtigung. Klüglich erkennend, daß Zorn und Zank der Hausfrauen das Uebel verſchlimmerten, ſagte er ſeiner Herzgeliebten: er wüßte wohl die Sache zu wenden, und nachdem die ſchöne Martha dies einer Freundin vertraute, auch noch einer, erfuhren bald die Frauen Wittenbergs insgeſammt davon, und es kamen deren als Geſandtſchaft zu Fauſt, ihn erſt mit ſtürmiſchen, dann mit flehenden Worten zu befragen, annoch Verheißung reichen Entgelts nicht ſparend. Fauſt hatte die Sprudel- und Keifreden der weiblichen Geſandtſchaft in gar vornehmer Ruhe angehört, dann entgegnete er: „Vernehmet, Ihr lieben Frauen! ich war in der Walpurgisnacht auf dem Brocken, allwo des Hexenthums Kräuterbrei brodelt und gemiſcht wird mit Sternſchnuppen; ich nahm mir einen Abhub davon und wandte mich hienach flugs gen Helvetien. Alldort hing einſt der Höllenfürſt eine Brücke in die Luft, welche nach ihm für ewig die Teufelsbrücke benamſet iſt. Tief unten im Schlunde rauſchet durch ein unvergängliches Dunkel ein giſchend Gewäſſer, deſſen ſchöpfte ich bei Gefahren, die bisher noch Keiner überſtand, eilte dann nach dem feuerſpeienden Aetna, bei deſſen Flammen ich Kräuterbrei und jenes Gewäſſer zuſammen in's Kochen brachte und dies Gebräu mit mir führte in die Heimath, allwo ich es gähren ließ in der Zeit vom Neumond bis Vollmond und ſich klären ließ in Sonnenſtrahlen. Daraus ſchaff' ich Tränklein ohn Ende und deren Wirkung iſt Lieb' und Eintracht ohn Ende, ſo Ihr davon nehmet. Bethört ein böſer Rauſch und Widerſtreit den Eheherrn, laſſet neunundneunzig Tropfen in ein Mäßlein fallen und trinket ſie, wonach Ihr, da Mann und Weib ein Leib, an Euern Eheherren ſtillen und vertreiben werdet, was Euch mißfällig. Doch merket wohl, drei Mal dreiunddreißig Tropfen müſſen es ſeyn, keiner minder, ſonſt greift Euch das Tränklein an die Schönheit, keiner mehr, ſonſt altert Ihr frühzeitig.“ Dies ſprach Fauſt und die Frauen, nach unter ſich gepflogener Beſprechung



der Rede froh, holten ſich von dem Tränklein, und immer wieder zahlten auch gute und ſtets beſſere Gebühr, denn die Tropfen ſtilleten und vertrieben in Wahrheit nicht Weniges vom Hausübel, durch deſſen Flucht der Doktor äußeren Ruhm erwarb bei den Männern, und bei den Weibern ſeinen böſen Leumund überwand. Es begab ſich aber, daß Fauſt Wittenberg verlaſſen und Martha, das ſchöne Brauerskind, mit ſich entführen wollte zur ehelichen Hausfrau. Letzteres war jedoch Geheimniß und nur Fauſt's Abreiſe bekannt. Da trat ſein Famulus Chriſtoph Wagner zu dem Doktor, folgender Weiſe ihn anſprechend: „Mit Vergunſt möcht' ich wohl meinen hochgelobten Herrn und Meiſter fragen, ob er nicht wolle gnädigſt mir von dem Recipe zu dem Frauentränklein eine Copey geſtatten und mich unterweiſen, wie ſothanes Philtrum zu kochen ſey? Da Ihr Wittenberg Valet ſaget, könnte allhiero der Vertrieb des Remediums ein goldenes Strömlein in meinen Säckel leiten, und gern wär' ich bereit, die Ingredienzen mir herbei zu holen, ſo Ihr mich lehret, dabei der Gefahr zu entgehen.“ — Lachend und liſtig ſchaute Fauſt hin auf den Famulus, ihn dann beſcheidend: „Bleibt ruhig und ungefährdet daheim, denn Ihr ſollet wiſſen, daß Ihr den Wundertrank aus jeder Brunnenröhre und allen unſchädlichen Kräutern ziehen könnet.“ Chriſtoph Wagner ſchüttelte ungläubig das Haupt und ſeine Mienen wurden ſchier noch einfältiger als zuvor, indem er ſagte: „Ihr wollet mich abfertigen mit einem Jocus.“ — Doch gellender noch lachend rief Fauſt dazwiſchen: „Ihr alſo auch theilet den Wahn der Weiber? Gewiß iſt das Tränklein ein Zauber, aber nicht er thut's, ſondern das Tröpfeln und Zählen. Dadurch verliert des Weibes Heftigkeit an Gewalt und des Mannes Zorn wird dermaßen ſtutzig, daß er ſich deſſen ſchämt gegenüber der nach dem Fläſchlein greifenden, ſorgſam zählenden Hausfrau, wonach der gegenſeitige Widerſpruch ſich zum Frieden beilegt. Hab' ich's doch mein Lebtage erfahren, daß die Vernunft dem Volk zu dürr iſt, ſie muß allzeit ein Zweiglein aufſtecken aus dem Wundergarten, einen Rauſch fordern aus der Luſt am Verborgenen oder der Furcht vor ihm. Deshalb möget Ihr, da ich nun von Wittenberg ſcheide, als mein Famulus ſelber verſuchen, ob Ihr, wie ich gethan, in wohlmeinendem Sinne durch die Phantaſie, durch den Reiz der Glaubensmacht das Nichts zum Etwas, und ſo es zum Beſten ausſchlägt, wohl gar aus dem Etwas mehr ſchaffen könnet als Ihr erwartet, wie es mir ergangen mit dem Tränklein, bereitet aus Röhrwaſſer und Garbenkraut, das ich den Weibern gab. Bei dieſen half ich vermöge eines heilſam gewordenen Jocus, nicht mit Euch verſuch' ich ihn. Es iſt aber Euer wie der Welt Fehler, wenn man vielfach die Wahrheit mißachtet und ſie vernachläſſigt, dagegen aber das Gaukelſpiel mit ihr hoch zu Ehren trägt, jene oft hart beſtraft und dieſem überreich lohnt. Wie Ihr es hierin halten wollt, Famulus, und mit dem Tränklein, von dem ich Richtiges Euch vertraute, das ſey Eure Sach', wie es die meine war und ſeyn wird, aus dem Schlimmen Nutzen zu ziehen den Andern, Gewinn mir, ob Sothanes freilich meine Wiſſenſchaft in den Ruf bringet, ſie ſtamme aus der Hölle." Der Famulus entfernte ſich dankend, that auch wie ſein Meiſter mit dem Tränklein. Dies gerieth indeß, weil Chriſtoph Wagner die Wahrheit ausſchwätzte, bald außer Gebrauch, der Ehehader jedoch abermals in vollen Gang, mithin war ein glücklicher Irrthum nur gewichen zu Gunſten des alten Unheils, dem mit der Vernunft allein auch noch heut gar ſelten zu wehren iſt.

Fauſt auf dem Aetna.

Die Inſel Sicilien hat einen Berg, der heißet Aetna, und derſelbige ſpeit Feuer. Nicht allzufern davon im Thal gelegen iſt ein Kloſter, in ſelbigem kehrte Fauſt ein auf ſeiner Reiſefahrt durch viele Länder, weil er vernommen, man verwahre in erwähntem Kloſter werthvolle Schriften aus dem Uralterthum, ſo ſich ihm auch beſtätigte. Da man nun in der Umgegend bald von ſeiner Gelahrtheit wußte und wie er keinerlei Antwort ſchuldig bleibe, ward oft bei ihm geforſcht wegen der Urſach von Flamm' und Rauch aus jenem Berge, und je nach Art des Forſchens hielt ſich der Beſcheid. Nun lebte dermalen in der Nähe der Herberge des Fauſt ein Edelmann Namens Marcheſe Aleſſandro Balturi, reich an Gütern, Hochmuth und Dünkelhaftigkeit. Dieſem hinterbrachte man unterſchiedlich Wunderbares von Dem, was der fremde Doktor über den Aetna geurtheilt, wonach ihn Balturi einladen ließ, daß ſie zuſammen ſpeiſeten. Weil nun Doktor Fauſt ſeinen Säckel eben faſt leer fand, bedachte er, wie er durch eine Schnurre am Ueberfluß des Balturi ſich erhole. Als ſie nun ſelbander tafelten unter dichtem Weingelände, von da aus der Aetna zu erblicken war, Fauſt dann auch ſagen ſollte: was es mit dem Berge für eine Bewandniß habe, ſprach er: „So wiſſet denn, gnädiger Herr, daß die Hölle, gleich jedem Gebäu, worin man Feuer braucht, Rauchfänge hat, deren ich bisjetzo drei kenne. Der erſte geht auf einer nordiſchen Inſel aus und heißet Hekla; der zweite raucht bei Neapolis, heißet Veſuvius, der dritte aber iſt jener, den wir dort in der Ferne ſchauen, bei uns genannt Aetna, bei Euch aber Monte Gibello. Wer da oben ſtehet zur Stunde der Mitternacht und rufet in die Oeffnung Wünſche hinein, thu' er es für ſich oder für einen Andern, dem geben Licht- und Feuergeiſter, Salamander geheißen, Bericht auf ſeinen Anruf, und ſind der Salamander ſowohl im Dienſte des Himmels wie der Hölle." Solches erfüllte den Balturi mit Erſtaunen und des Fragens nahm kein Ende, bis er, vom Weine immer mehr in den Eifer getrieben, bei dem Fauſt beantragte: ob er wolle für tauſend Carlino um Mitternacht auf dem Berge ſeyn und des Balturi Wünſche den Salamandern zurufen. Anfangs weigerte ſich Fauſt deſſen, als



ihm aber der Edelmann das Geld voraus bot, ging er darauf ein, wonach er von Jenem folgende ſechs Wünſche erfuhr: „Er wolle gern Statthalter werden; er wünſche ſeine Feinde ſämmtlich in die Hölle; er möchte ſchöner ſeyn; es möge ihm Alles zu Golde werden; er möge verehrt ſeyn wie ein höheres Weſen, und letzlich wünſche er Unſterblichkeit.“ — Fauſt verſprach das Wagniß zu übernehmen und ließ das Geld nach ſeiner Herberge tragen. Damit ſich dann Valturi überzeuge, ſollten von deſſen Dienern drei am Fuße des Berges harren, bis Fauſt am Morgen wieder herabſteige und den Dienern ein Pergament übergebe, das die Antworten der Salamander enthalte, wie Fauſt ſie niederſchrieb bei dem Flammenlichte. Treulich geſchah Alles, wie es verabredet war: Fauſt beſtieg bei Mondenlicht den Berg und zum Schrecken der Diener ſah man ihn zuletzt in Feuer und Rauch verſchwinden.

Geſchwärzt an Händen und Antlitz kam er nächſten Tages bei hellem Sonnenſchein herab und die Diener empfingen das Pergament, von dem Aleſſandro Valturi Folgendes zu leſen hatte:

„Ihr möchtet gern Statthalter werden." Die Stimmen riefen: „Das iſt ein müßiger Wunſch, da die Erfüllung durch verdienſtliche Thaten zu erreichen iſt."

„Ihr möchtet Eure Feinde ſämmtlich in der Hölle wiſſen." Die Stimmen riefen: „Das iſt ein unwürdiger Wunſch, denn ein rechter und muthiger Mann wird durch ſich ſelber ſeine Feinde überwinden und ſie ſich ſchadlos machen."

„Ihr möchtet ſchöner ſeyn." Die Stimmen riefen: „Sich Vergängliches wünſchen, läßt vorausſetzen, daß auch der Wunſch ein vergänglicher und derohalben es nicht lohnt, ihn zu erfüllen."

„Ihr möchtet, daß Euch Alles zu Golde würde." Die Stimmen riefen: „Das iſt ein tolleitler Wunſch, deſſen Erfüllung ſchon dem Midas ſo übel bekam, daß die Gnade ihn vor dem Hungertode zu retten hatte, er ſich aber gefallen laſſen mußte, nochmals Eſelsohren zu tragen."

„Ihr möchtet verehrt ſeyn gleich einem höheren Weſen." Die Stimmen riefen: „Das iſt ein Wunſch, der über alle irdiſchen Grenzen hinaus will, und in der Welt iſt Allem ſein Raum und ſeine Beſchränkung angewieſen."

„Ihr möchtet unſterblich ſeyn." Die Stimmen riefen: „Das iſt ein Wunſch, zuſammenfaſſend das Uebermaaß ſämmtlicher Thorheiten; denn es weiß in der Regel der Menſch auf Erden mit ſeinem Leben bis zu ſiebenzig und achtzig Jahren nichts Rechtes anzufangen, es wäre demnach bedachtlos grauſam, ihm dies Leben bis in Ewigkeit zu verlängern."

Wie Aleſſandro Valturi dies Pergament aufgenommen, darüber ſchweigt die Kunde; der Magiſter Caspar Mohr aber ſchließt den Bericht von dieſem Abenteuer des Fauſt mit den Worten: „So jener Edelmann dieſe ſechsfache Lehre mit Ingenium hätte zu nutzen gewußt, wären die tauſend Carline dagegen viel geringeren Werthes." — r.

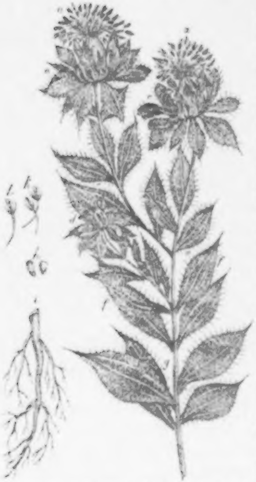
Die Farbeſtoffe.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1852 und 1854.)

Im vorigen Jahre betrachteten wir die Pflanzen, die vorzugsweiſe einen gelben Farbeſtoff lieferten. In dieſem Jahre nehmen wir des Leſers freundliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch für die Beſchreibung

B. der Pflanzen, die hauptſächlich ihres rothen Farbeſtoffes wegen angebaut werden.

1. **Der Färber-Safler** (Carthamus tinctorius Linn.), auch deutſcher oder falſcher Saffran, iſt im Morgenlande und vorzüglich



in Egypten zu Hauſe. Er hat eine ziemlich lange, ſpindelförmige, aber äſtige, weißliche Wurzel. (i der Abbildung.) Dieſe treibt einen 2 bis 3 Fuß hohen, gerade aufſteigenden, wiederholt gabeltheiligen, unbehaarten, weißlichen, holzigen Stengel (g). Die glänzend grünen Blätter, 4 Zoll lang, 1 Zoll breit, umfaſſen den Stengel zur Hälfte und ſtehen abwechſelnd. Sie ſind länglich rund, haben eine hervorgezogene Spitze und einen gezähnten Rand. Die Zähnchen ſind mit ſpitzen Dornen bewaffnet (e und f). Die Blüthenkörbchen (b), einen Zoll im Durchmeſſer haltend, ſtehen einzeln auf den Gipfeln der Zweige und werden an ihrem Grunde von einem Kranze von Blättern (c) umgeben; d iſt die Knospe. Ein gemeinſamer, bauchiger, dachiger Kelch (Hüllkelch), deſſen äußere Blättchen in ihren untern Theilen den Stengelblättchen gleichen, umſchließt eine Anzahl röhriger, anfangs gelber, dann rother Blüthen (a). k und l zeigen einzelne Blüthen mit dem gelben Stempel in der Mitte. Die vierrippigen Samen (h), bitter und ölreich, wurden ehemals als Abführungsmittel unter dem Namen **Semen Carthami** in den Apotheken verkauft, noch jetzt bedient man ſich derſelben in Oſtindien als Hausmittel. Sie heißen auch Papageien-Samen, da die Papageien ſie gern freſſen.*)

---

*) Linnäus rechnet den Saflor zur 19. Klaſſe ſeines Syſtems, in der die Pflanzen mit fünf verwachſenen Staubbeuteln ſtehen, und die daher **Syngenesia** heißt; Jüſſieu nennt ſolche Pflanzen Korbblumen (**Corymbiferae**).

Der Saflor wird außer in Egypten und im Morgenlande, in welchen Ländern er zu Hauſe gehört, auch im ſüdlichen Europa, in Mexiko und in Süd-Amerika im Großen angebaut. Auch bei uns findet er ſich hin und wieder als Zierpflanze und blüht im Juli und Auguſt. — Die Blüthen dienen zum Gelb-, vorzüglich aber zum Rothfärben. Gleich nach dem ſie geſammelt ſind, werden ſie mit Salzwaſſer durchknetet und dann getrocknet. Zur Gewinnung des rothen Farbeſtoffes (Carthamin) thut man den Saflor in einen leinenen Beutel, ſchlägt und drückt ihn in fließendem Waſſer ſo lange, bis das Waſſer nicht mehr gefärbt erſcheint, der gelbe, im Waſſer lösliche Farbeſtoff alſo entfernt iſt. Dann knetet man den ſo gereinigten Saflor mit Soda (kohlenſaurem Natron), und zwar ſechs Loth des letzteren Stoffes auf ein Pfund des erſteren. Darauf kommt er wieder in einen leinenen Beutel, wird in einem Gefäß abermals unter Waſſer ſo lange geknetet, bis nur eine gelbliche Faſermaſſe zurückbleibt. Dem Waſſer, das nun den rothen Farbeſtoff aufgenommen hat, wird ſo lange eine Säure (Weinſteinſäure, Citronenſäure) zugeſetzt, bis die Flüſſigkeit eine rothe Farbe bekommen hat. Dieſe Farbebrühe, die übrigens nicht lange brauchbar bleibt, da der Saflor bald in Gährung übergeht, dient nun zum Rothfärben der Seide und Baumwolle. Mit fein zerriebenem Talk vermiſcht liefert das Saflor-Roth eine rothe, unſchädliche Schminke, ſpaniſches Roth (Rouge d'Espagne). — Wir laſſen nun ohne genauere Beſchreibung einige Pflanzen, deren rother Farbeſtoff Anwendung findet, hier folgen.

2. Das Rothholz von verſchiedenen Cäſalpinien-Arten. Unter dieſem ſteht das Fernambukholz (rothes Braſilienholz von Caesalpinia Crista) oben an und hat den erſteren Namen von der braſiliſchen Stadt Pernambuco, von wo es in großer Menge ausgeführt wird. Das Rothholz wird zum Rothfärben, in der Zeugdruckerei, zur Bereitung einer rothen Tinte und des Fernambukpapiers gebraucht. Letzteres bedient man ſich als Erkennungsmittel (Reagens) auf Säuren (durch dieſes wird es gelb) und Alkalien (durch dieſe wird es veilchenblau).

3. Auch färbt man Roth mit den rothen Blumen verſchiedener Pflanzen, z. B. der Roſen, der Päonien, des Klatſchmohns (Papaver Rhoeas Linn.), der Stockroſe (Althaea rosea Cav.), ſo wie mit den rothen Früchten, z. B. der Johannisbeere und des Ebereſchenbaumes (Sorbus aucuparia Crantz).

4. Das Flechtenroth (Orſeille, Lackmus, Perſio). Die häufig an den Küſten von Corſica und Sardinien, auf den canariſchen und capverdiſchen Inſeln und den Azoren wachſende Klippflechte (Roccella tinctoria De Cand.) und die aus Schweden in ganzen Schiffsladungen ausgeführte weinſteinartige Schüſſelflechte (Parmelia tartarea Ach.) werden geſiebt und unter Waſſer zwiſchen Mühlenſteinen zermalmt. Darauf miſcht man dieſen Brei mit

faulem Harn und Kalk und läßt ihn drei bis vier Wochen dem Zuge ausgeſetzt liegen, während welcher Zeit er noch öfter mit Harn befeuchtet wird. Dieſer Teig liefert das Orſeille- oder Kolumbinroth. — Setzt man zu dem noch feuchten Teig Pottaſche (kohlenſaures Kali) hinzu und macht das Ganze durch Gyps oder Kreide feſter, ſo laſſen ſich daraus ganz auf dieſelbe Weiſe wie bei der Bereitung des Würfelzuckers kleine blaue Würfel, Lackmus genannt, bilden. Durch Säuren wird die röthlichblaue Auflöſung des Lackmus in Waſſer roth gefärbt. Daher dient eine ſolche Lackmuslöſung oder damit getränktes, feines, ungeleimtes Papier als Erkennungsmittel (Reagens) auf Säuren. Außer in der Färberei wendet man den Lackmus auch zum Färben des Papiers und des Marmors an. Ganz wie die Orſeille wird der Perſio (rothe Indigo, Corcar, Cudbear), deſſen Kenntniß im dreizehnten Jahrhundert aus der Levante (Klein-Aſien) nach Italien kam, als ein trocknes Pulver dargeſtellt. Da er allein gebraucht, leicht verſchießt, ſo ſetzt man ihn dem Indigo und der Färberröthe zu. Den Namen Cudbear erhielt er nach dem Dr. Cuthbert Gordon, einem Engländer, der ſich um ſeine Verbreitung ſehr verdient gemacht hat.

Im nächſten Jahrgange werden, will's Gott, die blauen Farbeſtoffe folgen. L. Heros.

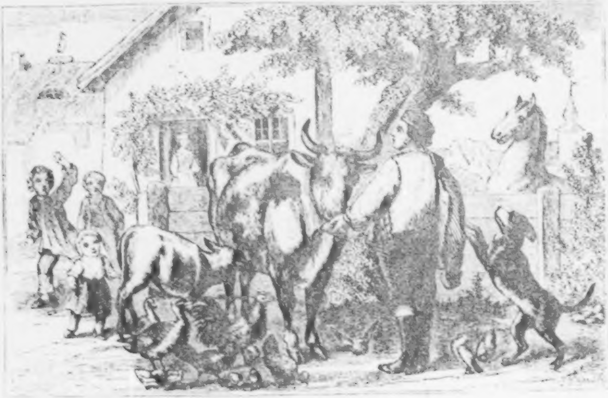
Der ſchlechte Nachbar wird umgebracht.

Anſelmus Rommel, Bauer in einem oberſchleſiſchen Dorfe, hieß bei Allen „der ſchlechte Nachbar", und wer ihn kannte, mußte daſſelbe ſagen, wenn er nicht lügen oder ſchweigen wollte. Letzteres gehörte aber zu den größten Schwierigkeiten, weil Jeder, der mit Anſelmus Rommel in Berührung kam, ſehr bald aus ſchlimmer Erfahrung genau wußte, daß er ein ſchlechter Nachbar ſey. Man brauchte dies auch kaum thätlich zu erfahren, denn obwohl man nach dem Aeußeren nicht urtheilen, am wenigſten abſprechend urtheilen ſoll, hier ſchien ein Irrthum unmöglich: weil der Mann ſtets ausſah, als wolle er das Immerwährende der Stürme und Erdbeben erfinden. Die Umgebung ſtimmte dazu. Seine Frau war bleich und abgehärmt, auf den Köpfen zweier

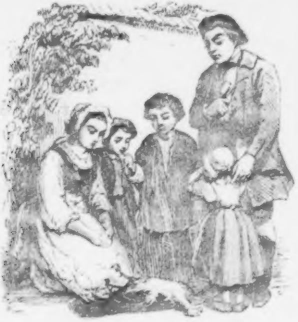
Söhne ſträubte ſich das Haar, als wär' es gewöhnt zu Berge zu ſteigen aus Furcht vor dem Vater. Scheu, brummig und maulend ſchlich das Geſinde zum Geſchäft, und ſogar die zahmen Hausthiere wurden unheimlich wild, wenn Rommel in ihre Nähe kam. Die Rinder erinnerten an ihre Hörner, der Hofhund knurrte und klemmte den Schwanz ein, und die Katze unterſchied ſich gar nicht von der wilden: ſie ziſchte ihn grollend an nach gebügeltem Buckel, und ſtand er dicht vor ihr, ſchoß ſie gradauf in die Höhe an der Wand des Rauchfangs. Erſchreckt flog in gackerndem Geſchrei das Federvieh auf, wenn Rommel in den Hof trat. Das Fell ſeiner mit Stößen, Peitſchenhieben und Stockſchlägen ſehr bekannten Pferde glich dem Bezuge eines alten Reiſekoffers, und durch die Mißhandlungen abgeſtumpft, konnte deren Erneuerung ſie nicht an der Trägheit hindern. Selbſt die jungen Bäume, die während Rommel's Bewirthſchaftung des Gehöfts im Garten angepflanzt wurden, zeigten ſich knorrig, wunderlich verwachſen und ſchief übergebogen, als nähmen auch ſie den ſteten Zwieſpalt krumm und wollten ſo unwirrſchen Hausleuten den Weg verſperren. Rommel's Felder bedeckten ſich mit Unkraut, bei dem ſich der wilde Sauerampfer und Bitterwurz, dieſes Mittel gegen giftige Krankheiten, im Wuchern auszeichneten. Daß all ſolch Unheil ſeine eigene Schuld ſey, wollte Rommel nicht begreifen, er fluchte über ſein Schickſal und ſein Unglück und verwünſchte alle Dorfbewohner, von denen freilich nicht wenige dem galligen Unhold Schabernack über Schabernack zufügten. Er ließ ſich dann auf bloßen Verdacht und Argwohn in Prozeſſe ein, und verlor ſie meiſt, weil er keine Beweiſe hatte; dieſe Händel koſteten ſo viel an Geld und Zeit, daß er ſeine Meierei vernachläſſigen mußte. Einſt behauptete er auch gegen den armen Tagelöhner Joſeph Braner, er habe ihm Hacke, Spaten und Senſe abgeborgt und nicht wieder gebracht; dieſer verſicherte, Alles ſey wieder abgeliefert worden, Rommel aber leiſtete einen Schwur, und in Folge deſſen wurde dem Braner, da mit den Gerichtskoſten die Ausgleichung in Gelde ihm nicht möglich war, ſeine einzige Kuh genommen. Er nannte nun Rommel einen alten Betrüger; dies veranlaßte wieder einen Prozeß, und da die erlangte Genugthuung ihm nicht hinlänglich ſchien, wendete er die abſcheulichſten Mittel an, den armen Tagelöhner ganz zu vernichten. Dieſer vergalt es ihm mit Rachſucht, und da er tagtäglich von Haß angetrieben wurde, ſeine Leiden in der Schenke zu erzählen, gewöhnte er ſich den Trunk an und verſank in das tiefſte Elend. Seine arme Frau, mit der er nun ſtets haderte, klagte in Thränen Allen ihr Leid und ſchloß gewöhnlich mit den Worten: „In dieſen Jammer ſtürzte mich und meine Kinder kein Anderer als der Rommel, denn mein Mann war ſonſt der beſte Menſch von der Welt!"

Solcher Händel hatte Rommel noch mehrere, mithin die Fülle von ſchlimmer Nachrede, als Berthold Trentler ſich in dem Dorfe ankaufte, und zwar Zaun an Zaun neben dem böſen Nachbar. Der Ankömmling war ein umſichtiger und fleißiger Mann, brauchte Kopf und Hand in richtiger Weiſe, und da er auch dem Herzen ſein Recht ließ, entwich ihm nie der heitere Sinn. Die erworbene Meierei übernahm er in mißlichem Zuſtande, der ſich aber bald beſſerte. In bewundernswerther Schnelligkeit minderte ſich das Unkraut auf den Feldern, reinigte und ſchmückte ſich der Garten. Was irgend nutzen konnte, Flußſchlamm, Herbſtblätter, Knochen, Alles wurde zur Verwendung aufbewahrt, und bald kam es zum Verſchönern. Roſenhecken und Weingerank umkränzten das Wohnhaus, und ſelbſt der rauhe Stein, der die Thürſchwelle bildete, wurde eingefaßt mit goldgelbem Moos. In der Wirthſchaft herrſchte Ordnung und Aufmerkſamkeit. Das glatt geſtriegelte Pferd weidete im Klee, und kam Berthold Trentler, ſchüttelte es die Mähne und wieherte freudig, als wollte es ſagen: die Welt iſt angenehm, weil Ihr darin ſeyd! Die alte Kuh, die ihr Kalb unter dem großen Wallnußbaum liebkoſete, ſchritt ihm mit erwecktem Blick entgegen und bat mit ihrem ſanften Muh! Muh! um die Zuckerrübe, die er ihr mitzubringen pflegte. Der Hahn ſpreizte ſich ſtolz vor ſeinem Gefolge von wohlgenährten Hühnern und flaumigen Küchlein, ging ihm auch gar nicht aus dem Wege, ſondern lüftete ſeine glänzenden Flügel und krähte ihm ein Willkommen! Und nun erſt die Kinder! Ward Berthold in der Ferne geſehen, ſchwenkten ſeine zwei Knaben die Mützen, riefen im Entgegenſpringen jubelnd: „Der Vater, der Vater!“ und die kleine Marie trippelte auf ihn zu mit einem Tauſendſchönchen, das er in's Knopfloch ſteckte. Berthold's Frau betrieb ihre Geſchäfte emſig, ohne viele Worte, zuweilen ſagte ſie aber mit innigem Gefühl der Befriedigung zu ihren Nachbarn: „Wer meinen Mann kennt, liebt ihn, er kann's gar nicht hindern!“

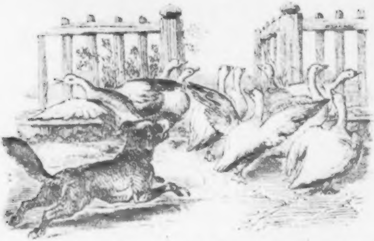
Berthold Trentler hatte noch nie einen Prozeß gehabt, jetzt jedoch verkündigte man ihm, er werde der verdrießlichen Erfahrung nicht entgehen, wie vorſichtig und nachgiebig er ſich zeige, denn ſein Nachbar Rommel gleiche jenem Johann Hans, von dem ein Witzbold ſagte: „Wäre er in der Welt der einzige Menſch, ſo würde Hans immer mit Johann hadern und Johann mit Hans!“ — „Iſt Rommel wirklich der Art?“ erwiederte Berthold. „Nun, wenn er gegen mich nicht davon abläßt, kann's geſchehen, daß ich den böſen Nachbar umbringe.“ Ueberall finden ſich Leute, die gern hetzen, ſey's nur, um dem langweilig trägen Einerlei des Lebens etwas mehr Bewegung einzublaſen. Solche Aufreger hatten nichts eiliger, als Berthold's Aeußerung dem ſtreitſüchtigen Nachbar zu verrathen, verſteht ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, von der ſie freilich eben ſelber abwichen. „Mich umbringen! mich umbringen!“ rief Rommel aus, und den wenigen Worten folgte ein ſo bedeutungsvoll giftiger Ausdruck der ſtechenden Augen und des zuſammengekniffenen Mundes, daß ſein Hund



ihn umkreiſete, als ſpüre er etwas Fürchterliches um ſich her. — In derſelben Nacht ſchon ließ Rommel ſein halbverhungertes Pferd frei auf die Landſtraße laufen, nach der Stelle, wo Bertholds' fetteſter Klee lockte, in der Meinung, es werde ſich auf des Nachbars Koſten gütlich thun und deſſen Zorn reizen. Aber Joſeph Brauer ſah das und drehte die Schadenfreude anders; er riß eine Zaunſtange von Rommel's beſtem Felde und trieb das Thier da hinein, wo es ſich ein Feſtmahl gewährte, wie ihm noch niemals bereitet wurde. Welch eine Befriedigung wär' es für Rommel geweſen, hätte er ſein Pferd verklagen können! — jetzt mußte er ſich damit begnügen, ihm das Fell mit der Peitſche noch rauher zu machen. Seine nächſte Tücke wurde an der kleinen Marie ſchönem Hahn verübt, den er erſchoß, weil er zwei Zoll jenſeit der Grenzlinie auf der gemeinſchaftlichen Steinmauer ſtand, welche die Grundſtücke ſchied, und in unſchuldiger Freude über ſeine Erhebung ſich ein herzhaftes Loblied krähte. Berthold ſagte: „Es thut mir ſehr leid, auch wegen Frau und Kinder, ſie hatten den ſchönen Hahn ſo lieb! Es iſt mir indeß eine ernſte Mahnung!“ Schon längſt beabſichtigte er, einen Hühnerhof mit hoher Umzäunung zu bauen, um der Beläſtigung der Nachbarn durch ſeine Hühner vorzubeugen: der Vorfall beſtimmte ihn nun, ſogleich und raſch an's Werk zu gehen.



Anſelmus Rommel hatte einen Scharfſinn und eine Beharrlichkeit, deren Wirkung, wenn ſie gutem Zweck dienten, gewiß ſehr nützlich ſeyn konnte, jetzt ſuchte er mit dieſen Eigenſchaften fortwährend den Nachbar aufzuſtacheln in mannigfachſter Weiſe. Aus ſeinem Garten ſtreckte ein Birnbaum in unberechtigter Ausdehnung einen der Zweige nach Berthold's Garten, und ſeltſam! der überhangende Zweig trug mehr Früchte und Früchte von friſcheren Farben als jeder andere dieſes Stammes. Eines Tages ſchlenderte Berthold's jüngſter Sohn pfeifend umher und hob eine Birne auf, die im Wege lag, fühlte aber in demſelben Augenblick auf ſeinem Nacken einen Stich gleich dem der Weſpe: es war Rommel's Peitſchenhieb, dem eine ſolche Fluth von Scheltworten folgte, daß der Knabe in Todesangſt nach Hauſe lief. Auch dies Verfahren führte nicht zum Zweck; das Kind wurde von der Mutter beruhigt und angewieſen, ſich nie wieder jenem Birnbaum zu nähern, weiter geſchah nichts. Dieſe nicht zu durchbrechende Friedfertigkeit war für Rommel empfindlicher als die Heftigkeit und Verſpottung von andern Seiten. Schlechte Begegnung konnte er verſtehen, konnte ſie zehnfach erwiedern, was er jedoch mit dieſer ihm unbegreiflichen Geduld anfangen ſolle, das machte ihn rathlos und ſtieg ihm mit verſtärktem Grimm wirblich zu Kopf, denn er meinte zuletzt, ein Unmaaß hochmüthiger Verachtung ſey die Urſache ſolcher Gleichgültigkeit. Berthold mißfiel ihm mehr noch als ſämmtliche Dorfbewohner; es wurde ihm täglich läſtiger, des Nachbars Grund und Boden ſo wohlbeſtellt zu ſehen: es bot einen gar zu klaren Gegenſatz zu der wüſten Wirthſchaft auf ſeiner Beſitzung. Wenn ihre Wagen an einander vorbei fuhren, ſchien es, als trage Berthold's Pferd den Kopf höher, werfe die Mähne ſtolzer zurück, recht als wär's ihm bewußt, es ginge an dem alten unanſehnlichen Klepper Rommel's vorüber. Oft ſprach er die Vermuthung aus: Berthold umzöge ſich das Haus nur deshalb mit Roſen und Weingerank, um ſeine kahlen Mauern dem Anblick widerwärtig zu machen; das kümmere ihn aber nicht, denn er ſey nicht ſo thörig, ſich die Wände durch Dergleichen zu verderben. Aber ſo unaufhörlich er ſchmählte und ſchmähte, mit des Nachbars Habe war kein Prozeß anzufädeln. Die vollen Aehren auf Berthold's Feldern nickten ſtets wie freundlicher Naturgruß bei dem leiſeſten Luftzuge; das Obſt in deſſen Garten ſchaute mit allem Putz ſaftreicher Farben aus den geſunden Blätterbüſchen wie ein ſtiller Segen; die Roſen am Hauſe glühten wie die erſte Jugendliebe; das Weinlaub bog ſich ſo ſchmiegſam am Gelände wie Kinderärmchen, die Schutz ſuchen: — da waren innerer Aerger und boshafte Blicke ohne Einfluß. Den gehaßten ſchönen Pferden Berthold's war ebenfalls nicht beizukommen: ſie wieherten ihren Lebensmuth jubelnd aus auf der Weide und nahte ihnen der böſe Nachbar, fand er ihre Hufe wehrbereit; des Beneideten Kälber und Lämmer machten vor Rommel's Augen die luſtigſten Luft-

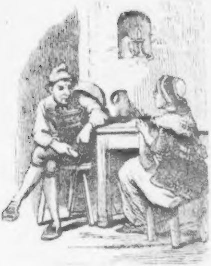


ſprünge, gar nicht, als geſchäh' es, um des Neiders nicht zu verbergenden Aerger zu ſteigern. Nur Bull, Berthold's Gehöfthund, erweckte dem Händelſucher Hoffnung zu einem ergiebigen Hader; das muntere Thier trieb eines Abends Rommel's wenige Gänſe heim und bellte ſie dann noch durch die Gatter-Oeffnung an, wobei das Geſchnatter und Geſchrei der vielen Gänſe und Enten von Berthold's Hofe dem zornigen Nachbar wie abſichtliche Verhöhnung herüber dröhnte. Nächſten Morgens ließ Rommel an Berthold ſagen: wenn er ſeinen Hund nicht beſſer in Ordnung zu halten wiſſe, werde er ihn vor dem Dorfrichter deshalb zur Rechenſchaft ziehen. Der Bote kam zurück mit dem Beſcheid: man wolle ſich angelegentlichſt bemühen, Bull's unerlaubte Einmiſchung zu beſeitigen. Jetzt hatte Rommel vollauf zu thun mit Wachen und Spähen, Bull jedoch ſchien plötzlich beſſere Erziehung oder Friede geſchloſſen zu haben mit allen Gänſen, denn er ließ ſich eine Weile nicht vor dem Gehöft ſehen, und nachdem er wieder ſichtbar wurde, that er ſo vornehm ruhig, als wär' es gegen ſeine Würde, mit Federvieh in Bekanntſchaft zu ſtehen.

Das Berthold'ſche Ehepaar vermied indeß nicht nur jeden Streit, es wurde auch zuweilen verſucht, durch Zuthulichkeit den Nachbar milder zu ſtimmen. Berthold's Frau ſchickte einmal den älteſten Sohn mit einem Körbchen voll der ſchönſten Kirſchen zu Rommel's Frau, und dieſe, angenehm überraſcht von der Gabe, ſagte: „Es iſt doch recht freundlich von Deiner Mutter und ich bin herzlich dankbar!" Ihr Mann, der im Tabaksdampfe grübelnd am Fenſter ſaß, horchte ſeltſamerweiſe ohne Widerrede, er blies nur den Rauch noch etwas heftiger als ſonſt von ſich. Als aber der Knabe fort und die Frau noch im redſeligen Vergnügen war, fuhr er auf mit den Worten: „Werde nicht närriſch über die Lumperei, das Volk wirft die Wurſt nach der Speckſeite; es iſt ein ſehr verſtändlicher Wink nach unſern Birnen, und wenn ſie reif ſind, gleich ſoll ein Korb voll hin. Ich lieb' es nicht, Verpflichtungen gegen Jemand zu haben, am wenigſten gegen Leute, die ſich Einem mit Höflichkeit aufdrängen!" Das arme Weib! — ein erweckter Hoffnungsgedanke entwich ihr wieder.

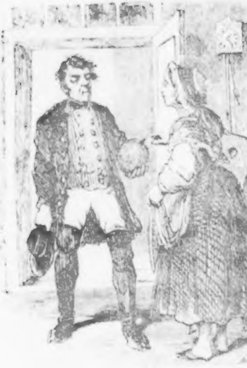
Nicht lange nachher blieb ein Wagen Berthold's auf einem durch vielen Regen zu Sumpf gewordenen Wege ſtecken. Die vorgeſpannten Rinder waren nicht im Stande, ſich heraus zu arbeiten. Da der ſtreitſüchtige Nachbar in geringer Entfernung auf dem Felde beſchäftigt war, wagte es Berthold, ihn um Hülfe anzuſprechen. Rommel antwortete: „Ich kann kaum die eigene Laſt überwinden, ſehe Jeder ſelber zu, wie er durchkomme!" Die Bitte Berthold's: nur auf ein paar Augenblicke ſich der Rinder des Nachbars bedienen zu dürfen, bewirkte nichts, als eine noch grämlichere Verweigerung; Berthold mußte nach Hauſe eilen, die Pferde zu holen. Sein Geſinde ſchalt auf die Böswilligkeit Rommel's und freute ſich voraus der Vergeltung, wenn ihm das Geſpann auch einmal ſtecken bliebe. „Wenn's geſchieht", bemerkte Berthold, indem er die Pferde einſchirrte, „dann wollen wir unſre Pflicht thun und mit Hülfe bei der Hand ſeyn!" — „Das iſt doch zu gutmüthig", meinte der Großknecht; „der Rommel ſetzt ſich am Ende in den harten Kopf: man fürchte ſich vor ihm, dann treibt er's noch ärger!" — und Berthold lächelte ſchmunzelnd, als er entgegnete: „Na, na! Nur noch eine Weile gewartet, dann iſt der böſe Nachbar umgebracht: ich ſag's Euch voraus!" — Eine Woche ſpäter, nach einem Gewitterſtrom, blieb Rommel's beladener Wagen faſt an derſelben Stelle ſtecken; kaum gewahrte dies Berthold von fern, da eilte er mit den Knechten, den Rindern und allem Nöthigen herbei, that auch, als höre er es nicht, daß ſein eigenes Geſinde und Andere den Nachbar auslachten. „Ihr ſeyd in Bedrängniß", redete Berthold ihn an; „aber nur ein wenig Geduld, das wollen wir bald ändern!" — „Ich brauche Euch nicht!" entgegnete Rommel trotzig. — „Hoho! Ich laſſe mich nicht abweiſen!" ſprach Berthold, und griff gleich rüſtig zu; „es dunkelt bereits, und iſt ſo Etwas bei Tage ſchon ein ſchlechter Spaß, in der Nacht wird er noch ſchlechter." — „Ich bedarf Eurer weder bei Tage noch bei Nacht", geiferte Rommel; „ich hab' Euch neulich auch nicht geholfen!" — „Grade die Mühe, die ich damals anzuwenden hatte, zwingt mich zum Mitleid, man muß das eben ſelber erlebt haben. Verlieren wir keine Worte darüber, Nachbar, es iſt mir ganz unmöglich, heimzufahren und Euch hier in der Noth zu wiſſen!" — Der Wagen war bald herausgezogen, wonach Berthold und ſeine Leute davongingen, ohne auf Dank zu rechnen.

Als Rommel nach Hauſe kam, war er ungewöhnlich ſtill und ſinnend; in tiefer Betrachtung rauchte er ſeine Pfeife, klopfte ſie aus, und ſich im Sitzen mit der Hand darauf ſtützend, ließ er ſie erkalten; endlich ſagte er mit ſehr beklommenem aber mildem



Tone zu ſeiner Frau: „Margareth, Nachbar Berthold hat mich umgebracht!“ — „Was meinſt Du damit?“ fragte die Frau, die ihren Mann ängſtlich beobachtet hatte, und ließ vor Erſtaunen ihr Strickzeug fallen. Jetzt erzählte Rommel Alles, was ſich zwiſchen ihm und Berthold ereignet hatte, und ſchloß mit der freilich noch halb unterdrückten Aeußerung: „Ich habe mich wirklich vor ihm geſchämt und es iſt ſo: er hat mich umgebracht in ſeinem Sinne und mit ſeinem Weſen!“ — „Es iſt kein unebner Mann, weiß immer ein richtig Wort für Kinder und Geſinde!“ bemerkte Margareth ſcheu, und da Rommel ſchwieg, ſetzte ſie etwas dreiſter hinzu: „Seine Frau ſcheint mir eigentlich eine ſehr liebe Nachbarin!“ Rommel blieb noch ein paar Minuten ſchweigſam, dann fragte er zögernd, ohne aufzublicken: „Was meinſt Du wegen der großen Melone in unſerm Garten, könnteſt Du ſie nicht — dorthin — hintragen?“ Margareth antwortete mit freier gewordenem Athemzuge: „Ich will's recht gern thun!“ ohne ſich erklären zu laſſen, wo das „dorthin“ ſey.

Am Morgen darauf aber ſchritt Rommel in der Stube auf und ab, ſchlängelte ſich links und rechts, wie Einer, der ſeine innere Unruhe los werden möchte und es nicht anzufangen verſteht. Endlich brach die Urſach der unentſchloſſenen Bewegungen heraus in den Worten: „Ich denke, die Melone könnt' ich ſelbſt zu ihm hinbringen, denn ich hab' in dem Gewirr ganz vergeſſen, ihm für geſtern zu danken!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er nach dem Garten und Margareth ſtellte ſich an die Thüre, die eine Hand in die Seite geſtemmt, mit der andern die Augen gegen die Sonne ſchützend, um zu ſehen, ob er wirklich zu Berthold in's



Haus gehen werde. Seit ihrer Hochzeit war dies für ſie die merkwürdigſte Begebenheit, und ſie konnte kaum glauben, was ſie ſah: ohne ſich umzuſchauen ging er haſtig ſeines Weges, mit gebeugtem Kopf und dieſen ſchüttelnd, ſo, als wolle er ſich die Ueberlegung verjagen. Als er mit dem einen Fuß auf Berthold's Stubendiele ſtand, war ſein Benehmen ſehr linkiſch; ſtotternd rief er: „Frau Berthold Trentler, hier iſt die Melone, meine Frau ſchickt ſie, wir hoffen, ſie wird gut ſeyn." — Ohne irgendwie ihr Erſtaunen über dies unerwartete Ereigniß zu verrathen, dankte die Hausfrau ihm herzlich und bot ihm einen Stuhl; er jedoch blieb an der Thür, die bebende Hand auf dem Drücker, und den Blick nicht erhebend, ſagte er dann: „Herr Trentler iſt wahrſcheinlich nicht daheim!"

„Doch", entgegnete die Frau; „er iſt am Brunnen, und — nun, da kommt er ja ſchon!" — Vergnügt nahte ſich Berthold, reichte dem Verlegenen die Hand, indem er ſagte: „Es freut mich, Euch auch einmal bei mir zu ſehen, nehmt Platz, nehmt doch Platz!" — „Danke ſehr, ich kann ja ſtehen!" antwortete Rommel, drehte den Hut rundum, rieb ſich den Kopf, immer nach der Straße ſehend, dann rief er, wie nach mühſamer Anſtrengung, plötzlich aus: „Es iſt wahr, Herr Trentler, ich hatte neulich ſehr unrecht wegen des Sumpfes!“ — „Denkt nicht daran, ich bitt' Euch!“ fiel Berthold ein. „Bei dieſem regnichten Wetter bleib' ich vielleicht nächſtens wieder dort ſtecken, und dann weiß ich, wer mir auf meine Bitte durchhilft.“ — „Nun“, äußerte hierauf der noch bedrückte Rommel, ſtets Berthold's mildklares Auge vermeidend, „Ihr mögt glauben, daß ich nicht ſo ſchlimm bin, wie man mich macht; wohnten hier mehr Euresgleichen, ich wäre eben nicht ſo, wie ich gegen Euch war!“ — „Was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, thu' du ihnen auch; das Buch aller Bücher lehrt's, und ich weiß es aus Erfahrung: auf zutrauliche Rede folgt zutraulicher Widerhall, und beglücken wir gern Andere, beeifern ſich dieſe, wieder zu beglücken. Wir Beide ſchon könnten Vieles zum Guten wenden, laßt's uns verſuchen, werther Nachbar! Jetzt aber folgt mir in den Obſtgarten, ich möcht' Euch gern einen Baum zeigen, auf den ich auserleſene Aepfel pfropfte; wenn Ihr wollt, ſchaff' ich Euch von demſelben ſeltenen Stamme einige Pfropfreiſer.“

Sie gingen zuſammen in den Garten und bei einem Wirthſchaftsgeſpräch wurde auch Rommel ganz unbefangen und heiter. — Als er wieder zu Hauſe war, ſprach er indeß gar nicht über ſeinen Beſuch, zu der Offenheit eines Geſtändniſſes, daß er ſein Unrecht bekannt habe, brachte er's noch nicht. Aber — hinter der Kammerthür ſtand eine Flinte in Bereitſchaft, um den Bull zu erſchießen, wenn er Rommel's Gänſe etwa nochmals in die Flucht trieb; jetzt ergriff er ſie ſchweigend, feuerte den Schuß draußen in die Luft und trug die Flinte in die Scheune. Von da an ſtrebte Rommel nicht mehr nach Hader und Joſeph Brauer ſah ihn zu ſeinem Erſtaunen eines Abends Bull's Kopf ſtreicheln mit den Worten: „Biſt ein guter Kerl, ja!“

Berthold war zu großmüthig, um irgend Jemand zu erzählen, daß der ſtreitſüchtige Nachbar ſeine Schuld eingeſtanden habe, zu ſeiner Frau nur ſagte er in Herzensluſt: „Hab' ich's mir doch richtig gedacht, daß wir den böſen Nachbar umbringen würden!“ Joſeph Brauer jedoch hatte von einer ſolchen Wendung keinen Begriff; als er von dem Abenteuer im Sumpf hörte, rief er mürriſch aus: „Ein eitler Narr, der Berthold! Als er herzog, prahlte er, daß er den Rommel umbringen wolle, wenn er ſich nicht zum Guten bekehre, und nun hat er nicht den Muth eines Wurms, denn der krümmt ſich wenigſtens, wenn er getreten wird!“ — Der Unglückliche hatte ſich täglich ärger dem Trunk und Zank ergeben, und die Folge war, daß ihn endlich Niemand beſchäftigen wollte, wodurch ſich in ihm der Grimm ſteigerte. Wegen der wackern Frau und der Kinder, die darben mußten, that es Berthold leid und er ſann darauf, auch hier den böſen Nachbar umzubringen.

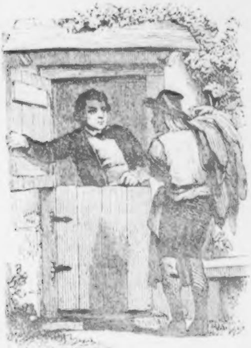
Faſt ein Jahr verging in mehr und mehr gebeſſertem Verhältniß zu Rommel, deſſen Wirthſchaft ſich gleichfalls beſſerte durch

Berthold's Rath und Beiſpiel. Da wurden Dieſem einſt werthvolle Felle geſtohlen. Er beſprach den Verluſt nur mit ſeiner Frau, und Beide entdeckten Gründe zum Verdacht gegen Joſeph Brauer. In dem nächſt vertheilten „Kreisblatt" fand ſich nun ohne Unterſchrift folgende Anzeige:

„Derjenige, der am 5. September Abends ein Pack Felle entwendet hat, wird hiemit benachrichtigt, daß der Eigenthümer den aufrichtigen Wunſch hegt, ihn auf rechtlichen Weg zu leiten. Iſt Armuth die Urſach zur Uebelthat, ſo will der Eigenthümer nicht einſchreiten, ſondern den Verbrecher durch Arbeit in den Stand ſetzen, ſeinem Gewiſſen den Frieden wieder zu geben."

Dieſe ſonderbare Anzeige veranlaßte begreiflich die verſchiedenſten Bemerkungen und beſonders Zwieſpalt der Meinungen darüber: ob der Dieb ſich würde fangen laſſen; denn daß hier nur von einer Falle die Rede ſeyn könne, war vorzugsweiſe den Allerklügſten, die das Gras wachſen hören, ſo gewiß, wie die Unübertrefflichkeit ihres Verſtandes. Der Schuldige ſelbſt aber wußte genau, von wem das Anerbieten kam und war überzeugt, Berthold ſey nicht der Mann, der dabei nur an Ueberliſtung gedacht habe. Am 11. September, als bereits Dunkelheit und Nachtſtille im Dorfe herrſchten, bei Berthold die Kinder ſchon ſchliefen, er und ſeine Frau ſich auch zur Ruhe begeben wollten, klopfte Jemand leiſe an die Hausthür. Berthold ſah durch's Fenſter, winkte ſeiner Frau zu, daß ſie ſchweige, und ging ſacht, um den Thürriegel wegzuſchieben. Da ſtand draußen Joſeph Brauer mit einer Bürde auf den Schultern und flüſterte im demüthigſten Ton: „Lieber Herr Trentler, da ſind die Felle, wo ſoll ich ſie hinlegen?"

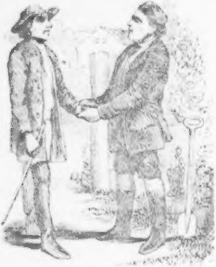
— „Wartet einen Augenblick, bis ich die Laterne anzünde, in die Scheune wollen wir ſie bringen!" antwortete Berthold, und als dies geſchah, ſetzte er unterweges hinzu: „Dann kommt Ihr mit mir in die Stube, da wollen wir überlegen, was für Euch zu thun iſt." — Berthold's Frau wußte, daß Joſeph oft Hunger litt und den Branntweinrauſch als Beſchwichtigungsmittel betrachtete. Jetzt beeilte ſie ſich, ihm Warmbier zu bereiten, holte auch Fleiſch und Brod aus dem Schranke. „Ich denke", ſagte ſie, als die Männer zurückkehrten, „Speiſ' und Trank wird Euch willkommen ſeyn, Nachbar Brauer!" Er ſtand abgewendet und antwortete nicht, dann ſank er nieder auf die Ofenbank und weinte bitterlich. Berthold ſprach ihm Troſt zu, bis der Tiefgebeugte auch Worte fand. „Ja", ſagte er, „ſeit es mit mir abwärts ging, gab mir noch Jeder einen Stoß, und dadurch wurd' ich immer ſchlechter. Meine Frau iſt von Kräften, meine Kinder kommen faſt um vor Hunger; Ihr habt ihnen manche Mahlzeit geſchickt, und doch beſtahl ich Euch: es iſt aber, bei Gott, das erſte Mal, daß man mich mit Recht Dieb heißen kann!" — „Laßt es gleich das letzte Mal ſeyn", warnte Berthold, ihm die Hand bietend. „Was geſchehen, bleibt unſer Geheimniß; Ihr ſeyd jung und ſtark, könnt Euch noch ſelbſt ret-



ten, und darin liegt das ſicherſte Heil. Gebt mir Euren Handſchlag darauf, daß Ihr Euch ein Jahr lang alles berauſchenden Getränks enthalten wollt, und ich ſchaffe Euch Arbeit. Meine Frau ſieht morgen in Eurer Familie nach, ob wir vielleicht auch für ſie Beſchäftigung finden; Euer jüngſter Knabe kann doch wenigſtens Steine von unſerm neuen Acker aufleſen." — „Aber nun eßt und trinkt", mahnte die Hausfrau, „damit Ihr heut nicht mehr nach ſchädlichem Getränk verlangt." — „Es wird Euch anfangs ſchwer werden, Joſeph, ihm ganz zu entſagen, aber Entſchluß und Geduld überwinden", bemerkte Berthold, indem er den Eßtiſch nach dem Ofen hinrückte; „faßt nur Muth! Denkt Eures Weibes, Eurer Kinder! Ihr werdet arbeiten, ſollt das Nothdürftige gewiß erwerben, und mangelt es jetzt hier oder da gar zu ſehr, ſagt's meiner Frau, ſie hilft, wo's irgend möglich iſt!"

Joſeph verſuchte zu eſſen und zu trinken, er vermocht' es nicht vor fieberhafter Aufregung und bald legte er den Kopf auf den Tiſch in erneuertem Ausbruch der Thränen. Jetzt wurde ihm Alles eingepackt für die Familie und Berthold ſelbſt geleitete den Zerknirſchten noch bis zu ſeiner ärmlichen Wohnung. Dort ergriff Joſeph die Hand Berthold's und rief aus: „Jetzt erſt verſteh' ich, wie Ihr ſchlechte Nachbarn umbringt!"

Joſeph Brauer hielt ſich tapfer in ſeiner Beſſerung, arbeitete wieder tüchtig und mit ſtiller Emſigkeit, wo es zu thun gab. Dafür ſorgte Berthold ſo weit er reichen konnte, innig befriedigt von dem geſegneten Erfolg, der ihm noch zu größerer Freude gedeihen ſollte. Denn eines Tages trat Rommel, der ſich allmälig ſelbſt im Aeußern ſehr zu ſeinem Vortheil verändert hatte, zu ihm heran in's Gehöft und ſagte: „Lieber Nachbar, Ihr könntet mir eine Laſt vom Gewiſſen nehmen!“ — „Wie das?“ fragte Berthold, und empfing die Antwort: „Seht, mich überfällt bei dem Joſeph Brauer mancher Gedanke an die Vergangenheit und ich möcht' ihn gern auch beſchäftigen; macht's doch, daß es ſich ſchickt!“ —

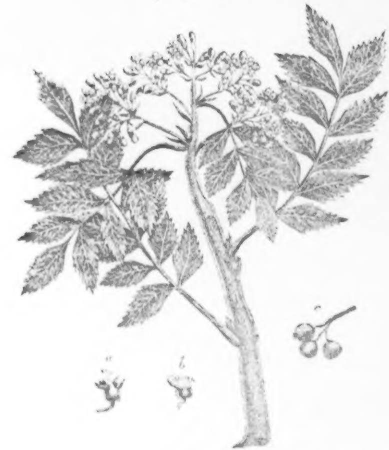


Berthold ſah ihn an mit leuchtendem Blick, ergriff Rommel's Hand und ſprach bewegt: „Brav, lieber Nachbar, das thut wohl! Ich werd's machen, und Ihr erzeigt mir dagegen auch einen Gefallen. Ich feiere grade heut den elften Jahrestag meiner Hochzeit, habe zu dieſem Feſt im vorigen Herbſt mir das erſte Fäßchen Wein vom eigenen Gewächs gekeltert und an dieſem Gedächtnißtage wollen wir die erſten Fläſchchen proben. Kommt Abends zu mir mit Weib und Kindern, ſchlagt's mir nicht ab!“ — „Wir kommen, ach, und kommen wahrhaftig recht gern!“ antwortete Rommel ſehr erſchüttert, und Berthold ſagt jetzt oft: „Das war einer der glückſeligſten Abende meines Lebens, und ich habe der glückſeligen viele gehabt und hab' ihrer ja noch!“ G. z.

Im Walde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847—1853.)

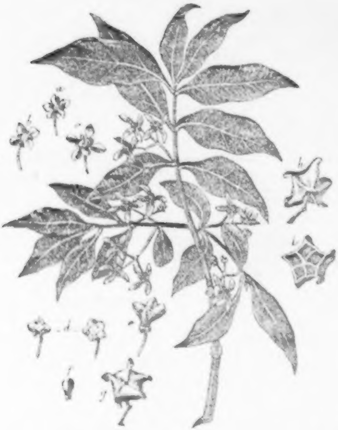
Der Leſer iſt uns ſchon mehre Jahre nach einander auf's Feld und in den Wald gefolgt und hat mit unſerer Beſchreibung dieſer oder jener Pflanze freundlich vorlieb genommen. Diesmal führen wir ihn an den Rand eines Laubwaldes, in dem einige 18 bis 20 Fuß hohe, ſchlanke und zierliche Bäume mit bräunlicher, glatter Rinde und etwas hangenden Zweigen und gefiederten Blättern uns zuerſt in die Augen fallen. Mancher Wanderer hält ſie von Weitem für Eſchen (Fraxinus excelsior Linn. Siehe Jahrbuch für 1850, S. 117). Ja, ſie haben viel Aehnlichkeit mit jenen prächtigen Bäumen, die den Rittern Speere zum Schimpf und Ernſt darboten, und deswegen heißen ſie auch Aberäſchen (d. h. falſche Aeſchen), woraus durch Verderbung, aber jetzt gewöhnlicher, Ebereſchen geworden iſt. Der lateiniſche Name iſt Sorbus aucuparia Linn. Das Beiwort, der Artname aucuparia, bedeutet Vogel-fangend. Auch im Deutſchen hat der zierliche Baum, der den Gegenſtand unſerer diesjährigen Beſchreibung abgeben ſoll, Aehnliches bedeutende Namen. Er heißt Vogelbeerbaum, Sperberbaum, Vogelkirſchbaum, da man mit den ſchönen und rothen Beeren Vögel fängt; denn dieſe ſtellen den Beeren gern nach, und da die Droſſeln dies mit vielem Geſchrei thun, ſo hat man in Anſpielung auf dieſes Geſchrei den Baum Quitſche oder Quikenbeerbaum genannt. Auch heißt er Zippe, Spierling oder Arlesbeerbaum. Die Engländer nennen ihn Berg-Aeſche, da er ſich auch öfter in Bergwäldern findet. Er liebt überhaupt nur die kälteren Länder Europa's, ſo daß er ſchon in Italien eben nicht häufig iſt. Bei uns findet er ſich oft als ein hoher Strauch in Vorwäldern und in Gärten; auch wird er nicht ſelten in Baumgängen angepflanzt. Die anfangs zottigen, ſpäterhin beiderſeits glatten Blätter ſind unpaarig gefiedert; die länglichen Fiedern, dreizehn bis funfzehn an der Zahl, ſind ſpitzig und haben einen ſcharf gezähnten Rand. Ihre Länge beträgt anderthalb Zoll und ihre Breite einen halben Zoll. Die Blüthen ſtehen in doldenartigen Sträußen, die im Mai hervorbrechen. Der Kelch ſteht auf dem krugförmigen Fruchtknoten und hat fünf Zipfel. Die Blumenkrone hat fünf weiße, rundliche Blätter, die zwanzig, in zwei Kreiſe geſtellte Staubgefäße und drei keulenförmige Griffel umſchließen. Die ſcharlachrothen, dreiſamigen Beeren reifen im Spätherbſt, bleiben aber den ganzen Winter hindurch am Baume hangen und geben ihm dadurch ein recht freundliches Anſehen. Die umſtehende Abbildung zeigt uns einen Zweig mit Blättern und Blüthendolden. a iſt ein Fruchtknoten mit dem Kelche und den Griffeln; b der Fruchtknoten mit einem Kronenblatte und



den Staubgefäßen; c einige reife Früchte, die von Erbſengröße den Aepfeln gleich ſehen. — Daß die Beeren von den Vögeln gern verzehrt werden, haben wir ſchon oben geſehen. Da ſie viel Apfelſäure enthalten, ſo ſchmecken ſie ſehr herbe und dienen ſchon ſeit den älteſten Zeiten, wie Plinius der Aeltere berichtet, gegen Durchfall und als ein harn- und ſchweißtreibendes Mittel. In den Apotheken bereitet man aus ihnen ein Mus (**Roob sorborum**) und in manchen Gegenden Eſſig und Branntwein. Auch hat man ſie im Alterthume, Cato ſagt dies beim Plinius, in eingedickten Weinmoſt eingemacht. Die Blüthen enthalten Gerbſäure, **weshalb** ſie zum Gerben benutzt werden, die Rinde und die Wurzel dagegen **Blauſäure**. Das harte Holz wird zu Drechsler-Arbeiten geſucht und giebt Platten zu Holzſchnitten. — Eine als Obſtbaum angepflanzte, zahme Art des Ebereſchenbaumes (**Sorbus domestica Linn.**) hat größere, birnenartige Früchte, die im Oktober reifen und dann in Stroh gelegt weich, ſüß und ſchmackhaft werden. — Die Ebereſche gehört zur zwanzigmännigen Klaſſe und dreiweibigen Ordnung (Icosandria Trigynia) des Linnäiſchen Geſchlechts-Syſtems und zur natürlichen Familie der Pomaceae (Apfelartigen).

Wir gehen jetzt zur Betrachtung einer andern, Waldesränder und Zäune liebenden Pflanze, die bald als ſechs bis zwölf Fuß hoher Strauch, bald als ein kleiner Baum mit hellgrauer Rinde und vierkantigen, jungen Trieben gefunden wird. Dieſe Pflanze iſt der europäiſche Spindelbaum, auch Spillbaum, Zweckholz, Zweckenbaum, Pfaffenhütlein, Pfaffenkäppchen (Evonymus europaeus Linn.) genannt. Die vier erſten Namen geben auf die Benutzung des feſten, gelblichen, zu Drecheler-Arbeiten, Tonwerkzeugen, Schuhzwecken ſehr geſchätzten Holzes, das auch eine vorzügliche Kohle zum Zeichnen und zur Pulverbereitung giebt, die beiden letzten Namen aber deuten auf die vierzipflichen, rothen Fruchtkapſeln. Den lateiniſchen oder richtiger griechiſchen Namen Evonymus, d. h. von gutem Rufe, von glücklicher Vorbedeutung, verdankt er der Scheu der Griechen vor Worten übler Vorbedeutung; ſie hielten ihn für einen verderbenkündenden Baum und bedienten ſich zu ſeiner Bezeichnung dieſes Euphemismus (milden Ausdrucksweiſe), grade wie ſie die Rachegöttinnen Eumeniden, d. h. die Gewogenen, nannten. Das Holz bewirkt nämlich bei der Verarbeitung Uebelkeit und Erbrechen und die Samen heftigen Durchfall. Die letzteren werden von Rothkehlchen genoſſen, die ſie aber unverdaut wieder von ſich geben. Man zerſtößt auch die Samen und miſcht ſie mit Schweineſchmalz zu einer Salbe gegen Kopfgrind und Läuſe. — Sehen wir uns nun den Baum (vergleiche die umſtehende Abbildung) mit ſeinen gegenſtändigen, ſparrigen, glatten Aeſten ein wenig näher an. Die gegenſtändigen, kurzgeſtielten Blätter ſind länglich rund, langgeſpitzt, dreimal ſo lang wie breit und mit feingeſägtem Rande verſehen. Die Blüthen ſtehen auf gabelförmigen, langen Stielen und ſind flach ausgebreitet. Der Kelch iſt vier- bis fünfſpaltig (a und b der umſtehenden Abbildung) und die Blumenkrone vier- bis fünfblättrig (c). Die länglichrunden, bleichgrünen Kronenblätter haben einen gewimperten Rand und umgeben eine drüſige, vier- bis fünfeckige, den Fruchtknoten verdeckende Scheibe, auf der fünf Staubgefäße und ein Griffel ſtehen (d). Die Frucht iſt eine drei- bis fünfzipfliche, drei- bis fünffächerige, einen halben Zoll große, rothe Kapſel (e). In jedem Fache liegt ein weißer, glänzender Same (f), der von einem hochgelben Samenmantel ganz umhüllt wird. — Die Blüthe kommt in den Monaten Mai bis Juli hervor, die Früchte reifen ſpät im Herbſte.

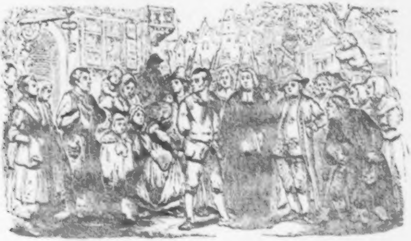
Eine im ſüdlichen Europa wachſende Art, der breitblättrige Spindelbaum (Evonymus latifolius Scop.) hat ſtets fünftheilige Blüthen und fünfzipfliche, geflügelte Kapſeln. (g eine Kapſel



von oben, h eine von unten geſehen, i eine geöffnete Kapſel.) — Der Spindelbaum gehört zur fünfmännigen Klaſſe und einweibigen Ordnung des Linnäus und zur natürlichen Familie der Celastrineae (R. Brown), die Oken Pimpler nennt. L. Heros.

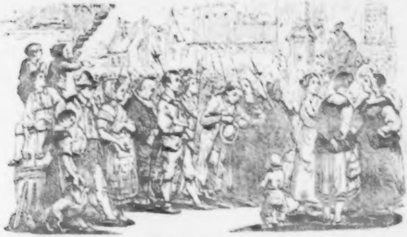
Eines Räubers letzte That.

Nach vielfachen vergeblichen Bemühungen hatte endlich der Arm der Gerechtigkeit einen gefährlichen Räuber erreicht, der an den Grenzen Schleſiens, Böhmens und Polens durch Verbrechen gefürchtet war. Er wurde nach gefälltem Urtheilsſpruche den Henkersknechten überantwortet und am 15. Auguſt 1704 zum Richtplatz geführt, wo der Strang ſeiner wartete. Unter dem Gefolge zahlloſer Neugierigen ging der Zug vom Gefangenenhauſe durch die Straßen, wo an Thüren und Fenſtern die Menge ſich drängte. Mit frecher Stirn grüßte der Delinquent nach allen Seiten hin, und als eine enge Straße durchſchritten wurde, gewahrte er den zuſchauenden Schloſſer-Geſellen Rothelberg, der ihm aus früheren Zeiten her dem Anſehen und Namen nach bekannt war und welcher jetzt ſeinen Blick auf ſich zog, weil er, von dieſem Schauſpiel ergriffen, theilnehmend die Worte ausſtieß: „Möchte ich doch

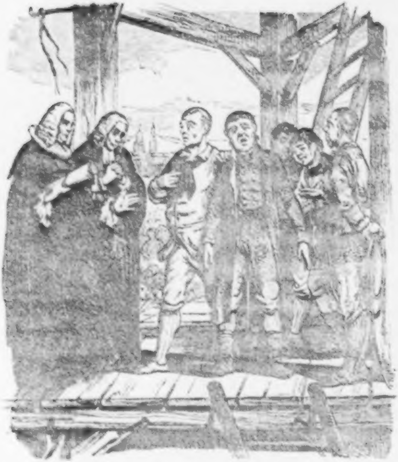


wiſſen, wie einem ſolchen verſtockten Sünder unter dem Galgen zu Muthe ſeyn muß!“ Kaum hatte aber der Delinquent dieſe Worte vernommen, als er, in Nachdenken verſunken, ſich nicht weiter um die ihn begleitende Menge bekümmerte und mit niedergeſchlagenem Blicke, in ſich gekehrt, ſtumm ſeinen Weg zum Thore hinaus fortſetzte. Der neben ihm gehende, ihn zum Tode vorbereitende Geiſtliche, dem er bisher hartnäckig ſein Herz verſchloſſen hatte, glaubte nun, es ſey endlich ein beſſerer Geiſt in ihm erwacht, er bereue ſeine Miſſethaten und jetzt wäre der Augenblick, ihn für die Ewigkeit vorzubereiten. Doch nur zu bald gewahrte der ehrwürdige Prediger, daß kein Wort mehr aus dem Böſewicht heraus zu bringen ſey, alle ſeine bei demſelben angewandte Mühe war und blieb fruchtlos und dadurch ſah er ſich, am Hochgericht angelangt, genöthigt, ihn dem Nachrichter mit den Worten zu überliefern: „Ich habe das Meinige gethan; vergieb ihm, mein Heiland, und ſey ihm gnädig, Amen!“ — Schon ſtanden die Henkersknechte in Bereitſchaft, dem Armenſünder den verhängnißvollen Strang um den Hals zu legen, als dieſer plötzlich ſich aufrichtete und ausrief: „Halt! Das, was ich von meinen Mitſchuldigen bisher zu verheimlichen verpflichtet zu ſeyn glaubte und ſtandhaft verſchwiegen habe, will ich nunmehr den Richtern entdecken, da ich wohl einſehe, daß keine Gnade mehr für mich zu hoffen iſt. Der Tod löſet alle Bande hier auf dieſer Erde, und bevor ich ſie für immer verlaſſe, will ich ſie noch von einem gefährlichen Menſchen befreien!" — Der anweſende Richter, dem dieſer Vorfall ſofort gemeldet wurde, nahte ſich dem Schaffott, und als er aus dem Munde des Miſſethäters die Anzeige vernommen hatte, wurde die Vollziehung des Urtheils für heute aufgehoben, und der Verbrecher in ſein Gefängniß zurückgeführt. Hier ſtellte man in nächſter Stunde auf's Neue ein Verhör mit ihm an und in demſelben erklärte er, daß jener Schloſſer-Geſell Rothelberg einer ſeiner treuſten Spießgeſellen geweſen ſey und derſelbe mit ihm gemeinſchaftlich mehrere Diebſtähle und Mordthaten verübt habe.

Der Schloſſer-Geſell wurde ſogleich eingezogen und, weil er ſeine Unſchuld fortwährend betheuerte, jenem Verbrecher gegenüber geſtellt. Die Beſtimmtheit, mit welcher dieſer dem Angeſchuldigten Zeit, Ort und viele Neben-Umſtände nannte, die Feſtigkeit, womit er ihm in's Auge blickte, ſetzten den Schloſſer-Geſellen in eben ſo große Beſtürzung, als ſie den Richtern immer mehr und mehr Verdacht gegen denſelben einflößen mußte, welcher noch dadurch verſtärkt wurde, daß ihnen gar keine Urſachen denkbar waren, die jenen Böſewicht zu dieſer fälſchlichen Anklage hätten beſtimmen können. — Eben dieſe große Beſtürzung des Beſchuldigten, die in ſeiner Lage ſo gerecht als natürlich war, mag wohl ein Haupt-Beweggrund geweſen ſeyn, Jeden in dem Glauben zu beſtärken, der Schloſſer-Geſell ſey wirklich ein Mitſchuldiger jenes Verbrechers. Wie konnte es fehlen, daß bei ſo bewandten Umſtänden die Richter, die ſich faſt ſchon moraliſch überzeugt hielten, daß der Angeklagte ſchuldig ſey, zu jenen Zwangsmitteln des damals ſtets in Bereitſchaft gehaltenen Tortur-Werkzeugs ohne Bedenken ihre Zuflucht nahmen? — Der Beſchuldigte wurde nun in nächſter Nacht den Henkern überliefert und auf die Marterbank geſpannt. — Der gepeinigte Unglückliche unterlag dem Schmerze teufliſch erſonnener Martern, die ihm ſchon in der erſten Viertelſtunde das Bekenntniß auspreßten: er ſey ſchuldig! — Im Beſitz dieſes Geſtändniſſes eilten die Richter, ſein Urtheil zu fällen, welches dahin ausfiel, daß er nebſt ſeinem Spießgeſellen die gemeinſchaftlich begangenen Verbrechen mit dem Strange büßen, jedoch, weil er nur der Helfershelfer geweſen, an ihm zuerſt die Strafe vollführt werden ſolle. Unter dem Geläute der Armenſünder-Glocke ging der Zug auf's Neue zum Hochgericht hinaus, und, hier angelangt, wollten eben die Henkersknechte Hand an den vermeinten Mitſchuldigen legen und ihm die Hanfſchlinge über den Kopf werfen, als ſein ihn begleitender boshafter Ankläger im nämlichen Tone, wie bei ſeinem erſten Betreten des Schaffots an jenem Tage, dem Nachrichter „Halt!" zurief, und dieſem folgende Erklärung hinzufügte: „Ich will den Ober-Richter noch ein einziges Mal ſprechen, und verlange zu ihm geführt zu werden!" — Da auch diesmal



ſämmtliche Perſonen des Tribunals am Fuße des Schaffots verſammelt waren, trat der Ober-Richter auf das Gerüſt, um zu erfahren, was der Miſſethäter begehre? — Mit lauter und der ganzen Verſammlung verſtändlichen Stimme ſprach dieſer: „Mein Herr! Jener von mir angeklagte Schloſſer-Geſell iſt völlig — unſchuldig, und meine Ausſage gegen ihn böslich erſonnen und falſch! Sie werden darüber erſtaunen und es unbegreiflich finden, was mich in den letzten Augenblicken meines Lebens noch zu ſolch einem Streich veranlaſſen konnte. So erfahren Sie denn, daß mehrere meiner Mitgenoſſen mir feierlich angelobt hatten, mich im Falle der Verhaftung aus dem Gefängniß zu befreien. Da es aber nicht geſchehen war, wie ich zum erſten Mal hier ſtand, ſo mußte ich glauben, daß bis dahin ein Hinderniß obwaltete, um ihr Wort löſen zu können, und daß ſie, wenn ich Zeit gewönne, ſpäter gewiß für meine Befreiung ſorgen würden; denn Wort halten wir gegen einander und ginge der Weg zur Erfüllung durch die Hölle. In dieſer Ueberzeugung ſann ich an jenem Morgen, als ich zum Richtplatz geführt wurde, auf Mittel, die Hinrichtung aufzuſchieben. Da erblickte ich unter der Menge der Zuſchauer dieſen Schloſſer-Geſellen, hörte, daß er ſagte: „Möchte ich doch wiſſen, wie unter dem Galgen einem ſolchen Menſchen zu Muthe ſeyn muß!“ Mit Blitzesſchnelle fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ihn als meinen Mitſchuldigen anzuklagen, um auf dieſe Weiſe mein Leben zu friſten, denn mehr als irgendwo gilt hier das Sprüchwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! Indeß jetzt ſehe ich wohl ein, daß ich auf meine Cumpane nicht länger rechnen darf, da ich feſt überzeugt bin, ſie müſſen irgendwo auf dem Rade oder am Galgen ihr Leben geendet haben. Ich werde ihnen nun auf gleichem Wege folgen, nachdem ich dieſem Neugierigen“ — auf den Schloſſer-Geſellen deutend — „die Gefälligkeit erzeigte, ſeinen Wunſch zu



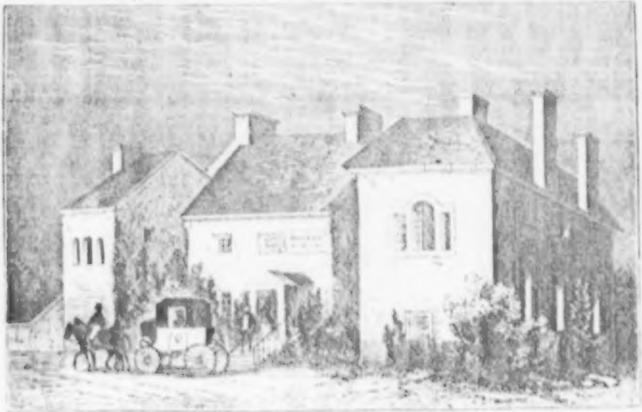
erfüllen; denn jetzt weiß er aus eigener Erfahrung: wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der unter dem Galgen ſteht!" — Darauf beſtieg er an der Hand ſeines Henkers die Leiter und ergab ſich ruhig in ſein Schickſal. Der Schloſſer-Geſell mußte aber jenen in aller Unbefangenheit zu laut ausgeſprochenen Wunſch ſchwer büßen. Der Schreck und die Todesangſt raubten in ihrer Nachwirkung ihm ſchon am vierten Tage nach ſeiner wieder erhaltenen Freiheit das Leben. Er ſtarb als unſchuldiges Opfer des Wahnſinns, Geſtändniſſe, die man durch Martern erpreßte, für wahr zu halten!

Th. Daun.

Gretna-Green.

Eigentlich müßte die Ueberſchrift lauten Grait[illegible]-Green, denn das iſt die richtige engliſche Schreibart. Gra[illegible]ey heißt ein Dorf in der ſchottiſchen Grafſchaft Dumfries, dicht an der ſüdlichen Grenze, welche England von Schottland ſcheidet, ein Dorf mit zweitauſend Einwohnern, für den von London nordwärts Reiſenden ſehr bequem an der Straße nach Edinburg belegen. Unfern davon liegt das Dorf Springsfield, und zwiſchen beiden Dörfern zieht ſich eine Gemeindewieſe hin, welche das Graithney-Green genannt wird. Um jedoch den bekannten Namen nicht in das Unbekannte zu überſetzen, bleiben wir in unſerer nachfolgenden Schilderung bei dem hergebrachten Gretna-Green als Bezeichnung für den grünen Anger, auf welchem das Haus in unſerer Abbildung ſteht.

Den Ruf dieſes Fleckchens Erde bewirkte und verbreitete die Leichtigkeit, mit welcher engliſche Brautpaare hier getraut wurden. Gretna-Green war das Ziel aller Liebenden in England, denen irgend ein Hinderniß die kirchliche Ehe nicht geſtattete, denen von ihren Eltern, Verwandten, Vormündern die Einwilligung verſagt wurde, die ungleicher Stand, ungleiche Religion oder ſonſtige Bedenken der Familie, der Geſellſchaft oder der Geiſtlichen von dem Altar der Hochkirche fern hielt. Der „Schmied von Gretna-Green“ war die wichtige Perſon, zu der ſolche Pärchen wallfahrteten, und die mit ihrem Segen zwei liebende Herzen rechtsgültig zuſammenſchweißte, wie er nur immer ein paar tüchtige Eiſenſtäbe zu einer Stange zuſammenſchweißen mag. Denn es war und iſt keine wilde Ehe, welche daraus hervorging und hervorgeht, ſondern eine geſetzlich anerkannte, und mehr als ein junger Sauſewind, welcher etwa Gretna-Green nur zu einem bequemen Verführungsgeſchäft mißbrauchen wollte, mußte erfahren, daß die Trauungsarbeit des Schmiedes ihn zwingen konnte, bei der Stange zu bleiben. Ueber die Entſtehung des Rechts, das einen Theil der päpſtlichen Gewalt, nämlich die Macht, zu binden, wenn auch nicht zu löſen, in die Hand eines einfachen Mannes legt, leben im Munde des Landvolks dortiger Gegend zahlreiche Sagen und Fabeln. Am meiſten verbreitet iſt die Erzählung von einem Könige, den einſt vor grauen Zeiten ein Hufſchmied von Gretna-Green vor Feinden verſteckt und ſo errettet, und welcher dann aus Dankbarkeit ſeinem Wirthe das Recht verliehen habe, gültige Ehen zu ſchließen. Gönnen wir dem Volke ſeine Märlein, aber laſſen wir uns durch ſie nicht abhalten, den Dingen auf den Grund zu ſchauen. Um dieſen zu entdecken, brauchen wir nur ein wenig in der vielfach ſo eigenthümlichen Geſchichte Schottlands nachzuſchlagen. Da erſehen wir gar bald, daß es nach alter ſchottiſcher Kirchenverfaſſung von jeher zu rechtsgültigen Ehen weder der Einwilligung der Eltern, noch eines Aufgebots, noch einer prieſterlichen Einſegnung bedarf, ſondern nur der vor zwei Zeugen abgegebenen Erklärung des Brautpaars, daß Beide noch unverehelicht und nicht im verbotenen Grade mit einander verwandt ſeyen, ferner: daß ſie Mann und Frau ſeyn wollen. Es



iſt aber durchaus nicht nöthig, daß dieſe Erklärung gerade in Gretna-Green erfolge, ſondern an jedem Orte in Schottland kann ſie mit gleicher Kraft abgegeben werden. Jenes wird hauptſächlich nur darum gewählt, weil es an der Hauptſtraße zwiſchen den beiden Königsſtädten der großen britiſchen Inſel liegt und daher durch fortgeſetzten Zuſpruch allmälig ſo in Ruf gekommen iſt, daß man es nun ſchon der geſchichtlichen Ueberlieferung und des geſellſchaftlichen Anſehens wegen bei dergleichen Trauungen vorzieht.

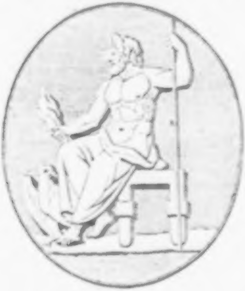
Aus dem Jahre 1764 kennt man den Namen eines gewiſſen Joſeph Paisley, welcher auf dem Gemeindeplatze ein Gaſthaus beſaß und daſelbſt zahlreiche Ehen ſchloß. Es war eine Zeit, wo überhaupt freiere Anſichten ſich gegen die ſtrengen Formen engliſcher Familienſitte geltend machten und Gretna-Green öfter als früher in Anſpruch genommen wurde. Von der erſten Wohnung des Paisley her blieb dann die Wieſe und nicht das Dorf, nicht Graitney, ſondern Graitney-Green, im Beſitze des Rufes, obwohl ſpäter mehr als ein Bewohner des Dorfes Trauungen vollzog. Im Jahre 1790 brannte Paisley's Haus nieder. Ein junges Ehepaar feierte in demſelben ſeine Hochzeitsnacht und zerſtörte durch ſeine Unvorſichtigkeit das Gebäude, in welchem es ſein Glück gefunden hatte und in deſſen Flammen es leider ſeinen Tod fand. Paisley zog darauf zu einem Freunde, dem Grobſchmied Daniel Laing zu Springsfield; aus dieſem Umzuge erwuchs der Ruhm des Schmiedes zu Gretna-Green und wurde er ſprüchwörtlich, obwohl nur kraft einer kleinen örtlichen Unrichtigkeit. Denn nachdem Paisley eine andere Wohnung genommen hatte, endlich geſtorben war, ſetzte zwar der Grobſchmied Laing bis zu ſeinem Tode im Jahre 1814 das Geſchäft ununterbrochen fort, aber er wohnte nicht eigentlich auf dem Anger von Graitney, ſondern dicht daneben, in dem Dorfe Springsfield. Nach 1814 blieben ſeine Erben noch lange Zeit die Hauptverwalter des von ihm geübten Rechtes, doch zogen ſich bald die meiſten engliſchen Heirathen ohne elterliche Einwilligung und ohne Aufgebot nach dem Gaſthofe zu Graitney, den unſere Leſer auf der Abbildung erblicken. Außerdem werden ſolche Ehen auch im Zollhauſe an der Sarkbrücke und in einem andern Hauſe des Dorfes geſchloſſen. — Die Gebühren, welche von dem jungen Ehemann dafür entrichtet werden, beſtimmen ſich nach Stand und Reichthum der getrauten Perſonen. Der geringſte Preis beträgt fünfzehn Guineen, und man hat berechnet, daß im Jahre durchſchnittlich gegen ſiebzig Ehen hier geſchloſſen werden und etwa eine runde Summe von tauſend Guineen einbringen. Wenn freilich Heirathen wie die des Prinzen von Capua mit Miß Penelope Smith im Jahre 1836 öfter vorkämen, dürfte die Jahreseinnahme ſich ſehr ſteigern, der Prinz zahlte hundert Guineen. Von bedeutenden Männern der Gegenwart nennen wir noch Lord Brougham, der ſich ebenfalls in Gretna-Green trauen ließ. — Das altſchottiſche Kirchengeſetz iſt ein um ſo eigenthümlicherer Vorläufer der ſpäter in verſchiedenen Staaten eingeführten bürgerlichen Ehe, als es dort die Kirche war, welche das Geſetz ſchuf. Zu bemerken iſt jedoch, daß die bürgerliche oder Civil-Ehe nirgends unmündige Perſonen ohne Weiteres geſetzlich von der Einwilligung ihrer Eltern befreit. — Unſererſeits aber fügen wir hinzu: es ſey gewiß herzlicher, das wichtigſte Lebensverhältniß, den Ehebund, mit Gott und dem Gebet um ſeinen Segen zu beginnen, demnach die kirchliche Trauung vorzugsweiſe gelten zu laſſen als hülfreichen Troſt auch für die Zukunft. Unveränderlich in Liebe und Treue ſoll der Ehebund beſtehen; der Menſchen Sinn iſt jedoch wandelbar, und in allem Schickſal, in Drang, Noth und Zweifel wird es ſich als Rettung bewähren, wenn man ſich einer Obhut anvertraute, die unveränderlich und ewiglich iſt was ſie iſt: der Obhut des allmächtigen Gottes. Er hält uns unwandelbar feſt mit ſeiner Liebe, wenn wir feſthalten an Dem, was uns dieſe Liebe erwirbt, wenn wir Alles beginnen und fördern mit Gott! — denn nur in und mit ihm fruchtet menſchliche Fürſorge und Weisheit. Fr. L.

Heimiſche und fremde Vögel.

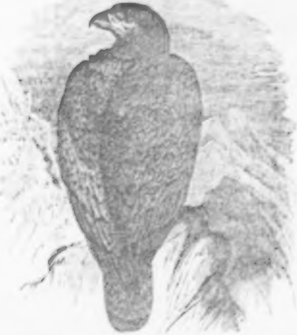
(Humoriſtiſche Naturgeſchichte. Fortſetzung zu den Jahrgängen 1851 — 1853.)

Der Adler.

Mag diesmal voranſtehen des Jupiters Vogel, „der als mächtigſter unter den Flügelbegabten zu den Füßen des Zeus ihm hul-



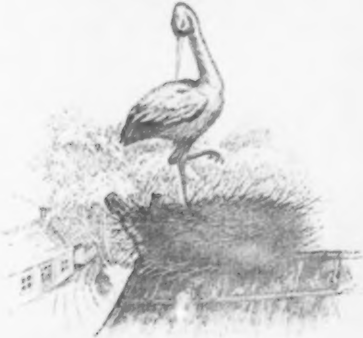
digend ſitzet", und deſſen Bildſäule zu Olympia, Meiſterwerk des Phidias, zeigt den Adler auch auf dem Scepter des den Donnerkeil in der Hand tragenden Weltengebieters. Mit dieſer Gebieterſchaft iſt es zwar zu Ende, der Adler hat ſich aber als Sinnbild der Macht und Stärke behauptet. Wie zuerſt bei den Perſern der Stab mit dem Adler den Kriegerſchaaren vorangetragen wurde, ſo geſchah es ſpäter bei den Römern und in neuerer Zeit bei den Franzoſen. Den Doppel-Adler wählten ſich die Kaiſer des Orients, hiemit ihren Anſpruch auf Morgen- und Abendland kundgebend, und doppelt wie einfach ſieht man ihn in Wappen und Orden. Die Dichter entnahmen zu ihrer Bilderſprache Mancherlei vom Adler, den ſie auch Aar nennen; Adlerauge und Adlerblick ſind ſchildernde Ausdrücke für durchdringend Schauen und Erkennen, Adlerfittig und Adlerflug für hohen Schwung der Gedanken und Gefühle. An vornehmen Beinamen, bezüglich auf ſcharfes Geſicht, ſchnellen Flug und Kraftfülle, fehlt es dem Aar nicht; wenn man jedoch die Schmeichelei in Abzug bringt, bleibt zuletzt doch nur ein kühner Angreifer, ein rüſtiger Räuber übrig, und von ſeiner Stimme ſollen die andern Vögel aus gerechter Furcht erſchreckt werden wie Vierfüßler vom Brüllen des Löwen. Bemeſſen wir nun den Ruhm des Adlers mit der Wahrheit, ſo läßt ſich nicht verbergen, daß er ſeine Verwandtſchaft mit dem Geyer und Habicht bezeugt, und die Vorliebe für ihn etwa denſelben Grund hat wie in ungeläuterter Leſemenge der Reiz zu den Abenteuern verwegener Räuber, die unreiner Einbildung leicht zu Helden werden. Auch an den Himmelsbogen hat man den Adler verſetzt: ein Bereich von elf Sternen trägt ſeinen Namen, und der Aberglaube ſprach ihm ehemals ſogar die Unſterblichkeit zu, indem man wähnte, der Adler rupfe ſich, wenn er Abnahme der Kräfte verſpüre, die alten Federn aus, und mit den neuenwachſenden bereite er ſich immer wieder die Verjüngung. Daß der Adler Zorn ihnen die Kopffedern in die Höhe treibt, hat eine Art derſelben, bei der dies Aufſträuben des Stirngefieders am merklichſten wird, mit der Benennung Kronen- oder Hauben-Adler begabt, und der allgemeine Name iſt auch auf Pflanzen und Steine übertragen worden. Wir haben Adlerholz, ein Farbemittel von ſchönem Geruch; Adlerkraut, zu den Farrenpflanzen gehörend und zum Gerben, als Aſche zu Glasguß und Wäſche benutzt; Adlerblume, zu den Akeleien gezählt; Adlerbohne, den Schminkbohnen zugeſellt; endlich den, nach unhaltbaren Sagen in Aarhorſten zu findenden Adlerſtein, von dem Geräuſch des in der Mitte verſchloſſenen loſen Steins, Sandes oder Waſſers auch Klapperſtein genannt. Dies Alles deutet darauf hin, daß dem Adler anſehnliche Höflichkeit zu Theil wurde, doch möchte Folgendes aus einer alten gereimten Naturgeſchichte nicht ganz verwerflich ſeyn:



„Dem Adler hängt ihr viel Ehren an,
Man ſieht da, was Gewalt thun kann;
Doch mein' ich, daß kein Geſchöpf ihn preiſt,
Wenn er's mit ſcharfen Krallen zerreißt:
Daß Adler von Adel und Edel ſoll ſtammen,
Reimt ſich mit Fug nie recht zuſammen."

Der Storch.

Sonſt hatte man leicht Feſttage für das Gemüth, denn man ſuchte nicht, man hütete ſich vor Zerſtreuungen und wußte, es könne kein edleres Feſtgefühl geben als thätig und ſinnig ſo recht in und bei ſich ſelber vergnügt zu ſeyn. Zu den Freuden, die ſo Werthvolles wohlfeil bewirkten, gehörte auch der Ruf: „Die Störche ſind da!" Wer den erſten dieſer Zugvögel, den erſten dieſer Boten des Frühlings erblickt hatte, verkündete es jubelnd den Seinen, was dann ein lebhaftes Geſpräch in Gang brachte. Man hatte Allerlei zu erzählen von dem Hochbeinigen, der zu den „Stelzvögeln" gehört und allerdings daher ſchreitet als holte man bei ihm das Muſter zu Stelzen, weshalb vom dünnbeinigen und wadenloſen Menſchen das Sprüchwort ſagt: „Er liegt im Streit mit dem Storch!" Sieht man ihn ſo über Wieſ' und Feld ſtapeln, dürfte man meinen, er hege Hochmuth darüber, daß er unter uns



faſt gleicher Verehrung genießt als bei den Egyptiern der Ibis, der den Verwandten des Storches angehört. Mit welchem Entzücken begrüßte ihn und begrüßt ihn hier und dort wohl noch der Hauseigenthümer als ſeinen Dachbewohner! denn der Storch gilt für einen Glücksbringer, und daß er den Blitz ableite, war ehedem ein unumſtößlicher Glaubensſatz, der viel Beruhigung in ſich trug. Man macht ihm ſein Neſt, das der Storch alljährlich verbeſſert wie ein guter Wirth ſein Haus, ſo bequem als möglich, und vor allem Leid war er ſchon geſchützt, ehe Vereine gegen Thierquälerei entſtanden, bei denen ſich zuweilen Mitglieder befinden, die es nicht erkennen oder nicht wiſſen wollen, daß ſie es ſich noch abgewöhnen könnten, Menſchen zu quälen. Was aber der gute Ruf vermag, das beweist uns der Storch; denn obwohl er ſich nicht ſcheut, junge Vögel, kleine Säugethiere und Fiſche zu rauben, bewahrt man dennoch die Ueberzeugung, er verſpeiſe nur Schädliches oder Widriges; wo es nicht ſo iſt, hilft ihm eben der gute Ruf, der jede Hindeutung auf ſeine Sünden für frevelhafte Verdächtigung hält. Das beſtimmt uns, hauptſächlich von des Storches Verdienſten zu ſprechen, um ſo mehr, als er erſtens jenen Vorwurf mit beanſpruchtem gleichen Recht von ſich weiſen könnte, zweitens aber ein Wohlwollen unſererſeits keineswegs verſcheucht mit den Fehlern, die wir in pflichtgemäßer Aufrichtigkeit nur erwähnen, weil wir nichts beſchmeicheln und bei dem hochbeinigen Storchgeſchlecht keine Ausnahme machen wollen. Verſchweigen dürfen wir unter Anderem nicht, daß es grauſam neidiſche Hageſtolze unter ihnen giebt, welche ein wildes Junggeſellenleben führen und in fremden Neſtern die Jungen friedlicher Storchpaare tödten, wie es zum Beiſpiel 1821 in Rheineck, Gams, Schan und Bauren (Ortſchaften der Rheingegend) geſchehen nach heftigem Kampf mit den Eltern. Auch von untreuen Störchinnen berichten die Naturforſcher und einen Beweis dazu beobachtete man 1788 in Auerbach, an der Bergſtraße. Das Weibchen eines Storchs ſaß in dem Neſt, während der Gatte auf den nahen Wieſen Futter ſuchte; ein fremdes Männchen fand ſich dort ein, wurde geduldet, und als der eigentliche Neſtherr zurückkehrte, griffen ihn ſeine Treuloſe und der Eindringling ſo heftig an, daß er genöthigt wurde, Heil in der Flucht zu ſuchen. Die Vergeltung kam aber nach einigen Tagen mit einer Schaar von etwa vierzig Störchen, welche das buhleriſche Paar zwangen, mit ihnen davon zu fliegen, wobei ſie ihre Klappermuſik — die ihnen wohl ſelbſt nicht ſonderlich gefallen mag, weil ſie gleich ein Ausziſchen damit verbinden — in furchtbarſter Weiſe verſtärkten, und am andern Tage fand man auf dem Felde zwei Störche, die ſichtlich durch Schnabelhiebe getödtet waren. Daraus erſieht man, daß im Reich der Störche Gerechtigkeit herrſcht, wenn ſie uns auch etwas vehmrichterlich erſcheint, und es thut uns leid, nicht verbürgt melden zu können, in welcher Weiſe jene Hageſtolze dafür büßen mußten, daß ſie an Gattenglück und neſtlichem Frieden ihren wüthenden Neid durch kindmörderiſche That ausließen; wahrſcheinlich iſt ihnen aber auch ein Schnabelgericht erwähnter Art zutheil geworden. Von der Gattentreue unter den Störchen können wir aber ebenfalls etwas erzählen. In dem vorarlbergiſchen Flecken Dorrenbiren ſuchte das Weibchen eines Storchs auch im Winter an Quellen und Bächen Nahrung und vor der grimmigſten Kälte flüchtete es ſich unter die Stalldächer. Mit jedem Frühling kam der Gatte wieder und ſie brüteten wie gewöhnlich. Im vierten Jahre blieb jedoch das Männchen ebenfalls für immer zurück, und die Unterſuchung dieſer Seltſamkeit enthüllte endlich deren Urſach. Das Weibchen war durch eine Verwundung an ſeiner Flugkraft geſchwächt und mußte auf die weite Reiſe verzichten, das Männchen aber, anfangs dem gewöhnlichen Zuge folgend, hatte ſich dann überwunden, um ſeinem kranken Weibchen beizuſtehen, und Beide wurden nun bis zu ihrem Ende in Pflege genommen von gutherzigen Landleuten. — Junge Störche ſind leicht in gelehrige Hausthiere zu verwandeln, hat man ihnen aber nicht die Flügel verſtutzt, folgen ſie ihrem Naturtriebe und ziehen im Herbſt mit den andern davon, ſo daß man ſtets bemerkt, es ſiege die Liebe zu den Ihrigen und deren Gewohnheiten über alle ihnen nicht eigenthümliche Verlockungen. Welcher Aufopferung die Störche fähig ſind, hat ſich oft bewieſen.

wenn bei Bränden das Dach, auf dem ihr Neſt ruhte, in Flammen ſtand und die Alten ihre Jungen nicht verließen, ſondern mit ihnen verbrannten, war es nicht möglich, das ganze Neſt zu retten. Das ſind ſchöne, zu bedenkende und zu bewundernde Thatſachen, und ſo haben es die Störche wohl verdient, daß die Menſchen in Vielem an ſie erinnern. Die Bezeichnung Storchſchnabel haben ein Werkzeug zum Verkleinern von Zeichnungen, eine Hebemaſchine (auch Kranichſchnabel oder Krahn genannt), eine Stachelſchnecke und eine Pflanzenart; Storchblume heißt hier und dort die Klapperroſe, und Storchſtein iſt ein Beiname des Finger- oder Luchsſteins, den Störche angeblich zuweilen in ihre Neſter tragen. Wenn wir nun auch das Wort „ſtorchen“ nicht vergeſſen, was auf gierig ſchluckende Eßluſtige angewendet wird, zur Verehrung des Storchs ſtimmen wir doch gern ein in das folgende, aus unſrer Jugendzeit zu uns herklingende „Lied eines Landmanns an die Störche auf ſeinem Dache“:

„Glück zu, ihr Sommergäſte
Auf meinem Dach von Stroh!
Ihr laßt die Goldpalläſte
Und lebt hier herzlich froh.

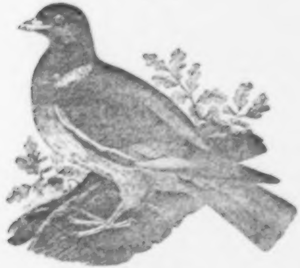
Wo ſeyd ihr denn geweſen
Die lange Winterzeit?
Könnt nichts am Wegpfahl leſen,
Und findet euch ſo weit!

Es muß euch doch gefallen
Auf meinem Hüttchen hier:
Laßt euer Klappern ſchallen:
Es iſt ja Wonne mir!

Ich will euch nicht beläſt'gen
In eurem warmen Neſt,
Ich helf' es euch befeſt'gen,
Das macht mein Glück mir feſt.

Wie Jahre auch vergehen,
Geſichert ſollt ihr ſeyn,
Und ungehindert ſtehen
Vergnügt auf einem Bein!“

Wir friſchen dies alte Lied um ſo lieber auf, weil nachmals die Dichter immer weniger den Erſcheinungen und Freuden der Natur huldigten, es aber doch ſehr rathſam iſt, in und mit der Natur recht vertraut zu leben. Sie erweckt und ſtärkt uns den Glauben, die Liebe, die Hoffnung, und vereint mit ihnen hält ſie uns getroſt und heiter ſelbſt in den dunkelſten Stunden des Erdenlebens.



Die Taube.

Ein „Lied an mein Taubenhaus“, zu jener Zeit entſtanden, in der ſich Viele unſäglich bemühten, alle Wirklichkeit in der Schwärmerei zu vergeſſen, ſchließt mit folgenden Verſen:

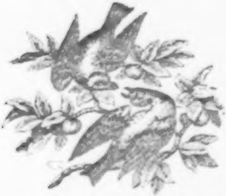
„Du kleiner Schlag voll Tauben,
Wie bin ich dir ſo hold!
Dich laſſ' ich mir nicht rauben
Um Silber und um Gold!
Hier unter deinem Dache
Wohnt Sanftmuth, Treu' und Ruh',
Im engbegrenzten Fache
Haſt allen Reichthum du!

Mein Taubenvölkchen niſte
Geſchützt im Glücke fort,
Verwehrt iſt dem Gelüſte
Des Marders Raub und Mord. —
Vom Prunk der Welt geſchieden,
Wär's Menſchenleben gleich
Dem eurigen hienieden
An Fried' und Freuden reich!“

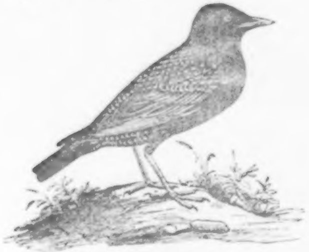
Das klingt äußerſt gemüthlich, ſchade nur, daß es ſchwerlich den Tauben beſſer als uns gelingt, einen tröſtenden Unterſchied darin aufzufinden, wenn ſie ſtatt roh vom Marder, gebraten von dem Beſitzer des Taubenſchlags verſpeiſt werden. Die That greift unzweifelhaft ſehr ſtörend in das wonnige Leben der Tauben, und die gute Schlußlehre der Reime wär beſſer, wenn die Vergleichung wegblieb, indem wir an dem Daſeyn der Tauben in Ausſicht des von der Willkür zu verfügenden bitteren Endes den ſüßen Anfang nicht gar hoch anſchlagen. „Für einen Augenblick, gelebt im Paradieſe“, das ganze Leben opfern zu wollen, iſt eben nur Aeußerung des Augenblicks, bei der man ſich darauf verläßt, daß von dampfſpurigen Worten und loſem Gewebe viel einkriecht. — Die Taube iſt und bleibt uns aber jedenfalls ein angenehmer Vogel, auch wenn wir ſie in der Freiheit betrachten, wo freilich nicht nur Fuchs, Marder, Katze und Habicht, ſondern auch die Jäger ihnen gefährlich ſind. Von den wilden Feldtauben an, und in allen, bereits über das Hundert hinaus gemehrten vielfarbigen, mit eigenthümlichen Namen ausgeſtatteten Verwandlungen hindurch, leben ſie in treuer Einpaarigkeit, und daß namentlich die Turteltaube zum Sinnbild der Zärtlichkeit, Reinheit und des ſchuldloſen Lebens wurde, bezeugen die Dichter ſeit Jahrhunderten. Unſere Sprache hat mehrere Liebkoſungs-Ausdrücke, die ſich auf die Tauben und ihre gerühmten Eigenſchaften beziehen. „Mein Täubchen!“ „Taubenherz“, „Taubenauge“ ſind Schmeichelworte für zärtliche, ſanftfühlende, frommblickende Frauen; die Verehrung des heiligen Geiſtes im Bilde der Taube, die abergläubige Annahme unſerer Vorfahren: die Seele eines unſchuldig Hingerichteten ſteige ſichtbar zum Himmel als Taube, ſind Zeichen von deren Schätzung, die ſich ſonſt auch darin kundgab, daß man Allerlei von Tauben als ſympathetiſche, geheimwirkende Mittel zur Liebesbezauberung benutzte, ſogar ihren Miſt, den jetzt beſonders nur noch Tabacksraucher werth zu halten haben, weil er die beſte Düngung für Tabacksfelder ſeyn ſoll. Daß die Taubenpoſt ehemals eine Verbindungshülfe der unglücklich Liebenden war und noch zuweilen für mannigfache Zwecke Verſuche damit gemacht werden, daß man ferner Taubenäpfel, Taubenſchnecken, Taubenmuſcheln, unter den Schmetterlingen den Taubenhals und Taubenſchwanz hat, mag noch erwähnt ſeyn. Endlich ſind auch die Sprüchwörter nicht zu vergeſſen, zum Beiſpiel: „Er ſchleicht davon wie die Katze vom Taubenſchlag“, was wir Jedem gönnen, den ſein Gewiſſen ſtraft, und über ein zweites Sprüchwort erklärt ſich der Stachelvers:

„Daß die Tauben gebraten flögen in's Maul,
Hätte mancher Faule ſchon gern gelitten;
Wer aber überaus bequem iſt und faul,
Flög' dem eine gebrat'ne Taube in's Maul:
Er würde ſich's grämlich doch verbitten,
Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten!“

Was nun die vielgeprieſene Zärtlichkeit der Tauben betrifft, ſo wollen wir ſie im Allgemeinen gewiß gelten laſſen, obgleich man doch zuweilen ein Haderchen gewahrt, was nun einmal nirgends gänzlich ausbleibt und auch wohl den Tauben zur Abwechſelung dient. Zu dieſer Bemerkung verleitet uns ein vorgefundenes



Bildchen mit der Unterſchrift: „Iſt's Geküß' oder Gebiß?“ welche Frage wir Jedem überlaſſen, der ſie beantworten mag, wobei die Lachtaube ihr Talent einmiſchen könnte.



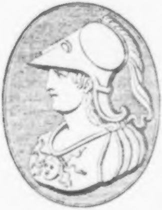
Der Staar.

Wir ſuchen gewiſſenhaft in unſerer dickbändigen Naturgeſchichte und leſen über dieſen, vom Ruf ausgezeichneten Vogel nur die wenigen Zeilen: „Er iſt entweder einfarbig ſchwarz oder mit weißen Fleckchen beſäet; man findet ihn in ganz Europa, niſtend in Baumſpalten. Vor ſeinem Abzuge im Herbſt verweilen viele Tauſende der Staare im Rohr. Jung auferzogen, werden ſie außerordentlich zahm, lernen ſchön ſingen und ſogar ſprechen.“ Das iſt doch eine gar zu kurze Abfertigung eines gefiederten Sängers und Sprechers, und man durfte wenigſtens noch melden: er niſtet auch unter Dächern, iſt nicht menſchenſcheu und ſchreit unaufhörlich, was ſeinen Beruf zur neuitalieniſchen Geſangsweiſe verrathen könnte. Doch ſcheint er dieſe zu verſchmähen, indem er meiſt ſich nur anleiten läßt zu einfachen Volksmelodieen, von denen manche ein Bischen Geſchrei dazwiſchen vertragen können. Das Sprechen wird ihm ſchwerer, was bekanntlich bei den beſoldeten Sängern und Sängerinnen der Menſchheit ſich ebenfalls bemerklich macht, obwohl dieſe nur ſelten zugeſtehen, daß gute Rede mindeſtens eben ſo ſchwierig iſt als der Geſang, und jene verſtanden werden muß, um ſie zu würdigen, während bei den Tönen die Befriedigung des Ohrenkitzels ſchon zum lauteſten und anſteckendſten Beifall verhilft. Wer dies nicht aus eigener Seele erkennt, dem läßt ſich der Staar nicht ſtechen, er lernt es nicht, Geiſtiges richtig anzuſchauen, weil er das Denken ſich gar zu gern einlullen läßt mit Tändelei, Tänzelei und Trillerei des Klingklangs. Wie geſagt, Solchen läßt ſich der Staar nicht ſtechen; dergleichen Blindheit iſt dauerhafter, als wenn die leiblichen Augen am ſchwarzen, grauen und meergrünen Staar, an des Sehvermögens dreifacher Krankheit litten. Was die Gelehrigkeit dieſes Vogels betrifft, ſo iſt von ihm nicht mehr zu verlangen als er nach dem Eintrichtern leiſtet im Nachſingen und Nachplappern; man ſollte ihn aber beſonders ſingen und ſagen laſſen:

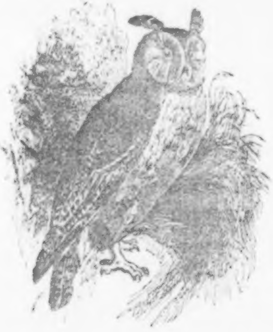
„Staarmätzchen ſpricht: Sey Staarmatz nicht!“

Die Ohreule.

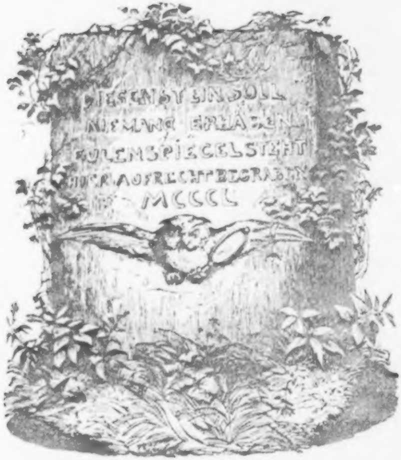
Die Mitglieder des Eulengeſchlechts, das mancherlei Abarten hat, werden Nachtvögel genannt, und Nachteule iſt Volksausdruck geworden. Vorzugsweiſe die Ohreule verſchläft den Tag und kann im Sonnenlicht nicht einmal ſehen; dennoch hat man zum Sinnbilde des Nachdenkens und des tiefen Erkennens die Eule benutzt, während wir ſie nur würden gelten laſſen als Gleichnißgeſchöpf des müßigen Grüblers: denn was nicht im Lichte geſchieht, führt in dichteres Dunkel. Zwar ſteht einer ſolchen Meinung über dieſe Bildlichkeit entgegen, daß ſchon die Griechen der Minerva, der Pallas Athene, der dem Menſchengeiſt wohlwollendſten Göttin, eine Eule zur Seite ſetzten, man deutete dies jedoch vielleicht irrig. Pallas Athene iſt freilich Kriegsgöttin, aber mit hellem Blick, mit Bedacht und Vorſicht, und dem Frieden zeigt ſie ſich geneigter als dem Kampf. In dem Streit mit Neptun um den Namen der erbauten Hauptſtadt entſchied Jupiter, ſie ſolle nach Dem genannt werden, der den Menſchen das nützlichſte Geſchenk machen würde; Neptun ſchlug ſeinen Dreizack in die Erde und das kriegeriſche Roß ſprang hervor mit gluthſprühenden Nüſtern; Minerva warf ihren Speer, wo er einbohrte, da entſproß der Oelbaum, das Zeichen des Friedens, und wegen der freundlichen Pallas Athene heilſameren Gabe heißt die Stadt nach allen Verwandlungen noch heut Athen. Jene Göttin wurde alſo verehrt als ſcharfſinnige Wehr gegen die Feinde und als Beſchützerin der Künſte des Friedens und der Gewerbsthätigkeit in der Heimath; ſie war zugleich Sinnbild der Geſundheit,



die am dauerndſten iſt bei ſtets nützlicher Arbeit. Wenn wir nun noch dazu wahrnehmen, daß andererſeits der Hahn, das Zeichen der Wachſamkeit, ihr zu Füßen ſaß, liegt nahe und iſt erlaubt die Deutung: es ſey eben zu wachen gegen das Eindringen der Verdunkelung und müßigen Grübelei. — Bei unſerm Volke hat offenbar die Eule keine Gedanken-Verbindung mit klarem Erkennen,



denn ſie wurde der Vogel des Grauens und des Geſpenſtiſchen; der Aberglaube hält ſein Geſchrei für todverkündend, weil er, gegen das ihm widrige Licht fliegend, oft auch an erleuchteten Fenſtern der Krankenzimmer herumflattert und ſeinen gräßlich kreiſchenden, ſich ſchauerlich verwandelnden Tönen entſtammt die Sage vom wilden Jäger und ſeiner Jagd. Auch nicht der äußeren Berührigkeit können mehrere Arten der Eulen als Beiſpiel dienen, denn ſie ſind ſo faul, daß ſie ſich nicht einmal ihr Neſt bauen, ſondern es den Raben oder andern Raubvögeln entwenden, indem ſie ſich in das fremde Beſitzthum einſchleichen. Ein liebenswürdiger Vogel iſt demnach die Eule nicht, und daher kommt es wohl auch, daß man ſie im Allgemeinen für häßlich hält, obwohl man von mancher, zum Beiſpiel vom Schleierkauz, ſagen darf: ſie iſt ſchön, und bei andern Gattungen ſich ſagen läßt: als Eulen ſind ſie ſchön genug, etwa wie ein Tröſtender zu einem Buckligen äußerte: „Als ſolcher ſind Sie ſehr gut gewachſen!“ Der beſte Nutzen, den Eulen leiſten, iſt angeblich der bei Krähenhütten, wo ſie die ihnen aus Nahrungsneid feindlichen und von den Menſchen befeindeten Vögel heranlocken und den Jägern bequem in die Schußnähe bringen. Dadurch entſtand das Sprüchwort: „Er iſt die Eule unter den Krähen“, er iſt wie verrathen und verkauft, preisgegeben der Verſpottung und Verfolgung. Ein zweites Sprüchwort: „Die Eule lobt den Tag nicht“, beſtätigt unſre Anſicht über das Sinnbildliche der Eule; ein drittes: „Er trägt Eulen nach Athen“, bezeichnet die überflüſſige Beſchäftigung, da der Minerva-Vogel ja ſchon dort war, und ein viertes: „Es muß auch ſolche Käuze geben!“ nimmt unter dieſem Beinamen der Eulen alle Sonderlings-Thoren in Schutz. Was man bei uns nach der Eule benannte, führt aber doch ſtets einen Begriff des Unangenehmen mit ſich, ſo auch ein häßlicher Schmetterling, der nur im Dunkeln fliegt. Selbſt bei den Ohren der Eulen, die aus Federn beſtehen, können uns feile Schriftſteller einfallen, welche gleichſam hinter jedem Ohre eine Feder haben, hier- und dorthin hören, je nach ihrem Vortheil verſchiedenen Parteien dienend. Für ſolche Schelme dürfte allenfalls die nachtliebende Ohreule ein treffendes Sinnbild ſeyn, und nach der Linne'ſchen Eintheilung der Eulen in ungehörnte und gehörnte wären Letzteren jene Schriftſteller erwähnter Unart beizuzählen in ihrer unterthänigen Dienſtthuerei, die oft ſehr ſtößig iſt gegen alle Vernunft. Weshalb es ſolche Käuze geben muß, begreift ſich ſchwer, wir aber verlaſſen jetzt ſämmtliche Verdunkelungsgeſchöpfe, indem uns die Eule den drolligſten Spaßvogel in's Gedächtniß bringt. Bei dem Gedanken an Eulenſpiegel ſpricht uns heitere Laune an ſchon durch den wunderlichen Gegenſatz, daß die Göttin der Weisheit und der Inhaber luſtiger Thorheit beiderſeitig die Eule als Kennzeichen haben. Wir wiſſen, daß ſie ſogar, mit dem Spiegel vereint, auf dem Grabe des poſſenhaften Landſtreichers zu ſchauen iſt, und die Auslegung könnte


DIESEN STEIN SOLL
NIEMAND ERHABEN
EULENSPIEGEL STEHT
HIER AUFRECHT BEGRABEN
MCCCL

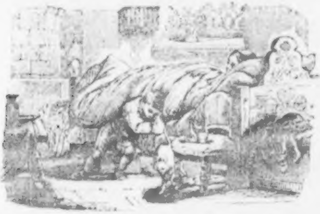
ſeyn: **Eulenſpiegel wollte dem Verdüſtern und Vergrübeln** einen Spiegel vorhalten, der uns zur Anſchauung bringt: beſſer und heiterer Sinn halte uns aufrecht im Leben. Dies lehrt er uns folgerichtig noch darüber hinaus und bis in's Weiteſte, indem „ſein Sarg alſo in's Grab ſchoß, daß Eulenſpiegel aufrecht zu ſtehen kam", wie noch heut die Grabſchrift meldet. Hat uns nun die Eule an jenen Schalk erinnert, ſey hier geſchloſſen mit der alten wortſpieligen und doch ernſten Mahnung:

„Ob euch ein loſer Schelm den Rath gegeben, —
Das „aufrecht" faſſet ja recht auf für's Leben,
Um ſtets auf Recht zu gründen euer Streben;
Auf Recht ſich ſtützen, aufrecht dann ſich halten,
Muß Uebel all zu Gutem noch geſtalten!" — r.

Märchen vom ſteinalten Mütterlein.

Es war recht ſonnenwarm auf der Erde geworden. Es war eben heute Johannistag, und weiche ſchmeichelnde Lüfte wallten würzig über die duftende Flur. Am äußerſten Ende des Dorfes ſtand ein einſtöckiges Häuslein an einem kryſtallklaren Bache, in welchem wie ſilberne Weberſchiffchen purpurpunktirte Ellritzen hin und her fuhren. Saftiger Epheu wucherte an dem Häuschen empor zwiſchen lieblich blühenden Jasmin- und Geisblattſtauden, und die Sonne drang goldengrün durch die bleigefaßten runden Scheiben der zwei Fenſterchen. Ein Goldhähnchen wiegte ſich ſingend auf dem Geranke, und ein Rothkehlchen hüpfte luſtig hin und her und ſäuſelte ſeine melancholiſche Weiſe.

Eine kranke Frau lag in dem Stübchen auf einem blüthenweiß überzogenen Bette, weiße Roſen, braune Nelken und Rosmarinſtengel in einem Glaſe ſtanden auf dem Fenſtergeſims neben ihr. Die letzten Laute der Glocken verhallten feierlich, und die Frau hatte das Geſangbuch weggelegt und war zurückgeſunken: Thränen ſtanden in ihren Augen. Ach, da draußen gingen die Leute voll Sommerfreude in das Gotteshaus, und Siechthum bannte ſie an das Lager! — Auf einem Schemel an dem Bette ſaß ein Knäblein und hüllte weinend ſein Geſicht in den Pfühl. Es war recht ſtill in dem Stübchen, ſelbſt das Kätzchen ſpielte ohne Schnurren und nur ein weißer Schmetterling, der ſich verirrt hatte, flatterte ängſtlich an dem Fenſter umher.

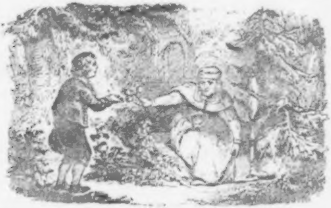


„Ach, mein Fried", ſeufzte die bleiche Frau, „ich glaube, Du verlierſt bald Deine Mutter! Was ſoll aus Dir Armen werden?" — „Nein, Mütterchen", erwiederte ſchluchzend der Knabe und hob ſein vom Weinen geröthetes und benetztes Geſichtchen: „nein, denn der liebe Gott ruft Dich gewiß noch nicht, Du bleibſt noch lange bei mir." — „O mein Kind", liſpelte ſchwach die Mutter, „ich fühle es, wie es da drinnen nagt und brennt, das iſt der Tod." — „Mütterchen", ſagte der Knabe, „ſoll ich in die Stadt zum Apotheker gehn und Dir eine Kühlung holen? Ich bin ſchnell wieder zurück." — „Ich weiß nicht", entgegnete ſie mit ſchmerzvollem Lächeln, „mich befängt ein eignes Gelüſte nach Erdbeeren, jetzt müſſen ſie in ihrer würzigen Röthe draußen im Walde ſtehn; willſt Du mir wohl einige ſuchen?" — „Ob ich will, lieb Mütterchen! Sogleich gehe ich fort und bringe Dir recht viele und gute!" ſagte munter der Knabe. — „Aber verirre Dich nicht zu weit in den Wald und komm' bald wieder, daß ich mich nicht um Dich ängſtige und härme!" rief ſie mit dem Aufwand all ihrer Kräfte dem Forteilenden nach.

Bald hatte Fried den Wald erreicht und drang nun links und rechts ſpähend in denſelben ein. Die Sonne brach mühſam durch die dunkeln Zweige der Tannen und Kiefern, kein Lüftchen wehte, es athmete ringsum ein ſchwüler harziger Duft; hier waltete ſtille Waldeinſamkeit. Nirgends erblickte der Knabe ein Beerlein, und wußte doch, daß der Wald daran reich war. Immer ängſtlicher ſuchend eilte er vorwärts: ihn trieb die Sorge um ſein Mütterlein daheim; aber nicht einmal das Blatt einer Erdbeerpflanze zeigte ſich. Da wußte der Knabe zuletzt gar nicht, wo er ſich befand, wie er aus dem Walde den Heimweg wieder finden ſollte. Bald rief ihm eine Droſſel aus dem Gebüſch zu: Geh' da hin! Bald ſchmetterte der Fink von dem Gipfel der Kiefer: Blick' dort hin! Der Häher ſtrich über ſeinem Haupte vorüber und ſpottete: So ſuch' doch! Eine Hirſchkuh ſteckte ihren Kopf aus dem Dickicht und blökte: Was willſt du? — Der arme Knabe wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf ſtand. Endlich raffte er ſich zuſammen und ging, wo ihm die gefallenen Nadeln etwas niedergetreten ſchienen, vorwärts. Verwundert ſtand er plötzlich da. Vor ihm lag mitten im Walde eine grüne Matte, mit vielfarbigen Blumen beſäet, ſo hell vom Sonnenlicht, wie er noch niemals geſehen; es war, als wenn Alles hier vom funkelndſten Golde glänze. Amſeln tanzten poſſierlich auf dem Grün und begrüßten den Kleinen mit ihrem vollſten Frühlings-Flötenſchlage; Hänflinge ſaßen auf einer von Baumreiſern geflochtenen Hütte und ſangen ſo melodiſch wie Harfe und Geigen. Als er ſorglich weiter ging, um kein Blümlein zu treten, ſah er vor der Tannenhütte ein ſteinaltes Mütterlein, neben einer ſpringenden Quelle, den feinſten Seidenflachs auf einer goldenen Spindel drehen, welche ſich raſch gleich einem Kreiſel wand. Der Knabe fürchtete ſich nicht vor dem Anblick, obgleich Alles ringsum ſo ſeltſam war; von ſeinem Herzen thaute Kummer und Gram, eine beſeligende Kühlung zog in daſſelbe ein. Und, o Wonne, neben der Hütte ſchimmerte ein Beet voll der rotheſten Erdbeeren, ſo groß wie Tauben-Eier.

Fried trat näher und grüßte: „Guten Tag, Mütterchen!“ — Das ſteinalte Mütterlein erhob ſein mit ſchneeweißen Locken umwalltes runzeliges Geſicht und fragte mit ganz feiner Stimme: „Was ſuchſt Du hier, Knabe, in meinem Gebiet? Habe ſeit hundert Jahren kein Menſchenkind geſehen.“ Sie ſchaute ihn dabei an mit Augen, die funkelten wie helle Sterne; die Zähne glänzten wie die ſchönſten Perlen in ihrem Munde.

Fried erzählte von ſeinem Mütterchen und den Erdbeeren. Die Alte betrachtete ihn lange aufmerkſam und ſagte dann: „Da draußen außerhalb des Waldes giebt’s Kummer und Krankheit und Elend, und die Menſchen leben fort, als gäbe es keinen Gott. Du biſt ein frommer Knabe, und Deiner Mutter, die Dich und ſich mit Spinnen nährt, ſoll geholfen werden.“ Sie trippelte hierauf zu dem Beet, pflückte drei Stengel, an welchen je eine Erdbeere hing, reichte ſie dem Knaben und ſagte: „Nimm und bringe ſie Deiner Mutter; die Beeren werden ihr wohl bekommen!“



Fried langte wie nach einem Heiligthum nach den lieben Beeren, dankte recht innig für die Gabe und wandte ſich zum Gehen, als das ſteinalte Mütterlein rief: „Verweile noch einen Augenblick. Hinter Deinem Häuschen liegt ein kleiner Garten, darin ſteht ein junger Baum mit den ſchönſten gelben Pflaumen. Willſt Du mir morgen früh drei der Früchte bringen?“ — „O noch mehr als dieſe“, verſicherte der Knabe, „und gewißlich die ſüßeſten!“ — „So vergiß es nicht“, mahnte die Alte, „und dorthin in grader Richtung kommſt Du aus dem Walde. Folge nur dieſem Wegweiſer!“ — Alſobald rief ſie eine Amſel herbei und dieſe flatterte immer vor dem Knaben einher, von Zweig zu Zweig, und harrte auf ihn und ſang wunderanmuthig, wenn er nicht nachkommen konnte. — Im Freien angelangt, war es ihm, als rief der Vogel: Lebewohl, lebewohl! ihm nach, und bald hatte er das Häuschen erreicht.

Im Stübchen ſchlief das Mütterchen. Der Abendſonnenſchein fiel durch die weißen Blüthen auf das bleiche abgezehrte Geſicht der Kranken; er wagte nicht, ſie zu wecken. Als ſie erwacht, gab er ihr die Beeren, und kaum hatte ſie dieſelben genoſſen, ſo ward klarer ihr Auge, ihre heiße Bruſt fühlte und erweiterte ſich, eine liebliche Röthe, ähnlich der der Beeren, flog auf ihre Wangen und auf ihren Mund.

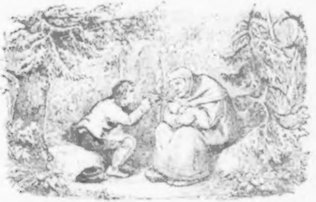
„Nicht wahr, Mütterchen", ſagte der Knabe freudig, „recht gelabt und geſtärkt hat Dich die Frucht, welche mir das uralte Mütterlein gegeben?" und nun erzählte er, was ihm im Walde begegnet. Aber an die verlangten und verſprochenen Pflaumen dachte er in ſeiner Herzensfreude mit keiner Sylbe mehr. — Fried war ein herzensguter und frommer Sohn, hatte aber einen großen Fehler: er war ſehr vergeſſen, beſonders in Dingen, die er für geringfügig, für gar nicht wichtig hielt. So ſprach er ſeiner Mutter nichts von den Pflaumen, ſo hatte er am andern Morgen ſie, wenn auch nicht das ſeltſame Mütterlein, vergeſſen.

Fried's Mütterchen war zu neuer Geſundheit erſtanden und konnte wieder wohlgemuth ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung, dem Flachsſpinnen, obliegen. Es war Spätſommer. Die gelben Aehren der Felder ſanken unter den Sicheln der Schnitter, die Bienen ſogen aus den letzten Blüthen lauteren Honigſeim und trugen ihn in ihre goldnen Zellen: es waltete in der Natur ein reges Leben des Erndtens. Die Heidelbeeren im Walde hatten ſich zur Reife gedunkelt, wie Preißelbeeren *) zur Zeitigung geröthet. — Fried war in den Wald gegangen, um ſeinem Mütterlein und ſich der Beeren zu pflücken. Er fand deren, aber wenig, und ſo ging er immer tiefer und tiefer in den Wald hinein. Wohl wiegte ſich die Droſſel wieder auf dem ſchwanken Reiſe, wohl ſaß der Finke in dem Baumgipfel, wohl flog der Häher über ihn hinweg, wohl ſchaute die Hirſchkuh aus dem Gebüſch — aber alle waren ſtill, und es dauchte dem Knaben, daß ſie unwillig über ihn ſeyen, und ihm ward unheimlich zu Muthe. Er machte ſich ſchnell wieder auf den Heimweg, und wie er, von innerer Angſt gejagt, ſo forteilte, ſtand er zu ſeinem nicht geringen Schreck vor der Hütte des ſteinalten Mütterleins. Dieſes drehte vor derſelben wieder die Spindel mit dem feinen Seidenflachs, aber ein matter Sonnenſchein lag auf dem Waſen. Die Blumen waren Leichen, das helle grüne Gras war erblaßt, und das Mütterlein ſelbſt, ach, dieſes ließ ſich kaum mehr erkennen, ſo urſteinalt war es geworden, ſo ſehr, ſo ſehr war es zuſammengeſchrumpft. Aber immer noch leuchteten ihre Augen wie zwei helle Sternlein, immer noch glänzten aus ihrem Munde die Perlenzähne. — Beſtürzt ſtand der Knabe vor dem urſteinalten Mütterlein: das Gewiſſen pochte mächtig an ſein Herz wegen ſeines Vergeſſens.

---

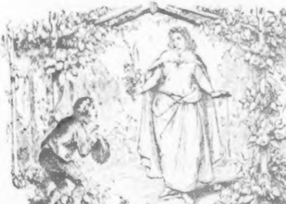
*) Rothbeerlein, Hölzerle

„Du biſt wieder da!“ murmelte ſie ihn an. „Haſt gut Gutes mit Gutem vergolten, Knabe; doch ſo ſind ja alle Menſchenkinder! Auch Dein Angeſicht hat mich betrogen.“ — Da faßte ſich Fried ein Herz, ſeine Zähren ſtrömten über, und er bat in einem ſo rührend flehenden Tone um Verzeihung, und verſicherte ſo heilig und theuer, daß er nicht mit Willen die gelben Pflaumen vergeſſen habe, daß das Mütterlein ihn endlich anblickte und ſagte: „Ich will es Dir nicht gedenken, was Du mir gethan haſt. Siehe, die Pflaumen, von dankbarer Hand gereicht, hätten mich auf hundert Jahre wieder verjüngt, und was bin ich nun geworden! Doch Alles iſt noch nicht verloren. Hier haſt Du drei Heidelbeer-Zweige, an jedem Zweige eine Frucht. Hüte ſie wohl! Sie werden, in der Truhe Deiner Mutter aufbewahrt, Reichthum, großen Reichthum in Eure Hütte bringen. Aber in Eurem Baumgärtchen ſteht ein Birnbaum und am äußerſten Wipfel hangen drei gelbe und rothe Birnen, bringe mir dieſe morgen früh.“ — Die Hand auf dem Herzen verſprach es der Knabe, und ein Zeiſig, dem das Mütterlein einen Wink gegeben, leitete ihn mit ſeinem kauderwelſchen Geſang aus dem Walde.



Am Häuschen angekommen, fand er die Thür verſchloſſen. Die Mutter mußte zu einer Nachbarin gegangen ſeyn. Er legte die Heidelbeeren auf die Erde und bemühte ſich, den innen vorgeſchobenen Holzriegel zurück zu ſchieben. Während er damit beſchäftigt war, kam eine Henne herbei und pickte gierig die drei Beeren auf. Als er die Hausthüre geöffnet hatte und die Zweige nehmen wollte, waren die Früchte nicht mehr daran. Wie er erſchrak, daß nun die Ausſicht auf Reichthum und ein ſorgenfreies Leben für das Mütterchen für immer geſchwunden war! — Doch diesmal gedachte er lebhaft des gegebenen Verſprechens und eilte in das Baumgärtlein, die drei Birnen zu pflücken vom äußerſten Wipfel. O neuer Jammer! Der Baum, welcher am Morgen noch mit den ſchönſten Früchten geprangt hatte, ſtand, ihrer beraubt, trauernd da. Fried ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und ſtöhnte: „O weh mir! Was ſoll das urſteinalte Mütterlein von mir denken?“ Weinend ſetzte er ſich unter den Baum, bis ſein Mütterchen kam und ihn fragte, was ihm ſey. „Ach, Mütterchen, wohin ſind die Birnen da oben gekommen?“ ſchluchzte er. — „Eine Hökerin der Stadt gab mir ein gut Stück Geld dafür; Du weißt, daß wir Manches zu bezahlen haben, und wirſt doch nicht um die Schleckerei greinen!“ — „Das nicht, Mütterchen, aber —.“ — Er unterbrach ſeine Antwort und eilte zur nicht geringen Verwunderung ſeiner Mutter fort, dem Walde zu. Ohne Raſt und Ruhe drang er in demſelben vorwärts, immer weiter und weiter, und die Vögel ſangen ein munteres Lied und rieſen: Gut ſo, gut ſo! Und die Hirſchkuh ſteckte ihren klugen Kopf durch das Gebüſch und nickte freudig blickend. Dem Knaben ward ſo hell in der Seele, ſo warm und froh und weit in der Bruſt, wie er ſein Lebtage nicht empfunden hatte.

Als er den wohlbekannten Wiesplatz erreicht hatte, blühten die Blumen wieder in ihrer ſchönſten Pracht, das ſchimmerndſte Sonnengold breitete ſich über denſelben, die Vögel ſtimmten ein namenlos entzückendes Wonnelied an. Aber wie? Die Tannenhütte war verſchwunden und ſtatt ihrer erhob ſich eine Roſenlaube, welche den ſüßeſten Wohlgeruch aushauchte; kein urſteinaltes Mütterlein ſaß vor derſelben, aber eine wunderſchöne Jungfrau mit goldenen Locken und lieblichem Körper in himmelblauem Kleide ließ die goldene Spindel unter die Blumen rollen. — Dem zaudernden Knaben nickte ſie holdſelig zu, winkte ihn herbei und ſprach mit unausſprechlichem Wohllaut: „Komme herbei, Knabe, und ſcheue Dich nicht. Nicht Deine Birnen, welche Du mir nicht bringen kannſt, hatten mich verjüngt, ſondern Dein Dank aus treuem Herzen vollbrachte dies Wunder. O wüßten die Menſchen-

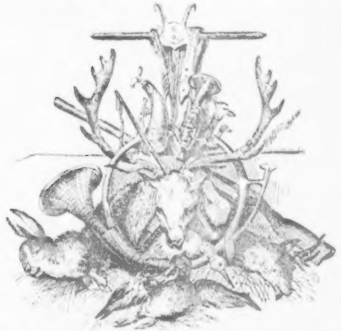


kinder ſo recht innig, wie ein altes Herz am warmen Danke ſich verjüngt! Und ſo hat auch Dein treuer guter Wille mich ſchon umgeſchaffen. Gräme Dich nicht, daß Dir die drei Heidelbeeren verloren ſind. Wer weiß, ob mit Reichthum wahrhaft Segen in Euer Häuschen gekommen wäre. Nimm dieſe Aehre, dieſe Lilie und dies Vergißmeinnicht. Die Aehre bringt Euch Arbeit und Glück, die Lilie bewahrt Euch ein reines Herz, das Vergißmeinnicht erinnert Euch an von Gott täglich empfangene Wohlthaten, an allgemeine Menſchenliebe, und an das, was erſt recht den Menſchen froh macht, an Wohlthun."

Der Knabe hatte die erſt wahrhaftes Heil bringenden Gaben empfangen und wollte aus gerührtem Herzen ſeinen Dank ausſprechen, als — Jungfrau und Hütte verſchwunden waren. Die Blumen blühten aber herrlich, die untergehende Sonne röthete brennend die Wipfel der Tannen, die Vögel des Waldes brachten dem allgütigen Schöpfer ihren Abendſegen. — Auf dem Heimwege kam es Fried vor, als blühe ein Frühlingsgarten in ſeiner Bruſt.

Koburg. Friedrich Mihm.

Sanct Hubertus.



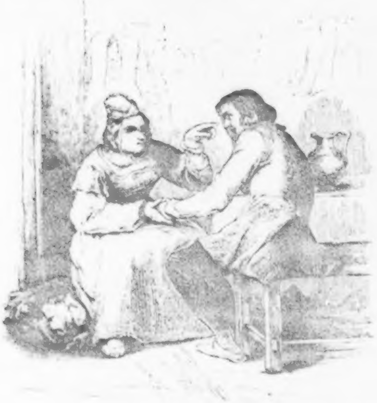
Als der Jäger Schutzmeiſter wird oft Sanct Hubertus genannt. Deſſen Namenstag iſt jedes eifrigen Waidmanns ehrwürdiger Anlaß, mit den Seinen ein Fläſchchen zu leeren, was mehr als eins bedeutet, wenn nicht etwa der leere Keller nichts von vollen Flaſchen erſpähen läßt, wie dies bei gar Vielen, unter Anderen auch bei Jägern ſich ereignen kann. Weshalb eben dieſer Sanct Hubertus ſo werth iſt, wiſſen manche Zeitungsleſer nicht, wenn ſie alljährig Berichte vor ſich haben über Hubertus-Feſte, und wir ſelbſt erkundigten uns bei alten Chroniken, um darüber das Folgende melden zu können:

„Im Ardenner-Walde, wo er am rauheſten, auf hoher Felſenburg, die faſt überall von jähen Abgründen begrenzt und nur von einer Seite ſteilen Pfades zugänglich war, hauste gegen Ende des ſiebenten Jahrhunderts Ritter Hubertus, ringsum als ein Jäger ſondergleichen gerühmt. Mit Recht auch, denn Bär, Wolf und Eber konnten nicht ſo grimmig ſeyn wie er, dem keines dieſes unbändigen Gewilds zu widerſtehen vermochte. Seiner Kraft und Bethulichkeit wurden alle Jagdgefährde zum luſtigen Spiel, und wenn er heimkehrte, unter jubelndem Halloh der Waidgeſellen gewaltige Beute mit ſich führend, dann lärmte die Luſt noch ärger bei den Zechgelagen, wo Jeglicher das tiefe Becherhorn vielmals oft mit einem Zuge in ſich hinein goß, Hubertus aber auch darin nicht übertroffen werden konnte. Er ſchaute lachend hin, wenn Einer nach dem Andern niedertaumelte und er voraus ſeine Freude daran hatte, nächſten Tages die Trunkenen höhnen zu wollen. Des Hubertus gar gottesfürchtige Hausfrau Ueda fand kein Gefallen an dem wüſten Leben, ihre Macht über den Eheherrn reichte aber nicht aus, ihn davon abzulenken. So blieb ſie ſtill und ſorglich bei den Kindern und immer fern von den Gelagen, es ſey denn, daß Hubertus ihr Hinzukommen befahl, wonach ſie der Hausfrau Pflicht mit ehrbarer Sitte übte, eben deswegen jedoch von den ausgelaſſenen Geſellen nur ungern geſehen wurde. Nun geſchah es am Charfreitage des Jahres 691, daß ſich der Troß verſammelte, wiederum Waidwerk zu treiben; da faßte ſich Ueda ein Herz, trat zu ihrem Gemahl und bat, an dieſem heiligen Feſte abzuſtehen von Jagd und üppigem Gelage. Sie bat ſo inniglich leidvoll, und Hubertus wurde in ſich bewegt, ihr nachzugeben. Wie er jedoch wahrnahm, man verſpotte ihn deshalb, verhärtete ſich ſein Gemüth, trotzig hieß er Ueda in ihr Gemach gehen, und fort ſtürmte er mit den Genoſſen in des Waldes Dickicht, konnte ſich indeß einer heißen Unruhe nicht entledigen. Das trieb ihn ungeſtümer weiter und weiter bei Verfolgung eines Edelhirſches, der endlich ſterbensmatt zuſammenbrach an einer Stätte, wo das heilige Kreuz errichtet war zum Gebet für die Vorüberziehenden. Kaum dahingeſunken, erhebt ſich aber, als ob aller Schwäche und Angſt entnommen, der Edelhirſch, ſchauet in ruhigem Verharren auf ſeine Verfolger, und dieſe ſtürzen zu Boden, wie von einer wunderſamen Erſcheinung überwältigt. Hubertus auch erblickte inmitten des ſchönen Geweihs das heilige Kreuz, von flammendem Strahl umfaßt, und es war, als ertöne in ihm und um ihn, jetzt im Zürnen des Sturmes, dann wieder in Milde des Wehklagens, der Ruf: „Ich erlöſte Dich, und Du verleugneſt mich!“ Verſchwunden war dann Alles plötzlich vor Hubertus Blick, denn der erſte Gewitterzug des Jahres ließ jedes Licht verſinken in Waldesnacht. Mit Entſetzen warf Hubertus ſein Jagdgeſchoß zur Erde, und von Schrecken verſtört und getrieben ſuchte er lange vergebens den Pfad zur Heimkehr. Auf ſeiner Burg endlich angelangt, rang er um Erlöſung im Gebet und war von Stund' an wie umgewandelt. Bald zog es ihn unwiderſtehlich zu der Stätte, wo ihm das Wunderſame begegnete; dort, wo ſein Jagdgeſchoß lag, baute er ſich ſelber die Einſiedler-Hütte, nachdem er Hab' und Gut der Loba und ihrem Sohn überantwortet hatte. Einſam in der Sühne mit ſich dem Erforſchen des Seelenheils lebend, verfloſſen ihm vier Jahre in Abgeſchiedenheit von den Menſchen, die weit und breit zu Verkündigern ſeines frommen Wandels wurden, alſo, daß man ihn im Namen Gottes berief, zu lehren und zu wirken. Das that auch Hubertus, bis er als Biſchof von Tongern in hohem Alter gläubiger Hoffnung voll am 3. November des Jahres 717 ſtarb im Rufe der Heiligkeit.“

Dies berichtet die uns aus der Vorzeit überkommene Chronik vom Hubertus, den die Waidmannſchaft ſich erkor zum Schutzmeiſter, deſſen Kraft und Jagdfertigkeit wir ſämmtlichen Jägersleuten wünſchen. Wie es mit der Frömmigkeit ſteht, mögen ſie bei ſich ſelbſt berathen, und ſollten ſie Sünden eräugen, kein verlornes Treiben machen, ſondern ſie aufſtöbern, ſchußrecht ſtellen, ſie gehörig treffen und dann neue Gänge ſuchen, beſſere als zuvor, das verſteht ſich von ſelbſt, und das iſt dann nicht nur hohe, es iſt die höchſte Jagd, nicht den Jägern allein zu empfehlen!

Fwg.

„Ein wunderlicher Mann.“



Mutter Regina, die fleißige und troſtreiche Hausfrau des zumal ſeit den beiden letzten Jahren ſich nur kärglich durchhelfenden Pachters Clemens Feehr, ſaß am Vorabend des Oſterfeſtes in dem Kämmerchen neben der Küche, wo Mancherlei zu ſcharwerken war. Da hörte ſie ſich rufen von ihrem Manne und antwortete: „Hier bin ich, Clemens!“ wonach er mürriſch eintrat. „Nun, bringſt Du etwa wieder Grillen mit?“ ſprach ſie, ihm in's Geſicht ſchauend; „freilich müßteſt Du's ganz eigen angefangen haben, ſich derlei auf dem Felde zu erwiſchen, denn wir haben ja heuer frühe Oſtern!“ Zugleich rückte ſie eine Bank näher, daß er ſich dicht neben ſie ſetzen könne. Er that es und ſtützte den ſorgenvollen Kopf mit dem Arm, indem er ſprach: „Wer doch Deinen Gleichmuth hätte! wenn man aber zwei Jahre Mißerndte gehabt und nun noch ſeinen einzigen Sohn ſo ſchwermüthig ſieht —.“ —

„Machſt Du Dir heut keine Sorgen, ſchaffſt Du Dir Freud' und Muth für morgen!" entgegnete Regina. „Und was gar unſern Dominik betrifft, wer weiß, ob in dieſen Tagen nicht für ihn beſonders ein Heiland auferſteht!" — „Du ſammelſt allerwege Ueberfluß von Vertrauen!" murmelte Clemens in ſich hinein. — „Wo Du's verlierſt, da ſuch' ich's; find' ich alſo viel, ſo haſt Du viel verloren. Nach dem Mißwachs zweier Jahre iſt ein reichlicher Zuwachs am wahrſcheinlichſten, und wenn ein vernünftiger, gottergebener Menſch, wie unſer Sohn, in ſich gekehrt iſt, fruchtet es in der Regel auch. Erinnere Dich, Du mochteſt auch nicht zum Glauben kommen, als Dominik, von unſres guten Paſtors Zeugniß unterſtützt, in das Seminar wollte, und nun haben wir doch den Segen: er iſt Schullehrer im Dorfe, Organiſt, Küſter und Glöckner, Alles in Allem bei unſerer Kirche!" — „Iſt's denn aber ein Glück, daß er jetzt zumeiſt einſam umher ſchleicht wie ein Nachtwandler und man nicht weiß, was ihm fehlt?" fiel Clemens ein. — „Gott und Dominik werden's wohl wiſſen, ich aber mein' es zu errathen!" äußerte ſchmunzelnd Regina, und da Clemens in ſie drang, kam ſie mehr noch in's Plaudern. „Der Dominik", ſagte ſie, „hat des alten Seminar-Profeſſors Claaſen Enkelkind zu viel vom Herzen aus betrachtet, da iſt des Mädels Bild feſt ſitzen geblieben, und ich hoff', es ſoll dem lieben Jüngferchen mit dem Dominik nicht anders ergangen ſeyn. Nun iſt der greiſe Herr in die Ruhe verſetzt, zog vor elf Monaten hieher in ein hübſches Eigenthum, und hat ſich da ſo in die Bücher vergraben, daß ſie ihm 'ne Mauer vor die Welt ziehen. Kann er 'mal drüber weg mit den Augen, wer weiß, was geſchieht, denn ſeine Agnes iſt ihm das Einzige und Wertheſte auf Erden." — „Um ſo weniger wird er einwilligen, daß ſie und Dominik ein Paar werden!" rief Clemens aus und Regina antwortete: „Um ſo weniger, ſagſt Du, um ſo eher, ſag' ich. Doch ſtill!"

Der kurze Ausruf galt einem Geräuſch, das ſich vernehmen ließ, und nach einigen Augenblicken des Schweigens zeigte ſich die Urſach: Dominik trat ein, ſeinen Eltern einen Abendgruß zu bringen und den Vater zu bitten, daß er ihm zu frühgrünenden Zweigen verhelfe, morgen damit die Kirche zu ſchmücken. Er hatte jenes Geſpräch willenlos mit angehört und deſſen Inhalt beengte ſeine Bruſt ſchwerer noch, als ſie es ſchon war. So vermochte er denn nicht lange auszuhalten zwiſchen den Mauern, es trieb ihn in's Freie, und in dem Birkenwäldchen, wohin er eilte, vertieften ſich ſeine Gedanken. „Was bedeutet das?" fragte er ſich. „Der alte Herr Claaſen hat ſich hier angekauft, und Agnes iſt nun ſtets in meiner Nähe, was entſetzlicher iſt für mich, da er mir verbot, mit ihr zuſammen zu treffen, mit ihr zu ſprechen. Ach, nur in der Kirche hab' ich ſie geſehen und durfte ihr nicht nahen!"

Er verſank in Nachdenken, das endlich von dem inneren Sturm durchbrochen wurde, bis er wehmuthsvoll die Hände faltete und den Blick aufwärts erhob zu dem von Sternen funkelnden Himmel. So ſtand er mehrere Minuten, dann milderten Thränen den Schmerz des Hoffnungsloſen und er ſprach mit Koſegarten's Worten, und wie zu den Sternen betend, leiſe vor ſich hin:

„Sieh, wie die Leyer ſchimmert,
Wie dort der Adler glüht;
Sieh, wie die Krone flimmert,
Und Gemma Funken ſprüht!
Die hellen Wächter winken,
Die gold'nen Wagen blinken,
Und ſtolz durchſchwimmt der Schwan
Den blauen Ocean.
O Sterne Gottes, Zeugen
Und Boten beſſ'rer Welt,
O heißt den Aufruhr ſchweigen,
Der Herz und Bruſt mir ſchwellt!"

Er wandte ſich dann, heim zu gehen, und erſchreckt bemerkte er nun, daß der Seminar-Profeſſor dicht neben ihm ſtand, vorgebeugt ſich mit ſeinem langen Stocke ſtützend. Mild ſagte er zu dem friedloſen Dominik: „Sie ſtudiren in ſehr düſterer Weiſe Aſtronomie, und doch iſt's die erhellendſte Wiſſenſchaft. Ich las auch in den Sternen und las mir eine heitere Botſchaft in's Herz; folgen Sie meinem Beiſpiel, Herr Cantor! Gute Nacht!" — „Gute Nacht!" ſagte kaum vernehmbar und ſtockend auch Dominik und blieb noch eine Weile wie angewurzelt ſtehen, Jenem ſtarr nachblickend. Zögernd ſuchte er endlich den Rückweg in ſtetem Selbſtgeſpräch; denn was er von den Eltern, was er von Claaſen gehört, es war wohl eigentlich nichts Bedeutendes, er aber legte Räthſel hinein und holte Räthſel heraus.

Der Seminar-Profeſſor Claaſen hieß ein wunderlicher Mann bei ſeinen Bekannten, und da er um dieſe ſich äußerſt wenig bekümmerte, hatten ſie nach ihrer Weiſe recht. Im Amt war er eifrig bei Dem, was ihm oblag, und hätte er als Gelehrter gern dies und jenes Andere gethan, er unterließ es, weil eben die Pflichten ihm alle Zeit ausfüllten. Nun er, nah an ſiebzig Jahr alt, in den Ruhſtand verſetzt worden, hielt er es wieder für Pflicht, als Gelehrter das noch auszuführen, was er früher nicht ausführen konnte, und ſo hatte ſich im Weſen und Thätigkeitstrieb bei ihm nichts verändert. An jedem Morgen fragte er ſich: was iſt heut nebenher zu beſorgen? — das brachte er kurz in Ordnung, ohne ſich jemals auf weitläufige Verhandlungen einzulaſſen, und dann ſchloß er ſich ab vom Weltverkehr, arbeitend hinter dem Wall ſeiner Bibliothek. Weil aber in der Stadt manche mühevoll dem Müßiggang fröhnende Leute meinten: der nicht mehr beamtete Claaſen müſſe für ſie Zeit übrig haben, er alſo oft von Beſuchen geplagt wurde, überlegte er eines Tages Zuſtände und Verhältniß, nahm plötzlich an erſparter Baarſchaft zuſammen, was er davon beſaß, kaufte einen nicht prächtigen, jedoch angenehmen Landſitz bei dem Dorfe, wo ſein ehemaliger Schüler Dominik anſäſſig war, und zog dorthin mit ſeinem Enkelkinde nebſt einer betagten Haushälterin. Hier ging's nun wie überall, es hieß gar bald von ihm: „Ein wunderlicher Mann!“ — und in dem Birkenwäldchen, wo wir ihn, der nur Abends ſeine Füße weitum bewegte, trafen, hatten wir ein, wenn auch freilich nur geringes Beiſpiel dazu, daß jener Ausruf kein unpaſſender war. Begreiflich iſt's alſo, daß ſelbſt Dominik, ſeitdem Claaſen auf dem Lande wohnte, was nun nächſtens jährig wurde, zuweilen äußern mußte: „Ein guter, aber auch ein wunderlicher Mann!“ —

Am Frühmorgen des erſten Oſtertages ſchritt unſer Dominik zur Kirche und der Fülle ſeines Innern geſellte ſich noch andächtig feſtliche Beklommenheit. Er athmete hörbar auf, ſchaute ſich um in raſcher Bewegung und ſagte zu ſich ſelber: „Die Sonne ſteigt duftig herauf, es wird ein mildlichter Tag, ſo ganz geeignet zum Feſt des auferſtandenen Heilands, mir das inhaltvollſte des Jahres. Noch bezeugt Alles im Dorf Sonntagsruhe, ich aber freue mich darauf, ein feierlich Leben zu wecken, wenn nun Glockenſtimmen gleichſam rufen werden: Auf aus ird'ſchen Schlafes Banden, Geiſt, wach' auf, Chriſt iſt erſtanden! — Da bin ich ſchon an der Kirchhofesthür; wie manchmal habe ich ſchon hier aufgeſchloſſen, noch immer weht mich aber Schauer an und ich trete leiſe auf, als fürchtete ich die Todten zu erwecken, deren Staub ſich hier dem Vergänglichen, deren Seele ſich dort dem Ewigen eint. — Da ſchlägt die Uhr ſchon die ſechſte Stunde — wie ſchaurig tönt's durch dieſe Grabesſtille! Nun, ſchließ' dich auf, du alte Kirchenpforte, laſſ' mich ein! Kühl iſt's und geiſterlich hier und ſeltſam rauſcht von der Thür aus die Zugluft in den Todtenkränzen! An der Zeit iſt's zum erſten Glockenruf, ich will die Seile zieh'n, es wird mich erwärmen, und horch! — da wogen die ehernen Töne weckend und mahnend, als riefen ſie hinab: Wacht auf zum Tageslauf, wacht auf, Chriſt ſteigt herauf! — Wie das ſo herztreffend klang! — Nun ſchau' dich um im Gotteshauſe, ob geſtern nicht etwas vergeſſen worden! Ei, wie durch die geſäuberten Scheiben das Morgenlicht ſo freundlich eindringt, das ehrwürdige Alter der Kirche recht in's Klare bringt! Ich meine, man betet am liebſten, wo Väter und Urväter gebetet haben; Gott ſey uns näher da, wo er ſchon lange unmittelbar heimiſch geweſen; mir wenigſtens geſchieht ſo. — Jetzt die Zweige um das Muttergottesbild, mit jungem Grün die ſchon welken Palmenreiſer vom vorigen Sonntag zu decken; auch friſche Roſenzweige kann ich einranken, ich pflegte ſie den Winter hindurch. — Hier, hier in der Nähe ſitzen des Dorfes blühende Mädchen; gewiß wird auch Agnes wieder da ſeyn, mir eine Erſcheinung, reich an Seligkeit wie an Qual. Auf dieſem Brettchen wird das ſtille Kind mit den frommen Augen, hier wird die edle Geſtalt knieen, die

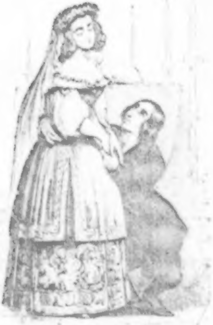
Hände gefaltet: — ich hab' einen Veilchenſtrauß mitgebracht, leg' ihn an dieſe Stelle: Blumen ihr zu ſtreuen, ſündigt ja nicht gegen mein Verſprechen! — Fort nun, das Oſterlied auf die Tafel zu ſchreiben: „Früh Morgens, da die Sonn' aufgeht, mein Heiland, Chriſtus, aufersteht" — o mein Heiland, ſey auch mir gnädig und küſſe mich mit Kraft und Troſt!"

Die Stimme zitterte dem armen Dominik, er ſchwieg, zerdrückte eine Thräne im Auge, preßte die wie zum Gebet geſchloſſenen Hände auf die Bruſt, und ſang endlich leiſe: „O Herr, getrennt auch ſind ja Eins der Heißgeliebten Herz und mein's!" Dann ſich ermannend rief er, wie ſich zurechtweiſend, aus: „Auf die Kanzel muß ich, lege dort die heilige Schrift auf die Erhöhung und öffne ſie gleich bei den Texteswörten: es iſt die herrliche Geſchichte, die uns des hohen Meiſters Lieblings-Jünger erzählt vom Oſtermorgen. Nun breit' ich noch den Teppich vor den Altar, ſetze die ſilbernen Kelche hin, mit denen wir Verſöhnung feiern — die Feſteskerzen zünd' ich an und knie' in Demuth an den Stufen nieder." — In Andacht verſunken betete er leiſe; hienach ſich ruhiger erhebend, ſchaute er ſich nochmals um, indem er ſprach: „Es iſt Alles wohlbeſtellt; o Herr, wie traulich, dir zu dienen, wie lieblich, deine Wohnung ſchmücken! Jetzt aber, ihr Glocken, ertönet wieder, meldet es den Menſchen: Offen ſteht des Allmächtigen Haus und gedeckt iſt der Tiſch der Gnaden!"

Dominik beſorgte das Geläut, ſchritt dann zur Orgel, wo er in Hingebung an ſein Amt bei wohlthätigem Aufſchwunge einſtweilen ſeines Herzens Leid vergaß, und nur nach dem Schluß des Gottesdienſtes einen einzigen Blick warf auf die mit dem Großvater ſich züchtig aus der Kirche entfernende Agnes; — den Veilchenſtrauß konnte er aber nicht ſehen, denn er war tief im Mieder verborgen.

Am Abend dieſes Tages waren Dominik's Eltern bei ihm; die Dorfbewohner haben ihren wackeren Cantor ſehr lieb und da ſie wiſſen, wie gern er Vater und Mutter bewirthet, hatten ſie dafür geſorgt, daß er es reichlich thun könne. Als nun die Alten, vom Sohne geleitet, heiteren Sinnes nach ihrem Gehöft zurückkehrten, begegnete ihnen der Seminar-Profeſſor, ſah ſie ſeitwärts an und ſagte: „Morgen, denk' ich, ſind wir wieder Alle in der Kirche, recht feſtlich angethan, denn ein zweiter Feſttag iſt ja auch ein doppelter. Gute Nacht!" — und langſam verſchwand er im Abenddunkel. Die Pachtersleute und ihr Sohn ſtanden ſtill und ſahen ſich wie fragend an, Keiner indeß wußte ſich dies Begegniß anders zu erklären als mit den Worten: „Ein wunderlicher Mann!"

Dennoch wollte den Dreien die ſeltſame Rede nicht aus dem Sinn; ſie muſterten am nächſten Morgen ihren Anzug bedächtiger als je, und auch Dominik, ſich gewöhnlich um Aeußeres kaum kümmernd, ſah ſo, wie er heut das Schulhaus verließ, anmuthiger aus als ſonſt. Er war wieder früh in der Kirche, ordnete Alles wie geſtern und wollte, nachdem die Kerzen angezündet waren,



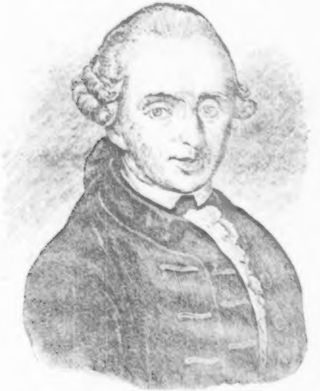
hinan zur Orgel, da rauſchte es hinter ihm, und als er ſich wandte — „o Gott und Herr!“ rief er innigſt erſchüttert aus — Agnes ſtand vor dem Altar in bräutlichem Schmuck. Wer würde dies nicht für eine Täuſchung der Phantaſie gehalten haben! — und Dominik konnte ſich lange nicht überzeugen, daß er Wirklichkeit vor ſich habe, nicht etwa plötzlich in das Reich der Seligkeit entrückt wurde. Da ihn aber Agnes anrief, er es endlich faßte, daß die Erſcheinung der Geliebten Wahrheit, nicht Wahn ſey, ſank er lautlos, in überſchwenglichem Entzücken zu ihren Füßen, bis er, von Agnes erhoben, in ihren Armen Gedanken und Sprache wiederfand.

Claaſen hatte in ſeiner Weiſe gehandelt, nachdem er Dominik prüfte und in jeder Hinſicht bewährt erachtete. Die Erlaubniß zur Trauung ohne Aufgebot beſorgte er, die Haushälterin mußte alle anderen Anſtalten treffen, und ſelbſt Agnes, deren ſtiller Gram dem Großvater nicht entgangen war, erfuhr nicht eher als am erſten Oſtertage, was ſich begeben ſollte. Am zweiten Oſtertage wurden Dominik und Agnes zum Ehepärchen, Claaſen gab ein einfaches Hochzeitsmahl und den Vermählten eine wohleingerichtete Wohnung. Andern Tages dann ſagte er zu Dominik's Eltern: „Bewirthſchaftet dieſes Gut, das ich meiner Agnes und Eurer

Familie überlaſſe, fürjetzt meine Wohnung ausgenommen. Allen Dank verbitt' ich mir und ſelbſt Undank braucht' ich nicht zu fürchten, denn mein Ruhgehalt ſichert mir hinlänglich das Wenige, was ich brauche!"

Er hat Dank, hat die innigſte Liebe und Pflege geerndtet fortan ſein Lebelang, obwohl es nicht an Urſachen fehlte zu wiederholen: „Ein wunderlicher Mann!" — Eine ſolche Benennung für oft ſehr tüchtige Männer iſt ſeltener geworden durch große Verluſte an Charakter, Geſinnung und Eigenthümlichkeit. Schade! — Ließe ſich doch bald wieder recht oft und in ſo gutem Sinne wie bei dem in Sachſen zumal gar Vielen wohlbekannten Seminar-Profeſſor ſagen: „Ein wunderlicher Mann!" E. Rienitz.

Immanuel Kant.



Kant iſt der Begründer der neueſten deutſchen Philoſophie. Er zuerſt hatte den Muth, für den menſchlichen Gedanken, für die menſchliche Erkenntniß volle Freiheit des Urtheils zu beanſpruchen.

unabhängig von vererbter Satzung und Ueberlieferung. So ſchuf er der deutſchen Philoſophie eine neue Methode, die kritiſche, und ſeine Philoſophie wie die ſeiner Nachfolger erhielt von der Literaturgeſchichte vorzugsweiſe den Namen der kritiſchen Philoſophie. In dieſer ſelbſtſtändigen Schöpferkraft, in dieſem Anbahnen eines neuen Weges für die Freiheit des Denkens wurzelt die hohe Bedeutung ſeines Wirkens für die Wiſſenſchaft. Den Hochmuth und den Dunkel hergebrachter philoſophiſcher Behauptungen wie den Aberglauben und die Beſchränktheit eines gedankenloſen Feſthaltens an unbegründeten Ueberlieferungen bekämpfte er ohne Rückhalt im Namen der menſchlichen Vernunft, und Schiller ſagt von ſeiner Lehre: „Im offenen, hellen, zugänglichen Felde der Unterſuchung erbaut ſie ihr Syſtem, ſucht nie den Schatten und reſervirt dem Privatgefühl nichts; aber ſo, wie ſie ihre Nachbarn behandelt, will ſie wieder behandelt ſeyn, und es iſt ihr zu verzeihen, wenn ſie nur Beweisgründe achtet. Es erſchreckt mich gar nicht, zu denken, daß das Geſetz der Veränderung auch die Form dieſer Philoſophie, wie jede andere, zerſtören wird; aber die Fundamente derſelben werden dies Schickſal nicht zu fürchten haben, denn ſo alt das Menſchengeſchlecht iſt und ſo lange es eine Vernunft giebt, hat man ſie ſtillſchweigend anerkannt und im Ganzen danach gehandelt.“ [*] Kant verließ die frühere Art des Philoſophirens, welche ſich ihren Gegenſtand unmittelbar gegenüberſtellte und nun aus demſelben an Betrachtungen herauszog, was das perſönliche Wiſſen und Erkennen des Philoſophen eben herauszuziehen verſtattete. Er führte die Philoſophie mit Bewußtſeyn und wiſſenſchaftlich wieder auf ihren Urſprung, den menſchlichen Geiſt, zurück und warf zuerſt die Frage auf: „Was kann ich erkennen, und was iſt es, das ich urſprünglich weiß?“ Er ging alſo an die Unterſuchung des menſchlichen Erkenntnißvermögens und legte die Beantwortung jener Frage in einem ſeiner berühmteſten Werke nieder, in der „Kritik der reinen Vernunft.“ Hier gewann er ſich für ſeine ferneren Unterſuchungen einen ſicheren Boden dadurch, daß er feſtſtellte, die Fähigkeit der menſchlichen Erkenntniß beſchränke ſich in geiſtigen Dingen wie in der Körperwelt auf das Erkennen der Erſcheinungen, inſofern dieſe mit der Erfahrung zuſammenhängen. Was über letztere hinausgeht, den Bereich der reinen Vernunft und die Beurtheilung des rein Ueberſinnlichen, nannte er transcendent, daher ſeine Philoſophie, ſoweit ſie ſich mit den Geſetzen der reinen Vernunft beſchäftigt, den Namen Transcendental-Philoſophie erhielt. Eine Lehre, eine feſtanzunehmende Satzung vom Ueberſinnlichen läßt Kant gar nicht gelten, ſondern nur eine Kritik des Ueberſinnlichen nach der dem menſchlichen Geiſte einwohnenden Vernunft. Für dieſe bleibt ihm hinter der erkannten

---

[*] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. I. 21. Brief.

Welt der Erſcheinungen ein Etwas, das die Erkenntniß des Menſchen nicht zu erfaſſen vermag, ein Etwas, das die Vernunft als Grund und Urſache der Dinge anerkennt, ohne es zu erkennen. Und dies eben ſind die Fundamente der Kant'ſchen Philoſophie, von denen Schiller ſagt, daß ſie unzerſtörbar ſeyen. Die Natur und der Menſch ſind das unbegrenzte Reich der menſchlichen Erkenntniß, das Gebiet, auf welchem der Gedanke und die Wiſſenſchaft immer neue Eroberungen zu machen berufen ſind, und wo ſich der Forſchung immer neue Ziele, neue Aufſchlüſſe, neue Errungenſchaften darbieten. Aber die Gedankenrichtung in das Ueberſinnliche hat eine Grenze, welche die menſchliche Vernunft als Grenze erkennen ſoll, um ſich nicht fruchtlos an dieſer unüberſchreitbaren Schranke zu zerarbeiten. Des Menſchen Denken und Handeln ſoll der Welt gehören, in der er lebt, in der er wirken und kraft ſeines Wirkens glücklich ſeyn und glücklich machen ſoll. Dieſes Glück aber findet Kant in der moraliſchen Freiheit wie in dem Glauben an die in der Seele des Menſchen begründeten höchſten Ideen: Gott, Tugend und Unſterblichkeit. Er zog in ſeine Betrachtung zahlreiche Gegenſtände des Wiſſens. Außer ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" nennen wir von ihm folgende Schriften: „Kritik der praktiſchen Vernunft", „Kritik der Urtheilskraft", „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", „Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht". Außerdem ſchrieb er „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", „Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten", „Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft", der Rechtslehre, eine Pädagogik und vieles Andere. Bemerkenswerth iſt noch, daß Mehreres von Dem, was Kant in der Natur vermuthete, ſo der Planet Uranus, die Aſteroiden zwiſchen Mars und Jupiter, von bedeutenden Aſtronomen, namentlich von Herſchel und Anderen, ſpäter wirklich entdeckt worden iſt. Wollten wir dagegen auch die Mängel ſeiner Philoſophie hier erörtern, ſo würden wir den uns zugemeſſenen Raum zu ſehr überſchreiten müſſen, denn ſie liegen weniger in den Ergebniſſen als in den einzelnen Bewegungen des Gedankenganges, der nicht ohne Widerſprüche und Lücken blieb. Hier konnte es aber eben nur auf die Ergebniſſe ankommen, und wir gehen nun, nachdem wir die Bedeutung ſeines Wirkens dargeſtellt, auf die Lebensumſtände des Philoſophen über.

Immanuel Kant wurde im Jahre 1724 zu Königsberg geboren und war der Sohn eines Riemers. Er ſtudirte Theologie, ernährte ſich neun Jahre lang als Hauslehrer, ward im Jahre 1755 akademiſcher Lehrer der Philoſophie an der Univerſität zu Königsberg, im Jahre 1766 zweiter Aufſeher der königlichen Bibliothek, im Jahre 1770 Profeſſor der Logik und Metaphyſik und ſtarb im Jahre 1804, achtzig Jahre alt, ohne ſich während ſeines ganzen Lebens je weiter als ſieben Meilen von ſeiner Vaterſtadt entfernt zu haben. Als Philoſoph einer der tiefſten und ſtrengſten Denker, war er in der Königsberger Geſellſchaft als liebenswürdiger und anregender Umgang eben ſo geſchätzt wie als Stolz der Wiſſenſchaft bewundert und verehrt. Sein Leben würde ſo in ſteter Arbeit des Gedankens und munterer Geſelligkeit ohne auffallende äußere Zwiſchenfälle verſtrichen ſeyn, hätte ihn eine ſeiner Schriften nicht in Widerſpruch geſetzt mit dem Miniſter v. Wöllner, welcher ſeit 1788 unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten dem Kirchen- und Unterrichtsweſen vorſtand. Von dieſem in der preußiſchen Geſchichte nicht unwichtigen Manne ſagt K. A. Menzel in ſeiner Fortſetzung zu Heinel's „Geſchichte des preußiſchen Staates und Volks": „Wöllner war zwar früher ſelbſt Geiſtlicher geweſen, hatte aber an der wiſſenſchaftlichen Theologie keinen Geſchmack gefunden, und nachdem er ſpäter durch eine adlige Heirath und anderweite Verbindungen aus dem geiſtlichen Amte in den höheren Staatsdienſt emporgehoben worden war, hatte ſein Eifer für die alte Form des Kirchenglaubens mit dem Amtsgeiſte der damaligen weltlichen Ober-Beamten ſich dergeſtalt verſchmolzen, daß er in dieſer Form nur eine Dienſtſache, in der neueren theologiſchen Richtung nur eine Auflehnung übermüthiger Subalternen erblickte und es für eine leichte Sache achtete, dieſelben durch Geltendmachung der altpreußiſchen Subordination in ihre Schranken zu weiſen." In ſolchem Sinne erließ er das bekannte, von ihm verfaßte und unter dem 9. Juli 1788 vom Könige vollzogene Edikt über das Religionsweſen, welches in einer ganz eigenthümlichen Miſchung des weltlichen Geſchäftsweſens und Geſchäftsſtils mit wohlgemeinten, aber unklaren Abſichten zu Gunſten der Kirche ſich bewegte und die neueren (rationaliſtiſchen) Anſichten aus den Köpfen der Geiſtlichen und der Unterthanen überhaupt verbannen ſollte. Einige Jahre darauf erſchien unter Druckerlaubniß der theologiſchen Fakultät zu Königsberg das früher ſchon erwähnte Buch von Kant: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", ein Werk, das in vier Abhandlungen gerade die rationaliſtiſche, der menſchlichen Vernunft klar entſprechende Religions-Anſchauung beſtimmt hinſtellte und philoſophiſch begründete. In Folge deſſen erhielt der Verfaſſer ein auf Antrieb Wöllner's erlaſſenes königliches Reſcript, worin dem „Würdigen und Hochgelahrten, Unſerm lieben getreuen Profeſſor Kant" das Mißfallen des Monarchen zu erkennen gegeben wurde, daß er ſeine Philoſophie zur Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums mißbrauche u. ſ. w., und das den Befehl enthielt, ſich künftighin nichts dergleichen zu Schulden kommen zu laſſen. Die Erwiderung des Philoſophen war einfach und würdig, vergab ſeinen Anſichten nichts, ſchloß aber, um weiteren Unannehmlichkeiten vorzubeugen, damit, daß Kant „als Sr. Majeſtät getreueſter Unterthan" feierlichſt erklärte, er werde ſich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es ſey die natürliche oder geoffenbarte, ſowohl in Vorleſungen als Schriften, gänzlich enthalten. Hiermit war die Sache beigelegt, und Kant hielt ſein Wort, indem er erſt nach dem Regierungs-Antritt Friedrich Wilhelm's des Dritten, als Unterthan eines freiſinnigen Monarchen, ſeine religionsphiloſophiſche Thätigkeit wieder aufnahm.

Es ſey geſtattet, dieſen kurzen Lebens-Abriß mit einem ſchönen Worte **Kant's** zu ſchließen, welches alſo lautet: „Die Menſchen arbeiten ſich von ſelbſt nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nur nicht abſichtlich künſtelt, um ſie darin zu erhalten.“ So würdig dachte der Königsberger Philoſoph von der menſchlichen Natur und der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen.

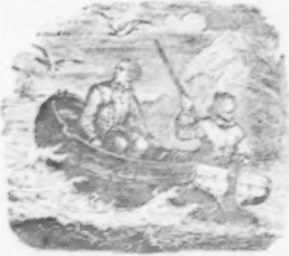
Anton Gubitz.

Der arme Fiſcher und der Landeshauptmann.

In einer dunkeln Auguſt-Nacht befand ſich Escabrilla, ein armer portugieſiſcher Fiſcher, mit ſeinem Nachen auf dem Meere vor dem Schloſſe des Landeshauptmanns Don B**. Sein ſtilles Fiſcherhandwerk übend, war er heute vorzugsweiſe unzufrieden mit ſeinem Geſchick. „Warum“ — ſo ſprach er mit ſich ſelbſt — „konnte mich nicht der Wurf des Schickſals zum Landeshauptmann machen! Solch prächtig Schloß mit zahlreicher Dienerſchaft, dieſer Glanz, dieſe Macht, und um ihn her nur Unterthänigkeit und Dienſtbeeiferung, die hinein bis in die Nacht für den **einen** Gebieter nicht ruhen — o! welcher unendlich höhere Lebensgenuß gegen die nichtige Stellung und Habe eines Escabrilla, der nicht einmal Nachts ein Stündchen Ruhe für ſeine Sorgen finden kann!“ — So murrte er in ſeinem Innern fort, als plötzlich ein Nachen vom Ufer abſtieß und raſch ſich ihm näherte. Escabrilla hielt an, neugierig der ſpäten Botſchaft, da zwei Männer ihn anredeten und ihn aufforderten, gleich mit nach dem Schloſſe zu ſteuern. Escabrilla gehorchte lautlos, voll Erwartung des weitern Befehls, und bald landete ſein Nachen. Das Hin- und Herſchreiten der ſchweigſamen Wachen, das Steigen und Fallen der Zugbrücken, Alles verſtärkte noch ſeinen Begriff von der Hoheit deſſen, was ihn jetzt umgab; ein Begriff, der erſt den geſteigertſten Grad erreichte, als er gar die Stufen des Schloſſes ſelbſt betreten und die innerſten Gemächer durchſchreiten mußte, deren Pracht jede Vorſtellung übertraf, die er ſich jemals davon gemacht. Noch ein paar Schritte, und er ſtand vor dem Landeshauptmann, der mit ſeiner Gemahlin auf weichem Polſter ſeiner ſchon zu warten ſchien und ihm ſogleich entgegen trat. Aber wie änderte ſich hier ſchnell ſeine Anſicht der Dinge! Die ſchöne Gemahlin, die er in Glück und Wonne ſchwimmend gewähnt, ſchwamm in Thränen, und ihr Gatte unterdrückte mit Mühe ein gleiches Gefühl des Schmerzes. — „Kennſt Du genau die Schleichwege der Küſten-Gegend, zwiſchen den Klippen hindurch?“ fragte der Landeshauptmann den Cacabrilla. Der Fiſcher bejahte es. „Dieſe volle Börſe iſt Dein, wenn Du mich ſicher und unentdeckt zum Ziele bringſt!“ — „Die Nacht iſt dunkel, der Erfolg wohl unbezweifelt!“ erwiederte Cacabrilla. — „So laß uns ſcheiden, theures Weib! In wenigen Tagen ſehen wir uns hoffentlich wieder, jetzt ſind die Augenblicke koſtbar! Leb' wohl! Mein geliebtes Kind empfehle ich Deiner mütterlichen Obhut!“ — Der Abſchied von Weib und Kind war zärtlich und ſchmerzhaft; endlich entwand der ſtärkere Mann ſich der Umſchlingung der troſtloſen Gattin und ging mit Cacabrilla davon.

Ganz anders erſchien nun ſchon dem armen Fiſcher das ganze Schloß mit ſeiner unglücklichen Herrlichkeit. Tief in Betrachtungen verſenkt, ſchlich er hinter dem Landeshauptmann her, deſſen ſchwindelnde Höhe auf einmal zuſammen gefallen war; der Abſtand zwiſchen dem kleinen Fiſcher und dem hohen Gebieter war ſo merklich gar nicht mehr. „Ein Landeshauptmann kann alſo auch unglücklich ſeyn“, äußerte Cacabrilla in ſich hinein, „und um wie viel ſchwerer muß ſolchem Herrn die Duldung werden!“

Sie gingen ein paar dunkle Gänge entlang, Treppe auf, Treppe ab, bis ſie vor einer kleinen Pforte ſtanden, an der ein alter Diener den Ausgang beſetzt hielt. Der Landeshauptmann öffnete die Pforte, ſie führte nach dem Strande. Cacabrilla fand hier ſeinen Nachen wieder, und während er einſtieg, hatte ſein vornehmer Schützling ſchnell eine ſchlichte Schiffertracht angethan, warf einen Mantel um und ſetzte ſich nun ſchweigend Cacabrilla gegenüber.

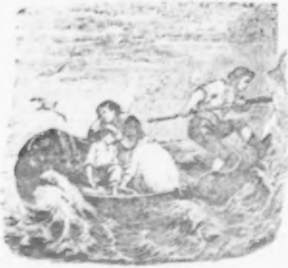


— Der erfahrene Fährmann kannte jeden Schlupfwinkel in dieſer verſteckten Waſſerlage, ſo daß nach einer Stunde ſein Nachen in offener See war. Da ruderte ein Boot auf ſie zu und gab ein Zeichen mit einem Piſtol. Escabrilla erſchrak, aber in dem Augenblick antwortete der Landeshauptmann mit einem Gegenſchuß: es war ſein Rettungsboot! Man fuhr heran und der Gerettete ſtieg freudig hinein, dem Escabrilla ſeinen verheißenen Lohn reichend, mit der Weiſung jedoch, ſchleunigſt heimzufahren. Der Erſtaunte gehorchte, ſeines Geldes froh, aber in ſeinem Inneren voll reger Unruhe. Des Räthſels nicht mächtig, ruderte er langſam dahin, und es begann ſchon zu tagen, als er ſeinen heimathlichen Waſſerſpiegel erreichte. Er blickte noch einmal um nach dem geheimnißvollen Schloß, und ſiehe: eine große Miguelitiſche Fahne wehte von ſeiner Zinne herab. — „Was iſt das?“ rief er erſtaunt, und gleich bei ſeiner Landung ward ihm der Aufſchluß. „Dieſe Nacht“ — berichtete ſein Nachbar ihn anredend — „iſt ein großer Verrath enthüllt. Jener Landeshauptmann hat es ſchon immer mit Don Pedro gehalten, iſt aber entdeckt, und dieſe Nacht ſein Schloß unerwartet beſetzt. Wahrſcheinlich hat man den Unglücklichen zur Strafe abgeführt!“ — Ueber letzteren Punkt ſprach Escabrilla's ſchwere Seitentaſche anders. Des guten Fanges froh trat er ſchmunzelnd ſeinem Weibe entgegen, drückte ſeine zwei Buben herzhaft an ſeine Bruſt, und beſchloß, nie wieder mit dem Geſchick zu hadern.

Indeß war dem Escabrilla doch ſo um's Herz, als müſſe er für die reiche Gabe noch etwas thun, und ſo fiſchte er in den beiden folgenden Nächten ſtets in der Nähe des Schloſſes. Ihn ängſtigte der Umſtand, daß der Landeshauptmann Weib und Kind zurückgelaſſen hatte; — „wahrſcheinlich in der Vorausſetzung, daß Weib und Kind für die Thaten eines Landeshauptmanns nicht verantwortlich ſind!“ ſagte Escabrilla zu ſich ſelbſt. „Ei, Recht und Billigkeit haben auch ihre Feinde“, fügte er hinzu, „und der Erzengel Michael herrſcht eben nicht in dieſem Lande!“ — Es war in der zweiten Nacht; das Meer ging ſehr ruhig, und als Escabrilla in die Nähe der Pforte kam, die vom Schloſſe durch einen unterirdiſchen Gang nach dem Waſſer führte, glaubte er von da heraus ein leiſes Wimmern zu hören. Er ruderte heran und wagte ſacht zu klopfen, dann ſtimmte er das Liedchen an:

„Ein Fiſcher manchen Fang wohl thut
Auf ungetreuem Meere;
Auf Gottes Macht ſein Glaube ruht
In rettungsloſer Leere;
Und weil er da oft hülflos irrt,
So iſt, wo ihm vertraut wird,
Zu helfen ſeine Ehre!“

Und während des Geſanges ſchon drehte ſich der Schlüſſel im Schloß der Pforte und des Landeshauptmanns Gattin mit ihrem

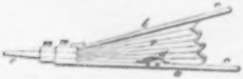


Kinde wurde ſichtbar. Escabrilla verſtand Alles ohne Worte, zog die faſt Bewußtloſen in ſeinen Nachen und nach wenigen Stunden ſaßen ſie in ſeiner Hütte.

Der Landeshauptmann, der nicht genau wußte, was ihm drohte, und zwiſchendurch gedachte, wenn die Flucht ſich als nöthig erwies, hatte für den Nothfall ſeiner Gattin einen Schlüſſel zur Pforte eingehändigt und ſeinem treuen Diener beauftragt, bei etwaiger Gefahr der Donna Nachricht zu geben. Als das portugieſiſche Kommando in's Schloß rückte, erfuhr der Diener: der Verhaftsbefehl gegen den Landeshauptmann betreffe auch ſeine Familie, er ſprach es laut im Hofe aus: daß Jener mit ſeiner Familie entflohen ſey. Die Lauſchende hörte es in ihrem Gemach und eilte mit ihrem Kinde nach jenem finſtern Gange, wo Beide nun ſo lange ſchon verborgen blieben, allem Ungemach preis gegeben. Nach einigen Tagen zeigten ſich bemannte und bewaffnete Schiffe von Don Pedro's Geſchwader vor dem Schloſſe, das nicht lange widerſtehen konnte. Escabrilla brachte dem Landeshauptmann, der auf einem jener Schiffe zurückkehrte, ſeine Gattin und ſein Kind. Als dies geſchehen war, ſchiffte er aber nur wieder nach ſeiner Hütte, um ſeine Familie abzuholen: denn er diente ſpäter, reich belohnt, auf dem Schiffe des Admirals Sartorius als Matroſe und bald als geſchickter Steuermann, fortan mit ſeinem Lebensloſe viel zufriedener als ſonſt. Fr. Bertram.

Die Gebläſe.

Das Feuer iſt ein chemiſcher Vorgang, die Verbindung des Sauerſtoffs der atmoſphäriſchen Luft mit einem brennbaren Körrer unter Wärme- und Licht-Entwickelung. (Vergl. den Aufſatz: „Das Feuer und die Feuerzeuge" im Jahrgange für 1846.) Je mehr Sauerſtoff nun in einer beſtimmten Zeit dem brennenden Körper zugeführt wird, deſto lebhafter iſt dies Verbrennen, deſto größer die ſich entwickelnde Hitze, ſo daß alsdann viele Kohlenſtofftheilchen noch verbrennen können, die bei geringerem Sauerſtoffzutritt unverbrannt davon fliegen und ſich an kalte Körper als Ruß (Blak) abſetzen. — Dies iſt eine Erfahrung, die ſo alt wie das Feueranmachen ſelbſt iſt. Der Wilde, der mit Hülfe zweier Hölzer und etwas trocknes Graſes ſein Feuer anzumachen pflegt, bläſt durch ſeinen Athem den erweckten Funken zur hellen Flamme an; dies that und thut noch jetzt manche Hausfrau, aber dies Blaſen greift die Bruſt an und hat auch ſonſt noch mancherlei Unbequemlichkeiten. Daher bediente man ſich bald eines hohlen Rohres und kam endlich darauf, den Blaſebalg, wie ihn ſchon lange alle Feuer-Arbeiter kannten und benutzten,*) Homer läßt den Hephaiſtos (Vulkan) ihn bei ſeinen Arbeiten anwenden,**) im Kleinen für die Küche anzufertigen. — Da dieſer Blaſebalg jetzt faſt in keiner Küche mehr fehlt, ſo wollen wir ihn unſerer Betrachtung zu Grunde legen.



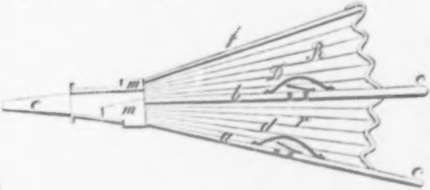
An einem rundlichen Stück Holz, m der nebenſtehenden erſten Abbildung, befindet ſich ein feſtſitzendes (a) und ein bewegliches Brett (b) mit Handhaben c. Beide Bretter ſind durch biegſames Leder dergeſtalt verbunden, daß ſie ſich einander nähern und wieder von einander entfernen laſſen und einen Raum r allſeitig umſchließen. In dieſen Raum (r) führt eine nach Innen ſich öffnende lederne Klappe d. m iſt durchbohrt und mit einer eiſernen Röhre (Dieſe, Deupe, Dauten) verſehen. Wird nun b auf a vermittelſt der Handhaben c hinabgedrückt, ſo wird alle in r befindliche Luft durch e hinausgetrieben. Entfernt ſich jetzt b von a, ſo entſteht ein luftleerer Raum (r), in den die äußere Luft durch die Klappe d mit Heftigkeit eindringt. Beim Niedergang von b ſtrömt die eingedrungene Luft, da die Klappe d den Rücktritt wehrt, durch e hinaus, und das Spiel beginnt von Neuem. Es iſt leicht einzuſehen, daß die aus e hervordringende

---

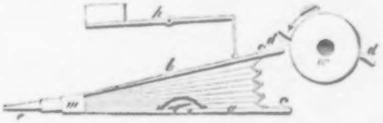
*) Jeremias (VI, 29) ſpricht vom verbrannten Blaſebalg.

**) Dieſes geſagt, verließ er ſie dort, und eilt' in die Eſſe,
Wandt' in das Feuer die Bälg' und hieß ſie mit Macht arbeiten.
Zwanzig bliesen zugleich der Blaſebälg' in die Oefen,
Allerlei Hauch ausſendend des gluthanfachenden Windes.
(Ilias XVIII, 468—471.)

Luft nur ſtoßweiſe wirken kann; bei der Anwendung des Blaſebalgs für das Küchenfeuer ſchadet dies nichts, wohl aber iſt dies der Fall, wenn er von Feuer-Arbeitern angewandt wird, um die Kohlen in Gluth zu ſetzen und zu erhalten; deshalb bedient man ſich bei dieſen Feuer-Arbeiten der doppelten Blaſebälge, wie ihn uns die zweite Abbildung zeigt.

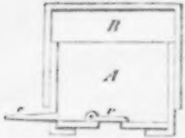


Die in dem obern Raum R befindliche Luft wird durch Gewichte, die auf f drücken, aus der Röhre e hinausgetrieben, wird nun a gegen b gedrückt, ſo tritt die in r befindliche Luft durch die Klappe D in R und ſtrömt durch e ab, während r ſich durch die Klappe d ganz auf dieſelbe Weiſe, wie wir es bei dem einfachen Blaſebalg ſehen, mit Luft füllt und dann ſeinen Inhalt an R abgiebt. — Statt dieſes doppelten, über einander liegenden Blaſebalgs wendet man auch zwei einfache neben einander liegende an, die abwechſelnd ihren Luftſtrom in den Ofen ſenden. Die Däumlinge (d der dritten Abbildung) einer umlaufenden Welle

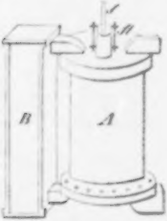


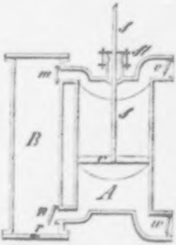
(w) drücken den obern Boden des Blaſebalgs nieder, während ein Hebel (h) ihn wieder in die Höhe zieht.

Die Blaſebälge mit ledernen Wänden ſind aber nicht dauerhaft, daher bedient man ſich eines Gebläſes mit hölzernen Wän-



den, des ſogenannten Kaſtengebläſes. Ein feſtſtehender hölzerner Kaſten (A der nebenſtehenden Abbildung) hat in ſeinem Boden eine Klappe v, die ſich nach Innen öffnet, und nahe dem Boden eine Dieſe e. Ein beweglicher Kaſten B iſt ſo über A geſtülpt, wie ein Deckel über eine Schachtel. Wird nun B in die Höhe gezogen, ſo entſteht ein Raum mit verdünnter Luft, in den die äußere Luft durch v eintritt, beim Niedergange des Kaſtens B wird dieſe durch die Röhre e in den Feuerraum getrieben, da die Klappe v ſich ihrem Austritte entgegenſtellt; darauf geht B wieder in die Höhe und Alles iſt wie vorher. *) — Aber das Kaſtengebläſe hat, wendet man auch zwei an, die abwechſelnd blaſen, den großen Nachtheil, daß der Luftſtrom nicht in einem fort, ſondern mit Unterbrechung in den Feuerraum gelangt. Dieſem Uebelſtande helfen die engliſchen Cylindergebläſe vollkommen ab, vorzüglich wenn man ſie mit einem Regulator in Verbindung ſetzt.



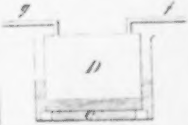


In einem gußeiſernen Cylinder A (der obenſtehenden beiden Abbildungen) kann ein luftdichtſchließender Kolben c vermittelſt der Kolbenſtange S durch die Stopfbüchſe St auf und ab bewegt

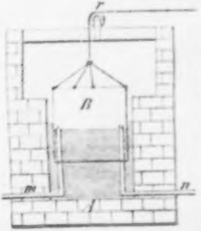
---

*) Liegt dagegen der Kaſten feſt, und bewegt ſich der Boden in ihm auf und ab, ſo nennt man dies Gebläſe nach ſeinem Erfinder, einem Schweden, das Widholms-Gebläſe.

werden. Der Raum über c ſteht durch die Klappe v mit der äußeren Luft und durch die Klappe m mit dem Windkeſſel B, der Raum unter c durch die Klappe w mit der äußeren Luft und durch die Klappe n mit B in Verbindung. — Geht nun c abwärts, ſo dringt durch v die äußere Luft ein, die Luft unter c wird nach B durch n getrieben, während ſich w ſchließt. Beim Aufgange des Kolbens öffnet ſich w der äußeren Luft, indem n und v geſchloſſen werden, und die über c befindliche Luft dringt durch m in B ein, u. ſ. f. Die in B zuſammengedrückte Luft ſtrömt durch ein Rohr bei r in den Feuerraum. — Iſt der Cylinder ſtatt von Eiſen von Holz gefertigt, ſo nennt man das Gebläſe Tonnen-Gebläſe.

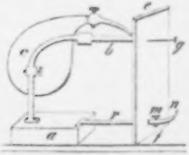


Ein Regulator, wie man ihn mit dem Cylinder-Gebläſe zu verbinden pflegt (ſ. die nebenſtehende Abbildung), beſteht aus einem großen Waſſerbehälter c, in dem ein Kaſten D umgekehrt ſteht. Die Röhre f führt die Luft aus dem Cylinder-Gebläſe in den Kaſten D und von hier ſtrömt ſie durch die Röhre g in den Feuerraum. Dies wird mit um ſo größerer Geſchwindigkeit geſchehen, je größer der Unterſchied der Waſſerſtände in dem Gefäße D und in dem Gefäße c iſt.

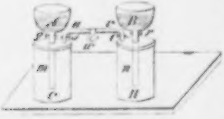


Baaders, eines Münchners, hydroſtatiſches Gebläſe hat folgende Einrichtung: Ein gemauertes Behältniß A (ſ. die nebenſtehende Abbildung) iſt mit Waſſer gefüllt. In dieſes iſt ein oben geſchloſſener, unten offener Cylinder B ſo geſtürzt, daß zwiſchen der Oberfläche des Waſſers und ſeinem obern Boden nur geringer Raum bleibt; er kann vermittelſt eines Taues, das über eine feſte Rolle r geht, in die Höhe gezogen und hinabgelaſſen werden. Bis über die Oberfläche des Waſſers in dem Cylinder ragen zwei Röhren m und n hinauf. Wird nun B in die Höhe gezogen, ſo entſteht ein luftverdünnter Raum, in den die atmoſphäriſche Luft durch m eindringt; wird B hinabgelaſſen, ſo wird die eingedrungene Luft durch n in den Feuerraum getrieben. Die in den Röhren befindlichen Klappen zwingen die Luft, den oben angedeuteten Weg zu nehmen, indem die erſtere ſich nach oben, die andere ſich nach unten öffnet. — Soll auch bei dieſem Gebläſe ein ununterbrochener Luftſtrom in den Ofen gelangen, ſo muß es ebenfalls mit einem Regulator verbunden werden.

Um kleinere Gegenſtände zu ſchmelzen, die einen hohen Schmelzpunkt haben, d. h. die ſehr viel Hitze brauchen, um flüſſig zu werden, bediente man ſich zuerſt der bald nach 1813 von Marcet erfundenen Lampe. Es iſt dies eine gewöhnliche Weingeiſt-Lampe, in deren Flamme ein Strom von Sauerſtoff (Oxygenium) geleitet wird. Ein viel kräftigeres Gebläſe iſt das von Brook erfundene, von Newman und Clarke verbeſſerte Knallgas-Gebläſe, bei dem ein Strom Knallgas, aus zwei Raumtheilen Waſſerſtoff (**Hydrogenium**) und einem Raumtheil Sauerſtoff beſtehend, entzündet wird. Alsdann ſetzt man den zu ſchmelzenden Körper dieſer Flamme aus. Die nebenſtehende Abbildung verdeutlicht ein ſolches verbeſſertes Knallgas-Gebläſe. Aus der Thierblaſe c wird das Knallgas vermittelſt der Luftpumpe b, deren Stempel g iſt, in den aus geſchlagenem Kupfer gefertigten Kaſten a getrieben. Von hier ſtrömt es durch die Röhre r, die der Hahn m verſchließt, aus und wird vorn entzündet. Damit aber der Arbeiter gegen eine Entzündung der ganzen Gasmenge und deren verheerende Wirkungen ſo viel wie möglich geſchützt werde, hat man eine ſtarke hölzerne Wand e f zwiſchen ihn und das Gebläſe geſetzt.

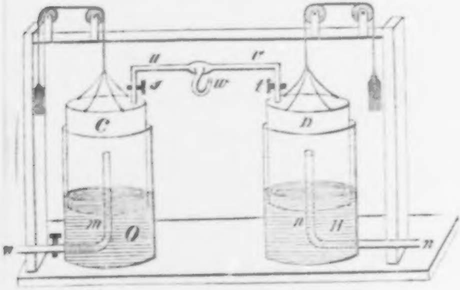


Eine weit größere Sicherheit gewährt es, wenn man die beiden Gaſe ſich erſt in der Röhre, an deren Spitze ſie entzündet werden ſollen, miſchen läßt. Ein ſolches Knallgas-Gebläſe, von Muncke in Heidelberg angegeben, zeigt uns die nebenſtehende Abbildung. O iſt ein Gaſometer von Glas mit Sauerſtoff (**Oxygenium**), H ein eben ſolches Gaſometer mit Waſſerſtoff (**Hydrogenium**) gefüllt. Damit dieſe Gaſe durch die Röhren u und v ausſtrömen, kann man Waſſer



aus den Glaskugeln A und B durch die Röhren m und n in die Gaſometer hinablaufen laſſen. Die Hähne q und r ſchließen das Waſſer nach Erfordern ab. Ebenſo können die Gaſe an ihrer Vermiſchung durch die Hähne s und t gehindert werden. An der gemeinſamen Spitze w, die mit einem Platinbleche, das ſehr feine Löcher enthält, verſchloſſen iſt, wird das Gasgemenge entzündet.

Statt der gläſernen Gaſometer, die bei größeren, länger dauernden Arbeiten nicht Gas genug faſſen, kann man ſich ſolcher Gaſometer bedienen, die nach Art der Baaderſchen Gebläſe gebaut ſind. In die beiden großen, mit Waſſer gefüllten Cylinder

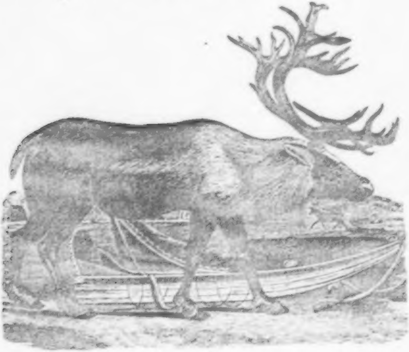


O und H ſind zwei umgekehrte, unten offene Cylinder C und D geſtürzt und werden durch Schnüre, die über Rollen gehen, und durch Gewichte im Schweben erhalten. Die Röhren m und n führen das Sauerſtoff- und Waſſerſtoff-Gas unter dieſe Cylinder, C und D. Die Gaſe ſind dann durch das Waſſer vollſtändig abgeſchloſſen. Die Röhren u und v führen dieſe Gaſe zu ihrer Vereinigung und laſſen ſie durch w ausſtrömen, die Hähne s und t ſchließen u und v und hindern ſomit die Miſchung des Sauerſtoff- und Waſſerſtoff-Gaſes. — Wie eigentlich die gewaltige Hitze, der kein Körper zu widerſtehen vermag, entſteht, iſt nicht recht klar, und die Anſichten der Naturkundigen darüber noch nicht übereinſtimmend. Wahrſcheinlich liegt der Grund in der großen, chemiſchen Verwandtſchaft beider Gaſe.

Zum Schluſſe unſeres Aufſatzes über die Gebläſe ſey noch bemerkt, daß man ſich der Blaſebälge auch zum Wegblaſen gewiſſer, entweder hinderlicher, oder dem Arbeiter ſchädlicher Stoffe bedient. Dies geſchieht z. B. in Sägemühlen, die Sägeſpähne an einem beſtimmten Ort zu ſammeln, beim Farbereiben den Farbeſtaub, beim Vergolden die Queckſilber-Dämpfe, beim Glas-, Stein- und Metallſchleifen, den Glas-, Stein- und Metallſtaub wegzublaſen.

L. Heros.

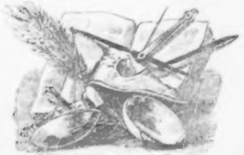
Das Rennthier.



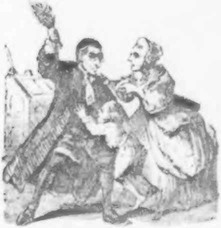
Ueber dieſes nützliche Geſchöpf ſey hier nicht wiederholt, was in jeder Naturgeſchichte zu finden iſt, ſondern mit ihm hingewieſen auf die wunderbare Verſorglichkeit der Schöpfung. Uns müſſen alle Reiche der Natur, alle Erdtheile ihre Güter und Gaben ſpenden zu Lebensgenüſſen, und manchem andern Landſtrich wurde ſo viel verſagt, daß gegen deren Bewohner bei uns die Armuth ſich noch ſehr begabt fühlen dürfte. Gottes Weisheit legte jedoch in das Wenige, was dieſem oder jenem Volke verliehen wurde, ſo umfaſſenden Inhalt, daß zuweilen eine einzige Pflanze oder eine einzige Thierart beinahe ſämmtliche Bedürfniſſe befriedigt. Dies ſehen wir am Rennthier, das im äußerſten Norden, wo man vom Pflanzen-Wachsthum faſt gar keine nährenden Stoffe mehr gewinnt, Alles, oder jedenfalls alles Hauptſächliche liefert zu der Menſchen Erhaltung. Was dem Araber das Kameel, iſt dem Lappländer das Rennthier, und noch mehr. Es gewährt ihm kräftige Nahrung in ſeinem Fleiſche, Trank in ſeinem Blute und ſeiner Milch, in den Fellen Zeltdecken und Kleidung. Die Sehnen dienen zum Nähen und noch zu mannigfachem Gebrauch; die Knochen und Geweihe zu Schaufeln, Knöpfen und allerlei Geräth. Den Menſchen und ſeine Habe zieht es auf dem flüchtigen Schlitten, wohin er will, oder bietet ihm den Rücken zum Reiten; es übertrifft an Schnelligkeit und Ausdauer das Pferd, und dabei iſt das ihm erforderliche Futter ein ſehr dürftiges. Und welch eine anmuthige Schilderung giebt uns der Naturforſcher v. Buch von einer Rennthier-Heerde bei den Lappen. „Es iſt“, ſagt er, „ein ungewohnter und freudig überraſchender Anblick, wenn ſich Abends des Milchens wegen die Heerde um die Gamme (Hütte) verſammelt. Auf den Hügeln ringsum bis weit in die Ferne wird Alles plötzlich Leben und Regſamkeit. Die berübrigen und geſchäftigen Hunde klaffen hier und dort, bringen die Maſſen näher und näher; die Rennthiere ſpringen und laufen, ſtehen, ſpringen auf's Neue in unbeſchreiblicher Mannigfaltigkeit der Bewegungen. Wenn das bei einem Pflänzchen verweilende Thier, durch den Hund erſchreckt, den Kopf erhebt, das große, ſtolze Geweih ſich nun hoch in die Luft ſtreckt, wie ſchön, wie herrlich! Und läuft die anſcheinend ſchwerfällige Geſtalt nun über den Boden hin, wie leicht und ſchwebend! Man hört nie den Fuß auf dem Boden, nur das unaufhörliche Kniſtern in den Kniegelenken, wie von überſchlagenden elektriſchen Funken: ein ſeltſames und weit vernehmbares Geräuſch von ſo zahlreichen Rennthieren zugleich. Und wenn dann alle drei- oder vierhundert, zuweilen tauſend, die Gamme erreicht haben, ſie nun geduldig ſtehen, ſich ruhen, oder vertraulich von dieſem zu jenem laufen, die Geweihe gegen einander verſuchen, in Gruppen eine bemooste Stelle umgeben; wenn ſpäter die Mädchen mit den hölzernen Milchgefäßen von Thier zu Thier eilen, wobei um das Geweih des von der Schweſter bezeichneten der Bruder baſtene Schlingen legt und es heranzieht, fürwahr, es iſt ein höchſt unterhaltendes Wechſelbild! Das Thier ſträubt ſich auf verſchiedene Weiſe, das Mädchen lacht ausgelaſſen, freut ſich der eine Weile vergeblichen Bemühung des Bruders, begünſtigt auch wohl muthwillig ein Entſchlüpfen des Thiers, damit es ihr der Bruder nochmals fange. Vater und Mutter haben ruhiger das gleiche Geſchäft vollbracht und beſſeren Gehorſam bei den Vierfüßlern zu finden gewußt, auch ſchon mehrere Gefäße gefüllt; jetzt ſchelten ſie den Uebermuth der Jugend, der die Heerde ſcheu macht und ſie zwecklos umhertreibt, bis die Alten mitlachen über die Poſſirlichkeit des Treibens. Wer dächte dabei nicht an die Einſachheit in den Geſchäften und Vergnügungen der im alten Teſtament der Bibel geſchilderten Urſtämme! Wenn die Heerde ſich endlich um die Gamme gelagert hat, ſo viele Hunderte von Rennthieren: man glaubt ein ganzes Lager zu ſehen, inmitten aber den ordnenden und beſchützenden Geiſt des Ganzen, und indem man bedenkt, daß dieſe Lappländer ihr Geſammtwohl auf ſolche Heerde gründen, und in ihrer Beſchränktheit glücklich ſind, erhebt ſich die Verehrung für die ewig ſchaffende Macht.“ — Sie ſchenkt, wo ſie das Leben hervorruft, auch die Mittel zu deſſen Erhaltung; von den Tropen bis zu den Polargegenden hin reicht ſie mit dem Leben und Genuſſe zugleich Heiterkeit und Frohſinn, und wie der Menſch in ſüßem Behagen mühelos unter Palmen ruht, ſo treibt er auch unter Laſten Scherz und neckend Spiel bei der Rennthier-Heerde. Unheil und Mißſtimmung bemächtigen ſich ſeiner nur da, wo er ſich unbedachtſam ſo weit von der Zufriedenheit trennt, daß ſie ſeiner haſtigen Gier nach eitlem Erdengut nicht mehr nachkommen kann! C. Rienitz.

Der Schuh-Abſatz.

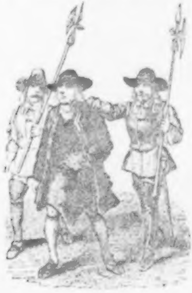
Altdeutſche Hechelſchrift.



Es lebte zu einer Zeit in Paris, der weitberühmten Schelmenſtadt, ein auch weitberühmter Juris-practicus, ein Rechtlinkskrummdrumherumacher, wie ſich ſagen ließe. Der hatte ein Söhnlein von etwa ſieben Jahren, um es kurz zu machen mit der Zahl, denn aus den Gerichtsbüchern könnten wir das Alter dieſes berühmten Jungen bis auf Augenblicke angeben. Sothanes Söhnlein war einſt unglücklich im Herumtreiben: es fiel ihm von dem Schuh des linken Fußes der Abſatz, obwohl er die neuen Schuhe erſt das dritte Mal angezogen hatte. Wie nun der Knabe nach Hauſe kam, ſo dachte ſein Herr Vater, der Abfall wäre geſchehen von übermäßigem Springen, ward auch dermaßen erzürnt, daß er den Knaben ſehr empfindlich mit Ruthen ſtrich, wonach die mit-

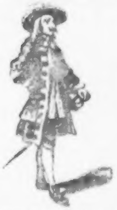


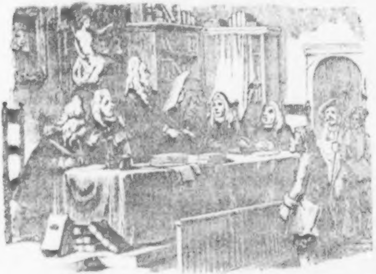
leidige Frau Mutter herbeieilete, ihm den Schreienden entzog und dem Rechtsklügling erwies: es müſſe, weil die Schuh annoch neu wären, die Schuld bei dem Schuſter geſuchet werden. Der Herr Vater merkete ſeinen in der Uebereilung begangenen Fehler und nach einigem Ueberlegen ſah er aus, als ſäh' er ein, wo die Sache anzugreiſen. Hat darauf den Schuſter vor das Gericht fordern laſſen und klagt ihn mit beantragter hoher Strafſumme deswegen an, daß er ſo lüderliche Arbeit gefertigt, dabei ſein lieber und einziger Sohn gar hätte den Hals brechen können, und ſey es ungewiß, ob er noch einen Sohn bekommen, wäre demnach



der Schuſter die Urſach geweſen, daß durch die üblen Abſätze ſein herrlich berühmter Name und ſein Stamm in Gefahr gekommen, gänzlich abzuſterben. Der Schuſter erſcheinet und giebt zur Antwort: das Leder ſey des Unglücks Grund und man habe ſich an den Gerber zu halten, der ſolch ſchädlichen Machwerks zu bezüchtigen. Der Gerber kommt und entgegnet: ihn treffe in derlei Sache keine Schuld und folglich keine Strafe; denn wäre ein Mangel an dem Leder zu finden, ſey dies Nachläſſigkeit ſeiner Geſellen, welche ſo mißlich gearbeitet, ihm aber falle es um ſo gewiſſer nicht zur Laſt, zumalen er ſelbſten anderthalben Jahre wegen ſchwerer Krankheit bettlägerig geweſen und nicht habe zur Werkſtätte gehen können. Auf Grund dieſer Auslaſſung wurden die Geſellen vor die Schranken gefordert und ſcharf ausgeforſchet, die Richter vermochten aber nicht zu ermitteln, wer von den Geſellen dies Leder zugerichtet, bearbeitet und fertig gemacht habe. Den Anlaß des Streithandels, den Schuh nächſt losgetretenem Abſatz, hielt man jedem fleißig unter Naſ' und Auge, doch aus allem Beſichtigen ward nichts erſichtlich. Nach müßiger Berathſchlagung nahm endlich einer der Gerber-Geſellen, ein halb verſprochener Bräutigam von des Meiſters ſchönem und einzigem Töchterlein, das Wort. Er war ein Gascogner und hätte zu eigenem Gunſten gern dem Meiſter geheißen, weshalb er in nicht unwitziger Rede äußerte: man müſſe auf die Ur-Urſache, auf des Leders Urſprung hinſchauen und ſomit die ganze Schuld dem Ochſen beimeſſen, von dem das Leder ſtamme, obwohl auch der zu bedauern ſey, denn hätte ihm der Bauer beſſer Futter beſorgt, ſo würde der karg abgeſpeiſete Ochſe in keiner ſo elendiglichen Haut geſteckt haben. Sintemalen nun der Ochſe, vermöge erwähnten Umſtandes ſchon jedenfalls minder ſchuldig zu erachten, längſt verzehrt war, konnte in keiner Weiſe gegen ihn verfahren werden; es mußte nun aber der Bauer als ehedemiger Beſitzer ſich geſtellen. Selbiger erklärte: man ſolle ihm gründlich und thatſächlich beweiſen, daß dies angeklagte Leder juſt aus der Haut ſeines ihm einſt zugehörigen Ochſen geſchnitten ſey. Hiezu ließen ſich jedoch keine Zeugen erlangen, die Kunde zu geben und ihre Ausſage eidlich zu erhärten vermochten; — weil man indeß den Bauer hatte, ging man ihm ſelber ſcharf zu Leder, ſchwatzte ihm gar von der Tortur vor, weshalb ihn die Angſt trieb, auszuſagen: Ja, er ſey rechtmäßiger Beſitzer eben dieſes Ochſen geweſen, von deſſen Haut die Rede, dürfe auch verſichern, daß derſelbige ihm über vier Jahre hindurch am Pfluge überaus treubefliſſen gedienet habe, trotz ſchlechter Koſt, von welcher kein Anderer die Schuld

trage als des Bauern Herr, ein ſehr karger Ritter. Dieſer habe ihm, dem Bauern, eine ſchlechte Wieſe zur Miethung aufgedrungen, mußte alſo der Ochſe ſauer und ſtachlicht Gras freſſen, und ſolle man ſich demnach an den reichen mißgünſtigen Ritter des Schadens erholen. Zufolge ſolchen Anhaltspunkts ward auf Friſt der Ritter um perſönliche Vernehmung erſucht; ſolcher, zu Roß angekommen, entgegnete alsbald entrüſtet: er habe die verdächtigte Wieſe als ſchlechte Ausgleichung einer Schuld empfangen, niemals das darauf wachſende Gras gekoſtet, noch irgendwie ſtehe er mit dem Ochſen in Bekanntſchaft. Uebrigens ſey die Wieſe das Werk des allmächtigen Schöpfers der Natur, und demnach Gottesläſterung darin zu finden, wenn der Bauer die Wieſe anklage. Die Richter, urtheilend, daß dies wohl zu überdenken wäre, fuhren hoch auf und mit den Köpfen flugs ſo zuſammen, daß die gepuderten Perrücken weitum ſtäubeten. Der dann abermals herbeigeholte Bauer ward nun noch ſchärfer in Schrecken geſetzt, indem man ihn nun bedrohete mit dem geiſtlichen Gericht, genannt Sorbonne, wonach er kleinlaut antwortete: er wolle das





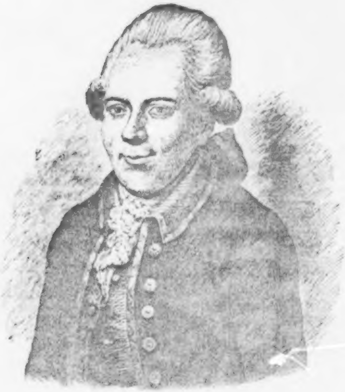
Unabwendliche ertragen und ſich dem Spruche unterwerfen. Damit man ihm aber darlege, wie ſtrenge der Rechtsgang innegehalten werde, rief man noch zur Begutachtung des als von kranker

Haut hergenommenen Leders die berühmteſten Doctoren der Medicin herbei, und legte ihnen Schuh und Abſatz vor die Brillen. Nach langer Berathung und vielen, von tiefſter Gelehrſamkeit ſtrotzenden Reden wurden ſie einig in dem Beſcheid: der Ochſe habe unwiderleglich an übermäßigem Herzklopfem gelitten, woraus die Drehkrankheit, ein ſtarker Schwindel entſtanden, der ſich auch noch an dem Abſatz gezeigt habe, weshalb er ſo unverhofft abgefallen. Da nun der Bauer geſtändig, ihm habe das Thier überaus treubefliſſen am Pfluge gedienet, dürfe man es für mehr als bloßes Bedünken gelten laſſen, wenn man behaupte, er trage die Schuld, den Ochſen durch Ueberanſtrengung in angedeutete Krankheit hinein getrieben zu haben. Sothanes gelehrtes Gutachten war nun zulänglich zur Einſperrung des Bauern auf drei Wochen und noch auf drei Jahre, zahle er nicht die ziemlich auf ſiebentauſend Livres angewachſenen Koſten. Wäre alſo der nicht zahlungsfähige Bauer ganz in das Schlimmſte verſunken, hätte nicht ein ehrlicher und barmherziger Mann billiges Mitleid gezeigt und ſich für den Bauern verbürgt. Die angenehme That lohnte ſich aber widerwärtig. Alle Betheiligte wußten den Bürgen reich, wollten nun Jedweder, der Juriſt, der Schuſter, der Gerber und ſeine Geſellen wegen Mühen und Zeitverluſtes entſchädigt ſeyn, und der nicht fehlende geizige Ritter, welcher ſich einen Wolf geritten, begehrte auch annoch die Abfindung des Wundarztes. Da hatte der gute Bürge ſich ihrer mit Gelde zu erwehren, ohne deſſen, was er für den Bauern, der niemalen an's Zahlen kommen konnte, ausſäckeln mußte.

Dies iſt der **Pariſer Rechtshandel** wegen abgefallenen Abſatzes eines Kinderſchuhes. Derſelbige hat gedauert acht Jahre und ſechstehalb Monate, und bleibt es jederzeit nicht im Spaß, vielmehr im Ernſt wahr: **Wer in Paris Recht ſucht, muß es zehnfach mit hinbringen, benebſt der unüberwindlichen Macht, endlich davon ſich den zehnten Theil zu bewahren, inſofern er neun Theile d'rauf gehen läßt. Wer aber mit Unrecht anfängt und mit dem Unrecht nicht aufhöret, es nur abſonderlich am Faden der Pfiffigkeit führet, der kommt, wohin er will, nämlich etwa tief mit der Hand in Andrer Geldſäckel.** Es iſt auch der Nagel auf den Kopf getroffen, wenn ein deutſcher Herzog vom franzöſiſchen Staatsweſen urtheilt: „Meinet man, es werde eben bei den Franzoſen durch das Zeitrad ein verwirrter Rocken abgeſponnen, thut der Teufel neues, verworrenes Werg dran", alſo, daß du, Menſchheit, nimmer gewinnſt bei dem Teufelsgeſpinnſt! —r.

Lichtenberg.

Georg Chriſtoph Lichtenberg, bedeutend in der Wiſſenſchaft als Forſcher in den Erſcheinungen der Natur wie als humoriſti-



ſcher Schriftſteller in der Literatur unſers Volks, wurde am 1. Juli 1742 zu Oberramſtädt bei Darmſtadt geboren. Obwohl das jüngſte, und zwar achtzehnte Kind ſeiner Eltern, empfing er doch vom Vater eine ſorgfältige Erziehung, deren Einfluß auf des Knaben körperliche Bildung leider die Unvorſichtigkeit einer Wärterin vernichtete. Der Wuchs unſers Chriſtoph, bis zu ſeinem achten Jahre ſchlank und wohlgebildet, nahm von dieſer Zeit an eine ſchiefe Richtung. Um ſo geſunder war die Richtung des Geiſtes, welche der Vater frühzeitig in dem Sohne hervorrief, indem er durch ſeinen Unterricht des Letzteren Vorliebe für phyſikaliſche Kenntniſſe, überhaupt für das Studium der Natur erweckte. Auf dem Gymnaſium zu Darmſtadt hielt der Knabe ſchon ſeinen Mitſchülern Vorleſungen über Käſtner's Anfangsgründe der Mathematik, und auf der Univerſität zu Göttingen widmete er ſich allen mit der Naturkunde zuſammenhangenden Wiſſenſchaften. Mit Eifer trieb er Aſtronomie, beobachtete das Erdbeben vom Jahre 1767, und im Verein mit Käſtner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Juni 1769, ſowie die Kometen von 1770, 1771 und 1773. Als junger Mann von ſiebenundzwanzig Jahren erhielt er eine Anſtellung als Profeſſor der Phyſik zu Göttingen, unterbrach jedoch wiederholt ſeine Lehrer-Thätigkeit durch zwei Reiſen nach England in den Jahren 1770 und 1774, welche ſowohl wiſſenſchaftlich wie äſthetiſch von den wichtigſten Folgen für ihn waren; namentlich die zweite Reiſe, mit der ſich ein vierjähriger Aufenthalt in England verband. Hier lernte er die beiden Forſter kennen, Vater und Sohn, als dieſelben von ihrer Reiſe um die Welt, welche ſie gemeinſam mit dem kühnen Seefahrer Cook unternommen hatten, im Jahre 1775 nach London zurückkehrten. In enger Freundſchaft ſchloß er ſich Beiden, vorzugsweiſe aber dem jüngeren, Georg Forſter, an. Im Jahre 1778 nach Göttingen zurückgekehrt, nahm er ſeine Wirkſamkeit als Univerſitäts-Lehrer mit erhöhter Wärme wieder auf, und da der Profeſſor Erxleben geſtorben war, kündigte er Vorträge über Experimental-Phyſik nach deſſen Handbuche an. Dieſe Vorträge Lichtenberg's waren von hohem wiſſenſchaftlichen und mit jedem Jahre fortſchreitenden Werthe. Das Erxleben'ſche Handbuch verbeſſerte er in einer Reihenfolge von ſechs Auflagen ſehr weſentlich, und zu ſeinen Experimenten hatte er ſich einen ausgezeichneten Apparat theils aus England kommen, theils nach ſeiner Angabe von den berühmteſten deutſchen Mechanikern fertigen laſſen. Dieſer Apparat fand damals ſowohl an Koſtbarkeit wie an vollendeter Einrichtung in Deutſchland ſchwerlich ſeines Gleichen und wurde 1789 von der Univerſität zu Göttingen dem noch lebenden Lichtenberg gegen eine Leibrente von jährlich 200 Thalern abgekauft, welche nach ſeinem, zehn Jahre darauf erfolgten Tode auf ſeine Kinder überging. Eine wichtige Entdeckung verdankt ihm die Phyſik, die Entdeckung der elektriſchen Figuren nämlich, welche ſich auf elektriſirten Körpern mit nicht leitender Oberfläche, z. B. Harzkuchen, erzeugen, wenn man die Fläche mit Harzſtaub oder Hexenmehl pudert. Sie zeigen Strahlen- oder Kreisform, je nachdem die Fläche poſitive oder negative Elektrizität beſitzt, und laſſen ſich ſehr mannichfach geſtalten. Lichtenberg erfand und lehrte, wie ſie hervorzubringen ſeyen, und ſie heißen daher in der Phyſik noch heute „Lichtenberg'ſche Figuren“. Um auch in weitere Kreiſe gebildeter Leſer wiſſenſchaftliche Kenntniß zu verbreiten, übernahm er 1778 zugleich die Herausgabe und Leitung des Göttingiſchen Almanachs und ſtattete jeden Jahrgang deſſelben mit einigen belehrenden Aufſätzen in leichtfaßlichem Vortrag aus.

Auf ein anderes Gebiet ſtreifte ſein Kampf mit Lavater, doch war es auch hier, neben ſeinem Talent zur Satire, der hellblickende Verſtand des Naturkundigen, welcher ihm die Waffen ſchärfte. Lavater hatte in jener Zeit ſein Syſtem der Phyſiognomik ausgebildet und durch ſeine theologiſche Entwickelung ſich gewöhnt, von jeder einzelnen Erſcheinung ſchnell auf das Allgemeine zu ſchließen, ſie ihres beſonderen Charakters möglichſt zu entkleiden und unter allgemeine Normen, dogmatiſche Geſetze zu bringen. So geſchah es ihm auch mit der Phyſiognomik. Bis dahin war dieſe nur eine Sammlung beſcheidener, auf ähnlich oder entſprechend zuſammentreffenden Fällen ruhender Vermuthungen geweſen, und ſie iſt, trotz Lavater, noch heute nicht viel mehr, obwohl der Einfluß des Charakters auf Geſtaltung des menſchlichen Antlitzes nicht zu eng begrenzt werden darf. Lavater aber hatte den Einfall, die Linien des Angeſichts für zuverläſſige Merkmale des Charakters zu erklären, und auf dieſer Erklärung mit einiger Beobachtung, ſehr viel Einbildung und religiöſer Myſtik ein Syſtem zu begründen. Gegen die Mißbräuche, welche ſolche Lehren bei der Empfänglichkeit ganzer Menſchenklaſſen für alles Geheimnißvolle und Wunderbare in ihrem Gefolge haben mußten, rückte Lichtenberg ſchon 1773 mit einer geharniſchten Satire unter folgendem Titel in das Feld: „Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Iſraeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavater'ſchen Beweisgründe und der Göttingiſchen Mettwürſte bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten.“ Dieſer erſten Schrift folgte eine zweite: „Ueber die Phyſiognomik wider die Phyſiognomen, zur Beförderung der Menſchenliebe und Menſchenkenntniß“, und endlich das „Fragment von den Schwänzen“, worin er an dieſen Theilen gewiſſer Körper phyſiognomiſche Beobachtungen anſtellt. Veranlaſſung, ſeinen ſchlagenden Witz ſpielen zu laſſen, bot ihm noch manche andere Erſcheinung jener Zeit, einen Hauptgegenſtand aber, neben Lavater und deſſen Trabanten Zimmermann in Hannover, der Superintendent Ziebe in Zellerfeld, welcher den geiſtlichen Hochmuth beſaß, den nahen Untergang eines großen Theils von Deutſchland zu prophezeien. In denſelben Abſchnitt ſeines Lebens fällt die Herausgabe des Göttingiſchen Magazins für Wiſſenſchaft und Literatur, die er gemeinſchaftlich mit Georg Forſter beſorgte.

Wir betrachten nun den Humoriſten auf dem Gebiete, auf welchem er ſich ſeine weit verbreitete Beliebtheit erwarb. In Lichtenberg's Weſen herrſchte ein eigenthümlicher Verein von ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit und dichteriſchem Sinn voll des vielſeitigſten Humors, der ſich in origineller Ausdrucksweiſe bekundete. Ein heiterer, lachend ſchlagender, unerſchöpflicher Witz, ſchneidende Satire und wieder tiefes Gefühl, das nach der Seite des Schönen und Edeln hin oft eben ſo gläubig erſchien, wie jene, kampfbereit gegen jede Lächerlichkeit, ſelbſt der umfaſſendſten Zweifelſucht zu huldigen vermochten — dies waren die Rüſtſtücke ſeines Geiſtes. Zur zweiten Natur ward es ihm, an alle Erſcheinungen des Lebens den Maaßſtab des reinſten, mathematiſch gebildeten Verſtandes zu legen; und doch wechſelte von jeher mit ſeinen munteren Stunden, wo die Laune in ihm luſtig emporſprang, ein

Zuſtand von Reizbarkeit der Nerven und des Gemüths, der ihn plötzlich verdüſterte. Faſt ſcheint es, als ſey ein ſolcher Gegenſatz der Stimmungen nothwendig für die Entwickelung des Humors, denn auch bei Jean Paul begegnet uns etwas Aehnliches. Aber wenn bei dieſem die Sprünge des Humors doch mehr willkürlich in den Gegenſatz getrieben waren und daher auch in ſeinen Schriften die feſte Grundlage und Form der Schilderung verwiſchten und in Theilchen auflöſten, ſo giebt hingegen bei Lichtenberg ſtets eine beſtimmte, charaktervolle Zeichnung dem Spiel ſeines Humors einen feſten Boden. Wenn er es auch liebt, durch den Gegenſatz zu überraſchen, indem ſein Witz bald auf den Spitzen des kalten Verſtandes einherſchreitet, bald ſein Gefühl in die warme Tiefe des Herzens hinabſteigt, ſo iſt er in ſeinen Schriften doch frei von der überſchwänglichen Empfindſamkeit des Romantikers.

Der Trieb zu Schöpfungen auf dem Felde ſchöner Wiſſenſchaft keimte gleichfalls ſchon in Lichtenberg's früher Jugend. Als er das Gymnaſium verließ, hielt er ſeine Abgangsrede über Philoſophie und philoſophiſche Schwärmerei in deutſchen Verſen. Sein wiederholter Aufenthalt in England zeitigte als eine bedeutſame Frucht ſeine vortrefflichen „Briefe über Garrick und das engliſche Theater“. Wie es hier die leben- und charaktervolle Darſtellung auf der Schaubühne war, was ihn anregte, ſo veranlaßte ihn der entſprechende geiſtige Zug nach dem Charakteriſtiſchen in der bildenden Kunſt, einen geiſtvoll erklärenden Text zu Hogarth's Kupferſtichen zu verfaſſen. Wie der Griffel des Künſtlers, ſo wanderte die Feder des witzigen Humoriſten und Satirikers hier durch alle Schichten der Geſellſchaft und zog aus dem Verhältniß der Hogarth'ſchen Bilder zum wirklichen Leben eine Fülle von Beziehungen, welche für alle Zeit reiche Goldadern innerer Wahrheit in ſich tragen. Wer auf Bildung Anſpruch macht, wird dieſes Werk, dem Hogarth's Vaterland nichts Aehnliches an die Seite zu ſetzen vermag, kennen oder doch kennen lernen. Es iſt Lichtenberg's wichtigſtes Vermächtniß, der Eckpfeiler wie der Herold und das Echo ſeines Ruhmes. Leider wurden die Erklärungen nicht für alle Hogarth'ſchen Kupferſtiche von Lichtenberg ſelbſt vollendet. Spätere rühren von Bouterwek her, und neuerdings lieferte auch Kottenkamp eine Fortſetzung. Nach einer andern Seite hin entfaltete ſich Lichtenberg's Satire in den ſiebziger Jahren gegen die endloſe Fluth hochtrabender Nachahmungen Goethe'ſcher, Klopſtockſcher, Shakſpeare'ſcher Dichtung. Dies geſchah hauptſächlich in drei hervorragenden Schriften: „Parakletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und doch ein ehrlicher Mann ſeyn könne“, „Bittſchrift der Wahnſinnigen“ und „Leben Kunkel's, eines ehemaligen Göttingiſchen Antiquarius“. Der muſterhafte Stil, die kernige, klare, geiſtdurchdrungene Sprache, welche dieſe Lichtenberg'ſchen Arbeiten zu Meiſterwerken deutſcher Proſa machen, laſſen bedauern, daß auch ſie unvollendet blieben.

In den letzten Jahren ſeines Lebens wurde Lichtenberg trübſinnig und faſt menſchenſcheu. Jahrelang kam er nicht aus ſeinem Zimmer und geſtattete höchſtens einem Paar vertrauter Freunde, ihn zu beſuchen. Wie auffallend dieſe Erſcheinung ſeyn mag, ſo iſt doch auch ſie in Lichtenberg's Charakter natürlich begründet, obwohl ſie ihn umwandelte, als er ſie wuchern ließ. Sein Humor war in der That der Blitzableiter für tiefſinnige Fragen des menſchlichen Seelenlebens, an denen ſein Gemüth ſich abquälte. Als Goethe die Idee zu ſeinem „Fauſt“ ergriff, lag deſſen unruhvolles Beſtreben noch in der Atmoſphäre des Zeitalters, und nicht Alle waren berufen, gleich Goethe durch eine mächtige Dichterthat dieſen Alp von ſich abzuſchütteln. Lichtenberg gehörte zu den klarſten Geiſtern und theilte z. B. in Bezug auf Unſterblichkeit Leſſing's Anſicht: Wir ſollen ſeyn und abwarten. Den Menſchen hielt er für weiſe, der über die Erziehung für das Jenſeits diejenige für das Dieſſeits nicht hintenanſetze. Und dennoch hatte er einen Grad von Spleen eingeſogen, der ihn antrieb, ſich unaufhörlich mit dem Jenſeits ſelbſtquäleriſch zu beſchäftigen und beſonders über Seelenwanderung unfruchtbaren Forſchungen nachzutrachten. So hell er ſonſt in das wirkliche Leben ſchaute, verfolgte ihn doch ſtets der räthſelhafte Gedanke, er könne in anderer Geſtalt ſchon einmal geſtorben ſeyn, bevor er wieder geboren ward, und könne nach dem Tode wieder in eine neue Geſtalt geſchloſſen werden. Er zollte hiermit ſeinen Tribut an die Zeit, in welcher die Mesmer, Caglioſtro, die Roſenkreuzer u. ſ. w. ihr Weſen trieben. Die Beſchäftigung mit den Geheimniſſen des Ueberſinnlichen, das ruheloſe Vordringen ſeiner Phantaſie in Vorſtellungen, die jenſeits unſers Verſtandes liegen und daher für uns keine Wahrheit haben, rächte ſich an ihm durch den krankhaften Trübſinn, die Hypochondrie ſeines Alters. Er achtete zuletzt eifrig auf ſeine Träume, zog aus einem verlöſchenden Lichte Schlüſſe auf eine bevorſtehende Reiſe, ward orakelſüchtig und mit einem Worte — kindiſch. Bevor er ſtarb, war er ſchon nicht mehr er ſelbſt, und als der Tod ihn am 24. Februar 1799 aus ſeiner Seelenpein erlöſte, war er als ſiebenundfunfzigjähriger Mann geiſtig längſt ein Greis.

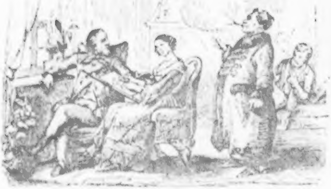
Anton Gubitz.

Schuldig oder nicht ſchuldig?

Die reizende Gegend, das geſunde Klima und die angenehme Geſellſchaft veranlaßten mich vor mehreren Jahren, mich auf einige Zeit in der Provinzialſtadt eines entlegenen Theils von Frankreich niederzulaſſen. Ich hatte das Vergnügen, von vielen Familien in der Nachbarſchaft freundlich aufgenommen zu werden. Unter den Perſonen, welche ich daſelbſt zuweilen traf, machte ich die Bekanntſchaft eines Herrn, den ich Eugene Lancreville nennen will. Er war ein Mann, den Fremde ſogleich bemerken mußten: ſchlanken, aber mäßigen Wuchſes, mit einem hübſchen Geſicht und anſpruchsloſen Benehmen. Sein erſtes Erſcheinen mußte deshalb einen günſtigen Eindruck machen, der jedoch durch eine genauere Betrachtung ſeiner Geſichtszüge geſchwächt wurde. Eine tiefe Narbe, von der Stirn bis zum Mundwinkel, ging über ſeine rechte Wange, und gab dem Geſicht einen entſchieden unangenehmen Ausdruck. Zuweilen war er ſchweigſam und in Gedanken vertieft, ja beinahe mürriſch und verdrüßlich, während ein Geſpräch mit ihm zu andern Zeiten lebhaft und belehrend war, und von einer aufmerkſamen, ausgebreiteten Beleſenheit und bedeutenden Erfahrung zeugte. Er konnte nicht älter als vierzig Jahre ſeyn, und während die bräunliche Farbe ſeines Geſichts und die entſtellende Narbe auf die Vermuthung führten, daß er zum Militairſtande gehörte, wich er doch jeder Frage aus, wie geſchickt dieſe auch an ihn gerichtet ſeyn mochte.

Monſieur de Merac, ein wohlhabender, achtbarer Gutsbeſitzer, lebte mit einem Sohne und einer Tochter in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Stadt. In ſeinem Hauſe hatte ich Lancreville faſt immer getroffen. Seine Bewerbungen um Mademoiſelle Joſephine de Merac wurden günſtig aufgenommen. Die Zeit und Umſtände ſeiner erſten Einführung in dieſe Familie waren mir nicht bekannt, außer daß ich zufällig gehört hatte, Lancreville habe Auguſt de Merac, dem Sohne, in einer wichtigen Angelegenheit, als Beide in Paris waren, einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. — De Merac, der Sohn, weit jünger als Lancreville, ſtand in dem Rufe eines leichtſinnigen, ausſchweifenden Menſchen, und ſollte ſeinen Verwandten viel Kummer und Verdruß verurſacht haben. Seine Schweſter Joſephine war ein liebenswürdiges, gebildetes Mädchen, ihr natürliches Weſen ſehr anziehend. Es wurde ein Gegenſtand der Verwunderung für mich, wie Lancreville ſich Joſephinens Zuneigung hatte erwerben können. Ungleichheit der Jahre und auffallende Verſchiedenheit des Charakters werden gewöhnlich als Hinderniß gegenſeitiger Zuneigung angeſehen. Er war ein ernſter, zurückhaltender Mann, bei dem unangenehme Erfahrungen einen außerordentlichen Eindruck zurückgelaſſen hatten, der ihn zuweilen abſtoßend und geheimnißvoll erſcheinen ließ; ſie dagegen ein lebhaftes Mädchen, blühend in aller Schönheit der Jugend und Unſchuld. Der gedankenvolle, finſtre Lancreville wurde jedoch an der Seite der Mademoiſelle de Merac ein leidenſchaftlicher Liebhaber. Auch kam ihm der Umſtand zu ſtatten, daß Vater und Sohn ihn offenbar ſehr ſchätzten.

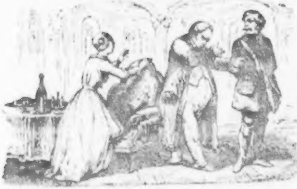
Lancreville war weder bei dem weiblichen noch dem männlichen Geſchlecht in der Nachbarſchaft ſehr beliebt. Niemand wollte von ſeinen früheren Verhältniſſen etwas wiſſen, während Jedermann geneigt und bereit war, Andeutungen zu ſeinem Nachtheil im Stillen über ihn zu verbreiten. Bald war es eine Be-



merkung über die Unklugheit und Blindheit des Vaters, einem ganz unbekannten Manne, der ein ſo ſtrenges Schweigen über ſeine Familie, Freunde und Herkunft beobachtete, Umgang mit ſeiner Tochter zu geſtatten; dann erlaubte man ſich wieder Bemerkungen über ſeine Vertraulichkeit mit dem ausſchweifenden Auguſt und gab zu verſtehen, ſie hätten ſich in Paris entehrende Handlungen beim Spiel zu Schulden kommen laſſen. Dieſe Gerüchte und Vermuthungen begannen nach und nach auch auf mich Einfluß zu gewinnen. Ich glaubte halb und halb, Lancreville ſey wenigſtens nur ein Glücksjäger, der Ernſthaftigkeit heuchle und eine geheimnißvolle Würde annehme, um ſeine Grundſätze und Beweggründe deſto beſſer zu verbergen; denn es war allgemein bekannt, daß Mademoiſelle de Merac außer dem, was ſie von ihrem Vater zu erwarten habe, ein beträchtliches eignes Vermögen beſitze. Gelegentliche Zwiſte und Meinungs-Verſchiedenheiten trugen dazu bei, mich noch mehr gegen ihn einzunehmen, und ich glaube, unſre Abneigung war gegenſeitig. Ob er die Aufmerkſamkeit, welche ich Mademoiſelle de Merac ſchenkte, falſch deutete, oder ſich einbildete, ich habe den über ihn verbreiteten Gerüchten Glauben geſchenkt, weiß ich nicht; er brach aber nach und nach den Verkehr mit mir ab, und eine geringfügige Veranlaſſung würde, wie ich glaube, ihn zu offener Feindſeligkeit gegen mich vermocht haben.

Ich war im Herbſt einige Tage in Monſieur de Merac's Hauſe, um in der Nähe zu jagen, und muß bekennen, Lancreville's Abweſenheit während dieſer Zeit machte mir den Aufenthalt viel angenehmer.

Als ſich die Familie eines Abends zur Ruhe begeben hatte, fand ich die Luft ſo drückend heiß und ſchwül, daß ich nicht ſchlafen konnte, ſondern aufſtand und mich, ſo gut als ich ohne Licht konnte, wieder ankleidete. Nachdem ich das Fenſter geöffnet, ſtellte ich einen Stuhl an daſſelbe, um mich durch den Luftzug einigermaßen zu erfriſchen. Es hatte ſich ein leichter Wind erhoben, die Wolken zogen über den Himmel und verſchleierten das unſichre Licht, welches der abnehmende Mond zuweilen verbreitete, während ein Wetterleuchten von Zeit zu Zeit das Dunkel am Himmel erhellte. Es war vielleicht nach Mitternacht, als ich aus meinem Zuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen durch ein Geräuſch aufgeweckt wurde, welches von dem untern Theile des Hauſes, in der Nähe der Ecke des Gebäudes, wo mein Zimmer lag, herzukommen ſchien. Ich horchte aufmerkſam, und hörte das Geräuſch mehrere Minuten lang: es glich dem, welches durch Feilen und Abreißen von Riegeln und andern metalliſchen Gegenſtänden verurſacht wird. Plötzlich wurde es dann ganz ſtill. Ich hatte meine Augen vergebens angeſtrengt, um Jemand zu bemerken. Einmal glaubte ich leiſe Stimmen zu erlauſchen, nahm aber Anſtand, die Familie zu wecken, da ſeit vielen Jahren kein Verbrechen, wie Raub, in der Gegend begangen war. Endlich hörte ich unten Fußtritte, und ein Blitzſtrahl ſetzte mich in dem Augenblick in den Stand, deutlich zu ſehen, wie ein Mann vorſichtig um die Ecke des Hauſes ging. Groß war mein Erſtaunen, als ich Lancreville's Geſtalt und Geſicht erkannte! Er ſah mich nicht. In meiner Verwunderung ſchlug ich jedoch mit der Hand gegen den Fenſterrahmen, und verurſachte dadurch ein Geräuſch, welches er vernommen haben mußte, denn er beſchleunigte ſogleich ſeine Schritte. — Ich erſchöpfte mich in Vermuthungen über die Veranlaſſung zu dieſer ſonderbaren nächtlichen Erſcheinung Lancreville's; ich hatte zuvor keine Urſach zu glauben, daß er von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſey. Als der Morgen anbrach und die gewöhnliche Frühſtücksſtunde ſich näherte, war ich zweifelhaft, ob es nöthig oder ſchicklich ſeyn würde, der Familie den Vorfall während der Nacht mitzutheilen. Ich, im Begriff auf die Jagd zu gehen, fand nur Mademoiſelle de Merac in dem Frühſtücks-Zimmer; ihr Bruder hatte ſie durch ein Billet benachrichtigt, er ſey in die Stadt gegangen, um dort den Tag zuzubringen. Wir warteten etwas länger, als gewöhnlich, auf den Vater, und waren willens, ihn rufen zu laſſen, als er in großer Aufregung in's Zimmer trat; er theilte uns haſtig mit, er ſey in der Nacht einer bedeutenden Summe Geldes beraubt worden. Monſieur de Merac hatte zwei oder drei Tage zuvor gegen 15,000 Francs in Scheinen der franzöſiſchen Bank und in Gold empfangen; dieſe Summe, ſagte er uns, habe er in einen eiſernen Kaſten gethan, der mit einem ſtarken Schloſſe und Riegeln verſehen ſey und in einem Zimmer im unterſten Stockwerke, nahe bei der Ecke des Gebäudes ſtehe. Vor dem Schlafengehen habe er den Kaſten geöffnet und ſich überzeugt, daß nichts fehle; er könne ſich eine ſo unerhörte Verletzung der häuslichen Sicherheit nicht erklären, da Diebſtähle von Bedeutung oder mit Gewaltthätigkeit vollführte Verbrechen äußerſt ſelten in der Gegend verübt wurden. — Monſieur de Merac



beſchloß, ſich ohne Verzug nach dem Polizei-Büreau des Diſtrikts zu begeben. Ehe er ging, berichtete ich ihm, ich ſey in der Nacht durch ein ungewöhnliches Geräuſch und Fußtritte geſtört worden, enthielt mich aber, des Umſtandes Erwähnung zu thun, daß ich Lancreville geſehen; dies war vielleicht unrecht von meiner Seite, der Beweggrund zu meinem Schweigen jedoch gewiß nicht tadelnswürdig. Ich hatte eine Abneigung gegen Lancreville, dies wußte die Familie; wenn ich ihnen nun alles Vorgefallene mitgetheilt hätte, würden ſie nicht geglaubt haben, ich ſey im Traume geweſen, oder laſſe mich von meiner Abneigung verleiten, Lancreville's Erſcheinen, wie unerklärlich dies auch ſeyn mochte, mit dem in der Nacht verübten Raube in Verbindung zu bringen? Ich will nicht erwähnen, was mir beim Nachdenken über die Sache durch den Sinn fuhr, und in der That, ſo ſehr ich auch gegen Lancreville eingenommen war, ſo ſchämte ich mich doch meines Argwohns bei dieſer Gelegenheit.

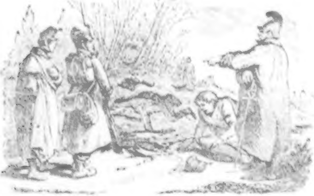
Ich begab mich im Laufe des Morgens nach meiner Wohnung in der Stadt und hörte von Monſieur de Merac, der mir begegnete, er ſey nicht im Stande geweſen, dem Diebe auf die Spur zu kommen; die Polizei wundre ſich eben ſo ſehr als er, und wiſſe nicht, auf wen ſie ihren Verdacht richten ſolle. — Ich ſpeiſte an dieſem Tage an der Wirthstafel und begegnete Lancreville einige Minuten vor dem Eſſen. Wir grüßten uns kalt; er ſagte, er wolle Nachmittags zu de Merac's gehen, ſey zwar ſchon am Abend zuvor von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, aber zu unwohl geweſen, um eher einen Beſuch zu machen. Ich konnte nicht umhin, mich innerlich zu wundern, wie Jemand, der nicht wohl iſt und von einer Reiſe zurückkehrt, doch zur Zeit der Mitternacht im Finſtern um ein Privathaus wandert und wie ein Verbrecher bei einem Geräuſch wegläuft. — Ich ließ jedoch kein Wort darüber fallen, daß ich Zeuge ſeines nächtlichen Herumſtreifens geweſen, und begnügte mich mit der einfachen Frage: ob er von dem Raube gehört habe, der in Monſieur de Merac's Hauſe entdeckt worden ſey.

Lancreville wechſelte die Farbe bei dieſer Frage, ſchien verwirrt und antwortete plötzlich: er habe etwas davon gehört, hoffe aber von Monſieur de Merac das Nähere zu erfahren. Lancreville war nicht geneigt, die Unterredung fortzuſetzen, und wir wurden bald darauf zum Mittageſſen gerufen. Ich ſetzte jetzt größeres Mißtrauen in Lancreville's wahren Charakter, als je zuvor, und war vollkommen überzeugt, er ſey irgendwie bei dem in der verwichenen Nacht begangenen Verbrechen betheiligt.

Ich hätte erwähnen ſollen, daß ein theurer alter Freund von mir kurz zuvor (in Lancreville's Abweſenheit) in der Gegend angekommen war, um einigen Verwandten in der Stadt einen Beſuch abzuſtatten: Obriſt Becroy, ein ausgezeichneter franzöſiſcher Offizier, der ſich in vielen Feldzügen unter Napoleon ehrenvollen Namen erworben hatte. Sein Rang war ihm bei Ludwig des Achtzehnten Thronbeſteigung beſtätigt worden, und der Obriſt hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit aus dem Dienſte zurückgezogen. Ich freute mich, ihn ſo unerwartet zu ſehen, und er hatte meine Einladung, mit mir an dem Tage an der Wirthstafel zu ſpeiſen, angenommen. Der Obriſt kam erſt, als wir ſchon bei Tiſche ſaßen; er konnte als Muſter eines alten, tapfern Soldaten dienen, und war voll von Anekdoten und Gutmüthigkeit. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß Obriſt Becroy während des Eſſens ungewöhnlich ſchweigſam blieb, und von Zeit zu Zeit ſeine Augen forſchend und fragend auf Lancreville richtete; Lancreville gab jedoch kein Zeichen der Wiedererkennung. Als das Mittageſſen vorüber war, ging ich mit dem Obriſten nach meiner Wohnung in der Stadt und neckte ihn auf dem Wege über ſeine ungewöhnliche Schweigſamkeit bei Tiſche. „Ja, mein Lieber", erwiederte er, „wer um des Himmels willen war der Mann mit der Schmarre auf der rechten Wange, der am Ende des Zimmers ſaß?" — „Monſieur Eugene Lancreville!" antwortete ich. — „Lancreville — Lancreville", wiederholte der Obriſt, zum Theil mit ſich ſelbſt ſprechend und murmelnd; „nein, nein, das iſt nicht der Name, gar keine Aehnlichkeit damit; aber die Schmarre, das Geſicht, den Ausdruck der Augen, ich kann ſie nicht vergeſſen! Wer oder was iſt er?" — „Das weiß ich nicht, mein lieber Freund, und konnte es nie erfahren!" war meine Antwort. — Des Obriſten Becroy Neugier ließ ſich nicht ſo leicht befriedigen; er hörte nicht auf, mich auf jede mögliche Weiſe über den Mann zu befragen. Ich konnte ihm nur mittheilen, daß er ſich um die Tochter Monſieur de Merac's bewerbe, was ich für Gerüchte gehört, und daß er ſehr zurückhaltend ſey.

Mein Freund war offenbar in Nachſinnen vertieft und wiederholte mehrmals: „Sonderbar, höchſt ſonderbar!" Endlich bat er mich, wenn ich Lancreville ſähe, das Geſpräch wo möglich auf die Kriege der Vergangenheit zu lenken und ihn zu fragen: ob er in der Schlacht von Smolensk geweſen ſey. Zugleich verſprach mir der Obriſt, ſobald ich ihm Lancreville's Antwort überbringe, wolle er mich über den Grund ſeiner Verwunderung und Fragen aufklären. — Die Bitte meines Freundes war nicht ſo leicht zu erfüllen. Ich hatte ſeit einiger Zeit nicht im beſten Vernehmen mit Lancreville geſtanden, und wie konnte ich mir die Freiheit geſtatten, eine ſolche Frage an ihn zu richten? — Am nächſten Vormittag traf es ſich glücklicher Weiſe, daß ich Lancreville in einem Billardzimmer in der Stadt fand; er ſchien in einer ungewöhnlich heitern Laune zu ſeyn und redete mich mit ungemeiner Höflichkeit an. Wir unterhielten uns über unbedeutende Dinge, und als er über Soldaten, welche eben durch die Stadt marſchirten, eine Bemerkung machte, benutzte ich die Gelegenheit und ſagte: „Entſchuldigen Sie, Monſieur Lancreville, Sie müſſen viele Feldzüge mitgemacht haben; waren Sie auch in der Schlacht von Smolensk?“ — Ich werde nie den Ausdruck vergeſſen, welchen ſein Geſicht bei dieſer Frage annahm. Seine braunen Wangen wurden bleich — ob vor Zorn oder Ueberraſchung, kann ich nicht ſagen. Mit einem herausfordernden Blicke antwortete er langſam und höhniſch: „Geſetzt, ich wäre in der Schlacht von Smolensk geweſen, oder geſetzt, ich wäre nicht in derſelben geweſen: was geht es Sie an, oder warum ſollte ich verpflichtet ſeyn, Ihre Neugier zu befriedigen?“ — Ich antwortete: ich hätte natürlich kein Recht, Fragen an ihn zu richten, die er nicht beantworten wolle; dieſe Frage ſey aber an ſich harmlos und ſolle durchaus nicht beleidigend ſeyn. Lancreville machte mir eine ſteife Verbeugung, nahm ſeinen Hut und ging mit den Worten: „Dieſe Erklärung genügt!“ zur Thür hinaus. — Sein Benehmen gefiel mir nicht; auch war ich unzufrieden mit mir ſelbſt, daß ich des Obriſten Becroy Bitte Gehör gegeben und mich der Gefahr einer Beleidigung ausgeſetzt hatte. Ich eilte ſogleich zu meinem Freunde, benachrichtigte ihn von dem Erfolge meiner Sendung und von Lancreville's ſonderbarem Benehmen. Zugleich bat ich ihn um ſeinen Rath, ob ich die Sache weiter verfolgen ſolle. Becroy lachte darüber, daß ich von Lancreville's Tone oder Antwort empfindlich berührt ſeyn wolle, und rief aus: „Ich wußte es — ich war meiner Sache gewiß — ich konnte mich nicht irren — verdammt! — er iſt's — es muß Leißen ſeyn!“ — „Was meinen Sie, Becroy? Treiben Sie nicht Ihr Spiel mit mir!“ — „Hören Sie mich an, mein Freund, ich will Ihnen jetzt Alles erzählen.“ — Er that es und hier folgt in ſeinem Haupt-Inhalt die Erzählung des Obriſten.

Im Monat Auguſt des Jahres 1812, am Ende der blutigen Schlacht, welche zwiſchen den Franzoſen und Ruſſen bei Smolensk ſtatt gefunden, ſtand Becroy, damals Gardegrenadier-Capitain, mit einem Theil ſeines Regiments an dem Ende der Stadt, wo das Blutvergießen am größten geweſen, um die Verwundeten wegzuſchaffen. Es war beinahe dunkel, und eine Menge Geſindel ſchlich auf dem Schlachtfelde umher, um zu plündern. Becroy bemerkte zu ſeinem Erſtaunen in einiger Entfernung einen Mann in der Uniform eines franzöſiſchen Lieutenants von der Linie, welcher auf dem Boden kniete und emſig beſchäftigt war, einem der Getödteten die Taſchen zu leeren. Becroy war erſtaunt und empört, eine ſo ſchändliche Handlung von einem Offizier begehen zu ſehen; dieſer war ſo eifrig mit dem Plündern beſchäftigt, daß er nicht wahrnahm, wie man ihn beobachtete. Becroy merkte ſich ihn genau; ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine auffallenden Geſichtszüge, eine friſche, noch blutende Wunde in der rechten Wange: Alles dies vereinigte ſich, ihm die Perſon des Böſewichts unvergeßlich zu machen. Hätte Becroy in dem Augenblick Feuergewehr bei der Hand gehabt, ſo würde er ohne Bedenken nach ihm geſchoſſen haben; da er indeß nur ſeinen Degen hatte und ſelbſt am Beine verwundet war, ſo ſah er ſich außer Stand, den Ort ſchnell zu erreichen, ſeine Soldaten aber waren in einiger Entfernung zerſtreut. Als er laut zu rufen anfing, ſprang der Plünderer, der ſeine Arbeit verrichtet zu haben ſchien, auf und lief von dem Theil des Schlachtfeldes hinweg. Becroy rief ſeinen Leuten zu, ihn zu ergreifen, der Mann entkam jedoch ſeinen Verfolgern; da dieſe aber



Andern eine Beſchreibung ſeiner Perſon gegeben hatten, ſo wurde er im Laufe der Nacht feſtgenommen und einer Wache in Gewahrſam gegeben. Es zeigte ſich, daß dieſer Menſch wirklich ein Lieutenant war in der franzöſiſchen Armee, Namens Antoine Leitzen; daß er, obgleich noch ſehr jung, nicht nur in dieſer Schlacht tapfer gefochten und eine Wunde im Geſicht erhalten, ſondern ſich auch bei vielen früheren Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. — Capitain Becroy's Zeugniß wäre ſo beſtimmt und entſcheidend geweſen, daß, wie unglaublich eine ſo ſchändliche Handlung bei einem franzöſiſchen Offizier auch hätte erſcheinen mögen, Leitzen ohne Zweifel am folgenden Morgen würde erſchoſſen worden ſeyn, hatte er nicht noch in derſelben Nacht in der, einer blutigen Schlacht folgenden Verwirrung die Flucht ergriffen. — Von da an hörte man nichts weiter von Leitzen, obgleich in dieſer Diviſion der Armee viel von dem Vorfall geſprochen wurde, bis mein Freund in Eugene Lancreville's Perſon den Plünderer von Smolensk wieder erkannte.

Ich erzählte hierauf meinem Freunde ohne Bedenken, was ſich in Monſieur de Merac's Hauſe zugetragen, und wovon ich Zeuge geweſen. Wir kamen Beide zu dem Schluß, Lancreville habe an dem Diebſtahl Theil genommen, indem der Elende, welcher die Todten oder Sterbenden auf dem Schlachtfelde zu plündern vermöge, leicht ein verhärteter Räuber werden könne, der die Geſellſchaft planvoll beraube. Wir hielten es deshalb für unſre Pflicht, Monſieur de Merac bekannt zu machen mit dem wahren Charakter des Schwindlers, dem er auf eine ſo unbeſonnene Weiſe Zutritt in ſein Haus geſtattet, und nachher Maaßregeln zu ergreifen, Lancreville den Händen der Polizei zu überliefern. — Wir begaben uns deshalb nach Monſieur de Merac's Hauſe, den wir wegen der langen, unerklärlichen Abweſenheit ſeines Sohnes in einiger Unruhe fanden. Ehe wir ihn von unſerm Geſchäft in Kenntniß ſetzten, theilte er uns mit, die Gensd'armerie habe einen verdächtigen Menſchen arretirt, der ſich Pierre Breſſe nenne. Beim erſten Verhör habe ſich gezeigt, daß er bei dem in ſeinem Hauſe verübten Diebſtahl betheiligt ſey. — Mein Freund, der Obriſt, erzählte hierauf Monſieur de Merac ſeine Geſchichte, und theilte ihm die Gründe mit, warum er glaube, daß Lancreville und Leitzen ein und dieſelbe Perſon ſeyen, wonach ich Bericht gab über das, was ich in der Nacht, wo der Diebſtahl verübt wurde, geſehen und gehört hatte. Dies ſchien Monſieur de Merac ſehr zu betrüben und in ſeinem Glauben wankend zu machen; dennoch war er nicht geneigt, Lancreville's Schuld beſtimmt einzuräumen, und wiewohl er keine Gründe zu ſeiner Vertheidigung anzuführen wußte, bat er uns doch, keinen feindlichen Schritt gegen Lancreville zu thun, bevor er ihn geſehen.

Wir waren zweifelhaft, ob wir dieſe Bitte abſchlagen oder bewilligen ſollten, als Lancreville ſelbſt eintrat. — Dies hatte uns Alle überraſcht; Lancreville allein blieb auf eine, unter dieſen Umſtänden wunderbare Weiſe ruhig und kalt. Er wandte ſich zu Monſieur de Merac und ſagte: „Ich höre, Pierre Breſſe iſt verhaftet. Sie müſſen mir jetzt durchaus eine Privat-Unterredung von einigen Minuten bewilligen." — De Merac verließ ſogleich das Zimmer mit ihm. In ihrer Abweſenheit rief der Obriſt aus: „Fürwahr! die Unverſchämtheit dieſes Menſchen übertrifft Alles, was ich je geſehen, und Monſieur de Merac's Thorheit und Verblendung iſt zu beklagen!"

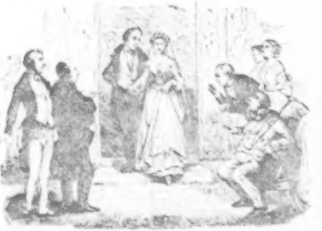
De Merac und Lancreville kehrten zu uns zurück, der Erſtere tief betrübt. — „Ich bin ein unglücklicher Vater!" waren die

Univ. Bibl.
München

erſten Worte, welche er vorbrachte. Wir wußten nicht, was wir denken oder ſagen ſollten. — „Meine Herren", fuhr de Merac fort, „es würde unnütz ſeyn, Verſchwiegenheit gegen Sie beobachten zu wollen: mein Sohn hat mich beraubt. Dieſem Freunde", ſich zu Lancreville wendend, „war ich bei einer früheren Gelegenheit für die Rettung der Ehre meines unglücklichen Sohnes verbunden, und auch jetzt hat er Alles gethan, was in ſeiner Macht ſtand, ihn vom Verderben zu erretten. Kann ich alſo den Beſchuldigungen Glauben beimeſſen, welche Sie gegen ihn vorgebracht haben?" — Der Obriſt ſchwieg unſchlüſſig. Lancreville aber ſagte langſam und mit Würde: „Ja, meine Herren, ich bin Antoine Leitzen und war in der Schlacht von Smolensk. Ja, Obriſt Becroy, Sie ſahen mich wirklich die Taſchen eines meiner Kameraden unterſuchen, der an jenem Tage gefallen war, aber nicht mit der ſchändlichen Abſicht, ihn zu plündern, ſondern um mich in den Beſitz von Papieren zu ſetzen, die mein Leben und das von vielen meiner braven Kameraden hätten gefährden können. Die Zeit der Gefahr iſt jetzt vorüber, und ich kann offen erklären, daß ich damals Mitglied einer Verſchwörung war, die viele Offiziere und Unteroffiziere zu ihren Mitgliedern zählte. Es waren Pläne entworfen und Liſten angefertigt, die der Offizier, einer unſrer Sekretaire, welcher bei Smolensk fiel, bei ſich führte. Zu meiner Flucht wurden mir einige meiner Mitverſchwornen behülflich. Ich verließ Frankreich, nahm einen falſchen Namen an und bin ſeitdem in vielen Theilen der Welt herumgewandert, ohne je die Uniform zu entehren, welche ich getragen. Als ich vor einigen Jahren in mein Vaterland zurückkehrte, fürchtete ich mich anfangs, unter meinem wahren Namen aufzutreten; vor Kurzem reiſte ich aber nach Paris, wo es mir durch die Vermittlung einiger Freunde glückte, die Polizei zu überzeugen, daß ich kein gefährlicher Menſch bin, ſondern meine ehemaligen Grundſätze aufgegeben habe und in Ruhe die alte Ordnung liebe; ich bin nun zurückgekehrt, um, ohne etwas fürchten zu dürfen, wieder als Antoine Leitzen aufzutreten. Was alles Uebrige anbetrifft, ſo kann ich Sie auf meinen Freund, Monſieur de Merac, verweiſen. Schließlich erlauben Sie mir, Sie zu verſichern, daß ich Ihren natürlichen, wenn ſchon unverdienten Verdacht Ihnen von Herzen verzeihe."

Becroy war ganz erſtaunt, und ich fühlte mich ſehr gedemüthigt und beſchämt. Monſieur de Merac hatte ſich inzwiſchen gefaßt und theilte uns kürzlich mit, ſein Sohn ſey ein Spieler, aber zugleich ein angenehmer Geſellſchafter. Im vorhergehenden Jahre habe er in Paris bedeutend verloren und dann eine große Summe Geld, das Eigenthum der Bank, insgeheim vom Spieltiſche entwendet. Leitzen, welcher mehr als Auguſt's Mentor zugegen geweſen ſey, habe dadurch, daß er das Geld ſelbſt zurückgezahlt, die Bloßſtellung des jungen Menſchen verhütet. Monſieur de Merac erzählte weiter: bei Leitzen's neulicher Rückkehr von ſeiner letzten Reiſe nach Paris habe dieſer zufällig gehört, daß ein berüchtigter Spieler und Gauner, **Pierre Breſſe**, in Auguſt de Merac's Geſellſchaft geſehen worden ſey; Leitzen habe deshalb geargwohnt, Beide führten irgend etwas Böſes im Schilde. Am Abend ſeiner Rückkehr ſey er durch mehrere kleine Umſtände in dieſem Verdacht beſtärkt worden, und deshalb ſogleich nach de Merac's Hauſe geeilt, um das gefürchtete Uebel abzuwenden. Da ſey er von dem Raube, welchen Breſſe und der junge de Merac gemeinſchaftlich verübt, Zeuge geweſen, und habe Auguſt de Merac Vorſtellungen machen und Breſſe durch Drohungen zwingen wollen, den Raub herauszugeben, als das Geräuſch, welches ich oben am Fenſter gemacht, ihn veranlaßt, ſich eiligſt wegzubegeben. Zugleich ſeyen die beiden Verbrecher entflohen, ohne ihn zu bemerken. Ehe Leitzen Maaßregeln zum Beſten der Familie ergreifen konnte, habe der Sohn das Land verlaſſen und Breſſe ſey verhaftet worden.

Beim Schluſſe dieſer Erzählung ging Obriſt Berroy auf Leitzen zu, und ſagte in einem feſten, aber freundlichen Tone: „Mein Herr, ich allein habe Ihnen Unrecht gethan! Ich bekenne meinen Fehler und ſchäme mich. Nehmen Sie meine Hand an und beehren Sie mich mit Ihrer Freundſchaft.“ — Der Obriſt und Leitzen umarmten einander, wir Alle ſchüttelten uns die Hände, und vereinigten unſre Bemühungen, Monſieur de Merac zu tröſten. Es wurde abgemacht, die Klage gegen Breſſe nicht zu verfolgen, nachdem er verſprochen, das Land zu verlaſſen und über die ganze Sache Schweigen zu beobachten. Auguſt de Merac hatte Bordeaux erreicht, die Familie ſprach nicht weiter über den Diebſtahl, Bloßſtellung wurde abgewendet und Auguſt ſegelte von Bordeaux nach Amerika ab. — Der Obriſt und ich blieben lange genug in der Gegend, um bei der Hochzeit Leitzen's und der ſchönen Joſephine de Merac anweſend zu ſeyn.



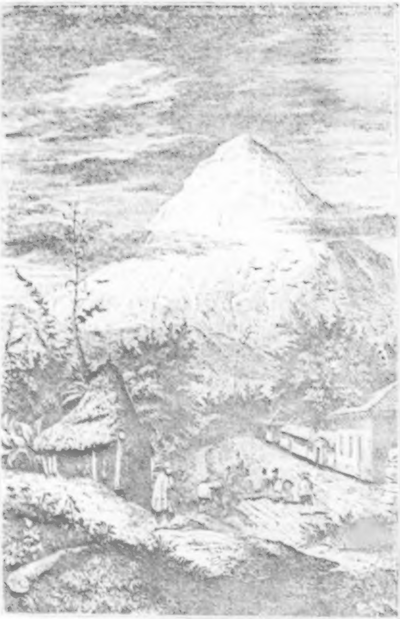
Ich aber habe mir nach ſolcher Löſung dieſer verwickelten Ereigniſſe vorgenommen, künftig mit dem Beſchuldigen noch vorſichtiger zu ſeyn als bisher; denn:

Wahr iſt's, daß Schein betrügt,
Gerücht uns oft belügt,
Ja ſelbſt uns wohl bethört,
Was ſelbſt man ſieht und hört! G. Braun.

Der Chimborazo.

Chimbo heißt der Landestheil der Republik Ecuador, in welchem der Gebirgskegel des Chimborazo (ſprich: Tſchimboraſſo) ſich erhebt. Ueber die Ableitung dieſes Namens ſtellt Alexander v. Humboldt in ſeinen „Anſichten der Natur“ Einiges zuſammen, wovon wir das Weſentlichſte hier mittheilen wollen. Der Franzoſe La Condamine hält für den Stamm der erſten beiden Sylben das altperuaniſche Wort „chimbani“, über einen Fluß, eine Brücke u. ſ. w. ſetzen. Nach ſeiner Meinung bedeutet „Chimborazo“: der Schnee am jenſeitigen Ufer, weil man bei dem Dorfe Chimbo, im Angeſichte des ungeheuern Schneeberges, über einen Fluß ſetzt. Dagegen haben Eingeborene des dortigen Landes verſichert, Chimborazo heiße in der alten Inca-Sprache einfach der Schnee von Chimbo. Das richtige Wort für Schnee iſt zwar „ritti“, daher zur Zeit der Inca's auch die Andesketten „Rittiſuyu“, d. h. Schneediſtrikte, genannt wurden, doch ſcheint razo ein Provinzialwort zu ſeyn. Wenigſtens bemerkt der ſprachgelehrte Profeſſor Buſchmann, daß im Chinchayſuyo-Dialekt, welcher in der Gegend von Chimbo, nördlich von Cuzco bis Quito und Paſto geſprochen wird, das Wort „raju“ Schnee bedeute. Humboldt fügt in Betreff der erſten Hälfte des Namens noch hinzu, daß man peruaniſch eigentlich Chimporazo ſchreiben ſollte, da die Peruaner den Buchſtaben b gar nicht kennen. Aus Alledem geht ſoviel mit Beſtimmtheit hervor, daß der Chimborazo ſeinen Namen der ſechstauſend Fuß hohen Schneebedeckung ſeines Gipfels verdankt.

Die ſenkrechte Höhe des Chimborazo beträgt, nach Humboldt's Meſſung, 20,100 Fuß über dem Meeresſpiegel. Man hat ihn lange irrthümlich für den höchſten Berg der Erde gehalten, und er iſt in dieſer ihm fälſchlich zugeſchriebenen Eigenſchaft ſogar ſprüchwörtlich geworden. Aber wir kennen jetzt eine Reihe von Berggipfeln, welche ihn bedeutend überragen, und wer kann behaupten, daß nicht etwa in undurchforſchten Gebirgsgegenden noch größere Erhebungen der gerunzelten Erdoberfläche uns unbekannt geblieben ſind! Wenn man den Gotthardtpaß oder den Rigi in der Schweiz oder den Berg Athos (Monte santo) in Mazedonien auf den Gipfel des Chimborazo ſetzen könnte, dann erſt würde



letzterer die Höhe erreichen, welche man gegenwärtig dem Dhawalagiri im Himalaya-Gebirge in Hindoſtan zuſchreibt. Wir überlaſſen es dem freundlichen Leſer, dieſes geographiſche Exempel auszurechnen.

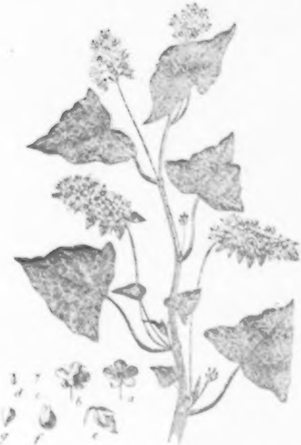
Auch in der Andeskette ſelbſt übertreffen den Chimborazo der Pik von Sorate (23,700 Fuß hoch), der Illimani (22,400 F.), beide an der Oſtſeite des Titicaca-Sees auf der Grenze von Peru und Bolivia gelegen, und der Vulcan Aconcagua (gegen 23,000 F.) in den Cordilleren von Chili. Der Chimborazo, ein ausgebrannter Vulkan, iſt jedoch die höchſte Spitze der in zwei Hauptketten ſich ſpaltenden Cordillera de los Andes (d. h. Andeskette) von Quito in der Republik Ecuador. Die beiden Gebirgsarme ſchließen eine mehrfach unterbrochene Hochebene ein, welche nach der Hauptſtadt benannt wird und, vom Meeresſpiegel aus gerechnet, eine Höhe von 8000 bis 9000 Fuß erreicht. Quito ſelbſt, eine Stadt von 55,000 Einwohnern, liegt 8900 Fuß über dem Meere und iſt daher eine der höchſt gelegenen Städte der Welt. Von der Terraſſe des Regierungs-Pallaſtes daſelbſt erblickt man elf gewaltige Schneeberge, darunter den Chimborazo, den Nevado des Ilinza (16,300 F.), die Vulkane Pichincha (14,950 F.), Cotopaxi (17,700 F.), Antiſana (17,950 F.) und den Pik von Cayambe (18,400 F.). Nirgends in dem ganzen Syſtem der Cordilleren, das ſich von der Mündung des Mackenzie-Fluſſes im Norden bis zur Magelhaens-Straße im Süden 1900 Meilen lang durch das geſammte Feſtland von Amerika erſtreckt, ſtehen ſo viele Rieſenberge ſo dicht beiſammen wie im Oſten und Weſten der Hochebene von Quito. Die Schneegrenze beginnt in dieſem Theile der Cordilleren erſt in einer Höhe von 14,000 bis 15,000 Fuß. Bis da hinauf zieht ſich ſpärlicher und ſpärlicher ein moosartiger Pflanzenwuchs. Am Abhange des Chimborazo wächſt die von Adolph Brongniart beſchriebene Saxifraga des Bouſſingault bis jenſeits der ewigen Schneegrenze auf loſen Felsblöcken, 14,796 Fuß über dem Meeresſpiegel.

Alexander v. Humboldt ſtieg am 23. Juni 1802 mit Bonpland und Carlos Montufar am öſtlichen Abfall des Chimborazo bis zu einer Höhe von 18,096 Fuß empor. Auch die Reiſenden Bouſſingault und Oberſt Hall, welche die Erſteigung im Jahre 1831 unternahmen, gelangten nicht höher hinauf. Die Spitze des Berges iſt alſo noch von keinem menſchlichen Fuße betreten worden. — n.

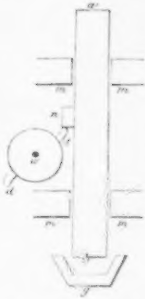
Im Felde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846 — 1853.)

In dieſem Jahre führen wir den geneigten Leſer in die Nähe eines Fichtenwaldes und zeigen ihm auf dem ſandigen Boden, worin kaum etwas Anderes als Windhafer (Avena fatua Linn.)



wachſen zu können ſcheint, viele Tauſende dicht gedrängter, einen bis anderthalb Fuß hoher, röthlich-weiß blühender Pflänzchen, welche von zahlreichen, fleißigen Bienen umſummt werden. Wir ziehen einige Pflänzchen ſammt ihren Wurzeln aus der Erde, um ſie genauer betrachten zu können. Es iſt der Buchweizen-Knöterich (**Polygonum Fagopyrum Linn.**), kurzweg Buchweizen, auch Haidekorn, Haidel, Hadel, Hadekorn genannt, weil dieſe Pflanze gern in der Nähe der Haiden wächſt und viel Aehnlichkeit in ſeinen mehlreichen Körnern mit dem Getreide hat, obgleich ſie keine Grasart iſt. Der Name Knöterich (**Polygonum**) bezieht ſich auf die dreikantigen Nüßchen. — Die gradabſteigende Pfahlwurzel ſendet nach oben einen aufrechten, grün-röthlichen, mit geſtielten, herzförmig-pfeilförmigen, zugeſpitzten, zwei Zoll langen Blättern beſetzten, oberwärts äſtigen Stengel, der an den Gelenken und in einer herablaufenden Linie mit kurzen Haaren beſetzt iſt. Kurze häutige Tuten in den Blattwinkeln umgeben den Grund der langgeſtielten, im Juli und Auguſt ſich entfaltenden Blüthentrauben. Letztere ſtehen auch auf dem Gipfel des Stengels und der Hauptäſte. (Siehe die Abbildung.) Kelch und Blumenkrone fehlen, dafür umhüllt eine fünfblättrige, weiße oder röthliche, während des Blühens ausgebreitete Hülle acht Staubgefäße, mit denen acht Drüſen in der Stellung wechſelnd, und drei Griffel, die auf einem dreikantigen Fruchtknoten ſtehen. Dieſer erwächſt zu einem braunen, zugeſpitzten, dreikantigen Nüßchen oder Schlauch, den die bleibende Blüthenhülle bald umſchließt. (a bezeichnet eine Blume von oben, b eine Blume von unten geſehen, c ein Staubgefäß, d den Fruchtknoten mit den drei Griffeln, e ein Nüßchen mit der bleibenden Blüthenhülle, f ein Nüßchen ohne Blüthenhülle, g ein Samenkorn von den Samenhüllen befreit.)

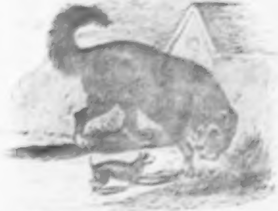


Der mehlreiche Kern, wegen deſſen man den Buchweizen überall in Europa, Nordamerika und Aſien im Großen baut, gewährt eine gute, vielgenoſſene, nahrhafte Grütze, Buchweizen-Grütze, aber ein ſchwarzes, ſchwerverdauliches, ſchlechtes Brod. Auch zu erweichenden, zertheilenden Umſchlägen bedient man ſich der Buchweizen-Grütze. — Die Mühlen, auf denen die Kerne gemahlen werden, heißen Grützmühlen; dieſe enthalten Stampfwerke. Ein Stampfer a b, ein Balken vom Holze der Weißbuche, mit Eiſen oben beſchlagen, bewegt ſich zwiſchen den Scheidelatten m ſenkrecht auf und ab. Eine Walze w mit zwei Däumlingen d hebt durch ihre Umdrehungen vermittelſt der Hebelatte n den Stampfer, der dann durch ſein eigenes Gewicht, zwei- bis dreihundert Pfund, auf den in der hölzernen Grube g liegenden Buchweizen fällt und die Kerne enthülſt.

Der Buchweizen-Knöterich iſt eine Pflanze, die den Alten nicht bekannt war. Beckmann ſagt in ſeiner Geſchichte der Erfindungen, daß 1530 des Buchweizens Erwähnung gethan wird als einer Frucht, die erſt vor Kurzem aus Griechenland und Kleinaſien nach Europa gekommen ſeyn ſoll. Deshalb nennen die Polen den Buchweizen **Tatarka**, weil ſie ihn aus der Tatarei erhielten, und die Ruſſen nennen ihn **Greczicka**, weil er zu ihnen aus Griechenland kam. Auch der franzöſiſche Name des Buchweizens (blé sarrasin, ſarazeniſches Getreide) weiſt auf das Morgenland hin. — Wo wir ſein Vaterland ſuchen ſollen, wiſſen wir nicht; vielleicht ſtammt er aus China, da er in dieſem Lande ſehr häufig angebaut wird. Eine verwandte Art, der tatariſche Knöterich (Polygonum Tataricum Linn.), mit kleineren, grünlichen Blüthen, findet ſich im ſüdlichen Sibirien wild und wird auch angebaut, giebt jedoch eine geringere Ernte. Da er aber weniger empfindlich iſt, als der Buchweizen-Knöterich, ſo wird er mit Nutzen in kälteren Gegenden, z. B. im Odenwalde, angebaut. In Frankreich hat man ſeit 1815 den Verſuch gemacht, den färbenden Knöterich (Polygonum tinctorium Linn.) anzubauen und hat aus ihm einen dem Indigo ſehr nahe kommenden, blauen Farbeſtoff gewonnen. — Zum Schluſſe ſey hier noch des Vogel-Knöterichs (Polygonum aviculare Linn.) erwähnt, der mit ſeinen kleinen, rothen Blüthen überall an Zäunen, Mauern und Pflaſterſteinen wächſt und von den Leuten Saugras oder Saugerſte genannt wird. Er hat ſich als Hausmittel gegen Durchfall, ja ſelbſt gegen die Cholera und gegen Blutflüſſe recht hülfreich erwieſen. — Der Buchweizen-Knöterich gehört zur achten Klaſſe und dreiweibigen Ordnung (Octandria Trigynia) des Linné'ſchen und zu der natürlichen Familie der Polygoneae des Juſſieu, einer Familie, der auch unſer Ampfer (Rumex Linn.) und der als Heilmittel ſo bekannte Rhabarber (Rheum Linn.) angehören.

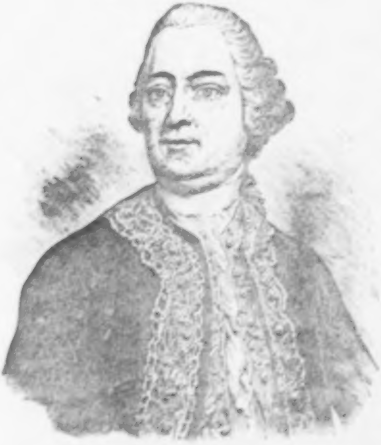
L. Herre.

„Petit“ und „Wacker“.



Das kleine Schooßhündlein war einſt entkommen aus dem Gemach ſeiner Gebieterin, die ſo ungeheuer viel Reichthum hatte, daß ihr kein rechter Wunſch mehr übrig blieb. Von allem Unglück und Unheil iſt dies das größeſte, weshalb auch die Beklagenswußte bei ihrem unermüdlichen Erbangen nur Uebel zu finden und bei voller Gesundheit aus Langeweile nur krank zu seyn verstand. Ihr Schooßhündlein hatte sich begreiflich auch äußerst verzärtelt, und die erfrischende freie Natur kannte „Petit“ — ohne französischen Namen ist ein Schooßhund nicht denkbar! — nur vom verschlossenen Fenster aus. Da sah er oft den Haushund „Wacker“ im Hofe, und hätte vor diesem, der in Wind und Wetter das Haus umkreiste und vorlieb nahm mit der ihm hingeworfenen, nur aus Ueberbleibseln bestehenden Mahlzeit, gar zu gern groß gethan mit seinem Wohlleben. Wie schon erwähnt, gelang es denn auch eines Tages dem „Petit“, der Aufsicht zu entwischen; husch! schlüpfte er hin zum „Wacker“ und begann die Unterhaltung mit herausforderndem Gebell. Anfangs blieb „Wacker“ sehr schweigsam; in der Meinung, die winzige Krabbe wolle ihm zu Leibe, sah er den Ankömmling nur von der Seite an, wie das den Starken mit Schwächlingen zu geschehen pflegt. Bald that jedoch „Petit“ der Absicht Genüge, seine bevorzugte Stellung preisen und den vernachlässigten, nach schooßhündlichen Ansichten ein jämmerliches Leben führenden „Wacker“ bedauern zu wollen; „Petit“ renommirte übrigens in's Gelag und Gelang hinein und das Bedauern kam offenbar nicht sonderlich über die Schadenfreude hinweg. „Na, na!“ bollerte endlich „Wacker“ dazwischen: „Ich seh's nun, daß ich irrte in der Vermuthung, du wolltest mich angreifen. Denn wie nachsichtig ich mit dir umgegangen wäre, meine hündische Abrede hätte dir vielleicht zum Verleiden des Gartens gemacht, weil freilich meine Sprache nicht so zimperlich ausländisch ist als die deinige. Spare dir indeß auch die Bemühung, mich durch deine Glückseligkeit zum Neide reizen zu wollen, du prahlst jämmerlich ab! Zwar bin ich auf meinem Heu nicht so weich gebettet als du, Verweichlichter, auf deinem weichen Polsterchen; aber dies hat nur ein Plätzchen in Anderer Herberge, während ich, wie du siehst, mein eigen Haus bewohne. Ist's nicht prunkend, hat's doch den nicht geringen Vorzug, mit allem Zugehörigen und in ihm mein eigener Herr seyn zu können. Deine Kost ist leckerer als meine, ich glaub' es; du mußt sie dir jedoch erschwänzeln durch unterthänige Gaukeleien und schweifwedelnde Kriecherei; ich aber diene in Freiheit der nützlichen Bewachung des Hauses, um ihm Diebsgesindel fern zu halten, das sich vor mir fürchtet. Du schmeichelst dich ein vermöge kriecherischer Krümmerei, mit der du nur bettelst, und deine Selbstsucht wächst täglich mehr in's Kleinliche und Niedere hinein, so daß du zuletzt Dem am unterwürfigsten bist, der dir den meisten Zucker giebt. Du gefällst eben durch deine Manier, und weil ich schlicht meine Schuldigkeit thue bei bescheidenen Ansprüchen, achtet man nicht weiter auf mich als es die Noth erheischt. Um so gewisser darf ich indeß auch sagen: wo zu unterscheiden ist zwischen dem Brauchbaren und der Geckerei, werden nur Zierpuppen für dich stimmen. Geh' alle deines Weaus, vermiethe dich der Flunkerei, mich aber laß' unbehindert im Dienſte wachſamer Pflicht. Die will ich üben vor wie nach und bin überzeugt: Du, der du Nützliches nicht zu thun vermagſt, lebſt dich arm und krank an deinem Reichthum, ich lebe geſund mich reich in meiner Armuth. Und nun ſtöre mich weiter nicht!" — Damit wandte ſich „Wacker" ab, und „Petit" ſchlich davon naſerümpfend und mit verächtlichem Rückblick; Jener jedoch ſah aus, als wollt' er bemerken: „Es hat wieder einmal nichts geholfen, daß ein Schooßhündchen die Wahrheit hören mußte!" R. W.

Graun.

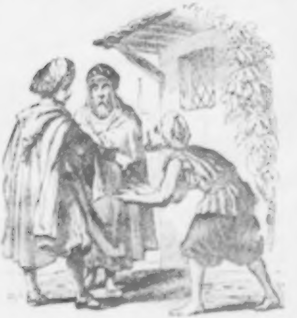


Karl Heinrich Graun, der Schöpfer des herrlichen Oratoriums „der Tod Jeſu", welches Tauſende und aber Tauſende von

Zuhörern wunderbar gerührt, ergriffen und erhoben hat, wurde im Jahre 1701 zu Wahrenbrück in Sachſen geboren und 1713 von ſeinem Vater, einem ſächſiſchen Steuer-Beamten, nach Dresden auf die Kreuzſchule geſchickt. Hier machte er ſich durch ſeine ſchöne Stimme, die nachmals zu einem anmuthvollen Tenor ſich entwickelte, früh beliebt, wurde noch als Schüler Rathsvorſänger und warf ſich eifrig auf die Erlernung der Muſik, namentlich des Geſanges, des Klavierſpiels und der Kompoſition. Im Jahre 1720 verließ er die Kreuzſchule, und in daſſelbe Jahr fallen ſeine erſten größeren Arbeiten für den Kirchengeſang. 1725 wurde er als erſter Tenoriſt, an des abgegangenen Haſſe Stelle, nach Braunſchweig berufen und zeigte ſich hier gleich beim erſten Auftreten in ſeiner ganzen Tüchtigkeit. Es war ihm nämlich in einer Carnevals-Oper von Schürmann die Tenorpartie übertragen, deren Arien ihm jedoch durchaus mißfielen. Ohne viel über ſeine Berechtigung zu grübeln, warf er alſo die ihm übergebenen Noten bei Seite, ſetzte ſich zu dem Texte der Arien eine neue Muſik aus eigener Erfindung und trug ſie am Abend der Opern-Aufführung vor. Das war nun freilich eine ganz andere Muſik, eine viel eigenthümlichere Melodie, ein viel beſtimmterer Charakter, die aus den Graun'ſchen Tönen erklangen als früher aus den Schürmann'ſchen, und der junge Tonſetzer erndtete lauten Beifall und die beſonderen Lobſprüche des herzoglichen Hofes. Eine Folge davon war ſeine Ernennung zum Vice-Kapellmeiſter und der Auftrag, eine Oper zu komponiren, welche den Reigen ſeiner muſikaliſchen Bühnenwerke eröffnete. Zehn Jahre lebte er in Braunſchweig, allgemein geachtet, ſchrieb und ſang Muſik zur Freude aller Hörer, bis eine gewichtigere Berufung ihn auf der Leiter zu immer umfangreicherer Wirkſamkeit die zweite Stufe erſteigen ließ. In der That konnte es nur der lebhaft geäußerte Wunſch des Kronprinzen Friedrich von Preußen ſeyn, welcher den Braunſchweigiſchen Hof vermochte, unſern Graun mit Bedauern aus ſeiner bisherigen Stellung zu entlaſſen. Graun ging 1735, von den Wünſchen ſeiner Gönner begleitet, an den kronprinzlichen Hof zu Rheinsberg, um dort als Kammerſänger den erſten Platz unter den Mitgliedern der neu eingerichteten Kapelle einzunehmen. Nicht wenig verſchönte er ſowohl durch ſeine Kantaten, welche in der Muße des allem Schönen und Geiſtvollen huldigenden Lebens zu Rheinsberg entſtanden, wie durch ſeinen ſeelenvollen Vortrag der Tenor-Partieen die Konzerte des Prinzen. Als Friedrich der Zweite den Thron beſtieg, ernannte er Graun, welcher durch die majeſtätiſche Trauermuſik bei der Beerdigung Friedrich Wilhelm's des Erſten eine neue werthvolle Perle in den Kranz ſeines wachſenden Ruhmes geflochten hatte, zum Kapellmeiſter und ſchickte ihn nach Italien, um daſelbſt Sänger und Sängerinnen für die neu zu errichtende italieniſche Oper in Berlin zu gewinnen, während in der preußiſchen Königsſtadt der Bau des Opernhauſes in großen und edeln Formen vollendet wurde. Die italieniſche Reiſe, welche der Meiſter zugleich dazu benutzte, ſeine Kantaten und Lieder durch eigenen Vortrag in weiteren Kreiſen bekannt und beliebt zu machen, förderte und verbreitete ſeinen Ruf ungemein, und als er nach Berlin zurückkehrte, erhöhte der König ſein Gehalt bis auf zweitauſend Thaler. Dies war damals ein außerordentlich bedeutendes Gehalt, obwohl jetzt bei den übermäßig geſteigerten Anſprüchen der Sänger und Sängerinnen nicht ſelten das Dreifache den verwöhnten Opern-Darſtellern kaum genügt. Unſer Graun übernahm nun die geſammte Leitung der Berliner Oper und die Kompoſition neuer Werke für dieſelbe, war auch nächſtdem die Hauptſtütze jener häuslichen Geſellſchafts-Konzerte, welche der König in ſeinen Gemächern zu veranſtalten liebte. Er ſtand dieſer ehrenvollen Thätigkeit bis zu ſeinem Tode am 8. Auguſt 1759 mit Auszeichnung vor. Seine Werke ſind zahlreich und mannigfaltig; die erſten waren jene Motette, die er in Dresden für die Kreuzſchule ſetzte. Im Verfolg ſeines Lebens ſchuf er eine Menge von Stücken zur Kirchenmuſik, Meſſen und Kantaten, viele Lieder und mehr als dreißig Opern, welche ſämmtlich auf deutſchen Bühnen Beifall fanden. Seine Sangesweiſen drangen in alle Kreiſe des Volks. Mit Recht zählt man ihn zu den beſten Muſtern klaſſiſcher Muſik, denn er beſaß reiche Erfindung ſchöner Melodieen, charaktervollen Ausdruck, reine Harmonie und war einer der vollkommenſten Contrapunktiſten. Sein vollendetſtes Meiſterwerk war, iſt und bleibt das Oratorium „der Tod Jeſu“, zu welchem Ramler die Worte geliefert hatte. In dieſer Kunſtſchöpfung herrſcht eine Größe des Stils, lebt eine Macht und hinreißende Gewalt des Eindrucks, die dem Namen Graun die Verehrung der Nachwelt eroberten und noch heute unter dem flachen Geklingel der Mode die Freunde echter Muſik zu Genuß und Erhebung um ſich verſammeln. — Als der Meiſter ſtarb, befand ſich König Friedrich gerade in Dresden. Bei der Meldung vom Tode ſeines Lieblings vergoß er Thränen und rief: „Wir werden nie wieder ſo ſingen hören!“ — Der Bildhauer Chriſtian Rauch hat auf ſeinem großartigen Friedrichs-Denkmal zu Berlin unter den hervorragenden Männern der Wiſſenſchaft und Kunſt jener Zeit auch die Geſtalt Karl Heinrich Graun's nicht vergeſſen. Fr. V.

Die Wohlthat.

Der weiſe Ibrahim hatte ſeinen Zögling nach Bagdad begleitet, von wo aus der Jüngling, der ſich nach dem plötzlichen Tode des kaum gekannten Erzeugers im Beſitz unermeßlicher Reichthümer ſah, eine weite Reiſe antreten wollte. „Glaube mir“, ſprach am Vorabend des Scheidens Amin zu ſeinem Pflegevater, „daß ich die Lehren der Tugend und Weisheit, die ich Dir verdanke, höher achte, als die Fülle äußerer Glücksgüter, welche günſtige Sterne über mein Haupt ausgegoſſen haben: denn in ihnen beſitze ich den Talisman, mich durch rechte Anwendung jener Gaben zu erfreuen!“ — „Auf dem göttlichen Segen beruht Alles, mein Sohn!“ erwiederte der Greis; „möge er Dich die Lehren der Weisheit, die Du mir wohl gefaßt zu haben ſcheinſt, auch an Deinem Herzen erfahren laſſen!“ — „In allen Fällen“, fuhr der junge Mann fort, „iſt aber Reichthum doch ein dankenswerthes Gut!“ — „Wie Alles, was von Gott kommt!“ ſagte der Lehrer. Jener aber, in der Freude an dem ungeahnten Beſitz, wie im Bewußtſeyn des eigenen guten Willens, pries mit glühender Beredſamkeit das Glück, welches er durch die ererbten Schätze über ſich und Andere heraufführen könne. — „Wirf Deine Augen auf jene elende Hütte, mein allzu ſtrenger Freund!“ ſprach er weiter; „ſieh, wie unabläſſig und mühſelig die guten Leute für einen kümmerlichen Gewinn, der vielleicht kaum hinreicht, ihnen die tägliche Nahrung zu verſchaffen, arbeiten müſſen; glaubſt Du nicht, daß mit dem Wohlſtande dort auch die Freude einkehren würde?“ — „Alles liegt an dem Segen Gottes!“ wiederholte der Alte. — Lächelnd ſchwieg Amin; aber er ließ den Mann aus der Hütte

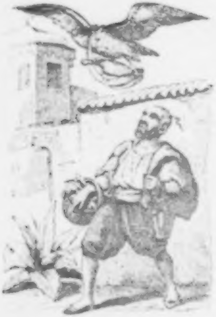


zu ſich entbieten und beſchenkte ihn mit hundert Goldſtücken. Die trunkene Freude des Armen ſollte des Lehrers Widerlegung ſeyn; doch Ibrahim ſchüttelte das Silberhaupt und ſprach: „Jüngling, warte des Erfolgs!" — Da ward Amin immer erhitzter und entgegnete zuverſichtlich: „Wenn Jener meine Spende auch verpraßt, wird er mir nicht die frohen Stunden zu danken haben, die er ſich und den Seinen dadurch bereitet? Und liegt nicht ſchon in dem Augenblick des Gebens und Empfangens eine Freude, die nimmer von uns genommen werden kann!" — „Und welcher nur der Werkzeug oder Schmerz, ohne Nutzen gegeben und empfangen zu haben, ſich gleichſtellt!" ſprach der greiſe Widerſacher — und wenn auch nicht aus Ueberzeugung, dennoch verſtummte der Schüler vor dem Hochgeehrten.

Abdallah, ſo hieß der Beſchenkte, war ein Seiler, der betriebſamen Sinnes alsbald erwog: wie er mit jener Summe ſein Gewerbe erweitern und zu Behagen und Wohlſtand ſich aufſchwingen könne. Dieſen ſicher zu begründen und nicht die Augen der Habſucht und des Neides auf ſich zu ziehen, nahm er ſich vor, den äußeren Schein ſeines Beſitzes noch ſorgfältig zu meiden. So erwähnte er gegen Frau und Kinder nichts von Amin's großmüthigem Geſchenk, ſondern, in der Abſicht, es, ſo bald dies ungeſehen möglich war, zu vergraben, verbarg er daſſelbe vorläufig in dem doppelten Boden eines alten Faſſes, das in einem halb verfallenen Schuppen ſtand. Die wenigen Zechinen, die er zurückbehalten hatte, wurden zu einem Ankauf von Hanf verwendet, und fröhlich und wohlgemuth kehrte der Meiſter von ſeinem Handel zurück. Wider Erwarten trat ihm auch ſein artiges Weibchen nicht mit dem gewohnten gedrückten Weſen, ſondern mit einem recht heiteren Geſicht entgegen. Theilnehmend lobte ſie die heimgebrachten Waaren, rühmte ſich jedoch dann eines noch beſſeren Kaufs, indem ſie eine Tonne der beſten Kohlen für allerlei nichtsnutziges Gerülle, unter Anderem auch für das alte Faß aus dem Schuppen, eingehandelt habe. Abdallah ſtand betäubt; aber mit wie heftigen Scheltworten er auch gegen die Frau losbrach, ſie gab ihm Gleiches zurück, ſchmählte wegen ſeines Mangels an Vorſicht und Vertrauen zu ihr, und erhob ſo große Wehklagen, daß er genug zu thun hatte, um ſie wieder einigermaßen zu beruhigen. Doch bei jeder Gelegenheit begegnete dem armen Ehemanne der laute oder ſtille Vorwurf des verſcherzten Glückes, den er ſelbſt ſich ſchon täglich machte; ja, die Frau härmte ſich ſo ſehr darüber, daß ſie erkrankte, und des Seilers Zuſtand trauriger ward, als er zuvor geweſen.

Da kehrte nach einem Jahre Amin in die Heimath zurück; er ſandte nach ſeinem väterlichen Freunde, um ihm die Erfahrungen der Reiſe und des bisherigen Lebens mitzutheilen. „Ich trank aus dem ſchäumenden Becher der Freude, ohne mich zu berauſchen", ſagte er, „und miſchte ſo edles Getränk hinein, daß ich nicht fürchten darf, den bittern Tropfen der Reue am Boden zu finden. O mein Vater, die Welt iſt ſchön, und Reichthum ein hohes, ein ſegensvolles Gut!" — Ibrahim erwiderte nichts; aber der Jüngling las in den verehrten Zügen das Urtheil der Mißbilligung; den klaren und durchdringenden Blicken des Greiſes gegenüber dünkte ihm manche Erinnerung nicht ſo freudig, als ſeine erſte Rede angekündigt hatte. Da ſprach er, trotzig und doch verzagt ſich von ſich ſelbſt abwendend: „Laß uns ſehen, ob und welche Früchte dem Nachbar das Samenkorn meiner Wohlthat getragen!“ — Abdallah wurde herbeigeholt, und die traurige Geberde des Eintretenden verkündete, früher noch als ſeine Erzählung, wie wenig Amin's gute Abſicht bei ihm in Erfüllung gegangen. — „Ich gebe mich noch nicht überwunden!“ ſprach dieſer zu Ibrahim, der ihn ruhigen Ernſtes betrachtete, und begann, zu dem Seiler gewandt: „Hundert Zechinen ſind eine gewichtige Summe, womit ich mir manchen Genuß ſchaffen konnte, und Du vermochteſt ſo leichtſinnig ſie zu verſcherzen? Doch ſchaue, hier haſt Du noch ein Mal die gleiche Zahl der Goldſtücke, habe aber Acht, daß Du mir, wenn ich binnen Jahr und Tag wieder nachfrage, beſſere Rechnung von Deinem Haushalte ablegen kannſt!“ — Abdallah küßte den Staub von den Füßen ſeines Wohlthäters und malte mit feurigen Ausdrücken das Bild des Glücks, welches er nun den verkümmerten Seinen zu bereiten gehe. — „Auf Gottes Segen allein beruht Alles!“ rief ihm der Greis nach und beinahe mit einem Anfluge von Unwillen wandte ſich Amin von dem, wie es ihm ſchien, ſtarrſinnigen Alten; doch verſöhnt rief ihn ſchon die nächſte Stunde, da er zu neuer Reiſe das Laſtthier beſtieg, wieder an die Bruſt des bewährten Freundes.

„Dieſes Mal will ich mich beſſer verſehen!“ ſprach der wieder froh gewordene Abdallah zu ſich ſelbſt. Er nahm den Turban von ſeinem Haupte, und in das große Tuch, womit derſelbe umwunden war, hüllte er die neue Gabe ſeines Wohlthäters; dann aber bedeckte er ſich wieder damit. Einige Goldſtücke, die der Bedächtige herausbehalten hatte, in der Hand, eilte er nun flugs, allerlei Einkäufe an Lebensmitteln zu thun, womit er das ſieche Weib und die darbenden Kleinen überraſchen und ſodann mit der Kunde des unerwartet wieder gekehrten Glücks ſie für alles Leid der Vergangenheit tröſten wollte. So feilſchte er auf dem Gemüſemarkte und bei den Obſthändlern umher, handelte im Bazar vom Kaufmann Reis und Oel ein, verſah ſich in dem Gewölbe des Gewürzkrämers mit Spezereien aller Art, und ſchritt dann, ſchwer bepackt ſchon, nach der Fleiſcherhalle. Auch hier wählte Abdallah das Beſte, und da Kaftan und Hände bereits voll waren, legte er, nach Art der Muſelmänner, das eingehandelte Stück Fleiſch auf ſeinen Turban, und ſchritt nun wohlgemuth heim. Aber ein Geier, der hoch über ihm in der Luft ſchwebte, bemerkte die fette Schöpſenkeule, und gierig ſchoß er darauf herab. Der Beladene hatte die Hände nicht gleich frei, um den Raubvogel abzuwehren, griff aber noch ſchnell genug zu, dieſem die Beute ſtreitig zu machen. Doch der Geier hatte ſich feſt in den Turban ſeines Wider-



lächters verhallt, und als mehrere der Vorübergehenden Hand an's Werk legten, ihn vollends zu verjagen, ließ er zwar ſeinen Raub fahren, führte aber Abdallah's Kopfbedeckung mit ſich durch die Lüfte. Da ſtand der geſchlagene Mann mit kahlem Haupte, dem Gezisch und den Schmähworten der Menge preis gegeben, und als ein frommer Moslem, wegen des unbedeckten Kopfs, auch in ſeinen eigenen Augen ein Greuel. In dumpfer Betäubung warf er all ſeine Einkäufe in den vorbeiſtrömenden Tigris, und eilte, ſich und ſeine Beſchämung den Augen der Menſchen zu verbergen. „Allah verwirft mich! Er will, daß ich elend ſeyn ſoll, und macht mich zum Geſpött des Marktes!“ ſo ſprach der Verzweifelnde zu ſich, und verſuchte fortan nicht mehr, der täglich wachſenden Noth der Seinen zu helfen; unglücklicher war er, als je vorher.

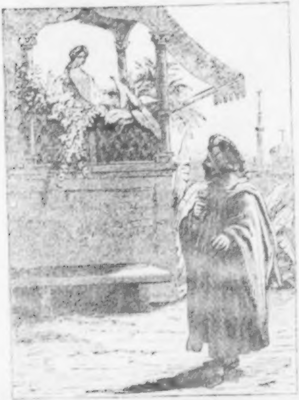
Da trafen nach Jahresfriſt Ibrahim und ſein junger Freund abermals in Bagdad zuſammen. „Vater, Du haſt nicht unrecht!“ ſagte Amin; „die Welt und ihre Freuden ſind betrüglicher Schein; aber Reichthum iſt doch ein hohes Gut, und die nährende Kohle, die ich an das verglühende Leben legen muß, damit aus ihrem Dampfe ſich mir wenigſtens anmuthige Duftgebilde geſtalten!“ — „Auch ſie werden zerſtieben, mein Sohn!“ ermahnte der Greis; „und Du wirſt — o geſchäh' es bald! — mit ungetrübten Augen die Weisheit erkennen, und ihre Wege prüfen!“ — Sie luſtwandelten am Ufer des herrlichen Tigris, da erblickte der Jüngling eine Geſtalt, in Lumpen gehüllt, die ſich ſcheu an ihnen vorbei ſchlich; ſein ſcharfes Auge erkannte den elenden Abdallah. Mit der Kälte der Verzweiflung theilte ihnen der Angerufene ſeine Geſchichte mit. Da rief der Zorn, abermals beſchämt vor ſeinem Lehrer zu ſtehen, den Argwohn, daß Jener die Gaben ſeiner Milde leichtſinnig vergeudet habe, in die Seele des Jünglings; mit bitterem Lächeln ſprach er höhniſch: „Zwei Mal ſchon hat Dich ein wunderſeltſames Schickſal getroffen und unrecht wär' es fürwahr, Dich zum dritten Mal zu ſeinem Ziel zu machen; geh', Dir iſt nicht zu helfen!“ — „Du greifſt mit frecher Hand nach dem Einzigen, was mir noch geblieben iſt — nach dem Ruf eines aufrichtigen Mannes!“ ſagte Abdallah; „und ſomit haſt Du nur gegeben, um mir Alles zu nehmen; ſiehe, ich fluche Deiner Gabe!“ — Trotzig wandte der Arme, den der Spott in Amin's Worten tief verletzt hatte, dem hochbeſtürzten Jüngling den Rücken. Sanft aber legte der ehrwürdige Ibrahim ſeine Hand auf die Schulter des Gekränkten. „Verzage nicht, mein Bruder, wenn Du geprüft wirſt, ſagte er. „Einer iſt Gott, und außer ihm Keiner! *) Er richtet wieder auf, den ſein Wink in den Staub gelegt hat, und auf ſeinem Segen beruht Alles! Gold und Silber habe ich nicht, Dir zu geben, doch“ — er bückte ſich, um ein im Wege liegendes Stück Blei aufzuheben — „wenn es Allah gefällt, kann er auch in dies verachtete Metall ſeinen Segen für Dich ſchließen, den er Jedem bewahrt, der auf dem Wege ſeiner Gebote wandelt, und ihm vertraut!“ — Abdallah fühlte ſich von der ſanften eindringlichen Stimme des Greiſes wunderbar bewegt, er nahm, wiewohl zögernd, den dargebotenen Bleiklumpen und entfernte ſich ohne Worte. — Amin blickte ſinnend und ungläubig lächelnd vor ſich nieder und auch Ibrahim unterbrach auf dem Rückwege das Schweigen nicht.

Amin vermochte nicht lange in Bagdad zu raſten, und manches Jahr verging, ehe der Heimkehrende wieder an die einſame Wohnung des Greiſes pochte. Ohne das Gepränge eines ſtattlichen Gefolges trat Amin diesmal vor ſeinen Freund. — „Weiſer Ibrahim, Du hatteſt recht!“ rief er, dem ehrwürdigen Alten die Hand reichend. „Hinterliſtig und falſch iſt Alles, was die Welt giebt, und der Reichthum ihr betrüglichſter Schein! Er iſt von mir gewichen; arm und ausgeſtoßen ſteht Amin vor Dir!“ — Ibrahim ſchloß den geliebten Zögling mit Herzlichkeit in die Arme, und an ſeinem tröſtenden Zuſpruch erhob ſich der junge Mann, den der Verluſt ſeiner Glücksgüter weniger ſchmerzte, als die Undankbarkeit und Selbſtſucht vermeinter Freunde und der Hohn ſolcher Menſchen, die er ſich durch zahlloſe Wohlthaten verpflichtet zu haben glaubte. Auf den Rath des Greiſes begab ſich Amin nun wieder nach Bagdad zurück, und es gelang ihm, aus dem Schiffbruche ſeines Glückes ſo viel zu retten, um in Fleiß

---

*) Spruch des Korans.

und Begnüglichkeit ein ſorgenfreies Leben führen zu können. Nach einigen Monden beſuchte Ibrahim ſeinen Zögling und empfing von dieſem die Verſicherung, daß ihn die jetzige äußere Lage zufrieden ſtelle. Aber das kummervolle Anſehen des jungen Mannes ſtrafte ihn Lügen, und in unbewachten Augenblicken wand ſich mancher Seufzer aus der gepreßten Bruſt. — „Und beſeufzt der Sohn meines Herzens doch den Reichthum der Palläſte und ihren trügeriſchen Glanz?“ ſo fragte der Greis, als Beide auf einem abendlichen Spaziergange an den prachtvollen Landſitzen mehrerer Vornehmen vorbeiſtrichen, und Amin, um die Schönheit des Abends und der Umgebung unbekümmert, in Gedanken verloren vor ſich hinſtarrte. Der Jüngling erröthete, dann warf er ſich mit den Worten an Ibrahim's Bruſt: „O mein Vater, nicht der betrügliche Schimmer des Reichthums blendet mich mehr, und doch möchte ich alle Schätze der Welt beſitzen, um ſie der Geliebten zu Füßen zu legen!“ — „Und wo iſt die Glückliche, die endlich das Herz des ſtolzen Amin gerührt hat?“ fragte lächelnd der Alte. — „Weiß ich's denn ſelbſt!“ entgegnete Jener hocherglühend; „aber ſehr reich und vornehm, ach, und engelgut muß ſie ſeyn! Sieh', mein Vater!“ begann er ſeine Erzählung; „es war an einem ſo ſchönen Abend wie der heutige, als ich vor einigen Wochen nach vollbrachten Geſchäften ebenfalls in's Freie eilte. Den Blicken hohnlächelnder Bekannten früherer Zeit ausweichend, richtete ich meinen Gang nach einer ziemlich abgelegenen Gegend. Ein anmuthiger Sitz an dem Seitenflügel eines ſtattlichen Pallaſtes lud mich ein, und noch nicht lange hatte ich geruht, als ſich die Thür, welche nach einem, mit den köſtlichſten Blumen beſetzten Söller des unteren Stockwerks führte, öffnete, und das wunderlieblichſte Frauengebild mit einer ſilbernen Gießkanne daraus hervortrat. Sie bemerkte mich nicht, und bewegte ſich ohne Schleier mit freier Anmuth; ſelbſt die ſchönſte Blume unter den glücklichen Gewächſen. Dieſen ließ ſie die zarteſte und liebevollſte Pflege angedeihen, indem ſie hier das gebeugte oder geknickte Pflänzchen aufrichtete, dort das verſchmachtete tränkte; dieſes gegen den Nachtfroſt ſicher zu ſtellen ſuchte, jenes den erſten Strahlen der wiederkehrenden Sonne auf den kommenden Tag entgegen rückte, und ſo, von dem ſeltenen Gewächs fremder Zonen, bis herab zu dem unſcheinbaren Mooſe der Heimath, Alles mit gleicher Sorgfalt verſah. Endlich war das Geſchäft vollbracht, und die Schöne verſchwand durch die Thür in das innere Gemach; mich aber fand der Thau des Morgens noch auf dem Sitz, und täglich ſehe ich nun die holde Geſtalt zu mir heran und vorbei ſchweben; o, mein Vater, und auch ſie hat mich bemerkt! Voll Theilnahme weilen ihre Blicke auf meiner verfallenen Geſtalt, auf dieſen Wangen, welche die Liebe zu ihr gebleicht hat. Ja, ſie iſt ſo gut, daß ſie mich meiſt nicht zu bemerken ſcheint, und den armſeligen Amin ſich an dem Anſchauen ihrer Reize erquicken läßt; geſtern wehrte ſie ſogar dem



freundlichen Weſtwinde nicht, der ihr die eben gebrochene duftende Roſe, es war die dunkelglühendſte am ganzen Stocke, entführte, und mir an die Bruſt warf!" — Der Jüngling nahm die verwelkte Blume von ſeiner Bruſt, und, ſie mit Thränen benetzend, ſagte er: „An dieſem heißen Herzen iſt ſie bald verwelkt, und alle Waſſerbäche meiner Augen vermögen nicht, ihr die Friſche wieder zu geben; ſo wird auch Amin ſein Haupt neigen vor der Sonne, die ihn verſengt, der er ſich aber, wie die Blume, immer zuwenden muß. Weiſer Vater, ſchilt den Thoren nicht allzu hart; ſiehe, auch unwillkürlich haben ſich meine Füße nach dem Schloſſe gerichtet, welches das Kleinod meines Lebens verbirgt!" — Ibrahim reichte dem liebeſiechen Jüngling die Hand und ſprach tröſtend: „Allah's Segen beginnt oft, wenn wir erſt recht aus tiefer Bruſt unglücklich zu ſeyn vermögen; doch ſieh', wie glücklich Du ſchon biſt, lieber Sohn! Hätte Dich wohl vor Jahren ein ſo unbedeutendes Ding, als eine Blume erſcheint, froh machen können? — und würdeſt Du zu jener Zeit nicht flugs hingegangen ſeyn, die Gunſt der ſchönen Unbekannten mit Deinen Schätzen auszukaufen, ſtatt deſſen Du nun Dein Herz als Preis bieten kannſt? Darum hoffe auf die fernere Hülfe des Herrn, auf ſeinem Segen beruht Alles!“

Plötzlich erſcholl der Ausruf: „O Allah! Herr des Himmels und der Erden!“ von dem Altan eines Pallaſtes herab und augenblicklich verſchwand eine männliche Geſtalt von demſelben, nachdem ſie zuvor die Arme nach ihnen ausſtreckte. Verwundert blieb der Greis ſtehen; Amin aber ſagte erſchüttert: „Dies iſt der Pallaſt!“ — Nach einigen Minuten ſtürzte der Mann herbei, den ſie eben auf dem Altan geſehen hatten, umſchlang athemlos Ibrahim's Knie und rief: „O mein Wohlthäter, mein Erretter, Du Bote des Herrn! Allah ſey gelobt, daß dieſe Augen Dich erblicken, meine Zunge Dir ihren Dank ſtammeln kann!“ — Staunend erkannten Beide den ehemals ſo hülfsbedürftigen Abdallah; dieſer aber ergoß ſich in neue Ausrufungen. „Schaue, dieſer ſtolze Bau, mit Allem, was darin, gehört mir; Schiffe und Landgüter ſind mein! Doch was ſage ich? Dein ſind ſie, Du edelſter unter den Menſchen! O komm in Dein Eigenthum!“ — Stürmiſch zog er den Betäubten die breite Marmorſtiege hinauf und mechaniſch folgte Amin ſeinem Pflegevater. „Zulima, mein Weib! Alma, mein Mädchen! und Ihr Alle, meine Söhne und Töchter! werft Euch vor dem Wohlthäter Eures Vaters, vor dem Eurigen auf die Kniee!“ rief der vor Freude außer ſich Geſetzte in die inneren Gemächer hinein, und gebot den herbei eilenden Frauen, ſogleich den Schleier abzunehmen, damit der gefeierte Gaſt ihre vor Freude ſtrahlenden Geſichter ſehen möge. „Ich wollte, ich könnte Dir unſere Herzen zeigen, hülfreicher Fremder!“ fuhr er fort, und begann, von Jenem wiederholentlich aufgefordert, die Erzählung deſſen, was ſich ſeither mit ihm begeben:

„Gar kräftig drangen Deine milden Troſtworte in mein ödes, ausgeſtorbenes Herz, und ſo mochte ich Dein Geſchenk, wie armſelig und unnütz es mir auch vorkam, doch nicht von der Hand weiſen. Ruhig legte ich daſſelbe zu Hauſe bei Seite; doch fand ſich in derſelben Nacht noch Gelegenheit, Nutzen davon zu ziehen. Mein Nachbar, ein Fiſcher, ſchickte ſich an, auf die Arbeit zu gehen; aber durch Fahrläſſigkeit der Knechte waren von den Steinen, welche das Netz beſchweren, mehrere verloren gegangen, in der Dunkelheit ließen ſich nicht gleich andere auffinden; der Meiſter wollte eben abfahren und ſchmälte mit Frau und Geſinde. Schlaflos wälzte ich mich noch auf meinem Lager, als ich hinter der dünnen Bretterwand den Lärmen vernahm; da gemahnte es mich an Dein Geſchenk, und ich trug daſſelbe in die Hütte des Nachbars. Es kam den Leuten wohl zu ſtatten, und am frühen Morgen ſchon brachte mir die Meiſterin, nebſt freundlichem Danke, einen beſonders großen Fiſch, welchen ſie unter dem reichen Zuge, den ſie mit dem bleibeſchwerten Netze gethan, mit gefangen hatten. Da kamen mir Deine Worte, o Greis, abermals lebendig vor die Seele und ich konnte wiederum meine Hülfe auf Gott ſetzen, konnte wieder hoffen. Mein Weib richtete den ſeltenen Biſſen ſogleich zu, und mit kindiſcher Neugier ſie umſtehend, bemerkte Alma einen glänzenden Stein in den Eingeweiden des Fiſches; ſie nahm ihn heraus und brachte ihn ihren Geſchwiſtern zum Spielwerk. Aber als es Abend geworden, leuchtete der Stein immer ſtärker, daß man keines Lichtes in der Hütte bedurfte; wir aber freuten uns der Erſparniß, welche unſerem Haushalt daraus erwuchs und rühmten ihn Fremden und Nachbarn. Die Sache verbreitete ſich bald, und da ſich des Steins wegen mancher Reiche und Vornehme nicht für zu gut hielt, unter mein niedriges Dach einzugehen, merkte ich wohl, daß es mit dem Gefunkel etwas ganz Abſonderliches auf ſich haben und das leuchtende Geſtein ein ſeltenes Kleinod ſeyn müſſe, und ſo hütete ich mich, es an den Erſten, der mir ein annehmliches Sümmchen dafür bot, loszuſchlagen. Endlich trug das Gerücht die Sache auch vor den Thron des Kaliphen und der Beherrſcher der Gläubigen ließ mich zu ſich entbieten. Allah ließ Deinen Knecht Gnade finden vor den Augen ſeines Lieblings, als es an den Tag kam, daß der koſtbare Juweel der Sultanin bei einer Waſſerfahrt aus der Faſſung eines Ringes entfallen, was ſie bisher vor dem Kaliphen geheim zu halten geſtrebt. Dieſer befahl nun, mir ſowohl, als dem guten Nachbar, die Summe ſeines Werthes auszuzahlen, und da er erfuhr, daß ich ein Seiler ſey, übertrug er mir auch viele und immer mehr Arbeiten für ſeine Schiffswerften und Zeughäuſer. Allah, der — o wie haſt Du ſo recht! — allein Gedeihen giebt, legte ſeinen Segen auf Alles, was ich fortan unternahm, und als ein reicher und angeſehener Handelsherr ſteht Dein Sklave jetzt vor Dir!" — Der Abglanz himmliſcher Freude ſtrahlte aus den Augen des Weiſen, die er nun auf ſeinen Zögling wandte; der aber ſtand in Alma's Anſchauen ſo verzückt, daß der erfahrene Alte gleich merkte, ſie müſſe ſeine unbekannte Schönheit ſeyn. Auch das Purpurroth, welches auf den Wangen der Jungfrau brannte und den ſchmachtenden Blick des Feuer-Auges, den ſie, trotz der ſittſam geſenkten Wimpern, doch je und je auf den Jüngling hinwandte, erklärte er ſich richtig ſo, daß derſelbe keinen ungünſtigen Eindruck auf das Mägdlein gemacht habe. Abdallah ließ keinen Andern zu Worte kommen, ſondern blieb bei Lob und Dankſagungen, ſchmähte auch weidlich auf zwei ſeiner abweſenden Söhne, die der Ruf des Vaters noch nicht um ihn verſammelt hatte.

Endlich traten die Knaben mit erhitztem Geſicht in den Saal, das Neſt eines Raubvogels in Händen tragend, aus dem, durch ein verwittertes Tuch hervor, Goldſtücke blinkten. „Sieh' her, was wir im Neſt des Hühnerdiebes verſteckt fanden!" riefen die Brüder, und der auf ſie zuſtürzende Vater erkannte in dem Funde ſeinen geraubten Turban. — „O könnte ich damit dem Milchbart, welcher damals bei Dir war, unter die Augen treten!"

rief der erſtaunte Abdallah, den die erlittene Kränkung wieder in Aufwallung brachte. — Ibrahim aber ſprach ernſt: „Gewiß willſt Du auch ihm Deinen herzlichen Dank für ſein wohlmeinendes Geſchenk ſagen!“ und führte ſeinen Pflegeſohn vor den Betretenen, der den jungen Mann bei deſſen verändertem Aeußeren und in der Freude ſeines Herzens, Ibrahim zu finden, noch nicht erkannt hatte. Zwar murmelte der noch nicht Verſöhnte: „Der Jüngling hat ſeinen Dank ſchon dahin!“ — doch, vor den durchdringenden Blicken Ibrahim's verſtummend, umarmte er ihn, ob auch nur mit Kälte. Da ſchallte vom Hofe herauf verworrenes Getöſe, und an das Fenſter eilend, erblickte man die Sklaven und Hausleute um eine Tonne verſammelt, welche durch die Erſchütterung eines Falles ihren doppelten Boden aufgethan, und eine Fülle von Zechinen ausgeſchüttet hatte. Der froh erſtaunte Hausherr ſah auch hier ſein voriges Eigenthum. „O, Allah! wie bringſt du deinen Knecht hoch zu Ehren!“ rief er, mit einem Blick auf den beſchämt und traurig daſtehenden Amin. — „Ja, doch ehrt Allah den Mann“, ſagte mit ſeiner milden eindringlichen Stimme der ehrwürdige Greis, „dem er Gelegenheit zu guter That giebt, und Wohlthat vergelten zu können iſt ſein größter Segen. Jener Jüngling hat es gut mit Dir gemeint, thue Du ihm jetzt das Gleiche, ſo wirſt Du Gott wohlgefallen; er liebt Deine Tochter Alma, gieb ſie ihm zum Weibe!“ — Der reiche Abdallah maß ſtutzend die unſcheinbare Kleidung und das demüthige Zurücktreten Amin's, welcher in zitternder Erwartung auf die Jungfrau ſah, deren heißer Liebesblick in Thränen verſchwamm. Einige Augenblicke herrſchte tiefe Stille in dem Saale; da ließ der Herr ſeine Wohlthaten an Abdallah's Seele vorübergehen und der Zögernde ſprach entſchloſſen: „Alles, was ich habe, iſt Dein, ehrwürdiger Vater; ſo nimm denn auch mein Kind hin!“ — Da leitete Ibrahim die Liebenden zu einander: „Amin iſt der auserwählte Sohn meines Herzens; Alma ſey meine Tochter!“ ſprach der Greis mit freundlicher Güte, und fügte die Hände des glücklichen Paares zuſammen. „Auf Gottes Segen allein beruht Alles! Er geleite Euch, meine Kinder!“

K. Bern.

Kindes-Betrachtungen.

(Fortſetzung zu dem vorigen Jahrgange.)

IV. Aus Anna's Tagebuch.

Anna hatte gehört, Joſephine ſchreibe jeden Abend die Begebenheiten des Tages in ein Buch, und vermerke auch dabei, wie ſie ſelbſt ſich betragen habe: ob ſie geduldig, freundlich, gefällig, oder ob ſie von all' dem das Gegentheil geweſen war. Dies Buch nannte Joſephine ihr Tagebuch. Anna wollte auch ſolch ein Tage-

buch haben; die Mutter machte ihr aus einigen Bogen Papier ein Heft und Anna ſchrieb:

Am Dienſtag: Heute habe ich mit meinem Bruder Fritz Karten geſpielt, wir ſtritten uns aber bald und ich warf alle Karten unter den Tiſch. Das kränkte meine Mutter ſehr. Wir ſollen nun nichts mehr zu thun haben mit Karten, Mutter kann ſie nicht leiden und nahm ſie uns weg und Fritz weiß noch nicht, worüber wir uns nun ſtreiten wollen.

Am Mittwoch: Vormittag kränkte ich meine Mutter wieder ſehr, aber Nachmittag kränkte ich ſie gar nicht, ich war zu einer Kinder-Geſellſchaft ausgebeten und kam erſt vor dem Schlafengehen nach Hauſe.

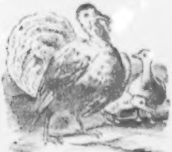
Am Freitage: Geſtern habe ich nicht geſchrieben, denn ich war ſehr unartig und kränkte meine Eltern ſehr; ich will's gewiß nie wieder thun.

Am Sonnabend: Morgen fahre ich auf's Land zum Onkel, ich bleibe den ganzen Tag dort. Mit Fritz ſtreite ich auch nicht, denn er hat Zahnſchmerzen.

Am Montag: Heute habe ich mich verſteckt, ich wollte mir keine Ohrringe einziehen laſſen. Als ſie mich fanden, ſchrie ich ſo lange, bis ſie mich zufrieden ließen; ich glaube, das kränkte meine Mutter ſehr. Geſtern, als ich zum Onkel gefahren war, habe ich ſie gar nicht gekränkt. Der Onkel hat ihr nicht geſagt, daß wir uns wieder geſtritten hatten, Fritz und ich.

V. Mir auch! – Miau!

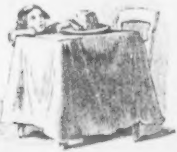
„Da kommt er! da kommt er!“ ſchrie Mariechen und ſtürzte ganz erhitzt und geängſtigt in's Zimmer. — „Wer kommt?“ fragte die Mutter. — „O liebe, gute Mutter, der abſcheuliche Truthahn!“ erwiederte Mariechen. Sie war zum erſten Male auf dem Lande und fürchtete ſich vor all' den vielen unbekannten Thieren, welche ſie auf dem Hühnerhofe ſah, beſonders aber vor den Truthühnern und Gänſen. „Vor jungen Gänſen fürchte ich mich gar nicht!“ ſagte Mariechen, und meinte damit Enten. — Die ſchüchterne Kleine war jetzt auch zum erſten Male mit andern Kindern beiſammen; zu Hauſe befand ſie ſich immer ganz allein. — „Ge-



fallen Dir denn Deine kleinen Vettern und Muhmen?" fragte die Mutter. — „O ja", ſagte Mariechen, „wenn ſie mich nur nicht immer Miau! Miau! rufen möchten wie eine Katze." — Soll ich Euch ſagen, weshalb die andern Kinder das thaten? — Als deren Großmutter von einer Reiſe zurück kam, brachte ſie ihren Enkeln viele hübſche Sachen mit. Mariechen war bei dem Auspacken. — „Dir bring' ich ein Bilderbuch mit, Johanna", ſagte die Großmutter. — „Mir auch?" fragte Mariechen. — „Dir eine Schachtel mit Spielſachen, Julie!" — „Mir auch?" fragte Mariechen. „Dir, Johann, ein Pferdchen!" — „Mir auch? mir auch!" fragte Mariechen. — Wer immer: „Mir auch, mir auch!" ſagt, den verſpotten die Andern wegen abgünſtiger Begehrlichkeit.

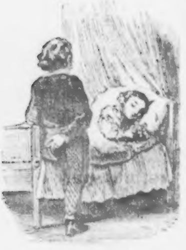
VI. Der Donner.

Wenn es donnert und blitzt, fürchten kluge Kinder ſich nicht, denn die Eltern haben ihnen geſagt, daß der liebe Gott deshalb donnern und blitzen läßt, damit die Luft, die wir zwar nicht ſehen, aber ohne welche wir nicht leben könnten, rein und geſund werde. Kleine Kinder, denen man allerlei dummes Zeug einredete und ihnen ſagte: „Wenn's donnert, dann ſchilt der liebe Gott!" fürchten ſich vor dem Gewitter, und davon will ich ein Geſchichtchen erzählen. — Ida's Mutter iſt aus dem Zimmer gegangen und auf dem Tiſche ſteht ein Teller voll des herrlichſten Mandelkuchens. Große und kleine Stückchen liegen neben einander, und Ida betrachtet ſie mit innigem Wohlgefallen. Ich möchte gern das große Stück da haben, denkt ſie, ob ich es nehme? Aber ich ſoll mir keinen Kuchen ohne Erlaubniß nehmen, denkt ſie weiter. — Das Beſte wäre geweſen, Ida hätte dem Kuchenteller den Rücken zugedreht; ſie that das aber nicht, ſondern ſah ſo lange, ſo lange nach ihm hin, bis ſie ein Stückchen Kuchen zum Munde führte. Da — donnert es gewaltig, Ida fährt erſchrocken zuſammen und läßt geſchwind ihr Stückchen Kuchen fallen. „Lieber Gott", ſpricht ſie und hat die Augen voll Thränen, „ſchilt mich nicht, ich habe ja nur das allerkleinſte Stückchen genommen!" — Mir gefällt Ida lange nicht ſo gut wie Theobald, ihr kleiner Bruder. Als der Honig naſchen wollte, ſagte er zu ſeinem Vater: „Lieber Vater, geh' ein Bischen hinaus, ich will mir Honig nehmen!"



VII. Wegen Liedchen.

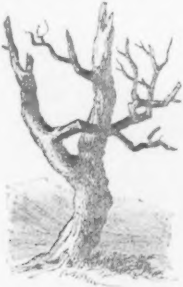
Wenn alle Schulmeiſter ſo böſe wären wie der des kleinen Richard, dann würde ich es den Knaben gar nicht übel nehmen,



wenn ſie nicht gern in die Schule gingen; aber die meiſten Schulmeiſter ſind ſehr gute Leute und unterſuchen genau, ehe ſie auf irgend eine Weiſe ſtrafen. — Richard's Schweſter, ſie hieß Lieschen, war ſehr krank und Richard wäre gar zu gern an ihrem Bett geblieben, hätte in ihre lieben Augen geſehen oder ihr von Zeit zu Zeit geſagt, wieviel Uhr es ſey, denn danach fragte ſie immer. Aber die Mutter hatte geſagt: „Geh' lieber in die Schule, Richard, du kannſt hier doch nichts helfen!“ und da war Richard gegangen. — In der Schule lernte er leſen und ſchreiben, aber dazwiſchen mußte er immer an Lieschen denken, und die Thränen traten ihm in die Augen, wenn er ſich vorſtellte, ſie habe wieder ſo große Schmerzen wie geſtern. — Um zehn Uhr ging der Lehrer aus dem Zimmer. Unſer Richard dachte: jetzt laufe ich fort und ſehe nach Lieschen, und wie er das dachte, da that er es auch. — Lieschen hatte keine Schmerzen, ſondern ſchlief recht ſanft. Ihre Hand hielt noch die Blumen umfaßt, die Richard ihr heute früh gepflückt hatte, das freute den guten Bruder herzlich. „Aber was wird der Herr Schulmeiſter dazu ſagen, daß Du aus der Schule gelaufen biſt?“ fragte die Mutter. — „Er wird mich mit dem langen Lineal ſchlagen!“ entgegnete Richard. — „Weißt Du das ſo gewiß?“ — „Ja, liebe Mutter! Geſtern war ich auch weggelaufen, um nach Lieschen zu ſehen, da hat er mich ſo geſchlagen, daß ich noch rothe Flecken habe; ſieh nur hier. Es that aber gar nicht weh, weil es *wegen Lieschen* geſchah; ja, wär' ich unartig geweſen, dann wär' es etwas Anderes! Dann hätte ich mich auch ſehr geſchämt.“ A. v. Möller.

Ein Blick aus Deutſchland bis nach Nordamerika.

Die Deutſchen ſind bekanntlich nicht etwa nur gerecht, wenn es fremde Länder und das Fremdweſen gilt, ihrer Viele überſchätzen dies ſogar ſehr willig, mißachten ungebührlich das engere Vaterland und bemühen ſich dagegen, durch allerlei oft genug ſelbſterfundene Schönſcheinigkeit die Mängel der Ferne täuſchend zu umſchimmern. Solchem Wahne machte man ſeit ſechzig Jahren mehr noch als ſonſt Frankreich zum Vorbilde, und nachdem es zum Vorurtheilsbilde wurde, das ſich auch dem ſchwächſten Verſtande gegenüber in Nebel auflöste, iſt es noch immer unterthänigſt verehrtes Muſter im Reiche der Mode und aller Welt Geſetzgeber durch ſeine Muſterſchneider. Einen haltbaren Staat konnten die Franzoſen ſich nicht ſchaffen, aber den vergänglichen Staat für die Modeſüchtigen ſchaffen und ändern ſie allmonatlich, und ihre Meiſterſchaft im Verwandeln, in der Verſtutzerei und Verſtümperei beweiſen ſie allerdings in jenen und dieſen Staatsſachen. — Als ſich das Götzenbild der Pariſer Freiheit den Franzoſen ſelbſt entlarvte und aus der geſchminkten Puppe nur Tagesungeziefer entſtanden, die fortwährend gar häßliche Raupen erzeugten, als nun der Freiheitsbaum durch Raupenfraß völlig kahl wurde und nur noch der Knechterei zu Knebeln dienen konnte, da gerieth anderer Völker fremdgierige Nachahmerei in die Klemme und ſie ging nun — nicht in ſich, ſondern einſtweilen hinüber nach England. Dort ſollte das Eiland ſeyn, wo nicht nur die Tauben gebraten aus dem Ei kommen und den Bewunderern des Beute und Beutel ſtets bedenkenden Volkes gleich in den offenen Mund fliegen, ſondern auch alle Zuſtände und Verhältniſſe die „glückſelige Inſel“ bezeichnen. Der Gürtel des Meeres hält aber da viel zuſammen, was in andern Ländern im Nu zu Falle käme, und betrachten wir die äußerſt mangelhaften Schulen, den Armenanwuchs, die Beſtechungen und todtſchlägeriſchen Handgreiflichkeiten bei den Wahlen, die verbiſſener werdenden Parteien im Glaubens- und Han-



delsgebiet, ſehen wir, wie das Schaukelſpiel der Torys und Whigs ſich raſcher umzuſchwingen beginnt, dann ſind Keile genug vorhanden im Innern des Landes, um „Alt-England“ bedeutend aus den Fugen zu treiben. Wir beziehen uns übrigens auf die Abhandlung: „Englands Verfaſſung“ im achtzehnten Jahrgange unſres Büchleins (für 1852), um ſchon Geſagtes nicht zu wiederholen; daß jedoch in England die handwerklichen Vorſpiegelungen derjenigen Weltverbeſſerer, die alle Verſchlimmerungen im Volksleben bewirken, ſehr um ſich greifen, leugnet nur — wer gern leugnet. Diejenigen nirgendheimiſchen Leute, die ein Schlaraffenland ſuchen, haben ſich denn auch nicht nur von Frankreich abgewendet, ſie fingen bereits an, England ebenfalls den Rücken zu kehren und übertrugen ihre trugbildneriſchen Hoffnungen auf Nordamerika. Das hat freilich noch Raums genug, um die zerſtörenden Kräfte auseinander zu halten, aber die Säulen eines Staatenbaues, Moral und Sitten, haben ſich an Waſhington's und Franklin's Beiſpiel nicht geſtärkt, ſie ſind durch Vortheils- und Genußſucht äußerſt morſch geworden, wie dies nicht anders ſeyn kann da, wo durch die Handelsgelüſte die „Pfiffigkeit“ zur Preistugend geworden iſt. Alle Schilderungen Nordamerika's ſtimmen darin überein, daß die Fäulniß der Sittlichkeit ſeuchenhaft vordringt, und wir wollen darüber nur Boz (Dickens), der „mit Vorliebe“ jenen Welttheil beſuchte, in einer kurzen Aeußerung weitgreifenden Inhalts vernehmen. Er ſagt: „Folgendes Geſpräch führte ich mehr als hundertmal mit Amerikanern: „Iſt es nicht bübiſch und verrucht, daß der So und So durch die ſchändlichſten und abſcheulichſten Mittel zu großem Vermögen kam, und trotz aller ſeiner Verbrechen unter Euch geduldet wird? Iſt er nicht ein öffentliches Aergerniß? Wie?“ — „Ja, Sir!“ — „Ein überführter Lügner?“ — „Ja, Sir!“ — „Er hat ſchon verdiente Fußtritte und Stockſchläge bekommen?“ — „Ja, Sir!“ — „Er iſt ein völlig ehrloſes, niedriges und verworfenes Geſchöpf!“ — „Ja, Sir!“ — „Nun denn, um Gotteswillen, worin beſteht ſein Verdienſt?“ — „Ja, Sir, es iſt doch ein pfiffiger Kerl!“ — Nun wollen wir nicht verkennen, daß die „Pfiffigkeit“ auch anderwärts Vielen als Preistugend erſcheint, wir müſſen aber hinzuſetzen, daß dort, wo es mehr und mehr im Allgemeinen geſchieht, das Verfaulen der Volkszuſtände ganz unvermeidlich iſt. So lange in Nordamerika die Ehrlichen, die gewiß dort fürjetzt auch noch zahlreich ſind, einſame Anbauſtätten finden und ſich ſo von der Verderbniß trennen, iſt deren, vermöge der hochgeehrten „Pfiffigkeit“ grundſätzlicher Einfluß noch abzugrenzen; das hört aber auf, wenn die Bevölkerung überall dicht und dichter ſich zuſammen drängt. Da verpeſten ſich die Gedanken und herrſchend wird der Ausſpruch von Schiller's Wallenſtein: „Hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen; wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken, wer nicht vertrieben ſeyn will, muß vertreiben!“ Das iſt unerläßliche Folge, wenn die Habſucht der Handelsgelüſte nun einmal der Pfiffigkeit auch das Schlechteſte nicht nur als erlaubt, ſondern auch als verdienſtlich anrechnet. Wie tief ein ſolches Unweſen in Nordamerika ſich einwurzelte, davon giebt das Sclaventhum Zeugniß in dem „Lande der Freiheit", wie es ſich vorzugsweiſe zu nennen beliebt. Wir ſind nicht ſo empfindelnd, um die engere Unterthänigkeit Derer, die geiſtig untergeordnet ſind, entſetzlich zu nennen, ſie iſt nicht ſelten ein Glück, das die Gleichheitsmacherei, wo ſie einen Sieg erzwang, oft genug in Unheil verwandelte. Eine rechtliche Unterthänigkeit muß jedoch vom Wohlwollen allmälig zu nützlichem Gebrauch ſittlicher Freiheit hingeleitet werden, einer ſolchen, welche in dem Maaße vernünftigen Verſtandes das Maaß vernünftiger Freiheit zu finden weiß, die Jeder da, wo das Geſetz herrſcht, ſich ſelber geben kann. Wo aber, wie in Nordamerika, der Menſch ſelbſt geſetzlich verkäufliche Waare iſt, die von einer Hand in die andere geht, und wo Kenntniſſe, welche ſich die Sclaven aneigneten, nur die Verkaufspreiſe erhöhen, da hindert die Rohheit, der Vortheilsdrang der Selbſt- und Genußſucht jede Möglichkeit einer wahrhaften Bildung, die nur durch Gerechtigkeit, Milde und Maaß ſich erweiſt. Die ehrenhafteſten Schriftſteller Nordamerika's ſchildern übrigens deſſen Zuſtände ſelbſt als fortſchreitend im Verderblichen, und neulich hat ein Buch über das dortige Sclavenunweſen und die Einimpfung des Entmenſchten auch in Deutſchland eine hitzige Theilnahme gefunden. Dabei ſpielte nun wieder die Fremdſucht mit, denn mehrere deutſche Schriftſteller, die lange in Nordamerika waren, haben über die Neger-Sclaverei längſt ſich in entſchiedener und gediegener Weiſe ausgeſprochen, ohne gleicher Anerkennung zu begegnen; das iſt nun eben meiſt ſo, und ein tüchtiger Deutſcher klagt auch nicht ſonderlich darüber, er muß die Kraft haben, ſich mit ſeinem Bewußtſeyn zu befriedigen. Indeß wollen wir doch auszüglich ein Bruchſtück mittheilen von einer Schilderung, die ein Deutſcher (Dr. Wiener), der Jahre hindurch in Nordamerika lebte, bereits vor zehn Jahren drucken ließ und dazu ſey eine öffentliche Verſteigerung von Negern erwählt mit vorangehender gekürzter Einleitung.

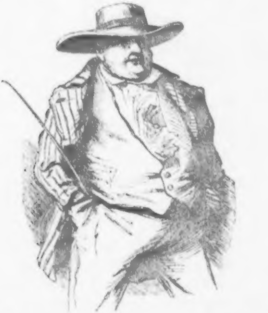
„Die Creolen, die Eingeborenen von europäiſchen Eltern, ſtammen meiſt von franzöſiſchen Edelleuten ab, die lange vor der franzöſiſchen Revolution ihr Vaterland verließen, um in der neuen Welt Gold und Unabhängigkeit zu finden. Der Schweiß und die Blutstropfen ihrer Neger haben ſie reich gemacht und aus heimathloſen Abenteurern wurden ſie Ahnherren der mächtigſten Grundbeſitzer der Vereinigten Staaten. Die franzöſiſche Leichtfertigkeit hat ſich fortgepflanzt, und der Reiſende findet hier, was in Frankreich ohne werthvolleren Nachwuchs ausſtirbt: den feinen Cavalier aus der alten Zeit, den gefallſüchtigen, ſüßduftenden, Kußfinger ſpendenden Marquis und Vicomte, der ſtolz iſt auf das Alter ſeiner Familie und mit Verachtung auf die alljährlich ſich mehrende engliſch-amerikaniſche Bevölkerung, wie vormals im Stammlande auf die ſchmutzige Menge, hinabblickt. Der Creole ſchindet ſeine Neger, während er mit eingelernten Sprüchen der Rouſſeauſchen Menſchenliebe prahlt. Schont er ſie inſofern, daß ſie unter der Arbeit nicht erliegen, geſchieht's nur, weil der Kaufpreis der Sclaven ein ſehr hoher geworden iſt, und weil deren Fortpflanzung zu einer ſehr geſuchten Marktwaare verhilft, wobei es manchen Gebieter keineswegs hindert, wenn er den Gatten von der Gattin, die Eltern von den Kindern trennt, die ſich niemals wiederſehen. Je geringer die Anzahl der Sclaven iſt, die ein Bemittelter hat, deſto menſchlicher werden ſie wohl behandelt, aber nur in Hinſicht auf den Erwerb; denn oft läßt ſich ein müßiggängeriſcher Herr durch die Fähigkeiten zweier oder dreier Sclaven ernähren. Der Marktpreis für einen geſunden, vollkommen ausgewachſenen Neger iſt etwa tauſend, der einer Negerin achthundert Dollars; mit einem Vermögen von viertauſend Dollars kann daher ein dortiger Junggeſelle ganz geſchäftslos und ungebunden leben, wenn er ſich für jene Summe vier Neger kauft. Er ſchickt ſie dann in eine Fabrik, auf die Werfte, oder in den Hafen, wo ſie ſich Beſchäftigung ſuchen müſſen; ſie haben ſich ſelbſt zu beköſtigen und ihrem Herrn unnachſichtlich jeden Abend einen Dollar abzuliefern: was ſie darüber verdienen, überläßt man ihnen gewöhnlich, aber doch nicht ohne Ausnahme, zur Selbſtverfügung. Andere Herren, die ſich mit den täglichen vier Dollars nicht begnügen wollen, treiben es weiter, indem ſie ihre Neger zur Erlernung eines beſonders ergiebigen Geſchäfts anhalten und ſich dann für die Lehrjahre durch einen bedeutend höheren Tagesertrag entſchädigen. Die weniger Bemittelten der weißen Bevölkerung ahmen dies in beſchränkter Weiſe nach. Sobald ein deutſcher Schneider oder Schuſter es nur irgend erſchwingen kann, kauft er ſich für ſechs- bis achthundert Dollars eine Negerin, die mit der Wäſche Beſcheid weiß, und ſchickt ſie dann in die Häuſer ſeiner Kunden, wo ſie ſich Arbeit verſchaffen muß, und ihm ebenfalls täglich ein Beſtimmtes an Gelde abzuliefern hat. Die Luſt zum Gewinn iſt in Nordamerika ſo anſteckend, daß der freie Brite und der ſein Vaterland für unfrei erklärende Deutſche in wenigen Jahren die Neger eben ſo benutzen und wohl auch eben ſo mißhandeln kann als der eingeborene Amerikaner, denn — das böſe, aber einträgliche Beiſpiel ſiegt über jedes gute, das Entbehrungen auferlegt."

Von den öffentlichen Sclaven-Verſteigerungen, wobei der Reiſende zugegen war, beſchreibt er eine in Neu-Orleans im Saale der franzöſiſchen Börſe. Nach Schilderung der glanzvollen Oertlichkeit berichtet er weiter: „Fremde aus allen Ländern, größtentheils Capitaine der im hieſigen Hafen befindlichen Schiffe, Kaufleute aus dem Norden und fernen Weſten gingen hier auf und ab oder verkehrten im eifrigen Geſpräch mit heißblütigen Creolen.

Alle, nach der Landesſitte, mit bedecktem Haupte; engliſche, franzöſiſche, deutſche, ſpaniſche, italieniſche Worte ſummten und gellten chaotiſch durcheinander, wie wenn hier die Babyloniſche Sprachverwirrung eine neue Auflage erlebt hätte. — Dort, dieſer junge, ſchlanke Mann mit dem glänzend ſchwarzen, ſeidenartigen Zwickelbärtchen, dem ſorgfältig gekräuſelten, duftenden, blauſchwarzen Haare, dem etwas gelblichen, aber regelmäßig ſchönen Geſichte, welches durch das ſchwärmeriſche Feuer der großen, dunkeln Augen einen ſo hinreißenden Zauber erhält, iſt einer der reichſten Pflanzer Louiſiana's und, da er unvermählt iſt, aus zwiefachem Grunde der Abgott aller jungen Damen, die verſorgt zu ſeyn wünſchen, und aller bejahrten Herren, welche ſo glücklich ſind, ſich von heirathsfähigen Töchtern Vater nennen zu laſſen. Sein Anzug, einfach, geſchmackvoll und dem Klima angemeſſen, beſteht aus Leibrock und Beinkleidern von dem feinſten iriſchen Linnen, nach dem neueſten Pariſer Schnitte gearbeitet, ſteif geſtärkt und von ſo blendender Weiße, daß der Schnee von Spitzbergen grau dagegen erſcheinen würde. Der Hemdkragen, der, von keiner Kravatte gehalten, graziös auf die Schultern herabfällt und die kleinen, mit ſeidenen Halbſtiefeln bekleideten Füße geben ihm ein ſanftes, faſt mädchenhaftes Anſehen. Nur eine Buſennadel bekundet den Millionair, ſie beſteht aus einem einzigen Brillanten von ſeltener Größe und dem reinſten Waſſer, der ausſieht, als hätte ſich ein köſtlicher Thautropfen aus der Tropen-Region auf ewige Schneefelder verirrt. Dieſer ſanftblickende Pflanzer gebietet über mehr als zweitauſend Sclaven, deren Schickſal von dem Hauche ſeines Mundes abhängt; er ſoll ein gütiger Despot ſeyn und ſich gegen ſeine Sclavinnen, beſonders wenn ſie ſchön ſind, ſogar ungemein zärtlich benehmen. Sein Harem, flüſterte mir mein Begleiter zu, enthält Schönheiten in allen Farben-Nüancen, vom Ebenholze bis zur Weiße des Alabaſters. — „Bis zur blendendſten Weiße? Sie ſcherzen!“ rief ich ungläubig. — „Welcher Neuling ſind Sie doch!“ rief mein Freund, die Hände vor Erſtaunen zuſammenſchlagend. „Wie? Sie ſind bereits vierzehn Tage hier und haben noch keine Quadrone geſehen? Sie ſollen nächſtens einen Quadronen-Ball mitmachen und ſich durch den Augenſchein überzeugen, daß Eure kalten Nordländerinnen ſchwarz dagegen ſind.“

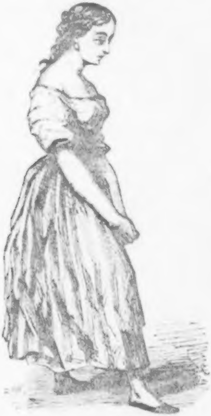
— „Wenn das iſt, woran erkennt man ihre Neger-Abſtammung?“

— „Der Fremde vermag dies in der erſten Zeit allerdings nicht, denn die Kennzeichen laſſen ſich nur fühlen, aber nicht beſchreiben. Das Haar der Quadrone iſt nicht etwa wollig, wie es das ihrer Urgroßmutter war, ich möchte es faſt zu ſchlicht nennen. Auch iſt es nicht immer rabenſchwarz, ſondern ſehr oft völlig nußbraun, aber ein gewiſſer matter Glanz hat ſich darüber hingelagert, der ſich nicht näher bezeichnen läßt, aber uns ſogleich die Abſtammung verräth. Auch zieht ſich hinter den Ohren ein Aederchen hin, das pechſchwarz iſt und die Nägel ſind etwas dunkler, als bei Leuten von weißer Race. Doch die Auction nimmt ihren Anfang, laſſen Sie uns näher treten!“ — Mit dieſen Worten zog mich mein Begleiter mitten in das Gewühl der Kaufluſtigen.



Der Mann auf der Tribune glich dem Bilde, das ich mir von einem Menſchenhändler gemacht hatte, nicht im Entfernteſten. Er mochte ſeine acht Stein wiegen, hatte ein doppeltes Kinn, kleine in Fett ſchwimmende Augen und eine kaum aus den Backen hervorragende, rubinrothe Naſe. Sein Schmerbauch ſah aus, als habe der Beſitzer einen beſondern Sclaven zum Ausziehen der Stiefel nöthig, denn er ſelbſt konnte nicht zu ſeinen Beinen gelangen, die er gewiß in einem Jahrzehend nicht mit Augen geſehen hatte. Von Härte und Grauſamkeit war auf ſeinem Geſicht keine Spur, dagegen ſtanden darauf ſo deutlich, als man nur wünſchen konnte, die Worte: „Auſtern und Burgunder“ geſchrieben. Von derſelben behaglichen Beſchaffenheit war auch ſein Anzug: ein weißer Batiſtrock mit roſa Streifen, weiße Beinkleider, Halbſtiefeln und ein Binſenhut von dem feinen Geflechte, das auf Panama verfertigt wird, mit breiter Krämpe. Kann ein Anzug wohl friedlicher ausſehen?

Die zu verauctionirende Waare wurde in den Saal geführt. Voran ging eine Quadrone mit niedergeſchlagenen Augen und bebenden Lippen, man ſah es ihr an, daß ſie das Unglückliche ihrer Lage fühlte. Ihre Haut hatte die Farbe des Elfenbeins, die Naſe war klein und ſanft gebogen, die kirſchrothen Lippen fein und die



Zähne des reizenden Mündchens weiß wie Porzellan. — Hinter ihr kam eine häßliche Mulattin, die durch den Reichthum ihres Anzuges Aller Blicke auf ſich zog; ſie trug ein tief ausgeſchnittenes Kleid von gelbem Atlas, einen echten Blonden-Shawl, anfangs auch lange goldene Ohrgehänge und eine maſſive Erbskette von demſelben Metall; ihr welliges Haupt bedeckte ein reizender Seidenhut von der neueſten Pariſer Form. — Ein mehr als ſechs Fuß hoher Neger, ungefähr in den Dreißigern, mit ſo breiten Schultern und einer ſo gigantiſch geformten Bruſt, daß er einer wandelnden, aus ſchwarzem Marmor gemeißelten Statue des Herkules glich, folgte ihr auf dem Fuße; er führte einen etwa zwölf Jahre alten

Negerknaben an der Hand, der durch die Menge der Gaffer eingeſchüchtert war und ſich, wie zum Schutz, an den ſchwarzen Rieſen anſchmiegte: es ſchienen Vater und Sohn zu ſeyn, denn der Auctionair bemerkte, daß man es gern ſehen würde, wenn ſie Beide einen Herrn bekämen. Es meldete ſich jedoch Niemand, der in dieſen Wunſch eingehen wollte und ſo kamen ſie denn getrennt zum Verkauf.

Der große Neger beſtieg zuerſt einen vor der Tribune befindlichen Tiſch; er ſtarrte die Verſammlung mit dumpfen, nichtsſagenden Blicken an, kreuzte ſodann die muskulöſen Arme über die Bruſt und ſtarrte vor ſich nieder. — „Meine Herren!“ redete der Auctionair ſein Auditorium in franzöſiſcher Sprache an, „das iſt der Neger Pompejus, geboren auf der Plantage des verſtorbenen Monſieur Montard zu Baton-rouge; er iſt vierunddreißig Jahre alt und ein ausgezeichneter Koch. Ein Gebot auf Pompejus, meine Herren!“ — „Fünfhundert Dollars!“ ließ ſich eine Stimme vernehmen. — Der Auctionair warf dem Bieter einen mitleidigen Blick zu und ſchwieg. Ein kleiner, ſäbelbeiniger Creole, der wie eine Mohrrübe mit doppelten Ausläufern ausſah, drängte ſich durch die Menge und beſah den Neger von allen Seiten. „Garantirt?“ redete er den Händler an. — „Vollkommen!“ war die Antwort. — „Alſo geſund?“ — „Vollkommen, er müßte denn die Schwindſucht haben!“ — Hier brach die Verſammlung in ein wieherndes Gelächter aus und Pompejus zog den Mund vor Wonne von einem Ohre bis zum andern. — „Leſen Sie hier das Zeugniß eines hieſigen Arztes, und nun, ein Gebot, meine Herren!“ — „Noch funfzig mehr!“ ließ ſich wieder Einer vernehmen. — „Aber, meine Herren! Aus Rückſicht für Pompejus bitte ich Sie, den Spaß nicht zu weit zu treiben! Der Aerger, ſich ſo verſchleudert zu ſehen, macht den Burſchen noch gelbſüchtig!“ — Unter dieſen und ähnlichen Späßen ging die Verſteigerung vor ſich, bis Pompejus dem kleinen Creolen für neunhundertundachtzig Dollars zugeſchlagen wurde.

Jetzt beſtieg der Negerknabe den Tiſch. — „Hier iſt Hamlet, ein Sohn des Pompejus, aus demſelben Nachlaß! Kerngeſund, meine Herren, und erſt zwölf Jahr alt. Das beſte Stück „**Ham**“, das ich jemals unter Händen hatte!“ *) — „Moralitäts-Zeugniß?“ fragte einer der Umſtehenden. — „Tadellos — bis auf einen Hausdiebſtahl!“ antwortete der Auctionair. — „Ein Dieb, ein Dieb!“ lief es durch die Verſammlung; Viele wandten ſich achſelzuckend ab. — „Wenn der Neger ſeinen Herrn beſtiehlt, was ſich höchſt ſelten ereignet, ſo geſchieht dies aus Manie und er iſt dann gewöhnlich unverbeſſerlich“, flüſterte mein Begleiter mir zu. — „Du haſt alſo Deinen Maſter beſtohlen, Du kleiner Satan! He?“ rief ein Creole, ſich zu dem Knaben wendend. — „Nur ein Mal!“ ſchluchzte der Schwarze; „abe viel Prügel bekommen, nicht ſtehlen wieder!“ — „Der Henker traue einem Neger! Ich mag Dich nicht geſchenkt!“ ſchrie der Creole. — „Monſieur Follain! Sie erzeigen mir vielleicht die Gewogenheit, gegen Vergütigung von einem Dollar den Saal zu verlaſſen?“ rief der Auctionair, der für den Preis ſeiner Waare fürchtete, mit dunkelrothem Geſicht dem Creolen einen papiernen Dollar hinhaltend. — „Mit Vergnügen!“ erwiederte Monſieur Follain, einer der reichſten Bewohner der Stadt, ſteckte den Dollar in ſein Taſchenbuch und eilte lachend von dannen. — Der kleine Hamlet wurde einem deutſchen Arzte, der einen Kutſcher brauchte, für zweihundert Dollars zugeſchlagen.

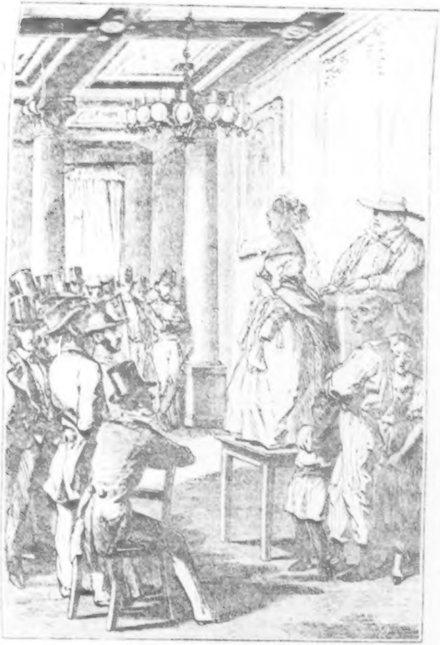
---

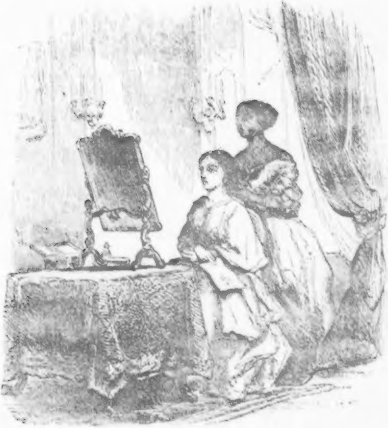
*) Ham als Abkürzung von Hamlet, eine Anſpielung auf das engliſche: ham — Schinken. Aehnliche Abkürzungen werden mit allen Neger-Namen vorgenommen.

Die Quadrone beſtieg jetzt den Tiſch. — „Dies, meine Herren, iſt Aggy, funfzehn Jahr alt, wie Sie bemerken werden von ſehr gewinnendem Aeußern! Es iſt auf ihre Ausbildung etwas gewandt worden, denn ſie ſchreibt und ſpricht richtig franzöſiſch, verſteht das Kleidermachen und iſt in der feinen Wäſcherei nicht ungeübt. Ein Gebot auf Aggy, meine Herren!“ — „Darf ich fragen“, rief hier Jemand, „ob dieſe Farbige zu demſelben Nachlaſſe gehört?“ — „Im Gegentheil! Der Beſitzer lebt und verkauft ſie aus freier Hand.“ — „Das dachte ich mir, da Sie ſo ſchnell über die Beſchreibung der Vorzüge hinwegſchlüpften; Sie erwähnten der amtlichen Certifikate nicht. Darf man den Namen des Verkäufers wiſſen?“ — Der Auctionair blickte verlegen nach der Gegend hin, wo der elegante Creole mit dem Zwickelbärtchen ſtand, und ihm folgten die Blicke der Anweſenden. — „Sie iſt meine Sclavin!“ ſprach der Creole, indem er näher trat. — „Und der Grund Ihres Mißvergnügens mit derſelben?“ — Die Augen des jungen Despoten ſprühten Blitze. „Sie ſind zum Inquiſitor wie geſchaffen!“ rief er ſpöttiſch, „nur ſchade, daß Sie ſich an den Unrechten gewendet haben!“ — „Aber, beſter Herr, wer iſt denn gleich Feuer und Flamme! Es fällt mir nicht im Entfernteſten ein, mich in Ihr Privatleben drängen zu wollen!“ — „Das will ich auch Keinem rathen!“ — „Mein Gott, ſo laſſen Sie mich doch ausreden! Das müſſen Sie uns doch ſagen, ob irgend ein Gebrechen Aggy's Sie zu dem Verkaufe beſtimmt! — Habe ich recht oder nicht, meine Herren?“ wandte er ſich an die Umſtehenden, die ſeiner Behauptung durch Worte und Geberden Beifall zollten. — Der junge Creole ging haſtig auf und ab, blieb dann vor Aggy ſtehen und betrachtete ſie mit einem verächtlichen Blicke von oben bis unten, dann wandte er ſich von ihr ab und murmelte die Worte: „Sie ſchmollt!“ — „Sie ſchmollt! Sie ſchmollt!“ wiederholte die Verſammlung unter bedeutendem Achſelzucken. —

Ich ſah meinen Begleiter fragend an: „Die bringt nicht viel!“ flüſterte dieſer. „Ein Farbiger, der ſchmollt, iſt keinen Cent werth! Das iſt eine Gemüthskrankheit, die den Beſitzer zur Verzweiflung bringen kann, denn ein ſchmollender Sclave gehorcht ſelbſt der Peitſche nicht mehr, weder Güte noch Strenge bewegen ihn zu der geringſten Dienſtleiſtung und das Ende vom Liede iſt, daß er ſich zu Tode hungert.“ — Es wollte ſich Anfangs kein Käufer finden, endlich drängte ſich ein Neuangekommener hinzu; er ſchien ſich im Laufen ſehr erhitzt zu haben, denn er trocknete ſich den Schweiß, der durch ſeine Kleider drang, von der Stirn, nickte dem jungen Creolen zu und bot dreihundert Dollars. — Sobald Aggy den Ton dieſer Stimme hörte, ſchien ſie aus ihrer Unempfindlichkeit zu erwachen, denn eine dunkle Röthe übergoß ihre Wangen: ſie warf dem Kaufluſtigen einen Blick zu, in welchem ein ganzer Roman zu liegen ſchien; doch ſchwand dieſes Zeichen der Theilnahme mit Blitzesſchnelle und die vorige Stumpfheit ſchien ſich abermals ihrer zu bemächtigen. — Außer mir mochten noch Einige den Eifer des Fremden bemerkt haben, denn ſie trieben das Gebot bis zu einer Höhe von achthundert Dollars; ſobald ſie ihm für dieſen Preis zugeſchlagen war, ſtieg er mit Aggy in einen vor der Thür vorüberfahrenden leeren Miethwagen. — „Beſuchen Sie mich!“ rief der junge Creole, der ihm bis zur Thür gefolgt war. „Ich habe mehrere Herren auf morgen zur Entenjagd eingeladen!“ — „Thut mir leid, danken zu müſſen! Meine Geſchäfte ſind beendigt und ich kehre heute Abend nach Bordeaux zurück.“

„Meine Herren!“ fuhr der Auctionair, nachdem die Mulattin den Tiſch beſtiegen hatte, fort: „Ein Gebot auf Charlotte Jacobs!“ — Es herrſchte große Aufregung unter den Verſammelten. Das erſte Gebot war zweitauſend Dollars. Der Auctionair lachte höhniſch. Ein Anderer bot fünfhundert Dollars mehr, ein Dritter dreitauſend. Mir ſchien die Verſammlung von der Tarantel geſtochen zu ſeyn, denn die Gebote jagten ſich, bis die häßliche Mulattin zuletzt dem Meiſtbietenden für neuntauſendvierhundert Dollars zugeſchlagen wurde. Dabei war es Keinem eingefallen, ſich nach Certifikaten und dem früheren Beſitzer zu erkundigen. — Mein Gefährte weidete ſich an meinem Erſtaunen. „Ein ſehr guter Kauf“, ſagte er endlich, mich auf die Straße ziehend; „ein ſehr guter Kauf! — Ich will Ihnen das Räthſel erklären: Die Mulattin iſt die beſte und geſuchteſte Friſeuſe in Neu-Orleans, die den eleganteſten Damen die Köpfe zurecht ſetzt. Charlotte hat eigene Equipage, mit der ſie zu ihren Kunden fährt, da ſie ſonſt nicht alle bedienen könnte. Ihr früherer Beſitzer, der unlängſt verſtarb, zog von ihr eine monatliche Rente von über hundert Dollars; da ſie nicht unter acht Dollars monatlich friſirt, ſo wird es Sie nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn ich Ihnen verſichere, daß ſie ſich,





trotz dieſer hohen Abgabe an den Maſter, bei dem Friſiren noch ſo gut ſtand, daß ſie ihren Mann, einen kohlſchwarzen Neger, frei kaufen konnte, der ſich denn auch von ihrem Erſparten bereits eine kleine Beſitzung gekauft hat, was ſie als Sclavin nicht vermag.“ —

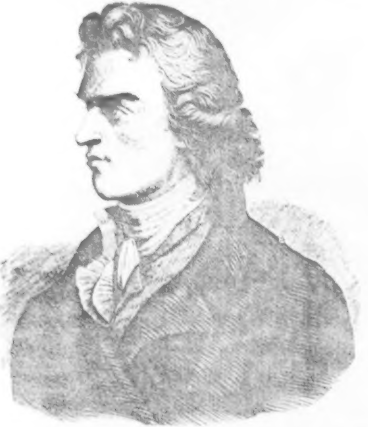
Das iſt ein Pröbchen — und nicht das ſchlimmſte — davon, wie der Menſchenverkauf betrieben wird in Nordamerika, bei einem Volke, das ſich rühmt, die freien Menſchenrechte vorzugsweiſe auszuüben und ſie in Schutz genommen zu haben. Indeß ſind es, wie ſchon angedeutet, nicht nur Eingeborene, die den Neger und ſeine Familie als Waare betrachten; der Verfaſſer jener Mittheilung ſpricht unter Anderem von „einem Sohn der freien Reichsſtadt Hamburg, der in Neu-Orleans einen eben ſo umfangreichen als einträglichen Sclavenhandel treibt.“ Auch iſt er eine alte Sünde, die in der Schilderung nicht erſchütternder das Gemüth ergreifen kann, als es ſchon unſer ehrlicher und gefühlvoller

Gellert ergriff in ſeiner Erzählung von „Inkle und Yariko", deren Stoff er einem Zeitungs-Bericht aus Amerika entnahm.

E. Rienitz.

Zwölf goldene Worte Schiller's.

(Im erſten Jahrgange dieſes Büchleins gaben wir zu einer kurzen Lebensgeſchichte **Schiller's** deſſen Bildniß, mit dem wir aber nicht zufrieden ſind, deshalb hier ein beſſeres folgen laſſen und ihm eigene herrliche Aeußerungen unſeres **Schiller**, die nicht in der Geſammt-Ausgabe ſeiner Schriften zu finden ſind, beifügen.)



„Ein frohes, heiteres Gemüth iſt die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönſte, was je geſchah, floß aus einer ſolchen Stimmung. Kleine, düſtere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, ſind nicht fähig, die heiligſten Momente des Lebens zu faſſen, zu genießen und zu wirken, wie ſie ſollten. Erinnerung ſcheint ihnen nicht ſüß und Zukunft nicht tröſtend.“

„Es iſt nicht zu berechnen, welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns beſtimmt, eine Stunde des Tages unſere Gedanken mit einiger Aufmerkſamkeit auf unſer Herz, unſre Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur erſt die Kenntniß von unſerm Innern, dann iſt ein ernſter, ja beinahe der ſchwerſte Schritt zur Vervollkommnung geſchehen.“

„Wie ſelten benutzen und ergreifen die Menſchen aus Leichtſinn die köſtlichen Augenblicke mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in die Seele drücken!“

„Zwei Dinge gehören zur Bildung des Verſtandes, ohne welche kein Fortſchreiten möglich iſt: ein ernſtes Einſammeln von Kenntniſſen und eine ſtete Uebung der Kräfte.“

„Der Menſch iſt verehrungswürdig, der den Poſten, wo er ſteht, ganz ausfüllt. Sey der Wirkungskreis noch ſo klein, er iſt in ſeiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geſchehen, und wie viel glücklicher würden die Menſchen ſeyn, wenn ſie auf dieſen Standpunkt gekommen wären!“

„Religiöſe Schwärmerei iſt und kann nur Gemüthern eigen ſeyn, die beſchauend müßig in ſich ſelbſt verſinken.“

„Man ſollte ſich immer einen Tag oder mehrere in der Woche mit irgend einer periodiſch zurückkehrenden und fortdauernden Freude bezeichnen. Das Leben verfließt dann ſo angenehm — es macht einen künſtlichen Pulsſchlag in unſerm Daſeyn, und, wie von einer ſchönen Treppe zur andern, ſchreitet Leben und Hoffnung darauf fort.“

„Man ſollte ſo früh als möglich junge Leute gewöhnen, ihre Gedanken und Gefühle auszuſprechen; denn dieſe Mittheilung iſt eine Aufforderung zum ernſten Nachdenken. Mittheilung macht unſre oft geahnten Gefühle hell, deutlich und allgemein. Wir gewöhnen uns früh, zu reden und zu hören; unſere Ideen entwickeln ſich ſchneller, unſer Urtheil wird ſicherer, und wir gewöhnen uns ſchnell, das Große, Ganze eines Gegenſtandes mit voller Seele zu umfaſſen.“

„Daß feſte Grundſätze und Tugend unter den Menſchen wirklich und kein Traum ſeyen, beweiſt der Umſtand, daß ſo Viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derſelben, zu blenden.“

„Es ſind die kleineren, engeren Gemüther, die ſo gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schickſals bezeichnen.“

„Der Fleiß giebt nicht nur die Mittel des Lebens, er giebt ihm auch ſeinen alleinigen Werth.“

„Der Tod kann kein Uebel ſeyn, da er etwas Allgemeines iſt.“

Die obigen goldenen Worte Schiller's ſind ſeinen Briefen und Geſprächen, ſoweit dieſe durch ihm zunächſt ſtehende Perſonen uns überliefert wurden, entnommen. Sie geben nur ein kleines Theilchen jenes herrlichen Schatzes von Lebensanſchauungen, welche nebſt umfangreicheren Betrachtungen der eigenen und fremder Kunſtwerke und des Schönen überhaupt in ſeinen Briefen und Geſprächen enthalten ſind. Dieſer Inhalt an Perlen des Geiſtes ſtrahlt uns den ganzen Seelenadel wie die Gedankentiefe Schiller's um ſo klarer und bedeutſamer wieder, je ungezwungener ſich der große Dichter in vertraulicher Unterhaltung bewegt. Da nun aber die vereinzelten Schätze in ihrer Zerſtreuung durch zahlreiche Bände von Briefwechſeln, Biographieen u. ſ. w. nur von Wenigen genoſſen werden konnten, war es eine verdienſtvolle Arbeit, ſie zu ſammeln, zu ordnen und in einem Buche zu vereinigen. Dieſes Buch, das wir unſern Leſern um ſo angelegentlicher empfehlen, als es nur ſolche Ausſprüche und Betrachtungen giebt, welche in Schiller's geſammelten Werken nicht enthalten ſind, erſchien ſo eben unter dem Titel:

„**Schiller in Briefen und Geſprächen.** Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Schiller's über Werke und Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt, des Lebens und der Menſchenſeele.“ (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

In demſelben Verlage erſchien ein Jahr früher:

„**Goethe in Briefen und Geſprächen.** Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's über Welt und Menſchen, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt.“

Die Ordnung aller einzelnen Stücke nach ihrem zuſammen paſſenden Inhalte ſo wie die Angabe der Quellen in einem Anhange machen die Sammlungen überſichtlich und bequem.

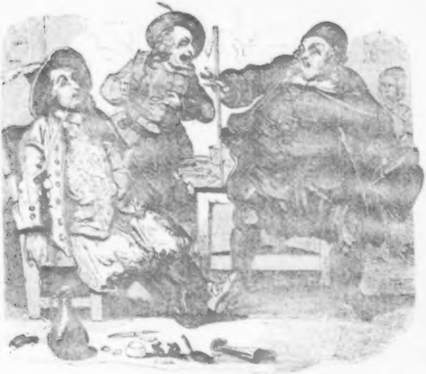
Beide Bücher bilden nothwendige Ergänzungen zu den Werken Schiller's und Goethe's und bergen eine ſolche Fülle ſchöner, erhabener und erhebender Gedanken, belehrender Erfahrungen und verſöhnender Anſchauungen des Lebens, daß ſie immer von Neuem geleſen und beherzigt zu werden verdienen und in keiner Familie fehlen ſollten. Frv.

Die
Sage vom Rauchteufel in Holland.

Im Jahr 1597 lebte in Amſterdam der reiche Adam Broekhuyſen im eigenen Hauſe an einem der Kanäle, unweit einer Schenke benannt „der blaue Strumpf“. Hier verſcheuchten ſich meiſt nur Matroſen die Langeweile, den Hunger und beſonders den Durſt, welches letztere Geſchäft freilich ein zeitkürzendes, aber zugleich für dergleichen Leute ein faſt nie zu beendendes war. Broekhuyſen hatte auch mehr als zwanzig Jahre im Seedienſt verlebt, nach dem Tode des Franz Drake ſiedelte er ſich in Amſterdam an, und über ſein großes Vermögen munkelte man Allerlei, was die chriſtliche Liebe zu glauben verbot, was man aber doch glaubte, obwohl dadurch Broekhuyſen zu einem ſehr argen Böſewicht wurde. Uebrigens gehörte er zu den Alltagsgäſten im „blauen Strumpf“, und wie er ſelbſt Matroſe geweſen war, mochte er auch nur die Matroſen-Geſellſchaft leiden. Inmitten derſelben führte er das große Wort und wurde vorzugsweiſe unerſchöpflich, wenn er von ſeinen Heldenthaten als Tabackraucher erzählte. Als ſolcher hatte er ſich wirklich bisher unüberwindlich erwieſen und noch neulich den ſtämmigen Willem Laeken, der ihn Prahler nannte und ſich zum Wettkampf erbot, ſo niedergedampft, daß er ſchwer wieder in's Leben gebracht werden konnte. Und doch hatte dieſer es nur bis zur dreiundneunzigſten Pfeife gebracht, während Broekhuyſen bereits mit der hunderteinundzwanzigſten beſchäftigt war, als man am dritten Tage den ohnmächtigen Willem Laeken in's Freie ſchaffen mußte, wo er zwar wieder zur Beſinnung kam, aber dann fortwährend kränkelte und nach wenigen Monaten im Grabe lag. Broekhuyſen mußte ſich indeß ebenfalls ein paar Tage erholen, bald aber gab er im „blauen Strumpf“ ein Victoriafeſt, bei dem es maaßlos herging, ſo daß er ſelbſt endlich zum Rauſch des Sieges noch einen andern empfing und ſich zuletzt vermaß: er wolle es im Rauchen mit dem Teufel aufnehmen, wenn dieſer nicht zu feig wäre, ſich ihm auf Pfeife gegen Pfeife zu ſtellen. Alle erſchraken und wurden im Entſetzen bald nüchtern. „Ei, ei“, ſagte dann Einer, „laß den Satan aus dem Spiel, der iſt in Feuer und Rauch aufgewachſen!“ — „Ha“, entgegnete Broekhuyſen, „ich habe Feuer verſchlucken gelernt, der Höllenfürſt mag nur kommen!“ — „Um Gott“, rief ein Anderer, „man hat Beiſpiele, daß er auf verwegenen Ruf nicht ausbleibt!“ — Mit gellendem Gelächter ſchlug Broekhuyſen's Fauſt auf den Tiſch, daß Krüge und Gläſer klirrten, wozu er ſchrie: „Er ſoll den Ruf hören! Heut über drei Monat, alſo am ſiebenten November Abends um Sieben ſoll er bei mir ſeyn zum Wettrauchen. Eine Memme iſt der Teufel, wenn er's unterläßt!“ — Keiner der Anweſenden konnte ſich bei dieſer Vermeſſenheit des inneren Grauens erwehren und es war von dem Augenblick an, als ob eine unſichtbare Macht die Ausgelaſſenheit bis auf die letzte Spur erdrücke. Einer nach dem Andern ſchlich ſtumm hinaus, denn da Seeleute nichts glauben ohne Aberglauben, mochten ſie nicht weilen bei dem Verwegenen, der ſelbſt der Hölle Trotz bot durch ſo freche Herausforderung. Auch Broekhuyſen wurde etwas ernüchtert und nachtentlich, indem er gewahrte, wie übel ſeine Tollheit gewirkt habe, und ſehr mürriſch wankte er nach Hauſe, wo er noch haderte mit Eliſabeth, einer alten Verwandten, die ihm das Nöthige in ſeiner Wirthſchaft beſorgte. Zwar ſchien es in den nächſten Wochen, die übermüthige Laune werde ihm wiederkehren, aber bald beherrſchten ihn immer ſichtlicher Furcht und Trübſinn. Zuletzt kam er nicht mehr in's Wirthshaus und hielt alle Thüren ſeines Hauſes bei Tag und Nacht feſt verſchloſſen. — Der ſiebente November ließ ſich indeß nicht ſtören im Heranrücken, und Broekhuyſen lag am Morgen dieſes Tages in heftigem Fieber, das um Mittag nachließ, gegen Abend jedoch heftiger wurde. Mit dem Glockenſchlag Sieben hörte die Haushälterin ein Klopfen an die Thür, regte ſich aber nicht, da ihr ſtreng verboten war, irgend Jemand einzulaſſen, ſie außerdem ſelber in Todesfurcht war wegen des ihr bekannt gewordenen Grundes jenes Verbots. Sie vernahm indeß nichts weiter und überließ ſich beruhigter dem Schlaf, aus dem ſie um Mitternacht plötzlich durch ein Beben des Hauſes erweckt wurde, wonach ſie faſt bewußtlos an das Fenſter eilte, es aufriß und um Hülfe ſchrie. Ein Rathsherr von Amſterdam, der eben von einem Feſtſchmauſe kam, hörte das Geſchrei und nach Befragen trat er in das ihm geöffnete Haus, wo ihm Eliſabeth in Schreck und Angſt ſehr Wunderliches erzählte. Er wollte ſich jedoch als muthig offenbaren, und ſo ſchritt er, von Eliſabeth begleitet, nach Broekhuyſens Zimmer. An der Thür war nichts zu vernehmen, wohl aber ſpürte man Rauch. „Im Namen Gottes und der Obrigkeit, aufgemacht!“ ſagte der Rathsherr, wobei er zu ſchreien gedachte und mit zitternder Stimme nur flüſterte. Die Thür aber ſprang wie von ſelbſt auf, und als die Beiden eintraten, prallte der Rathsherr im Schreck zurück und Eliſabeth blieb wie verſteint ſtehen. Vor ihnen ſaß auf einem Lehnſtuhl Broekhuyſen mit gebrochenen, weit hervorgequollenen Augen, die Arme herabhängend, die Füße ſtarr von ſich geſtreckt, und obwohl der Mund geöffnet war, hielten doch die Zähne die Pfeife feſt. Am Boden lagen auf und unter glimmender Aſche zerbrochene Pfeifen neben Trinkgefäßen, und Alles deutete an, daß hier ein wildes Tabaksgelag ſtattgefunden hatte. Zur Seite des todten Broekhuyſen zeigte ſich ein Mann in Matroſen-Kleidung, der auf dem Hut eine Hahnenfeder trug. Die noch rauchende Pfeife von den Lippen nehmend, ſagte er, auf Broekhuyſen hinweiſend, mit kurzem wieherndem Lachen, wobei das häßliche Antlitz ſich in das Gräßlichſte verzerrte:

„Er rief, ich hielt die Wette,
Wonach ich weiß, daß ich nun heiß
Zu meinem Reich ihn bett'!“

Kaum daß er endete, da erſcholl ein Hahnenſchrei, der Fremde war im Nu verſchwunden und nur noch ein glühender Luftſtrom merklich, der den Rathsherrn und Eliſabeth zu erſticken drohte, weshalb ſie eilend entflohen.



Dies iſt die Sage von dem Holländer Broekhuyſen und dem Rauchteufel, wie neulich wieder ein „fliegend Blatt“ in London ſie erneuert mittheilte und — dem Sinne nach — noch anfügte:

„Man hat bei allem Qualm und Dampf
Den Teufel in der Nähe,
Je leichter ſiegt er dann im Kampf,
Je mehr ſich Einer blähe. —
Und wer ſich ſchirmt vor hitz'gem Dunſt,
Der in's Gehirn ihm ſchweife,
Umfaßt auch nicht mit zu viel Brunſt
Den Schornſtein ſeiner Pfeife:
Denn ſelbſt den klarſten Blick wird Qualm
Beſchränken und verdunkeln,
Sey's Rauch nun oder liſt'ger Salm
Behoſeter Runkunkeln!“

A. Somtner.

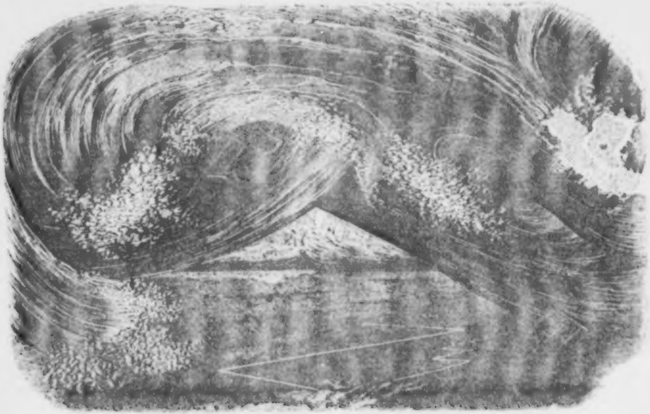
Der Maelſtrom.

Der Maelſtrom iſt ein furchtbarer Strudel an der Küſte von Norwegen, nahe der Inſel Moskoe. Die Tiefe des Waſſers be-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06989/013

trägt an dieſer Stelle ungefähr vierzig Klafter, und ſogar bei der Ebbe übertrifft ſein Geräuſch die ſtärkſten Waſſerfälle; ſteigt aber die Fluth herauf, ſo wächſt ſein Brauſen und ſein Ungeſtüm in einem unbeſchreiblichen Grade. Wird der Wirbel ſeiner Wogen erſt gar durch einen Sturm aufgeregt, ſo kann er Schiffe erreichen, welche ſieben (engliſche) Meilen von ſeiner gewöhnlichen Lage entfernt ſind. Im Jahre 1645 raſte der Maelſtrom ſo fürchterlich, daß ſämmtliche Häuſer auf Moskoe erſchüttert wurden und man glaubte, die Inſel würde untergehen. Einen Bären ſah man einmal den Verſuch machen, von den Lofoden nach Moskoe zu ſchwimmen, muthmaßlich in der Abſicht, ſich eines der Schafe zu rauben, welche auf der Inſel weideten; aber der Strom faßte ihn, und ſein Geſchrei wurde ſo lange gehört, bis der Strudel ihn immer ſchneller ſeiner Vernichtung entgegen führte. Ueberbleibſel und Wracks von Schiffen werden oft an den benachbarten Küſten geſehen. Eine engliſche Zeitſchrift brachte die Schilderung von dem Untergange eines Schiffes, das im Jahre 1834 in dem Alles zerſtörenden Strudel ſcheiterte. Dieſen Bericht des Einzigen, der im Schwimmen ſich auf einen Balken ſchwingen konnte und endlich gerettet wurde, entnehmen wir folgenden Auszug: „Die Briſe, welche ſeither geweht hatte, ward zur Windſtille. Bald jedoch hörte man ein Brummen, als ob ein Schwarm Bienen aus dem ruhigen Ocean emporſtiege. Kein Wort wurde geſprochen; Jeder hielt den Athem an, Jeder horchte mit Spannung auf das entfernte Geräuſch. „Es iſt der Maelſtrom!“ rief der Bootsmann. „Der Maelſtrom!“ wiederholte das Schiffsvolk. „Alle Mann!“ dröhnte die Stimme des Steuermanns, „hinunter in den Raum! Bringt die geſparten Segel, klärt das Deck, ſetzt Segel bei, ſchnell, ſchnell!“ Den Lärm der Vorbereitungen erſtickte das Geſumme des entfernten Strudels; es entſtand eine ängſtliche Pauſe, ſobald ein neues Segel aufgeſpannt war. Selbſt die erfahrenſten Seeleute glaubten, daß der Wind noch zur Genüge wehe, um das Schiff vom Verderben zu retten. Aber ach! das Segeltuch breitete ſeine Falten nicht aus, kein Windhauch bewegte die dumpfige Oberfläche des trüben Waſſers. Keine Hoffnung blieb den Schiffsleuten. Sie ſchauten einander an in völliger Muthloſigkeit. Jetzt hörten ſie immer deutlicher das Brauſen des entſetzlichen Maelſtroms, und die ſchrecklichen Felſen der Lofoden zeigten ſich auf der Rechten ihren Blicken. Es ſchien Allen unzweifelhaft, daß das Schiff, von der Fluth getragen, ſich immer mehr dem Strudel näherte, und die Gewißheit des unvermeidlichen Todes wurde ihnen mit jedem Augenblicke deutlicher. Zuerſt ſtanden die Matroſen in Gruppen bei einander, aber als das Toſen des Strudels immer lauter erſcholl, blickten ſie ſich verzweifelnd an und verſchwanden endlich nach allen Seiten des Schiffes. — Es war ein ſchöner Tag; die Sonne brannte, ohne daß eine Wolke ihren Schein verdüſterte. Die Wellen funkelten unter ihrem Einfluß, und das

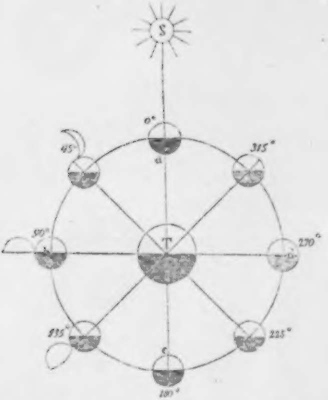


weiße Gefieder von vielen Hunderten geſchäftiger Seevögel glänzte noch viel blendender in ihren Strahlen. Die Inſel Moskoe lag bald ganz nahe, aber das Schiff vermochte nicht zu landen, denn der Strom, der es mit ſich fortführte, litt keine Wendung in ſeinem Laufe. Es gleitet ſchneller und immer ſchneller dahin — es fängt an, ſich heftig zu bewegen und unſicher zu ſchaukeln; ſeine Bahn iſt zu Ende. Schreckenvoller Augenblick! Das Schiff eilt ſeinem Untergange in wahnſinnigem Laufe entgegen, es fliegt mit der Gewalt des Blitzes. Jetzt befindet es ſich in dem wirbelnden Waſſer! Rund geht es herum, rund und wieder rund hinauf und hinab geſchleudert. Die Schiffsleute halten ſich am Bollwerk feſt, aber mit einem gräßlichen Wurf iſt das Bugſpriet unter dem Waſſer und ein wildes Geſchrei erhebt ſich für eine kurze Sekunde zum Himmel. Dann — grauenhaftes Schweigen: der Strudel hat das Schiff in ſeine Tiefe hinabgezogen.“

Der Mondwechſel.

Man kann ein ſehr flüchtiger Beobachter des Himmels ſeyn und wird doch nicht umhin können, die Abwechſelungen in der Lichtgeſtalt des Mondes zu bemerken, welche wir insgemein mit dem Namen des Mondwechſels bezeichnen. Trotzdem oder vielleicht auch eben deshalb dürfte es manchem unſerer Leſer willkommen ſeyn, etwas Näheres über die Urſachen dieſer auffallenden Himmelserſcheinung zu erfahren.

Der Mond iſt eine an ſich dunkle Kugel, welche ihr Licht von der Sonne empfängt und zwar ſtets zur Hälfte von letzterer erleuchtet wird. Dieſe lichte Halbkugel des Mondes iſt auf allen Punkten ſeiner Bahn gegen die Sonne gewendet, nicht aber in allen auch gegen unſere Erde. Die Reihe jener uns erſcheinenden Abwechſelungen hat nun einfach ihre Urſache darin, daß uns der Mond ſeine von der Sonne beleuchtete, in der Entfernung von 48,000 bis 55,000 Meilen als Scheibe erſcheinende Halbkugel bald ganz, bald nur theilweiſe zuwendet oder dieſelbe dergeſtalt gegen die Sonne kehrt, daß wir nur ſeine dunkle Hälfte vor uns haben. In unſerer nachſtehenden Figur ſtehe in S die Sonne, in T die Erde, um welche der Mond in der Bahn a b c d von Abend gegen Morgen läuft. Iſt derſelbe in a, alſo zwiſchen Sonne und Erde, ſo wendet er, wie man ſieht, ſeine dunkle Halbkugel völlig gegen uns, und wir ſehen ihn daher gar nicht. Dieſe Stellung nennen wir den Neumond. Entfernt er ſich von der Sonne weiter gegen Morgen, ſo fängt er an, uns einen Theil ſeiner hellen Seite zu zeigen, und dieſer Theil wird Abends bald nach Sonnenuntergang ſichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumond (an welchem Tage ſein Abſtand von der Sonne auf 45° anwächſt) erblicken wir ihn in beleuchteter Sichelform.



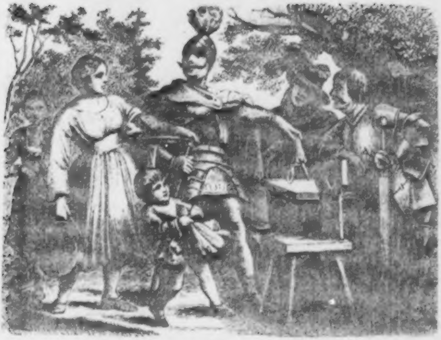
Er nimmt nun immer mehr zu, d. h. erſcheint dem Beobachter jetzt an der rechten, der weſtlichen (zur Zeit bei Sonnenuntergang gegen die Sonne gewendeten) Seite zu immer größerem Theil erleuchtet. Am achten Tage ſteht er 90° von der Sonne ab in b und kehrt uns genau die Hälfte der erleuchteten Seite zu, eine Stellung, die wir das erſte Viertel nennen. Die Erleuchtung des Mondes vergrößert ſich mit jedem Tage, ſeine Geſtalt wird oval, zwiſchen dem elften und zwölften Tage gelangt er in eine Entfernung von 135° zur Sonne und zeigt ſich endlich am funfzehnten Tage ihr gerade gegenüber in c, nachdem er 180°, die Hälfte ſeiner Bahn, durchmeſſen. Nun kehrt er der Nachtſeite der Erde ſeine ganze erleuchtete Halbkugel zu und erſcheint uns als eine kreisrunde glänzende Scheibe, als der Vollmond. Dieſer geht auf, ſobald die Sonne untergeht, und bleibt die ganze Nacht ſichtbar, da er ſich um Mitternacht im Meridian befindet. Bis hierher war es der zunehmende Mond, deſſen verſchiedene Formen wir betrachteten. Von dem Augenblicke, wo der Vollmond uns erſchienen iſt, verkleinert ſich die Lichtgeſtalt des Mondes beim Fortſchreiten auf ſeiner Bahn, je näher er nun wieder in entſprechender Weiſe, doch in entgegengeſetzter Richtung zur Sonne rückt. Der abnehmende Mond erſcheint zunächſt wieder oval (bei 225°) und geht immer ſpäter auf. Sieben Tage nach dem Vollmonde kommt er nach d und ſteht im letzten Viertel. Das heißt: er hat ſich von der Sonne oſtwärts um 270° entfernt und ſich ihr daher weſtwärts bis auf 90° genähert; er iſt alſo auf der linken Seite genau halb erleuchtet und kehrt uns die Hälfte dieſer erleuchteten Hälfte zu. Darauf wird er wieder ſichelförmig und zeigt ſich Morgens vor dem Aufgang der Sonne in ſtets kleiner werdender, gegen Oſten gewendeter Lichtgeſtalt, bis er nach dem 29. Tage wieder nach a zur Sonne kommt und Neumond genannt wird.

Schließlich ſey bemerkt, daß, wenn der Mond ſichelähnlich erſcheint, auch der dunkle Abſchnitt ſeiner Scheibe in einem blaſſen, aſchfarbenen Lichte ſichtbar wird, und zwar iſt Letzteres um ſo lebhafter, je ſchmaler noch die Sichel. Dieſer blaſſe Schein rührt von dem Lichte her, das die von der Sonne beſchienene Erde als Widerſtrahl dem Monde zuſendet. Es trifft natürlich die der Erde zugewendete, in der bezeichneten Stellung von der Sonne, mit Ausſchluß des ſichelförmigen Streifens, abgekehrte Halbkugel, die Nachtſeite des Mondes, beleuchtet alſo deſſen Nächte gewiſſermaßen als ein „Mond des Mondes“. Da die Erde den Mond im Durchmeſſer 3⅔ mal übertrifft und dem gemäß dort als eine vierzehnmal größere Scheibe erſcheinen muß, ſo fällt die Beleuchtung des Mondes durch das Erdlicht auch um ſo viel bedeutender aus als die Beleuchtung der Erde durch das Mondlicht. Jenes genügt, um mit mäßigen Fernröhren ſogar kleinere Mondflecken ziemlich deutlich zu erkennen. Die Alten betrachteten dieſe Widerſtrahlung des Erdlichtes, welche ſie allerdings kannten, als ein Erzeugniß des Mondes ſelbſt. Erſt Möſtlin, Profeſſor der Mathematik zu Heidelberg, geſtorben 1631, gab, wie Kepler erzählt, die eben angeführte richtige Erklärung.

Die Dänenkönigin Margaretha.

(Aus einer Lübecker Chronik.)

Als Königin Margaretha Regentin war in Dänemark und Norwegen, nachmals auch in Schweden, hat dieſes Weib an die fünfundzwanzig Jahre dermaßen gut regieret, daß ihr getreue Hiſtorienſchreiber den Ehrennamen der Großen nicht ſtrittig machten. Verdient ward Solches beſtens durch Kriegs- und Friedensthaten, mit denen Margaretha nicht wenige Männer ihrer Zeit beſchämte, wie denn auch zu allen Zeiten nicht gar viele Männer ſich finden, ſo an Werth und Ruhm hinanreichen zu dieſer Königin, ebenſowohl wegen des ſtark als klug geführten Zügels,



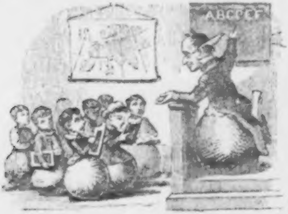
deſſen die Ordnung nicht entrathen kann. Behagt mir an dieſem Weibe, der Tochter des Dänenkönigs Waldemar und der ſchönen Hedwiga von Schleſwig, Unterſchiedliches, wobei ich nicht einmal an den geprieſenen Liebreiz denke, hat mich vornehmlich ergötzt, was ſich zutrug im Jahre 1398, ehe denn Margaretha das Unweſen der gewaltſamen Gaſterei abzuſchaffen vermochte. Die zu freien Männern Ernannten, aus denen nachmals der Adel hervorging, maßten ſich an, bei ihren Hin- und Herzügen durch das Land überall bei den Bauern und Städtern einzufallen und leeren Säckels köſtlich zu zehren, ungefragt, ob's Einer leiſten könne, ob nicht, und ward dadurch Mancher ganz zu Grunde gerichtet. Nun begab es ſich, daß einſtens die Tochter des ſonſt wohlbegüterten Bauern Stölhild zu Hofe lief mit der Klage, daß drei Edelleute, Abilgaard, Baekken und Bägert, welche Namen zu Deutſch etwa heißen: Aepfelgarten, Bach und Becher, ihren Vater durch erzwungene Gaſterei ſo weit trieben, daß er nun Haus und Beſitz werde hinter ſich laſſen müſſen, indem Jene mit ihrem Troß dermaßen oft gekommen, daß alles Gut verſchuldet ſey. Hiernach erforſchete die Königin: ob die drei Schnapphähne eben wieder eingekehrt, und als das Mädchen mit Ja antwortete, befahl ſie ihrem Droſt oder Küchenmeiſter: er möge in jenem Bauernhauſe Sorge tragen für eine reichliche Mahlzeit, und dem Anführer der Leibwache, Ivar Lykke, gebot ſie, er ſolle ſie begleiten mit hinlänglichem Kriegsvolk und in der Nähe der Stätte verborgen bleiben. Angelangt in dem Hauſe des Bauern hieß ſie auftafeln und lud jene Drei ſammt ihrem Troß zu Gaſt. Daß es ihnen ſonderlich geſchmecket habe, will mich nicht bedünken, daß ſie aber Nachmaliges gern hätten ganz ungekoſtet laſſen mögen, dürft' ich eher glauben. Denn noch während der Schmauſerei erhob ſich Margaretha und ſprach: „Ihr Herren, ich half zu Eurem Willen, indem ich ſelber freie Zehrung hieher beförderte; Ihr werdet mir nun meinen Willen thun und zu guterletzt dies angenommen haben. Denn Ihr machtet den Bauern verarmen, dem abzuhelfen iſt, wiewohl er dennoch die Gaſterei bereit halten ſoll, dieweil er hier eine gaſtliche Herberge zurichten wird für Jeglichen, der es mit Silber ausgleicht. Iſt freilich der Bauer durch Euch ausgebeutet, habt Ihr ihm zuerſt von ſeiner Verſchuldung zu helfen, wozu er hundert Mark Silbers benöthigt, außerdem aber noch zwanzig, damit er ſich das Wirthſchaftsweſen einer Gaſtherberge zulege. Ihr ſollet auch künftig im Lande alle vier Stunden Weges eine Gaſterei finden, wo Ihr gegen Baarſchaft Schüſſel und Krug gefüllt erhaltet, die königlichen Boten verbreiten ſchon heut dieſen Befehl." Zwar gedachten die Herren Lungerer nach trotzigen Worten zu entweichen, die Königin aber that ihnen Beſcheid mit der Entgegnung: „Ihr werdet gehorchen, ſintemal es mir nicht an Mitteln gebricht, den Aepfelgarten zu ſchütteln, den Bach zu hemmen und den Becher zu zertrümmern!" Alsbald trat nun auf Margaretha's Ruf aus einem Buſchverſteck Ivar Lykke mit ſeinem Kriegsvolk in die Stuben, Wacht zu halten, und zu dem Anführer ſagte Margaretha: „Niemand kommt hier von dannen als Der, den Alle beauftragen, die begehrte Buße von hundertundzwanzig Mark Silbers herbeizuholen, und nur wenn ſie in des Bauern Händen iſt, dürfen die Andern ſich verabſchieden." Es mußte auch Alles ſo ſich ſchicken, wie es die Königin gebot, und iſt den gierigen Strolchen ihr Recht geſchehen. Zu ſelbiger Zeit entſtanden dann die Gaſtherbergen im däniſchen Lande, ſo daß forthin Keiner gewaltſam freie Gaſterei erpreſſen durfte bei Strafe zehnfachen Werthes deſſen, was auf ſolche Weiſe genoſſen war, und gebühret auch dafür beſagter Margaretha ein geſegnet Andenken. Fwg.

Aus dem Lande der Stehaufs.

Nur ein Bruchſtück.

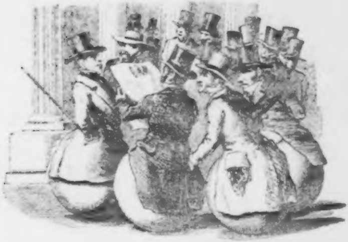
Das Volk der Stehaufs — ihr Land möge man ſich auf der jenſeitigen Erdkugel gefälligſt ſelbſt ſuchen — iſt ein ungeheuer eigenthümliches, denn es hat gar keine Eigenthümlichkeit, womit ſie ſchon in ihrer Sprache prunken, indem ſie deren urſchöne Rein- und Reichheit mit verderbtem Gemengſel aus andern Sprachen buntfleckig durchwebten. Eine Eigenſchaft, die ſich freilich gleich wieder in

ſich vernichtet, iſt indeß bei ihnen vorherrſchend geworden: das bis in's Mannes- und Greiſesalter beliebte Kindervergnügen, bald Dies bald Jenes zu zerſetzen und zu zertrümmern. Den veranſtalteten Braß wollen ſie dann ſtets zu einer wundervollen Schöpfung brauchen, bringen aber nichts zu Stande, als ein unüberſehbares Nichts, das nur wieder zu Etwas werden könnte durch Gott, den ſie aber in Folge ihrer jüngſten Weltweisheit verleugnen, weil jeder Stehauf ſich ſelber und ſein einziger Gott ſeyn will. Ein ſeltſames Volk! Es ſteht entweder auf dem Kopf oder ruht auf dem Bauche; die Füße gingen verloren, alſo auch die Fähigkeit zum Fortſchritt. Das war ehemals anders bei den Stehaufs, und es iſt wohl der Unterſuchung nicht unwerth: woher jene Unnatur und dieſer Mangel ſtammen. Beides entſteht gleich nach der mit Eitelkeit behafteten Geburt und wird gepflegt von der hauptſächlich die Eitelſucht anleitenden Erziehung. Ihre Lehrer, volksgemäß Meiſter in der Eitelkeit und Eitelſucht, beugen ſich abſichtvoll zu ihrem Vortheil, ſtatt



die ungezogenen Stehaufs zu beugen, denen ſie mit krummrückiger Geberde ſagen: „Verehrte liberale Jungen und emanzipirte Mädchen! An unſern Antecedentien, die ſämmtlich von der Vornirtheit inſizirt waren, beſitzen wir nur ein Fideicommiß von Perrücken- und Zopf-Inſtitutionen; eclatante Reform iſt nur zu acquiriren durch die heranwachſende Generation, die Alles zu reguliren hat nach den Inſpirationen unſres einzigen Potentaten, des ſublimen Zeitgeiſtes! Wir unſerestheils konnten die Metamorphoſe nicht bewerkſtelligen, da wir erſt capiren mußten, daß unſere Vorfahren nichts capirt hatten, ehe wir Euch zu prognoſtiziren vermochten, daß Ihr von vorn herein das Extremſte capirt und nun mit dem Zeitgeiſt vollkommen liirt ſeyd!“ — Dieſer Zeitgeiſt iſt ein Ungethüm, ein von den Stehaufs erfundener Spuk ihrer ſelbſt, und allen Denen, die nur bis Fünf zählen können, die Quinteſſenz von Mitteln zum Herbeifabeln zahlreicher Geſpenſter, an die man vergeblich nicht mehr glaubt, während man ſie immer nur nach neueingewanderter Mode aufputzt. So machte man vorlängſt im Wahn — zum Beiſpiel — durch den kleinen Finger Tiſchplatten lebendig und Tiſchfüße zu Propheten. Daß aber Geſpenſtiſches gemeint ſey mit dem Zeitgeiſt, erkennt, wer kein Stehauf iſt, ſchon am Wort, weil weder die Zeit noch der Geiſt leiblich ſichtbar werden kann, und man hat demnach, damit die umfaſſendſte Einſicht ſichtlich werden ſoll, zwiefach Unſichtbares zu einem geſchwindelt und dieſen Schwindel zum gebietenden Herrn erhoben durch den Glauben, während man daneben allen Glauben an das Unſichtbare, nicht mit Händen zu Greifende lächerlich findet, und doch wieder an Dinge glaubt, die der Lächerlichkeit gar nicht entkommen können. Das erklärt ſich hinlänglich aus der Unklarheit der Stehaufs, die ſchon Zweck iſt in ihrer Sprache, von der wir die Lehrer in der Anrede an die liberalen Jungen und emanzipirten Mädchen ein kleines nachgeahmtes Muſter geben ließen.

Wenn wir die Stehaufs näher betrachten, zeigt ſich ein Gehäuf von ſchwankenden Leuten, die ſich in Selbſtgefälligkeit einwiegen, die keinen feſten Willen haben, aber ſtets ihren Willen haben wollen, obgleich er über Nacht immer ein wechſelnder iſt. Dies entſtand vornehmlich dadurch, daß man dort, wo man echtes Beiſpiel ſeyn ſollte, dem Wiſchiwaſchi verdrehter Umſchaffer ſich anbequemte, durch neue Pläne neue Verkehrtheiten herbeiführte, es gar nicht merkte, wie ſehr jene Pläne ſchon Verkehrtheiten waren, und ſich in dieſe nun mehr und mehr hineinarbeitet. Es kämpft da ein Gewirr des Vielwiſſens und Wenigverdauens, wonach man in dunkler Unbehaglichkeit vorzugsweiſe den körperlichen Bedürfniſſen fröhnt. So wurde aus den Stehaufs ein beute- und luſtbegieriges Krämervolk, das nicht nur mit Waaren, ſondern auch mit Begebenheiten und Zuſtänden krämert. Sie machen Geſchichte, und „machen mit Geſchichte“, wie Handelsleute ſich ausdrücken bei jedem Stoff, mit dem ſie „Geld



machen“ wollen. Durch telegraphiſch und depeſchlich unterſtützte Uebertreibungen und Börſenlügen nimmt Einer dem Andern das Geld aus der Taſche, und Maklerkniffe wegen Aktienſchwindels und Kornwuchers verbreiteten Täuſchung, Armuth und Unſicherheit ringsum. Alles iſt zur Handels- und Händelswaare geworden; in Hinſicht auf edle Eigenſchaften, auf Begeiſterung für Recht und Wahrheit, Ehrlichkeit, Liebe, Freundſchaft und Sitte fragt man ſich alſo ebenfalls geheim: „Was hab' ich davon, und was kann ich dabei verdienen?“ — denn ſogar ihre Gefühle verleihen die Stehaufs nur gegen namhafte Zinſen. — Ihre amtlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind voll Rückhalt und Rückſichten, dabei Mannesmuth und Manneswürde ſo im Rückgange, daß ſolchem Unweſen gern den Rücken wendet, wer den Frieden mit ſich ſelbſt höher achtet als eine gewinnbringende Uebereinkunft mit der Erniedrigung.

Weil demnach unter den Stehaufs Das, was man einen ganzen Mann nennt, ſelten zu entdecken iſt, nennen ſie ſich oft ſelber in Stunden der Langeweile „Zerriſſene“, „Abgeſtumpfte“, in ihrer Sprache „Blaſirte“; ein Fremdwort, hier deshalb an geeigneter Stelle, weil eben durch die aus der Fremde eingeſchwärzten unheimlichen Gelüſte ſie heimgeſucht wurden von der Krankheit, nirgends mehr heimiſch zu ſeyn. Ihr ſtetes Unwohlfühlen übertäuben ſie durch ſinnliche Vergnügungen und die damit nicht auszufüllende Zeit verbrauchen ſie zum Ausruhen von den anſtrengenden Beſchwerden ihrer Vergnügungen. Sie wollen immer von Andern beglückt ſeyn: nicht ſich ſelbſt und Andere beglücken, machen ſich mehr und mehr fähig zu Allem, was die Fähigkeit des Geiſtes und Herzens unfähig macht, und beſonders ſeit die ſpitzfindigen Weltweiſen der Stehaufs angeblich ausgemittelt haben, daß Gott nicht war, ehe der Menſch geweſen, ſind auch keine Menſchen mehr bei dieſem Volke, ſondern Automate, Triebweſen, bei denen die Seele durch Dampfkraft erſetzt werden ſoll.

Um dem hier Angedeuteten, womit wir hinweiſen auf die Erziehung, den Glauben, die Weltweisheit, das Geſellſchaftliche und die Vergnügungen der Stehaufs, etwas Näheres beizufügen, wollen wir die ehemals geiſtigſten Richtungen, Literatur und Theater, ein wenig genauer betrachten.

Die Stehaufs erbten eine bedeutende Literatur, deren Schätze noch ergreifbar ſind, und wer ſich nicht völlig mit der jüngſten Bildung von der wahren entfernen konnte, nennt aus Gewohnheit die alten Werke noch jetzt mit Ruhm, ohne gar oft ſie anders zu kennen als aus ſagenhaftem Gerede. Im Uebrigen ſind beſonders nur Schriften beliebt, die dem höhniſch Unwürdigen dienen, weil die Stehaufs ſich für verpflichtet halten, ganz ſo gemüthlos zu ſeyn, wie es das hohle Tagesleben mit ſich bringt. Selbſt ohne Eigenthümlichkeit, vermögen ſie dieſe nicht zu beurtheilen, viel weniger ſie gebührend zu achten, werden meiſt nur lüſtern nach den Ueberſetzungen aus dem Lande jenes Volks, das ſich allſeitig mit nichts als Moden beſchäftigt. Indem dieſe gewöhnlich alle vier Wochen verplundert und verplaudert, die Moden dann Moder ſind, iſt im Geiſtbereich auch nur modern, was baldigſt modern muß. In ſich Zerrbild, begünſtigt man auch in der Literatur hauptſächlich das Zerrbild, oft vorzugsweiſe das rohe, und wenn ſchon Lichtenberg ſagte: „Es giebt wirklich ſehr viele Menſchen, die nur leſen um nicht denken zu dürfen", hinſichtlich der Stehaufs iſt dies auf einen großen Theil des Volkes anwendbar. Immer mehr wurde von den Fragen:

„Leſer, wie gefall' ich Dir?"
„„Leſer, wie gefällſt Du mir?""

letztere die nothwendigſte für Jeden, der es recht meint mit dem Guten und gut mit dem Rechten. Iſt's doch nur natürlich, daß werthvolle Menſchen und Bücher Denen nicht gefallen, die wenig oder keinen Werth haben, ſich auch nicht darum bemühen. Solche wirbeln dann mit der Mundtrommel die ihnen dienſtbaren unberufenen Schriftſteller in den Ruf hinein und dieſe — meiſt Leute, die ſo viel ſchreiben, daß ihnen keine Zeit übrig bleibt zu dem heilſamen Geſchäft, Alles wieder auszuſtreichen — verbrüdern ſich untereinander zum Tauſch- und Täuſchhandel des Selbſtlobs. Sie lügen ſich gegenſeitig mit erhaben klingenden, bei ihnen zu pausbackigen Winden werdenden Wörtern zu Berühmtheiten, für Nichtverbündete aber verbrauchen ſie nur Tinte zum Anſchwärzen, ihre Federgewalt nur, um ſie ſich aus dem Wege zu ſchnellen. Ob nun ihre Erzeugniſſe vergehen wie Seifenblaſen und die über Nacht erbeutete Unſterblichkeit durch den erſten richtig zielenden

Lichtſtrahl getödtet wird, für den Augenblick haben dergleichen Muſenſöhne, welche die Ehrbarkeit der Mütter ſehr verdächtigen, Krücken in dem Mengel- und Mängelurtheil:

„Der echte Geiſt iſt widerwärtig,
Die Wahrheit iſt pedant'ſche Qual;
Uns macht ein tüchtiger Scandal
Den großen Mann raſch fix und fertig,
Und er giebt ſich dann ſelbſt die Lehre:
Scandal bringt Geld und Geld iſt Ehre!"

Ein äußerlich anſpruchloſes, gediegener Innerlichkeit ſich widmendes Theater war bei den Stehaufs im Aufwachſen, es wurde ihnen aber von der Fremdſucht verleidet. Jetzt haben ſie ihre Theater in ſchmuckvollen Häuſern und ſchmutzvollen Kneipen, ſogar in Gärten, um die gefeierte Unnatur auch der Natur aufzudrängen, die Kunſt im Rauch der Tabakspfeife aufgeben zu laſſen und die Hans-Dampfe auf der Bühne mit Cigarren-Weihrauch zu verherrlichen, wobei der Schutzgeiſt der Kunſt ſich trauernd die Augen ſchließt. Nicht ſelten bedeuten die Bretter, welche die Welt bedeuten ſollen, beſonders die Bretter vor dem Kopf, bezeichnen alſo richtig die Welt der geiſtig vernagelten Stehaufs, und eigentlich iſt man bei ihren Theatern immer in der Kneipe, nach deutſchen Wörterbüchern gleichſinnig mit „in der Klemme", wenn man guten Geſchmack mitbringt, welche mißliebige Eigenſchaft jedoch den ſtolzeſten Stehaufs in dem ihnen ſehr angenehmen wüſten Wuſt verkommen iſt. Der Gefahr zu entfliehen, doch etwas vom guten Geſchmack ſich anzugewöhnen, entzückt ſie im Vorrange das Ballet,

und obwohl ſich ihre Tänzer und Tänzerinnen nur Maſchinenbeine mit ein paar ſeltſamen Gelenken angeſchraubt zu haben ſcheinen, iſt das doch eben für Leute, die ihre Beine wegen Trägheit im Fortſchritt gänzlich verloren, ein ungeheures Wunder, weil obenein die Ballettänzer, die ſehr belehrend ſind für Kraniche, ihren ganzen Verſtand in den künſtlichen Beinen haben. Im zweiten Grade des Entzückens ſchwimmen ſie bei Opern, deren erhabenſter Lobſpruch iſt: ſie ſind durch und durch unnatürlich, was Zuſammenſtimmung wurde mit dem Modeweſen der Stehaufs. Sie ſpotten Den aus, der ſie etwa dem unverſtändlichen, aber ſehr weiſe thuenden Tonlärm gegenüber an die Bemerkung des vernunftreichen **Franklin** erinnert: „Meines Erachtens gefällt die gelehrte Muſik nur ſolchen Ohren, die nicht vom Wohlklange und der Melodie bezaubert ſind, ſondern vielmehr von der Schwierigkeit der Ausführung.“ Die Stehaufs verſpotten dergleichen kerngeſunde Aeußerungen, denn theils fällt ihnen gar nicht ein, die Dinge erſt verſtehen zu wollen, weil ſie des Glaubens ſind, das Garnichtverſtändliche ſey ihnen von ihrer Geburt an überklar, theils verlangen ſie für ihr Geld die ſichtbaren Anſtrengungen, in denen ſich bei den genannten Opern Sänger und Orcheſter abquälen müſſen. Es kümmert ſolche Stehaufs nicht, wenn ſich vielleicht einmal zu ihnen die Anſicht **Hippel's** verirrt: „Die Opernſucht iſt ein Beweis geiſtiger Armuth und kindiſchen Behagens.“ — Von dem Rede-Schauſpiel, welches die Seele der Bühne ſeyn ſollte, fürchten die Stehaufs, daß es Poeſie und Sinn haben könnte, was ihnen ſehr zuwider iſt, da ſie Begeiſterung und ſinniges Vertiefen für die Bauchpflege als ſehr nachtheilig erachten; ſie begehren nur, daß man ſie wollüſtig einlulle zu einem Sinnentaumel, mögen nichts wiſſen von dem ihnen beſchwerlichen Erheben zu

Geſinnung und Charakter. Sie vernahmen etwas davon, daß die Bühne ein Spiegel der Zeit ſeyn ſoll, ſind alſo zufrieden, wird ihre eigene Zerfahrenheit in lebeluſtigen Selbſtſüchtlern, kecken Lumpen, klugen Heuchlern und ſich liſtig durchlügenden Schelmen dargeſtellt. Hierin ging ihnen jenes, bei der Literatur ſchon erwähnte Volk voran, und ſie ahmen es nach, denn die vorzüglichſten Stehaufs hüten ſich ſogar, das Schlechteſte aus ſich ſelber zu haben. Es wird ihnen meiſt ſchon übel zumuth, wenn ſie nur von Geſinnung und Charakter hören, wobei ſie behaupten, ihrem Geſchmack huldige der Stachelvers:

„Wie? Charakter im Stück? Was weiß von Charakter die Mode?
Und gefällt denn ein Stück, welches der Mode nicht fröhnt?“

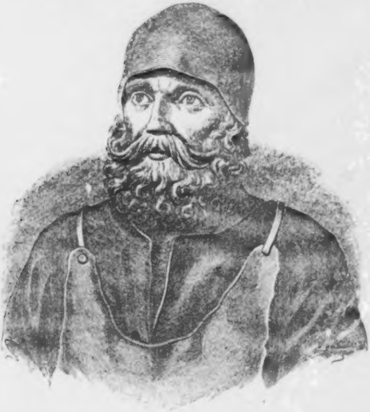
Da die Stehaufs zurechtweiſende Biederkeit und muſtergebende Gradheit durchweg unausſtehlich finden, ſie alſo auch von der Bühne verbannen aus Beſorgniß, es könnte doch Jemand von dieſen für ihre Verhältniſſe ſchädlichen Eigenſchaften angeſteckt werden, dulden ſie vom Rede-Schauſpiel unter verſchiedenen Namen nur die Poſſe. Doch darf dieſe nichts Anderes beabſichtigen als ungeheure Heiterkeit vermöge ungeheuren Unſinns, und durch die Stehaufs wird im höchſten Grade wahr, was Leſſing äußerte, als er mißwirkenden Bühnen den Rücken kehrte: „Die Haſelanten werden bei ſolchem Volk immer das Feld behaupten; ein Narr, der etwas Witz hat, jagt da mehr Verſtand weg, als zehen Kluge herbeiſchaffen können.“ — In ihrer Poſſen-Verzücktheit wurde den Stehaufs die Fabel vom Vogel Phönix gleichſam Thatſache,

indem ihnen der einſt in Leipzig verbrannte Hanswurſt aus der Aſche erſtand, die ſich durch Fieberhitze der Gegenwart wieder anglühte, freilich aber mehr Qualm als Feuer entſtehen ließ. Vom Ernſte wollen die Stehaufs nur, was den Zuſchauern zu Schauern, und ſo zu einem Geſpenſt vom Gefühl verhilft. Etliche ſehr alte, in der Regel von andern Völkern hergeholte poetiſche Werke darf man ihnen noch zuweilen vorführen, weil von dem letzten Ueberbleibſel der Poeſieliebenden täglich verſichert wird: dies ſey ſchicklich, und ſelbſt das Unſchicklichſte ſcheinbar ſchicklich zu thun, wenn's nicht zu viel Laſt und Koſten verurſacht, iſt den Stehaufs genehm; demnach ertragen ſie denn auch bei manchem jener alten Werke mit möglichſter Verleugnung ihre Langeweile. Es bleibt ihnen ja doch die tröſtende und begründete Hoffnung, Poeſie, Wahrheit und Natur auf ihrer Bühne völlig unheimiſch zu machen, und ſie gedenken mit Entzücken einer von ihnen angeſtrebten Zukunft, in der das Schauſpiel ausſchließlich nur im ſinnvertreibenden und ſinnlicherregenden Ballet, gehörverderbender und gefühlezermalmender Muſik, augenweidlicher Dekoration und zauberſpielriger Maſchinerie beſtehen wird. Denn frühzeitig überſättigt von Genüſſen ihres Taumellebens, ſind den Stehaufs im Bereich der Künſte Luſt-, Lärm-, Pracht-, Glanz- und Spukgelüſte nicht zu ſtillen. Im Ueberreiz wurde ihnen Maaß und Begriff des Schönen unfaßlich, die Herrſchaft des Gedankens undenklich, und von den Ideen blieb ihnen keine andere Idee, als daß man ſie den längſt verkommenen Moden beizuzählen hat, ſonſt könnt' es ja den Stehaufs nicht gelingen, ſich vor der widerwärtigen Einſicht zu ſchützen, daß „ein allgemein geſunkenes Theater einer der unumſtößlichen Beweiſe iſt von einem allgemein geſunkenen Volke.“

Noch gar Mancherlei wüßten wir zu erzählen von dieſen im Taumel und Tummel ſich überburzelnden Stehaufs, können aber hier von der Geſchichte ihres Treibens und Vertreibens nur Bruchſtücke geben. Sie dürften ja auch hinreichend ſeyn zu der Ueberzeugung, daß bei der Mehrheit jenes Volks Vortheil, Nachtheil und Urtheil ſich nur im Aeußern bewegen, bis zum Aeußerſten, ihre ſämmtlichen fünf Sinne Huldigung der Sinnlichkeit bezwecken. Sie haben nur Augen für Geld, Pomp, Schminkreize und Balletbeine; nur Ohren für die Windzüge des raſchen Gewinns und die Sturmläufe eines Lärms, den ſie Muſik nennen; den Geſchmack zeigen ſie durch Mundöffnen zum Eingange der Leckereien und zum Ausgange ſchnöden oder lüſternen Witzes; die Naſe gefällt ihnen beſonders als Werkzeug, die Blume des Weins zu riechen, und das Gefühl, meinen ſie, habe ſeinen Sitz in den Fingerſpitzen, wegen des Geldzählens. Kein Wunder bei Denen, die offenbar mehr zum Fallen als zum Feſtſtehen tauglich ſeyn wollten! Wenn wir die Stehaufs deshalb beklagen, müſſen wir es ihnen doch zur Schuld anrechnen, daß ſie nicht in Menſchen und Werken ſe zu wählen vermögen, um wieder gehörig auf die Beine zu kommen und den Dingen Hand und Fuß zu geben. Wir können nichts thun als ihnen mit freundlichſter Aufrichtigkeit baldige Befreiung wünſchen von ihrem Koboldſchießen und Koboldſpuk, wozu vielleicht folgender Rath nützt:

„Wollt ihr Retter und Erfriſcher
Auf den eig'nen Füßen ſeyn,
Gebt auf Dünkelſucht nicht ein;
Die verwirkt den ſchärfſten Wiſcher,
Weil in Vielem, was ſie liebt,
Sie das ſchlimmſte Beiſpiel giebt!“ —r.

Peter Viſcher.



Die Zeit, in welcher der berühmte deutſche Erzgießer Peter Viſcher lebte und wirkte, machte weniger die Perſon der Künſtler als ihre Werke zur Hauptſache, namentlich in den Städten unſers Vaterlandes, wo der alte deutſche Sinn beſcheidener Strebſamkeit bei aller Tüchtigkeit des Schaffens noch nicht ausgeſtorben war. Die äußere Lebensgeſchichte Peter Viſcher's iſt uns daher nur lückenhaft überliefert worden; in ſeinen Arbeiten aber ſteht eine große Künſtlerſchaft verzeichnet, der wir gern auch hier ein Erinnerungsblättchen weihen.

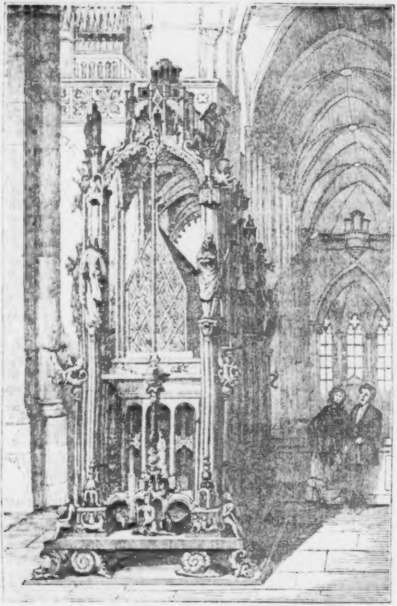
In früher Zeit ſchon beſchäftigte ſich in der freien Reichsſtadt Nürnberg ein großer Theil der Einwohner mit Bereitung und Verarbeitung einer damals unter dem Namen Meſſing bekannten Metallmiſchung, welche jedoch nicht unſerm jetzigen Meſſing glich. Dieſes wurde vielmehr erſt um das Jahr 1553 durch Erasmus Ebner erfunden, und jenes alte Meſſing war nichts Anderes als das Erz oder die Bronze der alten Griechen und Römer. Anfangs lagen Bereitung und Verarbeitung deſſelben in einer Hand; als aber letztere künſtleriſcher wurde und alſo vermehrte Uebung und Fertigkeit verlangte, ſchieden ſich drei Handwerke von einander, deren eines einerſeits mit dem Gewerbe im Zuſammenhange blieb, andrerſeits ſich in den Kreis der Künſte emporſchwang. Es gab fortan Meſſingbrenner, welche das Erz bereiteten, Meſſingſchlager, die es zu Platten ſchlugen, und endlich Meſſingſchmiede oder Rothſchmiede, welche aus dieſen Platten nach bildneriſchen Modellen zuerſt verſchiedene Geräthe, dann Reliefs und Standbilder goſſen und den Guß nachträglich zu höherer Reinheit der Formen ausarbeiteten (ciſelirten). Ein ſolcher Rothſchmied war ſchon der Vater unſers Peter Viſcher, Hermann Viſcher mit Namen, der im Jahre 1453 von dem Rathe der Stadt Nürnberg das Bürger- und Meiſterrecht erwarb und, nach abgelegtem Meiſterſtück, zwei Gulden dafür zahlen mußte, weil er kein geborener Nürnberger war. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nicht viel mehr zu ſagen, als daß er ein ſehr geſchickter Arbeiter war, einen Sohn, den er Peter nannte, in die Welt ſetzte und im Jahre 1487 ſtarb.

Das Geburtsjahr des Sohnes war bisher nicht zu ermitteln, und über den Verlauf ſeiner Jugend ſchweigt ebenfalls jede Kunde. Peter Viſcher machte am 24. Januar 1488, alſo bald nach des Vaters Tode, ſein Meiſterſtück und wurde Bürger der Stadt Nürnberg. Die Verfertigung des älteſten Werkes, das wir von ihm kennen, fällt in die Jahre 1492 und 1493; es iſt das Grabmal des Biſchofs Heinrich III von Bamberg vor dem Altare des Peters-Chors in der Domkirche zu Bamberg. In derſelben Kirche befinden ſich von den Arbeiten ſeiner erſten Künſtlerſtufe ferner die Denkmäler der Biſchöfe Veit I, aus dem Jahre 1503, in der Mitte des Peters-Chors aufgeſtellt, und Georg's II, Marſchalk von Ebnet, aus dem Jahre 1505, in dem Georgen-Chor des Bamberger Doms. Für letztere Arbeit erhielt Peter Viſcher, wie alte Rechnungen aus jener Zeit nachweiſen, die Summe von ſechzig Gulden ausgezahlt, und eben ſoviel für das Denkmal des

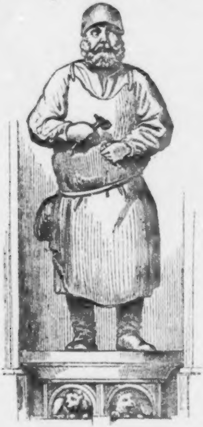
Biſchofs Heinrich. — Im Jahre 1495 vollendete er das Grabmal des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg. Es ſteht in der, zwiſchen den beiden Hauptthürmen befindlichen Kapelle des Magdeburger Domes, welche Erzbiſchof Ernſt im Jahre 1493 der Jungfrau Maria weihte, die aber nach ihrem Stifter gewöhnlich Erneſti-Kapelle genannt wird. Aus dem Jahre 1496 iſt das Denkmal des Biſchofs zu Breslau, Johannes Roth, in der Pegarellen-Kapelle des Breslauer Domes. Das Grabmal des Erzbiſchofs Ernſt beſteht aus einem großen Sarkophage, auf deſſen Deckel die Geſtalt des Erzbiſchofs ruht; an den Seiten befinden ſich die Figuren der Apoſtel, zweier Heiligen und mannigfaches Zierwerk. In dieſem Werke ſpricht ſich noch die ſcharfe und eckige Nürnberger Weiſe aus, welche hauptſächlich Adam Kraft daſelbſt zur Geltung gebracht hatte. Aehnlich behandelt iſt das Denkmal des Johannes Roth, während die Richtung des Vaters Hermann Viſcher, welcher die ſchlichteren altdeutſchen Formen mit der Antike zu verbinden ſtrebte, ſchon in dem früher gearbeiteten Grabmal Heinrich's des Dritten ſich ausſpricht und viel entſchiedener noch in den ſpäteren Bamberger und Nürnberger Werken Peter Viſcher's. In ſeinen Arbeiten zu Magdeburg und Breslau ſchweifte er von ſeiner Grundrichtung ab und huldigte ſichtlich dem allgemeinen Geſchmacke ſeiner Umgebung. Doch nur auf kurze Zeit. Daß er ſich bald wiederfand, beweiſen ſchon die Bamberger Arbeiten aus den Jahren 1503 und 1505 und vornehmlich ſein herrliches Sebaldusgrab.

Im Jahre 1507 begann Peter Viſcher ſein großartigſtes Werk, das ſeinen Ruhm für alle Zeiten der Nachwelt überliefert, ſo lange dieſe die Kunſt nach ihrem echten Werthe wird zu ſchätzen wiſſen: das Grabmal des heiligen Sebaldus in der Hauptkirche zu Nürnberg, das er nach zwölfjähriger Arbeit im Jahre 1519 vollendete. Wir geben unſern Leſern auf der folgenden Seite eine Abbildung dieſes wundervollen Werkes.

Hier iſt Peter Viſcher frei von jeder eckigen Manier, der altdeutſchen Bildungsweiſe, welche ſich von jeher durch würdevolle Großheit und Erhabenheit der Formen auszeichnete, wieder zugewendet und zugleich beſtrebt, dieſe letzteren Formen, was die Wiedergabe menſchlicher Geſtalten betrifft, durch die Aufnahme antiker Elemente zu reinerer Wahrheit und Schönheit zu entwickeln. In hohem Grade iſt ihm dies gelungen. — Das Sebaldusgrab beſteht aus folgenden Haupttheilen. Die Mitte nimmt der bereits im vierzehnten Jahrhundert gefertigte Sarkophag des Heiligen ein. Dieſer ruht auf einem Unterſatz, welcher mit einer ſtaunenswerthen Menge von Bildwerk, namentlich mit Reliefdarſtellungen aus der Legende des Heiligen, geſchmückt iſt. Umgeben und überdeckt wird das Ganze von einem großen, auf acht Pfeilern ruhenden und funfzehn Fuß hohen Tabernakelbau. An den Pfeilern deſſelben befinden ſich in der Mitte die Geſtalten der zwölf Apoſtel (an den Eckpfeilern je zwei) und darüber, in kleinerem Maaßſtabe, die Ge-



ſtalten von zwölf Kirchenvätern. Die pyramidenförmigen Tabernakel, die beträchtliche Zahl ſymboliſcher Figuren und Genien, welche das Zierwerk beleben, verleihen dem Ganzen ein ungemein reiches Anſehen. Die Richtung auf edle Muſter des Alterthums bekundet ſich vorzugsweiſe an den Reliefs aus der Legende des heiligen Sebaldus, deren Figuren in friſcher und naiver Lebendigkeit gehalten ſind. Aber auch an einzelnen Geſtalten macht ſie ſich im Verein mit kräftiger Charakteriſtik geltend, ſo ganz beſonders an einer Statue Peter Viſcher's ſelbſt, die der Meiſter auf der Rückſeite des Denkmals in einer Niſche anbrachte und deren Abbildung wir gleichfalls hier folgen laſſen.



Sie iſt das einzige Bildniß, welches die Nachwelt von dem trefflichen Künſtler beſitzt, und auch unſer Bruſtbild zu Häupten dieſes Aufſatzes wurde danach gezeichnet. — In ſpäteren Werken Viſcher's gelangte die im Sebaldsgrabe verkörperte Kunſtrichtung zu faſt noch höherer Vollendung. Wir rechnen unter dieſe Werke ein vorzügliches Relief im Dom zu Regensburg: Chriſtus bei den Schweſtern des Lazarus (1521); ein Relief der Krönung Mariä, in zwei Exemplaren, zu Wittenberg in der Schloßkirche und im Erfurter Dome, vorhanden; die Denkmale des Kardinals Albrecht von Brandenburg zu Aſchaffenburg (1525) und des Kurfürſten Friedrich des Weiſen in der Schloßkirche zu Wittenberg (1527), endlich eine kleine Statue des Apollo in der Kunſtſchule zu Nürnberg. — Peter Viſcher ſtarb im Jahre 1529. **Anton Gubitz.**

Schluſs.

Wir wären gar zu gern noch nicht am Schluß, denn obwohl wir keine leere Seite dulden — ein Volksbuch hat durch ſich ſelber zu lehren, daß Alles zu benutzen iſt! — unſer Stoff zeigt ſich immer weiter reichend als unſer Raum. So hofft nun der Herausgeber freundlichſt freundliche Leſer auch für Künftiges — wenn Gott will! — und wünſchend, daß Niemand den Lebensblüthen ſelber Dornen beimiſche, weiſet er nur noch hin auf den für Achtzehnhundertvierundfunfzig beſtimmten Sinnſpruch:

Mit Sonntag ſeht Ihr dieſes Jahr beginnen:
Es ſey dem Menſchenleben Sonnenjahr! —
Daß Faſtnacht nicht, wenn Luſt'ges wir gewinnen,
Für Aſchermittwoch mehr an Schuld gebar.
Am Oſtertag mag neues Heil erſtehen,
Und dann zum Pfingſtfeſt ernſt und wahr
In friſcher Kraft uns heil'ger Geiſt durchwehen;
Zum Erndtefeſt ſey ſolche Erndte klar,
Daß eitler Zweifel nicht und halbes Wiſſen,
Des Glaubens Früchte bringend in Gefahr,
Zu Weihnacht läßt die ſchönſten Gaben miſſen,
Die ſegnend Hoffnung ſpenden jedem Jahr!

Berlin, Druckerei von J. W. Gubitz.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Blätter der Erinnerung an Preußens König Friedrich Wilhelm III.

Pr. 6 Sgr.

(Begleitung des herrlichen Königs von der Wiege bis zur Gruft in geſchichtlichen und dichteriſchen Mittheilungen von der Königin Luiſe, von A. v. Chamiſſo, L. M. Fouqué, L. F. G. v. Göckingk, J. G. Gruber, F. W. Gubitz, G. A. v. Hakem, A. Lafontaine, Daniel Leßmann, der Karſchin und Helmina v. Chezy, Enkelin der Karſchin.)

Gar einen lieben Herrn ruft dieſes Büchlein in's Gedächtniß,
Und für die Liebe iſt's ein liebliches Vermächtniß!

Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Geſtalt. — Dazu: **Die Klage.** Von F. H. von der Hagen. Pr. 1½ Thlr.

Das Nibelungen=Lied als Volksbuch. Mit einem Vorwort von F. H. von der Hagen. Dazu: **Der Nibelungen Klage.** Pr. 1 Thlr. 22 Sgr. (Altdeutſche und neudeutſche Ausgabe mit 60 Holzſchnitten von Gubitz ꝛc. ꝛc. nach Zeichnungen von Holbein.)

Der Nibelungen Hort, der Nibelungen Noth,
Der Nibelungen Klage — das alte Werk iſt ganz,
Auch ausgeſtattet mit dem äußern Glanz,
Und da's zum Erſtenmale ſich ſo wohlfeil bot,
Vollſtändig, wie ſonſt nirgends zu erlangen,
Wird Jeder wohl theilnehmend es empfangen.

Goethe in Briefen und Geſprächen.

Sammlung der brieflichen u. mündlichen Bemerkungen u. Betrachtungen Goethe's über Welt u. Menſchen, Wiſſenſchaft, Literatur u. Kunſt.

Supplement zu den Werken des Dichters. Pr. 1½ Thlr.

Schiller in Briefen und Geſprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Schiller's über Werke und Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt, des Lebens und der Menſchenſeele.

Supplement zu den Werken des Dichters. Pr. 1 Thlr.

Viel Wichtiges, was in den Werken
Von Goethe und von Schiller fehlt,
Iſt aus den Briefen und den Reden
Mit Lieb' und Urtheil ausgewählt,
Und beide Dichter ſteh'n in Klarheit
Hier vor uns in gar edler Wahrheit.

Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Von Karl Stein, Hofrath und Profeſſor.

Das Jahr 1852. Pr. 6 Sgr.

Die Anſchaffung des Ganzen (Geſchichte von der Welterſchaffung an bis zum Jahre 1851 einſchließlich) zu erleichtern, liefern alle Buchhandlungen bis zum 1. März 1854 dies höchſt nutzbare Werk für

3 Thlr. (1 Thlr. 2½ Sgr. wohlfeiler als bisher.) Die einzelnen Abtheilungen behalten ihre bisherigen Preiſe.

Zur Weltgeſchichte ſich're Leitung,
Regiſter auch zu jeder Zeitung,
Aushülfe bei ſo mancher Streitung,
Verdient dies Buch ringsum Verbreitung.

Alte Volksbücher. Nach den echteſten Ausgaben hergeſtellt

von Dr. K. Simrock.

I. **Salomon und Morolf.** 5 Sgr. — II. **Biſchof Gregorius auf dem Stein.** 5 Sgr. — III. **Die ſieben weiſen Meiſter.** 10 Sgr. — IV. **Till Eulenſpiegel.** 10 Sgr. — V. **Die Schildbürger.** 7½ Sgr.

Volksbücher, echt, vollſtändig, treu der alten Zeit,
Kernhaft im Ernſt, geſund in Heiterkeit —
Und Schmuck dazu bei aller Wohlfeilheit —
Wer wäre nicht zum Ankauf gern bereit?!

Der praktiſche Hausarzt. Von Dr. Andreſſe.

Alle Krankheiten, ihre Hinderung und Heilmittel beachtend. Pr. 1⅓ Thlr.

Hausbuch für Frauen. Von Dr. Andreſſe.

Enthaltend alles Wirthſchaftliche vom Keller bis zum Boden, von der Küche bis zur Hausapotheke, vom Garten bis zur Bleiche u. ſ. w. mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. Pr. 1⅓ Thlr.

Geſundheit und den Hausſtand zu bewahren,
Dabei bequem an Baarem viel zu ſparen —
Durch beide Werke kann man's leicht erfahren.

Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.

Von Clemens Brentano. Zweite Auflage. Pr. 10 Sgr.

Clemens Brentano hat ſein Beſtes da gegeben,
Und dieſe Gabe wird in aller Zukunft leben!

Schriften von Dan. Leßmann.

Luiſe von Halling. Zwei Bände. 2½ Thlr. — **Die Schlittenfahrt.** 1 Thlr. — **Wanderbuch eines Schwermüthigen.** Zwei Bände. 3½ Thlr. — **Maſtino della Scala.** 1½ Thlr. — **Die Heidenmühle.** Zwei Bände. 3 Thlr. — **Nachlaß.** Drei Bände. 5 Thlr.

Zwar, Leßmann iſt wohl viel genannt,
Und doch gar Vielen nicht bekannt; —
Wer ſeine Werke las, der fand
Gediegenes, nicht eitlen Modetand!!

Volks-Geſellſchafter. Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Jetzt zwölf Bändchen, jedes 7½ Sgr.

Den Inhalt anzugeben iſt wohl Brauch,
Nur fehlt der Raum, wir müſſen ihn verſchweigen;
Doch läßt ſich Einer dieſe Bändchen zeigen,
So iſt's wohl glaublich, er behält ſie auch.

Aus der Geſchichte und dem Familienleben.

Wahre Begebenheiten in (ſechs) Erzählungen von A. Sartorius. Pr. 1½ Thlr.

Geſchichtlich Weh und Wenden,
Familienluſt und Leid
Seht Ihr entſteh'n und enden
Im Wechſel mancher Zeit; —
Und was Ihr fühlt wird nicht allein,
Auch was Ihr denkt erfriſchend ſeyn!

Das Gewiſſen, oder der erſte Betrug.

Gabe für die Jugend auf Lebenszeit von A. v. Möller.
(Mit Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung.) Pr. 10 Sgr.

Auf Lebenszeit? — Ihr zweifelt? Wahr iſt's doch,
Und mehr iſt wahr: es ſichert Ew'ges noch! —
Franzoſen lernten dieſes Büchlein achten,
Indem ſie's raſch in ihrer Sprache brachten.

Die andern trefflichen Jugendſchriften von A. v. Möller ſind:
Erziehung thut noth! 7½ Sgr. — **Hans und Kätchen.** 7½ Sgr. — **Schön und häßlich.** 7½ Sgr. — **Die ungleichen Schweſtern, oder: Kern und Schale.** 7½ Sgr.

Was in zerfloſſ'ner Gegenwart ſchon ſelten:
Erkräftigt Herz und hülfevoll Gemüth,
Das laſſen dieſe Schriften wieder gelten,
Aus denen geiſtig wirkſam blüht und glüht,
Was friſch belebt, Verderbtes treibt zum Schwinden
Vor dem vernünftig innigen Empfinden!

Neues Schatzkäſtlein für die Jugend.

Herausgegeben von Franz Becker. Mit elf Abbildungen. Pr. 15 Sgr.

Ein Käſtlein voll von werther Gabe,
Die aus dem Schatz der Seele ſtammt,
Zur Tugend führt, Begeiſterung entflammt,
Erkenntniß unſ'rer reichſten Lebenshabe —
Das hat ſich hier vereint in Wechſelreihe,
Anmuthig durch die echte Dichterweihe!

Geſchichte der chriſtlichen Feſte.

Entwickelung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung, überſichtlich dargeſtellt von Dr. J. G. Müller. Pr. 15 Sgr.

Man feiert Feſte, weiß ſie nur zu nennen,
Hier lernt man's Beſte: ihr Entſtehen kennen!

Robinſon und deſſen Kolonie.

Das Vollſtändigſte über Robinſon's Abenteuer, Schickſale und Erfolge. Pr. 5 Sgr.

Mehr als der alte Robinſon kann zeigen,
Wird jetzt für wen'ge Groſchen Euer eigen.

Neue Volks-Bücher.

Unter Mithülfe Mehrerer herausgegeben von C. Rienitz.
Neun Bändchen, jedes 5 Sgr.

Viel Treffliches in geiſtdurchdrung'ner Hülle,
Kommt Ihr in Achtſamkeit nur erſt dahinter; —
Für wenig Geld die reichſte Seelenfülle
In Abenden vom allerlängſten Winter!

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Zweiunddreißigſter Jahrgang, für 1853. Pr. 1⅔ Thlr.

Inhalt: Das Forſthaus. Schauſpiel in vier Akten von Ch. Birch-Pfeiffer. — Die ſelige Frau. Schwank in einem Akt von F. W. Gubitz. — Der Kegelſpieler. Märchen in fünf Akten von E. Raupach. — Die Ruinen. Luſtſpiel in drei Akten von F. A. Steeger. — Herz und Weltehre. Schauſpiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — Die neue Schauſpieler-Truppe. Faſtnachts-Poſſe von F. W. Gubitz.

Wißt, Werke ſind's aus deutſchem Geiſte,
Nicht Waare nur der Ueberſetzer
Und unſrer Sittlichkeit Verletzer,
Wie auf der Bühne jetzt das Meiſte; —
D'rum helft, daß man auf deutſcher Bühne
Mit eig'nem Werk die Sünden ſühne.

Penelope. Muſterzeitung für weibliche Arbeiten und Moden, das Quartal, 150 Muſter und 1 Modenbild nebſt 3 Bogen Text, **nur 9 Sgr.** oder 32 Kr., iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu erhalten.

Verlag von **Franz Duncker** (W. Beſſers Verlagsbndlg.) in Berlin:

Landwirthſchaftlicher Hülfs- und Schreib-Kalender

auf das Jahr 1854 für praktiſche Landwirthe.

Herausgegeben von **William Löbe** und **F. W. Quandt.**

Siebenter Jahrgang. Eleg. in Leder geb. 27½ Sgr., in Leinwand geb. 22½ Sgr.

Durch die Gediegenheit und Reichhaltigkeit ſeines Inhaltes und durch ſeine elegante, dabei höchſt ſolide und praktiſche Ausſtattung und Einrichtung zeichnet ſich dieſer Kalender vor allen ähnlichen Unternehmungen aus, und iſt jedem Landwirthe als der nützlichſte tägliche Begleiter in Haus und Wirthſchaft, in Feld und Wald durchaus zu empfehlen.

Bau-Kalender für das Jahr 1854.

Ein Geſchäfts- und Notizbuch für **Baumeiſter, Zimmer-** und **Maurermeiſter** ꝛc., ſowie **für Ingenieure** und **Geometer.**

Siebenter Jahrgang.

Herausgegeben von **Ludwig Hoffmann,** Baumeiſter in Berlin.

Elegant in Leder geb. mit Goldtitel 27½ Sgr.

Was von dem **Landwirthſchaftlichen** Hülfs-Kalender hinſichtlich ſeines gediegenen Inhalts und ſeiner anſprechenden und eleganten Aus-

ſtattung geſagt wurde, gilt auch von dem „**Bau-Kalender**“ in vollem Maaße. Derſelbe wird jedem Architekten und Bauhandwerker eine willkommene Gabe ſein.

☞ **Choralbücher** und **Orgel-Muſikalien** aller Gattung (aus dem Verlage von G. W. Körner in Erfurt) zur angelegentlichſten Beachtung für jede Kirchen-Bibliothek empfohlen.

Schriften über bewährte Heil- und Hausmittel

aus dem Arzneiſchatze hundertfältig erprobter Erfahrung.

Fleiſcher, Dr. med. Th. — **Die Quelle der meiſten Krankheiten unſerer Zeit.** Ein Wort über chroniſche Nervenleiden und das bewährteſte Präſervativ- und Heilmittel gegen alle davon ausſtrahlenden Beſchwerden. Laut beigedruckten Zeugniſſen *) mit größtem Erfolge vielfach erprobt gegen:

Hypochondrie, Hyſterie Magenkrampf, Verdauungsſchwäche, Appetitloſigkeit, Herzklopfen, Epilepſie, | Veitstanz, Bleichſucht, Geſichtsſchmerz, Krämpfe u. nervöſe Schwäche in Folge geiſtiger Anſtrengungen ꝛc.

Funfzehnte Auflage. geb. Preis 5 Sgr.

*) Dieſelben ſtehen auf frankirtes Verlangen einem jeden Intereſſenten unentgeltlich zu Dienſt.

Feldberg, Dr. med. F. M. — **Hülfe Allen, die am Gehör leiden.** Ein Wort über Dr. Pinter's Heilmethode. — In den meiſten Fällen ſteht **Geneſung** bei richtigem Gebrauch des hier Geſagten in ſicherer Ausſicht allen Leidenden an:

I. Gänzlicher Taubheit; entſtanden durch Erkältung, Schreck, hitzige und ſonſtige Krankheiten, ſchwere Entbindungen u. ſ. w.

II. Hart- und Schwerhörigkeit; hervorgerufen nach überſtandenen Krankheiten, durch Nervenfehler, Krämpfe, Erſchütterungen u. ſ. w.

III. Ohrenflüſſen, Polypen ꝛc. als Folge verhärteten Ohrenſchmalzes, Ausſchlag am Gehörorgane, Einkriechen von Inſecten ꝛc.

IV. Sauſen, Brauſen, Klingen und ſonſtigen Schwächen des Gehöres bei vorgerücktem Alter ꝛc.

Zehnte mehrfach durchgeſehene Auflage. geb. Preis 7½ Sgr.

Lobethal, Dr. J. — **Beweis, daß die Lungenſchwindſucht heilbar,** durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens vielfach erprobt

gegen acute, ſowie chroniſche Katarrhe — bei erblicher Anlage zur Lungenſchwindſucht, | bei Blutſpucken — und den erſten Stadien der tuberkulöſen Lungenſchwindſucht.

Fünfte gänzlich umgearbeitete Auflage. geb. Preis 7½ Sgr.

Es hat ſich kein neueres Heilverfahren gegen die bisher hoffnungsloſeſte Krankheit ſolcher bedeutenden Erfolge zu erfreuen gehabt, als das **Lobethal**'ſche. Dieſes Schriftchen, deſſen Verfaſſer ebenſowohl durch ſeine praktiſchen Erfolge am Krankenbett, wie auch durch ſeine bekannten literariſchen Arbeiten ſich bereits überall einen ſehr guten Namen erworben hat, theilt die bedeutſamſten Kuren, insbeſondere in Oeſtreich, Ungarn, Deutſchland ꝛc. mit; möge die Kenntnißnahme deſſelben dazu beitragen, den Tauſenden von Leidenden Geſundheit und neues Leben wiederzugeben.

Ein jeder Menſchenfreund trage zu deſſen allgemeiner Bekanntwerdung nach Kräften bei!

Zu erhalten in allen Buchhandlungen!

In Leo's Verlagshandlung in Berlin ist neu erschienen:

Wohlfeilste Ausgabe
Classischer Compositionen.

Für das Pianoforte a 2 u. 4 mains mit Fingersatz.

Die ausgewähltesten beliebtesten Sonaten, Variationen, Rondo's etc. von Mozart, Beethoven, Dussek, Haydn, Steibelt, C. M. v. Weber, Clementi, Cramer, Field, Onslow, Kozeluch, a 5 bis 7½ Sgr.

Grimm's Kinder- und Hausmärchen. Wohlfeile Ausgabe erſchien ſo eben in meinem Verlage und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig. **Geb.** 10 Sgr. Kart. 12 Sgr.

Berlin, Johannisſtr. 11. **Franz Duncker** (W. Beſſers Verlagshdlg).

Höchſt wohlfeile und gediegene Feſtgeſchenke für die Jugend aus dem Verlage von Ludwig Rauh.

M. Claudius, Tauſend und eine Nacht für die Jugend. 288 Seiten mit 8 Bildern. Preis geheftet nur 10 Sgr., gebunden 12½ Sgr., in franzöſiſchem Einband mit Gold- und Silberprägung und colorirten Bildern 17½ Sgr.

M. Claudius, Erzählungen Bd. 1. mit fein colorirten Bildern. Preis geb. 1 Thlr., in franzöſiſchem Prachtband 1 Thlr. 5 Sgr.

M. Claudius, Das muthige Hannchen. Toni. — Die Savarden. — Schweſter Urſula. Mit fein colorirten Bildern, gebunden 20 Sgr., in franzöſiſchem Prachtband 25 Sgr.

M. Claudius, Das arme Kind. Gebunden mit colorirten Bildern, 15 Sgr., geheftet 10 Sgr.

Martin Claudius' Jugendſchriften haben ſich einer ſolch allgemeinen Anerkennung zu erfreuen gehabt, daß eine beſondere Empfehlung überflüſſig erſcheint. Bei näherer Anſicht werden ſich ſorgſame Eltern und Erzieher von ihrem Werth überzeugen.

Unentbehrlich für jeden Hausbeſitzer!

Rathgeber bei dem **Bau** und der **Reparatur** der **Wohngebäude,** von **J. A. Romberg.** 4te Auflage. 1 Rthlr. (1 Fl. 48 Xr.) (Verlag von C. Flemming.)

In Bezug auf die in Abgüſſen zu habenden Vignetten zeige ich den Löbl. Buchdruckerei-Beſitzern wiederholt an, daß ſie die „Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdruckerpreiſe" (ſechs Hefte mit 1930 Nummern, im Ladenpreiſe 7 Thlr.) für Drei Thaler von meiner Vereins-Buchhandlung beziehen können. Abgüſſe der Bilder im „Volks-Kalender" ſind ebenfalls zu haben und im „Regiſter" (für zwei und dreiviertel Sgr. durch jede Buchhandlung zu erhalten) wurden die Preiſe angegeben. Einzelne Abdrücke, die oft von mir verlangt werden, kann ich nicht ſenden, und Briefe zu ſolchem Zweck nicht beantworten. — Beſtellte Abgüſſe werden vorausbezahlt, wobei die Beſteller zehen Prozent des Betrags ſich zu gut rechnen können.

Berlin, im September 1853.

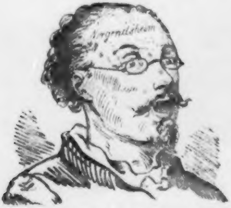
F. W. Gubitz,
Profeſſor der Königl. Akademie der Künſte ꝛc.

Deutſcher
Volks-Kalender
1855.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Einundzwanzigſter Jahrgang.



Wenn Einer meint, die Welt im Hirn zu haben,
Der hat im Hirne nur ein Nirgendsheim;
Voll Ruhm's, er ſchaff' allein die beſten Gaben,
Verkauft er Gift Euch wohl als Honigſeim.
Wo man beliebt, den Mund weit aufzuſperren,
Da glaubt an Eigennutz und Prahlerei'n;
Meiſt dienen gern die überlauten Herren
Dem Spruch: es will die Welt betrogen ſeyn;
D'rum denkt, hört Einen Ihr die Gaben Aller ſchelten:
Ein Jeder kann doch nur für Einen gelten!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.
Expedition für das Ausland: Leipzig.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

1855.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.
☽ Das erſte Viertel.
○ Der volle Mond.
☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
⛢ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1855ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5804 te.
Seit Chriſti Tode	— 1822 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1782 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1900 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 274 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 156 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 475 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 415 —
Seit Entdeckung der neuen Welt.	— 364 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 246 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 198 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 155 —
Seit Einführung der Schutzblattern.	— 60 —
Seit Friedrich Wilhelms IV. Königs v. Preußen, Geburt	— 61 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 16 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Januar 1855

Alter. Dezember 1854.

1 Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mont.	1 **Neujahr**	♊	⊙ Erdn. ☿ kommt während	20 Julius
Dienſt.	2 Odilo	♋	dieſes ganz. Mon. nicht zum	21 Thom. A.
Mittw.	3 Genovefa	♋	○ 8. 47′ V. Vorſchein, da	22 Greg. Sp.
Donn.	4 Titus	♋	er zu ſeiner ob. Zuſam-	23 Dagobert
Freit.	5 Eduard	♌	☾ Erdſ. menk. mit der Sonne	24 Adam, Eva
Sonn.	6 **H. 3K. Ep.**	♌	am 20. hingeht. ♀, die von der	25 **H. Chriſtt.**

2. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	7 **1. n. Ep.**	♍	Reinold. ober. Zuſammenk.	26 **n. Chr. St.**
Mont.	8 Gudula	♍	mit d. Sonne herk., wird erſt	27 **Joh. Ev.**
Dienſt.	9 Julian	♍	v. 20. Jan. an geſehen werd.	28 Unſch. K.
Mittw.	10 Paul Einſ.	♎	können als Abendſtern, am	29 Thom. C.
Donn.	11 Hygin	♎	☾ 12. 41′ N. Ende d. Mon.	30 David
Freit.	12 Ernſt	♏	etwa ½ Std. lang. ♂ iſt	31 Sylveſter
Sonn.	13 Hilarius	♏	☾☊. am Anf. d. Mon. noch	1 **J. 1855. N.**

3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	14 **2. n. Ep.**	♐	Felix. ½ St. lang am Abendh.	2 **n. Neujahr**
Mont.	15 Maurus	♐	ſichtbar, wird aber am Ende	3 Genovefa
Dienſt.	16 Marcellus	♐	deſſelben nur noch ½ Stunde	4 Titus
Mittw.	17 Anton	♑	lang zu erkennen ſein. ♃ iſt	5 Eduard
Donn.	18 **Krön. T.**	♑	● 9. 5′ V. ☾ Erdn. Prisca.	6 **H. 3K. Ep.**
Freit.	19 Marius	♒	in dem erſten Drittel	7 Reinold
Sonn.	20 Fab. Seb.	♓	☿ Ob. ☌ ⊙. noch am Abdh. zu	8 Gudula

4. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	21 **3. n. Ep.**	♓	Agnes. Frechtl. bemerk., da	9 **1. n. Ep.**
Mont.	22 Vincenz	♓	er am 1. Jan. noch faſt 2 St.	10 Paul Einſ.
Dienſt.	23 Mar. Vrm.	♈	ſpäter als die Sonne unterg.	11 Hygin
Mittw.	24 Bertram	♈	♄ iſt im Anf. d. Mon. noch	12 Ernſt
Donn.	25 Pauli Bek.	♉	☽ 2. 7′ V. die ganze Nacht	13 Hilarius
Freit.	26 Polykarp	♉	☾♌. hind. bis 1 St. vor	14 Felix
Sonn.	27 Chryſoſt.	♊	d. Anf. der Morgend. ſichtb.	15 Maurus

5. Chriſtus ſtillt Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	28 **4. n. Ep.**	♊	Karl d. Gr. ♅ ſteht anf. kurz	16 **2. n. Ep.**
Mont.	29 Fr. Saleſ.	♊	nach, am Ende kurz vor dem	17 Anton
Dienſt.	30 Adelgunde	♋	♃ ☌ ⊙. Aufh. d. Abendd. im	18 Prisca
Mittw.	31 Lud. Alb.	♋	Süd., iſt anf. b. ½ 4 M. ſichtb.	19 Marius

Monds- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 3. Januar kurz nach 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags der volle Mond.
Donnerſtag den 11. Januar gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 18. Januar bald nach 9 Uhr Vormittags der neue Mond.
Donnerſtag den 25. Januar nach 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Den	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
1	7 St. 37 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 36	7 50	4 30	15 24

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
	6 41	1
Abds.	7 44	2
3 51	8 37	3
4 53		4
6 0		5
7 11		6
8 21	[illegible]	7
9 31	[illegible]	8
10 41	[illegible]	9
11 52	[illegible]	10
Morg.	[illegible]	11
1 6	[illegible]	12
2 25	[illegible]	13
3 47		14
5 13		15
6 35		16
7 45	Abds.	17
	4 18	18
	5 46	19
	7 19	20
[illegible]	8 48	21
[illegible]	10 11	22
[illegible]	11 31	23
	Morg.	24
[illegible]	12 40	25
[illegible]	2 6	26
[illegible]	3 21	27
	4 33	28
	5 38	29
	6 34	30
	7 19	31

Jahresgruß.

Wir wollen nicht mit Furcht und Zagen
Hinein in's wirre Leben fragen,
Das Wort ſey Muth, die That Verſtand!
Hat Wahn und Sturm die Welt zerriſſen,
Wir können voll Vertrauens wiſſen:
Sie ruht geſchützt in Gottes Hand!

Zum Merkbuch.

Der Selbſtſüchtige iſt ein Menſch, der eines Andern Haus anzünden könnte, um ſich ein paar Eier zu kochen.

Im Gange des Erdenlebens iſt Alles vergänglich; ſich dem Vergänglichen in eigener Beharrlichkeit gegenüber zu ſtellen, das iſt die Sicherheit, die wir uns geben können, und ſie wird auch bei dem härteſten Schickſal nicht ohne genügendes Ziel ſeyn.

Unter den Frauen finden ſich viele, die ſich ſo angelegentlich nach den Moden verputzen, daß auch die Schönſte Mittel findet, ſich häßlich zu machen.

„Der Menſch ging gut hervor aus ſeines Schöpfers Händen", ſo leſen wir oft. Das iſt gewiß wahr, dabei aber zu bedenken: es iſt ſehr lange her ſeit der Schöpfung!

Gereimter Witterungs-Kalender.

Nach Sprüchen der Bauern, Jäger und Fiſcher.

Gut Wetter kündet Abendroth, doch Morgenroth bringt Wind und Koth. — Der Abend roth, und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wand'rer böſes Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau', beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht heit'ren Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf Zwölfe zeigt. — Selten bis zur Nacht haſt Frühregen du und frühen Gaſt. — Regen in der Frühe gelt' als gut Zeichen aller Welt. — Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen; Regenbogen am Abend, dem Hirten labend. — Wenn kleiner Regen will, macht großen Wind er ſtill. — Staubregen wird guter Bote ſeyn: ſchön trocken Wetter tritt dann ein —

Februar 1855

Alter Januar

Donn.	1 Brigitta	♌	☾ Erdf. ☿ ſteht am 7. **Febr.**	20 Fab. Seb.
Freit.	2 **Mar. R. L.**	♌	🌕 4. 9′ V. mit dem ♂ u. der	21 Agnes
Sonn.	3 Blaſius	♌	♀ ſo nahe zuſammen,	22 Vincenz

6. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	4 **Septuageſ.**	♍	Veronica. daſs er am folg.	23 **Septuageſ.**
Mont.	5 Agatha	♍	♂ in ♓. Tage faſt den ♂ bed.	24 Bertram
Dienſt.	6 Dorothea	♎	Am 20. wird man ihn faſt ¾	25 Paul Bek.
Mittw.	7 Rembertus	♎	☌☿♀♂ St. ſehen, Ende d.	26 Polykarp
Donn.	8 Anſcharius	♎	**Mon.** verſchw. er. ♀ kommt	27 Chryſoſt.
Freit.	9 Apollonia	♏	🌗 ☾☊. am 7. in Conjunct.	28 Karl d. Gr.
Sonn.	10 Scholaſtika	♏	3. 29′ V. ♄ rechtl. mit ☿	29 Franz S.

7. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	11 **Sexageſ.**	♐	Deſider. u. ♂. ♂ kommt am	30 **Sexageſ.**
Mont.	12 Eulalia	♐	7. **Febr.** in ſehr nahe Zuſam-	31 Lud. Alb.
Dienſt.	13 Gilbert	♑	menkunft mit ☿ u. ♀, verſchw.	1 **Februar**
Mittw.	14 Valentin	♑	ab. 11. **Febr.** in der Abendd.	2 **Mar. R. L.**
Donn.	15 Fauſtin	♒	u. bleibt unſichtb. ♃ iſt ſein.	3 Blaſius
Freit.	16 Juliane	♒	🌑 7. 15′ N. ☾ Erdn. nie-	4 Veronica
Sonn.	17 Benignus	♓	drigen Standes wegen	5 Agatha

8. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	18 **Eſtomihi**	♓	Simeon. ☿ gr. öſtl. Ausw.	6 **Eſtomihi**
Mont.	19 Leontius	♈	währ. des ganzen **Febr.** nicht	7 Rembertus
Dienſt.	20 **Faſtnacht**	♈	Eucharius. ſichtb. ♄, der jetzt	8 **Faſtnacht**
Mittw.	21 **Aſchermit.**	♉	Felix B. um **Mittag** aufg.,	9 **Aſcherm.**
Donn.	22 Pet. Stblf.	♉	☾♌. verweilt noch d. gröſste	10 Scholaſt.
Freit.	23 Serenus	♊	🌓 6. 2′ N. Zeit d. **Nachts** üb.	11 Deſiderius
Sonn.	24 Matth. Ap.	♊	unſerm **Horizonte**, auf.	12 Eulalia

9. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	25 **1. Invoc.**	♊	Mechthild. bis 4 **St. vor dem**	13 **1. Invoc.**
Mont.	26 Neſtor	♋	**Beginn der Morgend.** ♅ iſt	14 Valentin
Dienſt.	27 Juſtus	♋	**am Weſth. u. anf. 6½, zuletzt**	15 Fauſtin
Mittw.	28 **Quat.** †	♌	Roman. ☾ Erdf. 4 **St. ſichtb.**	16 **Quatemb.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 2. Februar gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 10. Februar um halb 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 16. Februar um 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond.
Freitag den 23. Februar gleich nach 6 Uhr Abends das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 8 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 49 M.	14 St. 52 M.
11	9 43	7 23	5 7	14 17
21	10 20	7 5	5 25	13 40

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.	Morg. 7 53	1
5 0		2
6 11		3
7 21		4
8 31	[illegible]	5
9 42	[illegible]	6
10 54	[illegible]	7
Morg.	[illegible]	8
12 9	[illegible]	9
1 26	[illegible]	10
2 49		11
4 10		12
5 25		13
6 25		14
7 9	Abds.	15
7 41	4 41	16
	6 13	17
	7 42	18
	9 7	19
	10 29	20
[illegible]	11 48	21
[illegible]	Morg.	22
[illegible]	1 7	23
[illegible]	2 22	24
[illegible]	3 31	25
[illegible]	4 31	26
[illegible]	5 19	27
	5 57	28

Larven.

Man trägt nicht Larven nur im Februar,
Hat nicht für Tage nur im Hirn den Sparren;
Die meiſten Menſchen ſind im ganzen Jahr
Theils Narren durch ſich ſelbſt, theils And'rer Narren.

Der Menſch iſt ſchwach und ſtark im Glauben.

Viele Menſchen haben eine Hartnäckigkeit, Dinge erklären zu wollen, die jeder Erfahrung entſchlüpfen, jeder Beobachtung unerreichbar, zum Theil auch für das irdiſche Begriffsvermögen gewiß Gottesgeheimniſſe ſind und bleiben. Man entſagt dem Glauben und hat doch eine unglaubliche Glaubensluſt zum Wunderbaren. Selbſt die Wiſſenſchaft führt durch Deutung der Gehirnauswüchſe und Geheimtriebe des Magnetiſchen zur Fabel, und während man ſich bemüht, den alten Glauben zu erdrücken, nennt man oft Wiſſenſchaft, was nur Wahn, nennt Thatſache, was auch nur Glaube iſt.

Wunſch eines Erzürnten.

Wer Einen lobt, wenn er ihn ſah,
Und ſchimpfet ihn, wenn er nicht da,
Den hole ſich die Cholera!

Viel Morgenthau, der lange liegt, bös' Wetter beſiegt; doch nach Schuß vor Regen ſchau', bei keinem oder geringem Thau. — Dampft das Strohdach nach Gewitter-Regen, kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Vom Neumond am dritten bis fünften Tag, auf das Monats-Wetter man ſchließen mag, auch der Vollmond ändert in Mancherlei, die Mondesviertel thun nichts dabei. — Wind vom Sinken der Sonn' iſt mit Regen verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns ſchön Wetter verkündet. — Morgens Morgenwind, Mittags Mittagswind, auf Tage ſchön Wetters wir ſicher ſind. — Bei Donner im Winter iſt viel Kälte dahinter. — Dem Sommer ſind Donnerwetter nicht Schande, ſie nützen der Luft und dem Lande. — Dezember-Donner iſt fürwahr noch beſſer als Donner im Februar, der klingt nur wohl der Wuch'rer-Schaar. — Merkt, daß heran Gewitter zieh', ſchnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh, auch wenn's die Naſen aufwärts ſtreckt und in die Höh' die Schwänze reckt. — Zu vielem Herbſtesnebel ſeh' ein Zeichen von viel Winterſchnee.

März 1855

Alter. Februar.

Donn.	1	Swibert.	♌	☿ bleibt in dieſ. Mon. für das	17	Benignus
Freit.	2	Simplic. †	♌	🌕 bloſse Auge unſichtbar	18	Simeon
Sonn.	3	Kunig. †	♍	10. 36′ N. u. wird am 6.	19	Leontius

10. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	4	**2. Remin.**	♍	Caſimir. 3. Morgenſt. ♀ bl.	20	**2. Remin.**
Mont.	5	Friedrich	♎	d. Mon. als Abendſt. ſichtb.,	21	Felix B.
Dienſt.	6	Perpetua	♎	☿ Unt. ☌ ☉. auf. länger als	22	Pet. Stbl.
Mittw.	7	Thom. v. A.	♎	1 St., am Ende 2 St. lang.	23	Serenus
Donn.	8	Joh. de Deo	♏	☾ ☋. ♂ iſt in dieſ. Mon. am	24	Matth. A.
Freit.	9	Franziska	♏	Abendh. nicht mehr in der	25	Mechtbild.
Sonn.	10	40 Märt.	♐	Dämm. zu erkenn. ♃ bleibt	26	Neſtor

11. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	11	**3. Oculi**	♐	🌗 2. 27′ N. Roſina. auch	27	**3. Oculi**
Mont.	12	Gregor	♑	in dieſem Mon. nicht er-	28	Romanus
Dienſt.	13	Ernſt	♑	kennbar d. unbewaffn. Auge.	1	**März.**
Mittw.	14	**Mittfaſt.**	♒	Mathilde. obgl. er in d. letzt.	2	**Mittfaſt.**
Donn.	15	Longin	♒	♂ in ♈. Tagen 1 St. vor der	3	Kunigunde
Freit.	16	Heribert	♓	☾ Erdn. Sonne aufg. ♄ ſteht	4	Caſimir
Sonn.	17	Gertrud	♓	ſchon vor dem Aufhören der	5	Friedrich

12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	18	**4. Lätare**	♈	🌑 5. 13′ V. Cyrillus.	6	**4. Lätare**
Mont.	19	Joſeph	♈	Abendd. im Süden u. iſt	7	Thom. v. A.
Dienſt.	20	Joachim	♉	nur am Weſth. ſichtb., er geht	8	Joh. d. Deo
Mittw.	21	Benedikt	♉	♄ bed. v. ☾. ☾ ☊. ☉ in ♈.	9	Franziska
Donn.	22	Oktavian	♉	Frühl. Anf., Tag u. Nacht	10	40 Märt.
Freit.	23	Otto	♊	gleich. auf. um 2 U. N., zul.	11	Roſina
Sonn.	24	Gabriel	♊	um Mittern. unt. u. iſt dann	12	Gregor

13. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	25	**5. Judica**	♋	🌓 11. 53′ V. **Mar. Verk.**	13	**5. Judica**
Mont.	26	Ludgerus	♋	noch länger als 4 St.	14	Mathilde
Dienſt.	27	Rupertus	♋	ſichtb. ♄ verw. im Anf. noch	15	Longin
Mittw.	28	Felix V.	♌	☾ Erdf. etwa 4 St. am Weſth.	16	Heribert
Donn.	29	Euſtaſius	♌	nach d. Ende d. Abendd., am	17	Gertrud
Freit.	30	Quirinus	♍	Ende d. Mon. iſt er n. 1 St.	18	Cyrillus
Sonn.	31	Balbina	♍	Einzug in Paris 1814. ſichtb.	19	Joſeph

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 3. März nach halb 11 Uhr Nachts der volle Mond
Sonntag den 11. März kurz vor halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonntag den 18. März kurz vor 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond
Sonntag den 25. März gegen 12 Uhr Mittags das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 1., und ihr Purimfeſt den 4. und 5. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 49 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 29	6 27	5 56	12 31
21	12 8	6 4	6 12	11 52

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		
		6	20	1
Abds.		6	46	2
5	11	7	3	3
6	21			4
7	32			5
8	45			6
9	59	●		7
11	16			8
Morg.				9
12	36			10
1	56			11
3	12			12
4	16			13
5	4			14
5	39			15
6	5			16
6	25	Abds.		17
		6	34	18
		8	0	19
		9	21	20
●		10	45	21
		Morg.		22
		12	4	23
		1	18	24
		2	21	25
		3	17	26
		3	58	27
		4	29	28
		4	51	29
		5	10	30
		5	25	31

Zahlen beweiſen.

„An welcher Krankheit iſt Ihre Frau geſtorben?" fragte Jemand einen Wittwer, der in der Ehe nicht glücklich war, und er antwortete: „Genau weiß man's nicht, vielleicht weil ſie zu raſch gelebt hat." — „Wie ſo?" — „Bei unſerer Verheirathung war ſie nach ihrer eigenen Ausſage drei Jahre jünger, in ihrem letzten Stündlein aber, laut Tauf- und Todtenſchein, neun Jahre älter als ich."

Vergnügungsſucht.

In Stadt und Dorf wird Feſt auf Feſt verkündigt,
Zum Nichtsthun hat auch Vorwand nie gefehlt,
Und daß zumeiſt man im Vergnügen ſündigt,
Hat ſchlimme Folge Vielen nicht verhehlt. —
Doch hält man loſes Treiben jetzt für's beſte,
Und bringt ſich durch die Feſte um das Feſte!

Eigenthümlicher Friede.

Von einem Volke, dem nach kurzer Friſt immer eine neue Umwälzung beliebt, ſagte ein eifriger Wirthshausgenoß: „Ihr ſollt ſehen, die Kerle werden nicht eher Ruh' und Frieden haben, als bis bei ihnen wieder der Teufel los iſt."

— Der Nebel, wenn er ſteigend ſich erhält, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dicke Abendnebel bringen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächſten Tagen warm und klar. — Des Sumpfnebels Gewalt macht's Wetter rauh und kalt. — Winternebel bringt Thauen bei Oſtwinde, bei Weſtwind treibt er weg das Gelinde. — Giebt Ring oder Hof ſich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verſchont. — Sommers Höhenrauch in Menge iſt Vorbote von Winterſtrenge. — Sind Abends über Wieſ' und Fluß Nebel zu ſchauen, wird die Luft ſchon anhaltend Wetter brauen. — Fällt der erſte Schnee in den Schmutz, vor ſtrengem Winter kündet er Schutz. — Viel und lange Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee, den uns der Lenz entfernte, läßt zurück uns reiche Erndte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und einen Tag Regen

April 1855.

Alter. März.

14. Von Christi Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	1 6. **Palm.**	♍	Hugo B. ☿ bleibt in dieſem	20 6. **Palm.**
Mont.	2 Franz d. P.	♎	🌕 2.56′ N. ☿ gr. weſtl. A.	21 Benedikt
Dienſt.	3 Richard	♎	g. Mon. in der Dämmer.	22 Oktavian
Mittw.	4 Iſidor B.	♏	verborg., ſelbſt z. Zeit ſeiner	23 Otto
Donn.	5 **Gründonn.**	♏	Vincenz. ☾☋. gr. wſtl. Abw.	24 **Gründonn.**
Freit.	6 **Charfreit.**	♐	Sixtus P. am 2. April. ♀ iſt	25 **Charfreit.**
Sonn.	7 Hermann	♐	d. ganz. Mon. in d. Abendd.	26 Ludgerus

15. Von Christi Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	8 **H. Oſterf.**	♐	Dionyſius. ſichtbar, im Anf.	27 **H. Oſterf.**
Mont.	9 **Oſtermont.**	♑	☾ 10. 4′ N. Maria Cl. läng.	28 **Oſtermont.**
Dienſt.	10 Ezechiel	♑	♂☌☉. als 2 St., am	29 **Oſterdnſt.**
Mittw.	11 Leo d. Gr.	♒	Ende 2½. ♂ kommt am 10.	30 Quirinus
Donn.	12 Julius	♒	April in Zuſammenk. mit d.	31 Balbina
Freit.	13 Mar. v. C.	♓	☾Erdn. **Sonne** u. bl. desh.	1 April
Sonn.	14 Tiburtius	♓	in den Strahlen d. Dämmer.	2 Franz d. P.

16. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	15 1. **Quaſ.**	♈	Olymp. verborg. ♃ fängt in	3 1. **Quaſ.**
Mont.	16 Drogo	♈	🌑 3.32′ N. d. Mitte dieſ.	4 Iſidor B.
Dienſt.	17 Rudolph	♉	☾☊. Mon. an, ſich etwa	5 Vincenz
Mittw.	18 Eleuther.	♉	¼ St. am Morgenh. zu zeigen	6 Sixtus P.
Donn.	19 Timotheus	♊	u. iſt am Ende läng. als ½ St.	7 Hermann
Freit.	20 Viktor	♊	ſichtbar. ♄, der im Anf. um	8 Dionyſius
Sonn.	21 Anſelm	♋	Mittern. aufging u. am Ende	9 Mar. Cl.

17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	22 2. **Miſ. D.**	♋	Soter. um ½11, wird anf.	10 2. **Miſ. D.**
Mont.	23 Georg	♋	♂ in ♉. noch etwa 4 St., zul.	11 Leo d. Gr.
Dienſt.	24 Albert	♌	☽ 6. 25′ V. noch etwa 2	12 Julius
Mittw.	25 Marc. Ev.	♌	☾Erdf. St. am Abendh.	13 Mar. v. C.
Donn.	26 Ferdinand	♍	zu ſehen ſein. ♅ iſt am Anf. d.	14 Tiburtius
Freit.	27 Anaſtaſius	♍	Mon. noch 1 St. am Weſth.	15 Olympius
Sonn.	28 Vitalis	♍	zu ſeh., ab. ſchon vor d. Mitte	16 Drogo

18. Jesus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	29 3. **Jubil.**	♎	Peter v. M. deſſelben hat ihn	17 3. **Jubil.**
Mont.	30 Cath. v. S	♎	die Dämmerung verdeckt.	18 Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 2. April kurz vor 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 9. April gleich nach 10 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Montag den 16. April gleich nach halb 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienſtag den 24. April kurz vor halb 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 3. 4. und 9. 10. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 50 M.	5 Uhr 40 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 10 M.
11	13 29	5 18	6 47	10 31
21	14 6	4 56	7 3	9 54

☾ Aufg. u. M.	☾ Unterg. u. M.	T.
	Morg.	
Abds	5 38	1
6 32	5 50	2
7 47		3
9 4		4
10 24		5
11 46	[illegible]	6
Morg.	[illegible]	7
1 4	[illegible]	8
2 11	[illegible]	9
3 3	[illegible]	10
3 41	[illegible]	11
4 9	[illegible]	12
4 29		13
4 46		14
5 1	Abds.	15
5 15	6 50	16
	8 17	17
	9 39	18
	10 58	19
	Morg.	20
	12 9	21
[illegible]	1 9	22
[illegible]	1 56	23
[illegible]	2 31	24
[illegible]	2 56	25
[illegible]	3 16	26
[illegible]	3 32	27
	3 45	28
	3 57	29
	4 9	30

Aus der Idyllen-Zeit.

„Damöt, es dunkelt; ich muß Dich verlaſſen!“
„O bleib, Chloe, laß' traulich Dich umfaſſen!“
„Die Mutter ſchilt, und würde bös mir ſeyn!“
„Nun, mag ſie ſchelten!“ — „Nein, Damöt, ach nein!“
„Willſt Du denn wirklich fort?“ — „Ich muß!“
„So gieb zum Abſchied mir den erſten Kuß.
Nicht wahr, den wirſt Du mir gewißlich gönnen?“ —
„Thät' ich's, Damöt, würd' ich noch gehen können?“

Das Unglück.

Die alte und reiche Mutter des auch ſchon alten und reichen, aber ſehr geizigen Mäklers Z—. ſah den Sohn ſtets in einem auffallend ſchäbigen Rock umhergehen; ſie machte ihm deshalb mehrmals Vorwürfe, denen er ſtets erwiederte: „Ich kann mir jetzt einen neuen nicht anſchaffen.“ — „Es iſt nicht mehr zu ertragen“, ſagte ihm endlich die Mutter; „hier ſind ſechzehn Thaler, ſchaff' Dir ein ordentlich Kleid an!“ Der Sohn ließ das Geld, nicht aber den ſchäbigen Rock verſchwinden, und als ihn die Mutter darüber unwillig zur Rede ſtellte, ſagte er: „Mit den ſechzehn Thalern iſt mir ein Unglück begegnet, ſie ſind unter anderes Geld gekommen und ich kann ſie nicht wieder herausfinden.“

gleicht aus in Niedrung und Höhe den Segen. — Mag der Rauch nicht aus dem Schornſtein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baum-Blüthen, die im Herbſte kommen, haben künftigem Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Eichen ſchon vor Mai ſich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirſchen gut, auch Roggen im Blüh'n dann was Rechtes thut. — Halten Birk' und Weid' ihr Wipfellaub lange, iſt zeit'ger Winter und gut Frühjahr im Gange. — Viel Buchen-Nüſſe und Eicheln, dann wird euch der Winter nicht ſchmeicheln. — An ſchönen Herbſt und gelinden Winter glaubt, werden die Bäume ſchon im September entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum November hinein, wird ſtrenger Winter kein kurzer ſeyn. — Späte Roſen im Garten, ſchöner Herbſt und der Winter läßt warten. — Wenn am Schlehdorn vor Mai ſchon Blüthe hängt, ſchon Reife der Roggen vor Jacobi empfängt. — Um Heu und Korn wird ſchlimmer es

Mai 1855.				Alter April.
Dienſt.	1 Phil. Jak.	♏	☿ bleibt auch in dieſem Mon.	19 Timoth.
Mittw.	2 **Bettag**	♏	🌕 4.31′ V. S. ☾ Finſt. Ath.	20 Viktor
Donn.	3 †Erfindung	♏	☾☋. dem bloſſen Auge	21 Anſelm
Freit.	4 Monika	♐	unſichtbar, da er am 13. Mai	22 Soter
Sonn.	5 Pius V.	♐	in d. oberen Zuſammenk. mit	23 Georg
19. Von Christi Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	6 **4. Cantate**	♑	Joh. v. d. Pf. der Sonne iſt.	24 **4. Cantate**
Mont.	7 Stanislaus	♑	♅☌☉. am 16. Mai wird er	25 Marc. Ev.
Dienſt.	8 Mich. Erſch.	♒	Morg. von 9 bis 10 Uhr vom	26 Ferdinand
Mittw.	9 Greger N.	♒	🌗 3. 29′ V. ☾ Erdn.	27 Anaſtaſius
Donn.	10 Gordian	♓	Monde bed. ♀ bleibt d.	28 Vitalis
Freit.	11 Beatrix	♓	♃ in ♓. ganzen Monat faſt	29 Petr. v. M.
Sonn.	12 Pankrat.	♈	unverändert 2¼ St. lang in d.	30 Cath. v. S.
20. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	13 **5. Rogate**	♈	Servat. ☿ Ob. ☌ ☉. Abendd.	1 **Mai. 5 Rog.**
Mont.	14 Chriſtian	♉	ſichtb. ♂ geht in dieſ. Mon.	2 Athanaſius
Dienſt.	15 Sophia	♉	☾☊. ♂ bed. v. ☾. früher als	3 † Erfind.
Mittw.	16 Joh. v. N.	♊	🌑 2.41′ V. Unſ. ☉ Finſt.	4 Monica
Donn.	17 **Him. Chr.**	♊	Jodocus. ☿ bed. v. ☾.	5 **Him. Chr.**
Freit.	18 Liborius	♊	die Sonne auf. ♂ wird am 16.	6 Joh. v. d. P.
Sonn.	19 Prudent.	♋	v. Mond bed. werden. ♃ geht	7 Stanislaus
21. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4				
Sonnt.	20 **6. Exaudi**	♋	Baſilla. auf. 2½ U. Morg.,	8 **6. Exaudi**
Mont.	21 Conſtantin	♌	zul. gegen 1 U. auf, iſt anf. ½,	9 Gregor N.
Dienſt.	22 Julian	♌	zuletzt 1¼ St. am Morgenh.	10 Gordian
Mittw.	23 Deſiderius	♌	☾ Erdſ. ſichtb. ♄ geht z. Zu-	11 Beatrix
Donn.	24 Johanna	♍	🌓 12.30′ V. ſammenk. mit	12 Pankrat.
Freit.	25 **Urban**	♍	der Sonne u. iſt deshalb	13 Servatius
Sonn.	26 Phil. N. †	♎	nur noch anf. d. Mon. bein.	14 Chriſtian
22. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.				
Sonnt.	27 **Pfingſtfeſt**	♎	Luciana. 2 St. am Abendh.	15 **Pfingſtfeſt**
Mont.	28 **Pfingſtm.**	♎	Wilh. zu bemerk. ♅ iſt in d.	16 **Pfingſtm.**
Dienſt.	29 Maximin.	♏	☾☋. Monat kurze Zeit als	17 **Pfingſtd.**
Mittw.	30 **Quat.** †	♏	🌕 Felix V. Stern 6ter Gr.	18 **Quatemb.**
Donn.	31 Petronella	♐	3. 16′ N. wahrzunehm.	19 Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 2. Mai um halb 5 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Mittwoch den 9. Mai um halb 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 16. Mai gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Donnerſtag den 24. Mai um halb 1 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Donnerſtag den 31. Mai um ein Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben Lag Beomer am 6., ihr Wochenfeſt am 23. u. 24. Mai.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 42 M.	4 Uhr 37 M.	7 Uhr 19 M.	9 St. 18 M.
11	15 15	4 19	7 34	8 45
21	15 44	4 5	7 48	8 16

Mai.

Alle Kinderchen von Floren
Hat die Liebe ſich erkoren;
Aber ein geheimer Hang
Giebt den Roſen, mit Purpuren
An dem erſten Mai geboren,
Allemal den erſten Rang.

J. N. Götz (der alte Dichter).

Vorſchrift.

Eine ärztliche Zeitſchrift in London nennt das hier Angefügte „Vorſchrift zu einer homöopathiſchen Suppe“: „Nimm zwei verhungerte Tauben und hänge ſie am Küchenfenſter in der Weiſe auf, daß der Schatten dieſer Tauben in einen Topf falle, der mit vierzig Quart Waſſer angefüllt iſt; wenn dies zehn Stunden langſam gekocht hat, ſo gieb davon alle zehn Tage in einem Glaſe Waſſer einen Tropfen zur Stärkung des Kranken.“

Kann ſchon ſeyn!

Faulenz' und ſchreie,
Man giebt dir für Zweie;
Arbeit' und ſchweige,
Dir bleibt nur die Neige; –
Doch Rechtes recht gethan
Macht immer ſich're Bahn!

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
Abds.	4 21	1
8 7	4 28	2
9 30	4 50	3
10 52		4
Morg.		5
12 5	●	6
1 2	–	7
1 45	●	8
2 13	–	9
2 36	–	10
2 51	–	11
3 8		12
3 22		13
3 37	Abds.	14
3 53	7 15	15
4 13	8 35	16
4 39	9 51	17
	10 57	18
	11 49	19
●	Morg.	20
–	12 30	21
–	12 59	22
	1 21	23
●	1 38	24
–	1 52	25
–	2 4	26
	2 16	27
	2 29	28
	2 41	29
Abds.	3 0	30
8 31	3 24	31

ſeh'n, je ſpäter wir Blüthen am Schlehdorn ſeh'n. — Viel Hopfen: viel Roggen, viel Speiſ' und Trank, und Gott dem Herrn verdoppelten Dank! — Laſſen die Fröſche ſich hören mit Knarren, wirſt du nicht lang' auf Regen harren. — Wenn Froſch-Laich im Lenz tief im Waſſer war, auf trockenen Sommer deutet das; liegt er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der Sommer beſonders naß. — Wenn Johanniswürmchen ſchön leuchten und glänzen, kommt Wetter zur Luſt und im Freien zu Tänzen; verbirgt ſich das Thierchen bis Johanni und weiter, wird's Wetter einſtweilen nicht warm und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig weben im Freien, läßt ſich dauernd

Junius 1855.

Alten **Mai.**

Freit.	1	Simeon †	♐	☿ iſt in d. erſt. Tagen d. Mon.	20	Baſilla
Sonn.	2	Erasmus †	♑	noch nicht ½ St. in d. Abend-	21	Conſtant.

23. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	3	**Trinitatis**	♑	Clothild. dämmer. zu finden.	22	**Trinitatis**
Mont.	4	Florian	♒	☾ Erdn. ♂ in ♊. **Die Dauer**	23	Deſiderius
Dienſt.	5	Bonifacius	♒	der **Sichtbarkeit** der **Venus**	24	Johanna
Mittw.	6	Norbertus	♓	fängt in dieſ. **Mon.** an abzu-	25	Urban
Donn.	7	**Frohnl.**	♓	☾ 8. 16' V. Robertus.	26	**Frohnl.**
Freit.	8	Medardus	♈	nehmen, am Ende deſſelb.	27	Luciana
Sonn.	9	**Primus**	♈	iſt ſie nur noch 1¼ St. ſichtb.	28	Wilhelm

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	10	1. n. **Trin.**	♈	Maurin. ♄ ☌ ☉. **Auch in d.**	29	1. n. **Trin.**
Mont.	11	Barnabas	♉	☾ ☊. **Mon.** wird ♂ d. ſtarken	30	Felix P.
Dienſt.	12	Baſilides	♉	Dämmer. weg. nicht wahrzu-	31	Petronella
Mittw.	13	Ant. v. P.	♊	nehm. ſein, obgl. er am Ende	1	**Junius**
Donn.	14	Baſilius	♊	● 2. 57' N. dieſes **Mon.**	2	Erasmus
Freit.	15	Vitus	♋	☿ gr. öſtl. Ausw. mehr	3	Clothildis
Sonn.	16	Benno	♋	als 1 St. v. d. Sonne aufgeht.	4	Florian

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	17	2. n. **Trin.**	♋	Adolph. ♃ geht geg. d. **Mitte**	5	2. n. **Trin.**
Mont.	18	Marcellus	♌	Schl. b. Belle-Alliance 1815.	6	Norbertus
Dienſt.	19	Gervaſius	♌	☾ Edf. d. **Mon.** um **Mittern.**,	7	Robertus
Mittw.	20	Silverius	♍	am Ende ſchon vor 11 U. Ab.	8	Medardus
Donn.	21	Albanus	♍	auf, u. iſt zuletzt 2 St. lang	9	Primus
Freit.	22	Albinus	♍	☽ 5. 20' N. ☉ in ♋. Som.-	10	Maurin
Sonn.	23	Walram	♎	Anf., längſt. Tag. ♃ rückg.	11	Barnabas

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	24	3. n. **Trin.**	♎	Joh. d. T. am **Morgenhimm.**	12	3. n. **Trin.**
Mont.	25	Elogius	♏	☾ ☋. ſichtb. ♄ kommt am 10.	13	Ant. v. P.
Dienſt.	26	Pelagius	♏	in d. Zuſammenk. m. d. Sonne	14	Baſilius
Mittw.	27	7 Schläfer	♐	u. iſt nicht ſichtb. ♅ wird in	15	Vitus
Donn.	28	Leo P. †	♐	d. **Mon.** als Stern 6ter Gr.	16	Benno
Freit.	29	**Petr. Paul**	♑	○ 11. 42' U. von d. ſtarken	17	Adolph
Sonn.	30	Pauli Ged.	♑	**Dämm. völlig verdeckt.**	18	Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 7. Junius um 1 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 14. Junius kurz vor 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 22. Junius bald nach 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Freitag den 29. Junius kurz vor 3 Viertel auf 12 Uhr Mitternacht der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 48	8 11	7 37
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.		Mors.		
9	50	3	57	1
10	55			2
11	44	[illegible]		3
Mors.		[illegible]		4
12	18	[illegible]		5
12	42	[illegible]		6
1	[illegible]	[illegible]		7
1	16	[illegible]		8
1	30	[illegible]		9
1	43			10
1	59			11
2	17	Abds.		12
2	41	7	34	13
3	11	8	40	14
3	53	9	42	15
		10	26	16
		11	0	17
[illegible]		11	24	18
[illegible]		11	43	19
[illegible]		Mors.		20
[illegible]		11	57	21
[illegible]		12	10	22
[illegible]		12	22	23
[illegible]		12	38	24
		12	47	25
		1	3	26
		1	23	27
Abds.		1	51	28
8	39	2	32	29
9	36	3	32	30

Zurechtweiſung.

„Wo iſt Gott?“ fragte ein Narr den Weiſen. „In Deinem Herzen nicht“, antwortete der Weiſe, „ſonſt könnteſt Du mich nicht nach dem Wohnſitz Gottes fragen!“

Goldmacherei.

Die Alchemie, die ſogenannte Goldmacherkunſt, veranlaßte in unſerer Vorzeit folgende Spottreime:

„Nimm dir das, ich weiß nicht was,
Brauch' es ſo, ich weiß nicht wo.
Aus wird dann, ich weiß nicht wann,
Alles d'raus, bis — Nichts im Haus.“

Der Umweg.

Graf Boufflers, franzöſiſcher Geſandter in Wien, hatte einſt in einer Abend-Geſellſchaft ein franzöſiſches Buch vorgeleſen. Alles war erſtaunt und entzückt, da ſagte Boufflers: „Meine Damen und Herren, es iſt eine Ueberſetzung von — Wieland's Grazien.“ — Dies geſchah in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, es könnte aber noch geſchehen, daß deutſcher Geiſt erſt im Umwege aus der Fremde auch in der Heimath bekannt und anerkannt würde.

ſchön Wetter proph'zeien; weben ſie nicht, wird's Wetter ſich wenden, geſchieht's bei Regen, wird bald er enden. — Iſt die Hechtsleber, der Galle zu, breit, vorn ſpitz, nimmt harter Winter lange Zeit in Beſitz. — Wenn der Fiſcher Forellen früh laichen ſieht, dann weiß er, viel Schnee die Erd' überzieht. — Eine Elſter allein, iſt ſchlechten Wetters Zeichen, doch fliegt das Elſterpaar, wird ſchlechtes Wetter weichen. — Wird die Rohrdommel früh vernommen, iſt eine gute Erndt' im Kommen. — Singt die Grasmück', eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Lerche hoch, ſingt lange hoch oben, habt bald ihr das freundlichſte Wetter zu loben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird ſeyn. — Werden die Tage länger, wird der Winter ſtrenger. — Der Felder ſich Gott erbarm', iſt der Januar warm. — Tanzen im Jänner Mückenſchaaren, muß der Bauer am Futter ſparen. — Wächſt Gras im Januar, wächſt es ſchlecht im ganzen Jahr. — Ein Januar wie März iſt dem Bauer ſchlechter Scherz. — Hat der

Julius 1855.

Alter. Junius.

27. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	1	4. n. **Trin.**	♒	Rembold. ☾ Erdn. ☿ iſt in den	19	4. n. **Trin.**
Mont.	2	**Mar. H.** *	♒	letzten Tag. kaum ¼ St. lang	20	Silverius
Dienſt.	3	Hyacinth	♓	als Morgnſt. ſichtb. ♀ bleibt	21	Albanus
Mittw.	4	Ulrich	♓	☉ Erdf. immer kürz. Zeit in	22	Albinus
Donn.	5	Anſelm	♓	der Abendd. ſichtbar, anf. 1½,	23	Walram
Freit.	6	Jſaias	♈	🌗 1. 56′ N. zuletzt 1 St.	24	Joh. d. T.
Sonn.	7	Wilibald	♈	lang. ♂ wird in d. Mitte	25	Elogius
28. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.						
Sonnt.	8	5. n. **Trin.**	♉	Kilian. ☾☊. d. Mon. zuerſt	26	5. n. **Trin.**
Mont.	9	Agilolph	♉	wieder ¼ St. lang in d. Mor-	27	7 Schläf.
Dienſt.	10	7 Brüder	♊	gend. geſehen werden können,	28	Leo P.
Mittw.	11	Pius P.	♊	er geht nun früher auf und	29	**Petr. Paul**
Donn.	12	Nabor	♋	☿ Unt. ☌ ☉. wird am Ende	30	Pauli Ged.
Freit.	13	Margar.	♋	🌑 dieſes Mon. 1 St. lang	1	Julius
Sonn.	14	Bonavent.	♋	4. 30′ V. bem. werden.	2	**Mar. H.** *
29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	15	6. n. **Trin.**	♌	Ap. Theil. ♃ fährt fort früh.	3	6. n. **Trin.**
Mont.	16	Skap. Feſt	♌	aufzugehen, anf. nach 10½ U.,	4	Ulrich
Dienſt.	17	Alexius	♍	☾ Erdf. ♂ in ♋. am Ende	5	Anſelm
Mittw.	18	Arnold	♍	ſchon vor 9 U. Abends und	6	Jſaias
Donn.	19	Arſenius	♍	bleibt die ganze Nacht hind.	7	Wilibald
Freit.	20	Elias	♎	ſichtbar. ♄ fängt in d. Mitte	8	Kilian
Sonn.	21	Daniel	♎	d. Mon. an ſich a. Morgenh.	9	Agilolph
30. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	22	7. n. **Trin.**	♏	🌓 8. 18′ V. M. Magd.	10	7. n. **Trin.**
Mont.	23	Apollinar	♏	Anf. d. Hundst. ☾☋. ♀ ar.	11	Pius P.
Dienſt.	24	Chriſtine	♏	weſtl. Ausw. zu zeigen und	12	Nabor
Mittw.	25	Jakob	♐	wird am Ende deſſelb. faſt 2	13	Margar.
Donn.	26	Anna	♐	Stund. lang am Morgenh.	14	Bonavent.
Freit.	27	Pantaleon	♑	geſehen werd. können. ♅ wird	15	Ap. Theil.
Sonn.	28	Innocenz	♑	den gr. Theil d. Mon. von d.	16	Skap. Feſt
31. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	29	8. n. **Trin.**	♒	🌕 6. 48′ V. Martha.	17	8. n. **Trin.**
Mont.	30	Abdon	♒	☾ Erdn. Dämmer. verd.,	18	Arnold
Dienſt.	31	Ign. Loj.	♓	zul. wird er Mittern. ſichtb.	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 6. Julius kurz vor 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 14. Julius um halb 5 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 22. Julius bald nach 1 Viertel auf 9 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 29. Julius gleich nach 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 3., Faſten, Zerſtörung Jeruſalems am 24. Juli.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 21 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 11	3 59	8 10	7 49
21	15 50	4 11	8 1	8 10

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
10 17		1
10 45	[illegible]	2
11 6		3
11 22		4
11 37		5
11 51		6
Morg.		7
12 8		8
12 23		9
12 41		10
1 12	Abds.	11
1 50	7 35	12
2 38	8 21	13
3 38	9 1	14
	9 28	15
	9 48	16
[illegible]	10 4	17
	10 17	18
	10 29	19
	10 41	20
	10 53	21
	11 6	22
	11 24	23
	11 47	24
	Morg.	25
Abds.	12 21	26
7 21	1 10	27
8 9	2 19	28
8 44	3 45	29
9 9	[illegible]	30
9 27		31

Doppelter Rath.

Fürchteſt du Haß nicht, dem Vorurtheil
Tritt dann muthig entgegen,
Willſt du aber nur eigenes Heil,
Geh' ſchlau ihm aus den Wegen.

Empfindlich!

Selbſt das „Athénéum français“ machte den Deutſchen Vorwürfe, weil ſie Fremdwörter brauchen, wo ſie in ihrer Sprache reicher ſind und bezeichnender ſeyn könnten. Man lieſt in jener Zeitſchrift zum Beiſpiel: „Das Wort „eclatant“, im Altfranzöſiſchen „esclatant“, ſtammt her von dem deutſchen „ſchlachten“ und „ſchlagen“, deshalb ſind „ſchlagend“ und „eclatant“ eben ganz gleich in der Bedeutung.“ Dieſe Zurechtweiſung von Frankreich aus iſt wahrhaft ſchlagend für die Sucht der Fremdwörtler, aber auch empfindlich überhaupt.

Aus einem alten Stammbuch.

Mit fremdem Muſter und Gewande
Geht Geld und Sitt' in fremde Lande.
D'rum beſſer iſt's, daß jede Stadt
Zu ihrer Gewohnheit Liebe hat;
Doch muß, der Ehr' ſich zu befleißen,
Nur das, was ſittlich, ländlich heißen.

Jänner nur Nebel und Quark, wird die Näſſ' im Frühjahr zu ſtark. — Im Jänner wenig Waſſer, führt er's Weinjahr ein; kein vieles Waſſer kürzt und verdirbt den Wein. — Iſt der Januar nicht naß, füllet ſich des Winzers Faß. — Im Jänner viel Regen, wenig Schnee, thut allen Feldern und Bäumen weh. — Hat der Jänner viel Regen gebracht, hat er die Gottesäcker bedacht. — Von Weihnacht bis Drei-Könige dunkler Nebel, das iſt zu vieler Krankheit der Hebel. — Fabian Sebaſtian's Kraft treibt in die Bäume den Frühlingsſaft. — Kommt Vincenz im Sonnenſchein, wird gerathen Korn und Wein. — Sanct Paul, iſt er klar, bringt gutes Jahr, doch kommt er mit Wind, ſo regnet's geſchwind. — Zeigt der Februar ſich milde, wird der Lenz zum Winterbilde. — Läßt Februar die Mücken ſchwärmen, wird man im März ſich ſchwer erwärmen. — Dem Bauer verheißet der Hornung viel Körner, läßt wackeln

August 1855.

Alter: Julius.

Mittw.	1	Petr. Kett.	♓	☿ gr. weſtl. Ausw. ☿ iſt in der	20	Elias
Donn.	2	**Portiunc.**	♈	♃ in ♒. erſten Hälfte d. M.	21	Daniel
Freit.	3	Steph. Erf.	♈	🌗 etwas länger als ¼ St.	22	M. Magd.
Sonn.	4	Dominicus	♉	9. 49′ U. ☾☊. lang zu	23	Apollinar

32. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	5	9. n. Trin.	♉	Mar. Schn. ſehen als Mor-	24	9. n. Trin.
Mont.	6	Verkl. Chr.	♊	genſt., er kommt dann in die	25	Jakob
Dienſt.	7	Gottſchalk	♊	obere Zuſammenk. mit der	26	Anna
Mittw.	8	Cyriacus	♊	Sonne. ♀ wird Ende d. M.	27	Pantaleon
Donn.	9	Romanus	♋	völlig in d. Abendd. verſchw.,	28	Innocenz
Freit.	10	Laurenz	♋	vorher aber noch am 12. in der	29	Martha
Sonn.	11	Hermann	♌	Stellung zu ſehen ſein, wo ſie	30	Abdon

33. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	12	10. n. Tr.	♌	🌑 7. 20′ N. Clara. ♀ größt.	31	10. n. Tr.
Mont.	13	Hippolyt.	♌	Glanz. ☾ Erdf. am	1	**August**
Dienſt.	14	Euſebius †	♍	meiſt glänzt. Die Dauer der	2	**Portiunc.**
Mittw.	15	**M. Himm.**	♍	Sichtbark. des ♂ in d. Mor-	3	Steph. Erf.
Donn.	16	Rochus	♎	gend. nimmt jetzt allmälig zu,	4	Dominicus
Freit.	17	Sibylla	♎	anfangs iſt er 1, zuletzt 2¼ St.	5	Mar. Schn.
Sonn.	18	Helena	♎	ſichtbar. ♃ geht in d. Monat	6	Verkl. Chr.

34. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	19	11. n. Tr.	♏	Sebald. ☾☋. vor Anbruch	7	11. n. Tr.
Mont.	20	Bernhard	♏	🌓 9. 1′ N. d. Abendd. auf,	8	Cyriacus
Dienſt.	21	Anaſtaſius	♐	♃☍☉. kommt am 21. in	9	Romanus
Mittw.	22	Timotheus	♐	Gegenſchein mit der Sonne,	10	Laurenz
Donn.	23	Zacharias	♑	Ende d. Hundstage. wo er um	11	Hermann
Freit.	24	Barthol.	♑	Mitternacht ihr gegenüb. im	12	Clara
Sonn.	25	Ludwig	♒	Süden ſteht. ♄ geht immer	13	Hippolyt.

35. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	26	12. n. Tr.	♒	Samuel. ☿ Ob. ☌ ☉. ⛢ rückg.	14	12. n. Tr.
Mont.	27	Joſeph C.	♓	🌕 1. 49′ U. ☾ Erdn. früher	15	**M. Himm.**
Dienſt.	28	Auguſtin	♓	auf u. iſt anf. 2, zuletzt	16	Rochus
Mittw.	29	Joh. Enth.	♈	5 St. am Morgenh. ſichtb. ⛢	17	Sibylla
Donn.	30	Roſa	♈	geht b. Aufh. d. Abendd. auf,	18	Helena
Freit.	31	Paulin	♉	☾☊. iſt zuletzt bis 3 U. ſichtb.	19	Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Auguſt bald nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonntag den 12. Auguſt bald nach 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond.
Montag den 20. Auguſt um 9 Uhr Abends das erſte Viertel.
Montag den 27. Auguſt bald nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachm. der volle Mond.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 20 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 40 M.
11	14 47	4 41	7 28	9 11
21	14 12	4 56	7 9	9 48

Von der Mehrheit.

Der berühmte Sully äußerte: „Auf die meiſten Stimmen kann ich nicht hören, denn der gute Sinn iſt gern Einheit, die Thorheiten aber ſind ohne Zahl, und käme die ewige Weisheit auf die Erde herab, ſie würde gewiß lieber in einen Kopf als in die Köpfe Mehrerer fahren.“

Charakter.

Warm oder kalt, — Charakter iſt es doch!
Dort fühlt man mit, wird hier gewarnt durch Grauen;
Des Guten Grabmal wie das ſchwerſte Joch,
Das ſind die ewig Klauen, ewig Lauen:
Zum Schlimmen bringt man allenfalls ſie noch,
Im Beſten läßt ſich nie auf ſie vertrauen.

Aufrichtigkeiten.

Leute, die nach einem Syſtem, einem Schulbankebau, das ſtets bewegliche geiſtige Leben unter die Richtſchnur ſtellen wollen, machen mit eingetrichtertem Verſtande den eigenen unvermögend und brüſten ſich damit, die Narren fremder Gedanken zu ſeyn.

Im Welthandeln ſind Liebe und Freundſchaft mehr im Fallen als im Steigen und mancher Briefwechſel wird da allerlei Wechſel veranlaſſen ohne Wechſelbrief.

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unterg. U.	☾ Unterg. M.	T.
Abds.				
9	42	[illegible]		1
9	57			2
10	12			3
10	28			4
10	48			5
11	11			6
11	48			7
Morg.				8
12	33	Abds.		9
1	30	7	3	10
2	35	7	32	11
3	48	7	51	12
4	56	8	11	13
[illegible]		8	25	14
		8	37	15
		8	48	16
		8	59	17
		9	12	18
		9	27	19
		9	47	20
		10	15	21
		10	55	22
		11	53	23
Abds.		Morg.		24
6	40	1	10	25
7	8	2	41	26
7	29	4	16	27
7	46	[illegible]		28
8	1			29
8	16			30
8	32			31

ſein Stürmen dem Stiere die Hörner. — Nordwind zu Ende Februars iſt Bote fruchtbaren Jahres; wenn er den Nordwind nicht will, ſo freut ſich d'rauf der April. — Die weiße Gans muß im Februar brüten: der Schnee muß den Feldern die Wärme verbrüten. — Lichtmeſſen helle, bringt Mangel zur Stelle, dunkle Lichtmeſſen bringt reichlich Eſſen. — Zu Lichtmeß ſieht der Bauer lieber den Wolf auf der Lauer als die Sonn' an des Schafſtalls Mauer. — Hat Lichtmeß Klee, hat Oſtern Schnee. — Bleibt um Lichtmeß der Dachs im Loch, weilet arger Winter noch. — Sonnt ſich der Dachs in der Lichtmeß-Woche, geht auf vier Wochen er wieder zu Loche. — Läßt im Baue noch den Dachs, lange Eiszapfen, langer Flachs! — So lange vor Lichtmeß Lerchen ſingend ſteigen, ſo lange werden nach Lichtmeß ſie ſchweigen. — Lichtmeß licht: der Winter geht nicht; hat Lichtmeß Regen: der Winter ſteht auf allen Wegen. — Sanct Dorothee bittet noch um Schnee. — Hat Petri Stuhlfeier Eis und Oſt, ſchickt der Winter noch harten Froſt. — Sanct Matthias weiß: er bricht das Eis; wenn

September 1855

Alter. Auguſt.

Sonn.	1 Aegidius	♉	☿ bleibt d. ganz. Monat in d.	20 Bernhard
36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.				
Sonnt.	2 13. n. Tr.	♉	Raphael. Abendd. verborg.,	21 13. n. Tr.
Mont.	3 Manſuetus	♊	☾ 8. 52' V. da er von ſeiner	22 Timotheus
Dienſt.	4 Roſalia	♊	ob. Zuſammenk. mit der	23 Zacharias
Mittw.	5 Herkulan	♋	Sonne herkommt. ♀, die noch	24 Barthol.
Donn.	6 Magnus	♋	Abendſt. iſt, kommt in dieſ.	25 Ludwig
Freit.	7 Regina	♌	Mon. ihrer ſüdl. Stellung	26 Samuel
Sonn.	8 **Mar. Geb.**	♌	wegen nicht in der Abendd. z	27 Joseph C.
37. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.				
Sonnt.	9 14. n. Tr.	♌	Audomar. ☾ Erdf. Vorſchein.	28 14. n. Tr.
Mont.	10 Nicol. v. T.	♍	♂ in ♌. ♂, der bald nach 1¼	29 Joh. Enth.
Dienſt.	11 Protus	♍	● 11. 20' V. U. aufgeht u.	30 Roſa
Mittw.	12 Winand	♎	ſich der Erde näh., bleibt	31 Paulin
Donn.	13 Maternus	♎	am Anf. 2½, am Ende 3½ St.	1 Sept. Aeg.
Freit.	14 † Erhöh.	♎	am Morgnh. ſichtb. ♃ bleibt	2 Raphael
Sonn.	15 Ludmilla	♏	☾☋. im Anf. d. Mon. noch	3 Manſuetus
38. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.				
Sonnt.	16 15. n. Tr.	♏	Cornel. die ganze Nacht über	4 15. n. Tr.
Mont.	17 Lambert	♐	d. Horiz., am Ende deſſ. geht	5 Herkulan
Dienſt.	18 Richard	♐	er ſchon um 2 Uhr unter. ♄	6 Magnus
Mittw.	19 Quat. †	♐	☽ 7. 29' V. Nicleta. geht	7 Regina
Donn.	20 Euſtachius	♑	in den erſten Tag d. M.	8 **Mar. Geb.**
Freit.	21 Matth. E. †	♑	um 11 Uhr auf und kann bis	9 Audomar
Sonn.	22 Moriz †	♒	4 U. geſehen werd., am Ende	10 Nicol. v. T.
39. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.				
Sonnt.	23 16. n. Tr.	♒	Thekla. ☉ in ♎. Herbſt-Anf.,	11 16. n. Tr.
Mont.	24 Joh. Empf.	♓	Tag u. N. gl. ☾ Erdn. d. M.	12 Winand
Dienſt.	25 Cleophas	♓	○ 9. 53' N. geht er um 9 U	13 Maternus
Mittw.	26 Cyprian	♈	auf u. iſt bis 5 U. Mrg.	14 † Erhöh.
Donn.	27 Cosm. u. D.	♈	ſichtb. ☿ iſt b. Ende d. Abndd.	15 Ludmilla
Freit.	28 Wenzel	♉	☾☋. ſchon aufgeg. und kann	16 Cornel
Sonn.	29 Michael	♉	anf. bis 3, zuletzt bis 4 Uhr	17 Lambert
40. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.				
Sonnt.	30 17. T. Ertf.	♊	Hieronymus. geſehen werd.	18 17. n. Tr.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. September nach 3 Viertel auf 9 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 11. Sept. bald nach 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags der neue Mond.
Mittwoch den 19. September um halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 26. September gegen 10 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5616ten Jahres den 13. und 14., Faſten Gedaljah den 16., ihr Verſöhnungsfeſt den 22., ihr Laubhüttenfeſt den 27. und 28. September.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 54	5 29	6 23	11 6
21	12 16	5 44	6 1	11 44

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
8	51			1
9	15			2
9	47			3
10	29			4
11	22			5
Morg.				6
12	28			7
1	34			8
2	45	6	19	9
3	57	6	33	10
5	7	6	45	11
		6	56	12
		7	7	13
		7	19	14
		7	33	15
		7	51	16
		8	15	17
		8	49	18
		9	39	19
		10	44	20
		Morg.		21
		12	8	22
Abds.		1	39	23
5	49	3	13	24
6	5	4	45	25
6	19	6	14	26
6	35			27
6	52			28
7	15			29
7	43			30

Ei! Ei!

Als der Schriftſteller Dr. B.... geſtorben war, las man in der Zeitung: „Er iſt Verfaſſer einer Schrift: „Die Kunſt reich zu werden“, jedoch ſo arm geſtorben, daß er auf Koſten der Stadt begraben werden mußte.“ — Da wollen wir gleich folgen laſſen:

Mit Wen'gem hält man Haus.

Dr. Matteſon war ſechzig Jahre Pfarrer zu Patterdale in Weſtmoreland und ſtarb ſechsundneunzig Jahr alt. Die Pfarre trug gewöhnlich zwölf Pfund (etwa 78 Thlr.) jährlich ein, in den beſten Jahren achtzehn Pfund (etwa 120 Thlr.), nie darüber. Er heirathete, ernährte und erzog vier Kinder, lebte nicht grade kärglich, aber haushälteriſch, und hinterließ hundert Pfund. Er begrub ſeine Mutter, traute ſeinen Vater bei deſſen Wiederverheirathung, begrub ihn, taufte ſeine künftige Frau, las ſelbſt ſein Aufgebot, taufte und traute alle ſeine Kinder und brachte ſeinen Sohn durch Unterricht ſo weit, daß er gleich die Univerſität beſuchen konnte. („Morning Chronicle“ vom Jahr 1820.)

er's nicht finden kann, ſchafft er's erſt an. — Im Anfangen oder Enden, der März wird noch Tücken ſenden. — Im März mit des Kuckucks Geſchrei, mit des Storches Klapperei, mit der wilden Gans im Land, macht ſich guter Frühling bekannt. — Sind luſtig die Lämmer im März, vertreibt der April ihren Scherz. — Märzſchnee: Fruchtweh. — Lockt März Donner herbei, hat Schnee der Mai. — Märzen-Regen, wär' wieder aus der Erd' zu fegen, er bringet wenig Erndteſegen. — Feuchter März, der Bauern Schmerz. — Vor Märzenſtaub ſcheut ſich nicht Gras noch Laub. — Der Märzenſtaub hilft den Saaten, das Loth gilt einen Ducaten. — Märzen-Grün nutzt nicht zum Blüh'n. — Iſt März trocken, April naß, hat der Mai von beiden was, kriegt Korn der Sack und Wein das Faß. — Bringt Roſamunde Sturmeswind, ſo

Oktober 1855.

Alter. September.

Mont.	1	Remigius	♊	♀ Unt. ☌ ☉. ☿ kommt d. M.	19	Nicleta
Dienſt.	2	Leodegar	♋	🌗 11. 32′ N. auch zur Zeit d.	20	Euſtach.
Mittw.	3	Ewald	♋	gr. öſtl. Ausw. a. 11. Okt.	21	**Quatemb.**
Donn.	4	Franz	♋	als Abendſt. nicht z. Vorſch.	22	Moriz
Freit.	5	Placidus	♌	♀, d. Morgenſt. geword. iſt,	23	Thekla
Sonn.	6	Bruno	♌	fängt vom 9. Okt. an in der	24	Joh. Empf.

41. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	7	18. n. **Tr.**	♍	Sergius. ☾ Erdf. Morgend.	25	**18. n. Tr.**
Mont.	8	Brigitta	♍	bemerkb. zu werden, am Ende	26	Cyprian
Dienſt.	9	Dionyſius	♍	dieſes Mon. iſt ſie faſt 3 St.	27	Cos. u. D.
Mittw.	10	Gereon	♎	ſichtb. Die Dauer der Sichtb.	28	Wenzel
Donn.	11	Wimmar.	♎	🌑 3. 52′ V. ☿ gr. öſtl. Ausw.	29	Michael
Freit.	12	Maximil.	♏	☾ ☋. des ♂ am Morgenh.	30	Hieronym.
Sonn.	13	Tilmann	♏	♄ rückä. bleibt in dieſ. Mon.	1	**Oktober**

42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	14	19. n. **Tr.**	♏	Calixtus. nahe dieſ., aber	2	**19. n. Tr.**
Mont.	15	**Kön. Geb.**	♐	Thereſia. nimmt allmälig	3	Ewald
Dienſt.	16	Gallus	♐	zu, ſo daſs ſie am Ende länger	4	Franz
Mittw.	17	Florentin	♑	als 4½ St währt. ♃, der bei	5	Placidus
Donn.	18	Luc. Ev.	♑	🌓 4. 6′ N. Schl. bei Leipzig	6	Bruno
Freit.	19	Ferdinand	♒	♂ in ♍. ♃ rechtl. 1813.	7	Sergius
Sonn.	20	Wendelin	♒	Tage aufgeht u. anſ. 1½ Uhr	8	Brigitta

43. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	21	20. n. **Tr.**	♓	Urſula. Nachts, zuletzt vor	9	**20. n. Tr.**
Mont.	22	Cordula	♓	Mittern. unterg., iſt a. Ende	10	Gereon
Dienſt.	23	Severin	♈	☾ Erdn. d. Mon. nur 6 St.	11	Wimmar.
Mittw.	24	Evergiſlus	♈	ſichtbar. ♄, der anſ. um 9 U.,	12	Maximil.
Donn.	25	Raphael	♉	🌕 7. 55′ V. S. ☾ Finſt.	13	Tilmann
Freit.	26	Amandus	♉	☾ ♌. zul. um 7 U. aufg.,	14	Calixtus
Sonn.	27	Sabina	♊	ſteht bei Beg. der Morgend.	15	Thereſia

44. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	28	21. n. **Tr.**	♊	Sim. Jud. im Süd. u. iſt bis	16	**21. n. Tr.**
Mont.	29	Narciſſus	♊	5½ Uhr Morg. ſichtb. ♅ geht	17	Florentin
Dienſt.	30	Theoneſt	♋	z. Gegenſchein mit d. Sonne,	18	Luc. Ev.
Mittw.	31	Wolfg. †	♋	iſt zul. bis 5 U. Morg. ſichtb.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 2. Oktober gleich nach halb 12 Uhr Mitternacht das letzte Viertel
Donnerſtag den 11. Oktober gegen 4 Uhr Morgens der neue Mond
Donnerſtag den 18. Oktober bald nach 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Donnerſtag den 25. Oktober kurz vor 8 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden feiern ihr Palmenfeſt den 3., ihr Laubhütten-Ende den 4., die Geſetzfreude den 5. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 22 M.
11	11 0	6 16	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 55	13 38

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds. 8 22	Bei Tage	1
9 12		2
10 13		3
11 21		4
Morg.		5
12 32		6
1 41		7
2 55		8
4 4	Abds.	9
5 14	5 16	10
6 26	5 28	11
	5 41	12
	5 57	13
Bei Tage	6 19	14
	6 49	15
	7 32	16
	8 32	17
	9 48	18
	11 14	19
	Morg.	20
	12 44	21
Abds.	2 14	22
4 21	3 42	23
4 38	5 9	24
4 54	6 37	25
5 14		26
5 40	Bei Tage	27
6 14		28
7 0		29
7 56		30
9 5		31

Nennt's nicht Bildung!

Viel Leſen und nicht verſtehen,
Vom Schauſpiel Prunk nur ſehen,
Nie lichten, was geſchehen,
Sich mit den Andern drehen
Nach Lügenwindes Wehen,
Heißt müſſig durch das Leben gehen
Und alle Bildung falſch verſtehen.

Mahner und Schuldner.

Mahner. Mein Herr, ich komme, um zu fragen —?

Schuldner. Ah, mein Werther, ich weiß ja, ich bin Ihnen ſchuldig und Sie müſſen bezahlt werden, verſteht ſich!

Mahner. Das iſt endlich ein Wort des Dankes werth —.

Schuldner. Bitte! Wozu Dank? Es iſt ja nichts natürlicher!

Mahner. Freut mich, Sie ſo urtheilen zu hören! Nun alſo, wann werden Sie gefälligſt zahlen?

Schuldner. Wann? Verzeihen Sie, mein Herr, Sie ſind doch etwas zu neugierig!

iſt Sibylle uns gelind. — Wie der April vor dem Necken ſich ſchütze, doch ſtreut er dem Schäfer Schnee auf die Mütze. — Von Aprils Mondſchein ſoll die Blüthe verſchont ſeyn. — Dürren April der Bauer nicht will, Regen im April iſt's was er will. — April und Mai ſind des Jahres Schlüſſel zu Füll' oder Noth für Scheun' und Schüſſel. — April warm, Mai kühl, Juni naß, füllt dem Bauer Scheun' und Faß. — Bläſt April tüchtig ſein Horn, wächſt luſtig Heu und Korn. — So lange Fröſche quaken vor Marcus-Tag, ſo lange ſchweigen ſie danach. — Vor erſtem Mai die Kräh' im Korn verſteckt, das hat geſegneten Sommer entdeckt. — Kühler Mai erfreu', er ſchafft guten Wein und viel Heu. — Der Mai muß mit Geſchenken nicht nur den Gärtner auch den Bauer bedenken. — Ein Bienenſchwarm im Blüthenmai, uns

November 1855

Alter. Oktober.

Donn.	1 **All. Heil.**	♌	☾ 5. 45′ **N.** ☿ fängt am	20 **Wendelin**
Freit.	2 All. Seel.	♌	10. Nov. an, ¼ St. lang	21 Urſula
Sonn.	3 Hubert	♍	☾ Erdf. ☿ U. ☌ ☉. als Mor-	22 Cordula

45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ev. Phil. 1.

Sonnt.	4 22. n. **Tr.**	♍	Carl Bor. genſtern ſichtbar	23 22. n. **Tr.**
Mont.	5 Zacharias	♍	zu werden und bleibt es bis	24 Evergisl.
Dienſt.	6 Leonhard	♎	Ende d. **Mon.** ♀ bleibt in d.	25 Raphael
Mittw.	7 Engelbert	♎	erſten Hälfte d. **Mon.** länger	26 Amandus
Donn.	8 Gottfried	♏	☾ ☋. als 3 St. ſichtbar, bei	27 Sabina
Freit.	9 Theodor	♏	● 7. 59′ N. Unſ. ☉ Finſt.	28 Simon J.
Sonn.	10 Martin P.	♏	fortwähr. Vergröſser.	29 Narciſſus

46. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ev. Phil. 3.

Sonnt.	11 23. n. **Tr.**	♐	Martin B. ♅ ☍ ☉. der Dauer	30 23. n. **Tr.**
Mont.	12 Kunibert	♐	der Sichtbark., ſie erreicht	31 Wolfgang
Dienſt.	13 Stanisl.	♑	am 22. ihren gröſst. Glanz u.	1 **Nov. A. H.**
Mittw.	14 Levin	♑	iſt am Ende dieſ. **Mon.** 4 St.	2 All. Seel.
Donn.	15 Leopold	♒	ſichtbar. ♂, der bald nach ½1	3 Hubert
Freit.	16 Edmund	♒	☽ 11. 43′ N. Uhr Nachts	4 Carl Bor.
Sonn.	17 Gertrud	♓	aufg., bleibt im Anf. d.	5 Zacharias

47. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ev. Col. 1.

Sonnt.	18 24. n. **Tr.**	♓	Maximus. **Mon.** 4½, zuletzt	6 24. n. **Tr.**
Mont.	19 Eliſabeth	♈	☾ Erdn. 6 St. am **Morgenh.**	7 Engelbert
Dienſt.	20 Simplic.	♈	ſichtbar. ♃ geht anf. um 11⅓,	8 Gottfried
Mittw.	21 **Mar. Opf.**	♈	☾ ☊. zuletzt nach 10 U. unt. u.	9 Theodor
Donn.	22 Cäcilia	♉	♀ gr. Glanz. iſt zuerſt 6, zul.	10 Martin P.
Freit.	23 Clemens	♉	○ 8. 19′ **M.** 5 St. ſichtb.	11 Martin B.
Sonn.	24 Joh. v. Kr.	♊	♄ geht z. Gegenſch. mit d.	12 Kunibert

48. Vom Gräuel der Verwüſtung Matth. 24. Ev. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	25 25. n. **Tr.**	♊	Kathar. Feier z. Ged. d. Geſt.	13 25. n. **Tr.**
Mont.	26 Konrad	♋	Sonne u. iſt die ganze Nacht	14 Levin
Dienſt.	27 Wilhildis	♋	durch ſichtbar. ♅ kommt am	15 Leopold
Mittw.	28 Günther	♌	11. in Gegenſchein mit der	16 Edmund
Donn.	29 Saturnin	♌	Sonne, ſteht um Mitternacht	17 Gertrud
Freit.	30 Andr. Ap.	♌	ihr gegenüber im Süden.	18 Maximus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. November um 3 Viertel auf 6 Uhr Nachm. das lezte Viertel.
Freitag den 9. November um 8 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Freitag den 16. November kurz vor 3 Viertel auf 12 Uhr Mittern. das erſte Viertel.
Freitag den 23. November bald nach 1 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 42 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 18 M.
11	9 8	7 9	4 17	14 52
21	8 39	7 26	4 5	15 21

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.		
10 17	[illegible]	1
11 29	[illegible]	2
Morg.	—	3
12 40	[illegible]	4
1 50	[illegible]	5
3 0	[illegible]	6
4 10	[illegible]	7
5 23		8
6 38	Abds.	9
	4 21	10
	4 51	11
[illegible]	5 30	12
[illegible]	6 25	13
—	7 37	14
	9 1	15
[illegible]	10 27	16
[illegible]	11 55	17
[illegible]		
[illegible]	Morg.	18
	1 20	19
	2 45	20
	4 9	21
Abds.	5 35	22
3 39	7 1	23
4 8		24
	[illegible]	
4 40	[illegible]	25
5 43	—	26
6 47	[illegible]	27
7 59	[illegible]	28
9 11	[illegible]	29
10 23		30

Der Stellvertreter.

Ein mit Arbeiten ſehr belaſteter Geheimrath hatte mit einem andern Beamteten eine Angelegenheit zu beſprechen, bedurfte eines zu holenden Aktenſtücks und rief ſeinen Diener, der jedoch nicht erſchien. „Ich will ihn ſuchen!“ ſagte der Fremde und ſtand auf. Der Geheimrath aber bemerkte lächelnd: „Bleiben Sie ruhig ſitzen, ich kenne meinen Johann; er geht jetzt wahrſcheinlich für mich ſpazieren, da er weiß, daß ich es wegen überhäufter Geſchäfte nicht kann.“

Nehmt Euch in Acht!

Wie gar oft den Spruch man höhne:
„Dünken klüger als die Väter
Plötzlich ſich die Herren Söhne,
Werden dieſe Miſſethäter!“ —
Wie gar oft den Spruch man höhne:
Merken werden's einſt die Söhne!

Freude ſey; doch nicht im Juni gleicher Schwarm: er machet arm. — Regen in Walpurgis-Nacht iſt ein Bürge für die Pacht. — Regen an Himmelfahrt, bringt Heu ſchlechter Art. — Mag Urban nicht gut Wetter ſchützen, geräth er ſelbſt wohl in die Pfützen. — Gehört Sanct Urban zu guten Herrn, ſo bringt er dem Getreide den Kern. — Naſſe Pfingſten, gute Weihmacht, denn ſie ſichern gute Weihnacht. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild ſich ein, wird mild auch der Dezember ſeyn. — Juni trocken mehr als naß, bringt gut Naß dem Winzerfaß. — Hat Medardus am Regen Behagen, will er ihn auch in die Erndte jagen. — Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er ſorget gern für's längſte Gras. — Vor Johanni bet' um Regen, nach Johanni kommt er ungelegen. — Wenn der Kuckuk lang' nach Johanni ſchreit, ſo rufet er die theure Zeit. — Wie's die Sieben-Brüder treiben, ſoll es ſieben Wochen bleiben. — Bläſt Jakobus weiße Wölkchen in die Höh', ſind's Winterblüthen zu vielem Schnee. — Jakobus in ſonnenheller Geſtalt macht uns die Weihnacht kalt. — Iſt's in der erſten Auguſtwoche heiß, bleibt der Winter lange weiß. — Im Auguſt Wind aus Nord, jagt Unbeſtändigkeit fort. — Mehlthau im Auguſt iſt ſehr ungeſund, ungereinigt Obſt bring' nicht in den

Dezember 1855

Alter. **November.**

Sonn.	1 Eligius	♍	☾ 2. 38′ N. ☾Erdf. ☿ iſt	19 Eliſabeth

49 Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2 **1. Advent**	♍	Balbina. in den erſten Tagen	20 **24. n. Tr.**
Mont.	3 Franz Xav.	♎	des **Mon.** noch keine ¼ St.	21 **Mar. Opf.**
Dienſt.	4 Barbara	♎	lang ſichtbar, er verſchw. zur	22 Cäcilia
Mittw.	5 Criſpina	♎	Zeit ſeiner gr. weſtl. Aus-	23 Clemens
Donn.	6 Nicolaus	♏	☾☋. weich. am 11. ♀ behält	24 Joh. v. Kr.
Freit.	7 Ambroſius	♏	faſt währ. d. ganz. **Mon.** die	25 Katharina
Sonn.	8 **Mar. Empf.**	♐	lange **Dauer** ihr. **Sichtbark.**,	26 Konrad

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	9 **2. Advent**	♐	● 10. 46′ V. Leocadia.	27 **1. Advent**
Mont.	10 Judith	♑	am Ende iſt ſie noch	28 Günther
Dienſt.	11 Damaſus	♑	☿ gr. weſtl. Ausw. ♀ gr. w. A.	29 Saturnin
Mittw.	12 Epimachus	♑	3¼ St. ſichtbar. ♂ geht jetzt	30 Andr. Ap.
Donn.	13 Lucia	♒	♂ in ♎. immer früher auf,	1 **Dezember**
Freit.	14 Nicaſius	♒	☾Erdn. am Ende des **Mon.**	2 Balbina
Sonn.	15 Euſebius	♓	um **Mittern.** u. bleibt nachh.	3 Franz Xav.

51 Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	16 **3. Advent**	♓	☽ 7. 24′ V. Adelheid. auf.	4 **2. Advent**
Mont.	17 Lazarus	♈	noch 6 St. vor **Anfang** d.	5 Criſpina
Dienſt.	18 Wunibald	♈	**Morgend.** ſichtbar. ♃ geht	6 Nicolaus
Mittw.	19 **Quat.** †	♉	Remeſius. ☾☊. ♄☍☉. im-	7 Ambroſius
Donn.	20 Julius	♉	mer früher unter, auf. um 10,	8 **Mar. Empf.**
Freit.	21 Thom. A. †	♊	zuletzt um 8½ U. **Abends**, u.	9 Leocadia
Sonn.	22 Gr. S. P. †	♊	☉ in ♑. Wint.-Anf., kürzſt.	10 Judith

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	23 **4. Advent**	♋	○ 11. 7′ V. Dagob. Tag.	11 **3. Advent**
Mont.	24 Adam, E. †	♋	wird auf. 5, zuletzt 3½	12 Epimach.
Dienſt.	25 **H. Chriſtt.**	♋	**St.** lang zu ſehen ſein. ♄	13 Lucia
Mittw.	26 **Stephan**	♌	kommt am 19. in **Gegenſch.**	14 **Quatemb.**
Donn.	27 **Joh. Ev.** *	♌	♃ rechtl. mit der **Sonne**, wo	15 Euſebius
Freit.	28 Unſch. K.	♍	er um **Mittern.** ihr gegenüb.	16 Adelheid
Sonn.	29 Thomas C.	♍	☾Erdf. im **Süden** ſteht. ♅ iſt	17 Lazarus

53 Von Simeon und Hanna, Luc 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	30 n. **Chriſtt.**	♍	☾ David. auf. **die Nacht**	18 **4. Advent**
Mont.	31 Sylveſter	♎	12. 32′ **N.** hind. **ſichtbar.**	19 Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 1. Dezember gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Sonntag den 9. Dezember um 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der neue Mond.
Sonntag den 16. Dezember gegen halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 23. Dezember nach 11 Uhr Vormittags der volle Mond.
Montag den 31. Dezember gleich nach halb 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 5., Faſten, Belagerung Jeruſalems am 19. Dezember.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 15 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 45 M.
11	7 59	7 54	3 52	16 1
21	7 52	8 2	3 54	16 8

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds. 11 34	Bei Tage	1
Morg.		2
12 43		3
1 52		4
3 3		5
4 17		6
5 38		7
6 56	Abds.	8
	3 25	9
	4 15	10
Bei Tage	5 24	11
	6 46	12
	8 14	13
	9 43	14
	11 8	15
	Morg.	16
	12 32	17
	1 54	18
	3 17	19
	4 40	20
	6 3	21
Abds.	7 23	22
3 30	8 32	23
4 30		24
5 40		25
6 53	Bei Tage	26
8 6		27
9 18		28
10 27		29
11 36		30
Morg.		31

Wächter-Ruf zum Jahres-Schluſs.

Nicht hoch dünkt euch in eurer Pracht,
Bald habt ihr Andern Platz gemacht;
Was euch am meiſten ſchien zu prangen,
Im Nichts iſt es zuerſt vergangen —
'ſ hat Zehn geſchlagen!

Die Dunkelheit der Grabesnacht
Hat einſt uns Alle gleich gemacht,
Und eitle Hoheit fragt im Bangen:
Wer nun wird Himmelslicht erlangen —
'ſ hat Elf geſchlagen!

D'rum nehmt euch vor euch ſelbſt in Acht
Und trotzet nicht auf Glanz und Macht;
Die ſich nicht los vom Staube rangen,
Die werden nichts von Gott empfangen —
'ſ hat Zwölf geſchlagen!

Mund. — Sind Laurentius und Bartholmäus ſchön, iſt guter Herbſt vorauszuſehn. — Schön Wetter zu Mariä Himmelfahrt, verkündet Wein von beſter Art. — Wenn großblumig wir viele Diſteln erblicken, will Gott gar guten Herbſt uns ſchicken. — September-Gewitter ſind Vorläufer von ſtarkem Wind. — Sanct Michaels-Wein wird Herren-Wein ſeyn, Sanct Gallus-Wein iſt Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaelis noch hier, haben bis Weihnacht lind Wetter wir. — Warmer Oktober bringt fürwahr uns ſehr kalten Februar. — Froſt und Schnee im Oktober ſind Boten: der Januar ſey gelind. — Oktober-Gewitter ſagen beſtändig: der künftige Winter ſey wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen ſie mit dem Winter handeln. — Aller-Heil'gen bringt Sommer für alte Weiber, der iſt des Sommers letzter Vertreiber. — Aller-Heil'gen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sanct Martin ſetzt ſich ſchon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sanct Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft Katharina vor Froſt ſich Schutz, ſo watet man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich Jahr, ſind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reichlich Korn auf der Höh'. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, d'rum wird er verlängert acht Tage danach. — Der heil'ge Chriſt will 'ne Eisbrücke haben, fehlt ſie, wird ſelbſt er damit ſich begaben. — Je dunkler es über Dezember-Schnee war, je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.

Zeitrechnung des Jahres 1855.

Das gegenwärtige 1855ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und 1 Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1854 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 8. April, und im alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 27. März, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen beweglichen Feſte nach dem alten Kalender an denſelben Tagen gefeiert werden als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 4 Uhr 7 Minuten Morgens nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 22. Juni um 1 Uhr 8 Minuten Morgens. Der Herbſt am 23. September um 3 Uhr 19 Minuten Nachmittags. Der Winter am 22. Dezember um 9 Uhr 8 Minuten Vormittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen die drei erſten in einzelnen Theilen von Europa geſehen werden, aber nicht alle drei an demſelben Orte.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine totale, und tritt am 2. Mai in den Morgenſtunden ein. Sie iſt ihrem ganzen Verlaufe nach in Amerika ſichtbar. In Europa und Afrika wird man nur die erſte Hälfte bis des Anfangs ſehen. Der Anfang findet am 2. Mai um 2 Uhr 42 Minuten Morgens ſtatt. Der Anfang der totalen Verfinſterung um 3 Uhr 41 Minuten Morgens. Die Mitte der totalen Finſterniß tritt um 4 Uhr 32 Minuten Morgens ein. Wenige Minuten nachher geht der total verfinſterte Mond um 4 Uhr 38 Minuten unter.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine partielle, die am 6. Mai in den Frühſtunden eintritt. Sie iſt im nördlichſten Theile von Europa, dem größten Theile von Aſien und dem nördlichen Theile von Nordamerika ſichtbar. Von den bei dieſem Kalender angenommenen Orten wird nur Königsberg einen ſehr kleinen Theil ſehen. Für Köln iſt ſie nicht ſichtbar, da das Ende noch vor Aufgang der Sonne ſtattfindet.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine totale und tritt am 25. Oktober in den Frühſtunden ein. Dieſe Finſterniß iſt ihrem ganzen Verlaufe nach in Amerika ſichtbar. Den Anfang wird man im weſtlichen Europa und Afrika, das Ende im nordöſtlichen Theile von Aſien ſehen. Der Anfang findet am 25. Oktober um 6 Uhr 11 Minuten ſtatt. Bald nachher noch vor dem Anfange der totalen Verfinſterung geht der verfinſterte Mond um 6 Uhr 37 Minuten unter.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine partielle und tritt am 9. November in den Abendſtunden ein. Sie iſt hauptſächlich im ſüdlichen Eismeer und einem kleinen Theile von Neuholland ſichtbar.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1855.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Standpunkte nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Waſſermann verändern, und ſteht am 9. September um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben λ bezeichnet iſt.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er verweilt das ganze Jahr im Zeichen des Stiers. Im Anfange des Jahres iſt er noch rückgängig, wird aber am 21. Januar rechtläufig und ſteht dann um 3 Viertel auf 8 Uhr Abends im Süden. Bis gegen die Mitte Aprils wird man ihn noch in der Abenddämmerung ſehen können, dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 7. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Mai, Juni und faſt den ganzen Juli verdeckt ihn, da er nur einem Sterne ſechster Größe gleichkommt, die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge. Dann wird er immer früher und früher aufgehen und ſichtbar ſeyn, am 26. Auguſt rückgängig werden und am 11. November im 19ten Grade des Zeichens des Stiers in Gegenſchein mit der Sonne kommen, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht. Um dieſe Zeit iſt er am beſten zu ſehen. Er bleibt rückgängig bis Ende des Jahres. Seine Bedeckung durch den Mond am 21. März um 2 Uhr Nachmittags wird höchſtens durch ſehr gute Fernröhre ſichtbar ſeyn.

Saturn.

Saturn iſt ebenfalls im Januar und Anfange des Februar noch rückgängig, jedoch am 10. Februar wird er rechtläufig und ſteht dann um 7 Uhr Abends im Süden. Vom Anfang des Jahres bis zur Mitte des Mai wird man ihn noch am Abendhimmel erblicken. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 10. Juni in Zuſammenkunft mit der Sonne, und fängt von der Mitte des Juli an, ſich am Morgenhimmel zu zeigen. Er geht nun immer früher und früher auf, wird am 13. Oktober rückgängig und kommt am 19. Dezember im 30ſten Grade des Zeichens der Zwillinge in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht. Bis Ende des Jahres bleibt er rückgängig.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen des Waſſermanns. Nur in den erſten Tagen des Januar wird man ihn noch am Abendhimmel erblicken, dann kommt er am 30. Januar in Zuſammenkunft mit der Sonne und bleibt ſeines niedrigen Standes wegen in den Sonnenſtrahlen und der Dämmerung verborgen, bis er in der Mitte des April am Morgenhimmel ſich zu zeigen anfängt. Am 16. Mai tritt er in das Zeichen der Fiſche, wird am 23. Juni rückgängig und kehrt am 2. Auguſt wieder in das Zeichen des Waſſermanns zurück. Am 21. Auguſt kommt er im 29ſten Grade des Zeichens des Waſſermanns in Gegenſchein mit der Sonne und ſteht ihr um Mitternacht gerade gegenüber im Süden. Im Anfange des September verweilt er noch die ganze Nacht am Himmel, Ende dieſes Monats geht er aber ſchon um 2 Uhr Morgens unter. Am 19. Oktober wird er wieder rechtläufig, wodurch er am 27. Dezember wieder in das Zeichen der Fiſche eintritt. Er iſt bis zu Ende des Jahres immer früher und früher untergegangen, ſo daß er am Ende Dezember bereits um halb 9 Uhr Abends untergeht, alſo nur im Ganzen noch viertehalb Stunden ſichtbar iſt.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocäa, Proſerpina, Euterpe.

Dieſe 27 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem man ſchon längſt Planeten vermuthet hatte. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 23 erſt ſeit 8 Jahren. Nur mit guten Fernröhren ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars iſt in den erſten Tagen des Jahres eine halbe Stunde am Abendhimmel ſichtbar. Bald darauf wird er nur noch eine Viertelſtunde ſichtbar bleiben, beſonders auch am 7. und 8. Februar, wo er in eine merkwürdige Nähe zu Merkur und Venus kommt. Er iſt aus dem Zeichen des Waſſermanns in das der Fiſche getreten. Vom 11. Februar etwa an wird er in der Dämmerung verſchwinden und den März, April, Mai, Juni und ſelbſt die erſte Hälfte des Juli hindurch nicht geſehen werden. Er iſt am 10. April in Zuſammenkunft mit der Sonne gekommen und durchläuft die Zeichen der Fiſche, des Widders, des Stiers und der Zwillinge. Erſt im Zeichen des Krebſes wird er Ende Juli eine Stunde, Ende Auguſt drittehalb Stunden, Ende September, wo er in das Zeichen des Löwen eingetreten iſt, viertehalb Stunden und Ende Oktober, wo er das Zeichen der Jungfrau erreicht hat, fünftehalb Stunden am Morgenhimmel ſichtbar werden. Dieſe Dauer der Sichtbarkeit nimmt im November und Dezember, wo er in das Zeichen der Waage tritt, noch zu, ſo daß er in den letzten Tagen des Jahres 7 Stunden lang ſichtbar iſt. Dabei iſt er immer rechtläufig geblieben und nicht in Gegenſchein mit der Sonne gekommen. Seine Bedeckung vom Monde am 16. Mai um Mittag wird höchſtens durch gute Fernröhre beobachtet werden können.

Venus.

Venus wird im letzten Drittel des Januar auf eine halbe Stunde als Abendſtern ſichtbar werden und von da an wird die Dauer ihrer Sichtbarkeit bis zu drittehalb Stunden von Ende April bis Ende Mai zunehmen. Von Anfang Juni an verkürzt ſich die Zeit, in der man ſie am Abendhimmel ſieht, immer mehr bis zu Ende Auguſt, wo ſie in den Sonnenſtrahlen verſchwindet, aber vorher noch am 12. Auguſt hat ſie den Zeitpunkt ihres größten Glanzes als Abendſtern erreicht. Sie bleibt jetzt in den Sonnenſtrahlen verdeckt, bis ſie nach ihrer Zurückkunft von der untern Zuſammenkunft mit der Sonne, welche am 1. Oktober ſtattfindet, vom 10. Oktober etwa an anfängt am Morgenhimmel ſich zu zeigen. Am Ende November bleibt ſie ſchon 4 Stunden ſichtbar, wobei ſie auch am 22. November die Periode ihres größten Glanzes als Morgenſtern durchläuft. Am Ende des Jahres iſt ſie nicht völlig ſo lange, doch aber noch viertehalb Stunden ſichtbar.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hinter einander aufzufinden. In dieſem Jahre, doch nicht ſehr vortheilhaft, viermal. Zuerſt wird man ihn am 7. und 8. Februar in ſehr großer Nähe von Venus und Mars als Abendſtern, aber nur etwa eine Viertelſtunde lang am Abendhimmel ſehen können. Er wird nachher während des Februar etwa drei Viertelſtunden lang ſichtbar bleiben. Im Anfange des Juni wird er wiederum auf eine Viertelſtunde als Abendſtern bemerkt werden können und ſpäter ebenſo kurze Zeit als Morgenſtern in den letzten Tagen des Juli und den erſten des Auguſt. Etwas längere Zeit wird man ihn vom 10. bis 30. November als Morgenſtern am Morgenhimmel ſehen können. Am längſten etwa am 26. November, während drei Viertelſtunden. Eine Bedeckung des Merkur durch den Mond am 16. Mai um 9 Uhr Morgens wird höchſtens mit ſehr guten Fernröhren beobachtet werden können.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten
nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Hauptmann im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dezember 1838. — 2) Die Kaiſerin von Rußland, geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Major, Commandeur der erſten Garde-Cavallerie-Brigade ꝛc. 2) Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Februar 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Die Gemahlin des Erbprinzen von Sachſen-Meiningen, Friederike Luiſe Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 3) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Major ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Oberſt ꝛc.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten ꝛc., erſter Curator der Artillerie- und Ingenieur-Schule. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt 1811.

Anhalt-Deſſau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden.

Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826, folgte als Regent ſeinem Vater an Stelle ſeines Bruders am 24. April 1852. — Ludwig, Großherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern.

Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien

Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831
Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des
verſtorbenen vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp
Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg.
7. April 1831, verm. 4. Sept. 1844 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs
beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel.

Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg.
25. April 1831.

Dänemark.

Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum
zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs
von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich.

Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853
mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter
Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. November 1836 mit Maria Friederike Amalie,
Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10.
Febr. 1840 mit Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-
Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von
Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover.

Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den
18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe
Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt
Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel.

Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt).

Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833
mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von
Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg.

Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg.

Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm.
10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs
Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroß-
herzog, geb. 16. Nov. 1852

Kirchenſtaat.

Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg.

Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft
ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Tochter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater
Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein.

Alois Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20. April 1836, verm. 8
Aug. 1831 mit Franziska, Gräfin von Kinsky, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe.

1. Lippe-Detmold.

Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Jan. 1851, verm. 17. April
1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth v. Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg.

Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787,
verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Vater-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb.
26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio und Guaſtalla.

Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau.

Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Franz d'Aſſis Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Jan. 1836.

Niederlande.

Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich.

Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Marie Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837.

Parma und Piacenza.

Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorbenen Herzogs von Berry, Witwe des erm. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal.

Pedro II de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna Maria II da Gloria. — Vater des Königs: Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß.

1. Reuß-Greiz.

Heinrich XX, Fürſt, geb. 29. Juni 1794, reg. 31. Okt. 1836, wieder verm. 1. Okt. 1839 mit Karoline Amalie Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Guſtav zu Heſſen-Homburg, geb. 19. März 1819. — Heinrich XXII, Erbprinz, geb. 28. März 1846.

2. Reuß-Schleiz.

Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland.

Nikolaus I Pawlowitſch, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entſpricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna (zuvor Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine), Schweſter des Königs von Preußen, geb. 13. Juli 1798. — Großfürſt Alexander Nikolajewitſch Ceſarewitſch, Thronfolger, geb. 29. April 1818.

Sachſen.

I. Albertiniſche Linie.

Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie.

1. Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm 8 Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24 Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg.

Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha.

Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, verm. 12. April 1842 mit Adelheid Franziska Rainera Eliſabeth Klotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich, geb. 3. Juni 1822. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg.

1. Schwarzburg-Sondershauſen.

Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten v. Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5 Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt.

Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. Nov. 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Joſephine Maximiliane Eugenie, Schweſter des verſt. Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826.

Spanien.

Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10 Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Marie Iſabelle, Prinzeſſin von Aſturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzeſſin.

Toskana.

Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck.

Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg.

Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſt. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Kalender-Allerlei.

Man muſs ſich finden!

Es will mir gar nicht in den Sinn,
Daß ich nicht reich geworden bin,
Mich Sorg' und Mühe plagen;
Wie könnt' ich's haben auf der Welt,
Wie könnt' ich leben, hätt' ich Geld —
Es würde mir behagen!
Nun geht's mir doch im Kopf herum:
Ich bin nicht reich — das find' ich dumm!

So Wagen, Pferde, Schmaus und Wein,
Theater, Schloß und Feld und Hain,
Das könnt' ich Alles haben!
Das ganze Jahr auf Reiſen geh'n,
Das ſchönſte Weib mir auserſeh'n,
Mich ganz in Luſt begraben! —
Es fährt mir kribblich durch den Sinn,
Daß ich nicht reich geworden bin!

Ich bin indeß einmal nicht reich,
Und denk' ich nach, iſt's mir auch gleich,
Was hat man denn vom Haben?
Auf Reiſen brauch' ich nicht zu geh'n,
Will nicht nach ſchönen Weibern ſeh'n,
Am Acker fleißig graben;
Da wird's mir endlich ganz zu Sinn,
Daß ich nicht reich geworden bin.

„Perlen bedeuten Thränen.“

Der Weltgeiſt, welcher das All ſchuf, zürnte dem ſündigen Menſchengeſchlecht, als er ſich überzeugte, es wende ſich mehr und mehr zum Böſen. Da gedachte er zu verſuchen, ob denn nicht ein Häuflein möchte bewahrt werden vor dem Einfluß der Verführung. Auf das allmächtige „Werde!“ erhob ſich mitten aus den Meereswogen ein Inſel-Paradies, ſtets grünend, blühend und fruchtend, und der Allmächtige ſchuf einen Engel, der ſollte ſchweben über der Inſel, bei den Bewohnern ſeyn, ſie zu warnen und zu leiten, wenn ſie abweichen wollten vom Pfade des Rechten und Edeln. Lange hielt ſich das jugendliche Geſchlecht rein von gefährlichen Trieben und Thaten, aber bald gewahrte der Engel zwei aus dem Abgrunde geſtiegene Weſen, deren Umgang mit den Bewohnern immer zerſtörender wirkte. Nichts halfen die Warnungen und Bitten des Engels, ſich der geſpenſtigen Macht jener Weſen zu entziehen; ihre Gewalt ſteigerte ſich, mit jedem Tage wurden die Verheißungen, welche dem ſchon in der Irre ſchweifenden Sinn der Menſchen ſchmeichelten, verlockender. Unfrieden kam unter die einſt glücklichen Bewohner, Feindſchaft zerriß die Familienkreiſe, die Liebe wich aus den Herzen, und von zehen Seelen konnte der trauernde Engel kaum eine dem Beſſeren erretten. Und wer waren jene zwei Geſchöpfe des Abgrundes, die gleißneriſch das Verderben zum Gebieter machten? — es war der Eigennutz und der Undank. — Als der Engel ſah, daß es ihm nicht mehr gelingen könne, dieſen Todfeinden des Guten mit ihrer Saat alles Ueblen zu wehren, als Groll und Haß ringsum herrſchten, auf der ſonſt ſo geſegneten Inſel Hader, Kampf und Mord weiter und weiter griffen, da flüchtete er und wandte ſich tiefbetrübt wieder hin zum Weltgeiſt. Schwebend über den Meereswogen blickte er noch einmal auf das Eiland, wo ſeine Hoffnungen vernichtet wurden, und ihm entfielen Thränen. Das Meer, ſelbſt tief bewegt vom Schmerz des Engels, fing dieſe Thränen auf und bewahrte jede in einer Hülle; — es waren die erſten Perlen, und da ſie ſich mehrten und noch mehren, ſind ſie der Beweis, daß die Engel oft weinten und noch weinen über die ſündigen Menſchen.

Ein Ausſpruch von Swift.

„Die Weltweisheit gleicht oft einer Waſchfrau, welche die Sitten und Begriffe der Menſchen reinigen ſollte; ſie verfährt aber dabei meiſt ſo ungeſchickt, daß ſie die moraliſchen Gebrechen einlaugt und die Begriffe zerſetzt.“

Glück und Wahrheit.

Sadi, der morgenländiſche Weiſe, erzählte einſt: Ein Blinder hatte eine gute aber häßliche Frau, die er ſehr liebte. Und der Arzt ſprach zu ihm: „Ich will Deine Augen wieder öffnen, damit Du die Herrlichkeiten der Welt ſchaueſt!“ — Der Blinde antwortete: „Seyd geſegnet für Euern guten Willen, obwohl er mir nicht nützen kann. Ich habe gehört, meine Frau, in deren Liebe ich ſo glücklich bin, ſey häßlich; aus Furcht nun, ich könnte undankbar ſeyn, bitt' ich: Laßt mir meine Blindheit!" — Und als Sadi dies erzählt hatte, fragte er: „Was ſoll dem Menſchen mehr gelten: ſein Glück oder die Erkenntniß der Wahrheit?" Er beantwortete dieſe Frage nicht; einer der Umſtehenden aber ſprach: „Sadi, Dein Blinder war nicht glücklich, denn er fürchtete ſich vor der Wahrheit. Hätte er dieſe erkannt, und danach ſeine Pflicht gethan, ſo würde er die Furcht verloren und das Glück gefunden haben!" — Und Sadi ſprach mit Freudigkeit: „Er hat recht, Brüder! Gehet hin und thut danach!"

Anklänge.

Es iſt richtig.

Wer ſelbſt ſich durch und durch gefällt,
Der meint auch Andern zu gefallen,
Und wer ſich ſelbſt zum Narren hält,
Gefällt auch unter Narren Allen.

Prüfe ſelbſt!

Das allgemeine Meinen
Iſt meiſtens noch gemein,
Und kann d'rum nur der Kleinen
Und Thoren Richtſchnur ſeyn.

Wie man's thut!

Was du thuſt, wird immer nichtig,
Fehlet dir Beharrlichkeit;
Was du thuſt, belohnt die Zeit,
Handelſt du ſtets folgerichtig.

Mangel an Erkenntniß.

Grimmig von dem Daſeyn ſagen:
Pein ſey's nur, iſt Unverſtand;
Wer ſich ſtets ergießt in Klagen,
Hat nur Freuden ſtets verkannt.

Sicherer Weg.

Glaub' es, Selbſterkenntniß iſt
Inhalt alles Heils auf Erden;
Forſche täglich, was du biſt, —
Dann wirſt du was Tücht'ges werden.

Innen iſt Reichthum.

Wie oft getäuſcht, wie oft er irrt,
Stets bleibet reich, wer innen warm;
Doch wem's da immer kälter wird,
Den läßt auch aller Reichthum arm.

Die Ueberraſchung.

Sartines, Polizei-Lieutenant von Paris unter Ludwig dem Funfzehnten, war berühmt wegen der wunderbaren Schnelligkeit, mit welcher er alle Vorgänge in der franzöſiſchen Hauptſtadt zu ſeiner Kenntniß zu bringen wußte. Ein Beamter aus Lyon äußerte einmal, daß er nicht zweifle, ohne Wiſſen des Herrn von Sartines nach Paris kommen zu können. „Verlaſſen Sie ſich nicht zu feſt darauf“, erwiederte der Lieutenant. Sechs Monate ſpäter hatte Jener Gelegenheit, die Hauptſtadt zu beſuchen. Eingedenk des erwähnten Geſprächs, betrat er dieſelbe bei Nacht und miethete ſich unter falſchem Namen eine ganz geringe Wohnung in einem ſonſt nur von wenig begüterten Leuten aufgeſuchten Stadttheil. Kaum ſchimmert die Morgenſonne in die blinden Scheiben ſeines Fenſters, als ein reich betreßter Diener ihn aus dem Schlafe weckt und ihm einen Brief übergiebt. Es war eine Einladung zum Mittageſſen bei Sartines.

Rund.

Rund, rund! — was rund iſt, mir gefällt:
Der Wein aus runden Bechern ſprüht,
Die Lieb' in runden Augen glüht,
Und rund iſt auch das Geld.

Rund, rund! — was rund, iſt immer was:
Rund dreht ſich Gottes ſchöne Erd',
Ein Rundgeſang iſt auch was werth,
Und rund iſt unſer Faß.

Rund! — rund das Blut ſich ſchneller regt,
Umſchließen uns zwei Aermchen rund;
Wir küſſen friſch den runden Mund,
Wenn er's nicht rund abſchlägt.

Rund! rund der deutſche-Tanz ſich dreht;
Wenn der Pokal die Runde macht,
Da wird rundum geſcherzt, gelacht,
Wenn's nur zu rund nicht geht!

Vom Reichwerden.

Im Jahre 1803 ſtarb in Halberſtadt hochbeklagt der treffliche, durch Redlichkeit ehrwürdige Jude Iſrael Jakob, der ein großes Vermögen erworben hatte. Als ihn einſt ein Freund im Vertrauen darüber befragte, antwortete er: „Wie ich reich geworden? Davon bin ich reich geworden, daß ich die beſte Waare ſtets um Einen Groſchen theurer eingekauft und um Einen Groſchen wohlfeiler verkauft habe als andere Leute.“ — Wie das? — „So das: wenn die Haſenfelle, die Kalbs- oder Rindsfelle wohlfeiler waren, bezahlte ich für die beſte Waare gern Einen Groſchen mehr als Andere; wurden ſie theuer, ließ ich ſie gern um eben ſoviel wohlfeiler. Hab' ich doch nun immer die beſte Waare *bekommen* und die beſte Waare *geliefert*. Machte mir's doch großen Credit bei Denen, die verkauften ſowohl, als bei Denen, die kauften. Davon bin ich reich geworden und hab' mein Geſchäft mit fünf Gulden angefangen."

Schauſpieler und Beurtheiler.

Summe nur, Schmäher! verachte dich
Stolz, wie die Blume der Weſpe Stich;
Tragen doch dankbar von ihrem Seim
Tauſend von Bienen zu Honig heim.

„Hörſt du mich ſummen, ſo helf' ich nur
Suchen den Bienen die Honigſpur;
Denn ich befürchte, auf ihrem Raub
Finden ſie andern als Blüthenſtaub."

Papierſtreifen.

Es iſt eine Wahrnehmung, daß im Leben die Dummen am lauteſten und die Weiſeſten am ſchweigſamſten ſind; eine Verkehrtheit, bei der auch der Weisheit die Thorheit nicht immer abzuſprechen iſt.

Wenn die Menſchen ſtets nur ſagten, was ſie denken, wären von den verſchiedenen Anſichten mindeſtens neun Zehntheil gar nicht vorhanden.

Ein grämlicher Alter verräth, daß er ſein Leben nicht rein erhielt; denn das Alter lehrt von der Weltluſt geneſen, wenn es auf rechter Bahn erreicht iſt; der Weltluſt nur überdrüſſig ſeyn, bezeugt einen falſchen Gebrauch ſeiner Kräfte.

Wer ſich eifrig und unaufhörlich nach Ehren drängt, der hat irgendwo Schande zu bedecken und will dazu die Mittel an ſich reißen.

Viele Worte, wenig Gemüth! — denn der Verſtand gefällt ſich in Reden, die echte Empfindung iſt am thätigſten im Schweigen.

Für unſer Stammbuch.

Verkannt zu ſeyn
Und doch ſich nicht verwandeln,
Iſt Mild' und Kraft
In dem gerechten Handeln.

Laß Andre immerhin
Dein wundes Herz bedrücken —
Dich wird der heil'ge Kranz
Des Selbſtbewußtſeyns ſchmücken.

Und fühlen wirſt du bald
Wie aller Schmerz der Erde
Sich nur dem Menſchen naht,
Daß er geläutert werde.

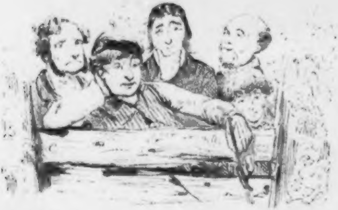
Oz.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

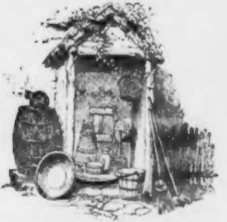
Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Einundzwanzigſter Jahrgang.



Gar Mancher ſchaut die Welt nur hinter ſeinem Zaun,
Gewahret Kecke nur und beutegier'ge Schreier;
Zur Vorſicht rathen wir, dem Tummeln nicht zu trau'n.
Man hadert da um Eure oder ungelegte Eier. —
Seyd heimiſch bei Euch ſelbſt, ſeyd Euer eig'ner Schutz,
An ſeinem Volke halt' ein Jeder treulich,
Seyd dienſtbar nicht dem engſten Eigennutz —
Dann wandelt Düſt'res ſich wohl noch erfreulich!

1855.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.



Freundes-Gruſs.

Mein heit'rer Blick ward neulich feſtgehalten
Im Dorf vor einem reizend dürft'gen Raum,
Man ſah's ihm an, da herrſch' ein häuslich Walten,
Nicht Kampf um dieſes Daſeyns Traum und Schaum. —

Wie ſegensvoll dem Menſchen iſt Beſchränkung! —
O glaub' es mir und ſuche Traulichkeit; —
Das winket Rettung Dir vor Haß und Kränkung,
Die üppig wuchern als das Gift der Zeit.

Da iſt ein Wühlen, Drängen und Verbittern,
Des Fleißes Frucht benagen Grimm und Gier,
Die Redlichkeit darbt unter bangem Zittern,
Denn Liſt des Trugs gilt als des Lebens Zier. —

Gewinne, wenn Du kannſt, Dir ſtille Enge,
Vermeide ſorgſam aller Wirren Spur,
Und vor Genußſucht, aufgezwängt der Menge,
Entflieh' in Zuflucht, wo noch weilt Natur.

Zufrieden dort, fern von des Neides Quälen,
Iſt mehr des Glücks, als wenn Du ſtets begehrſt;
Du haſt ſolch reiches Glück, willſt Du nur zählen
Was Du beſitzeſt, nicht was Du entbehrſt.

Genügſam thätig ſchaff' im Kreis der Deinen,
Und fröhlich wachſ' in Einfachheit hinein; —
Die Welt, wenn Alle ſolchem Ziel ſich einen,
Von Freud' und Frieden müßt' erfüllt ſie ſeyn!

Gz.

Ein Haus
bei der Nicolai-Kirche in Berlin.

(Nach einer Urkunden-Sammlung.)

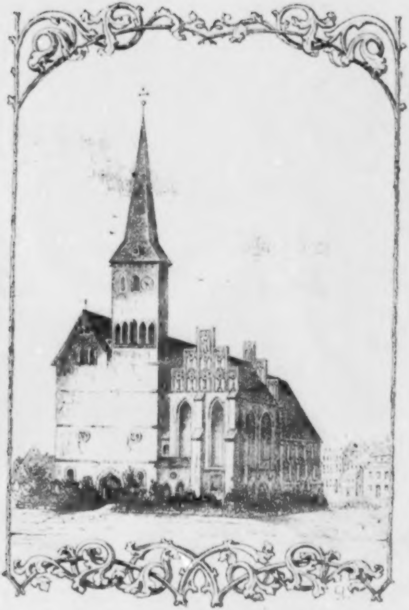
An dem ſonnigen achtzehnten Oktober des Jahres Eintauſendvierhundertfünfzehn ſollte in Berlin der ehemalige Statthalter Friedrich von Zollern im Schloſſe, genannt „das hohe Haus“,*) als künftiger Kurfürſt die Huldigung empfangen. In der Stadt war vom frühen Morgen an Berührigkeit unter den Bewohnern, und man hatte bereits Urſach genug, jenes Ereigniß nach ſchreckenvoller Zeit als Bürgſchaft beſſerer Zukunft zu betrachten.

Auch bei dem Schullehrer Timotheus Duchſtein, der im Erdgeſchoß eines, vormals ſeinem Großvater zu eigen geweſenen Hauſes auf dem Nicolai-Kirchhofe zur Miethe wohnte, war rüſtige Bewegung, denn der noch ſehr junge Mann, dem man nach ſeines Vaters Tode die Schule anvertraut hatte, wollte, daß der „illuſtre Actus“ nicht nur von ſeiner Schweſter Dorothea, ſondern auch von mehreren ſeiner Schüler durch Anſchau mit „celebriret“ werde. Sein Jugendgefährte David Spendelin, Secretarius genannt, aber eigentlich nur mit zweifelhafter Anwartſchaft auf feſtes Amt als „Diätarius“ im „hohen Hauſe“ beſchäftigt, hatte verſprochen, die kleine Schaar abzuholen und an einen Ort zu führen, wo ſich Alles „beſtens obſerviren“ laſſe. Bald müßt' er nun kommen, und die eben ſo jugendliche als anmuthige Dorothea zeigte wenig Luſt zur Begleitung.

„Du weißt, lieber Bruder“, ſagte ſie, „ich bin kummervollen Gemüths und unempfänglich für jede Luſt wegen des Prozeſſes, den Michael Winne gegen uns anhängig gemacht hat.“ — „Deshalb eben mußt Du mit hinein in den freudigen Tumult, da wechſelſt Du die Gedanken!“ entgegnete Timotheus. „Und überlege nur nochmals: wie oft hat uns der ſelige Vater erzählt, daß er an den alten verſtorbenen Lederhändler Winne ſeine Schuld abgetragen habe, eine Schuld, die er ſich auflud, weil er ſeinen Wunſch, die zierliche Abſchrift der Bibel zu erwerben, welche ein Franziskaner gefertigt, nicht überwinden konnte. Die Abſchrift koſtete freilich eine hohe Summe, die der Vater nicht beiſammen hatte.“ — „Der junge Winne macht es aber geltend, daß er im Beſitz des Schuldſcheins iſt, wonach auch die Erben zur Zahlung verpflichtet ſind!“ klagte Dorothea. — „Das

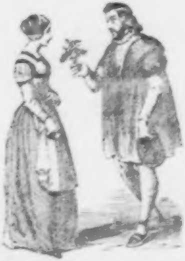
---

*) Jetzt verwandelt in das „Lagerhaus“.



wohl; wir wiſſen jedoch vom Vater, der alte Winne konnte den Schein nicht auffinden und gab einen Gegenſchein —." — „Den wir ſeit Wochen ſchon vergebens ſuchen", fiel Dorothea mit dauernder Beklemmenheit ein, „und der Michael Winne wird jegliches Mittel anwenden, uns zu kränken, da ich die Bewerbung des zudringlichen und mir widrigen Mannes endlich unumwunden abwehren mußte." — „Du haſt recht gethan, den obwohl durch des Alten Hinterlaſſenſchaft reichen, doch nicht ſonderlich ehrenwerthen Lederhändler von Dir zu weiſen; alles Uebrige wollen wir Gott anheim ſtellen und für heut vergeſſen!" ſo ſchloß der Bruder, dem offenbar die böſe Angelegenheit auch den ſonſt heitern Sinn beſchwerte.

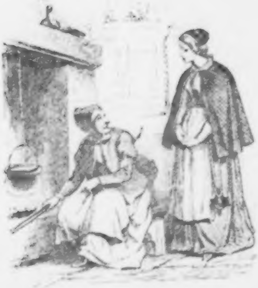
Eben trat David Spendelin ein, und mit unterwürfiger Gemeſſenheit in jeder Geberde Dorotheen ein paar Blumen überreichend, ſprach



er: „Kaum hab' ich's erwarten können, werthe Jungfer Duchſtein, des Glückes, Euch zu geleiten, theilhaftig zu werden, und dieſer Tag wird mir nicht nur wie ſämmtlichen Landeskindern, vielmehr auch dieſer mir ſelbſteigen widerfahrenden Gunſt wegen unvergänglich im Gedächtniß haften." — Erröthend nahm Dorothea die Blumen, dem Herren Secretarius mit Verneigung dankend; als er aber erfuhr, ſie wolle daheim bleiben, war der hübſche junge Mann ſichtlich ſo beſtürzt, daß er, die Blicke zu Boden geſenkt, unwillkürlich nur ſcheu zu erwiedern wußte: „Ach, wie durft' ich nur von ſo ſeligen Stunden träumen!" — Timotheus ſah die Schweſter bittend an und Dorothea ſchien dem Herrn Secretarius gegenüber den Willen verloren zu haben, denn ſie ſagte ſchüchtern: „Soll's denn ſeyn, ſo werdet Ihr mich bald wiederſehen“, und da ſie nur wenige Minuten zum Ordnen ihres ſchlichten Anzugs brauchte, befanden ſich die drei Perſonen, und ihnen nachziehend die Schüler, eine Viertelſtunde ſpäter auf dem Wege zum „hohen Hauſe“.

Spendelin brachte dort ſeine Schützlinge in ein Gemach, an dem man Alle, die bei dem geliebten Friedrich von Zollern ſich verſammelten, vorüber ſchreiten ſah, und dann vom Fenſter aus das Gewühl auf der Straße überſchauen konnte. Dorothea kam aber wirklich nicht zu unbefangener Theilnahme an dem wichtigen Ereigniß, denn auch Michael Winne, der einſt mit David Spendelin zu gleicher Zeit Schüler des alten Duchſtein geweſen, hatte ſich, durch Berufung auf die „Connexion“ mit dem Secretarius, wider deſſen Wunſch und Wiſſen einzuführen vermocht. Er meinte entdeckt zu haben, daß Spendelin, ob auch noch als ſeines Herzens Geheimniß, innige Liebe hege zu Dorotheen, die Winne mit heißer Leidenſchaft verfolgte. Seine Eiferſucht ließ ihm nun nicht Raſt noch Ruhe, er ſpähte nach allen Seiten hin, um ſich möglichſt überall einzudrängen, wo die reizende Dorothea anzutreffen war, und ihr Beiſammenſeyn mit Spendelin hinderte oder ſtörte er, wo und wie es irgend thunlich wurde. Dem argloſen Secretarius war dies Trachten entgangen, auch hatte er nicht erfahren, daß Winne durch einen Prozeß die Geſchwiſter Duchſtein, deren Einkommen nur zum Nothwendigſten hinreichte, in drückende Entbehrungen ſtürzen wollte, um Dorotheens Nachgiebigkeit zu erzwingen. Heut zum erſten Male ahnte Spendelin etwas von einem Zwieſpalt bei mancherlei kleinlichen Tücken, die aus Stachelreden Winne's hervorbrachen. In ſeiner mächtigen, ihm noch verhüllten Neigung zu Dorotheen gerieth der ſonſt ſtets beſcheiden zurückweichende Secretarius ſo in Harniſch, daß Winne endlich eine entſchiedene Zurechtweiſung hören mußte und nun voll ärgeren Ingrimms verſtummte, als Dorothea mit einer Thräne im Auge auf Spendelin ſtilldankend hinblickte.

In wachſendem Eifer beſchleunigte Winne den Prozeß, von dem ſeine Rachſucht mindeſtens hoffte, daß er die verhaßte Liebſchaft der ärmer werdenden Dorothea mit dem ſehr armen Secretarius zunicht machen müſſe. Vergebens ſuchten die Geſchwiſter täglich nach dem Gegenſchein und kamen zuletzt auf den Gedanken, Winne, als ehemaliger Schüler des alten Duchſtein mit dem Hausweſen der Familie völlig bekannt, könne ihn entwendet haben. Da ging Dorothea, ſich

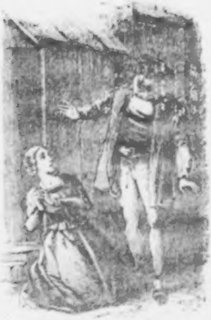


Raths zu erholen, heimlich zu der „klugen Mutter". So nannten leicht- und abergläubige Berliner eine Alte, die der Menſchen Schwäche ſchlau zu gängeln wußte, und wer die Meinung der ſorgenvollen Dorothea, ſie werde dort Hülfe finden, tadeln möchte, der ſehe ſich ja zuvor noch heut genau in Berlin um. Er wird entdecken, daß noch Mancher dem Handwerk Derer vertraut, die ſchon mit ihrem Namen Wahrſager oder Wahrſagerin lügen; auch ſchmucke Kutſchen kann er ſogar vor den Wohnungen ſolcher Leute halten ſehen. Gleiches läßt ſich freilich in andern Städten ebenfalls erfahren, und die neueſte Zeit liefert gefährliche und lächerliche Beiſpiele genug zum Beweiſe, man habe erſt die Gegenwart zu vergeſſen, will man die Leichtgläubigkeit, den Aberglauben und die Selbſttäuſchung der Vorfahren verſpotten.

Die „kluge Mutter" hatte wirklich Rath für Dorotheen. Sie gab einen Spruch an, den die Jungfrau in der Mitternachtſtunde drei Mal herſagen und dabei ununterbrochen an der Nicolai-Kirche rundum gehen, aber Niemand etwas davon verrathen ſolle. Es war am 5ten Dezember 1415, und die „kluge Mutter", Alles zu ihrem Zweck und beſter Ausbeute benutzend, prägte der Jungfrau noch ein: der Rath müſſe in nächſter Nacht befolgt werden, denn mit deſſen erſter Stunde beginne der Nicolaus-Tag, was an dieſer Kirche von beſonders erſprießlicher Vorbedeutung ſey. Dorothea ermuthigte ſich zu dem für ſie ſo ſchweren Werke; bei dem zwölften Glockenſchlage ſchlich ſie aus ihrem Schlafgemach, ſchob ſacht den Riegel an der Hausthür zurück und trat hinaus in die Dämmerhelle des Mondlichts. Unſtät ſchaute ſie von den Treppenſtufen nach Rechts und Links, lauſchte, ob ſie Geräuſch vernehme, und da ſie nichts ſah, nichts hörte, begann ſie zitternd den Rundgang um die Kirche, wobei ſie, himmelan blickend, mit bebendem Tone ſprach:

„Sancta Maria, ſchütze dieſen Gang,
Ich bete zu Dir aus Schmerzensdrang:
Maria, entdecke den Dieb Deinem Kind!
Jetzt ruft Maria: „Binde, Sanct Peter, bind!“
Sanct Peter ſpricht: „Geſcheh's mit einem Band,
Gebunden durch Chriſti ſelbſteigene Hand;
Dem Dieb fehlt's an Raſt nun ſo Tag als Nacht,
Bis reuig den Raub er zurücke gebracht!“
Sancta Maria, ich bete zu Dir,
O ſende in Gnaden Sanct Peter mir!“

Wie vorſichtig Dorothea an der Hausthür mit Aug' und Ohr geweſen, dennoch blieb ein Zeuge unbemerkt. David Spendelin, der von ſeinem ſehr geringen Einkommen die kränkelnde Mutter und einen jüngeren Bruder unterſtützte, hatte bis ſpät in der Nacht an Abſchriften gearbeitet, die ihm zu einem Nebenerwerb dienten, und konnte ſich's dann nicht verſagen, auch jetzt noch, wie er jeden Abend that, an der Duchſtein'ſchen Wohnung vorüberzugehen oder, an eine Kirchthür gelehnt, träumeriſch nach den Fenſtern zu ſchauen. Hier ſtand er, als zu ſeinem Erſtaunen die Jungfrau ſichtbar wurde; er drückte ſich in jene Ecke der Kirchthür, welche durch die Mauer gegen jeden Hinblick von den Treppenſtufen, wo Dorothea ſtand, gedeckt war. So ward er Zeuge der ſeltſamen Begebenheit und hoffte, es unentdeckt zu ſeyn, worin er ſich aber täuſchte. Denn als Dorothea die Vorſchrift der „klugen Mutter“ erfüllt hatte und in das Haus zurück wollte, kam ſie von einer andern Seite, und indem ſie wieder um ſich ſpähte, ob auch jetzt Niemand in der Nähe ſey, mußte ſie die Mannsgeſtalt gewahren. Ohne anfangs Spendelin zu erkennen, ſchwankte ſie und mit dem Ruf: „Jeſus, mein Heiland!“ fiel ſie auf ihre Kniee. — „Vergebt, Jungfer Duchſtein“, flüſterte der erſchrocken herbeieilende Spendelin, „vergebt!“ — Dorothea erkannte ihn jetzt, erhob ſich wie friſch belebt und ſagte nur leiſe: „Gott habe Dank, Ihr ſeyd es, Herr Secretarius! — und ich weiß und fühl' es, Ihr



verrathet mich nicht, auch nichts von Dem, was Ihr etwa ſahet und darüber denkt; des Räthſels Löſung ſoll Euch ſeiner Zeit durch meinen Bruder werden — nehmt gute Nacht!" Einen Augenblick darauf war ſie flüchtigen Fußes entſchlüpft und Spendelin hörte das Verſchieben des Riegels an der Hausthür. Sinnend verweilte er lange an dieſer Stelle, ihm war, als berge ſich in dem wunderlichen Begegniß für ihn Freudiges. Zu erklären wußt' er's nicht, kam jedoch bei aller Nachdenklichkeit mit leichterem Athem heim.

Der Rath der „klugen Mutter" fruchtete nicht, das verhängnißvolle Blatt war und blieb verſchwunden; der Prozeß aber ſchritt langſam vor, und ein Antrag der Geſchwiſter Duchſtein, es beeidigen zu wollen, daß ihr Vater oft von dem empfangenen Gegenſchein geſprochen, wurde rechtlich weder für zuläſſig noch erheblich gehalten. Noch ehe aber Timotheus mit Spendelin ſprach, erfuhr dieſer durch Winne ſelbſt, der ihn zu ſich einlud, von der Streitſache, indem der Boshafte trüglich that, als wolle er den Secretarius zum Vermittler wählen. Winne geſtand, es ſey ihm durchaus nicht um das Geld, er müſſe Dorotheen gewinnen, und dann legte er dem armen Spendelin eine namhafte Summe hin für ſich ſelber, und noch eine, um damit den Timotheus Duchſtein günſtig zu ſtimmen. Hienach geriethe Beide in heißen Wortwechſel, und da Winne von ſeinem hinterliſtige Verfahren nicht ablaſſen wollte, ſtrafte ihn ſchließlich der redlich Spendelin mit ſchlichten, aber derbdeutſchen Worten.

„Du biſt“, ſagte er, „im Beſitz der einträglichen Lederhandlun Deines Vaters und ſonſtiger reichen Erbſchaft. Die einſt wohlhabenden Duchſtein's verloren vom Vater auf den Sohn durch die wüſter Zeitläufte immer mehr und die jetzigen Geſchwiſter ſind arm. Auch wenn es wäre, wie Du behaupteſt, hätteſt Du von der Forderung abzuſtehen, ſchon deshalb, um nicht das Angedenken unſres ehrwürdigen Lehrers zu verletzen. Hat aber Derſelbige geäußert, die Schuld ſey bezahlt, ſo iſt ſie bezahlt, und können Dich die geängſtigten Geſchwiſter nicht abwehren, Gott, der Herr der Herren, wird's thun, und ihm iſt es ein Leichtes, Deiner Hartſinnigkeit ein Ziel zu ſetzen.“ — „Da hör' ich den knechtiſchen Verehrer der Jungfer Duchſtein“, antwortete Winne höhniſch, „er wird mir aber von dem Rechtsurtel keinen Buchſtaben wegſchwatzen.“ — „Mir iſt“, entgegnete der entrüſtete Spendelin, „die verſtändige und herzige Billigkeit werther als der zänkiſche Buchſtab, und obwohl ich weiß, die Wahrheit hat üble Aufnahme zu gewärtigen, und man heißt Den, der ſie nicht verhehlt, einen Narren, ſo ſag' ich Dir doch: Du begehſt ein grauſam Schelmſtück, windeſt Dich wie die Schlange und haſt Gift und Galle gleich ihr. Und nun will ich gern Narr heißen um den Preis, Dich niemals wiederzuſehen!“ — So wandte ſich Spendelin von dannen und Winne ſchickte ihm ein ſataniſches Gelächter nach.

Das Urtheil erfolgte im Januar 1416, und da die zu zahlende Summe durch die Prozeßkoſten ſich noch anſehnlich erhöhte, war den Geſchwiſtern Duchſtein die Entrichtung unmöglich. Timotheus bot Alles, was er für ſich beſaß, auch die Abſchrift der Bibel, die er ſo gern behalten hätte; nach der Schätzung reichte es aber nur zum geringſten Theil des Erforderlichen hin, und ſo wurde endlich die Abpfändung ſämmtlicher Habe der Geſchwiſter verfügt, wonach ſie indeß noch für einen bedeutenden Reſt zu haften hatten. Der Pfändungs-Vollſtrecker Hans Droſte, mit der Familie Duchſtein bekannt und an ihrer Biederkeit nicht zweifelnd, that am 14. Mai 1416 ſeine Pflicht mit blutendem Herzen, den Michael Winne verwünſchend, von dem der ſonſtige Kriegsmann in ſeiner durchſchlagenden Weiſe zornig ſagte: „Ich kenne den Buben, der gegen jeden Bedürftigen, ſey er noch ſo ehrenhaft, ſich hoffährtig brüſtet, als hätt' er einen Beſenſtiel im Rücken. Doch worauf trotzt er? Auf Geld und Gut, was nicht Er erworben hat, und doch thut er vornehm, wie der Koth, der zum Dünger geworden, und nun gefahren ſeyn will!“

Es war ein fürchterlicher Tag für die Geſchwiſter, und dennoch weinten ſie Freudenthränen, als Spendelin, der vernommen hatte, was geſchehen ſollte, ſehr erhitzt herbeieilte und zwei Mark, die er mühſam zuſammenbrachte, dem Droſte als Abſchlagszahlung darbot, ſich auch für das Ganze mitverbürgen wollte. Droſte überlegte, ob dies wenigſtens einen Aufſchub zuläſſig machen könne, der eben auch in das Haus gekommene Winne verlangte aber barſch, daß er im Ausräumen des Geräths ſich nicht unterbrechen ſolle. Da er ſogar ſelbſt Hand anlegen wollte, warf ihn der wackere Droſte mit kräftigem Arm mächtig zurück, ſo daß er gegen einen alten wurmſtichigen Schrank prallte, der ausgeleert bereits auf dem Hausflur ſtand. Von dem gewaltigen Stoß an die Mauer geworfen, brach der Schrank zuſammen, und plötzlich wurden durch den Zerfall Papiere ſichtbar, die ſich zwiſchen den Spalten der Rückwand eingeklemmt hatten. Droſte griff haſtig danach, und als er bei ſeiner Heftigkeit faſt gedankenlos das erſte Papier entfaltete, verſtummte er in Ueberraſchung, dann rief er jubelnd, indem er das Haupt entblößte: „Der höchſte Richter, der Allmächtige hilft Euch, hier iſt der Gegenſchein!“ — und bei dieſen Worten empfing Timotheus die Papiere.

„Wär' es möglich?“ fragte Dorothea. Ihr Athem ſtockte und ihr bleiches Antlitz überzog ſich mit Gluth, als ſie ihre Frage unter Schluchzen wiederholte und nun zu dem Bruder wankte, wo jetzt auch Spendelin in fieberhafter Aufregung ſtand. In ſeligſter Erſchütterung ſprach Timotheus: „Ja, Schweſter, ja, Freund, es iſt, es iſt Rettung in höchſter Noth — unſerm Gott ſey Lob und Preis!“ Durch den Kampf mannigfacher Empfindungen beherrſchte die nächſten Augenblicke andächtiges Schweigen der innigſten Rührung, von der auch die Handgehülfen in Droſte's Dienſt überwältigt wurden. Dann ging die Schrift ringsum und unwiderſtehlich folgten Umarmungen, ſo daß geraume Zeit verſtrich, ehe Timotheus an ein anderes Papier dachte, das er hatte fallen laſſen. Er hob es auf und las nach dem Entfalten mit ſichtlichem Erſtaunen, ſo daß Dorothea und Spendelin wieder in ängſtliche Spannung geriethen. „Seyd ruhig“, tröſtete Timotheus während des Leſens; „es iſt Seltſames, doch nichts, was unſre Freude irgend ſtören könnte“, und als er die Blätter zuſammenlegte, fügte er hinzu: „Dies Papier muß ſich wohl beinah ein halbes Jahrhundert in dem alten Erbſchrank verſteckt haben, es trägt die Unterſchrift des Großvaters und bedarf der Er-

wagung!“ — Jetzt befahl Dreſle in muntrer Laune den Handgehülfen, jedes Hausgeräth an ſeine ſonſtige Stelle zu tragen und verließ dann mit herzlichen Wünſchen für ferneres Wohlergehen der Familie Duchſtein deren Wohnung, den Gegenſchein mit ſich nehmend, um ſogleich ſein Verfahren amtlich zu rechtfertigen. Des Michael Winne erinnerte man ſich nun erſt, — er hatte ſich ſtill und heimlich aus dem Hauſe entfernt. — Als nur noch die Geſchwiſter und der Secretarius beiſammen waren, ſagte Timotheus: „Hört, was dieſe Schrift vom Großvater enthält, denn vor Dir, Freund Sventelin, wollen wir in Nichts Hehl haben.“ Danach las er:

„Es geſchah am Weihnachtsabend des Jahres 1365, daß der Büchſenmeiſter Jobſt Eulemann vor meiner Thür erſchien und mich anflehete, ihn aufzunehmen, führete auch ſeine Habe auf einem Fahrwerk mit ſich. Ob ſolchen Anliegens höchlich verwundert, fragte ich ſelbigen Eulemann, mit dem ich von Kindheit an bis zu ſeinem nunmehrigen dreiundſiebzigſten Jahre oftmals zuſammengekommen, um die Urſach; er aber ließ nicht ab vom kläglichſten Andringen, ihm zuvor aus Erbarmen einſam Obdach zuzuſagen, zitterte dabei dermaßen an allen Gliedern, daß ich mich der Sünde fürchtete, mich ihm zu weigern, fügte mich alſo ſeinem Willen. Balde nun, nachdem ſonder Zeugen Verſchiedentliches niedergelegt worden in ein Kämmerlein, dünkte er mich bis unſern vom Tode ermattet, weshalb ich ihm eine Lagerſtätte bereitete, auf die er ſich hinwarf, jämmerlich ſchrie und bitterlich weinte, auch mir zuſprach, ich möge ihn Beichte hören, dieweil er des Hinſcheidens in Kurzem gewiß ſey und bei ſich daheim, wo Niemand um ihn, nicht habe ſterben können. Hielt ihn darauf für irrköpfig, ward aber grauſam in Pein geſetzt von ſeiner Rede. Ihm habe, lautete ſie, der Hauptmann Eberhard Bröder, im Jahre 1331, da er in's Feld zog, ſein ſämmtlich Gut, beſtehend in 270 Mark Geldes und Silbers und allerlei Pretioſen, anvertraut, und ſolle er, kehre Bröder nicht zurück, dies Gut ſeiner Tochter Barbara behüten und ihr allerwegen förderlich ſeyn. Benannter Hauptmann ſey im Treffen am Cremmer Damm erſchlagen und ſeine Tochter 1339 im vierzehnten Jahre Kammerjungfrau am Markgräflichen Hofe, hienach 1342, bevor ſie volljährig, berufen worden zum Dienſt bei Vermählung des Markgrafen Ludwig mit Margarethen in der Burg zu Tyrol. Seit jener Zeit verſchell Barbara Bröder, und wie darauf Verwandte, ſo Eulemann für trügeriſch erachtete, um der Jungfrau Erbtheil anfragten, verblendete ihn der Satan zu dem Vorwande: er ſey deſſen im Jahr 1335, bei dem Aufſtande wegen des ermordeten Probſtes Nicolaus Cyriacus, beraubt worden. Ließ ſich nun auch fürderhin verleiten, dies vor Gericht zu beſtätigen, und in verkehrtem Ehrzwange bei ſeinem Lug verharrend, ſcheute er letzlich nicht den erhärtenden Eid. Hat aber Jobſt Eulemann nur wenig über fünfzig Mark des Geldes genutzt und die Pretioſen unberührt gelaſſen aus Furcht vor Ergreifung des Uebelthäters, auch ſein Lebelang ſchwere Aengſten gehegt, doch niemalen zum Geſtändniß kommen mögen, der Strafe und Schande wegen. Sey er aber jetzt durch jähen Tod des noch jungen Markgrafen *) an ſein nahes Ende gemahnt und von Gewiſſensmarter zerriſſen worden, und habe ihn der Seelenjammer nirgends gelitten, ſuche alſo Zuflucht bei mir, ſeinem Freunde von Kindesbeinen an, und bekenne ſeine Miſſethat. Er übergebe mir die Lade, worin noch mehr als 200 Mark an Gold und Silber, die Pretioſen unverringert, flehe mich an, eifrigſt zu forſchen, ob Barbara Bröder noch am Leben und ihr das Gut zu behändigen ſey, begehre aber von mir, ſein Angedenken nicht in Schmach verſinken zu laſſen, denn ob ſie ihm gebühre, meine er doch nach Qual und Reue dereinſtige Vergebung von Gott hoffen zu können. Meiner ſelber ohnmächtig und mit jeglichem Seigerſchlage betretener, dieweil es mit Jobſt Eulemann ſichtbarlich zum Abſcheiden ging, that ich Jegliches, das er begehrte, und als es am heiligen Tage zur Frühmette läutete, ſprach ich das Gebet für den Todten. Gerieth nun ſeither ſelber in bittere Sorge, trachte nach Kunde von Barbara Bröder, bin indeß auch im dreiundſiebzigſten Jahre des Alters und allſtündlich des Todes gewärtig, zumal die Peſt wieder im Herzuge. Lege deshalb dieſe Meldung zur Nachachtung für meine Kinder nieder, ſie verpflichtend, treu zu handeln und rechtmäßig zu verfahren mit dem fremden Gut. Selbiges habe ich zur Sicherung ohne Beihülfe vergraben, und iſt es aufzufinden im Kellergewölbe nach Beſeitigung von vier Steinen, die ich ſchwärzte, ſo man von da ab die Erde wegſchaufelt eine halbe Elle der Kirche zu. Daß beſagtes Eigenthum der Barbara Bröder, die zu dieſer Zeit etwa ihr einundvierzigſtes Jahr erreicht haben würde, ſo ſie annoch lebt, ihr oder rechtsbefugten Erben zu überliefern ſey, dazu walte Gott, und habe ich deshalb dies aufgeſetzt, auch eine Abſchrift in die verborgene Lade gelegt.

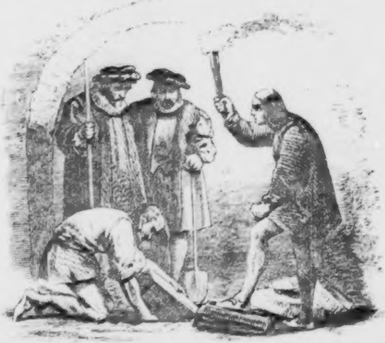
Berlin, am 21. des Brachmonds 1366. Ehrenfried Duchſtein."

Dorothea und Spendelin waren nicht minder als Timotheus erſtaunt über dieſe Urkunde, und es wurde beſchloſſen, im Kellerge-

---

*) Ludwig der Römer. Er ſtarb plötzlich 1365.

wölbe bei Fackellicht das Gemäuer zu beſchauen. Wirklich fanden ſich vier Steine, die ſich durch dunklere Färbung auszeichneten, und jetzt ſprach Timotheus: „Wäre die Lade noch hier am Orte, könnten wir doch nach Verlauf der vielen Jahre nichts mehr thun, um des Großvaters Vorſchrift zu erfüllen; ſchreiten wir alſo einſtweilen nicht weiter in Unterſuchung des wunderlichen Abenteuers. Wär' es Euch aber gefällig, werther Spendelin, ſo gingen wir mitſammen zu Rathhaus, damit ich, auf Euer Zeugniß mich berufend, Rathsboten zur Stätte bringe, in deren Beiſeyn das Geſtein gelöst und geprüft werden möge, was an der Sache ſey." — Spendelin genügte der Aufforderung. am nächſten Vormittage ſchon kamen Rathsboten, und der „Befund", wie der abgeſtattete Bericht ſich ausdrückt, war „zutreffend



mit dem Indicat des in Gott ruhenden Präceptors Herrn Ehrenfried Duchſtein." Die mit Eiſenwerk verſehene Lade hielt ſich noch feſt zuſammen; ſie wurde auf dem Rathhauſe in Verwahrung genommen und angeordnet: es ſolle „alsbald hülfreichſt geforſchet werden, wo Barbara Bröder verblieben, und ſo dieſelbe, wie muthmaßlich, todt oder verſchollen, ob Erbberechtigte vorhanden; ſey aber weder das Eine noch das Andere zu ermitteln, ſolle die eine Hälfte des Gutes dem Elendshauſe*) zu Berlin, die andere Hälfte den Geſchwiſtern Duchſtein zufallen.“

Der Prozeß und deſſen Wendung mit der damit verbundenen Auffindung des Schatzes wurden zum Allerortsgeſpräch in Berlin, und die nun ſo offenkundige Redlichkeit der Geſchwiſter Duchſtein erregte für ſie überall die lebendigſte Theilnahme. Daß Michael Winne Gerichts- und Entſchädigungskoſten zahlen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Man gedachte aber auch des ſo bedrängt geweſenen armen Schulmeiſters, der ſich vom Reichthum nicht blenden ließ, wo er nur hätte zugreifen dürfen. Der hohe Rath belobte und empfahl die Schule, die ſich mehr und mehr füllte, ſo daß der Ertrag ſpäter das Haus wieder zu Duchſtein'ſchem Eigenthum werden ließ. Der holden und tugendſamen Dorothea fehlte es nicht an reichen Bewerbern, ihr Herz hatte ſich aber längſt für den wackeren David Spendelin entſchieden, der gleichfalls von den Ereigniſſen ſo vortheilhaft beleuchtet war, daß er im Jahre 1417 feſt angeſtellter Secretarius ward. Im September 1418 ſchloß er das Ehegelöbniß mit Dorotheen, deren Freude ſich zum wonnigſten Entzücken ſteigerte, als des Kurfürſten Gemahlin, die „ſchöne Elſe“, die den Secretarius über das Stadtgeſpräch befragt hatte, der Jungfrau Duchſtein den Brautkranz verehrte.

Wie es mit dem aufgefundenen Schatz ward, iſt durch die vorliegenden Schriften nicht zu erklären, doch geht, wie ſchon angedeutet, daraus hervor, daß ſich die Duchſtein's bald im Wohlſtande befanden. Ein ſehr reicher Rathsherr dieſes Namens hat, als er einſt bei der Heimkehr den einzigen Sohn ſchwer krank fand, das Gelübde gethan: ſo derſelbe geſunde, wolle er ein werthvoll Beſitzthum der Nicolai-Kirche verehren, was auch, da der Sohn genas, erfüllt wurde. Lange Zeit erhielt ſich bei der Familie ein Gemälde, welches an jenes Gelübde erinnert, und Nachkommen der Duchſtein's lebten noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts in jenem, auf dem Nicolai-Kirchhofe gelegenen Hauſe, von welchem wir das uns Kundgewordene erzählten und nur wünſchen, der freundliche Leſer möge gern Mitwiſſer des Erzählten ſeyn.

F. W. Gubitz.

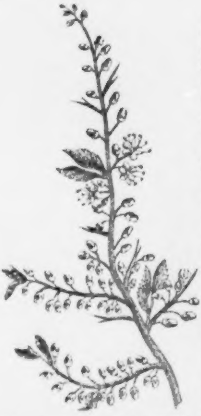
---

*) Anſtalt zur Armenpflege.

Im Walde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847—1854.)

Wie im vorigen Jahre, ſo auch in dieſem erſuchen wir, mit uns einen Gang an dem Rande des Waldes entlang nur durch die Hecken und Gebüſche zu wagen. Wir wählen den April, den Monat, in dem ſo oft Regen, Graupeln und Sturm mit Sonnenſchein wechſeln, und finden hier und dort Sträucher, die von Weitem wie mit Schnee und Reif bedeckt ſcheinen. Bei näherer Betrachtung aber ſehen wir den Strauch über und über mit weißen Blüthen beſäet. Es iſt der Schlehdorn, Schlehenpflaume, Schwarzdorn (Prunus spinosa Linn.).



Der ſchwarzrindige Strauch mit ſeinen ſparrigen, dornigen Aeſten und Zweigen erreicht eine Höhe von 6 bis 12 Fuß. Die wohlriechenden Blüthen, bald einzeln, bald paarweiſe ſtehend, haben einen kleinen, fünfſpaltigen, hinfälligen Kelch und fünf rundliche Kronenblätter. Von den zwanzig Staubgefäßen ſtehen je drei vor jedem Kronenblatte und je einer zwiſchen zweien der letztern. Der kleine, kugelige Fruchtknoten trägt einen Griffel und wird zu einer ſchwarzblauen, kugelrunden, herben Frucht, die erſt im Winter reif und allenfalls eßbar wird. Die kurzgeſtielten Blätter, die erſt während des Blühens hervorkommen, ſind länglich rund, doppeltgeſägt, 1 Zoll lang und 1½ Zoll breit. — Das harte Holz des Schlehdornes wird von Drechslern ſehr geſucht, während der Landmann ſeine Gärten und Felder gern mit dem ganzen Strauche umzäunt. Die ſchwärzliche, bitter ſchmeckende Rinde wird als Mittel gegen Wechſelfieber und zum Rothfärben gebraucht. Die duftigen Blüthen geben unter dem Namen Schlehenblüthenthee ein allbekanntes Hausmittel zur Reinigung des Blutes und werden daher häufig gegen Sommerſproſſen, Leberflecke und Dergleichen empfohlen. Auch den Bienen gewähren die Blüthen ein angenehmes Futter. Obgleich die Früchte bei uns nur geringen Werth haben, zuweilen zur Bereitung eines Weines und zum Schwarzfärben gebraucht werden, erfreuen ſie doch durch ein ſo hübſches

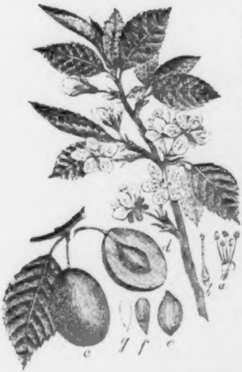
Ausſehen, daß engliſche und deutſche Dichter ſie nicht verſchmähten, um mit ihnen die ſchwarzen Augen eines ſchönen und geliebten Mädchens zu bezeichnen. Als Beweis des Geſagten folgen hier zwei Proben:

„Ihr Aug' iſt ſo ſchwarz wie die Schlehe im Buſch,
Die Wangen wie Blüthen im Mai,
Die Zähne ſo weiß wie ein Lamm, das ich wuſch,
Ihr Athem wie friſch gemacht Heu."
(Aus einer alten engliſchen Operette: Roſine.)

„Es ſpinnt im blanken Mieder
Mit Armen, weiß wie Schnee,
Sieht freundlich hin und wieder
Mit Augen, gleich der Schleh'." (Fr. Kind.)

Dem Schlehdorn ſehr nahe verwandt und ſich durch höheren, baumartigen Wuchs, graue Farbe des Stammes und der Zweige, durch weniger Dornen und durch viermal ſo große Blüthen und Früchte unterſcheidend, kommt bei uns hin und wieder verwildert, häufiger in Gärten gezogen, die Haferſchlehe, zahme Schlehe, Kriechenpflaume (**Prunus insititia Linn.**) vor, deren Früchte, im Auguſt reifend, zwar auch noch herben Geſchmack haben, aber nachdem ſie einige Tage getrocknet worden ſind, ſüß und ſchmackhaft werden. Im Ofen gebacken geben ſie ein gutes Gemüſe. — Dieſe Haferſchlehe iſt die Stammart aller Pflaumenbäume mit kugeligen, gelben, röthlichen und grünen Früchten, z. B. der **Renkloden** (**reine Claude)** und der **Mirabellen.**

Wir ſetzen hier des Leſers Erlaubniß voraus, wenn wir ihm auch die vorzüglichſten, in Gärten gezogenen Pflaumen- und Kirſchenarten vorführen, hoffend, es werde ihm nicht ganz unlieb ſeyn, das eine oder das andere Wichtige von dieſen allgemein beliebten Obſtbäumen zu vernehmen. — Urſprünglich im Morgenlande und im ſüdlichen Europa einheimiſch, geht der gemeine Pflaumenbaum, Zwetſchenbaum (**Prunus domestica Linn.**) von allen Pflaumenarten am weiteſten nach Norden und findet ſich wild in Hecken, Gebüſchen und Wäldern, ſo wie angepflanzt in Gärten in faſt ganz Europa, die nördlichſten Gegenden ausgenommen. Bald als Strauch, bald als Baum mit feſtem, braunrothem Holze und eichgrauer, zerriſſener Rinde, erreicht er eine Höhe von 20 Fuß. Seine geſtielten Blätter ſtehen zerſtreut, ſind eiförmig lanzettlich, mit geſägtem Rande, beiderſeits vorzüglich in den Nervenwinkeln behaart. Die geſtielten Blüthen erſcheinen im Mai zugleich mit den Blättern zu eins bis drei. Der einblättrige, fünftheilige Kelch iſt ungefärbt und hinfällig, d. h. er fällt nach erfolgter Befruchtung ſammt den Staubgefäßen ab. Der letzteren ſind



in jeder Blüthe 25, die auf dem Kelchrande ſtehen. (a zeigt einen Kelchzipfel mit fünf Staubgefäßen.) Die fünf weißen Kronenblätter haben einen kurzen Nagel (Stiel) und fallen ſehr bald ab, ſo daß der Boden unter dem Baume oft wie beſchneit ausſieht. Der länglich runde Fruchtknoten geht allmälig in den Griffel über, der mit einer kopfigen Narbe endet (b). Die eiförmige, blaue, mit einem hechtblauen, leicht abwiſchbaren Dufte überzogene Steinfrucht hat an einer Seite eine flache Längsfurche (c). Das gelbliche, ſaftige und ſüße Fleiſch umhüllt einen zuſammengedrückten und an den Seiten gewölbten Steinkern. (d eine durchſchnittene Frucht, e ein Steinkern.) Von dieſer Geſtalt des Steinkernes hat der Baum den Namen Zwetſche oder Quetſche. Der in dem Steinkerne enthaltene Samen (Mandel) wird von einer dünnen braunen Haut umgeben und ſchmeckt angenehm, wie eine bittere Mandel. In größerer Menge genoſſen wirken dieſe Kerne aber ſchädlich, ſo gar tödtlich, weil ſie Blauſäure enthalten. (f ein Samen, g derſelbe durchſchnitten, um den Keim an der Spitze zu zeigen.) — Das Holz des Zwetſchenbaumes ſucht der Tiſchler ſo wohl, wie der Drechsler. Die Früchte, Zwetſchen, Pflaumen, werden entweder roh oder gedörret (gebackne Pflaumen) genoſſen, oder ſie werden zu Mus eingekocht verſpeiſt. — Die gedörrten Pflaumen, wie das Pflaumenmus, das gereinigt in der Apotheke unter dem Namen **pulpa prunorum depurata** als gelind abführendes Mittel verkauft wird, werden in ganzen Schiffsladungen nach nördlichen Ländern verfahren. Auch bereitet man in einigen Gegenden Süd-Deutſchlands aus den Früchten den beliebten Zwetſchenbranntwein. Die ausgepreßten Kerne geben ein mildes, fettes Oel (**huile de marmotte**).

Die Zwetſchenbäume ſchwitzen viel Gummi (Zwetſchengummi) aus, das keine Anwendung findet, da es ſich im Waſſer nicht vollkommen auflöſen läßt. — Von dem Zwetſchenbaume ſtammen alle Arten Pflaumenbäume mit länglich runden Früchten ab. — Linnäus brachte die Prunus-Arten in die Icoſandria, in welcher die Pflanzen mit zwanzig und mehr Staubgefäßen ſtehen; das natürliche Syſtem zählt ſie zu den Mandelartigen (Amygdaleae).

Trüb in jeder Beziehung iſt die Zeit (April 1854), in der dieſer Aufſatz vollendet wird, Theurung, Nahrungsloſigkeit im Lande, drohende Kriegswolken am politiſchen Geſichtskreis. Daher ſchließen wir mit den Worten eines Dichters (Hohlfeldt):

„Wenn ſchuldlos Dich der Armuth Bürde drückt,
Der Sorgen Laſt Dein Haupt zur Erde beugt,
Dein Auge nur durch Kummerzähren blickt,
Aus Deiner Bruſt die letzte Hoffnung weicht;
Dann tritt hinzu, wo Baum und Pflanze ſpricht:
„„Der uns erquickt, läßt Dich im Elend nicht.““

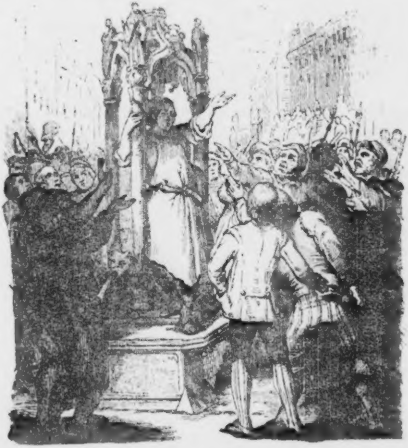
L. Heros.

Hildebold Braner.

(Aus der Vorzeit Hamburgs, nach einer handſchriftlichen Lübecker Chronik.)

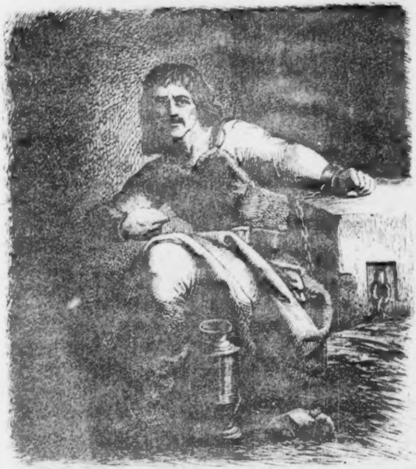
Eine wilde Rotte der Bürger Braunſchweigs hatte im Jahr 1375 gewaltigen Hader mit dem Rath der Stadt, dem's wohl zuweilen im Gedächtniß mochte entſchwunden ſeyn, daß man am beſten da gehorcht, wo am beſten regiert wird. Das Meiſte aber, was jene Braunſchweiger wider ihre Rathmänner verbrachten, war eitel Gerede und habſüchtig Meinen, weil man den Reichen ihren Beſitz abnehmen wollte. Die Haupt-Auflehner zählten zu den Vielen, denen die halbe Freiheit nützlicher als die ganze, und ihr Anhang lebte in's Gelag hinein nach dem lüderlichen Spruch: man muß heut verthun, damit man morgen auch was hat! Derlei Querköpfe ſchwelgen oft ſo in der kurzen Faſtnacht, daß ſie hinterdrein an den langen Tagen faſten müſſen. — Die damalige böſe Brut Braunſchweigs trieb's arg, ließ ohne Nachforſchung und Rechtsverfahren etliche Rathsmänner hinrichten, verjagte auch deren, und die ſchlauſten Verführer machten ſich zur Obrigkeit, wonach man die Habe der Hingerichteten und Verjagten verlooſete. Die Einſprüche redlicher Braunſchweiger halfen nichts, ſtürzten die Friedlichen nur in Gefährdung, was ſtets geſchieht, wo Vernunft mit der Habgier ſtreitet. Bezeugt es doch die Weltgeſchachte: wie einſt Siſyphus vergebens den Stein bergauf zu heben trachtete, wie Tantalus vergebens nach der Frucht lechzte, ſo die wenigen Weiſen, denen die Erhebung der Menſchheit am Herzen lag und welche darin des Lebens Frucht erſtreben wollten.

Nun befand ſich zu Braunſchweig in jenen zuchtloſen Tagen auch ein Kupferſchmieds-Geſell, Namens Hildebold Braner, ein rechtſchaffen Gemüth. Er ſollte gezwungen werden, ſich in den Aufruhr zu mengen, entgegnete jedoch den Aufſtändiſchen in eifernder Rede: wenn angereizte Rotten der Obrigkeit trotzen, ſtrafen ſie meiſt unerwieſene Frevel durch zum Himmel ſchreiende offenbare Miſſethat, und bot ſich dort etwa zu wenig Einſicht gezeigt, hier zeigt ſich frecher Unverſtand im Uebermaaß. Das war wohl treffend, der vorauszu-



ſebende Ungeſtüm ließ aber nicht auf ſich warten, und der verwundete Braner konnte kaum ſein Leben retten in haſtiger Flucht. Entblößt vom Gelde ſtreifte er durch die Angrenzungen, hoffend, er werde bald nach Braunſchweig rückkehren dürfen zu ſeinem Meiſter. Da ergriffen ihn Söldlinge des Raubritters Odo von Brooke, und, nach deſſen Burg Embden geführt, ſollte er ſich werben laſſen zu Uebelthaten, deren Mitſchuldiger zu werden ihm nicht beifiel. Eine Wunde am Arm ſchützte ihn anfangs, ſo daß der Aufenthalt ihn ſehr bekannt machte mit der Burg und dem Unweſen ihrer Bewohner. Währenddeß vernahm er, daß die Stadt Braunſchweig wegen ihrer Greuel von der Hanſa aus ihrem Bunde verſtoßen worden ſey, was auch hindauerte bis zum Jahr 1380, wo dann auf Bitten der Braunſchweiger der Kaiſer ein begütigend Wort dazwiſchen redete und die Hanſa nachgab, nicht ohne ſchwere Büßung der wieder in den Bund aufgenommenen Stadt.

Hildebold Braner wußte aus der Burg Embden zu entkommen und wandte ſich gen Hamburg. Ueberzeugt, Biedermann's Erbe liege in allen Landen, bemühte er ſich dort um einen Meiſter, fand ihn und griff tüchtig zu bei ſeinem Handwerk. Wer gern geſchäftig iſt, dem giebt Gott zu ſchaffen und bietet ihm alles Vergnügen für Arbeit, indeß dem abmergelnden Müßiggang ſelbſt ein Paradies endlich wüſt erſcheint. Braner war gleicherweiſe geſchickt wie emſig bei ſeinem Thun und fertigte ſo gefällig Werk, daß man ihn überall belobte. Da er nicht mit Solchen verkehrte, die, wiſſen ſie einen Dreiling in ihrem Säckel, alsbald für zwei Dreilinge Durſt, alſo nach jedem Trunk der Schulden mehr haben, ſammelten ſich Erſparniſſe bei ihm, und im Jahr 1376 dacht' er an ſein Meiſterſtück. Er begann und vollendete ſelbiges in Feierſtunden, ſtellte es dann auf, doch wollte ihn das Amt der Kupferſchmiede nicht als ſelbſtſtändig zulaſſen, dieweil er kein Heimiſcher Hamburgs ſey. Nur durch gewichtige Fürſprache des hochangeſehenen Handelsherrn Robert van Bargen, für den Braner noch als Geſell zierlich Gefäß aus Kupfer getrieben, und der ihn einſt über ſein vergangen Leben befragt hatte, kam er in Langwierigkeit zum Ziel. Mit dem geringen Reſt ſeiner Baarſchaft errichtete er eine kleine Werkſtätte, verheirathete ſich mit Catharina Reyer, einer Küſters-Tochter, faßte auch ſchon ſeine erſte Arbeit als Meiſter an; da hatten es ſeine Widerſacher ſo gewendet, daß er als eingedrungener Fremdling mindeſtens einen doppelten Jahresſchoß vorauszahlen ſolle, was er nicht vermochte, da ſein Weniges d'rauf gegangen war in Beſchaffung des Hausſtandes. Braner bat um Aufſchub der Forderung oder theilweiſes Abkommniß. Beides verweigerte man ihm und letztlich kam es zur Abpfändung Alles deſſen, was er an Werth beſaß. Angeſichts des jungen und jammernden Weibes und nicht ſo feſt in Kenntniß der Dinge, um die Nachwehen zu überſchauen, gerieth des armen Brauer's ſonſtige Mäßigung augenblicks in leidenſchaftlich Fieber; nicht ſonderlich zahm in der Rede wider Diejenigen, welche ihn geſandt, vergriff er ſich an dem Abpfänder mit derber That. Nun zur Haft verurtheilt, wehrte er ſich auch gegen die Häſcher, wurde in ſeinem Handwerkskleide in's Gefängniß geſchleppt und ſaß nun allda in einem Kettenbande. Derzeit aber hatte der Rath Hamburgs ſelber Zwiſt mit mehreren Handwerks-



ämtern der Bürgerſchaft hinſichtlich des Schoſſes, und der gefangene Braner wurde faſt vergeſſen. Düſteren Grübelns voll ſah er eines Morgens, wie die Mäuſe an ſeinem verſchimmelten Brod zehrten, und hohnlachend rief er aus: „Ein Bild der Menſchen, ſie ſind nicht beſſer als die diebiſchen Mäuſe! Ringsum ein Nagen an dem Stück Brod des Arbeitſamen, und von der Schande hat ſchließlich Niemand zu fürchten, der im Zugreifen ſeinen Vortheil zu großem Gewinn und Reichthum ſteigert!“ Mitten aber in ſolcher bitteren Rede ward die Thür des Kerkers erſchloſſen und herein trat Robert van Bargen. „Braner“, ſprach er, „Euer treues Weib iſt mehrmals zu mir gelaufen um Hülfe für Euch, dazu zeigt ſich jetzt vielleicht der Weg. Der Embdner Burgherr Odo von Brooke hat Hamburgiſch Gut geraubt und ſoll gezüchtigt werden. Ihr waret mehrere Wochen hindurch bei ihm; könnt Ihr nun dienen, den Mannen der Hanſa dort leichteren Sieg zu bereiten, ſeyd Ihr nicht nur frei, habt vielmehr auch ſonſt noch erſprießliche Folgen für Euch zu erwarten.“ — Braner ſagte zu, denn er kannte einen verdeckten Gang, der vom Geſtade nach der Burg führte, und in dieſelbe leitete er nun bei Nacht die bewaffnete Schaar der Hanſeaten. So ward die Burg Embden — welche vierundzwanzig Jahre ſpäter, als wieder ein räuberiſcher Nachkomme, Kuno von Brooke, dort herrſchte, mit Verluſt vieler Kämpfer erſtürmt wurde und lange im Beſitz der Hamburger blieb — derzeit ohne Blutvergießen gewonnen und Odo von Brooke mußte ſeine Frevelthat mit nicht geringen Opfern ſühnen.

Zum Lohn ward dem Hildebold Braner ſeine Werkſtätte wieder hergerichtet, umfänglicher als zuvor; er empfing zum Betrieb ſeines Handwerks eine ausreichende Summe, auch Befreiung vom Schoß bis an's Ende ſeiner Tage, wie denn zugleich ſämmtlichen Bürgern Hamburgs für die Folge der halbe Schoß erlaſſen wurde.

Was ich meldete, ward mir im Jahr 1452 berichtet von Braner's Sohn Henrich in deſſen Greiſen-Alter; gedieh demnach damals, dieweil der Hildebold dem Allgemeinweſen hülfsvoll war, Alles zu gutem Ende. Iſt aber doch nicht zu verſchweigen, der Zorn könne Einem ſolch ſchlimmer Feind ſeyn, daß es eines zweiten Feindes gar nicht bedarf, um ſich und die Seinen in's Elend zu ſtürzen. Doch ſoll freilich auch jede Obrigkeit nach dem Billigen richten und dem Rührſamen ſein Gewerbe nicht erſchweren, vielmehr thunlichſt entlaſſen; ferner ſoll ſie nicht ein vorübergehend Fieber des Unglücklichen zum Lebensübel verzerren und wohl wiſſen, wie dem Armen zumuth iſt, damit es nicht heiße:

„Bei wem ſtets volle Schüſſel ſteht,
Der merkt nicht, wie's im Lande geht,
Und immer kann ein voller Magen
Den leeren And'rer gut ertragen."   F. Wege.

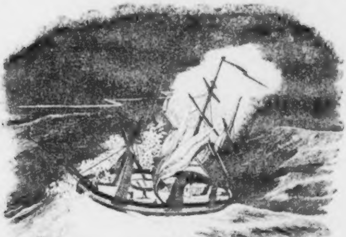
Auf und an dem Meere.

Bruchſtücke aus dem Schiffsbuch eines alten Matroſen.

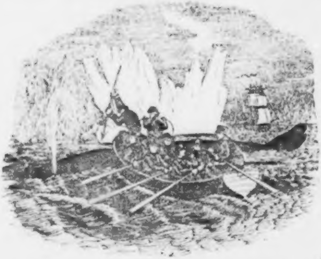
Harry Hood war der Sohn einer armen Wittwe; von ſeinem Vater wußte er, man habe ihn als geſtorbenen Matroſen in das Meer verſenkt, aber Harry nährte dennoch eine unwiderſtehliche Neigung, Seemann zu werden. Wir wollen ihn ſelbſt etwas von ſeinen Erlebniſſen erzählen laſſen, wie er ſie in ſein Schiffsbuch einſchrieb, von welchem wir freilich nur Bruchſtücke brauchen können.

„Ich hatte", berichtet er, „leſen, ſchreiben und rechnen gelernt, wußte auch Allerlei aus Büchern, die man mir auf meine nie geſparten Bitten zuweilen anvertraute. Wegen meiner Zukunft war ich unbeſorgt, denn ich wollte ſie dem Meer überlaſſen; dies ſorgt für Abwechslung im Leben und das gemeinſame Grab iſt auch bei der Hand. Schon als Knabe konnte ich ein Boot mit Geſchicklichkeit führen, im Fiſchfangen mit Angel und Netz wußt' ich Beſcheid. Die Gefahren des Meeres fürchtete ich nicht, denn oft, wenn der Sturm die Brandung toſend und pfeifend hoch gegen die Felſen wälzte, trieb ich mich in kleinem Nachen auf der See herum, ſchwebte gleich der Möwe auf dem Rücken der ſich brechenden Wogen. Mit dem Segen meiner weinenden Mutter und ſehr leichtem Gepäck zog ich aus unſrer dürftigen Hütte dem nächſten Hafen zu, fand dort den Capitain eines Wallfiſchfänger-Schiffes, das eben bereit war, unter Segel zu gehen, und ward als Schiffsjunge angenommen. Ein paar Tage machte ſich Alles glücklich, da erblickten wir eines Abends eine Menge Meerſchweine, die mit den Wogen fortrollten. Ich freute mich darüber, ein alter Matroſe aber ſagte: „Der Teufel wird Deine Freude holen, morgen haben wir Sturm!" Er kam wirklich am andern Tage, und als die Sonne untergegangen war, herrſchte tiefe Finſterniß rings umher. Der Sturm heulte, brauste oder brüllte, und mit unwiderſtehlicher Wuth fegte er über das Waſſer. Das Raſſeln der Takelage, das Krachen der Maſten, das Flattern und Reißen der Segel, das Stöhnen des mit den Wogen gegen ſeinen Untergang kämpfenden Schiffes, das Schreien des Capitains und der Steuerleute, das Alles machte auf mich doch den ſchreckenvollſten Eindruck, da zumal grelle

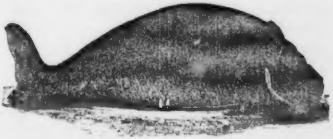
Blitze zuweilen das empörte Meer beleuchteten und der nachfolgende Donner all den wilden Aufruhr der Wogen und den Lärm auf dem Schiffe übertäubte. Ich flüchtete mich vom Verdeck in die Kajüte und verſuchte jedes Hülfsmittel, nichts zu hören noch zu ſehen, die Gewalt der Natur blieb aber unabwendbar. Plötzlich wurde ich durch einen fürchterlichen Knall erſchüttert, ich lief in Angſt die Lukentreppe hinauf, und als ich oben ſtand, was gewahrt' ich! Der Blitz hatte in das Schiff eingeſchlagen, die Flamme erfaßte bereits das Hauptſegel, das allein beigeſetzt war, und griff raſch um ſich. Der Untergang des Schiffes ſchien unvermeidlich, einen Augenblick hielten ſich Alle für verloren und ſanken betend in ſich zuſammen; doch ſchon im nächſten Augenblick ſtürzte eine ungeheure Welle rauſchend, ziſchend und platzend über uns her und erſtickte die Flamme. Wiederholt brachen ſich nun gleiche Wogen über dem Schiff, und oft ſchien es, als müſſ' es verſinken. Doch die Vorſehung wachte, mit der aufſteigenden Sonne ließ der Sturm nach, in der folgenden Nacht regte ſich kein Lüftchen und das Schiff lag in herrlichem Mondlicht auf der ebenen Fluth faſt ſo unbeweglich wie Balken auf dem Lande. Die Matroſen benutzten dieſe Zeit zur Ausbeſſerung, dazwiſchen wurde gejubelt und getanzt nach den Tönen einer Geige, die ein Matroſe handhabte, ſo gut er dies vermochte; die vergangene Noth war gänzlich vergeſſen. Der Muth iſt auch eine Uebung, und jener Sturmnacht verdanke ich viel davon.



Ohne weitere Fährlichkeit erreichten wir die Sandbänke von Neu-Fundland, Untiefen, auf denen der Kabeljau ſeine Nahrung ſucht, was die Fiſcher benutzen, um ihn in Menge zu fangen. Als wir die ſogenannte große Sandbank erreicht hatten, ſah ich viele kleine Fahrzeuge auf Fiſchfang umher kreuzen, aus den verſchiedenſten Ländern hieher geſandt. Endlich näherten wir uns dem Meere in der Nachbarſchaft Grönlands; ich ſah ſchon Eisberge, und obwohl wir Juni-Tage hatten, war doch die Kälte überaus empfindlich, denn wir ſegelten fortwährend zwiſchen Eis-Inſeln, die aus einem großen Theil der Waſſerfläche hervorragen. Nach mancher Hin- und Herfahrt entdeckten wir einen Wallfiſch; ſogleich wurde ein Boot ausgeſetzt und mit acht Matroſen bemannt. Sie ruderten vorſichtig nach der zu hoffenden Beute hin, konnten jedoch nur den Rücken des Wallfiſches über dem Meere ſehen, und da er ein feines Gehör und ſcharfes Geſicht hat, mußten die Matroſen ihre Ruder ſorgſam auf der Oberfläche und möglichſt ohne Geräuſch bewegen. So kam das Boot dicht an den Wallfiſch, der dicke Waſſerſtrahlen aus den Naſenlöchern in die Höhe ſprudelte. Jetzt warf der auf dem Vordertheil des Bootes ſtehende Matroſe eine Harpune mitten in den Körper des Thieres, und es tauchte nach empfangener Wunde unter, erregte aber einen ſo ſtarken Strudel, daß beinahe das Boot mit in die Tiefe geriſſen wurde. Die Harpune ſteckte feſt im Rücken des Wallfiſches, ein langes, daran befeſtigtes Tau riß er mit unglaublicher Schnelligkeit nach, und wäh-

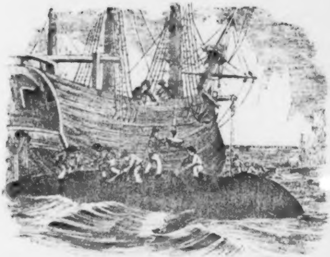


rend es über den Rand des Bootes lief, mußten die Matroſen dieſe Stelle mit Waſſer begießen, damit ſie ſich nicht durch die heftige Reibung entzündete. So ſchnell wie der Wallfiſch unter dem Waſſer fortſchoß, riß er auch das Tau mit ſich, und eben ſo ſchnell mußte das Boot folgen. Damit es nicht umſtürze, war beſondere Achtſamkeit nöthig, das Tau in Ordnung zu erhalten. Einige Zeit hindurch blieb der Wallfiſch unter Waſſer, endlich war er gezwungen, auf die Oberfläche zu kommen, um Athem zu ſchöpfen; die ausgeſtoßene, manchmal völlig in der Luft zerſtiebende Waſſerſäule verrieth den Matroſen die Stelle, wo er ſich befand. Sie näherten ſich, ſahen das Waſſer mit Blut gefärbt und erkannten hieraus, der Wallfiſch ſey ſtark und bis zum Tode verwundet. Das Tau wurde allmälig immer langſamer, dann gar nicht mehr abgewickelt; man zog es an, merkte keinen Widerſtand, wußte nun, daß der Zweck erreicht war und der todte Körper des Wallfiſches bald auf der Oberfläche treiben würde. Von der Maſtſpitze unſres Schiffes hatte ich dies merkwürdige Schauſpiel mit meinen Augen verfolgt, die Kühnheit und Geſchicklichkeit der Fiſcher bewundert. Der Wallfiſch wurde nun an die Seite des Schiffes geſchleppt und durch Haken feſtgehalten. Erſtaunt betrachtete ich die Länge und Höhe dieſes Rieſen der Meere! Wie ſich der Menſch zu dieſer ungeheuern Maſſe verhält, giebt ein Bildchen



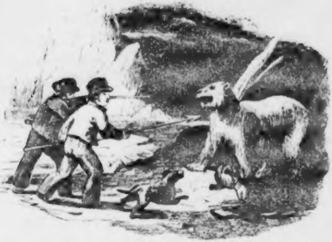
an, was der Schiffs-Zeichner entwarf, von dem ich mir auch die andern Abbildungen nach und nach durch kleine Dienſtleiſtungen zu verſchaffen wußte.

Jetzt ſollte der Wallfiſch zerlegt werden, deshalb wurde die ſämmtliche Mannſchaft vom Schiff auf den Rücken des Thieres niedergelaſſen. Alle hatten ſcharfe Eiſen an den Schuhen, um das Ausglitſchen auf der Haut zu verhüten, und ſie ſchnitten nun die fetten Thrantheile in Stücke, ungefähr drei Fuß dick und acht Zoll lang. Dieſe Stücke, durch eine Winde in das Schiff gezogen, packte man



in Tonnen und brachte ſie in den Kielraum. Nachdem alle Thrantheile abgelöſt waren, erhielten die Arbeiter Beile, das Fiſchbein, Knochen, welche ſich drei bis vier Ellen lang ſchichtweiſe in der oberen Kinnlade befinden, heraus zu hauen, und als auch dies geſchehen, überließ man das ungeheure Gerippe den Wogen. Den zweiten Wallfiſch, dem wir ein paar Tage ſpäter begegneten, traf die Harpune nur in den fleiſchigen Theil, ſie blieb nicht feſt ſitzen, und das Thier entkam, aber in der Folge erlegten wir noch mehrere Wallfiſche.

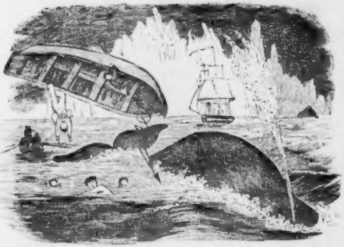
Ein neues Ereigniß war die Jagd auf einen weißen Bären, der nicht weit vom Lande entfernt auf dem Eiſe geſehen wurde. Mit Feuergewehr, Harpunen und zwei Hunden verließen ein paar Leute das Schiff und gingen dem Bären entgegen. Er fraß eifrigſt an dem von Fiſcher-Matroſen übrig gelaſſenen Gerippe eines Wallfiſches, und anfangs that er gar nicht, als wolle er ſich in dem angenehmen Geſchäft ſtören. Als jedoch die Leute und Hunde näher kamen, lief das weiße Zottelvieh dem Lande zu, und eine Kugel, von der es getroffen wurde, ſchien es abgeſchüttelt zu haben. Die Küſte erreichte der Talpatſch, die Hunde waren aber dicht hinter ihm: da wendete er ſich, packte einen der Hunde und zerquetſchte ihn mit ſeinen Vordertatzen. Unterdeß eilten die Matroſen herbei: der Eine lief mit der Harpune auf den Bären zu, er packte ſie mit ſeinem Maule, in demſelben Augenblick traf ihn der Schuß des andern Matroſen, und das Thier fiel auf der Stelle nieder. Es war einer der größten Eisbären; er wog an ſiebenhundert Pfund, und als er während der



Verfolgung einmal auf ſeinen Hinterbeinen ſaß, überragte er die Mannesgröße.

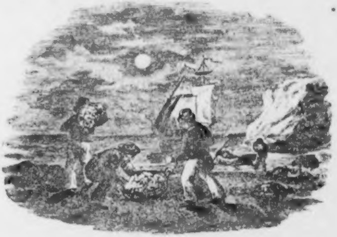
Für kurze Zeit beſuchten wir Grönländer oder Lappländer in ihren Hütten aus Stein und Raſen, zum Theil in die Erde gegraben. Unſre Keller ſind wahre Putzſtuben dagegen, und die nicht hübſchen, in ihrer Kleidung von Rennthier- und Seehundsfellen höchſt ungeſtalten und ſehr unreinlichen Bewohner dieſer Hütten können ganz gemüthlich halbfaule Fiſche verzehren, auch ſo viel abſcheulichen Geruch vertragen, daß uns bei der Rückkehr zum Schiff dieſes zwiſchen den Eis-Inſeln wie ein Paradies vorkam. Der Capitain drohte zuweilen einem widerſpenſtigen Matroſen damit, daß er vierundzwanzig Stunden in einer jener Hütten eingeſperrt werden ſolle: das ſchlichtete gleich jeden Hader.

Als das Schiff die Küſte wieder verlaſſen hatte, ſahen wir eines Tages einen Wallfiſch, dem Anſchein nach ſchlafend, auf dem Waſſer ſchwimmen. Das Boot näherte ſich ihm, und als die Harpune den Wallfiſch in die Seite traf, hob das Ungethüm ſogleich ſeinen Schwanz aus dem Waſſer und warf das Boot ſo und mit ſolcher Gewalt, daß es ſeitwärts wohl zwanzig Fuß hoch in die Luft geſchleudert wurde und umgekehrt herabſtürzte. Die Bemannung fiel heraus, ein Einziger ausgenommen, der ſich wie heimlich gewarnt angeklammert hatte. Glücklicherweiſe war ein anderes Boot in der Nähe, ruderte haſtig heran, und die Mannſchaft rettete ſich. Ich habe aber bei dergleichen Vorfällen wahrgenommen, daß man ſein Leben auf das Spiel ſetzt, wenn man den Europäerinnen Fiſchbein zum Schnür-

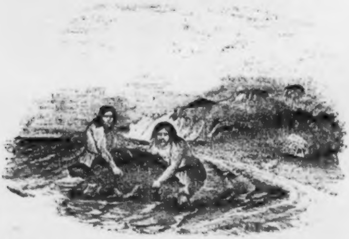


leib verſchaffen will. Wir fingen noch ſehr viele Wallfiſche, blieben beinahe vier Monate zwiſchen den Eisbergen und kehrten dann mit der reichen Beute auf faſt durchgängig glücklicher Fahrt nach England zurück.

Meine erſte Seereiſe als Matroſe machte ich auf einem nach Amerika beſtimmten Schiff. Wir brachten Schmuckwaaren hin, um von Indianern Häute einzutauſchen. Für blaue Glasperlen, Knöpfe und Dergleichen erhielten wir das Beſte, was die Bewohner hatten, denn die Eitelkeit iſt überall zu Hauſe und ohne ſonderliche Mühe zu bevortheilen. Da kamen wir eines Tages an eine felſige Inſel und ſahen auf derſelben mehrere große See-

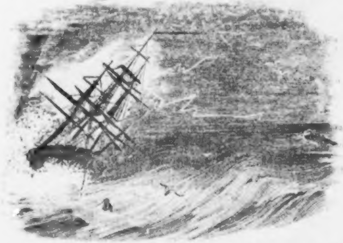


Schildkröten rutſchen. Am Abend wurde ein Boot ausgeſetzt und einige Matroſen gingen an's Land zum Fange. Der war ſehr leicht, denn die Schildkröten können ſich nicht wehren noch wenden. Da ſie in Ueberfluß vorhanden waren, trugen die Matroſen eine bedeutende Anzahl in das Boot, und man hatte an einer ſchon eine ziemliche Laſt. Sie dienten uns zu angenehmer Speiſe und mehrere brachten wir nach England, wo die Liebhaber von Schildkröten-Suppe ſie reichlich bezahlten. — Bei einer andern Inſel ſah ich ſpäter Indianer, welche eine noch größere Gattung der Schildkröten ebenfalls auf leichte Weiſe fingen. Sie wateten in's Waſſer, hoben die Schildkröten heraus und drehten ſie um, dann ſind ſie völlig wehrlos; ſie thaten mir deshalb ordentlich leid, denn es iſt doch wirklich ein Jammer, wenn ein Geſchöpf ſich weder wehren noch entfliehen kann.



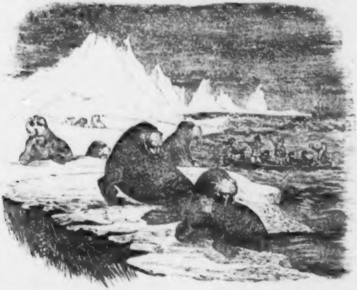
Bei einer nördlicheren Inſel hatten wir ſchmerzliche Verluſte. Da einige unſerer Raaen zerbrochen waren, ſchickte der Capitain meinen Freund King, der Steuermann war, mit zwei Matroſen an das Land, um ein paar kleine Fichtenbäume zu holen zum Ausbeſſern der Beſchädigung. Das Boot fuhr ab, und nachdem man das nöthige Zimmerholz gefunden hatte, ruderten es die Matroſen zurück. Ehe ſie aber unſer Schiff erreichen konnten, wurde es finſter, ein heftiger Wind erhob ſich und die See fing an hohl zu gehen; die ſchwarzen Wolken thürmten ſich, nach Sonnen-Untergang konnte man keine Hand vor den Augen ſehen. Wir wußten nicht, wie es mit dem Boot geworden ſey, und unſre eigene Lage nahm fortan unſre ganze

Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Der Regen fiel in Strömen, Blitze zuckten, der Donner krachte und ſchmetterte, als wollt' er alles Entſetzliche über uns loslaſſen, und das Schiff ward ſo geworfen, daß die Raaen in's Waſſer tauchten. Durch kleine Feuerkugeln, die ſich an Tauen, Segeln und Maſtſpitzen zeigten, wurde die abergläubiſche Furcht der Matroſen im höchſten Grade erregt; ſie hielten dieſe Erſcheinung für Vorzeichen des verderblichſten Unglücks, weil ſie nicht wußten, daß es elektriſche Funken ſind, die man bei ſtürmiſchen Gewittern auch auf dem Lande wahrnehmen kann. Der Sturm ſteigerte



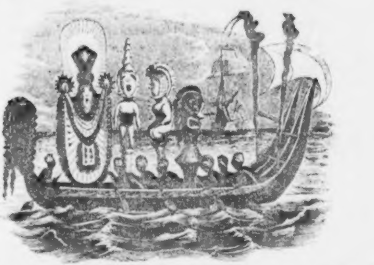
ſich indeß mehr und mehr, noch einmal erblickten wir das Boot bei einem Feuermeer des Blitzes, dann riß das Schiff von den Ankern los und der Sturm trieb es den Felſen zu. Wir machten nun den Verſuch, ein Segel aufzuhiſſen, um uns von der Küſte fern zu halten; es gelang zum Theil und zwei oder drei Stunden hielten wir uns in offener See: dann wurde auch das eine Segel von der Wuth des Sturmes zerriſſen. Die Raaen, das Bugſpriet und der Beſanmaſt zerbrachen: wir konnten nicht länger widerſtehen und wurden mit reißender Schnelligkeit gegen das Land angetrieben; geriethen wir auf einen Felſen, war Rettung nicht mehr zu hoffen. Endlich ſtieß das Schiff auf den Grund, die Wellen hoben es noch einmal und ließen es dann mit wildeſter Heftigkeit niederfallen; zu unſerer freudigſten Verwunderung waren wir aber auf ein ſandiges Ufer, nicht auf einen Felſen verſchlagen. Bei der Morgendämmerung ſahen wir, daß unſer Schiff ganz auf dem Strande lag, der rings von Felſen eingeſchloſſen war, aber in ſolcher Entfernung, daß wir für unſre Sicherheit nichts zu fürchten hatten. Bald nach Sonnen-Aufgang klärte ſich das Wetter, die See wurde ruhig, und da das Schiff nicht gar zu weit vom Waſſer lag, hatten wir Ausſicht, es binnen zwei oder drei Wochen flott zu machen; es dauerte aber faſt noch einmal ſo lange. Ueber meinen Freund King und die Matroſen erfuhren wir nichts, wußten nicht, ob ſie die Küſte erreicht hatten oder im Meere umgekommen waren; das Letztere ſchien das Wahrſcheinlichere. Obſchon ſich indeß, als unſer Schiff flott war, der Winter näherte, ſteuerten wir nordwärts nach der Bucht, wo wir das Boot zuletzt erblickt hatten, in der Hoffnung, King und die Matroſen noch am Leben zu finden. Wir erreichten den Ort in anderthalb Tagen, aber alle Indianer waren fortgezogen nach Strecken mit gelinderem Winter, nirgends ein Menſch zu ſehen. Wir feuerten mehrere Kanonen ab, doch wilde Gänſe und Enten, die von Gewäſſern aufflogen, ſchienen die einzigen lebenden Weſen, die den Knall gehört hatten, und wir mußten endlich weiter ſegeln mit der Ueberzeugung, daß die Gefährten ein naſſes Grab fanden.

Wir ſegelten nordwärts längs der Küſte, landeten hier und dort, mit den Indianern zu handeln. Wir kamen an dem Nutka-Sund vorüber und ſetzten die Fahrt fort, bis wir auf große Eismaſſen ſtießen. In dieſer Gegend erblickten wir nur wenige Indianer, ſie waren klein und glichen den Lappländern. An einer Küſte bemerkten wir ſeltſame große Thiere und fuhren hin mit einem Boote. Wir



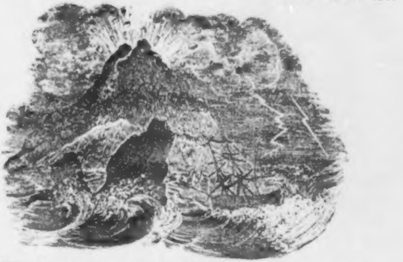
ſchoſſen nach ihnen, doch die Entfernung war zu weit, unſre Kugeln tödteten ſie nicht, ſie ſtürzten ſich ſämmtlich in's Waſſer und verſchwanden. Es waren Wallroſſe, die zehn bis zwölf Fuß lang ſind; nach vollem Wachsthum iſt jedes derſelben bis zu 2000 Pfund ſchwer, ihr Fleiſch jedoch nicht ſonderlich, obwohl man es dort zum Lebensunterhalt benutzt. Vorzüglich braucht man in Europa ihre oft 30 Zoll langen Zähne, die man als Erſatz des Elfenbeins verarbeitet; mancher Europäer trägt etwas vom Wallroß im Munde, denn jene Zähne dienen zu den falſchen für Menſchen.

Auf der zwölf Meilen langen und neun Meilen breiten Oſter-Inſel ſahen wir mit Erſtaunen ungeheure Stein-Bildſäulen, es ſind Götzenbilder, von denen manche eine Höhe von fünfundzwanzig Fuß haben. Ueber ihren Urſprung erzählte man uns Märchen, eines unglaublicher als das andere, und da man bei uns daheim ſchon übergenug hat von Dem, was nicht zu glauben iſt, habe ich mir die Mühe erſpart, von der Oſter-Inſel auch noch Unſinn mit heim zu bringen. Auf den Sandwichs-Inſeln ſah ich bei einem feierlichen Meer-Umzuge ebenfalls rieſenhafte Götzenbilder, die aber von Holz geſchnitzt und leichter zu handhaben waren. Davon mag eine mir geſchenkte Abbildung genügen mit dem Schiff, auf welchem hinter einem buntverzierten Zelt der Oberprieſter ſaß.



Nachdem wir mehrere Wochen mit einem beſtändigen Winde ſüdweſtlich geſegelt waren, befanden wir uns bei den philippiniſchen

Inſeln und kamen den Gebirgen Luzon's vorbei, wo wir nicht landen wollten. Da überfiel uns ein ſchrecklicher Sturm, das Steuerruder brach und wurde von den Wellen fortgeriſſen. Nachdem wir vergebens ein neues Steuerruder einzuhängen verſuchten, trieben wir mit der größten Heftigkeit vor dem Winde. Der Sturm wüthete ununterbrochen und betäubend, als plötzlich ein Alles überbietendes Knallgetöſe unſre Aufmerkſamkeit feſſelte. Bald ſtieg eine Feuerſäule aus einem der benachbarten Berge und ſetzte für einen Augenblick Himmel, Meer und Land ſcheinbar in Flammen. Dann ſtürzte dieſe Feuergarbe mit donnerähnlichem Gekrach wieder in den Berg zurück, wovon das Meer noch erſchütterter aufſprudelte und ſeine Oberfläche ſich völlig in Schaum verwandelte. Nun warf der Krater große, rothglühende Steine in die Höhe, von denen einige dicht bei dem Schiffe ziſchend in die Fluth fielen, und nicht lange danach floß glühender Lavaſtrom an den Bergſeiten herunter. Es war ein unbeſchreiblich ſchönes und doch zugleich entſetzenvolles Schauſpiel! Bei

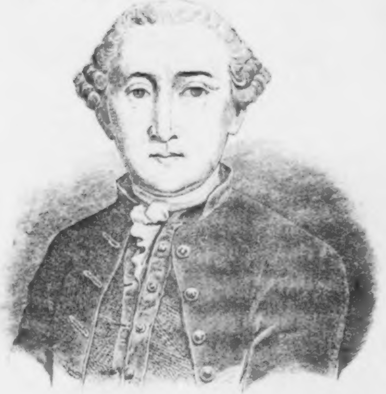


deſſen Betrachtung vergaßen wir auf kurze Zeit unſre gefährliche Lage, der immer ärgere Grimm des Sturms zwang uns aber, nur daran zu denken. Die Flamme des Vulkans hatte uns die Felſenküſte von Luzon gezeigt und die Macht der Elemente trieb uns unabwendbar zu ihr hin. Der Vulkan aber lag unmittelbar am Strande, wurde von den Wogen beſpült, und es ſchien, als würden wir eben hier ſcheitern. Es giebt Erinnerungen ſo ſchrecklich, daß man ſie um jeden Preis los ſeyn möchte, jene gräßliche Nacht iſt eine ſolche. Unſer

Schiff wurde gegen die ſcharfen Felſen am Fuße des Vulkans getrieben und im Nu war es zertrümmert. Nur vier von der Mannſchaft wurden gerettet, der Capitain und vierzehn Matroſen ertranken. Ich ſelbſt ward wie im bewußtloſen Zuſtande auf einen Felſen geworfen, und als ich wieder um mich ſchauen konnte, war bereits Morgen, der Sturm vorüber, die See aber wogte noch und auf ihren Wellen ſah ich weit und breit die Reſte unſeres Schiffes."

Harry Hood wurde durch Eingeborene Luzon's gerettet, und wenn wir fürjetzt ſeine Aufzeichnungen unterbrechen müſſen, behalten wir uns vor, ſie bei dieſem Abenteuer wieder anzuknüpfen. **H. Stahl.**

Chriſtian Felix Weiſse.



Mit dem Namen dieſes Schriftſtellers, bei welchem an den erſten „Kinderfreund" zu denken iſt, verbindet gewiß Mancher eine freundliche Erinnerung. Gehört er nicht zu den Sternen erſter Größe am

Morgenhimmel unſrer Literatur, ſo war er doch immer eine achtungswerthe, das deutſche Gemüth innig anſprechende Erſcheinung und verdient im Gedächtniß dankbare Bewahrung.

Chriſtian Felix Weiße wurde am 28. Januar 1726 zu Annaberg im Erzgebirge geboren, kam jedoch ſchon vor Ablauf ſeines erſten Jahres nach Altenburg, wohin ſein Vater als Direktor des Gymnaſiums berufen ward. Der Letztere ſtarb früh in traurigen Umſtänden, die Mutter verheirathete ſich zum zweiten Male, leider mit einem Manne, der ſie und die Kinder ſehr hart behandelte. Was ſie durch die Wahl eines Stiefvaters verdorben hatte, ſuchte ſie durch eigene liebevolle Sorgfalt zu verbeſſern. Eines ihrer Kinder, ein Sohn, war geſtorben; die anderen beiden, unſern Chriſtian und ſeine Zwillingsſchweſter, erzog ſie mit verſtändigem und herzlichem Sinn. Als neunzehnjähriger Jüngling bezog der Erſtere die Univerſität Leipzig im Jahre 1745 und war ſo glücklich, daſelbſt einzutreffen, als ein Kreis begabter und gelehrter junger Männer wie Klopſtock, Gellert, Rabener, Käſtner, J. A. Schlegel und Andere ebenda verweilten. Erſt allmälig indeſſen ſchloß er ſich dieſen an, theils weil er zu ſchüchtern war, theils weil ſeine große Anhänglichkeit an Leſſing ihn vollſtändig einnahm. Mit Leſſing war er täglich zuſammen, mit ihm arbeitete und las er, lernte er neue Sprachen, mit ihm beſuchte er auch oft das Theater, welches damals von der bekannten Neuberin geleitet wurde. Dies geſchah von ihr in ſo ernſtem Streben, wie es bei der Zerfahrenheit heutiger Zuſtände — verſteht ſich in zeitgemäßer Richtung — allen Bühnen-Vorſtänden zu empfehlen wäre, wenn nicht die Theater vermöge der Begünſtigung oberflächlicher Sinnenluſt mehr ſchädlich als nützlich wirken ſollen. — Durch die Neuberin gelangte Weiße's erſtes kleines Luſtſpiel: „Die Matrone von Epheſus“, mit Beifall auf die Bühne. Fünf Jahre, bis 1750, befleißigte er ſich in Leipzig ſeiner Studien, um ſich zu einem tüchtigen Schulmanne auszubilden. Inzwiſchen hatten die bisher genoſſenen Stipendien aufgehört, und ſchon wollte Weiße aus Mangel an Lebensunterhalt die Stadt verlaſſen, als er zum Hofmeiſter des jungen, gleichfalls in Leipzig ſtudirenden Grafen Geyersberg, eines Neffen des nachherigen ſächſiſchen Miniſters Grafen Studenberg, berufen wurde. Nun konnte er noch länger in Leipzig bleiben, verſchiedenen Vorleſungen, die ihm werth waren, ferner beiwohnen, mit ſeinem Zöglinge gemeinſam Unterricht in Kunſt und körperlichen Uebungen nehmen, einen Winter in Paris verleben und endlich einer in Ausſicht geſtellten Verſorgung für die Zukunft entgegenſehen. Dieſe be ſtand in einer Einnehmerſtelle, welche ihm zu Theil wurde, nachdem er zehn Jahre dem jungen Grafen zur Seite geblieben. Während ſeines verlängerten Aufenthalts in Leipzig entwickelte ſich ſein inniges Freundſchaftsverhältniß zu Gellert und Rabener.

In Paris übte das italieniſche Theater mit ſeinen kleinen komiſchen Opern einen großen Reiz auf ihn und regte ihn zu ſeinen erſten Liederſpielen an, durch die er ſeinen Landsleuten erheiternde Unterhaltung verſchaffen und ſie zugleich zum geſelligen Geſange ermuntern wollte. Im Laufe ſeines Lebens ſchrieb er eine Reihe ſolcher Singſpiele und komiſchen Opern, von denen „der luſtige Schuſter“, „der Dorfbarbier“, „die Jagd“, „der Erndtekranz“, ſämmtlich in Muſik geſetzt von dem melodiereichen Hiller, zu ihrer Zeit ungewöhnliches Glück machten und noch heute nicht von der deutſchen Bühne verſchwunden ſind. Seine ernſten Schauſpiele, „Eduard III“, „Richard III“, „Romeo und Julie“ und andere, ſtehen den Bühnenſtücken heiterer Gattung nach.

Im Jahre 1762 erhielt Weiße, wie ihm verſprochen worden, eine vor Kurzem erledigte Kreiseinnehmer-Stelle in Leipzig. Seine nunmehrige Tagesordnung beſchreibt er ſelbſt folgendermaßen. Unter dem Eintragen und Quittiren der abgelieferten Steuern beſorgte er meiſtentheils ſeine Briefe; die Buchläden beſuchte er zwiſchen der Morgenarbeit und der Hauptmahlzeit; die erſten Frühſtunden ſowie die Nachmittagsſtille in der Amtsſtube waren für ſeine eigentlichen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſtimmt, und einige Abendſtunden widmete er dem Umgange mit Gelehrten, Künſtlern und anderen geiſtvollen Perſonen, an denen Leipzig reich war. Im Jahre 1765 gebar ihm ſeine Gattin, die er in ſeinen Briefen wiederholt ſeine vertrauteſte Freundin und ſeine liebſte Geſellſchafterin nennt, das erſte Kind, eine Tochter, und dieſes geliebte Weſen gab ihm die erſte Feder für die Kinder in die Hand. Da er ſich oft und gern bei ſeinem kleinen Liebling aufhielt, hörte er auch viele Lieder der ſingenden Wärterin. Dieſe aber gefielen ihm ſo wenig, daß er ſich entſchloß, ſelbſt Liederchen ſolcher Art zu dichten. So entſtanden ſeine bekannten und beliebten, heute ſchon mehr als achtzig Jahre fleißig benutzten „Kinderlieder.“ Wer kennt ſie nicht? Weſſen Kindheit erfreuten ſie nicht? Wer hörte ſie nicht, wer ſang ſie nicht mit Wohlgefallen? „Wie ſüß und freundlich lacht des Mondes ſtille Pracht“ u. ſ. w. — „Es lächelt auf's Neu' der fröhliche Mai“ u. ſ. w. — „Komm, ſüßer Schlaf, erquicke mich“ u. ſ. w. — „Morgen, morgen, nur nicht heute, ſagen alle faulen Leute“ u. ſ. w. — „Süßer, angenehmer Fleiß“

u. ſ. w. — „Wer ſeiner Brüder Noth vergißt, verdient nicht, daß er glücklich iſt" u. ſ. w. — Dieſe und hundert andere Lieder, die eine heitere, kindliche Natur- und Lebensanſchauung und ſittliche Reinheit athmen, leben dauernd im Munde des Volkes.

Dem Töchterchen folgte ein Sohn, und als beide Kinder unterrichtsfähig geworden, wußte Weiße unter zahlreichen Geſchäften die Zeit zu finden, ſeinen Kindern, die er mit liebevoller Sorgfalt erzog, eigene Lehrmittel anzufertigen. So gelang es ihm, das erſte gute ABC-Buch herzuſtellen, das er als Leſebuch für ſeine Kinder benutzte und zugleich der Oeffentlichkeit übergab. Das Büchlein erwarb ſich ſchnell eine ſolche Verbreitung und Beliebtheit, daß es aller Orten in den Schulen eingeführt und ſogar in das Franzöſiſche überſetzt wurde. Solche Erfolge ermuthigten Weiße zur Beſchaffung ſeines Hauptwerkes für die Jugend, ſeines „Kinderfreundes". Die äußeren Umſtände, welche dabei mitwirkten, ſind folgende. Der berühmte Adelung, durch ſein Herz eben ſo ehrwürdig wie durch ſeine gelehrten Werke, hatte in Folge einer drückenden Theuerung zum Beſten der armen Kinder in Werdau ein Wochenblatt herausgegeben. Im Jahre 1774 hörte dies auf zu erſcheinen. Aber es hatte gefallen und wurde vermißt. Deshalb wandte ſich der Verleger an Weiße und erſuchte ihn, das Blatt fortzuſetzen. Weiße ging darauf ein und benannte ſeine Fortſetzung den „Kinderfreund." Bald wurde dieſer ein Leſebuch für Perſonen aller Stände und jeden Alters. Auch deutſche Fürſtenſöhne ſchrieben Dankſagungsbriefe an den Verfaſſer und baten, als Weiße das Buch in vierundzwanzig Bändchen abgeſchloſſen hatte, um deſſen Weiterführung. Mit Bildern und Noten reichlich ausgeſtattet und von ſo beträchtlichem Umfange, ſtand das Buch ziemlich hoch im Preiſe. Dennoch ward es bei der damaligen geiſtigen Regſamkeit nöthig, daſſelbe in weniger als ſieben Jahren fünfmal neu aufzulegen; und trotzdem erzählte noch der Wiener Nachdrucker v. Schönfeld dem Verfaſſer ſelbſt in Karlsbad, daß er von dem nachgedruckten Buche allein in Oeſterreich 15,000 Exemplare abgeſetzt habe. Es war alſo damals eine gute und doch zugleich wieder traurige Zeit für den deutſchen Buchhandel; gut, wenn man bedenkt, daß es heute dem beſten Buche ſchwer werden ſollte, in der flatterhaft gewordenen Leſewelt einen ſolchen Abſatz zu erreichen; traurig, weil der Nachdruck in ſo unverſchämter Weiſe wucherte. Das Buch wurde in mehrere Sprachen überſetzt, die Königinnen von England und Neapel benutzten es beim Unterricht ihrer Kinder. — Seiner Fortſetzung des Adelung'ſchen Blattes gab Weiße wieder eine Fortſetzung in zwölf

Bändchen unter dem Titel „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes“, womit er jedoch nicht in gleichem Grade anſprach.

Im Maiſtück des „deutſchen Merkur“, vom Jahre 1804, iſt Weiße's letzte Erzählung enthalten. Bis in ſein ſpäteſtes Greiſenalter las er eifrig die neueſten Schriften, und kaum vier Wochen vor ſeinem Tode ſprach er ſich brieflich über den außerordentlichen Genuß aus, den ihm Schiller's „Wilhelm Tell“ bereitet hatte. Weiße ſtarb, nachdem er nur kurze Zeit gelitten, am 16. Dezember 1804.

Wir ſchließen dieſe Erinnerung an Chriſtian Felix Weiße mit einem kleinen, bisher ungedruckten Gedicht, welches er im Jahr 1800 einem jungen Mädchen in ihr Stammbuch ſchrieb:

„Drei Engel.

Eh' wir nicht aus der Seele ſchauen lernen,
Sind uns die Engel heimiſch nicht auf Erden;
Doch wenn wir uns von ird'ſchem Wahn entfernen,
Sind's drei der Engel, die uns ſichtbar werden. —

Des **Glaubens** Engel wird den Blick erheben,
Der **Demuth** Engel lehrt des innern Schauens
Beſeligung, dann trägt Dein ganzes Streben
Zu Gott hinan der Engel des **Vertrauens**.

So glaube denn: der Himmel iſt Dir offen;
In Demuth gieb dem Ew'gen Dich zu eigen,
Und macht des Lebens Dunkel Dich betroffen:
Vertrauen wird den Weg zum Licht Dir zeigen!“

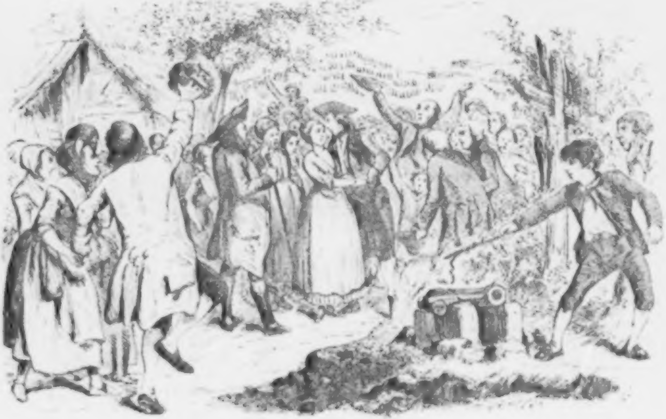
Mögen dieſe drei Engel uns begleiten auf der Lebensreiſe! — Glaube, Demuth und Vertrauen bringen Schätze, die kein anderer Reichthum überbietet!

Fr. Becker.

Joſeph Lutz.

Nach Ortsgeſchichten Schleſiens.

Zur Feier des nach dem erſten ſchleſiſchen Kriege (1742) geſchloſſenen Friedens hielt Friedrich der Große im Jahre 1743 Heerſchau in der Nähe von Breslau, bei dem Dorfe Hundsfeld. Dieſer Name, angeblich entſtanden nach einer Schlacht zwiſchen Deutſchen und Polen, weil die Ausdünſtung der unbegrabenen Leichen Schaaren von Hunden herbeizog, ward in Friedrichsfeld verwandelt ſeit jener Heerſchau, bei welcher ſich Bewohner Schleſiens aus der Nähe und Ferne ſammelten als unüberſehbare Menge von Zuſchauern. Unter dieſen befand ſich auch Joſeph Lutz, der auf ſeiner Wanderung nach Breslau gekommene Sohn eines Schneidermeiſters in Heilbronn. Er ſtand neben einem ſehr hübſchen Mädchen, deſſen Bild dem jungen und gleichfalls hübſchen Schwaben ſo in's Herz rückte, daß er nicht unterließ, ein Geſpräch anzuknüpfen mit dem ſie begleitenden Vater. Es war der wohlhabende Ackerbürger Balthaſar Gundlaff aus Metzibor bei Oels, und er zeigte ſich mit Breslau's Merkwürdigkeiten wenig bekannt. Dies benutzte Joſeph Lutz, um mit der liebenswürdigen Dorel, wie der Vater ſie nannte, länger beiſammen zu ſeyn; er machte ſich zum Führer den ganzen Tag bis zum Abend, der im Rathskeller, wo ſich Gundlaff das gute Stadtbier beſtens munden ließ, dem Verliebten allzu raſch verging. Bei dem Scheiden glaubte Lutz Dorel's leiſen Händedruck zu empfinden — und er hatte ſich nicht geirrt. Bald zog es ihn nach Metzibor; als aber die jungen Leute gegenſeitige Neigung offenbarten, war der Vater nicht der Dritte im Bunde. Er hatte ſchon etwas gegen den Schneidergeſellen, der doch, da er von Hauſe Unterſtützung, wenn auch nicht Reichthum zu erwarten hatte, alle Tage Meiſter werden konnte; mehr aber noch trat Spaltung ein in der Geſinnung, denn Gundlaff eiferte für Oeſterreich, Lutz für Preußen. Es kam ſo weit, daß Jener dem jungen Schwaben ſein Haus ſchloß, und eines Tages, da Lutz wieder in der Nähe herumſchlich, wurden ihm von dem Alten derb die Wege gewieſen Angeſichts der damals ſehr kahlen Anhöhen bei Metzibor, was, als der junge Mann bat, ihm nicht alle Hoffnung zu nehmen, den aufgebrachten Vater zu der Aeußerung veranlaßte: „Eben ſo wenig, wie dort auf den Höhen etwas grünt, eben ſo wenig grünt für Euch Hoffnung auf mein Dorel!“ — „Wenn's nun aber dort grünt?“ fragte Lutz; „dann meldet Euch wieder!“ antwortete mit lachendem Spott Gundlaff, und ging davon. — Lutz aber reiſete heim, holte von Heilbronn Senker der Weinreben am Neckar, brachte ſie nach Metzibor, bedeckte ſie dort mit Erde, und bewarb ſich nun bei der Behörde um die Erlaubniß, auf den kahlen Höhen einen Weinanbau zu verſuchen. Es wurde ihm geſtattet; im Frühjahr 1744 pflanzte er dort ſeine Reben, vervielfältigte ſie im Herbſt und folgenden Frühling und ſchon

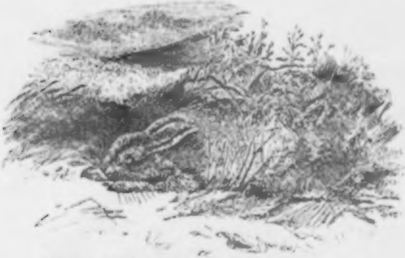


im Jahre 1745 prangten die nächſten Höhen mit jugendlichem Grün des Weinlaubes. Das wurde für das Städtchen ein Feſt, in verkürztem Maaßſtabe ganz ſo gefeiert, wie Joſeph Lutz den Herbſtjubel vom Neckar her kannte, wobei unter dem Geknall kleiner Böller Joſeph's und Dorel's Verlobung inmitten der Anpflanzung ſtattfand. Lutz wurde Weingärtner — und jetzt ſind mehr als 50,000 Quadrat-Ruthen in der Umgegend von Metzibor mit Reben bepflanzt zur Freude und zum Vortheil der Bewohner, von denen gewiß Manche ihr Gläschen ſelbſtgekelterten Weins nicht leeren, ohne ſich des Wohlthäters aus Schwaben und ſeiner noch jetzt Segen verbreitenden treuen Liebe zur hübſchen Dorel dankbar zu erinnern.

Dies Geſchichtchen aus Schleſien bezeugt, wie viel eines Einzelnen guter Gedanke zu rechter Zeit bewirken kann, und — „was der Alten Kraft einſt ſchuf, iſt junger Kraft ein Mahnungsruf."

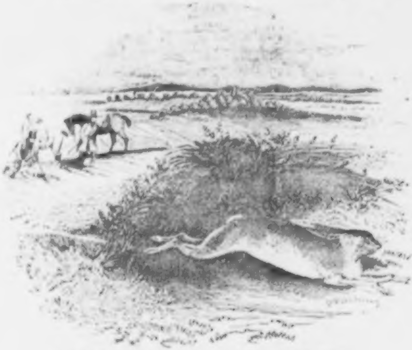
C. Rienitz.

Ehrlich läſst ſicher.



Ein Haſe ſaß in Kornwuchs, Klee und Kohl,
Nicht zu erſchau'n wußt' er des Reichthums Ende;
Ihm war in ſeinem Leibgenuß ſo wohl,
Des Landmanns Habe ſchien für ihn nur Spende,
Und er vergaß in rüſt'ger Schmauſerei
Auch ganz und gar, daß er ein — Haſe ſey.

Doch in Geſtalt des Jägers nahte plötzlich
Das Schickſal jetzt, es nahm den Dieb in Zucht,
Und Hunde trieben amtsgemäß ergötzlich
Den Haſen aus dem Schweigen in die Flucht:
Sein übles Thun kann nichts als Laufen lehren,
Denn nur im Recht lernt man ſich tüchtig wehren. —



Aus Todesnoth, mit Sprüngen Kreuz und Quer,
Gelingt's dem Haſen diesmal zu entkommen;
Doch peinigt ihn fortan die Furcht nun ſchwer,
Und keinen Augenblick der Angſt entnommen,
Erreicht ihn nächſtens Schlinge oder Schuß —
Was nutzt ihm da geſtohl'ner Ueberfluß!

⁂

Es iſt kein Glück, ſich Fülle anzuraffen,
Wird ſie geſegnet nicht durch eig'nen Fleiß;
Auch läßt ſich ſchützen mit des Muthes Waffen
Nur redlich Gut, das ſelbſtverdient man weiß.
Und iſt bei Wen'gem Sicherheit beſchieden,
Wird Wen'ges Reichthum mit dem inner'n Frieden.

Fr. Bertram.

Vom Schatz, den der Bauer fand.

Erzählung von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Es ſchlug Sieben auf der alten Schwarzwälderin hinter dem grünen Kachelofen, der Regen klopfte leiſe an das trübe Fenſter, der Wind ſeufzte zuweilen in wildem Stöhnen auf. Im großen Himmelbett, lang ausgeſtreckt, kurzathmend, lag der Vater, ſchlafend, wie es den Anſchein hatte, ſterbend, wie der jüngere Sohn Tobias meinte, der zu Füßen des Lagers, die Hände über der Bibel gefaltet, ſchweigend die Bewegungen des Kranken hütete. Die Lampe im Fenſterbrett warf ihren matten Schein nicht weiter als zur Ofenbank, wo, läſſig hingeſtreckt, auf den Ellenbogen geſtützt, der ältere Sohn Veit finſter vor ſich hinausſtierte. Er ſchien ſich weniger um den Vater zu kümmern als der alte Pudel, der neben dem Bette ſaß und mit klugen Augen bald ſeinen Herrn, den Tobias, bald den ſterbenden Werner zu fragen ſchien: „Iſt's denn vorbei, muß er hinüber?“

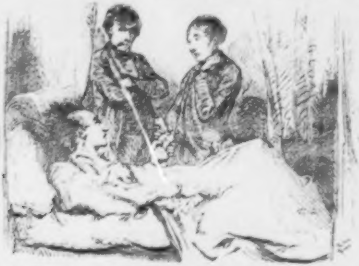
Die letzten Schläge der Uhr waren noch nicht verhallt in der ſtillen Hütte, als Leben in den Veit zu kommen ſchien. Er fuhr auf von der Bank, ſetzte ſich zurecht und ſah fragend zu dem Bruder hinüber. Dieſer regte ſich nicht, ſein Auge hing an dem Vater. „Haſt Du's gehört, Tob? 's iſt Glock Sieben“, brummte er endlich leiſe. „Still!“ war die einzige Antwort, „er ſchläft.“ — „So kann ich gehen“, raunte der Andere; „drüben beim Reiterwirth würfeln ſie heut zur Faſtnacht ein fettes Schwein aus; ich hab' mit eingelegt, ich will auch mit ausſpielen.“

„Du gehſt nicht in's Wirthshaus!“ entgegnete Tob leiſe, aber beſtimmt. — „Willſt Du mir's wehren?“ dabei fuhr ſich Veit trotzig über die ſchwarzen Haare und griff nach der Jacke hinter dem Ofen. „Du gehſt nicht“, ſagte Tobias lauter, „der Vater ſtirbt!“ — „Damit hältſt Du mich ſchon den ganzen Tag in der dumpfigen Stube. Der Alte iſt zäh, der hat noch Zeit, und die Jugend hat ihr Recht!“ Mit dieſen Worten warf Veit die Jacke über und hielt ſchon die Thüre in der Hand, als eine hohle Stimme, wie aus dem Grabe tönend, ſeinen Namen rief. Er ſtand erſchrocken ſtill, und ein Schauder lief ihm den Rücken hinab, als dieſelbe Stimme ſprach:

„Ich habe keine Zeit mehr, es iſt aus! bleib da, und hör' zu!“ Tobias faßte die feuchte, kalte Hand des Vaters, und Thränen rannen über die gebräunten Wangen des kräftigen jungen Mannes.

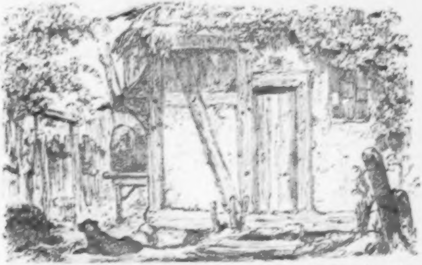
„Tob, Du biſt ein guter Sohn, und ich dank' Dir's jetzt. Haſt nie gemurrt ob der harten Arbeit für ſchwarzes Brod und ob des Vaters Schwäche; Gott vergelt's, wenn Du einmal ſo weit biſt, wie ich jetzt! — Veit, komm her, gieb mir die Hand und hör' zu, damit es nach meinem Heimgang nicht Unfriede gebe zwiſchen Euch. Du liebſt das Geld, Veit, das thut nicht gut! Der Bauer ſoll die Arbeit lieben, ſein Vieh und ſeinen Acker — aber das Geld iſt ihm ein ſchlechter Schatz, das darfſt mir glauben! Mit viel Geld ohne Arbeit biſt Du arm, denn das Geld kannſt nicht handhaben, es läuft von ſelber weg, ehe man's merkt, aber die Arbeit bleibt und nährt, und mehr ſoll der Bauer nicht fordern." — „Ihr habt doch mehr gehabt!" ſchaltete Veit ſchüchtern ein, denn der erſte Schreck hatte ſich in ihm gelegt. — „Ich habe mehr gehabt", ſagte der Alte mit zitternder Stimme, „und weil ich's ohne Arbeit erlangt, brachte es keinen Segen. Es ging ſchlicht und recht mit unſerer Wirthſchaft in den frühern Jahren, die Chriſtine plagte ſich, ich ſchaffte früh und ſpät, wir hatten Sorge und Mühe, aber doch genug, um den lieben Gott dankbar zu erkennen. Da grub ich eines Tages den alten Apfelbaum aus, den Ihr als Kinder vor der Thüre ſaht. Er trug keine Früchte mehr und nahm uns das Licht im Eckfenſter. Unter den Wurzeln ſteckte aber ein Topf voll harter Thaler und anderer Münzen, den wohl im ſiebenjährigen Krieg mein Großvater dort mochte eingegraben haben, denn der Hof iſt faſt ſeit hundert Jahren bei unſerm Hauſe. Ich vergrößerte nun mein Weſen und verſchwieg den Fund. Die Arbeit aber ging nicht mehr wie ſonſt von der Hand, ich dachte: was plagſt dich ſo, biſt ja reich. Je mehr ich mir aufgelegt hatte, je weniger that ich. Es wollte nichts gedeihen; was ich anhub, ſchlug um, es freute mich auch nichts mehr. So verbitterte ſich mein Gemüth mit den Jahren, und Ihr habt's Alle tragen müſſen, mein braves Weib zumeiſt! Sie half geduldig, bis ſie heimging — und ihr letztes Wort war: „Vater, wären wir arm geblieben!" Nachher kam Mißwachs, theure Zeit und Krieg — das Anweſen iſt verſchuldet, der Hof verfallen und von dem Schatz nichts mehr übrig, als was der Topf an Gold enthielt." Er neſtelte bei dieſen Worten einen kleinen Beutel los, den er an einer Schnur auf dem bloßen Leibe trug, und nahm mit zitternder Hand ein Päckchen vergilbtes Papier heraus: „Das hab' ich ſtets verwahrt wie ein Heiligthum, für die letzte Stunde, damit Ihr Eures Erbes nicht ganz verluſtig geht. Denn ſobald ich die Augen ſchließe, kommt der Reiterwirth da drüben, und jagt Euch von dem Hof, an dem kein Stein mehr unſer iſt. Da habt Ihr den Nothpfennig, den ich geſpart und gehütet im ſchlimmſten Drangſal — zwanzig alte Kremnitzer ſind drin, die theilt jetzt vor meinen Augen.“ Er ſchob dem Tobias das Päckchen in die Hand, der es mechaniſch nahm. „Du ſollſt es jetzt thun, hörſt Du, Tob? Ich will's noch ſehen, daß das Wenige, was ich für Euch gerettet, chriſtlich und recht geſchieden werde.“

Der Tobias that, wie ihm befohlen, nahm gehorſam ſeine zehn Dukaten und reichte die andere Hälfte dem Sterbenden. Dieſer taſtete um ſich, bis er Veit's Arm erfaßte, preßte das Gold mit letzter Kraft in deſſen zitternde Hand und ſtammelte: „Das iſt Alles, was Euch der reiche Bauer, der einen Schatz gehoben, verlaſſen kann, es iſt ſein Letztes. Spart's, wie er es ſparte, gebraucht's zum Nöthigſten nur, ſtrebt nicht nach Geld, des Bauern Reichthum iſt die Arbeit! Amen!“ — Still faltete der Alte die Hände, Tobias betete laut, der Pudel kroch winſelnd unter die Ofenbank. Veit legte beide Hände über die Augen, um des Vaters Todeskampf nicht ſehen zu müſſen, und ſein Haar ſträubte ſich, als es endlich Acht ſchlug und Tobias leiſe ſprach: „Er hat es überſtanden.“ Da ſchob Veit ſein Gold in die Taſche und ſtürzte aus dem Hauſe.



Tobias ſchloß mit ſanfter Hand die Augen des Greiſes, der ihm das Leben gegeben, und weinte bitterlich. Durch das trübe Fenſter über, an welchem die Lampe ſtand, ſchaute ein roſiges Mädchengeſicht, von Thränen überſtrömt, und wandte den Blick nicht von dem treuen Sohn, der ihrer nicht gewahrte. Draußen raſ'te der Veit wie ein Sturmwind an der Jungfrau vorbei, und ſah es nicht, als ſie fromm die Hände faltete, und hörte nicht, wie ſie leiſe betete: „O lieber Gott, ſegne den guten Tob, und führe Veit nicht in Verſuchung!“ Dann ging ſie ſtill nach dem Reiter-Wirthshaus hinüber und ſchlüpfte unbemerkt in ihre Kammer.

Der alte Mann war begraben, der laute Schmerz, den Veit die erſten Tage zeigte, war vertobt — wie das immer ſo iſt bei heſtigen Leuten, der Tobias trauerte ſtill und klagte nicht. Der Reiterwirth hatte richtig das ganze Anweſen in Beſchlag nehmen laſſen, und es ward ihm zugeſprochen, bis auf ein halbverfallenes Hüterhäuschen hinter dem großen Bauergut, mit einer Wieſe, nicht zwanzig Ellen im Gevierte, und einem Stück Acker von kaum dreißig Fuß. Dies war das ganze Erbe der Söhne des reichen Bauern, der einen Schatz gehoben.



Als Alles in Ordnung und die Beiden ärmer waren als der letzte Häusler im Dorf, bis auf ihren Goldantheil, ſagte eines Tages Veit zu Tobias: „Was denkſt Du nun zu thun, Tob?“ — „Ich arbeite.“ — „Wo?“ — „Auf unſerm Eigenthum.“ — „Auf dem Acker, groß genug, zwei Kaninchen zu ernähren?“ — „Iſt doch eigne Erde, wird ſchon was drauf zu ziehen ſeyn.“ — „Und wo wohnſt Du?“ — „In dem Hüterhaus, wo ſonſt?“ — „In der Hundehütte, wo kein Fenſter ganz und kein Stein mehr feſt iſt?“ — „Doch immer unſer eignes Dach; wenn's auch durchregnet, werd's ſchon zuſammenflicken. Und dann iſt an der einen Wand die mächtige Muskateller-Rebe, die der Vater noch gepflanzt, und an der andern hängen die Bienenkörbe, welche die ſelige Mutter eingeſchafft — da läßt ſich ſchon was thun!“ — „An dem Rebſtock, der keine reife Traube trug, ſeit ich denken mag“, ſpottete Veit, „und den Körben, die keine Biene ſahen, ſeit ich eingeſegnet worden? Du biſt ein Narr, Tob, Du mußt verhungern, wenn Du im Dorf bleiben willſt, oder — Knecht werden. Schmeckt Dir das, Groß-Bauern-Sohn?“ — „Ehe ich hungere und faulenze“, erwiederte Tobias, „verdiene ich mein Brod als Taglöhner und Handlanger, das Dorf aber verlaſſe ich nicht.“ — „Wenn Du Vernunft haſt“, eiferte Veit, „kannſt jetzt Dein Glück machen, Tob! Da iſt eben der Graf durchgekommen, dem das große Schloß in Rienau gehört, hat an der Poſt die Pferde gewechſelt, und der lange Peter, den er vor zwei Jahren von hier mitnahm nach der Stadt, iſt als Jäger vom Bock geſprungen, prächtig anzuſehen! Der tolle Kumpan iſt ganz vornehm geworden und ein gemachter Mann. Zu dienen braucht er nicht mehr; ſtelle Dir vor: der Kerl hat tauſend Thaler in der Staats-Lotterie gewonnen, und ſucht ſich jetzt ein Anweſen.“

„So?“ meinte gleichgültig Tobias. Veit aber rückte immer näher und fuhr mit funkelnden Augen fort: „Er hat ein Loos mit ſich zur nächſten Hauptziehung, will mir die Hälfte ablaſſen, wenn ich die andern Klaſſen nachbezahle — was meinſt Du, wenn wir's zuſammen nähmen?“ — „Womit?“ fragte Tobias. — „Nun, mit des Alten Kremnitzern! 's iſt ſo zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben.“ — „Gebraucht's zum Nöthigſten, ſpart's, wie ich es ſparte, es iſt mein Letztes — ſagte der Vater! Gott verzeih' Dir's, wenn Du den Gedanken im Ernſt haben könnteſt!“ — „Du willſt alſo nicht mithalten?“ — „Nein!“ — „So thue ich's allein, Dummkopf!“ knirſchte Veit. — „Thu's nicht!“ flehte Tobias. „Sein letztes Wort war: „Arbeit iſt des Bauern Reichthum!“ Verſündige Dich nicht an dem Todten.“ — „Wird ihm viel helfen da drunten“, warf Jener ein, „wenn ich die Kremnitzer in der Taſche herumſchleppe bis zur Grube wie er! Lange geſpartes Geld bringt Glück. Ich verſuch's ohne Arbeit, behalt Du Deinen Reichthum und die Hundehütte dazu, ich ſchenke Dir meinen Antheil daran.“ Damit ſtülpte er den Hut auf, pfiff ein luſtiges Lied, um den Ruf des Bruders nicht zu hören, und ſchlenderte der Poſt zu, wo eben des Grafen Pferde vorgelegt wurden.

Tob ſchüttelte den Kopf und ging betrübt nach ſeiner „Hundehütte“, die, allerdings nicht viel beſſer, doch immer zu brauchen war, denn ſie enthielt eine Kammer, eine Küche, und obendrein einen kleinen Viehſtall, in welchem freilich ſeit lange nur Ratten, Mäuſe und Spinnen hauſ'ten. Es war doch Dach und Fach, und der kräftige junge Mann verzagte nicht, durch ſeiner Hände Arbeit dem Luftzug die Wege zu verſperren und dem zerbröckelten Dach und den einfallenden Thüren und Fenſtern aufzuhelfen.

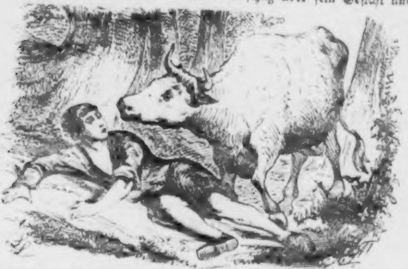
Wieder verfloſſen ein paar Wochen. Tob hämmerte, hobelte, grub ſeinen Acker um, pflanzte und ſä'te, ging bei den Nachbarn taglöhnern und verſäumte keine Stunde, die er nützen konnte. Veit ließ ſich wenig ſehen, lungerte mit dem gräflichen Jäger umher, der, nachdem die Herrſchaft ihr Gut bezogen, ſich nach einem Anweſen in der Gegend umſah, und ſo blieb eine Weile Alles ſtill. — Eines Abends kam Tobias vom Felde des Reiterwirths, wo er um Taglohn gearbeitet hatte, heim, als Veit mit glühendem Kopf aus der Schenke auf ihn losſtürzte. Seine Augen ſprühten, ſeine Hände wühlten in den Taſchen. „Siehſt Du, Tob, daß Du dumm biſt und ich geſcheidt? Da haſt Du's!“ Er zog eine Hand voll blanker Goldſtücke heraus. „Gewonnen, Alles gewonnen!“ jubelte er, „zweihundert Thaler auf mein Theil. Vivat des Vaters alte Kremnitzer!“

Tobias ſtand wie verſteinert. „Aus der Lotterie?“ ſtammelte er.

„Aus der Lotterie! Du wollteſt ja nicht mithalten! Gelt, jetzt wärſt Du gern mit dabei geweſen?“ — „Nein, das weiß Gott!“ erwiederte Tobias. — „Narr, der Du biſt!“ lachte Veit. „Du weißt, ich bin ein guter Kerl, ſollſt doch Dein Antheil haben, Murrkopf!“ Damit reichte er ihm eine Hand voll Geld hin. Tobias trat zurück. „Nicht einen Groſchen nehme ich von dem Geld, das Du durch Deinen Ungehorſam gegen den Willen des Vaters gewonnen! Behalt's und ſey vernünftig. Kauf' Dir ein Anweſen und arbeite, dann kann's Dir noch zum Glück ausſchlagen.“ — „Was ich zu thun habe, weiß ich ſelber“, ſagte Veit trotzig, und ging in die Schenke zurück.

Am andern Tage war Veit ohne Abſchied verſchwunden. Zu Reiterwirths Regine ſollte er geſagt haben, er gehe nach der Stadt, um ſich noch mehr Geld zu holen, und dann komme er wieder und freie das hübſcheſte Mädchen im Dorf. Die Regine aber habe ſich abgewendet und ſey blutroth geworden, erzählten die Bauern.

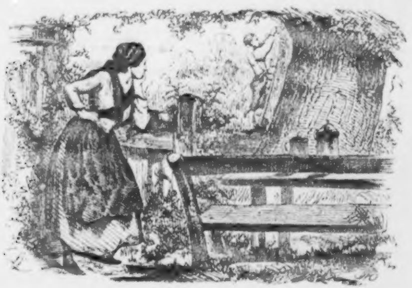
Es gab einen prächtigen Sommer. Fruchtbarer hatte ſich kaum ein Jahr eingeſtellt. Der Rebſtock an Tobias Hütte hatte abgeblüht und ſtand herrlich, der kleine Acker, nicht umſonſt ſo fleißig beſtellt, verſprach hundertfachen Lohn. Das Dach war geflickt, die Fenſter gefeſtigt, ein einfacher Zaun zog ſich um das Hüterhäuschen, und ſogar ein paar Blumen blühten in dem kleinen Beet an der Stallthür. Aber drinnen war's leer; die Trauben konnten werden, doch waren ſie noch nicht, die Kartoffeln verbargen ſich noch halbreif unter der Erde, und trotz alles Fleißes und raſtloſer Mühen fing Tobias zu begreifen an, daß es ſo nicht in die Länge gehen könne, daß ihm ein Stück Vieh ſehr nöthig wäre. Womit aber ſollte er es erwerben? —



Eines Tages hatte er gearbeitet auf dem Meiler im Walde, der an des Grafen Jagd ſtieß, und wie die Mittagsſonne ſengend auf die leere Stelle fiel, wo die Bäume zum Brennen geſchlagen worden, überfiel ihn eine ſolche Müdigkeit, daß er, die Feierſtunde zu verſchnaufen, tiefer in das Gehölz ging, ſich im Schatten einer Eiche in das Gras warf und in recht ernſte Gedanken verſank. Er mochte eben ein wenig eingeſchlummert ſeyn, da weckte ihn ein ſeltſames Schnauben und Keuchen und ein tüchtiger Stoß in die Seite. Als er in die Höhe fuhr, ſtrich ein ſtarker Luftzug über ſein Geſicht und zwei ungeheure Augen glotzten in die ſeinen. Erſchrocken ſprang er auf, doch völlig erwacht, erkannte er in dem Ungeheuer die prächtige weiße Kuh des Köhlers, die ſchon oft Gegenſtand ſeiner ſehnlichſten Wünſche und ſtets ſehr zahm geweſen. Heute ſchien das gute Thier ſeine freundliche Natur zu verleugnen, ſchlug heftig mit dem Schweif, ſtieß ſeine roſenrothe Schnauze wiederholt dem verwunderten Tobias in's Geſicht, und ſchien ihn durchaus von der Stelle drängen zu wollen. Plötzlich aber ſtutzte das Thier, brüllte laut auf und jagte wie beſeſſen dem Meiler zu. Tobias begriff, daß der Kuh irgend eine Gefahr drohe, und ein ſich immer mehr näherndes Schnauben und Grunzen belehrte ihn bald, daß es auch für ihn nicht mehr geheuer ſey. Den Ton erkennend, kletterte er blitzſchnell auf die Eiche, unter deren Schatten er geſchlafen, und eben zur rechten Zeit. Wuthſchnaubend in vollem Lauf, ſeine Spur mit Schweiß bezeichnend, brach ein angeſchoſſener Eber durch das Geſtrüpp, grade auf die Stelle zu, wo Tob gelegen hatte, drehte ſich mehrmals im Kreiſe um die Eiche, bohrte die gewaltigen Fänge grimmig in die Erde, und ſtürzte endlich, Blut und Schaum um ſich ſchleudernd, röchelnd zu Boden. Tobias war flink vom Baum auf der Erde, dem furchtbaren Thier mit ſeiner Axt den Garaus zu machen. Erſt als es verendet und er ruhig geworden, ward ihm klar, daß die Kuh ſein Leben gerettet. Wie ſollte er ſchlafend dem gewiſſen Tode entronnen ſeyn? „Zuvörderſt den Eber, dann die Kuh!“ dachte der rüſtige Mann, ſchleifte mit kräftigem Ruck das mächtige Thier in’s Gebüſch und eilte zum Förſter des Grafen, den Fang anzuzeigen, denn daß der Eber dort ausgebrochen, wußte er wohl, weil der Gemeindewald nur Rothwild enthielt.

Nachdem die Anzeige geſchehen, ging er zurück zum Meiler und trat den Köhler mit den Worten an: „Meiſter Brenner, Du mußt mir Deine weiße Kuh verkaufen.“ — „Meine weiße Kuh? Biſt Du närriſch? Wer verkauft eine trächtige Kuh, noch dazu an Einen, der kein Geld hat?“ — „Haſt Du nicht heute Morgen noch gejammert“, meinte Tobias, „daß Dir’s an Baarem fehle? Da“ — er zog den Beutel des Vaters hervor, den er ſtets bei ſich trug — „da haſt Du mein ganzes Vermögen! Ich hab’ nicht einen Groſchen weiter, aber die Kuh muß ich haben.“ Der Köhler traute ſeinen Augen kaum, das Geld blitzte ihm bis in’s Herz hinein, ſeine Finger krümmten ſich. Er zählte, ſchmunzelte und zählte wieder, und endlich ſagte er: „Sollſt die weiße Lieſe haben, wenn Du verſprichſt, mir ein Jahr lang jeden Freitag umſonſt Arbeit zu thun.“ — „Ein Mann, ein Wort!“ rief Tobias einſchlagend, „das verſprech’ ich Dir.“

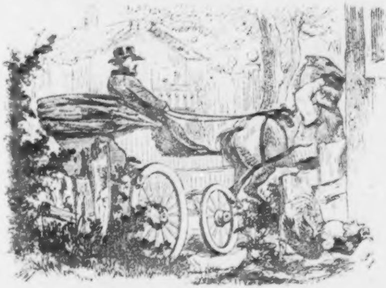
So kam Tobias zu ſeiner weißen Kuh, die unter ſeiner ſorglichen Pflege bald das ſchmuckſte Thier im Dorfe ward und ihm folgte wie ſein treuer Pudel; ſo hatte er einen lieben Hausgenoſſen gewonnen und obendrein fünf Thaler Entgelt, welche ihm der Förſter andern Tages vom Grafen brachte, weil ihm der prächtige Eber durch Tobias Redlichkeit erhalten worden. Das fing alſo freundlich an in der „Hundehütte“, und als gar die brave Kuh zwei milchweiße Kälber warf, die auch kein dunkles Härchen hatten — wer war glücklicher als er! Gewiß hatte ſich Veit nicht ſo über ſeinen Lotterie-Gewinnſt gefreut wie der Tobias über ſeine kleine Heerde. So ging es wieder eine Weile, da rannte eines Tages die Kuh von der Weide wie toll zum Stalle, ſchlug nach allen vier Winden aus und ſchüttelte ſich, als ſäße ihr der Tod im Nacken. Tob, durch Mark und Bein erſchrocken, unterſuchte, was ihr ſey — ſiehe da, ein Häuflein Bienen ſaß ihr im Genick. „Bienen!“ jubelte Tobias, „ſicher will ſich ein Stock ſetzen!“ Flugs war er mit einem ſeiner Körbe hinaus auf das Feld, und wie er vermuthet, ſah er einen großen Stock, die Königin voraus, umherſchwärmen. Nicht lange dauerte es, bis dieſe in dem Korbe ſaß, und ſchwarz bedeckte er ſich im Nu, auch nicht die letzte Drohne blieb zurück. Nach zwei Stunden trug der glückliche Zeidler die Bienenkönigin mit ihrem ganzen Hofſtaat heim. Die Bienenkörbe ſtehen nicht mehr leer, und das fleißige Inſekt ſtiehlt ungeſcheut aus dem Blumengarten des reichen Reiterwirths den Honig für des armen Tobias neue Kolonie. Die Muskateller reifen indeß auch ganz heimlich und ſchmücken des Herrn Grafen Tafel, die Bauern erzählen ſich, der Tob habe an dem einen Stock für zehn Stöcke verdient, und der Kuckuk wüßte, wie er die Beeren ſo ſüß gebracht. Wenn er des Abends ſeelenvergnügt, von ſeinen Bienen umſchwärmt, auf der Leiter ſtand, die höchſten reifen Trauben vom Dach zu holen, bis wohin das Gezweig des Rebſtocks gewuchert, ſah er nicht, daß oftmals hinter ihm, über den Gartenzaun des Reiterwirths hervor, wieder jenes



roſige Geſichtchen lauſchte, das betend zugeſchaut, als er, ein treuer Sohn, des Vaters Augen zudrückte.

So verſtrichen Herbſt und Winter, endlich ein volles Jahr, der Frühling ſchaute ſchon wieder grün aus allen Knoſpen und Blättern heraus. Tobias Fleiß und der letzte Reſt des väterlichen Schatzes ſchienen von Gottes Segen begleitet, denn es ging ihm beſſer und beſſer, und nichts bedrückte ihn, als daß er von dem Bruder kein Wort vernahm.

Es war um die Dämmerungszeit im April, als das roſige Geſichtchen, welches des Reiterwirths einziges Kind zum hübſcheſten Mädchen im Dorfe machte, ſich im Kammerfenſter nachdenklich auf die Hand ſtützte und die blauen Augen träumeriſch an der Linde herumſtreifen ließ, unter der Sonntags die Gäſte ihr Bier zu trinken pflegten. Der Tobias erſchien hier niemals, das wußte die Regine wohl, aber ſie hörte da ſo Allerlei, wie ſeine kleine Wirthſchaft ſich ausbreite, wie er verſtehe, aus Allem Nutzen zu ziehen, wie ſein Vieh gedeihe, wie er arbeite Tag und Nacht, wie er's nur anfange, Alles ſo zu zwingen, kurz — was der Bauer im Kruge eben klatſcht wie die alten Weiber in der Spinnſtube, denn über den Nächſten reden iſt das Hauptgeſchäft der kleinen wie der großen Faulenzer. Wie ſie nun ſaß und lauſchte und ſich freute, ſie wußte ſelbſt nicht warum — horch! da rollt ein feines Wägelchen heran, ein Einſpänner mit präch-



tigem Roß, der hält an der Linde ſtill. Ein ſtattlicher Mann ſitzt darin im ſtädtiſchen Rock, mit blühendem Geſicht, kohlſchwarzem Bart, zierlich geordnetem Hauptthaar, und ſchreit ungeduldig: „Heda, Hausknecht, halte mein Pferd, es iſt feurig. Reiterwirth, kommt her und helft mir heraus.“ Mit vornehmer Art ſteigt er vom Wägelchen, bietet dem erſtaunten Wirth, der ihn offenen Mundes anſtarrt, eine Hand, die von Ringen funkelt, tritt in den Kreis der verblüfften Bauern und lacht: „Gelt, Ihr kennt den Veit Werner nicht mehr, Ihr Schafe? Ja, ja, ich bin's, dem der ehrliche Reiterwirth den Hof nahm und die Haut über die Ohren zog. Dafür komme ich jetzt und will mich bezahlt machen, denn ich nehme ihm die Regine!“ Nun war des Wunderns, des Grüßens und Freuens kein Ende. Die Bauern erfuhren aber nichts, als daß er ein paar tauſend Thaler in der Geldkatze trage. Daß er noch einmal in der Lotterie geſpielt und einen großen Gewinnſt gezogen habe, vertraute er nur dem guten Tob an, denn er mochte ſich den Triumph nicht verſagen, ihm zu beweiſen, wie man ohne Arbeit ſteinreich werden könne. — Tobias ſagte nichts als: „Ich freue mich, daß Du wieder da biſt, Dich hoffentlich nun hier anſiedeln und Gott nicht mehr verſuchen wirſt.“ — „Ich kaufe mich hier an, wenn ich die Regine zum Weib erhalte. Dann löſe ich dem Reiterwirth unſer Anweſen ab. Bekomme ich ſie nicht —.“ — Der Tobias, dem es wie ein ſeltſames Weh, das er gar nicht verſtehen konnte, durch das Herz zog, ſagte leiſe: „Warum ſollteſt Du ſie nicht bekommen? Dir iſt Jede gut, biſt ein ganzer Mann und Geld haſt Du auch. Du bekommſt ſie gewiß.“ — „Hm, ſollt's auch glauben“, meinte der Veit nachdenklich; „hab' immer gemerkt, daß mich das hübſche Kind gern ſieht, aber die Mädels haben ihre Grillen in jedem Stand; vielleicht gefällt ihr jetzt ein Anderer beſſer.“

Die Regine wurde blaß und roth, als ihr der Vater den ſchmucken Freier in die Stube brachte. „Kannſt ihn jetzt haben“, ſagte der Alte; „vor zwei Jahren, als Du ſo heimlich nach ihm ſchielteſt, hätte ich Dir ihn nicht gegeben. Jetzt aber iſt er ein Herr geworden, hat Geld und das ändert viel.“ — „Ja wohl“, ſagte die Regine, die ſich von der erſten Beſtürzung erholt hatte, mit feſter Stimme; „das ändert auch viel. Hätte er ſein Geld verdient, ſo gefiele mir's ſchon, aber von dem, was ihm im Schlaf kam, mag ich nichts; das geht auch wieder im Schlaf dahin. Ich will den Veit nicht, dem's in unſerm Dorf zu ſchlecht iſt, und habe nie nach ihm geſchielt, Vater!“ — Dabei blieb das Mädchen, trotz Zanken und Bitten, trotz des väterlichen Zuſpruchs und der Wuth des abgeblitzten Freiers.

Des andern Morgens ſtand der Tobias mit der Sonne auf, und da er zum Tiſche trat, lag eine große Rolle Thaler vor ihm, daneben ein Zettel, worauf zu leſen ſtand: „Gott behüte Dich, Tob, ich zieh' in die neue Welt mit meinem Gelde; da giebt es noch viel mehr zu gewinnen, und Mädels die Fülle und wohlfeilen Wein und ungeſtempelte Karten. Will's einmal dort verſuchen. Grabe Du indeß Dein Feld, melke Deine weißen Kühe und rackre Dich zum frühen Greis herunter! Mit dem Gelde hier mach' aus Deinem Hundeſtall ein Haus und gedenke Deines treuen Bruders Veit." — Das Geld legte Tobias ſtill bei Seite, dachte: „Kommt er einmal wieder, ſo kann er's vielleicht brauchen", und ging mit dem Grabſcheit hinaus, um zu thun, wie er täglich that, um zu arbeiten.

Zwei Jahre vergingen. Tobias „Hundehütte" verwandelte ſich in ein freundliches Häuschen, ſein Acker vergrößerte ſich, die weiße Kuh bevölkerte den Stall immer reichlicher, und ihre muntere Nachkommenſchaft füllte ſeine Vorrathskammer mit Butter und Fleiſch. Er brauchte längſt nicht mehr zu taglöhnern, des Bauers letzter Sparpfennig hatte reiche Zinſen getragen. Tobias war zufrieden mit ſeinem Loos, und flog auch dann und wann ein trüber Blick in des Reiterwirths prächtiges Bauergut hinüber, ſo galt er nicht der Trauer über das verlorene Anweſen ſeines Vaters, das der reiche Wirth verpachtet hatte, ſondern der ſtillen Regine, die, noch immer unverehlicht, zuweilen hinüber kam, nach dem Obſt zu ſehen, denn das Baumfeld neben Tob's Beſitzthum hatte ihr Vater für ſich behalten.

„Warum das Mädchen keinen Mann nimmt?" fragte ſich dann wohl Tobias leiſe, und es war ihm in all ſeiner Verwunderung, als freue er ſich darüber, daß ſie längſt alle Freier vertrieben. Und doch ging es ihn gar nichts an, denn außer „Guten Tag, Tobias!" und „Schönen Dank, Jungfer Regine!" hatte er ſeit des Vaters Tode wenig Worte mit der alten Jugendgeſpielin gewechſelt. Einmal war ſie an den Gartenzaun getreten, hatte ſein ſchneeweißes Vieh gelobt und ſchüchtern geſagt: „Du heiratheſt ja die junge Büdnerswittwe von Glockdorf, Tobias? Das iſt eine wohlhabende und brave Frau, und Du machſt ein rechtes Glück!" — Der Tob hatte ſie erſt verwundert darauf angeſehen, wie ſie erfahren, daß die Wittwe ſich ihm antragen laſſe, und dann trocken geantwortet: „Es iſt nicht wahr, daß ich ſie nehme. Ich mag keine Frau, die mein Glück macht, ich kann arbeiten und will mich von meinem Weibe nicht ernähren laſſen." Da flog's der Regine wie helles Feuer über die Stirn. Sie warf die Oberlippe auf, als wollte ſie ſagen: „Du Narr!“ und ſeitdem fiel kein Wort mehr zwiſchen ihnen. — Der Tobias ſtand im dreißigſten Jahre und die Regine zählte ihre Zweiundzwanzig. Die Bauern konnten ſich nicht genug verwundern und meinten kopfſchüttelnd: es wäre hohe Zeit, daß Die an's Heirathen dächten. Sie dachten aber nicht daran, und Alles blieb beim Alten.

Mittlerweile ſchritt ſeit des alten Werner's Tode der dritte Winter in das Dörfchen. Es war ſpät am Abend, die Schwarzwälderin, der einzige Schatz aus frühern Tagen, der dem Sohn geblieben, ſchlug eben die zehnte Stunde, und Tobias klappte das Buch zu, in welchem er Belehrung ſuchte über die Zuſtände Amerika's. Kopfſchüttelnd legte er es bei Seite, ganz mit ſich einig darüber, der Veit könne auch dort nimmermehr zu Glück und Segen gelangt ſeyn, wenn er nicht arbeiten gelernt habe. Indem er ſich anſchickte, nach ſeiner Kammer zu gehen, gedachte er mit ſchwerem Seufzer des verſchollenen Bruders, der für ihn wie vom Erdboden verſchwunden war. Da ſchlug es kräftig an den Fenſterladen; die Lampe fiel dem Tobias vor Schreck faſt aus der Hand. Der Gedanke, „wenn er jetzt käme, wenn ich ihn herbeigeſehnt“, durchſtrömte ihn auf einmal wie neues Leben, denn er hatte den Veit bei all ſeinen Fehlern doch lieb um ſeines guten Herzens willen. Aber eine andere bekannte, angſtvolle Stimme weckte ihn aus dieſem Traum. „Oeffne, Tob, um Gotteswillen!“ rief's draußen, und zitternd vor Ueberraſchung öffnete er den Laden. Draußen im Schneegeſtöber ſtand die Regine, blaß wie der Tod, zähneklappernd, und große Thränen rollten ihr über das Geſicht, als ſie rief: „Tob, um Chriſti Blut willen, ſey barmherzig, komm hinüber, der Vater ſtirbt und verlangt nach Dir!“ — In zwei Sätzen war Tobias draußen in der dunklen Nacht. Die Regine glitt lautlos wie ein Schatten auf zehn Schritte vor ihm her, ſie ſtand nicht ſtill, ſie wandte den Kopf nicht um, kein Wort ward zwiſchen ihnen gewechſelt, und doch war's dem Tobias, als höre er ihres Herzens Schläge, als wolle das ſeine zerſpringen, er wußte nicht, ob in froher oder böſer Ahnung.

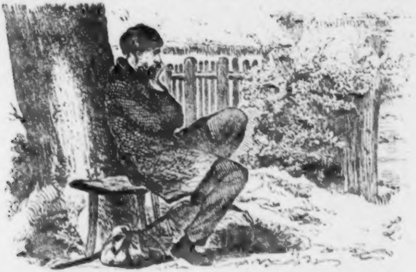
Beim Reiterwirth war Alles dunkel und ſtill; nur aus dem Fenſter der Krankenſtube drang Licht in die Finſterniß. Das Mädchen ſchlüpfte leiſe durch die offene Thüre, und eine heiſere Stimme rief ihr mit zitternder Haſt entgegen: „Bringſt Du ihn, kommt er?“ — Tobias trat raſch ein und ſprach ruhig und mitleidig: „Hier bin ich, Reiterwirth.“ Wie er aber den blaſſen Mann auf dem Schmerzenslager vor ſich ſah, ſtieg die letzte Stunde ſeines Vaters vor ihm auf, und Thränen umſchleierten ſein Auge. — „Gott ſey Lob und

Preis", ſchrie der Sterbende, „daß dieſe Laſt von mir genommen wird! Tob, es iſt mein Letztes, mit mir iſt's aus! Vorige Nacht kam Dein todter Vater im Sterbehemd und Todtenlaken zu derſelben Thüre herein, wo Du jetzt ſtehſt. Dreimal hob er die Hand gegen mich auf und rief mit gräßlicher Stimme: „Reiterwirth, Du haſt mir Zins auf Zinſen gerechnet, haſt mich zu Grunde gerichtet und meine Söhne um ihr Erbe betrogen. Gieb ihnen wieder, was Du ſtahlſt! Morgen zur ſelben Stunde komm' ich, Dich zu holen, thue Dich des ungerechten Gutes ab vor der letzten Reiſe!" Damit glitt er zu meinem Bett und legte die Knochenhand auf meinen Kopf, daß es mir eiskalt durch's Hirn fuhr. Ich wachte auf und wußte, daß es nun vorbei mit mir iſt. Dort ſteht der Notar, dem hab' ich meinen letzten Willen angeſagt, und dort der Gerichtsſchreiber iſt Zeuge. Ich hab' nicht recht gehandelt an Euch, will's nicht mit hinüber nehmen, das Waiſengut! Ich hab' Dir Dein ganzes Anweſen vermacht, biſt wieder Herr im alten Eigenthum. Willſt mir verzeihen?" — Tobias traute ſeinen Sinnen kaum. Er reichte dem Kranken ſprachlos die Hand. Dieſer aber fuhr fort: „Nun brauchſt Du Dich von keinem Weibe ernähren zu laſſen, ſiehſt Du das ein?" Tobias ſtarrte immer verwunderter drein, und als er die Regine zu Füßen des Bettes laut ſchluchzen hörte, als er ſah, wie ſie das Geſicht in die Hände verſteckte, fuhr's ihm plötzlich wie ein Blitz über die Augen und in's Herz hinein, der Athem verging ihm. — „Mir liegt nur noch ein Stein auf dem Gewiſſen, Tob, und erſchwert mir die Sterbeſtunde, Du kannſt ihn mir abnehmen", ſtöhnte der Alte. „Die Regine ſteht verlaſſen in der Welt, ſobald ich hinüber bin, Du biſt ein rechtſchaffener Menſch, die Arbeit iſt Dir Freude, das Mädel aber will keinen Andern als Dich. Ich geb' ſie Dir, dann iſt ſie wohl verſorgt und mein Hab und Gut dazu!"

Das war dem Tob zu viel auf einmal, ihn ſchwindelte, die Stube drehte ſich um ihn, es ſchien ihm Alles ein betrüglicher Traum, und er dachte: „Wenn mich nur Einer aufwecken wollte!" Die Regine war ja ſeit Jahren und Tagen ſein einziger Gedanke, das leuchtete plötzlich in ihm auf. Wie ſollte er nur ſolch unerwartetes Glück begreifen? — „Willſt Du ſie, willſt Du?" keuchte der Sterbende in Todesangſt; „beſinne Dich nicht lange, meine Zeit iſt am Ende!" — „Will ſie mich denn?" brachte der Tobias endlich mühſam heraus, „und iſt denn Alles wirklich wahr?" Die Regine ſtreckte mit abgewandtem Geſicht die Hand nach ihm aus, und drückte die ſeine feſt und immer feſter. Da vergaß er, daß es eine Sterbeſtunde ſey, denn

Alles in ihm jubelte, als finge eben erſt das Leben an. Er fiel vor dem Bett auf die Kniee und rief: „Sie ſoll es gut bei mir haben, Vater!“ Der Reiterwirth ſtammelte: „Gott vergelt' es Dir!“ und ſtarb mit freundlicherem Geſicht, als er im Leben je gezeigt.

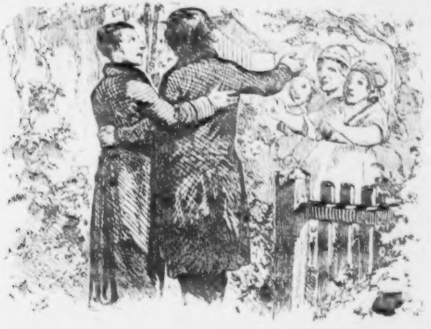
Im Reiterwirthshaus ging's luſtig her. Lachen, Singen, Tanzmuſik und Bratengeruch drangen in den herrlichen Maiabend hinaus. Auf der Bank unter der großen Linde aber ſaß ein langer, abgehärmter Wanderer in fadenſcheinigem Rock, mit eingefallenen Wangen, trüben Augen und verworrenem Haar und Bart, deſſen Farbe einmal dunkler geweſen ſeyn mochte als heute, wo ſich gar viel Silberfäden eingemiſcht hatten, die auf dem Kopf eines, dem Anſchein nach noch ziemlich jungen Mannes verwunderlich genug ausſahen. Er mochte todtmüde und hungrig ſeyn. Matt an den alten Stamm zurückgelehnt, ſchien ihn ſchon der Geruch der Speiſen zu erquicken, den er gierig einſchlürfte, indem er den Blick verlangend nach dem offenen Fenſter richtete. Alles Leben ſchien drinnen im Haus, um die Linde zeigte ſich lange keine Seele weiter. Endlich trat eine Magd aus dem Nachbarhof, wollte eben eilig über die Straße zum Wirthshaus gehen, als ſie die bittende Stimme des Wanderers vernahm: „He, Jungfer, ſagt mir doch, wem gehört jetzt der Hof, aus dem Ihr kommt, der einſt des alten Werner's war?“ — „Dem jungen Werner“, ſagte das Mädchen ſtillſtehend und betrachtete ihn mitleidig, denn daß er arm und elend ſey, ſtand ihm auf Rock und Geſicht geſchrieben.



„Dem Jungen? dem Tobias?“ ſchrie der Mann mit lauterer Stimme, als man ihm hätte zutrauen ſollen. „Der iſt wieder im Beſitz? Wie kam er dazu?“ — „Der Reiterwirth hat ihm den Hof vermacht“, entgegnete die Magd, faſt erſchrocken. — „Der Reiterwirth iſt todt? Und — die Regine — was iſt aus der ſchmucken Regine geworden?“ — Der kennt ſich hier aus, dachte das Mädchen, und erwiederte lachend: „Was ſoll aus ihr geworden ſeyn! Eine ſchmucke prächtige Frau, die den Tobias Werner zum Mann hat; ich bin ihre Groß-Magd.“ Damit wollte ſie ihres Wegs gehen, aber der Mann war leichenbleich hinten über gefallen und gab keinen Laut mehr von ſich. Sie trat darum ſchnell zu ihm heran, und fragte mitleidig: „Fehlt Euch was? kann ich Euch was bringen?“ — „Waſſer, nur Waſſer!“ ſtöhnte der Fremde. — „Wie? am Tauftag unſers Jüngſten Waſſer? das gefiele mir!“ Raſch war ſie im Haus verſchwunden.

„Am Tauftag! — Der Tobias läßt alſo taufen“, murmelte der Fremde in ſich hinein — „er hat die Regine und den alten Hof, und ich — ſitze vor ſeiner Thür, ein elender, verkommener, verſtoßener Mann!“ Sein Kopf ſank auf die eingefallene Bruſt, und ſchwere, bittere Tropfen rollten in ſeinen ergrauten Bart. Da ſtand die Magd wieder vor ihm, rückte den Tiſch vor die Bank, ſetzte einen Krug Bier und einen Teller mit ſaftigem Braten vor ihn hin, legte ein ſchönes Weißbrod daneben und ſagte freundlich: „Mein Herr ſchickt Euch das, ſollt Euch laben an ſeinem Freudentag.“ — Die Natur trat in ihre Rechte, der Mann trank und aß mit Heißhunger, indeß er fragte: „Iſt der Tobias recht ſtolz geworden?“ — „Stolz? Auf was? Er iſt ein braver Bauer.“ — „Iſt es ſein erſtes Kind, das er taufen läßt?“ — „Es iſt der erſte Bub', den ihm der liebe Gott beſcheert, drei prächtige Mädels krabbeln ſchon bei uns herum, Kinder wie die Hirſche ſo ſtark und friſch. Jedes Jahr hatten wir ſolch einen Ankömmling, aber da nun endlich der kleine Burſch eingetroffen, gab's einen großen Jubel. Der Bauer hat ſich verſchworen, daß am Tauftag Keiner hungern ſoll, den er ſättigen könne; drum macht er's auch im Wirthshaus ab, weil bei uns der Platz nicht reicht.“ — „Iſt er denn nicht Reiterwirth geworden?“ — „Nein, er wollte kein Wirthshaus halten. Sein Anweſen brauche einen tüchtigen Arbeiter, meint er, und das Wirthshausleben behage ihm ſchlecht. Er hat's verpachtet.“ — „Das iſt der alte Tob!“ brummte der Fremde in ſich hinein, „immer der Alte! Arbeit und Mäßigkeit“, ſetzte er bitter lachend hinzu, „bringts freilich weit, wer's aushält!“

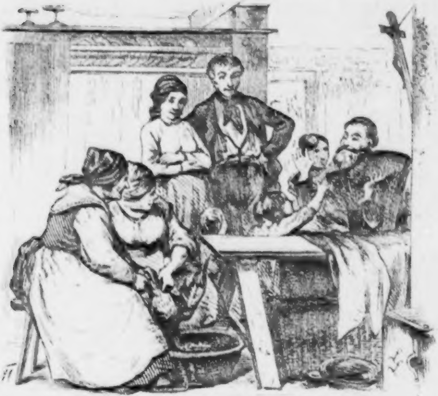
Indem gab's drinnen ein tüchtiges Gläſerklingen, dann erhob ſich ein Ruf, den man durch's ganze Dorf hören konnte. „Vivat der Veit!“ tönte es in das Ohr des armen Mannes, der zuſammenfahrend um ſich ſah, als ſtünde ein Geſpenſt hinter ihm. — „Wen laſſen ſie da drinnen leben? Iſt der Veit Werner wieder heimgekommen?“ brachte er endlich mühſam hervor. — „Der Bruder des Tobias, meint Ihr? Bewahre, der iſt verſchollen ſeit langen Jahren. Der Herr hat ihn oftmals in den Zeitungen aufrufen laſſen, er muß wohl zu Grund gegangen ſeyn.“ Leiſer, die Augen auf das Wirthshaus gerichtet, fügte ſie vertraulich hinzu: „Der ſey ein Faulenzer und Spieler, ein lüderlicher Menſch geweſen, ſagen die Bauern. Aber vor dem Tobias und der Frau darf man ſo was nicht hören laſſen. die halten große Stücke von ihm, haben ſie doch gar den Jungen heute Veit taufen und den Verſchollenen als Pathe in's Taufbuch ſchreiben laſſen!“ — Da hielt es der Wanderer nicht mehr aus, ſein Athem flog, als ſolle er erſticken. Er achtete nicht darauf, daß ihm die Thränen ſtromweis über die Backen liefen, nach dem Haus taumelte er hin — als eben der Tobias mit friſchem, freudeſtrahlendem Geſicht unter die Thüre trat. „Tob, Tob!“ ſchrie der Mann mit letzter Kraft — „Veit, Bruder Veit!“ der Andere, und ſie lagen einander in den Armen, Keiner konnte etwas Weiteres hervorbringen, ſie fühlten nur, daß ſie Brüder ſeyen.



Den Veit hatte das Glück nur auf deutſcher Erde mit unverdienten Gaben überhäuft, doch wußte er ſie nicht zu nützen. Er meinte, zum Glücklichſeyn ſey das Glück genug: um das Erhalten ſeiner Gaben kümmerte er ſich nicht. Je mehr ihm zufiel, um ſo gieriger wurde er nach mehr. Das Glück iſt aber ein launig Ding, es wendet ſich von Dem, der ſeine Gunſt nicht in Ehren hält, oder ſie gar erzwingen will. Veit verthat in Amerika ſein deutſches Geld, lebte nach Gutdünken, fing bald Dieſes, bald Jenes an. Da ihm aber Alles mühlos im Schlafe zufallen ſollte, gedieh ihm gar nichts. So ward er immer arbeitsſcheuer und genußſüchtiger, das Gewiſſen fing an, ihn zu quälen, und weil ihm gar nichts mehr einſchlug, verlor er zuletzt Muth und Kraft zum Leben wie alle Diejenigen, die ſich nicht auf Gott und ſich ſelbſt, ſondern nur auf den Zufall oder fremde Hülfe verlaſſen. Er erkrankte ſchwer, lag lange Monate im Krankenhaus zu New-York, und, endlich geneſen, ſtand er in dem fremden Land als heimathloſer Bettler. Wer in Amerika nicht arbeiten will oder kann, mag ruhig auf der Straße verhungern; nicht leicht wird ſich Einer um ihn bekümmern. Das bekam der Veit hart zu fühlen. Er hatte das Arbeiten verlernt; ſein ehemals kräftiger Körper war erſchlafft und verweichlicht durch die Genüſſe des Reichthums und durch Müßiggang. Sein Elend ſtieg mit dem Gefühl ſeiner Untauglichkeit, und in langen, ſchlafloſen Nächten, die er ohne Obdach, hungernd und frierend auf den Stufen irgend eines Palaſtes zugebracht hatte, kam mit der Erinnerung an die entflohene Jugendzeit im Vaterland die ſchrecklichſte Qual, das Heimweh, über den Unglücklichen, und wurde nach und nach ſo mächtig, daß es bewirkte, was Hunger und Elend nicht vermocht hatten: Veit arbeitete. Aber was und wo? Ein alter Todtengräber, ein Deutſcher, hatte ſich ſeiner erbarmt. Es herrſchte damals eine anſteckende Krankheit, Niemand wollte ſich für hohen Lohn zum Gehülfen hergeben; — Veit jedoch, der einſt ſein eigen Feld nicht bebauen mochte, betrachtete es als Gottes Gnade, Gräber ausſchaufeln zu dürfen, bis er das Geld zur Ueberfahrt nach Europa erworben hatte. Bettelnd von Ort zu Ort erreichte er die Heimath, die er vor ſieben Jahren ſtolz, mit ſchönem Vermögen, im eigenen Gefährt verlaſſen hatte. Er wollte die vermeintliche Armuth des Bruders, die „Hundehütte“ theilen und arbeiten mit dem Tod.

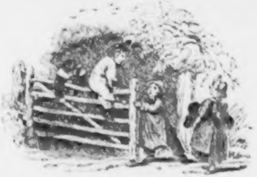
„Das ſind die Früchte, die mir der Schatz des ſeligen Vaters gezeitigt hat!“ Mit dieſen Worten ſchloß Veit die offenherzige Erzählung ſeiner Irrthümer und ſeines Elends. „Daran war der Schatz nicht ſchuld", ſagte der Tob mit milder Stimme; „ich hatte den gleichen Antheil daran, mir ward er zum Segen und Gedeihen, mir hat er die weiße Lieſe gebracht" — dabei zeigte er auf eine alte, ſchon blinde Kuh, die ſorglich von der Großmagd zur Tränke geführt und von den kleinen Mädchen ſtreichelnd und liebkoſend begleitet wurde — „die hab' ich mit den Kremnitzern erkauft, und ſie war der Grundſtein meines Wohlſtandes. Aber — hörſt Du, Veit? — ich habe nicht den Schatz für mich arbeiten laſſen und hab' im Gelde den Schatz nicht geſucht; ich wußte beſſer, wo er ſteckt" — er umſchlang ſeine Regine, die, glückſelig und ſtolz auf ihren Tob, ihm um den Hals fiel — „und habe den Schatz darum auch gehoben. Der beſte Schatz für den Mann iſt die Arbeit und durch die Arbeit ein braves Weib. Drum ziehe ein, Veit, in mein Haus, theile mein Eigenthum, thue wie ich, und Du wirſt ein reicher Mann ſeyn."

Der Veit aber nahm nichts von dem Bruder als die freundliche „Hundehütte" mit Wieſe und Acker. Die Thalerrolle, welche er dem



Tob einſt zurückgelaſſen, ſchickte er in's Waiſenhaus. „Von dem Gelde will ich nichts mehr", ſagte er und fing von vorn an, wie der Tob vor acht Jahren gethan. Er hatte ſein Lehrgeld gezahlt und ward noch ein braver und geachteter Mann. Haar und Bart nur wollten nicht wieder dunkeln, und wenn ihn ſeine Bruderskinder in ſpäteren Tagen tüchtig zauſ'ten, ſagte er verweiſend: „Kinder, haltet mir die grauen Borſten in Ehren! Sie ſind das Einzige, was mir übrig blieb vom Schatze, den einmal ein Bauer gefunden!" — „Nicht das Einzige, Bruder", ſagte dann der glückliche Tobias, indem er Weib und Kind und den ſtattlichen Haushalt mit einem dankbaren Blick überflog: „Du haſt gelernt, daß der beſte Reichthum die Arbeit iſt."

Mit Sinn und Maaſs!



Peter ſprach: „Noch zehn Minuten hab' ich, wo ich ſpielen kann,
Gehe, Schweſter, Du zur Schule ſacht' nur immer mir voran;
Fragt der Lehrer, nun, dann ſage: Nächſtens käm' ich nach im Sprung,
Ob auch Keiner daraus klug wird, was man leſen muß und ſchreiben."
Dies vernehmend, dacht' ich freilich: „Naſeweis iſt jetzt, wer jung! —
Doch iſt's noth, daß Jugend lerne, iſt's nicht noth, zu übertreiben.
Wenn man etwa lehrt, was Vielen unerhellt im Kopf ſoll bleiben,
Iſt zu ſagen: Länger ſpielen, wäre faſt Verbeſſerung.
Deshalb, um den Geiſt der Kinder wirkſam nährend zu verwalten,
Soll man Luſt und Lehre weislich klar mit Maaß beiſammen halten."

R. Par.

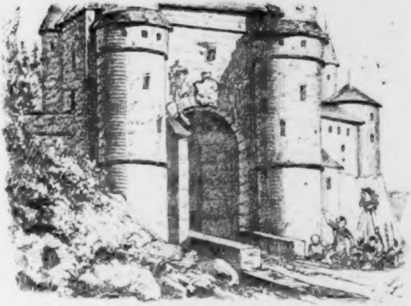
Der Kuchen im Wappen.

Eine däniſche Sage.

Auf der Oſtküſte der cimbriſchen Halb-Inſel lag in der Waldeinſamkeit das alte Schloß derer Herren von Pleſſen. Von vorn ſchaute es in die See, mit dem Rücken lehnte es ſich an ein anmuthiges Gehölz. – Das alte Schloß, ſonſt nur ſelten beſucht von den Gebietern, die am fernen Königshofe weilten, oder mit den Heeren zu Felde zogen, hatte binnen Jahresfriſt drei Freudentage erlebt. Der erſte war, als der edle Junkherr Knud von Pleſſen von einem ſieghaften Seezuge heimkehrte, um fortan in dem Hauſe ſeiner Väter zu leben und ſeine zahlreichen Inſaſſen glücklich zu machen. Als dies geſchah, zogen die jungen Dirnen in den Wald, wanden von Eichen- und Buchenzweigen eine mächtige Krone und die jungen Burſchen pflanzten ſie auf dem Schloßthor auf. Das iſt die erſte Krone auf dem Burgwall derer von Pleſſen.

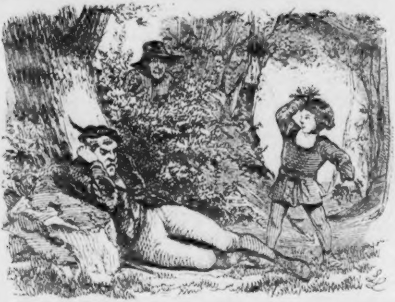
Als nun der gnädige Herr etwa ein Jahr auf ſeiner Herrſchaft gehauſt und alle Inſaſſen ihn aus dankbarem Herzen ihren Vater nannten, antwortete er: „Und bin ich das, ſo kommt es mir zu, auch als ein rechter Vater zu handeln. Darum ziehe ich jetzt an den Hof des Königs, kehre aber binnen wenig Monden heim, und der Vater bringt den Kindern ein liebes Mütterchen mit.“ Als die Leute das hörten, ſtimmten ſie einen Freudenruf an, Alt und Jung mitſammen. Als darauf die Herrin kam, und mit lauter Fröhlichkeit empfangen wurde, weil ſie gar ſo lieb und holdſelig war, und bereits alle Herzen für ſich gewonnen hatte, ehe ſie noch darum wußte, wanden die Dirnen von dem duftenden Waldlaub abermals eine mächtige Krone und die Burſchen hängten ſie oberhalb des Schloßthors neben der erſten auf. Das iſt die zweite Krone auf dem Burgwalle derer von Pleſſen.

Wiederum war ein Jahr vergangen und eitel Freude in dem Schloſſe der Herrſchaft, ſo wie in den Hütten der Inſten. Der fromme Pfarrer war aus den innerſten Gemächern des Schloſſes in den Hof gekommen und hatte zu dem allda ängſtlich harrenden Volke geſagt: „Freuet Euch! Uns iſt Heil widerfahren. Die edle Herrin iſt eines Knäbleins geneſen. Laſſet uns in die Kirche treten und Gott um Segen für den Neugebornen anflehen.“ Das geſchah alsbald. Und hernach zogen ſie in den Wald, die Mägde wie die Burſchen,



und thaten wie früher. Und das iſt die dritte Krone auf dem Burgwall derer von Pleſſen.

Das Knäblein wuchs heran zur Freude der Eltern, die es gar ſehr liebten, und zur Freude der Inſaſſen, mit deren Kindern es ſpielte und die das Knäblein ſegneten, indem ſie hofften, es werde dereinſt ihren Kindern ein eben ſo gütiger Herr ſeyn, wie der Vater jetzt ihnen. So verging ein Jahr nach dem andern. Der kleine Knud Pleſſen war vier Jahre alt geworden und mit dem Frühling brach das fünfte für ihn an. Die Veilchen lugten aus dem Graſe hervor; die Blüthenknospen thaten ſich auseinander; die Lerche trillerte und der Himmel blaute. — Auf dem Edelſitze war ein alter Diener, treu wie Gold, mit ſilberweißem Barte; an dem hing Jung-Pleſſen mit ſonderlicher Luſt, und wollte ſich kaum zur Schlafenszeit von ihm trennen. Dieſer Alte trug den Knaben auf ſeinen Armen in dem Schloßhof und vor demſelben, ſo lange er es nur vermochte. Als nun die Frühlingsſonne ſo hell lachte, konnte Jung-Pleſſen es nicht ſatt bekommen, und wollte immer weiter, obgleich der alte Mann ſchon ein gut Stück Weges in den Wald hinein gegangen war. So lange er es vermochte, that er dem Knaben ſeinen Willen; als ihm aber bald die Füße den Dienſt verſagten, antwortete er: „Nun iſt's genug, muß auch noch etwas Luſt behalten für den Rückweg; darum ruhen wir jetzt hier aus.“ Dabei ließ er ſich gemächlich auf den Raſen gleiten und lehnte mit dem Rücken gegen einen Baum, während der Knabe lachend umherſprang und nach dem alten Diener mit Blumen warf. Aber die warme Sonne und die ſcharfe Luſt



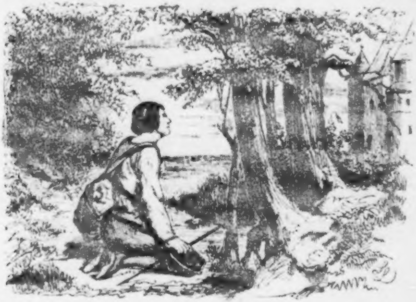
betäubten den Alten, der nicht zu widerſtehen vermochte, und ohne daß er es wußte die Augen ſchloß und in einen tiefen Schlaf ſank. Es war ſpät, als er erwachte. Behaglich dehnte er ſich und ſagte noch ſchlaftrunken: „Nun, Jungherrchen, iſt es Zeit nach Hauſe!“ Aber erſchreckt ſprang er auf, als die langen Schatten ihm verkündeten, wie ſpät es geworden, und er den Knaben nirgends zu entdecken vermochte.

Das war ein Jammern und Wehklagen, als dieſe Kunde nach der Pleſſenburg kam. Ein Bauer ſagte aus, er habe einen Trupp von Zigeunern und anderem Geſindel in der Richtung nach Norden laufen ſehen, vielleicht hätten die das Kind dem ſchlafenden Diener weggenommen. Ein anderer Bauer hatte das verdächtige Geſindel auch geſehen, aber nach ſeiner Meinung wäre daſſelbe nach Süden gegangen. Reiter ſprengten nach allen Richtungen fort. Umſonſt, das Kind blieb verſchwunden. Es ward jetzt ſtill auf der Pleſſenburg. Die drei Kronen über dem Schloßthor auf dem Burgwalle welkten. Es ward Frühling und wieder Frühling. Aber das junge Volk brachte keine neue vom friſchen Grün.

Auf der Göhrde bei Braunſchweig war eine luſtige Kirchweih. Neugieriges Volk lief zuſammen und ſchaute einem Trupp Zigeuner zu, der ſeine brodloſen Künſte auf dem Seile trieb. Aber das Gelächter verwandelte ſich bald in ein unwilliges Murren, als das Haupt der Truppe einen zarten Knaben aus dem Zelte führte und mit dieſem die halsbrechendſten Künſte machte. Das Kind zitterte am ganzen Leibe und ward bleich wie der Tod. Bittend erhob es gegen ſeinen Peiniger die gefaltenen Hände, aber dieſer fuhr ihn hart an und trieb es dann noch ärger als vorher. Darüber wurden die Zuſchauer immer wüthender und endlich traten Etliche aus dem Kreiſe, die riſſen ihm das Kind weg und nahmen es vor ſeinen Mißhandlungen in Schutz. Der Zigeuner ward giftig; es ſetzte harte Worte und Püffe, und es wäre gewiß zu noch Aergerem gekommen, hätte nicht Jemand die Landreiter herbeigerufen. Dieſe ſtellten den Frieden bald wieder her, und man hätte die Zigeuner ſtill ihres Weges ziehen laſſen und ihnen den Knaben wiedergeben müſſen, wenn nicht plötzlich Einer in dem Haufen gerufen hätte: „Es iſt gar nicht ſein Kind! Es iſt ein geſtohlenes!“ Nun wurden Alle noch aufmerkſamer. Sie beſchauten das Kind genauer, fanden, daß es ganz anders geſtaltet ſey als die übrigen Zigeuner-Kinder, und Alle, ſelbſt die Landreiter, drangen nun in den Führer der Horde, daß er ſagen ſolle, von woher er das Kind mitgenommen habe. Bis dies geſchehen, bleibe das Kind in Verwahrſam bei den Landreitern. Darüber wurde es Abend, und als am andern Morgen in der Herberge des Zigeuners nachgefragt wurde, war er mit ſämmtlichem Geſindel in der Stille davon, denn er wußte wohl, daß das Kinderſtehlen hart beſtraft wird. Als man noch eifrigſt überlegte, was denn eigentlich mit dem Knaben anzufangen ſey, kam ein ältlicher Mann daher und ſagte: „Lieben Mitbürger, Ihr kennt mich. Ich bin kinderlos und habe mein Auskommen. Wollt Ihr, ſo nehme ich den Knaben mit. Ich lehre ihn mein Gewerbe und ſo Gott will, mache ich einen braven Mann aus ihm.“ Darüber freute man ſich ſehr, denn Meiſter Conrad der Küchlermeiſter war als ein chriſtlicher Bürger bekannt, und ſo ging der Knabe mit dem Meiſter nach Hauſe.

Darauf verſtrichen viele Jahre, während welcher der Knabe zu einem tüchtigen Burſchen heranwuchs, der das Seinige wußte und den alle Leute liebten, zumeiſt aber Herr Conrad, der ihm ſein ganzes Herz zuwendete, als ſey der Fremdling ſein eigener Sohn. Er wußte nicht nur die zierlichſten und ſchönſten Gebäcke herzuſtellen, die täglich im Laden reißenden Abgang fanden, ſondern er buck auch Kuchen, die faſt ein Jahr lang dauerten, und trug ſie über Land in nahe und ferne Orte zum Verkauf herum. Fand auch viele Abnehmer ſeines freundlichen Weſens halber, und brachte dem Meiſter ſtets eine gefüllte Taſche und ein fröhliches Herz heim. Nur manchmal, wenn er allein war, überfiel ihn ſtiller Trübſinn. Es waren die Stunden, wo eine dunkle Erinnerung an eine ferne Vergangenheit in ihm aufſtieg. Er ſah dann, wie durch einen Nebelſchleier, ein großes, unförmliches Gebäude vor ſich, folgte dem Schatten einer Dame mit hellen Augen, die ihn zärtlich anblickte, und einem alten weißbärtigen Mann, mit dem er luſtig forthüpfte. Wenn er aber eines dieſer Bilder haſchen wollte, zerfloß es wie ein Schatten im Morgenlicht, und es war ihm nur noch, als ſähe er fernab die See blinken wie Mondlicht und hörte im halben Traume ihr finſteres Grollen.

Als er eines Abends nach einer längeren Reiſe mit wohlgefülltem Säckel heimkehrte, erſchrak er ſehr. Der gute Meiſter Conrad war todt und zu dem fernen Verwandten deſſelben, der bereits in des Meiſters Haus gezogen war, konnte er kein Herz faſſen. Er ſah, daß er dieſem läſtig ward, nahm ſchnell, was er von ſeinem treuen Pfleger zu eigen beſaß, und wanderte nun wieder ſinnend in die Welt hinaus. Er ging weit, weit fort. Selbſt wußte er kaum, wohin? Ihm ſchien es, als ob eine unſichtbare Hand ihn willenlos

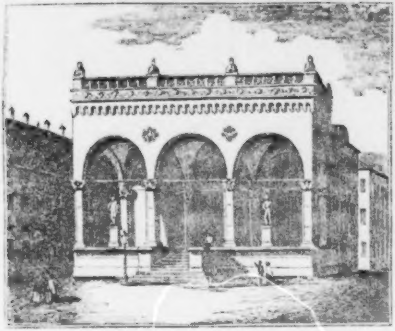


fortzog. Nach einem mühſamen Tage geſchah es ihm eines Abends, daß er ſich in einem Walde verlief und erſchöpft auf den Raſen ſank. Im Traume beſuchten ihn alle Geſtalten wieder, die auch ſonſt wohl zu ihm kamen, nur heller und friſcher. Auch die See blinkte zwiſchen den Bäumen durch und er vernahm ihr dumpfes Grollen. Als er in der Frühe erwachte, waren die Geſtalten verſchwunden, aber das Grollen hörte er noch immer. Verwundert ging er einige Schritte und ſah dann plötzlich vor ſich das Meer vom Frührothſchein übergoſſen. Wie im Traum ging er weiter; ſein Herz klopfte hörbar und er glaubte jeden Augenblick, der Zauber müſſe verſchwinden; aber es blieb Alles, wie es war und auch das alte Schloß trat ihm aus dem Dunkel der Bäume entgegen. Da ſank er in die Kniee, es wurde ihm ängſtlich beklommen und die hellen Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. Dann raffte er ſich auf und trat durch das Thor in den Schloßhof. Das Geſinde umringte ihn mit vielen Fragen, denn es kam ſelten ein fremder Hauſirer in dieſe abgelegene Gegend; aber die Antworten fehlten dem jungen Küchler, dem ſo ſeltſam zu Muthe ward, er wußte nicht wie, und es war auch Keiner zur Hand, der ihm ſein Gefühl hätte deuten können. Zwei freilich waren im Burghofe, die wußten es; einer war der alte Hofhund, der raſſelte an der Kette und vollführte einen grimmen Lärmen, ſo daß man ſein eigenes Wort nicht hören konnte; allein das Thier konnte nicht reden und ſagen, daß es die Spur wittere von dem verloren gegangenen jungen Herrlein. Und auf einem Stein in der Sonne ſaß ein zuſammengeſchrumpfter Greis mit langem Barte, er hätte den Jungherrn vielleicht wieder gekannt, aber ſeine Augen waren von vielem Weinen ſchon Jahre lang erloſchen. Nun liefen nach und nach alle Bewohner des Schloſſes zuſammen, weil Jeder wiſſen wollte, was der Lärmen zu bedeuten habe, und auch der Burgherr kam aus ſeinem Gemache und ſprach mit dem jungen Küchler. Zuletzt erſchien auch die Burgfrau, die ihre Morgenandacht in der Kapelle verrichtet. Kaum ſah ſie den jungen Mann vor ſich ſtehen, als ſie laut aufſchrie. Alles iſt zu täuſchen, nur nicht das Herz einer Mutter, das hatte den verlornen Sohn ſogleich wieder gekannt. Nun waren Freude und Luſt in die Pleſſenburg zurückgekehrt. Zu den drei Kronen über dem Schloßthor, die neu ergrünten, kam nun auch die vierte und letzte zur Freude des Wiederſehens. Und zur Erinnerung für Enkel und Urenkel bis in die ſpäteſten Zeiten nahm der Burgherr einen Kuchen in das gräfliche Wappen auf, welcher noch heutigen Tages in demſelben zu ſchauen iſt.

Heinrich Smidt.

Die Feldherrn-Halle in München.

Aus der an ſchönen Bauwerken reichen bayriſchen Königsſtadt wählen wir zur Anſicht diesmal die Feldherrn-Halle, welche zwiſchen dem alten München und der neuen von König Ludwig geſchaffenen Stadt gewiſſermaßen die Grenzſcheide bildet. In ihrem Rücken breitet ſich das Netz vieldurchſchnittener, enger Straßen aus älterer Zeit aus, vor ihr liegen die geräumigen, weiten, geraden Straßen des Neubaues. So iſt die Feldherrn-Halle zugleich der Anfangspunkt jener zuſammenhangenden breiten Freiung, welche, vor ihrer Façade mit dem Platz an der Reſidenz beginnend, ſich im Odeonplatz und zuletzt in der platzartig breiten Ludwigsſtraße fortſetzt. Am Ende der letzteren ſchließt das in römiſchem Stil erbaute Siegesthor die Ausſicht, auf der Plattform geſchmückt mit einer Erzgruppe der Schutzgöttin des Bayerlandes (Bavaria) auf einem von vier Löwen gezogenen Wagen. Steht man in der Feldherrn-Halle, ſo blickt man die Ludwigsſtraße hinab gerade auf das Siegesthor, und ſteht man unter deſſen hohem Mittelbogen, ſo iſt jene Halle das Ziel des Auges. Links neben der Feldherrn-Halle erhebt ſich die Theatiner-Kirche, 1767 vollendet, im italieniſchen Renaiſſance-Stil erbaut und von einer mächtigen Kuppel und zwei hohen Glockenthürmen überragt, hier in gewiſſem Sinne der letzte Nachklang des alten München. Rechts zeigt ſich ſchon neben der älteren Reſidenz der königliche Neubau mit ſeinen freskengeſchmückten Säulengängen, die einen Gartenplatz mit Springbrunnen umſchließen, nach außen von einer Reihe glänzender Läden, dem Bazar, begrenzt. Dann folgen die Ludwigsſtraße entlang rechts das Kriegsminiſterium, die reiche königliche Bibliothek, die Ludwigs-Kirche mit einem großen Altargemälde von Cornelius, das jüngſte Gericht darſtellend, links das Odeon mit einem prachtvollen Saal zu Muſik-Aufführungen, die Palläſte des Herzogs von Leuchtenberg und des Herzogs Max in Bayern, letzterer von Klenze erbaut, mit Marmorfries von Schwanthaler und herrlichen Fresken von Kaulbach und Anderen; ferner die Blinden-Anſtalt und die Univerſität. Alle dieſe großen und ſchönen Gebäude machen den eben geſchilderten Raum zu einem ſtädtiſchen Rundbilde von ſeltener Wirkung. Wenden wir nun den Blick wieder auf unſern Ausgangspunkt zurück, ſo ſehen wir auf einem Unterbau von Quadern eine florentiniſche Säulen- und Rundbogen-Halle emporſteigen, wie unſre Abbildung zeigt, im Innern von Kreuzgewölben bedeckt, nach rückwärts mit Mauerfüllung der Bögen. Zwei Bildſäulen erſt wurden

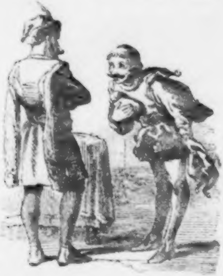


darin aufgeſtellt, die Standbilder der Feldmarſchälle Tilly und Wrede, Jener aus dem dreißigjährigen Kriege, Dieſer aus der Napoleoniſchen Zeit hinlänglich bekannt. Wrede ſtarb erſt 1838, und über ſeine Verdienſte mögen die Parteien in Deutſchland einiger ſeyn als über die des einſt eben ſo gehaßten wie gefeierten Tilly. Indeſſen wird dem Zerſtörer Magdeburgs immerhin Niemand den Ruhm eines gewaltigen Heerführers aberkennen. P.

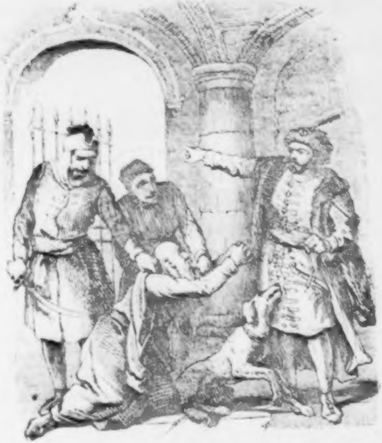
Betzko, die Burg des Hofnarren.

Die bergigen Ufer des Waag-Fluſſes im Lande der Ungarn zeigen viele Trümmer alter Burgen; von einer derſelben bei dem Flecken Betzko hat man folgende Sage: Stibor, einer der mächtigſten Reichsherren zu König Sigmund's Zeiten, befand ſich auf der Jagd und hatte ſich mit ſeinem Troß von Vaſallen, Treibern und Rüden gelagert einem ungeheuern Fels gegenüber, der kahl, von Erde faſt ganz entblößt, ſchroff in die Höhe ſtieg. Den Gebieter zu unterhalten verſuchte Jeder, doch gelang es Keinem ſo gut, als dem Hofnarren Betzko, vor deſſen Schwänken der düſtere Ernſt Stibor's weichen mußte. Ein ſeltenes Lächeln der Milde zog ſich über ſein ſtarres

Antlitz und in ſeiner guten Laune erlaubte er Jedem, eine Gunſt ſich zu erbitten. Als die Reihe an Betzko gekommen, wünſchte dieſer, der Herr möchte auf jenen Fels ein Schlößlein erbauen und ihm zu eigen geben, worüber ſämmtliche Hofſchranzen lachten, da ſie es für eine Unmöglichkeit erklärten. Ihr Lachen machte aber plötzlich Halt, denn bei dem Worte „Unmöglichkeit“ war Stibor's Hochmuth erwacht und mit donnernder Stimme gebot er, daß der Bau ſchon am nächſten Tage beginnen ſollte, wobei er dem Betzko die Erfüllung ſeiner Bitte mit eidlichem Gelöbniß zuſagte. Nach Jahresfriſt gab der Herr das erſte Bankett auf der mit fürchterlichen Anſtrengungen der Menſchenkräfte erbauten neuen Burg, die mit aller Pracht ausgeſtattet und mit einem Garten verſehen war, zu welchem man die Erde hatte heraufſchaffen müſſen. Weil ſie neben vieler Annehmlichkeit einen ſichern Sitz bot, unzugänglich jedem Angriff, den, wie Stibor ſagte, nicht etwa der Teufel aus den Lüften ſchickte, wählte ſie der Herr zu ſeiner eigenen Wohnung, nannte ſie aber nach dem Narren und entſchädigte dieſen durch Gold. Der aber ſagte: „Mit dem letzten Dank auch den letzten Schwank!“ und zog mit ſeinem Golde davon, noch hinzufügend: „Wer ſeinem Narren nicht hält ſein Wort, dem geht mit dem Narren die Weisheit fort!“ — Stibor führte darauf in Luſtgelagen und glanzvollen Feſten, in Fehden und Jagden ein brauſendes Leben und ſein Sinn verwilderte immer mehr in dem Kreiſe von lauter Augendienern und Schmeichlern. Seiner Zuneigung er-



freute ſich weder Frau noch Kind in ſo hohem Grade wie ein Jagdhund von großer Schönheit und Geſchicklichkeit. Einſt ſaß Stibor unter ſeinen Genoſſen beim Mahl, da kam heulend und hinkend ſein Liebling mit zerſchmettertem Bein in den Saal und Entſetzen faßte alle Anweſende bei dem Wüthen des Herrn, der alsbald den Thäter herbeizuführen befahl. Ein leibeigner greiſer Diener war es, der ſich des Anfalls jenes verzärtelten und dadurch auch boshaften Thieres mühſam erwehrt hatte; aber auf keinen Bericht, auf keine Entſchuldigung hörte Stibor, nichts galt ihm die vieljährige Treue des Dieners; von des Felſens ſchroffſter Spitze ließ er den Unglücklichen hinabſchleudern. Und tief aus dem Abgrunde hörte man nun oft eine Stimme: „Nach einem Jahr und einem Tage ſtehſt Du mit Ihm an Gottes Wage, und Gottes Urtheil wird gerecht, dem ſtolzen



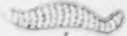
Herrn, dem armen Knecht!" Stiber aber vernahm die Stimme nicht und ſpottete über das Märchen. Vergeſſen war die Unthat, Spiel und Geſang, ſo wie der Gäſte wilder Lärmen, herrſchten nach wie vor auf der Burg alle Tage. Keiner dachte daran, daß eben geſtern ein Jahr ſeit jenem Morde verfloſſen war, als ſich Stiber im Weinrauſch an ein kühles Plätzchen im Garten führen ließ, wo er oft in einer Grotte geruht. Der Schlaf bemächtigte ſich ſeiner auch diesmal: da kroch eine Natter herbei und machte mit dem ſchnellen Zahn der Gefräßigkeit durch das Auge ſich Bahn zum Gehirn ſeines Opfers. Der fürchterliche Schmerz jagte Stiber von einem Ort zum andern, bis zu jener in friſchem Abendroth plötzlich erglühenden Felsſpitze, von der herab einſt der Knecht und jetzt verſichtslos der Herr zerſchmetterte. Wer die öden Trümmer beſteigt, gelangt am nördlichen Ende durch eine ſchmale Oeffnung des äußerſten Thurms auf eine Kuppe, welche die Volksſage als Schauplatz dieſer blutigen Ereigniſſe bezeichnet und die noch heut nur mit äußerſter Vorſicht zu betreten iſt. Die Hirten erzählen ſich, daß man zuweilen in ſtillen Nächten einen Chorgeſang im Abgrunde vernehme, aus dem ſich die Worte löſen: „Der Böſe hinunter zum Höllenbann, der Gute beſeligt zu Gott hinan!" A. Samtner.

Ein Blick in die Geſchichte der Erde.

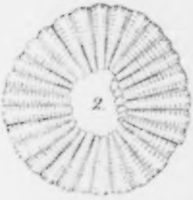
Daß die Kugelgeſtalt unſrer Erde an den Polen abgeplattet und daß hierdurch der Polarhalbmeſſer beinahe 2⅞ geographiſche Meilen kürzer iſt als der Aequatorialhalbmeſſer, weiß jeder unſrer Leſer. Dieſe Abplattung kann nur Folge der Schwungkraft ſeyn, welche ſich bei der Drehung der Erde um ihre, von Pol zu Pol reichende, Axe entwickelt. Sie iſt zugleich ein Beweis davon, daß die Erdmaſſe in der Urzeit flüſſig war, denn nur ſo konnte der Ueberſchuß des Stoffes nach dem am ſtärkſten ſchwingenden Aequatorgürtel geworfen werden. Indem die vermuthlich dunſtförmige Flüſſigkeit die von Anfang an ihr beiwohnende Hitze gegen den Weltraum hin ausſtrömte, begann die Erſtarrung an der Oberfläche, während die inneren Theile, je näher dem Mittelpunkte der kreiſenden Erdmaſſe, um ſo glühender und flüſſiger blieben. Durch Unterſuchung der warmen Waſſer, welche den Bohrlöchern oder arteſiſchen Brunnen entquellen, durch unmittelbare Verſuche über den Wärmegrad des Geſteins in den Bergwerken, ganz beſonders aber durch die vulkaniſche Thätigkeit der Erde, in deren Folge ſich aus plötzlich geöffneten Spalten geſchmolzene Maſſen aus dem Innern auf die Oberfläche ergießen, ſteht für ſehr beträchtliche Tiefen der oberen Erdſchicht eine fortgeſetzte Steigerung der Erdwärme feſt. Mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß die innere Hitze in entſprechendem Verhältniß bis zum Kern der Erdkugel ſteigt. Ergiebt ſich nun aus den bisherigen Erfahrungen, daß die Wärme der uns bekannten Erdrinde mit einer ſenkrechten Tiefe von je 92 Pariſer Fuß durchſchnittlich um einen Grad Celſius zunimmt, ſo würde eine einfache Rechnung zu dem Schluſſe berechtigen, daß in einer Tiefe von 5½ geographiſchen Meilen der Granit nur noch in geſchmolzenem Zuſtande beſtehen könne. Die Erkaltung unſers Planeten, die Abgabe ſeiner inneren, urſprünglich eigenen Wärme an die Oberfläche war im Zeitraum der erſten Erd-Revolutionen jedenfalls eine ſehr bedeutende; jetzt iſt ſie ſelbſt für unſre vervollkommneten Werkzeuge kaum noch meßbar. Für jenes urzeitige Freiwerden einer ungeheuren Menge verborgener Erdwärme ſprechen die einſt im Norden wie im Süden verbreiteten tropiſchen Gewächſe, wie Palmen, baumartige Farren und dergleichen mehr, deren Wachsthum eine hohe Temperatur der Atmoſphäre vorausſetzt. Zugleich erkennen wir in der Urhitze des Erdkörpers die Urſache erſchütternder Bewegungen, welche nicht allein jene Vegetation vormenſchlicher Jahrhunderte begruben und in Schichten der Erdrinde verwandelten, ſondern auch durch vulkaniſche Ausbrüche mannigfaltige Mineralien und Gebirgsarten chemiſch erzeugten, über lange Spalten große Bergketten wie Maulwurfshügel emporwarfen und aus den Fluthen, dem Niederſchlag des dunſtförmigen Waſſerſtoffs, ganze Erdtheile allmälig hoben.

Es läßt ſich faſt mit Beſtimmtheit annehmen, daß in der Urzeit mächtigere Ausſtrömungen von kohlenſaurem Gas aus der lebhafter verbrennenden Erdmaſſe dem Luftkreiſe ſich beimengten. Indem die Pflanzenwelt dieſe Menge von Kohlenſäure in ſich aufnahm, gemäß der Natur ihres Lebensprozeſſes ſie in Sauerſtoff und Kohlenſtoff zerlegte, erſteren wieder an die Luft abgab, letzteren aber zu ihrer eigenen Nahrung verwendete, mußten die Pflanzen jener Zeit auch um ſo viel reicher ſeyn an Kohlenſtoff als die Pflanzen der Gegenwart. Daraus erklärt es ſich dann, daß waldzerſtörende Erderſchütterungen ſo unerſchöpfliche Maſſen von Brennſtoff in unſern Steinkohlen- und Braunkohlenlagern vergraben konnten. Jahrhunderte, Jahrtauſende reichen nicht, um den Zeitraum zu umſpannen, innerhalb deſſen dieſe ungeheuren Waldungen ſich in Kohle verwandelten. Bedenken wir nun, daß ein Jahrhundert nöthig iſt, damit eine 2 Zoll dicke Schicht jener fruchtbaren Erde, welche wir Humus nennen, aus verweſten Pflanzenleibern entſtehen könne, bedenken wir, daß dieſe 9 Zoll auf ¼ Zoll zuſammengedrückt werden müſſen, um die Dichtigkeit der Steinkohlen zu erlangen, bedenken wir, daß ein Steinkohlenlager von 44 Fuß Mächtigkeit noch keineswegs zu den großen gehört, und wir werden nicht mehr zurückſchrecken vor dem Gedanken, daß die Geſchichte der Erde Hunderttauſende, vielleicht Millionen von Jahren umfaßt, ehe noch der Menſch auf ihrem beruhigteren Boden erſchien. Wir ſteigen aufwärts in der Zeit, indem wir, die Lagerungsverhältniſſe der untergegangenen und verſteinert in den Schichten der Erdrinde erhaltenen Pflanzen- und Thierwelten der Vorzeit ergründend, von Schicht zu Schicht räumlich abwärts dringen. Bald finden wir dieſe organiſchen Gebilde vollſtändig wohlerhalten bis in die kleinſten Glieder, die feinſten Gewebe und Hüllen, bald nur geringe Spuren ihres einſtigen Daſeyns, etwa den ſchwachen Abdruck einer Muſchelſchale. Ein Wunder würden wir es nennen, wenn es nicht eben das Wunder entwaffnete, wie hier aus dem Kleinſten das Große geworden. Die Round-Down-Klippe bei Dover z. B. iſt ganz und gar ein Bau der kleinſten Infuſionsthierchen, deren Formen nur das Mikroſkop dem menſchlichen Auge enthüllt. Als dieſe Klippe im Jahre 1843 geſprengt wurde, bedeckten 20 Millionen Centner ihrer Kalkſteintrümmer 24 preußiſche Morgen dreißig Fuß hoch, und 185 Centner Pulver waren nöthig geweſen, um ihre Bindung auseinander zu reißen. Mannigfaltige Arten ſolcher kleinen Weſen, denen ihre ſtaunenswerthe Anzahl erſetzt, was ihnen an Größe mangelt, erzeugten aus ihren Körpern Felſen, Bergketten, ganze Inſeln und Länder. Auf den von ihnen geſchaffenen Kreidefelſen erhebt ſich Großbritannien über den Wogen des Weltmeers, ohne ſie würde unſre norddeutſche Ebene ihres Kieſelgrundes entbehren. Die Hauptgattungen dieſer kleinen Weſen nennen wir kieſelſchalige Bacillarien oder Diatomeen, Foraminiferen oder Polythalamien und Polypen, vornehmlich Korallen. Dieſe drei Gattungen bilden den Gegenſtand unſres ferneren Betrachtung.

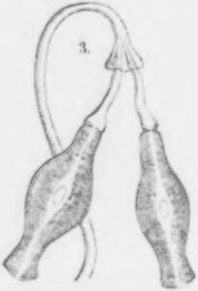
Die Bacillarien oder ſtarren Diatomeen (es giebt auch eine minder verbreitete Gattung der weichen Diatomeen) finden ſich durch alle Breitengrade vom Eis der Pole bis zum Aequator und lebensthätig noch heute in der Gegenwart wie einſt in der Urzeit. Ihre abgeſtorbenen Maſſen bildeten Schiefer, Mergel, Feuerſteine, die lebenden bilden Schlamm in Sümpfen wie im Meere. Sie beſtehen aus einer einfachen, kieſelſchaligen Zelle, die ſich höchſtens durch Nebenordnung äußerlich mit anderen zuſammen reiht und für das unbewaffnete Auge nicht unterſcheidbar iſt. Dennoch kennt man bereits gegen tauſend der Form nach verſchiedene Arten. Zunächſt theilten ſie die Forſcher in drei Hauptſtämme: geſtreifte, ſtriemige und gewebte Bacillarien. Die geſtreiften haben ihren Namen von einer Menge ſehr feiner Querſtreifen, welche über ihre äußeren Flächen hinlaufen, wogegen die ſtriemigen nur eine geringe Zahl weiter aus einander ſtehender Langſtreifen tragen. Beide Richtungen verbinden ſich bei den gewebten und bilden auf einer oder zweien ihrer Flächen eine netzartige Verſtrickung. Dieſe drei Gruppen zerfallen wieder in achtzehn Unterarten, auf deren Beſonderheiten einzugehen uns jedoch zu weit von unſerm eigentlichen Zweck entfernen würde. Wir betrachten nur einige Beiſpiele ſehr verſchiedenartiger Familien, um von der Mannigfaltigkeit ihrer Formen eine Andeutung zu geben. Zu den geſtreiften Bacillarien gehören die **Wagbalken** (Fig. 1.), die **gemeine Kreisplatte** (Fig. 2.) und das **Geigenſcheibchen** (Fig. 3.).



1.

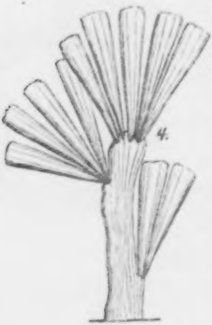


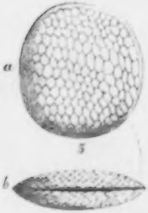
2.

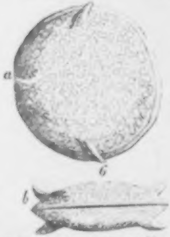


3.

Der Wagbalken, in Mexiko zu Hauſe, bildet eine prismatiſche Zelle mit vier Seiten, von denen zwei ſich gleichmäßig ausbauchen, während von den andern beiden, im Kontur geſchweiften, die obere ſich wölbt, die untere hohl erſcheint. Die Kreisplatte findet ſich in unſern Gewäſſern und beſteht aus einer Menge rechteckiger, keilförmiger Stäbchenzellen, die ſich meiſt zur Kreisgeſtalt an einander reihen. Die Geigenſcheibchen, deren Heimath Norwegen, verlängern ſich aus einfachen Zellen zu langen Fäden, die an ihrer Spitze wieder eine Zelle bilden, aber dieſe letzte von der zierlichen Geſtalt einer Geige. — Aus den ſtriemigen Bacillarien heben wir nur den **Fächerträger** (Fig. 4.) hervor, deſſen keilförmige Zellen ſich auf einem Stielchen fächerartig vereinigen. Er wird im adriatiſchen Meere gefunden. Die gewebten Bacillarien theilten die Forſcher ein in ſolche mit glatten Seiten und ſolche mit Anhängſeln oder Hörnchen. Die Zellenform der glatten Arten gleicht einer runden Schachtel, deren oberer und unterer Deckel gleichmäßig flach gewölbt iſt und mit netzartig verflochtenen Strichen bedeckt. Dieſe Striche ſind erhaben und aus einer überſchüſſigen Ablagerung des Zellenſtoffes gebildet, daher ſie in der That einem nicht ganz regelmäßigen Gewebe mit Kette und Durchſchuß ähnlich ſehen. Ein Beiſpiel dazu liefert das **Siebſcheibchen** aus der Oſtſee (Fig. 5.). —



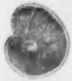


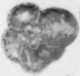


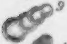
Die zweite Art möge hier das **Dreifußſcheibchen** (Fig. 6.) aus der Nordſee bei Cuxhaven vertreten, das, von erſterem wenig verſchieden, an jedem Deckel drei kleine Hörnchen oder Füßchen trägt. (Zu unſern Abbildungen bemerken wir, daß ſie durch ein Mikroſkop von dreihundertfacher Vergrößerung gezeichnet ſind; a zeigt die Anſicht von oben, b die Seiten-Anſicht.)

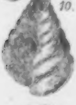
Einzelne Diatomeen-Arten zeigen eigenthümliche Bewegung, und deshalb zählte ſie der berühmte Forſcher Ehrenberg in Berlin zu den Infuſionsthierchen. Der Streit ſchwebt noch zwiſchen ihm und den Pflanzenforſchern, welche in den Diatomeen eine einfache Urpflanzenform erkennen. Für Letztere ſpricht der wichtige Umſtand, daß der Stickſtoff, ein Haupt-Element thieriſcher Bildungen, im Körper der Diatomeen fehlt, dieſe vielmehr außer der Kieſelerde nur die eigentlich pflanzlichen Elemente, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, mit Sauerſtoff enthalten. Sey dem nun, wie es wolle, jedenfalls haben wir es mit winzig kleinen organiſchen Weſen zu thun, aus deren abgeſtorbenen, kieſelſchaligen Leibern ganze Landſtrecken förmlich erſt geworden ſind. Zuerſt in Deutſchland, genauer in Böhmen, nahe bei Franzensbad, entdeckte man ein ſolches Diatomeenlager, und der Polirſchiefer von Bilin in Böhmen beſteht gänzlich aus ihren Kieſelſchalen. Man hat durch Unterſuchung und Berechnung feſtgeſtellt, daß an manchen Stellen auf wenig mehr als ¼ Kubikzoll (einen Kubikcentimeter) dieſes Schiefers je zwei Billionen und 950 Millionen einzelner Diatomeen kamen. Der Leſer mache ſich hiernach eine Vorſtellung von der unzählbaren Menge ſolcher Individuen in meilenweiten Lagern. Die Lüneburger Haide beſteht von der Oberfläche bis zu einer Tiefe von gegen vierzig Fuß faſt nur aus todten Diatomeen, und um das Dreifache wird dieſes mächtige Lager von demjenigen übertroffen, das die Hauptſtadt Berlin auf ſeinem Rücken trägt. Auch in Nordamerika, im Staate Virginien, entdeckte man eine zwanzig Fuß mächtige Diatomeenſchicht, auf welcher die Stadt Richmond ſteht. Enthalten die bis jetzt genannten Fundorte nur die Gräber abgeſtorbener Bacillarien, ſo finden dagegen lebendige Individuen dieſer Gattung ſich z. B. im Hafen von Wismar in ſolcher Menge, daß man die im Laufe eines Jahrhunderts von ihnen gebildete Erdſchicht auf etwa 40,000 Quadrat-Fuß Fläche von einem Fuß Dicke veranſchlagt.

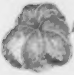
Wir wenden uns zu den Foraminiferen oder Polythalamien, welche in der Vorzeit ebenfalls an unſrer Erdrinde bauten. Es ſind kleine Schalthiere, oft nur durch ein ſehr ſtark vergrößerndes Mikroſkop erkennbar, finden ſich in einem Kubikzoll Kreide häufig zu mehr als einer Million beiſammen und ſind die Urheber einer der verbreitetſten Erdformationen. Aus ihren Ueberreſten entſtanden die


7.


8.


9

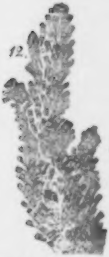

10.

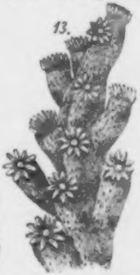

11.

großen Kalklager, auf und aus denen die Weltſtadt Paris erbaut wurde, und aus einer ihrer größten Arten, den oft mehrere Linien langen Nummuliten, ein bedeutender Theil des Felsgeſteins der Pyrenäen. Auch Egypten kennt das Nummuliten-Geſtein, und die alten Bewohner des Nilthals bauten daraus mehr als eine ihrer Pyramiden. Fig. 7—11. zeigen einige Exemplare der Foraminiferen, wie ſie im Kreideboden gefunden wurden, in dreihundertfacher Vergrößerung.

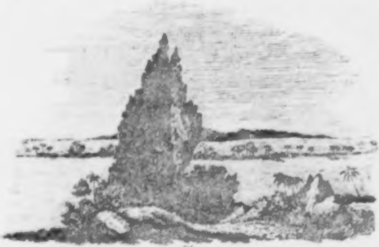
Wir kommen endlich zu den noch viel intereſſanteren Korallen, welche, gleich den Diatomeen, nicht allein in der Urzeit wirkten, ſondern noch in der Gegenwart ununterbrochen baethätig ſind. In der Abbildung Fig. 12. bemerken wir ein Korallenſtämmchen in natürlicher Größe, Fig. 13. ein Stück davon vergrößert.

Auf einem gemeinſamen Stamm ſtehen unzählige kleine, becherförmige, an der Spitze ſternartig eingeſchnittene, ausgehöhlte Stielchen, deren jedes als beſondere Zelle einen nur im Meerwaſſer lebenden Polyp beherbergt. Aus der ſternartigen Oeffnung ſtreckt das Korallenthier, das oft ebenfalls nur dem bewaffneten Auge ſichtbar iſt, ſeine Fangarme oder Fühlfäden aus, welche die Beute dem Munde zuführen, denn das Thier iſt an den Stamm gefeſſelt. Es vermehrt ſich durch Theilung oder Knoſpenbildung in ſo ungeheurer Schnelligkeit, daß oft in einem Monat aus einem einzigen Keimthierchen Millionen Individuen hervorgehen. Jedes derſelben beſitzt Mund und Darmkanal, aber alle ſtehen durch letzteren derartig in Verbindung, daß bei der Ernährung die Beute des einen zugleich allen andern zu Gute kommt. Die aus


12.


13.

dem Meere durch den Mund aufgenommene Nahrung enthält die Beſtandtheile jenes Bauſtoffes, den der Darmkanal als Korallenkalk ausſcheidet. Noch in den verhärteten, ſcheinbar abgeſtorbenen Stöcken dauert dieſe Kalkablagerung fort, bis die Kanäle ſich verſtopfen. Dann erſt iſt die Koralle todt, und neue Geſchlechter niſten auf den Grabſtätten ihrer Vorgänger. So wachſen trotz des nie raſtenden Wellenſchlages, ja in toſender Brandung, phantaſtiſche Steingebilde empor und bilden, bald einer Gruppe wild veräſtelter Baumſtämme, bald einem Haufen zuſammengeſchichteter Kohlköpfe oder becherförmiger Pilze gleichend, allmälig Klippen und Riffe, unterſeeiſche Gebirge, endlich Inſeln. Die Korallen-Riffe von Neukaledonien dehnen ſich mehr als hundert Meilen lang an der Küſte hin.

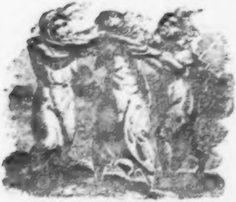


11.

Fig. 11. zeigt eine von Korallen erbaute Inſel, wie ſich deren Tauſende hauptſächlich in der Südſee finden, bisweilen in ihrem Umfang kaum eine halbe Stunde meſſend, nicht ſelten aber einen Durchmeſſer von dreißig bis achtzig Meilen erreichend, bald vereinzelt im Ocean gelegen, bald zu ganzen Gruppen vereinigt, die ſich Hunderte von Meilen durch das Weltmeer erſtrecken. Oft beſtehen dieſe Inſeln bis in jäh abſtürzende Tiefen aus abgeſtorbenen Korallen, während an den unter der Fläche des Waſſers befindlichen oberen Rändern lebende Thiere weiter bauen. Meiſt erheben ſie ſich zuerſt als mehrfach durchbrochene Klippenringe, ſoweit die Brandung ſie noch zu beſpülen vermag, über den Meeresſpiegel. In ihrer Mitte bleibt dann eine Lagune, welche durch ſteil anſteigende Korallen-Riffe abmälig ausgefüllt wird. Sobald die Inſel dem Meere enttaucht, wirft die Sonne ihre glühenden Strahlen auf das Geſtein, ſpaltet und zermürbt es. Die Trümmer werden durch die Brandung aufgeſchichtet, verkalken und verkitten ſich zu maſſigem Boden, in welchem nun Pflanzenkeime ſich regen. Die Wogen werden zu hülfreichen Vermittlern, tragen zahlreiche Samenkörner, ganze Baumſtämme von fernen Küſten herbei und werfen ſie auf das junge Eiland, deſſen weiße Kalkfläche allmälig mit mooſigem Grün ſich bekleidet. Gras und Buſchwerk ſproßt zwiſchen dem Mooſe. Verirrte Vögel bauen ihre Neſter, Gewürm, Amphibien und Inſekten, theils den Baumſtämmen entkrochen, theils im verſchloſſenen Ei oder in Larvengeſtalt von ſchwimmenden Pflanzen entführt, vermehren das thieriſche Leben, und endlich entdeckt der Menſch das neue Geſchenk der Natur, nimmt es in ſeinen Beſitz, bebaut es im Kampfe mit den Elementen und macht es zu einer kleinen, ſelbſtſtändigen Welt. So etwa ſind in den tropiſchen Meeren die niedrigen Inſeln, Lord Mulgrave's Archipel, die Chagos-Inſeln, die Carolinen, Lakediven, Malediven u. ſ. w., ſämmtlich auf Korallengrund, entſtanden. Aber nicht ſie allein. Blicken wir weiter zurück in die Geſchichte der Erde, ſo ſehen wir die Korallen ſchon Jahrtauſende in voller Bauthätigkeit, bevor der Menſch ſie belauſchen konnte. In den Meeren, die einſt den Boden Europa's bedeckten, bauten ſie die Kalkgebirge Englands, Frankreichs und Italiens, und als dieſer Erdtheil ſich aus dem Waſſer hob, ſtarben ſie völlig ab und hinterließen die rieſigen Denkmale ihres Wirkens, an die kein Menſchenwerk je reichen wird. **Anton Gubitz.**

Sprachmengerei iſt Hexenbrei.

In dieſen Bändchen iſt oft gegen eines der verderblichſten Uebel, gegen die Sprachmengerei, gekämpft worden (mit ernſter und ſpottender Waffe am lebhafteſten im Jahrgange für 1843 S. 84 u. f.). Man darf auch nicht ermüden in Fortſetzung eines ſolchen Kampfes, denn wir haben leider erfahren, daß ein theils angewöhntes, theils ſchlau abſichtliches Miſcheln der Sprache mit Fremdwörtern, die der Volksmehrheit unverſtändlich ſind, dieſe in die gefährlichſte Irre trieb, ſo daß die Sprachmengerei nicht nur Hexenbrei, ſondern Giftmiſcherei wurde. Uns iſt nun Jemand mit luſtigem Spott zu Hülfe gekommen, indem er durch Benutzung einer Anzahl üblicher Fremdwörter die Sprach- und Sinnverderber verhöhnte in folgender Nachahmung ihres Miſchmaſches:



„Herr **Redacteur!** Mit **Indignation** habe ich Ihren **Artikel** „Sprachbemerkungen" geleſen. Was wird das **faſhionable Publikum** zu der **Petulenz** ſagen, womit dieſer **Babillard** in Betreff des Sprach**ſtyls** zu **debütiren intendirt?** Hat er nicht mehr **Reſpekt** vor ſo vielen **grandioſen** ſchriftſtelleriſchen **Autoritäten,** welche auch einſt vom Schul**ſcepter determinirt** wurden, möglichſt nach **Fundamenten** der deutſchen Sprache zu ſchreiben und zu **converſiren?** Aber dieſen **Correktions-Inſtituten** ſind wir entwachſen und **produzirt** ſich Jeder, wie ihm der gelehrte Schnabel **accommodirt** und **perfectionirt** worden iſt, ohne mit ſeinen **philologiſchen Connaiſſancen** in der **Retraite** zu bleiben. Der beſchränkte **Manipuliſt** jener „Sprachbemerkungen" mag wohl wenig **Rencontre** mit der franzöſiſchen und lateiniſchen Sprache auf der Schule gehabt haben, und deshalb **manquirt** ihm die **Penetration** zur **Intuition,** daß der von ihm buntſcheckig genannte **Styl** einen **Lüſtre** auf die **Erudition** der **Autoren** wirft. Wir wollen ja eben eine **moderne,** mit **heterogenen** Wörtern **piquirte** deutſche Sprache haben, wie es unſern ſauer **acquirirten Capacitäten convenirt, desavouiren** alſo die ältere **ſimple,** ſogenannte Sprachweiſe, **meliren** ſie, und mögen nicht gern die Engländer mit ihrem **adorablen Pelemele** in **Avance** ſeyn laſſen. Nicht mit Unrecht **prätendirten** und **docirten** unſre **illuſtren Rectoren:** „ein **latinirtes** oder **gallicanirtes** Wort ziere **permanent** ſeinen Mann!" Können wir denn dafür, daß ſich ſo viele **Ignoranten** der **Lectüre** befleißigen? Sie mögen in den vielen **Meliorationen** einen **Impuls** finden, ſelbſt fremde Sprachen zu **kultiviren,** oder ſich bei **diverſen Autoren** an **eminentere** Freunde **adreſſiren** und ſich von ihnen **informiren** laſſen. Dies als **Antikritik** für **Hyperboreer!"** —

Der Scherz iſt gut, wird aber wenig helfen, ſo lange man nicht begreift und tief empfindet, wie man der Volksthümlichkeit verpflichtet und was man ihr ſchuldig iſt. Warten wir darauf! — wir aber ſagen:

„Trefft immerzu denſelben Fleck,
Seyd ſtets der Reinheit Wache;
Zuletzt erreicht ihr doch den Zweck
Und beſſert ſchlechte Sache!" **C. Rienitz.**

Im Kaukaſus.

Wüſtes Steppenland, rauhes, wildſchönes Gebirge und liebliche Landſchaft im Hauche eines ſüdlichen Klima's grenzen im Kaukaſus ebenſo wunderbar dicht an einander, wie die verſchiedenſten Völkerſtämme hier auf einem engen Raume zuſammengedrängt wurden. Das Land nördlich vom Kaukaſus oder die Provinz Kaukaſien iſt eine unendliche, baumloſe und wenig angebaute Steppe, außer den faulen und ſchmutzigen Koſacken des ſchwarzen Meeres nur von einer geringen Anzahl von Koloniſten, namentlich ſchottiſchen Quäkern, bewohnt. Ganz anders am ſüdlichen Abhang des Kaukaſus die Provinz Transkaukaſien, welche des herrlichſten Klima's und hoher Fruchtbarkeit genießt. Hier miſchen ſich die Völkerſchaften, an Sprache wie an Religion verſchieden, doch zum größeren Theile Muhamedaner. Tſcherkeſſen oder Circaſſier bilden den Hauptſtamm im eigentlichen Gebirge, ein ſchönes, kräftiges, aber ſehr räuberiſches Volk von etwa 600,000 Seelen. Unſere Abbildung giebt nach einer Zeichnung des Fürſten Gagarin einen Trupp derſelben, wie er nach Beute auszieht. Nicht ſie allein, ſondern die kaukaſiſchen Gebirgsvölker überhaupt ſind, neben dem Anbau ihrer engen Thäler und ſchroffen Höhen, in der Mehrzahl geneigt zu Raubzügen und Plünderung der Reiſenden. Man kann daher noch heute im Gebirge ſelber nur unter militäriſcher Bedeckung oder unter dem erkauften Schutze der einzelnen Stammhäupter reiſen, und die Aufgabe, welche Rußland übernommen, dieſe an Naturerzeugniſſen reichen, von tapferen und ſchönen Menſchen bewohnten Länder europäiſcher Kultur zugänglich zu machen, iſt eine Rieſen-Arbeit. Noch wird es einige Zeit dauern, bis der Weſteuropäer in friedlichem Aufenthalt aus den Sauerbrunnen und Schwefelbädern von Kaukaſien oder den Schlammbädern von Nordkaukaſien ſich Erfriſchung und Kräftigung wird ſchöpfen können. Aber das köſtliche Naphtha-Oel,

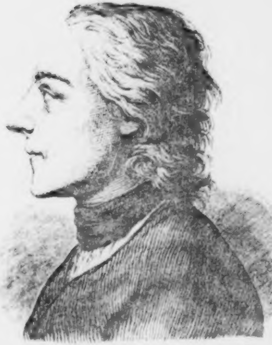
das der Kaukaſus dem Weſten ſendet, und die blühende Seidenzucht in Transkaukaſien bieten ſchon einige angenehme Zeichen friedlichen Verkehrs, während der Krieg noch in den Schluchten wüthet. Die ruſſiſche Herrſchaft hatte auch in den letzten Jahren ſüdlich vom Kaukaſus ſchon feſtere Wurzel geſchlagen. Hier umfaßt das Gouvernement Gruſien-Imereti die ehemals unabhängigen Staaten Georgien, Imeretien, Mingrelien, Gruſien u. ſ. w. und eine Reihe von Völkerſchaften, welche nächſt den Tſcherkeſſen zur ſchönſten Menſchenraſſe gehören, beſonders die Weiber. Aus dieſen Landſchaften wurde jener ſchändliche Handel mit jungen Sklavinnen nach der Türkei getrieben, dem zur Ehre der Menſchheit jetzt ein Ende gemacht worden iſt. Die Bewohner ſind Chriſten, aber durch fortwährende Unruhen, Bedrückungen und räuberiſche Einfälle ihrer Nachbarn in einen traurigen Zuſtand der Unwiſſenheit and Rohheit hinabgeſunken. Tauſende von Ruinen, von Kirchen und Schlöſſern zeugen von dem ehemaligen Wohlſtande. Ohnmächtig, ſich ſelbſt zu ſchützen, unterwarf ſich Gruſien 1801 freiwillig dem ruſſiſchen Scepter. Die einſtige Hauptſtadt des Fürſten von Gruſien, Tiflis, iſt auch jetzt Hauptſtadt der Provinz nicht allein, ſondern Sitz des Ober-Befehlshabers aller kaukaſiſchen Länder und als Mittelpunkt des kaukaſiſchen Handels ein bedeutender Handelsplatz. Sie zählt 25,000 Einwohner, unter denen die Armenier ſehr zahlreich ſind. In der Umgegend haben ſich ſeit 1817 ſieben deutſche Dörfer gebildet; ſie enthalten jetzt über drittehalbtauſend Koloniſten meiſt württembergiſchen und heſſiſchen Urſprungs, die ſich in wohlhabenden Verhältniſſen befinden. — Wir ſchließen dieſe kurzen Bemerkungen über einen der merkwürdigſten und eigenthümlichſten Striche unſers Feſtlandes mit der Schilderung eines Reiſenden, der den Winter 1851 — 1852 daſelbſt verlebte. Er ſchreibt: „Der Winter in Imeretien iſt durch ſeinen warmen, in der That italieniſchen Charakter ausgezeichnet. In der Stadt Kutais und ihrer Umgebung blüht Alles, während die benachbarten Berge Schnee deckt; der Spaziergang iſt ſchon von drei Uhr an (im Januar) reichlich beſucht. Die Roſen blühen unter freiem Himmel, und am 15. Dezember ſammelte ich auf einem Gange außerhalb der Stadt unter Krokus und vielen anderen Feldblumen einen großen Strauß wohlriechender Azaleen. Kutais beginnt inmitten einer reichen Natur mit aller Kraft aufzuleben. Die Gebäude der Behörden und des Gymnaſiums gereichen einem weiten Marktplatz zur Zierde; der Bau einer Reihe von Läden und Magazinen ſteht in Ausſicht, eine griechiſche Kathedrale ſoll errichtet werden. Schon ſteigen hier und da Grundmauern aus der Erde auf. Im nahen Gebirge werden Steine gebrochen zu den Trottoirs in der Stadt und auf dem Wege bis zur ſchönen Brücke über den Rion, damit man auch während der feuchten Jahreszeit unbeſchmutzt fortkomme. Der Spaziergang, Boulevard genannt und in der That die Hauptſtraße der Stadt, wird zwiſchen uralten, ungeheuren Linden allmälig zu einem ſchattigen Haine, daß man ſich bergen könne im Sommer vor der Sonne. Kutais ſteht eine herrliche Zukunft bevor: bald vielleicht brauſen Dampfböte auf dem Rion, und ein lebhafter Handel erblüht in dieſem geſegneten Winkel Imeretiens, Arbeitskräfte und Kapitalien heranziehend. Eine himmliſche Gegend dieſes Transkaukaſien! Während an dem einen Ende Schwerter aneinander ſchlagen, Flinten knallen und Kanonendonner hallt, ſingt in dem andern glücklichen Winkel ein friedlicher Imerete, über den Spaten gebückt, ſeinen fröhlichen Geſang. Wilde Rebſtöcke winden ſich um alte Eichen und bilden von einem Wipfel zum andern eine herrliche Guirlande; der Seidenwurm kriecht die Zweige heran, goldene Cocons ſpinnend; die erblaſſende Sonne ſpielt aber mit ihren Strahlen noch auf den ſchneeigen Bergſpitzen. Im Herbſte 1851 reiften hier zum zweitenmal die Kirſchen und die Trauben. — Ich kam nach Redut-Kale, um auf einem Dampfboote über das ſchwarze Meer zu fahren. Die Urtheile über dieſen Ort lauteten ſehr verſchieden, die Einen tadelten das Klima und die Theuerung, die Anderen nannten Redut-Kale ein zweites Venedig. Eine Stunde nach meiner Ankunft ſetzte ich mich in ein hübſches kleines Boot und fuhr den Fluß hinab, um das Meer zu genießen, welches ich ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte. Auf der einen Seite erheben ſich und grenzen ſich ab die kaukaſiſchen Bergzüge und über ihnen der zweihöckerige, ſchneebedeckte Elberus, 17,350 Fuß hoch, auf der andern Seite die Kette der Batumſchen Berge; der ganze Landſtrich auf beiden Seiten iſt bedeckt mit dem friſchen Grün endloſer Wälder. Auf der Rhede ſchaukelten einige Schiffe, unter ihnen ein wohlgebauter eiſerner Dampfer. Nachdem ich bis zu dem ſo berüchtigten, zur Zeit aber vollkommen ruhigen Fahrwaſſer gerudert worden, kehrte ich um und legte an dem Zoll-Landungsplatze an. Ein ſchöner hölzerner Quai mit einer leicht gebauten Balluſtrade umfaßt denſelben; an der Ecke ſteht das Haus des Zoll-Direktors, Markiſen hängen vor den mit Blumen geſchmückten Fenſtern, aus denen die Muſik eines Flügels ertönte. In der Stadt traf ich zufällig auf eine kleine Pflanzung von Apfelſinen- und Citronenbäumen, etwa hundertundfunfzig derſelben in vier Reihen gepflanzt. Ein trefflicher Boden, reichliches Begießen, ſorgfältige Pflege dieſer

Fremdlinge laſſen ſie unter dem Himmel Transkaukaſiens gedeihen. Ob Redut-Kale Venedig ähnelt? Gott weiß es! Aber die ſtillen Wellen des Chopi mit den auf denſelben ſich ſchaukelnden türkiſchen Böten, den gleitenden Kaiken, die Häuſer am Ufer von eigenthümlicher Bauart; die Bazare mit ſich drängenden Orientalen der verſchiedenſten Stämme, Alles dies hat eine ſcharf abgegrenzte örtliche Färbung.“

Lavater und Baſedow.

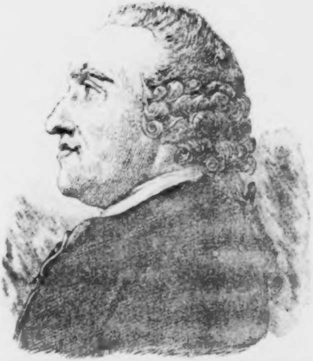
Wir ſtellen in dieſem Aufſatze zwei Männer des achtzehnten Jahrhunderts zuſammen, welche ſehr verſchiedene Richtungen ihrer Zeit vertreten und doch gerade durch den Gegenſatz in gewiſſem Sinne zuſammengehören. Sie waren ſo ziemlich Zeitgenoſſen, namentlich in Bezug auf ihr Wirken, da der jüngere Lavater in früherem Lebensalter in die Oeffentlichkeit trat als der ältere Baſedow. Johann Kaſpar Lavater, 1741 zu Zürich geboren, bekleidete ſeit 1764 in ſeiner Vaterſtadt ein geiſtliches Amt und ſtarb daſelbſt 1801. Johann Bernhard Baſedow, geboren 1724 in Hamburg, Lehrer und Profeſſor in Soroe, Altona, Deſſau u. ſ. w., ſtarb in letzterer Stadt 1790. Beider Männer Hauptwirkſamkeit fällt in die ſiebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Lavater war eine poetiſch geſtimmte Natur. Angeregt durch Vater Gleim’s preußiſche Soldatenlieder beſang er in ſeinem Jünglingsalter die geſchichtliche Vergangenheit der Schweiz, und wie ſie es verdienten, ſind ſeine Schweizerlieder großentheils zu Volksliedern geworden. Sein dichteriſcher Drang wandte ſich aber bald von dieſen Gegenſtänden ab und nahm eine ausſchließlich religiöſe Richtung. Seine geiſtlichen Dichtungen, ſeine Predigten und Erbauungsbücher machten Aufſehen und übten namentlich in der Schweiz, in den ſchwäbiſchen, rheiniſchen und weſtphäliſchen Landſchaften Deutſchlands nahezu eine unbedingte Herrſchaft. Doch nicht allein auf die eigentliche Dichtung beſchränkte ſich der Einfluß ſeiner bildenden Phantaſie, er durchdrang auch ſeine Religionslehre, die Lavater allmälig zu einem phantaſtiſchen Syſtem entwickelte. Die Lehre von einer fortwährenden göttlichen „Inſpiration“, wodurch dem wahren Chriſten noch heute und allezeit die Kraft des Prophetenthums und des Wunderwirkens zu Theil werde, gehörte weſentlich in dieſes Syſtem. So träumte er denn vor Allen ſich ſelbſt zu einem Propheten und Apoſtel, und indem er ſich durch dieſen Glauben einerſeits Spott, andrerſeits Verehrung zuzog, beſonders aber dadurch, daß ein großer Kreis von



Gläubigen ſich um ihn ſchaarte, fühlte er ſich zu einem Bekehrungs-Eifer angeregt, welcher mehr und mehr in Unduldſamkeit überging. In ſeinen „Herzens-Erleichterungen“ ſagt er geradezu, Niemand ſolle ihm zumuthen, Denjenigen für einen Bruder in Chriſto anzuerkennen, der Chriſtus anders anſehe als er. Noch phantaſtiſcher wurde Lavater da, wo er wiſſenſchaftlich, ja vermöge der Wiſſenſchaft praktiſch ſeyn wollte, denn zu der Arbeit ſtiller und gründlicher Erkenntniß beſaß er weder Geduld noch beſonnene Willenskraft genug. In ſeinen phyſiognomiſchen Fragmenten verſuchte er die Phyſiognomik, die er als eine Enträthſelung des geiſtigen Weſens der Menſchen aus ihrer Geſichtsbildung begriff, zur Wiſſenſchaft zu erheben. An den ſicheren Ton des Propheten gewöhnt, ſtellte er auch hier ungewiſſe Ahnungen und grundloſe Schlüſſe als unbedingte, untrügliche Wahrheiten hin, und durch ſolche kecke Beſtimmtheit verblendete er Viele. Ohne auf eine ruhige Betrachtung der Naturgeſetze, die im Seeliſchen nicht minder wirkſam ſind als im Stoffe, ſich irgend einzulaſſen, behauptete er dreiſt und ſelbſtgewiß, aus der Geſichtsbildung laſſe ſich Charakter und Beſtimmung des Menſchen erkennen. Er ging endlich in der praktiſchen Anwendung ſeiner eingebildeten Lehrſätze ſo weit, daß er den Fürſten anrieth, ſich mit ſtarken Naſenwurzeln zu umgeben und ſich am liebſten parallel gezeichneten Geſichtern zu vertrauen. Wahr iſt es, daß Leidenſchaften, Gewohnheiten, gewiſſe Charakterzüge eines Menſchen auch in den Zügen ſeines Antlitzes ſich ausprägen können, aber ſie werden die von der Natur gegebene Grundform nicht völlig umwerfen und noch viel weniger durch dieſe Grundform im Voraus wie durch eine heidniſche Schickſalsmacht feſtgeſtellt werden. Das echte Chriſtenthum widerſtrebt einer ſolchen Annahme nicht minder als die freie Schöpferkraft der Natur. Dem reichen Gegenſtande würde ein fleißiger und vorurtheilsloſer Forſcher, wenn auch keine Wiſſenſchaft, doch manche werthvolle Erfahrung abgewonnen haben; ſelbſt an letzteren blieben aber Lavater's wiſſenſchaftlich ſich geberdende Phantaſieen arm. Hierüber ſprach ſich namentlich Goethe äußerſt mißmuthig aus, und der klar verſtändige Lichtenberg (deſſen Lebensſchilderung wir im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins gaben) zog im Göttinger Taſchen-Kalender für 1778 mit gründlichem Ernſt, in ſeinem „Fragment von Schwänzen" mit ergötzlicher Satire gegen Lavater's Phyſiognomik zu Felde. Sehr wahr ſagt Lichtenberg: Jeder lerne von Jugend auf durch die Erfahrung des Lebens, den geſelligen Verkehr u. ſ. w. Phyſiognomik (Kenntniß, Ergründung der Geſichter); aber ſie lehren wollen, hieße den Sand zählen. Trotz dieſer Widerlegungen gewann die neue ſogenannte Wiſſenſchaft ihre Anhänger und trug nicht wenig dazu bei, die Geheimnißkrämerei jener Zeit, die Geiſterbeſchwörungen und ähnlichen Wahn zu befördern. Goethe berührte mit dem poetiſch dargeſtellten Spuk im „Fauſt" noch geiſtige Krankheits-Erſcheinungen der damaligen Gegenwart, ebenſo Schiller in ſeinem „Geiſterſeher".

Schwerlich würde es unſern großen Dichtern allein gelungen ſeyn, die dichten Nebel zu zerſtreuen, welche die Bildung des deutſchen Volkes noch umhüllten, wäre nicht eine andere Kulturmacht in der Umgeſtaltung des deutſchen Schulweſens ihnen zur Seite gegangen. Unter den Erſten, welche auf dieſem Gebiet eine Umgeſtaltung anregten, ſtand Baſedow. Den gelehrten Philologen, welche die alten Sprachen immer gründlicher und umfänglicher ſtudirten und dadurch der Wiſſenſchaft einen neuen Reichthum von Stoff und Mitteln zuführten, ſchloß ſich ein ganzer Schwarm von Kleinmeiſtern an, deren Treiben ſich in Wortklauberei und Sylbenſtecherei verlor, und welche die Verknöcherung des eigenen Wiſſens auf ihre Lehre in den Schulen übertrugen. Man bemühte ſich nicht, der Jugend zu einer Geiſt und Gemüth erweckenden Auffaſſung der alten Schriftſteller zu ver-



helfen, ſondern der Schulzweck erſtarrte in leerem Wortkram und allerlei ſpitzfindigen Salbadereien. Daraus konnte eine geiſtig freie Lebens-Anſchauung nun und nimmer erwachſen. Die herrſchende Unnatur im Schulweſen zu rügen, die gequälte Jugend gegen Verdummung durch unfruchtbare und unverdaute Gelehrſamkeit in Schutz zu nehmen, die Vereinfachung des Unterrichts und eine naturgemäßere Erziehung, auch ohne das beliebte Birkenreis, anzubahnen, glaubte Baſedow ſich berufen. Sein „Elementarbuch“ mit hundert Kupfern von Chodowiecki, das den Begriff der Kinder durch ſinnliche Anſchauung unterſtützen ſollte, ſein Methodenbuch für Väter und Mütter, ſein „Orbis pictus“ ließen zwar wiſſenſchaftlich zu wünſchen übrig, aber ſie gaben den Anſtoß. Im Jahre 1771 nach Deſſau berufen, gründete er dort eine Muſterſchule unter dem Namen „Philanthropinum“, an der neben ihm Wolke, Gutsmuths, Salzmann, Campe u. A. lehrten. Sein perſönlicher Mangel an ſittlicher Würde und Charakterfeſtigkeit, von dem er leider nicht freizuſprechen iſt, entzweiten ihn mit ſeinen Genoſſen. Er legte ſchon 1776 in Folge deſſen die Leitung der Anſtalt nieder, verfaßte jedoch bis an ſein Ende noch zahlreiche Schriften im Sinne der von ihm angeregten Neugeſtaltung des Schul- und Erziehungsweſens. Soviel man übrigens an ihm tadeln mag, bleibt ihm jedenfalls das Verdienſt, viel zur Verbannung des Pedantiſchen in der Jugendbildung beigetragen, lebhaftere Theilnahme dafür im deutſchen Volke erweckt und namentlich auch die bisherige Vernachläſſigung in der körperlichen Erziehung gerügt zu haben. Baſedow's Anhänger verbreiteten nicht nur über ganz Deutſchland, ſondern noch über die deutſchen Grenzen hinaus den neuen Schwung, der in den Beruf der Schulmänner gekommen, der das Werk der Jugendbildung zu einem Werk der Menſchenliebe adelte. Daß viel Verkehrtes mitunterlief, daß zum Theil fabrikmäßig für die Jugend geſchrieben wurde, daß es den meiſten Männern der neuen Richtung anfänglich neben ihrem regen Eifer für das Wohl der Jugend an wiſſenſchaftlicher Gediegenheit gebrach, ſoll nicht geleugnet werden. Aber den Gelehrten jener Zeit fehlte es wieder an jener Herzenswärme, ohne welche die Jugendlehre vielleicht wieder Gelehrte, aber keine geiſtig geſunden Menſchen bildet, welche Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben. In Norddeutſchland wirkten in Baſedow's Sinne Campe, Reſewitz, Salzmann u. A. Auch Weiße ſchloß ſich ihnen an. In der Schweiz wurden Iſelin und ſeine Freunde für Verbeſſerung der Volks-Erziehung thätig, und in gleicher patriotiſch-ſittlicher Abſicht wirkte dann nachhaltiger Peſtalozzi, deſſen Lebensſchilderung der Jahrgang 1846 unſeres Kalenders enthält. Die erfriſchte, neu angeregte und erweckende Schule warf mehr und mehr Schwulſt und Aberglauben aus den Köpfen, als auch deutſche Regierungen ſich dem Werke der Schul-Reform zuwendeten. Preußen ſtand ehrenvoll an der Spitze der neuen Kulturbewegung. Anton Gubitz.

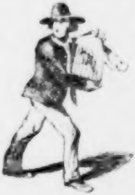
Kindes-Betrachtungen.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1853 und 1854.)

VIII. Armer Jakob!

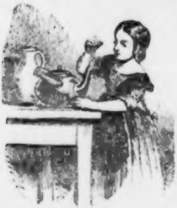
Zwei hübſche Geſchichten weiß ich zu erzählen von einem Papagey, der in glänzendem Bauer auf dem Balkon ſtand im elterlichen Hauſe der Kinder Kurt und Hedwig. Jakob — ſo hieß der Papagey — war ein ſehr munteres und gelehriges Thierchen. Alles, was ihm die Kinder oder die großen Leute einigemale vorſagten, ſchwatzte er bald nach; ihm war es ſogar ganz gleich, ob er Deutſch oder Franzöſiſch ſprach, worüber die Kinder ſich beſonders wunderten, denn für ſie war das Franzöſiſche ſehr mühſam. Denkt Euch Kurt's und

Hedwig's Schrecken, als ſie einſt, vom Spaziergange heimgekehrt, hören mußten, daß Jakob ſammt dem ſchönen Vogelbauer ſo eben von dem Balkon in den Garten hinunter gefallen ſey, und das war keine Kleinigkeit! Die Kinder liefen ſogleich zu ihrem lieben Jakob, der noch ganz betäubt dalag. Er öffnete die Augen, ohne Jemand zu erkennen, ſchüttelte mit dem Kopfe und ließ ihn dann wieder auf die Bruſt fallen. „Armer Jakob! Armer lieber Jakob!“ jammerten die Kinder. „Er hat den Schwindel!“ bemerkte die Kinderfrau. „O, armes, armes Jakobchen!“ klagte Hedwig. Jakob erholte ſich nach ein paar Tagen. Als er zum erſten Male wieder in ſeinem Ringe ſaß und ſich ſchaukelte, ſtanden die Kinder voller Freude neben dem Bauer und gaben ihm allerlei Liebesnamen. Er hing aber plötzlich wieder das Köpfchen und ſagte mit klagendem Tone: „Armes, liebes Jakobchen, armer Jakob! Er hat den Schwindel!“ Zum Glück war das aber nur eine Redensart, deren er ſich erinnerte; Jakobchen war ganz geſund. — Wenige Wochen nach jenem Vorfall fing für Kurt und Hedwig der Muſik-Unterricht an. Sie gingen alle Morgen zu einer Lehrerin, die ganz in der Nähe wohnte, und ehe ſie das Haus verließen, ſprangen ſie gewöhnlich in's Wohnzimmer und Kurt rief dann: „Leb' wohl, Mama, wir gehen ſchon!“ mit beſonders heller Stimme. — Eines Tages ſchlich ſich ungeſehen ein Dieb in's Haus, er hatte es auf Jakobchen und ſeinen Vogelbauer abgeſehen. Die Wohnſtube war leer, die Thür nach dem Balkon ſtand offen; leiſe, leiſe ſchlich der Dieb durch's Zimmer, ergriff ſeinen Raub und kam ungeſehen wieder zur Thür hinaus. Schon iſt er auf der Treppe, ſchon glaubt er Jakobchens Beſitz gewiß zu ſeyn, da, o weh! ruft's zu des Diebes Entſetzen dicht neben ihm ganz laut: „Leb' wohl, Mama, wir gehen ſchon! Leb' wohl, Mama, wir gehen ſchon!“ — Jakobchen ruft's aus allen Kräften, man hört ihn, man eilt ihm zu Hülfe und der Dieb läßt Bauer und Vogel ſtehen und läuft ſo ſchnell davon, als er irgend vermag, gejagt von dem böſen Gewiſſen, deſſen Strafgericht kein Uebelthäter entkommen kann.



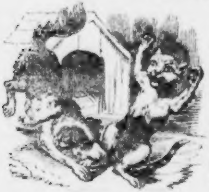
IX. Alle wundern ſich!

„Da hab' ich Dich, Du kleiner Schelm!“ ſagte die Köchin, und Gretchen, welche auf einem Fußbänkchen vor dem Küchentiſch ſtand,



fiel der Schreck auf die Erde und zerſtieß ſich ihre Naſe. — Seit einigen Tagen, wenn der Milchmann an die Thür klopfte und die Köchin vom Herde ging, um ihm zu öffnen und ein wenig mit ihm zu plaudern, war Gretchen in die Küche geſchlichen, wie eben jetzt. Dort ſtieg ſie auf ein Bänkchen und ſtreute in den langen Hals des Theekeſſels, womit die Köchin Waſſer nachgoß, wenn's zu den Speiſen nöthig wurde, ſo viel Sand, als ſie finden konnte. Später ſagten die Kinder bei dem Eſſen: „Mutter, die Grütze iſt ſandig!“ Die Mutter koſtete dann die Grütze und ſagte verwundert: „Sie iſt wirklich ſandig!“ und die Köchin koſtete und ſagte auch verwundert: „Sie iſt ſandig, das iſt wahr!“ Und das ſagte ſie mit *ſolch* einem Ton und mit *ſolch* einem Geſicht! Genug, Alle wunderten ſich und riethen hin und her und riethen doch nicht das Rechte; das Rechte wußte Gretchen allein. Es iſt ſo hübſch, wenn ſie ſich Alle wundern, dachte ſie, und ſtreute ſo lange Sand in den Theekeſſel, bis ſie, wie ſchon geſagt, auf ihre Naſe fiel. — Das geſchieht zuweilen, wenn den Sünder die Furcht überfällt, wie ſchon das Sprüchwort lehrt: „Furcht hütet übel und macht ſtolpern!“

X. Der kleine Victor.

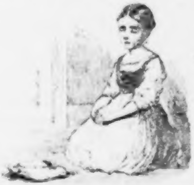


„Bitte den lieben Gott, daß Deine Augen bald beſſer werden!“ ſagte die Mutter des kleinen Victor und legte ihm das Kiſſen in ſeinem Bettchen zurecht. „Meine Augen thun mir heute nicht mehr ſo ſehr weh“, antwortete Victor, „deshalb möchte ich wegen Meiner ſtill auf den lieben Gott hoffen, ihn aber herzlich um etwas Anderes bitten. Der graue Kater iſt von einem großen Hunde in's Bein gebiſſen werden, Du hätteſt das ſehen ſollen, Mütterchen, es war zum Erbarmen! Nun lahmt das arme Thier jämmerlich, und ich will den lieben Gott bitten, daß mein guter Kater wieder geſund wird.“ —

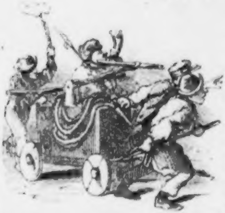
Vater that es, die Mutter that auch das Ihrige, und es wurde Alles beſſer, des Kindes Augen und des Katers Bein, denn an Hülfe ſind Himmel und Erde reich, wenn man nur Acht darauf hat und glaubensthätig auf Gottes Güte und Kraft vertraut.

XI. Die Taube.

Ihr beſinnt Euch doch auf Gretchen, welche immer dachte: Es iſt ſo hübſch, wenn ſich Alle wundern? Nun werde ich Euch ein kleines Geſchichtchen von ihrem Mühmchen Emma erzählen, die dachte gerade das Gegentheil. — Sie und ihre Geſchwiſter hatten eine allerliebſte Taube. Die Kinder liebten ſie mehr als ihre ſämmtlichen Spielſachen und fütterten und liebkoſten ſie um die Wette. Die Taube lief ihnen ſtets nach, koſtete von Allem, was ſie aßen, und wenn eines der Kinder das Klavier öffnete und ſang oder ſpielte, dann ſetzte ſich das Täubchen ganz in die Nähe hin, hörte aufmerkſam zu oder girrte dazwiſchen. Stellt Euch nun Emma's Kummer vor, als ſie einſt die liebe Taube todt im Winkel des Schlafzimmers findet! Sie kniete ſich nieder und weinte heiße Thränen, indem ſie fortwährend hinſchaute auf das nun lebloſe Thierchen. „Woran biſt du denn geſtorben, du mein liebes, liebes Täubchen?“ jammerte ſie; „ach, was werden Pauline und Adolph ſagen, wenn ſie dich todt finden?“ Nun fiel ihr ein, daß die Geſchwiſter, eben ſo wenig wie ſie ſelbſt, die Urſache des Todes errathen würden. Es wäre doch beſſer, dachte ſie weiter, wenn Alle wüßten, woran unſre Taube geſtorben iſt. Das Beſte wird ſeyn, ich binde ihr dieſes rothe Schnürchen feſt um den Hals, dann denkt Jeder, die Taube ſey erwürgt, und wundert ſich nicht mehr.“ Gedacht, gethan! Aber das Geheimniß kam doch an's Tageslicht und Emma's Vater ſagte: „Mögen ſich die Leute wundern über Richtiges oder Unrichtiges, das Heilſamſte iſt doch die Wahrheit. Läßt ſich mit ihr ein trauriger Menſch tröſten, ſo thut es; hier aber leitet die Wahrheit zu einer Warnung: das Täubchen hat Ungeſundes genaſcht und das war ihr Tod. Sie wußte nicht zu unterſcheiden, der Menſch muß es lernen und ſich vorläufig bewahren mit dem Sprüchwort: „Wollt Uebel ihr haſchen, gewöhnt euch zum Naſchen!“ — denn die Näſcherei führt auf die verderblichſten Wege.“



XII. Feuer! Feuer!

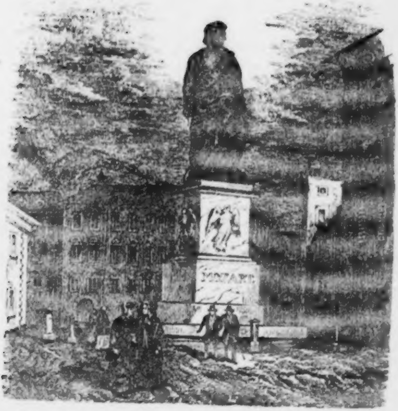


„Feuer! Feuer!“ rief man auf der Straße, die Glocke läutete, die Menſchen liefen, und immer lauter, immer lauter rief man: „Feuer! Feuer!“ — „Wo brennt es?“ fragte Lottchens und Emil's Vater zum Fenſter hinaus. „Im alten Magazin, hier in der Nebenſtraße!“ — Der Vater griff nach dem Hut und eilte zur Thür hinaus, den Kindern zurufend, ſie möchten nicht aus der Stube gehen, er würde gleich wieder da ſeyn. — „Höre“, ſagte Emil zu ſeiner Schweſter, „es wäre doch gut, wenn wir daran dächten, unſer Spielzeug zu retten.“ — „Glaubſt Du, daß unſer Haus verbrennen wird?“ fragte Lottchen. — „Ich denke, ja!“ entgegnete Emil und fing an, ſeine Spielſachen zuſammen zu ſuchen. — „Wie wirſt Du Dein Steckenpferd retten?“ fragte Lottchen. — „Meinſt Du das von gelbem Leder? O, das ſtecke ich gleich in die Waſchſchale!“ — Geſagt, gethan. Das Pferdchen liegt kopfüber im Waſſer. — „Ich werfe den Roſa-Hut meiner Puppe auch hinein“, äußerte Lottchen, „er iſt ſo niedlich und im Waſſer verbrennt er nicht.“ — „Lottchen“, ſagte Emil plötzlich ganz beſtürzt, „eben fällt mir ein, mit dem Hauſe muß ja dieſe Stube verbrennen, alſo auch der Waſchtiſch und die Waſchſchale.“ — „Die Waſchſchale? Es iſt ja Waſſer darin!“ bemerkte Lottchen. — „Ja, vielleicht brennt ſie doch. Wer kann's wiſſen?“ — „Ja wer?“ wiederholte Lottchen und ſah ſehr ängſtlich aus, und einen Augenblick darauf rief Emil: „Mir fällt 'was ein! Am klügſten iſt es, wir retten unſre ſchönen Spielſachen, indem wir ſie zum Fenſter hinaus werfen.“ — „Aber es iſt ſo viel Schmutz in der Straße, ſieh nur hinaus!“ — „Ach, was ſchadet das Bischen Schmutz!“ bemerkte Emil. Er nahm ſein gelbledernes Pferd aus dem Waſſer, öffnete das Fenſter und warf das Pferd auf die Straße. Lottchen ſchickte ihm in größter Eile den Roſa-Puppenhut und eine Schachtel mit einem Porzellan-Service nach. Die Schachtel öffnete ſich unterwegs und ein ganzer Regen von Töpfchen, Taſſen und Kannen fiel auf das Pflaſter. „Wenn das Porzellan nur nicht zerbricht!“ bemerkte Emil; „ich rathe Dir, Deine andern Spielſachen an Bindfaden hinunter zu laſſen; ſieh zu, wie ich es mache!" — Er nahm einen langen Bindfaden, der ihm bei ſeinen Pferd- und Kutſcherſpielen als Zügel diente, befeſtigte das Bein eines bleiernen Soldaten daran und ließ dann den Krieger ſorgfältig hinunter. Er ſtand noch mit dem Bindfaden in der Hand und ſah aus, als wenn er angelte, da trat der Vater wieder in's Zimmer. Das Feuer war gelöſcht, und es wäre ganz gut geweſen, wenn Emil die Spielſachen aus dem Schmutz hätte fiſchen können! Schade nur, daß die ſchönſte Kaffekanne und viele Täßchen zerſchlagen und daß dem Hut wie dem Pferde das Bad und die Reiſe aus dem Fenſter ſo ſchlecht bekommen. — Der Vater ſchalt ſehr und Emil mußte in ſeinem Schreibebuch eine ganze Weile den Spruch nachſchreiben: „Verlierſt im Unheil Du den Kopf, hat Dich die Dummheit gleich beim Schopf!"

N. v. Möller.

Mozart's Denkmal in Salzburg.

Unſer Vaterland iſt unendlich viel ſchöner, als gar manche ſeiner Söhne glauben und wiſſen, und mannigfaltiger in ſeinen Schönheiten als irgend ein anderes Land Europa's. Nur iſt leider der Deutſche noch immer allzu geneigt, die Genüſſe ſeines Auges wie die Genüſſe ſeines Geiſtes mehr außerhalb des Vaterlandes als in demſelben zu ſuchen. Sehe ſich doch Jeder, ſoweit es ihm Zeit und Mittel erlauben, erſt mit recht aufmerkſamen Blicken auf heimiſchem Boden um, bevor er fremde Natur und fremde Sitte jenſeits der Alpen, jenſeits der Maas und des Kanals, an der Tiber, an der Seine, an der Themſe aufſucht! Reiſen bildet den Geiſt, und es iſt gewiß ein Glück und ein Vortheil, wenn Jemand ein großes Stück von der Welt geſehen; aber die Kenntniß des Vaterlandes ſollte Jedem vor Allem am Herzen liegen. Hätte der Deutſche nur die rechte Vorſtellung von dem wundervollen Reichthum der deutſchen Natur an den Küſten der See wie auf den Triſten und neben den Gletſchern der Alpen, von dem Wechſel der lieblichen Thäler und Höhen, der Städte und Flüſſe mit ihren Anſichten und Ausſichten, die rechte Vorſtellung von der zum Theil noch ſo kräftigen und geſunden Eigenart der Bewohner mit ihren natürlich charaktervollen Unterſchieden in Süd und Nord, die rechte Vorſtellung von dem Streben und Wirken des deutſchen Geiſtes in Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt, von den Schätzen ohne Gleichen, die auf allen Gebieten geiſtiger Bildung aus deutſcher Eigenthümlichkeit erwuchſen — er würde nicht bald nach Paris, bald nach London, bald nach einer dritten auswärtigen Haupt



ſtadt ſchauen, um von dort aus den Antrieb ſeiner Handlungen zu empfangen. Wollte der Deutſche in Allem, was die Bildung des Kopfes, des Herzens und der ſchaffenden Hand fördert und bethätigt, vor Allem deutſch ſeyn, Deutſchland wäre längſt frei von hemmenden Einflüſſen der Fremde, in jedem Betrachte unabhängig. Wenn er Selbſtſtändigkeit, Freiheit, Größe des Vaterlandes verlangt, fange der Deutſche zuerſt bei ſich ſelber an, mache er ſich ſelbſtſtändig und frei in ſeinem Urtheil, in ſeinem Wollen und Handeln, anſtatt bald hier bald dort den Nachahmer zu ſpielen!

Es war ein kleines Fleckchen Erde, das jenen Gedankengang in mir erweckte. Ich ſtand im Herzen des herrlichen Salzkammergutes, wo der Anblick der alten Stadt Salzburg gehoben wird durch die Größe der Gebirgsnatur und anmuthig geſchmückt durch die milde Lieblichkeit einer echt deutſchen Landſchaft, welche von ſanfter Hügelbildung allmälig emporſteigt zu den wolkenumſäumten Bergrieſen der

Alp! Rings um mich her eine der reizvollſten Schönheiten vaterländiſcher Natur. In ihrer Mitte aber mahnte mich zugleich das eherne Denkmal des 1756 hier geborenen Wolfgang Amadeus Mozart *), 1842 auf dem Michaelisplatze zu Salzburg errichtet, an die deutſche Kunſt. Einem deutſchen Künſtler, dem ſich auf dem Felde der Muſik kaum ein zweiter, jedenfalls kein außerdeutſcher Meiſter an die Seite ſetzen läßt, gilt dieſes Denkmal; deutſche Künſtler, der Bildhauer Schwanthaler, der Erzgießer Stiglmaier, haben es gefertigt. Im Oberrocke, wie er im Leben ging, einen Mantel leicht darüber geworfen, ſteht die eherne Geſtalt Mozart's auf dem Fußgeſtell von Marmor. Das Auge blickt empor, die rechte Hand, die einen Griffel hält, iſt in eigenthümlicher Bewegung zurückgebogen, wie erregt und doch gefeſſelt. Man empfängt den Eindruck, als lauſche der Künſtler himmliſchen Klängen, die zu ihm herabdringen, die er in ſich aufnehmen, die er an ſich halten möchte: es iſt der Augenblick des Schaffens, in welchem der Genius ſeine Schwingen rührt, unbewußt, woher die Kraft ihm fließe. An den vier Seiten des Fußgeſtells befinden ſich in Erz gegoſſene Reliefs mit ſinnbildlichen Darſtellungen jener vier Richtungen der Muſik, in denen des Meiſters Schöpfermacht gewaltet. Das Denkmal trägt als Inſchrift nichts als den Namen Mozart.

Bedenkt man nun, daß außer Mozart noch Gluck, Beethoven, Weber, Schubert die deutſche Muſik zur reichſten und tiefſten aller Zeiten und Völker gemacht; bedenkt man, daß trotzdem die deutſche Muſikſchwärmerei vor Kurzem noch faſt ganz in den Banden des vom wälſchen Auslande hereingeführten, zum Theil gar hohlen Blendwerks lag; bedenkt man, daß trotz Leſſing, Goethe, Schiller, Wieland, Tieck, Kleiſt und Anderen und aber Anderen eine Maſſe deutſcher Hörer und Leſer noch heute die graſſen Unwahrheiten franzöſiſcher Schauſpiele und Romane mit Heißhunger verſchlingt, dann möchte man wohl ausrufen:

Deutſches Volk, ſetze Deinen großen Männern nicht Denkmale, um ſie zu vergeſſen! A. G.

---

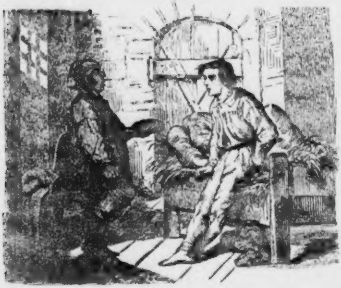
*) Mozart's Lebensgeſchichte ſuche in dieſes Büchleins Jahrgang 1838.

Gefängniſs-Erinnerungen.

Im Jahre 1800 war ich im Gefängniß einer franzöſiſchen Provinzialſtadt verhaftet und nicht zum erſten Mal befand ich mich in ſolcher Lage.

Die Urſachen dieſer kleinen Abenteuer, die ich als junger Burſch erlebte, erſparen mir jedoch das Erröthen. — Vom Kerkermeiſter und ſeiner Gattin werde ich nicht ſprechen, obgleich Beide ſo anſtändig und gutmüthig waren, daß ich ihrer mit Liebe gedenke; aber bemerken muß ich, daß eines Gefangenwärters trauriges Amt höchſt ehrenvoll iſt, wird es mitleidig verwaltet. — Frau Henriey war ſchwächlich und faſt immer krank; indeß hatte ſie zur Stellvertreterin im inneren Dienſt eine alte Haushälterin, die ſich Lidivina nannte. Sie war achtundſiebzig Jahr alt, aber dies hinderte ſie nicht, lebhaft, thätig, eifrig und ganz ſo zu ſeyn, als ob ſie erſt funfzig Jahre zählte; dabei war ſie voll heiterer Einfälle. Ich ſehe ſie noch vor mir mit ihrem kleinen, weißen, ſaubern Mützchen, ihrem ſchwarzen, leichten und engen Leibchen und ihrem ſilbernen, an einem kleinen, gleichfalls ſchwarzen Sammetbande befeſtigten Herzen. Sie wagte nicht, das Kreuz ſehen zu laſſen, das an dieſem Bande gehangen hatte: das war damals nicht erlaubt; aber gewiß verwahrte ſie es unter ihrem Bußkleide von Wolle oder Pferdehaar, welches ſie reumüthig büßend trug. Nie konnte ich begreifen, daß Lidivina wegen irgend eines Vergehens zu büßen habe. Etwa deshalb, weil ſie hübſch geweſen? Ihre geſunde Bläſſe und ihre kräftige Magerkeit hatten ſie nicht alle Reize ſchönen Wuchſes und lieblicher Geſtalt einbüßen laſſen. Wie dem ſey, Lidivina war in der edlen Kunſt erfahren, Niedergeſchlagene aufzurichten und Verzweifelnde zu tröſten. — Wenn der Ingrimm im Innern des Gefängniſſes unter den Böſeſten einen Aufſtand erregte, unter dieſen Entarteten, die ſich mit ihren Ketten ſchlagen und, in die blutigen Bajonette beißend, lieber ſterben als ſich ergeben, ſo ſchickte man nicht mehr Soldaten; man ließ Lidivina erſcheinen und augenblicklich war Alles beſänftigt. — Sie wurde in ihrem frommen und ſegensvollen Berufe von ihrem Enkel unterſtützt. Peter war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, ſchwach von Körper, aber geduldig und muthig. Keine Mühe ſcheute er, unſerer Langeweile abzuhelfen und unſer Leiden zu mildern. Nicht ganz unvollkommen werde ich ſeinen entſagungsvollen, aber nicht niedergeſchlagenen Geſichts-Ausdruck ſchildern, wenn ich an ähnlich Charakteriſtiſches in dem Geſichts-Ausdruck unſerer armen und guten Gebirgs-Bauern erinnere. Sein blaues Auge verrieth Mitleid und Zuneigung, ſein Haar war blond, und rechtwinklig geſchnitten. — Peter war, ſelbſt im Gefängniß, keine bedeutende Perſon. Durch Lidivina gelangte er, nach unſerer Meinung, zu ſeiner Stellung, die in nichts weiter beſtand, als daß er wie ein Gehülfe der Gefangenwärter auftrat. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß dies ſein Titel, und — ſonderbar! — dieſer Titel eine durch ſeine gute Aufführung erlangte Begünſtigung ſey. — Was mich betrifft, ich fühlte lebhafte Zuneigung zu Peter durch die Zugkraft gleichen Alters, die unter jungen Leuten ſo raſch eine Annäherung bewirkt, beſonders im Unglück. Wenn ſein Hemd bei einer anſtrengenden Arbeit ſich öffnete, indem er unſer ſchlechtes Lager durch ein Bund friſchen Strohes verbeſſerte, einen Kranken führte oder tragen half, hatte ich oft bemerkt, wie das Band des Scapuliers auf ſeiner Bruſt flatterte, und ſein ganzes Weſen ſchien es auszuſprechen, daß er glaube, Gott habe ihn zum Elend und zur Ergebung auserſehen und er ſolle darin ſein Heil finden. — Unſer Zimmer wurde gewöhnlich von Peter, den wir Alle liebten, geöffnet, und dies empfanden wir als eine der Anordnungen, aus denen wir das Wohlwollen der Aufſeher des Gefängniſſes erkannten; denn Peter's täglicher Morgengruß ſchien uns eine über den ganzen Tag hin ſich erſtreckende Segnung. — Einmal verriethen uns die ſpäter und rauher, ohne Rückſicht auf unſern Schlaf zugeſchobenen Riegel die Wirkſamkeit eines andern Gefangenwärter-Gehülfen. Dieſer hieß Niclas und war ein guter Mann, den, ich weiß nicht welcher Bewegungsgrund zum Gefängnißdienſt vermocht hatte. Es iſt anzunehmen, daß er ſeinen Amtspflichten ſich nur mit innerem Widerſtreben fügte; aber er wußte es ſo weit zu bringen, hinſichtlich ſeiner natürlichen Empfindungen zu täuſchen. Er hatte ſich die tiefſten Töne ſeiner Stimme eingeübt, und es war ihm gelungen, rohe und drohende Worte zu ſprechen, die er noch furchtbarer machte, indem er gewaltſam ſeine ſtarken Augenbrauen zuſammenzog, die nicht dazu beſtimmt waren, Zorn auszudrücken. Da dieſer Kunſtgriff ihm viel Ueberwindung koſtete, antwortete er am derbſten, wenn er den Rücken wendete. Als man ihn eines Tages überraſchte, indem er einen Sterbenden beweinte, beklagte er ſich, daß man ihm Tabak in die Augen geworfen habe; — man ſollte nun einmal nicht glauben, daß er Mitleid fühlen könne. Ich habe zwanzig Gefangenwärter, die wie Niclas waren, kennen gelernt. Die Menſchen ſind niemals ſo bösartig, wie ſie zu ſeyn ſcheinen.

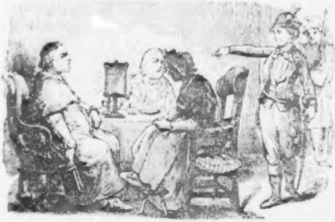
„Wo iſt Peter?" fragte ich ihn, mich auf mein Bett ſetzend. — „Peter! Peter!" erwiederte er mit Bitterkeit. „Immer hat man nach Peter Verlangen, man möchte darauf ſchwören, es ſey Niemand da als Peter! Was thut er denn für Euch, das Andere nicht auch thun? Bringt Euch Peter Beſſeres als einen Krug und Brod? Da iſt ein Krug, da iſt Brod! Wenn Ihr etwas von ihm verlangt, ſo ſucht



ihn Euch auf: Peter ſitzt im Gefangniß!“ — „Peter im Gefängniß? Unmöglich! Was hat er denn verbrochen?“ — „Weiß ich, was er verbrochen hat? Bekümmert's mich, was Dieſem und Jenem widerfährt? Vielleicht hat er eine Thür zu früh geöffnet, oder eine zu ſpät geſchloſſen; vielleicht heimlich einen Brief, ehe er oben geleſen worden, zugeſteckt, zu viel Nachſicht mit Euch oder Euren Genoſſen gehabt. Er iſt das wohl im Stande, der ewige Frommthuer!“ — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Niclas den Rücken wendete, um dieſe groben Worte zu ſprechen. — „Das iſt ſchändlich“, entgegnete ich, ihn unterbrechend, „das iſt entſetzlich! Wenn die Obrigkeit das wüßte, würde ſie mit Strenge einen ſolchen Mißbrauch der Gewalt rügen. Finſterer Kerker iſt ſehr harte Strafe, und ohne Urthel und Recht darf eine ſolche Grauſamkeit nicht über einen freien Menſchen verhängt werden. Dies Verfahren gegen Peter iſt ſo nichtswürdig, wie es nur ſeyn könnte, wenn es gegen Sie ſelbſt verhängt worden wäre. Ich ſage Ihnen, das ſchreit um Rache!“ — „Gut!“ erwiederte Niclas, diesmal mich feſt anblickend. „Haben Sie vielleicht Ihren Freund Peter für einen freien Mann gehalten, der, wie ich, dies Haus, ſein Gehalt fordernd, noch dieſen Abend verlaſſen kann? Er iſt Gefangener wie Sie, nur mit dem Unterſchiede, daß Sie morgen vor dem Gericht erſcheinen, und die hohen Gerichtsherren vollkommen ermächtigt ſind, Sie zu Ihren Angehörigen zu entlaſſen, wenn Sie gute Zeugniſſe haben. Peter aber hat noch dreizehn Jahre zu über ſtehen, weil er erſt ſieben Jahr verhaftet iſt, und zwar hat er dreizehnjährige Galeerenſtrafe zu verbüßen, wenn dies dem Verwaltungs-Kommiſſär gut ſcheinen ſollte, da dieſer ihn nur aus beſonderem Wohlwollen hier wie in einem Luſtſchloſſe zurückhält. Ich gebe zu, daß dies ſehr hart ſeyn würde, aber was wollen Sie? — Peter hatte nicht das geſetzliche Alter, um guillotinirt zu werden!“

Guillotine, Galeeren! — dieſem redlichen Peter, dieſer unvergleichlichen Lidivina! Alle Möglichkeiten ſuchte ich zu Dem, was ich durch eine Unterredung von wenigen Minuten erfahren hatte; es verwirrte ſich auf das Aeußerſte in meinem Kopfe, als die Thür ſich vor mir ſchloß. Ich mochte Niclas nicht weiter befragen, weil er mir wahrſcheinlich nicht geantwortet haben würde; aber es war mir, als hörte ich ihn noch durch die ſtarke Mauer mit einer das Geräuſch der Riegel übertönenden Stimme murren: „Weiß ich's? Geht's mich was an? Bekümmere ich mich um das, was Andere thun?“

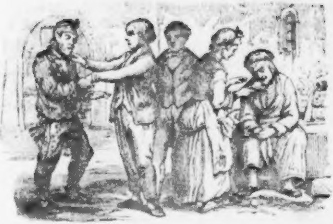
Am nächſten Tage mußte ich wirklich vor Gericht erſcheinen, wie Niclas mir angekündigt hatte, und ich ward mit der Mehrheit von neun Stimmen bei zwölf freigeſprochen. Man ſtaunt vielleicht nicht, wenn ich offenherzig hinzufüge, daß mir in meinem Leben das günſtige Ergebniß einer Abſtimmung nicht ſo erfreulich geweſen iſt. — Mein erſter ausſchließlicher Gedanke, als ich mich frei wußte, war die Geſchichte Lidivina's und Peter's.



Ein alter, fromm verwegener Prieſter hatte im Jahre 1793 ſeine Zuflucht zu ihrer Familie genommen, um von da aus ſeine chriſtliche Heerde zu ermahnen und ſie Hoffnungen ſchöpfen zu laſſen, die damals für Verbrechen galten. Er ward bei Ausübung ſeines Amts ergriffen und erlitt ſeine Hinrichtung wie ein Märtyrer aus der älteſten Zeit der Kirche. Sein kleines Dorf-Völkchen vertheidigte ihn wider ſeinen Willen mit der glühenden Heftigkeit, welche die verfolgte Religion immer einflößt. Es waren ihrer ſechzehn; vierzehn ſtarben auf dem Schaffot des Beichtvaters, nachdem ſie ſeinen letzten Segen erhalten hatten. — Die Großmutter Lidivina war über ſiebzig, ihr Enkel aber unter ſechzehn Jahr alt, und nach der richtigen Behauptung des Niclas hatte Jene ein höheres Alter als zuläſſig, Dieſer aber noch nicht die erforderlichen Jahre durchlebt, um guillotinirt zu werden. Aus dieſem Grunde waren Lidivina und Peter im Gefängniß.

Inzwiſchen war Bonaparte zurückgekehrt, Bonaparte, dieſer Rieſe der Umſchaffung, der Recht und Ordnung wieder herbeiführte, ſie aber nicht auf unvergängliche Grundſäulen ſtützen konnte, weil er ſich nicht treu blieb. Die Prüfung jener Gewaltſtreiche einer blutdürſtigen Geſetzgebung kam in Gang: eine Menge rechtlicher Leute bewieſen thätige Theilnahme an Peter's und Lidivina's Schickſal, und ich that für ſie, was ich vermochte. — In dem Augenblick, da ich die entſcheidenden und gehörig beglaubigten Schriften erhielt, welche dieſer Beiden Verurtheilung vernichteten, eilte ich zu ihnen, zehnfach glücklicher als am Tage meiner Freiſprechung, wo ich ſie verließ. Ich überbrachte für Lidivina und Peter Freiheit, die ihnen nach dem früheren Spruch noch auf viele Jahre — der Erſteren wohl auf Lebenszeit — entzogen ſeyn ſollte. Es war vier Uhr Nachmittags an einem ſchönen Frühlingstage, wie die Franche-Comté deren zuweilen im April hat; aber die Stunde war noch nicht ganz verfloſſen, und die Gefangenen erfreuten ſich auf dem Hofe unter vollem, erwärmendem und erfreulichem Sonnenlicht noch der letzten Minuten ihrer Erholung. Da trat ich in den Hof.

„Ihr ſeyd frei!“ rief ich ſtürmiſch, bald Peter, bald Lidivina umarmend. Es wurde mir ſchwer, ihnen verſtändlich zu werden; aber alle Uebrigen hatten mich verſtanden, und die Rührung dieſer Unglücklichen, deren Wangen ſich mit Thränen benäßten, diente meinen Worten zur beſten Erklärung. — Tiefe Stille folgte jetzt, eine drückende, düſtere Stille; denn in einem Gefängniß, das man ſeit ſieben Jahren bewohnt, ſind noch andere Feſſeln als die der Gefangenſchaft zu brechen. — Lidivina blickte auf ihre Frauen, auf ihre Geneſenden, auf dieſe Schwachen, deren mütterliche Pflegerin ſie ſo lange geweſen, und die ſie nach und nach zur Duldung und zur Tugend zurück zu führen gehofft hatte; ſie ſtand endlich vor einem niedergebeugten Greiſe ſtill, den die Laſt der Jahre oder der mächtige Ein-



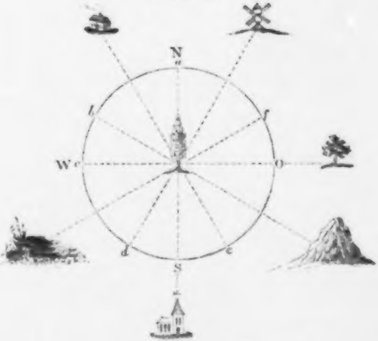
druck des eben Vernommenen an ſeine Stelle gleichſam gefeſſelt hielt. — „Ach, George“, ſprach Lidivina zu ihm, „wer wird Dir Deine Bouillon bringen?“ — Nun kam ſie zu mir zurück, drückte meine Hand und fragte mich: „Alſo bin ich wirklich frei?“ — „Ja, Lidivina!“ — „Ich würde jetzt, wenn ich wollte, mit Ihnen und Peter das Gefängniß verlaſſen können?“ — „Ja, Lidivina!“ — „Sie würden mich gleich zum Rechts-Anwalt meiner Gefangenen führen?“ — „Gewiß, Lidivina!“ — „Sie würden mir das Haus des Arztes meiner Kranken zeigen können?“ — „So iſt's, Liebe! — und ich würde Ihnen auch die Kirche zeigen, die nächſtens wieder geöffnet werden ſoll.“ — „Alles recht gut, mein Freund! Ach, wenn ich Gewißheit hätte, dem Gefängniß nicht läſtig zu ſeyn —!“ — Die Frau des Gefangenwärters, ſichtlich tief ergriffen, machte eine unwillkürliche Bewegung, um ſie zurück zu halten. — „Das iſt doch wahr“, fuhr Lidivina lächelnd fort, während ſie mit der Hand ihre Thränen verwiſchte, „ich bin noch nicht ſo alt, daß ich nicht mehr gute Dienſte leiſten könnte. Geht Ihr Andern zur Ruhe, denn es ſchlägt vier Uhr. Morgen ſehen wir uns wieder, gewiß! Ich will dies Haus nicht verlaſſen. Wohin ſollte ich mich denn auch wenden“, fügte ſie hinzu, „um nützlicher oder glücklicher zu ſeyn? Ich gehöre keinem Hauſe, keinem Dorfe, keiner Familie mehr an! Was Peter betrifft, das iſt etwas Anderes; er iſt jung, ſchön, betriebſam, gelaſſen, und — was über Alles geht — gottesfürchtig. Wenn die Menſchheit zum Guten zurückgekehrt iſt, ſo wird mein armer Peter vielleicht glücklich ſeyn. Komm' her, mein Kind, ich will Dich ſegnen und Dir Lebewohl ſagen!“ — Peter hatte noch nicht geſprochen. Er ſchien in ernſtes Nachdenken vertieft und in Verlegenheit, ob er ſein Schweigen unterbrechen ſolle; endlich näherte er ſich ſeiner Großmutter, um ihrem Ruf zu folgen. „Nie, meine Mutter!“ ſprach er entſchloſſen. „Ich habe zuweilen über den Beruf nachgedacht, dem ich folgen würde, wenn meine Strafzeit abgelaufen. Gern würde ich Prieſter werden; aber ich hatte ja nicht Zeit genug, Gelehrſamkeit und Weisheit zu erlangen. Wenn übrigens auch das Prieſter-Amt ein erhabenes iſt, ſo hat doch das des Gefangenwärters Pflichten, die ich gern erfülle. Niclas bedarf überdies eines Gehülfen, und er weiß jetzt, daß mein Mitgefühl für Leiden, die ich ſelbſt ſeit meiner Kindheit erfuhr, mich nie von treuer Pflicht-Erfüllung abgehalten hat. Dieſem Leben hat Gott mich geweiht, und ich mag nicht darauf verzichten.“ — Die Gefangenen waren abgetreten. Niclas brauchte nun ſein natürliches Gefühl nicht zu unterdrücken. „Bleib’, bleib’!“ rief er, heiße Thränen vergießend. — „Nicht wahr, an meiner Stelle würden Sie wie ich gehandelt haben?“ ſagte Peter, ſich an mich wendend. — „Ja, mein Freund, wenn ich den Muth dazu gehabt hätte!“

Lidivina und Peter verließen das Gefängniß nicht: ſie widmeten ſich bis zum Tode der Sorge und Pflege für die Gefangenen.

C. N.

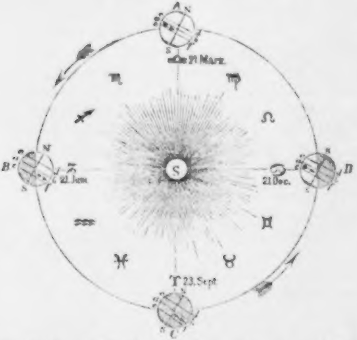
Der Thierkreis.

Der Leſer denke ſich gefälligſt auf freiem Felde und umgebe mit dem Schreiber dieſes einen hohen Baum, eine ſtattliche Pyramiden-Pappel. (Abbildung 1.) Zur Rechten ſey Weſten (W) und zur Linken Oſten (O), wenn wir Beide, der Leſer und der Schreiber, in a ſtehen und unſere Angeſichter gegen den Baum wenden. Da bemerken wir, daß die Pappel einen Kirchthurm verdeckt. Wir gehen von links nach rechts und kommen nach b. Hier deckt uns die Pappel einen Berg, während der Kirchthurm zur Rechten wieder ſichtbar geworden iſt und ſich nach Oſten bewegt zu haben ſcheint. In c deckt die Pappel eine alte Eiche, in d eine Windmühle, in e ein Haus, in f einen Teich und in a wieder den Kirchthurm. Es iſt ganz ſo hergegangen, als ob wir ſtill auf einem Fleck geblieben wären, und hätten die Pappel von der Rechten zur Linken oder von Weſten nach Oſten ſich bewegen ſehen. — Die Kreislinie a b c d e f iſt die Erdbahn (Ecliptik), des Leſers und des Schreibers Stelle nimmt die Erde ein, die Pappel vertrat die ſtillſtehende Sonne, die Gegenſtände, die die Pappel bei ihrem ſcheinbaren Umlaufe von Weſten nach Oſten deckte, ſind die



Haufen der Fixſterne, d. h. derjenigen Sterne, die gegen einander dieſelben Stellungen beibehalten.

Die Abbildung 2 zeigt uns die Erde in ihren vier Haupt-Stellungen zur Sonne. Hierbei iſt noch zu merken, daß die Achſe **N S** der Erde ſich ſtets parallel bleibt, d. h. daß ſie ſtets nach demſelben Fixſterne (dem Polarſterne) gerichtet iſt. In **A** ſteht die Erde am 21. März. Von hier aus geſehen, ſcheint die Sonne im Sternbilde des Widders (richtiger im Zeichen des Widders ♈) zu ſtehen. Der Frühling beginnt, die Sonnenſtrahlen fallen ſenkrecht auf den Gleicher (Aequator) ab, und Tag und Nacht ſind gleich lang (Frühlings-Nachtgleiche, **Aequinoctium vernum**). Von **B** aus geſehen, in welche Stellung die Erde am 21. Juni gelangt, erſcheint die Sonne im Sternbilde des **Krebſes** (richtiger im Zeichen des Krebſes ♋), deswegen heißt auch der nördliche Wendekreis cd, auf den die Sonnenſtrahlen alsdann ſenkrecht fallen, der des Krebſes. Der Sommer beginnt auf unſerer nördlichen **Halbkugel**, und der 21. Juni iſt zugleich der längſte Tag (Sommer-Sonnenſtillſtand, **Solstitium aestivum**). — Am 23. September tritt die Erde in die Stellung **C**; von hier aus wird die Sonne im Sternbilde der Wage (richtiger im Zeichen der Wage ♎) geſehen; die Sonnenſtrahlen fallen wieder ſenkrecht auf den



Aequator **ab**, Tag und Nacht iſt wiederum gleich, der Herbſt beginnt (Herbſt-Nachtgleiche, **Aequinoctium auctumnale**). Endlich von D aus geſehen, erſcheint die Sonne in dem Sternbilde des Steinbockes (richtiger im Zeichen des Steinbockes ♑). Die Sonnenſtrahlen fallen ſenkrecht auf den ſüdlichen Wendekreis **ek**, den Wendekreis des Steinbockes; auf unſerer Halbkugel beginnt der Winter, der 21. December iſt der kürzeſte Tag (Winter-Sonnenſtilleſtand, **Solstitium brumale**). — Die Punkte der Erdbahn, in denen die Erde am 21. März und 23. September ſteht, und in denen der Erdgleicher durchſchnitten wird, heißen die Nachtgleichen. Nun beſchreiben alle Fixſterne von Abend gegen Morgen parallel mit der Erdbahn (Ecliptik) Kreiſe, die aber erſt nach 26,000 Jahren vollendet werden. Durch dieſe, freilich nur ſehr langſame Bewegung entfernen ſich die Fixſterne von dem Frühlings-Nachtgleichepunkt gegen Oſten, oder dieſer ſcheint gegen Weſten hin zurückzuweichen, wodurch der Frühlingsanfang allmälig immer früher ſtattfindet, deshalb nennt man auch dieſe Erſcheinung das Voreilen der Nachtgleichen (**Processus aequinoctiorum**).

Schon vor mehr denn zweitauſend Jahren hatte man angefangen, die Fixſterne, die in einem Gürtel von je zehn Graden zu beiden Seiten der Erdbahn oder beſſer der Sonnenbahn nach damaliger Anſicht, nach der die Sonne ſich um die ſtillſtehende Erde bewegte, in Sternbilder zu vereinigen und ihnen Namen zu geben. Merken wir uns vorläufig die noch jetzt gebräuchlichen Namen und Zeichen. Weiter unten ſoll Urſprung und Namen und Geſtalt eines jeden Sternbildes beſprochen werden. Dieſe zwölf Sternbilder und die Jahreszeiten, in denen ſie ſichtbar ſind, heißen:

„Widder (♈), Stier (♉) und Zwillingsbrüder (♊)
Bringen uns den Frühling wieder;
Krebs (♋) und Löw' (♌) und Jungfrauſtern (♍)
Geben große Sonnenhitze;
Wage (♎), Skorpion (♏) und Schütze (♐)
Sind im Herbſt geſtrenge Herrn;
Steinbock (♑), Waſſermann (♒) und Fiſche (♓)
Machen Felder kahl und Büſche.“

Durch das Voreilen der Nachtgleichen iſt es nun geſchehen, daß jetzt nicht mehr der Frühlingsanfang in den erſten Punkt des Sternbildes des Widders, wie vor zweitauſend Jahren fällt, ſondern daß derſelbe in den Fiſchen ſich befindet, d. h. der Widder iſt da, wo einſt der Stier und dieſer, wo einſt die Zwillinge waren. Um aber keine Verwirrung in die Sternkunde zu bringen, ſo haben die Sternkundigen die Zeichen der Sternbilder für die urſprünglichen Theile der Sonnenbahn (Ekliptik) beibehalten, obgleich die Sternbilder ſelbſt nicht mehr an dieſen Stellen ſtehen. Ferner haben die Sternkundigen die ganze Sonnenbahn in zwölf gleiche Theile, jeden zu dreißig Graden, getheilt und benennen ſie nach den Sternbildern. Das Zeichen und das Bild ſind alſo jetzt ganz verſchieden von einander. So heißen die erſten dreißig Grade der Sonnenbahn vom Frühlingspunkt an der Widder, während die Sterne, welche dort ſtehen, das Sternbild der Fiſche bilden.

Weder über die Zeit, wann man zuerſt angefangen hat, die Fixſterne in Sternbilder zu ordnen, noch über das Volk, das dies zuerſt gethan, läßt ſich etwas mit Gewißheit feſtſetzen. Alexander v. Humboldt ſagt (Kosmos, III. Theil S. 60): „Die Idee von der Beziehung der Planeten und Fixſterne auf die Sonnenbahn, die Eintheilung der Ecliptik in zwölf gleiche Theile (Dodecatomerie) ſind alt-chaldäiſch und höchſt wahrſcheinlich den Griechen aus Chaldäa ſelbſt und nicht aus dem Nilthale, am frühſten im Anfange des fünften oder ſechsten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung überkommen. — Die Zend-Aveſta, die heiligen Bücher des Zendvolkes, aus dem die alten Meder, Perſer und Bactrer erwuchſen, lehrt: „Die Standſterne (Fixſterne) der Sichtbarkeit ordneten ſich in zwölf Geſtirne, wie in ſo viele

Stamm-Mütter, deren Namen ſind: Lamm, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Aehre, Wage, Skorpion, Bogen, Steinbock, Schöpfeimer, Fiſche.“ Leider wiſſen wir nicht, wie die einzelnen Sternbilder gebildet waren. Die Inder hatten ebenfalls nach dem Zeugniſſe von Jones und Pater Paulinus zwölf Sternbilder des Thierkreiſes. Ihre Namen ſind: „Widder, Stier, Zwillinge (Jüngling mit einem Herrſcherſtabe und ein Mädchen ein Inſtrument ſpielend), Krebs, Löwe, Jungfrau (in der einen Hand eine Reisähre, in der andern eine Fackel tragend), Wage (von einem Manne gehalten), Skorpion, Bogen (von einem Centauren geſpannt), Seeungeheuer (halb Antilope, halb Fiſch), Waſſermann (ein Mann, der aus einem Waſſergefäß Waſſer gießt), Fiſche.“

Lange hat man den ägyptiſchen Thierkreiſen in den Tempeln zu Dendera und Esne ein ſehr hohes Alter zugeſchrieben; man wollte aus ihnen eine Zeit von mehren Tauſend Jahren vor Chriſti Geburt herausrechnen. Aber Delambre hat gezeigt, und es iſt durch die Entzifferung der hieroglyphiſchen Schrift beſtätigt worden, daß der Tempel zu Dendera (dem alten Tentyris) erſt zu den Zeiten des Tiberius und der zu Esne (dem alten Latopolis) gar erſt um 177 nach Chriſti Geburt zu des Antoninus Zeiten erbaut worden ſind. Die Namen der Bilder aber ſind: „Widder, Stier, Zwillinge (Jüngling und Mädchen, einander die Hand reichend), Käfer, Löwe, Schnitterin (eine Kornähre in der Hand haltend), Wage, Skorpion, Schütze (ein Centaur, der den Bogen ſpannt), Steinbock (halb als Bock und halb als Fiſch gebildet), Waſſermann (Waſſer aus einem Gefäße gießend), Fiſche.“

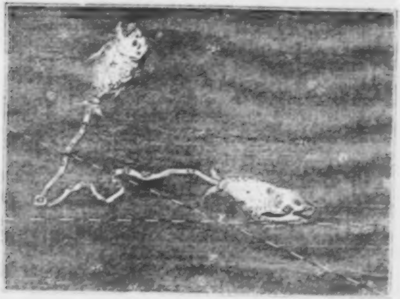
Die Alten glaubten im Laufe der Sonne, in den durch ſie bewirkten Veränderungen die Erklärung der Namen der Sternbilder zu finden. So ſagt Varro: „Sie heißen Zeichen, weil ſie etwas bezeichnen, wie die Wage die Nachtgleiche“, und Macrobius: „der Steinbock, die Sonne von den unteren Theilen zu den oberen zurückführend, ſcheint die Natur der Ziege nachzuahmen.“ — Der Franzoſe Pluche verallgemeinerte dieſe Andeutungen und meinte, der Widder bezeichne die Sonne in der Frühlings-Nachtgleiche, der Krebs den Rückgang der Sonne, die Wage, das Zeichen der Gleichheit, die Herbſt-Nachtgleiche, der Steinbock ein kletterndes Thier, den Winter-Sonnenſtillſtand (Winter-Solſtitium), weil alsdann die Sonne größere Bogen und täglich höhere am Himmel zu beſchreiben beginnt. Aber Dupuis (Urſprung aller religiöſen Gebräuche) erklärt unter der Vorausſetzung, daß der Thierkreis von den Aegyptern erfunden worden iſt, die Namen der Sternbilder auf eine, dem Klima Aegyptens ganz angemeſſene Weiſe und zeigt, daß bei dieſer Annahme der Thierkreis ein Alter von

15–16,000 Jahren erhalte. — Er ſagt ungefähr Folgendes: Die Aegypter fingen ihr Jahr im Juni an, wenn die Sonne ihren höchſten Stand am Himmel erreicht hatte. Nun bildeten ſie aus den Sternen der Sonnenbahn, die nach Sonnenuntergang am öſtlichen Himmel ſichtbar wurden, einen Steinbock, ein Thier halb Gemſe und halb Fiſch, um anzudeuten, daß, wie dieſes Thier die höchſten Gebirge erklettert, auch die Sonne den höchſten Punkt am Himmel erreicht habe. Die Ueberſchwemmungen des Nils beginnen. Im Juli hatten dieſe den höchſten Stand erreicht, was der Waſſermann bezeichnete. Im folgenden Auguſt hatte ſich das Waſſer des Nils ſchon wieder zurückgezogen, nur ſtand es noch an den tieferen Stellen, der Fiſchfang begann, und ſo erhielten die Sterne der Sonnenbahn den Namen der Fiſche. Im September, dem Frühlingsmonate der Aegypter, wurden die Heerden auf die neu begrünten Fluren getrieben, was den Widder andeutete. Im October zeigte der Stier die Bebauung der Aecker, im November ein Paar Kinder oder junge Lämmer unter dem Namen der Zwillinge die Erſtlinge des Jahres an. Im December hatte die Sonne ihren tiefſten Stand am Himmel erreicht, ſie war am weiteſten rückwärts gegangen; ein Krebs deutete dies an. Im Januar nahm die Hitze in Aegypten gewaltig zu, daher das Sternbild des Löwen, und im Februar begann die Erndte, daher das Bild der Schnitterin mit einem Bündel Aehren in der Hand. Im März bezeichnete eine Wage die nun eintretende Gleichheit der Tage und Nächte. Im April herrſchten meiſt anſteckende Krankheiten in Aegypten, daher der Skorpion, ein vorzüglich in heißen Ländern gefürchtetes Thier, ſeinen Namen dem Sternbilde leihen mußte, ſo wie die im Mai aus der libyſchen Wüſte wehenden Gluthwinde durch einen Schützen, der ſeinen Bogen ſpannt, um den tödtlichen Pfeil zu entſenden, angedeutet wurden. — Die Ebräer ſcheinen wenig von dem Thierkreiſe gewußt zu haben, denn in der Bibel werden von Sternbildern nur der Wagen, der Bär, die Glucke (das Siebengeſtirn) und Orion genannt. Im Hiob 9, 9 heißt es nämlich: „Er machet den Wagen am Himmel und Orion und die Glucke und die Sterne gegen Mittag.“ Vergleiche ebendaſelbſt 38, 31 und 32; Jeſaias 13, 10 und Amos 5, 8.

Wir kommen nun zu den Griechen und ihren Nachbetern, den Römern. Homer kennt ſchon mehrere Sternbilder, die Bärin („die ſonſt der Himmelswagen genannt wird, und die allein niemals in Oceanos Bad ſich hinabtaucht“), den Bootes, den Orion, den Hund des Orion, die Plejaden und die Hyaden. Heſiodus, hundert Jahre nach Homer lebend, kennt außer den obigen Sternbildern noch den

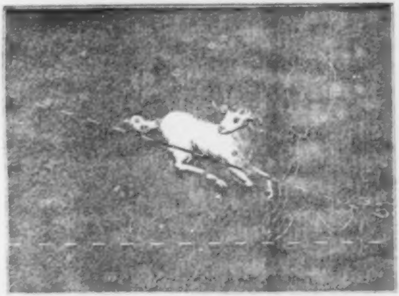
Sirius und den Arcturus. Nach und nach kamen verſchiedene Sternbilder in den griechiſchen Firſternhimmel, der kleine Bär, der Schütze, der Widder. Die Einführung des Thierkreis-Gürtels wird dem Oenopides von Chios, einem Zeitgenoſſen des Anaxagoras, zugeſchrieben. Der Thierkreis enthielt aber anfangs nur elf Bilder, da denn der Skorpion zu zwei Abtheilungen angewandt wurde. Die Wage wird erſt ſehr ſpät, von Varro und Geminus, ungefähr hundert Jahre vor Chriſti Geburt erwähnt. Nach Auguſtus nahm der Hang zur Aſtrologie (Sterndeuterei) mehr und mehr Ueberhand, und deshalb erlangten, wie A. v. Humboldt ſagt, die Sternbilder, „die am himmliſchen Sonnenwege lagen“, d. h. die Sternbilder des Thierkreiſes, eine immer größere Bedeutung, und zu dieſer Zeit entſtanden die Thierkreiſe in den Tempeln zu Dendera und Esne, wie wir ſchon oben erwähnt haben.

Wenn wir uns jetzt zur Betrachtung der einzelnen Sternbilder von Weſten nach Oſten wenden, ſo müſſen wir, wollen wir von dem Nullpunkte des Zeichens des Widders, d. h. von dem Durchſchnittspunkte des Himmelsgleichers und der Sonnenbahn anfangen, mit dem Sternbilde der Fiſche beginnen; denn der größte Theil deſſelben befindet ſich jetzt auf der Morgenſeite dieſes Nullpunktes.



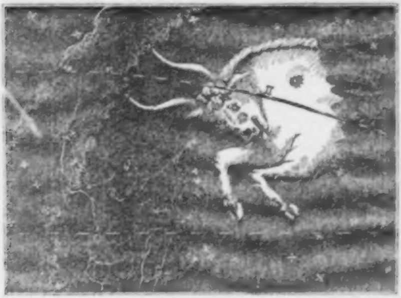
1. Die Fiſche. (♓)

Auf der nebenſtehenden Abbildung iſt die wagerechte Linie der Gleicher, die ſchräge aber die Sonnenbahn. Das Sternbild der Fiſche, viele aber nur kleine Sterne enthaltend, beſteht aus einem nördlichen Fiſche, der größtentheils außerhalb des Thierkreiſes liegt, und einem ſüdlichen Fiſche, der weſtlich von dem Nullpunkte des Widders, alſo noch im Zeichen der Fiſche ſich findet. Beide Fiſche werden durch ein Sternenband verbunden, das ſeinen hellſten Stern (dritter Größe) im Knoten, nördlich nahe dem Gleicher hat. — Ueber den Urſprung dieſes Sternbildes wird Folgendes von den griechiſchen Sagenſchreibern (Mythographen) berichtet: Aphrodite (Venus) kam einſt mit ihrem Sohne Eros (Amor) nach Syrien an den Euphrat. Dort trat ihnen Typhon (bald als furchtbarer, verderblicher Sturmwind, bald als flammenſpeiender Erdrieſe gedacht) entgegen. Aus Furcht vor ihm ſprangen ſie in den Euphrat und verwandelten ſich in Fiſche. Seit dieſer Zeit verehrten die Syrer die Fiſche göttlich und verſetzten ſie zum Andenken an dieſe Begebenheit an den Himmel.



2. Der Widder. (♈)

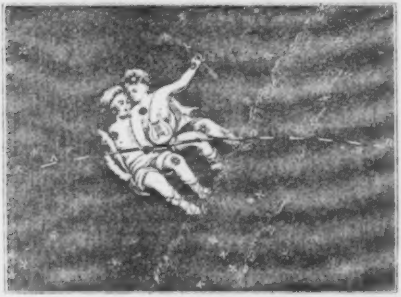
Der Widder, einen Raum vom 28. Grad ♈ bis 21. Grad ♉ einnehmend, wird liegend und den Kopf nach Oſten zurückwendend abgebildet. Die beiden hellſten Sterne (zweiter und dritter Größe) ſtehen an der Stirn und dem Horne. Nahe dem letztern ſteht noch ein Stern vierter Größe, der der erſte im Widder iſt und Meſarthim genannt wird, dieſer Stern, durch gute Fernröhre beobachtet, erſcheint als aus zwei, ſehr nahe bei einander befindlichen Sternen beſtehend. — Zwei Meinungen über den Urſprung des Widders giebt es. Nach der einen iſt es der Widder mit goldenem Vließe (Felle), der auf ſeinem Rücken Phryxos und Helle, Kinder des Königs von Theben, über das Meer nach Colchis am Phaſis-Fluſſe tragen ſollte. Helle aber ſtürzte in's Meer und gab der Meerenge, welche die Propontis (das Marmor-Meer) mit dem Ägäiſchen Meere verbindet, ihren Namen, nämlich Hellespontos (Meer der Helle). Phryxos gelangte glücklich nach Colchis, opferte hier den Widder dem Ares (Mars) und befeſtigte das goldene Vließ an eine alte Eiche. Zur Bewachung dieſes Vließes ſandte Ares einen nimmer ruhenden Drachen. Der geopferte Widder wurde zum ewigen Gedächtniß an den Himmel verſetzt. Den Drachen tödtete Jaſon, der Anführer der Argonauten (Schiffer auf der Argo) und raubte das goldene Vließ. Nach der andern Meinung ſoll es der Widder ſeyn, der dem verſchmachtenden Heere des Dionyſos (Bacchos) auf ſeinem Zuge zur Eroberung Libyens (Afrikas) den Rettungsweg zur Oaſe des Jupiter Ammon zeigte.



3. Der Stier. (♉)

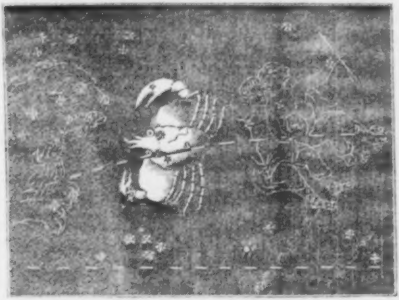
Dieſes ſchöne Sternbild nimmt den Raum vom 18. Grade ♉ bis 22. Grade ♊ nach Oſten hin ein. Es wird gebildet wie ein mit dem Vorderleib aus den Wolken hervorbrechender Stier mit weit vorgeſtreckten, ſchön gebogenen Hörnern. An der Spitze dieſer letztern ſtehen zwei Sterne, von denen der nördlichſte der hellſte und ein

Stern zweiter Größe iſt. Auf dem Geſichte des Stieres bilden fünf Sterne die Geſtalt eines ſchrägliegenden, römiſchen V (>). Dieſe fünf Sterne werden Hyaden genannt. Der Name kommt von dem griechiſchen Worte hyein, regnen, weil dieſe Sterne in Griechenland zur Regenzeit mit der Sonne zugleich aufgingen. Die Römer aber glaubten den Namen Hyaden von hys, die Sau, ableiten zu müſſen und nannten ſie daher suculae, Ferkelchen. Der eine Stern der Hyaden, der als ſüdliches Auge des Stieres funkelt, heißt Aldebaran, auch Palilicium, und iſt ein ſehr ſchöner Stern erſter Größe mit röthlichem Lichte. Nördlich von der Sonnenbahn im Rücken des Stieres glänzt das Siebengeſtirn oder die Plejaden. Es iſt dies ein Haufen kleiner, nahe bei einander ſtehender Sterne, deren Zahl nach der verſchiedenen Schärfe der unbewaffneten Augen bald auf ſechs, bald auf ſieben von den Alten angegeben wird, durch ein Fernrohr laſſen über ſechzig Sterne ſich erkennen. Der größte unter ihnen iſt ein Stern dritter Größe und heißt Alcyone. Da die andern kleinen Sterne ihn umgeben, ſo heißt er auch die Glucke, Gluckhenne. (Vergleiche oben die Sternbilder in der Bibel.) Der Name Plejaden wird von plein, ſchiffen, abgeleitet, da die Schifffahrt im Mittelmeere begann, wenn im Frühjahr, im Anfange des Mai, dies Geſtirn vor dem Sonnenaufgang zuerſt ſichtbar wurde. — Der Stier ſoll derjenige ſeyn, in den ſich Zeus verwandelte, als er die Europa, die Tochter des phöniciſchen Königs Agenor, nach Kreta entführte. Dies erklärt man ſo: daß das Schiff kretiſcher Männer, die die Europa entführten, Stier geheißen habe. — Andere meinen, es ſey eine Kuh und zwar diejenige, in die Iſis, die Geliebte des Zeus, aus Eiferſucht von der Here (Juno) verwandelt worden. Dies deutet man ſo: Iſis ſoll den Ackerbau in Aegypten eingeführt, und die Aegypter ſie aus Dankbarkeit unter dem Bilde einer Kuh göttlich verehrt haben. Auch ſoll das Sternbild die Io, ebenfalls eine Geliebte des Zeus, von der Here in eine Kuh verwandelt, verſtellen. Endlich ſoll es der Stier ſeyn, den Poſeidon (Neptun) dem Minos ſandte. In dieſen verliebte ſich Paſiphaë, des Minos Gattin, und gebar von ihm den Minotaurus (Stier des Minos), welchen ſpäter Theſeus von Athen im Labyrinthe auf Kreta tödtete. Die Hyaden und Plejaden ſollen Töchter des Atlas oder des Okeanos ſeyn. Die erſteren ſind wegen ihrer Liebe zu ihrem Bruder Hyas, der in Libyen umgekommen war, und den ſie fort und fort beweinten, unter die Sterne verſetzt worden. Die Plejaden dagegen wurden mit ihrer Mutter Pleione, als ſie ſich von dem Orion (ſiehe unten) verfolgt ſahen, in Tauben verwandelt und verſtirnt. — Südlicher von dem Sternbilde des Stieres ſteht das herrliche Sternbild des Orion. Es wird gebildet wie ein Rieſe, der in ſeiner Rechten eine Keule ſchwingt und in der Linken eine Löwenhaut hält. Die drei Sterne ſeines Gürtels, in einer ſchräg aufwärts gehenden Linie an den Gleicher ſtoßend, gehören zu den ſchönſten des ganzen Himmels; ſie erhielten in Spanien von den ſpaniſchen Mönchen den Namen Jakobsſtab, welcher Name ſich auch in Deutſchland unter den Landleuten ſehr verbreitet hat. Orion war ein berühmter Jäger, der das Land von ſchädlichen Thieren reinigte und wurde nach ſeinem Tode, deſſen Urſache ſehr verſchieden angegeben wird, unter die Sterne verſetzt. (Vergleiche unten den Skorpion.) Oeſtlich von dem ſchönen Sternbilde des Stieres ſchneidet in einer Breite von ungefähr 11½ Graden den Gleicher und die Sonnenbahn die herrliche Milchſtraße.



4. Die Zwillinge. (♊)

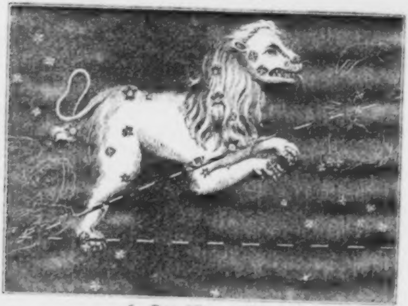
Die Zwillinge wurden in den älteſten Zeiten als ein Paar junge Ziegen, ſpäter als zwei ſitzende, einander umfaſſende Knaben gebildet, deren Füße in die Milchſtraße hineinragen und hier durch vier in einer geraden Linie ſtehende Sterne bezeichnet werden. Das Sternbild geht nach Oſten vom 28. Grade ♊ bis 25. Grade ♋. Südlich von ihm ſteht das Einhorn und der kleine Hund (mit einem Sterne erſter Größe, dem Procyon), öſtlich der Krebs und nördlich der Luchs und der Fuhrmann. Zwei Sterne zweiter Größe ſtehen an den Köpfen der Zwillinge, der nördliche heißt Caſtor, der ſüdliche Pollux. Der erſtere erſcheint durch gute Fernröhre doppelt. Zwiſchen den Köpfen und Füßen ſtehen noch viele andere Sterne, z. B. ausgezeichnete an den rechten Brüſten und den linken Knieen. — Caſtor und Pollux (Polydeukes) waren nach Homer Söhne des Tyndareos, Königs von Lacedämon, und der Leda und im Alterthume durch ihre brüderliche Liebe berühmt. Caſtor iſt der Roſſebändiger, Pollux der Fauſtkämpfer. Sie machten unter Jaſon den Argonautenzug mit, und hier war es, wo bei ſchwindendem Sturme, als Orpheus zu den Göttern um Rettung flehete, glänzende Sterne auf ihren Häuptern erſchienen. Seit dieſer Zeit rufen die Schiffer in Sturmesgefahren die Zwillinge um Hülfe an, und wenn an den Spitzen der Maſten oder der Raaen zwei Feuerflammen (das ſogenannte St. Elmsfeuer) ſich zeigten, ſo waren ſie ihrer Rettung gewiß. Ließ ſich aber nur eine Flamme, die ſie Helena nannten, erblicken, ſo ſchien ihr Untergang unvermeidlich. — Nach der ſpätern Sage waren Caſtor und Pollux Söhne des Zeus und der Leda und hießen deshalb Dioskuren. — Andere nennen die Zwillinge am Himmel Apollo und Herakles (Hercules) oder Triptolemus und Jaſion, welche Demeter (Ceres) liebte und unter die Geſtirne verſetzte.



5. Der Krebs. (♋)

Dies Sternbild, bald als Seekrabbe, bald als Flußkrebs gebildet, nimmt nach Oſten von den Zwillingen den Raum vom 18. Grade ♋

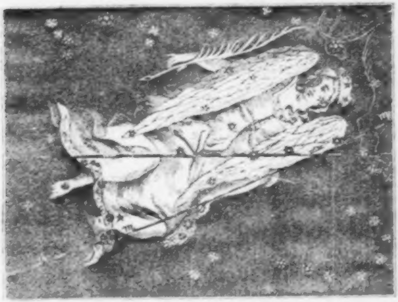
bis 12. Grade ♌ ein und beſteht nur aus kleinen, wenig hervorleuchtenden Sternen. Zwei Sterne vierter Größe ſtehen unter einander am Kopfe des Krebſes, der eine heißt das nördliche, der andere das ſüdliche Eſelchen. Beinahe zwiſchen ihnen erſcheint den bloßen Augen ein dünner Nebelfleck, der aus einer Menge (über dreißig) ſehr kleiner und ſehr nahe bei einander ſtehender Sterne beſteht und die Krippe (Praesepe) heißt. In der ſüdlichen Scheere ſteht ein Stern dritter Größe. — Der Krebs wurde von Zeus an den Himmel geſetzt zum Danke dafür, daß er eine vor dem Gotte fliehende libyſche Nymphe aufhielt. Oder Here (Juno) verſtirnte ihn, weil er den Herakles bei ſeinem Kampfe mit der lernäiſchen Schlange angegriffen hatte. Die Eſel aber wurden verſtirnt, entweder weil ſie bei dem Kampfe der Giganten gegen die Götter ſo ſtark geſchrieen hatten, daß die erſteren vor Furcht eiligſt flohen; oder weil ſie den von Here in Wuth geſetzten Dionyſos (Bacchos), der Heilung im Tempel des Zeus zu Dodona in Epirus ſuchte, durch's Waſſer trugen.



6. Der Löwe. (♌)

Der Löwe ſchaut gegen Weſten, er hat im Norden den kleinen Löwen, im Weſten den Krebs, gegen Süden den Sextanten und gegen Oſten die Jungfrau. Er nimmt den Raum vom 13. Grade ♉ bis 22. Grade ♍ ein. Im Herzen des Löwen, ganz nahe der Sonnenbahn, ſtrahlt der Regulus, ein Stern erſter Größe. Von derſelben

Größe finden wir einen Stern, Denebola, im Haarbüſchel am Schwanze. Außerdem hat dieſes Sternbild noch viele deutlich ſichtbare Sterne, vorzüglich am Halſe und am Rücken. Dieſes Sternbild ſoll den Nemeiſchen Löwen, den Herakles erlegte, vorſtellen.

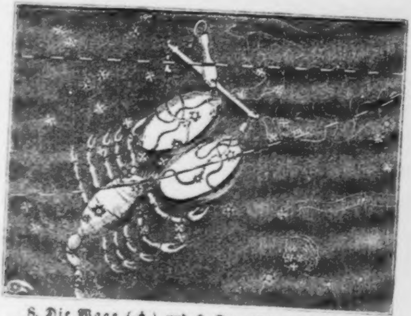


7. Die Jungfrau. (♍)

Auf der obenſtehenden Abbildung dieſes Sternbildes ſehen wir die Sonnenbahn den Gleicher im erſten Punkt der Wage (dem Herbſt-Nachtgleichenpunkte) ſchneiden, die nun ſüdlich von ihm bleibt, bis ſie ihn im erſten Punkt des Zeichens des Widders abermals durchſchneidet. Nördlich hat die Jungfrau den Bootes (Führer des großen Wagens oder des großen Bären), weſtlich den Löwen, ſüdlich den Raben und öſtlich die Wage. Die Jungfrau wird mit Flügeln in liegender Stellung gegen den Geſichtskreis gebildet, in der Linken hält ſie eine Kornähre. Sie nimmt den Raum vom 20. Grade ♍ bis 6. Grade ♏ ein. Unter dem Gleicher, aber ihm ganz nahe, ſteht ein ſchöner Stern erſter Größe, die Kornähre (Spica) auch Azimech genannt. Zwiſchen dieſem Sterne und dem Sterne im Schwanze des Löwen ſind noch ſechs Sterne dritter Größe, von denen drei in einer geraden Linie mit der Sonnenbahn gleichlaufen. Von den drei übrigen ſteht einer im nördlichen Flügel der Jungfrau und heißt Vindemiatrix (Winzerin). Er ging nämlich den alten Griechen zur Zeit der Weinleſe zugleich mit der Sonne auf. — Außerdem ſind noch viele Sterne

Univ. Bibl.
München

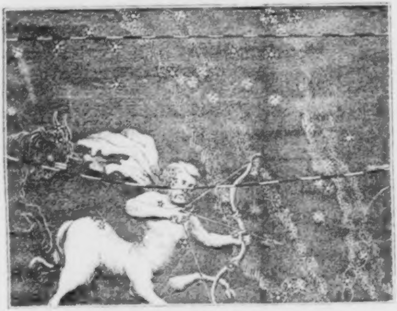
vierter und fünfter Größe in dem Sternbilde der Jungfrau ſichtbar. Wen die Jungfrau am Himmel eigentlich vorſtellen ſoll, darüber ſind die Sagenerzähler ſehr verſchiedener Meinung. Nach einigen ſoll es Demeter (Ceres) ſeyn, die Göttin des Ackerbaues, nach andern Iſis, die den Aegyptern den Ackerbau lehrte. Auch für die Aſträa, die Göttin der Gerechtigkeit, die im ehernen Zeitalter die gottvergeſſenen Erdenbewohner verließ und an den Himmel verſetzt wurde, wird die Jungfrau gehalten. Dieſelbe kann auch Erigona ſeyn, die über den Tod ihres Vaters Icarus, Königs von Lacedämon, ſich zu Tode härmte und zum Gedächtniß dieſer kindlichen Liebe von den Göttern verſternt wurde.



8. Die Wage (♎) und 9. Der Skorpion. (♏)

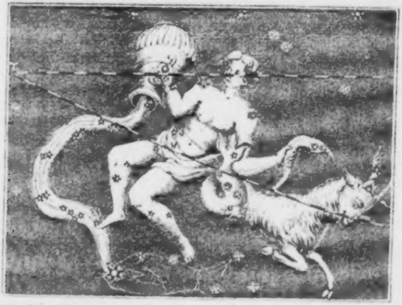
Obenſtehende Abbildung zeigt uns zwei, nahe bei einander ſtehende Sternbilder. Das erſtere, die Wage, vom 7. bis 27. Grade ♏ reihend, ſteht ſüdlich von dem Gleicher und nördlich von der Sonnenbahn und wird gegen Abend von den Füßen der Jungfrau berührt. Eben ſo nahe ſteht ihr im Oſten der Skorpion, im Norden die Schlange des Schlangenhalters. Zwei Sterne zweiter Größe bezeichnen die beiden Schalen; außerdem finden ſich in dieſem Sternbilde noch Sterne dritter, vierter, fünfter und noch geringerer Größe. — Entweder bedeutet die Wage am Himmel die Wage des Mochos, der er und die Gewichte erfand, oder es iſt die Wage der Jungfrau als

Göttin der Gerechtigkeit. — Der Skorpion, deſſen Schwanz in der nördlichen Breite Berlins nicht ſichtbar wird, nimmt den Raum vom 25. Grade ♏ bis 20. Grade ♐ ein. Der ſchönſte Stern im Skorpion iſt ein Stern erſter Größe, Antares, das Herz des Skorpions, in deſſen Nähe nordwärts zwei Sterne vierter Größe und ſüdweſtwärts ein Stern der dritten Größe ſtehen. Durch den Schwanz des Skorpions geht der weſtliche Arm der Milchſtraße. Nach den griechiſchen Dichtern ſoll dieſer Skorpion derſelbe ſeyn, der auf Befehl der Artemis (Diana) auf der Inſel Chios den Orion in die Ferſe ſtach und dadurch ſeinen Tod herbeiführte. Orion ſoll ſich nämlich vermeſſen haben, alle ſchädlichen Thiere zu vertilgen und dadurch den Zorn der Göttin der Jagd, der Artemis, erregt haben.



10. Der Schütze. (♐)

Dies Sternbild ſteht faſt ganz ſüdlich von der Sonnenbahn und geht daher bei uns nur zum Theil auf. Es nimmt den Raum vom 25. Grade ♐ bis 28. Grade ♑ ein. Nördlich von ihm ſteht Antinous und der Schild des Sobieski. Gegen Weſten trennt der weit in den Thierkreis hineinragende Schlangenträger den Schützen von dem Skorpion, gegen Oſten ſteht der Steinbock nahe. — Der Schütze wird als Centaur, halb Menſch, halb Pferd gebildet, der gegen Weſten ſeinen Bogen ſpannt, um einen Pfeil abzuſchießen. Der Bogen liegt faſt ganz in der Milchſtraße, in deren Mitte der erſte Punkt des Steinbockes (als Zeichen) ſich befindet. Sterne dritter Größe bezeichnen die Spitze des Pfeiles, den Bogen und den Vorderleib des Schützen. Vier deutliche Sterne fünfter Größe ſtehen am Rücken des Pferdes nahe bei einander. — Die meiſten Dichter meinen, der Schütze ſey Chiron, der Sohn des Kronos (Saturns) und der Phylira, der Tochter des Okeanos. Er war ein weiſer Mann und kundig der Jagd, der Muſik, der Heilkunde, der Weiſſagung, der Sternkunde und aller kriegeriſchen Künſte. Er erfand das Bogenſchießen und lehrte die Menſchen auf Pferden reiten. Ferner war er der Erzieher vieler junger Helden, z. B. des Achilleus, Jaſon, Aſclepios (Aeſculapius), Peleus, Theſeus, Neſtor, Odyſſeus (Ulyſſes), Aeneas u. dgl. m. Durch die Pfeile des Herakles verwundet ſtirbt er und wird von Zeus als Schütze unter die Sterne verſetzt.



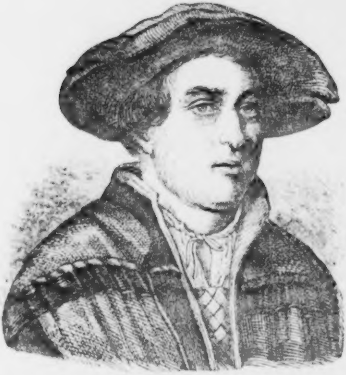
11. Der Steinbock (♑) und 12. Der Waſſermann. (♒)

Der Steinbock hat, wie der Schütze, eine Doppelgeſtalt, vorn und gegen Weſten gewandt zeigt er den Leib eines Steinbockes, nach hinten und gegen Oſten gerichtet den eines Fiſches und reicht vom 28. Grade ♑ bis 23. Grade ♒. Zwei Sterne dritter Größe nahe unter einander ſtehen in den Hörnern des Steinbockes, der obere erſcheint ſchon guten, unbewaffneten Augen als ein Doppelſtern. Am

Schwanze zeigen ſich noch zwei Sterne derſelben Größe. Der Steinbock ſoll die Ziege Amalthea, die durch ihre Milch den jungen Zeus auf dem Idaberge auf Creta ernährte, vorſtellen. Andere erzählen, Pan, der mit Zeus erzogen werden war und ihm im Titanenkampfe beiſtand, habe die Geſtalt des Steinbocks angenommen, als er auf der Flucht vor dem Typhon ſich in den Nil geſtürzt. Aus Dankbarkeit habe Zeus ihn in dieſer Geſtalt verſtirnt. — Das Sternbild des Waſſermannes, vom 18. Grade ♒ bis 15. Grade ♓ reichend, langt mit ſeinem linken Arm gleichſam um den Schwanz des Steinbocks herum. In ſeiner rechten Hand hat er ein Gefäß, aus dem er Waſſer gießt. Der Waſſerſtrahl, viele Sterne enthaltend, erſtreckt ſich ſehr weit nach Süden hinab und hat an ſeinem Ende einen hellglänzenden Stern erſter Größe, Famahand, der zugleich am Maule des ſüdlichen Fiſches (nicht mit den Fiſchen im Thierkreiſe zu verwechſeln) ſteht. An den beiden Schultern, an der rechten Hand, am Schenkel und am Waſſerkruge glänzen Sterne dritter Größe. — Entweder ſtellt das Sternbild den Ganymed, den trojaniſchen Fürſtenſohn dar, der von Zeus geraubt im Himmel das Amt eines Mundſchenken der Götter verſteht. Oder es iſt Deucalion, zu deſſen Zeiten eine große Fluth alle Menſchen vernichtete. Er mit ſeiner Gattin Pyrrha blieben allein übrig, und Beide wurden nun die Wiederherſteller des Menſchengeſchlechts dadurch, daß ſie Steine, die Gebeine der Mutter Erde, hinter ſich warfen. Aus Pyrrhas Steinen wurden Weiber, aus Deucalions Männer. Oder endlich ſtellt der Waſſermann den Kekrops, den König von Athen, vor, zu deſſen Zeiten noch nicht Wein, ſondern Waſſer bei den Opfern gebräuchlich war. L. Heros.

Hans Holbein.

Von den beiden Malern dieſes Namens iſt Hans Holbein der Jüngere der unvergleichlich bedeutendere und berühmtere, neben Albrecht Dürer (ſiehe Jahrgang 1837 unſers Büchleins) der berühmteſte Maler der älteren deutſchen Kunſt. Von dem älteren Hans Holbein, dem Vater, haben ſich einige Werke bis auf den heutigen Tag erhalten; beſtimmte Nachrichten über ſein Leben fehlen jedoch. In der Form und im Ausdruck übertrieben und manierirt, beherrſchte er die Farbe mit Kraft und Sicherheit. Er war Augsburger von Geburt, und in Augsburg ward ihm um das Jahr 1498 auch der jüngere Hans geboren, der bereits als zehnjähriger Knabe mit dem Vater nach Baſel überſiedelte. Der Rath dieſer freien Stadt berief nämlich den älteren Holbein und ſtellte ihn als erſten Malermeiſter an bei dem Rathhausbau, welcher in die Jahre 1508 bis 1521 fiel. In der Schule des Vaters, die ganz dem altdeutſchen Herkommen angehörte, zum Maler gebildet, ſtand ihm der Sohn bald als Gehülfe zur Seite. Viele Wandgemälde in dem Baſeler Rathhauſe rühren von der Hand Holbein's des Jüngeren her, zeigen aber jetzt freilich kaum mehr eine Spur davon. Schon vor Ablauf des ſechzehnten Jahrhunderts ſtark beſchädigt, wurden ſie ſeitdem mehr als einmal überarbeitet. 1519 trat Holbein in die Malerzunft zu Baſel, 1520 erhielt er das dortige Bürgerrecht, und die erſten beglaubigten Zeugniſſe ſeiner Thätigkeit tragen völlig den Stempel jener ihn umgebenden altdeutſchen Schule, in welcher der Vater alt geworden, in welcher der Sohn erwuchs. Die Werke dieſer Schule zeigen ein ſehr beſtimmtes gemeinſames Gepräge, ſowohl in der Bildnißmalerei wie in den Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte. Dort beſchränkte ſich die Beſeelung bei männlichen Bildniſſen gewöhnlich auf den Ausdruck einer gewiſſen ſchlichten Ehrlichkeit, bei den Frauen auf allgemeine Frömmigkeit und Milde, Seelenſtimmungen, die ziemlich einförmig wiederkehrten, ohne einer tieferen Bewegung oder beſonderen Charakterzügen Raum zu geben. In der Ausführung wendete man den Köpfen die fleißigſte Vollendung zu, während man alles Uebrige mit Nachläſſigkeit behandelte. Letzterer Umſtand machte ſich in anderer Weiſe bei den Geſchichts-Bildern geltend. Da die Künſtler keine richtige Kenntniß des menſchlichen Körperbaus beſaßen, geriethen ſie bei Geſtaltung deſſelben in Willkür und Uebertreibung. Beachtung des geſchichtlichen Koſtüms lag ihnen fern; ſie kleideten Alles entweder in die Tracht ihrer eigenen Zeit oder in irgend ein ſelbſt erfundenes, phantaſtiſches Gewand. Von durchgreifenden Geſetzen über Licht und Schatten verſtanden ſie nichts, dagegen huldigten ſie in Gruppirung und Faltenwurf herkömmlichen Ueberlieferungen. Der Farbe waren ſie kundig und bemühten ſich um einen zierlichen und reinlichen Auftrag derſelben. Vorzüge und Mängel dieſer Schule: viel derbe, ob auch unſchöne Wahrheit in den Köpfen, wenig Leben und Bewegung, oft dürre, überlange Formen, aber eine zarte und fleißige Ausmalung, finden wir in den Bildern Holbein des Vaters wieder, und eben dieſe Eigenſchaften erbte von ihm der Sohn. Was Letzterer darüber hinaus an höherer Freiheit der Auffaſſung und Darſtellung ſich errang, war ſelbſtſtändige Eroberung ſeines reich begabten Geiſtes.



Zu den berühmteſten Werken, die Holbein als Jüngling in Baſel malte, zählt die noch heute dort aufbewahrte Paſſion. Sie beſteht aus acht mit einander verbundenen Tafeln, jede etwas über einen Fuß lang und in Oel gemalt, und enthält folgende Darſtellungen aus der Leidensgeſchichte Chriſti: den Oelberg, die Gefangennehmung, die Anklage vor dem hohen Prieſter, die Geißelung, die Verſpottung, die Hinausführung zum Richtplatz, die Kreuzigung und die Grablegung. Mannigfaltig ausdrucksvolles Leben in Geſtalten und Gruppen und äußerſt ſorgſame Vollendung durch den Pinſel zeichnen dieſe Gemälde aus, an denen namentlich auch die geſchickte Verſchmelzung der in höchſter Lebhaftigkeit aufgeſetzten Farben zu wohlthuender Harmonie einen ſprechenden Beweis liefert von der ſchon damals hoch entwickelten Künſtlerſchaft des jugendlichen Malers. Außer der eben geſchilderten Paſſion befindet ſich auf der Baſeler Bibliothek eine andere Holbein'ſche Darſtellung der Leidensgeſchichte, auf zehn große Blätter meiſterhaft mit der Feder entworfen und mit chineſiſcher Tuſche breit und kräftig ausgeführt. Von den zahlreichen Bildniſſen, die gleichzeitig zu Baſel entſtanden, erwähnen wir nur dasjenige des Bürgermeiſters Meier mit Frau und Kindern zu Füßen der heiligen Jungfrau. Es iſt gegenwärtig eine berühmte Zierde der Gallerie zu Dresden.

So treffliche Werke Holbein indeſſen ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre ſchuf, ſo wenig entſprach ſeine äußere Stellung der hohen Stufe ſeiner künſtleriſchen Meiſterſchaft. Nicht ſelten mußte er um kärglichen Tagelohn arbeiten, um nur das liebe Brod zu erwerben. Keine Arbeit wies er von der Hand, malte auf Kalk und in Waſſerfarben wie in Oel, übte ſeine Kunſt an Tiſchplatten, zeichnete für Glasmaler und Baumeiſter, für Kupferſtecher, Formſchneider und Goldſchmiede. Dabei blieb er ſtets heiter und zu luſtigen Schwänken jederzeit aufgelegt. Sein ausdauernder, beharrlicher Fleiß ließ aber wohl dieſe flotte Sinnesart nicht zur Lüderlichkeit ausarten, obgleich der kecke Künſtlermuth mancher ehrlich ſpießbürgerlichen Haut in ſolchem Licht erſcheinen mochte. Die gewiſſenhafte Ausarbeitung ſeiner Bilder, die Reinlichkeit und Zartheit ſeiner Pinſelführung zeugen von einer Ausdauer, die ſich mit einem lüderlichen Leben nicht zuſammenreimt, und was man von ſeinen munteren Streichen erzählt, hält ſich überall in den Grenzen eines drolligen Humors. Einen gar anmuthigen Scherz, den eben nur ein Künſtler ausführen konnte, ſoll er ſich erlaubt haben, als er die Außenſeite der Apotheke auf dem Fiſchmarkte mit Wandmalereien ſchmückte. Er trank gern ein Gläschen Wein, und daß er dies doppelt gern that, wenn er längere Zeit im Freien gearbeitet hatte, wer wollte dies nicht natürlich finden? Dennoch verfuhr er ſelbſt in dieſem Falle mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wählte zu ſeinen Beſuchen in der benachbarten ſogenannten Fiſcherſtube, wo guter Wein geſchenkt wurde, nur ſolche Stunden, in denen trübes Licht ihm ohnedies die Arbeit erſchwerte. Der Apotheker war aber ein geiziger Herr, der bei jeder Auszahlung eines geringen Taglohns dem Maler vorwarf, er ſtehle ihm mit ſeiner Saumſeligkeit das Geld aus der Taſche. Vermißte er den Künſtler, ſo lief er ihm nach und ſtöberte ihn aus ſeinem friedlichen Genuß in der Fiſcherſtube auf. Um dieſer läſtigen Aufſicht zu entgehen, malte Holbein ſeine herabhangenden Beine unterhalb des Gerüſtes ſo täuſchend an die Wand des Hauſes, daß man unten glaubte, er ſitze wirklich darauf. Kehrte er dann zurück, ſo verhing er dies humoriſtiſche Meiſterſtück ſeines Pinſels und ließ mit angefeuchteter Kehle und befriedigtem Magen wieder ſeine lebendigen Beine ſchaukeln.

Sehr jung, wahrſcheinlich bald nach ſeinem zwanzigſten Jahre, verheirathete ſich Holbein, doch war die Ehe nicht glücklich. An welchem der Gatten die Schuld lag, läßt ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden. Noch in Baſel, das er 1526 verließ, um nach England zu gehen, wurde Holbein Vater von zwei Kindern, wie man aus einem damals von ihm gemalten Bildniß ſeiner Familie erſieht. Er trennte ſich in dieſem Bilde ſchon vollſtändig von der alten Schule, indem er namentlich ſtatt der herkömmlichen ſteifen und gebrochenen Falten in der Gewandung einen natürlicheren Wurf und Fall der letzteren um die Glieder der Körper legte. Sein Auge erfaßte und begriff immer mehr die Natur in ihrer Wahrheit. Da die Familie ſeine Sorgen vermehrte und an ſeinem Wohnorte die Kunſt mit niedrigen Preiſen ſich begnügen mußte, begab er ſich von Zeit zu Zeit auf die Wanderſchaft und bereiſte nach und nach die Schweiz und den ſchwäbiſchen Kreis des deutſchen Reiches, um Geld zu verdienen. In Luzern malte er viel; ferner in Altorf, Bern, Zürich, Konſtanz, Freiburg im Breisgau, ſo wie in den ſchwäbiſchen Stiftern und Klöſtern. Baſel blieb inzwiſchen ſeine Heimath. Dorthin kehrte er nach jedem Ausflug zu ſeiner Familie zurück. Seine Kunſt wurde immer ſelbſtſtändiger und freier, ſeine Bildniſſe immer ausdrucksvoller, indem er fortſchreitend klarer, tiefer und beſtimmter das perſönliche Weſen, den Charakter ſeiner menſchlichen Gegenſtände zu erfühlen und darzuſtellen vermochte.

Bereits im Jahre 1520 forderte der Graf Arundel, welcher als engliſcher Abgeſandter nach Baſel kam und Holbein's Gemälde bewunderte, den Künſtler auf, ſein Glück in England zu verſuchen. Sechs Jahre ſpäter entſchloß ſich Holbein, dieſen Rath zu befolgen, da die wachſenden Religionshändel in Deutſchland ſeinen Erwerb beeinträchtigten und ſeine Ueberzeugung ſich überdies den proteſtantiſchen Glaubensanſichten zuneigte. Mit Empfehlungen des ihm warm befreundeten Erasmus an Thomas Morus und andere einflußreiche Perſonen in London verſehen, trat er 1526 ſeine Reiſe nach England an. Thomas Morus nahm den Künſtler mit ungeheuchelter Freude in ſein Haus auf, und hier malte Holbein, außer vielem Andern, jene beiden großen Gemälde in Waſſerfarben, den Triumph des Reichthums und den Triumph der Armuth, welche, in dem Hauſe der Hanſeſtädte zu London aufgeſtellt, leider durch den großen Brand der Themſeſtadt zu Grunde gingen. Morus ſtand damals bei dem König Heinrich dem Achten noch in hoher Gnade und empfing in ſeinem Landhauſe zu Chelſea oft Beſuche deſſelben. Bei Gelegenheit eines ſolchen legte der Wirth ſeinem königlichen Gaſte eine Sammlung Holbein'ſcher Entwürfe, Skizzen und ausgeführter Bilder vor, die er bisher ſorgfältig vor dem Könige verborgen hielt, um dieſen durch eine ganze Reihe trefflicher Leiſtungen um ſo bedeutſamer zu überraſchen. Die Abſicht erreichte vollſtändig ihren Zweck. Heinrich bewunderte mit dem lebhafteſten Wohlgefallen die unvergleichliche Wahrheit, welche in den Kunſtſchöpfungen des deutſchen Malers ſeinen Blicken ſich darbot, fragte nach dem Künſtler und ließ ihn ſich augenblicklich vorſtellen. Sofort mußte Holbein in des Königs Dienſte treten, erhielt eine Wohnung im Palaſte und einen jährlichen Ehrenſold von dreißig Pfund Sterling, wobei beſondere Bezahlung ſeiner Arbeiten ausdrücklich vorbehalten wurde. Nicht lange währte es, ſo war der Künſtler am Hofe allgemein beliebt und geſucht und mit Aufträgen überſchüttet. Die Mehrzahl ſeiner gelungenſten Bildniſſe ſtammt aus dieſer Zeit. Die perſönlich lebendige Eigenthümlichkeit des Blickes, die ſprechende Form des ob auch ſchweigenden Mundes und der beweglichen, charakteriſtiſchen Geſichtstheile überhaupt verſtand kaum je ein Maler mit gleich geringem Aufwande von Mitteln trefflicher darzuſtellen. Anſpruchsloſigkeit bei treuer Naturwahrheit iſt das Weſen ſeiner Kunſt. Darüber verzeihen wir ihm gern einige Härten und ungelenke Formen. Wenn dieſe am auffallendſten bei weiblichen Bildniſſen hervortreten, ſo verſchuldet viel davon die damalige abgeſchmackte Tracht der engliſchen Damen. Sehr oft malte Holbein den König ſelbſt, doch gingen nicht wenige Bildniſſe deſſelben verloren, darunter eines der berühmteſten, in ganzer Figur und lebensgroß, bei dem Brande des Palaſtes von Whitehall im Jahre 1697, deſſen Zierde es anderthalb Jahrhunderte geweſen. Auch Anna Boleyn, Johanna Seymour, Katharina Howard, des Königs Gemahlinnen, wurden von Holbein gemalt, und dieſer ſtand bei Heinrich dem Achten bis zu deſſen Tode in der höchſten Gunſt. Ebenſo blieb es unter Eduard dem Sechsten, wogegen Maria die Katholiſche dem Künſtler, der mehrmals mit Griffel und Pinſel für die neue Lehre Partei genommen hatte, nicht gewogen war. Verſchiedene Geſchichtsbilder, theils kirchlichen, theils weltlichen Inhalts, welche Holbein in England malte, gelangten leider nicht auf die Nachwelt. Dreimal beſuchte er von London aus die Stadt Baſel und zwar 1529, 1532 oder 1533 und 1538, kehrte jedoch auch das letzte Mal wieder nach der engliſchen Hauptſtadt zurück und ſtarb daſelbſt 1554, in ſeinem ſiebenundfunfzigſten Jahre von der Peſt dahingerafft.

Wie zum Theil noch jetzt der Augenſchein lehrt und wie van Mander, Sandrart, Walpole bezeugen, blieb Holbein faſt keinem Kunſtſache fremd. Er malte und zeichnete, modellirte, ſchnitzte und boſſirte vorzüglich in Wachs, entwarf zierliche Ornamente für Baukünſtler, fertigte Riſſe für Goldſchmiede, Schmelz-Arbeiter, Münz- und Holzſchneider. Verſchiedene Sammlungen beſitzen große Mengen Holbein'ſcher Handzeichnungen und Miniatur-Malereien. Ob die Holzſchnitte, welche auf ſeinen Namen gehen, nur von ihm gezeichnet oder auch geſchnitten ſind, wurde bis jetzt noch nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt. Voran ſteht unter ihnen der große Todtentanz, eine Darſtellung des über alle Menſchen, ob reich ob arm, ob vornehm oder gering, triumphirenden Todes. Auf vierzig Blättern zeigt der Künſtler, wie der unerbittliche Tod alle Stände unter mehr oder minder Widerſtand mit ſich fortreißt. Berühmt ſind ferner die Holzſchnitte mit den Figuren zum alten Teſtament, die kleinen Todtentänze, die Bauern- und Kindertänze, das Bildniß des Erasmus von Rotterdam u. ſ. w. Ueberall finden wir die lebensvolle Wahrheit, die geiſtvolle Darſtellung des Meiſters wieder.

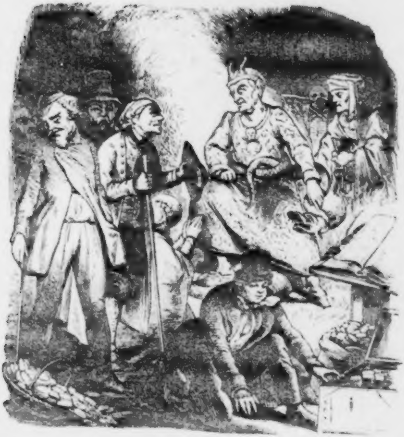
Anton Gubitz.

Die Nacht auf dem Kyffhäuſer.

Es war im Jahr 1820, als ich den Kyffhäuſer beſtieg, von Tilleda aus, einem Städtchen, unten an ſeiner Oſtſeite gelegen. Die dort befindlichen Burgtrümmer *) ſind oft beſchrieben und unbeſchreiblich ſind die Einblicke, die man weit und breit von dem Berge hat. Mir war die Ausſicht ſo reizend, daß ich zwei Mal, am Vor- und Nachmittage, dort oben ſtand und mit der Umgebung ſehr bekannt wurde. Am Abend erzählte mir der Gaſthofs-Wirth auf meinen Wunſch möglichſt alle Sagen über den Kyffhäuſer, und ſo hörte ich auch folgende: „An die Stelle des alten Kaiſers Friedrich der Rothbart, der dort harre, bis das deutſche Reich ein einiges iſt, ſetzt ein anderer Volksglaube den Teufel, der in einem großen Saale der unterirdiſchen Burg hauſen ſoll bei vielen Haufen gemünzten Goldes und Silbers. Ein großes Buch liegt geöffnet vor ihm auf dem Tiſch; in dieſes Buch müſſen Diejenigen, die Geld von ihm haben wollen, mit Blut ihm ihre Seelen verſchreiben. Dann iſt er ſehr bereit, den Leuten mit Gelde, ſo viel ſie begehren mögen, zu helfen.

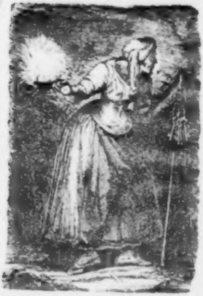
---

*) Eine Abbildung und Schilderung derſelben haben wir im Jahrgange für 1848 (S. 170—173) unſres Büchleins.



In die unterirdiſche Burg kann Jeder leicht kommen. Man braucht nur oben an der Mauer, unter welcher ein Hohlgang hinabläuft, Nachts zwiſchen Zwölf und Eins mit dem Finger anzuklopfen, ſchnell erſcheint nun ein gekrümmtes Mütterchen mit einem Schlüſſelbunde und fragt: was man verlange. Nach gegebener Antwort fährt man den Hohlweg hinunter, man weiß nicht recht wie, und geht durch lauter offene Thüren bis in den gewölbten Saal, wo der Teufel vor ſeinem aufgeſchlagenen Buche thront. Und vermöge dieſes Volksglaubens heißt es hier zu Lande, wenn Jemand auf unbekannte Weiſe reich wird: „Er hat's vom Schwarzen im Kyffhäuſer.“

Ich ließ mir von meinem Wirthe gleich den Hohlgang angeben, wo man anklopfen müſſe, wenn man die alte Schließerin — welche mir ſogar in einer Abbildung gezeigt wurde — erſcheinen ſehen und in die unterirdiſche Burg hinab zu fahren bereit ſey. Die Oeffnung



des Hohlganges war unter einem Bogenſtücke des Thorgemäuers. Ich beſah den Ort, und beſchloß, mich auf eine Probe zu ſtellen, die mir bei ſolcher Sage und ſolchem Standorte neu war. In der kommenden Nacht wollte ich einſam auf dem Kyffhäuſer, unter den Trümmern der Vorzeit, verweilen, meinen Seelenzuſtand zu prüfen; das heißt: ich wollte nach Mitternacht an den Hohlgang klopfen.

Bei ſchwindender Abenddämmerung ging ich von Tilleda ab, mit einem Mantel und einer Laterne, auch mit etwas Brod und Wein verſehen. Hiermit beſtieg ich den Kyffhäuſer und begab mich zuvörderſt in die Trümmer der alten Kapelle. Ich zündete durch ein gewöhnliches Feuerzeug das Licht in meiner Laterne an und ſetzte mich auf den Ueberreſt der Altarsmauer; die Laterne ſtand vor mir und ihr Licht fiel auf mich und den Altarplatz, ſchräg zu beiden Seiten auf Hollunder- und Ebreſchen-Gezweige an den Mauern der Kapelle. Es war gänzliche Windſtille, Grillen ſchrillten umher; — hätte ich wohl einen romantiſcheren Nacht-Aufenthalt wählen können? Ich betrachtete die matte Erleuchtung der Trümmer und Bäume umher, ſie war maleriſch genug; dann bedeckte ich die Laterne mit meinem Mantel und ſah gen Himmel. Einzelne Sterne blinkten herab; nur mit ganz geringem Dämmerſchein hing der Himmel über dem Dunkel der Kapelle. Ich enthüllte die Laterne, ſetzte mich mit umgeſchlagenem Mantel auf das Altargemäuer und verlor mich im

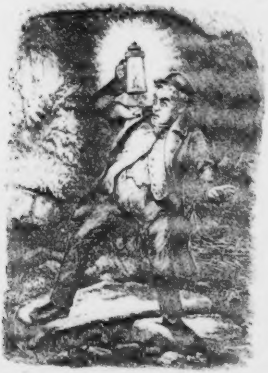
Sinnen. — Plötzlich ertönte ein Geräuſch: mich durchfuhr ein Schreck vor allen Gedanken an die Urſache des Geräuſches; es rauſchte wieder, an der Mauer rechts, wie ſchnell aufgeregtes trockenes Laub. Nun kam ein erklärender Gedanke: die einſamen Trümmer und Schatten dienten ohne Zweifel manchen Thieren — Kröten und Eidechſen — zum Aufenthalt; bei Tage hatte ich nicht darauf geachtet. — Es erhob ſich ein leiſer Wind; nur mit Geliſpel ſchwankten einige Zweige; jeder Laut wurde in dieſer tiefen, phantaſiereichen nächtlichen Einſamkeit bedeutſamer. — Die Thurmglocke Tilleda's ſchlug Zehn. Auch dieſer Glockenſchlag, der ſehr vernehmlich aus der Tiefe herauf klang, tönte mir mit beſonderer feierlicher Einwirkung; mir war, als ſähe ich die Zeit mit eilendem Gange unaufhaltſam über die Welt hinſchreiten, Trümmer und Gräber in ihren Fußſtapfen zurücklaſſend; — iſt doch jeder Stundenſchlag ein Rückruf hinwegſchwindender Zeit!

Ich ſtand auf, ſetzte die Laterne auf die Altarstrümmer und trat aus der Kapelle hinaus. Welche tiefe Schatten umher! und in welcher ſchwankenden Geſtalt auch das Nächſte, Stein, Buſch und ſelbſt ſchon das nicht ganz nahe Gemäuer! Die Nacht hat ein eigenes Weſen inſofern, als ſie unſre ſinnliche Erkenntniß beſchränkt und zweifelhaft macht; ſie herrſcht dadurch wie mit Bezauberung, und deshalb gehören auch die täuſchenden Geiſter-Erſcheinungen und Geſpenſter in ihr dunkles oder düſterſchimmerndes Reich. Könnten Geiſter wirklich erſcheinen, warum ſollten ſie es nicht bei hellem Tage? — das allein widerlegt ſchon den ſehr gerechtfertigten Unglauben an die verbreiteten Sagen! Aber nichtige Phantaſiegebilde bedürfen der Nacht, um mit ihrem Gaukelſpiel den Wahn für ſich zu gewinnen. So dachte ich und feſtigte mein Gemüth durch dieſe Gedanken.

Sauſend, faſt mein Geſicht berührend, flog eine ſchwarze Geſtalt an mir vorüber; ich erſchrak wieder, ehe ich mir ſagte, daß es gewiß eine Fledermaus war. Eigener Seelenzuſtand! Bei guter Faſſung immer nahe daran, ſie zu verlieren; Meiner mächtig, und doch auch nicht mächtig! — Ich ſchritt in die Kapelle zurück; das Licht der Laterne brannte dunkel; ich hellte es auf und ſetzte mich an meine vorige Stelle. Es entſtand ſtärkerer Wind; einige Baumäſte ſchlugen knirrend und knackernd an das Gemäuer, ein abfallendes Steinſtück fuhr klappernd an der Mauer herab. Meine Phantaſie war geneigt, in dieſe gewöhnlichen, natürlichen Bewegungen geiſtige Wirkungen hinein zu dichten; ich widerſtand ihr durch Erwas, das mir biſher nicht eingefallen war; — indem ich es erwähnen will, kommt es mir vor, es ſey für die poetiſche Macht faſt zu gemein. Ich melde jedoch die Wahrheit: ich ſtopfte mir eine Pfeife Tabak und zündete ſie mit einem Papierſtreifen an. Wie oft dichtete ich bei der dampfenden Pfeife! — jetzt zerſtreute ſie meine dichtungweckende Phantaſie.

Der Himmel hatte ſich bewölkt, der Wind beruhigte ſich; ſchwere Regentropfen fielen herab, bald einzeln, bald vermehrt; ſie fielen endlich klatſchend auf das Laub in der Kapelle. Die Thurmuhr in Tilleda ſchlug Elf. Ich ſtand auf, nahm die Laterne in die Hand, verließ die Kapelle, ging den Berg vollends hinan und ſetzte mich unter dem Bogenſtücke des Thorgemäuers, dem unheimlichen Hohlgange gegenüber. Der Regen dauerte nicht lange, das Licht der Laterne erhellte vor mir die Oeffnung des Hohlgangs. Hier, ſprach ich bei mir, will ich die Einſamkeit, die Nacht und die Einbildung aufmerkſam belauſchen. — Schon am Tage empfand ich die Oede an dieſer Stätte mehr, als auf jedem andern Berge, den ich bis dahin beſtiegen hatte. Erhoben zu der Luftbahn niedriger Wolken, von aller Wohnung der Lebenden entfernt, den Schauplatz des Menſchentreibens nur in tiefer Ferne wiſſend, nicht ſehend, und unter wüſtem Getrümmer der Vorzeit, — beinahe fühlte ich mich ſelbſt wie ein Geiſt, ſchon halb der Erde entwichen. Wie Regung der Nacht ſchien mir das hingehauchte Geliſpel und flüſternde Geräuſch in den Zweigen naher Büſche und Bäume; bei Tage hatte ich es nicht beachtet. Und das Geſchrill der Heimchen mit unendlichem Einerlei, iſt es nicht ein leiſes, einſchläferndes Getön der Nacht? Dem Gott des Schlafes hätte man nicht nur einen Mohnkopf in die Hand geben ſollen, auch eine Grille könnte auf ſeinem Haupt ſitzen. — Der Himmel klärte ſich, viele Sterne blinkten herab; durch den Bergwald ſcholl fernhin das Uhuhu einer Eule, wie Geſpenſterſtimme eines Verdammten.

Die Stunde der Mitternacht nahte. Ich half dem Licht meiner Laterne nochmals auf und ſetzte ſie ſeitwärts hin, ſo daß die Oeffnung des Hohlganges verdunkelt wurde. Jetzt ſchlug es Zwölf in Tilleda — die beſtimmte Stunde war da, ich konnte ohne Aufſchub bei dem Hohlgange anklopfen. Dennoch wartete ich, und warum? Das alte gekrümmte Mütterchen dachte ich mir, wie es an dieſem Platze ſich ausnehmen müſſe, und bildete mir's ſo lebhaft, als hätt' es ſchon vor mir geſtanden. Dann ſprach ich bei mir: Sonderbar, daß grade die mitternächtliche Zeit die der Geiſter-Erſcheinungen ſeyn ſoll, oder nicht ſonderbar! Da iſt eben die tiefſte Nacht und ſie gehert ſo gewiß zu ſolchem Aberglauben wie die tiefſte Nacht im Hirn. Jetzt ſtand ich auf, trat an den Hohlgang, krümmte meinen Finger und ſtreckte die Hand aus zum Anklopfen. Mich durchfuhr ein Schauer, mein Blut wallte; ich ſtand plötzlich mit geſenkter Hand, mich fragend: iſt es Traum, iſt's Wachen? Ich beſann mich, ging auf meinen Sitz zurück, unzufrieden mit mir ſelbſt. Was iſt denn hier? ſprach ich in Gedanken; glaubſt du der Fabel? Glaubſt du an ſichtbare Geiſter? an ihr Walten in menſchlicher Geſtalt auf irdiſchem Boden? Das Anklopfen an dieſe Mauer über einem verſchütteten Hohlgang, iſt's nicht eine ganz nichtsbedeutende Handlung? War ſie dir nicht Scherz bei Tage? Alles iſt hier wie bei Tage, das nächtliche Dunkel abgerechnet. — Mein Blut floß wieder ruhig. Ich ſtand abermals auf, ging mit gekrümmtem Finger raſch an den Hohlweg und zuckte hinwärts mit der Hand. Noch ein ſtärkerer Schauer als vorhin fuhr mir durch Leib und Seele. Mir war, als trennte mich



ur noch ein dünner Verhang von der Geiſterwelt, und als würde ieſer plötzlich zerriſſen, wenn ich anklopfte. Wäre in dem Ringenblick, da ich mit der Hand zum Anklopfen hinzuckte, nur eine Maus mit geringem Geräuſch aus dem Hohlgang gelaufen, ich hätte ohnmächtig niederſtürzen können.

Hin war meine Faſſung! Ich könnte mich eines ſo feſten und unerſchrockenen Gemüths rühmen, als ich nicht beſaß. Die Wahrheit iſt mir lieber, und, dünkt mich, auch anziehender. Ich habe eine zu rege Einbildungskraft, darum bin ich meiner leicht weniger mächtig, als ich es ſeyn möchte. Die Nacht, die Einſamkeit, die Trümmer, die Sagen, Alles übernahm mich mehr, als ich bei Tage gedacht hatte. Das nächtliche Verweilen, Sinnen und Empfinden ſteigerte meine Einbildung und Reizbarkeit. Wer von Meinesgleichen Luſt hat, mich zu übertreffen, der gehe hin und verſuche ſich — aber mit ſich ganz allein! Hätte ich nur ein Hündchen bei mir gehabt, ich würde, glaub' ich, ohne Graus angeklopft haben.

Ich verließ das Thorgewölbe und ging auf den freien Scheitel des Berges. Hier lag ein verwitterndes Felſenſtück; auf dieſes ſetzte ich mich und genoß, nach wieder erhaltener ruhiger Faſſung, etwas Brod und Wein. Darauf hüllte ich mich dicht in meinen Mantel und legte mich auf die mit Kräutern gepolſterte Erde, den Kopf an den Stein lehnend. Wider Vermuthen ſchlummerte ich bald ein und als ich erwachte, graute der Tag im Oſten. Ich ermunterte mich raſch, ein herrliches Naturgemälde erwartend, und beobachtete das Kommende. Mehr und mehr erhellte ſich der Oſten mit gelbweißem Schein, der Berg dämmerte in halbem Licht, Dunkel lag noch über den Thälern. Die Vögel erwachten, der Geyer in der Thurmſpalte meldete ſich mit ſeinem Geſchrei. — Der Harz dehnte ſich vor den Blicken ringsum aus im ſteigenden Dampfe, dünne Wolkenſtreifen ſchwebten im Oſten und fingen an, ſich zu röthen, die Thäler waren ganz mit hellgrauem Nebel gefüllt. Schon flogen krächzende Raben und der Geyer begann zu kreiſen über dem Bergwald. Nun erglühte, die Sonne verkündend, eine Wolkenſchicht, die Morgenröthe breitete mit matten und matteren Farben ſich weit herauf, wallende Nebel erſchienen, den Vorglanz der nahenden Sonne jetzt verhüllend, dann entblößend. Plötzlich ſchoſſen ihre Strahlen hell hervor, die Berggipfel erglühten, lichter und glitzernd ſchimmerte der Nebel in den Thälern. Die Sonne und die Erleuchtung der Berge verſchwand; nicht mehr Tag und Nacht, ſondern Sonnenlicht und Nebel kämpften miteinander. Die Sonne ſiegte, mehr und mehr ſanken die Nebel, und mit neuem Entzücken überſchaute ich den weiten Bereich, als er im Licht der Morgenſonne erglänzte. Wie dieſe — nach dichteriſchem Wort — aus dem Meere mit friſcherem Glanze ſich erhebt, ſo trat auch das Land rundum aus der feuchten Nacht mit friſcherer Schönheit hervor. Sanfte, frohe, heilige Rührung durchdrang meine Seele, ich blickte dankend auf zum Himmel und meine Gefühle waren Anbetung im lautloſen Bewundern. —

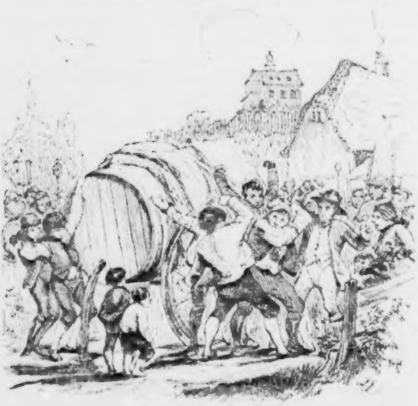
Iſt das Jenſeits noch ſchöner als die Natur unſres Erdballs in ſeiner ſo reichen Fülle, wird's wenigſtens erklärlich, wenn die menſchlichen Begriffe nicht hinanreichen zu dem Künftigen; — iſt doch die Herrlichkeit um uns her ſchon ſo groß und mächtig, daß wir ſie nicht verſtehen — ſie aber leider oft uns ſelbſt unnütz werden laſſen und doch immer wieder uns ſagen müſſen: „Schau' in Dich, Menſchenkind! — Gott iſt kein leerer Schall, allmächtig herrſchet Er im unbegrenzten All!“ — Der Nacht auf dem Kyffhäuſer mit ihren Trugbildern gedenk' ich aber noch oft, und ob mit Selbſtverſpottung, dennoch auch mit Grauen!

L—r.

Rheingauiſche Weingeſchichten.

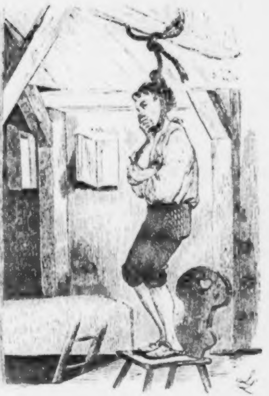
Der Rheingau iſt der Mutterſchooß des edelſten deutſchen Weins, und der rheingauiſche Bauer ſo ſtolz darauf, daß ſich ſelten ein dortiger Winzer entſchließt, Weinland mit Feldfrüchten zu beſtellen, möge er auch bei ſeiner Winzerei in Armuth gerathen. Im Jahre 1830 wurden am Fuße des Johannisberges ein paar Kartoffelfelder angelegt, wo ſonſt nur eine geringe Art Wein zuweilen leidlich gedieh, doch öfter gründlich verdarb. Da meinte mancher alte Winzer, die rheingauiſchen Altvorderen würden ſich im Grabe herumdrehen, könnten ſie eine ſolche Entheiligung mitanſehen. Das Elend der ſchlechteſten Erndtejahre iſt nicht im Stande geweſen, die ſprudelnde Lebensluſt im Weſen der Rheingauer zu verlöſchen. Geräth der Wein ſchlecht und verkaufen ſie wenig, dann haben ſie um ſo mehr ſelber zu trinken, und der Rebenſaft ſcheucht ihre Sorgen. Aber Kartoffeln oder Getreide zu bauen, wo einſt Reben ſtanden, das kommt nicht leicht Einem in den Sinn. Ein gutes Weinjahr führt allerdings andere Summen in ihre Kaſſe, als der Verkauf jener alltäglichen Leibesnahrung es je zu Wege bringen würde. An Stetigkeit denken die Meiſten nicht: es geht eben, wie es geht. Hier und dort giebt es auch wohl Gelegenheit, den ſchlechten Wein zu guten Preiſen loszuſchlagen. Dergleichen Abſatzquellen eröffnen mitunter ſogar die kirchlichen Wallfahrten.

Wer den Rhein beſuchte, kennt den Rochusberg mit der Kapelle des heiligen Rochus auf dem linken Ufer des Stromes, Rüdesheim gegenüber. Man genießt von dort aus einer herrlichen Ausſicht auf den Hundsrück im Preußiſchen, über das fruchtbare Hügelland Rheinheſſens, zu welchem der Rochusberg gehört, bis zu dem hohen Donnersberge in der bayriſchen Pfalz und jenſeits auf dem rechten Ufer über Rüdesheim hinaus auf die runden Kuppen des Taunus. Zwei Könige, ein Großherzog und ein Herzog herrſchen in den umgebenden Landen, die man mit einen Rundblick überſchaut, und von der deutſchen Einheit bekommt man hier einen eigenthümlichen Begriff. Der Reiſende miethet zum Beiſpiel im Naſſauiſchen, in Rüdesheim, einen Kahn, um auf das Darmſtädtiſche Ufer übergeſetzt zu werden. Kaum betritt ſein Fuß das letztere, ſo wenden die Schiffer um und ſtoßen wieder ab. Der Reiſende ruft, ſie mögen bleiben, er fahre zurück; ſie aber antworten mit verneinenden Winken. Da nähert ſich ihm ein heſſiſcher Schiffer und erbietet ſich zur Rückfahrt, weil die Naſſauer es ja doch nicht dürften. Und warum nicht? Auf beiden Ufern iſt die Schiffahrt verpachtet, Jene ſind nicht berechtigt, einen Zahlenden hinüberzuſetzen, Dieſe dürfen ſich herüber kein Geld verdienen. Der Reiſende kann niemals mit einem und demſelben Kahn von Rüdesheim nach dem Rochusberg und wieder von dem Rochusberg nach Rüdesheim gelangen. — Von der Rochus-Wallfahrt wollte ich ſprechen. Wenn ſich, wie es häufig geſchieht, am beſtimmten Tage Tauſende von Nah und Fern um die Rochus-Kapelle verſammeln, und die Sommerhitze brennt ihnen auf die Köpfe, während im Freien gepredigt wird, dann ſtellt ſich natürlich nach der kirchlichen Feier ein quälender Durſt ein. Auf dieſen Zeitpunkt rechnet der kluge Rheingauer. Was er in ſolchem Augenblick dem Durſtigen auch vorſetzen mag: Alles iſt gut, und was ſonſt nicht flott werden wollte, wird heute flott. Die Erwerbs Liſt geht weit an ſolchem Tage, und zuweilen folgt ihr der Betrug. Einmal hatte gar ein Weinſchenk ſein Faß auf einem Wagen und unter einem Leinwandplan dergeſtalt zu verhüllen gewußt, daß er denſelben Wein aus demſelben Faß hinten für zwölf Kreuzer und vorn für achtzehn Kreuzer ausſchenkte. Der Witz war indeſſen zu plump und gefiel den Gäſten nicht; ſie öffneten

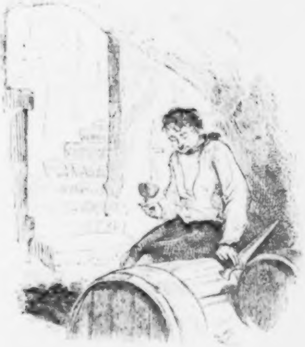


des Faſſes Spunte, damit der ausfließende Wein das ſonnverbrannte Erdreich tränke, prügelten den Betrüger tüchtig ab und überlieferten ihn der Polizei. Schurkenſtreiche können überall geſchehen, aber ſo unſäglich heiter wie im Rheingau geht es nicht überall zu, namentlich wenn das Jahr einen edlen Trank ſpendet, von dem der rheiniſche Winzer ſagt, es „ſey Muſik darin“, er habe „eine köſtliche Blume“, oder der wenigſtens einen „ſüffigen Trank“ liefert.

Die Rheingauer behaupten, es habe ſich nie ein rheingauiſcher Mann ſelbſt entleibt, der Selbſtmord ſey in dieſen Gefilden ein unbekanntes Laſter, denn den härteſten Lebens-Ueberdruß verſtehe man hier immer noch zu vertrinken. Aber die Abſicht, ſich das Leben zu nehmen, hat einmal Einer gehabt, und der wollte gar ſich erhängen — eine ſo häßliche düſtere Todesart, daß ſchon die Wahl mit der gemüthlichen Heiterkeit des Rheinlandes ſich durchaus nicht verträgt. Indeſſen der betreffende Mann war nun einmal wirthſchaftlich und ſittlich ſo völlig verkommen, daß er ſich zu dem Entſchluß eines aufhängeriſchen Selbſtmordes erniedrigte. Wie nun dieſen Entſchluß ausführen? Nichts ſchwerer als dies für unſern rheiniſchen Todsucher, denn ſo ſatt ihn das Leben gemacht, ſo durſtig blieb ſeine Kehle. Sein ganzes Haus, Zimmer, Küche und Keller, Schränke und Schubladen, Alles war von den Gläubigern durchſucht und geleert, das Haus ſelber unter dem Hammer vergantet worden. Nur ein Strick lag verlaſſen unter dem Herde, vielleicht, daß ihn gerade der in Mordgedanken verſtrickt hatte. Der Mann nahm ihn in die Hand, und ſiehe da, der Teufel mußte auch ſeine Hand in das Spiel gemiſcht haben, denn der Strick war ganz neu und obendrein — ich weiß nicht, zu welchem Zweck es geſchah! — mit Oel geſtrichen. Ei, dachte der zum Tod entſchloſſene Herr dieſes letzten Beſitzthums, ein trefflicher Strick, der gar herrlich rutſchen und auf der Oelbahn ſchnell befördern wird! Alſo hing er die einfache Himmelsleiter über einen Querbalken der Decke, drehte eine höchſt kunſtreiche Schlinge und ſtellte ſich darunter, um den günſtigſten Augenblick ſeines Muthes abzuwarten. Wie er nun ſo daſtand in der traurigen Hoffnung auf die unbekannte Ewigkeit, zogen allerlei Bilder durch ſeinen Armenſünder-Geiſt. Zuerſt nahm die verhängnißvolle Reiſe, auf die er ſich begeben wollte, ſein Nachdenken in Anſpruch. Haltpunkte, von denen aus man allenfalls wieder umkehren könnte, wie ſie doch ſogar auf Eiſenbahnen ſich finden, gab es da nicht. War Peter erſt einmal in der Fremde, dann Ade auf immer, irdiſches Leben, Ade auf immer, ſchöner Rheingau! Das Winzerleben hatte ſich einſt gar nicht übel angelaſſen, und wäre der verzweiflungsvolle Mann thätiger, arbeitſamer geweſen, wer weiß, wie es noch um ihn ſtünde! Das nette Häuschen lag ſo freundlich mit dem Angeſicht gegen den Rhein, einſt war der Speicher ſo voll, in der Küche loderte ein helles Feuer, und die Magd kochte und briet ſo manchen guten Biſſen. Dazu mundete ein Fläſchchen, Sonntags wohl gar Sechsundvierziger! Nun war der Keller auch leer! Was, der Keller leer? Mit einem Griff befreite der Winzer den Kopf aus der bereits loſe umgelegten Schlinge und ſprang hoch empor. Der Keller

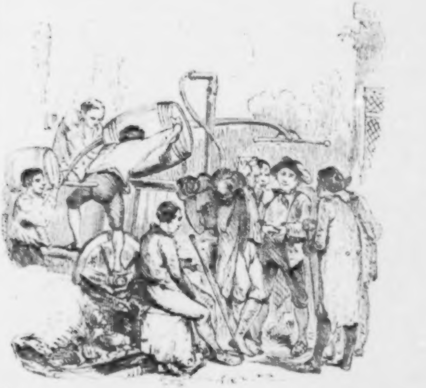


leer? rief er aus und zwinkerte ſchlau mit den Augen. Aber in dem Winkel der dunkelſten Wandhöhlung lag ja noch ein Fäßchen, ein Ohm vom Beſten enthaltend: das hatten die Gläubiger nicht entdeckt! Mit drei Sätzen war er im Keller, mit drei Schritten vor dem Faß; hinter ſich ſchleifte er den Strick. Und das Faß lag wirklich noch da, auf ihm der Stechheber, und daneben ſtand ein kaum trocken gewordenes Schoppenglas. In der Abſicht, den alten Trank zu prüfen, überraſchte ihn ja geſtern der Unglücksbeſuch der Gläubiger! Er öffnet den Spunt, pflanzt den Stechheber hinein und füllt ſich ein Glas. Ach welche goldige Klarheit, welche Blume, ein wahrer Chryſam von einem Wein! Er ſchlürft, leert ein Glas, dann noch eins, und ſchielt dabei von Zeit zu Zeit rückwärts nach dem Strick. Als er aber allmälig das Glas wieder füllt und wieder leert, ohne zu zählen, ergreift er das hanfene Mordwerkzeug, preßt es wüthend durch den Spunt in das Faß und ruft: Verdammter

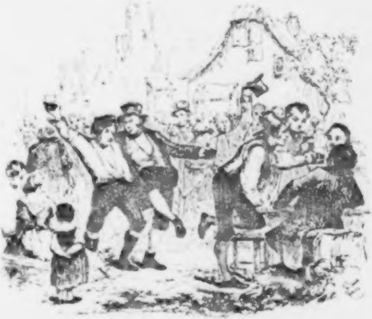


Strick, du ſollſt mich in meiner Freude nicht ſtören! Wenn ich das Fäßchen geleert, wollen wir zuſehn, ob du noch brauchbar biſt! Und ſo trank er und trank, bis er ſelig entſchlief. Wie er dann am andern Morgen erwachte, war er nüchtern und das Fäßchen leer. Er löſte die Bänder, holte den Strick heraus und unterſuchte ihn; er fand ihn ganz zerfaſert und verdorben, völlig unbrauchbar. Was ſollte nun geſchehen? Guter Rath kommt oft im Schlafe, und jetzt erinnerte ſich unſer rheingauiſcher Mann, daß Arbeit ſo oder anders, wird ſie nur redlich betrieben, für Niemanden eine Schande ſey. Deshalb ging er zu einem reichen Landbeſitzer, erzählte ihm ſein Leid und ſeine wunderbare Rettung am Rande des Grabes. Jener ſchmälte ihn aus, daß er habe ſterben wollen mit trockener Kehle, und ſagte: „Tretet bei mir in Lohn und Brod, und thut Ihr rechtſchaffen Eure Schuldigkeit, ſo will ich Euch den lebendigen Hals zur Genüge anfeuchten, daß es Euch nicht wieder gelüſten ſoll nach dürrem Hanf!“

Der Kobold des Weins bewährte ſich in dem ſo eben berichteten Ereigniß als ein gutmüthiger und menſchenliebender Geſell, aber nicht ſelten hat er den Schelm im Nacken. Auch davon will ich ein Pröbchen liefern. Vor einigen Jahren kam in dem rheingauiſchen Dörfchen M. unweit der alten Stadt B. ein großes Feuer aus, deſſen weitleuchtender Schein die Städter mit ihren Löſchwerkzeugen hinauslockte, um den vom Unglück betroffenen Nachbarn nach Kräften beizuſtehen. Den gemeinſamen Anſtrengungen, namentlich aber dem Eifer der ſtädtiſchen Hülfsgenoſſen gelang es, nicht nur den größten Theil der Habſeligkeiten aus den brennenden Häuſern zu retten, ſondern auch die Hälfte des Dorfes gänzlich gegen den Andrang der Flammen zu ſchützen. Indeſſen lag immer eine ſehr beträchtliche Anzahl von Häuſern in Aſche. Wie dem nun ſey, von der Angſt befreit, ganz und gar und mit aller Habe abzubrennen, athmeten die Landleute wieder auf, und die erſte Regung ihrer Herzen war Dankbarkeit. Die Städter, die ſo eilig herbeigekommen und im Feuer wacker ausgehalten hatten, durften nicht unbewirthet heimwärts ziehen. Bevor die Abgebrannten daran dachten, ihre auf dem Felde zerſtreuten



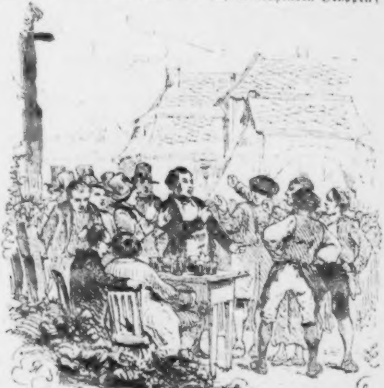
Sachen zu ſammeln und irgendwie unter Dach zu bringen, galt es, mit den hülfreichen Freunden einen gaſtlichen Trunk zu thun, denn rhein'ſcher Trank ein guter Dank! Die Bauern bemächtigten ſich jubelnd der Spritze, welche den Städtern gehörte, und füllten den ausgepumpten Waſſerkaſten mit goldklarem Rebenſaft. Dann luden ſie die Nachbarn zu Gaſte. Dieſe ließen ſich nicht zweimal nöthigen, beide Gemeinden lagerten ſich auf der noch rauchenden Brandſtätte, zechten und ſangen, ſangen und zechten mit einander, umarmten ſich gegenſeitig und wetteiferten in brüderlicher Eintracht um den Preis, wer das Meiſte zur Leerung der Spritze beitragen würde. Man muß den Rheinländer beobachtet haben, um zu wiſſen, daß dieſes ſchnelle Ueberſpringen von Sorge und Noth zu ausgelaſſener Luſt recht eigentlich im Weſen der mittelrheiniſchen Volksnatur begründet iſt. Mitten im Jauchzen fiel es den Städtern ein, Kotzebue's bekanntes Lied: „Es kann ſchon nicht Alles ſo bleiben hier unter



dem wechſelnden Mond" im Chor anzuſtimmen, und die Bauern ſangen mit. Der erſte, zweite, dritte Vers gingen herrlich von ſtatten, nicht ſo der vierte. Dieſer lautet:

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,
Wir haben uns Alle ſo lieb,
Erheitern einander das Leben:
Ach wenn es doch immer ſo blieb!“

Bei den letzten Worten des Verſes ſtutzten die Bauern, ſprangen auf und ziſchten und verlangten, die Gäſte ſollten einhalten mit dem Liede. Indem ſie um ſich ſchauten auf Aſche und Trümmer, wollten ſie durchaus nicht, daß es immer ſo bliebe, und fanden das Lied ſehr unpaſſend. Die Städter waren aber einmal im Zuge und ließen ſich's nicht nehmen, die letzte Zeile hergebrachter Maßen zu wiederholen. Da ſchrieen die vom Wein erhitzten Bauern, ſie ſollten ſchweigen, das ſey ein ſchlechtes Lied und verhöhne ſie. Den Städtern, denen auch der Wein in den Adern ſchlug, ſchoß das Blut in den Kopf. Sie meinten, übel ſey es nicht gemeint, und übrigens ließen ſie ſich das Lied nicht nehmen. Ohne auf den fortgeſetzten Widerſpruch zu achten, ſtimmten ſie gerade denſelben Vers noch einmal an. Die Bauern murrten und ſammelten ſich in drohenden Gruppen; wie



aber nochmals die letzte Zeile an ihr Ohr drang, warfen ſie ſich zornig auf die Sänger und ſchlugen mit ihren Fäuſten den Takt. Allgemeiner Kampf war die unmittelbare Folge, bis die Gäſte beſiegt das Feld räumten und die noch halbvolle Spritze in den Händen der Wirthe zurückließen. Zur Ehre der Letzteren muß ich jedoch hinzufügen, daß ſie andern Tages den Waſſerkaſten wieder bis zum Rande mit Wein anfüllten und mit ſolchem rheiniſchen Verſöhnungsgruß den Städtern ihr Eigenthum heimſandten. Die blutigen Köpfe wurden hierdurch freilich nicht gleich heil, aber wie der perlende Wein die Seele des Rheingau's iſt, ſo blüht und glüht auch eine leichte Erregbarkeit in der Seele des mittelrheiniſchen Menſchen und wirft die Schlacken ungemüthlicher Stimmung bald über Bord.

Dornen und Roſen wachſen an einem Stamm, und aus dem Weine locken die Engel der Freude, aber in ſeiner berauſchenden Kraft lauern auf die menſchliche Schwache auch die Geſpenſter der Zwietracht und des Laſters. Das rechte Maaß iſt der Zauberſtab des Lebens.

Anton Gubitz.

Die Farbeſtoffe.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1852 bis 1854.)

C. Pflanzen, die einen blauen Farbeſtoff enthalten.

1. Obenan ſteht der treffliche Indigo oder der indianiſche Stein. – Plinius der Aeltere nennt in ſeiner Naturgeſchichte (Buch 35 Cap. XII und XXV) unter den glänzenden Farben das **Indicum**, woraus das Wort Indigo entſtanden iſt. Wahrſcheinlich kam ſchon in frühen Zeiten dieſer Farbeſtoff aus Indien über das rothe Meer und Alexandrien in den europäiſchen Handel. Der Venetianer Marco Polo, der berühmteſte Reiſende des dreizehnten Jahrhunderts, hatte die Bereitungsart des Indigo in Vorder-Indien kennen gelernt und beſchrieb ſie nach ſeiner Zurückkunft. Auch in Amerika iſt der Indigo-Anbau ſeit uralter Zeit bekannt, was aus den hieroglyphiſchen Zeichnungen der alten Mexikaner erhellt. Ungefähr dreißig Jahre nach der Eroberung Mexiko's durch Ferdinand Cortez gebrauchte man den Indigo als Tinte, und die ſpäteren Vice-Könige mußten auf Befehl des Königs alle amtlichen Berichte mit Indigo ſchreiben, da er für beſſer als jede andere Tinte erkannt worden war. Noch jetzt ſchreibt man in Santa-Fe de Bogota, einer Stadt in Columbia, mit dem blauen Safte der Uvilla-Früchte (von **Cestrum Mutisii**). Alexan

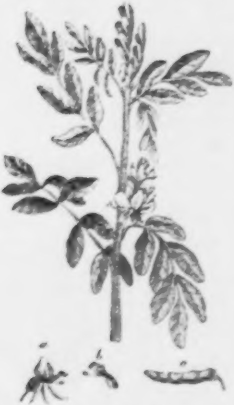
der von Humboldt erinnert in ſeinem Verſuche über Neu-Spanien an die Worte des Ferdinand Columbus, der unter den Erzeugniſſen der Inſel Hayti den Indigo aufführt. Auch ſchlug Columbus dem ſpaniſchen Hofe vor, die Indigo-Pflanzen im ſüdlichen Spanien anzubauen. Ob ſeinem Vorſchlage Folge gegeben worden oder nicht, iſt unbekannt; nur ſo viel ſteht feſt, daß bis zum Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts auf Malta Indigo gebaut worden iſt. — Die deutſchen Waidbauern, vorzüglich in Thüringen, ſetzten im ſiebzehnten Jahrhunderte der Einführung des Indigo einen heftigen Widerſtand entgegen, weil dadurch ihr Waidbau ſehr litt. Sie brachten es dahin, daß der deutſche Kaiſer Ferdinand III im Jahre 1654 dieſe „gefährliche Teufelsfarbe" förmlich verbot, weil darunter der Waidhandel litte, die gefärbten Waaren beeinträchtigt würden, und das Geld aus dem Lande ginge. Die Nürnberger ließen ſogar die Färber alle Jahre von Neuem ſchwören, keinen Indigo anzuwenden. Schon 1598 hatten die General-Staaten von Languedoc im ſüdlichen Frankreich ein Verbot des Indigo durchgeſetzt. Erſt mit dem Jahre 1737 kam den Färbern die Erlaubniß, jeden beliebigen Farbeſtoff zu gebrauchen.

Von den Pflanzen, die den Indigo liefern, iſt die eine Art, Indigofera Anil,*) in Amerika, die andere, Indigofera tinctoria, in Vorder-Indien zu Hauſe. Jetzt baut man aber überall neben dieſen beiden Arten noch Indigofera disperma und Indigofera argentea. Außer in den eben genannten Ländern betreibt man den Indigobau auch auf Java, Amboina und Luçon (einer der Philippinen). — Es möge jetzt eine nähere Beſchreibung der wahren und ächten Indigopflanze (Indigofera tinctoria Linn.) folgen.

Die färbende Indigopflanze, in Oſtindien zu Hauſe und im wilden Zuſtande Gingey geheißen, entſproßt einer weit ſich verzweigenden Wurzel, an deren Ausläufern weiße, harte Körner ſitzen. Sie erreicht, je nach der Güte des Bodens, eine Höhe von 2 bis 5 Fuß. Sie iſt ein Halbſtrauch mit geradaufſteigendem, rundlichem, rothbraunem, grüngeflecktem, holzigem Stengel, der ſich bald in ſtrohhalmdicke, holzige, zahlreiche Zweige theilt; an dieſen ſitzen die paarig oder unpaarig gefiederten Blätter. Die Blättchen (Fiedern), kurz geſtielt und vier bis ſieben Paare bildend, ſind länglich rund und von

---

*) Das Wort Anil haben die Spanier aus dem arabiſchen Nir oder Nil (Blau) in ihre Sprache herübergenommen und damit die amerikaniſche Indigopflanze bezeichnet.



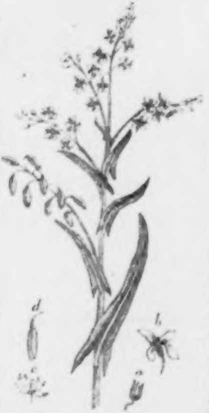
bläulicher Farbe. Die zahlreichen Blüthentrauben brechen aus den Blattwinkeln hervor und gleichen den Blüthen der Wicken, nur daß ſie kleiner ſind; es ſind nämlich auch Schmetterlingsblumen. Der Kelch iſt fünfſpaltig, die Fahne (Wimpel) iſt breit, zurückgeſchlagen und blaßgelb, wie das Schiffchen, das jederſeits einen pfriemlichen Sporn zeigt. Die Flügel ſind roſenroth. Von den zehn Staubgefäßen ſind neun in ein Bündel verwachſen, der zehnte liegt frei daneben. Nach dem Abfallen der Blüthen kommen gliedlange, rundliche, knotige, aufwärts gekrümmte, anfangs braune, dann ſchwarze Hülſen zum Vorſchein, die trommelförmige, grünlich-ſchwarze Samen enthalten. (a eine Blüthe, b die Staubgefäße, c eine Hülſe.) Die Indigopflanze gehört dem natürlichen Syſteme nach zu den Schmetterlingsblumen (Papilionaceae), dem Linnäiſchen Syſteme nach zu der **Diadelphia** (zweibrüdrigen Klaſſe). — Für den Anbau der Indigopflanze bedarf es eines gut bearbeiteten, ſchwarzbraunen, mit Sand gemiſchten Thonbodens. Die jungen Pflänzchen werden nach der Weiſe der Chineſen, die überhaupt am ſorgſamſten mit der Pflanzung und mit der Bereitung des Farbeſtoffes umgehen, aus dem Boden, in dem ſie gekeimt haben, reihenweis in das zugerichtete Land gepflanzt und von jedem Unkraut frei gehalten. Haben ſie die Größe einer Elle erreicht, ſo werden die hervorbrechenden Blüthentrauben abgepflückt, damit die Blätter größer werden. Nur hin und wieder bleiben einzelnen Pflanzen ihre Blüthen, damit ſie Samen tragen. Bis in's dritte Jahr kann man die Blätter, aber immer nur die bläulichen, weil ſie die reiferen ſind, ſammeln; doch iſt die erſte Leſe beſſer als die zweite und dritte.

Jetzt zur Bereitung des Indigo theils aus friſchen, theils aus getrockneten Blättern! Er ſteckt in ihnen aber nicht als ein blauer Farbeſtoff, ſondern als ein weißer, in Waſſer löslicher, der erſt durch Hinzutritt des Sauerſtoffes der Luft, alſo durch eine Oxydation blau und in Waſſer unlöslich wird. Die Anſtalten, in denen die Ausſcheidung des Farbeſtoffes vorgenommen wird, heißen Indigoterien. In jeder Indigoterie befinden ſich drei, aus Backſteinen erbaute Tröge, Küpen, die ſo über einander angebracht ſind, daß die Flüſſigkeit aus der oberſten, der Weichküpe, in die zweite, untere, die Rührküpe, und aus dieſer in die unterſte, die Setz- oder Ruhküpe, abgelaſſen werden kann. — Die Weichküpe wird mit den Blättern der Indigopflanze angefüllt; dieſe werden mit Waſſer übergoſſen und durch aufgelegte Steine an dem Hervortauchen gehindert. Bei der gewöhnlichen Luftwärme beginnt ſchon in zwölf bis achtzehn Stunden die Gährung, zahlreiche Blaſen von Kohlenſäure ſteigen empor und bilden einen kupferfarbigen Schaum an der Oberfläche, endlich nimmt die Flüſſigkeit eine grünblaue Farbe an. Jetzt öffnet man einen Hahn und läßt die Flüſſigkeit in die Rührküpe abfließen. Hier wird ſie tüchtig mit hölzernen Krücken geſchlagen, damit der Sauerſtoff der Luft deſto leichter an das Indigweißalkali treten und es durch Oxydation in Indigblau verwandeln kann; auch wird dadurch die Entbindung der Gaſe ſehr erleichtert. Die ſchnellere Ausſcheidung des Farbeſtoffes befördert hinzugegoſſenes Kalkwaſſer. Wenn der Farbeſtoff ſich zu ſetzen beginnt, ſo läßt man die Flüſſigkeit in die dritte Küpe, die Setzküpe, ab; dieſe hat drei Hähne über einander, die beiden oberen dienen dazu, das gelbliche Waſſer von dem blauen Bodenſatze abzulaſſen, der dritte Hahn aber leitet den Bodenſatz ſelbſt ab. Dieſer wird in Keſſel geſchöpft, mit Waſſer ausgekocht und dann in Tröge, die mit Leinwand ausgeſchlagen ſind, gebracht, wo er abtropft; darauf wird er in vierkantige Stücke geformt und im Schatten getrocknet. — Der in den Handel gebrachte Indigo ſieht dunkelblau aus, nimmt, mit einem Meſſer oder dem Fingernagel gerieben, einen ſchönen, kupferrothen Glanz an, zeigt einen matten, nicht erdigen Bruch, und iſt meiſt leichter als das Waſſer, ſo daß ſogar Stücke mit vielen Poren auf demſelben ſchwimmen. Er enthält in hundert Theilen 71,71 Theile Kohlenſtoff; 2,66 Theile Waſſerſtoff; 12,18 Theile Sauerſtoff und 13,43 Theile Stickſtoff.

In der Blau- oder Schönfärberei wendet man den Indigo meiſt in Verbindung mit dem Waid (ſiehe die folgende Pflanzenbeſchreibung) an; ohne letzteren färbt man mit reinem Indig, indem man ihm Pottaſche und etwas Krapp zuſetzt. Löſt man den Indigo in concentrirter Schwefelſäure auf und läßt die Löſung einige Stunden in der Wärme ſtehen, ſo erhält man Indigſchwefelſäure, einen dunkelblauen, faſt ſchwarzen Farbeſtoff, den man unter dem Namen „ſächſiſches Blau" zum Färben braucht. — Verbindet man eine ſchwefelſaure Indiglöſung mit kohlenſaurem Kali, ſo erhält man indigſchwefelſaures Kali, blauen Karmin, tiefblau, das nach Gefallen mit Waſſer verdünnt werden kann und als Saftblau zum Tuſchen, als Flaſchenblau oder als Neublau (mit Stärke und etwas Kleiſter verbunden und in kleine viereckige Stücke geformt) zum Bläuen der Wäſche Anwendung findet.

2. Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung des **Färberwaids** (**Isatis tinctoria Linn.**), unſeres Landsmannes, der zwar von dem Fremdling Indigo aus einem großen Theile ſeiner Herrſchaft verdrängt iſt, aber doch noch immer eine mächtige Stellung behauptet und behaupten wird. Schon im zehnten Jahrhundert nach Chriſti Geburt wurde, wie Poppe berichtet, der Waid in Deutſchland, vorzüglich aber in Thüringen, angebaut, wo die fünf Waidſtädte: Erfurt, Gotha, Langenſalza, Tennſtädt und Arnſtadt, den Mittelpunkt des Anbaus und der Bereitung des Waids bildeten. Noch kurz vor dem Jahre 1616 war dieſer Zweig des Landbaues in ſeiner höchſten Blüthe, mehr denn dreihundert thüringiſche Dörfer beſchäftigten ſich mit ihm; aber wenige Jahre nachher, 1629, nachdem die Einführung des Indigo begonnen hatte, war dieſe große Zahl ſchon bis auf dreißig Dörfer zuſammengeſchmolzen. Später ſank ſie noch mehr. Als aber Napoleon mit eiſerner Strenge ſeine allgemeine Sperre des europäiſchen Feſtlandes gegen jegliche Waare aus andern Erdtheilen aufrecht erhielt, erhob ſich der Waidbau wieder mehr, da man durch den Waid den fehlenden Indigo zu erſetzen ſuchte. Seit dieſer Zeit baut Frankreich, Deutſchland an einigen Orten und England in einer Grafſchaft dieſe Farbepflanze, die zwar ein dauerhaftes, aber doch kein ſo glänzendes Blau, wie die an Farbeſtoff dreißigmal ſo reiche Indigopflanze gewährt.

Der Färberwaid erreicht eine Höhe von 1½ bis 3 Fuß, iſt oben ſehr äſtig und hat ſtielrunde Aeſte und Zweige. Seine Blätter ſind meergrün mit einem weißen Mittelnerven, die unteren Stengelblätter haben einen ſchmalen Blattſtiel und eine längliche Geſtalt und ſind rauhhaarig, die oberen dagegen ſind ſtengelumfaſſend und am Grunde pfeilförmig. Die kleinen, gelben und offenen Blüthen ſtehen in zahlreichen Trauben auf dem Gipfel der Pflanze und brechen im Mai



und Juni hervor. Die Zahl der Staubgefäße beträgt ſechs, davon ſind vier größere und zwei kleinere; daher rechnet Linnäus den **Waid** zur **Tetradynamia** (d. h. zur viermächtigen Klaſſe) ſeines Geſchlechts-Syſtems, während das natürliche Syſtem der vier in ein Kreuz geſtellten Blumenblätter wegen ihn zu den Kreuzblüthigen (**Cruciferae**) zählt. Die Frucht iſt ein ſchwärzliches, keilförmiges Schötchen, das einen gelbbraunen, glatten Samen einſchließt. Dieſer giebt ein Oel, das dem Leinöl gleicht. Der Färberwaid findet ſich wild auf Bergen und Hügeln, auf und an Mauern und Wegen. — Wo man die Pflanze im Großen baut, da wird ſie zwei- oder dreimal im Jahre geſchnitten, zwiſchen Steinen zermalmt und in fauſtgroße Stücke gepreßt. So kommt ſie, dunkelgrün von Farbe, in m Handel. In der Färberei braucht man jetzt den Waid faſt nur Verbindung mit dem Indigo.

3. Tournesol (Tornesol). Aus der Familie der wolfsmilch- tigen Pflanzen (**Euphorbiaceae**) wird im ſüdlichen Frankreich, züglich bei Nismes, und in der Levante (dem Morgenlande) eine flanze, der Färber-Croton (**Croton tinctorius** oder **Chrozophora** ctoria), gebaut. Es iſt ein grauwelliges Kraut von einem Fuß he mit weißlichen Blüthen in Trauben; dieſe letzteren werden ab- ſchnitten und in Steinmörſern zerquetſcht. In den blaugrünen aft taucht man Lappen von grober Packleinwand, trocknet ſie auf nnen oder Leinen, legt ſie dann auf faulenden, mit dünner Stroh- e bedeckten Pferdemiſt und deckt ſie mit einem Tuche zu, oder n hängt ſie auf Stöcken über Kalk, der mit Harn abgelöſcht iſt, t läßt ſie ſo einige Stunden dem aufſteigenden Ammoniak aus- ſetzt. Der Ammoniak färbt die dunkelblaugrünen Lappen ſchön

blau. Darauf trocknet man die Lappen, packt ſie in Säcke und verſendet ſie unter dem Namen **Tournesol en drapeau**, Tourneſol Lappen; dieſe werden hauptſächlich von den Holländern gekauft und zum Färben der Käſe verwandt. — Die kleinen Schminkläppchen, die unter dem Namen Pezette (**Bezetta**) aus Venedig und aus der Levante zu uns kommen, ſind ebenfalls ſolche Tourneſol-Läppchen von blauer und rother Farbe. Letztere Farbe erhält man, wenn man die blauen Lappen in eine Säure taucht.

L. Heros.

Königsberg in Preuſsen — ſechshundertjährig.

Im Jahre 1855 werden es ſechshundert Jahre, daß am Pregelſtrom der erſte Grund gelegt wurde zu der ſpäter ſo wichtigen und berühmten Stadt Königsberg. Unſer Büchlein, deſſen Sinn alle deutſchen Stämme mit gleicher Liebe zu umfaſſen ſtrebt und allen die gleiche gegenſeitige Liebe wünſcht, kann ein ſolches Ereigniß im fernen Oſten unſers reichgegliederten Vaterlandes nicht vorübergehen laſſen, ohne die Blicke der deutſchen Gaue darauf zu lenken.

Als der deutſche Orden, aus Paläſtina heimkehrend, im Jahre 1230 das Kulmer Land am Strande der Oſtſee in Beſitz nahm, befand ſich das Samland, welches der Pregel durchſtrömt, noch völlig in den Händen der heidniſchen Preußen. Harte Kämpfe beſtanden gegen ſie die Ordensritter, und mancher blutig erfochtene Sieg diente nur dazu, die Grenzen des chriſtlichen Gebiets zu ſchützen, nicht aber ſie zu erweitern. Da zog in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts König Ottokar von Böhmen mit einem deutſchen und böhmiſchen Kreuzheer, dem auch der nachherige Kaiſer Graf Rudolph von Habsburg ſich angeſchloſſen hatte, dem Orden zu Hülfe, unterwarf das, von Fremdlingen bisher nie ungeſtraft betretene Samland, zerſtörte den Götterſitz Romove und folgte abwärts dem Ufer des Pregelſtroms bis zu einer Anhöhe unfern ſeiner Mündung in das friſche Haff. Hier ſtand damals ein Wald herrlicher Eichen, von den Preußen Twangſte genannt. Die Fruchtbarkeit der Gegend wie die Lage des Platzes an einem ſchiffbaren Fluſſe, der ihn durch das Haff mit dem Meere in Verbindung ſetzte, mit der großen Waſſerſtraße, welche die deutſche Hanſe beherrſchte, bewogen den König, zur Anlage einer Burg an dieſer Stelle zu rathen. Eine Veſte war nothwendiges Mittel zur Zähmung und Sicherung des unterworfenen Samlandes.

und alle Bedingungen vereinigten ſich, auch einen neuen Stätteplatz des deutſchen Handels von einer ſolchen Anlage zu erwarten. Der Rath wurde befolgt, und im Frühjahr 1255 erhob ſich auf jenem Hügel am Ufer des Pregel, eine Meile vom Haff, vier Meilen von dem Spiegel der Oſtſee, eine Burg, nach damaliger Sitte aus ſtarken Eichenſtämmen und eichenen Planken erbaut. Gleichzeitig begründete man daneben (etwa in der Gegend des jetzigen „Steindamms“) eine Stadt, welche der Orden, zuſammt der Burg, dem Böhmenkönig zu Ehren mit dem Namen Königsberg taufte. Zwei Jahre darauf entſtand, da eine ſtärkere Befeſtigung nöthig erſchien, eine zweite Burg weſtlich von der erſten, die nun die alte hieß. Man umgab ſie mit zwei ſteinernen Ringmauern, neun ſteinernen Thürmen und einem Graben. Etwa an der Stelle der heutigen Schloßkirche erbaut, war ſie der Vorfahr des Königsberger Schloſſes, das von dem Markgrafen Albrecht und dem Kurfürſten George Wilhelm allmälig zu ſeiner jetzigen Geſtalt vollendet wurde.*) Als dann, gleichfalls noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, in der Nachbarſchaft der erſten Stadt auch eine zweite, die Neuſtadt oder der „Löbenicht“, erwuchs, nannte man jene, welche durch den Hochmeiſter Konrad von Tierberg im Jahre 1286 ihr ſtädtiſches Privilegium empfing, die Altſtadt. Die erſte Kirche, dem heiligen Nikolaus geweiht, ſtand da, wo jetzt die polniſche Kirche ſteht.

Bald wurde Königsberg Sitz der neu geſchaffenen Biſchöfe von Samland, und einer derſelben, Biſchof Johannes, legte im Jahre 1333 den Grundſtein der Domkirche auf der Inſel Kneiphof. Dieſe Inſel, der Altſtadt gegenüber gelegen, von den Armen des Pregel, dem alten und neuen Pregel, umfloſſen, Anfangs Vogtswerder (Inſel des Vogts — **insula advocati**), dann Pregelmünde, endlich Knipabe (Kneiphof) geheißen, war ſchon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angebaut und 1327 der darauf entſtehende Stadttheil neben Altſtadt und Löbenicht durch den Hochmeiſter Werner von Orſeln zur dritten Stadt Königsbergs erhoben worden. Der Name Knipabe oder Knip-ab ſoll daher rühren, daß man die Inſel als einen vom übrigen Königsberg durch den Fluß abgeſchnittenen oder „abgekniffenen“ Theil betrachtete. Der Dom iſt im Spitzbogenſtil erbaut, doch vermiſcht mit Rundbögen und Zinnenbekrönung, alſo eine Vereinigung gothiſcher und normanniſcher Bauarten. Das Innere theilen zwei Reihen Pfeiler der Länge nach in ein Mittelſchiff und zwei

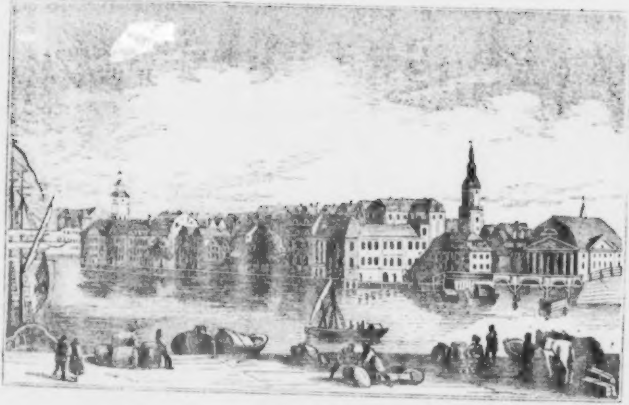
---

*) Abbildung des Schloſſes ſiehe im Jahrgang 1836.

Seitenſchiffe, deren volle Länge 138 bis 140 Fuß beträgt. — Altſtadt und Neuſtadt erweiterten ſich im Lauf der Jahre noch mehrfach und zogen ſelbſt benachbarte Dörfer in ihren Umkreis. Auf dieſe Weiſe entſtanden Außentheile, die ſogenannten „Freiheiten", als die Burgfreiheit, der Tragheim, der Roßgarten, der Sackheim, die Laak und Laſtadie u. A. Die Feſtung Friedrichsburg legte 1657 der große Kurfürſt an, und neuerdings wurde ganz Königsberg mit feſten Werken umgeben. Auf unſerer Abbildung erblicken die Leſer einen Theil der Stadt vom Pregel aus.

Im Schloſſe zu Königsberg ſaß bereits in früher Zeit der Ordensmarſchall, des Ordens erſter Kriegsbeamter, denn im ſchwer beſiegten Samlande regten ſich länger als irgendwo die aufſtändiſchen Preußen, gegen deren Angriffe die deutſche Bevölkerung der Stadt eines kräftigen Schutzes bedurfte. Die ſtete Nähe der Gefahr zeitigte übrigens in den Einwohnern ſelbſt einen kriegeriſchen Geiſt. Im Jahre 1370 ſchlugen 40,000 Deutſche unter Anführung des Ordensmarſchalls Schindekopf in der Schlacht bei Rudau ein litthauiſches Heer von 70,000 Mann, das unter den Fürſten Olgerd und Kinſtutt in das Ordensland eingefallen war. Es gab eine heiße Schlacht, das Waffenglück ſchwankte hinüber und herüber, und ſchon wichen die deutſchen Schaaren. Da ergriff ein Schuhmachergeſell aus Schleſien, deſſen Vater ſich am Pregel angeſiedelt und das kneiphöfiſche Bürgerrecht erworben hatte, eine am Boden liegende Fahne, und, obwohl am Fuß verwundet, rief er die Krieger muthig an und ermunterte ſie zu neuem Angriff. Die Fahne ſchwingend, warf er ſich dem Feind entgegen, die Ordenskämpfer folgten und erfochten den Sieg. Hans von Sagan nennt die Chronik den kühnen Schuſter, der ſeinem Stande einen Kriegshelden gab, bevor in deſſen Mitte durch einen andern Hans, den Nürnberger Schuſter Hans Sachs, ein trefflicher Dichter erſtand. Der Orden wünſchte die That zu belohnen und fragte bei dem wackern Geſellen an, was wohl ſein Herz begehre. Hans von Sagan erbat ſich als Andenken an die Schlacht bei Rudau ein jährliches Gaſtmahl am Himmelfahrtstage, zu welchem alle Bürger der Stadt Kneiphof geladen ſeyn ſollten. Die Bitte wurde gewährt und das Mahl bis auf die Zeit des Kurfürſten George Wilhelm alljährlich unter dem Namen des „Schmeckebiers" den kneiphöfiſchen Bürgern gegeben.

Der richtige Blick des Königs Ottokar bewährte ſich auch darin, daß Königsberg ſich ſchnell zur Handelsblüthe hob. Schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde von dort Getreide nach Frank-



reich, England und den Niederlanden verſchifft. Die Stadt ſchloß ſich der Hanſa an und bethätigte ſich mehr als einmal an deren Seekriegen, namentlich gegen die Seeräuber in der Oſtſee. 1457 verlegten die Hochmeiſter ihren Sitz nach Königsberg, und als der letzte Hochmeiſter, Markgraf Albrecht von Brandenburg, in Folge der Reformation, die am Strande der Oſtſee ſchnell Wurzel ſchlug, im Jahre 1525 Preußen in ein weltliches Herzogthum verwandelte, blieb Königsberg deſſen Hauptſtadt. Herzog Albrecht ſtiftete 1544 die Univerſität, welche nun länger als drei Jahrhunderte ehrenvoll beſteht und durch den Philoſophen Kant*) europäiſche Berühmtheit gewann. In neueſter Zeit glänzten und glänzen an der Königsberger Hochſchule der Aſtronom Beſſel, der Naturforſcher Burdach, der Sprachforſcher Lobeck, der Geſchichtsforſcher Voigt und Andere.

Im Jahre 1611 fiel das Herzogthum Preußen an das Kurhaus Brandenburg, deſſen Rechte der Friede zu Oliva (3. Mai 1660) beſtätigte. Königsberg wurde die Wiege des preußiſchen Königthums. Am 13. Januar 1701 erklärte Kurfürſt Friedrich der Dritte daſelbſt ſeinen Entſchluß, ſich zum König zu krönen, ließ ſich am 14ten öffentlich dazu ausrufen und ſetzte ſich am 18ten eigenhändig die Krone als Friedrich der Erſte, König von Preußen, auf das Haupt. Im Jahre 1724 wurden die Magiſträte der drei Städte vereinigt, und Königsberg bildete fortan eine einzige Stadt, deren Bürger ſich bis in die Gegenwart durch Freimuth wie durch beſonnene Kraft und Beharrlichkeit auszeichneten. Im ſiebenjährigen Kriege erlitten ſie ruſſiſche Beſatzung, aber in Freud und Leid ſtanden ſie treu zum preußiſchen Königshauſe. 1806 nach der unheilvollen Schlacht bei Jena ward Königsberg acht Monate lang Reſidenz Friedrich Wilhelm des Dritten, der die Stadt am Pregel hoch hielt als eine der edelſten Perlen in ſeiner Königskrone. Die dankbaren Bewohner errichteten ihm 1851 ein Standbild, deſſen Anſicht wir im Jahrgang 1853 gaben. Heil und Segen der Sechshundertjährigen für alle Zukunft!

Anton Gubitz.

Heimiſche und fremde Vögel.

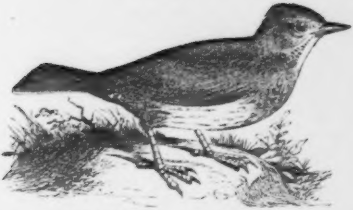
(Humoriſtiſche Naturgeſchichte. Fortſetzung zu den Jahrgängen 1851—1854.)

Die Lerche.

Das iſt ein echt vaterländiſcher Vogel, und wenn er nicht ſtetig in unſerer Nähe weilt, ſo hindert das jetzt weniger als ehedem die

---

*) Deſſen Bildniß und Lebensgeſchichte iſt im Jahrgange 1854 zu finden.

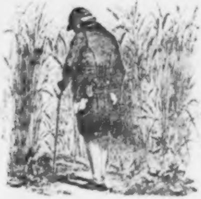


Benennung „vaterländiſch“, da auch die Menſchen durch das Dampfgetriebe den Zugvögeln ähnlicher geworden ſind, und ihrer viele den Norden raſch mit dem Süden vertauſchen. Die Lerche kommt aber faſt am früheſten wieder zu uns, den neuerwachenden Naturkräften ihren Geſangszoll zu bringen mit einer Zunge, die recht eigentlich zur Leichtigkeit der Töne geſchaffen iſt. Wir ſprechen vorzugsweiſe von unſerer Feld- und Haide-Lerche. Furchtſam, aber doch nicht allzu ſcheu, drückt ſie ſich bei geahnter Gefahr feſt an die mütterliche Erde, als wolle ſie ſich in ihr verbergen, oder geſcheidter erhebt ſie ſich bei dem Nahen des Menſchen, läßt aber alsbald ihren Geſang von oben herab vernehmen, allmälig ſo weit aufſteigend, wie kein anderer Singvogel vermag. Solch ein Lerchen-Männchen iſt der fleißigſte Sänger im Flattern und gleichſam ſchwimmenden Schweben. Wenn der Tag graut, hört man aus dem kleinen Neſte das Morgenlied, der Sonne ſchwingt ſich die Lerche jubeltrillernd entgegen, und hört nicht auf, in heiteren Tönen den Tag zu preiſen, bis ſie, wenn es dämmert, im Neſte nach dem Abendliede ſich zur Ruhe lagert. Die Lerche kann ein Sinnbild der Liebe zum Lichte ſeyn, denn alles Dunkel verſchläft ſie, um immer wieder der Sonne zufliegend ihr Verehrung zu bezeugen:

Friſch, Frei und Froh,

— drei ſchöne Worte nicht nur aus dem zweifachen Eff-eff, ſondern aus dem dreifachen Eff-eff-eff. Eine der erſten Frühlings-Verkündigungen bringt die Lerche; wenn der Sommer ſcheidet, wird ſie geſelliger für die Ihrigen, um ſich dann vereint mit ihnen Zuflucht vor dem Winter zu ſichern. Da droht aber dem Lerchenzuge von allen Seiten der Tod durch Vogelſteller. Die Singvögel ſind an vielen Orten vermöge ſtädtiſcher und dörflicher Anordnungen geſchützt, die Lerche aber hat man damit nicht bedacht, ſie iſt — vogelfrei, was eine ſehr mißliche Freiheit bezeichnet, die nämlich, wonach jeder Menſch ein Todſchläger werden kann. Das hat indeß jetzt nur noch auf Thiere Bezug, inſofern ſie nicht unter dem Jagdrecht ſtehen, wonach nur Jäger befugte Tödter ſind. Die Lerche aber iſt eine Ausnahme, ſie iſt vogelfrei im ſchlimmen Sinne, ob auch nicht völlig ohne Einſchränkung. Wenn nicht noch, ſo doch ſonſt, war den ſächſiſchen Bauern der „Lerchenſtrich", das Fangen und Tödten der Lerchen, ſogar auf ihren Aeckern verboten, keineswegs zum Schutz dieſer freundlichen Singvögel, ſondern zur Begünſtigung der Vogelſteller. Wie viel Geſang wird vertilgt durch Feinſchmecker, denen die Leipziger Lerchen Leckerbiſſen ſind! Aus dem Naturgeſange machen ſich aber die Feinſchmecker nichts: ſie ſuchen die Natur da, wo ſie nicht iſt, im Opernhauſe, und ſehen lieber die Gewänder der Tänzerinnen fliegen als die Lerchen. Von denen werden Millionen verſpeiſt, die mit trügeriſchen Mitteln gefangen wurden, und alljährig ſind ſie wieder in unzählbarer Menge da, um Opfer der Liſt zu werden. Ihre Neugier macht ſie leicht fangbar, was überhaupt eine ſehr bedenkliche Eigenſchaft der Neugier iſt, und das alte Sprüchwort: „neugierig wie eine Nachtigall", läßt ſich auf die Lerche ausdehnen. Man fängt ſie auch mit beweglichen Spiegeln, denen ſie zufliegen und dann in das Netz fallen. Es ſcheint da nicht bloß Neugier, auch Eitelkeit im Spiel, die keinem Geſangsweſen abzuſprechen iſt, und da die Lerchen durch verſchiedenes Farbengewand — man kennt ſogar von den Feld-Lerchen nicht alle, wenn man ihrer nur eine oder etliche kennt — als Freundinnen des Kleiderwechſelns zu betrachten ſind, ſo iſt auch wohl der Umſtand, daß ſie ſich gern im Spiegel beſchauen, nicht ohne Grund. Durch Pfeifen werden ſie ebenfalls angelockt, darin weichen ſie freilich ab von den menſchlichen Sängern und Sängerinnen, denen bekanntlich das Pfeifen eine abſchreckende und ſie verſcheuchende Muſik iſt. — Daß es bei dieſem Vogelgeſchlecht der Gattungen vielerlei giebt, weiß Jeder, und wir erwähnen nur die Kalander- und Mohren-Lerche. Jene hat ihren Namen von dem lateiniſchen „Caliendrum", zu Deutſch: Haube. Wer nicht für Fremdwörter ſchwärmt, der ſagt gleich Hauben-Lerche, und da ihr Geſang im Werth geſteigert iſt, läßt ſich die federbuſchige Haube für eine Krönung oder Bekränzung halten, wonach unſre Sänger und Sängerinnen ſich in dem Glauben, daß ihnen Dergleichen gebührt, beſtärken können, was aber nicht nöthig iſt, denn dieſer

Glaube iſt bereits ein tief eingewurzelter. Die „Kalander-Lerche" bereiſt übrigens nur zuweilen die deutſchen Länder, und hat dort das ſchätzenswerthe Glück, nicht in den Käfig geſperrt zu werden, weil ihre Stimme für das Zimmer zu mächtig iſt; gefangen und verſpeiſt wird ſie aber wie jede andere, die das Schickſal der Bratpfanne überliefert. — Die Mohren-Lerche kommt nicht zu uns und ſingt beſonders nur für Aſiaten; da indeß ihr Geſang dem der bei uns heimiſchen Lerche nachſteht, muß man die Gewohnheit jener Mohrin, da fern zu bleiben, wo ſie im Wettgeſang verlieren würde, löblich finden, und ihre kluge Vorſicht allen Sängern und Sängerinnen empfehlen, die etwa noch der irrigen Meinung ſind, man könne mit vollſter Natürlichkeit da gefallen, wo die ungeheuerlichſte Bildung um ſich gegriffen hat. Unſere Feld- und Haide-Lerchen dürfen ſich aber jedenfalls mit allen Arten und Abarten ihres Geſchlechts meſſen, und ihre Anſprüche gehören zu den geringſten. Ein Neſtchen aus Grashalmen und Stoppeln, an Lebensmitteln vor der wärmeren Jahreszeit einzeln aufgeſuchte Körnlein, im Sommer Inſekten, das iſt all' ihr Bedürfniß. Die Inſekten ſammeln ſie aber am Boden, nicht im Fluge; da iſt's ihnen zu Geſang um Luft und Höhe zu thun; im Aufſchwunge läßt die Lerche das Irdiſche zurück: die Erde giebt ihr Nahrung, Sonnenſtrahl und Himmel geben ihr Erhebung und Entzücken; — genug, ſie hat dichteriſche Eigenſchaften. Wir werden davon durchdrungen, wenn wir auf ſchmalen Feldwegen zwiſchen Kornfeldern dahinwandeln und der Lerche Geſang niederklingt zu uns von dort, wo ſie in der Höhe des Menſchen Auge unerreichbar iſt. Solch ein Gang neben dem Aehrenſegen der Erde und dem Geſang, ringsum herabtönend aus Himmelsluft, wird die innigſte und fruchtreichſte Andacht wecken;

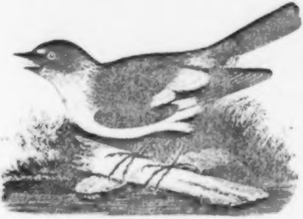


aber die abgunſtige Schwere des irdiſchen Betriebs verſchließt jetzt die Feldwege mehr und mehr. Wo man noch vor wenigen Tagen ungehindert einbog zu dem reizenden Pfade, da ſtarrt uns heut ein Brett an und wir leſen:

Verbotener Weg.

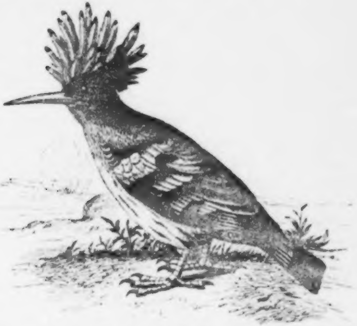
Dieſe trotzige Kürze iſt noch die höflichſte Abweiſung, denn nicht gar weit davon wird uns „Pfändung“ angedroht, und von dem dritten Brett empfangen wir gleich die Meldung, wie viel jetzt zu zahlen iſt, wenn wir etwa den Pfad betreten, auf welchem wir uns ſonſt unangefochten zuweilen von Erdenſorgen befreiten. Dazu werden ſich zwar immer wieder Wege finden laſſen, iſt man nur ſeiner ſelbſt gewiß. Goethe's Rath: „Bleibe nicht am Boden haften“, dürfte uns dabei nützlich ſeyn, und wenn wir gewahren, daß der Lerche am wohlſten iſt im Aufſchwunge, weshalb ſie in ſüdlichen Theilen Deutſchlands Himmels-Lerche heißt, könnten wir fühlen, ihr Geſang aus der Höhe rufe uns zu:

Die Seele ſchwingen himmelan
In Luft und Licht,
Das löſt und bricht
Die Feſſeln all' im Erdenbann.



Der Fliegenfänger.

Dieſer Schalk läßt ſich im erſten Jahr mit einem andern Kleide ſehen als im zweiten, und allherbſtlich verwandelt er es außerdem. Er zeichnet ſich aus durch abſtechende Farben, ſo wie durch zierliche Haltung, und die Naturforſcher ſagen: er zeige einen Spiegelfleck an der Wurzel der Schwingen. Offenbar muß der Fliegenfänger ein Stutzer unter den Vögeln ſeyn, denn daß er unruhig, flink und liſtig iſt, paßt auch zu dem Vergleich, wonach man den Umſtand, daß jenes Vogels Geſang gerühmt wird, gewiß gern mit einrechnet; denn ein Stutzer, der nicht bei dem Geſange aushelfen kann, gehört jetzt zu den Unmöglichkeiten. Fliegen — wie man ſcherzend leichtfertige Menſchenkinder zu nennen pflegt — fängt der Stutzer ebenfalls, gewinnt auch nicht ſelten dadurch ſeinen Lebensunterhalt. Fliegenfänger und Stutzer haben alſo unzweifelhaft Aehnlichkeiten und es iſt deshalb begreiflich, daß wir nicht weiter über Beide nachdenken.



Der Wiedehopf.

Dies Geſchöpf, das uns nicht in zahlreicher Schaar beſucht, erwarb ſich nirgends guten Ruf trotz ſeines prunkenden Anſtrichs und ſtolz geſpreizten Federbuſches, der ſich aufblaſen und niederducken läßt. Wahrſcheinlich verhalf dieſer Kopfſchmuck dem Wiedehopf zu dem Namen „Heervogel", er wäre jedoch ein ſchlechter Feldherr in einem Kampfe der Vögel, „denn Furcht iſt ſeines Daſeyns reifſte Frucht". Wenn er Gefahr wittert, und das geſchieht ihm oft ohne Grund und Noth, wirft er ſich zu Boden und wühlt ſein Gefieder wirrig dicht untereinander, bis er einem bunten Lumpen ähnelt; dies

Wort iſt alſo in ſchlimmſter Bedeutung auf ihn anwendbar. Man hat ihn zwar den Singvögeln angereiht, die Naturforſcher ſind aber Schmeichler geweſen; denn aus ſeinem langen Schnabel dringen ſo wenige Laute, daß gegen ihn ein Taubſtummer an Tönen wohlhabend ſcheint. Dennoch bläht ſich der Wiedehopf bei jedem Schrei und nickt ſich dabei ſtets Beifall zu. Zu uns kommt er vor dem Kuckuk, ſo daß man deſſen Anmelder im Wiedehopf zu ſehen meint und ihn „Kuckuksknecht" nennt, was auch nicht als Ruhm gelten kann. Sein ſchlimmſter Spottname iſt aber „Kothhahn", und er gebührt ihm; denn ſein Neſt, für deſſen Anlage ſchon er ſich weder wählig noch ſorgſam zeigt, iſt ein Muſter für unreinliche Wüſtheit. Die Wiedehopfe, wie hochmüthig ſie ſind, verurtheilen ſich demnach ſelber; ſie vernachläſſigen ſich und das Ihrige gänzlich, und man darf ſie als Gleichnißbild gebrauchen für Lüderliche und Unfläthige. — Dennoch, fängt man einen jungen Wiedehopf und beſchäftigt ſich zweckmäßig mit ihm, dann wird er aufmerkſam und gelehrig, ja geſcheidt bis zum Erſtaunen, auch reinlich. Der ſich ſelbſt verwahrloſende Wiedehopf giebt nun Zeugniß von Dem, was achtſame Erziehung vermag nach dem Sprüchwort:

„Jung wohlgebogen, iſt wohlerzogen!" —
Doch thörig iſt, wer dies vergißt, —
Und inhaltvoll Vermächtniß
Zerrinnt durch ſchlecht Gedächtniß. Gz.

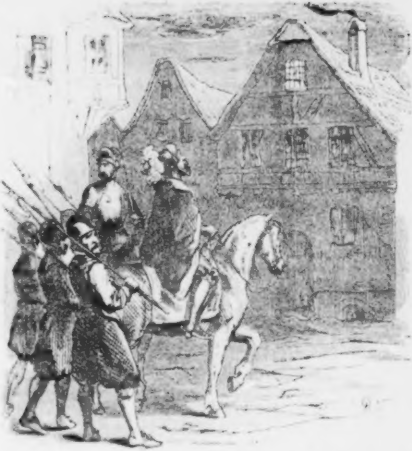
Gowert Flinck.

I.

Nach dem Ende des unglücklichen Krieges, der Holland im ſiebzehnten Jahrhundert verwüſtete, doch von dem ſpaniſchen Joche endlich erlöſte, brach eine neue Flamme der Zwietracht in ſeinem Innern aus. Es entſpann ſich ein Religionskrieg, zu dem zwei verſchiedene Glaubens-Anſichten, die ſich auf der Univerſität Leyden gebildet, den Anlaß gaben. In Folge dieſes Kampfes wurde der edle Greis Barneveldt, der ſein Vaterland gerettet, durch ſechsundzwanzig erkaufte Commiſſarien wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths verurtheilt und enthauptet. — Dieſes ungerechte Todes-Urtheil gab das Zeichen zu Verſchwörungen gegen das Leben des Statthalters Moritz von Naſſau, und die Hinrichtung eines Sohnes von Barneveldt, der einen von ſeinem Bruder gegen Moritz gebildeten Geheimbund nicht verrathen und dafür den Tod hatte erleiden müſſen, verdoppelte die Aufregung, ſtatt ſie zu vermindern. — Der Statthalter hielt derſelben muthig Stand, allein ſein rauhes Weſen wurde dadurch nur noch ſchroffer und ſeine Gradheit verwandelte ſich in Härte, ſo daß er die ſtrengſten Maaßregeln nicht ſcheute, um die ihn bedrohenden Volksbewegungen zu erſticken und zu beſtrafen. Er belegte alle Städte mit kriegeriſcher Beſatzung, erneuerte alle in Vergeſſenheit gerathenen Sicherheits-Vorſchriften, und befahl bei Todesſtrafe, daß kein Bürger nach dem Läuten der Abendglocke Licht in ſeiner Wohnung haben dürfe. So wie es neun Uhr geſchlagen hatte, durchzogen Streifwachen die Straßen, unterſuchten ſorgfältig alle Häuſer und bemächtigten ſich der Uebertreter des Befehls, die ohne alle Umſtände an einem dazu in der Mitte der Stadt errichteten Galgen aufgeknüpft wurden.

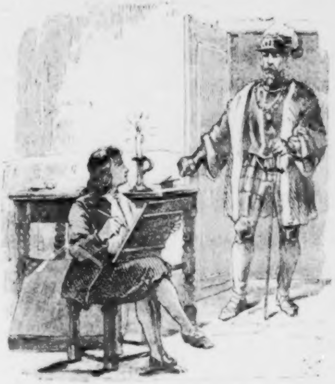
An einem Abend des Jahres 1619, zwei Jahre nach Barneveldt's Hinrichtung, durchritt ein von Bewaffneten begleiteter vornehmer Mann die Straße von Cleve. Er ließ ſein Pferd im Schritt gehen, um unbemerkter ſeine Betrachtungen anſtellen zu können. Seit einer Stunde ritt er ſo leiſe umher, ohne einen verrätheriſchen Lichtſchimmer durch die Spalten der geſchloſſenen Fenſterladen bemerkt zu haben. Der Geiſt der Schlafloſigkeit, der mit dem Schatten Barneveldt's am Fuße ſeines Bettes ſich niedergelaſſen, hatte ihn von der warmen Lagerſtätte hinaus in die kalte Nacht getrieben, wo der Schnee ſich auf ſeinen Mantel wie eine Eisdecke lagerte. Zürnend mit ſich ſelbſt, daß er vor einem Schattenwerk ſeiner Einbildung floh, wünſchte er an einem andern Gegenſtande dieſe Schwäche zu rächen. Schon war Mitternacht vorüber, als er auf dem Wege nach ſeinem Pallaſt noch einmal mit dem in ſeiner Bruſt verſchloſſenen Groll die Augen ſpähend erhob und im oberen Stockwerk eines ſchmalen Hauſes ein erleuchtetes Giebelfenſterchen erblickte, ohne die geringſte Vorkehrung, den Schein des Lichtes nach Außen zu dämpfen.

Ueber dieſe Nichtachtung ſeines Befehls gerieth der Statthalter in den größten Zorn. Auf ſein gegebenes Zeichen wurde mit drei kräftigen Schlägen, welche durch die ganze Straße ertönten, und unter dem drohenden Befehl: „Machet auf im Namen des Statthalters!“ zur Eröffnung des Hauſes geſchritten. — Bei dieſem Lärmen und dem erſchreckenden Aufruf beeilte ſich der Beſitzer des Hauſes, aus dem Bette ſpringend, dem drohenden Befehle Folge zu leiſten. Kaum aber war dies geſchehen, als die Soldaten ſich ſeiner bemächtigten und Einer davon ohne weitere Erklärung ihm den Strick um den Hals legte, während der Unglückliche um Gotteswillen



bat, ihm wenigſtens die Urſache dieſes grauſamen Verfahrens zu ſagen. Bei dieſer demüthigen Bitte deutete der Statthalter auf das erleuchtete Fenſter.

„Ich wußt' es nicht! ich wußt' es nicht! Bei meiner armen Seele!“ betheuerte der Kaufmann. „Einer meiner Lehrlinge bewohnt dieſes Zimmer und es iſt mir unbegreiflich, wo das Licht herkommt, da der Knabe alle Abende im Finſtern hinauf ſteigen muß. Im Namen der heiligen Jungfrau beſtraft mich nicht wegen eines Fehlers, an dem ich unſchuldig bin. Verfügt Euch wenigſtens nach dem Zimmer und befragt den Strafbaren, ob ich ſein Schuldgenoſſe bin!“ — Die Soldaten aber, die keine Zögerung ihres Henker-Amtes wünſchten, achteten auf das flehende Geſuch des Kaufmanns nicht, ſondern ſchickten ſich an, ihn fortzuſchleppen, als Moritz einen Aufſchub der Hinrichtung gebot. Er ſtieg vom Pferde, und begab ſich ganz allein nach dem vierten Stockwerk, wo er einen Jüngling von ſechszehn oder höchſtens achtzehn Jahren zeichnend fand. Bei dem Anblick des Eiſen-geharniſchten Fremden ſtieß der Lehrling einen Schrei des Schreckens aus.



„So beachteſt Du alſo die Vorſchriften über Feuer und Licht, Burſche?“ fragte Moritz. „Haſt Du keine andere Stunde, Papier zu beſudeln? — Wiſſe, daß man Deinen Herrn jetzt wegen Deines Ungehorſams an den Galgen knüpft! Folge mir: dieſelbe Strafe erwartet Dich.“ — Von dieſen Worten vernichtet, warf ſich der Jüngling zu den Füßen des Statthalters. „Ich bin, Gott ſey Dank, ganz allein der Schuldige, darum begnadigt meinen Herrn. Er wachte ſo ſehr über die Befolgung der befohlenen Vorſchrift, daß er mich immer ohne Licht zu Bette ſchickte. Da ich aber den ganzen Tag Seidenſtoffe mit der Elle meſſen muß, und meiner Neigung für die Malerei mich nicht hingeben kann, entwende ich zuweilen der Frau meines Herrn ein Endchen Licht, um vor Schlafengehen noch ein

Biſchen zeichnen zu können. Ich bin ſtrafbar, das iſt wahr! aber ich bin es allein, wie Sie ſehen." — „Gieb her die Zeichnung, mit der Du bei meinem Eintritt beſchäftigt warſt!" gebot der Statthalter.

Der Lehrling gehorchte und betrachtete mit unruhigen Blicken den Gewalthaber, während dieſer, als Kenner, die in Händen haltende Zeichnung prüfte; ſeine unbeweglichen Geſichtszüge ließen aber weder ein günſtiges, noch ungünſtiges Urtheil darüber wahrnehmen. Mit einer Handbewegung deutete er dem Jüngling nur an, als er ſich wieder zur Thür wandte, ihm zu folgen. Er gehorchte mit Todesangſt, und ſie wurde noch vermehrt, als er, unten angekommen, ſeinen Herrn mit dem Strick um den Hals erblickte. — „Bindet den Mann los", befahl der Statthalter, „und laßt ihn frei! Er verdiente den Strick wegen der Nachläſſigkeit, mit welcher er ſeine Lehrlinge ihr Weſen treiben läßt. Da wir aber den eigentlichen Schuldigen erwiſcht, ſoll er diesmal mit der Furcht davon kommen. Jetzt nehmt dieſen Burſchen auf's Pferd und nun ſtracks nach meinem Pallaſte!" — Sofort ergriff einer der Soldaten den Lehrling und zog ihn mit ſich auf's Pferd, worauf ohne weiteren Aufenthalt der Pallaſt des Statthalters erreicht wurde. Als dieſer, von den Schildwachen mit dem Ehrengruß empfangen, abgeſtiegen war, befahl er ſogleich die Vorführung des Gefangenen, der, von mehreren Bewachenden geleitet, doch innerlich ermuthigt, das Schlafgemach des Statthalters betrat. Bei ſeinem Eintritt lenkte Moritz von Naſſau eine vor ihm ſtehende Lampe auf den Jüngling. — „Du haſt Furcht?" fragte er. — „Noch mehr Froſt!" entgegnete dreiſt der Angeredete.

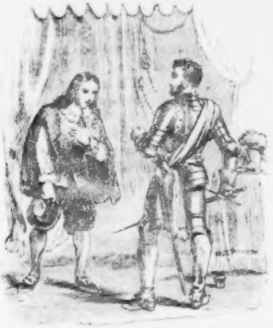
„So erwärme Dich hier, damit ich ſehe, ob Deine Bläſſe aus Furcht vor dem Strick entſtanden, oder Wirkung der Kälte iſt." — „Es kann wohl Beides ſeyn, gnädigſter Herr!" — „Du weißt alſo, wer ich bin?" — „Ich weiß, daß ich vor Seiner Durchlaucht dem Statthalter ſtehe." — „Der Dich hängen laſſen wird!" — „Der mich begnadigen wird, denn der Statthalter iſt ein Beſchützer der Künſte. Er hat mit einer koſtbaren goldenen Medaille den Dichter Theophile für ein poetiſches Werk belohnt, und ſo wird er nicht mit dem Strick einen armen Lehrling beſtrafen, der ſich zwei Stunden von ſeinem Schlafe abgebrochen, um ſeinem inneren Berufe zu folgen." — „Ah, ah, das glaubſt Du? Allein um begnadigt zu werden, mußteſt Du erſt Talent beweiſen, oder wenigſtens bekunden, daß Du es einſt erlangen wirſt. Ich verſtehe mich darauf und die Zeichnung, welche Du mir vorgezeigt, iſt eine abſcheuliche Fratze." — „So laſſen Sie mich ſterben, gnädigſter Herr! Denn wenn ich keine Ausſicht habe, ein großer Maler zu werden, hat das Leben ſeinen Werth für mich verloren." — Nach dieſen Worten wollte er abtreten, Moritz aber rief ihn zurück. — „Tröſte Dich nur, mein Freund", ſagte er, „und laß uns Frieden ſchließen. Du ſollſt nicht allein das Leben davon tragen, ſondern morgen ſchon mit dem jungen Balker, einem andern Schützling von mir, nach Amſterdam abreiſen. Dort ſollt Ihr alle Beide Schüler von Rembrandt werden, und nun wird es nur von Dir abhängen, Talent zu zeigen und ein berühmter Maler zu werden. Biſt Du damit zufrieden?" — „Gott ſegne Sie!" rief der Lehrling. „Zum Henker nun die Elle und die Seidenzeuge! Es lebe die Palette und der Pinſel! Bald ſollen Sie, gnädigſter Herr, von Ihrem Schützling hören!" — Nach dieſen Worten ließ derſelbe ſeinem Entzücken den Zügel ſchießen. Er ſprang im Saal herum, lachte laut, tanzte und klopfte in die Hände; plötzlich aber blieb er wie erſchrocken vor dem Statthalter ſtehen. — „Und mein Vater!" ſagte er, „wird mein Vater auch einwilligen? Wird er mir erlauben, den Handelsſtand zu verlaſſen und ein Maler zu werden?" — „Er wird es hoffentlich vorziehen, Dich beſchäftigt in der Werkſtatt des Malers Rembrandt als gehängt zu ſehen. Doch genug des Plauderns, ſtrecke Dich hier auf einen der Seſſel, ſuche bis zum Anbruch des Tages zu ſchlafen und halte Dich bei'm erſten Zeichen zur Abreiſe bereit!"

Wie leicht zu erachten, ſchloß der Beglückte kein Auge und brachte den Reſt der Nacht mit Nachdenken über den wunderbaren Vorgang und mit glänzenden Zukunftsträumen hin.

II.

Barneveldt's gefloſſenes Blut hatte dem Statthalter kein Glück gebracht. Seit dem Tage, wo er das Schaffot beſtiegen, war das bis dahin dem Prinzen ſo beſtändige Glück wankelmüthig geworden. — Zur Befeſtigung ſeines Anſehens und ſeiner Macht bewirkte er den Bruch des mit Spanien geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, und obwohl er anfänglich mit nicht unbedeutenden Vortheilen den Erzherzog Albert, Befehlshaber der ſpaniſchen Truppen, zurückſchlug, trat doch bald eine für ihn ungünſtige Wendung der Dinge ein. Der Marquis Spinola übernahm das Befehlen des geſchlagenen Heeres, das durch den Ruhm des neuen Anführers wieder ermuthigt und durch eine Menge Ueberläufer vollzählig gemacht wurde. Vergebens verſuchte Naſſau, das von den Spaniern ſeit einem Jahre umlagerte Oſtende zu entſetzen. Es gelang ihm nicht, die Feinde aus der vortheilhaften Stellung zu bringen, und er mußte ſich nach Brabant wenden, wo er die Stadt Gavre belagerte. Es war dies eine geſchickte Wendung, welche den Marquis nöthigte, ſeine Streitkräfte zu zerſtückeln und den Belagerten zu Hülfe zu kommen.

Alles vereinigte ſich hier zu Gunſten Spinola's. In Folge geſchickter Anordnungen bemächtigte er ſich der verſchiedenen Punkte, welche das Lager des Prinzen beherrſchten, ſo daß derſelbe dem Feuer des Gegners und dem der Belagerten ſich ausgeſetzt ſah. Es blieb ihm nur ein einziges Mittel übrig — die ungeſäumte Einnahme von Gavre — und dieſe Einnahme war wegen der ſtarken Befeſtigung der Stadt durch Erſtürmung nicht zu erlangen, wie es ſchon zweimalige, mit beträchlichem Verluſt zurückgeſchlagene Verſuche bewieſen hatten. — Voll Verzweiflung fragte ſich der Statthalter, als er nach der erkannten Sachlage in ſein Zelt ſich zurückgezogen: ob er nicht, um der Schande einer ſolchen Niederlage zu entgehen, lieber mit einem raſchen Dolchſtoß ſeinem Leben ein Ende machen ſolle. In dieſer fürchterlichen Gemüthsbewegung hatte er befohlen, daß Niemand, wer es auch ſey, ſich ihm nahen dürfe, und ſein Zorn war daher nicht gering, als ein junger Mann in das Zelt trat und ihn



ſchweigend grüßte. Die erſte Bewegung des Generals war, den Degen zu ziehen und damit den Unvorſichtigen, der ſo wenig ſeinen

Befehl geachtet, nachdrücklich zurück zu weiſen. Allein plötzlich ließ er die Waffe ſinken, denn er erkannte Gowert Flinck, ſeinen Schützling.

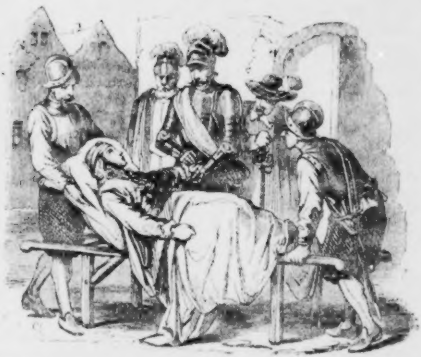
„Was führt Dich hierher und ohne Anmeldung in mein Zelt? Es iſt wahrlich nicht an der Zeit, von Malereien und Bildern zu reden!“ — „Auch komme ich nicht, davon zu ſprechen“, erwiederte der junge Mann mit ehrfurchtsvollem Freimuth, „ſondern von einem ſichern Mittel, noch dieſe Nacht Gavre einzunehmen.“ — „Was?“ rief der Statthalter, von der Freude dieſer überraſchenden Ausſicht erfaßt; doch bald wieder in ſeine frühere Niedergeſchlagenheit verſinkend, wandte er dem jungen Manne den Rücken, und im Zelte auf und niedergehend, ſagte er: „Du biſt ein Narr, und ich bin es noch mehr, daß ich Dir einen Augenblick Gehör geſchenkt. Geh, laß mich in Ruh'!“ — „Nein, gnädigſter Herr! ich bitte, laſſen Sie mich ſprechen! Gott bediente ſich der Schleuder des Hirtenknaben David, um damit den Rieſen Goliath zu überwältigen. Derſelbe Gott hat mich hergeleitet, um Gavre in Ihre Hände zu liefern und den Stolz des Marquis Spinola zu demüthigen. Hören Sie nur weiter! Seit den vierzehn Tagen, daß Sie die Stadt belagern, verweilte ich mit meinem Vater darin, um die Erbſchaft eines Onkels in Empfang zu nehmen, der vor einigen Wochen daſelbſt geſtorben. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Stadt Ueberfluß an Proviant, aber großen Mangel an Feuerungs-Mittel hat, und Sie begreifen leicht, wie die ſo ſehr an Wärme gewöhnten Italiener, welche den größten Theil der Garniſon bilden, bei der empfindlichen Kälte leiden. Sechs mit Torf beladene Fahrzeuge ſollen dieſe Nacht durch den von einem ſchwachen Poſten bewachten Kanal in die Stadt gebracht werden. Es handelt ſich nun darum, ſich der Kähne, da ſie nicht weiter als eine halbe Stunde von hier angelegt haben, unbemerkt zu bemächtigen, die Fahrmänner gefangen zu nehmen und ſie durch verkleidete Soldaten zu erſetzen, ſo daß in jedem Kahn unter dem Torfe fünfundzwanzig entſchloſſene Männer, denen ich mich zugeſellen werde, ſich verſteckt halten können. Sind wir dann glücklich nach Gavre gelangt, werden wir, aus unſern Fahrzeugen ſpringend, mit leichter Mühe die Wächter des Hauptthors in der Nähe des Kanals niederhauen, die Zugbrücke wird ſich vor Ihren Truppen ſenken, ſie werden darüber eindringen und Gavre iſt unſer!“

Der Statthalter nahm jetzt vor Freude Gowert in ſeine Arme, und an die Bruſt ihn drückend, rief er: „Du biſt mein Schutzengel! – Armer Junge aber“, fuhr er nach einer Pauſe fort, „Du willſt ſelbſt Dein Leben wagen, Deine Ausſichten auf künſtleriſchen Ruhm opfern!" — „Danach frage ich nicht, wenn ich meinen Gebieter, meinen Wohlthäter rette!" erwiederte Flinck mit Feuer; „und überdies", fuhr er fort, „hat das Leben keinen großen Werth mehr für mich. Wenn ich es Ihnen opfere, opfere ich wenig." — „Da iſt wohl die Liebe im Spiel?" ſagte der Statthalter lächelnd; „doch was es auch ſey, ich werde Deine Träumerei verwirklichen, wie ich es bei einer andern vor zwei Jahren gethan."

Nach dieſen Aeußerungen traf der Prinz Anſtalten zu dem beabſichtigten Werk, das nach der von Flinck gegebenen Anweiſung ausgeführt wurde und vollkommen gelang. Die mit Torf beladenen Fahrzeuge, mit den in ihrem Verſteck gehaltenen Soldaten, landeten glücklich in Gavre und auf ein von Gowert gegebenes Zeichen bemächtigte ſich die kleine tapfere Schaar des Thors, das den Truppen des Statthalters geöffnet ward, wodurch derſelbe, in Zeit von einer halben Stunde Meiſter der Stadt geworden, ſiegreich auf Spinola herabſehen konnte. — Man ſagt, daß der italieniſche General Thränen der Wuth weinte, als er am folgenden Morgen das holländiſche Panier auf den Mauern der Stadt flattern ſah. Er ertheilte augenblicklich ſeiner Armee den Befehl zum Rückzuge, um ſeine Stellung vor Oſtende wieder zu behaupten.

Sobald der Prinz Beſitz von der Stadt genommen und die Wohnung des ehemaligen Gouverneurs bezogen hatte, der ſein Gefangener geworden, verlangte er Flinck zu ſehen, den man auf einer Tragbahre zu ihm brachte. Eine Kugel hatte ſeinen Schenkel verletzt und eine Hellebarde ihn an der Stirn verwundet.

„Nun, mein Junge!" ſo redete der Statthalter den Verwundeten an, „der Du Dich ſo gut wie ein General darauf verſtehſt, Städte einzunehmen, fühlſt Du keine Luſt in Dir, Deinem Pinſel zu entſagen und als mein Major mein unzertrennlicher Gefährte zu werden?" — „Gnädigſter Herr", erwiederte der Maler, „Meiſter Rembrandt hat mir nur acht Tage Urlaub gegeben und ſeit einem Monat erwartet er mich. Auch rechnet er darauf, in mir einen tüchtigen Zögling ſeiner Kunſt zu ſehn. Da würden Sie ihm nun einen guten Schüler entziehen, um einen ſchlechten Soldaten für ſich zu gewinnen. Ueberdies, was würde mein Vater ſagen, der mir ſo ſchwer verziehen, daß ich die Elle mit dem Pinſel vertauſcht, wenn er mich nun den Pinſel mit der Hellebarde vertauſchen ſähe?" — „Da Du geſtern Abend ſterben wollteſt, ſuchte ich Dir die Mittel dazu zu verſchaffen!" bemerkte der Statthalter lachend. — „Ja, aber geſtern Abend verſprachen mir Ew. Durchlaucht, daß ich das Leben wieder lieb gewin



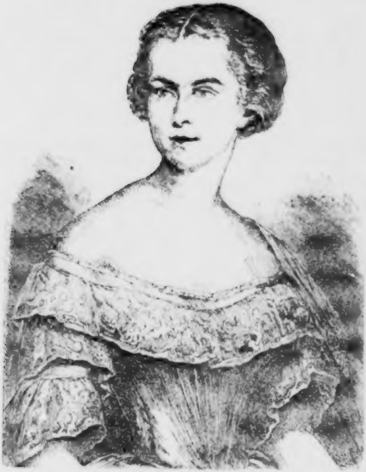
nen ſollte.“ — „Nun, ich merke ſchon, Du willſt Dich verheirathen, Freund! Wer iſt denn aber die Schöne, die Dein Herz erobert? Ich ſchwöre Dir bei dem Heil meiner Seele, daß Du ſie haben ſollſt!“ — „Ich liebe die Tochter des Meſſire Maes“, ſagte Gowert; „und ich werde von ihr geliebt“, fügte er leiſer hinzu. — „Von Meſſire Maes? Das iſt ja einer der Direktoren der indiſchen Compagnie! Wenn es weiter nichts iſt! — Nun, deſſen Tochter wird Dir ein paar Tonnen Goldes zubringen und Du ihr Deinen künſtleriſchen Ruf, Dein Talent, Deine Tapferkeit und die Freundſchaft Deines Fürſten — denn unter uns, Gowert, die iſt jetzt Dein für's Leben bis zum Tode! — Und ſo höre, was ich thun werde. Meſſire Maes, werde ich ſagen, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, leiſe in's Ohr, wie ein Geheimniß. Ich will nämlich, daß morgen Ihre Tochter dieſen jungen Mann hier heirathe. Beide lieben ſich, und da Gowert mein Schützling iſt, ſoll die Vermählung in meinem Pallaſt gefeiert werden, und die Ausſtattung des Verheiratheten meine Sorge ſeyn. Biſt Du damit zufrieden, mein Junge?“ — Trunken vor Freude, umfaßte Gowert Flinck, trotz ſeiner Verwundung, die Füße des Prinzen.

Am andern Morgen fand die Verheirathung ſtatt, allein Gowert genoß nur eine kurze Zeit das Glück derſelben. Seine junge Frau ſtarb plötzlich, nachdem er zwei Jahre mit ihr vereint geweſen. Dieſer unerwartete Schlag des Schickſals beugte ihn tief und nur die väterliche Zärtlichkeit — ſeine Frau hatte ihm einen Sohn hinterlaſſen — beſiegte allmälig ſeinen Schmerz im Verein mit der Kunſt, der er ſich unabläſſig widmete. Sein Ruhm als Maler ſtieg bis zur Begeiſterung für den Künſtler und ihm ward die Auszeichnung zu Theil, daß die berühmteſten und wichtigſten Zeitgenoſſen ihn mit ihrer Freundſchaft beehrten und namentlich werden Rubens, Rembrandt, Van Dyk, der Herzog von Cleve, der Kurfürſt von Brandenburg und der Statthalter genannt, welche den ehemaligen Kaufmanns-Lehrling oft beſuchten.

Im Jahr 1660 beſchäftigte ſich Flinck damit, zwölf Gemälde für das Rathhaus von Amſterdam zu beendigen, als ein Fieber ihn plötzlich ergriff und ihn in Zeit von fünf Tagen dahinraffte. — Außer dem Salomoniſchen Urtheil, das als ein Meiſterſtück geprieſen wird, verdienen unter den übrigen Gemälden von Flinck noch zwei, die in der Gallerie des Louvre befindlich ſind, beſondere Anerkennung. Das eine ſtellt eine junge Schäferin, das andere einen Engel dar, der den Hirten die Geburt Chriſti verkündigt. J. v. G.

Eliſabeth, Kaiſerin von Oeſterreich.

Dem jungen Kaiſer von Oeſterreich, Franz Joſeph dem Erſten, deſſen Bildniß wir im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins gaben, iſt es unter ſchwierigen Verhältniſſen gelungen, ſich als ein kraftvoller, entſchloſſener Fürſt zu bewähren, ebenſo bewußt im Wollen als unerſchrocken im Handeln. Nicht überraſchen kann es, daß ein ſolcher Fürſt auch in der innigſten Angelegenheit des Herzens dem ſchnell erkannten Drange ſeines Gefühls mit raſchem Entſchluſſe folgte. Am 14. Auguſt 1853 war der Kaiſer Franz Joſeph in Iſchl eingetroffen und ſah dort die Prinzeſſin Eliſabeth, zweite Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, mit ihrer Mutter, der Herzogin Ludovika Wilhelmine, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern und der Erzherzogin Sophie. Fünf Tage ſpäter fand die feierliche Verlobung ſtatt. In ſo kurzer Zeit gedieh der erſte Eindruck, den die Jugend und Anmuth der bayriſchen Prinzeſſin hervorbrachte, zu dem feſten Entſchluß des Kaiſers, die Herzensweihe ſeines Lebensglücks und ſeines hohen Berufs aus ihren Händen zu empfangen, ſie an ſeine Seite, auf den Kaiſerthron Oeſterreichs zu erheben.



Die Prinzeſſin **Marie Eliſabeth Amalie Eugenie**, Herzogin in Bayern, jetzt Kaiſerin von Oeſterreich, wurde am 24. Dezember 1837, am Vorabende des Chriſtfeſtes, geboren, den bayriſchen wie den öſterreichiſchen Landen ein Geſchenk der heiligen Weihnacht. Ihr Vater, Herzog Max, entſtammt dem zweiten Birkenfeld'ſchen Zweige des Hauſes Wittelsbach; der erſte Birkenfeld'ſche Zweig dieſes Hauſes erhielt nach Karl Theodor's Tode die bayriſche Kur, und der erſte Kurfürſt aus dieſem Stamme, Maximilian Joſeph, ward erſter König von Bayern.

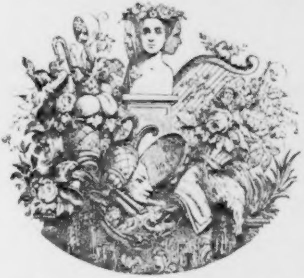
Herzog Max in Bayern iſt nicht allein im bayriſchen Volksſtamme, ſondern in allen gebildeten Kreiſen des deutſchen Volkes bekannt und geſchätzt als der „Wanderer im Orient", als Dichter anſprechender Novellen und Volkslieder. Den Muſen verwandt und von ihnen begabt, wendet ſein Sinn ſich mit verſtändnißvoller Liebe allem Edeln und Schönen zu. Auf ſeine Tochter Eliſabeth ging die Milde ſeines Geiſtes über, wie auf den Kaiſer Franz Joſeph die Charakterkraft ſeiner willensſtarken Mutter, der Erzherzogin Sophie, und die unter dem Jubel der öſterreichiſchen Völker am 24. April 1854 geſchloſſene kaiſerliche Ehe wird das Leben beider Neuvermählten mit jenem erhebenden Wohlklange durchathmen, von dem einſt unſer Schiller ſang:

„Wo ſich das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.“

P.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Einzelne Schluß-Bemerkungen von Gz.

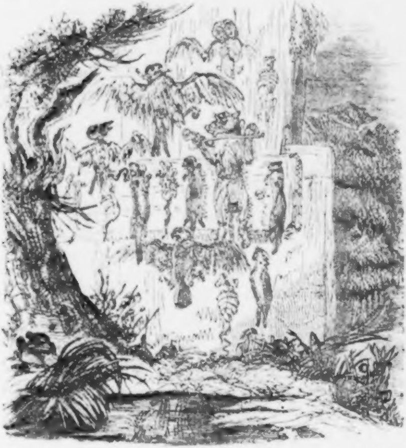


Der neue Umſchlag zum „Volks-Kalender“ zeigt auf der Rückſeite das obige Bildchen, welches ſich hier einfügt, damit es erſtens Diejenigen, die nur das „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“ beſtellten, auch haben, zweitens ſich Gedanken anknüpfen laſſen an das Sinnbildliche, in welchem der Zeichner (Holbein) ſeiner eigenen Eingebung folgte.

Daß die drei bekränzten Köpfe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verſinnlichen ſollen, iſt leicht erkannt; die Vergangenheit weicht im Schatten, die Zukunft verhüllt ein Schleier und die Gegenwart ſchaut uns ſcharf, aber doch verlegen an. Die Vergangenheit ſcheint etwas unwillig, es iſt als ob ſie uns nachriefe: Ihr hattet ſonſt ein kernhaftes Leben und Stetigkeit, ich aber fand Euch zuletzt in ein Ringelrennen getrieben, ſo daß Keiner ſo recht und aufrichtig bei den Andern, ja Keiner gehörig bei ſich ſelber war. Haben wir es mehr mit der Gegenwart zu thun, deren bedenklicher Blick an Bedächtigkeit mahnt, iſt doch der Vergleich des Ehemaligen mit dem Jetzigen nicht abzuweiſen.

Ja, unſre Vorfahren liebten, ehe Fremdſucht Mode wurde, die Stetigkeit und ließen die Wandlungen der Zuſtände und Verhältniſſe ſich aus ſich ſelber entwickeln, griffen nicht in Haſt nach Veränderungen. Das Nebenwerk auf unſerm Bildchen zeigt mancherlei Prunk, doch läßt ſich eine Miſchung des Alten und Neuen herausdeuten. „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann", das wiſſen wir; lange ſchon iſt jene Zeit hin, wo man bei wenigem, ſich vererbendem Geräth, bei einem Werkeltags- und einem Feſtkleide allgemeiner Volkstracht ſich wohlhabend fühlte, wohlhabender wurde und ſich ſo erhielt, weil man die häuslichen und gewerblichen Bindungen wahrte, ſeine Vergnügungen nicht im Gewirr und Endloſen ſuchte, ſondern daheim hinlänglich ergötzt war vom Harfenklange und einem Liedchen dazu, „geſungen wie der Vogel ſingt". Da war die ſogenannte Tauben-Einfalt noch im Gange und der Zeichner hätte ſeiner Hinweiſung, daß ſie jetzt getödtet ſey, noch den Gegenſatz der mit geſteigerter Eigenſucht mehr und mehr zur Anwendung gekommenen Fuchsliſt beifügen können.

Daß die gewerblichen Verhältniſſe für die Menge Derer, die nur ſpärliche Baarſchaft haben, ſchwieriger und karger geworden, daß ſie durch die Macht der nicht ſelbſt erzeugenden, aber vermöge ihrer Geldmittel die Erzeugniſſe der Volksthätigkeit beherrſchenden Händler beengt und gedrückt ſind, iſt oft genug beſprochen. Man ſtrebt nun danach, die ehemaligen handwerklichen Verbindungen, die man hätte beſſern, nicht zerſtören ſollen, wieder einzuführen, erfährt aber, daß ein in Jahrhunderten allmälig befeſtigtes Band leicht durch eine Verfügung zerriſſen, durch hundert Verfügungen aber nicht oder doch nur höchſt kümmerlich herzuſtellen iſt. — Im Mangel des Begriffs von echter Freiheit, die überall, wie nicht der Ordnung, ſo auch nicht dem Allgemeinwohl ſchaden darf, erkrankten die Zuſtände an ſo vielfachem Schwindel, daß wir oft bei dem Ruf nach Freiheiten bemerken müſſen, man meine ſolche, welche die Freiheit zum Vortheil des Eigennutzes hindern und feſſeln. Heben wir aus dem Mannigfachen Einzelnes hervor, ſo liefert uns — zum Beiſpiel — die Geſchichte des freien Handels mit den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen die beklagenswertheſten Belege. Da heißt es: die Concurrenz, die Vielmitbewerbung, gleicht Alles aus; es iſt aber ein hauptſächliches Mittel zur Preiserhöhung geworden, die Concurrenz klüglich zu hemmen, ſie den Ackerbauern durch erhöhte Gebote abzukaufen, und den Wucherſinn bis in die Bauernhütten hinein zu pflegen, um die Steigerung der Preiſe ganz in der Gewalt zu haben. Man fängt mit Nachrichten über Mißwachs an, veröffentlicht dann künſtlich in die Höhe geſchraubte Handelsberichte, ſaugt nun das ganze Jahr hindurch Alle aus, die von der Hand in den Mund leben, und der Armuth nimmt man ſoviel vom Tiſch, daß ein Satteſſen zu den Seltenheiten gehört. Wir haben dieſe — bis zum Aergſten an ſchlimmen Begebenheiten ſchuldige — Wucherei in den Jahren 1846 und 1847 bemerkt, wo der erkünſtelte Preis des Roggens — 110 Thlr. für den Wiſpel — plötzlich vor der Erndte auf 35 Thlr. fiel, und es würde im Jahr 1854, wo nach unaufhörlichem Geſchwätz von Mangel vor der Erndte gleichfalls noch Ueberfluß vorhanden war, eben ſo plötzlich der Abfall des unverhältnißmäßig geſteigerten Preiſes erfolgt ſeyn, wenn die Wucherer nicht für ihre Berichte eifrigſt ſchlauere Vorſpiegelungen erfunden, um ſich hinweg zu helfen über ähnliche Strafreden, wie ſie ſieben Jahre vorher gebührend hören mußten. Es kann aber nicht ſchaden, wenn man, wie der Jäger auf die ſchädlichen Thiere, auf das Gier-Ungeziefer der Wucherer Jagd macht und es, wenn auch nicht wie am Forſthauſe der Förſter — deſſen Verfahrungsart wir nur bildlich bezeichnen — in der Oeffentlichkeit zur Anſchau bringt.



Wir billigen nicht unbedingt die Anſicht unſerer Vorfahren, bei den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen hauptſächlich dafür zu ſorgen, daß ſie dem Volk aus der erſten Hand kommen mußten, alſo jeder Käufer von Getreide, als Verkäufer bei erhöhtem Preis, ſich ſogleich den Makel der Wucherei zuzog; daß aber die volle Anwendung der Freihändlerei mit allen üblen Behelfen und hinterliſtigen Vorkehrungen hinſichtlich der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe bei manchen Behörden Widerſtand gefunden, billigen wir allerdings, denn die Preisaufſchrauberei iſt in dieſem Bereich eben ſo zerrüttend als bedenklich. Wir haben uns darüber ſchon im Jahrgange für 1848 in dem Aufſatz „Vom Wucher und Wucherſpiel“ lebhaft ausgeſprochen und weiſen darauf hin, weil der Getreidehandel nach der Erndte von 1853 bis zur Erndte 1854 ebenfalls ein elendfördernder Pfiffigkeitsbetrieb war, was gegen alle Scheingründe dadurch erwieſen iſt, daß große Vorräthe übrig blieben, die Schleichwege zur Erhaltung der hohen Preiſe aus den Handelsberichten aber immer auffallender wurden. Einem mit dem Getreidehandel bekannten Freunde verdanken wir eine Mittheilung über mögliche Hülfe gegen ein Uebel, das ſo ſchwer auf der Volksmenge laſtet, wir laſſen deſſen Darlegung hier folgen.

„Erſtens iſt zur Abwehr des Getreidewuchers voraus im Allgemeinen zu ſagen: Ebenſo wie dem Grundſatz der Preßfreiheit muß auch der Handelsfreiheit da die Grenze gezogen werden, wo ſie in Frechheit ausartet. — Zweitens iſt den Zeitkäufen, — den Wetten auf Getreide-Preiſe —, dieſer abſcheulichen Ausgeburt des Zeitdrachens „Bereicherungsſucht“, ein Ziel zu ſetzen dadurch: daß ein Geſetz den wirklichen Empfang und die wirkliche Ablieferung der Waare ſelbſt oder echter — nicht bloß zur Täuſchung dienender — Anerkennungsſcheine („Connoiſſements“) vorſchriebe. Es iſt gar nicht ſoviel Getreide vorhanden, wie an den Börſen ſcheinbar gekauft und verkauft — das heißt: verwettet wird. Nicht gegen den freien Handelsverkehr, ſondern gegen das überhaupt unerlaubte Wage-, das Hazardſpiel des Wettens, was jetzt auf Getreide angewendet wird, ſoll dies Geſetz ſich richten. Hier ein Beleg des Unheils: Angenommen, eine Stadt wie Berlin brauche täglich 200 Wispel Korn, ſo würden 12,000 Wispel Getreide, in Berlin lagernd, den Bedarf von zwei Monaten decken, alſo kein Grund zu einer Steigerung vorhanden ſeyn, wenn man weiß, daß innerhalb dieſer Zeit der Bedarf für fernere zwei Monate zugeführt werden kann zu den eben gültigen Preiſen. Man wird zugeben müſſen, daß dies eine Annahme günſtiger Zuſtände iſt. Gewiß! — es wird ſich aber zeigen laſſen, daß dennoch die gebräuchliche Gewinnwuth verderblich wirken kann, um wie viel mehr in bedrohlichen Zeiten. Es haben nämlich die Händler A. B. C. u. ſ. w. zum „Ultimo“, dem letzten Tage des zweiten dieſer beiden Monate, in früherer Zeit eine Wette mit D. E. F. u. ſ. w. geſchloſſen, daß an dieſem Ultimo-Tage das Korn 20 Thlr. theurer ſeyn werde und zwar iſt dieſe Wette ſo geſchloſſen: A. B. C. ſagen zu D. E. F.: Ihr liefert uns zu jenem Tage 60,000 Wispel zum Preiſe von 60 Thaler für den Wispel. Wir verlangen aber nicht wirkliche Lieferung, ſondern gilt Korn an dieſem Tage nur 40 Thlr., ſo zahlen wir Euch 20 Thlr. für jeden bedungenen Wiſpel heraus; gilt aber das Korn an dieſem Tage 80 Thlr., ſo zahlt Ihr uns den Unterſchied von 20 Thlr. Nun ſuchen natürlich N. W. C. ihren Vortheil darin, den Preis auf 80 Thlr. zu treiben. Wie iſt das zu machen? Sie kaufen die in Berlin vorhandenen 12,000 Wiſpel raſch zu natürlich eben ſo raſch ſteigenden Preiſen auf und treiben dieſe möglicher Weiſe ſo, daß ſie den Wiſpel ſogar mit 100 Thlr. bezahlen müſſen. Sie haben alſo für 12,000 Wiſpel je zu 100 Thlr. verwendet: 1,200,000 Thlr., ſchicken dies Getreide fort und verkaufen es ſchlimmſten Falls nach außerhalb oder außer Landes zu 60 Thlr. den Wiſpel, alſo um 40 Thlr. niedriger, das macht im Ganzen einen Verluſt von 480,000 Thlr. Dagegen haben aber N. W. C. durch ihren keken Winkelzug an der Börſe und auch namentlich am Landmarkte die Preiſe mindeſtens auf 80 Thlr. künſtlich geſchraubt und erhalten nun zum feſtgeſetzten Ultimo, obiger Wette zufolge,

20 Mal 60,000 Thlr. . . . . 1,200,000 Thlr.
Davon ab obiger Verluſt an aufgekauften 12,000 Wſpl. 480,000 Thlr.

Verbleibt für N. W. C. u. ſ. w. ein Gewinn von 720,000 Thlr.

Begreiflich haben inzwiſchen D. E. F. alle Anſtrengungen gemacht, den Preis unter 60 Thlr. zu drücken. Da ihnen aber ſelten die Zufuhr ſo raſch zu ermöglichen iſt, namentlich in Zeiten nicht reichlicher Erndte, gehemmter Schifffahrt u. ſ. w., als den N. W. C. das Aufkaufen thunlich war, da ferner Furcht vor Mangel mächtiger auf Preiserhöhung wirkt als der Anblick des Ueberfluſſes auf Preisermäßigung (nach ähnlicher verſchiedener Wirkung von Angſt und Freude auf das menſchliche Gemüth), ſo gelingen den D. E. F. (den „Baissiers“) ihre Veranſtaltungen in der Regel ſchlechter, als den Herren N. W. C. (den „Haussiers“). Dazu kommt: der große Grundbeſitzer iſt wohlhabend geworden und mehr geneigt, durch Zurückhalten die hohen Preiſe zu ſteigern, als das Sinken derſelben durch Verkauf noch zu fördern. Nur in den ſeltenen Fällen größten Ueberfluſſes können N. W. C. Verluſte erleiden, weil alsdann die Preiſe gewöhnlich — zum Schaden des Landmanns, beſonders des kleinen und meiſt zum Vortheil Anderer als der Verzehrer — weit unter das richtige Ausgleichungsmaaß ſinken können, wie ſie in Zeiten, wo Furcht gerechtfertigt oder durch Kunſtgriffe aufgeregt iſt, weit über das Ausgleichungsmaaß ſteigen. — Man kann nun fragen: Woher kämen aber ſolche Narren, wie D. E. F.? Die Antwort iſt: Aus denſelben Beweggründen, wie die Spieler an der Roulette, welche auch Zahlen ſetzen; den Glücksfällen vertrauend, geben ſie leicht auf Wagniſſe ein — es ſind nicht die ſchlimmſten Leute, während die Haussiers an der Kornbörſe eben ſo verderblich ſind, wie die Baissiers an der Geldbörſe. Jene wie dieſe ſtellen ihre Berechnungen auf das Unglück, und wo keines iſt, da ſchaffen ſie es durch die Befürchtung deſſelben, durch falſche Gerüchte u. ſ. w. Weiß man doch, daß der Bund der Böſen mächtig iſt auf Erden und wer ihnen entgegen treten kann und thut es nicht — der iſt mit ihnen.

Zudem wimmelt es an den Börſen von Geſindel, das, nicht mit tauſend Thalern in der Taſche, für Hunderttauſende auf gut Glück Geſchäfte macht. Sie können ja nur ihre tauſend Thaler verlieren, dagegen wer weiß wie viel gewinnen! — Drittens hätte unbeſchränkte Ausfuhr bei den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen nicht als Grundſatz zu gelten. Es müßte wie z. B. in Mecklenburg, ein höchſter Preis für Korn angenommen ſeyn, bei deſſen Eintritt nicht mehr ausgeführt werden darf. — Viertens würden Magazin-Anlagen von Seiten des Staates, oder beſſer noch Gemeindeweiſe, auch etwas thun, ſo wie fünftens der rechtzeitige Einkauf für Militair-Magazine. — Sechstens wäre ſtrenge Beaufſichtigung der Markt- und Börſenberichte anzurathen; es ſind ſchon Fälle vorgekommen, daß Landleute auf dem Markte nur 50 Thlr. für den Wispel forderten und ihnen Händler freiwillig zu 55 Thlr. abkauften, um den Marktbericht zu fälſchen und höhere Preiſe angegeben zu ſehen. — Siebentens müßte man unbedingt das Kaufen und Verkaufen von Getreide auf dem Halme geſetzlich verbieten. — Achtens thäte jedes Landes-Oekonomie-Collegium gewiß nicht übel, bei ſeinen Unterſuchungen nicht bloß die ländlichen Beamteten und ſo weiter, ſondern auch den kleinen Landmann zu befragen, vor allen Dingen aber ſelbſt zu ſchonen. — Neuntens ſollten die Creditanſtalten auf Getreide die Darlehne meiden. Wenn z. B. der Händler ein Kapital von 100,000 Thlr. zum Getreidehandel beſtimmt, ſo kann er möglicherweiſe auf dafür gekauftes Getreide unter Verſchluß oder auf die Anerkennungsſcheine pfandweiſe 60,000 Thlr. leihen; für dieſe 60,000 Thlr. würde er Getreide kaufen, dieſes abermals für 40,000 Thlr. verpfänden u. ſ. w., und hat dann mit ſeinen 100,000 Thlrn. für 200,000 Thlr. Getreide aufgekauft. Das brauchte nicht geſtattet zu ſeyn bei täglichem Brode, um welches im Vaterunſer von den Kanzeln gebetet wird. — Zehntens könnten in Zeiten der Noth — und Theuerung iſt Noth für den Armen! — auch ausnahmsweiſe die alten Geſetze in Kraft treten, die den Kornerzeuger zwingen, das zu verkaufen, was er nicht — reichlich bedacht — ſelbſt braucht, ſtatt daß er jetzt aufſpeichert und zurückhält und möglicherweiſe den dritten Wispel verfaulen und verderben läßt, weil ihm zwei Wispel mit weniger Mühe mehr einbringen, wenn er ſie in zwei Fuhren zu Markte ſchickt, als ſonſt drei in drei Fuhren. Im Berliner Kanalhafen neben dem Anhaltiſchen Bahnhofe ſind Hunderte von verdorbenen Wispeln in den Kähnen geweſen, die ſo lange wegen der Preisſteigerung von Hand in Hand gegangen ſind, bis ſie für Menſchen unbrauchbar wurden. — Dieſe zehn Angaben mag man prüfen; überließe man ſie aber, wie dies ſchon vorgekommen, zur Begutachtung den Betheiligten ausſchließlich oder doch in der Mehrheit, würden ſie ſammt und ſonders für baaren Unſinn und das Hungerübel für unerläßlich erklärt.“ —

Genug davon! Wir können übrigens in allen Verhältniſſen wahrnehmen, wie die gediegene Rechtlichkeit ſich in Pfiffe auflöſt, welche die deutſche Volksthümlichkeit immer weiter beſchädigen. Die Beſonnenen müſſen ſich ſagen, daß ein ſolcher Verluſt nicht zu den vorübergehenden gehört, da Lüge und Schein ſich immer mehr einwachten, wenn man überhaupt einer Scheinbildung huldigt, die das Verſchmitzte ſchärft, das Rechts- und Billigkeits-Gefühl aber abſtumpft, ſo daß alle Verfeinerung nur die niedrige Geſinnung beſſer zu verhüllen lehrt. Mit dem Gediegenen iſt auch die Pünktlichkeit gewichen und bis zu dem kleinſten Geſchäftskreiſe hin läßt ſich beſtätigen, daß ein Berliner Antiquar, der an ſeinem Schaufenſter unter Anderem eine „Anleitung zur Abfaſſung aller Arten von Mahnbriefen“ auslegte, und einen Zettel daran heftete mit den Worten: „Jetzt unentbehrlich!“ keineswegs der Unwahrheit zu bezüchtigen iſt.

Daß der alte Spruch: „Des Menſchen Leben iſt nicht beſtimmt für Leidenſchaften und Begierden, ſondern für Pflichten“, jetzt von Vielen als überſtreng betrachtet wird, erkennt man auch in geiſtigen Beziehungen, bei denen man mehr Hätſchelei der Gelüſte und Putzmacherei für die Unſitte verlangt, als die Würdigkeit, welche mit den verſchiedenſten Richtungen doch immer die Erhebung des Menſchenwerthes bezweckt. Wie raſch war man ſonſt vertraut mit ſinnig gemüthvollen Schriftwerken, ſogar in der minder wohlhabenden Schicht des Mittelſtandes. Man fand nicht ſelten bei faſt arm zu nennenden Familien eine, wenn auch beſchränkte, doch gut gewählte Bibliothek, und während durch die Theurung des Nothwendigſten eine Menge die geiſtige Erfriſchung ſich jetzt verſagen muß, hat eine andere in der zerfahrenen Vergnügungsſucht nichts übrig und auch nicht Muße, ſich das Beſte der neueren Schriftwelt anzueignen. Was man da zumeiſt lieſt, iſt oft genug Waare, die der wahrhaft Gebildete ſich fern hält, die aber begreiflich durch Marktſchreierei ſo verbreitet wird, wie die ſogenannten mediziniſchen Univerſal-Mittel, für welche Quackſalber Tauſende von Thalern an öffentliche Lobpreiſungen wenden und doch dabei reich werden. Im wohlhabenderen Mittelſtande und den vornehmeren Kreiſen kauft man nicht ſelten nach oberflächlichen Empfehlungen nur Bücher mit zierlichem Einbande zu Geſchenken, lieſt ſie gewöhnlich ſelbſt nicht und die Beſchenkten halten es ebenſo: das Buch thut ja ſeine Schuldigkeit, wenn es im Aeußern der Prunkſucht genügt. Ein geiſtreich Werk, an dem ſich das Seelenleben mehrere Abende und wiederholt ergötzen kann, mit einem Thaler bezahlen zu ſollen, iſt widerwärtig, für ein paar vorgetragene Arien oder den Anblick einer Tänzerin wohl gar das Doppelte zu bezahlen, dazu drängt man ſich. Klar genug iſt es, daß Ohrenkitzel und Augenlüſternheit den Sieg über den Gedanken davon tragen, man nicht in ſich hineinſchauen, ſondern nur ſich zerſtreuen will nach dem Verſinnen über den Vortheil, ſo daß ſich der Goethe-Mephiſtopheliſche Spruch anwenden läßt:

„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, ſey nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.“

Bei Geſang und Tanz mögen wir des Zeichners Einfügung in Bezug auf Schauſpiel betrachten. Er hat es nur mit einer Larve begabt, nicht recht heiter, nicht recht ernſt, gleichſam Abſonderliches ergrübelnd. Ueber die Larve erhebt ſich ein Tambourin, das Andeutzeichen des Tanzes, und ein Blatt liegt dabei, auf welchem Noten ſtehen könnten, aber nicht ſtehen, weil muthmaßlich der Zeichner ſagen will: die neuere Muſik habe ihm zu viel Noten, und er wolle ſich lieber gar nicht damit befaſſen. Er würde da auch Goethe für ſich haben, der Folgendes äußerte: „Es iſt wunderlich, wohin die auf's Höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Componiſten führt; ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen; mir bleibt Alles in den Ohren hängen!“ Unſere Vorfahren haben ſchon bei ihren einfacheren Singſpielen wahrgenommen, daß man mit ihnen den eigenthümlich ſinnigen Geiſt, das ſelbſtthätige Denken verſcheuchen könne, und es iſt ſo gekommen. Unzweifelhaft hat die Uebermacht des eigentlichſt doch zumeiſt das Sinnliche anſprechenden Tons bei der Menge in Unterdrückung des Gedanklichen die Zerfahrenheit im Allgemeinen ausgebreitet, und wie die leibliche Nahrung, ſo verkümmerte Zeitſchwindel auch die geiſtige durch Klang- und Blendwerk, zu welchem Erfolge Einſeitigkeit andrerſeits beitrug.

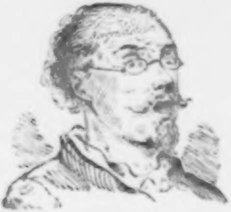
Es beliebte nämlich einſt den „romantiſche Schule“ genannten Verbundenen, das deutſche Schauſpiel, wie ſie es vorfanden, ganz zu verwerfen, und dagegen in das theils treffliche Fremde, außerdem jedoch zugleich in ein für unſre Wirklichkeit völlig Unheimiſches einwohnen zu wollen. Das geſchah zu einer Zeit, wo durch Leſſing, Goethe und Schiller (den jene Schule auch unterſchätzte) unſre Eigenthümlichkeit in Bühnenwerken erhöht war, was von übermüthiger Verdammniß an weiterem Umfange gehindert und zur Ausartung angeleitet wurde. Durch ihre eigenen Erzeugniſſe bewies jene Schule ſich nicht ſpruchfähig zu richtigem Urtheil, bewies keineswegs das Recht und den Beruf zur Umgeſtaltung der Schauſpiele; ſie konnte weder erſetzen noch beſſern, was ſie unterdrückte, brachte dagegen die Schätzung des Fremden und die übrigens geziemende Verehrung Shakſpeare's in das Uebertriebene. Man hat Goethe, der in ſeinem Alter mit Bezug auf Deutſchland ſich minder vortheilhaft über Shakſpeare äußerte als in ſeiner Jugend, oft getadelt; Goethe war aber Meiſter im Durchſchauen und bei aller Achtung für den großen britiſchen Dichter ſah er in der Uebertreibung den Behelf zum Niederhalten zeitheimiſcher Kräfte voraus. Ein Mann, der dies Ergebniß ſteigerte durch ſeine ſtets gepflegte ehrenwerthe Liebe zu Shakſpeare, der verdienſtvolle Ludwig Tieck, hätte ſich doch zuweilen ſeiner eigenen Wahrnehmung erinnern können: „Die Vertiefung in einen Autor iſt eine Art Krankheit, und durch ſtarres Hineinſchauen wird das geiſtige Auge ebenſo geblendet, wie durch irres Herumfahren von einem Gegenſtande zum andern.“ Die vielen Erklärer der Shakſpeare'ſchen Werke mit ihren entgegengeſetzten Meinungen bezeugen dies ſo vollſtändig, daß jeder Unbefangene am beſten thut, ſich eine ſelbſtſtändige Anſicht zu ſichern. Die begünſtigte Richtung, mit dem Fremdalten das Neue möglichſt einzwengen, anſtatt Beides in richtiger Weiſe nebeneinander fruchten zu laſſen, ward jedoch manchen Bühnenlenkern ſehr zuſagend. Der Begriff, daß eine Bühne allzeit Leben und Kunſt der Gegenwart zu verbinden, in ihr Unweſen läuternd einzugreifen und Verkehrtheiten in die rechten gedanklichen und gemüthlichen Geleiſe zu leiten habe, iſt verkommen, und wirkt faſt erſchreckend, wenn er auftaucht. Man bemüht ſich, die weltbedeutenden Bretter für die Welt bedeutungslos zu machen, ihre neueren Gaben mit der flachſten gangbaren Unterhaltung in's Gleichgewicht zu bringen; man fragt nicht mehr nach Wahrheit, Natur und Zweck, nur nach dem Wunderlichen und Fratzenhaften, was dem Ueberreiz dient, obgleich ſich die Theater jetzt in die kleinſten Oerter hineinzwingen. „Solch ein Streben entfernt uns von dem Wirklichen und Lebendigen", ſetzt Gervinus hinzu nach Betrachtung jenes offenkundigen Zerwürfniſſes mit gedankenvoller und gedankenweckender Richtung. Den Schein zu retten ſchiebt man gelegentlich auf ſolchen Bühnen, die den an ſie mit Recht zu ſtellenden höchſten Anforderungen nicht durchweg entkommen können, das „Klaſſiſche" vor, oft ohne Frage darüber, ob es für uns klaſſiſch, das heißt muſtergiltig ſeyn kann. Man hilft ſich in ſolchen Fällen mit künſtlichem Entzücken, wobei die angenehme Eigenſchaft todter Dichter, keinen Ehrenſold in Anſpruch zu nehmen, bedeutend mitzählt. Man braucht zu Ueberſchwengliches, um die Koſten für das Verderbliche, den ſich ſteigernden Prunk und die Anforderungen der dieſem Prunke Dienſtbaren zu decken, man braucht zu Ueberſchwengliches, um das Gedankenhafte der Gegenwart zu tödten, als daß man zu deſſen Belebung viel übrig haben könnte. Man will auch dafür nichts übrig haben, und doch iſt es der Gedanke im geiſtigen Gebiet, womit die Deutſchen ihre herrlichſten Siege gewonnen haben! Die Zuſtände der heutigen Theater werden ſich aber, erfolgt keine grundſätzliche Umſchaffung, gänzlich herunterbringen; — man würde das ſehr genau wiſſen, vergäße man nicht, daß die Blüthezeit der Bühne jene war, als ſie ſich unſerer angeſtammten Denk- und Sinnesart fördernd anſchloß und nicht hauptſächlich die Anſprüche des angeſiedelten Eitlen und Lüſternen zu befriedigen ſtrebte. Iſt's doch, als ob die Deutſchen auch bei dem ehrenwertheſten Fremden durch Uebertreibung ihrem Eigenthümlichen eine Niederlage beibringen müßten! Die Bühnenlenker ſind aber nicht zu wägen nach Dem, wobei ſie durch feſtſtehendes Urtheil oder begünſtigendes Vorurtheil geſchützt ſind, ſondern nach Dem, was ſie aus der Schaffenskraft der Gegenwart hervorrufen und hervorheben; denn darin liegt die Bewährung oder Selbſtanklage der Zeit und die deutlichſten Zeugniſſe dazu geben die Bühnen. Man ſollte ſich alſo hüten, ihr Werkzeug, welches der Menſch ſelbſt iſt, auf irrige und niedrige Weiſe zu benutzen. — Wünſchen wir nun vor Allem die Hauptſache, nämlich, daß wir Dichter haben — und haben können! — die nicht nur um des Erwerbs willen den in Genüſſen Verlebten Erweckungen anſchmeicheln mit wider- und unſinniger Verſchrobenheit, die vielmehr nach dem Ausſpruch Goethe's handeln: „Ein dramatiſcher Dichter, der ſeine Beſtimmung kennt, ſoll unabläſſig an ſeiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle ſey.“ Das findet indeß mehr als jemals Hinderniſſe, und weil man ſich vor klaren und kernvollen Gedanken, die vom Theater in's Leben wollen, ſcheut, haben ſich Oper und Ballet des Vortritts und der Herrſchaft bemächtigt, was an ſich ſchon ſeit lange als geſunkene Geiſtigkeit der Bühne betrachtet und in allen Literargeſchichten als verderblich geſchildert iſt. Wir begnügen uns mit dieſer Anerkennung und mögen beſonders nicht über Ballet ſprechen; wer es hoch ſtellt, den brauchen wir ja nicht hoch zu ſtellen. Welchen Einfluß aber die zeitigen Bühnenzuſtände haben, möge man ſich entwickeln, wenn wir davon durchdrungen ſeyn dürfen, daß die erſten Bühnenwerke Schiller's, wären ſie neu und in gleichem Kampf mit den jetzigen Zuſtänden und Stimmungen, wie unſer Dichter es mit ſeiner Zeit war, jetzt nicht auf die Bühne kommen, wir alſo auch ſeine Meiſterwerke nicht beſitzen würden, hätte man jenen den Eingang zur Bühne verſchloſſen und er nothgedrungen für ſeinen Geiſt andere Wege ſuchen müſſen.

Wir könnten wie in Hinſicht auf Leibliches ſo im geiſtigen Bereich noch Vieles berühren, was die Volkseigenthümlichkeit untergräbt und verjagt, der Raum aber begrenzt uns auf Einzelnes und nächſtdem wollten wir — vorzugsweiſe an dieſer Stelle — unerfreuliche, ob auch treffende Perſonsbeziehungen gern vermeiden. Was aber die Folgen der in unſerm Jahrhundert umfänglicher gewordenen Tagesübel betrifft, ſo liegt uns eine Reihe warnender Aeußerungen von bedeutenden Männern vor, die ähnliche Anſichten früher ſchon ausſprachen, wovon wir jedoch nur folgende Bemerkung des Freiherrn v. Stein hier einſchalten: „Unſer Geſchlecht krankt an der Selbſtſucht und dem Verlangen nach dem Genuſſe des Augenblicks. Das Uebermaaß der Uebel wird das kommende Geſchlecht ſtählen, vielleicht aber auch vollends erdrücken und ganz verthieren, wenn wir uns nicht damit beſchäftigen, unſre Kinder zu den Grundſätzen zurückzuführen, deren Verlaſſen an dem allgemeinen Untergange ſchuld iſt.“ — Sorgen wir demnach, daß

Bedächtigkeit

nicht überall in oede Winkel zurückgeworfen, ſie vielmehr aus dem Gewebe der Vortheilslauerer und Gedankentödter, in welchem man ſie einfängt und überſpinnt, befreit wird, um ſich mit ihr vor den luſtberauſchenden Giftbeeren zu hüten, mit denen dienſtbare Klüglinge die beſſeren Kräfte des Volks zerrütten. Der Zeichner des dieſem Aufſatz voranſtehenden Sinnbildes hat uns mit Hoffnung erfüllen wollen;

er läßt auf der Seite der Vergangenheit Blumen und Blüthen, auf jener der Zukunft Früchte ſchauen, während er die Gegenwart mehr nur mit äußerlichem Prunk und Tand begabte. An tüchtigen Grundſätzen unſerer Vorfahren wäre freilich deutſches Weſen und Thun, wo es hinfällig geworden, aufzurichten! Laßt uns darin möglichſt wieder heimiſch werden, damit wir nicht die Naturkräfte uns nur deshalb eifriger aneignen, um die Natürlichkeit in Zerkünſtelei zu verkrüppeln. Richten wir uns nach Denen, die deutſcher Geſinnung und deutſcher Gradheit treu blieben — Gott ſey Dank, es giebt ihrer noch! — ſonſt werden wir im Hirn ein „Nirgendsheim“ haben, und die Welt mit der Brille



anſchauen, ohne das Nothwendigſte zu ſehen. Wer es demnach redlich meint mit ſich und Andern, der wendet ſich eilig ab von dem Getriebe niedriger Selbſtſucht wie von dem Jagen nach geiſtesleerem Genuß und bedenket das gefährliche

Ende!

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Marguerite.

Roman in drei Theilen von Dr. Chriſt. Birch. Pr. 3 Thlr. 7½ Sgr.

Alle öffentlichen Urtheile erklären dieſes Buch für einen der vorzüglichſten Romane der Gegenwart, und ſowohl der innere Werth und Gehalt deſſelben als die lebhafte Anerkennung, welche er allmälig in der Leſewelt findet, veranlaßten bereits die beliebte Theater-Dichterin Charlotte Birch-Pfeiffer, die Gattin des Verfaſſers, einen Theil ſeiner Begebenheiten und Charaktere zum Stoff eines Schauſpiels zu wählen. Binnen Kurzem dürfte Letzteres vollendet ſeyn und gewiß an Wirkung nicht hinter dem Roman zurückbleiben, der mit reicher, feſſelnder Handlung, ſpannenden Verwickelungen und trefflich gezeichneten Charakteren lebensvolle Schilderungen aus dem Natur- und Kulturleben zweier Welten verbindet. Die erſten beiden Bände ſpielen im tropiſchen Amerika, der dritte im rauſchenden Paris, und mit geſchickteſter Hand ſpinnt der Verfaſſer den Faden des Romans über das Meer herüber.

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wezel, J. H. Voß, Matthiſſon, Gleim, Zach. Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer und Anderen. Bisher in keiner Sammlung. Erſter Band. Pr. 2 Thlr.

Der Inhalt dieſes Buches bedarf keiner Empfehlung. Von geiſtvollen Zeitgenoſſen unſerer großen Dichter wird der Leſer hier in der Letzteren Privatleben, in ihre Denk- und Gefühlsweiſe lebendig, ſelbſtanſchauend, nicht etwa nur durch Abhandlung, eingeführt und tritt mit ihnen in die vertrauteſte perſönliche Berührung. Ein Buch wie das vorliegende bietet innerhalb eines beſtimmten Kreiſes Erſatz für den in Deutſchland fühlbaren Mangel einer umfaſſenden Memoiren-Literatur.

Der zweite Band wird im Oktober 1854 erſcheinen (Preis ebenfalls 2 Thlr.). Der Druck deſſelben verzögerte ſich, weil wir zu zwei der Schilderungen erſt noch dargebotene wichtige Beiträge erwarten mußten.

Goethe in Briefen und Geſprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's über Welt und Menſchen, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt.
Supplement zu den Werken des Dichters.
Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Schiller in Briefen und Geſprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Schiller's über Werke und Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt, des Lebens und der Menſchenſeele.
Supplement zu den Werken des Dichters.
Preis: 1 Thlr.

Beide Bücher, ſowohl das Goethe- als das Schiller-Buch, bilden nothwendige Ergänzungen zu den Werken beider Dichter; ſie bergen eine ſolche Fülle ſchöner, erhabener und erhebender Gedanken, belehrender Erfahrungen und verſöhnender Anſchauungen des Lebens, daß ſie immer von Neuem geleſen und beherzigt zu werden verdienen und in keiner Familie fehlen ſollten. Da dieſe Geiſtesſchätze in ihrer Zerſtreuung durch zahlreiche Bände von Briefwechſeln, Biographieen u. ſ. w. nur von Wenigen genoſſen werden konnten, war es eine verdienſtvolle Arbeit, ſie zu ſammeln und zu vereinigen. Die Ordnung aller Stücke nach ihrem zuſammen paſſenden Inhalt ſowie die Angabe der Quellen in einem Anhange machen die Sammlungen überſichtlich und bequem.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Dreiunddreißigſter Jahrgang, für 1854. Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Wie man Häuſer baut. Zeitgemälde in vier Akten. Von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Großes Unglück! Luſtſpiel in einem Akt von J. C. Kleebus. — Saat und Frucht. Drama in fünf Akten und einem Vorſpiel von E. Raupach. — Margaretha. Schauſpiel in einem Akt von Anton Gubitz. — Rizzio. Trauerſpiel in fünf Akten von N. Graf Rehbinder. — Der Kaiſer und die Müllerin. Hiſtoriſches Luſtſpiel in einem Aufzuge. Von F. W. Gubitz.

Dieſes Jahrbuch enthält von Beginn an grundſätzlich nur Originalwerke deutſcher Verfaſſer und iſt die bedeutendſte und werthvollſte Sammlung, welche unſere Literatur auf dieſem Gebiete kennt. Im September 1854 erſcheint das

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Vierunddreißigſter Jahrgang, für 1855. Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Im Walde. Ländliches Charaktergemälde in vier Akten. Von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Die Amerikanerin. Schauſpiel in fünf Akten von F. Walcher. — Verſchiedene Wege. Luſtſpiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — Coligny. Trauerſpiel in fünf Akten. — Die Gräfin von Rochepierre. Luſtſpiel in einem Aufzug von N. Graf Rehbinder.

Das Jahr 1853.

Von Karl Stein, Hofrath und Profeſſor. Preis: 7½ Sgr.

Dieſe neueſte Fortſetzung von Stein's „Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten“ enthält in genauer Zeitfolge eine vollſtändige Ueberſicht aller irgend wichtigen Begebenheiten des ereignißreichen Jahres 1853 und iſt für das Verſtändniß der Tagesgeſchichte unentbehrlich.

Das vollſtändige Handbuch vom Anbeginn der Geſchichte bis zum Jahre 1853 einſchließlich koſtet 3 Thlr. 5 Sgr.

Gubitz'
Sammlung von Verzierungen

in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe zu haben.

Siebentes Heft. Nr. 1931—2361. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſe Sammlung iſt ſehr nützlich für Buchdruckerei-Beſitzer, für Alle, welche Bücher mit Bildwerk ausſtatten wollen, ſo wie für Jeden, der zu ſeinem Geſchäft ſinnbildliche Verzierungen braucht. Die früher erſchienenen Hefte ſind für den Preis von 4 Thlr. zu erhalten, die erſten drei Hefte werden aber bald gänzlich fehlen.

Schriften über bewährte Heilverfahren und Hausmittel.

Taubheit heilbar. Hülfe Ohrenleidender jeder Art. — Ein Wort über Dr. Pinter's Heilmittel, von Dr. M. Feldberg. — Volle Geneſung ſteht bei richtigem Gebrauche des hier Geſagten in ſicherer Ausſicht.

12te Auflage. Preis 7½ Sgr., 27 Kr. rhein. oder 30 Kr. C. M.

Lungenſchwindſucht heilbar. Durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens von Dr. Julius Lobethal. 6te umgearbeitete Auflage ſeiner Schrift: „Die Wirkung meiner Eſſentia antiphthiſica."

Preis 10 Sgr., 36 Kr. rhein. oder 40 Kr. C. M.

Der Darmkanal. Sitz der größten Uebel: als der Hypochondrie, der Gicht, der Magen- und Verdauungsſchwächen, Hämorrhoiden und anderer Unterleibs-Krankheiten und die Ausrottung ſowie Verhütung derſelben durch Dr. M. Strahl's Heilverfahren, dargeſtellt von Dr. Heinrich Scholtz.

Preis 5 Sgr., 18 Kr. rhein. oder 20 Kr. C. M.

Die chroniſchen **Nervenleiden.** Die Quelle der meiſten Krankheiten neuerer Zeit und deren Heilung. — Ein Wort über ein zuverläſſiges Präſervativ ꝛc. ꝛc.

18te Auflage der Schrift des Sanitätsrath Cernow über die Wirkſamkeit von Dr. Hilton's Nervenpillen.

Preis 7½ Sgr., 27 Kr. rhein. oder 30 Kr. C. M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Allgemeines

Koch- und Wirthſchaftsbuch

für Haushaltungen jeder Art.

Von **Wilhelmine von Sydow.**

2 Theile. Sechſte durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. 39 Bogen in 8. 1854. geh.

Preis beider Theile 1 Thlr., ſchön gebunden 1 Thlr. 7½ Sgr.

Der 1. Theil enthält: Die Kochkunſt in der Stadt und auf dem Lande, für Freunde kräftiger Hausmannskoſt, ſo wie für Feinſchmecker. Nebſt wöchentlichem Küchenzettel auf alle Monate im Jahre.

Der 2. Theil handelt von der Wirthſchaftskunſt und iſt ein vollſtändiger Wegweiſer für alle übrigen Zweige des Haushaltes. Verlag von **F. A. Eupel** in Sondershauſen.

☞ Für Mütter!!

welche ihre Kinder in kurzer Zeit ſpielend leſen lehren und ihnen und ſich ſelbſt einen eben ſo angenehmen als nützlichen Zeitvertreib verſchaffen wollen.

Fünfte Auflage!

Das Leſeſpiel

(für kleine Kinder von 4 bis 6 Jahren)

von

Karl Winternitz,

Profeſſor der Mathematik an der öffentlichen ſtädtiſchen Realſchule in Preßburg.

Fünfte Auflage!

Verlag von **Lechner's** Univerſitäts-Buchhandlung. Wien 1853.

Mit 100 Buchſtaben auf Cartonpapier, 19 zum Theil illuſtr. Leſetafeln, 1 Vorlegtafel und 1½ Bogen Text (Gebrauchs-Anleitung).

Preis: 16 Sgr. oder 48 Kr. C.-M.; beſſere Ausgabe 1 Fl. 30 Kr. oder 1 Thlr.

Lautirmethode und bewegliche Buchſtaben ſind nichts Neues, neu jedoch iſt der Gedanke, beide vereiniget ſpielend anzuwenden, und inſofern darf das „Leſeſpiel von Karl Winternitz", von welchem in Zeit von 3 Monaten 1000 Exemplare abgeſetzt wurden, eine neue Erfindung genannt werden. Es unterrichtet das Kind, während es in der That nur ſpielt, verleiht dem Geiſte des Kindes durch Selbſtthätigkeit eine zweckmäßige Entwickelung, verſenkt das Kind in eine ihm Vergnügen bereitende veredelnde Thätigkeit, weckt und nährt Sinn für Ordnung, Sparſamkeit und Wohlthätigkeit, bewahrt es vor Langeweile, der Quelle der Ungezogenheit, wird mit wenigen Worten geſagt zu einem Momente der Geſittung.

Vorräthig in allen ſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Das Buch der Toaſte.

Eine Sammlung von Toaſten (Geſundheiten), Tiſchreden in Verſen und in Proſa, Trinkſprüchen und Tiſchliedern, wie auch Antworten auf ausgebrachte Geſundheiten ꝛc. Zum Gebrauche bei feierlichen und fröhlichen Gelegenheiten und zur Erhöhung der Tafelfreuden. Original-Dichtungen von **Fr. v. Sydow.**

Die verbeſſerte u. verm. Aufl. 16. geh. 1852. Preis 15 Sgr.

Verlag von **F. A. Eupel** in Sondershauſen.

Neues nützliches Haus- und Wirthſchaftsbuch.

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt im Buchhandel überall zu haben:

Löbe, W. Dr., der kluge Hausvater und die kluge Hausmutter. Ein treuer Rathgeber für den Stadt- und Landbewohner in allen Vorkommniſſen der Hauswirthſchaft und des geſammten Gartenbaus. Dritte, abermals gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit eingedruckten Abbild. 8. Geh. 25 Sgr., 1 Fl. 15 Kr. C. M.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Geſchenk für Verlobte und Neuverehelichte oder die Geheimniſſe der Ehe.

Ein wohlgeprüfter Rathgeber für beide Geſchlechter vor und nach der Verheirathung.

Von **Dr. F. W. Wedeler.**

7te Auflage. 12. geh. 1854. Preis 18 Sgr.

In den wenigen Bogen dieſes Werkchens iſt Alles, was von einem Rathgeber für das wichtigſte Lebensverhältniß — die Ehe — in moraliſcher und phyſiſcher Hinſicht nur irgend gefordert werden kann, mit umfaſſender Umſicht zuſammengeſtellt und in einer Geiſt und Herz anſprechenden, des Gegenſtandes würdigen Sprache dergeſtalt vereint, daß es für Verlobte und Neuverehelichte beider Geſchlechter nicht füglich ein nützlicheres und paſſenderes Geſchenk geben kann.

Verlag von **F. A. Eupel** in Sondershauſen.

Mit k. k. öſterreich. ausſchließl. Privilegium und königl. preuß. Conceſſion.

Hülfe für Hautkranke.

— Das ächte **Kummerfeld'ſche Waſchwaſſer,** welches ſeit 60 Jahren durch viele ſegensreiche Erfahrungen bewährt iſt, heilt radical und ohne alle ſchädliche Nachwirkung die meiſten Arten von naſſen und trockenen Flechten, Schwinden, Finnen, Puſteln, veraltete Krätze, Kupferflecken, Hitzbläschen und andere derartige Ausſchläge und Hautkrankheiten. — **Gerichtlich beglaubigte Zeugniſſe** werden jeder Flaſche beigegeben. — Die ganze Flaſche koſtet 2 Thlr. 5 Sgr. oder 3 Fl. 54 Kr. rhein. — die halbe 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 Fl. 24 Kr. rhein.

Beſtellungen ſind zu richten an Dr. **Ferd. Janſen,** Buchhändler in **Weimar.** Briefe und Gelder franco.

Zwölf Jahre lang litt ich an einem Flechten-Ausſchlag im Geſicht, welcher allen dagegen angewandten, von berühmten Aerzten verordneten Mitteln entgegen trotzte und immermehr um ſich griff. Zu meinem Glück las ich vor etwa 3 Jahren in einer Beilage der Leipziger Zeitung das Zeugniß des Maurers Ch. Fleiſcher aus Greitſchütz, welcher lediglich nur durch Anwendung dieſes Waſchwaſſers in kurzer Zeit von ſeinem Uebel befreit worden war. Hierdurch veranlaßt, war ich ſogleich bereit, mir eine Flaſche von dem als heilſam empfohlenen Waſchwaſſer per Poſt von dorther bringen zu laſſen, und hatte die große Freude, nach 6tägigem Gebrauche deſſelben von meinem Leiden völlig rein und befreit zu ſein.

Mit der Dankbarkeit, welche ich ſeit der Zeit gegen den Herrn Bereiter des ſo heilſamen Waſchwaſſers herzlich empfinde, halte ich mich, zum Beſten aller Hautkranken, um ſo mehr für verpflichtet, ihnen das mir ſo ſchätzbar gewordene Heilwaſſer dringend zu empfehlen.

Königl. Geſtüt Doeblen bei Torgau, d. 30. Nov. 1849.

Lademann, Geſtüts-Wieſenvoigt.

Feſtgeſchenke für 1855.

Elze. — Englischer Liederschatz

aus englischen und amerikanischen Dichtern, vorzugsweise des XIX. Jahrhunderts. Mit Nachrichten über die Verfasser. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

In Leinwandband 1 Thlr. 15 Sgr.

Freiligrath. — Dichtung und Dichter.

Eine Anthologie. 2 Thlr. 15 Sgr.

Eleg. geb. mit Goldſchnitt 3 Thlr.

Lacroix. — Album poétique.

Recueil de poésies françaises des auteurs modernes, suivi de quelques notices biographiques.

In Leinwandband 1 Thlr. 15 Sgr.

Schmidt. — Anthropologiſche Briefe.

Die Wiſſenſchaft vom Menſchen in ſeinem Leben und in ſeinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet. Mit 55 lithogr. Abbildungen. 3 Thlr.

Tennyſon. — Gedichte. Ueberſetzt

von W. Hertzberg. 1 Thlr. 6 Sgr.

Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

☞ Vorſtehende im Verlage von

Gebrüder Katz in Deſſau

erſchienene Werke ſind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Formate der neueſten Taſchen-Ausgaben der Deutſchen Claſſiker ſind vollſtändig in 12 Lieferungen à 4 Sgr. erſchienen:

Theodor Körner's ſämmtliche Werke. Vierte rechtmäßige Geſammt-Ausgabe. Mit dem Bildniß des Dichters und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.

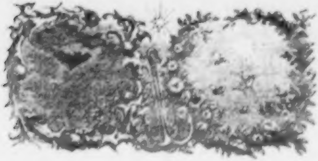
Deſſen ſämmtliche Werke in Einem Bande. Pracht-Ausgabe und ebenfalls mit dem Bildniß des Dichters verziert. 1 Thlr. 18 Sgr.

Deutſcher
Volks-Kalender
1856.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Zweiundzwanzigſter Jahrgang.



Der Hoffnungsreiche und der Hoffnungsloſe —
Getrennten Sinnes iſt ihr Ziel doch gleich!
Sieht Dorn nur Dieſer, Jener nichts als Roſe —
Der Dorn wird ſtumpf und jene Roſe bleich.
Doch ſchafft, wer hofft, ſich leicht die helle Stunde,
Wer hoffnungslos, dem wird die Sonne Nacht;
D'rum mit der Hoffnung bleibe im treuen Bunde,
Wie oft ſie auch Vertrau'n zum Traume macht!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

Univ. Bibl.
München

1 8 5 6.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈	Widder.	♋	Krebs.	♎	Wage.	♑	Steinbock.
♉	Stier.	♌	Löwe.	♏	Skorpion.	♒	Waſſermann.
♊	Zwillinge.	♍	Jungfrau.	♐	Schütze.	♓	Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑	Der neue Mond.	🌕	Der volle Mond.
🌓	Das erſte Viertel.	🌗	Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉	Sonne.	☿	Merkur.	♂	Mars.	♄	Saturn.
☾	Mond.	♀	Venus.	♃	Jupiter.	⛢	Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1856ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5805 te.
Seit Chriſti Tode	— 1823 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1783 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1901 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 275 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 157 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 476 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 416 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 365 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 247 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 199 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 156 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 61 —
Seit Friedrich Wilhelms IV., Königs v. Preußen, Geburt	— 62 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 17 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ⊖ bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Januar 1856

Alter Dezember 1855.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Dienſt.	1	**Neujahr**	♎	☿ ob. ☌ ☉. ☿ iſt am Anfange	20	Julius
Mittw.	2	Odilo	♏	☾☋. des Jahres in ſeiner	21	Thom. A.
Donn.	3	Genovefa	♏	oberen Conjunction mit der	22	Greg. Sp.
Freit.	4	Titus	♏	Sonne und deshalb nicht	23	Dagobert
Sonn.	5	Eduard	♐	ſichtbar, vom 25. Januar an	24	Adam, Eva

2. Von den Weiſen aus dem Morgenlande, Matth. 2. Ep. Eſaias 60.

Sonnt.	6	**H. 3 K. Ep.**	♐	bis Ende d. Mon. kann er als	25	**H. Chriſtt.**
Mont.	7	Reinold	♑	🌑 11. 45' N. Abendſtern	26	Stephan
Dienſt.	8	Gudula	♑	am Weſthimmel geſehen	27	Joh. Ev.
Mittw.	9	Julian	♒	werden, Anfangs ¼, zuletzt	28	Unſch. K.
Donn.	10	Paul Einſ.	♒	☾ Erdn. ¾ Stunden lang.	29	Thom. C.
Freit.	11	Hygin	♓	♀ iſt am Anfange d. Jahres	30	David
Sonn.	12	Ernſt	♓	Morgenſtern und in den	31	Sylveſter

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	13	1. n. **Ep.**	♈	Hilarius. erſten Tagen des	1	**J. 1856. N.**
Mont.	14	Felix	♈	🌓 4. 10' N. Mon. länger	2	Odilo
Dienſt.	15	Maurus	♉	☾☊. als 3 St. zu ſehen.	3	Genovefa
Mittw.	16	Marcellus	♉	♂ geht am Anfange des	4	Titus
Donn.	17	Anton	♊	Jahres um Mitternacht auf	5	Eduard
Freit.	18	**Krön. T.**	♊	Prisca. und bleibt bis zum	6	**H. 3 K. Ep.**
Sonn.	19	Marius	♊	Beginne der Morgendäm-	7	Reinold

4. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	20	**Septuageſ.**	♋	Fab. Seb. merung ſichtbar.	8	1. n. **Ep.**
Mont.	21	Agnes	♋	♃ ſteht am Anfange des	9	Julian
Dienſt.	22	Vincenz	♌	🌕 3. 57' V. Jahres am	10	Paul Einſ.
Mittw.	23	Mar. Verm.	♌	Weſthimmel. ♄ war	11	Hygin
Donn.	24	Bertram	♍	um die Mitte des Dezember	12	Ernſt
Freit.	25	Pauli Bek.	♍	♅ rechtl. in Gegenſchein m. d.	13	Hilarius
Sonn.	26	Polykarp	♍	☾ Erdf. Sonne und glänzt	14	Felix

5. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	27	**Sexageſ.**	♎	Chryſoſtom. Anfangs noch	15	2. n. **Ep.**
Mont.	28	Karl d. Gr.	♎	die ganze Nacht hindurch. ♅	16	Marcellus
Dienſt.	29	Fr. Saleſ.	♎	☾☋. geht bei Tage auf, ſteht	17	Anton
Mittw.	30	Adelgunde	♏	🌗 9. 3' V. im Jan. zwiſchen	18	Priſca
Donn.	31	Lud. Alb.	♏	8½ u. 6½ Uhr im Süden.	19	Marius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 7. Januar um 3 Viertel auf 12 Uhr Mitternacht der neue Mond.
Montag den 14. Januar gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 22. Januar kurz vor 1 Uhr Morgens der volle Mond.
Mittwoch den 30. Januar gleich nach 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge
Den 1	7 St. 57 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 12	8 2	4 14	15 48
21	8 35	7 51	4 30	15 25

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Mor.				
12	45	Bei Tage		1
1	56			2
3	11			3
4	30			4
5	51			5
7	8			6
8	16	Abds.		7
Bei Tage		4	21	8
		5	51	9
		7	23	10
		8	53	11
		10	19	12
		11	42	13
		Morg.		14
		1	5	15
		2	28	16
		3	51	17
		5	10	18
		6	22	19
		7	30	20
Abds.		8	5	21
4	37	Bei Tage		22
5	51			23
7	3			24
8	11			25
9	23			26
10	31			27
11	40			28
Morg.				29
12	52			30
2	8			31

Wahrnehmung.

Sagſt Du mir, was Du geleſen,
Was Dir geiſtig Labſal iſt,
Sag' ich Dir, was Du geweſen,
Und was Du in Zukunft biſt.

Sinnige Antwort.

Der Herzog Mora von Mailand zeigte Florentiniſchen Geſandten ſeine Beſitzthümer und unſägliche Pracht, dabei fragend: „Was könnte mir wohl zu wünſchen übrig bleiben?“ — „Noch ein Nagel, um das Glücksrad im Umdrehen zu hemmen!“ antwortete einer der Geſandten.

Die Lebenswege.

Stets Kopf mit Herz, und Herz mit Kopf
Zu brauchen in dem Leben,
Das macht, wie holprig ſie auch ſind,
Die Lebenswege eben.

Die Nichtigkeit des Irdiſchen.

Ein König von Perſien fragte einen Weltweiſen: „Wie kann ich am beſten die Sinnbilder meiner Machtgröße und meines Nichts mir im Wappen vereinigen?“ „Nimm einen mit Wind gefüllten Schlauch, bedroht von einer Nadelſpitze!“ antwortete der Weltweiſe.

Der echte Fortſchritt.

Wie es mit der Art und dem Gange des Fortſchrittes zu verſtehen und zu halten ſey, darüber belehrt uns in Bezug auf die Entwickelungen und Bildungen in der moraliſchen Welt zunächſt das Naturgeſetz, wie es in den Erzeugungen der phyſiſchen Welt, in ſo weit dieſe uns bekannt iſt, ſich darſtellt. Der göttliche Gedanke, der in den ſeelenloſen Dingen und in den vernunftloſen Geſchöpfen der phyſiſchen Welt wirkt, muß auch für das geiſtige Leben der Menſchheit nach denſelben Beſtimmungen und der gleichen Ordnung wirkend angenommen werden. Der Menſch, einerſeits der göttlichen, andererſeits der geiſtigen irdiſchen Welt angehörend, hat den Fortſchritt des göttlichen

Februar 1856.

Alter Januar.

Freit.	1	Brigitta	♐	☿ iſt am 1. Febr. als Abend-	20	Fab. Seb.
Sonn.	2	**Mar. R. L.**	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. ſtern am	21	Agnes

6. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ev. 1. Cor. 13.

Sonnt.	3	**Eſtomihi**	♑	Blaſius. **Weſthimmel drei**	22	3. n. **Ep.**
Mont.	4	Veronica	♑	**Viertelſtunden lang ſichtbar**	23	Maria V.
Dienſt.	5	**Faſtnacht**	♒	Agatha. **und bleibt es bis**	24	Bertram
Mittw.	6	**Aſchermit.**	♒	🌑 11. 3' V. Dorothea	25	Paul Bek.
Donn.	7	Rembertus	♓	☾ Erdn. zum 10. **Febr.**	26	Polykarp
Freit.	8	Anſcharius	♓	♀ **iſt am Anfange des Febr.**	27	Chryſoſt.
Sonn.	9	Apollonia	♈	**noch faſt 2 Stund. am Mor-**	28	Karl d. Gr.

7. **Von** Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ev. 2. Cor. 6.

Sonnt.	10	1. **Invoc.**	♈	Scholaſtika. **genhimmel vor**	29	4. **n. Ep.**
Mont.	11	Deſider.	♉	☾☊. **Anfang der Dämme-**	30	Adelgunde
Dienſt.	12	Eulalia	♉	**rung zu ſehen.** ♂ **geht am**	31	Lud. Alb.
Mittw.	13	**Quat.**	♉	🌓 2. 39' V. Gilbert. **An-**	1	**Februar**
Donn.	14	Valentin	♊	**fange des Februars um**	2	**Mar. R. L.**
Freit.	15	Fauſtin	♊	**11 Uhr Nachts auf.** ♃ **iſt**	3	Blaſius
Sonn.	16	Juliane	♋	**Anfangs noch ¾ Stunden**	4	Veronica

8. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ev. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	17	2. Remin.	♋	☿ Unt. ☌ ☉. Benignus. **nach**	5	5. **n. Ep.**
Mont.	18	Simeon	♌	dem Ende der **Abenddäm-**	6	Dorothea
Dienſt.	19	Leontius	♌	merung am **Weſthimmel**	7	Rembertus
Mittw.	20	Eucharius	♌	🌕 10. 8' N. zu ſehen. ♄	8	Anſcharius
Donn.	21	Felix B.	♍	erſcheint noch immer	9	Apollonia
Freit.	22	Pet. Stblf.	♍	☾ Erdf. glänzend, fängt	10	Scholaſt.
Sonn.	23	Serenus	♎	♄ rechtl. aber an immer	11	Deſiderius

9. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ev. Epheſ. 5.

Sonnt.	24	3. **Oculi**	♎	**Schalttag.** ♂ **rückg. früher**	12	**Septuageſ.**
Mont.	25	**Matth. Ap.**	♎	☾☋. **u. früher unterzugehen.**	13	Gilbert
Dienſt.	26	**Mechthild.**	♏	♅ **iſt im Febr. nur am Weſth.**	14	Valentin
Mittw.	27	**Mittfaſt.**	♏	Neſtor. **aufzuſuchen, da er**	15	Fauſtin
Donn.	28	Juſtus	♐	🌗 **noch währ. der Abendd.**	16	Juliane
Freit.	29	Romanus	♐	2. 9' V. **im Süden ſteht.**	17	**Benignus**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. Februar gleich nach 11 Uhr Vormittags der neue Mond.
Mittwoch den 13. Februar gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 20. Februar gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Freitag den 29. Februar gegen 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben Klein Purim am 20. Februar.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	7 M.	7 Uhr	31 M.	4 Uhr	39 M.	14 St.	53 M.
11	9	42	7	25	5	7	14	18
21	10	19	7	5	5	24	13	41

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
3	26			1
4	44			2
5	56			3
6	55			4
7	38	Abds.		5
		4	[illegible]	6
		6	23	7
		7	33	8
		9	[illegible]	9
		10	48	10
		Morg.		11
		12	15	12
		1	20	13
		[illegible]	[illegible]	14
		4	16	15
		5	18	16
		6	6	17
		6	41	18
Abds.		7	6	19
4	51	7	25	20
6	2			21
7	11			22
8	20			23
9	29			24
10	[illegible]			25
11	52			26
Morg.				27
1	8			28
2	[illegible]			29

Religion der Handelsleute.

Als die Holländer in Handels-Angelegenheiten das japaniſche Reich kurz nach einer dort ſtattgehabten Chriſtenverfolgung zum erſten Mal betraten und bei ihrer Ankunft gefragt wurden: „ob ſie Chriſten ſeyen?“ ertheilten ſie den Fragenden den Beſcheid: „ſie wären Holländer“; welche Antwort — wie ein alter Autor hinzu bemerkt — „ihnen gar nicht übel ausgelegt werden dürfe, dieweilen die Handelsleute ſich von jeher zu keiner Religion bekannt hätten.“

Alles in Dir.

Der Berge Schatz wird all, und ſchwer nur wird ein Held
Noch finden neue Erdenſtrecken;
Doch willſt Du Reichthum und Gebiet entdecken:
Sey ſelber Dir ein Schacht und täglich neue Welt.

Richtiger Rath.

Ein Freund ſagte zum andern, der Jenem äußerte: er wolle ſich von ſeinem Geſchäft losſagen und ſich zur Ruhe ſetzen: „Das iſt ein ganz verkehrter Entſchluß, denn Thätigkeit hilft über Sorgen und Grillen hinaus; wenn Du alſo irgend Ruhe haben willſt, ſo ſetze Dich um Gotteswillen — nicht zur Ruhe.“

Gedankens vom Sinnlichen und bloß Verſtandesbegabten zum Geiſtigen und Vernünftigen, dem höchſten Ausdruck ſeiner Wirkſamkeit, in der von ihm entwickelten Bildung des Irdiſchen darzuſtellen. In der Reihe der göttlichen Bildungen gewahren wir allenthalben die ſtufenweiſe Entwickelung, die ſorgſame Gliederung der aneinandergefügten und die deutliche Urſächlichkeit des auseinander nach und nach, im ruhigen Wachsthum ſich Forterzeugenden. Im natürlichen Fortſchritt der Bildungen des göttlichen Gedankens iſt nirgend Stoß und Sprung, überall nur gemeſſene Thätigkeit, und ſelbſt da, wo durch gewaltige Vermiſchungen neue Geſtaltungen hervorgerufen werden, überall der ruhige Ernſt eines Geſetzes und die Mäßigung der Regel. Die Grenze zwiſchen der phyſiſchen und geiſtigen Welt im Irdiſchen — dieſer Grenzpunkt, wo der göttliche Gedanke in der Geſtalt des Menſchen aus dem bloß ſinnlichen Ausdruck ſeiner Wirkſamkeit in den geiſtigen übertritt, wo die urſprünglichen Geſetze für die moraliſche Welt

März 1856

Alter. Februar.

Sonn.	1	Switbert.	♐	☿ ist in diesem **Monate auch**	18	Simeon
10. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	2	4. **Lätare**	♑	Simplicius. **während seiner**	19	**Sexages.**
Mont.	3	Kunigunde	♑	**größt. westl. Ausweichung**	20	Eucharius
Dienst.	4	Casimir	♒	**nicht sichtbar. ♀ bleibt am**	21	Felix B.
Mittw.	5	Friedrich	♒	♃☌☉. **Anfange des Mon.**	22	Pet. Sthl.
Donn.	6	Perpetua	♓	🌑 9. 7' N. **noch etwa 1**	23	Serenus
Freit.	7	Thom. v. A.	♓	☾Erdn. **St. als Mor-**	24	**Schalttag**
Sonn.	8	Joh. de Deo	♈	**genstern sichtbar. ♂ geht am**	25	Matth. A.
11. Von Christi Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.						
Sonnt.	9	5. **Judica**	♈	Franziska. ☾☊. **Anfang**	26	**Estomihi**
Mont.	10	40 Märt.	♉	**des März bald nach 9 Uhr**	27	Nestor
Dienst.	11	Rosina	♉	**auf, steht um 2 Uhr Nachts**	28	**Fastnacht**
Mittw.	12	Gregor	♊	**im Süden und glänzt die**	29	**Ascherm.**
Donn.	13	Ernst	♊	🌓 3. 4' N. **ganze Nacht**	1	**März.**
Freit.	14	Mathilde	♋	**hindurch. ♃, der am 5.**	2	Simplicius
Sonn.	15	Longin	♋	☿ gr. westl. Ausw. **März in**	3	Kunigunde
12. Von Christi Einzuge in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.						
Sonnt.	16	6. **Palm.**	♋	Heribert. **der Zusammenk.**	4	1. **Invoc.**
Mont.	17	Gertrud	♌	**mit der Sonne war, bleibt in**	5	Friedrich
Dienst.	18	Cyrillus	♌	**der hellen Dämmer verbor-**	6	Perpetua
Mittw.	19	Joseph	♍	**gen. ♄ steht am Anfange des**	7	**Quatemb.**
Donn.	20	**Gründonn.**	♍	Joach. ☾Erdf. ☉ in ♈. Fr. A.,	8	Joh. d. Deo
Freit.	21	**Charfreit.**	♍	🌕 4. 32' N. Benedikt. Tag	9	Franziska
Sonn.	22	Oktavian	♎	u. Nacht gleich. **Mo-**	10	40 Märt.
13. Von Christi Auferstehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.						
Sonnt.	23	**H. Osterf.**	♎	Otto. ☾☋. **nats beim Auf-**	11	2. **Remin.**
Mont.	24	**Ostermont.**	♏	Gabriel. **hören der Abend-**	12	Gregor
Dienst.	25	**Mar. Vrk.**	♏	**dämmerung im Süden.**	13	Ernst
Mittw.	26	Ludgerus	♏	**♅ steht beim Aufhören der**	14	Mathilde
Donn.	27	Rupertus	♐	Antares wird v. Monde be-	15	Longin
Freit.	28	Felix P.	♐	🌗 deckt um 5 U. B. **Abend-**	16	Heribert
Sonn.	29	Eustasius	♑	2. 59' N. **dämmerung**	17	Gertrud
14. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.						
Sonnt.	30	1. **Quas.**	♑	Quirin. **schon am Westhim-**	18	3. **Oculi**
Mont.	31	Balbina	♒	Einzug in Paris 1814. **mel**	19	Joseph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6. März nach 9 Uhr Abends der neue Mond
Donnerſtag den 13. März bald nach 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Freitag den 21. März gleich nach halb 5 Uhr Nachmittags der volle Mond
Sonnabend den 29. März um 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 20., und ihr Purimfeſt den 21. und 22. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 7 M.
11	11 32	6 25	5 57	12 28
21	12 11	6 3	6 14	11 49

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
3 39		1
4 42		2
5 31		3
6 6		4
6 32		5
6 51	Abds.	6
	6 50	7
	8 21	8
	9 50	9
	11 18	10
	Morg.	11
	12 45	12
	2 5	13
	3 13	14
	4 6	15
	4 45	16
	5 13	17
	5 31	18
	5 48	19
Abds.	6 0	20
6 10	6 11	21
7 19	6 21	22
8 29		23
9 42		24
10 57		25
Morg.		26
12 11		27
1 27		28
2 33		29
3 26		30
4 5		31

Geſichts-Ausdruck.

„Wie er ausſieht!“ ſagte Jemand bei Betrachtung eines bekannten Gewinnlaurers, „die Falſchheit ſieht ihm aus den Augen!“ — „So iſt's“, ſetzte ein Anderer hinzu, „und dies iſt die einzige Wahrheit, die er nicht verbergen kann!“

Lob und Tadel.

Das Lob iſt Segensthau,
Wenn's nicht den Kopf verkümmert;
Der Neider Zornesbrau
Ertrage unbekümmert,
Weil Zeit den Lügenbau
Der Bosheit ſtets zertrümmert;
Nur prüfe ſtreng Kritik, die lobt,
Und bleibe muthig, wenn ſie tobt.

Die Zeitalter der Ehe.

Die Ehe ſtellt die vier Zeitalter in umgekehrter Ordnung auf. Erſt ehern, am Polterabend, dann eiſern, feſt verbindend, oder auch wohl laſtend für Eines oder Beide; dann ſilbern, nach fünfundzwanzig Jahren, nach funfzig Jahren endlich golden.

ſich an die urſprüngliche Ordnung der phyſiſchen Welt anknüpfen — dieſer Grenzpunkt iſt unentdeckbar für unſer inneres Auge. Es kann auch bei der ſorgſam gegliederten und innig ineinander verwebten Natur der materiellen und geiſtigen Dinge kein ſolcher Grenzpunkt vorhanden ſeyn, indem alle dieſe Dinge, vom unſtät umherirrenden Sonnenſtäubchen bis zu den reinſten Geiſtern über den Fixſternen, nur in ſtreng aufſteigender Ordnung gereihete Ausdrücke des göttlichen Gedankens, und daher in ihrem Weſen innig einander verwandt ſind. Die feinſte Grenzſcheide zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt, wenn auch dem Auge der Engel nur ſichtbar, würde in dem Fortſchritt der natürlichen Bildungen ſchon einen Sprung bedeuten, und die Stöße als vorausbedingt rechtfertigen, mit welchen der jetzt noch im Zwieſpalt ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Natur irrende Menſch ſo häufig die Ordnung der moraliſchen Welt er-

April 1856.

Alter. März.

Dienſt.	1	Hugo B.	♒	☿ bleibt in dieſ. ganzen **Mo-**	20	Joachim
Mittw.	2	Franz d. P.	♓	♂☍☉. nate nicht ſichtbar.	21	**Mittfaſt.**
Donn.	3	Richard	♓	♀ geht im April erſt bei dem	22	Oktavian
Freit.	4	Iſidor B.	♈	🌑 ☾Erdn. Beginne der	23	Otto
Sonn.	5	Vincenz	♈	6.21′V. ☾☊. U.☉Finſt.	24	Gabriel

15. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	6	2. **Miſ. D.**	♉	Sixtus P. **Morgendämmer.**	25	4. **Lätare**
Mont.	7	Hermann	♉	auf und wird deshalb für	26	Ludgerus
Dienſt.	8	Dionyſius	♊	das unbewaffnete Auge nicht	27	Rupertus
Mittw.	9	Maria El.	♊	zu bemerken ſein. ♂ ſteht am	28	Felix P.
Donn.	10	Ezechiel	♋	2. April im Gegenſcheine	29	Euſtaſius
Freit.	11	Leo d. Gr.	♋	🌓 mit der Sonne um 12 Uhr	30	Quirinus
Sonn.	12	Julius	♋	5. 20′ V. Nachts der-	31	Balbina

16. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	13	3. **Jubil.**	♌	Mar. v. E. ſelben gerade	1	**Apr. 5. Jud.**
Mont.	14	Tiburtius	♌	gegenüber i. Süden. ♃ geht	2	Franz d. P.
Dienſt.	15	Olympius	♍	in dieſem **Monate** erſt in der	3	Richard
Mittw.	16	Bettag	♍	Drogo. **Morgendämmerung**	4	Iſidor B.
Donn.	17	Rudolph	♍	☾Erdf. auf und bei Tage	5	Vincenz
Freit.	18	Eleuther.	♎	unter, ſo daſs er für das un-	6	Sixtus P.
Sonn.	19	Timotheus	♎	☾☊. bewaffnete Auge nicht	7	Hermann

17. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	20	4. **Cantate**	♏	🌕 9.42′ V. Vikter. Unſ.	8	6. **Palm.**
Mont.	21	Anſelm	♏	☾ Finſt. ſichtbar iſt.	9	Mar. El.
Dienſt.	22	Soter	♏	♄ ſteht bei dem Aufhören	10	Ezechiel
Mittw.	23	Georg	♐	der Abenddämmer. bereits	11	Leo d. Gr.
Donn.	24	Albert	♐	am Weſthimmel u. geht An-	12	**Gründonn.**
Freit.	25	Marc. Ev.	♑	fangs bald nach 1 Uhr N.,	13	**Charfreit.**
Sonn.	26	Ferdinand	♑	☿ ob. ☌☉. am Ende um ½12	14	Tiburtius

18. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	27	5. **Rogate**	♒	🌗 11.54′ N. Anaſtaſius. U.	15	**H. Oſtert.**
Mont.	28	Vitalis	♒	unter. ♅ iſt Anfangs d.	16	**Oſtermont.**
Dienſt.	29	Pet. v. M.	♒	**Mon.** gleich nach d. Abendd.	17	**Oſterdnſt.**
Mittw.	30	Cath. v. S.	♓	am Weſthimmel ſichtbar.	18	Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 5. April nach 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 12. April bald nach 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 20. April kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Vormittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Sonntag den 27. April gegen 12 Uhr Mitternacht das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 20. 21. und 26. 27. April.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 54 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 6 M.
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 9	4 55	7 4	9 51

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
4 31	[illegible]	1
4 31	[illegible]	2
5 11		3
5 23	Abds.	4
5 39	7 18	5
	9 40	6
	10 17	7
[illegible]	11 4	8
[illegible]	Morg.	9
[illegible]	1 0	10
[illegible]	2 7	11
[illegible]	2 46	12
[illegible]	3 17	13
[illegible]	3 40	14
	3 56	15
	4 9	16
	4 20	17
	4 31	18
Abds.	4 41	19
7 30	4 57	20
8 45	5 6	21
10 2		22
11 17	[illegible]	23
Morg.	[illegible]	24
12 27	[illegible]	25
1 21	[illegible]	26
2 6	[illegible]	27
2 37	[illegible]	28
2 56	[illegible]	29
3 17		30

Ein alter Spruch.

„Willſt Du in Deutſchland ſeyn wohl aufgenommen,
So muß Dein Ruf erſt aus der Fremde kommen;
Im deutſchen Land gilt nichts durch eig'ne Kraft,
Weil Ruhm der Fremd' erſt Ruhm dahauſe ſchafft."

Der Beruf.

Dem berühmten Benjamin Franklin klagte ein Handwerker: er ſey mit ſeinem Berufe nicht zufrieden. Franklin fragte nach den Gründen, und nachdem er ſie erfuhr, ſagte er: „Dein Beruf ſcheint Dir nicht einträglich genug, Du biſt alſo habſüchtig; er iſt Dir zu mühevoll, alſo biſt Du träge; Du findeſt nicht genug Ruhm dabei, alſo biſt Du eitel. Da ward Dir gerade der rechte Beruf, um Dich von üblen Eigenſchaften befreien zu können."

Weltgetreibe.

Wohin man ſchaut — Entzweiung
Mit breiterer Parteiung,
Und immer ſtatt Vereinung
Nur andre Art Verneinung.

Kurzer Inhalt aller Weltweisheit.

Erhalte Dich, unterrichte Dich, mäßige Dich, lebe gern für Andere, damit ſie gern für Dich leben.

ſchüttert. Dieſer Zwieſpalt nun iſt es, mit deſſen Schlichtung der göttliche Gedanke zum Fortſchritt antreibt, die ſittliche Veredlung, die Harmonie ſeiner geiſtigen und ſinnlichen Natur, dies ſind die Zielpunkte, worauf der ſtaatliche und geſellſchaftliche Fortſchritt ausgehen muß, und die Gangart, mit welcher die Menſchheit zu dieſen Zielpunkten ſich vernünftig fortbewegen ſoll, kann keine andere ſeyn als diejenige, in welcher der göttliche Gedanke bis zu ſeiner Darſtellung im Menſchengeiſte den Fortſchritt genommen.

Was unſere Wiſſenſchaft außer der Erde im Sonnenraum entdeckt, was ſie an allgemeinen Geſetzen dort der göttlichen Weisheit abgelauſcht und ſonſt noch darüber

Mai 1856.

Alter. April.

Donn.	1 **Himm. Chr.**	♓	Phil. Jak. ☿ iſt am Anfange	19	Timoth.
Freit.	2 Athanaſius	♈	☾ Erdn. dieſes Monats nicht	20	Viktor
Sonn.	3 † Erfindung	♈	☾☊. ſichtbar, vom 10. an	21	Anſelm

19. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	4 6. **Exaudi**	♉	🌑 3. 10' N. Monica. wird	22	1. **Quaſ.**
Mont.	5 Pius V.	♉	man ihn Anfangs nur	23	Georg
Dienſt.	6 Joh. v. d. Pf.	♊	½ St. lang ſehen als Abend-	24	Albert
Mittw.	7 Stanislaus	♊	ſtern am Weſthimmel, am	25	Marc. Ev.
Donn.	8 Mich. Erſch.	♋	♃ in ♈. 21. iſt er am läng-	26	Ferdinand
Freit.	9 Gregor N.	♋	ſten ¾ St. lang zu ſehen. ♀	27	Anaſtaſius
Sonn.	10 Gordian	♌	geht im Mai erſt bei dem	28	Vitalis

20. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	11 **Pfingſtfeſt**	♌	🌓 9. 13' N. Beatrix. ♅☌☉.	29	2. **Miſ. D.**
Mont.	12 **Pfingſtm.**	♌	Pankrat. Beginne der	30	Cath. v. S.
Dienſt.	13 Servatius	♍	Morgendämmerung auf und	1	**Mai.**
Mittw.	14 Quat. †	♍	Chriſtian. ☾ Erdf. iſt des-	2	Athanaſius
Donn.	15 Sophia	♎	♂ rechtl. halb für das unbe-	3	† Erfind.
Freit.	16 Joh. v. N.	♎	waffnete Auge am Morgen-	4	Monica
Sonn.	17 Jodocus	♎	☾☋. himmel nicht ſichtb. ♂	5	Pius V.

21. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	18 **Trinitatis**	♏	Liborius. geht noch früher	6	3. **Jubil.**
Mont.	19 Prudent.	♏	als die Abenddämmer. be-	7	Stanislaus
Dienſt.	20 Baſilla	♐	🌕 12. 24' V. ginnt auf,	8	Mich. Erſch.
Mittw.	21 Conſtantin	♐	ſteht Anfangs um 9¼,	9	Gregor N.
Donn.	22 **Frohnl.**	♑	Julian. zuletzt um 7¾ Uhr	10	Gordian
Freit.	23 Deſiderius	♑	im Süden. ♃ bleibt in dieſem	11	Beatrix
Sonn.	24 Johanna	♑	Monate während der erſten	12	Pankrat.

22. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	25 **1. n. Trin.**	♒	Urban. 20 Tage in der hellen	13	4. **Cantate**
Mont.	26 Phil. N.	♒	☿ gr. öſtl. Ausw. Dämmer.	14	Chriſtian
Dienſt.	27 Luciana	♓	🌗 6. 1' V. ♄ in ♋. verbor-	15	Sophia
Mittw.	28 Wilhelm	♓	gen. ♄ iſt Anfangs nicht	16	Joh. v. N.
Donn.	29 Maximin.	♈	volle 3 St. am Weſth. ſicht-	17	Jodokus
Freit.	30 Felix P.	♈	☾ Erdn. ☾☊. bar. ♅ kommt	18	Liberius
Sonn.	31 Petronella	♉	im Mai nicht zum Vorſchein.	19	Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 4. Mai gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonntag den 11. Mai kurz vor 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Dienſtag den 20. Mai gegen halb 1 Uhr Nachts der volle Mond.
Dienſtag den 27. Mai um 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 23. Mai.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 35 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 17	4 18	7 35	8 43
21	15 46	4 4	7 49	8 14

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.		●		
3	31			1
3	4	[illegible]		2
3	59	Abds.		3
4	16	7	41	4
4	36	9	12	5
5	5	10	36	6
		11	47	7
		Morg.		8
		12	40	9
●		1	17	10
		1	43	11
		2	3	12
		2	17	13
		2	29	14
		2	39	15
		2	50	16
		3	0	17
Abds.		3	13	18
7	47	3	29	19
9	5	3	49	20
10	18	4	19	21
11	19			22
Morg.				23
12	6	●		24
12	40			25
1	4			26
1	22			27
1	39			28
1	51			29
2	5			30
2	20			31

Aus einem alten Volksliede.

„Sieh', wär' der Himmel von Papier,
Und jeder Stern ein Schreiber Dir,
Und ſie thäten ihr Handwerk treiben
Den lieben, langen Tag,
Sie könnten's nicht beſchreiben,
Was Liebe vermag.“

Ein Urtheil und ein Ausruf.

Von Einem, der mit Allem unzufrieden war und das kleinſte Uebel zum ungeheuerlichen machte, ſagte ein Witzbold: „Laßt ihn laufen! Der hat ſchon vor Erſchaffung der Welt gewünſcht, daß ſie untergehen möchte!“

Der ſeit etwa funfzig Jahren zur Trughülfe von den Umkehrern benutzte „Zeitgeiſt“ hat die Geſchäfte des abgeſetzten Teufels übernommen; ſtatt des Ausrufs: „Hol' Dich der Teufel!“ iſt alſo zu ſagen: „Hol' Dich der Zeitgeiſt!“

Steigerung.

Schön iſt, was mit Luſt ihr ſeht,
Schöner, was zu Herzen geht;
Doch am ſchönſten iſt: vergeſſen,
Was mit Gram die Bruſt will preſſen.

ausgeklügelt hat, enthält für das Erkennen der urſprünglichen Geſetze, inſofern ſie das Leben der Menſchheit beſtimmen ſollen, wenig Brauchbares. „Was über uns iſt, iſt nicht für uns!“ ſagte Socrates vor dreiundzwanzig Jahrhunderten, und dies hat noch heute Gültigkeit, wird ſie fortwährend haben. Was aber unſere Wiſſenſchaft im Bereich der irdiſchen Natur entdeckt und an urſprünglichen Geſetzen in der zeitlichen Ordnung der Erdgeſchichte dem Weltgeiſt abgelauſcht hat, dies iſt für uns, dies kann und ſoll uns Maaß und Richtſchnur ſeyn für den Fortſchritt mit unſern vernünftigen Zuſtänden. Denn immer müſſen wir uns daran erinnern, daß die Geſchichte der Menſchheit, die wir hoffahrtig vorzugsweiſe die Weltgeſchichte nennen, nur eine Fortſetzung der Erdgeſchichte, welche wieder nur eine Fortſetzung der uranfänglichen Geſchichte des geiſtigen Gedankens, und daß dieſe unſere Weltgeſchichte andrerſeits nur die Ueber-

Junius 1856.

Alter Mai.

23. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	1	**2. n. Trin.**	♉	Simeon. ☿ iſt in den erſten	20	**5. Rog.**
Mont.	2	Erasmus	♊	3 Tagen dieſes Monats noch	21	Conſtant.
Dienſt.	3	Clothildis	♊	🌑 12. 7' N. auf kurze	22	Julian
Mittw.	4	Florian	♋	Zeit als Abendſtern	23	Deſiderius
Donn.	5	Bonifacius	♋	am Weſthimmel zu bemer-	24	**Him. Chr.**
Freit.	6	Norbertus	♋	ken. ♀ geht im Juni gleich-	25	Urban
Sonn.	7	Robertus	♌	falls erſt mit dem Beginne	26	Phil. N.

24. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	8	**3. n. Trin.**	♌	Medardus. der Morgen-	27	**6. Exaudi**
Mont.	9	Primus	♍	dämmerung auf u. wird des-	28	Wilhelm
Dienſt.	10	Maurin.	♍	☽ 2. 18' N. halb für das	29	Maximin
Mittw.	11	Barnabas	♎	☾ Erdf. unbewaffnete	30	Felix P.
Donn.	12	Baſilides	♎	Auge am Morgenhimmel	31	Petronella
Freit.	13	Ant. v. P.	♎	☾☋. nicht aufzufinden ſein.	1	**Junius**
Sonn.	14	Baſilius	♏	♂ ſteht bei dem Aufhören	2	Erasmus

25. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	15	**4. n. Trin.**	♏	Vitus. der Abenddämmer.	3	**Pfingſtfeſt**
Mont.	16	Benno	♐	bereits am Weſthimmel, da	4	**Pfingſtm.**
Dienſt.	17	Adolph	♐	Antar w. v. ☾ bed. um 1 U. V.	5	**Pfingſtd.**
Mittw.	18	Marcellus	♐	○ 12. 20' N. **Schlacht bei**	6	Quatemb.
Donn.	19	Gervaſius	♑	Belle-Alliance 1815. er	7	Robertus
Freit.	20	Silverius	♑	zwiſchen 6½ und 7½ Uhr	8	Medardus
Sonn.	21	Albanus	♒	☿ unt. ☌ ☉. ☉ in ♋. Som.-	9	Primus

26. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	22	**5. n. Trin.**	♒	Anf., lngſt. Tag. im	10	**Trinitatis**
Mont.	23	Walram	♓	Süden ſteht. ♃ iſt Anfangs	11	Barnabas
Dienſt.	24	Joh. d. T.	♓	¼, zuletzt 2¼ St. vor Beginn	12	Baſilides
Mittw.	25	Elogius	♈	☾ 10. 45' V. ☾ Erdn. ♄ ☌ ☉.	13	Ant. v. P.
Donn.	26	Pelagius	♈	☾☊. d. Morgendämmer.	14	**Frohnl.**
Freit.	27	7 Schläfer	♉	ſichtbar. ♄ iſt dieſen ganzen	15	Vitus
Sonn.	28	Leo P. †	♉	Monat nicht ſichtbar. ♅ iſt	16	Benno

27. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	29	**6. n. Trin.**	♊	**Petr. Paul.** der hellen Däm-	17	**1. n. Trin.**
Mont.	30	Pauli Ged.	♊	merung wegen unſichtbar.	18	Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. Junius nach Mitternacht der neue Mond.
Dienſtag den 10. Junius gleich nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Mittwoch den 18. Junius bald nach 1 Viertel auf 1 Uhr Mittags der volle Mond.
Mittwoch den 25. Junius um 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Wochenfeſt am 9. u. 10. Junius.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 21	3 45	8 11	7 36
21	16 29	3 47	8 15	7 31

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
2	38	Abds.		1
3	2	8	8	2
3	35	9	26	3
4	22	10	28	4
		11	13	5
		11	44	6
B		Morg.		7
e		12	6	8
y		12	22	9
T		12	35	10
a		12	46	11
g		12	57	12
e		1	7	13
		1	19	14
		1	33	15
Abds.		1	52	16
8	3	2	18	17
9	10	2	55	18
10	3	3	48	19
10	41			20
11	8			21
11	29	B		22
11	45	e		23
11	58	y		24
Morg.		T		25
12	11	a		26
12	26	g		27
12	42	e		28
1	1			29
1	32			30

Gereimtes preußiſches Cabinetsſchreiben.

Im Jahre 1714 hatten die Lehrer des Köllniſchen Gymnaſiums in Berlin zu fürchten, es könnte bei der Beſchränkung mancher Ausgaben auch die (ſpäterhin mit Geld ausgeglichene) Lieferung von Nahrungsmitteln aufhören. Der Conrector Butten wandte ſich nun im Namen ſämmtlicher Amtsgenoſſen an Preußens König Friedrich Wilhelm I mit folgender Bittſchrift:

„Dein Bier und Brod helf' uns aus Noth;
Soll Mangel ſeyn, ſo ſey's an Wein.
36 Quart Bier, 36 Kuten Brod wöchentlich, 36 Quart Wein per annum haben wir bis 1713 von undenklichen Zeiten aus dem Königlichen Keller genoſſen.

Den 5 April 1714. Unterthänig Lutheriſche Communität in Cölln."

Butten erhielt hierauf folgende „Cabinets-Reſolution":

„Weil ihr euch ſelbſt begebt dem mit vermachten Wein,
Und nur demüthigſt ſucht das Bier und Brod allein,
So bleib' euch auch der Wein zur Labſal und zur Noth.
Seyd ferner fromm und treu des Königes Gebot,
Zuvörderſt lobet Gott."

Höfliche Bitte.

Ermüdend iſt, Fortuna, Dir
Dein Immerſteh'n; — nimm Platz bei mir!

---

gangsform zu ferneren und ewigen Geſchichtsformen der geiſtigen Darſtellung des göttlichen Gedankens iſt. Immer müſſen wir uns erinnern, daß die Erdgeſchichte nach eben ſo vielen Jahrtauſenden zählt, als unſre Weltgeſchichte nach Tagen, und daß die Geſchichte jener Geiſter, zu welcher die Menſchheit ihr Scherflein geſchichtlichen Beitrag liefert, eben ſo viel und noch mehr Aeonen zählen wird als unſere kleine Weltgeſchichte Sekunden. Wenn wir uns deſſen immer erinnern im Fortſchreiten, ſo werden wir auch ſtets die rechte Gangart halten, aus Ehrfurcht vor der urſprünglichen Ordnung, mit welcher in der Entwickelung der phyſiſchen Welt der göttliche Gedanke während ſo ungeheurer Zeiträume ruhig fortgeſchritten, aus heiliger Scheu vor dem neuen Abſchnitt der Geſchichte, der auf die Geſchichte der Menſchheit

Julius 1856

Alter. Junius.

Dienſt.	1	Rembert	♊	☿ kommt in dieſem Monate	19	Gervaſius
Mittw.	2	**Mar. H.** *	♋	🌕 9. 58' V. ☉ Erdf. auch	20	Silverius
Donn.	3	Hyacinth	♋	zur Zeit ſeiner gröſsten	21	Albanus
Freit.	4	Ulrich	♌	weſtl. Ausweich. nicht zum	22	Albinus
Sonn.	5	Anſelm	♌	Vorſchein. ♀ kommt am 20.	23	Walram
				28. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.		
Sonnt.	6	7. n. **Trin.**	♍	Iſaias. Juli in die obere	24	2. n. **Trin.**
Mont.	7	Wilibald	♍	Zuſammenk. mit der Sonne,	25	Elogius
Dienſt.	8	Kilian	♍	wird dann Abendſtern. ♂,	26	Pelagius
Mittw.	9	Agilolph	♎	☾ Erdf. der um 6 Uhr Nach-	27	7 Schläf.
Donn.	10	7 Brüder	♎	🌗 7. 50' V. ☾☋. mittags	28	Leo P.
Freit.	11	Pius P.	♏	bereits im Süden ſteht,	29	**Petr. Paul**
Sonn.	12	Nabor	♏	geht Anfangs gegen Mit-	30	Pauli Ged.
				29. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.		
Sonnt.	13	8. n. **Trin.**	♏	Margar. ternacht, am Ende	1	Jul. 3. n. **Tr.**
Mont.	14	Bonavent.	♐	☿ gr. weſtl. Ausw. bald nach	2	**Mar. H.** *
Dienſt.	15	Ap. Theil.	♐	10 U. unter. ♃ bleibt immer	3	Hyazinth
Mittw.	16	Skap. Feſt	♑	länger und länger ſichtbar	4	Ulrich
Donn.	17	Alexius	♑	🌑 9. 58' N. am Morgen-	5	Anſelm
Freit.	18	Arnold	♒	himmel, Anfangs 2¼,	6	Iſaias
Sonn.	19	Arſenius	♒	am Ende 5 St. lang. ♄, der	7	Wilibald
				30. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.		
Sonnt.	20	9. n. **Trin.**	♓	Elias. ♀ ob. ☌ ☉. in der Zu-	8	4. n. **Trin.**
Mont.	21	Daniel	♓	☾ Erdn. ſammenkunft mit	9	Agilolph
Dienſt.	22	M. Magd.	♈	der Sonne ſo eben geweſen	10	7 Brüder
Mittw.	23	Apollinar	♈	☾☊. ♃☌☾. Anf. d. Hundst.	11	Pius P.
Donn.	24	Chriſtine	♉	🌓 3. 29' N. iſt, bleibt in	12	Nabor
Freit.	25	Jakob	♉	den erſten 20 Tagen in	13	Margar.
Sonn.	26	Anna	♉	den Sonnenſtrahlen verbor-	14	Bonavent.
				31. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.		
Sonnt.	27	10. n. **Tr.**	♊	Pantaleon. gen. ♅ iſt An-	15	5. n. **Trin.**
Mont.	28	Innocenz	♊	fangs nicht zu ſehen, zuletzt	16	Skap. Feſt
Dienſt.	29	Martha	♋	♃ rückg. erſcheint er kurze	17	Alexius
Mittw.	30	Abdon	♋	🌕 Zeit am Morgenhim-	18	Arnold
Donn.	31	Ign. Loj.	♌	9. 36' N. ♂ in ♏. mel.	19	Arſenius

Monds und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 2. Julius um 10 Uhr Vormittags der neue Mond.
Donnerſtag den 10. Julius bald nach 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 17. Julius kurz vor 10 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 24. Julius um halb 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 31. Julius nach halb 10 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 20. Juli.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 24 M.	3 Uhr 52 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 10	4 0	8 5	7 50
21	15 48	4 12	8 0	8 12

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
Morg.		Abds.		
2	13	8	25	1
3	8	9	6	2
4	16	9	41	3
		10	8	4
		10	27	5
B		10	42	6
e		10	53	7
y		11	3	8
T		11	13	9
a		11	25	10
g		11	38	11
e		11	54	12
		Morg.		13
		12	16	14
Abds.		12	48	15
7	54	1	34	16
8	19	2	38	17
9	14	3	58	18
9	33			19
9	50	B		20
10	5	e		21
10	18	y		22
10	32	T		23
10	48	a		24
11	7	g		25
11	33	e		26
Morg.				27
12	8			28
12	56	Abds.		29
2	1	7	42	30
3	14	8	11	31

Zum Merkbuch.

Der ſich umtreibende Zeitgeiſt iſt in ſchlechte Vermögens-Umſtände gerathen; mit dem Herzen ſpielte er ſo lange, bis er es verlor, und den Verſtand hat er in eine Sparbüchſe gelegt, die er nicht wiederfinden kann.

* Neid iſt die Nothhülfe und Tröſtung der Dummköpfe.

Kotzebue hat ſpöttiſch das Wort „Deutſchthum" in Deutſchthum verwandelt; es giebt viele „thums", die ſich im Weltlaufe ſo umgeſtalten, unter Anderem hat manches „Heiligthum" ſich in Heiligthum verändert.

Das Rechnen.

Das Rechnen iſt gar nützlich hier! —
Geſetzt, man zahlet Gelder Dir,
Flugs numerire.
Doch wenn die Hab' ein Freund verlor,
Alsbald addire.
Schwatzt ein Verleumder Dir was vor,
Dann ſubtrahire.
Will's Glück Dir wohl, friſch, ohne Raſt
Multiplicire,
Doch wenn Du was für Armuth haſt,
So dividire! —
Und noch beſonders rechne mit Bedacht
In Freundſchaft; — nimm vor Brüchen Dich in Acht!

folgt und in deſſen ewige Ordnung wir einzugreifen befugt und zu der wir beizutragen berufen wurden. Was jenen neuen Abſchnitt anbelangt, ſo können wir ſeine Geſtaltungen nicht ahnen und aus freier Einſicht nichts beitragen für ihr Gedeihen. Folgen wir aber nur der alten und hinlänglich bekannten Ordnung der Erdgeſchichte, auf welcher unſere Geſchichte wurzelt, ſo können wir ſicher ſeyn, daß wir nicht irren, daß wir dem göttlichen Gedanken, der in uns wirkt, den richtigen Ausdruck geben und den rechten von uns geforderten Werthgehalt für jene künftige Geſchichte liefern.

Betrachtet man die Form des Fortſchrittes im Entwickelungsgange der phyſiſchen Welt, ſo erkennt man hier zwei Momente der Bewegung: das eine iſt das Aufwärtsſteigen, das andere der Kreislauf. Die erſte Bewegung mit den Geſtaltungen nach Aufwärts geht in's Unendliche, und ihr Zweck iſt die Vervollkomm-

August 1859.

Alter. Julius.

Freit.	1 Petr. Kett.	♌	☿ ist am 9. Aug. in der obe-	20 Elias
Sonn.	2 Portiunc.	♌	ren Zusammenkunft mit der	21 Daniel

32. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	3 **11. n. Tr.**	♍	Steph. Erf. Sonne u. bleibt	22 **6. n. Trin.**
Mont.	4 Dominicus	♍	während des ganzen Mo-	23 Apollinar
Dienst.	5 Mar. Schn.	♎	nats unsichtbar. ♀ bleibt im	24 Christine
Mittw.	6 Verkl. Chr.	♎	☾ Erdf. ☾☋. Aug. dem un-	25 Jakob
Donn.	7 Gottschalk	♎	bewaffneten Auge völlig ver-	26 Anna
Freit.	8 Cyriacus	♏	🌓 borgen. ♂, der bereits	27 Pantaleon
Sonn.	9 Romanus	♏	12. 50′ V. ☿ ob. ☌ ⊙.	28 Innocenz

33. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	10 **12. n. Tr.**	♐	Laurenz. Antar. wird vom	29 **7. n. Trin.**
Mont.	11 Hermann	♐	Monde bed. 6 U. N. um 5 U.	30 Abdon
Dienst.	12 Clara	♑	Nachmittags im Süden steht,	31 Ign. Loj.
Mittw.	13 Hippolyt.	♑	geht Anfangs bald nach 10	1 **August**
Donn.	14 Eusebius †	♑	Uhr, am Ende des Monats	2 **Portiunc.**
Freit.	15 **M. Himm.**	♒	🌕 um 9 Uhr unter. ♃,	3 Steph. Erf.
Sonn.	16 Rochus	♒	6. 23′ V. fängt jetzt an	4 Dominicus

34. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	17 **13. n. Tr.**	♓	Sibylla. noch während der	5 **8. n. Trin.**
Mont.	18 Helena	♓	☾ Erdn. Abenddämm. auf-	6 Verkl. Chr.
Dienst.	19 Sebald	♈	☾☊. zugehen und steht um	7 Gottschalk
Mittw.	20 Bernhard	♈	3 Uhr Morgens im Süden.	8 Cyriacus
Donn.	21 Anastasius	♉	♄ steht jetzt des Morgens	9 Romanus
Freit.	22 Timotheus	♉	🌗 10. 5′ N. vor Anbruch	10 Laurenz
Sonn.	23 Zacharias	♊	Ende d. Hundstage. des	11 Hermann

35. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	24 **14. n. Tr.**	♊	Barthol. Tages am Mor-	12 **9. n. Trin.**
Mont.	25 Ludwig	♋	genhimmel und ist Anfangs	13 Hippolyt.
Dienst.	26 Samuel	♋	1½, zuletzt schon 4 St. sicht-	14 Eusebius
Mittw.	27 Joseph C.	♌	bar. ♅ fängt im August an	15 **M. Himm.**
Donn.	28 Augustin	♌	sichtbar zu werden, er geht	16 Rochus
Freit.	29 Joh. Enth.	♌	🌑 mit dem Aufhören der	17 Sibylla
Sonn.	30 Rosa	♍	11. 42′ V. ♅ rückg.	18 Helena

36. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	31 **15. n. Tr.**	♍	Paulin. Abenddämmer. auf.	19 **10. n. Tr.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 9. Auguſt bald nach 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts das erſte Viertel
Sonnabend den 16. Auguſt gegen halb 7 Uhr Morgens der volle Mond
Freitag den 22. Auguſt bald nach 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonnabend den 30. Auguſt kurz vor 3 Viertel auf 12 Uhr Mittags der neue Mond

Faſten, Zerſtörung Jeruſalems am 10. Auguſt.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 41 M.	8 St. 43 M.
11	14 45	4 42	7 27	9 15
21	14 10	4 56	7 7	9 50

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.	Abds.	
4 31	8 32	1
	8 47	2
	9 0	3
[illegible]	9 10	4
[illegible]	9 20	5
[illegible]	9 31	6
[illegible]	9 43	7
[illegible]	9 57	8
[illegible]	10 16	9
[illegible]	10 43	10
	11 21	11
	Morg.	12
Abds.	12 16	13
7 9	1 30	14
7 35	2 55	15
7 54	4 28	16
8 10		17
8 25		18
8 38	[illegible]	19
8 54	[illegible]	20
9 11	[illegible]	21
9 35	[illegible]	22
10 8	[illegible]	23
10 52	[illegible]	24
11 51		25
Morg.		26
1 1		27
2 17	Abds.	28
3 33	6 51	29
4 47	7 7	30
[illegible]	7 18	31

Rath für alle Sinne.

Schaue die Welt nicht bloß mit Schauluſt, ſondern mit Umſchau nach dem Heilſamen; höre lieber Gutes als Schlimmes von den Menſchen; rieche an Andern nicht mit Vorurtheil raſch üblen Geruch; ſchmecke die Süßigkeiten des Lebens mit Mäßigung; fühle die Leiden der Mitmenſchen wie eigene; denke der Andern Wohl mit dem Deinen, und nirgends miß das Leben mit dem — Mißmuth!

Beſcheidene Grabſchrift.

In einem ſchleſiſchen Städtchen, ſagt ein Reiſebericht, findet man folgende Grabſchrift:

„Aus Erd' erzielt, verwandelt mich
Der Schöpfer wiederum in Erde;
Wird dieſe wieder Menſch, wünſch' ich,
Daß beſſer dann als ich er werde.“

Bitte und Rath.

Ein altes in Schleiz gedrucktes Geſangbuch hat unter Anderem folgenden Vers:

„Wir bitten um Regen und Sonnenſchein
In Schleiz, Greiz und Lobenſtein;
Könnt's den Nachbarn auch behagen,
So mögen ſie's Gott ſelber ſagen.“

---

nung. Die zweite Bewegung führt die Geſtaltungen im Kreislauf wieder auf ihre Ausgangspunkte und die von ihnen dort verlaſſenen Verhältniſſe zurück, und ihr Zweck iſt die Mäßigung. Dieſe beiden Bewegungen, welche die Entwickelung der ſich natürlich geſtaltenden Bildungen leiten und beſtimmen, entſprechen den beiden von der Wiſſenſchaft angenommenen Urkräften des Forttreibens und der Anziehung, welche im Vereine das Grundgeſetz der Bewegung im Weltall bilden. Nach der ſtrengen Uebereinſtimmung, die in allen Aeußerungen des Weltgeiſtes gleichmäßig fortwirkt, müſſen wir, folgend dem ausgeſprochenen Grundſatze, daß die Weltgeſchichte nur eine Fortſetzung der Erdgeſchichte ſey, auch für den Fortſchritt in der moraliſchen Welt jene beiden Momente der Bewegung als feſtgeſtelltes Grundgeſetz annehmen. Die beiden Kräfte, welche die Fortbewegung der dem geiſtlichen und ſittlichen Leben der Menſch-

September 18[illegible]

Alter. Auguſt.

Mont.	1	Aegidius	♎	☿ bleibt in dieſem ganzen	20	Bernhard
Dienſt.	2	Raphael	♎	☾Erdf. ☾☋. Monate auch	21	Anaſtaſius
Mittw.	3	Manſuetus	♎	in ſeiner gröſten öſtl. Aus-	22	Timotheus
Donn.	4	Roſalia	♏	weich. am 22. Septbr. dem	23	Zacharias
Freit.	5	Herkulan	♏	unbewaffneten Auge ver-	24	Barthol.
Sonn.	6	Magnus	♐	borgen. ♀ bleibt faſt den	25	Ludwig

37. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	7	**16. n. Tr.**	♐	☽ 4.25′ N. Regina gan-	26	**11. n. Tr.**
Mont.	8	**Mar. Geb.**	♐	zen **Monat** hindurch	27	Joſeph C.
Dienſt.	9	Audomar	♑	von der Dämmerung ver-	28	Auguſtin
Mittw.	10	Nicol.v.T.	♑	deckt und nur ganz am Ende	29	Joh.Enth.
Donn.	11	Protus	♒	des **Monats** wird man ſie	30	Roſa
Freit.	12	Winand	♒	wenige Minuten lang am	31	Paulin
Sonn.	13	Maternus	♓	Abendhimmel bemerk. kön-	1	**September**

38. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	14	**17. n. Tr.**	♓	● 2.36′ N. † Erhöh. nen.	2	**12. n. Tr.**
Mont.	15	Ludmilla	♈	☾Erdn. ♂ bleibt dieſen	3	Manſuetus
Dienſt.	16	Cornel	♈	☾☊. ganzen **Mon.** nur etwa	4	Roſalia
Mittw.	17	Quat. |	♉	Lambert. ♂ in ♐. ¾ St. lang	5	Herkulan
Donn.	18	Richard	♉	nach d. Aufhören d. Abend-	6	Magnus
Freit.	19	Nicleta †	♊	dämmer. am Weſth. ſichtbar.	7	Regina
Sonn.	20	Euſtach †	♊	♃ geht in dieſ. Monat ſchon	8	**Mar. Geb.**

39. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	21	**18. n. Tr.**	♋	☾ 6.16′ V. Matth. E. bei	9	**13. n. Tr.**
Mont.	22	Moriz	♋	☿ gr. öſtl. Ausw. ☉ in ♎.	10	Nicol.v.T.
Dienſt.	23	Thekla	♋	Herbſt-Anf., Tag u. N. gl.	11	Protus
Mittw.	24	Joh.Empf.	♌	Tage auf, kommt am 27. in	12	Winand
Donn.	25	Cleophas	♌	Gegenſchein mit der **Sonne.**	13	Maternus
Freit.	26	Cyprian	♍	♄ wird jetzt immer längere	14	† Erhöh.
Sonn.	27	Coſm.u.D.	♍	♃☌☉ Zeit ſichtb. ♃ ſteht im	15	Ludmilla

40. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	28	**19. n. Tr.**	♍	Wenzel. Anfange des Sept.	16	**14. n. Tr.**
Mont.	29	Michael	♎	○ 4.15′ V. ☾Erdf. ☾☋. Unſ.	17	Lambert
Dienſt.	30	Hieronym.	♎	☉ Finſt. am **Morgenh.**	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 7. September kurz vor halb 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Sonntag den 14. September nach halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonntag den 21. September um 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Montag den 29. September um 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens der neue Mond
nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5617ten Jahres den 30. September.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	13 St.	29 M.	5 Uhr	15 M.	6 Uhr	44 M.	10 St.	31 M.
11	12	52	5	30	6	24	11	
21	12	14	5	45	5	59	11	46

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		7	29	1
		7	39	2
[illegible]		7	50	3
		8	3	4
		8	19	5
		8	42	6
		9	14	7
		10	0	8
		11	3	9
		Morg.		10
		12	22	11
Abds.		1	51	12
6	11	3	23	13
6	30	4	55	14
6	43			15
6	58			16
7	15			17
7	37	[illegible]		18
8	7			19
8	48			20
9	41			21
10	50			22
Morg.				23
12	5			24
1	21			25
2	36			26
3	48			27
		Abds.		
4	58	5	36	28
6	7	5	47	29
B.	T.	5	58	30

Ein Zahlenſcherz.

Der eitle Dichterling.

Seht jenen Dichterling! Kann man wohl ſtolzer ſ — 1?
Er ſtieß den Schädel bald ſich in der Thür ent — 2,
Als er ſein Werk zuerſt trug in die Buchbin — 3,
Daß man in Corduan es prächtig ausſta — 4.
Wird er nun vollends gar gelobt in drei, vier, — 5
Journalen von dem Freund, ich glaube, meiner — 6,
Er wird vor Dünkel toll. Doch ſchläft die böſe — 7,
Kritik genannt, noch nicht; drum nehm' er ſich in — 8,
Er möchte ſonſt den Fall des Icarus er — 9,
Und wenn er Zehn ſich dünkt, die Null nur ſeyn von — 10.

Halbes Leben.

Die Franzoſen haben das Sprüchwort: „Qui n'a point d'ami, ne vit qu'à demi" (Wem kein Freund gegeben, hat nur halbes Leben). Danach giebt's in unſern Tagen entſetzlich viel halbe Leben, denn die wahre Freundſchaft iſt nahe an gänzlichem Ausſterben.

Der allzu Hoffnungsvolle.

Wer immer nur auf Hoffnung ſieht,
Will leben vom Korn, was noch nicht geſae't;
Er ſieht ſeine Kinder beim heil'gen Chriſt,
Bevor er noch ein Bräut'gam iſt.

---

den aufgetragenen Entwickelungen und Geſtaltungen leiten und beſtimmen, ſind die beiden Momente der Vernunft und des Verſtandes im Menſchengeiſte. Jene entſpricht der Urkraft des Fortriebs; ihr Streben geht nach Aufwärts in's Unendliche und ihr Zweck iſt eben auch die Vervollkommnung. Dieſer entſpricht der Kraft der Anziehung, welche hemmt und zum Kreislaufe zwingt, und ſeine Aufgabe iſt eben auch die Mäßigung. Fortrieb und Mäßigung, Aufwärtsſteigen und Kreislauf ſind alſo die beiden Grundformen der Bewegung, welche alle Entwickelungen, Bildungen und Ordnungen der irdiſch beſchränkten und allumfaſſenden, der phyſiſchen wie geiſtigen Welt leiten und beſtimmen.

Es ſcheint nun ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, daß im Aufwärtsſteigen der Dinge dennoch ihr Kreislauf ſtattfindet, oder mit andern Worten: daß im Fort-

Oktober 1836.

Alter. September.

Mittw.	1	Remigius	♏	☿ bleibt Anfangs in dieſem	19	**Quatemb.**
Donn.	2	Leodegar	♏	Monat unſichtbar, da er zu	20	Euſtach.
Freit.	3	Ewald	♏	ſeiner unteren Zuſammenk.	21	Matth. E.
Sonn.	4	Franz	♐	mit der Sonne geht, vom	22	Moriz

41. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	5	**20. Tr. Erntf.**	♐	Placidus. 25. an wird er	23	**15. n. Tr.**
Mont.	6	Bruno	♑	als Morgenſtern am Oſt-	24	Joh. Empf.
Dienſt.	7	Sergius	♑	☽ 6. 5′ V. himmel ¼ St.,	25	Cleophas
Mittw.	8	Brigitta	♒	zuletzt ¾ St. lang zu ſe-	26	Cyprian
Donn.	9	Dionyſius	♒	hen ſein. ♀ iſt Anfangs nur	27	Cos. u. D.
Freit.	10	Gereon	♒	wenige Minut. am Abend-	28	Wenzel
Sonn.	11	Wimmar.	♓	himmel zu ſehen, zuletzt	29	Michael

42. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonnt.	12	**21. n. Tr.**	♓	Maximil. mehr als ½ Std.	30	**16. n. Tr.**
Mont.	13	Tilmann	♈	○ 11. 27′ N. ☾ Erdn. ☾ ☊. S.	1	**Oktober**
Dienſt.	14	Calixtus	♈	☾ Finſt. ♂ geht immer	2	Leodegar
Mittw.	15	Kön. Geb	♉	Thereſia. früher und früher	3	Ewald
Donn.	16	Gallus	♉	unter, doch wird man ihn	4	Franz
Freit.	17	Florentin	♊	☿ unt. ☌ ☉. länger als im	5	Placidus
Sonn.	18	Luc. Ev.	♊	**Schl. bei Leipzig 1813. Sept.**	6	Bruno

43. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	19	**22. n. Tr.**	♋	Ferdin. ſehen. ♃, der eben im	7	**17. n. Tr.**
Mont.	20	Wendelin	♋	☾ 6. 34′ N. Gegenſch. mit	8	Brigitta
Dienſt.	21	Urſula	♌	der Sonne war, bleibt	9	Dionyſius
Mittw.	22	Cordula	♌	Anfangs die ganze Nacht	10	Gereon
Donn.	23	Severin	♍	durch ſichtbar, zuletzt geht	11	Wimmar.
Freit.	24	Evergislus	♍	er um 4 Uhr Morg. unter. ♄	12	Maximil.
Sonn.	25	Raphael	♍	geht zwiſchen 10 und 8 Uhr	13	Tilmann

44. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	26	**23. n. Tr.**	♎	Amandus. ♄ rückg. Abends	14	**18. n. Tr.**
Mont.	27	Sabina	♎	☾ Erdf. ☾ ☋. auf und bleibt	15	Thereſia
Dienſt.	28	Sim. Jud.	♏	● 10. 22′ N. die Nacht	16	Gallus
Mittw.	29	Narciſſus	♏	♂ in ♑. hindurch ſicht-	17	Florentin
Donn.	30	Theoneſt	♏	bar. ♅ geht noch während	18	Luc. Ev.
Freit.	31	Wolfg.	♐	der Abenddämmerung auf.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 7. Oktober bald nach 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 13. Oktober kurz vor halb 12 Uhr Mitternacht der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Montag den 20. Oktober bald nach halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Dienſtag den 28. Oktober nach 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond.

Die Juden feiern den zweiten Tag des Neujahrsfeſtes am 1., Faſten Gedaljah am 2., ihr Verſöhnungsfeſt den 9., ihr Laubhüttenfeſt den 14. u. 15., ihr Palmenfeſt den 20., ihr Laubhütten-Ende den 21., die Geſetzfreude den 22. Oktober.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	11 St.	35 M.	6 Uhr	1 M.	5 Uhr	36 M.	12 St.	25 M.
11	10	57	6	17	5	14	13	3
21	10	20	6	34	4	54	13	40

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
		Mrgs.		
		6	10	1
		6	25	2
		6	45	3
		7	14	4
		7	52	5
		8	[illegible]	6
		9	59	7
		11	21	8
		Morg.		9
		12	49	10
		2	19	11
Abds.		3	50	12
5	2	5	20	13
5	17	6	52	14
5	35			15
6	4			16
6	41			17
7	32			18
8	37			19
9	57			20
11	9			21
Morg.				22
12	25			23
1	38			24
2	48			25
3	57			26
5	6			27
6	16	Abds.		28
		4	31	29
		4	51	30
		5	16	31

Der beſte Wurf.

Witzel, der Hofnarr Kurfürſt Wolfgangs von Mainz, ſah in einer Burg dem Würfelſpiel zweier Hofleute zu, von denen Einer immerfort verlor und darüber ſehr unwirſch war. Zu dem Gewinnenden ſprach Witzel: „Um Eure ganze Beute wett' ich, mir ſollt Ihr niemals den beſten Wurf nehmen.“ — „Hoho!“ erwiderte Jener, „findet Ihr den Bürgen, daß Ihr zahlen könnt, gedenk' ich die Wette zu halten.“ — Der Kurfürſt ſelbſt bürgte, darauf ergriff Witzel die Würfel und warf ſie aus dem Fenſter in den an der Burg vorbeiſtrömenden Fluß, dabei ſprechend: „Das iſt der beſte Wurf, ſo mit dem Zeug zu thun!“ Der Kurfürſt urtheilte lachend: „Mein Narr hat nicht unrecht!“ Mußte alſo Jener ſeinen Gewinn dem Witzel überlaſſen, der zu dem Ausgebeutelten ſagte: „Ihr tragt genug davon an der guten Lehre!“

Der Dritte.

Altdeutſch.

Als ein Fuchs ſah zu wüth'gem Streit
Zween Haushähn' in Eil bereit,
Sprach er: „Nun freu' Dich, lieber Bauch,
Jetzt mach' ich Fried' nach meinem Brauch!“ —
Stets waren Zween, die blutig ſtritten,
Gar leichte Beute für einen Dritten.

ſchreiten der Bildungen mit dieſem wieder auf die Ausgangspunkte, wo ſie ihre früheren
Verhältniſſe verlaſſen, zurückgekehrt werden könne. Dieſer Widerſpruch iſt, wie geſagt,
nur ſcheinbar, und wie er zu löſen und die im Kreislaufe nach Aufwärts ſtattfindende
Bewegung der Entwickelungen ſich deutlich anſchaulich zu machen ſey, hat ein Frau-
mir wenigſtens ſinnreich ausgeſprochen. Das periodiſche Zurückkehren der Dinge
auf ihre alten Verhältniſſe und das unendliche Aufwärtsſteigen zu ihrer Ver-
vollkommnung — dieſe beiden ſich anſcheinend widerſprechenden Bewegungen — hat
Swedenborg ſich geometriſch zu erklären geſucht, indem er für die aus dieſer

November 1856

Alter. Oktober.

Sonn.	1 All. Heil.	♐	☿ iſt in der erſten Hälfte des	20 Wendelin

45. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	2 24. n. Tr.	♑	All. Seel. ☿ gr. weſtl. Ausw.	21 19. n. Tr.
Mont.	3 Hubert	♑	♃ in ♓. Monats als Mor-	22 Cordula
Dienſt.	4 Carl Bor.	♑	genſters am Oſthimmel zu	23 Severin
Mittw.	5 Zacharias	♒	🌑 5. 50' N. bemerken ♀	24 Evergiſl.
Donn.	6 Leonhard	♒	nimmt an Dauer der	25 Raphael
Freit.	7 Engelbert	♓	Sichtbarkeit zu, Anfang	26 Amandus
Sonn.	8 Gottfried	♓	November kann ſie faſt ¼ St.	27 Sabina

46. Vom Gräuel der Verwüſtung. Matth. 24. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	9 25. n. Tr.	♈	Theodor. ♃ v. ☾ bed. 2 U. V.	28 20. n. Tr.
Mont.	10 Martin P.	♈	☾☊. lang am Abendhimmel	29 Narciſſus
Dienſt.	11 Martin B.	♉	☾ Erdn. geſehen werden, am	30 Theoneſt
Mittw.	12 Kunibert	♉	🌝 9. 23' V. Ende 1¼ St.	31 Wolfgang
Donn.	13 Staniſl.	♊	lang. ♂ iſt in dieſem	1 Nov. A. H.
Freit.	14 Levin	♊	Monat 1¼ St., zuletzt noch	2 All. Seel.
Sonn.	15 Leopold	♋	♅☌☉. faſt 2 St. lang nach	3 Hubert

47. Vom jüngſten Gericht. Matth. 25. Ep. 2. Petri 3.

Sonnt.	16 26. n. Tr.	♋	Edmund. Aufhören der	4 21. n. Tr.
Mont.	17 Gertrud	♌	Abenddämmerung am Weſt-	5 Zacharias
Dienſt.	18 Marimus	♌	himmel ſichtbar. ♃ ſteht	6 Leonhard
Mittw.	19 Eliſabeth	♌	🌜 11. 2' V. Anfangs dieſ.	7 Engelbert
Donn.	20 Simplic.	♍	Monats um 9, zuletzt	8 Gottfried
Freit.	21 Mar. Opf.	♍	um 7½ Uhr im Süden. ♄ geht	9 Theodor
Sonn.	22 Cäcilia	♎	ſchon zwiſchen 8 und 9 Uhr	10 Martin P.

48. Von den zehn Jungfrauen. Matth. 25. Ep. 1. Theſſalon. 5.

Sonnt.	23 27. n. Tr.	♎	Clem. ☾ Erdf. ☾☋. Feierz.	11 22. n. Tr.
Mont.	24 Joh. v. Kr.	♎	♃ rechtl. Ged. d. Oſt. Abends	12 Kunibert
Dienſt.	25 Katharina	♏	auf und ſteht Morgens zwi-	13 Staniſl.
Mittw.	26 Konrad	♏	ſchen 4½ u. 2½ Uhr im Süden.	14 Levin
Donn.	27 Bilhildis	♐	🌕 4. 29' N. ♅ kommt am	15 Leopold
Freit.	28 Günther	♐	15. Nov. in Gegenſchein	16 Edmund
Sonn.	29 Saturnin	♐	mit der Sonne, er iſt d. ganze	17 Gertrud

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	30 1. Advent	♑	Andr. Ap. Nacht zu ſehen.	18 23. n. Tr.

Monds- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 5. November bald nach 3 Viertel auf 6 Uhr Nachm. das erſte Viertel.
Mittwoch den 12. November gegen halb 10 Uhr Vormittags der volle Mond.
Mittwoch den 19. November gleich nach 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 27. November um halb 5 Uhr Abends der neue Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge
Den 1	9 St. 39 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 21 M.
11	9 5	7 11	4 16	14 55
21	8 37	7 27	4 4	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	5 32	1
[illegible]	6 41	2
[illegible]	7 46	3
	9 3	4
[illegible]	10 27	5
[illegible]	11 52	6
[illegible]	Morg.	7
[illegible]	1 19	8
	2 46	9
	4 15	10
Abds.	5 47	11
4 0	7 22	12
4 32		13
5 17		14
6 18		15
7 32	[illegible]	16
8 51	[illegible]	17
10 10		18
11 25	[illegible]	19
Morg.	[illegible]	20
12 36	[illegible]	21
1 46	[illegible]	22
2 51		23
4 4		24
5 15		25
6 28		26
7 44	Abds.	27
	3 52	28
[illegible]	4 37	29
[illegible]	5 39	30

Mohren-Gelüſt.

Der Major Bowditch, engliſcher Geſandter bei dem Neger-König der Aſchantis, war nebenher Maler und machte ſich beliebt durch Anfertigung von Bildniſſen der einflußreichſten ſchwarzen Perſonen. Der König bewunderte die Aehnlichkeit und wollte endlich auch gemalt ſeyn. Schon hatte er mehrmals geſeſſen, auch mehrmals die begonnene Malerei betrachtet, als Bowditch eine Unruhe der Verlegenheit an dem Könige bemerkte, und nach geſchicktem Ausforſchen gewann es der durchlauchtige Mohr über ſich, zu fragen: ob der Herr Major ihn nicht weiß malen könne? — Lacht den Neger-König, der weiß gemalt ſeyn will, nicht aus; es haben gar Viele ein Lüſtchen, in anderer Farbe als ihrer eigentlichen vor der Welt zu erſcheinen!

Jugendliche Berathung.

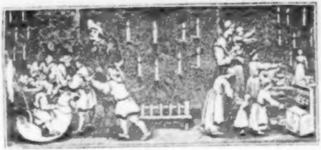
„Was thun wir, bis wir endlich mündig werden,
Geſetz uns auf den freien Willen ſtellt?“
„Wir dünken uns die Weiſeſten auf Erden,
Und ohne Scheu regieren wir die Welt!“

Des Schmarotzers Wehmuth.

Seitdem Duns freien Tiſch bei Flach verlor,
Trägt ſeine Gabel einen Trauerflor.

Doppelbewegung nothwendig entſpringende Form des Fortſchreitens der Dinge die Spirale, die ſchneckenförmige Windung annahm. Und in der That giebt es für die Gangart und den Zug der Entwickelungen und Geſtaltungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt kein treffenderes Abbild, als die in Cirkeln ſich in's Endloſe aufwärtswindende Spirale. Halten wir dieſes ſinnreiche Beiſpiel feſt und machen wir uns die große wunderbare Ordnung des Fortſchreitens der Weltgeſtaltungen durch ein kleines und einleuchtendes Erfahrungsmittel anſchaulich! — Denken wir uns einen ſpiralförmig gewundenen Draht von unten nach oben zu in immer weiter und weiter werdenden Kreiſen ſich ausdehnend; betrachten wir dieſe Spirale von der Seite, ſo ſehen wir nur emporſteigende Linien; betrachten wir aber die Spirale von oben herein, ſo gewahren wir nur Kreislinien, die unterſten, die kleinſten Cirkel ſich immer vergrößernd, je weiter ſie aufwärts geſtiegen ſind. Ziehen wir ferner eine Glasperle an dieſem Drahte auf und ſchieben ſie daran fort, ſo wird dieſe Perle an der Spirale ſich hinauf winden, immer höher und höher ſteigen, von oben herein betrachtet aber, während

Dezember 1856.



Alter. November.

Mont.	1	Eligius	♑	☿, der zu ſeiner oberen Zu-	19	Eliſabeth
Dienſt.	2	Balbina	♒	ſammenk. mit der Sonne am	20	Simplic.
Mittw.	3	Franz Xav.	♒	10. Dezember geht, bleibt in	21	**Mar. Opf.**
Donn.	4	Barbara	♓	dieſ. Monat dem unbewaff-	22	Cäcilia
Freit.	5	Criſpina	♓	🌕 3. 54' V. net. Auge ver-	23	Clemens
Sonn.	6	Nicolaus	♈	borgen. ♀ zeigt ſich im-	24	Joh. v. Kr.
50 Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.						
Sonnt.	7	**2. Advent**	♈	Ambroſ. ☾☊. ♂ in ♒. mer	25	**24. n. Tr.**
Mont.	8	**Mar. Empf.**	♉	länger u. länger am Abend-	26	Konrad
Dienſt.	9	Leocadia	♉	☾ Erdn. himmel, am An-	27	Bilhildis
Mittw.	10	Judith	♊	☿ ob. ☌ ☉. fange faſt 1½, am	28	Günther
Donn.	11	Damaſus	♊	🌗 8. 41' N. Ende 3 Std.	29	Saturnin
Freit.	12	Epimachus	♊	lang als Abendſtern.	30	Andr. Ap.
Sonn.	13	Lucia	♋	♂ wird man dieſen ganzen	1	**Dezember**
51 Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.						
Sonnt.	14	**3. Advent**	♋	Nicaſius. ♃ in ♈. Monat	2	**1. Advent**
Mont.	15	Euſebius	♌	hindurch noch 2 St. nach dem	3	**Franz Xav.**
Dienſt.	16	Adelheid	♌	Aufhören der Abenddämm.	4	Barbara
Mittw.	17	**Quat.** †	♍	Lazarus. am Weſthimmel	5	Criſpina
Donn.	18	Wunibald	♍	bemerken können. ♃ ſteht um	6	Nicolaus
Freit.	19	Nemeſius †	♎	🌑 7. 12' V. 7½ Uhr Abends	7	Ambroſius
Sonn.	20	Julius †	♎	☾☋. am Anfange des	8	**Mar. Empf.**
52 Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.						
Sonnt.	21	**4. Advent**	♎	Thom. A. ☾ Erdf. ☉ in ♑. W.-	9	**2. Advent**
Mont.	22	Gr. Sp.	♏	Anf., kürzſt. Tag. Mon. und	10	Judith
Dienſt.	23	Dagobert	♏	um 5¼ Uhr am Ende im Süd.	11	Damaſus
Mittw.	24	Adam, E. †	♏	♄ geht zu ſeinem Gegenſchein	12	Epimach.
Donn.	25	**H. Chriſtt.**	♐	mit der Sonne, welcher am	13	Lucia
Freit.	26	**Stephan**	♐	🌓 1. Januar des k. Jahres	14	Nicaſius
Sonn.	27	**Joh. Ev.**	♑	9. 13' V. eintrifft. ♅ iſt	15	Euſebius
53 Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	28	**n. Chriſtt.**	♑	Unſchuld. K. im Dezember	16	**3. Advent**
Mont.	29	Thomas C.	♒	gleichfalls gut zu ſehen,	17	Lazarus
Dienſt.	30	David	♒	ſteht zwiſchen 10½ und 8¼	18	Wunibald
Mittw.	31	Sylveſter	♓	Uhr Abends im Süden.	19	**Quatemb.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. Dezember gegen 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 11. Dezember kurz vor 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.
Freitag den 19. Dezember kurz vor 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 27. Dezember kurz vor 1 Viertel auf 10 Uhr Vorm. der neue Mond.

Tempelweihe der Juden am 24. Dezember.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	13 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	55 M.	15 St.	47 M.
11	7	58	7	54	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		6	53	1
B		8	14	2
e		9	39	3
i		11	2	4
T		Morg.		5
a		12	25	6
g		1	50	7
e		3	17	8
		4	47	9
		6	19	10
Abds.		7	49	11
3	57			12
5	7			13
6	26			14
7	47	B		15
9	5	e		16
10	20	i		17
11	31	T		18
Morg.		a		19
12	41	g		20
1	50	e		21
3	0			22
4	12			23
5	27			24
6	42			25
7	52	Abds.		26
		3	28	27
		4	41	28
B		6	1	29
		7	27	30
T		8	51	31

Demuth.

Als Liebreiz wurde Demuth ſonſt betrachtet,
Doch bei der heut'gen Selbſtſucht ſchnödem Sinn
Iſt Demuth, die man einſt ſo hoch geachtet,
Nun nichts als eine Magd der Bettlerin.

Andeutung.

Sonſt waren die Gedanken der Männer einfach und beharrlich, die Gefühle warm und treu; jetzt ſind die Gedanken ausſchweifend und abſpringend, Gefühl und Wandelhaftigkeit faſt gleichbedeutend, ſo daß man den wahren Charakter für verſchollen halten könnte. Nur wenn wir ihn wieder auffinden, kann die ſchwer erkrankte Gegenwart geneſen und klaren Blicks mit Hoffnung in die Zukunft ſchauen.

Alles in Gott.

Wenn Gott im Herzen lieb Du haſt,
So trägt er mit Dir jede Laſt,
Er trägt, trau'ſt Du ihm inniglich,
Zuletzt die Laſt wohl ganz für Dich,
Und biſt Du völlig ihm ergeben,
Wird er zugleich Dich mit erheben.

Gtz.

ſie ſich ſo fortbewegt, zugleich in Cirkeln kreiſen und immer wieder ſcheinbar auf die Punkte zurückkehren, welche ſie verlaſſen hat. — In dieſem einfachen Erfahrungsmittel iſt die Löſung jenes Widerſpruches gegeben, die große, ſcheinbar unerklärliche Ordnung des Fortſchreitens der Dinge.

Je mehr man dieſe Ordnung begreift und ihr dient, je mehr kann die Menſchheit Das, was ihr Gott von ſich ſelber verlieh, über Das erheben, was an ihr aus Staub iſt und zu Staub wird. Denn nur wer im Kreisgange der Erdenluſt und des Erdenleids wieder mit der urſprünglichen Unſchuld zuſammentrifft, wer ſich zugleich aus dem Dunkel des Irdiſchen empor zu ſchwingen weiß, Der nur würdigt und erwirbt das Heil und die Seligkeit des höheren, des erhabenen Lebens in ewig wachſender Erkenntniß.

Fr. v. Schönholz.

Zeitrechnung des Jahres 1856.

Das gegenwärtige 1856ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1855 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 23. März, und in dem alten 5 Wochen ſpäter, nämlich auf ſeinen 15. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen beweglichen Feſte nach dem alten Kalender 5 Wochen ſpäter gefeiert werden als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 10 Uhr 9 Minuten Vormittags nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 6 Uhr 56 Minuten Morgens. Der Herbſt am 22. September um 9 Uhr 3 Minuten Abends. Der Winter am 21. Dezember um 2 Uhr 59 Minuten Nachmittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen nur die zweite Mondfinſterniß in unſern Gegenden ſichtbar ſein wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine totale, und tritt am 5. April in den Morgenſtunden ein. Sie iſt in Neuholland und den naheliegenden Inſeln ſichtbar.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partiale und tritt am 20. April in den Vormittagsſtunden ein. Sie wird in Amerika, Neuholland und theilweiſe in dem öſtlichen Aſien ſichtbar ſein.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und tritt am 29. September in den Morgenſtunden ein. Sie wird in dem größten Theile von Aſien, einem kleinen nordöſtlichen Theile von Europa und der nordweſtlichen Spitze von Nord-Amerika ſichtbar ſein.

Die zweite Mondfinſterniß iſt ſo nahe total, daß es zweifelhaft ſein kann, ob nicht ein ſehr kleiner Theil der Mondſcheibe frei von Verfinſterung bleiben wird. Sie tritt in den Mitternachtsſtunden zwiſchen 13. und 14. Oktober ein und iſt in ihrem ganzen Verlaufe nach in Europa und Afrika ſichtbar. Der Anfang der ganzen Finſterniß tritt ein am 13. Oktober um 9 Uhr 49 Minuten Abends. Die Mitte, wo der Mond total verfinſtert erſcheint, um 11 Uhr 22 Minuten Nachts. Das Ende der ganzen Finſterniß am 14. Oktober um 12 Uhr 55 Minuten Morgens. Alles nach mittlerer Kölner Zeit.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1856.

Neptun.

Dieſer von Herrn Leverrier in Paris im Voraus ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Sternbilde des Waſſermann verändern, und ſteht am 12. September um Mitternacht der Sonne grade gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe im Waſſermann, der mit dem griechiſchen Buchſtaben ψ bezeichnet wird.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er verweilt das ganze Jahr im Zeichen des Stiers. Im Anfange des Jahres iſt er noch rückgängig, wird aber am 25. Januar rechtläufig und ſteht dann gegen 7 Uhr Abends im Süden. Bis gegen die Mitte Aprils wird man ihn noch in der Abenddämmerung ſehen können. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 11. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Mai, Juni und faſt den ganzen Juli verdeckt ihn, da er nur einem Sterne ſechſter Größe gleichkommt, die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge. Dann wird er immer früher und früher aufgehen und zu ſehen ſein, am 30. Auguſt rückgängig werden und am 15. November im 24ſten Grade des Zeichens des Stiers in Gegenſchein mit der Sonne kommen, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht. Um dieſe Zeit iſt er am beſten zu ſehen. Er bleibt rückgängig bis Ende des Jahres.

Saturn.

Saturn iſt ebenfalls im Januar und dem größeren Theile des Februars noch rückgängig und wird am 21. Februar rechtläufig. Er ſteht dann um 7 Uhr Abends im Süden. Vom Anfang des Jahres bis gegen Ende Mai wird man ihn noch am Abendhimmel erblicken. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt im Zeichen des Krebſes, in welches er am 27. Mai eingetreten iſt, in Zuſammenkunft mit der Sonne. Gegen das Ende des Juli fängt er an, ſich am Morgenhimmel zu zeigen. Er geht nun immer früher und früher auf, wird am 26. Oktober rückgängig, kommt aber erſt am 1. Januar 1857 in Gegenſchein mit der Sonne, ſo daß er bis Ende des Jahres rückgängig bleibt.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen der Fiſche und wird bis zur Mitte des Februars noch am Abendhimmel zu ſehen ſein. Dann verſchwindet er in der Dämmerung und kommt am 5. März in Zuſammenkunft mit der Sonne, wodurch er den ganzen April und den größten Theil des Maies hindurch nicht ſichtbar iſt. Am 8. Mai iſt er in das Zeichen des Widders getreten und zeigt ſich gegen Ende Mai am Morgenhimmel. Am 23. Juli um halb 2 Uhr Morgens kommt er faſt in Berührung mit dem Monde. Am 29. Juli wird er rückgängig und kommt am 27. September im 3ten Grade des Zeichens des Widders in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht. Seine rückgängige Bewegung führt ihn am 3. November in das Zeichen der Fiſche wieder zurück. Am 9. November um 2 Uhr Morgens wird der obere Mondrand ihn auf kurze Zeit bedecken. Am 24. November wird er wieder rechtläufig und tritt dadurch am 14. Dezember wieder in das Zeichen des Widders ein. Er bleibt bis zu Ende des Jahres rechtläufig.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope,
Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia,
Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona,
Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia.

Dieſe 33 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem man längſt ſchon Planeten vermuthet hatte. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 29 erſt ſeit 8. Dezember 1845. Nur mit guten Fernröhren ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars geht am 1. Januar um Mitternacht auf und bleibt den übrigen Theil der Nacht ſichtbar. Er iſt noch rechtläufig, wird aber am 24 Februar rückgängig, und kommt am 2. April im 14ten Grade des Zeichens der Wage in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht. Er iſt dann am hellſten. Am 15. Mai wird er wieder rechtläufig und wird von da an nur am Weſthimmel zu bemerken ſein. Er verweilt allmälig kürzere und kürzere Zeit am Abendhimmel nach dem Aufhören der Abenddämmerung, verſchwindet aber das ganze Jahr nie ganz in der Dämmerung. Im November und Dezember nimmt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit wieder zu, und beträgt am letzten Dezember etwa zwei Stunden. Er iſt dabei am 31. Juli in das Zeichen des Skorpions, am 17. September in das Zeichen des Schützen, am 29. Oktober in das Zeichen des Steinbocks, am 7. Dezember in das Zeichen des Waſſermanns getreten, in welchem er bis zu Ende des Jahres bleibt.

Venus.

Venus iſt im Anfange des Jahres Morgenſtern und drei Stunden vor dem Beginne der Morgendämmerung ſichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit nimmt aber bald ſo ab, daß ſie gegen Ende des März in der Dämmerung verſchwindet. Sie bleibt jetzt während des ganzen April, Mai, Juni, Juli, Auguſt und faſt während des ganzen September in den Sonnenſtrahlen verborgen, in welcher Zeit ſie am 20. Juli in die obere Zuſammenkunft mit der Sonne gekommen iſt und Abendſtern geworden. Vom Oktober an wird ſie als Abendſtern, aber doch die erſten zwei Monate hindurch, nur kurze Zeit zu ſehen ſein, Ende November fünf Viertelſtunden lang. Im Dezember dagegen bleibt ſie immer länger und länger ſichtbar, ſo daß ſie am Schluſſe des Jahres nach dem Aufhören der Abenddämmerung noch drei Stunden am Abendhimmel zu ſehen ſein wird.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre dreimal. Zuerſt vom 26. Januar bis zum 10. Februar, wo er am Anfange und am Ende etwa eine Viertelſtunde lang nach dem Aufhören der Abenddämmerung als Abendſtern am Weſthimmel zu ſehen ſein wird. In der Zwiſchenzeit länger und am längſten am 1. Febr. drei Viertelſtunden lang. Gleichfalls als Abendſtern wird man ihn vom 10 Mai bis 2. Juni finden können, wo er von einer Viertelſtunde an bis zu drei Viertelſtunden, am 21. Mai, an welchem Tage die Dauer der Sichtbarkeit am längſten iſt, am Weſthimmel ſich zeigt. Zum dritten Male wird er als Morgenſtern vor dem Beginnen der Morgendämmerung am 25. Okt. eine Viertelſtunde lang am Oſthimmel ſich zeigen. In den folgenden Tagen bleibt er länger ſichtbar. Am längſten am 2. November, drei Viertelſtunden hindurch. Am 14. November hat ſich die Dauer der Sichtbarkeit wieder auf eine Viertelſtunde verringert. Später kommt er nicht mehr zum Vorſchein.

Genealogie des Königl. Preuſsiſchen Hauſes und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preuſsen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Oct. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III. in der Regierung am 7. Juni 1840. Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Oct. 1831, Major im Garde-Dragoner-Regiment ꝛc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dezember 1838. — 2) Die Mutter des Kaiſers von Rußland, Alexandra Feodorowna (vorher Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Major, Commandeur der erſten Garde-Cavallerie-Brigade ꝛc., verm. 29. Nov. mit Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. 2) Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Kaſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Februar 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Oct. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I. der Niederlande. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Seconde-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Oct. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Oct. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Major ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Oberſt ꝛc.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Octbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten ꝛc., erſter Curator der Artillerie- und Ingenieur-Schule. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Oct. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Oct. 1811.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Oct. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826, folgte als Regent ſeinem Vater an Stelle ſeines Bruders am 24. April 1852. — Ludwig, Großherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern. Maximilian Joſeph II., König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 20. März 1848, verm. 12. Oct. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Marie Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Oct. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I. Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Oct. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Karl August Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, folgt unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Schweſter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein. Aloys Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20. April 1836, verm. 8. Aug. 1831 mit Franziska, Gräfin von Kinsky, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787, verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Halb-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Januar 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Franz d'Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Januar 1836.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Auguſt 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Pedro V de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna Maria II da Gloria. — Vater des Königs: Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XX., Fürſt, geb. 29. Juni 1794, reg. 31. Okt. 1836, wieder verm. 1. Okt. 1839 mit Karoline Amalie Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Guſtav zu Heſſen-Homburg, geb. 19. März 1819. — Heinrich XXII., Erbprinz, geb. 28. März 1846.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV., Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Wittwer ſeit 12. Januar 1855 von Adelheid Franziſka Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau.

Schweden und Norwegen. Oscar I Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Joſephine Maximiliane Eugenie, Schweſter des verſt. Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826.

Spanien. Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Maria Iſabelle, Prinzeſſin von Aſturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzeſſin.

Toskana. Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835.

Türkei. Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Marianne, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1856.

Tage.	Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	35	mehr.	13	49	mehr.	12	31	mehr.	3	51	weniger.	3	1	weniger.	2	27
6		5	54		14	21		11	24		2	23		3	34		1	37
11		8	1		14	32		10	8		0	59		3	50		0	39
16		9	54		14	24		8	44	weniger.	0	17		3	51	mehr.	0	21
21		11	28		13	58		7	14		1	25		3	39		1	28
26		12	44		13	15		5	41		2	21		3	14		2	32
31		13	40		12	18		4	9		3	4		2	36		3	12

Tage.	Juli.			Auguſt.			September.			Oktober.			November.			Dezember.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	32	mehr.	6	1	weniger.	0	15	weniger.	10	27	weniger.	16	18	weniger.	10	47
6		4	26		5	35		1	52		11	57		16	12		8	35
11		5	11		4	54		3	35		13	18		15	47		6	20
16		5	45		3	58		5	20		14	27		15	0		3	57
21		6	5		2	51		7	6		15	21		13	52		1	28
26		6	12		1	32		8	49		15	58		12	24	mehr.	1	2
31		6	4		0	[illegible]		10	17		16	16		10	37		3	29

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr am Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterſchiede der wahren, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondsviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Welt.

Wer, Welt, in dir ſich Tempel baute,
Dem ſanken ſie in tiefe Nacht;
Wer deinen Schmeicheltönen traute,
Dem hat ein falſches Glück gelacht.
Nur Traum iſt alles äuß're Streben,
Vergänglich, was die Erde hegt,
Nur wirklich iſt das inn're Leben,
Das uns empor in's Ew'ge trägt.

Gleim und das Bauermädchen in Böhmen.

Der Dichter Gleim hatte als Secretair des Prinzen Wilhelm von Schwedt dieſen nach Böhmen begleitet. Während der Belagerung herrſchte im preußiſchen Lager herber Mangel, Gleim ſelber mußte die Gegend durchſtreifen, um für ſchweres Geld und gute Worte ein Stück Brod zu erbitten. Bei einer ſolchen Wanderung geſchah es, daß Gleim aus einem Bauerhauſe rohe Plünderer verjagte, und wie er dieſe Begebenheit ſeinem Freunde, dem Dichter Ewald v. Kleiſt, Offizier im Regiment Prinz Heinrich, erzählte, das ſey hier in auszüglicher Kürze mitgetheilt.

„Das Geſchrei einer weiblichen Stimme drang mir vor Allem in's Ohr", berichtet Gleim. „Ich ſtürze in das Haus, und erblicke hier ein ſchönes Mädchen, die Tochter des Eigenthümers; flehend hatte ſie die Füße eines Huſaren umklammert, der ſchon den Säbel über ſie geſchwungen hielt. O Barmherzigkeit, ſchrie ſie, ich habe kein Geld, kann keins ſchaffen! Mit dem Ausruf: Halt ein, Verruchter! riß ich den Plünderer zurück, und meine Drohungen brachten auch die andern Uebertreter des ſtrengen Geſetzes zum Weichen. Das Mädchen betrachtete mich als ihren Engel und führte mich in eine Kammer, wo ihre Eltern geknebelt auf dem Fußboden lagen. Sie beklagten ihre Noth bitterlich. Ei, klagt doch nicht jetzt, wo Ihr Gott danken ſolltet für die Rettung, liebe Eltern! ſagte begütigend das anmuthige Mädchen. — Ich begehre nichts für den geleiſteten Dienſt, er iſt jedes Rechtſchaffenen Pflicht, verſicherte ich den Jammernden; doch wenn Ihr für Geld mir ein Brod ablaſſen könntet, würde ich noch zu danken haben. — Brod? wiederholte der Mann, ſeine Frau fragend; haben wir denn noch welches? — O ja, noch ein ganzes! rief das Mädchen freudig und ſprang davon, um aus dem Verſteck mir das aufgeſparte Brod zu bringen. Nehme Er es, nehm' Er's nur ganz mit! ſagte ſie, als ich vorſchlug, es zu theilen, wozu auch die Alten Luſt bezeugten. Ich könnte, betheuerte ſie, heute keinen Biſſen eſſen, und für die Eltern hab' ich noch etwas Mehl, wovon ich beiden zu Abend und Morgen eine Suppe koche. Auch etwas Butter iſt noch vorräthig, und wenn Er, lieber Herr, es nicht übel aufnehmen wollte, möcht' ich Ihm das vollgedrückte Töpfchen anbieten. — Das nehm' ich Dir gar nicht übel, erwiderte ich, möchte Dich ſogar bitten, mich gleich mit einem Butterbrod zu bewirthen. Mein Appetit wird unwiderſtehlich und der Deinige kommt wohl auch. Vor jedem Ueberfall ſind wir ſicher, die Patrone werden nicht wiederkehren, ihr Leben liegt in meiner Hand, denn das Plündern iſt bei Todesſtrafe verboten.

Gleim's Wunſch wird erfüllt, und er giebt uns nun das ganze Geſpräch mit der naiven Marie. Endlich fragt er: ob ſie keinen Schatz habe? und doch erröthend erwidert ſie: Ich mag keinen Schatz; hier unter den Bauerburſchen gefällt mir keiner ſo, daß ich ihn dazu erwählen möchte: ich bleibe lieber freiledig, heirathe gar nicht! — Wenn nur der Rechte kommt! bemerkte ich. — O, das wird nimmer ſeyn! ſeufzte ſie nach einer kleinen Pauſe, dabei zu Boden blickend. — Gleim entwickelt nun das vertrauliche Geſpräch weiter, muß zuletzt dem Mädchen Namen und Wohnort ſagen, und Marie wiederholt die Worte: Gleim, Potsdam mehrere Male.

Nach dem Friedensabſchluß ſuchten ein paar aus der Gefangenſchaft in Böhmen heimkehrende Soldaten den ehemaligen Kriegs-Secretair Gleim in Potsdam auf, um ihm einen ſchönen Gruß nebſt einem Brieflein zuzuſtellen. Das Aeußere deſſelben zeigte zwar wenig Anziehendes, es hatte auf der langen Reiſe in der Taſche des armen Kriegsmannes durch mancherlei darin befindliche Nachbarſchaften ſo gelitten, daß Gleim würde Anſtand genommen haben, die Zuſchrift eigenhändig zu eröffnen, hätte nicht das liebliche Bild des Mädchens, von dem ſie gewiß in ſauberſter Weiſe ausgegangen, in dem Augenblick ſeiner Seele vorgeſchwebt. — Die redſeligen Krieger hatten eben das Zimmer verlaſſen, als Kleiſt eintrat; Gleim hielt ihm lachend den noch uneröffneten Brief entgegen. — Der elegante Offizier ergriff ihn nicht. „Pfui", ſagte er, „was bieten Sie mir da an!" — „Die Pointe zu einer Romanze oder einer Idylle, was Sie wollen! Haben Sie das böhmiſche Mädchen vergeſſen, von dem ich Ihnen an jenem denkwürdigen Tage erzählte?“ — „Und das nun wohl in ſtiller Liebes-Sehnſucht nach Ihnen ſich verzehrt?“ fiel Kleiſt ein. „Oder iſt das liebe Kind vielleicht gar geſtorben und enthält dieſer unangreifbare Brief hier etwa die Todes-Meldung?“ — „Nein, ſie lebt“, entgegnete Gleim, „ſie iſt Braut, und wahrſcheinlich jezt ſchon Frau.“ — „O weh!“ rief Kleiſt humoriſtiſch; „wie ſchade, dann giebt ſie dem Dichter keinen Stoff mehr, den nur die Liebe oder der Tod verleiht.“ — „Vielleicht doch!“ bemerkte Gleim. „Vorerſt laſſen Sie uns aber das Brieflein leſen, und wer weiß, ob ſich darin nicht ein Stoff findet zu ſentimentaler Behandlung, die Ihnen dann überlaſſen bleiben möge.“ Schnell entfaltete Gleim nun den zugeklebten Brief und las das Folgende:

„Entfernter Freund! Er denkt wohl meiner nicht mehr, aber daß ich es thue, wie ich Ihm verſprochen in allen Ehren, das möchte ich gern, daß Er's erführe, mit einem Gruße, wie er ſich zwar gar nicht in das Papier faſſen läßt. Mein Bräutigam, obgleich dieſer ein Schullehrer iſt und viel gelernt hat, verſteht das auch nicht aufzuſchreiben, wie ich's meine. Vielleicht erräth Er's! — Mein Herz iſt voll ewiglicher Dankbarkeit gegen Ihn, und damit Gott befohlen. Maria.“

„Nun?“ fragte Gleim. — „Ja“, antwortete Kleiſt, „ich ſtimme Ihnen bei, vielleicht begeiſtert mich das Mädchen und ihr Brief noch zu einem Gedicht.“

Wir wiſſen nicht, ob er die Idee ausgeführt; aber Gleim, den die Sache näher anging, hat dem lieben Mädchen ein Denkmal geſezt in ſeinem Gedicht: „Der Plünderer.“ — Die hier nur angedeutete Begebenheit iſt umſtändlicher zu leſen in dem neulich erſchienenen Werk: „Berühmte Schriftſteller der Deutſchen“, das einen Schaz von höchſt anſprechenden Zügen des außeröffentlichen Lebens unſerer geiſtreichſten Männer aus den ſicherſten Quellen zuſammenbrachte.

Aus einem alten Stammbuch.

Der Deutſche lieſt immer nur ſo Geſchichte,
Als gäbe ſie nichts ihm denn eitel Gedichte;
Der Deutſche hat Mangel nicht an Erfahrung,
Doch fehlet ihm ſtets die rechte Bewahrung;
Der Deutſch' iſt von Weisheit ſo vollgepropfet,
Daß ſie ihm immer den Mund verſtopfet;
Er ſagt gemächlich: Alles wird ſich fügen,
Und hilft dann gemächlich ſich ſelber belügen. —
So wollte der Kampf gegen deutſche Perrücken
Nun freilich zu keiner Zeit noch recht glücken,
Weil, wie man noch allzeit freudig entdeckte,
Die beliebte Schlafmüze d'runter ſteckte;
Und ſagt man dies Alles nicht Deutſchen allein,
Wär's trefflich, könnt's unwahr bei ihnen ſeyn!

Der alte Spruch vom Latein.

Des Erzbiſchofs und Kurfürſten Clemens Auguſt von Köln Hofnarr — er war Doktor der Philoſophie und Hofkammerrath; ſeinen

Namen giebt jedoch unſere Quelle nicht an — ſtand einſt an einer Fuhrt der durch plötzlichen Gewitterregen aufgeſchwellten Aar, als ein Prälat, der das jenſeitige Ufer erreichen wollte, zu Pferde herankam und ihn etwas barſch fragte: ob man den Fluß wohl durchreiten könne und wo die geeignetſte Stelle ſey? — „Verſtehen Sie Latein?" fragte der Hofnarr, indem er den ſtolzen Prälaten mit feſten Blicken maß. — „Freilich verſtehe ich Latein und wohl noch etwas mehr" — erwiederte Jener ſtutzend; „wie trüg' ich ſonſt wohl das Prälatenkreuz und Prieſtergewand? Aber davon iſt hier nicht die Rede, guter Freund; ich verlange nur zu wiſſen, ob ich den Fluß auf meinem guten Pferde wohl ohne Gefahr durchreiten könne?" — „Reiten Sie getroſt, ich hörte ja nur, daß Sie Latein verſtehen: Sie brauchen für's glückliche Hinüberkommen nicht weiter zu ſorgen!" ſagte der Narr. Der Prälat ſetzte in den Fluß; doch kaum war er einige Schritte vom Ufer, als ſein Pferd den Grund verlor, und Mann und Roß wären in den Fluthen umgekommen, hätten nicht Schiffer die Noth gewahrt und ſie herausgezogen. Der erbitterte Prälat trat darauf in haſtiger Wuth mit harter Anklage zum Kurfürſten. Dieſer forderte den Narren vor ſich. „Warum haſt Du, ungetreuer Schalk, durch Deine verrätheriſchen Vorſpiegelungen den hochwürdigen Herrn getäuſcht und in die augenſcheinlichſte Gefahr verlockt?" lautete der derbe Empfang. „Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht! Wohl merkt' ich mir das Sprüchwort, die Euer Liebden immer im Munde führen und noch geſtern Abend bei Tafel auftiſchten: Wer Latein verſteht, kommt durch die ganze Welt! Daß der hochwürdige Herr des Lateins kundig, hat er mir ſelber geſagt; da er nun in dem Bischen Waſſer ſchier umkam, ſo haben entweder ſeine Hochwürden mit Dero Latein oder Euer Durchlaucht mit Höchſtdero Sprüchwort mich belogen, und ich war der Lügner keineswegs!"

Verwandlung.

Wo einſt des Paradieſes Schätze
Gebreitet ſich in Einfachheit,
Da findet ihr in unſ'rer Zeit
Die Börſen- und die Makler-Plätze.

Bulls.

Die Engländer erzählen gern Bulls, lächerliche Widerſinnigkeiten, zur Verſpottung der Irländer; wir wollen drei derſelben mittheilen, ohne behaupten zu dürfen, daß die Irländer nicht Gelegenheit hätten, an den Spöttern das Vergeltungs-Recht zu üben.

1. Ein Irländer wurde von einem Engländer gefragt, wie es denn käme, daß gerade die Irländer ein ſo ausgezeichnetes Talent hätten, ungereimtes Zeug zu ſchwatzen und Bulls zu machen. „Gott weiß, wie das kommt", antwortete der Irländer, „es ſteckt wohl in unſerer Luft: ich glaube, daß ein Engländer, wenn er in Irland geboren und erzogen wäre, ebenſo gut Bulls machen würde als wir Irländer."

II. Ein irländiſcher Offizier wurde krank; man rieth ihm nach dem Regiments-Arzte zu ſenden. „Gott bewahre mich vor dieſem“, rief der Offizier, „mit dem will ich nichts zu thun haben; unſer Hauptmann war jüngſt krank und ließ ſich von ihm behandeln, und da ſtopfte er ihn ſo voll mit Pillen und Latwergen, daß der arme Teufel noch vierzehn Tage krank blieb, nachdem er ſchon vollkommen hergeſtellt war.“

III. „Warum liefen Sie denn ſo ſchnell hinter dieſem Manne her?“ fragte man einen Irländer, welcher ſich alle Mühe gegeben hatte, einen Mann zu erreichen, der an der andern Seite der breiten Regentſtreet in London mit ſchnellen Schritten vor ihm herging. „Als ich ihn von weitem ſah“, antwortete der Irländer, „glaubte ich ihn zu kennen; er ſah ſich nach mir um und glaubte auch mich zu kennen; als wir uns aber näher kamen, ſahen wir, daß es Keiner von uns Beiden war.“

Kein Recht ohne Billigkeit.

Woher ſie kommen, alle Gnaden
Sind immerdar dem Recht ein Schaden,
Und Gnade macht ſich dann nur breit,
Entzieht dem Recht ihr Billigkeit.

Windeswehen.

Jüngſt ſchritt ich über die Haide
Für mich allein und ſtumm,
Ich war verſtimmt und grämlich,
Doch wußt' ich nicht recht warum.

Da rührte der Wind behende
Den feinen Sand empor,
Mich hüllt' er in eine Wolke
Und drang in Aug' und Ohr.

Da mußt' ich lachen und meinte:
Schon recht geſchieht mir das Ding;
Den Sand vergleich' ich dem Aerger,
Der mich ſo eben umfing.

Mit einer falſchen Wolke
Umhüllt' er die Sinne geſchwind,
Wir mögen nicht um uns blicken,
Er macht uns taub und blind.

Und reiben wir dann die Augen,
Und ſehen wieder klar,
Ergiebt ſich, daß all' unſer Aerger
Nutzloſer Staub nur war!   L. Rſ.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit hundert Holzſchnitten, theils von demſelben, theils unter deſſen Leitung gefertigt.

Zweiundzwanzigſter Jahrgang.

Den Kindestagen ſcheint nur Glück bereit,
Wie golden iſt die Kinderzeit!
Und naht der Liebe Blüthe, ſey's mit Leid,
Wie ſilbern iſt der Liebe Zeit! —
Dem Manne nur, zu Sorg' und Kampf geweiht,
Wird eiſern oft und Laſt die Zeit!
Doch glaubt, daß überall bei Muth und Kraft
Entfernt vom Sinnentrug der Zeit,
Ein rein Gewiſſen uns den Himmel ſchafft
Im Ird'ſchen und in Ewigkeit!

1856.

Univ. B. M.
München

Nachruf
des
abgeſchiedenen Jahres.

Das Leben iſt Vermächtniß
Zur Uebung heil'ger Pflicht,
Dies haltet im Gedächtniß,
Dann wird auch Düſt'res
licht.
Hat in des Jahres Räumen
Uns Kampf und Noth umſtürmt:
Die Hülfe wird nicht ſäumen,
Wo ſich das Weh gethürmt.

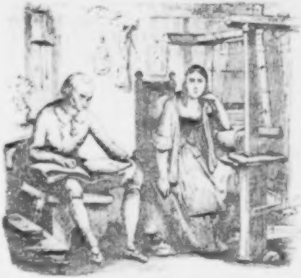
Iſt alte Bahn durchmeſſen,
Die manches Herz zerriß,
Der Heilquell, zu vergeſſen,
Iſt jedem Leid gewiß.
Wir ruh'n in Gottes Händen,
Das ſichert ſel'ge Ruh',
Noch eh' mit Grabeswänden
Die Welt ſich ſchließet zu. —

Was Kampf und Noth uns ſchufen,
Benutzet ſeelenhaft,
Sie ſind von Gott berufen,
Zu läutern unſre Kraft.
Muß Alles einſt von hinnen,
Und bleibt nur unſre That,
So laßt uns Frucht gewinnen
Aus inn'rer Himmelsſaat.

Gg.

Der Berliner Prophet im ſiebzehnten Jahrhundert.

Andreas Otto, Küſter am Berlin-Kölner Dom,[*] las an einem September-Abend des Jahres 1591 in ſeinem Häuschen bei dem vor der Domgaſſe ſich ausbreitenden Kirchhofe ſeiner Tochter Magdalene mit eifrigem Erſtaunen aus einer Schrift vor. Es war die Abhandlung, welche der unter ſeinen Zeitgenoſſen berühmte Theolog Ananias Jerankurius hatte drucken laſſen über die im Jahre 1587 in der Oſtſee gefangenen Fiſche, „ſo mit wunderſamlichen Zeichen an ihren Leibern die Schickſale der Zukunſt bis zum jüngſten Tage, wie auch der Welt Untergang verkündeten.“ Der allzu gläubige und von ſeiner eigenen Weisheit ſehr überzeugte Andreas Otto, den ſein Zeitgenoſſe Johannes Colerus als glücklichen Wetterverkündiger bezeichnete, hatte an Magdalenen keine Zuhörerin, die nicht Zweifel hegte über die Weiſſagungen der Fiſchleiber. Sie ſchaute mit großen und klaren Augen in's Leben, auch lagen in ihrem Köpfchen andere Gedanken gereiht beiſammen. Alſo freute ſie ſich nur nebenher mit ihrem Vater, daß ſie hoffentlich im Paradieſe längſt geborgen ſeyn



---

[*] Noch während der Amtsführung des Andreas Otto erhielt dieſer Dom den Namen „Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit“.

würden an dem greulichen Tage des Jahres 1720, wo der „losgelaſſene Satan in ſchwerer Peſtilenz die zween letzten der ſündigen Menſchen wird hinwegreißen“.

Bei Andreas Otto, deſſen Einbildungskraft ſo unerſchöpflich war wie ſeine Leichtgläubigkeit, wirkte jedoch das Entſetzen nach, und da er, die innigſte Liebe für ſein Vaterland im Herzen, ſehr oft davon geſprochen hatte, das kurfürſtliche Haus Brandenburg werde ſich von Erbe zu Erbe weit und herrlich ausbreiten, fand er das Weltende im Jahr 1720 höchſt widerwärtig. Geboren 1532 in Tangermünde, einſt die Reſidenz des erſten Hohenzollern, war er in Erinnerungen an dieſen Fürſtenſtamm aufgewachſen, hatte nach dem Wunſche ſeines Vaters, eines redlichen Tuchmachers, frühzeitig in der dortigen Kirche zum heiligen Stephan Altardienſte verrichtet und konnte ſich zu keinem andern Geſchäft entſchließen. Bei einem Beſuche in Berlin wurde er indeß der neuen Lehre zugethan, wahrſcheinlich dazu ermuntert von ſeiner Geliebten und nachmaligen Gattin, deren Mutter die Gemahlin Joachim's I begleitet hatte, als dieſe wegen ihrer Glaubenswandlung nach Torgau flüchtete. Durch Begünſtigung erlangte er das Dom-Küſteramt, bei welchem ihn, nach einer neueren Gewährung, bereits ſein Sohn Erasmus unterſtützte, weil der Vater ſeit dem Tode ſeiner Frau zuweilen am Starrkrampfe litt.

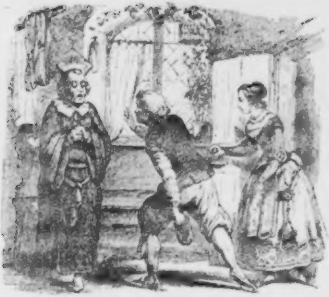
Der Sohn war an jenem Abend, gegen ſeine Gewohnheit, noch nicht im Hauſe, als bereits das einfache Mahl, ein paar Heringe und Rettige nebſt einer Kanne Freiberger Bier, auf dem gedeckten Tiſche ſtand. Der alte Küſter, jetzt in der Stube haſtig hin und her ſchreitend, konnte ſich noch nicht beruhigen über der Welt Untergang, bei welchem ſein geliebtes brandenburgiſch Land mit zu Grunde gehen mußte; die Tochter aber achtete wenig auf ſeine Rede, denn ſie war ängſtlich geworden wegen des Ausbleibens ihres Bruders, der auch von ihr einen Auftrag empfing.

Magdalene — von den Nachbarn das „ſchöne Küſter-Lenchen“ genannt — hatte einen Geliebten, der dem Domküſter im Wege war, weil dieſer wähnte, ein Hofjunker, der ſein Töchterlein mit ſchmeichelnder Rede verfolgte, meine es ehrlich mit der Werbung, weshalb er ſich in allerlei eitle Hoffnung hineinträumte. Jener Geliebte war ein Sohn des Buchdruckers Runge, der die Druckerei des grauen Kloſters verwaltete. Der junge Gebhard Runge brachte dem wißbegierigen Andreas Otto auf deſſen Wunſch alle die Schriften, welche aus jener Anſtalt hervorgingen. Unter den geliehenen Büchlein befanden ſich ſogar deutſche Schauſpiele, die mit ihren Engeln, Teufeln, Zauberern und Hexen, ſo wie mit dem ſchon damals beliebten Hanswurſt beſonders Magdalene ergötzten. Durch hübſche Geſtalt und Gefälligkeit, nächſtdem auch durch geiſtige Vorzüge gewann ſich Gebhard allmälig das Herz der Jungfrau; Vater Otto aber dachte an einen vornehmeren und reichen Eidam, ward alſo ſehr unwillig, als Jener ſeine Werbung bei ihm anbrachte. Er wies ihn heftig ab, und da ſich ihm nun in der Liebe Magdalenens unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtellten, ſchwur er in ſeiner aufbrauſenden Redeweiſe: Gott müſſe ihn erſt aus dem Grabe auferſtehen laſſen, ehe er zu einem ſolchen Ehebund einwillige. Dem unglücklichen Gebhard wurde verboten, die Schwelle des Hauſes zu betreten, und er mußte ſich einſtweilen fügen; doch hatten die Liebenden an Erasmus Otto einen Vertrauten, der auf die Bitte ſeiner Schweſter oft Tröſtungsbotſchaft vom Küſterhauſe nach dem grauen Kloſter trug und ſie gewöhnlich auch von dort heim brachte, was Magdalene diesmal ebenfalls erwartete und nun, vom Sitz am Webeſtuhl aufſtehend, die ſich ſteigernde Unruhe nicht mehr unterdrücken konnte.

„Fällt es Euch denn nicht auf, daß Erasmus noch immer nicht da iſt?“ ſprach ſie zum Vater, dem erſt jetzt ſein Hirngeſpinſt über der Welt Ende etwas zerriß, obwohl er doch nur wie in Zerſtreuung fragte: „Was iſt mit dem Erasmus?“ — „Beinahe vier Stunden blieb er ſchon aus dem Hauſe ganz wider ſeine Art“, entgegnete Magdalene, „und der Abendimbiß ſteht nun unberührt da, weil wir gewohnt ſind, nicht ohne ihn uns an den Tiſch zu ſetzen.“

Andreas war noch nicht völlig in die Wirklichkeit zurückgekehrt, er beſann ſich und hatte ſich eben angethan, nach dem Sohn zu forſchen, da erſchreckte ein gewaltſamer Klingelzug den Vater wie die Tochter, und zugleich hörte man von draußen Erasmus mahnen: „Macht auf, macht ſchnell auf!“ Mit dem klagenden Ausruf: „Du lieber Herrgott, was geht denn vor?“ eilte Magdalene, die Hausthür zu öffnen, und Erasmus trat herein, ſehr erhitzt und faſt athemlos. Auf die ihn beſtürmenden Fragen konnte er in den erſten Augenblicken nicht Beſcheid geben, nach kurzer Erholung berichtete er dann:

„Ich ward durch ein ſeltſam Abenteuer an den Raub erinnert, der am 22. Auguſt des vorigen Jahres der Domkirche einen goldenen Kelch, das ſilberne Bildniß der heiligen Katharina und den Apoſteln Ketten von werthvollen Münzen entführte. Als ich vor etwa zwei Stunden mit Gebhard Runge, der mir begegnete, am Rathhauſe vorüber ſchritt, bemerkten wir einen Auflauf von Menſchen und hörten von einer Verhaftung, ohne den Grund erfahren zu können.



Gebhard ſagte: wenn ich warten wolle, denke er ihn zu ermitteln, er habe Verwandte unter den Rathhaus-Bewohnern. Wir beredeten die Stelle, wo er mich nachher wiederfinden werde, und ich hatte faſt eine Stunde geharrt, da ſprang Gebhard auf mich zu und zog mich raſch von dannen, bis wir aus dem Menſchengewirre waren, wo er mir dann zuflüſterte: Das iſt eine gar abſonderliche Begebenheit! Zu einem Goldſchmiede kam heut einer der Maurer vom Schloßbau mit zwei alten Münzen, die er verkaufen wollte; der Goldſchmied glaubte Stücke von denen zu erkennen, die Anno 1530 aus der Domkirche geraubt wurden, ließ den ihm fremden Mann ergreifen, und Beide ſind noch oben auf dem Rathhauſe, wo der Maurer ausſagte: er habe dieſe Schauſtücke am 22. Auguſt des vorigen Jahres frühmorgens, als er zur Arbeit ging, vor dem Hauſe des Domküſters Otto gefunden."

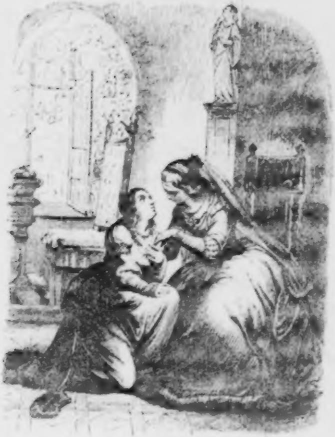
Bis in das tiefſte Mark erſchüttert unterbrach Andreas den Sohn mit den Worten: „Schändlich, ſchändlich, und auch voll Entſetzens! Der Neid bezüchtigte mich ſchon damals in böſem Leumund der Mitwiſſenſchaft an der Frevelthat, und da man bisher vergeblich dem Kirchenräuber nachtrachtete, wird nun auf mich ſchwerer Verdacht geworfen, ich ſehe Büttel, Kerker und Folter vor mir —."

„Heiliger Gott!" ſchrie Magdalene auf, und Thränen floſſen über die Wangen der zitternden Jungfrau, doch Erasmus, ſelber fieberhalt durchbebt, ſprach dazwiſchen: „Ja, lieber Vater, Gebhard ſchon ahnte Gefahr für Euch und läßt bitten, daß Ihr bis zur gewiß bald erfolgenden Aufhellung des ſchlimmen Anzeichens Euch verberget, was am beſten geſchehen könne in einem Gewölbe des grauen Kloſters, wohin Ihr Euch jedoch unverzüglich begeben möchtet —.“

Außer ſich rief Andreas: „Gott und meinen Kindern will ich vertrauen, ſonſt keinem Lebendigen!“ — dann wie von ſeinem eigenen Wort ergriffen, ſetzte er in Verzückung hinzu: „Ja, dort iſt Sicherheit! — zu den Todten will ich, in eine fürſtliche Gruft des Doms, dahin dringt kein Spüren der Häſcher und ich werde ungefährdet ſeyn, bis der Allmächtige geholfen hat!“

Den Kindern grauſete zwar bei dem Gedanken, daß der Vater vielleicht mehrere Tage und Nächte in der Fürſtengruft verweilen müſſe, ſie fanden aber ſelber keinen beſſeren Rath. Auch ließ ſich alsbald in der Stille der Nacht bewerkſtelligen, was hier nothwendig wurde, ſo daß vor Sonnenaufgang durch die Pforte der Sacriſtei Alles, was für den Aufenthalt in der Todtenſtätte unentbehrlich, hinübergeſchafft und verabredet worden war. Magdalene ſolle die ihr vertraut wohlwollende Markgräfin Catharina, Gemahlin des nachmaligen Kurfürſten Johann Friedrich, von dem Geheimniß unterrichten und deren Schutz anſprechen. Wie gut man aber gethan, den Vater Andreas einſtweilen der Nachforſchung zu entziehen, machte ſich deutlich, denn noch in der Morgendämmerung umringte ein Stadtvoigt mit Häſchern das Küſterhaus, wo Erasmus meldete, daß der Vater geſtern von einem lügenhaften Gerücht gehört habe, und in Folge deſſen, da er trotz ſeiner Unſchuld ſich doch vor der Haft nicht geſchirmt glaubte, entwichen ſey. Die Geſchwiſter baten dann vereint den Stadtvoigt um ſtrenge Durchſuchung aller Räume in der Wohnung, damit er bezeugen könne, es ſey nicht das Geringſte zu entdecken, was jenes Gerücht zu unterſtützen vermöge.

Mit Recht ſahen es die angſtvollen Kinder als Glück an, daß Catharina eben aus Magdeburg, wo ihr Gemahl als Verweſer des Erzſtifts Hof hielt, zum Beſuch nach Berlin unterweges war. Es währete nur zwei Tage, in deren Nächten die Geſchwiſter für den Vater ſorgten, da ſtand Magdalene in einem Vorgemach, die liebenswerthe erlauchte Frau zu erwarten, die ſchon früh auf den Meiereien in der köllniſchen Vorſtadt Bekannte beſuchte, deren Betriebſamkeit ſie mit Rath und That förderte. Catharina kam durch daſſelbe Vorgemach und, nach einem Seſſel ſchreitend, redete ſie freudig die mit ſchweren Athemzügen kämpfende Jungfrau zuerſt an, indem ſie ihr



zurief: „Grüße Gott mein ſchönes Küſterkind, ich hoffe, der Herzenstrieb führt Dich zu mir!“ Von dem gütigen Empfang tief bewegt ſank Magdalene weinend der holden Markgräfin zu Füßen, wurde aber ſogleich erhoben, wobei Catharina ſprach: „Faſſe Muth und ſprich aus, was Dich bedrückt!“

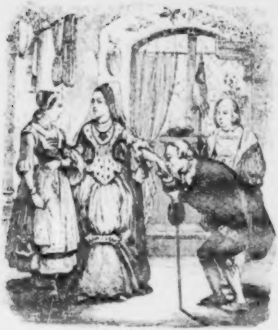
Bald wußte ſie, was ſich bei der Küſterfamilie ereignete, und verhieß mit beruhigenden Worten, nähere Erkundigungen einziehen zu wollen, ſo raſch es thunlich, und als nun Magdalene ſich zu entfernen gedachte, ſagte Catharina ſchalkhaft: „Und über Deinen Schatz haſt Du mir nichts zu verrathen? Eifert der Vater noch immer gegen die Verringelung mit dem Buchdruckersſohn?“

„Ach“, antwortete ſeufzend Magdalene, „meine allgerühmte Beſchützerin iſt ſehr gnädig, ſich meines Leids zu erinnern, aber es wäre ſündig, jetzt an mich zu denken.“ — „Heraus mit der Sprache, wie ſteht's, ich will das auch wiſſen!“ wurde ihr entgegnet, und Magdalene geſtand nun, daß ihr Vater leider geſchworen habe, Gott müſſe ihn erſt aus dem Grabe auferſtehen laſſen, ehe er zu ſolchem Ehebund einwillige. Nach dieſer Mittheilung ſchwieg die erlauchte Frau nachdenklich, dann rief ſie aus: „Das iſt gottlos, aber Gott iſt barmherzig, hoff' auf ihn und jetzt geh' heim mit frommergebenem Sinn!“

Schon am nächſten Tage erſchien Catharina ſelber bei den Geſchwiſtern und rief ihnen zu: „Ihr ſollt die Freude nicht allein haben, ich nehm' auch mein Theil davon!“ Dann berichtete ſie, daß der eingefangene Maurer zwar ein Mitſchuldiger an dem Kirchenraube, nun aber durch deſſen Geſtändniß der Haupt-Miſſethäter, ein Weißgerber aus Liebenwerda, ergriffen ſey; auch habe der Maurer bereits die Angabe von dem Funde vor der Thür des Küſterhauſes als lügenhaft widerrufen. „Jetzt holt mir den Vater, mit ihm hab' ich ein ſtrenges Wort zu wechſeln!“ ſo ſchloß Catharina ihre Meldung an die freudigſt dankbaren Geſchwiſter, und Erasmus ſprang davon mit dem Schlüſſel zur Sacriſtei.

Vater Andreas Otto kam bald herüber in ſein Haus, die frohe Botſchaft hatte aber noch nicht die Verſtörung in ſeinem bleichen Antlitz überwältigt. Lautlos warf er ſich nieder, ſeine huldvolle Herrin als den ihm von Gott geſandten Rettungsengel preiſend, und ſie entgegnete mit würdevollem Ernſt: „Wohl habt Ihr Urſach, im Staube liegend Gottes zu gedenken, der Euch aus der Gefahr und zugleich Euer Gewiſſen befreit. Ihr thatet, wie ich vernahm, den ſündigen Schwur, Ihr müßtet erſt aus dem Grabe auferſtehen, ehe Ihr die Liebe Eurer Tochter zu einem wackeren jungen Manne billigen wolltet, und ſiehe, der Herr der Heerſchaaren ſchaut auf Euch Vermeſſenen, er leitet und führet die Begebniſſe ſo, daß Ihr nun aus dem Grabe auferſteht und ſonder Gewiſſensqual Uebles in Gutes verwandeln dürfet. Ihr werdet, ſo hoff' ich, den Bitten und Wünſchen Eurer ſittſamen Tochter nicht mehr widerſtändig ſeyn, Ihr werdet dieſen Tag feiern durch das Verlöbniß Magdalenens mit Gebhard Runge!“

In tiefer Zerknirſchung antwortete Andreas: „Ich beuge mich in Demuth vor Gott und meiner hohen Gönnerin!“ wonach ihm Catharina die Hand reichte, daß er ſich erhebe, und nun zu Magdalenen gewendet ſprach: „Morgen zeige Dich bei mir mit Deinem Verlobten, denn ich habe ihn zu beſcheiden wegen meines Gebetbuchs



das im grauen Kloſter gedruckt werden ſoll.“ Von dem Alten und den Kindern umringt und geſegnet entfernte ſich dann die für alle Zeit im Andenken gefeierte Frau, das erhabene Muſter aller Landesmütter; Erasmus aber eilte zu Gebhard, ihm die glückſelige Wendung zu verkündigen und ihn herbeizurufen.

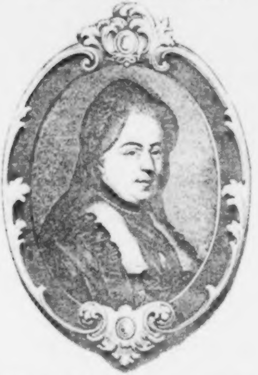
Die Wirkung der drei Tage und Nächte, die Andreas Otto einſam und angſtvoll im Gruftgewölbe durchlebte, hatte vermöge ſeiner leicht entzündeten Einbildungskraft mächtigen und dauernden Einfluß auf ſeine Zukunft. Wahrſcheinlich ſteigerte Grübeln über der Welt Ende — das damals auch noch von dem Züricher Profeſſor Raphael Egli mit toll gewordener Gelehrſamkeit für das Jahr 1720 als unvermeidlich feſtgeſtellt wurde — die Spannung ſeiner Sinne. In ſchwärmeriſcher Liebe zum Vaterlande wurde er nun ſelbſt „Seher“ und „Prophet“; er gewahrte „vom Geiſte der Offenbarung durchflammt“ die Nachkommen der Hohenzollern im Glanze der Herrſchaft über 1720 hinaus, was ihm beſonders ein Traumgeſicht in der Oſternacht 1620 beſtätigte. Nach des Domküſters Verlangen iſt dieſer weiſſagende Traum am nächſten Morgen — vierzig Tage vor dem Tode des Andreas Otto, der am Himmelfahrtstage im neunundachtzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb — von ſeinem Verwandten Haine

Flörke aufgeſchrieben und ohne Verzögerung bei Runge gedruckt, nachträglich auch vom derzeitigen Poeten Barthold Ringwald in Reime gebracht worden. Die erſte Urkunde enthält nur, was lebhafte Schlußfolge auf Grund des bedeutenden neuen Ländergewinns unter dem Kurfürſten Johann Siegmund ein Jahr nach deſſen Ableben ohne Geiſterſeherei und Wunder verkündigen konnte. In wiederholtem Abdruck des Traumberichts hat man Zuſätze nicht verſchmäht, doch iſt bei dem engen, von allerlei fabelhaften Spiegelfechtereien der Vorzeit überfüllten Gedankenkreiſe des Andreas Otto nicht zu bezweifeln, daß jenes „Traumgeſicht“, wie überhaupt ſein vermeintes Prophetenthum, ein natürliches Ergebniß ausſchweifender Einbildung und erhitzter inneren Regſamkeit war.

F. W. Gubitz.

Maria Thereſia.

(Geboren 1717, geſtorben 1780.)



Politiſche Verträge ſind nur dann ein wirklicher Schutz der Staaten, wenn ihnen die Macht zur Seite ſteht. Niemand hat dieſe

Wahrheit ſchwerer empfunden als jene große Maria Thereſia, welche den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat ſeiner heutigen europäiſchen Bedeutung entgegenführte. Ihr Vater, Kaiſer Karl der Sechſte, hatte ſich im Wiener Frieden (1735) die Anerkennung eines bereits 1713 von ihm errichteten Hausgeſetzes, der ſogenannten pragmatiſchen Sanktion, ausbedungen. Dieſes Geſetz übertrug die Erbfolge in allen Beſitzungen des Habsburgiſchen Hauſes auf die weiblichen Nachkommen des Kaiſers, welcher einen Sohn nicht beſaß und durch die pragmatiſche Sanktion den Thron ſeiner älteſten Tochter zu ſichern hoffte. Maria Thereſia, vermählt mit Franz Stephan von Lothringen, Großherzog von Toscana, trat nach dem Tode des Vaters die Erbſchaft an, aber obwohl faſt alle europäiſchen Mächte für die pragmatiſche Sanktion Gewähr geleiſtet, obwohl Frankreich ausdrückliche Bürgſchaft übernommen, machten ſich von allen Seiten zahlreiche Gegenanſprüche geltend. Prinz Eugen von Savoyen hatte Recht, als er ſagte: Hunderttauſend Mann wären für den Habsburgiſchen Thron ein beſſerer Schutz als hunderttauſend Verträge.

Die reiche Erbſchaft beſtand aus den Königreichen Ungarn und Böhmen, den Provinzen Schleſien, Vorderöſterreich, Ober- und Niederöſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Friaul, Tyrol, Burgau, Breisgau, der Niederlande, den Herzogthümern Mailand, Parma und Piacenza. Land und Leute in Fülle hinterließ der ſterbende Kaiſer ſeiner Tochter, dagegen weder ein ſchlagfertiges Heer noch Geld im Schatze. Wie ſollte die jugendliche Fürſtin allen den Gefahren gewachſen ſeyn, die mit unerwarteter Gewalt auf ſie eindrangen? Im Innern des deutſchen Reiches erhoben ſich Pfalz und Köln, hauptſächlich aber Bayern und Sachſen wider ſie, vom Auslande her Spanien und Sardinien; Frankreich war Anfangs zweideutig, dann ebenfalls feindlich. Karl Albert, Kurfürſt von Bayern, beanſpruchte Böhmen, geſtützt auf einen Artikel im Vermächtniſſe Kaiſers Ferdinand des Erſten; Auguſt der Dritte, Kurfürſt von Sachſen und König von Polen, forderte die ganze öſterreichiſche Erbſchaft, vermöge der Rechte ſeiner Gemahlin, der älteſten Tochter des Kaiſers Joſeph des Erſten, deſſen jüngerer Bruder Karl der Sechſte geweſen. Der König von Spanien gründete ein ähnliches Begehren auf eine alte Berechtigung der Tochter Maximilian des Zweiten, die an Philipp den Zweiten von Spanien vermählt geweſen und von der er in weiblicher Linie abſtammte. Der König von Sardinien erneuerte nicht weniger alte Anſprüche auf das Herzogthum Mailand, und auch der König von Frankreich war gar nicht abgeneigt, die ganze ſtreitige Erbſchaft für ſich zu verlangen; ſtammte er doch in gerader Linie von dem älteſten männlichen Zweige des Hauſes Oeſterreich durch zwei Fürſtinnen ab, die Gemahlinnen ſeiner Vorfahren Ludwig des Dreizehnten und Ludwig des Vierzehnten. Verdrießlicher Weiſe hatte ſich Frankreich nun zwar zu einer entſchiedenen Bürgſchaft für die pragmatiſche Sanktion herbeigelaſſen. Dieſen Umſtand würde man jedoch zu umgehen verſtanden haben, wäre nicht zu fürchten geweſen, daß Frankreichs Forderung die Eiferſucht von ganz Europa errege. Man hielt ſich daher von der Mitbewerberſchaft zurück und gab inzwiſchen die Hoffnung nicht auf, durch Unterſtützung fremder Anſprüche das eigene Gebiet zu vergrößern und die öſterreichiſchen Erblande zu zerſtückeln.

Als in Folge aller dieſer begehrlichen Beſtrebungen der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ausbrach, hatte Maria Thereſia nur einen einzigen Bundesgenoſſen, den König Georg den Zweiten von Großbritannien. Dieſe Hülfe aber wurde durch einen neuen, höchſt gefährlichen Feind, den jungen König von Preußen, Friedrich den Zweiten, mehr als aufgewogen. Mit einem trefflich eingeübten Heere verband Letzterer einen wohlgefüllten Staatsſchatz, und kaum hatte er ſeinen Rechtsanſpruch auf den Beſitz Schleſiens erhoben, ſo war er auch ſchon eingerückt und eroberte die Provinz in kurzer Zeit. Es ſtanden alſo bald Preußen, Bayern, Frankreich, Spanien und Anfangs auch Sachſen gegen die öſterreichiſche Fürſtin in Waffen. Daß ſie einem ſolchen Anſturm nicht erlag, verdankte Maria Thereſia, neben dem Beiſtande Englands und ihrer eigenen Entſchloſſenheit, der Begeiſterung ihrer Völker, namentlich der Ungarn. Der Letzteren Privilegien hatte ſie gleich bei ihrer Thronbeſteigung freiwillig beſtätigt, und als ſie ſich nun mit ihrem neugeborenen Sohne Joſeph in den Schutz derſelben begab, kamen ihr Dankbarkeit und Liebe entgegen. „Wir wollen ſterben für unſern König, Maria Thereſia!“ riefen die Edeln Ungarns auf dem Reichstage zu Preßburg, und ſchnell ſtellten ſie ein anſehnliches Heer in das Feld. Zwar mußte Maria Thereſia im Frieden zu Breslau (12. Juni 1741) ganz Schleſien, mit Ausnahme von Troppau und Jägerndorf, an den König von Preußen abtreten, zwar mußte ſie es dulden, daß am 24. Januar 1742 nicht ihr Gemahl, ſondern der Kurfürſt von Bayern als Karl der Siebente zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, aber bei Beginn des zweiten ſchleſiſchen Krieges ſah ſie England, Sachſen, Sardinien, Holland als ihre Verbündete. Das Mißgeſchick, den erſten Feldherrn ſeiner Zeit, Friedrich den Großen, zum Gegner zu haben, vermochte ſie nicht zu beſiegen, und der Dresdener Friede im Jahre 1745 ſicherte Preußen den Beſitz von Schleſien. In demſelben Jahre ſtarb jedoch Karl der Siebente, und es gelang der klug unterhandelnden Maria Thereſia, die Kaiſerwahl ihres Gemahls, Franz des Erſten, durchzuſetzen. Als ſie dann 1748 auch mit Bayern, Frankreich und Spanien Frieden geſchloſſen, benutzte ſie die gewonnene Ruhe, um ihre Einkünfte zu vermehren und das Heer neu zu geſtalten. Mächtiger als je begann ſie im Bunde mit Frankreich, Rußland, Sachſen, Schweden und dem deutſchen Reiche den ſiebenjährigen Krieg mit dem ausgeſprochenen Zweck, Preußen zu vernichten. Auf Seiten des Letzteren ſtand in ſonderbarer Umkehr der Verhältniſſe diesmal nur England, und hätte nicht ein Friedrich der Große auf Preußens Thron geſeſſen, der Zweck des Krieges wäre ſicher erreicht worden. Mehrmals ſchien die werdende norddeutſche Großmacht dicht am Rande des Untergangs zu ſtehen, aber auch das endliche Glück war mit dem größten Manne aus Hohenzollernſchem Geſchlecht. Der Hubertsburger Friede (1763) gab Schleſien für immer an Preußen.

Im Aachener Frieden (1748) hatte Maria Thereſia Parma und Piacenza an den ſpaniſchen Infanten abgetreten, jetzt verlor ſie Schleſien; damit jedoch erſchöpfen ſich ihre Verluſte an Ländergebiet. Dagegen gewann der öſterreichiſche Staat durch die Theilung Polens, ſo wenig Maria Thereſia damit einverſtanden war, nach Oſten zu die Provinzen Galizien und Lodomerien, eine weite Länderſtrecke mit drittehalb Millionen Bewohnern, ferner im Jahre 1777 von der Türkei die Bukowina und endlich im Frieden zu Teſchen, der den einjährigen Bayriſchen Erbfolgekrieg beſchloß, das Innviertel als Abſchluß ſeiner weſtlichen Grenze. Die deutſche Kaiſerkrone blieb fortan bis zu ihrem Erlöſchen bei dem Hauſe Habsburg, und noch bei Lebzeiten der Maria Thereſia ward nach Franz des Erſten Tode ihr Sohn Joſeph zum Kaiſer erwählt (1765).

Nach außen ſtandhaft und ungebeugt, herrſchte Maria Thereſia im Innern mild und ſegensreich in kraftvoller Selbſtſtändigkeit. Ihr Sohn Joſeph, obwohl deutſcher Kaiſer und von ihr zum Mitregenten angenommen, beſaß keinen Einfluß auf die Regierung; ſie ſelber blieb der leitende Geiſt. Nur die Angelegenheiten des Heeres legte ſie in des Sohnes Hand, doch auch in dieſer Beziehung hatte ſie ihm bereits vor dem ſiebenjährigen Kriege tüchtig vorgearbeitet. Nach dem Hubertsburger Frieden beſtrebte ſich Maria Thereſia mit Erfolg, die Einrichtungen des Staates zeitgemäß zu entwickeln und den Wohlſtand ihrer Völker zu heben. Eine Menge Schulen und andere Bildungsanſtalten wurden theils geſtiftet, theils verbeſſert, der geiſtlichen Verfinſterung entgegengewirkt, die Folter abgeſchafft, die Hexenprozeſſe verboten, die Rechtspflege überhaupt neu geordnet, Ackerbau und Gewerbe ermuntert und unterſtützt. In die Zeit der Regierung Maria Thereſia's fällt endlich auch jener klaſſiſche Aufſchwung der deutſchen Muſik durch das berühmte öſterreichiſche Dreigeſtirn Haydn, Mozart und Gluck, während im Norden und Weſten Deutſchlands die Dichtkunſt ihre glänzenden Schwingen entfaltete.

Von Perſon war Maria Thereſia ſchön und liebenswürdig. Den Adel ihrer Züge zeigt noch das matronenhafte Bildniß in treuem Zeitkoſtüm, das dieſem Aufſatz voranſteht. Sie beſaß eine milde Herablaſſung und gewann dadurch die Herzen der Unterthanen, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Von der Gemüthlichkeit, welche ſie im Umgang mit dem Volke und namentlich zu den Wienern an den Tag legte, berichtet man zahlreiche Beiſpiele. Eines derſelben möge hier genügen: Maria Thereſia war ſeit dem Tode ihres Gemahls weder bei den Luſtbarkeiten des Hofes noch im Theater erſchienen. Am 9. Februar 1768 Abends ſaß ſie im Nachtkleide in ihrem Kabinet und arbeitete, als ſie durch einen Courier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhält. Ohne alle Begleitung ſtürzt ſie durch die Vorzimmer und die daran ſtoßenden Korridore in das Theater nächſt der Burg, reißt die Hofloge auf, drängt ſich durch alle Kammerherren, Erzherzoge und Erzherzoginnen unerkannt bis an den vorderſten Rand der Loge und ruft mit entzückter Stimme in der ungekünſtelten Sprache ihres Volks in das Parterre hinab: „Der Leopold hat an Bub'n!“ Jeder Ausdruck iſt zu ſchwach, um die Wirkung dieſer Worte zu beſchreiben. Es war der letzte deutſche Kaiſer, der auf ſolche Weiſe den Wienern verkündet wurde.

Franz Becker.

Der Briefträger.

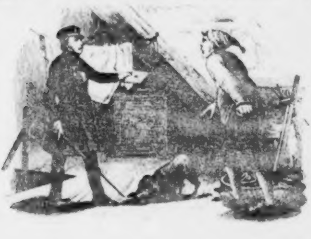
Novelle von L. M. Fouqué.

(Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.)

„Das walte Gott!“ ſagte ein alter preußiſcher Invalide, Friedrich Groß geheißen, indem er, durch die Beſtallung als Briefträger verſorgt, ſeinen erſten Marſch durch die Straßen der Hauptſtadt in dieſer neuen Beſchäftigung antrat. — Nicht ohne Wehmuth hatte er die alte Kriegs-Uniform, wie ausnehmend abgetragen ſie auch geworden war, mit der ganz ſtattlich ausſehenden Poſtkleidung vertauſcht. „Nehm' ich ja doch dich mit mir!“ hatte er, gleichſam ſich ſelbſt beſchwichtigend, geſagt, indem er die wohlverdiente Kriegs-Denkmünze an den neuen Rock befeſtigte, hinzuſetzend: „Iſt ja das Kleid hier doch immer des Königs Rock und hab' ich wiederum die Ehre, einherzugehen in Seiner Majeſtät unſres allergnädigſten Königs Dienſt.“

Friedrich Groß hatte ſchon in einige Häuſer ſeine Beſtellungen abgeliefert, ohne ſonderlich andre Wirkungen zu verſpüren, als die Berechnung und Einnahme des Poſtgeldes. Da führte ihn ſein Pflichtgang an ein ſehr baufälliges Häuslein, und dennoch ſtand auf dem Couvert: „Drei Treppen hoch.“ Das Häuslein lag neben dem Straßendamm in der Vorſtadt dergeſtalt tief eingeſenkt, daß ſein ſogenannt erſtes Stockwerk faſt für unterirdiſch gelten mochte, und ſomit das zweite erſt in die wirkliche Welt emporragte, während noch eine Reihe gebrechlicher Treppenſtufen darüber in die Dachkammern hinaufzeigten, oder vielmehr von dem bedenklichen Gange abzumahnen ſchienen. Außerdem klaffte noch von obenher ein alter, häßlich ausſehender Hund von Mittelgröße ihm zornig entgegen und ſtellte ſich geſpreizt, den Reſt ſeiner langen Zähne zeigend, wie zum Kampf auf Leben und Tod.

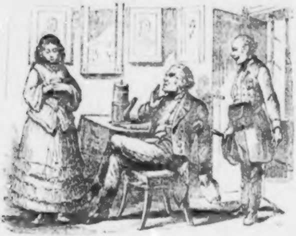
„I, ſo ſoll dich doch der Kuckuk —!“ rief Friedrich Groß, der Beſtie ſeinen ſtachelgeſpitzten Stock, wie er deſſen zur Stütze ſeiner bei Leipzig etwas lahm geſchoſſenen Beine bedurfte, entgegenhaltend. Da ſchritt aus der Dachkammer ein rieſengroßer Greis in abgeriſſenen Kleidern hervor, zornig ausrufend: „Wer unterſteht ſich hier, meinen Hund zu bedrohen? Meinen einzigen Freund!“ — „Wer Euch



was zu bringen hat, was die Hundebeſtie nicht zu Euch laſſen will!" entgegnete unwillig der Briefträger. „Da! Nehmt hin und zahlt mir zwölf Silbergroſchen für das Brieflein." — „Zwölf Silbergroſchen!" lachte zornig der Andre. „Ihr könntet mir eben ſo gut zwölf Millionen abverlangen. Behaltet Euern Wiſch und kehrt um!" — „Kamerad", erwiederte geduldſam der Briefträger, „wir tragen ja das gleiche Kriegs-Ehrenzeichen im Knopfloch; da mögt Ihr ſchon einen guten Rath von mir annehmen. Weiſet das Brieflein nicht zurück, mir iſt, als ſtände gute Kunde darin." — „Und wenn Kunde von den Engeln des Himmels d'rin ſtände", rief der Andre mit jenem wiederholt zornigen Gelächter, „ich könnte ſie nicht an mich nehmen, der zwölf Silbergroſchen wegen; hab' ich ihrer doch nicht volle fünf im Hauſe!" — „Nimm nur hin, Kamerad!" ſagte Friedrich Groß, „ich will's derweil für Dich auslegen. Wenn Du etwa zu Gelde kommſt und wir einander abermals begegnen, giebſt Du mir's wohl gelegentlich wieder." — Da ſtillte der rieſige Mann ſeinen während der Verhandlung noch immer fortbellenden Hund mit einem Wink und nahm das Brieflein hin, ausrufend: „Weiß Gott, es giebt noch Menſchen auf Erden! Wer aber die rare Waare ſuchen will, ſuche ſie unter den alten Soldaten." — „Es giebt ihrer auch unter den jungen Soldaten noch recht viel", agte der Briefträger, ſich mühſam die bedenklichen Stufen hinabhelfend, „und im Grunde ſind wir Preußen ja nun allzumal Soldaten."

Etwa um ein Stündlein ſpäter führte ihn ſeine Tagesbahn in ein prachtvolles Haus: der Fußboden des Vorſaales mit buntfarbig ſpiegelglattem Marmor belegt, eine Treppe von köſtlichem Holze, ſich eben ſo glatt polirt emporſchwingend nach dem obern Stockwerk, deren Erſteigen ihm faſt nicht minder bedenklich vorkommen wollte, als vorhin das Hinaufklimmen der Stiege zu des Kameraden Bodenkämmerlein; aber für diesmal ſollte ihm dergleichen nicht angemuthet werden. Der Hausherr, ein reicher Banquier, kam im Atlas-Schlafrock, eine wohlgeruchdampfende Cigarre im Munde, ſo eben zufällig die Stufen herab, und von dem galonirten Pförtner an dieſen gewieſen, übergab der Bote ihm eine Anzahl Briefe. Der reiche Mann erbrach gelaſſen einen nach dem andern, während auf ſeinen Wink der Thürſteher dem Briefträger das Porto berichtigte. Plötzlich aber ſahen die Beiden den Herrn vor einem neu geöffneten Schreiben erbleichen und wanken. Auf das heftige Schellen des Pförtners rannte von allen Seiten eine geſchmückte Dienerſchaft herzu, während aus einem ſo eben vorrollenden Reiſewagen ein ſchöner junger Mann geſprungen war, mit dem ängſtlichen Ausruf: „Mein Vater!“ Vor dieſer Nähe ſammelte der Hausherr ſeine Sinne wieder; des heimgekehrten Sohnes Hände gewaltſam faſſend und ſie gegen ſeine Bruſt preſſend, ſtammelte er: „Ein Bankerott!“ — Den Briefträger trieb jedoch ſein Beruf raſch von hinnen.

Es ging ſchon gegen Abend, da ſtand Groß vor einem recht zierlich ausſehenden Häuschen mit grünen Fenſterladen. Wie er die Thürklingel gezogen hatte, trat ein wunderſchönes Mädchen heraus in einfacher, lieblich geordneter Tracht und ſagte mit einer Nachtigallen-Stimme: „Ach, willkommen! Iſt es aus Hamburg?“ Doch plötzlich ſich beſinnend, fügte ſie hinzu: „Verzeihung! Ich dachte mit Ihrem Vorgänger im Amte zu ſprechen. Iſt der etwa —?“ Sie ſtockte voll wehmüthiger Theilnahme. Groß entgegnete: „Ja, liebes ſchönes Fräulein, der iſt dorthin ſelig eingegangen, wo nur die Engel Botendienſte thun, und ich bin hier unten an ſeine Stelle gekommen. Möchte ich Ihnen doch nur heute gleich zum erſten Male was Gutes bringen! Der Briefe aber ſind zwei und beider Poſtzeichen beſagt: „Hamburg“. Der eine wohl für Sie, wenn Sie mit dem Vornamen Adelheid heißen, der andere etwa für Ihren Herrn Vater.“ — Sie nahm die Briefe eifrig in die feinen Händchen, und Groß, des Poſtgeldes harrend, ſtand in der offen gebliebenen Zimmerthür, während Adelheid den einen Brief ihrem Vater übergab, den andern aber freudezitternd erbrach. Der Alte öffnete ſein Schreiben langſam mit leiſe bedenklichem Kopfſchütteln, bald aber rief er mit freudefunkelnden Augen und gen Himmel gerichteten Händen aus: „Du reicher



Gott, welch ein überſchwänglicher Segen auf einmal und ſo ganz unerwartet! Fünfzigtauſend Thaler ohne allen Abzug!" Das ſchöne Mädchen dagegen drückte ihren Brief mit beiden Händchen ſchmerzvoll auf die Bruſt und flüſterte: „Wieder kommt er! Iſt vielleicht ſchon in unſern Mauern! Aber nicht wieder kommt er für mich!" — Der Alte winkte ihr voll ernſter Beſonnenheit, vor Allem den Briefträger abzufinden. Dem gab ſie mit mühſam gehaltener Faſſung freundlich, was ihm zukam, und voll gar ernſter Gedanken ging Groß nach Haus, denn dies war ſeine letzte Beſtellung für heut geweſen.

Wie er endlich ſeinem heizbaren Kämmerlein im Erdgeſchoß nahe gekommen war, ſah er dieſes gegen ſein Erwarten erleuchtet. Staunend betrat der Briefträger ſein Gemach und ſah den kleinen Tiſch ganz vollgezählt mit harten Thalern, auch unterſchiedliche Doppel-Goldſtücke darunter. Inmitten des Goldes leuchtete eine Flaſche lichthellen Weines, zwei Gläſer daneben, und aus dem Lehnſtuhl, den er ſich ſeit dem Antritt ſeiner neuen Verſorgung angeſchafft hatte, erhob ſich grüßend der rieſige Kamerad von heute Morgen.

„Kennſt Du mich denn gar nicht mehr, Friedrich Groß?" ſprach der den Eintretenden freundlich an. „Erinn're Dich doch! Nun, ich hatte Dich heute Morgen auch nicht gleich wiedererkannt. Aber jetzt vor allen Dingen: das Geld da vor Dir ſtreich' ein. Dir gehört es, oder vielmehr vor allen, allen Dingen: thu' mir Beſcheid aus dieſer Flaſche rheiniſchen Weines, die ich für uns Beide mitgebracht habe." Er ſchenkte die Gläſer voll. — Den Briefträger indeß wollte etwas anwandeln wie unheimlicher Graus. Einen Schritt zurücktretend, ſprach er: „Was ſoll mir Dein Wein? Was ſoll mir Dein Silber und Gold? Im Namen Gottes gebiete ich Dir, daß Du mir wahrhaft friſch herausſagſt, wer Du biſt und was Du von mir willſt, und wie Du zu allem dem Zeuge da gekommen biſt!" — „Das Zeug, wie Du's nennſt", erwiederte der Andre heiter lachend, „iſt wohlerworben vom Leipziger Schlachtfelde her; aber ich meine, Du ſiehſt mich für einen Nachtſpuk an, oder vollends gar — Gott verhüt' es — für einen Satansboten. Nichts da! Kennſt Du den Namen „Franz Kurt" nicht mehr? Nicht mehr die Parole „Leipzig und Victoria"?

„Da fällt mir's wie Schuppen von Augen und Ohren!" ſagte Friedrich Groß. — „Juſt ſo ging's mir auch heut Morgen", ſprach Kurt, „als ich das Brieflein aufmachte, das Du mir ſo redlich aufgedrungen hatteſt. Jetzt aber thu' mir Beſcheid! Der Wein iſt rein wie mein Gewiſſen. Auf preußiſches Soldatenwort!" — Die alten Kriegsknechte leerten ihre Gläſer, anklingend, mitſammen, und Franz Kurt füllte ſie auf's Neue. Dann hob er folgenden Zweiſprach an: „Gieb Acht nun! Wie erging Dir's dazumal am Abend des achtzehnten Oktober?" — „Schlimm und gut. Ich ward ſo ziemlich lahm geſchoſſen, aber ich half einen braven Reiter-Offizier aus den Krallen der Voltigeurs erretten." — „Richtig! Waren ihm nicht ſchon einige Infanteriſten zur Hülfe vorgerannt aus der Schützenlinie?" — „Ja, ein Drei oder Vier. Unter Andern oder vielmehr ganz vornehmlich

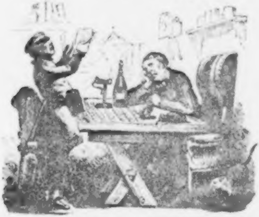
Du, Franz Kurt.“ — „Richtig! Aber die Feinde waren überzählig und der Offizier hatte ſchon einen Bajonnetſtich in den rechten Arm weg, ſo daß er ſich ſelbſt nicht mehr viel helfen konnte. Wir wären doch wohl erlegen, nur daß ſo ein flinker Blitzkerl von Landwehr-Reiter auf ſeinem brauſenden Rappen herzugeſprengt kam und mit ſeiner Lanze friſch unter die Franzoſen hineinſtieß. Und der war'ſt Du, Freund Friedrich Groß. Das Pack mochte ſich einbilden, es kämen Eurer mehr nach — kurz, ſie ſtaubten von hinnen, und wir brachten den verwundeten Offizier glücklich aus dem Gefecht. Aber ſo ganz und gar glücklich ſollte es uns doch nicht abgehn, denn ein Voltigeur brannte im Davonlaufen noch einen Schlumpſchuß auf uns los und der traf Dich an's linke Bein.“ — „Richtig! Und davon humple ich noch bis auf dieſe Stunde. Aber nicht wahr: ich erhielt mich vorerſt noch gut genug im Sattel?“ — „Richtig! bis der Offizier in Sicherheit war, und wir auch Dich auf einen Karren für Bleſſirte geladen hatten. Da zeichnete ſich der Herr Lieutenant noch Deinen und meinen Namen auf, und Du und ich verhießen uns auch, einander nicht zu vergeſſen, gaben uns beim Scheiden die Parole: „Leipzig und Victoria!“ daran wir uns wiedererkennen möchten jedenfalls.“ — „Leipzig und Victoria!“ rief der Briefträger, und Beide ließen fröhlich ihre Gläſer aneinander klingen.

„Wie aber iſt es denn nur eben Dir ſeither ergangen, Kamerad?“ fragte Friedrich Groß. „Kläglich doch, wie es ſcheint!“ — „Ja, das war zum Theil meine Schuld“, entgegnete Franz Kurt. „Siehſt Du, wie nun der Buonaparte auf den Inſelfels hingebannt war, der — ſagten die Leute — gar keinem Welttheil angehörte, alſo eigentlich aus der Welt hinaus lag, da ward mir's, als ſinge alle Welt das Lied: „All Fehd' hat nun ein Ende!“ Weil ich ein kleines Bauergütlein ererbt hatte, nahm ich meinen Abſchied vom Regiment, auf jeden Verſorgungs-Anſpruch verzichtend. Zur Ruhe dacht' ich mich zu ſetzen, ja, nun ging erſt noch die rechte Unruhe los, eine gar dumme, dumpfe Unruhe, keinesweges ſo eine hübſche Unruhe wie im Krieg, wo Eins allaugenblicklich hoffen mag: nun kann was Großes, was Schönes, was Herrliches hervorgucken aus Pulvergewölk! Nein, in dem Getriebe, das die Leute Frieden nennen, kann allaugenblicklich was Dummes, was Zänkiſches, was Widriges hervorgucken aus Aktenſtaub oder dergleichen ſonſt. Da hatten wir Bäuerlein unſre Dienſte abgelöſet von der Herrſchaft, Hand- und Spanndienſte zumal, mit einer Summe Geldes, die ein Advokat uns vorſchußweiſe verſchaffte. Nun ſeyen wir ganz freie Leute geworden, verſicherte er und jubilirten wir. Aber das dicke Ende kam nach, wie das Sprüchwort ſagt. Einen Grundherrn hatten wir freilich nicht mehr, aber auch Keinen mehr, der uns half mit Rath und That, wenn wir nicht recht wußten, wo ein, wo aus. Und einen Gläubiger hatten wir, oder ein Stücker drei, und in deren Namen hatte denn bald der Advokat die Mehrſten von uns aus Gut und Hof hinausprozeſſirt — unter Andern auch mich. Aber ſtill davon, und: Vivat der Herr

Lieutenant! oder der Herr Obriſt, was er jetzt iſt! Da lies, Kamerad, was er in das Brieflein eingeſchrieben hat, das Du ehrlicher alter Junge mir heut Morgen aufdrangeſt!“ — Und der Briefträger las:

„Als Du, mein lieber Franz Kurt, und der brave Wehrreiter Friedrich Groß mich von den Feinden bei Leipzig losmachtet, war ich ein ſehr armer Edelmann. Ich konnte weiter nichts für Euch thun, als Eure Namen in mein Herz ſchreiben; daß ich aber ſelbiges redlich that, möge der beiliegende Vierhundertthalerſchein kund geben, den ich, nun durch Erbſchaft und Beförderung reich geworden, Dir zur Zahlung durch ein angeſehenes Berliner Banquierhaus beilege. Theile Dich darin mit dem Friedrich Groß, den Du aufſuchen mußt, redliche Seele, da er ja auch in Berlin leben ſoll. Merkt aber wohl, Ihr beiden Braven: dies ſoll nur ein Angeld ſeyn. Alljährlich erhält Jeder von Euch auf Lebenszeit einhundert Thaler durch mich, und es iſt auch dafür in meinem Teſtamente zuverläſſig geſorgt, falls Ihr mich überlebt. Im Uebrigen beerbt künftighin Einer von Euch den Andern.“

Friedrich Groß hob das Brieflein mit beiden Händen gen Himmel empor, als ob er es dem lieben Gott zeigen wolle.



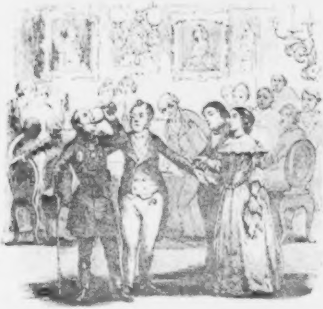
Wie nun noch die beiden überbeglückten alten Kriegsknechte bei dem Reſtchen in ihrer Weinflaſche ſich mitſammen fürder beſprachen, nannte auch Franz Kurt zufällig den Banquier, durch welchen ſie fortan ihren Geldregen beziehen ſollten. Da ſprach aber Friedrich Groß etwas erſchreckt: „Der? Ach lieber Himmel, der hat ja Bankrott gemacht! Ich hab' ihm den ſchlimmen Brief heut Morgen ſelbſt in die Hände geben müſſen, und er ward beinahe ohnmächtig drüber.“ — Aber Franz Kurt lachte laut auf: „Bankrott? Der? Heut Morgen? Da ſieh doch nur das ſchöne blanke Geld vor Dir auf dem Tiſch an; das, und meine zweihundert Thaler dazu, haben ſie mir dort vor drei oder vier Stunden erſt aus übervoller Kaſſe rüſtig hingezählt, und im ganzen Hauſe ging's luſtig zu wie zu einer prächtigen Feſtbereitung auf den nächſten Tag.“ — „Nun, deſto beſſer!“

ſagte Friedrich Groß. „Mir war's ohnehin ſchon leid um's Herz, daß ich mein Amt in dem Pallaſthauſe ſollte mit alſo ſchlimmer Eulenkunde angetreten haben!“ — Damit nahmen die zwei Alten heitern Abſchied von einander.

Abends darauf hatte der Briefträger unterſchiedliche Schreiben in das glänzende Haus des Banquiers zu befördern. Friedrich Groß lieferte im Comtoir ab, was er abzuliefern hatte. Heut war dies ſein letzter Gang für den Tagesmarſch, und er konnte alſo ſchon dem Wunſche eines Comtoir-Beamten, im Namen des Handelsherrn höflich ausgeſprochen, nachleben und in das obere, hell erleuchtete Stockwerk hinaufſteigen, die ſchön geglättete Treppe hinan, wo der Hausherr ihm in feſtlichen Kleidern auf die raſche Anmeldung eines Dieners vergnügt entgegenſchritt und ihn in das Geſellſchaftszimmer führte. Da ſaßen etwa zwanzig bis dreißig fröhliche Menſchen beiſammen an einer glänzend zugerichteten Tafel, ganz obenan das holde Mägdlein, das geſtern Morgen in dem Häuslein mit den grünen Fenſterladen dem Briefträger die Freuden- und Schmerzenskunde abgenommen hatte. Neben ihr ſaß zur einen Seite ihr ehrwürdiger Vater, zur andern der ſchöne junge Mann, der geſtern auf ſo ſeltſam erſchütternde Art von der Reiſe heimgekehrt war. — Der Hausherr aber ſprach laut und feierlich zu dem Briefträger, ihn bei der Hand haltend: „Guter neuer Bekannter und alter Ehrenmann, geſtern Vormittag hätteſt Du beinah irre werden können an mir. Ich mag es aber durchaus nicht vertragen, daß irgend Jemand an mir irre bleiben mag; drum will ich hier lieber gleich Rechenſchaft ablegen vor Dieſem und vor Euch Allen, liebe Feſtgenoſſen. — Seht, unter vielen andern Briefen, die er mir juſt ſelbſt eingehändigt hatte, meldete einer den Bankrott eines Handelshauſes, wobei ich fünfundzwanzigtauſend Thaler verliere. Nun, ich liebe das Prahlen keinesweges; aber Ihr wißt ja: fünfundzwanzigtauſend Thaler ab oder zu machen mich weder arm noch reich. Der Fall jener Handlung aber führte ſo unzweideutige Zeichen von betrügeriſcher Abſichtlichkeit mit ſich, daß ich plötzlich einen mir liebgeweſenen Handelsfreund für boshaft ſchlecht erkennen mußte. Das übermannte mich, aber den ganzen Unfall hatte mir Gott zu Heil und Segen geſendet; denn als ich in den Armen meines heimgekehrten einzigen Sohnes wieder völlig zur Beſinnung erwachte, fühlte ich plötzlich die Nichtigkeit alles bloß irdiſchen Gutes in meiner Seele, und die Wichtigkeit, die einzig wahrhafte Wichtigkeit ſeliger Treu' und Liebe. Wie ein Meſſer fuhr's mir in's Herz, das Unrecht, ihm und ſeiner holden Geliebten angethan durch meine herbe Weigerung, ihren reinen Liebesbund zu ſegnen, weil es dorten an dem überſchätzten Mammon mangelte. Mein redlicher Sohn hatte nicht wider des Vaters Willen heirathen wollen, aber unerſchütterlich wäre ſein Entſchluß geblieben, keine andre Ehe einzugehen, als die mit der geliebten Adelheid. Und wie ich nun geſtern Abends mit ihm hinfahre, unſre Werbung bei Adelheid's ehrwürdigem Vater anzubringen — denkt Euch, wie mir's ergeht! Da iſt vor einem paar

Ständchen die Kunde eingelaufen, der ehrenwerth ſeit Jahren arm geweſene Herr und ſein einziges Kind ſeyen durch unvermuthete Erbſchaft um das Doppelte reicher geworden, als mein am Vormittag erlittener Verluſt betrug. Ich nahm's als eine verſchuldete Demüthigung hin. Aber die lieben treuen Herzen hatten ſich nicht verwandelt. Da ſeht nun die holde Braut! Da ſeht nun meinen künftigen Mitvater! Da ſeht nun meinen beglückten Sohn!"

Der Glückwünſchungs-Jubel brach wiederholt los, und auch auf des Briefträgers Wohl, der die Botſchaften gebracht hatte, ward getrunken, während ihm der Hausherr ein großes Glas voll des edelſten



Rebenſaftes kredenzte. Dabei kam auch auf deſſen neueſte Glückes-Umwandelung die Rede, indem er ja eben an dieſes Banquierhaus damit gewieſen war. Einige Stimmen äußerten, nun werde er ſich wohl gänzlich zur Ruhe ſetzen, das beſchwerliche Briefträger-Amt aufgebend, Friedrich Groß aber entgegnete: „So lang' ein Menſch zu Irgendwas ehrlich in der Welt gebraucht werden mag, ſoll er's getreulich vollbringen. Juſtement aber mein Amts-Antritt hat mich gelehrt, es ſey um das Schaffen eines Briefträgers gar kein allzugeringes Ding. Ich verbleibe, ſo lang' ich kann, in meinem Boten-Amt." — „Ein Boten-Amt!" wiederholte nachdenklich einer der Mahlgenoſſen. „Ja, Boten ſind wir Alle, da wir doch allzumal, Jeglicher in ſeinem Berufe, Mannigfaches zu beſtellen haben an unſre Mitmenſchen. Möge Jeder ſeine Botſchaft treu erfüllen!"

Gelobtes Land der Kalender-Bilder.

Januar.

Ueberdrüſſig war ich des hofſtädtiſchen Lebens voll Tummelns und Taumelns, dieſes Rauſches, in deſſen Gewirre und Wirbeln die Sinne gereizt und ermattet, die Gluthen des Herzens verflüchtigt und die Schwingen der Seele gelähmt werden. Vor Jahren hatt' ich in einem heimlich anheimelnden Wonnegefilde der Schweiz als freier Künſtler gelebt, und mich trieb unwiderſtehliche Sehnſucht, mir dort vor der die Menſchheit abſchwächenden Luſtjagd nochmals einen Verſteck zu ſuchen. „Ja", rief ich aus, „nach der Schweiz! bis dorthin, wo die Alpen noch zur geſchloſſenen Pforte werden, um Vernunft und Gemüth vor dem Weltſchwindel zu bewahren! Zwar werde ich vielleicht der Einzige ſeyn, der im Januar ſein Heil in der Nähe der Gletſcher ſucht, aber gegen das Uebel, was mich hier drückt, würde ſchon die Einöde zur Geneſung helfen, und ich wende mich zur Einfalt der Sitten und zur Natur, die für jede Jahreszeit neue Reize hat!" — Die nächſte Morgenſonne ſchon beſchien meinen Wanderſtab, denn der iſt die Stütze des geſunden Reiſetriebs. Mein Gepäck und Maler-Geräth ſchickte ich voran in eine mir bekannte Poſthalterei und eilte dem Zürcher See zu. Nacht war es, als ich in Zürich ankam, mein Zimmer im Wirthshauſe bot weite Ausſicht über den Eisſpiegel des See's, freundlich ſtrahlte von der andern Seite eine Lampe aus ſchlichtem Hauſe, die Schneehöhen leuchteten von fern, und der Mond half dazu, indem er zuweilen aus zerriſſenem Gewölk hervorlugte. Mir ward wunderwohl, ich träumte vom Paradieſe des Frühlings, und meine Träume ſtörte keine Erinnerung an Erdſtriche, wo die Klügelei hinter jedem Strauche droht. — Noch eine Woche wanderte ich, da ſchlugen mir eines Tages, deſſen Kürze ſchon der Nacht weichen wollte, alle Pulſe lebhafter, denn eben ſchlängelte ſich mein Pfad von einem Hügel ab nach dem Saume eines Waldes, durch deſſen Mitte ſich ein Dörfchen zog, das ich einſt in Jugendfülle betrat, wo ich mir nun als Mann etwas von der Jugend zurückholen wollte. Und horch und ſieh'! — fröhliches Gelächter erſchallt, ein kleiner Schlitten, mit Holz beladen, wird ſichtbar, ein ſchäkernder Knabe zieht, ein anderer lacht, indem er ſtoßend die Fahrt beſchleunigt, und oben auf dem Holz ſitzt ein pausbackiges Brüderchen, ſich an dem Holze feſthaltend, wobei ſein kindlich Gekicher einſtimmt in das ſchmetternde Gelächter. Dem Schlitten folgte ein

Greis mit den heiterſten Zügen — ich erkannt' ihn, den biedern
Appenzeller Meinhold, er erkannte mich —. „O kommen Sie mit
uns, lieber Herr!“ rief er bewegt aus. „Genügt Ihnen noch ein
Stübchen, lieb-eng und reinlich, können Sie weilen, ſo lang 's Ih
nen gefällt; 's iſt noch Alles wie ehmals ſchön und wir haben g'nug, wir
haben ganz genug!“ O wie belebend, wenn das ein Greis ſagt! — und
welch ein tröſtend Wort: es iſt noch Alles wie ehmals ſchön! Ich
ſchlug ein in die dargebotene Hand. — Ja, das Herz kann jung
bleiben oder kann ſich wieder verjüngen auch im Greiſesalter, wenn
es nur nicht vertrocknete in erhitzenden, die Blüthen des Gefühls
verdorrenden Verhältniſſen, ſich nicht verhärtete in erſtarrender Kälte
der Eigenſucht!

Februar.

Mein nettes Giebelſtübchen bezog ich, ließ mein Gepäck nach
kommen, und in dem Lande, wo der Maler unter den Dichtern, der
Dichter unter den Malern, der redliche Salomon Geßner, gelebt hat,
erhob ſich der gedrückte Geiſt und vermochte wieder zu ſchaffen. Der
mehr in die Greiſenjahre gerückte Meinhold war noch in ſtraffe
Rüſtigkeit; ſein dreißigiger Sohn Ulrich, zum Vater geworden durch
ſeine liebe Anneli, gab ſeinen drei Jungen, Melchior, Gotthilf und
Martin, von denen der älteſte acht Jahre alt war, vollauf zu thun
und ſagte nur zuweilen: „Wir haben drei Söhne, aber noch kein
Kind!“ — denn der Schweizer hat die ſeltſame Sitte, die Töchter
vorzugsweiſe Kinder zu nennen. Das kommt daher, weil die Mäd
chen der längeren, auch zarteren Pflege und Sorge bedürfen, und die
Liebe ſteigert ſich gegenſeitig durch die geſteigerte Pflege und Sorge.
„Nun, ein Kind werdet Ihr auch noch bekommen!“ bemerkte ich auf
jene Aeußerung ſcherzend, mit einem Blick auf das erröthende hüb
ſche Anneli, und Ulrich ſchmunzelte dabei wohlgefällig. — An einem
Februar-Abend trat ich ſeelenluſtig in den Kreis der Familie, und
da war Alles wie feſtlich angethan und verwandelt. „Herr!“ rie
Ulrich mir zu, „heut vor neun Jahren hatte ich mit meiner Anne
Hochzeit, Faſtnacht iſt's obendrein; und ob's ihr eben ſauer wird, ſ
muß ſich mit mir drehen, als wenn's der Brautabend wäre!“ E
nahm eine Geige von der Wand, blies und ſtrich den Staub a
und reichte ſie dem lebensfriſchen Alten, der haſtig ſeine Pfeife weg
legte. Bald fiedelte Der aus Leibeskräften, und was ihm mißlan
erhöhte nur den Jubel, unter welchem Ulrich ſein Weibchen in eine
zahmen Tanz drehte. Die Söhne klatſchten freudig Beifall und wa
ren dann plötzlich verſchwunden. Bald kehrten ſie zurück, der Aelteſ

im Werkeltagsrock des Großvaters, der Zweite in dem Ulrich's, und dem Jüngſten, dem pausbackigen, ſtämmigen Schweizerbuben, hatte die Magd eines ihrer Mieder angezogen, das um den kleinen dreijährigen Körper herumſchlotterte; ein daran gebundenes Schürzchen und ein breiter Strohhut auf dem faſt unſichtbar gewordenen Kopf vollendeten die Verlarvung. Anhaltendes Gelächter begrüßte dieſen Faſtnachtszug, und die an der halbgeöffneten Thür neugierig lauſchende Magd, die Urheberin des Schwanks, kicherte dazwiſchen. In voller Luſt rief ich dem Großvater zu: „Streicht Eure Geige einmal für mich!“ zog die anmuthige Greteli zur Thür herein und in den Tanzeswirbel, daß uns die Andern jauchzend aus dem Kreiſe ſpringen mußten, bis ſich Greteli flüchtete, um das einfache Abendeſſen aufzutragen, bei dem wir, Greteli dabei, in heiterſter Stimmung ſaßen nach dem Gebet: „Komm, Herr Jeſu, ſey unſer Gaſt und ſegne, was du beſcheeret haſt!“ Wir ſchwatzten und tändelten, bis der Dorfwächter Neun ausrief, der Großvater nun ſagte: „Heut haben wir über die Maßen geſchwärmt, es war aber auch ein Abend über die Maßen vergnüglich!“ — und wir nach dem Tiſchgebet: „Habe Dank, Herr Jeſu Chriſt, ſpeiſ' auch Jeden, der hungrig iſt!“ uns ſämmtlich der Schlafſtätte und Gottes Schutz überließen.

März.

Wenn ich die hellſten Stunden des Tages bei Staffelei und Palette benutzt hatte, griff ich gar zu gern ſelber mit zu bei den ländlichen Arbeiten. Da gab mir eines Märztages Ulrich den Spaten in die Hand, ich ſollte ihm helfen, Bäumchen im Garten einzuſenken. Ich grub an den bezeichneten Stellen eifrig drauf los und war allmälig etwas fern von Jenem, da ſtieß mein Spaten auf Widerſtand. Kräftiger trieb ich mein Werkzeug in die Erde, es klang hohl zurück. Unwillkürlich rief ich aus: „Ein Schatz, Ulrich, ein Schatz!“ — und in demſelben Augenblick ward mir ſchon bange um dieſe guten, von Begehrlichkeit nicht geſtörten Menſchen, denn das ſogenannte edle Metall führt gar oft Unedles ein. „Sie ſind der Mauer zu nahe gekommen“, ſagte der herbeigekommene Ulrich. „Aber recht haben Sie, hier liegt ein Schatz“, ſetzte er wehmüthigen Blickes niederſchauend hinzu; „hier hat Anneli unſere Laube begraben, ohne die wir gewiß Beide im Unglück wären.“ Ich ſah ihn verwundert an, und er fuhr fort: „Ja gewiß, lieber Herr, recht tief im Unglück. Eine gar ſchlimme Baſe hielt Anneli eingeſperrt, bis ſie einem reichen Anverwandten ihr Jawort gäbe. Endlich hör' ich, daß Alles darüber in Richtigkeit und der Hochzeittag angeſetzt ſey; ich, Gott und alle

Zukunft vergeſſend, ſtelle mich flugs den Werbern, in einer Viertelſtunde war's abgemacht, und am nächſten Morgen ſollt' ich fort mit den andern Rekruten. Anneli erfährt es und in ihrer Herzensangſt bindet ſie der Taube, die ich ihr geſchenkt hatte, ein Papierſtreiflein um den Hals, worauf die Worte ſtanden: „Ulrich, glaub' mich treu, ich laſſe nimmer von Dir, der Vater im Himmel wird helfen!" Abends, da mein geſchloſſen Felleiſen ſchon vor mir lag, pickt das herzige Thierchen an mein Fenſter, ich öffne, leſe, jach trieb's mich wieder zu den Werbern, und es gelingt mir, mich loszukaufen. Kaum drei Wochen drauf ſtirbt die Baſe, und einen Monat ſpäter war Anneli meine Frau. Da hab' ich für das ganze Leben gelernt: Gott iſt uns allzeit bei der Hand, man muß ihm nur nicht mit Gewalt davonlaufen!" — „Wahrlich", rief ich aus, „dieſe Taube ſtiftete mehr des Guten als manches Menſchenkind!" — „Auch hat das arme Weib viel um ſie geweint", ſagte Ulrich und fuhr mit der Hand über die Augen; „erwähnen Sie der Anneli ja die Taube nicht!" — Schnell warf ich das kleine Grab wieder zu und dachte dabei: „O Ihr, bei geringer Habe in Genügſamkeit reich im Gemüth, möge bei jedem Lebenskampfe eine Taube mit dem Friedenszeichen Euch niemals fehlen!"

April.

„Mit Gott angefangen!" hatte Ulrich ausgerufen, als der Pflug im März über den Acker gehen, die Erde den Samen aufnehmen ſollte, „mit Gott ferner!" rief er im April an jedem Morgen, wenn es zu Feld und Wieſe ging, nachdem der Großvater es übernommen hatte, das Tagewerk der Söhne in Ordnung zu halten, Anneli aber ab- und zuſah neben dem jetzt für ſie ſehr anfordernden Hausweſen, denn Gretli hatte bereits mehr draußen zu thun, konnte daheim nicht überall zugreifen. Ich ſtieg ſchon fleißiger und höher zu Berg, denn die Matten ſchmückten ſich zu Ehren des geliebten Frühlings, und dem hohen Meßner, wie weithin den Gletſchern legte die Sonne Kränze von Gold- und Silberlicht auf die Scheitel. Bei der Schafſchur aber war ich zugegen: das verſtärkte Blöken der Lämmer, das Jodeln der Knaben, welche die den Scheeren Widerſpenſtigen herbeizerrten und nicht ſelten das Freudengeſchrei allgemeiner machten, wenn ſie ſich von den Vierfüßlern umwerfen ließen, Alles zuſammen gab dieſer Arbeit das Weſen eines ländlichen Feſtes. Und nun reihte ſich Oſtern, die Feier der Auferſtehung, in dieſen Monat, und bei meinen Appenzellern fand die reizende Sage, daß die Sonne den erſten Oſtertag tanzend verkündige, unverkürzte Ueberzeugung, der ich willig folgte. Die wunderbare Himmelsbotſchaft, der Sonne Mitentzücken über die Erinnerung an der Menſchheit Erlöſung uns offenbart zu ſehen, ſtanden wir in der Morgendämmerung auf dem nächſten Berge. Nicht lange dauerte es, da warf die Sonne den ſie verkündigenden Farbenſchleier ab, und, wahr und wahrhaftig! tanzend ſtieg ſie auf. Beſeligt umarmten ſich meine Hausgenoſſen in die Runde, gern ſah ich mich in die Umarmung verflochten, und der Tag reichte nicht hin zum Ausdruck des Wonne- und Dankgefühls, daß die Sonne getanzt habe. Oſtern gab überhaupt Freuden in Fülle, und ich hatte das Meine beigetragen. Ich färbte Eier, ſchrieb Reime darauf und verbarg ſie im Birkengehölz des Gartens leicht unter Erd' und Blatt, daß die Kinder nach dem Kirchgange ſie ſuchen mußten. Der Jüngſte fand die erſten zwei unter Veilchengewächs, jetzt merkten die Brüder, daß ich eben dieſes Sinnbild der Demuth zum Verbergen gewählt hatte, und entdeckten bald die richtige Spur. Der Aelteſte mußte nun die Sprüchlein vorleſen:

Die Tugend all' kam
Stets durch Gehorſam.

Arbeit' friſch und diene gern,
All' ſind im Dienſte Gott des Herrn.

Haſt drei Eier, kannſt wiſſen:
Eins läßt ſich für Arme miſſen.

Nimmſt Einem vom Herzen die Laſten,
Wirſt froh du ſatt bei'm Faſten.

Was wahrhaft iſt, währet,
Was redlich iſt, nähret.

Das End' wär's aller guten Dinge,
Wenn je dir Gott verloren ginge.

„Gar wunderſchöne Sprüchlein!“ ſagten ſämmtliche andächtige Zuhörer und ahnten nicht einmal, daß ich eigentlich nur in Reime gebracht, was ich von ihnen ſelber gehört hatte.

Mai.

O frühlingsreicher Mai! — geſchmückt mit der Blüthenkrone, die Nachtigallen auf deinen Schultern, ſchreiteſt du ringsum unter Kränzen, welche dir, Schooßkind der Natur, ihre Liebe auf Weg und Steg ausbreitet! Um das heimliche Häuschen lagen auch der bunten Kränze in Menge, und einſt hört' ich Anneli zu den Knaben ſagen: „Jetzt wachſen überall Glocken, die uns zur Andacht rufen, es ſind die Blumen- und Blüthenglocken, ſeyd Ihr auch andächtig? Und horcht auf, brecht nicht zu arg für eure Spiele von der ſchönen

Gärten und Flurzier, denn die fleißigen Bienen brauchen ihrer." — Droſſel, Fink und Meiſe weckten mich jetzt immer früher, ſie ſchüttelten ihr vom Thau benetztes Gefieder und begannen ihr Morgenlied. Specht und Baumhacker ſchlugen ſchallend den Takt. Die Geſchäftigkeit im Hauſe, im Hinzuge und Treiben nach Feld, Wieſ' und Wald ward immer beweglicher; ich ergriff nun täglich meinen Alpenſtock, zeichnete hier und dort, ſah täglich das Werk neuen Schaffens ſich weiter fördern. Einſt, als ich auf den üppig grünen Matten Appenzells munter einherſchritt, tönte von der Höhe melodiſches Geläut. Ich blickte auf und ſah vom nächſten Bergabhange einen Hirtenzug herabziehen, voran der Aelpler im Sonntagsgewand, den ſchöngeſchnitzten Milchnapf über der linken Schulter, hinter ihm die Heerde, der muthige Stier mit dem einfüßigen Melkſtuhl auf ſeinen Hörnern ſchloß den Zug. Ein Senne war zurückgeblieben, ich bemerkt' es jetzt; da ergriff er plötzlich meine Hand, und ſeine Augen blitzten, indem er ausrief: „Lieber Herr Maler, ſeyd Ihr's wirklich?" Weltly war's, einſt als Knabe mir oft Führer und zuweilen Farbenreiber obenein; nun freilich kein Knabe mehr, aber auch nicht mehr ſo heiter, und die Urſach lief ihm bald über die Zunge. Verwandt mit Anneli, ſah er die hübſche Greteli, die ihm das Herz beſchwerte; ſie und er waren arm, Beide Waiſen, alſo völlig an den Vater im Himmel gewieſen, und ich tröſtete ihn damit, erkundete auch bald, daß er ſich auf Greteli's Treue verlaſſen konnte. Es geſchah am Himmelfahrtstage, den in jener Gegend kindlicher Glaube mehr noch verehret. Wünſchen, in der erſten Stunde dieſes Tages gen Himmel geſandt, kommt Erfüllung von dort, verſicherten die Landleute. In Achtung vor ehrwürdiger Sitte grüßten auch ſämmtliche Familienglieder die nahende Feier der Himmelfahrt, der Großvater wünſchte aber nur: „Erhalt' uns Gott bei Kräften bis zum ſanften Ausathmen im Sterbeſtündlein!" und „Amen!" ſprachen Alle. Da neckte ich Greteli mit der Frage: ob ſie Weltly's gedacht habe? und ſie antwortete unbefangen: „Es hoffet ſich mit uns! Der Herrgott wird ſchon Ihm und mir etwas zuſammenlegen, auf daß ſich erfülle, was er will!" Es lag ſo viel in dieſer ſchlichten Offenheit! — ich erwiederte nur: „Wohl, es hoffet ſich!"

Juni.

Neben der Heumahd war im Juni das erheiterndſte Geſchäft die Kirſchenleſe, wo Alt und Jung, ich mitten darunter, Hand anlegte. Die Frucht wurde getheilt für die kaufenden Städter, für die Hausgenoſſen und Armen, denen man ohne Beziehung des Maaßes reichlich ſpendete. Erhebender aber waren das Pfingſt- und Frohnleichnams-Feſt, wo auch beſonders der Pfarrei Gaben willig zufloſſen. Mit Pfingſten feiern Himmel und Erde ihr herrlichſtes Feſt: der Himmel ſtrömte den Geiſt aus, daß in alle Welt Lehr' und Erkenntniß ſich ausbreite, und die Erde vermählt ſich mit dem fruchtbaren Sommer, ſie feiert ihren Brautſtand und beginnt im Juni ihre Wonnewochen. Der Frohnleichnams-Tag iſt der Anbetung des ewig Geweihten, des ewigen Heilands gewidmet. Zum Gedächtniß dieſes Tages hatte ich Jedem ein „Helgeli", ein Heiligenbildchen, gemalt, und im ganzen Hauſe wollte das Entzücken darüber kein Ende nehmen. Gegen Abend mußten ſie auch Pfarrer, Meßner und Schulmeiſter ſehen, Alle hatten ihre Freude daran, und dem Erſteren, mit dem ich ein paar Mal über Weltiy und Greteli geſprochen hatte, entfielen die Worte: „Wenn Weltiy, in Allem geſchickt, das lernen könnte, wär's auch lange nicht ſo kunſtvoll, ihm wäre geholfen." — Am andern Tage ſagte der Großvater zu Ulrich: „Damit ſie behütet ſind, wollen wir die Helgeli als Zwiſchenlegerli nutzen, bringt's Bibelbüeli herbei!" Ulrich brachte ein Käſtchen, das Bibelhäuschen genannt, worin das „Bibelbuch" lag, ein Erbſtück vom Ur-Urahnen, und die Bildchen wurden zu Zwiſchenlegerli, zu Einlag-Blättchen für Lieblingsſprüche des Alten. Ich aber ſann nach über die Worte des Pfarrers und nahm den Weltiy, wenn er daheim Freiſtunden hatte, in die Lehre, ließ ihn, der mit Farben ſchon etwas umzugehen wußte, Bilder, die ich gezeichnet hatte, bunt ausfüllen. Ich faßte ein Plänchen und dachte mit Greteli: „Es boſſet ſich!"

Juli.

„Schaut's garbenvolle Feld, lobſingt dem Herrn der Welt!" ſo erſchallte Morgens inmitten des Juli der Geſang im Dörfchen, und vielfacher Wiederhall tönte zurück von den Feldern. „Bewahr's vor Schaden, o Herr der Gnaden!" ſo hieß es im Liede, wenn die Schnitter und Schnitterinnen nach ihrem Tagewerk dem ſchwer beladenen Wagen voranſchritten, Frohſinn in jedem Antlitz. — „Walti Gott, wir haben ein Kind!" ſo begrüßte mich eines Juli-Morgens Ulrich; „wir ſind überfreudi!" ſetzte er hinzu, und daran, daß er gar nicht wußte, wo er etwas anfaſſen oder vollbringen ſollte, ließ er gewahren, wie überfreudig Gedank' und Gefühl ſich heut in ihm bewegten. „Und Aemeli wird's Kind getauft!" rief er Tages danach in der Frühe zu meiner Giebelſtube empor, als er dem Geſinde nacheilte, um einzubringen, was er geſtern an Zeit ſeinem Wonnerauſch geopfert hatte. Nun aber konnte man ſich überzeugen

daß Greteli gewiß eine tüchtige Hausfrau werde; denn hatte ſie ſonſt ſchon die Hände und Füße überall, jetzt ſchienen ſie verdoppelt. Nirgends fehlte ihre Hülfe, und doch ſchaute ſie in jeder Viertelſtunde nach Anneli, ob ihr auch nichts mangle an Pflege, verließ auch nie die Kammer, ohne an der Thür zu ſagen: „Behüt's Gott Mutter und Kind!" Auch vermißte man bei keinem beladenen Wagen, der zum Gehöft oder zur Scheuer ſich hinwandte, einen Vorausläufer, und das war Ulrich, dem bange geworden um Anneli und die künftige Aemeli. Hatte er geſehen, daß nach den Umſtänden nichts „in's Leid greife", jach trieb's ihn wieder zur begonnenen Erndte, und indem er laut ſich ſelber zurief: „Bis dahin hat's guten Gang, walti Gott!" flog er davon, als hätt' er feurige Schuh, wie der Schweizer ſagt. Freilich blieben gefährliche Stunden nicht aus, und wenn ich fragte, gab mir Greteli Beſcheid mit dem Zuſatz: „Geduld iſt's Heilkräutli!" Der Großvater gab mir Beſcheid und fügte hinzu: „Allzeit iſt jedoch Muth Allmannsharniſch-Wurzli!" — Sie irrten nicht; ſolch Heilkraut und ſolche Wurzel waren vortreffliche Arznei, ſie ſtärkte mit Seel' und Leib zugleich das Vertrauen, ſo daß die auch in der Beſorgniß getroſten Blicke Allen bald wieder zu luſtleuchtenden wurden.

Auguſt.

„Morgen iſt Sichel- und Kränzelbehänge", ſagte der Großvater zu mir am Vorabend des letzten Auguſts; „unſere Schnitterinnen freuen ſich ſchon auf die bunten Bändli, und es ſind deren gar viele zur Hand!" — „Hoho! mir lieb, daß ich's weiß!" dacht' ich. Raſch war ich in der Stadt, raſch hatte ich die nächſten Kramläden bald ausgeplündert und am andern Tage vertheilte ich meine flatternden Schätze und gab die ſchönſten nicht der Schönſten, ſondern der lieblich wackeren Greteli, obwohl ich damit nicht ſagen will, daß ich irgend eines der Mädchen nicht für wacker hielt, doch wußt' ich's genauer von Jener. — Nach der prieſterlichen Weihe breitete ſich der Erndtezug aus und umwallte das Dorf auf manchem Umwege, denn dies Vergnügen mußte ſo lange als möglich dauern. Die Schulbuben, an der Spitze Pfarr- und Schulherr, ſchritten voran und ſangen ein Lied, wovon ich nur den einen Vers mir aufſchrieb:

„Seht, Krieger, unſrer Sicheln Glanz
Und euer drohend Schwert,
Sagt, iſt nicht unſer Aehrenkranz
Mehr als ein Lorbeer werth?"

Am Abend hatten ſämmtliche kernfröhliche Jungfrauen die Flechten ihres herabwallenden Haares nur mit meinen Bändern geſchmückt; daß ich nun Keiner in dem mit Erndtekränzen umſtellten Kreiſe einen Tanz ſchuldig blieb, verſteht ſich von ſelbſt. Das drehte und wirbelte auf dem geſäuberten freien Platze bei den einfachen Tönen der Schalmei, abwechſelnd von jungen Burſchen und Männern gehandhabt, daß Himmel und Erde ſich rundum mit zu kreiſen ſchienen. Als ich nun Greteli, die von wirthlicher Sorge kaum auf Minuten zu trennen war, zum Tanz aufforderte, erwiederte ſie ſanft: „O guter Herr, das allgemein' Ergötzen iſt ja mein's, ich ſagt's dem Weltly ſchon. Hab' außerdem hier zu ſchaffen und bin daneben innert nicht leicht genug zum Tanz: es iſt mir, als hange mein Herz in der Kett'!“ — „Erlöſung wird kommen, es hoffet ſich!“ flüſterte ich ihr zu und ging von dannen, mir den Bergkönig, den hohen Meßner, zu beſchauen, deſſen Gipfel im Vollmondlicht erglänzte. Siehe da! in der Einſamkeit begegnete mir der Pfarrherr, und es gab Gelegenheit zu einer Beſprechung, die vielleicht für Greteli und Weltly fruchtet.

September.

Der Herbſt begann mit Austheilung ſeiner Gaben; die Familie empfing ſie beſonders dankbar von drei Bäumen, welche Ulrich in Ablegern am Tauftage der Söhne gepflanzt hatte und mit deren Namen ſie bezeichnet wurden. Ein vierter, jetzt eigentlich nur ein Reis, ſtand ſchon nicht weit davon und war Aemeli benannt. Jene Bäume hatten die Knaben ſelbſt zu pflegen, doch gehörten ihnen auch die Früchte. Melchior und Gotthilf erndteten ſchon reichlich und Martin freute ſich mehr über die erſten zwei Aepfel, die ſein noch ſehr ſchlankes Stämmchen getragen, als über die zwölf, die er zur Ausgleichung von den älteren Brüdern erhielt. Das ſah man deutlich, als davon die Rede war, dem blinden Hirten Hüteli Hänſi von den Aepfeln zu ſchenken. Martin warf die zwölf in den herbeigeholten Korb, ſeine zwei aber verbarg er vorſichtig im Wamms, und dem Melchior, der, als Greteli den Korb forttrug, zu ihm ſagte: „Die Hälft' von mir und Gotthilf hätt'ſt doch aufſparen können!“ antwortete er treuherzig: „E na, 's iſt ſo ganz gut gſy!“ — „Ja, es iſt ſo ganz gut geweſen!“ ſagt' auch ich, und die Eltern wie der Großvater ſchmunzelten behaglich über die That des Jüngſten. In dieſem Augenblick kam Weltly an in Sprüngen, die rechte Hand in die Höhe haltend und ſie ſchüttelnd. Was war's? Ich hatte zu einer Anzahl „Helgeli“ die Umriſſe gezeichnet, und ihm war es nach mancher Vorübung gelungen, ſie halbwegs gut mit Farben auszufüllen. Wenn ihm was glückte, wollt' ihm der Pfarrherr bei den Amtsbrüdern Kundſchaft

machen, und richtig ward ihm ein Gulden zu Theil. Wer war jetzt ſo wohlhabend wie Weltly! Die erſte Frucht ſeiner Bemühung glänzte vor ſeinen Augen, und noch glänzender lachte ihn ſeine Zukunft an, von der ich wußte, wodurch ſie an Erwerb umfänglicher werden konnte, wenn der Fleiß nicht fehlte. Ich äußerte ein paar Worte darüber, und Weltly rief aus: „Gott ſchaut mir zu und ſoll keine Schand' an mir ſchauen!“

Oktober.

Die Sonnenſtrahlen hatten gut gekocht in den Beeren der Weintrauben, Winzer und Winzerinnen waren beſchäftigt, ſie aus dem Laubgewinde der Reben zu ſammeln. Ein reiner blauer Himmel wölbte ſich über uns, ein nur fächelnder Wind ſpielte in der lauen Luft. Der aus ſpringender Luſt gleichſam tanzende Winzer-Geſang erſcholl über den See, dieſſeits fielen andere Stimmen ſchmetternd ein, und von den vollen Nachen auf dem ſich leicht kräuſelnden Strom flogen die Töne hin und her. Gretli ſtieg, umgeben von den Knaben, die in Körbchen ihre Traubenbeute trugen, vom Hügel nieder, auf dem Haupt den Korb mit Dem, was friſch zum Genuß im Hauſe beſtimmt war. Das Tragen auf dem Kopf giebt einen ſchlanken Wuchs in Schönheitslinien eine anmuthigere Haltung, und heut fand ich die hübſche Gretli wahrhaft ſchön. Sie ſetzte ihren Korb nieder, und indem ſie mir einige Beeren zu koſten gab, ſagte ſie: „Nicht wahr, 's hat nichts Süßers?“ — „O doch!“ erwiederte ich und ſchwieg. Sie ſah mich befremdet an, ein leiſer Unwille ſchwebte um ihren Mund, ſo daß ich wohl das Verſchwiegene offenbaren mußte. „Der Kuß eines ſo hübſchen Mädchens iſt noch ſüßer!“ erklärte ich, und der Anflug des Schmollens wandelte ſich zwar in Freundlichkeit, aber verſchämt hob ſie haſtig ihren Korb bei den Worten: „Uf die Letſcht ſpaßen's gar arg, ſchalkiger Herr!“ — Raſch entwich nun Gretli, ich aber meinte: „Den Kuß bekomm' ich doch, warten wir nur!“ — Abends ſtieg ich in einen Nachen; von beiden Ufern erklangen Schalmeien und Geſänge, hinter mir lag die Stadt, deren Lichter in den zitternden Fluthen ſchwankten, vor mir blickte ich auf graue Schneegebirge, vom letzten Sonnengruß geröthet — ſo ſchwamm ich leicht geſchaukelt dahin. Ein leiſer Wind erhob ſich, bewegte etwas lebhafter den grünen Spiegel des See's; die weiß ſchäumenden Wellchen flimmerten im Mondſchein und kamen gleich Schwanenzügen daher; — ich vergaß alles Irdiſche, deſſen man im Leben nie genug, und doch immer zu viel hat, und in dieſen Augenblicken fühlt' ich vom Himmliſchen gewiß nicht zu wenig!

November.

Der November fuhr zuweilen ſtürmiſch auf, ſo daß man ihm aus dem Wege ging. Ich hatte meine Mappen mit Lebens- und Naturbildern allmälig mehr und mehr gefüllt, ſie ſollten mir in der hofſtädtiſchen Heimath nützen zu ausgeführteren Gemälden. Wenn ſich der Herbſt beruhigte, drängte es mich aber doch immer wieder hinaus in's Freie, und endlich fiel es mir auch ein, daß mich ein Jagdjunker hatte zum Jäger machen wollen. Ich ſprach mit den Männern von der Jagd, ſie wollten aber kein „liebes Thierle der Flur tödte." Da nahm ich zur Uebung eines Tages die Erb-Flinte Ulrich's und hatt' es übel im Sinn mit Rebhuhn und Haſen. Wie langſam jedoch das Rebhuhn vor mir hintrippelte, es kam trotz meines Schuſſes unverletzt davon, oder die Flinte verſagte ohne Weiteres den Schuß. Die Haſen ſchienen bei der beſten Laune, nach jedem Sprunge ſetzten ſie ſich aufrecht, als wollten ſie ſagen: „Nun, ſchieß' doch zu unſerm Vergnügen!" Genug, iſt der Haſe wirklich ein Sinnbild der Furcht, gegen mich benahm er ſich ſehr muthig, hatte auch vollkommen Urſache, denn nachdem das Schroot zu Ende ging, das Pulver verpufft war, trug ich eine leerere Jagdtaſche als zuvor. Das that meiner Eitelkeit zu weh, und ich Neulings-Stümper in der Waidmannskunſt half mir, wie ſich ſo Mancher hilft. Ich lief im dicht genug gewordenen Schneegeſtöber zum Förſter und da fehlte mir das Glück nicht: ich konnte zwei Rebhühner und einen Haſen kaufen. Nachdem ich dieſe Beute dem Beutel und nicht der Flinte verdankte, gab ich dieſer einen derben Puff mit dem Ausruf: „Mögen alle Bratſpieße einroſten und alle Haſen Methuſalems Alter erreichen, ehe ich dich wieder anrühre!" In Ulrich's Gehöft aber machte ich meiner Eitelkeit Luft, indem ich das mir bekannte Jägergeſchrei mit Halloh, hoho, harre, hay-hay, hie-hie, hupp-hupp, juch-juch und halali lärmend untereinander wirrte, wonach bald ſämmtliche Hausgenoſſen mich umringten und ich ſie in fortgeſetztem Jauchzen meinerſeits zu den fälſchlichen Siegespreiſen aufſchauen ließ. Bei dem gemeinſchaftlichen Verzehren Tages darauf geſtand ich aber meine Sünde, hörte mich gern etwas auslachen und mußte von der mitlachenden Anneli vernehmen: „Konntiſch's meine, daß er nit ſo grauſam fromm iſcht!"

Dezember.

Der Dezember zeichnete ſeine zierlichen Eisblumen über die Fenſterſcheiben; Weihnachten nahte, dieſe Zeit, die im Erwarten und

mit Erfüllung die Kinder entzückt und den Mann bis zum Greiſe durch das Entzücken der Kinder erfreut. Zwiſchen Melchior, Gotthilf und Martin gab es kein Geſpräch, worin nicht nach Tagen und Stunden gezählt und ausgerechnet wurde, wann das „Chriſchtkindle" kommen werde. „Indeß mir ſchwätzte, derweil verlief wieder e halb Stündli", ſchaltete Melchior gewichtig ein, und alsbald wurd' es in Abzug gebracht. Von ſonſt ſchon wußt' ich, daß meine gaſtfreien Wirthe keine Zahlung von mir annahmen, ich lauſchte nun längſt auf ihre Wünſche und wollte ſie am Weihnachtsabend nach Kräften mit der Gewährung überraſchen, das war aber ſchwierig: es verlautete nichts, denn die Zufriedenheit hat ja Alles! Da mußt' ich alſo, nachdem ich's mir erbeten, daß meine Giebelſtube der Ort der Beſcheerung ſeyn ſolle, dem eigenen Gutdünken folgen, was bei den Knaben nicht nöthig war, denn ſie verriethen ſich hinlänglich. Greteli mußt' ich in meine Geheimniſſe einweihen; ſie half ſo ſtill und ſchweigſam mit Rath und That, daß die geringen Gaben wie Köſtlichkeiten ſchimmerten in buntem Glanz, als die Lichter des Tannenbaums die geſtreckte Tafel beleuchteten. Jetzt rief ich mit dem quarrigen Zetergeſchrei einer Kinder-Trompete die Hausgenoſſen zu mir herauf. Greteli ſprang ihnen entgegen, und ich benutzte den Augenblick, das für ſie und Weltly Beſtimmte verhüllt anzufügen. Den Pfarrherrn hatt' ich auch eingeladen, und er trat zuerſt ein, um für Weltly noch ein Päckchen aufzulegen — neun Gulden, ſo viel hatte er bereits erworben. Ich zeichnete nämlich vor zwei Monaten ſchon auf einen Stein in Bogengröße zwanzig „Helgeli", ließ ſie in der Stadt abdrucken, wodurch der Betrieb ſehr erleichtert und ergiebiger war. Welch ein weiter, breiter und dauernder Jubel in dem engen Raum, als Jung und Alt ſich in ihm drängten! — Greteli und Weltly aber beſcheiden an der Thür verweilten. Da rief ich den redlichen und emſigen Burſchen, übergab ihm den bezeichneten Stein ſammt hundert abgedruckten Bogen nebſt des Pfarrherrn Päcklein, und es bedurfte keines Worts dazu, denn mit einem wie von Flammen gerötheten Antlitz rief Weltly: „O, das reichet überhin zu einem Hüsli!" — „Ja, mit Eurem andern Geſchäft reichet es hin zu einem Häuschen", ſagte der Pfarrherr; „Gott ſegnete dieſen Stein, daß er zu Brod wurde!" Unterdeß zog ich Greteli herbei, für die auf einem Brautſchmuck zwei Ringe lagen. Greteli weinte ſchon ſüße Thränen, und ſie floſſen reichlicher, als der Pfarrherr weiter ſprach: „Mit Genehmigung Eurer Verwandtſchaft feiern wir heut Euer Verlöbniß, und glaubt's für alle künftigen Tage:

Gott iſt nah! —
Wenn wir's recht verſteh'n,
Iſt Gott da,
Eh' wir's uns verſeh'n!“

Während dieſer kurzen, doch inhaltvollen Rede gab ich einen Ring an Greteli, einen an Weltly, und ſie wurden dann gewechſelt. — „Greteli, wie iſt's nun mit dem Kuß, den ich bei der Weinleſe nicht haben ſollte?“ fragte ich etwas leiſe, ſie antwortete laut, aber verſchämt: „Da All' zuſchau'n, hat's kein Hindern!“ und ich erhielt ihn, halb gegeben, halb genommen.

Wenige Tage ſpäter mußt' ich mich vertreiben aus meinem gelobten Lande. Vermieden wurde der Abſchied, ich hörte jedoch viel herzigen Nachruf, als ich, begleitet vom Großvater und Ulrich, nach der Stadt fuhr. Da trennten wir uns mit Händedruck, und der Alte ſagte tief erſchüttert: „Unſer Leben bricht lange Wünſch' ab, und Ihr, lieber Herr, ſeyd Euch zur Wohlfahrt ſelbſten genug!“ — „Auf Wiederſeh'n!“ rief ich vom Eilwagen herab, er rollte fort, indem ich nur noch von fern den doppelten Wiederklang vernahm: „Auf Wiederſeh'n, auf Wiederſeh'n!“ — und in mir klang es: „Walt' Gott!“

F. W. Gubitz.

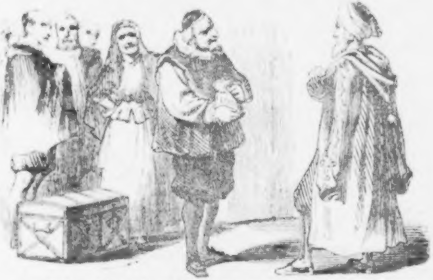
Der überliſtete Betrüger.

Ein ſpaniſcher Maure vertraute vor ſeiner Pilgerreiſe nach Mekka all ſein in Geld umgeſetztes Vermögen einem Manne von bisher anerkannter Rechtſchaffenheit. Es waren zweitauſend Beſants. *) — Bei ſeiner Rückkehr mußt' er nicht wenig erſtaunen, als der berühmte Biedermann von ihm und ſeinem Gelde nichts geſehen haben wollte. Der Wallfahrer klagte, beſchwur den Richter, ihm zu ſeinem Eigenthum behülflich zu ſeyn, verbürgte eidlich ſeine Ausſage — vergebens! Der gute Ruf des Alten überwog; der Kläger ward abgewieſen und ging verzweifelnd von dannen. — Er begegnete einer alten Frau, die am Stabe einherwankte. Von der Wehklage des Fremdlings gerührt, hielt ſie ihn an, grüßte ihn im Namen Gottes, ſprach ihm Muth ein und ſagte auf ſeine ſchlichte Erzählung: „Ermanne Dich, Jüngling! Ich ſchaffe Dir vielleicht mit der Hülfe des Allmächtigen Dein Geld. Kaufe eine Kiſte und fülle ſie mit Sand oder Erde; aber ſie muß in Eiſen gebunden und feſt verſchloſſen ſeyn. Finde ſodann drei oder vier verſchwiegene Männer auf und komm' wieder zu mir! Gieb Acht, es gelingt!“ — Pünktlich be-

---

*) Alte, zur Zeit der griechiſchen Kaiſer gewöhnliche Münzen.

folgte der Spanier den Rath der Alten. Er kam mit vier Freunden und brachte eine Kiſte mit, welche die ſtärkſten Laſtträger kaum ſchleppen konnten. „Folgt mir nun!“ ſagte die Alte. An der Pforte, wo der angebliche Tugendheld wohnte, ließ ſie die Träger und den Spanier warten. Dieſem empfahl ſie, nicht eher zu erſcheinen, als bis die Kiſte hinauf gebracht worden wäre. Sie trat mit ſeinen vier Freunden zum Heuchler und ſagte: „Da, Herr, ſind wackre Spanier, die nach Egypten pilgern. Ihre Schätze ſind unermeßlich; ſie beſitzen unter Anderem zehn Kiſten mit Gold und Silber, die ihnen jezt zu läſtig ſind. Sie wünſchen dieſelben auf einige Zeit in ſichere Hände niederlegen zu können, und ich, die ich Deine hohe Rechtſchaffenheit, Deinen makelloſen Ruf kenne, bringe ſie zu Dir. Erfülle doch ihr Verlangen!“ Sie ließ inzwiſchen die ſchwere Kiſte hereintragen, welche der Scheinheilige mit freudefunkelnden Augen anſtierte. — Aber jezt erſchien, der Uebereinkunft gemäß, der Betrogene und forderte mit Ungeſtüm ſeine zweitauſend Beſants. Ob ſeinem Anblick erſchrak der Gauner, und aus Beſorgniß, Jener möcht' ihm ſeine Untreue verwerfen, wonach die Fremdlinge dann ihre Kiſten zurücknehmen und die



unermeßlichen Schätze, die er ſich anzueignen gedachte, ihm entzogen würden, rief er dem Mauren zu: „Ah, willkommen! Ich glaubte ſchon, Du kämeſt gar nimmer, und war verlegen wegen der zweitauſend Beſants. Dank dem Himmel, der Dich glücklich zurück führte! Hier iſt, was Dir zugehört!“ — Der Spanier ging mit ſeinem Eigenthum vergnügter als mit einer Beute davon. Die Alte hat nun, die erſte Kiſte an einen ſichern Ort bringen zu laſſen, während ſie die übrigen herſenden wollte, ging mit den vier Freunden und kam nicht wieder. F. Haug.

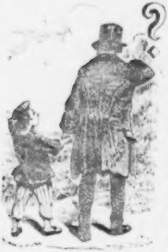
Die Unterſcheidungs-Zeichen der Sprachen.

Kein Scherz ohne Ernſt.

? , ; ! . — [ ] ꝛc. : …… . ?

Die Natur iſt das unverderbliche All, und ſie wäre auch die beſte Erzieherin der Menſchen, wenn man ſie nur immer aufmerkſam beobachten, ihren Andeutungen ſorgſam und treu gehorſam ſeyn möchte. Man vergaß aber, daß die Natur ſtets, der Wahn nie genug hat, man wurde ihrer Einfachheit überdrüſſig, und doch iſt der Ueberdruß eben dadurch weit und breit Herr geworden, weil man Alles verkünſtelte, was ſich Alles beweiſen läßt. Beweiſe wollen ihren Leitfaden haben, und wir knüpfen ihn einmal an die Scheidungs- und Unterſcheidungszeichen der Schriftſprachen.

„Natur geht vor Lehre!“ das war bei unſern Vorlebenden eine bewährte und bewahrte Einſicht der Erfahrung. Sie ſetzten auch wohl hinzu: „Fragen macht klug!“ und wirklich übernimmt die Natur ihre erſte Leitung zur Erziehung durch das Fragezeichen.

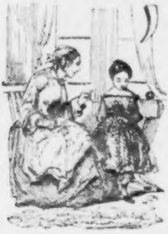


„Vater, was iſt, woher, wozu iſt das?“ — „Mutter, wie heißt das, wozu brauchſt Du's?“ — in ſolchen und ähnlichen Fragen erweckt die Natur des Kindes Geiſt und fordert zu deſſen Pflege die Eltern auf. Antwortet nur gut, dann bemächtigt ſich das Kind allmälig deſſen, was ihm zu wiſſen nöthig iſt und womit es dann das eigene Nachdenken erweitert, die eigene Beobachtungsgabe verſtärkt. Was man aus ſich ſelber erkennt und begreift, iſt fruchtbarer als Maſſen des Eingetrichterten, die das Gehirn aufblähen, damit der Dünkel Raum hat und ihn ſo völlig erfüllt, daß geiſtige Erhebung und gottſelige Läuterung draußen bleiben müſſen. Nicht wieviel man weiß, ſondern wie man es weiß, darauf kommt es an, und durch Fragen und Antworten bei Augenſcheinlichem werden die Dinge leicht klar zu fortſtrebender Thätigkeit, während ein nur aufgeſpeichertes Wiſſen die geſchmeidige Spannkraft des Denkvermögens abſtumpft. Bei den Fragen des Kindes müſſen freilich die Eltern fähig ſeyn, ihm richtig zu antworten, obwohl es keineswegs ſchadet, wenn der Vater zuweilen der Wahrheit gemäß zu ſagen hat: „Das weiß ich nicht, wir wollen uns aber darüber unterrichten.“ Bei dem jetzigen Reichthum des Geſammelten in der Bücherwelt iſt ein ſolcher Selbſtunterricht, hat man ſich durch Anſchaffung der Hülfsmittel vorbereitet, bequem zu erlangen, und wenn das Kind durch die Aufrichtigkeit des Vaters ſich gewöhnt, im geeigneten Falle lebenslang auch zu entgegnen: „Das weiß ich nicht, wollen uns aber darüber unterrichten!“ ſo iſt das ein unſchätzbarer Vortheil. Im Lebensverkehr wird viel Albernes, Irriges und Verderbliches ausgebreitet, weil gar Viele in falſcher Scham nicht ſagen wollen: „Das weiß ich nicht!“ Wer aber vor dieſen vier Wörtchen niemals Scheu hat, der weiß wohl mehr und weiß es ſicherer als Jene, die nach dem Ruf trachten, Alles zu wiſſen. Wenn man jedoch mit Beharrlichkeit der Kinder Wißbegierde, die Uebung ihrer Fähigkeiten unterſtützt, wenn man ſie lehrt, Gott ſchon zu danken für die Mittel zur Thätigkeit, damit nicht wartet bis auf einſtige Ergebniſſe, dann erziehen ſich rechte Menſchen, rechte Völker, rechtes Bürgerthum und rechter Glaube. Gewiß ſoll man alſo des Kindes Fragezeichen nicht ſtören, denn mit ihnen kann es in einem Jahre, von der Natur begleitet und im Anſchluß an ſie, mehr Lebendiges für Geiſt und Gemüth erwerben, als die Schule, wie nothwendig ſie iſt, in dreifacher Zeit minder fortwirkſam zu geben vermag. Leider wird jedoch nicht wenigen Vätern und Müttern das Fragen der Kinder bald läſtig, und dieſe ſind dann, iſt gute Stellvertretung der Eltern nicht möglich, faſt ausſchließlich an die Schule gewieſen, die zwar auch mit Fragen und Antworten alle Wiſſenſchaft lehrt, doch fragt und antwortet der Lehrer. Er fragt wohl über Gegenſtände, zu denen des Kindes Theilnahme zur Umfaſſung nicht hinreicht, und antwortet oft ſo, daß es dem Kinde unverſtändlich bleibt.

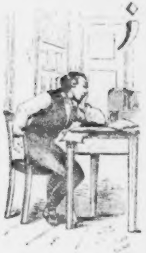
Da wird Offenbarung
In Fülle eingelernt,
Die ſich von Erfahrung,
Wie von Natur entfernt —

und die Wißbegierde iſt gelähmt durch Ueberſättigung, nicht geſund erzogen; nur Oberflächliches und Einſeitiges hat ſich im Hirn feſtgerannt, wobei Herz und Gemüth verödeten, denn ſo Altväteriſches zu beachten, dazu fehlt unſerer Zeit ſie ſelber.

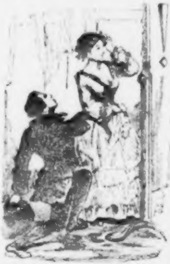
So wachſen Knabe und Mädchen körperlich heran, die natürlichen **Fragezeichen** ſind zurückgedrängt, und Jene wiſſen nun auch wohl Mancherlei, jedoch wenig im rechten Zuſammenhange bis zur Deutlichkeit. Grund- und Lehrſätzliches haftete in ihnen nur bruchſtücklich, und das **Komma**, das unentſchiedene Haltezeichen, greift ein. Aeußern ſich nun verſchiedenartige Verkehrtheiten, und der Knabe oder das Mädchen ſagt: „Ich habe gedacht“ — dann unterbricht daheim die Antwort: „Du ſollſt nicht denken, ſondern nach Vorſchrift thun!“ ohne beigefügte Entwickelung; in der Schule dagegen ſagt bei Aehnlichem der Lehrer: „Erſt denken, dann ſprechen und thun!“ — hat aber keinen Augenblick übrig, das Warum im Einzelnen hinlänglich darzulegen. Als natürlichſtes Ergebniß entſteht ein Zwieſpalt über Denken und Nichtdenken; iſt indeß das Fragen dort läſtig und hier in der Regel unzuläſſig, ſo ſind das ſehr bedenkliche **Komma's**, es ſind **Haltezeichen**, bei denen die leichtfertige Jugend willkürlich ſchließen oder unſchlüſſig niemals ſchließen mag.



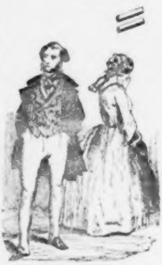
Nun folgt die Zwiſchenzeit vor der Stufe des Jünglings und der Jungfrau, im Derbdeutſchen Flegeljahre genannt, wohin nach dem Vorangegangenen Knabe und Mädchen nur geiſtige Halbheiten mitbringen, bei denen alſo das **Semikolon**, das Zeichen des Halbſatzes, zur Herrſchaft kommt. Hat nicht ein Jahr das andere gehörig belehrt, läßt ſich in keiner Thätigkeit aus der Tiefe des Begriffs ſchöpfen, iſt Stümperei in Allem unvermeidlich. Durch Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt widert nun jedes Geſchäft an, ausgenommen die Windmacherei des Müßiggangs. So werden allerlei nur halb oder gar nicht verſtändliche Abfälligkeiten bemerklich, die bei der Unterſuchung mit dem Vorder- und muthmaßlichen Nachſatz nicht in gediegenem Ver-



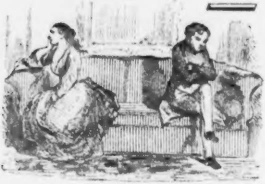
hältniß ſtehen: keck angefangene Thorheiten, die nicht in wohlthuendes Ende zu bringen, nur kurzweg in Abgeriſſenheit zu behandeln und mit dem Schlußzeichen des Semikolon in der Halbheit zu laſſen ſind. Man hat es mit leidenſchaftlichen Aufwallungen und Wünſchen zu thun, bei denen die elterliche oder vormundſchaftliche Macht ſich mit einem Strich durch die Rechnung hilft und ohne Weiteres einen willkürlichen Schlußpunkt beifügt.



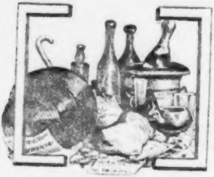
Das Gähren und Brauſen klärt ſich noch nicht, wenn Jünglinge und Jungfrauen herangereift ſind; das Außerſichſeyn iſt vielmehr im Steigen und jetzt kommen die Ausrufzeichen im überwiegenden Gebrauch — je reichlicher vermehrt, je geringer an Wahrheit und Werth. „Meine holde, himmliſche Geliebte!“ ruft Er; „Mein ſüßer herzinnigſt Geliebter!“ ruft Sie; „o welche Wonne, welche Seligkeit!“ rufen Beide. Das dauert heut zu Tage bei der heißen Liebe bis zur kalten nicht gar lange; dann ruft Sie: „O der Abſcheuliche!“ und Er: „O die Unwürdige!“ und das dauert bei der erſten Liebe genau bis zur zweiten, auch nicht gar lange. Vereinen ſich aber Flackergluthen einmal raſch zur Ehe, dann drängen ſich bald andere Ausrufungen ein. „O wie feſſelnd und langweilig!“ hört man von Ihm; „o hätt' ich das ahnen können! o wie traurig iſt mein Loos!“ vernimmt man von Ihr. „Drum prüfe, wer ſich ewig bindet, ob ſich das Herz zum Herzen findet, der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang!“ Dieſer unſchätzbare Rath Schiller's blieb unbeachtet. Es wurde nicht geprüft, pflichtmäßige Fügſamkeit und das unausbleibliche Mühſelige dienten nicht zur Stärkung des Gemüthslebens, ſondern zur Laſt der Anſprüche; dem kurzen Wahn folgt meiſt keine lange Reue, man braucht aber Diviſe, Trennungszeichen.

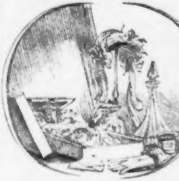


und weiß ſie zu finden, das heißt: man denkt an — Scheidung. Dabei hat ſich ſchon in etwas der Gedankenſtrich eingemiſcht, indem der Eine wie der Andere überlegend zu ſich ſpricht: „Noch ſind wir jung! — man könnte ja beſſer wählen! — Trennung iſt vielleicht Beider Glück!" — und ſie erfolgt.

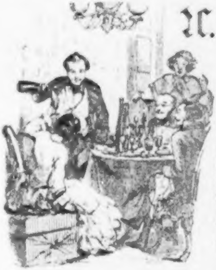


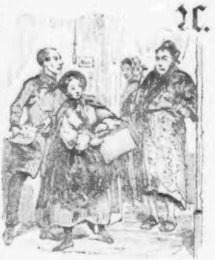
Der Gedankenſtrich zieht nun mächtiger ein, denn die Verſuche und Anfälle der Erfahrung: das Leben erfordere mehr als im Mangel innerer Begründung zu ſchaffen iſt, werden aufdringlich; doch über verſäumte und unterdrückte Fragen ſind jetzt eher Räthſel als Löſungen zu finden. „Eine reiche Frau — ja, die könnte aus der Schwulität helfen" — meint der Herr; — „freilich, ſie iſt verblüht, doch von Blüthen läßt ſich nicht leben — ihr Ruf hat etwas üblen Geruch — ei, der verfliegt! — Gold iſt Frucht alles Strebens, Mantel alles Uebels, und Weihrauch dampft ihm überall — ich werde mich entſchließen!" — „Der Mann iſt nicht liebenswürdig — nein — doch reich, ſehr reich — ich bin jedenfalls glänzend verſorgt" — meint Madam. Die beiden neuen Paare verſichern ſich Liebe, indeß bergen ſich Wenn's und Aber's bei Denen, die nach Geld trachten, in Parentheſen, in geheimen Einſchaltungs- und Klammerſätzen, wovon die hauptſächlichſten ſind: „Ich liebe Dich"



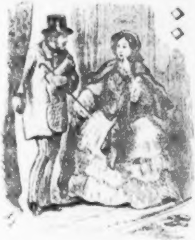


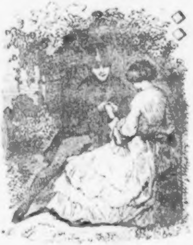
[wenn ich nämlich mit Deinem Vermögen wirthſchaften kann, wie's meinen Neigungen beliebt]. — „Auf meine Treue kannſt Du bauen" [es darf mir aber nichts fehlen, was und wie überſchwenglich ich verlangen mag]. Solchen geheimen Gedanken und Bedingungen





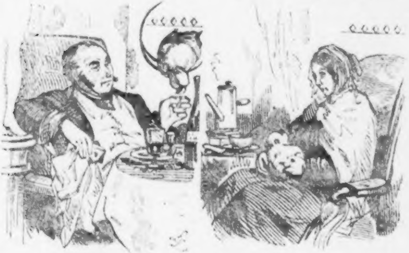
ſtellt indeß die Wirklichkeit manche Abkürzungszeichen entgegen, und viele Gedanken ſind auch dem Reichthum unüberwindlich. Die rückhaltigen Klammerſätze werden thätig offenbar, bald ſchleppt man ſich grämlich nur nebeneinander her, und ſo bildet ſich das Kolon, Doppelpunkte, die ſich fern ſtehen. Da werden nun die Vorderſätze,





in welchen ſchon durch verſchiedene Trenntheile Abſchnitte und Abſchnittchen entſtanden, nochmals geſchieden: nämlich mit „deshalb“, „denn“, „demnach“, „ſo“ oder „alſo“. „Meine reiche Frau“ — murmelt der junge Er — „geberdet ſich doch knauſernd und ſtörrig; es kann mir nicht einfallen, dies dulden zu wollen: deshalb muß ich ſie zwingen, meine luſtigen Geſellſchaften von Mädchen und Zechfreunden in und außer dem Hauſe nicht anzufechten: denn Genuß iſt die Würze des Lebens!“ — „Mein grämlicher Ehegefährte“ — murmelt die junge Sie — „mag nicht auf Bälle, nicht in Theater und Konzerte, verweigert es, mich bei allen Fahrten und Gängen während der Badereiſe zu begleiten: demnach kann er nichts dagegen haben, wenn ich mir dieſen und jenen andern Begleiter wähle.“ Jeder lebt nun für ſich nach eigenem Gelüſt, und des Lebens Kolon mit ſolchem Zwiepunkt iſt ein ſehr widerwärtiges Zeichen, das den bedrohlichen Endpunkt nur etwas hinausſchiebt.

Im Genuß irdiſcher Würzen ſind die körperlichen Kräfte, weil ſie von den geiſtigen nicht aufrecht erhalten werden, frühzeitig erſchöpft, und man verleiht nun mißmuthig einzelnen Begehren das Nachdruckszeichen. Man betont, unterſtreicht oder durchſchießt, um den gewöhnlichen Druckerei-Ausdruck zu gebrauchen, zum Beiſpiel: Gutſchmeckerei, Bequemlichkeit und Unterhaltung, die geiſtig Unſelbſtſtändige nur von der Außenwelt, wohl gar von Papagei und Mops verlangen, da ſie an dem eigenen Weſen zu wenig haben, um mit ſich auskommen zu können, was übrigens auf

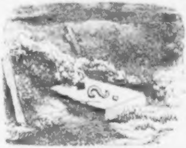


ſämmtliche Vergnügungsſüchtige paßt. So ſchleichen die Daſeyns-Aeußerungen in mannigfacher Zerfallenheit hin, bis der Schlußpunkt, der Tod, folgt. Dieſer große Schlußpunkt ſteht dann auf dem Grabſtein, das Fragezeichen gehört aber gleich wieder darunter: denn es knüpft ſich dem Jenſeits an, um das ſich die hier Geſchilderten leider ſelten oder nie bekümmert haben.

Das Fragezeichen iſt aber für dieſes und jenes Leben von höchſter Wichtigkeit, wie wir gleich anfangs umſtändlich zu erörtern ſuchten; es muß uns, zumal in einer Zeit, die nirgends recht weiß, was ſie will, wo ſich faſt Alles in Fragen ohne klare Antwort umtreibt, bei unſerm ganzen Thun und Laſſen begleiten, damit wir das Nothwendige erkennen, das Verwirrende meiden, überhaupt jedes ſich Darbietende prüfen. Wer die Wirklichkeit ſo ernſt nimmt, in Grund- und Sprachſätzen feſt ſeyn will, hat vielleicht vom Frage- bis zum Schlußzeichen keinen Ueberfluß zu erwarten von Dem, was die Alltagswelt Glück nennt, aber Vorſicht, Demuth und Geduld werden ihm die Zufriedenheit bewahren bei offenen Augen, bis eine liebende Hand ſie ihm zudrückt und er auch dann noch in ſeinen unverzagt freundlichen Mienen uns leſen läßt:

Ob Euch irdiſch Leben gab
Karge Freud' und viel an Sorgen,
Habt Ihr nur den Hoffnungsſtab
In der Erde mit geborgen,
Wird er wurzeln noch im Grab,
Blüh'n am Auferſtehungs-Morgen.

Gy.

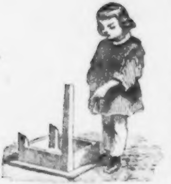


Kindes-Betrachtungen.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1853 bis 1855.)

XIII. Der arme, kleine Tiſch.

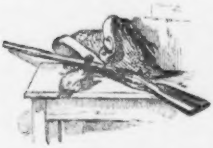
„Du armer, kleiner Tiſch!" ſagte Paul. Sein wildes Schweſterchen hatte ihn ſo oft hingeworfen, daß er zerbrochen und nicht wieder



aufzurichten war; „du biſt freilich gar zu klein und nicht brauchbar geweſen, hatteſt nicht einmal eine Schublade!“ ſprach Paul weiter. „Weshalb hat denn der Tiſchler aus dir ſo etwas Dummes gemacht? Vielleicht wärſt du gern ein nützlicher Schreibtiſch oder eine Kommode geworden. Dich hat aber Niemand gefragt, was du werden wollteſt, und ſo wurdeſt du faſt ganz unnütz!“ — Paul war viel glücklicher als der Tiſch, ihn zwang Niemand dazu, ein unnützes Geſchöpf zu werden, und er wurde ein guter, fleißiger Menſch, der gern Andern diente. — Mit Betrachten und Vergleichen iſt gar viel zu erreichen!

XIV. Martin wird zwei Mal erſchreckt.

„Komm, kleiner Martin“, ſagte Helene, „komm und zieh’ an dieſem Papierſtreifen!“ Martin that es, aber, o weh! — wie erſchrak Martin. Das Papierſtreifchen knallte wie der Schuß eines Gewehrs. Martin kannte ſeines älteren Bruders Gewehr, hatte auch einmal zugeſehen und zugehört, als ein Sperling damit todt geſchoſſen wurde. Eben ſolch ein Knall kam aus dem Papier; Martin erſchrak ſo ſehr, daß er zurücktaumelte, an einen Tiſch ſtieß und hinfiel. Er glaubte, er ſey todt geſchoſſen wie der arme Sperling und weinte ſehr darüber. Helene aber tröſtete ihn und gab ihm ein ſchönes Zuckerwerk, das bei dem Knallpapier gelegen hatte, und Martin erzählte hinterher: Helene habe Zuckerwerk, das ſchöſſe zuerſt todt und dann ſchmecke es ſehr gut. — Vorigen Mittwoch ſtand Martin lange am Fenſter und wartete auf Helene; ſie kam gewöhnlich jeden Mittwoch, und deshalb fragte Martin alle Morgen, wenn er aufwachte: iſt heute Mittwoch? Er liebte Helene ſehr und diesmal beſaß er etwas Schönes, das er ihr zeigen wollte; ſein Bruder Felix hatte ihm nämlich einen Ring mit einem rothen Stein vom Jahrmarkte mitgebracht; der herrliche Stein gefiel unſerm Martin überaus gut, und er hoffte, daß er Helenen nicht minder gefallen

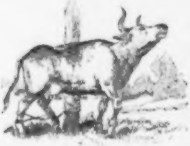


würde. Siehe da kommt Felix und ſpricht: „Martin, wenn Helene den Ring ſieht, dann wird ſie auch Deine ſchmutzigen Hände ſehen; willſt Du ſie nicht waſchen?“ Das wollte Martin nicht; er hoffte, Helene würde die Augen aufmachen, um den ſchönen Ring zu ſehen, aber für das Häßliche an ſeinen Händen würde ſie die Augen zumachen. Er irrte ſich ſehr. Kaum war Helene da, ſo rief ſie: „Ei, wie ſchön iſt der Ring, der an Martin's ſchwarzem Finger ſteckt!“ Da erſchrak Martin wieder, aber in anderer Weiſe, er lernte ſich ſchämen an dem Begriff, daß man ſchöne Ringe nur an rein gewaſchene Finger ſtecken muß. Martin wird hoffentlich ſein Erſchrecken noch weiter benutzen, ſich Dies und Jenes deutlich zu machen, um nicht jeden Knall als gefährlich, wohl aber Unreines als widrig zu erachten. Thut er dies, mag er ſich ſelber und auch Andern ſagen:

In Sorgſamkeit präg' es Dir ein:
Zu jeder Zeit reinlich zu ſeyn;
Für außen hilft dies nicht allein,
Man wünſcht ſich dann auch innen rein —
Denn Gott ſieht da hinein!

XV. Sprechen die Kühe?

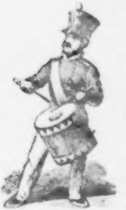
Leo ging mit ſeinem Bruder vor dem Thore ſpazieren, da bemerkten ſie eine Kuh, die brüllte recht kläglich. Es kam Leo gerade ſo vor, als ſagte ſie: O weh, o weh! Sie war mit einem langen Strick an einen Pfahl gebunden und hatte in ihrem Ungeſchick die Beine ſo feſt in den Strick verwickelt, daß ſie weder rück- noch vorwärts konnte. Leo's Bruder lachte über die arme, ungeſchickte Kuh. Leo lachte aber gar nicht, ihm that die Kuh leid, er hätte ihr ſo gern geholfen — hätte ſie nur keine Hörner gehabt! Ob ſie ihn mit den langen, ſpitzen Hörnern wohl ſtoßen würde, wenn er zu ihr ginge? O weh, o weh! brüllte die Kuh. Es fiel jetzt Leo ein, daß er auch einmal angebunden und ſehr traurig geweſen war. Flink und behend nahte er ſich der Kuh, kniete neben ihr nieder und, indem er gar nicht mehr auf die ſpitzen Hörner, ſondern nur auf die armen Füße ſah, gelang es ihm, ſie von dem Stricke zu befreien. Die Kuh ſah ihn recht freundlich an, ja Leo kam es vor, als grüße ſie ihn mitſammt ihren Hör-



nern, und dann ſah ſie ihm lange nach und brüllte. Jetzt klang es gerade ſo, als ſagte ſie: Dank' dir! dank' dir! — Leo hörte erſt, was ihm leid, dann, was ihm wohl that, denn er hatte ein mitleidig Herz, das ſich nach guter That ſtets ſelber am beſten belohnt.

XVI. Wo wohnt mein Onkel?

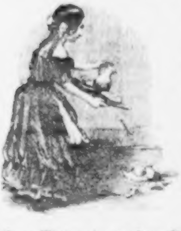
Da läuft die kleine Louiſe mit dem Rohrſtühlchen, das ſie an ihrem Geburtstage zum Geſchenk erhielt, und hat nichts Geringeres im Sinn, als es ihrem lieben Onkel zu zeigen. — Wie würde ſich die Mutter wundern, wenn ſie ihr Töchterchen laufen ſähe! Aber ſie ahnt nichts davon, iſt mit dem Backen eines ſüßen Kuchens beſchäftigt und denkt, Louischen ſitzt hübſch artig bei ihren Spielſachen in der Kinderſtube. Als Louiſe ein Streckchen gelaufen iſt, fällt es ihr ein, daß ſie gar nicht weiß, wo der Onkel wohnt. Aber ſie meint, das werden die Leute auf der Straße ſchon wiſſen, und ruht ſich unterdeſſen eine kleine Weile auf ihrem Rohrſtühlchen aus. Als ein Herr dicht an ihr vorübergeht, fragt ſie ihn: „Lieber Herr, wiſſen Sie nicht, wo mein Onkel wohnt?“ Der Herr wußte es nicht, auch ein zweiter, ein dritter wußte es nicht. Louiſe ergreift ihr Stühlchen wieder; es vor ſich hertragend läuft ſie kreuz und quer durch unbekannte Straßen, immer hoffend, ſie werde den Weg finden. Als das nicht geſchah, ſetzte ſie ſich ermüdet und weinend auf ihren lieben Stuhl. So fand ſie eine gute alte Frau und erbot ſich, ſie nach Hauſe zu bringen; aber Louischen wußte nur, daß ihr Vater Herr Neumann heiße, doch nicht, in welcher Straße er wohne. Die alte Frau nahm ſie bei ſich auf und gab ihr zu eſſen und zu trinken, aber Louischen blieb ſehr traurig und verlangte immer nach Hauſe geführt zu werden. Abends zog ein Tambour durch die Straßen, der trommelte mächtig, und darauf hielt er an allen Straßenecken ſtill und rief: „Wer ein kleines Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen geſehen oder bei ſich aufgenommen hat, der melde ſich; die Kleine hatte ein weißes Kleidchen an und trug ein Rohrſtühlchen vor ſich her; wer den betrübten Eltern das verloren gegangene Kind zurückbringt, erhält eine anſehnliche Belohnung.“ — „Wie heißt die Kleine?“ fragten die Leute. — „Louiſe Neumann!“ antwortete der Tambour. Da meldete ſich die gute alte Frau, und Louis-



chen kam wieder zu ihren lieben Eltern, aber ihr Bruder ſagte oft: „Louischen hatte ſich verlaufen und iſt ausgetrommelt worden!“ — und das betrübte ſie allemal ſehr. Der Onkel aber ſprach ſpäter zu Louischen: „Was man beginnt, iſt erſt zu überlegen, ſonſt irrt man ſich auf allen Wegen!“

XVII. Eile mit Weile.

Jenny war ein ſehr lebhaftes und ungeduldiges Kind, fürchtete immer, zu ſpät zu kommen oder nicht früh genug fertig zu werden. Ihr Vater lachte ſie zuweilen aus und ſagte: „Eile mit Weile!“ Jenny wußte aber nicht, wie der Vater das meinte, und zerbrach oder verdarb in ihrer Haſt Allerlei. Wollte ſie ihr Schreibebuch und Tintefaß verwahren — denn Ihr müßt wiſſen, daß Jenny ſchon ſchreiben und leſen, ja Klavier ſpielen konnte — ſo ſah man bald ſchwarze Flecke auf der Diele, weil ſie das Tintefaß auf den äußerſten Rand des Brettchens ſtellte, wo es nicht genug Platz hatte und herabfiel. Ging ſie aus einer Stube in die andere, ſchloß ſie die Thür zu haſtig und klemmte ihr Kleid ein. Ach, und erſt die Teller, Taſſen und Gläſer, welche Jenny alle aus zu großer Eile zerbrach! — Nun hört einmal, was ſich begab am Geburtstage ihrer Mutter im vorigen Dezember. Sie hatte ſich ein hübſches Stückchen auf dem Klavier eingeübt, mit dem ſie ihre Mutter überraſchen wollte. Niemand außer ihre kleine Schweſter Bärbchen wußte um dies Geheimniß. „Sag' es Niemand“, ſprach ſie täglich mehrmals zu Bärbchen; „ich will die Mutter früh Morgens mit Muſik aufwecken, dann ſagſt Du ihr Dein Gedicht auf, und ſie freut ſich ſehr; ſchade, daß wir keine Blumen zu Kränzen haben, die Eisblumen am Fenſter taugen zu nichts!“ — Der erſehnte Geburtstags-Morgen nahte, Jenny ſtand leiſe auf, zündete Licht an und huſchte ſo geräuſchlos in die Kleider, daß die alte Marie, welche bei den Kindern ſchlief, nichts von Allem merkte. Als ſie fertig war, weckte ſie das Schweſterchen. „Steh' auf, Bärbchen, ſchnell ſteh' auf, es iſt die höchſte Zeit!“ Die Kleine konnte ſich gar nicht ermuntern und bat flehentlich, ſie noch ein kleines, kleines Bischen ſchlafen zu laſſen, aber davon wollte Jenny nichts wiſſen, ſondern ſagte: ſie würde



dann ganz allein der Mutter Glück wünſchen. Bärbchen erhob ſich ſchlaftrunken, in der ungeheizten Stube vor Froſt zitternd ward ſie ganz blaß und hatte große Luſt zu weinen. Da jedoch Jenny fortwährend rief: „Es iſt ſchon ſpät, ſehr ſpät!“ ließ ſie ſich geduldig Alles gefallen. Endlich war Bärbchen nothdürftig angezogen. Jenny öffnete die Thür, welche nach dem Schlafzimmer der Eltern ging, und trug ihr Stückchen auf dem Klavier vor. — „Kind, Du weck'ſt uns ja mitten in der Nacht!“ klagte der Vater. „Ich ſchlief ſeit langer Zeit zum erſten Male recht feſt!“ klagte die Mutter. „Bärbchen, nun ſag' Dein Gedicht auf!“ befahl Jenny, die nur ihrem Eifer folgte. Bärbchen näherte ſich dem Bett der Mutter, aber das arme Kind war außer Stande, ſeine Aufgabe zu erfüllen; es hatte vor Schläfrigkeit und Kälte Alles vergeſſen und brach aus Kummer darüber in lautes Weinen aus. Eben wollte der Vater unterſuchen, welche Stunde der Nacht es ſey, da rief der Nachtwächter mit heiſerer Stimme — denn draußen war es gar zu kalt —: „Die Glock' hat Eins geſchlagen, Eins iſt die Glock'!“ — „Zu Bett! Zu Bett!“ gebot nun der Vater, und Bärbchen ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen: ſie ſchlich bebend davon. Und Jenny? Beſchämt und verwirrt lief auch die kleine Uebereilige fort, zog ſich eiligſt aus, löſchte eiligſt das Licht, ſchlief nicht eilig ein, verſchlief dann aber richtig die richtige Stunde, wonach ihr der Vater begreiflich zu machen ſuchte: daß zu früh nicht beſſer, ja oft noch ſchlimmer ſey als zu ſpät! A. v. Möller.

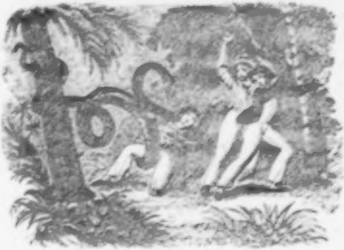
Auf und an dem Meere.

Bruchſtücke aus dem Schiffsbuch eines alten Matroſen.

(Schluß zum vorigen Jahrgange.)

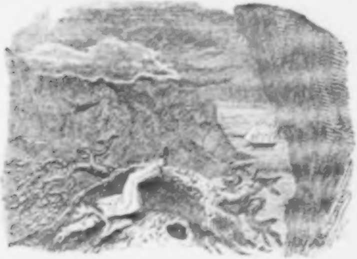
Es giebt furchtbare Ereigniſſe im Leben auf dem Meere, mit Grauen will man ſich von dem Gedanken daran losreißen, er verdrängt aber oft jeden andern. So geſchieht mir mit jener Nacht, in der unſer Schiff bei den Philippiniſchen Inſeln, in der Nähe von Lüzon ſcheiterte. Als ich, von den ſtürmenden Wogen auf den Felſen geworfen, unter Schmerzen zur Beſinnung kam, ſchien mir meine Rettung nur ein neues Unglück. Von den drei Matroſen, die mein Schickſal theilten, war der Eine ſchwer verwundet; längs der Küſte fand ich zwei Leichname — von den andern zwölf Matroſen und dem Capitain keine Spur! Meine Verzweiflung will ich nicht ſchildern, ich weiß nur, daß mir damals war, als hätt' ich die Welt und mich ſelber verloren.

Bald kamen die Eingebornen zahlreich herbei, die Trümmer des Wracks zu ſammeln. Uns behandelten ſie milde, und wir zogen mit ihnen, konnten uns aber nur durch Zeichen verſtändigen. Nachdem der verwundete Matroſe leidlich hergeſtellt war, führten ſie uns nach Manilla, wo uns ein engliſcher Kaufmann liebevoll und reichlich unterſtützte. — Die kupferfarbenen, faſt nackt einhergehenden Urbewohner der Philippinen zeigten ſich uns überall ſanft und gutmüthig. Das Tabakrauchen iſt ihre liebſte Beſchäftigung. Männer, Frauen und Kinder, dieſe, ehe ſie ſprechen können, ſieht man jederzeit mit der Cigarre im Munde. Die Weiber ſind ſogar nicht mit den gewöhnlichen Cigarren zufrieden, ſie machen ſich deren fußlang, und dick wie das ſtärkſte Schiffstau; es ſieht wunderlich genug aus, wenn ſie mit dieſen Feuerbränden herumſchlendern. Viel zu thun haben ſie nicht, denn die natürliche Fruchtbarkeit des Landes erlaubt ihnen, in Faulheit und Vergnügungen zu leben. Mir gefiel es aber dort nicht, und ich war froh, als mich ein engliſches Schiff aufnahm, das mit zweihundert Mann beſetzt war, von Kanton kam und nach England zurückſegelte. Wir kamen an vielen Inſeln vorbei, gingen aber nirgends vor Anker, ſo daß ich darüber nur weiß, was ein ſehr alter Steuermann berichtete. Unter Anderem erzählte er von den großen Schlangen der Inſel Celebes und gedachte ihrer mit Schrecken. Er befand ſich in ſeiner Jugend dort mit einigen Matroſen. Einer verließ die Andern, warf ſich in das hohe Gras und bemerkte nicht, daß eine ſolche Rieſenſchlange zuſammengeringelt in der Nähe lag. Seine Gefährten vernahmen plötzlich einen fürchterlichen Schrei, ſahen Je-



nen von der Schlange umwickelt, hörten ſeine Knochen krachen und kamen zu ſpät, ihn zu retten, auch wenn ſie es gekonnt hätten, was jedoch der Erzähler überhaupt als unmöglich ſchilderte.

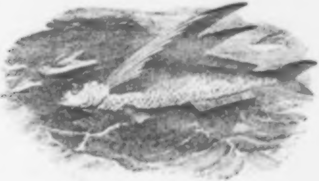
Wir blieben ungefähr drei Wochen in Port Jackſon, ſegelten dann nach Neu-Seeland und landeten an mehreren Stellen. Die nördliche Inſel hat dichte Wälder, und die Offiziere beſchloſſen zu jagen. Ich gehörte zur Begleitung und hatte auch hier ein greuliches Abenteuer. Wir kamen auf einen zwiſchen zwei Bergen befindlichen engen Platz und bemerkten große Schaaren bunter Vögel. Die Offiziere wollten aber nur auf Vierfüßler ſchießen und erkletterten einen der Berge, wo ſie wilde Schweine und Hunde gewahrten. Nach langer vergeblicher Mühe traf einer der Jäger ein Schwein, doch ſtürzte es den Felſen hinunter. Ich entdeckte es, während von der Geſellſchaft die Jagd fortgeſetzt wurde, zwiſchen zwei Steinen eingeklemmt am Rande eines ſteilen Abhanges. Schon hatt' ich es und wollt' es fortſchleppen, da riß ſich das Felſenſtück los, auf dem ich ſtand, und kollerte in das Thal. Haſtig klammerte ich mich an Laubwerk, doch auch dies mit ſeinem morſchen Baumſtamm gab nach, und ich fiel wohl an vierzig Fuß hinab. Der Fall hatte mich völlig betäubt, und als ich meiner wieder bewußt war, umgab mich Nacht; ich glaubte zu träumen, doch meine Schmerzen benahmen mir den Wahn. Der Wind lärmte mit ſchauerlichen Tönen, ich meinte das Geſchrei von Raubthieren und Wilden zu hören und wagte nicht mich zu rühren, weil ich neues Unglück befürchtete. Meine aufgeregte Einbildung



wechſelte nur in Aengſten. Endlich betete ich und ergab mich dem Vertrauen auf Gott, da mich Müdigkeit überwältigte. Der Wind war zum Sturm geworden und rings umher mehrte ſich knatterndes und rollendes Getöſe; muthmaßlich ſtürzten Bäume und Geſtein wild durcheinander. Als ich etwas munter und der Himmel hell wurde, erblickte ich auch eine große Tanne, die neben mir niedergeſtürzt war: ſichtlich hatte Gottes Schutz mich behütet. — Bei dem erſten Morgenlicht verließ ich, obwohl wund und lahm, den Platz, mir zwiſchen Bäumen und Büſchen einen Weg zu ſuchen. Die Bewegung ſtärkte mich und bald ſchritt ich rüſtiger hin und her, denn der Himmel war völlig bewölkt, und ich hatte kein Mittel, mir die Richtung zu beſtimmen. Nachdem ich den höchſten Punkt erreicht hatte, erblickte ich Bergreihen, welche nach meiner Anſicht die Küſte bildeten. Ich eilte dorthin, erkletterte einen Berg, erreichte mit klopfendem Herzen den Gipfel und fand leider meine Befürchtung, der Sturm könne das Schiff auf die hohe See getrieben haben, gegründet. Todesmüde warf ich mich auf den Boden und überließ mich den trübſten Gedanken. Der Hunger brachte mich wieder auf die Füße, doch vergebens ſah ich mich nach etwas Genießbarem um und die Ermattung zwang mich zum Schlafe.

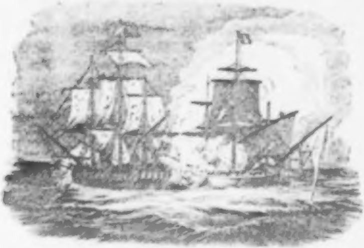
Als ich erwachte, war es wieder Nacht, doch durchfuhr mich ein jäher Schreck, denn ich gewahrte kaum dreißig Schritte von mir ein Feuer, bei dem ſich zwanzig oder mehr Wilde, meiſt Männer, gelagert hatten. An Flucht war nicht zu denken, ich hielt mich ſtill, bis ein neuer Trupp von Zehn oder Zwölf den Hügel herauf kam, der über mich ſtolpern mußte. Jetzt war ein längeres Verbergen nicht möglich, man fiel mit Geſchrei über mich her, ſchleppte mich zu dem Feuer, raubte mir Alles, die Kleider nicht ausgenommen, und beſonders die Weiber behandelten mich abſcheulich. Dann gingen die Häuptlinge bei Seite, ſich zu berathen, wie es ſchien, und plötzlich ſchritt einer derſelben mit einer geſchwungenen kurzen Keule auf mich zu, doch nahm mich ein anderer Häuptling in Schutz und mein Leben war wenigſtens für den Augenblick gerettet. Nun hielten die Wilden ihr Mahl, und ich bin überzeugt, ſie verzehrten das Fleiſch eines Kriegsgefangenen; man bot auch mir ein Stück an, ich wandte mich aber mit Schaudern ab, wonach ſie mir einige im Feuer geröſtete Kartoffeln gaben, die vortrefflich ſchmeckten. Nach drei oder vier Stunden zogen die Wilden weiter und nahmen mich mit; wir erreichten ein, ungefähr drei Meilen entferntes Dorf, wo ich zwei Tage bleiben mußte. Am dritten Tage hatte ſich der Sturm völlig geſtillt, da entſtand im Dorf ein wirrer Lärm, alle Männer eilten fort und ließen mich zurück unter der Bewachung von Weibern. Da ich wahrzunehmen glaubte, daß die Männer nach der Küſte rannten, vermuthete ich, unſer Schiff ſey zurückgekehrt und nutzte den Augenblick, als die Weiber nachſchauten, um zu entſpringen. Nun aber machten wohl zwanzig Weiber, von denen ich eine nothgedrungen zu Boden geworfen hatte, auf mich Jagd. Es war eine gräßliche Hetze, denn die ſchreienden Weiber blieben mir lange auf den Ferſen, ergriffen auch die im Wege liegenden Knüppel und Steine, ſchleuderten ſie mit großer Sicherheit nach mir, trafen mich auch ein paarmal, ohne daß ich ſchwer verletzt wurde. Endlich war ich eine weitere Strecke voraus, allmälig verhallte auch das Weibergeſchrei, und als ich einen der Hügel erſtiegen hatte, ſah ich zu meiner unausſprechlichen Freude unſer Schiff wieder vor Anker, aber funfzig bis ſechzig Wilde ſtanden am Strande. Ermuthigt von dem Anblick des Schiffes lief ich vorwärts, dorthin, wo ich die geringſte Zahl der Wilden ſah. Ich lief neben ihnen vorbei und ſtürzte mich in das Waſſer, mein Heil im Schwimmen zu ſuchen. Steine, welche die Wilden nach mir warfen, ſielen rings um mich her; auf dem Schiff hatte man mich indeß bemerkt, ein Boot wurde ausgeſetzt, und ich erreichte es glücklich, Gott für die faſt wunderbare Erlöſung aus ſo mancherlei Gefahren inbrünſtig dankend im Tiefinnerſten meines Herzens, denn Worte hatte ich nicht und war ſo außer Athem, daß ich erſt nach mehreren Stunden zuſammenhängend ſprechen konnte.

Das britiſche Schiff ſegelte, nachdem es Neu-Seeland verlaſſen hatte, geraden Weges nach England. Bei dieſer Fahrt erblickte ich die Flugfiſche in zahlreichſter Menge, der Matroſe nennt ſie fliegende Häringe. Wenn ſie ſich erheben, darf man der Nähe großer Raub-



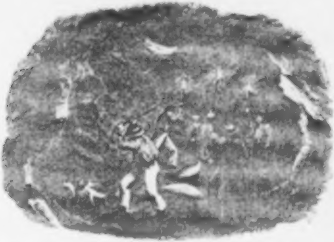
ſicher gewiß ſeyn; ihr Fliegen iſt jedoch nicht ſonderlich zu rühmen, es iſt mehr ein Luftſprung, aber freilich ein gewaltiger. Er dauert etwa dreißig Sekunden und trägt die Fiſche, vermöge der verhältnißmäßig langen Floſſen, oft 200 bis 400 Schritt weit in der Höhe von zwei bis drei, nur ſelten bis zu acht und neun Fuß. Im Schreck vor dem Raubfiſch geſchieht es ſogar manchmal, daß ſie auf ein vorüberſegelndes Schiff niederfallen; denn ſind die Floſſen trocken geworden, iſt's mit allem Fliegen zu Ende. Geſehen habe ich dieſen Fiſch auf verſchiedenen, zumeiſt auf amerikaniſchen Meeren.

Unſer Schiff hatte faſt den Kanal erreicht, als ein großes franzöſiſches Kriegsſchiff in Sicht kam und auf uns zuſteuerte. England und Frankreich waren damals miteinander im Kriege, und als nun die Schiffe auf Kanonenſchußweite ſich genähert hatten, begann der Kampf, und der Kanonendonner lärmte furchtbar. Beide Schiffe waren bald faſt in Stücke zerſchoſſen, viele Leute dort wie hier getödtet, und unſer Verdeck war ganz mit Blut überſtrömt. Zuletzt wurde aber das franzöſiſche Schiff erobert und mit nach Portsmouth gebracht. Dies iſt das einzige Seetreffen, das ich erlebte, habe auch nie Verlangen nach einem zweiten gehabt; denn iſt der Krieg auf dem Lande ſchrecklich, auf dem Meere, in der Abgeſchiedenheit und Verlaſſenheit, iſt er noch tauſendfach ſchrecklicher.

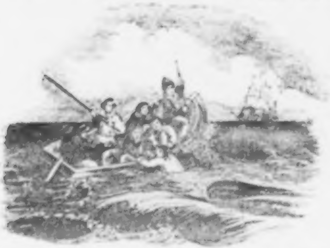


Nach meiner Rückkehr beſchloß ich, nicht mehr zur See zu gehen. Ein Verwandter hatte mir ein kleines Beſitzthum hinterlaſſen, das mich in Genügſamkeit ernährt, und die angſtvollen Erfolge meiner letzten Reiſe erfüllten mich mit Widerwillen. Er wurde noch verſtärkt von Dem, was ich endlich über meinen Freund King erfuhr.

Eines Abends ſaß ich am Kaminfeuer, als ein mir fremder Matroſe bei mir eintrat; er war gekommen, um mir von King zu erzählen. Das Boot, auf welchem er ſich damals befand, war nach dem Lande zurückgetrieben worden und zerſchellte an den Felſen. King und ein Matroſe retteten ſich mit Schwimmen, erlebten aber unter den Indianern ähnliche Abenteuer wie ich in Neu-Seeland, bis ſie Gelegenheit fanden, auf ein engliſches Schiff zu entkommen. Sie waren in Thierfelle gekleidet und hatten jahrelang ſchwere Gefangenſchaft erlitten. „Nach einem Sturme", berichtete der Matroſe weiter, „waren wir genöthigt, in einen Hafen nahe Buenos-Ayres einzulaufen. Während unſeres Aufenthalts daſelbſt kam eine Brigg an, beſtimmt, Seehunde zu fangen. Der Steuermann war auf der Ueberfahrt geſtorben, und der Capitain bot dieſe Stelle King an; er ſchlug ein, und mit Bewilligung unſeres Capitains folgte ich ihm auf die Brigg. Wir ſteuerten nach den Falklands-Inſeln, und fanden dort längs der Küſte eine Menge Seehunde, die das Waſſer verließen, um zu ſchlafen oder zu ſpielen. Wir lagen verſteckt am Ufer, ſprangen, wenn ſie herauskamen, auf ſie zu und tödteten ſie mit Keulen, doch wurden vier von uns durch die Zähne dieſer Thiere



ſtark verwundet. Wir entdeckten auch eine große Höhle, einen Nachtaufenthalt der Seehunde; dort drangen wir mit Fackeln ein und erlegten mehr als dreißig, indem wir ſie auf die Naſe ſchlugen, was am ſchnellſten wirkt. Endlich ſegelten wir mit reicher Beute in die Heimath zurück, waren bald in der Breite von Weſtindien, wo uns Windſtille aufhielt. Da es ſehr heiß, das Meer ruhig war, badeten ſich mehrere Matroſen, unter ihnen auch King. Da ſahen Leute im Meer, daß ein Hayfiſch ihn verfolgte, ſie riefen ihm zu, er ſchwamm, ſo raſch er konnte, zu uns heran, und ſchon zogen wir ihn in's



Boot, als der Hayfiſch zuſchnappte und ihm ein Bein dicht am Leibe abbiß."

Man hatte Alles verſucht, King am Leben zu erhalten, das Blut war aber nicht zu ſtillen. Er ſtarb, nachdem er ſich noch meiner erinnert und mir ſein Tabaksgeräth als Andenken vermacht hatte, was mir nun der Matroſe überbrachte. Ruhe ſanft in deinem naſſen Grabe, wackerer King!

H. Stahl.

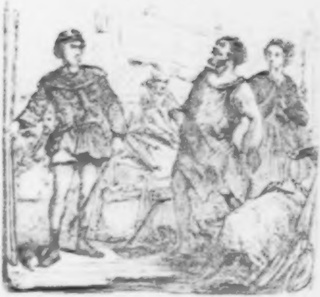
Fehde
der Magdeburger und Zerbſter.

(Aus einer handſchriftlichen Quelle.)

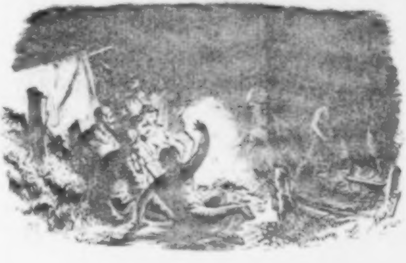
Zur Zeit, als Graf Günter von Schwarzburg Erzbiſchof von Magdeburg war, ging es daſelbſt mehr noch als ehdem unruhig zu, und dauerte dieſes zweiundvierzig Jahre, genau ſo lange, als dieſer Erzbiſchof regierte, nämlich von 1403 bis 1445. Iſt nicht zu verwundern, denn er war von je an des Unfriedens gewohnt, ſintemal eine Mauſerei ihm alljährig zur Sommerluſt gedienet. Hat auch die

Magdeburger Bürger in ſeinen alten und unaufhörlichen Zwiſt mit den Zerbſtern verwickelt. Günter ſchädigte oftmals die Lande der Fürſten von Anhalt-Zerbſt, und iſt's ihnen kein Vorwurf, daß ſie nicht mit Glimpf zuſahen, ſondern Vergeltung übten. So fiel denn im Jahr 1405 Fürſt Siegmund in's Magdeburgiſche ein mit den Zerbſter Bürgern, und obwohl es denen Magdeburgs noch nicht in den Sinn gekommen, den Günter in ſeinem Hader zu fördern, ward ihnen doch alles Vieh geraubt, deſſen die Zerbſter habhaft werden konnten. Das Unrecht wuchs, ſo man bedachte, daß Letztere den Magdeburgern 8000 Schock Kreuzgroſchen ſchuldeten und nun weder die Stammſumme noch den Zins zahlen wollten, zu welcher Unbill die Zerbſter noch Spott dreingaben. Denn weil ſie urtheilten, die Magdeburger blieben den Fehden ihres Erzbiſchofs aus Verzagtheit fern, verſchmerzeten deshalb auch den Raub ihres Viehes, ließen ſie ſagen: was die Magdeburger begehrten, könnten ſie ſich nicht holen, denn ihre Weiber ſeyen tapferer mit den Spinnrocken als ihre Männer mit den Schwertern, und das Lauch aus den Gärten zu Zerbſt ſey in den Faſten mit Geld nicht zu erſchwingen geweſen, da es die Magdeburger im Traum zertreten hätten. Bei Denen gedieh der Zorn gewaltig, ſie rüſteten Volk aus zu Roß und zu Fuß, fielen am 9ten Januar 1406 in den Schmeerwinkel bei Zerbſt ein, drangen bis an die Thore, brandſchatzten die Dörfer und eigneten ſich gleichfalls alles Vieh zu, deſſen ſie zu erlangen vermochten. Die Zerbſter fielen wüthend aus, wurden aber zurückgeſchlagen; doch die Angriffe auf die Stadt wehrten ſie ſtandhaft ab, und da die Nute, ein geringer Fluß in jener Gegend, plötzlich ſo anſchwoll, wie dies ſelten erlebt war, lachten die Zerbſter, nun durch das Waſſer gedeckt, am Tage die Magdeburger aus von ihren Mauern und pflegten Nachts ſorglos der Ruhe, während ihre Feinde nicht Rathe wußten.

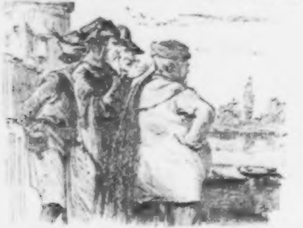
Eines Tages meldete ſich Pius Kötter bei dem Erzbiſchof und verhieß Hülfe, ſo man ihm helfen wollte. Er war eines wohlhabenden Fiſchers einziger Sohn, hatte die Lohgerberei erlernt, von Nürnberg die beſte Kenntniß darüber heimgebracht und mit Zuziehung eines Lohmühltriebs großen Reichthum erworben. In eines Schuſtermeiſters Tochter verliebt, verweigerte ſie ihm der Vater, der ſich das Leder ſelbſten zurichtete, dies nächſtdem für Andere that und mißgünſtig auf Pius Kötter ſchaute, hochfahrend daneben, indem er bei dem Abweis des Freiers Angeſichts ſeines Töchterleins behauptete: „Die Lohgerberei iſt halb Handwerk, ein Schuſter wie



ich verſteht's zu ergänzen." Tile Kötter verbürgte ſich nun dem Günter: er wolle den Magdeburgern über die Rute helfen, ſo man ihm über ſein Herzweh hinweghelfe, empfing auch Zuſicherung, ſo er ſein Wort erfülle, wozu ihn noch der Grimm gegen die Verbüſter ſtachelte, die ihm oft ſein Vieh weggeführt von ſeinem Beſitzthum vor dem Krökenthor. Er verband ſich mit Fiſchern, Schiffern und Seilern zu ſeinem Vorhaben. In einer dunkeln Lenznacht, in der



nur das Waſſer ſchimmernd leuchtete, trug eine Schaar von Männern auf ihren Schultern eine ſchmale, an 90 Ellen lange, faſt wunderſam zu beugende Brücke herbei. Sie war mit ſtarken Seilen gezogen, und dazwiſchen wurden Felle eingefügt, die von Schritt zu Schritt ein Brettlein trugen, auf dem Erd' und Harz gemiſcht als dünner, doch feſter Ueberzug lag. Pius Kötter und viele von den Fiſchern und Schiffern waren des Schwimmens kundig, ſie ſchafften das Ende des Seilganges nach dem jenſeitigen Ufer, an der Stätte, wo es zunächſt zu erreichen war. Dort wie dieſſeits wurde an eingekeilten Pflockpfählen Alles ſo ſtraff gedrillt durch Zuthun der Seiler, daß hierauf Pius Kötter mit den Seinen zuerſt hinüber ſchritt und die Andern ſämmtlich ermuthigte, nachzuſchreiten, voran die Träger der Sturmleitern. Das geſchaarte Fußvolk, ſechshundert an Zahl, ſtand vor den Mauern, als der Tag graute, und drinnen hatten Alle der vermeinten Sicherheit dermaßen vertraut, daß die Magdeburger Herren der Stadt wurden, bevor ſich ein Lärm erhob. Da nahm man jedem Einzelnen jedes Rüſtzeug, und die Zerbſter mußten jene 8000 Schock Kreuzgroſchen mit dem rückſtändigen Zins zahlen. Die Magdeburger blieben im erſiegten Beſitz, bis nicht nur das Lauch, ſondern jegliche Gartenfrucht und noch Vieles aufgezehrt und mit Geld nicht zu erſchwingen war; ja als ſich die Gewäſſer verliefen, zog das Magdeburger Kriegsvolk nicht eher ab, bis man ihm eine bequeme Brücke erbaut hatte. Anfangs dann, wenn Zerbſter auf der Mauer ſtanden und hinausſchauten, fragte wohl Einer den Andern: „Aber wie überſchritten ſie die Nute?“ — dies ward nachträglich zum Sprüchwort wider Diejenigen, welche überwindbare



Dinge als unüberwindliches Hemmniß betrachteten. — Pius Kötter erhielt, was ihm zugeſagt, außerdem vergütigt, was er aufgewendet: die Zerbſter haben's empfunden! — Gar ſchwer erkauften ſie ſich die Lehre: der Friedfertigen ſoll man nicht ſpotten, denn ſo ſie Miſſethat und Bosheit langmüthig ertrugen, erheben ſie ſich letzlich mit Schärf' und Beharrlichkeit. Da geſchieht dem guten Recht genug und leider meiſt auch Etliches ſonder Gebühr bitterlich darüber hinaus, weil man Böſes mit Böſem arzeneiet, ſo es ſich mit der Nachgiebigkeit nicht vollbringen ließ. Solches hat ſich zwiſchen den Magdeburgern und Zerbſtern hin und her — denn Letztere zeigten bald wieder friſchkühnen Muth — in nachmaligen Tagen noch mehrmals erwieſen, bis es im Jahre 1407 zur Verträgniß zwiſchen den Bürgern kam und beide Städte an ihren Schädigungen die Koſten des Unfriedens hoch anzuſchlagen hatten. Th. Dann.

Der Dorfgeiger im Harz.

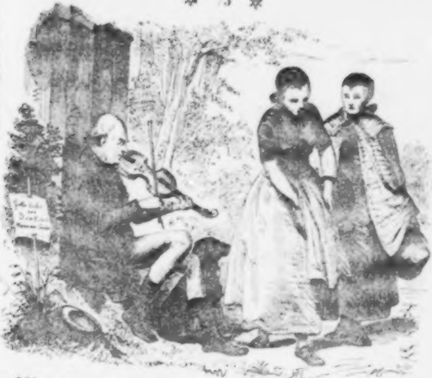
(Aus den Papieren eines Großvaters.)

Es ſind bis heute funfzig Jahre vergangen, ſeit ich als eben vermundlos gewordener Mann heiter an meinem Wanderſtabe ein Stückchen von Deutſchland durchzog, auch den Harz. Ich durchſtreifte ihn rechts und links, bergauf, thalein und wieder bergauf, denn da und dort oben drehte ich mich gern rundum, ſang freudig in die reine Luft:

„O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weithin auf Thal und Strom,
Und über ſich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom.“

Wenn es dann Abend wurde und ich von einem Förſterhauſe in der Nähe erfuhr, gab ich mir alle Mühe, dort eine Nachtherberge zu erlangen; doch auch das Amtmanns- und Pfarrerhaus fand ich dazu wennig gelegen. Meine Phantaſie, voll von den Schilderungen damaliger Dichter, war überzeugt, Förſter-, Amtmanns- und Pfarrer-Wohnungen lägen noch mitten im Paradieſe, und in keinem fehle eine ſchöne, überaus liebenswürdige Tochter, oder es wären wohl gar unter einem ſolchen Dache reizende Even in Mehrheit.

In meinen Kreuz- und Querzügen hatte ich oft die Landſtraße nach Halberſtadt berührt und nie verfehlt, einem alten Manne, der am Wege vor einem Bethäuschen ſaß und gar nicht übel ſeine Violine ſpielte, eine Gabe in den Hut zu werfen. Er war blind, ihm



zu Füßen lag, neben Ränzelchen und Krückſtock, ein Hund, der durch ie Leine am Halsbande bemerkbar machte, daß er ſeines Herrn Führer ſey. Gewöhnlich blieb ich ſtehen und hörte eine Weile zu, und mit Vergnügen beobachtete ich, daß beinahe Niemand vorüberſchritt, der nicht mit dem Gruß: „Guten Tag“ oder „Guten Abend, Vater Durbe!“ eine kleine Münze in den Hut warf, bei dem auf ein, an inen Stock befeſtigtes Blatt geſchrieben war: „Gotteslohn und Dank den Mariens Tochter!“ Dieſe mehrmals von mir geleſenen Worte eſchäftigten meine Gedanken, und als ich eines Abends wieder ſo glücklich war, nicht weit von jener Landſtraße mich in ein Förſterhaus, or welchem ich richtig ein paar hübſche Mädchen zu begrüßen hatte, inzuſchmeicheln, fragte ich die zutraulich redſeligen Schweſtern Ele-eth und Wilhelmine über den alten Geiger und ſeinen Sinnſpruch.

„O, der Arme hat eine rührende Lebensgeſchichte“, ſagte Elebeth bewegt; „ich würde ſie aber ſchlechter erzählen, als ſie geſchrieben zu ſen iſt. Der Schullehrer im Dorfe Meinſtett hat ſie aufgezeichnet nd läßt von Schulkindern zu deren Uebung Abſchriften anfertigen, ie er dann zum Vortheil des Blinden verkauft.“ — Am nächſten Morgen war ich bei dem Schullehrer und erhielt folgende Geſchichte:

„Friedel Durbe, der Dorfgeiger.

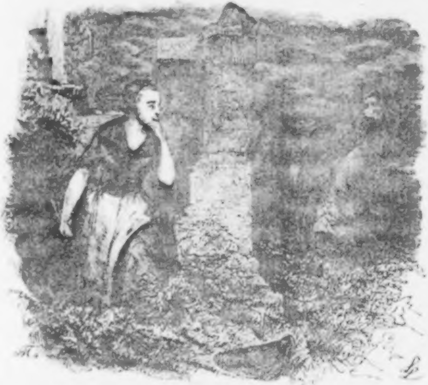
Er iſt Anno 1741 in dieſem Dorfe geboren als Sohn meines mit vielen Körperleiden geplagten Vorgängers, der ſechs Kinder hatte, die ſo bald als möglich zum Erwerbe mithelfen mußten, aber faſt ſämmtlich, wie Vater und Mutter, frühzeitig hinſtarben. Friedel kam zu dem damaligen Dorfgeiger in die Lehre und war bald ſo weit, um hier und dort bei Feſten und in den Schänken aufzuſpielen. Bei ſolcher Gelegenheit gewann er die Tochter des Krugwirths im Dorfe Stecklenberg lieb. Marie ſchien jedoch einem Bauersſohn, Juſtin Hörter, mehr geneigt als ihm, obwohl ſie ſtets freundlich mit Friedel umging. Aber Juſtin war wohlhabend, und Friedel, deſſen Verwandte ihn nicht unterſtützen konnten, im Gegentheil ſtets von ihm begehrten, verlor alle Hoffnung; er wurde eiferſüchtig und trübſinnig, ſagte auch zuweilen in Unmuth ſchmerzlich zu dem Mädchen: „Du trachteſt mehr nach Gelde als nach einem Herzen voll treuewiger Liebe, und um Dich zu gewinnen, müßt' ich einen Reichen berauben können!“

An einem Herbſt-Sonntage Anno 1761 ſpielte Friedel wieder auf im Kruge zu Stecklenberg. Zahlreiche Gäſte waren verſammelt, unter ihnen auch mehrere unbekannte. Juſtin hatte ſich ebenfalls eingefunden und wählte faſt immer Marien zu ſeiner Tänzerin, ſo daß er darüber Händel bekam, dieſe jedoch kühn und keck ausfocht. Wie das geſchehen war, die Tanzluſt abermals beginnen ſollte, ſah man ſich nach Friedel um; der war verſchwunden, und auch die fremden, wortkargen Gäſte hatten ſich entfernt. Die Heimiſchen aus Stecklenberg und mehr aus den nahgelegenen Dörfern blieben indeß viele beiſammen, bis es Mitternacht wurde und nur noch wenige Männer daſaßen, ihre Pfeifen auszurauchen. Das Wetter war ſtürmiſch geworden in der dunklen Nacht; Thüren und Fenſter, geſchüttelt vom heftigen Winde, knarrten und klapperten, und in der kleinen Geſellſchaft erzählte man ſich Spukgeſchichten, was endlich der Eine ſich verbitten wollte, indem er ſagte: „Ich habe faſt eine Stunde Weges zu gehen, ſetzt mich nicht weiter in Grauen!“

„Ei, was von Grauen!“ entgegnete ein Anderer; „es iſt ergötzlich, den Wind ſo toben zu hören, wenn man behaglich in der Stube ſitzt bei Tabacksgeſchmauch. Welch eine herrliche Nacht für das Getrümmer der Stecklenburg dort oben, wo der Sturm zu ſeinen Tänzen gleich die Muſik heulen kann, ohne beſorgen zu dürfen, daß ihm Einer mit dem Fidelbogen davon läuft.“ — Sein Nachbar erwiderte: „Ich glaube, daß man wohl den Muth eines Menſchen daran verſuchen könnte, wenn man ihn hinſchickte, um jetzt durch jene Gewölbe und buſchig überwachſenen Steinhaufen zu wandeln! Was mich betrifft, ich würde, hört' ich den dichten Epheu über meinem Kopfe raſcheln, wie ein Schulbube zittern, und ich will nicht muthiger ſcheinen, als ich bin. Von der Furcht halb überzeugt, würd' ich glauben, in jedem Dunſt oder Baumſtrunk das Geſpenſt eines alten Ritters vor mir zu haben, denn das Sturmgebrüll draußen vermöchte ja Todte zu erwecken!" — „Nun", ſagte Jener lachend, „da könnte Dich ein Mädchen beſchämen. Die Marie, als herzhaft und unerſchrocken bekannt, — wahrhaftig, ich möcht' eine Abendzeche wetten, daß ſich Marie dahin wagt!" — „Du kannſt wetten, warum nicht? — wirſt aber verlieren; ich bürge dafür, ſie meint, an jeder Seite ein Geſpenſt zu erblicken, und wird dann ohnmächtig, wenn zufällig eine weiße Kuh erſcheint!" — ſo ſprach der Aengſtliche.

„Will Marie bei dieſer Gelegenheit einen Beweis von ihrem Muthe geben?" rief nun der Wettluſtige; „ich halte mich und Dich beim Wort, wenn Du einſchlägſt!" — Der Gegner ſchlug ein in die dargebotene Hand, und Jener fuhr fort, mit der Rede an Marien gewendet: „Du verdienſt Dir die ſchönſte neue Haube, wenn Du von dem Hollunder, der im Getrümmer wächſt, einen Zweig mitbringſt."

Die furchtloſe und gewiſſensreine Marie ſprang auf vor Freude und ſchritt ſogleich zum Werk. Das Dorf Stecklenberg ſchmiegt ſich ſo dicht an den etwas ſteilen Berg, daß man aus den Gärten ſchon zu den Trümmern aufſteigen kann; die Pfade waren dem kühnen Mädchen genau bekannt, und ſie ſtieg raſch empor. Der Wind zerſtreute die Wolken, aber er rauſchte, ziſchte und ächzte wildes Getön durcheinander im kalten Zuge, ſo daß die nur leicht gekleidete Marie bei dem Vorwärtstreiben immer mehr vor Froſt zitterte. Schwacher, umnebelter Mondſchein durchbrach die Schwärze der Nacht, deutlich erkannte ſie den umlaubten Eingang zu den Burgreſten, drängte ſich hinein, fühlte auch mitten unter dem Geſtein und Schutt nichts von Schauer über ſolche Einſamkeit, nichts von Furcht; ihre Gedanken blieben bei der Ausſicht auf den nun bald erworbenen neuen Schmuck. Nachdem ſie über einen Theil der von Moos bedeckten Trümmer ſich hinweggeholfen, kam ſie zu der Stelle, wo die Hollunderbüſche ſtanden. Sie näherte ſich, brach raſch einen Zweig ab, — da iſt's ihr, als verlaute der Schall einer Menſchenſtimme. Sie ſteht unbeweglich, hält den Athem an, horcht angeſtrengt, hört jedoch nur Tongewühl des Nordwindes, der das noch zuſammenhaltende Gemäuer erſchüttert und Stückwerk davon ſchmetternd niederwirft. Jetzt wird ſie von der Furcht ergriffen, ſie wendet ſich zur Rückkehr, zagt oder erſchreckt durch ein Geräuſch wie von Schritten, erſt dumpf, dann deutlich und immer deutlicher. Vor Angſt kaum athmend, verbirgt ſie ſich geduckt hinter dem Stumpf einer Säule, — in dieſem Augenblick ſchaut der Mond hell aus einem Wolkenriß hervor, und Marie gewahrt zwei Männer, die einen Leichnam tragen. Das Blut erſtarrte in ihren Adern, ſie ſank um. Eben verſtärkten ſich die Windſtöße, riſſen einem der Männer den Hut ab und wirbelten ihn zu den Füßen der fiebernden Marie, die im Schaudern ohne Worte Gott ihre Seele befahl, denn der Tod ſchien ihr gewiß.



„Verdammter Hut!“ hörte ſie murmeln. — „Thut nichts, komm' nur!“ flüſterte ſein Kamerad; „wir müſſen vor allen Dingen erſt die Leiche verſcharren!“

Ohne bemerkt zu werden, ſah Marie die Verbrecher nahe an dem Säulenſtumpf vorbeigehen, ſie ergriff krampfhaft den Hut. Das Geräuſch der Schritte wird wieder dumpfer, ſchwächer; Furcht und

Gefahr ſteigern ihre Kräfte und jagen ſie ungeſtüm den Pfad hinab in fortwährend ſtärker getriebener Flucht. Sie ſtürzte in die Gaſtſtube, ſtierte erſchütternd Alles um ſich her an, brach in ſich zuſammen, erſchöpft und unfähig zu jedem Laut, bis ſie endlich bebend den Hollunderzweig fallen ließ. Dann verſuchte ſie zu erzählen, was ihr begegnet, da traf ihr Blick den Hut; ſie verſtummte, ſtand eine Sekunde ſtarr, und laut aufſchreiend „Herr Jeſus!" lief ſie davon in ihre Kammer — ſie hatte in dem Hut den Namen „Durbe" geleſen.

Gräßliche Kämpfe des Denkens und Fühlens verwirrten ſie in den nächſten Tagen und Nächten, ſie wußte mit ſich nicht einig zu werden: ob ſie reden oder ſchweigen ſolle, doch den Hut hatte ſie verſteckt. Sie erinnerte ſich der Worte des Friedel Durbe vom Felde, und wie er meinte, nur mit Beraubung eines Reichen könne er Marien gewinnen. „Die Greuelthat beging er in heißem Begehren meiner!" ſo klang es fort und fort in ihr, Abſcheu und Mitleid lagen im Streit: ſie beharrte im Schweigen.

Unterdeß ward es ruchbar, daß ein Pachter, der in Halberſtadt Mancherlei verkauft hatte, vermißt und in der Waldſtraße Blutſpur entdeckt worden, er alſo wahrſcheinlich ermordet ſey. Es wurden Gerichts-Anordnungen verbreitet, daß man dem Thäter nachtrachten und von jedem Anzeichen Kunde geben ſolle.

Es war der folgende Sonntag, der Krugwirth hatte vor einer Stunde die Gerichts-Verordnung angeheftet, und Marie glitt jedesmal mit innerem Zucken ſcheu an ihr vorüber. Da trat, wie ſonſt gewöhnlich um dieſe Zeit, Friedel Durbe ein, ging nach ſeinem Gruße gleich auf Marien zu und ſagte: „Vor acht Tagen ergriff ich einen falſchen Hut, mußte die ganze Woche nach andern Dörfern, kann alſo erſt jetzt fragen: ob ſich vielleicht Einer meldete, der den meinigen hat?"

Marie ſtand eine Weile gebannt wie eine Bildſäule, das Herz wollt' ihr zerſpringen vor dem Unrecht, einen ſo ſchweren Verdacht gegen den ihr bisher als redlich bekannten Friedel gehegt zu haben. Unaufhaltſam ſtürzten Thränen aus ihren Augen und ſie lag plötzlich weinend an ſeiner Bruſt. Er wurde glühendroth und zitterte in Ueberraſchung, deren Grund er ſich nicht zu erklären vermochte und am wenigſten daran dachte, ſie ſich freudig erklären zu dürfen.

„Was iſt Dir, was iſt geſchehen?" fragte er dann ſchüchtern und leiſe; ſie ergriff heftig ſeine beiden Hände, konnte nur unter Schluchzen mit Innigkeit ſtammeln: „Lieber, lieber Friedel!" — und jetzt rief er unwillkürlich aus: „Ach Gott, daß ſich Dein Herz zu mir thaten weiß er jedoch nichts zu erzählen, denn nach eilfertigen Märſchen wurde er mehrmals krank, litt durch Erhitzung und Erkältung an den Augen, ſo daß er lange, noch bis nach dem Frieden, im Hoſpita lag, während ſich in Stecklenberg die Kunde verbreitete: er ſey todt, was nicht unglaublich ſchien, da briefliche Nachrichten von ihm zuletzt ganz ausblieben.

Im Sommer 1763 kam er aber heim, — völlig erblindet. Ein Kamerad leitete ihn, und er half ſich auch ſelbſt etwas durch das Leitſeil, an welchem er ſchon damals einen Hund bei ſich hatte. Marie erſchrak, als ſie ihn ſah, was Friedel nicht ſehen konnte, ſie weinte bitterlich, bezeigte ihm jedoch die rührendſte Theilnahme. In ſeiner traurigen Lage wagte er nicht, ſie an ihre Gelöbniſſe zu erinnern, ſie erinnerte jedoch ſelbſt an die gegenſeitigen Verſprechungen. Friedel war erſtaunt und bewegt, ſagte aber freundlich: „Ach, liebe Marie, ich werde Deine Güte dankbar im Herzen bewahren, annehmen darf ich ſie nimmer, denn die Sünde, Dein Leben an das eines ſo Unglücklichen zu knüpfen, mag ich nicht auf mich laden!“ — „Wenn ich nun elend geworden wäre, würdeſt Du mich verlaſſen haben?“ fragte ſie heftig, und nach begonnener Antwort: „Nie und in Ewigkeit nicht, aber“ — fuhr ſie lebhaft fort: „Kein Aber! Meinſt Du, daß ich anders handeln ſoll? Du haſt meine eidliche Zuſage, wirſt mein Gatte und mußt es werden!“

Verſuchte Gegenrede blieb ohne Wirkung, und als Friedel Marien ſo beharrlich fand, fühlte er ſich wieder zum frohen Menſchen. Er griff nach ſeiner Geige und trieb wie vordem ſein altes Geſchäft, was ihm gern Jeder begünſtigte und erleichterte.

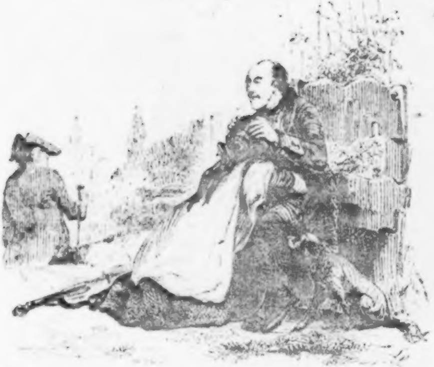
Der Hochzeitstag war für den September 1763 feſtgeſetzt, doch nahte zuvor Mariens Geburtstag. Friedel hatte ſich dazu ſelbſt ein Liedchen erſonnen und wollte es zu ſeiner Geige ſingen, als der Erſte mit ſeinem Glückwunſch am Morgen die Geliebte begrüßen. Heimlich ſchlich er ſich in eine Laube dicht an der Hinterwand des Hauſes und gebot ſeinem Hunde, ſich nicht zu rühren. Der Sonne Licht dämmerte erſt, da vernahm er den Schall von Schritten, und als ein Fenſterladen ſich öffnete, hörte Friedel Juſtin's Stimme rufen: „Glück auf, ſchöne Marie, Glück auf zu dem heutigen Feſte, und ich hoffe, Ihr werdet nun auch über mein Glück erwünſcht entſcheiden!“ In Friedel zuckte es ſchmerzlich, er regte ſich jedoch nicht, und Marie zögerte mit einer Antwort, bis ſie mit ſchwankendem Ton ſagte: „Danke, Juſtin; doch mein Wunſch wäre, Ihr entferntet Euch, wie Ihr überhaupt beſſer gethan hättet, gar nicht zu kommen, weil es bleibt, wie es iſt!“ Juſtin entgegnete andringlich: „Eure Weigerung muß ich geradezu unvernünftig nennen, Marie! Ihr ſeyd eher arm als reich, werdet nicht immer jung und hübſch ſeyn, ſolltet alſo geſcheidter an Eure Zukunft denken.“ — „Juſtin“, antwortete ſie, „ein- für allemal: laßt uns nicht mehr davon reden; ich habe Friedel mein Verſprechen gegeben und bin entſchloſſen, es zu halten.“ — „Wie, Ihr denkt ihn alſo wahr und wahrhaftig zu heirathen?“ — „Warum nicht? Er braucht Hülfe, iſt allein in der Welt, denn ſeine Anverwandten können nichts für ihn thun, und ich werde ihn nicht verlaſſen.“ — „Ich habe ja genug, um zu geben, was er bedarf, und wir können ihm das verſichern.“ — „Das wohl; Niemand würde mich jedoch bei ihm erſetzen; ich wiederhole es, Juſtin, laßt uns nicht mehr davon reden.“ — „Und deſſen ungeachtet liebt Ihr mich?“ — „Ich glaube, es nie geſagt zu haben“, — dies entgegnete Marie mit unſicherer Stimme — „aber wenn es wäre, ſo würde ich mich beeifern, Euch zu vergeſſen; denn nichts in der Welt wird mich hindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich für heilig erachte.“ In dieſem Augenblick hörte man einen ſchrillenden Ton, und das Fenſter wurde gewaltſam zugeworfen.

„Eine Pflicht!“ — dies Wort erfüllte den armen Friedel mit bitterem Weh; ein Zittern durchflog ihn, auch ſeine Hand hatte krampfhaft gezuckt und eine Saite ſeiner Geige zerriſſen: das war der ſchrillende Ton, von ihm erſchreckt hatte Marie das Fenſter zugeworfen, und Juſtin entfernte ſich ſacht. Tiefgebeugt ſaß Friedel in dem Dunkel der Laube, wiederholte ſich mehrmals die Worte: „Eine Pflicht!“ und wankte dann ſtill zurück. „Sie liebt einen Andern“, ſprach er unterweges zu ſich ſelber: „ſie liebt einen Andern! Ihre Tugend will ſtärker ſeyn als die Liebe: ſie entſagt dem Theuerſten; um ihren Schwur zu erfüllen, will ſie das Weib eines armen Blinden werden. Nein! — ich bewundere die Großmuth ihres Opfers, aber ich ſollt' es annehmen? — nein! ich wäre ein verächtliches Geſchöpf, könnt' es vor Gott und Menſchen nicht verantworten!“ — Er verbarg ſeinen Schmerz, doch ſchon an demſelben Tage ſagte er dem Geburtsort das wehmüthigſte Lebewohl, ging nicht wieder nach Stecklenberg, ſondern ließ ſich von ſeinem Führer leiten, wohin er mochte, nur fort in die weite Welt, nach dem Entſchluß des Herzens auf Nimmerwiederkehr.

Marie gerieth außer ſich, als Friedel wie verſchwunden war. Alle Nachforſchungen blieben vergeblich, und man ſchwatzte ihr ein: er habe gewiß in ſeiner Unbeholfenheit ein Unglück gehabt und auf noch unerklärliche Weiſe ſein Leben verloren. Sie ſchüttelte ungläubig den Kopf, ahnte auch wohl die ungefähre Wahrheit und wehrte ſich Juſtin ab bis zum März 1765. Als da ihr Vater geſtorben, die Hinterlaſſenſchaft ſehr gering war, Juſtin ſie außerdem in Standhaftigkeit beſtürmte, gab ſie endlich ihrer Liebe nach und verheirathete ſich mit ihm, lebte auch lange zufrieden und glücklich als ſeine Gattin und Mutter zweier Töchter.

Unterdeß durchwanderte Friedel ein Land nach dem andern; ſein Leid hatte ihn zum Sänger gemacht, der die eigenen Lieder zur Geige ſang und reichlich genug erwarb, was er in Genügſamkeit bedurfte.

So verfloſſen ſeit ſeiner Flucht ſechszehn Jahre, da begegnete ihm in Oeſterreich ein Mann aus der Gegend ſeiner Heimath, und Friedel erfuhr, daß Juſtin in der letzten Zeit durch Mißerndten, unvorſichtige Bürgſchaft und eine Feuersbrunſt zu ſchwerem Unglück gekommen, in langwierige Krankheit gefallen und vor wenigen Monaten geſtorben ſey. Marie, immer wacker und gottergeben, ernähre nun durch ihrer Hände Arbeit die Familie, als deren einzige Stütze. Von dieſer Mittheilung erſchüttert und entſetzt, wandte Friedel ohne Zögern ſeinen Wanderſtab dem Harz zu, und hier angelangt, wurde der in faſt Aller Gedächtniß bereits Verſchollene von Denen, die ihn erkannten, wie ein aus dem Grabe Auferſtandener betrachtet. Seinerſeits erhielt er überall die Beſtätigung deſſen, was ihm der Reiſende in Oeſterreich erzählt hatte, und ließ ſogleich durch den Pfarrer eines nachbarlichen Dorfes ſein Bißchen Erſparniß Marien einhändigen. Dann durchſtreifte er die umliegenden Ortſchaften; ohne die Dörfer Neinſtedt und Stecklenberg zu berühren, ſang und ſpielte er in den Werkeltagen hier und dort an den Landſtraßen, an Sonn- und Feſttagen wo man ihn hinrief, und bald war wieder eine kleine Unterſtützung für Marien abzugeben. Das Gerücht von dem wiedererſchienenen Friedel Durbe drang aber auch zu ihr, und jetzt zweifelte ſie keinen Augenblick länger daran, daß er ihr Wohlthäter ſey, daß er einſt aus Edelmuth, aus Sorge für ihre Zukunft ſie verlaſſen habe. Sie eilte ihn aufzuſuchen, erreichte ihn einige Meilen von hier, als er eben am Wege nach Suderode für die Vorübergehenden ſang und ſpielte. Ihn erblicken, auf ihn zuſtürzen und mit Ausruf ſeines Namens weinend ihm zu Füßen ſinken war das Werk eines Augenblicks. Dem erſchrockenen Friedel entfielen Geige und Bogen, er wäre umgeſunken, hätte er nicht ſeinen treuen Führer beſchwichtigen müſſen, der aufgeſprungen war, um ſeinen Herrn gegen einen Angriff zu vertheidigen. Dieſer Zwiſchenfall erhielt ihn gewaltſam bei Kraft, dann aber brach er zuſam-



men, fiel auf ſeinen Sitz, und von der Knieenden umarmt wiederholte er nur die Worte: „Marie, Marie, ja, Du biſt es, ich fühl's!“ Flehentlich bat ſie ihn nun um die Seligkeit, künftig ſeine Pflegerin ſeyn zu dürfen, und er konnte nicht widerſtehen. Wie im Triumph führte ſie ihn in ihre ärmliche Wohnung ein, die nach und nach wieder behäbig wurde durch ihn und Mariens Wirthſchaftlichkeit. Er kannte keinen andern Lebenszweck mehr, als für die Ausſtattung von Mariens Töchtern zu ſorgen, und ließ ſich von mir auf ein Blatt ſchreiben:

„Gotteslohn und Dank von Mariens Töchtern.“

Dies war ſein Spruch vor ſechs Jahren, jetzt erwähnt er nur eine Tochter, denn die ältere, Friederike, iſt durch Heirath ſchon glücklich verſorgt, und Friedel bemüht ſich, für die jüngere, Beate, ebenfalls das Seine zu thun. Neulich noch ſagte er zu mir: „Ich hoff' es zu vollbringen, auch Beaten in Gottes und eines guten Mannes Obhut zu wiſſen, dann ſeyd Ihr wohl ſo gütig, mir auf ein Blatt zu ſchreiben:

„Für mein Grab!“

In der Umgegend weit und breit wünſchen ihm aber die Bewohner noch langes Leben, denn Alle, die ſeine Schickſale kennen, haben ihn lieb und werfen gern von Zeit zu Zeit eine Gabe in ſeinen Hut.“

Dies iſt die Lebensgeſchichte des Dorfgeigers Friedel Durbe, wie ich ſie von dem Schullehrer in Neinſtedt ſchriftlich empfing, und im Förſterhauſe wurde mir jeder Umſtand bekräftigt und erläutert. Die in ihrer Natürlichkeit liebenswürdige Elsbeth, nicht von bewundernswerther, aber höchſt anmuthiger Schönheit, war eine regſame Beſchützerin Friedels und ſeiner ihn dankbar pflegenden Angehörigen. Noch oft ſah ich ihn ſitzen an dem Bethäuschen, ſah ihn dort bei üblem Wetter unter einem einfachen, von Stangen getragenen Zeltdach. Denn mir hatte es in dem Förſterhauſe behagt, ich kehrte in immer kürzeren Friſten dahin zurück, und wollt Ihr wiſſen, warum? — wollt Ihr wiſſen, warum ich eben heut, nach funfzig Jahren, jener Jugendtage gedenke, ſo erinnert Euch daran, daß Eure Großmutter Elsbeth hieß.

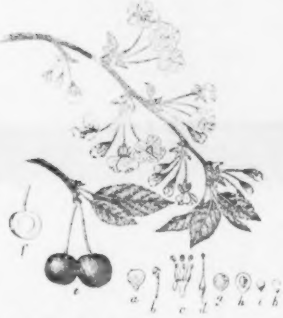
E. Rienitz.

Im Walde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847 — 1855.)

Im vorigen Jahre ward ſchon bemerkt, daß wir auch die in Gärten gezogenen Pflaumen- und Kirſchbäume, die nur verwildert und zufällig in unſern Wäldern wachſen, vorführen wollen. In dieſem Jahre ſollen nun die Kirſchbäume den Gegenſtand unſerer Betrachtung bilden.

Auf Feldern und in Gärten, in Hecken und in Wäldern, ſelbſt auf ſchlechtem, ſandigem Boden finden wir einen Strauch oder kleinen Baum von 12 — 20 Fuß Höhe mit platter, grauer Rinde, dünnen, herabhangenden Zweigen und mit geſtielten, eiförmigen, grünen, lederigen, gezähnten Blättern; es iſt die Sauerkirſche (**Prunus Cerasus Linn**). Der Name **Cerasus** ſtammt nach der Meinung des heiligen Hieronymus von der Stadt **Cerasus** (**Cerasunt**) an der ſüdlichen Küſte des ſchwarzen Meeres, von wo der Römer Lucullus nach der Beſiegung des Mithridates, des Königs von Pontus, im Jahre 74 v. Chr. Geb. dieſe Sauerkirſche nach Italien brachte, die ſich dann bald nach Gallien (Frankreich), England und endlich nach Deutſchland verbreitete. Sie führt auch verſchiedene deutſche Namen: **Wilde Weichſel, Emmerling, Blutkirſche, Bauernkirſche, Karſebeere, Karſten** u. ſ. w. — Im April und Mai brechen aus blättertragenden Knospen (ſiehe die Abbildung) bald einzeln, bald gehäuft in kurzge-



ſtielten Dolden die Blüthen mit ihren glockigen, fünfzipfligen Kelchen und ihren fünf rundlichen, vertieften, kurzgenagelten, weißen, bald abfallenden Blumenblättern (a) hervor und hüllen den ganzen Baum in ein ſchneeiges Gewand. An jedem Kelchzipfel (c) ſtehen 5—6 längere und kürzere Staubgefäße (b), ſo daß ihre Zahl im Ganzen 25—30 beträgt. Der Fruchtknoten (d), der einen ziemlich langen Griffel mit kopfiger Narbe trägt, reift gegen den Auguſt zu einer langgeſtielten, kugeligen Frucht (e und f eine ſolche durchſchnitten) von rother bis ſchwarzer Farbe und mit ſäuerlichem Fleiſche (ſaure Kirſche). Dieſe bekommt nie Maden, wie ſo häufig die ſüße Kirſche. Der Stein (g und h) iſt kugelig, nach unten ein wenig zugeſpitzt, und umſchließt einen halbbräunlichen Kern (i und k), der Blauſäure enthält. — Der Abarten von der ſchwarzen Kirſche giebt es ſehr viele. Unter ihnen iſt die beliebteſte die Amarelle (verunſtaltet in Morelle) mit dunkelrother Haut und nicht färbendem Safte. Ihrer erwähnt der ehrwürdige Pfarrer zu Grunau (Voß: „Luiſe"):

„Nicht weinſauer die Kirſche Dernat, nicht ſüß die Morelle?

ferner Bürger („Das Mädel, das ich meine"):

„Wer ſchuf den ſüßen Purpurmund
So würzig, ſüß, ſo lieb und rund?

Er, der mit Süßigkeit ſo mild
Die Amarelle würzt und füllt,
Er ſchuf den holden Purpurmund
So würzig, ſüß, ſo lieb und rund.“

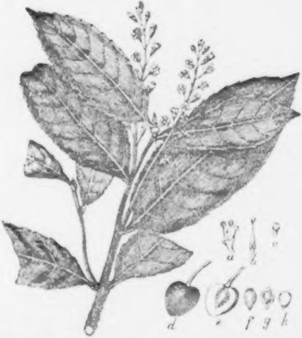
Überhaupt hat die Kirſche den Dichtern ſtets den beſten Vergleich für den Mund der Frauen dargeboten, z. B.:

„Sie hatt' Wangen voll und rund
Und ſanfter noch als Pfirſchen,
Ein blaues Aug' und einen Mund,
Der röther war als Kirſchen.“

Die Früchte werden theils roh, als ein ſehr labendes, erfriſchendes Obſt, theils gedörrt und gekocht genoſſen. Aus den getrockneten Früchten werden in den Apotheken ein Syrup und ein Kirſchenwaſſer (Aqua cerasorum) bereitet. Auch gewinnt man aus den friſchen Früchten einen Kirſchwein und durch Deſtillation einen Liqueur. — Das ſchöne, feſte, rothgelbe Holz verwenden ſowohl Drechsler als auch Tiſchler ſehr gern.

Die Süßkirſche (**Prunus avium Linn.**) unterſcheidet ſich von der Sauerkirſche durch viel höheren Wuchs (30—40 Fuß Höhe), durch aufſtrebende Aeſte, ſchlaffe, zugeſpitzte, matte Blätter. Die Blüthendolden kommen im April und Mai aus blattloſen Knospen hervor. Die Frucht iſt herzförmig und enthält einen ſüßen Saft. — Von der ſüßen Kirſche ſtammen eine Unzahl von Arten, die in Größe und Farbe der Früchte abweichen, alle Süßkirſchen, alle Herz-, Knorpel- und Lederkirſchen ab. Die Verwendung der Früchte wie des Holzes iſt dieſelbe wie bei der Sauerkirſche.

Es ſey uns vergönnt, hier noch die Abbildung einer aus Aſien ſtammenden, in Südeuropa verwilderten, im ſechszehnten Jahrhundert nach Deutſchland verpflanzten Traubenkirſche, der Lorbeerkirſche oder des Kirſchlorbeers (**Prunus Laurocerasus Linn.**), eines 6—10 Fuß hohen Strauches oder Baumes, folgen zu laſſen. Die umſtehende Abbildung eines beblätterten, blühenden Zweiges zeigt die großen länglichrunden, zugeſpitzten, gezähnten, glänzenden Blätter, die gekaut einen angenehmen Geſchmack nach bitteren Mandeln haben. Sie enthalten nämlich ein ätheriſches (flüchtiges) Oel, dem eine ziemlich große Menge Blauſäure, eins der am heftigſten und ſchnellſten wirkenden Gifte, beigemiſcht iſt. Aus dieſen im friſchen Zuſtande im Juni und Juli geſammelten Blättern gewinnt man durch Deſtillation das in der Arzneikunde bei hitzigen Krankheiten, Stockungen im Unterleibe, bei Herzkrankheiten u. ſ. w. häufig angewandte Kirſch-



lorbeerwaſſer (**Aqua Laurocerasi**). Man hat auch öfter der Milch und anderen Getränken durch hineingeworfene friſche Blätter den Bittermandelgeſchmack geben wollen, was aber ſehr zu widerrathen iſt, da man nicht ſelten der größten Gefahr ſich dadurch ausſetzt. Auf jedem Kelchzipfel (a) der Blüthe ſtehen vier Staubgefäße von ungleicher Größe, ſo daß die Geſammtzahl 20 beträgt, b ſtellt den Stempel (Fruchtknoten, Griffel und Narbe) und c die Narbe ſelbſt dar. Die übrigen Pflanzentheile (c, d, e, f, g, h) bedürfen wohl keiner weiteren Erläuterung.

Noch einer anderen Art der Traubenkirſchen, der Mahaleb oder der Steinweichſel (**Prunus Mahaleb Linn.**) in den Gebirgswäldern des ſüdlichen und mittleren Europa's, iſt hier zu erwähnen, da alle Theile dieſer Pflanze ſo vielfache Anwendung finden. Das wohlriechende, harte, röthliche Holz, St. Lucien- oder St. Gregorius- oder St. Georgiusholz genannt, wird als ſchweißtreibendes Mittel gegen Hundswuth, zu Drechslerarbeiten und Meſſerheften gebraucht. Die ſchlanken Schößlinge geben die berühmten, wohlriechenden Weichſelröhre, die ungariſche, türkiſche oder ſpaniſche Pfeifenröhre heißen. Die jungen Stämme benutzt man in Baumſchulen, um auf ſie Sauer- und Süßkirſchen zu pfropfen. Die kleinen, erbſengroßen, ſchwarzen

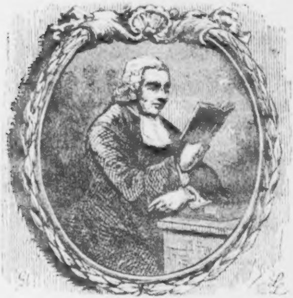
Früchte, die von Droſſeln und Kernbeißern gern gefreſſen werden, enthalten einen purpurrothen Saft, und man vermuthet, daß das Vaccinium der Römer, womit ſie nach Plinius die Sklavenkleider roth färbten, der Mahalebkirſchbaum ſey. In Dalmatien und Corſica deſtillirt man aus den Früchten einen ſehr wohlſchmeckenden Liqueur (Marasquin oder Maraschino), der in großer Menge in England, und vorzüglich in Petersburg getrunken wird. Der Name Mahaleb, Magaleb oder Mogaleb ſoll arabiſchen Urſprungs ſeyn und Stein bedeuten, da die arabiſchen Aerzte den Samen gegen die Steinkrankheit anwandten. Die Samenkerne miſcht man ihres angenehmen Geruches wegen unter die feinen Seifen.

Alle Kirſcharten gehören wie die Pflaumenarten in die einweibige Ordnung der zwanzigmännigen Claſſe (Icosandria Monogynia) und in die natürliche Familie der Mandelartigen (Amygdaleae).

L. Heros.

Der alte Dorfpfarrer.

Eine Erinnerung.



Mein Wunſch, als Dorfgeiſtlicher feſt angeſtellt zu werden, war der Erfüllung nahe, und ich hatte mir gelobt, mit Herz und Seele dem erwählten Beruf zu leben. Noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, folgte ich der jugendlichen Begeiſterung, die meine Predigten mit dichteriſchem Schwung durchzog, aber des tiefen Eindrucks, einer fühlbaren allgemeinen Gemüthswärme ſchien meine Dorfgemeinde nicht fähig. Das machte mich betroffen, ja es verletzte mich, als ich auf ein Befragen hier und dort erfahren mußte, es gingen zuweilen die Bauern mit Weib und Kind nach dem faſt zwei Meilen fernen Dorfe Winrode, dort den alten Paſtor Lentner zu hören. — „Ich will's auch!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, berief einen mir von der Univerſität her befreundeten Candidaten, daß er eines Sonntags ſtatt meiner predige, ich aber eilte nach Winrode und trat zur rechten Zeit in die Kirche. Es war ein Juli-Sonntag, der fünfte nach Trinitatis, und zufolge der Vorſchrift über Petri reichen Fiſchzug zu predigen. Lentner, ein ehrwürdiger Greis, bereits über das ſiebzigſte Jahr hinaus, las den evangeliſchen Bericht, führte aus, was die Macht des Glaubens vermöge, lenkte darauf hin, wie ſich auch manch guter Zug und Fang auf dem Lande thun ließe, und ſprach dann — über die beſte Art, die Wieſen zu bewäſſern, dabei eine Schrift empfehlend, die für ſeine lieben Zuhörer angeſchafft ſey. Nun herrſchte damals große Dürre im Lande, und ich fand es ſehr begreiflich, weshalb die ganze Gemeinde mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit der Predigt folgte, doch konnte ich mich der Bedenken nicht erwehren.

Nach beendetem Gottesdienſt beſuchte ich den alten Herrn, der mich freundlich und gaſtfrei aufnahm. Offen geſtand ich ihm, wie mir über mich ſelbſt und über ſeine Kanzelrede zu Muthe ſey. „Lieber“, antwortete er in mildem Ernſt, „es ſollte mir leid thun, jemals nur den leiſeſten Verdacht erweckt zu haben, meine Art zu predigen wäre eine Geringſchätzung des heiligſten aller Bücher und der mit guter Auswahl für die allgemeine Andacht beſtimmten Stellen. Auch iſt mir nicht vorzuwerfen, es ſey von mir verſäumt worden, an irgend einem Sonntage das ihm beſtimmte Evangelium abzuleſen, obwohl ich meine Urſachen habe, bei der Erläuterung nicht immer nach herkömmlichen, ſondern öfter auch nach zufällig dringenden Veranlaſſungen meine Reden an die Gemeinde einzurichten.“

„Da geht aber, wenn ich mir Zwiſchenworte erlauben darf, den Predigten wohl nicht wenig des Zeitraums verloren, der zur Offenbarung der Wahrheiten und Geheimniſſe unſers Glaubens dienen ſoll.“ Dies ſagte ich ſchüchtern, und der Greis erwiderte: „Lieber junger Mann, was wir an allgemeiner Wahrheit haben, iſt, auf des Jahres Sonn- und Feſttage vertheilt, nicht ſo gar zeitfordernd, daß Betrachtung und Berathung über unſer irdiſches Wohl nicht auch daneben einfließen könnten. Was aber Geheimniſſe unſerer Religion betrifft, ſo berühre ich ſie an hohen Feiertagen nach dem Faſſungsvermögen meiner Gemeinde, hüte mich jedoch, erklären zu wollen, was mir ſelber noch unerklärt iſt. Da meine ich, Geheimniß und viel darüber ſchwatzen ſind nicht recht verträglich miteinander. Verſtehen meine Bauern eben nur das Handgreifliche, ſo muß ich begreifen, daß Geheimniſſe am beſten durch ſich ſelber wirken, dieſe Wirkung aber geſchwächt wird, wenn ich nicht Das, worüber ich nur unklar ſprechen könnte, der Denk- und Empfindungsweiſe jedes Andern anheimgebe." — „Aber die Vorſchrift —?" — „Ihr genüg' ich überall und ſage dabei meinen Bauern doch das irdiſch Nöthige."

„Was iſt wohl nöthiger als der Weg zur Seligkeit?"

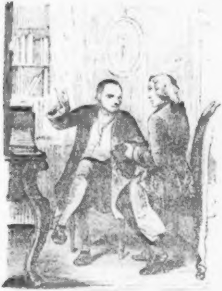
„Nichts in der Welt iſt nöthiger, mein werther junger Mitbruder im Dienſte des Herrn, das weiß ich; außerdem weiß ich indeß noch, daß es ſehr heilſam iſt, wenn man den Leuten Ausſichten zeigt, mit Gottes Hülfe durch eigene Kraft und Einſicht die Bedürfniſſe ihres Lebens beſſer zu befriedigen. Ließ doch, wie ich heut in meiner Predigt hervorhob, auch der Heiland die Jünger, ſie im Glauben zu befeſtigen, einen reichen Zug an Fiſchen thun, nachdem ſie die ganze Nacht nichts gefangen hatten. Ein redlicher Vortheil hat ſeinen Werth und Einfluß, kein Lehrer wirkt ſo eindringlich als der Vortheil, nicht nur bei der Menge; wenn dieſe aber Gott für reichliche Gabe zu danken hat, dankt ſie ihm aufrichtiger aus vollem Herzen." —

„Religion und Glaube ſollten aber durch ſich allein Beſtand und Macht bewähren!"

„Vortrefflich! — und den Wenigen, die tief erhellten Geiſtes ſind, wird das auch verſtändlich ſeyn! Bei der Mehrheit des Volks, die öfter nach Gefühlen als nach Gedanken urtheilt und handelt, da muß Alles ſeine Macht und Wirkſamkeit veranſchaulichen, ſo daß ſich annehmen läßt, hierin haben die Wunder, von denen das neue Teſtament meldet, ihren gründlichen Zweck, indem ſie ſämmtlich ein leibliches Wohlthun mit der Seelennahrung verbinden. Wo will die Religion ſich äußern, wo will ſie ihre Einwohnung und ihren Segen vollziehen, wenn wir ſie als ein Abgeſondertes betrachten, ſie nicht durch unſer tägliches Leben und Gewerbe dringen laſſen? Dem Bauer beweiſen, daß der Glaube geehrt und reich mache, daß ſeine Felder, Wieſen und Bäume ſo und ſo dem Fleiße mit Gottes Hülfe doppelt tragen, iſt nicht Anderes, als wenn man Kindern beſſere Speiſe und Spielwerk verheißt, thun ſie gehorſam, was ſie thun ſollen."

„Schwächen Sie dadurch nicht die ſelbſtſtändige Moral und den ſelbſtſtändigen Willen?"

Der Greis lächelte, indem er weiter ſprach: „Nirgends ſchwäche ich die Selbſtſtändigkeit, nicht in den weltlichen, nicht in den göttlichen Dingen. Sie hörten mich heut eine Schrift empfehlen — ſehen

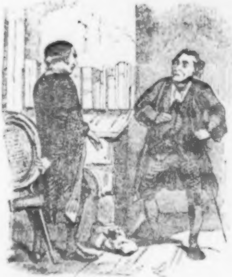


Sie, dort ſteht die, Reihe herum zu benutzende Bibliothek meiner Gemeinde“ — er wies auf einen Bücherſchrank — „ſie muß all das Angeſchaffte bezahlen, denn was dem Bauer nichts koſtet, ſchätzt er nicht, es hat für ihn keinen Werth. Habe ich für das wirthſchaftliche Gute den Anſtoß gegeben, dann betreibt der Schulze die Ausführung, wobei ich ihm nur mit Verdeutlichung der Schriftſprache beiſtehe. Ich bin indeß durch mein unabläſſiges Bemühen auch dahin gekommen, daß ich bei meinen Bauern vorausſetze, ſie würden freiwillig alle Vortheile entbehren, ſobald ein Recht dadurch gekränkt und in Folge deſſen die Gottheit beleidigt würde. Dazu gehört die von mir begünſtigte Wohlhabigkeit. Die Nothleidenden und Bettler glauben freilich den Himmel am allererſten, aber ſie verwünſchen zugleich die Erde; ſie ſündigen mit ihrem Glauben, verlieren mit der Liebe zur Heimath auch die zum Vaterlande und laſſen ſich leicht verführen zu Gewaltthätigkeiten gegen Eigenthum wie gegen Staats- und Standes-Ordnung. Eine allſeitig pflichtgemäße Stimmung der Herzen in meiner Gemeinde zu erzeugen, iſt dieſer Predigerhof auch ein ſtill waltender Gerichtshof. Jeder, wenn er meint, über den Nachbar

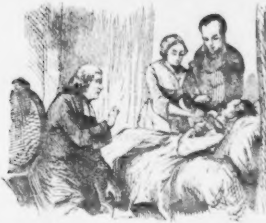
Klage zu haben, wendet ſich hieher und kann nicht nur des unverbrüchlichſten Schweigens verſichert ſeyn, ſondern auch, daß ich ihm unentgeltlich viel ſchneller zum Recht verhelfe als der Anwalt vor dem Gericht. Ich gehe zu dem Verklagten, gewinne mir ſein Vertrauen, ich höre, ob er nicht vielleicht eben ſo viel Beſchwerde gegen ſeinen Ankläger hat. Kenne ich nun die wahre Beſchaffenheit der Sache, und ſcheitern etwa alle meine Verſuche, den Schuldigen zu ſeiner Pflicht zurückzuführen, ſo bringe ich den Zwieſpalt unter irgend einer Einkleidung auf die Kanzel und ſchildere aus den allgemeinen Wahrheiten unſerer Religion das Verdammliche oder vielmehr das Schädliche dieſer und jener Handlung in ihren Nachwehen. Entſpricht nachher die Erfahrung Dem, was ich vorausſagte, ſo prägt ſich die Religion weit tiefer in die Herzen als Alles, was auswendig gelernt iſt. Ich habe die ſchlagendſten Beweiſe, welche mich in dieſer Vermittelungsart ſo befeſtigten, daß ich eine Abänderung vor meinem Gewiſſen nicht verantworten könnte.“

„Dürfte ich wohl um Mittheilung ſolcher Beweiſe bitten?“ ſo unterbrach ich ſeine, vom Gemüth mehr und mehr erwärmte Rede, und er fuhr fort:

„Ich will Ihnen ein ganz friſches Beiſpiel anführen. Einer von unſern Bauern ward beſchuldigt, er hätte Verſchiedenes vom Eigenthum ſeines Mündels, eines guten, einfältigen Mädchens, veruntreut. Wo und wie, das war und blieb räthſelhaft, aber des ſittlich und ſparſam lebenden Mädchens Vermögen hatte ſich beträchtlich geſchmälert. Meine vorſichtigen Forſchungen, um von dem Vormund ſelber ein Geſtändniß zu erlangen, mißglückten, da benutzte ich am vergangenen Sonntage die Stelle des Evangeliums: „Mit dem Maaß. da Ihr meſſet, wird man Euch wieder meſſen!“ Ich ſagte, daß ein durch Unrecht angeeignetes Gut endlich auch das eigene verſchlinge oder es zum Entſetzen werden laſſe, erzählte die Geſchichte von einem Diener, der ſeinen ohnehin nicht reichen Herrn beſtahl, mit dem Gelde in fremdem Lande ein großes Vermögen gewann. Er lebte mit Frau und Kindern, wie es ſchien, glücklich, war es aber nicht, denn ſein Gewiſſen marterte ihn ſo lange, bis er ſeinem ehemaligen Herrn nicht nur das Geſtohlene brachte, ſondern auch Alles, was er damit erworben hatte, indem er unter Wehklagen über ſich ſelber ausrief: „Meine Seele zu erleichtern und zu retten, muß ich mit Nichts von vorne anfangen und mir Gott verſöhnen durch Reue und redlich Erwerben.“ Dieſe Geſchichte trieb dem Vormund Sturm in das Herz, er übergab mir folgenden Tages die unterſchlagene Summe mit dem



Erſuchen, ſie dem Mädchen, das Braut iſt, unter irgend einem Vorwande als Geſchenk von auswärts zuzuſtellen. Ich ſah ihm feſt in's Geſicht und warf dann ſeinen Mammon zu Boden. „Blutgeld iſt's", rief ich aus, „und hinterrücks läßt ſich der himmliſche Friede, der Euch verloren ging, nicht erkaufen. Offen habt Ihr Eure Sünde zu bekennen, offen Reue und Sühne darzulegen, denn der Herr ſpricht durch ſeinen Apoſtel: So Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht!" In Zerknirſchung und Verzweiflung rannte er wie gejagt von dannen und das Geld ſandt' ich ihm nach. Den andern Tag ließ er mich zu ſich rufen: er läge krank und glaubte den Tag nicht zu überleben. Als ich in die Stube trat, fragte er mich mit gefalteten Händen: was er thun ſolle, und ich antwortete ihm: „Geſtohlen Gut dem Eigenthümer auf krummen Wegen wieder zukommen zu laſſen, um nicht ſchon auf Erden die Verdammniß mit ſich herum zu tragen, heißt eben ſo viel als einen Menſchen nicht ermorden, weil hinter uns die Büttel drohen. Aufrichtiges Geſtändniß vor Denen, die Gott anrufen können zu Eurer Strafe, mit Liebe zurückgeben, was Ihr im Neide nahmt, das iſt Eure Pflicht und für die Zukunft Euer und der Bevortheilten Segen!" Flehentlich bat er mich dann, das Mädchen und ihren Bräutigam zu holen, wonach er in meiner Gegenwart nicht nur vom unrechten Gut ſich befreite, ſondern den Beiden zur Ausgleichung auch noch ein Stück Feld über-



ließ, nun auch geſund und froh iſt. Sie ſehen daraus, junger Freund, daß ich die Moral und den Willen ſelbſtſtändig walten laſſe —.“

„Ja, das gelingt wohl einmal!“ bemerkte ich halblaut dazwiſchen.

„Das gelingt in der Regel!“ entgegnete voll Vertrauens der Alte. „Unſer Glaube muß ſich nur auch auf die Menſchheit erſtrecken in der Annahme: der Böſeſte habe noch eine gute Stelle; wir müſſen ſie nur zu finden und zu benutzen verſtehen, dann ſind wir ſchon auf dem halben Wege zu ſeiner Beſſerung. Uns über die andere Hälfte zu bringen, iſt kein Mittel nachhaltiger, als wenn wir dem Läſſigen oder Schlimmen Schaden und Vortheil zeigen, wie ſie in das Ueble oder Rechtſchaffene ſeiner Handlungen verflochten ſind. Daß alle Laſt leichter zu tragen, alle Arbeit geſchwinder zu fördern iſt, wenn Seelenruhe und heitere Stimmung die äußern Kräfte unterſtützen, daß der Geiſt tauſend Triebfedern des Glücks entdeckt, wenn er, ledig aller Furcht und Gewiſſensangſt, mit Liebe anſchaut, was ihn umgiebt, iſt unleugbar und wahrhaftig. So laſſe ich es mir denn mit möglichſter Umſicht und mir erreichbaren Kenntniß angelegen ſeyn, auch für das leibliche Gut meiner Pfarrgenoſſen ſorgen zu helfen; denn mich würde für deren geiſtiges Wohl ſchwere Bangigkeit befallen, hätte ich, wie neulich der Prediger einer Stadtgemeinde, auszurufen: „Gott ſey's geklagt, mein Vorfahr predigte für die Armen, ich predige vor den Armen!“

„Nach Ihrem Wirken zu urtheilen, müßte ich ja nicht nur Seelſorger, ſondern theilweiſe ſogar Verwalter meiner Gemeinde ſeyn“, ſagte ich noch, weil es ſchien, als wolle Lentner nun ſein Geſpräch über dieſen Gegenſtand ſchließen. — „Sie müſſen allerdings Beides ſeyn in dem Sinne, wie ich es bin, und dazu empfehle ich Ihnen die, das Sittliche und Gewerbliche ſtützende Bibliothek meiner Gemeinde. Mögen Sie damit näher bekannt und überzeugt werden, es ſind vielſeitige Richtungen, durch welche ich in Sorge für das Irdiſche mir die Herrſchaft über die Seelen befeſtigt und nun der Gemeinde eingeprägt habe, daß die Erdengüter, die wir nicht mitbringen und nicht mitnehmen, Allen nur zur Verwaltung übergeben ſind, um ſich und Andere die Gottesgaben genießen zu laſſen. Ich ziehe aus dem Geſagten die Beſtätigung meines Grundſatzes: Der Menſchen Wohlfahrt, die nicht in Ueppigkeit ausartet, nährt ihren innigen, werkthätigen Glauben und breitet am ſicherſten das Reich Gottes aus, während ſchon die Kümmerniſſe in Mangel und Noth, noch mehr aber Elend und Hunger alles Irdiſche widerwärtig und den Einfluß des Ueberirdiſchen ſo zweifelhaft machen, daß die beſten Worte und der ſtrengſte Kirchendienſt dagegen zu ohnmächtig ſind.“ —

So rufe ich die traulichen, mir zu Lehre und Erfahrung dienenden Eröffnungen Lentner's — der mir fortan Freund und Lehrer war, nun aber längſt in Gott ruht — meinem Gedächtniß zurück, und allzeit ſpreche ich dann aus voller Seele: Amen! — Ich habe meiner Gemeinde genutzt und ihre Liebe erworben; dazu half mir der alte Pfarrherr zu Winrode, deſſen Bildniß ich als Geſchenk von dem Gutsherrn erhielt und es täglich mit Dankgefühl betrachte.

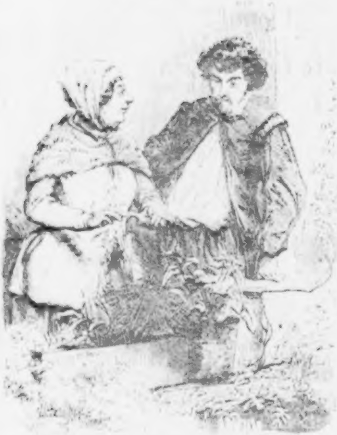
Den Candidaten, der in Winrode an jenem fünften Sonntage nach Trinitatis predigte für den Paſtor Martini — ſo heißt der damals junge Mann — kenn' ich grade eben ſo genau, wie mich ſelber, und berichtete das anſpruchsloſe Ereigniß möglichſt ſo, wie es mir erzählt und ſpäter oft in Erinnerung gebracht wurde. Ich ſelbſt beſuchte einſt den greiſen Lentner und wir ſprachen über den Inhalt des Menſchenlebens und das viele Unerklärliche des Daſeyns. Er ſchloß mit den Worten: „Zur Stärkung des Glaubens finden wir die Wunder Gottes überall; ſeinen Geheimniſſen grüble ich nicht nach, denn wer ſie zu begreifen meinte, vermehrte nur das Unbegriffene!“ — und als er wünſchte, ich möge in ſein Gedenkbuch ein paar Zeilen eintragen, ſchrieb ich in Folge des erwähnten Geſprächs:

„Was ſoll der Menſch? wer kann mir's ſagen?
Wozu dies Mühen, dies Erjagen?“ —
„Thu' ſtets, o Menſch, nur deine Pflicht,
Sieh himmelan und frage nicht,
Die Erde darf's nicht ſagen.“

F. W. Gubitz.

Hirſchberg's Schleiergewebe.

Der Schuhmachergeſell Huttberk kam im Jahr 1555 von ſeiner Wanderſchaft nach ſeiner Vaterſtadt Hirſchberg in Schleſien zurück. Er war weit umher, die längſte Zeit aber in Holland geweſen, wo er in der Familie, bei der er wohnte, die Schleierweberei erlernt hatte. Mit Hülfe einer Holländerin, Margarethe Swieten, die Huttberk's Hausfrau wurde, führte er in Hirſchberg die Schleierweberei ein, beſchäftigte damit nach und nach immer mehr Arbeiter und machte ſich zum wohlhabenden Mann. Das Geſchäft war indeß nicht nur ergiebig für ihn, viel mehr noch für die ganze Stadt, deren Bewohner ſich ſpäter großentheils durch das neue Gewerbe nährten. Im dreißigjährigen Kriege, der verwüſtend durch die deutſchen Lande zog, flüchteten auch die meiſten Bürger Hirſchberg's, und mit ihnen ging der Stadt jene Kunſtthätigkeit verloren, da überhaupt jegliches Gewerbe darnieder lag. Als nun Friede geworden war, ſiedelten ſich in Hirſchberg neue Bewohner an, die Schleierweberei fand ſich jedoch nicht wieder ein, und ſo blieb es bis über die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts hinaus. — Um dieſe Zeit lebte in Hirſchberg Hans von Ehrenſchild, der Sage zufolge durch Seiten-Verwandtſchaft Nachkomme der Ritter, die ehemals in der Burg herrſchten, welche auf dem danach benannten Hausberge ſtand und während der Regierung Rudolph des Zweiten geſchleift wurde. Hans von Ehrenſchild war nicht reich, ſondern abhängig von einer alten unvermählten Muhme, Crescentia, die ihren Neffen ſehr lieb hatte. Er beſchäftigte ſich mit allerlei wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, die aber nichts Ergiebiges zu Tage förderten, was der alten Muhme um ſo mehr leid that, weil ſie gern die gegenſeitige Liebſchaft des Neffen und der ſchönen Mechthilde, Tochter eines reichen Erbherrn, begünſtigt hätte. An Crescentia's Geburtstage im Jahr 1661 hatte ihr Hans von Ehrenſchild Blumengefäße auf das Fenſterbrett geſtellt und ſie ergötzte ſich beſonders an ſolcher Gabe. Beide ſprachen über die Zukunft und wie es werden ſolle, endlich ſagte Crescentia: „Ich werde heut Abend feierlich Gott anrufen, daß er uns rathe.“ Sie that es und am andern Morgen ließ ſie eiligſt den Neffen rufen, um ihm einen Traum zu erzählen. „Ich ſah“, ſprach ſie, „einen Garten, in welchem alle Bäume voller Blüthen waren, und über ſämmtliche Bäume war ein Netz geſpannt, das ausſah, wie lauter Spinnengewebe. Und wunderbar, als ich heut zu den Blumen am Fenſter trat, da bemerkt' ich, wie Du es noch wahrnehmen kannſt



daß eine Spinne ihr Gewebe zwiſchen den Gewächſen anhängte, die Du mir geſtern ſchenkteſt, und es war mir gleichſam Mahnung, daß ich des Traums eingedenk ſeyn möge. Was er jedoch bedeute, hab' ich mir nicht enträthſeln können, vielleicht kannſt Du es!" — Der Neffe, mit Recht von Träumen nicht viel haltend, forſchte nun, womit Creſcentia geſtern beſchäftigt geweſen und erfuhr unter Anderem: ſie habe des Tages letzte Stunden alten Erinnerungen geweiht und namentlich ſich über einen Schleier gefreut, den einſt ihre Großmutter trug. Hans von Ehrenſchild wußte ſich nun die Entſtehung des Traumbildes zu erklären, rief aber plötzlich aus: „Muhme, wir ſollen die Schleierweberei wieder herſtellen, durch die in der Vorzeit Hirſchberg ſich ſo blühend erhob!" — Mit der theilnehmendſten Zuſtimmung ging Creſcentia darauf ein, indem ſie die Hälfte ihres freilich nicht bis an den Ueberfluß reichenden Vermögens willig zum guten Zweck darbot. Alles Verkündigen vorher meidend, reiſ'te Hans von Ehrenſchild nach Holland, Frankreich und England, erwarb ſich die zu ſeinem Unternehmen nöthigen Kenntniſſe, brachte nächſtdem die ſchönſten Muſter mit und knüpfte vortheilhafte Handelsbekanntſchaften an. So mit allem Erforderlichen ausgeſtattet, kam er nach Hirſchberg zurück, und ſchon im Jahr 1664 waren Hunderte von Händen wieder mit vervollkommneter Schleierweberei beſchäftigt. Da Ehrenſchild's Gattin Mechthilde hieß, ward wohl auch ſeines Herzens Wunſch erfüllt zur Freude der Muhme Crescentia, die es noch erlebte, den Neffen als reichen Handelsherrn in Ehren und Würden zu ſehen, nach Verdienſt. Denn ihm verdankt Hirſchberg den Flor ſeines Handels mit Schleiergewebe, das jetzt minder einträglich ſeyn mag, als im vergangenen Jahrhundert, wo ein jährlicher Umſatz von zwei Millionen Thalern in Schleiern und Leinwand ſich ergab, ſo daß die Stadt Hirſchberg einer Schuldenlaſt aus den ſieben Kriegsjahren von 1756 bis 1763, nicht weniger als 395,000 Thaler betragend, in ſieben Friedensjahren ſich entledigen konnte. — Mögen ſich die Zuſtände verändert haben, dem Hans von Ehrenſchild gebührt ein achtungsvolles Andenken, und die Muhme Crescentia darf dabei auch nicht vergeſſen ſeyn!

Fr. Bertram.

Bärbele.

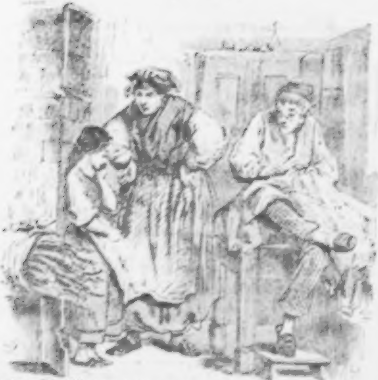
Ein Märchen.

Die Nachmittagſonne ſchien mit mattem Golde über die Flur, ein kühliger Wind wehte über die Stoppeln und wie gelbe Vöglein flatterten hie und da Blätter von den Bäumen: der Herbſt war gekommen. — In dem kleinen Marktflecken waltete ein geſchäftiges Leben des Einſammelns und der Vorſorge für das künftige Jahr. Auf Schubkarren, Wagen und in Tragkörben wurden Rüben und Kohlhäupter heimgeführt, die Rathsherren des Ortes ließen luſtig die Tenne von ihren Dreſchflegeln erdröhnen, dieweil der Bürgermeiſter ſelbſt mit dreien Ochſen den ſchweren Düngerwagen auf das Feld führte. Das Herz ging Einem auf bei dem Anblick ſolcher redlichen Geſchäftigkeit bei Frohſinn und Friedſamkeit.

In dem Häuschen dort, welches von der Hinterſeite aus halb von einem mächtigen, völlig mit ſchwarzen Beeren behangenen Hollunderbaum bedeckt war, ſchien nicht der Frieden zu wohnen, welcher erſt das häusliche Leben zu einem glückſeligen macht. Ein ſchmächtiges bleiches Männchen ſaß auf einem Tiſche, welcher die halbe Stube einnahm, und nähete an einem grünflanellenen Weiberrock. Ein wehmüthiger Zug lag in ſeinen ſchmalen Lippen und Gutmüthigkeit ſprachen ſeine Blicke, ſein ganzes Weſen äußerte eine gewiſſe Furchtſamkeit und Schwäche des Charakters. Recht böſe Worte mußten ſo eben gefallen ſeyn, denn er hielt in ſeiner Arbeit inne und ſprach zu einem ſtämmigen Weibe, deſſen zornentflammtes Geſicht, ſprudelnder Mund und gegen ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen gehobener Arm von Streit und Zwietracht zeugten, ſprach im bittenden Tone: „Frau, beruhige Dich doch und ſey nachſichtig. Giebt ſich das Bärbele denn nicht alle Mühe, Dir es recht zu machen und jeden Wunſch von den Augen abzuleſen? Es iſt ja noch ein Kind, und wird es älter, wird es klüger und Dir noch Freude machen." — „Gar nichts haſt Du in meine Wirthſchaft zu reden und nur zu ſchweigen!" rief wegen der väterlichen Schutzrede auf's Neue erbittert das Weib und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Schneider zuſammenfuhr. „Sie ſoll wohl werden wie Deine erſte Frau? Man ſieht, wie weit Du es mit ihr gebracht haſt. Hätteſt dieſe Hütte verlaſſen und im Hirtenhaus wohnen müſſen, wenn ich nicht zur rechten Zeit gekommen wäre. Ich habe dieſes Haus von Schulden entledigt und Dir Lumpen noch einen Acker und einen Garten zugebracht. Und nun ſtützeſt und ſteifſt Du jeder Zeit dieſes ſchöne Früchtlein! Aber ich bin Herrin im Hauſe." — Der Vater ſchwieg vor Worten, welche das loſe Weib ihm täglich zu verſchlucken gab, und ſchielte ſeufzend auf das Mädchen hin, welches zitternd an dem Ofen ſtand.

„Mutter", ſagte weinend das Kind, „ſeyd doch gut, ich will ja Alles machen, wie Ihr wollt. Weil heute Dienſtag und Holztag iſt, hatte ich auch verſtanden und gemeint, ich ſollte draußen im Forſte dürres Reiſig mit der Hippe brechen, und ich habe, wie Ihr ſeht, ein ſchönes Bund heimgebracht. Aber nun will ich gleich hinaus in den Garten und die Runkeln holen." — „Daß Du weißt", entgegnete die Mutter und hielt die geballte Fauſt unter die Naſe des Mädchens, „Du bekommſt jetzt kein Vesperbrod und im Bette kannſt Du über das Abendeſſen nachdenken. Aber was iſt denn hier? Du haſt ja den Hemdärmel aufgeſchlitzt!" — „Ach, ein Aſt brach unverſehens auf mich herein", klagte Bärbele, „und riß mir mit einer Spitze das Hemd auf und den Arm blutig." — „Wie!" rief wüthend das Weib; „ſo nimmſt Du, leichtſinniges Ding, Deine Sachen in Acht? Hier haſt Du einen Denkzettel!"

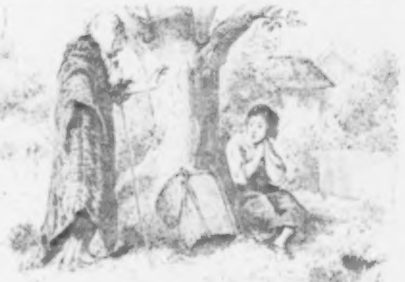
Schon hatte ſie zum Schlage die Hand gehoben, als der Vater mit einem Sprunge zwiſchen Tochter und Gattin ſtand und entrüſtet rief: „Um Gott, Frau, meinem Kinde keinen Schlag! Ich will mich



eher von Dir ſcheiden laſſen, als ich ſolches dulde. Du ſchimpfſt und ſchmähſt Tag und Nacht mein Kind, und Niemand weiß, weshalb; Du entziehſt ihm das tägliche Brod und überhäufſt es mit Arbeiten, welchen ſein Alter nicht verſehen kann. Ich ſchwacher Mann duldete es bisher; aber meinem Kinde keinen Schlag! Meine ſelige brave Frau müßte ſich im Grabe umwenden, wenn dieſes noch geſchähe. Bei Gott, eher will ich mich von Dir ſcheiden laſſen; denn es iſt beſſer wohnen im Winkel auf einem Dache, denn mit einem zänkiſchen Weibe in Einem Hauſe beiſammen." — Der Mann zitterte an allen Gliedern, als er dieſe erſten kühnen Worte geſprochen, und die Frau antwortete ſpöttiſch: „Nun gut, wir wollen ſchon ſehen! Einſt kommt der Tag, wo ich Dich, den leinenen Zwerchſack über die Achſel, wieder in die Fremde wandern ſehe als armſeliges Schneiderlein!" — Sie verließ die Stube, und der Vater, dem es jetzt nach langer Zeit wieder friſch und froh und kühl um das Herz geworden war, trat zu ſeinem Töchterlein, ſtreichelte ihm über die geſcheitelten braunen Haare und ſagte: „Weine nicht, mein Bärbele! Sie iſt eben hitzig, Deine Mutter, und wird ſchon wieder gut. Freilich, ein gütiges

Herz iſt des Leibes Leben. Du aber, mein Kind, gehe jetzt hinaus in den Garten, und bleibe fromm und gut, und Du wirſt langes Leben und gute Jahre und Frieden haben!“

Bärbele huckte den Tragkorb auf und hatte nach einer halben Viertelſtunde den Garten erreicht. Dieſer zog ſich einen Abhang hinauf, beſtand aus einem Beet und einem Wieſenplatz und war von einer Spindelholzhecke begrenzt. Die Pfaffenhütlein ſchimmerten im ſchönſten Carmin unter dem ſich gilbenden Laubwerk hervor. Das hungernde Mädchen ſetzte ſich unter einen Apfelbaum, es konnte nicht arbeiten, bevor es ſich nicht erſt recht, ſo recht ausgeweint hatte. Es war Abend geworden; die untergehende Sonne röthete mit Purpurglanz den Horizont und verſprach einen morgendlichen ſchönen Tag. Der Wind erhob ſich und fuhr raſchelnd durch das fallende Laub und trieb es in tollen Wirbeln dahin, das Käuzchen drüben im hohlen Baume ließ von Zeit zu Zeit ſeinen eintönigen Ruf hören. Bärbele ſah thränenden Blickes in das herrliche Abendroth, welches ſein zartes Geſichtchen ebenfalls überflog, die kalten Händchen betend gefaltet, und liſpelte die herrlichen Verſe des Pſalmes: „Mein Geiſt iſt mir geängſtigt, mein Herz iſt mir in meinem Leibe verzehrt. Ich breite meine Hände aus zu dir, meine Seele dürſtet nach dir wie ein dürres Land. Errette mich, mein Gott, von meinen Feinden: zu dir habe ich Zuflucht.“ — Da ſtand plötzlich ein altes, altes Männlein vor



dem Kinde, ſchneeweiße Haare hingen ihm über das milde runzelige Geſicht herein, und es ſprach: „Erſchrick nicht, Bärbele, ich meine es gut mit Dir und weiß all Deinen Harm und wie ſchlecht es Dir geht bei jenem geizigen herzloſen Weibe. Fahre fort, wie Du bisher gethan, mit Geduld und Folgſamkeit, vielleicht ermüdeſt Du ihre Bosheit. Sie kargt, wo ſie nicht ſoll, und wird doch ärmer; Wind wird ihr Erbtheil ſeyn. Mißhandelt ſie Dich wieder, dann begieb Dich unter dieſen Apfelbaum und rufe dreimal: Heili! Heili! Heili! und ich werde da ſeyn und Dir beiſtehen. Du aber halte Dich an Gott und weiche nicht, daß Du immer ſtärker werdeſt. Nimm dieſes Reſeda-Sträußlein, es wird Dir ſeltſame Ruhe in die Bruſt gießen.“ *)

Das Männlein war verſchwunden; Bärbele aber, gar nicht erſchrocken, ſteckte das lieblich duftende Sträußchen in das Buſentüchlein. Hunger und Kummer und Herzeleid waren vergangen und rüſtige Kraft und Zu[illegible]cht erfüllten das Herz. Bald war der Korb voll Runkeln und [illegible] [illegible]tragen. Obgleich die Mutter dem Mädchen kein Abendbrod ge[illegible] fühlte es doch keinen Hunger. Aber je freudiger das Mädche[illegible] [illegible]lickte, je geduldiger, aufmerkſamer und fleißiger es war, de[illegible] [illegible]ger wurde die Mutter. Eines Abends, der Vater war nicht [illegible] mißhandelte ſie das Bärbele thätlich, riß ihm das Tüchlein m[illegible] [illegible]erborgenen Reſedazweige von der Bruſt und zermalmte d[illegible] [illegible]r Hand. Da auf Einmal ſtand das Weib ſtarr wie vom Blitz getroffen da; der rechte Arm, welcher dieſes gethan, war gelähmt und fühllos geworden, daß es ihn nicht rühren und biegen konnte. — Die Mutter begann entſetzliche Verwünſchungen auszuſtoßen, und war im Begriff, mit der linken Hand das Mädchen als vermeinte Urſache des Unheils zu ſchlagen, als der dazukommende Vater abwehrte. — „Böſes, zänkiſches Weib“, ſprach er, als er das Vergangene erfahren, „laß mein Kind in Ruhe und rechne Dir ſelbſt dieſe gerechte Züchtigung zu. Wer, wie Du, ein unſchuldiges Kindesherz betrüben kann, der hat keinen Theil an Jeſum Chriſtum und dem wird es noch ſchrecklich ergehen.“

Einige Tage waren vergangen, aber kein Heilmittel vermochte den ſiechen Arm wieder geſund zu machen, vielmehr ſchien er von Stunde zu Stunde einzuſchwinden. — Bärbele's mitleidiges Herz konnte dieſes Elend nimmer länger ertragen, und als die Tagesarbeit gethan, machte es ſich eilenden Schrittes auf den Weg zu dem Garten.

---

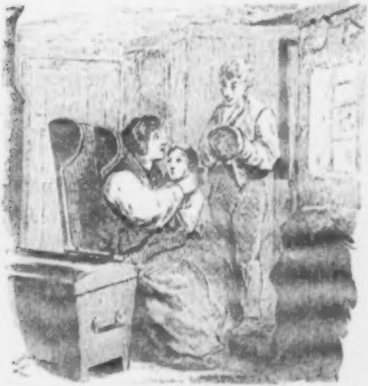
*) Reseda dolores, ſtille die Schmerzen, iſt der holde Name dieſer aus dem Nilthale zu uns gekommenen Pflanze.

Scharfkalter Novemberwind ſauſte über die Stoppeln und jagte in haſt dunkle Wolken über den Vollmond, daß es bald dunkel, bald hell ward auf der Erde. Unter dem Baume angekommen, rief ſie keuchend: „Heili! Heili! Heili!“ — Da ſtand vor dem Kinde das altergraue Männlein und fragte liebevoll: „Bärbele, was willſt Du?“ — „Guter alter Mann“, bat es und hob gefaltet ſeine Händchen, „das Reſeda-Sträußlein, das Du mir gegeben, hat mir die Mutter zernichtet, und ihr Arm iſt nun lahm geworden, daß ſie ihn nicht regen kann. Hilf ihr! Ach, ſie iſt elend geworden zum Erbarmen!“ — „Wie“, entgegnete das Männlein, „Du forderſt von mir Beiſtand für die, welche Dich täglich alſo mißhandelt? Die Strafe iſt noch zu gering für das bitterböſe Weib.“ — „Ach, beſter Mann“, flehte wärmer und dringender das Mädchen, „man ſoll ja nicht Böſes mit Böſem vergelten, und vielleicht führt dieſe Strafe ſie zum Gutwerden; dazu iſt ſie ja durch den Vater meine Mutter worden.“ — „Nun, Deinetwegen ſey es, mein Kind“, ſagte endlich nach einigem Nachdenken das alte Männlein, „aber ich zweifle, ob es bei dem Weibe fruchten wird. Streiche mit dieſer Wurzel des Kräutleins Herzgemuth den Arm der Frau, und er ſoll wunderſam heil und kräftig werden.“

Mit freudigem Danke nahm Bärbele die Geneſungswurzel und eilte heim in der Beſorgniß, vermißt und ausgeſcholten zu werden. Und ſo geſchah es. Schon von Weitem hörte es ſeine Mutter mit dem Vater lärmend zanken, und als es die Stube betrat, ſtrömte ein Schwall von Schimpfreden und Drohungen, künftig zur rechten Zeit daheim zu ſeyn, auf das gute Kind hernieder. — Dieſes aber trat zum zürnenden Weibe und ſprach: „Mutter, verzeihet, daß ich nicht zur rechten Zeit zu Hauſe war, aber Friede und Glück bringe ich Euch. Reicht mir den Arm und Ihr ſollt Wunderdinge erfahren.“ — „Willſt Du mich noch verſpotten in meinem Unglück?“ fuhr die Frau auf. — „O nicht doch, nicht doch, Mutter“, beſänftigte das Mädchen, „Ihr ſollt gewiß finden, daß ich Euch helfe.“ Und mit dieſen Worten bemächtigte ſie ſich des widerſtrebenden Armes und ſtrich mit der Wurzel dreimal herunter auf die Handwurzel zu, und ſiehe da: das Auge der Frau ward hell, eine belebende Wärme durchzog den Arm, er war geſund und kräftig geworden.

Aber nicht bloß dieſes Glied war geneſen, eine weit köſtlichere Umwandlung war im Gemüthe der Stiefmutter vor ſich gegangen. Was die Sanftmuth und Nachgiebigkeit des Mannes, was des Töchterleins Geduld und Wohlgezogenheit, was der gelähmte Arm nicht vermocht hatten, das bewirkte die wunderſame Heilung durch das

Kind, welchem ſie bisher unhold war in Wort und That. Am ganzen Körper zitternd ſtand ſie da, Thränen, die ihr bisher fremd geweſen, brachen aus ihren Augen und ſtrömten über Wangen und Mund und mit bebenden Lippen ſprach ſie: „Mein Gott, mein Gott, was hab' ich bisher Böſes gethan! Kann mir verziehen werden?“ Sie hatte das Kind, welches jetzt erſt das ihrige geworden, in ihre Arme geſchloſſen. Dem Vater war die Nadel entſunken, er ſah feuchten Blickes auf Frau und Kind und ſagte: „Nie zu ſpät kommt die Beſſerung.“

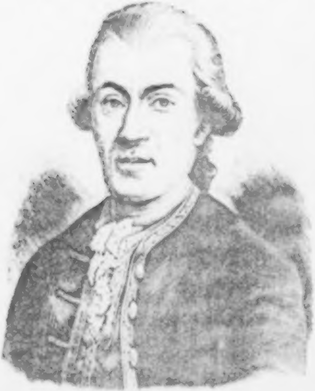


Ein altes, altes weißhaariges Männlein ſchaute durch die Fenſterſcheibe herein und flüſterte mit lieblich tröſtender Stimme: „Alles, was Dir widerfährt, das leide, und ſey geduldig in allerlei Trübſal; denn es kommt die Zeit, wo Du wirſt lachen.“

Coburg.

Friedrich Rihm.

Schlözer.



Auguſt Ludwig Schlözer, einer unſerer tüchtigſten deutſchen Männer von echtem Schrot und Korn, wurde 1735 zu Jagſtadt an der Jaxt im ehemaligen Hohenlohe-Kirchbergiſchen geboren. Seinen Vater verlor er früh, erhielt ſeine erſte Bildung unter Aufſicht von Verwandten und bezog im Jahre 1751 die Univerſität Wittenberg, um Theologie zu ſtudiren. Schon damals im Beſitz ausgebreiteter Kenntniſſe und wohlbewandert in der lateiniſchen, griechiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen und franzöſiſchen Sprache, zeigte er eben ſo ſchon jenes lebendige Rechtsgefühl, jenen Haß aller Unterdrückung des Schwächern durch den Stärkern, wodurch er ſich ſpäterhin ſo rühmlich auszeichnen ſollte. Es wird erzählt, daß er einſt kurz vor dem Eintritt des Profeſſors in das Collegium ein Duell ausfocht, weil, ſeiner Meinung nach, einem Dritten Unrecht geſchehen war.

Der Gedanke, eine Reiſe in den Orient zu machen, mit dem ſich Schlözer ſchon frühe trug und der eine lange Zeit hindurch alle ſeine Schritte beſtimmte, führte ihn im Jahre 1754 nach Göttingen, wo er ſich während zweier Jahre beſonders dem Studium der bibliſchen Philologie hingab, denn dieſem Wiſſenszweige zu Liebe wünſchte er jene Reiſe zu unternehmen. Er nahm hierauf eine Hauslehrerſtelle in Schweden an, die er ſeinem Plane eher förderlich als hinderlich glaubte. Drei Jahre verlebte er theils in Stockholm, theils in Upſala, genoß auch an letzterem Orte des Naturforſchers Linné Unterricht. Der Verſuch einer Handelsgeſchichte, den er 1758 in ſchwediſcher Sprache herausgab, war die Frucht ſeiner Mußeſtunden, und zugleich ſammelte er den Stoff zu ſeiner ſpäter erſchienenen „Nordiſchen Geſchichte". Um die letzten Vorbereitungen zur Ausführung ſeines Lieblingsgedankens zu treffen, kehrte Schlözer im Jahre 1759 nach Göttingen zurück. Hier ließ er ſich unter Michaelis' Leitung das Studium der orientaliſchen Sprachen beſonders angelegen ſein und ſuchte ſich zugleich unter dem Beiſtande Röderer's, deſſen Tochter er ſpäter heirathete, diejenigen mediziniſchen Kenntniſſe zu erwerben, welche er zu ſeinem Zweck für unerläßlich hielt. In dieſer Zeit wurde ihm unerwarteter Weiſe, durch Vermittelung des bekannten Geographen Büſching, von Petersburg aus eine Hauslehrerſtelle bei dem dortigen Akademiker Müller, bei deſſen geſchichtlichen Arbeiten er zugleich hülfreiche Hand leiſten ſollte, angetragen, die er annahm, ohne jedoch ſeinen Reiſeplan aufzugeben. Schlözer blieb bis zum Jahre 1767 in Rußland, wo er unter anderen Arbeiten den Grund zu einem ſeiner Hauptwerke, dem „Neſtor", legte, ſlaviſche Sprachen und ruſſiſche Geſchichte trieb und überhaupt für ſeine geſchichtliche und politiſche Erkenntniß ſoviel Material ſammelte, daß er auf ſeine nach dem Orient gerichteten Wünſche nunmehr verzichtete.

Mit ſeiner Berufung zum ordentlichen Profeſſor der Geſchichte und Politik in Göttingen begann Schlözer's große wiſſenſchaftliche und praktiſche Wirkſamkeit. Seine Vorleſungen über allgemeine Geſchichte gereichten der Univerſität zu Ruhm und Nutzen. Die von Achenwall neu begründete Wiſſenſchaft der Statiſtik aber verdankte unſerm Schlözer diejenige Geſtalt, welche ſie im Weſentlichen bis auf die neueſte Zeit behielt. Es iſt wohl nicht zu leugnen, daß er in ſeiner Vorliebe für ein gewiſſes Tabellenweſen, in ſeiner Luſt, Alles in Tabellen zu zwingen, etwas zu weit ging; die Entwickelung jedoch, welche die Wiſſenſchaft dadurch gewann, blieb ihr für immer eine dauernde Errungenſchaft. So entlegen übrigens zum Theil die

Gebiete waren, die Schlözer auf dem Felde der Geſchichte bebaute, behielt er dabei doch ſtets den Blick auf das gerichtet, was um ihn und neben ihm vorging. Er verſtand es, das Alte mit dem Neuen, die Vergangenheit mit der Gegenwart in gedankliche Verbindung zu ſetzen, und eben die ſtete Anwendung, die er von dem Einen auf das Andre machte, verſchaffte ſeinen Vorleſungen großen Beifall und Einfluß bei der ſtudirenden Jugend.

Wie bedeutend indeß Schlözer's Wirken als Gelehrter und Lehrer ſeyn mochte, dennoch ſtand es an Umfang wie an Bedeutung weit hinter der Thätigkeit zurück, die er als Zeit-Schriftſteller eine lange Reihe von Jahren hindurch entfaltete. Unberechenbar ſind die Folgen, welche ſeine beiden Zeitſchriften („Der Briefwechſel" von 1776 bis 1782 und „Die Staats-Anzeigen" von 1782 bis 1793) im geſammten Deutſchland hervorbrachten. Dieſe Zeitſchriften waren es, die zuerſt das Heilſame der Oeffentlichkeit nicht allein predigten, ſondern begreiflich und anſchaulich darlegten. Es iſt freilich nicht in Abrede zu ſtellen, daß ihre Freimüthigkeit nicht ſelten derb und verletzend wurde, aber ebenſo wenig zu leugnen, daß dieſe Fehler gerade ihre Tugenden bedingten, daß dieſe ohne jene kaum zu denken wären. Soweit Schlözer in der Gefälligkeit der Form hinter Möſer zurückſteht, deſſen Wirken übrigens mehr ein provinzielles blieb, ſo weit läßt er Dieſen hinter ſich zurück an unerſchrockenem Freimuth und Alles daran gebender Wahrheitstreue. — Es iſt bemerkenswerth für die Zeit, in welcher dies geſchah, daß Maria Thereſia und Kaiſer Joſeph der Zweite ſich oft voll reger Erwartung erkundigten, was das neueſte Heft der „Staats-Anzeigen" bringe und daß lange Jahre keine Regierung dem Herausgeber irgend ein Hinderniß in den Weg legte. Schlözer's eigene Regierung ſchützte ihn in der Ausübung der Preßfreiheit, bis die gefährliche und verderbliche Wendung, welche die Revolution in Frankreich nahm, ſie eingeſchüchtert zu haben ſcheint. Denn die höchſt unbedeutende Sache, welche dem politiſchen Wirken Schlözer's ein Ziel ſetzte — es handelte ſich dabei um die Rationsgelder eines Poſthalters in Nordheim bei Göttingen — war ſchwerlich die einzige Veranlaſſung, daß die Hannöver'ſche Regierung ihm einen ſeiner Collegen zum Cenſor beſtellte. Schlözer ſchien dies indeſſen vorausgeſehen zu haben, hatte bereits ſeine „Staats-Anzeigen" mit dem zweiundſiebzigſten Hefte derſelben geſchloſſen und zog ſich in ſeine gelehrte Thätigkeit zurück. In dieſem ſtillen Schaffen überraſchte ihn die Achtungs-Bezeugung des Kaiſers Alexander von Rußland, der ihm 1804 den Wladimir-Orden ſandte und ihn in den Adelſtand erhob. Fünf Jahre darauf ([illegible]) entriß ihn der Tod jeder ferneren Wirkſamkeit. R. v. G.

Graf Henrich von Schauenburg.

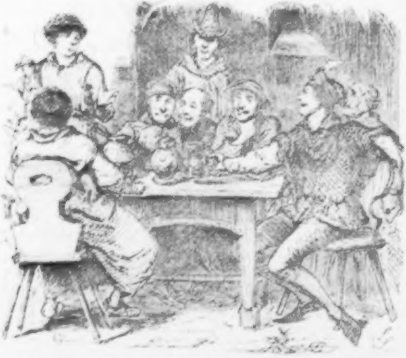
(Aus der Vorzeit Hamburgs, nach einer handſchriftlichen Lübecker Chronik.)

Noch iſt's Allen im Andenken, wie im Jahr 1342 die Schauenburger Grafen Gerhard der Dritte und deſſen Brüder Henrich und Nicolaus in Fehde lebten mit den Hamburgern, ſo doch wider Jener Anfechtungen im Recht waren. Deshalb kam auch der Bürgerſchaft Hülfe von Seiten des Reichs, indem durch zweihundert ſächſiſche und hundert bayeriſche Reiter, befehligt vom tapferen und wackeren Reichsmarſchall Friedrich von Lecken, die Grafen aus der Gewalt zur Nachgiebigkeit gezwungen wurden, obwohl nicht ganz ſonder Verluſt der Hamburger. Nach dieſer Fehde theilten die Grafen ihre Herrſchaft und erhielt Henrich ſein Beſitzthum nahe bei dem Stadtweichbilde. Derſelbige Graf Henrich hauſete im Schloß zu Pinneberg, ritt aber nach Austrag jener Fehde gar oft in Hamburg ein, weil es ihm allderт im Rathskeller bei dem gefüllten Humpen gar wohl behagte. Er war ein hochgewachſener ſchöner Rittersmann, auch beim Gelag ein luſtiger Geſell, der nicht Scheu hatte vor ergötzlichem Schelmſtück, wie man ihn denn unterweilen im Uebermuth ſingen hörte:

„Bin ſtets mein eig'ner Pfarr,
Vergeb' die Sünden mir allein,
Mag nimmermehr der Narr
Vom Grübelübel ſeyn,
Und ſchaff' mein Hirngeſparr
Durch Weinesluſt mir rein!“

Nun wurmte es derzeit zumal dem mit ſchlauem Verſtande und noch mehr mit Reichthum begabten Rathsmann Dietrich von dem Peerd, daß Hamburg doch durch die Schauenburger Grafen bevortheilt werden, und er dachte darauf, das Verlorene in anderer Weiſe der Stadt heim zu bringen, wozu er ſich die Rathsmänner Gebrüder Matthias und Martin Cranz zu Schwankgehülfen erkor. Dieſe Drei veranſtalteten, daß eines Abends, da Graf Henrich eben wieder im Rathskeller ſeinem Zechgeluſt fröhnte, die Stadtthore ſich früher als ſonſt ſchloſſen, wonach Henrich, der ſich ſchwer vom Humpen trennte, nicht zur Stadt hinaus konnte, zufolge beſtehenden Stadtrechts vielmehr in Hamburg nächtigen mußte. Der Zecher von Pinneberg, wie er gemeiniglich genannt wurde, ließ ſich ſolch Hinderniß nicht verdrießen;

er wandte wohlgemuth ſein Roß und ward abermals ſeßhaft im traulichen Rathskeller. Da man ihn ſcharf neckte, that er desgleichen, denn er ſchraubte oft die Andern, wie er überhaupt des Jubels voll war, ſo er Einen fand, der auf Einreden das Unglaublichſte glaubte.



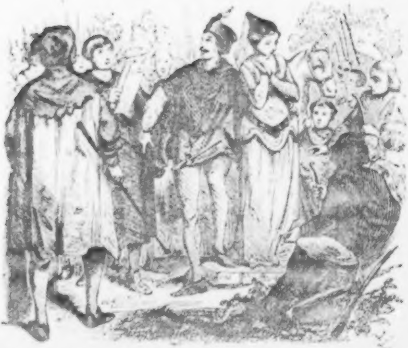
Hat auch, da ihm ſelbigen Abend der Kellerwirth die Rede beſchränken wollte, dieſen angeſungen mit dem ſelbſtgefertigten Reimlein:

„Gar wenig Freud' iſt auf der Erden,
Und d'rum, ihr Zecher, hört:
Der müßte arg geſtrafet werden,
Der je die Freud' uns ſtört.“

Darob verheimlichte ſich der Wirth und ließ geſchehen, was nicht zu anders war. Inmitten des Gelärms aber trat Martin Cranz ein, um Namens des Rathsmannes Dietrich von dem Peerd den Grafen höflichſt anzuſprechen: es möge ihm unter den obwaltenden Umſtänden belieben, für dieſe Nacht bei von dem Peerd Wohnung anzunehmen. Henrich ſagte zu, ließ ſich führen, wohin er ſollte, und bald ſaß er an der Tafel Dietrich's neben deſſen wunderſam ſchöner Tochter Magdalene. Auch die Brüder Cranz waren zugegen und bei dem

Mahl mundete Allen ein köſtlicher Rheinwein, deſſen Belobung ſich vielfach erneuerte. Graf Henrich ſchwelgte im Liebreiz ſeiner Nachbarin und zählte nicht die Becher, ſo er leerte, gerieth auch gänzlich in des Wonnerauſches Ueberdrang, und ſo war Alles bei ihm möglich, das Vernünftige etwa ausgenommen. Jetzt gedachte Dietrich von dem Peerd glückwünſchend des Beſitzthums ſeines gräflichen Gaſtes und ſagte dann in flüchtiger Art: „Aus freundnachbarlicher Großmuth könntet Ihr wohl das Räumlein vom Millernthor bis dorthin, wo unſer Bächlein in die Elbe ſtrömt, unſrer Euch ſo werthhaltenden Stadt ſchenken!“ — „Das wär' gar lieb und wacker von Euch!“ meinte die holde Magdalene, dem Grafen feurigen Blickes einen friſchgefüllten Becher kredenzend. Graf Henrich fand in ſeiner Wonnigkeit keinen Gedanken an Einwendung, ein herbeigerufener Schreiber fertigte flugs den Schenkbrief, die drei Rathsmänner unterzeichneten, ein Gleiches that der Graf, und den Becher in der Linken, drückte er mit der Rechten das Siegel am Schwertknauf unter die Urkunde, welche Magdalene zur Mithülfe auf der Tafel feſthielt.

Nächſten Morgen traten in feierlichem Zuge der Bürgermeiſter und ſämmtliche Rathsmänner mit dankendem Gruße bei dem Grafen ein, bittend, er möge erlauben, daß man ihn bei dem Klange der Trompeten und Heerpauken hingeleite zu der Stätte, wo er die Gnade haben möge, mit eigener Hand den Grenzpfahl einzuſenken, um dadurch ſein großmüthig Werk zu krönen. Da er ſeine Gedanken wieder beiſammen hatte, merkte er wohl, daß jenes geſchenkte Räumlein ein weiter Raum war, fand indeß Ehre nur darin, ſein Wort zu halten, und ritt ſinnend bei feſtlichem Gepränge zu dem bezeichneten Ort, wo viel Volks ſich drängte. Abgeſtiegen vom Roß, ſchaute ſich Graf Henrich um, und Magdalenen erblickend, verbeugte er ſich zierlich, plötzlich aber ergriff er ſie mit beiden Armen, ſo als ſtarker Mann die Jungfrau in die Höhe hebend, ſtellte er die Erſchreckte hin, wo das Grenzzeichen aufgerichtet werden ſollte, hielt ſie allda feſt, und mit mächtiger Stimme ſprach er: „Eine gute Schenkung iſt der andern werth, mir ſey demnach Magdalene von dem Peerd geſchenkt zur ehelichen Hausfrau, und ſie ſtehe hier als Grenzzeichen, bis ſie ihre Huld und der Vater ſeine Bewilligung mir zugeſagt!“ — Ringsum ward freudig Gemurmel vernommen ob dieſes ſeltſamen Abenteuers, Dietrich von dem Peerd aber ſchritt eiligſt heran zu Magdalenen, die verſchämt und betroffen daſtand vor Aller Augen, und ſie befragend, flüſterte ſie ihr Ja, ſo daß nun der Vater auf dem Grenzſtrich ihre Hand in die des Grafen Henrich legte, wonach ein



vielmaliger Jubelruf von Nah und Fern ertönte. Lachend aber ſprach Graf Heinrich zu Dietrich von dem Peerd: „Ihr nahmt und ich nehme, gleichgeſinnt macht gute Freunde, und iſt's auch wahr, daß Gott mit einem Schalk den andern ſchlägt, ward's doch hier nicht ein Schlagen, ſondern friedlich Vertragen!“ Hienach ſenkte er heitren Sinnes den Grenzpfahl ein und leitete am Johannistage im Jahre 1343 wiederum heiteren Sinnes ſeine junge und ſchöne Magdalene über beſagten Grenzſtrich zu ſich heim, empfing eine reiche Mitgabe, die den Verluſt des Landſtriches wett machte, ward nun zwar nicht mehr ſo oft im Rathskeller geſehen, blieb aber doch der Pinneberger Zecher im eigenen Schloß.

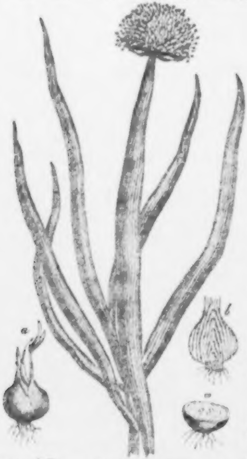
Gz.

Im Felde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1846 — 1854.)

In dieſem Jahre ſoll dem Leſer eine unſcheinbare, aber ſeit den älteſten Zeiten bekannte Pflanze vorgeführt werden. Es iſt dies die gemeine Zwiebel, Sommerlauch, Zwiebellauch, Bolle, Zipolle (Allium Cepa Linn.) Das Wort „Bolle“ bedeutet einen rundlichen Körper, beſonders die Augen der Bäume; auch bezeichnet man damit die Samenkapſeln (Flachsknoten) des Flachſes.

Der Zwiebellauch hat eine etwas niedergedrückte kuglige Zwiebel, d. h. einen verkürzten, unterirdiſchen Stamm, auf deſſen Gipfel eine von Blattanfängen umgebene, unentwickelte Knoſpe ſteht. Der untere Theil dieſes Stammes, Zwiebelkuchen, treibt die Wurzelzaſern. (a eine treibende Zwiebel; b eine Zwiebel im Längsdurchſchnitt; c eine Zwiebel im Querdurchſchnitt, ſo daß man die dicken, ſaftigen Schalen deutlich erkennen kann.) Die äußere Umhüllung der Zwiebel beſteht aus trockenen, gelbrothen oder weißen Häuten. Die aus der Zwiebel ſich entwickelnden Blätter ſind dunkelgrün, röhrig, ſtielrund, zuweilen auch nur halbſtielrund, an der Spitze pfriemlich. Der Zwiebellauch, im Anfange des April geſäet, bringt im erſten Jahre nur Blätter, im Herbſte werden die Zwiebeln aus der Erde genommen und diejenigen, die zur Samenzucht dienen ſollen, im Keller aufbewahrt. Im nächſten Frühjahre werden ſie dann wieder in die Erde gebracht, worauf ſie von Juni bis Auguſt außer den Blättern nun auch einen zwei bis drei Fuß hohen röhrigen, in der Mitte bauchig aufgeblaſenen Blüthenſtiel treiben. Dieſer trägt die von einer zwei- bis viertheiligen trockenhäutigen Blüthenſcheide umgebene kugelige Dolde. Jede einzelne Blüthe beſteht aus einer ſechsblättrigen, ausgebreiteten Blüthenhülle. Die Blättchen ſind länglich, ſpitz, nach vorn klappenförmig, weiß mit grünen Kielnerven. Die ſechs Staubgefäße ſind noch einmal ſo lang, wie die Blüthenhüllblättchen. Der rundliche Fruchtknoten hat einen



ungetheilten Griffel mit ſtumpfer Narbe. Die Samen ſind kantig. Das Vaterland des Zwiebellauchs iſt unbekannt; ſchon ſeit den älteſten Zeiten wurde er überall angebaut und machte bei vielen Völkern, wie auch noch jetzt, ein Hauptnahrungsmittel aus. So erzählt Herodot, daß die bei dem Bau einer Pyramide von dem ägyptiſchen Könige Cheops (um 1100 v. Ch. Geb.) zuſammengetriebenen Menſchenmengen für 1600 Talente (2,160,000 Thaler nach unſerem Gelde) Lauch, Zwiebel und Rettige verzehrt haben. Auch die Iſraeliten liebten, wie noch heut, die Zwiebeln und ſprachen ihre Sehnſucht nach ihnen aus: „Wir gedenken der Fiſche, die wir in Aegypten umſonſt aßen, und der Kürbis, Pfeben, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.“ (4. Moſe 11, 5.) Auch Homer (Il. XI, 629) erwähnt der Zwiebeln als eines Reizmittels zum Trinken. Bei den Aegyptern ſtanden ſie nach Plinius (XIX, 32) in ſolcher Achtung, daß man bei ihnen, gleich wie bei den Göttern, ſchwur. Man gab ſie auch den Mumien in die Hand, wie wir unſern Todten Apfelſinen und Citronen mitzugeben pflegen. — Alle Theile des Zwiebellauchs enthalten ein ſcharfes, ätheriſches Oel, das dem, der die Zwiebel zerſchneidet, Thränen auspreßt. Hierauf bezieht ſich der launige Dichter, der eine Frau mit einer Zwiebel vergleicht, wenn er ſagt:

„Ein Weibchen iſt ein holdes Uebel,
Ein ſüßes, doch beſchwerlich Joch,
Es kommt mir vor, wie eine Zwiebel,
Man weint dabei und liebt ſie doch.“

Dieſes ätheriſche Oel iſt auch die Urſache, daß der Athem und die Ausdünſtung nach dem Genuſſe der Zwiebeln ſtinkend wird. Durch Kochen wird das Oel verflüchtigt, und deshalb ſind gekochte Zwiebeln, wie ſchon Plinius angiebt, ohne üblen Geruch. — Der Zwiebellauch findet bei uns als Gewürz an vielen Speiſen Anwendung; früher diente er in der Heilkunde als harntreibendes Mittel und Mittel wider Zahnfäule und Würmer. Die rohe Zwiebel wird auch häufig angewandt, um die Haut wund zu machen und kahle Stellen des Kopfes einzureiben, damit die Haare wieder hervorwachſen. In der Aſche gebraten und dann ausgepreßt, giebt die Zwiebel viel Saft, der mit zerſtoßenem Kandis vermiſcht gegen Huſten gebraucht wird. Die rothgelben Zwiebelſchalen liefern einen Farbeſtoff, deſſen man ſich zum Gelbfärben der Oſter-Eier bedient.

Nahe verwandt mit dem Zwiebellauch iſt der Eſchlauch (**Allium Ascalonium Linn.**), auch levantiſcher Lauch und Schalotte genannt. Dieſe letzteren Namen, vielleicht iſt auch der erſte aus **Ascalonium**, durch Mißverſtand gebildet worden, beziehen ſich, wie der lateiniſche Beiname **Ascalonium** auf das Vaterland dieſer Pflanze, denn Schalotte iſt aus **Ascalonia**, dem Namen einer Stadt in Paläſtina, verſtümmelt worden. Der Eſchlauch unterſcheidet ſich von dem Zwiebellauch durch geringere Höhe des Blüthenſtiels (6 — 9 Zoll hoch), durch eiförmige, geſtreckte, milder ſchmeckende und weniger ſtarkriechende Zwiebeln, deren trockne, rothgelbe Schalen mehrere, dicht gedrängte, bräunlich-blaue Brutzwiebeln umſchließen.

Wir führen hier auch noch an den durch ganz Europa wild wachſenden Schnittlauch, Brislauch, Graslauch, Schuppenlauch, Jacobszwiebel (**Allium Schoenoprasum Linn.**), der walzige, eiförmige, weißliche, büſchelige Zwiebeln, Zehen genannt, und ſchmale, röhrige, zuſammengedrückte Blätter hat. Die Blätter werden fein gehackt auf Butterbrod häufig genoſſen. — Ferner iſt zu nennen der Knoblauch, Knopflauch (**Allium sativum Linn.**) mit feinen kugeligen Zwiebeln, die viele, ſpitzige, eiförmige Brutzwiebelchen umfaſſen. — Eine Abart des Knoblauchs mit dicken Zwiebeln heißt Rockenbolle, welches Wort die Franzoſen in **Roccambole** verſtümmelt haben. — Die langen, walzigen, netzhäutigen Zwiebeln des wegeblättrigen Lauches (**Allium Victorialis Linn.**), die einem geharniſchten Männlein etwas gleichen, ſind noch oft bei dem Volk unter dem Namen lange Siegwurzel oder Allermannsharniſch als Hausmittel im Gebrauch und wurden als Alraunwurzel, da ſie unverwundbar machen und den Sieg verleihen ſollten, den Leichtgläubigen von Betrügern oft für große Summen verkauft. Alle Allium-Arten gehören zu der natürlichen Familie der **Asphodeleae** und zu der einweibigen Ordnung der ſechsmännigen Claſſe (**Hexandria Monogynia**) des Linnäiſchen Geſchlechtsſyſtems.

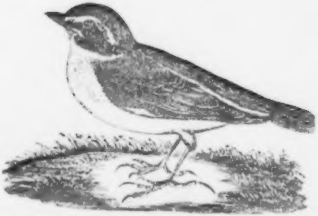
L. Heros.

Heimiſche und fremde Vögel.

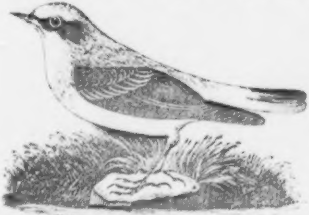
(Humoriſtiſche Naturgeſchichte. Fortſetzung zu den Jahrgängen 1851—1855.)

Schmätzer.

Die Vögel, welche man mit verſchiedenen Nebenbezeichnungen Schmötzer nennt, erhielten dieſen Namen, weil ſie ſchmatzende Laute hören laſſen, ſo daß man ſie zwar zu den Singvögeln zählt, ihren Geſchmack aber mehr dem Magen als dem Kunſtſchönen dienſtbar findet. Ihr Geſchmätz iſt ſehr eintönig, und ſind ihrer viele beiſammen, entſteht ein allgemeines Geſumme, ſo daß ſie in Wald- und Feld-Singſpielen nur als Choriſten gelten könnten. Zum Aufſchwunge



haben ſie keinen Trieb, ihre Neſter bauen ſie auf und unter der Erde oder in Höhlen, erheben ſich allenfalls bis zu den Spitzen der Hecken oder Zwergbäume und thun ſcheu, als ob ſie ſich nicht dürften ſehen laſſen. Für die Nahrung haben jedoch die meiſten Gattungen der Schmätzer einen geübten Blick, ſie ſuchen ſich zu ihrer Heimath in allen Welttheilen fruchtbare etwas feuchte Gegenden aus, wo an allerlei Samen und Inſekten Ueberfluß iſt. Deshalb vergleicht man ſie äußerlich und innerlich mit den Fliegenfängern (über welche wir im vorigen Jahrgange ſprachen), doch ſtehen dieſe in weltgefälligem Weſen voran. Wir ſehen oben den braunkehligen Wieſenſchmätzer und hier den grauen Steinſchmätzer, der jenen an Zierlichkeit übertrifft,



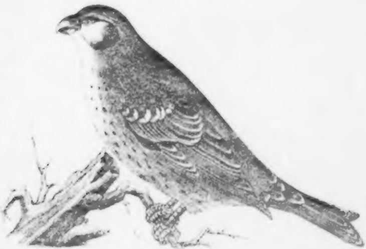
ohne bei uns mehr Talent zu verrathen. Verbreitet ſind die Schmätzer nach allen Zonen hin und in Indien ſoll ſogar eine Art derſelben bei näderem Umgange mit den Menſchen bewundernswerthe Pfiffigkeit entwickeln. Dieſer Vogel iſt auch dort, wie Reiſende melden, mit dem einen, nicht klangvollen Ton, kein ausgezeichneter Stuben- oder Kammerſänger, übrigens aber gelehrig wie der Haushund, ebenſo geſellig, und ſeinem Herrn, auf deſſen Hand er am liebſten ſitzt, merkwürdig treu. Er bringt Papier oder andere ihm angedeutete Gegenſtände herbei, ſtürzt ſich in den Fluß, um einen hinein geworfenen Ring vom Grunde herauf zu holen und wird zum Briefträger, wenn man ihm ein paar Mal das Haus bezeichnete, wohin ein Brief gebracht werden ſoll. Die Mädchen in den indiſchen Städten befeſtigen kleine Goldplättchen als Schmuck zwiſchen den Augenbrauen, und es geſchieht oft, daß Jünglinge ihnen dieſe Plättchen aus Neckerei von jenem Vogel rauben laſſen. Ein Fingerzeig iſt ihm genug, in einem günſtigen Augenblick vollführt er ſeinen Auftrag und kehrt mit der Beute auf die Hand ſeines Herrn zurück. Gewöhnlich gehört der Schmuck einem Mädchen, deſſen Aufmerkſamkeit der junge Indier erregen will, was nicht ausbleibt, wenn er den Schmuck der Beraubten einhändigt und den kleinen Dieb entſchuldigt, in welchem ſich leicht der Liebesbote ahnen läßt. Klingt dies märchenhaft wunderbar, ſo möge der Glaube, der als Vermittler Erſtaunliches leiſten kann, hier das Seine thun nach dem Spruche des Dichters: „Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.“ Wollen wir aber mehr dem Zweifel folgen, dürften wir doch widerlegt werden durch manchen zu allerlei Fähigkeiten erzogenen Vogel, deſſen Kunſtſtücke, für Geld gezeigt, ſeinen menſchlichen Lehrer ernährten. Außerdem hätten wir die Anſicht von George Sand, oder richtiger der Franzöſin Frau Dudevant, entſchieden gegen uns, die im Jahre 1854 äußerte:

„Der Vogel iſt ein vollkommenes Weſen der Schöpfung, bewundernswerth in ſeiner Ausſtattung, die Mittel des Fliegens erheben ihn über den Menſchen, und ſchaffen ihm eine Lebenskraft, welche uns aller Scharfſinn noch nicht zu erringen vermochte. Schnabel und Klauen beſitzen eine unglaubliche Geſchicklichkeit. Eheliche Liebe, häusliche Fürſorge und Betriebſamkeit ſind dem Vogel Naturtrieb; ſein Neſt iſt ein Meiſterwerk von bedachtſamer Geſchicklichkeit und ſeiner Wähligkeit. Ueberhaupt haben wir an den Vögeln die hauptſächlichſte Thierart, bei der das Männchen das Weibchen in den Familienpflichten unterſtützt und der Vater, wie im Menſchenweſen, ſich beſchäftigt, das Haus zu bauen, die Kinder zu hüten und zu ernähren. Der Vogel iſt ſchön, ſingt, hat Liebreiz, Schmiegſamkeit und Anhänglichkeit; er iſt ſittſam, und mit Unrecht macht man ihn oft zum Gleichnißbilde des Unbeſtändigen. Inſoweit Naturtrieb der Treue dem Thier verliehen worden, ſind Vögel die treueſten aller Thiere, bei ihnen wurden beide Geſchlechter gleichmäßig mit Tugenden begabt und ſie bieten ein Beiſpiel zum Muſterbegriff der Ehe. Man ſpreche alſo nicht obenhin von den Vögeln, beinahe kommen ſie uns gleich, als Muſiker und Dichter ſind ſie ſogar von Natur reicher begabt als wir, und der Künſtler ſcheint mir der Vogel unter den Menſchen."

Das ſagt Frau Dudevant, und ihr Zeugniß ſtützt ſich, weil ihr Großvater und ihr Pathe Vogelhändler waren, auf Erfahrung; aber freilich ſtützt ſich ihre Erfahrung nicht immer auf richtige Anſchau, ſondern wird von Ueberſpannung geblendet, ſo daß ſie ſich mehr Begriff zutraut als ſie hat. Vielleicht war ihre überſchwengliche Schätzung der Federgeſchöpfe mitwirkend, ſie ſelber zur Federheldin, zur Schriftſtellerin zu machen, und ihr Vieles nur aus der Vogel-Perſpektive, aus der Fernſicht bekannt werden zu laſſen. Dabei verſtand ſie jedoch die Hülfsmittel der Vogelſteller zu gebrauchen, Ton und Leiſefutter klüglich dem Behagen der Unerfahrenen anzupaſſen, und gleichſam mit ſchmeichelnder Schmätzerei die eitle Menge an ſich zu locken. Geben wir jedoch jenen Aeußerungen der, ihre Weiblichkeit etwas in's übrig Männliche einſchwärzenden Frau das beſchränkende Maaß, wenden ſie nur auf Beſonderes, nicht allgemein an, dürfen wir gewiß ein theilweiſes Recht in der Begeiſterung für die Vögel ihr zugeſtehen. Daß ſie hinſichtlich der Schmätzer unſrer Bekanntſchaft in ihren Behauptungen ausſchweifend iſt, können wir nicht leugnen, wollen aber dagegen beitragen, dem mit ſeinem Namen geſchmähten Vogel die Ehre zu retten, wir meinen den

Gimpel.

Dieſer Vogel könnte gewiß wahrheitsvoller als Maria Stuart ſagen: „Ich bin beſſer als mein Ruf!" — denn nur ſeine Tugenden ſind Urſache, daß man für einfältig erachtete Menſchen Gimpel nennt. Geſellig, gutmüthig, zutraulich, ſorglich für die Seinen, und ſo arglos, daß man bei dem hingeſtreuten Futter gemächlich die Schlinge ihm über den Kopf ziehen kann, ja daß er freiwillig gefangenen Vögeln in das Netz nachſchlüpft, dies iſt die Schilderung des Gimpels in allen Naturgeſchichten. Als Gefangener ergötzt er durch anmuthigen Geſang, den er auch in der Nacht nicht ſchweigen läßt, lernt mit ſeiner flötenden Stimme jedes Lied nachpfeifen, übertrifft in dieſer Gelehrigkeit faſt alle Singvögel, weshalb er vielleicht bei den unteren Volksſchichten Dompfaffe heißt. Trotz ſeiner Liebenswürdigkeit



und Talente hatte er dennoch das Schickſal, zum Spottbilde Derer zu werden, die man zu Dummköpfen ſtempelt, was eine verrätheriſche Ungerechtigkeit iſt. Wir erhalten damit einen Beweis mehr, daß Tugend und Fähigkeit bei den Menſchen nicht durch ſich ſelber gebührend Werth und Achtung gewinnen, es müſſen ſtets Verlarvungen der Eigenſucht damit verbunden ſeyn. Wer den Weltklugen kein Gimpel werden will, der muß kriechen und heucheln nach oben, mit hochmüthiger Vornehmthuerei Furcht erwecken nach unten, jeder Tugend den Anſtrich geben, den Schlauheit und Mode verlangen, und werden nun Laſter daraus, ſchadet es ſelten dem Einfluß. Mode und Geläufigkeit im Schein ſind die ſchützendſten Hüllen, und wo die treuernſtliche Sittlichkeit nicht die Volksſchichten durchzieht, da breitet ſich die Unſittlichkeit als angenehme Seuche aus. Unter ſolchen Um- und Zuſtänden legt ſich freilich der zutraulich Gutmüthige ſelber in Feſſeln und kann, wie fähig er ſey, von der Luft zu leben lernen, während Jene, die nur mit dem Kopfe verkehren, nichts im Herzen vermitteln, vom Zeitſchwindel leben und vollauf haben an Gut und Trunk. Wir aber meinen warnend:

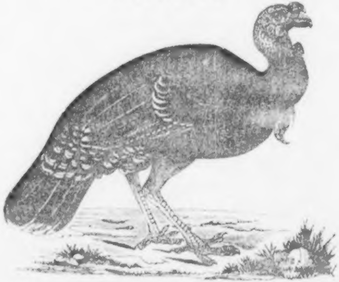
Wer thun will, was im Herzen ſpricht,
Dem fehl' im Rath der Kopf auch nicht,
Und willſt du, was der Kopf dir ſagt,
Dann hab' auch erſt dein Herz befragt.

Dabei findet man nicht überall Roſen auf ſeinem Wege und die Glücksjäger ſpotten auf ihren geſchlängelten Fuchsgängen der unvorſichtig gradaus in Netze und Fallen gehenden Treumüthigen, die man böswillig Gimpel nennt. Dieſer Name iſt dann ſehr oft eben ſo wenig Schmähwort, wie er es bei jenem Vogel ſeyn kann, auf den wir zur Ausgleichung vorzugsweiſe den Ausruf eines Dichters anwenden wollen:

„Gäb's keine Vöglein in der Welt
Mit lieblichem Getön,
Wär' ſonſt ſie reicher noch beſtellt,
Sie wäre doch nicht ſchön;
Sangvögelein, ſo mannigfalt
An Stimm' und Klang und Wohlgeſtalt,
Beleben Flur und Berg und Wald!“

Nicht ſo gelind, wie mit dem Gimpel, hab' ich es mit dem

Truthahn

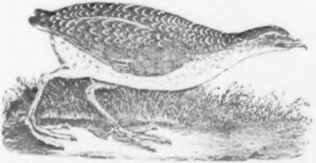


im Sinn, denn ich weiß noch deutlich, daß ich als fünfjähriges Kind aus der engen Hofwohnung in Leipzig nie ohne Angſt nach der Straße ging, ohne mir einen Schmiedsgeſellen als Schutzmann zu erflehen gegen einen ſolchen Kollerhahn, der auf mich einen angebornen Groll zu haben ſchien. Es war ein Feſttag für mich, als er endlich gebraten wurde, obwohl ich nichts davon empfing. Streitſüchtig bis zum Lächerlichen ſchildert die Naturgeſchichte den Truthahn, auch Puter genannt — deſſen Weibchen, da es zu dem Vergleich dient: „dumm wie eine Pute“, auch nicht den angenehmſten Ruf hat. Der Volks-Ausdruck: „er wird vor Zorn roth wie ein

Puterhahn“, beglaubigt deſſen hitziges Weſen, und die mannigfachen deutſchen Namen, die hier und dort örtlich ſind, bezeichnen immer etwas von Störenfried. Das „Trut“ hat er alſo nicht von dem altdeutſchen Wort „Trutſchaft“, welches für Liebe und Freundſchaft gebraucht wurde; eher könnt' es mit „trutſchelig“ verwandt ſeyn, das uns eine hübſche Fleiſchfülle malen ſoll, doch wird's uns freuen, wiſſen Sprachforſcher darüber Genaueres. Spaßhaft iſt es, wenn der Puter mit einem Haushahn in Hader geräth, denn dieſer führt mit dem glücklichen Gebrauch ſeiner Sporen allemal den Beweis, daß ein großer Tölpel durch geſchickten Angriff leicht zu überwältigen iſt. — Die obige Abbildung entnahmen wir dem geäugten, pfauähnlichen Truthahn, dem ſchönſten in Amerika, und hier ſey nur noch erwähnt, daß er auch ſprüchwörtlich wurde. Man ſagt: „Er macht's wie der Truthahn in Dresden!“ — und weshalb dieſer Dresdener zum Gleichnißbilde wurde, lehrt folgender Schwank: „Ein Bauer ſah in der Hauptſtadt Sachſens, daß Jemand einen Papagey für acht Thaler kaufte. Ei, ſagt er zu ſich ſelbſt, gilt heuer ein ſchmächtiger Vogel ſo viel, muß doch ein Truthahn, mehr als noch einmal ſo groß, wenigſtens das Doppelte gelten. Als nun eine Köchin ſich nach dem Preiſe erkundigt, fordert er ſechszehn Thaler, wird gewaltig ausgelacht, beruft ſich aber barſch auf die Zahlung für den magern Papagey. „Herr Je, kann denn der Truthahn etwa eben ſo ſprechen, wie der Pape?“ fragt ſpöttiſch die Köchin, und der Bauer erwiedert: „Hoho! wenn er auch nicht ſprechen kann, ſo denkt er deſto mehr!“ Dies veranlaßte jenes Sprüchwort in Bezug auf Leute, die überall ſchweigſam bleiben und ſich höchſtens dann verlautbaren, wenn ſie kollerig werden. — Aber auch in ſeiner urſprünglichen Heimath, in Amerika, ſtammt ein Sprüchwort von dem Kollervogel. „Er hat zu mir nie Truthahn geſagt!“ bedeutet dort: er hat mir nie gegönnt, was mir gebührt, und die Entſtehung dieſer verlarvten Redensart erläutert ebenfalls ein Geſchichtchen. Zur Jagd ſich vereinend gelobten ſich ein Weißer und ein rothhäutiger Indianer gegenſeitige Theilung der Beute. Am Abend hatte der Erſtere nichts als ein Rebhuhn, der Andere nur einen Truthahn geſchoſſen. „Wie theilen wir nun?“ fragte der Rothhäutige, und der Weiße antwortete: „Das iſt leicht; entweder nehm' ich den Truthahn und Du nimmſt das Rebhuhn, oder Du nimmſt das Rebhuhn und ich den Truthahn.“ Nachdem der Rothhäutige ein Weilchen nachgeſonnen, ſagte er: „Wie war das? Du haſt ja zu mir nie Truthahn geſagt?“ und der Weiße entgegnete: „Ich merke ſchon, wir könnten uns diesmal entzweien, das ſollte mir leid thun und lieber will ich für heut Beides nehmen, die Ausgleichung mag künftig erfolgen.“ So haben die Weißen ſtets mit den Indianern getheilt, was außer den Amerikanern auch die Spanier und Engländer bezeugen können, und das Künftige wird ſchwerlich dem Dieſſeits angehören, denn die eigenmächtige Anmaßung iſt nicht im Ab-, ſondern im Zunehmen.

Bei der Anmaßung fällt uns ein, daß ſie auch einem Vogel zum Vorwurf würde durch ſeinen Namen, wenn er ihn durch ſich, nicht von den Menſchen empfangen hätte; wir meinen den

Wachtelkönig.



Man war ſonſt gläubiger, nächſtdem in Unerfahrenheit nicht weniger leichtgläubig als jetzt, und bildete ſich ein, in jenem Flügelmännchen den Anführer der mit ihm zu gleicher Zeit ankommenden Wachteln zu ſehen. Deshalb hing man ihm das Königthum an, eine von ihm unverdiente Ehre und Würde. Er weiß nicht einmal ſeine Flügel zu gebrauchen, läuft lieber auf dem Erdboden, als daß er ſich fliegend erhebt, verliert ſeinen Nachſtellern gegenüber alle Beſonnenheit, alle Geiſtesgegenwart, und läßt ſich dann mit den Händen als Beute ergreifen. Das ſind keine königlichen Eigenſchaften, ſogar nicht für ein Wachtelvölkchen, welches freilich auch nicht beſonders klug, daneben jedoch kampfluſtig iſt. Kunſtgeſchmack ſcheint ihm aber zu mangeln, denn obwohl die Wachteltöne nicht unangenehm ſind, gelten ſie doch nur für „Schlag“, nicht für Geſang, und in Mexico giebt es eine Art Wachteln, die das Gegentheil von feiner Bildung dadurch verrathen, daß ſie ſich in das Hundegebell verlieben. Wenn ſie es hören, verſammeln ſie ſich, bleiben ſitzen, den Beller anſtierend, und nun werden ſie leicht in Netzen gefangen. Die mexicaniſchen Wachteln ſcheinen die Neigung der nichtsſinnigen Leſemenge zu haben.

Univ. Bibl.
München

die entzückt iſt von Zerrbilds-Witzen, die gleichſam Alles und Jeden anbellen. Solche Leſer dürfen ſich nicht wundern, möchte man ſie zuweilen „wachteln", welches Wort im bayriſchen Deutſch „Derbausſchelten" bedeutet, da eine ſo rohe Leſeſucht, edler Läuterung völlig widerſtrebend, ſelbſt halblichten Köpfen verderblich werden kann, weshalb wir zur Beachtung Jean Paul's Ausſpruch empfehlen: „Ein Volk iſt leichter vergiftet als verfinſtert." — Für jetzt ſchließend, wollen wir nur noch eine ſehr eigenthümliche Art von Wachteln erwähnen, Handgranaten, die man ſo ſonderbar benannte wegen des Geräuſches, mit dem ſie platzen. Erfinder war der franzöſiſche Artillerie-Offizier Bergueil, und Laudon benutzte ſie im Jahr 1789 zur Eroberung Belgrads mit Erfolg. Zu jener Zeit ſangen öſterreichiſche Soldaten ein Lied, von dem wir den einzigen uns bekannt gewordenen Vers mittheilen:

„Eh' Laudon, unſer General,
Belgrad bezwang,
Ergötzte uns mit einem Mal
Wachtelngeſang,
Ziſch, ziſch, Schlag, Schlag!
Doch wer ihn gar nicht hören mag,
Das ſind die Türken, ſie zogen aus,
Erzählten viel von Wachteln zu Haus!"

Nicht allzu ſehr iſt es den Türken zu verargen, wenn es ihnen dort, wo ſolche Wachteln flogen, unbehaglich zumuth ward, denn es wird wohl Jeder lieber Wachteln ſpeiſen, als ſich von Wachteln zur Würmerſpeiſe machen laſſen.

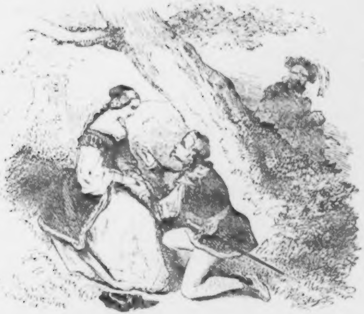
Gz.

Roth und Weiſs.

Eine däniſche Sage.

Es gab ſeiner Zeit einen mächtigen Grafen in Dänemark, der war über die Maßen ſtolz. Er beſaß die ganze Inſel Laland und hatte am Strande derſelben ein großes Schloß erbaut. Das Schloß nannte er Gyllenſtern, denn er war ſo reich, daß er jeden Stein deſſelben mit Gold bedecken konnte. Aber der Reichthum des Grafen war weit geringer als ſein Stolz. Als der König, gerührt von der Schönheit der Tochter des alten Grafen, dieſe zum Weibe begehrte, meinte derſelbe, dem Könige noch eine Ehre zu erweiſen, wenn er Ja ſagte. — Die Gräfin war ſchön; aber ihre Sittſamkeit war größer als ihre Schönheit, und mehr als Alles war ihr beſcheidener Sinn. Eines Tages hatte der Graf zu ihr geſagt: „Tochter, Ihr werdet die Gemahlin des Königs ſeyn; haltet Euch bereit!“ Die Gräfin antwortete: „Gnädiger Herr Vater, ich bin Euer gehorſames Kind!“ Als ſie aber ſpäter einſam unter den hohen Buchen wandelte, mußte ſie weinen; ſie wußte kaum, warum. Das ſah ein junger Rittersmann, der erſt vor Kurzem in den Dienſt des Grafen getreten war. Er nahte ſich mit ſittigem Gruße und bat, ſie möge nicht weinen, ſondern ihre Thränen getroſt trocknen, denn er ſey zu ihrer Hülfe bereit und wolle ſie rächen an Jedem, der es wage, ſie zu kränken. Als die Gräfin das hörte, mußte ſie lächeln und ging in das Schloß zurück. Am andern Tage, als die Beiden ſich unter den Buchen fanden, weinte ſie nicht mehr; der Ritter wußte kein tröſtendes Wort, ſondern ſie gingen ſtumm neben einander. Aber ſchon nächſten Morgens fanden ſie die Sprache wieder, und wenn die Vögel, die oben in den Buchen niſteten, plaudern wollten, ſie hätten viel zu verrathen gewußt. Einſtmals fand es ſich, daß der Rittersmann in der Hand der Dame ein Tuch bemerkte, das war weiß wie der fallende Schnee. Und weil er ſich längſt ein Pfand ihrer Liebe gewünſcht, ſagte er, das Tüchlein ſey ein Sinnbild ihrer Keuſchheit und Reine, darum würde er über die Maßen glücklich ſeyn, wenn ſie es ihm verehrte. Die Gräfin ward ſo bleich als das Tuch ſelber; aber ſie vermochte nicht, dem holden Jüngling ſeine demüthige Bitte abzuſchlagen, darum gab ſie es ihm. Und wieder kam ein Tag, da ſie zuſammentrafen im Buchenwalde, und diesmal hielt die Gräfin ein Tuch in der Hand, das glänzte heller und röther wie das Abendroth, wenn es aus der See aufſteigt. Als ſie ſich trennten, faßte der Ritter den Zipfel des Tuches und ſagte: „Allerſchönſte Herrin, dies Tuch iſt ein Bild der Liebe, die wir für einander empfinden, darum gieb es mir zum ewigen Angedenken!“ Da brannten die Wangen der Gräfin und wurden röther als das Tuch; aber ſie liebte den jungen Ritter ſo ſehr, daß ſie ihm nicht entgegen ſeyn konnte, darum gab ſie ihm das Tuch und ihr lautſchlagendes Herz dazu.

Während das geſchah, kam Botſchaft vom Könige. Der hohe Herr wollte nach Laland kommen und ſelbſt um die ſchöne Gräfin freien. Als der ſtolze Graf das hörte, traf er große Zurüſtungen, und es ward das Unterſte zu oberſt geſtellt, oder umgekehrt. Er war überall ſelbſt zur Hand und ſo kam es, daß er auch unter den Buchen erſchien, wohin er ſonſt faſt nie kam. Da erblickte er ſeine Tochter und den jungen Ritter vor ihr auf den Knieen. In ſeinem Zorn



wollte er ihn niederhauen; aber er beſann ſich, daß dies eine Ehre und keine Strafe ſey. Darauf beſchloß er, ihn vor allem Volke ſchimpflich hinrichten zu laſſen. Er rief die Trabanten, die den Frevler fortſchleppten, und die Liebenden konnten ſich nur noch durch ein flüchtiges Wort zu verſtehen geben, daß Keiner den Andern überleben wolle. Eine treue Magd wußte den Kerkermeiſter zu gewinnen, daß er ſie vor der Hinrichtung zu dem Ritter ließ, um ihm das letzte Abſchiedswort der Geliebten zu bringen.

„Sage Deiner Gebieterin“, ſprach der Ritter, „daß ich morgen ſterben ſoll. Der Graf läßt mich jenſeits des tiefen Grabens hinrichten, der an dem Schloſſe vorüber fließt. Meine holde Herrin ſoll mir die Gunſt gewähren und an das Fenſter treten, damit ich ſie vor meinem Ende noch einmal ſehe. Meine Waffengefährten ſind zum Grafen geeilt und bitten um mein Leben. Wenn er es ihnen gewährt, was ich aber nimmer glaube, ſo will ich das weiße Tuch, das meine Herrin mir ſchenkte, wie eine weiße Fahne flattern laſſen. Muß ich ſterben, zeige ich ihr das rothe Tuch und mag ſie dann thun, was ihr gut dünkt.“

Der junge Ritter hatte zwei Waffengenoſſen, mit denen er Freundſchaft hielt. Der Eine war treu wie Gold und bewies es auch jetzt. Als er vernahm, daß ſein Freund ſterben ſollte, eilte er nach dem

Strande und ſteuerte dem Königsſchiffe entgegen, das er von fern auf hoher See gewahrte, um die Gnade des höchſten Herrn für ſeinen armen Freund zu erflehen. Der Andere aber, der ſelbſt eine verborgene Neigung zu der ſchönen Gräfin im Herzen trug, neidete ihm ihre Gunſt und hatte geſchworen, ihn zu verderben. Darum drängte er ſich in das Vertrauen des Unglücklichen, wußte es zu erlangen, daß er die letzten Stunden im Gefängniſſe bei ihm bleiben durfte und erforſchte alle ſeine Geheimniſſe, das mit dem rothen und weißen Tuche nicht ausgenommen. Als er das erfahren, war er innerlich froh, ſagte aber mit betrübtem Angeſicht: „Ich begleite Dich auf Deinem letzten Gang und bitte Gott, daß er es mir vergönnt, Dir das weiße Tuch zu reichen.“

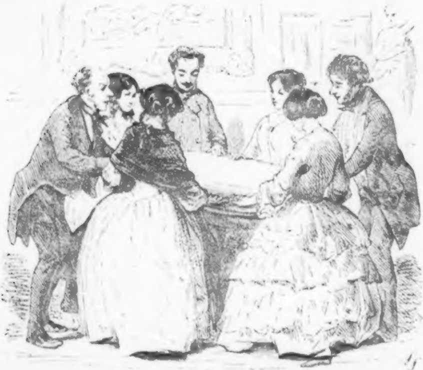
Als nun die Stunde der Hinrichtung kam, ſtand die Gräfin am Fenſter, todesbleich, aber völlig gefaßt; ein Dolch lag neben ihr. Der alte Graf hatte die Bittenden abgewieſen und die Hinrichtung zur feſtgeſetzten Stunde befohlen. Aber es war anders beſchloſſen. Der König hatte den andern Freund des Ritters gehört. Gerührt von deſſen Treue, ſandte er ihn mit ſeinem Siegelring an den Grafen mit dem Befehl, des Ritters zu ſchonen. Haſtig eilte der Bote an das Ufer, beſtieg ein ſchnelles Roß und flog dem Schloſſe zu. „Gnade, Gnade! Hier iſt des Königs Siegelring!“ — Grollend ſchickte der Graf den Henker fort. Der junge Ritter ſank halb ohnmächtig in die Kniee. Da ergriff der falſche Freund haſtig das rothe Tuch und ſchwang daſſelbe mehrere Male um den Kopf. Als die Gräfin dies gewahrte, ſagte ſie mit zitternder Stimme: „Er iſt hinüber!“ ergriff den neben ihr liegenden Dolch und ſtieß ihn ſich in die Bruſt.

Als dieſe Schreckenskunde ſich verbreitete, eilte der Ritter in das Schloß und warf ſich bei der Leiche nieder. Als man ihn von derſelben entfernen wollte, war er verſchieden. Der hartherzige Vater verſtummte von jener Stunde an und verließ ſein Schloß nicht wieder. Der Verräther aber — deſſen Tücke dies Alles verſchuldete — ward, als dies an den Tag kam, aus dem Reiche verbannt.

Heinrich Smidt.

Naturwiſſenſchaft und Aberglaube.

Der Aberglaube hat zu allen Zeiten im Volksleben eine große Rolle geſpielt, und trotz aller entſcheidenden Widerlegungen, welche eines ſeiner Wahnbilder nach dem andern gefunden, tauchen immer wieder neue auf bis in die nächſte, noch lebendige Gegenwart. Wer denkt hier nicht an die tanzenden Tiſche, welche, Vielen allerdings nur eine überraſchende Natur-Erſcheinung oder ein Scherz und Spiel, andrerſeits doch auch Tauſende von Schwachköpfen mit Geiſter- und Wunderſpuk erfüllten und von den Blindgläubigen als über- oder unterirdiſche Zeichen, als Teufelswerk berufen wurden? Deutſchland, Frankreich, England, endlich im geſteigertſten Maaße Nordamerika ſahen den von drehenden Tiſchen verdrehten Verſtand in Aufregung

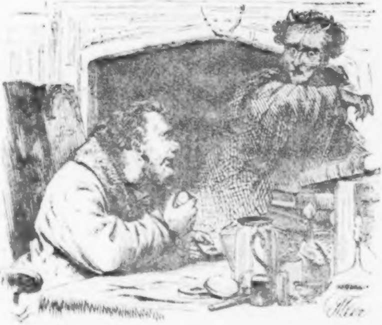


und Verzückung, und nicht allein tanzen, auch klopfen und durch ihr Klopfen — wahrſagen ſollten die Tiſche. Der überraſchenden Erſcheinung bemächtigte ſich um ſo mehr, je länger die Männer der Wiſſenſchaft ſchwiegen, der ſtets bereite Aberglaube und ließ ſich von den im gehobelten und gedrechſelten Holze wohnenden „Klopfgeiſtern“ ſchlagende, ob auch unbegriffene Beweiſe der eigenen Dummheit ausfertigen. Wir brauchen keinem Verſtändigen mehr zu verſichern, daß der äußerſte Unſinn und der ekelhafteſte Betrug bei dieſem „Geiſterklopfen“ zuſammentrafen. Das Drehen der Tiſche unter den zur ſogenannten „Kette“ vereinigten Händen iſt freilich nicht wegzuleugnen, aber es fragt ſich, ob dies ein Sich-Drehen oder ein Gedrehtwerden ſey. Letzteres behaupten die bedeutendſten Naturforſcher, namentlich Faraday, welcher die Urſache der Bewegung in dem unwillkürlichen, durch lange Spannung erzitternden Spiel der menſchlichen Nerven und Muskeln findet. Seine Anſicht hat viel Wahrſcheinlichkeit, doch liefert ſie keine unumſtößliche Enthüllung der Thatſache, deren weitere Aufklärung durch die Naturwiſſenſchaft nicht ausbleiben wird. Vor der Hand dürfen wir mit Beſtimmtheit annehmen, daß auch in dieſer Sache Alles ſein natürlich zugehe und daß aller damit verbundene Geiſterſpuk nichts als Irrthum, Betrug und Aberglaube ſey.

Ungleich tiefer wurzelnde Wahngebilde und Vorurtheile hat die Naturwiſſenſchaft aus den Köpfen der Menſchen gefegt; gönnen wir ihr die Zeit der Unterſuchung, und ſie wird auch an dieſer Frage nicht ſcheitern. Lange Jahrhunderte geriethen die Völker in Angſt und Schrecken, wenn einmal die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne dergeſtalt zwiſchen Sonne und Mond zu ſtehen kam, daß ſie dieſem das Sonnenlicht raubte und ſo eine Mondfinſterniß erzeugte; oder wenn gar mitten am Tage der Mond auf ſeiner Bahn um die Erde zwiſchen dieſe und die Sonne trat und durch Beſchattung der Erde eine ſogenannte Sonnenfinſterniß verurſachte. Gräßliche Ereigniſſe im Völkerleben, wohl gar den Untergang der Welt ſollte das verkünden. Jetzt aber wiſſen die Sternkundigen lange Jahre voraus zu beſtimmen, wann eine ſolche Verfinſterung eintreten, wiſſen auf die Minute zu berechnen, wie lange ſie dauern werde, und das furchterregende Wunder iſt zu einer regelmäßigen, mit Nothwendigkeit wiederkehrenden Erſcheinung in dem unabänderlichen Gange der Weltkörper geworden. Wohin dieſe Erkenntniß nicht gedrungen, da freilich verfinſtert ſich gleichzeitig mit dem Mond oder der Sonne noch heute der menſchliche Verſtand. In Oſtindien iſt noch heute der Glaube verbreitet, bei einer Mondfinſterniß ſpanne ein böſer Geiſt ſeine rabenſchwarzen Fittige über den Mond, um ihn vom Himmel herabzureißen. Die Indier eilen daher in ſolchen Fällen, eingedenk der von ihnen verehrten Heiligkeit des fließenden Waſſers, den Flüſſen zu und werfen ſich bis an den Kopf in die Fluthen, um ſich vor den Angriffen des böſen Geiſtes zu ſchützen. Den Kopf ſelbſt haben ſie dann immer ſchon verloren und brauchen ihn daher nicht mit unterzutauchen.

Nicht minder war der Komet am Himmel, wie wir in alten Geſchichtsbüchern und Chroniken hundertmal leſen können, einſt eine gefürchtete Macht. Krieg, Aufruhr, Mißwachs, Peſt u. ſ. w. wurden ihm in die Schuhe geſchoben. Zwar ahnte ſchon um die Zeit der Geburt Chriſti der Römer Seneca die Geſetzmäßigkeit der Kometenbahnen, aber ſelbſt der große Aſtronom Kepler vermochte zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts noch nicht, ſich gänzlich des Glaubens an Vorbedeutungen und unglückliche Einflüſſe der Kometen zu entſchlagen. Die Erfindung, die ſtetige Verbeſſerung und der umfaſſende Gebrauch des Fernrohrs erſt ſollte die Menſchheit von dieſem Wahn erlöſen. Der geſchärfte Blick des Aſtronomen hat nach und nach eine ſo beträchtliche Anzahl verſchiedener Kometen am Himmel aufgefunden und nachgewieſen, daß es gegenwärtig eine ſchwere Aufgabe wäre, für ſo viele Vorbedeutungen die entſprechenden Ereigniſſe herbeizuſchaffen. Im ganzen vorigen Jahrhundert wurden nur 64 verſchiedene Kometen beobachtet, in der erſten Hälfte des neunzehnten ſchon 80 neue entdeckt, und die Geſammtzahl der bis jetzt bekannt gewordenen Kometen beträgt etwa 600. Bald wird ſie mehr betragen, denn jedes Jahr läßt innerhalb unſers Sonnen-Syſtems irgend ein neu entdecktes Individuum zum Heere dieſer kleinen Weltkörper ſtoßen. Das Jahr 1846 brachte allein deren acht. Am gründlichſten beſeitigte den Kometen-Aberglauben die mathematiſche Berechnung der Kometenbahnen. Der Halley'ſche Komet war der erſte, deſſen Bahn und geſetzmäßige Wiederkehr in beſtimmten Zeitabſchnitten berechnet wurde. Das neunzehnte Jahrhundert fügte hierzu bereits die genaue Berechnung von mindeſtens drei neuen regelmäßig wiederkehrenden Kometen; ſie ſind getauft auf die Namen ihrer Entdecker: Biela, Enke und Faye. Die Bahnen von neun bis zehn anderen wurden ſoweit feſtgeſtellt, daß nur die Thatſache ihrer Rückkehr abgewartet wird, um die Rechnung abzuſchließen.

Wie der Aberglaube zum Himmel emporſtieg, ſo verſenkte er ſich auch bis in den tiefſten Schooß der Erde. Tief unter unſern Füßen ſollte in Höhlungen des Erdkörpers eine verderbliche Geiſterwelt hauſen. Die Heiden dachten ſich dort ihre Unterwelt, von unterirdiſchen Gottheiten bevölkert, die Juden ihre Hölle und ihre Teufel, und in den Zeiten der Unbildung und Barbarei trat auch das Chriſtenthum die Erbſchaft dieſes Wahnglaubens an. Mit dem Teufel würde der kaltblütige Naturforſcher ſchneller fertig geworden ſeyn als der foliantengelehrte, hämorrhoidalblütige Doctor Fauſt. Er blickt ihm nach dem Kopf und ſieht, daß er ein Hornvieh iſt; er blickt ihm nach den Füßen und ſieht entweder eine geſpaltene Klaue oder einen Pferdehuf. Im erſteren Falle ruft er ihm zu: „O, ich



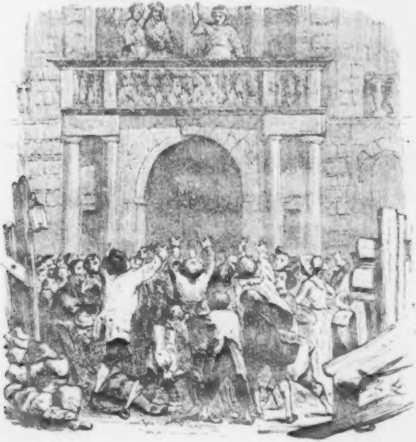
kenne Dich, Du gehörſt zu den Widerkäuern und friſſeſt keine Menſchen!" — im zweiten Falle aber ſchlägt er ein helles Gelächter auf und ſagt: „Hörner und doch ein Pferdehuf? Das paßt nimmer mehr zuſammen. Geh, Du biſt nichts als eine künſtliche Verpfuſchung der Natur, eine häßliche Lüge!" In beiden Fällen aber ſchließt er mit den Worten: „Ich fürchte Dich nicht!"

Räumte ſchon der aufklärende Gedanke des vorigen Jahrhunderts mit Teufel und Hölle zur Genüge auf, ſo blieb doch die Vorſtellung von einer gewaltigen Höhlung im Innern der Erde immer noch beſtehen, und die Einbildungskraft bevölkerte ſie wohl gar mit Pflanzen, Thieren und zwei unterirdiſchen Planeten, denen man die Namen der heidniſchen Gottheiten Pluto und Proſerpina beilegte. Die Naturwiſſenſchaft warf unbarmherzig auch dieſe Phantaſie über den Bord der Erkenntniß in das Meer des Aberglaubens. Das Pendel, welches die Erde nicht allein maaß, ſondern auch wog, ihre Dichtigkeit wie ihre Geſtalt beſtimmte, machte allen ſolchen Einbildungen den Garaus. Mehr als zweitauſend Pendel-Beobachtungen führten zu dem Ergebniß, daß das Gewicht oder die Dichtigkeit des Erdkörpers 5½ mal größer iſt als Gewicht oder Dichtigkeit des Waſſers. Ich ſage: „Gewicht oder Dichtigkeit" und nehme beide Begriffe als gleichbedeutend, was ſie in der That auch ſind. Wägen wir, als die regelmäßigſten Geſtaltungen, zwei Kugeln von gleichem Umfange gegen einander ab, ſo können ſie in der That nur dadurch verſchiedenen Gewichtes ſeyn, daß die Maſſe der einen dichter iſt als die der andern. Man hat nun die durch das Pendel erkannte mittlere Dichtigkeit der Erde mit der Dichtigkeit der Maſſen, welche ihre Rinde bilden, verglichen und gefunden, daß die am meiſten verbreiteten Stoffe (Granit, Kalk, Porphyr, Sand, Thon) nur zwei bis dreimal dichter ſind als Waſſer und alſo kaum die Hälfte der allgemeinen Erddichtigkeit, des allgemeinen Gewichts der Erde erreichen. Schwerer als jene eben genannten Stoffe ſind freilich die Metalle, aber ſie machen einen verhältnißmäßig zu geringen Theil der oberen Erdſchichten aus, um erheblich zu deren vermehrter Dichtigkeit beitragen zu können. Wir müſſen alſo, da die Richtigkeit der Pendelwägung auf unumſtößlichen Geſetzen ruht, nothwendig zu dem Schluſſe gelangen, daß die Erde gegen ihren Mittelpunkt hin an Dichtigkeit zunehme, und zwar wird dieſe Zunahme eine um ſo beträchtlichere ſeyn, in je höherem Grade die Schwere der inneren Maſſe jene erwieſene Leichtigkeit der umfangreicheren äußeren Schicht auszugleichen hat. Von welcher Art und Geſtalt die dichteren Maſſen des Erdinnern ſeyn mögen, läßt ſich nur vermuthen, ſchwerlich ergründen. Da auch die Hitze nach dem Mittelpunkte zu ſich bedeutend ſteigert, hat die Annahme einige Wahrſcheinlichkeit, daß ſie ſich in geſchmolzenem Zuſtand befinden, vielleicht einen glühend flüſſigen Metallkern bilden, um den ſich ſtein- und erdartige Maſſen als Erzeugniſſe der Verbrennung im Sauerſtoffe der Luft ablagerten. Jedenfalls aber beſteht das Innere der Erde nicht aus einem hohlen Raume, ſondern aus einem gefüllten, dichten und ſchweren Kern.

Ueber und unter der Erde, am Himmel und in der Hölle verfolgten wir den Aberglauben; ſchauen wir uns nun ein wenig auf dem Boden, der uns trägt, nach ihm um. Von gewaltigen Rieſen, welche einſt den Menſchen in Schrecken ſetzten, hat Jeder gehört. Die eigentliche Heimath der Sagen von Rieſen und rieſigen Geſpenſtern iſt der nebelreiche Norden. Folge mir der freundliche Leſer nun einmal in die Berge des ſchottiſchen Hochlandes. Wir ſtehen im Thal, umhüllt von einem ſo dicken Nebel, daß kein Strahl der Sonne zu uns herniederbringt. Den Tag zu ſuchen, blicken wir empor, und plötzlich ſehen wir über uns hoch in der nebligen Luft eine rieſige menſchliche Geſtalt von geſpenſtiſchen Umriſſen ſich bewegen. Wir erſchrecken aber nicht, wir fragen: woher dieſes Nebelbild? Der

Pachter John Cullen, unſers Wirthes Nachbar, iſt auf dem Wege, dieſen zu beſuchen und ſchreitet oben auf dem Felſenpfade am ſteilen Thalrande einher. Ihn umglänzt in ſeiner Höhe das helle Sonnenlicht und wirft ſeinen langen Schatten in den dicken Nebel über unſern Häuptern: dieſer Schatten iſt das von uns erblickte rieſige Geſpenſt. In Vollmonds-Nächten vermag ſelbſt der Mond ähnliche Nebel-Erſcheinungen zu erzeugen, und manch' ein nächtlicher Wanderer mag davor erſchrocken ſeyn. In ſolcher Natur-Umgebung erwuchſen dann alle jene Märchen, Zauber- und Geiſterſagen, welche das ſchottiſche Volk noch heute kaum vergaß, in ſolcher Natur-Umgebung entſtanden die Oſſian'ſchen Geſänge. Wo aber iſt die Heimath jener Gnomen und Zwerge, die in Höhlen und unter der Erde große Schätze hüten, die armen, aber braven Leuten Schürzen und Taſchen mit Laub oder Moos füllten, welches zu Hauſe ſich in Geld verwandelte, oder Anderen Gold ſchenkten, das durch irgend ein Verſehen plötzlich zu ſchlechtem Kraut oder Sand oder Aſche wurde? Die Heimath dieſer Sagen liegt im Herzen von Deutſchland, und, wie uns Riehl in ſeinem Buche „Land und Leute“ erzählt, iſt namentlich im Fichtelgebirge die Schatzgräberei bis auf die neueſte Zeit zu Hauſe. Während der arme Mann dort in den dichten Wäldern Gras ſammelt oder Baumpech auskratzt, Holz fällt, harte Granitblöcke zerſchlägt, Kohlen oder Wagenſchmiere brennt, träumt er ſich vielleicht zum reichſten Mann, dem nur der letzte Schlüſſel zu ſeinem Reichthum fehlt. Denn nach dem Volksglauben ſoll jeder, auch der gemeinſte, Feldſtein auf dem Fichtelgebirge edle Metalle bergen. Die Beobachtung der Natur gab uns zu dieſem Köhlerglauben einen Schlüſſel anderer Art, als der arme Taglöhner ſich wünſchte. In der Nähe von Wunſiedel wächſt nämlich ein ſeltenes Moos; man nennt es Goldmoos. Schaut man von fern darüber hin, ſo funkelt es im prächtigſten Goldſchimmer. Tritt man aber näher hinzu, ſo iſt der goldige Glanz durchaus verſchwunden, und bei genauerer Unterſuchung läßt ſich nirgends eine äußere Urſache des trügeriſchen Schimmers wahrnehmen. Wo dieſes Moos wächſt, da iſt auch der Sagenkreis von den goldenen Reichthümern des Fichtelgebirges gewachſen.

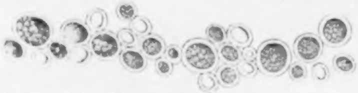
Waren jene Goldſpenden der Zwerge und Gnomen in der That nur eitel Blendwerk, ſo haben hingegen unſre Großeltern am hellen, lichten Tage auf der Straße zu Berlin einen wirklichen Goldregen erlebt. Im Jahre 1791, unter der Regierung Friedrich Wilhelm's des Zweiten, kam ein türkiſcher Geſandter, Azmi Effendi, nach der preußiſchen Hauptſtadt. Er wohnte erſt im Schloſſe zu Köpenick, zog dann aber in ein Haus auf dem Gensdarmen-Markt zu Berlin. Die Neugier hatte eine große Menge wißbegieriger Berliner, Alt und Jung, Groß und Klein, beim Einzuge des Geſandten vor deſſen Hauſe verſammelt. Das Jauchzen, Springen und Toben ſchien dem guten Moslim ſehr zu gefallen, und, vielleicht um es zu vermehren, warf er einige Goldſtücke nach und nach vom Balken herab unter die Menge. Man kann ſich vorſtellen, welch ein Gedrang, welch ein Lärm und Kampf nun erſt entſtand. Die Großen liefen mit den



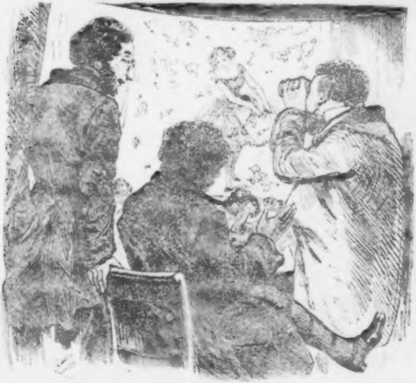
Köpfen zuſammen, die Berliner Straßenjungen, von jeher eine muntere und kecke Raſſe, fielen über einander her, prügelten ſich, ſtolperten, ſtürzten und zogen Erwachſene in daſſelbe Unglück mit hinein.

Kurz, es gab einen Knäuel wildeſter Verwirrung, bis die Polizei den Geſandten höflichſt erſuchte, mit dem Spiele einzuhalten.

Da von einem Goldregen einmal die Rede war, mögen einige andere Arten wunderbarer Regen hier noch erörtert werden. Das Mittelalter und der Volksglaube bis in die neuere Zeit berichtete nicht ſelten, es habe Blut, es habe Schwefel geregnet, und knüpfte daran wohl ein Strafgericht Gottes oder irgend eine unheilverkündende Mahnung oder ſonſt eine abergläubiſche Vorſtellung. Aber ſeit der Anwendung des Mikroſkops, des für die Wiſſenſchaft ſo einflußreichen Vergrößerungsglaſes, fand der Naturkundige auch dieſer übernatürlichen Wunder natürliche Urſache. Die Wiſſenſchaft kennt bereits mehr als tauſend verſchiedene Arten von Urpflanzen, d. h. ſolcher ſelbſtſtändigen Pflanzengeſtalten, welche aus einer einzigen, bald rundlichen, bald vieleckigen Zelle beſtehen. Zu den runden Urpflänzchen gehört das hier abgebildete Regenblutkügelchen, das in ſtehenden Regenlachen ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit erzeugt und verbreitet und durch ſeine eigene rothe Farbe dem Waſſer einen blutrothen Schein ertheilt. Auch durch eine Inſektenart wird ein ſogenannter Blutregen erzeugt. Die Puppe eines gewiſſen Sommervogels läßt, wenn der Schmetterling ſich entpuppt, ſechs bis acht rothe Tropfen fallen. Wo nun ganze Hecken und Büſche von Tauſenden dieſer Puppe überzogen ſind, die eine ſtarke Sommerwärme gemeinſam ausbrütet, da ſtellt ſich eine regenartige Erſcheinung her. Aehnlich hängt es mit dem Schwefelregen zuſammen. Im Frühjahr, wenn es, begleitet von ſtarken Regengüſſen, gewittert hat, bemerkt man an den Rändern der Regenpfützen ein gelbes Pulver, von welchem früher gefabelt wurde, es ſey Schwefel; und es hieß dann, es habe Schwefel geregnet. In der That iſt aber jenes Pulver nichts Anderes als Blüthenſtaub, der zur Zeit des blüthenreichen Lenzes über Weidenbäumen, Roggenfeldern, Nadelwäldern, Schlangenmooſen, Schachtelhalmen u. ſ. w. in dichten Wolken emporſteigt. Die Winde fangen ihn auf und tragen ihn nach entfernten Gegenden, wo er vom Regen niedergeſchlagen wird und bei furchtſamen Landleuten die Erinnerung an Sodom und Gomorrha erweckte. Im Sommer und

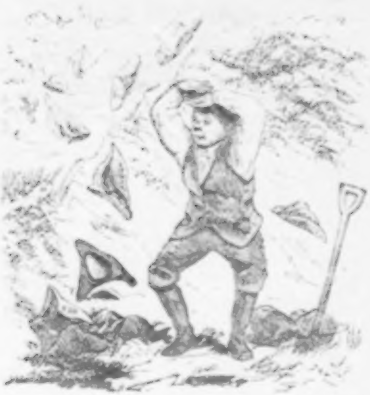


Spätjahr, wo doch die Gewitter nicht ſelten heftig ſind, bemerkte ſchon Hebel in ſeinem „rheinländiſchen Hausfreund", wird Niemand mehr etwas von Schwefelregen ſehen, weil dann das Blühen ein Ende hat; dann regnet es Eicheln und Kaſtanien, Birnen, Aepfel und Nüſſe von den ſchwerſten Aeſten der Bäume, aber keinen eingebildeten Schwefel. Doch giebt es eine Art von Blumenregen, welche die fortſchreitende Bildung nicht allein nicht vom Aberglauben löſen konnte, die vielmehr, recht wie eine Krankheit unſerer genußſüchtigen Geſellſchaft, immer mehr an Verbreitung gewinnt. Das iſt der Blumenregen, der über irgend eine gefeierte Theatergröße aus den Logen herabſtürzt und ſich heutigen Tages hauptſächlich über den ſpringenden Engeln in der Geſtalt verführeriſcher Tänzerinnen entladet. Ich erinnere nur an den neueſten Triumphzug der ſpaniſchen Tänzerin Pepita durch die deutſchen Städte. Einſt war es Poeſie und echte Kunſt, was von der Bühne herab die Begeiſterung der deutſchen Menge erweckte, heute iſt es der Sinnenreiz und der mög-



lichſt geringſte Anſpruch an die eigene Gedankenthätigkeit im Gewande bunten und poſſenhaften Wechſels. Indeſſen dürfen wir wohl annehmen, daß dieſe Geſchmacksverwilderung, dieſe Haſt nach gedankenloſem Vergnügen nur die Oberfläche unſerer großſtädtiſchen Bevölkerungen angenagt hat, daß im Kern unſeres Volks noch wahre Tüchtigkeit und einfache Sitte zu finden ſey.

Lieber als jene in der Bildung verbildeten Menſchen ſind mir noch immer die einfältigen Leute, welche, wenn es nach einem Regen in ihrer Nähe von Fröſchen wimmelt, ſich einbilden, es habe Fröſche geregnet. Dort hat die Bildung bereits einen unwiederbringlichen Verluſt erlitten, hier kann ſie noch durch Aufklärung erobern. Mit dem Froſchregen geht es aber folgendermaßen zu. Wenn im Sommer trockene Hitze eintritt, zieht ſich eine Art von Laubfröſchen in benachbarte Wälder und Gebüſche zurück, weil ſie einen kühlen und feuchten Ort liebt. Fällt aber ein ſanfter Regen, dann ſpringen ſie zahlreich hervor und erquicken ſich im naſſen Graſe. Das Kapitel von den wunderbaren Regen hat ſchon Hebel in ſeinem „rheinländiſchen Hausfreund“ vielſeitig abgehandelt, und ich kann nicht umhin, bevor ich noch eine der wichtigſten Natur-Erſcheinungen, den Steinregen nämlich, betrachte, hier eine ſeiner humoriſtiſchen Regengeſchichten einzuflechten. Hebel erzählt: Am Unbegreiflichſten iſt es, daß es einmal ſoll Soldatenhüte geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landſtädtchen irgendwo in Sachſen ſoll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf ſeinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel ſtürmiſch; er hörte entferntes Donnern; die Luft verfinſterte ſich; eine große ſchwarze Wolke breitete ſich vom Himmel aus, und ehe der gute Mann es ſich verſah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward ſchwarz, und der Eigenthümer deſſelben hatte unter vielen Hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte, was geſchehen war, brachte zum Beweis davon ſo viele Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exercirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind, riß den meiſten die Hüte von den Köpfen, wirbelte ſie in die Höhe über den Berg hinüber und ließ ſie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht; indeſſen gehört doch eine ſtarke Windsbraut und folglich auch ein ſtarker Glaube dazu. — Alles, was jemals von



wunderbaren Regen berichtet worden iſt, und ſelbſt den Hutfall Hebelſcher Erfindung überbietet aber eine Nachricht, welche der weiland Magiſter Pfefferkorn in ſeiner „Geſchichte der Landgrafſchaft Thüringen" (gedruckt 1675) mittheilt. Es heißt daſelbſt: „Anno 1571 hat es um Weißenfels herum klare Leinwand und Futter-Barchent geregnet, bei 23,156 Ellen." Um eine Erklärung dieſer Wunder-Erſcheinung bemüht ſich der Herr Magiſter nicht, und da er nicht anführt, ob ſich in der Nähe der Stadt etwa große Leinwandbleichen befanden, müſſen auch wir an dieſem Wunder ohne Aufklärung vorübergehen.

Nun einige Worte vom Steinregen. Er ſteht im innigſten Zuſammenhange mit gewiſſen Feuer- und Licht-Erſcheinungen am Himmel, welche man einſt ebenfalls zu den übeln Vorzeichen eines nahenden Unglücks rechnete, mit den Sternſchnuppen und Feuerkugeln, die häufig einzeln, nicht ſelten aber auch in großer Anzahl, meiſt oberhalb der Erd-Atmoſphäre, den Geſichtskreis unſeres Auges durchzucken. Feuerkugeln ſind nichts Anderes als Sternſchnuppen, welche entweder wirklich größer ſind als dieſe oder doch größer erſcheinen, weil ſie der Erde näher kommen, und gleich dieſen als kleine Weltkörper betrachtet werden müſſen, die in beſtimmten Bahnen die Erde umkreiſen. Durch den Umſtand, daß ihre Bahnen die Erdbahn ſchneiden, gelangen ſie mit dem Luftkreiſe unſeres Planeten in Berührung, und wir ſehen ſie dann in Geſtalt einer feurigen Kugel oder einer Rakete über unſern Häuptern einherfahren. Iſt die Anziehungskraft der Erde mächtiger als die vorwärts treibende Kraft der Sternſchnuppe, ſo ſtürzt dieſe ganz oder bruchſtückweiſe auf die Oberfläche der Erde herab. An den Stellen, wo Sternſchnuppen oder Feuerkugeln niederfielen, fand man dann oft Steine von eigenthümlicher Beſchaffenheit, zuweilen auch kleinere oder größere Stücke gediegenen Eiſens, die ſogenannten Meteorſteine oder das Meteor-Eiſen. Wenn einmal irgendwo „Steine vom Himmel fielen“, es „Steine regnete“, wie die Leute ſagten, erkannte man die Sternſchnuppen oder Feuerkugeln, von denen ſie kamen, nicht immer gleich als ſolche, weil man ſie nur im Augenblick ihrer Entzündung und Zerſprengung als eine feurige oder rauchartige Wolke wahrnahm. Eine ſolche Wolke war aber unzweifelhaft nichts Anderes als eine durch die Reibung an der ſauerſtoffhaltigen Erd-Atmoſphäre in Brand gerathene Feuerkugel. Die aus einer ſolchen Wolke herabgefallenen Steine gleichen denen durchaus, welche aus genau wahrgenommenen und beobachteten Sternſchnuppen und Feuerkugeln niederfielen. Es ſind bereits gegen 400 Meteorſteinfälle bekannt, die theils in einer Menge kleinerer Steine, theils in einzelnen größeren zur Erde kamen. Eines der hervorragendſten Ereigniſſe erſterer Art fand am 22. Mai 1808, ſechs Uhr Morgens, zu Stannern in Mähren ſtatt. Während eines plötzlich eingetretenen Nebels vernahm man einen heftigen Knall, als ob eine Kanone gelöſt werde, dann mehrere ſchwächere, donnerartige Schläge, begleitet von dumpfem Rollen, Brauſen und Ziſchen. Das Getöſe dauerte etwa acht Minuten, und inzwiſchen fielen in einem Umkreis von drei Stunden viele Steine herab, von denen einige tief in die Erde ſchlugen, andere über den Boden fortglitten und auf der Oberfläche liegen blieben. Nachdem die Lufterſcheinung vorüber war, fand man die Steine noch warm und zählte deren gegen 200 von einem halben Loth bis 12 Pfund Gewicht. Sie waren von einer glänzend ſchwarzen Rinde bedeckt, innen locker, porös und körnig, in der Farbe weiß und bläulich grau, enthielten aber kein gediegenes Eiſen, wie andere Meteormaſſen, ſondern nur, ſtellenweis eingeſprengt, etwas Eiſen- oder Magnetkies. Häufiger wurden Erſcheinungen der zweiten Art beobachtet, wo größere Maſſen vereinzelt aus Feuerkugeln herabfielen. Eine bei Schwiedus in der Mark gefundene Meteor-Eiſenmaſſe, deren Abbildung wir

geben, wiegt 218 Pfund, mißt einen Fuß zwei und einen Viertelzoll in der Höhe und gegen drei Fuß vier Zoll im Umfang und iſt mit einer nicht ſehr ſtarken Rinde von ſchwarzbraunem Eiſenoxid überzogen.

Dergleichen Meteorſteinfälle wurden nun freilich ſchon öfters gefährlich, erſchlugen mehrmals Menſchen und ſetzten Gebäude in Brand, aber dem Aberglauben, der geheimnißvolle Vorbedeutung mit ihnen verband, genügten auch ſie höchſtens in der Einbildung beſchränkter Köpfe.

Anton Gubitz.

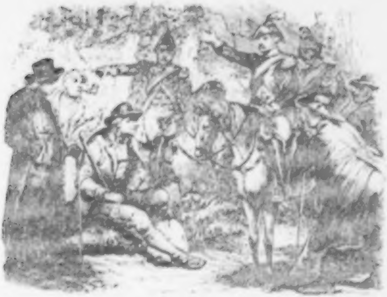
Das Greifen.

Eine Erinnerung aus Selbſterlebtem.

Es iſt bekannt, welche Mittel ſich Napoleon in Deutſchland erlaubte, um ſeine Regimenter vollzählig zu machen. Leute, im vorgerückten Mannesalter und in wichtigen bürgerlichen Verhältniſſen ſtehend, wurden nicht ſelten durch Häſcherbande zu Rekruten gemacht und als Soldaten eingeſtellt. Dieſe verhaßte Menſchenjagd nannte man in Weſtphalen „Greifen".

Es war im Monat September des Jahres 1807, als fünf Gensdarmen, von der Präfectur zu Osnabrück geſchickt, in einem kleinen Städtchen der Grafſchaft Ravensberg ſich Abends beim Maire meldeten, und mehrere Leute (in dieſer Bedeutung „Schütten“) zur Hülfe verlangten, um entſprungene und nicht erſchienene Rekruten aufzuheben. Der Maire ſchickte ſeinen Boten zum Beſtellen im Orte umher und nach einer guten halben Stunde waren elf Mann, zum Behuf des Greiſens mit tüchtigen Knütteln verſehene rüſtige Bürger beim Maire verſammelt, und harrten, weß Weges man ſie führen und welche Plagen man ihnen auferlegen werde. „Allo!“ war das den beſtellten Greiſern bekannte Wort des Wachtmeiſters der Gensdarmen, und der ſechzehn Mann ſtarke Zug ſetzte ſich in Marſch. Nur wenig wurde geſprochen, und außer den Gensdarmen wußte Niemand, wohin es ging, damit es unmöglich ſey, daß die Opfer, die man ſuchte, eine Gefahr, welche ſie vielleicht im ſanften Schlummer überfallen ſollte, ahnen könnten.

„Wohin geht's denn, und wie weit ſollen wir heute Nacht noch laufen?“ fragte Franz Gundelmann, der dreiſteſte der unfreiwilligen Begleiter. — „Nach Sp.“, war die Antwort. Dieſen Namen führte ein nur eine halbe Stunde entlegenes Dorf, in welchem man bald anlangte. So wie verſprochen war wurde aber nicht gehandelt, denn es ging das Dorf hindurch, weil der Wachtmeiſter ſagte, es gelte einem Rekruten in der Sp. Haide. Bald tappte man in dieſer umher, und Roß und Mann waren oft in Gefahr, in die tiefen, ſchlammigen und mit Waſſer angefüllten Flachsröthen zu ſtürzen, deren in der Haide viele regellos umher lagen. Die Schütten merkten, daß man den Punkt, wo ſie mit hin ſollten, immer weiter hinaus ſchob. „Ich will klar und ausdrücklich hören, wohin wir müſſen!“ ſagte Franz Gundelmann in beſtimmtem Tone. — „Weiter!“ antwortete kurz der Wachtmeiſter. Mit dieſer Antwort ließ ſich Franz Gundelmann aber nicht begnügen. Er ſetzte ſich auf die Erde. „Bevor ich nicht erfahre, wohin ich muß, geh' ich nicht weiter!“ ſprach er. „Nennen Sie mir, Herr Wachtmeiſter, nur den Ort, wo Sie mich treffen wollen, dann werd' ich mich beſſer zurecht finden, als Sie mich führen; dieſe Quälerei und Geheimnißthuerei gefällt mir nicht.“ — Die übrigen Schütten, die als Franz Gundelmann's Gefährten deſſen Loos theilten, fanden ihres Sprechers Forderung ſehr gerecht und nothwendig; da mußte der Wachtmeiſter nachgeben, obgleich er die Schütten auf's Neue täuſchte. — „Wir müſſen nach dem Hl.“, waren ſeine Worte. Die Schütten erſtaunten, denn man hatte ſie ganz



nutzlos umhergeführt. Sogleich ſchlugen ſie einen andern Weg ein und ließen die Gensdarmen, denen ſie verſicherten, zur beſtimmten Zeit am Sammelplatze zu ſeyn, allein reiten. Der Punkt, wo man ſich der Abrede gemäß zu treffen gedachte, war eine einſame Wohnung, und der Platz, auf welchem ſie ſtand, ein bekannter Hügel. Um elf Uhr waren alle ſechzehn Mann hier beiſammen. Die Fußgänger waren die Erſten an Ort und Stelle geweſen und hatten ſich ruhig gehalten, weil ſie meinten, in dieſem Hauſe ſey der Rekrut, den man haben wolle. Schon ſchickten ſie ſich an, nach gewohnter Weiſe das Haus zu umzingeln, nachdem die Gensdarmen herbeigekommen waren, als ſie einer der Letzteren zu ſich rief. Das laute Sprechen berechtigte die Schützen zu verſchiedenen Muthmaßungen, denn bei ſonſtigen Gelegenheiten, wo es zu greifen galt, wurde ſtets ein geräuſchloſes Verfahren beobachtet.

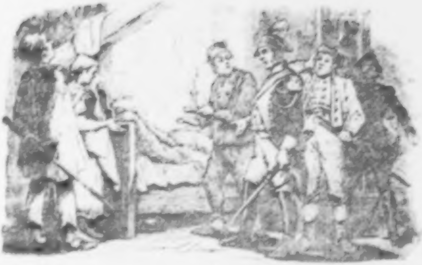
Der Wachtmeiſter klopfte jetzt an ein Fenſter der Wohnung. „Ich komme gleich!" rief drinnen Jemand, der die ſpäten Gäſte zu erkennen ſchien und auf ihr Erſcheinen wohl gewartet haben mochte. — „Wenn alle Rekruten ſo willig werden wie dieſer", bemerkte Franz Gundelmann, zu den Gensdarmen gewendet, „dann iſt unſere Mühe und Arbeit unnütz und Napoleon kann die fünf Thaler in die Taſche ſtecken, die Sie jetzt ſo oft verdienen." — Man achtete auf Franz Gundelmann's Rede nicht, denn eben öffnete ſich die Thüre und ein großer, faſt ſechs Fuß hoher Kerl trat hervor. Neugierig betrachteten ihn die Schützen, doch keiner kannte ihn, weil er in einem andern Kirchſpiele wohnte, und nur aus dem Geſpräch, welches eifrig und mit großer Vertrautheit zwiſchen ihm und dem Gensdarmen-Wachtmeiſter geführt wurde, wollte man auf ſeine Perſon ſchließen. Die nächtliche Quälerei wurde fortgeſetzt, nachdem ſich der lange Kerl dem Zug angeſchloſſen hatte.

Seither ſchon war auf wohl zwei Meilen in die Runde, von dem Punkt aus gerechnet, wo wir die Greifenden verlaſſen, unter den Leuten das Gerede, ein Kerl in der Gr. Haide reiſe oft nach Caſſel ſo wie nach andern Städten zu franzöſiſchen Behörden, und verrathe für Geld die Zufluchts- und Aufenthalts-Oerter entwiſchter und nicht erſchienener Rekruten. Dieſes Gerede fiel Chriſtoph Heller, einem der elf Schützen, gerade jetzt ein. „Alſo Du biſt der verfluchte Verräther, die Urſach, daß wir bei Nacht und Nebel umhertappen, und ſtatt auszuruhen, ſolche Teufels-Arbeit verrichten müſſen?“ ſprach Chriſtoph leiſe für ſich. „Ich wollte, Du ſchütteteſt Deine Eingeweide aus!“ fuhr er als Letzter des Zugs unbemerkt in ſeinem Selbſtgeſpräche fort. — Chriſtoph Heller hatte ſich in ſeiner Vermuthung nicht getäuſcht. Der Lange war wirklich Der, wofür er ihn hielt, und aus ſeiner Beſchäftigung und Handlungsweiſe leuchtet zu deutlich ſein Charakter hervor, als daß er noch geſchildert werden dürfte. Zweckmäßiger mögen einige Worte über das Perſönliche und Eigenthümliche des Wachtmeiſters und dreier Schützen ſeyn, denn die Uebrigen ſpielten gleichgültige Rollen.

Der Wachtmeiſter war einer von den Machthelfern, die, unbekümmert um die Rechtlichkeit ihrer Handlungen, ſtreng, ohne Berückſichtigung irgend eines Verhältniſſes, ohne Herzens- und Gewiſſenszweifel erhaltene Befehle ausführen, eben weil es Befehle ſind. Das Geld, welches er als Belohnung für das Einfangen eines ungehorſamen Conſcribirten erhielt, machte ihn den für franzöſiſche Pläne zu Militairpflichtigen gewordenen Deutſchen ſeines Bereichs zum liſtigen Ungeheuer. — Ganz nach ſeinem Willen und Wunſch, wie der lange Kerl, war ihm Hans Wake, einer der elf Schützen. Wenn die Andern dieſer Letzten unwillig wurden, war er ſtets bereit, die Befehle des Wachtmeiſters zu vollziehen, nicht aus Bangigkeit vor demſelben, ſondern weil ihn als einen Habſüchtigen die kleinen Belohnungen banden, die er unbemerkt erhielt. Das Geld iſt gut mitzunehmen, dachte er, ich kann's ja des Nachts zu meinem täglichen Erwerbe hinzu verdienen. — Durch und durch das Gegentheil von dieſem ſchmutzigen Charakter war Chriſtoph Heller. Der Zweck rechtfertigt nie die Mittel, ſagte er oft, wenn auch mit mehr Worten. Es wurde ihm ſauer, ſeine ſtarke Familie zu ernähren, aber Geld auf ſolche Weiſe zu verdienen, wie es Hans Bake that, ſchien ihm niederträchtig. Zu dieſen trefflichen Geſinnungen geſellte ſich bei ihm die Vaterlandsliebe, und wenn er mit unter den Greifern war, wußte man in der Regel wenig von Glück; denn ſeine ganze Thätigkeit hatte keinen andern Zweck, als wo möglich unbemerkt und im entſcheidendſten Augenblick die übrigen Greifer in Unthätigkeit zu verſetzen oder zu erhalten. Durch Erzählen mancher Schnurre und durch andere Kunſtgriffe gelangen ihm ſeine Abſichten oft. — Franz Gundelmann war eine von den Naturen, die ſich ihrer Handlungsweiſe oft nicht deutlich bewußt ſind, die aber, wenn's zum Treffen kommt, nie in Verſuchung gerathen, böſe zu handeln, ſondern meiſt, durch das Gefühl geleitet, richtig das Gute treffen. Willig folgte er, wenn man ihn zum Greifen beſtimmt, der Obrigkeit gehorſam, doch bemerkte er, daß man ihn foppen wollte, dann wurde er faſt trotzig, wie wir bereits geſehen.

Die ſiebzehn Greifer, die wir bei der Wohnung des Langen verlaſſen, gelangten bald nach ihrem Aufbruche von hier im Dorfe Qu. an, durch welches ſie eilig hindurch gingen; erſt in Rh. wurde Halt gemacht. Die Glocke ſchlug Zwölf, als in dieſem letztgenannten Dorfe auf Befehl des Wachtmeiſters ſämmtliche Fußgänger und die vier Berittenen geräuſchlos einen Bauerhof umſtellten. Es galt dem Sohne des Beſitzers dieſes Bauernhofes. Der Wachtmeiſter klopfte an, und verlangte Einlaß im Namen des Kaiſers Napoleon. Die Hausfrau, die Mutter Deſſen, den man ſuchte, und mehrere Kinder erhoben ein klägliches Geſchrei, da ſie ihres Familiengliedes Gefahr ſahen, als ſie den Wachtmeiſter erkannten. Dieſer verlangte dringend, eingelaſſen zu werden, und gebot die größte Ruhe. Doch ſeine Vorſicht war nutzlos, denn die Hunde, deren der Bauer in Weſtphalen gewöhnlich zwei ziemlich große hat, und welche auch hier nicht fehlten, weckten durch ihr Gebell Den, der ſich zu Hauſe nicht ſicher wähnen konnte.

„Eilig eine Lampe angezündet, die Thüren zugehalten!“ befahl der Gensdarm, als er endlich in die Stube eintreten konnte. Vater und Mutter, ſo willig ſie zu gehorchen ſchienen, beeilten ſich doch nicht ſonderlich, ihren Sohn mit fangen zu helfen. Da war die Lampe nicht zu finden, der Zunder in der Zunderbüchſe wollte nicht Feuer fangen, und als man ein Fünkchen hatte, war der Docht in der Lampe verdorrt und das Oelglas ausgetrocknet. So ging über

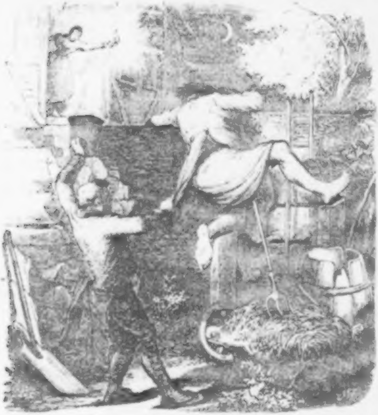


den Zurüſtungen viel Zeit verloren, und als man nun mit Licht das Haus durchſuchte, fand man Den nicht, um welchen man alle Arbeit und Mühe aufwendete. Sein Bett war noch warm und bis auf den Rock, welcher, außer dem Hemde, ſeine einzige Bedeckung geblieben zu ſeyn ſchien, fand man alle ſeine Kleider vor. Das ganze Haus wurde von den Gensdarmen und Schützen noch einmal durchſucht, doch da das Dunkel der Nacht dem Flüchtigen ſo günſtig geweſen, daß er glücklich der Gefahr entrann, ſo nahm man nur die Kleider mit, die er zurückgelaſſen hatte.

Zehn Minuten von dieſem Bauerhofe entfernt war ein anderer Hof, deſſen Beſitzer einen Sohn als Rekruten eingeſtellt hatte. Letzterer war aus ſeiner Garniſon Osnabrück deſertirt, man wußte jedoch mit ziemlicher Gewißheit, daß er ſich zu Hauſe aufhielt. Man kam zu dem Bauerhauſe. Schrecklich wurde gedroht, wenn man nicht ſofort die Hunde einſperre und Licht mache. Nach langem Suchen fand der Wachtmeiſter auch Den nicht, den er gern gehabt hätte, denn dieſer, ſchon zwei Monat als Soldat im Dienſt, kannte die Liſt ſeiner Verfolger und ſchlief ſeit ſeinem Entweichen keine Nacht im väterlichen Hauſe, in welchem er freilich die größte Zeit des Tages weilte. Gewöhnlich hielt er ſeine nächtliche Ruhe im Gebirge, eine halbe Stunde vom Vaterhauſe entfernt, wo er ſich eine kleine Hütte gebaut hatte, in welcher ein Doppelpiſtol und ein tüchtiger Stecken neben ſeiner Ruheſtätte lagen. Oft auch war er des Tages hier, wenn er ſich zu Hauſe nicht ſicher glaubte, und im Dunkel der Nacht holte er ſich dann Lebensmittel aus dem Dorfe. Heute durchkreuzten ſonderbare Ahnungen ſeine Seele; den ganzen Tag hatte er ſich im Gebirge aufgehalten und eben jetzt ſchlich er ſich wie ein Fuchs an das elterliche Haus, wo man ihn vergeblich ſuchte. Die Häſcher waren zum Theil im Hauſe bei verdecktem Licht; Die, welche draußen blieben, hatten das Haus nicht ordentlich umſtellt, denn Chriſtoph Heller's Geſchwätzigkeit hielt ſie beiſammen, und ſo ward es dem Deſerteur möglich, bis an die Thür zu gelangen, die er offen fand. Auf den Zehen gehend trat er herzu, und als er eine Geſtalt auf dem Hausflur gewahrte, bog er ſich zu derſelben über, ſie mit der Frage anredend: „Hinnerk, biſt Du dat?" Statt eine Antwort zu geben, kam die angeredete Perſon herausgeſtürzt, dem Fragenden nach der Bruſt greifend. Dieſer, auf das Schlimmſte gefaßt, trat in demſelben Augenblick mit einem tüchtigen Sprunge den Rückzug an und Der, welcher an ihm einen Gefangenen zu machen gedachte, behielt nur einen Blaffert von den Knöpfen des Camiſols, welches der Flüchtige trug, in der Hand. Beide rannten durch den Garten, der Eine verfolgend, der Andere verfolgt. Wären ſie allein geweſen, dann hätte ſich die Sache wahrſcheinlich gewandt; der ſich eilig Zurückziehende würde mit Ueberlegenheit die Offenſive ergriffen haben und Hans Bake wäre gewiß mit zerſchlagenem Kopfe nach Haus gegangen. Jetzt ſtand es freilich anders. Der, dem man nachſtellte, hörte ſeine übrigen Verfolger in dem Hauſe, hörte auch die, welche noch außer demſelben waren, konnte alſo vernünftiger Weiſe ſein Heil nur in der Flucht ſuchen. Mit der Oertlichkeit des Gartens bekannt, in welchem er als Kind ſo oft das „Kriegen" geſpielt und Ehre eingelegt hatte, wenn er ſich nicht erhaſchen ließ, wurde es ihm leicht, jetzt, wo die Noth das Laufen vorſchrieb, ſeinem Verfolger zu entgehen. Er eilte auf dem kürzeſten Wege der Hinterpforte des Gartens zu. Bald befand er ſich außer der Befriedigung deſſelben, da vernahm er einen Knall, und als er ſich umſah, bemerkte er ſeinen erſten Verfolger nicht mehr, ſtatt deſſen aber einen andern, der ihm ſchon nahe war. Nicht weit von der Gartenthür war eben jetzt der lange Kerl aus der Sp. Haide angekommen, und bemühte ſich mit vieler Kraftanſtrengung, die wenigen Schritte zwiſchen ſich und dem Flüchtigen zurückzulegen und Letzteren zu erfaſſen.

„Donnerſchlag, verfluchter Verräther, Du Hund biſt es!" rief im Tone größter Aufregung der Verfolgte; ein entſetzlicher, mit aller Leibesſtärke und einem dicken Knuttel vollzogener Schlag auf den Kopf des Langen begleitete die Worte und ſchien ihre Bedeutung verſinnlichen zu wollen. Der Getroffene fiel mit lautem Geſchrei zu Boden. Sogleich eilten Schützen und Gensdarmen herbei; der Flüchtling aber ſetzte ſeinen Fuß dem Gebirge und ſeiner unbekannten Hütte zu. Man brachte den Langen in's Haus, wo er ſich den Kopf mit Branntwein wuſch; Chriſtoph Heller aber lachte ſtill vor ſich hin. In das Klagegeſchrei des thätlich Verwundeten ſtimmte auch Hans Bake ein. Auch er gab vor, einen Schlag vor den Kopf erhalten zu haben; dem war aber nicht ſo. Bei ſeinem eiligen Verfolgen hatte er eine Stange nicht geſehen, die man zum Behuf des Wäſchetrocknens zwiſchen die Aeſte zweier niedrigen Bäume mit der Oberfläche der Erde parallel gelegt hatte. An dieſe Stange war er mit der Stirne gerannt, und hierdurch betäubt, taumelnd in den weichen Kalk einer nahen Grube geſtürzt. Die Kleider des Habſüchtigen waren verdorben. Somit hatte nun der ſiebzehn Mann ſtarke Zug einen Bleſſirten und einen Schwerverwundeten, aber noch keinen Todten, und der Wachtmeiſter beſchloß die Menſchenjagd fortzuſetzen, die bis jetzt ſo ſchlecht für ihn ausgefallen war.

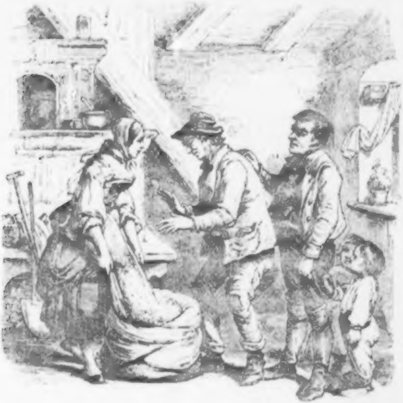
„Allo!" war ſein wohlverſtandenes Wort; die Berittenen trabten und die Fußler gingen raſchen Schritts nach Wt. Den Bürgern, die geglaubt hatten, ihre Arbeit habe ein Ende, ſchien dieſe Nacht dazu beſtimmt, ihnen Mühe und Beſchwerden zu machen, und ſich ihrer recht eifrig zu bedienen, Schrecken und Entſetzen in friedſame Wohnungen und glückliche Familien zu bringen. — Da erhellten die Strahlen der Sonne die Höhe des Himmelsgewölbes, und es galt Eile, wenn man von der Dämmerung und der Frühe des jungen Tages Nutzen ziehen wollte. Man langte nach einem halbſtündigen raſchen Marſche in Wt. auf dem Bauerhofe an, wo ein Conſcribirter war, der wie der Erſte entwiſchte und dem Befehle zu erſcheinen keine Folge geleiſtet hatte. Alle Thüren des Hauſes bis auf eine, welche nach dem Brunnen führte, waren geſchloſſen. Der Wachtmeiſter trat in dieſe ein, nachdem, ſeinem Befehl gemäß, die übrigen Gensdarmen und die Schützen das Haus von außen beſetzt hatten. Franz Gundelmann bekam ſeinen Poſten an der Brunnenthür. Eben wollte er ſich dorthin begeben, als er den Gensdarmen-Wachtmeiſter vorn im Hauſe ſich mit einem Bauerburſchen balgen ſah. Er beeilte ſich, dem Gensdarmen zur Hülfe beizuſpringen, als er bemerkte, wie dieſer von dem rüſtigen und geſchwinden Burſchen erfaßt und zur Seite an das ſteinerne Gefäß, das Schweinetrank enthielt, geſchleudert wurde und zwiſchen Keſſeln und Töpfen der Länge nach niederfiel. Der Sieger kam haſtig zur offenen Thür herausgelaufen, doch da er nur wenige Schritte vor ſich einen Verfolger in Franz Gundelmann erblickte, der ihm den Paß abzuſchneiden drohte, machte er mit Anſtrengung ſeiner Muskeln, wie man es thut, wenn um jeden Preis der Lauf gehemmt werden muß, einen Sprung zur Seite, und warf Franz Gundelmann ſeinen großen Hut in's Geſicht. Dieſe Anſtrengung half aber dem Geängſteten wenig; er lief über eine Ecke des Hofes, Franz Gundelmann ihm nach, und als der Fliehende eben von einem Zaune, auf welchem er ſtand, den Sprung in's Freie machen wollte, faßte ihn dieſer beim Kittelſchoß. „Halt' ihn, halt' ihn!“ rief der Wachtmeiſter, der hinkend herzu eilte, und ſchon Grimm und Groll an dem Armen, nun Gefeſſelten auszuüben gedachte. Der Bauerſohn, der in ſeiner Seelenangſt ahnte, was ihm, der ſo widerſpenſtig gehandelt, bevorſtand, wenn man ſeiner Perſon gewiß war machte ein Geſicht, daß es einem Stein hätte Erbarmen einflößen können. Wie rang er verzweifelnd, auf der einen Seite des hohen



Zaunes hangend, und wie reute Franz Gundelmann, der ſich im Feſthalten auf der andern Seite anſtrengte, ſeine Dienſtpflicht. Da waren zwei Gensdarmen und einige Schütten nicht fern, und aus dem Nachbarhauſe rief ein junges Mädchen, das neugierig die Urſach des Lärmens erkunden wollte, mit erſchreckend kläglichem Ton: „Herr Gott, nun haben ſie Meier's Fritz!“ — Dieſer Ruf und das ihn begleitende Angſtgeſchrei klangen Gundelmann, der den Trauerblicken ſeines Gefangenen ſchon immer auszuweichen ſuchte, wie wenn der Richter über ihm, als einem Verbrecher, den Stab zerbreche. Durch Mienen und Geberden gab er Dem, deſſen Unglück das Mädchen beweinte, zu verſtehen, er ſolle aus Leibeskräften arbeiten, ſich zu befreien. Dieſer, Hoffnung faſſend, riß ſich los, als Franz Gundelmann den Kittelſchoß etwas gleiten ließ.

„Teufel! warum hielteſt Du ihn nicht?“ ſchrie ärgerlich der Wachtmeiſter, als er ſchon ganz nahe war und den Rekruten über hohe Zäune ſortſetzen ſah, wo ihn die Berittenen nicht einholen konnten. Der Säbel flog aus der Scheide, und Franz Gundelmann hätte Schläge bekommen, wenn er ſich leicht in's Bockshorn jagen ließ. „Geben Sie mir nur einen Schlag, ſo wehr' ich mich auch!“ rief er drohend, und hielt ſeinen mit krampfhafter Hand gefaßten ſchmutzigen Stecken dem Wachtmeiſter vor. „Hätten Sie ihn gefangen“, fuhr er fort, „und ihn mir in Verwahrſam gegeben, dann müßt' ich für ihn haften; was wollen Sie mir aber jetzt, wo ich meine Pflicht ſo gut wie Sie gethan habe? Ich konnte ihn ſo doch wohl weniger halten, als Sie, da Sie ihn im Hauſe ſchon um den Leib gefaßt hatten und noch entſpringen ließen? Oder meinen Sie etwa, Herr Wachtmeiſter, daß meine durch Tagesarbeit und dieſe nächtliche Anſtrengung abgemüdeten Glieder geeigneter ſeyen, einen rüſtigen Burſchen, der eben Ruhe genoſſen, feſtzunehmen, als die Ihrigen, deren Arbeit nur war, das Pferd zu zügeln?“ — Der Wachtmeiſter mußte ſchweigend eingeſtehen, daß ſeine Forderung unbillig ſey. Man ging in das Bauernhaus bei ſchon hellem Tage. Es war Sonntag Morgen und die Schütten ſetzten ſich, um auszuruhen, und da der Bauer, der ſeinen Sohn im Freien wußte, den Pumpernickel aus dem Ofen zog, den er geſtern eingeſetzt hatte, bemühte man ſich, mit dieſem den Hunger zu ſtillen. Freudig trug der Bauer ganze Schlagen Butter auf, welche man in großen Maſſen aufſtrich, und das Ungeſunde des friſchen Brodtes unſchädlich machte. Geſättigt gingen die Bürger ihrem Wohnorte zu, und Alle, die erfuhren, wie es dem Langen aus der Sp. Haide ergangen, freuten ſich ſeines Unfalls. —

Bereits war der Schauplatz der Begebenheiten dieſer Erzählung wieder Preußiſch geworden, und Franz Gundelmann war, wie mehrere der elf Greifer, ſchon mehrmals in Wt. geweſen, ſowohl auf Durchreiſen als in Geſchäften im Orte ſelbſt. Zehn Jahre ſpäter, als da er ſo edelmüthig handelte, kam er auch hierher, Korn zu kaufen; denn die Theurung des Jahres 1817 drückte ihn als Familienvater ſehr. Niemand wollte ihm auch nur einen halben Scheffel zu ſelbſt hohem Preiſe überlaſſen, weil der Roggen ſehr zuſammenſchmelz und Jeder für ſich ſorgte. Troſtlos ſaß er in einem Bauernhauſe und gedachte ſeiner Kinder. „Fritz, hör' einmal!“ rief die Hausfrau ihrem Manne zu und ging in die Kammer, wohin ihr dieſer folgte. Nach etwa zehn Minuten kam ſie wieder und ſagte zu Gundelmann: er möge ihr folgen, ſie wolle zuſehen, ob nicht noch einige Metzen übrig ſeyen. Freudig und in raſchen Schlägen klopfte Gundelmann das Herz, und als ihm die Frau für den Preis eines halben Scheffels einen ganzen zumaß und dieſen noch mit einigen Schürzen voll häufte,



machte er große Augen und fragte ſie nach dem Grunde ihres Handelns. „Ihr habt mir meinen Fritz geſchenkt“, entgegnete die Frau, „ohne Eure Edelthat wäre ich nie glücklich geworden. Jetzt kann ich nicht mehr thun“, fuhr ſie fort, „aber in der Erndte will ich an Euch denken!“ — Und ſie hielt Wort. Da gereute es Franz Gundelmann nicht, vor zehn Jahren mit nach W. gegangen zu ſeyn und ſeelenfroh eilte er nach Hauſe. Wie ſchön ſchmeckte ihm das Brod dieſes Roggens! — es war der ſüße Lohn einer edlen Handlung. —

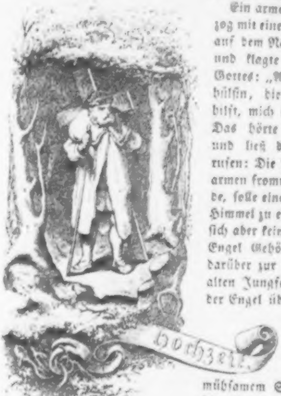
Dieſe völlig wahrhaft erzählte Begebenheit ſey eine der Erinnerungen an Bedrängniſſe, die kein Deutſcher ſeinem Gedächtniſſe entkommen laſſen, wohl aber heilſame Ueberlegungen daran knüpfen ſollte!

Guſtav Kolbe.

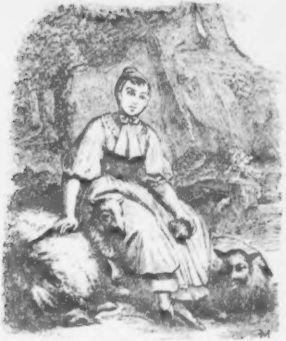
Hochzeit.

Parabel von Clemens Brentano.

(Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.)



Ein armer Mann, Elend genannt, zog mit einem großen ſchweren Kreuze auf dem Nacken in der Welt umher und klagte ſehr mit den Worten Gottes: „Ach, wo find' ich eine Gehülfin, die mir meine Laſt tragen hilft, mich tröſtet und erquickt!“ — Das hörte Gottes Barmherzigkeit und ließ durch ihren Engel ausrufen: Die Jungfrau, welche dieſen armen frommen Wittwer freien werde, ſolle einen reichen Brautſchatz im Himmel zu erwarten haben. Es fand ſich aber keine Jungfrau, welche dem Engel Gehör gab und iſt manche darüber zur unglücklichen Frau und alten Jungfer geworden. Als aber der Engel über Berg und Thal flog, ſah er zwiſchen nackten Felſen eine ſchöne arme Hirtin ihre wenigen Schäflein auf mühſamem Stege in der Sonnenhitze weiden. Zu dieſer ließ er ſich



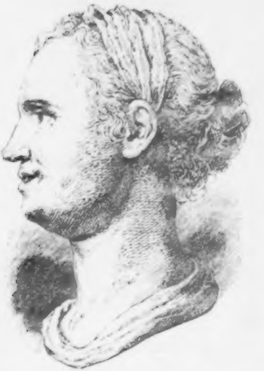
nieder, verkündete ihr die Verheißung und fragte ſie um ihren Namen. Sie antwortete: „Ich heiße Geduld, der Wille des Herrn geſchehe an mir; ich will gern dem armen Elend ſein Kreuz tragen helfen, verlange auch gar keinen Brautſchatz, wenn mir nur ſo viele Halme wachſen, daß ich meine Schäflein ſättigen kann.“ — „Das ſoll Dir werden“, erwiederte der Engel der Barmherzigkeit, „und noch eine goldene Krone auf Dein liebes frommes Haupt.“ — „Ja“, ſagte die Geduld, „aber der Goldſchmied ſoll mir die Krone wie eine Dornenkrone machen.“ Nun erſchien das Elend mit ſeiner Kreuzeslaſt oben auf dem Felſen und ſeufzte ſchwer und wollte niederſtürzen; die liebe Hirtin aber eilte mit ihren Schäflein hinauf und umfing es mit dem Gruße: „Willkommen, mein Bräutigam!“ in ihren keuſchen Armen, und der Engel legte ihre Hände in einander und ſegnete ſie. „Wie ſelig bin ich durch Dich, o Geduld!“ ſprach das Elend; „aber ich Armer bin ſo ermüdet, daß ich Dir nicht in Deine Hütte zu folgen vermag.“ Da lächelte die Geduld und nahm ihren Bräutigam ſammt dem ſchweren Kreuze auf den Nacken und trug ihn einen weiten beſchwerlichen Weg durch die Welt, und ihre Schäflein folgten ihr und fanden Nahrung genug. Als ſie aber hinkam, wo ihre

Hütte geſtanden, hatte der Uebermuth ſie, ſeiner Braut der Weltluſt zu Ehren, in einem Feuerwerke aufgebrannt, und die Hochzeitsgäſte lachten die Geduld aus und ſprachen: „Weiche von uns, Du Närrin! beſchimpfe unſer Feſt nicht; wie magſt Du in einem ſo lächerlichen Aufzuge mit der ſchweren Laſt vor uns treten? Wirf doch dieſe Bürde von Dir!“ — Da ſagte die Geduld: „Ich fühle keine Laſt, Ihr Blinden! Es ſind Flügel, die ich trage, und habe ich hier keine Hütte mehr, ſo will ich den ſteilen Berg hinan mit meinem lieben Bräutigam, zur Sonne.“ So trug ſie ihre Bürde muthig vor des Himmels Pforte; da trat die Barmherzigkeit mit einem herrlichen Brautzug ihr entgegen und verwandelte ihr und ihrem Bräutigam den Namen und das Gewand. Er ſtand rüſtig und glänzend vor ihr, hieß Herrlichkeit und ſtrahlte ſie an, und ſie lächelte ihm zu und war die ſelige Freude, und ihre Lämmer tanzten um ſie her. Der Goldſchmied aber gab Beiden die verheißene Krone; es war wohl eine Dornenkrone, aber Roſen kränzten das Haupt und die Dornen waren die Kronſpitzen. Und ihre Hochzeit wird zu ewigen Tagen in der Bruſt der frommen Armuth gefeiert.

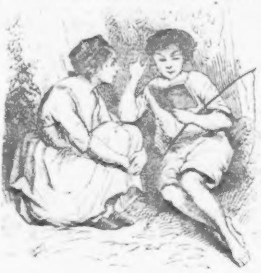
Anna Louiſe Karſch.

Aus dem Leben einer Naturdichterin.

Nicht ihre Gedichte ſind das Anziehendſte an der Dichterin Anna Louiſe Karſch, oder wie ſie zu ihrer Zeit hieß: „Karſchin“, ſondern ihr eigener Lebenslauf, der ſie aus einer armen, unbekannten Bauerndirne eine viel gefeierte Berühmtheit werden ließ. Sie war die Tochter eines Pachters und Bierbrauers Dürbach auf dem Hammer, einem Meyerhofe bei dem Städtchen Schwiebus, und wurde am 1. Dezember 1722 geboren. Noch hatte ſie das ſechste Jahr nicht erreicht, als ihre Mutter Wittwe wurde und unter der Laſt des Geſchäftes an die Ausbildung ihrer Tochter kaum zu denken vermochte. Dazu kam, daß in der ganzen umliegenden Gegend keine Schule ſich befand, und ſogar die Kirche über eine Meile weit entlegen war. Inzwiſchen verlor auch der Bruder ihrer Mutter, ein ſtudirter Amtmann, ſeine Frau durch den Tod und wünſchte ſeine Mutter, Louiſens Großmutter, welche auf dem Hammer lebte, zu ſich zu nehmen, damit ſie die Aufſicht über ſeine Wirthſchaft führe. Auf ſeinen Antrag und auf ſein Verſprechen, für die Bildung der Nichte ſorgen zu wollen, ließ Frau Dürbach ihre Tochter mit der Großmutter zu ihm ziehen. Der Oheim lehrte unſre Anna Louiſe leſen, ſchreiben, rech-



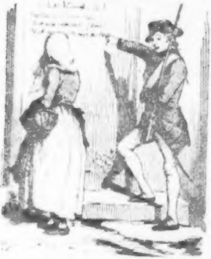
nen, und, als er ihr lebhaftes Faſſungs-Vermögen erkannte, fing er endlich gar an, mit ihr Lateiniſch zu treiben, wenn auch nur ſcherzweiſe und lediglich als Gedächtnißübung. Hierüber gerieth die Großmutter außer ſich und ließ der Mutter, welche ſich mittlerweile mit einem gewiſſen Hempel zum zweitenmal verheirathet hatte, ſagen, wenn ſie ihr Kind lieb habe, ſolle ſie es von dem Oheim wegnehmen, denn der werde das Mädchen ſonſt ganz ihrem Stande entfremden und verrückt machen. Frau Hempel theilte dieſe Anſicht, rief die Tochter in's elterliche Haus zurück und übertrug ihr die Wartung der kleinen Hempel'ſchen Halbgeſchwiſter. Eine traurige Zeit brach an, als der junge Krugbeſitzer im nächſtliegenden Dorfe die Hempelſchen Eheleute auspachtete und dieſe in dem polniſchen Städtchen Tirſchtiegel einen Gaſthof annahmen, wo ſie der bisherige Segen ihrer Thätigkeit, großentheils durch die Trunkliebe des Stiefvaters, verließ. Anna Louiſens Geſchäft beſtand hier darin, daß ſie die drei Kühe ihrer Eltern täglich auf die zur neuen Pacht gehörige, entfernte Weide treiben und den Tag über beaufſichtigen mußte. Noch in den ſpäteſten Jahren ihres Lebens erinnerte ſie ſich ihrer Hirtenſchaft niemals ohne Vergnügen. Die Freiheit, welcher ſie hier genoß, die blühende Natur um ſie her, die von Bächen durchrieſelten Wieſen, die Ruhe und Einſamkeit erfüllten ihre Seele mit anmuthigen Bildern. Sie war im dreizehnten Jahre, als ſie die Rinder zum erſten Male auf die Weide trieb, und da ſie weder ein Buch zum Leſen noch Geräth zum Schreiben beſaß, erging ſie ſich mit ihren Gedanken in bunten Schöpfungen ihrer bewegten Einbildungskraft. Eines Tages, als ſie, ganz in ſich vertieft, empfindſamen Träumen nachhängt, entläuft ihr plötzlich eine der Kühe und ſetzt über einen Waſſergraben, der die Grenze einer fremden Weide bildete. In voller Angſt watet die kleine Hirtin durch den Graben, und die beiden andern Kühe folgen ihr unaufgefordert nach. Eine lange Strecke muß ſie laufen, ehe ſie das entwichene Thier einholen kann, und erſt als dies geſchehen und ſie ein wenig ausruhen will, bemerkt ſie, daß ſie ein fremdes Gebiet betreten. Ihr herumſchweifendes Auge entdeckt nicht weit von ihrem Standorte einen Hirtenknaben, der, unter einem Baume hingeſtreckt, in einem Buche lieſt. Ein Buch nur zu erblicken, welch ein Glück! Ihr Herz ſchlägt laut vor Freude, und mit ſchnellen Schritten tritt ſie zu dem Knaben. Wenig Worte machen ſie dauernd mit einander bekannt, und die gegenſeitige Neigung zum Leſen gründet eine idylliſche Freundſchaft zwiſchen der dreizehnjährigen Hirtin und dem fünfzehnjährigen Hirten. Täglich ſahen ſie ſich, und gewöhnlich las der Knabe vor, ſie aber lauſchte den Erzählungen von der ſchönen Meluſine, dem gehörnten Siegfried,



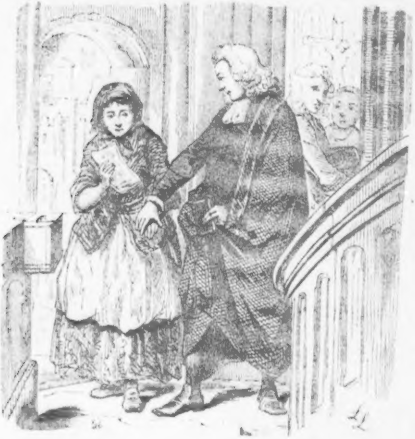
von Petrus mit dem goldenen Schlüſſel, der politiſchen Kolika, der Tauſend und einen Nacht, der aſiatiſchen Baniſe, des Robinſon Kruſoe u. ſ. w.

Drei glückliche Sommer gingen ſo vorüber, als Frau Hempel endlich daran dachte, die Tochter in Demjenigen unterrichten zu laſſen, was einer künftigen Hausfrau zu wiſſen und zu können nöthig iſt. Zunächſt that ſie das funfzehn Jahre alte Mädchen zu einer Müllersfrau in Koſt, welche einige Meilen von Tirſchtiegel wohnte und das Ausnähen vortrefflich verſtand. Kaum drei Monate war Anna Louiſe in dieſer Lehre, als ſie trotz ihrer aufgeregten Phantaſie ſchon der Lehrmeiſterin alle Künſte ihrer feinen Nadel auf das Sauberſte nachmachen konnte. Da ſie jedoch auf anderthalb Jahre in Koſt und Lehre bedungen war, mißbrauchte die Müllersfrau die folgſame Gemüthsart der Dürbach, nebſt der Entfernung von ihren Eltern, und ließ ſie nicht allein Magddienſte verrichten, ſondern auch in Liebesangelegenheiten Vorpoſten ſtehen. Die junge und hübſche Müllerin unterhielt nämlich eine Bekanntſchaft mit einem Rittmeiſter, welcher ſie nur in Abweſenheit des Müllers beſuchte. Bei jedem ſolcher Beſuche wurde dann der Dürbach aufgetragen, auf des Müllers etwaige Zurückkunft Acht zu geben und ſie ſchleunigſt zu melden. Glücklicherweiſe dauerte dieſes Verhältniß nicht lange und übte auf des Mädchens ſittliche Entwickelung um ſo weniger einen übeln Einfluß, als ſie bald darauf an dem Wohnorte der Müllerin den Unterricht des Predigers beſuchte.

Nachdem ſie eingeſegnet worden, holte ihr Stiefvater ſie in das elterliche Haus zurück, und nicht lange darauf ward ſie mit einem jungen Tuchweber und Tuchhändler, Namens Hirſekorn, der um ihre Hand anhielt, verehelicht. Er war ein wohlgewachſener, hübſcher Mann, und Anna Louiſe hatte ihn lieb gewonnen. In der Ehe aber zeigte er ſich leider habſüchtig und unbändig, und obwohl die junge Frau, von deren Mitgift er ſich mehr verſprochen hatte, als er empfing, ſich allen ſeinen Launen unterwarf, ihm ſtets mit Liebe begegnete, behandelte er ſie eben ſo herzlos als roh. Schmerz und Kummer gaben ihr die Feder in die Hand, ſie fing an, ihre Gefühle niederzuſchreiben, endlich gar in Verſen. Anfangs war ihr Mann über ſolche Zeitverſchwendung äußerſt aufgebracht. Indeſſen wurde ihre Gabe, Verſe zu machen, in der Stadt Schwiebus bekannt, indem ſie Jeden, der es wünſchte, mit einigen Reimzeilen bedachte. Einer ſagte es dem Andern, und bald wurde ſie zu den Edelleuten der Nachbarſchaft gerufen, um deren Geſellſchaften durch Verſe zu unterhalten, was ihr dann kleine Geld- oder andere Geſchenke eintrug. Auch dies verſetzte ihren Mann jedoch nur vorübergehend in eine günſtigere Stimmung, und als durch Friedrich den Großen ein leichteres Scheidungsverfahren eingeführt worden, brachte er die junge Frau, welche eben ein drittes Kind von ihm unter ihrem Herzen trug, durch Ueberredungen und Drohungen dahin, daß ſie weinend in die Scheidung willigte. Er wußte dabei die Unerfahrenheit ſeiner Frau ſo betrügeriſch zu benutzen, daß alle ihre Habe in ſeinen Händen blieb und ſie arm und elend aus dem Hauſe wandern mußte. Denkwürdig behielt ſie aus jener unglückſeligen Zeit folgenden rührenden Zug in ihrem Herzen. Als Hirſekorn mit ihr zum Termin nach Glogau gefahren und ſie vor dem Rathhauſe abgeſtiegen waren, eilte er zuerſt hinauf und hieß ſie warten. So allein auf der Straße ſtehend ward ſie ihres gräßlichen Zuſtandes lebhaft inne, und Thränen überſtrömten ihr Geſicht. Ein junger Soldat, der vor dem Rathhauſe Schildwacht ſtand, ſah ſie weinen. Ohne zu fragen, warum dies geſchehe, zog er ein Stück Kreide aus der Taſche und ſchrieb an die Rathhausthüre: „Geduld, Vernunft und Zeit, das ſind gar ſchöne Sachen, die, was unmöglich ſcheint, noch möglich können machen.“ Darauf nahm er ſie bei der Hand und ſagte: „Hier, junge Frau, kann Sie leſen?“ Sie ſchlug ihre naſſen Augen auf, las und fühlte ſich wie durch Zauber getröſtet, denn ihr ſchienen dieſe Worte eine Weiſſagung, der Himmel werde ihre jetzigen unverſchuldeten Leiden einſt durch Freude vergelten. Ehe dieſe Ahnung ſich beſtätigte, ſollte ſie freilich noch viel Ungemach erdulden.



Mit einem Bündelchen, nur das Nothdürftigſte an Kleidungsſtücken enthaltend, wanderte ſie in das nächſte Dorf und fand dort ein Unterkommen. Dann und wann ſchickte die Mutter aus Kirſchtiegel ihr durch einen der Brüder eine kleine Beihülfe an Geld oder Lebensmitteln, und ſie genas in dem Dörfchen eines Knaben. Verlaſſen, ohne ſicheren Unterhalt, als eine geſchiedene Frau überdies nicht wohl angeſehen, mußte ſie es als ein Glück betrachten, daß nach etwa drei Vierteljahren der Schneider Karſch um ſie warb. Sie verheirathete ſich und zog mit ihm nach Frauſtadt in Polen. Leider fand ſie es in dieſer zweiten Ehe nicht beſſer als in der erſten. Karſch war ein arger Trunkenbold, und während die Familie ſich durch eine Tochter vermehrte, ging der Verdienſt zurück. Hunger und jedes Leiden der Armuth ſtellten ſich ein. Weil ſie kaum ſo viele Kleider beſaß, um ſich nothdürftig zu bedecken, ging ſie ſtets nur zur Frühpredigt in die Kirche und ſtellte ſich voll Scham über ihren traurigen Anzug hinter einen Pfeiler. Dennoch war ſie glücklich, wenn ſie bei Froſt und Mangel nur den Prediger hören konnte. Erfüllt von ſeiner Rede kam ſie dann nach Hauſe und ſetzte Dasjenige, was ſie aus ſeiner Predigt behalten hatte, in Verſe. Dies that ſie lange nur für ſich ſelbſt, bis ſie endlich einmal auf den Gedanken kam, eine ſolche in Verſen niedergeſchriebene Predigt dem Paſtor zu übergeben.



Wie aber fing ſie das an? Viel zu ſchüchtern, um vor den ehrwürdigen Pfarrer hinzutreten, nahm ſie das beſchriebene Papier, ſchlich damit unter dem Altare weg und warf es in den Beichtſtuhl; doch ſtand ihr Name nicht darauf. Dies wiederholte ſie einige Male, bis der Prediger begierig wurde zu wiſſen, wer die Verſe in den Beichtſtuhl werfe. Er belauſchte ſie, und ſobald er ſie entdeckte, redete er ſie an. Ihr äußeres Anſehen, ihr ſchüchternes und niedergeſchlagenes Weſen lehrten ihn ſogleich ihren traurigen Zuſtand erkennen. Er nöthigte ſie in ſein Haus, wurde bald ihr aufmunternder Freund und verſchaffte ihr die Bekanntſchaft des Rektors, des Arztes und des Bürgermeiſters in Frauſtadt. Dieſe Herren empfahlen ſie ihren Freunden in Liſſa und Glogau und bewogen ſie, nach letzterer Stadt zu ziehen, wo die einflußreichere Geſellſchaft ihr von größerem Nutzen ſeyn könne.

So zog ſie denn, immer noch in drückender Armuth, welche ſie durch den geringen Erlös aus der geſelligen Uebung ihres Talents hinfriſtete, mit ihrem Manne und drei Kindern 1756 nach der Feſtung Glogau. Sie hatte nicht erwartet, hier ſo ſchnell Freunde zu finden, wie es in der That geſchah. Ihr Ruf war ſchon hierher gedrungen, und bald gehörte ſie in den angeſehenſten Häuſern zu den begehrteſten Erſcheinungen. Der Geheime Finanzrath Engelbrecht, Hofprediger Döbel, die gräflich Röder'ſche Familie, die Herren v. Cocceji, v. Schlabrendorff, Kommandant v. Haack u. A. nahmen ſich theilnahmvoll ihrer an, und ein unſägliches Glück für ſie war es, als ſie in der Buchhandlung des Ortes freien Zutritt gewann. Jede Stunde, welche ſie ihrem ſchweren Hausſtande entziehen konnte, brachte ſie in dieſem Laden leſend zu. Hier, wo ſie täglich die neueſten Nachrichten von Preußens großem Könige empfing, erreichte auch ihre Bewunderung und Begeiſterung für ihn jene Tiefe und Nachhaltigkeit, womit ſie von jetzt an ihre Muſe faſt ausſchließlich in den Dienſt Friedrich's des Zweiten und ſeines Hauſes gab. Den großen König zu beſingen, galt ihr fortan als ein Labſal des Herzens. Nachdem ſie in Glogau, trotz vieler Ehrenbezeugungen, noch mehrere kummervolle Jahre verlebt hatte, kummervoll theils durch ihren kärglichen Erwerb, theils aber und hauptſächlich durch den unbezähmbaren Hang ihres Mannes zum Trunke, wurde ſie endlich durch den Baron von Kottwitz auf Boyadel dieſem Elende entzogen. Nachdem er von ihrem Talente ſich überzeugt, vermittelte er die Trennung von ihrem zweiten Manne und ſandte ſie auf ſeine Koſten und mit zahlreichen Empfehlungen nach Berlin. Die erſten Häuſer öffneten ſich ihr, und ſie kam als Natur- und Geſellſchaftsdichterin förmlich in die Mode; in allen Kreiſen der Hauptſtadt hörte man ihre außerordentliche Geiſtesgegenwart, ihre glücklichen Einfälle und ihre geſchickte Verskunſt rühmen. Ramler und Sulzer wurden ihr befreundet, Gleim, den ſie auf einer Reiſe in Halberſtadt kennen lernte, beſorgte eine gedruckte Ausgabe ihrer Gedichte, die ihr 2000 Thaler eintrug. Von allen Seiten bewies man ihr Aufmerkſamkeit; ſogar die Ehre einer Unterredung mit Friedrich dem Großen ward ihr zu Theil, und der König verſprach ihr eine Verſorgung, vergaß jedoch dies Verſprechen. Da ihre Einnahmen ſtets nur nothdürftig zu ihrem Lebensunterhalte reichten, ſie außerdem für zwei Kinder und einen Bruder zu ſorgen hatte, verfehlte ſie nicht, den König wiederholt an ſein Wort zu erinnern. Zuweilen antwortete er durch unbedeutende Geſchenke und einmal, vermuthlich um ſie ganz abzuweiſen, ſchickte er ihr durch die Poſt drei Thaler. Tief verletzt, ſchrieb die Dichterin folgende Verſe nieder:

„Drei Thaler ſind zu wenig,
Drei Thaler giebt kein König,
Drei Thaler ſind kein Glück,
Drum ſend' ich ſie zurück." —;

ſiegelte das Geld in dieſes Papier und ſandte dem König ſein Gnadengeſchenk zurück. Erſt Friedrich Wilhelm der Zweite löſte das Wort ſeines großen Oheims, indem er der allgemein beliebten Dichterin am Haack'ſchen Markte ein Haus bauen ließ, worin ſie ihr Leben in Ruhe beſchloß. Eine kleine Penſion des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, der wiederholte Ertrag ihrer Gedichte und Geſchenke vornehmer Perſonen trugen dazu bei, ihr die letzten Jahre zu erleichtern. Uebrigens blieb ſie munter und friſch bis in ihr hohes Alter und erheiterte und erfreute Alles, was ihren Umgang ſuchte. Als ſie im Jahre 1791 eine Reiſe nach ihrer Vaterſtadt unternahm, überraſchte ſie unterwegs zu Frankfurt an der Oder eine heftige Krankheit. Nach Berlin zurückgekehrt, ſtarb ſie am 12. Oktober 1791.

Von ihren Gedichten, beſtehend aus Oden, Epiſteln und Erzählungen, Bildern der Liebe, gereimten Einfällen des Witzes u. ſ. w., verloren viele ihren Hauptwerth mit der Zeit, deren Gelegenheiten ſie entſtehen ließen. Doch haben ſich mehrere im Gedächtniß erhalten, und eines, das „Gebet eines Kindes", verdient noch heute unter allen Muſterliedern für die Jugend durch ſchlichte Anmuth und Kindlichkeit ſeinen ehrenvollen Platz. — Die Lebensgeſchichte der Karſchin lehrt, was der Selbſttrieb vermag gegen Mangel und Elend aller Art, und um die Naturdichterin auch hier ſprechen zu laſſen, ſchließe dieſe Schilderung mit einem ihrer Gedichte, das in der von ihrer Tochter herausgegebenen Sammlung fehlt. Iſt die Mittheilung ſchon dadurch nicht ohne Werth, erhöht er ſich durch den Anlaß, indem dies Gedicht der Prinzeſſin Amalia, der Schweſter Friedrich des Großen, bei deſſen Einzug in Berlin (am 30. März 1763) gewidmet wurde:

„Mit hunderttauſend Stimmen ruft
Berlin: „Mein Schutzgeiſt kommt!“ Palläſte ſchallen wieder;
Das Jauchzen tönt empor, und aus zerriſſ'ner Luft
Fällt der betäubte Vogel nieder.

Da kommt der Triumphirer her!
Vier Adler tragen ihn durch wimmelndes Gedränge,
Und mit der Frühlingsſonne Blick bemerket Er
Froh das Gefühl der ganzen Menge.

Ein heilig Schweigen herrſchet um
Das hochgewölbte Grün, *) gebauet von Dryaden;
Gedrängte Regungen, ihr macht die Zunge ſtumm,
Wenn Thränen jede Wange baden.

Die Spree rauſcht Lieder in das Ohr
Des Schwans, der auf ihr ſchwimmt, und ſeines Halſes Weiße
Noch ſtolzer ſehen läßt, noch höher trägt empor:
Daß er den Held willkommen heiße.

Es bebe die Brücke, **) ſchon beſchwert.
Und Friedrich Wilhelm fühlt des größ'ren Enkels Thaten:
Jetzt lächelt er herab, jetzt ſtampft ſein erz'nes Pferd
Auf Sclaven, die um Leben baten.

Nun kommt der Held dem Throne nah,
Der Marmorpfeiler ſcheint ſich hüpfend zu bewegen,
Und ewig grüne Lorbeern wirft Amalia
Dem Abgott ihrer Bruſt entgegen.

Ganz Frühlingsgöttin zeichnet Sie
Den Weg mit Blumen, fliegt Ihm zu und fleht in Schlägen
Des Herzens, das Ihn liebt: „Mein Bruder, winde nie
Den Oelzweig von dem Heldendegen!“

Franz Becker.

---

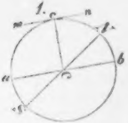
*) Triumphbogen.

**) „Lange Brücke“ mit dem Reiterbilde des großen Kurfürſten.

Die Achſendrehung der Erde.

Wer über die Bewegung des großen Fahrzeuges, auf dem er mit ſo vielen Millionen Menſchen und mit unzählbaren Thieren und Pflanzen durch die unendlichen Welträume dahin zieht, etwas erfahren will, der komme auf das Verdeck des Erdſchiffes, das heißt: auf das freie Feld. Das Stück der Erdoberfläche, das der Beſchauer überſieht und in deſſen Mittelpunkt er ſich befindet, iſt eine Kreisfläche und heißt der Geſichtskreis (Horizontkreis, d. i. begrenzender Kreis). Das Himmelsgewölbe ſcheint wie eine Glocke über dem Geſichtskreiſe zu liegen. An dieſem Himmelsgewölbe ſteigt jeden Morgen die goldene Sonne herauf, beſchreibt einen kleineren oder größeren Bogen (Tagbogen) und ſinkt am Abend unter den Geſichtskreis hinab. Während der Nacht ſieht man auch unzählige Sterne am Himmelsgewölbe Bogen beſchreiben, die mit dem Tagbogen der Sonne eine gleiche, ſchräge Lage haben. Einige Sterne gehen ſogar nie unter und bewegen ſich in vollſtändig ſichtbaren Kreiſen um einen Punkt am Himmel, den Angelpunkt (Pol), in deſſen Nähe der Angelſtern (Polarſtern), ein Stern zweiter Größe, im Schwanze des kleinen Bären ſteht. — Vom nördlichen Angelpunkte (Nord-Pol) denkt man ſich eine gerade Linie (die Achſe) durch den Mittelpunkt der Erdkugel gezogen. In dieſer Achſe oder in ihrer Verlängerung liegen die Mittelpunkte aller der Kreiſe, welche die Sonne, der Mond und die Sterne in vierundzwanzig Stunden zu durchlaufen ſcheinen. Von unſerm Geſichtskreiſe aus überſehen wir, obgleich er nur einen geringen Theil der Erdoberfläche einnimmt, doch die Hälfte der hohlen Himmelskugel, indem die Dicke unſerer Erde gegen die Entfernung der Geſtirne verſchwindet. Es iſt alſo in Bezug auf die Himmelserſcheinungen ſo, als befänden wir uns im Mittelpunkte der Erde. Denken wir uns nun durch den Erdmittelpunkt eine Ebene gelegt, die mit unſerm ſcheinbaren Geſichtskreiſe gleichlaufend iſt, ſo haben wir unſern natürlichen Geſichtskreis. In der nebenſtehenden Abbildung (1.) iſt **N** der Nordpol, **S** der Südpol, **NS** die Erdachſe, c der Erdmittelpunkt, mn der ſcheinbare, und ab der natürliche Geſichtskreis des Ortes o. Man bezieht nun alle Himmelserſcheinungen auf dieſen natürlichen Geſichtskreis.

1.



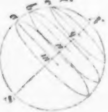
Wir ſagten, die Himmelskörper ſchienen von Oſten nach Weſten in vierundzwanzig Stunden unſere Erde zu umkreiſen. Wir wollen ſehen, ob ſich dies mit der Wahrſcheinlichkeit verträgt. Der Mond ſteht in mittlerer Entfernung 52,000 Meilen von der Erde entfernt; der Durchmeſſer ſeiner Bahn um die Erde beträgt alſo 2 × 52,000 Meilen = 104,000 Meilen, ſeine Bahn ſelbſt 3,14 mal 104,000 Meilen = 326,560 Meilen. Da er dieſe in 24 Stunden durchlaufen muß, ſo muß er in jeder Stunde 13,606 Meilen, in jeder Minute 227 Meilen durcheilen. Auf dieſelbe Weiſe ergiebt ſich für die Sonne bei einer mittleren Entfernung = 21 Millionen Meilen eine Geſchwindigkeit von 5,495,000 Meilen in einer Stunde und von 91,583 Meilen in jeder Minute. Für den Uranus, den vorletzten der Wandelſterne (Planeten), findet man bei einer Entfernung von 379 Millionen Meilen eine Geſchwindigkeit von 99,171,666 Meilen in der Stunde und von 1,652,861 Meilen in der Minute. Dieſe Geſchwindigkeit wird erſt ungeheuer, wenn man die eines Fixſternes, und zwar des nächſten, des Sirius (des Hundsſternes), berechnet. Er iſt wenigſtens vier Billionen Meilen von unſerer Erde entfernt und würde daher in einer Stunde 1,046,666 Millionen und in einer Minute 17,444 Millionen Meilen durchlaufen. Iſt dies wohl wahrſcheinlich? Sollten ſo viele Tauſende von Sternen, von denen viele millionenmal ſo groß wie unſere Erde ſind, um unſern kleinen Weltkörper ſich mit ſo ungeheuren Geſchwindigkeiten drehen? Und wo iſt die Anziehungskraft, die einer ſolchen Geſchwindigkeit, einer ſolchen Fliehkraft Widerſtand leiſten und die Himmelskörper in ihren Bahnen erhalten kann? Dieſe Ungeheuerlichkeiten ſchwinden, dieſe Schwierigkeiten und Unbegreiflichkeiten löſen ſich in die vollkommenſte Uebereinſtimmung auf, wenn man annimmt, die Erde drehe ſich von Weſten nach Oſten um ihre Achſe und laufe zugleich um die feſtſtehende Sonne. Dann legt ein Punkt unter dem Gleicher (Aequator) in der Stunde 225 Meilen, in der Minute 3¾ Meilen, ein Punkt unter der Breite von Berlin (52° 31′ 13″ nördlicher Breite) in einer Stunde 137 und in einer Minute 2¼ Meilen zurück. Man vergleiche dieſe Geſchwindigkeiten mit den oben angegebenen der Sonne, des Mondes, des Uranus und des Sirius! — Dieſe Annahme der Achſendrehung wird uns wahrſcheinlich gemacht durch die Beobachtung, daß die Sonne und die Wandelſterne (Planeten) ſich ebenfalls um ihre Achſen drehen.

„Aber man merkt nichts von der Drehung der Erde!“ lautet wohl einer der gewöhnlichſten Einwürfe. — Wenn wir in einem weichgepolſterten, auf Federn ruhenden Wagen, auf ebener Bahn von raſchen Pferden gezogen, dahin fahren, ſcheint es uns, zumal wenn wir auf kurze Zeit die Augen ſchließen, als ſtehe der Wagen ſtill und als flögen die Bäume und Häuſer am Wege pfeilgeſchwind in entgegengeſetzter Richtung an uns vorbei. Dieſelbe Erſcheinung wie im Wagen haben wir, wenn wir in einem leichten Nachen auf einem ſpiegelglatten See dahin gleiten. Wir merken die Bewegung des Wagens, die Bewegung des Nachens nicht, weil ſie eine gleichmäßige iſt. Aus unſerer Täuſchung reißen uns aber bald die Stöße des Wagens, wenn er die gebahnte Straße verläßt und ſeitwärts auf einen Knütteldamm im Walde einlenkt. Wir empfinden die Bewegung, weil ſie eine ungleichmäßige iſt, die eine ſtarke Reibung zu überwinden hat. Auf dem Weltenſchiffe, unſerer Erde, iſt es ganz ähnlich. Wir fühlen keinen Stoß, keinen Ruck, denn es iſt im unendlichen Weltraume Nichts, was einen derartigen Widerſtand leiſten, was eine Reibung veranlaſſen könnte.

Bisher haben wir die Behauptung, daß die Erde ſich um ihre Achſe drehe, auf Gründe der Wahrſcheinlichkeit und Aehnlichkeit geſtützt. Gehen wir nun zu den eigentlichen Beweiſen über.

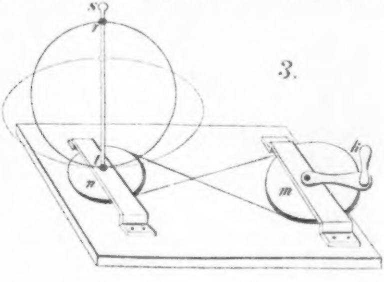
Hat nicht Jeder als Knabe oft ſeinen Ball an einen Bindfaden gebunden und ihn dann ſchnell und immer ſchneller im Kreiſe herum geſchwungen? Hat er nicht dabei bemerkt, wie ſtraff der Faden geſpannt war und wie der Ball, riß die Schnur oder entfuhr ſie den Fingern, in einer geraden Linie (einer Berührungslinie des durch den Umſchwung gebildeten Kreiſes) davonflog? Was den Faden ſpannte, was den Ball drängte, von dem haltenden Faden loszukommen, war die Schwungkraft oder Fliehkraft (Centrifugalkraft).

2.



Die nebenſtehende Abbildung (2.) zeigt uns eine Kugel, die um ihre Achſe **N S** gedreht wird. Man denke ſich die Kugel ſenkrecht auf die Achſe in drei Punkten geſchnitten, ſo werden die Schnittflächen Kreiſe ſeyn. Und zwar entſteht ein größter Kreis der Kugel, der Gleicher (Aequator), wenn der Schnitt durch den Mittelpunkt (m) der Kugel geht. Der Halbmeſſer des Gleichers iſt dann **a m**. Einen kleineren Kreis mit dem Halbmeſſer **n b** und einen noch kleineren mit dem Halbmeſſer **q c** geben die Schnitte durch **n** und **q**. Dieſe Halbmeſſer werden ſtets kleiner, je weiter ſie ſich von dem des Gleichers entfernen, und werden endlich gleich Null, nämlich in den Angelpunkten (Polen) **N** und **S** der Umdrehungsachſe. Wie die Halbmeſſer abnehmen, in demſelben Verhältniſſe nehmen auch die Kreisumfänge ab. Da nun bei der Umdrehung der Kugel um ihre Achſe alle Punkte der Oberfläche in derſelben Zeit ihren Umlauf vollenden müſſen, ſo folgt aus der verſchiedenen Größe der einzelnen Kreisumfänge, daß je größer dieſe letzteren ſind, eine deſto größere Geſchwindigkeit jeder ihrer Punkte hat. Mit der Geſchwindigkeit wächſt aber auch die Fliehkraft. Dieſe iſt alſo am Gleicher am größten, nimmt allmälig nach den Polen zu ab und iſt unter denſelben gleich Null.

Was nun geſchehen würde, wenn man ſtatt einer feſten Kugel eine weiche Thonkugel oder dergleichen ſchnell um ihre Achſe ſich drehen ließe, zeigt uns die ſogenannte Umdrehungs-Vorrichtung (Rotations-Maſchine). Um die größere Scheibe **m** (Abbildung 3.) und



3.

die kleinere n läuft eine Schnur ohne Ende. Wird m vermittelſt der Kurbel k ſchnell umgedreht, ſo wird n ebenfalls und zwar in noch ſchnellere Umdrehung geſetzt. n trägt einen ſenkrecht ſtehenden Stab St, die Umdrehungsachſe. Bei t iſt ein biegſamer, federnder (elaſtiſcher) Metallreifen, die Kugel verſinnlichend, befeſtigt, in r aber durchbohrt, ſo daß er um St leicht auf und nieder bewegt werden kann. Werden nun m und n ſchnell gedreht, ſo verliert der Metallreifen bald ſeine Kreisgeſtalt und nimmt die in der Zeichnung durch kurze Striche angedeutete Geſtalt an. Dieſe iſt eine Ellipſe; eine weiche Kugel würde alſo ein Ellipſoid werden, d. h. ein Körper, der an den Polen abgeplattet iſt, ſo daß die Achſe kleiner als der Durchmeſſer des Gleichers iſt.

Unſere Erde iſt ein kugeliger Körper, deſſen Oberfläche zum größten Theil aus Waſſer beſteht. Ferner lehren uns die Geologie (wie entſtand die Erde?) und die Geognoſie (welche Veränderungen hat die Erde erlitten?), daß im Anbeginn der Schöpfung noch Alles auf der Erde in einem durch Feuer flüſſigen Zuſtande ſich befand. Iſt alſo der Erde eine drehende Bewegung um ihre Achſe zu eigen, ſo muß ſie durch die Fliehkraft an den Polen abgeplattet und unter dem Gleicher gehoben, d. h. ſie muß ein Ellipſoid ſeyn, wie es uns die Umdrehungs-Verrichtung gezeigt hat.

I. Die Erde iſt ein Ellipſoid (ähnlich einer Pomeranze), welche Behauptung ſogleich bewieſen werden ſoll, folglich dreht ſie ſich um ihre Achſe. — Man denkt ſich einen jeden Kreis in 360 gleiche Theile, Grade genannt, getheilt, ſo daß auf einen Viertels-Kreis (einen Quadranten) 90 Grade kommen. Zieht man von den Theilpunkten der Grade Halbmeſſer nach dem Mittelpunkte des Kreiſes, ſo werden die vier rechten Winkel daſelbſt ebenfalls in 360 gleiche Theile (Grade) getheilt, ſo daß ein rechter Winkel 90 Grade hat, und der Bogen den Winkel und der Winkel den Bogen beſtimmt. Wäre nun die Erde eine vollkommene Kugel, ſo müßten nicht nur alle Kreiſe, die durch die beiden Pole gehend gedacht werden und die Mittagskreiſe (Meridiane) heißen, gleich ſeyn, ſondern auch je zwei Grade entweder eines und deſſelben Mittagskreiſes oder zweier beliebigen Mittagskreiſe müßten gleich viel Meilen zählen. Iſt die Erde aber abgeplattet, ſo ſind die ſogenannten Mittagskreiſe keine Kreiſe, ſondern Ellipſen, die in der Nähe der Erdachſe weniger gekrümmt, d. h. flacher ſind als in der Nähe des Gleichers. Je flacher aber ein Bogen iſt, einen deſto größeren Halbmeſſer hat er und gehört alſo auch zu einem deſto größeren Kreiſe.

Haben nun zwei Bogen verſchiedener Kreiſe gleich viel Grade, d. h. ſind ſie die gleich vielſten Theile ihrer ganzen Kreisumfänge, ſo wird derjenige Bogen die größere Länge haben, der dem größeren Kreiſe angehört. Demnach müſſen unter Vorausſetzung der Abplattung die Grade in der Nähe der Pole mehr Meilen zählen als die Grade in der Nähe des Gleichers.

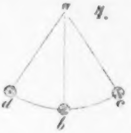
Nach mehreren, mehr oder weniger genauen Meſſungen von Snellius, Picard, den beiden Caſſini, Vater und Sohn, wurden im

Jahre 1735 Bouguer und La Condamine nach Quito, unter dem Gleicher gelegen, und 1736 Maupertuis und Celſius nach Lappland in die Nähe des Polarkreiſes geſandt, um die Länge einiger Grade der Mittagskreiſe zu meſſen. Die erſteren Gelehrten fanden:

einen Grad unter dem Gleicher = 56,750 Toiſen = 352,417½ pr. Fuß,
die beiden Caſſini:
einen Grad (45. Grad n. Br.) = 57,012 " = 354,044½ " "
Maupertuis und Celſius:
einen Grad (unt. d. Polarkreiſe) = 57,437 " = 356,683⅞ " "

Dieſe Meſſungen zeigen alſo deutlich, daß die Grade nach den Polen hin zunehmen, daß alſo die Erde eine abgeplattete Geſtalt hat. Aus dieſen und aus neueren, noch zuverläſſigeren Meſſungen ergiebt ſich eine Abplattung, die nach den Berechnungen verſchiedener Gelehrten zwiſchen $\frac{1}{310}$ und $\frac{1}{298}$ ſchwankt.

II. **Die Anziehungskraft iſt in der Nähe der Pole größer als unter dem Gleicher. Nur die Achſendrehung der Erde erklärt dieſe Erſcheinung.** Ein ganz unſcheinbares, ſeit den älteſten Zeiten bekanntes[*]) Werkzeug der Maurer und Zimmerleute, das Bleiloth ab (Abbildung 4.), zeigt in der Ruhe durch ſeine Lage die Richtung an, in welcher die Schwerkraft der Erde alle Körper anzieht. Wird das Loth, das mit lateiniſchem Namen Pendel heißt, aus ſeiner Ruhe in die Lage ac gebracht, ſo fällt es mit beſchleunigter Geſchwindigkeit durch die Schwerkraft getrieben in ſeine vorige Lage zurück, geht vermöge des Beharrungsvermögens über dieſelbe hinaus und ſteigt beinahe eben ſo hoch nach der andern Seite, wie ad, als es vorher aufgehoben wurde. Dann ſinkt es wieder zurück und macht Schwingungen ſo lange, bis die Reibung am Aufhängungspunkt a und der Widerſtand der Luft endlich den Stillſtand und die anfängliche Ruhelage ab bewirken. Die Geſchwindigkeit und ſomit die Menge der Schwingungen in einer beſtimmten Zeit hängt von der Länge des Pendels ab; je länger das Pendel, deſto langſamer ſchwingt es. Dieſe Beobachtung wird der Leſer gewiß ſchon an einer Pendeluhr gemacht haben, deren Gang beſchleunigt wurde, wenn man die Scheibe an der Pendelſtange hinaufſchraubte, indem dadurch der Schwingungspunkt dem Aufhängungspunkte genähert und ſo das Pendel verkürzt wurde. Dagegen wurde der Gang der Uhr verzögert, wenn man die Scheibe hinabſchraubte.



Wenn die Pendellängen ſich verhalten wie $1:2:3:4:5$ u. ſ. w.,
ſo verhalten ſich die Schwingungen wie $\frac{1}{1}:\frac{1}{4}:\frac{1}{9}:\frac{1}{16}:\frac{1}{25}$ u. ſ. w.

Ein Beiſpiel möge dies verdeutlichen: Ein Pendel von 1 Fuß Länge mache in einer beſtimmten Zeit 1000 Schwingungen, ſo wird ein Pendel von 5 Fuß Länge nur $\frac{1000}{25} = 40$ Schwingungen in derſelben Zeit machen. Ein und daſſelbe Pendel muß nun an verſchiedenen Orten der Erde gleiche Schwingungen in gleichen Zeiten machen, wenn die Schwerkraft an dieſen Orten gleich ſtark wirkt. Der franzöſiſche Aſtronom Richer fand 1671 in Cayenne, daß ſein aus Paris mitgenommenes Sekundenpendel (ein Sekundenpendel braucht zu einer Schwingung eine Sekunde und macht in einer Minute 60, in einer Stunde 3600 Schwingungen) täglich 135 Schwingungen zu wenig und erſt die volle Zahl (3600) machte, als er es um $\frac{1}{4}$ Linien verkürzte. Nach Paris zurückgekehrt, mußte er ſeinem Pendel, das nun wieder mehr als 3600 Schwingungen machte, die vorige Länge geben. Anfangs hielt man dieſe Erſcheinung für eine Folge der verſchiedenen Wärme an den verſchiedenen Orten, aber die hierfür berechnete Verbeſſerung brachte die Sache doch noch nicht in's Reine. Newton aber traf, nachdem Varin und Deshayes auf den Inſeln des grünen Vorgebirges dieſelbe Beobachtung gemacht hatten, das Richtige und behauptete, daß nur die verſchiedene Stärke der Schwerkraft an den beiden Orten (Cayenne unter 4° 56' nördlicher Breite und Paris unter 48° 50' nördlicher Breite) dieſe Ungleichheit in dem Gange des Pendels hervorgebracht habe, und daß eine regelmäßige Abnahme von den Polen bis zu dem Gleicher ſtatt finde.

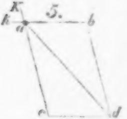
---

[*]) Vergl. Amos VII, 7 u. 8; Jeſaias 34, 11; 2. Könige 21, 13.

Wäre die Erde eine Kugel und zwar eine ruhende, ſo müßte überall auf ihrer Oberfläche die Stärke der Anziehung gleich ſeyn. Dieſe Anziehung iſt aber nicht gleich, wie die obigen und noch viele andere Pendelbeobachtungen in neuerer Zeit gezeigt haben, alſo muß der Anziehungskraft eine Kraft entgegenwirken. Dieſe Kraft iſt keine andere als die Fliehkraft, Schwungkraft, von der wir oben ſprachen, und die von den Polen nach dem Gleicher hin gleichmäßig zunimmt. Je größer daher an einem Orte die Fliehkraft iſt, deſto geringer muß die Schwerkraft ſeyn. Iſt aber eine Fliehkraft vorhanden, ſo muß nothwendiger Weiſe die Erde eine Achſendrehung haben. Man hat aus einer ſehr großen Anzahl von Pendelbeobachtungen, die an den verſchiedenſten Orten der Erde angeſtellt worden waren, die Abplattung an den Polen berechnet und ſie = [illegible] bis [illegible] gefunden. Stimmen dieſe Werthe auch nicht mit den oben durch die Gradmeſſungen gefundenen, ſo ergiebt ſich doch immer eine Abplattung und damit die Achſendrehung der Erde. Dieſer Beweis unterſtützt den vorigen.

III. **Ein aus einer beträchtlichen Höhe herabfallender Körper weicht nach Oſten von der Lothlinie ab. Dieſe Erſcheinung rührt von der Achſendrehung der Erde her.** Jeder Körper, der nicht unterſtützt iſt, fällt zur Erde und zwar in der Richtung, die ein ruhendes Bleiloth (Pendel) anzieht. Dieſe Beobachtung haben die Menſchen ſchon in den älteſten Zeiten gemacht; daher ſuchten ſie für jedes Ding, ſelbſt für das Himmelsgewölbe, eine Stütze, wie z. B. die Griechen ſie in dem Atlasgebirge auf der Weſtküſte Afrika's zu ſehen wähnten.

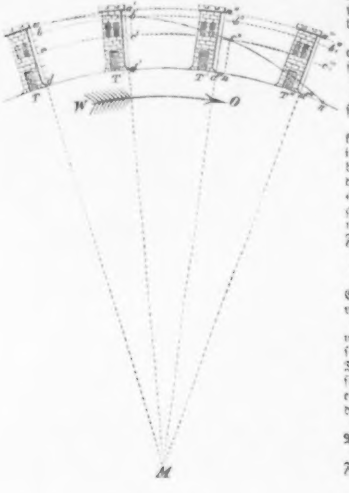
Warum aber kehrt der geworfene Stein zur Erde zurück, warum fällt die reiſe Frucht des Baumes auf den Boden und nicht in die Luft? Newton fand die wirkende Urſache dieſer Erſcheinungen, er nannte ſie Schwerkraft, Anziehungskraft, Gravitation. Newton wurde ſo der Entdecker desjenigen Bandes, das alle Körper auf der Erde an dieſe bindet, das den Mond an die Erde, dieſe beiden, ſo wie die ſämmtlichen Wandelſterne (Planeten) an die Sonne feſſelt, Sonne und alle übrigen unzählbaren Welten mit einander verknüpft. — Jeder Körper fällt ferner mit ſtets gleichmäßig zunehmender Geſchwindigkeit, ſo daß, wenn er in der erſten Sekunde ſeines Falles einen Raumtheil zurücklegt, er in der zweiten Sekunde drei, in der dritten Sekunde fünf, in der vierten Sekunde ſieben Raumtheile durchfällt, in jeder folgenden Sekunde alſo zwei Raumtheile mehr als in der nächſt vorhergehenden. Von einem Thurme herab falle z. B. ein Stein in fünf Sekunden. Er hat alsdann 5 × 5 = 25 Raumtheile zurückgelegt; und da der Fallraum der erſten Sekunde (alſo ein Raumtheil) 15 Fuß beträgt, ſo iſt der Stein durch 25 × 15 Fuß = 375 Fuß gefallen. Dieſe Geſetze ſind durch die genaueſten Beobachtungen feſtgeſtellt worden, man hatte aber dabei noch eine eigenthümliche Bemerkung gemacht. Es fielen nämlich die Kugeln nicht neben dem von der Höhe herabhangenden Lothe nieder, ſondern öſtlich davon. Newton, welcher dieſe öſtliche Abweichung nachwies, gab auch zugleich die Erklärung, daß der fallende Körper von zwei Kräften, der Schwerkraft und der Fliehkraft, zugleich getrieben würde. Ferner veranlaßte er genaue Fallverſuche. Solche hat mit vorzüglicher Sorgfalt Benzenberg in dem Jahre 1801 und 1802 am Michaelisthurme zu Hamburg (241 Fuß Fallhöhe) und 1803 in der Grafſchaft Mark in einem 260 Fuß tiefen Kohlenſchachte („zur alten Roßkunſt“) angeſtellt und in allen Fällen eine öſtliche Abweichung ($3\frac{5}{6}$ und $5\frac{1}{5}$ Linien) von der lothrechten Richtung gefunden. Später fand Reich bei ſeinen Verſuchen in einem Schachte zu Freiberg (505 Fuß Tiefe) eine öſtliche Abweichung von 13 Linien. Bevor wir aber die Newton'ſche Erklärung der öſtlichen Abweichung genauer anſehen, müſſen wir noch Folgendes voranſchicken.


5.

Geſetzt, den Körper a (Abbildung 5.) triebe die Kraft a in einer Sekunde bis b, die Kraft k jedoch in derſelben Zeit von a nach c, ſo wird der Körper, von beiden Kräften zugleich getrieben, weder den Weg ab noch den Weg ac, ſondern den Weg ad, d. h. die Winkellinie (Diagonale) des Parallelogramms abdc in einer Sekunde durchlaufen. Man nennt abdc das Parallelogramm der Kräfte, ab und ac die Seitenkräfte und ad die Diagonalkraft. Sehen wir uns nach Beiſpielen im Leben um. Wer kennt nicht die Spielerei, einen Kirſchkern oder eine Erbſe vermittelſt des Daumens und Zeigefingers nach einem Ziele zu ſchleudern? Der Daumen treibt den Kern halbrechts, der Zeigefinger halblinks, die mittlere Richtung geht alſo auf das Ziel los. — Ein Knabe ſucht im ſchnellnen Laufe einen Ball ſenkrecht in die Höhe zu werfen; wenn der letztere herabfällt, fängt ihn der Knabe. Der Ball hat dieſelbe wagerechte Bewegung und Geſchwindigkeit, die der Knabe hat. Durch das Beſtreben, ihn ſenkrecht aufſteigen zu laſſen, giebt der Knabe ihm eine zweite Bewegung und Richtung. Der Ball kann weder der wagerechten noch der ſenkrechten Richtung folgen, er ſteigt in der Diagonale ſchräg aufwärts und fällt dann ſenkrecht herab und dem Knaben in die geöffnete, auffangende Hand. Ganz daſſelbe geſchieht bei den Kunſtreitern, die vom Rücken eines jagenden Pferdes durch Reifen ſpringen und wieder auf das Pferd zu ſtehen kommen.

Nun zu der oben angedeuteten Newton'ſchen Erklärung der öſtlichen Abweichung eines von beträchtlicher Höhe herabgefallenen Körpers. Es ſey (Abbildung 6.) M der Mittelpunkt der Erde, T ein Thurm auf ihrer Oberfläche. Man laſſe von ſeiner Zinne einen Stein fallen, ſo wird dieſer nach den Fallgeſetzen in der erſten Sekunde bis b, in der zweiten bis c und in der dritten bis d fallen. Dies geſchieht aber nur in dem Falle, daß der Thurm T ſtille ſteht. Dreht die Erde ſich aber von Weſten nach Oſten um ihre Achſe, ſo wird der Thurm T beiſpielsweiſe in einer Sekunde mit ſeiner Zinne den Bogen aa', mit ſeinem Fuße d aber

6.



den kleineren Bogen dd', beide Maaße für die Flieh- oder Schwungkraft beſchreiben. Je größer aber der Weg iſt, den ein Punkt in einer beſtimmten Zeit zurücklegt, deſto größer iſt ſeine Geſchwindigkeit. Punkt a hat alſo eine größere Geſchwindigkeit als Punkt d, dieſelbe Geſchwindigkeit hat und behält auch der von a herabfallende Stein, die Schwungkraft würde ihn in der erſten Sekunde bis a', die Schwerkraft bis b treiben; beide Kräfte vereinigt führen ihn die Winkellinie ab'. Der Bogen aa' iſt nämlich gleich den Bogen bb' = b'b'' = c'c'' = c''c''' = nn'. Der Thurm befindet ſich am Ende der erſten Sekunde in der Stellung T', während der Stein in b' angekommen iſt. Die Schwungkraft allein triebe den Stein jetzt wieder durch b'b'', die Schwerkraft allein durch drei Raumtheile bis c'', die gleichzeitige Wirkung beider Kräfte aber treibt ihn durch die Winkellinie b'c''. Der Thurm iſt am Ende der zweiten Sekunde in der Stellung T'' und der Stein in c'', alſo in einer ſchon merklichen Entfernung von der urſprünglichen Falllinie. Nun durchläuft der Stein, folgend weder der anfänglichen Schwungkraft, die ihn durch den Bogen c''c''', noch der Schwerkraft, die ihn fünf Raumtheile c''n lothrecht hinab treiben will, der Winkellinie c''n' und erreicht bei n' den Boden, in der Entfernung d'''n' von dem Fuße des Thurmes, der die Stellung T''' hat. Auf dieſe Weiſe iſt die öſtliche Abweichung eines Körpers, der von einer beträchtlichen Höhe, hier 3. 3. 15 Fuß = 135 Fuß herabfällt, nachgewieſen. — Wir ſchließen nun folgendermaßen: „Wenn die Erde ſich von Weſten nach Oſten um ihre Achſe dreht, ſo muß eine öſtliche Abweichung fallender Körper ſtattfinden. Dieſe Abweichung findet aber wirklich ſtatt, folglich dreht die Erde ſich von Weſten nach Oſten um ihre Achſe.

IV. Die Paſſatwinde beweiſen die Achſendrehung der Erde. „Der Wind iſt eine Strömung der Luft, deren Theile durch die Sonne bewegt oder verdünnt worden ſind" — ſagte zuerſt der Grieche Anaximander um das Jahr 610 vor Chr. Geb. Dieſer Ausſpruch gilt noch heut, denn er iſt Wahrheit. Die atmoſphäriſche Luft iſt ein Gasgemenge, das ſich beſtändig auszudehnen beſtrebt. Wird ihr an einer Stelle geringerer Widerſtand geleiſtet als an einer andern, ſo wirft ſie ſich mit Heftigkeit auf die erſtere. Je dünner nun an irgend einem Orte die Luft iſt, deſto geringeren Widerſtand leiſtet ſie anderer, dichterer Luft und letztere dringt mit Gewalt heran. Die Wärme dehnt aber die Luft wie alle anderen Körper aus und macht ſie dadurch dünner und leichter. Dieſe dünnere Luft ſteigt aufwärts, während die kältere und ſchwerere Luft ſich ſenkt. Man denke ſich mehrere Menſchen in einem behaglich warmen Zimmer während eines kalten Wintertages ſitzend. Es geht Jemand hinaus und läßt die Thür, die auf einen kalten Hausflur führt, ein wenig offen; ſogleich ſpüren Alle die Kälte an den Füßen, weniger im Geſicht. Woher dies? Die kalte, ſchwere Luft dringt von außen und unten ein, während die wärmere, leichtere Stubenluft nach außen und oben abfließt. Eine brennende Kerze, oben, mitten und unten an die ſchmale

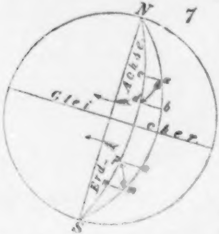
Oeffnung der Thür gehalten, zeigt durch die Richtung der Flamme deutlich die verſchiedenen Luftſtrömungen.

Unſere Erde iſt nun ſo ein warmes Zimmer mit einem kalten Flur zu jeder Seite. Die Luft zwiſchen den Wendekreiſen wird durch die ſenkrecht oder doch wenig ſchräg auffallenden Sonnenſtrahlen ſo erhitzt und ſo verdünnt, daß ſie ſich beſtändig in die Höhe hebt und nach den Polen hin abfließt, während von den eiſigen Polen (den kalten Fluren) ſtets kalte Luftſtrömungen gegen den Gleicher hin (das warme Zimmer) ſtattfinden. Auf der nördlichen Halbkugel müßten alſo nahe der Oberfläche der Erde beſtändige Nordwinde und auf der ſüdlichen Halbkugel beſtändige Südwinde herrſchen. Dies iſt aber nicht der Fall, ſondern auf der erſteren Halbkugel finden wir zwiſchen dem 10. — 30. Grade nördl. Br. im atlantiſchen und zwiſchen dem 10. — 22½. Grade nördl. Br. im ſtillen Weltmeere einen beſtändigen Nord-Oſt-Wind (Nord-Oſt-Paſſat), dagegen auf der ſüdlichen Halbkugel einen beſtändigen Süd-Oſt-Wind (Süd-Oſt-Paſſat) und zwar zwiſchen dem 2. Grade nördl. Br. und dem 22½. Grade ſüdl. Br. Zwiſchen beiden Paſſaten iſt ein 8 Grad breiter Gürtel, das Gebiet der Windſtillen (Calmen), das aber oft von den furchtbarſten Stürmen und den gewaltigſten Gewittern plötzlich heimgeſucht wird. — Nichts erſchreckte die Gefährten des Columbus auf ſeiner erſten Reiſe nach Amerika (1492) mehr als dieſer Nord-Oſt-Paſſat, der ihnen den Rückweg in's Vaterland für immer zu verſchließen ſchien. Später lernten die Seefahrer die Vortheile dieſes Windes ſchätzen, und die Fahrt nach Amerika erſchien den ſpaniſchen Matroſen dann ſo leicht, daß ſie die Gegenden des atlantiſchen Weltmeeres, in denen der Nord-Oſt-Paſſat herrſcht, il golfo de las Damas (das Frauenmeer) nannten.

Daß die warme Luft zwiſchen den Wendekreiſen aufſteigt und auf der nördlichen Halbkugel als Süd-Weſt-Wind und auf der ſüdlichen Halbkugel als Nord-Weſt-Wind zu den Polen hin abfließt, alſo gleichſam obere oder Gegenpaſſate bildet, beweiſen folgende beobachtete Thatſachen: Der feuerſpeiende Berg auf dem Eilande St. Vincent (eine der kleinen Antillen) warf im Jahre 1812 ſeine Aſche bis in den oberen (Süd-Weſt) Paſſat, der ſie dann nach Barbados trieb, welches Eiland nordöſtlich von St. Vincent liegt. Eben dies geſchah 1835 den 25. Februar bei einem Ausbruche eines feuerſpeienden Berges in Guatemala (Mittel-Amerika), deſſen Aſche durch den oberen Paſſat nach Jamaica geführt wurde. Auf dem Spitzberge (Pico) von Teneriffa fühlt der Reiſende, der am Fuße des Berges den Nord-Oſt-Paſſat verlaſſen hat, ſtets Weſt- oder Süd-Weſt-Winde, weil der obere Paſſat, je weiter er von dem Gleicher ſich entfernt, ſich deſto mehr der Oberfläche der Erde nähert. — In den höheren Breiten wehen dann die beiden Paſſate nicht mehr über, ſondern neben einander und ſtreben, einander zu verdrängen. Ihr Kampf iſt die Urſache, daß der Wind alle Punkte der Windroſe durchläuft. Doch ſind die in dem nördlich gemäßigten Erdgürtel (Zone) vorherrſchenden Winde Süd-Weſt- und Nord-Weſt-Winde.

Die Paſſatwinde verdanken ihre Entſtehung der Achſendrehung der Erde. Die Luftmengen nämlich, deren Schwung- oder Fliehkraft an den Polen gleich Null iſt, kommen auf ihrem Wege nach dem Gleicher an Orte der Erde, die ſtets eine größere Schwungkraft haben, je näher ſie dem Gleicher ſind. Da jene Luftmengen aber in Folge des Beharrungsvermögens nur ſehr langſam und allmälig eine größere Schwungkraft annehmen, ſo ſind ſie, welchen Ort ſie auch erreichen mögen, ſtets im Rückſtande gegen die Schwungkraft deſſelben. Daher kann man ſie, ohne zu irren, als ruhend anſehen, indem dann die Geſchwindigkeit des in Rede ſtehenden Ortes um die jener Luftmengen vermindert ſcheint. — Man denke ſich einen ſchönen Tag, an welchem ſich, wie man zu ſagen pflegt, auch kein Lüftchen rührt. Es ritte nun Jemand ſchnell von Weſten nach Oſten, ſo wird er einen heftigen Wind fühlen, der von Oſten kommend des Reiters Gewand und des Roſſes Mähne nach hinten, d. h. nach Weſten zurückflattern läßt. Es iſt dies für die Erſcheinung ganz daſſelbe, als wenn der Reiter ſtill mit ſeinem Roſſe hielte und ein heftiger Oſtwind ihm entgegen wehete.

Unſere Erde iſt das Roß, das von Weſten nach Oſten eilt und dadurch einen Oſtwind ſich erzeugt. Denken wir nun den Oſtwind, der in einer beſtimmten Zeit von a nach c gelangte (Abbildung 7.), auch bemüht, die Richtung nach dem Gleicher zu behaupten, und käme er in derſelben Zeit von a nach b, ſo wird er die Winkellinie ad des Kräfte-Parallelogramms a b d c durchlaufen müſſen. Ein Wind aber, der von a nach d weht, iſt ein Nord-Oſt-Wind. Auf der ſüdlichen Halbkugel verfolgt der entſtehende Wind die Richtung mp, iſt alſo für den Ort p ein Süd-Oſt-Wind. — Die Paſſate ſind alſo ein deutlicher Beweis für die Achſendrehung der Erde. Ganz auf dieſelbe Weiſe, wie die Paſſate entſtehen, bilden ſich die großen nordweſtlichen und ſüdweſtlichen Meeresſtröme in den Weltmeeren, die freilich in der Nähe des Landes oft von ihrer urſprünglichen Richtung abgelenkt werden.

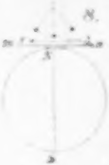

7

V. Die Richtungsebene eines ſchwingenden Pendels gewährt, indem ſie ſich langſam von Oſten nach Weſten dreht, eine ſichtbare Anzeige von der Achſendrehung der Erde. Jeder Körper verharrt in dem Zuſtande, in dem er ſich befindet, bis eine Kraft ihn zwingt, dieſen Zuſtand zu ändern. So behauptet ein in Bewegung befindlicher Körper ſeine Richtung ſo lange, bis ihn eine von außen kommende Kraft ablenkt oder ſeine

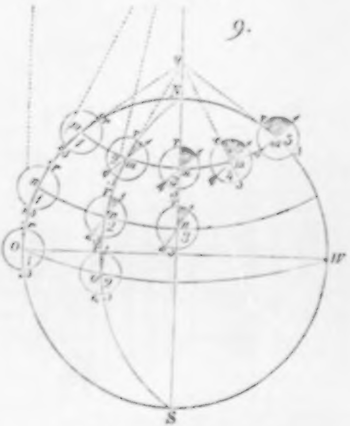
Bewegung ganz hemmt. Dieſe Behauptung der Richtung einer Bewegung können wir deutlich an einem Kreiſel, einem Knopfe oder einer Scheibe, durch die eine Achſe ſenkrecht geſteckt iſt, ſehen, wenn wir denſelben durch Daumen und Zeigefinger in drehende Bewegung ſetzen und dann die Fläche, z. B. einen Tiſch, allmälig neigen. Er gleitet die ſchiefe Ebene hinab, ſtets aber bleibt ſeine Achſe ſich ſelbſt gleichlaufend und folglich ſenkrecht auf die Oberfläche eines ſtillſtehenden Waſſers, hier des Fußbodens.

Ein ſolcher Kreiſel iſt auch unſere Erde, deren Achſe ſtets nach demſelben Punkte des Himmels, nach dem ſogenannten Polarſterne im Sternbilde des kleinen Bären, gerichtet iſt. Alle andern Planeten, deren Achſendrehung beobachtet wurde, zeigen dieſe Unveränderlichkeit der Achſenrichtung. Ebenſo verhält es ſich mit einem ſchwingenden Pendel, deſſen Aufhängungspunkt und Faden ſchnell um ſich ſelbſt gedreht werden können, ohne daß die Schwingungsebene des Pendels die einmal angenommene Richtung ändert.

Denken wir uns jetzt an den Nordpol verſetzt. Wir hängen ein Pendel in der Verlängerung der Erdachſe auf und laſſen es in einer Ebene ſchwingen, die durch eine gerade Linie ra (Abbildung 8.) in dem ſcheinbaren Geſichtskreiſe mn bezeichnet wird. Wir bemerken nun, daß die Schwingungsebene von der Richtung ra allmälig abweicht, nach 12 Stunden wieder mit ihr zuſammenfällt, abermals abweicht und nach derſelben Zeit mit ihr wieder übereinſtimmt, ſo daß ſie in 24 Stunden einen ganzen Kreis beſchrieben hat. Wir wiſſen aber, daß die Schwingungsebene dieſelbe Richtung beibehält, wie iſt nun dieſe Abweichung zu erklären? Die Schwingungsebene hat ihre Richtungsebene behauptet, nur die Erde hat ſich von Weſten nach Oſten und mit ihr der ſcheinbare Geſichtskreis mn und die in ihm angenommene Linie ra um die Achſe gedreht, ſo daß alſo ra in 24 Stunden einen ganzen Kreis (360 Grade) durchlaufen hat.


8.

Da wir nun aber nicht an den Pol gelangen und auch nicht in der Luft unſer Pendel aufhängen können, ſo müſſen wir in unſerm Wohnorte ein Pendel an eine Stütze befeſtigen, die freilich die Drehung der Erde von Weſten nach Oſten mitmacht. Wir nehmen an, wir hätten in der geographiſchen Breite von Berlin (52° 31' nördlich vom Gleicher) eine Mittagslinie, d. h. eine Linie, in welcher der Mittagskreis den Geſichtskreis durchſchneidet, gezogen. ra (Abbildung 9.) ſey für den Geſichtskreis mn die Mittagslinie. Denken wir uns dieſe verlängert, ſo wird ſie die verlängerte Erdachſe in q ſchneiden. Nach dieſem Punkte q wird die Mittagslinie ra in allen Stellungen (1. 2. 3. 4. 5.), die unſer Geſichtskreis auf demſelben Breitenkreiſe nach und nach durch die Achſendrehung der Erde einnimmt, ſtets weiſen. Wir laſſen nun in der Stellung 1. unſer Pendel in der Richtung der Mittagslinie ra ſchwingen und bezeichnen dieſe



Richtung durch einen Pfeil. Da die Schwingungsebene des Pendels ſich ſtets beinahe gleichgerichtet bleibt, ſo wird dieſelbe in den einzelnen Stellungen des Geſichtskreiſes ſtets um einen größeren Winkel von der Mittagslinie *rs* abweichen. (Die Abweichungswinkel ſind in der Abbildung 9. geſtrichelt.) — Für den Geſichtskreis des Ortes *n* (30° nördl. Breite) zeigen die Stellungen (1. 2. 3.) mit den entſprechenden Stellungen des Geſichtskreiſes für den Ort *m* eine viel geringere Abweichung der Schwingungsebene des Pendels von der Mittagslinie *rs*. Für den Gleicher (Geſichtskreis des Ortes *o*) ergiebt ſich keine Abweichung, da die Mittagslinie *rs* ſtets der Achſe der Erde, alſo auch ſich ſelbſt in allen Stellungen (1. 2.) gleichgerichtet bleibt. — Aus dieſen Betrachtungen ergiebt ſich, daß die Abweichung für einen und denſelben Mittagskreis wächſt, wie die geographiſche Breite, d. h. die Entfernung von dem Gleicher, zunimmt.

Ferner iſt hier noch zu bemerken, daß unter irgend einem Grade der Breite die ganze Abweichung in 24 Stunden nicht volle 360 Grade oder einen ganzen Kreis, wie unter dem Pole, beträgt, ſondern ſtets weniger, je mehr man ſich dem Gleicher nähert. Es bleibt nämlich die Schwingungsebene des Pendels ſich nicht ganz gleichgerichtet, weil die Stützen und daher der Aufhängungspunkt des letzteren an der Drehung der Erde Theil nehmen.

Es würde hier zu weit führen, das mathematiſche Geſetz, daß ſich die Abweichungen wie die Sinus der geographiſchen Breiten verhalten, näher zu erweiſen. Statt deſſen möge eine kleine Ueberſicht *) der Größe der Abweichung für Orte unter verſchiedenen Breitengraden folgen:

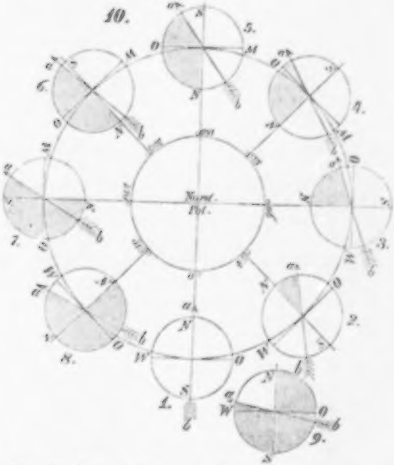
Ort der Erde.	Breite.	Sinus der Breite.	Abweichung der Schwingungsebene in 24 Stunden.	in 1 Stunde.	Angabe der Zeit, in welcher die Schwingungsebene einen ganzen Kreis beſchreibt
Am Pol	90°	1,000	360°	15°	24 Stunden.
St. Petersburg	59° 56'	0,865	311,4	12,97	27,76 „ „
Königsberg	54° 42'	0,816	293,76	12,24	29,41 „ „
Berlin	52° 31'	0,793	285,48	11,89	30,28 „ „
Amſterdam	52° 22'	0,791	284,76	11,87	30,32 „ „
Köln	50° 55'	0,776	279,36	11,64	30,92 „
Brüſſel	50° 51'	0,775	279,00	11,62	30,98 „ „
Koblenz	50° 21'	0,770	277,20	11,55	31,16 „ „
Paris	48° 50'	0,753	271,08	11,29	31,97 „ „
Wien	48° 12'	0,745	268,20	11,17	32,23 „ „
München	48° 8'	0,744	267,84	11,16	32,26 „ „
Genf	46° 12'	0,722	259,92	10,83	33,24 „ „
Rom	41° 54'	0,668	240,36	10,02	35,93 „ „
New-York	40° 42'	0,652	234,72	9,78	36,81 „ „
Madrid	40° 24'	0,648	233,28	9,72	37,04 „ „
Vorgebirge der guten Hoffnung	33° 56'	0,558	200,88	8,37	43,01 „ „
Mexico	19° 25'	0,332	119,52	4,98	72,29 „ „
Cayenne	4° 56'	0,086	30,96	1,29	279,07 „ „

Die umſtehende Abbildung (10.) zeigt uns den Geſichtskreis von Berlin durch die Achſendrehung der Erde in ſeinen acht Stellungen von drei Stunden zu drei Stunden. Da der Abweichungswinkel des Pendels für die Breite von Berlin, vergleiche obige Ueberſicht, in einer Stunde 11°,89 erreicht, ſo wird die Schwingungsebene, nach-

---

*) Dieſe Ueberſicht iſt in ihren zwei erſten ſenkrechten Reihen der Schrift des Dr. Garthe: „Foucault's Verſuch als direkter Beweis der Achſendrehung der Erde. Köln, 1852." entnommen, die übrigen Reihen ſind aber von mir ganz neu berechnet worden. L. H.

10.



dem ſie in die Anfangsſtellung (1.) in die Mittagslinie NS fiel, in den übrigen Stellungen um folgende Winkel abweichen:

Stellungen.	Abweichungswinkel.
1.	= 0°
2.	3 × 11°,89 = 35°,67
3.	6 × 11°,89 = 71°,34
4.	9 × 11°,89 = 107°,01
5.	12 × 11°,89 = 142°,68
6.	15 × 11°,89 = 178°,35
7.	18 × 11°,89 = 214°,02
8.	21 × 11°,89 = 249°,69

Nach 24 Stunden beträgt die Abweichung 24 × 11°,89 = 285°,48; dieſe zeigt in unſerer Abbildung der mit q bezeichnete Geſichtskreis, der dann die Stellung 1. einnehmen muß. Zur größeren Anſchaulichkeit ſind überall die durch die Abweichungswinkel beſtimmten Kreisausſchnitte geſtrichelt.

Im Februar des Jahres 1851 trat Leon Foucault mit einer kurzen, aber inhaltſchweren Nachricht von ſeinen Pendel-Verſuchen vor die franzöſiſche Akademie, in der er ſagte: daß die Richtung der Schwingungsebene eines Pendels, indem ſie ſich langſam von Oſten nach Weſten dreht, eine ſichtbare Anzeige von der täglichen Bewegung des Erdkörpers (Achſendrehung der Erde) liefert, und daß die Winkelbewegung der Schwingungsebene gleich iſt der Winkelbewegung der Erde in derſelben Zeit, multiplizirt mit dem Sinus der geographiſchen Breite. Er hatte nämlich dieſe Verſuche erſt mit einem 2 Meter (6⅓ Fuß) langen Pendel, dann mit einem 11 Meter (35 Fuß) langen, zuletzt mit einem 67 Meter (213⅓ Fuß) langen Pendel im Pantheon zu Paris unter dem Zuſtrömen von vielen Tauſenden angeſtellt. Mit dem größten und regſten Eifer nahm man überall in Europa die Foucault'ſche Entdeckung auf, und der Dr. Garthe in Köln hat das große Verdienſt, als der Erſte dieſe Pendelverſuche in Deutſchland und zwar in einem großartigen Maßſtabe angeſtellt zu haben. Er ſelbſt giebt in der oben ſchon angeführten Schrift genaue Auskunft darüber, aus der wir Folgendes entnehmen: Seine Eminenz der Erzbiſchof Cardinal von Geiſſel in Köln hatte den hohen Chor des Kölner Domes dem Dr. Garthe zur Verfügung geſtellt. Dieſer bediente ſich eines 125 Fuß langen Pendels, das in dem Schlußſtein von 4 Kreuzund 4 Gurtbogen vermittelſt einer Vorrichtung, wie man ſie bei Seecompaſſen zur Erzielung einer ſtets wagerechten Lage anwendet, befeſtigt wurde. Die Pendelkugel, aus Kupfer gefertigt und mit Blei ausgegoſſen, trug unten eine Stahlſpitze und oben eine Vorrichtung zur Befeſtigung des Pendeldrahtes. Unter das Pendel wurde eine Vorrichtung mit einer Grad-Eintheilung ſo geſtellt, daß bei der erſten Schwingung die Stahlſpitze des Pendels eine beſtimmte Linie durchlief. Vor dem Beginn des Verſuchs wurde die Kugel genau in die Mittellinie eingeſtellt und durch einen Faden ſeitwärts gehalten; wurde dieſer nun abgebrannt, ſo begann die Kugel ihren majeſtätiſchen Weg und mit einem eigenen Gefühl des Staunens ſahen die Anweſenden, wie die Spitze der Kugel ſcheinbar mehr und mehr von der erſten Linie abwich, in der That aber die Vorrichtung ſich unter dem Pendel wegſchob.

Auch in Berlin wurde der Foucault'ſche Verſuch von dem Rektor Rauch aus Kiel mit einem Pendel von 70 Fuß Länge gezeigt und mit großer Befriedigung von Tauſenden angeſchaut.

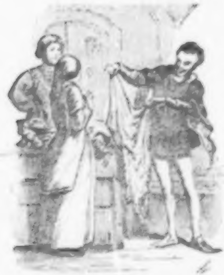
Ludwig Heros.

Der Luxus und ſeine Abfälle.

Eine Sage und ein Geſchichtchen.

1. Polniſche Wirthſchaft des Herrn Luxus.

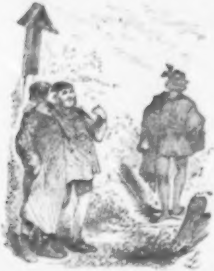
Ehe Herr Luxus aus der Fremde zu uns kam, waltete bei Wohlhabenheit und Armuth die Genügſamkeit im Lande. An den Tiſchen der Fürſten ſpeiſte man von hölzernen Schüſſeln, Edelmann und Bauer hatten thönern Geſchirr. In den Schlöſſern der Könige ſah man höchſtens Kupfer und Zinn bei Feſtgelagen. Herr Luxus ſaß indeß, ſeit Gott das Paradies ſchuf, gefeſſelt in der verſchloſſenen Höhle eines Gold- und Silbergebirges, bis ihn wühlende Füchſe befreiten, und mit ſeiner Freiheit verbreitete er Unglück über unſre Länder. Er brachte unnütze aber blendende Dinge unter die Menſchen, prunkte mit Gold und Silber, führte einen zahlreichen Hofſtaat, Köche, Kellner, Dienerſchaft und Laſtwagen voll bunter und leckerer Waare mit ſich. Tapeten, Divans, Fäſſer mit köſtlichen Weinen, Wohlgerüche aller Art hatte er im Ueberfluß. Die Bauern, durch deren Dörfer er ſeine Reiſe unternahm, ſahen ihm verblüfft nach, und damit hatte es vorläufig ein Ende. Der Landadel empfing ihn ſeiner Gewohnheit gemäß gaſtlich, und ſo begab er ſich auch geradezu auf das Schloß des Wojwoden. Der war ein wackerer Ritter und dabei voll Vorſicht; er rief ſeinen Marſchall und befahl: „Werft dieſen Gauch und ſein ganzes Gefolge, die mein Schloß mit Biſamdüften und andern Gerüchen verpeſten, zur Schloßpforte hinaus!“ Der Marſchall ordnete zu ſolchem Zweck bereits die Dienerſchaft, als die Frau des Wojwoden, welche am Herrn Luxus Gefallen fand, dem Gemahl zu Füßen fiel und, ihn an den alten Brauch der Gaſtfreundſchaft erinnernd, es dahin brachte, daß der Fremde mit ſeinem Gefolge in dem Schloß übernachten durfte. Der Wojwode nahm ſeinen Befehl zurück und bat den Fremdling zu Tiſche. Herr Luxus hatte einſtweilen nicht mehr beabſichtigt. Nun begann er die Wohlhabenheit ferner Orte zu rühmen, lobte die Sitten der Fremde, erzählte wie man ſich dort prächtig kleide, welche reizende Speiſen man genieße, welche edle Weine man trinke. Er machte dadurch die Neugier der Frau des Wojwoden rege und gewann ſogar einen Stein im Brette bei ihrem Herrn Gemahl. Als Herr Luxus des Gelüſtes der Frau inne wurde, ſtellte er köſtliche Weine in ſchmuckreichen Pokalen auf den Tiſch, packte ſeine Perlenſchnüre und mit Flitterwerk benähte oder mit Farben verzierte Tiſchdecken, auch Gold- und Silbergeräthe aus. Weiche Polſter, Deckenkronen, Wandleuchter und Geräthe der Ueppigkeit aller Art fehlten nicht. Bald blitzten die Wände von nie geſehenem Glanze: eine Schamröthe der Armuth, eine Bläſſe der Dürftigkeit fuhr über die Wangen des Wojwoden und das Herz der Hausfrau ſchlug ungeduldig, — drängend, den Dank für ſo viele



Reichthümer abzuſtatten. Der Wojwode, der ſich biſher glücklich gefühlt hatte, wenn er nach irgend einer tüchtigen That zu ſeiner ausreichenden Habe heimkehrte, ſeufzte zum erſten Male, als er den Eindruck ſolcher Reichthümer gewahrte.

„Und was verlangt der Herr für ſolche Kindereien?“ fragte er nach einer Weile, ſtolz und nur wie hingeworfen. — Herr Luxus entgegnete mit verſtellter Miene und täuſchender Gleichgültigkeit: er wolle ſeine Gaben um ſehr Geringes vertauſchen, gegen Getreide vom Felde, Honig der Bienenſtöcke, tüchtige Streitroſſe und Stiere im Stalle. — „Ha!“ rief der Schloßherr, „das ſind freilich Dinge nicht der Rede werth, denn in Fülle hab' ich das Alles!“ — und er ließ dem Herrn Luxus Getreide, Honig und die Hälfte der Pferde und Stiere aus ſeinem Stalle geben.

Seine Frau, aufgeputzt in farbenprangenden Gewändern mit mächtiger Schleppe, machte die Nachbarinnen in der Kirche ſtaunen, und als ſie voll Neugier zuſammenliefen, bewirthete ſie dieſelben an einem vollauf mit Silbergeräthe und koſtbaren Stoffen gedeckten Tiſche. Vor Scham und Neid errötheten oder erblaßten ſie, und auch ſie hatte dieſe Peſt, zu glänzen und groß zu thun, ergriffen. — Der Wojwode in ſeinem Prachtkleid, ringsum mit Gold verbrämt, ging, um die Unterthanen in Ordnung zu halten. Doch welche Veränderung! Der Wein hatte ſeine Haltung ſchwächlich, ſeinen Gang ſchwankend gemacht. Die Bauern, ſonſt, wenn ihr Herr ſich im Baumwollrock mit eiſernem Panzer zeigte, demüthig an ihm vorüberſchreitend, machten lächelnd Halt bei dem Anblick der glänzenden Tracht, in der ihr Herr ihnen nichts mehr von Furcht und Scheu einflößte. Ihn aber beſchlich eine eigenthümliche Empfindung, ihm



war als flüchte ſeine Männlichkeit und Würde. Er kehrte um, gleich einem Beſiegten aus der Schlacht, mit Verluſt ſeines Muthes, ohne Gefangene, ohne Beute.

Herr Luxus aber wanderte weiter. Er brauchte auch ſchon nirgends mehr um Aufnahme zu bitten, man trug ihn auf den Händen von Schloß zu Schloß, von Edelhof zu Edelhof. Die Gemeinden der Städte aus Krakau, Warſchau, Lemberg, Poſen, Thorn und Danzig zogen ihm mit Fahnen entgegen, um ihn zu begrüßen, ihn wie einen Helden in ihren Mauern aufzunehmen. Er wohnte bald auf den ſchönſten, ihm eigen gehörenden Schlöſſern, in jeder Jahreszeit in einem andern Pallaſt, und ſeine Waaren mußte eine unzählbare gierige Dienerſchaft in der Welt ausbreiten. Die Wälſchen trugen koſtbare Tücher, flimmerndes Schmuckwerk, Spiegel, Parfüms und allerlei Tand vom Größeſten bis zum Kleinſten in die Wohnungen; die Türken brachten orientaliſchen Zierrath, Gürtel, Gewänder und anatoliſche Roſſe; der Ungar ſchänkte Wein aus im Keller. Allen dieſen folgten Wucherer mit vollen Beuteln, die ſelbſt nichts kauften, aber Jedem, der Geld brauchte, ſolches zum Kaufe vorſtreckten. Die Menge der Wucherer glich einer Heuſchreckenwolke, doch verminderten ſich nach und nach dieſe Herumläufer, indem ſich einer nach dem andern bald im Dorfe, bald auf dem Edelhof ſelbſt niederließ; denn hing der Edelmann für das geliehene Geld an die hölzernen Wände ſeiner Zimmer Tapeten und ſchlug große Spiegel an, ſo ſetzte ſich dagegen der Wucherer in der herrſchaftlichen Schänke feſt, nahm das Getreide im Speicher und auf dem Felde in Beſchlag. Da wurde nun aus dem früheren Wanderwucherer der anſäſſige Wucherer, der auf immerwährende Zeiten bei dem Hofe blieb, die Landleute hänſelte und betrog, und dem Herrn auf ſchlaue Weiſe ſein Vermögen entführte. Jener Heuſchreckenſchwarm zog von Meer zu Meer. Die Genügſamkeit, alt und unbeliebt geworden, floh mit gebleichtem Haar und in zerriſſener Kleidung von Hof zu Hof, aber nirgends wurde ſie mehr gern beherbergt. Vergebens ſuchte ſie Obdach in den Gemächern des Edelmanns, in Häuſern und Hütten. Mit der Verzweiflung auf den Wangen, mit Thränen in den Augen, mit von Krankheit und Weh gebeugtem Rücken ging ſie fort, verſtoßen und verachtet. Die Dienerſchaft des Herrn Luxus ſpie ihr in's Geſicht, denn gaſtfreundlich ſie aufzunehmen war keine Tugend mehr. Wohl aber wurden Fremdlinge mit verſchwenderiſcher Pracht bewirthet, indem man in Allem den Nachbarn nacheiferte, ohne die Mittel zu beſitzen, die jenen zu Gebote ſtanden. Es begannen die Schlöſſer verwüſtet zu werden, die reichen Edelhöfe gingen zu Grunde. Die Männer, einſt thatkräftig und muthig, verloren Geiſt und Gemüth im Trunke; die Frauen, von eitlem Flitter und Blendwerk glänzend, hatten Tugend und Scham geopfert. Der Wucherer nur füllte ſeine Taſchen, während der wackere Landmann verarmte und gedrückt ward. So veränderte das ganze Land ſeine Geſtalt. Dreißig Jahre vielleicht blühte und glänzte es vom Luxus und erregte durch ſolchen Glanz allenthalben Bewunderung, doch nicht ſelten waren goldene Gewänder die eitle Hülle von Jammer und Noth. Die mächtigen Schlöſſer zerfielen in Trümmer, ehemals gewaltige Edelhöfe verſchwanden mit der Zeit ſpurlos. Herr Luxus riß, um die Schmach zu erhöhen, die verhöhnte Armuth bei den Haaren, und zwiſchen den Trümmern der in Schutt zerfallenen Mauern, wo die Genügſamkeit ein Verſteck gefunden, ermordete er ſie mit ſeinem koſtbaren, von Edelſteinen ſtrotzenden Dolch. Nach dem Tode der Genügſamkeit erſtarb auch jedes häusliche Glück. Alte, erfahrene Leute ſagen, ſie müſſe einſt von dem Tode auferſtehen, dann werde auch die alte Kraft und Größe wiederkehren, doch das wird gewiß noch lange dauern, denn:

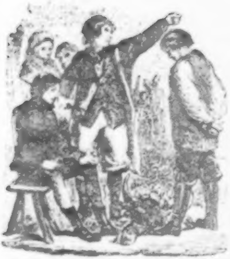
Wer eitel zur Verſchwendung hingelaufen,
Dem fehlt in alter Heimath jeder Schutz;
Und die um Schimmer Fried' und Glück verkaufen,
Verjagen ſich aus Reinheit in den Schmutz!

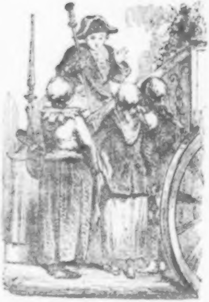
II. Die Abfälle.

Hans, Peter und Chriſtoph, drei Koſſäthen in einem Dorfe, die nichts übrig, aber auch nicht zu wenig hatten, vereinten ſich zum Ankauf eines Ochſen, den ſie tüchtig mäſteten, ihn im Herbſt ſchlachten und dann friedlich theilen wollten, um das Fleiſch für den Winter einzuſalzen. Hans, Peter und Chriſtoph ſahen mit großem Verlangen den Tag heranrücken, an welchem das mächtige Thier abgethan werden ſollte. Ehe es aber ſo weit kam, rückte eine Schaar Franzoſen — es war im Jahr 1807 — in's Dorf. Die kamen mit ſehr eigenthümlichen Anſichten, unter Anderem verwunderten ſie ſich, daß die Koſſäthen ihren Ochſen ſelber zu verzehren gedachten, ihn nicht verkauft, nicht das Geld bereit hatten, um es ihnen als Contribution einzuhändigen. Sie nahmen das übel und halfen ſich ſelber, was bei der Uebermacht keine Kunſt iſt. Soldaten wollen eſſen, Franzoſen wollen auch beſſer eſſen als zu Hauſe, das nennen ſie in fremden Ländern ihr Recht. Der Ochſe, ſchmackhafter als die Kuh, wurde aus dem Stall gezogen, die gewandten Franzoſen ſchlachteten und zerlegten ihn ſehr geſchickt und ſteckten die Stücke an Spieße, um ſie bei einem großen Feuer, das eine Strecke vom Dorfzaun vertilgte, zu braten. Da es ein kalter Tag war, ſo ſtellte ſich Peter an's Feuer und wärmte ſich; Chriſtoph fand den Geruch ſo reizend, daß er trocken Brod dazu aß; Hans aber fing etwas abtriefendes Fett in einem Näpfchen auf. Frau und Kinder tunkten dann ihre Kartoffeln hinein. Ganz leer war alſo Keiner ausgegangen, ja ſie behielten ſogar, als die Franzoſen abzogen, die Hörner und Klauen. Trotzdem meinten die Nachbarn: es wäre doch beſſer geweſen, die Herren Franzoſen wären in Frankreich geblieben und hätten ihnen zu ihren Kohlköpfen und Erbſen für den langen Winter zuweilen ein Schnittchen Pökelfleiſch gegönnt.

Annemarie, Trinkerte und Gretlieschen, die Weiber jener drei Nachbarn, mußten bald darauf mit einem Reſt von Eiern, ein paar Pfund Butter und einem im Verſteck den Franzoſen entkommenen Gänschen nach der Hauptſtadt. Sie verkauften ihre Lebensmittel, und hatten dabei die Anſchau von mannigfachem Luxus, auch die Düfte bei den Conditoren ganz umſonſt, denn es wurden eben Paſteten aus dem Ofen gezogen. Beinahe hätten ſie ein paar Groſchen von dem Marktgelde daran gewendet, zu rechter Zeit erinnerten ſie ſich aber gegenſeitig an Hans, Peter und Chriſtoph, ſammt Hänschen, Peterchen und Töffelchen.

Auf dem Rückwege, längſt nach der Mittagsſtunde, näherten ſie ſich einem ſchönen Platz am Thore; da ſtand vor einem Pallaſt eine Menge Kutſchen. Marie, die Dreiſteſte von den Dreien, wandte ſich an einen blinkend gekleideten Herrn, der bei der Vortreppe ſtand, und fragte ihn, was es hier gäbe? — „Ein Déjeuné bei dem franzöſiſchen General-Intendanten!" war die Antwort. — „Das muß 'ne Pracht ſeyn über die Maßen!" rief Trinkerte. — „Ja, das ergiebt ſich wohl; aber was iſt's denn eigentlich?" forſchte Gretlieschen. — „Ein Frühſtück, junge Frau!" entgegnete der Herr. — „Ein Frühſtück? Nachmittags? Spaß' Er doch nicht!" — „Ich ſpaße nicht. Bei dieſem Wirth und ſeinen Gäſten iſt es noch früh, die ſtehen meiſt erſt auf, wenn Ihr Leute ſchon zu Mittag gegeſſen habt." — „Das bischen Frühſtück könnten ſie aber doch zu Hauſe bequemer verzehren!" bemerkte Annemarie, und der Herr erwiederte lächelnd: „Kinder, das iſt ein ganz beſonderes Frühſtück, da werden Speiſen und Getränke aus allen Ländern herbeigeholt, auch fehlt Muſik und Tanz nicht." — „Das muß ja erſchrecklich viel koſten!" ſagte Trinkerte. — „Freilich, gewiß ſo viel als ein Ackerhof werth iſt." — „Gott erbarme ſich, das iſt eine recht ſündliche Verſchwendung!" ſo





fuhr es der lebhaften Annemarie zum Munde heraus. — „Laßt's Euch nicht leid ſeyn, junge Frau, es iſt Segen für das Land, denn durch die Verſchwendung der Reichen fließt das Geld zu Bürger und Bauer!“ — Die Frauen ſahen ſich verdutzt an, Annemarie äußerte noch: „Adje, denn wir wollen Ihn weiter nicht aufhalten, ſonſt gabeln ſie Ihm da oben Alles weg!“ — und im Weiterſchreiten hörten die Drei nur noch: „Ei, ich muß davon bleiben, ich bin nur ein Thürſteher!“

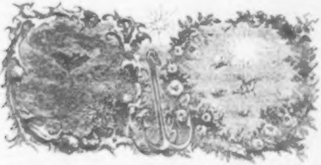
Die Weiber redeten ſich in der Verwunderung gar nicht ſatt und kamen müde und hungrig heim. Nachdem ſie ſich aber am Hirſebrei erquickt hatten, war unter der älteſten Dorflinde kein Aufhörens über das in der Hauptſtadt Geſehene und Gehörte. Dabei verlautete denn auch die Weisheit des Thürſtehers: daß die Verſchwendung der Reichen für Land und Leute ein Segen ſey, denn ſie komme dem Bürger und Bauer zu Gute. — Die Männer aber ſchüttelten den Kopf und meinten: was ihnen davon zu Gute käme, bedeute nicht viel mehr, als was ihnen die Franzoſen von dem gemäſteten Ochſen übrig gelaſſen hätten, nämlich die Hörner und die Klauen, den kräftigen Geruch und etliche Tröpfchen Fett.

Die Sache wurde im Kruge noch oft, wird dort auch bis auf den heutigen Tag beſprochen, und der Schulmeiſter ſagte einmal: „Es war ein närriſch Geſchwätz von dem Thürſteher; denn dadurch, daß die Reichen Straßburger Paſteten und ſonſt Allerlei aus fremden Ländern genießen und dazu Weine aus der Fremde trinken, werden gewiß unſre Bürger und Bauern ſo wenig wohlhabend, als Einer dadurch Vermögen erwirbt, wenn er Auſtern ißt und Champagner trinkt! Da wird ihm gewiß zuletzt noch weniger übrig bleiben, als die Franzoſen dem Hans, Peter und Chriſtoph von ihrem Ochſen gelaſſen haben!“

Ed. Rolla.

Schluſs-Wünſche.

Wir durchleben eine Zeit der verwickeltſten Reibungen in den weltgeſchichtlichen und häuslichen Zuſtänden, und es iſt uns eben ſo ſehr Geſinnungsernſt als Gleichmuth nöthig. Will uns das Eine oder das Andere verlaſſen, dann eben wollen wir uns wiederholt ſagen:



„Der Hoffnungsreiche und der Hoffnungsloſe —
Getrennten Sinnes iſt ihr Ziel doch gleich!
Sieht Dorn nur Dieſer, Jener nichts als Roſe —
Der Dorn wird ſtumpf und jede Roſe bleich.
Doch ſchafft, wer hofft, ſich leicht die helle Stunde,
Wer hoffnungslos, Dem wird die Sonne Nacht;
D'rum mit der Hoffnung bleibt im treuen Bunde,
Wie oft ſie auch Vertrau'n zum Traume macht!“

Das iſt rathſam in Tagen, die zu Wünſchen reichlichen Anlaß geben, und wir beſcheinigen dies auch unſererſeits ein wenig mit folgendem Schluß:

Voran mag ein geweihter Segen
Den unzählbaren Wünſchen ſteh'n:
Daß Allen, die ſich Wünſche hegen,
Die guten in Erfüllung geh'n.

Da zeigen ſich nun an der Spitze
Uns Muth, Zufriedenheit, Geduld; —
Sie kommen aus dem eig'nen Witze,
Und mangeln nur durch eig'ne Schuld. —

Wir halten hier an unſerm Kreiſe,
Und wünſchen ohne Groll und Neid,
Den weiſen Männern weiſe Weiſe
In Zweifeln an Unfehlbarkeit.

Wir wünſchen ſämmtlichen Parteien
Das liebenswerthe Maaß geſchafft,
Und Denen, die am tollſten ſchreien,
Vernunft durch einſichtsmächt'ge Kraft.

Wir wünſchen, daß, die uns verdammen,
Die eingeſeligt ſind im Wahn,
Verlöſchen ſeh'n die Höllenflammen,
Zerbrochen ihren Satanszahn.

Wir wünſchen Männer den Cathedern
Mit freiem Geiſt und off'ner Stirn;
Den Jungen, die mit Federn fledern,
Mehr Flamm' als Dampf in ihrem Hirn.

Wir wünſchen Kritikern viel Feinheit,
Und Richtung auf die Sach' allein;
Wir wünſchen ſehnlichſt, daß Gemeinheit
Verſchmähet werde allgemein.

Wir wünſchen echte Dichter — dichter,
Für Echtes nur dem Volke Gluth,
Und unſern Bühnen raſch Vernichter
Des Joch's der Ueberſetzerwuth.

Wir wünſchen aller Art von Künſtlern,
Daß ſie voll Eifers in ſich ſchau'n,
Und nicht am liebſten faden Dünſtlern
Mit wäßrig-ſüßem Lobſalm trau'n.

Wir wünſchen unſres Büchleins Treiben
Mit Geiſt vom Geiſte ſtets begabt,
Und endlich, daß uns Leſer bleiben
So viele als wir ſtets gehabt!

G g.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung.

In unſerm Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben von **Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voſs, Matthiſſon, Gleim, Zacharias Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer u. A.**

Bisher in keiner Sammlung und großentheils zum erſten Mal im Druck erſchienen.

Zwei Bände. Preis: 4 Thlr.

Jeder Band iſt auch einzeln à 2 Thlr. zu haben.

Erſter Band. Inhalt:

Goethe. (Unterredung mit Goethe. Vom Profeſſor Dietmar. — Goethe am Hofe zu Weimar. — Goethe's Scheiden von der Theaterleitung. Vom Profeſſor Dr. F. W. Riemer. — Goethe bei dem Jubiläum des Großherzogs von Weimar. — Goethe's Jubiläum. — Das Goethe-Feſt in Berlin. [I. Rede. II. Gedichte zur Preisbewerbung. III. Zelter's Ausſpruch und Preis-Vertheilung. IV. Schluß der Feier.] — Goethe und Werther's Lotte. Von Miß Fanny Kemble. — Auguſt v. Goethe. Von St. Schütze.) — **Schiller.** (Aus dem Tagebuch eines jungen Theologen. Von 1792. — Aus „Erinnerungsblätter eines Studenten“. [Handſchriftlich.] — Schiller in Berlin. — Das Entſcheidendſte in Schiller's Schickſal. Von St. Schütze.) — **Wieland.** (Wieland's Privatleben. Von Dr. Lütkemüller. [Wohnung. Spaziergänge. Gemüths- und Arbeits-Art.] — Merkwürdige Beſuche. [Baggeſen. J. H. Voß. Mathiſſon. Jean Paul Friedrich Richter. Sophie La Roche. Sophie Brentano.] — Wieland über das Sittliche. — Zurechtweiſung. — Wieland und General Sebaſtiani.) — **Klopſtock.** (Klopſtock in Schulpforte. — Erinnerung an Klopſtock. — Kaiſer Joſeph und Klopſtock. — Klopſtock und Frau von Genlis. Von S. H. Catel.) — **Thümmel.** (Ein Nachmittag bei Thümmel. Von Dr. Ernſt Woldemar.) — **Falk.** (Erinnerungen an Johannes Falk. Von L. M. Fouqué.) — **Moritz.** (Carl Philipp Moritz. Vom Profeſſor Dietmar.) — **Heinrich v. Kleiſt.** (Aus dem Leben Heinrich's von Kleiſt. Von Pequilhen.) — **Knebel.** (Karl Ludwig v. Knebel. Bericht eines Verwandten.) — **Leſſing.** (Ueber eine Predigt von Leſſing. Mitgetheilt von F. W. Schloſſer.) — **Baſedow.** (Baſedow's Beſtrebungen. Von Dr. Ernſt Woldemar.) — **Jean Paul.** (Das Schrecken im Walde. Von einem Augenzeugen.) — **Rochlitz.** (Friedrich Rochlitz. Von L. M. Fouqué.) — **Wetzel.** (Einiges von F. G. Wetzel. Von Dr. G. W. Grefe.)

Zweiter Band. Inhalt:

Gellert. (Gellert und der Kaufmann P—s. — Aus Papieren von Gellert's Freunden und Verwandten. [Eiſer gegen Rouſſeau. Gellert über J. F. v. Cronegk und Ew. v. Kleiſt.]) — **Gleim.** (Gleim's Perſönlichkeit und Eigenheiten. Von Dr. Ernſt Woldemar. — Aus Gleim's Leben. Nach Ueberlieferungen mitgetheilt von **J. v. Großmann.** I. II.) — **Muſäus.** (J. C. A. Muſäus und Fr. Nicolai. Vom Aſſiſtenzrath Achatius Schmidt. — J. C. A. Muſäus im geſelligen Umgang. Vom Profeſſor Dietmar.) — **Käſtner.** (Einiges über und von A. G. Käſtner. Von ſeinem Zuhörer Bornemann. — Ein Streit A. G. Käſtner's mit dem Wandsbecker Boten. Mitgetheilt von A. Münde. — Hat denn der Teufel den Lieutenant Hinrichs geholt? Eine Erinnerung an Käſtner. — Aus Käſtner's Collectaneen. Mitgetheilt von F. Seebode. — Mittheilung von St. Schütze.) — **Fernow** und **Zoega.** (Fernow und Zoega. Von Friederike Brun.) — **Johanna Schopenhauer.** (Johanna Schopenhauer in Weimar. Von St. Schütze.) — **Fouqué.** (Zu La Motte Fouqué's Gedächtniß. Von Julius Curtius.) — **Chamiſſo.** (Etwas von Chamiſſo. Von Friedrich Kurts. — Mein letzter Beſuch bei Chamiſſo. Von A. Rebenſtein. — Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Von Adalbert v. Chamiſſo.) — **Ramler.** (Ramler's Rath für eine junge Schriftſtellerin. Mitgetheilt von S. H. Catel. — Ein paar Züge von C. W. Ramler. Vom Profeſſor Dietmar. — Ein Abend mit Ramler. Erzählt von J. J. Engel.) — **Werner.** (Rückerinnerung an Ludwig Zacharias Werner. Von einem ſeiner Verwandten. I. II. Joh. Georg Scheffner und L. Z. Werner. — Die Freiheits-Ode Werner's. — Aus einem Reiſe-Tagebuch. Werner und Hofbauer. — Einzelne Züge.) — **Tieck.** (Bei Ludwig Tieck. Von Karl v. Strombeck. — Aus Aufzeichnungen von P. A. Wolff.) — **Steffens** und **Schall.** (Henrich Steffens über Karl Schall.) — **Arnim.** (L. Achim v. Arnim. Von F. W. Gubitz.) — **Brentano.** (Clemens Brentano. Von F. W. Gubitz.) — **Oehlenſchläger.** (Adam Oehlenſchläger in Rom. Von Friederike Brun.) — **Haller.** (Ein Abend bei Karl Ludwig von Haller. Von Johannes Schultheß.) — **Raupach.** (Erlebniſſe mit Ernſt Raupach. Von F. W. Gubitz.)

Das Inhalts-Verzeichniß dieſes Buches iſt deſſen Empfehlung. Von geiſtvollen Zeitgenoſſen unſrer großen Dichter wird der Leſer hier in der Letzteren Privatleben, in ihre Denk- und Gefühlsweiſe lebendig, ſelbſt anſchauend, nicht etwa durch Abhandlung eingeführt, tritt mit ihnen in die vertrauteſte perſönliche Berührung und gewinnt ebenſoviel an Literatur-, Menſchen- und Lebenskenntniß als an inniger Befriedigung für Geiſt und Herz. Ein Buch wie das vorliegende bietet, innerhalb eines der bedeutendſten und intereſſanteſten Kreiſe des deutſchen Bildungslebens, Erſatz für den in Deutſchland fühlbaren Mangel einer umfaſſenden Memoiren-Literatur. Die Wirkung auf den Leſer iſt im höchſten Grade eindringlich wohlthuend, weil wir alle die genannten ausgezeichneten Männer in mannigfacher Thätigkeit und auch wieder wie im geſellſchaftlichen Umgange nahe vor uns haben: ſie erſcheinen gleichſam lebend in dem Kreiſe unſerer Phantaſie. — Der Literaturfreund wird oft und abermals nach dieſer, viel völlig Neues, viel Erläuterndes bringenden Sammlung greifen, die unfehlbar Jedem das innigſte Vergnügen in anmuthiger Unterhaltung verbürgt, und, wie in keiner öffentlichen oder Haus-Bibliothek, ſo auch in keiner guten Leih-Bibliothek fehlen darf.

Marguerite.

Roman in drei Theilen von Dr. Chriſtian Birch.

Preis: 3 Thlr. 7½ Sgr.

Zwei Welten, Amerika und Europa, bilden den Schauplatz, auf welchem der Roman „Marguerite“ ſich bewegt. Unter dem Himmel des franzöſiſchen Weſtindiens, deſſen ſchöne und in der Aufregung furchtbare Natur in lebensvollem Gemälde dem Leſer entgegentritt, nimmt die Begebenheit ihren Anfang, und in eigenthümlicher Wendung der Verhältniſſe ſpinnen ſich die Fäden des Gewebes über den Ozean herüber nach dem rauſchenden, politiſch erregten, geſellſchaftlich verlockenden Paris der Juli-Monarchie. Die beiden erſten Bände gehören dem atlantiſchen Jenſeits, der dritte dem europäiſchen Dieſſeits, und die Vertrautheit des Verfaſſers mit dem Charakter beider Länder entrollt uns Bild auf Bild voll feſſelnder Kraft und Wahrheit. Es iſt ſchwer zu ſagen, auf welchem Boden er in höherem Grade zu ſpannen verſteht, doch darf man wohl behaupten, daß der erſte Band, welcher die Hauptperſonen pſychiſch vor uns werden läßt, und der dritte Band, der in einem neuen Kreiſe alles Intereſſe der Perſönlichkeiten und der Ereigniſſe noch einmal ſammelt, um ſie der löſenden Kataſtrophe entgegen zu führen, in der deutſchen Literatur nicht viele ihres Gleichen haben an feinem Einblick in menſchliche Seelenzuſtände, an Phantaſie der Erfindung, an kenntnißvoller Darſtellung der mitwirkenden geſchichtlichen Momente. So klar der Gedanke des Verfaſſers in dem Gange der Begebenheit ſich offenbart, ſo treu und warm ſpiegelt ſich in ihr das wirkliche Leben einer kaum entſchwundenen Zeit. Die Gattin des Verfaſſers, Frau Charlotte Birch-Pfeiffer, fühlte ſich veranlaßt, einen Theil des wirkungsreichen Romans zum Stoffe eines gleichnamigen Schauſpiels zu wählen, das bereits ſeinen Gang über die deutſchen Theater macht. Eine Vergleichung beider Werke wird das Intereſſe an jedem einzelnen erhöhen.

Handbuch aller Wiſſenſchaften.

Unter Mithülfe von Gelehrten jeden Faches herausgegeben

von Fr. v. Schönholz.

42 Bogen groß Octav. Preis: 1½ Thlr.

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede, daß er eine
„Encyclopädie aller Wiſſenſchaften“
bezweckte, doch iſt die undeutſche Benennung auf dem Titel vermieden.

Jede Wiſſenſchaft iſt in abgeſchloſſener Abtheilung behandelt,

nach dieſer Folge: **Philoſophie.** (Geſchichte. Syſteme. Philoſophiſche Wiſſenſchaften.) **Pädagogik.** (Geſchichte. Von der früheren Erziehung bis auf das neueſte Schul- und Erziehungsweſen.) **Politik.** (Geſchichte. Staatswiſſenſchaft. Allſeitige Staatsverwaltung.) **Mathematik.** (Eintheilung. Geſchichte. Sämmtliche mathematiſche Wiſſenſchaften.) **Mechanik.** (Geſchichte. Die verſchiedenen Zweige der Mechanik.) **Optik.** (Geſchichte. Sämmtliche optiſche Wiſſenſchaften.) **Aſtronomie.** (Geſchichte. Sternkunde. Erde. Sonne. Mond. Die Anwendung der Aſtronomie.) **Naturwiſſenſchaft.** (Geſchichte. Phyſik. Chemie.) **Mineralogie.** (Geſchichte. Mineralogie. Geologie.) **Botanik.** (Geſchichte. Entſtehung der Pflanzen. Syſteme.) **Zoologie.** (Geſchichte. Syſtematik. Anthropologie.) **Geſchichte.** (Weltgeſchichtliches. Veränderungen und Umwälzungen.) **Hiſtoriſche Wiſſenſchaften.** (Geſchichte. Geographie. Statiſtik. Chronologie. Archäologie. Mythologie. Genealogie. Heraldik.) **Medizin.** (Geſchichte. Pathologie. Therapie. Anatomie. Chirurgie. Pharmaceutik. Syſtem des menſchlichen Körpers ꝛc.) **Rechtswiſſenſchaft.** (Geſchichte. Alte Welt. Mittelalter. Neue Zeit.) **Theologie.** (Geſchichte. Theile der Theologie, theoretiſch und praktiſch. Religion und Religionen ꝛc.) **Philologie.** (Geſchichte. Einleitungs-Wiſſenſchaften. Alle Ergebniſſe der Philologie ꝛc.)

Der Inhalt dieſes Handbuchs, reicher noch, als wir ihn hier angeben können, ſteht in ſeinem Abgeſchloſſenen weit über jedem Converſations-Lexicon.

Lachender Ernſt und Stacheln der Laune.

Geſammelte Blättchen des Humors von **F. W. Gubitz.**

Preis: 1½ Thlr.

Inhalt: Eine Dedication, die über Dedicationen ſpricht. — Der Freiheitbringer Frankreichs. — Larven-Spiel. — Das Glück der Dummheit. — Teufeleien. (I. Flüchtige Gedanken über den Teufel. — II. Blättlein aus der Hölle. — III. Aufgefangenes Sendſchreiben eines hölliſchen Abgeſandten an den Teufel. — IV. Satan in Nöthen.) — Neuaufgeſtutzte Mönchsrede am Grabe des Paters Spiridion. — Ein Flüchtling aus dem Irrenhauſe. — Der Kurzweilige. — Die Gefahr der Kirche und Nothwendigkeit dieſer Gefahr. — Mode und Affenthum. — Friedrich Heiter und Peter Duſter. — Plaudereien von Monat und Jahr. (I. Offizielles Schreiben an den Monat Februar 1817. — II. Gnädiges Antwortſchreiben des Februars 1817. — III. Das Jahr 1825 an ſeinen Nachfolger. — IV. Proklamation des Jahres 1835.) — Gluth- und Wuthrede vom Geiſte des Paters Abraham a Santa Clara. — Aus dem Gedankenwuſt eines Menſchenfeindes. (I. Rathſchläge an Schwachköpfe von Einem Ihresgleichen. — II. Sein letzter Freund. — III. Gründliche Urſache zur Menſchenfeindlichkeit.) — Allerhands-Mappe. (Prozeß zwiſchen den Buchſtaben „D" und „T". — Steckbrief. — Ja und Nein im Geſpräch. — Die Ruhms- und Unſterblichkeits-Gegenſeitigkeits-Geſellſchaft. — Staberl als muſikaliſcher Enthuſiaſt. — Vater-Unſer eines Wucherers. — Apoll und Pegaſus auf dem Berliner Schauſpielhauſe. — Todes-Anzeige. — Diogenes ſpricht mit einem Ultra. — Schutz- und Trutzrede der Zahl Eins. — Hirngrillen ohne Obdach. — Glaubensbekenntniß eines Offenherzigen.)

Bei der Wahrnehmung, daß der Humor in der Literaturwelt verſchwinde, empfiehlt ſich dieſe Gabe durch ſeinen reichen, die mannigfachſten

Verhältniſſe berührenden Inhalt, wovon Manches zu lebhafter Erheiterung für öffentliche Vorträge, Alles aber zu geiſtig beluſtigender Ermunterung im Familienkreiſe ſich eignet. Daß alſo hier die volle Theilnahme der Leſewelt nicht fehlen wird, davon ſind wir überzeugt, erkennen es auch bereits an ſteter Nachforderung dieſes eben in den Buchhandel gekommenen Buches.

Taſchen- und Handbuch
für
Theater-Statiſtik.

Von K. Th. von Küſtner. Preis: 1 Thlr.

Der in der Theaterwelt bekannte und vielfach erfahrene Verfaſſer begründet in dieſem Handbuch für Deutſchland einen neuen Zweig der Statiſtik, der, obwohl z. B. in Frankreich zum Nutzen der Kunſtinſtitute, Künſtler und des Publikums ſeit Jahren gepflegt, bei uns bisher völlig brach gelegen hat. K. Th. v. Küſtner war nach und nach Direktor des Stadttheaters zu Leipzig und Intendant der Hoftheater zu Darmſtadt, München und Berlin und kennt nicht nur die meiſten deutſchen Theater, ſondern auch viele auswärtige aus eigener Beobachtung. Seine ſtatiſtiſche Ueberſicht in dieſem Handbuch erſtreckt ſich daher auch nicht allein über alle berückſichtigenswerthen Bühnen Deutſchlands, ſondern auch über die Theater in Paris, Marſeille, Lyon, Straßburg, Neapel, Mailand, Verona, Florenz, Stockholm, London, St. Petersburg. Urtheilende Bemerkungen ſchließen ſich in einem zweiten Theile den ſtatiſtiſchen Angaben des erſten an, wo in einem dritten Theile folgen Betrachtungen über die antiken und modernen Theatergebäude, Leſe- und Prüfungs-Comité, über Tantieme oder Autoren-Antheil.

Geſchichte
des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

zum Vortrag und Selbſtunterricht. In zwei Bändchen.

Von Dr. Karl Roſenberg,

Profeſſor und ordentl. Lehrer der Geſchichte an der ſtädtiſchen Gewerbeſchule und dem Neuen Gymnaſium zu Berlin.

Erſtes Bändchen: Von den älteſten Zeiten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. Preis: 15 Sgr.

Dieſes neue Werk eines unſerer tüchtigſten Schulmänner und Hiſtoriker verbindet geſchichtliche Treue und wiſſenſchaftliche Haltung mit einer ebenſo lebensvollen als anziehenden Darſtellung und einem ebenſo klaren als edlen Stil. Die Geſinnung, welche das Ganze durchathmet, iſt ein warmer, für Fortſchritt und edle Bildung erglühender Patriotismus, frei von Parteifärbung und gereift am Urtheil des einſichtsvollen Hiſtorikers. Die Darſtellung beginnt nach einer Einleitung und Ueberſicht mit einer Betrachtung der älteſten Bewohner der Marken, der Deutſchen wie Slaven, der Letzteren Bekämpfung und Wiedererwachen unter Gottſchalk, bis Albrecht der Bär die Nordmark begründet. Von ihm aus ſchreiten nun in geſonderten Abſchnitten die Geſtalten der verſchiedenen Regenten in charaktervollen Schilderungen der Perſonen und Zeiten an uns vorüber: Otto I., Otto II., Heinrich I., Albrecht II., Johann I., Otto III., Otto IV. mit dem Pfeil, bis ſich die askaniſche Dynaſtie noch einmal in Waldemar glänzend zuſammenfaßt; hiernächſt die beiden Ludwig nebſt dem falſchen Waldemar, Otto der Finne, die Luxemburger, und dann die trefflichen Hohenzollern: Friedrich I. und II. der Eiſerne, Albrecht Achilles, Johann Cicero, Joachim Neſtor, Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund, Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt und endlich die beiden erſten Könige von Preußen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Durchgehends richten ſich die Blicke des Verfaſſers nicht allein auf die politiſchen und religiöſen Bewegungen, ſondern weſentlich auch auf die Entwickelung der Kultur in Wiſſenſchaft, Kunſt, Handel und Gewerbe. — Das nächſtens erſcheinende zweite Bändchen wird die geſchichtliche Erzählung bis zur neueſten Zeit heranführen und zu klarerer Einſicht in die preußiſche Geſchichte einen Ueberblick der neueren Geſchichte überhaupt mit erſterer verbinden.

Das „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1856“

Fünfunddreißigſter Jahrgang. (Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.)

wird Ende Septembers verſandt und hat folgenden Inhalt:

Die Waiſe aus Lowood. Schauſpiel in zwei Abtheilungen und vier Akten. Mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell von Charlotte Birch-Pfeiffer. — **Der Rückfall.** Original-Luſtſpiel in vier Akten von (A. P.) Werner. — **Opfertreue.** Drama in drei Akten von L. Beck. — **Der luſtige Rath.** Hiſtoriſch-romantiſches Luſtſpiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — **Der Stellvertreter.** Luſtſpiel in einem Akt von F. v. S....n.

In nächſter Zeit werden erſcheinen und können wir als höchſt anſprechende und geſchmackvolle Weihnachtsgeſchenke, das Erſte für Erwachſene, das Zweite für die Jugend, empfehlen:

I. Die Auferweckung des Lazarus.

Eine Erzählung von ***.

Mit ſechs Abbildungen in vortrefflichem Holzſchnitt und feinem Buntdruck..

Elegant broſchirt: 15 Sgr.

Dieſe geiſtvolle und poetiſche Wiederbelebung des bibliſchen Stoffes, welche mit tief eindringendem pſychologiſchen Verſtändniß die Charaktere des Lazarus, der Martha und Maria ſowie das gegenſeitige Verhältniß der Geſchwiſter zu einander entwickelt, zu dem wahren Liebesquell der That Chriſti mit weihevoller Sinnigkeit hinabſteigt und ſo erklärend eine echt dichteriſche Entwickelung des bibliſchen Berichts liefert, iſt das hinterlaſſene Werk eines vor Kurzem geſtorbenen, berühmten Mannes. Kaum dürfte es dem Leſer gelingen, aus der vorliegenden zarten und anmuthigen Dichtung den Autor zu erkennen, doch thut dies ihrer ſchönen und edlen Wirkung keinen Abbruch. Vielleicht iſt es uns auch vergönnt, in nicht allzu langer Zeit den Schleier lüften zu dürfen. — Die Ausſtattung iſt glänzend.

II. Der Bergknabe,

oder: „Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Wort halten.“
Erzählung für die Jugend von A. v. Möller.
Zweite Auflage. Geſchmückt mit ſechs Abbildungen in trefflichem Holzſchnitt und feinem Buntdruck. Elegant broſchirt: 15 Sgr.

Als dieſe Jugenderzählung zum erſten Male in der von Rienitz herausgegebenen Sammlung „Neue Volks-Bücher“ erſchien, erregte ſie den allgemeinſten Beifall, und wiederholt ſprach man gegen die Verlagshandlung den Wunſch aus, dies reizende Werkchen, ein Juwel in der Jugendliteratur, auch einmal in zierlicherer und geſchmackvollerer Faſſung begrüßen zu dürfen. Die Verlagshandlung iſt dieſem Wunſche nachgekommen und hat es an ſchmückender Ausſtattung nicht fehlen laſſen, um ein im Aeußern wie im Innern höchſt gefälliges Geſchenk herzuſtellen. Der Inhalt der Erzählung ruht übrigens auf dem Grunde eines wahren Geſchehniſſes und berührt einen der edelſten Züge im Leben eines allgemein hoch verehrten preußiſchen Fürſten.

In der **Nicolaiſchen Buchhandlung** in **Berlin** ſind erſchienen:

Theodor Körner's ſämmtliche Werke,

im Auftrage der Mutter des Dichters
herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von **Karl Streckfuß.**
Fünfte rechtmäßige und einzig vollſtändige Ausgabe in 4 Bänden,
in 12 Lieferungen, à **4** Sgr.
Mit dem Bildniß des Dichters und einem Facſimile ſeiner Handſchrift.

Pracht-Ausgabe

von Th. Körner's Werken in Einem Bande.
Mit dem Bildniſſe des Dichters in Stahlſtich, in großem Formate, und einem Facſimile ſeiner **Handſchrift**. **Preis:** 1 Thlr. 18 Sgr.

☞ Von beiden Ausgaben halten wir jederzeit auch prachtvoll gebundene Exemplare vorräthig, welche 2 Thlr. 4 Sgr. koſten.

Empfehlenswerthe Gartenſchriften.

Im Verlage von R. Gärtner in Berlin ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bouché, P. Fr., **die Behandlung der Pflanzen im Zimmer und in kleinen Gärten,** oder Hülfsbuch für Gartenliebhaber, enthaltend: ein vollſtändiges Verzeichniß aller Zierpflanzen, mit genauer Angabe ihrer Zucht und Veredlung; nebſt einer Anweiſung zur zweckmäßigen Benutzung aller Räume bei Anlegung der Gärten, Lauben, Treibhäuſer ꝛc. 2te unveränderte Ausgabe. Geh. Preis 1 Thlr.

Müller, J. W., **Anleitung, den Gemüſe- und Obſtbau** durch zweckmäßigen Betrieb **auf den höchſten Ertrag zu bringen.** Zugleich eine Anweiſung; den Werth von cultivirtem Gartenland bei Expropriations- und anderen Abſchätzungs-Verhältniſſen zu ermitteln. Geh. Preis 20 Sgr

Wredow's Gartenfreund oder vollſtändiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächſe im Küchen-, Obſt- und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenſtergarten, nebſt einem Anhange über den Hopfenbau. **Achte Auflage,** verbeſſert und vermehrt und mit einer Anweiſung zur Behandlung der Pflanzen in Gewächshäuſern verſehen von C. Nem. Mit Titelkupfer. Geh. Preis 2 Thlr.

Leidende

werden auf nachſtehende empfehlenswerthe Schriftchen aufmerkſam gemacht, welche durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Schwabe, Dr. C. **Heilmittel gegen Hautkrankheiten,** namentlich gegen trockne und näſſende Flechten, Schwinden, Hautfinnen, Miteſſer und ähnliche Hautausſchläge. broch. 5 Sgr = 18 Xr.

Venus, Dr. K. J. A., **Belehrungen über Gicht und Rheumatismus** in ihren verſchiedenen Formen. broch. 5 Sgr. = 18 Xr.

Rathgeber für Männer in **Schwächezuſtänden.** Oder: Sichere Hülfe gegen unnatürliche Kraftloſigkeit. Von einem pract. Arzte. broch. 7½ Sgr. = 27 Xr.

Händel, Frz. (pract. Arzt), **Hülfe für Augenkranke,** beſonders für Solche, welche an **Augenſchwäche,** Trockenheit der Augen, chroniſchen **Entzündungen** und deren Folgen leiden. broch. 5 Sgr. = 18 Xr.

Venus, Dr. K. J. A., **practiſche Belehrungen für Nervenleidende.** broch. 5 Sgr. = 18 Xr.

Holzſchnitte von F. W. Gubitz im Buntdruck.

Das Bild des Heilands.

(Nach Lucas Cranach's Stammbuch getreu in Farbendruck ausgeführt.)
10 Zoll hoch, 6 Zoll breit. Preis: 3 Thlr.

Bildniſs der Gräfin von Voſs.

(Ihr geweiht von Wilhelm Fürſt zu Wittgenſtein.)
14 Zoll hoch, 11 Zoll breit. Preis: 3 Thlr.

Man hat neuerlich dieſe Blätter — das Bedeutendſte im Farbendruck durch die Holzſchneidekunſt — wieder von uns verlangt, und wir wollen nun die wenigen noch vorhandenen Abdrücke den Kunſtfreunden überlaſſen.

Abgüſſe der Bilder zum Volks-Kalender.

Von den Bildern in den früheren Jahrgängen unſres „Volks-Kalender“ — es ſind deren beinah 3000 — ſind Abgüſſe der Platten durch uns zu beziehen. In dem Regiſter (3½ Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe (von 1 Thlr. bis herab zu 10 Sgr.) angegeben. Man hat nicht nur in Deutſchland, auch in Holland, Dänemark, Schweden, in Nord-Amerika u. ſ. w. neue Unternehmungen auf Abgüſſe von dieſen Platten mit ſehr vortheilhaftem Erfolg begründet, und durch die Benutzung derſelben könnten noch Viele ſich gleiche Ergiebigkeit verſchaffen.

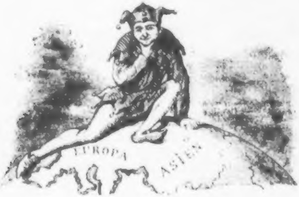
Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Deutſcher
Volks-Kalender
1857.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen, zum Theil in Farbendruck umrahmten Holzſchnitten von demſelben
und unter deſſen Leitung.

Dreiundzwanzigſter Jahrgang.



Wen man nicht gradhin dumm darf nennen,
Der wird die eitle Luſt nicht rühmen ſollen,
Denn wer ſie näher kennt, wird ſie nicht wollen,
Und wer ſie will, kann nicht die Folgen kennen;
Doch wie uns nun die Ding' einmal erſcheinen,
Iſt Lachen immer beſſer noch als Weinen!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.
Expedition für das Ausland: Leipzig.

1857.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1857ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5806 te.
Seit Chriſti Tode	— 1824 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1784 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1902 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 276 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 158 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 477 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 417 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 366 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 248 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 200 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 157 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 62 —
Seit Friedrich Wilhelms IV. Königs v. Preußen, Geburt	— 63 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 18 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✱ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Januar 1857.

Alter. Dezember 1856.

1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Donn.	1 **Neujahr**	♓	♄ ☍ ☉. ☿ **wird vom** 9. **Jan.**	20 **Julius**
Freit.	2 Odilo	♓	☽ ☉ Erdn. ♃ wird in den	21 Thom. A.
Sonn.	3 Genovefa	♈	12. 42' N. ☾☊. Nach:	22 Greg. Sp

2. Von Christi Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.

Sonnt.	4 n. **Neujahr**	♈	Titus. mittagstd. vom ☾ bed.	23 4. **Advent**
Mont.	5 Eduard	♉	☾ Erdn. **an ¼ St, vom** 16.	24 Adam, Eva
Dienst.	6 **H. 3 K. Ep.**	♉	**bis 21. länger als ¾ u. bis**	25 **H. Christf.**
Mittw.	7 Reinold	♊	**zum 26. ¼ St. als Abend-**	26 **Stephan**
Donn.	8 Gudula	♊	**stern gesehen werden können.**	27 **Joh. Ev.**
Freit.	9 Julian	♋	🌕 ♀ **ist am Anfang d. J.**	28 **Unsch. K.**
Sonn.	10 PaulEins.	♋	9. 30' **V. Abendstern**	29 Thom. **C.**

3. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	11 **1. n. Ep.**	♌	Hygin, **und 3 bis 4 Stunden**	30 **n. Christf.**
Mont.	12 Ernst	♌	**lang sichtbar** ♂ **ist An-**	31 Sylvester
Dienst.	13 Hilarius	♍	**fangs rechtläufig und 2 bis**	1 **J. 1857. N.**
Mittw.	14 Felix	♍	♂ in ♓. 3 **Stund. am West-**	2 Odilo
Donn.	15 Maurus	♍	☿ größte n. Ausw. **himmel**	3 Genovefa
Freit.	16 Marcellus	♎	☾☋. **sichtbar.** ♃ **wird in**	4 Titus
Sonn.	17 Anton	♎	dies. **Monat zweimal vom** ☾	5 Eduard

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	18 **2. n. Ep.**	♏	☾ 5. 18' V. ☾ Erdf. Prisc. **K.-T.**	6 **H. 3 K. Ep.**
Mont.	19 Marius	♏	**bedeckt, er ist Anfangs**	7 Reinold
Dienst.	20 Fab. Seb.	♏	6, **zuletzt 4 Std. lang am**	8 Gudula
Mittw.	21 Agnes	♐	**Westhimmel zu sehen.** ♄ **ist**	9 Julian
Donn.	22 Vincenz	♐	**am 1. Jan. in Gegenschein**	10 PaulEins.
Freit.	23 Mar. Verm.	♑	**mit der** ☉, **wo er um Mitter-**	11 Hygin
Sonn.	24 Bertram	♑	**nacht ihr gegenüber im Süd.**	12 Ernst

5. Von den Aussätzigen und Gichtbrüchigen, Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	25 3. n. **Ep.**	♑	🌑 11. 54' N. Pauli Bek.	13 1. **n. Ep.**
Mont.	26 Polykarp	♒	**steht.** ♅ **steht bei An-**	14 Felix
Dienst.	27 Chrysost.	♒	**bruch der Nacht am Osthim-**	15 **Maurus**
Mittw.	28 Karl d. Gr.	♓	**mel und bleibt Anfangs 10,**	16 **Marcellus**
Donn.	29 Fr. Sales.	♓	**am Ende 7½ Std. sichtbar.**	17 Anton
Freit.	30 Adelgunde	♈	☾☊. Frchtl. ☾ Erdn. ♃ wird in	18 Prisca
Sonn.	31 Lud. Alb.	♈	☿ unt. ☌ ☉. d. Mrgst. v. ☾ bed.	19 **Marius**

Monds- und Zeitwechſel.

Sonnabend den 3. Januar kurz vor 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags **das erſte Viertel**
Sonnabend den 10. Januar bald nach halb 10 Uhr Vormittags **der volle Mond**
Sonntag den 18. Januar gleich nach 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens **das letzte Viertel**
Sonntag den 25. Januar gegen Mitternacht **der neue Mond**

Die Juden haben Faſten, Belagerung Jeruſalems am 6. Januar

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	38 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	3 M.	16 St.	2 M.
11	8	11	8	2	4	15	15	46
21	8	37	7	53	4	31	15	23

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
		10	14	1
Bei Tage		11	36	2
		Morg.		3
		1	1	4
		2	27	5
		3	53	6
		5	24	7
		6	45	8
Abds.		7	52	9
3	50	8	50	10
5	21			11
6	42			12
8	0			13
9	13	Bei Tage		14
10	24			15
11	31			16
Morg.				17
12	44			18
1	55			19
3	9			20
4	23			21
5	35			22
6	40			23
7	31	Abds.		24
8	9	3	39	25
Bei Tage		5	6	26
		6	33	27
		7	59	28
		9	24	29
		10	49	30
		Morg.		31

Zeitgloſſe.

Von trüber Laune bleibe frei
Im Wechſel aller Lebensloose;
Des Schickſals Taſchenſpielerei
Bemüht wohl, daß der Freuden Roſe
Im Innern uns voll Stacheln ſey,
Hilft auch, daß nächtig Sturmgeſchrei
Am Tag' im Wonnerauſch verloſe!

Empfehlenswerthe Bemerkung.

Der berühmte Sprachkundige und Alterthumsforſcher **Heyne** ſchrieb an einen ſeiner Schüler: „Wir ſollen uns von den Alten belehren und unterhalten, aber nicht hofmeiſtern laſſen. Das Bleibende an ihnen ſey uns ehrwürdig, das Menſchliche geſchont, das Irrende werde abgewieſen. Es giebt kein Zeitalter, auf welches genau der Maaßſtab eines anderen paßte, und es iſt allemal veraltet, was ſich nach veralteten Behauptungen richtet, und wär' es das Neueſte, was entſtanden iſt.“

Tag und Nacht, Wachen und Schlafen.

Im Menſchen durchdringen ſich Seele und Leib, und dieſen entſprechend, vereinigen ſich in ihrer Wirkſamkeit Kräfte und Säfte. Wachen und Schlafen bezeichnen den Zuſtand der wechſelnden auf- und niedergehenden Herrſchaft der Seele oder des Leibes. Denn es beſteht das Leben der Seele neben dem des Leibes im Menſchen nur durch eine geſetzmäßige Doppelanordnung, dergeſtalt: daß die Beſeelung vorherrſchend im Lichte des Tages auftritt, und die Beleibung (Ernährung) vorzugsweiſe in der Stille der Nacht von ſtatten geht. Wie im Wachen die Kräfte ſich am lebendigſten äußerten, ſo regen ſich mit größerer Thätigkeit die Säfte, wenn der

Februar 1857

Alter Januar.

6. Chriſtus ſtillt Wind und Meer. Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	1	4. n. Ep.	♉	☽ 8. 48' N. Brig. ☿ **bleibt**	20	2. n. **Ep.**
Mont.	2	**Mar. R. L.**	♉	**in dieſ. Mon. auch zur**	21	**Agnes**
Dienſt.	3	Blaſius	♊	**Zeit ſeiner gröſsten weſtl.**	22	Vincenz
Mittw.	4	Veronica	♊	**Ausweich. in den Sonnen-**	23	Maria V.
Donn.	5	Agatha	♋	**ſtrahlen verborgen.** ♀ **bleibt**	24	Bertram
Freit.	6	Dorothea	♋	**während des ganzen Februar**	25	Paul Bek.
Sonn.	7	Rembertus	♌	**volle** 4 **St. lang am Abend-**	26	Polykarp

7. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	8	**Septuageſ.**	♌	Anſchar. **himmel glänzend**	27	3. n. **Ep.**
Mont.	9	Apollonia	♌	○ 12. 21' **V. ſichtbar.** ♂	28	Karl d. Gr.
Dienſt.	10	Scholaſtika	♍	**iſt am Anfange des**	29	Fr. Sileſ.
Mittw.	11	Deſider.	♍	**Monats ſchon nicht mehr**	30	Adelgunde
Donn.	12	Eulalia	♎	☾☋. 2 St. **lang am Abend-**	31	Lud. Alb.
Freit.	13	Gilbert	♎	**himmel ſichtbar.** ♃ **kann**	1	**Februar**
Sonn.	14	Valentin	♎	**nach dem Aufhören der**	2	**Mar. R. L.**

8. Von vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	15	**Sexageſ.**	♏	☾ Erdf. Fauſtin. **Abenddäm-**	3	**Septuageſ.**
Mont.	16	Juliane	♏	**merung anfangs noch 4,**	4	Veronica
Dienſt.	17	Benianus	♐	☾ 2. 48' **V. zuletzt noch**	5	Agatha
Mittw.	18	Simeon	♐	2 **St. am Abendhimmel**	6	Dorothea
Donn.	19	Leontius	♐	**geſehen werden.** ♃ **leuchtet**	7	Rembertus
Freit.	20	Eucharius	♑	**auch jetzt die ganze Nacht**	8	Anſcharius
Sonn.	21	Felix B.	♑	**hindurch mit hellem Glanze.**	9	Apollonia

9. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	22	**Eſtomihi**	♒	♂ in ♈. Pet. Stblf. ♄ **ſteht**	10	**Sexageſ.**
Mont.	23	Serenus	♒	**jetzt am Anfange des Mo-**	11	Deſiderius
Dienſt.	24	**Faſtnacht**	♓	● 12. 25' N. Matth. Ap.	12	Eulalia
Mittw.	25	**Aſchermit.**	♓	☿ gr. wſtl. Ausw. Mechth.	13	Gilbert
Donn.	26	Neſtor	♈	☾☊. ☾ Erdn. **nats bei An-**	14	Valentin
Freit.	27	Juſtus	♈	♀ gröſte öſtl. Ausw. **bruch**	15	Fauſtin
Sonn.	28	Romanus	♉	**der Nacht im Süden.**	16	Juliane

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 1. Februar gleich nach 3 Viertel auf 9 Uhr Abends das erſte Viertel
Montag den 9. Februar nach 1 Viertel auf 1 Uhr Nachts der volle Mond
Dienſtag den 17. Februar gleich nach 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel
Dienſtag den 24. Februar kurz vor halb 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 10 M.	7 Uhr 29 M.	4 Uhr 50 M.	14 St. 50 M.
11	9 45	7 21	5 8	14 15
21	10 23	7 4	5 26	13 35

☾ Afg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		
Bei Tage		12	15	1
		1	43	2
		3	10	3
		4	33	4
		5	43	5
		6	37	6
Abds.		7	14	7
4	20	7	40	8
5	39	Bei Nacht		9
6	55			10
8	7			11
9	17			12
10	28			13
11	39			14
Morg.				15
12	51			16
2	5			17
3	18			18
4	26			19
5	22			20
6	5			21
6	37			22
6	59	Abds.		23
Bei Tage		5	32	24
		7	0	25
		8	28	26
		9	57	27
		11	27	28

Nachtheil vom Leben.

Ein Buchhändler handelte mit einem geſchätzten Schriftſteller Deutſchland's über die Summe für ein Manuſcript; der Letztere blieb bei ſeiner Forderung, da rief der Buchhändler unwillig aus: „Der Mann verlangt wohl gar, daß man ſeine Werke jetzt ſchon ſo achte und bezahle, als wenn er bereits todt wäre!“

Kunſt und Luxus.

Wo Kunſt nur Prunk und Luxus nährt,
Wird echte Kunſt ganz aufgezehrt;
Da darf dann Keiner ſich verwundern,
Iſt Geiſt erdrückt von bunten Plundern!

Das könnte wirken!

Von gemeinen Stachelſchriften ſagte Marivaux: „Ich übe Gerechtigkeit, ich leſe ſie nicht. Folgten alle Guten nur meinem Beiſpiel, die Gemeinheit hörte auf, frech zu ſeyn!“

Schlaf ſeine Herrſchaft übt, und erſchöpften ſich jene am Tage, ſo quellen in der Nacht aus dieſen wieder friſche hervor. Wie auf den Tag die Nacht, und auf die Zuſammenziehung des Aderſchlages die Ausdehnung folgt, ſo muß der Schlaf in geſetzmäßigem Wechſel das Wachen ablöſen, wenn das Leben in wohlgeſtimmtem Einklang beharren ſoll. Es muß aber das Wachen als Thätigkeit, der Schlaf als Ruhe erſcheinen; ein Wachen, wobei der Körper ruht und der Geiſt in trägem Hinbrüten ſchlummert, iſt eigentlich ein halber Schlaf, in welchem die Beleibung mit krankhaft überwiegender und fortdauernder Macht empor tritt, während die höhere Thätigkeit in der Beſeelung immer mehr unterdrückt wird. Ein ſolches halb ſchlafendes Wachen iſt einem Pflanzenleben vergleichbar, und erzeugt die Trägen, in denen die Ernährung als Hauptgeſchäft ſich darſtellt. Es giebt aber ein anderes Ueberſchreiten, wobei das Wachen übermäßig und der Schlaf zu gering iſt. In ſolchen Fällen ſehen wir die Herrſchaft der Beſeelung über das gewöhnliche Maaß ſich erhe-

März 1846.

Alter. Februar.

10 Von Christi Versuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.						
Sonnt.	1	1. **Invoc.**	♉	Switbert. ☿ **geht fortwäh-**	17	**Estomihi**
Mont.	2	Simplicius	♊	**rend später auf als die**	18	Simeon
Dienst.	3	**Kunigunde**	♊	🌗 4. 58' V. **Damme-**	19	**Fastnacht**
Mittw.	4	**Quat.** †	♋	**Casimir. rung, wel-**	20	**Ascherm.**
Donn.	5	Friedrich	♋	**che ihn verdeckt, beginnt.**	21	Felix B.
Freit.	6	Perpetua	♋	♀ **bleibt fortwährend** 4	22	Pet. Stbl.
Sonn.	7	Thm. v. A.	♌	**Stunden lang am Abend-**	23	Serenus
11 Vom Cananäischen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theß. 4.						
Sonnt.	8	2. **Remin.**	♌	Albrecht. Joh. de Deo. **himmel**	24	1. **Invoc.**
Mont.	9	Franziska	♍	**sichtbar und erreicht am** 19.	25	Mechthild.
Dienst.	10	40 Märt.	♍	🌑 4. 45' **N. März ihren**	26	Nestor
Mittw.	11	Rosina	♎	**größt. Glanz.** ♂ **wird**	27	**Quatemb.**
Donn.	12	Gregor	♎	☾ ☋. **immer schwächer und**	28	Romanus
Freit.	13	Ernst	♎	**bleibt immer kürzere Zeit**	1	**März.**
Sonn.	14	Mathilde	♏	☾ Erdf. **sichtbar, anfangs**	2	Simplicius
12 Jesus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	15	3. **Oculi**	♏	Longin. **über 1 Std., zuletzt**	3	2. **Remin.**
Mont.	16	Heribert	♏	**keine halbe mehr.** ♃ **ver-**	4	Casimir
Dienst.	17	Gertrud	♐	**schwindet jetzt immer mehr**	5	Friedrich
Mittw.	18	**Mittfast.**	♐	🌓 9. 31' **N.** Cyrillus. **am**	6	Perpetua
Donn.	19	Joseph	♑	♀ gr. Glanz. **Abend-**	7	Thom. v. A.
Freit.	20	Joachim	♑	☉ in ♈. Frühl. Anf., Tag	8	Joh. d. Deo
Sonn.	21	Benedikt	♒	u. Nacht gleich. **mel, man**	9	Franziska
13 Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	22	4. **Lätare**	♒	Oktavian. **kann ihn in den**	10	3. **Oculi**
Mont.	23	Otto	♒	**ersten Tagen fast noch 2 Std.**	11	Rosina
Dienst.	24	Gabriel	♓	**lang sehen.** ♄ **bleibt auch**	12	Gregor
Mittw.	25	**Mar. Vrk.**	♓	🌕 10. 50' N. U. ☉ Finst.	13	Ernst
Donn.	26	Ludgerus	♈	☾ ☊. ☾ Erdn **im März**	14	Mathilde
Freit.	27	Rupertus	♈	**fast die ganze Nacht hin-**	15	Longin
Sonn.	28	Felix P.	♉	**durch sichtbar.** ♅ **ist bei An-**	16	Heribert
14 Von Christi Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.						
Sonnt.	29	5. **Judica**	♉	Eustasius. **bruch der Nacht**	17	4. **Lätare**
Mont.	30	Quirinus	♊	**im Westen aufzusuchen.**	18	Cyrillus
Dienst.	31	Balbina	♊	**Einzug in Paris** 1814.	19	Joseph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. März kurz vor 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 10. März um 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Mittwoch den 18. März gleich nach halb 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 25. März kurz vor 11 Uhr Nachts der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben Faſten Eſther am 9., ihr Purimfeſt den 10. und 11. März.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 52 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 8 M.
11	11 31	6 23	5 57	12 29
21	12 10	6 3	6 13	11 50

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
[illegible]	Morg.	1
	12 57	2
	2 23	3
	3 38	4
	4 16	5
	5 17	6
	5 45	7
	6 6	8
Abds.	6 21	9
5 52	6 34	10
7 3		11
8 13		12
9 24		13
10 36		14
11 49	[illegible]	15
Morg.		16
1 3		17
2 12		18
3 12		19
4 0		20
4 35		21
5 1		22
5 21		23
5 37		24
5 50	Abds.	25
	7 26	26
	8 59	27
[illegible]	10 32	28
	Morg.	29
	12 4	30
	1 27	31

Wiſſenſchafts-Eifer.

Der berühmte Mathematiker und Naturforſcher J. H. **Lambert** wurde in Berlin, wohin ihn Friedrich der Große berufen hatte, von Freunden mitgenommen in eine Opern-Vorſtellung, wozu ſich der fleißige Gelehrte ungern entſchloß. Als man ihn nachher fragte: wie ihm die Oper gefallen habe, antwortete er offenherzig: „Von dem Dinge hab' ich nichts geſehen und nichts gehört, ich war vertieft in Berechnung der Brechung der Lichtſtrahlen des Kronleuchters."

Ernſtes in einem Zahlen-Scherz.

Herrn und Völker, hört mit Gunſt nur 1:
Habet ſtets auf innern Frieden 8;
Freiheit, Treu' und Fried', ob ihrer 3,
Gutem Herrn und Volk ſind ſie nur 1.

Geſpräch aus der Partei-Zeit.

Von welcher Partei ſind Sie? — „Von der meinigen!" — Ja, was iſt das für eine? — „Das iſt die, wo Jeder für ſich ſelber ſteht und vermöge ſeiner Vernunft durch ſich ſelber weiß, was er zu thun und zu laſſen hat!"

ben, während die beſchränkte Beleibung verkümmert und Mangel leidet. Der Körper magert ſichtlich ab und ſchwindet dahin, doch verräth die Lebhaftigkeit der Bewegung, der Glanz des Auges und der geiſtreiche Zug des bleichen hageren Geſichts die rege Beſeelung im Inneren. Wenn bei dem vorigen Seyn der Leib die Seele verſchlang, ſo ſieht man hier die Seele den Leib verzehren.

Wie viel ſoll man ſchlafen? Das Verhältniß iſt nach dem Körperzuſtand und Alter verſchieden. Es giebt Perſonen, die bei wenig anſtrengender Arbeit an die Bequemlichkeit gewöhnt ſind, unbedeutende Sorgen haben, gut und viel eſſen und trinken, eine ſitzende Lebensart führen und zur Fettleibigkeit geneigt ſind; ſolchen iſt zu rathen: daß ſie entweder weniger eſſen und ſchlafen, oder ſich mehr Bewegung machen, um in's rechte Maaß verſetzt zu werden. Andere giebt es, die ſich geiſtig und körper

April 1857.

Alter. März.

Mittw.	1 Hugo B.	♋	🌓 2. 2′ N. ☿ bleibt in der	20 Joachim
Donn.	2 Franz d. P.	♋	erſten Hälfte d. Mon.	21 Benedikt
Freit.	3 Richard	♌	nicht ſichtbar, vom 23.	22 Oktavian
Sonn.	4 Iſidor B.	♌	April an wird er ¼, am 26.	23 Otto

15. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	5 6. **Palm.**	♍	♂ in ♉. Vincenz. ½, und am	24 5. **Judica**
Mont.	6 Sixtus P.	♍	29. ¾ Std. lang nach Un-	25 **Mar. Vrk.**
Dienſt.	7 Hermann	♍	tergang der Sonne geſehen	26 Ludgerus
Mittw.	8 Dionyſius	♎	☾☋. werd. können. ♀ bleibt	27 Rupertus
Donn.	9 **Gründonn.**	♎	🌕 9. 56′ V. Maria Eg. an-	28 Felix P.
Freit.	10 **Charfreit.**	♏	☿ ob. ☌ ☉. Ezech. fangs	29 Euſtaſius
Sonn.	11 Leo d. Gr.	♏	☾ Erdf. noch 4, zuletzt 1½	30 Quirinus

16. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	12 **H. Oſterf.**	♏	♃ ☌ ☉. Julius. Std. als	31 6. **Palm.**
Mont.	13 **Oſtermont.**	♐	Mar. v. E. Abendſtern ſicht-	1 **April**
Dienſt.	14 Tiburtius	♐	bar. ♂ iſt anfangs noch	2 Franz d. P.
Mittw.	15 Olympius	♑	kurze Zeit am Weſthimmel	3 Richard
Donn.	16 Drogo	♑	zu ſehen. ♃ kommt am 12.	4 **Gründonn.**
Freit.	17 Rudolph	♑	🌗 12. 28′ U. April in die	5 **Charfreit.**
Sonn.	18 Eleuther.	♒	Zuſammenkunft mit der	6 Sixtus P.

17. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	19 1. **Quaſ.**	♒	Timoth. Sonne und bleibt	7 **H. Oſterf.**
Mont.	20 Viktor	♓	deshalb dieſen Monat hin-	8 **Oſtermont.**
Dienſt.	21 Anſelm	♓	durch unſichtbar. ♄ geht	9 **Oſterdnſt.**
Mittw.	22 Soter	♈	☾☊. anfangs nach 2 Uhr	10 Ezechiel
Donn.	23 Georg	♈	Morgens unter, zuletzt um	11 Leo d. Gr.
Freit.	24 Albert	♉	🌑 7. 42′ V. ☾ Erdn. 12½	12 Julius
Sonn.	25 Marc. Ev.	♉	Uhr, bleibt aber im-	13 Mar. v. E.

18. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	26 2. **Miſ. D.**	♊	Ferdin. mer noch glänzend	14 1. **Quaſ.**
Mont.	27 Anaſtaſius	♊	ſichtbar. ♅, iſt anfangs noch	15 Olympius
Dienſt.	28 Vitalis	♋	2 Std. hindurch am Weſth.	16 Drogo
Mittw.	29 Pet. v. M.	♋	zu ſehen und verliert ſich	17 Rudolph
Donn.	30 Cath. v. S.	♌	dann in den Sonnenſtrahlen.	18 Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 1. April gleich nach 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 9. April kurz vor 10 Uhr Vormittags der volle Mond.
Freitag den 17. April kurz vor halb 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Freitag den 24. April kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 9. 10. und 15. 16. April.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
den 1	12 St.	51 M.	5 Uhr	39 M.	6 Uhr	31 M.	11 St.	7 M.
11	13	31	5	17	6	48	10	29
21	14	8	4	55	7	3	9	52

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Morg. 2	32	1
		3	19	2
		3	51	3
		4	13	4
		4	29	5
		4	41	6
		4	51	7
Abds.		5	3	8
7	11	5	12	9
8	23	5	23	10
9	37			11
10	50			12
Morg.				13
12	1			14
1	4			15
1	55			16
2	34			17
3	3			18
3	24			19
3	41			20
3	55			21
4	8			22
4	21	Abds.		23
4	37	7	55	24
		9	32	25
		11	3	26
		Morg.		27
		12	19	28
		1	14	29
		1	52	30

Arbeits-Eintheilung.

Ein ungariſcher Edelmann beſchäftigte in ſeinem Landhauſe zwei Zigeuner mit Hausarbeiten. Eines Mittags ließ er ſie beide auf ſeine Stube kommen, während ſeine Tabakspfeife Wolken um ihn her qualmte. „Wer von Euch iſt im Stande, dieſe gebratene Gans als Veſperbiſſen zu verzehren?“ redete er die Nachkommen der Landläufer aus dem Orient an. — „Ich, geſtrenger Herr!“ ſchrie Miska. — „Wer von Euch leert dieſe große Bauchflaſche voll Weins mit einem Zuge?“ — „Ich, gnädigſter Herr!“ ſchrie wieder Miska. — „Wer von Euch will dieſen ganzen Schinken als Abendſchmaus vertilgen?“ — „Ich, Excellenz!“ ſchrie nochmals Miska. — „Bravo, Miska, Du biſt ein Mordkerl!“ ſprach wohlgefällig der Gutsherr; „nun ſagt mir aber noch: wer will heut die zwei Klaftern Holz in meinem Hofe ſpalten?“ Beide Zigeuner ſchweigen, endlich ruft Miska ſeinem Kameraden zu: „Aber Marczi, einmal könnteſt Du doch auch den Mund aufthun!“

Wähle!

Willſt Du nicht die Schatten des Neides erleiden,
Biſt ſelbſt Du verurtheilt, das Licht auch zu meiden.

lich mit großer Anſtrengung beſchäftigen, ein leicht bewegliches Gemüth und Anlage zur Schwindſucht haben; dieſen wird ein längerer Schlaf vortrefflich bekommen. Ich nenne fünf Stunden Schlaf eine geringe, neun Stunden eine lange Zeit; der völlig Geſunde mag ſich an die Zahl halten, die in der Mitte liegt. — Kinder und Greiſe müſſen mehr ſchlafen, als ſolche, die in der Blüthe ihres Lebens ſtehen. Das Kind iſt eine üppige Pflanze, in welcher das vorzüglichſte Streben der Entwickelung im Ernähren und Wachſen beſteht. Bis in das zweite Jahr muß es den größten Theil ſeines Daſeyns im Schlafe zubringen, wenn die Beleibung und Ausbildung des Lebens zur vollkommenen Form geſchehen ſoll. — Bei dem Greiſe dient der Schlaf freilich nicht mehr zur Entwickelung, aber zum Aufhalten und Unterſtützen des von ſeiner Höhe wieder herab ſteigenden Lebens. Alle körperlichen Thätigkeiten gerathen nach und nach

Mai 1857.

Alter. April.

Freit.	1 Phil. Jak.	♌	☽ 12. 43' N. ☿ iſt in den	19 Timoth.
Sonn.	2 Athanaſius	♌	erſten Tagen 1 Stunde	20 Viktor
19. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.				
Sonnt.	3 3. Jubil.	♍	(Erfindung.) lang als Abend-	21 2. **Miſ. D.**
Mont.	4 Monica	♍	ſtern ſichtbar, vom 13. **Mai**	22 Soter
Dienſt.	5 Pius V.	♎	☾ V. an noch ¾, am 16. ½	23 Georg
Mittw.	6 **Bettag**	♎	Joh. v. d. Pf. Erica wird in	24 Albert
Donn.	7 Stanislaus	♎	d. Abendſtund. v. ☾ bed. und	25 Marc. Ev.
Freit.	8 Mich. Erſch.	♏	○ ☾ Erdf. gr. öſtl. Ausw.	26 Ferdinand
Sonn.	9 Gregor N.	♏	2. 39' V. noch am 18.	27 Anaſtaſius
20. Von Chriſti Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	10 4. Cantate	♐	♀ unt. ☌ ☉. Gordian. ¼ **St.**	28 3. **Jubil.**
Mont.	11 Beatrix	♐	lang am Abendhimmel zu	29 Pet. v. M.
Dienſt.	12 Pankrat.	♐	♃ in ♉. ſehen. ♀ verſchwin-	30 Cath. v. S.
Mittw.	13 Servatius	♑	det bald am Abendhimmel,	1 **Mai.**
Donn.	14 Chriſtian	♑	da ſie am 10. in die untere	2 Athanaſius
Freit.	15 Sophia	♒	☾ Zuſammenkunft mit	3 ✝ Erfind.
Sonn.	16 Joh. v. N.	♒	11. 58' N. ♂ ☌ ☉. der	4 Monica
21. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	17 5. **Rogate**	♓	♂ in ♊. Jodocus. **Sonne**	5 4. **Cantate**
Mont.	18 Liberius	♓	kommt und **Morgenſtern**	6 Joh. v. d. Pf.
Dienſt.	19 Prudent.	♈	☾ ☊. wird. ♂ bleibt völlig	7 Stanislaus
Mittw.	20 Baſilla	♈	in den **Sonnenſtrahlen** ver-	8 Mich. Erſch.
Donn.	21 **Him. Chr.**	♉	Conſtantin. borgen ♃ kann	9 Gregor N.
Freit.	22 Julian	♉	● ☾ Erdn. auch im **Mai**	10 Gordian
Sonn.	23 Deſiderius	♊	5. 15' N. mit dem blo-	11 Beatrix
22. Von Verheißung des heiligen Geiſtes. Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.				
Sonnt.	24 6. Exaudi	♊	Johanna. ßen **Auge** noch	12 5. **Rog.**
Mont.	25 Urban	♋	nicht aufgefunden werden.	13 Servatius
Dienſt.	26 Phil. N.	♋	♄ fängt in dieſ. **Monate** an	14 Chriſtian
Mittw.	27 Luciana	♋	vor **Mitternacht** unterzu-	15 Sophia
Donn.	28 Wilhelm	♌	gehen. ♄ iſt in dieſem **Mo-**	16 **Him. Chr.**
Freit.	29 Maximin.	♌	☽ nat in der **Zuſammen-**	17 Jodokus
Sonn.	30 Felix P.	♍	1. 40' N. kunft mit	18 Liberius
23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes. Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.				
Sonnt.	31 **Pfingſtfeſt**	♍	Petronella. der **Sonne.**	19 6. Exaudi

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 1. Mai um 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Sonnabend den 9. Mai gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der volle Mond
Sonnabend den 16. Mai gegen 3 Viertel auf 12 Uhr Mitternacht das letzte Viertel.
Sonnabend den 23. Mai um 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond
Sonnabend den 30. Mai gegen 2 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 12., ihr Wochenfeſt am 29. u. 30. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 16	4 18	7 35	8 44
21	15 45	4 4	7 49	8 15

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
	2 18	1
bei Tage	2 36	2
	2 50	3
	3 1	4
	3 11	5
	3 22	6
Abds.	3 31	7
7 25	3 45	8
8 38	4 1	9
9 50	4 21	10
10 50		11
11 52		12
Morg.	bei Tage	13
12 35		14
1 6		15
1 29		16
1 46		17
2 0		18
2 13		19
2 26		20
2 40		21
2 58	Abds.	22
3 22	8 28	23
3 56	9 55	24
	11 2	25
bei Tage	11 48	26
	Morg.	27
	12 20	28
	12 41	29
	12 56	30
	1 9	31

Der ſichere Fortſchritt.

Lockman, der aethiopiſche Weiſe, wurde gefragt: durch wen er ſeine Kenntniſſe erhalten habe? „Durch die Blinden", antwortete er, „die nicht eher den Fuß vorwärts ſetzen, bis ihr Stab ſich überzeugte, daß ſie feſten Grund und Boden haben."

Vorſicht.

Wer nach echtem Fortſchritt fragt,
Prüfe, was verheißend funkelt,
Denn die Weltgeſchichte munkelt:
Wenn es tagt, — ſo wird vertagt,
Wenn es dunkelt, — wird verdunkelt.

Die Wiſſenſchaft muſs umkehren?!

Dieſe Anſicht, iſt ſie redlich und ohne bedenkliche Nebenabſichten, hat etwas für ſich. Die Wiſſenſchaft, wo ſie unbeſcheiden geworden, ſoll wieder beſcheiden werden, nicht das Unerforſchliche für erforſcht halten, wenn ſie darüber eben nur anmaßlich zu ſchwatzen weiß.

---

in Verfall, hauptſächlich die Ernährung, welche dann durch mehr Schlaf und ruhigeres Wachen begünſtigt werden muß. Am entbehrlichſten und zugleich für die höhere Ausbildung des Geiſtes am nachtheiligſten wäre der zu lange Schlaf für Jünglinge und Mädchen, die ſich einer blühenden Geſundheit erfreuen und eben zu einem geiſtigeren Leben erwachen ſollen; dieſe müſſen länger wachen, damit die Beſeelung ſich mächtiger rege und nicht durch zu vielen Schlaf in ihrem Streben nach Vollkommenheit gehemmt und zurück gehalten werde. Ergeben ſich Perſonen in dieſem Alter zu übermäßig dem Schlafe, ſo iſt nicht ſelten eine frühzeitige und widrige Schlaffheit, Stumpfſinn und Beſchränktheit der Phantaſie und des Verſtandes die Folge.

Junius 1857.

Alter Mai.

Mont.	1 **Pfingstm.**	♎	☾☋. ☿ unt. ☌ ☉. Simeon.	20 Basilla
Dienst.	2 Erasmus	♎	☿ bleibt in dies. **Monat auch**	21 Constant.
Mittw.	3 Quat.	♎	Clotbildis. zur **Zeit** seiner	22 Julian
Donn.	4 Florian	♏	☾ Erdf. **größten westl. Aus-**	23 Desiderius
Freit.	5 Bonifacius	♏	**weichung** in der **Dämme-**	24 Johanna
Sonn.	6 Norbertus	♐	**rung verborgen.** ♀ **fängt**	25 Urban

24. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	7 **Trinitatis**	♐	🌓 5.51′ M. ♂ ☌ ☉. Robert.	26 **Pfingstf.**
Mont.	8 Medardus	♐	**an ½ Stunde lang am**	27 **Pfingstm.**
Dienst.	9 Primus	♑	**Morgenhimmel sichtbar zu**	28 **Pfingstd.**
Mittw.	10 Maurinus	♑	**werden, nimmt aber an**	29 Quatemb.
Donn.	11 **Frohnl.**	♒	Barnabas. **Glanz u. Dauer**	30 Felix P.
Freit.	12 Basilides	♒	**der Sichtbarkeit fortwäh-**	31 Petronella
Sonn.	13 Ant. v. P.	♒	**rend zu.** ♂ **ist in der Zu-**	1 **Junius**

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	14 1. n. **Trin.**	♓	Basilius. **sammenkunft**	2 **Trinitatis**
Mont.	15 Vitus	♓	🌕 7.37′ V. ☾☊. **mit der**	3 Clotildis
Dienst.	16 Benno	♈	**Sonne und deshalb in**	4 Florian
Mittw.	17 Adolph	♈	**diesem ganzen Monat un-**	5 Bonifacius
Donn.	18 Marcellus	♉	**Schlacht bei** Belle-All. 1815.	6 **Frohnl.**
Freit.	19 Gervasius	♉	**sichtbar.** ♃ **fängt um die**	7 Norbertus
Sonn.	20 Silverius	♊	☾ Erdn. **Mitte des Monats**	8 Medardus

26. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	21 2. n. **Trin.**	♊	🌑 10.31′ N. Ab. ☉ in ♋. S.-	9 1. n. **Trin.**
Mont.	22 Albinus	♋	Anf., längst. Tag. **an sich**	10 Maurinus
Dienst.	23 Walram	♋	**am Morgenhimmel zu zei-**	11 Barnabas
Mittw.	24 Joh. d. T.	♌	**gen.** ♄ **verschwindet in den**	12 Basilides
Donn.	25 Eligius	♌	**ersten Tagen dieses Monats**	13 Ant. v. P.
Freit.	26 Pelagius	♍	☿ gr. westl. Ausw. **in der**	14 Basilius
Sonn.	27 7 Schläf.	♍	♂ in ♋. **Dämmer.** ♅ **bleibt**	15 Vitus

27. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	28 3. n. **Trin.**	♍	☾☋. Leo P. **der hellen Däm-**	16 2. n. **Trin.**
Mont.	29 **Peter Paul**	♎	🌗 4.48′ V. **merung wegen**	17 Adolph
Dienst.	30 Pauli Ged.	♎	♀ gr. Glanz. **unsichtbar.**	18 Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 7. Junius nach 3 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 15. Junius nach halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 21. Junius gleich nach halb 11 Uhr Nachts der neue Mond.
Montag den 29. Junius gleich nach 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
den 1	16 St.	10 M.	3 Uhr	51 M.	8 Uhr	1 M.	7 St.	50 M.
11	16	24	3	45	8	11	7	36
21	16	29	3	47	8	15	7	31

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Morg.		
[illegible]		1	26	1
		1	38	2
		1	45	3
		1	52	4
		2	7	5
Abds.		2	26	6
8	45	2	52	7
9	17	3	29	8
10	31	4	20	9
11	8			10
11	25			11
11	52	[illegible]		12
Morg.				13
12	6			14
12	19			15
12	32			16
12	45			17
1	0			18
1	21			19
1	49	Abds.		20
2	31	8	41	21
3	26	9	26	22
●		10	16	23
[illegible]		10	42	24
		11	0	25
		11	15	26
		11	26	27
		11	37	28
		11	47	29
		11	58	30

Manchem Vereine.

Wem Andre, was er brauchet, ſchaffen,
Dem weichet eig'ne Kraft zurück;
Er lebt im Lande der Schlaraffen,
Und pflegt die Noth als Pfand zum Glück.

Beſcheid.

Ein Redeſüchtiger fragte Einen, der ſich ungern in nützlicher Beſchäftigung ſtören ließ: „Welcher Unterſchied iſt wohl zwiſchen Zeit und Ewigkeit?" Der Gefragte erwiederte: „Wenn ich mir die Zeit nehmen wollte, Ihnen das auseinander zu ſetzen, würden Sie eine Ewigkeit brauchen, mich zu verſtehen."

Das Zweifeln.

Ich glaube keinen Gott, noch konnt' ihn Keiner ſehen!
So rief ein Prahlhans aus. — „Ei", ſprach ein Mann,
„wie klar!
Aus eben dieſem Grund darf man im Zweifel ſtehen,
Ob jemals der Verſtand bei Ihnen heimiſch war!"

Wann ſoll man ſchlafen? Die Antwort giebt alle Tage die Sonne bei ihrem Auf- und Niedergange, giebt das unabweisliche Gefühl und Bedürfniß im Menſchen, und der regelmäßige Wechſel von Licht und Finſterniß. Am Tage ſollt ihr arbeiten und des Nachts der Ruhe pflegen. Betrachtet Diejenigen, welche dieſe Ordnung umkehren, die Nächte im Saus und Braus durchſchwärmen, und am Tage — nicht ſchlafen — ſondern in dumpfer Betäubung liegen, und ihr werdet erfahren, welche Zeit der Geſundheit diene. In der Nacht nicht ſchlafen, iſt ſchon ein Uebel; aber den Körper noch überdem zu Verrichtungen zwingen, die ihn erſchöpfen, oder denen er zur ungewöhnlichen Zeit widerſtreben muß, heißt ſich ſelbſt das Leben unverantwortlich verkürzen. Der Schlaf vor Mitternacht ſcheint für Leib und Seele erquicklicher zu ſeyn als der nachmitternächtliche. Indeſſen kann die Gewohnheit und Lebensart den Nachtheil des zu ſpäten Schlafengehens zum Theil vermindern, wie denn auch

Julius 18[illegible]

Alter. Junius.

Mittw.	1	Rembold	♏	☉ Erdf. ☿ geht zu ſeiner	19	Gervaſius
Donn.	2	Mar. H. *	♏	☾ Erdf. oberen Conjunction	20	Silverius
Freit.	3	Hyacinth	♏	mit der Sonne am 2[illegible]. Juli	21	Albanus
Sonn.	4	Ulrich	♐	und kann in dieſem Monate	22	Albinus
		28. Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8.				
Sonnt.	5	4. n. Trin.	♐	Anſelm. nicht geſehen wer-	23	3. n. Trin.
Mont.	6	Jſaias	♑	den. ♀ bleibt fortwährend	24	Joh. d. T.
Dienſt.	7	Willibald	♑	🌕 7. 12' V. glänzend	25	Elogius
Mittw.	8	Kilian	♒	ſichtbar, geht ſchon um	26	Pelagius
Donn.	9	Anieleb	♒	1 Uhr Morgens auf und	27	7 Schläf.
Freit.	10	7 Brüder	♒	♄ ☍ ☉. kann dann anfangs	28	Leo P.
Sonn.	11	Pius P.	♓	1½, zuletzt 3 Std. lang am	29	Pete. Paul
		29. Von Petri reichem Fiſchzug. Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.				
Sonnt.	12	5. n. Trin.	♓	☾ ☊. Nabor. Morgenhim-	30	4. n. Trin.
Mont.	13	Margar.	♈	mel geſeh. werden. ♂ bleibt	1	Julius
Dienſt.	14	Bonavent.	♈	🌗 1. 2[illegible]' N. auch im Juli	2	Mar. H. *
Mittw.	15	Ap. Theil.	♉	völlig in den Strahlen	3	Hyazinth
Donn.	16	Skap. Feſt	♉	der Dämmerung verbor-	4	Ulrich
Freit.	17	Alexius	♊	☾ Erdn. gen und kann nicht	5	Anſelm
Sonn.	18	Arnold	♊	geſehen werden. ♃, der im	6	Jſaias
		30. Von der phariſäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.				
Sonnt.	19	6. n. Trin.	♋	Arſenius. Anfangs ſchon	7	5. n. Trin.
Mont.	20	Elias	♋	faſt 1½ Std. am Morgen-	8	Kilian
Dienſt.	21	Daniel	♌	🌑 6. 4[illegible]' N. himmel	9	Anieleb
Mittw.	22	M. Magd.	♌	ſichtbar iſt, geht am	10	7 Brüder
Donn.	23	Apollinar	♌	Schluſſe des Monats ſchon	11	Pius P.
Freit.	24	Chriſtine	♍	Let. ♂ ☌ ☉. um 11 U. Abends	12	Nabor
Sonn.	25	Jakob	♍	☾ ☋. auf. ♄ kommt am 10.	13	Margar.
		31. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann. Marc. 8. Ep. Röm. 6.				
Sonnt.	26	7. n. Trin.	♎	Anna. Juli in Zuſammen-	14	6. n. Trin.
Mont.	27	Pantaleon	♎	kunft mit der Sonne. ♅ bleibt	15	Ap. Theil.
Dienſt.	28	Innocenz	♏	🌓 9. 12' N. als Stern 6ter	16	Skap. Feſt
Mittw.	29	Martha	♏	☾ Erdf. Gröſse der hellen	17	Alexius
Donn.	30	Abdon	♏	Dämmerung wegen dem un-	18	Arnold
Freit.	31	Ign. Loj.	♐	bewaffnet. Auge verborgen.	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 7. Julius kurz vor 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 14. Julius gegen halb 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Dienſtag den 21. Julius gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 28. Julius kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 9., Faſten, Zerſtörung Jeruſalems am 30. Juli.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 22 M.	3 Uhr 52 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 08	4 0	8 8	7 52
21	15 46	4 14	8 0	8 13

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
[illegible]	Morg.	1
	12 13	2
	12 39	3
	12 51	4
8 24	1 20	5
8 31	2 12	6
9 5	3 14	7
9 30		8
9 56		9
10 14	[illegible]	10
10 27		11
10 40		12
10 52		13
11 6		14
11 21		15
11 47		16
Morg.		17
12 22		18
1 41	Abds.	19
2 21	8 12	20
3 41	8 41	21
	9 4	22
	9 19	23
	9 32	24
	9 41	25
[illegible]	9 51	26
	10 5	27
	10 17	28
	10 31	29
	10 53	30
	11 23	31

Hoffentlich ein falſcher Prophet.

Es war von der Theurung die Rede, von guter Erndte und erwartetem wohlfeileren Brod; da rief ein armer ſchlichter Bürgersmann: „Ach, ſchweigt, ſchweigt! Durch den Wucherſchwindel erleben wir's: das Brod wird nicht anders größer, als wenn man es mit dem Vergrößerungsglas anſieht!“

Rath.

Was ſelber Du durchdacht und ſelbſt erlebt,
Das nimm vor Allem geiſtig in Bewahrung;
Denn alle Weisheit, wie ſie ſinnt und ſtrebt,
Begründet feſt ſich nur durch Selbſterfahrung.

Ein Glaubensſatz.

Wie der Menſch ſich zu ſich ſelbſt verhält, ſo verhält ſich Gott zu ihm, je näher aber der Menſch ſich ſelber begreift, je näher begreift er Gott, und kann ein Menſch nicht in der Wahrheit an ſich ſelber glauben, kann er auch nicht an Gott glauben anders als in der Lüge.

wirklich [illegible] geſunde Menſchen beobachtet werden, die niemals vor Mitternacht die Ruhe ſuchen. — Und was ſoll man vom Mittagsſchlaf halten? Es ſcheint, als ob die Sieſta der Spanier und Italiener auch in den übrigen europäiſchen Ländern immer größeren Eingang finde, beſonders in mehreren Städten des nördlichen Deutſchlands, wo Männer und Frauen, jung und alt, nach der Mahlzeit das Ruhebett ſuchen. Dieſe Sitte iſt bereits ſo allgemein geworden, daß man an einigen Orten zu gewiſſen Stunden ſich hüten muß, Geſchäfte zu verhandeln oder Beſuche zu machen, wenn man nicht als unwillkommener Störenfried erſcheinen will. Daraus entſpringen aber nicht nur für Manche die Nachtheile, welche die zu große Hinneigung zum Schlaf überhaupt mit ſich führt, ſondern auch ſolche, die aus der unrecht gewählten Zeit entſtehen. Kinder, Greiſe und ſchwächliche Perſonen, beſonders ſolche, welche zu irgend

August 18[illegible]

Alter. Julius.

Sonn.	1	Petr. Kett.	♐	☿ bleibt auch in dieſem Mo-	20	Elias

32. Von den falſchen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	2	8. n. **Trin.**	♑	Portiunc. nate dem bloßen	21	7. n. **Trin.**
Mont.	3	Steph. Erf.	♑	Auge nicht ſichtbar, am	22	Mar. M.
Dienſt.	4	Dominicus	♑	21. Aug. von 3 bis 4½ Uhr	23	Apollinar
Mittw.	5	Mar. Schn.	♒	🌕 6. 56' U. Nachmittags	24	Chriſtine
Donn.	6	Verkl. Chr.	♒	iſt er vom ☾ bedeckt.	25	Jakob
Freit.	7	Gottſchalk	♓	♀ geht in dieſ. ganzen Mo-	26	Anna
Sonn.	8	Cyriacus	♓	♂ in ♌. nate ſchon um 1 Uhr	27	Pantaleon

33. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	9	9. n. **Trin.**	♈	☾♌. Romanus. Morgens	28	8. n. **Trin.**
Mont.	10	Laurenz	♈	auf und bleibt anfangs bis	29	Martha
Dienſt.	11	Hermann	♉	gegen 4 Uhr, zuletzt bis um	30	Abdon
Mittw.	12	Clara	♉	🌗 6. 9' U. ☾ Erdn. 4½ Uhr	31	Ign. Loj.
Donn.	13	Hippolyt.	♊	Morgens ſichtbar. ♂,	1	**Auguſt**
Freit.	14	Euſebius	♊	der anfangs nicht ſichtbar	2	Portiunc.
Sonn.	15	**M. Himm.**	♊	iſt, fängt von der Mitte des	3	Steph. Erf.

34. Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	16	10. n. **Tr.**	♋	Rochus. Monats an ſich	4	9. n. **Trin.**
Mont.	17	Sibylla	♋	als ſchwacher Stern am	5	Mar. Schn.
Dienſt.	18	Helena	♌	Morgenhimmel zu zeigen.	6	Verkl. Chr.
Mittw.	19	Sebald	♌	🌑 4. 54' N. ♃, der im-	7	Gottſchalk
Donn.	20	Bernhard	♍	mer früher und früher	8	Cyriacus
Freit.	21	Anaſtaſius	♍	☿ wird in d. Nachmittagſtdn.	9	Romanus
Sonn.	22	Timotheus	♎	☾♃. v. ☾ bed. aufgeht, bleibt	10	Laurenz

35. Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	23	11. n. **Tr.**	♎	Zacharias. bis um 4 Uhr	11	10. n. **Tr.**
Mont.	24	Barthol.	♎	Morgens ſichtbar. ♄ iſt	12	Clara
Dienſt.	25	Ludwig	♏	anfangs in der Dämmerung	13	Hippolyt.
Mittw.	26	Samuel	♏	☾ Erdf. verborgen, zeigt ſich	14	Euſebius
Donn.	27	Joſeph C.	♐	🌓 3. 32' N. aber gleich in	15	**M. Himm.**
Freit.	28	Auguſtin	♐	den erſten Tagen am	16	Rochus
Sonn.	29	Joh. Enth.	♐	Morgenh. ♑ geht anfangs	17	Sibylla

36. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	30	12. n. **Tr.**	♑	Roſa. vor Mitternacht, am	18	11. n. **Tr.**
Mont.	31	Paulin	♑	Ende bald nach 9 Uhr auf.	19	Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 5. Auguſt kurz vor 7 Uhr Abends der volle Mond.
Mittwoch den 12. Auguſt gegen 1 Viertel auf 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 19. Auguſt gegen 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerſtag den 27. Auguſt gleich nach halb 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 18 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 41 M.	8 St. 42 M.
11	14 46	4 43	7 27	9 14
21	14 14	4 57	7 7	9 46

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	1
	12 2	2
Abds.	12 58	3
7 40	1 8	4
8 3	3 27	5
8 20	4 50	6
8 34		7
8 47		8
8 59		9
9 13		10
9 29		11
9 50		12
10 21		13
11 6		14
Morg.		15
12 5		16
1 30		17
2 45	Abds.	18
4 9	7 25	19
	7 38	20
	7 50	21
	8 0	22
	8 11	23
	8 23	24
	8 37	25
	8 55	26
	9 20	27
	9 55	28
	10 41	29
	11 47	30
	Morg.	31

Die zehn Pflichten des Braminen.

„Zufrieden ſeyn, Böſes mit Gutem vergelten, ſinnliche Gelüſte unterdrücken, ſich unerlaubten Gewinn verſagen, der Reinigung dienen, die Gliedmaßen im Zaum halten, die Schrift erforſchen, den höchſten Geiſt kennen, wahrhaft ſeyn und ſich nicht zum Zorn verleiten laſſen: dies ſind die zehen Theile des Pflichten-Verzeichniſſes der Braminen.“ — Das wäre Löbliches genug, nur ſtimmten ſelten die Thaten der Braminen mit ihren Vorſchriften.

Grabſchrift des Wundarztes Villier.

Reich war er nimmer,
Wohlthätig immer.

Abfertigung.

In der Kirche zu Weſtminſter liegt Thomas Parr, von Saloy gebürtig, begraben. Er lebte unter zehn Königen und ſtarb 152 Jahr alt. Auf ſeinem Leichenſteine ſind die Namen der Könige genau eingegraben. Richard Cromwell, Sohn des Protectors Cromwell, der Carl I. und noch Viele enthaupten ließ, fragte, nachdem er die Grabſchrift las, den Dechanten: „Seit wann wird das Leben nach der Elle gemeſſen?“ — „Seit Ihr Vater es ſo verkürzt hat!“ antwortete der Dechant.

---

einer Schwindſucht hinneigen, mögen immerhin nach dem Eſſen ein Schläfchen halten, am Beſten eine Weile nach genoſſener Mahlzeit. Von allen Uebrigen iſt aber der Mittagsſchlaf zu fliehen, als eine nachtheilige Gewohnheit. —

Wenden wir uns auf die Lichtſeite des Lebens, auf welcher die wachende Seele ihre verwaltende Herrſchaft über die Menſchen übt, ſo finden wir auch hier Mißbräuche, welche verhindern, der Idee des Lebens gemäß zu handeln. — Es führt zwar jeder Menſch ein beſonderes Einzelleben, wacht daher auch nach Alter, Gewohnheit, Lebensart, Beſchäftigung u. ſ. w. auf ſeine eigenthümliche Weiſe. Dennoch giebt es einige allgemeine Beziehungen, die faſt durchgängig Alle angehen. — Das Wachen ſoll urſprünglich in Thätigkeit beſtehen, und zwar in einer Thätigkeit ſowohl der Seele als des Leibes, wovon Jedem ſein beſtimmtes Maaß zukommt

September 18

Alter. August.

Dienſt.	1	Aegidius	♒	☿ wird dem bloſsen Auge in	20	**Bernhard**
Mittw.	2	Raphael	♒	dieſem Monate auch zur Zeit	21	Anaſtaſius
Donn.	3	Manſuetus	♓	der gröſsten öſtl. Ausweich.	22	Timotheus
Freit.	4	Roſalia	♓	🌕 5. 35′ V. Trüb. Trüb.	23	Zacharias
Sonn.	5	Herkulan	♓	☾☊. ☿ gr. öſtl. Ausw.	24	Barthol.
37. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.						
Sonnt.	6	13. n. Tr.	♈	Magnus. am 5. September	25	**12. n. Tr.**
Mont.	7	Regina	♈	☾ Erdn. nicht ſichtbar ſein.	26	Samuel
Dienſt.	8	**Mar. Geb.**	♉	♀ behält auch im Septbr.	27	Joſeph C.
Mittw.	9	Audomar	♉	die lange Dauer der Sicht-	28	Auguſtin
Donn.	10	Nicol. v. T.	♊	🌗 11. 18′ N. barkeit als	29	Joh. Enth.
Freit.	11	Protus	♊	Morgenſtern bei. ♂	30	Roſa
Sonn.	12	Winand	♋	nimmt jetzt an Helligkeit	31	Paulin
38. Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	13	14. n. Tr.	♋	Maternus. zu und bleibt	1	**Sept. 13. S.**
Mont.	14	† Erhöh.	♌	länger und länger ſichtbar.	2	Raphael
Dienſt.	15	Ludmilla	♌	Anfangs länger als 1 St.,	3	Manſuetus
Mittw.	16	Quat. †	♍	Cornel. zuletzt länger als	4	Roſalia
Donn.	17	Lambert	♍	2 Std. ♃ wird in dieſ. Mo-	5	Herkulan
Freit.	18	Richard †	♍	🌑 6. 1′ V. ☾☋. Unſ. ☉	6	Magnus
Sonn.	19	Neleta †	♎	Finſt. nate rückgän-	7	Regina
39. Vom Mammonsdienſt. Matth. 6. Ep. Gal. 5.						
Sonnt.	20	15. n. Tr.	♎	Euſtachius gig und iſt jetzt	8	**14. S. M. G.**
Mont.	21	Matth. E.	♏	faſt die ganze Nacht hin-	9	Audomar
Dienſt.	22	Moriz	♏	durch zu ſehen. ♄ iſt an-	10	Nicol. v. T.
Mittw.	23	Thekla	♏	☾ Erdf. ☉ in ♎. Herbſt Anf.	11	Protus
Donn.	24	Joh. Empf.	♐	Tag u. Nacht gleich. fangs	12	Winand
Freit.	25	Cleophas	♐	🌓 3 Std., zuletzt länger	13	Maternus
Sonn.	26	Cyprian	♑	9. 27′ N. als 5 Std. am	14	† Erhöh.
40. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
Sonnt.	27	16. n. Tr.	♑	Coſm. u. D. Morgenhimmel	15	**15. n. Tr.**
Mont.	28	Wenzel	♑	♂ in ♍. ſichtbar. ♅ wird in	16	Cornel
Dienſt.	29	Michael	♒	d. Mon. rückläufig u. fängt	17	Lambert
Mittw.	30	Hieronym.	♒	an bei Tage aufzugehen.	18	Quatemb.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 4. September bald nach halb 6 Uhr Morgens der **volle Mond**
Donnerſtag den 10. September gleich nach 1 Viertel auf 12 Uhr **Mitternacht das letzte Viertel**.
Freitag den 18. September gleich nach 6 Uhr Morgens der **neue Mond** nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 26. September kurz vor halb 10 Uhr Vormittags das **erſte Viertel**.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5618ten Jahres den 19. u. 20., Faſten Gedaljah am 21., ihr Verſöhnungsfeſt den 28. September.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	13 St.	30 M.	5 Uhr	11 M.	6 Uhr	41 M.	10 St.	30 M.
11	12	52	5	30	6	22	11	8
21	12	14	5	45	5	59	11	46

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Morg.		
[illegible]		1	3	1
[illegible]		2	25	2
Abds.		3	49	3
6	51	5	11	4
7	6			5
7	20			6
7	35	[illegible]		7
7	55	[illegible]		8
8	22	[illegible]		9
9	1			10
9	56	[illegible]		11
11	7	[illegible]		12
		[illegible]		
Morg.		[illegible]		13
12	28			14
1	50			15
3	11			16
4	31	Abds.		17
5	46	6	8	18
		6	19	19
		6	30	20
[illegible]		6	41	21
[illegible]		7	0	22
[illegible]		7	22	23
		7	51	24
[illegible]		8	31	25
[illegible]		9	30	26
[illegible]				
[illegible]		10	39	27
		11	58	28
		Morg.		29
		1	21	30

Gelegentlich den Schlemmern mitzutheilen

In einer engliſchen Zeitung vom Jahr 1833 erließ ein berüchtigter Schwelger folgende Bekanntmachung: „Der Unterzeichnete verbittet ſich hiermit alle Einladungen zu Mahlzeiten, und thut dies öffentlich, weil er ſich zu ſchwach fühlt zu mündlichen Ablehnungen. Dringend erſuche ich ſämmtliche Freunde, mich in meinem Entſchluß nicht wankend zu machen; Ihr würdet mich tödten, wenn ich in der Schwelgerei beharren ſollte, und das wäre Euer eigner Schade, da ich Jedem von Euch einige Pfund Sterling ſchuldig bin. Künftig werde ich wohlfeilere und geſündere Koſt genießen und dabei meine Schulden bezahlen; denn ich will nicht länger meinem Magen ſchmeicheln auf Koſten meiner Geſundheit, meiner Redlichkeit und meines Gewiſſens."

Was die Menſchen ſagen.

Die Schwätzer ſagen Alles, was ſie wiſſen,
Die Unvorſicht'gen, was ſie halb behalten,
Die Jungen, was ſie thun, was ſie gethan, die Alten,
Die Dummen das, was ſie thun müſſen.

Hierbei kann überhaupt ein mehrfacher Mißgriff ſtatt finden: entweder iſt nämlich die Thätigkeit der Seele und des Leibes zuſammen genommen überhaupt zu ſtark oder zu ſchwach, oder die eine Thätigkeit wird einſeitig vorherrſchend. — **Allzu ſtarke Thätigkeit des ganzen Menſchen**, der Seele und des Leibes, iſt unter allen die verderblichſte Art des Wachens, kann daher nicht mit langer Dauer ſich vereinen und wird vorzüglich nur bei einigen heftigen Anſtrengungen und Leidenſchaften beobachtet. — Von weit geringerem Nachtheil für die Fortdauer des Lebens, aber die urſprüngliche Entwickelung deſſelben verhindernd, iſt: **Die allzu ſchwache Thätigkeit des wachenden Menſchen überhaupt**, wie ſie in Trägen und

Oktober 1857.

Alter. September.

Donn.	1	Remigius	♓	♅ unt. ☌ ☉. ☿ iſt in den er-	19	Nicleta
Freit.	2	Leodegar	♓	🌕 ☾☊. ſten Tagen nicht	20	Euſtach.
Sonn.	3	Ewald	♈	3. 36' N. ſichtbar, da	21	Matth. E.

41 Vom Waſſerſüchtigen. Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	4	17 Tr. Erntf.	♈	Franz. er in der untern Zu-	22	16. n. Tr.
Mont.	5	Placidus	♉	☾ Erdn. ſammenkunft mit	23	Thekla
Dienſt.	6	Bruno	♉	der ☉ iſt. Vom 9. fängt er	24	Joh. Empf.
Mittw.	7	Sergius	♊	an ¼ Std. am Morgenhim-	25	Cleophas
Donn.	8	Brigitta	♊	mel geſehen werden zu kön-	26	Cyprian
Freit.	9	Dionyſius	♋	🌗 nen, vom 11 an ½ St.,	27	Cos. u. D.
Sonn.	10	Gereon	♋	6. 21' V. vom 14. bis	28	Wenzel

42 Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	11	18. n. Tr.	♌	Wimmar. 21. ½ St. u. noch	29	17. n. Tr.
Mont.	12	Maximil.	♌	in den letzten Tagen ¼ St.	30	Hieronym.
Dienſt.	13	Tilmann	♍	lang ſich zu zeigen. ♀ kann	1	**Oktober**
Mittw.	14	Calixtus	♍	♂ wird in d. Morgenſt. v. ☾	2	Leodegar
Donn.	15	Kön. Geb.	♍	☾♅. bed. Thereſia. anfangs	3	Ewald
Freit.	16	Gallus	♎	🌑 ♀ gr. weſtl. Ausw. bis 5½	4	Franz
Sonn.	17	Florentin	♎	10. 6' N. Uhr, zuletzt bis	5	Placidus

43 Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	18	19. n. Tr.	♏	♄ in ♌. Luc. Ev. Schlacht bei	6	18. n. Tr.
Mont.	19	Ferdinand	♏	Leipzig 1813. 6 Uhr Morg.	7	Sergius
Dienſt.	20	Wendelin	♏	geſehen werden. ♂ wird am	8	Brigitta
Mittw.	21	Urſula	♐	☾ Erdf. 14. Oktbr. um 6 Uhr	9	Dionyſius
Donn.	22	Cordula	♐	Morg. v. ☾ bedeckt. ♃ geht	10	Gereon
Freit.	23	Severin	♑	bei Tage auf und bleibt die	11	Wimmar.
Sonn.	24	Evergislus	♑	ganze Nacht hindurch glän-	12	Maximil.

44 Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	25	20. n. Tr.	♑	Raphael. zend ſichtbar. ♄	13	19. n. Tr.
Mont.	26	Amandus	♒	🌓 2. 33' V. geht ſchon vor	14	Calixtus
Dienſt.	27	Sabina	♒	Mitternacht auf, am	15	Thereſia
Mittw.	28	Sim. Jud	♓	Ende des Monats bald nach	16	Gallus
Donn.	29	Narciſſus	♓	9 Uhr Abends. ♅ iſt bei	17	Florentin
Freit.	30	Theoneſt	♈	☾☊. Anbruch der Nacht	18	Luc. Ev.
Sonn.	31	Wolfg.	♈	am Oſthimmel aufzuſuchen.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechsel.

Sonnabend den 3. Oktober nach halb 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonnabend den 10. Oktober nach 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 17. Oktober nach 10 Uhr Abends der neue Mond.
Montag den 26. Oktober bald nach halb 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Laubhüttenfeſt den 3 u. 4., ihr Palmenfeſt den 9., ihr Laubhütten-Ende den 10., die Geſetzfreude den 11. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 24 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 38	4 54	13 40

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
B. T.	Morg. 2 41	1
Abds.	4 9	2
5 25	5 36	3
5 40		4
5 58		5
6 21		6
6 58	Bei Tage	7
7 49		8
8 57		9
10 16		10
11 39		11
Morg.		12
1 0		13
2 18		14
3 33		15
4 45		16
5 57	Abds.	17
	4 51	18
	5 6	19
	5 25	20
Bei Tage	5 52	21
	6 30	22
	7 20	23
	8 23	24
	9 36	25
	10 50	26
	Morg.	27
	12 16	28
	1 38	29
	3 2	30
	4 29	31

Ego und Echo.

Als der Profeſſor C. bei der Feier ſeiner goldenen Hochzeit das Glück ſeiner Ehe rühmte, die Gattin auch herzlich einſtimmte, und ein Freund ſagte: „Ihr müßt eine Anweiſung zum Eheglück geben", entgegnete C. lächelnd: „Die iſt ſehr kurz; der Mann muß das eigentlichſte Ego (Ich) der Frau und die Frau des Mannes Echo ſeyn!"

Des Teufels rechter Name.

In einem Bergwerke erſchien manchem Arbeiter angeblich zuweilen der Teufel, und nach ererbtem Aberglauben durfte Keiner an dem Tage, wo es ihm geſchah, weiter Hand anlegen. Der Teufel kam jedoch allmälig immer öfter; da verſammelte der Beſitzer des Bergwerks die Arbeiter und ſagte: „Kinder, der Teufel erſcheint nur Dem, der ein Teufelskerl iſt, alſo nichts taugt, und wem er von jetzt an erſcheint, den jage ich zum Teufel!" — „Betroffen ſah man Alle ſtehen, nie ließ ſich d'rauf der Teufel ſehen; doch ruft noch heut, bei meiner Treu'! ihn oft herbei die — Arbeitſcheu!"

Stumpfſinnigen vorkommt, die im eigentlichen Sinn ein dämmerndes, alles höheren und tüchtigeren Strebens beraubtes Daſeyn führen. — Die einſeitig vorwaltende Thätigkeit der Seele während des Wachens erzeugt auf der entgegengeſetzten Seite ein Zurückbleiben und Schwinden des Leibes, beſonders wenn das Wachen zu lange fortgeſetzt und durch künſtliche Reizmittel unterhalten wird. Es iſt — zum Beiſpiel — eine nachtheilige, die Nerven und den ganzen übrigen Körper ſchwächende Gewohnheit, ſich durch ſtarken Kaffee bei Nachtarbeiten ein künſtliches Wachen zu erregen. — Vorherrſchende Thätigkeit von Seiten des Leibes verhindert die freie Entwickelung der Seelenkräfte, und wenn bei zu ſchwacher Geiſtesnutzung der Menſch einer Pflanze ähnlich wurde, ſo nähert er ſich dagegen hier der

November 1857.

Alter. Oktober.

45. Von des Königischen Sohn. Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	1	21. n. Tr.	♉	All. Heil. ☿, der zur obern	20	20. n. Tr.
Mont.	2	All. Seel.	♉	🌕 1. 25' V. ☾ Erdn. Zu-	21	Ursula
Dienst.	3	Hubert	♊	♃ ☍ ☉. sammenkunft	22	Cordula
Mittw.	4	Carl Bor.	♊	mit der ☉ geht, bleibt wäh-	23	Severin
Donn.	5	Zacharias	♋	rend des ganzen Monats in	24	Evergisl.
Freit.	6	Leonhard	♋	der Dämmerung dem bloſsen	25	Raphael
Sonn.	7	Engelbert	♌	Auge verborgen. ♀, deren	26	Amandus

46. Vom Schalksknecht. Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	8	22. n. Tr.	♌	🌗 4. 42' U. Gottfr. Glanz	27	21. n. Tr.
Mont.	9	Theodor	♌	abnimmt, bleibt immer	28	Simon J.
Dienst.	10	Martin P.	♍	♄ rückg. noch anfangs länger	29	Narcissus
Mittw.	11	Martin B.	♍	☾☋. als 2 Stunden, zuletzt	30	Theonest
Donn.	12	Kunibert	♎	doch noch 1½ St. lang als	31	Wolfgang
Freit.	13	Stanisl.	♎	Morgenstern sichtbar. ♂	1	Nov. A. H.
Sonn.	14	Levin	♎	nat fortwährend an Glanz	2	All. Seel.

47. Vom Zinsgroschen. Matth. 22. Ep. Phil. 3.

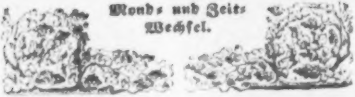
Sonnt.	15	23. n. Tr.	♏	Leopold. zugenommen, er	3	22. n. Tr.
Mont.	16	Edmund	♏	🌑 1. 22' N. ♂ in ♎. geht	4	Karl Leo
Dienst.	17	Gertrud	♐	☾ Erdf. in diesem gan-	5	Zacharias
Mittw.	18	Maximus	♐	zen Monate bald nach 2 Uhr	6	Leonhard
Donn.	19	Elisabeth	♐	☿ ob. ☌ ☉. ♅ ☍ ☉. Morg.	7	Engelbert
Freit.	20	Simplic.	♑	auf. ♃ kommt am 3. Nov.	8	Gottfried
Sonn.	21	Mar. Opf.	♑	in Gegenschein mit der ☉.	9	Theodor

48. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	22	24. n. Tr.	♒	Cäcilia. Feier z. Ged. d. Gest.	10	23. n. Tr.
Mont.	23	Clemens	♒	♄ geht anfangs bald nach	11	Mart. B.
Dienst.	24	Joh. v. Kr.	♒	🌓 6. 0' N. 9 Uhr, zuletzt	12	Kunibert
Mittw.	25	Katharina	♓	bald nach 7 Uhr Abends	13	Stanisl.
Donn.	26	Konrad	♓	☾☊. auf. ♅ kommt am 19.	14	Levin
Freit.	27	Bilhildis	♈	Novbr. in Gegenschein mit	15	Leopold
Sonn.	28	Günther	♈	der Sonne, wo er um Mit-	16	Edmund

49. Von Christi Einzuge in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	29	1. Advent	♉	Saturnin. ternacht ihr ge-	17	24. n. Tr.
Mont.	30	Andr. Ap.	♉	genüber im Süden steht.	18	Maximus



Monds- und Zeit-Wechsel.

Montag den 2. November kurz vor halb 2 Uhr Nachts der volle Mond.
Sonntag den 8. November kurz vor 3 Viertel auf 5 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Montag den 16. November nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienstag den 24. November um 6 Uhr Abends das erste Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 6	7 10	4 17	14 54
21	8 37	7 27	4 4	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.	M.	
4 0	[illegible] 5	1
4 22		2
4 53		3
5 38		4
6 42		5
7 59	G	6
9 25	e	7
10 48	M	8
Morg.	o	9
12 7	r	10
1 24	g	11
2 35		12
3 47		13
4 59		14
6 10		15
7 24	Abds.	16
	3 56	17
	4 30	18
	5 16	19
	6 15	20
G	7 24	21
e	8 41	22
M	9 5[illegible]	23
o	11 1	24
r	Morg.	25
g	12 36	26
	1 58	27
	3 23	28
	4 53	29
	6 29	30

Neuzeitiger brieflicher Heirathsantrag.

„Verehrtes Fräulein! Sie brauchen einen Mann, sehen Sie ihn in mir; ich brauche Geld, das haben Sie, uns führt also der Segen gegenseitigen Bedürfnisses zusammen, und daß ich nicht nur eine reiche, sondern auch eine schöne Frau bekomme, ist ein Ueberfluß von Segen, den ich übrigens ebenfalls zu schätzen weiß.“

Jetzige Grundsätze.

Geh' Du den graden Weg, ich geh' den krummen;
Mach' Menschen klug, mir nützen nur die Dummen,
Und handelst fromm Du und nach edler Wahl,
Ich siege doch durch Schwindel, Wahn und Zahl!

Was Jeder liebt.

Der Fürst von Verona, bemerkend, daß man einen Bouffon mit Complimenten und Lobeserhebungen überschüttete in Gegenwart Dante's, fragte diesen: „Warum wird ein Gelehrter und Weiser, wie Ihr, minder geliebt als dieser Narr?“ — „Weil Jeder seines Gleichen liebt!“ erwiederte Dante.

thierischen Natur. Er kann dabei körperlich völlig wohl seyn, erreicht aber nicht die vollendete Gesundheit, nach welcher Seele und Leib im harmonischen Gleichgewicht entwickelt seyn müssen.

Es geht aus diesen Angaben hervor, welches Verhältniß zu einer vollkommenen körperlichen und geistigen Gesundheit erforderlich wäre, und wie selten im Allgemeinen eine solche gefunden wird. Einseitigkeit ist mehr oder minder der gegenwärtig herrschende Charakter der Menschheit, der sich denn auch in der allgemeinsten Unterscheidung am Menschen, in Seele und Leib, hinsichtlich ihrer Entwickelung zu erkennen giebt. Wie Wenige werden gefunden, die, gleichmäßig stark an Geist und Körper, ein diesen Anstrengungen entsprechendes einstimmendes Leben führen! — Entweder wird bei körperlicher Stärke und Fülle die Seele in ihrem Fortschreiten aufgehalten, oder der Körper verkrüppelt unter der Last der geistigen Anstrengungen. Wir sind aber der Meinung: daß eine gewisse Gewalt in unsern Händen sey, dem Uebel zu steuern, und die echte Gesundheit allgemeiner zu machen. Dies geschähe da-

Dezember Christmonat.

Alter. November.

Dienſt.	1 Eligius	♊	🌕 11. 25′ V. ☾ Erdn.	19 **Eliſabeth**
Mittw.	2 Balbina	♊	♄ in ♋. ☿ iſt faſt den	20 Simplic.
Donn.	3 Franz Xav.	♋	ganzen Monat hindurch	21 **Mar. Opf.**
Freit.	4 Barbara	♋	nicht ſichtbar, kurz vor der	22 Cäcilia
Sonn.	5 Criſpina	♌	gröſsten öſtl. Ausweich. am	23 Clemens
50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.				
Sonnt.	6 **2. Advent**	♌	Nicolaus. 30. kann man	24 25. n. Tr.
Mont.	7 Ambroſius	♍	ihn ¼ Std. lang am Abend-	25 Katharina
Dienſt.	8 **Mar. Empf.**	♍	🌗 7. 6′ V. ☾♃. himmel	26 Konrad
Mittw.	9 Leocadia	♎	ſehen. Die Dauer der	27 Bilhildis
Donn.	10 Judith	♎	Sichtbarkeit der ♀ am	28 Günther
Freit.	11 Damaſus	♎	Morgenhimmel nimmt im-	29 Saturnin
Sonn.	12 Epimachus	♏	mer mehr ab, ſo daſs ſie in	30 Andr. Ap.
51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.				
Sonnt.	13 **3. Advent**	♏	Lucia. den letzten Tagen nur	1 **Dez. 1. Adv.**
Mont.	14 Nicaſius	♐	☾ Erdf. noch ¼ St. am Mor-	2 Balbina
Dienſt.	15 Euſebius	♐	genhimmel ſichtbar iſt. ♂,	3 Franz Xav.
Mittw.	16 **Quat.**	♐	🌑 11. 29′ N. Adelheid.	4 Barbara
Donn.	17 Lazarus	♑	der jetzt ſchon vor 2	5 Criſpina
Freit.	18 Wunibald	♑	Uhr Morg. aufgeht, kann	6 Nicolaus
Sonn.	19 Nemeſius	♒	bis faſt 7 Uhr Morg geſehen	7 Ambroſius
52. Von Johannis Zeugniſs. Joh. 1. Ep. Phil. 4.				
Sonnt.	20 **4. Advent**	♒	Julius. werden. ♃ fährt	8 **2. Advent**
Mont.	21 Thom. A.	♒	⊙ in ♑. W. Anf., kürzſt. Tag.	9 Leocadia
Dienſt.	22 Greg. Sp.	♓	fort glänzend den gröſsten	10 Judith
Mittw.	23 Dagobert	♓	(☾♌). Theil der Nacht hin-	11 Damaſus
Donn.	24 Adam, E.	♈	🌓 7. 4′ N. durch am Him-	12 Epimach.
Freit.	25 **H. Chriſtt.**	♈	mel zu erſcheinen. ♄	13 Lucia
Sonn.	26 **Stephan**	♉	geht am Ende des Jahres	14 Nicaſius
53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.				
Sonnt.	27 **n. Chriſtt.**	♉	**Joh. Ev.*** ſchon bei Tage auf	15 **3. Advent**
Mont.	28 Unſch. K.	♊	♂ ſteht bei Anbruch d. Nacht	16 Adelheid
Dienſt.	29 Thomas C.	♊	☾ Erdn. am Morgenhim-	17 Lazarus
Mittw.	30 David	♋	🌕 10. 1′ N. ☿ gr. öſtl. Ausw.	18 **Quatemb.**
Donn.	31 Sylveſter	♋	⊙ Erdn. ♃ rechtl. mel.	19 Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 1. Dezember gegen halb 12 Uhr Mittags der volle Mond.
Dienſtag den 8. Dezember nach 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 16. Dezember um halb 12 Uhr Mittags der neue Mond.
Donnerſtag den 24. Dezember gleich nach 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 30. Dezember um 10 Uhr Nachts der volle Mond.

Tempelweihe der Juden am 12., Faſten, Belagerung Jeruſalems am 27. Dezember

	Tageslänge		⊙Aufgang		⊙Untergang		Nachtlänge	
Den 1	8 St.	14 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	46 M.
11	7	58	7	51	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
		Morg.		
Abds.		6	3	1
4	19			2
5	31			3
7	1			4
8	28			5
9	52	●		6
11	11	[illegible]		7
Morg.		[illegible]		8
12	25	[illegible]		9
1	37	[illegible]		10
2	44	[illegible]		11
4	0	[illegible]		12
5	11			13
6	26			14
7	35			15
8	38	Abds.		16
		4	9	17
		5	16	18
		6	30	19
●		7	47	20
[illegible]		9	5	21
[illegible]		10	22	22
[illegible]		11	40	23
[illegible]		Morg.		24
[illegible]		1	1	25
[illegible]		2	25	26
		3	54	27
		5	27	28
		6	56	29
Abds.		8	11	30
4	2	W.	T.	31

Streiflichter.

Frohſinn trinkt den Wein als Labe, Schwermuth als Wermuth, Mißmuth als Gift.

Der oft wiederholte Lehrſpruch aus Goethe's „Fauſt“: „Grau iſt alle Theorie“, paßt nicht überall, denn heut zu Tage iſt die Theorie nicht ſelten naſeweiß.

Wenn an ſchon vorhanden Schlimmes etwas Gutes ganz nahe angrenzt, iſt das Schlimme zu ertragen um des Guten willen; wenn aber an etwas Neues, das man für gut erachtet, ganz nahe Schlimmes grenzt, bedenke man ſich wohl, ehe man das Neue zur That werden läßt.

Sprüche.

Glaube, — dann wird Schlimmes gewendet,
Thue, — dann wird Gutes vollendet.

* * *

Schön iſt gelehrter Köpfe Brauch,
Sie reden nach dem Sterben auch!

* * *

Den Menſchen treibt ſein Drang,
Doch wendet Gott ihm den Gang.

* * *

Der Ehre und des Vortheils Fach
Sind ſelten unter einem Dach.

---

durch: daß den körperlich Thätigen mehr geiſtige Nahrung, und den geiſtig Beſchäftigten mehr körperliche Uebung geboten würde. Denen, die nicht aus freier Wahl und eigenem Drange dieſe Gelegenheit ſuchten, müßte ſie einerſeits durch Schulen, andererſeits durch Körper-Uebungen gegeben ſeyn, wobei in erſteren eben ſo wenig geiſtloſer Wiſſenskram, als bei den letzteren unnütze Springerkunſt getrieben werden ſollte. Nur ein Weſen, in welchem Geiſt und Körper gleichmäßig geübt und gekräftigt werden, macht vollendete Menſchen und iſt ihrer höchſten Beſtimmung entſprechend. — Genug, es iſt nicht unwahr, daß der Menſch ſich ſelber Heil und Unheil ſchaffe, und mehr als man in der Jugend glaubt gehen Wohl oder Elend von der Behandlung des Körpers und Geiſtes aus.

E.

Zeitrechnung des Jahres 1857.

Das gegenwärtige 1857ste Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Christi an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage. [illegible] mit dem 1. Januar seinen Sitz an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1856 ist. Das Osterfest fällt in dem neuen Kalender auf den 12. April, und in dem alten 1 Woche später, nämlich auf den 7. April, so daß in diesem Jahre die vom Osterfeste abhängigen Feste nach dem alten Kalender 1 Woche später gefeiert werden als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt seinen Anfang: Der Frühling am 20. März, um 1 Uhr 5 Minuten Nachmittags nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 1[illegible] Uhr 16 Minuten Nachmittags. Der Herbst am 23. September um 2 Uhr 51 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 8 Uhr 17 Minuten Abends.

Von den Finsternissen.

Wir haben in diesem Jahre zwei Sonnenfinsternisse. Der Mond wird nicht verfinstert. Nur die zweite Sonnenfinsterniß ist an einigen Orten in Preußen gleich nach Sonnen-Aufgang auf kurze Zeit sichtbar.

Die erste Sonnenfinsterniß ist eine totale, und fällt in den Mittagsstunden [illegible] auf den 25. März ein. Sie ist in dem größten Theile von Nord-Amerika, Mittelamerika und dem größten Theile von Australien sichtbar.

Die zweite Sonnenfinsterniß ist eine [illegible], die am 18. September in den [illegible], dem größten Theile von [illegible] sichtbar. In [illegible]

Lauf und Erscheinung der Planeten im Jahr 1857.

Neptun.

[illegible] und von [illegible] Planet ist als Stern [illegible] 1846 [illegible] hindurch nur [illegible] am 13. September um [illegible] Sterne achter Größe im [illegible] mit dem [illegible]

Uranus.

Uranus ist am 13. März 1781 von Herschel in England entdeckt. [illegible] das ganze Jahr hindurch im Zeichen des Stiers. Im Anfange des Jahres ist er nach rechtläufig, wird [illegible] Stunde im Süden. Bis zur [illegible] Dann verschwindet er [illegible] in Zusammenkunft mit der Sonne. [illegible] Größe gleicht [illegible] immer früher [illegible] September rechtläufig und kommt [illegible] in Gegenschein mit der Sonne, am 19. November [illegible] im Süden steht, und am besten in diesem Jahre zu sehen ist. Er bleibt rückläufig bis Ende des Jahres.

Saturn.

Saturn steht am 1. Januar in [illegible] um Mitternacht ihm gegenüber im Süden, im [illegible] des Zeichens des Krebses. Er ist daher rückläufig und bleibt es [illegible] Bis in die ersten Tage des [illegible] 8. März, wo er [illegible] 7 Uhr Abends im Süden steht. [illegible] Dann verschwindet er in den [illegible] mit der Sonne. [illegible] Er geht nun [illegible] in das Zeichen des Löwen, wird am 10. [illegible] Bei dieser rückgängigen Bewegung [illegible] November [illegible] und bleibt es bis Ende des Jahres. [illegible] ist er am 2. Dezember wieder in das Zeichen des Krebses zurückgetreten.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen des Widders und wird am 2. Januar in den Abend- und am 30. Januar in den Morgenſtunden vom Monde ſichtbar für unſre Gegenden bedeckt. Bis in die letzten Tage des März wird man ihn am Abendhimmel ſehen können. Dann verſchwindet er und kommt am 12. April in Zuſammenkunft mit der Sonne. Bis in die erſten Tage des Juni, während welcher Zeit er am 12. Mai in das Zeichen des Stieres getreten iſt, bleibt er in den Sonnenſtrahlen verborgen, von da an, wo er immer früher und früher aufgeht, kann man ihn am Morgenhimmel ſehen. Am 4. September wird er rückgängig und kommt am 1. November im 11ten Grade des Zeichens des Stieres in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht der Sonne gegenüber im Süden ſteht. Er bleibt rückgängig bis zum letzten Tage des Jahres, wo er am 31. Dezember eine rechtläufige Bewegung annimmt.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda.

Dieſe 38 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 34 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit guten Fernröhren ſind ſie zu erkennen und nur mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Mars kommt in dieſem Jahre nicht in Gegenſchein mit der Sonne, ſondern bewegt ſich fortwährend rechtläufig durch die verſchiedenen Zeichen des Thierkreiſes. Er ſteht im Anfange des Jahres im Waſſermann, tritt am 11. Januar in die Fiſche, am 22. Februar in den Widder, am 5. April in den Stier, am 17. Mai in die Zwillinge, in welchen er am 7. Juni in Zuſammenkunft mit der Sonne kommt. Am 27. Juni tritt er in den Krebs, am 8. Auguſt in den Löwen, am 28. September in die Jungfrau. Hier wird er am 14. Oktober jedoch für das unbewaffnete Auge unſichtbar in den Morgenſtunden vom Monde bedeckt. Am 18. Novbr. kommt er in das Zeichen der Waage, in welchem er bis Ende des Jahres bleibt. Bis Mitte April wird man ihn am Abendhimmel aber nur wenig glänzend aufſinden können. Von da an während des Mai, Juni und Juli bleibt er in den Sonnenſtrahlen verborgen. Im Auguſt erſcheint er als ſchwacher Stern am Morgenhimmel, nimmt nach und nach an Helligkeit zu und iſt am Schluſſe des Jahres 5 Stunden lang ſichtbar.

Venus.

Venus iſt bei dem Beginne des Jahres Abendſtern und ſchon drei Stunden lang am Abendhimmel ſichtbar. Ihre Helligkeit und die Dauer ihrer Sichtbarkeit nimmt fortwährend zu. Am 27. Februar kommt ſie in die größte öſtliche Ausweichung und erreicht ihren größten Glanz als Abendſtern am 19. März, wo ſie vier Stunden lang am Abendhimmel ſich zeigen wird. Von dieſer Zeit an nimmt Beides ab, doch bleibt ſie bis in die erſten Tage des Mai ſichtbar. Dann kommt ſie am 16. Mai in die untere Zuſammenkunft mit der Sonne, und erſcheint in den letzten Tagen des Mai wieder, zuerſt auf kurze Zeit als Morgenſtern. Ende Juni erreicht ſie ihren größten Glanz als Morgenſtern, geht Ende Juli ſchon um 1 Uhr Nachts auf und bleibt dann auch weniger hell und immer kürzere und kürzere Zeit hindurch doch während des ganzen Jahres als Morgenſtern ſichtbar.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre höchſtens viermal. Zuerſt vom 9. bis zum 26. Januar, wo er am Anfange und am Ende eine Viertelſtunde lang, am 16. etwas länger als eine halbe Stunde als Abendſtern aber bei niedrigem Stande geſehen werden kann. Zum zweiten Male vom 23. April bis 18. Mai, wo er viel günſtiger bei hohem Stande am 6. Mai eine Stunde lang als Abendſtern ſichtbar iſt. Zum dritten Male vom 9. bis 29. Oktober, wo man ihn einige Tage vor und nach dem 17. als Morgenſtern drei Viertelſtunden lang aufſinden kann. Ganz in den letzten Tagen des Dezember wird er vom 28. an wieder etwas länger als eine Viertelſtunde als Abendſtern zu ſehen ſein. Am 21. Auguſt wird er in den Nachmittagsſtunden aber nur dem bewaffneten Auge ſichtbar vom Mond bedeckt.

Genealogie des Königl. Preuſſiſchen Hauſes

und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm Ludwig**, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. rc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Oberſt im erſten Garde-Regiment zu Fuß rc. 2) Luiſe Marie Eliſabeth, geb. 3. Dezember 1838. — 2) Die Mutter des Kaiſers von Rußland, Alexandra Feodorowna (vorher Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie rc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Major, Commandeur der erſten Garde-Cavallerie-Brigade rc., verm. 29. Nov. 1854 mit Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Tochter: Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2) Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Kaſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Februar 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie rc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment rc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Sohn des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie rc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Major rc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, Oberſt rc.

Kinder des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine rc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer ſeit 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826, folgte als Regent ſeinem Vater an Stelle ſeines Bruders am 24. April 1852. — Ludwig, Großherzog, geb. 15. Aug. 1824.

Bayern. Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 6. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Karoline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Schweſter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein. Alois Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20. April 1836, verm. 8. Aug. 1831 mit Franziska, Gräfin von Kinski, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787, verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Vater-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena, Reggio und Guaſtalla. Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Januar 1837 mit Maria Thereſia Iſabella, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Franz d'Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Januar 1836.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Auguſt 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Witwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Pedro V de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna Maria II da Gloria. — Vater des Königs: Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XX, Fürſt, geb. 29. Juni 1794, reg. 31. Okt. 1836, wieder verm. 1. Okt. 1839 mit Karoline Amalie Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Guſtav zu Heſſen-Homburg, geb. 19. März 1819. — Heinrich XXII, Erbprinz, geb. 28. März 1846.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor Emanuel II, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Witwer ſeit 20. Januar 1855 von Adelheid Franziska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von welcher geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Witwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau.

Schweden und Norwegen. **Oskar I Joſeph Franz**, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine Maximiliane Eugenie**, Schweſter des verſt. Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — **Karl Ludwig Eugen**, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826.

Spanien. **Maria Iſabella Luiſe**, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Marie Iſabelle, Prinzeſſin von Aſturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzeſſin.

Toskana. **Leopold II Johann Joſeph**, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit **Maria Antonia**, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835.

Türkei. **Abdul-Medſchid**, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck. **Georg Victor**, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit **Helene** Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. **Wilhelm I Friedrich Karl**, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline Thereſe Luiſe**, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — **Karl Friedrich Alexander**, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1857.

Tage.		Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.	
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	57	mehr.	13	55	mehr.	12	34	mehr.	3	55	weniger.	3	3	weniger.	2	29
6		6	14		14	23		11	27		2	26		3	34		1	49
11		8	18		14	31		10	11		1	[illegible]		3	51		0	43
16		10	8		14	20		8	46	weniger.	0	15		3	54	mehr.	0	19
21		11	40		13	51		7	17		1	23		3	41		1	24
26		12	51		13	7		5	45		2	19		3	16		2	29
31		13	47		12	21		4	14		3	3		2	38		3	29

Tage.		Juli.			Auguſt.			September.			Oktober.			November.			Dezember.	
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	29	mehr.	6	2	weniger.	0	10	weniger.	10	22	weniger.	16	17	weniger.	10	42
6		4	23		5	36		1	47		11	54		16	13		8	41
11		5	8		4	56		3	30		13	14		15	48		6	27
16		5	41		4	2		5	15		14	23		15	1		4	3
21		6	5		2	56		7	0		15	17		13	54		1	34
26		6	14		1	37		8	44		15	55		12	27	mehr	0	56
31		6	5		0	9		10	22		16	15		10	42		3	22

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr im Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die **mittlere Sonnenzeit** genannt, zum Unterſchiede der **wahren**, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die **Zeitgleichung**. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach **mittlerer Zeit** beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf- und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Haustafel.

Je mehr im Leben du erfahren,
Je mehr wirſt irre du am Wahren. —
Die Jugend traut dem Wort und Schein,
Im Alter trifft faſt gar nichts ein,
Und alles Meinen, alles Glauben,
Iſt endlich — wie des Fuchſes Trauben!
Die Anſicht hat ſich aufgedrängt,
Die Wahrheit iſt zu hoch gehängt —
D'rum, bis ſich einſt die Räthſel löſen,
Vergiß in guter Zeit der böſen.

Die Blumenſprache.

Als wohlbeſtallter Recenſent habe ich manche „Blumenſprache" kennen gelernt, worin ſich von ernſtlich gemeinten, unwillkürlich aber komiſch wirkenden Deutungen der Kinder Flora's auf allen Seiten Proben vorfinden. Am meiſten aber mußte ich lachen, als ich eine „Blumenſprache" durchblätterte, die Tauſend Pflanzen in alphabetiſcher Ordnung vorführt. O, welche zärtliche Sachen laſſen ſich mit ihrer Hülfe einem hübſchen Mädchen ſagen und welche wohlgeſetzte Antworten kann ſie dem Anbeter entgegen bringen! Geſetzt, Hans hat ſich mit Greten veruneinigt, ſo darf er ihr nur einen Stengel Ackerdille geben; dieſe bedeutet: „O ſprich mich wieder an mit holdem Blicke und grolle nicht, damit wir uns des traulichen Beiſammenſeyns erfreuen können!" Sie bricht eine Aalbeere ab, und damit iſt geantwortet: So ſüßreizend auch deine Lockungen ſind, mein Herz und mein Verſtand weiß ihnen zu widerſtehen!“ Geſetzt aber, ſie wollte nicht hartherzig ſeyn, ſo kann ſie ihm eine Handvoll Klee geben, denn dieſer drückt die Frage aus: „Sprich, wann werd' ich dich wieder ſehen?“ Sollte ſie freilich ſchon einen Görgen haben, der den Hans erſetzte, ſo müßte ſie Beifuß abbrechen, denn dieſer beſagt: „Du kommſt viel zu ſpät; mein Herz hat ſchon gewählt!“ Iſt es Frühling und die Birnenblüthe heraus, ſo läßt ſich das Ding ſogar feiner mit der letztern ausdrücken, weil dieſe die Verſicherung darthut: „Dein Schmachten und dein Seufzen führt dich nimmermehr zum Ziel!“ Wie glücklich aber muß der Geliebte ſeyn, wenn ihm eine Bohnenblüthe gegeben wird — von einem hübſchen Mädchen, verſteht ſich! Denn dieſe verſichert: „Arm iſt das Wort, aber mein ſtammelndes Entzücken, wenn du mir freundlich nahſt, ruft laut dir zu, was du mir biſt!“ Allenfalls kann er aber auch mit einer Corneliuskirſchenblüthe zufrieden ſeyn, indem ſie ihm den Troſt giebt: „Mein Herz ſucht dich, deſſen warmer Blick mir dich gab, überall jetzt auf!“ Es iſt nun freilich von einem ſchüchternen Mädchen viel geſagt, wenn ſie ſolch ein Bekenntniß ablegt. Nun, ſie thut es ja mit einer Blume, und ſchreibt, was die Lippen nicht zu ſtammeln wagen! Wie viel leichter iſt da noch ſo ein Stengel hinzugeben, der in wenigen Stunden, gleich der flatterhaften Liebe ſelbſt, verwelkt iſt. Sie kann ja auch allenfalls eine Zwiebelblüthe beilegen. In dieſer liegt hoher Sinn. Ein junger Mann wird in Zukunft ein blühendes Zwiebelfeld mit ernſten Gedanken ſchauen, denn jede Zwiebelblüthe ruft ihm zu: „Willſt Du meine Liebe dir erwerben, ſo beweiſe mir die zarteſte Achtung, durch die ein edler Mann ein weibliches Weſen ehren kann!“ Alle Hagel, da gehen Einem die Augen über, ehe noch die Zwiebeln geſchält ſind! In Summa, man ſieht, was ſich zwei Liebende, wenn ſie ſo tauſenderlei Kraut und Unkraut, Bäume und Geſträuche, Schwämme, Dornen und Diſteln — denn alle haben tiefen Sinn — kennen, Alles zu ſagen vermögen, ohne nur ein Wörtchen miteinander zu ſprechen! Aber — wie ſteht es denn im Winter, wo weder Kraut noch Unkraut wächſt? Nun, da können ſie die Namen auf Papierſtreifen ſchreiben, dieſe mit einander wechſeln und ſo Zwieſprach halten, daß eine ſcharfäugige Tante ſogar nichts gewahr würde. Aber wehe auch jedem Mädchen, das unbefangenen Herzens irgend ein Sträußchen giebt oder annimmt, ohne nach einer ſolchen Anleitung, Blume für Blume, Blatt für Blatt geprüft zu haben! Sie kann ſich verloben, Liebeshoffnung erregen, über Eiferſucht klagen, zur Untreue verleiten, Liebe ab- und zuſchwören, und von Alle dem, was ſie that, nicht das Geringſte wiſſen. Es iſt da gar nicht zu ſpaßen! Geſetzt, ſie giebt dem Begleitenden ein Stengelchen Fieberklee. Ja, was hat ſie damit geſagt? Nichts weniger, als: „Könnte ich, wie gern wollte ich dir geben, was auch der kühnſte Wunſch begehrt!“ Darum in jedem Falle halte ſie ſich eine Zwiebelblüthe zur Antwort bereit, denn dieſe ſchützt am Ende, wie ein wahrer Talisman, vor jeder Mißdeutung.

E.

Der Recenſent der Natur.

Ein Recenſentchen ging einmal
Nach Wald und Feld im Morgenſtrahl,
Und horchte auf der Vögel Sang,
Der rings aus Luft und Laubwerk drang.
Da, wie nur da die Nachtigall
Hinſchmetterte den lauten Schall,
Die Lerche in ſo raſchem Flug
Ihr Lied hinauf zum Himmel trug,
Wie da nur Specht und Meiſ' und Fink
Durch's Zweigig ſchwirrten froh und flink!
Allein dem Mann that's Keines recht,
Das ſang zu viel, und Dies zu ſchlecht,
Das ſang zu lang und Dies zu grell,
Zu heiſer Der, und Der zu hell.
Da ſchimpft' er denn, von Galle voll,
Und wußt nicht aus vor Zorn und Groll,
Doch war umſonſt ſein ſchmähend Wort:
Die Vögel ſangen fröhlich fort.
Drob ward er zornig nur noch mehr,
Und lief die Kreuz und lief die Quer,
Und warf ſogar mit einem Stein
Nach ihnen in den Wald hinein:
Allein die Vögel flogen, huſch!
Zum Gipfel auf aus Strauch und Buſch,
Und luſt'ger klang's noch als zuvor,
Und klang wie Spott laut in ſein Ohr:
„Ha, welche komiſche Figur,
Ein Recenſent — in der Natur!“

Mein Nachbar.

Es giebt Nachbarn, welche ſehr zuthulich, es giebt ſelbſt Nachbarn, die unerträglich ſind. Denn ſie borgen ſich deinen Regenſchirm, wenn du ſelber in ſchlechtem Wetter ausgehen willſt; ſie ſprechen von Pferden, von der Jagd, wenn du im Zuge biſt, etwas vorzutragen; ſie ſpielen auf dem Piano, wenn es dir angenehm wäre, ein wenig zu ſchlummern; ſie geben einen Ball, nur um dich an der Beendigung einer wiſſenſchaftlichen Arbeit zu hindern. Ohne einen dieſer Fehler zu haben, läßt ſich mein Nachbar durch Nichts ſtören, und könnte mich aus meinen vier Pfählen treiben. Er geht ſogar trippelnd in mein Zimmer, fällt meine Manuſcripte an, nimmt auf Abſchlag vom Abendbrode oder Stücke von meinem Frühſtück; Cotelletten, friſche Butter, Trüffelhuhn, Alles iſt ihm gut genug, nichts iſt zu heiß oder zu kalt für ſeinen Magen. Im Allgemeinen zieht er fette Leberpaſtete dem holländiſchen Käſe vor und geräucherten Schinken dem Zwieback; wenn er jedoch Kuchen bei mir findet, rührt er trocknes Brod nicht an.

Mein Nachbar bezahlt keine Steuer und wohnt nur um ſo beſſer. Er zeigt ſich hier und dort, ſich überall wohl befindend, wo es Häuſer von vier oder gar fünf Stockwerken giebt, nur ſo oft bei ſich ſpeiſend, als er ſich bei Andern nicht zu Gaſte bitten kann, ſich ſelbſt zu Allem nöthigend, was man ihm niemals anbieten wollte. Mein Nachbar hat die Gewohnheiten eines Schlemmers: er kehrt niemals eher zurück, als nach Mitternacht. Die kleinen Abendtiſche der Vornehmſten lächeln ihm; er braucht nur die zweifelhafte Helle eines Geſtirns, um den Kelch des Vergnügens zu leeren: er fürchtet nichts ſo ſehr, als geſtört zu werden in ſeinem Mitternachtſchmaus. Dies bei Seite geſetzt, iſt er weder albern, noch zänkiſch, er gedenkt Niemonden die kleinen Plackereien, mit denen man ſein Leben beſtreut. Jage ihn durch eine Thür hinaus, durch die andre tritt er wieder ein. Im Trunk iſt er äußerſt mäßig, er läßt jede Flaſche unberührt, enthielt ſie auch den koſtbarſten Wein. Mein Nachbar iſt ſtets gut gekleidet; ſeine Stiefel machen niemals Lärm auf dem Fußboden: die Sohlen ſind vom feinſten Stoffe. Mein Nachbar weiß, daß ich ein abgeſchabtes Kleid trage, deſto mehr brüſtet er ſich in ſeinem ewig glänzenden Aeußeren. Er bringt den Winter ohne Feuer zu, mein Ofen dient ihm zur Erwärmung, ſo lange die kalte Jahreszeit dauert. Ich muß mich noch glücklich ſchätzen, wenn er nicht irgend einen Freund zu ſeinen nächtlichen Gelagen einladet, wenn er allein kommt, unter der Decke der Gaſtfreundſchaft, um ohne mein Wiſſen ſeine Freude an meinen Möbeln auszulaſſen und meine Teppiche zu betreten. Mein Nachbar iſt ein Weſen, das man ſchonen muß, der Aberglaube ſagt ihm nach, daß, wenn er eine Wohnung verläßt, das Haus bald einſtürzt. Dieſer phantaſtiſche Nachbar — wer möcht' es glauben? — iſt eine Nachbarin, und dieſe Nachbarin iſt — eine Maus.

Wohlthun.

Immer ſeelenfroh zu ſeyn,
Lehret Wohlthun uns allein;
Wer will nicht
Steten Frohſinn gern erwerben.

Sorglich lindern And'rer Noth,
Sichert einſt uns heit'ren Tod;
Wer will nicht
Einſt mit frohem Muthe ſterben!

Wohlthun läßt, nach Lebensglück,
Noch den ſchönſten Ruhm zurück;
Wer will nicht
Sich den ſchönſten Ruhm vererben!

Darum ſtrebet, wohl zu thun!
Bis im Grabe wohl wir ruh'n,
Laßt Euch nicht
Glück und Tod und Ruhm verderben!

Dünkel.

Der Weisheit naht, wer unverdroſſen
Sich ihre Pforten aufgeſchloſſen.
Doch weiſer dünkt ſich immer noch,
Wer Weisheit ſah durch's — Schlüſſelloch.

Er hat doch gewonnen!

Zwei Amerikaner ſtritten ſich heftig wegen Ausbeſſerung einer kleinen Brücke über ein Flüßchen, das die Grenze bildete zwiſchen Beider Beſitzungen. Der Eine meinte, der Andere müſſe die Hälfte der Koſten tragen, wozu ſich aber dieſer nicht verſtehen wollte. Jener ging nun zu einem Advokaten, trug ihm den Fall vor, gab ihm auch gleich zwei Zehndollars-Noten mit der Aeußerung: „Dies gehört Ihnen, wenn die Brücke nach meinem Willen in Stand geſetzt wird." — „Was hätte der Nachbar dazu nöthig, wenn es geſchähe?" fragte der Advokat. — „Höchſtens zehn Dollars." — „Gut, ſehr gut!" entgegnete der Advokat, indem er zehn Dollars in ſeine Taſche ſteckte und die andern zehn zurückgab: „nehmt dies und beſorgt die Ausbeſſerung der Brücke, dann erſpart ihr Euch vielen Verdruß und Aerger, die Euch Krankheit und Tod zuziehen konnten!" Erſchrecken ſagte der Amerikaner: „Das wäre entſetzlich, und da iſt Euer Rath doch wohl der beſte!" Was er bei dem Handel gewonnen hat, darüber zerbricht er ſich noch heut den Kopf; gewonnen hat er aber doch, wenn er vernünftiger und künftig ſelber ſein Advokat geworden iſt.

Stammbuch-Blatt.

Ja, wer nichts weiter wollte
Als einfach glücklich ſeyn,
Dem auf der Kugel rollte
Fortuna heimiſch ein.

Doch fordern jetzt die Meiſten
Mehr Glück als Andern ward,
Geſchiehet recht den Dreiſten,
Sind ſie vom Glück genarrt.

Und wenn's in ihnen grollte,
Wird's bald noch ärger ſeyn,
Fortuna, die ſich trollte,
Läßt nichts zurück als Pein. —

Um ſolch ein Loos zu meiden,
Giebt alt' und neue Zeit
Im Rathe: „Seyd beſcheiden!"
Den richtigſten Beſcheid.

H. Rino.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Mit vielen, zum Theil in Farbendruck umrahmten Holzſchnitten von demſelben
und unter deſſen Leitung.

Dreiundzwanzigſter Jahrgang.

Geläufig jetzt, auch ſehr ergiebig
Iſt's Vielen, mit und unter Larven handeln,
Man lernte ſchlau und allbeliebig
Sich zu verſtellen, raſch ſich zu verwandeln. —
Beneidet nicht den eitlen Gunſtgewinnern
Des ird'ſchen Tandes Larvenhülle:
Das Glück iſt Blüth' aus Herzensfülle,
Und Frucht des Menſchenwerthes reift im Innern.

1857.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Geſpräch mit der inneren Stimme.

Weißt Du, wo die Tugend thront?
„In der Unſchuld Blicke!“
Sah'ſt Du, wo das Laſter wohnt?
„Bei des Haders Tücke!“
Sprich, wo find' ich ſich'res Glück?
„Nur im inn'ren Frieden!“
Nicht bei Füll' und Glanzgeſchick?
„Da hat's Dich vermieden!“
Sag', was ſtark den Menſchen hält?
„In ſich eig'ne Treue!“
Wenn nun, was er baute, fällt?
„Bau' er kühn auf's Neue!“
Sag', wer ſchnell der Sorg' entweicht?
„Wer am beſten duldet!“
Was macht jeden Schmerz mir leicht?
„Trag' ihn unverſchuldet!“
Weißt Du, wo die Freiheit ruht?
„Such' ſie im Gedanken!“
Was erweckt im Unheil Muth?
„Wandel bei dem Schwanken!“
Weshalb ſolch ein Wandelſpiel?
„Daß ſich Leid erhelle!“
Findet Schwanken nie ſein Ziel?
„An des Grabes Schwelle!“
Sprich, was lehrt zum Himmel geh'n?
„Sehnſucht nur und Leiden!“
Doch was zeugt für Wiederſeh'n?
„Guter Herzen Scheiden!“

Gz.

Unſterblichkeit der Seele.

Dem Irdiſchen all verrinnt die letzte Stunde.
Verſchont wird's nie vom Senſenſchlag der Zeit!
Jedoch mit Gott iſt aller Geiſt im Bunde,
Mit Gott hat aller Geiſt auch Ewigkeit:
Nur ſinnlich Weſen zeigt ſich uns vergänglich,
[illegible] Gott entſtammet, bleibt auch gottempfänglich

Durch die ganze Weltgeſchichte zieht ſich der Beweis, daß alle Völker an Unſterblichkeit des Geiſtigen im Menſchen geglaubt haben; ſelbſt die naturwüchſigen Horden ſchmückten ein Jenſeits mit den Freuden aus, die ihnen auf Erden die liebſten waren und verkündeten den Böſen Strafe nach dem Tode. Sämmtliche Religionen heiligen dieſen Glauben, vorzugsweiſe thut

Du haſt Unſterblichkeit im Sinn.
Kannſt du uns deine Gründe nennen?
„Gar wohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir ſie nicht entbehren können.“ Goethe.

Des Lebens Mangel wird der Tod erſetzen. Taſſo.
Das Leben iſt nur ein Geburtstag der Ewigkeit. Jean Paul.

es die chriſtliche; ſie erweckte ſogar zuweilen ſolchen Glaubenseifer, bei dem ihre Bekenner das Dieſſeits für nichts erachteten, ihr Heil nur vom Jenſeits erwarteten, um ſo gewiſſer, je kümmerlicher das Erdenleben vollbracht worden ſey. Stimmen alle Religionen in Unmöglichem überein? — iſt des Menſchen erhabenſte Hoffnung ohne Inhalt? Immer wurde ſie von Zweiflern beſtritten, ſie werden wieder zahlreicher in unſern Tagen, wo Männer, die als Naturforſcher ihren Verſtand in ſcharfer Einſeitigkeit ausbildeten mit Verluſten an ihrem Gemüth, ſich beſtrebten, die Unſterblichkeit zu leugnen und jeden Glauben daran als von ihnen erwieſenen Wahn zu behandeln. Einer ſolchen Naturwiſſenſchaft gegenüber, die es vergißt, daß ſie den Glauben läutern, nicht ihn umbringen ſoll, was ſie bei Verſtand- und Vernunftſchwachen vermöchte, prüft wohl mit vollſtem Recht der Beſonnene die Gründe ſeines Hoffens oder Zweifelns. Wir wollen es nicht unterlaſſen in der Ueberzeugung, daß der Unglaube ſtets zum Aberglauben führt. Die Volksmenge wird es bald müde, nur an das Handgreifliche zu glauben, ſie wählt dann leicht das Schattenhafteſte als Erſatz, und wenn man ſie vom Höheren abwendet, zwingt man ſie dazu, das Niedere zu vergöttern, ſtößt ſie alſo in Unſittlichkeit und Verderben hinein. Unzweifelhaft iſt es thörig, wenn Naturforſcher für gewagte Meinungen, die in ihrem Glauben Beweiſe ſind, den Glauben Anderer in Anſpruch nehmen, ihn aber nicht dulden wollen, wo es doch das Ueberſinnliche betrifft, von dem ſie wenig oder nichts mehr wiſſen als der Wiſſenſchaftsloſe. Die Naturforſchung hat ſich verflacht, nicht vertieft, wenn ſie Alles mit dem Körperlichen vergehen läßt, auch allem Geiſtigen im Menſchen die Fortdauer abſpricht, ja mitunter die Materie, den Stoff, für ewig, den Geiſt aber für vergänglich hält.

Der wichtigſte Grund gegen den Glauben an Fortdauer trotz des irdiſchen Todes iſt die Wahrnehmung: „Was entſteht, ver

Dieſe Welt aus einfachen Elementen zuſammenzuſetzen, konnte Gott nicht genügen: er wollte gewiß auf dieſer materiellen Grundlage eine Pflanzſchule für eine Welt von Geiſtern gründen. So iſt er nun fortwährend in höheren Naturen wirkſam, um geringere heranzuziehen. Goethe.

Der Glaube an Gott, Freiheit und Unſterblichkeit iſt nothwendiger Forderungsſatz der praktiſchen Vernunft. Kant.

geht.“ Alles, was entſteht, hat freilich nur ein bedingtes Daſeyn; denn was einſt nicht war, mußte ſich entwickeln durch Bedingungen, die ſein Entſtehen herbeiführten. Daß dieſe Bedingungen ſich auflöſen, iſt denkbar, ja es muß dahin kommen, weil ſie endlich ſind. Die Bedingungen des Erdenlebens verſchwinden vor unſern Augen; die Sinne, ohne die wir nichts empfinden, ſtumpfen und ſchließen ſich ab, ihre Werkzeuge werden zerſetzt und verweſen: Empfindungs-, Erinnerungs-, Erkenntniß- und Durchſchauungs-Vermögen können aber nicht länger dauern als die Werkzeuge, durch welche ſie möglich ſind. Was ſoll nun unſterblich ſeyn, wenn es weder Empfindung, Erinnerung, noch Erkenntniß und Durchſchauung iſt? Alle Talente des Menſchen ſtützen ſich darauf, und alle gehen im Tode unter. Sey auch in der Schöpfung nichts verloren, Alles nur in ſteter Verwandlung, was hilft es uns, wenn nach dem Hinſterben das Gehirn in Gras und Blumen übergeht, wenn es alſo fortdauert, aber nur in einem Kreislauf der Natur, der nichts von uns zu gebrauchen weiß als den Moder? — So hören wir oft ſprechen und fragen. — Was entſteht, vergeht, das iſt richtig. Sonnen und Erden ſind nicht unvergänglich; ihre Dauer reicht weit über die Grenzen unſerer Erfahrung, aber die Spuren gewaltiger Umſchaffung, die der Erdball deutlich an ſich trägt, die an den Sternen beobachteten Erſcheinungen verkünden genugſam, daß auch Weltkörper zerſetzbar ſind. Aus den Trümmern mögen neue Welten ſich geſtalten, wir wiſſen es nicht; wenn aber Welten, wenn ſo große und herrliche Offenbarungen Gottes wirklich untergingen, wie kämen wir mit der ärmlich kurzen Friſt irdiſchen Daſeyns zu dem Anſpruch, länger dauern zu wollen als ſie? — Zweifel und Forſchen ſind kein Unrecht, und geziemend hören wir weitere Gründe gegen unſere Unſterblichkeit ſo ruhig an, wie Gründe dafür!

Man ſagt, die Gerechtigkeit erfordere noch ein anderes Leben

Mein Schöpfer und Herr, ich that den Menſchen deiner Werke Herrlichkeit kund, ſo weit mein Geiſt es vermochte. Wo ich etwas ſagte, deiner Hoheit unwürdig, eigenem Ruhm nachtrachtete, vergieb es mir. Johann Keppler.

Aller Tod iſt Geburt und im Sterben erſcheint ſichtbar die Erhöhung des Lebens. Fichte.

als dies, wo Glück und Werth der Menſchen außer allem Verhältniß ſtehen, wo Armuth, Gebrechlichkeit, Krankheit, oder, was ſchlimmer iſt, ſchwer, oft gar nicht zu trennende Verbindungen mit Perſonen und Dingen, die höchſt widrig ſind, zuweilen die Beſten, Fähigſten, Achtungswürdigſten niederbeugen. — Das Glück lächelt unleugbar nicht ſelten den Schlechteſten; ein großer Wirkungskreis wird vielfach dem Schwächling zu Theil, der nicht einmal die Pflichten ſeines Berufs einzuſehen vermag, während der durch Ehrgefühl und Geſchicklichkeit Ausgezeichnete zu Arbeiten tief unter ſeinem Werthe verdammt iſt. Gewiß, die Nichtsnutzigen prunken im Erdenlauf hier und dort mit Siegen, durch welche Gerechte und Tüchtige ihr Opfer werden. Bei ſolchen Erlebniſſen iſt jedoch zu fragen: ſollen wir das Rechte und Gute thun, damit es belohnt werde, oder ſollen wir es thun, weil es recht und gut iſt? Zu Letzterem iſt jeder Einzelne verpflichtet ohne Anſpruch auf Lohn. Der Staat wird nie im Stande ſeyn, das wahre Verdienſt ſtets zu erkennen und überall den Geeignetſten zu wählen; dies liegt theils in den unvermeidlichen Mängeln menſchlicher Einrichtungen, theils ſogar in dem Rechte ſelbſt. Der Staat ſoll und will Allen ihr Recht bewahren, er ſoll und will alſo jedes Eigenthum ſchützen; es vertheilt ſich aber nicht ſtets nach Verdienſt, ſondern der Zufall iſt mitwirkſam, und es kann geſchehen, daß ein werthloſer Reicher einem Armen Almoſen giebt, der des Reichthums viel würdiger wäre. Man hat indeß dann in Betracht zu ziehen: daß die Meinung, Rang und Reichthum mache glücklich, auch eine der menſchlichen Täuſchungen iſt. Fühlt ſich der Arme geſund, genießt er bei einfacher Koſt daſſelbe Vergnügen wie der Reiche bei Schwelgerei, und Familienglück, das Höchſte auf Erden, erfreut meiſt den Armen inniger als den Reichen. Unerfüllte Wünſche kennt Dieſer wie Jener, und körperlicher Schmerz kehrt öfter bei Reichen als bei Armen ein. Es genügt zu erwägen, daß es unter Menſchen

Wenn die Unſterblichkeit des Namens nicht von höherer Unſterblichkeitshoffnung getragen würde, nicht irdiſcher Wiederſchein ewigen Lebens wäre, was wäre es anders als ein Schatten, der von keinem Körper käme, ein Regenbogen ohne Verheißung. **Oerſtedt.**

Der Tod iſt letzter Kampf des Menſchen, worin ſich das Göttliche des Menſchen mit dem Allgemeingöttlichen verbindet. **Solon.**

kein glückliches Verhältniß ohne Unangenehmes, kein unglückliches ohne irgend eine vortheilhafte Seite giebt, mithin ſchon im Irdiſchen einige Spur der Ausgleichung zu finden iſt bei verſtändiger Anſicht der Zuſtände. Wir haben demnach keinen Anſpruch auf Unſterblichkeit deshalb, weil auf Erden Glück und Werth nicht gleich vertheilt ſind, und weil es unmöglich iſt, daß ſie gleich vertheilt ſeyn können; denn geſchäh' es einmal, nicht eine Woche bliebe es ſo. Wir haben auch keinen Anſpruch der Art, weil dieſes Leben ein unvollkommener Zuſtand und nur die Idee vollkommen iſt, alles Sächliche bringt ſein Unvollkommenes mit, wird es immer und überall mitbringen.

Hätten wir aber überhaupt keinen Anſpruch auf Unſterblichkeit? Iſt die allen Völkern eigenthümliche Hoffnung völlig haltlos? Iſt ſie nichts als ein brauchbarer Irrthum, den man pflegt, um damit nach eigennützigen Abſichten das Volk zu lenken? Keineswegs! Denn in uns iſt Gott, weil wir die Idee des Göttlichen, des Ewigen, zu erkennen vermögen. Indem unſer Erkennen im Irdiſchen kein Schlußziel hat, ſich vielmehr mit der Idee dem Unendlichen nähert, iſt ein Theil des Göttlichen in uns, und das Göttliche, die Kraft, welche immer war und immer ſeyn wird, bezeugt auch immer das Unvergängliche. Gott iſt die ewige und erhabenſte Idee. Das Vermögen der Idee iſt ein göttliches, alſo ewiges Vermögen; daß der Menſch es hat, es in der ganzen Natur allein hat, iſt ſein Vorzug. Alle anderen Vorzüge des Menſchen ſind entweder Beſchränkungen dieſes göttlichen Vermögens der Idee, oder Wirkung ſeiner Hülfsmittel. Seine Talente bilden ſich durch Erinnerung, Vergleichung und Durchſchauen; das Vermögen der Ideen über das Sinnliche hinaus iſt jedoch nicht erblich an und in ihm; er hat kein Werkzeug dafür, wie er überhaupt keins hat, das die Thiere nicht auch haben. Ihnen aber gehört weder ein Streben über das Sinnliche hinaus noch Begriffe.

Wer ein beharrliches irdiſches Sein erwählt, der iſt in ſich ſelbſt todt. Nur der iſt freier Handelnder, der von dem Weiterleben, von dem edelſten Leben aus Gott ergriffen iſt, er wird ebenſowohl in der Freiheit wie im Glauben ſeyn. Fichte.

Die Unſterblichkeit der Seele hat innere Nothwendigkeit. Goethe.

Entwickelung, nichts vom Vermögen der Idee, dem Höheren, das den Menſchen zum erſten aller bekannten Geſchöpfe, zum Herrn der Erde macht. Weil der Menſch allein die Idee in ſich trägt, kann er ſie mit nichts vergleichen, aber er erkennt durch ſie ſeine Verwandtſchaft mit Unvergleichlichem, mit dem Göttlichen. Daß er im ganzen Weltall dies Gottverwandte allein beſitze, widerſtrebt Allem, was ihm wahrſcheinlich; er hat die Ueberzeugung, es gebe höhere Weſen als das ſeinige, weil er der Idee höherer Vollkommenheit, als er ſelbſt ſich anzueignen weiß, fähig iſt. In ihm zeigt ſich das Vermögen der Ideen noch ſo an die Thierheit gebunden, daß er an Weſen, in denen es ſich freier entfaltet, glaubt und glauben muß. Lehrt nicht der Blick auf den Himmel mit ſeinen Sonnen und Welten das Daſeyn von Weltkörpern, die vollkommener ſind als dieſe Erde? Iſt nicht der Glaube natürlich, daß auf vollkommeneren Weltkörpern auch Weſen leben, die ein höheres Vermögen der Idee beſitzen? Iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, auf den größeren, unſere Erde weit übertreffenden Weltkörpern Weſen zu finden, die den Menſchen an geiſtiger Erhebung eben ſo weit übertreffen, als die Sonne unſre Erde? Zuſammenhang der Planeten unter ſich iſt erwieſen, eben ſo der Sonnen unter ſich; wo wäre nun das Unglaubhafte in dem Gedanken, es könne auch ein Fortſchreiten der Entwickelung des Vermögens der Ideen in dem Urbewegen des Göttlichen angeordnet, es könne beſtimmt ſeyn, daß die erſten und edelſten Weſen der Erde ſich einſt freier entwickeln? Oder iſt es der ſtets lebendigen Macht und Würde des Weltgeiſtes, der ſchöpferiſch waltend als Idee das All durchdringt, angemeſſener, zu glauben, der Menſch, die höchſte Offenbarung der uns bekannten Schöpfung, werde völlig ſich mit dem Staube vermengen, ſobald ihn die irdiſche Feſſel verläßt, und er ſey nur eben dieſer Feſſel wegen zum Daſeyn gekommen? Der Menſch an ſich hat ſchon eine Kraft der Lebenserſcheinung, für die

Unſterblichkeit glaubt nur, wer auf ſie Anſpruch hat. **Gleim.**

Wie groß die Fortſchritte der Phyſik (Naturkunde) ſeyn mögen, der kleinſte Schritt zur Metaphyſik (zum Ueberſinnlichen) bleibt ihr verwehrt. **Schopenhauer.**

Wohl ſterben iſt wohl auferſtehen. **Andreas Gryphius.**

er auf Erden kein Gleichniß zu entdecken, deren tiefſte Natur und Mächtigkeit er ſelber nicht zu ergründen wußte: er hat an ſich ſelber thätige, trotzdem dennoch bisher unerforſchliche Geheimniſſe und ihre Löſung verwehren ihm ſeine irdiſch bemeſſenen Werkzeuge. Da ſtreitet es entſchieden wider Alles, was wahrſcheinlich und würdig, daß dieſe höchſte, in Vielem räthſelhaft wirkende Lebensäußerung, die zum Aufſchwung und zur umfaſſenderen Freiheit treibt, einzig nur der Unfreiheit wegen da ſey. So iſt denn unſre edelſte Mitgabe zum irdiſchen Daſeyn der Glaube, daß dieſe höchſte, unvergleichliche Lebensäußerung freier werden, daß ſie nicht dem Untergang verfallen könne. Beſtimmt wiſſen wir es nicht, aber wir hoffen, wir glauben es, haben auch in dem Angedeuteten annehmbare Gründe zu dieſem heiligen Hoffen und Glauben. Es ſind jedenfalls Gründe zu dem Wunſche, manche Naturforſcher, die Alles aus dem Irdiſchen erklären und damit das Ewige — zu tödten ſuchen, möchten im Blühen und Wachſen des Menſchenthums zum Unvergänglichen, zum Göttlichnahen hinan auch naturwiſſenſchaftliche Entwickelung anerkennen. Jene Naturforſcher, könnten ſie dünkelhafter Einſeitigkeit entkommen, ſtimmten dann auch wohl mit uns überein, wenn wir ſagen: Der Stoff des Menſchen iſt nicht unſterblich; feſſelt er ſich an dieſen Stoff, dann verliert er die Möglichkeit des höheren Werdens, das Ewigkeit war und iſt, er verliert ſeinen Antheil an Unſterblichkeit: denn der Menſch hat davon nur ſo viel, als ſein Geiſt ihm von der Ewigkeit des Geiſtes erwirbt. Wäre dagegen die Behauptung neuerer Naturforſcher wahr, der Menſch nur Erzeugung des Irdiſchen, dann würde die Welt von der Nichtigkeit beherrſcht, ſie wäre nur da um der Nichtigkeit willen; dies anzunehmen iſt eben ſo frevelhaft als unmöglich. Nein, der Geiſt iſt vorzugsweiſe Perſon, die irdiſche Natur an ihm iſt Sache für den Geiſt, und wie das Weltall durch den ſchaffenden Gedanken entſtand, ſo iſt jeder ſchaffende Gedanke ewig Zeugniß für das Urewige und die Fortdauer des Geiſtigen.

Wer glaubt, die Materie denke, der glaubt ein viel größeres Wunder als Andere, die Körper und Seele als durch Gott vereinigt anſehen. Leibnitz.

Ein Strohhalm genügt, Gottes Daſeyn zu erkennen. Vanini.

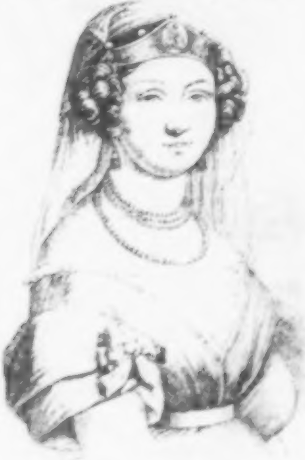
Eine andere — ſehr untergeordnete — Frage iſt: ob wir unſere Erinnerungen in ein freieres und höheres Leben mitnehmen werden? — Erinnerungen, an die ſich das Bewußte unſrer irdiſchen Perſönlichkeit knüpft? Es wäre möglich, daß ſolche Ereigniſſe unſeres Erdendaſeyns, die zur Entwickelung der Freiheit unſeres geiſtigen Wirkens beitrugen, nicht nur als Erinnerungen, ſondern auf eine uns unbekannte Weiſe in uns fortdauern und ſich werthvoller ausſtatten; aber die zahlreichere Maſſe unſerer Erinnerungen, von denen viele ja ſchon im Dieſſeits ſchwinden, begleitet uns wohl nicht in das geahnte Jenſeits. Darüber iſt Alles ungewiß, nur nicht der heilige Glaube an fortwährende Entwickelung des Beſten und Edelſten. Wer uns dieſen ewigen Schutz und Schirm rauben will, der weckt ſündliche Zweifel an Dem, was zum Reinſten und Vollkommenſten leitet, der verſteht nicht die Hoheit des Ausſpruchs: „der triftigſte Grund für die Unſterblichkeit iſt, daß wir ſie nicht entbehren können.“ Man darf aber jedem Zweifler entgegnen:

„Gott ſchuf den Menſchen Ihm zum Bilde“,
So ſpricht zu uns die heil'ge Schrift,
Gab dies auf Erden uns zum Schilde,
Daß uns kein Dolch des Zweifels trifft.
Uns floß, zu Gottes Bild geſchaffen,
Von ſeinem Geiſt ein Theil auch ein:
Sein Theil ſelbſt muß unſterblich ſeyn —
Da hebt im Zweifel euch die Waffen! G s.

Der Tod iſt Gottes Bote. Laſſenius.

Des Menſchen Sohn wird kommen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit, er wird ſenden ſeine Engel und ſie werden ſammeln ſeine Auserwählten von einem Ende des Himmels zu dem andern. Jeſus Chriſtus.

Luiſe, Königin von Preußen.



Wollen wir uns die edle Königin denken, die zugleich leuchtendes Beiſpiel echter Frauentugenden iſt, darf man nur den Namen des Gemahls Friedrich Wilhelm des Dritten ausſprechen. Wir werden uns dann ſogleich der ganzen Größe des Menſchenwerthes in Verklärung bewußt, finden uns Gerechtigkeit darin, daß bei dem Volke der Preußen unſterbliche Liebe und Bewunderung der Verewigten geweiht, dieſelben Gefühle auch allgemein verbreitet ſind!

Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, wurde am 10. März 1776 in Hannover, wo ihr Vater

Herzog Karl, Commandant war, geboren, vermählte ſich am 24. December 1793 mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und ſtarb in ihrem fünfunddreißigſten Jahre am 19. Juli 1810. „Sie hatte" — ſo leſen wir in einem neuen, anerkannt trefflichen Geſchichtswerke*) — „über ſechzehn Jahre mit ihrem königlichen Gemahl in glücklicher Ehe gelebt und, Würde mit Anmuth paarend, als treue Gattin, zärtliche Mutter und beſcheidenvolle Fürſtin vom Throne herab ein Muſter aufgeſtellt, auf das die Völker mit gerechtem Stolze hinwieſen. Wiewohl ſie in dem Glanze des Hofes mit ſeltener Majeſtät erſchien, durch den bezaubernden Verein ſchöner Körperbildung und liebenswürdiger Eigenſchaften bei feſtlichen Gelegenheiten als wahre Königin die Erhabenheit ihres Standes wie wenige ihres Gleichen zu vertreten wußte, bewahrte ſie dennoch ſtets im Herzen die Einfachheit kindlicher Geſinnung, fand die meiſten Freuden in ihrem häuslichen Familienkreiſe. In ihren Kindern ſah ſie ihren größten Schatz und im Betreiben ihrer Mutterpflege die täglich neu ſich ergießende Quelle echter Freude. Auch fand ſie bei ihnen in den betrübenden Zeiten ſchwerer Bedrängniß und ungewohnter Entbehrungen herzſtärkenden Troſt und reichen Erſatz für den erbleichenden Schimmer früherer Herrlichkeit und den Vollgenuß aller Lebensgüter. Wie wenig ſie übrigens dieſe letzteren vermißte und mit welcher Gelaſſenheit ſie die harten Schläge des Schickſals ſelber zu ertragen und ihrer Umgebung erträglicher zu machen wußte, hat ſie auf ergreifende Weiſe geſchildert, da ſie in ſeltenem Grade die Gabe beſaß, Das, was ihr Herz bewegte, auszuſprechen. Mehrere dahin zielende Aeußerungen ſind ſo bezeichnend für die damalige Lage der königlichen Familie und zugleich ſo charakteriſtiſch zur Kenntniß ihrer eigenen Denk- und Empfindungsweiſe, daß wir ſie unſern Leſern nicht vorenthalten mögen. Sie ſchrieb an ihren Vater: „Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unſer eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen iſt, vielmehr daſſelbe befeſtigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beſte Menſch, iſt gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu ſehen. Mehr in Handlungen, wie er iſt, als in Worten, erſehe ich die Aufmerkſamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch geſtern ſagte er, ſchlicht und einfach, mit ſeinen treuen Augen mich anſehend: „Du, liebe Luiſe, biſt mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen ſtürmen, wenn es in unſerer Ehe nur gut Wetter iſt. Weil ich Dich ſo lieb habe, habe ich unſer jüngſt geborenes Töchterchen Luiſe genannt. Möge es eine Luiſe werden.“ Bis zu Thränen rührte mich dieſe Güte. Es iſt mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit eines ſolchen Mannes zu beſitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe und wir ſo mit einander Eins ſind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern iſt, wird es mir leicht, dieſes glückliche Einverſtändniß, welches mit den Jahren inniger geworden iſt, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns iſt am wohlſten, wenn wir zuſammen ſind.“ — Welche Ehegatten können Dies leſen, ohne das eigene eheliche Glück tiefer zu empfinden, oder, falls zwieſpältige Geſinnung ſie einander entfremdet, von der holdſeligen Eintracht des hohen Königspaars beſchämt, demüthig umzukehren, um aus der goldenen Lebensſchale nicht ſelbſt bereiteten Wermuth ferner zu ſchlürfen? — Sehr bemerkenswerth iſt auch die unbefangene und treffende Art, wie ſich die Königin über die hervorſtechendſten Eigenſchaften ihrer Kinder ausſpricht. Ueber den Kronprinzen, ſpäteren König, ſagt ſie: „Unſre Kinder ſind unſere Schätze, und unſre Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz*) iſt voller Leben und Geiſt. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er iſt wahr in allen ſeinen Empfindungen und Worten, und ſeine Lebhaftigkeit macht Verſtellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geſchichte, und das Große und Gute zieht ſeinen idealiſchen Sinn an ſich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und ſeine komiſchen überraſchenden Einfälle unterhalten uns ſehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner ſeyn, als er iſt. Ich habe ihn ſehr lieb und ſpreche oft mit ihm davon, wie es ſeyn wird, wenn er einmal König iſt.“ Nachdem ſie dann auch die anderen mit einigen Zügen geſchildert hat, ſagt ſie ſchließlich: „Für unſre Kinder mag es gut ſeyn, daß ſie die ernſte Seite des Lebens ſchon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären ſie im Schooße des Ueberfluſſes groß geworden, ſo würden ſie meinen, das müſſe ſo ſeyn. Daß es aber anders kommen kann, das ſehen ſie an dem ernſten Angeſicht des Vaters und an der Wehmuth und öfteren Thränen der Mutter. Beſonders wohlthätig iſt es dem Kronprinzen, daß er das Unglück ſchon als Kronprinz kennen lernt. Meine Sorgfalt iſt meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich, daß er ſie ſegne und ſeinen guten Geiſt nicht von ihnen nehmen möge.“ Dieſe Aeußerungen zeigen nicht nur einen zärtlichen und gottergebenen, ſondern auch einen durch Nachdenken und Uebung gebildeten Sinn, als eine Folge der trefflichen Erziehung, welche ihr nach dem frühen Tode ihrer Mutter, unter der Leitung ihrer geiſtreichen, würdigen Großmutter, der Landgräfin zu Darmſtadt, von dem Fräulein von Wolzogen und ſpäter von dem Fräulein Gelieux aus der Schweiz mit Hülfe tüchtiger Lehrer, von denen ſie mannigfachen Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften empfing, zu Theil geworden war. Bei verhältnißmäßig ſpärlich fließenden und mancherlei Entſagungen auferlegenden Mitteln lernte ſie auch ſchon frühe ſich mit Wenigem begnügen und auch dieſes noch mit Bedürftigen und Leidenden theilen, denen ſie die Liebesgabe ſelber zu reichen gewöhnt wurde, um das Mitgefühl in ihr zu erwecken und jene kalte Engherzigkeit nicht aufkommen zu laſſen, die häufig bei Perſonen von hoher Geburt und Rang den ſonſtigen Vorzügen eine nachtheilige Beimiſchung zu geben pflegt. Die hiermit geweckte Theilnahme und Empfänglichkeit für die verſchiedenſten Eindrücke erhielten ihr jene geiſtige Friſche, welche die Wirkung wohl erklärt, die in beſter Jugendfülle ihre herrliche Erſcheinung auf den König, damals ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, bei ihrer erſten Zuſammenkunft zu Frankfurt am Main hervorbrachte. Unauslöſchlich ſtand jener Eindruck in ſeiner Seele, und er ſchilderte ihn noch in ſpäteren Jahren, als der unerbittliche Tod ihm das holde Weſen längſt entriſſen hatte, treffend mit den Worten Don Ceſar's, worin dieſer ſeine Empfindung bei dem Anblick der Beatrice ausſpricht:

---

*) „Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates" vom Profeſſor Dr. Karl Keſenberg. (Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1856.)

---

*) Jetzt König Friedrich Wilhelm der Vierte.

„Und klar auf Einmal fühlt' ich's in mir werden,
Die iſt es, oder keine ſonſt auf Erden!“

„Ja, ja“, fügte der Tiefgebeugte dann hinzu, „ſehr ſchön!“ — er hatte ſich die ganze hochpoetiſche Rede aus der „Braut von Meſſina“ noch einmal vorleſen laſſen — „macht aber jetzt einen ganz anderen Eindruck. Die Roſen ſind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe ſelbſt doch noch mehr gefunden als Poeſie! Dieſe iſt mir jetzt zu ſüßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt auch nicht zu dem, was in böſer, ſchwerer Zeit mir obliegt.“

— Es war am 25. Juni 1810, als die Königin in blühender Geſundheit mit ihrem Gemahl nach dem Luſtſchloſſe Hohenzieritz, unweit Neu-Strelitz, zu ihrem Vater, dem Herzoge Karl von Mecklenburg, reiſte und von dieſem, wie von der hochbetagten Großmutter auf das Liebevollſte empfangen wurde. Doch ſchon am 30ſten bekam ſie einen Fieberanfall, zu welchem ſich immer zunehmende Bruſtkrämpfe geſellten, ihr große Beſchwerden verurſachend, denen ſie endlich am 19. Juli in ihrem fünfunddreißigſten Lebensjahre erlag. Den Schmerz des Königs über dieſen Verluſt theilte die geſammte treue Bevölkerung, die ihr ein liebendes und ehrendes Andenken bewahrt. Noch jetzt, ſo oft ihr Sterbetag wiederkehrt, wallfahrten die Berliner zu ihrem Mauſoleum wie zur Grabesſtätte einer Heiligen.“ — Dies Mauſoleum iſt jetzt doppelt ehrwürdig, da auch der in aller Hinſicht ritterliche König Friedrich Wilhelm der Dritte dort beigeſetzt iſt.

Wir ſchließen nun noch einige Herzensworte der im Glück wie im Unglück des höchſten Ruhmes werthen Königin hier an, einer Königin, die am 5. October 1806, dem Unheilsjahre, das dennoch Geburtsjahr einer glorreichen Zukunft Preußens genannt werden darf, überwältigt vom Weh der Ereigniſſe in ihr Tagebuch den Dichterſpruch eintrug:

„Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“

Im Jahre 1808 äußerte die Verewigte brieflich: „Die Sprache der Wahrheit über Religion und Chriſtenthum hat mir den tiefſten Eindruck hinterlaſſen. Ich vertiefte mich ernſter in die Dinge, deren Daſein und Werth ich zwar vorher ſchon gefühlt, aber mehr geahnt als gewußt habe. Dieſe Betrachtungen hatten ſehr tröſtliche Ergebniſſe für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde ſtärker, und ſo bin ich mitten im Unglück, unter zahlloſen Kränkungen und Unbilden, niemals ohne Troſt geblieben, niemals ganz unglücklich geweſen. Dazu half die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenſchen zugänglich machte, immer mit dem Drange erfüllte, denſelben zu helfen und ihnen nützlich zu werden. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdiſchen Größen erkannt und ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmliſchen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen laſſen, daß ich mit der Faſſung und Demuth einer echten Chriſtin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mir zu meiner Läuterung geſchickt werden; denn aus dieſem Geſichtspunkt betrachte ich alle die Heimſuchungen, die uns hienieden beugen." — „Leiden und Elend ſind Gottes Segen, wenn ſie überſtanden ſind! Inmitten meines Elends ſage ich ſchon: es iſt Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott, wie viel deutlicher ſind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unſterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen ſchmilzt das Siegel zwiſchen Erd' und Himmel!"

Wohl Dem, der dieſes erhabene Gemüthsbild auf Erden wandeln, es in der Nähe ſah, den zauberhaften Klang ihrer ſtets von Geiſt zeugenden Rede vernahm! Der Verfaſſer dieſer Erinnerungszeilen iſt ſo glücklich, bewahrt ſich den unvergeßlichen Eindruck bis über alle Vergeßlichkeit hinaus und gedenkt hier nur noch einiger Seelenblicke der Verewigten, die zugleich weiteres Zeugniß geben von der Tiefe ihres frommen Sinnes. An einem erquickenden Sommerabend von dem Reiz der Natur durchdrungen, entſtrömten ihrem Empfinden die Worte: „Ruhe und Segen in der Natur kommt ſicht- und fühlbar vom Himmel herab. Der Menſch, ein Kind der Erde und des Himmels, kann den Seelenfrieden auch nur von Oben her empfangen. Ueber der ſichtbaren Sonne giebt es noch eine andere, geiſtige, unſichtbare, in deren Licht und Wärme unſere geiſtige Natur allein zu gedeihen vermag. Ich begreife nicht, wie man dahin kommen kann, die Gottheit ſey nur eine ſchöne Phantaſie, die verſchwinde, ſobald man klar und gründlich denke, ſo daß der Aufgeklärte keiner, am wenigſten einer geoffenbarten Religion bedürfe. Gerade wenn ich ernſt und tief denke, ſoweit ich dazu fähig bin, komme ich am Erſten an eine Grenze, die mir Stillſtand gebietet, und feſten Haltpunkt giebt mir dann nur der Glaube. Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen. Man ſchafft ſich da eine Welt, wie man ſie gern hätte, aber es ſind Träumereien, und wenn man erwacht, iſt Alles ganz anders. Und doch begehren ſittliches Gefühl und Gewiſſen das Reine und Vollkommene. Wir ſichten und ſuchen, finden jedoch nicht; bei dem Beſten thun uns Mängel und Makel wehe. Darum habe ich den Heiland ſo unausſprechlich lieb. Das höchſte und reinſte Ideal iſt in ihm Leben und That. In Ehrfurcht betet man ihn an, fühlt ſich aber doch zugleich zu ihm hingezogen; ſeine unendliche, ſich aufopfernde Liebe hat eine ſanfte, wunderbar gewinnende Kraft."

* * *

Der Freude Denkſpruch.

Laſſ' Freude Dir reifen,
Wo ſie erblüht,
Laſſ' tiefer ſie greifen
Dir in's Gemüth.
Sie weilet ja gerne;
Biſt Du nur getreu
Dem innerſten Kerne,
Nicht flüchtiger Spreu;
Iſt nimmer dann ferne
Und ewig Dir neu!

Des Leides Denkſpruch.

Stete Nachbarn ſind
Freud' und Leid; —
Macht für Wahrheit blind
Nicht der Neid:
Sieh'ſt Du ungemiſcht
Wie des Glückes Heil,
Sieh'ſt die Kraft erfriſcht
Von dem Schmerzestheil,
Und iſt flüchtig Leid wie Glück,
Leid — läſst Gutes Dir zurück.

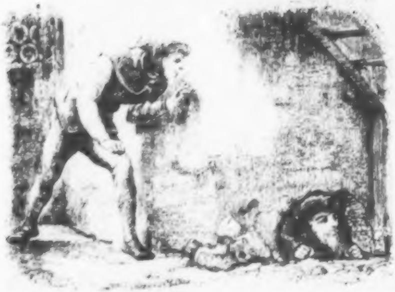
Die Oberſtolzen und Weiſen in Cöln.

(Nach der Handſchrift eines Bonner Schöffen vom Jahr 1279.)

In den Jahren 1261 bis 1275 war Engelbert von Falkenburg, ſeines Vornamens der Zweite, Erzbiſchof von Cöln, blieb aber in ſteter Fehde mit dieſer Stadt, und in derſelben pflegten die Geſchlechter den Hader unter ſich. Engelbert's Vorfahr, der Erzbiſchof Conrad von Hochſtetten, war ſchon den Cölnern Plage genug geweſen, aber ſein Neffe, jener Engelbert, that nicht beſſer, hielt ſich vielmehr in gleicher Weiſe rechtlos wie ſein Oheim. Dieſer hatte der Stadt zu ſeinem Vortheil trügeriſche Schöffen gegeben, worüber der Zwieſpalt kein Ende nahm, und der Rath der Alten von Cöln glaubte einen guten Herrn empfangen zu haben, als auf ihren Wunſch Engelbert jene Schöffen vom Amt entfernte. Das erfreute die Bürger ſo ſehr, daß ihm vertrauensvoll ſogar die Schlüſſel der Stadt behändigt wurden, was aber Engelbert nur gewollt, denn nun wirthſchaftete er ärger als zuvor die Schöffen, mußte jedoch nach blutigem Gefecht, ſiegreich für die Bürger beſonders im Pützhofe und in der Buttgaſſe, mit den Seinen flüchten. Jetzt verſuchte er es bald mit der Verſöhnung, bald mit Anregung der Zwietracht zwiſchen den Bürgern, erlangte auch, daß ſie ſich ſpalteten, die Einen dem Rath der Alten, die Andern dem Engelbert anhingen, der ſich denjenigen Haufen gewann, den unhaltbare Verſprechungen verlocken, wie denn der Weltlauf lehrt, daß die Begehrlichkeit gern Holz herbeiſchleppt zur Flamme des Aufruhrs. Die zwei Theile in der Stadt waren getrennt in den der Alten, deren Haupt Matthias von Oberſtolz war, und in den der Zünftigen, bei denen ſich Heinrich Weiſen zum Rädelsführer erhob. Davon entſtanden den Streitenden die Namen der „Oberſtolzen" und „Weiſen", Beides zu gegenſeitigem Spott. Die Weiſen bewaffneten ſich heimlich, und Widerſetzlichkeit gegen eine neue Schatzung gab ihnen im Jahr 1267 Anlaß zu Mord und Brand. Die Oberſtolzen mit ihren Schützen benahmen ſich jedoch tapfer, und obwohl Engelbert durch ſeinen Stadtvogt Rütger von Alpen den Weiſen Hülfe ſandte, konnten ſie doch nicht Stand halten, ſondern wichen in wilder Verwirrung, und nachdem Rütger gefallen war, flüchteten ſie in Kirchen und Klöſter. Danach vertrieb man von den Weiſen alle diejenigen, die den Aufruhr angeſchürt hatten. Nicht wenige der verbannten Bürger mußten von Cöln abziehen und begaben ſich nach Bonn zu Engelbert, dieſem Feind Cölns mehr noch den Zorn anzublaſen, was aber unnöthig, denn er hatte deſſen ſchon ſo viel, daß er ihn nicht bei ſich beherbergen konnte, ſondern bereits abermals im Bündniß mit den Grafen von Cleve und von Limburg gegen die Cölner rüſtete. Bei ihnen hatten die Weiſen noch zahlreichen Anhang; die in Bonn unterhielten durch Briefe und Boten den Haß gegen die Overſtolzen und harrten günſtiger Gelegenheit zur Rache, zu der ſich auch ein verrätheriſcher Hülfsgenoß darbot.

Unfern der Stadtmauer ſtand ein verfallen Häuslein, das ein Krämer, der in Stadt und Land umherwanderte, allerlei Waare zu verhandeln, an ſich brachte. Er hieß Hänſel Wreſe, mit dem Beinamen Habenichts, weil er ſtets ſeinen, oft nicht geringen Erwerb in liederlichem Weſen verthat. Man hatte ihm den Weg nach der Stadt im Rechte verleidet, weil er als „Unterkäufler“ in der damals vermöge mannigfachen Haders theuren Zeit das Korn wegkaufte, ehe es nach Cöln kommen konnte, bei welchem Betrieb der Preis ſich verdoppelte, auch wohl verdreifachte. Als dies ruchbar geworden, gedachte man ihn zu ergreifen, denn er hatte bereits als Unterkäufler ſchwören müſſen, „während dieſer harten Jahre ſich mit Unterkaufen nie mehr zu genähren“, brach jedoch ſeinen Schwur, und man wollte ihn nun „als Meineidigen und Mißthätigen richten.“ Dies erkundſchaftete Hänſel Wreſe und kam darüber ſehr in Furcht und Unbehagen, denn Cöln war ihm vortheilhaft gelegen für ſeinen Kram und Wucher. Da man ihm nun in Bonn zuſagte, er ſolle freien Vertrieb haben ſo in Stadt wie Land, auch dreißig Mark Lohns voraus, wenn er unter ſeinem Häuslein und der Stadtmauer eine Grube beſchaffe von der Größe und Tiefe, daß nicht nur Fußvolk, ſondern auch Reiter bei Führung ihrer Roſſe hindurch könnten, ſchlug er ein, forderte aber noch helfende Hände, nach etlichen Vorkehrungen Alles innerhalb einer Nacht zu bewerkſtelligen.

In einer Herbſtnacht des Jahres 1268 war zu den Cölner Wächtern, die in Mauerthürmen wachſam ſeyn mußten, auch Stephan Winkelbart befehligt, ein wackerer Schreiner, deſſen Geburtsfeſt auf den nächſten Tag fiel. Nun wollte ſich ſeine Tochter Mechthilde die Freude machen, dem Vater in der erſten Frühe mit ihrem Spruch ein Kränzlein zu bringen, hatte deshalb ihren Bruder Hermann Winkelbart zum Begleiter. Es dämmerte eben erſt, als Beide dem Thurm ſich näherten, und ſie meinten ein unterirdiſch Geräuſch zu vernehmen. Hermann ſagte leiſe: „Still, Mechthild!“ ließ ſie ſacht einſchlüpfen in den Thurm, ging dem Geräuſch nach und ſchmiegte ſich an die Mauer, das Ohr daran legend, die Augen aber niederwärts gerichtet. Da dünkte



es ihm, er ſahe im nebligen Morgenſchimmer am Boden einen Menſchenkopf, der ſich nach allen Seiten wende, und in dumpfen Lauten hörte er, als ſey es die Rede des ihm wohlbekannten Grafen von Limburg: „Haſtet Euch, die Decke niederzureißen, die Feinde ſind noch nicht wach, wir jagen ſie vom Lager!“ Hermann Winkelbart entfernte ſich vorſichtig, ſchlich um die nächſte Ecke und rannte dann nach dem Bilzgraben und der Rheingaſſe, wo die Oberſtolzen wohnten. Dort in Angſt hin und her laufend, ſchrie er fortwährend: „Heraus, heraus! Zu den Waffen, heraus, der Feind iſt in der Stadt!“ Die Geſchlechter machten ſich alsbald wehrhaft, enteilten ihren Häuſern und ſammelten ſich, dem ſie überraſchenden Anfall zu widerſtehen. Noch waren nicht mehr als etliche Vierzig kampfbereit, da wurde man des Feindes anſichtig. Matthias Oberſtolz rief den Seinen zu: „Herren und Freunde, es gilt Ehre, Leben und Gut! Habgierige wollen uns verdrängen, ehe dies geſchieht, komme über unſre Feinde ein Verderben, von dem man weit über unſre Zeit hin erzählen ſoll!“

Noch hatte Herr Matthias dieſe kurze Rede nicht geendet, als ſchon der Vetter des Erzbiſchofs, Ritter von Falkenburg, und der Graf von Limburg mit ihren Mannen, dreihundert an Zahl, angriffen, wonach ein furchtbar Handgemetzel entſtand. Die Weiſen, ihrer Menge ſo wie der ſtreitkundig mannhaften Feldhauptleute ſich bewußt, vermeinten die Stadt ſchon inne zu haben; die Oberſtolzen wehrten ſich jedoch hartnäckig, und hielten noch Stand, als ſchon mehrere von ihnen, die muthigſten, Matthias, Peter Gude und Andere, ſterbend niedergeworfen oder ſchwer verwundet waren. Da nun die Mitleidigen unter den Weiſen den Muth und Tod ihrer Edlen ſahen, gingen ſie plötzlich in ſich; es traten ihrer viele über zu den Oberſtolzen und wollten Herrn Matthias voñ dannen tragen. Er aber ſagte mit der letzten Kraft: „Laßt dem Tod ſeine Beute, werdet Beiſtand den noch Lebenden; Gott half uns gar oft, er thut's auch jetzt, ſo Ihr redlich dem Recht dient; ſolchen Glaubens ſterb' ich frohen Muths!“ Dieſe Scheideworte erſchütterten und entzündeten nicht wenige der wankelhaften Weiſen; ſie ſtießen, den Eingedrungenen unverſehens, auf ſie los, und hieben ſo derb auf ſie ein, daß die Feinde, als ſie in ihren Verbündeten nun Gegner wahrnahmen, ihr Heil in der Flucht ſuchten. Nun aber hatten ſie ſich in offenbarer Beſtätigung die Grube ſelbſt gegraben, denn durch die ſchmale Oeffnung ſich zu retten, ward nur dem kleinſten Theil gegönnt; die Meiſten wurden erſchlagen, auch der Ritter von Falkenburg, und der Graf von Limburg blieb als Gefangener in der Stadt. Jetzt erkannten endlich die Weiſen, daß Unfrieden verzehre; ſie fügten ſich der Einigkeit, und da hienach Cöln mit vier benachbarten Grafen, unter ihnen der von Jülich, ſich zu Schutz- und Trutzwehr verband, ſahen die Bürger den Engelbert auch nur als Gefangenen wieder. Ein Treffen auf der Ebene von Zülpich und Lechenich ſchloß für ihn mit gänzlicher Niederlage, und er ſelber war ergriffen worden. Sofort führte der Graf in ſeinem Siegeszuge den Ueberwundenen erſt durch die Straßen Cölns und dann nach ſeiner Burg Niedeck, wo er faſt vier Jahre eine enge, ihn ſehr demüthigende Haft erlitt, bis ihm der berühmte Albertus Magnus, dermalen Biſchof von Regensburg, Freiheit auswirkte, die er aber nicht lange genoß, ſondern bald darauf dem Frieden des Grabes anheim fiel, Er, der auf Erden immerdar den Frieden ſtörte.

Nicht zu verſchweigen iſt, daß die Oberſtolzen dem Hermann Winkelbart, der auch rüſtig dreingeſchlagen hatte, dankbar ſeyn wollten. Derſelbe, als ſeines Vaters Erbe den Zünftigen angehörig, erbat aber auf Befragen nichts für ſich, ſondern für einen fremden Bäckerknecht, dem ſeine Schweſter Mechthild zugethan war, die ihm bis dahin verweigerte Zünftigkeit. Es wurde ſolches nachgelaſſen mit anberaumter Friſt von ſechs Monden zum Ankauf eines mit dem Backrecht begabten Hauſes. — Den Hänſel Wreſe hat von den Cölnern Keiner mehr geſehen; ſein Haus wurde dem Boden gleich gemacht und an der Stelle ihm zur Drohung und Strafe ein Schnellgalgen errichtet mit Anſchlag ſeines Namens und der Meldung des Verrathes; ihm iſt nichts übrig behalten als Schmach im Gedächtniß der Geſchichte, die oft lehrt: „Die ſtärkſte Waff' in böſer Zeit iſt ſtets der Guten Einigkeit!" **Reinold Spann.**

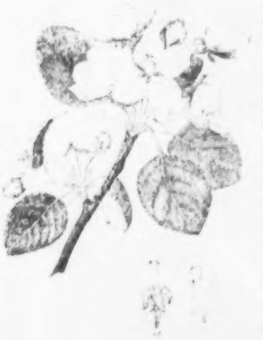
Im Walde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847 bis 1856.)

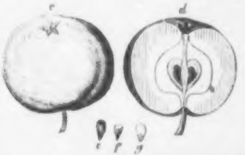
Wir ſprachen im vorigen Jahre von Steinfrüchten (Kirſchen), in dieſem Jahre gedenken wir eines Kernobſtes, des Apfels.

Der Apfelbaum (**Pyrus Malus Linn.**), den wir den zahmen nennen, iſt zu unterſcheiden von dem Holzapfelbaum, welcher letztere überall in Nordeuropa und Nordaſien wild wächſt, und der keineswegs die Stammart unſers angebauten und in den Ländern ſüdlich vom Kaukaſus wild wachſenden Apfelbaums iſt.

Der Holzapfelbaum zeichnet ſich vor dem zahmen durch kleinere, faſt runde, oben und unten glatte, glänzende Blätter, glatten Kelch und größere Blumenblätter aus. — Der zahme Apfelbaum erreicht nur eine Höhe von 20 — 40 Fuß, auch iſt ſein Wipfel weniger dicht, aber immer noch groß und rund. Die eirundlichen, ſtumpf geſägten Blätter ſind auf der Unterſeite filzig, die langgeſtielten Blätter ſtehen in einfachen Doldentrauben. (S. die Abbildung: ein blühender Zweig.) Der einblättrige, auf dem Fruchtknoten ſtehende Kelch (a Kelch mit Griffeln) hat fünf filzige, zurückgeſchlagene Kelchzipfel. Die fünf eirunden, großen, genabel



ten Blumenblätter zeigen auf der Unterſeite eine ſchöne Roſenfarbe, auf der Oberſeite ſind ſie weiß und haben nur einen röthlichen Anflug. Die kleinen, ſchmalen Nebenblättchen, eins oder zwei an der Zahl, ſtehen an den behaarten Blüthenſtielen. Die Staubgefäße (b von verſchiedenen Seiten), zwanzig und mehr, ſtehen auf dem Kelche, ſind fadenförmig, von ungleicher Länge und haben gelbe Staubbeutel; die fünf Griffel ſind am Grunde verwachſen und von gleicher Länge mit den Staubgefäßen. Die Frucht (c und d) iſt ein kugeliger, nicht ſelten niedergedrückter, am Grunde genabelter Apfel, der ein fünffächeriges Kernhaus und in jedem Fache einen oder zwei ſchwarzbraune, keilförmige Samen enthält (e, f und g). Der Apfelbaum blüht im Mai, und ſeine Früchte reifen nach den verſchiedenen Arten vom Auguſt bis in den November.



Die Aepfel ſind ſeit den älteſten Zeiten bekannt; ihr Fleiſch iſt derb, ſo daß ſie ſich den ganzen Winter und Sommer, bis es wieder neue Früchte giebt, halten und weit verſenden laſſen. Sie werden roh, gebraten (Karl, Götz von Berlichingen's Sohn, meint: „gebratene Aepfel ſchmecken beſſer als rohe"), geſchmort, als Muß, gedörrt genoſſen. Man bereitet aus ihnen den bekannten Aepfelwein (Cider), der in vielen Gegenden Deutſchlands und Frankreichs den Wein erſetzt, in neuerer Zeit als Heilmittel gegen die verſchiedenartigſten Krankheiten empfohlen und in vielen Fällen mit glücklichem Erfolge angewandt iſt. In den Apotheken bereitet man ein apfelſaures Eiſen (Extractum ferri pomatum). Die chemiſchen Beſtandtheile ſind: riechende Stoffe, Zucker, Gummi, kleberartige Stoffe, Apfelſäure und apfelſaure Kalkerde. — Linnäus rechnet den Apfelbaum zur zwanzigmännigen Claſſe (Icosandria) und zur fünfweibigen Ordnung (Pentagynia) ſeines Geſchlechtsſyſtems. Im natürlichen Syſtem gehört er zu der Familie der Pomaceae (Apfelfrüchtler). Oken ſtellt ſie ganz an das Ende ſeines Syſtems und meint, der Apfelbaum nehme dieſelbe Stelle im Pflanzenreiche ein, die der Menſch im Thierreiche behauptet; denn von den Aepfeln könne man ganz allein leben, indem ſie Getränk und Nahrung zugleich gewähren. Der Apfelbaum ſey dem Menſchen über den ganzen Erdball gefolgt, gerade wie ſein Vieh. — Obgleich Goethe durch die bekannten Worte:

„Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen!"

dem Apfel und dem Apfelbaum alle dichteriſche Bedeutung zu nehmen ſcheint, ſo haben andere Dichter doch anders geurtheilt, und keine Frucht findet ſo viele Anwendung in Vergleichen, Redensarten, Zuſammenſetzungen, wie eben der Apfel. Wir erinnern den Leſer zuerſt an Uhland's treffliches Gedicht: „Die Einkehr."

„Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte:
Ein gold'ner Apfel war ſein Schild,
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret,
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leicht beſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten,
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt er den Wipfel;
Geſegnet ſey er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel."

Aehnlich äußert ſich Kamp:

„Apfelbaum, o wie ſo hold
Bin ich deiner Blüthe,
Deine Frucht, grün, roth und gold,
Spricht von großer Güte;

Freundlich lächelſt du mir zu;
Gerne wär' ich ſo wie du!"

Nach dem Zeugniß der heiligen Blätter entkeimte der Frucht eines Apfelbaums — des Baumes der Erkenntniß — die Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit des Menſchengeſchlechts. Das griechiſche Alterthum hat ſeine goldenen Hesperidenäpfel, die Herakles (Herkules) aus dem fernen Weſten Libyens (Afrika's) entführt. Durch drei dieſer Aepfel, ein Geſchenk der Venus, beſiegte Hippomenes die ſonſt im Laufe unüberwindliche Atalanta und führte ſie als Gemahlin heim. Der Erisapfel (Apfel der Zwietracht) giebt die Veranlaſſung, daß Paris die Helena raubt, daß die Griechen einen Rachezug nach Aſien unternehmen, daß endlich, wie Herodot ſagt, die Perſerkriege entbrennen, kurz daß zwei Erdtheile Jahrhunderte lang in blutigen Fehden mit einander ringen. — Die germaniſchen Völker verehrten in den goldenen Aepfeln Idunna's, der Gattin Braga's, die Speiſe, deren Genuß ihren Göttern die ewige Jugend ſicherte. An dieſe Aepfel erinnern unſere Weihnachtsäpfel, und an manchen Orten wird am Weihnachtsabend aus des Apfels zerſchnittenen oder ganz gebliebenen Kernen über den Tod oder das Leben eines oder mehrerer Anweſenden geweiſſagt, was ein übler Scherz iſt, alſo vernünftigerweiſe zu unterlaſſen wäre. Durch einen Apfelſchnitz verlieh, ſo erzählt die Sage, Ludwig der Fromme große Reiche ſeinen Söhnen Ludwig und Lothar, welche, gehorſam dem Rufe des Vaters folgend, den Mund geöffnet hatten, um den Apfelſchnitz zu empfangen. Als Pipin, der ſich anfangs groß genug dünkte, um ſich ſelbſt Aepfel zu ſchnitzen, dies hörte, da kniete er ſchnell nieder und ſperrte den Mund auf. Doch der Apfel war ſchon vertheilt, und ſo kam ſeit Ludwig dem Frommen das Sprüchwort auf: „Sperr' auf zu rechter Zeit!" — In der Tellſage ſpielt der Apfelſchuß eine Hauptrolle. — Einem Apfel, den Newton vom Baum fallen ſah, verdanken wir die Entdeckung des Geſetzes der Schwere, des Geſetzes, dem alle Körper auf der Erde, dieſe ſelbſt und alle Himmelskörper unterthan ſind.

Auch der Leib des Menſchen zeigt einen Apfel, den Adamsapfel. So nennt man nämlich ſcherzweiſe den Kehlkopf, der vorzüglich bei dem Manne ſtärker hervortritt. Die Sage behauptet, dem Adam ſey an dieſer Stelle das Kernhaus des Apfels, den ihm Eva vom Baum der Erkenntniß gebrochen hatte, ſtecken geblieben, und ſo hätten alle Männer durch Erbſchaft den Apfel überkommen. Daher läßt Bürger die Frau Schnips zu Adam, der ihr das Lärmen vor der Himmelsthür verbieten will, ſagen:

„Ei, zupfe ſich Herr Erdenkloß
Doch nur an eig'ner Naſe!
Denn was man iſt, das iſt man bloß
Von ſeinem Apfelfraße.“

Hat der männliche Leib einen Apfel, ſo hat der weibliche deren zwei. Schon das hohe Lied vergleicht den weiblichen Buſen mit Aepfeln, und Ariſtophanes ſagt:

„Ueppige Fülle blähet die weichen Hüften und das runde Aepfelpaar.“

Ebenſo beſchreibt Arioſto im raſenden Roland die Alcine:

„Ihr Hals iſt Schnee, und Milch die Bruſt; vollkommen
Gerundet jener, dieſe voll und breit.
Ein Apfelpaar, dem Elfenbein entnommen,
Wallt auf und ab, wie bei der Lüfte Streit
Am Uferrand die Wellen geh'n und kommen.“

Sehr viele Gegenſtände, vorzüglich Früchte, haben wegen ihrer kugeligen Geſtalt den Namen Apfel erhalten. So ſpricht man von einem Augapfel, einem Reichsapfel; ſo kennt man Kienäpfel, Tannenäpfel, Erdapfel, Paradiesapfel, Granatapfel, Gallapfel, Stechäpfel, Schlafapfel u. ſ. w. Dann auch bezeichnet das Wort Apfel, vorzüglich wenn es in der Zuſammenſetzung die erſte Stelle einnimmt, zuweilen eine Perſon oder Sache von geringem Werthe, z. B. Apfelgott (gleich Götze), Apfelkönig und Apfelkaiſer (gleich Scheinkönig und Scheinkaiſer). „Aepfelbraten“ bedeutet ſo viel, wie unbedeutende Dinge thun. Daher ſagte man im Mittelalter: „Er kann mehr als Aepfelbraten.“ Hans Sachs aber ſingt:

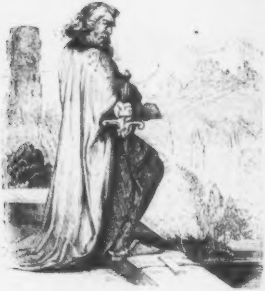
„Zeuch hin und waſch, ſo will ich bleiben,
Mein Zeit vor dem Ofen vertreiben,
Aepfel und Birn umbkern vermeſſen,
Und welche pfiſſen, die will ich eſſen.“

Ferner führen wir hier einige Redensarten an, in denen des Apfels Erwähnung geſchieht: „In einen ſauern Apfel beißen.“ — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ — „Kein Apfel konnte zur Erde.“ — „Ein Apfel, der runzelt, fault nicht bald.“ — „Ein fauler Apfel macht zehn faule Aepfel.“ — Schließlich werde noch eines alten Gebrauches gedacht: Junge, heirathsluſtige Mädchen ſchälen in der Chriſtnacht Aepfel, und zwar ſo, daß die Schale vom Butzen bis zum Stiel ein Ganzes bildet. Sie werfen dann dieſe Aepfelſchalen auf die Erde und ſuchen aus den gebildeten Verſchlingungen den Anfangsbuchſtaben des Namens ihres künftigen Mannes zu errathen.

Ludwig Heros.

Rudolph von Erlach.

1339.



I.

Auf dem ſteinernen Söller, der von ſeinem Erker über die Aar hinausragte, ſtand Rudolph von Erlach. Still und ernſt ſchaute der Ritter über den Fluß nach dem ſtattlichen und reichbegüterten Bern, in die blühenden Fluren voll Frühlingsanmuth, und tiefes Leid ergriff ihn bei dem Gedanken an die nahe Zukunft, die mit Zerſtörung drohte. Alle Grafen und Ritter, die ſchon längſt die wachſende Größe Berns mißgünſtig betrachteten, die den freien Sinn ſeiner Bürger fürchteten, hatten ſich auf dem Stammſchloſſe des Grafen von Nydau zur Berathung verſammelt, und wohl ahnte Erlach, daß ein Ungewitter von dort aus über die geliebte Stadt heranziehe, in der einſt ſeine Wiege ſtand und zu deren Bürgern er ſich zählte. Manche Schlacht hatte er mitgeſchlagen, und der Name Erlach war ringsum hoch gefeiert; weiſe und heldenkühn, treu und hochherzig wie Wenige, war er ſeinem Volk ein leuchtendes Vorbild geworden: ſein Name erklang in den Siegesliedern der Schweizer. Jetzt aber erhob ſich Zwieſpalt in ihm, denn der Graf von Nydau, der gegen

Bern zur Fehde aufrief, war ſein Lehnsherr, Erlach ihm verbunden zu Dienſt und Treue. Hier feſſelten ihn Wort und Ehre, dort fühlte er ſich verpflichtet in Liebe zu Verwandten und Freunden, zu den Mitbürgern, die ihn verehrten, ihn den Vater des Volks nannten. Doch nicht lange währte der Kampf in ſeiner Bruſt; raſch eilte er hinab in den Burghof, ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte im Fluge nach der Burg Nydau's, wo die Grafen von Greyerz, von Kiburg, von Welſchneuenburg, von Aargau, von Welſchland und Viele noch verſammelt waren, unter ihnen auch der kaiſerliche Vogt Graf Gerhard von Valangin. Heftig tobte hier ſchon Rache, Groll und Kampfeswuth, als Eberhard von Kiburg auftrat, unverſöhnliche Feindſchaft in der Bruſt gegen das blühende Bern. Mit flammendem Eifer rief er aus: „Nicht nur der Rachedurſt, der in uns lebt, nicht die, durch jene ſtolzen Bürger Jedem von uns zugefügten Kränkungen fordern uns auf, ihren Uebermuth zu dämpfen, nein, die Freiheit, die Rechte des geſammten Ritterſtandes, die ſie mit immer wachſender Keckheit zu unterdrücken ſtreben, zwingen uns, das Unweſen mit Einem Schlage zu beenden, das unſre Macht höhnende Bern in ſeinen Grundveſten zu untergraben, um wieder unbeſchränkt zu walten in unſerm Thun und Wollen! Hat ja unlängſt noch die übermüthige Stadt den Buben freundlich aufgenommen, der Euch, Graf von Greyerz, und Eurer gerechten Züchtigung entlaufen, hat mit frecher Widerrede die Boten abgefertigt, die ihn zurückbegehrten. Sonſt war ihnen unſer Wink Befehl, jetzt wollen ſie uns Geſetzgeber ſeyn und unſre alten Rechte antaſten mit frevelnder Hand. Auf, laßt uns die Verwegenen ſtrafen, laßt uns zerſtören die Mauern, hinter denen ſie ihren Trotz ſchützen!" — Nach dieſer Rede entblößte er ſein Schwert, und ſchwur nicht zu ruhen und zu raſten, bis Bern von der Erde vertilgt ſey. Im wilden Getümmel jauchzten die Andern ihm ihre Beiſtimmung zu und erwählten den Grafen von Valangin zum Hauptfeldherrn. — In dieſem Augenblicke erſchien Erlach. Mannigfacher Zuruf des Willkommens empfing den geachteten Helden, ihn auffordernd zur Theilnahme an dem neugeſchloſſenen Bunde. Er aber ſtand anfangs ſchweigend inmitten der Aufgeregten; ſein Auge ſuchte den Grafen von Nydau. Nah zu ihm trat er dann, und mit Entſchloſſenheit bat er ihn, wenn er feindlich gegen Bern, ſeine liebe Geburtsſtadt, zu ziehen gedenke, des Lehnseides ihn zu entbinden, weil er wünſche, daß er mit Ehren ſtehen könne zu ſeinen Freunden und Mitbürgern. Erfolglos war des Grafen gütlich Bemühen zur Abwehr dieſes Entſchluſſes, unwirkſam blieben auch die Schmeichelworte und Verſprechungen der Andern. „So geht denn hin, geſellt Euch zu dem Krämertroß“, rief Nydau ſtolz und verächtlich; „wohl mag es mir gleich ſeyn, ob Ein Mann weniger oder mehr unter meinen Hunderten ſteht!“ — „Ich bin nur Ein Mann, aber ein Mann will ich ſeyn und ſo mich zeigen!“ entgegnete Erlach, und bald ſprengte er wieder ſeinem Beſitzthum zu.

2.

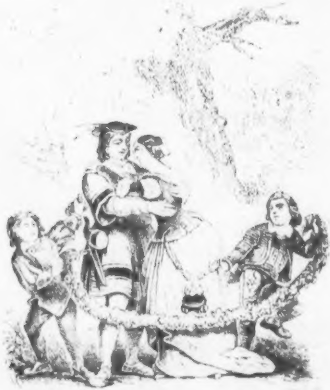
Aus den dunklen Laubgängen im Burggarten des Grafen von Nydau tönten melodiſche Klänge bald leiſe und wehmüthig, bald ſtürmiſch und freudig. Eine Mädchengeſtalt, freundlich und blühend, mild und ſittig, aber doch voll lebendigen Feuers, wie die Lieblingstöchter der Natur, die ſchönen Bergbewohnerinnen alle, ſaß auf einer Moosbank, und aus den großen, dunkelblauen Augen ſtrahlte reines Entzücken des frohbewegten Herzens. Jetzt ſchaute ſie hinab auf das im ſchönſten Blüthenſchmucke, in der reichen Herrlichkeit des Frühlings prangende Emmenthal, das Kleinod unter den Thälern der Schweiz. — Für ſie, für Maria, die Tochter des Burgherrn von Nydau, hatte Alles höheren, göttlicheren Reiz, denn in dem Herzen der Jungfrau war die Liebe mit ihren reichen Wonnen eingekehrt, und ſie ſtrömten bald in Klänge aus der vollen Bruſt, indem ſie ſang:

Sind auf Feld- und Wieſenauen
Blumen tauſendfach zu ſchauen,
Jed' erinnert mich an Dich!
Wenn ich mich im Wald' ergehe,
Alles Grün, was dort ich ſehe,
Hoffnung giebt's für Dich und mich!

Blick' ich auf zur Himmelsferne,
Spiegeln Sonne, Mond und Sterne
Stets mir Deiner Augen Licht;
In der weiten Himmelsbläue
Seh' ich Sinnbild unſ'rer Treue,
Unbegrenzt Vergißmeinnicht! —

So tönte ihr Lied, da fühlte ſie ſich plötzlich von ſtarken Armen umfangen, und mit glühendem Kuſſe zog ihr Geliebter ſie an ſein redlich Herz. Friedrich, Sohn des Rudolph von Erlach, wie ſein Vater unter den Männern, ſo er unter den Söhnen der Gebirge der Erſte, kräftig und adlerkühn, hoch und ſchlank, ſchnell und behend, gleich den Gemſen der Berghöhe, voll Eifers begeiſtert für jegliche Großthat, liebte die Jungfrau und war jetzt leiſe genaht, ſie zu belauſchen. Im Entzücken des Wiederſehens ſchwanden die dunklen

Wolken vor ſeinen Blicken, die das letzte Wort des biedern Vaters über ſein Leben heraufrief, aber bald umhüllten ſie ihn wieder mit ihren Schatten. Er fühlte ja ſchmerzlich, daß dies vielleicht ein Abſchied, ſein goldner Traum wohl für ewig verſchwunden ſey. Mit der Tochter des Mannes, der ſeine Heimath den Schreckniſſen des Krieges preisgab, dem er nach Ehr' und Pflicht im Kampf genüber ſtehen mußte, konnte für ihn kein Bündniß dauern. Dieſe weherfüllte Wahrheit erſchütterte ihn, er preßte aber den ungeheuren Schmerz gewaltſam in die Bruſt zurück, dem all ſeine innigſten Gefühle zugeeigneten Mädchen gefaßt das Unvermeidliche zu vertrauen. Bleich und faſt leblos ſank ſie nach der vernommenen Leidenskunde an ihm nieder, und Friedrich's Klagen riefen ſie in ein entfreudetes Daſeyn zurück. Feſt umarmt hielt ſie den Geliebten, keines Wortes mächtig; da rauſchte es leiſe in den Zweigen, und plötzlich hielten bunte Kränze die Weiden umwunden. Wie zwei tröſtende Engel umſchlangen liebkoſend zwei Knaben, Maria's Brüder Erich und Egidius, die



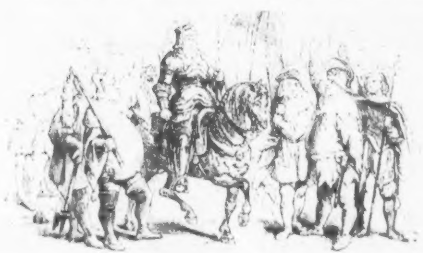
Trauernden. Wer kennt nicht den Zauber aus frommen Kinderaugen, der wie ein Blick von ſeliger Höhe mild und wohlthuend den Schmerz in Wehmuth, in heilende Zuverſicht verwandelt? Auch hier verfehlte er ſeinen Eindruck nicht. War es doch, als habe der ewige Vater holde Boten zur Tröſtung herabgeſandt! Als Zeichen der Rettung erſchien es den Liebenden, daß in dem Augenblick, wo ewige Trennung ihnen drohte, die duftigen Blüthenkränze ſie enger umſchlangen. Zeigte ſich auch jetzt durch die düſteren Wolken kein leitendes Sternbild, eine Hoffnung war ihnen dennoch aufgegangen und tiefbewegt dankten ſie dem Allgütigen droben, der auch aus Schmerzen Freuden erblühen läßt.

3.

Im Rathhauſe zu Bern waren die Schultheißen und die Erſten der Stadt verſammelt, den Boten von Laupen Antwort zu ertheilen auf ihre dringenden Bitten um Schutz gegen die verbündeten Ritter, von deren Heeresmacht die Stadt hart bedrängt wurde. Auf dem Marktplatze harrten die Jünglinge ſchweigend des Ausſpruches; der Muth, für die Heimath zu kämpfen, blitzte aus ihren Augen. Da trat Rudolph von Müchlem mit dem Kriegsbanner der Stadt auf die Stufen vor dem Rathhauſe, in fliegender Eile ſprengten die Boten von Laupen dem Thore zu, Jauchzen ſtrömte aus der harrenden Menge, und die weithallende Sturmglocke rief auch die Bewohner der Umgegend zu den Waffen. Es galt einen gewaltigen letzten Kampf, der den alten Ruhm der Stadt als Freiſtätte der Verfolgten aufrecht erhalten, oder Bern zerſtören ſollte. Zu den Waldſtädten ward der Freiherr von Kramburg hinüber geſandt, ihre Hülfe anzurufen und den Bund zu erneuen, der ſich ſchon zu löſen drohte. Sie ſäumten aber nicht, ihre bewährte Treue in der Noth auch hier zu zeigen; neunhundert tapfere Männer, die das Schwert zu führen verſtanden, wie ehedem ſie ſchon bezeugt, zogen den Bernern raſch zu Hülfe. Unter das Banner der Stadt verſammelten ſich viertauſend Bürger von Bern, dreihundert Männer von Hasli, dreihundert von Siebenthal und von Solothurn achtzig Reiter. Klein erſchien die Schaar gegen die der Feinde, arm und einfach ihre Rüſtung gegen die blinkenden Silberpanzer der Grafen und Ritter, aber ſtark und feſt war ihr Muth, ihr Hoffen auf Den, der die Geſchicke lenkt und den Ausgang der Thaten beſtimmt. Hier wirkte nicht der Drang, für Herrſchſucht oder eitlen Ruhm zu ſtreiten, das Heiligſte, Höchſte ſollte geſchirmt werden, Leben und Wohlfahrt von Tauſenden, den Bürgern die Nächſten und Theuerſten.

Doch ein Zweifel bewegte unruhig die Gemüther: wem ſie die Leitung und den Oberbefehl übertragen ſollten in der zudringlichen Gefahr. Da zog bei munterem Hörnerklang rüſtig ein Fähnlein Reiter die Aar entlang und trabte durch die Thore dem Marktplatze zu, wo die Führer der Schaaren verſammelt ſtanden. Ein hoher Ritter, erzgepanzert von Kopf zu Fuß, hielt jetzt mitten auf dem Markte, ſchlug das Viſir auf, und alle Stimmen jubelten dem Ritter Rudolph von Erlach entgegen. Schnell verwandelten ſich die Zweifel in frohe Hoffnung des Sieges, und ein allſeitig ſchmetternder Zuruf wählte ihn ſogleich zum Befehlshaber. Heiter und ruhig vernahm es der Gefeierte, und als ſich der ſtürmiſche Empfang mäßigte, ſprach er zu dem lauſchenden Volke: „Dank Euch, Bürger von Bern, für das Zutrauen; aber Eines mögt Ihr mir geloben, bevor ich Eurem ehrenvollen Antrage mich füge. In ſechs Feldſchlachten habe ich mit der geringeren Zahl die größere beſiegt, weil man mir gehorchte. Tapferkeit ohne Ordnung hat keinen Werth! Ihr ſeyd freie Männer, frei ſollt Ihr bleiben, wenn Ihr Euch der Nothwendigkeit unterwerfen könnt. Nicht fürcht' ich den Feind, mit Gott und Euch hoffe ich den Sieg zu erkämpfen, wie mein Vater mit Euren Vätern. Aber Eure Freiheit ſollt Ihr jetzt in meine Hand geben, unbedingten Gehorſam mir ſchwören, volle Gewalt mir verleihen, zu ſchalten, wie ich will, und ich werde Euch, werde die Stadt, in der ich vor neunundvierzig Jahren während damaliger Kämpfe geboren wurde, ſchirmen und die Feinde ſchlagen!“

Die Männer von Bern ſchwuren unbedingten Gehorſam dem



Ritter, legten willig die Zügel der Herrſchaft in ſeine Hand, denn kein Bedenken regte ſich in ihnen, daß er ihre heilige Zuverſicht mißbrauchen könne: ſo feſt bauten Alle auf die Tugend, die ein Leben voll edler Thaten erprobt hatte.

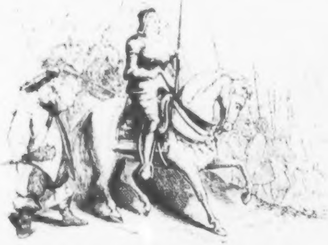
Bald nahten in angſtvoller Eile von Laupen her Boten auf Boten, um ſchleunigſte Rettung flehend, da die Stadt ſich kaum noch zu halten vermöge gegen den Andrang der ſich immer ſteigernden Uebermacht. Erlach ſammelte und ordnete die Schaaren, vor Mitternacht noch zog er dann den Bedrängten zu Hülfe, und feierliche Segenswünſche ſandten die Zurückgebliebenen am Altar des Allmächtigen den Kämpfern nach.

4.

Im Lager vor Laupen tummelte man ſich gar fröhlich in Hoffnung des ſicheren Erfolgs. Bankette und Turniere wechſelten unaufhörlich und die Krieger ſchwelgten voraus im Jubel gewiſſen Sieges. Siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert Ritter, dreitauſend Reiter und über funfzehntauſend Fußknechte hatten ſich vereint: ein ſtolzes Heer, voll Spott und Uebermuth gegen die Berner. Jetzt erſchien ein neuer Zuzug von hundert Helmen. Lautes Luſtgeſchrei empfing ihn, als er in das Lager einritt, an ſeiner Spitze Johann von Savoyen, ſchön und glänzend wie ein junger Kriegsgott, aber aufgebläht von eitler Selbſtſucht. Sein Vater hatte ihn geſandt, Frieden zu ſtiften zwiſchen der Stadt und den Rittern, doch deren Ueberreden und die Reize der Tochter des Grafen von Nydau bethörten ihn, daß er ſich ihren Reihen anſchloß. Oft ſchon hatte er Maria geſehen bei Turnieren und Feſtgelagen, leidenſchaftliche Liebe für die ſchöne Jungfrau loderte in ſeiner Bruſt; doch ihr war der übermüthig kecke Jüngling verhaßt durch ſeine zudringliche Bewerbung. Da ſchwur er Rache und Tod dem beglückten Nebenbuhler, und begierig ergriff er die Gelegenheit, ihm im Kampfe zu begegnen.

Es war um die Mittagsſtunde des 21. Juni im Jahre 1339, als die Berner auf einer Anhöhe vor Laupen ſichtbar wurden. Ernſt und ſchweigend ordneten ſie ihre Schlachtreihen, und mit vollem Glauben an glücklichen Ausgang ſchauten ſie hinab auf die Menge der Feinde, in deren blitzenden Rüſtungen die Strahlen der Sonne ſich leuchtend ſpiegelten. Siegesgewiß ſtellten ſich unten die Tauſende auf, mit Hohn und Verachtung den Augenblick herbeirufend, der die ſchwache Anzahl vernichten ſollte. Nur Fülisdorf, der Bannerherr von Freiburg, war überlegteren Sinnes. Er kannte den Heldenmuth der Berner, wußte ſehr wohl, daß es ein Unterſchied ſey, für Freiheit und Herd zu kämpfen, dazuſtehen als letzte Schutzwehr der greiſen Väter, der Frauen, Jungfrauen und unmündigen Kinder, oder für fremde Herren, um Sold und ein zügelloſes Leben zu ſtreiten. Deshalb rief er den Bundesgenoſſen zu: ſie möchten ſich verſehen, nicht für zu leicht die Wolke halten, die gewitterſchwer über ihrem Haupte ſchwebte. Aber ſpottend erwiederte ihm der Graf von Nydau: „Fürchtet Ihr die Knechte, die ich zu züchtigen gedenke wie entlaufene Buben, ſo gebt Euer Banner einem Anderen, und ſucht bei Zeiten Euch zu bergen!“ So ſprengte er fort mit ſeinem Haufen der Anhöhe zu, die Worte überhörend, die Zuisdorf ihm nachrief: „Nehmt Euch in Acht, Herr Graf, daß die Buben ihrem geſtrengen Zuchtmeiſter nicht die Ruthen entreißen, ſie gegen ihren Peiniger zu kehren; ich meines Theils denke das Banner meiner Stadt hochauf zu halten, bis ich mein Leben laſſe, wenn es dem Herrn alſo gefällt!“

Als Rudolph von Erlach den Grafen heranſtürmen ſah bei lautem Schlachtruf, hieß er die Waldſtätter rüſtig vorrücken mit Armbruſt und Schleudern; ſelber gegen den Lehnsherrn zu kämpfen wollt' er vermeiden. Die Jugend von Bern forderte er auf zum Angriff der Schaaren des kaiſerlichen Vogts, dem auch Johann von Savoyen ſich mit ſeinem Haufen anſchloß. Als die Jünglinge ſich kampfmuthig um Erlach reihten, rief er ihnen freudig zu: „Seyd Ihr es nicht, die ſtets voran waren bei Wettkampf und Spiel, die den Reigen führten bei munteren Feſten? So mögt Ihr auch jetzt



voran ſeyn, wo es gilt, Ehre zu erwerben und Euren Bräuten eine ſtattliche Mitgift heimzutragen, beſſer als Geld und Schätze!" — „Hier Banner! hier Erlach!" ſo ſprengte er dann den Berg hinunter, und die kräftigen Berner folgten ihm nach mit gewaltigem Rufgetöſe, gleichend dem Sturmbrauſen, das aus Felsklüften hervorbricht. Keiner vermochte den Starken zu ſtehen, Keiner dem Führer und ſeinem heldenmüthigen Sohne, der mit den Erſtlingen ſeines Schwertes ſich den unvergänglichen Ruhmeskranz erwarb. Schon wichen die Schaaren des Vogts; da ſtürzte Johann von Savoyen grimmig hervor, auf den jungen Erlach ein, den er geſucht hatte ſeit dem Beginn der Schlacht. Wüthend fiel er ihn an, aber wie Blitze flogen Friedrich's Schwertſchläge auf ihn nieder, und bald ſtrömte aus tiefen, klaffenden Wunden mit dem Blute ſein Leben hin. Da wandten ſich die Haufen in wilder Flucht. — Auf der andern Seite hatten die Waldſtädter hartnäckigen Kampf zu beſtehen, aber ein furchtbarer Hieb mit gewichtiger Axt ſtreckte den Grafen von Nydau zu Boden, und mit ſeinem Falle riß Verwirrung ein in die Schaaren, die er geführt. Da zog Jülisdorf heran mit neuen, tüchtig gewaffneten Streitern. Hoch wehte ſein Banner, und ſein gutes Schwert brachte vielen der treuen Waldſtädter den Tod. Faſt eingeengt ſandten ſie zum ſiegreichen Erlach, der ſich jetzt mit den Reitern von Solothurn und den Männern von Hasli und Siebenthal den Freiburgern in die Seiten warf und ſeinem Sohne die Verfolgung der erkämpften Vortheile überließ: denn erkannt hatte er deſſen beſonnenen Ueberblick, ſo daß er ihm leicht Größeres zumuthen mochte. Tapferen Widerſtand leiſteten die Freiburger, aber tapferer ſtritten die Männer von Hasli und Solothurn, und zwiſchen vierzehn erſchlagenen Verwandten ſank auch Jülisdorf ſterbend nieder. Jetzt wurden Verwirrung und Flucht allgemein; als der Abend dämmernd heranzog, waren die Feinde zerſtreut, ihre Todten und Verwundeten deckten das Feld, und die Banner von Bern leuchteten auf Freier Erde im Wiederſcheine der ſinkenden Sonne.

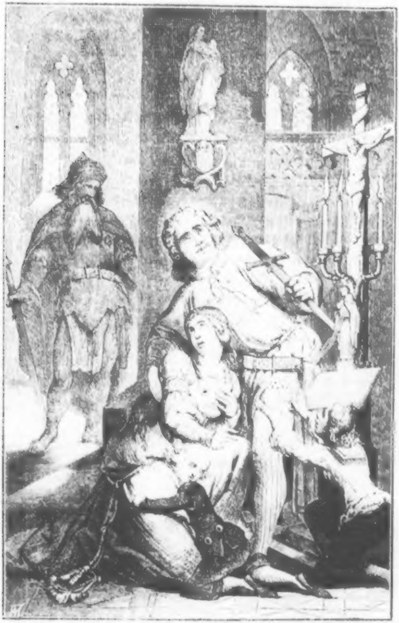
5.

Rudolph von Erlach kehrte heim auf die Burg ſeiner Väter. Erhebender Lohn war ihm geworden für ſeine Thaten, denn Bern hatte ſeinen Helden empfangen, wie es dem tapferen Befreier gebührt, mit lautem, unermeſſenem Jubel, und in den Herzen ſeiner Mitbürger blieben ihm Verehrung und Liebe, die ſich in den Nachkommen verewigten. Kein Feſt wurde gefeiert, kein Gaſtmahl gegeben, an dem nicht des Erlacher Name unter dem Schmettern der Hörner dem Klange der Becher jauchzend in die Lüfte erſchallte. Die Sänger des Volkes prieſen den Helden, und aus ihrer Begeiſterung vererbte ſich ſeiner Thaten Ruhm fort und fort.

Aber noch ſchönere Vergeltung wartete des Edlen. Der Herzog von Savoyen, nachdem er den Ungehorſam ſeines Sohnes und deſſen Tod vernommen, hegte Rachegluth in ſeiner Bruſt gegen den Grafen von Nydau, dem er die Schuld beimaß, den Jüngling vom Wege des Rechten verlockt zu haben. Was ihm der Todte nicht entgelten konnte, das ſollten ſeine Kinder büßen, und erwünſcht war es ihm, mit ihren Gütern ſeine Ländereien zu vergrößern. Schon war er im Anzuge gegen die Waiſen, die unmündig und wehrlos ſich ihm kaum widerſetzen konnten. Da traten die Herren von Weſſineuenburg und die Grafen von Greyerz, der Nydauer nächſte Verwandte, zur ſchleunigen Berathung zuſammen: wer den bedrohten Kindern zu Schirm und Schutz zu geben ſey, das gefährliche Unheil von ihnen abzuwenden. Sie ſelbſt fühlten ſich nach der Schlacht bei Laupen zu ſchwach, und ſchwer ward es ihnen, unter den Edlen des Landes einen Vormund zu finden, der mit Treue und Liebe dies Amt übernehme und dem gefürchteten Herzoge von Savoyen ſich entgegenzuſtellen wage. Da gedachten ſie Erlach's, und ſo großen Einfluß übten die Tugend und der Heldenmuth des Ritters, daß ſie ſich entſchloſſen, dem ſiegenden Feinde des Verblichenen ſeiner Kinder Wohl und Wehe zu überlaſſen. Mit Recht hatten ſie dem Edlen vertraut, in freudiger Rührung ſprach er Ja zu dem Antrage, der ihn höher ſtellte in der Geſchichte als ſeine Siege, höher als Weltüberwinder wegen ihrer Schlachten. Raſch berief er ſeine Mannen, auch viele Grafen und Ritter ſammelten ſich unter den Fahnen des Helden, der noch kurz zuvor ihr Beſieger war und jetzt den Unmündigen Recht verſchaffen wollte gegen den feindlichen Herzog, deſſen Schaaren bereits die ſchwach beſetzte Burg der Nydauer umlagerten.

6.

Einſam in ihrem Gemach trauerte Maria, rings umgeben von allen Schrecken der Belagerung, troſtlos über den Tod des geliebten Vaters, nagende Qual im treuen Herzen, dem das Bild des edlen Jünglings ein unverlöſchliches war. Da trat der alte Burgvogt herein mit der Nachricht, daß Erlach nahe zur Rettung und Befreiung, daß er Vater ſeyn wolle den verlaſſenen Waiſen. Wie ein goldner Sonnenſtrahl durch die finſtern Wolken bricht, leuchtete der Hoffnung roſiger Schein durch die dunklen Nebel der Zukunft, die ſich vor der Jungfrau Blicken öde und farblos ausgedehnt hatte. Daß der ge-



feierte Held, der Vater ihres Friedrich's, ſiegreich den Kampf beſtehen, daß ihr Jüngling ſie retten würde vom nahen Verderben, ward zur lichten Wahrheit in ihrer Seele. Gläubig warf ſie ſich nieder, im heißen Gebete dem Ewigen zu danken, der ſich der Unglücklichen erbarmt, und ihnen Troſt und Hülfe ſendet, wenn ſie an Allem verzweifeln. Aber noch einmal brachen über das arme Mädchen die Schrecken herein, denen ſie ſich in hoffender Freude ſchon entriſſen ſah. Der feindliche Oberſt, als er vernahm, daß Erlach heranrücke mit ſtarker Mannſchaft, befahl den Seinen, ſich zum Sturme auf die Veſte zu rüſten, damit er ſie gewinne, ehe Jene zum Erſatze herankamen. Furchtbar erhob ſich der Kampf um die Burg. Die Beſatzung hielt aus mit dem Muthe der Aufopferung, aber die Zahl der Feinde war zu groß, die der Vertheidiger zu geringe, als daß der kühnſte Heldenmuth der Letzteren ſich lange hätte halten können. Von drei Seiten zugleich war die Mauer erſtürmt, ſchon brach das Hauptthor zuſammen und die Zugbrücke fiel raſſelnd nieder.

Da tönte von unten herauf aus dem Thale des Erlach furchtbarer Schlachtruf. An der Spitze einer zahlreichen Schaar berittener Berner ſtürmte Friedrich heran und mit den Belagerern zugleich kämpfte er ſich herein in die Burg. Furcht und Entſetzen kam über die Feinde; wen das Schwert verſchont hatte, der flehte um Gnade, und mit unaufhaltſamer Haſt der Liebe ſchritt der ſiegreiche Jüngling die Stiege hinauf zu dem Gemache Maria's.

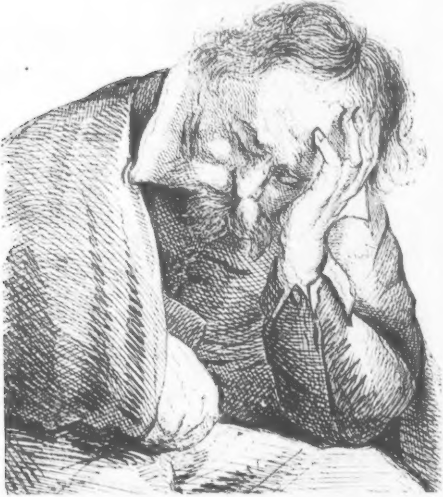
Vor dem Bilde des Gekreuzigten lag in heißem, inbrünſtigem Gebete die Jungfrau; neben ihr die beiden Knaben, Erich und Egidius, die mit inniger Zärtlichkeit ſich an die theure Schweſter ſchmiegten. Da flog die Thüre auf, wie ein rettender Engel ſtürzte Friedrich herein, hob mit lautem Jauchzen die Geliebte empor an die hochaufathmende Bruſt, und alle Wonne, alle Seligkeit des Himmels umfloß die Glücklichen. So fand ſie Rudolph von Erlach, Alles um ſich her vergeſſend, ganz in Entzücken verſunken. Segnend legte er die Hände der theuren Kinder ineinander, und mit dem Gelöbniß, ihnen Vater und Beſchützer zu ſeyn, nahm er die Knaben in ſeine Arme.

Der Herzog von Savoyen wurde zum Frieden gezwungen und mußte allen Schaden erſetzen, den durch ihn die Nydauer erlitten. Friedrich führte bald die Geliebte als ſeine Gattin heim, und dem Geſchlecht der Erlach war für alle Zeit ein Stern aufgegangen, umglänzt von den Strahlen des Ruhmes, der Liebe und des wohl nicht ohne Wendung beſtehenden, aber ſich doch ſtets wieder aufhellenden Glückes.

H. Rino.

Ahasverus.

(Aus des „ewigen Juden" Tagebuch von 1856.)



Seit faſt zwei Jahrtauſenden habe ich die Nichtigkeit des Irdiſchen ſo weit kennen lernen, daß ich weiß, der Menſchen Leben treibt ſich ſtets wechſelnd jetzt zum Aufſchwunge, dann zum Abgrunde: der Menſchen Verſtand durchdringt nicht die Tiefe der Erkenntniß und die Höhe der Erleuchtung, das Sinnliche drängt das Geiſtige immer wieder in das Nichts zurück.

Ich ſah Jeruſalem fallen, die Juden zerſtreut, Roms Macht untergehen, die Vandalen im Siege und überwunden. Chriſten ſah ich herrſchen durch Mord und Bann, ſah das deutſche Kaiſerthum beginnen und enden. Augenzeuge war ich der Länderentvölkerung durch die Kreuzzüge, ſah die Türken durch Mord und Raub zu Gebietern über Chriſten werden. Ich ſtand dabei, als Männer, die redlich nach Wahrheit und Geſittung ſtrebten, auf dem Scheiterhaufen endeten; ich ſah neuentdeckte Länder und weiter ausgebreitete Plagen. Frankreich ſah ich ſich vergrößern durch unaufhörliche Eingriffe in das Beſitzthum der Nachbarn, ſah die Greuel ſeiner Revolution, die nichts vom Alten wollte gelten laſſen, fortwährend aber das Alte verſchlechtert erneuerte, und jedes Wort, das mit „frei“ beginnt oder endigt, in Verruf brachte, weil mit des Wortes Sinn gewöhnlich etwas von Freibeuterei verbunden war. England ſah ich um ſich greifen, die Meere als ſein Eigenthum betrachten, dabei hauptſächlich nach dem Handelstriebe verfahren, der über Meines und Deines nur Eines ſich als Richtſchnur zieht, nämlich das eigene eigenſüchtige Entſcheiden. Das geſchah deutlich bis zur jüngſten Vergangenheit, doch hatte man wenigſtens in dieſem Jahre die Genugthuung, daß auch die Engländer begriffen und geſtanden: „Die Welt hat von uns keine ſo hohe Meinung, wie wir ſelbſt, und es herrſcht eine ſehr allgemeine, zum Unglück nicht ganz unbegründete Vorſtellung, daß Europa faſt alles Unheil ſeiner letzten fünfundzwanzig Jahre durch unſere phariſäiſche Moral in politiſchen Dingen zu erleiden hatte.“ *) Dieſe ihre noch viel ältere phariſäiſche Moral könnten die Engländer auch darin beſtätigt finden, daß ſie großthueriſch verkündeten: ſie hätten in ihren Kolonieen die Sclaverei abgeſchafft; denn ſie dingen ja nur die Neger — auf Lebenszeit und — behandeln ſie wie zuvor. John Bull brauchte außerdem bei ſeiner Entrüſtung über Strafmittel in andern Ländern ſeine Neunſchwänzige und die Folter im geraubten engliſchen Indien nicht zu vergeſſen. Das Handelsvolk ſagt indeß nach Kaufmanns-Moral nur, was eben vortheilsgemäß ſcheint, wobei es gleichgültig iſt, ob es morgen anders klingt als heut; man freut ſich wohl gar der ſcharfſinnigen Pfiffigkeit, wenn man aus Parlament und Unterhaus vernimmt, daß es im ſtolzen Brittenreich keinen Handelsgegenſtand mehr giebt ohne Verfälſchung. Dem durch ſeine Lage geſchützten, bei Schaaren von Armen reichen England gelingt es, daß Viele auch ihre Gebrechen zu Vorzügen und Tugenden ausprägen, wie dies von

---

*) „Morning Chronicle“ vom 31. Januar 1856.

der thörigen Menge meiſt jedem reichen Manne geſchieht. — Amerika hörte ich ſeit etwa 1790 als Heil- und Segensmuſter preiſen, ſah es aber nicht minder der Habſucht unvermeidlichen Folge, der Entſittlichung zueilen, ſo daß nach Zeugniſſen der eingeborenen Berichterſtatter das Utopien, das Verheißungsland der querköpfigen Prunkredner, zum Theil allmälig Sodom und Gomorrha ähnelt. — Die Wiſſenſchaften und Künſte ſah ich an vielen Stätten kommen und weichen, wiederkommen und abermals verſchwinden; im Wechſelſpiel modiſcher Launen und Gelüſte mußte auch die alterskräftigſte Erfahrung je nach dem Zeitbelieben in andere Kinderſchuhe ſich einzwängen laſſen. Alles Erhellte ſah ich bald verdeckt mit Nebel, und ward es nochmals aufgefunden, dann kam es geputzter, aber auch ſchwächer und oberflächlicher zum Vorſchein. Der geringe ſichere Schatz der Weisheit war ſtets gefährdet: mit Verſchwinden und Verwandeln ſchützt die Erdgeſchichte fort und fort ihr Mummenſpiel, legt heut das Nichts offen zu Tage und bemäntelt morgen den auffälligen Moder mit neuem ſchimmernden Tand. O daß ich ſelber unvergänglich dieſem Mummenſpiel der Nichtigkeiten zuſchauen, mein Elend ſo tief fühlen und erkennen und es doch ewig umherjagen muß!

Einſt ſoll das Menſchengeſchlecht auf dem ganzen Erdball in heiterem, an Zufriedenheit unerſchöpflichem Daſeyn ein goldenes Zeitalter gehabt haben; ich will nicht zweifeln, ja, ich darf es glauben, wenn ich meine Erinnerungen befrage und der Inſeln im ſtillen Meer, zum Beiſpiel Tabuai's gedenke. Dort walteten noch bis in das vorige Jahrhundert hinein in der Palmenwelt unter dem ſonnengebräunten Völkchen die gutmüthigſte Harmloſigkeit und die froheſte Eintracht bei der einfachen Nahrung, die ihm die freigebige Natur reichte. Da kam mit der erſten Begier nach Fremdem die Habſucht und deren ungeheurer Anhang von Sünden, — kam aus dem, mit ſeiner Bildung ſich brüſtenden Europa, und ſchnell erwuchs in dem Paradieſe der Baum, auf dem die falſche, die ſchlangenhafte Erkenntniß ihren Wohnſitz hat. Ich ſelbſt, meint die Weltgeſchichte, hätte noch den Reſt des römiſchen ſilbernen Zeitalters erlebt, doch iſt mir nichts davon bewußt. Schon da man Gold und Silber wählte als Gleichnißbild zum Ruhm des Menſchenglücks, ſchon da war durch Gold und Silber bereits das eiſerne Zeitalter entſtanden, bei dem das Schwert der gültigſte Maaßſtab iſt; ein anderes hab' ich nur in abgeſonderten Geheimplätzchen gekannt ſeit meiner Buße, die begann, nachdem ich, damals ein Handwerker, dem kreuztragenden Heiland mitleidslos war und er zu mir ſprach: „Du ſollſt nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme.“ Habe ich dazu Hoffnung, kann ſie verſtärken in der Gegenwart? Ich will es unterſuchen und prüfen nach den Worten und Werken Deſſen, den ich als Erlöſer flehentlich anrufe.

Als der Teufel alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit dem Gottgeſandten zeigte, ihm Alles geben wollte, ſo er ihn anbete, rief Jeſus aus: „Hebe dich weg!“ und verjagte den Verſucher. Jetzt beten ſehr Viele den Wucherteufel an um ſehr Geringes, doch ſolche Vielen, die gleiche Helfershelfer werden, wird der Heiland angeredet haben: „Ihr Heuchler, die ihr Land und Waſſer umzieht, daß ihr einen Judengenoſſen machet, und wenn er es geworden, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr ſeyd!“ Er ſagt auch: „Schwer iſt es, daß Die, ſo ihr Vertrauen auf den Reichthum ſetzen, in's Reich Gottes kommen“, und: „hütet euch vor dem Geiz, denn Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat.“ Man verwendet jedoch bohrende Schlauheit, um alle Standpunkte der Gemeinſamkeit zu zerſpalten. Alle hinzureißen zu den über jedes Land und Ländchen ausgerichteten, ſonſt nur Börſen, jetzt mit allerlei verlockendem Klang benannten Spielbanken, wo man Papier für höheren Werth als den des Geldes und Silbers ausgiebt. Mit der laſtenden Papierwucht wird man endlich das Wohl der Menge völlig erdrücken zu Gunſten Derer, die unter verfälſchten Namen keine andere Waaren ausbieten als Anweiſungen auf Mangel, Sorge und Noth für Familien. — Jeſus äußerte: „Selig ſind die Friedfertigen“; auf Erden reizt man dagegen zu Kampf und Hader um Gut und Glauben in unzählbar eigenſüchtigen Anfechtungen. Sein Rath: „Es ſey eure Gerechtigkeit beſſer denn die der Schriftgelehrten und Phariſäer, ſonſt werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“, findet nur taube Ohren, denn reich zu ſeyn hält man für den Himmel. „Eure Rede ſey Ja, ja! Nein, nein! was darüber, iſt vom Uebel“, ſprach er. Es iſt aber täglich ein breit Redens mit Winkelzügen gedruckt im Gange und den Verfaſſern, die nicht ſelten durch den Dünkel ſo unwiſſenſchaftlich wurden, daß ſie mehr zu wiſſen glauben als den Menſchen zu wiſſen geſtattet iſt, dürfte man die Strafworte des Erlöſers widmen: „Ihr hebet auf Gottes Wort durch eure Aufſätze und desgleichen thut ihr viel.“ „Wehe euch, die ihr den Schlüſſel der Erkenntniß habt und kommt nicht hinein und wehret Denen, ſo hinein wollen.“ — Jeſus erinnert an: „Wenn du Almoſen giebſt, ſollſt du nicht laſſen von dir poſaunen“; das Poſaunen iſt aber ſehr geſucht und beliebt, um ſich beliebt zu machen dort, wo es einträglich werden kann. — „Ihr ſollt nicht Schätze ſammeln, da ſie die Motten und der Roſt freſſen“, ſo lautet eine ſeiner Regeln; man verehrt aber den flitternden Prunk, um Arges und Verſtocktes zu beſchönigen. Die blinkende Außenſeite verkürzt und verſcheucht Geiſt und Innerlichkeit, ſo daß man gar mancherlei prahlendes und geſchniegeltes Weſen abfertigen möchte mit dem Anruf des Heilands: „Ihr Narren, meinet ihr, daß inwendig rein ſey, wenn es auswendig rein iſt?“ Und wenn dieſe Pfleger des Aeußerlichen den Geiſt vertreiben, das Geiſtige mißachten, weil ſie es ſchon nicht mehr verſtehen, ſo ſagt ihnen Jeſus: „Der Geiſt iſt es, der lebendig macht“; „alle Sünde und Läſterung wird den Menſchen vergeben, nur die Läſterung wider den Geiſt wird ihm nicht vergeben!“

Unterſuche und prüfe ich nach den Ausſprüchen des Erhabenſten, der für kurze Zeit im Dieſſeits weilte, um hier auf den Weg nach dem Jenſeits hinzuweiſen, von Zone zu Zone, werde ich mehr als jemals in die Irre getrieben, weiß nicht, wo ich bei dem echt begründeten und echt thätigen Chriſtenthum einkehren könnte. Gewiß nicht finde ich es dort, wo die neueſte gerühmte Bildung die immerdar feile Genußſucht verbreitete und verſtärkte; denn trotz allem angehängten Blendungsputz ſind vermehrte Habgier und Sinnenluſt nur vermehrte Rohheit, dieſe aber iſt der Gegenſatz des Chriſtlichen. Wo ſoll ich jetzt vereint finden die beſcheidene Genügſamkeit, des Herzens Reinigkeit, des redlich verſtändigen Willens Kraft, des Geiſtes furchtloſe und fruchtbare That, das Geſammtſtreben nach Edlem, das Nähern zu Göttlichem, — wann und wie ſoll ich dies vereint finden, wodurch das Reich Gottes ſich erſchließt allzeit und in Ewigkeit?!

„Ihr Heuchler, des Himmels Geſtalt könnt ihr beurtheilen, könnet ihr nicht auch die Zeichen dieſer Zeit beurtheilen?“ — dieſe Frage des Heilands dürfte ſehr zu beachten ſeyn. Wohl weiß man die üblen Zeichen zu beurtheilen, die Abſichten bemeiſtern ſich jedoch der Einſichten, und — was droht, trifft ja am härteſten nur die Zukunft, jetzt aber lebt man dem Augenblick! Ich habe ehemals die Einfachheit und Stetigkeit deutſcher Zuſtände geſehen in den Familien, die jede für ſich ihre Welt in engem Kreiſe fanden, halfen, wo ſie helfen konnten, eine ſchlimme Welt draußen, wo nicht zu helfen war, ihren Lauf möglichſt ohne Antheil enden ließen. Die Veränderungsjagd der Dünkelkingen hat da gewaltſam eingegriffen, Alles wollte in das Weite und Schrankenloſe, wo man bei der Zerfahrenheit anlangt, nur in ihr Fortſchritte macht, dies aber gleißneriſch durch Lüge und gepflegten Wahn zu verbergen meint. Ich will mir nicht anmaßen, zu weiſſagen, es mag jedoch Jeder „die Zeichen der Zeit beurtheilen“ und ſich ſelber in ſeinem Innern behüten, kämpfe er auch im Aeußern mit der Armuth, da oft nicht das Schaffen und der Fleiß hinlänglich ſchützen gegen die Unzahl der Kramer, die Beides knechten und ſich dadurch zu üppigen Herren machen. Wie gern, wenn ich unbemerkt in düſteren Gemächern das Elend erblicke, möchte ich wer weiß wie Vielen meine Eigenſchaft ſchenken, keine Bedürfniſſe zu haben! Das kann ich nicht, kann dieſe Gebeugten nur bedauern! Ich erfahre, durchwandle ich ungeſehen die Räume, gar oft, wie ſchmerzlich es iſt, jetzt ein Gaſtmahl der die volle Geldkiſte im Hinterhalt habenden Schlemmer vor mir zu haben, und dann den faſt leeren Tiſch noch emſig arbeitender kleiner Handwerker, die bei der Theuerung des Unentbehrlichen des Bettelſtabes ſich einzig dadurch erwehren, daß ſie kaum halb geſättigt auf nicht weichem Lager Träume der Hoffnung ſuchen. Sie erleben nur wenige — herzerſchütternde — Feſttage im Jahr, ſolche nämlich, wo ſie ſich ausnahmsweiſe bei der magerſten Koſt einmal vom Hunger befreien. O, daß vieler Krämer Geldgier ſo ſchamlos geworden iſt! — doch als bedeutungsvolle Offenbarung läßt jetzt die waltende Verſehung in vielen Erdſtrichen neue Goldlager entdecken. Man ſoll durch die Wirkung um ſo deutlicher begreifen, wie der Ueberfluß des Goldes auch den Ueberfluß an Uebeln, das edle Metall nur Unedles vermehrt.

Gern möcht' ich, es wäre nicht wahr, daß anſteckendes Schacher- und Schachertreiben mit ſeinen immer umfangreicher werdenden Hülfsmitteln den ganzen Menſchenwerth dem Kleinlichſten, der Mammonsgier verkauft, das Gemüthliche und Große, das Herz und den Geiſt, am gewaltſamſten behandelt. Wünſchen will ich aber nur, daß der Heiland wiederkomme, mich durch die Gnade des Todes erlöſe. Ich meine, käm' er wieder, er hätte viele ewige Juden auf die Wanderſchaft zu ſchicken, und ſtets gedenken muß ich eines Derwiſches, der mir neulich in der Wüſte begegnete, dem ich mich ſichtbar machte und ihn anredete. Er gab mir Zeichen, daß er gelobt habe, ſchweigend durch die Oede zu ziehen, bei dem Scheiden drückte er mir jedoch ein Blättchen in die Hand, auf dem zu leſen iſt:

„Wer ſieht, was rings geſchieht,
Wer hört, wie arg' bethört
Man denkt,
Zerwühlt und kühl nur fühlt,
Der lenkt
Sich frei nach Wüſtenei,
Die Frieden ſchenkt!“

Ahasverus.

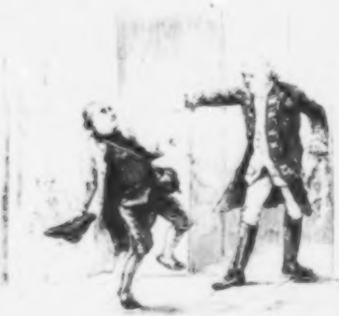
Abenteuer eines Wandergeſellen.

Der General von R., der, wie man zu ſagen pflegt, von der Pike an gedient und mit der feinen Bildung ſich niemals befaßt hatte, war im Jahr 1762 für kurze Zeit Befehlshaber in einer Grenzfeſtung. Er ordnete in Hinſicht auf Reiſende und Thoreingänger die ſtrengſten Maaßregeln an, wonach Jeder, der ſich nicht als unverdächtig mit klarſter Beſtimmtheit ausweiſen konnte, unverzüglich zu ihm gebracht werden mußte. Eines Tages, als eben der General ſich von der Tafel, das heißt von einer noch nachträglich geleerten Flaſche trennte, führten ein Corporal und zwei Soldaten einen jungen Mann zu ihm, dem angeblich ſein Paß verloren gegangen und der laut ſeiner Ausſage ein Handſchuhmacher-Geſell war. Der etwas mehr als gewöhnlich erhitzte General hatte kaum von dem Corporal erfahren, um was es ſich handle, da ſtürzte er in fürchterlicher Wuth auf den zitternd vor ihm ſtehenden Verhafteten zu. „Wie, Spitzbube", fuhr er ihn an, „Du willſt Deinen Paß verloren haben und wagſt es, mir mit dergleichen Finten zu kommen, hältſt mich für ſo dumm, daß ich nicht auf den erſten Blick den Spion in Dir wittern ſollte? Dich trifft ein polniſches Donnerwetter! — Adjutant! fort mit dem Schuft! Der nächſte Pfaff ſoll ihm Abſolution ertheilen, dann mit ihm nach dem Glacis und ohne weitere Umſtände aufgeknüpft!" — Mit einem Zeterſchrei ſank der unglückliche Handſchuh-Vermehrer dem General zu Füßen. „Herr Gott im Himmel!" ſchrie er, „Euer Gnaden und Excellenz wollen einen unglücklichen Menſchen, der nichts, gar nichts verbrochen hat, aufknüpfen laſſen? Ich bin unſchuldig; Erbarmen, Erbarmen!" — „Unſchuldig? Erbarmen?" donnerte der General; „iſt Dein Verbrechen nicht deutlich in Deinem Schelmengeſicht zu leſen? Warte, ich will Dir Dein nichtswürdiges Handwerk legen! — Adjutant! in einer Stunde ausgerückt mit zweihundert Mann, der Schurke ſoll zehnmal auf, zehnmal ab Gaſſen laufen, mit dreimal gewechſelten Ruthen, das wird ihm die Spionirluſt vertreiben!" — „All-ihr Heiligen!" wimmerte der Handſchuhmacher am Boden, „das wäre ja noch ſchrecklicher als der Galgen; wie ſoll ich eine ſo grauſame Strafe aushalten, und warum? Ich bin ja ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind, habe ſchon das Unglück gehabt, meine Brieftaſche mit dem Paſſe und meiner Kundſchaft zu verlieren, und nun ſoll ich noch ſo gräßliche Qualen leiden, ohne zu wiſſen warum und weswegen?" — „Ohne zu wiſſen warum?" eiferte der General; „Du Schubiack Du, weißt nicht warum? Iſt's jetzt Zeit, ſeinen Paß zu verlieren, in Kriegsläuften, an der feindlichen Grenze? Verdammter Kerl, ich werde Dir das Verlieren anſtreichen! — Adjutant, durch zwei Corporale fünfzig Prügel! Beim Teufel, kein einziger ſoll fehlen! das ſoll den Lüderian aufmerkſam machen!" — „Prügel? fünfzig Prügel? Ach, allergnädigſte Excellenz, ich bin in meinem Leben noch

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06990/014

nicht gezüchtigt werden, ich war immer ein braver und ehrlicher Burſche!" ſo jammerte der Bedrohte und der General unterbrach ihn: „Ein ehrlicher Burſche, Du, und haſt keinen Paß? Kreuzteufelsſackerment, an mich ſelbſt Du denken! — Adjutant! der Profoß ſoll ihm Fünfe aufzählen und ihn dann zu allen zehntauſend Teufeln ſchicken!" — „Ach, mein Allmächtiger, das wäre ja noch ſchlimmer!" ſchrie der von Angſt Zermalmte; „da träfe mich das allerbitterſte Unglück! Ich gehöre der ehrſamen Handſchuhmacher-Zunft an, welcher Meiſter nähme mich in Arbeit, wenn es ruchbar würde, mir ſei eine ſolche Schande widerfahren; ich müßte ja gleich in's tiefſte Waſſer ſpringen! Da wäre es ja beſſer, wenn Euer Excellenz auf der Stelle ſelbſt den Stock brauchten!" — „Das iſt ja der unverſchämteſte Lump auf Erden!" wüthete der General mit ſchmetterndem Tone und riß den Knieenden empor — „ich ſelber erſt —! Du willſt mir ſogar Vorſchriften machen?" — und jetzt



flog der Handſchuhmacher zur Thür hinaus, indem der General in der wildeſten Aufregung ihm noch nachrief: „Werft den frechen Lümmel die Treppe hinunter und jagt ihn zum Thor hinaus, damit wir den vermaledeiten Flegel los werden! — Puh!" wandte er ſich, „ſo hab' ich mich lange nicht geärgert!" — Der Handſchuhmacher aber ſprang eiligſt davon und wurde mit einer Schnelligkeit, die nichts zu wünſchen übrig ließ, wohlbehalten zum Hauſe und zum Thor hinaus befördert.

W. Reimann.

Tugend und verſchiedene Eigenſchaften.

„Der Pfad zum Ruhm geht durch Paläſte, zum Glück über Märkte, zur Tugend durch die Wüſte“, ſagen die Chineſen, und dies Sprüchwort hat ſeinen Werth, aber doch in Etwas bedingt. Es iſt wahr, der Kampf für Vaterland und Fürſt, der mit dem Schwerte, wird ſiegenden Feldherren belohnt. Der reichgewordene Handelsmann erlangt Ehr' und Würde, ſelbſt wenn er zu Jenen gehörte, auf Die ſich eine ſchon vor zweitauſend Jahren von Polybius mitgetheilte Erkenntniß anwenden ließe: „Was in Handelsſtädten Vortheil und Gewinn ſichert, iſt über Schande hinweg.“ Wer ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt auszeichnet, hat freilich nicht ſelten ein kümmerliches Leben, aber die Nachwelt ſetzt ihm wohl ein Denkmal, ſey es auch hauptſächlich zum Prunke Derer, die es in Vorſchlag bringen. Gewiß, in welcher Weiſe Ruhm und Glück ihre Gunſt vertheilen oder verſchwenden, wo dieſe Gunſt einkehrte, da huldigen Zeitgenoſſen oder Nachkommen, indeß die Tugend vereinſamt damit zufrieden ſeyn muß, daß — Gott ſie liebt. Sie ſoll aber auch damit zufrieden ſeyn, das fügen wir dem chineſiſchen Sprüchwort als bedingt hinzu. Tugend iſt um ihrer ſelbſt willen zu üben, auch wenn ſie Erfahrungen machte, die an den Denkſpruch eines ſchon längſt vermoderten Herzogs (Auguſt von Lüneburg) erinnern: „Elend nicht ſchad't, wer Tugend hat.“ Die offenkundige Tugend iſt meiſt eine nur ſogenannte, woran es niemals mangelt, und ſogar gute Eigenſchaften ſind nur Pflicht und keineswegs ſchon Tugend, die viel gewichtiger zu erachten als löbliche Eigenſchaften und Fähigkeiten, obwohl Tugend überhaupt nicht zu wägen, weil beſcheidene Verborgenheit ihr Grundſatz iſt. Deshalb läßt ſie ſich auch nicht ſchildern, und daraus, daß die alten Römer für allumfaſſende Tugend das Wort „Virtus“ hatten, darf man entnehmen, daß ſie Virtuoſität, meiſterhafte Ausübung vereinter guten Eigenſchaften ſeyn muß, ſo weit ſich dem Menſchen ein ſolcher Verein ermöglicht. Denn auch der Beſte wird zuweilen mit dem Apoſtel Paulus ausrufen: „Wollen hab' ich wohl, das Vollbringen des Guten find' ich nicht!“ Mit Unermüdlichkeit hat aber der Menſch nach dem Erkennen und Vollbringen des Guten zu ſtreben, und in Dem, was er für das Beſte erkannte, ſich ſelber ſtrenge zu gehorchen, wie denn auch im Allgemeinen Gehorſam Grundlage aller Grundlagen iſt. Wer nicht zu gehorchen braucht, den nennt man unabhängig, wer dann nicht nöthig hat, zu befehlen, der iſt unabhängig, und wer entſchieden ſich ſelbſt gehorchen lernte, der iſt frei; er hat Tugend, iſt mit ihr nicht in der Wüſte, ſondern im eigenen Paradieſe, wo er des äußeren Glückes und der Weltluſt nicht bedarf. Iſt man jetzt ſo vielſeitig in der Irre, kommt dies daher, weil in neueſter Erziehungsweiſe durch den Schwindel falſcher Freiheit der Gehorſam ſo vernachläſſigt wurde, daß er nun in den Lebensverhältniſſen mehr als je den Geſetzen und der Ordnung fehlt. Erzählen wir, wie darüber

Goethe fühlte. Er ſaß nach Tiſche noch mit **Zelter** bei der Weinflaſche, da kam **Goethe's** kleiner Enkel mit ſeinem großen Stammbuch, **Zelter** zu bitten, daß auch er Spruch und Namen eintrage. Es geſchah, der Enkel dankte und las laut die kurze Inſchrift: „Lerne gehorchen!“ — „Das ſind“, ſagte **Goethe**, „die einzigen vernünftigen Worte, die in dem Buche ſtehen. Gehorſam iſt die Wurzel zu dem Inbegriff aller Tugend!“

Wohlthun.

Eine Eigenſchaft muß das Wohlthun ſeyn, ſo innerlich eigen, daß ſie ſich in Acht nimmt, möglichſt von keinem Andern, als Dem aufgeſpürt zu werden, der unſerer Hülfe bedarf. Wenn es ſeyn kann, wäre es auch ihm zu verbergen, denn Wohlthaten annehmen zu müſſen, thut dem Fühlenden nicht wohl, und oft genug wird Undankbarkeit genannt, was Scham zu nennen wäre. Jedenfalls hat hier der Geber ein angenehmeres Empfinden als der Empfänger, denn ſogar bei etwas Mangel ſagt der tüchtige Mann:

„Mäßig Brod und liebend Schätzchen
Können reiches Glück beſcheeren,
Das uns lehrt auf engem Plätzchen
All die and're Welt entbehren.“

Auch in ſolchen beſchränkten Verhältniſſen läßt ſich von dem Tüchtigen noch etwas bewirken durch Rath und That: bei armer Gabe kann ja der Rath reich ſeyn, wie in jener überhaupt nicht das Beſte zu ſuchen, vielmehr darin zu finden iſt, daß dem Gebeugten der Muth und die Kraft zu Ausdauer und Rüſtigkeit geſtärkt werde. — Jetzt erzählen wir von einer doppelten Wohlthat, die der Armuth und Sittlichkeit zugleich nützte und das Andenken eines Verdienſtvollen erneuert. Den innerhalb Friedrich des Großen Regierungszeit thätigen Miniſter v. **Michaelis** beſtürmte ein wucheriſcher Gewinnſucher wegen eines Geſchäfts, das dieſer ſich ſehr einträglich gemacht hatte; der Miniſter zeigte ſich aber dieſer Perſönlichkeit aus guten Gründen nicht geneigt. Als nun der Gewinnſucher wieder einmal ſeinen Zweck nicht erreichen konnte, ließ er bemerkbar auf einem Tiſchchen eine Rolle liegen, die der Miniſter, als er den Bittſteller verabſchiedete, gewahrte. Seine klaren Augen verriethen ihm die Aufſchrift: „100 Friedrichsd'or“, ſogleich rief er den Abgehenden zurück, bat ihn, noch ein paar Augenblicke zu verweilen, und klingelte, damit ſein Kammerdiener käme. Als dieſer eintrat, ergriff der Miniſter die Rolle und ſagte zu dem Kammerdiener: „Bring' Er dieſe hundert Friedrichsd'or dem Armendirectorium, laſſe Er ſich eine Quittung geben und dieſe befördere Er an den vor uns ſtehenden wohlthätigen Herrn, den Er jetzt ſogleich aus dem Hauſe geleitet.“ Nach dieſer Anordnung entfernte ſich der Miniſter und der Gewinnſucher ſchlich gekrümmt davon. Das war — wie vorher ſchon angedeutet, — ein doppeltes Wohlthun von dem Miniſter; es brächte gewiß der ganzen Menſchheit Segen, wenn alle Beſtechungsmittel in ähnlicher Weiſe behandelt und angewendet würden.

Wahrhaftigkeit.

Ein Athenienſer, der vor Gericht des Lügens überwieſen und zu einer Strafe verurtheilt wurde, rief höchſt entrüſtet aus: „Wie könnt Ihr ſagen, daß ich ein freier Mann bin, wenn ich nicht lügen darf?“ — Das war jedenfalls eine freimüthige Aeußerung! Gar Viele verſtehen geheim die Freiheit in ähnlicher Weiſe, Lugs und Trugs genug weiß die Geſetze ſammt den amtlichen Richter zu umgehen. „Corriger la vérité“ — „die Wahrheit verbeſſern“ — ſagte Voltaire im Spottlob, wenn er nicht ſagen wollte: das iſt erlogen, und mit ſeinem Witz rechtfertigte er eigene Abwege vom Wahrhaften, das bei ihm nicht zu den hervorragenden Eigenſchaften gehörte. Das „Verbeſſern der Wahrheit“ iſt jetzt Leit-, Handels- und Mode-Artikel geworden, bis ſogar die Pariſer „Civiliſation“ ſich zur Grundurſache mörderiſchen Kampfes zu machen wußte, was wohl der höchſte Grad des „Verbeſſerns der Wahrheit“ genannt werden dürfte. Die unlauterſten Abſichten mit dem ſauberſten Schein zu verhüllen, reichen die Mäntelchen nirgends mehr hin, und alle Tage hätte Ausverkauf, wer ſolche Mäntelchen feil böte. Die Wahrhaftigkeit ohne Voltaire'ſchen Witz iſt aber, wenn auch zuweilen bedenklich, ſtets eine vortreffliche Eigenſchaft. Wir müſſen jedoch rathen, daß man ſie fürerſt immer im Umgange mit ſich ſelber übe und die Wahrheit ſo nackt als möglich anſchaue, damit die Eitelkeit nicht das Mäntelchen der Heuchelei darüber breite; denn Heuchelei vernichtet jede Fähigkeit für Wahrhaftes, und Parteiſucht bringt es um, hege man ſie für Perſonen oder Verhältniſſe. In ſolcher Beziehung hat das Sprüchwort: „Er lügt wie gedruckt!“ neuerlich in ſich und in der Anwendung erſtaunlich an Boden und Weite gewonnen, betrachte man ſtillen Verkehr oder Oeffentlichkeit. Dieſe erfordert mehr als je bedächtige Sonderung; ſie treibt nicht ſelten mit unzählbar verſchiedenen Anſichten über den einfachſten Gegenſtand ein verlockend Würfelſpiel, weshalb ſchon Swift, nachdem er bei einem Vorfall von zehen Augenzeugen zehen abweichende Berichte gehört hatte, dreiſt behauptete, die eigentlichſte Wahrheit ſey nirgends anzutreffen. Da mag man ſich helfen durch Anleitung einer Fabel des Spaniers Yriarte. Bei einem Gaſtmahl im Garten kam Einer zu ſpät, ſeine Uhr ſollte ihn entſchuldigen: ſie zeigte auf Drei. „Deine Uhr iſt um eine Stunde zurück!“ riefen die Andern; dies zu beweiſen zog Jeder die ſeinige, und nun ſahen ſie gegenſeitig, daß nicht zwei Uhren übereinſtimmten in der Zeitangabe. Keiner wollte nun im Streit an ſeinen Zeigern eine Unrichtigkeit zugeſtehen; da führte der Wirth die Gäſte zu einem genauen Sonnenzeiger, an dem ſich erwies, daß ſämmtlicher Taſchenuhren Zeugniß falſch war. „Meine Freunde“, ſagte dann der Wirth; „wollt Ihr die Wahrheit nach menſchlichem Werk und Begriff richten,

findet Ihr Gewährsmänner für die ſich widerſprechendſten Meinungen. Denkt dabei an Eure Uhren und ſucht die Wahrheit im Einfachen, im Zeugniß der Natur, ſo weit ſie es nach göttlicher Beſtimmung in ſich trägt, und dazu iſt im Sittlichen unſer Gewiſſen ein Zeiger, auf den man ſich verlaſſen kann!“

Klugheit.

„Handel bringt Wandel“, das iſt ein altes Sprüchwort, und der geſteigerte Handels- und Gewinnetrieb hat es dahin gebracht, daß faſt allgemein der irdiſche Vortheil für Klugheit und deren Zweck gilt. Vorüber iſt die Zeit geiſtiger Ideen mit Genügſamkeit, nur noch als unglaubhafte Schilderung findet ſie ſich in der nicht mehr beliebten Idylle. Die Materie, das Sinnliche, bemüht ſich eifrigſt, die Genügſamkeit zu vertreiben, die Anſprüche an äußeres Gut zu mehren und auszubreiten, wodurch das Ideelle, das Seelengeiſtige, niedergedrückt und endlich für nutzlos gehalten wird. Mitunter iſt es auch ſich ſelbſttödtend, indem es der Tagesſchlauheit folgt und ebenfalls ſeinen Vortheil ſucht in Unterthänigkeit vor krankhaften Stimmungen und in pracherndem Prunken. Da ſoll dann das redliche Streben dienſtbar werden oder verhungern; es geht ihm wie einem Hunde, dem der Zuchtmeiſter ein Stück Brod zeigt, ihm zuruft: „Kuſch' dich! ſteh' ſteif! winſ'le! belle!“ — dann das Brod in die Taſche ſteckt mit dem Beſcheid: „Du kannſt das Alles morgen nochmals machen!“ Klugheit iſt gewiß eine gute Eigenſchaft; ſoll ſie es aber ſeyn, muß ſie nicht nur mit Vernunft und Rechtſchaffenheit, ſondern auch mit Wohlwollen verbunden ſeyn. Die Lehre: „Der Klügſte giebt nach!“ darf nicht ſo gedeutet werden, daß Nachgiebigkeit die Zeitſeuche der Vortheilsgier befördern hilft und die pfiffigen Kniffe zur bewunderten Sitte macht, bei der man höchſtens in Wahl der Mittel für das Beſte hält, was am wenigſten ſchlecht iſt. — Die Schwächen der Menſchen ihnen zum Heil benutzen, iſt eine erlaubte Klugheit. Wir können — zum Beiſpiel — den engliſchen Kalendermacher nicht tadeln, der dadurch Glück machte, daß er einmal in den Witterungsanzeigen ganz das Gegentheil drucken ließ von Dem, was der hundertjährige Kalender ſagt, zufällig das Richtigere angab und der ihn zum Propheten erhebenden Menge dann durch die Wahrheit ihr Narrenthum bewies; daß dies Narrenthum bis heut noch unüberwindlich war, iſt nicht ſeine Schuld! Großartigere, zugleich ſchlichte und treuherzige Klugheit bezeugten einſt die Züricher Rathsmänner. Im Schweizerland ließen drohende Gefahren an nachbarlichen Beiſtand denken; es wurden von Zürich aus auch die Straßburger erſucht, dem Bunde der Cantone ſich anzureihen, die Antwort war aber: „Zürich könnte uns nicht nutzen, es liegt Straßburg zu fern.“ Da ließen die Züricher aus hundertundfünfzig Pfund Mehl reich mit Wohlſchmeckendem ausgeſtatteten Brei kochen, vom Feuer hinweg gleich in ein großes Gefäß ſchütten, in dieſem mit Pelzen die Gluth bewahren, und ſo den Brei nach Straßburg ſchiffen, dort einfach anzufragen: ob er noch warm genug ſey? Nach dem Saale des Rathhauſes gebracht, ward er von den Rathsherren mit Behagen gekoſtet, ſehr lange gekoſtet, und die Züricher Boten empfingen dann den Beſcheid: „Straßburg eint ſich zu Eurem Bunde und wird Euch in der Nothzeit zu Hülfe kommen ſo kräftig und heiß wie Euer Brei!“ — Das war mutterwitzige Klugheit zu allgemeinem Wohl und gegenſeitigem Nutzen; eine Klugheit, wie wir ſie bei allem Schickſal den Völkern und Einzelnen wünſchen.

Vertrauen.

Die größten Verluſte und Schmerzen werden uns durch getäuſchtes Vertrauen herbeigeführt; dies hat ſich mit der Verfeinerung der Schlauheit, durch Schärfung des einſeitigen, vernunftloſen Verſtandes vermehrt, indem er die ausgleichende Milde des Herzens unterdrückte. Die Hülfsmittel zum Hintergehen der Redlichkeit ſind mannigfaltiger, die Theilnahme für Hintergangene iſt kaltſinniger geworden, und ſchleicht man ſich nur am Geſetz vorbei, ohne es merklich zu verletzen, hat mißbrauchtes Vertrauen im Uebereinkömmlichen keinen Richter zu fürchten. Oft wird alſo dem Betrug zur Handhabe dienen, wer ſein Vertrauen nicht beſchränken kann; das Sprüchwort: „Die Welt will betrogen ſeyn“, paßt auch nur noch auf Solche, denn gar Viele ſind zu zeitlichklug, als daß ſie nicht lieber ſelbſt betrügen ſollten. Dennoch iſt es höchſt bedenklich, ſtets den Argwohn vorzuſchieben, das giebt ein verbittert Leben. Man hat ſich nach der Lehre zu richten: ſetze alles Vertrauen auf Gott, nicht zu viel auf die Menſchen, nicht zu wenig auf Dich ſelbſt. Mag das Vertrauen wer weiß wie ſehr mißhandelt werden, einzelne Züge müſſen es immer wieder ſtärken. Wir weiſen auf Etwas hin, das ſich vor elf Jahren ereignete. Ein Künſtler war oft um den Lohn für ſeine Arbeit betrogen, endlich in Sorge und Gram von Krankheit befallen worden. Die Erſparniſſe waren aufgezehrt, Schulden angewachſen, und der unglückliche Familienvater ſaß beängſtigt unter den Seinen: denn er ſollte wegen rückſtändiger Miethe ausgepfändet werden. Da trat ein ältlicher Mann in das Zimmer und ſagte: „Mein Herr, ich bin der Sohn Deſſen, der Ihnen vor achtundzwanzig Jahren nah' an vierhundert Thaler ſchuldig blieb; eine Erbſchaft ſetzt mich in den Stand, die Schulden meines Vaters abzutragen, was ich bei Ihnen thue mit Zurechnung der Zinſen, die Sie rechtmäßig zu fordern haben.“ Die freudige Erſchütterung der Familie iſt nicht zu beſchreiben; dem Künſtler war das Vertrauen und die Kraft gerettet, ſein Fleiß wußte das Capital zu vergrößern, und jetzt iſt der Hochbejahrte ein wohlhabender Mann. Sey es nun in den Verhältniſſen des Herzens oder des Betriebes, worin das Vertrauen ſchwinden möchte, glücklich iſt noch, wer davon aus der Vergangenheit auch nur Reſte bewahren konnte, und wir wollen ſtets zu uns ſagen:

Ward auch gar Manches Dir zu Schein,
Was Kopf und Herz erkoren,
An Kraft und Seele halte fest
Nichts geht Dir dann verloren!

Geſundheit.

„Die einzigen und tiefſten Geheimniſſe der Arzneikunſt“, ſo war ein wohlverwahrtes und verſiegeltes Buch bezeichnet, das im Nachlaſſe des berühmten Doctors **Boerhave** bei der Verſteigerung ſeiner Bibliothek ausgeboten und mit 10,000 Gulden bezahlt wurde. Der Käufer glaubte einen Schatz zu haben, entſiegelte haſtig das Buch, fand nichts als leere Blätter und nur auf der erſten Seite war mit großen Buchſtaben geſchrieben: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, ſo kannſt Du aller Aerzte ſpotten.“ Wir haben dieſe Lehre längſt umſonſt, aber gar Mancher büßt es mit Schmerzen und vielem Gelde, daß er ſie immer wieder vergißt. Viel Waſſer trinken und viel Körperbewegung, das iſt auch ein wohlfeiles, vor theuern Recepten ſchützendes Recept; jetzt aber bringt die „Civiliſation“ mit ſich, daß man üppige und überwürzte Mahlzeiten häuft bei verfälſchten ſtarken Getränken, die ſchwach machen. Sprechen wir nur vom Wein; der löſt, wie man ſagt und bemerkt, die Zungen, er ſelbſt hat aber leider keine Zunge, ſonſt würd’ er uns oft wunderliche Dinge erzählen über erlittene Verwandlungen von ſeinem Leben auf den Bergen im Sonnenſchein, bis zur Fahrt in den menſchlichen Magen. Wenn der Wanſt voll iſt, läßt man ſich obendrein lieber vom Räderwerk fortſchleppen als daß man den Füßen die pflichtmäßigen Dienſte erlaubte, wenn man ſie doch hat. Da kommen dann zu wirklichen auch noch eingebildete, manchmal durch Modeanſteckung erzeugte Krankheiten, bei denen es nur kräftigen Willens bedürfte, um geſund zu ſeyn. So hat neulich ein reicher Mann, angeblich in ſolchem Grade gelähmt, daß er aus dem Bett zum Sopha und von da wieder dorthin getragen werden mußte, ſich bei einem Hausbrande dermaßen vortrefflich auf eigenen Füßen gerettet, daß er Anlage zeigte, Kunſtſpringer zu werden, und der ſchon erwähnte berühmte **Boerhave** hatte einſt für unheilbar erklärte Nonnen, die ſämmtlich gegen Abend in Krämpfe verfielen, dadurch, daß er Angeſichts eines glühenden Eiſenſtabes erklärte: er kenne kein anderes Mittel als ein Brennen auf der Herzgrube, wonach eben zur vollſtändigen Geneſung gar kein Mittel nöthig wurde. Können aber Nothwendigkeit und entſchiedener Wille mitunter Krankheit abwehren, iſt doch zu dauernder Geſundheit — gewiß eine ſehr reiche Eigenſchaft! — in Allem, was aufregt, Mäßigung zu empfehlen. Da dieſe aber nicht zu dem verbreiteten Guten gehört, hatte der franzöſiſche Arzt Hecquet nicht unrecht, wenn er oft in die Küchen ging und dort die Köche umarmte, indem er ihnen ſagte: „Freunde, Euch bin ich Dank ſchuldig wegen Eurer großen Rückſicht für die Aerzte; ohne Eure angenehme künſtliche Magenverderberei würde unſre Fakultät bald die Armenhäuſer füllen!“

Sanftmuth.

Neben der Demuth nennt der Heiland Sanftmuth als Eigenſchaft, die zum Vorbilde werden läßt; ſie wirkt ohne Lärm und ohne Entwürdigung auf dem Lebensgange, bewährt ſich mit der Zeit am ſiegreichſten, wo ſie verkannt wird. Sie muß aber in Art und Gründung die echten Wurzeln haben, aus Gefühl und Erfahrung zugleich Herzensgüte geworden, nicht dem Urtheil verfallen ſeyn:

„Die ſanft ſind wie Tauben, dumm gleich den Gänſen,
Die zählet zu ſtumpfen Grethen und Hänſen.“

Die Sanftmuth weiß die Schwächen Anderer mit Geduld zu ertragen, ſie ſelber aber iſt nicht ſchwach, ſondern edelſtark. Sie darf nicht für Schwäche halten, was ſich in Heuchelei aus Vortheilsbetrieb gegen die redliche Kühnheit zur Abhülfe von Uebeln auflehnt; ohne ſich zu verleugnen hat dann auch die Sanftmuth in Ruhe Kühnheit zu zeigen. Wir ſchildern ſie nach dem Apoſtel Paulus:

„Langmüthig, freundlich gleich der Liebe,
Wird Sanftmuth eifern nimmermehr;
Sie jaget, ob man Spott d'rum triebe,
Nicht nach des Stolzes eitler Ehr'.
Ein Unrecht wird ſie nicht verſchulden,
Sie baut der Wahrheit gern den Thron;
Ertragen, hoffen, kämpfen, dulden,
Das kann ſie, iſt ſich ſelber Lohn.“

Einen Beweis von Sanftmuth, die ſich nicht zur Leidenſchaft hinreißen läßt, gab einſt L. Lavater, der im ſechzehnten Jahrhundert als Profeſſor und Prediger in Zürich lebte. Er begleitete in ſeiner Amtspflicht einen zum Tode verurtheilten Verbrecher. Dieſer war auf dem Wege zur Richtſtatt in frecher Wuth, und ſtieß den ihm zuſprechenden Prediger über einen Stein, daß er zu Boden ſtürzte und den Kopf verwundete. Als der blutende Lavater ſich erhob, ſprach er mild und lächelnd: „Bei meinem Heimwege thuſt Du mir das nicht wieder; es ſey Dir verziehen!“ Dies erſchütterte den Uebelthäter ſo, daß er auf die Kniee ſank und flehentlich Abbitte that, dann auch ruhig ſeiner Strafe entgegenging. — Wer den Zorn bewältigen kann, verhindert viel gefährlich Feuer; wer ihn nicht zu bewältigen weiß, iſt nicht gerechtfertigt, wenn er einen Funken hinwirft, der durch einen in Andern erregten Sturm verheerende Feuersbrunſt ausbreitet: nicht der Sturm iſt ſchuld, ſondern der Funken, den die Sanftmuth hätte löſchen können.

Kultur — Bildung.

Kultur oder Bildung beſteht nicht darin, daß man in mehreren Sprachen unterhaltend, ja geiſtreich ſchwatzen und ſchreiben, in Klei-

dern nach Pariſer Mode Hände und Füße zierlich bewegen und ſich vortrefflich verbeugen kann. Gar Manchen, der dies Alles meiſterhaft verſtand, haben wir in unſern Tagen und in verſchiedenen Ländern unter den ärgſten Verbrechern geſehen. Selbſt mit dem glänzendſten Verſtande und mit ſämmtlichen äußeren Geſchicklichkeiten kann Einer der Barbarei angehören, wenn ihm dabei Herz und Gemüth abgeſtumpft wurden. Die gegenwärtige Kultur ſcheint darin zu beſtehen, Unechtes ſo anlockend auszuſtatten, daß es von der leicht verführbaren Menge für Echtes gehalten wird, und nun durch ſolchen vielſeitigen Irrthum die ſchlauen Blender und Blindmacher ihren Vortheil in Sicherheit bringen können. Dies Verfahren, womit man ſogar allerlei Schmutz zu vergolden weiß, verallgemeinert ſich bereits ſo, daß man ſagen darf: je weniger von dieſer Kultur, je mehr von innerer Wahrheit und klarer Tüchtigkeit. In Folge deſſen wird der Redliche bei den Völkern, die unſre abgefeimt Geſchliffenſten Barbaren nennen, in natürlichen Zuſtänden eher Kultur finden als bei den Hochtrabenden, die ſich als Kulturmeiſter, als Helden der „Civiliſation“ brüſten. Im angemaßten Beſitz deſſen, was man Civiliſation nennt, findet man ein derbwahres Wort geſchwind höchſt unſittlich, vollbringt aber eben ſo geſchwind die unſittliche That, dient ſie der Eigenſucht und iſt ſie zu verbergen, zu bemänteln, oder durch Gewalt geltend zu machen. Die Kultur iſt nicht Wenigen nur Ausrüſtung, um auf allen Seitenwegen den Vortheil heraus arbeiten zu können —:

In Wolkenwirbeln Dampf und Staub,
Durch Gier nach Schätzen hart und taub,
Sinn, Sitte wie Gemüth begraben
Im Schwanken zwiſchen „Soll“ und „Haben“. —

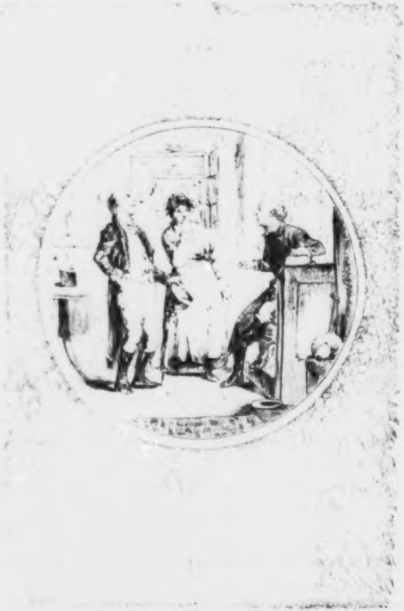
„Was Andere beſitzen, wenn's irgend möglich, gehöre mir!“ das iſt Unzähligen ein ſtiller Grundſatz der im Wenden des Unrechts zu ſcheinbarem Recht ſehr geſchulten Modekultur, die aus dem Lande ſtammt, wo man im Spiel mit Umwälzungen auch die Grundſätze nur der Mode unterwirft. Ein erläuterndes Beiſpiel davon erzählt uns der ältere Berryer. Vor einem Gericht, deſſen Vorſitzer der heftige Demokrat Sermaiſe war, erſchienen zwei Landleute aus Montreuil, die um ein kleines Landgut ſtritten. Der Kläger gründete ſeine Anſprüche auf eine angeblich alte Abtretungs-Urkunde, unzweifelhaft ein neues Machwerk, der Verklagte berief ſich auf den ſeit vielen Jahren ungeſtörten Beſitz. „Wie lange hat dieſer Beſitz gedauert?“ fragte Sermaiſe, und erhielt die Antwort: „Nun, wenigſtens neunzig Jahre, da mein Urgroßvater, mein Großvater, mein Vater und ich ſelbſt das Gut als unſer Eigenthum bewirthſchafteten.“ — „Daran“, entſchied der Richter, „könnt Ihr Euch genügen laſſen. Jeder nach der Reihe! Euer Beſitz, wahrhaftig, hat lange genug gewährt, laßt Euern Nachbar einmal mit Euch abwechſeln!“ — Das iſt eine Anſicht eben ſo kopf- als herzloſer Kultur oder Bildung; die wahrhafte hat ihre Heimath ſicherer im Herzen als im Kopf, in beiden zugleich iſt ſie die würdigſte!

Humor.

Das Leben iſt, wenn man es genau betrachtet, im Gleichgewicht mit dem Traurigen und Luſtigen, denn oft kann jenes luſtig und dieſes traurig ſeyn, wenn ein hellgeiſtiges Auge die Dinge betrachtet und in Allem den Humor, die ſchöne Eigenſchaft unverwüſtlich guter Stimmung, zu ſchirmen weiß. Der Humor kann vom Schickſal fortwährend gehetzt ſeyn, er wird doch nicht müde, bei jeder Gelegenheit lachend dem Schickſal ein Schnippchen zu ſchlagen, und verdüſterten Menſchenkindern ruft er ſtets in verſchiedener Weiſe zu:

„Warum ſo ernſt und ſchwer? —
Rechter Ernſt lächelt mehr!“

Beſchreiben läßt ſich der Humor nie zureichend, weil er bei aller Ausdauer ſehr verſchiedene Farben trägt. Meiſtens iſt er Witz, der durch Miſchung mit dem Gemüthlichen zu eigener Stärkung dient, Unangenehmes erleichtert oder abwehrt, das Thörige oder Unrechte auch wohl ſtraft wie ein „ſüßer Narr“, um einen Ausdruck Shakſpeare's zu gebrauchen. Näher muß man ihn ſich ſelbſt erklären, wozu die folgenden flüchtigen Züge dienen mögen. — Wenn Einer in geſellſchaftlichem Kreiſe nach ſtundenlanger Unterhaltung über Träume, die angeblich in Erfüllung gingen, von dem Langweiligen ſich befreite durch die Aeußerung: „Mir träumte einmal, ich hätte mich erſchoſſen, und am Morgen fand ich mich wirklich todt!“ ſo iſt dies Humor, ob auch leichter Art. — Als ein junger Maler einen wucheriſchen Schuft ſtrafbar behandelt hatte und der Anwalt den Beklagten vor der Verurtheilung zum Gefängniß dadurch ſchützen wollte, daß er es ihm nahe legte, zu ſagen: er ſey zuweilen durch Krankheit verſtört, entgegnete der Maler lachend: „Ich habe auf unrechtem Wege das Rechte gethan, befand mich aber damals und befinde mich ſtets ſo wohl, daß man mich hinrichten könnte ohne Nachtheil für meine Geſundheit.“ Sein Urtheil vernehmend ging er mit gleichem Humor in's Gefängniß und wieder heraus. — Eine hübſche, aber ſtörrige Pachtersfrau wollte geſchieden ſeyn und gab die Dummheit ihres Mannes als Urſache an. Bei dem eingeleiteten Sühneverſuch ſtand das Ehepaar vor dem Dorfpaſtor, der eindringlich ſprach, die grollende Frau blieb jedoch hartnäckig. Da ſagte zuletzt der Geiſtliche: „Werthe Frau, der Richter wird Euch fragen: habt Ihr Eigenſinnige Eures Mannes Dummheit erſt dadurch erkannt, weil er Euch geheirathet hat? Da wäre Eure Urſache ſein Unglück, aber Euch kein Grund, und ich müßte nun von Eurem Mann erfahren, ob er von Euch Trotzkopf geſchieden ſeyn will, ob nicht. Sagt er „Ja!“ ſo iſt dies ſehr klug und ich kann Eure Angabe der Dummheit nicht gelten laſſen, alſo nicht ſcheiden. Sagt er „Nein!“ ſo wäre ſeine Dummheit erwieſen, aber ſeine Weigerung zwingt Euch, ihn zu behalten, wenn er Euch keinen andern Anlaß zur Klage giebt; Ihr ſeht alſo, daß Ihr ihn jetzt auf keine Weiſe los werdet!“ — Der Pachter konnte nach dieſer Auslegung ein derbes Gelächter nicht unterdrücken, die Frau ſtand ver-



dutzt, mußte aber bald mitlachen, ſagte dann: „Am Ende iſt er klüger als ich!“ — und der Paſtor legte mit innigen Worten die Hände des Paares wieder ineinander. Da half alſo der Humor; — wie aber erzeugt und bewahrt man ihn? Das lehren wenige Worte:

Den Pflichten treu
Und im Gewiſſen rein,
Wird ſonder Scheu
Humor ſtets bei Dir ſeyn!

Geduld.

„Geduld, an Troſt nie arm, beſieget Sorg' und Harm!“ — Geduld iſt die Mutter der Zufriedenheit, deren Beiſteuern zu erſprießlicher Thätigkeit unerſchöpflich ſind, wenn man geziemend nebenher warten lernte, nichts begehrt, was dem Recht und der Wohlfahrt verdächtig ſeyn könnte. Mit der Geduld darf man ſich auf Gegenwart und Zukunft verlaſſen, mit ihr, wollte das Begehren einmal über die Grenze, kommt auch die Ueberlegung, ſchenkt man nur der Geduld noch etwas Geduld. Dazu mag folgendes Gleichniß vielleicht der Empfehlung werth ſeyn:

Ein Apfel hing in mein Gehöft,
Ich hätt' ihn gern verzehren mögen;
Doch er hing jetzt noch mir zu weit:
Geduld nur! — Alles bringt die Zeit.

Ich reckte mir die Schultern aus
Und machte gar verweg'ne Sprünge —
Wer iſt zum Schmauſen nicht bereit? —
Geduld nur! — Alles bringt die Zeit.

Umſonſt blinzt' ich den Rothkopf an,
Bedenkend, wie ich ihn erfaſſe;
Mein Blick blieb nutzlos ihm geweiht:
Geduld nur! — Alles bringt die Zeit.

Wie ich noch ſinne voller Gier,
Das Waſſer läuft im Mund zuſammen —
Potz Blitz! da werd' ich ſchnell geſcheidt:
Geduld nur! — Alles bringt die Zeit.

Iſt erſt der ſchöne Apfel reif,
So fällt er; — doch ich überlege,
Daß niemals unrecht Gut gedeiht:
Geduld nur! — Alles bringt die Zeit.

Der Apfel hängt in mein Gehöft,
Doch iſt er Eigenthum des Nachbars; —
Gegönnt ſey er ihm ohne Neid:
Geduld bringt Recht zu rechter Zeit!

Glaube.

In ſeiner Echtheit iſt der Glaube, ſey er kindlich ohne Forſchung oder habe er durch dieſe die Grenze des menſchlichen Wiſſens erkannt, keine Demüthigung des echten Verſtandes, nicht bloß ein Beſchwichtigen für die Räthſel der Seele und des Herzens. Der Glaube iſt Kraft, Frucht und Segen des Himmels, Bürgſchaft für inneren Frieden, für tröſtende Sicherheit in allen Stürmen des Erdenlebens und für die Hoffnung darüber hinaus. Wer ſich losſagt von dem Glauben, wer den eigenen Geiſt als einzige Stütze betrachtet, der wird einſt an ihr zuſammenbrechen, nur ſelbſtſtändig ſeyn wie ein Glied, das er etwa vom Körper trennt, damit es eine Hand, ein Fuß, ein Auge für ſich ſelbſt ſey, nun aber nichtig geworden iſt. Erklären zu wollen, was Alles durch den Glauben gewonnen wird, außer der Demuth und Zuflucht vor dem Unheil des Daſeyns, dazu reicht kein Verſtand hin; deſſen äußerſte Schärfe, iſt ſie geſund und redlich, ſagt endlich nur, daß man Glauben haben, ihn in kindlicher Ergebung haben muß. Die Meinung, man könne ihn entbehren, iſt vernunftloſe Schwäche, die ſich mit eingebildeter Rieſenſtärke nicht vor dem gefährlichen Taumel und Fall zu ſchützen vermag. Noth lehrt glauben und beten — es iſt beſſer, man lehrt ſich: Glauben und Gebet ſind noth, um ſich vor harter Lehre zu hüten. — Denken wir dabei an Melanchton. Er und ſeine Freunde befanden ſich in großer Gefahr: ſie ſollten in Heilbronn verhaftet werden. Verſtört von Unruhe lief Melanchton im ganzen Hauſe herum, irgendwo Troſt zu finden; da erblickte er in der Ecke des Flurs eine junge Frau, die zu ſeinen Glaubensgenoſſen gehörte, und deren Schickſal mit zu erdulden hatte. Ruhig ſchälte ſie Rüben, tränkte ihr Kind an der Bruſt und betete:

„Laß mich, Gott-Vater, nie von Wegen,
Wo einig wir die Frommen ſeh'n;
Dorten ſchick'ſt Du nichts entgegen,
Dem wir nicht freudig dürften fleh'n.
Herr, mein Gott, auf Deinen Wegen
Biſt ſtetig Du mir zugeneigt;
Will die Hölle frech ſich regen,
Ein Hauch von Dir macht, daß ſie ſchweigt!"

„Wie ſehr beſchämt mich dieſe Frau!" ſagte nun Melanchton; ſie verrichtet in ihrem Glauben drei gute Werke, und ich fand nicht Rath zu einem. Wende dich von mir, ſündlich Zagen, und vertrauen wir in guter Sache Gottes Walten!" — Das mag Jeder mit Tüchtigkeit in ſeinem Beruf thun und dem ſtolzen Glaubensverächter erwiedern:

Sey Dein Verſtand auch noch ſo tief,
Er hat das Tiefſte nie vernommen;
Verarmet muß er mit dem Bettelbrief
Doch endlich zu dem Glauben kommen!

Charakter.

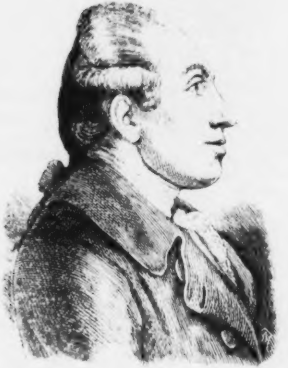
Wer mit Erfahrung um ſich ſchaut und hört, der weiß, man verabgöttert oder verſatant oft nach Muſtern heimlicher oder öffentlicher

Stimmen, die ſich nicht ſelten vernehmen laſſen in lohnſüchtigen, auch wohl ſchon beſoldeten Anſichten. Fahrläſſigkeit und Zerſtreuungstrieb brauchen die Meinungen Anderer als Krücken, halten das Selbſtdenken für Laſt, die Selbſtſtändigkeit für ermüdend. Bei den Zuſtänden und Zweifeln fragt der Tüchtige ſich immer zuerſt und nur Schwächlinge unterwerfen ſich dem Eingeblaſenen. Da haftet kein Charakter, denn der iſt ſich ſelber Alles; er hat den Muth, zu wirken, dann die Kraft, zu entbehren, müßte er ſich verleugnen, um zu empfangen. — Der in Armuth zufriedene Geſchichtſchreiber Anquetil, der furchtlos Gewaltthaten für ſolche erklärte dem Götzen franzöſiſcher Eitelkeit gegenüber, als man ihm rieth: „Lobe doch wie Andere, das hilft Dir aus der Noth!“ antwortete: „Meine tägliche Einnahme beträgt 25 Centimen, damit hab' ich Ueberfluß, kann allenfalls dem übermüthigen Sieger von Marengo und Auſterlitz jeden Tag noch ein paar abgeben; üppig Leben verlang' ich nicht, und zu gutem Sterben brauch' ich ihn nicht!“ Bis in ſein vierundachtzigſtes Jahr bei Geſundheit vergnügt, bemerkte er kurz vor dem Tode: „Seht hier einen, der noch bei Lebensluſt heiter ſtirbt!“ Das iſt Charakter! Er muß dem Einzelnen aus dem Eigenen erwachſen, ganz ebenſo der Charakter eines Volks; wo Nachahmen und Nachſchwatzen heimiſch wurden, da iſt weder Charakter noch begründete Bildung. Auch dieſe wurzelt nur im Eigenthümlichen, angehängtes Flitterwerk verunſtaltet ſie; Flitterwerk ſagten wir, denn Echtes und Rechtes kann allzeit von Allen angenommen werden. Dagegen ſich zu wehren, hieße Eigenſinn, nicht Charakter, nicht deſſen Conſequenz (Folgerichtigkeit); folgerichtig iſt hier: Das Beſſere dem Guten voranzuſtellen und dadurch den Charakter zu läutern. — Man kann bei geringer Kultur Charakter und Tugendgefühl haben, niemals aber Kultur ohne Charakter und Tugendkraft. Dies belegen wir ebenfalls mit einem Geſchichtchen. Einem Lordsvetter, nicht ohne Wiſſen und Talent, begierig nach einem Sitz im Unterhauſe, empfahl man zum Stimmgeber einen wohlbeleibten Fleiſcher. Jener beſucht ihn; der Fleiſcher raucht ruhig eine Cigarre und erwiedert alle Höflichkeit mit mürriſcher Rede und Geberde, endlich nöthigt er zum Sitzen. Während des Geſprächs zernagt ein junger Hund den Rockſchoß des fremden Herrn, ein ungezogener Sprößling des Schlächters verzehrt ein Stück Pökelfleiſch und bedient ſich der Lende des Lordvetters als Tiſch: er läßt es wie ungeſehen. „Als Freunde des engliſchen Volks müſſen wir auf deſſen Wohl aus einem Glaſe trinken!“ ſpricht der Schlächter, und der Stimmbewerber ſchlürft den Reſt aus dem Glaſe. Endlich nimmt Jener die Cigarre aus dem Munde, ſie mit dem Lordsvetter zu theilen, und als dieſer, ſich überwindend, auch darauf eingehen will, ſagt der Schlächter: „Entfernen Sie ſich! Wer mit ſolcher Niedrigkeit Stimme des Volks ſeyn will, dem verweigere ich die meinige. Mein Gewiſſen widerſetzt ſich, und wer mit dieſem in Streit geräth, iſt immer im Unrecht!“ — Da war der Charakter bei dem nicht Neugebildeten und bei dem vornehmen Herrn voll Kenntniß und Talent herrſchte charakterloſe Gemeinheit!

Johann Jakob Engel.

Der Geburtsort Johann Jakob Engel's iſt Parchim in Mecklenburg, wo ſein Vater, ein Mann heller Einſicht, ſittlichen Ernſtes und heiteren Geiſtes, Prediger war. Der Sohn wurde am 11. September 1741 geboren, empfing im Gymnaſium Roſtock's Schulunterricht und ſtudirte auf der dortigen Univerſität nach dem Willen der Eltern Theologie. Er predigte bereits zur Zufriedenheit ſeiner Zuhörer, als ein jetzt völlig vergeſſener und auch hier der Vergeſſenheit überlaſſener Profeſſor in Roſtock das Scheinfromme, die Frömmelei, in Aufnahme zu bringen wußte. Dieſe oft wiederkehrende Modefärbung des Heiligen widerte unſern Johann Jakob ſo an, daß er der Kanzel entſagte und in Bützow bei dem geſchätzten Tetens ſich der Matheſis und Philoſophie widmete, das heißt der Wiſſenſchaft und Wahrheit in möglichſt begründeter Erkenntniß. Nach dem Tode ſeines Vaters mehr Herr eigener Beſtimmung wanderte er, unterſtützt von ſeiner liebenswürdig ſorgenden Mutter, nach Leipzig (1764), nährte ſich dort theils durch Lehrſtunden, theils durch Vorleſungen, und bildete ſich aus im freundſchaftlichen Umgange mit den verdienteſten Gelehrten und Künſtlern, mit Erneſti, Weiße, Zollikofer, Adelung, Plattner, Oeſer, Hiller und Andern. So erweiterte ſich Engel's Erfahrung im Kreiſe von Menſchen mancherlei Art und Strebens bis zur geläuterten Auffaſſung der wirklichen Welt. — Im Jahr 1769 wurde Engel Leipziger Magiſter und ſollte Profeſſor der Philoſophie werden, hielt ſich aber nicht für geſchickt genug zum Lehrer der Jugend, was er ſpäter als Profeſſor an Berlin's Joachimsthalſchen Gymnaſium glänzend widerlegte.

In Leipzig flößte ihm die Koch'ſche und Seyler'ſche Schaubühne Liebe zum Theater ein; er beſuchte die Vorſtellungen, ſo oft es geſchehen konnte, erwarb ſich allmälig genauere Kenntniß vom Theaterweſen und ſchrieb (1769) das Schauſpiel: „Der dankbare Sohn", das zu jener Zeit, wie ſein Luſtſpiel: „Der Edelknabe", auf allen deutſchen und überſetzt auf mehreren auswärtigen Bühnen beifällige Aufnahme fand. „Es gab damals" — ſagt Nicolai in ſeiner „Gedächtnißſchrift für Johann Jakob Engel" (Berlin, 1806) — „noch keine hoch daher fahrende Meinungs-Genoſſenſchaft, welche vorgab, durch Einfachheit und natürliche Ausführung werde ein dramatiſches Stück gemein und verächtlich." Eine Anſpielung auf die ebenſo anmaßliche als unbeſonnene Fehde der das Fremde überſchätzenden Schlegel



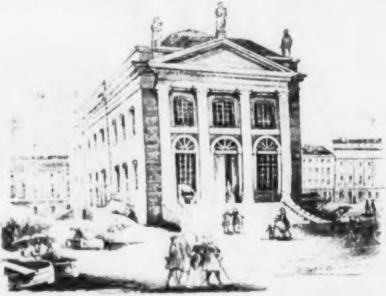
und ihre [illegible] gegen Schauſpiele, welche das Deutſcheigenthümliche in ſich trugen.

Im Jahre 1773 berief man **Engel** nach Berlin an das Joachimsthalſche Gymnaſium. Der ſächſiſche Miniſter von Gutſchmidt gab ſich Mühe, ihn in Leipzig zu feſſeln, da kam ein zweiter Ruf von Berlin, dem **Engel** folgte, als er den erſten Band ſeines trefflichen Werks: „Der Philoſoph für die Welt“ hatte erſcheinen laſſen.

Daß **Engel** einer der vorzüglichſten Lehrer am genannten Gymnaſium war, dafür ſprechen alle Zeugniſſe und mehrere, die Schulzwecke fördernde Schriften. Anerkennung und Achtung blieben nicht aus, und welchen Einfluß ſeine Thätigkeit ſich gewann, bezeugt der ihm ertheilte Auftrag, dem Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm III, Vorträge zu halten über Philoſophie und Moral. Das geſchah 1787, und **Engel** wurde genöthigt, auch andern Prinzen und Prinzeſſinnen in ähnlichen Vorträgen nützlich zu werden. — Aus den Tagen, da er Lehrer des Kronprinzen war, hat er uns einen bedeutungsreichen Zug aufbewahrt. Der Prinz Heinrich, Bruder Friedrich's II, erſchien unerwartet während des Unterrichts; der Kronprinz ſtellte ihm den Profeſſor vor mit Hinzufügung einiger ehrenvollen Worte „für den berühmten Philoſophen!“ In franzöſiſcher Sprache erwiederte Prinz Heinrich: „Herr Engel? Herr Engel? Ich glaube irgendwo von einem gewiſſen Herrn Engel gehört zu haben. Wäre dies der Verfaſſer des vortrefflichen Stücks von den beiden Pagen, das ich in Paris aufführen ſah und das den größten Erfolg hatte?“ Nach dem Ja auf dieſe Frage ward der Prinz unerſchöpflich in Lobeserhebung, freute ſich, daß der hoffnungsvolle königliche Zögling das Glück habe, von einem ſo berühmten Mann unterrichtet zu werden, und äußerte ſich auch weiter noch höchſt günſtig. Engel erzählte dies Begebniß mit dem Zuſatz: „Ich war mehr gebeugt als erfreut, denn welch einen Umweg hat mein Bischen Celebrität machen müſſen, bis ſie zu den Ohren des Fürſten kam, mit dem ich doch ſeit ſo vielen Jahren in derſelben Stadt lebte!“

Im Jahre 1787 zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften erwählt, ſchrieb Engel mehrere Abhandlungen, unter denen beſonders die „Ueber das Licht“ Aufſehen erregte. Unterdeß waren bei den perſönlichen Beziehungen zur königlichen Familie ſeine Anſichten über das Theaterweſen geltend geworden, und Friedrich Wilhelm II, der — nach eigenem Ausdruck — ein „deutſches Hoftheater“ begründen wollte, übertrug unſerem Engel, in Verbindung mit Ramler, die Aufſicht über die deutſche Schaubühne. Beide wurden (1787) zu Theater-Directoren ernannt, doch hatte Engel bald die alleinige Verwaltung und glaubte durchſetzen zu können, was er im Sinne trug, nämlich die Eigenthümlichkeit unſeres Volks herrſchend zu machen. In ſtrenger Gradheit ſeinen Zweck verfolgend, ſtieß er jedoch überall auf Hinderniſſe, die vielleicht geringer waren, hätte er mit ſeiner Spannkraft etwas Schmiegſamkeit für die reizbaren Schwächen des Theatervölkchens vereinigt. Gewiß war er zum Theater-Direktor ausgerüſtet mit den erforderlichen Geiſtesgaben, betrieb aber das Gute und Rechte ſo eilig, daß die Schauſpieler und Schauſpielerinnen bei den beſten Anordnungen über Gewaltſtreiche klagten. Begreiflich iſt es alſo, daß man ihn im Unmuth ſagen hörte: „Der Engel hat Geſetze gegeben, aber kein Teufel von Comödiant will ſie halten. Und was wollen dieſe hohlen Leute ſpielen? Nichts als was für die Lungen der Marktſchreier paßt und wobei ſie Hände und Füße zu Windmühlenflügeln machen können. Giebt ein Drama nicht Gelegenheit zu ſolchen Experimenten, taugt's ihnen nichts, denn das Vortrefflichſte iſt aufgeblaſenen Stümpern das Langweiligſte und das Feinſte widerſteht ihnen, weil es nicht zu Eſelsfutter taugt.“ —

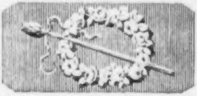
Engel wehrte es auch ab, den äußeren Flitterſtaat bei der Bühne zu begünſtigen; er wußte: in der Einfachheit wohnt der Geiſt am würdigſten und dem Prunk entflieht er. Man darf auch nur das damalige Berliner Schauſpielhaus betrachten, um auf den Gedanken zu kommen, daß dort die Schauſpielkunſt durch ſich ſelber beſtehen und wirken, ſich nicht der Krücken bedienen ſollte, durch welche Dichtung, Schauſpieler und die Geſchmacksrichtung der Zuſchauer zugleich hinfällig werden. Die Abbildungen jenes Hauſes ſind ſehr ſelten geworden und ſo mag eine Erinnerung daran gerechtfertigt ſeyn.



Das Einfache begann indeß ſchon zu weichen bei der beliebigen Zügelloſigkeit der franzöſiſchen Revolutionswirren, die überall Zügelloſigkeit ſteigerten, und der, mit dem Erfolg nicht im Verhältniß bleibenden Mühen überdrüſſig, ließ Engel zuletzt die Dinge gehen, wie ſie eben gehen konnten; nach ſechs Jahren (Ende 1793) ging er dann ſelbſt und lebte ſtill ſchaffend in ſeiner Vaterſtadt Parchim. Hier beſchäftigte er ſich mit ſeinem „Lorenz Stark", ein herrlich ſchlichtes Lebensbild, zu welchem ihm beſonders der Vater ſeiner Mutter, der Kaufmann und Rathsherr Braſch in Parchim, den Stoff gegeben hatte; ein Mann, den Engel ſtets als ein Muſterbild im Andenken feſthielt. Auch ein ganz neues Werk, den „Fürſtenſpiegel", vollendete er während ſeines Aufenthalts in Mecklenburg; es iſt eine Zuſammentragung der Gedanken, die er bei den früher erwähnten Verträgen entwickelte, und Engel zeigt ſich hier in ſo edelherzigem Freimuth, wie er allen Schriftſtellern zu wünſchen wäre. Seinen wertheſten Werken reihen ſich die „Ideen zu einer Mimik" an, denn vor ihm hatte kein Volk eine ſo tiefeingehende Behandlung dieſes Gegenſtandes aufzuweiſen. Uebrigens läßt ſich auf alle Schriften von Engel anwenden, was Nicolai ſagt: „Es athmet in ihnen ein freier Geiſt, dem ſich die feinen, ſcharfſinnigen Bemerkungen, die anmuthigen Einkleidungen ungezwungen, gleichſam von ſelbſt darbieten." — Friedrich Wilhelm III rief im Jahre 1798 ſeinen ehemaligen Lehrer nach Berlin zurück und ſtellte ihn durch ein Ehrengehalt ſo, daß Engel nur ſeinen Beſtrebungen zu dienen brauchte; er war aber ſchon kränklich und ſtarb am 28. Juni 1802 in ſeiner Vaterſtadt, wohin er gereiſt war, um ſeine alte Mutter noch einmal zu ſehen.

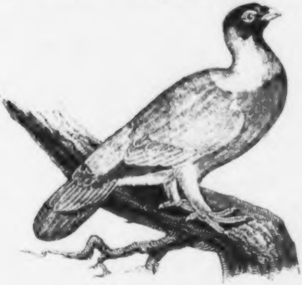
Zu dem ihm gebührenden Ruhm gehört auch der ſeiner Beſcheidenheit. Noch im Jahre 1798 ſchrieb Engel einem Freunde: „Das Mißtrauen zu meinen Kräften und zu meinem Schickſal iſt ſo alt als ich ſelbſt; es iſt ein Uebel, das ich trage, ohne es jetzt noch zu empfinden, und vielleicht iſt es mehr ein Gut als ein Uebel. Ich möchte wenigſtens das Vertrauen ſo manches Schwachkopfs zu ſeinen Kräften nicht haben."

Was er dem Theater war, läßt ſich entnehmen aus der Vorrede Babo's zu ſeinem „Otto von Wittelsbach". Er preiſt öffentlich die von Engel herrührenden Verbeſſerungen dieſes Drama's, was dem Belobten nicht einmal angenehm war, weil er das Gute lieber im Stillen that. Konnte er mit ſeiner Richtung bei der Bühne nicht durchgreifen, ſo ſtimmten doch ſein Wunſch und ſein Rath damit überein, Iffland für Berlin zu gewinnen, der offenbar und mit mehr Vorſicht und Glück auf dem Wege fortſchritt, den Engel angebahnt hatte. — Auch ſein Teſtament iſt merkwürdig. Er giebt in demſelben ſeiner Mutter zurück, was er von ſeinem Vater und Bruder geerbt hatte, weil er ſich nur für berechtigt hielt, über ſein ſelbſt erworbenes Vermögen zu verfügen. Den Ertrag ſeiner hinterlaſſenen Schriften vermachte er einigen guten Bekannten, und den aus dem Verkauf ſeines Hausgeräths — er betrug etwas über 300 Thaler — den würdigſten unter den bedürftigen Schülern des Joachimsthalſchen Gymnaſiums. — Engel ruht auf dem Kirchhofe Parchims; Jünglinge trugen ſeine irdiſche Hülle dorthin, und die Jungfrauen ſtreuten bei dem Geſange: „Wie ſie ſo ſanft ruh'n alle die Seligen!" auf ſein Grab weiße Roſen. Sie ſind verwelkt, aber die Geiſtesblüthen, die uns der Verewigte gab, werden ſich friſcher erhalten über ſeinem Grabe, wenn die Deutſchen wieder mehr ruhige Beſchaulichkeit haben für Das, was ſie an geiſtigem Nachlaß ſolcher Männer beſitzen, die ihnen nicht alle Tage genannt werden. **Fr. Schulz.**



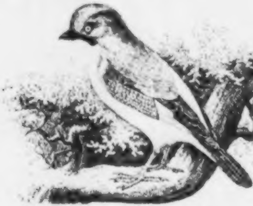
Heimiſche und fremde Vögel.

(Humoriſtiſche Naturgeſchichte. Fortſetzung zu den Jahrgängen 1851 – 1856.)



Der Auerhahn.

Nicht nur unter ſeinen Verwandten, den Waldhühnern, ſondern unter allen Vögeln iſt der Auerhahn einer der größten. Er fühlt ſich auch, nach ſeiner Haltung zu urtheilen, in Anſehen, **Würde** und Werth. Dies wird vielleicht durch ſeinen ſogenannten **Kehlbart** unterſtützt, da wir in neuerer Zeit wahrgenommen haben, daß verſchiedene Häuflein von Parteigängern den Eindruck ihrer Vorzüglichkeit ebenfalls durch den Kehlbart verſtärken wollen. Der Auerhahn ſtrebt nach Erhebung, man ſieht ihn meiſt auf hohen Bäumen, und wenn er die Erde berührt, wird es auch auf einer Höhe ſeyn. Erhebung beabſichtigen Parteibrüder nicht minder, indem ſie glauben, Alle, die ſich nicht ihnen anſchließen, überſehen zu müſſen, was ſie betriebſamlichſt verſuchen. Mit ſeinem Schweif macht der Auerhahn fächer- und radförmige Bewegungen; indem er dies thut, trippelt er wie tanzend hin und her bei Tönen, die man das Knappen nennt. Es ſind klappernde Laute zu ſeinem Ballet, ſo daß ungeheure Gelehrte, wenn nicht beweiſen, doch muthmaßen könnten, die Caſtagnetten der Tänzer und Tänzerinnen wären Nachahmung der Klapperei des Auerhahns. Die Muthmaßung ließe ſich noch fortſetzen, denn der Auerhahn ſteigert dies Klappern; — er mag ahnen, daß es nicht nur zum Hand-, ſondern auch zum Fußwerk gehört. Es wird ſchneller und immer ſchneller, wobei lang ausgehaltene Töne mit ſpringenden Abſätzen wechſeln, und zuletzt endigt der ungewöhnlich ausgiebige Lärm plötzlich in einem Hauptſchlag. Das ſtimmt mit dem Verfahren zeitgemäßer Componiſten überein, und verwegenes Muthmaßen könnte nun zu der Behauptung führen, der Auerhahn habe das Seinige beigetragen, um ſolche Componiſten, die der Melodie abhold ſind, gern jedoch das Sprüchwort vom Klappern beachten, über Stil und Zeitmaaße heutiger Compoſition zu belehren. Noch weiter ſogar iſt dieſe Behauptung zu fördern, wenn man erfährt, jenem Lärm folge nicht ſelten noch ein Schleifen und Wetzen der Töne in ſo anſtrengendem Raſen, daß an dem Auerhahn Alles bebt, er zuletzt erſcheint, als ob er durch ſeine Kunſt völlig der Sinne beraubt und ſo muſiktoll geworden ſey wie die erhabenſte Tagesbildung. Dies ereignet ſich an dem Auerhahn beſonders bei ſeiner leidenſchaftlichen Liebe, wie es dem Hauptinhalt faſt ſämmtlicher Opern zuſagt. Auch „Saiſon" hält der Auerhahn; er ſpendet ſeine Kunſt nur etwa vier Monate im Jahr, in den andern acht Monaten bleibt er ſtumm, ausgenommen einen einzigen Laut, den ihm zuweilen der Grimm auspreßt. — Wie günſtig für den Auerhahn bisher unſere Schilderung geweſen ſeyn mag, die Wahrheit zwingt uns zu dem angehängten Bekenntniß, daß die Naturgeſchichtler ihn keinesweges zu den klugen Vögeln zählen, ſie nennen ihn gradhin „dumm und trotzig", und wird einer gegen den andern zornig, iſt beſagter Vogel, ſonſt ſcheu und ſchwer zu erreichen, ganz bequem mit den Händen zu greifen. Daß man durch Zorn und Trotz den Ruf der Dummheit erwerben und in die Gewalt ſeiner Feinde fallen kann, iſt eine alte Erfahrung, die gewiß ſchon oft gemacht war, ehe Euripides ſagte: „Wer leicht dem Zorn willfahret, wird ſchlimm endigen."

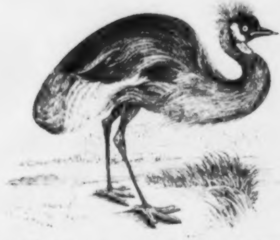


Der Eichelhäher.

Von dem Geſchlecht der Häher iſt dies der einzige, den man in Deutſchland kennt und hier brachte er es noch nicht zu einem durchgreifenden Namen. In jedem Gau hat er einen andern, und hinſichtlich der Menge ſeiner Namen wird ſich ſelten ein Vagabund mit ihm meſſen können, wie oft und beliebig er, um den Steckbriefen auszuweichen, nicht ſo heißen mag wie ſein Vater. Den Eichelhäher nennt man auch Nußbeißer, Nußbrecher, Nußhacker, Nußknacker, Nußkrähe, Nußkratſcher, Nußpicker, Staarheher, Tannenheher, Tannenkrähe, Harrniſch, Herrebuſch, Markolph, Eichelhabicht, Bergkrähe und Holzſchreie. Nach einem vorzeitigen Erläuterer (Commentator) des Ariſtoteles ſoll dieſer auch mit der Bezeichnung „**Sitta**" den bei uns vielnamigen Vogel gemeint haben, damit an den Papagei erinnernd, weil der Eichelhäher „Allerlei ſchwatzen lernet, ſo man ihn jung abrichtet." Daß Ariſtoteles ſein „**Sitta**" ſo gemeint hat, iſt möglich — obſchon gar Vieles, was Commentatoren behaupten, nicht möglich iſt — doch erwiedert bereits ein ebenfalls vorzeitiger Gegner: „es reime ſich nicht wohl Dasjenige, was Ariſtoteles von dem **Sitta** ſagt, auf den Eichelhäher." Dieſer Gegner geräth ſogar in eine allgemeine Grobheit gegen „Commentatoren", indem er bemerkt: „So man dieſem Worte, wie es ab und zu gebräuchlich, nach dem Verbum comment**iren** eine deutſche Endigung verleibet, demzufolge im Subſtantivum Comment**irer** ſaget, weiſet das Mentirer auf ein Stammwort hin, welches lügen heißet, und nicht gar ſpärlich dürfte man Commentirer im unhöflichen Deutſch Mitlügner benamſen.“ Damit wir uns nicht in oberflächliche Gelehrſamkeit vertiefen, wollen wir indeß dem Eichelhäher ſchnell ſein Recht zukommen laſſen. Er lernt wirklich „Allerlei ſchwatzen, ſo man ihn jung abrichtet“, und ohne Abrichtung ahmt er Töne nach, die er in der Berg-, Wald- und Feldfreiheit erlauſcht. Er kann wiehern wie ein Füllen, meckern gleich der Ziege, klappern wie eine Mühle; er ahmt das Schärfen der Senſe und Säge, auch deren raſſelndes Einſchneiden nach, und wird vermöge dieſes Talents der Nachahmung „ſehr poſſierlich.“ — „Er iſt der einzige Häher, den man in Deutſchland kennt“, ſagt die Naturgeſchichte. Warum er gerade der einzige ſeines Geſchlechts iſt, der bei uns verweilt? — Will er ſich etwa vervollkommnen in der Nachahmungsſucht, wodurch Deutſche oft auch „ſehr poſſierlich“ werden? — und beweiſen vielleicht die vielen Benennungen, die dem Vogel anhaften, daß man es ohne feſtgehaltene Eigenthümlichkeit und im Verkehr mit der Nachahmung nie zu einem durchgreifenden Namen bringt? Antworten iſt ſchwerer als fragen, und eine Antwort ſchuldig bleiben macht keinen Fragenden arm. Wir beziehen uns außerdem auf das Sprüchwort: „Mit Fragen kommt man durch die Welt“ und wiſſen, daß noch Niemand gehört haben kann, es ſage auch ein Sprüchwort: mit Antworten kommt man durch die Welt. Verwehren läßt es ſich aber nicht, wenn Manchem einfällt, daß „Keine Antwort iſt auch eine Antwort“, und „Wer ſchweigt, bejaht!“ allerdings ſehr bekannte Sprüchwörter ſind.

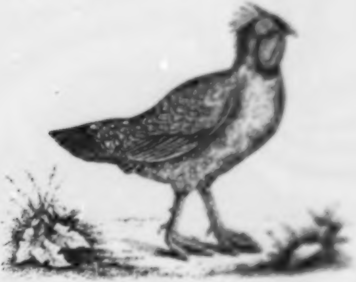
Der Pfauen-Kranich.

Unter den Kranichen der zierlichſte, iſt er überhaupt einer der ſchönſten Vögel, der die Wärme liebt, aus Afrika, Guinea und Senegambien, alſo nur unfreiwillig als Gefangener zu uns kommt. In ſeiner Heimath wird er den Menſchen ſehr zutraulich, ohne jemals ſeine wichtigthuende Haltung aufzugeben, denn ihn trifft kein geringer Theil von dem Sprüchwort: „Er brüſtet ſich wie ein Pfau.“ Wie in allem Brüſten bei den Menſchen, ſo iſt auch bei dieſem Pfau-Kranich die Eitelkeit damit verbunden, denn der liebſte Freund iſt ihm, wer ſchmeichelnde Töne und zärtliches Streicheln an ihn verſchwendet. Während ſolcher Schmeichelkünſte geberdet er ſich in Sprüngen, im gefallſüchtigen Drehen und Verbeugen höchſt lächerlich, ſpielt aber dennoch den Vornehmen. Er gleicht hierin — alſo nicht nur in Bezug auf die dünnen Beine — den Stutzern erſten Ranges, die auch nicht inne werden, wie lächerlich ihr Stolz auf Nichtigkeiten iſt. Wegen ſeiner Komik zählt der Naturforſcher Vieillot den Pfauen-Kranich zu den „Affen der Menſchen“. Es würde übrigens eine un-



terhaltende Poſſe ſeyn, wenn man einmal alle Komiker aus der Vogelwelt beiſammen ſähe. Voran bezeichnen wir die Papageien als die gelehrteſten Spaßvögel. Wir erwähnen auch nur noch etliche, zum Beiſpiel den Lederkopf, der in der Nachahmung den Eichelhäher weit hinter ſich läßt; denn auch in der Freiheit ſchnappt er begierig alle Wörter auf, die er von Menſchen hört und wirft ſie dermaßen untereinander, daß er darin den geſchickteſten philoſophiſchen Pietiſten (Mucker) und Myſtificirer (Täuſchungslehrer) übertrifft. Auch des Lach-Eſels iſt zu gedenken, der allzeit mit Lachen Behafteten verwandt iſt: Er macht mit ſeinem Hahaha, hehehe und huhuhu gar luſtigen Lärm, als ob Mehrere lachen, und dabei ſoll er wirklich klug, ja witzig ſeyn, was man, nach den neueſten albernen und doch zumeiſt gefallenden Bühnenpoſſen, vielen lachluſtigen Menſchenkindern nicht nachrühmen kann. Wäre aber der Lach-Eſel wirklich klug und witzig, woher ſein Beiname? Je nun, bei genauer Ueberlegung iſt er eigentlich keine Schmähung, denn es könnte wohl ſeyn, daß die feine, die verſchmitzte Bildung den Eſel nur deswegen für dumm hält, weil er ſich nicht auflehnt gegen Pflicht, Mühe und Arbeit, nächſtdem äußerſt genügſam iſt, was begreiflich der genußſüchtigen, jetzt ſehr verbreiteten Bildung gründlich dumm erſcheinen muß. Dem Lach-Eſel reihen wir in der Komik die Pfeif-Elſter an. Sie verſteht zu pfeifen wie eine ganze Schaar von Schuljungen, oft melodiſch, daneben mit eingeſchaltetem Krächzen und Kreiſchen. Sie iſt unzweifelhaft entzückt von ihrer Muſik, denn ſie giebt ſich im ganzen Jahr niemals Ferien, ſie pfeift unaufhörlich, darf demnach als

Gleichnißbild gelten für Dilettanten, für [illegible] [illegible] Eng-linge, die als Wand-Nachbaren nicht im geringsten liebenswürdig sind. Wir wollen uns, wie schon angedeutet, nicht aller [illegible] unter den befiederten Sängern, jedenfalls aber noch des Peitschen-Vogels erinnern, der als Stellvertreter der Henker-Kunst betrachtet werden dürfte, da jeder Laut, den er vernehmen läßt, dem Ton einer scharf geschwungenen Peitsche gleicht. — Um nun aber hinsichtlich des Pfauen-Kranichs zu schließen, bemerken wir, daß er noch auffallende Aehnlichkeit mit dem Stutzer hat: Er ladet sich nämlich ohne Umstände zu Gaste, wo es etwas zu schmausen giebt, und das Sprichwort: „Was der Pfau am Kopfe zu wenig hat, hat er am Schweif zu viel!“ behält sein volles Recht, selbst hinsichtlich der beliebten Vergleichung, da die Stutzer bei zu wenigem Kopfe gewöhnlich auch Schweifer, Ausschweifer und weitschweifig sind.



Gehörnter Satir.

Wenn man die Beschreibung dieses Federgeschöpfes in der Naturgeschichte gelesen hat, ließe sich glauben, es wäre damit die Nachbildung eines nur um Schadenfreude buhlenden Satanas in Menschengestalt beabsichtigt. „Er ist brennend roth, schwarz aber sind Hörner und Kehlwamme.“ Roth und schwarz — wer den Mephistopheles auf der Bühne gesehen hat, der weiß, daß sich mit diesen Farben die Außenseite des Teufels bekleidet. „Von der Lebensweise des [illegible] den Satyr iſt nichts Gewiſſes bekannt, das Einzige nur ſteht feſt: man kann ihn nicht zähmen.“ Daß die Satiriker unter den Menſchen nicht zu zähmen ſind, daß ſie jede Thorheit und Lächerlichkeit anfechten, hat etwas Wahres und Annehmbares für ſich, und bei geborenen Satirikern — die uns daran erinnern, daß ältere Naturforſcher den Orang-Utang Satyr nannten — kommt es auch wohl vor, daß ſelbſt Edles oder Gutes ungezähmt angegriffen wird. Dann haben ſie in der Regel triftige Gründe, von ihrer Vergangenheit Manches zu verhüllen, nichts Gewiſſes darüber verlauten zu laſſen, was mit dem Bericht von jenem Zwittergeſchöpf ſtimmt. Der echte Satiriker hält ſich auf freier Höhe, wo er die Thorheit überſieht und ſie geiſtig ſtraft, die Thoren ſelbſt aber mögen unter ihm hinlaufen. Er meidet den ſumpfigen Flachbereich des Perſönlichen, und indem er ſcheinbar die Thoren meint, züchtigt er nur die Thorheit. Was thut aber der geborene Satir? Vernehmen wir, was darüber Moſcheroſch (genannt Philander von Sittewald) ſchon vor zwei Jahrhunderten äußert:

„Zu allen Zeiten hämiſch,
Mit Schelmerei verkehren,
Verwirren nur und lehren;
Vermag nur ſtumm und tückiſch
Den Weiſeren zu beſchnüffeln,
Die Menſchen zu bekritteln,
Zu reiben und zu kitzeln,
Den Schnabel ſich zu wetzen,
Um dann bis zum Entſetzen
Die Sitte zu verletzen. —
Nein, heitere Satire
Will ſäubern, luſtig lehren,
Es können kaum nur Thiere
Gebärenden Grimmes verehren.“

Jedoch dürfte doch ſogar Jeder, will er mit der Satire „ſäubern und luſtig lehren“, in Offenherzigkeit zu ſeiner werthen Perſon ſagen:

Bedenke mit dem Spotte
Zugleich auch ſelber dich,
Und zu der Narrenrotte
Bekenne Jeder ſich.
Du magſt an Thorheit rütteln,
Magſt an dem eig'nen Ich
Die Kappe eifrigſt ſchütteln —
Nie ganz verläßt ſie dich!

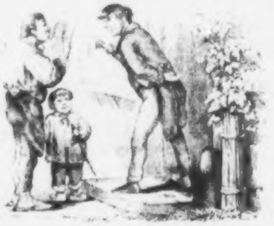
Gg.

Zwei Parabeln von Clemens Brentano.

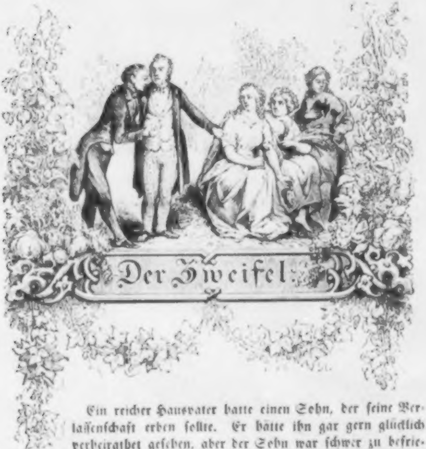
(Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.)

Der Kunſthändler.

Ein Kunſthändler hatte in einer namhaften Stadt ſeinen Kram aufgeſchlagen, und neben allerhand Gemälden auch Kupferſtiche ausgelegt. Vor Allem zeichnete ſich ſein Vorrath durch einen Reichthum an Bildniſſen von Herrſchern, Helden, Gelehrten, Dichtern und Künſtlern aus, theils ſolchen, welche noch ein lebendiger Schmuck des Jahrhunderts ſind, theils anderer, welche nur noch durch das Leben ihrer That, ihrer Lehre, ihrer Werke unter uns verweilen. Dieſe Sammlung gefiel allen Verſtändigen und auch vielen Unverſtändigen, weil durch ſolche Bilder ſowohl der Triumph der Trefflichen, als die Hinfälligkeit aller menſchlichen Dinge gefeiert wird und Mancher Hoffnung faſſen konnte, ſich auch ſo verewigt zu ſehen. Etliche Prinzen kauften die Bildniſſe Friedrich's des Großen, Kaiſer Joſeph's, Alexander's von Rußland, auch des Großherzogs von Baden, des Kurfürſten von Heſſen u. ſ. w. Viele Staatsbeamte kauften die Bildniſſe Sully's, Richelieu's, Metternich's, Hardenberg's, Montgelas', Stein's und Beyme's. Manche Offiziere kauften des Ziska's, Freundsberg's, Wallenſtein's, Prinz Eugen's, Loudon's, Zieten's, Blücher's, Wellington's, Gneiſenau's und Lützow's Bildniſſe, auch Monsieur und der Duc d'Angoulême wurden verlangt. Viele Staatsweiſe verlangten nach Hugo Grotius, Macchiavell, Adam Smith, Gentz, Arndt, Benzenberg, Ancillon, Haller und Adam Müller. Einer derſelben betrog ſich und erhielt ſtatt des Letzteren das Bild des Propheten gleichen Namens, behielt es aber doch. Neudeutſche Patrioten begehrten die Bilder des gehörnten Siegfried's, Götz von Berlichingen's, Jahn's, Oken's, Fries' und Zeune's. Juriſten kauften den Juſtinian, Bartolus, Cujaz, Strictius, Mevius, Gryphius, Hugo, Thibaut und Schmalz. Theologen begehrten nach den Bildern des Auguſtinus, Taulerus, Thomas a Kempis, Arnd's, Hanſtein's, Schleiermacher's und Marheinecke's. Aerzte ſuchten die Bilder des Galenus, Hippokrates, Theophraſtus Paracelſus, Doktor Fauſt's, Hufeland's, auch Mesmer's. Dichter ſammelten die Portraits von Hans Sachs, Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Kotzebue, Cramer, Spieß, Lenau, Oehlenſchläger u. ſ. w. Maler verlangten Abbildungen von Raphael, Michel Angelo, Dürer, Tiſchbein, Kügelchen, Weitſch, David und Gerard. Epigrammatiker fragten nach Owen, Logau, Käſtner und Haug. Das Bild unſers Herrn Jeſu Chriſti jedoch, welches wohlfeiler war als die andern, hing endlich ganz allein da; aber es kam ein blinder Bettler, von einem Kinde geführt, vorüber, und da dieſes lange vor dem Krame ſtehen blieb, fragte der Blinde: „Was ſtehſt Du ſo lange hier, Hans?“ — „Ach“, ſagte der Knabe, „da



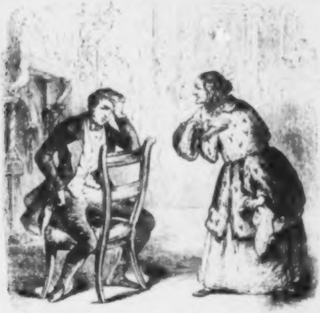
hangt das Bild unſers lieben Herrgotts noch ganz allein am Laden, die andern Bilder haben die Leute alle weggekauft.“ Da kaufte der Bettler das Bild des Heilandes und ſprach: „Wenn ein Jeder ſeinen Abgott kauft, will ich mir auch meinen lieben Herrn Chriſtum kaufen!“ und er gab all ſein Geld für das Bild. Der Krämer ſprach: „Alter, Du ſiehſt ihn aber nicht!“ Da ſprach der Blinde: „Ich ſehe ihn, die Sehenden überſehen ihn!“ Der falſche Krämer gab ihm zwar einen ſchlechten Abdruck, der Blinde aber war doch nicht betrogen.



Der Zweifel.

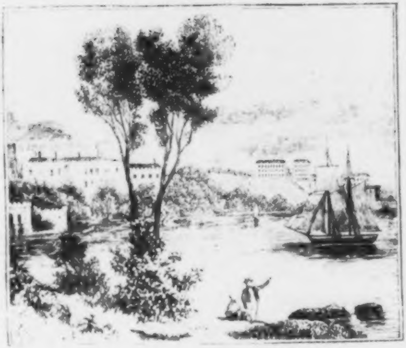
Ein reicher Hausvater hatte einen Sohn, der ſeine Verlaſſenſchaft erben ſollte. Er hätte ihn gar gern glücklich verheirathet geſehen, aber der Sohn war ſchwer zu befriedigen, oder vielmehr gar nicht, denn er konnte ſich auf keine Weiſe entſcheiden und ſchwankte immer von einer Braut zur andern. Darüber ward der Vater ungeduldig und ſprach: „Jetzt, mein lieber

Sohn, führe ich Dir zum letzten Male vier ſchmucke Bräute hinter einander vor, aber mit der Bedingung, daß Du zu der, welcher Du einmal den Korb gegeben, nicht wieder zurückkehren kannſt; auch will ich ſie Dir nicht zugleich vorſtellen, weil Dir dann immer die Wahl noch ſchwerer wird, ſondern eine nach der andern. Siehe zu, daß Du die Beſte erwählſt." Der Sohn verſprach ſein Möglichſtes zu thun. Da führte ihm der Vater zuerſt eine ſchöne junge Dirne vor in einem grün und gelb befleckten Röcklein, ſie hatte veilchenblaue ſehnſüchtige Augen und einen Blüthenkranz in den geringelten fliegenden Locken, ihre Wangen glühten wie die Wangen eines Kindes, das aus dem Schlaf erwacht, ihr Herzchen pochte freudig und kindiſch; ſie trat ſo leiſ' einher, daß ſie kein Gräschen krümmte, und die Nachtigall, die ſie auf der Hand trug, ſang überaus lieblich den Bräutigam an, der unentſchloſſen um die Jungfrau herum ging, und als der Vater ſagte: „Munter, munter! willſt Du ſie oder willſt Du ſie nicht?" antwortete: „Ich zweiſle, ob ihre Schönheit Beſtand haben wird; ſie iſt zwar ſehr ſchön, aber ſie könnte doch bald verwelken." So blieb er unentſchieden und die liebe Jungfrau ging von dannen. Nun ließ der Vater eine andere hereintreten, die war nicht minder ſchön, aber voller und freudiger; ſie hatte ein grünes Kleid an mit Roſen geſtickt, ihre Wangen glühten wie rothe Aepfel, ihre Lippen ſchimmerten wie Kirſchen; ſie trug einen Kranz von Aehren mit breitem ſchattenden Laub durchwunden auf den ſchwarzen Flechten und ihre dunklen Augen blickten feurig umher, in der Hand aber hatte ſie eine blanke Sichel, die in der Sonne blitzte. Der Sohn konnte ſich wieder auf keine Weiſe entſcheiden, er meinte: ſie ſcheine ihm gar zu glänzend, ſie möge der Pracht zu ſehr ergeben ſeyn, ſie möge viel verſchwenden, die Erſte ſey doch wohl liebenswürdiger geweſen, ſie gefalle ihm zwar ganz unendlich, aber — und mit dieſem Aber verließ ihn auch die zweite Jungfrau und die dritte trat vor ihn hin. Sie war wohl nicht mehr ſo jung als die erſte, nicht ſo freudig und ſtrahlend als die zweite, aber ſchön war ſie doch in ihrer reichen Mitgift, wie eine melancholiſche Braut. Sie hatte einen vollen Fruchtkranz in ihren braunen Haaren, ein feierliches gelbes Gewand bedeckte ihren edlen Leib und war mit grünem und röthlichem Weinlaub geſtickt; in der einen Hand trug ſie einen goldenen Becher und drückte mit der andern eine Traube hinein. Ihr Blick war ſchwermüthig, aber mild und betrachtungsvoll, ihre Wangen waren blaß und eine ſchnelle Röthe flog oft über ſie hin. Der Jüngling muſterte ſie von allen Seiten, er fand ſie unvergleichlich, aber doch eigentlich noch mehr intereſſant als ſchön; er konnte ſich auch zu ihr nicht entſchließen und meinte: er wolle ſich doch lieber die Vierte beſehen: das Beſte müſſe wohl zuletzt kommen. Da ſah ihn die Braut mit einem bedauernden ſtrafenden Blick an und verließ ihn. Nun trat die vierte Braut daher; ſie kam mit großem Gebraus, trüb' und ſtürmiſch war ihr Weſen, ſie trug eine Dornenkrone; ihr Angeſicht war bleich, ſie klapperte mit den Zähnen, ſie ſchimmerte von fern, als ſey ſie in Silberſtücke gekleidet, aber es war Alles Reif, Schnee, Eis und Kalte. Der Jüngling erſchrak und ſprach zurücktretend: „Weiche von mir, ich zweifle ſehr, ob Du meine Braut biſt!“ Sie aber faßte ihn mit beiden Armen und ſagte: „Nein, mein Geliebter! es iſt kein Zweifel, daß ich der Winter bin und Deine Braut dazu; mir iſt gar empfindlich kalt und Du ſollſt mich wärmen!“ — Da ſprach der Hausvater den Segen über die Beiden, und der im Zweifel mußte die alte, dürre, kalte, zänkiſche Frau haben ſein Leben hindurch. So geht es allen Freunden des Zweifels, ſie müſſen endlich bei dem Winter vorlieb nehmen und zu Gaſt gehen!



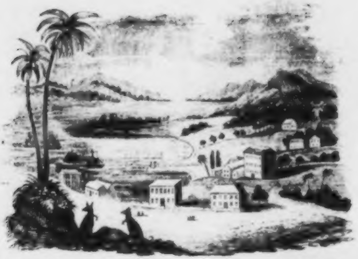
Auſtralien.

Vor mehr als drei Jahrhunderten entdeckte der berühmte Seefahrer Magelhaens in der Südſee die erſten Inſelküſten eines



fünften Erdtheile, der ſpäter, weil im äußerſten Oſten von Europa belegen, den Namen Auſtralien erhielt. Aber erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, nachdem Cook in den ſiebziger Jahren das Feſtland von Neuholland entdeckt, erlangte dieſer aus einer Maſſe größer und kleiner Inſeln beſtehende Erdtheil eine thatſächliche Wichtigkeit, und doch immer nur ein ſehr kleiner Theil ſeines Flächenraums, nämlich die ſüdöſtliche Spitze ſeiner größten Inſel Neuholland. Hier entſtanden die britiſchen Kolonieen Neu-Südwales, Victorialand, Adelaide, welche ſich gegenwärtig durch die kürzlich erfolgte Entdeckung ergiebiger Goldlager in bedeutſamem Aufſchwung befinden. Neue Handelsſtrömungen, verſtärkte Auswanderung aus Europa ſind Folgen davon, und der goldene Schlüſſel wird den noch größtentheils unbekannten Erdtheil ſtets mehr und mehr dem Schaffen und Wiſſen der Kulturvölker eröffnen.

Neu-Südwales iſt der älteſte von Europäern bewohnte Landſtrich Auſtraliens. Von ſeiner Hauptſtadt Sidney geben wir zwei Abbildungen. Die eine derſelben, obenſtehende, iſt ein Theil der Anſicht von der Seeſeite, die hier beigefügte andere ein Theil des Innern. In der Nähe Sidney's ſteigt die Küſte in ſteiler Klippen-



bildung aus dem Meere. Gleich einem Thore zeigt ſich zwiſchen zwei hohen Felſenpfeilern die Einfahrt zum Haſen, einem tief in das Land einſchneidenden Meerbuſen, der für alle Flotten der Erde Raum, Tiefe und Sicherheit zur Genüge darbieten würde. Im Jahre 1788 wurde hier die Stadt Sidney gegründet. Sobald man durch das Felſenthor in die Bai gelangte, genießt man vom Bord des Schiffes aus einen entzückenden Anblick. Rechts und links wilde Felſenwände mit tropiſchem Pflanzenwuchs, welche näher der Stadt, ſeitwärts und im Rücken derſelben, zu wellenförmigen grünen Hügeln werden, von zierlichen Landhäuſern und anmuthigen Gärten bedeckt. Die Stadt erſtreckt ſich auf einer Landzunge am Strande entlang, wo noch vor ſiebzig Jahren inmitten ausgedehnter Urwälder eine unangebaute, ſandige Fläche ſich in das Meer verlief. Sie nimmt einen großen Raum ein, da die kleinen Häuſer meiſt von weiten Gärten umgeben ſind, iſt regelmäßig gebaut und enthält eine Anzahl ſchöner öffentlicher Gebäude. Im Jahre 1840 zählte ſie 20,000 Einwohner, ſeitdem aber hat ſich ihre Bevölkerung wohl verzehnfacht. — Ein deutſcher Reiſender ſchildert den Eindruck des jetzigen Sidney folgendermaßen: „Am [illegible] platze umſchwärmten uns wie Bienen alle Raſſen und Völker in den verſchiedenſten Farben und Formen. Sidney iſt der Brennpunkt alles Handels im ſtillen Meere und zugleich Sitz der Regierung von Neu-Südwales. Große Paläſte, drei Theater, viele Banken, ein Waiſenhaus, eine naturwiſſenſchaftliche und eine Agrikultur-Geſellſchaft, ein topographiſches Büreau, mehrere Hoſpitäler.

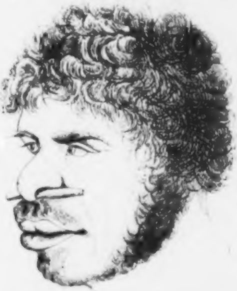
Schulen, Gymnaſien, ein Obſervatorium und gar eine Univerſität, das ganze Aeußere der Stadt mit dem unaufhörlichen Rennen und Jagen aller Nationen, der raffinirte Luxus und die unglaublich wuchernde Pracht und Menge der Spielhäuſer: Alles ſagt uns auf den erſten Eindruck, daß wir in einer Weltſtadt ganz neuen Stils umherirren. Alle Straßen ſind mit Gas beleuchtet, das verſteht ſich, aber daß auch die Zifferblätter aller öffentlichen Uhren des Nachts wie Sonnenuhren leuchten, iſt ein Vorzug, den Sidney wohl vor allen Weltſtädten voraus hat. Nur die Bauten, obwohl zum Theil höchſt prächtig, ſind oft ſehr geſchmacklos, und das Straßenpflaſter häufig ſchlimmer als kleinſtädtiſch. Der Mittelpunkt der Stadt, Victoria Platz, iſt voll von Buchhandlungen, Leſehallen, Kaffeehäuſern, Hotels, Konditoreien, Gold- und Juwelen-Läden und allen Bedürfniſſen des höchſten Luxus. Und welch ein Würfelſpiel aller Zungen und Zonen! Hier der Engländer mit ſeiner eckigen Haltung und ausdrucksloſen Gleichgültigkeit, dort der kalkulirende Amerikaner mit den ſcharfen Geſichtszügen, der verſchämte Deutſche, kaum laut zu ſprechen wagend, vorwitzige Irländer, ganz zu Hauſe in Auſtralien, häßliche, entſetzlich häßliche Papua's, Liſt und Blödſinn auf ihren Geſichtern vereinigend, Chineſen, mit komiſcher Würde umherlatſchend und mit ihren kleinen, ſchiefen, zwinkernden Augen auf die Wunder Sidney's blickend – ſo bunt, ſo maleriſch, aber Alle einem Ziele, dem Gelde, nachjagend.' – Ueber den Einfluß der Goldausbeute, die wir ſpäter des Näheren betrachten wollen, auf das geſellige Leben in Sidney äußert derſelbe Reiſende folgende Bemerkungen: „Es iſt nach meiner Anſicht Alles unnatürlich hier, am meiſten die Bedingungen des Lebens. Unter vier Pfund (etwa 27 Thaler) täglich kann man kaum anſtändig auskommen. Aber das iſt den glücklichen Goldjägern nicht genug. Sie ernähren deshalb noch beinahe fünfhundert, zum Theil feenpalaſtartige Spielhäuſer, in denen Tauſende ihr Leben verbringen und umbringen. — Der von der feinen Welt am meiſten beſuchte Platz Sidney's, der botaniſche Garten, iſt im Sommer (d. h. acht Monate lang) eine Staubwolkenfabrik und ein Heirathsbureau. Hier ſitzen herbſtliche, längſt über die Stürme der Tag- und Nachtgleiche hinausgekommene Frauen auf Bänken und Stühlen, um ſich zum Heirathen, wie zu einem Tanze, auffordern zu laſſen. So häßlich und alt ſie auch in der Regel ſind, ſie gehen weg wie warme Semmel, da es an Auswahl fehlt, der wüſte Goldmacher aber gern mit ſeiner Erndte ſchleunigſt in den Ehehimmel ſpringt. Dicht daneben ſind Geſchäfte, welche Rohgeld kaufen und verkaufen, und ſtets einen Lärm um ſich verbreiten, als hätte hier die Hölle ein Loch bekommen."

An der Oſtküſte von Neu-Südwales liegen, durch gut unterhaltene Landſtraßen mit Sidney verbunden, noch mehrere Städte. Doch iſt die erſte Meile vom Strande vielfach ſandig und felſig. Dann folgt ein zwei Meilen breiter Gürtel von ſchönen Wäldern. Weiterhinein wird das Land hügelig und fruchtbar bis an den Fuß der die Oſtküſte in einiger Entfernung begleitenden Kette der blauen Berge, hinter denen meiſt öde Hochebenen mit Ausnahme des Landſtrichs um Bathurſt. Die Stadt Bathurſt, welche 1814 gegründet wurde, liegt am Fluſſe Macquarie, gegen 2000 Fuß hoch über dem Meere, und iſt die einzige Stadt jenſeits der blauen Berge. Von der Hochfläche, die ſie trägt, ſtrömen die Quellen zahlreicher Flüſſe herab und machen das Land ringsum zu einem der fruchtbarſten in Neu-Südwales. Geſundes Klima zeichnet dieſe Gegend aus, in welcher lohnender Ackerbau und treffliche Viehzucht ſich entwickelt haben. Die hier gewonnene Schafwolle gehört zu den feinſten der Welt und beginnt, auf den europäiſchen Märkten ſehr geſucht zu werden. Nicht minder von der Natur geſegnet iſt die Gegend der Warragony-Kette oder der auſtraliſchen Alpen, am rechten Ufer des Murrumbidgee-Fluſſes. Am Fuße dieſer Berge breitet ſich die gut bewäſſerte und reich bewaldete Maneroo-Ebene aus, auf deren weidereichem Boden eine kräftige Zucht von Pferden, Rindvieh und Schafen vorzüglich gedeiht. — Weiter im Innern Neuhollands ſcheint einförmige Trockenheit zu herrſchen, ſelbſt in Neu-Südwales iſt kaum ein Achtel des Landes anbaufähig und ein Viertel des Ganzen zur Viehweide brauchbar. Alles Uebrige iſt ſteinig, ſandig oder ein Thonboden, der abwechſelnd je nach den Einflüſſen des Wetters als grundloſer Moraſt oder als dürre, verbrannte Ebene erſcheint. Eigentlich ſind es faſt nur die den Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Uferränder der Flüſſe, an denen ſich ein üppiges Naturleben entfaltet. Aehnliche Verhältniſſe lehrten die Anſiedelungen der Engländer an der Südweſtecke Neuhollands (Adelaide, Melbourne) kennen. Doch ſtrömen hier viel bedeutendere Flüſſe als an der Oſtküſte, hauptſächlich der Murray, der den Darling aufnimmt, welcher wieder den in den blauen Bergen entſpringenden Macquarie empfängt. Das Stromſyſtem des Murray iſt offenbar ſehr umfangreich. An ſeiner Mündung, um den großen Spencer's Golf und den Buſen von St. Vincent, entſtand im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts aus neuen Anſiedelungen die britiſche Provinz Süd-Auſtralien mit der 1837 gegründeten

Hauptſtadt Port Adelaide. Hierher namentlich richtete ſich die deutſche Auswanderung, und rein deutſche Ortſchaften gruppirten ſich um die Stadt. So das anmuthige Dorf Klemſig, drei engliſche Meilen von Adelaide, maleriſch gelegen am Ufer des Torrensfluſſes, von preußiſchen Anſiedlern, Altlutheranern, welche 1838 ihr Vaterland aus religiöſen Rückſichten verließen, erbaut und bevölkert. Andere preußiſche Anſiedelungen ſind Hahndorf, Bethanien, Lobethal, Langmeil. Bethanien liegt am weiteſten, etwa vierzig engliſche Meilen, von Adelaide entfernt, ſteht aber durch eine gute Straße mit dieſer Stadt in Verbindung. Die näher gelegenen Ortſchaften, und beſonders Klemſig, führen Geflügel, Butter, Gemüſe nach Adelaide. Der Boden iſt ringsum ertragsfähig, gut bewäſſert und von Hügelketten wellenförmig durchzogen.

Nachdem Auſtralien während einer Reihe von Menſchenaltern ſeit ſeiner Entdeckung den ſeefahrenden Völkern ziemlich werthlos erſchienen war, gelangte europäiſche Kultur zuerſt durch ihre Kehrſeite, das Laſter und Verbrechen, zu Ende des vorigen Jahrhunderts an dieſe Geſtade des großen Ozeans. Früher hatte England ſeine zur Deportation verurtheilten Verbrecher nach Nordamerika geworfen, aber durch den Aufſtand dieſes Landes ging daſſelbe nicht nur des Druckes britiſcher Herrſchaft, ſondern auch der Schmach verluſtig, als Verbrecher-Kolonie behandelt zu werden. Unter ſolchen Umſtänden ergriff man im Parlament zu London begierig den Vorſchlag, die Verbrecher künftig an die kürzlich von Cook wieder entdeckten Küſten der Gegenfüßler zu ſchaffen. Auf ſehr ungenügende Bedingungen gründete man die Hoffnung, der Strafort werde bald keiner Unterſtützung mehr bedürfen. Cook und ſeine Gefährten hatten nur wenige Tage auf jener Küſte zugebracht, die man in das Auge faßte, hatten einen kleinen Fluß, eine Menge ſeltener Pflanzen, aber keine Weidenflächen, auf denen Vieh ſich ernähren konnte, keine eßbaren Thiere dort angetroffen. Sie waren nicht im Stande, irgend eine Auskunft darüber zu ertheilen, ob der Boden fähig ſey, den Bedürfniſſen einer anſehnlichen Bevölkerung durch ſeine Erzeugniſſe zu entſprechen, und das nächſte, freilich immer noch ungeheuer weit entfernte Land, von welchem im Nothfalle mit gewaltigen Koſten etwa Vorräthe herbeigeführt werden konnten, war das Kap der guten Hoffnung, damals im Beſitz der Holländer. Dennoch ging, nach erfolgtem Parlaments-Beſchluß, im Jahre 1787 die erſte Sendung nach Neuholland ab. Sie beſtand aus 600 männlichen und 250 weiblichen Sträflingen, begleitet von 200 Mann Soldaten nebſt 40 Frauen. Die Sträflinge waren nicht nur der Auswurf ihrer ſauberen Berufsgenoſſen, ſondern viele von ihnen überdies alt, ſchwach, ſogar blödſinnig. So beſchaffen war der elende Anfang der Koloniſirung Auſtraliens. Ein Jahr darauf ward Sidney angelegt. Betrachten wir heute die Bevölkerung, den Reichthum, den Handel, das mit jedem Jahre wachſende Gedeihen der auſtraliſchen Kolonieen, ſo fällt es Einem in der That ſchwer, an jenen häßlichen und ſchmutzigen Beginn zu glauben. Indeſſen im Verlaufe verſchiedener nachfolgenden Koloniſations-Verſuche traten an die Stelle der Verbrecher-Kolonieen bald Einwanderungen anderer Art, welche durch die Goldentdeckung zu einem breiten Strome anwuchſen. Wo noch vor Kurzem dichter Urwald ſich ausgebreitet hatte, dehnten ſich bald vielbefahrene Landſtraßen hin, und volkreiche Städte blühten empor, in ihrem wunderbaren Schnellwuchſe tropiſchen Pflanzen gleich; ſo das gegenwärtig mehr als 60,000 Einwohner zählende Melbourne an einer Stelle, die vor zwanzig Jahren noch kein Fuß eines Weißen betreten hatte.

Bevor wir nun die neueſte, ſo ſehr geſteigerte Einwanderung in ihrer Urſache, der Goldausbeute, betrachten, werfen wir einige Blicke auf die älteſte Bevölkerung. Wie es nur ein ſehr kleiner Theil der Küſtenländer Neuhollands iſt, welcher bisher durch Europäer in Beſitz genommen wurde, ſo blieb das Innere dieſes eigentlichen Feſtlandes von Auſtralien noch faſt gänzlich unerforſcht. Die Verſuche, es zu erkunden, obwohl wiederholentlich fehlgeſchlagen, ſind jedoch deshalb keineswegs aufgegeben. Ob die Vermuthung, daß es gänzlich ohne menſchliche Bevölkerung ſey, richtig iſt, bleibe dahingeſtellt. Die geringe Anzahl von Ureinwohnern, die man in den Küſtenländern fand und auf etwa 80 bis 90,000 im Ganzen ſchätzte, ſcheint allerdings einer ſolchen Vermuthung das Wort zu reden. Die Natur des Landes in Neuholland zeigt die merkwürdigſten Gegenſätze, und dieſe erklären ſich theils aus dem Mangel an bedeutenden Gebirgen, theils aus dem raſchen Wechſel der Witterung, die ohne Vermittelung aus einem Aeußerſten in das andere umſchlägt. Die wenigen Höhenzüge ſteigen nur an einigen Stellen bis zu 5000 Fuß empor und entbehren der das Waſſer ſammelnden und es aufbewahrenden Moosdecke. Das pflanzliche wie das thieriſche Leben gelangt zu keiner kräftigen Entwickelung, und nur niedrige Gattungen der naturgeſchichtlichen Geſchlechter kommen vor. Die ganze Schöpfung Neuhollands mit ozeaniſchem Klima bei mäßig warmer Zone und völlig abgeſonderter Lage auf der waſſerreichen ſüdlichen Halbkugel, und im Gegenſatze dazu ſeine großartige Wüſtennatur mit vielen Salzſeen im Innern zeigt einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Man findet ein dürres, verholztes, verkrüppeltes Anſehen der meiſten Pflanzengeſtalten, ein Zurückweichen des Saftigen auf knorrige Aſtbildungen mit lederartigen Blättern. Ebenſo hat die auſtraliſche Thierwelt, das Känguruh, das Beutelthier, das ſonderbare Schnabelthier, der Ameiſen-Igel, der dortige Kaſuar, die Manura, und ſelbſt der auſtraliſche ſchwarze Menſch anderswo nicht ſeines Gleichen. Der eingeborene Ureinwohner Neuhollands bekundet denn auch in ſeinen Naturanſchauungen eine Rohheit der Auffaſſung, die ein treues Spiegelbild der ihn umgebenden Einförmigkeit aller Naturgeſtaltungen iſt. Eine Geſchichte der Schöpfung ſcheint der Auſtralier überhaupt gar nicht zu beſitzen, auch nicht einmal als ſagenhafte Ahnung. Alles, was Miſſionare über ſeine religiöſen Vorſtellungen ermitteln konnten, beſchränkt ſich auf unklare Anſchauungen einzelner Naturerſcheinungen; von einem empfundenen, geſchweige gedachten Zuſammenhange derſelben kaum eine Spur. Dem Auſtralier iſt alſo das Daſeyn ſeiner Welt eine ſtille Vorausſetzung, und hierin ganz vorzugsweiſe legt ſich der niedrige Standpunkt ſeiner geiſtigen Anlagen dar. Sonne und Mond gelten ihm als weibliche Weſen, die übrigen Sterne als frühere Menſchen. Eine Art von Seelenwanderung ſcheint in dieſer Annahme wie in der Vorſtellung zu liegen, daß die Thiere



einſt faſt ſämmtlich Menſchen geweſen ſeyen. Der natürlichen Einförmigkeit des Landes entſpricht es vollſtändig, daß die, wenn auch wenigen, doch über ungeheure Küſtenſtrecken verſtreuten Eingeborenen, gewöhnlich Papua's genannt, nicht nur in ihrem äußeren Anſehn, ſondern auch in Sitten, Gebräuchen, Geräthſchaften kaum irgendwie von einander abweichen, während hingegen ihre Sprache durch den Mangel an Verkehr ſich in eine Menge von Dialekten zerſplitterte. Sie gehören zu den häßlichſten Völkerſtämmen der Erde, wie der vorſtehend abgebildete Kopf eines Neuholländers bezeugen kann. Im Ausdruck gemein, im Körperbau den Affen ähnlich, gehen ſie, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, noch heute faſt völlig nackt, dürfen ſich jedoch in den Anſiedelungen der Europäer nur bekleidet zeigen. Sie bemalen die Haut und ſtecken Knochen, Stöcke, Rohr, Binſenſtengel in die durchbohrte Naſe. Fiſchfang und Jagd ſind ihre einzigen Beſchäftigungen, vom Ackerbau wiſſen ſie nichts. Von den Europäern haben ſie nichts als neue, vorher ihnen unbekannte Laſter angenommen. Um eine flüchtige Anſchauung ihrer Kulturſtufe zu geben, werden die folgenden Abbildungen genügen. Figur 1 (a) und 2 (b) ſind ein

Fig. 1.

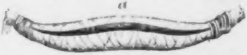
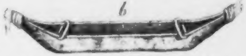


Fig. 2.



Paar neuholländiſcher Kähne, wie ſie meiſt aus einem breiten Streifen Baumrinde, an den Enden mit Rohr umwickelt, hergeſtellt oder künſtlicher aus verſchiedenen Stücken Rinde zuſammengenäht werden. Fig. 3 (c) iſt ein Tragkorb, ebenfalls aus Baumrinde gearbeitet.

Fig 3

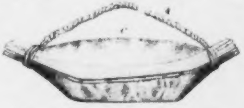


Fig. 4 zeigt (a) Bogen und Pfeile; (b c) Speere, aus einfachen Stangen vom Theebaum beſtehend, deren Spitzen im Feuer gehärtet, auch wohl mit einer Muſchel oder einem Steine bewehrt ſind.

Fig. 4.

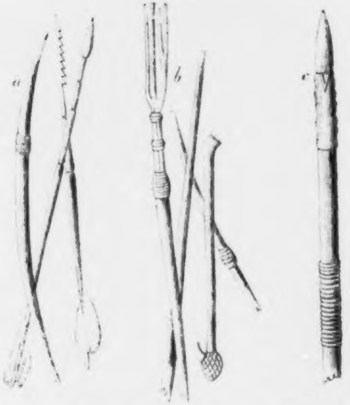


Fig. 5 (a) ein Schwert, aus einem Holzaſte roh geſchnitzt und gleich einem Meſſer im Stiche geführt; b. c. und d. Keulen aus knotigem, verknorpeltem Holze, auch wohl mit Steinklingen verſehen

Fig. 5.

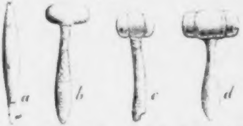
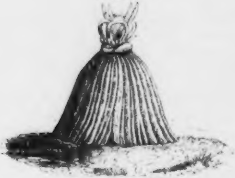


Fig. 6 endlich giebt die Abbildung eines Grabmals, beſtehend in einer hohlen Pyramide aus Baumrinde, die um vier Stäbe gelegt wird. Letztere überragen den Ueberzug und ſind oben mit vier Bügeln und

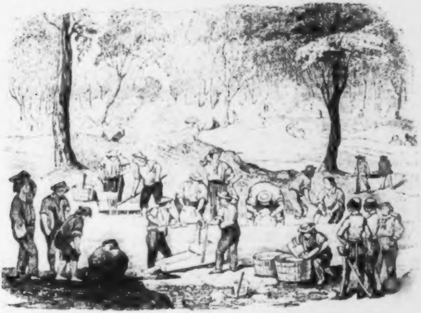
Fig. 6.



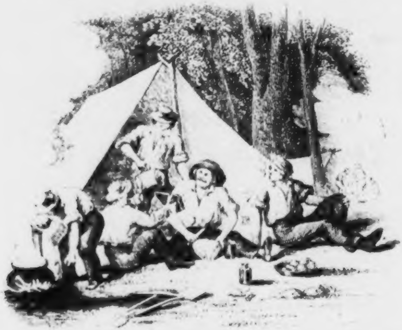
Ruthen geſchmückt. Im Innern der Pyramide fand Peron, der ein ſolches Grabmal im Südoſten von Vandiemensland entdeckte, einen kleinen halbkugelförmigen Raſenhügel, mit einer Anzahl Ruthen überkleidet, deren Enden durch Steine am Boden feſtgehalten wurden.

Ueber die erſte Auffindung des Goldes im ſüdöſtlichen Auſtralien gehen verſchiedene Sagen. Ein alter Schäfer Mac Gregor ſoll häufig mit Stücken gediegenen Goldes von Bathurſt nach Sidney gekommen ſeyn und ſie hier verkauft haben, ohne jedoch den Ort, wo er den Schatz hob, zu nennen. Endlich aber belauſchte ihn ſein Herr und erforſchte ſo das Geheimniß. Der Platz, an welchem dies geſchehen ſeyn ſoll, heißt Mitchell's Creek, etwa zweihundert engliſche Meilen von Sidney. Creek bezeichnet die Bucht oder Grube, aus welcher die Goldgräber die Golderde zu Tage fördern. Nach Anderen war der erſte Entdecker ein Sträfling, der ein Stück Gold, das er ausgegraben haben wollte, zum Verkauf anbot. Die Behörden hielten ihn für einen Betrüger, der ſein Klümpchen Gold aus einer Münze entwendet und zuſammengeſchmolzen haben möchte. Der Entdecker wurde durchgepeitſcht und endete ſpäter ſein Daſeyn in Folge irgend eines Verbrechens am Galgen. Seine Entdeckung blieb auf eine lange Reihe von Jahren begraben. Neben dieſen Sagen enthalten die folgenden Thatſachen höchſt wahrſcheinlich den wirklichen Gang der Goldentdeckung. Vor längeren Jahren ſchon muthmaßte der berühmte engliſche Geologe Roderich Murchiſon aus den Beſtandtheilen und der Geſtalt der auſtraliſchen Gebirge, welche merkwürdig mit den Cordilleren und dem Ural übereinſtimmten, daß in ihnen ſich Goldlager finden müßten. Etwa gleichzeitig legte ein dortiger Geiſtlicher der Regierung Goldſtaub vor, den er aus dem Waſſer des Macquarie-Fluſſes gewonnen hatte. Man hielt es jedoch noch immer nicht für der Mühe werth, weiter nachzuforſchen. Da kam ein Mann Namens **Hargraves**, der in Kalifornien Erfahrungen über die Kunſt des Schatzhebens geſammelt hatte, nach Auſtralien und überzeugte ſich bald, daß hier ein zweites Kalifornien zu finden ſey. Er legte ſeine Anſichten einer Verſammlung in Bathurſt vor und erwarb ſich Glauben. Somerhill Creek bei Friedrichsthal in der Landſchaft Bathurſt, etwa 144 engliſche Meilen von Sidney, bezeichnete er zuerſt, und zufolge deſſen ließ die Regierung die ganze Landſchaft durch den Geologen **Stutchbury** erforſchen, der in der That mehrere Goldlager entdeckte. Aus allen Städten der Kolonie wanderten jetzt Karawanen nach dem neuen Eldorado, und dem Rufe deſſelben folgte die große Einwanderung aus allen Theilen der Welt. Bald wuchſen neben den Goldfeldern neue Ortſchaften empor, ſo am Macquarie die Stadt Ophir, die jetzt ſchon mehrere Kirchen, proteſtantiſche wie katholiſche, beſitzt. Immer mehr Goldfelder zeigten ſich nicht allein in Neu-Südwales, ſondern auch in dem ſüdweſtlich davon gelegenen Victorialande, deſſen Hauptſtadt Victoria auf der Halbinſel Coburg, Vandiemensland gegenüber, bereits vor der goldenen Aera im Jahre 1838 gegründet worden war. Die ganze Bergkette, welche Victorialand von Neu-Südwales trennt, wurde von dem deutſchen Geologen Dr. **Burcher** als ein mächtiges Goldfeld erkannt, namentlich der Wellingtonberg und Alexandersberg. Weſtlich von Victorialand, im ſogenannten glücklichen Auſtralien, erblühte in Folge dieſer Entdeckung die Hafenſtadt Melbourne zu einem Handelsplatze erſten Ranges.

Leben und Treiben der Goldgräber erläutern wir wieder durch zwei Abbildungen. Die erſte giebt eine Vorſtellung von Menſchen und Zuſtänden, wie ſie zu Foreſt-Creek gefunden werden. In dem Winkel zur Rechten ſteht ein Paar der eingeborenen berittenen Polizeileute einer Truppe, deren Einrichtung erſt im Jahre 1852 verſucht wurde. Obgleich inſofern von Nutzen, als ſie das widerſpänſtige Volk ihrer eigenen Raſſe niederzuhalten verſtehen, ſind dieſe Leute doch wegen ihrer Neigung zu freiem und wildem Umherſchwärmen und wegen ihrer Abneigung gegen jede Art von Zwang, auch den der Kleidung, an regelmäßigen Dienſt ſchwer oder gar nicht zu gewöhnen. Sie werden neuerdings nur im Verein mit einer größeren Anzahl weißer Polizei verwendet, um an den Gruben Ordnung aufrecht zu erhalten und die Goldſendungen nach Melbourne zu geleiten. Neben den Polizeileuten ſteht ein neu angekommener Gräber mit ſeinem Bett auf dem Rücken, das Sägemeſſer nach Matroſenart vom Gürtel herabhängend. Höher hinauf bringen zwei Männer auf einer



Handtrage die Golderde zum Flußufer herab. Auf dem Gipfel des Hügels erblickt man Blockhäuſer (Gunyahs) und Zelte, vor denen Feuerſtätten angebracht ſind. Das große Zelt gehört dem Bevollmächtigten der Regierung. Die Wache davor bezeichnet nicht nur die Würde des Beſitzers, ſondern ſoll auch den goldenen Schatz behüten, der in dieſem Zelte bis zu ſeiner Fortſchaffung aufbewahrt wird. Der Mann mit der Spitzhacke, etwas weiter vorn, beginnt eben eine Grube einzuſenken, während zwei andere Männer aus ihren tiefen Gruben heraufſteigen, um die mit ihrer Ausbeute gefüllten Körbe auf den Köpfen nach dem Waſſer zu tragen. Längs dem Ufer des Fluſſes geht die Waſchung vor ſich. Der erſte Abſchnitt derſelben beſteht darin, daß die Erde in eine Wiege geſchüttet wird. Man bemerkt zwei Perſonen, an jedem Ufer eine, welche mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſind, jede von ihnen in einer Gruppe mit einer zweiten Perſon. Der Wieger hält den Wiegengriff in ſeiner Linken und einen ſtarken Stab in der Rechten. Der Zweite gießt mit einer Schaufel oder tiefen Kelle Waſſer ein, und der Wieger wiegt mit der einen Hand, während er mit der andern die Erdklumpen aufrührt und bricht. Die feine Erde und der Staub fallen durch einen eiſernen Siebrahmen hinunter in eine Schütte, die großen Stücke Quarz und anderen Geſteins bleiben oben. Dieſe werden unterſucht, ob ſich ein großer Preis, ein Goldklumpen, unter ihnen findet. Der feine Staub, welcher hinunter fällt, wird in ein zinnernes Gefäß gethan und ſorgfältig im Fluſſe gewaſchen, indem das Gefäß in geeigneter Neigung gehalten und der Zeug darin aufgerührt wird. Die erdigen Theile fließen fort und die goldigen bleiben. — Die zweite Abbildung zeigt eine Geſellſchaft von Goldgräbern bei der Abendmahlzeit, bei welcher



Thee und Dampfer (**Damper**) nicht fehlen dürfen. **Damper** iſt ein in der Aſche gebackener, ungeſäuerter Weizenteig und wird von den Koloniſten, ganz beſonders aber von den ſchwarzen Eingeborenen, die ihn **Damur** nennen, leidenſchaftlich gern gegeſſen.

Die Goldentdeckung iſt für Auſtralien ein unendlich mächtiger Hebel der Kulturentwickelung. Für den einzelnen Einwanderer freilich ſind die Vortheile ſehr zweifelhaft, er komme nun als mittelloſer Arbeiter, um als Goldgräber reich zu werden, oder als bemittelter Kaufmann, um das Gold der Gruben in die Bahn des Handels zu leiten. Mühſeligkeiten aller Art, durch die entfeſſelten Leidenſchaften der Menſchen in nicht geringerem Grade als durch mancherlei Entbehrungen hervorgerufen, winken dem Erſteren, während die in den auſtraliſchen Handelsſtädten ſtattfindenden heftigen Schwankungen der Werthe das dortige kaufmänniſche Geſchäft mehr als irgendwo zu einem gefährlichen Spiel des Zufalls machen. Im Allgemeinen jedoch trägt auch der menſchliche Geiſt durch großartige Unternehmungen, die ſolchen neuen Völkerwanderungen ſich anſchließen, ſeinen Gewinn davon, und ganz beſonders ſchreitet die Landeserforſchung anſehnlich vorwärts. In den letzten Jahren hat die Befahrung des Murrayfluſſes mittelſt Dampfſchiffen ſehr befriedigende Ergebniſſe geliefert. Kapitän Cadell fuhr, trotz des ungewöhnlich niedrigen Waſſerſtandes, auf dem Dampfer Lady Auguſta gegen 400 deutſche Meilen von der Mündung an ſtromaufwärts und näherte ſich der Stadt Albury in Neu Südwales bis auf zwanzig Meilen, wo er durch hervorragende Baumſtämme von weiterem Vordringen abgehalten wurde. Kapitän Cadell behauptet, wenige Landſtriche von gleicher Ausdehnung hätten ähnliche prachtvolle und leicht ſchiffbare Flüſſe aufzuweiſen wie Süd-Auſtralien. Jetzt befahren den Murray bereits mehrere Dampfſchiffe, ſowie zahlreiche Barken, und ſchaffen Wolle, Talg, Schafhäute aus dem Innern an das Meer. Der fünfte Erdtheil fängt an, in ſeinen Gliedern ein rühriges Leben zu ſpüren.

Anton Gubitz.

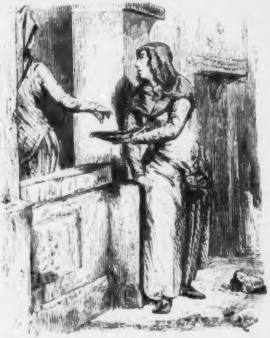
Der Rathsherr von Stralſund und ſein Weib.

(Aus handſchriftlicher Chronik von Stargard.)

Wie Gott der Herr unredlich erworbenen Reichthum zerſtreuet und habſüchtige Uebelthäter ſtraft, iſt erkenntlich an dem Stralſunder Rathsherrn Otto Wulflam und ſeiner Ehegeſponſin Dominica.

Als die Königin Margarethe von Dänemark mit König Albrecht von Schweden Krieg führte, nahmen Seeräuber etliche Bürger von Stralſund gefangen und forderten hohes Löſegeld. Sonder anderen Auswegs hat man's gezahlt; jedoch rüſteten alsbald die Stralſunder ein großes Schiff, zogen gegen die Seeräuber, wurden ihrer auch mächtig und habhaft. Man fing deren mehr als Raum fanden in den Rathhausgewölben und Mauerthürmen; derzeit mußte man dieſe Schelme feſtſtecken in Tonnen, der Art, daß der Boden ausgebrochen und oben eine Oeffnung eingeſchnitten war für den Kopf, der ihnen nach kurzem Prozeß abgeſchlagen wurde. Nun hatte man bei den Seeräubern auch viel Schatzes und Guts erbeutet, und der Rathsherr Otto Wulflam wußte ſich damit dermaßen zu begaben, um es hienach Jedem zuvor zu thun in verſchwenderiſchem Aufwand. Als er ſich im Jahr 1393 verheirathete mit der, erſt ſiebzehn Jahre zählenden Dominica Wahl, einzigen Tochter eines reichen Schiffsbauherrn, ließ Wulſlam den Weg zur Kirche mit engliſchem Tuch belegen und ein fürſtlich Banket zurichten. Seine Gemächer waren voll üppiger Pracht in Teppichen von blumigem Damaſt aus Venedig und Sammet aus Genua, die Geräthe waren all von Gold oder Silber, dieſes bis zur Fußbank. Wulſlam's Haus ward zur Freiſtätte jeglicher Schwelgerei, und wie Er Buhlinnen, ſo hatte Frau Dominica, die als hoffährtig ſchönes Weib des Schmeichelns nicht ſatt werden konnte, der Buhlen genug. Es iſt nicht verwunderlich, wenn ſtete Praſſerei und Verſchwenzelei die vollſten Truhen leeren; Wulſlam ſchaute endlich auch bereits kahlen Boden, hatte jedoch niemals Mangel an ergiebigem Rath für ſich ſelber. Er wirkte im Jahr 1407 aus, kupferne Münzen zu ſchlagen, damit in Zwang die ſilbernen einzuwechſeln und in Verwahr zu nehmen, dieweil ſonſt, nach Wulſlam's Vortrage, ſämmtlich Silber von den durch Mönche beſchwatzten und mit allerlei Plagen bedrohten Bürgern in die Beichtſtühle getragen werde. Obwohl dies Verfahren die deutſche Münzordnung von 1390 fälſchte, ward es dennoch durchgeführt, und Wulſlam half ſeinen Luſtgelagen wieder auf durch anſehnlichen Theilgewinn vom eingezogenen Silber. Die Rache ſchlief aber nicht; der Ober-Pfarrer Curt Bronow hatte ſich von Stralſund entfernt, warb Söldlinge, und hetzte beſonders unter den Bewohnern der Inſel Rügen. Mit mehr als ſechshundert Bewaffneten rückte er heran, verbrannte oder verwüſtete Stadtgüter vor den Thoren, und zu böſer Vergeltung des Böſen warf man drinnen auf dem Markt drei Geiſtliche in's Feuer, wonach der Papſt den Bannſtrahl, der Kaiſer die Reichsacht über die Stadt verhängte. Solches hat ſieben Jahre hindurch die Bürger gepeinigt, behindert und belaſtet, bis ſie ſich mit ſchwerem Goldgewicht loskauften. Der Rathsherr Otto Wulſlam wüthete während dieſer Unheilsfriſt gegen Jeden, den er für ſchuldig erachtete an der Noth, und durch ſein Zuthun bezüchtigte man im Jahr 1411 den liſtig eingefangenen Rügener, in Bergen wohnhaften Bürger Conrad Widdver, dem Curt Bronow Kriegsknechte verſchafft zu haben. Widdver ward auf die Folter geſpannt, der Erſte, welcher ſie in Stralſund erlitt, iſt auch in den Martern verſtorben. Darüber ergrimmte ſein Bruder Erich und faßte einen Plan, durch Wulſlam's Habgier ihn zu verderben. Geheim empfing derſelbe die Nachricht: die Seeräuber hätten in dem unfern Bergen's belegenen Hügel Rugard Schätze verborgen; der Rath von Stralſund erhob Anſprüche darauf wegen alter Schädigung der Stadt durch die Seeräuber, und Wulſlam wurde als Abgeſandter zur Unterſuchung beauftragt. Erich Widdvor wußt' es zu erreichen, daß er ungekannt eines Tages den Wulſlam nach dem Rugard begleitete mit einer Hacke, um nachzugraben; als ſie jedoch über den Kirchhof von Bergen ſchritten, erſchlug Erich Widdvor den Wulſlam.

Nach deſſen Tode ließ Dominica nicht ab vom Vergeuden; ſie verhandelte Stück für Stück ihres Reichthums, und ſchlich endlich arm und elend durch die Stadt, Almoſen zu ſammeln auf einer ſilbernen Schüſſel, die ſie zur Mahnung an ihre eitlen Laſtertage als Bettlerin Jedem hinhielt, daß er die Gabe darauf werfe. Die Sage vermeldet noch folgende Reime, welche Dominica Thür bei Thür ſprach:



„In Glanz und Saus hab' ich gewohnet,
Genähret Wolluſt wild und wüſt;
Das Leben hat mir Gott geſchonet,
Bis ich auf Erden abgebüßt.
Die Silberſchüſſel muß ich zeigen,
Werft einen Heller mir hinein;
Dies letzte Gut, der Stadt zu eigen,
Soll immerdar ein Denkmal ſeyn,

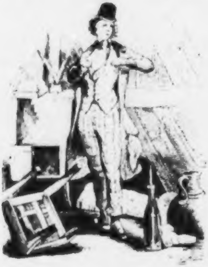
Daß Den, der hier in Sünden weilet,
Im Elend auch die Straf' ereilet:
Werft einen Heller mir hinein!“

Dies iſt die warnende Geſchichte von dem Rathsherrn Otto Wulflam und ſeiner Frau Dominica. Gott ſey ihnen Richter, Gott erweiche und beſſere jeden Sünder. Amen! Fr. Bertram.

Haus-Reiſen.

I. Die Reiſe von der Dachkammer und wieder zurück.

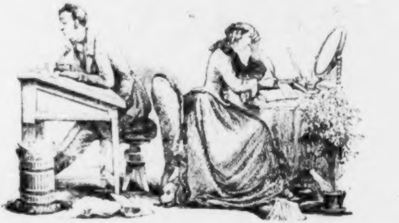
Eduard Kenisch war im Jahr 1785 geboren und hatte in ſeiner Jugend Alles vollauf, Manches im Ueberfluß bei den Eltern. Auch mangelte keine Gelegenheit, viel zu lernen, Eines nur fehlte: der Trieb dazu. Er verlor ihn beſonders deshalb, weil er ſchon in ſeinem elften Jahre begeiſtert war für die franzöſiſche Revolution, für Zuſtände, bei denen Mord und Todſchlag an der Tagesordnung waren, nur wegen Beantwortung der Frage: auf welche Weiſe ſich im Staat am beſten leben laſſe? Hauptſächlich war Eduard in die Wörter Freiheit und Gleichheit verliebt; darüber gab er täglich im Geſchwätz prächtige Proben von Unwiſſenheit, und fühlte ſich dabei ſo wohl und gelehrt, daß ihm ein Trachten nach wirklichem Wiſſen äußerſt philiſterhaft dünkte. Im Jahre 1804 hatte er in ſeinem



Schneckengange auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt eben Secunda erreicht, als ſein Vater ſtarb. Die Kriegszeiten in Folge jener Revolution hatten deſſen Habe ſo vermindert, daß der Nachlaß gering und in unklarem Verhältniß war. Andere Verwandte machten Anſprüche, die ein gerichtliches Einſchreiten herbeizogen, wobei für Eduard nichts herauskam als ein Vormund, der ihn zu einem Sattler in die Lehre bringen wollte. Ein tüchtiger Handwerker iſt ein ehrenwerther Mann, aber der hochmüthige Eduard, überzeugt, er könne bereits Jeden aus dem Sattel heben, begriff dies begreiflich ganz und gar nicht. Er entlief ſeiner Vaterſtadt und meinte: die Welt erwarte nur, daß ein ſolches Licht, wie er ſich zu ſeyn einbildete, die Welt erleuchte. Er hatte eine Abhandlung geſchrieben, worin er bewieſen zu haben glaubte, daß es im menſchlichen Leben keiner Grundlagen und keiner Beſchränkungen bedürfe, vielmehr die Freiheit, die Jeden zum Herrn mache, Ausgleichungsmittel zu allem Glück ſey. In einer Reſidenzſtadt angekommen, war ſein erſter Gang zu einem Buchhändler, ihm die Handſchrift anzubieten. Sie verſchaffte ihm die Bekanntſchaft ſämmtlicher Buchhändler, denn reihherum bot er ſie aus, und bei dem Umherwandeln aus einer Hand in die andere war endlich das Manuſcript vergriffen, welcher Erfolg der einzige blieb. Ein Verleger fand ſich nicht, und Eduard verlegte es nun ſelber ſo, daß er es niemals wiederfinden konnte, was um ſo glaublicher iſt, weil er als Nichtbezahler im Gaſthofe ſein ganzes Gepäck zurücklaſſen mußte, wonach er Aftermiether wurde in einer Dachkammer, in der ein eiſern Oefchen ſtand.

Sein Wirth war ein ehrſamer und gutmüthiger Schneider, der in nichts Ueberfluß, dagegen aber keinen Mangel an Kindern hatte. Er wußte meiſterhaft mit der Scheere, aber nur pfuſcherhaft mit der Feder umzugehen, und da es bald zur Mythe wurde, daß ihm Eduard Miethe zahlen ſollte, bediente er ſich des ehemaligen Gymnaſiaſten zum Ausſchreiben der Rechnungen, die im neunzehnten Jahrhundert bekanntlich oft ausgeſchrieben und überreicht werden müſſen, ehe Zahlung erfolgt, was keine zweifelloſe Sache iſt. Pünktlich zu bezahlen gehört zu den Barbareien der Vorzeit; laut heutiger Sittenverbeſſerung — oder wie unſre feine Bildung ſagt: Civiliſation, um an Sitte und Beſſerung nicht erinnert zu werden — zahlt man nach Bequemlichkeit, oder zahlt gar nicht, wegen größerer Bequemlichkeit. Eduard ſchrieb alſo Rechnungen, und da der Schneider ſich über die regelrechter als ſeine in Reih' und Glied ſtehenden Buchſtaben freute, verſchaffte er ſeinem Einſaſſen Abſchreiber-Arbeit. Das brachte ihn in Verbindung mit dem in franzöſiſchem Solde ſtehenden Herausgeber eines Tageblattes; von ihm lernte Eduard Deutſchland noch eifriger ſchmähen als zuvor, und er wurde nun wirklich handlangernder Schriftſteller. Der Schneider aber konnte ſich nicht von der Heimathsliebe trennen, er gerieth in Streit mit Eduard, und da Jener eben in der Miethe geſteigert werden ſollte und dies mit ſeinem Einkommen nicht im Einverſtändniß fand, griff Eduard zu. Er machte ſich zum Herrn des ganzen Raumes, und die Schneiderfamilie wanderte mit Thränen aus einer Wohnung, worin ſchon die Eltern des Meiſters gewirthſchaftet hatten. Daß Eduard jetzt bei Gelde war, verurſachte eine Franzöſin, die einen landsmänniſchen Oberſten begleitet, von ihm aber im Jahr 1808 die Weiſung erhalten hatte, ihm nicht nach Frankreich zu folgen, unter welcher von ihr angenommenen Bedingung ſie eine nicht unbedeutende Summe empfing. Eduard, nun ein Vierundzwanziger, war nichts weniger als häßlich, er machte bei jenem Herausgeber die Bekanntſchaft der ſchönen Mademoiſelle Laurette, radbrechte mit ihr Franzöſiſch und fand Gnade vor ihren Augen, ſo daß ein Ehebündniß daraus wurde. Madame ſprach jedoch naſerümpfend von der Dachwohnung, und das Paar zog vom vierten nach dem dritten Stock.

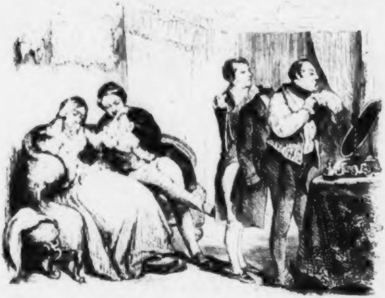
Madame Laurette zeigte übrigens kein geringes Talent im Erwerben. Sie gab ihr Kapital auf Zinſen und beſchäftigte ihren Gemahl mit Ueberſetzung franzöſiſcher Comedien, wobei ſie ihm half.



[illegible] ſchon die Zeit, in der die lebenden deutſchen Dichter — [illegible] der Ehrenſeite ohnehin mehr zur Dichtung als zu Wahrheit gehörte — von der ſogenannten deutſchen Bühne verdrängt wurden durch todte Dichter der Fremde, ſchon ſehr empfohlen vermöge des Umſtandes, daß ſich ihre Werke unentgeltlich benutzen ließen. Die Ueberſetzungen ſinnkitzelnder Luſtſpiele der Neufranzoſen waren ebenfalls von der Wohlfeilheit angenehm begleitet, deshalb machte ſich das Ueberſetzen franzöſiſcher Comedien ergiebig genug. Die Bühnen-Verſteher, ſelten Bühnen-Verſteher, griffen haſtig zu, und durch die Menge der Zugreifer war der geringe Preis im Ganzen doch erklecklich.

Madame Laurette hatte außerdem noch ein vortheilhaftes Vermögen an ihren Reizen, und zugleich die Fähigkeit, Bank zu halten für Hazardſpiele. Dieſe Fähigkeit übertrug ſie auf ihren Gemahl, und bald war allabendlich bei dem Ehepaar ein Kreis von jungen und alten reichen Herren verſammelt, die ihre Tage im Nichtsthun verſchwendeten und ſie mit Nichtsnutzigem beſchloſſen. Ihre Aufmerkſamkeit war mehr dem verführeriſchen Augenſpiel der Madame als den Spielkarten zugewendet, und ſtets trugen ſie ihre mitgebrachten vollen Börſen in ſchwindſüchtigem Zuſtande nach Hauſe. Dies wurde zum einträglichſten Erwerbszweige, und da die Theilnehmer an der Bank im Zu- und Abfluß ſich doch mehrten, hielt es Madame Laurette für zweckmäßig, die Geſellſchaft noch mit einer glänzenderen Wohnung zu kirren. So ſehen wir das Ehepaar bald vornehmer eingerichtet im zweiten Stock, in gleicher Weiſe geſchäftig, und man ließ nun auch das anwachſende Kapital in Staatsanleihe-Papieren wuchern. Durch den Einfluß eines Wechslers und Fondshändlers, der in demſelben Hauſe im unteren Stock ſein Weſen betrieb, gab Eduard ſeiner Madame Laurette zwei Mal ſehr gewinnreichen Rath, wonach ſie ihm allmälig das ganze Vermögen anvertraute, was ſo glücklichen Erfolg hatte, daß mit Hülfe der Pharo Bank dem Ehepaar ein anſehnlicher Reichthum erwuchs. Es umgab ſich nun noch koſtſpieliger, und zwar im erſten Stock, weil dieſem der erforderliche Gelaß zu einer Equipage angehörig war. Im Ein- und Verkauf von Geldpapieren wurde Eduard mit der Zeit ſo gewandt, daß er endlich dem durch ſchlaue Griffe an der Börſe in die Börſen Anderer bereits reich gewordenen Nachbar im unteren Stock ſein Geſchäft gut bezahlte und es ſelbſt übernahm, nun alſo in zwei Wohnungen herrſchte.

Eine Weile ging auch noch Alles ſehr günſtig, da nahte aber eines der berüchtigten Jahre, wo die Papiere an entſchiedener Fallſucht litten. Sie ſanken plötzlich wie ein durchlöcherter Kinderdrache, und die Glücksjäger, deren Habgier dem Drachen des Goldes übermania geopfert hatte, ſteckten den Geldreſt in die Taſchen, um damit zum Thor hinaus zu eilen, ehe ihn Diejenigen nahmen, denen er eigentlich gehörte. Unzählbare Bankerotte brachen aus, die auf das Ehepaar ſo einwirkten, daß Herrn von Keniſch — ſein Geld hatte ihn bei der Menge geadelt — von mehr als 200,000 Thalern nur der achte Theil im Ganzen blieb. Damit ließ ſich nicht ſo wirthſchaften, wie man in letzter Zeit gewirthſchaftet hatte; indeß zeigte ſich anſcheinend eine neue Ausſicht. Ein junger, hübſcher und reicher Engländer hatte ſich bei der Pharo-Bank eingefunden; er verlor um ſo raſcher an jedem Abend eine namhafte Summe, da er ſich in Madame Laurette verliebte, die in ihrem zweiunddreißigſten Jahre noch immer ſchön zu nennen war. Sie verliebte ſich jedoch ebenfalls in den jungen Engländer, und es geſchah nun muthmaßlich mit geſchickter Nachhülfe, daß der junge Mann allmälig das Verlorene wieder gewann, und noch mehr dazu. Ueberhaupt wandte ſich das Glück immer entſchiedener gegen Eduard, und da der Lord den erſten Stock ſehr bequem und die Equipage für ſich ſehr angenehm fand, wurde ihm Beides überlaſſen.

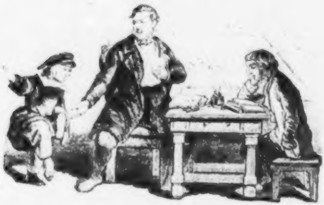


Jetzt wohnte das Ehepaar wieder im zweiten Stock, Madame Laurette war indeß oft im erſten, ſaß auch in der Equipage nicht ſelten neben dem jetzigen Beſitzer. Im zweiten Stock wurde noch

Bank gehalten, der Engländer nahm aber faſt immer mehr Geld mit hinab als er herauf brachte, ſo daß der Gewinn von Andern meiſt ihm zufiel. Die jetzigen Verhältniſſe verſtimmten Eduard Koniſch — der ſein „von“ unter den Leuten wieder einbüßte. Er ſuchte ſich nun Aufheiterung bei einer jungen liebenswürdigen Tänzerin, wodurch ſeine Ausgaben mit der Einnahme noch mehr in Mißverhältniß geriethen, ſo daß er — nach ſeiner Erklärung, nur um weiter von dem jungen ihm verhaßten Engländer getrennt zu werden — den dritten Stock bezog. Auch hier war die Pharo-Bank noch nicht beſeitigt, aber Madame Laurette fehlte, demnach auch die Stellvertreterin der Glücksgöttin; ſie durchſchaute die Zuſtände, nahm was ſie noch nehmen konnte, und eines Morgens war ſie mit dem Engländer davon gefahren, ließ aber für ihren Eduard folgenden Liebesbrief zurück:

„Sie haben, mein Herr, in allen Dingen den Krebsgang eingeſchlagen, empfinden demnach gewiß auch eine Sehnſucht, wieder in der Dachwohnung zu ſeyn. Ihnen dies Vergnügen dauernd zu gründen, hat mein getreuer Lord die Miethe auf dreißig Jahre für Sie vorausbezahlt, ſo daß Sie in dieſer Hinſicht ungefährdet Ihre Geliebte dort einführen können, wozu ich Ihnen auch noch ſonſt alle mögliche Wohlfahrt gönne.
Laurette.“

Was ſollte Eduard thun? Er unterſuchte den Beſtand ſeiner Kaſſe, von dem er meinte, er könne kein tröſtlicher ſeyn, und darin hatte er nicht geirrt, denn er betrug nicht mehr als 83 Thaler 2 Groſchen. Was ſollte er alſo thun? — er machte Anſtalten, möglichſt raſch die letzte Treppe wieder hinauf zu kommen, und ſaß bald in ſehr düſterer Ueberlegung oben unter dem Dach. Seine geliebte Tänzerin konnte wegen Schonung ihrer Geſundheit die mehreren Treppen zu ihm nicht hinan klimmen, dies auszugleichen verbot ſie ihm aus Sorge für ſeine Geſundheit die eine Treppe zu ihr. Das Ergebniß von Eduard's Ueberlegung war: er wolle wieder Comedien aus dem Franzöſiſchen überſetzen. Seitdem er dieſem Geſchäft entſagte, vergingen jedoch Jahre, und in dieſer Zeit vermehrten ſich dergleichen Ueberſetzer ſo raſch wie Sperlinge. Außerdem half ihm Madame Laurette nicht mehr, Andere bedienten die Bühnen beſſer, und Eduard ſah ſich nach langwierigen Bemühungen ohne Erfolg vom Hunger genöthigt, nochmals Abſchreiber zu werden. Davon konnte er ſich aber auch in miethfreier Wohnung nur höchſt kärglich erhalten, ein Hülfsmittel wurde unerläßlich, und es kam zu ihm in Geſtalt eines Sohnes jenes Schneidermeiſters, der vor nun beinahe zweiundzwanzig Jahren die heizbare Dachkammer an Eduard überließ. Dieſer Sohn, iſt Werkmeiſter in einer Fabrik, fühlte ſich angetrieben, einmal die Räume wieder zu betreten, in denen er geboren wurde, wo er ſich zuerſt im Laufen geübt und nach dem Fallen auf die Dielen manche Kopfbeule zu heilen hatte. Der lebhafte und kräftige junge Mann ward entzückt von dem Anblick des erſten Schauplatzes ſeiner Jugendthätigkeit und äußerte: für ſein Leben gern würde er hier wohnen. Eduard fand ſich ſehr geneigt, ihm gegen Zahlung eines Miethzinſes Alles zu überlaſſen, ausgenommen die heizbare Dachkammer, die er ſich vorbehielt. Der Hauswirth machte keine Einwendung, die Familie des Werkmeiſters, nur aus ihm, ſeiner Frau und zwei Knaben beſtehend, hielt ihren Einzug, und Eduard beſchränkte ſich auf die Dachkammer. Jetzt erſt lernte er das Glück des Familienlebens kennen, das Schickſal ließ ihm auch das Maaß von Vernunft wachſen, und mit der Zuneigung zu den wahrhaft liebenswerthen Gatten und ihren Sprößlingen — Eduard hatte keine Kinder — machte er ſich



neben der durch Zuthun des Werkmeiſters gemehrten Abſchreiber-Arbeit nützlicher. Wie gering ſeine Lehrkenntniſſe waren, ſie übertrafen doch in Manchem bei weitem die des Ehepaars; er unterrichtete die Knaben und half ihnen bei den Schularbeiten möglichſt vorwärts, ſo daß ſie früher als Viele anſtellig wurden. — Die Nachbarn in einer und derſelben Wohnung hielten unzertrennlich aneinander. Eduard verlebte in ihr einunddreißig Jahre, und ſtarb über achtzig Jahr alt vor neun Monaten. Den letzten Miethzins hatte ihm der Hauswirth erlaſſen, und die Begräbnißkoſten übernahm der Werkmeiſter.

Eduard Koniſch hinterläßt uns die Geſchichte eines Menſchen, den Zerfahrenheit in das Weltgetriebe jagt, dem ſie auch Glücks- zu Unglücksfällen verkehrt, und der dieſer Zerfahrenheit nicht eher entkommt, als bis er ſich ſelber nicht mehr zu helfen vermag, dann aber doch wenigſtens an Einſicht und Anſpruchsloſigkeit gewinnt. Sanft ruhe ſeine Aſche!

II. Vom Bodenverſchlag zum erſten Stock.

In dem Stammbuch eines dreiundachtzigjährigen noch ſehr rüſtigen Greiſes blätternd, las ich neulich unter Anderem:

„Der Weltlauf iſt ein ew'ger Ring,
Auch Glück und Unglück drehen ſich;
Gar oft wird Unglück gutes Ding,
Verwendet man's verſtändiglich;
Das Unglück ſah ich oft mir drohen,
Doch iſt es ſtets vor mir geflohen.

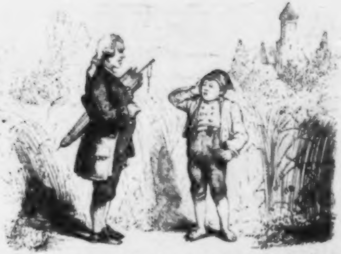
Aſchersleben, am Pfingſt-Sonntag 1778.
Chriſtoph Friedrich Sangerhauſen."

„Das muß ein Glückskind erſten Ranges geweſen ſeyn!" rief ich aus, und mein alter Freund erwiederte lächelnd: „Wie man's nimmt, oder vielmehr, wenn man Alles ſo nimmt, wie es der wackere Sangerhauſen that." Deſſen Lebensgeſchichte kennen zu lernen, hatte ich eben Muße und ließ mir Folgendes erzählen:

„Jener Vers iſt geſchrieben, als ich faſt ohne alle Geldmittel nach Halle wandern wollte, dort mir die Grundwiſſenſchaften des Arztes zu holen. Sangerhauſen hatte mich lieb und bewies es thätig. Als wir nun am letzten Sylveſter des vergangenen Jahrhunderts vergnügt beiſammen ſaßen, und ich, Gott dankend, meine Lebensverhältniſſe als ſehr zufriedenſtellend preiſen durfte, ſagte Sangerhauſen: „Junger Freund" — ich war damals bereits einundvierzig Jahr alt — „Ihr habt Euch tüchtig durchgeſchlagen, das lob' ich und freue mich darüber, iſt auch vielleicht etwas von Eigenliebe dabei, wenn's nämlich Einem ähnlich erging wie mir." Ich wurde begierig, zu wiſſen, wie es ihm ergangen, er meinte aber, ſeine Familie — die zugegen war — kenne das meiſt, und heut hätten wir nur an gute Wünſche für das künftige Jahrhundert zu denken. Einige Tage ſpäter mußt' ich wieder nach Berlin, da gab er mir eine Papierrolle mit den Worten: „Hier habt Ihr etwas von meiner Vergangenheit, die ich, vermöge der Gegenwart aus guten Gründen, ſo Manchem mehr verdeckte als enthüllte; Ihr werdet mir das Geſchreibſel bei Gelegenheit zurückſchicken. Das iſt geſchehen, doch behielt ich, nach Sangerhauſen's Erlaubniß, eine Abſchrift, die mir um ſo werther iſt, weil der Lebensbericht über ihn nach ſeinem Tode — er ſtarb ſchon 1802 — bewieſen hat, daß er vielleicht mir allein ſein Vertrauen ſchenkte.

Er war verwaiſet ſeit der erſten Stunde ſeiner Geburt, bei der die Mutter ſtarb. Sie hatte in einem Dorfe bei Aſchersleben gewohnt und empfing dort im Jahr 1740 die Nachricht, ihr Mann, ein preußiſcher Unteroffizier, der in Thüringen auf Werbung ſtand, ſey ſchwer erkrankt; ſie wanderte in Angſt zu ihm, konnte aber nur ſein Grab mit Thränen benetzen. Auf ihrer Rückreiſe gebar ſie einen Knaben in dem Dorfe Groß-Korbetha, in der Nähe von Weißenfels gelegen. Der Knabe erhielt bei der Taufe die Vornamen Chriſtoph Friedrich und mußte auf Koſten der Gemeinde ernährt werden, was begreiflich zur Folge hatte, daß man ihn raſch brauchbar zu machen ſuchte. Auf der Stufenleiter des Wirthſchaftlichen ſtieg Chriſtoph vom Gänſejungen bis zum Pferdehüter, für ſeine geiſtige Ausbildung wurde aber wenig gethan. Nur im Winter durfte er in der Schule ſeyn, dann noch nicht einmal regelmäßig. Dem Schulmeiſter gefiel jedoch ſein eifriger Lerntrieb, er ſprach mit dem Pfarrer davon, der ſich dann zuweilen Chriſtoph's annahm, ihm auch nach der Confirmation die bei ſeiner Mutter gefundenen Papiere einhändigte und ihm manches gute Buch lieh. Im Leſen vertiefte er ſich eines Sonntags und bemerkte erſt Abends mit Schrecken, daß ein junges Pferd von der Hutung entlaufen war. In der Angſt darüber entlief er ebenfalls und überlegte dann in der Nacht, auf ſeiner Schlafſtätte unter Gebüſch, wohin er ſich wenden ſolle. Er hatte von Erfurt und deſſen Schulen gehört, beſchloß, dorthin ſeinen Weg zu nehmen, und nach dieſer Einleitung benutze ich, was Sangerhauſen ſelbſt aufſchrieb.

„Mein Entweichen von Groß-Korbetha ereignete ſich 1756, und ich war damals etwas über funfzehn Jahr alt. Bis vor die Thore von Erfurt hatte ich mir durch der Menſchen Barmherzigkeit glücklich hingeholfen, und auch hier hatte ich Glück. Mir begegnete ein ſimpel angekleideter alter Mann, der ausſah, als ließe ſich von ihm eine Gabe erwarten, die meine Hoffnung auf ein Nachtlager unterſtützte. Er blickte wohlwollend auf mich Zerlumpten, fragte nach woher und wohin, ſo daß ich ihm offenherzig erzählte, was ich als Pferdehüter verbrochen und wie ich nun im Sinne habe, mich in eine Schule einzubetteln. Der wackere Mann fragte immer weiter, und als er vernahm, ich ſey gleichſam zur Waiſe geboren worden, wurden ihm Thränen in den Augen. „Komm“, ſagte er, „ich will

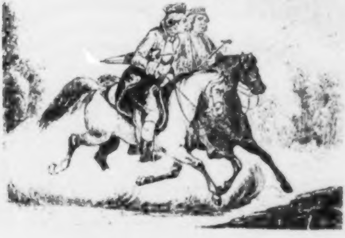


Dir ein Nachtlager geben, für die warme Jahreszeit hinlänglich.“ Er war Bürſtenbinder, lebte ſelber ärmlich in enger Wohnung, und wies mir, nachdem er mich geſättigt, einen Boden-Verſchlag an, wo er mir eine Schlafſtätte bereitete. Am nächſten Morgen theilte er ſein Morgenbrod mit mir und ſagte: „Ich kenne den Prediger Meſche, zu dem wollen wir hin, vielleicht hilft er Dir zur Schule.“ Martin Schurff, ſo hieß mein Wohlthäter, holte dann Kleidungsſtücke zuſammen, denen ſein Lehrburſche entwachſen war; ich wurde ſchnell hineingeſchneidert, ſo gut es thunlich, dann gingen wir zu dem genannten Prediger, der ſich in damaligen Zwiſtigkeiten gern der Evangeliſchen annahm. Durch ihn kam ich wirklich in eine Schule und hernach in das Gymnaſium, blieb auch bei Schurff. Es traf ſich, daß ſein Lehrburſch in folgender Woche Geſell wurde und wandern wollte; da griff ich zu und lernte das Bürſtenbinderweſen ſo weit, daß ich in Nebenſtunden dem Meiſter helfen konnte, wodurch ich aus dem Boden-Verſchlag in ein Kämmerchen umgebettet war. Mein Fleiß brachte mich in den Klaſſen bald vorwärts, und als zu meinem großen Leidweſen Martin Schurff in das Jenſeits, gewiß zur ewigen Seligkeit, berufen ward, half ich mir damit, für ein Mittags- oder Abendeſſen den Kindern verſchiedener, nicht ſonderlich bemittelter Eltern Hülfsunterricht zu geben. Auf ſolche Weiſe hatte ich mein Biſchen täglich Brod und Zubehör; Mancher ſpendete mir auch eine Kleinigkeit an Gelde, womit ich dann Kleidung, Bett und einen halben Gulden monatlicher Miethe bezahlte. So verſtrich die Zeit, bis ich reif war zur Univerſität, wozu ich mir Jena erwählte. Ich ſchritt bereits über mein zweiundzwanzigſtes Jahr hinaus, da dies geſchah, was meinen Eifer ſehr antrieb. In Jena, bei dem Studium der Theologie und Philologie, half ich mir in ähnlicher Weiſe wie in Erfurt, hatte aber beſſeren Erwerb, fühlte mich demnach um ſo wohler. In meinem ſechsundzwanzigſten Jahre verließ ich die Univerſität, und da ich als Nichteingeborner betrachtet wurde, hatte ich in den ſächſiſchen Herzogthümern keine Ausſicht zu einem Lehr- oder Pfarramt. Was war zu thun? Ich überſchlug mein Bischen Erſpartes, es reichte für mich hin, um zu Fuß nach der Gegend zu kommen, wo einſt meine Eltern wohnten. Aus den Papieren meiner Mutter hatte ich erſehen, daß dort Verwandte lebten, zwar nicht reich, mir aber doch näher als Andere, und ich ſehnte mich danach, Angehörige kennen zu lernen. In dem dörflichen Geburtsort meiner Mutter fand ich deren, und erfuhr, in Quedlinburg hätten wir einen Oheim, der, einſt Bergmann, nachher Bergwerks-Beſitzer, jetzt ſehr begütert ſey. Zu ihm ging ich aber nicht, denn ich fürchtete, er werde glauben, ich wolle ihn in Anſpruch nehmen. Ich vertraute auf mein Glück, und es zeigte ſich mir treu. Aſchersleben war nicht fern, dorthin begab ich mich mit dem Reſt meines Geldes, das mich noch ein paar Tage vor Sorgen ſchützte. Im Gaſthofe fragte ich den Wirth: ob er nicht wiſſe, wo ich eine Hauslehrer-Stelle zu ſuchen habe? „Das wohl, wenn der Herr für ein Billiges eintreten will. Unſer alter biederer Rector ſucht einen Führer und Informator für ſeine drei Enkelkinder, deren Mutter nach unheilvoller Ehe von ihrem Manne verlaſſen wurde.“ Dieſe Antwort ſprach zu meinem Gemüth und ich meldete mich bei dem Rector. Er examinirte mich und ſchmunzelte beifällig, ſo daß ich noch an demſelben Tage mit den drei allerliebſten Kinderchen einen Spaziergang um die Stadt machte, wobei ich mich einſtweilen von ihnen führen und unterrichten ließ. Ich erhielt ein nettes Dachſtübchen im Schulhauſe, dazu Alles, was zu des Lebens Nothdurft gehörte, was wollt' ich mehr! Außerdem hatte jener Oheim von mir vernommen und ſandte mir aus freiem Antriebe von Zeit zu Zeit ein paar Ducaten, die ich nicht einmal vermißte, als ſie ausblieben. Denn meine Uebung im Unterrichten hatte dem alten Rector, und ein wenig dichteriſches Talent ihm und ſeiner Tochter gefallen: ich ward ein lieber Hausgenoß. Ach, wie fühlt' ich mich wohl und immer wohler! weil es mir obenein nicht ſelten vergönnt war, aushülfsweiſe zu predigen. Ich ſtand gern auf der Kanzel und man hörte mich gern. Nun wurde eine Lehrerſtelle am Gymnaſium frei, und wem wurde ſie zugetheilt? Mir! Das verdankte ich dem Jahr

1772, welches mir auch die in Halberſtadt erſchienene zweite Auflage meiner „Briefe in Verſen“ brachte, mit denen ich meinen Gran von Lebenserfahrung kund gab. Meine Stimmung machte ſich in jenen Tagen ſo belebt, daß damals viele Blättchen zu meiner ſpäteren Gedicht-Sammlung entſtanden, die 1782 ein Leipziger Verleger drucken ließ.

Da ich mich von der Rectors-Familie nicht trennen wollte, wurde es vermittelt, daß ich eine Wohnung im zweiten Stock des Schulhauſes beziehen konnte, wo ich mich noch behaglicher bei der Zufriedenheit einwohnte, Abends manchen Freund zu mir kommen ſah. Ein Jahr verſtrich mir in ſo anmuthigem Verhältniß; aber das Leben hat freilich auch ſeine Schmerzen: mein Gönner, der alte Rector, ſtarb plötzlich, und wir trugen herzliches Leid um ihn. Auch der Oheim in Quedlinburg hatte die Augen geſchloſſen. Dieſe Nachricht erhielt ich in Gegenwart des Kämmerers Frobe von einem Vetter, indem dieſer zugleich ſagte: der alte Hageſtolz habe teſtamentariſch ſeine halbe Million an die Verwandten vertheilt, und ich ſey muthmaßlich nicht übergangen; am 10. Juli — wir hatten bereits den 8ten — werde das Teſtament eröffnet. Ich ſollte nun mit nach Quedlinburg reiſen, weigerte mich aber, überzeugt, der Oheim wäre mir abhold geworden, denn er hatte mir ſeine Unterſtützung plötzlich entzogen. Der Vetter wollte Alles beſſer wiſſen und berief ſich auf ein Schreiben des Procurators Sammet, worin es unter Anderem hieß: „Bringen Sie ja den jungen Sangerhauſen mit, er iſt ſonder Zweifel mit einem ſchönen Legatchen bedacht, denn der Alte ſoll ſich mehrmals über ihn geäußert haben, wenn er von den Verſen des jungen Mannes gehört hat, deſſen praeſenter und in futuro zu hoffender Ruf ein Lustre in ſeine Familie bringt.“ Nach dem Verleſen dieſer Uebertreibung weigerte ich mich nachdrücklicher, aber der Vetter entgegnete: ich könne um ſo weniger bei der Teſtaments-Eröffnung fehlen, weil eine mir bekannte Muhme, Wittwe eines Bergmeiſters, die bei einem geringen Jahrgeld aus der Bergwerkskaſſe noch etwas Feldertrag hatte, mich zu ihrem Stellvertreter erwählt habe. Jetzt mußt' ich allerdings meine Dienſtfertigkeit zeigen, und es war mir angenehm, daß der Kämmerer äußerte: er komme mir vielleicht nach. Folgenden Tages bei Sonnenaufgang ſaßen der Vetter und ich gemäß derzeitigen Reiſegebrauchs zu Pferde und ritten fürerſt zu der Muhme, deren Wohnort uns wenig aus dem Wege lag. Die Muhme, eben ſo gutherzig als gebildet, trug noch Trauerkleider, rief aber bei meinem Anblick ſogleich aus: „Clärchen, komm' herein, hier iſt der Vetter Poet, der ſich bei uns in drittehalb Jahren nicht ſehen ließ!“ Das Mägdlein war auch raſch da, und es anſchauend rief ich unwillkürlich aus: „Mein Gott, iſt denn das Clärchen?“ — „Ei ja“, ſprach die Mutter mit freudig leuchtenden Augen; „nicht wahr, wie groß?“ — „Und wie ſchön!“ fiel ich in Begeiſterung ein. Es war zu ſpät, meinen träumeriſchen Ausruf zurück zu halten; die Mutter ſah mich etwas empfindlich an, Clärchen wurde verlegen, ſchien jedoch nicht unzufrieden, und ich wollte ſchnell meinen unbeſonnenen Ausruf erklären. Die Muhme ſchnitt mir aber die Worte ab, indem ſie lächelnd bemerkte: „Vetter Sangerhauſen denkt wahrſcheinlich an die Fortſetzung ſeiner Poeſieen!“ — Ich verſtummte und ließ die Andern allerlei Geſpräch führen, wobei ich indeß bemerkte, Clärchen könne eben ſo gut verſtummen als ich, obwohl ich trotzdem noch heut fühle, daß ſie mich ſehr anmuthig unterhielt.

In Bezug auf das Teſtament des Oheims hatte die Muhme mit mir gleiche Meinung, indem ſie ſagte: „Es iſt mir unvergeſſen, daß er mich bei meiner Verheirathung ausſtatten half, ich dank' es ihm nach wie vor. Seitdem gab er uns aber kein Zeichen der Theilnahme, ſogar nicht bei dem Tode meines Mannes; wie hätte er an deſſen Hinterlaſſene ſpäter denken ſollen! Wir hofften nichts von ſeinen Reichthümern, als noch unſer irdiſcher Ernährer lebte, und jetzt, wo wir unmittelbarer an den allmächtigen Verſorger im Himmel gewieſen ſind, hoffen wir auf ihn allein!“ — Mir wurde ſehr heimiſch in dem friedſamen Häuschen. Quedlinburg lag mir jetzt wie außer der Welt; doch was half es, wir mußten im Mondſchein weiter reiten, und

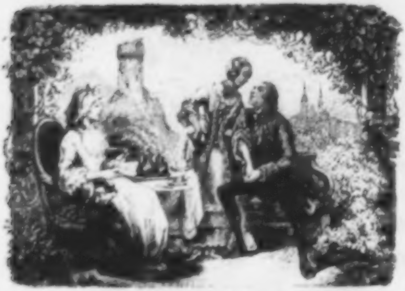


meine nächſte Freude war, daß aber von der [illegible] [illegible] [illegible] Kümmerte.

Wir kamen gegen Mitternacht in Quedlinburg an und Tags darauf zur anberaumten Stunde wanderten auch wir in dem Quedlinburger Gerichtszimmer, das drückend voll war von Erbſchafts-Bewerbern. In ein Eckchen gezwängt, der Thür ſo nahe, um ſie mit zwei Schritten erreichen zu können, ſaß ich da, wenig bekümmert um die Andern. Die Siegel vom Teſtament waren gelöſt, es herrſchte Todesſtille, und der Richter begann zu leſen mit ſtattlicher Stimme. Nach einer wunderlich grämlichen, oft menſchenfeindlichen Einleitung wurde die Erbſchaft einer Verſorgungs-Anſtalt für Kranke an Körper und Geiſt zugeſprochen, und alsbald folgten dem Schweigen Ausrufungen des Schmerzes, des Grimmes, Hohnes und der Schadenfreude. Doch die Aufmerkſamkeit kehrte zurück, als von abgeſonderten Vermächtniſſen die Rede war. Da hieß es endlich: „Zum Schluß legire ich meinem Neffen Eberhard Langenbeulen, von Dem ich eine Zeitlang manches Gute hörte, wie er ſich namentlich zum Dienſt wohl applizirt habe, von Dem mir aber ſpäterhin die ſichere Kunde geworden iſt, daß er — ein Mann im Amt — Poeſie mache und ſogar Briefe in Verſen ſchreibe“ — hier hatte ich bereits die Thürklinke in der Hand und vernahm nur noch die Worte: „nicht einen rothen Heller.“ Mir brannte der Kopf, beſchämt und gedemüthigt lief ich davon, ſchnurſtracks zum nächſten Thor, vergaß Pferd und Reiſebegleiter, ſchlug raſtlos Feld- und Heckenwege ein, und ſtand plötzlich vor — Clärchen. Ich war dergeſtalt verwirrt und erſchöpft, daß ich mich anfangs kaum rühren, noch weniger ſprechen konnte. „Sie ſind doch wohl?“ fragte ſie endlich, und jetzt kam meine Aufregung in Redefluß. „Liebes, beſtes Clärchen“, hob ich an, „es iſt Alles gut, Alles vorüber; ich war bethört, bin aber geneſen. Der böſe Geiſt, der Gnom, der die todten Schätze hütet im finſteren Erdenſchooß, ſoll mich nicht wieder verlocken; aus Ihren lieben Augenſternen winken die blauen Blümchen, die um die Glücksmenſchen tanzen!“ — „Kommen Sie, kommen Sie, lieber Vetter“, lud die Erröthende ein, „und erzählen Sie ruhig, daß man's verſtehen kann, was Ihnen widerfahren iſt. Wir ſind eine Viertelſtunde vom Hauſe entfernt; ich wollte eine Freundin beſuchen, und der Himmel weiß, wie Sie dieſen Weg gefunden haben. Nun begleite ich Sie aber zur Mutter, doch“ — ſetzte ſie bange und ſah mich halb ſchalkhaft an — „ich weiß ja gar nicht, ob Sie zu uns wollen?“ — Da blickte ich ihr in die ſonnſtrahlenden Augen, und wie hatten wir — ich [illegible] zum zweiten Male — verschwunden. Wir gingen zur Mutter, wo ich erzählte, was sich von dem widerwärtigen Vorgange berichten ließ; in meiner Aufwallung dachte ich gar nicht daran, daß ich eigentlich als Stellvertreter meine Pflicht versäumt hatte, wohl aber konnte ich das Gefühl der mich überwältigenden Liebe nicht verleugnen. Ich weiß kaum, was ich sprach und that, erinnere mich nur, daß ich Clärchens Hand ergriffen hatte, die Mutter mich Sohn nannte und sich segnend zu uns neigte.

Da jagten Reiter in den Hof: der Vetter und der Kämmerer. „Gefunden!“ jauchzte der Erstere, „gefunden, und wo und wie! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen!“ Er verkündete nun, ihm sey das Testament zugestellt, der Oheim habe ihm 3000 Thaler vermacht und zwar ohne bittern Nachsatz. Wir gönnten ihm das aufrichtig und freuten uns über sein ungeahntes Glücksloos. Da trat der Kämmerer hervor, mir ein versiegeltes Schreiben darbietend, wobei er sagte: „Auf dem Wege hieher dachte ich, dies könne für eine etwa gescheiterte Hoffnung entschädigen, jetzt mag es nur das Glück vermehren. Ohne es Ihnen voraus kund zu thun, hat der Magistrat das Rectorat für Sie nachgesucht und die durch den emeritirten Prediger erledigte Stelle. Diese ist Ihnen gewährt; ich wußte das schon gestern, doch fehlte noch die Ausfertigung, und diese selbst zu überbringen, das war mir eine aufgesparte Freude.“ Ich löste das Siegel. Alles wahr! Wie verklärt schaute ich wiederum Jeden an, nur das Schreiben zeigend. „Hier ist aber noch etwas zu lesen“, rief der Vetter aus, „freilich nur in Abschrift! Zum Achten — nun das weiß der Herr Vetter bis zu dem Tage: keinen rothen Heller — sondern — aufgehorcht, Clärchen! — sondern legire und vermache, zum Besten, das, was ich zur Hälfte meinem Neffen Christoph Sangerhausen bestimmt hatte, ganz und ungetheilt, im Betrage von sechstausend Thalern, meiner Nichte Clara Memmsen, von der ich erfahre, daß sie ein tugendreiches, nicht mit Albernheiten verkehrendes Frauenzimmer, und will der Christoph Sangerhausen mit von dem Gelde profitiren, mag er die Clara ehelichen, damit sie ihn in's rechte Geleise bringe, wenn er müßige Stunden mit Reimereien verschwendet.“ Daß auf meine Kosten gelacht wurde, brauche ich nicht zu sagen. Doch treffend war Clärchens Ausruf: „O hätte der Oheim gewußt, daß eben die ‚Pracht in Versen‘ mir den Vetter im [illegible] liebenswürdig machte, wär mir seine Gunst auch versagt, doch soll ihm unser inniger Dank verbleiben!“

Nicht auszusprechen wüßt' ich's, mit welchen reichlichen Empfin-



dungen wir an dieſem Abend bei einfachem Mahle in einer Weinlaube ſaßen, wo wir in der Ferne Quedlinburg ſahen. Wir erkannten unſre gegenſeitige Seelenbewegung, als wir mit Tönen, die ihr freudiges Zittern nicht verheimlichten, das Lied anſtimmten:

„Willkommen, o ſeliger Abend,
Dem Herzen, das fröhlich genießt,
Du biſt ja ſo kühlend, ſo labend,
D'rum ſey uns recht herzlich gegrüßt!“

Bald bezog ich mit meinem Clärchen den prächtigen erſten Stock im Dienſthauſe, und bewohne ihn noch als glücklicher Gatte. Ich habe mir aus dem Dachkämmerchen, oder ſogar aus dem Bodenverſchlag, hieher verholfen, und da mir eine hinlängliche Einnahme nicht fehlt, ſind die ſechstauſend Thaler, auf billige, doch ſichere Zinſen ausgeliehen, nach zweiundzwanzig Jahren zum Doppelten erhöht, die Erbſchaft wird alſo beſonders unſern Kindern zu Gute kommen.“ —

„Das hat Chriſtoph Sangerhauſen am Ende des vorigen Jahrhunderts geſchrieben, und ungeachtet der einſtigen Mühſeligkeiten war er bis zu ſeiner Todesſtunde überzeugt, es ſey ihm eigentlich ſtets wohl ergangen, was für ſein zufriedenes Gemüth zeugt, verbunden mit Fleiß, Rechtlichkeit und Gottvertrauen; Eigenſchaften, die ſich jedem Maaßvollen als Wunderkreis empfehlen, der das Glück in ſich bannt.“

So ſchloß der dreiundachtzigjährige Greis, und auch ich ſchließe damit, wünſchend, daß die genannten Eigenſchaften in ihrem Bunde alle Verhältniſſe wieder feſter und beſſer durchdringen mögen. Sie ſind leider ſehr gelockert in dieſem Jahrhundert, das mit ſeiner einſeitigen ſcharfen Erfindungskraft keineswegs die allgemeine Wohlfahrt, ſondern Selbſtſucht, Anmaßung und Schwindel ſteigert, das durch die ſpitzfindigſten Getriebe der Gewinngier edle Geſinnung und reinen Geiſt mit Untergang bedroht, der ſehr weit und im Unbeſchränkten gefährlich um ſich greifen könnte! **Th. Daun.**

Der Hammer.

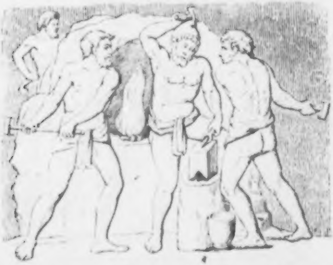
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt! (Schiller: „Die Glocke.“)

Wenn es recht und löblich iſt, das Werk ſeiner Hände zu betrachten, den durch die Betrachtung geweckten heilſamen und verſtändigen Gedanken nachzuhangen, ſo wird es wohl auch nicht unzeitig oder überflüſſig ſeyn, die Blicke einmal nicht auf das Werk, ſondern auf das Werkzeug zu lenken. Gönnen wir alſo einmal unſere Aufmerkſamkeit dem Werkzeuge der Werkzeuge, dem Hammer!

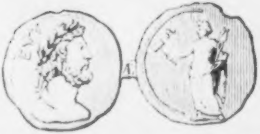
I. Der Hammer als Werkzeug.

Die menſchliche Hand, zur Fauſt geballt, gab das Vorbild des Hammers; ſo nennt noch jetzt der Bergmann, an den Urſprung erinnernd, ſeinen Hammer Fauſtel. Aber die geballte Fauſt konnte wohl als Wehr und Waffe dienen, um einen Feind, ein wildes Thier niederzuſchlagen, aber nicht um das durch Feuer erweichte Erz zu bilden. Darum ſuchte der Menſch einen harten Stein (hamer), verfertigte mit ſeiner Hülfe den erſten Hammer und mit dieſem die Möglichkeit, noch unzählige andere Werkzeuge herzuſtellen. Die griechiſche Sage läßt den Kinyras, einen König von Kreta und Prieſter der Aphrodite, den Hammer erfinden. Seit dieſer Zeit nun hat der Hammer, in den verſchiedenſten Geſtalten, bald rieſig groß, bald winzig klein, überall Eingang gefunden. Der Palaſt wie die Hütte iſt ſein Aufenthalt, jeder Künſtler, jeder Handwerker braucht ihn zum Dienſte. Selbſt in der Haushaltung macht er ſich nützlich; die ſorgſame Hausfrau ſchlägt mit ſeiner Hülfe hier und dort einen Nagel ein, um dies oder jenes aufzuhängen; ſie nimmt den Zuckerhammer zur Hand, damit es der erwarteten Kaffee- oder Theegeſellſchaft nicht an Süßigkeit gebreche.

Vor allen Handwerkern und Künſtlern haben ſeit den älteſten Zeiten ſich die Schmiede des Hammers bemächtigt, ſo daß er gleichſam ihr Eigenthum und Abzeichen geworden iſt. Der Hammer hat die Schmiede zu hohem Anſehen gebracht, ſo daß Gott ſelbſt Schmied des Oberlandes, d. h. des Himmels genannt wird. Die Bibel, die erſten Erfinder verſchiedener Künſte und Handwerke nennend, führt uns den Thubal Kain (arabiſch und perſiſch: Schmied der Erz- und Eiſenſchlacken) im 1. Moſ. 4, 22: als „den Meiſter in allerlei Erz- und Eiſenwerk“ an. Ungleich berühmter als der altteſtamentliche Schmied iſt der **Hephaiſtos** der Griechen, der **Vulcanus** der Römer. Er, der Sohn des Zeus und der Hera, der kunſtreiche Gott, fertigt mit ſeinem Hammer in ſeinen Werkſtätten auf **Lemnos**, in Sicilien, auf den Lipariſchen Inſeln, überall wo feuerſpeiende Berge ſich erheben, nicht nur für Götter, ſondern auch für Helden die herrlichſten Kunſtwerke und Waffen. (S. Abbildung. **Hephaiſtos** mit ſeinen



Gehülfen, den **Kyklopen** [Rundaugen], bei dem Schmieden. Nach einem capitoliniſchen Relief.) Seine Arbeiten zeichnen ſich alle durch Schönheit und Anmuth aus. Dies iſt nicht wunderbar, denn Aphrodite, die Göttin der Schönheit, oder Charis (die Anmuth) iſt ſeine Gattin. Daher werden ſtets aus Gold, Silber oder Erz gefertigte Werke von wunderbarer Kunſt und Schönheit des Hephaiſtos Meiſterwerke von den Alten genannt. Der Hammer und die Zange, oft nur der erſtere allein, ſind ſeine Abzeichen. So findet man ihn



z. B. auf Münzen. (S. Abbildung.) Seine Gehülfen und Nachfolger ſind außer den ſchon genannten Kyklopen die Kureten, Telchinen, Dactylen:

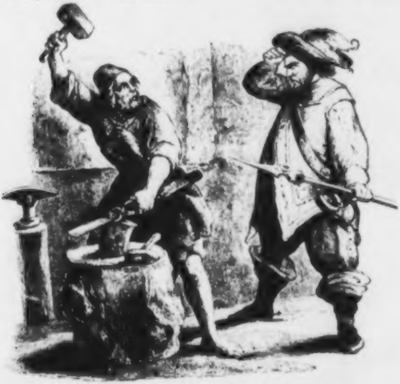
„Allda bewohnten die Zaub'rer,
Phrygiſche Männer idäiſchen Bergwalds, ihre Behauſung,
Kelmis, Damnameneus und der übergewaltige Akmon,
Adraſteien's, der Göttin des Bergs, kunſtfertige Diener,
Welche zuerſt die Kunſt des erfindungsreichen Hephaiſtos
Glücklich entdeckt in des Bergwalds Schluchten und bläuliches Eiſen
Schmelzend in feuriger Gluth zu herrlichen Werken geſchmiedet."

Die Namen dieſer drei Nachfolger des Hephaiſtos bedeuten: Schmelzer, Hammer und Amboß.

Auch des Hephaiſtos Söhne, die Kabeiren auf der Inſel Samothrake, erſcheinen auf Münzen. So zeigt eine Münze der Stadt Theſſalonika einen Kabeiren mit Hammer und Amboß. — Hephaiſtos weiß ſeinen Hammer aber auch noch anders zu gebrauchen. Er öffnet mit ihm dem Zeus, der die heftigſten Geburtsſchmerzen erduldet, das Haupt, und gerüſtet und die Aegis ſchüttelnd ſpringt die glauäugige Pallas Athene hervor. So wurde Hephaiſtos der Altmeiſter der Geburtshelfer; ſeine Nachfolger aber haben den ſchweren Hammer bei Seite gelegt und bedienen ſich des zweiten Abzeichens ihres Meiſters, der beſcheidenen Zange. — Einen anderen arzneilichen Gebrauch von dem Hammer machte, ſo erzählen morgenländiſche Sagen, Nimrod, „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn." Es war ihm nämlich eine von den Fliegen, die Gott der Herr geſandt hatte, damit ſie ihn und ſein Volk wegen der Vermeſſenheit, den Thurm zu Babel bis in den Himmel bauen zu wollen, beſtrafen ſollten, in die Naſe und bis in's Gehirn gedrungen und verurſachte ihm hier die furchtbarſten Qualen, die er nur dadurch lindern konnte, daß er ſich den Kopf mit einem hölzernen Hammer ſchlagen ließ. Der Hammer erwies ſich hier aber nur als Beruhigungsmittel, nicht als Heilmittel.

denn 400 Jahre dulkete Nimrod dieſe Schmerzen. — Die griechiſche Sage nennt als des Hephaiſtos würdigen, durch Bildwerke in Erz, Stein und Holz berühmten Schüler den Dädalus, den Erbauer des kretiſchen Labyrinths, den Erfinder der Säge, des Bohrers, des Meißels, der Schiffsſegel, der ſeine Bildſäulen gehend machte, indem er ihnen die Beine ſpaltete.

In den nordiſchen Sagen glänzen vor allen die kunſtreichen Zwerge Brock und Sindri, Jwald's Söhne, durch ihre Meiſterwerke in der Schmiedekunſt; denn ſie verfertigten das goldene Haar für Sif, Thor's Gattin, das gute Schiff Skidbladner, das immer guten Wind hat, den ſtets treffenden Speer Gungner, den köſtlichen Ring Draupnir, den goldſtrahlenden Eber Gullinborſti (Goldborſte) und dann das beſte aller Kleinode, den Hammer aller Hämmer, den Mjölnir, Thor's Waffe. Bei Zwergen auch erlernte der ſagenberühmte Schmied Wieland ſeine Kunſt, und die Werke ſeines Hammers übertrafen weit die Arbeiten ſeiner Lehrmeiſter. Das herrlichſte und zugleich edelſte und nützlichſte Werk, das je ein Hammer bildete, hat der Hammer des Schmiedes in der Ruhla (S. Darſtellung) ge-



fertigt, nämlich den hartgeſchmiedeten Landgrafen Ludwig von Thüringen.

„Und horch! da fing ein Hämmern draus in der Schmiede an,
Und mit den Hammerſchlägen da ſchwoll der Sang heran:
„„Herr Landgraf, ſey kein Grashalm, den jeder Windhauch beugt,
Herr Landgraf, ſey wie Eiſen, das feſt aus Flammen ſteigt!““

„Und laut und immer lauter bis hin zum jungen Tag
Scholl mahnend dieſe Weiſe bei jedem Hammerſchlag;
Da ward denn feſt und feſter des Landgrafs weicher Sinn;
O Schmiede, euer Schmieden bracht' köſtlichen Gewinn!“

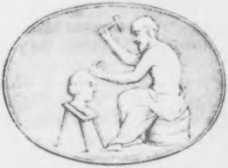
Was der Hammer, von Menſchenhänden geſchwungen, in der Bearbeitung des Erzes zu leiſten vermag, haben wir geſehen; was er aber, von den Naturkräften in Bewegung geſetzt, ſchafft, das lehren uns Eiſen- und Kupferhämmer:

„Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag.“

Es macht einen wahrhaft dämoniſchen Eindruck auf den Beſchauer, wenn er die ſchweren Hämmer gleichſam wie belebte Weſen, da er die bewegende Kraft nicht wahrnimmt, ohne Unterlaß ſich heben und kraftvoll auf die Amboſſe niederſchmettern ſieht, während die berußten Arbeiter die glühenden Eiſen- und Kupferplatten mit den Zangen hurtig auf den Amboſſen hin- und herſchieben, als ſuchten ſie den unerſättlichen Hunger jener dämoniſchen Weſen zu ſtillen. Daneben das Praſſeln der Flammen, das Dröhnen der Hammerſchläge, das Rauſchen der Waſſerräder — Alles zuſammen wirkt ſo auf Geſicht und Gehör, daß der Neuling betäubt ſeine Ohnmacht fühlt. In einiger Entfernung von dem Werke jedoch verſchwindet das Beängſtigende und geſtaltet ſich poetiſch. Das hat Schiller gefühlt, als er ſeinen „Fridolin“ zu einem Eiſenhammer ſandte, und nicht zu einem Kalkofen, wie es in der Quelle ſeines Stoffes heißt.

Auch in den Eingeweiden der Erde breitet der Hammer des Bergmanns ſeine Herrſchaft aus, er entreißt den dunklen Mächten ihre Schätze, die den armen Menſchenkindern bald zum Segen, bald zum Fluche gereichen. Und wie ein Hammer das Wahrzeichen der Schmiede, ſo ſind zwei Hämmer, einander kreuzend, das Wahrzeichen der Bergleute geworden. — Sind die Erze an das Tageslicht gefördert, ſo empfangt ſie wieder ein Hammer, der Hammer der Pochwerke. Hat man mit unſäglicher Mühe die gewaltigen Steinblöcke aus ihrem Lager gelöſt, ſo erwartet ſie der Steinmetz mit dem

Hammer (Bille, Müllereiſen), um ihnen Geſtalt und Geſchick zu geben. Der Bildhauer aber begnügt ſich nicht damit; er will eine Idee in dem Steine zur Anſchauung bringen, und ſein Werkzeug iſt der Hammer. (S. Abbildung, nach einem Gemälde aus Herculanum.)



So vermag der Hammer Felſen zu ſprengen („Iſt mein Wort nicht wie ein Feuer, ſpricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felſen zerſchmeißt?" Jeremias 23, 29.) und den zarteſten Empfindungen des menſchlichen Herzens auf dem Antlitze der Bildſäule Ausdruck zu geben. — Der Hammer trat bisher bildend und geſtaltend auf, er hatte eine hohe Beſtimmung zu erfüllen.

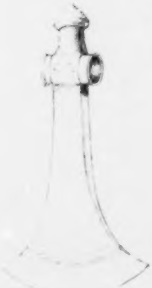
Ungleich beſcheidener iſt ſein Loos, wenn er Nägel eintreibt, welche die Theile eines Werkes an einander binden oder letzterem einen äußeren Schmuck anheften oder einen feſten Standpunkt verleihen ſoll. So ſagt Jeremias (10, 4) von den aus Holz gemachten Götzen: „Und ſchmücket ſie mit Silber und Gold, und heftet ſie mit Nägeln und Hämmern, daß ſie nicht umfallen." — Eine ſchreckliche, blutige Anwendung des Hammers zum Einſchlagen der Nägel erzählt das Buch der Richter (5, 26): „Sie griff mit ihrer Hand den Nagel und mit ihrer Rechten den Schmiedehammer, und ſchlug Siſſera durch ſein Haupt und zerquetſchte und durchbohrte ſeinen Schlaf." (Vergl. auch Richter 4, 21.)

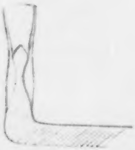
II. Der Hammer als Waffe.

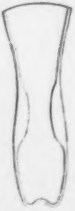
Mit dieſer blutigen That der Jael, des Weibes Hebers, tritt ſchon der Hammer aus ſeinem friedlichen, ſchaffenden Berufe heraus und wird zur Waffe, zum Streithammer, Fauſthammer, Axthammer oder Streitaxt. Viele Völker des Alterthums bedienten ſich der Streithämmer. In den Zendſchriften werden unter den Waffen des Zendvolkes, das die alten Parſen, Bactrer und Meder umfaßte, ſtets

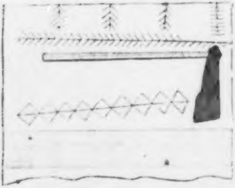
Keulen aufgeführt. Die Abbildungen auf den Trümmern von Perſepolis (Tſchil Minar) laſſen nirgends Keulen, wohl aber Streithämmer ſehen; der deutſche Ueberſetzer hat alſo wohl das Zendwort für dieſe Waffe falſch gedeutet. Daß auch die Iſraeliten ſich der Streithämmer bedienten, beweiſt die Stelle Jeremias 51, 20: „Du biſt mein Hammer, mein Kriegswaffen; durch dich habe ich die Heiden zerſchmiſſen und die Königreiche zerſtöret.“ — Bei den Griechen und Römern ward der Hammer zum Opferbeil, das der Kaiſer Caligula mit eigener Hand auf das Haupt des Opferſtieres zuweilen ſchwang.

Bei den germaniſchen Völkern reicht der Gebrauch der Streithämmer bis in die älteſten Zeiten hinauf. Man findet dieſe Hämmer theils einzeln in Gräbern, theils in großen Mengen hin und wieder in den germaniſchen Landen; ſie ſind entweder von Stein oder Bronze (S. Abbildung), was auf das hohe Alterthum deutet, oder von Eiſen. (S. Abbildung, einen der 40 Axthämmer, die ohne Stiele 1771 am Domberge in Bamberg gefunden wurden; der geſtrichelte Theil ſtellt den hölzernen Stiel, wie er vermuthlich geweſen iſt, vor.) Eine andere Geſtalt zeigt die eingehauene Abbildung auf einem der großen Runenſteine, die das 1750 bei Merſeburg entdeckte Grab eines hunniſchen Anführers bildeten; der Stiel iſt roth, der Hammer ſelbſt ſchwarz gefärbt. (S. die nachſtfolgende Abbildung.) Der Streithammer des Königs Richard Löwenherz, aus dem beſten Stahl gefertigt, ſoll ſo gewichtig geweſen ſeyn, daß Niemand außer dem Könige ihn zu führen vermochte. Die Waräger, die deutſche Leibwache der griechiſchen









Kaiſer während der Kreuzzüge, hatten ſich durch den Muth und die Kraft, womit ſie ihre Streithämmer ſchwangen, überall furchtbar gemacht. Das ganze Mittelalter hindurch führten die Ritter am Sattelbogen den Streithammer, und erſt die neuere Kriegsweiſe ließ ihn aus der Zahl der Angriffswaffen verſchwinden. Unter dem wahnſinnigen Karl VI von Frankreich führte eine Partei der Aufſtändiſchen Streithämmer (maillots, marteaux d'armes) als Hauptwaffe; ſie wurden deshalb ſpöttiſch maillotins (Hämmerlinge) genannt.

III. Der Hammer zur Hervorbringung eines Geräuſches, eines Tones.

Bisher haben wir den Hammer ſchaffend und zerſtörend wirken ſehen; die Werke, die er ſchuf, die Werke, die er zerſtörte, waren Gegenſtände für unſer Auge, obgleich auch unſer Ohr nicht unbetheiligt blieb. Aber die Wirkungen auf das Gehör waren nicht beabſichtigt. Ganz anders iſt es, wenn der Hammer auch für unſer Gehör ſchaffend auftritt.

Pythagoras hatte lange vergeblich geſonnen, ob ſich nicht ein Werkzeug erfinden ließe, das die Wahrnehmungen des Gehörs eben ſo meſſen könnte, wie die Wage die des Gefühls und der Zirkel die des Geſichts. Da ging er eines Tages, ſo erzählt ſein Lebensbeſchreiber Jamblichus, bei einer Schmiede vorbei, und aufmerkſam gemacht durch einen gewiſſen Zuſammenklang der Hämmer, unterſuchte er ihre Schwere und beſtimmte danach das Verhältniß der Töne. Er wandte dann ſeine Entdeckung auf Saiten an, die durch Gewichte geſpannt waren, und wurde ſo der Erfinder des Chordotons oder Monochords. Pythagoras ging noch weiter. Er übertrug das Verhältniß der Töne auf die um die Erde kreiſenden Weltkörper (Sphären), die nach ihrer verſchiedenen Größe und Geſchwindigkeit wie alles Bewegte ein Getön machen. Die Geſchwindigkeit aber iſt beſtimmt durch die verſchiedenen Abſtände von der Erde, welche nach Art der Töne zu einander ein harmoniſches Verhältniß haben. Auf dieſe Art entſteht eine harmoniſche Stimme (Muſik) der ſich bewegenden Weltkörper, eine Sphärenmuſik. Dieſe Sphärenmuſik, deren Entdeckung wir alſo dem Hammer verdanken, hören wir nun freilich nicht, weil ſie, wie Pythagoras ſagt, zu unſerer Subſtanz gehört und wir in ihr leben, aber dafür halten uns ſchadlos die vielen kleinen Hämmer der Fortepianos, Pianinos und dergleichen mehr, deren Saiten wiederum ein Hammer, der Stimmhammer, ſtimmt. Der Schlag des Hammers an die Glocke der Uhr ruft uns die Flüchtigkeit der unwiederbringlichen Zeit in's Gedächtniß, tröſtet aber im Glockenſpiel vom hohen Thurme herab gleichſam im Geſang aus Himmelshöhen die ſorgenvolle Bruſt des Sterblichen. — Nicht immer aber tritt der Hammer als Tonkünſtler auf, ſondern er zeigte ſich, vorzüglich in früheren Zeiten, oft nur als Klopfgeiſt, z. B. in der Hand des Rudermeiſters auf römiſchen Schiffen den Ruderern den Takt angebend, oder als Haushammer an der Hausthür durch ſeine weithin hallenden Schläge bald einen erſehnten, bald einen gefürchteten Beſuch ankündigend.

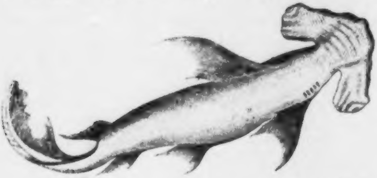
IV. Dinge und Perſonen, die einer äuſseren oder inneren Aehnlichkeit wegen Hammer genannt werden.

Aus Allem, was wir bisher über den Hammer geſagt haben, erhellt ſeine große Wichtigkeit, und da iſt es denn wohl nicht zu verwundern, wenn man Dinge und Perſonen, in denen man äußere oder innere Aehnlichkeiten mit dem Hammer zu entdecken glaubte, mit dem Namen Hammer bezeichnete. *) Das Pflanzenreich bietet uns in ſehr vielen Staubgefäßen die niedlichſten Hämmer, am deutlichſten in der Bildung der Staubgefäße des Hammerſtrauches, der aus ſeinen Blüthen die herrlichſten Wohlgerüche während der Nacht aushaucht. Im Thierreiche begegnet uns zuerſt der polniſche Hammer (Ostrea malleus), eine Auſterart, deren T förmige Schalen ihr den

---

*) Die Naturlehre kennt den Waſſerhammer, d. h. eine gläſerne Röhre mit angeblaſener Kugel, die zum Theil mit Waſſer gefüllt und dann luftleer gemacht iſt. Schüttelt man die Röhre, ſo ſchlägt das Waſſer mit Heftigkeit an die Wandungen, wie wenn Steine eingeſchloſſen wären. Der Waſſerhammer wird zum Pulshammer, wenn man die Kugel, in der ſich das Waſſer geſammelt hat, mit der Hand umfaßt. Durch die Wärme des Blutes (28° R.) geräth das Waſſer in ſiedende Bewegung, da der Luftdruck fehlt, während bei gewöhnlichem Luftdruck (28 Zoll Barometerhöhe) 80° R. erforderlich ſind, damit das Waſſer ſiede.

Namen erwarben und in früheren Zeiten hohen Werth verliehen. Dann ſtoßen wir auf den Hammerfiſch (Squalus Zygaena), „des Hammers gräuliche Ungeſtalt“, deſſen nächſter Vetter „der ſchreckliche Hay, des Meeres Hyäne“ iſt. (S. Abbildung.) Die Vogelwelt



kennt einen Hämmerling. Dieſer glänzendweiße Vogel ſtößt in den Wäldern Braſiliens mit ſeiner glockenartigen Stimme mehre Sylben (Araponga) ſchnell hintereinander aus, wie der Schmied den Hammer auf dem Amboß ſpringen läßt, deshalb nennen ihn die Portugieſen Ferreiro (Schmied). — Der Jäger, der ein tüchtiges Wildſchwein erlegt hat, freut ſich im Geiſte ſchon auf den fetten und ſaftigen Hammer (die Hinterkeule). Das Ohr der Säugethiere und des Menſchen beherbergt in der Paukenhöhle einen Hammer, dem auch der Amboß nicht fehlt, und ſo zart der Hammer auch iſt, ſo vermag er doch des Himmels Donner und den leiſeſten Herzſchlag der Natur der Seele zum Bewußtſeyn zu bringen. (S. Abbildung.) Seiner Geſtalt nicht, wohl aber ſeinem fortwährenden Pochen nach hat man das menſchliche Herz oft dem raſtlos arbeitenden Hammer verglichen. So ſagt Bürger in ſeinem herrlichen Gedichte: „Die Kuh“:

„Hier ſchlug ihr, indem ſie im Schweiße zerquell,
Das bebende Herz wie ein Hammer,
Und drittes, noch lauteres Brüllen erſcholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.“

Von Paul Gerhard wird das Gewiſſen „des Geſetzes ſtarker Hammer“ genannt. — Wegen ihres Klopfens und Lärmens nannte man die in den alten Burgen hauſenden Poltergeiſter und die in den Bergwerken ſchaffenden Berggeiſter, ſo wie die in den Puppenſpielen ſtets um ſich ſchlagenden Hanswurſte „Hämmerlinge“. Wenn man mit letzterem Namen den Scharfrichter und wie noch jetzt in Niederſachſen einen durchtriebenen Schalk bezeichnete, ſo dachte man an eine andere Ableitung des Wortes Hammer, nach der letzterer einen Zerbrecher, einen Zerſtörer bedeutet.

Der Charakter des Hammers iſt Feſtigkeit, Entſchiedenheit und Thatkraft, der des Amboſſes leidender Widerſtand. Daher benutzt Goethe ſehr glücklich den Hammer und den Amboß, um Entſchiedenheit des Charakters zu empfehlen:

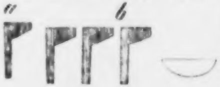
„Auf des Schickſals großer Wage
Steht die Zunge ſelten ein,
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer ſeyn!"

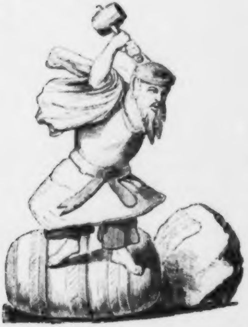
Eben wegen dieſer Thatkraft erhielten zwei Männer den ehrenden Beinamen Hammer; Judas, der Sohn des Prieſters Matathias, den Beinamen Maccabäus (Makkabi), und Karl, der Sohn Pipin's von Heriſtal, den Namen Martellus, als er 732 nach Chr. Geb. die Araber zwiſchen Tours und Poitiers geſchlagen und das chriſtliche Europa gerettet hatte. Man dachte bei dieſer letzteren Namengebung offenbar an Jeremias 51, 20: „Du biſt mein Hammer, mein Kriegswaffen, durch dich habe ich die Heiden zerſchmiſſen und die Königreiche zerſtört." Auch Karl der Große wurde von den Normannen ſtets Karl Hammer genannt, wie Oehlenſchläger es bezeugt.

V. Der Hammer als Wahrzeichen.

Vielfach iſt die Anwendung des Hammers als Wahrzeichen, als Sinnbild. Wir finden ihn zuerſt in der Hand der Götter oder dieſe ſelbſt bezeichnend.

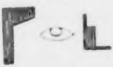
Daikoku, Gott der Reichthümer bei den Japanern, ſchwingt auf einer Tonne ſitzend einen Hammer, um das Felsgeſtein zu zermalmen und das falbe Gold herauszuſchlagen. (S. Abbildung auf nächſter Seite.) Aehnlich bilden die Chineſen ihren Gott Kevira, der Reichthümer verleiht. Auf den ägyptiſchen Denkmälern bezeichnet der Hammer (S. Abbildung a) Gott, drei ſolcher Hämmer drücken die Mehrheit Götter aus; ſo heißt z. B (Abbildung b) Herr der Götter.



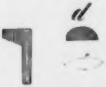


Vor einem Namen ſtehend macht er dieſen als den eines Gottes kenntlich, z. B. (Abbildung c) Gott Oſiris, (Abbildung d) Göttin Hathor; der Doppelhammer (Abbildung e) drückt dagegen Rächer,

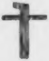
c



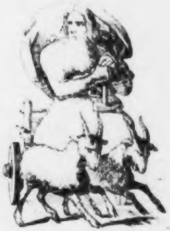
d



e



Vertheidiger aus. Vom Hephaiſtos der Griechen und ſeinem Hammer ſprachen wir ſchon oben. Auch erwähnten wir des Hammers aller Hämmer in der Hand Thors, des nordiſchen Donnergottes. (S. die folgende Abbildung.) Den Mjölner, Zermalmer, den zuckenden Blitz ſchleudert Thor auf ſeine Feinde, die Hrymthurſen (Reif- oder Froſtrieſen), wenn er im Frühlinge von Oſten her heimkehrt, d. h. das erſte Frühlingsgewitter bricht die Macht des Winters. Der Hammer des Thor wird ſeiner gewaltigen Kraft, der Rückſichtsloſigkeit wegen, mit der er bald in Gebäude, bald in Bäume, bald in die Erde fährt, bildlich für Rohheit gebraucht. So ſagt Herder: „Ebenſo wäre auch die Rohheit zu vermeiden, die uns vom



Hammer Thors — angelüſten möchte.“ Da dieſer Hammer der Blitz iſt, ſo ſagt man in einem gelinden Fluche wie: Petz Blitz! auch: Petz Hammer! Daß dich der Hammer! — Der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen hatte ſich das: Petz Hammer! ſo angewöhnt, daß er allgemein nur Heinrich Hammer genannt wurde.

In den alt-etruſciſchen Darſtellungen der Unterwelt erſcheinen die weißen Todesgötter die Todten auf mancherlei Weiſe leitend, die ſchwarzen aber dieſelben verfolgend. Die letzteren Dämonen ſind ſtets mit großen Hämmern bewaffnet. Auch die beiden Todesgötter der Muhamedaner, Nekir und Munkir, welche die Bruſt der Todten in den Gräbern unterſuchen, führen Hämmer. — Wem fallen dabei nicht unſere Aerzte ein, die mit Hammer und Hörrohr die Bruſt der Lebenden zu erforſchen ſtreben?

Der Hammer in der Hand der Götter oder göttlichen Weſen deutet auf ein Amt, eine Verrichtung hin, die man ihnen zuſchreibt. Gleicherweiſe erſcheint der Hammer als ſinnbildliches Zeichen einer Würde, eines Amtes, einer wichtigen Handlung. Der Hammer in der Hand des Vorſitzenden einer berathenden Verſammlung, des Meiſters vom Stuhl bei den Freimaurern, leitet die Verhandlungen und erhält die Ordnung aufrecht. In vielen Gegenden Oberſachſens iſt noch jetzt der von Haus zu Haus geſandte Hammer, wie in Niederſachſen ein großer dicker Stock, früher ein Pfeil (Heerpfeil), eine Einladung zum Schulzen oder zum Richter. Hier ſind auch die drei Hammerſchläge zu erwähnen, durch die zur Zeit der heiligen Vehme der Angeklagte vor den Freigrafen und die Freiſchöppen geladen wurde. Wie manchen Böſewicht machten in jener „kaiſerloſen ſchrecklichen Zeit“ dieſe drei Hammerſchläge, die zugleich drei Späne aus dem Thore ſeiner Wohnung riſſen, erbeben!

Eine rein deutſche, in's höchſte Alterthum hinaufreichende Anwendung des Hammers iſt der Hammerwurf. Sollte nämlich einem Grundbeſitzer bei einem Vergleiche von den Markgenoſſen ein Stück Landes abgetreten werden, ſo nahm jener oder ſein Knecht aus dem Wagen einen Hammer und warf ihn durch das linke Bein ſo weit er werfen konnte. So weit er geworfen hatte, ſo viel wurde abgetreten. Dies hieß der Hammerwurf und fand ſowohl bei Ländereien als auch bei Holzungen ſtatt. Das an die Gemeinheit anſtoßende Land des Grundbeſitzers hieß Ortland. Auch durch Abreichen mit dem Hammer beſtimmte man eine Entfernung: „nicht näher, als man mit einem Bogen oder Fauſthammer mit der Hand konnte reichen.“ — Bei Verſteigerungen (Vergantungen) beſiegeln gleichſam drei Hammerſchläge das Angebot des Meiſtbietenden, ſie ſchlagen ihm den Gegenſtand, auf den er geboten hat, zu und verpflichten ihn zur Erfüllung ſeines Wortes. Mit dem Forſthammer bezeichnet der Förſter durch drei Merkmale diejenigen Bäume des Waldes, die dem Tode und dem Verkaufe übergeben werden ſollen. Eine ähnliche Anwendung vom Hammer machte während der Schreckenszeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung der wüthende Couthon. Er ging an der Spitze eines wilden Pöbelhaufens durch die Straßen der Stadt Lyon und bezeichnete mit einem Hammer, indem er die Worte: „La loi te frappe!“ (das Geſetz ſchlägt dich!) laut ausrief, diejenigen Häuſer, die der Zerſtörung geweiht werden ſollten, weil ihre Bewohner für Königsfreunde und Vaterlandsverräther galten.

Auch bei feierlichen Gelegenheiten hat der Hammer ſeit den älteſten Zeiten eine wichtige Stelle eingenommen, er war ein heiliges Geräth. Er weihte die Becher beim Trinkgelag, die Braut und die Leiche.

„Da ſprach Thrym,
Der Rieſen König:
Tragt den Hammer herein,
Zu heiligen die Braut;
Legt den Zermalmer
Auf der Jungfrau Schooß
Und weihet uns ein
Mit Wöras Hand!“ (Thrymsquida.)

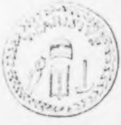
Daher ſingt ein neuerer Dichter:

„Es dröhnt mit ernſtem Donnerſchlag
Thor das Jawort in den heil'gen Bund."

Als Baldur beſtattet wurde, weihte Thor mit ſeinem Hammer das Feuer ein, das das Todtenſchiff und den Leichnam verzehren ſollte. Odin ſchleuderte den Goldring Draupnir in die Flammen.

Iſt Folgendes vielleicht noch ein Anklang an dieſe alte, deutſche Sitte? Bei dem Tode eines Papſtes ſchlägt der Kardinal-Erzkämmerer mit einem Hammer dreimal an die Thür des Sterbezimmers, indem er Vor-, Familien- und Papſtnamen des Verſtorbenen ausruft und dabei die Worte: „So iſt er denn todt!" ſpricht. Darauf zerſchlägt er mit demſelben Hammer den Fiſcherring des verſtorbenen Papſtes. — Wichtig und alſo erwähnenswerth ſind noch die drei Hammerſchläge bei einer feierlichen Grundſteinlegung. Ebenſo iſt merkwürdig die Anwendung des Jubelhammers, mit dem der Papſt bei den kirchlichen Jubelfeſten eine vor dem Haupt-Eingange der Peterskirche aus leichtem Holze erbaute Pforte zuſammenſchlägt. Es geſchieht dies in Bezug auf Matthäi 7, 13 und 14: „Gehet ein durch die enge Pforte u. ſ. w."

Schon zu den Zeiten der Römer bildete man den Hammer auf Münzen ab, um durch ſeinen Namen an den Namen der Familie, welche die Münzen prägen ließ, zu erinnern. So finden wir ihn auf den Münzen der Familie **Acisculus** (Fäuſtel) der **gens Valeria** und auf denen der **gens Publicia** mit dem Beinamen **Malleolus** (Hämmerchen). Auf den Münzen des Cariſiſchen Geſchlechts iſt der Hammer nebſt anderen Prägewerkzeugen dargeſtellt. (S. Abbildung.) Die Münzen der Stadt **Damastium** in Epirus zeigen einen Hammer, um die reichen Silberbergwerke in der Nähe der Stadt anzudeuten.*) — Eigenthümlich iſt es, daß alle zu Cöln am Rhein im Mittelalter nachgedruckten Bücher unter dem Titel „Peter Hammer (**Pierre Marteau**)" erſchienen. Im Jahre 1489 wurde von zwei Dominicaner-Mönchen Heinrich Inſtitoris und Jacob Sprengel ein Buch, betitelt: „Der Hexenhammer (**Malleus malleficarum**)" herausgegeben. Der erſte Theil handelte vom



---

*) In der Kirche zu Ingelheim befindet ſich ein ſteinernes Frauenbild, einen Hammer in der Hand haltend. Es ſoll dies die im Sagenkreiſe Karl's des Großen vorkommende **Dama Rovenza del Martello** ſeyn, die man für eine Tochter Karl's hält.

Teufel, von Hexen und der göttlichen Zulaſſung; der zweite vom Schutze gegen Zaubereien und von der Heilung derſelben; endlich der dritte von dem Verhalten der weltlichen und geiſtlichen Richter in Hexenprozeſſen.

VI. Der Hammer als Name von Perſonen, Gegenden, Ortſchaften und dergleichen mehr.

Außer den ſchon oben angeführten römiſchen Familien-Namen **Acisculus**, **Malleolus** kommen noch die Namen **Tuditanus**, **Marcus**, **Marcellus** häufig vor, und berühmte Männer haben ſo den Hammernamen geführt, z. B. **Marcellus**, der Eroberer von Syracus, **Marcus Tullius Cicero**, der größte Redner der Römer, **Marcus** der Evangeliſt u. ſ. w. — Es führten und führen noch jetzt viele ehrenwerthe, ſelbſt hochberühmte Männer den Namen Hammer. Wir nennen hier nur einige. Thomas a Kempis, zu Kempen in Ober-Yſſel oder zu Cöln geboren, hieß eigentlich Thomas Hamerken (Hämmerlein); ihm wurde das Werk „Von der Nachfolge Chriſti" zugeſchrieben. Felix Hämmerlein oder **Malleolus**, 1384 zu Zürich geboren, war ein ſehr gelehrter Mann, der mit beißendem Spotte das Leben der damaligen Geiſtlichkeit geißelte. Dafür wurde er ſeiner geiſtlichen Aemter, der Probſtei zu Solothurn und des Canterats zu Zürich für verluſtig erklärt und in einem Thurm zu Luzern gefangen gehalten; 1457 lebte er noch daſelbſt. Er hat ſehr viele Schriften, die aber jetzt ſehr ſelten ſind, hinterlaſſen. Der Name des ſinnigen Dichters Moritz Auguſt von Thümmel bedeutet auch Hämmerchen. Hochberühmt aber iſt durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe in den orientaliſchen Sprachen der noch jetzt zu Wien lebende Freiherr Joſeph von Hammer-Purgſtall. — In vielen Namen von Orten und Gegenden kommt das Wort Hammer vor, ſey es, daß an dieſen Stellen früher Opferſtätten waren, wo man ſich des Hammers zum Tödten bediente, ſey es, daß der Name Dingſtätten bezeichnet oder Orte, wo der Hammerwurf ſtatt fand, ſey es endlich, daß der Name auf bergmänniſche und Hütten-Anlagen hinweiſt. Wir erinnern hier an Schloß Hammerhaus am Vorgebirge Hammer auf Bornholm, an Hammerdal in Lappland, Hammerſmith in England, Hammerſtein bei Bingen am Rhein mit vielen Eiſenhütten und Sandſteinbrüchen, und endlich Hammerfeſt, die äußerſte Stadt Europa's, in Norwegen auf dem kleinen Eilande Hvaloe, unter dem 70ſten Grade nördlicher Breite, mit einem Bache, der den ganzen Winter hindurch nicht zufriert.

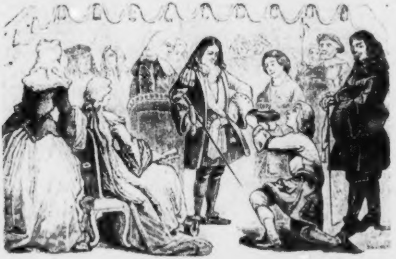
L. Heros.

Aus der Vorzeit Berlin's.

(Mittheilung eines Hamburgers.)

Gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchien in Hamburg eine Zeitſchrift, betitelt: „Hiſtoriſcher Kern oder kurze Chronica der merkwürdigſten Welt- und Wundergeſchichte.“ Den Verlag hatte Thomas von Wiering, nach deſſen Tode ſein Sohn Gerhard mancherlei Nachlaß, auch Schriftliches, einem Sammler verkaufte. Dadurch hat ſich unter Anderem ein geſchriebenes Heftchen erhalten, in welchem ich den folgenden, hier zuſammengedrängten Bericht fand.

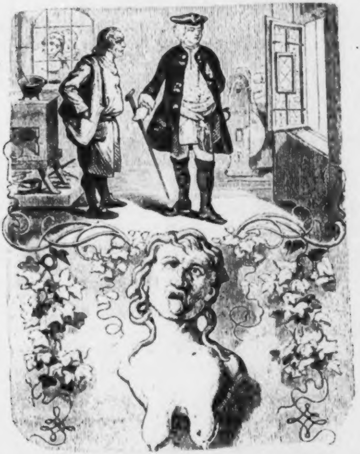
Am 15. Auguſt 1695 wurde in der Kloſterſtraße zu Berlin der Grundſtein gelegt für die neue reformirte Kirche, welcher eine Bauſtelle zugetheilt war, deren Raum dem ehemaligen Markgräflichen Hauſe angehörte. Vormittags um neun Uhr begab ſich der Kurfürſt Friedrich der Dritte mit ſeiner Familie und dem Hofgeſinde unter dem Geläut aller Glocken der Stadt vom Schloß durch die Georgenſtraße nach dem Ort, wo die Feierlichkeit ſtattfand. Den Zug eröffneten die Hofmeiſter der Pagen, die ſich ihrem Range nach angeſchloſſen; nachſchritten die Hoffouriere vor den Lakayen. Dann kamen die Trompeter nebſt unterſchiedlichen Hofdienern, bei denſelben ſechs Heyducken und die Hofcavaliere reiheten ſich an. Nun ſah man die Kurfürſtliche Karoſſe, vorweg den Stallmeiſter, und zu beiden Seiten marſchirten je fünfundzwanzig Mann von der Garde du Corps mit den Karabinern auf den Schultern. In der Karoſſe ſaßen der Kurfürſt und ſeine Gemahlin, der Kurprinz und deſſen Prinzeſſin Schweſter. Hierauf folgten die Markgrafen Philipp Wilhelm und Albrecht Friedrich und die Miniſter, ſämmtlich in ihren Karoſſen, umgeben von Pagen und Lakayen. Die Anzahl der Fuhrwerke belief ſich auf dreißig. Nachdem dieſer Zug anlangte bei der Bauſtätte, allda für die hohen Perſonen Zelte aufgeſchlagen waren, ſangen die Schüler des grauen Kloſters David's Regentenſpiegel des Pſalms 101. Da hatte ſich während der Worte des Geſanges: „Meine Augen ſehen nach den Treuen im Lande, daß ſie bei mir wohnen“, ein junger Mann vorgedrängt, ſank unweit von dem Kurfürſten knieend zur Erde und reichte ihm ein offenes Papier hin. Als man ihn abwehren wollte, winkte der Kurfürſt und trat herzu, ſelbſt das Dargebotene ergreifend. Nachdem er geleſen, gab der Kurfürſt ein Zeichen, der junge Mann möge mit ihm zu der Kurfürſtlichen Familie in eines der Zelte treten, wo dieſer nun erzählte: „Ich bin der Goldſchmiedsgeſell Weyrich und hatte einen Traum, wonach ich im Kleinen eine ſilberne Königskrone anfertigen und ſie Euer Kurfürſtlichen Gnaden überreichen ſolle bei der Feierlichkeit zur Gründung dieſer Kirche an dem Orte, wo einſt Dero Ahn die Huldigung der Mark empfing. Obwohl arm, habe ich in den Feierſtunden gethan, wie der Traum gebot, der auch verhieß, es werde mein geringes Werk mit in den Grund geſenkt.“ Dabei überreichte er, abermals knieend, dem Kurfürſten die kleine, wohlgeformte Königskrone auf einem Arbeitskiſſen. Der Kurfürſt nahm ſie, nachdenklich darauf hinſchauend, dann rief er den Umſtehenden zu: „Es ſey Gottes Wille und ein Geheimniß vor der Welt!“ beſchied auch den Goldſchmiedsgeſellen: er möge nächſten Tages in das Schloß kommen, jetzt aber neben ihm bleiben. Der Kurfürſt trat wieder aus dem Zelt, wonach der Dr. Urſinus eine Rede hielt über den Spruch des Heilands Evangelium Matthäi Capitel 16, Vers 18: „Auf dieſen Felſen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“ Während weiterhin der Choral geſungen wurde: „Es woll' uns Gott genädig ſeyn“, ließ ſich der Kurfürſt das kupferne Käſtchen reichen, in welchem ſich Gold- und Silbermünzen der Zeit befanden und auf deſſen Decke der Name des Kurfürſten und die Jahreszahl 1695 eingegraben war. Der hohe Herr öffnete das Käſtchen, legte die ſilberne Königskrone zu dem Anderen, und mauerte dann in höchſteigener Perſon den Grundſtein feſt. Dabei ſtiegen fünf Raketen in die Höhe, als Zeichen, es ſolle wieder von allen Thürmen geläutet werden, und



nach Beendigung der Feierlichkeit durch ein Danklied begab ſich der Zug in derſelben erwähnten Ordnung in das Schloß zurück.

Am folgenden Tage erfuhr der Kurfürſt, daß der Goldſchmiedsgeſell Beyrich, weil er, ob auch in den Feierſtunden, eine Arbeit gefertigt, demnach die Innungs-Meiſter benachtheiligt habe, von ſeinem Brodherrn hart angelaſſen und ihm der Abſchied ertheilt worden ſey. Die eigene Tochter Donate, die dem Beyrich wohlwolle, habe der Meiſter mißhandelt, als ſie ſich des Geſellen angenommen, und er werde nun mit ſchwerem Herzen Berlin Valet ſagen müſſen. Der Kurfürſt ließ den Betrübten vor ſich treten, tröſtete ihn: es dürfe ſo nicht kommen, befahl auch, daß Beyrich an Gelde empfange, was nöthig, um Meiſter zu werden und die eigene Werkſtätte einzurichten. Hierauf beſchickte er den Vater, damit Donate Beyrich's Hausfrau werde, wie es ſich binnen kurzer Friſt fügte. Nachdem nun Friedrich der Dritte ſechs Jahre ſpäter als König Friedrich der Erſte einzog durch die Georgenſtraße, befahl er, ſie ſolle künftig Königsſtraße heißen; bei dem Bankett aber erinnerte er ſich des Meiſters Beyrich und ſandte ihm ein Gaſtmahl in ſein Häuschen, daß er ſich mit erfreue an der Königskrone.

Seitdem waren etwa ſechzehn Jahre vergangen, da gedachte auch der Königliche Nachfolger Friedrich Wilhelm der Erſte jener Tage, und erkundigte ſich nach dem Meiſter Beyrich und deſſen Geſchäft. Er wohnte in der Heiligengeiſt-Straße, und da der König oft, unſcheinbar verkleidet, zu ſeiner Belehrung ganz allein die Straßen durchſtrich, kam er mehrmals an dem dürftigen Hauſe Beyrich's vorüber und entdeckte, daß er noch arbeitete, wenn Andere längſt Schicht gemacht hatten. Eines Abends trat der König in die Werkſtätte Beyrich's, beſtellte einen Ring, und fragte: wie es mit dem Geſchäft gehe? Der Goldſchmied erkannte den König und war ſcheu in ſeinem Benehmen; Jener aber erkundigte ſich ſo zutraulich nach den häuslichen Verhältniſſen Beyrich's, daß dieſer bald offenherzig über ſeine ungünſtigen Verhältniſſe ſprach. Er hatte mit knapper Baarſchaft ſein Geſchäft begonnen, es fruchtete jedoch allmälig durch ſeinen Fleiß. Das erregte den Neid eines ihm genüber wohnenden reichen Goldſchmieds, der nun alle Mittel daran ſetzte, dem Beyrich ſeine Kunden zu entziehen, was auch mehr und mehr eingriff, da der Neidiſche in ſolcher Abſicht ſogar bereitwillig ohne Gewinn arbeitete. Der König beſchloß, dem betriebſam fleißigen Bürger zu helfen, er trug ihm mancherlei Arbeit auf und beſtellte endlich ein goldenes Service. Beyrich erfreute durch ſeine unermübliche Thätigkeit und die künſtliche Arbeit den hohen Herrn ſo ſehr, daß derſelbe ſeine Beſuche von Zeit zu Zeit wiederholte. Eines Tages, als der König abermals bei dem Goldſchmied verweilte, bemerkte er an den Fenſtern des Hauſes drüben die Frau und Tochter des reichen Goldſchmieds, und ſo oft er dort hinblickte,



immer verzogen ſie ihre Geſichter zu höhnenden Fratzen. Davon innerlich empört, erklärte der König, dieſen hämiſchen Brotneid beſtrafen zu wollen. Er befahl, das ſchlechte Häuschen Beyrich's abzutragen und ihm ein beſſeres zu bauen; inmitten an der Straßenwand ließ er nun einen Weibskopf abbilden, deſſen Antlitz vom Neide abſcheulich verzerrt iſt. Statt der Haare winden ſich Schlangen um das Haupt, die Zunge iſt nach dem Hauſe genüber ausgeſtreckt, die

Brüſte hängen ſchlettrig herab. Dieſes, durch ſo eigenthümlichen Zweck entſtandene Bildwerk wird der Neidkopf genannt und iſt noch heutigen Tages zu ſchauen. *) So zeiget König Friedrich Wilhelm der Erſte dem Neid ſein Spiegelbild, und es könnte an dem Hauſe des wackeren Goldſchmieds die Unterſchrift haben:

Wenn Neides Brand wär' Ofenfeuer,
War's Holz gewißlich niemals theuer;
Doch laßt, ihr Guten, Neider haſſen,
Was Gott euch gönnt, muß man euch laſſen!

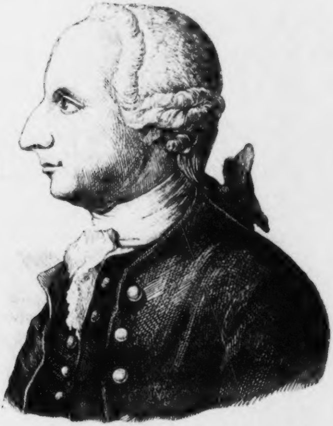
Fr. Bertram.

---

*) Erſt vor etwa drei Jahren verſchwand bei einem erhöhten Bau des bezüglichen Hauſes (Heiligegeiſt-Straße Nr. 38) der Neidkopf; wir fanden jedoch Gelegenheit, dieſe geſchichtliche Merkwürdigkeit zeichnen zu laſſen, wie es in Treue geſchehen iſt. D. H.

Abraham Gotthelf Käſtner.

Das „Converſations-Lexicon" und ähnliche Hülfswerke zur Verbreitung mannigfacher Kenntniſſe nennen Käſtner nach Gebühr „einen der berühmteſten Mathematiker und witzigſten Epigrammatiſten", halten ſich aber in den Angaben über ſein Thun und Wirken ſehr kurz. Am 27. September 1719 in Leipzig geboren, erhielt er ſeinen Unterricht außerhalb der Schulen und war ſchon im dreizehnten Jahre Student, 1731 wurde er Candidat der von ihm nicht mit Vorliebe behandelten Rechtswiſſenſchaft und 1739 begann er Vorleſungen, die Mathematiſches und Philoſophiſches mehr beachteten als das Juriſtiſche. Bis 1746 that er dies ohne, von da an mit geringem Gehalt als ſogenannter „außerordentlicher" Profeſſor, rückte jedoch zehen Jahre ſpäter zum „wirklichen" vor, nachdem er einer Berufung nach Göttingen folgte und dort die Lehrſtunden für Naturkunde und Geometrie übernahm. 1765 wurden ſeine Titel länger durch die Ernennung zum Hofrath; in den nächſten zwanzig Jahren war ſeine Bemühung für die Zwecke der Univerſität und ſein ſchriftſtelleriſcher Fleiß am regſamſten. Bei unabläſſiger, durch Abwechſelung ſich erfriſchender Thätigkeit hielt ihm muntere Kräftigkeit aus bis zum 20. Juni 1800, an dieſem Tage ſtarb er im achtzigſten Jahre ſeines Alters. — Nicht viel mehr finden wir hinſichtlich Käſtner's in den erwähnten Werken und Weiteres bringt uns nur dieſe oder jene ausführliche Literaturgeſchichte, wo wir uneinigen Urtheilen über ihn begegnen. Zu ſeiner Zeit bewältigte neuer Geiſt den alten, unſere romantiſche



Literatur trieb Blüthe und Frucht, die noch heut nicht übertroffen ſind. Käſtner war gründlich in der Fachgelehrſamkeit, in dem Schönwiſſenſchaftlichen ſah er ſtets nur geiſtige Erholung, die ſeinen reichhaltigen Kenntniſſen und heiteren Einfällen eine dem damaligen Geſchmack entſprechende und gefällige Form zu geben hatte. Mit Entſchiedenheit nahm er ſich Leſſing's, von ihm oft wiederholten Ausſpruch zu Herzen: „daß es recht erfreulich, wenn Jemand ein Dichter ſey, daß er aber nothwendig noch außerdem etwas ſeyn müſſe." Demgemäß waren auch Leſſing, Goethe, Schiller und andere in rühmlichem Andenken gebliebene Dichter noch außerdem etwas. — Käſtner hatte als Knabe viel geleſen, hatte juriſtiſche, mathematiſche, phyſikaliſche, hiſtoriſche, philologiſche und philoſophiſche Vorleſungen in ihrer Schulmäßigkeit gehört, meinte aber, „einen Kopf, der Witz liebt, widere die Maſſe bloßer Gedächtniß ſachen an, aber nothwendig ſind ſie allerdings“, was nicht zu bezweifeln iſt. Wenn er ſich nun in den Mußeſtunden mit der Dichtung befreundete, verließ ihn wieder nicht der Gedanke des Nützlichen in der Abſicht, die Moral in Ernſt oder heiterer, auch wohl ſtachlichter Laune angenehm einzuprägen, und man darf ihm beiſtimmen, wenn er ſagt:

„Mich reizet nur ein Lied, von tiefem Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr als einmal hören ſoll,
Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man ſchon weiß, verſtecket.“

Wer für die Dichtung einen ſolchen Standpunkt fordert, beglaubigt ſeine Strenge im Wiſſenſchaftlichen. Von der Mathematik und ihrem Einfluß ſagt er unter Anderem: „Sie gewöhnt wenigſtens zur Vorſicht, die das Reſultat unſerer Forſchungen zuverläſſiger macht, die uns verhindert, Dem Beifall zu geben, was uns nicht überzeugt; ſie erlaubt uns nächſtdem nicht, etwas zu verwerfen, das auf Gründen beruhen kann, die wir noch nicht einſehen; ſie nöthigt uns, dem Verſtande und Fleiße auch alsdann Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn er auf Gegenſtände angewendet iſt, mit denen wir uns ſelbſt nicht beſchäftigt haben. Hätte man in der Geſchichte der Menſchheit die Zeugniſſe öfter ſo geprüft, wie man es ſtets in der Geſchichte des Himmels gethan, ſo wäre die Hiſtorie nicht nach dem Zeugniß der größten Kenner eine Wiſſenſchaft, wo eines der erhabenſten Verdienſte darin beſteht, alte Märchen zu widerlegen. Schriftſteller können aber freilich ſehr langweilig werden, ſobald ſie nicht einſehen, daß man neben der mathematiſchen Methode auch mathematiſchen Geiſt beſitzen muß.“ Aus ſolchem Sinne gingen ſeine vielſeitigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hervor, die geſammelt ſind, aber nicht vollſtändig, ſo daß davon in dem unlängſt erſchienenen, über eine große Anzahl unſrer beſten Literaten viel Anziehendes mittheilenden Buche: „Berühmte Schriftſteller der Deutſchen“ auch noch einiges bisher Nichtgekannte von Käſtner zu finden iſt. Ohne dies zu benutzen, haben auch wir Gelegenheit, aus einem Nachlaß Weiteres anzufügen, das, ſey es auch nicht von großer Bedeutung, doch zur Schilderung Käſtner's tauglich iſt. Mächtig war bei ihm die Liebe zum deutſchen Vaterlande und der Widerwille gegen das Franzoſenthum. Dieſem ſchlug Leſſing auf dramatiſchem und künſtleriſchem Gebiet überhaupt ſeine Schlachten, Käſtner that es in ſeinem Bereich, wobei er den Heldenruhm Friedrich des Großen feierte. Die Bewunderer franzöſiſcher Eitelkeit, wo der deutſche Geiſt ſelbſtſtändig ſich erheben und ſchaffen ſollte, werden von Käſtner heftig angegriffen; doch verleugnet er nicht, was an den Franzoſen wahrhaft zu ſchätzen iſt. „Gern wollt' ich dennoch meinen Landsleuten die franzöſiſche Mode, franzöſiſche Kochkunſt und Literatur gönnen, eiferten ſie nur auch darin den Franzoſen nach, daß ſie ihr Vaterland vor allen Ländern ehrten und jenen Ehrgeiz hätten, ſich als Nation zu fühlen und mit den übrigen Nationen den Wettſtreit des Werthes zu Gunſten der Deutſchen männlich durchzuführen.“ So ſprach Käſtner und dieſer Eifer will dem Deutſchen in Deutſchland überall den Vorzug geſichert wiſſen. In Briefen an K. v. Reinhard laſen wir über Ramler's Gedicht: „Lob der Stadt Berlin“ die Bemerkung: „Herr Ramler hätte zum Lobe des gelehrten Berlins ganz andere Leute nennen können als einen Franzoſen und Italiener: deutſche Mitglieder der Academie.“ Im Jahr 1798 ſchrieb er in Bezug auf die franzöſiſche Revolution: „Die Neufranzen haben bisher unter ſich und bei andern Völkern nichts geſtiftet als Unglück, in der Gelehrſamkeit nichts als Verwirrung. Mit der Geographie machten ſie den unglücklichen Anfang, mit dem Kalender und ſonſtigen Umwälzungen den Fortgang. Eigentlich zeigt das Alles von Furcht und Mißtrauen, wie es Tyrannen eigen iſt. Sie wollten die alte Eintheilung bei den Königen und die bei Chriſten eingeführte Zeitrechnung aus dem Gedächtniß bringen, weil ſie die Erinnerung daran fürchteten. Der Aufwand, den Ludwig XIV auf Wiſſenſchaften machte, wird gewiß nicht von der Republik gemacht, und von dem Elogio: „ſich um die Republik verdient gemacht zu haben“, können Gelehrte nicht leben, ihre Soldaten in fremden Ländern können es, denn die rauben dabei!“ — Ueber die Philoſophie äußert er in den erwähnten Briefen (Göttingen, 1794): „Philoſophie bleibt und wird bleiben! — ich habe aber viele philoſophiſche Secten überlebt, die Wolfiſche, die Cruſiuſiſche, die Darjeſiſche, ich hoffe auch noch die Kantiſche zu überleben. Selbſt ſeine Anhänger thun ihm Schaden, wie allemal die Sectirer ihrem Stifter verächtliche Urtheile, die er nicht verdiente, zugezogen haben: ſo ging es dem Ariſtoteles, Wolfen, Carteſius. Den Leuten, die mich über die neueſte deutſche Philoſophie befragten, gab ich die Antwort: ich kann über ein Dutzend Sprachen von Völkern und Wiſſenſchaften, und habe im 70ſten Jahr nicht Luſt, noch eine neue zu lernen. Was verſtändlich iſt, iſt nicht neu, die Leute glauben aber an Neues, wenn ſie Unverſtändliches vor ſich haben. Leſſing, als er vor mehreren Jahren, kurz vor ſeinem Tode, hier war, ſagte: Die Philoſophie ſey ſo ſeicht geworden, daß man es allgemein empfände und ſich mit dieſer ſeichten Philoſophie nicht länger befriedigen würde. Es kann als eine Art Prophezeiung angeſehen werden.“ — Es war eine Art von Prophezeiung, das Tiefſinnige ſpäterer Philoſophieen hat uns aber ebenfalls noch nicht zum Verſtändniß geholfen und fortwährend wird Jeder das eigene Denken und Erfahren der Lebensweisheit zu Grunde legen müſſen. — Auch ein paar Epigramme **Käſtner's**, die bisher noch nicht gedruckt ſind, laſſen wir den obigen Briefſtellen folgen:

„Umfang.

Die Dummheit kann viel raſcher ſchreiten
Als Scharfſinn, der die Ding' erkannt;
Die Dummheit hat, ſich auszubreiten,
Nächſt Unverſtand noch Mißverſtand.“

„Emigranten und Emigrirte.

(1792.)

Am Rheine ſieht man jetzt in Schaaren Emigrirte,
Bei ihnen hätt' ich gern mit Freudigkeit gedacht
An Emigranten, die im Fleiß' uns Heil gebracht,
Doch leider Jene ſind im Fleiße — Eximirte.“

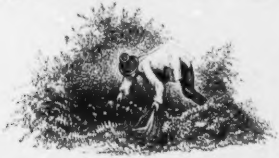
„Hypotheſe.

Den Schluß voraus, eh' deutlich man beweiſt,
Benennt man Hypotheſe; —
Was iſt's? Gelehrte Krankheit, die den Geiſt
Verhindern will, daß er geneſe.“

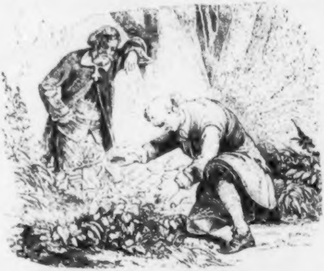
Aus **Käſtner's** Lebensbeziehungen geben wir ein paar Antworten, die für ſeine entſchiedene Charakterfeſtigkeit zeugen. — Ehe er nach ſeiner Anſtellung zweihundert Thaler Jahresgehalt hatte, demnach von der Armuth bedrückt war, empfahl ihn eine vornehme Dame einem Miniſter, der ſich aber ſehr unfreundlich benahm, weshalb **Käſtner** nicht wieder zu ihm gehen wollte. „Ei“, ſagte die Dame, „wenn man ſogar eines neuen Rockes bedürftig iſt, muß man nicht ſtolz ſeyn!“ — „Eben dann“, entgegnete der Gekränkte, „eben dann rechtfertigt ſich der Stolz, denn man hat Alles noch zu fordern, was man verdiente.“ — Als während des ſiebenjährigen Krieges die Franzoſen in Göttingen die Herren ſpielten und hinſichtlich der öffentlichen Verträge Ungebührliches von **Käſtner** verlangten, dieſer es aber verweigerte, drohte man ihm mit Gehalts-Entziehung. „Das ſchreckt mich nicht“, ſagte er lachend; „ich war zehn Jahre Magiſter in Leipzig, da hab' ich mich im Hungern geübt!“

Dieſe wenigen Züge mögen beſcheiden an einen tüchtigen deutſchen Mann, wie es **Käſtner** war, erinnern. **Fr. Becker.**

Das Apotheker-Dorf in Schleſien.



Im vierten Jahre des dreißigjährigen Krieges, 1622, drang eine Soldatenſchaar Kaiſer Ferdinand des Zweiten in die Stadt Glatz ein, zum Schrecken beſonders eines Theils der Einwohner; denn die Anführer der verwilderten Söldlinge ſollten alle Evangeliſche mit dem Schwert zwingen, ihrem Glauben zu entſagen. Zu den Evangeliſchen gehörte auch der Apotheker und Rathsherr Michael Werner, der es ſich angelegen ſeyn ließ, die bedrängten Glaubensgenoſſen zu ſchützen, ſo weit er es vermochte; namentlich half er mehreren Bürgern, die bereits Martern erlitten und deren Leben bedroht war, zur Flucht. Dadurch kam er ſelber in Haft, und nachdem er in keiner Hinſicht die Wahrheit verleugnete, wurde er zur Hinrichtung verurtheilt. Sein Sohn Georg, Candidat des Predigeramts, hatte aber einen Univerſitätsfreund gefunden unter den Eingedrungenen; er ſtand als Arzt im Dienſt, und da es ſich traf, daß der Kerkermeiſter des blutgierigen und habſüchtigen Kriegsvolks erkrankte, wurde dieſer vermittelſt eines Schlaftrunks völlig unfähig gemacht zur Bewachung und durch Oeffnung des Gefängniſſes Michael Werner befreit. Er flüchtete mit dem Sohne, außer nicht anſehnlicher Baarſchaft ſeine ſämmtliche Habe opfernd, in der Nacht des 30. Oktobers 1622, und Beide ſchritten aus der Stadtpforte, durch welche ſie aus Glatz entkamen, auf dem nächſten Wege in die Ferne, Gott ihr Schickſal empfehlend. Am nächſten Tage kauften ſie in dem einſam liegenden Hauſe eines Waldhüters ein Brod, hielten ſich in einer Waldſchlucht verborgen und zogen in der folgenden Nacht weiter. Da ſie aus Angſt vor Nachforſchenden ſtets Seitenpfade einſchlugen, war es entſetzlich Unheil, daß am 3. und 4. November in großen Maſſen Schnee fiel, der die Gegend unwegſam machte. Sie verirrten ſich auf dem Rieſengebirge und ſanken endlich von den Anſtrengungen erſchöpft nieder, Gott um Barmherzigkeit anflehend. Am Morgen entdeckte ſie unter dem Schnee ein Knecht, Namens Samuel, und mit Beiſtand aus dem Gehöft eines Baudenwirths wurden Michael und Georg Werner nach dem Dorfe Krumhübel gebracht, wo der mitleidige Baudner Joſeph Söllner ſie aufnahm und pflegte, unermüdlich auch, als der Vater Werner von langwieriger Krankheit befallen wurde. Da ſich die Flüchtlinge in dem damals ärmlichen und wenig beachteten Dorf für ſicher hielten, verweilten ſie dort und erfreuten ſich im Frühling an der romantiſchen Umgebung, an dem Rieſeln vieler Quellen und der Fülle des Pflanzenwuchſes. Als nun Michael Werner mit Bewunderung wahrnahm, die Natur erzeuge hier einen ſeltenen Reichthum mediziniſcher Kräuter, rief er in ſeinem Triebe zu Beſchäftigung frohlockend aus: „Nach göttlichem Zeichen ſoll dieſer Ort eine chemiſche Werkſtätte ſeyn, und ich halte dafür, des Himmels Fügung hat mich anher geführt!“ — Sogleich bemühte er ſich um das Nöthige, und der Graf Ulrich von Schaffgotſch auf Kynaſt unterſtützte ihn bei einem Anbau in Krumhübel, das dem Beſitzthum des Grafen zugehörte. Michael Werner begann zu laboriren: es glückte im höchſten Grade mit den Kräutern. Nun unterrichtete er zuerſt ſeinen einſtigen Wirth und Wohlthäter Joſeph Söllner, und im Jahr 1624 hatte das Dorf bereits zwei Laboranten. Georg Werner, der in Tagen, wo die evangeliſchen Geiſtlichen vertrieben wurden, keine Ausſicht hatte auf ein Predigtamt, übernahm



den Handelsverkehr. Hauſirer verbreiteten die Medikamente, und da dies ſehr ergiebig war, bildeten ſich immer mehr der Bewohner Krumhübels zu Laboranten, ſo daß man endlich faſt in jedem Hauſe einen fand. Allmälig machte ſich dann der Name „Apotheker-Dorf“ geläufig und Jeder wußte, Krumhübel ſey damit gemeint. Auf allen Jahrmärkten kaufte man eifrig die von dort verſandten Schächtelchen voll wohlriechenden Pulvers, und der Deckel gab die Anweiſung: „Dieſes gerechte Hauptpulver, des Morgens in die Naſe gezogen, ſtärket Haupt und Gedächtniß, verzehret alle Hauptflüſſe und ſchaffet Lebensluſt.“ Nächſt dieſem „Allunheils-Heilmittel“ gründeten Liquore, Eſſenzen, Bruſt- und Lungenthee durch Verkauf in Krumhübel einen Wohlſtand, wie er vorher niemals dort geweſen, auch mit Schnitzeleien aus Holz, dem ſonſtigen Geſchäft der Dörfler, nie erreicht worden wäre.

So mußte Michael Werner's Unglück ihn nach einem Erdwinkel treiben, an den Er nie gedacht, um da Kenntniſſe mitzutheilen für umfangreichen Erwerb, an den bis dahin kein Krumhübler gedacht hatte. — Die Sorge des Allvaters im Himmel waltet wunderbar! — er verläßt kein gutes Streben und iſt ſtets mit Hülfe gegenwärtig bei redlichem Fleiß und vertrauensvoller Ausdauer. E. Rienitz.

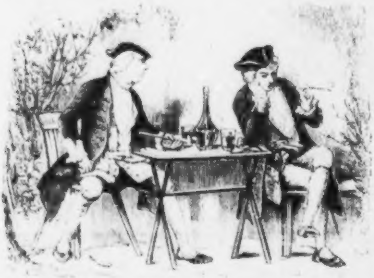
Hans Donner.

Von L. M. Fouqué.

(Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.)

Es war ein faſt ſchon wintersnaher, jedoch herbſtlich ſtiller Abend des Jahres 1715 am Oſtſee-Strande, unſern Stralſund. Zwei preußiſche Infanterie-Offiziere vom Regiment des Fürſten Leopold von Deſſau ſaßen mitſammen vor der Thüre eines Pachthofes, darin der Aelteſte von ihnen einquartiert war, unter dem jetzt ſchon ziemlich entlaubten Dache einiger hohen Linden. Die Spätſonne funkelte in den gefüllten Weingläſern vor ihnen auf dem Feld-Tiſchlein, und der Abendwind wehte zuweilen herbſtlich gelbe und rothe Blätter dahinein, die ſie mit geduldiger Sorgſamkeit wieder herausfiſchten, auf daß kein Tropfen des edlen Trankes vergeudet werde. Dann blieſen ſie wieder aus ihren thönernen Tabackspfeifen den Rauch behaglich in die Luft, und ergötzten ſich ſchweigend an deſſen Gekräuſel. Die einfach blaue Uniform, faſt ohne alle ſchmückende Abzeichen, im Dienſt über die Bruſt hinauf zugeknöpft, ſtand in dieſen Stunden heiterer Muße bis faſt auf den Gürtel hinab offen, und daraus bauſchte ein Ueberfluß an feiner Wäſche, faſt ein wenig prahlhaft thuend, hervor. An Weiße damit wetteifernd, leuchteten die wohlfriſirten und wohlgepuderten Haare beider Kriegsmänner, auf welche der kleine, dreieckte Hut, mit ſchmaler Treſſe verſehen, ſchräg und zierlich gedrückt war. Der eine Offizier war der Major von Langermark, der Andere der Hauptmann und Compagnie-Chef von Zipf. Daß Beide ſchon etwas über den Gipfelpunkt des Mannes-Alters hinausgelebt hatten, Jeglicher etwa ſein Halb-Säkulum auf den Rücken tragend, giebt uns ſchon der Grad ihrer Beförderung kund. Denn unter König Friedrich Wilhelm dem Erſten von Preußen war es eben nicht gewöhnlich jüngere, als etwa dreißig Jahre lang geprüfte Offiziere an der Spitze einer Compagnie, oder gar eines Bataillons, zu erblicken.

„Was wir lieben!“ ſagte jetzt mit großer Feierlichkeit Hauptmann von Zipf, das gehobene Glas gerade vor ſich hinhaltend, als wolle er die Lichter der tiefergehenden Sonne darin auffangen. Major von Langermark aber führte ſein Glas ohne Weiteres zum Munde, mit einem ſchalkhaft deutſamen Lächeln hinzufügend: „Und was uns wieder liebt; nicht wahr, Herr Bruder, das muß die Hauptſache bleiben! Vivat die Amtswohnung zu Paſſendorf!“ Dann ſchlürfte er den Rebenſaft behaglich langſam, aber ohne einen Augenblick abzuſetzen, hinunter. — Hauptmann Zipf hatte ſein nur erſt halb geleertes Glas mit dem Ausdruck der Mißbilligung wieder hingeſtellt, einen ſcharfen Blick auf den Major heftend, und zu ihm ſprechend: „Zwar ſind der Herr



Bruder als Obriſt-Wachtmeiſter mein Vorgeſetzter, und ich hoffe behaupten zu dürfen, daß ich es in ſelbiger Conjunktur nimmermehr an ſchuldigem Subordinations-Reſpekt ermangeln laſſe. Außer dem Dienſt jedoch, und vollends bei einem Glaſe Wein, iſt — ich wage es kühnlich zu behaupten, und ſey es in Gegenwart Seiner Durchlaucht unſers Herrn Regiments-Chef — iſt der Hauptmann eben ſo wohl ein Menſch, als der Obriſt-Wachtmeiſter!" — „Da hat der Herr Bruder auf meine Ehre recht!" ſagte Major Langermark. — „Demzufolge", fuhr Hauptmann Zipf mit immer funkelnderen Blicken fort, „demzufolge muß ich den Herrn Bruder dringend um Eröffnung bitten, ob etwa jener ſpaßhafte Blick von vorhin bei Erwähnung des Wiederliebens und bei Nennung eines gewiſſen Amtshauſes ſich auf eine gewiſſe höchſt ehrbare Madame, wohnhaft ohnweit unſerer Friedens-Garniſon, bezogen haben ſoll, oder nicht?" — „Gedanken ſind zollfrei, Herr Bruder!" ſagte Langermark mit einer Art von leichtſinnigem Lächeln, die Gläſer wiederum füllend, und diesmal den Inhalt des ſeinigen raſch hinunter ſtürzend.

Hauptmann Zipf rührte keinen Tropfen an; auch blieb auf ſeinem Geſicht etwas ſtehen, das ungefähr zu leſen ſeyn mochte, wie ein ſcharf geſchriebenes, auf keine Weiſe mehr fortzukorrigirendes Fragezeichen. — Geſtachelt von immer mehr und mehr erwachender Unruhe, ſagte Major Langermark nach ziemlich langem Schweigen: „Der Herr Bruder mag nun Seinerſeits friſch heraus ſprechen, wie es mit uns Zweibeiden werden ſoll. Ungern möcht' ich Händel mit Dir haben, Bruderherz, aber noch ungerner möcht' ich's, daß ſo was unter uns Beiden einriſſe, was die Weibsleute Maulen heißen. Da reiße man lieber die Plempe aus der Scheide, und werde der Schade mit konſiderabelſcharfen Hieben wieder eingerenkt." — „Könnte mir ſchon recht ſeyn, Herr Bruder!" ſagte Hauptmann Zipf. „Eingeroſtet iſt meine Plempe keinesweges. Aber post festum! ſagen die Gelahrten. Und das heißt hier, bevor der großmächtige Kriegesheld, König Karl der Zwölfte, unſerm allergnädigſten Monarchen das ausnehmend wohlfortifizirte Neſt Stralſund nicht eingeräumt und evacuiret haben wird: Proſ't Feſtung! Verſtehſt Du mich?" — „Freilich!" entgegnete der Major; „denn keinem ehrſamlichen Offizier ſteht es zu, den Degen zum Duell oder ſonſtigem Privat-Rencontre zu gebrauchen, ſo lange man in ernſthaftiglichen Kriegs-Affairen unter Waffen ſteht. Bis aber dieſer Stralſund'ſche Tanz an ſein Ende kommt — ſintemalen er doch kaum erſt angefangen hat, und ſelbſt die ungläubigen Türken dem Schweden-Könige das Lob eines Eiſenkopfes zugeſtehen — wird noch manches Tröpflein Waſſer in's Meer laufen. Derweil, Herr Bruder, vertragen hoffentlich auch wir Zwei uns wiederum mitſammen. Wonach Du mich eben fragſt, das will ich einſtweilen recht gern deklariren. Siehe nur: als Dein Herz in den Fähnrichs-Jahren ſich zu allererſt der ſchönen Amtmanns-Tochter Honerina zu Paſſendorf aufſchloß, und Du beganneſt, ſelbige mit Fenſter-Promenaden und höflichen Grüßen zu feſtiniren — was mochte das ganze Offizier-Corps dawider einzuwenden haben? Und was alſo auch ich?" — „Gar nichts mochtet Ihr allzumal dawider einzuwenden haben!" ſagte der Hauptmann Zipf. „Auch hätte ich wohl ſchlimmſten Falles dafür einſtehen wollen. Oder meint Ihr, ich hatte das weniger vermocht und gewagt, ſeit Jungfrau Honorine den Nachfolger ihres frühe verewigten Vaters, den jetzigen Herrn Amtmann Zauzenower geehlichet hat! Vielmehr noch unbefangener geh' ich ſeither, ſo oft ich nach Paſſendorf gelange, an den Fenſtern der holdſeligen Honorina grüßend und reverenzirend vorüber. Es mögen an zwanzig Jahre darüber hingelaufen ſeyn; aber ſie kommen mir kaum viel ausgedehnter vor, denn zwanzig Tage. Deshalben jedoch muß nicht im Entfernteſten die Rede ſeyn wie von etwaiger Gegenliebe der jetzigen Frau Amtmannin für deren ergebenſten Knecht, den Hauptmann von Zirf. Ich habe die ganze ſchöne Zeit her faſt immer deshalb meine Klinge nur locker in der Scheide gehalten, wünſchend jedoch von Herzen, daß mir ſolche kein allzu dreiſter Scherz gänzlich herauslocken möge. Für den unbeſcholtenen Ruf der Madame Zauzenower jedoch möchte mir auch das allertheuerſte Blut nicht zu theuer ſeyn, und der Herr Bruder hat ſich mit ſeinen Späßlein über das Lieben und Wiederlieben hinfort nach ſolcher Erklärung zu richten. Verſtanden?" — „Eine ſo bedrohliche Zurechtweiſung", entgegnete der Major, „werde ich in unſerer Friedens-Garniſon zu beantworten wiſſen, oder wo ſonſt nach ausgefochtenen Kriegsläuften dazu Gelegenheit ſeyn mag." — Und die Hand an das Degengefäß legend, ſetzte er hinzu: „Verſtanden?"

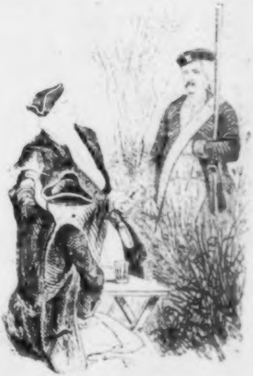
Mit gleicher Bewegung neigte ſich der Hauptmann auf höfliche Manier. Dann war unter den Beiden Alles einſtweilen wieder in der ſchönſten Ordnung. Sie ſtießen die Gläſer zuſammen, und redeten von anderweitigen Dingen. — Da kam vorerſt das alte Helden-Eiland Rügen zur Sprache, wie es ſo grün und waldig vor ihren Blicken aus dem Meeresſpiegel aufgethürmt dalag. Wußten ja doch die zwei wohlbedachten Kriegsleute: dort vor allen Dingen gelte es erſt, recht feſten Fuß zu faſſen, ehe man erwarten dürfe, die ſtarke Hafen Veſte Stralſund zu bewältigen. Zu Morgen, hieß es, werde mit dem Früheſten das Ueberſchiffen beginnen; auch lagen bereits die Transport Kähne in den nächſten Buchten fertig.

Nachdem beide Offiziere die beſte möglichſte Art, das Unternehmen zu vollbringen, eine Zeitlang Für und Wider erwogen hatten, ließ ſich Major Langermark mit folgenden Worten vernehmen: „Es kommt Vieles darauf an, Herr Bruder, ob die alten Geſchichtchen Grund haben und Boden in der wirklichen Welt. So wußten ſich die alten Griechen und Römer — und die Grundgelahrten poſaunen es heut zu Tage noch fürder — gar viel damit, ihnen gehöre die Macht zum Erobern und Zuſammenhalten ihrer Territorien auch vermöge unſichtbarer Hülfs- und Schutz-Gewalten. Ein Gleiches wird von der uns vorliegenden Inſula Rügen erzählt. Was mich ſelber anbetrifft: ich bin eben nicht abergläubiſcher Natur; aber kurios bleibt kurios, Herr Bruder! Da ſollen — heißt es — die alten Rieſen und Helden, welche man hier zu Lande Hünen heißen thut, ordentlich aus ihren hügelhohen Gräbern aufſtehen, und ſich in Defenſions-Stand ſetzen, wenn Einer, der kein deutſches Nordlandskind iſt, mit feindlichen Waffen das Eiland betritt." — „Wir aber ſind ja Deutſche, Herr Bruder!“ ſagte der Hauptmann, und der Major erwiederte: „Freilich wohl! Und das hab' ich auch dem ſilbergrauen Erzvater drinnen im Quartier, der mir vorhin von dem wunderlichen Zeug' erzählen wollte, bereits in Erinnerung gebracht. Aber da kam er mit einem anderen Einwand angeſtochen. Und, Herr Bruder, ſiehſt Du wohl: der Einwand war nicht dumm. Unſere Blitzmenge von Ausländern! Franzoſen, Italiener, und was weiß ich ſonſt noch für Burſchen! Allzumal angeworben, weil ſie hübſch lang ſind wie die Bohnenſtange, und etwa noch ein friſchrothes Apfelgeſicht drauf tragen, angewichſt mit einem probemäßigen Schnurrbart; — das, meinte der alte Kerl, könne man doch eigentlich nicht in Bauſch und Bogen für einen germaniſchen Heereszug gelten laſſen. Und, laſſ' mich Dir's bekennen: wenn ich mir die Sache ſo recht in meinem tiefſten Leben und Weben überlege, behält der alte Narr immerdar recht.“

Hauptmann Zips bemerkte einen Doppelſinn in dieſen letzten Worten, worüber er Luſt empfand, laut auf zu lachen, aber er zügelte ſich ſtandesmäßig, und fragte nur eben mit nicht ganz unterdrücktem Lächeln: „Und was meint denn nun für dasmal der alte Narr?“ — Treuherzig erwiederte der Major: „Ihm iſt, als würden die Grabes-Rieſen uns morgen erſcheinen während der Landung, ſo in der ungewiſſen Frühdämmerung, wenn Alles an dieſen Meergeſtaden ſo unſicher wolkig ausſieht, wie es jetzt in dieſer Abenddämmerung ſich zu geſtalten beginnt. Und da würden ſie ihre langen Spieße und Hellebarten und ihre zweihandigen Schlachtſchwerter wild und drohſamlich gegen unſere Häupter ſchwingen.“ — „Möchten gegen ein wohlunterhaltenes Peloton- oder gar Bataillons-Feuer nicht ſonderlich viel ausrichten!“ ſagte Zips mit ungläubigem Kopfſchütteln. „Wir ſchießen die Kerle nieder, eh' ſie uns herankommen, und ob ſie mit Stangen losſchlügen, wie die Weberbäume lang.“ — „Du vergißt“, entgegnete Langermark, „daß ſothanes Kriegsvolk aus Geſpenſtern beſteht, und folglich ein ordentliches Niederſchießen bei ihnen gar nicht praktikabel iſt. Auch meint der alte Narr nicht eigentlich, daß ſie uns mit ihren Waffen ſchädigen würden, ſondern es möchte nur eben allerhand Confuſion beim Ausſchiffen und Aufmarſchiren entſtehen, vor den wunderlichen Fratzengeſichtern der alten Grabesmänner.“ — „Ach was da!“ rief Zips. „Ein paar tüchtige Hiebe mit der flachen Klinge, und die confuſeſte Compagnie ſteht alsbald wieder in completter Richtung feſt. Und überhaupt: fürchtet ſich nur der Offizier nicht, ſo wiſſen auch die Burſche nichts von Furcht.“ — „Wer hat denn von Furcht geſprochen?“ entgegnete unwillig der Major. „Furcht iſt eine Waare, nach welcher in der Königlich-Preußiſchen Armee keine Anfrage gilt, ſintemalen kein Quentlein Vorrath anzutreffen ſteht. Aber verwundern könnten ſich am Ende doch wohl Du und ich, wenn ſo auf einmal ein todtenbleiches Angeſicht mit großen wildrollenden Augen und kohlſchwarzem Bart, auf einem Rieſenleibe nickend, zwiſchen Gezweig und Nebeldunſt herverſtierte —.“ — „Donner!“ rief unwillkürlich überlaut der Hauptmann — und ſetzte dann leiſe murrend hinzu: „Was aber das auch für

Bildniſſe ſind!“ — „Ja, das hilft nicht!“ entgegnete der Major, einen Schauer niederkämpfend, der ihn bei ſeines Freundes grellem Schrecken ergriffen hatte. „So nun eben portraitirte wir der alte wunderliche Erzvater jene Erſcheinungen. Mag ſeyn, wir bekommen ſie bald mit Augen zu ſehen. Vorzüglich, wenn ein Menſchenkind durch arge Worte, oder auch nur muthwillige Gedanken an ihnen frevelt — da fährt es den Begrabenen dieſer Sorte durch den dunkeln Sinn, als hätte ſie Jemand gerufen, und ſie ſteigen dann empor und ſtehen urplötzlich —“

„Da ſteht Einer! Hinter dem Herrn Bruder ſteht Einer!“ flüſterte der Hauptmann, gerade vor ſich über ſeines Zechgeſellen Schulter hinſtarrend. Der wandte ſich um, und ein todtenbleiches Antlitz mit großen wildrollenden Augen und kohlſchwarzem Bart ſah hoch zwiſchen dem Laubenzweig herein, und eine tiefe Stimme ſagte: „Hauptmann hat mich gerufen! Was verlangt Hauptmann von mir?“ — „Was will das?“ rief der aufſpringende Major, die Hand am Degen. „Ein Toller oder ein Geſpenſt?“ — Doch Hauptmann Zipf, ſich jetzt erſt vollkommen wieder beſinnend, trat mit unwilligem Lachen gegen die Erſcheinung vor, ſprechend: „Biſt Du's, wunderlicher Burſch? Wer hat Dich gerufen?“ — „Hauptmann rief!“ wiederholte der Seltſame



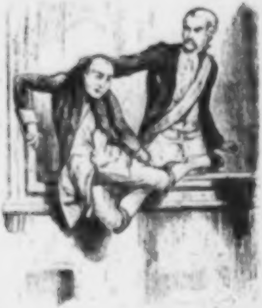
ſich nun vollends [illegible] „Was befiehlt Hauptmann? [illegible] Vaternamen Jens Thorſen [illegible] Rangir-Liſte ſtehe: Hans Donner. [illegible] wo ich mit den [illegible] ner ſteht hier: was befiehlt Hauptmann?" — [illegible] ſagte Jener freundlich. [illegible] Jener, „die Saga's [illegible] ein Donnerskind war, [illegible] im Nordland und [illegible] Thorſen bis auf den heutigen Tag. [illegible]

[illegible]

Hauptmann mehrmal in ihn drang, mit ſtockender Zunge und zuckenden Lippen erwiderte: „Hans Donner iſt für den Wein jetzt viel zu ſchlecht, und [illegible]!“ — „Geh! ’s iſt gut!“ rief kurz und barſch der Hauptmann. Der Musketier wandte ſich nach kriegeriſcher Sitte raſch auf dem Abſatz um, trat mächtig, wie donnernd, bei, und verſchwand im Geſträuch.

„Was war das?“ fragte Major Langemark höchſt erſtaunt. „War das Subordination oder Inſubordination? War das Demuth oder Trotz? Aber Trotz und Inſubordination pflegt doch ſonſten der Herr Bruder ſich nicht gefallen zu laſſen. Derohalben möcht’ ich wohl gern vernehmen, wie es allhier damit bewandt iſt.“ — Hauptmann [illegible] ſah eine Zeit lang nachdenklich, beinahe wie ſchwermüthig vor ſich nieder; dann ſagte er: „Die Hiſtorie lautet ſchlimm genug für mich; aber im Gewiſſen hört ſie nun fort und fort nicht auf, mir was vorzuplaudern, und ſo mag ſie denn auch in Gottes Namen der Herr Bruder mit anhören. — Jener Hans Donner da — nun allerdings: eingeſchmuggelt iſt er uns worden nach dem allerbeſten Recht oder Unrecht durch einen Werb’-Unteroffizier. Aber an wem liegt die Schuld? Große Kerle ſollen wir nun einmal haben: der Wachtmeiſter ſoll ſagen, und —“ — „Laß laſſen, Herr Bruder, laß laſſen!“ unterbrach ihn der Major. „Das iſt ein ſchlimmes Capitel. [illegible] läßt ſich wahrlich hier Vieles nach den Umſtänden. Wie der Hans Donner —?“

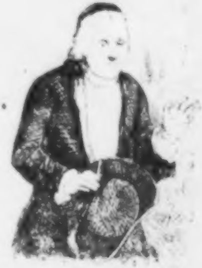
„Unbarmherzig wohl würde der Werber den Hans Donner betrogen haben!“ ſagte der Hauptmann. „Er kam nach Halle wie ganz verſtört, der junge, ſchöne, rieſengroße Burſch. Nun, ich machte anfangs meine Poſſe aus ihm, aber daß er immer nach Mertin und Merklin ausſah, ärgerte mich um deſto mehr, denn ich ſage Dir, er hatte es auf Ehre gut. Endlich fiel mir ein, er möchte ſich etwa in der Heimath verplempert haben, und nun die Braut nicht aus dem Sinne loskriegen können. So legte ich einen luſtigen Burſchen zu ihm in’s Quartier, der ihn auf fröhlichere Gedanken bringen ſollte; aber es verſchlug Alles nichts. Seinen Dienſt lernte und that der Hans Donner rechtſchaffen, ſonſt gab er ſich mit Niemand ab, und brachte nie mehr Worte heraus, als er eben nothwendig mußte. Da fiel’s deinem Stubenburſchen ein, ihm das Verdrießlichthun durch Necken zu vertreiben, indem er über die unbekannte Schöne, welche vermuthlich Jener auf Rügen zurückgelaſſen habe, ein wenig derb loszog. Das war ein unglücklicher Gedanke; denn kaum waren etliche Wörtchen dieſer Art heraus, da packt mein Donner ſeinen Stubenburſchen — und der hatte doch auch ein Paar Fäuſte am Leibe und Mark drin — ſo gewaltig an, daß an kein Widerſtreben zu denken iſt. Und, weißt du nicht, kannſt du nicht! geht’s nach dem offenen Fenſter; da hält Hans Donner ſtreckten Armes den armen Sünder am Kragen hinaus, und murmelt vor ſich hin: „Loslaſſen? Nicht loslaſſen? Loslaſſen? Nicht loslaſſen?“ Er mag’s wohl gar mit der andern Hand an den Knöpfen abgezählt haben. Endlich zieht er den halbtodten Burſchen wieder herein, ſprechend: „Sollſt leben, Beſtie!“



— und dann zieht er ſich raſch an, kommt zu mir und meldet mir das liebliche Faktum, und fragt, was ihm nun dafür geſchehen ſolle. Nichts! ſo wollt' ich eben antworten, denn eigentlich gefiel mir der verrückte Streich im Herzen. Aber da muß den Donner der Kukuk reiten, daß er noch mit einem trotzigen Blitzgeſicht hinzu ſetzt: „Schlecht war's freilich von meinem Stubenburſchen, aber weit ſchlechter doch von dem noch, der ihn vielleicht dazu angehetzt haben mag!“ — Nun wolle der Herr Bruder erwägen: es war dem nicht ſo ganz Ohne, daß ich dem Feldwebel geſagt hatte, vielleicht möchte man dem Hans durch ein derbes Geſerr ſeine Charmante verleiden, und der mocht' es wohl dem Stubenburſchen wieder geſagt haben, wie es denn nun manchmal ſo dumm zugeht in der Welt! Kurz, ich ſchämte mich mordialiſch, und ſo fuhr ich nach der Klinge, und zog dem Hans Donner ein Stücker ſechs derbe Hiebe über den Rücken. Da ſah mich der an — Herr Bruder, die Hand ſank mir wie gelähmt herunter, daß beinahe der Degen fiel, und ſie zitterte mir beim Wieder-Einſtecken, daß kaum die Spitze die Scheide finden konnte. Der Hans Donner aber ſah mich immerfort an — immer fort und fort — ohne ſich zu regen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen; mir ward, als bohrten ſeine wunderlich großen Blau-Augen ſich mir tief, tief in die Seele hinein. Ich dachte, Alles gut zu machen, indem ich ſagte: „Damit iſt die Sache abgethan, und kein Menſch ſoll dir was d'rüber anhaben!“ Hans Donner ſchwieg ſtill und regte ſich nicht. Ich zog die Börſe, um ihm einen harten Thaler zu geben. Hans Donner ſah mich dermaßen wunderlich an, daß ich zum Präſenmachen die Courage verlor, und mir beim Einſtecken die Börſe ebenſo toll in der Hand zitterte, wie vorhin der Degen. „Was geſchehen iſt, iſt nicht gern geſchehen!“ ſagte ich endlich. „Was geſchehen iſt, iſt geſchehen!“ entgegnete Hans Donner, und ſeine Stimme klang wie Grabgeläute, und er ſeufzte ſchwer aus tiefer Bruſt. — So iſt er von ſeitdem geblieben. Ich hab' ihm das Leben erleichtert, wie ich wußte und konnte; ich hab' ihn mir zur Aufwartung aus der Compagnie genommen, damit ich beſſere Gelegenheit hätte, ihm manchmal was extra zukommen zu laſſen. So was nimmt er an, wenn's kommt; aber meiſt vertheilt er's unter ſeine Kameraden, oder er ſchenkt es ſonſt armen Leuten; ſich ſelbſt hat er nie davon den kleinſten Genuß verſtattet. Herr Bruder, bisweilen iſt mir's ſchon eingefallen, der Kerl ſey ein verkleideter Engel; dann jedoch hab' ich auch wiederum gedacht, der Kerl ſey eigentlich toll!“

„So was läßt ſich nicht allemal in dieſer Welt auf Haaresbreite ausmitteln!“ entgegnete ſehr gelaſſen der Major; „man muß ſich alſo auch nicht allzu ſehr den Kopf darüber zerbrechen!“ — „Auch wahr!“ ſagte Hauptmann Zipf, und leerte ſein Glas.

Da trat zu ihnen heran der alte Feldprediger Magiſter Arſenius mit freundlichem Gruß und ſprach: „Nichts für ungut, meine Herren, wenn ich ſtöre. Aber in Kriegsläuften hat die Zeit meiſt immerdar mehr Eile, denn Weile, und was ich anzubringen gedenke, iſt von



Erheblichkeit, oder ſcheint mir doch wenigſtens ſo!“ — Die zwei Kriegsmänner nöthigten ihn freundlich zum Niederſitzen und riefen nach einem Glaſe für ihn; er aber ſagte abwehrend: „Den beiden Herren iſt bekannt: ich genieße ſonſt die Gottesgabe des Weines auf mäßig wohlgeziemende Weiſe ganz gern, und lieber noch die Freude eines angenehmen Colloquii, als welches mir ſonder Zweifel hier zu Theil werden möchte. Aber: Hora ruit! ſagen wir Lateiner, und morgen wird vermuthlich das Ueberſchiffen bei guter Zeit beginnen. Demnach, Herr Hauptmann von Zipf, gönnen Sie meiner beſcheidenen Bitte Raum und Gewährung, und laſſen Sie von der Expedition den Musketier Hans Donner, alias Jens Thorrſon, zurück." — „Warum, Herr Feldprediger?" fragte der Hauptmann, geſpannt zu ihm aufblickend. — „Gern wohl" — erwiederte der kleine, freundliche Greis mit demüthiger Neigung des Hauptes — „gern wohl ſähe ich für dasmal meine Petition gewährt aus gütigem Vertrauen, ohne weiteres Expliziren!" — „Herr Feldprediger!" ſagte der Hauptmann, „die Sache betrifft den Dienſt. Sonſt auf meine Ehre, an gutem Willen und herzlicher Confidenz gegen Sie fehlt's bei mir nicht. Alſo nur friſch heraus mit Ihrem Warum!" — „Herr Hauptmann", erwiederte zögernd, beinahe ſtockend der Geiſtliche, „der arme Jens Thorrſon hat mir Vieles vertraut; nicht geradehin unter dem Beichtſiegel, aber doch ſolchergeſtalt, daß die Macht aller Potentaten des Erdballs mich nicht vermögen ſollte, nur eine Sylbe davon weiter zu ſprechen, ohne völlige Salva-Guardia, es ſolle und dürfe daraus meinem Clienten auch nicht der mindeſte Nachtheil erwachſen." — „Mein Ehrenwort d'rauf!" ſagte Hauptmann Zipf, und ſchlug betheuernd in die dargebotene Hand des Geiſtlichen ein, worauf dieſer freimüthig aber in ſchmerzvoll tiefer Bewegung alſo ſprach: „Unter Türken und Heiden mag es kaum ſchlimmbetrüglicher hergehen, als es dem beklagenswerthen Jens Thorrſon bei ſeiner Anwerbung für unſeres allergnädigſten Kriegsherrn Dienſt ergangen iſt. Lebte nicht etwa der Jüngling auf dem Eilande, da vor uns gelegen, vor wenigen Jahren annoch in einer arkadiſchen Freiheit? Wenn er davon redet, mit funkelnden, bisweilen von ein paar Thränen perlenden Augen, fühlt man ſich verſucht, an die Fabeln eines goldenen Zeitalters zu gedenken, ja daran zu glauben ſogar. So eben hatte er die Sponſalien mit einer der ſchönſten Inſel-Jungfrauen, einer Nachbartochter ſeines väterlichen Hofſitzes, gefeiert, und ſah den Tag eines glückverheißenden Ehebundes entgegen, als der Werb-Unteroffizier Lugenwell auf der Inſel ankam. Dieſer ſchlimme Menſch befand ſich natürlicherweis in einer Verkappung, denn Seine Majeſtät von Schweden duldet die Werbung auf Rugen keineswegs, und ſomit auch kam der Meiſter Urian in Verdacht. Da hat er ſich an den Herd von Thorrſon's verwittweter Mutter geflüchtet, und die Gaſtlichkeit angerufen, als welche noch in den Nordlanden bis auf dieſe Stunde abſonderlich hoch geſchätzt und äſtimirt wird. Wie es nun jedoch nach überſtandener Gefahr an ein beſcheidenes Fragen ging, warum ſich denn der Flüchtling ſogar ſchlimmer Dinge von Königlich-Schwediſcher Polizei befahre — hat da nicht der Lugenwell flinkweg losgelegen, und zwar toller, denn billig! Von Seiner Preußiſchen Majeſtät ſey er ausgeſendet — ſo klang ſeine Rede — unter den Söhnen der alten Nordlandshelden Freiwillige auszuſuchen, die er zu einer ganz unerhörten Kriegesfahrt gebrauchen wolle, weit nach den blühenden Mittagsreichen hinab. Nun wolle man freilich ſchwediſcher Seits die beſten Kämpfer nicht gern aus dem Lande laſſen, und einzig derohalben werde er auf Rügen verfolgt. Aber das heiße ja die alte Heldenfreiheit beeinträchtigen, vermöge welcher ein jeglicher freie Nordlandsſohn von uralten Zeiten her habe auf Abenteurer-Fahrten ausrücken können nach Belieben! — Denn ſo ein Werbe-Teufel, Ihr verehrten Herren, weiß gar ſchlau ſich in einen Licht-Engel zu verkleiden, und ſpioniret in ſeinem argen Sinne gern aus, was die Herzen der Menſchen bewegen mag, nach ihren klimatiſchen oder ſonſtigen Varietäten. So hat nun der Lugenwell noch hinzugefügt mit unverſchämter Stirn: Er habe Brief und Siegel von Seiner Preußiſchen Majeſtät, die für tauglich erkannten jungen Helden für drei Jahr als Hauptleute zu acceptiren, und als einen ſolchen nehme er hiemit den Jens Thorrſon auf. Sofern ſelbiger dann nicht in gegebener Zeit zum Feldmarſchall oder doch zum Obriſten vorgerückt ſey, oder es ihm auch nicht gelungen ſeyn möchte, ſich etwan ein Herzogthum zu erobern — wie dergleichen nach dem Vorgange nordiſcher Heroen eher wahrſcheinlich denn unwahrſcheinlich zu erachten ſtehe — als bleibe es ja dem Capitulanten noch immerdar unbenommen, mit anſonſten erkämpften Lorbeerkränzen friedlich an den Herd ſeiner Laren — zu deutſch Haus Kobolde und dergleichen — heimzukehren. — Lachet mir den Jens Thorrſon, alias Hans Donner, nicht aus, Ihr lieben Herren, muß ich bitten. Das Menſchenherz iſt nun einmal ein Perpetuum mobile, und ſo etwan ein Wirbelwind auf ſolches ſtößt, in gleicher Richtung mit deſſen angebornem Schwunge, pflegt es nicht viel erſt nachzufragen, ob Wahrheit dahinter ſey oder Lüge, ſondern klopfet ſchier unaufhaltſam fort. Einem Königsherzen kann das eben ſo gut begegnen, als dem Herzen eines Knechtes, als welcher Jens Thorrſon doch nicht einmal war zu ſelbiger Zeit, ſondern vielmehr freier Eltern freier Sohn."

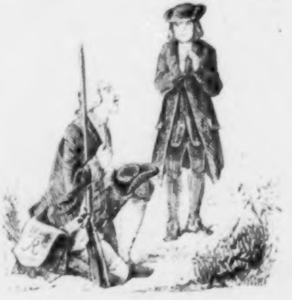
„Die Mutter" — ſo fuhr Arſenius in ſeiner Erzählung fort — „ſegnete ihren jungen Helden ein; mit heißen Thränen auch ſegnete ihn die holdſelige Braut. Bei Nacht und Nebel ruderte er ſich nach der Küſte von Hinter-Pommern hinüber, als wohin der infernaliſche Lugenwell ihn beſchieden hatte; — meine verehrten Herren mögen ermeſſen, was ihm dorten bevorſtand. Selbige wiſſen ja beſſer denn ich zu judiziren, was das heißen will: ein Rekruten-Transport. Nun fand ſich der Unglückliche fromm und ſtark in ſein Geſchick. Selbſt als man ſeinen geliebten Namen Jens Thorrſon — bloß Bequemlichkeithalber — in Hans Donner umſetzte, verhielt er ſich ganz ſtill dazu, obwohl er mir geſtand, das ſey faſt geweſen, als ob Seele und Leib ſich ſcheiden. „Doch", fügte er hinzu, „an's Scheiden war ich nun einmal gewaltſamlich gewöhnt worden, und was ein Ehrenmann nicht ändern kann, muß er gelaſſen ertragen." — Da aber — o mein Herr Hauptmann von Zipf — da fuhr etwas dazwiſchen, ſeit deſſen Erdulden er ſich ſelbſt für keinen Ehrenmann mehr achten zu können vermeint. Ein dumpfer Genius der Trübſal iſt machtvoll über ihn gekommen, und übt bisweilen — obzwar bis jetzt in Träumen nur, wo man den armen Jüngling bedrohliche Worte ausſtoßen hört — entſetzlichen Einfluß auf das ſo ſchwer verletzte Herz. Soll er nun morgenden Tages zu der Expedition mit eingeſchifft werden, und ſoll er ſein Vaterland als gleichſam invadirend betreten, dem Herde ſeiner Laren dergeſtalt nah, ein Mordwerkzeug zur Hand, dicht vor ſich den Spoliator ſeiner Ehre — verzeihen Sie, Herr Hauptmann, aber ſo kommen Sie ihm nun doch einmal vor — wer weiß: da möchte ſich Bedenkliches ereignen."

Trotzig ſah der Hauptmann in des Feldpredigers Auge, ſprechend: „Ich fürchte keinen Feind, ſey es im Rücken, ſey's von vorn. Nur Dieſem Ehre und Jenem Schmach. Im Uebrigen bleibt es dabei: Hans Donner ſetzt mit über; will er als ein malitieſer Schuft agiren wider ſeinen Capitän, ſo iſt das nur ſeine Verantwortung, nicht aber die meinige." — „Juſt aber, um nicht ihn in Verſuchung zu führen!" flüſterte leiſe der Geiſtliche. Doch wandte er, als der Hauptmann ein mächtiges: „Dabei bleibt's!" herausdonnerte, ſich ſchweigend und mit einer demuthvollen Verneigung ab. — Die beiden Kriegsleute, ſich ſeltſam verſtimmt fühlend, tranken ſtumm und raſch den Reſt ihres Weins, und gingen nach einem kurzen Gutnacht-Gruß ihren Quartieren zu.

Als Hauptmann Zipf im ſchon heraufgeſtiegenen Dämmerlicht des Mondes einen ſchmalen Gang an eines Angers Seite hinſchritt, längs einer Hecke, neubepflanzt mit mannshoch ſchlanken jungen Bäumen, ward's ihm, als fange einer der Stämme ſich zu regen an. „Wer da?" rief er. — „Hans Donner!" entgegnete mit dumpfer Stimme der vollends aus dem laubigen Gezäun hervortretende Jüngling. — „Was willſt Du von mir?" fragte der Hauptmann, während ihm unwillkürlich die rechte Hand nach der linken Hüfte hinzuckte, wie zur Begegnung eines feindlichen Angriffs. Therrſen aber ſagte mit ſehr ruhiger Stimme: „Daß Hauptmann nicht auf Feldpredigers Stimme höre, wollt' ich bitten — heut Abend nur nicht; denn ſonſten iſt des Feldpredigers Stimme meiſt immer ſehr gut. Heut aber iſt mir's ſo in den Kopf gefahren — vielleicht nur thörichter Weiſe — Feldprediger hätte meinen Hauptmann vorhin dort unter der Lindenhalle gebeten, daß er mich zurücklaſſe für morgen von der Landung auf Rügen. Oder war es nicht ſo?" — „Was fällt Dir ein!" rief Hauptmann Zipf unwillig. „Meinſt wohl, man hätte von gar keinem andern Menſchen zu diskuriren, als von Dir?" — „Von mir?" entgegnete Therrſen weich. „O gewiß: dieſes Erdenrund trägt der unglücklichen Menſchen viele Tauſende. Von unglücklichen Menſchen zwar — ſo ließ ich mir ſagen — ſoll es eben für die glücklichen Leute das allerbehaglichſte Diskuriren geben. Freilich jedoch — warum nun eben vom Jens Therrſen juſt? Und ſomit bin ich nun ein Narr geweſen, Hauptmann, und bitt' Euch um Vergebung!" — Jener aber, von einer ſeltſamen Rührung ergriffen, ſprach: „Nun ja, nun ja! der Feldprediger hat Deiner erwähnt — und meinethalb, mir iſt's eben auch ganz recht, wenn Du von der Expedition morgen zurückbleibſt! Ich werd' es ſchon machen; nun ja, Du ſollſt morgen nicht mit in die Schiffe." — „Um Gotteswillen, Hauptmann, nimm' mich mit!" rief Jens Thorrſen mit erſchütternder Stimme, und es ſah faſt aus, als wolle er, einem verzweifelnd Bittenden ähnlich, in die Kniee ſinken. — Der Hauptmann, raſch auf ihn zutretend, fragte mit einer Stimme, worin eben ſo viel Strenge, als der gutmeinenden Milde lag: „Was treibt Dich ſo gewaltig nach Rügen hinüber? Ich frage Dich bei Ehre und Pflicht!" — Und einem ernſten Wiederhalle vergleichbar ſagte Jens Thorrſen: „Ehre und Pflicht!"

Nach einigem Beſinnen ſprach der Hauptmann: „Aber Du biſt ein geborener Unterthan Seiner Majeſtät des Königs von Schweden?" — Und der Musketier entgegnete: „Aber ich bin ein geſchworener Kriegsmann Seiner Majeſtät des Königs von Preußen." — „War Dein Eid freiwillig, Hans Donner?" — „Weiß nicht, Hauptmann; aber ich hab' ihn geſchworen." — „Nun wohlan, Hans Donner, wenn Du in Kuckuks Namen mitwillſt, ſo fahr in Kuckuks Namen mit!" — „Nein, Hauptmann; aber in Gottes Namen will ich mit, und in Gottes Namen fahr' ich mit!" — Sie gingen ſchweigend von einander.

Der nächſte Morgen fand bei ſeinem Aufdämmern den jungen Nordlandsſohn im heißen Gebet auf ſeinen Knieen am Meeres-Ufer. So auch fand ihn der ehrwürdige Feldprediger, Magiſter Arſenius, welchen die Sorge um das ihm ſehr lieb gewordene Beichtkind ſchon frühe hinaustrieb. Der ganz in ſich verſunkene Jüngling bemerkte ſein Annahen nicht; Arſenius ließ ſich gleichfalls ſtill betend auf die



Kniee neben ihm nieder, da er ſich jedoch nach einer Weile erhob, und nun den Jüngling im heller aufſteigenden Frühlicht näher betrachtete, ſah er ihn todtenbleich mit ſtarrenden Augen. Er fühlte ihn an: ſeine Stirn war eiſeskalt. Er wollte ihn leiſe emporheben; ſeine Glieder waren wie von einem fürchterlichen Starrkrampfe verſteint. — „O mein Sohn, mein Schmerzensſohn!“ rief der geängſtete Geiſtliche — „ſtehe auf! Das waren nicht die Schwingen der Engel, die Dich jetzt umwehten. Das war nicht ein beſeligendes Gebet, ein himmelan erhebendes nicht, in welchem Du anjetzo rangeſt; deshalb ſage und gebiete ich Dir als Dein Seelſorger: ſtehe auf! In Gottes Namen ſage und gebiete ich Dir: ſtehe Du auf!“

Langſam und verſtört erhob ſich der Jüngling; eine ungewiſſe Röthe kam zuckend in ſeine erbleichten Wangen zurück, er ſah ſcheu fragend um ſich her — plötzlich aber vor dem helleren Morgenlichte zuſammenfahrend, ſchrie er wie ein Verzweifelter auf: „Daß Gott! Sie ſind fort, ſie ſind hinübergeſchifft, und ich Zwiefach-Geſchmähter, ich nun ganz Verworfener, ſtehe hier außerhalb des Kampfes allein!“ — „Nicht doch!“ ſprach beruhigend der Feldprediger. „Niemand, mein Sohn, iſt von hinnen geſchifft: Niemand aus der ganzen Soldateska, denn die Expedition iſt aufgeſchoben bis auf die heutige Nacht, als welches man für gedeihlicher erachtet hat.“ — „Vater, Ihr wollt mich täuſchen!“ rief der noch immer ganz verwilderte Jüngling. „Aber aus Erbarmen laſſet von Euerm trügeriſchen Erbarmen ab, und gebt mir den Todesſtoß lieber doch kurz und gut. Ich weiß es ja: ſie ſind hinübergeſchifft!“ — „Und ich wäre noch hier?“ entgegnete voll ſtrengen Ernſtes der Feldprediger. „Ei, ei, Freund Thorrſen, vulgo Donner, man wolle ſich es doch ja nicht herausnehmen, mich als einen Nicht-Erfüller meiner heiligen Amtspflicht zu diffamiren. Führe ich auch gleich kein Mordgewehr, weder in meinen Händen, noch an meiner Seiten, ſo liegt es mir dennoch ob, dem hochlöblichen Regiment unerſchrocken in das Martisfeld nachzufolgen, die Lebenden zum muthigen Kampf exhortirend, den Bleſſirten und Moribundis aber mit den Balſamen göttlicher Lieblichkeit nahe zu ſeyn. Und ich ſollte —? Ei ſchäme man ſich was, Hans Donner, ob eines ſolchen Verdachtes!“ — Demüthig neigte der Jüngling ſein Haupt vor ihm; d'rauf ſank er, wie erquickt nach leidenvoller Wallfahrt, in die feuchten Gräſer des Seeſtrandes nieder, und flüſterte ſüßlächelnd: „Der Vater im Himmel hat Großes an mir gethan!“

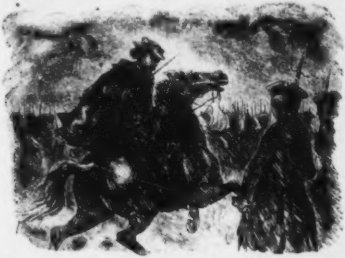
Weiter wollte er ſich nicht auslaſſen; — oder vielmehr: er konnte es jetzt nicht. Ihm lag, betreffend die vergangene Nacht, Etwas wie ein Siegel vor Lippen und Seele; doch bald wieder rüſtig in ſich ſelbſt emporgehoben, trat er an den Seeſtrand, netzte Bruſt und Stirn mit der ſalzigen Welle, und ging dann, den Magiſter voll freundlicher Ehrerbietung grüßend, an ſein Tagwerk des täglichen Dienſtes, das er immerdar pünktlich und tadelfrei zu verrichten pflegte, nie aber noch ſo heiter durchgeführt hatte, wie eben diesmal. Ja, als die Sonne ſich den weſtlichen Fluthen zuſenkte, warf er ihr erdentlich jubelnde Blicke nach, und es war beinah, als wollt' er in die Hände klopfen, wie ein ſchuldlos fröhliches Kind.

Der November-Abend dunkelte ſchon tief. Die Landungs-Truppen ſtießen vom Ufer: ihnen war in nebliger Finſterniß das Ziel ihrer Fahrt verhüllt, aber auch muthmaßlich denen auf dem Eilande verhüllt das Nahen ihrer Angreifer; Alles hielt ſich ſtill, dem gegebenen Befehle nach.

Hauptmann Zipf und Major Langermark waren im ſelben Schiffe, und hatten ſich nach gewohnter Kameraden-Sitte ganz dicht neben einander geſetzt. Zwiſchen ihnen erhob ſich folgendes ganz leiſe, und immer von ziemlich langen Zwiſchenräumen unterbrochene Geſpräch. Der Major begann: „Bruderherz, denkſt Du noch an unſern Streit von geſtern Abend?“ — „Hm, freilich wohl. Ich habe nicht eben eine Quappen-Memorie.“ — „Was nennt der Herr Bruder eine Quappen-Memorie?“ — „Nun, ſo eine Fiſch-Memorie, die heut das Netz vergeſſen hat, woraus man geſtern erſt entronnen iſt. Eine Quappe jedoch, ſagt man, ſey der allerdummſte Fiſch, obgleich ſeine Leber die allerbeſte iſt.“ — „So?“ — „Ja!“ — „Soll das etwa eine Stichelei darauf ſeyn, weil ich mein Gläschen gern zu leeren pflege? So etwan, als hätte ich ein durſtige Leber?“ — „Nein!“ — „Gut!“

Sie waren wieder ſtumm; dann war es der Hauptmann, welcher nach einer Weile anhob: „Auf daß der Herr Bruder jedoch vermerke, ich habe nichts Böſes wider ihn auf dem Herzen, unſer bevorſtehendes Rencontre in Friedenszeiten ausgenommen, ſo will ich ihm etwas bekennen.“ — „Bekenne der Herr Bruder!“ — „Seit mich ein gewiſſer, geſtriger Spaß von wegen der Madame Honorina Zäuzenower ſchwer geärgert hat, iſt mir's im Schlaf fürgekommen, wie ſehr der arme Hans Donner Recht hatte, in Harniſch zu gerathen, als jener nichtsnutzige Burſch ihm ſein Rugenſches Lied verhöhnen wollte. Nicht zwar, als gedächte ich, die nordiſche Bauerdirne der liebenswerthen Zäuzenowerin gleich zu ſtellen —.“ — „Bewahre!“ entgegnete Major Langermark; „die liebenswerthe Zäuzenower über Alles!“ — Er konnte aber dabei ein luſtiges Gekicher nicht ganz unterdrücken; Hauptmann Zipf, etwas davon vermerkend, ward innerlich ſehr böſe, und gab auf die wiederholten Verſuche des Majors, ihn auf's Neue zum Sprechen zu bringen, keine Antwort mehr. Endlich nur, immer mehr gedrängt, ſagte er: „Der Herr Bruder wolle mich exculpiren für ſelbiges Mal. Der Parole-Befehl beſagt: möglichſtes Stillſchweigen während der Ueberfahrt!“ — Trotzig wickelte ſich der Major in ſeinen Mantel, und die zwei ſonſt ſo fröhlichen Männer ſaßen gleich verdrießlichen Schnitzbildern neben einander da.

Die Preußen waren gelandet auf der alten Hertha-Inſel Rügen, unbemerkt zuerſt im abendlichen Dunkel, und ſchon ihre Flügelſchaaren feſtgeſtemmt an beiden Ufern einer vorragenden Landſpitze, die man ſich wohlbedacht zum Ausſchiffen erwählt hatte. Man wäre auch vielleicht ohne Kampf noch weiter in das Eiland vorgedrungen, einen einſamlich hochhervorragenden Hügelgipfel erreichend, deſſen ſeltſame, faſt thurmähnliche Geſtaltung ſich ſcharf gegen den bereits von einzelnen Geſtirnen funkelnden Nachthimmel abzeichnete. Die leiſen Worte und Winke des Fürſten und ſeiner Adjudanten, wie ſie geräuſchlos vor der Front auf und nieder ritten, beſtimmten dieſe Höhe den Offizieren als einen für das geſammte Unternehmen vorzüglich entſcheidenden Punkt. — Da zogen ſich im plötzlich kühl erwachenden Nachtwind ſeltſame Nebelgeſtalten unweit vor der Front hin durch ein feuchtes Wieſenthal, bildeten ſich in Reihen und ſchwebten langſam nach den Gelandeten zu. — „Der Feind!“ rief eine übereilte Stimme durch's Dunkel. „Der Feind!“ riefen noch ein paar andere Stimmen nach, und raſch krachte die Gewehrſalve einer Compagnie gegen die wunderlichen Geſtaltungen los, die, mit dem Pulverdampfe vermiſcht, alsbald ſich wiederum verzogen. Im furchtbarſten Zorneswetter ſprengte der alte Fürſt Schnurrbart nach der unnütz laut gewordenen Schaar hin. Nicht war es die des Hauptmann Zipf geweſen; in ſeiner Compagnie hatte ſich Niemand gerührt, und er ſtand, nachdenklich an ſein Sponton gelehnt, im Innern das Wunderliche dieſes Vorfalls erwägend, indem Major Langermark an ihn heranritt, ſich vom Roß herabbeugend, und ihm leiſe in's Ohr flüſternd: „Was meint der Herr Bruder anjetzo zu den Nebel-Geſpenſtern der grauen Rieſen und Helden, hier zu Lande Hünen geheißen, von welchen der alte Narr am vergangenen Abend fabuliren wollte?“ — „Daß es eben recht dumme Nebel ſind, die uns ſo zum unnützen Feuern verlocken!“ entgegnete der Hauptmann. — „Eben d'rum, Herr Bruder!“ ſprach der Major. „Was uns fatal iſt, iſt Jenen wohlgefällig. Nimm Dich denn doch aber auf allen Fall vor jenem lebendigen Rübelands-Kerl mit Fleiſch und Bein in Acht, den ich — wo mich nicht Alles trügt — als dritten Mann vom rechten Flügel Deiner Compagnie dort aus Nacht und Nebel



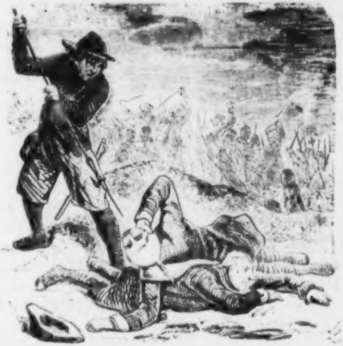
hervorragen ſehe. Der Burſch hat geſtern gar bedenkliche Geſichter geſchnitten, und hier iſt er wohl doppelt keck, wie man's vom Hahn auf dem eigenen Hofe zu ſagen pflegt. Zudem — ſo in der Desordre eines Nacht-Gefechtes —." Er ſchwieg, und ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Hauptmann Zipf aber entgegnete mit feſter und dennoch ungewohnt weicher Stimme: „Arrivirt dergleichen, ſo arrivirt's! ſollen die griechiſchen Helden unter ähnlichen Umſtänden meiſt immer geſagt haben, und Gott verhüte, daß ein Königlich-Preußiſcher Compagnie-Chef ſelbigen nachſtehe; abſonderlich vom Regiment Anhalt-Deſſau. Daß aber der Donner nicht ſo ganz abſolut unrecht hat, wenn er mir noch heut Nacht auf die Perrücke knallt — den Hans Donner, mein' ich — das hab' ich Dir ſchon vorhin im Ueberſchiffen —."

„Die Compagnie von Zipf!" rief jetzt der herbeiſprengende Adjudant des Fürſten. „Nach dem alten Hügelneſte dorten ſoll ſie hinauf, und es beſetzen, falle dabei was falle!"

Zugleich praſſelte ein lebhaftes Gewehrfeuer der wachgewordenen Schweden aus allen Gebüſchen und von allen Hügeln hernieder los. — „Ganz wohl!" rief Hauptmann Zipf dem weiterſprengenden Adjudanten nach, commandirte ſodann freudiglich: „Compagnie Rechtsum! — Marſch!" und ſtapfte den rüſtig zutretenden Musketieren im gehörigen Tritt voran, nachdem er dem Major noch die Hand gedrückt hatte, ihm leiſe zuflüſternd: „Falls ich bleiben ſollte — meinen Reſpekt an die Madame Zanzenowerin! Aber ehrerbietig und devot ausgerichtet: — das will ich mir ausgebeten haben!" — „Ehrerbietig und devot! Auf meine Ehre!" erwiederte der Major ernſt, des Freundes Hand ſtark drückend, und dann fortſprengend, wohin ſein anderweitiger Beruf in der ernſten Kampfes-Nacht ihn rief.

Der wunderliche Hügel war erobert, viel ſchneller und unblutiger, als man es von einem Widerſtande der ſonſt ſo hartnäckig tapfern Schweden erwarten durfte. Wie verſchwunden waren ſie vor den erſten zwei Salven der anrückenden Preußen, wie verſunken in den Erdgrund des jenſeitigen Abhanges. Victoriſirend ſtand Zipf mit ſeiner Compagnie droben, und hatte des vorüberſprengenden Fürſten Lob nach ſeiner grundehrlichen Weiſe mit den Worten erwiedert: „Durchlaucht, hätten ſich die Schweden diesmal gewohnter Weiſe defendirt, ſo wär's was; ſo aber haben ſie miſerabler Weiſe das Ferſengeld gegeben, und es iſt nichts." — Als er nun commandirt hatte: „Gewehr ab!" und „Rührt Euch!" ſo daß der kriegeriſch verzerrte Trupp wieder in gewöhnlicher Menſchenweiſe flüſternd und regſam anzuſchauen war, trat plötzlich hinter ihn heran eine hohe Geſtalt — Hans Donner war's — und flüſterte ihm in's Ohr mit ſeltſam ſchaurigem Klange, etwa wie eine aufwachende Windsbraut im Schilfgeſtande des Meerufers rauſcht: „Nicht trauen, Hauptmann, trauen nicht! Aber auch ſchmähen den Ruhm der ſchwediſchen Tapfern nicht! Hier ſtehen wir auf dem Runenhügel meiner Ahnherren!" — „Das mögen mir ſchön capitelfeſte Ahnherren geweſen ſeyn!" ſagte unwillig lachend Hauptmann von Zipf. „Mich aber laß untribulirt mit Deinem aberwitzig fabelhaften Geträum!" — „Hauptmann!" ſprach dringender der Musketier; „mein Ahnenhügel iſt nicht wie Eure Gräber ſind, ſo etwa bei Halle und Giebichenſtein herum; iſt nicht ſo zugeſperrt, iſt nicht ſo eng' hier. Gänge führen hinein in die Gruft; Gänge führen heraus. Altmuthige Schweden lauern kampfbereit unter Deinen Füßen mit ihren blanken, ſcharfen Donnerwaffen. O Hauptmann, jetzt ſiehe Dich vor. Wehe meinem Herzen, wehe meinem Nachruhm, wenn Dich die Rache um meine erlittene Schmach ergriffe auf dem Grabhügel meiner Ahnen! Wahrhaftig, Jens Thorrſon hat nicht Schuld daran!" — Aergerlich entgegnete Hauptmann Zipf: „Hans Donner aber ſoll in Reih' und Glied zurücktreten, und mich nicht fürder mit aberwitzigem Traum Geſpuk moleſtiren. Verſtanden?" — „Verſtanden!" erwiederte Thorrſon dumpf, und trat in die Compagnie. Noch war es, als murmle etwas durch ſeine geſchloſſene Lippen aus ſeinem tiefſten Innern herauf: „Verloren!" Aber er ſtand im Uebrigen, auf ſeine Flinte gelehnt, fortan ganz regungslos ſtumm, und Keiner der Naheſtehenden empfand eben Luſt, ein Wort an den heut gar ſeltſam ausſehenden Geſellen zu verlieren.

Es hatte noch nicht gar lange ſo gedauert, da war es, als ob unter ihnen und ringsherum die Erde lebendig würde von plötzlich emporſteigenden bewaffneten Geſtalten. „Feuer!" commandirte überraſcht und übereilt der ſonſt ſo wohlbedachte Hauptmann. Die Gewehre der Compagnie knallten verwildert los, faſt ohne Wirkung, denn nur kaum drei oder vier der ſeltſamen Erſcheinungen taumelten in das Gras oder den Hügel hinunter; die Andern rannten mit gefällten Partiſanen und ſonſt wunderlichem Gewehr auf die Musketiere ein, welche, dieſes Nahekampfes überhaupt ungewohnt, großentheils wohl gar ſich einbildend, ſie hätten es mit unverwundbar feſtgemachten Helden-Leichnamen zu thun, nur unſichern Widerſtand leiſteten. Bald fühlte Hauptmann Zipf ſich von einem dröhnenden Streithammerſchlag über den Schädel getroffen und zu Boden geſtreckt. Als er nach kurzer Ohnmacht wiederum die Augen aufſchlug, ſah er um ſich her drei wilde Geſtalten mit geſchwungenen Waffen; unter ihnen, ſo kam's ihm vor, den zorngrinzenden Jens Thorrſon. „Hans Donner, willſt Du nun gar Deinen Hauptmann mit eigener Fauſt erſchlagen?" — „Hans Donner möcht's beinah'!" rief der mit wüthig gellendem Geſchrei zurück, das ſchier wie Lachen klang. „Huſſah, Hans Donner möcht's beinah'! Jens Thorrſon darf es nicht!" — Und die in ſeinen Fäuſten kräftig geſchwungene Kolbe traf einen der Widerſacher, daß der rieſige Feind zu Boden ſchlug wie ein vom Blitz getroffener Baum; der Andere jedoch rannte dem Thorrſon mit einem Speer in die Seite, und Thorrſon fiel in ſeinen Waffen zuſammenraſſelnd über den Hauptmann hin, daß der aufſtöhnte: „Ach, Donner, Du erdrückſt mich ja!" Dabei ward ihm ſchwarz vor den Augen. Er ſah nur noch, wie der rieſige Kriegsknecht, einem ſchrecklich rettenden Geſpenſte vergleichbar, ſeine mächtigen Glieder über ihn ausbreitete, als einer von oben dräuenden Gefahr entgegen. „Bricht



denn wohl gar das Himmelsgewölb in Stücken?" ſtöhnte der nun ganz verſtörte Hauptmann, und die Sinne vergingen ihm.

Als er die Augen wieder aufſchlug, leuchtete um ihn her ein heller Sonnenglanz aus klarer Bläue herab. — „Wie iſt mir doch nur!" dachte er ſtaunend bei ſich. „Hat jener wilde Hexenkerl mich todtgeſchlagen mit ſeinem blutigen Hammer, und der liebe Gott — meiner Sünden nicht gedenken wollend — mich gradezu aufgenommen in ſeinen ſchönen Himmel?" — Aber nahebei hörte er ein leiſes Weinen, wie von Frauenſtimme, und ſeufzte vor ſich hin: „Ach nein, im Himmel bin ich noch nicht! Auf der Erde bin ich: denn hier weinen ſie ja noch!"

Mattigkeit und Kopfſchmerzen wollten ihm noch nicht vergönnen, ſich umzuſehen. Auch konnte er kein lautes Wort hervorbringen; aber was er hörte, zog ſeine Sinne wunderbar an ſich. Eine wohllaute Mannesſtimme ſagte, und der Hauptmann vermeinte, den Feldprediger Arſenius daran zu erkennen: „Man wolle ſich in die Fügung des Himmels finden, holdſelige Jungfrau Thora, wie es auch kommen mag. Auch darf ich Euch verſichern: nach meinem, in ſolchen Dingen allerdings nur ſchwachen Judicio ſteht es um Euern Verlobten nach vorliegenden Umſtänden nicht lebensgefährlich. Auf keine Weiſe aber dürft Ihr ihn jetzo mit Weinen turbiren und moleſtiren: ſey es nun der irdiſchen Heilung halber oder des etwanig nahenden ewigen Heils. Denn mich will bedünken, der junge militans oder Kriegsbefliſſene habe noch etwas auf dem Herzen, das er ungeſtört heraus zu ſprechen wünſcht, als Ergänzung des bereits Mitgetheilten. Aber Euer Lamentiren, Anmuthige, bricht ihm die Stimme, und endlich wohl gar das Herz.“

Es blieb einige Augenblicke ruhig, als ſey gar kein Menſch in der Nähe; dann hob Jens Thorrſon — eine früher angefangene Rede fortſetzend — mit wundenmatter Zunge folgendergeſtalt zu erzählen an: „Und als ich nun ſo mancher böſen Gedanken wider meines Entehrers Leben beinahe vollends ledig war durch Gebet und Weinen zu Dem, welcher nicht nur ſeinen Mördern verzieh, ſondern ſogar auch Denen, die ihn in ſein göttliches Antlitz geſchlagen hatten —.“ Ein Schauer ſchien durch Thorrſon's Seele zu rieſeln, einen furchtbaren Schauer auch fühlte der Hauptmann durch Leib und Leben rinnen. Nach einer Pauſe ſprach Jens Thorrſon weiter: „Seht, geiſtlicher Herr, da ging ich noch in der vergangenen Nacht an den Strand hinab, und wollte mir in ſtiller Ruhe zu guter Letzt meine Heimath-Inſel beſchauen, ehe der Kampf d'rum loskrache auf Leben und Tod. Aber die Nacht war wild und überwältigte mich; nicht eben mit Sturmesgebraus oder Donnergeroll oder bäumenden Fluthen — o nein, es war Alles in tiefe Stille verſenkt; nur eben das hat mir es angethan. In mir ſtieg's auf, wie Geiſterſpuk aus einer öden Leichenkammer. Vom düſtern Himmelsgewölb rauſchte zu mir es herab, wie Adlerfittig aus zerſtörten Heldenburgen. Und ſo ward mir ſo hochmüthig bang' in meiner Bruſt, als wäre die Welt mir zu enge, und wie ich vollends bedenken mußte, was Alles ſchon der Thors-Enkel — dieſer rauh und roh umgewandelte Hans Donner — hienieden erlitten habe, lieber, geiſtlicher Herr, da ward es mir entſetzlich zu Muth, und auch die Außenwelt that, als ſey ſie plötzlich toll geworden. — Von dem alten Rügen-Eilande herüber ſchritten rieſige Helden, hochgewaltigen Wellentretern vergleichbar, über das Meer heran, und höhnten mich dräuend, daß ich ſo entſetzliche Schmach erlitten habe, ohne daß noch meines Schmähers Blut verronnen ſey. Und kleine Kobolde gaukelten durchhin, und ſpielten im albern tollen Gezerre jenen entſetzlichen Auftritt nach, und fletſchten mir, wie Affen, die Zähne. Ich aber ward ganz wirr und wild, und rief — halb heulend, halb lachend, ſo daß ich mich vor dem Hall meiner eigenen Stimme entſetzte — ich rief nach einem Ahnen-Schwert. Da ſchleppten die Zwerge eine rieſige Keule keuchend herbei, und warfen ſie mir ächzend in die Luft empor; wie ich aber danach faßte, und ſie auch wirklich ergriff, da riß mich die Wucht der Waffe auf meine Kniee nieder, und die Zwerge höhnten: „Hoho! Er kann ſie nicht heben! Geſchmäheter kann die Heldenwaffe nicht heben! Hoho!“ Und ſo eine affengrinzende Beſtie kam herangeſchlichen, und wollte mir ein Meſſerlein in die Hand drücken, ſchnarrend: „Riſch, riſch greif zu! Dolchritz reicht aus! Riſch, Herzenspförtner!“ — Aber da konnte ich mit Eins die Hände feſt zuſammen falten, auf daß die Linke wie die Rechte jeglicher Verſuchung entgehe, die ſchlimme dargebotene Waffe zu faſſen. Und ich ſeufzte irgend ein Wort leiſe, kaum ſelbſtbewußt, vor mich hin: „Hilf!" mein' ich, hieß es, was ich ſeufzte. Und die Zwerge verſchwanden, und die finſtern Rieſen mit — nur ein ſchöner, düſterer Jüngling, mit roſig blühender Todeswunde mitten in der Bruſt, nickte mir noch freundlich zu, und es war, als töne die aufgehende Sonne durch ihn hin: „Du haſt es recht gemacht." Da riefet Ihr, geiſtlicher Herr, mich ermuthigend in Gottes Namen an, und ich ſprang empor, und war friſch und kampfbereit. Einem Königsprinzen, der als Herzog ſeines Vaters die Heldenſchaaren in's Treffen führen ſoll, kann unmöglich beſſer und ſchöner zu Sinne ſeyn, als dazumal mir armen Musketier!"

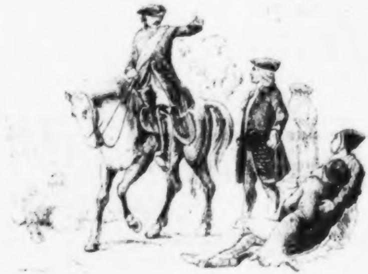
„Und iſt Dir etwa jetzt nicht mehr ſo?" fragte Magiſter Arſenius mit einem Tone, der faſt Aengſtlichkeit verrieth. „Wäre denn etwas vorgefallen im Kampf, das Deine freudige Zuverſicht Dir ſtören könnte?" — „Gottlob nein!" entgegnete voll ernſter Faſſung der Verwundete. „Ich hab' in der wilden Nachtgeſchichte das meinige gethan, das müßte mir, lebte er nur noch, der Hauptmann ſelbſt bezeugen. Schön war es freilich nicht, daß er noch kurz vor dem letzten ſchlimmen Anfall mich gröblich anfuhr, und mir auf ſo rechte rohe Spötterweiſe gebot, in Reih' und Glied zurück zu treten. Ach, ich wollt' ihn ja nur in Treue warnen. Nun aber fühlte ich mich albern geworden, zunicht gemacht, zum Spottesziel meiner allerniedrigſten Waffengenoſſen. Fing doch das Volk ſchon an zu kichern, und — wären nicht Unteroffiziersſtöcke in der Welt — laut aufgekreiſcht hätten ſie aus Jubel über meine Erniedrigung. O geiſtlicher Herr, die Menſchen kitzelt oftmal der Teufel zur wahnwitzigen Luſt, ihrem Nebenmenſchen durch bittergiftige Pfeile wehe zu thun; wüßten ſie aber, wie überaus ſchrecklich es ihnen oftmal gelingt, ſie ließen wohl dennoch die ganze Schießübung lieber bleiben. Nicht wahr?" — „Ja freilich!" entgegnete voll tapfer geiſtlichen Ernſtes Arſenius — „und eben ſo klüglich und billig ließen die Getroffenen es bleiben, in eitler Furia an den Pfeilen zu reißen, ſintemalen ſolche Pfeile mit Widerhaken verſehen ſind, und jeglicher Riß daran die Wunde nur mehr und mehr doloroſe verſchlimmert. O Jens Therrien, es iſt körperlicher Weiſe gar ein ſchlimmes Ding um den kalten Brand; unermeßlich aber iſt fürchterlicher der kalte Brand für die Seelen, denn ſolches iſt der ewiglich nagende, licht- und wärmeloſe Peinigungsſtoff. Zwar ſämmtliche diaboliſche Mächte leben davon, als von und in ihrem Element; aber dem Menſchen wäre dergleichen ein ewig fortgeſetztes Sterben, ſonder lindernden Tod!" — Da rief die Frauenſtimme lieblichen Klagelautes dazwiſchen: „O Du geiſtlicher Mann, ſieheſt Du denn nicht, wie er zuſammenzuckt vor Deinen erſchrecklichen Worten? Wehe, Du giebſt ihm nun vollends den Tod!" — „Beſſer des Leibes Erſterben, als das Erſterben der Seele!" erwiederte geſetzt der Feldprediger — „wie ich jedoch zu Gott verhoffe, iſt hierſelbſt weder von dem einen noch von dem andern Tode die Rede!"

Und Jens Therrien richtete ſich heiter wie neubelebt empor, und ſprach mit wohllautend kraftvoller Stimme: „Hab' Dank, Du edler Prediger des Herrn! Die Widerhaken ſind aus meiner Seele fort, und die Wunde eitert nicht. Siehe, mir iſt eine gar hochherrliche Gnade beſcheert worden in der vergangenen Nacht. Weil der Hauptmann nicht auf mich hören mochte, als ich ihm zu melden gedachte, drinnen im Runen-Grabe meiner Väter — am Eingang ſchmal, doch leicht zu öffnen dem, welcher ſich auf's Fügen und Trennen der Bautaſteine verſteht, und drinnen hochwölbig für viele Rieſenſöhne — weil er nicht hören mochte, als ich ihm zu melden gedachte, ſtarke, lebendige Waffenhelden könnten ſich d'rin verborgen haben, bekam es mir zwar übel um des Aergers willen, den ich über ſeine Barſchheit ausſtand, ſchön und herrlich aber um des Ausganges und der Ehrenwunde willen, die Du mir nur eben erſt verbunden haſt. Wirklich harrten im Heldenhügel wohl an vierzig tapfere Dalekarle, die den großen Schweden-König Karl ſchon um der Namens-Verwandtſchaft willen lieb haben, mehr noch um der Seelen-Verwandtſchaft willen. Daß ſo ein tapferes Abenteurer-Geſchwader zu ihm herübergezogen iſt an dieſen ſüdlichen Oſtſee-Strand, wußte ich vorlängſt. Theils hatten mir die Väter in Träumen davon erzählt, theils auch die ſchwediſch-pommerſchen Bauern im Wachen. Und als wir den Hügel nur kaum erſtürmt hatten, und es Ruhe ward zunächſt um uns her in der nächtigen Stunde — hörte ich da nicht etwan ein Waffengeräuſch unten aus den Wölbungen herauf, wie von Hellebarten, Morgenſternen, Schilden und was dergleichen noch ſonſt die Dalekarle zu führen pflegen im Gefecht? Der Hauptmann war mir taub. Die Dalekarle brachen vor und ſchlugen auf Hauptmanns Kopf, wie auf eine taube Nuß. Erſt lachte was Böſes in mir grimmig d'rüber auf, und wollte mir gar den Teufelsrath geben, ich mög' ihn nur vollends todtſchlagen, weil er vorhin ſo überklug geweſen ſey und ſo grob; aber ich drückte das Zeug in Gottes Namen nieder und weg von mir. Da hab' ich den Hingetaumelten geſchirmt, ſo lang' es gehen wollte, bis endlich mir eine Lanze in die Seite fuhr. Aber auch noch über dem Hauptmann liegend hab' ich ihn geſchirmt mit Arm und Fauſt und Leib vor den Darlekarles-Waffen. Das ſonſt ſo tapfere Mannlein winſelte unter mir was von Erdrücken; d'rum wälzte ich mich von ihm fort, ſobald das neu anrückende Preußen-Feuer die Dalekarle vom Hügel vertrieb. Ob er nun todt iſt oder lebt — ich weiß nicht. Hab' ich ihm aber etwan die Seele ausgedrückt, ſo iſt es wahrhaftig ſeiner- und meinerſeits mit Ehren geſchehen. Vivat der Hauptmann! ſey es in dieſer, ſey es in jener Welt!"

„Fürjetzt iſt er noch hier auf der Inſel Rügen vorhanden!" ſagte der nun ſich vollends ermunternde und ziemlich kraftvoll aufſtehende Hauptmann von Zips, hinzufügend: „Du haſt mir ein ehrliches Zeugniß gegeben, guter Junge, während Du mich für todtgeſchlagen hielteſt, oder wenigſtens nicht von ſonderlich feinem Gehör. Ich indeſſen habe Dich deutlich vernommen, und gedenke Dir's zu vergelten, als ein dankbar freundlicher Chriſtenmenſch im vollen fröhlichen Wachen." — „Amen!" fügte ernſt und heiter der Geiſtliche hinzu; der Musketier ſtreckte ſeine Arme nach dem Hauptmann, als ob er ihn umfaſſen wolle, und der Hauptmann neigte ſich zu ihm. Auch nahte ſich der Feldprediger mit ausgebreiteten Armen, die zwei Blutig- aber Schön-Verſöhnten zu ſegnen.

Da hielt er jedoch plötzlich inne, mit abgezogenem Hute ſprechend, und auch die Thera, obzwar vergeblich, zurückwinkend, welche voll gottgefälliger Herzensfreude ihren geliebten Jens umfaßt hielt: „So bitt' ich Euch doch alleſammt zu bemerken und Acht zu geben und Reſpekt zu haben: da kommen ja Seine Hochfürſtliche Durchlaucht, von der Soldateska Schnurrbart geheißen, Höchſtſelbſt heraufgeritten! Und kaum möchte ſich eine Umarmungs-Anſtalt für die unmittelbare Präſenz des Durchlauchtigen ſchicken!“

Fürſt Schnurrbart zügelte bereits dicht vor dem Hauptmann ſein Roß, mit halb abgezogenem Federhute zu ihm ſprechend: „Erbitte Er ſich eine Gnade!“ — Staunend ſah der überraſchte Hauptmann, und noch nicht gleich des Wortes mächtig, zu dem Feldherrn empor. Da ſagte der Deſſauer mit erhöhter Stimme und faſt zornig: „Iſt's Ihm auf die Ohren gefallen, Kipi? Beſinn' Er ſich doch in Kuckuks Namen: er hat ja hier oben wie ein Löwe gefochten, und iſt großentheils Urſach, daß Alles ſo prächtig abgelaufen iſt. Da ſoll Er ſich nun eine Gnade dafür ausbitten, und ich ſteh' Ihm für die Gewährung ein. Daß ich für ſo was gutſagen kann bei Seiner Majeſtät Friedrich Wilhelm von Preußen, unſerem allergnädigſten Kriegsherrn, auch allenfalls nach eigener Vollmacht gleich verfügen — na, ich dächte, das müßte Er doch ſonſt wohl ſchon wiſſen, Hauptmann Kipi! Alſo friſch mit der Bitte heraus! Bei meiner fürſtlichen Ehre, die Antwort heißt Ja!“ — „Mich bei Eurer Durchlaucht allerunter



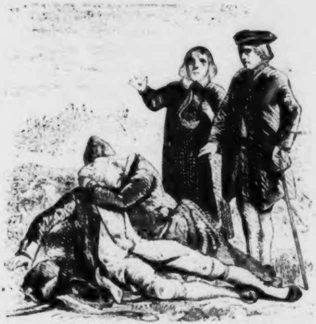
thänigſt zu bedanken!“ entgegnete der Hauptmann. „Und ſo bitte ich denn um einen gnädigen Abſchied für den hier dicht nebenbei blutenden Musketier von meiner Compagnie, Hans Donner in der Rangir-Rolle geheißen!“ — „Zipf!“ erwiederte der Fürſt unzufrieden: „Er faſelt wohl, und zwar um ein Starkes mehr, als billig!“ — „Daß ich nicht wüßte, Euer Durchlaucht!“ ſagte der Hauptmann gelaſſen. — Der Fürſt aber rief heftig aus: „Das iſt ja eben das Faſeln, daß der Faſler nicht weiß, daß er faſelt. Juſtement ſo ſteht es mit Ihm!“ — „Euer Durchlaucht haben recht!“ entgegnete Zipf. „Aber auch ich habe nun recht, denn ich habe mich nun ganz wieder zuſammen gerappelt, und ſehe wohl ein: es iſt höchſt unſubordinationsmäßig, Euer Durchlaucht allererſt um etwas bitten zu wollen, deſſen Gewährung Sie bereits zugeſagt haben unter Verpfändung Ihres hochfürſtlichen Wortes. So hab' ich nun allerdings bloß zu melden: der bisherige Musketier Hans Donner iſt auf Befehl Euer Durchlaucht aus den Kriegsdienſten Seiner Königlichen Majeſtät von Preußen mit Ehren entlaſſen!“

Leiſe und zu dem Hauptmann hinuntergebeugt redete der Fürſt mit väterlich warnender Stimme — und es begann überhaupt der nun folgende Zweiſprach leiſe zwiſchen ihnen: „Beſinn' Er ſich doch nur und renne er nicht in's Unglück. Der dritte Mann vom rechten Flügel, und dazu der ſchönſte Kerl in der Compagnie, ja im Regiment, möcht' ich ſagen!“ — „Ich werb' einen eben ſo großen auf eigene Koſten!“ — „Schmeiß Er doch das Geld nicht ſo weg! Ich kann das nicht wohl leiden, und Seine Majeſtät der König eben ſo wenig, wie Er weiß!“ — „Durchlauchtiger Fürſt und Herr, ich aber muß durchaus den Hans Donner freigeben!“ — „Warum?“ — „Er iſt mit ſchändlichem Lug und Trug hintergangen worden bei der Anwerbung!“ — „Jage Er mir keine Galle in's Blut, Zipf! Ueber das abſcheuliche Unweſen ärgre ich mich dermaßen, daß ich nichts mehr von den Beſtialitäten hören mag, und alſo auch keine Klage mehr annehmen. Eine beſſere Raiſon!“ — „Ich hab' ihn einmal höchſt unbillig traktirt und dem ambitiöſchen Burſchen damit ſchier ſein ganzes Leben verbittert!“ — „Wenn das Einen zum Abſchiednehmen bringen ſollte, müßte manch ein Regiment auseinander laufen, und wohl manche große Armee und am Ende gar die Menſchen überhaupt, und ein einſamlich Leben führen, wie der Eber im Bruchforſt. Eine beſſere Raiſon, Zipf!“ — „Er hat mir heute Nacht das Leben gerettet, und dafür blutet er dorten aus der tiefen Wunde!“ — „Soldaten-Schuldigkeit! Und auch Soldaten-Luſt, ſo lange man noch einen Schuß Pulver werth iſt. Eine beſſere Raiſon, Hauptmann Zipf!“ — „Ei nun — Euer Durchlaucht Ehrenwort. Und wenn das nicht mehr vorhalten will, hält nichts mehr vor!“ — „Ja, Herr Hauptmann von Zipf, damit hat Er mich nun einmal gepackt, wie der Hatzhund den Hirſch; da hilft kein Schütteln. Und ſomit —.“ Er wandte ſich lautredend mit etwas verdrießlicher Freundlichkeit an den Musketier: „Na, Er hat in Gnaden und Ehren Seinen Abſchied, Donner!

Es klang aber faſt, als wäre der Schluß mehr ein Zornruf, als eine Namens-Anrede, und Jens Thorrſon erwiederte: „Wenn's ſeyn möchte, lieber Fürſt und Herr, hätt' ich den Abſchied lieber erſt, wann Ihr Stralſund haben werdet. Seht nur: ich kenne meine ſchwediſchen Landesleute. Da wird's noch manchen Kampf ſetzen, ſchon längſt nachdem ich wieder heil worden bin, und von ſo was bleibt doch ein ehrlicher Kampfesmann nicht gern zurück!“ — „Du biſt ein Ehrenmann, Hans Donner!“ ſagte wohlgefällig der Fürſt. „Aber, obwohl Dein Hauptmann hier immer mit den beſten Raiſons für Deine Entlaſſung zur Hand geweſen iſt, die allerbeſte will ich Dir noch hinzugeben: Du biſt ein Unterthan Seiner Majeſtät des Königs von Schweden, und da Dich Niemand mehr zwingt, wider ihn zu fechten, mußt Du's auch künftighin bleiben laſſen. Eben ſo wenig aber darfſt Du gegen des Königs von Preußen Majeſtät marſchiren, als Deinem ehemaligen Kriegsherrn. Verſtanden? — Bleib' alſo für dasmal ruhig ſitzen auf Deinem Stuhl, wenn Du nämlich einen haſt, und melire Dich weiter in Nichts!“

Damit ſprengte er von hinnen, lachend und bewegt, und doch auch ein wenig zornesroth wohl zugleich.

Magiſter Arſenius aber nahte ſich jetzt ſehr ernſthaft dem jungen Verwundeten, ſprechend: „Mich contentiret hier Alles gar wohl und trefflich, Euch ſelber ausgenommen, junger Heldenſohn. Ihr müßtet mir denn eine ſehr ernſthafte Frage mit quod non beantworten können, oder — wie man ſich gewöhnlicher Weiſe auszudrücken pflegt — mit Nein!“ — „Nein?“ rief der Hauptmann fröhlich auflachend, jetzt mit der ganzen Welt, weil mit Gott und mit ſich ſelbſt zufrieden. „Ei, Du Hans Donner, ſo thu' ihm den Gefallen, und ſage friſchweg: Nein! Das Wörtlein iſt ja beinahe eben ſo kurz als: Ja!“ — „Behüt'!“ ſagte Jens Thorrſon. „Hauptmann, ſonſt hätte ja ich armes betrogenes, gemißhandeltes Rügelands-Kind fürwahr nicht Deiner, nicht eines Heeresfürſten Erklärung bedurft, um frei davon zu fliegen, wie Vogel — falls er Kraft dazu hat — von der Leimruthe auf einen grünen Zweig. Behüte mich Gott vor Verſuchung, Hauptmann. Und, geiſtlicher Feldredner, erforſche Du!“ — „Weshalb“ — ſo ſprach Magiſter Arſenius feierlich langſam — „weshalb wollteſt Du, Jens Thorrſon, hier im preußiſchen Heere Hans Donner geheißen, ſo gern noch während des fortdauernden Kampfes um Stralſund Deine junge Bruſt den ſchwediſchen Kugeln abermal entgegenbieten? War es nicht, dieweil Du hoffteſt, zu ſterben? Und ſolches heißet doch nur, den Lebensfaden gegen die Beſtimmung höherer Providenz muthwillig oder unwillig abſchneiden? Jetzt Antwort, blutiger Juvenil! Ja? — oder Nein?“ — Und wie ein ſpäter, ſchmerzlich dumpfer Wiederhall antwortete Jens Thorrſon: „Ja!“ — nach einigem Schweigen noch hinzufügend: „Ja, ja! Sterben hab' ich wollen in dieſem Kampf der Ehre um Stralſund; Hauptmann mag vielleicht wiſſen, warum. War mein blutiges Wünſchen eine Sünde, ſo verzeihe ſie mir der allbarmherzige Gott!“ — „Verzeihe Dir es!“ rief Thera, in heiße Thränen ausbrechend, und ſich an den Jüngling



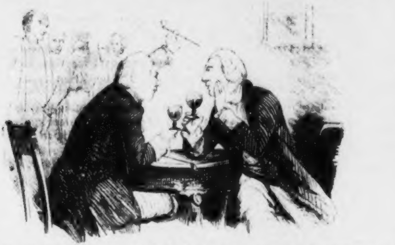
ſchmiegend, als wolle ſie ihn vor irgend einer unheimlichen Gewalt ſchützen, die verderblich nach ihm zu greiſen drohe — „ach, verzeihe Dir es und behüte Dich der allbarmherzige Gott! Und verlobt wareſt Du mir vor ſeinen Augen, und wiedergegeben wareſt Du mir durch ſeine wunderbar lenkende Allmacht — und ſterben wollteſt Du, Jens? O laſſe das meine Mutter nicht hören, die ich bei ihrer ehrwürdigen Altersmattigkeit den Händen der Mägde im Gehöft überließ, um hier herauf zu eilen auf den Hügel Deiner Ahnherren, weil mir's ward unter den Pulver-Donnern der Nacht, als vernehme ich Deine kampfrufende Stimme. O Jens Thorrſon, und ich Walmunds-Tochter weile hier um Deinetwillen noch jetzt, da bei den hell erwachten Tagesſchimmern die Mutter wohl ſchon längſt nach ihrer entſchwundenen Tochter fragt! Ich weilte, ich weile — Du aber, gottlos, und treulos, wollteſt von der Erde fort, wo Deine wiedergefundene Braut an Deiner Seite ſtand! Jens Thorrſon, zwiſchen Dir und der Walmunds-Tochter iſt es aus fortan!“ — Es war, als wolle ſie von hinnen gehen; ihre Thränen floſſen überwältigend. Doch war es auch wiederum, als ſey ſie gebannt an den Hügel.

Der Jüngling legte ſeine Hände leiſe über ſein Antlitz zuſammen, und flüſterte: „So hab' ich denn Alles verloren hienieden. Goldene Sonne, ſcheine du bald über mein Grab; anſehen kann ich dich nicht mehr mit fröhlichen Augen!“ — Doch mächtigen Wortes ſprach der Feldprediger Arſenius d'rein: „Friſch unverzagt! Das iſt ein gutes Soldaten-Sprüchlein: nicht wahr? Nun, ſo Du denn gegen Welt und Teufel Dich ſelbſt unverzagt erhalten, die doch Deine

Feinde ſind: wie viel mehr noch unverzagt gegen den lieben Gott, als welcher ein Freund all ſeiner Menſchenkinder iſt, und uns das in ſeinem heiligen Wort ausdrücklich zugeſichert hat, vorzüglich den von Herzen ihre Fehle Bereuenden. Ja, haſt Du erſt ſeine Gnade wieder, da fehlet Dir nichts, und ſiehe, durch meinen Mund — ſeines obzwar unwürdigen, doch verordneten Prieſters Mund — beut er dieſe Gnade Dir feierlich und zuverläſſig an. Ergreife ſelbige nur wohlgetroſt, mein Schmerzensſohn, und auch die Menſchen werden ſich wiederum zu Dir wenden, inſofern ſie ſelber würdig ſind, des Allerbarmers Wink und Willen zu verſtehen. Danach aber ſieht mir dieſe Deine anmuthige Verlobte allerdings aus. Friſchauf Dein liebes, tapferes Herz, mein Jüngling! Alles wird wahrhaftig noch gut; was Dich zu jenem Fehl verlocket hat, war nur ein weltlich übertriebener Ehrenpunkt. Freilich auch das eine ſchlimme Verlockung, und wehe Dem, welcher dabei die Waagſchaalen leichtſinnig vibriren läßt! Doch immer unendlich beſſer, im edlen Irrwahn über den Punkt hinausviſiret, als in irdiſch miſerabler Erbärmlichkeit d'runterhin gekrochen. Was aber Dir in Hinſicht empfangener Beleidigungen auf Deiner Seele laſtete, liebes Heldenkind alter Zeiten, das ward vollends reingewaſchen und annihiliret, als Du Dein junges Blut dahingoſſeſt in Vertheidigung Deines ehemaligen Angreifers. Oder meint Ihr nicht auch daſſelbe, Herr Hauptmann von Zipf?"

Dieſer, des Jünglings Hand faſſend, ſagte tief bewegt: „So Gott mir helfe, mein junger blutiger Lebensretter, kein Duell hätte den Streit zwiſchen uns ehrenvoller für Dich ausfechten können, als Deine That in dieſer Nacht; das will ich behaupten wider Jedermänniglich auf Ehre und Reputation. Und über Alles das bitt' ich Dich noch herzinniglich um Vergebung, die ja wohl gewiß ein Chriſtenmenſch dem andern gern angedeihen läßt!" — „Amen!" ſagte feierlich der Feldprediger. Und: „Amen!" flüſterte mit einem himmliſchen Lächeln der Verwundete, und einem heilenden Engel ähnlich kniete Thora neben ihm nieder, und drückte ſein voll anmuthiger Mattigkeit ſich ſenkendes Haupt liebkoſend an ihr treues Herz. —

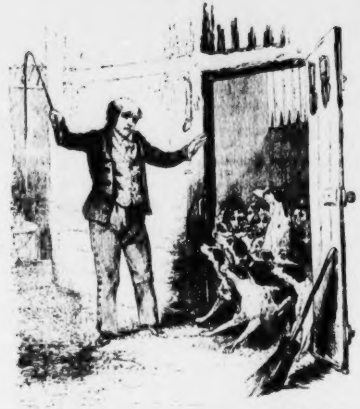
Der Kampf um Stralſund war beendet. Ehe noch die Preußen-Schaaren wieder zurückzogen in ihre Heimath, feierte der nun gänzlich wieder geheilte Jens Thorſon ſeine Hochzeit mit der ſchönen Thora im Kreiſe der frohen Verwandten, wo ſie nun fürderhin ihr ſtillheiteres Familienleben führten. Arſenius hatte das Paar eingeſegnet, und Hauptmann von Zipf, mit zur Feier geladen, brachte noch einen Ehrengaſt, den Major von Langermark, mit. Als beide Offiziere im Gewimmel des Feſtes an einem Tiſchlein ſaßen, die thönernen Tabackspfeifen zur Hand, die Weingläſer gefüllt, faſt wie an jenem Abende unter den Bäumen, ſagte Zipf leiſe zu dem Major: „Wollteſt Du mir erklären, Herr Bruder, daß Du in jener bewußten Stunde nicht willens geweſen ſey'ſt, der Madame Zauzenower etwas Malitiöſes oder gar Deshonorirendes nachzureden, ſo wäre unſer Frieden meinetwegen gemacht; denn das Duelliren hat doch ſeine gar genaue markirten Grenzen, und die Ehre, ſo hab' ich ſeit Kurzem deutlich vermerkt und erfahren — kann oftmal auch ohne ſelbiges reſtituiret werden!" — „Wohlan!" ſagte der Major. „Das von Dir Begehrte verſichere ich hiermit auf mein Ehrenwort. Vivat die Frau Zäuzenowerin!" — „Vivat die Frau Zäuzenowerin!" entgegnete der Hauptmann, und ſie ließen die Gläſer zuſammenklingen. Darauf ſagte Zipf ganz leiſe, und ſich weit zu Langermark hinüberlehnend: „Um Dir meine vollends wiederhergeſtellte Confidenz zu beweiſen, magſt Du wiſſen, daß mir die Bauernbraut Thora jetzt beinahe holdſeliger vorkommen will, als ſelbſt in ihren blühendſten Jahren die Zäuzenowerin. Aber auf Deine Ehre: Schweigen darüber, bis ich nicht mehr auf Erden bin!" — „Schweigen darüber, bis Du nicht mehr auf Erden biſt!" entgegnete feierlich der Major.



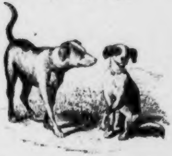
Die Zäuzenowerin hat nie etwas von dem Geſtändniß erfahren, ſelbſt nicht, nachdem zwanzig Jahr ſpäter der inzwiſchen zum Obriſten beförderte von Zipf rühmlich bei der Vertheidigung Philippsburgs gegen die Franzoſen den Tod fand.

Die Marter-Anſtalt.

In einem Walde, fern von der Landſtraße, wohnt ein Mann, der nimmt Hunde in Penſion. Da lernen dieſe Zöglinge nicht etwa verſchroben tanzen oder andere beliebte verbildende und verkünſtelnde Bildungskünſte, ſondern Rebhühner aufjagen oder Haſen und Rehe verfolgen. Das wäre ganz gut und angenehm für die Bedürfniſſe der Menſchen, denn auch Hunde müſſen ſich nützlich machen. Wenn nur der Mann im Walde ſeine Schüler nicht ſo unbarmherzig marterte! Hunger und Durſt leiden und die Peitſche fühlen, das ſind ihre geringſten Qualen. Es giebt da ein ſchreckliches Halsband mit ſpitzigen Stacheln auf der inwendigen Seite, das wird den armen Hunden umgeſchnürt, ſind ſie nicht auf der Stelle gehorſam, und



das Halsband macht ihnen große Schmerzen. — Was hier erzählt wird, iſt in jener Gegend hinlänglich bekannt. Einer weiß es vom Andern, dabei iſt nichts Auffallendes. Daß aber auch die Hunde miteinander davon ſprechen, iſt merkwürdiger, hört nur zu. — Herr Franz hatte einen hübſchen Hund Namens Leichtfuß, der ſollte in die Wald-Penſion gebracht werden. Schon war Alles verabredet und der nächſte Mittwoch zur Abreiſe beſtimmt; ſiehe, da beſucht Herren Franz am Abend vorher ein fremder Herr, der ſo eben aus dem Walde kam, wo ſein Hund Sultan ſeine Erziehung beendet hatte. Sultan war ein ſehr unterrichteter Hund, dabei aber ſehr traurig und durch ſeine Gelehrſamkeit ſehr mager; er hatte mit dem Halsband nähere Bekanntſchaft gemacht. — Während die beiden Herren in einer Gartenlaube ſaßen, begrüßte Leichtfuß den düſter ausſehenden Sultan und forderte ihn auf, Platz zu nehmen. Der Ort war nahe an der Laube, man konnte jedes Wort des beiden Herren verſtehen. Der Fremde ſprach von der Penſion; Sultan ſpitzte die Ohren und hörte aufmerkſam zu. Nun fängt Herr Franz zu ſprechen an, er erzählt, daß Leichtfuß ſchon morgen nach der Penſion gebracht werden ſoll. Das erregt bei Leichtfuß Aufmerkſamkeit,



und jetzt richtet ſich Sultan ernſt in die Höhe, tritt dicht an Leichtfuß hinan und, die Schnauze in deſſen Ohr legend, bleibt er mehrere Minuten lang in dieſer Stellung. Leichtfuß bewegt kaum den Kopf, nur dann und wann zuckt er zuſammen, wie Einer, dem man ſchreckliche Dinge vertraut. Darauf ſehen ſich die beiden Hunde feſt in's Auge, ſchreiten langſam der Gartenthüre zu und verſchwinden. Wohin gingen ſie? Niemand hat das bis jetzt in Erfahrung bringen können. Kamen ſie wieder? Nein! Weder Leichtfuß noch Sultan ſind je wieder in jener Gegend geſehen worden. Ein Jägersmann, der da meint, die Hunde wären für die Jagd auch ohne die mörderliche Qual abzurichten, hat dies berichtet und ſchloß ſeine Erzählung mit den Reimen:

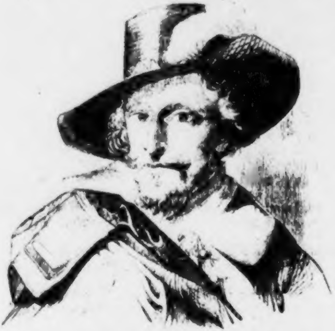
„Dies Geſchichtchen iſt gewißlich an ſich äußerſt wunderbar,
Aber arge Thiereplager mögen glauben: es iſt wahr;
Und geſetzt, ſie zweifeln noch,
Gute Lehre iſt es doch!“

A. v. Möller.

Der Brügger Kaufmann Beekerholt.

(Aus der Vorzeit Hamburgs, nach einer handſchriftlichen Lübecker Chronik.)

England hatte allzeit ſcheel geſehen zu dem Bunde der Hanſa und ihr Leides gethan, wo der böſe Wille eine Handhabe zum Angriff aufſpürte. Nun begab es ſich im Jahr 1467, daß engliſche Seeräuber den däniſchen Vogt auf Island, Michael Schorenhawer, erſchlagen, und Island's Bewohner alles beweglichen Gutes beraubt, auch Häuſer und Hütten angezündet hatten. König Chriſtian I von Dänemark begehrte nun bei dem König Eduard IV von England Schadloshaltung und Beſtrafung der Räuber, konnte aber nichts ausrichten, denn ſchlimme Handelsleute meinen gute Rechnung zu machen, wenn ſie feſthalten, was ſie haben, gleichviel wie ſie es empfingen. Da konnte ſich König Chriſtian nicht anders behelfen, als daß er etliche in ſeinem Lande befindliche Engländer einfangen ließ, ſie und ihre Schiffe ſammt Ladung als Bürgſchaft ergreifend, daß ihm und ſeinen Unterthanen zu Recht geſprochen und gethan werde. Das ſollten nun in England die Hamburger ausbaden, dieweil, wie man ſagte, Hamburg vor allen Hauptſtädten mit Dänemark in zu werkthätigem Vernehmen ſtehe. Sonder Scheu und Bedenken ſchleppte man alle in London befindlichen Hamburger in's Gefängniß, erklärte nächſtdem das Beſitzthum derſelben als verfallen für neue gute Beute, auch wurden der Hanſa alle Freiheiten und Gerechtſame getilgt, ſo ſie bis dahin durch Zahlung erworben hatte. — Zu der Zeit lebte in Brügge Adolph Beckerholt, Enkel des ehemaligen Rathmanns Johann Beckerholt, der im Jahr 1411 gewaltſam aus Hamburg vertrieben worden war. Jener nun, der Geburtsſtätte ſeines



Großvaters und Vaters mit Liebe zugethan, beeiferte ſich zu unerwartetem Hülfsdienſt in der langwierigen Strittigkeit. Bereits drei Jahre hatten die argen Häkeleien gedauert, die Engländer ſich aber fein gehütet vor dem Vergeltungsrecht der Hanſeaten; die Straſe kam ihnen jetzt dorther, wo ſie es nicht vermutheten. Adolph Beckerholt war Herr von großem Reichthum, beſaß Schiffe, die er ſelber geſchickt zu führen verſtand, und harrte auf irgend ein Begegniß, den Hamburgern ſeine Anhänglichkeit bezeugen zu können. Da begab es ſich, daß Eduard IV aus England flüchten mußte, und kam derſelbe mit ſeiner ſchönen Eliſabeth Gray für eine Weile nach Brügge, lebte alldorten wie ein König, hatte aber dazu bald nicht ausreichend Geld. Willig lieh ihm Adolph Beckerholt eine Summe gegen Schuldverſchreibung auf beſtimmte kurze Friſt, bei ſich meinend und hoffend, der junge, leichtfertige König werde die Zahlung am feſtgeſetzten Tage nicht zu leiſten vermögen, wie es auch eintraf. Obſchon ſich nun in dem aufrühreriſchen England die Dinge gewendet hatten, bereits Schiffe unterweges waren, den König und die mit ihm Entflohenen heim zu holen, bediente ſich Beckerholt ſcharf ſeines Rechtes, hatte ſich auch ſo vorgeſehen, daß er alsbald, da die Zahlung ausblieb, den König unter Gewahrſam zu bringen wußte. Der muthige Beckerholt, auf jene Schuld ſich ſtützend, begab ſich dann zu Schiffe und bemächtigte ſich vieles engliſchen Eigenthums als Pfand für ſeine Forderung, im Betrage 15,000 Pfund Sterling; auch die erſten Schiffe, welche den König und ſein Gefolge zur Landung bei Ravenſpur nach England zurückgeleiten ſollten, brachte er in ſeine Gewalt. Jetzt erſt bekannte Beckerholt, er habe bei ſolchem abſichtigen Verfahren nicht nur an ſich gedacht, ſondern zumal an die gegen Hamburg verübte ſchwere und mannigfache Unbill. Er verlange demnach nicht nur die ihm zuſtehende Schuldſumme, vielmehr noch eine gleiche zur Schadloshaltung der Hanſaſtadt, ſo wie das Losgeben und die volle Gutsvergütung für alle in England tückiſcher Weiſe gefangen gehaltenen Hamburger. Nichts von dem ließ Beckerholt abdingen, und da große Noth war, den König eiligſt zurück zu haben, kamen gegen Ende des Jahres 1470 nicht nur die 30,000 Pfund Sterling, ſondern auch die der Gefangenſchaft entzogenen Hamburger, nach Wiedererſtattung des ihnen geraubten Gutes, in Brügge an und wurden heim befördert, nahmen auch die Hälfte jener Summe mit. Es hatte England ſich zum Schadenerſatz benöthigt geſehen, weil Beckerholt mindeſtens zehnfachen Pfandes durch ſeine Kühnheit ſich verſichert hatte, und ſoll Hamburg das Gedächtniß des klugen und tapferen Brügger Kaufmanns ſtets in Ehren halten. Hierbei iſt jedoch auch ſeine Tochter Katharina zu beantheilen, die den König Eduard, der vermeinte, die Gunſt jeder Frau leicht zu gewinnen, im Plane ihres Vaters mit ihrer Schönheit und Holdſeligkeit gar wohl hatte zu feſſeln und für alle Nachgiebigkeit bereit zu machen gewußt, ohne Schädigung des Sittigen und ehrbaren Rufes. — König Chriſtian von Dänemark hatte nun auch freie Hülfe durch die in ſeiner Macht bündliche Bürgſchaft, die dann baldigſt ausgelöſet wurde. — Da man indeß trotz ſolcher Ausgleichung noch ſtets die Willkür Englands bitter empfand, ward auf dem Verſammlungstage zu Lübeck im Jahr 1471 Seitens der Hanſa beſchloſſen: engliſche Handelsartikel in keiner Hanſaſtadt dulden zu wollen, und hat auch Adolph Beckerholt zu ſolcher Vergeltung gerathen, die freilich ihm wie Vielen von erheblichem Nutzen, den Engländern jedoch empfindlich genug war.

H. Rino.

Beſchlüſſe und Schluß.

Hat ſich der Sylveſter des Jahres 1856 empfohlen, und haben wir ihm gedankt, wenn er Dank verdiente, dann mögen wir erſtens dem neuen Jahr einen Gruß aus dem Eff-eff entgegenrufen, nämlich einen Friſch-Frohen. Dabei brauchen wir einen Wunſch, ebenfalls aus dem Eff-eff, einen Frei-Feurigen zum Garaus alles Schlechten, nicht zu unterdrücken. Zweitens iſt es rathſam, für das Jahr 1857 tüchtige Beſchlüſſe zu faſſen, verſteht ſich mit der Verbindlichkeit, ſie nach Kräften im Leben wacker zu bethätigen.

Wir wollen — zum Beiſpiel — im **Januar** keine Stubenhocker, zur Stärkung der Geſundheit und heiterer Laune nicht wetterſcheu ſeyn, auch vorſichtigen Muthes auf's Eis gehen, uns aber von Andern in keiner Hinſicht jemals auf's Glatteis führen laſſen. Das gefährlichſte Glatteis erzeugen die Schmeichler ringsum, dann die zu Müßiggang und Verſchwendung verführenden geiſttödtenden Lockungsreize, vor Allem aber die Schwindler an Börſengebäuden alljährlich zwölf Monate hindurch.

Im **Februar** wollen wir juſt Solchen, die im ganzen Jahre ſich verlarven, möglichſt die Larven abnehmen. Das dürfte jetzt ein vielfach anwendbares, leider jedoch unaufhörliches Geſchäft ſeyn.

Der **März** möge daran mahnen, daß Denen, die kein Feld bebauen, weil ſie keines haben, die Frucht durch Wucher nicht unerſchwinglich, nicht dieſer, durch Bündniſſe zur Freibeuterei unter dem Deckmantel des von Maklerkniffen mißhandelten Freihandels, zum eigentlichſten Erntebeſitzer werden ſoll. Hinſichtlich der geiſtigen Felder aber ſey die Saat geſund, damit man nicht ſtatt Kern nur Hülſen gewahrt.

Im **April** wäre fleißig danach zu handeln, daß, weil Alles veränderlich iſt, manches Schlimme ſich auch zum Guten wenden laſſe, die Veränderlichkeit nicht etwa nur darin beſtehe, den Wind nach und nach von allen Seiten herkommen zu ſehen und ſo den Glauben an das Beſſere in den April zu ſchicken.

Im **Mai** dürfte man ſich grundſätzlich zu Gemüthe führen: die Schafe könne man ſcheeren, müſſe aber verhüten, daß Leute, die in der Wolle ſitzen, ſich immer feſter einbilden, ſie brauchten auch die Menſchen nicht ungeſchoren zu laſſen.

Im **Juni**, wenn die Aehren auf den Feldern mit der Luft koſen und dabei angenehm flüſtern, auch gleichſam jeden Vorübergehenden grüßen, können wir denken: ſie ſprächen uns um Beihülfe an, die Gottesgabe nicht dem Habſuchtsteufel preiszugeben, der die Armuth durch Hunger zum Verbrechen führt.

Im **Juli** wollen wir unſre Wünſche vom März und Juni in der Erfüllung zu fördern ſuchen, damit nicht der Krämergier und Gemeinheit bei den Früchten zu körperlicher und geiſtiger Nahrung die Uebermacht verbleibe, was die ſehr bedenkliche vielſeitige Verderbniß ſteigern würde.

Der **Auguſt** erinnere uns an ein Bemühen, daß keines Menſchen Tage Hundstage ſeyn mögen, Jeder ſich ſeines Lebens freuen, ſich in ſeinem Menſchenwerth fühlen und behaupten könne.

Im **September** mag kein Zankapfel hindern, daß Jeder von den Gaben der durch Gottesgüte wohlthätigen Natur ſeinen gerechten Antheil empfange; denn das Sprüchwort ſagt: leben und leben (nicht hungern) laſſen.

Im **Oktober** ſoll man im Wein die Wahrheit finden: Keiner dürfe ſo viel für ſich nehmen, daß ſeine Gier im ganzen Lebensverkehr ſich den Glaubensſatz eingeprägt habe: ich trinke, ich genieße für euch Alle.

Im **November** ſoll Niemand Wildpret ſpeiſen wollen ohne Steuer, damit — wohl gemerkt! — den Armen durch verminderte Steuer ſein Stückchen Rindfleiſch zugänglicher werde, und ſelbſt Dreſchflegel ſollen gerührt ſeyn für Das, was die Rührung anſpricht.

Im **Dezember** ſey es unſre Mitſorge, Weihnachtsgaben dahin zu leiten und zu bringen, wo ſie am meiſten noth thun, damit die Bedürftigen ſpüren, an jedem Geburtstage des Heilands werde er ihnen neugeboren.

Das ſind Beſchlüſſe, deren Ausführung alle Jahre zu geſegneten machen könnte. Und nun gebe der Himmel Jedem ſo viel Glück, als er redlich verdient! Hat Keiner mehr, Keiner weniger, ſo iſt die Gerechtigkeit vollſtändig; einſtweilen würden nach dieſer Meſſung viele Umgeſtaltungen nicht fehlen.

Hegen wir jedoch anſehnliche Zweifel, daß eine ſolche Meſſung jemals beliebt werde, müſſen wir demnach gar manche Wünſche dem ewigen Hoffen überantworten, ſo ſchicken wir uns mit Vernunft in die Zeit, nehmen von ihr das uns erreichbare Beſte und ſagen bei allem mißglückten Streben mit unſern Alten:

„Zog guter Muth als der Ritter ein,
Dann mag das Knappe der Knappe ſeyn,
Wir ſchlagen zu Boden Sorg' und Pein!“

Was aber die Wirren und Wirbel der unkrautlich wuchernden Zerſtreuungen und Vergnügungshaſt betrifft, da ſagt jeder Geſcheidte ſich ſelber:

Wen man nicht gradhin dumm darf nennen,
Der wird die eitle Luſt nicht rühmen ſollen;
Denn wer ſie näher kennt, wird ſie nicht wollen,
Und wer ſie will, kann nicht die Folgen kennen;
Doch wie uns nun die Ding' einmal erſcheinen,
Iſt Lachen immer beſſer noch als Weinen!

Gz.

EUROPA
ASIEN

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen.

Den in dieſem Jahrgange Seite 49 bis 72 eingeordneten Aufſatz: „Tugend und verſchiedene Eigenſchaften“ zu unterzeichnen, iſt vergeſſen, dies auch in der Korrektur überſehen worden. Ich halt' es für rathſam, mich als Verfaſſer zu nennen. **F. W. Gubitz.**

Einſendung.

„In dem Jahrgange für 1856, Seite 159, findet ſich eine Stelle, die mich zur Bitte um Berichtigung veranlaßt, zu der ich eine Berechtigung zu haben glaube, da ſie meine Urgroßmutter, die Karſchin, betrifft. In den mitgetheilten Angaben über das Leben der Dichterin iſt auch das Sprüchlein erwähnt, womit ſie dem König ein paar Thaler zurückſchickte, jedoch nicht ſo, wie die geiſtreiche und feine Dichterin die Verſe ſchrieb. Sie lauten in einer poetiſchen Epiſtel der Karſchin an Vater Gleim:

...... Thaler ſchickte mir der König,
Doch ſie erhöhen nicht mein Glück,
Nein, ſie erniedern mich ein wenig,
D'rum ſend' ich ſie zurück.“

Bei der großen Verbreitung Ihres Kalenders würde, wenn keine Berichtigung erfolgte, die verfälſchte Ueberlieferung ſich für immer feſtſetzen, während im Gegentheil, wenn Sie einige Zeilen daran wenden, die beſagte Ueberlieferung wieder ihre richtige Geſtalt im Munde des Volks gewinnen wird.

Wien, 24. Mai 1856. Chezy.“

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben von **Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voſs, Matthiſſon, Gleim, Zacharias Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer u. A.**

Bisher in keiner Sammlung und großentheils zum erſten
Mal im Druck erſchienen.

Zwei Bände. Preis: 4 Thlr.

Vieles hier Mitgetheilte iſt, wie der Titel beſagt, nicht nur in keiner Sammlung, ſondern war überhaupt bisher noch gar nicht gedruckt erſchienen. Wir erwähnen davon nur das Folgende: Bei Goethe: Riemer's Brief über Goethe's Scheiden von der Theaterleitung; Goethe's erſtes Zuſammentreffen mit dem Großherzog von Weimar bei deſſen Regierungs-Jubiläum; das Gedicht, welches Goethe am Abend zuvor für einen ihn beſuchenden Frankfurter Jugendbekannten ſchrieb; dann die Anekdoten Seite 133—136 in Bezug auf Schütz, Müllner und Puſtkuchen. Ueber Schiller ſind neu: die „Erinnerungsblätter eines Studenten" und der Studenten-Commerſch in Lauchſtädt, zu welchem Schiller aus dem Bette geholt wurde; der „Brief-Auszug" bei Schiller's Anweſenheit in Berlin. Von Wieland iſt, neben Mancherlei aus ſeinen Lebensverhältniſſen, auch die „Zurechtweiſung" neu. Ueber Klopſtock hat ſich, neben Anderem, deſſen Benehmen bei der Zuſammenkunft mit Frau v. Genlis in der Schilderung vervollſtändigt. Treuer als zuvor iſt Gellert's Abenteuer mit dem Leipziger Kaufmann erzählt, und völlig neu ſind die „Züge aus Papieren von Gellert's Freunden und Bekannten". Genauer dargelegt ſind Gleim's Verhältniſſe zu Ewald v. Kleiſt. Von der Zuſammenkunft Nicolai's mit Muſäus erfahren wir zum Erſtenmale das auf des Letzteren Leben einflußreiche Nähere, wie auch Erweitertes in dem folgenden Bericht. Ueber Käſtner iſt Neues in den mehreren Mittheilungen verſtreut. Von J. J. Engel's Aufſatz: „Ein Abend mit Ramler" enthält dies Buch den erſten Abdruck, und über Zacharias Werner manches komiſch Neue. In Karl v. Strombeck's „Ein Abend bei Tieck" iſt das Geſpräch über Goethe's „Fauſt" aus dem Manuſcript ergänzt, da es bei Lebzeiten Tieck's nur bruchſtücklich erſcheinen konnte, und nach dem Manuſcript ſind auch die „Aufzeichnungen von P. A. Wolff" über Erlebniſſe mit Tieck. Aeußerungen Oehlenſchläger's über ſich und Shakſpeare durften ebenfalls erſt jetzt gedruckt werden, ſo wie in dem Aufſatz über Ludwig v. Haller der Bericht von dem Beſuch der Frau v. Staël und den Geſprächen mit ihr. Von der umfänglichen Schilderung: „Erlebniſſe mit Ernſt Raupach" war früher keine Zeile gedruckt. Neben Allem, was von Bedeutendem aus Zeitſchriften hier ausgewählt und vereint wurde, iſt alſo an völlig Neuem das Werk ſo reich und eigenthümlich ausgeſtattet, wie keines der Bücher, welche das Charakteriſtiſche der glänzenden deutſchen Literatur-Zeit in Perſönlichem und geiſtig Charakteriſtiſchem beſprechen.

Die Entziehung der Vor- und Zwiſchenmuſik im Berliner Schauſpielhauſe durch die gegenwärtige General-Intendantur.

Fliegendes Blatt von F. W. Gubitz.

Zweite Auflage. Preis: 3 Sgr.

Zu den Zeichen, daß der Begriff vom Geiſt der Kunſtrichtung im jetzigen Zeitſinne ſich abſchwächte, gehört auch die dem Schauſpiel entzogene Muſik in dem Theater, bei deſſen Verwaltung man immer mehr vergißt, daß es jedem andern Vorbild ſeyn ſollte. — Gegen dieſe Entziehung der Muſik mußte Einſpruch geſchehen, um ſolchem achtungsloſen Beiſpiel wenigſtens Nachahmung abzuwehren, die irregehendem Vortheilstrieb im Verein mit der Bequemlichkeitsluſt der Orcheſter-Mitglieder vielleicht hier oder dort willkommen erſcheinen könnte. Die Schädlichkeit der Maaßregel iſt in der angezeigten Schrift geſchichtlich und künſtleriſch dargelegt mit Hinweiſung auf die dem Gegenſtande ſeine Wichtigkeit zuſprechenden Anſichten und Aeußerungen Leſſing's, Goethe's, Schiller's und Anderer. — Jeder Theaterfreund wird gewiß Kenntniß nehmen von der kleinen Schrift, die in den beſten Tageblättern bereits die zuſtimmendſten Urtheile veranlaßte.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1857.

Sechsunddreißigſter Jahrgang, für 1857. (Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.)

Inhalt: Marguerite, oder die Macht des Zufalls. Schauſpiel in Vorſpiel und fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Verzagt und gewagt. Idyll-Schauſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Theodoſia. Drama in drei Akten von H. Rine. — Die Grundſätze. Luſtſpiel in fünf Akten von A. P. (geb. Werner, Wittwe Raupach's). — Giesbert von Rheineck. Drama in drei Aufzügen von J. C. Erhardt. — Keck und verwegen. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz.

Dieſer neue Jahrgang hat des Ergreifenden und Erheiternden eben ſo reichlich als jeder vorangegangene, in der Bühnen- und Leſewelt wird man dies unzweifelhaft durch regſame Theilnahme an der bedeutenden und erhebenden geiſtigen Unterhaltung bezeugen.

Am Himmel und auf der Erde.

Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen.

Mit Beiträgen von **Dr. L. Heros, Dr. Mädler, F. v. Schönholz, Dr. Ed. Stolle und Anderen.**

Herausgegeben von Anton Gubitz.

Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren.

30 Bogen. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Ein höchſt empfehlenswerthes Buch, das in glücklichſter Anordnung dem Leſer Ueberſicht und Verſtändniß alles Deſſen eröffnet, was aus dem Bereiche der Naturwiſſenſchaften jeder Gebildete kennen muß, vom Himmel und ſeinen Erſcheinungen herab bis in die Tiefen der Erde, von jenen fernen, nur dem Auge erreichbaren Wundern der Natur bis zu den nächſten Gegenſtänden täglicher Anwendung. Die Kometen, Sternbilder, Sonne und Mond erhalten nicht minder ihre Beſchreibung und Erläuterung als die Dampfmaſchine, Elektromagnetismus, Photographie und Chloroform. Dazwiſchen liegt noch eine lange Reihe himmliſcher und irdiſcher Erſcheinungen, die der Aufmerkſamkeit des Herausgebers nicht entgingen. Für deren eben ſo wiſſenſchaftliche als populäre Betrachtung bürgen die oben angeführten Namen. — Der vollſtändige Inhalt iſt:

Der Himmel. Betrachtungen über die Himmelskörper, insbeſondere die Kometen von Th. M. Die Sternbilder v. Prof. Dr. Mädler. Der Thierkreis v. Dr. L. Heros. Ueber Sonnenfinſterniſſe v. Prof. Dr. Mädler. Ueber den Mond v. Prof. Dr. Mädler. Der Mondwechſel. Jupiter und Saturn v. Prof. Dr. Mädler. Die Doppelſterne v. Prof. Dr. Mädler. Die Axendrehung der Erde v. Dr. L. Heros. Das Fernrohr und ſeine aſtronomiſche Anwendung v. Anton Gubitz. Das Mikroſkop oder Vergrößerungsglas nebſt Blicken in das kleinſte Leben der Erde v. Anton Gubitz. Das Thermometer v. Dr. L. Heros. Das Barometer v. Fr. v. Schönholz. Ein Wetterglas. Ueber Gebirgs-Formation v. Mff. Berge in den deutſchen Ländern an der Oſtſee v. Prof. Dr. Mädler. Arteſiſche Brunnen v. Fr. v. Schönholz. Ebbe und Fluth. Die Wolken v. W. v. Z. Der Schnee. Der Blitzableiter

v. Dr. L. Heros. Die Luftpumpe. Das Archimediſche Prinzip und der Luftballon v. Dr. L. Heros. Von der Verbrennung. Feuer und Feuerzeuge v. Dr. L. Heros. Die Brennſtoffe v. Dr. L. Heros. Die Leuchtſtoffe v. Dr. L. Heros. Die Gebläſe v. Dr. L. Heros. Die Farbeſtoffe v. Dr. L. Heros. Ueber das Weſen der Dampfmaſchinen und deren nächſte Anwendungen. Das Dampfſchiff v. Dr. L. Heros. Die atmoſphäriſche Eiſenbahn v. Dr. L. Heros. Der elektromagnetiſche Telegraph v. Dr. L. Heros. Die elektromagnetiſche Rotationsmaſchine v. Dr. L. Heros. Die Galvanoplaſtik v. Dr. Ed. Stollé. Daguerreotypie und Photographie v. Dr. L. Heros. Der Schwefeläther und das Chloroform v. Dr. L. Heros.

Handbuch aller Wiſſenſchaften.

Unter Mithülfe von Gelehrten jeden Faches herausgegeben

von Fr. v. Schönholz.

42 Bogen groß Octav. Preis: 1⅓ Thlr.

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede, daß er eine „Encyclopädie aller Wiſſenſchaften" bezweckte, doch iſt die undeutſche Benennung auf dem Titel vermieden.

Jede Wiſſenſchaft iſt in abgeſchloſſener Abtheilung behandelt, nach dieſer Folge: **Philoſophie.** (Geſchichte. Syſteme. Philoſophiſche Wiſſenſchaften.) **Pädagogik.** (Geſchichte. Von der früheren Erziehung bis auf das neueſte Schul- und Erziehungsweſen.) **Politik.** (Geſchichte. Staatswiſſenſchaft. Allſeitige Staatsverwaltung.) **Mathematik.** (Eintheilung. Geſchichte. Sämmtliche mathematiſche Wiſſenſchaften.) **Mechanik.** (Geſchichte. Die verſchiedenen Zweige der Mechanik.) **Optik.** (Geſchichte. Sämmtliche optiſche Wiſſenſchaften.) **Aſtronomie.** (Geſchichte. Sternkunde. Erde. Sonne. Mond. Die Anwendung der Aſtronomie.) **Naturwiſſenſchaft.** (Geſchichte. Phyſik. Chemie.) **Mineralogie.** (Geſchichte. Mineralogie. Geologie.) **Botanik.** (Geſchichte. Entſtehung der Pflanzen. Syſteme.) **Zoologie.** (Geſchichte. Syſtematik. Anthropologie.) **Geſchichte.** (Weltgeſchichtliches. Veränderungen und Umwälzungen.) **Hiſtoriſche Wiſſenſchaften.** (Geſchichte. Geographie. Statiſtik. Chronologie. Archäologie. Mythologie. Genealogie. Heraldik.) **Medizin.** (Geſchichte. Pathologie. Therapie. Anatomie. Chirurgie. Pharmaceutik. Syſtem des menſchlichen Körpers rc.) **Rechtswiſſenſchaft.** (Geſchichte. Alte Welt. Mittelalter. Neue Zeit.) **Theologie.** (Geſchichte. Theile der Theologie, theoretiſch und praktiſch. Religion und Religionen rc.) **Philologie.** (Geſchichte. Einleitungs-Wiſſenſchaften. Alle Ergebniſſe der Philologie rc.)

Der Inhalt dieſes Handbuchs, reicher noch, als wir ihn hier angeben können, ſteht in ſeinem Abgeſchloſſenen weit über jedem Converſations-Lexicon. Die beiden Werke: „Am Himmel und auf der Erde" und dieſes „Handbuch aller Wiſſenſchaften" geben Alles, was dem großen Leſerkreiſe in den Bereichen der Natur und des Geiſtes zur Erkenntniß förderlich ſeyn kann.

Geſchichte des brandenburgiſch-preuſſiſchen Staates

zum Vortrag und Selbſtunterricht.

In zwei Bändchen.

Von **Dr. Karl Roſenberg,**

Profeſſor und ordentlichem Lehrer der Geſchichte und Literatur an der ſtädtiſchen Gewerbeſchule zu Berlin.

Von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1815.

Preis: 1 Thlr. 5 Sgr.

Dieſes neueſte, nun vollſtändige Werk eines unſrer tüchtigſten Schulmänner und Hiſtoriker verbindet geſchichtliche Treue und wiſſenſchaftliche Haltung mit einer ebenſo lebensvollen als anziehenden Darſtellung und einem ebenſo klaren als edlen Stil. Die Geſinnung, welche das Ganze durchathmet, iſt ein warmer, für Fortſchritt und edle Bildung erglühender Patriotismus, frei von Parteifärbung und gereift am Urtheil des einſichtsvollen Hiſtorikers. Die Darſtellung beginnt nach einer Einleitung und Ueberſicht mit einer Betrachtung der älteſten Bewohner der Marken, der Deutſchen wie Slaven, der Letzteren Bekämpfung und Wiedererwachen unter Gottſchalk, bis Albrecht der Bär die Nordmark begründet. Von ihm aus ſchreiten nun in geſonderten Abſchnitten die Geſtalten der verſchiedenen Regenten in charaktervollen Schilderungen der Perſonen und Zeiten an uns vorüber: Otto I., Otto II., Heinrich I., Albrecht II., Johann I., Otto III., Otto IV. mit dem Pfeil, bis ſich die askaniſche Dynaſtie noch einmal in Waldemar glänzend zuſammenfaßt; hiernächſt die beiden Ludwig nebſt dem falſchen Waldemar, Otto der Finne, die Luxemburger, und dann die trefflichen Hohenzollern: Friedrich I. und II. der Eiſerne, Albrecht Achilles, Johann Cicero, Joachim Neſtor, Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund, Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm der große Kurfürſt und endlich die Könige von Preußen bis zu Friedrich Wilhelm III. Durchgehends richten ſich die Blicke des Verfaſſers nicht allein auf die politiſchen und religiöſen Bewegungen, ſondern weſentlich auch auf die Entwickelung der Kultur in Wiſſenſchaft, Kunſt, Handel und Gewerbe.

Lachender Ernſt und Stacheln der Laune.

Geſammelte Blättchen des Humors von **F. W. Gubitz.**

Preis: 1½ Thlr.

Inhalt: Eine Dedication, die über Dedicationen ſpricht. — Der Freiheitbringer Frankreichs. — Larvenſpiel. — Das Glück der Dummheit. — Teufeleien. (I. Flüchtige Gedanken über den Teufel. — II. Blättlein aus der Hölle. — III. Aufgefangenes Sendſchreiben eines hölliſchen Abgeſandten an den Teufel. — IV. Satan in Nöthen.) — Neuaufgeſtutzte Mönchsrede am Grabe des Paters Spiridion. — Ein Flüchtling aus dem Irrenhauſe. — Der Kurzweilige. — Die Gefahr der Kirche und Nothwendigkeit dieſer Gefahr. — Mode und Affenthum. — Friedrich Heiter und Peter Düſter. — Plaudereien von Monat und Jahr. (I. Offizielles Schreiben an den Monat Februar 1817. — II. Gnädiges Antwort-

ſchreiben des Februars 1817. — III. Das Jahr 1825 an ſeinen Nachfolger. — IV. *Proklamation des Jahres* 1835.) — Gluth- und Wuthrede vom Geiſte des Paters Abraham a Santa Clara. — Aus dem Gedankenwuſt eines Menſchenfeindes. (I. Rathſchläge an Schwachköpfe von Einem Ihresgleichen. — II. Sein letzter Freund. — III. Gründliche Urſache zur Menſchenfeindlichkeit.) — Allerhands-Mappe. (Prozeß zwiſchen den Buchſtaben „D“ und „T“. — Steckbrief. — Ja und Nein im Geſpräch. — Die Ruhms- und Unſterblichkeits-Gegenſeitigkeits-Geſellſchaft. — Staberl als muſikaliſcher Enthuſiaſt. — Vater-Unſer eines Wucherers. — Apoll und Pegaſus auf dem Berliner Schauſpielhauſe. — Todes-Anzeige. — Diogenes ſpricht mit einem Ultra. — Schutz- und Trutzrede der Zahl Eins. — Hirngrillen ohne Obdach. — Glaubensbekenntniß eines Offenherzigen.)

Bei der Wahrnehmung, daß der Humor in der Literaturwelt verſchwinde, empfiehlt ſich dieſe Gabe durch ſeinen reichen, die mannigfachſten Verhältniſſe berührenden Inhalt, wovon Manches zu lebhafter Erheiterung für öffentliche Vorträge, Alles aber zu geiſtig beluſtigender Ermunterung im Familienkreiſe ſich eignet. Daß alſo hier die volle Theilnahme der Leſewelt nicht fehlen wird, davon ſind wir überzeugt, erkennen es auch bereits an dauernder Nachforderung dieſes neulich in den Buchhandel gekommenen Buches.

Die Auferweckung des Lazarus.

Eine Erzählung von ***.

Mit ſechs Abbildungen in vortrefflichem Holzſchnitt und feinem Buntdruck. Elegant broſchirt: 15 Sgr.

Dieſe geiſtvolle und poetiſche Wiederbelebung des bibliſchen Stoffes, welche mit tief eindringendem pſychologiſchen Verſtändniß die Charaktere des Lazarus, der Martha und Maria ſowie das gegenſeitige Verhältniß der Geſchwiſter zu einander entwickelt, zu dem wahren Liebesquell der That Chriſti mit weihevoller Sinnigkeit hinabſteigt und ſo erklärend eine echt dichteriſche Entwickelung des bibliſchen Berichts liefert, iſt das hinterlaſſene Werk eines vor Kurzem geſtorbenen, berühmten Mannes. Kaum dürfte es dem Leſer gelingen, aus der vorliegenden zarten und anmuthigen Dichtung den Autor zu erkennen, doch thut dies ihrer ſchönen und edlen Wirkung keinen Abbruch. Vielleicht iſt es uns auch vergönnt, in nicht allzu langer Zeit den Schleier lüften zu dürfen. — Die Ausſtattung iſt glänzend.

Der Bergknabe,

oder:

„Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Wort halten.“

Erzählung für die Jugend von A. v. Möller.

Zweite Auflage. Geſchmückt mit ſechs Abbildungen in trefflichem Holzſchnitt und feinem Buntdruck. Elegant broſchirt: 15 Sgr.

Als dieſe Jugenderzählung zum erſten Male in der von Rienitz herausgegebenen Sammlung „Neue Volks-Bücher“ erſchien, erregte ſie den allgemeinſten Beifall, und wiederholt ſprach man der Verlagshandlung den Wunſch aus, dies [illegible] Jugendliteratur, auch einmal in zierlicherer und geſchmackvollerer Faſſung begrüßen zu dürfen. Die Verlagshandlung iſt dieſem Wunſche nachgekommen und hat es an ſchmückender Ausſtattung nicht fehlen laſſen, um ein im Aeußern wie im Innern höchſt gefälliges Geſchenk herzuſtellen. Der Inhalt der Erzählung ruht übrigens auf dem Grunde eines wahren Geſchehniſſes und berührt einen der edelſten Züge im Leben eines allgemein hoch verehrten preußiſchen Fürſten.

Die Klage.

Schlußgeſang des Nibelungenliedes in der alten vollendeten Geſtalt.
Herausgegeben durch F. H. von der Hagen.
Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung.
Preis: ½ Thlr.

Der Nibelungen Klage.

Zum erſten Male in neuhochdeutſchen Reimen.
Zur Ausgabe des „Nibelungenlied“ mit einem Vorwort von
F. H. von der Hagen.
Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz und unter deſſen Leitung.
Preis: [illegible] Thlr.

Unter dem Titel „die Klage“ hat der berühmte Kenner der altdeutſchen Sprache und Literatur, der im Juni 1856 geſtorbene Profeſſor von der Hagen, den Schlußgeſang des Nibelungenliedes in urſprünglicher Geſtalt ſeiner Ausgabe dieſes großartigen Heldengedichtes folgen laſſen; und um das wiedererweckte Werk auch Denen zugänglich zu machen, welche mit der alten Sprache nicht vertraut ſind, veranſtaltete die Verlagshandlung die vorſtehend unter dem Titel „Der Nibelungen Klage“ aufgeführte Uebertragung in das Neudeutſche, die erſte, welche dieſen wichtigen Theil des Nibelungenliedes der Ueberſetzung desſelben hinzufügt. Nun erſt kann man ſagen, das älteſte Denkmal unſerer poetiſchen Literatur ſey vollſtändig der Gegenwart wiedergewonnen. Beide Ausgaben, die altdeutſche ſowohl wie die neudeutſche, ſchließen ſich in Format und Ausſtattung am Innigſten an die in unſerem Verlage unter folgenden Titeln erſchienenen Ausgaben:

Der Nibelungen Lied

in der alten vollendeten Geſtalt. (Urſprache.) Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung. Preis: 1⅓ Thlr.

Das Nibelungenlied

als Volksbuch. In neuer Verdeutſchung. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzſchnitten von Gubitz und unter deſſen Leitung. Preis: 1⅓ Thlr.

Goethe in Briefen und Geſprächen.

Sammlung [illegible] Goethe's über Welt und Menſchen, [illegible] und Kunſt.

Supplement zu den Werken des Dichters.

Preis: 1 Thlr. [illegible] Sgr.

Schiller in Briefen und Geſprächen.

Sammlung der brieflichen und mündlichen [illegible] Schiller's über Welt und [illegible] Kunſt, das Leben und [illegible]

Supplement zu den Werken des Dichters.

Preis: 1 Thlr.

[illegible]

[illegible]-Buchhandlung.

Berlin.

Phil. Körber's Jugendschriften.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Amerikaniſchen [illegible]

[illegible]

[illegible] Sgr.

Schriften über bewährte Heilverfahren & Hausmittel.

Der Darmkanal. Sitz der größten Uebel: als der Hämorrhoiden, der Gicht, der Magen- und Verdauungsbeſchwerden, Hämorrhoiden u. anderen Unterleibsbeſchwerden u. die Beſeitigung ſowie Verhütung derſelben durch Dr. M. Strahls Heilverfahren. Preis 5 Sgr. = 18 Kr. rhein. = 20 Kr. C. M.
Von Dr. Heinrich Schultz.

Lungenſchwindſucht heilbar. Durch Anwendung eines neuen Heilverfahrens. Von Dr. Julius Lobethal. [illegible] Auflage ſeiner Schrift: „Die Wirkung meiner Kuren [illegible]." Preis 10 Sgr. = 36 Kr. rhein. = 30 Kr. C. M.

Taubheit heilbar. Hülfe Ohrenleidenden jeder Art. Ein Werk über Dr. [illegible] Heilmittel. [illegible] Von Dr. M. Feldberg. [illegible] Gebrauch [illegible] in ſicherer Ausſicht. 12te Auflage. Preis 7½ Sgr. = 27 Kr. rhn. = 20 Kr. C.-M.

Die chroniſchen Nervenleiden. Die Urſache der meiſten Krankheiten unſerer Zeit [illegible]. Von Dr. Th. Fleiſcher. [illegible] Preis 7½ Sgr. = 27 Kr. rhein. = 20 Kr. C. M.

Leidende

werden auf nachſtehende empfehlenswerthe Schriftchen aufmerkſam gemacht, welche durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Schwabe, Dr. C. **Heilmittel gegen Hautkrankheiten,** namentlich gegen Flechten und näſſende Flechten, Schwinden, Finnen, Miteſſer und ähnliche Hautausſchläge. geh. 5 Sgr.

Rathgeber für Männer in Schwächezuſtänden. Oder: Sichere Hülfe gegen [illegible] Krankheiten. Von einem pract. Arzte. broch. 7½ Sgr.

Hendel, Dr., ehem. Arzt, **Hülfe für Augenkranke.** broch. 5 Sgr.

Strauß, Dr. A. J. F., **practiſche Belehrungen für Nervenleidende.** broch. 5 Sgr.

Abgüſſe der Bilder zum Volks-Kalender.

Von den Bildern in den früheren Jahrgängen unſers „Volks-Kalender" — es ſind deren bereits 3000 — ſind Abgüſſe der Platten durch uns zu beziehen. Je zwei Abgüſſe (1½ Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe [illegible] bis herab zu 10 Sgr. ausgegeben. Man hat nicht nur in Deutſchland, auch in Holland, Dänemark, Schweden, in Nordamerika u. ſ. w. neue Unternehmungen auf Abgüſſe von dieſen Platten mit ſehr bedeutendem Erfolg begründet, und durch die Benutzung derſelben [illegible] viele ſich gleiche Erſparniſſe verſchafft.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Deutſcher
Volks-Kalender
1858.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen, zum Theil in Farbendruck umrahmten Holzſchnitten von demſelben
und unter deſſen Leitung.

Vierundzwanzigſter Jahrgang.

Im Januar erfriſch' uns Eis,
Laß Februar's ſeyn nicht zu heiß;
Der März bedecke weit die Bleiche,
April mach' arg nicht Wechſelſtreiche;
Der Mai ſtimm' alle Herzen froh,
Der Juni ſchaffe Korn, nicht Stroh;
Im Juli locke heit're Reiſe,
Auguſt verhüte Wucherpreiſe;
September mache reich an Frucht,
Oktober wahre gute Zucht;
November lohn' dem Jägersmann,
Dezember jedem Fleiß'gen dann!

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.

1469

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

1858.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1858ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5807 te.
Seit Chriſti Tode	— 1825 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1786 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1903 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 277 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 159 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 478 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 418 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 367 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 249 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 201 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 158 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 63 —
Seit Friedrich Wilhelm's IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 64 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 19 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✱ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Mark Brandenburg und Pommern und den Meridian von **Berlin** aufgeſtellt.

Januar 1858.

Alter. Dezember 1857.

1. Von der Beſchneidung Chriſti. Luc. 2. Ep. Gal. 3.				
Freit.	1 **Neujahr**	♌	☿ iſt in den erſt. Tagen des	20 Abraham
Sonn.	2 Abel Seth	♌	Januars noch faſt ½ St. am	21 **Thom. A.°**
2. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.				
Sonnt.	3 **n. Neujahr**	♍	Enoch, Dan. Abendh. ſicht-	22 **4. Advent**
Mont.	4 Methuſalem	♍	☾☋. bar, verſchwindet aber	23 Ignaz
Dienſt.	5 Simeon	♍	ſchon am 9ten in der Abend-	24 Adam, E.
Mittw.	6 **H. 3 K. Ep.**	♎	dämm. ♀ iſt am 1. Jan. noch	25 **H. Chriſtf.**
Donn.	7 Melchior	♎	🌗 1. 40' V. ♂ in ♏. faſt	26 **Stephan**
Freit.	8 Balthaſar	♏	½ St. als Morgenſtern	27 **Joh. Ev.°**
Sonn.	9 Caspar	♏	ſichtbar, verſchwindet aber in	28 **Unſch. K.**
3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel. Luc. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	10 **1. n. Ep.**	♏	Paul Einſ. ☾ Erdf. der	29 **n. Chriſtt.**
Mont.	11 Erhard	♐	Mitte d. Mon. in d. Abend-	30 David
Dienſt.	12 Reinhold	♐	dämmer. ♂, der um 1½ Uhr	31 Sylveſter
Mittw.	13 Hilarius	♑	Morgens aufgeht, bleibt d.	1 **J. 1858. N.**
Donn.	14 Felix	♑	übrige Nacht hindurch ſicht-	2 Abel Seth
Freit.	15 Habacuc	♑	🌑 6. 26' V. ☿ Unt. ☌☉.	3 Enoch, D.
Sonn.	16 Marcellus	♒	♄☍☉. bar, etwas län-	4 Methuſalem
4. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	17 **2. n. Ep.**	♒	Anton. ger als 5 Std. ♃	5 **n. Neujahr**
Mont.	18 Krön. C.	♓	Prisca. ſteht um 7½ Uhr im	6 **H. 3 K. Ep.**
Dienſt.	19 Ferdinand	♓	☾☊. Süden, er geht des	7 Melchior
Mittw.	20 Fab. Seb.	♈	Morgens gegen 3 U. unter,	8 Balthaſar
Donn.	21 Agnes	♈	am Ende d. Mon. ſchon um	9 Caspar
Freit.	22 Vincenz	♈	🌓 5. 51' N. 1 Uhr Morg	10 Paul Einſ.
Sonn.	23 Emerentia	♉	♄ kommt am 15. Jan.	11 Erhard
5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Röm. 12.				
Sonnt.	24 **3. n. Ep.**	♉	Timotheus. in Gegenſchein	12 **1. n. Ep.**
Mont.	25 **Pauli Bek.**	♊	mit der Sonne, wo er um	13 Hilarius
Dienſt.	26 Polykarp	♊	☾ Erdn. Mitternacht ihr	14 Felix
Mittw.	27 J. Chryſ.	♋	gegenüber im Süden ſteht u.	15 Habacuc
Donn.	28 Karl	♋	d. ganze Nacht glänzt. ♅ geht	16 Marcellus
Freit.	29 Samuel	♌	🌕 10. 5' V. bei Tage auf	17 **Anton**
Sonn.	30 Adelgunde	♌	u. iſt anfangs 10, zu-	18 Prisca
6. Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.				
Sonnt.	31 **Septuag.**	♍	Valer. letzt 8 St. ſichtbar.	19 **Septuag.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 7 Januar kurz vor 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 15. Januar kurz vor halb 7 Uhr Morgens der neue Mond
Freitag den 22. Januar nach 3 Viertel auf 6 Uhr Abends das erſte Viertel
Freitag den 29 Januar bald nach 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	42 M.	8 Uhr	13 M.	3 Uhr	55 M.	16 St.	18 M.
11	7	59	8	9	4	8	16	1
21	8	20	8	0	4	20	15	40

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
6	47			1
7	19			2
				●
8	44	[illegible]		3
10	5	[illegible]		4
11	22	[illegible]		5
Morg.				6
12	37	[illegible]		7
1	51	[illegible]		8
3	6	[illegible]		9
				●
4	21			10
5	35			11
6	42			12
7	38			13
8	20	Abds.		14
8	50	4	8	15
		5	26	16
				●
		6	46	17
[illegible]		8	8	18
[illegible]		9	28	19
[illegible]		10	49	20
[illegible]		Morg.		21
[illegible]		12	12	22
[illegible]		1	39	23
				●
		2	11	24
		4	41	25
		6	3	26
		7	5	27
Abds.		7	47	28
4	43	[illegible]		29
6	13	[illegible]		30
				●
7	38	[illegible]		31

Lebenshalt.

Wir kämpfen und wagen, vertrauen uns gern;
Doch ſich'rer vertrau'n wir dem ewigen Herrn! —
Er hat uns geleitet durch Zeichen und Macht,
So väterlich helfend in Stürmen und Nacht.

Uns wach zu erhalten den innerſten Keim,
Berührt er die Seele ſo heilig geheim;
Sein Strahl, ſeine Liebe iſt's, was ſie berührt,
Bis endlich die Sehnſucht zum Vater ſie führt.

Entgegnung.

Ein Parlamentsredner äußerte: „Die Nationalſchuld iſt eigentlich National-Reichthum, und wenn man dem Volke Englands neun Zehntheile ſeiner Laſten abnähme würde es nicht glücklicher ſeyn als es jetzt iſt. Dazu bemerkte ein Zeitungſchreiber: „Mein Herr, nach Ihrer Vorausſetzung könnte man auch meinen: Der Theil des *geiſtigen Vermögens*, der Ihnen *fehlt*, ſey Ihr beſter Reichthum, und wenn man Ihnen Ihre verwirrten Begriffe *nähme*, würden Sie ſich ſehr unglücklich fühlen."

Vorſichtig!

Wenn ein Strahl vom Licht euch winket,
Seyd nicht gleich zu hoffnung-hegend;
Oefter, wenn ein Nebel ſinket,
Sieht man doch nur ſumpf'ge Gegend!

Die Furcht vor den Kometen.

Als man für das letzte Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts das Erſcheinen eines Kometen erwartete — er wurde 1790 ſichtbar — beſtimmte der Rector Heyn die Zeit des jüngſten Tages. Er nahm als unzweifelhaft an: der Schweif des Kometen beſtehe aus Schwefeldunſten, er könne unſerer Erde näher kommen, als der Mond, komme ihr auch wirklich näher. Dann ſagte er: „Der Komet iſt eine Zuchtruthe Gottes, und eine ſolche habe ſchon einmal durch ihren Dampf ſiebenzigtauſend Juden getödtet (2 Samuel 24. V. 15.); ganz gewiß wird unſere Erde durch dieſen Kometenſchweif gehen und ſogleich in Brand gerathen." Das bewies er Alles weiter aus der Bibel und berief ſich unter Anderem auf Matthäus 24. V. 29. Joel 3. V. 1 Offen-

Februar 1838.

Alter. Januar.

Mont.	1	Brigitta	♍	☾☋. ☿ ist Ende Jan. u. Anf.	20	**Fab. Seb.**
Dienſt.	2	**Mar. R. L.**	♎	♅ rechtl. Febr kaum ½ St.	21	Agnes
Mittw.	3	Blaſius	♎	am Morgenh. ſichtbar, ver-	22	Vincenz
Donn.	4	Veronica	♏	ſchwindet aber am 9. in der	23	Emerentia
Freit.	5	Agatha	♏	🌗 10. 10′ U. Morgendäm-	24	Timotheus
Sonn.	6	**Dorothea**	♏	mer. ♀ iſt in dieſ. Mon.	25	**Pauli Bek.**

7. Von vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	7	**Sexageſ.**	♐	Richard. ☾ Erdf. nicht	26	**Sexageſ.**
Mont.	8	Salomon	♐	☿ gr. weſtl. Ausw. ſichtb., da	27	J. Chryſoſt.
Dienſt.	9	Apollonia	♐	ſie zu ihrer oberen ☌ mit der	28	Karl
Mittw.	10	Renata	♑	☉ am 28. geht. ♂ geht an-	29	Samuel
Donn.	11	Euphroſ.	♑	fangs etwas nach 1, zuletzt	30	Adelgunde
Freit.	12	Severin	♒	🌑 um 12½ U. Morg. auf	31	Valer
Sonn.	13	Benignus	♒	11. 6′ N. ♀☌☾. u. iſt	1	**Februar**

8. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	14	**Eſtomihi**	♓	Valentin. bis zum Morgen	2	**Eſt. M. R.**
Mont.	15	Formoſus	♓	☾☊. 5 St. ſichtb. ♃ iſt am	3	Blaſius
Dienſt.	16	**Faſtnacht**	♓	Juliane. 1. Febr. bei d. Ende	4	**Faſtnacht**
Mittw.	17	**Aſcherm.**	♈	Conſtantia. der Abendd. im	5	**Aſcherm.**
Donn.	18	Concordia	♈	Süden etwa 7, Ende Febr. 5	6	**Dorothea**
Freit.	19	Suſanna	♉	St. ſichtb. ♄, der zwiſchen 9	7	Richard
Sonn.	20	Eucharius	♉	u. 11 U. Abds. im Süd. ſteht,	8	Salomon

9. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	21	**1. Invoc.**	♊	🌓 1. 52′ V. Eleonora.	9	**1. Invoc.**
Mont.	22	**Pet. Sthlf.**	♊	☾ Erdn. glänzt d. Nacht	10	Renata
Dienſt.	23	Reinhard	♋	über. ♅ ſteht bei Anbruch d.	11	Euphroſ.
Mittw.	24	**Quat.** †	♋	Matth. A.° Nacht im Süd.	12	**Quatemb.**
Donn.	25	Victor	♌	u. wird rechtl., Anfangs iſt	13	Benignus
Freit.	26	Neſtor †	♌	🌕 er 8, zul. 5 St. ſichtbar.	14	**Valentin.**
Sonn.	27	Hektor †	♍	10. 58′ N. Sichtb. ☾ F.	15	Formoſus

10. Vom Cananäiſchen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	28	**2. Remin.**	♍	Juſtus. ☾☋. ♀ Ob. ☌ ☉.	16	**2. Remin.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. Februar kurz vor 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonnabend den 13. Februar nach 11 Uhr Nachts der neue Mond.
Sonntag den 21. Februar nach 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 27. Februar kurz vor 11 Uhr Nachts der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden haben Faſten Eſther am 25., Purim am 26. Februar.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 59 M.	7 Uhr 45 M.	4 Uhr 44 M.	15 St. 1 M.
11	9 36	7 27	5 3	14 24
21	10 15	7 7	5 22	13 45

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Abds.		
8 50	Bei Tage	1
10 17		2
11 33		3
Morg.		4
12 50		5
2 5		6
		☾
3 20		7
4 30		8
5 31		9
6 13		10
6 53		11
7 17	Abds.	12
7 34	4 31	13
		●
Bei Nacht	5 53	14
	7 14	15
	8 36	16
	10 0	17
	11 27	18
	Morg.	19
	12 56	20
		☽
	2 26	21
	3 50	22
	4 57	23
	5 44	24
	6 16	25
Abds.	6 36	26
5 10	6 51	27
		○
6 32	B. T.	28

Auch ein Rath.

Ein Jagdliebhaber, der befürchtete, es könne ihm mit der Zeit auf ſeiner Beſitzung an Haſen fehlen, wollte keine Häſin ſchießen und äußerte einmal: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, das Männchen vom Weibchen genau zu unterſcheiden!“ — „Nichts leichter als das“, belehrte ihn ein Spaßvogel; „Du darfſt nur, iſt's ein Haſe, ſagen: er lauft, iſt's eine Häſin, ſie läuft.“

Deshalb!

„Ich baue für die Ewigkeit!“
Ein ſtolzer Architekt rief's aus. —
Ei, deshalb wohl gerieth zur Zeit
Im Dieſſeits ihm kein einzig Haus!

Es hat Alles zwei Seiten.

Ephen gilt in der Blumen- und Stammbuch-Sprache als Bild der Freundſchaft. Er iſt aber offenbar auch Sinnbild der Emporkriecherei. Wie viel Kraft- und Stammloſe ſchlängeln ſich nur in die Höhe, indem ſie ſich allmälig an dem Starken und Feſten kriechend emporſchmeicheln! — und im Menſchenleben hat der Starke und Feſte ebenfalls Augenblicke, in denen er kluge Schmeichelei und Verſtellung für Wahrheit hält.

---

arung Johannis 6 V. 12. 17. Hebräer 12. V. 26. Obwohl der gute Rector die Bibelſtellen äußerſt willkürlich für ſeinen Zweck deutete, erregte ſeine Thorheit dennoch angſtvolle Aufmerkſamkeit. Die Pariſer Academie fand ſich ſogar veranlaßt, einen Preis von 600 Livres auszuſetzen für die beſte Beantwortung der Frage: „Welche Veränderungen in der Bewegung der Erde ſowohl um die Sonne als um ihre Axe entſtehen würden, wenn ein Komet der Erde ſo nahe käme, daß er nothwendig auf ſie wirken müſſe?“ Den Preis gewann ein Herr Fuß in Petersburg. Durch eine verwickelte und bis in's Feinſte ausgegrübelte Berechnung wollte er dargethan haben: „daß nach zwölf Stunden die Erde ſchon merklich aus ihrer Bahn gewichen, am dritten Tage die Abweichung am ſtärkſten ſeyn werde. Zugleich würde die Erde einen

März 1858.

Alter. Februar.

Mont.	1 Albin	♎	☿ iſt in dieſ. Mon. nicht ſicht-	17 Conſtantia
Dienſt.	2 Luiſe	♎	bar, da er zu ſeiner ober. Con-	18 Concordia
Mittw.	3 Kunigunde	♎	junction mit der Sonne am	19 Suſanna
Donn.	4 Adrian	♏	25. März geht. ♀, die jetzt	20 Eucharius
Freit.	5 **Friedrich**	♏	Abendſt. iſt, bleibt d. gan-	21 Eleonora
Sonn.	6 Eberhardine	♐	zen Mon. in d. Abenddämm.	22 **Pet. Stbl.**

11. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephe. 5

Sonnt.	7 3. **Oculi**	♐	🌗 7.4′ M. Felicitas. ☾ Erdf.	23 3. **Oculi**
Mont.	8 Philemon	♐	verborgen. ♂ geht an-	24 **Mth. Ap.**
Dienſt.	9 Prudentius	♑	fangs ¼ St. nach, am Ende	25 Victor
Mittw.	10 **Mittfaſt.**	♑	Henriette. ¾ St. vor Mit-	26 **Mittfaſt.**
Donn.	11 Roſine	♒	ternacht auf, u. ſteht vor An-	27 Hektor
Freit.	12 **Gregor**	♒	fang der Morgendämm. im	28 Juſtus
Sonn.	13 Ernſt	♒	Süden. ♃ ſteht bei d. Ende	1 **März**

12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	14 4. **Lätare**	♓	Zacharias. der Abenddämm.	2 4. **Lätare**
Mont.	15 Iſabella	♓	🌑 1.6′ N. S. ⊙ Finſt. ☾ ☊.	3 Kunigunde
Dienſt.	16 Cyriacus	♈	am Weſth. und iſt an-	4 Adrian
Mittw.	17 **Gertrud**	♈	fangs 5, zul. 2¾ St. ſichtbar.	5 **Friedrich**
Donn.	18 Alexander	♉	♄, der zwiſchen 9 u. 7. M. Ab.	6 Eberhardine
Freit.	19 Joſeph	♉	☾ Erdn. im Süden ſteht,	7 Felicitas
Sonn.	20 Rupertus	♊	⊙ in ♈. Fr. A., Tag u. N. gl.	8 Philemon

13. Von Chriſti Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	21 5. **Judica**	♊	Benedikt. ♂ in ♐. geht vor	9 5. **Judica**
Mont.	22 Caſimir	♋	🌓 8. 35′ V. dem Anfange	10 Henriette
Dienſt.	23 Eberhard	♋	der Morgendämmerung	11 Roſine
Mittw.	24 Gabriel	♌	unter, am Ende des Mon. 1	12 **Gregor**
Donn.	25 **Mar. Vrk.**	♌	☿ eb. ☌ ⊙. ♅ rechtl. St. vor-	13 Ernſt
Freit.	26 Emanuel	♌	her. ⛢ iſt am Weſth. auf-	14 Zacharias
Sonn.	27 Hubert	♍	☾ ☋. zuſuchen, in der Mitte	15 Iſabella

14. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	28 6. **Palm.**	♍	Gideon. des Monats geht	16 6. **Palm.**
Mont.	29 Euſtachius	♎	🌕 1.1′ M. er um Mitter-	17 **Gertrud**
Dienſt.	30 Guido	♎	nacht unter u. iſt 4 St.	18 Alexander
Mittw.	31 Philippina	♏	Einzug in Paris 1814. ſichtb.	19 Joſeph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 7. März bald nach 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 15. März nach 1 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Montag den 22. März bald nach halb 9 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Montag den 29. März um 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben ihr Purimfeſt am 1., und ihr Paſſah-Feſt am 30. und 31. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 47 M.	6 Uhr 50 M.	5 Uhr 37 M.	13 St. 13 M.
11	11 26	6 27	5 53	12 34
21	12 9	6 4	6 13	11 51

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
7 52		1
9 10		2
10 28		3
11 45	[illegible]	4
Morg.	[illegible]	5
1 2	[illegible]	6
		●
2 15	[illegible]	7
3 28	[illegible]	8
4 13	[illegible]	9
4 52	[illegible]	10
5 20		11
5 38		12
5 54		13
		●
6 3	Abds.	14
6 15	6 15	15
6 26	7 40	16
	9 8	17
	10 39	18
	Morg.	19
[illegible]	12 11	20
		●
[illegible]	1 39	21
[illegible]	2 52	22
[illegible]	3 45	23
[illegible]	4 19	24
[illegible]	4 42	25
[illegible]	4 56	26
	5 10	27
		●
Abds.	5 21	28
6 49	5 30	29
8 6	5 40	30
9 24	5 50	31

Günſtige Aufnahme einer Wahrheit.

Zum Kalifen Harun al Raſchid trat einſt der Dichter Abu Latahia, ſprechend: „Lebe lange in Geſundheit nach dem Gelüſt Deines Herzens, umſchirmt von erhabenen Paläſten. Möge Alles ringsum ſich beeifern, Dir jedes Erſehnte zu verſchaffen.“ Der Kalif dankte, doch der Dichter ſetzte hinzu: „Aber an dem Tage, wo der letzte Athem von der Angſt des Todes befallen iſt, wirſt Du hell erkennen, daß all' Deine Hoheit, all Dein Ueberfluß nur Sinnentäuſchung war.“ Der Kalif ſah nachdenklich auf den Dichter, dann ſagte er zu den über jene Rede erſtaunten Throndienern: „Dankt dem Abu Latahia, er ſieht uns in Verblendung und will ſie nicht vermehren.“

Sprüche.

Wer nicht hofft, und wer nicht ſtrebt,
Glaube ja nicht, daß er lebt.

⁂

Wer gern ſich verpflichtet, zu thun, was er muß,
Dem wird ſelbſt Entbehrung zum ſchönſten Genuß.

⁂

Viel Reiſen führt zu anderem Geſtirn,
Doch Narren nicht zu anderem Gehirn.

heftigen Schwung um ihre Axe bekommen, ſo daß der Tag ſich ungefähr um fünf Stunden verkürzen müſſe: am fünften Tage aber würde Alles — in ſein gewohntes Gleis zurückgekehrt ſeyn.“ Ob dieſe Berechnung des Herrn Fuß Hand und Fuß habe, das mag den Kometen zur Entſcheidung überlaſſen bleiben; was aber den Rector Heyn betrifft, ſo hätte er ſein Urtheil ſchon im Jahre 1776 leſen können in Dr. Zinken's „Handlungs-Lexikon“, in welchem auf der Spalte 538 unter „Comet“ ſchließlich geäußert iſt: „Nur Einfältige können ſich einbilden, daß ein ſolcher Weltkörper als Vorbedeutung irgend eines Unglücks anzuſehen ſey.“ Der Untergang der Erde und des Menſchengeſchlechts wird von dieſem wohl auch als Unglücksfall betrachtet werden, was wir ihm gar nicht verargen wollen trotz aller Makel des Erdenlebens!

April 1858.

Alter. März.

Donn.	1	**Gründonn.**	♏	Theodora. ☿ iſt den größt.	20	**Gründonn.**
Freit.	2	**Charfreit.**	♏	Theodoſia. Theil d. Mon.	21	**Charfreit.**
Sonn.	3	Chriſtian	♐	☿☌♀. am Abendh. zu ſehen,	22	Caſimir

15. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1 Cor 5.

Sonnt.	4	**H. Oſterf.**	♐	**Ambroſius.** ☾ Erdf. am 8.	23	**H. Oſterf.**
Mont.	5	**Oſtermont.**	♑	Maximus. iſt er ½ St., am	24	**Oſterm.**
Dienſt.	6	Sixtus	♑	☾ 2. 37′ N. 20. faſt 1 St.,	25	**Oſterd. M. V.**
Mittw.	7	Cöleſtin	♑	am 27. faſt ¾ St. ſichtb	26	Emanuel
Donn.	8	Heilmann	♒	♀ tritt in dieſ. **Mon.** aus der	27	Hubert
Freit.	9	Bogislaus	♒	♂ rückg. Abenddämm. her-	28	Gideon
Sonn.	10	Ezechiel	♓	vor, Mitte April iſt ſie faſt	29	Euſtachius

16. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	11	**1. Quaſ.**	♓	Hermann. ☾☊. ½, am Ende	30	**1. Quaſ.**
Mont.	12	Julius	♈	¾ St. am Abendh. ſichtb. ♂	31	Philippina
Dienſt.	13	Juſtin	♈	● geht zuerſt um 11, zu-	1	**April**
Mittw.	14	Tiburtius	♉	12. 9′ V. letzt nach	2	Theodoſia
Donn.	15	Obadias	♉	9 **Uhr Abds. auf, am** 9. iſt	3	Chriſtian
Freit.	16	Cariſius	♊	☾ Erdn. er rückg. u. ſteht zwi-	4	**Ambroſius**
Sonn.	17	Rudolph	♊	ſchen 1½ u. 3½ **U. im Süden.**	5	Maximus

17. Vom guten Hirten. Joh 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	18	**2. Miſer.**	♋	Florentin. ♃, **der anf. län-**	6	**2. Miſer.**
Mont.	19	Werner	♋	ger als 2 St. a. **Weſth.** ſichtb.	7	Cöleſtin
Dienſt.	20	Sulpitius	♋	☽ 3. 20′ N. ☿ größte öſtl.	8	Heilmann
Mittw.	21	Adolph	♌	Ausw. iſt, **geht zuletzt**	9	Bogislaus
Donn.	22	Lothar	♌	mit der Abendd. unter. ♄	10	Ezechiel
Freit.	23	**Georg**	♍	ſteht b. Tage im Süd. u. zeigt	11	Hermann
Sonn.	24	Albert	♍	☾☋. ſich am Weſth., anf. iſt	12	Julius

18. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	25	**3. Jubil.**	♎	**Marc. E.°** er 7½, zul. 5 **St.**	13	**3. Jubil.**
Mont.	26	Raimarus	♎	ſichtb. ♅ iſt anf. über 2 St.	14	Tiburtius
Dienſt.	27	Anaſtaſius	♎	am **Weſth.** zu ſehen, verliert	15	Obadias
Mittw.	28	**Bettag**	♏	○ 3. 49′ V. Thereſe. ſich	16	Cariſius
Donn.	29	Sibylla	♏	♀☌♃. ♂ in ♏. aber	17	Rudolph
Freit.	30	Joſua	♐	zuletzt in der Abenddämm.	18	Florentin

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 6. April nach halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 14. April gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 20. April bald nach 1 Viertel auf 4 Uhr Nachm. das erſte Viertel.
Mittwoch den 28. April bald nach 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt den 5. und 6. April.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 54 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 6 M.
11	13 35	5 15	6 50	10 25
21	14 15	4 52	7 7	9 45

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Abds.		
10 42		1
11 57		2
Morg.	[illegible]	3
	[illegible]	☉
1 7	[illegible]	4
2 3		5
2 40	[illegible]	6
3 20	[illegible]	7
3 43	[illegible]	8
3 59	[illegible]	9
4 12		10
		☉
4 23		11
4 34	Abds.	12
4 44	6 30	13
4 56	8 11	14
	9 46	15
	11 19	16
[illegible]	Morg.	17
[illegible]		☉
[illegible]	12 40	18
	1 41	19
[illegible]	2 22	20
[illegible]	2 48	21
[illegible]	3 6	22
	3 19	23
	3 30	24
		☉
	3 39	25
Abds.	3 48	26
7 7	3 59	27
8 24	4 11	28
9 41	4 27	29
10 51	B. A.	30

Zur Anwendung.

Den durch ſeine Beſtechlichkeit berüchtigten Satiriker Petro Aretino (geſtorben 1557) ſtrafte man mit einer Grabſchrift in lateiniſcher Sprache folgenden Inhalts:

„Er lebte, daß mit ſcharfer Laug' er wuſche
Die Menſchen all' und dient jetzt ſelbſt zur Aſche.
Nur Gott ſchont er; als man dies rühmlich fand,
Da ſagt' er keck: „Ich hab' ihn nie gekannt!"

Der Ausruf iſt neben der Keckheit doch zugleich aufrichtig, und von jedem Naturforſcher, dem das geiſtige Auge in ſeiner Forſchſucht ſo erblindete, daß er nirgends Gott erkennt, läßt ſich annehmen, er müſſe eigentlich ſprechen wie Petro Aretino.

Sprüche.

So lange die Sonne Du ſieheſt wallen,
Läßt Gott aus den Händen Dich nimmer fallen.

⁂

Eine Waar' iſt auch das Wort,
Gieb es nicht zu nutzlos fort.

⁂

Der Menſch ſoll's treiben wie guter Wein,
Im Alter milder, nicht herber ſeyn.

Das Vergnügen der Furcht.

Mit der Furcht vor den Kometen haben ſich vielleicht die meiſten Menſchen abgefunden, mit der Furcht im Allgemeinen aber noch kaum die Mehrheit. Und warum? Es iſt gewiß zu beweiſen, daß öfter, wie der Menſch im Schlamm und Sande Gold, er in der Furcht Vergnügen findet. Fangen wir von der Kindheit an. Was macht dem Kinde größeres Vergnügen als das Spiel des Haſchezecks, des Verkleidens und Verſteckens, um Andere mit Furcht und Schreck zu necken, wobei auch die Andern nachher ihre Luſt auslaſſen. Kommen wir zum Jüngling, ſo beginnt da ein etwas gefahrvolleres Spiel, das ſogar nicht ſelten bis in ſpätes Alter hinein gewagt wird, das Minneſpiel. Wo zeigt ſich dann der Reiz am ſchärfſten? — eben da, wo Gefahr iſt.

Mai 185

Alter. April.

Sonn.	1 **Ph. J. W.** °	♐	☾ Erdf. ☿, d. am 1. **Mai** ¼ **St.**	19 Werner
19 Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	2 **4. Cantate**	♑	Sigismund. am **Abendh**	20 **4. Cantate**
Mont.	3 † **Erfind.**	♑	♀☌♅. ſichtbar war, verliert	21 Adolph
Dienſt.	4 Florian	♑	ſich am 4. in der Abenddämm.	22 Lothar
Mittw.	5 Gotthard	♒	♀ iſt anfangs faſt 1 Std.,	23 **Georg**
Donn.	6 Dietrich	♒	☾ 7. 33′ V. **am Ende doch**	24 Albert
Freit.	7 Gottfried	♓	**nicht länger als** ¾ Std.	25 **Marc. Ev.**
Sonn.	8 Stanislas	♓	☾☊. **am Abendh. ſichtbar.**	26 Raimarus
20 Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	9 **5. Rogate**	♓	Hiob. ♂ **kommt am** 16.	27 **5. Rogate**
Mont.	10 **Gordian**	♈	**Mai in Gegenſchein mit der**	28 Thereſe
Dienſt.	11 Mamertus	♈	**Sonne, wo er um Mitter-**	29 Sibylla
Mittw.	12 Pankrat.	♉	☿ unt. ☌☉. **nacht ihr gegen-**	30 Joſua
Donn.	13 **Him. Chr**	♉	🌕 8. 41′ V. Servatius.	1 **Mai. H. Chr.**
Freit.	14 Chriſtiana	♊	☾ Erdn. **über im Sü-**	2 Sigismund
Sonn.	15 **Sophia**	♊	**den ſteht, am hellſten iſt er**	3 † **Erfind.**
21 Von der Verheißung des heiligen Geiſtes. Joh. 15. 16. Ep. 1. Petri 4.				
Sonnt.	16 **6. Exaudi**	♋	Honoratus. ♂☍☉. **in dieſ.**	4 **6. Exaudi**
Mont.	17 Jobſt	♋	**Monat. ♃ kommt am 19. in**	5 **Gotthard**
Dienſt.	18 Liborius	♌	**Zuſammenk. mit der** ☉ **und**	6 Dietrich
Mittw.	19 Sara	♌	🌗 11. 13′ N. ♃☌☉. **Reg. wird**	7 **Gottfried**
Donn.	20 Franziska	♍	**v. ☾ bed. 10-11 U. Ab.** ♅☌☉.	8 Stanislas
Freit.	21 Prudens	♍	☾☋. **bleibt in ihren Strah-**	9 Hiob
Sonn.	22 Helena	♎	**len verborgen. ♄ verweilt**	10 Gordian
22 Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.				
Sonnt.	23 **Pfingſtfeſt**	♎	Deſiderius. **nach dem Ende**	11 **Pfingſtfeſt**
Mont.	24 **Pfingſtm.**	♎	Eſther. **der Abenddämme-**	12 **Pfingſtm.**
Dienſt.	25 **Urban**	♏	**rung am Weſthimm. anfangs**	13 **Pfingſtd.**
Mittw.	26 **Quat.** †	♏	Eduard. ♃ in ♊. 4½, zu-	14 **Quatemb.**
Donn.	27 Beda	♐	🌘 6. 58′ M. **letzt 1½ St.**	15 **Sophia**
Freit.	28 **Wilhelm**	♐	♅ **bleibt als ein Stern**	16 Honorat.
Sonn.	29 Maximil.	♐	☾ Erdf. **6ter Gröſse völlig**	17 Jobſt
23. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.				
Sonnt.	30 **Trinitatis**	♑	Wigand. **von der Dämme-**	18 **Trinitatis**
Mont.	31 **Petronella**	♑	**rung in dieſ. Mon. verdeckt.**	19 Sara

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6. Mai gleich nach halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel
Donnerſtag den 13. Mai kurz vor 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags der neue Mond
Mittwoch den 19. Mai gleich vor 1 Viertel auf 12 Uhr Mitternachts das erſte Viertel.
Donnerſtag den 27. Mai gleich vor 7 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden haben Lag Beomer am 2., ihr Wochenfeſt am 19. u. 20. Mai.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	53 M.	4 Uhr	31 M.	7 Uhr	24 M.	9 St.	7 M.
11	15	28	4	13	7	41	8	32
21	15	59	3	57	7	56	8	1

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
11	55			1
				●
Morg.		[illegible]		2
12	45	[illegible]		3
1	20	[illegible]		4
1	45			5
2	4	[illegible]		6
2	17	[illegible]		7
2	29	[illegible]		8
		[illegible]		●
2	39			9
2	49			10
3	1			11
3	15	Abds.		12
3	36	8	47	13
4	6	10	17	14
		11	29	15
				●
		Morg.		16
[illegible]		12	19	17
[illegible]		12	51	18
[illegible]		1	13	19
[illegible]		1	26	20
[illegible]		1	38	21
[illegible]		1	49	22
[illegible]				●
[illegible]		1	57	23
		2	7	24
		2	19	25
Abds.		2	31	26
8	41	2	53	27
9	47	3	20	28
10	40	3	59	29
				●
11	20	[illegible]		30
11	48	[illegible]		31

Spitzen.

Aus manchen Liebesgeſchichten der Romane lernt man ſo viel von wahrer edler Liebe wie aus Räubergeſchichten von guten Sitten.

Bei den ſogenannten Zweckeſſen wäre es nicht ſelten heilſam, wenn die eigentlichen Zwecke gleich mit verzehrt würden.

Schwelgerei iſt der Laſter Blaſebalg.

„Wie kann ich am Beſten mein Einkommen vermehren?“ fragte ein Lebeluſtiger, und ein Greis antwortete: „Durch Verminderung der Ausgaben!

Gut bedient.

Ein Hinkender und Buckliger begegnen ſich
Und Jener ruft: „Haſt Du im Ränzel Neues,
So ſey geſcheidt, mein Holder, und verſtreu' es!“
D'rauf ſprach der Bucklige: „Verſchone mich,
Laſſ' ohne Spott auf gradem Weg mich wandern;
Denn alles Neue kennſt Du ſicherlich:
Du gehſt von einer Seite zu der andern!“

⁂

Nicht ſchonungslos benimm im Spotte Dich,
Hat Jeder doch wohl Hinkendes an ſich!

Ein öffentliches Verlöbniß ſteht weit zurück hinter dem erſchlichenen Stelldichein. Die Beſorgniß der Entdeckung, der Gedanke: was wagſt Du jetzt? — grade das ſpornt den Reiz der Liebe bis zum regſamſten Entzücken; das Vergnügen der Furcht ſteigert dann den Genuß. Und worin begründet ſich die Leidenſchaft der Spieler? — im Vergnügen der Furcht und in ihrer Spannung. — Woher rührt unſere Theilnahme an Erzählungen von Schlachten, Schiffbrüchen, Raub und Mordanfällen? — vom Vergnügen der Furcht. Weshalb hört Mancher Geſpenſtergeſchichten am liebſten, wenn es dunkelt, oder um Mitternacht? Doch nur weil das Schauerliche des Dunkels und die verrufene Zeit das Vergnügen der Furcht erhöhen. Bei Tage wecken Spukgeſchichten nicht halb ſo viel Theilnahme. Ja, ſelbſt die Begierde, Unglücksfälle, ge-

Junius 1858.

Alter. Mai.

Dienſt.	1	Nicomedes	♒	♅ in ♊. ☿ iſt auch in ſeiner	20 Franziska
Mittw.	2	Marquard	♒	größt. weſtl. Ausw. am 7. in	21 Prudens
Donn.	3	**Frohnl.**	♒	Erasmus. dieſ. Mon. nicht	22 **Frohnl.**
Freit.	4	Ulrike	♓	🌗 9. 15′ N. ☾☊. ſichtb. ♀	23 Deſiderius
Sonn.	5	Bonifacius	♓	bleibt den ganzen Mon.	24 Eſiber

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	6	1. n. **Trin.**	♈	Benigna. nicht länger als	25 **1. n. Tr. U.**
Mont.	7	Lucretia	♈	☿ größte weſtl. Ausw. ½ St.	26 Eduard
Dienſt.	8	**Medardus**	♉	als Abendſtern am Abendh.	27 Beda
Mittw.	9	Barnimus	♉	ſichtb. ♂ geht ſchon bei Tage	28 **Wilhelm**
Donn.	10	Onuphr.	♊	auf und ſteht zwiſchen 10½	29 Maximil.
Freit.	11	Barnabas	♊	🌑 3. 40′ N. ☾ Erdn. und	30 Wigand
Sonn.	12	Claudina	♋	8½ Uhr im Süden und	31 Petronella

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	13	2. n. **Trin.**	♋	Tobias. geht mit der **Mor-**	1 Jun. 2. n. **Tr.**
Mont.	14	Modeſtus	♌	gendämmerung unter. ♃ iſt	2 Marquard
Dienſt.	15	**Vitus**	♌	in dieſ. Mon. nicht ſichtbar,	3 Erasmus
Mittw.	16	Juſtina	♍	Ende des Mon. geht er mit d.	4 Ulrika
Donn.	17	Volkmar	♍	☾☋. Anf. d. Morgend. auf.	5 Bonifacius
Freit.	18	Pauline	♍	🌓 9. 8′ V. Schl. b. Belle-	6 Benigna
Sonn.	19	Gervaſius	♎	All. 1815. ♄ iſt bei An-	7 Lucretia

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petri 5.

Sonnt.	20	3. n. **Trin.**	♎	Raphael. bruch der Nacht	8 3. n. **Tr. M.**
Mont.	21	Jakobina	♏	☉ i. ♋. Somm.-Anf., längſt.	9 Barnimus
Dienſt.	22	Achatius	♏	Tag. noch am Weſth. ſichtb.,	10 Onuphr.
Mittw.	23	Baſilius	♐	♂ rechtl. Anf. 1½, Mitte	11 Barnabas
Donn.	24	**Joh. d. T.**	♐	Juni ¼ St., vom 18. kommt	12 Claudina
Freit.	25	Elogius	♐	🌕 ☾ Erdf. er in der Abend-	13 Tobias
Sonn.	26	Jeremias	♑	10. 7′ V. dämmer. nicht	14 Modeſtus

27. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	27	4. n. **Trin.**	♑	7 Schläfer. mehr zum **Vor-**	15 4. n. **Tr. V.**
Mont.	28	Leo P. †	♑	ſchein. ♅ wird als Stern 6ter	16 Juſtina
Dienſt.	29	**Petr. Paul**	♒	Größe auch in dieſ. **Monat**	17 Volkmar
Mittw.	30	Pauli Ged.	♒	von der Dämmer. verdeckt.	18 Pauline

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 4. Juni um 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 11. Juni kurz vor 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 18. Juni gegen 1 Viertel auf 10 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Sonnabend den 26. Juni nach 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 29. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 45 M.	8 Uhr 10 M.	7 St. 35 M.
11	16 40	3 39	8 20	7 20
21	16 46	3 38	8 24	7 14

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		1
12 8	Bei Tage	2
12 23		3
12 35		4
12 45		5
		☾
12 55		6
1 6		7
1 19		8
1 33		9
2 0	Abds.	10
2 38	9 6	11
3 36	10 8	12
		●
	10 48	13
[illegible]	[illegible]	[illegible]
Bei Tage	11 32	15
	11 46	16
	11 55	17
	Morg.	18
	12 5	19
		☽
	12 15	20
	12 26	21
	12 39	22
	12 58	23
Abds.	1 23	24
8 37	2 58	25
9 20	2 47	26
		○
9 52	Bei Tage	27
10 15		28
10 30		29
10 42		30

Schmerzliche Wahrheit.

Von Ort zu Orte wirſt Du ruhlos wandern,
Willſt offen beſſer ſeyn Du als die Andern;
Drum wer bei Tugend friedlich leben will,
Der übe ſie verborgen aus und ſtill.

Gemenge.

„Als der jüdiſche Banquier ** plötzlich anfing, die *** Actien zu verkaufen, ergriff die Börſe ein paniſcher Schreck!" ſo las man neulich in den Zeitungen. In jenem Satze liegen ſich die verſchiedenſten Religionen nah: Der jüdiſche Banquier jagt der chriſtlichen Börſe einen heidniſchen Schreck ein! Dabei muß man freilich ſämmtliche Börſenmänner für chriſtlich halten!

Großes und Gutes.

Nach Großem wirſt Du oft vergeblich ſtreben,
Dem Guten kannſt in jedem Kreis Du leben;
Laſſ' Gutes dann fürerſt nur recht gelingen,
Das Große wird es Dir von ſelber bringen.

wagte Unternehmungen, lebensgefährliche Springerkünſte mit anzuſehen, beweiſt ſie nicht für unſern Satz? Sogar das zarte weibliche Geſchlecht ſieht zu bei Entſetzlichem, und man hört da auch von Einer und der Andern: „Ich kann es nicht mehr mit anſehen!" — aber es geht doch Keine fort. Mit halbem Blick muß noch das Ende abgewartet werden, man bleibt, — gefeſſelt von dem Vergnügen der Furcht bis zum letzten Augenblick. Dann fällt wohl dieſe oder jene Schöne in Ohnmacht, vorher nicht, und es iſt zweifelhaft, ob es im Uebermaaß des Greulichen oder des Vergnügens der Furcht geſchieht. Genug, es wird wahr ſeyn, was „Kaſperl" in einem Puppenſpiel ſpricht:

„In Abenteuern ſoll's gefährlich ſeyn.
Ich fürchte mich — und will doch gern hinein!"

Julius 1858.

Alter. Junius.

Donn.	1 Theobald	♓	☾☊. ☿ geht zu ſeiner oberen	19 Gervaſius
Freit.	2 **M. Heimſ.***	♓	Conjunction mit der ☉ am	20 Raphael
Sonn.	3 Cornel	♈	8. Jul. u. bleibt in d. Mon. in	21 Jakobina

28 Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petri 3.

Sonnt.	4 5. n. **Trin.**	♈	☾ 7. 37′ V. Ulrich. ☉ Erdf.	22 5. n. **Trin.**
Mont.	5 Anſelm	♈	der Dämm. verborgen.	23 Baſilius
Dienſt.	6 Eſaias	♉	Die Sichtbarkeit der ♀ als	24 Joh d. T.*
Mittw.	7 Demetrius	♉	Abendſtern nimmt in dieſ.	25 Elogius
Donn.	8 Kilian	♊	☿ ob. ☌ ☉. **Monat** ab, An-	26 Jeremias
Freit.	9 Cyrillus	♊	♄ in ♌. fangs beträgt	27 7 Schläfer
Sonn.	10 7 Brüder	♋	● 10. 18′ N. ☾ Erdn. ſie	28 Leo P.

29 Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6

Sonnt.	11 6. n. **Trin.**	♋	Pius. 1, zuletzt ¾ St. ♂, der	29 6. **Tr. P. P.**
Mont.	12 Heinrich	♌	bei Tage aufgeht, ſteht wäh-	30 Pauli Ged.
Dienſt.	13 **Margar.**	♌	♀ ☌ ☾. rend d. Abenddämm.	1 Julius
Mittw.	14 Bonavent.	♍	☾☋. im Süd., geht anfangs	2 **Mar. H.***
Donn.	15 **Ap. Theil.**	♍	1, zul. ¼ St. vor Anfang der	3 Cornel
Freit.	16 Walter	♎	☽ **Morgendämmer.** unter.	4 Ulrich
Sonn.	17 Alexius	♎	9. 32′ N. ♃ fängt an ſich	5 Anſelm

30. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	18 7. n. **Trin.**	♏	Carolina. am **Morgenh.** zu	6 7. n. **Trin.**
Mont.	19 Ruth	♏	zeigen, am 11. Juli iſt er 1,	7 Demetrius
Dienſt.	20 Elias	♏	am Ende d. **Mon.** faſt 3 St.	8 Kilian
Mittw.	21 Daniel	♐	ſichtbar. ♄ kommt am 24. in	9 Cyrillus
Donn.	22 **Mar. M.***	♐	☾ Erdf. Zuſammenk. mit d.	10 7 Brüder
Freit.	23 Albertine	♑	Sonne und bleibt in dieſem	11 Pius
Sonn.	24 Chriſtine	♑	♄ ☌ ☉. ganzen **Mon.** in der	12 Heinrich

31 Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	25 8. n. **Trin.**	♑	Jakob.* Abd.- u. **Morgen-**	13 8. **Tr. M.**
Mont.	26 **Anna**	♒	○ 12. 57′ V. dämmerung	14 Bonavent.
Dienſt.	27 Berthold	♒	verborgen. ♅ kommt	15 **Ap. Theil.**
Mittw.	28 Innocenz	♓	☾☊. als Stern 6ter Gröſse	16 Walter
Donn.	29 Martha	♓	auch in dieſem **Monate**	17 Alexius
Freit.	30 Beatrix	♓	wegen der hellen Dämme-	18 Carolina
Sonn.	31 Germanus	♈	rung nicht zum Vorſchein.	19 Ruth

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 4. Juli nach halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 10. Juli gleich nach 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond.
Sonnabend den 17. Juli gleich nach halb 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Montag den 26. Juli kurz vor 1 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden haben Faſten, Zerſtörung Jeruſalems am 20. Juli.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 41 M.	3 Uhr 43 M.	8 Uhr 24 M.	7 St. 19 M.
11	16 27	3 51	8 18	7 33
21	16 3	4 4	8 7	7 57

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
Abds.				
10	53	[illegible]		1
11	3			2
11	12			3
11	24			4
11	38			5
11	58			6
Morg.				7
12	28			8
1	11	Abds.		9
2	24	8	41	10
3	52	9	13	11
		9	35	12
		9	50	13
[illegible]		10	2	14
		10	12	15
		10	22	16
		10	33	17
		10	46	18
		11	2	19
		11	25	20
		11	56	21
		Morg.		22
		12	41	23
Abds.		1	30	24
8	20	2	49	25
8	37	4	5	26
8	51			27
9	2	[illegible]	[illegible]	[illegible]
9	11	[illegible]		29
9	21			30
9	32			31

Höfliche Grobheit.

Der Welt Untergang war bekanntlich wieder einmal verkündigt für den 13. Juni 1857. Ein paar Monate früher ſagte ein Barbier ſehr ängſtlich zu einem ſeiner Kunden: „Ja, man verſichert mit glaubwürdigen Zeugniſſen, es ſey richtig: zuvor ſtirbt alles Vieh am 10. Juni, erſt am 12. ſterben alle Menſchen“ — in dem Augenblick ſprach der eben Eingeſeifte dazwiſchen: „Ei, das brachte mich in Verlegenheit, denn wer ſollte mich denn am elften raſiren?“

Scheu vor Wahrheit.

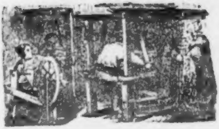
Als im Jahr 1817 das neue Schauſpielhaus in Leipzig unter Dach war, ſprach von den Sparren herab ein Schauſpieler die von dem geſchätzten A. Mahlmann gedichtete Rede, an der man ihm aber die folgenden Verſe geſtrichen hatte:

„Auch Tanz und Oper mit Baß und Diskant —
Das finden ſo Viele vor Allem ſcharmant;
Das Seufzen in Cadenzen, das Sterben in Trillern,
Von Mozart, von Gluck, von Paer und von Miller'n,
Das gehet den Meiſten über Shakſpear' und Schiller'n.“

Es iſt eine Wahrheit, die immer deutlicher geworden, und daß man ſie wegſtrich — das beweiſt, wie treffend ſie ſchon damals war.

„Was iſt der Menſch parteiiſch!“

Dieſe in unſerer zwieträchtigen Zeit oft vorkommmende Ausrufung ſagt nicht ſelten nur: „Denkt euch, er unterſteht ſich anders zu denken als wir!“ Das unterſtehen ſich aber Viele nicht, iſt von einer Begebenheit oder von einer geiſtigen Beſtrebung die Rede, wobei ſich eine Mehrheit im erſten Augenblick mit Gunſt oder Ungunſt ausſpricht. Da verſchweigen die Einzelnen ihre andre Meinung, wohl gar eine entſchiedene Wahrheit, wieder aus Selbſtſucht: denn es geſchieht in der Furcht, man könne hier oder dort an Gönnerſchaft verlieren oder irgendwie in unangenehme Berührung kommen. Wie wohl es der Bruſt thut, wenn ein friſches freies Wort heraus iſt, das lernen nur Wenige kennen und nicht Wenige verlieren zuletzt alles Gefühl dafür in



32. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	1	9. n. **Trin.**	♈	Petr. Kett. ☿ iſt bis Ende	20	9. n. **Trin.**
Mont.	2	**Portiunc.**	♉	☾ 3. 14′ N. Auguſt nicht	21	Daniel
Dienſt.	3	Auguſt	♉	ſichtbar, ſelbſt nicht zur	22	**M. Mgd.°**
Mittw.	4	Perpetua	♊	Zeit ſeiner gr. öſtl. Ausw.	23	Albertine
Donn.	5	**Dominicus**	♊	am 18. Auch in d. Mon. ver-	24	Chriſtine
Freit.	6	**Verkl. Chr.**	♋	ringert ſich die Dauer der	25	**Jakob °**
Sonn.	7	Donatus	♋	☾ Erdn. Sichtbarkeit der ♀	26	**Anna**

33. Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	8	10. n. **Tr.**	♌	Ladislaus. als Abendſtern.	27	10. n. **Tr.**
Mont.	9	**Romanus**	♌	● 5. 47′ V. Anfangs	28	Innocenz
Dienſt.	10	**Laurenz °**	♍	☾☋. beträgt ſie ¾, zu-	29	Martha
Mittw.	11	Titus	♍	letzt etwas mehr als ¼ St.	30	Beatrix
Donn.	12	Clara	♎	♂ iſt nach d. Ende d. Abend-	31	Germanus
Freit.	13	Hildebrand	♎	dämm. etwa 1½ St. ſichtbar,	1	**Aug. P. K.**
Sonn.	14	Euſebius	♎	er geht zwiſchen 9½ und 10¹	2	Portiunc.

34. Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	15	11. n. **Tr.**	♏	**Mar. Himm.** ♂ in ♐. Uhr	3	11. n. **Tr.**
Mont.	16	Iſaak	♏	☽ 12. 36′ N. unter. ♃ iſt	4	Perpetua
Dienſt.	17	Bertram	♐	immer längere Zeit des	5	**Dominicus**
Mittw.	18	Emilia	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. Morg. am	6	**Verkl. Chr.**
Donn.	19	Sebald	♐	☾ Erdf. Morgenh. zu ſehen,	7	Donatus
Freit.	20	**Bernhard**	♑	Anfangs 3, zul. faſt 6 St.	8	Ladislaus
Sonn.	21	Anaſtaſius	♑	♄ iſt bis zum 11. in d. Mor-	9	Romanus

35. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	22	12. n. **Tr.**	♒	Oswald. gendämmer. ver-	10	12. **Tr. L.°**
Mont.	23	Zachäus	♒	borgen, dann zeigt er ſich	11	Titus
Dienſt.	24	**Barthol. °**	♒	○ 3. 5′ N. Unſichtb. ☾F.	12	Clara
Mittw.	25	Ludwig	♓	☾☊. am Morgenh., ſo	13	Hildebrand
Donn.	26	Irenäus	♓	daß er Ende d. M. faſt 2 St.	14	Euſebius
Freit.	27	Gebhard	♈	dort zu ſehen iſt. ♅ geht vor	15	**Mar. Him.**
Sonn.	28	Auguſtin	♈	Mitternacht auf u. kann an-	16	Iſaak

36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	29	13. n. **Tr.**	♉	**Joh. Enth.** fangs 2, zuletzt	17	13. n. **Tr.**
Mont.	30	Benjamin	♉	☾ 5½ St. am Morgenh. ge-	18	Emilia
Dienſt.	31	Rebecca	♊	9. 10′ N. ſehen werden.	19	Sebald

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 2. Auguſt um 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Montag den 9. Auguſt gleich nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 16. Auguſt nach halb 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 24. Auguſt bald nach 3 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Dienſtag den 31. Auguſt kurz vor 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	15 St.	31 M.	4 Uhr	20 M.	7 Uhr	51 M.	8 St.	29 M.
11	14	56	4	36	7	32	9	4
21	14	19	4	51	7	11	9	41

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
9	44	Bey Tage		1
10	1			2
10	25			3
11	3			4
11	59			5
Morg.				6
1	18	Abds.		7
				✡
2	51	7	37	8
4	26	7	54	9
Bey Tage		8	8	10
		8	19	11
		8	29	12
		8	40	13
		8	51	14
				✡
		9	6	15
		9	26	16
		9	55	17
		10	34	18
		11	28	19
		Morg.		20
		12	35	21
				✡
Abds.		1	49	22
6	50	3	7	23
7	11	4	25	24
7	21	Bey Tage		25
7	30			26
7	40			27
7	52			28
				✡
8	7			29
8	26			30
9	0			31

Zum Merkbuch.

Mit Vorbehalt und Hinterhalt bringt man auch das Gehaltvollſte ganz außer Halt.

Man klagt jetzt über zuviel Erfindungen, die freilich mitunter nur Marktſchreierei ſind; unſern dramatiſchen Dichtern thäte es aber jedenfalls noth, daß Phantaſie und Gemüth erſt wieder erfunden würden.

Der Tag eines Müßiggängers iſt nichts Anderes als eine ſchlafloſe Nacht.

Glaubenswirkung.

Des Glaubens Spur
Führt uns durch ird'ſche Zeit
Hin zu der Sicherheit:
Der Tod ſey nur
Ende der Sterblichkeit.

Arges Gebet.

Ein Herzog von Würtemberg fragte einſt die Badhalter in Göppingen: „Was macht Ihr im Winter, wenn keine Badegäſte hier ſind?“ — Sie antworteten: „Wir beten, daß es recht viel Kranke, Krumme und Lahme geben ſoll, damit wir im Sommer wieder reichliche Nahrung haben mögen.“

ſteter Beklommenheit und Rückhaltung. Sie drehen und legen dann ihre Aeußerungen wie eine Schale um den Kern, und man möchte ihnen das Sprüchwort zurufen: „Wer Wahrheit ſprechen will, muß ſich ſein Wörterbuch nicht vom Teufel borgen!“ — Ganz richtig, aber wer es mit der Wahrheit hält, der findet Tauſende, die ihn theils nicht verſtehen, theils nicht verſtehen wollen, ihm aber ſämmtlich nachſagen: „Was iſt der Menſch parteiiſch!“

Ausſprüche.

Iſt es zu verwundern, wenn der Verſtändige jeden Anblick von Eitelkeit und Pracht verſchmäht? wenn er die Einfachheit, den wahren Charakter der Größe, in den

September 1838.

Alter. Auguſt.

Mittw.	1	**Aegidius**	♊	☿ bleibt als **Abendſtern** bis	20	**Bernhard**
Donn.	2	Rahel, Lea	♋	zu ſeiner unter. Conjunction	21	Athanaſ.
Freit.	3	Manſuetus	♋	mit der ⊙ am 14. Sept. in der	22	Oswald
Sonn.	4	Moſes	♌	☾ Erdn. **Dämm.** verborgen,	23	Zachäus

37. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	5	14. n. **Tr.**	♌	Nathanael. am 22. erſcheint	24	14. **Tr. B.**
Mont.	6	Magnus	♌	er ½ **St.** als **Morgenſt.** vor	25	Ludwig
Dienſt.	7	Regina	♍	● 3.8' N. Unſ. ⊙ F. ☾☋.	26	Irenäus
Mittw.	8	**Mar. Geb.**	♍	♅ rückg. der **Dämm.** am	27	Gebhard
Donn.	9	Bruno	♎	**Morgenh.**, am **Ende** d. **M.**	28	Auguſtin
Freit.	10	Soſthenes	♎	iſt er ¾ **St.** ſichtb. **Die Dauer**	29	**Joh. Enth.**
Sonn.	11	Gerhard	♏	der **Sichtbarkeit** der ♀ als	30	Benjamin

38. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	12	15. n. **Tr.**	♏	Ottilie. **Abendſtern** bleibt	31	15. n. **Tr.**
Mont.	13	Chriſtlieb	♐	ſich in d. **Mon.** faſt gleich u.	1	**Septbr. A.**
Dienſt.	14	† **Erhöh.**	♐	☿ unt. ☌ ⊙. beträgt etwas	2	Rahel, Lea
Mittw.	15	**Quat.** †	♐	☽ 6.10' V. Conſtant. über	3	Manſuetus
Donn.	16	Euphemia	♑	☾ Erdf. ½ **St.** **Auch** in	4	Moſes
Freit.	17	Lampert. †	♑	d. **Mon.** iſt ♂ anfangs wenig	5	Nathanael
Sonn.	18	Siegfried †	♒	über 1½, zul. 2 **St.** am **Weſth.**	6	Magnus

39. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	19	16. n. **Tr.**	♒	Januar. **ſichtb.** ♃, der an-	7	16. n. **Tr.**
Mont.	20	Friederike	♒	fangs nach 10, am **Ende** um	8	**Mar. Geb.**
Dienſt.	21	**Math. E.** *	♓	☾☊. 8½ **U. Ab.** aufgeht, iſt	9	Bruno
Mittw.	22	Moritz	♓	zuerſt 6, zul. 8½ **St.** ſichtb.	10	Soſthenes
Donn.	23	Joel	♈	○ 4.13' **V.** ⊙ i. ♎. Hrbſt-A.	11	Gerhard
Freit.	24	**J. Empf.**	♈	Tag u. Nacht gl. ♄ geht	12	Ottilie
Sonn.	25	Kleophas	♉	immer früher auf u. iſt auf. 2,	13	Chriſtlieb

40. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	26	17. n. **Tr.**	♉	Cyprian. zul. über 4 **St.** am	14	17. **Tr.** † **E.**
Mont.	27	Cosm. u. D.	♉	**Morgenh.** ſichtb. ♅ iſt auf.	15	Conſtantia
Dienſt.	28	Wenzel	♊	5½, zul. 8½ **St.** am **Morgenh.**	16	Euphemia
Mittw.	29	**Michael** *	♊	☾ ☾ Erdn. himmel ſichtbar.	17	**Quatemb.**
Donn.	30	Hieronym.	♋	2.45' **V.** ☿ gr. weſtl. Ausw.	18	Siegfried

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 7. September gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Mittwoch den 15. Sept. kurz vor 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 23. Sept. kurz vor 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens der volle Mond.
Donnerſtag den 30. Sept. um 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5619ten Jahres am 9. und 10., Faſten Gedaljah am 12., ihr Verſöhnungsfeſt am 18., Laubhüttenfeſt am 23. u. 24., ihr Palmenfeſt am 29., Laubhütten-Ende am 30. September.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 36 M.	5 Uhr 11 M.	6 Uhr 47 M.	10 St. 24 M.
11	12 56	5 28	6 24	11 4
21	12 16	5 44	6 0	11 44

☾Afg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Abds.		
9 48		1
10 58	Erdnähe	2
Morg.		3
12 23		4
		●
1 55		5
3 27		6
4 56	Abds.	7
	6 36	8
	6 46	9
	6 58	10
	7 11	11
		☽
Erdferne	7 29	12
	7 54	13
	8 29	14
	9 17	15
	10 19	16
	11 30	17
	Morg.	18
		○
	12 47	19
	2 5	20
	3 24	21
Abds.	4 42	22
5 49	6 2	23
6 0		24
6 15	Erdnähe	25
		☾
6 34		26
7 3		27
7 45		28
8 47		29
10 7		30

Frage.

„Ich folge der Natur!“ rief ein Laſterhafter. — „Wie, gehört das Gewiſſen nicht auch zur Natur?“ fragte ein Offenherziger, und Jener verſtummte.

Muſterrede für Allzuunterthänige.

Gnädigſter, Deine begnadende Gnade begnadige gnädigſt Deinen knechtiſch in Knechtsknechtſchaft verknechteten Knecht.

Erfolg.

Die neuen übermüthig ſtolzen Weltweiſen rufen aus: es giebt keinen Gott! Was thut nun Gott? Er erlaubt ihnen, ſich ihr ganzes Leben damit abzuquälen, es nicht beweiſen zu können.

Verdienter Spott.

Der franzöſiſche Tänzer Veſtris nannte ſich ſelbſt den „Gott des Tanzes.“ Eine ſeiner künſtlichſten Stellungen war das Stehen auf einem Fuße, während er den andern ſchwebend und die Arme ausgeſtreckt hielt. Ein Zerrbild-Zeichner zeigte ihn in dieſer Lieblingsſtellung, neben ihm eine Gans, auf einer Pfote ſtehend, die andere ſammt dem Flügel hinterwärts ausſtreckend, und die Unterſchrift war: „Die Gans macht's beſſer als der Gott.“

Künſten ſowohl, als den Sitten liebt? Was bedarf er der gemachten und erkünſtelten Sitten der Tagesmenſchen? Seine Geſellſchaft ſind die großen Männer aller Zeiten. Mercier.

Ohne das Verdienſt des Herzens mögen wir noch ſo hoch ſteigen, unſre Höhe iſt doch nur der Galgen unſres Namens. Young.

Wenn mich die Wiſſenſchaft nicht mir ſelbſt und der Welt nützlicher macht, ſo iſt ſie nichts mehr als eine Luſt des Verſtandes oder des Gedächtniſſes. Schröckh.

Oktober 1858.

Alter. September.

Freit.	1	Remigius	♋	♂ in ♑. ☿ ist am 1. Okt. ¾ St.	19	Januar
Sonn.	2	Vollrad	♌	am Morgenh. vor Anfang d.	20	Friederike

41 Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	3	18. T. Erlf.	♌	Ewald. **Dämmer. sichtbar,**	21	**18. T. M. E.**
Mont.	4	**Franz**	♍	☾☋. ♀ gr. östl. Ausw. am 8.	22	Moritz
Dienst.	5	Fides	♍	noch ¼ St. lang, den 15. geht	23	Joel
Mittw.	6	Charitas	♎	er mit Anf. d. Morgend. auf.	24	**Joh. Empf.**
Donn.	7	Spes	♎	🌑 3. 0′ V. **Die Sichtbar-**	25	Kleophas
Freit.	8	Ephraim	♏	**keit der ♀ als Abend-**	26	Cyprian
Sonn.	9	**Dionysius**	♏	♃ rückg. **stern nimmt in dies.**	27	Cos. u. D.

42 Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	10	19. n. **Tr.**	♏	Amalia. **Mon. wieder zu,**	28	19. n. **Tr.**
Mont.	11	**Burchard**	♐	♀☌☾. **sie wird Ende Okt.**	29	**Michael** *
Dienst.	12	Ehrenfried	♐	**¾ St. am Abendh. im hellsten**	30	Hieronym.
Mittw.	13	Kolomann	♑	☾ Erdf. **Lichte glänzen.** ♂	1	**Oktober**
Donn.	14	Wilhelm.	♑	**verweilt Anfangs Okt. 2,**	2	Vollrad
Freit.	15	**Kön. Geb.**	♑	🌓 1. 30′ V. Hedwig *. **am**	3	Ewald
Sonn.	16	**Gallus**	♒	**Ende fast 3 Stund. am**	4	**Franz**

43 Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	17	20. n. **Tr.**	♒	Florentina. **Abendh. ♃, der**	5	20. n. **Tr.**
Mont.	18	**Luc. Ev.** *	♓	☾☊. **Schl. bei Leipzig 1813.**	6	Charitas
Dienst.	19	Ptolem.	♓	**rückg. geworden ist, geht im-**	7	Spes
Mittw.	20	Wendelin	♓	**mer früher auf, Ende Okt.**	8	Ephraim
Donn.	21	Ursula	♈	**schon vor 7 U. Ab. u. glänzt**	9	**Dionysius**
Freit.	22	Cordula	♈	🌕 4. 13′ N. **die ganze**	10	Amalia
Sonn.	23	Severus	♉	♀ gr. Glanz. **Nacht. ♄**	11	**Burchard**

44 Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	24	21. n. **Tr.**	♉	Salomo. **geht in der letzten**	12	21. n. **Tr.**
Mont.	25	Adelheid	♊	☾ Erdn. **Hälfte d. Mon. vor**	13	Kolomann
Dienst.	26	Amandus	♊	**Mittern. auf u. bleibt über**	14	Wilhelmin.
Mittw.	27	Sabina	♋	**7 St. sichtb. ♄ steht um 3 U.**	15	Hedwig *
Donn.	28	**Sim. J.** *	♋	**Morg. im Süd., geht bei Tage**	16	**Gallus**
Freit.	29	Engelhard	♌	🌗 9. 27′ V. **auf und ist die**	17	Florentina
Sonn.	30	Hartm. †	♌	☿ ob. ☌ ☉. **ganze Nacht**	18	**Luc. Ev.** *

45 Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	31	22. n. **Tr.**	♍	Wolfgang. ☾☋. **sichtbar.**	19	22. n. **Tr.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 7. Oktober um 3 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 15. Oktober nach halb 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 22. Oktober gleich vor 1 Viertel auf 5 Uhr Nachm. der volle Mond.
Freitag den 29. Oktober kurz vor halb 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Die Juden feiern die Geſetzfreude am 1. Oktober.

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 35 M	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 36 M.	12 St. 25 M.
11	10 55	6 18	5 14	13 5
21	10 15	6 36	4 52	13 45

☾Aufg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Abds.	B	
11 36	e	1
Morg.	i	2
		✱
1 5	T	3
2 33	a	4
3 57	g	5
5 19	.	6
6 40	Abds.	7
	5 17	8
	5 33	9
		✱
	5 56	10
B	6 26	11
e	7 9	12
i	8 5	13
	9 13	14
T	10 27	15
a	11 43	16
g		✱
.	Morg.	17
	1 1	18
	2 19	19
	3 37	20
	4 59	21
Abds.	6 23	22
4 38		23
		✱
5 4	B	24
5 42	e	25
6 39	i	26
7 55	T	27
9 24	a	28
10 52	g	29
Morg.	.	30
		✱
12 19		31

Aus einem alten Buche.

In einem alten Volksbuche: „Der Teufel aller Orten“, findet ſich folgendes Geſpräch als Vorrede: „Wer giebt die Geſetze?“ — „Der Mächtige.“ — „Wer befolgt ſie?“ — „Der Machtloſe.“ — „Wer umgebt ſie?“ — „Wer da will.“ — „Wer will?“ — „Wer da kann!“ — Wir wünſchen, daß mit der Hölle auch dieſe Schlußfolge verfallen ſeyn möge!

Nicht ohne Grund!

Fräulein (einen Unverſchämten abwehrend).
Mein Herr, was unterſtehen Sie ſich?

Der junge Herr.
Ei, Sie leſen franzöſiſche Romane verfänglichſten Inhalts, da glaubt' ich, Alles wagen zu können!

Ein Ausſpruch von Swift.

„Jeder Weiſe, der nicht Rath annimmt, jeder Große, der nicht Talente ſchätzt, jeder Reiche, der nicht freigebig iſt, jeder Arme, der nicht nach Arbeit ſtrebt, iſt ein unnützes und gefährliches Glied der Geſellſchaft.“

Anagramm (Buchſtabenwechſel).

In den Worten „revolution française“ bilden 15 Buchſtaben in anderer Ordnung die Worte: „un corse la finera“, es bleibt aber das königliche „veto“ übrig.

Nur was die Seele ſich bewahrt iſt des Strebens würdig! Sammle Schätze, die kein Sturm verweht, kein Feuer verzehrt, kein Meer verſchlingt, die, ein unzerſtörbar Gut, ſelbſt im Tode Dich nicht verlaſſen. **Neuffer.**

Mitgefühl einer Lerche.

Der im Jahre 1805 in Wien verſtorbene Lederhändler Minnert, leidenſchaftlicher Liebhaber von Singvögeln, hatte deren ſehr viele. Man vermißte faſt keinen der bei uns heimiſchen Singvögel, und Minnert fütterte ſie täglich ſelbſt. Am Abend ſeines

November 1858

Alter. Oktober.

Mont.	1 **All. Heil.**	♍	☿ kommt von ſeiner oberen	20	Wendelin
Dienſt.	2 **All. Seel.**	♎	Zuſammenk. mit der ☉ her	21	Urſula
Mittw.	3 Gottlieb	♎	u. iſt den ganz. Mon. in der	22	Cordula
Donn.	4 Charlotte	♎	Dämm. verborg. ♀ bleibt in	23	Severus
Freit.	5 Erich	♏	🌑 5. 42′ N. dieſ. M. ¾ St.	24	Salome
Sonn.	6 Leonhard	♏	am Abendh. und zwar	25	Adelheid

46. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	7 23. n. **Tr.**	♐	Erdmann. in den erſten Ta-	26	23. n. **Tr.**
Mont.	8 Claudius	♐	gen mit glänzendem Lichte	27	Sabina
Dienſt.	9 Theodor	♐	♀☌☾. ſichtb. Die Dauer d.	28	**Sim. J.** *
Mittw.	10 Mart. P.	♑	☾Erdf. Sichtbarkeit des ♂	29	Engelhard
Donn.	11 **Martin B.**	♑	♂ in ♓. am Weſth. nimmt	30	Hartmann
Freit.	12 Kunibert	♒	🌓 in dieſ. Mon. zu, er iſt	31	Wolfgang
Sonn.	13 Eugen	♒	9. 36′ N. anfangs 3, zu-	1	**Nov. A. H.**

47. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	14 24. n. **Tr.**	♒	Levin. letzt länger als 3½	2	24. **Tr. A. S.**
Mont.	15 Leopold	♓	☾☊. St. ſichtbar. ♃ geht zu	3	Gottlieb
Dienſt.	16 Ottomar	♓	ſeinem ☍ mit der ☉, er geht	4	Charlotte
Mittw.	17 Hugo	♈	in d. letzt. Hälfte d. Mon. bei	5	Erich
Donn.	18 Gottſchalk	♈	Tage auf u. glänzt die ganze	6	Leonhard
Freit.	19 Eliſabeth	♉	Nacht. ♄ ſteht am Ende des	7	Erdmann
Sonn.	20 Edmund	♉	Mon. vor Tagesanbruch im	8	Claudius

48. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	21 25. n. **Tr.**	♊	🌕 3. 18′ V. M. Opf. Feierz.	9	25. n. **Tr.**
Mont.	22 Erneſtine	♊	☾Erdn. Ged. d. O. Süd.,	10	Mart. P.
Dienſt.	23 Clemens	♋	er geht anfangs um 10½, zu-	11	**Mart. B.**
Mittw.	24 Lebrecht	♋	♄ rückg. ⛢☍☉. letzt bald	12	Kunibert
Donn.	25 **Katharina**	♌	nach 8½ U. Ab. auf, u. glänzt	13	Eugen
Freit.	26 Konrad	♌	🌗 die Nacht hindurch. ⛢	14	Levin
Sonn.	27 Loth	♍	6. 28′ N. ☾☋. kommt	15	Leopold

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	28 1. **Advent**	♍	Günther. am 24. in ☍ mit d.	16	26. n. **Tr.**
Mont.	29 Noah	♍	☉, wo er um Mitternacht	17	Hugo
Dienſt.	30 **Andreas** *	♎	ihr gegenüber im Süd. ſteht.	18	Gottſchalk

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. November kurz vor 3 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 13 November nach halb 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 21. Nov. gleich nach 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonntag den 27. November gleich vor halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 32 M.	6 Uhr 57 M.	4 Uhr 29 M.	14 St. 28 M.
11	8 57	7 15	4 13	15 3
21	8 25	7 33	3 58	15 35

☾Afg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Morg.		
1 42		1
3 3		2
4 22		3
5 42		4
7 1	Abds.	5
	3 59	6
	4 26	7
	5 4	8
	5 56	9
	6 59	10
	8 10	11
	9 25	12
	10 41	13
	11 56	14
	Morg.	15
	1 12	16
	2 30	17
	3 52	18
	5 19	19
Abds.	6 51	20
3 35		21
4 26		22
5 37		23
7 4		24
8 37		25
10 7		26
11 31		27
Morg.		28
12 52		29
2 11		30

Dr. Janus Gruterus und der Kanzler.

Kanzler. Was haltet Ihr vom Macchiavell, Herr Doktor? Iſt's nicht eine Schand' mit ſolchen Lehren von Pfiffen und Ränken?

Gruterus. Sünd' und Schand'!

Kanzler. Da wären wir alſo übereinſtimmend!

Gruterus. Ja, ich ſchelt' den Macchiavell, weil ſich's nach Recht ſchickt, daß ihn Jedermann ſchilt, wonach wir dann aber meiſt Alle nach ihm thun.

Zum Merkbuch.

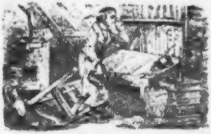
In der Wüſte ertönt der Ruf des Propheten vergebens, aber ſie füllt ſich, ertönt wüſtes Geſchrei dort, gewiß mit Volk.

Man glaubt gar nicht, welch eine Menge Menſchen an Augenkrankheit leidet! Unter Zehen giebt's kaum Einen, der die Dinge von der rechten Seite, oder überhaupt ſieht.

„Sein Kopf ſchläft auch ohne Bett“, ſagte man im deutſchen Mittelalter von einem verſtandloſen Menſchen, was in Wahrheit ſehr zart den Dummkopf bezeichnet.

Sterbetages wurde ſein Leichnam auf ein Brett gelegt in einer Kammer, in welcher ſich mehrere der Singvögel befanden. Am frühen Morgen ging der Sohn des Verſtorbenen an der verſchloſſenen Kammer vorüber, und hörte eine Lerche ungewöhnlich laut ſchmetternd ſingen in merklicher Entfernung von ihrem am Fenſter ſtehenden Käfig. Er öffnete die Thür und ſah bei dem Hereintreten die Lerche auf dem Kopfe ihres verſtorbenen Ernährers ſitzen, wo ſie noch kurze Zeit ununterbrochen ſang, bis ſie todt hinfiel. Er unterſuchte den Käfig und konnte wahrnehmen, daß ſich der Vogel gewaltſam durch das Drahtgitter gedrängt und dabei mit Verluſt von Federn ſich blutrünſtig geritzt hatte, was auch einige auf der Stirn des Leichnams ſichtbare Tröpfchen Blut beſtätigten.

Dezember 1858.



Alter. November.

Mittw.	1 Arnold	♎	☿ iſt auch in dieſ. **M. zur Zeit**	19 **Eliſabeth**
Donn.	2 Candida	♏	♀☌☿. ſeiner gröſsten öſtl.	20 Edmund
Freit.	3 Caſſian	♏	**Ausw. nicht ſichtb.** ♀ geht	21 **Mar. Opf.**
Sonn.	4 **Barbara**	♐	zu ihrer unter. Zuſammenk.	22 Erneſtine

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	5 2. **Advent**	♐	🌑 11. 3' V. Abigail.	23 27. **n. Tr.**
Mont.	6 **Nicolaus**	♐	mit der ☉ am 13. Dez.	24 Lebrecht
Dienſt.	7 Antonia	♑	♂ verweilt immer noch nahe	25 **Katharina**
Mittw.	8 **Mar. Empf.**	♑	☾ Erdf. an 4 Stunden am	26 Konrad
Donn.	9 Joachim	♒	**Weſth. nach dem Ende der**	27 Loth
Freit.	10 Judith	♒	**Abenddämm.** ♃ **kommt am**	28 Günther
Sonn.	11 Waldemar	♒	♂☌☾. 18. in ☍ mit der ☉,	29 Noah

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	12 3. **Advent**	♓	Epimachus. ☾☊. wo er um	30 **1. Adv. A.**
Mont.	13 **Lucia**	♓	🌓 4. 22' N. ☿ gr. öſtl. A. ♀	1 **Dezember**
Dienſt.	14 Iſrael	♈	unt. ☌☉. **Mittern.** ihr	2 Candida
Mittw.	15 **Quat.** †	♈	Johanna. gegenüber im Sü-	3 Caſſian
Donn.	16 Ananias	♈	den ſteht u. die ganze Nacht	4 **Barbara**
Freit.	17 Lazarus †	♉	glänzt. ♄ geht nach d. Ende	5 Abigail
Sonn.	18 Chriſtoph †	♉	♃☍☉. der Abendd. auf u.	6 **Nicolaus**

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	19 4. **Advent**	♊	Manaſſe. glänzt die Nacht	7 2. **Advent**
Mont.	20 Abraham	♊	🌕 2. 0' N. hindurch.	8 **Mar. Empf.**
Dienſt.	21 **Th. Ap.**	♋	☾ Erdn. ♂ in ♓. **Den**	9 Joachim
Mittw.	22 Beata	♋	☉ in ♑. Wint.-A., kürzſt. T.	10 Judith
Donn.	23 Ignaz	♌	♄ wird v. ☾ bed. **Anfang** ſei-	11 Waldemar
Freit.	24 Adam, E. †	♌	☾☋. ner **Bedeckung durch**	12 Epimach.
Sonn.	25 **H. Chriſtf.**	♍	den ☾ kann man nach 10 U.	13 **Lucia**

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	26 **n. Chriſtf.**	♍	**Stephan. Morg. mit bewaff.**	14 3. **Advent**
Mont.	27 **Joh. Ev.**	♎	🌗 6. 32' V. **Auge ſehen.**	15 Johanna
Dienſt.	28 **Unſch. K.**	♎	♅ iſt die ganze **Nacht** am	16 Ananias
Mittw.	29 Jonathan	♏	**beſten in dieſ. Jahre ſichtb.**,	17 **Quatemb.**
Donn.	30 David	♏	er ſteht **zwiſchen** 11 u. 9 U.	18 Chriſtoph
Freit.	31 Sylveſter	♏	☉ Erdn. **Abends im Süden.**	19 Manaſſe

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 5. Dezember gleich nach 11 Uhr Vormittags der neue Mond.
Montag den 13. Dezember nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Montag den 20. Dezember um 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 27. Dezember gleich nach halb 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 2., Faſten, Belagerung Jeruſalems am 17. Dezember.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 0 M.	7 Uhr 49 M.	3 Uhr 48 M.	16 St. 0 M.
11	7 42	8 3	3 44	16 18
21	7 36	8 10	3 46	16 24

☾Afg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
Morg.		
3 29		1
4 45	N. M.	2
6 6		3
7 23	Abds.	4
		*
	3 2	5
	3 49	6
	4 49	7
[illegible]	5 58	8
	7 11	9
	8 26	10
	9 40	11
		*
	10 54	12
	Morg.	13
	12 9	14
	1 26	15
	2 48	16
	4 14	17
	5 46	18
		*
Abds.	7 16	19
3 9	8 35	20
4 32		21
6 7		22
7 42	[illegible]	23
9 13		24
10 38		25
		*
11 59		26
Morg.		27
1 19		28
2 38		29
3 56		30
5 13		31

Eine Fabel von Peſtalozzi.

See und Fluß.

„Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbſt!“ flüſterte der ſtolze See. „Und ich fließe in ewiger Freiheit in's Weltmeer!“ rauſchte der ſtolze Fluß. — Kann denn der See fließen oder der Fluß ſtill ſtehen?

Die Quadratur des Zirkels.

In einer Geſellſchaft fragte die Wirthin des Hauſes bei dem Geſpräch über die vielgeſuchte Quadratur des Zirkels: „Was iſt das?“ und ein Stutzer antwortete mit Selbſtgefälligkeit: „Es iſt der Beweis, daß auch alles Viereckige rund iſt!“ — Ein recht zeitgemäßer Beweis!

Gebanntes Glück.

Aller Menſchen Wiſſen hat noch nicht erklärt:
Wie und wo das Leben zeiget echten Werth;
Nie auch führte Denken zu des Glückes Spur:
Höchſtes wohnt im Ahnen, in der Sehnſucht nur;
So für ewig ſagen Wiſſen und Verſtand:
Daß in unſerm Glauben unſer Glück gebannt.

Lebensanſicht von Jean Paul.

Nicht Genießen, ſondern Heiterkeit iſt unſre Pflicht, und ſey unſer Ziel. In einer Seele voll Unmuth und Verdruß erſtickt die dumpfe ſchwere Luft alle geiſtigen Blüthen und den ſittlichen Wuchs. Der ſüßen Wehmuth, dem Mitſchmerze öffne ſich das Herz, aber nicht dem kalten Mißmuth und dem Niedergeſchlagenſeyn, ſo wie die Blume zwar vor dem Thau offen bleibt, ſich aber vor dem Regen zuſchließt. Das Uebelſeyn iſt ſo wenig, das Wohlſeyn ſo ſehr unſerer Natur zugehörig, daß wir bei gleichem Grade der Täuſchung nur die Täuſchung, welche gepeinigt, nicht die, welche erfreut hatte, bereuen.

Zeitrechnung des Jahres 1858.

Das gegenwärtige 1858ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1857 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 4. April, und in dem alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 23. März, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte nach dem alten Kalender auf dieſelben Tage fallen wie nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 10 Uhr 19 Minuten Nachts nach mittlerer Berliner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 6 Uhr 59 Minuten Abends. Der Herbſt am 23. September um 9 Uhr 9 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 2 Uhr 56 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde. Nur die erſte Mondfinſterniß und die erſte Sonnenfinſterniß iſt in unſern Gegenden ſichtbar.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partiale, wo der Mond zur Zeit der Mitte der Finſterniß 4 Zoll am ſüdlichen Rande verfinſtert wird. Sie tritt in den Nachtſtunden vom 27. auf den 28. Februar ein und iſt ihrem ganzen Verlaufe nach in Europa und Afrika ſichtbar, der Anfang wird auch in Aſien und Auſtralien, das Ende in Amerika geſehen werden. Der Anfang findet ſtatt am 27. Februar um 10 Uhr 3 Minuten Nachts. Die Mitte um 11 Uhr 7 Minuten. Das Ende am 28. Februar um 12 Uhr 11 Minuten.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige, die in den Nachmittagsſtunden des 15. März eintritt. Sie wird in ganz Europa, dem öſtlichen Theile von Nord-Amerika, dem nördlichen von Süd-Amerika, dem nordöſtlichen Theile von Afrika und dem weſtlichen von Aſien geſehen werden. In unſern Gegenden beträgt die Größe der Verfinſterung zwiſchen 9 und zehntehalb Zoll. Der Mond tritt am ſüdweſtlichen Rande in die Sonnenſcheibe ein. Wenn man dieſe ſich als das Zifferblatt einer Uhr vorſtellt und den höchſten Punkt der Sonnenſcheibe mit 12 bezeichnet, ſo wird der Eintritt in der Gegend von 20 Minuten erfolgen. Der Austritt des Mondes geſchieht an dem nordöſtlichen Rande in der Gegend von 52 Minuten. Der Anfang findet ſtatt am 15. März, um 12 Uhr 53 Minuten Nachmittags, das Ende um 3 Uhr 20 Minuten Nachmittags. Die Finſterniß erreicht in Berlin die Größe von 10 und ein zehntel Zoll.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine partiale, und trifft in den Nachmittagsſtunden des 24. Auguſt ein. Sie iſt ihrem ganzen Verlaufe nach in Auſtralien und dem ſüdlichen Theile von Aſien zu ſehen, der Anfang auch im ſüdweſtlichen Theile von Amerika und das Ende im öſtlichen Theile von Afrika.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine totale, und trifft in den Nachmittagsſtunden des 7. September ein. Sie wird in Mittel- und Süd-Amerika, auch einem kleinen Theile von Nord-Amerika und Afrika ſichtbar ſeyn.

In unſern Gegenden werden die beiden letzten Finſterniſſe nicht geſehen.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1858.

Neptun.

Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus ſeinem Standpunkte nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Sternbilde des Waſſermanns verändern, und ſteht am 16. September im Gegenſchein mit der Sonne um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden, nahe bei einem Sterne vierter Größe, der mit dem griechiſchen Buchſtaben φ im Sternbilde des Waſſermanns bezeichnet wird.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er verweilt die erſte Hälfte des Jahres im Zeichen des Stiers, tritt am 1. Juni in das Zeichen der Zwillinge, und verläßt dieſes nicht wieder. Im Anfange des Jahres iſt er noch rückgängig, wird aber am 2. Februar rechtläufig und ſteht dann nach halb 7 Uhr Abends im Süden. Bis zur Mitte des Aprils wird man ihn in der Abenddämmerung ſehen können. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 20. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im ganzen Juni und Juli verdeckt ihn, da er nur einem Sterne fünfter bis ſechster Größe an Helligkeit gleichkommt, die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge. Nachher, von Anfang des Auguſts an, wo er immer früher und früher aufgeht, iſt er am Morgenhimmel zu ſehen. Am 8. September wird er rückgängig, kommt am 24. November im 2ten Grade des Zeichens der Zwillinge in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht, und am beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig bis Ende des Jahres

Saturn

Saturn iſt am Anfange des Jahres rückgängig, und kommt am 13. Januar im 23ſten Grade des Zeichens des Krebſes in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht. Er bleibt rückgängig bis zum 23. März, wo er um halb 8 Uhr Abends im Süden ſteht. Bis in die zweite Hälfte des Juni wird man ihn noch am Abendhimmel erblicken. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und tritt am 9. Juli in das Zeichen des Löwen, und kommt am 24. Juli in Zuſammenkunft mit der Sonne. Er fängt erſt wieder in der Mitte des Auguſt an ſich am Morgenhimmel zu zeigen, geht dann immer früher und früher auf, und wird am 21. November rückgängig, wo er ſchon Morgens um 5 Uhr im Süden ſteht. Am 23. Dezember Morgens um 10 Uhr bedeckt ihn der Mond, doch wird nur mit guten Fernröhren und bei freiem Horizonte die Bedeckung zu beobachten ſeyn, da der Saturn eine Viertelſtunde nach dem Eintritte in Berlin untergeht.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen des Stiers und iſt ſoeben rechtläufig geworden. Er ſteht dann Abends um 7 Uhr im Süden. Ende März geht er ſchon um 10 Uhr Abends unter, und Ende April verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen. Er kommt am 18. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne, tritt am 26. Mai in das Zeichen der Zwillinge, und zeigt ſich gegen Ende Juni wieder am Morgenhimmel. Er geht dann immer früher und früher auf, wird am 9. Oktober rückgängig, und ſteht am 8. Dezember im 17ten Grade der Zwillinge in Gegenſchein mit der Sonne um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden. Er bleibt rückgängig bis zum Schluſſe des Jahres.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope,
Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia,
Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona,
Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea,
Atalante, Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Iſis.

Dieſe 42 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 38 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden, und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars.

Mars geht im Anfange des Jahres bald nach halb 2 Uhr Morgens auf, tritt am 7. Januar aus dem Zeichen der Wage in das des Scorpions und bleibt bis Anfang April rechtläufig. Am 31. März tritt er in das Zeichen des Schützen, wird am 9. April rückgängig, und kehrt bei der rückgängigen Bewegung am 29 April in das Zeichen des Scorpions zurück. Am 16. Mai kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht. Seine rückgängige Bewegung dauert bis zum 23. Juni. Er wird dann rechtläufig und tritt am 15. Auguſt von Neuem in das Zeichen des Schützen über. Er durchläuft daſſelbe bis zum 1. Oktober, kommt dann in das Zeichen des Steinbocks, am 11. Nov. in das Zeichen des Waſſermanns und am 21. Dezember in das der Fiſche. Bei ſeinem ſehr ſüdlichen Stande wird er im Auguſt und September nur etwa anderthalb Stunden am ſüdweſtlichen Himmel zu ſehen ſein. Am Ende des Jahres wird er nahe an 4 Stunden nach dem Ende der Abenddämmerung ſichtbar bleiben.

Venus.

Venus iſt in den erſten Tagen des Januars noch als Morgenſtern ſichtbar, verſchwindet aber ſchon in der Mitte deſſelben in den Sonnenſtrahlen. Am 28. Februar kommt ſie in die obere Zuſammenkunft mit der Sonne, und wird Abendſtern. Als ſolcher zeigt ſie ſich erſt im Anfange des April. Sie wird aber das ganze Jahr hindurch nicht länger als etwas über eine Stunde lang am Abendhimmel ſichtbar bleiben. Am glänzendſten erſcheint ſie in dieſem Jahre am 23. Oktober. Dann nimmt die Dauer ihrer Sichtbarkeit ab, ſie verſchwindet in den erſten Tagen des Dezembers völlig, wird nach ihrer untern Zuſammenkunft mit der Sonne am 13. Dezember Morgenſtern, und iſt als ſolcher Ende des Jahres anderthalb Stunden lang zu ſehen.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander mit unbewaffnetem Auge aufzufinden. In dieſem Jahre höchſtens viermal. Als Abendſtern iſt er am 1. Januar noch ſichtbar, verſchwindet aber ſchon am 8. Januar in der Dämmerung und kann aber mit Mühe am letzten Januar als Morgenſtern eine Viertelſtunde lang geſehen werden. Vom 7. April bis zum 1. Mai iſt er als Abendſtern am beſten zu ſehen, am 20. April faſt eine Stunde lang. Etwas kürzere Zeit, etwa drei Viertelſtunden hindurch, wird man ihn als Morgenſtern am 1. Oktober erblicken, um welche Zeit er vom 23. September bis zum 13. Oktober wird aufgefunden werden können.

Genealogie
des Königl. Preußiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten
nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit **Eliſabeth Ludovike**, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm Ludwig**, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit **Marie Luiſe Auguſte Katharina**, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1] **Friedrich Wilhelm** Nikolaus Karl, geb. 18 Okt. 1831, Oberſt im erſten Garde-Regiment zu Fuß ꝛc., verlobt am 16. Mai 1857 mit **Victoria** Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840. 2] Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden. — 2) Die Mutter des Kaiſers von Rußland, **Alexandra Feodorowna** (zuvor Friederike Luiſe **Charlotte** Wilhelmine), geb. 13. Juli 1798. — 3) **Friedrich Karl Alexander**, geb. 29 Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26 Mai 1827 mit **Marie** Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1] **Friedrich Karl Nikolaus**, geb. 20. März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm 29. Nov. 1854 mit **Marie Anna**, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Töchter: 1] **Marie** Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2] **Eliſabeth Anna**, geb. 8 Febr. 1857. 2] **Marie Luiſe Anna**, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3] **Marie Anna** Friederike, Gemahlin des Prinzen **Friedrich** Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine **Alexandrine** Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande, **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht**, geb. 8. Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2] Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth **Alexandrine**, geb 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen **Ludwig**, Vater-Bruders des Königs, Sohn: **Friedrich** Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine **Luiſe**, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc. 2] Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Major ꝛc.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich **Wilhelm** Karl, Kinder: 1] Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2] Marie **Eliſabeth** Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit **Friederike** Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811. Mitregentin ſeit 8. Oktober 1855.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. **Friedrich** Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit **Luiſe** Marie Eliſabeth, Tochter des Prinzen von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. **Maximilian** Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte **Maria** Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — **Ludwig** Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 6. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26 April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Schweſter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein. Aloys Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20 April 1836, verm. 8. Aug. 1831 mit Franziska, Gräfin von Kinsky, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787, verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Vater-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12 Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30 März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19 März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 21. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Januar 1837 mit

Maria Thereſia, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Franz d'Aſſis Maria Leopold, Kronprinz (Herzog von Calabrien), geb. 16. Januar 1836.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Auguſt 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Infant von Spanien, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des ermord. Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Pedro V de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna Maria II da Gloria. — Vater des Königs: Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XX, Fürſt, geb. 29. Juni 1794, reg. 31. Okt. 1836, wieder verm. 1. Okt. 1839 mit Karoline Amalie Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Guſtav zu Heſſen-Homburg, geb. 19. März 1819. — Heinrich XXII, Erbprinz, geb. 28. März 1846.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit [illegible], Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Styls) 1818, reg. 2. März 1855 (Nachfolger des Kaiſers Nikolaus I), als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Marie Alexandrowna (vorher Prinzeſſin Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtiane, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, zweiten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Wittwer ſeit 20. Januar 1855 von Adelheid Franziska Maria Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau.

[illegible]

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre [illegible]

[illegible]

[illegible]

Verzeichniß
der Jahrmärkte in den Provinzen Brandenburg, Pommern, Westpreußen und Sachsen, so wie in den angrenzenden Ländern im Jahre 1858.

([illegible])

Abkürzungen:

K. M. heißt: Kram-Markt. V. M. heißt: Vieh-Markt. P. M. heißt: Pferde-Markt. W. M. heißt: Woll-Markt. [illegible] M. heißt: [illegible]-Markt. K. V. M. heißt: Kram- u. Vieh-Markt. K. V. P. M. heißt: Kram-, Vieh- u. Pferde-Markt. K. V. P. W. M. heißt: Kram-, Vieh-, Pferde- u. Woll-Markt.

Wo nichts bemerkt ist, ist es Kram-Markt.

[illegible] 2 Tage. 11. März, 1. Juni, 2. Aug., 11. Okt. [illegible] — [illegible] (Sachsen). [illegible]: 20. März, 19. Mai, [illegible] Juli; [illegible]: 12. Okt., [illegible] Dez. [illegible]: [illegible] Febr., [illegible] März. — [illegible] 16. Nov. K. M. — [illegible] Aug. [illegible] u. 30. Aug. K. M. — [illegible] März [illegible] März, 26. Juni, 21. Sept., 4. Nov. [illegible] — [illegible] K. M.: [illegible] März, 11. Juni, 27. Aug., [illegible] Okt., 10. Dez.; [illegible] April, [illegible] Aug. [illegible] — [illegible] 15. März, 19. Juli, [illegible]: 4. Okt. — [illegible] 17. Febr. [illegible] März, [illegible] Nov., [illegible] 2 Tage; [illegible] 20. Mai, 6. Sept., [illegible] Tage. — [illegible] K. M.: 20. Juli. — [illegible] 2. Aug. K. M. — [illegible] K. M.: 10. Mai, 4. Okt. — [illegible] März, [illegible] Juni [illegible] 11. u. 14. Sept. [illegible] 22. Sept. [illegible] 9., 16., 23. u. 30. Okt. — [illegible] 18. Febr., 15. Juni, 21. Okt. [illegible] — [illegible] in Sachsen. K. M.: 15. März, 26. Juli; [illegible]: 22. März, 13. Sept. — [illegible] 21. Juni, 26. Okt. [illegible] März, 6. Dez. K. M. — [illegible] K. M.: 15. März, 5. Juli, 6. Sept., 8. Nov.; [illegible]: 7. Juni. [illegible] — [illegible] 6. April, [illegible] Aug., 26. Okt. [illegible] — [illegible] Jan., 22. u. 23. März, 2. [illegible] Juni, 7. 8. Sept., 26. 27. Okt. [illegible] — [illegible] 11. April, 17. Juni, 8. Okt., 3. Dez. [illegible] — [illegible] 9. März, 8. Juni, 14 Sept., 2. Nov. [illegible] — [illegible] 10. März, 14. April, 4. Aug., 6. Okt., 24. Nov. [illegible] — [illegible] K. M.: 17. Febr., 24. März, 12. Mai, 14. Juli, 22. Sept., 10. Nov., 15. Dez. [illegible] 5. Aug. — [illegible] 14. Okt. [illegible] 2 Tage. — [illegible] 21. Febr. [illegible] 24. März, 10. 11. Mai, 21. Sept., 7. Dez. [illegible] — [illegible] 22. März, 17. Mai, 6. Sept., 13. Dez.

[illegible] 24. Jan.; K. M.: 9. März, 11. Mai, 26. Aug., [illegible] Okt. [illegible] — [illegible] 20. April, 6. Juli, 21. Sept., 23. Nov. — [illegible]

K.M.: 16. Febr., 20. Juli, R.P.M.: 21. Juli, K.V.P.M.: 5. Okt. — Barbarken (St.) im Thorner Gebiet. 25. Juni. — Bardo. 2 Tage: 6. Mai, 4. Nov., 13. Dez.; zugleich V.M. — Barth. 15. Febr., 12. Juli, 2. Nov R.P.M.; 28. 29. Sept. K.M. — Baruth. 22. Febr., 26. April, 5. Juli, 13. Sept., 15. Nov. Bei jedem Sonnabend vorh. V.M. — Bärwalde in der Neumark. 10. März, 5. Mai, 21. Juni, 25. Aug., 17. Nov. Jedesmal zugleich V.- u. Tags vorher P.M. — Bärwalde in Pommern. V.M.: 23. Febr., 21. April, 26. Juli, 4. Okt., 13. Dez. Jedesmal Tags nachher K.M. — Bautzen. K.V.M.: 21. Jan., 27. März, 31. Juli u. 28. Okt.; W.M.: 4. Juni, 13. Okt. — Beelitz. 16. Febr., 21. März, 11. Mai, 29. Juni, 7. Sept., 16. Nov., 14. Dez. Jederzeit Tags vorher Flachs- u. Hanfm. und beim 2. und 5. K.M. zugleich V.M. — Beeskow. 25. u. 26. März, 14. Mai, 19. u. 20. Aug., 28. u. 29. Okt. Bei dem 1., 3. u. 4. Markt ist am 1. Tage V.M., am 2. Tage K.M.; beim 2. Markt ist K.V.M. — Beitzsch. 29. Sept. — Betzendorf. 26. März, 2. Juli, 20. Aug., 12. Nov. K.V.M. — Belgern. 8. Mai V.M., 10. u. 11. Mai J.M., 4. Sept. V.M., 6 u. 7. Sept. J.M., 20. Nov. V.M., 22. u. 23. Nov. J.M. — Belgard. V.M.: 15. März, 31. Mai, 21. Okt. Tags vor. immer K.M. — Belzig. 22. Febr. K.M., 25. März V.M., 21. Juni K.M., Sonnab. vorher P.- u. Fohlen-M., 11. Okt. K.M., 1. Nov. V.P.M. — Benneckenstein. 6. April, 8. Aug., 20. Okt. Jeder 2 T. — Bennshausen. 29. März, 10. Mai, 20. Sept., 20. Dez. — Beutschen. K.V.M.: 18. März, 1. Juli, 28. Okt., 6. Dez. — Berent in Westpr. K.V.M.: 22. März, 31. Mai, 30. Aug., 15. Nov. 1½ Tag. — Bergen, auf Rügen. 24. März, 14. Juli, 3. Nov. K.V.P.M., 3. Sept. Fohlen-M. — Bergheim. 9. März K.V.M., 26. Juli K.M., 12. Okt. K.V.M., 14. Dez. K.M. — Berka a. d. Ilm. K.V.M.: 7. Okt. — Berlin. K.M. 6 Tage: 16. März, 9. Mai, 8. Aug., 17. Okt.; W.M.: 21. Juni, 5 Tage; V.M.: 1. Nov., dauert 13 Tage. P.M.: 1. März, 13 Tage. — Berlinchen. 27. Jan., 24. März, 27. April, 11. Aug., 13. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Bernau. 10. März, 7. Juli, 22. Sept., 17. Nov. Tags vorher immer V.M. — Bernburg. K.M.: 21. Febr., 25. März, 2. Juli, 1. Sept., 19. Okt.; K.V.M.: 18. Nov. Beim 1., 4. u. 5. zugl. Tags vorher V.M.; Flachs-M.: 17. Okt., 17. Nov. — Bernstadt, i. d. Ober-Lausitz. K.V.M.: 17. Febr., 5. Juli. K.M.: 4. Okt. — Bernstein. 5. März, 15. April, 6. Juni, 2. Juli, 3. Sept., 29. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Betsche. K.V.M.: 4. Febr., 4. Mai, 10. Aug., 11. Nov. — Beuthen a. d. O. 2 Tage. 16. März, 22. Juni, 21. Aug., 9. Nov. Tags vorh. jedesm. V.M. — Bevern. K.M.: 26. Juli, 25. Okt. — Bibra. 24. April Roß-V.M., 26. u. 27. April K.M., 9. Okt. Roß-V.M., 11. u. 12. Okt. K.M. — Biesenthal. 24. Febr., 28. Juni, 8. Nov. Jdm. K.V.M. — Birkenfeld. V.K.M.: 5. u. 26. Jan., 9. Febr., 2. u. 16. März, 7. u. 20. April, 5. u. 18. Mai, 1. Juni, 6. Juli, 3. Aug., 7. u. 21. Sept., 5. u. 19. Okt., 2. u. 16. Nov., 7. u. 21. Dez. — Birnbaum. 25. März, 21. Juni, 29. Sept., 30. Nov. K.V.M. — Bischofswerder. K.M.: 16. Febr., 11. Mai, 17. Aug., 21. Dez. Jedesmal Freitag vorher V.P.M. — Bismark. 10. Febr., 24. März, 27. April, 8. Sept., 10. Nov., 13. Dez. Außerdem V.M.: 26. April, 28. Juni, 25. Okt. — Bisperode. K.M.: 11. März, 3. Juni, 23. Sept., 9. Dez.

— Bitterfeld. 10. Mai, 13. Juli, 20. Sept., 2. Dez. Term 1. u. 3. zugl. Roß-V.M. Jed. 1½ Tg. — Blankenburg im Braunſchweig. K.Victualien-Markt: 9. März, 31. Aug. — Blankenhayn. K.M.: 18. April, 25. Juli, 17. Okt.; V.M.: 22. Febr., 19. April, 18. Okt. — Bleicherode. 22. März, auch V.M. 21. Juni, 27. Sept., 6. Dez. a. V.M. — Blieſen. K.P.V.M. 9. März, 22. Juni, 28. Sept., 23. Nov. — Bebersberg. 21. April, 30. Juni, 25. Aug., 3. Nov. jedesm. zugl. V.M. — Bodenburg i. Braunſchw. K.V.M.: 9. Febr., 28. April, 27. Juli, 23. Nov. — Bodungen (Groß-). 11. Jan., 17. Mai, 18. Okt. 2 T. An j. 1. Markte. zugl. V.M. — Beckwitz. 25. März, 14. Dez. — Beitzenburg i. d. Uckerm. 2. März, 21. Sept. — Bolkenhain. 2 T. 11. Jan., 19. Juli K.M.; V.M.: 30. März, 12. Okt. — Bomſt. 8. März, 10. Mai, 25. Okt., 20. Dez. Jedesm. K.V.M. — Brätz. 13. Febr., 19. April 21. Juni, 8. Nov. K.V.M. — Brandenburg (Altſtadt). 17. Febr., 5. Mai, 26. Aug., 16. Sept., 4. Nov. Jedesm. zugl. V.M. — Brandenburg (Neuſtadt). 11. März, 9. Juni, 8. Juli, 28. Okt., 25. Nov. Jedesm. zugl. V.M. — Braunſchweig. 2 Meſſen, j. 12 T.: 31. Jan., 8. Aug.; Mittwoch vorher wird ausgepackt. P.V.Schw.-M.: 8. Febr.; Schweine-M.: 15. März, 28. Juni, Rindvieh-M.: 30. Aug., 19. Okt.; W.M.: 1. Febr., 1. Juli. — Brehna. 22., 23. März, 22., 23. Juni, 25., 26. Okt. Jedesm. zugl. V.M. — Breitenſtein. 27. Juni K.M. — Breslau. 10. März Roß-V.M.; 15. März K.M.; 12. April Roß-V.M.; 7. Juni W.M.; 28. Juni K.Roß-V.M.; 13. Juli Roß-V.M.; 6. Sept. K.M.; 5. Okt. W.M.; 22. Nov. K.Roß-V.M.; 6. Dez. Fl.M. — Brieg. W.M.: 29. Mai, 30. Sept.; Roß-V.M.: 23. Febr., 31. Mai, 27. Juli, 7. Sept., 7. Dez.; K.M.: 1. Juni, 8. Sept., 8. Dez.; jed. 2 T. — Brieſen (Stadt. Kr. Culm). K.M.: 10. März, 23. Juni, 22. Sept., 1. Dez. Jedesmal zugl. V.P.M. — Brieſen oder Wezriezne (Dorf, Kreis Schlochau). 15. März, 20. Mai, 6. Sept., 27. Okt., K.V.P.M. — Brück. 24. März K.M., 17. u. 18. Mai, am 1. Tage V.M. u. am 2. Tage K.M., 27. u. 28. Sept., am 1. Tage V.M. u. am 2. Tage K. Flachs-M. — Brücken. 14. u. 15. Sept. K.V.M. — Brüſſow. 9 Febr., 17. Juni, 25. Okt., — Bublitz. K.V.M.: 12. März, 21. Juni, 6. Sept., 19. Nov. — Buchholz in der Mark. 22. März, zugl. V.M.; 12. Mai. Tags vorher V.M.; 25. Aug., Tags vorh. V.M.; 18. Okt., Sonnabend vorh. V.M.; 13. Dez. — Buckow. 9. März, 18. Mai, 21. Sept., 14. Dez.; Tags vorher jedesmal V.P.M. — Butow in Pomm. 16. April, 12. Okt K.M. — Bützow. K.V.M.: 3. März, 30. Juni, 15. Sept.; W. u. Saat-M.: 26 April; Honig- u. V.M.: 3. Nov.; V.W.M.: 8. Dez. — Buk. 29. April, 5. Juli, 6. Sept., 25. Okt. K.V.M. 2 Tage. — Bunzlau. 2 Tage 23. Febr., 4. Mai, 17. Aug., 2. Nov., Tags v. dem K.M.; V.M. — Burg. K.M.: 9. März, 6. Mai, 7. Sept., 21. u. 22. Okt.; jedesm. T. vorh. V.P.M.; W.M.: 15. 16. Febr., 14. bis 19. Juni, 12. bis 15. Okt. — Buttſtädt. K.M.: 9. Febr. 12. April, 24. Juni, 29. Sept., 1. Nov.; Tags vorh. V.Roß.M. — Butzbach, im Großherzogth. Heſſen. 25. Febr., 31. März, 20. Mai. 28. Juli, 16. Sept., 21. Okt.; V.K.M.: 25. Nov., 23. Dez. K.M.

Calbe a. d. Milde. 19 März K.M.; 11. Juni u. 17. Sept. W.K.M.; 22. Okt. K.M.; jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Calbe a. d. Saale. 2 Tage: 11. Mai, 14. Sept., 2. Nov.; Tags vorh. immer V.M.; V.M. 8. März. — Callies. 16. Febr., 24. März, 12. Mai, 18. Aug., 13. Okt., 8. Dez.

Beim 2., 3., 4. u. 5. jedesm. Tags vorher V.M. — Calvörde. K.V. Victual-M. 9. Februar, 22. Juni, 30. Sept, 30. Nov. — Camenz, i. d. Oberlauſitz. V.M.: 25. März, 29. Juli; K.V.M.: 10. Mai, 20. Sept. — Cammin, i. Pom. 18. Febr., 8. April, 10. Juni, 22. Sept., 4. Nov. V.M.; K.M.: 23. Febr., 13. April, 15. Juni, 28. Sept., 9. Nov. Den Tag vor jedem K.M. Vict.- u. Leinw.-M. — Camin, in Weſtpr. K.M.: 11. März, 14. Mai, 25. Aug., 14. Okt. Jedesm. zugl. V.P.M. — Carsdorf. J.-Roß-V.M.: 7. u. 8. Mai, 25. u. 26. Okt.; 16. u. 17. Dez. K.M. — Caſſel. 2 Meſſen, jede 14 T.: 15. März, 16. Auguſt; Jahr-M.: 11. Januar, 28. Juni, zugleich W.V.M.; 4. Okt. zugl. V.M., 15. Nov. Jed. 3 Tage. — Cavelpaß. 25. Febr., 10. Juni, 1. Okt. K.V.M. — Charbrow, bei Lauenburg. 16. März, 16. Sept. — Charlottenburg. K.V.M. 8. März, 21. Juni, 18. Okt. — Chelm (Groß-), Dorf, Kr. Conitz. 18. Febr., 11. März, 8. April, 4. Nov. K.P.V.M. — Chemnitz. K.M.: 19. Juli, 1. Nov.; Roß-V.M.: 25. Febr., 9. Sept. — Chodzieſen. 3. März, 25. Mai, 20. Sept., 6. Dez. Zugl. V.P.K.M. — Chriſtburg. 1. März, 28. Juni, 6. Sept., 8. Nov. Freitags vorher V.P.M. Leinw.-M.: 23. u. 24. Juni; Flachs-M. 3. u. 4. Nov. — Chriſtianſtadt. 24. Febr., 3. Mai, 29. Sept., 21. Dez. Beim 2. u. 3. zugleich u. am 27. Juli V.M. — Clötze. K.V.M.: 22. März, 10. Mai, 28. Juni, 29. Sept., 15. Nov., 13. Dez. — Coburg. K.V.M.: 12. Jan., 22. Febr., 29. Juni, 16. Nov.; Oſter-Meſſe: 13. April; Michaelis-Meſſe: 14. Sept.; V.P.M.: 24. März, 26. Mai, 28. Juli, zugl. Schafmarkt. — Cochſtädt. 23. März, 2. Nov. K.V.M. — Cölleda. 11. Mai, 20. Juli K.M.; 11. Okt. Schw.-M.; 12. Okt. K.M. Jeder K.M. anderthalb Tage. — Cönnern. 23. Febr. K.M.; 25. Febr. Roß-V.M.; 30. März, 18. Mai, K.V.M.; ſämmtl. außer Roß-V.M. dauert jeder 1½ Tag.; 27. Sept. ½ Tag V.M., 28. Sept. u. 14. Dez. K.M. — Cöpenick. 22. März, 16. Aug., 11. Okt., 13. Dez. Jedesmal V.K.M und zwar an den 3 erſten Märkten am Sonnabend vorher, beim 4. an demſelben Tage V.M. — Cörlin. K.M.: 9. April, 18. Mai. 12. Okt.; V.M.: 8. April, 11. Okt. — Cöslin. K.M.: 18. Febr., 17. Juni, 16. Sept., 21. Okt.; V.M.: 15. Sept., 3. Nov. — Cöthen. 2 u. 3. Febr. 4. u. 5. Mai, 6. u. 7. Juli, 21. u. 22. Sept., 23. u. 24. Nov.; Tags vorh. jedesmal V.P.M. Beim 3. auch Saat-M. — Colberg. 19. Febr. Oel-M.; W.M.: vom 21. bis 24. Juni u. 22. Okt.; V.M.: 8 März, 9. Juli, 29. Okt.; K.M.: 12. Juli, dauert 8 Tage. — Conitz, i. Weſtpr. 29. März, 24. Juni, 20. Sept., 28. Okt. Jedesm. V.P.K.M. — Corbach. K.M.: 21. Jan., 16. März, 18. Mai, 8. Juli, 28. Sept.; 4. Nov., 7. Dez.; K.V.M.: 6. Mai, 5. Okt. — Coswig. V.-Flachs-K.M.: 16. März, K.V.M. 17. Aug.; V.Fl.-M.: 4. Okt., K.V.Fl.-M. 3. Nov. — Coßdorf. 29. März K.M., 30. Okt. V.Roß-M., 1. Nov. K.M. — Cottbus. K.V.M.: 12. April, 6. Sept.; W.M.: 9. u. 10. Juni, 2. Sept.; V.P.M: 20. Mai, 3. Juni, 10., 17. und 24. Juni, 1., 8., 15., Juli, 23. u. 30. Sept., 7., 14., 21., 28., Okt., 4. u. 11. Nov. — Cremmen. 18. März, 22. Juni, 14. Okt.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Crone (Deutſch-). 16. Febr., 23. März, 18 Mai, 22. Juni, 27. Juli, 14. Sept., 9. Nov., 14. Dez.; jedesmal

Tags vorher V.P.M. — Croppenſtädt. 9. März, 9. Nov. Jeder 2 Tage. — Croſſen (Flecken, Kr. Zeitz). 10. u. 11. Mai, 18. u. 19. Okt. Sonnabend vorher V.M. — Croſſen. 2 Tage: 10. März, 9. Juni, 6. Okt., 8. Dez. Tags vorh. jedesm. V.M.; W.M.: 18. Mai, 28. Sept. — Cüſtrin. 10. Febr., 21. April, 15. Sept. Tags vor den K.M. iſt V.P.M.; 10. Nov. P.V.M. — Culm. 11. Jan., 19. Juli, 11. Okt., 11. Nov. K.V.P.M. — Culmſee. 15. März, 5. Mai, 4. Okt., 20. Dez. Jedesm. zugl. P.V.M. — Czarnikau. 2 Tage: 23. März, 15. Juni, 14. Sept., 14. Dez. Am 1. Tage jedesmal V.P.M., am 2. Tage K.M. — Czarnowo (Dorf, Kr. Thorn). 11. Nov. — Czarze (Kr. Culm). K.V.P.M.: 5. Juli, 15. Nov. — Czersk (Dorf, Kr. Conitz). 2. März, 1. Juni, 2. Sept., 9. Nov. K.V.P.M.

Daber. V.M.: 25. März, 10. Mai, 15. Juli, 11. Okt., 14. Dez.; K.M.: 26. März, 11. Mai, 16. Juli, 5. Okt., 17. Dez. — Dahme. 20. April, 22. Juni, 7. Sept., 2. Nov. Jedesm. Tags vorh. u. am 15. Febr. V.M. — Dallmin. 4. Mai, 16. Sept. — Damm (Alt-). 23. März, 11. Juni, 12. Nov. Jedesm. Tags vorher V.M.; Leinwand-M.: 7. bis 9. Juni; Fettviehmarkt: 1. Febr., 2. Aug. — Damgarten. 3. März, 1. Dez. — Dankerode. 24. Juni, 19. Okt. Jeder 1½ Tag. — Dannenberg. Freimarkt: 28. Jan., 18. März, 15. April, J.-M.: 11. Mai, 8. Juli, Freim. 8. Sept., Jahr-M. 11. Nov., 23. Dez. — Danzig. W.M.: vom 27. bis 30. Juni; K.M.: 5. Aug. bis 2. Sept., P.M.: 5. bis 10. Aug. — Dardesheim. 23., 24. März, 5., 6. Okt., Jedesm. am 1. Tage zugl. V.K.M. — Delitzſch. 2 Tage: 19. Febr., 29. Juni, 8. Nov. Jedesmal zugl. auch V.M. — Delligſen. K.Victualien-M.: 8. Juni, 30. Nov. — Demmin. 24. März, 1. Sept., 3. Nov. Jeder 1½ Tage. 22. März, 21. Juni, 30. Aug., 1. Nov. V.P.M. — Derenburg. 12. 13. Okt. K.V.M. — Deſſau. 2. März, 15. Juni, 7. Sept., 16. Nov. — Diesdorf (Kr. Salzwedel). 19. März, 10. Sept., 30. Nov. K.V.M. — Dingelſtädt. 15. März, 5. Juli, 4. Okt., 6. Dez. K.V.M. Jeder 2 Tage. — Dirſchau. V.K.M. 2 Tage: am 2. Tage nur K.M., 22. März, 14. Juni, 20. Sept., 11. Nov.; — Dobrilugk. 2. März, 10. Aug., 23. Nov. Tags vorher jedesmal V.M. — Dommitzſch. 26. Jan., 12. Mai, 31. Aug. Jahr-V.M. — Dramburg. 18. März, 11. Mai, 24. Aug., 6. Okt., 25. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M.; W.M.: 15. Juni, 4. Okt. — Drebkau. 19. Apr., 29. Juni, 20. Sept., 6. Dez. Beim 1. u. 3. Sonnabend vorher V.M., beim 2. Tags vorher. — Drehna. K.M.: 26. Juni, 7. Dez.; V.M.: 26. Juni, 6. Dez. — Dresden (Altſt.). 22. Febr., 28. Juni, 25. Okt., W.M. 9. bis 11. Juni. 3 T. — Dresden (Neuſt.). 3. Mai, 13. Sept. — Dresden (Friedrichsſt.). V.M.: 8. März, 8. Nov. — Drieſen. 10. März, 23. Juni, 1. Sept., 1. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. Beſtend. V.P.M.: 29. April, 28. Okt. — Drognitz. 24. Juni. — Droſſen. 15. März, 10. Mai, 16. Aug., 4. Okt., jedesm. zugl. V.P.M. — Düben. 24. Febr. Roß-V.M.; Tags vor. K.M.; 14. u. 15. Mai Roß-V.K.M.; am 1. Tage K.M., am 2. K.-Roß-V.M.; 23. u. 24. Aug. desgl.; V.Flachs-K.M.: 6. Nov. — Dzwierzno (Dorf, Kr. Thorn). 14. Okt. K.V.M.

Ebeleben. K.Fl.-Garn-M. 3 Tage: 3. Mai, 18. Okt., K.V.Fl.-

Garn-M. 8. Dez. — Ebersdorf. K.M.: 2. Febr., 26. März, 25. Juni, 14. Okt., 16. Dez.; V.M.: 19. 26. Febr., 5. 12. 19. 26. März u. 3. April. — Eckartsberga. 2 Tage: 14. Mai, 6. Sept. K.Roß-V.M. — Egeln. 9. Febr., zugl. V.M., 4. Mai K.V.M., 14. Sept. K.M. u. 2 T. V.M. — Eilenburg. 20. Febr. V.M., 22. bis 24. Februar K.M., 28. Aug. V.M., 30. Aug. bis 1. Sept. K.M., 5. Juni V.M., 24. April, 2. Oktober u. 31. Dezember Flachs-Markt. — Eimbeck. K.M.: 8. März, 12. Juli, 15. Nov.; V.M.: 1. Nov. — Eiſenach. 28. April, 28. Juli, 17. Nov. K.M., 3. März, 29. Sept. K.V.M. — Eiſenberg (im Altenburgiſchen). K.M.: 19. April, 12. Juli, 13. Sept., 8. Nov.; V.M.: 17. April, 10. Juli, 11. Sept., 6. Nov., 11. Dez.; V.M.: 4. Juni. — Eisleben (Altſt.). Roß-V.-M.: 1. März, 20. u. 21. Sept., 18. Okt.; K.M.: 1. bis 3. März, 21. bis 23. Juni, 20. b. 24. Sept., 18. bis 20. Okt; V.M.: 21. Juni. — Eisleben (Neuſt.). 11. u. 12. Mai, 23. u. 24. Nov. K.M. — Elbing. K.M: vom 3. bis incl. 10. Mai; V.M. u. am 1. Tage auch zugl. P.M.: 31. Mai bis 2. Juni; 11. bis 13. Okt.; K.M.: 11. bis incl. 18. Nov.; V.M.: 22. u. 23. Juni. — Ellrich. 15. März, 25. Mai, 26. Juli, 13. Dez. Der 2. Markt dauert 2 T. — Elſterwerda. 29. März V.M., 30. März K.M., 15. Mai V.M., 17. Mai K.M., 21. Okt. V.M., 22. Okt. K.M. — Erfurt. K.M.: 5. Juni, 11 Sept., 13. Nov.; Roß-V.M.: 10. Febr., 14. April, 25. Juni, 25. Sept., 28. Okt. Die J.-M. dauern 8, die Roß-V.M. 1 Tag. — Ermsleben. 19. März, 15. Okt., 26. Nov. K.Fl.-V.M., jeder 2 Tage. — Eſchershauſen. V.K.M.: 4. März, 27. Juni, 4. Nov. — Exin. 8. März, 10. Mai, 9. Aug., 28. Okt. jeder 2 Tage K.P.V.M.

Falkenau (Groß-), im Amte Mewe. 21. Juni. — Falkenburg. 17. Febr., 24. März, 19. Mai, 30. Juni, 8. Sept., 17. Nov.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Fehrbellin. 16. März, 30. Juni, 22. Okt. Jedesmal Tags vorh. V.M. — Fiddichow. 14. April, 7. Juli, 13. Okt., 1. Dez.; jedesmal K.V.P.M. — Filehne. 12. April, 26. Juli, 27. Sept., 13. Dez. Jeder 2 Tage; am 1. Tage V.P.M., am 2. K.M. — Finſterwalde. 16. März, 15. Juni, 17. Aug., 5. Okt. Jedesm. Tags vorh. V.M.; W.M.: 16. Juni, 6. Okt. — Flatow, in Weſtpr. 26. März, 25. Mai, 16. Sept., 2. Nov. Zugl. V.P.M. — Flötenſtein (Kr. Schlochau). 26. April, 3. Aug., 4. Nov. K.V.P.M. — Forſt. 23. Febr., 30. März, 18. Mai, 13. Juli, 12. Okt., 14. Dez. Bei den 5 erſten zugl. Roß-V.M.; V.P.M: 1. Sept. — Frankfurt a. M. Meſſen: 24. März, 25. Aug. jede 3 Wochen — Frankfurt a. d. O. Meſſen: 1. März, 12. Juli, 15. Nov.; W.M.: Mittw., Donnerſt., Freitag i. d. 1. Woche d. Margarethen-Meſſe. — Frankenhauſen. Roß.-V.M.: 8. März; K.P.V.M.: 9. März; K.M.: 18. Mai, Tags vorher V.M.; K.M.: 8. Juli, 24. Sept., Tags vorh. V.M.; Fl.-V.G.M.: 25. Okt.; K.M.: 23. Nov., 22. Nov. V.M. — Franzburg. 9. April. 7. Juli, 25. Nov. K.V.P.M.; 21. Sept. Füllen-M. — Frauſtadt. 2 T. K.V.M.: 4. März, 6. Mai, 7. Okt., 25. Nov. — Freiburg (Kr. Querfurt). 26. u. 27. Febr. Roß-V.M.; 1. u. 2. März K.M.; 21. Juni Roß-V.M., 16. Okt. V.M., 18. u. 19. Okt. K.M. — Freienſtein. 21. u. 22. April, 27. u. 28. Okt. — Freienwalde, i. Pomm. 18. März, 5. Mai, 7. Okt., 23. Dez.; Tags vorh. Roß-V.M. — Freienwalde, in d. Mark.

17. März, 18. Aug., 24. Nov. Bei den 2 erſten Märkten iſt Tags vorh. V.M. — Freiſtadt (Rgbz. Liegnitz). 2 Tage: 23. Febr., 1. Juni, 12. Okt. Tags vorh. V.M. — Freiſtadt (Rgb. Marienwerd.). 9. März, 15. Juni, 21. Sept., 7. Dez. Jedesmal Tags vorh. V.P.M. — Freiwalde (Kr. Sagan). K.M.: 16. März, 9. Aug. — Friedeberg (Neumark). 17 März, 2. Juni, 25. Aug., 17. Nov.; jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Friedland, i. der Niederlauſitz. 2 Tage: 18. März, 3. Juni, 26. Aug., 25. Nov. Den 1. Tag jedesmal zugl. V.P.M. — Friedland (Märkiſch-). 25. März, 17. Juni, 7. Okt., 23. Dez. Jedesm. Tags vorher V.P.M. — Friedland (Preußiſch-). 18. März, 10. Mai, 15. Juli, 4. Okt. P.K.V.M. — Frieſack. 13. April, 6. Juli, 5. Okt., 16. Nov. Jedesmal Tags vorh. V.M. — Fürſtenberg, i. d. Niederlauſitz. 23. März, 22. Juni, 5. Okt., 30. Nov.; jedesmal zugl. V.P.M.; V.M.: 30. Aug. — Fürſtenfelde. 26. März, 12. Mai, 8. Okt., Beim 1. zugl. V.P.M.; bei dem 2. u. 3. zugl. V.M. u. Tags vorh. P.M. — Fürſtenwalde. 16. Febr., 11. Mai, 31. Aug., 26. Okt., 7. Dez.; Tags vorh. jedesm. V. P.M. — Fürſtenwerder. 23. Juni, 13. Okt. Jedesm. Tags vorher V.P.M. — Fulda. 9 März, 11. Mai, 10. Aug., 26. Okt. jed. 2 T.; V.M.: 18. März, 8., 29. April, 10. Juni, 5., 26. Aug., 16. Sept.

Gandersheim. K.Victual-M.: 2. März, 6. Juli, 9. Nov.; Fohl.-M.: 6. Sept. — Gardelegen. V.K.M. 22. Febr., 12. April 5. Juli, 4. Okt., 22. Nov., 2 T. am 1. jedesmal V.M., am 2. K.M. — Garnſee. 14. Jan., 18. März, 15. Juli, 7. Okt. Mittw. vorh. V.-P.M. — Garz a. d. O. 16. Febr., 1. Juni, 5. Okt. Jedesm. auch V.P.M. — Garz, auf Rügen. 22. März, 12. Juli, 1. Nov. K.V.P.-M. — Gaſſen. 8. Febr., 29. März, 17. Mai, 23. Aug., 4. Okt., 29. Nov. Jedesmal zugl. V.P.M. — Gebeſee. 1. März, 25. Sept.; jed. 1½ Tag. — Gefell. 25. Jan., 1. März, 26. April. 24. Juni, 26. Juli, 28. Okt., 13. Dez. K.V.M. — Gehofen. 2 Tage: 24. Juni. 18. Nov. — Genthin. K.M.: 23. März, 8. April. P.M.: 18. Mai, 21. Sept., 16. Nov. Beim 1., 3., 4. u. 5. jedesm. Tags vorh. V.M. — Gera. Roß-M.: 10. bis 12. März, K.M.: 30., 31. März; W.M.: im Juni; K.M.: 20. 21. Juli; Roß-M.: 9. b. 11. Sept.; V.M.: 9. Okt.; K.M.: 12., 13. Okt., desgl. 16. 17. Nov.; V.M.: 27. Nov. — Gerbſtädt. 3. März V.M.; K.M.: 4. März, 11. Mai, 14. Sept., 25. Nov. Jed. K.M. 1½ T. — Gernrode. 25. Mai, 29. Sept., der erſte bloß K.- der letzte K.V.P.M. — Gerswalde (Flecken). 18. Mai. — Gießen (Großherzogth. Heſſen). K.V.M. jeder 2 Tage: 16. Febr., 2., 23. März, 20. April, 11. Mai, 16. Juni, 6. Juli, 3. Aug., 24. Aug., 14. Sept., 5. Oktober, 2. November; V.M.: 15. Juni. — Gifhorn. K.V.M.: 2. März, 15. Juni, 26. Aug., 28. Sept., 4. Nov.; V.M.: 27. April. — Gingſt, auf Rügen. 22. Juli. — Gilgenburg. K.M. 2 T.: 2. März, 29. Juni, 5. Okt., 23. Nov. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. u. ſowohl am V.M. als K.M. L.-M. — Gittelde. K.Vict.-M.: 6. Juli, 26. Okt. — Glogau (Groß-). 4 T. 25. Mai, 17. Aug., 7. Dez.; W.M. 4. Juni, 23. Okt. jeder 1 T. — Glogau (Ober-). 5. Jan., 16. März, 6. Juli, 24. Aug., 12. Okt.; V.M.: Tags vorher. — Gnewin b. Lauenb. K.M.: 9. März, 1. Sept., 15. Dez. — Goddelsheim. 11. Febr., 17. Juni, 16. Sept. — Gehren. 16. Febr., 4. Mai, 28. Sept. Jedesmal T. darauf V.M., 24. März K.V.M. — Göritz. 11. März, 14. Okt. K.V.M. — Görlitz. K.V.M.: 8. bis 11. Febr., 7. b. 10.

Juni, 16. b. 19. Aug.; V.M.: 25. März; W.M.: 27. bis 29. Mai, 21. bis 23. Okt. — **Görtzke.** K.V.M.: 11. März, 3. Juni, 26. Okt. — **Göſſitz.** 21. Juni, 11. Okt. — **Goldberg.** K.M. 3 Tage: 11. Jan., 12. April, 12. Juli, 25. Okt.; V.M.: 13. Jan., 14. April, 14. Juli, 27. Okt. — **Gollnow.** 5. Febr. Fettvieh-M., 19. März V.M., 21. März K.M., 4. Juni V.M., 9. Juni K.M., 3. Sept. V.M., 8. Sept. K.M., 29. Okt. V.M., 3. Nov. K.M., 10. Dez. Fettvieh-M. — **Gollub.** 16. März, 22. Juni, 28. Sept., 9. Nov.; jedesmal K.V.P.M. — **Golßen.** 15. März, 25. Juni, 24. Aug., 18. Okt. Beim 1. u. 4. M. iſt Sonnab. vorh. u. beim 2. Mittw. vorh. und b. 3. Tags vorh. V.P.M. — **Gommern.** 16. Febr., 1. Juni, auch V.M., 2. Nov. K.V.M. — — **Gotha.** V.Roß-M.: 12. April, 23. Sept.; K.M., 4 Tage: 5. Mai, 14. Juli, 27. Okt.; W.M.: 17. bis 19. Juni. — **Grabau** (Alt-) [Kr. Berent]. 28. Juli K.V.M. — **Grabia** (Kr. Thorn). 15. Febr., 17. Mai, 23. Aug., 6. Dez. Jedesm. zugl. V.P.M. — **Gräfenhaynchen.** 1. März, 3. Mai V.K.M., 7. u. 8. Juni K.W.M., 9. Aug. K.V.M., 30. Sept., 1. Okt. W.K.M., 29. Okt. V.K.M. — **Gramzow.** 27. Mai. — **Gransee.** 26. März, 7. Juni, zugl. V.P.M., 12. Okt., 7. Dez. Beim 1., 3. u. 4. Markt jedesmal Tags vorh. V.P.M. — **Grasleben.** K.V.M.: 26. April, 25. Okt. — **Graudenz.** 12. April, 21. Juni, 23. Aug., 22. Nov. Zugleich K.V.P.M. — **Greene.** K.Victualien-M.: 28. Sept. — **Greifenberg,** in Pommern. K.M.: 22. Febr., 10. Mai, 18. Okt., 13. Dez. Beim 3. und 4. zugleich Flachs-M.; V.M.: 24. Febr., 10. u. 24. März, 12. Mai, 20. Okt. — **Greifenberg** in Schleſ. 2 Tage: 15. Febr., 14. Mai, 9. Aug., 8. Nov.; V.M.: den 2. Tag der K.M. — **Greifenberg,** in der Uckerm. 6 Mai, 9. Nov. — **Greifenhagen.** V.P.K.M.: 18. Febr., 17. Juni, 16. Sept., V.M. 10. Nov., K.M. 11. Nov., Fettv.-M. 8. Dez. — **Greifswald.** 4. Febr. P.M., 21. Juli desgl., 27. Juli K.M., 28. Juli Schuh-M., 28. Okt. V.P.M., 9. Nov. K.M., 10. Nov. Schuh-M., 26. Mai, 28. Juli, 29. Sept. Butter-M. Die K.M. 4 Tage. — **Greußen.** 8. Febr., 7. Juni, 13. Sept. Jeder 3 Tage. Am 1. Tage Flachs- u. Garn-, am 2. u. 3. Tage Topf- u. Schuh-M. — **Grimmen.** 9. März V.P.M., 10. März K.M., 15. Juni V.P.M., 16. Juni K.M., 12. Okt. V.P.M., 26. Okt. K.M. — **Gröbzig.** K.M.: 11. Febr., 22. April, 2. Sept., 21. Okt. — **Gröningen.** K.V.M. 10. 11. Mai, 22. 23. Nov. — **Großalsleben.** K.V.M.: 26. April, 25. Okt. — **Großen-Gottern.** 20. Sept. — **Großenhain.** 2 Tage: 18. Febr., 8. Juni, 7. Sept. Tags vorher V.M. — **Grünberg.** 2 Tage: 11. Jan., 26. Mai, 26. Juli, 4. Okt.; an jedem Tage auch V.M.; W.M. 1 Tag: 20. Febr., 8. Juni, 20. Juli, 9. Nov. — **Guben.** 10. bis 12. Mai, 27. bis 29. Sept., 8. bis 10. Nov.; jedesmal am 1. T. zugl. P.V.M.; V.M.: 15. März, 14. Juni, 9. Aug.; W.M. 3 Tage: 20. Juni, 15. Okt. — **Gülzow.** K.M.: 23. März, 10. Juni, 26. Aug., 11. Nov., 22. Nov.; V.M.: 2. März, 29. April, 24. Juni, 19. Aug., 2. Nov. — **Günſtedt.** 4. Mai K.Roß-V.M., 4. Okt. Roß V.M., der 1. Markt drittehalb Tage, der 2. 2 T. — **Güntersberga.** 10. Mai K.M., 16. Nov. K.Roß-V.M. — **Güſten.** K.V.M.: 10. Mai, 9. Sept., 16. Nov. — **Gützkow.** 29. März K.M., 25. März V.P.M., 17. Juni K.V.P.M., 13. Okt. K.M., 22. Okt. V.P.M. — **Gurczno.** 9. März, 8. Juni, 21. Sept., 16. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M.

Hadmersleben. 13. u. 14. April, 12. u. 13. Okt. Jedesmal der 1. Tag zugleich V.M. — Halbau. 17. März, 24. Juni, 29. Sept., 21. Dez. Zugleich beim 1., 2. u. 3. Markte V.M. — Halberſtadt. 15. März, auf'm Domplatz. 15. Juni, 7. Okt. auf'm Markte. V.M.: 18. März, 16. Okt. Beide auf'm Burchardi-Anger.

Haldensleben (Neu-). K.M.: 16. März, 18. Mai, 31. Aug., 26. Okt.; jedesmal Tags vorher V.M.; P.M.: 15. März, 23. Juni, 17. Sept. — Halle. V.K.M.: 25. u. 26. März, 13. u. 14. Sept.; Weihnachts-M.: 14. bis 24. Dez.; V.M.: 19. Juni, 23. Okt. Vorſtadt Glaucha: 26. bis 28. Mai, 10. bis 12. Aug. Vorſtadt Neumarkt: 11. bis 13. Nov. K.M. — Hammerſtein. 24. März, 21. Juni, 21. Aug., 18. Okt. Zugleich V.P.M. — Hanau. 2 Meſſen, 14 Tage: 31. Mai, 8. Nov. — Harburg. K.Victual.-M.: 2. Mai. — Harzgerode. K.V.P.M.: 2. Febr., 4. Mai, 6. Juli, 28. Okt. — Haſſelfelde. Kram-Vieh-M.: 27. April, 28. Sept. — Havelberg. 13. April, 7. Sept., 23. Nov. Jedesmal Tags vorher Schweine-, Rindvieh- u. P.M. — Hayna. K.M.: 18. Febr., 11. u. 30. März, 10. Juni, 26. Juli, 21. Okt. — Hedemünden. K.M.: 12. April, 4. Okt.

— Heiligenſtadt. 2 Tage. 20. Jan., 10. März, 5. Mai, 14. Juli, 15. Sept., 24. Nov. K.V.M. — Heinrichs. 9. Febr., 11. Mai, 14. Sept. — Hergisdorf. 25. Mai K.M. — Hechingen. 2 Tage. 19. Juli, 19. Okt. — Herzberg. Anderthalb Tage. 25. März, 3. Juni, 30. Sept., 2. Dez. Den Tag vor dem K.M. iſt P.V.M.

— Herzberg, im Hannöverſchen. K.M.: 26. April, 30. Aug., 18. Okt., 6. Dez. — Hersfeld. K.M., 17. Febr., 24. März, 11. Mai, 14. Juli, 1. Sept., 13. Okt., 15. Dez. Der 2. und 6. zugleich V.M. — Herrſtein. V.K.M.: 3. März, 13. April, 2. Juni, 4. Aug., 13. Okt., 18. Nov. — Heſſen. K.V.M.: 1. Juni, 28. Sept. — Hettſtedt. K.Fl.M.: 23. März, 13. Juli, 12. Okt., 30. Nov. Jeder anderthalb Tage. K.Roß-V.M.: 16. Sept. — Hirſchberg, in Schleſien. 2 Tage: 17. Mai, 23. Aug., 15. Nov.; V.M.: 4. März, 19. Mai, 25. Aug., 17. Nov. — Hirſchberg, i. Fürſtenthum Reuß. K.V.M.: 8. März, 6. April, 20. Mai, 19. Juli, 4. Okt.; K.M.: 3. Dez.

— Hitzacker. K.V.M.: 4. März, 22. April, 14. Sept., 13. Okt., 7. Dez. — Hohegeiß. K.V.M.: 12. Sept. — Hohenleuben, im Fürſtenthum Schleiz. K.V.M.: 23. März, 22. Juni, 18. Okt., 7. Dez. — Hohenmölſen. 11. März K.V.P.M.; 31. Mai u. 1. Juni K.M. und den 1. Tag zugleich V.M., 3. Sept. V.M., 6. u. 7. Sept. K.M., 14. Okt. V.M. — Hohenſtein (polniſch Olſztynek). 2 Tage: 23. März, 6. Juli, 7. Sept., 9. Nov.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Hoim. 21. Juni, 21. Oktober K.V.Flachs-M. — Holzminden. K.V.M. 2 Tage: 15. März, 11. Okt., 15. Nov. — Horburg (Dorf). 8. u. 9. Sept. K.M. — Hornburg. 16. März, 9. Nov. Jedesmal K.V.M.; K.M. beim Schützenfeſt 27. u. 28. Juni. — Hoyerswerda. 15. Febr., 3. Mai, 27. Sept., 18. Dez.; jedesmal zugleich V.M. W.M.: 3. Mai, 27. Sept.

Jablonowo. 22. März, 26. April, 14. Juni, 12. Juli, 6. Sept., 4. Okt., 8. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M. — Jakobshagen. K.M.: 23. März, 29. Juni, 12. Okt., 7. Dez. Tags vorher jedesmal V.M. — Jarmen, in Vorpommern. 17. März, 22. Juni, 21. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Jarocin. 13. Jan., 5. Mai, 25. Aug., 10. Nov. Jedesmal K.V.P.M. — Jaſtrow. K.M.: 22. März, K.V.P.M.: 17. Mai. K.M.: 6. Juli Tags vorh. V.P.M.; K.M.: 23. Aug., K.V.P.M.: 11. u. 12. Okt., a. 1. T. P.M.; 12. Nov. 22. Dez. K.V.P.M. — Jauer. 3 Tage: 15. März, 7. Juni, 13. Sept., 29. Nov.; V.M. 1 T.: 17. März, 9. Juni, 15. Sept., 1. Dez. — Ichtershauſen. K.V.M.: 26. April, 12. Okt. — Ihar. 29. Juni. — Jena. K.M.: 2. März, 11. Mai, 26. Okt. Jeder 3 Tage. 22. Dez. Tags vorh. V.M. — Jerichow. 20. April, 29. Juni, 5. Okt., 25. Nov. Jedesmal Tags vorh. K.M. — Jeſſen. 6. Febr. Roß-V.M.; 8. Febr. K.M.; 26. Juni Roß-V.M.; 28. Juni K.M.; 23. Aug. Kram-M.; 21. Aug. u. 27. Nov. Roß-V.M.; 29. Nov. Kram-M. Die K.M. dauern 2 Tage. — Jeßnitz. K.V.M.: 23. März, 22. Juni, Okt. K.M.: 7. Dez. — Ilmenau. K.M.: 22. März, 10. Mai, 27. Juli, 21. Sept., 23. Nov. V.M.: Tags darauf. — Joachimsthal i. d. Mark. 10. März, 30. Juni, 22. Sept. Zugleich V.P.M. — Jüterbogk. 3. März Flachs-M.; 4. März V.M.; 5. u. 6. März K.M.; 12. Mai Flachs-V.K.M.; 17. Juni V.M.; 18. u. 19. Juni K.M.; 12., 13. u. 14. Aug. Pferde-, Rind-, Ziegen-, Hammel- u. Schafvieh-M.; 15. Sept. Flachs-V.M., Tags darauf K.M.; 4., 5. u. 6. Nov. K.M., Mittwoch zuvor Flachs-M.

Kahla. K.M., jeder 2 Tage: 17. März, 21. Juli, 20. Okt.; V.M.: 22. Febr., 1., 8., 15., 22., 29. März, 20. Juli, 19. Okt.; W.V.M.: 26. Mai. — Kalau, in der Niederlauſitz. 2 Tage: 15. Febr., 10. Mai, 5. Juli, 13. Sept.; jedesmal Freitag und Sonnabend vorher V.M.; W.M.: 3., 10., 17. Juni. — Kauernik. 11. Febr., 20. April, 15. Juli, 7. Okt., 4. Nov. K.V.P.M. — Kanna. 3 Tage. 15. Juni, 9. Nov. K.M.; 15. April, 16. Sept. V.M. — Kelbra. 10. Mai V.M.; 11. Mai K.M.; 6. Sept. V.M.; 7. Sept. u. 7. Dez. K.M. Die K.M. dauern anderth. Tage,

der letzte 2 Tage. — Kelpin (Kr. Karthaus). 28. Sept. K.V.M. — Kemberg.
20. Febr., zugl. V.M.; 27. März desgl.; 10. u. 11. Mai desgl.; 27. u. 28. Sept.
K.V.Flachs M.; 18. Dez. K.M. — Kemnade. K.M.: 11. Mai, 12. Okt. — Kepin.
K.V.M.: 11. Mai, 7. Okt. — Keula. 23. März, 22. Juni, 5. Okt. Jedesmal
zugleich V.Flachs- und Garn-M. — Kielbaczin (Dorf, Kr. Thorn). 8. Sept.,
15. Okt. — Kindelbrück. 23. Febr., 6. Juli, 16. Nov. K.Roß-V.M.; jeder andert-
halb Tage. — Kirchenjahn (Dorf, Kr. Marienwerder). 15. März u. 1. Nov. —
Kirchhain. 21. März, 22. Juni, 12. Okt. Jedesmal Tags vorher V.Roß-M.;
V.P.M.: 8. u. 9. Sept. — Kleinern. 4. Mai, 19. Okt. — Köln (Kr. Neuſtadt).
15. März, 4. Nov. K.V.M. — Königsberg (im Coburg.). K.V.M.: 2. Febr.,
25. März, 1. Mai, 29. Juni, 26. Juli, 24. Aug., 21. Sept., 28. Okt., 30. Nov., 21.
Dez. Pflanzen-M.: 11. Juni. — Königsberg, i. d. Neum. 14. April, 7. Juli, 13.
Okt. Tags vorher immer V.P.M. — Königsberg, i. Preuß. Leinwand-M.: 14.
bis 19. Juni; K.M.: 21. bis 28. Juni; W.M.: 28. bis 30. Juni; V.M.: 28. Juni,
2 Tage. Weihnachts-M.: 18. bis 27. Dez. — Königsbrück. 19. Jan., 18. Mai,
10. Aug., 19. Okt. Montags vorher V.M. — Königslutter. K.Vict.-V.M.: 2.
März 22. Juni, 12. Okt. — Königsee. K.M.: 2. März, 30. März, 18. Mai,
7. September, 12. Oktober, 21. Dezember. Bei den 5 erſten iſt Tags darauf
und am 14. Juli, 11. Auguſt und 10. November Vieh-Märkte. — Königs-
walde. 10. März, 11. Aug., 3. Nov. Immer zugleich V.M. — Königswartha.
11. Jan., 26. April, 4. Okt. — Kontopp (Kr. Grünberg). 3. Mai, 8. Sept., 30.
Nov. Jedesmal zugleich V.M. — Kowalewo oder Schönſee. 22. März, 27.
Sept. Immer zugleich V.P.M. — Kranichfeld. (Großherzogthum Weimar). K.
M.: 4. März, 10. Mai, 4. Okt. Tags darauf V.M. — Krieſcht. K.M.: 25. Mai,
18. Okt. — Krojanke. 31. März, 11. Mai, 26. Aug., 18. Okt. Zugleich V.P.M.
Krokow (Kr. Neuſtadt). K.V.M.: 1. März, 26. April, 4. Okt., 8. Nov. — Kro-
toszyn. 1 Tag: 8. Febr., 3. Mai 27. Sept., 29. Nov. V.K.M. — Kühlingen.
K.V.M.: 6. Juli, 14. Sept. — Kuhna (Kr. Görlitz). K.M.: 5. Juli, 11. Okt. —
Kyritz. 16. März, 1. Juni, 6. Okt. jedesmal Tags vorher V.P.M.; 7. Dez. V.M.
— Kyſchau (Alt-) [Kr. Berent]. 3. Mai. 8. Nov. K.V.M.
Labes. 17. März, 2. Juni, 28. Juli, 22. Sept., 24. Nov. Jedesm. Tags vorher
V.P.M. — Labiſchin a. d. Netze. 18. März, 15. Juli, 2. Sept., 18. Nov. K.P.
V.M. 2 T. — Lähn. 2 T. 10. Febr., 21. April, 7. Juli, 27. Okt. — Lagow. 3.
März, 2. Juni, 29. Sept. — Landau (i. Waldeckſchen). 15. Febr., 25. Mai, 1., 2.
Sept. zugl. V.M., 20. Okt., 21. Dez. — Landeck, i. Schleſ. K.M.: 20. April, 29.
Juni, 14. Sept. 23. Nov. — Landeck, i. Weſtpr. K.P.V.M.: 12. April, 29. Juni,
13. Sept., 8. Nov. — Landeck (Dorf, Kr. Flatow). V.M.: 10. Mai, 11. Okt. —
Landsberg (Alt-). 1. März, 1. Juli, 20. Okt. Jedesmal zugleich V.P.M. —
Landsberg a. d. Warthe. 17. Febr., 5. Mai, 14. Juli, 20. Okt. Tags vorh. im-
mer V.P.M.; W.M.: 16. u. 17. Juni. — Landsberg (Kr. Delitzſch). 19. April,
6. Sept. K.V.M. — Langelsheim. K.V.M.: 16. Mai, 26. Sept. — Langen-
ſalza. 3 T. 13. April, 6. Juli, 7. Sept.; V.M.: 1 T. 2. März, 21. Juni, 21. Sept.,
25. Okt. — Lanken, auf Rügen. 7. April. — Laſſan. 5. Juli, 5. Okt. — Lau-
ban. 2 Tage: 1. Febr., 14. Juni, 30. Aug. K.V.M. — Laucha. 5. Febr. Flachs V.
Roß-M.: 15. u. 16. März J.-M.; 6. Nov. V.M.; 8. u. 9. Nov. J.-M. — Lauch-
ſtädt. Roß V.M.: 24. Febr.; K.M. 2 T.: 14. Mai, 30. Aug. — Lauenburg.
K.V.M.: 25. Febr., 29. Juli, 21. Okt., 16. Dez. — Lautenburg. K.M.: 8. März,
2. Juni, 20. Sept. 15. Nov. Jedesmal Freitag vorher P.V.M. — Leba. 13. Juli,
K.M.; 13. April, 12. Okt. K.V.M. — Lebus. K.V.M.: 17. Mai, 16. Aug., 28.
Okt. — Ledelitz. 3. Juli K.M. — Lehnin. 21. April, 6. Okt. K.V.M. — Lehre.
K.u.Vict. M.: 15. April, 30. Sept. — Leimbach. K.V.M.: 28. Juni, 27. Sept.;
jeder anderthalb Tage. — Leinefelde. 20. Sept. V.P.M. — Leipzig. Neujahrs-
meſſe: 27. bis 31. Dez. 1857 Böttcherwoche; 1. bis 8. Jan. 1858 Meßwoche; 8. bis 14.
Jan. Zahlw. Oſtermeſſe: Böttcherw.: 19. bis 24. April. Meßw.: 25. April bis 2. Mai.
Zahlwoche: 3. bis 8. Mai. Michaelismeſſe. Böttcherwoche: 27. Sept. bis 2. Okt.;
Meßwoche: 3. bis 10. Okt.; Zahlwoche: 11. bis 16. Okt. W.M.: 14. 15. u. 16. Juni.
— Leiſtenau (Groß). [Kr. Graudenz]. 4. März, 24. Juni, 11. Okt., 20. Dez. K.
V.P.M. — Leitzkau. 8. April., 30. Sept. K.V.M. — Lenzen. 23. Febr., 29. Juni,
31. Aug., 19. Okt. Jedesmal Tags vorher V.M. — Lesno (Dorf, Kr. Konitz). 12.
April, 14. Juni, 6. Okt. K.P.V.M. — Leſſen. K.M.: 15. März, 28. Juni, 13.
Sept., 15. Nov., zugl. V.P.M. — Leutenberg, i. Schwarzb. K.V.M.: 4. Febr.,
18. März, 15. April, 20. Mai, 25. Mai, 17. Juni, 22. Juli, 19. Aug., 16. Sept., 21.
Okt., 4. Nov., 2. Dez. — Lichtenberg. K.Vict.-V.M.: 8. Juni, 14. Okt. — Lie-
benau. 26. April, 21. Juni, 6. Sept., 25. Okt. Jedesmal zugleich V.P.M. — Lie-
bengrün. 25. Mai, 26. Juli. — Liebenwalde. 23. März, 17. Juni, 19. Okt.
Jedesmal Tags vorher V.M. — Liebenwerda. V.Roß M.: 6. März, 12. Mai,

10. Juli, 4. Sept.; K.M.: 8. März, 14. Mai, 12. Juli, 6. Sept.; W.M.: 11. Mai, 1. Sept. — Lieberoſe. 22. Febr., 29. März, 3. u. 4. Mai, 28. u. 29. Juni, 4. u. 5. Okt., 13. u. 14. Dez. Jedesmal zugleich V.M. — Liegnitz. K.M. 3 Tage: 8. Febr., 3. Mai, 9. Aug., 1. Nov., V.M. zugleich; W.M.: 8. 9. 10. Juni, 12., 13. u. 14. Okt. — Lindau. P.V.K.M.: 11. Mai, 30. Nov. — Lindow. 19. März, 9. Juli, 6. Okt. Tags vorher V.P.M.; 12. Nov. V.P.M. — Linichen (Groß). 21. März, 27. Mai, 4. Auguſt, 5. Oktober, 15. Dezember K.M. — Lipke (Alt-). K.V.P.M.: 10. Mai, 11. Okt. — Lippehne. 15. März, 1. Juni, 25. Aug., 22. Okt. — Lippuſch. K.V.M. 19. Juli, 4. Okt. — Liſſa (Kr. Neum.). 11. Mai, 30. Okt. — Liſſewo (Kr. Culm). K.P.V.M.: 13. Juli, 16. Nov. — Lobenſtein. K.M.: 16. Febr., 1. Mai, 29. Juni, 10. Aug., 29. Sept., 30. Nov. V.M.: 23. Febr., 2., 9., 16., 23., 30. März, 28. Sept. — Lobſens i. Weſtpreußen. 2 Tage: 21. März, 2. Juni, 28. Sept., 1. Dez. K.V.P.M. — Loburg. K.M.: 12. März, 14. Mai; K.V.M.: 20. Aug., 15. Okt. — Löbau. 10. Febr., 12. Mai, 15. Sept., 27. Okt. Freitag vorh. jedesm. V.P.M. u. 8 T. vorh. Leinw.-M. — Löbejün. 16. 17. März V.K.M., 25. 26. Okt. Flachs-M., 26. u. 27. Okt. V.K.M., 6. u. 7. Dez. K.V.Flachs-M. — Löwenberg. 2 Tage: 25. Jan., 10. Mai, 27. Sept. a. 1. Tage V.M. — Loitz. 11. März, 14. Juni, 11. Okt., 29. Nov. V.M., 18. März, 25. Okt. K.M. — Lonk (Kloſter-), (Kr. Löbau). 6. bis incl. 13. Juni K.Vict.-M.; 8 Tage vorher Leinw.-M. — Luckau, i. d. Niederlauſitz. 2. Febr., 4. Mai, 31. Aug., 2. Nov. Jedesmal Tags vorher u. am 27. März u. 10. Juli V.P.M. — Luckenwalde. 11. Febr., 22. April, 10. Juni, 7. Okt., 11. Nov., 9. Dez. Beim 2. u. 3. Markt iſt zugleich V.P.M., beim 4. u. 5. aber zugleich P.V.Flachs-M. — Lübben, in der Niederlauſitz. Jahr-M.: 8. März, 17. Mai, 20. Sept., 22. Nov. Bei dieſen Märkten iſt Freitags vorher Schweine- und Sonnabends V.P.M. Ferner V.P.M.: 19. Juni, 10. Juli, 31. Juli, 9. Okt. W.M.: 16. Juni. — Lübbenau, in der Niederlauſitz. 24. März, 7. Juni, 30. Aug., 8. Nov. Sonnabend vorher jedesmal V.M. — Lüben. 2 Tage. 18. Febr., 19. April, 15. Sept., 15. Nov. An jedem K.M. auch V.M. — Lüchow. K.V.M.: 9. März, 27. Mai, 1. Sept., 23. Nov.; Wachs- und Flachs-M.: 25. Okt. — Lützen. 8. März Fas V.M., 15. u. 16. März K.M., 21. Aug. Fas V.M., 23. u. 24. Aug. K.M., 6. Nov. Faß V.M., 29. u. 30. Nov. K.M. — Lupow, bei Stolpe. K.V.M.: 14. April, 28. Juli, 13. Okt., K.M.: 17. Dez. — Lutine (Dorf, Kr. Neuſtadt). 25. Okt. K.V.M. — Lutter (am Barenberge). K.Victualien-M.: 13. Juni, 3. Okt. — Lychen. 9. März, 22. Juni, 18. Nov. Jedesmal zugleich V.P.M.

Magdala. 10. Juni, 30. Sept., 25. Nov. K.V.P.M. — Magdeburg (Altſtadt). Faſten-M.: 8. bis 13. Febr., Oſter-M.: 12. bis 17. April. Der Großhandel u. Verkauf der Fabrikwaaren nimmt jedoch 4 Tage früher ſeinen Anfang. Pfingſt-M.: vom 31. Mai bis 5. Juni. Die Heermeſſe auf dem neuen Markte nimmt ihren Anfang den 18. Sept. u. dauert bis 2. Okt. Der Großhandel und Verkauf von Fabrikwaaren nimmt den Donnerſtag vor der Mauritiuswoche ſeinen Anfang. W.M.: 15. u. 16. Juni. — Magdeburg (Neuſtadt). 1) im alten Theile. V.K.M.: 14. Okt.; 2) im neuen Theile. K.V.P.M.: 19. Febr., 1. Juli; 3) in der Sudenburg. V.P.M.: 16. März, 3. Sept. — Mainz. 2 Meſſen, jede 14 Tage: 3. März, 9. Aug. — Mansfeld. 18. März, 10. Mai, 8. Nov. K.Flachs-M., den letzten zugleich V.M.

Marburg. K.M.: 2. Febr., 25. März, 3. Mai, 2. Juli, 20. Sept., 19. Nov.; V.M.: 18. Febr., 11. März, 8. April, 6. Mai, 1. Juli, 19. Aug., 21. Sept., 25. Nov.; P.M.: 11. Febr., 11. März, 8. April. — Margonin. 26. April, 5. Juli, 6. Sept., 8. Nov. K.P.V.M. — Marienburg. 10. bis 12. Mai K.V.P.M.; 12. Juli V.P.W.M.; 11. bis 13. Okt. K.P.V.M. letzterer am 1. Tage. — Marienſee (Kr. Karthaus). 3. Mai, 19. Aug., 27. Okt., 8. Dez. K.V.M. — Marienwerder. 24. März, 7. Juli, 8. Sept., 17. Nov. Tags vorher jedesmal V.P.M. — Markliſſa, am Queis. 2 Tage. 15. März, 28. Juni, 4. Okt. Jedesmal zugleich V.M. — Markranſtädt. 3. u. 4. März Roß-K.V.M., 13. Nov. Roß-V.M., 15. u. 16. Nov. K.M. — Marklindt. K.Roß-V.M.: 10. März, 14. Juli, 27. Okt. — Maſſow. V.M.: 5. März, 12. April, 16. Sept., 27. Okt.; K.M.: 9. März, 4. Mai, 6. Okt., 16. Dez. — Meisdorf. 20. Mai, 28. Okt. V.K.Flachs-M. — Memleben (Dorf). 5. Juni V.M., 7. u. 8. Juni K.M. — Mengeringhauſen. 26. Jan., 2. März, 20. April, 8. Juni, 7. Sept., 9. Nov., 14. Dez. — Merſeburg. 8. März, 21. Juni, 9. Aug., 1. Nov., jed. 3 Tage K.M.; 1. Nov. V.M. In der Vorſtadt Neumarkt: 8. März V.Roß-M., 12. bis 14. April K.M. — Meſeritz. 2 Tage: 22. März, 28. Juni, 4. Okt., 15. Nov. K.V.M. — Mewe. 8. März, 28. Juni, 13. Sept., 15. Nov. Freitag vorher jedesmal V.P.M. — Meyenburg. 23. März, 18. Juni, 5. Okt., 10. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M. — Mittenwalde. 2 Tage. 30. März, 17. Mai, 9. Aug., 4. Okt., 6. Dez. Jedesmal am 1. Tage V.M., am 2. Tage K.M. — Möckern. 16. März, zugleich V.M.; 6. Juli K.M. u. am 7. u. 8. W.M.;

14. Sept. K.V.M.; 23. Nov. K.M. — Mohrin. 24. März, 30. Juni, 6. Okt.; jedesm. zugl. V.M. — Mücheln. K.M., 2 Tage: 15. Febr., 10. Mai, 23. Sept., V.M.: 22. Sept. — Mühlberg (i. Regb. Merſeburg). 11. Mai, 6. Juli, 8. Okt., 2 T. Jedesm. Tags vorh. V.M. — Mühlberg (i. Regb. Erfurt). 2 T. 22. Febr., 21. Juni, 28. Sept. V.K.M. — Mühlhauſen. Flachs-K.M.: 24. Febr., 26. Mai, 15. Sept.; K.M.: 17. Mai, 19. Juli, 18. Okt.; W.M.: 21. u. 23. Juni; P.V.M.: 20. Sept., 23. Okt.; Quatemb.- u. Weihn. M.: 15. u. 16. Dez. Die K.M. dauern 3 T. — Mühlingen (Groß-). K.V.M.: 9. Sept. — Müllroſe. 19. April, 20. Sept., 20. Nov. K.V.M. — Müncheberg. 16. März, 6. Juli, 28. Sept., 21. Nov. Tags vorh. jedm. V.-P.M. — Münſterwalde (Kr. Marienw.). 22. Juni, 14. Dez. — Murowana-Goſlin. K.V.M.: 11. Febr., 29. April, 18. Okt., 21. Dez. — Muſkau, i. d. Niederlauſitz. 2 T. 22. März, 21. Juni, 7. Sept., 21. Dez.; Bei den 3 erſten Märkten am 1. Tage zugl. V.M.; W.M.: 17. Mai, 7. Okt.

Namslau. 8. März, 10. Mai, 2. Aug., 11. Okt. V.M. Tags darauf K.M. — Nauen. 9. Febr., 15. April, 12. Juli, 16. Sept., 16. Dez.; an demſelben Tage zugl. V.P.M. — Naugardt. K.M.: 8. März, 3. Mai, 4. Okt., 6. Dez.; V.M.: 15. März, 6. Sept., 8. Nov. — Naumburg a. d. Saale. K.-Topf-M. 28. bis 30. März; Roß-V.M.: 22. März; Meſſe: 20. Juni bis 10. Juli, 21 Tage; Neu-V.M.: 24. Sept. 29. Okt. — Naumburg a. Bober. 2 T. 22. März, 21. Juni, 30. Aug., 25. Okt.; K.V.M. — Naumburg a. Queis. K.V.M. 2 T.: 26. Juli, 27. Sept. Ferner K.V.M.: 25. März, 10. Mai, 2. Dez. — Nawra (Dorf, Kr. Thorn). 8. März, 7. Juni, 30. Aug., 11. Okt. K.V.P.M. — Nebra. K.M.: 12. Juli, u. Roß-V.M.: 13. Sept. Jeder anderthalb Tage. — Neudamm. 19. März, 30. Juni, 22. Sept., 13. Nov. Jedesmal Tags vorher V.P.M. Zugl. W.M. beim 2. u. 4. Markt. — Neuenburg. K.M.: 19. April, 7. Juni, 30. Aug. 8. Nov. Freitag vorh. V.P.M. — Neuhaldensleben, ſ. Haldensleben (Neu-). — Neumark. 15. März, 10. Mai, 30. Aug. 11. Okt. Jedesmal Freitag vorher V.P.M., und 8 Tage zuvor Leinw.-M. — Neuſalz. 2 Tage: 19. April, 30. Aug. 22. Nov. An jedem Tage zu 1. V.M. — Neuſtadt a. d. Doſſe. 25. März, 17. Juni, 4. Nov. Jedesmal Tags vorher R.P.-Schweine-M. — Neuſtadt a. d. Heyde. K.V.M.: 31. Dez. 1857, 5. Febr., 5. März, 1. April, 7. Mai, 4. Juni, 2. Juli, 6. Aug., 3. Sept., 1. Okt., 5. Nov., 21. Dez. — Neuſtadt a. d. Orla. V.K.M.: 24. Febr., 2. Juni, 4. Aug., 13. Okt., 1. Dez.; V.M.: 17. Febr., 3., 10., 17., 24. u. 31. März, 7. April; W.M.: 8. Juni. — Neuſtadt, i. Regb. Erfurt. 2 T. 15. März, 19. Juli, 29. Nov. Am 2. T. zugl. V.M. — Neuſtadt, i. Weſtpr. 28. Jan., 22. April, 18. Juni, 7. Okt., 15. Nov., 16. Dez. K.P.V.M. — Neuſtadt-Eberswalde. 17. Febr., 5. Mai, 2. Nov. Jedesmal Tags vorher P.V.M. — Neuſtadt i. Regb. Oppeln. K.V.M.: 20. Jan., 11. Mai, 5. Okt., 23. Nov. — Neuſtadt a. d. Warthe. 15. März, 4. Mai, 6. Sept., 25. Nov. K.V.M. — Neuſtädtel. 2. T. 11. Mai, 7. Sept., 19. Okt.; Tags vorh. V.M.; Hanf-M.: 21. Okt.; Fl.-M.: 22. Okt. — Neuteich. K.V.P.M.: 8. Febr., 24. Juni, 26. Juli, 18. Okt. — Neutomysl. 2 T. K.V.M.: 3. März, 9. Juni, 6. Okt., 1. Dez., 8. Okt. Hopfen-M. — Neuwarp i. Pom. 13. u. 14. April, 9. u. 10. Nov.; Tags vorh. V.P.M. — Neuwedel. 3. März, 21. April, 30. Juni, 1. Sept. Dienstags vorh. V.P.M. — Niederorſchel. 2 T. K.V.M.: 26. April, 2. Aug., 6. Okt., 6. Dez. — Niemegk. Fl.-V.M.: 4. Mai; K.M.: 3. Mai, 5. Juli, 4. Okt., 18. Dez. — Nienburg a. d. Saale. 6. Mai, 30. Sept. K.V.M. — Niewieczyn. 5. Juli, 4. Okt. K.P.V.M. — Nikolaiken. 16. Febr., 6. Juli, 21. Sept., 7. Dez.; Tags vorh. immer V.P.M. Leinw. M.: 16. u. 24. Juni, 1. u. 6. Juli. — Nörenberg. 1. April, 1. Juli, 14. Okt., 9. Dez.; Tags vorh. jedesm. V.P.M. — Nordhauſen. 3. Mai, 14. Sept.; V.M.: 23. März, 13. April, 11. Mai, 26. Okt. Die K.M. dauern 8 Tage, die V.M. 1 Tag.

Oberſtein. 7. Mai. — Obornik. 22. März, 7. Juni, 24. Aug., 8. Nov. K.V.M. — Obrzycko. 29. März, 23. Aug., 25. Okt., 20. Dez. K.V.M. — Oderberg. 8. März, 21. Juni, 13. Sept., 15. Nov. V.K.M. — Oebisfelde. K.V.M.: 2. März, 29. April, 1. Juli, 30. Sept., 2. Dez. — Ohrdruff. V.K.M.: 2. März, 5. Okt.; K.M.: 29. Juni jeder 2 T. — Oranienbaum. K.V.M.: 8. März, 17. Mai, 9. Sept., 8. Nov. — Oranienburg. 15. März, 18. Juni, 28. Sept., 23. Nov. K.V.P.M. — Orlamünde. K.M.: 31. März, 5. Mai, 30. Juni, 28. Juli, 8. Sept., 17. Nov. Tags vorher und außerdem 26. Febr., 5., 12., 19. u. 26. März V.M. — Ortrand. 29. März Sonnab. vorh. Roß-V.M., 11. Juni Tags vorh. V. Roß-M., 30. Aug. Sonnab. vorh. Roß-V.M. 29. Okt. Tags vorh. Roß-V.M. — Oſchersleben. 2 Tage. K.V.M.: 2. März, 4. Mai, 19. Okt. — Oſterburg. 29. 30. März, 21. 22. Juni, 13. 14. Sept., 8. 9. Nov., am 1. Tage V.P.M.; 14. Dez. K.M. — Oſterfeld. Roß-V.M.: 22. Febr., 1. u. 8. März; V.M.: 11., 18. u. 25. Okt.; K.M.: 8. u. 9. März, 12. u. 13. Okt. — Oſterwiek. 2. März K.V.M., 25. Mai K.M. u. Schützenfeſt, 28. Sept. V.M., 26. Okt. K.W.M. — Ottenſtein. K.V.M.: 12. Jan., 25. März, 6. Juli 12. Okt.

Parchwitz. 2 T. K.V.M.: 15. Febr., 10. Mai, 4. Okt., 6. Dez. — Paſewalk.

8. März, 8. Juni, 14. Okt. Tags vorh. jedesm. V.P.M. — **Pehsken**, i. Amte Mewe.
30. Sept. K.V.P.M. — **Peitz.** 31. Mai, 25. Okt. K.V.P.M. — **Penkun.** K.V.M.:
11. März, 1. Juli, 4. Okt. — **Perleberg.** Gete M.: 1. März, K.M.: 9. März, 6. Juli,
2. Nov. Beim 2., 3. u. 4. M. Tags vorh. V.M. — **Peſtlin** (Dorf Kr. Stuhm).
4. Jan., 12. April, 14. Juni, 4. Okt. K.P.V.M. — **Pförten.** K.V.P.M.: 15. Febr.,
19. April, 24. Juni, 30. Aug., 25. Okt., 6. Dez. — **Pinne.** K.V.M.: 22. März, 17.
Mai, 12. Aug., 13. Dez. — **Plathe.** K.M.: 9. März, 6. Okt. 15. Dez.; V.M.: 4.
März, 16. Juni, 14. Okt. — **Plaue,** a. d. Havel. 6. Mai. — **Plaue,** i. Sondershauſ.
Jahrm.: 24. Juni, 29. Sept. — **Plauen.** K.V.M.: 3. Febr., 14. April, 23. Juni, 18.
Aug., 20. Okt., 15. Dez.; Pf.M.: 9. Juni; V.M.: 17. März; Roß-M.: 12. März,
3. Nov. — **Plötzkau.** K.V.P.M.: 13. Sept. — **Plusnitz** (Dorf, Kr. Culm). 24. März,
27. Okt. K.V.P.M. — **Podroſche.** 20. Febr., 25. Mai, 2. Sept., 30. Nov. K.V.M.
— **Politz.** 26. März, 18. Juni, 17. Sept. Jedesm. Tags vorh. V.P.M.; Fettvieh-M.:
30. Nov. — **Poguttken,** Kr. Berent. K.V.M.: 13. April, 26. Okt. — **Polkwitz.** 2
T. 8. Febr., 17. Mai, 19. Juli, 27. Sept., 22. Nov. K.V.M. — **Pollnow.** V.K.M.:
22. März, 21. Juni, 7. Okt., 13. Dez. — **Polzin,** i. Hinterpommern. V.P.M.: 14.
April, 16. Juni, 25. Aug., 27. Okt.; jedesm. Tags darauf K.M. — **Ponikau** i. Sachſ.
K.V.M.: 19. März, 17. Sept. — **Poſen.** 8 T. K.V.M.: 22. März, 28. Juni, 4. Okt.,
13. Dez.; P.M.: 1. u. 2. Juli; V.M.: 8. Okt., 17. Dez.; W.M.: 12. b. 14. Juni. —
Potsdam. 28. Jan., 25. März, 17. Juni, 26. Aug., 14. Okt., 18. Nov. — **Prenz-**
lau. 15. Febr., 28. Juni, 18. Okt. Freit. vorh. V.M. 29. Nov. — **Pretzſch.** 1. Febr.,
26. März, 31. Mai, 25. Okt., 17. Dez. Der 1., 3. u. 4. zugl. Roß-V.M. — **Prettin.**
K.V.M.: 16. März, K.M.: 16., 17. Mai, 13., 14. Sept., 8., 9. Nov. 21. Dez.; Pf.M.: 13.
Mai, 11. Sept.; Fl.-V.M.: 6. Nov. — **Priebus.** 2 T. K.M.: 8. Febr.; K.V.M.: 14.
Mai, 6. Sept., 30. Nov. V.M.: 20. März. — **Primkenau.** 2 T. 22. März,
Juli, 13. Sept., 8. Nov.; V.M. 1 T.: 20. März, 3. Juli, 11. Sept., 6. Nov.; Leinw. M.:
19. März, 2. Juni, 10. Sept., 5. Nov. — **Pritzerbe.** 12. Mai, 20. Okt. — **Pritz-**
walk. 23. Febr., 29. Juni, 28. Sept., 16. Nov.; jedesm. Tags vorh. V.M. — **Pro-**
ſen (Kr. Zeitz). V.M.: 17. Mai, 3. Nov.; K.M.: 17. b. 19. Mai, 3. b. 5. Nov. —
Putbus, a. Rügen. 9. Juli K.M.; 28. Okt. K.V.M. — **Putlitz.** 26. März, 7. Mai,
6. Juli, 22. Okt.; jedesm. Tags vorh. V.Schw.M. — **Putzig.** 9. März, 22. Juni
K.M., 19. Okt., 21. Dez. K.V.M. — **Pyritz.** K.M.: 17. Febr., 5. Mai, 8. Sept.;
Tags vorh. V.P.M.; Fettv.-M.: 20. Juli, 7. Dez. — **Pyrmont.** 22. März, 10. Mai,
11. Okt., 11. Dez.; P.M.: 30. Aug.
Quaritz, i. Glogauiſchen. 6. Febr., 16. Nov. K.V.M. — **Quedlinburg.** 19.
April, 15. Nov. i. d. Altſtadt; 4. Okt. i. d. Neuſtadt. — **Querfurt.** 7. b. 9. April
K.P.M.; 2 T. 17. Mai, 19. Juli, 27. Sept. Sonnab. vorh. V.M.; 7. Dez. 3 T. K.M.
Radeburg, i. Sachſ. V.M.: 3. März, 19. Mai, 15. Sept., 24. Nov. Tags
darauf K.M. — **Radegaſt.** K.V.M.: 15. Febr., 3. Mai, 9. Juli, 16. Sept., 9. Dez.
Raguhn. 25. Febr., 19. Mai, 24. Sept., 25. Nov. W.K.V.M. — **Rahmel**
(Dorf). 16. Sept. K.M. — **Ranis.** K.V.M.: 22. Febr., 6. April, 2. Juli, 29. Sept.,
15. Dez.; V.M.: 1 T. 19., 26. Febr., 5., 12., 19., 26. März, 9., 16., 23., 30. April,
7., 14., 21. Mai. — **Rathenow,** Altſtadt: 22. Juni, 19. Okt. Neuſt.: 18. März, 7.
Dez. Tags vorh. V.P.M. — **Ratzebuhr.** 18. Febr., 8. April, 29. Juli, 21. Okt., 17.
Dez. K.V.M. — **Ravensbrück.** 27. Mai, 3. Nov. — **Reckenzin.** 18. Juni, 3. Dez.
Rederitz (Kr. Deutſch-Crone). 2. Juni, 6. Okt. K.V.P.M. — **Reetz** (Alte). 19.
Aug. V.M. — **Reetz** i. d. Neumark. 16. Febr., 18. Mai, 12. Aug., 21. Okt., 30. Dez.
Beim 1. bis 4. Tags vorh. und beim 5. Sonnab. vorh. V.P.M. — **Regenwalde.**
19. März, 21. Mai, 8. Okt.; V.M.: 30. April, 11. Juni, 17. Sept. — **Rehden.**
K.P.V.M.: 21. März, 18. Mai, 28. Sept., 9. Nov. — **Rehwalde** (Kr. Graudenz).
10. Mai, 8. Nov. K.V.P.M. — **Reichenbach,** i. d. Lauſitz. 2 T. K.M.: 15. März,
28. Juni, 15. Nov. K.V.M.: 11. Sept. — **Reppen.** 5. Mai, 13. Okt., 6. Dez. K.
V.P.M. — **Rheinsberg.** K.V.P.M.: 16. März, 29. Juni, 14. Okt. — **Rhinow.**
21. März, 28. Sept., 11. Dez. — **Rhoden.** 24. Febr., 4. Mai, 29. Juni, 28. Okt., 9.
Dez. K.M.: 15. u. 16. Sept. K.V.M. — **Rimtenberg.** 15. März, 5. Aug., 13. u.
19. Okt. Der 1. u. 2. K.V.M., der 3. V.P.M., der 4. K.M. — **Ricfenburg.** 29.
April, 29. Juli, 21. Okt., 9. Dez. Dienstag vorher V.P.M. — **Rinteln.** 2 Meſſen.
8 T.: 9. Mai, 9. Nov.; K.V.M.: 22. März, 26. Juli. — **Roda.** Roß-V.M.: 11.
Febr.; K.M. 2 T.: 12. April, 26. Juli, 20. Sept.; V.M.: 10. April, 24. Juli, 18.
Sept., 4. Dez. — **Roda** (Kr. Weißenfels). 19. Juli K.M. — **Rodach.** K.M.: 2.
März, 22. Juni, 7. Sept., 7. Dez.; K.V.M.: 1. Mai, 26. Okt. — **Rödersdorf**
(im Fürſtenthum Schleiz). 24. Juni K.M. — **Rogaſen.** 2 Tage: 15. März, 10.
Mai, 6. Sept., 15. Nov. K.P.V.M. — **Rohr.** 15. Febr., 26. April, 4. Okt., 6. Dez.
— **Ronneburg.** K.M.: 1. Febr., 17. Mai, 23. Aug., 1. Nov. P.M.: 8. März. V.M.: 30
Okt. — **Rosenberg,** in Preußen. 2. März, 18. Mai, 31. Aug., 2. Nov. Freitag
vorher V.P.M. — **Roslau.** K.V.M.: 26. Jan., 10. Mai; K.V.Flachs-M.: 21.

Rothenburg, in der Lauſitz. K.V.M.: 1. März, 26. Juni, 15. Nov. — Rothenburg an der Oder. K.V.M. 2 Tage: 24. März, 16. Juni, 15. Sept., 15. Dez. — Rudolſtadt. K.V.M.: 9. März, 29. Juni, 24. Aug., 12. Okt., 23. Nov.; V.M.: 19. Januar, 14. September; Kram-Vieh-Woll-M.: 11. u. 12. Juni. — Rügenwalde. 15. März, 28. Juni, 13. Sept., 15. Nov. Am 1. K.V.M., der 2. bloß K.M., der 3. K.V.P.M., der 4. K.V.M. — Ruhland, in der Lauſitz. K.M.: 10. März, 5. Mai, 23. Aug., 1. Nov. 15. Dez. V.M.: 9. März, 4. Mai, 21. Aug., 30. Okt. — Rummelsburg. 25. März, 6. Mai, 28. Sept., 18. Nov., 21. Dez. Jedesmal Tags darauf V.M. — Ruppin (Alt-). 2. Juni, 27. Okt. V.P.K.M. — Ruppin (Neu-). 24. Febr., V.P.Schweine- und Saat-M., 9. April, 10. Juni, 16. Sept. Beim 2., 3. u. 4. Tags vorher V.P.Schweine-M. 10. Nov. V.P.Schweine-M.

Saabor (Kr. Grüneberg). 9. Febr., 6. Juli, 12. Okt., 7. Dez. K.M. — Saal. 11. Okt. — Saalau (K. Danzig). 11. Okt. K.V.M. — Saalburg. K.V.M.: 12. März, 25. Mai, 25. Sept., 15. Dez. — Saalfeld. K.M.: 15. Febr., 19. April, 31. Mai, 7. Juni, 19. Juli, 30. Aug., 8. Nov., 13. Dez. K.Roß-V.M.: 1. Okt., V.M.: 22. März, W.M.: 21. Juni. — Saarmund. 18. Febr., 10. Juni, 28. Sept., 25. Nov. Beim 3. Markt Tags vorher V. Hirse- u. Fl.-M. — Sabow (Groß-), bei Naugardt. 28. u. 29. Juni Leinwand- u. Victualien-M.; V.M.: 22. April, 2. Sept. — Sachſa. 5. Juli 2 T. K.M.; 6. Sept. 1 T. K.V.M.; 15. Nov. 2 T. K.M. — Sachſenberg. 25. Mai, 6. Dez. K.M.; 26. Mai, 19. Okt. V.M. — Sachſenhauſen. 10. Mai, 8. Nov., 20. Dez. — Sagan. 2 T. 1. März, 10. Mai, 21. Aug., 18. Okt. Am 1. T. K.V.M., am 2. T. K.M. W.M.: 26. Mai, 29. Sept. — Sagard, auf Rügen. 26. März, 16. Juli, 5. Nov. — Salze (Groß-). 17. u. 18. Juni, 7. u. 8. Sept. Am 1. Tage zugleich V.M. — Salzwedel. V.P.M.: 19. Febr., 9. April, 20. Aug.; K.V.M.: 10. Mai, 24. Juni; Jahr-V.[illegible]: 11. Okt. — Samoczin. 10. März, 12. Mai, 16. Aug., 4. Nov. 2 Tage, am 1. Tag K.V.M., am 2. V.M. — Samter. 23. März, 13. Juli, 4. Okt., 21. Nov. K.V.M. — Sandau. 25. März, 1. Juli, 30. Sept., 18. Nov.; beim letzten Tage vorh. V.M. — Sandersleben. 18. Febr. K.V.M. 6. Mai, K.M. 14. Sept. K.V.M. — Sangerhauſen. K.Roß-V.M. 3 T.: 31. Mai, 30. Sept., 9. Dez. Der letzte bloß K.M. — Schaafſtedt. K.M. 2 Tage: 5. Juli, 29. Nov. Roß-V.M.: 26. Nov. — Scharfenort (Ostrorog). 8. März, 12. Mai, 13. Sept., 6. Dez. K.V.M. — Schermeiſel. 9. März, 4. Mai, 6. Juli, 28. Sept. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Schievelbein. 23. März, 22. Juni, 17. Aug., 9. Nov. Tags vorh. jedesmal V.M. — Schildau. V.Roß-M.: 17. Febr., 5. Mai, 13. Okt.; K.M. 2 T.: 18. Febr., 6. Mai, 14. Okt.

Schkeuditz. V.M. 1 T.: 6. März, 6. Juli u. 27. Sept.; K.M. 2 T.: 31. Mai, 18. Okt. — Schkölen. 22. Febr., 3. Mai, 25. Okt. K.M. Sonnab. vorh. V.M. — Schlawe. 11. Febr., 18. Nov. K.M.; 18. März Saat-M.; 24. Juni, 16. Sept. K.V.M.; 15. Juli Leinwand-M.; 21. Okt. Fettvieh-M. — Schleiz. K.V.M.: 13. Jan., 24. März, 17. Mai, 19. Juli, 18. Aug., 22., 23. Sept., 10. Nov. W.M.: 18. Mai. — Schleuſingen. 19. Jan., 23. März, 11. Mai, 27. Juli, 28. Sept., 16. Nov., 9. Dez. 2 Tage Jahr-M.; 9. März, 3. Mai, 8. Juni, 27. Sept. V.M.; 29. Sept. Gem.-M.; 12. Okt., 14. Dez. K.V.M. — Schlieben. V.Roß-M.: 10. April, 3. Juli, 13. Nov.; K.M.: 12. April, 5. Juli, 15. Nov., à 2 T. — Schlochau. 8. März, 31. Mai, 9. Aug., 15. Nov. K.V.P.M. — Schloppe. 10. März, 15. April, 12. Mai, 14. Juli, 25. Aug., 6. Okt., 17. Nov., 22. Dez.; jedesmal Tags vorher V.P.M. — Schloßheldrungen. K.V.M.: 23. März; Roß-V.K.M.: 14. Mai; V.K.M.: 21. Sept., K.V.M.: 30. Nov., jeder anderthalb Tage. — Schlotheim. K.Roß-M.: 22. Febr., 1., 8., 15., 22. u. 29. März; K.M.: 27. Juli, 26. Okt.; K.Fl.M.: 6. Dez.; K.V.M.: 7. Dez. — Schmalkalden 2 T. K.M.: 10. März, 5. Mai, 24. Aug., 28. Okt., 6. Dez., beim 1. u. 4. zugl. V.M. — Schmiedeberg i. Sachſ. K.M.: 22. Febr., 12. Okt., 20. Dez.; K.V.M.: 29. März, 5. Juli; V.M.: 11. Okt. — Schmiedefeld. 26. April, 25. Okt. — Schnakenburg. 4. März, 23. Juni, 22. Sept., 7. Dez. K.M. Tags vorh. V.M. — Schneeberg. K.M.: 21. Febr., 8. Juni, 19. Okt.; V.M.: 22. Febr., 7. Juni, 8. Nov. — Schneidemühl. 2 T. 15. März, 28. Juni, 25. Okt., 15. Dez. 1. T. V.P.M., 2. T. K.M. — Schoecken. 9. März, 8. Juni, 28. Sept., 14. Dez. K.P.V.M. — Schönau. 3 T. 6. April, 28. Juni, 4. Okt., 6. Dez. Am 1. Tage jedesm. K.V.M. — Schönberg, i. d. Lauſ. 2 T. 19. April, 21. Juni, 13. Sept., 8. Nov.; V.M.: 21. April, 23. Juni, 15. Sept., 10. Nov.; Roß-M.: 17. Febr. — Schöndorf, i. Bunzlauiſchen. 1. März, 24. Aug., 11. Nov. — Schönebeck, b. Magdeb. 2 T. 14. Mai, 8. Okt. Am 1. Tage jedesm. zugl. V.M. 3., 4. Dez. — Schöneck, i. Westpr. 2 T. 2. März, 11. Mai, 13. Juli, 12. Okt. Den 1. T. V.M., den 2. T. K.M. — Schönewalde. V.Roß-M.: 14. April, 30. Juni, 20. Okt.; K.M. 2 T.: 15. April, 1. Juli, 21. Okt., 16. Dez. 1 T. — Schönfließ. K.M.: 3. Febr., 17. März, 23. Juni, 20. Okt.; V.P.M.: 1. u. 2. Febr., 15. u. 16. März. — Schöningen. K.V.M.: 16. März, 15. Juni, 8. Nov. — Schönwalde (Kr. Neuſtadt). 6. Sept. 25. Nov. K.V.M. — Schraplau.

1. Juli, 31. Aug., 22. Nov. Beim 2. zugl. V.M. — Schubin. 2 T. 19. April, 24. Juni, 13. Sept., 11. Nov. K.P.V.M. — Schwanebeck. 5. u. 6. Juli K.M.; 5. u. 6. Okt. K.V.P.M. — Schwarza. K.V.M. [illegible]. April, 21. Juli, 15. Sept., 8. Dez. — Schwedt. 12. April, 5. Juli, 11. Okt. K.V.P.M. — Schweidnitz. 21. Febr., 13. Okt. K.V.M.; 26. Mai K.Roß.V.M.; 1. Juni, 16. Okt. W.M. — Schweinitz. K.M.; 1. März, 10. Mai, 1. Nov., 7. Dez. V.M.; 27. Febr., 8. Mai, 30. Okt. — Schwerin, im Poſenſchen. 11. Febr., 17. Juni, 19. Aug., 21. Okt. K.V.P.M. — Schwetz. K.V.P.M.: 8. Febr., 22. März, 10. Mai, 28. Juni, 16. Aug., 13. Sept., 18. Okt., 13. Dez. — Schwiebus. K.V.P.M.: 8. März, 17. Mai, 30. Aug., 4. Okt., 29. Nov. W.M.: 2. Juni, 3. Nov. — Seehauſen, i. d. Altm. K.V.M. 3 T.: 3. Mai, 19. Juni, 20. Sept., 15. Nov. Bei allen Märkten am 1. T. V.M., am 2. T. K.P.M., der 2. M. dauert nur 2 T. — Seehauſen, i. Magdeburgiſch. K.V.M.: 16. Febr., 15. Juni, 5. Okt., 16. Nov. — Seelow. 23., 24. März, 4., 5. Mai, 7. u. 8. Sept., 30. Nov., 1. Dez. K.M. Tags zuvor jedesmal V.M.; 28. Juli V.M. — Seeſen. K.Pfer.V.M.: 16. Febr., 15. Juni, 8. Nov. — Seidenberg. 2 Tage. K.P.M.: 26. April, 12. Juli, 27. Sept., 6. Dez. — Senftenberg. 17. März, 27. April, 2. Juli, 10. Aug., 15. Nov.; jedesm. T. vorh. V.P.Schw. M., beim letzten aber Sonnab. vorher W.M.; 17. Mai, 14. Sept., V.P.Schw.-M.; 12. Okt. — Senda. 7. Mai, 1. Okt., 3. Dez. Beim 1. u. 3. Tags vorh. Roß-V.M., beim 2. Tags vorh. V.M. — Sierakowitz. 8. April, 1. Juli, 3. Aug., 9. Nov. K.V.M. — Soldin. 12. Febr., 30. April, 9. Juni, 10. Sept., 19. Nov. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Sömmerda. 15. April, 15. Juli, 16. Sept., 21. Okt. K.V.Gemüſe-M. jeder anderthalb Tage. — Sommerfeld. 17. März, 5. Mai, 8. Sept., 24. Nov. K.V.P.M. — Sondershauſen. 15. März, 5. Juli, 2. Nov. J. 3 T. V.P.M.; 4. Okt. — Sonnenburg. 12. März, 12. Mai, 18. Aug., 4. Nov. V.P.M. — Sonnewalde. 23. Febr., 14. Mai, 6. Juli, 29. Sept., 9. Nov.; beim 1., 3., 4., 5. Tags vorher V.M. — Sorau. 3. Febr. K.M.; 28. Juni, 13. Sept. K.V.P.M.; 27. April, 5. Okt. W.M.; 21. April, 26. Juli V.P.M. — Spandau. 21. März, 29. Juni, 31. Aug., 12. Okt., 20. Nov. K.V.P.M. — Sparnberg. 25. März, 10. Juni, 20. Sept., 15. Dez. K.-V.M. — Spremberg. 22. Febr., 17. Mai, 24. Aug., 1. Nov. K.V.M.; 13. Dez. K.M.; 20. Mai, 4. Okt. W.M.; 5. Okt. V.M. — Sprottau. 2 Tage: 1. Febr., 3. Mai, 4. Okt. Am 1. Tage V.M. — Stadtilm. K.M. 15. März, 25. Mai, 20. Juli, 18. Okt., 13. Dez.; V.M. 18. Febr., 16. März, 26. Mai, 21. Juli, 27. Sept., 19. Okt., 14. Dez. — Stadtoldendorf. K.M.: 27. März, 11. Mai, 28. Sept., 14. Dez. — Stargard, i. Pomm. V.P.M. 26. Febr., 12., 26. März, 25. Juni, 13. Okt., 5. Nov.; K.M. 3 T.: 28. Juni, 1. Nov.; Leinwand-M.: 21. bis 26. Juni; Federvieh-M.: 16. April, 13. Mai, 3. Dez.; Honig-M.: 22. Sept. — Stargard, i. Preuß. 3 T. 12., 13., 16. März, 18., 21., 22. Juni, 13., 14., 15. Sept., 22., 23., 26. Okt. V.P.M. am 1. Tag. — Starzeddel. 6. Sept. — Staßfurth. 16. März, 22. Juni K.M., 12. Okt. K.V.M. 1, 2 T. — Stendal. 12. März, 21. Juli 21. Nov. Schw. M., 17. u. 19. Mai, 21. u. 22. Sept. K.M. Bei beiden am 1. T. V.P.-M., 18. Okt. V.P.M., 7., 8. Dez. K.M. — Stendſitz (Kr. Karthaus). 26. April, 28. Juni, 27. Sept., 22., 29. Nov., 6., 13., 30. Dez. K.V.M. — Stepenitz (Amt), i. Pom. K.M.: 9. April, 3. Juni, 14. Okt., 8. Dez.; V.M.: 25. Febr., 31. Aug., 19. Okt. — Stepenitz (Dorf). 16. April, 17. Sept. — Sternberg. 18. Febr., 25. März, 6. Mai, 13. Okt., 16. Dez. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. — Stettin. 19. Febr., 13. Sept. V.P.-M., 19. u. 20. April, 25. u. 30. Okt. K.M.; 18. u. 20. Juni W.M., 22., 23. Okt. V.M. — Stettin (Neu-). 11. März, 1. Juli, 7. Okt., 16. Dez. K. u. Tags vorh. V.M. — Stiege, Kr. K.M.: 1. Aug. — Stößen. V.M.: 20. März, 30. Sept.; K.M.: 9. u. 11. Mai, 14. u. 16. Nov. — Stolberg. 18. Mai anderth. T.; 5. Juli 5 T.; 21. Okt. anderth. T.; 29. Sept. V.M. — Stolp. 2 T. 23. Febr., 6. Juli, 19. Okt. K.M. Tags vorh. Leinw.-, Al. Garn-M.; Saat- u. Federvieh-M.: 15. März, 20. Sept., 16. Dez.; W.M.: 12. Juni; Honig-M.: 25. Sept. — Storkow. 10. Mai K.V.M.; 28. Juni, 8. Okt., 24. Nov. K.M.; V.M.: 28. Juni, 7. Okt. — Stralſund. 2. Febr., 25. Juli V.P.M.; 21. Juni, 6. Dez. 6 T. K.M.; 16. Juni W.M.; 26. Okt. V.M., 7. Dez. Schaf-M. — Strasburg, i. Weſtpr. 29. März, 28. Juni, 13. Sept., 22. Nov. Freit. vorh. V.P.M. — Strasburg. 16. März, 27. Juli, 16. Nov. Tags vorh. V.M. — Strausberg. 26. März, 12. Mai, 19. Juli, 27. Sept., 9. Dez. K.V.P.M. — Strausitz. 10. März, 19. Mai, 6. Okt., 8. Dez. K.V.P.M. — Striegau. K.V.M., 2 Tage: 1. Febr., 10. Mai, 23. Aug., 8. Nov. V.M. jedesm. am 2. Tage. — Strzepcz. 10. Juni, 28. Sept. K.V.M. — Stuhm. 8. Febr., 19. April, 19. Juli, 15. Nov. Freitags vorh. V.P.M. — Suhl. 16. Febr., 20. April, 15. Juni, 17. Aug., 5. Okt., 7. Dez. 2 T. K.M.; 22. April, 7. Okt. 1 T. V.M.; 4. Okt. 1 T. Gemüſe-M. — Sullenczin. 10. Mai, 20. Sept. K.V.M. — Swinemünde. 11. Mai K.P.M.; 2. Nov. K.V.P.M. jeder anderthalb Tage.

Tambach. 1. Juni K.M.; 19. April, 18. Okt. V.M. — Tangermünde. 15. April,

8. Juli, 2. Sept., 2. Nov. Jedesm. Tags vorh. V.P.M. K.M.: 25. Mai beim Schützenf. — Tanna. V.K.M.: 1. Febr., 15. März, 3. Mai, 14. Juni, 26. Juli, 11. Okt., 29. Nov. — Tannrode. 22. März, 8. Nov., jedesmal Tags nachh. V.M. — Teichel. 21. Febr., 24. März K.V.M. — Teltow. 19. Aug., 11. Nov. K.V.M. — Tempelburg. 11. März, 6. Mai, 8. Juli, 26. Aug., 7. Okt. 15. Nov. V.M. Tags nachh. K.M.; 17. Dez. K.M. — Templin. 11. März, 17. Mai, 8. Juli, 4. Nov. K.V.P.M. — Tennstädt. 2 T. 4. März, 13. Juli, 12. Okt.; jedesm. Verm. V.M. — Teuchern. 12. bis 14. April, am 1. Tage auch V.M.; 16. u. 17. Juli Roß V.M.; 28. u. 29. Okt. Jahr-M. — Teupitz. 8. März, 3. Mai, 30. Aug., 29. Nov. K.V.M. — Thamsbrück. 21. Juni, 29. Sept. — Thedinghausen. 29. April, 14. Okt. K. V.M. — Thimmendorf. 23. März, 13. April, 26. Juni, 2. Aug., 4. Okt. K.V.M. — Thorn. 4. Jan., 31. Mai, 25. Okt., jeder 8 Tage, am 1. Tage jedesmal V.P.M. — Tiefenau (Intendantur Marienwerder). 4. Febr. 24. Juni. — Tiegenhof. 31. Mai u. 8. Sept. K.V.P.M. — Tirschtiegel (Alt-). K.V.M.; 12. April, 26. Nov. — Tirschtiegel (Neu-). 17. Juni, 14. Okt. K.V.M. — Tolkemit. 11. Jan., 26. Juli, 27. September. Freitags vorher Vieh- und Pferde-Markt.

Torgau. 1. bis 6. März, 7. bis 12. Juni, 20. bis 25. Sept. K.M.; 19. April, 18. Sept. V.M.; 3. u. 4. Juni W.M., 14. Mai V.M. des landwirthſchaftlichen Vereins zu Torgau. — Trampken (Groß-). Kr. Danzig. 2. März, 1. Sept.

Trebbin. 1. Febr., 22. März, 31. Mai, 30. Aug., 11. Okt., 20. Dez. Sonnabends vor dem 2., 3., 4. u. 5. Markt V.P.M. — Trebichen (Kr. Züllichau). 3. Febr., 22. Juni, 26. Okt. — Treffurt. 14. März, 2. Mai, 1. Aug., 5. Sept., 7. Nov. K.M.; 15. März, 8. Nov. V.Fl.M.; 3. Mai, 6. Sept. Fl.-M. — Treptow, a. d. Rega. 22. März, 21. Juni, 27. Sept. K.M., 10. Febr., 3. März, 7., 21. April V.M. — Treptow a. d. Tollense. K.M. 2 Tage: 18. Febr., 17. Juni, 14. Okt.; V.M.: 5. Febr., 23. Juni, auch W.M. 26. Aug.; Fettvieh M.: 25. März, 26. Okt.; W.M.: 6. Okt. — Treuenbrietzen. 15. März, 26. April, 28. Juni zugl. V.M.; 20. Sept., 8. Nov., 6. Dez. K.V.Fl.M. — Triebel. 20. Febr., 27. März, 5. Juli, 27. Sept., 6. Nov., 18. Dez. beim 2. bis 5. zugl. V.M.; V.M.: 15. Mai, 31. Aug. — Triebsees. 12. März, 23. Juli, 22. Okt. K.V.P.M.; 8. Okt. Jungvieh M. — Tuchel. 15. März, 14. Mai, 13. Juli, 26. Aug., 18. Okt., 22. Nov. K.V.P.M. — Tütz. 8. März, 12. Juli, 6. Okt., 15. Nov. K.V.P.M. der letzte auch Fl.M.

Uenigau. V.M.: 13. März, 10. Aug., 23. Okt.; K.M.: 15. März, 14. Juni, 16. Aug., 25. Okt. — Ueckermünde. 1. u. 2. Juli, 7. u. 8. Okt. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Uelzen. V.P.M.: 18. Febr., 11. März, 6. April, 17. Juni, 22. Okt., 26. Nov. — Usedom. K.M.: 23. März, 6. Juli, 12. u. 13. Okt.; V.P.M.: 15. März, 28. Juni, 6. Okt. — Utteln. 21. Aug. K.V.M.

Vandsburg. 19. März, 23. April, 24. Juni, 6. Okt. K.V.P.M. — Vechelde. Vet. K.M.: 8. Nov. — Veitsrodt (Fürst. Birkenfeld). 22. März, 3. Mai, 22. Juni, 19. Juli, 17. Aug., 27. Sept., 25. Okt. K.V.M. — Vetschau. 26. April, 23. Aug., 25. Okt. Freit. u. Sonnab. vorh. jedesm. V.M. — Vierraden. 22. März, 6. Okt., 20. Dez. K.V.M. — Vietze. K.V.P.M.: 18. Juni, 22. Okt. — Vorsfelde. K.V.M. 9. März, 11. Mai, 26. Aug., 19. Okt.

Wahrenbrück. 10. April, 23. Juni Roß V.M.; 12. April, 24. Juni K.M.; 13. Dez. K.Fl.M. — Waldau. 29 April, 21. Okt. — Waldau oder Waldowo (Kr. Flatow). 25. Mai, 16. Aug. K.V.P.M. — Waldeck. 1. März, 20. Juni, 21. Sept., 13. Dez. — Walkenried. 9., 10. Aug. — Wallbeck. 25. März, 6. Mai, 23. Sept., 8. Nov. K.V.M. — Walthausen 2 Tage: 16. März, 19. Okt. — Walschleben. 2 Tage: 21. Juni, 21. Sept., 27. Okt. K.V.M. — Waltershausen. K.V.M. 2 Tage: 10. März, 20. Okt.; K.M.: 8. Dez. — Wangerin. K.M.: 23. März, 18. Mai, 20. Juli, 5. Okt. 21. Dez. Jedesmal Tags vorher V.P.M. — Wanzleben. 2 T.: 27. u. 28. Mai K.M., 7. u. 8. Okt. K.V.M., am 1. T. V.M. — Wartenberg. 16. März, 25. Mai, 13. Sept., 16. Nov. K.V.M.; 9. Juni V.M.; 10. Dez. Fl.M. — Wartenberg (Deutsch-). 2 Tage: 8. März, 17. Mai, 13. Sept., 1. Nov. K.Hopf. u. Fl.M., V.M. zugl. am 1. Tag. — Wefferlingen. 6. März, 22. April, 22. Juli, 14. Okt. K.V.M. — Wegeleben. 8. Juli, 4. Nov. — Weida. 13. März, 24. April, 16. Okt., 27. Nov. V.M.; 16. März, 27. April, 15. Juni, 19. Okt., 20. Nov. K.M.; 14. Juni W.M. — Weimar. 17. Mai, 19. Juli, 11. Okt. K.V.M.; 13. Juni, 3 T. W.M., 10. Okt. Zwiebel M.; 26. Juli Delikateß- u. Schaf M., 27. Sept. Schaf M., 11. Okt. Delik.-M. — Weißendorf (Fürst. Schaumb.). 8. Juni, 16. Nov. K.V.M. — Weißenfels. V.M.: 19. Febr., 10. Sept.; Roß-M.: 24., 25. Okt.; K.M. 3 T.: 21. Febr., 13. Juli, 13. Sept. — Weißensee. 16. März, 21. Juni, 19. Okt., 7. Dez. 2 Tage. — Werben i. d. Altm. 29., 30. April, 8., 9. Juli, 29. Sept., 1. Okt. Am 1. Tage V.M. — Werben, i. Pom. 23. April, 12. Okt. Bei beiden Tags vorh. V.M. — Werder. 18. März, 28. Juni, 20. Sept., 8. Nov., 8. Dez. — Wernigerode. 2 T. 23. Febr., 11. Sept. K.V.M. — Wettin. 2 T. 26. Febr., 29. Juni,

K.M., 15. Sept. K.Roß-V.M.; 2. Dez. K.Fl.-M. — Wieda. Vict.-K.M.: 26. Sept.
— Wiehe. K.M.: 17. März, 3. Mai, 23. Aug., 27. Okt.; K.M. 2 T.: 18. März,
4. Mai, 24. Aug., 3 T.: 28. Okt. — Wildungen. K.M.: 9. Febr., 23. März, 11. Mai,
27. Juli, 5. Okt., 16. Dez.; K.V.M.: 13. April, 7. Sept. — Willenberg. K.M.:
2 T.: 22. März, 5. Juli, 4. Okt., 6. Dez. Jedesm. Sonnabends vorh. V.P.M. —
Wilsnack. 16. Febr., 8. Juni, 17. Aug., 9. Nov. Jedesm. Tags vorh. V.M. —
Wippra. 3. Juni, 4. Nov. Jeder anderthalb Tage, zugleich auch Flachs-M. —
Wittenberg (Klein-). Roß-V.K.M.: 20. Mai, 30. Aug. — Wittenberg.
Jahr-M. 6 Tage: 19. April, 18. Okt., 13. Dez.; V.M.: 13. Okt. — Wittenberge,
i. d. Priegnitz. 23. März, 18. Mai, 5. Okt., 30. Nov. Jedesmal Tags vorher V.M.
Wittichenau. 29. März, 23. Mai, 2. Aug., 11. Okt. — Wittingen. K.V.M.:
8. März, 21. Juni, 6. Sept. 11. Nov. — Wittſtock. 16. Febr., 20. April, 16. Sept.,
2. Dez. Jedesm. Tags vorh. V.M. — Wörlitz. K.V.M.: 24. März, 8. Juli, 11.
Okt. — Woldenberg, i. d. Neum. 17. Febr., 5. Mai, 15. Sept., 10. Nov. Jedesm.
Tags vorh. V.P.M. — Wolfenbüttel. V.K.M.: 8. März, 21. Juni; V.M.: 19.
Juli, 8. Okt.; K.M.: 7. Okt., 6. Dez. — Wolgaſt. 8. März V.P.M., Tags darauf
2 T. K.M.: 20. Sept. desgl. 3 T. — Wollin. K.M.: 3. März, Tags vorh. Vict.-
M.; 2. Juni Tags vorh. Vict.-M.; 28. Sept. Tags vorh. Vict.-M.; P.M.: 22.
März, 5. Juli; Federvieh- u. Schw.-M.: alle Montage von Michaeli bis Weihnachten.
Wollſtein. 22. März, 9. Aug., 11. Okt., 22. Nov. Getreide-K.V.M. — Woll-
mirſtädt. 2 Tage: 30. April, 12. Nov. Am 1. Tage zugl. V.M. — Wongrowiec.
K.V.M. 2 Tage: 17. März, 23. Juni, 25. Aug., 27. Okt. — Worbis. 2 Tage: 8.
Febr., 3. Mai, 26. Juli, 15. Nov. Zugleich V.M. am 2. Tage. — Wrexen. 21.
April, 11. Aug., 12. Nov. — Wriezen, a. d. Oder. 3. März, 9. Juni, 13. Okt.
K.M., Tags vorher jedesmal V.M.; V.M.: 26. Aug., 5. Nov., 7. Dez. — Wronke.
15. März, 5. Juli, 18. Okt., 22. Dez. K.V.M. — Wurzbach. K.V.M.: 27. Jan., 7.
April, 26. Mai, 22. Juni, 11. Aug., 11. Okt., 8. Dez.; V.M.: 17. u. 24. Febr., 3.,
10., 17., 24., 31. März. — Wuſterhauſen, a. d. Doſſe. 11. Febr. V.M.; 15. April,
8. Juli, 28. Okt.; jedesmal Tags vorher V.P.Schw.-M. — Wuſterhauſen (Kö-
nigs-). 27. Sept. V.M. Tags nachh. K.M. — Wuſtrow. K.V.M.: 1. März, 5.
Mai, 7. Juli, 8. Okt. — Wyk. 7. Okt. V.M.; 16. Nov. K.M.
Zachan. 25. März, 17. Juni, 16. Sept., 25. Nov. Beim 3. Tags vorher V.M.
Zahna. 14. März Roß-V.M., 15. März K.M.; 29. Mai Roß-V.M.; 31. Mai
K.M.; 4. Sept. Roß-V.M.; 6. Sept. K.M.; 13. Nov. Roß-V.M.; 15. Nov. K.M.
— Zanow. 15. Febr., 12. April, 16. Aug. 4. Okt. K.P.V.M. Federvieh-M.: 1. Dez.
— Zehden. 23. März, 25. Juni, 4. Okt., 13. Dez. K.V.P.M., beim 2. auch W.M.
— Zehdenick. 18. März, 10. Juni, 21. Okt., 2. Dez. Jedesmal Tags vorher V.M.
Zeitz. 15. März, 8. Nov. Roß-M.: 4., 5. Mai, 3., 4. Aug., 23., 24. Sept. K.M.
29. Mai, 22. Sept., 14. Nov. V.M.; ſämmtliche Jahrm. fangen am 1. Tage Mittags
um 12 Uhr an und enden am 3. Tage Mittags 12 Uhr. — Zella, i. Gotha. K.V.M.:
25. März, 20. Mai, 16. Sept., 16. Dez. — Zellin. 22. März, 27. Sept. — Zem-
pelburg. 16. März, 17. Mai, 27. Sept., 11. Nov. K.V.P.M. — Zerbſt. 12. April,
K.M.; 15. April, 24. Aug. P.V.M.; 24. Aug. K.M., hat Meßfreiheit und dauert 15
Tage; 18. Okt. P.V.M.; 21. Okt. K.M. — Zerbſter Anfuhn. K.V.P.M.: 9. Febr.,
18. Juni. — Ziebingen. K.V.M. 18. März, 23. Sept. — Ziegenrück. 10., 17. u.
26. März K.M.; 3. u. 20. März, 11. Mai, 11. Okt., 10. Nov., 10. Dez. Jahr-V.M.
— Zielenzig. 17. März, 21. Juni, 22. Sept. Jedesmal Tags vorher V.P.M. —
Zieſar. 16. März V.K.M.; 11. Mai K.V.P.M.; 9. Sept., 18. Nov. K.M. —
Zirchen (Kr. Schlochau). 1. März, 4. Juni, 30. Sept. K.P.V.M. — Zinna. K.-
V.M.: 18. Febr., 8. Juli, 2. Dez. — Zippnow, Dorf, Kr. Crone. K.P.V.M.: 5.
Mai, 5. Okt. — Zirke. 11. März, 16. Sept., 2. Nov., 9. Dez. K.V.M. — Zittau.
K.V.M.: 28. Febr., 15. Mai, 4. Sept., 27. Nov. — Zobten. 11. Mai, 17. Aug.,
26. Okt. K.M., Tags darauf V.M. — Zörbig. 2 Tage: 22. Febr., 25. Juni, 10.
Okt., 6. Dez. Jedesm. K.V.M. — Zorge. Vict.-K.M.: 23. Aug. — Zoſſen. 17.
März, 21. Juni, 15. Sept., 20. Okt., 1. Dez. Jedesm. Tags vorh. V.M. — Zuckau
(Kr. Karthaus). 22. Juni, 21. Nov. K.V.M. — Züllichau. 18. Jan., 12. April, 5.
Juli, 16. Aug., 18. Okt. K.P.V.M. — Zuchen. 24. Febr., 18. Mai, 8. Sept., 24.
Nov. — Zwickau. Roß-V.M.: 1. März, 26. Juli, 2. Nov.; K.M.: 2. März, 1.
Juni, 21. Sept., 30. Nov.; W.M.: 10. Mai, 15. Juni. — Zydelka. 25. Mai, 11.
Okt. K.M.

Jahrbuch
des
Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Mit vielen, zum Theil in Farbendruck umrahmten Holzſchnitten von demſelben
und unter deſſen Leitung.

Vierundzwanzigſter Jahrgang.

Vater droben, Schutz für ehrlich Streben,
Ende jeder Habſucht Ueberfall;
Treiben in des Vortheils Liſtgeweben
Eigne Wohlthun nie ſich an als Wall.
Recht ſey einzig Gleichheit vor Geſetzen,
Achtung ihrer ſoll man nie verletzen,
Noth ſelbſt iſt da Vorwand nur und Schall

1858.

Berlin. Vereins-Buchhandlung

Natur-Troſt.

I. Wolken und Thränen.

Ob Thauestropfen lieblich glänzen
Im heit'ren Sonnenlicht,
Ob Blitz aus dunklen Wolkenkränzen
Dem Strome Bahnen bricht:
Sie ſind von Gott geſendet,
Der Thau und Sturm erſchafft,
Und Blitz und Wolke ſpendet
Dem All erfriſchte Kraft. —

Ob mir im Auge labend bange
Der Freudenthräne Licht,
Ob aus dem Innern, trüb' und bange,
Des Kummers Thräne bricht:
Sie beide ruft Allgüte
Mir aus beklomm'ner Bruſt,
Daß ſich mein Herz, wenn's glühte,
Erfriſcht in Leid und Luſt.

* * *

II. Wipfelſtimme.

Die Wipfel rauſchen
Mir heimlich zu:
Dein Leid vertauſchen
Wir mit der Ruh';
Und innig Lauſchen
Weiß Frieden ſchon
Mir einzutauſchen,
Und Erdenhohn
Fühl' ich verrauſchen
Im Wipfelton.

III. Herbſtempfinden.

Es fällt das Laub
Im Spiel der Winde.
Am eig'nen Kinde
Begehet Raub
Die Natur.

Was ſie uns ſchuf
An holden Gaben,
Läßt rings begraben
Durch Vollmachtsruf
Die Natur.

Ein Wandeln iſt,
Ein ſtet Beginnen
Und ſtet Entrinnen
In Fried' und Zwiſt
Die Natur.

Doch kraftbewußt
Zeigt friſches Walten
Und Neugeſtalten
In Wandelluſt
Die Natur. —

D'rum, Herz, ſey du
Oft trüb' und bange,
Im Uebergange
Bringt Licht und Ruh'
Die Natur!

J. W. Gubitz.

Das Fühlen in und mit der Natur.

Der Menſch lebt vom Herzen, mit dem Herzen ſtirbt er auch, und des Menſchen Herz iſt der Kern jeder Gottesgabe für das Menſchenleben. Das Herz des Weltalls aber iſt die Natur, und mit ihr vertraut zu ſeyn, das erhöht die Freude, lindert die Schmerzen, denn die Natur führt zur Fülle der Liebe, führt zu Gott. Alle großen Denker, alle großen Dichter bezeugen uns, daß ſie im Umgange mit der Natur die Allgegenwart Gottes am mächtigſten fühlten, durch die Natur ſich ſtärkten zu edler Geſinnung und rechter That. Beides mangelt jedoch da, wo man Alles aus dem Sichtbaren erklären und das Ueberirdiſche der irdiſchen Weisheit, die im Glauben an ihre Unfehlbarkeit offenbar nur thörig ſeyn kann, unterwerfen will. Solche in ihrer Selbſtſucht Ueberſpannte finden wir jetzt ſogar unter Denen, die ſich Naturforſcher nennen; ihre Forſchung ſcheitert aber an ihrem unzulänglichen Denken und Erkennen, ſo daß man ihnen bemerklich machen darf, ſie hätten ſich früher der Worte Pope's erinnern ſollen: „Geringes Wiſſen iſt gefährlich Ding, dringe tiefer ein oder koſte lieber nicht.“

Selbſt bei dem tieferen, ja ſelbſt bei dem tiefſten Eindringen, deſſen der Menſch fähig iſt, wird er ſich ja doch geſtehen müſſen, er komme an eine Grenze, die eine höhere Macht ihm gezogen, wo ſich zwar Offenbarungen und Verheißungen andeuten, doch nur in einem dämmernden Licht, deſſen ganze Herrlichkeit nur geeignet iſt für das Vollkommene, zu dem die Menſchheit ſich erſt läutern muß. Vermögen es weder unſre Gedanken noch unſre Sinne, bis ſo weit die Natur zu ſchauen, wir können bis dahin mit ihr fühlen, und iſt das Gefühl uns unerklärlich, es löſ't ſich auf im Glauben.

Nach des Tages Sorgen und Zweifeln ziehet bis zum Nachten gleich mir hinaus in die Einſamkeit, wo zuletzt nur ihr und euer Echo das Schweigen durchbrechen können, aber — nehmt ein gutes Gewiſſen mit. Da ſuchen wir ein ſtilles, vielleicht gar ſchauerliches Plätzchen im Walde, ſchauen hierhin, dorthin, und wunderſam ergreift es uns, wenn nun gar der Mond hineinblickt in das verwebte Gezweige. Sein Licht iſt freilich kalt, doch erzeugt es warme Gefühle und Gedanken, die uns aus dem Alltäglichen erheben, aus dem irdiſchen Dunkel uns der ewigen Klarheit nähern. Merkt Einer nur zuweilen, nur wie von ungefähr auf die Natur, muß ſie entweder im feſtlichen Schmuck oder in ſtürmiſcher Bewegung ſeyn, ſoll er ſie der

Aufmerkſamkeit würdigen, iſt es ſelbſt dann nur ein augenblicklich abgenöthigtes Erſtaunen, ſo gehört er zu den Leichtſinnigen oder Zerſtreuten, die ſich ſogar niemals deutlich werden über ſich ſelbſt, die Hoheit der Schöpfung und ihren unnennbaren Reiz nirgends zu ahnen vermögen. Wie anders Der, mit dem das Gefühl für die Natur, die Liebe zu ihr ſich auferzog, der ſich ihrem Eindruck überläßt und ihn zu ſchätzen weiß! In welchen Zuſtänden er lebt, welche Beſtrebungen und Mühen ihn beſchäftigen, wie mächtig Geräuſch und Gewirr des menſchlichen Treibens einwirken, nichts iſt ſo gewaltig, um die Natur ſeinem Gemüth zu entfremden. In jeder Bedrängniß wendet er ſich an ſie, bei ihr ſammelt und erholt er ſich, gelingt es ihm, dem Getöſe der Lebensverhältniſſe eine freie Stunde abzugewinnen, und bei dem Anblick ihrer ihn bezaubernden Schönheit vergißt er alles Häßliche der flitterprunkenden Thorheit. „Alles iſt eitel!“ ſagt er ſich, „und dieſe drei Worte ſind in unſerm Jahrhundert vernichtender als je, denn auch aller Menſchengeiſt wurde Knecht des Eitlen!“

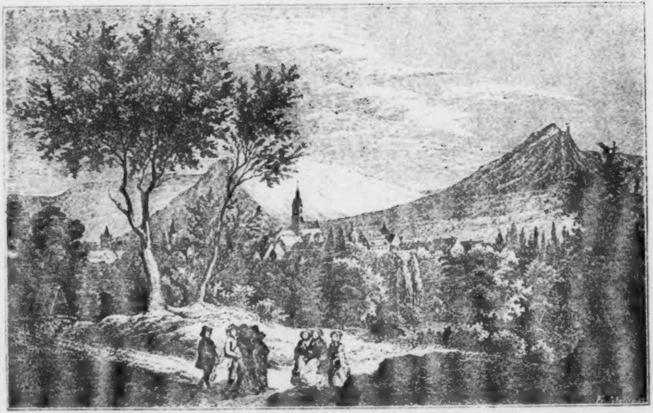
Mit ſolchem Erkennen und ſolchem Leid, wie innig zieht ihn nun die Natur an ihr Herz der Allmacht und erſchließt ihm das unerſchöpfliche Reich ihrer Schätze! Da iſt nichts gering, nichts unbedeutend; mit einer Wißbegierde, nie ermüdet und nie geſättigt, ſenkt ſich der forſchende Blick von dem Wipfel prachtvoller Bäume bis zum duftenden Haidekraut und vielfarbig zarten Mooſe, von dem größten der Thiere bis zum kleinſten Käfer, von den wolkenan ragenden Bergen bis in die Schluchten und Tiefen der Erde. Alles zu umfaſſen iſt nicht möglich, und wenn alles, ſelbſt das höchſte Schaffen der Menſchen veraltet, die Natur bleibt immer neu, immer jugendlich und wundervoll. Eben deshalb fehlt hier bei der Aufmerkſamkeit das Nachdenken nicht. Die Weſenheit der Dinge tiefer zu erfaſſen, die Eigenſchaften und Kräfte zu ergründen, die Verbindung wahrzunehmen, in der ſie miteinander ſtehen, die Abſichten, welche bezweckt ſind, überhaupt ein Etwas von den unzählbaren Geheimniſſen der Schöpfung zu entdecken, das iſt Beſtreben des Denkens, aus dem Empfindung bis zur Rührung hervorgeht. Wer in ſolcher Weiſe Sinn hat für die Natur, den leitet ihr reines Licht zu reiner Heiterkeit, der Anblick ihrer Ordnung zu ſanfter Ruhe, der Eindruck ihrer ſtets im Wechſel waltenden Wirkſamkeit, ihres Bildens und Zerſtörens, um wieder zu bilden, zu heiliger Betrachtung und Wehmuth. Er wird die Schönheiten der Natur mit immer erfriſchtem Vergnügen, ihre von Menſchenwerk nie erreichte Kunſt mit ſteigender Bewunderung, ihren unverſiegenden Reichthum mit Entzücken, ihre endloſen Kräfte, ihren unermeßlichen Umfang mit andachtvollem Vertrauen empfinden. Kein müßig Spiel mit flüchtigen Erregungen iſt der Sinn für die Natur; wer ihn hat, dem wird die ſichtbare Schöpfung den Geiſt, und dieſen zu Gott erheben. Echter Sinn für die Natur lebt und webt ja nur in Dem, der es fühlt, Alles in ihr ſpreche zu ihm, erinnere ihn an ewige Geſetze, die ſich allmälig mehr und mehr erläutern und ſich ihm künftig in Seligkeit auflöſen werden. Man höre nur auf die Stimmen, die mahnend das All durchtönen! — es hört ſie jedoch Keiner, der nicht redlich entſchloſſen iſt, auf ſich ſelbſt anzuwenden, was ihm verkündigt wird, Keiner, der ſich nicht warnen und geleiten, demüthigen und aufrichten, beſchämen und tröſten läßt von der Natur. Es hört ſie nur, wer weiſe genug iſt, ſich ihr nie zu nähern ohne aus ihrer überſchwenglichen Fülle irgend eine nützliche Belehrung, einen ſtützenden Grundſatz, ein Mittel zur Stärkung in guter Geſinnung gewinnen zu können. Das muß Ziel unſerer Beſtrebungen ſeyn, damit wir von dem ſichtbaren Reich an das unſichtbare glauben lernen, uns zu deſſen Erhabenheit möglichſt befähigen. Des Geiſtes Rüſtigkeit, die das Unzählige beobachtet und bedenkt, Innigkeit des Gefühls, die ſich ausbreitet über Alles, was da iſt, Erhebung unſers ganzen Weſens zu Dem, der ſeyn muß, weil das All iſt, zu Gott ſelber, das allein nennet Sinn für die Natur, den man nicht haben kann, ohne gefühlvoll und edel zu ſeyn, ohne Gott mit der innig reinſten Ehrfurcht zu dienen.

An dieſe Wahrheit glaubt, entgegnet ſie auch Denen, die im Stoff und deſſen Kraft ein Triebwerk ſehen wollen, das ohne Gott entſtand, ohne Gott beſteht, und fügt hinzu: Nicht in den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaft, auf die ihr übermüthig ſtolz ſeyd, ſondern in den Rückſchritten der Geſundheit des Geiſtes, im Abfall von der geläuterten, und deshalb demüthigen Vernunft, habt ihr die Urſachen eurer Gottleugnerei zu ſuchen, und ihr wäret jedenfalls geſcheidter, wenn ihr euch und uns ſagtet:

„Fabelt nie euch in die Irrgehege
Ueber Gott und Jenſeits ein; —
Seyd ihr Dieſſeits auf dem graden Wege,
Wird's der Weg zum Himmel ſeyn!" E. Rienitz.

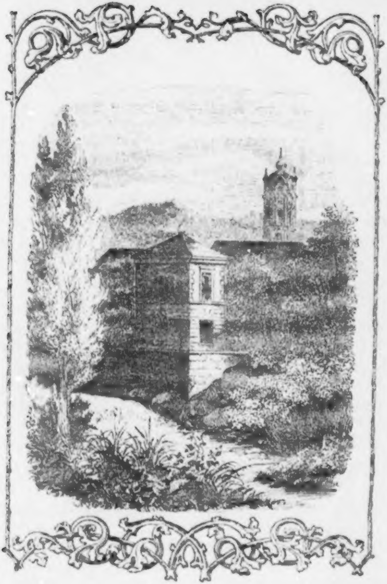
Jena.

In unſres Büchleins Folge für 1858 ziemt es ſich, an Jena zu denken, deſſen Univerſität in dieſem Jahr ihr Beſtehen ſeit drei Jahrhunderten feiert. Wir geben deshalb eine Anſicht der Stadt, in der Tauſende ihre Wiſſenſchaft und ihren Lebensberuf begründeten, unter ihnen Viele, die ſich Ruhm erwarben über das irdiſche Lebensziel hinaus. In Deutſchland erhielt Prag (1348) die erſte Univerſität. Bis dahin hatten die von Karl dem Großen geſtifteten und allmälig vermehrten Kloſter- und Domſchulen ausreichen müſſen. Nach Prag empfingen Univerſitäten Wien (1356), Heidelberg (1387), Cöln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Roſtock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1457), Trier (1472), Ingolſtadt (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502), Frankfurt an der Oder (1506), Marburg (1527), Dillingen (1549), Jena (1558).



Alle andern Univerſitäten Deutſchlands ſind jünger, und von jenen genannten haben manche theils ihr Ende gefunden, theils wurden ſie nahgelegenen Städten zugewieſen.

Wir berichten hier eben nur über Jena aus den Geſchichtsbüchern der Vergangenheit. Sie ſagen uns, der Kurfürſt Johann Friedrich der Großmüthige, der im Schmalkaldiſchen Kriege bei der Lochauer Haide, drei Meilen von Mühlberg an der Elbe, durch Kaiſer Karl dem Fünften (1547) beſiegt, gefangen und in fünfjähriger Haft hart behandelt wurde, dachte doch während dieſer für ihn unheilvollen Zeit daran, eine neue Univerſität zu gründen. Dazu ſchien ihm Jena der geeignetſte Ort, und kaum wieder in Freiheit, ſchritt er zum Werke; doch wurde die Univerſität als ſolche erſt im Jahre 1557 von Karl dem Fünften anerkannt, was ſein Nachfolger, Ferdinand der Erſte, bei ſeinem Regierungsantritt beſtätigte. Die Einweihung war indeß ſchon erfolgt. An dem dazu beſtimmten Tage des Jahres 1558 — den Friedrich der Großmüthige nicht erlebte — hielten die drei Herzoge von Sachſen (Johann Friedrich II, Johann Wilhelm und Johann Friedrich III) mit vielem Geleit gräflicher und ritterlicher Herren einen feierlichen Einzug in Jena. Das **Corpus academicum**, faſt ſechshundert Perſonen, verſammelte ſich im Collegium und holte unter dem Geläut aller Glocken bei Trompeten- und Paukenſchall den ganzen Hof ab zum Gange nach der herrlich geſchmückten Stadtkirche. Hier ſtellten ſich die drei Herzoge von Sachſen und der Fürſt von Henneberg an den Altar; links deſſelben ſtanden die Mitglieder des academiſchen Senats, rechts die Grafen und Ritter; einen Kreis hinter ihnen bildeten die Studenten, und der andere Kirchenraum war gedrängt voll von Volk aus der Nähe und Ferne. Herzog Johann Friedrich der Mittlere eröffnete die Feierlichkeit mit einer lateiniſchen Rede über die Bedeutung und Wichtigkeit des Tages. Darauf las der fürſtliche Rath Dr. Petrus Breme das kaiſerliche Privilegium vor, und der Herzog wandte ſich nun mit weiterer Rede beſonders an den Rector und das academiſche Collegium. Hiernach trat der Kanzler Brück auf, und bei einem deutſchen Vortrage überlieferte er dem Rector Schröter die vorgeleſenen Privilegien der Univerſität. Jetzt erhob ſich der Bürgermeiſter Andreas Burkhardt und überreichte dem Rector einen goldenen Becher, „um gelegentlich für die geiſtigen Gaben des Himmels auch mit den Gottesgaben der Erde zu danken.“ Zuletzt ſprach noch Profeſſor Stigel in lateiniſcher Rede von dem Nutzen und der Würde der Academie, das „**Te Deum laudamus**“ ſchloß ſich an, und nach Beendigung des von Inſtru-

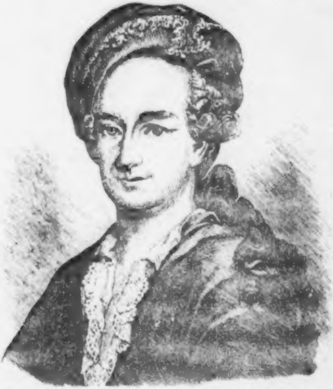


menten begleiteten Geſanges ging der Zug aus der Kirche nach dem Rathhauſe. Hier ſpeiſten die Herzoge, Grafen und Ritter mit ſämmtlichen Profeſſoren und den zwei Bürgermeiſtern; mehrere Studenten, unter ihnen der ſtudirende Graf Philipp von Naſſau, befanden ſich ebenfalls an der Tafel. Nachmittags wurde auf dem Markt Turnier eröffnet, bei dem Herzog Johann Wilhelm fünf Lanzen brach mit Chriſtoph von Harſtalt und ihn jedesmal aus dem Sattel hob. — Bemerkenswerth iſt noch, daß Herzog Johann Friedrich, der damalige Kurfürſt, als ihm „etliche Degenſtolze“ riethen, er möge nicht „Studenten und Schreiber“ aus ſeinen Kindern ziehen, ſondern ſie „zur Jagd, Reiterei und ritterlichem Dienſt abrichten laſſen“, ihnen antwortete: „Dieſe Dinge lernen ſich von ihm ſelber wohl, wie man zwei Bein über ein Pferd hängen, des Feindes und wilden Thiers ſich erwehren und Haſen fangen ſoll; meine Reiterjungen und Jägerbuben können's. Aber wie man gottſelig leben, Land und Leuten fürſtehen ſoll, dazu bedürfen wir gelehrte Leut, gute Bücher, und zuvörderſt, neben geraumer Zeit, Gottes Geiſt und Gnade!“

Was die Stadt Jena ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie von Bergen umſchloſſen, dehnt ſich aus im Frieden des Thals, und obwohl man nicht ohne Recht geſagt hat: „die Schönheiten Jena's liegen vor den Thoren“, im Innern hat es doch viel Beachtenswerthes und man wohnt ſich gern da ein. Wir wiſſen das freilich nur aus Erlebniſſen und dem Studententreiben zu Anfang dieſes Jahrhunderts, aber mit dem Heimiſchwerden iſt es wohl noch wie damals, wenn auch das Zuſammentreffen von Männern wie Goethe, Schiller, Knebel und noch mehr der Berühmten ein ſeltenes war. Jetzt mag man die Wohnungen und Gärten beſuchen, wo dieſe Hervorragenden in That und Geſpräch ſich wirkſam zeigten. Vor Allem wollen wir des Orts gedenken, an dem Schiller in der Einſamkeit manches ſeiner Werke entwickelte und ſchrieb, namentlich „die Ideale“ und ſeinen „Wallenſtein“ dichtete. Es geſchah in dem unſcheinbaren Häuschen, das nur zwei Zimmer hatte und ſich in einem zwiſchen dem Engelsgatter und dem Neuthore befindlichen Garten erhob. Dieſer zieht ſich hin an einer Schlucht, durch welche ein Theil des Lauterbaches um die Stadt fließt. Auf der Höhe des Berges hat man eine überraſchend reizende Ausſicht in das Saalthal, und in der Nähe ließ ſich Schiller ſein Sommerhäuschen bauen, das leider nicht vor dem Verfall geſchützt werden und nun verſchwunden iſt, was uns anmahnte, wenigſtens in der Abbildung dies Denkmal zu bewahren.

Zur Feier des Jubelfeſtes im Jahr 1858 werden Viele, die nach allen Orten zerſtreut wurden, ſich zuſammenfinden in Jena, werden ſich dort in mehr oder minder alte Zeit zurückverſetzen und ſie der Erinnerung auffriſchen. Von den Jugendgenoſſen fehlen aber gewiß gar Manche, die ſchon ſchlafen in ferner Erde, dem Gedächtniß jedoch werden auch ſie nahe ſeyn! Sz.

Ewald Chriſtian von Kleiſt.



Wenn wir jetzt oft des vorigen Jahrhunderts gedenken wegen des Krieges von 1757 bis 1763, müſſen wir uns eines der edelſten Opfer jener Kämpfe, Ewald Chriſtian von Kleiſt, in Erinnerung bringen, da wir in ihm nicht nur den tapfern Offizier, ſondern auch den Dichter und ſeine in aller Hinſicht ehrenwerthe Männlichkeit zu ſchätzen haben. Geboren am 7. März 1715 in Zeblin, einem Beſitzthum ſeines Vaters unweit Cöslin in Pommern, ſtarb er in Frankfurt an der Odeam 24. Auguſt 1759 nach ſchweren Leiden in Folge vieler in der Schlacht bei Kunersdorf (12. Auguſt) erhaltenen Wunden. Drei Batterieen hatte Kleiſt's Bataillon bereits erobern helfen und zu mehreren ſeiner Verletzungen geſellte ſich die an zwei Fingern der rechten Hand, ſo daß er den Degen mit der linken ergreifen mußte, als er, der Major war, den Commandeur des Regiments vermißte. Raſch ſprengte er vor, trieb den Feind durch einen Bajonnetangriff in die Flucht, dachte nur an Sieg, blieb commandirend zu Pferde und führte ſeine Tapfern unter fürchterlichem Kanonendonner gegen die vierte Batterie. Er ſammelte die Fahnen um ſich her, damit die Seinen ſich ihm muthiger nachdrängten, nahm ſelbſt einen Fahnenjunker, der ſchon drei Fahnen trug, bei dem Arm, und ſo nahte er ſich den Feuerſchlünden. Eine Musketenkugel durchfährt ihm den linken Arm, nun erfaßt er den Degen wieder mit der blutenden rechten Hand, da, nur etwa noch dreißig Schritte vom Ziel entfernt, wird ihm das rechte Bein von Kartätſchen zerſchmettert. Er ſtürzt vom Pferde, verſucht zwei Mal, es wieder zu beſteigen mit fremder Hülfe, doch er kann ſich nicht halten und ſinkt kraftlos zur Erde mit dem Ruf: „Kinder, verlaßt Euern König nicht!“ Unverbunden, von Plünderern aller Habe und aller Kleider beraubt, lag er bis zum andern Morgen um zehn Uhr, da fand ihn ein ruſſiſcher Offizier, Herr von Stackelberg, ließ ihn nach Frankfurt an der Oder bringen, und legte ſeinen Degen auf den Sarg, als Kleiſt nach zwölftägigen Leiden geſtorben und für ihn ein feierliches Leichenbegängniß von dem ruſſiſchen Oberſten von Schettnow angeordnet worden war.

Achten wir gebührend in Ewald von Kleiſt den tapfern, für ſein Vaterland im Mannesalter dem Tode geweihten Krieger, der ſich wiſſenſchaftlich vielſeitig ausgebildet hatte auf der Königsberger Univerſität, unſre volle und innige Theilnahme verdient er auch als Dichter, dem zu ſeiner Zeit fühlende Herzen freudig ſchlugen. „Der Sänger des Frühlings“ wurde er genannt, und ihm gehört dieſer Beiname durch ſein geiſtiges Schaffen in erweitertem Recht, denn von ſeinem Gedicht: „Der Frühling“ erſchien der erſte Abdruck 1749, dem Geburtsjahre Goethe's, und es ergiebt ſich daraus, daß Kleiſt Vorbote und Mitſchöpfer der gediegenſten Blüthe und Frucht im Schönheitsfelde unſerer Literatur iſt. Jene aus zwölf Geſängen beſtehende Schilderung des Frühlings iſt nicht nur in alle lebenden Sprachen, ſie wurde auch zwei Mal in's Lateiniſche überſetzt (von J. F. Dietrich und G. L. Spalding), und wer für die mütterliche Natur kindlich empfindet, wird dies liebliche Gemälde noch heut in

Erwärmung leſen. — Iſt ihm nicht füglich ein Bruchſtück zu entnehmen, mag hier eines der kleinen Gedichte von Kleiſt ſtehen:

„Hymne.

Nicht niedre Luſt, auch nicht Eroberer,
Noch Geld und Schätze will ich ſingen,
Mein Geiſt ſoll ſich dem Tand der Erde kühn entſchwingen,
Der Himmel ſey mein Lied, mein Lied der Herr!

Wohin, wohin reißt mich der Andacht Fluth?
Seht, ich entweich' auf Wolkenflügeln
Dem niedern Hochmuth und der Erde finſtern Hügeln,
Und trinke froh ſchon andrer Sonnen Gluth!

Schon reizet mich die falſche Hoheit nicht;
Die Welt, die ich voll Qual befunden,
Verſchwindet unter mir, iſt unter mir verſchwunden,
Und mich entzückt bereits ein himmliſch Licht.

O welche Pracht! — welch Auge ſiehet ganz
Die Herrlichkeit, die Ihn umgeben,
Der Alles, Alles füllt, vor dem die Himmel beben? —
Den Thron des Herrn verhüllt ſein eig'ner Glanz.

O welch ein Gott, der bloß durch Einen Ruf
Den Menſchen, der Geſchöpfe Heere,
Und Felſen, Seen, Wald, der Sonnen Flammenmeere,
Das Geiſterreich und tauſend Welten ſchuf!

Unendlicher! — Doch Schaaren Seraphim,
Entzückt in fröhlichem Gewimmel,
Sind ganz Geſang und Lob, und ſtürmen durch den Himmel; —
Ihr Saiten ſchweigt, der Himmel ſinget Ihm!"

Kein Glücklicher in den menſchlichen Verhältniſſen, hat Kleiſt ſich dabei doch ſtets als treu, wohlwollend und opferfähig erwieſen, und ſein ganzes Weſen bewegt uns bis zu tiefer Rührung aus ſeinen Briefen an den ihm vertrauteſten Freund Gleim, der mit dem früh Verewigten viel Merkwürdiges erlebte und nicht unterließ, es aufzuzeichnen. [*] Mit irdiſchem Gut nicht reichlich bedacht, ja oft ſelbſt im Mangel, hat Kleiſt in ſeiner Begeiſterung für alles ſeelenhaft Hervorragende das Talent nicht ſelten durch bedeutende Gabe in zarter Weiſe unterſtützt, und es ſind in ſolchem Bezug auch Leſſing und Ramler zu nennen, die in Noth waren, bis ſie zu einer amtlichen Stellung kamen. Während ſeines Lebens hat man ſolche Charakterzüge des ſehr beſcheidenen Kleiſt nie erfahren, es war aber auch nicht nöthig, um ihm die verbreitetſte Anerkennung zu gewinnen: ſeine Gedichte waren dazu hinreichend, und namentlich Jungfrauen und Frauen ſchwärmten für ihn ein ganzes Menſchenleben hindurch. Als Beweis dazu ſey erwähnt, daß eine Tochter des Geheimenraths-Hauſe in Frankfurt an der Oder ihr Lebelang in jedem neuen Frühlinge das, von der dortigen Freimaurer-Loge „zum aufrichtigen Herzen" mit einem Denkmal beſchenkte Grab Kleiſt's mit Blumen überſchüttete. Es waren eben die Tage unverhüllter Gemüthlichkeit, die ſich auch darin bekundet, daß die Karſchin jene blumenſtreuende Jungfrau beſang in dem Verſe:

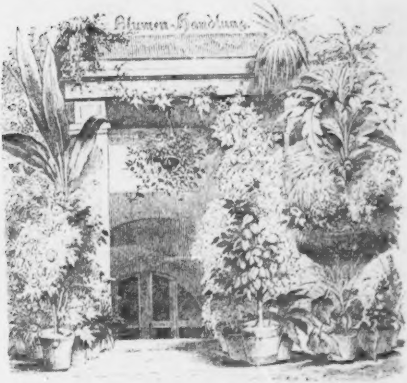
---

[*] Man ſehe darüber: „Aus Gleim's Leben, nach ſeinen eigenen Ueberlieferungen" Seite 23 bis 112 im zweiten Bande des Werkes: „Berühmte Schriftſteller der Deutſchen" (Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1855), ein Buch, das jedem Gebildeten bekannt ſeyn ſollte, wie es auch in deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften allen Literaturfreunden lebhaft empfohlen worden iſt.

„Wenn dereinſt in ſpät gekomm'nen Tagen
Wand'rer nach des Grabes Namen fragen,
Nenn' ein Marmorſchild den ſanften Kleiſt,
Und berichte, wie das Mädchen heißt,
Das, gereizet von des Helden Ruhme,
Seinem Staube, dieſem Heiligthume,
Tauſend Frühlingskinder opferte!
Schöner Mai, ach kehre oft noch wieder,
Streu' aus deinem Schooße Blumen nieder
Vor dem Mädchen, daß es wonnig geh'!"

So iſt denn auch mit dem Andenken unſers Ewald von Kleiſt das jener Jungfrau verbunden, was ihr gewiß Jeder gönnt, der mit freier Liebe dem Tüchtigen, Schönen und der Innigkeit huldigt. Gz.

Blumenhandel und Blumenwandel.


Blumen-Handlung.

Der Blumenhandel und die Blumengeſchenke ſind in vollem Flor; wir können faſt durch keine Straße gehen, ohne je nach ein paar hundert Schritten einen Blumenkeller zu ſehen, und die Märkte ſind, ehe der Frühling das Feld-, Wieſen- und Waldgewächs hervorrief, mit den mannigfachſten Blumen und duftenden Kräutern bedeckt.

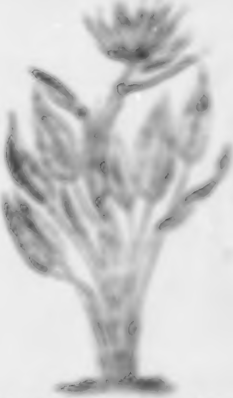
Blumen waren in allen Zeiten und bei allen Völkern Zeichen der Feſtlichkeit, und die Gelehrſamkeit kann da weit und breit zurückſchauen. Auch Sinnigkeit zeigte ſich bei ſolcher Gabe in verſchiedener Anwendung. Die Prieſter der Egyptier, um Einiges näher zu erwähnen, reichten Denen, die in den Tempel eintraten, Blumen, und zeigten dabei zugleich ein ſich raſch umdrehendes Rad, um durch die

Blumen [illegible] Blumen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Blumen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — zum Beispiel — [illegible]: **Achtung**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **Dank**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **Freigebigkeit**; [illegible]: **Geduld**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **Güte**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **Tanz**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **[illegible]**; [illegible]: **Wachsamkeit**; [illegible]: **Zuneigung**, und so weiter. —

Wir wollen [illegible]

Einer **alten Fürstin** die **[illegible]**, dem [illegible] Namen nach: Strelitzia reginae. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch den Ritter Jos. Banks, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einer Königin von England, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Strelitzia reginae [illegible]. [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Blumensprache.

[illegible]: [illegible]. **[illegible]**: [illegible]. **Alten Jungfern**: [illegible] [illegible] [illegible]. **[illegible]**: [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]. **[illegible]**: [illegible].



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] **[illegible]:** [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible] Frauen:** [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible] Frauen:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible].

Den **[illegible]:** [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible] und [illegible]:** [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **Geographen:** [illegible]. **Gärtnern:** [illegible]. **Goldschmieden:** [illegible] und [illegible]. **[illegible] Geschäftigen:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible].

[illegible]: [illegible]. **[illegible]:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible].

Jägern: [illegible]. **[illegible] Juden:** [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible].

[illegible]: [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **Köchen und Köchinnen:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible] und [illegible].

[illegible]: [illegible] und [illegible]. **[illegible] und [illegible]:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible], und [illegible]. **[illegible]:** [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **[illegible]:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible], [illegible] und [illegible].

Alten Mädchen: [illegible] und [illegible]. **[illegible] Mädchen:** [illegible]. **[illegible] Mädchen:** [illegible]. **[illegible] Männern:** [illegible], [illegible] und [illegible]. **Malern** und **Zeichnern:** [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible]. **Materialisten:** [illegible], [illegible] und [illegible]. **[illegible]:** [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible].

[illegible]: [illegible]. **[illegible]:** [illegible].

Guten Preußen: Schwarzweiß und Ritterkraut. **Predigern:** Glockenblume, Kelchblume und Chriſtusthräne. **Philoſophen:** Grundfeſte und Sinngrün. **Prunk-** und **Putzſüchtigen:** Diamantenblume, Prachtnelke, Putzroſe, Schmuckwurz und Schleifenblume. **Prahlern:** Löwenmaul und Trompetenzunge. **Phantaſten:** Windroſen und Feuerlilie. **Porzellan-Arbeitern:** Porzellanblümchen.

Ränkemachern: Spaniſche Kreſſe. **Rachſüchtigen:** Nachtkerze und [illegible].

Launiſchen Schönen: Launenblume und Eiſigroſe. **Kalten Schönen:** Eisnelke. **Sittigen** und **demüthigen Schönen:** Lichtröschen, Wunderveilchen, Augentroſt und Liebesblume. **Stutzern:** Hahnenkamm, Hahnenfuß und Affenblume. **Schwankenden:** Windröschen. **Schuldnern:** Denkemein und Vergißmeinnicht. **Schwätzern:** Papageien-Tulpe. **Schleichern:** Schleichblume und Schleichling. **Stiefmüttern:** Stiefmütterchen. **Schriftſtellern:** Feder-Hyacinthe und Federnelke. **Studenten:** Studentenblume. **Schauſpielern:** Trauerſpielblume und Gauklerblume. **Seidenhändlern:** Seidenpflanze, Sammetblume und Atlaswicke. **Siegellackmachern:** Stangenlack und Lackviole. **Schloſſern** und **Schmieden:** Eiſenkraut, Hammerſtrauch und Huflattich. **Schuhmachern:** Pfriemen. **Schneidern:** Fingerhut und Fadenſtrauch. **Schlächtern:** Schweinebratenpflanze, Leberblume und Kälberkropf. **Straßenbauern:** Wegebreit. **Sammlern:** [illegible]. **Schachſpielern:** Schachblume. **Schornſteinfegern:** Schlotte.

Täppiſchen: Bärenklau und Klotzblume. **Eifrigen Trinkern:** Becherblume, Traubenhyacinthe, Weinroſe, Punſchkraut und Bierroſe. **Tabakrauchern:** Pfeifenſtrauch. **Tuchmachern:** Walkkraut. **Tapezierern:** Tapetenroſe. **Taſchenſpielern:** Gauklernelke.

Unfriedſtiftern: Streitblume und Zweiblatt. **Unzuverläſſigen:** Irrblume. **Unverſchämten:** Schampflanze und Pfirſche. **Unreinlichen:** Grindkraut.

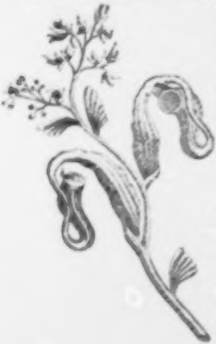
Verleumdern: Natter- und Klapperſchlangenkraut. **Vorlauten:** Plauderwurz. **Vornehmthuenden:** Hochmuth.

Wahrheitsfreunden: Allermannsharniſch und Ehrlichkraut. **Wirthſchafterinnen** und **wirthſchaftlichen Hausfrauen:** Schlüſſelblume, Flachsdiſtel, Butter- und Dotterblume. **Wucherern:** Habichtskraut, Drachenauge, Teufelsabbiß und Wucherblume.

Wortdreſchern: Streb- und Spreublume. **Armen Webern:** Weberdiſtel und Wohlverleih. **Windbeuteln:** Windblume.

Zornigen und **Jähzornigen:** Flamanten, Flameuſen, Wütherich und Irrwiſche. **Zwiſchenträgern:** Öhrling und Zweizahn. **Zwiſchenträgerinnen:** Hexenkraut. **Zahnärzten:** Hohlzahn.

Zu guter Letzt ſey noch eine Blume erwähnt, die ſich beſonders für **Zahnbrecher** eignet, wie man die Marktſchreier, Großſprecher und Aufſchneider nennt, wenn nicht mit dem Fremdwort „Charlatan“. Wir wollen es aber bei dem Zahnbrecher laſſen, da er ſich dem **Z** anſchließt. Wie uns die öffentlichen Anzeigen lehren, vervielfältigen ſich die Leute dieſer Gattung bis zum Ungeheuern, und hauptſächlich wird mit allerlei Puffs und Poſaunenſtößen pfiffiger Reden den Leichtgläubigen Untaugliches und Erſchlaudertes in die Hände getrieben; denn wer Taugliches und Tüchtiges ſchafft, der ſchämt ſich frecher Anpreiſerei. In irrgeiſtigen und ſchlechtirdiſchen Dingen herrſcht ſolcher Hokuspokus, und er fruchtet, denn Schimmer und Schein zu empfangen iſt der Wahn ſtets zu Hauſe. Sich um das Beſſere zu bemühen, das ſetzt auch ſchon den beſſeren Sinn voraus, und der Weisheitszahn nicht Weniger ſcheint leider immer hohler zu werden. — „Das Jahrhundert der Krämer und Rechner iſt hereingebrochen und dies wird den Glanz Europa's erlöſchen“, das ſagte ſchon Edmund Burke vor ſechzig Jahren im Parlament den Engländern, die für unwürdige aber gewinnbringende Streiche erſtaunlich reich ſind an beſchönigenden Worten, und auch dieſe engliſche Waare hat ſich überall eingedrängt. Um nun hier bei Anwendung der Blumen- und Pflanzenbenennungen großſprecheriſche Marktſchreierei nicht ungetroffen zu laſſen, empfehlen wir für alles Wundergeträtſch die ſogenannte Wunderpflanze, die durch Engländer von der Inſel Ceylon überſiedelt wurde und in Abbil-



dung beigefügt iſt. Man wird augenblicklich erkennen, dies Gewächs ſey wie gemacht, um das Wahrzeichen für Schreier zu ſeyn, denn es bringt gleich die Hörner zum Lärmblaſen mit, und wir geben ihm die Unterſchrift:

Zahnbrecher blaſ't, euch wachſen Hörner! —
Will's nicht gleich geh'n, blaſ't mächt'ger noch.
Dann macht aus eurer Spreu ihr Körner,
Verlockt die Thorheit euch in's Joch.
Und dreht ihr ſicher lange Naſen,
Je unverſchämter euer Blaſen!

Th. Daun.

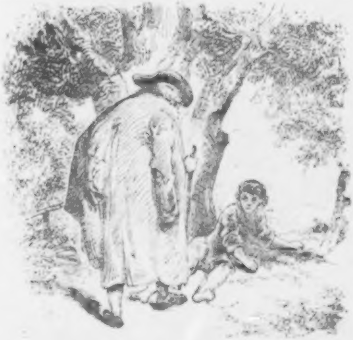
Der unſchuldig Verurtheilte.

Gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde in den Gegenden des Oberrheins eine Raubbande zu gefänglicher Haft gebracht, die lange Zeit das Schrecken aller Reiſenden wie der Bewohner des ganzen Landſtrichs war, der ſich vom Bodenſee bis zum Wasgaugebirge hindehnt. Je ärger der Unfug geweſen, welchen das eingefangene Geſindel getrieben hatte, je allgemeiner war jetzt nicht nur die Freude, ſie in Richtershänden zu erblicken, ſondern auch der Wunſch: daß die Juſtitia diesmal mit rechter ordentlicher Strenge und Schnelle ihr heilig Amt verwalten möge, und wirklich beeiferte ſie ſich auch, dieſen Wunſch mit ungewöhnlicher Haſt zu erfüllen. Dadurch geſchah es, daß auch gegen Diejenigen, welche eigentlich nicht mit unter die Räuber und Mörder konnten gezählt werden, das Sprüchlein in Ausführung gebracht wurde: „Mit gefangen, mit gehangen!" und wenn man die mit aufgegriffenen Weiber und Kinder auch nicht hing, ſo peitſchte man ſie doch wenigſtens mit Ruthen, verwies ſie des Landes, und brannte ihnen zum Abſchied einige Buchſtaben in die Haut, Alles ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts, der Schuld oder Nichtſchuld.

Unter den auf dieſe Art Behandelten befand ſich auch ein Knabe, der war zehn Jahr alt und hieß Biſelhans, eine Zuſammenziehung und Abkürzung der Namen Tobias Johannes, die der Knabe einſt in der Taufe empfangen hatte: das Einzige, was er ſein nannte; denn wer ſeine Eltern waren, wußte er nicht, und welches Land ihn hatte werden ſehen, blieb ihm gleichfalls unbekannt. Seitdem er denken konnte, war er unter den Räubern geweſen; er nannte die braune Liſe — eine jene begleitende Schöne — Mutter, obſchon ſie es nicht war, und als die unſaubere Geſellſchaft vor dem

Criminalgericht keine Gnade fand, wurde auch er, obſchon er in ſeinem Leben weder etwas genommen noch gemordet hatte, in aller Form verurtheilt, mit Ruthen geſtrichen, mit einem Buchſtaben verſehen — und zwar aus beſonderer Gnade hinten auf dem Rücken — und über die Grenze geleitet: Alles von Rechtswegen, wie es im Urtheil hieß.

Verlaſſen von aller Welt, ausgeſtoßen aus dem Kreiſe des bürgerlichen Lebens, ein Geächteter auf des Daſeyns kaum betretenem Pfade, ſtand der Knabe nun jenſeits der Grenze, und ſchrecklicher als die unverdienten Streiche des Henkers ſeinen Rücken, brannte in ſeinen Gedanken der Buchſtabe, den die Juſtiz ihm hatte aufdrücken laſſen. — Ein Bauersmann fand ihn, wie er, niedergedrückt auf's Aeußerſte, dem Verſchmachten nahe, unter einem Baum ſich gelagert



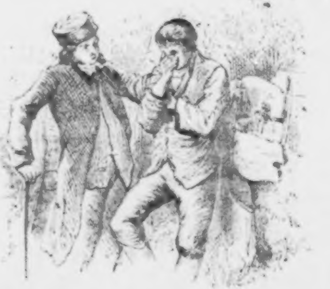
hatte — denn der Unglückliche wagte ſich zu keiner Menſchenwohnung — und ward ihm zum Samariter. Er nahm ihn in ſein Haus, gab ihm Speiſe und Trank und begnügte ſich, fern von gewöhnlicher Neugier, mit dem Wenigen, was der, durch des ehrlichen Landmanns Güte tief ergriffene Knabe von ſelbſt über ſeine Verlaſſenheit ſagte, ohne ein peinliches Verhör anzuſtellen. — Treu, fleißig und ehrlich diente dagegen Biſelhans ſeinem Wohlthäter, arbeitete nach ſeinen Kräften mehr als jeder andere Hausgenoß, war ſtill und friedſam ſanft und Jedem gefällig und dadurch beliebt bei Alt und Jung.

So verſtrich manches Jahr und aus dem Knaben ward ein rüſtiger Jüngling, an dem das ganze Dorf ſeine Freude hatte, mehr aber noch Ilſe, Tochter des Bauermanns, der den Unglücklichen einſt aufnahm. Aus ihrer Herzensneigung machte Ilſe auch gar kein Geheimniß. Sie war ein Kind der Natur, ungeſchminkt wie dieſe und ohne Ziererei; was ſie dachte, ſagte ſie, denn ſie dachte nie Uebles und brauchte nicht ängſtlich hinter dem Berge zu halten, wie viele Andere. Gebhard, ihr Vater, dem kein Geheimniß blieb, was bald Alle wußten, hatte nichts dagegen, daß ſie Den liebte, dem er ſelbſt gewogen war wie einem eigenen Sohn.

Verwundert war der alte Mann aber doch, als ſein Pflegling, zwar immer ſtill und von weniger Rede, gerade jetzt noch ſtiller wurde, für ihn die Zeit der Blüthe, das erſte Aufkeimen der jugendlichen Liebe, ſtatt ein heiteres Morgenroth, ein trüb bewölkter Tag zu werden ſchien. Denn daß der Jüngling Ilſen wieder liebe, tief, glühend und heiß, wie alle ſeine Empfindungen waren, unterlag keinem Zweifel und bewies ſich faſt ſtündlich durch hunderterlei kleine, aber untrügliche Zeichen. — Der Vater beſchloß deshalb, die Sache zur Sprache zu bringen, und die Gelegenheit dazu zeigte ſich bald. Gebhard, der ein guter Hauswirth war und, ohne geizig zu ſeyn, doch immer ſorgte für Tage der Noth, die es zu allen Zeiten gab, hatte eben mit dem redlich erworbenen Sparpfennig noch ein kleines Grundſtück an ſich gebracht, welches, bisher unbebaut und ungenutzt, keinen Segen bringend, an ſein Erbe ſtieß. Er ging nun eines Tages, begleitet von Biſelhans, dahin, gemeinſchaftlich mit ihm zu überlegen: auf welche Art es am beſten zu benutzen ſey. Wie nun die Beiden den verwilderten Boden ſahen und der Jüngling meinte: es dürften doch Jahre vergehen, ehe eine lohnende Erndte ſich hier erwarten ließe — da erwiederte Gebhard: „Recht, das glaube ich auch, werd' es wohl kaum erleben, und dieſer Gedanke hat mich den Handel faſt ſchon reuen laſſen. Zwar habe ich ein Kind, ein gutes liebes Kind, aber das iſt ſchwach, und ſolch ein Unternehmen wie dieſes, wüſtem Boden lohnende Frucht zu entlocken, dazu gehören rüſtige Arme und nicht die ſchwachen Hände eines Weibes. Ja, wenn Ilſe wollte wie ich, und einem braven Manne, zum Beiſpiel Nachbars Petern, der dem Mädel ſchon lange mit blitzenden Augen nachſieht, ihr Herz ſchenken wollte, dann wär' es gut!"

Hier hielt der Sprecher inne und betrachtete den Jüngling, auf deſſen Antlitz bei dieſer Rede Furcht und Freude ſeltſam wechſelten; dann fuhr er fort: „Aber ſo habe ich keine Hoffnung dazu; von Petern will das Mädel nichts hören, ob ich gleich die Urſache nicht einſehe, denn Peter iſt ſchmuck und brav, und zwingen will ich ſie nicht. Weißt Du" — ſetzte er mit einer ſchnellen Wendung hinzu — „mir vielleicht zu ſagen, warum ſie gegen den jungen Nachbar iſt?"

Das war eine überraſchende Gewiſſensfrage, die dem Jüngling, der den Grund wohl wußte, alles Blut in die Wangen jagte, aber nur eine nichtsſagende Antwort ſeinem Munde entlockte. — Traulich näherte ſich jetzt Gebhard ſeinem Pflegling, legte die Hand auf deſſen Achſel, ſah ihn gutmüthig und feſt an und ſprach: „Womit habe ich das um Dich verdient? Stets offen und wahr, bin ich Dein Vater geweſen vom Augenblick an, wo Gott Dich mir zuführte. Nie hat Dir mein Vertrauen gefehlt, warum fehlt mir Deines?" — Jetzt ver-

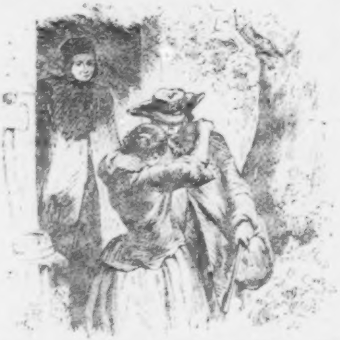


mochte der Jüngling nicht mehr zu ſchweigen. Seinem Vater warf er ſich an den Hals, geſtand: daß er längſt Ilſe liebe, daß auch ſie, wie er glaube, ihm gewogen ſey, daß er eben darum aber nur doppelt unglücklich wäre. Erſtaunt fragte Gebhard nun weiter, und das Geheimniß kam jetzt zum erſten Mal über des bewegten Jünglings Lippen.

Aufmerkſam hörte Gebhard dem Erzählenden zu. Eine Thräne des Mitleids perlte in des Greiſes Blicken und der Vater theilte den Schmerz ſeines Sohnes. „Ihr ſeht“, ſo ſchloß dieſer, „daß ich unglücklich bin, unglücklich für mein ganzes Leben, dem jeder Schimmer der Hoffnung flieht. Nie kann ich das Glied einer Familie werden, nie kann mich der Menſchheit ſchönſtes Band umſchlingen. Zwiſchen mich und dem Glück ſtellt ſich ewig das unverdiente, nimmer zu tilgende Denkmal meiner Schande. Mit welchen Augen könnte ich, der Gebrandmarkte, der Ausgeſtoßene aus dem Verein der Ehrlichen, je meinem Weibe unter die Augen treten? Des Mannes Ehre iſt des Weibes Schmuck; welchen Schmuck kann das meine tragen?! Mag es kein Menſch wiſſen, was unverdient mich traf, mag ſelbſt es meinem Weibe ein Geheimniß bleiben, ich weiß es! und dieſes Wiſſen wirft mich in jedem Augenblick von dem Gipfel des Glücks in den Abgrund meines Elends zurück. Und was kann ich einſt meinen Kindern hinterlaſſen? Würde ihres unglücklichen Vaters Leiche auf der Bahre nicht das Geheimniß zerreißen und ihnen zum Erbe, in der Meinung der Welt, die Schande ihres Erzeugers geben? Mein Leben iſt verloren für die Ehre und für das Glück, drum laßt mich, mein Vater, meine geſchändete Bahn allein gehen; laßt mich fort, fort in die Welt, daß ich Denen im Andenken verloren gehe, die ein Herz für mich faßten und, gebe Gott, recht bald! meinem Gedächtniß ſelbſt. Kaiſer Leopold braucht Leute, ſeine Grenzen zu ſchirmen gegen die Türken. Da will ich hin; vielleicht finde ich dort einen erwünſchten Tod, vielleicht lächelt mir das Geſchick in meinen letzten Augenblicken ſo hold, daß ich unter einem Haufen Erſchlagener liege und dann mit dieſen, ohne weitere Beſichtigung, ein weites gemeinſchaftliches Grab bekomme, ein ehrlich Grab auf dem Felde der Ehre, das mich und mein trauriges Geheimniß zugleich umſchlingt!“

Was Gebhard dem Unglücklichen beruhigend entgegnen mochte, es ſcheiterte an dem tiefen Gefühl des Jünglings, und der Greis mußte geſchehen laſſen, was ſein Pflegling beſchloſſen hatte, und was er ſelbſt, im geheimen Innern, nicht mißbilligen konnte. Aber hülflos wollte er Den nicht verſtoßen, den er ſo ganz als den Seinigen betrachtet hatte, und Biſelhans mußte, den alten Mann nicht zu kränken, das ſchwere Opfer bringen, langſam ſich von Allem loszureißen, was ſein verwaiſtes Herz auf dieſer Erde liebte.

Endlich kam der Morgen des Scheidens für den Jüngling. Mit dem Muthe des Mannes hatte er bisher getragen; als aber jetzt, hingeriſſen von Schmerz und vergeſſend Alles über dem einen, unendlichen Gefühl ihres Herzens, Ilſe ihm weinend um den Hals fiel, das letzte, letzte Lebewohl zu ſagen — da brach auch bei ihm die



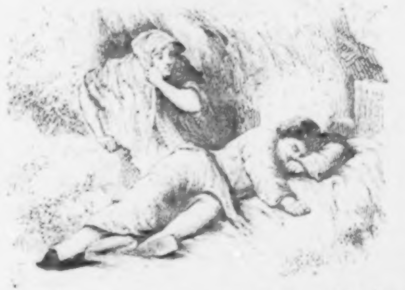
lange verborgene, tief verſchloſſene Gluth ſeiner Liebe in hellen verzehrenden Flammen aus. Halb ohnmächtig riß er ſich aus den umſtrickenden Armen der Liebe, von der Bruſt des Mannes los, der ihm Vater war, und Gott, in der Stunde der Prüfung dem Menſchen am nächſten, verlieh ihm die Kraft, ſeine einſame Straße fortwandeln zu können. Sie führte ihn bald aus Deutſchlands Marken hinaus, Ungarns geſegneten Fluren zu, an deſſen öſtlicher Grenze damals die Bekenner des Korans ſtanden, in einer

Hand tragend den gefürchteten halben Mond, in der andern den oft erprobten blitzenden Damascener.

In Zeiten der Noth fällt manche Förmlichkeit weg und man iſt zufrieden mit dem Menſchen, ohne langes Fragen nach woher? und weß Standes? Darum wurde auch unſer Jüngling gar willig aufgenommen, und weil er ſtill war und bieder, kühn und unternehmend, ſo zeichneten ihn ſeine Oberen bald aus; wo es ein gefahrvoll Unternehmen gab, wo Treue, Klugheit und Muth erfordert wurden, da ſchickte man Wiſelhans hin, ſicher des guten Erfolges. So gewann der Jüngling an Ehre, äußerlich; der Gram in ſeinem Herzen kam aber nicht zur Ruhe. Wenn ihn Kameraden mit gebührendem Lobe nannten, wenn manches braven Kriegers Hand die ſeine freundlich drückte und ſein Gemüth ſich zu einer augenblicklichen Freudigkeit erheben wollte, ach! dann ſchlug der Gedanke an das ſchreckliche, unvertilgbare Zeichen wie ein zerſtörender Blitz all ſeinen Lebensmuth von Neuem nieder und traurig entzog er ſich den lärmenden Kreiſen des Lagers, um in der Einſamkeit der Wälder, unter überhangenden Felſen ſeinen finſteren Schmerzen ſich hinzugeben. — Nur ſelten erhellte ein Gedanke an Ilſe die Nacht ſeines Lebens; mehr noch ſie zu verfinſtern als zu erleuchten diente auch die Erinnerung an die Geliebte, und das einzige Glück, welches noch vor ihm lag, war ein rettender Tod.

Einſt — ſchon fing der Herbſt an das Land zu bräunen — hatte ſich Wiſelhans auch vom Lager ſeitwärts in eine waldige Bergſchlucht verloren, da vernahm er plötzlich Stimmen durch das Dickicht, und ehe er noch Zeit hatte zu weiterer Ueberlegung, ſah er ſich von einigen Moslems umringt, die raubend das Gebirge durchſtrichen und jetzt ihn aufforderten, ſich zu ergeben. Mit Verachtung wies der Jüngling den Antrag zurück, zog ſchnell ſeinen guten Säbel, die einzige Waffe, welche er bei ſich führte, und machte ſich bereit, die Gegner zu empfangen, feſt glaubend: ſein Geſchick habe endlich den lange gehegten Wunſch ſeines Herzens erhört, und bereite ihm nun den Tod im Kampfe gegen die Feinde. Und wie ſie nun anſtürmten, Mehrere gegen ihn, den Einzelnen, da freute er ſich im Herzen, und mit einer Munterkeit empfing er die Gegner zum ernſten Kampf, als wären ſie gekommen, ihn zu fröhlichem Reigen zu führen. Schon rann von beiden Seiten Blut, ſchon begann die Kraft des Einzelnen zu erlahmen an der Ueberzahl ſeiner Widerſacher, und mühſam nur noch hielt ſich der Jüngling erſchöpft und blutend aufrecht: da tönte abermals das Geräuſch Kommender durch das Dunkel des Waldes, und die Türken, das Nahen eines chriſtlichen Hauſens fürchtend, wandten ſich zum Rückweg; Wiſelhans aber ſank, noch ſchwer getroffen von einer Klinge, auf den Raſen, und mit dem ſtrömenden Blut ſchwanden ihm Licht und Beſinnung.

Als er erwachte, fand er ſich in einer wilden Felshöhle, deren ſchauerlich ſeltſame Wände, matt beleuchtet von dem flackernden Licht



eines im tiefſten Hintergrunde brennenden Feuers, vor ſeinen irren Blicken wie Träume einer dunklen Zukunft gaukelten. Matt hob er ſich von dem dürftigen Lager empor, da gewahrte er neben ſich ein altes braunes Weib, in abenteuerlich zuſammengeſetzter Tracht, ähnlich einer Hexe, ſo zurückſchreckend war ihr Aeußeres. Ihrer Sorgfalt aber verdankte er jetzt zum zweiten Mal das Leben; denn die Alte war Niemand anders, als die braune Liſe, welche einſt ſchon den Knaben mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt hatte, als ſein Geſchick ihn in früher Jugendzeit unter die Räuber am Rhein führte und die jetzt, einem Trupp Zigeuner zugeſellt, zum andern Mal ſeine Erhalterin wurde.

Als Wiſelhans gegen die ihn überfallenden Osmanen kämpfte, verjagte das Kommen der Söhne des Waldes und der Wüſte noch zur rechten Zeit ſeine Feinde. Sie hatten den Ohnmächtigen gefunden, ihn aufgenommen, und da noch Lebenszeichen ſichtbar waren, ihn der Pflege des alten Weibes übergeben, welche nicht wenig erſtaunte, als die Fieberphantaſien ihres Kranken ihr nach und nach verriethen, wer er war und wie nah er ihrem nicht gefühlloſen Herzen ſtand. Mit doppelter Sorgfalt pflegte ſie jetzt ſein, und als er nun zum erſten Mal mit klarer Beſinnung die Augen aufſchlug, da fiel das alte Weib auf ihre Knie, dankend dem Höchſten: daß es ihr vielleicht nun noch vergönnt ſey, ein Unrecht früherer Jahre gut zu machen. Dem Geneſenden erzählte ſie aber über ſeine Herkunft Folgendes:

„Als wir einſt durch den Sundgau ſtreiften, führte unſer Weg bei nächtlicher Zeit einem anſehnlichen Landhauſe vorüber, deſſen Wohlhabenheit verſprechendes Aeußere die Raubluſt Einiger aus unſerer Mitte erregte. Völlig unbekannt jedoch mit der Zahl und Beſchaffenheit ſeiner Bewohner — wir waren damals nur ſchwach an Mannſchaft — ließ ſich nichts unternehmen ohne vorherige Unterſuchung, und ich ſollte Kundſchaft einziehen. Ich blieb demnach in der Nähe, um bei anbrechendem Tage — unter der Larve einer Hauſirerin — mich mit dem Inneren des Landhauſes bekannt zu machen, und die Anderen begaben ſich unterdeß in ein nicht zu entferntes Gehölz, meinen Bericht zu erwarten. Noch hatte ich keine zwei Stunden hinter einem Gebüſch des weitläufigen Gartens auf den Augenblick gewartet, wo ich meinem Auftrage Genüge thun könnte, da hörte ich eilende Schritte ſich mir nähern und erkannte im Zwielicht des kaum dämmernden Morgens einen Mann und ein Weib, welche eilig der Stelle zukamen, wo ich mich verborgen hielt. Tiefer kroch ich in's Gebüſch und die Beiden ſchritten an mir vorüber, ohne mich zu erblicken. Als ſie vorbei waren, ging ich unbemerkt nach. Kaum zwanzig Schritte von mir war die Landſtraße gezogen; dieſer hatten ſich die Beiden genähert und neugierig folgten ihnen meine Blicke. Denkt Euch mein Erſtaunen, als ich ſah, wie das Weib unter ihrem Mantel ein Käſtchen hervorzog und dem Manne hinreichte, dieſer ſich darüber bog, als küßte er es und dann der Begleiterin wieder gab, ſich traurig abwendete und das Geſicht mit der Hand bedeckte, gleichſam als wolle er nicht ſehen, was nun geſchehe. Das Weib aber nahm das Käſtchen, ſetzte es, einige Schritte weiter gehend, unter einen am Wege ſtehenden Baum und entfernte ſich mit dem Mann eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren. Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo ich mich unbeobachtet glaubte, dann eilte ich, getrieben von Neuger, dem Baume zu. Ich nahm das Käſtchen auf; ſanft ſchlummernd lag ein gewiß nur wenige Tage altes Kind darin. Einen Augenblick kämpfte ich mit mir ſelbſt: ob ich meinen Fund mitnehmen, ob wieder hinſetzen oder vielleicht Anzeige davon machen ſollte? Letzteres, da mich dies leicht zur Beantwortung einiger Fragen vor Gericht hätte führen können, verwarf ich aus Sorge für meine perſönliche Sicherheit; zu Erſterem trieb mich ein Mitleidsgefühl. Statt hier zu bleiben und den mir gewordenen Auftrag zu erfüllen, nahm ich das ruhig fortſchlafende Kind, ſuchte eilig meine mich erwartenden Begleiter auf — und hier hätte ich beinahe mein Mitleid theuer gebüßt. Man ſchalt mich eine alberne Närrin, und ſchon wollte der Hauptmann mich die Stärke ſeines Armes für meinen Ungehorſam gegen ſeine Befehle empfinden laſſen, als die Entdeckung: daß dem Kinde eine nicht unanſehnliche Geldſumme beigefügt war, mich rettete. Sie wurde getheilt; auf meinen Theil kamet Ihr, denn Ihr waret es, den das Käſtchen barg. — Mit mütterlicher Freude nahm ich das nun mir gehörige Kind, durch Sturm und Unwetter, durch Nacht und Dunkel trug ich Euch, bis Ihr ſelbſt Euch helfen konntet, treu und ſtark; denn gleich einem eigenen Kinde liebte Euch mein Herz. Ein Zettel, den ich bei Euch fand, beſagte: daß Ihr getauft und die Namen Tobias Johannes erhalten hättet; das war Alles, was man über Euch für gut gefunden hatte, zu ſagen, und mehr erlaubten mir die Umſtände jahrelang nicht zu erfahren, da unſer Haufe ſich nach andern Gegenden zog, dort ſo lange ſein Weſen treibend, bis das Criminalgericht Alles auseinander ſprengte. — Sechs Jahre Gefangenſchaft lautete mein Urtheil, und als dieſe lange Zeit verfloſſen, waret Ihr, nicht meinem Gedächtniß, wohl aber meinen Nachforſchungen entſchwunden. Nach vielem Umherirren führte mich mein Geſchick endlich wieder einmal in jene Gegenden, wo mich der Zufall Euch finden ließ. Ein unwiderſtehliches Gefühl trieb mich an, nähere Auskunft über Euch zu erhalten, und ich ſuchte und fand Gelegenheit, mir Zutritt in dem Hauſe zu verſchaffen, aus dem ich Euch als Kind hatte bringen ſehen. Der einſtige Beſitzer deſſelben war geſtorben; ſeine Tochter bewohnte es jetzt — dieſe iſt Eure Mutter. In der Blüthe der Jahre lernte ſie einen jungen Mann kennen, deſſen gewinnende Liebenswürdigkeit ihr unbewachtes Herz rührte; aber er war von geringem Stande und ſie die einzige Tochter eines auf ſeinen Namen ſtolzen Vaters. Nimmer würde der alte Baron ſeine Einwilligung zu einer Verbindung ſeines Kindes mit ſeinem Verwalter gegeben haben: das fühlten die heimlich Liebenden wohl; aber was vermag ſo oft die Stimme der Vernunft gegen die der Leidenſchaft! — Die letztere ſiegte auch hier und das Daſeyn eines Weſens, das mit der Geburt den Fluch des Unrechts trug, war die Folge davon. Angſt und Furcht vor dem Zorn des heftigen, eben auf weiter Reiſe befindlichen Vaters bewegen Hildegard zu dem furchtbaren Schritt, das Kind ihrer Liebe dem Mitleid des Geſchicks hinzugeben. Glücklich war dem Vater das Geheimniß ihres Zuſtandes verborgen geblieben, glücklich das neu erwachte Weſen ſeinen Blicken entzogen worden. Aber die Ruhe kehrte nie mehr in Hildegard's Bruſt zurück und zu dem geheimen Schmerz ihrer Seele geſellte ſich bald noch ein zweiter, eben ſo brennender, welchen ſie nicht minder den Augen der Welt verbergen mußte, wie den erſten. Ihr Geliebter ſtarb; ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde endete ſein Daſeyn, und als nach Jahren auch der Vater in die Gruft ſeiner Ahnen ſank, ſtand Hildegard nun allein, verlaſſen, nagende Reue im Herzen, ein unglückliches Opfer jugendlichen Leichtſinns. — Dies Alles erſpähte ich, ſtand aber mehrere Tage an: ob ich der armen Mutter das Geſchick ihres Kindes, ſo weit ich es ſelbſt wußte, entdecken ſollte oder nicht? Endlich entſchloß ich mich dazu, tief bereuend in dieſem Augenblick: daß ich damals, als der Spruch des weltlichen Richters über mich und meine ehemaligen Gefährten erging, hinſichtlich Eurer nicht geſprochen hatte, wodurch gewiß ſo Manches anders geworden wäre. Weinend warf ich mich Hildegard zu Füßen und erzählte ihr Alles. Ein Strahl von Freude blitzte in ihrem dunklen Auge auf — ach! nur zu bald umflorte es ſich wieder, denn — durfte ſie hoffen, jetzt glücklicher in ihren Nachforſchungen nach Euch zu ſeyn als ſonſt? glücklicher als ich es bisher geweſen war? — Ich erbot mich, alle Gegenden, wo wir uns einſt umhertrieben, noch einmal zu durchforſchen, alle Unglücksbekannte jener böſen Zeit wieder aufzuſuchen, vielleicht durch ſie Kunde von Euch zu erhalten, und ſo ſehr die arme Mutter auch fürchtete: ihren Sohn auf dieſem Wege, vielleicht unter dem Auswurf der Geſellſchaft, zu entdecken, ſo nahm ſie doch gern meinen Vorſchlag an und verſah mich reichlich mit Reiſegeld. Vergebens durchzog ich jedoch die beiden Ufer des Rheins, vergebens alle Gegenden, wo ich hoffen durfte, Menſchen der Art anzutreffen, unter denen ich einſt lebte — nirgends entdeckte ſich mir eine Spur von Euch, und ſchon ſtand ich im Begriff, ohne Nachricht zu der Trauernden zurückzukehren, als ich erfuhr: ich würde in den Gebirgen Ungarns Mehrere von

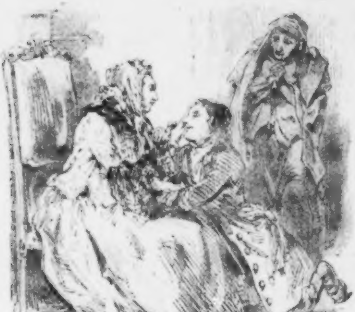
Denen finden, die einſt mit mir zuſammen waren, als Ihr noch mich für Eure Mutter hieltet. Hier, dachte ich, vernimmſt du vielleicht etwas von ihm, und ging unbedacht neuem Elend entgegen. Denn kaum hatte ich mich den Gebirgen dieſes Landes genähert, ſo führte mich mein böſer Stern der Rotte wandernder Menſchen zu, unter denen ich mich jezt befinde, und ich konnte noch von Glück ſagen: daß ſie mir nur das Wenige, was ich noch hatte, nahmen, und meiner grenzenloſen Noth in dieſem fremden Lande dadurch ein Ziel ſezten, daß ſie mir erlaubten, ihre Kinder zu warten und ihre Kranken zu pflegen.“ —

Hier ſchloß die Alte ihre Erzählung, die einen tiefen Eindruck auf Michelhans machte. Der furchtbare Glaube an die Abſtammung von einem Räuber wurde durch dieſen Bericht von ſeiner Seele gewälzt, und zum erſten Mal dämmerte die Hoffnung in ihm auf, daß auch für ihn wohl noch ein Glück, auf rechtlich bürgerliche Lebensverhältniſſe gegründet, blühen könnte. Ungeduldig ſah er dem Augenblick ſeiner völligen Geneſung entgegen; er kam — und mit ihm die Entwickelung ſeines trüben Geſchicks.

Längſt hatte man bei dem Regiment ſeine Abweſenheit bemerkt; da kein Zweifel an ſeine oft erprobte Treue und Redlichkeit möglich war, ſo vermuthete man nichts, als ſeinen Tod durch Feindeshand oder Gefangenſchaft, und ſeine Oberen wie ſeine Kameraden waren daher nicht wenig überraſcht, als eines Tages der Verlorengegebene unter ſie trat und ſeinem Befehlshaber entdeckte, was er ſelbſt von ſich kurz zuvor vernommen, und was überhaupt ſeit dem Tage ſeines Verſchwindens mit ihm vorgegangen war. Aufmerkſam vernahm der Oberſt den Bericht des Zurückgekehrten, und das Schickſal des jungen Mannes rührte ſein menſchenfreundliches Herz. Längſt ihm gewogen durch ſein gutes Betragen im Lager und ſeine bewieſene Bravheit gegen den Feind, beſchloß er, fortan des Armen Schützer zu ſeyn, und als bald nachher der Heerführer über dieſe Abtheilung der Armee Muſterung hielt, da empfahl dieſem der Oberſt ſeinen Untergebenen, bittend, die Gnade des Kaiſers Leopold I für ihn in Anſpruch zu nehmen. Der Heerführer that, nachdem er ſich von Allem gehörig unterrichtet, was er für Recht erkannte, und es währte nicht lange, ſo kam ein Schreiben, unterzeichnet von dem höchſten Machthaber, im Lager an, deſſen Inhalt war: wie der, einſt gegen den armen Tobias Johannes gefällte Spruch des Gerichts von **, ſeiner Ungerechtigkeit wegen, für null und nichtig erklärt und Kraft höchſter

Machtvollkommenheit der Betheiligte — der als treuer Mann und unerſchrockener Krieger ſich bewieſen — feierlich und öffentlich in alle Ehren und Gerechtſame der bürgerlichen Geſellſchaft wieder eingeſetzt würde, die ihm ſo lange durch übereilten Richterſpruch verkümmert worden. Auch ſolle er den Beinamen „Zentha“ führen dürfen, weil er ſich in der Schlacht daſelbſt beſonders hervorgethan habe.

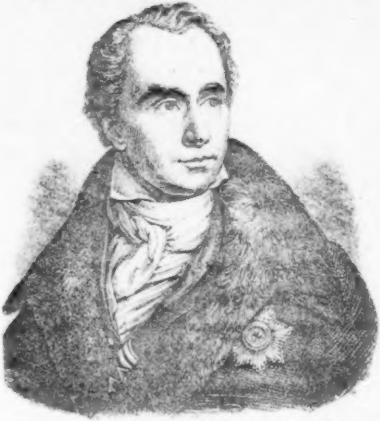
Schwer iſt das Entzücken zu ſchildern, das bei Ueberreichung dieſes Ehrenbriefes den jungen Mann durchſtrömte. Nach ſo viel Jahre lang geheim getragener Laſt einer unverdienten, ſchrecklichen Schmach ging auch in ihm ein neuer Frühling der Hoffnung auf: die Ausſicht auf ein Leben voll Ehre und bürgerlichen Glücks. — Mit der Nachricht, ihn gefunden zu haben, war die Alte, welche ihren Pflegling nach ſeiner Geneſung begleitet hatte, ſchon längſt zu ſeiner Mutter zurückgekehrt; als im folgenden Jahre ein Friedensſchluß den Krieg an Ungarns Grenzen beendigte, folgte ihr, ehrenvoll entlaſſen, Tobias, und bald darauf ſank er, zum erſten Mal in ſeinem Leben,



an die Bruſt und in die Arme einer Mutter, in deren alternde Tage das Geſchick dieſe Freudenblume wand, zum Zeichen der Vergebung ihrer jugendlichen Verirrung.

Leicht iſt es zu denken, wohin Tobias ſich bald aus den Armen mütterlicher Liebe gezogen fühlte. Er fand ſeine Ilſe liebend wie früher; ihr biederer Vater, ſein einſtiger Retter, nahm ihn auf wie einen eigenen Sohn, und bald verband der Segen der Kirche ein Paar Herzen, welche die Natur für einander ſchuf. Fr. Simil.

Heinrich Theodor von Schön.



Dieſer Mann, ein Muſter als Staatsdiener und deutſcher treuer Vaterlandsfreund, wurde am 20. Januar 1773 geboren in Litthauen;

ſein Geburtsort iſt das Gut ſeines Vaters, der Domainen-Verwalter in Löbegallen war. Von Hauslehrern vorbereitet, ward Heinrich Theodor v. Schön Student der Rechtswiſſenſchaft bei der Univerſität in Königsberg, ehe er noch das ſechzehnte Jahr ganz durchlebt hatte, hörte beſonders eifrig die Vorträge des Philoſophen Kant und die Vorleſungen über Cameralwiſſenſchaft von Chriſtian Jakob Kraus. Die Lehrbegriffe allein genügten dem jungen Manne nicht, er ſah frühzeitig ein, die Erfahrung in den verſchiedenen Völkerzuſtänden müßte hauptſächlich zur Reife des Erkennens und der Thatkraft leiten; er ſuchte die Wege dazu auf Reiſen, deren geiſtige Ergebniſſe er in einer Schrift veröffentlichte. Seine Amtslehrzeit machte er durch bei der Königsberger Regierung, wurde bald Kriegs- und Domainenrath in Bialyſtock, wo er ſich bei den Einrichtungen für das erworbene Neu-Oſtpreußen ſo auszeichnete, daß man ihn als Geheimen Finanzrath des Generaldirectoriums nach Berlin berief. Da brach die Unheilszeit von 1806 ein, und wie hart das Preußenland ſie empfinden mußte, für Schön ward ſie Gelegenheit, ſeine Bedeutſamkeit als Staatsmann zu entwickeln, wie er es gethan hat in der Liebe für König, Vaterland und allſeitiges Recht, in der Bewährung: „daß ein Mann viel werth ſey in ſchwerer Zeit.“ Dem väterlichen Fürſten Friedrich Wilhelm III nach Königsberg folgend, ernannte man ihn dort zum Geheimen Staatsrath und Direktor einer Abtheilung des Miniſteriums. Hier entfaltete Schön ſeine ganze Kraft zur Aufrechthaltung des Muthes und der Ehre, und als die Anmaßungen Napoleon's nach dem Friedensſchluſſe von Tilſit noch fortdauerten, hat Schön mehrmals bewieſen, daß auch der Einzelne verpflichtet ſey, ſich gegen offenbar unzweifelhafte Gewaltthaten zu erheben. So wurden von Schön unter Anderem mehrere Perſonen geſchützt, deren Auslieferung Napoleon begehrt hatte, weil ſie ihn in der Kriegszeit etwas derbe, aber wohlbegründete Wahrheiten vernehmen ließen. — Wer ſeinen Weg unter allen Verhältniſſen gradaus geht, kann Anfechtungen und Kämpfe nicht vermeiden, er mag ſtehen wo es ſey. Schön hat dies vielfach erfahren, und in einer hohen Stellung iſt es begreiflich auffälliger. Da er den Parteienhader nicht ſo weit überwältigen konnte, wie er wünſchte, war es ihm willkommen, Präſident der Regierung von Gumbinnen zu werden, eines Kreiſes, der mit zumeiſt gelitten durch die Kriegsdrangſale, wo alſo auch zumeiſt Hülfe nöthig war, die Schön in wahrhaft bewundernswerther Art überall anzubahnen wußte, wobei er aber ſtets auch dem

Allgemeinen diente. Der Gedanke zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit iſt von Schön, der Mitglied der Immediat-Commiſſion in Königsberg war; bei den Verfügungen über erleichterten Beſitz, freien Gebrauch des Grundeigenthums und der Gewerbthätigkeit war er betheiligt, und auch an Einführung der Städteordnung hatte er ſeinen Antheil. Sagt man, er ſey in zu lebhaftem Eifer Urſach geweſen, wurde mitunter der Haſt mehr vertraut als der Allmäligkeit, ſo wollen wir dies nicht leugnen, geben jedoch zu bedenken: ob in ſpäterer Zeit nicht Allmäliges bald zum Stillſtande, demnach zum Rückſchritt umgewandelt werden wäre. Daß der Miniſter v. Stein ein Freund Schön's war und ſeyn mußte, bedarf keiner Erklärung, denn Beide hatten gleiche Wärme für das Tüchtige. Benahm ſich Jener zuweilen ſtarrer, ſie blieben Freunde, und in welchem Grade Schön von Stein geachtet wurde, das mögen einige Zeilen aus dem Briefe des Letzteren an einen Hochbeamteten Oeſterreichs darlegen. „Ich komme" — ſchrieb Stein — „auf die Männer zurück, über welche ich Ihnen oft geſchrieben habe, Herrn v. Schön und Niebuhr. Der Erſtere iſt Präſident der Verwaltung in preußiſch Litthauen, ein Mann von richtigem Blick, im Denken und Generaliſiren geübt, gebildet durch die Studien der beſten Werke über Nationalwirthſchaft, durch Reiſen, einen mehrjährigen Aufenthalt in England und durch die Umgebung der Geſchäfte. Er iſt ein Mann von reinem, erhabenem, ſtarkem Charakter." Später, da Schön (1810) als Rathgeber nach Berlin berufen ward, ſchrieb ihm Stein: „Daß Sie mit Ihren ſeltenen Geiſtes- und Gemüthskräften wieder dem Mittelpunkte der Geſchäfte nahe gebracht ſind, das iſt für Ihr unglückliches Vaterland ein wohlthätiges, für Ihre Freunde, beſonders für mich, ein erfreuliches Ereigniß. Möge die Vorſehung Ihre edlen Bemühungen und Ihre Aufopferung mit dem glücklichſten Erfolge belohnen, und mögen Sie Ihre Umgebungen ſtählen und härten, um den Kampf mit der Halbkultur, der Pfiffigkeit und Plattheit zu beſtehen." Stein hatte auch Schön zum Finanzminiſter vorgeſchlagen, dieſer aber, nachdem er in Berlin das Seine gethan, ging gern wieder nach Gumbinnen zurück, um dort das verſunkene Wohl weiter aufzurichten. — Als der General York im Frühjahr 1811 Befehlshaber der Provinz Preußen geworden war, trat er mit Schön in vertraute Verbindung; die nachherige allgemeine Bewaffnung wurde geheim begünſtigt, und bei einer Gelegenheit, wo von Gefährlichem die Rede war und York äußerte: „Jedenfalls weiß ich, ſollte unſer Plan mißlingen, wir

Beide überleben es nicht!“ ſchlug Schön ein in die dargereichte Hand und antwortete: „So iſt's, und das verſteht ſich ſchon von ſelbſt, denn verloren wären wir ja doch!“ Beide Männer bahnten nun an, was für beſſere Zukunft irgend möglich war, ohne Argwohn im Weſten zu wecken, ſie betrieben dies unabläſſig, und als zu Ende des Jahres 1812 General York in der Mühle zu Poſcherun unweit Tauroggen ſich zu der Kühnheit entſchloß, der erzwungenen Verbindung mit den Franzoſen zu entſagen, da fand er in Litthauen ſchon Hülfsmittel zur Verſtärkung. Schön war es, der auch weiter eingriff in die nächſten Kreiſe, immer mit der nöthigen Vorſicht, ſo daß er ſich ſogar genöthigt ſah, dem Ungeſtüm Stein's entgegen zu treten, wonach dieſer aber verſöhnlich auf die Vorſchläge Schön's einging und die Einleitung zu einer Volksbewaffnung zu größerer Ausdehnung kam nach dem in den Freiheitskriegen waltenden Spruch: „Und ſetzet ihr nicht das Leben ein, wie ſoll euch das Leben gewonnen ſeyn!“ Schön ſchrieb am 24. Februar 1813 an Hardenberg: „Wenn man bedenkt, was die Provinz Preußen vor allen andern gelitten hat, beſonders noch der Kreis Litthauen, Greuel, die keiner erfuhr, Verluſte, die keiner erlitt, und daß es nur Städte von 4000 bis 5000 Menſchen ſind, daß keine beſoldete Autorität dieſen Eifer weckte und anregte, ſondern Bürger die Sache anfingen und mit heiligem Eifer betrieben, ſo muß man ſich freuen, zu einem ſo treuen und braven Volke zu gehören.“ — Dieſe Bewegung, vom König Friedrich Wilhelm III gebilligt und durch alle Gauen Deutſchlands gefördert, führte zu Thaten, die unvergeßlich ſind in der Weltgeſchichte.

Bald nach dem Frieden (1816) wurde Schön Oberpräſident von Weſtpreußen, und ſieben Jahre nachher (1823) erhielt er das Oberpräſidium von ganz Preußen und blieb in ungeſchwächtem Beſtreben für eine Provinz, die er als ſeine nächſte Heimath betrachtete, deren Wohlfahrt ihm alſo auch zunächſt am Herzen lag. Sein Ziel hat er in ſolchem Grade erreicht, daß ihm von allen Ständen Zeichen der Dankbarkeit zuſtrömten für umfaſſende Hülfe in jedem Bereich des Beſitzes, des Handels und der Gewerbe. Gegen ſeinen Willen hat man ihm ſchon bei Lebzeiten ein Denkmal geſetzt in Königsberg und ſein kleines Gut Arnau von einer Hypothekenſchuld befreit. Zu jenem Denkmal, ein ſechzig Fuß hoher Obelisk von Gußeiſen, wurde bei großartiger Feſtlichkeit der Grundſtein gelegt am 8. Juni 1843, an dem Tage der Jubelfeier Schön's nach funfzigjähriger Amtsthätigkeit. Der Obelisk trägt den Namen des Verehrten und die Worte der Widmung, er iſt von einem Eiſengitter umgeben, innerhalb deſſen eine Blumenanlage geordnet iſt und ſorgſam erhalten wird. — In ſeinen letzten Jahren lebte er gern in Arnau, ſich geiſtig beſchäftigend; nach außen beſchränkte ſich ſeine Thätigkeit auf die ihm anvertraute Pflege der geſchichtlich und auch für die Kunſt merkwürdigen Marienburg, weshalb ſeine Titel ſich mit dem eines Burggrafen vermehrten. Schön ſtarb im dreiundachtzigſten Lebensjahre am 23. Juli 1856. Sein Andenken iſt geſegnet und wir dürfen auf ihn anwenden, was Johann Georg Jacobi vom echten Deutſchen ſagt:

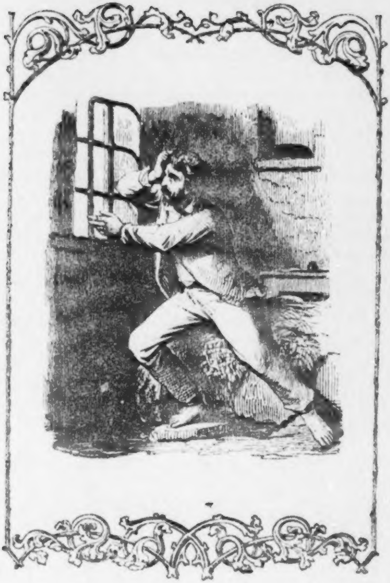
„Fürwahr, der deutſche Mann, er tritt
Hervor mit Wort und That,
Ihm dünket jeder bange Schritt
Des Kleinmuths ein Verrath.
Sein Herz bleibt hohen Muthes voll
Droht ihm der Mächt'ge gleich,
Er ſchweigt nicht, wenn er reden ſoll,
Nicht um ein Königreich. —“

Gz.

Ein Mörder Nachts vor der Hinrichtung.

Aus den Papieren eines Richters.

Dieſe Nacht iſt die letzte, die ich noch zu leben habe, und ſchon iſt mein Grab offen; — jetzt wühlt nur ein Selbſtbekenntniß in meinen Gedanken und ſie reißen mich empor, wenn ich hoffe, der Schlummer ſoll mich betäuben. Da hab' ich es nun niedergeſchrieben, was ich verbrach. — Ich war ſeit meiner Kindheit heimtückiſch und mißtrauiſch, ward ein roher Soldat in zwei Feldzügen, verließ nach dem Frieden den Dienſt und wirthſchaftete dann auf einem kleinen Gute, das durch meine Frau an mich gekommen war. Bald nach meiner Rückkehr wurde mein Bruder von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Er war offenherzig und edelmüthig, hübſcher als ich, gebildeter und allgemein beliebt. Diejenigen, die in der Heimath oder Fremde meine Bekanntſchaft ſuchten, weil ſie ſeine Freunde waren, blieben mir ſelten lange anhänglich, und ſagten gewöhnlich bei dem erſten Geſpräche mit mir: ſie wären erſtaunt, zwei Brüder zu finden, die in Manieren und Ausſehen einander ſo ungleich wären. Wir hatten zwei Schweſtern geheirathet. Dies ſollte ein Band mehr ſeyn



uns zu einigen, aber es entfremdete uns noch mehr. Sein Weib kannte mich nur zu gut. Nie kämpfte ich in ihrer Gegenwart mit irgend einer heimlichen Eiferſucht oder Bosheit, ohne daß ſie es eben ſo gut wie ich wußte. Nie ſchlug ich das Auge auf, ohne das ihrige auf mich geheftet zu ſehen; nie ſchlug ich das Auge zur Erde nieder, oder ſah anderswohin, ohne zu merken, daß ſie mich unabläſſig beobachtete. Es war mir eine Erleichterung, wenn es zum Zank zwiſchen uns kam, und noch leichter wurde mir, als ich in der Fremde die Nachricht von ihrem Tode erhielt. Jetzt ſcheint es mir, als habe damals eine ſeltſame, ſchreckliche Vorahnung deſſen, was ſeitdem geſchehen, uns vorgeſchwebt. Ich fürchtete ſie, und ſie verfolgte mich; ihr ſtarrer und ernſter Blick trifft mich jetzt wieder und macht mein Blut gerinnen. — Sie ſtarb, kurz nachdem ſie ein Kind — einen Knaben — geboren. Als mein Bruder erkrankte und ſah, daß er keine Hoffnung mehr zur Geneſung hatte, rief er mein Weib an ſein Bett, und vertraute dieſe Waiſe, ein Kind von vier Jahren, ihrem Schutz und ihrer Obhut an. Er vermachte ihm ſein ganzes Vermögen, und beſtimmte im Teſtament, daß, falls das Kind ſtürbe, ſein Erbgut meiner Frau zufallen ſolle, als die einzige Erkenntlichkeit, die er für ihre Sorgfalt und Liebe ihr beweiſen könne. Er wechſelte noch einige brüderliche Worte mit mir, beklagte unſere lange Entzweiung, und fiel dann erſchöpft in einen Schlummer, aus dem er nie mehr erwachte. — Wir hatten keine Kinder, und da die Schweſtern einander ſehr zugethan geweſen, liebte mein Weib dieſen Knaben wie ihren eigenen Sohn. Er hing an ihr mit glühender Liebe; doch war er an Geiſt und Geſicht das vollkommene Ebenbild ſeiner Mutter, und hatte nie Vertrauen zu mir. — Ich kann kaum die Zeit beſtimmen, in der ich dies zuerſt empfand, aber bald fing ich an unruhig zu werden, wenn das Kind zugegen war. Nie fuhr ich aus meinen finſtern Gedanken auf, ohne zu bemerken, daß es mich anſah: nicht mit bloß kindiſcher Verwunderung, ſondern mit etwas von der Abſicht und Geſinnung, die ich ſo oft an ſeiner Mutter bemerkt hatte. Es war keine Einbildung meiner gereizten Phantaſie, hervorgerufen durch die genaue Aehnlichkeit in ſeinen Zügen und dem Ausdruck ſeines Geſichts. Ich konnte das Kind nie durch meinen Blick dahin bringen, das Auge vor mir niederzuſchlagen. Es fürchtete mich, und ſchien trotz dem mich doch, wie aus Naturhang, zu verachten.

Vielleicht verberge ich die Wahrheit vor mir ſelbſt, doch ich glaube nicht, daß ich damals beabſichtigte, ihm ein Leid anzuthun. Ich dachte vielleicht, wie erſprießlich es für uns wäre, den Knaben zu beerben, ich wünſchte vielleicht, ihn todt zu ſehen; doch, glaube ich, hatte ich noch nicht den Gedanken, ihm das Leben zu nehmen. Er kam ſehr langſam, Anfangs in dunklen, fernen Geſtalten, wie Menſchen an ein Erdbeben oder das jüngſte Gericht etwa denken — dann trat er mir näher und immer näher, er verlor allmälig mehr von dem Grauſenhaften, Unwahrſcheinlichen, das er für mich hatte; — dann wurde er zu einem Theil, ja faſt zur ganzen Summe meiner täglichen Grübeleien. Während dies in mir vorging, konnte ich es nie ertragen, daß der Knabe ſah, wie ich ihn anſtarrte, und doch war ich wie von einem Zauber befangen, ſo daß ich es zu einer Art von Geſchäft machte, ſeinen ſchwachen, gebrechlichen Leib zu betrachten, und zu denken, wie leicht die Sache gethan wäre. Zuweilen belauerte ich ihn in ſeinem Schlummer; aber gewöhnlich war ich im Garten neben dem Fenſter der Stube, in der er ſeine kleinen Aufgaben lernte, und während er da auf einem niedrigen Seſſelchen neben meiner Frau ſaß, pflegte ich, von einem Baume verſteckt, ſtundenlang ihn anzuſtarren: auffahrend bei jedem Rauſchen eines Blattes, und doch wieder zurückſchleichend, um hinzuſtarren und wieder aufzufahren.

Dicht neben unſerem Landhäuschen, aber von da gar nicht zu ſehen, und, wenn ein Wind ſich regte, auch nicht zu hören, war eine tiefe Waſſerfläche. Ich verbrachte ganze Tage damit, ein rohes Modell von einem Boot mit meinem Taſchenmeſſer zu ſchnitzen; endlich war es fertig, und ich ließ es dem Kleinen in den Weg fallen. Dann entfernte ich mich ſchnell auf einen verborgenen Platz, an dem er vorbeikommen mußte, wollte er dies kleine Spielzeug ſchwimmen laſſen. Er kam weder an dieſem noch am nächſten Tage, obgleich ich von Mittag bis zum Einbrechen der Nacht wartete. Dennoch war ich ſicher, daß er mir in's Netz gegangen, denn ich hatte ihn von ſeinem Spielzeug plaudern gehört und wußte, daß er in ſeiner kindiſchen Freude es bei Nacht neben ſich im Bett liegen hatte. Ich wurde nicht müde und nicht laß, ſondern wartete geduldig, und am dritten Tage kam er an mir vorbei, luſtig fortrennend; ſein ſeidenes Haar flog im Winde und er ſang — ſey mir Gott gnädig! — er ſang eine luſtige Ballade, während er kaum noch die Worte liſpeln konnte. Ich ſtahl mich hinter ihm her, unter einigen Sträuchen, die an dem Platze wachſen, fortkriechend, und nur die Teufel der Hölle mögen wiſſen, mit welchem Schrecken ich, ein ſtarker, ausgewachſener Mann, den Fußtritten dieſes Kindleins nachſchlich, während es ſich dem Rande des Waſſers naherte. Ich war dicht hinter ihm, ließ mich auf ein Knie nieder, und erhob die Hand, um ihn hineinzuſtoßen, als er meinen Schatten im Waſſer ſah und ſich umwandte.

Der Geiſt ſeiner Mutter blickte aus ſeinen Augen. Die Sonne trat plötzlich hinter einem Gewölk hervor: ſie ſtrahlte aus dem leuchtenden Himmel, der glitzernden Erde, dem klaren Waſſer und den funkelnden Regentropfen auf den Blättern. Alles hatte Augen. Das ganze, große Lichtmeer war zugegen; — ich weiß nicht, was er ſagte: er ſtammte aus kühnem und männlichem Geblüt ab, und ein Kind, wie er war, ſchmeichelte und kroch er doch nicht vor mir. Ich hörte ihn ſchreien: er wolle verſuchen, mich zu lieben — nicht, daß er mich liebte — und dann ſah ich ihn zurück nach Hauſe zu laufen. Was ich zunachſt ſah, war mein eigenes, entblößtes Schwert in meiner Hand, und ihn, ſteif und todt mir zu Füßen liegend — hie und da mit Blut beſpritzt, aber ſonſt ganz ſo, wie ich ihn ſchlafend geſehen hatte — ſogar in derſelben Stellung, mit der Wange auf ſeinem Handchen liegend. Ich nahm ihn in meine Arme und legte ihn — ſehr ſanft, nun da er todt war — in ein Dickicht. Mein Weib war an jenem Tage nicht daheim, und ſollte erſt am folgenden wiederkommen. Das Fenſter unſerer Schlafkammer, der einzigen auf dieſer Seite des Hauſes, war nur einige Fuß hoch vom Boden, und ſo beſchloß ich, in der Nacht aus dieſem Fenſter zu ſteigen, und ihn — im Garten zu begraben. Ich hatte keine Ahnung, daß mein Plan verfehlt war, ich dachte nicht daran, daß man das Waſſer durchſuchen und nichts finden würde, und daß jetzt das Geld todt liegen werde, da ich ſelbſt die Vermuthung unterſtützen mußte, das Kind ſey verloren gegangen oder geſtohlen worden. Alle meine Gedanken wurden von der einen, Alles verſchlingenden Nothwendigkeit, meine That zu verheimlichen, in einen Knäuel verflochten.

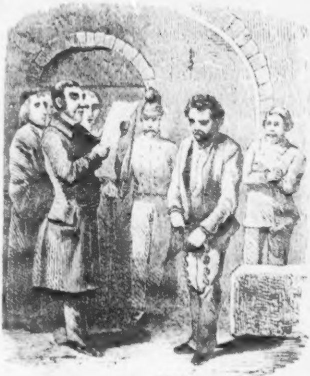
Wie mir zu Muthe war, als ſie kamen und mir ſagten, das Kind werde vermißt, als ich Boten nach allen Richtungen ausſandte, als ich bei der Zurückkunft eines jeden zitterte und nach Luft ſchnappte, kann keine Zunge beſchreiben, keine Menſchenſeele faſſen. Selbige Nacht begrub ich ihn. Wie ich die Zweige auseinander bog und in das dunkle Gebüſch lugte, da leuchtete ein Glühwurm wie der ſichtbare Geiſt Gottes über dem ermordeten Kinde. Als ich ihn in das Grab legte und hinabſah, glühte der Wurm noch auf ſeiner Bruſt: ein Feuerauge, welches zum Himmel ſah und zu den Sternen flehte, die mich bei meinem Thun beobachteten.

Ich mußte noch mit meiner Frau zuſammenkommen, ihr Hoffnung machen, man werde das Kind bald finden. Alles dies that ich — und, wie ich glaube, mit einem Anſchein völliger Aufrichtigkeit, denn man hatte keinen Verdacht auf mich. Nachdem dies geſchehen, ſetzte ich mich an das Fenſter der Schlafkammer und bewachte von da den ganzen Tag hindurch den Ort, wo das furchtbare Geheimniß lag. Es war ein Fleck Erde, die aufgegraben worden war, um neu mit Raſen belegt zu werden; dieſen Fleck hatte ich gewählt, weil da die Spuren von meinem Spaten nicht ſo leicht die Aufmerkſamkeit erregen konnten. Die Leute, welche den Raſen legten, müſſen mich für toll gehalten haben. Ich rief ihnen beſtändig zu, ihre Arbeit zu beſchleunigen, rannte hinaus und arbeitete mit ihnen, ſtampfte den Raſen mit meinen Füßen und trieb ſie mit wildeſtem Eifer zur Eile an. Sie hatten ihre Arbeit noch vor Nacht beendigt, und nun glaubte ich mich verhältnißmäßig ſicher.

Ich ſchlief — nicht wie Menſchen ſchlafen, die erfriſcht und heiter wieder erwachen; ich hatte bald wüſte, finſtere Träume: daß ich niedergehetzt wurde, bald Erſcheinungen von dem Raſenplatz, aus dem jetzt eine Hand, dann ein Fuß und endlich ſogar der Kopf ſich hervordrängte. Bei dieſem Anblick wachte ich jedesmal auf und ſchlich zum Fenſter, um mich zu verſichern, daß es nicht wirklich ſo war. Hierauf kroch ich wieder zu Bette, und ſo verbrachte ich die Nacht in Anfällen von plötzlichen Schrecken, gegen zwanzig Mal aufſtehend und mich wieder niederlegend, und denſelben Traum wieder und wieder träumend — was viel ſchlimmer war, als wachend zu liegen, denn jeder einzelne Traum enthielt die Leiden einer ganzen Nacht. Einmal träumte ich, das Kind lebe noch und ich hätte nie verſucht, es zu tödten. Das Erwachen aus dieſem Traum war mir von allen Qualen die fürchterlichſte. — Am folgenden Tage ſaß ich wieder am Fenſter und wandte kein Auge von dem Platze, der, obgleich mit Gras bedeckt — in Geſtalt, Umfang, Tiefe, mit den gezackten Seitenwänden, mit Allem — ſo deutlich vor mir ſtand, als wäre er offen vor dem Licht des Tages geweſen. Wenn ein Diener darüber ging, glaubte ich, er müſſe einſinken; war er fort, ſo ſah ich nach, ob ſeine Füße nicht die Ecken abgetreten hätten. Wenn ſich ein Vogel darauf niederließ, war ich in Angſt, daß er durch einen wunderbaren Zufall ein Werkzeug der Entdeckung werde; wenn ein Lüftchen darüber wehte, ſo flüſterte es mir zu: Mord! Es war kein Ton, kein Ding ſo gewöhnlich, nichtsſagend oder bedeutungslos, das für mich nicht ſchreckensvoll geweſen wäre; und in dieſem unaufhörlichen Wachen verbrachte ich drei Tage.

Am vierten Tage kam Jemand, der mit mir auswärts gedient hatte, begleitet von einem Kameraden, auch einem Soldaten, den ich aber nie geſehen, zum Hausthore herein. Ich fühlte, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, den Platz aus den Augen zu laſſen. Es war Sommerabend, und ich hieß meine Leute, einen Tiſch und eine Flaſche Wein in den Garten bringen. Dann ſetzte ich mich mit meinem Seſſel über das Grab, und da ich nun ſicher war, daß Niemand darauf ohne mein Wiſſen herumſtören konnte, verſuchte ich ruhig zu werden und zu trinken. — Sie hofften, äußerte der Aeltere, meine Frau befinde ſich wohl — ſie ſey nicht gezwungen, das Zimmer zu hüten — und ſie hätten ſie nicht etwa verſcheucht. Was konnte ich thun, als mit zitternder Stimme die Geſchichte mit dem Kinde erzählen? Der Soldat, den ich nicht kannte, hatte einen niedergeſchlagenen Blick, und hielt die Augen fortwährend auf den Boden geheftet, während ich ſprach. Eben das erſchreckte mich! Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, er ſähe da etwas, das ihn die Wahrheit ahnen laſſe. Ich fragte ihn haſtig, ob er glaube, daß — und hier ſtockte ich. „Daß das Kind ermordet worden ſei?" entgegnete er, mich ſanft anblickend; „o nein! Was könnte ein Mann gewinnen durch den Mord an einem armen Kinde?" Ich hätte ihm ſagen können, was ein Mann durch eine ſolche That gewinnen konnte. Niemand wußte dies beſſer, aber ich ſchwieg, und ſchauerte, als hätte ich das Fieber.

Da ſie meine Aufregung falſch deuteten, bemühten ſie ſich, mich mit der Hoffnung zu tröſten, daß man das Kind gewiß auffinden werde — das Entſetzlichſte für mich — als wir ein dumpfes, tiefes Geheul vernahmen, und gleich darauf zwei große Hunde über die Mauer in den Garten ſprangen, wo ſie das frühere Gebell wiederholten. — „Schweißhunde!" riefen meine Gäſte. — Das brauchte man mir nicht erſt zu ſagen! Ich hatte in meinem ganzen Leben keinen Hund der Art geſehen, doch wußte ich, daß es Schweißhunde waren, und weswegen ſie daher kamen. Ich ſah mich ſchon verurtheilt, faßte krampfhaft die Seitenlehnen meines Stuhls, ohne mich zu regen oder ein Wort zu ſprechen. — „Sie ſind von echter Race", ſagte der Mann, den ich noch aus der Fremde kannte; „ſie wurden vermuthlich zur Uebung herausgelaſſen und ſind ihrem Wärter entſprungen."



Beide, er und ſein Freund, wandten ſich um und ſahen den Hunden zu, die mit der Naſe raſtlos am Boden umherſpürten, hin und her, auf und nieder, quer und rund im Kreiſe ſprangen, wie toll umherrennend; die dabei unſerer gar nicht achteten, ſondern immer wieder das Haupt erhoben und das frühere Geheul anſtimmten, dann wieder die Schnauze an den Boden haltend und ernſtlich da und dort umherſpürend. Jetzt fingen ſie an, die Erde noch eifriger als früher zu beſchnüffeln, und obgleich noch immer raſtlos, ſprangen ſie doch nicht mehr in ſo weiten Kreiſen umher, ſondern hielten ſich nah an einen Fleck, und immer kleiner ward die Entfernung zwiſchen mir und ihnen. Zuletzt kamen ſie hart an den großen Stuhl, auf dem ich ſaß, und ihr furchtbares Geheul noch einmal erhebend, ſuchten ſie die hölzernen Zwiſchenleiſten an den Füßen meines Stuhls wegzureißen, weil ſie dadurch von dem Raſengrunde dahinter getrennt waren.

Ich merkte an den Geſichtern meiner zwei Gäſte, wie ich ausſah. — „Sie wittern Beute!“ ſagten ſie Beide zugleich. — „Sie wittern keine Beute!“ ſchrie ich. — „Um des Himmels willen“, ſagte der Eine, den ich kannte, ſehr ernſt, „ſtehen Sie auf, oder Sie werden in Stucke geriſſen!“ — „Laßt mir Glied für Glied vom Leibe reißen, ich verlaſſe dieſen Platz nicht!“ ſchrie ich. „Sind die Hunde dazu da, Menſchen zu ſchmachvollem Tode zu hetzen? Haut ſie nieder, haut ſie in Stücke!“ — „Dahinter ſteckt irgend ein böſes Geheimniß!“ ſagte der Unbekannte, den Degen ziehend. „Im Namen des Geſetzes helft mir dieſen Mann verhaften!“ — Sie faßten mich Beide und führten mich mit Gewalt fort, obgleich ich wie ein Wahnſinniger um mich ſchlug und biß und ſchnappte. Nach einigem Sträuben zwangen ſie mich, ruhig zwiſchen ihnen zu gehen, und da, mein Gott! da ſah ich die wildgereizten Hunde die Erde aufwühlen, und ſie leicht, wie Waſſer, in die Luft aufwerfen. — Was brauche ich noch mehr zu ſagen? Daß ich auf meine Kniee fiel und mit klappernden Zähnen die Wahrheit bekannte, und um Gnade bat. Daß ich ſeitdem die That einmal geleugnet habe, und ſie jetzt wieder eingeſtehe. Daß ich verhört, ſchuldig befunden und geſtern feierlich verurtheilt wurde. Daß ich kein Mitleid, keinen Troſt, keine Hoffnung, keinen Freund habe. Daß meine Frau zu ihrem Glück für eine Zeit irrſinnig ward, und weder mein noch ihr Elend erkennen kann. Daß ich mit meiner Verzweiflung allein bin in dieſem Kerker, und daß ich morgen ſterbe!

A. Naumann.

Des Nachbars Roſentage.

Herr Richard Treſpe war einer der wenigen Nachbarn, die meine Aufmerkſamkeit erregten, und wenn wir uns nach des Tages fleißiger Nützung Abends bei einem Erholungsgange über die Felder begegneten, ſchloß er ſich mir freundlich an, ſtets erſt fragend: ob es erlaubt ſey. So ganz nah war die Nachbarſchaft nicht; er wohnte drüben am Fluß, doch konnte ich aus meiner Wohnung im zweiten Stock dorthin ſehen und erkannte, daß er in ſeinem Hausweſen ſich unabläſſig rüſtig umthat. Bei unſerm öftern Zuſammentreffen ſprach er gern von ſeinen Roſentagen, und ich will nach kurzer Einleitung ſchildern, was er ſo nannte. — Sein Vater hatte einſt mit geringen Mitteln einen Kattun- und Leinwandhandel begonnen, ein guter Freund der zahlreichen Art — das heißt ein ſolcher, bei dem ein offener Feind Jedem lieber ſeyn müßte — drängte ſich als Handelsgenoß in das bereits ergiebige Geſchäft ein und drängte den ehrlichen Chriſtian Treſpe bald hinaus, ſo daß dieſer ſich genöthigt ſah, wieder wie ſonſt Buchhalter zu werden mit einem Jahresgehalt von Vierhundert Thalern. Damit ernährten ſich auch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſchwer Mann und Frau, deren Mutter, — die als Wittwe eines Unterbeamten jährlich funfzig Thaler empfing und ein Weniges noch am Spinnrade erwarb — und der Sohn, unſer Richard Treſpe. Man wußte jedoch mit kluger Beſchränkung durchzukommen, und der Nachbar rühmte ſich einer glücklichen Jugend. In der Schule fleißig, war es ihm ein Roſentag, wenn er ſein Lobzeugniß nach Hauſe brachte, nun Alle ſo freudig waren und der Vater dann in Richard's Sparbüchſe zwei Groſchen hineinſchob, wobei ihm für das Geſammelte eine Pfingſtreiſe in Ausſicht geſtellt wurde. Es dauerte jedoch faſt acht Jahre, ehe der Betrag ſo weit gedieh, um ſich zu einer Fußreiſe von Berlin nach Freienwalde einigen Mitſchülern anſchließen zu können. Großmütterchen drückte ihm aber noch einen Zuſchuß in die Hand, denn auch die ärmſte Großmutter findet Rath, wenn für einen Enkel etwas abgedarbt werden ſoll. Am Abend vor der Abreiſe erinnerte ſich der Vater ſeiner erſten Ausflucht und erwähnte folgenden Zug, den Richard ſo vortrug, als ob der alte Treſpe vor mir ſtände.

„Ich zählte“, ſagte der Vater, „etwa vierzehn Jahre und machte mit acht Schulkameraden im Thüringſchen eine Pfingſt-Wanderſchaft. Einſt kamen wir in eine Dorfſchenke und forderten Kaffee, den wir auch erhielten, bei überreichlichem Maaß von ſo abſcheulicher Beſchaffenheit, daß er nur zwangsweiſe zu trinken war. Wir neckten

darüber die alte Frau Wirthin mit ſpitzen Worten, ſie aber ſtemmte die Arme in die Seite und entgegnete bei ſchaukelnder Körperbewegung und mit zornbewegtem Antlitz: „Ja, die verwöhnten Mutterſöhnchen haben vermuthlich geglaubt, hier würde ihnen ein recht ausgeſucht ſtarker und theurer Kaffee aufgetiſcht? Nichts da, für junges Blut taugt hitzig Getränk nicht und der ganze große Topf voll koſtet nur einundzwanzig Pfennige. Die jungen Burſche verthun doch genug und mehr als die armen Eltern daheim erſchwingen können; ich aber mag das Sündengeld nicht, worüber die Eltern zu Hauſe jammern, und Ihr trinkt entweder ſolchen Kaffee, wie ich ihn ſelber trinke, oder Ihr laßt ihn ſtehen!“ Wir ſchickten uns an, den Kaffeetopf zu verlaſſen und ungenoſſen das Gebräu zu bezahlen, da beſann ſich die Alte flugs eines Andern. „Nein, das darf ich nicht leiden!“ rief ſie gebieteriſch aus und verſchloß die Thüre; „es iſt kühle Witterung und die jungen Herren müſſen 'was Warmes in den Leib haben: nur friſch zugetrunken!“ Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten und tranken der offenbar höchſt gutmüthigen Frau zu Gefallen, als Sparſame wider Willen, den ſchlechteſten Kaffee, der mir jemals geboten wurde, und unſere Nachgiebigkeit rührte ſie ſo, daß für die Geſammtſumme von einundzwanzig Pfennigen noch Jeder als Belohnung des bewieſenen Gehorſams ein Schnittchen Stolle bekam, freilich diesmal ein Gebäck, dem die Alte den Namen Kuchen als unverdiente Standeserhöhung ertheilte. Nun, Richard, gönn' ich Dir unterweges alle Fürſorge, die Dir Dein Bischen Geld ſparen hilft, aber doch zugleich auch beſſeren Kaffee!“

Damit endete der Vater lachend ſeine Erzählung und wir wurden in Gedanken und Reden über das kleine Abenteuer ſeelenvergnügt. was während meiner Pfingſtreiſe eben ſo war. Das ausgelaſſenſte und oft wiederkehrende Gelächter erhob ſich da, als einer der Schulkameraden, den wir den Träumer nannten, auf einem kaum vierzig Fuß hohen Hügel bei dem Blick in die Ferne überraſcht und erſtaunt hell aufſchrie: „Herr Gott, ich hätte mir die Welt nicht ſo groß gedacht!“ — O wie leicht befriedigt iſt die Jugend und wie ewig jung iſt in dieſer Hinſicht die Genügſamkeit!“

„Amen!“ rief ich leiſe und ungehört, denn Richard ſprach bereits wieder von einem Roſentage, dem der Einſegnung. Obwohl er bei den Vorbereitungslehren einen Verweis empfing, als er auf die Frage: „Glaubſt Du an den Untergang der Welt?“ geantwortet hatte: „Nein, denn der allmächtige Meiſter, der die Schöpfung vollbrachte, hat gewiß Liebe zu dem erhabenen Werk und wird es nicht untergehen laſſen", dennoch blieb er bei gleicher Zuverſicht, und in Bezug auf ſeinen Glauben äußerte er: „Mir ſteht der Geiſt der chriſtlichen Religion weit über der Vernunft des Einzelnen, das Wort jedoch, weil es vieldeutig iſt und vieldeutig benutzt wird, unter der Vernunft."

Den Roſentag der Einſegnung hatte ihm ſein Vater durch das Geſchenk einer Uhr mit Tombackgehäuſe verſchönt und ein Blättchen beigefügt, das Richard ſeitdem in der Brieftaſche bei ſich trug. Er reichte mir das vergilbte Papier und ich las:

„Wohl habe ich an Mancherlei ſparen müſſen, um Dir heut dieſe ſchlichte Uhr geben zu können, aber ich dachte dann immer: mein Sohn lerne frühzeitig den Werth der Zeit kennen, er werde überzeugt, man dürfe nicht Minuten verſäumen, wolle man ſich die gute Stunde bis zu guten Tagen und Jahren erwerben. Einer der ſieben Weiſen Griechenlands, Thales, antwortete auf die Frage, was er für das Weiſeſte halte: „Die Zeit, denn ſie hat Alles erfunden und vollbracht!" Auf die Zeit baue, doch nicht mit trägem Wünſchen und Hoffen, ſondern mit der eigenen regſamſten Thätigkeit, mit der Umſicht, die jeden Augenblick für wichtig hält. Das iſt ſelbſt in Erholung und Stärkung der ermattenden Kräfte zu beachten; denn wenn der Menſch Ermunterung und Vergnügen ſucht, das dient zum hauptſächlichſten Maaßſtab ſeines Werths. Gehegte Wünſche und Hoffnungen ſind oft mehr ſchwächend als ſtärkend, ſie taugen nur dann, wenn ſie ſich auflöſen in dem Entſchluß, dies oder jenes Schätzbare mit der Beharrlichkeit erreichen zu wollen und dabei alle Hinderniſſe muthig zu überwinden. Müßige und leere Wünſche ſind abmüdend und durchhöhlen Herz und Seele; ſchwärmeriſche Wünſche betrügen um Gegenwart und Zukunft, wenn die rückſichtsloſe Wirklichkeit das Thörige und Tolle endlich zu Tage bringt. Die Hoffnung iſt unentbehrlich, Du magſt ſie Dir geſund im Sinne bewahren, ſie im Schaffen und Trachten befeſtigen, dieſe beiden Eigenſchaften aber nicht mindern laſſen durch Sehnen und Verlangen. Bei dergleichen Hoffnung legt man leicht die Hände in den Schooß, ſo daß man wegen des Unmöglichen und Entbehrlichen dem Möglichen und Nothwendigen Abbruch thut und im Reiche der Nebel den feſten Boden verliert ſammt ſeiner Zeit, die doch der begütertſte Stoff des Lebens iſt."

Als ich das Blättchen zurückgegeben hatte, bemerkte Richard lächelnd: „Heut zu Tage heißt es mit trockenem und kärglichem Ausdruck: Zeit iſt Geld! Das würde mein Vater wahr nennen, wie ich es thue. Leider denkt aber unſre Gegenwart in Allem nur Geld, und ein überkluger Hans hat gar hinzugeſetzt: Bei Geld hört alle

[illegible]

[illegible]

Werkſtatt ſelten verlaſſen, mit den Gedanken niemals, und können demnach mit Gott darauf vertrauen, daß Ihre Werkſtatt auch Sie nicht verläßt!"

„Ja", ſagte Richard, „ich hab's erfahren, welch ein großer Unterſchied iſt zwiſchen Muße und Müßiggang, und bei einem Erholungsgange in Feld und Wald hat mir mein Denkvermögen gar manchmal weiter geholfen als meine tüchtigſte Handarbeit."

Was Richard in den Stunden, die ſeine Kameraden vergeudeten, durch die Druckformen erworben hatte, ſparten ihm die Eltern auf, und wie gering die Summe war, wichtig machte ſie der Umſtand, daß ſich die Möglichkeit, bald ſelbſtändig zu werden, daran knüpfte. Zuerſt, um ſeine Kenntniß und Umſicht für ſein Fach zu erweitern, arbeitete er in Chemnitz, wo ſeit langen Jahren vorzügliche Kattune gefertigt wurden, dann in der Schweiz und Frankreich, und überall verbrauchte er ganz ſein Wochenlohn, ſo daß er nach drei Jahren bei der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt jene Summe noch mit achtundzwanzig Thalern vermehren konnte, weil er ſogleich wieder in einer Kattundruckerei erheblich beſchäftigt wurde, aber nun die eigene Werkſtatt im Sinne hatte. Während der ſpäteren Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit dem Theil der ihm brauchbaren Chemie und neuen Druckformen — auch in der ſtellenſuchenden Weiſe durch Wandern — für ſeine künftige Stellung, und nachdem er meinte, ſichern Grund gelegt zu haben, kaufte er ſich in das Bürgerrecht.

„Als ich die gedruckte Ertheilung des Bürgerrechts vor mir ſah", bemerkte Richard, „kam ich mir vor wie an einem Feiertag, obwohl ich doch nicht darum geſtritten war, daß man es für Geld und eine Gebühr ohne Weiteres gewinnen konnte. Will ich auch nicht an das für uns ungeeignete Bürgerwerden der Griechen und Römer denken, ſollte doch nach meiner Anſicht das Eintreten in den Staatsverband etwas feierlicher behandelt, mehr als eine Würde, weniger als ein Preis betrachtet werden, bei dem man ſich mit der Bauerſchaft abzufinden hat. Es ſcheint mir nicht billig, auch hier nach dem Schablonen ſich Alles auf dem Zahlbrett abmachen zu können, wie denn leider Geld und nur Geld die unbeſchränkte Herrſchaft ausübt. Geſchieht dies bei dem Bürgerrecht ebenfalls und iſt es gleich einem Handelsgeſchäft, ſogar mit dem Zwang verbunden, bei jedem Geſchäftsbetrieb Bürger werden, das heißt zahlen zu müſſen, dann macht ſich die Würdigkeit und der Ehrenwerth dabei ſehr gering."

Richard war nun Bürger und bezog eine ſehr beengte, für ihn aber hinlängliche Wohnung: zwei Stuben, wovon eine zur Werkſtatt

diente, nach ſeinen Kräften beſtens ausgeſtattet, die andere aber enthielt nur das nothdürftigſte Geräth. In der Werkſtatt war er anfangs der einzige Arbeiter, ſcheute ſich auch nicht, auf der Waſchbank zu beſorgen, was bei dem Kattun erforderlich iſt. Bepackt mit den erſten drei Stücken nach neuen Muſtern ging er nun eines Morgens unter Gebet und Herzklopfen zu einem Kaufmann, der in Kattun bedeutenden Umſatz machte, und bot ihm ſeine Waare an zu einem Preiſe, bei dem er für ſich das doppelte Geſellenlohn übrig behielt. Der Kaufmann griff nicht nur zu, ſondern beſtellte hundert Stück derſelben Muſter, wodurch Richard in Verlegenheit gerieth, und offen geſtehen mußte, daß ſeine Mittel nur zureichen würden, wenn ihm verſtattet ſey, je fünf Stück zu liefern und dafür regelmäßig Zahlung zu empfangen. Der Kaufmann überlegte und äußerte: „Was Mode und Geſchmack betrifft, das muß raſch betrieben werden; rechnen Sie aus, wie lange Zeit Sie brauchen, und ich gebe Ihnen wöchentlich den nöthigen Geldbedarf!“

„Das gab nun eine Reihe von Roſentagen“, ſagte Richard; „als genugthuendſten nenn' ich einen Sonnabend, als ich zum erſten Mal drei Geſellen das Wochenlohn zahlte. Ich ernährte jetzt nicht nur mich, ſondern auch Andere, und damals war eben für mein Geſchäft eine glückliche Zeit in einer für das deutſche Vaterland ſehr unglücklichen. Das von dem herrſchſüchtigen Napoleon in den Jahren 1806 bis 1811 gebotene Continentalſyſtem verſchloß den engliſchen Waaren die Wege, die meinigen wurden beliebt und ſo geſucht, daß ich die Werkſtatt allmälig mehr und mehr ausdehnen mußte. Was ich in dem Hauſe von dem Wirth an Raum erlangen konnte, reichte bald nicht mehr aus, und es waren nur noch eine Hofſtube und Küche ſo gelegen, daß ſie ſich mit meiner Werkſtatt verbinden ließen, was mir der Wirth antrug. Dort wohnte aber die Wittwe eines Landpredigers mit ihrer Tochter, die ich hätte vertreiben müſſen, wogegen mein Empfinden kämpfte. Die fortwährend kränkelnde Mutter erhielt ihr geringes Wittwengeld in den Jahren 1806 bis 1809 nicht, und nun mußte ihre Tochter, Lehrerin in einer Stadtſchule, die kleine Wirthſchaft ganz erhalten und beſorgen. Mit Achtung und Theilnahme ſah ich, daß Adelheid früh und ſpät, vor und nach den Schulſtunden, alle häuslichen Arbeiten ohne Beihülfe verrichtete und bei der Fülle von Plagen doch niemals klagte. Sie war eine ſehr anmuthige Nachbarin, ein Muſter von Fleiß, Freundlichkeit und Milde, ſo daß ich oft in Sehnſucht dachte: eine ſolche Hausfrau könnte willkommen ſeyn. Beſuche empfing ſie wenige, und dann waren es Mädchen; ich bemerkte nur einen Mann, der mich aber abſchreckte, denn ich mußte ihn für den glücklichen Bewerber halten, weil er ſelten einen Tag vorübergehen ließ, ohne ſich gezeigt zu haben. Wie Adelheid Lehrerin, ſo war er Lehrer, und zu meinem Leidweſen ſchien es mir, die Beiden wären im Herzen einverſtanden. Hatte ich richtig geurtheilt, zog die liebe Nachbarin bei der Verheirathung ja ohnehin aus, und das wollte ich eben abwarten, nicht ohne Seufzen. Da trat eines Tages jener Lehrer bei mir ein, und redete mir zu: ich möchte des Wirthes Antrag, die Predigerwittwe auszumiethen, annehmen, und da ich ihn fragte: weshalb er nicht lieber der Frau rathe, ſelbſt zu kündigen, wenn ſie ausziehen wolle, wurde er aufgebracht und verrieth endlich in roher Weiſe, daß ich ihm im Wege ſey, denn Adelheid hege eine unüberwindliche Neigung zu mir. Dies Bekenntniß und deſſen ganze Art fand ich ſo unzart, daß ich nur entgegnete: er möge mich mir ſelber überlaſſen, ich würde wiſſen, was ich zu thun hätte. In meiner Aufregung ging ich ſogleich zu den Nachbarinnen, die bei meinem Anblick ſichtlich erſchraken, und gleich mir vergebens nach Worten ſuchten. Endlich rief die Mutter klagend aus: Sie wollen wahrſcheinlich unterhandeln, damit wir dieſe Wohnung räumen! und nun ſtanden der Mutter wie der Tochter Thränen in den Augen. Noch heut weiß ich nicht, wie mir plötzlich geſchah, ich fuhr mit der Rede heraus: „Nein, feſthalten will ich Sie, ſo Gott will, für immer!“ — und daß ich's kurz mache, ich ging nach einigen Stunden als Verlobter fort, Freude zurücklaſſend, Freude mit mir nehmend, und noch heute, nach beinahe funfzehn Jahren, ſegne ich dieſen Roſentag, aus dem mir eine ganze Roſenzukunft entſtand. Denn ich habe eine ſo brave Fr[illegible] und Mutter meiner Kinder, wie ich ſie jedem tüchtigen und rechtſchaff'nen Mann wünſche, weiß auch, daß ſie niemals in Bezug auf ſich dachte:

„Gar Manche geht nach Myrten aus,
Und bringt ſich Neſſeln nur in's Haus!“

„In jenem Stübchen“, fuhr der Nachbar fort, „durchlebte ich ſo liebliche Abende, daß ich's mir erhalten habe. Mein Betrieb machte ſich ſo lebhaft, daß ich raſch, zwar keinen Reichthum, aber doch ein Vermögen hatte weit über meine Hoffnung. Ich kaufte das Haus, baute mir die größere Werkſtatt und beſchäftigte allmälig dreißig und mehr Geſellen. Ich will mich deſſen nicht rühmen, ich weiß, mich hat das Glück begünſtigt und kenne Männer, die ſich's auch angelegen ſeyn ließen, aber doch nicht ausreichenden Erfolg hatten, obwohl man von Dem, der mit ſtetem Eifer Umſicht verbindet, doch niemals ſagen wird: er läuft zwei Paar Stiefeln ab, um ein Paar Pantoffeln zu finden.“

„Daß ich den funfzehnten Mai allzeit meinen Roſentagen beifüge, können Sie wohl denken: er iſt das Jahresfeſt meiner Trauung und Hochzeit. Dieſe feierten wir nach der heiligen Handlung in der Kirche, wo uns am Altar nur meine Eltern, die Großmutter und die Mutter der Braut umſtanden, in demſelben kleinen Kreiſe, gottſelig vergnügt, und ſchon am Abendtiſch erſchien meine junge Frau im Hauskleide, um die Eltern freundlich bedienen und das Brautgewand

für lange Erinnerung aufbewahren zu können. Nichts hatte ſie davon an ſich behalten als den Myrtenkranz, der ſich aber gar heimiſch dem kindlich heitern Geſicht aneignete. — Obwohl ich aber bei meiner Verheirathung ſchon etwas mehr beſaß, als zum Nothwendigen gehörte, beſchränkten wir uns doch faſt eben ſo, wie ich's zuvor allein gethan hatte; denn wer vorwärts will, der muß bei der Thätigkeit auch mäßig bleiben. Erwerben und ſparen, das iſt eine Gemeinſchaft, die uns für die Folge Vieles verbürgt. Gewiß würden Tauſende nicht über ſchwere Zeiten wimmern, hätten ſie verſtanden und verſtänden es noch, ſich des Ueberflüſſigen zu enthalten. In mein erſtes Wirthſchaftsbuch habe ich mir Lehren von Franklin eingetragen, ich kann ſie jetzt auswendig. Er ſagt: „Kaufe oft, was Du nicht nöthig haſt, ſo wirſt Du bald Nöthiges verkaufen müſſen. Es iſt doch gewiß eine arge Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und dieſe Thorheit wird von Unzähligen täglich gepflegt, weil ſie nur der Gegenwart leben. Da hilft aber gewöhnlich kein Reden und Warnen, denn nur der Weiſe wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch ſeinen eigenen. Man ſchafft ſich Bedürfniſſe, die, richtig betrachtet, nicht einmal Annehmlichkeiten des Lebens ſind, und die künſtlichen Bedürfniſſe der Menſchen wurden zahlreicher als ihre natürlichen. Das Nützliche in dauerhafter und gefälliger Weiſe zu haben, iſt ein achtungswerthes Beſtreben, die Sucht nach dem Putzwerk aber eben ſo kindiſch als gefährlich, und die Eitelkeit, hält man ſie nicht im Zügel, wird zur unverſchämten und räuberiſchen Bettlerin. Hat man — zum Beiſpiel — ein Hausgeräth angeſchafft, das mehr ſchön als brauchbar iſt, ſo gehört dazu noch zehn und mehr Anderes der Uebereinſtimmung wegen, und nun wäre Bedeutendes erworben, hätte man dem erſten Gelüſt widerſtanden, Affe der Wohlhabenderen zu ſeyn. Die Nachgiebigkeit im Eitlen und Stolzen greift aber gar leicht um ſich, und eine Menge von Menſchen, die bei vernünftigem Verwalten des Ihrigen ſorgenfrei geblieben wäre, beſtätigt dann das Sprüchwort: „Eitelkeit und Stolz frühſtücken mit dem Ueberfluß, ſpeiſen zu Mittag mit der Armuth und darben Abends mit der Schande!“ Nachdem Franklin dieſe und ähnliche Betrachtungen erwogen und aufgezeichnet hatte, ſetzte er hinzu: „Ich war willens geweſen, mir Tuch zu einem neuen Rock zu kaufen — es wäre noch nicht gradhin Ueberfluß geweſen — jetzt aber ſah ich näher zu und fand, daß es ſich thun laſſe und geſcheidter ſey, den alten Rock noch länger zu tragen.“

„Ja, man muß ſich vor dem Teufel der Verlockung ſelbſt bei dem Geringen in Acht nehmen, denn wer den verbotenen Baum auch nur oft anſieht, der verlangt bald auch nach den Früchten!“ ſagte lächelnd Richard; „und Franklin hatte recht mit dem alten Rock. Betrachte man ihn nur mit Zufriedenheit, dann erſpart er zwei neue Röcke!“

„Seit meiner Verheirathung“, fuhr er fort, „weiß ich eigentlich nur von Roſentagen. Das Kind, deſſen erſter Zahn, das Alleingehen durch die Stubenlänge, der erſte Gang nach der Schule, das erſte gute Zeugniß, und ſo weiter — o, das Daſeyn hat viele entzückende

Augenblicke und jeder hat des Inhalts genug für Tage des Frohſinns. Mit den Kindern hielt ich denn auch meine eigene Ordnung; bei meinen drei Taufen mußte man mir gleich den Taufſchein ausfertigen, der ja in der Folge mehrmals gebraucht wird und dann zuweilen durch allerlei Umſtände nur mit Zeitverluſt zu erlangen iſt. Daneben legte ich ein Sparbuch für jedes Kind, und kleine darin eingetragene Summen ſteigerten ſich vermöge des Zinſes. Wenn eines meiner Kinder, denen ich ein knapp zugemeſſenes Taſchengeld gab, einmal ein Begehren nach Unnützem hegte, dann wurde in ihrem Beiſeyn nach den Koſten gefragt, und den Betrag gab ich dann für das Sparbuch, um zu zeigen, daß hier meinerſeits nicht etwa von Unwilligkeit oder Geiz, ſondern nur davon die Rede ſey, das werthe Geld nicht für Tand zu verwenden. Im Hausweſen und der Erziehung unterſtützt mich meine Adelheid wacker, und ſie verſteht es. Noch vor einigen Tagen ließ ſie meine drei Jungen Hausmittel einlernen und ich lernte ſie gleich mit. Es heißt da:

Als Freundin nimm Geduld in's Haus,
Sie hilft Dir ein, ſie hilft Dir aus,
Doch wehr' es, wenn ſie herrſchen will,
Sonſt ſteht die ganze Wirthſchaft ſtill.
Zum Hausarzt wirb den Fleiß Dir an,
Das iſt der wahre Wundermann,
Der ohne Pulver, ohne Pillen,
Durch ungebeugten tücht'gen Willen,
Aus Leib und Seele treiben kann
Verſtimmung, Aengſtlichkeit und Grillen.
Auch habe gute Dienerſchaft;
Bekannt ſind Muth und Selbſtgeſchaft
Als beſte Diener weit und breit,
Als Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durſt heißt der Schenk, der Hunger Koch.
Dann hab' zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und gut Gewiſſen,
Die laſſ' bei Tag und Nacht nicht miſſen!"

„Haben Sie denn aber", fragte ich den zutraulich ſchwatzenden Nachbar, „die geiſtige Betriebſamkeit in Ihrem Hauſe auch bedacht?"

„Ei, wenn das nicht geſchehen wäre", entgegnete er, „da käm' ich bei mir und meiner Adelheid übel an! Beſuchen Sie mich einmal, da ſollen Sie ſehen, in der Unterrichtsſtube hat jeder meiner Jungen ſeinen Bücherſchrank, und die Werke zur Wiſſenſchaft und Unterhaltung ſind ausgewählt je nach dem Alter des Einen und Andern. Wir zählen zu den Roſentagen auch die, wo ein neues Buch eingeſtellt wird, reiheherum leſen es dann die Knaben; wiederholt kommt es zur Verleſung, und was ihnen am beſten gefällt, das bringen ſie in Mittheilung zu uns Eltern, oder, wenn ihnen etwas zu hoch iſt, fragen ſie, und das führt oft zu gar luſtigen Geſprächen, wobei die Jungen immer erſt mit ihrer Anſicht heraus müſſen. Wir hatten neulich ein ſehr ergötzliches Bändchen für die Jugend vor uns,

da gefiel uns beſonders ein Märchen von einem Bauer und einer Fee. Hören Sie nur! Wegen ſeiner Armuth wüthend, wollte ſich der Bauer in die Fluth ſtürzen, die Fee tritt ihm entgegen und ſpricht: „Geh heim, dein wurmſtichiger Kaſten iſt mit Gold gefüllt und begehrſt du Weiteres, frage bei mir an, du brauchſt nur deinen Wunſch auszurufen!“ Der reiche Kunz will dann Dorfſchulz werden, die Fee hilft dazu; bald gelüſtet ihn nach dem Baron, auch das wird gewährt, doch mit der Warnung: „Beſchränke nun deine Begierden, ſonſt folgt ſchlimmes Ende!“ Bisher iſt aber Alles geglückt, weshalb ſollt' er ſich beſchränken? Die Feengunſt erhebt ihn bis zum Thron, Kunz iſt Fürſt einer halben Welt, jetzt will er ſie ganz haben, er will Gott ſeyn. Da ſchweigt die zürnende Fee, ihr Blick verſteinert den Unerſättlichen, wie denn überhaupt die Unerſättlichkeit die Herzen verſteinert. Dem Bauer wird ſtets in Etwas gleichen, wer den Wünſchen Uebermacht zuläßt, und man glaubt nicht ſelten in den Zügen Solcher, die jedes Erreichbare nach gegründeter Meinung erreicht haben, doch zu leſen:

„Erfüllt iſt all' mein Wünſchen gegenwärtig,
Und wirklich iſt nun auch — mein Unglück fertig.“

Einſt traf ich den Nachbar an einem mondhellen Abend im Juli, wie er neben ſeiner Adelheid und den drei Söhnen fröhlich daherſchritt; auch die Schwiegermutter folgte. Er war mit den Seinen eine Meile Weges in einem Walde geweſen. „Als wir Nachmittag von Hauſe weggingen“, ſagte er kichernd, „ſchauten viele Köpfe zu den Fenſtern heraus uns nach, und gewiß gab es hinterdrein Spott, daß von meinen Jungen jeder ſein Päckchen trug mit unſerm Abendbrod und ich die Koſten eines Wagens nicht angewendet hatte. Aber Bewegung hält geſund und munter, und eine Mahlzeit ſo mitten im Walde, in deſſen Kühle, iſt gar köſtlich, und dabei haben wir in unſrer Unterhaltung volle Freiheit, was im Wirthshauſe nicht ſo ſeyn kann. Da ſind alſo unſre Vergnügungen geſünder, wohlfeiler und beſſer zugleich, mehr iſt gar nicht zu verlangen für den ſchönſten Reiſetag! Ueberhaupt aber iſt mir das Gaſthaustreiben unangenehm, und nur zu meiner Kenntniß ſchau' ich's mir alle Jahr einmal in der Stadt an. Da hat man weder Zeit noch Ruhe, um ſich irgendwie dem Eindruck des Gemüthes oder Geiſtes hinzugeben. Nur zerſtreuen will man ſich, fordert Unterhaltung, nicht aus ſich ſelber, ſondern aus Andern, fordert ſie von flachen Menſchen und Dingen. Man lieſt Zeitungen, ſehr recht, man lieſt nichts als Zeitungen, ebenſo nur flüchtig, ſehr unrecht. Man ſpricht über Zeitungsnachrichten; abermals recht, wenn man wirklich ernſte Theilnahme hat für die Tagesereigniſſe. Jedoch ſtets über Zeitungsnachrichten albern ſchwatzen, damit und deshalb die Arbeitszeit kürzen, Nachmittags und bis Mitternacht in den Gaſthäuſern Geld verſchleudern, um hinüber und herüber kenntnißlos zu ſalbadern mit Mißverſtand in die Kreuz und Quer, das nenn' ich ſündlich und widerwärtig. Dabei hebt dieſer und jener leichtſinnige Familienvater die vollen Gläſer ſo oft in die Höhe, bis ſie ihn, den Uebervollen, niederwerfen, dem Trubel dann der Katzenjammer nicht ausbleibt, zuweilen ſo theuer bezahlt, daß nächſten Tages ihm und den Angehörigen das Geld zum Frühſtück fehlt! Da leb' ich mir unſer Vergnügen, es wird ſich nun herrlich ſchlafen laſſen; neugeſtärkt gehen wir morgen in unſre Geſchäftigkeit und prägen es uns ein: man hat für ſich genug, für Bedrängte auch noch etwas übrig, ſcheut man ſich nur nicht, das Entbehrliche abzuweiſen mit den vier Worten: „Das koſtet mir zu viel!“

Einſt fragte ich ihn: ob er denn niemals Unglück und Verluſte gehabt? — er ſchwieg eine Weile, dann antwortete er: „Davon hat Jeder zu erzählen, hierin hab' ich mir aber ein ſchwaches Gedächtniß angewöhnt und laſſe vergangen ſeyn, was mir vergangen ſeyn ſoll. Ich hab's auch erfahren, daß ſogar nicht jede lichte Wolke angenehmes Wetter verkündet. Sehen Sie, die Zeiten ſind nicht mehr die ehemaligen, mein Schaffen hat ſich durch allerlei Verhältniſſe ſo gefügt, daß es kaum den vierten Theil deſſen einträgt, was es ſonſt eintrug, und ich muß, obwohl ich auch eine Färberei anlegte, bisweilen Zinſen meines Erſparten mit zu Hülfe nehmen. Trotzdem ſage ich zu meinen Jungen: Kunſt und Handwerk allein machen möglichſt ſelbſtſtändig, und Selbſtſtändigkeit iſt, wenn nicht das höchſte, doch ein ſehr hohes Gut. Da berath' ich oft mit mir, auch mit den Kindern, was für die Zukunft zu wählen ſey, und es will mir manchmal bange werden, dann ruf' ich mir zu:

„Sey brav und laß' Gott walten!
Wird dunkel unſer Pfad,
Uns halten und erhalten
Wird Gott mit Rath und That —

und nun greif' ich überall wieder in Rüſtigkeit zu, laſſe aber auch die Jungen nach Kräften zugreifen, und ſtets wird es dann deutlich: hilft Gott wirthſchaften, wird jede thätige Hand dreifach.“

„Eigentlich“, ſo warf ich dazwiſchen, „dacht' ich bei meiner Frage von vorhin mehr an den Lug und Trug der Welt“, und Richard fiel raſch ein: „Hab's wohl gemerkt, dergleichen aber vergeſſ' ich eben, ausgenommen die gute Lehre, die aus ſolchen Ereigniſſen hervorging. Unterſtützen iſt aber doch Pflicht, und es freut mich, daß ich auch dabei der Roſentage gedenken kann. So kam einſt, als ich noch ſelber nur mühſam mir forthalf, ein Schulkamerad, jetzt Tiſchlermeiſter, und ſagte ſchamroth und ängſtlich: „Richard, ich kann die Lieferung zu einem Bau bekommen, aber meine Mittel reichen nicht hin zu der Uebernahme, kannſt Du mir Geld borgen?“ — „Wieviel denn?“ fragte ich. „Viel, ſehr viel, hundert Thaler!“ entgegnete er beklommen. Daß er dieſe Summe nicht für eine Kleinigkeit erachtete, behagte mir, ich äußerte aber der Wahrheit gemäß: „Ich muß im Geſchäftsbetrieb ſtreng auf mein Bischen Baarſchaft rechnen, wann ehe könnteſt Du zurückzahlen?“ — „In vier Monaten erſt!“ ſtotterte er heraus. Dieſe Friſt war in meiner Lage gefährlich, im Vertrauen auf Gott und mich gab ich jedoch die hundert Thaler, mein Schulkamerad brachte ſein Gewerbe in Schwung, und ehe die vier Monate um waren, trat er wieder bei mir ein, an der Hand ſein ſechsjähriges

Töchterchen. Mit innigem Dank brachte er mir die hundert Thaler und ſein Töchterchen reichte mir einen Blumenſtrauß nebſt einem Halstüchlein, das erſte, was die Kleine mit eigenen Händen geſäumt hatte. Das war für mich ein lieber Roſentag, mir unvergeßlich; dem Töchterchen machte ich nach Pflicht ein Gegengeſchenk, und wir Schulkameraden ſind ſeitdem vertraute Freunde für Glück, Noth und Ewigkeit!"

Seinen entzückensvollſten Roſentagen zählte er aber erſt neulich — wir ſind nun faſt dreißig Jahre miteinander bekannt — einen hinzu, der auch bis in Ewigkeit dauert. In dem Kaufmannshauſe, dem der Vater als Buchhalter diente, hatte man unvernünftig mit Actien verkehrt, der Herr gab ſich den Tod und der Buchhalter, nun im hohen Alter, war plötzlich brodlos. Unſer Richard, der die Eltern und die — nun im Grabe ruhende — Großmutter ſtets aus Herz und Hand von ſeiner Liebe überzeugte, ſah für ſich nur Glück in dem Unglück. Die Wohnung, worin er ſeine Adelheid fand, wurde nach dem Gärtchen hin erweitert, Alles bequem eingerichtet, und dann führte er die Eltern bei ſich ein.

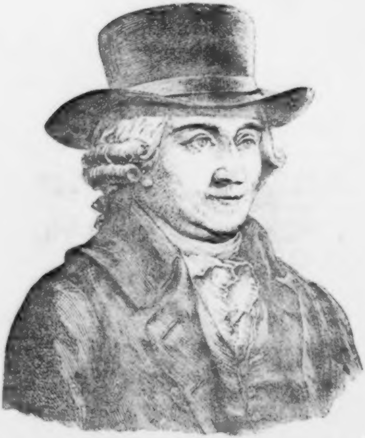
„Ja", verſicherte Richard, „nun folgen die Roſentage einer dem andern, da zumal meine Söhne auf guter Bahn zur Selbſtſtändigkeit ſind, und ich gönne Jedem die gleiche Seligkeit. Es kann ſie auch Jeder erlangen, denn wie Einer ſelbſt aus dem ſchlimmen Treiben und Verwandeln ſich zu erretten vermag, das läßt ihn ein Schauſpiel aus dem funfzehnten Jahrhundert begreifen, das ich von einem Trödler kaufte. Da werden Pracht und Ueberfluß geprellt von ihren Dienern; ſie nennen ſich Einbildung, Nachahmungsſucht, Liſt, Schleicherſchliche, Ehrſucht nach eitlem Anſehen, und die Thorheit beſchützt ſie alle. Im Sieg der Ungenügſamkeit werden auf deren Befehl durch Schadenfreude und Heimtücke Pracht und Ueberfluß der Armuth als Gefangene überliefert; dieſe bringt ſie bei der Verzweiflung unter, die nun Strick und Dolch darbietet. Pracht und Ueberfluß, in Elend und Mangel verkehrt, greifen danach, doch jetzt naht die gute Hoffnung und beredet Jene, den bittern Trank der Reue einzunehmen, jedoch ſtärkend gemiſcht mit Frömmigkeit, Selbſtbeherrſchung, Genügſamkeit und Entſagung. Vermöge dieſes Heilmittels machen die einſt Hoffährtigen Bekanntſchaft mit Vorſicht und Ausdauer, wonach Einſicht ſie der ſtrengen Buße entzieht. Sehen Sie", ſo ſchloß Richard, „nach dieſem Kreisgange würde ſich auch der in Elend verſunkene Selbſtſchuldige aus dem Jammer zu Roſentagen verhelfen, und ich meine, jener natürliche Wundertrank wäre in unſern Tagen oft anwendbar und jedenfalls empfehlenswerth!"

„Ja wohl!" ſagte ich und reichte dem Nachbar die Hand, ihm „Gute Nacht!" wünſchend, da wir eben wieder einmal am Scheidepfad ſtanden. — Er hatte gewiß eine gute Nacht, wie ich, und ich freute mich ſchon voraus auf künftiges Begegnen; denn geſunde Vernunft, iſt ſie gegenſeitig, bietet immer Stoff zu ſinniger Unterhaltung, und ſpricht Richard von Roſentagen, ſie fehlen auch mir nicht; — Roſenabende haben ſie unfehlbar, wenn mir der Nachbar begegnet.

G z.

Juſtus Möſer.

Das iſt der Mann, Deutſchlands Franklin genannt, als er noch ſtrebte und wirkte, den ſein Grabſtein als „Germaniae Socrates“, Deutſchlands Socrates bezeichnet, der demnach ſogar von ſeiner Zeit volle Anerkennung empfing. Unſre Weiſe bei dem Hinblick auf geſchichtlich merkwürdige Perſonen hütet ſich vor dem Wiederholen deſſen, was in jedem Hülfsbuch, alſo wer weiß wie oft benutzt und Allen leicht zugänglich iſt. Wenn wir berichteten, daß der 15. Dezember 1720 **Möſer's** Geburtstag, der 8. Januar 1794 ſein Todestag war, er eine Gegenwart der eingreifendſten Verwandlungen deutſcher Zuſtände in ſtaatlicher und geiſtiger Hinſicht durchlebte, ſey gleich darauf hingewieſen, wie ein Mann ſchon einem verhältnißmäßig nicht bedeutenden Ort Gewicht geben und noch nach ſeinem Tode allgemein anzueifern vermöge. Von Osnabrück, **Möſer's** Vaterſtadt, ging ſeine ganze Thätigkeit aus, und weithin machte ſich ihr Einfluß ſtets fruchtbar geltend. Beſonders in den bedenklichen Zeiten des ſiebenjährigen Krieges wurde dieſer Einfluß groß und wohlthätig, denn während der Minderjährigkeit des letzten Fürſtbiſchofs war **Möſer**, wie Nicolai ſagt, „zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten und ordnete unmittelbar die wichtigſten Regierungs-Angelegenheiten.“ In unſern Tagen, wo die Gemüther zwiſchen Aufwallung und Abſpannung gleich Spielbällen hin und her geworfen, wo die verſchiedenſten Meinungen und Anſichten, oft ernſt, oft leidenſchaftlich und leichtſinnig ſo behandelt werden, als ob die heiligſten und gefährlichſten Gegenſtände nichts weiter als Mittel zu erwerbgieriger Betriebſamkeit wären, wird man hoffentlich gern auf einen Beſonnenen zurückſchauen, der einſt durch Weisheit, vereint mit Mäßigung und Vorſicht, dem Recht und der Wahrheit kräftig diente. Im Jahre 1742 verließ er die Univerſität Jena, wo er Jurisprudenz (Rechtswiſſenſchaft) ſtudirte, und hatte, wie er ſpäter ſelbſt äußerte, „bereits damals einſehen gelernt, ein heller Blick in das offene Buch des Lebens mit ſeinen mannigfachen Verhältniſſen bereichere den Geiſt mehr als die trockene Kathederweisheit.“ Im Geleit dieſes hellen Blicks führten Kenntniſſe und Beobachtung ihn noch in der Jugend zur Erfahrung, und ſo ausgerüſtet wurde er bald nach dem Scheiden von der Univerſität Advocat in Osnabrück. Da gewährte er manchen Unterdrückten, erhob ſich aber ſogleich muthig gegen die Unterdrücker, bei denen ſich auch



der damalige Statthalter, Dompropſt und Archidiaconus von Kerſſenbrock bekannt, den er wegen ſchwerer Gewaltthat der Willkür prozeßlich angriff und der Gerechtigkeit den Sieg verſchaffte, weshalb ihn die Landſtände (1747) zum „Advocatus patriae“, zum Sachwalter des Vaterlandes ernannten. Er ſtieg dann bis zum Geheimen Regierungs-Referendar (1768), einem Kabinetsrath gleich, und behielt dieſes erſte Staatsamt bis zu ſeinem Tode mit dem Titel Geheimer Juſtizrath, den er nur auf beharrliches Verlangen der Regierung annahm. Während des ſiebenjährigen Krieges betrieb er die Unterhandlung mit verſchiedenen Machthabern und wußte durch Geſchicklichkeit die dem kleinen Staat auferlegten Geldzahlungen faſt um eine halbe Million Thaler zu verringern, wobei er für ſich immer noch die Achtung der Fordernden gewann, namentlich auch des Herzogs Ferdinand von

Braunſchweig. Als Beweis, wie umſichtig er bei den zeitſchwierigſten Zuſtänden verwaltete, reicht es hin, daß Möſer, nachdem der Fürſtbiſchof die Regierung ſelbſt übernahm, nicht nur das Vertrauen des Herrn, ſondern auch das der Stände ſich erhalten und alle Zwiſtigkeiten in Einverſtändniſſe verwandelt hat. Dies gelang ihm ohne erkaufte Stimmen, ohne Achſelträgerei und ſchleichende Klugheit: er ging grades Weges auf Recht und Unrecht zu, klärte beides mit der Billigkeit auf. Nie hat er weder für Andere noch für ſich eigenſüchtigen Zwecken gedient, wer aber Gutes, dem Lande Gedeihliches beabſichtigte, konnte ſeines Beiſtandes gewiß ſeyn. Natürlicher Scharfſinn unterſtützte ſeine gründliche Gelehrſamkeit. Heilſames durchzuführen bemühte er ſich eben ſo ausdauernd als redlich weltklug, und indem er die Waage für den Herrſcher und die Unterthanen im Gleichgewicht erhielt, beſeitigte oder leitete er nach Umſtänden Starrſinn, Anmaßung und Eitelkeit, unbekümmert, wenn ihn nicht ſelten jede ſtreitende Partei als Gegner betrachtete. Das geſchieht meiſt Allen, die mit bedächtiger Vernunft erhitzten Zwieſpalt ausgleichen wollen, und bei ſolchem Anlaß bemerkt Möſer in ſeinen „Patriotiſchen Phantaſieen“: „Das Sonderbarſte iſt, daß man mich daheim als den großen Feind der Leibeigenſchaft und auswärts als den eifrigſten Vertheidiger derſelben angeſehen hat“; „dies Räthſel iſt leicht aufgelöſt“, bemerkt er in einem gedruckten Briefe; „ich fand Edelleute, die der Leibeigenſchaft das Wort redeten, und andere, die der Abſchaffung geneigt waren; ich fand unter den Leibeigenen mehr Leute, die mit ihrer Lage zufrieden waren, als Solche, die eine Veränderung annehmen wollten, hielt es alſo für rathſam, Maaßregeln zu treffen, die den Willen frei machten, in der Zukunft die That eintreten zu laſſen.“ Wie glücklich durch ſolches Benehmen Möſer's Vollbringen war, beſtätigt ſich dadurch, daß er noch im Alter — ob ſchon ſchmerzliche Ereigniſſe ihn nicht verſchonten — oft mit dankbarer Rührung verſicherte: „Ich bin in der Stadt und im Lande erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, und gekränkt durch Nichts!“

Niemand wird nach unſern Andeutungen mit Wahrheit leugnen können, daß Möſer, wie er war, auch als Muſter uns den Mann zeigt, wie er ſeyn ſoll; dies völlig zu beglaubigen, rufen wir unſern Goethe herbei, der noch eine lange Zeit den Osnabrücker Geheimen Juſtizrath in ſeiner ſegensvollen Berührigkeit beobachten und würdigen konnte. „Dieſes unvergleichlichen Mannes kleine Aufſätze ſtaatsbürgerlichen Inhalts“ — ſo ſpricht Goethe — „waren ſchon ſeit einigen Jahren in den osnabrückſchen Intelligenzblättern abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden. Möſer's Tochter, Frau von Voigt, war beſchäftigt, dieſe zerſtreuten Blätter zu ſammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten und ich ſetzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu verſichern, daß die für einen beſtimmten Kreis berechneten wirkſamen Aufſätze, ſowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen dieſe Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Beſorgniß, die ſie gehegt, durch dieſe Erklärung gehoben wurde. An dieſen Aufſätzen, welche ſämmtlich, in einem Sinne verfaßt, ein wahrhaftes Ganzes ausmachen, iſt die innigſte Kenntniß des bürgerlichen Weſens im höchſten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir ſehen eine Verfaſſung auf der Vergangenheit ruhen und noch als lebendig beſtehen. Von der einen Seite hält man am Herkommen feſt, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht ändern. Hier fürchtet man ſich vor einer möglichen Neuerung, dort hat man Luſt und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja ſchädlich wäre. Wie urtheilsfrei ſetzt der Verfaſſer die Stände auseinander, ſo wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechſelſeitig ſtehen. Sodann erfahren wir gar Manches von Gewerben und Handwerken, und wie ſolche, durch Fabriken überflügelt, in Krämerei untergraben werden; wir ſehen den Verfall als den Erfolg von mancherlei Urſachen, und dieſen Erfolg wieder als die Urſache neuen Verfalls in einem ewigen, ſchwer zu löſenden Cirkel. Doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine ſo deutliche Weiſe hin, daß man noch glaubt, ſich daraus retten zu können. — Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienweſen beruht, ſo wendet er auch dahin vorzüglich ſeinen Blick. Als Gegenſtände ſeiner ernſten und ſcherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte aber Alles, was in der ſinnlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenſtände erſchöpfen wollte, die er behandelt. Und dieſe Behandlung iſt bewundernswürdig. Ein vollkommener Geſchäftsmann ſpricht zum Volke, um Dasjenige, was eine einſichtige, wohlwollende Regierung ſich vornimmt oder ausführt, Jedem von der rechten Seite faßlich zu machen, in den mannigfaltigſten Formen, die man poetiſch nennen könnte und die gewiß im beſten Sinne für rhetoriſch gelten müſſen. Immer iſt er über ſeinen Gegenſtand erhaben und weiß eine heitere Anſicht dem Ernſteſten zu geben, ſtets vollſtändig und erſchöpfend.

dabei immer froh, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, ja manchmal derb, und dies Alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geſchmack und Charakter des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wohl und Gemeinnütziges, auf tiefe Einſicht, freie Ueberſicht, glückliche Behandlung, ſo gründlichem als frohem Humor wüßte ich ihn Niemand zu vergleichen als Franklin. Gern erwähne ich dieſes trefflichen Mannes, der durch ſeine Schriften ſehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat."

Solchem Urtheil und Geſtändniß Goethe's iſt nur anzufügen, daß der Eindruck von dem Weſen und Charakter Juſtus Möſer's, verbunden mit dem Bedeutſamen ſeines geiſtigen Nachlaſſes, lebhaft im Gedächtniß Derer blieb, die Schätzbares auch zu ſchätzen verſtehen. Dies bezeugt ein Standbild des Verewigten in ſeiner Vaterſtadt, aufgeſtellt im Jahr 1836. Wer es betrachtet, wird angemahnt ſeyn, zu wünſchen: Hätten wir doch zu jeder Zeit Männer, die ihres Wiſſens und edlen Strebens ſo ſicher ſind als Juſtus Möſer! Von ſeinen Schriften empfehlen wir beſonders die „Patriotiſchen Phantaſieen", vorzugsweiſe empfehlen wir ſie Denen, die ſich berufen glauben, in der Oeffentlichkeit Lehrer und Leiter des Volks zu ſeyn, oft aber eher die Köpfe verwirren als erleuchten, und zu dem Ausſpruch des Cervantes: „Die Feder des Schriftſtellers iſt die Zunge der Seele", den Nachſatz herausfordern: Jetzt iſt dieſe Feder nicht ſelten nur die Zunge des Magens! Fr. Becker.

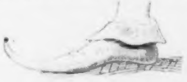
Von Schuhen.

Wir haben in verſchiedenen Jahrgängen unſeres Volksbuchs auf allerlei Moden hingeſchaut und manche Wunderlichkeit iſt dabei zu belachen geweſen, auch gebührend belacht worden. In dieſem Bereich beſtätigte ſich offenbar noch nicht die Weiſſagung des Propheten Jeſaias: „Die Vernunft wird einſt herrſchen und ſich über das ganze Menſchengeſchlecht ausbreiten wie der Ocean auf der Fläche des Erdbodens." Wenn im Allgemeinen die Vernunft gewiß auch heut zu Tage hinſichtlich der Verbreitung mit dem Ocean nicht wetteifern kann, finden ſich doch einzelne — der Bequemlichkeit dienende — Seltenheiten, wobei gegen ſonſt Spuren der Vernunft wahrzunehmen ſind. Zu dieſen Seltenheiten gehören — zum Beiſpiel — die Schuhe, deren Wichtigkeit unzweifelhaft von Jedem, zumeiſt aber von Denen erkannt iſt, die aus Nothzwang Barfüßler ſeyn müſſen, und die, ohne

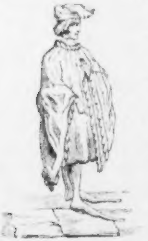
Schuhe zu haben, doch am ſchmerzlichſten wiſſen, wo ſie „der Schuh drückt“.

Was nun in Deutſchland — von dem wir vorzugsweiſe reden, uns nicht zu weit in Fernen verlaufen wollen — was alſo die närriſchen Schuhe in Deutſchland betrifft, ſo könnten wir bis jenſeits des neunten Jahrhunderts zurückdenken, wir wollen aber mit dieſer Zeit beginnen, weil von da erſt auf Zuverläſſigkeit der Berichte zu rechnen iſt. Da ſagt eine Ulmer Chronik: „Sind Anno 873 in Deutſchland zierliche Ordensleut geſehen werden, zumal die des heiligen Martin, ſo Spiegel auf ihren Schuhen trugen, allzeit die Herrlichkeit ihrer Tracht beſchauen zu können, und iſt dieſe Narrethey auch bei uns aufkommen.“ Daß die Stutzer der Gegenwart nicht mit Spiegelſchuhen einhergehen, beweiſt vielleicht, daß auch Stutzer für Vernunft nicht ganz unzugänglich ſind; dies zu unterſtützen, mag es aber doch rathſam ſeyn, keine Abbildung dieſer Spiegelſchuhe beizufügen, beſonders auch deshalb, weil wir keine haben.

Beſſer bedient ſind wir mit den Schlappſchuhen oder Schnabelſchuhen. Daß man ſie auch Schuhe à la **Poulaine** (Schiffſchnabelſchuhe) nannte, deutet uns Schlappe und Schnabel als franzöſiſchen Urſprungs an, was um ſo eher zu glauben iſt, da lange vor den franzöſirenden deutſchen Modezeitungen die Zeitungen den Deutſchen das Franzöſiren empfahlen. Ein Graf Fulco von Anjou ſoll der ſchöpferiſche Modiſt dieſer Schnäbelei an den Schuhen geweſen ſeyn, um ſeine krüppelhaften Füße zu verbergen, was er hauptſächlich wegen des ſchönen Geſchlechts that, mit dem er unſchön und ſchlecht umging. Im Jahr 1089 trat er angeblich zuerſt auf mit ſeiner Erfindung und es hat angeblich bis zu Anfang des zwölften Jahrhunderts gedauert, ehe Deutſche à la **Poulaine** einherſchritten. Da vorzeiten Alles langſam und allmälig betrieben wurde, demnach auch der Unſinn, ſo iſt's möglich, daß die Schnabelſchuhe ein paar Jahrzehnde brauchten, ehe ſie ſich deutſcher Füße bemächtigten. Zur Entſchädigung für dieſes lange Entbehren ließ man aber alsbald die Schnabel wachſen bis in das Märchenhafte hinein. An den Schuhen der nicht Reichen oder nicht Hochgeſtellten waren ſie nur einen halben Fuß lang, bei den damaligen mit Mammon begabten oder ihre Eitelkeit auf Borg nährenden Modeherren dehnten ſie ſich volle zwei Fuß über die Zehen hinaus, und daß man hierin den

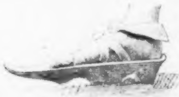


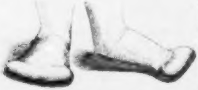
Urſprung der Redensart: „er lebt auf großem Fuße", zu finden hat, verſteht ſich von ſelbſt. Um ſich mit ſolchem raumfordernden Untergeſtell in die Geſellſchaft wagen und ſich in ihr bewegen zu können, legte man dem Auswuchs ſilberne oder goldene Kettchen an; mit deren Hülfe wurde der lange Schnabel in die Höhe gezogen und oberhalb des Beins befeſtigt. Das war noch nicht genug der Thorheit, die Schnäbel empfingen auch klingende Glöckchen und Schellen, damit Jeder hören konnte, ein Inhaber von Reichthum und Hochmuth — Vornehmheit genannt — ſey im Anmarſch. Außerdem ließ man allerlei Figuren auf die Schnäbel malen, ſteppen oder ſticken; je toller und lächerlicher, je mehr Eindruck machte es bei dem bereitwilligen kindiſchen Erſtaunen. Wir ſtellen zur Seite — genau nach einem Holzſchnittbilde aus dem dreizehnten Jahrhundert — ein Modeherrchen, das noch ſehr mäßige Schnäbel verzeigt. Um jene Zeit wurde es zugleich Gebrauch, die Schuhe von zweierlei Farbe zu tragen; der eine Fuß hatte einen rothen, der andere einen gelben oder blauen Schuh. Dann aber war auch bei der Hoſe die Doppelfarbe nothwendig, und zwar ſo, daß zu dem rothen Schuh das gelbe, zu dem gelben das rothe Bein erforderlich wurde, wobei man ſich Hoſe, Strumpf und Schuhe — dieſe unten mit Sohlenleder benäht — in einem Stücke denken muß. Die Schnäbel an den Schuhen ſtreckten ſich immer weiter aus, der Putz daran wurde immer koſtſpieliger, ſo daß von den Kanzeln und von Obrigkeiten dagegen geeifert wurde. In Ulm geſtattete der Rath nur Schnäbel „von der Länge eines Fingergliedes", und in Frankfurt am Mayn unterſagte man (1453) den „Handwerksgeſellen und Dienern" Schuhe mit zierlichen Schnäbeln; ſie ſollten „Geißſchuhe" tragen, die wahrſcheinlich ihren Namen durch Aehnlichkeit mit Ziegenfüßen erhielten. Die Verbote hatten auch Strafbeſtimmungen von fünf Groſchen bis zu zehn Gulden, und für Meiſter, die verbotene Schuhe anfertigten, zeitweiſe Verbannung aus den Stadtbereichen. In Friedberg wurden Handwerksburſche aufrühreriſch, weil ihnen auch nicht Schuhe von zweierlei Farbe geſtattet ſeyn ſollten, und die Zittauer Polizei-Ordnung von 1353 beſagt: „Kein Bürger ſoll tragen Schnabelſchuhe, man wird ſie ihm abhauen und ſoll er

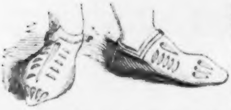


büßen der Stadt fünf Groſchen." Ob man amtlich angeſtellte Schnabelabhauer hatte, darüber läßt uns die Geſchichte im Dunkeln.

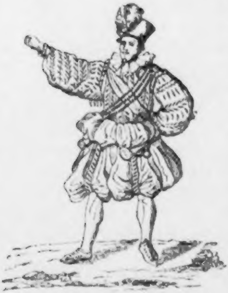
Der Schnabelform getreu und ebenfalls in den Spitzen wachſend waren auch die Schmutzſchuhe, die unſern Schlittſchuhen ähnlich ſind und in den noch ungepflaſterten Städten zur unerläßlichen Nothwendigkeit wurden. Hatte doch ſelbſt Paris den Namen „Kothſtadt", in Augsburg begann die Pflaſterung muthmaßlich am früheſten (1415), aber doch nur theilweiſe, und Berlin war noch in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein „Kothpfuhl". — Alle Verordnungen gegen die Schuhſchnäbel hinderten indeß nicht, daß ſie ſich bis zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts in Gunſt erhielten, bis dann plötzlich, wie das bei den Moden gar oft geſchieht, das Belieben in den Gegenſatz umſchlug, und nun die ſogenannten Bärentatzen oder Ochſenmäuler herrſchend wurden. Waren die Spitzſchnäbel unſchön und entſtellend für den Menſchenfuß, die Bärentatzen beſſerten in ſolcher Hinſicht nichts. Was man von den früheren Schuhen den Spitzen als überflüſſig abnahm, wurde der Breite zugetheilt, und die innerhalb der Schuhe entſtandenen Räume ſtopfte man aus. Zur vollendeten Schönheit gehörte es obenein, daß der Schuh am Abſatz ſo ſchmal als irgend möglich ſeyn mußte, ſo daß die Ferſe in Bedrängniß ſchmerzte, während die Zehen leeres Gemach vor ſich hatten, und jeder Schritt daran erinnerte, daß „Hoffahrt Zwang haben will". Dieſe Form wurde auch bei den Rüſtungen angewendet; die eiſengeſchiente Fußbekleidung der Ritter und die lederne der Bürger hatten Aehnlichkeit. Das Sprüchwort, „auf einem großen Fuß leben", blieb aber noch in Geltung, und jedenfalls dürfte man den „Bärentatzen" nachrühmen, daß ſie im Koth zu gangbaren Fußſteigen verhelfen konnten. Dieſe neue Schuhmode kann ſich jedoch in der Dauerzeit nicht mit der Schnabelmode meſſen; denn ſchon in zweiter Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts verſchwand jene und mußte den zerhauenen, den geſchlitzten Schuhen weichen, trotz der wieder ſehr geſteigerten Koſten. Die hier abgebildeten waren ſchwarz mit weißen Puffen und dienten







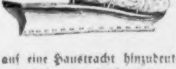
zur Vollendung eines verſchwenderiſchen Putzes, der den Namen Pludertracht empfing und viel Gelärm erregte. Daß die Mode vor keiner Tollheit zurückſchreckt und die auffälligſten Dummheiten nicht nur erfindet, ſondern auch verbreitet, hat ſie tauſendfach bewieſen und zugleich dargethan, wie unzählig Viele nur in der Dummheit ſich behagen. Dies bezeugt unter Anderem, aller Unglaublichkeit zum Hohn, dieſe Pludertracht. Bei ungeheurer Zeugverſchwendung war ſie nicht ſchön, nicht kleidſam, nicht ſchützend gegen widrige Witterung. Wenn wir bemerken, daß nur zum Unterfutter der plauſchigen Hoſe 130 Ellen Zeug verwendet wurden, ſo läßt ſich begreifen, daß mehrere hundert Ellen Zeugs zu dem ganzen Anzug gehörten. Damit dieſe Maſſe zu bewegen war, nahm man nur die dünnſten, die theuerſten Stoffe, und die Chroniken jener Zeit verſichern, es habe Mancher durch dieſe Pludertracht ſein ganzes namhaftes Vermögen verloren, weil für eine Hoſe mehr gezahlt werden mußte als die jährlichen Einkünfte eines Dorfes betrugen. Wir erwähnten dieſe Ausſchweifung der Mode in dem ganzen Anzuge, weil die Schuhe ſich deſſen Unweſen anzuſchließen hatten. Welche Pluder- und Plauſcherei die menſchliche Geſtalt damals umgab, erſehen wir aus beigefügter Nachahmung eines alten Holzſchnitts, der noch nicht den vollen Unfug der Kleidergeſchwulſt anſchaulich macht. Gegen den entſetzlichen Aufwand in Plundern erhoben ſich die Obrigkeiten mit angedrohten ſchweren Strafen; „denn“ — hieß es damals in den Anordnungen — „ſo übermäßigen Verbrauch und klägliche Vernutzung damit verfechten zu wollen, daß dies Anderen aufhelfe, das heißet



Viele verderben, um Wenigen das Verderben abzuwenden.“ Einen ſolchen Grund, obwohl er noch von Franklin in entſchiedenſter Klarheit vertheidigt wurde, findet man freilich jetzt albern und wird nicht eher einſehen, daß die ungehemmte Putz- und Vergnügungsſucht zwar Einzelne reich, die Menge aber zerfahren und bedürftig macht, bis die Gelder zur Unterſtützung der Armen nirgends mehr zureichen. Indem wir noch berichten, daß die damalige Geiſtlichkeit Himmels- und Höllenwaffen brauchte im Kampf gegen die Pludertracht, der berühmte Musculus eine ſeiner Predigten unter dem Titel: „Vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrigten Hoſenteufel“ drucken ließ, der Paſtor Strauß ihm zu Hülfe eilte mit ſeiner Predigt „wider den Kleider-, Pluder-, Paus- und Krausteufel“, fügen wir an, daß Letzterer auch der Schlitzſchuhe gedachte in folgenden Worten: „Die Schuhe ſind nit mehr im alten Muſter, und uff den alten Leſten, ſondern müſſen Spaniſch, Lakeiſch, zerhackt, zerſchnitten ſeyn, uff daß das Waſſer bald wieder herauskommen kann, un die Hörner daran täugen zu gar nichts, ohn zur Hoffahrt.“ Durch dieſe Strafrede erfahren wir: die Schlitzſchuhe hatten auch noch Hörner oder Schnäbel. Daß die aus den Schuhen hervorgebauſchten Puffen ſtets von anderer Farbe ſeyn mußten, liegt in der Abſicht des eitlen Prunks, dieſes Tyrannen, dem aber nur knechtiſcher Sinn ſich unterwirft, während Bedächtige mit unſerm Logau ſagen: „Der Welt all ihre Prachten ſind nur wie wir ſie achten!“ Wer jedoch vom Luxus leben und durch Anderer Leichtſinn reich werden will, der treibt in umfänglichſter Anwendung ohne Scheu Verkehr nach Goethe's, ihr Theil Wahrheit enthaltenden Beſpottung der Vielen:

„Willſt nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt, gemäß den Urgeſchichten,
Wenn die Leute willſt gaſtiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.“

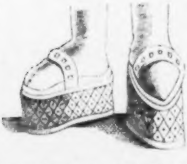
Aber — um unſern Gegenſtand nochmals zu erfaſſen — nicht auf die Schuhe beſchränkten ſich die Puffen, auch auf die Pantoffeln dehnten ſie ſich aus, wie das Seitenbildchen bezeugt. Es iſt nach einem auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Mayn befindlichen, aus dem ſechzehnten Jahrhundert herſtammenden Frauenpantoffel gezeichnet und ſcheint auf eine Haustracht hinzudeuten. Beide Seiten der Sohle ſind tief ausgehöhlt, der Leichtigkeit wegen; der Hauptſtoff iſt braunes Leder,



mit ihm auch die Sohle ganz überzogen. Der Rand kleiner Oeffnungen beſteht aus eingepreßten Verzierungen, in den Ausſchnitten mit rother Seide unterlegt. Die Form ſcheint eine Vermittlung zwiſchen Schnabelſchuh und Bärentatze; die Frauen haben demnach zweckmäßig ihren Pantoffel geſchmackvoll und angenehm halten wollen. Sie mögen wohl aus einem alten Puppenſpiel den Rath des Hanswurſt an die Nachbarsfrau gekannt haben:

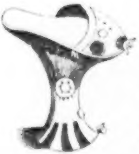
„Führſt leicht in Zier den Pantoffel du,
Siegt täglich er über Stiefel und Schuh.“

Zum Spaße und um für unſere Vorfahren die freilich hohle Entſchuldigung: „Andere haben's eben ſo arg und noch ärger getrieben!“ wenigſtens nicht durchweg hinfällig werden zu laſſen, wollen wir nebenher Fußbekleidungen der Italienerinnen und Spanierinnen im ſechzehnten Jahrhundert betrachten. Wenn man die zwar mit Stickerei gezierten, unleugbar jedoch plumpen Klötze erblickt, ſollte man meinen, Frauen, gefallſüchtige Frauen hätten nie ſolche Beförderungsmittel des Holperns und Stolperns an den Füßen gehabt, oder man wird glauben, es ſey nur geſchehen in der Abſicht, durch überlange Röcke dieſe Klötze zu bedecken, um nun größer zu erſcheinen als man war. Das ſind Fehlſchlüſſe; im Gegentheil trugen die Weiber damals halb männliche Kleidung, bis an die Kniee enganliegende ſichtbare Strümpfe. Dieſe Tracht wurde endlich in Venedig nur den Buhldirnen erlaubt, weshalb Straub in ſeinem „Trachtenbuch vom Jahr 1600“ dem Bilde einer bis auf die Füße herab ſo angekleideten Venetianerin die Unterſchrift gab:



„Ein Venediſch Cortiſan
Hat under dem Gwand Hoſen an,
Hoch Pantoffel, ſeltſam zugericht,
Eine große Zahl man deren ſicht.“

Daß der Pantoffel ebenfalls Erhöhungen erhielt, die man zum Fabelhaften zählen könnte, wäre nicht durch Zeitgenoſſen jeder Zweifel entrückt, ſey auch noch von bildlichem Beiſpiel beſtätigt. Es iſt ein Ueberſchuh-Pantoffel, der mit zum Beweiſe dient, es müſſe wahr ſeyn: „Die venetianiſchen Damen konnten nie anders gehen als mit Unterſtützung durch zwei Dienerinnen“, und Benedict Balduin



verſichert: er habe Venetianerinnen geſehen, die Stelzenſchuhe von drei Fuß Höhe trugen und ſtets zwei Führer oder Führerinnen bedurften, um gehen zu können.

Welch Ungeheuer iſt die Mode! — und wie oft wird die alte Erfahrung neu: „Verlorene Mühe, dem Modegeſchmack ſich widerſetzen zu wollen, es kann ſtets nur eine Narrheit die andere verdrängen!“ Wer ſich das Streben nach Volksvernunft längſt „an den Schuhen abgelaufen hat“, wer ſich nicht ſchämt, nur auf Thöriges und Eitles ſeine Abſichten und Pläne zu gründen, der wird nach jeder Richtung hin ſich Vortheile verſchaffen, wird die Wandelbarkeit in der Menge allſeitig ausbeuten, denn — um nochmals unſern Logau urtheilen zu laſſen — es iſt unumſtößlich wahr, was wir ſchließlich „der Mode in die Schuh ſchieben“:

„A-la-Mode Kleider, a-la-Mode Sinnen,
Wie ſich's wandelt außen, wandelt ſich's auch innen.“

Fr. Bertram.

Burg Montfort bei Kreuznach.

Ein junger Ritter von Montfort, Hans genannt, hatte ſchon lange ein heimlich Liebesbündniß mit der Rheingräfin Jutta, drüben auf dem Rheingrafenſteine. Niemand wußte darum, als der Freund des Montforters, der Ritter von Böckelnheim, bei deſſen Schweſter Hans oftmals ſein Liebchen ſah; aber kein freundlicher Stern leuchtete ihrer Liebe, denn der Rheingraf war ein Bundesgenoſſe des Mainzer Erzbiſchofs, mit dem die Montforter in ſteter Fehde lagen, und ſelber ein grimmiger Feind derſelben. Das alte Liedlein ſagt: „Es iſt kein Feuer, ſo heißer brennt, als heimliche Liebe, die Niemand kennt.“ So war's denn auch hier, wo es geſchah, wie es in dem andern Liedlein heißt: „Die Lieb', die nahm kein Ende mehr.“ Deſto härter traf es nun Beide, daß der Rheingraf ſeine Tochter Jutta ſeinem Vetter, dem Rheingrafen von Grehweiler, verſprach, der um ſie in Ehren warb. Die Thränen Jutta's achtete er nicht, ſondern verlangte blinden Gehorſam. Die Hochzeit wurde angeſetzt und Alles gar eifrig betrieben. Hans von Montfort erſchrak auf den Tod, als ihm Jutta ihr Leid klagte, denn er ſah ſie noch zuweilen in heimlicher Dämmerſtunde im Hochwalde hinter dem Rheingrafenſteine, während ein treuer Knappe Wache hielt.

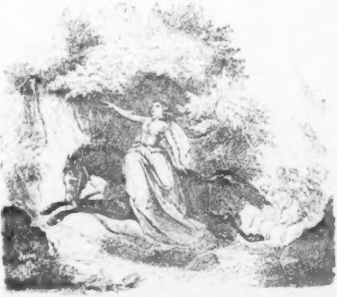
In ſeinem Kummer eilte Hans nach Böckelnheim, und ſchüttete ſein Herz aus vor dem Freunde. Der hörte ihn lächelnd an, denn er war ein ſchlauer Schalk. „Betrübe Dich nur nicht zu Tode“, ſagte er, „und halte Dich ruhig; aber am Tage der Hochzeit ſey bereit, laß Dein Thor weit offen und halte die Männer zur Hand, es ſchnell zu ſchließen.“ — „Sag', was gedenkſt Du?“ fragte ſtaunend der Montforter. — „Du haſt den flüchtigen Zelter“, fuhr Jener fort, „den Du nur ritteſt, wenn Du in ſtiller Abendſtunde Dein Liebchen hinter dem Rheingrafenſteine ſaheſt. Oft trug er Dich von da im Fluge heimwärts. Schicke ihn mir und ſey gutes Muths.“ — Obwohl der Montforter nicht recht begriff, was ſein Freund vorhabe, ſo that er doch nach ſeinem Willen, ſchickte ihm das edle Thier, und wartete in heimlicher Trauer ab, was der Freund thun würde, denn Jutta war nach ſeinem Befürchten für ihn verloren.

Zur Hochzeit, die in der Burg Grehweiler ſtattfinden ſollte, wurde auch der Böckelnheimer ſammt ſeiner Schweſter geladen, und Beide kamen am Tage vorher in ſtattlichem Aufzuge. Das Fräulein von Böckelnheim aber ritt einen gar ſchlanken, ſchönen Zelter, der dem Rheingrafen baß gefiel. Die kummerbleiche Jutta aber erröthete glühend, als ſie das Thier ſah, das ſie wohl kannte.

Abends ſprach der Böckelnheimer zu ſeinem Knappen: „Kurt, laß des Montforters Zelter hungern, es trägt Dir gut Handgeld. Dies Pulverlein gieb dem Zelter des Rheingrafen heimlich ein; es macht ihn krank, ſchadet aber nichts weiter.“ — Der Knappe, der ſeines Herrn luſtige Streiche kannte, meinte, es gäbe einen Hochzeitsſpaß und befolgte treu ſeines Herrn Befehle. Als nun am andern Morgen die Roſſe geſchirrt werden ſollten zum Hochzeitszuge, ließ des Rheingrafen Zelter den Kopf hängen und nahm kein Futter. Ein Knecht tritt zum Rheingrafen und meldet's. Der erſchrickt und geht ſelbſt in den Stall, wo er's nun richtig findet, daß das zierliche Thier krank iſt. Dann kommt er in die Halle und meldet's mit vielem Aerger, da nun die ſchöne Braut keinen Zelter hat.

„Ei, Herr Rheingraf, was grämet Ihr Euch“, ſpricht der Böckelnheimer; „gebt der Braut den Zelter meiner Schweſter, und dieſer ein ander zahm und fromm Rößlein. Die Braut muß auf einem Zelter reiten!“ — Der Rheingraf hörte den Vorſchlag mit Freude; alsbald ſteigt die weinende Jutta auf den Zelter des Geliebten und der Zug verläßt den Rheingrafenſtein, reitet hinab gen Ebernburg, um in das

Alſenzthal zu gelangen, das gen Grehweiler führt. Der Zelter der Braut war höchſt ungeduldig, denn der Hunger plagte ihn über die Maßen und er hatte große Sehnſucht nach ſeiner Krippe. Da er nun immer voraus war vor dem Zuge und Jutta ſeiner kaum mächtig werden konnte, lachten und ſcherzten die Ritter und jagten manche Gluth des Unwillens auf die bleichen Wangen der Braut. — Als ſie aber an die Alſenzmühle kamen, wo der Weg nach Feil und Montfort führt, da hatte das Scherzen ein Ende; denn der Zelter flog plötzlich wie mit Windeseile den Berg hinauf. Jutta's Angſtſchrei verhallte im Winde und der Schrecken feſſelt die Geſellſchaft. Unterdeſſen gewinnt der im Fluge hineilende Zelter einen immer größeren Vorſprung: bald umhüllt ihn und Jutta der Wald.



Da flucht der Rheingraf wie ein Heide und mit verhängtem Zügel gibt es der Fliehenden nach. Als ſie aber Montfort erblicken konnten, ſahen ſie ſchon den Zelter den Burgweg hinanfliegen und bald iſt er mit ſeiner theuren Laſt im Burgthor von Montfort verſchwunden, das ſich nun ſchließt mit der aufrollenden Zugbrücke.

Schrankenlos war die Wuth des alten Rheingrafen. Er ſtürmt einen Berg hinab, drüben den hinauf zur Burg und ſchreit: „Schändlicher Räuber, gieb mir mein Kind!“ — „Ich habe Euer Kind nicht geraubt", entgegnet von der Burgmauer der Montforter; „mein Rößlein hat es mir zugeführt."

Da wendet ſich rollenden Blickes der Rheingraf zum Böckelnheimer und ruft zornig aus: „Habt Ihr mir das Bubenſtück geſpielt?" — Der aber ſpricht ernſt: „Haltet ein, Herr Rheingraf! Der Montforter hat mir das ſchöne Thier für meine Schweſter geliehen; was kann ich für des Thieres Tücken?"

Der Rheingraf wendet ſich wieder zum Montforter und ſtößt arge Drohworte aus; aber der entgegnet ruhig: „Schon lange iſt mir Jutta in Liebe verlobt; noch heute traut uns der Pfaffe. Wollt Ihr aber Montfort befehden, ſo wiſſet, daß es harte Steine hat."

Der Rheingraf erkennt, daß hier einſtweilen nichts zu thun iſt. In wildem Zorne kehrt er zum Steine zurück, entbietet ſeine Vaſallen und Mannen. Die Grehweiler ſtoßen zu ihm und bald wimmelt das Thal bei Montfort von Streitern.

Jetzt ruft der Montforter herab: „Jutta iſt ſeit geſtern mein Weib. Gegen meines Weibes Vater ſtreit' ich nicht. Will der Vater ſein Kind verderben?"

Da redet der Böckelnheimer Worte des Friedens und der Sickingen von Ebernburg legt ſich drein. Sie beſänftigen den Rheingrafen, der wohl einſieht, daß Alles fruchtlos iſt, und die Zugbrücke von Montfort ſinkt. Friedlich ziehen ſie ein, den Streit endet heiteres Gelag und der Montforter iſt nachmals des Rheingrafen viellieber Eidam geweſen. Der Zelter aber hat gute Tage gehabt bis an ſein Ende, und der Böckelnheimer lachte oft in's Fäuſtchen über ſeinen Schalksſtreich.

Guſtav Kolbe.

Die Naturforſcherin.

Bei meinem Aufenthalt in der Reſidenz war ich aus der erſten Wohnung nah an einem Thor gezogen, hauptſächlich deshalb, weil meine Wirthsleute mich, oder eigentlich meinen Geldbeutel ausgeſogen hatten. Der Mann, die Frau und ein halb Dutzend Kinder bildeten eine ſehr ſparſame Familie, nur mit der Tinte ging der Hausherr äußerſt verſchwenderiſch um, wenn er meine Rechnung ſchrieb. Ich fand da oft Schwarz auf Weiß Dinge, die ich nie geſehen, oder nur nachträglich geſehen hatte, wenn ich unbewußt für Madame, für Thereschen, Malvinchen und Theklachen, oder für Emil, Alfred und Dagobert ſchenkluſtig geweſen ſeyn ſollte. Mir wurde endlich in dieſer Wohnung die Sparſamkeit des Herrn Lutſch ſammt ſeiner Lutſchin zu koſtſpielig, und daß mir ſelbſt die Sparſamkeit noch irgend nutzen konnte, deshalb zog ich aus und kam vom Regen in die Traufe. Es war jedoch eine angenehme Traufe, nämlich — wie ich Kurzſichtiger nach dem erſten Blicke mich für überzeugt hielt — eine ſchöne Nachbarin gegenüber. Angenehm freilich, aber doch ein unſchickliches Geſchick, wenn ein Juriſt, wie ich damals, ſein drittes Examen machen ſollte, das Vielen, ſo auch mir, nicht zu dem Sprüchwort paßte: „Aller guten Dinge ſind drei!“

Meine Nachbarin war unzweifelhaft eine Naturforſcherin, denn ſie hatte allerlei ſtachlichtes, auch buntfarbiges Kraut und Gewächs vor dem Fenſter und zeigte ſich in reizenden Geberden, wenn ſie mit einer kleinen Gießkanne ihr Pflanzenreich begoß, was immer erſt zu Mittag geſchah, der bekanntlich bei vornehmen Leuten Morgen heißt. Das wunderte mich an der Nachbarin, weil ſich nicht vermuthen ließ, daß ſie Abends ſpät zur Ruhe gehe, denn die Fenſterladen drüben wurden überraſchend frühzeitig geſchloſſen. — Gewiß war ſie eine Naturforſcherin! — denn nach ein paar Tagen ſah ich ſie unter einem Hut von zwei Ellen Umfang mit zierlicher Botaniſir-Trommel aus dem Hauſe gehen. Das wäre eine bequeme Gelegenheit, ſich mit ihr bekannt zu machen, dacht' ich, und ließ eilend das dritte Examen im Stich. Eh' ich aber aus dem wohlthuenden Schlafrock in den wohlgefälligen Frack kam, hatte die Nachbarin eine Wegelänge voraus, die ich nicht mehr überſehen konnte; ich folgte indeß ihrer Richtung auf gut Glück, lief vor dem Thore durch Feld und Buſch, fand aber keinen Wegweiſer zur Nachbarin. Da hört' ich plötzlich von einer weiblichen Stimme, die durch Heiſerkeit bedeutend um den gewiß ſonſt wunderlieblichen Klang gebracht war, ſingen: „Süße heilige Natur, laß mich geh'n auf deiner Spur“, und ſo weiter. „Das iſt ſie!“ rief ich der heiligen Natur zu. Von dem Tone geleitet, trabte ich durch Korn und Dorn, bis zu einem waſſerhaltigen Wieſen-Rain, wo die Dame ſich bemühte, Gewächſe zu erreichen, die dem Sumpfufer entwuchſen, das abſchüſſig war, was ich aber nicht ſogleich bemerkte. „Es gilt!“ ſo redete ich mir zu; mit einem Sprunge ſtand ich bald da, wo ich ihr zubeugen konnte, was ſie zu erlangen wünſchte, und heut weiß ich nicht mehr, ob ſie vor Ueberraſchung aufſchrie, oder vor Schreck erſtarrte, denn ich merkte leider, daß meine Halbſtiefel Waſſer ſchöpften. „Sie ſind zu gütig!“ das waren die erſten Worte, die ich von ihr hörte, indem ich rechts und links Mancherlei abriß; mein Entzücken über ihre Zuſprache war auch ſchon unterwegs, als mir ein ſehr beachtenswerther Baß zuſchrie: „Herr, was

[illegible]

[illegible]

[illegible]

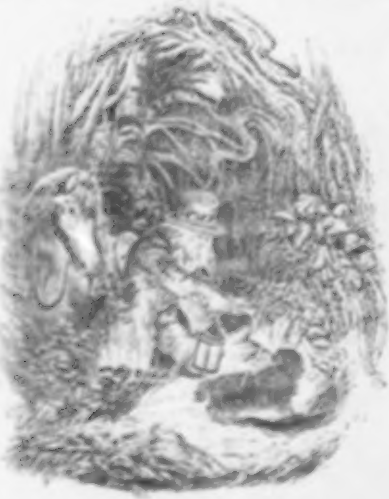
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

höchſte unzugängliche Burg nicht erreichen kann. Alle dieſe Gänge der Verſchanzung und Winkelzüge, wodurch ſich der Fuchs einen Theil von ſeiner Ehre gewann, das vortheilhafte Sinnbild für Trug und Schwindel zu ſein, ließ den Verfolger lernen, in der Nacht vor einem Jagdtage die Bauröhren verſtopfen, bis einem oder ein paar ausgenommen, von denen man vermuthet, daß der Fuchs ſie, wenn er ſich außer Gefahr glaubt, gewiß benutzt. Einen ſolchen Verſtopfer ſehen wir im Bilde vor uns, und ſehen, wie er ſeinen Auftrag vollbringt, um Röhren des Schlupfbaus zu verſtopfen oder zu verkeilen.



Dazu iſt ihm der kleine krummbeinige Dachshund ein tüchtiger Gehülfe, der oft im Aufſuchen der zu verſtopfenden Gänge beſſer Beſcheid weiß, als ſein Herr, und daß deſſen Geſchäft ſelbſt nur in einem einzigen Jagdbereich ein zeitforderndes und anſtrengendes iſt, bezeugt das ihm nöthige Pferd. — Hätten wir doch hinſichtlich aller Füchſe in Menſchengeſtalt und deren Liſt- und Truggänge, womit ſie ſich in ihrem Treiben vor dem Recht und Geſetz ſchützen, ſolche Verſtopfer, die nur da einen Weg offen laſſen, wo Jene der verdienten Strafe entgegengehen müßten! Es wäre indeß Jeder berufen, zu ſolchem Werke möglichſt beizutragen, was freilich ſelten eine leichte Aufgabe iſt, wie uns ſchon die Menge der vom Fuchs hergeleiteten Sprüchwörter lehrt. Da heißt es unter Anderem: „Alter Fuchs, alte Liſt.“ „Wer einen Fuchs fangen will, muß keinen [illegible] hinter's Garn halten.“ „Alter Fuchs, alter Keiler und alter Gauner ſind ſchwer zu bekehren.“ „Kommt der Fuchs zur Haide, der Wuch'rer zum Eide, ſind ſie frei alle Beide.“ „Ein alter Fuchs läuft nicht zum zweiten Mal in die Falle.“ „Alter Fuchs ändert wohl das Haar, aber nicht den Sinn.“ — Unſere Vorfahren bezeichneten oder ſchilderten jedoch nicht nur die Menſchenfüchſe, ſie mahnten auch deutlicher und ſchärfer zur vorſichtigen Klugheit in folgenden Sprüchwörtern: „Der Fuchs grüßet den Zaun um des Gartens willen.“ „Wenn der Fuchs predigt, ſo nimm die Gänſe in Acht!“ „Wer mit Füchſen zu thun hat, muß den Hühnerſtall zuhalten.“ „Wenn der Fuchs die Gans belehrt, er ſie ſelber als Lehrgeld begehrt.“ „Der Fuchs ändert den Pelz, aber nicht den Schalk.“ „Bei keinem Fuchſe Beſſ'rung ſchaut, geändert hat er nur die Haut.“ „Wo der Fuchs ſein Lager hat, da raubt er nicht.“ „Man muß den Fuchs mit Füchſen fangen.“ — Doch Troſt geben uns Sprüchwörter ebenfalls, wie zum Beiſpiel dieſe: „Der Fuchs wird in ſeinem Bau gefangen.“ „Man fängt auch wohl den geſcheiteſten Fuchs.“ „Wenn der Fuchs zeitig iſt, trägt er den Balg ſelber zum Kürſchner.“ „Alle liſtigen Füchſe kommen endlich beim Kürſchner in der Beize zuſammen.“ — Wünſchen wir die Beize allen Menſchenfüchſen und bis dahin Verſtopfer ihrer Schleichwege, der Ausfluchten und Hinterhalte. Vor Allem und hauptſächlich möge man nicht wahrnehmen müſſen, noch ein Sprüchwort, nämlich: „Wenn man den Fuchs nicht beißen will, kann man keinen Hund hetzen“, halte ſich ſtets in Gültigkeit. Mit dieſer Bemerkung wollen wir ſchließen, den Ausdruck des Fuchsſchwanzes, der Fuchsſchwänzerei und des Verſpannens von „Füchſen“ — von gemünzten — dem weiteren Nachdenken und zu rechter Stelle der Ein- und Umſicht überlaſſend. J. Haug.

Ein Prischen Tabak.

Im Jahr 1798 wohnte Fräulein Minna von Seehauſen in Leipzigs Hotel de Pologne, um einen Prozeß in lebhafteren Gang zu bringen. Sie war das einzige Kind ihres zwei Jahre vorher geſtorbenen Vaters, ihre Mutter hatte ſie ſchon früher verloren, und jetzt machten Seitenverwandte ihr das Recht der Erbſchaft ſtreitig, nahmen dieſe in Anſpruch als Majoratsgut, das nicht auf weibliche Linie übergehen könne. Mit ihrer Kammerjungfer erſchien ſie mehrmals Mittags an der Wirthstafel und Abends in dem allgemeinen Geſellſchaftszimmer. Minna von Seehauſen gehörte nicht zu den Schönheiten, die augenblicklich leicht entzündbare Männerherzen gewinnen; ihre Züge hatten auch nicht jene Regelmäßigkeit, die von ſehr erfahrenen Mädchenkennern verlangt wird, wenn ſie begonnen haben, weniger warm zu fühlen, als kalt zu beurtheilen. Wer aber dieſes neunzehnjährigen Fräuleins ganzes Weſen unbefangen auf ſich wirken ließ, mußte bald an ihre Liebenswürdigkeit glauben. Die friſche Farbe der Geſundheit, der ſprechende Ausdruck der leuchtenden Augen, deren reines Feuer offenbar aus der Seele glühte, die feine Anmuth ihres Lächelns, und eine Geſtalt, die der Natur ihr Recht ließ, nicht durch Kunſtmittel Gottes Schöpfung verbeſſern wollte, genug der Eindruck einer durch das Ganze reizenden Erſcheinung machte ſich im Umgange mit Minna von Seehauſen allmälig immer geltender.

Einige Tage vor ihrer Ankunft hatte ein junger hübſcher Engländer, Richard Ridley, die vorzüglichſten Zimmer im Hotel de Pologne bezogen, und bald zeigte er ſich auffällig überall, wo das Fräulein ſichtbar wurde. Der Verſuch, den Platz an der Wirthstafel neben ihr zu erlangen, mißglückte ihm faſt eine Woche hindurch, denn ſeine Schüchternheit trieb ihn ſtets zurück, wenn ein Anderer mit langem Schritt ihm plötzlich um etliche Zoll voraus war. Dazu kam, daß er eben ſo unbeholfen Deutſch wie Franzöſiſch ſprach, nicht vorausſetzte, eine engliſche Anrede werde dem Fräulein verſtändlich ſeyn, worin er ſich auch nicht täuſchte, nun aber ſich ſtets damit plagte, wie er ſeinen Zweck erreichen könne. Endlich ſaß er doch neben ihr, da Zwei ſich nach dem Stuhle und dabei Ridley ſo gedrängt hatten, daß er ſich unwillkürlich an der Lehne halten mußte, und ihm nun einfiel, er wolle ſich den Beſitz nicht nehmen laſſen. Sehr verlegen blickte er zuweilen auf die anmuthige Nachbarin, bis er aus den ihm bekannten deutſchen Wörtern eine Frage zuſammenfügte, das noch etwas unklaren Inhalts: ob ſich das ſchöne Fräulein von ihm wolle in's Theater führen laſſen? Die Art, wie ſein Anerbieten aufgenommen wurde, machte, wenn er etwa die Aeußerung: wie er eine ſolche Zumuthung ſich erlauben könne, nicht verſtand, deutlich genug, daß ſich Fräulein von Seehauſen beleidigt fühlte, und in höchſter Beſtürzung antwortete er: „Habe Begriff, üblen Humor, in Güte eine Priſe Tabak nehmen!" und dabei hielt er ihr eine geöffnete ſehr ſchmucke goldene Tabatsdoſe hin.

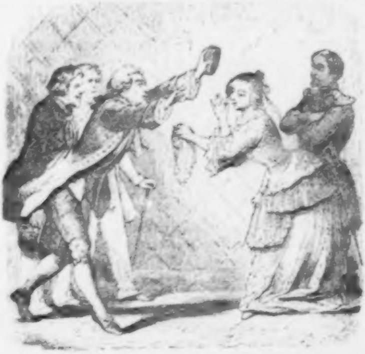
„Mein Herr, ich ſchnupfe nie!" ſagte Minna empfindlich, und wandte ihr hübſches Köpfchen zur Seite, die Doſe rückte aber nach, indem Ridley heraus ſtotterte: „Schlimm, Schönſte, ein Priſchen wohlthut! Viel Hülfe darin!" — Ueber dieſe vermeinte Grobheit aufgebracht, erhob ſich das Fräulein und wollte das Zimmer verlaſſen, doch Ridley bemühte ſich, ſie zurückzuhalten, indem er, durch die Qual mit der deutſchen Sprache erhitzt, ausrief: „Nicht im Zorn fort, ein Priſchen nehmen!" — „Ich bin nicht zornig!" dies erwiedernd, wendete ſie ſich, um loszukommen, doch Ridley hinderte ſie abermals und ſagte: „Dann zum Frieden, nehmen Sie ein Priſchen!" Jetzt ſank die Gekränkte weinend auf den nächſten Stuhl.

Natürlich hatte der Vorfall Aufſehen erregt und ein preußiſcher Lieutenant oder Hauptmann, Herr von Luck, trat auf Ridley zu, ihn mit Heftigkeit in engliſcher Sprache zur Rede ſtellend. Dem Manne gegenüber und durch ſeine Landesſprache nun beſſer unterſtützt, antwortete der Engländer in gleicher Weiſe, und gegenſeitig wurden die Geberden ſo drohend, daß Fräulein von Seehauſen erſchreckt zur Beſänftigung der ſtreitenden Männer erklärte: ſie fühle ſich nicht beleidigt, und ſich dann entfernte. Das verſtärkte aber nur die Gereiztheit und die Folge war eine Herausforderung zum Zweikampf; der Engländer nahm ſie an für den nächſten Morgen und beſtimmte als Waffen Piſtolen, als Ort ein Wäldchen bei dem Dorfe Gohlis.

Die Bedächtigkeit kam über Nacht und am andern Morgen verſuchten die Secundanten, Beide der engliſchen Sprache mächtig, die Angelegenheit verſöhnlich zu entwirren; Ridley benahm ſich jedoch halsſtarrig, äußerte: er ſey ſeines Lebens ſatt, und bat nur die Secundanten, beſonders den ſeines Gegners, daß, wenn er fiele, ſein letzter Wille treulich befolgt werde. Dabei empfing der Secundant eine Schrift, worin Ridley das Fräulein von Seehauſen zur Erbin ſeines namhaften Vermögens ernannte und für ſich nur forderte, daß er in Gohlis begraben werde, möglichſt nah dem Häuschen, wo einſt Schiller gewohnt habe.

Erſtaunt reichte der Secundant Herrn von Luck dieſe Schrift und bemerkte: „Hier herrſcht unzweifelhaft ein Mißverſtändniß, deſſen Aufklärung nothwendig, bevor ein Schuß zu geſtatten iſt!“ Auch der Secundant Ridley's war gleicher Anſicht. Deſſen Hartnäckigkeit ließ ſich jedoch nicht beſeitigen, denn daß er an ſeiner Ehre verletzt worden, wäre nicht zu leugnen. Hiernach wurde ihm der erſte Schuß zugeſprochen, der nicht traf, im Zielen aber auch verrathen hatte, er ſolle nicht treffen. Herr von Luck verſicherte nun auf ſein Ehrenwort: er werde nicht ſchießen, ehe ſein Gegner ihm den Zuſammenhang des ſonderbaren Ereigniſſes erläutert habe, ſey jedoch bereit zur Ehrenerklärung, wenn ſich etwa ſeinerſeits eine Uebereilung erweiſe. Alle hatten aber noch Zureden und Bitten nöthig, bevor Ridley Aufſchluß gab in folgender Mittheilung: „Ich bin erzogen und aufgewachſen im Ueberfluß, verſuchte Alles, was man Genuß nennt, und Alles verurſachte mir endlich Widerwillen und Langeweile. Da erinnerte ich mich, daß bei einem Anfall von Mißmuth die mir von einem Nachbar angebotene Priſe eine augenblickliche Erleichterung verſchaffte, ſeitdem ſchnupfte ich und konnt' es beſſer bei mir aushalten. Ich las Gedichte und ſang ſogar. Beſonders erhob mich, was ich in engliſcher Ueberſetzung von Schiller's Gedichten las, und ſein Lied: „Freude, ſchöner Götterfunke!“ entzückte mich ſo, daß ich eine Melodie dazu in meiner Spieldoſe mit mir trage. Als mir dann der Arzt eine Reiſe anrieth, kam ich nach Deutſchland, hauptſächlich um das Häuschen in Gohlis zu beſuchen, von dem ich erfuhr: hier habe Schiller mein Lieblingslied gedichtet. Von Leipzig aus war ich täglich in Gohlis; bei einer Rückkehr von dort begegnete mir Fräulein von Seehauſen, und Gott weiß wie es zuging, ich mußte ſie immer ſehen, und bin überzeugt, ich kann ohne ſie nicht leben. Geſtern Mittag hoffte ich, ihr dies ſagen zu können, mir fehlten aber die rechten Worte und ſie gerieth in ſchlimme Laune. Der Gedanke, wodurch mein Humor ſich erheiterte, verleitete mich, dem unwilligen Fräulein eine Priſe anzubieten; wurde ſie angenommen, dann ſollte die Melodie aus der Doſe ein Ausdruck meiner Freude ſeyn, und ich wäre dann vielleicht ermuthigt geweſen, ihr zu ſagen, was ich bis dahin zu ſagen nicht vermochte. Alles Weitere iſt Ihnen, meine Herren, ſo bekannt wie mir, oder eigentlich beſſer noch, denn ich weiß kaum, was ich that, weiß nur das Eine: ich kann ohne das Fräulein nicht leben!“

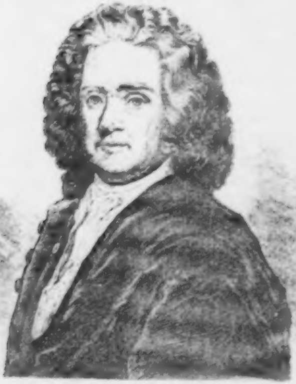
Herr von Luck und die Secundanten hatten Mühe, bei und nach dieſer in leidvollſtem Ton und traurigſter Geberde vorgetragenen, oft mit Seufzern durchbrochenen Erzählung das Gelächter zu unterdrücken, doch beſiegte die Wahrheit des Schmerzes an der Offenheit einer kindlichen Natur jede Neckerei. Bereitwillig gab Herr von Luck die Ehrenerklärung und Jeder verſprach dem jungen Manne, das Fräulein mit ihm zu verſöhnen: Zeichen dieſer Verſöhnung ſollte ſeyn, daß ſie wirklich ein Priſchen nahme. Ridley verabſchiedete ſeinen Jammer durch das ausgelaſſenſte Frohlocken, und ein paar Stunden ſpäter ſtanden die vier Männer vereint vor dem Fräulein. Als erwählter Sprecher berichtete ihr Herr von Luck, wie Alles ſich verwirrte und enträthſelte, und Ridley ſtand von fern, niedergeſchlagen gleich dem reuigſten Sünder. Nicht ohne Erſchütterung vernahm Minna von Seehauſen, was ſich bei Gohlis ereignete; heimlich fragte ſie dann Herrn von Luck: „Wie erbittet man ſich in engliſcher Sprache ein Priſchen?“ und als ihr die Worte im Gedächtniß hafteten, ging ſie freundlich zu Ridley und ſprach lächelnd ihr erſtes Engliſch. Hochroth und bebend griff er nach der Doſe und hielt ſie ihr hin, zierlich nahm ſie das Priſchen, und alsbald erklang die Melodie zu „Freude ſchöner Götterfunken!“ — doch wurde ſie von



einem oftmaligen Nieſen des Fräuleins und dem untermiſchten Gelächter Aller begleitet.

Wir können nicht melden, wie viele Priſchen das, ihren Prozeß gütlich endende Fräulein von Seehauſen, nachmals Miſtreß Ridley, noch genommen hat; bei den zahlreichen Jahresfeſten ihres Hochzeitstages durfte aber die Doſe nicht fehlen, und da dies Ehepaar ſich gegenſeitig die Sprachkenntniſſe vermehrte, wurde auch jedesmal Deutſch und Engliſch geſungen: „Freude, ſchöner Götterfunken!“ Gy.

Herrmann Boerhaave.



Das war im achtzehnten Jahrhundert der berühmteſte Arzt und es wird ihm noch im neunzehnten Jahrhundert ſein Ruhm nicht ſtreitig gemacht werden, wenn man nur zwei Grundſätze ſeiner Thätigkeit nach rechtem Gewicht zu ſchätzen weiß. Den Arzt nannte er den „Diener der Natur“, „ſein Amt und ſeine Ehre iſt, bei Kranken, die es nur ſind, weil ihre Natur müde geworden, dieſe zu erwecken, ſich dann von ihrer Bewegung leiten zu laſſen und ſie darin zu unterſtützen.“ Als Schriftſteller wie im Leben folgte er dem Grundſatz: „Einfachheit iſt das Siegel der Wahrheit.“ — Er wurde geboren am 31. Dezember 1668 in Voorhut bei Leyden und ſtarb am 23. September 1738. Nachdem er in der Heilkunde ſeinen Lebensberuf erkannt hatte, prüfte er alle bekannten Werke, die zum Studium der Medicin dienen können; er begann mit den zu ſeiner Zeit neueſten Lehrbüchern und arbeitete ſich zurück bis auf Hippokrates, oder eigentlich nicht zurück, ſondern hinauf bis zu dem, von ſeinen Schülern vergötterten Hippokrates. Er iſt noch jetzt, nach faſt dritthalbtauſend Jahren, eine Stütze der Heilkunde, und Boerhaave, wenn er in den Vorausſetzungen abgewichen war von den Anſichten des alten Griechen, wandte ſich ſtets wieder zu ihm hin und äußerte darüber: „Habe ich in bezüglichen Dingen zuweilen gedacht, es könne Einer doch wohl Hippokrates widerlegen, ſo iſt das meiſt mein Irrthum geweſen.“ — 1701 wurde er Lehrer an der Univerſität zu Leyden und ſtieg im Range, ſo daß er zwei Mal das Rectorat verwaltete. Auch in der Botanik und Chemie hat er ſich ausgezeichnet, und mit ſeinem Lobe verbreitete ſich der Eifer, ihn zu hören, durch alle Länder, ſo daß oft der Lehrſaal zu klein war und wiederholte Vorträge nöthig wurden für die zuſtrömenden Lernbegierigen, von denen ſich in der Folge Viele auszeichneten, vor Allen Albrecht v. Haller. Als Beweis des Eindrucks, den die Kraft und Macht ſeines Geiſtes erregte, erzählt man, daß Peter der Große, als er in Leyden ſich aufhielt, während einer Unterhaltung mit Boerhaave, wobei er dieſem die vortheilhafteſten Anerbietungen machte, heftig ausrief: „Herr, es wäre mir nicht zu verargen, wenn ich's vermöchte, Euch mit Liſt oder Gewalt nach meinem Reiche zu bringen!“ — und hinſichtlich der Verbreitung von Boerhaave's Ruf wird erwähnt, daß ein chineſiſcher Mandarin einen Brief ihm zuſandte mit der Aufſchrift: „An Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa.“ — Einverſtanden mit der Anordnung, hier auch nicht bei dem Lebensgeſchichtlichen etwa bloß nachzudrucken, was man in jedem biographiſchen Sammelwerke findet, gaben wir bereits einiges Andere und fügen Mehreres hinzu.

Boerhaave pflegte zu ſagen: „Doctor der Medicin bin ich wohl, aber Meiſterin in der Heilkunde iſt die Natur.“ — Zu Orts- und Luftveränderung rieth er den Kranken nur ſelten, ſeine Meinung war: „Dem Menſchen iſt diejenige Luft die beſte und zuträglichſte, in welcher er von der Geburt an lebte, und die Natur hat recht, wenn ſie den Grönländer im ſchönſten Erdſtrich Heimweh empfinden läßt nach ſeinen Eisfeldern, den Koſacken nach ſeinen Steppen, den Araber nach ſeiner Wüſte. Seht Euch die Weſtphalen an, die jährlich in Holland einwandern und als Arbeiter ſogar im Freien beſchäftigt werden. Sie ſind faſt Nachbaren zu nennen, und doch kommen ihrer viele geſunder an, als ſie aus der hier ſchon verſchiedenen Luft weggehen, ihr Geburtsort ſtellt dann aber das Gleichgewicht der Kräfte wieder her.“ — Seine Vorſchrift: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, ſo kannſt du aller Aerzte ſpotten“, iſt ſchon im vorigen Jahrgange dieſes Büchleins (S. 60) bei dem kleinen Aufſatz: „Geſundheit“ beſprochen, und als Seitenſtück zu dieſer einfachen Regel könnte man ſeine Aeußerung betrachten: „Der gelehrteſte Arzt nur nach Büchern, auch wenn er ihnen eigene Ideen mitgiebt, hat doch ſein Gefährliches; denn ebenſowohl Idee ohne Erfahrung als Erfahrung ohne Idee ſchlägt Menſchen todt.“

Daß er nicht ohne Humor war, iſt angedeutet durch ſeine Bemerkung: „Ich kam nach Leyden, Theologie zu ſtudiren, da hätt' ich den Acker Gottes bebaut; jetzt bin ich Arzt und muß möglichſt verhüten, daß durch meine Schuld der Gottesacker bebaut werde.“ — Humor zeigt ſich auch in folgendem Zuge. Boerhaave wurde nach einem Kloſter franzöſiſcher Nonnen berufen, weil dieſe ſämmtlich ſtets gegen Abend in Krämpfe verfielen und mehrere Aerzte vergeblich die Heilung verſucht hatten. Ein paar Tage beobachtete Boerhaave dieſe Erſcheinung, die ſich regelmäßig zu derſelben Nachmittagszeit beſtätigte; er wußte aber, daß auch eingebildete Krankheit wirkliche werden oder dafür gehalten werden könne, und urtheilte: hier ſey ein Fall der Art. So trat er am vierten Tage unter die verſammelten Nonnen, hinter ſich ſeinen Famulus, der ein Kohlenbecken trug, in welchem mehrere Eiſenſtäbchen glühten. Boerhaave erklärte nun: „ihm ſey kein anderes Mittel bekannt, als ſolch ein glühend Eiſen an die Herzgrube zu legen, was er bei der Erſten, die in Krämpfe fiele, in Anwendung bringen müſſe.“ — Er wartete vergebens: keine der Nonnen fiel in Krämpfe, und alle waren plötzlich geheilt.

Daß Boerhaave mit ſeiner Wiſſenſchaft und Kunſt irdiſch Gut in Fülle erworben hat, iſt bewährt durch den Nachlaß von zwei Millionen Gulden, und wie ſehr ihn die Stadt Leyden zu ſchätzen wußte, bezeugt ſein Denkmal, das man ihm in der dortigen Sanct-Peterskirche errichtete und dabei Boerhaave's Lieblingsſprüchlein anbrachte: „**Simplex sigillum veri**“ (Einfachheit Siegel des Wahren).

Dr. Lucae.

Die Schwäne.

Von L. M. Fouqué.

(Nicht in ſeinen geſammelten Schriften befindlich.)

Die Erinnerungen meiner Kindheit von meinem etwa dritten bis zum zehnten Jahre — ſeliges Siebengeſtirn — blühen an den Ufern des ſeeähnlich breiten, ſilberblauen Havelſtromes in der Nähe von Potsdam. Dort nun ruderten lichthelle Schwäne vielfach umher, bisweilen im Gefolg ihrer annoch dunkelgrauen Kleinen, bisweilen paarweis: Mann und Weib, bisweilen einſam in ſtolzer Sicherheit. In größeren Schaaren, wie ſonſt wohl andre Waſſervögel, erinnere ich mich nimmer, ſie erblickt zu haben. So ſammeln ſich nur die wilden Schwäne, wenn es ihnen im Wechſel der Jahreszeiten Umzug gilt nach andern, ihnen alsdann erſehnteren Klimaten hin. Die Havel-Schwäne jedoch und die auf dem nahen „heiligen See“ waren als gezähmte zu betrachten und unternahmen keine Jahrzeitwanderung. Sie ſtanden unter des großen Friedrich Königsſchutz und waren faſt zu Hausthieren geworden, angenommen, daß man den Begriff des Hauſes auf ein ziemlich umfaſſendes Rund von Himmel und Fluth und Uferſtrand ausdehnen will. Wenn man ihnen zurief: „Frankh! Frankh!“ — ich weiß nicht, woher dieſer volksgebräuchliche Name gekommen war; der Ruf: „Schwan! Schwan!“ wär' allerdings bei all' ſeinem Wohlklange zu weich und unartikulirt geweſen, um weiter hinaus vernommen zu werden — kamen ſie alsbald gegen den Bord eifrig herangerudert und ſchnappten luſtig die großen Brodbrocken auf, die man ihnen in's Waſſer zuwarf. Unzählige Mal habe ich als jubilirender Knabe an der Seite meines ſeligen Vaters geſtanden, wenn er dies gaſtliche Spiel mit den leuchtenden Beſuchern trieb.

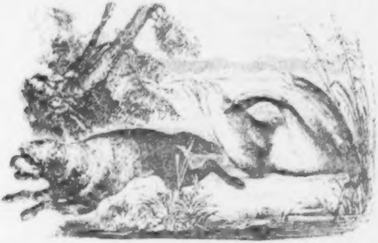
Ueberhaupt waren die Umwohner der Havel den edlen Waſſergäſten freundlich geſinnt. Ich erinnere mich der allgemein ſorglichen Bewegung im Dörfchen um meines Vaters Ritterſitz Sacro her, als ſich die Kunde verbreitete, ein Schwan ſey eingefroren während ſeines Nachtſchlummers auf der Havel, unweit des Kaninchen-Werders (jetzt Pfauen-Inſel geheißen). Das Eis hatte ſich tückiſch um den argloſen Schläfer, welcher den Kopf unter den wärmenden Fittig geborgen hielt, ſo zuſammengeſchoben, daß es zu dicht war, um im raſchen Schwimmerſchwung durchbrochen zu werden, auch wohl zu ſpitzig verwundend in ſeinen Bruchſtücken, zu ſchwach aber desgleichen, um den kräftigen Schwanenleib zu tragen, wenn der edle Gefangene ſich darauf emporſchwang, um drüberhin an eine günſtigere Stelle gehend zu gelangen. Dann brach die trügeriſche Decke wiederum zuſammen und ließ ihn in eine grundloſe Umengung niederfallen. Man that alles Mögliche, um den Schwan mit gemeinſchaftlichen Kräften loszueiſen, und es iſt auch gelungen.

Wenn aber dort der edle Flußbewohner ohne Menſchenbeiſtand muthmaßlich erlegen wäre vor der überwältigenden Naturkraft, verſtanden er und Seinesgleichen ſich deſto ſicherer zu vertheidigen gegen die Angriffe der Menſchen oder andrer Geſchöpfe. — So wollte einſt Einer aus der kräftigen Garde-du-Corps des alten Friedrich einen Schwan greifen, der etwa im guten Vertrauen dicht an das Ufer gekommen war. Jedenfalls war es damit wohl auf keinen Raub abgeſehen, ſondern nur auf ein überdreiſtes Spiel; denn der Gewinn des Siegers konnte günſtigen Falles nur unbeträchtlich ſeyn, und eine geſtrenge Strafe des Schwanen-Schutzherrn drohte im Hintergrunde. Aber auch der Spaß bekam dem Kriegsmann ſchlecht; denn der ergriffene Schwan wehrte ſich mit ſeinen Fittigen und, ſich befreiend, ſchlug er dem rüſtigen Kriegsmann einen Arm entzwei.

Auf einem kleinen Binnenwaſſer in Sacro, mit der Havel durch einen Waſſergraben verbunden, gab es ein Röhricht, eine Art von Sumpf-Inſel, und drinnen ein Schwanenneſt. Die Schwanenmutter ſaß brütend darauf — der Vater war juſt zu einer Fahrt hinausgeſegelt — als meine Eltern mit einigen Freunden am Bord hin luſtwandeln gingen. Ich, Knäblein dazumal, war denn auch mit hinausgetrabt und nebſt mir noch ein großer ſtarker Pudel, ein gewaltiger Schwimmer und ſehr kühner Burſch überhaupt, dem, beiläufig geſagt, ſein Herr, ein mitunter in Büchern leſender Livree-Jäger, den Namen „Attila“ beigelegt hatte, einſtmalen auf zufälliges Befragen wegen des Warum erwiedernd: „Ei, weil er ſo ein kapitaler Hund iſt! Und „Attila“ hieß, wie die Geſchichte lehrt, einſtmal ein gar gewaltiger König der Hunde.“ — Man ſieht: er hatte die mächtigen Hunnen oder Hennen gewaltſam um allzu viele Staffeln degradirt. — Aber zum Schwanenneſt im kleinen Weiher zurück, den ich noch in den Abendlichtern jener heitern Wandelſtunde vor mir leuchten ſehe.

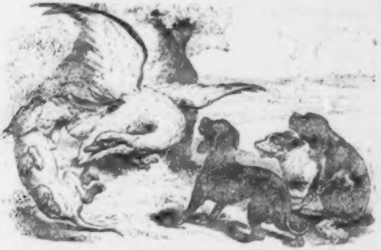
Der Hundekönig Attila, von einem neu erwachten Eroberergeiſt gefaßt, vielleicht auch nur von neubegieriger Abenteurerluſt ergriffen, ſprang plötzlich in das Waſſer und ſchwamm keck auf die Schwanen-Inſel zu. Man verſuchte den Hund abzurufen, ängſtlich wegen des

Schadens, der dem Schwanenneſt widerfahren könne, wohl auch an das Verbot des alten Königlichen Schutzherrn gedenkend. Umſonſt; der gebietende Meiſter des Hundekönigs war nicht gegenwärtig und Attila ſchwamm ſeinen Erobererweg. Da ſagte Einer aus der Geſellſchaft: „Sorgen Sie nicht um Schwan und Schwanenneſt, eher ſteht um den Hund zu ſorgen; den wird ſein Angriff bald gereuen.“ Indem auch ſegelte bereits die Schwanenmutter, nach tüchtig richtiger Kriegerliſte dem Anfall durch Ausfall begegnend, mit prachtvoll gebreiteten Luftſchwingen auf den überkühnen Hundekönig los, und von Fittigſchlägen furchtbarlich überdeckt entrann er nur heulend und



mühevoll an das ihn beſchirmende Ufer. Seinem zottigen Fell hatte er es zu verdanken, daß eben nichts an ihm zerſchmettert war. Stolz und ruhig ſegelte die Schwanenherrin in ihre Burg zurück, die lieben Kleinen zu decken, zu hegen, zu pflegen.

Viele Jahre nachher, in meinem ſpäteren Mannesalter ſchon, erging ich mich eines lichten Morgens — es war dazumal überhaupt eine gar lichte Zeit für Viele, im Jahre 1815 — mit dem Grafen Baudiſſin durch ſeinen grandioſen Park am Schloſſe Knoop im Herzogthum Schleswig. Unſre Bahn führte an einem großen ſchönklaren Weiher entlang, von einem herrlichen Buchenhain umkränzt. Neben dem Grafen gaukelten drei oder vier muntre Dachshündchen umher; plötzlich rannten ſie in die Waldung hinein und waren wie verſchwunden, aber gleich darauf hörte man unſern ihr heftiges Gebell wie zum beginnenden Kampfe. „Laſſen Sie uns eilen!“ ſagte der Graf, ſeine Schritte raſch dorthin richtend. „Mein Schwan wird an's Ufer gegangen ſeyn und wir müſſen ihn vor ſeinen kleinen Feinden ſchützen." — „Vielmehr die kleinen Feinde vor dem Schwan", ſagte ich, mit vorwärts ſchreitend. „Ein Fittigſchlag des angefallenen Helden, und es könnten leichtlich ein paar Dachshündlein zerſchmettert im Graſe liegen." — „Er iſt durch einen ungünſtigen Zufall an einem Fittig ganz und gar gelähmt, ja verſtümmelt", entgegnete der Graf. „Wenn alſo die kleinen Beſtien ihn in die ſchwache Flanke faſſen, kann man doch immer nicht wiſſen, wie es ablaufen mag."



Wir ſtanden auf dem Kampfplatze. — Die kleinen überfrechen ſchwarzen Dachshündlein hatten ihren großen lichtweißen Gegner ſo ziemlich von allen Seiten her umſtellt, wagten ſich indeß klüglicherweiſe nicht zum eigentlich unmittelbaren Angriff herzu; denn Meiſter Schwan hatte als ein tüchtiger Kriegsmann ſeine Stellung dergeſtalt genommen, daß ſein linker gelähmter Flügel unangreifbar gedeckt blieb, während der rechte kampfesfriſche Fittig bald ſtill drohend in die Lüfte emporragte, bald, wie zu rüſtiger Kampfesprüfung herausfordernd, in gewaltigen Schwingungen hin und her fuhr. Dann prallten jedesmal die kleinen ſchwarzen Feindlein um mehrere Sprünge rückwärts. Dazu der friſch ſonnige, thauglänzende Raſen rings umher, die kühlwankenden Schatten der Buchenzweige drüberhinſchwebend — hätte mir Gott die Gabe der bildlich darſtellenden Kunſt verliehen, es möchte daraus ein gar anmuthiges Landſchaftsgemälde mit ſinniger Staffirung entſtanden ſeyn. So aber blieben wir Beide nur eben im heitern Beſchauen eine Zeitlang ſtehen und prägten uns das deutſame Bild ſtill in die Gemüther, bis endlich der Graf ſeine Hündchen abrief, und wir bald darauf den Waſſerfürſten wiederum in ruhigem Stolz über den himmel-ſpiegelnden Weiher hingleiten ſahen.

Ich habe einen Wittwerſchwan gekannt, der auf dem klaren Teich eines Gartens einſam in unverkennbarlicher Trauer lebte, ſeit ihm ſeine Schwanenfrau geſtorben war. Ich kann die Trauerzeichen nicht ſo einzeln angeben. Aber nicht nur meine dichtende Seele, auch manch andre Seele, zum Theil ſelbſt von herber Natur, weit mehr durch den Verſtand geleitet, als durch Phantaſie oder Gefühl, erkannte es: hier waltet ſehnſuchtsvolle Trauer vor. Gern gedenke ich dabei der Mittheilung eines jungen geiſt- und poeſie-begabten Franzoſen: Es giebt in Frankreich Provinzen, wo man um früh geſtorbene Mädchen in weißen Kleidern trauert. Die Schwanenfrau war nun freilich kein Mädchen, aber zu früh geſtorben für ihren treuen Gatten war ſie dennoch. — Ob der Schwanenwittwer nachher eine zweite Ehe eingegangen, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Man dachte mitleidigerweiſe darauf, dem Vereinſamten eine neue Lebensgefährtin zu bieten. Einige aber, mit der Natur des Schwanenlebens näher bekannt, meinten, es komme erſt noch ſehr darauf an, ob die Braut ihm gefalle. Wie eine halb vernommene Sage klingt es zu mir herüber, man habe dennoch den Verſuch gewagt und allerdings habe der Wittwer Anfangs von erneutem Bunde nichts wiſſen wollen, ſpäterher jedoch ſey das freundliche Leben ihm wiederum aufgegangen, und er beſchiffe nun ſeine Waſſerebene mit der Gattin gemeinſam.

Aus Wirklichkeit in Sage! Aus Sage in Wirklichkeit! Es iſt der Cyclus aller Dinge hienieden. — Die wunderbar tönenden Fittigſchwingungen der in Schaaren zum Süden, und wiederum vom Süden heimziehenden wilden Schwäne, Abends wunderſam wohllautend, unſichtbarlich anzuhören durch die umdunkelte Luft — ſie ſind in der Dichtung des „Zauberringes“ geſchildert worden. Und dieſe Schilderung gründet ſich auf unbeſtreitbare Wahrheit. Ein der Naturkunde vertrauter Landedelmann, mir ein zuverläſſiger Freund, hörte einſt in den Forſten der Kurmark Brandenburg den Schwanenzug über ſich hintönen. — Ohne Zweifel hat auch dieſe Naturerſcheinung mit hereingeklungen in die Sagen vom wilden Luftjäger und ſeinem wüthenden Heer.

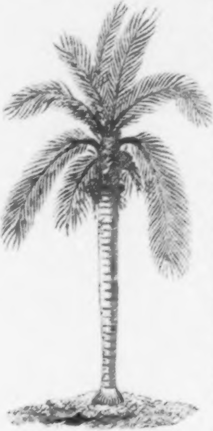
Um jedoch die Schwanenmittheilung in geziemender Milde zu enden und Sage und Wirklichkeit abermal in Eins zu verweben, werde noch bemerkt, daß die verlängſt als fabelhaft verleumdete Kunde vom Geſange des hinſterbenden Schwanes durch Beobachtung naturkundiger Reiſenden ſich als echt bewieſen hat. Zwar nicht in unſrem Klima geſchieht es, wohl aber in Arabien, daß um den todesnahen Schwan ſich mehrere ſeiner Genoſſen im Kreiſe verſammeln, während der Sterbende wunderbar melodiſche Klagelaute tönt, welche die Andern, gleichſam im Reigen, wiederholen, ohne jedoch die Anmuth des verſcheidenden Vorſängers zu erreichen, der erſt mit dem letzten Akkorde ſeine wohllautende Seele aushaucht. Man mag alsdann wohl die Zeilen eines Dichters auf ihn anwenden:

„Man hört ja nicht mehr ſingen,
Er muß geſtorben ſeyn.“

Die Wachspalme.

Die erſt im jetzigen Jahrhundert bekannt gewordene Wachspalme (**Ceroxylon andicola. Humboldt.**) erhebt auf aſtloſem Stamm ihre Krone bis zu ungeheurer Höhe und iſt ebenſo merkwürdig durch den Ort, wo ſie wächſt, als durch das von ihr geſpendete Naturerzeugniß. — Nach den Grundſätzen des Pflanzenſyſtems gehört dieſer Baum zu den Gewächſen, welche männliche, weibliche und unfruchtbare Zwitterblüthen auf einem Stamme tragen (**Polygamia monoecia**). Der gelehrte Botaniker Mutis, welcher lange im ſpaniſchen Amerika lebte, war der Einzige, welcher einige Kenntniß von dieſem Baume hatte: ihm wurde erzählt, es gebe im mittleren Amerika Palmen, die Talg oder Wachs hervorbringen. Nach ihm haben Humboldt und Bonpland auf ihrer berühmten Reiſe dieſe Palme entdeckt in Südamerika, in einem „Quindiu“ genannten Striche des hohen Andengebirges. Hier iſt ſie zu finden zwiſchen den mit Schnee bedeckten Gipfeln der Berge Tolima, San-Juan und Quindiu, an ſteilen und wilden Orten, wohin Mutis nicht kam. — Man trifft ſonſt die Palmen unter den Wendekreiſen nur bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere; die Wachspalme macht eine merkwürdige Ausnahme von dieſem Naturgeſetz. Auf den Ebenen iſt ſie faſt gar nicht zu entdecken, ſie zeigt ſich erſt auf einer Höhe von 5400 Fuß. Die genannten Reiſenden bemerkten ſie nicht ſelten in einer Höhe von 8700 Fuß, ſehr bedeutend höher, als die übrigen Gattungen dieſer Familie wachſen. Deshalb iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Baum fortgepflanzt werden könnte im ſüdlichen Europa, wo Datteln wachſen und das Thermometer ſelten bis zum Gefrierpunkte herabſinkt. —

Die Natur hat jedoch dieſem Baume nur einen engen Bezirk von höchſtens zehn geographiſchen Meilen im Umkreiſe zum Wohnplatz verliehen. **Humboldt** und **Bonpland** haben drei Jahre die Cordilleren oder das Andengebirge durchſtreift, ohne ihn je, auch auf einer gleichen Höhe, wieder gefunden zu haben. Erſterer zeichnete ihn an Ort und Stelle, und hier geben wir eine verkleinerte Nachbildung. Sie zeigt aber nur einen noch ſehr niedrigen Baum, indem der Stamm ſonſt wohl ſechs bis acht Mal höher wird, als die Blätter lang ſind. — Dieſer Palmbaum trägt auf einem Stocke ſehr äſtige Kolben, 3 bis 3½ Fuß lang, die mit weiblichen Blüthen beſetzt ſind; andere, von der nämlichen Größe, tragen an ihrem unteren Theile männliche und am oberen Zwitter-Blüthen; letztere ſind unfruchtbar. Jeder Kolben hat eine verlängerte Blumenſcheide, die ſich in eine Spitze endigt und aus einem einzigen Stücke beſteht. Die einfächerigen Steinfrüchte, von Kugelgeſtalt, erreichen im Durchmeſſer etwa einen halben Zoll. Zur Zeit der Reife färben ſie ſich violett, und dann ſchmeckt die Schale ſchwachſüß, weshalb ſie von den Vögeln und Eichhörnchen geſucht wird. Die ſehr harte Mandel hat die Durchſichtigkeit von Horn und iſt mit zwei Hüllen bedeckt; die äußere, von roſtbrauner Farbe, aderig, dick, zerreiblich, löſet ſich von ſelbſt; die innere iſt ſehr dünn, von Zimmetfarbe, und hängt genau mit der Mandel zuſammen. — Unter allen Palmen, welche die Reiſenden in den fünf Jahren antrafen, erreicht keine eine gleiche Höhe; ſie trägt ihren Gipfel 160 bis 180 Fuß hoch, und hat Blätter von 18 bis 21 Fuß Länge. **Plinius** ſpricht von dem Balken eines Lerchenbaums.



der 120 Fuß in der Länge hielt, und zu **Nero's** Amphitheater diente. **Labillardiere** führt in ſeiner Reiſe zur Aufſuchung von Laperouſe ungeheure Eucalyptusſtämme an, die er am Kap Diemen ſüdöſtlich von Neuholland geſehen hat; die höchſten von dieſen erreichten aber kaum 150 Fuß, ſo daß die Wachspalme ſie noch immer um 30 Fuß übertrifft. — Sie iſt mit vielen faſerigen Wurzeln an die Erde befeſtigt; die Herzwurzel iſt größer als der etwa 18 Zoll im Durchmeſſer haltende Stock ſelbſt. Dieſer erhebt ſich gerade in die Höhe, und die zwiſchen den Ringen von abgefallenen Blättern befindlichen Zwiſchenräume ſind gelb von Farbe, glatt wie Schilf, mit einer Miſchung von Harz und Wachs bedeckt, die eine Lage von etwa drei Linien Dicke bildet. Die Eingebornen behandeln dieſe Miſchung wie reines Wachs, und ſchmelzen es mit einem Drittheil Talg, um Wachskerzen und Lichter daraus zu machen. **Vauquelin**, der ein Fläſchchen voll davon bekam, hat die Beſtandtheile zerſetzt. Die Maſſe beſteht nach ſeinen Unterſuchungen aus zwei Drittheil Harz und ein Drittheil Wachs, doch iſt dieſes brüchiger als Bienenwachs. Die Blätter, deren Zahl nie über zehn ſteigt, ſind gefiedert. Die Blattſtiele nähern ſich der dreieckigen Form und geben an jeder Seite, von ihrem Grundhalt ab, 3 bis 3½ Fuß lange Fäden. Die an ihrem oberen Theile geſpaltenen Blättchen ſind nach unten gefaltet; die untere Fläche derſelben und die Blattſtiele ſind mit einer weißlichen, pulverartigen Subſtanz bedeckt, die ſich wie Schuppen ablöſt und den Blättchen einen ſchönen Silberglanz verleiht.

H. Stahl.

Der Tuchmachers-Sohn aus Stendal.

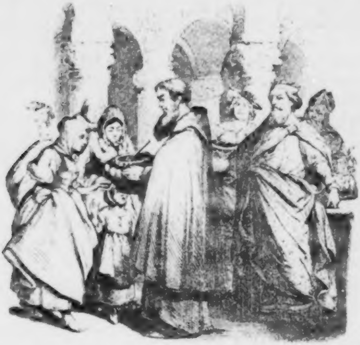
(Aus einer alten Handſchrift, angeblich nach einem Bericht von Tritheim.)

Bei meinen Reiſezügen mit dem Kurfürſten (Joachim I) erfuhr ich Mancherlei von Dietrich Kagelwied, in Stendal geboren und Sohn eines Tuchmachers. Derſelbige hatte zumal in Tangermünde gut Andenken hinterlaſſen und Zeugniß, auch der Geringe könne erhoben werden durch eifrigen Fleiß und friſchen Muth. Im Kloſter Lehnin erwarb er ſich Kenntniß von Allem, deſſen der Geiſtliche bedürftig, hat auch Jegliches ſo geregelt, daß man ihm ſämmtliches Kloſtergut zu verwalten übertrug. Da nun Kaiſer Karl der Vierte das erſte Mal in Tangermünde ſich aufhielt, beſucht er von dort mit mehreren Hofherren das Kloſter Lehnin und ward ſehr überraſcht, indem einer der Mönche, wie er nachmals erfuhr, Bruder Theoderich (welches beſagter Dietrich Kagelwied war), von ihm und Jedem des

Geleits vor dem Einlaß einen Pfennig begehrte, ſo auch gezahlt werden mußte. Auf Befragen deshalb antwortete Theoderich: „Kaiſerliche Majeſtät mag verzeihen, allhier ſoll Jeglicher, der es zu thun vermag, einen Pfennig erlegen, um Jeden beherbergen und ſpeiſen zu können, der keinen Pfennig hat, und der Deutſchen höchſte Majeſtät wird auch hier wohl gern mit rechtem Beiſpiel vorangehen.“ — Obwohl der Kaiſer mit Lachen zahlen ließ, meldete er doch dem Abt von Lehnin, was ihm geſchehen am Kloſterhof, und empfing den Beſcheid: Theoderich habe das Kloſter durch ſein Verwalten in Ordnung, Sorglichkeit und guter Wirthſchaft nicht nur der Schulden entledigt, es auch wieder wohlhabend gemacht. — Wie uns die Geſchichte meldet, verbrauchte Kaiſer Karl der Vierte viel, auch zuviel; vor dem Scheiden unterhandelte er nun mit dem Bruder Theoderich, der luſtigen Weſens war, daß er ihm folgen möge als Verwalter, und nahm ihn auch alſogleich mit ſich gen Tangermünde, wo er bei fröhlichem Gelag ſein Begegniß erzählte und den neuen Beamteten vorführte.

Es befanden ſich bei der Tafel der Geladenen nicht wenig, die Prälaten, ſo wie die Edelherren und Edeldamen aus der Nachbarſchaft. Dabei ward der Kaiſer heiteren Sinnes und ſprach unter Anderem alſo: „Nimmer ſollten bei Freudenmahlen die Frauen zurückbleiben, mit ihnen iſt's jederzeit anmuthiger und friedlicher. Wie heut, möcht' es hier ſtets ſeyn, wenn ich wiederkehre, und darauf ließe ſich ein Bündniß ſtiften, das zu benamſen wäre, ſey's auch eher thörig als weiſe. Von je hört' ich gern die Märlein des Morgenlandes; allda nennt man den widerſteuerigen Mann einen Streithahn und die liebliche Frau wird dem Reh verglichen. Demnach mein' ich nun, wir könnten unſer Bündniß Rehhahn benamſen, denn es ziemet ſich, daß im Gleichnißbilde das Holde und Schöne voranſtehe.“ Der Rede des Kaiſers ward jubelnd beigeſtimmt, und auch feſtgeſetzt, daß der Hahn ſich ſtets bemühe, dem Reh zu gefallen. — „Ei“, fragte ein Ritter, „wenn's nun dem Manne nicht gelingt, ſeiner Erkieſeten zu gefallen, wenn ſie ſich von ihm abwendet?“ — „Da mag ſich der Name ebenfalls wenden“, fiel der Kaiſer ein, „es mag den ſteifen Hahn das flücht'ge Reh hinter ſich laſſen und Jener dann Hahnreh heißen!“ Auch dieſes ward bejubelt, und ſo iſt das Wort Hahnrei entſtanden, jenes Bündniß aber, daß ich's nur ungeſäumt einſchalte, artete in kurzer Friſt durch frevle Ueppigkeit aus.

Theoderich hatte ſtill zugehört; als nun aber das Mahl zu Ende ging und viel des Ueberfluſſes vorhanden war, erhob er ſich und ſprach: „Kaiſerliche Majeſtät gedachte einer Sitte im Morgenlande; allda herrſchet die Gaſtfreiheit, und ſo bitt' ich, den Abhub von dieſer Tafel nicht der Dienerſchaft allein zu überantworten, ſondern ihn von mir theilen zu laſſen zwiſchen den Dienern und den Armen von Tangermünde, ſintemal es hier, wie ich wohl weiß, ihrer genug giebt, denen es an Sättigung mangelt. So Ihr's vergönnt, könnt' ich glauben, mein Amt als Kaiſerlicher Majeſtät ernannter Verwalter mit Gottes Segen anzutreten.“ — Der Kaiſer genehmigte Theoderich's Anſuchen, und wie der Armen bald mehrere herbeigerufen waren, wandte er ſich lachend zu den Dienern und ſagte: „Seht, der neue Verwalter fängt klüglich an, und Ihr habt ihm zu gehorſamen.“



Von Tangermünde zog Theoderich mit dem Kaiſer gen Böhmen, und der hohe Herr war ſo von ihm bedient, daß er einſah, man könne ihm mehr vertrauen, weshalb er ihn zum Schatzmeiſter und Statthalter Böhmens berief. Theoderich verfuhr auch fort und fort mit ſtrenger Redlichkeit, was allerlei Begehrlichen nicht zu Danke war, ſo daß man den Kaiſer dahin brachte, zu ungewöhnlicher Zeit durch ein Schreiben dem Theoderich Rechnung abzufordern über den Haushalt. Alsbald erſchien er in ſeiner alten Mönchskutte vor Karl dem Vierten und ſprach: „Kaiſerliche Majeſtät nahm mich in Amt aus Vertrauen, das hab' ich mir biſhero verdient und es iſt mein Beſtes; Kaiſerliche Majeſtät nimmt dies Vertrauen zurück, und ſo kehr' ich zurück wie ich kam, in dieſer Kutte. Damals waren vier Pfennige mein, laßt mir dieſe geben, dann gehört alles Uebrige, ſo ich mir erſparte, Euch, und dies iſt gegen Mißtrauen meine kurze und aufrichtige Rechnung." Der Kaiſer, von dieſer Rede innerlich ergriffen, umarmte den Theoderich bei dem Ausruf: „Bleib' hier mit ewigem Schutz gegen Deine Verleumder!" — In der Folge ſtieg der Verwalter mehr und mehr in des Kaiſers Gunſt, ſo daß von ihm letzlich Theoderich zum Erzbiſchof von Magdeburg empfohlen und hiernach von den Stimmen erwählt wurde. Solches iſt geſchehen im Jahr 1361, und auch in der neuen hohen Würde blieb ſich Theoderich treu, waltete hier nicht minder mit Sparſamkeit fördernd wie zuvor. Ihm iſt der endliche Ausbau des Domes zu Magdeburg gelungen, ſo wie Mancherlei zur weiteren Befeſtigung der Stadt, und ihm übertrug Karl der Vierte die Aufſicht, als in Tangermünde die Fürſtenpfalz zu einem größeren Schloſſe erweitert ward. Die Vollendung dieſes Baues erlebte Theoderich nicht, er ſtarb im Jahr 1367, ſehr beklagt und betrauert.

Kurzgefaßt erzählt' ich hier die Geſchichte des Dietrich Klagewied's, des Tuchmachers-Sohnes von Stendal, der aus ſeiner Niedrigkeit durch Fleiß und ſchlicht bewahrte, allgemein treuſorgliche Redlichkeit hoch erhoben wurde und mit Gottes Segen mannigfach ſegnend waltete. Laurentius Prätorius.

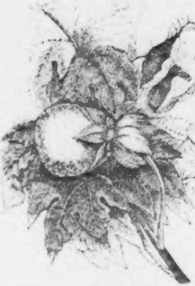
Die Baumwolle.

Eine der wichtigſten Pflanzen im Welthandel wie im Haushalte des Einzelnen iſt heutigen Tages die Baumwolle. Im Jahre 1856 ſtieg der Verbrauch des aus der Baumwollenſtaude gewonnenen Rohſtoffes, ſoweit er ſich berechnen ließ, auf 4,392,184 Ballen, und zwar wurden in Großbritannien 2,257,845 Ballen, auf dem europäiſchen Feſtlande 1,360,000 Ballen und in den Vereinigten Staaten 770,239 Ballen verbraucht. Der Verbrauch Indiens und Chinas iſt noch niemals ermittelt worden. Vor 30 Jahren verbrauchten die Vereinigten Staaten nur 100,000 Ballen; ihre Nachfrage hat ſich alſo innerhalb dieſer Zeit verſiebenfacht. Vor 20 Jahren verarbeitete das europäiſche Feſtland nur 200,000 Ballen Baumwolle; auch ihr Verbrauch hat ſich alſo in noch viel kürzerer Zeit verſiebenfacht. Die Einfuhr in das vereinigte Königreich Großbritannien betrug 1841 = 488 Millionen Pfund, 1856 hingegen 1014½ Millionen Pfund, hat ſich alſo in 15 Jahren mehr als verdoppelt. Dieſe ungeheure Steigerung in der gewerblichen Benutzung der Baumwolle während eines verhältnißmäßig ſo kurzen Zeitraums erregt unſer Erſtaunen in noch viel höherem Grade, wenn wir bedenken, daß die Baumwolle keineswegs erſt in neuerer Zeit als Webeſtoff zur Anwendung kam, vielmehr ſchon dem Alterthum als ſolcher bekannt war. Unter dem Namen **Gossipium** beſchreibt **Plinius** eine Pflanze, deren Heimath Egypten ſey und deren Frucht zu Zeugſtoffen verwebt werde. Nach der Schilderung, die er von dieſer Pflanze macht, erkennen wir darin unſre Baumwollenſtaude wieder. Die Wiſſenſchaft ließ ihr daher noch heute den lateiniſchen Namen. Im gegenwärtigen Jahrhundert jedoch gewann die Verarbeitung der faſerigen Baumwollenfrucht durch die Vervollkommnung der mechaniſchen und chemiſchen Hülfsmittel, der Maſchinen und des Färbeprozeſſes, einen ſo gewaltigen Aufſchwung, daß ſie in mehreren Ländern, ganz beſonders in England, zu dem wichtigſten Induſtriezweige und in Amerika die Staude zum Hauptartikel des Landbaus heranwuchs.

In der Natur iſt die Baumwollenfrucht, wie wir ſie in der erſten Abbildung dieſes Aufſatzes neben einer Blüthe derſelben Staude erblicken, ein faſeriges Gewebe, unter deſſen Hülle ſich die Samen befinden. Sobald die Samenkapſel reif iſt, platzt ſie mit Geräuſch, und die bisher von ihr eingeſchloſſene, ſchwellende Frucht tritt an das Licht. Für die gewerbemäßige Benutzung kommen ausſchließlich diejenigen Gattungen der Pflanzenfamilie **Gossipium** in Betracht, die zur Ordnung der **Malvaceae** gehören, und der Handel mit Baumwolle, der den zahlreichen Spinnereien das Rohmaterial liefert, hat es innerhalb derſelben wieder vorzugsweiſe mit fünf verſchiedenen Arten zu thun: dem **Gossipium arboreum**, dem **Gossipium herbaceum**, dem **Gossipium hirsutum**, dem **Gossipium Barbadense** und dem **Gossipium religiosum**.

Das **Gossipium arboreum** iſt ein dauerndes Gewächs, erreicht eine Höhe von 8 bis 12 Fuß und iſt in Egypten, Oſtindien, ſowie in einigen Gegenden Spaniens zu Hauſe. Das **Gossipium herbaceum** iſt nicht dauernd, ſondern eine Jahrespflanze, wird nur 2 Fuß hoch und findet ſich in Macedonien, auf Malta und Sicilien, in der

Fig. 1.



Levante und Oſtindien. Das **Gossipium hirsutum** oder die zottige amerikaniſche Baumwolle iſt ebenfalls nicht dauernd, wird 3 Fuß hoch und findet ſich hauptſächlich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Das **Gossipium Barbadense** oder die buſchige Baumwolle von Barbadoes wird ungefähr 4 Fuß hoch und iſt in Weſtindien und Südamerika heimiſch. Das **Gossipium religiosum** oder die gelbe Baumwolle wächſt in Oſtindien und China. Unſere Abbildung iſt **Gossipium herbaceum.**

Die Baumwollen-Erndte hängt durchaus vom Klima ab, da die Pflanze nur in den heißen Gegenden der Erde gedeiht. Wenn die in der Erndte gewonnene rohe Baumwolle auf den Markt gebracht wird, erſcheint ſie in verſchiedenen Färbungen vom lichteſten Weiß bis zu dunklem Gelb. Die Güte der Baumwolle beruht auf dem Verhältniß ihrer Weiße ſowie der Länge und Stärke ihrer einzelnen Faſern. Die dunkelſten Arten jedoch, welche aus Siam und Bengalen kommen, haben einen eigenthümlich röthlichen Schimmer, der wiederum ſehr geſchätzt wird. Die Chineſen fertigen daraus die bekannten Nankingzeuge. Von den übrigen Arten der Baumwolle eignet ſich eine Art am beſten zu Kattun, eine andere beſſer zu Mouſſeline, wieder andere am beſten zu Kammertuch, Perkal, Calico oder Cambrick, Jaconet, Organdin und wie die mancherlei Gewebe ſonſt heißen mögen.

Einige Arten der Baumwolle ſind von ſo ſchönem Weiß, daß man den Rohſtoff gar nicht bleicht und auch die daraus gewebten Zeuge nicht zu bleichen brauchte, würde das Material nicht bei dem Weben erſt beſchmutzt. Ueberhaupt iſt es ein großer Vorzug der Baumwolle vor allen anderen zu Geweben benutzten Stoffen, daß ſie nach der Gewinnung ohne vorheriges Waſchen, höchſtens nur durch den einfachſten Bleichprozeß geläutert, ſogleich in Arbeit genommen werden kann, daß ſie ſich leicht krempeln und ebenſo leicht ſpinnen läßt, und daß auch das Verweben des baumwollenen Garns zu den meiſten Baumwollenzeugen keine großen Schwierigkeiten bereitet. Nur das Echt- oder Dauerhaftfärben baumwollener Stoffe gelingt ſeltener als das der wollenen, doch hat die neuere Chemie auch in dieſer Beziehung viel gefördert. Die aus baumwollenen Zeugen gefertigten Kleidungsſtücke tragen ſich leicht und bequem.

Fig. 2.

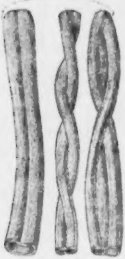
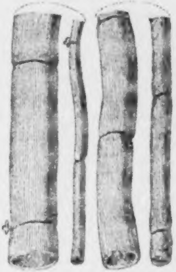


Fig. 3.



Zum Schluſſe geben wir in Fig. 2. eine mikroſkopiſche Abbildung von rohen, für die Verarbeitung vorbereiteten Baumwollenfaſern in 400maliger Vergrößerung, ſowie des Vergleiches wegen in Fig. 3. mikroſkopiſche Abbildungen von Flachsfaſern vor dem Verſpinnen (A), und von Flachsfaſern, die ſchon einmal verſponnen waren und wieder aufgedreht wurden (B), in gleicher Vergrößerung.

Die Faſern der Baumwolle ſind flach, wie gepreßt, zuweilen eckig und ſtets gewunden, während die Flachsfaſern gerade Fäden bilden. Erſtere ſchmiegen ſich daher dichter in einander, und die aus ihnen gefertigten Gewebe zeigen eben deshalb weniger Poren und halten wärmer als die Leinwand, welche dagegen durch die Natur ihres Rohſtoffes, die glatten, gegliederten Röhren der Flachsfaſer, dauerhafter und kühlender iſt. Fr. B.

Ein Komet bereiſt die zwölf Himmelszeichen.

Der Komet von 1811, wie mich die Bewohner der Erde nennen, hat ſich auf dieſem Planeten nach erhabenſtem Befehl in jüngſter Zeit umgeſchaut. Sah mich Niemand, ſo bitt' ich zu bemerken, daß ich mein Licht von einem höheren und geiſtigeren Licht empfange, was mich eben zu matt berührte auf der Erde. Sie iſt ein Planet, das heißt: ein irrender oder wandelnder Stern, demnach zeitweiſe im Tage, dann im Dunkelweſen, dies ſcheint auch ſo mit dem höheren und geiſtigen Licht, das während meiner Durchzüge des Erdballs nicht ſo ſtark war, um meine Geſtalt von Nebeldunſt und Dämmerung unterſcheiden zu können, was übrigens die Verfügung, meinerſeits ſo weit es thunlich unerkannt zu bleiben, erleichterte. Die Kometen ſind nämlich geheime Geſandtſchaften des Himmels, müſſen, wenn ſie zuweilen ihre Sichtbarkeit nicht verhindern können, über ſich zu täuſchen ſuchen, weshalb ſie ihren eigenen, oft ſehr ungleichen und doch geregelten Gang haben. Wir bemühen uns nur, dies zu verhüllen, weil kein Weltenort voraus wiſſen darf, wann wir eintreffen, ſonſt ſorgt man, daß wir die Dinge anders ſehen wie ſie ſind. Man hat indeß einen falſchen Begriff von uns, wenn man erſchrickt bei unſerm Anblick und von zu erwartendem Verderben ſpricht. Halley erachtete das verwüſtende Annähern eines Kometen an die Erde für ſehr möglich; Whiſton meinte, wir wären der Anlaß zur Sündfluth geweſen und würden künftige Urſache des einſtigen Untergangs der Erde ſeyn. Maupertuis hielt uns für äußerſt gefährlich, und ſogar Lalande konnte ſich von ſolcher Furcht nicht befreien. Das waren berühmte Gelehrte, aber ſie thaten uns in irdiſchem Irrthum Unrecht, und wir bedanken uns gebührend bei Lambert, Euler und Olbers, die uns zur Zerſtörung weder die Kraft noch die Bosheit zurechnen. Wir dürfen ſagen, daß wir artig und vorſichtig ſind, wie es Geſandten ziemt, zumal denen, die von der allmächtigen Majeſtät ausgeben.

Ausplaudern dürfen wir begreiflich nicht viel, und was etwa verlautet, geſchieht im Vertrauen auf Freundlichkeit. — Den Einfluß der verſchiedenen Dinge leugnen wir nicht, und jede Lage hat ihre Wirkung, die ſich wieder durch jene bedingt oder entſchuldigt. Wenn — zum Beiſpiel — die Weltaxe gegen den Horizont der Erde eine ſehr ſchiefe Linie hat, ſo iſt es natürlich, daß ſich da viele Schiefheiten erzeugen und entwickeln. Wird jedoch jedem Bewohner allnächtig die prächtig geſtirnte Himmelskugel ſo erſcheinen, daß ſie ſich von Oſten nach Weſten wendet — denn ſie geht vom Urlicht aus — ſo iſt es dagegen zweckmäßig, daß die Erde ſich vom Weſten gegen Oſten dreht, um gelegentlich wieder mehr Urlicht aufzunehmen, wovon ihr viel verloren ging. Man weiß ja obenein, daß vom Weſten nie viel Gutes kam, man auch bei Abendwind immer ſchlechte Witterung vorausſieht. Möge es gelingen, den Urquell des Lichtes ſtets reichlicher auf die Erde ausſtrömen zu laſſen, denn trotzdem, daß ſie durch ihre Aſtronomen zum ſiebenten Planeten ernannt iſt, will ich doch nicht glauben, daß die Erde eine böſe Sieben ſey.

Dies ſchrieb ich vor der Abreiſe und bezeuge zum Abſchied noch meine Artigkeit. Die Himmelszeichen werden von Weſten nach Oſten, von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche herumgezählt, ſie würden für mich und auf meiner Bahn mit dem Widder beginnen und mit den Fiſchen enden. Ich nehme aber in meinem Schweifgepäck einen Volks-Kalender mit, folge deſſen Anordnung, und melde demnach:

Vom Waſſermann bis Steinbock
Will flugs die Bilderſterne
Inmitten ich beſchauen,
Und nicht nur aus der Ferne.

Der Waſſermann.

Die Namen der Himmelszeichen erbten wir von den Egyptern und der Waſſermann bezeichnete ihnen für ihre Zone den Juli und Auguſt, die Zeit, in welcher die Anſchwellungen des Nils erſolgen. Nach der Griechen-Sage iſt der Waſſermann Ganymed, vormals Mundſchenk der von den Menſchen erſonnenen, und demnach mit Recht verſchollenen Götter. Ganymed mag ihnen ihren Wein, den Nektar, verwäſſert haben, und muthmaßlich deshalb fand ich viele Weinhändler hieher in eine Strafanſtalt verſetzt. Am Himmel greift der Waſſermann nach dem Steinbock, oder, wie alte Urkunden ſagen, der Steinziege, entweder weil ihm Milch lieber iſt als Waſſer, oder weil er ſie auch verwäſſern will. Ich muß beiden Meinungen zuſtimmen, da ich hier neben den Weinhändlern auch nicht wenige irdiſche Milchverkäufer als Büßende antraf. Der Waſſermann iſt indeß nicht nur auf das Schlimme eingerichtet. Zu ſeinem Sternbereich gehört der „Pegaſus“ mit den Anſiedlungen echter Dichter, die durch eigene Schwungkraft ſich zu erheben vermochten, wogegen man Alle, die ſich nur einbilden, Dichter zu ſeyn, bekanntlich die Mehrheit, in einer Heilanſtalt beſuchen kann. Sie werden dort zu ihrer Stärkung der ſchärfſten Waſſer- oder eigentlich der Schwitzkur unterwerfen; ſie müſſen Waſſer zutragen im Siebe, wodurch ihnen ſprüchwörtlich gleichſam das Waſſer zu Waſſer wird und nur ihr Schweiß übrig bleibt. So büßen ſie Reimwaſſerfluthen ab, die in Quälerei nicht minder ohne Grund wie ohne Gründlichkeit entſtanden. — Philoſophen fand ich ebenfalls in der Strafanſtalt, ſolche, deren Ruf ohne Ruhm iſt, die den einfachen Geiſt und die ſchlichte Erfahrung durch Wortſtröme verwäſſerten und nun wechſelweiſe Reden halten müſſen über den Spruch des Sirach: „Als ich noch im Irrthum war, konnt' ich auch viel lehren, und war ſo gelehrt, daß ich nicht Alles ſagen konnte.“

Fiſche.

In Egypten ſind während des Auguſts und Septembers die Flüſſe ſehr fiſchreich, und danach gab man dem Himmelszeichen ſeinen Namen. Den Griechen waren die Fiſche jene, in welche ſich bei einer Gefahr am Euphrat Venus und Amor verwandelten. Dies hat etwas für ſich, denn ich gewahrte dort viele erkaltete Liebes- und Eheleute, und noch Manche, die ſich der kalten Fiſchnatur befleißigten, darunter in größter Anzahl Wucherer, Geizige, mit der kühlſten

Schlauheit begabte Verführer der Weiber, die in dieſem Sternbild gänzlich fehlen, wegen des geſetzlichen Schweigens. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Allen, die im Irdiſchen faule Fiſche aufgetragen, oder im Trüben gefiſcht haben, an dieſer Stätte auch ihr Höllenplätzchen angewieſen iſt. Ebenſo dergleichen Pfiffigen, die ſich Anderer Verdienſte anmaßten, die eigenthümlich beſtraft werden: ſie müſſen bereits geſottenen Fiſchen das Schwimmen lehren. Da jedoch jedes Sternbild auch ſein Paradies hat, findet man in dieſem die ſtrengſten Katholiken, weil hier niemals Mangel herrſcht an Faſtenſpeiſe. Auch Denen, welchen amtlich die Eheloſigkeit auferlegt wurde, bleiben hier die Anfechtungen fern, da, wie ſchon bemerkt, die Weiber ausgeſchloſſen ſind, das herrſchende Schweigen aber den Karthäuſern günſtig iſt.

Widder.

Den Namen gaben die Egypter, weil ſie im September und Oktober ihre Heerden auf die Weide führten. Nach Angabe der Griechen rettete der mit dem goldenen Vließ geſchmückte Widder den Phryxos, und dieſer opferte das ihm wohlthätige Geſchöpf dem Kriegsgott, ſpäter aber raubte Jaſon das goldene Vließ. Das Alles geſchah, obwohl der Widder unter dem Schutze der Minerva ſtand, deren Bildung ihr jedoch die Mittel der rohen Gewalt verſagte. Der Widder hat ſich wahrſcheinlich kräftig gewehrt, weshalb die Römer, die ihn mit dem Worte „aries“ nennen, damit zugleich eines ihrer Kriegsgeräthe, den Mauerbrecher, bezeichnen. Mit Rückſicht auf die erwähnte Lebens- und Leidensgeſchichte des Widders fand ich in deſſen Herrſchgebiet, wo man aus der Gleiche des Tages und der Nacht ſich mehr zu jenem wendet, den zahlreichſten Verein von Undankbaren und Raubſüchtigen, die zur Strafe täglich ſich gegenſeitig mit den einſt unterdrückten und nun verhundertfachten Schlägen des Gewiſſens peinigen müſſen. Auch ſah ich Diejenigen ihre Köpfe gegeneinander ſtoßen, die im Irdiſchen mit dem Kopfe durch die Mauer wollten und darüber den Kopf verloren, den ſie geiſtig vorher ſchon verloren hatten. Sie ſind zumeiſt ſchuld an der troſtloſen Wahrheit des Spruchs:

Das Gute breitet ſich nur langſam aus,
Das Schlimme iſt gleich allerwärts zu Haus!

Jetzt haben ſich dieſe Hirnerſchütterer im Widder durch ſtetes Boxen Kopf gegen Kopf dieſen ſo abzuhärten, daß man ſie bei etwaigem Kriege wirklich als Mauerbrecher anſtellen kann.

Stier.

Zur Bewäſſerung der Felder ſetzten bei den Egyptern im Oktober und November Stiere die Schöpfräder in Bewegung, deshalb wurde ihnen ein Sternbild zuerkannt. Den Griechen war der Sternſtier der, in welchen ſich Jupiter verwandelte, als er die Europa entführte, die einem Erdtheil den Namen gab und der jenes Abenteuer nicht den Ruf verdarb, da die ſo heißende Erdabfügung noch immer den Vornamen Jungfrau bewahrte bei unverkennbaren Altersübeln. Der griechiſche Stier ſtand unter dem Schutz der Venus; daß dies ein Sittenzeugniß iſt für die Jungfrau Europa, will ich weder behaupten noch beſtreiten. — In den Räumen des Stierſterns beläſtigte mich ein ungeheures Gewimmel von Leuten des Widerſtandes, oder, um mit den Deutſchen zu reden, der Oppoſition. Im Stier befinden ſich aber nicht Widerſtändige edler Art, die mit Muth für das Rechte kämpfen, ſondern nur ſolche Mitglieder der Oppoſition, die zur Unart gehören, die nur Widerſtand üben aus Luſt zum Widerſtande, die im Stier- oder Starrſinn verknöcherten und ſich erhaben glauben durch den Wahn, daß, weil einmal ein Gott Stier war, müſſe jeder Stier ein Gott ſeyn. Im genannten Sternbilde miſchte man dieſe Widerſtändigen unter die wirklichen Stiere, hoffend, ſie würden dort an Milde gewinnen, ſie machten aber im Gegentheil die Stiere nur ſtreitſüchtiger und ſtößiger, ſo daß man genöthigt war, die anſteckend gewordenen Widerſtändigen aus jener Bildungsanſtalt zu entfernen und ſie ſich ſelbſt zu überlaſſen. Sie beſchäftigen ſich nun ewig mit Stiergefechten unter greulichem Lärm und Gewirr, ſo daß ich mich glücklich pries, als ich nach pflichtgemäßer Anſicht vorüber und weiter ziehen konnte.

Zwillinge.

Nach Berechnung der Egypter wurden im November und Dezember verhältnißmäßig die meiſten Menſchen geboren, das wollten ſie andeuten mit dem Sternzeichen der Zwillinge. Den Griechen ſind ſie Caſtor und Pollux, das Sinnbild brüderlicher Liebe, der Leitſtern auf allen Wegen, und die Chriſten heiligten ſie mit den Namen Frieden und Segen, die eine Zwillingsgeburt ſind. Während meiner Anweſenheit in dieſem Geſtirn hatte Alles einen ziemlich ruhigen Gang, ſogar bei den Zwillings-Aerzten, genannt Allopathen und Homöopathen. Sie lernen hier, daß ſie einer und derſelben Geburt ſind, ſich alſo brüderlich zu lieben und zu erkennen haben: der Natur gehörte ſtets das erſte Recht auf die Pathenſtelle, wenn ein Kranker dem Tode entronnen, ihm gleichſam neues Leben entſtanden war. — Eine Zuchtanſtalt fehlt indeß doch nicht im Stern des Brüderpaars, nämlich für die Ichlinge, die Zwillingsgeſchöpfe wurden durch Doppelzüngigkeit, die allzeit mit Zwittergeſinnung zweilarvig erſcheinen und für ſich wirken nach ihrer Rechts- und Linkslehre:

Bei Klugen ſtelle dumm dich an,
Den Klügſten werde klüger;
Das machet dich zum großen Mann,
Beliebt auch als Betrüger.

Dieſe Sorte von Zwillingen hat in deren Sternbereich einſame Haft, weil es gefährlich iſt, mit ihnen umzugehen, und bei ihnen ja ohnehin eine Larve der andern Geſellſchaft leiſten kann.

Krebs.

Im Dezember und Januar geht in Egypten die Sonne rückwarts, deshalb bezeichneten ſie dies Geſtirn mit dem Namen Krebs, den die Griechen für jenen erklären, der eine vom Jupiter aus ſträflicher

Abſicht verfolgte Nymphe in der Flucht aufhielt. Dieſes Sterngebiet faßt die Sonnenwende in ſich, welche das Licht verkürzt; es iſt übermäßig bevölkert durch Alle, die der Sitte den Krebsgang bereiten, die Erleuchtung mit der Kapuze auslöſchen möchten, was ihnen etwa ſo gelingen dürfte, als wollten ſie den Krebs im Waſſer erſäufen. Das konnte nur Dünkelhaften einfallen, die vermeinen, ſie erſt lehrten dem Fiſche das Schwimmen und der Schwalbe das Fliegen; für eine Weile täuſchen aber freilich ſogar dergleichen Verſucher die blinde Menge, der durch ihr eckig Wiſſen die Welt überall zu rund iſt. Zu Denen, die aus dem Irdiſchen in den Stern des Krebsganges verſetzt wurden, gehören auch Jene, die den hundertjährigen Kalender des Herrn Dr. Mauritius Knauer nicht vergeſſen lernten, obwohl er ſchon darin log, daß er ein Prophet auf hundert Jahre zu ſeyn verſprach, und doch nur von ſieben zu ſieben Jahren immer daſſelbe Wetter verkündigt, wodurch die unglückliche Sieben ſprüchwörtlich als ärgſte Lügnerin in den übelſten Ruf gekommen iſt. Da nun zu dieſen Haufen von Krebsgängern noch die Schaaren der Lehrer kamen, von denen zu wünſchen war, ſie hätten ſelber beſſere Schule gehabt, ſo ergiebt ſich ohne Weiteres, daß der Krebs bei ſeiner Bevölkerung gewaltig um ſich gegriffen hat, ohne andre Welttheile von den Krebsſchäden zu befreien.

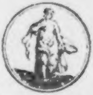
Löwe.

Weil die Löwinnen im Januar und Februar zum Schutz ihrer Nachkommenſchaft ſich ſehr grimmig erwieſen, haben Schreck und Furcht der Egypter dem Löwengeſchlecht ein Sternbild geweiht, das ſich die Griechen aneigneten hinſichtlich des im Nemeiſchen Walde vom Herkules erlegten Löwen. In ſeinem Beſitzthum fand ich das Jenſeits für Schauſpieler, die ſich einer ſolchen Zukunft theilhaftig machten durch Gebrüll in Rollen der Helden und Liebhaber, dann verſchiedene Perſonen, die ſich abwechſelnd des Fuchspelzes und der Löwenhaut je nach ihren Vortheilszwecken bedienten. Auch fehlten nicht die „Löwen" der Stutzerſchaar, die ſich nach dem Modelärm kleiden, den Marktſchreier in die öffentlichen Blätter treiben, weshalb überhaupt alle Zeitungsbrüller aus dem Irdiſchen im Löwen-

Univ. Bibl.
München

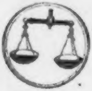
bereich ihren Tummelplatz empfingen. Sie müſſen dort glänzende Anzeigen liefern für Nichtsnutziges, tauſendfach veränderte Wandlungen über den Erfahrungsgrund:

Durch der Handelspfiffe Lobgebrüll
Wird zum Schatz den Narren ſelbſt Gemüll.



Jungfrau.

Nach der Erndte im Februar und März brachten Jungfrauen Aehren den Gottheiten der Egypter, und ſo ward die Jungfrau ſinnbildlich Geſtirn des Erndteſegens. Die Griechen ſagten ſich, es ſey Aſträa, Göttin der Gerechtigkeit, die zum Himmel zurückkehrte, als ſie wahrnahm, daß die Ungerechtigkeit nirgends zu verjagen ſey. Man darf bei genauer Betrachtung den Egyptern und den Griechen beiſtimmen. — Das Jungfrau-Bild hatte ſonſt eine Aehre in der Hand, legte ſie aber beiſeite, weil man dies in neueſter Zeit ſo auslegte, als begünſtige ſie den Kornwucher, begünſtige Leute, die im Ueberfluß leben von Erndten, ohne geſäet zu haben, und von jedem Biſſen der Armuth drei Theile ſich vorwegnehmen. Die Jungfrau möchte aber gern Gattin des Rechts ſeyn, hat auch in ihrer Nähe die Waage, wird alſo hoffentlich danach greifen, was ſie zu verſprechen ſcheint, indem ſie eine Hand auf die Bruſt legt. Doch verſpricht ſie zugleich mehr; ſie öffnet ihr Reich allen Schweſtern, die irgendwo ſelbſt- oder widerwillig ehelos geblieben ſind, und ſagt ihnen: „Die Lieb' allein iſt's, die den Himmel findet, doch Liebe nur, die ihn für And're ſucht!“



Waage.

Hier waltet die Herbſt-Tag- und Nachtgleiche; die Egypter bezeichneten mit der Waage das Gleichgewicht und ließen ſie herrſchen im März und April. Die Griechen, ähnlichen Glauben annehmend, machten die Waage zum Sinnbild der Gleichheit vor dem Geſetz, zum Merkzeichen der Aſträa, der Jungfrau, zu deren Füßen die Waage liegt. Möge ſie bald und ſtets in ihren Händen ſeyn! — damit ſich die Güter der Erde verhältnißmäßig gut vertheilen, und es hinfällig ſey, wenn man ſagt:

Die viel brauchen und wenig thun,
Beſtehlen den Fleiß, um faul zu ruh'n!

Möge ſie, in Betracht deſſen, daß je ſchlauer das Weltleben, je fruchtbarer und ſchwerer die Sünde, an richtiger Stelle ſtrafen, und wenn ſie das Sittliche und Geiſtige wägt, nicht geſtehen müſſen: die höchſte Wahrheit ſey, keine Wahrheit geb' es nicht mehr. — Von Bewohnern ſah ich in der Waage nur wenige, weil es nur wenige Geſchöpfe, ebenſo nur wenige Zuſtände giebt, die mit ſich im Gleichgewicht ſind, und Alle, die mit falſcher Waage verkehren, finden begreiflich bei deren Prüferin keine Aufnahme.

Scorpion.

Im April und Mai zeigten ſich in Egypten die Scorpionen ſehr vermehrt, und wie durch Furcht Götter gebildet wurden, ſo auch Namen der Sterne. Die Griechen meinten, es ſey die Rede von dem Scorpion, den die Erde dem Orion ſandte, dieſen zu tödten, weil er ſich vermeſſen hatte, alle ſchädlichen Thiere zu vertilgen, was die Jagdluſtigen ſammt ihrer Göttin, der Diana, ſehr übel vermerkten. Demnach muß der Erdplanet mehr als einen wilden Jäger haben. Der Scorpion breitet ſich dicht hinter der Waage aus, nach deren Schaalen er krallt, als wolle er das Recht zerſetzen oder vergiften. In ſeinem Gebiet ſchlängelt ſich ſtets ein wirriges Gewimmel, es iſt das Jenſeits aller böſen Zungen, die kaum in der Wiege fromm waren, demnach trotz der fünfunddreißig Vorſtadtſterne dicht bewohnt, und man hält dort Alles für unſchuldig, was man ſich zu erlauben beliebt. Mit Fug nannten deshalb die Griechen ein Kriegsgeräth, das vermöge eines Drucks eine Menge von Pfeilen nach allen Seiten ſchleuderte, Scorpionen, und bei den Juden hießen

Scorpionen ſolche mit Spitzen begabte Peitſchen, die den Engländern zum Muſter ihrer Neunſchwänzigen dienten. Obwohl man mir im Scorpion ſehr höflich that, war ich doch bei dem Scheiden am froheſten, empfahl dem Scorpion Liebe und Heiterkeit als Oberwächterinnen, ſchüttelte mich, ſah mich um und rief zurück:

Vor Augen gut, falſch hinterrücks,
Iſt Plan des Höllenmeiſterſtücks!

Schütze.

Die Gazellen-Jagd im Mai und Juni ſoll den Egyptern Urſache geweſen ſeyn, bei den Sternen auch einen Schützen zu haben. Den Griechen war es Chiron, ein Muſter in Wiſſenſchaften und Künſten, dann des Friedens und des Krieges; er hatte viele berühmte Schüler, wirkte bis zu hohem Alter, überzeugte ſich aber immer mehr, daß man auch Wiſſenſchaften und Künſte oft genug zum Verderben anwandte. Darüber traurig und lebensſatt, bat er um den Tod; Jupiter gewährte ihn durch die Pfeile des Herkules und verſetzte den Chiron unter die Sterne. Nach einer andern Sage iſt der Schütze Krotus, jagdkundiger Sohn der Mutter, welche die Muſen ernährte. Jedenfalls verdanken die Griechen mit dem Schützen ein richtiges Zielen und Treffen und bezogen es hauptſächlich auf geiſtige Zwecke, wobei aber freilich der unangenehmen Erfahrung des Chiron nicht zu entkommen iſt. Wahrheitsfreunde, Offenbarer, Schriftſteller und allerlei Beamtete, die geraden Weges dem Ziele des Schönen und Tüchtigen nachſtreben, ſie werden in Ehren aus dem Irdiſchen nach dem Schützen berufen, man ſieht ihrer jedoch nur eine geringe Anzahl. Dagegen trieb ſich eine ungeheure Menge Derer herum, die entweder nie ein Ziel hatten, oder durch Trug und Liſt Diejenigen verdrängten, die es durch redliche Geſchicklichkeit erreicht hatten. Jene Unwürdigen müſſen nun täglich Schießübungen halten, ohne jemals zu treffen; dann entſteht aus jedem Pfeilſchwirren ein Sumpfpflänzchen und die Pfeile fliegen in Sumpf und Moder. Man müßte ſolche Schriftſteller, die in der Literatur und auf der Bühne die Sinne beſchmutzten, die Pfeile wieder herausſuchen, den Schmutz abwaſchen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] [illegible]

Aus
den Aufzeichnungen eines [illegible]

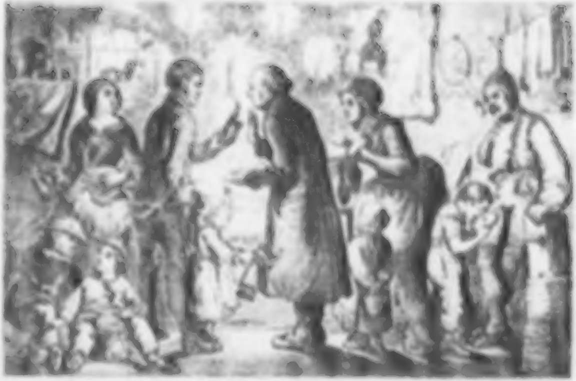
[illegible]

[illegible]

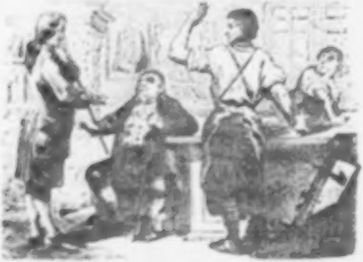
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]



und Holzſtöße. Ich war ſelbſt bei mehreren Verſammlungen zugegen, und hörte unter Anderem von meinem Vater eine Rede, die ungefähr ſo ſchloß: „Wir wollen nicht auf Solche hören, die über den aus reiner Liebe zur Erleuchtung in Glaubensſachen freimüthigen Monarchen geifern, wir wollen uns in ehrlicher Beſcheidenheit ſagen, daß die Vorſehung unſern Beherrſcher mit außerordentlichen Gaben und Seelenkräften ausrüſtete, man daher nicht nur ein ſchlechter Unterthan des Königs, ſondern auch Gottes ſey, wenn man den ſichtbaren Stempel einer höheren Macht und deren Beruf zur Läuterung nicht auch im Geiſtesreiche anerkennen mag." Dieſe Aeußerung war an meinem Vater um ſo mehr ſchätzenswerth, als er den ererbten Glauben, den gar Mancher nur heuchelte, noch einfach kindlich tief im Herzen trug, obwohl nicht ohne Freiheit. Auf Streit über Religion ließ er ſich nur ungern ein, wendete ſich auch bald ab, meiſt mit dem Sprüchlein: „Wie's ihm innen reift, ſo Jeder begreift!" — Als einſt unſre Nachbarn links und rechts, ein etwas freigeiſtiger Kämmerer und ein altgläubiger Bäckermeiſter, in unſerer Werkſtatt ſtritten, dann meinen Vater in ihr Gerede hineinziehen wollten, ſagte er trocken: „Wer ſich im Denken und Thun ohne Nothwendigkeit beſchränken läßt, iſt kein Mann, und wer ſich nicht ſelber beſchränken kann, iſt auch keiner", und ohne ſich weiter einzumiſchen, arbeitete er ungeſtört mit dem Schlaghammer derb in den ihm widrigen Streit hinein.

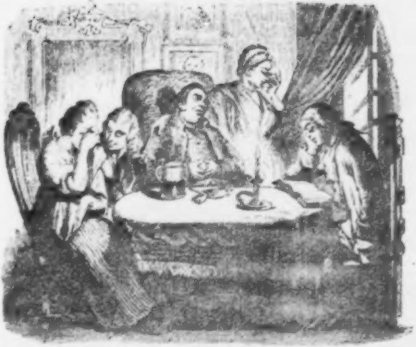


Daß mein Vater an Schriften und Nachrichten über Friedrich den Großen Alles ſammelte, deſſen er habhaft werden konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Als der im Großen und Kleinen gefällige Gleim — durch Vermittelung des Kammerraths Eichholz in Halberſtadt, der unter dem Titel „der Bürger" eine Wochenſchrift herausgab, die mein Vater hielt — ihm die eigenhändige Unterſchrift des Königs ſchenkte, war bei uns Freude in Fülle, und es wurde ein eigenes Futteral dazu gemacht. Zunächſt war er dann ſtolz auf bedeutende Männer, die ſeiner geliebten Harzheimath entſtammten oder in ihr wirkten. Daß Klopſtock in Quedlinburg zur Welt kam, rechnete er der Stadt und ſich mit zur Ehre, um ſo mehr, da er denſelben Geburtstag (2. Juli) hatte, weshalb das kleine Abendfeſt ihm die Klopſtocks-Feier hieß. Den Dichter J. F. Löwen, in Clausthal geboren, M. G. Lichtwer und J. B. Michaelis, Beide Dichter in Fabeln und Anderem, Schnabel in Stolberg, der ein „ſittliches Leſebuch", betitelt „Felſenburg", geſchrieben hatte, ſie und noch Mehrere hörte ich oft mit Achtung bei uns nennen. Wie ſteten Antheil er überhaupt der Literatur widmete, deren Zeit des Aufſchwungs er in ihrer ganzen Ausdehnung erlebte, wird ſich ſpäter deutlicher und umfaſſender ergeben, ebenſo, wie er bei Ereigniſſen anderer Art ſich benahm.

Bevor ich nun auf meine Lehrzeit komme, ſchildere ich die Verhältniſſe in der Familie. Neben der Schule hatten ich und meine Schweſter, die faſt vier Jahre weniger zählte als ich, nicht nur im Lateiniſchen, ſondern in Mancherlei, Unterricht vom Vater. Gegen die franzöſiſche Sprache zeigte er aber eine unüberwindliche Abneigung, und wenn er darüber ſprach, äußerte er ſich kurz ungefähr ſo: „Ich wüßte nichts mit dem Elend zu vergleichen, das die franzöſiſche Sprache und mit ihr eine gepflegte Vorliebe für alles Franzöſiſche über Deutſchland gebracht hat. Auch ſind in Frankreich Bücher in Umlauf, die nach vielen Seiten hin Gefahr ausbreiten und wahrſcheinlich noch verderblicher werden, beſonders was Sittlichkeit und Gehorſam betrifft. So lange ich's hindern kann, ſollen meine Kinder alſo nicht Franzöſiſch lernen; würde es von dir, Otto, in reiferen Jahren einmal für nothwendig erachtet, ſo iſt, wie ich weiß, dieſe Sprache leicht zu faſſen, und in der Zukunft wirſt du ja hoffentlich Verſtand genug haben, um bei dem Leſen franzöſiſcher Bücher eine richtige Auswahl zu treffen." Meine Mutter entgegnete eines Abends darauf: „Unſer geliebter König ſchätze doch vornehmlich die franzöſiſche Sprache!" und der Vater antwortete: „Das mußte er in ſeiner Jugend einſaugen; mich freut es aber ſehr, daß Gellert ihm geſagt hat: „Euer Majeſtät ſollten den Tacitus nicht in franzöſiſcher Ueberſetzung leſen, wir haben eine gute Verdeutſchung und die franzöſiſche Sprache verunſtaltet Alles, beſonders das Kraftvolle"; ſeit der Zeit nahm der König beſſere Kenntniß von deutſcher Literatur." — Im Clavierſpiel unterrichtete uns meine Mutter, eines Cantors Tochter, doch beſchäftigte ſie ſich weniger mit mir als mit meiner Schweſter, indem auch hier der Vater eingriff mit der Aeußerung: „Dem oft einſamen Weibe und überhaupt ihren Gefühlen iſt die Muſik zuträglich, den Mann verweichlicht es leicht und thut ſeiner Geſchäftszeit Abbruch, wenn er ſich in allerlei bloßen Klang verliebt; er hat allenfalls genug, wenn er mit friſcher Kehle ſich dies und jenes Lied zur Erholung und Erheiterung zu ſingen vermag."

Wir lebten ſehr einfach, des Morgens gab es noch die Bierſuppe, Mittags Gemüſe und Fleiſch, Abends Butterbrod und Käſe, ſonſt keine Mahlzeit, und Kuchen kam auch nur ausnahmsweiſe, nicht immer, an Feſttagen in's Haus, wo dann eine Flaſche Wein nicht fehlte. Zur Erholung gingen wir faſt täglich, wenn nicht gar zu üble Witterung hinderte, nach dem Brühl, einem Wäldchen vor der Stadt, und gewöhnlich waren Nachbarskinder unſre Begleiter, von denen ſich der Sohn des Bäckermeiſters, der etwa zwei Jahre älter war als ich, ſehr meiner Schweſter anſchloß von ihrer Kindheit auf. Sonntags beſuchten wir ſämmtlich die Kirche, nicht ſtets dieſelbe; wir wechſelten zumeiſt mit der Benedicti-, Aegidii- und Nicolai-Kirche. War aber einmal übermäßig zu thun in der Werkſtatt, blieb's in ihr Sonntags ebenfalls emſig; „auch dann, ſo es durch Eines oder das Andere dringend, fleißig arbeiten für die Seinen iſt Gottes Gebot und demnach Gottesdienſt", ſagte uns der Vater. Da falzten, wie es öfter in Mußeſtunden geſchah, die Mutter, Ulrike und ich die Bogen und griffen nach Kräften anderweitig zu.

Im Jahre 1760 wurde ich als Lehrling eingeſchrieben, doch ſetzten zugleich zwei Lehrer des Gymnaſiums (im ehemaligen Franziskaner-Kloſter) den Unterricht bei mir fort, wobei die Schweſter Antheil nahm. Jetzt durfte ich auch mehr deutſche Bücher leſen, was wir bequem hatten, weil mein Vater eine ſogenannte Umlaufs-Leſegeſellſchaft für die Stadt und Umgegend errichtete, demnach faſt jedes neuerſcheinende Buch von Bedeutung uns vorlag. Welch ein Drang nach dem Leſen aber damals entſtand, ergiebt ſich daraus, daß mein Vater wegen der überhäuften Beſchäftigung in der Werkſtatt etwas Acker und Wieſe, die uns gehörten, verpachtete, um uns Alle bei dem Bücherbinden zur Hülfe zu haben, ja, es wurde noch zuweilen ein Geſell angenommen. Unvergeßlich iſt mir die Zeit, als Geßner's „Idyllen", Jung-Stillings Schriften, ſeine „Jugend", „Jünglingsjahre", „Wanderſchaft" und „Geſchichte des Herrn von Morgenthau", dann „Werther's Leiden" und „Siegwart" in unſre Gegend kamen — letztere nahe der achtziger Jahre. Viele ſtädtiſche und ländliche Familien betrachteten dieſe Bücher als zu hütende Schätze. Beſonders konnten ſich Mädchen und Frauen nicht von den letztgenannten Romanen trennen, wir erhielten ſie meiſt ſchon ſo zerleſen, daß wir doppelte Mühe mit dem Einband hatten, und täglich hörten wir in der Werkſtatt weibliche Nachfragen: ob wir noch nicht fertig wären, wenn wir oft erſt ein paar Stunden zuvor die zerknitterten und theilweiſe zerriſſenen Heftbände empfangen hatten. Dazu geſellten ſich die Nichtwohlhabenden, um für einen Leſepreis ſich der Bücher auf ein paar Tage zu bemächtigen. Genug, wir wurden beſtürmt, als hätten wir in theurer Zeit Brod abzulaſſen, ſolch ein Leſehunger war eingebrochen, und nie habe ich wieder Aehnliches erlebt, denn ſelbſt der Eifer, mit dem die Schriften von Auguſt Lafontaine geleſen wurden, iſt Kaltſinn dagegen. Mag man darüber denken, wie man wolle, der „allgemeine Eindruck des Siegwart" war jedenfalls geeignet, das Andenken des Verfaſſers dort zu ſichern, wo er beerdigt iſt. Dies war ſchon nicht mehr ſo auf dem Kirchhof in Ulm, vierzehn Jahre nach ſeinem Tode, denn Matthiſon berichtet uns: „Niemand konnte mir die Stätte zeigen, wo ſie die Reſte des lieblichen Sängers, von deſſen Liedern ſogar im Munde des Volks noch manche fortleben, der Erde wiedergaben. Nicht einmal ein ſchlichter Sandſtein macht das Grab Johann Martin Miller's kenntlich, der im Bundesvereine mit Bürger, Voß, den Stolbergen und Hölty zur Herbeiführung einer der erfreulichſten Epochen vaterländiſcher Poeſie nicht unkräftig mitwirkte." Um ſo lieber erinnere ich an die Zeit, in der Miller ein Liebling des deutſchen Volks war. — Wir ſelber — Ulrike war damals im achtzehnten, ich im zweiundzwanzigſten Jahr — ſaßen des Abends vor „Werther" und „Siegwart", ich, der Vorleſer, wurde aber oft vom Schluchzen geſtört. Dann trat eine Unterbrechung ein, um uns ſatt zu weinen, und der Bäckersſohn — ſelber in Thränen — bemühte ſich dabei, Ulriken zu tröſten, die ihn aber züchtig abwehrte.



Hier mag ſich gleich die Geſchichte meiner Schweſter mit dem Bäckersſohn einſchalten, damit man ſehe, wie junge Leute ſich in jenen Tagen behandelten, was ſich am beſten aus ein paar Briefen erklärt, die Ulrike in ihrem Nußbaumkäſtchen aufbewahrt hat. Zunächſt ſey erwähnt, daß es, wegen unſerer Unerfahrenheit wohl mit Recht, uns Geſchwiſtern nicht erlaubt war, einen etwa an uns beaufſchrifteten Brief zu erbrechen; ich hatte ihn dem Vater zu zeigen, Ulrike der Mutter, und dieſe ſchickte einen ihr auffälligen Brief uneröffnet zurück mit der Meldung: ihrer Tochter könnten Zuſchriften nur durch die Eltern bei deren Vorkenntniß des Inhalts zugeſtellt werden. Der Brief des Bäckerſohns ging in ſolcher Weiſe zurück, nachdem er der Mutter von Ulriken behändigt worden war, doch vertraute mir die Schweſter: ſie habe heimlich in einer Ecke ein paar Nadelſtiche angebracht, um ſich zu überzeugen, ob eben derſelbe Brief zurückkommen werde, wie es allerdings geſchah. Ulrike war nicht viel über ſiebzehn Jahr alt, als der Bäckersſohn an ſie ſchrieb:

„Liebes Ulrikchen!

Wir ſind ja aufgewachſene Kinder, und ſeitdem die letzten Kinderſchuhe abgetragen ſind, wollen Sie mir nicht mehr ganz Rede ſtehen. Wenn Ihre lieben Eltern bei meinem ſeligen Vater oder wir bei Ihnen waren, dann ließ man uns Beide ſtundenlang hinlaufen, wohin wir wollten; dann ſagte ich Ihnen oft, wie ich damals durfte: ich liebe Dich und erhaſchte manchen Kuß. Aber wie änderte ſich das, als Sie vierzehn Sommer zählten und ich in das achtzehnte Jahr kam. Ich kann nicht ſagen, daß Ihre Eltern ſich mehr oder weniger drein zu miſchen ſchienen denn ſonſt, aber Sie, liebes Mädchen, wie ſoll ich Sie mir erklären. In Gegenwart Ihrer Eltern ſind Sie gütig gegen mich; in Gegenwart meiner Mutter oder Schweſter ſind Sie — freilich das trauliche Schwatzen und Küſſen hier und dort abgenommen — wie billig. Sie wiſſen doch, mit welcher Ehrfurcht ich Ihnen begegnet habe, ſeitdem Sie einſt mir ſagten: Da, Konrad, und das war der letzte Kuß! Sie ſind, ſage ich, wenn meine Mutter oder Schweſter dabei iſt, noch ganz ſo ſüß wie ehemals in den Glückstagen unſrer Kindheit, und dennoch gönnen Sie mir keinen Augenblick mit Ihnen allein.

Sind Sie die Treue, welche bei meines Vaters Begräbniß ſo mild weinte, als ſey ſie des redlichen Mannes Tochter? Ach, dachte ich, und wahrhaftig, ich dachte es neben ſeiner Bahre, wenn er doch lebte und dies ſähe, gewiß, er ergriffe dieſe erſehnte Hand, legte ſie in meine, und ſpräche: „Gott ſegne Euch!“

Seit ich in meines Vaters Stelle beſtätigt bin, durfte ich wohl fragen: ob Sie mein Glück mit mir theilen wollen; ich hatt' es auch hundert Mal auf den Lippen, aber Ihr Geſicht, voll Güte wie ehedem, hatte doch ſtets einen Ernſt, als geböt' es: Schweig! — Ich ſchwieg denn auch und grämte mich, habe, ſeit ich ein vernünftiger Jüngling geworden, niemals mich unterſtanden, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe. Leicht, ach ſehr leicht können Sie vergeſſen haben, wie oft, und mehr als tauſendmal ich es Ihnen ſagte. Oder auch, Sie können es damals angehört haben, weil Sie es nicht verſtanden, wie ich es wohl kaum ſelber verſtand. Oder auch: Da, Konrad, und das iſt der letzte Kuß! kann wohl gar geheißen haben: geleite dich der liebe Gott! Von dieſer Ungewißheit, von dem Kummer, Sie, liebes Ulrikchen, mir nicht erklären zu können, gequält, gemartert kann ich ſagen, gehe ich aus einem Tage in den andern.

Doch vielleicht beläſtigt Sie dies Alles, und wüßte ich das, ſo würde ich das Blatt ſogleich zerreißen. Vielleicht aber — und hätt' ich doch eine ſolche Hoffnung! — vielleicht weichen Sie einer Unterredung mit mir nur deswegen aus, weil Sie nach der Strenge nahmen, was Ihre Frau Mutter einſt meiner Schweſter ſagte: ein Mädchen muß es nie ſo weit kommen laſſen, daß irgend Jemand ſich mündlich ihr antrage. Gewiß, Liebe, Sie verargen mir's nicht, wenn ich dieſe letzte Muthmaßung als tröſtend annehme, und ſo wage ich es hiermit, Sie zu fragen: ob Sie frei ſind? und ob Sie für mich es ſind?

Ich weiß es, daß Ihr Kopf, Ihr Herz und Ihre Geſtalt Sie rechtfertigen, wenn Sie meinen Antrag abweiſen in der Gewißheit, daß es an einem glänzenderen nicht fehlen könne; ich weiß aber auch, daß Sie die Güte ſind, welcher treue Liebe über Alles gehen würde, und treuer kann wahrlich Keiner ſie Ihnen geloben als Ihr ergebenſter

Den 3. October 1776. Arnold Konrad."

Ulrike galt für ſchön und es hatten bereits zwei Anträge ſtattgefunden, es blieb indeß hauptſächlich ihr ſelbſt zur Ueberlegung, was ſie auf jenen Brief antworten wolle, wozu ihr eine Bedenkfriſt von acht Tagen anempfohlen wurde. Die Jugendbekanntſchaften hielten ſich damals feſter, und deshalb wünſchte ich dem Konrad die Zuſage, ahnte ſie auch, denn Ulrike ſang am Clavier zärtlicher denn je, beſonders ein Lied von Johann Martin Miller, dem Verfaſſer des „Siegwart". Aelter als dieſer Roman iſt jenes Lied, und da ich es in der Sammlung ſeiner Gedichte (Ulm, 1783) nicht gefunden habe, ſchrieb ich's mir ab:

„Tief in meines Herzens Grunde
Grub ſein ſüßes Bild ſich ein,
Ach, und ewig wird die Wunde,
Bis zur letzten Todesſtunde
Mir in's Herz gegraben ſeyn.

Kommt, ihr Schweſtern, meine Leiden
Mit Erbarmung anzuſeh'n!
Froher wird die Seele ſcheiden,
Wenn ſie dort in ihre Leiden
Seufzer eures Mitleids weh'n."

Auch dieſe Verſe ſind ein Zeugniß, welche Stimmung im letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts die Gemüther beherrſchte, eine Stimmung, die man auch ohne Hehl ausſtrömen ließ, weil man völlig darin lebte und webte.

Etwas länger als acht Tage mußte der höchſt unruhige, ja außer ſich gerathene Konrad warten; er wagte nicht, bei uns einzutreten, ſuchte nur mich auf der Straße anzutreffen, wo ich ihn dann tröſtete. Endlich brachte Ulrike den Eltern folgende, von ihnen ſogleich gutgeheißene Antwort:

„Wenn Sie, lieber Genoß meiner Kinderjahre, erwogen hätten, wie ich Vater und Mutter verehre und dieſen unentbehrlich bin, ſo hätten Sie Ihren Brief, den ich mit viel Werthſchätzung Ihres Herzens und Willens geleſen habe, gewiß noch zurückbehalten. Ich erinnere mich oft unſerer beſeligten Kindheit, und das iſt kein Wunder, denn jenes Luſtgefilde des Lebens liegt ja mir näher noch als Ihnen; aber ſo lebhaft war dieſe Erinnerung zuvor nie, als ſie bei Leſung Ihres Briefes war. Ich erröthete hoch bei der Erwähnung meines letzten Kuſſes, und möchte wohl wiſſen, ob Sie das wollten? — wenigſtens wie Sie dazu gekommen ſind, die Worte, mit welchen ich ihn gab, ſo zu deuten?

Sie haben richtig geurtheilt: es war Kindesliebe, die bei Ihres ſeligen Herrn Vaters Grabe weinte, und warum ſollte ich nicht auch gegen Sie die Geſinnungen noch heut haben, welche machten, daß wir als Kinder ſo vertraut waren? Eben ſo iſt mein Theilnehmen an Ihrer wirklich glücklichen Lage ſehr herzlich, und wenn ich in dieſen Tagen die Morgenröthe geſehen habe, ſo hat mich wirklich gedünkt, ich höre Sie ſeufzen; — und wenn das leicht wäre, ſo hätte ich zu Ihrer Beruhigung früher ſchon als heut Ihnen geſchrieben, Ihre letzte Muthmaßung ſey wahr: ich ſey Ihnen nur deshalb aus dem Wege gegangen, weil ich einen mündlichen Antrag nicht an mich kommen laſſen wollte. Endlich: ich bin frei, und könnte ſehr wohl für Sie es ſeyn — im Grunde mag das wohl wirklich heißen, ich ſey, ſeit ich ein vernünftiges Mädchen bin, niemals frei geweſen.

Aber, lieber Konrad, meine Eltern zu verlaſſen, das iſt mir, ich ſchwöre es Ihnen, ſchlechthin unmöglich! — Bedenken Sie überdem, wie ſehr jung ich bin und in der Wirthſchaft noch zu lernen habe. So gewiß treue Liebe mir einſt um ſo mehr über Alles gehen wird, je mehr ich von Eitelkeit entfernt zu ſeyn hoffe, ſo gewiß iſt's doch, daß die Liebe zu meinen Eltern jetzt noch Alles, auch ſogar die ſtarke Empfindung überwägen muß, mit welcher ich bin Ihre treuſte Freundin

Den 12. Oktober 1776. Ulrike.

Nachſchrift. Verzeihen Sie die Verwirrung dieſes Briefes! Ihr Antrag iſt der erſte, auf den ich antworte: es iſt natürlich, daß ich mich dabei nicht ſo recht zu nehmen wußte.“

Von da an waren die Nachbarsfamilien Abends faſt regelmäßig beiſammen, die Heirath kam jedoch erſt nach beinahe drei Jahren zu Stande und Ulrike wurde, Gott ſey Dank! eine glückliche Gattin und Mutter, wie ſie zugleich als vortreffliche Hauswirthin immer auch der Literatur zugeneigt blieb.

Vergeſſen ſey's auch nicht, daß im Spätherbſt 1777 Goethe den Harz bereiſte und viel von ihm erzählt wurde. Unter Anderem hörten wir, er habe in's Brockenbuch Mehreres eingeſchrieben, aber auch veranlaßt, daß man ein Blatt heraustrennte wegen der Verſe, die nachmals ein Buchdrucker auf einem Blättchen verbreitete. Ich hab' es in mein Tagebuch eingeheftet. *)

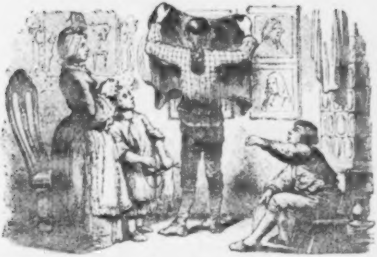
Was leſ' ich hier? — Gott ſteh' uns bei!
Verfluchen möcht' ich alle Tinten,
Empfind' ich der Empfindung Finten
In ekler Federfuchſerei. —
Harzrieſe, laſſ' Dein Brockenbuch
Dir nicht vom Stumpfſinn ganz verkleckſen,
Und kannſt Du dulden matten Lug
Verhunzter Seelen, dann, ihr Hexen,
Schärft zu Walpurgis eure Beſen,
Und kehrt, als ob er nie geweſen,
Den Wiſchwaſch aus dem Brockenbuch

Höflich ſind die Verſe nicht, wenigſtens theilweiſe mögen ſie aber die Wahrheit treffen und konnten auch vielleicht im Brockenbuch aufbewahrt bleiben.

Ehe ich die Schilderungen aus meinem Vaterhauſe ſchließe, muß ich noch der Trauertage gedenken, die uns neben dem Entzücken über die Gaben der Literatur aus ihr entſtanden. In unſerer Familienſtube hatten wir an den Wänden die Bildniſſe der bedeutendſten Schriftſteller in ſchlichten, von dem Vater ſelbſt angefertigten, dunkelbraun gefärbten Papprahmen. Als nun die Nachricht von Gellert's Tode zu uns kam (im Dezember 1769), waren die Eltern, alſo auch wir Kinder, in tiefſter Betrübniß. Wir laſen am Abend Lieder und Fabeln von Gellert und der Vater hing über das Bild einen ſchwarzen Flor, der im nächſten Frühjahr mit einem Kranz von Im-

---

*) Die Schrift iſt ſogenannte Schwabacher, die wir nicht zur Hand hatten. D. H.



mortellen und Moos vertauſcht wurde. Daſſelbe erlebte ich im Vaterhauſe noch nach dem Tode Hölty's (1776), deſſen Bild aber ſogleich ſeinen Kranz empfing, da die Herbſtzeit dies möglich machte. Später ſah ich noch Kränze über den Bildniſſen Leſſing's (1781), Geßner's (1787), Bürger's (1794), Uz's (1796), Gleim's (1803), Klopſtock's (1803), C. F. Weiße's und Schiller's (1805). Dies war der letzte Kranz, den meines Vaters Hand an dem Rahmen befeſtigte, denn er ſelber ſtarb im November 1805, im 79ſten Altersjahre. Ich bewahrte die Bilder als heiliges Erbthum und habe nur noch einen Kranz hinzugefügt, den für Goethe. — Inmitten dieſer Bildniſſe ſah man Friedrich den Großen auf ſeinem Schimmel und ihn zeichnete ein Lorbeerkranz aus.

Im Jahr 1774 wurde ich, nachdem gemäß des Herkommens bei einem andern Buchbindermeiſter in Magdeburg ich vier Monate gearbeitet hatte, zum Geſellen geſprochen, wobei man noch alle die Wunderlichkeiten und Alfanzereien ausübte, die zwiſchen dem „Mit Gunſt, mit Gunſt, mit Gunſt!“ — der „Gewiſſensfrage“ — dem „Lieb-, Lab- und Lobetrank“, für den Herbergsvater, die Herbergsmutter und den Beiſitzer, bis zum „großen Dank wegen der Armen“ in den Innungs-Gewohnheiten vorgeſchrieben waren. Meiner ernſten Erziehungsweiſe wollte dies nicht behagen, auf meine Aeußerung darüber entgegnete mir aber der Vater, der in Magdeburg anweſend war: „Du haſt wohl recht, mußt dich jedoch erſtens damit ausgleichen, daß die Gelegenheit zu Vergnügungen bei unſern Verfahren zu den ſeltenen Dingen gehörte, ſie meiſt Spaß und Poſſen unter ſich und mit ſich ſelbſt treiben mußten, wenn ſie der Kitzel ſtach. Zweitens dann, und dies iſt die Hauptſache, knüpfte ſich an die Schwänke das allgemeine Band, welches in ganz Deutſchland die Handwerker eines und deſſelben Geſchäfts vereinte, ſo daß jeder Betheiligte überall Hülfe in der Noth fand. Nichts Geringes iſt es, wenn eine große Zahl von Menſchen ſich ſelber einer Bindung und Verpflichtung unterwirft, und ſollten die Innungen ſich einmal gänzlich auflöſen, wird es an ſchwer zu tragenden Folgen nicht mangeln!" — Ach, du guter Vater, wie oft hab' ich im neunzehnten Jahrhundert deiner weiſſagenden Worte mich ſchmerzlich erinnert!

Bei dem Meiſter- und Geſellenſchmaus kamen die Jugendtage meinem Alten ſo lebhaft wieder in's Gedächtniß, daß ihm die Fröhlichkeit bis zum Uebermuth ſtieg. Nie hab' ich ihn ſo luſtig geſehen, er ſtimmte auch mehrere Lieder an, von denen ich eines beifüge. Es iſt ebenfalls von dem Verfaſſer des „Siegwart", und wie jene Liebesſeufzer nicht in ſeinen geſammelten Gedichten zu finden:

„Willſt du der Klagen
Dich ganz entſchlagen,
Trink' Wein, mein Sohn!
Folgſt du der Lehre,
Dann iſt, ich ſchwöre,
Der Gram entfloh'n.

Bei'm vollen Becher
Verlacht der Zecher
Die ganze Welt;
Dies wirſt du glauben,
Wenn Saft der Trauben
Dein Aug' erhellt.

Wer wird bei Schönen
Verſchmachtend fröhnen
Um ihren Kuß?
Da iſt nach Bitten
Uns nur erſtritten
Der Herzverdruß.

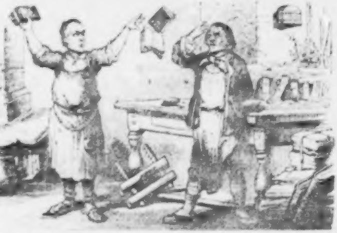
Nein, nein, wir trinken,
Daß Freuden winken
Uns jeden Tag;
Kein Unmuth bleichet
Die Wang', uns ſchleichet
Kein Kummer nach!"

Von Magdeburg mußte ich wieder zurück in die Heimath, denn meinem Triebe zur Wanderſchaft widerſtand der Vater, und ich konnte ſie erſt im Jahre 1779 beginnen, bald nach der Hochzeit meiner Schweſter. Auf dem Wege nach Berlin arbeitete ich in mehreren Orten, auch nochmals in Magdeburg, wo ich erfuhr, daß die alte Bibel in Folio — deren faſt ganz zernichteten Einband ich als Geſellen-Probeſtück in einen neuen, aber doch alterthümlichen verwandelt hatte, ſo gut ich's vermochte — für die Bibel-Sammlung auf dem Schloß Stolberg angekauft worden ſey, und ich empfing einen willkommenen Beitrag zu meiner Reiſe-Zehrung. Denn hatte ich freilich von Hauſe Geld mitbekommen, war mir doch des Vaters Anſicht bekannt, wonach das Wandern zwar zur Menſchen- und Länderkenntniß, aber vor Allem noch zu dem Beweiſe dienen ſolle, daß man ſich ſelbſt ernähren könne, wie ich ſelbſt dies als gebührend und heilſam erachtete, mich auch ſehr geſchämt hätte, wär' es mir nicht gelungen, mich allein zu ernähren.

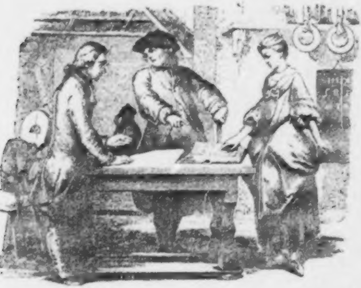
Im Herbſt 1780 wanderte ich in Berlin ein, und erſtaunte ich in Magdeburg ſchon über die größere Regſamkeit, hier war ich lange wie völlig fremd trotz meiner Wißbegierde, die nichts außer Betrachtung ließ. Und doch, wie ſind alle Dinge nach einem halben Jahrhundert, ſeit ich Berlin kenne, von dem damaligen Maaßſtabe entfernt! Beſonders fiel mir gleich die ſpäter freilich nicht verminderte Schnödigkeit in mancher öffentlichen Schrift auf. Unter Anderem hatte mein Meiſter eine Reimerei zu heften, die den Titel führte: „Beitrag zur Chronika von Berlin im beliebten altteutſchen Romanzenton mit untergemiſchten Lob- und Bußliedern. Berlin, 1. Januar 1781." Der Verfaſſer warf da Seitenblicke auf viele Verhältniſſe, auch auf den derzeitigen heftigen Streit über ein neues Geſangbuch, wobei er ſagt:

„Ihr wißt, daß in der Oper, der Deſerteur,
Monſieur Himmelſturm bittet den Vetter gar ſehr,
Daß er mit ihm ſingen ſoll,
Und macht ihm den Kopf deswegen toll.
Der große Vetter ſingt endlich ſein eig'nes Lied,
Indem Himmelſturm ein anderes herzieht.
Und Beide ſingen zuſammen, Der dieſes, Jener das,
Fein trillert der Eine, grob der Vetter den Baß.
Nun iſt auch daſſelbe in den Kirchen geſcheh'n,
Da hat man verſchiedene Bücher geſeh'n,
Die Hälfte ſangen neue Lieder,
Die andre Hälfte Porſtens wieder,
Grade wie im Deſerteur
Die Leut' ſich ſangen in der Quer."

Ich erwähne dies nicht als etwa Arges — es ging toller her! — erzahle es nur, weil mein Meiſter K**, der das alte Geſangbuch von Porſt in Schutz nahm und Tag für Tag dieſen Streit im Gange hielt, mir in ſeinem Jähzorn Hefte und Bücher an den Kopf warf, als ich zum Frieden gerathen hatte. Er entließ mich auch augenblicklich ganz wider Recht, weil ich bei ſeiner Wuth über die Maßen lachen mußte und nach ſeinem Fluche, daß mich tauſend Teufel holen möchten, muthwillig ausrief: „Meiſter, wenn nur nicht mehr kommen!“ Ich arbeitete noch bei dem Buchbindermeiſter Lehmann, nahe der Poſt, und wanderte im Jahr 1783 über Leipzig nach Dresden, wo ich mehrere Monate blieb, und von da wandte ich mich Böhmen zu. Auf dem Wege dorthin hatte ich ein Begegniß, das für meine Zukunft wichtig wurde.



In der Nähe des Dorfes Ottowalde, etwa zwei Stunden von Pirna, traf ich auf einen Mann und ſeine Tochter. Sie hatten mit einem jetzt entlaſſenen Führer eine in der Nähe befindliche Höhle beſichtigt, waren ganz erfüllt von dem Wunderhaften, was ſie dort geſehen, und ſprachen ſo laut darüber, daß ich, mit Vergnügen hinhorchend, auf der Straße nebenher ſchritt. Der Mann zog mich freundlich in's Geſpräch, wobei auch das ſehr hübſche Mädchen in Redſeligkeit blieb. Während dieſer Unterhaltung waren faſt unbemerkt finſtre Wolken hergezogen, plötzlich überfiel uns ein Gewitter, etwa noch eine Viertelſtunde von Ottowalde, und kein Schutzort zeigte ſich in der Nähe. Das Mädchen hatte eine leichte Kleidung, und ich kramte geſchwind aus meinem Ränzel einen Mantel von Wachslinnen, den ich für Regentage mittrug. Die Schöne wehrte ſich zwar dagegen, ihn mir zu entziehen, nachdem jedoch ſelbſt der Vater zuredete, warf ſie ihn über ihre Kleider. So kamen wir nach Ottewalde, wo der Mann ſein Wagengeſchirr ſtehen hatte. In der Dorfſchenke mußten wir unſre Oberkleider möglichſt trocknen laſſen; ſie wurden, als das Gewitter vorüber war, in den Sonnenſchein gehängt. Einſtweilen warteten wir in der Dorfſtube, und da ich auf einem Sims die Bibel ſah, griff ich danach. Im Plaudern erwähnte der Vater: man habe in ſeinem Geburtsort die Gewohnheit, bei geſchloſſenen Augen mit dem Zeigefinger einen Bibelvers zu bezeichnen, was dann in dieſer oder jener Sache als Rath betrachtet würde. Dies deutlich zu machen, ſchloß das lebhafte Mädchen die Augen, ſchlug die Bibel auf, und ihr



Finger bezeichnete den Vers: „Meine Zeit ſtehet in deinen Händen; errette mich von der Hand meiner Feinde, und von Denen, die mich verfolgen.“ (Pſalm 31, V. 16.) Ohne aufzublicken that ich in gleicher Weiſe nach und mein Finger hielt an der Stelle: „Wo Zween unter euch eins werden auf Erden, warum es iſt, das ſie bitten wollen, das ſoll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ (Matthäus 18, V. 18.) Als ich in die Höhe ſah, war das rothwangige Mädchen bleich geworden, jetzt ſtand ſie plötzlich auf und ging nach der Hausflur. Der Vater unterhielt ſich dann mit mir und ich gab ihm auf jede Frage offenen Beſcheid. Als er erfuhr, ich wolle nach Böhmen, ſagte er: ſein Wohnort ſey Gitſchin, von wo aus er einen Hopfenhandel betreibe, und ſo es mir recht ſey, dort Arbeit anzunehmen, möge ich mit ihnen fahren. Noch hatte ich mich für den Ort meines Bleibens nicht entſchieden, ich nahm alſo den Vorſchlag an, und daß ich dies ohne Säumen that, verſtehe ich jetzt beſſer, als ich es anfangs nicht einmal zu ahnen wußte. Schon unterweges ward ich mit der Tochter, der Jungfer Thereſe, in Etwas vertraut, doch erſt in Gitſchin begriff ich, daß jenes Aufſchlagen der Bibel ein Geheimniß berührte. Die Familie gehörte zu den Proteſtanten, und Thereſe hatte, mit Bewilligung ihres Vaters, die Werbung eines, ſich zur herrſchenden Kirche bekennenden Hopfenhändlers, der Wittwer und ſchon in den Funfzigen war, abgelehnt. Der Abgewieſene, ohnehin neidiſch auf den wohlhabenden Vater Thereſens, rächte ſich durch Verleumdungen, die der Familie viel Herzleid verurſachten, wodurch es ſich erklärt, daß Thereſe jene Bibelverſe als einen deutungsvollen Gottesausſpruch betrachtete.

In der biſchöflichen Stadt Gitſchin, wo mir nichts gefiel als der Marktplatz und die Ausſicht auf das böhmiſche Mittelgebirge, war für mich freilich wenig zu thun, doch traf es ſich, daß der einzige Buchbinder erkrankte und ich für ſein ſpärliches Geſchäft als Helfer in der Noth willkommen geheißen wurde. Das Zuſammenſeyn mit Thereſen führte zur Verlobung, und der Vater bot mir alles Nöthige an, um als Meiſter ſelbſtſtändig werden zu können. Thereſe wollte Gitſchin gern verlaſſen, und ſo wurden wir mit den Eltern einig, daß ich erſt nach Hauſe reiſen, mein Meiſterſtück anfertigen und mich dann in Berlin niederlaſſen ſolle.

Im Frühling des Jahres 1785 nahm ich Abſchied in Gitſchin, zog wieder als Wandergeſell aus, lebte im Sommer Tage der Seligkeit in der Heimath, da ich Alle wohlauf fand, und im Herbſt begab ich mich nach Berlin. Hier machte ich bei dem ſchon genannten Buchbinder Lehmann als Meiſterſtück einen Archiv-Band Royal-Folio in Sammet mit Clauſuren, traf dann unter Mithülfe Lehmann's die Anſtalten zur eigenen Werkſtatt, und miethete dazu für den erſten October 1786 eine Wohnung des Knitterſchen Hauſes in der Spreegaſſe. Sie iſt eng gleich den Straßen in kleinen Städten; die Gewohnheit hatte wohl ihr Theil an der Wahl, doch zunächſt auch der geringere Preis und der Umſtand, daß die meiſten Buchhandlungen ſich in der Nähe befanden. Gegen Ende des erwähnten Jahres führte ich mein junges Weib in dieſe Wohnung ein und hatte das Glück, ſchon im folgenden Jahre durch die Heſſiſche, Weyerſche, Maurerſche, Lagarbeſche und Nicolaiſche Buchhandlung, mit dem, was mir einzeln die Nachbarn zutrugen, reichlich beſchäftigt zu ſeyn. Zu der Zeit ſtellte ja ſelbſt jede Familie, die eben nur ein Auskommen hatte, ihre kleine Bibliothek auf, was ſpäter die gerühmte Bildung, die ſich durch viele Beſchaulichkeit und Zerſtreuung nach außen die innere Beſchaulichkeit und den Sinn für das Glück am eigenen Herde entzog, mehr und mehr vernachläſſigte.

Bei dem Triebe, auch manches Buch kennen zu lernen, was nicht in meine Werkſtatt kam, hat Friedrich Nicolai in mir ſich ein dankbares Andenken gegründet. Erfreut über meinen Eifer, in den Mußeſtunden mich zu belehren, hat er mir oft erlaubt, mit ſeiner reichen Bibliothek mich bekannt zu machen. Nicht ſelten ſtand ich da auf der Leiter, die hochgereihten Schriftwerke mir anzuſehen, und ſtets hat er die Bitte gewährt, mir dieſes oder jenes Buch zu leihen, wobei er dann nicht ſelten in Gütigkeit die Mahnung hinzufügte: nicht flüchtig zu leſen, ſondern das eigene Nachdenken zu ſtärken, ohne nur im Geringſten die Thätigkeit für die nothwendigen Lebensbedürfniſſe zu beeinträchtigen. „Die geiſtige Geſchäftigkeit darf die der Hand nicht ſtören“, ſagte er, als ich Moſes Mendelsſohn's „Phädon“ von ihm erhielt; „das Gleichgewicht zwiſchen Geiſt und Körper, das richtige Verhältniß beider ſtärkt die gegenſeitigen Kräfte; die Hand ruhen laſſen und daneben ſich nur in Ideen vertiefen, führt dahin, daß Herz und Seele Grillen fangen, die ſelbſt ein guter Kopf manchmal nicht mehr zu beſeitigen weiß; fühlt man ſich aber zufrieden durch ſein Tagesgeſchäft, iſt es innen am hellſten, um das Geiſtige in geſunder Würdigkeit aufzunehmen.“ — Ja, ja! am Bande des geordneten handwerklichen Fleißes gleiten ſelbſt Sorgen vorüber, und genügt man in der Arbeitszeit den Pflichten, in der erworbenen Mußezeit dem Geiſt, hat man doppelte Ermunterung.

Immer war ich ſehr erfreut, wenn Nicolai, dieſer treffliche, unermüdet fleißige und mit ſeiner Feder für die Wohlfahrt der Geſammtheit kämpfende Mann ſich Augenblicke abmüßigte zu einem Geſpräch mit mir. So fügte ſich's, daß wir einmal über Goethe's „Leiden des jungen Werther“ Worte wechſelten, wobei er mir erlaubte, aus einem Briefe von Leſſing folgende Stelle abzuſchreiben: „Bei dem Unheil, welches dies warme Produkt leicht ſtiften könnte, wünſchte ich, Goethe hätte Winke gegeben, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein anderer Jüngling mit ähnlichen Anlagen ſich davor bewahren könne. Ein ſolcher dürfte leicht die poetiſche Schönheit für die moraliſche nehmen und glauben, daß gut geweſen ſeyn müſſe, der unſre Theilnahme ſo ſtark beſchäftigt, und **gut** war Werther doch wahrlich nicht.“ — Als ich mich einſt unterſtand, Herrn Nicolai über die vielen Angriffe, die er öffentlich von ſich abwehrte, zu beklagen — es war faſt am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts — ſagte der alte Herr lachend: „Ich rathe Jedem, den modiſchen Philoſophen nicht ſo viel Zeit zu opfern wie ich; da will immer eine Philoſophie die andre verſchlingen, und am Ende weiß man nur, es ſey wohl das Beſte, ſich die Seele zu nähren aus dem größeren oder geringeren Schatz ſeiner eigenen Anſchauung und Erfahrung.“ Dieſe Antwort blieb mir unvergeßlich, und konnte ich nicht umhin, in die zu bindenden Bücher von Kant, Fichte und Schelling bis zu Hegel hineinzublicken, hab’ ich immer gefunden, daß Nicolai für den Hausmannsverſtand ſorgte, als er rieth, mich damit nicht zu befaſſen. Bemerken will ich nur: für mich war Kant noch am zugänglichſten, weil er mir doch nicht zu gebieten ſchien, daß ich ohne Gott die Vernunft zum Götzen machen ſollte. An Nicolai kann ich aber in meiner dauernden Liebe zu ihm nicht denken, ohne ein Leid darüber zu empfinden, daß man bei Lebzeiten ſeine Tüchtigkeit nicht ſo werth hielt, als es wohl hätte geſchehen ſollen.

Das Jahr 1787 ging vorüber unter den Bemühungen, mir Kundſchaft zu erwerben, was mir bis zur Zufriedenheit glückte. Gegen die Weihnachtstage erhielt ich einen Beſuch von meinem Schwiegervater und auch das Ehepaar Konrad und Ulrike trafen von Quedlinburg ein. Da ward es denn nöthig, ihnen und meiner jungen Frau Vergnügungen zu bereiten. Wir beſuchten ſogar am 15. Januar eine Redoute, wo wir unter mannigfaltigem Gewühl auch den Maskenzug einer magnetiſchen Geſellſchaft ſahen. Voran die Thorheit in der Schellenkappe, eine Fahne tragend mit der Inſchrift: „Wir heilen die Weisheit und die Narrheit lacht ſich krank.“ Dann folgten der Doctor in franzöſiſcher Amtstracht und Abbee’s, die in Paris gern junge Damen magnetiſirten, hinterdrein Gebrechliche verſchiedener Art, beſonders Lahme. Der Doctor machte ſein Hocuspocus mit Baquet und Kette, alle Krüppel wurden geſund, vorzugsweiſe tanzten die Lahmen zu großem Ergötzen vor der königlichen Loge. Der Spaß mußte wiederholt werden, und ich habe jener Verſpottung gedacht, als wir im neunzehnten Jahrhundert ſehr ernſte Betrugſpiele durch den Magnetismus und Gläubigkeit dafür erlebten bei Leuten, denen unſere Voreltern dumme Geſchöpfe waren.

Am 11. Januar 1788 ſaßen wir ſämmtlich zum erſten Male im Opernhauſe, wo „Andromeda“, mit Muſik von Reichard, gegeben wurde; am 13. Januar im Schauſpielhauſe bei der (zur Winterszeit damals um fünf Uhr beginnenden) Aufführung des Shakſpeare-ſchen „Macbeth“, nach der Ueberſetzung von G. A. Bürger. Am 19. Januar ſahen wir Schiller's republikaniſches Trauerſpiel: „Die Verſchwörung des Fieſko“; ſpäter, am 12. März, da unſre Angehörigen uns ſchon wieder fehlten, ſchauten wir auch zu bei Shakſpeare's „Othello“, den der berühmte Schauſpieler Fleck ſich zum Benefiz gewählt hatte. Ich brauche nicht zu ſagen, daß die erſten Eindrücke des Theaterſpiels uns überwältigten; nachdem wir aber in den folgenden Monaten „Bewußtſeyn“ und „Reue verſöhnt“, von Iffland, und „Die Geſchwiſter“, von Goethe, kennen lernten, war unſerm Weſen wohler; es begegnete mir und meiner Thereſe der Sinn, mit dem wir auferzogen wurden. Es mag ſeinen edlen Werth haben, ſich über das eingewohnte Leben aufzuſchwingen, aber die Wirklichkeit muß man nicht vergeſſen oder gar verlieren, nicht glauben, man habe Flügel, um ſich über der Erde in der Luft halten zu können. Solche Anmuthung wird das Volk für eine Weile ſonderlich einladend finden, dann aber herabſtürzen und unter den Standpunkt fallen, den die Wirklichkeit ſchon zuvor erreicht hatte. Gewöhnt ſich die Menge an ſchroffe Gegenſätze, ſind die vom Hohen zum Niedrigen ebenfalls zu erwarten, und jede Gewaltſamkeit erſchüttert auch im Reiche des Geſchmacks die Grundlagen. Gefährlicher als die Ueberfülle des Gemüths iſt der Uebermuth des Verſtandes; mangelt dort Vernunft, hier iſt's nicht anders, dort aber wohnt ſich Zufriedenheit ein, hier tummeln ſich Mißmuth und Zerfahrenheit. Auf dieſe Meinung mag man mir erwiedern:

„Du biſt ja nicht Magiſter,
Biſt nichts als Erzphiliſter!“

— ich nehm' es ohne Verdruß hin, wenn man mich abgeſchmackt nennt. Es wird mir nicht beſſer ergehen hinſichtlich der Weltbegebenheiten, zum Beiſpiel der franzöſiſchen Revolution. Wer, wie ich, die Zeitungen der Jahre 1787 bis 1789 ohne Befangenheit geleſen hatte, konnte nachmals die dicken Bücher über die vornehmlichſten Urſachen der franzöſiſchen Revolution entbehren. Der königliche Schutz der Proteſtanten reizte die römiſche Hierarchie zu aufwiegelnden Reden; hierin und in der königlichen Verfügung, wegen der ungeheuern Staatsſchuld ſollten auch die großen Reichthümer der Geiſtlichen und die verſchwenderiſchen bevorrechteten Adlichen zu allgemein geforderten Abgaben beiſteuern, hat man die wirkſamſten Anläſſe, womit man unter allerlei ſchön klingenden Vorſpiegelungen das ſo leicht zu täuſchende Volk aufrüttelte. Die Anſtifter wollten ſich des dritten beſchmeichelten Standes, der Bürger und Bauern, nur zu ihren Zwecken bedienen, verrechneten ſich aber inſofern, als Ueberſpannte mit noch ſchöner klingenden Worten, die Lafayette und ſein Gefolge zum Theil aus Nordamerika herbeibrachten, Jenen die Macht entzogen, und nun nichts frei wurde, als Uebertreibung und Selbſtſucht Derer, die ſich an die Spitze zu drängen wußten.

Niemand möge übrigens glauben, daß ich mich je in die damals auch in den engeren Kreiſen heftig geführten mündlichen Streitigkeiten eingelaſſen habe; ich pflegte nur den Umgang, der's vergönnt, auch bei abweichender Meinung ſich mit dem Hausmannsverſtande durchzuhelfen, entfernte mich von Leuten, die ſich dem Parteiunfug zugeſellten und vorgefaßten Widerſpruch in ſich verhärteten. Wohin das jagen kann, erſah ich beſonders, als in den Zeitungen das „Edict, die Religionsverfaſſung in den Preußiſchen Staaten betreffend, de Dato Potsdam den 19. Juli 1788" (das ſogenannte Wöllnerſche Religions-Edict) erſchien. Es war Sonnabend am 19. Juli, und in den folgenden Tagen hörte man nur von Händeln und Schlägereien über dieſen Gegenſtand in den Tabagieen. Ich ſelbſt, der ich nicht wenige der verbreiteten zum Theil nicht frei-, ſondern frechgeiſtigen Schriften und Reden kannte, las das Edict, las es verſchiedenen Bekannten vor, und ſelbſt anfangs dagegen Aufgebrachte mußten gleich mit ſich geſtehen, daß es durchaus nichts Gefährliches, vielmehr Nützliches, ja Nothwendiges enthielt, obwohl es mir einleuchtet, daß die Religion, wenn ſie in Verfall geräth, tiefer zu ſtützen iſt, als es Edicte vermögen, Wünſchen, Leiten und ſittliches Beiſpiel da rathſamer ſeyn dürften als Befehlen. An ſich aber war es ganz richtig, was ich von dem Buchhändler Lagarde über das Edict hörte: „Es iſt nicht ſchlimm gemeint, es wird nur ſchlimm aufgenommen, und dies Uebel wird anſteckend ſeyn." Wie es der König Friedrich Wilhelm II gemeint hatte, das ergiebt ſich unter Anderem aus einer Kabinetsordre vom 19. Dezember 1788 an den Großkanzler v. Carmer, worin es ſchließlich heißt: „Ich bin weit davon entfernt, irgend Jemand in ſeiner Glaubens- und Gewiſſensfreiheit einzuſchränken; das aber kann und werde ich nimmermehr zugeben, daß heimliche Feinde der chriſtlichen Religion, welche ſich für proteſtantiſche Prediger ausgeben, fernerhin fortfahren ſollten, meine getreuen Unterthanen in ihrem Glauben irre zu machen, und ihnen, mit der Religion, zugleich die ſicherſte Beruhigung im

Leben und Tod, ſo wie die wirkſamſten Bewegungsgründe zur Tugend und Rechtſchaffenheit zu entziehen.“ —

Ueberhaupt aber ſind dem König Friedrich Wilhelm II neben gerechter Gegenrede ſeine trefflichen Eigenſchaften und Verdienſte ſelten redlich zugewogen werden. Er hemmte doch ſchon das Grundverderbliche der Werbungsbetriebe, verbeſſerte unter Anderem die Lage der Invaliden, ſorgte für Kunſtſtraßen, that Reichliches für Bauwerke, gab Tauſende in ausgeſetzten Preiſen für Malerei und Bildnerei bis zu den vervielfältigenden Künſten. Als man von der Luftſchifferei große Dinge erwartete, Blanchard zum erſten Mal in Berlin auf dem Exerzirplatz in ſeinem Luftballon aufgeſtiegen war und ſeine Erfindung des Fallſchirms glücklich in Wirkung geſetzt hatte (am 27. September 1788), erhielt er eine goldene Tabatiere mit 400 Friedrich-Wilhelmsd'or; danach läßt ſich ermeſſen, wie freigebig der König war. Hierzu dient gleich noch ein anderes Beiſpiel. Der ſeiner Zeit beliebte Dichter Johann Chriſtian Blum in Rathenau erwarb ſich im Frühling 1787, um ſeinen krankhaften Zuſtand zu verbeſſern, einen kleinen Landbeſitz; als er ihn beziehen wollte, fand er die Gebäude äußerſt baufällig. In einer poetiſchen Epiſtel bat er den König um Unterſtützung, empfing ein Geſchenk von 2000 Thalern, bedankte ſich nun ebenfalls poetiſch und erhielt dann folgende Antwort:

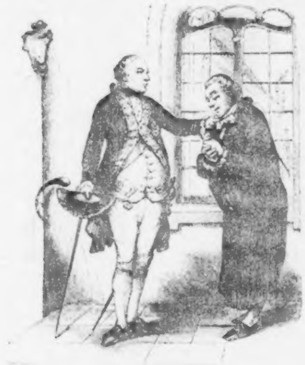
„Hochgelahrter, Lieber, Getreuer!

Geſinnungen und Ausdrücke Eures Dankes für die Euch angewieſene Beihülfe zum Bau Eures ländlichen Hauſes machen Eurem gefühlvollen Herzen Ehre und gereichen mir zu gnädigſtem Wohlgefallen. Ich wünſche aber dabei zugleich, daß Ihr alle die Euch von dieſem ruhigen Landbeſitz verſprechenden Annehmlichkeiten bei vollkommener Geſundheit bis in das ſpäteſte Alter genießen möget, und verſichere Euch dabei der unveränderlichen Huld Eures gnädigen Königs.

Berlin, den 25. Dezember 1787. Friedrich Wilhelm.“

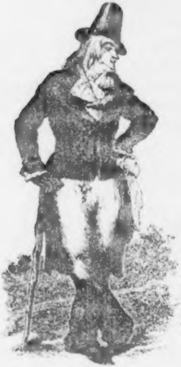
Unermüdet beſuchte der König öffentliche Lehranſtalten, und wie aufmerkſam, das mag ein kleiner Zug bekräftigen, den mir ein Kadett, ein Augen- und Ohrenzeuge, mittheilte. Friedrich Wilhelm II erſchien unerwartet im Kadettenhauſe, trat raſch in den Unterrichtsſaal, wo man ſich eben mit der Geographie Egyptens beſchäftigte. Der Lehrer verfolgte den Nil in allen ſeinen Krümmungen und der König hörte eine Weile zu. Endlich ſagte er: „Mein Lieber, das iſt recht ſchön und wiſſenswerth, doch haben wir ſchwerlich einen Krieg in

Egypten zu führen; unſre Feinde ſind uns näher, wir müſſen alſo von uns aus mit dem Terrain bekannt ſeyn. Fragt doch einmal: wo entſpringt die Panke" (ein Flüßchen oder ein Bach in der Nähe Berlins) „und wohin wendet ſie ſich?" Der verlegene Lehrer fragte, doch erfolgte keine Antwort. „Nun macht's den Schülern deutlich!" ſagte der König; der Lehrer mußte aber geſtehen, er wiſſe es ſelber nicht. Der König beſchrieb dann den Lauf der Panke von ihrem Beginn bei einem Dorfe hinter Bernau bis zu ihrem Ausfluß in die Spree bei dem Weidendamm in Berlin, und klopfte draußen dem ihn begleitenden Lehrer die Schulter mit den Worten: „Immer hübſch bei ſich ſelber zu Hauſe ſeyn!" — Noch Manches weiß ich von der Liebenswürdigkeit und Güte dieſes Königs, und ſeine Ritterlichkeit war gewiß dem Stamme der Hohenzollern gemäß, wie es auch wahr und mir aus der Seele geſchrieben iſt, was Klopſtock in einem Briefe an Herder äußert: „Friedrich Wilhelm der Zweite war ein gerechter Regent und ein Mann biederdeutſch!"



Im Jahr 1792 ſtarb mein Schwiegervater in Gitſchin und dies nöthigte zu einer Reiſe dorthin wegen der Erbſchaft, durch die wir wohlhabend wurden. Bis dahin hatte ich, nach meinem Willen, nichts weiter empfangen als 300 Gulden zur Anſiedelung in Berlin. Es war genug, denn meine Thätigkeit nährte mich mit meiner Thereſe und einem Söhnlein hinlänglich. Bei jener Reiſe traf es ſich, daß wir in Prag zugegen ſeyn konnten, als man am 5. Auguſt 1792 den Kaiſer Franz II zum König von Böhmen krönte. Kaiſer Leopold II und ſeine Gemahlin waren kurz nacheinander geſtorben, wie man behauptete durch Miteinfluß des Schmerzes über die Gefahren des Königspaares in Frankreich. Es ſah in Prag ſehr kriegeriſch aus, denn jenſeits des Rheins ſchlug ſich das preußiſch-öſterreichiſche Heer bereits mit den Franzoſen. Die Krönung zum Kaiſer war am 14. Juli geſchehen — ohne Ahnung, daß er der letzte deutſche Kaiſer ſeyn ſollte. In Prag war der Dom Sanct Veit feſtlich geſchmückt, der Erzbiſchof vollzog die Einſegnung und gehuldigt wurde im Krönungsſaale des Hradſchin; man betrieb ſichtlich bei vieler Pracht Alles mit Eile. Etwas Eigenthümliches beſchloß die kirchliche Feierlichkeit; es wurden nämlich zwei Jubelpaare, jede der Perſonen über hundert Jahr alt, von Neuem getraut, auf kaiſerliche Koſten ihnen auch ein Feſt veranſtaltet, wobei bedeutende Geſchenke der Fürſten bis zu denen der Bürger einen ſtattlichen Anblick boten.

Vom Jahr 1793 an wurden durch die franzöſiſchen traurigen Freiheitsprahlereien unzählige Köpfe völlig verwirrt, und die wahrhafte Theilnahme für die uns eigenthümliche Literatur, wie ich ſie ſeit Jahrzehnden im Steigen ſah, gerieth in Verminderung. Zu welchen lächerlichen Tollheiten die Nachäfferei des franzöſiſchen Weſens und Unweſens trieb, iſt kaum zu glauben, es ſchien ein Geſchäft, verrückt zu ſeyn, und dies dehnte ſich auf die geringfügigſten Moden aus. Unter Anderem kleideten ſich die Stutzer, gleich den Pariſer „Incroyables", die auf den Straßen und im Theater ſich als Helden dünkten, ganz ſo, wie franzöſiſche Soldaten gekleidet waren durch die überall erzwungenen Lieferungen der Montirungsſtücke. In weiten ſchlottrigen, mit einreihigen Knöpfen verſehenen und wegen der Weite noch Ueberſtöße zeigenden Röcken und Weſten, in ſchlampigen Schifferhoſen, ſo wie mit der zuckerhutigen Hauptbedeckung und dem dicken Halstuch der Jacobiner, traten Stutzer in die Geſellſchaften, wo ſich dann unpaßliche Reden dem unpaßlichen Anzug geſellten. Dieſer veranlaßte eine Karikatur mit der Unterſchrift:



„Schaut hier die Seuche beim Pariſer Modepack,
Im Tiſchtuch hat's den Hals, den Leib in einem Sack!“

Widerſpruch und Spott halfen da nicht, und ſogar von zahlloſen Schriftſtellern wurde den jungen Leuten der Menſchenverſtand dermaßen zerlumpt und zerſtampft, daß er nur noch zu einer papiernen Freiheitsmütze verhelfen konnte, und ſo war denn auch die Literatur voll widerlichen Getümmels.

1796 ſtarb Johann Peter Uz. Wie ſchmerzlich war es mir, daß man im Volke zwar hier oder dort noch ſeine Lieder ſang, ihn ſelbſt aber gar bald nicht mehr kannte, trotz dem, daß Herder mit Wärme auf Uz und ſeine Vorzüge hinwies. Er gehörte zu den Letzten, die es wußten, man ſolle von der Schriftſtellerei allein nicht leben, ſondern ſie als geiſtige und gemüthliche Stärkung betrachten wollen. Er war ein belaſteter, unermüdlicher Juſtizmann und ſchrieb dabei in Wohlbehagen:

„Doch mürriſcher Verdruß ſoll über mich nicht ſiegen,
Noch jetzt entſagt mein Herz der weiſen Freude nicht,

Den edlen Seelen quillt Vergnügen
Selbſt aus Erfüllung ihrer Pflicht.
Freund, einem Armen Recht zu ſprechen,
Wenn Unſchuld weint, an Frevlern ſie zu rächen,
Iſt göttlicher, als ein Gedicht!“

Mein Vater wand für Uzens Bildniß den Kranz, ich ſinge mir noch ſeine Lieder, zum Beiſpiel „Liebe“, „Roſe“ und „Freude“, und als durch Schriftſteller, die amtlichen Dienſt für Entwürdigung hielten, die unmännlich jammernde Weltſchmerzelei Mode wurde, lachte ich und dachte: es geſchieht euch recht, auch wenn euer Schmerz nicht Larve wäre, weil ihr eure Eitelkeit nährt mit dem Hochmuth: das Dichten allein ſey ſchon ein voller, ja wohl gar der höchſte Lebensberuf, und dabei macht Dieſer und Jener doch mitunter Anſpruch auf allerlei baare Unterſtützungen, womit ſie ſich vor Männern von Kraft und Muth ein geiſtig Armenzeugniß ausſtellen. Ich will nicht dem ſchon erwähnten Dr. Zincken beipflichten, der ſchon vor meiner Geburt drucken ließ: „Es iſt kein ungeſchickter Rath vor die Gelehrten insgemein, daß doch jeder ein oder ein paar Handwerke lernen möchte, und iſt unter den ihnen convenabeln Handwerken billig das Buchbinden zu zählen.“ Ich will Dem nicht beipflichten und ehre den verſtand- und gefühlsreichen Schriftſteller, der ſich ſelbſt Hort und Halt ſchafft, ehre die Herausgeber tüchtig urtheilender Zeitſchriften. Bei der von mir gehegten Meinung denke ich nur an Diejenigen, welche ſchon David Hume meinte, als er äußerte: „Mittelmäßige Köpfe haben durch die Buchdruckerkunſt einen Weg gefunden, ihre Ausfälle und Plattheiten in’s Volk zu treiben; ſo haben das Genie und der Geſchmack durch Vervielfältigung der Bücher ihren Werth bei der Menſchenmenge verloren, und es möchte gut ſeyn, wenn bei uns, wie bei den Griechen und Römern, das Studium hauptſächlich nur eine Erholung wäre für geiſtvolle Köpfe.“ — Durch zu überhäufte Vervielfältigung ſehr entbehrlicher und oft durch Täuſchungsmittel und Anpreiſegeſchrei weit verbreiteter Bücher könnte es wirklich dahin kommen, daß Viele dem Leſen ganz abhold würden! — Doch, ich lenke wieder ein.

Die Geringſchätzung der älteren Dichter ging hauptſächlich mit von Denen aus, die ſich unter jeder Bedingung das Machtwort verſchaffen wollten, namentlich von den Gebrüdern Friedrich und Auguſt Wilhelm Schlegel. Der Bruch mit der Vergangenheit, wie ihn die Franzoſen in ihre ſtaatlichen — und doch nicht ſo abweichend in ihre literariſchen Verhältniſſe — brachten, wurde in

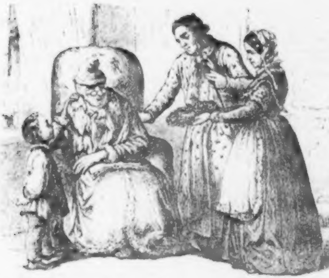
Deutſchland vollführt durch die neue poetiſche Schule, die nichts mehr gelten ließ als Goethe, kaum noch Schiller, hauptſächlich aber dennoch nur das Fremde empfahl und überſetzte. So zerſtörte ſich in unſerm eigenthümlichen geiſtigen Beſitz die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart, und die Folge war eine Zerriſſenheit, bunt genug in Einzelnem, aber nicht fähig, etwas recht als Ganzes dem Ganzen anzuknüpfen. Wenn ich las, daß der Leibphiloſoph dieſer poetiſchen Schule, Fichte, verkündigte: „Es iſt gar kein Irrthum mehr möglich, denn die Anſchauung irrt nie; meine Wiſſenſchaftslehre erſchöpft alles mögliche Wiſſen des endlichen Geiſtes ſeinen Grundelementen nach und ſtellt dieſe Grundelemente für alle Ewigkeit hin“, — wenn der eine Schlegel behauptete: „Gott werden, Menſch ſeyn, ſich bilden, ſind Ausdrücke, die einerlei bedeuten“, der andre gebot: „Man muß nur mit Denen ſymphiloſophiren wollen, die à la hauteur ſind“, ſo fühlte ich mich abgefunden. Mir wollte jedoch einleuchten, daß die Anmaßung gegen die natürliche Entwickelung unſerer Fortſchritte mehr Feld gewann als der Fortſchritt in Vertiefung und Sittlichkeit.

Doch mich mehr an mein Erlebtes, minder an mein Gedachtes erinnernd, erwähne ich das Schickſal des Dichters Gottlob Wilhelm Burmann, eine höchſt kindliche Natur und ein liebenswürdiger Menſch, der einſt in Berlin ſehr beliebt war. Man erzählte viel hübſche Züge von ihm, wonach ich mich mit ſeinen anmuthigen Fabeln und Liedern bekannt machte, mich auch nach ihm erkundigte, aber ſtets ſagen hörte: er ſey todt. Sehr überraſcht wurde ich nun, als im Jahr 1805 ein Gedichtchen in den Zeitungen ſtand, unterzeichnet „Burmann“, worin er als Sterbender ſein bitteres Elend klagte. Die Wohnung war angegeben, ich eilte hin, mein Theil zur Abhülfe beizutragen, und was fand ich? — die Leiche! Ein Wachtmeiſter hatte ſich ſeiner angenommen, und das auf dem Todeslager geſchriebene Gedichtchen in die Zeitungen gebracht ohne Mitwiſſen Burmann's, der auch im äußerſten Darben das Mitleid nicht anrufen wollte. Es waren bereits über ſechzig Thaler eingekommen, ich legte mein Scherflein dazu, ließ mir von dem Wachtmeiſter erzählen, mit wie unſäglicher Noth der nun Befreite gekämpft hatte und entfernte mich mit Thränen darüber, daß man den ſeiner Zeit gefeierten Dichter ſchon ſeit länger als zehn Jahren für todt halten konnte. O wie vergeßlich iſt der Weltſinn! — Sehr erſchüttert war ich auch, als ſich (1811) die Nachricht von dem Selbſtmorde des Heinrich v. Kleiſt und ſeiner Freundin verbreitete. Ich bin dieſem Dichter, in welchem

ſich die bewährte Gemüthswärme mit dem, durch die Zuſtände immer weiter dringenden inneren Zwieſpalt nicht auszuſöhnen vermochte, oft auf der Straße begegnet; ſein Anblick wie ſeine That ſagten mir aber auch, daß der Dichter eines gewöhnlichen Stützpunktes in der Wirklichkeit bedürfe, ſoll er nicht auf eine oder andre Art verfallen. Aus einem Stammbuche, deſſen Band ich wieder herzuſtellen hatte, ſchrieb ich mir folgende mit „Heinrich v. Kleiſt“ unterzeichnete Inſchrift ab, die wohl etwas von ſeiner Stimmung verrath:

„O halte ſtets den Glauben
An Menſchenwerth dir feſt;
Will ihn die Zeit dir rauben,
Dann nimm den letzten Reſt
Mit dir in eine Oede
Und heg' ihn dort ſo ſpröde,
Als ob, wenn er entweiche,
Von dem, was an uns Leiche,
Der Geiſt ſich ſelbſt entlaßt.“

Im Frühling 1803 beſuchte uns mein Vater, nun 77 Jahr alt, doch war er noch ſehr rüſtig. Er hatte ſein Haus und Geſchäft in Quedlinburg verkauft und wohnte bei Ulriken in einem ſtattlichen Erkerſtübchen, in welchem die Bildniſſe ſein größter Schatz waren. Bei des Vaters Anweſenheit in Berlin traf die Nachricht von dem Tode Klopſtock's ein, den die Schlegel den „poetiſchen Grammatiker“ nannten, was uns nicht hinderte, ihn höher in Ehren zu hal-



ten. Mit tiefer Wehmuth denk' ich des Abends, wo ich den von mir gewundenen Kranz für Klopſtock durch Thereſen dem Vater überreichen ließ. Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, und nachher ſorgte er ſogleich für gute Aufbewahrung des Kranzes, den er dann nach Quedlinburg mitnahm. Ich ſah ihn zum letzten Mal! — er ſtarb plötzlich am 22. Mai 1805, hatte noch kurz zuvor dem Bildniß Schiller's ſeinen Kranz geweiht und meinem Sohn in das Stammbuch den Spruch Lavater's geſchrieben:

„Kannſt Du Großes nicht für die Deinen oder die Welt thun,
Thue mit ſtiller Treue das Kleine, wozu Du Beruf haſt.“

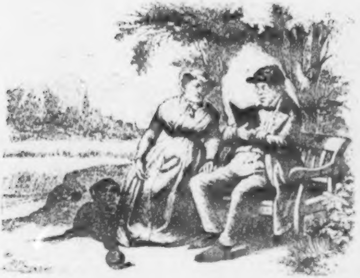
Es brachen bald darauf Stürme in allen Verhältniſſen aus, und als man meinte, es ſtehe nichts mehr feſt, da reizte ſich ein Erwerbstrieb auf, der für den Leib Alles, von den Früchten des Geiſtes nur Das will, was dem Leiblichen dient: das eigentliche Seelenleben mit ſeiner Poeſie des Gemüths ward lächerlich und die geſteigerte Fremdſucht ſprach von „Sentimentalität“, welches Wort zum Spottnamen des deutſchen Gefühls wurde. Dieſer Erwerbstrieb brachte die Krämer in Vermehrung, und als man das Gilde- und Innungsweſen aufhob, ſtatt es zu verbeſſern, ward der goldene Boden des Handwerks ihm weggezogen: er kam mehr und mehr in den Beſitz Derer, die nicht ſelbſt arbeiten, bei heruntergedrückten Preiſen für ſich arbeiten laſſen. Zu dieſem Drang und Wetteifer nur um Vortheil, wie er auch im Literaturverkehr zu herrſchen, ja zu wüthen begann, fehlten mir der Wille und die Fähigkeit: mich überfiel Beklemmung, wenn ich ſah, daß auch alles Geiſtige zum bloßen Handelsgeſchäft herabſank. Gleich vielen meiner Handwerksgenoſſen einen Laden zu öffnen und ihn mit Druckſachen zu füllen, die nichts als Tageswaare ſeyn konnten, lag meinem Sinn fern, und da nun Einer den Andern mit den niedrigſten Hülfsmitteln überbot, ward meine Werkſtatt freilich leerer als ſonſt. — Das betrübte mich nicht, denn für unſre einfachen Bedürfniſſe reichten die Mittel, ausgenommen in den Jahren 1807 bis 1810, als unſer kleines Capital nicht verzinſt wurde. Auch da bedrückten mich mehr das allgemeine Unheil und die Schmerzen über Begebenheiten, die einen Eroberer mit ſeinem Heer von Habſüchtigen in das Vaterland führten, einen Eroberer, der unſer herrliches Königspaar, unſern Friedrich Wilhelm den Dritten und ſeine ihm von Gott erwählte Gemahlin Luiſe, eben ſo mißhandelte wie das Recht überhaupt. Nie habe ich Napoleon perſönlich geſehen; ich fand eine Art von Genugthuung darin, ihn nie ſehen zu wollen, und vermied abſichtlich die oft nahe Gelegenheit. Mag dies Andern als Grille erſcheinen, mir war es bei meiner Ohnmacht an Hülfe ein Tropfen des Troſtes. Ich verſtärkte ihn, indem wir, Thereſe, ich und mein Sohn, des Abends uns gänzlich von den Ereigniſſen draußen trennten, in der traulichen Wohnſtube mit dichtverhüllten Fenſtern die geſchichtlichen Heldenthaten der Deutſchen und ihre geiſtigen Eroberungen aus Büchern uns lebhafter einprägten, und ſo zugleich die Hoffnung erfriſchten. — Es kamen auch beſſere Tage; — o wären ſie beſſer benutzt und der Anmaßung und Maaßloſigkeit nicht die Wege erweitert worden! Das Fremde hatte man bekämpft, und nun wuchs es doch in vieler Hinſicht üppiger noch herein, auch in der Literatur und den Theatern. — Das gute Fremde achten, iſt Pflicht; aber in Vorliebe alles Fremde anpreiſen, deſſen Niedriges in Hoheit verklären, kitzelt es nur die Lüſternheit; das Heimiſche dagegen in Schatten ſtellen, wenn es auf ſolche Verwahrloſung des geiſtigen Lebens nicht eingeht, das iſt giftige Thörigkeit.

Mein Sohn hatte im Freiheitskampf der Jahre 1813 und 1814 ſeine Pflicht gethan, nachdem er Landwirthſchaft erlernte. Er kam, Gott ſey Dank! unverwundet heim und brachte ſein Glück mit. In Düſſeldorf einquartiert, gewann er ſich eine gar liebe Frau mit einem anſehnlichen Vermögen und kaufte ſich im Harz an. Da ſollte ich ſchon in den zwanziger Jahren hinziehen, meine Luſt zur bisherigen Thätigkeit ließ ſich nicht überwinden. Nach dem Jahre 1830 jedoch fand ich mich im Weltgewühl nirgends mehr zurecht. Da kämpfte in den größeſten und kleinſten Dingen Anmaßung gegen Anmaßung, wobei nach allen Seiten hin das Maaß verloren ging. Auf ſolchem Wege giebt's nicht Raſt noch Ziel, man rennt links und rechts querfeldein und die höheren Lebenszwecke verlaufen ſich endlich dort, wo jede Grundlage weicht oder die Welt gleichſam mit Brettern vernagelt iſt, die Jeder vor dem Kopfe mitbringt. Und das wird fortſchreiten, weil man jetzt in allen Ständen ſchon als nothwendig, ja unentbehrlich betrachtet, was weit die Habe überſteigt, die ehedem Ueberfluß hieß.

Im Jahre 1831 zog ich mit meiner Thereſe nach dem Gute meines Sohnes in mein Harzparadies, ich im ſechsundſiebzigſten, meine gute Frau im ſiebzigſten Jahre. Dort haben wir bei lieben Kindern, denen wir nicht zur Laſt fallen, da ich ein Biſchen Vermögen ſicher anlegte, nie nach der ſchlimmſten Gleichheit, der Gleichheit des Aufwandes ſtrebte, eine Wohnung, aus der wir hinſchauen auf Garten, Feld, Wald und Berge. Dort leſe ich mich wieder von Geßner bis zu Goethe, deſſen Bildniß aus dem Nachlaß meines Vaters ich auch bald zu bekränzen hatte, und weil mein Gedächtniß nicht mehr das ſonſtige iſt, kann ich ſtets wieder bei Jenem anfangen und ſtets mein' ich dann auch meine Jugendfreuden wären wiedergekehrt. Seit ſechs Jahren *) weiß ich faſt nichts mehr vom Weltgewühl, und hinſichtlich der ſchönen Literatur, die aber auch eine ſehr häßliche ſeyn kann, will ich wünſchen, daß es unbegründet ſey, was ich einſt von dem Dichter Göckingk hörte: „Unſre alten Schriftſteller waren Menſchen mit den Menſchen und uneigennützig, von den neueren wollen manche Götter und zugleich Wucherer ſeyn.“ Nächſtdem wünſche ich nur noch, daß die ehemalige Jungfrau Europa, die ſich im hohen Alter noch mit dem Satan Revolution vermählte, von ihm geſchieden ſeyn und bleiben möge, Ruhe und Wohlthat der inneren Befriedigung bei allem Volk ſich wieder einwohne. Meines Theils bin ich aber froh, daß zu meinem Friedensparadieſe nichts mehr dringt, was jenſeits unſeres Familienkreiſes geſchieht, und ſeelenheiter bin ich, reicht mir meine nun auch hochgreiſe Thereſe noch mit ſtrahlenden Augen und wehmüthigem Dankeslächeln die Hand, hab' ich ihr aus Geßner's Idylle: „Herbſtmorgen“ unter dem Lindenbaume, von wo wir in idylliſches Gefilde blicken, die bei uns zutreffende Schilderung vorgeleſen:

---

*) Er ſtarb erſt 1847, im 92ſten Jahre, nachdem ihm fünf Tage vorher ſeine Thereſe vorangegangen war.



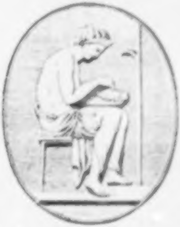
„Glücklich iſt Der, deſſen unbeflecktes Gewiſſen keine begangene Bosheit benagt, der ſeinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen, der ganze Tag iſt ihm voll Wonne, und ſanft umfängt die Nacht ihn mit ſüßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt ſein frohes Gemüth, ihn entzückt jede Schönheit des wechſelnden Jahres, jeder Segen der Natur!“

Heinrich Otte.

Sage und Fabel.

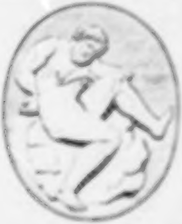
„Die alten Sagen ziehen durch die Welt,
Und Wahrheit wurzelt in den alten Sagen;
Doch Menſchengeiſt, wie hoch und kühn geſtellt,
Wird weit nicht in des Daſeyns Lichtung tragen,
Bis dann, wenn irdiſch Glück in Nichts zerſtiebt,
Ihn ſtets noch die geliebte Hoffnung liebt.“

Die geheimnißvolle Dichtung von der Pandora, von der Allbegabten, der Allbeſchenkten, um den Namen deutſch auszudrücken, iſt bekannt, und ihre ſeltſame Entſtehungsgeſchichte hat für alle Zeiten einen tiefen Sinn. Prometheus, der dem Zeus (dem Jupiter der Römer) die Herrſchaft im Olymp gewinnen half, nahm ſich gegen den Gewalthaber der armen Sterblichen an: er brachte ihnen das dem Hephaſtos (Vulcan) entwendete Feuer und ward ihr Lehrer in den Künſten. Dieſe Wohlthat nannte Zeus einen Frevel, und aus Rache ſandte er den Menſchen die Pandora, ein wunderſchönes Mädchen, unter Anderem ausgeſtattet mit einer Büchſe oder einem



Käſtchen, worin alle Uebel eingeſchloſſen waren. Hephäſtos, begreiflich auch kein Freund des Prometheus, hatte die Pandora erzeugt, Minerva mußte ſie in weiblichen Arbeiten der Zierlichkeit unterrichten, Venus ihr den unwiderſtehlichen Reiz der Schönheit verleihen, Mercur ihr die Geſchicklichkeiten der Buhlerinnen beibringen. Sie war alſo beſtens geeignet zur Verführung, nicht aber dazu, um zu begreifen, daß mit der Einſicht, die Schönheit alles Aeußeren ſey nichtig, die unvergängliche, die geiſtige Schönheit erſt angehe. Da Zeus wohl wußte, daß Prometheus Einer war, der das Eitle als ſolches erkannte und ſich nicht leicht täuſchen ließ, ſo bediente er ſich ſeines Bruders Epimetheus, um Uebel und Elend den Menſchen zu ſchicken: denn Zeus ſelber wollte dabei den Unſchuldigen ſpielen. So kam, geführt vom Mercur, dem Inhaber und Beſchützer aller Pfiffigkeit, Pandora zum Epimetheus, und dieſem wurde ſie vorgeſtellt als ein Geſchenk vom Herrn des Olymps. Nun hatte zwar der weiſe Prometheus den Bruder gewarnt: er möge ja kein Geſchenk vom Zeus annehmen; daß aber Leidenſchaft auf Warnung achte, hat man in der alten Welt nicht erlebt und erlebt es in der neuen auch nicht. Epimetheus verliebte ſich in die Pandora und dieſe machte ihre Neugier, zu erfahren, was in dem ihr mitgegebenen Gefäß verborgen ſey, ſo auflodernd, daß des Zeus Verbot, es dürfe nicht geöffnet werden.

ganz nach ſeiner Abſicht doch übernommen wurde. Die neugierige, nicht [illegible] Pandora, und der verliebte, zugleich ebenfalls neugierige Epimetheus öffneten den Deckel des gefährlichen Dinges; [illegible] alsbald alle Uebel und [illegible] auf die Menſchen, die bis dahin ohne Laſt und ohne Krankheiten lebten. Im Schrecken hatte Pandora den Deckel wieder zugeſchlagen, und die noch nicht entkommene Hoffnung ward nun der einzige, den Menſchen noch als [illegible] gebliebene Schatz. — Man ſieht, der Baum der Erkenntniß im Paradieſe iſt ein ähnliches Bild, und die Schlange hat dabei die Rolle der Pandora. Eva und Adam wurden deshalb für das [illegible] des göttlichen, mit dieſem Eine [illegible] Gebots; daß Pandora und Epimetheus beſtraft wurden, davon iſt uns nichts bekannt, und freilich mußte auch [illegible] die Bosheit des Zeus beſtraft werden, der den Menſchen auf Schlangenwegen das [illegible] in [illegible] verwandelte; um ſo mehr mußte dies beſtraft werden, weil der übermüthige Zeus in [illegible] Undankbarkeit den Prometheus, der den Menſchen zum Guten gebracht hatte, zu ewigen Martern verdammte. Er ließ ihn durch den [illegible] Hephäſtos an einen Felſen des Kaukaſus



ſchmieden und von einem Adler allmählig ſeine Leber zerfleiſchen, die ſich dann immer wieder erneuerte zu neuer Qual. Zeus meinte, Prometheus würde ſich beugen, der aber war ein [illegible] Charakter, er überſtand heldenmüthig alle Leiden, und wurde dann, wie er vorausſah, vom Herakles, das heißt von der männlichen Kraft, befreit. — Wenn man Alles ſieht mit [illegible] der [illegible], ſo wird man zu dieſer Deutung gelangen, daß [illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

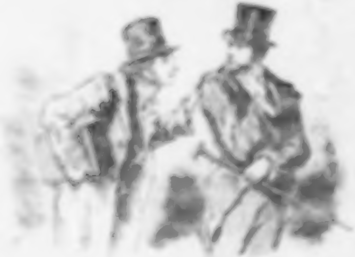
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

Dieſer Gedanke flog mir mit dem Blick zugleich, der eben die Schaubühne unſeres Zwiegeſprächs erleuchtete und mir das himmelblaue Tafelſchild mit dem goldenen Engel zeigte, lebendig durch die Seele. Ich ließ den Herrn Kreis-, Schoß- und Steuer-Einnehmer mit ſeinem Schatzkäſtlein ſtehen und eilte flugs in die Birnbaumſche Wohnung. Dörtchen ſaß in dem Winkel eines Ohrenlehnſtuhls gedrückt, als ich in die Stube eintrat. Demüthig ſtellte ich mich vor ſie hin und ſprach wie folgt: „So wie einſt der berühmte Maler Lionardo da Vinci in den Armen des Königs Franz ſein Leben endete, alſo will ich in den Armen meiner Herzenskönigin, Doris Birnbaum, und mit ihr zugleich meinen Geiſt aufgeben.“

Doris bekam keinen geringen Schreck über meine Worte. „Ich Ihre Königin?“ rief ſie endlich. „Ei, ei, Herr Doctor, vorgeſtern haben Sie ja noch auf dem Caſino ſo freundlich mit Lina geſprochen, und heute bin ich mit einem Male Ihre Herzenskönigin?“ — Ich räuſperte mich und hub an zu declamiren:

„Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,
Wo man dem Zenith näher ſteht als ſonſt
Und eine Antwort ſich erbittet vom Schickſal,
Noch eher daß die Frage erſt gethan.
So ein Moment war's, als ich auf dem Markte
Jüngſt mit dem Herrn Kreis-Schoß-Einnehmer ſtand,
Und wir vom Gelde und von Rettung ſprachen.
Da fiel zur Erd' ein zufäll'ger Blick herab
Und gab ein wunderbares leuchtend Licht
Auf einen Tafelſchild hernieder, das
Glorreich mit ſeinem Flügelſchlage
Mir freundlich winkte, und ganz deutlich
Rief mir den Namen „Dörtchen Birnbaum“ zu.

Solch einen Wink des Schickſals“ — fuhr ich in Proſa fort — „kann ich nicht verkennen; ich eile daher, Ihnen mein Herz oder vielmehr dieſe Roſe, Namens meines Herzens, zu Füßen zu legen.“

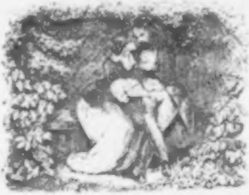
Die noch immer verwunderte — ich möchte ſchier ſagen: verdutzte — Doris nahm die weiße Roſe aus meiner Hand, und ſiehe, ein Wunderwerk bot ſich unſeren Augen dar! Die weiße Roſe ward urplötzlich mit einem leichten zarten Roth überzogen, wie die Wangen meines Dörtchens. Da konnte ſie ſich auch nicht länger halten und ſprach: „Mehr Ihrer Roſe als Ihren Worten vertrauend, will ich Ihnen mein Herz länger nicht verhehlen.“ Und ſanft reichte ſie mir die Hand und leiſtete die Gewähr ihres Ausſpruchs durch das Siegel ihrer Lippen.

Nachdem wir nun ſolchergeſtalt in Verſen und in Proſa, mit Wort und That unſere Herzen miteinander verlobt hatten, traten auch die lieben Eltern in's Zimmer und ertheilten uns hergebrachter Weiſe ihren Segen. Da beleuchtete wiederum ein herrlicher Blitz, wie gerufen, dieſe rührende Gruppe, und ein kräftiger Donner ſprach dazu vernehmlich ſein „So geſcheh' es!“

Jetzt fing mein Hund an zu bellen. Es wurde dreimal an die Thür geklopft und eine kreiſchende Stimme rief: „Die Glock' iſt acht, geht auf neun, wird bald zehn ſchlagen!“ — das war meine alte Aufwärterin. — Wart', du Alte, dacht' ich in meinem Sinn, du ſollſt mich die längſte Zeit geweckt haben! — Flugs erhob ich mich von dem Schauplatz meiner beſeligenden Träumereien, kleidete mich auf's Zierlichſte und Feinſte, ſteckte den großen, einem Plätteiſen ähnlichen Siegelring auf den Finger und ſchnallte an die blanken Stiefeln die noch blankeren Sporen, die ich, beiläufig geſagt, aus Liebhaberei, Putzes halber zu tragen pflege, obgleich ich nur alle Jahre einmal bei der Schützengilde zu Pferde erſcheine.

Wohlgemuth, auch wohlgeſchniegelt und gebügelt ſtiefelte ich dorthin, wo der goldene Merkur mit ſeinem Schlangenſtabe mir zum Wegweiſer geſtanden hatte. Dörchen war nicht im Zimmer, ſondern im Garten hinter dem Hauſe. Wie herrlich traf ſich das! Als ſie mich den Gang entlang kommen ſah, ſtand ſie von ihrem Sitze auf und kam mir freundlich entgegen. „Guten Morgen, Herr Doctor!“ rief ſie, als ich mein ergebenſtes Kompliment gemacht hatte, „ſo erwacht am frühen Morgen? Was bringen Sie?“ — „Ich bringe nichts, ſondern will mir etwas holen, wenn's nur kein Korb wird.“ — „Den könnt' ich Ihnen jetzt nicht geben, wenn ich auch wollte, denn ich habe keinen hier.“ — Indem ich über dieſe glückliche Vorbedeutung meine Freude hatte, bemerkte ich zugleich an ihrer Bruſt eine ſchöne rothe Roſe. „Ei“, rief ich eifrig aus, „iſt das die Roſe, die ich Ihnen in der vergangenen Nacht geſchenkt habe?“ — „Sie mir? In der Nacht? Eine Roſe? — Herr Doctor, Sie träumen!“ — „Jetzt wohl nicht, aber ich habe geträumt, ach ſo ſüß, ſo ſüß! Doch kommen Sie nur mit in die Laube, da will ich Ihnen Alles ausführlich erzählen.“

Kraft der dem weiblichen Geſchlecht angeborenen Wißbegierde folgte ſie mir willig. Wir ſetzten uns. Ich faßte ihre Hand, theils um ſie nicht entſchlüpfen zu laſſen, theils damit ich die Empfindungen, die im Lauf der Erzählung in mir entſtehen möchten, ihr alsbald durch die Fingerſpitzenpoſt mittheilen könnte. — Nun fing ich meinen Bericht an, den ich nur zuweilen unterbrach, um Dörtchens Pulsſchlag zu unterſuchen. „Nun, was ſagen Sie dazu?" ſo ſchloß ich meinen Vortrag. — Halb ernſt, halb lächelnd antwortete ſie: „O geh'n Sie, Sie Träumer!" aber ihre Hand hielt feſt. — „Wohin ſoll ich gehen? Zu Vater und Mutter? Danke, danke für die Erlaubniß!" Mit dieſen Worten ſprang ich auf. — „Bleiben Sie!" Sie zog mich zurück, ich ſetzte mich wieder. — „Liebes, liebes Dörtchen!" ſo fing ich nun in einer wahren Dreifußbegeiſterung an, mein Herz zu ergießen; meine Gluth loderte immer friſcher auf, wenn ich



ein leiſes Zucken in den Fingerſpitzen fühlte. Endlich merkte ich, daß ihr Kopf an meiner Bruſt ruhte. „Soll ich nun zu Vater und Mutter geh'n?" — Da antwortete ſie mit wunderſüßem Ton: „Geh' nur, Du Träumer! g.." Das zweite: „eh" küßte ich weg von ihren warmen Lippen. Faſt hätte ich bei dieſem lieblichen Spiel die lieben Eltern vergeſſen, wenn ſie nicht plötzlich vor uns geſtanden und uns zur Beſinnung gebracht hätten.

Gegen meine Wahl hatten die Eltern gar nichts einzuwenden, wie ſich das denken läßt; gegen Dörtchens Wahl aber, daß — daß — ob — ich ihr auch wohl treu bleiben würde. — Beinahe wär' ich böſe geworden, aber Dörtchen meinte: ſie wollt' es wagen, ſie kenne mich ſchon!

Nun iſt's aus! Nehm' es Niemand übel, daß ich einen Traum erzählt habe; aber man ſieht nun, daß Traum nicht immer Schaum iſt! F. Frankhart.

Im Walde.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen 1847 bis 1857.)

Wir betrachteten im vorigen Jahrgange den Apfel, und ihm folge nun die Birne, ſeine Verwandte. — Der gemeine Birnbaum (Pyrus communis Linn.) ſtammt wahrſcheinlich aus den Ländern ſüdlich vom Kaukaſus und dem ſchwarzen Meere, und iſt nicht mit dem überall in Europa und im Morgenlande wild wachſenden Holzbirnbaume (Pyrus sylvestris) zu verwechſeln. Letzterer hieß bei den alten Griechen Apios und wuchs in dem Peloponnes ſo häufig, daß dieſer davon Apia genannt ſeyn ſoll. Das Holz des wilden Birnbaumes diente in den älteſten Zeiten zum Schnitzen von Bildſäulen, und zu den alten Holzſchnitt-Arbeiten bediente man ſich ebenfalls der Platten vom Holze dieſes Birnbaums, wie es auch Albrecht Dürer that. Jetzt benutzt man die jungen Stämme des Holzbirnbaumes zu Unterſtämmen, um darauf edle Birn-Arten zu pfropfen. Die Früchte, Holzbirnen genannt, ſind nur dann genießbar, wenn ſie teigig geworden ſind, geben aber einen guten Eſſig. — Der gemeine Birnbaum erreicht, obgleich er auch zuweilen ſtrauchig bleibt, eine bedeutende Höhe (40, 50, ſelbſt 80 Fuß), bildet einen mächtigen Wipfel und überſchattet durch ſeine weitreichenden Aeſte und Zweige einen weiten Raum, ſo daß dieſer Baum wohl der ſtattlichſte unſerer Fruchtbäume iſt.

Die eirunden, kahlen, entweder ganzrundigen oder fein geſägten, hellgrünen Blätter haben lange Stiele, ebenſo wie die aufrecht ſtehenden, im April und Mai hervorbrechenden Blüthentrauben. Sie gleichen denen des Apfelbaumes, von denen wir im vorigen Jahre eine Abbildung gaben. Jede der zehn bis zwölf Blüthen hat einen fünfzipfeligen, ungefärbten, auf dem Fruchtknoten ſtehenden Kelch. Durch die großen, rundlichen, weißen Blumenblätter, fünf an der Zahl, erhält der Baum das Anſehen, als ſey er mit Schnee überdeckt. Die zwanzig Staubgefäße, in zwei Reihen auf dem Kelchrande ſtehend, haben vor dem Aufſpringen purpurrothe Staubbeutel. Zwei bis fünf, am Grunde zottige Griffel ſtehen in der Mitte der Blüthe. Die Frucht (Birne) iſt eine Kernfrucht, entweder kugelig oder keulenförmig mit einer vertieften Fruchtnarbe (Auge, Butzen) an der Stelle, wo die Blüthe geſeſſen hat. Die Birne enthält ein zwei- bis fünffächeriges Kernhaus (Gröps) und in jedem Fache zwei oder durch Verkümmerung nur einen Samen, der anfangs von einer weißen, ſpäter von einer dunkelbraunen, lederartigen Haut umkleidet wird, mandelartig ſchmeckt und etwas Blauſäure enthält.

Es giebt der Birnenarten mehr denn funfzehnhundert; ſie ſind durch Reifzeit (Juli bis in den Anfang des Winters), Größe, Farbe, Härte und Weichheit, Geſchmack und Dauer (bis zum Frühlinge) verſchieden. Man ißt die Birnen roh, gekocht, zerſchnitten oder ganz gedörrt (Hutzeln); auch bereitet man aus ihnen Wein (Cider), Branntwein und Eſſig. — Das feſte, ſchwere, röthliche Holz wird zu feinen Tiſchler-, Drechsler- und Formſchneider-Arbeiten ſehr geſucht.

Die Birnen ſind ſeit den älteſten Zeiten bekannt; Homer nennt ſie unter den Früchten im Garten des Alkinoos (Odyſſee VII.) und Plinius der Aeltere erwähnt ſchon (hist. nat. lib. XV, XVI.) verſchiedene Arten und ihre Anwendung. Es iſt aber merkwürdig, daß die Dichter wenig ſich um den Birnbaum bekümmert haben. Goethe erwähnt in „Hermann und Dorothea" eines Birnbaumes:

„Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes."

Auch Chamiſſo erzählt eine Sage von einem dürren Birnbaum auf dem Walſerfelde bei Salzburg. Er verkündet der Sage nach Zukünft'ges und es heißt da unter Anderem:

„Nun ſag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verſtümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, ſchlug dreimal auch zuvor
Er ſchon aus ſeiner Wurzel zum ſtolzen Baum empor.

Wann nun ſein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morſchen Holze auf's Neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubſchmuck er wieder angethan,
Das iſt das erſte Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er ſeine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang' verheißne Zeit;
Und ſchmückt er ſich mit Blüthen, ſo iſt das Ende nah;
Und trägt er reife Früchte, ſo iſt die Stunde da."

Ihren Namen übertrug die Birne nicht nur auf andere Früchte Birnäpfel, Birnkürbiß, Birncitrone, Birnquitte), auch das Thierreich entlehnte ihn (Birnſchnecke, Birnmotte) und dem Gewerk der Menſchen hängte er ſich ebenfalls an. So heißt ein Schraubenſtock der Drahtplätter, den Draht durchzuziehen und zu reinigen, Birne, und die Sporenmacher haben eine Birnwalze.

Im Bereich des Sprüchworts verdrängte der Apfel ſeine Verwandte, wir erinnern uns nur des einen: „Wenn zeitig die Birn, iſt Sorgfalt noth, was überreif fällt leicht in Koth.“ Dieſer Bezug auf die Heirathsluſt nicht mehr ganz jugendlicher Mädchen hat die Derbheit unſerer Vorfahren, die uns jenes Sprüchwort etwas feiner erklären durch ein anderes: „Ein Mädchen bekommt ſo leicht 'nen Leck, wie ein weiß Kleid 'nen Fleck“, womit wir nun unſre Hinweiſungen ſchließen.

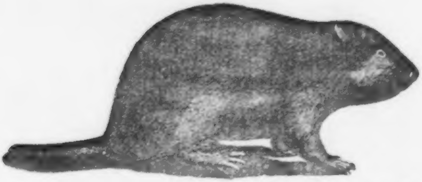
Dr. L. Heros.

Leider iſt dies der letzte Aufſatz, den wir erhielten von dem Verfaſſer, der am 2. September 1856 nach mühevollem Leben und noch im erſten Mannesalter ſtarb. Er war Vorſteher einer ſtädtiſchen Bürgerſchule in Berlin und hatte mit Sorgen zu kämpfen, beſonders weil nicht alle Eltern der Pflichten und des Dankes hinſichtlich der Lehrer eingedenk ſind. Des Verewigten umfangreiche Wiſſenſchaftlichkeit hätte ihn zu einer bedeutenderen Stellung geeignet, jede Klage darüber kommt aber jetzt zu ſpät, und wir können Ihm, der in jedem Bezuge ein Trefflicher war, nur noch die Anerkennung ſeines Werthes ausſprechen, der in unſerer Erinnerung unvergänglich ſeyn wird.

Gz.

Der Biber und die Biberfänger.

Von den Bibern, die ſich von Fiſchen und zarten Baumrinden nähren, hat man Wunderbares erzählt, nicht nur vom Bau ihrer Höhlen, durch deren Kunſtfertigkeit die Biber zu Baumeiſtern erhoben wurden, auch von ihrem Zuſammenleben, deſſen Schilderung der einer guten Staatsordnung glich. Neuere Unterſuchungen haben das Fabelhafte in das Maaß der Wahrheit gebracht, und danach bleibt der Biber noch immer in ſeiner Weiſe ein ſehr geſchicktes Thier, das die ihm von der Natur verliehenen Neigungen und Thätigkeiten regelrecht ausführt. Einer Waſſerratte ähnlich, jedoch in der Größe eines Hundes, hat der Biber kleine ſchwarze Augen, rundliche Ohren, kurze Füße. An dieſen befinden ſich fünf Zehen, an den vorderen Füßen



abgeſondert, an den Hinterfüßen durch Schwimmhäute verbunden, ſo daß ſchon der Anblick ſagt: er wechſele ſeinen Aufenthalt zwiſchen Land und Waſſer, hat jedoch ſeine Höhlen ſtets in Ufer-Erhöhungen. Im Norden ſind ſie ſchwarz oder braun, in Theilen von Amerika, wo die Biber ſich am zahlreichſten anſiedelten, ſieht man aber zuweilen auch weiße. Beſonders ihr Haar wird geſchätzt, von ihrem Fleiſche rühmt man nur den Schwanz als ſehr ſchmackhaft. Wegen ihrer Vorſicht ſind ſie ſchwer zu fangen; die Trappers, die amerikaniſchen Biberfänger, bedienen ſich der Hunde, Netze und Fallen, um ihren Zweck zu erreichen, bei dem ſie Mühe und Gefahr nicht ſcheuen dürfen. Ein Reiſender, ein Amerikaner, ſpricht von dieſen Trappers aus eigener Erfahrung, und wir überſetzen im Auszuge, was er uns ſagt.

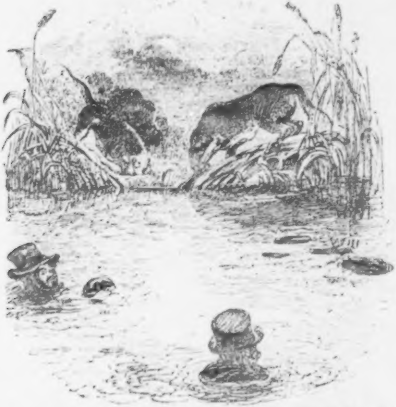
„Wir machten“ — berichtet er — „einen Jagd-Streifzug. Es iſt etwas Eigenes in dieſen endloſen Wieſenwüſten, das den Geiſt erhebt, und ihn, wir möchten ſagen, nervig und ſtark macht, ſo wie den Körper. Da herrſcht das wilde Roß und der Biſon und der Wolf und der Bär und Schlangen zahllos, und der Trapper, alle an Wildheit übertreffend. — Unſere Civiliſation hat eigene Mißgeburten erzeugt, von denen die Civiliſation anderer Länder nichts weiß, und die nur in einem Lande entſprießen können, wo die Freiheit unbeſchränkt iſt. Es ſind Auswürflinge, dieſe Trappers, großentheils, oder Geächtete, die dem ſtrafenden Arm des Geſetzes entflohen ſind, oder auch unbändige Naturen, denen ſelbſt die vernünftige Freiheit der Staaten noch Zwang däucht. Man findet dieſe Trappers von den Quellen des Columbia- und Miſſouriſtromes herab bis zu denen des Arkanſas und Red-River, an all den tributaren Flüſſen des Miſſiſſippi. Ihre ganze Lebensanſicht dreht ſich um die Vertilgung der Thiere, die ſich ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden in dieſen Steppen und Fluren zuſammengehäuft haben. Sie morden den wilden Büffel, um Felle für ihre Kleidung und Haunches*) für ihr Mahl zu haben, den

---

*) Haunch, der Buckel auf dem Rücken des Biſon, der bei weitem das ſchmackhafteſte und nahrhafteſte Theil am ganzen Thiere.

Bären, um auf ſeiner Haut zu ſchlafen, den Wolf, weil es ihnen Vergnügen macht, und ſie fangen und morden den Biber ſeines Felles und gelegentlich auch des Schwanzes wegen. Dafür erhalten ſie Pulver, Blei, Flanelljacken und Hemden, Garne zu ihren Netzen und Whisky, um die Kälte in den Wintertagen abzuhalten. Sie ziehen zuweilen in Haufen von Hunderten hinüber in dieſe Wüſten, wo ſie öfters mit den Indianern blutige Fehden anfangen; gewöhnlich jedoch thun ſie ſich in Geſellſchaften von acht bis zehn zuſammen, zu gemeinſamem Schutz und Trutz vereinigt, eine Art wilder Guerilla's. Der wahre Trapper aber zieht nur in Geſellſchaft eines geſchwornen Freundes, mit dem er Jahr und Tag, öfters Jahre, aushält; denn es erfordert häufig Jahre, ehe ſie mit den Verſtecken der Biber bekannt werden. Stirbt der Gefährte, ſo bleibt der Uebriggebliebene im Beſitze der erworbenen Felle und des Geheimniſſes des Aufenthaltes der Thiere. — Die ungeregelte, zur wilden Luſt gewordene unbegrenzte Freiheit würden nur Wenige für die glänzendſte Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft vertauſchen. Es leben dieſe Menſchen das ganze Jahr hindurch in den Steppen, Savannen, Wieſen und Wäldern der Arkanſas-, Miſſouri- und Oregon-Gebiete, die ungeheure Sand- und Steinſteppen und wieder die herrlichſten Gefilde bergen. Schnee und Froſt, Hitze und Kälte, Regen und Sturm, ſo wie Entbehrungen aller Art haben ihre Glieder ſo abgehärtet, ihre Haut ſo verdichtet, wie die des Büffels, den ſie jagen; die ſtete Nothwendigkeit, in der ſie ſich befinden, ſich auf ihre Körperkraft zu verlaſſen, erzeugen in ihnen ein Selbſtvertrauen, das vor keiner Gefahr zurückſcheucht; eine Schärfe des Blickes, eine Richtigkeit des Urtheils, von der der Menſch in civiliſirter Geſellſchaft ſich kaum einen Begriff machen kann. Ihre Leiden und Entbehrungen ſind oft gräßlich; wir haben Trappers geſehen, die Leiden ausgeſtanden hatten, mit denen im Vergleich die Abenteuer Robinſon Cruſoë's bloß Kinderſpiele ſind, und deren Haut ſich in eine Art Leder verdichtete, das mit der gegerbten Büffelshaut mehr Aehnlichkeit, als mit der menſchlichen hatte; nur Stahl und Blei vermochten durchzudringen. — Die täglichen, ja ſtündlichen Gefahren, ſollte man glauben, müßten die Blicke dieſer verwilderten Menſchen zum höchſten Weſen erheben, aber Dem iſt nicht ſo. Ihr Gott iſt das Waidmeſſer, ihr Schutzpatron der Stutzer, ihre feſte Hand ihr Hort. Den Menſchen ſcheut der Trapper, und der Blick, mit dem er den ihm in der Wüſte Begegnenden mißt, iſt ſeltener der des freundlichen weißen Bruders, als des Mordgierigen; denn Gewinnſucht iſt auch hier eine eben ſo mächtig ſcheußliche Triebfeder, wie in der civiliſirten Geſellſchaft, und gewöhnlich bezahlt von zwei ſich begegnenden Trappers einer mit dem Leben. Er haßt ſeinen weißen Nebenbuhler um die geſchätzten Biberfelle noch weit mehr als den Indianer. Letzteren ſchießt er eben ſo ruhig nieder wie einen Wolf, Büffel oder Bären; Erſterem ſtößt er jedoch ſein Meſſer mit einer ſo wahrhaft teufliſchen Freude in das Herz, als ob er fühlte, daß er die Menſchheit von einem großen Mitverbrecher befreie. Viel trägt auch zu dieſer entmenſchten Wildheit bei, daß er die ſtärkſte Nahrung, die es wohl geben kann, das Fleiſch des Biſon, ohne Brod oder ſonſtiges Zubehör, Jahre lang genießt, und ſo gewiſſermaßen zum Raubthier wird. — Wir haben auf einem ſolchen Ausfluge, den wir in Geſellſchaft an dem obern Red-River machten, mehrere dieſer Trappers angetroffen, unter Andern einen, von Sturm, Ungewitter und Entbehrungen aller Art ſo durch und durch gegerbten Alten, daß ſeine Haut mehr der Bedeckung einer Schildkröte als der eines Menſchenkindes glich. Wir hatten zwei Tage in ſeiner Geſellſchaft gejagt, ohne daß uns etwas Beſonderes an dem Manne aufgefallen wäre; er bereitete unſer Mahl, das entweder aus einem Hirſchziemer oder aus einem Büffelhaunche beſtand, wußte den Aufenthalt und Zug des Wildes, und witterte beide genauer, als ſein ungeheurer Wolfshund, der ihm nie von der Seite kam. Erſt am Morgen des dritten Tages entdeckten wir Einiges, das uns weniger zutraulich gegen unſern neuen Jagdgefährten machte. Es waren eine Menge Striche und Kreuze an dem Schafte ſeines Stutzers, welche die Veranlaſſung zur Wahrnehmung des eigentlichen Charakters dieſes Mannes wurden. Dieſe Striche und Kreuze waren in Abtheilungen auf folgende Weiſe geordnet: Büffel — keine Zahl angegeben, da ſie wahrſcheinlich zu groß war. Bären: 19; dieſe waren mit einfachen Strichen bezeichnet. Wölfe: 13; mit Doppelſtrichen bezeichnet. Rothe Zwiſchenläufer: 4; mit vier Querſtrichen angedeutet. Weiße Zwiſchenläufer: 2; mit Kreuzchen angemerkt. — Als einer unſrer Gefährten den Schaft aufmerkſam betrachtete, fuhr über die Züge des Alten ein grinſenhaftes Lächeln hin, das uns aufmerkſam machte. Ohne jedoch ein Wort zu verlieren, beſchäftigte er ſich mit dem Büffelhaunch, den er unter dem Raſen hervorzog, aus der Haut, in die er gewickelt war, nahm, und uns auftiſchte. Es war ein Mahl, wie es kein König beſſer haben kann, und das uns ganz den Stutzer-Schaft vergeſſen machte. Auf einmal ſprach er mit einem tückiſchen Lächeln, ſeinen Stutzer an ſich ziehend: „Sehen Sie, es iſt mein Taſchenbuch. Denken Sie, es iſt eine Sünde, einen dieſer zweifüßigen rothen oder weißen Zwiſchenläufer zu tödten?“ — „Wen meint Ihr?“ fragten wir. Der Mann lächelte wieder und erhob ſich; wir wußten nun, wer die zweibeinigen Zwiſchenläufer waren, die der Alte eben ſo ruhig auf ſeinem Schafte angemerkt hatte, als wären es ſtatt Menſchenkindern wilde Truthühner geweſen, die er erſchoſſen. Wir fühlten uns weder berufen, noch ermächtigt, an einem Orte, wo die bürgerliche Geſellſchaft und ihr rächender Arm aufgehört, uns zu Richtern aufzuwerfen und ließen den Mann gehen. — Die Trappers kehren jedoch immer nach einem oder mehreren Jahren wenigſtens auf einige Wochen in den Schooß der Geſittung zurück, und zwar wenn ſie eine hinreichende Anzahl von Biberfellen geſammelt haben. Gewöhnlich fällen ſie dann einen hohlen Baum in der Nähe oder am Ufer eines ſchiffbaren Fluſſes, machen ihn waſſerdicht, ziehen ihn in den Strom, packen ihre Felle und wenige Habſeligkeiten darein, und rudern Tauſende von Meilen den Miſſouri, Arkanſas oder Red-River hinab nach Saint-Louis, Natchitoches

oder Alexandria, wo ſie in Thierhäuten auf den Straßen umherſtarren.
Erſcheinungen, die den Fremden nicht ſelten in die Urwelt zurückverſetzen."

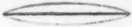


Um in Etwas eine Anſchau zu geben von einer der Arten, wie dem Biber aufgelauert wird von den Trappers, zeigen wir ein Paar derſelben, wie jener Reiſende ſie flüchtig zeichnete. Es iſt eine Mondnacht; die Trappers ſelbſt ſtehen bis an den Hals im Waſſer und die Biberhunde — ſtarke und beißige Stöberer — ſind in der Nähe bereit, müſſen aber eben ſo ſtill und ſchleichend ſeyn wie ihre Herren, und wie dieſe beobachten ſie das Ufer nach allen Wendungen. Als Köder ſchwimmen auf dem Waſſer Stücke von der Rinde des Biberbaumes, deſſen Name entſtand durch die Entdeckung, dieſe Rinde ſey ein Lieblingsgericht der Biber, mithin keine beſſere Lockung zu wählen. — Jedenfalls genügt dies Bild, um einzuſehen, das Geſchäft der Trappers ſey ein abhärtendes; daß es zugleich ein verwilderndes iſt, erfuhren wir aus dem obigen Bericht des Amerikaners. **W. Bornemann.**

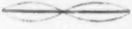
Chladni's Klangfiguren.

„Jeder klingende Körper kann ſehr verſchiedene Arten der ſchwingenden Bewegung annehmen, wovon jede in einem beſtimmten Tonverhältniſſe gegen die übrigen ſteht“, ſagt der berühmte Naturforſcher **Chladni**, und nach dieſer allgemeinen Bemerkung entwickelt er Näheres in Folgendem: „Die Schwingungen eines klingenden Körpers beruhen auf eben denſelben Bewegungsgeſetzen, wie die Schwingungen eines Pendels; bei dieſem liegt die Urſache der Schwingungen in der Schwerkraft, bei den klingenden Körpern aber in ihrer Elaſticität. — Eine Saite kann entweder ganz ſchwingen, oder ſich in irgend eine Zahl von gleichen Theilen eintheilen, die nach entgegengeſetzten Richtungen ſchwingen, und durch Schwingungsknoten oder ruhig bleibende Stellen von einander getrennt ſind. Alle dieſe Schwingungsarten ſind nur darin verſchieden, daß die Einheit, welche zum Maaßſtabe dient, ſich verändert, indem bei ſolchen Schwingungsarten, wo ſich die Saite in gleichmäßige Theile theilt, jede Hälfte, jedes Drittel u. ſ. w. ſo ſchwingt, als ob es eine eigne Saite wäre. Die Saite giebt ihren tiefſten Ton, wenn ſie ganz ſchwingt, ſo daß ſie abwechſelnd die Krümmungen der Figur 1 beſchreibt. Wenn ſie ſich in zwei gleiche Theile eintheilt, ſo iſt abwechſelnd der eine Theil dieſſeit, der andere Theil jenſeit der natürlichen Lage, und ſie beſchreibt die Krümmungen Fig. 2. Der Ton iſt ſodann nur eine Octave höher als der erſte. Theilt ſie ſich in drei Theile ein, wobei ſie abwechſelnd die Krümmungen annimmt, welche in der dritten Figur auf zweierlei Art bezeichnet ſind, ſo iſt der Ton wieder um eine Quinte höher; bei einer Abtheilung in vier Theile, Figur 4, nimmt die Höhe wieder um eine Quinte zu ꝛc. Ueberhaupt verhalten ſich die möglichen Töne derſelben Saite unter einander wie die Zahlen der Theile, oder umgekehrt, wie die Längen der Theile, in welche ſie ſich eintheilt.

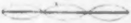
1



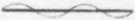
2



3



4



Ueber die Hervorbringung des tiefſten Tones einer Saite, wo ſie ganz ſchwingt, iſt es nicht nöthig, hier etwas weiter zu ſagen; die übrigen höheren Töne laſſen ſich am beſten darſtellen, wenn man eine Stelle, wo ein Schwingungsknoten iſt (oder auch mehr als eine ſolche Stelle), nicht etwa auf die gewöhnliche Art, wie bei Geigen-Inſtrumenten greift, ſondern, um die Verbreitung der Bewegung von einem Theile zum andern nicht zu hindern, ſie nur ſchwach mit einem Finger berührt, oder auf irgend eine andere Art durch Anhalten einer etwas weichen Materie dämpft, und eine ſchwingende Stelle rechtwinklich mit dem Violinbogen ſtreicht, da ſich nun die Beſchaffenheit der Schwingungsart auch leicht ſichtbar zeigen läßt, wenn man ſowohl auf jeden Schwingungsknoten als auch auf jeden ſchwingenden Theil zuſammengebogene ſchmale Papierſtreifen legt, welche, ſobald der verlangte Klang gehörig zum Vorſchein kommt, von den ſchwingenden Stellen herabgeworfen werden und auf den Schwingungsknoten in Ruhe bleiben.

Chladni nennt Schwingungen der bisher beſchriebenen Art Transverſalſchwingungen; es giebt aber auch noch Longitudinalſchwingungen einer Saite, welche abwechſelnde Zuſammenziehungen und Ausdehnungen der ganzen Saite oder ihrer gleichmäßigen Theile nach der Richtung der Länge ſind. Dieſe werden hervorgebracht, wenn man — zum Beiſpiel — eine geſpannte Violinſaite mit dem Bogen unter einem ſehr ſpitzen Winkel, alſo faſt der Länge nach ſtreicht, oder wenn man dieſelbe mit einem mit Harz beſtrichenen Finger nach der Länge reibt. Bei Schwingungen dieſer Art kommt es ſehr auf die Materie an, woraus der klingende Körper beſteht, ob es eine Stahl-, Meſſing- oder Darmſaite iſt; denn alle dieſe geben, wenn ſie ſonſt auch gleichgeſtimmt waren, ganz andere Töne, auch ſind dieſe Töne gewöhnlich um einige Octaven höher, als dieſelbe Saite ſonſt von ſich gab, wenn ſie ihrer ganzen Länge nach ſich in Transverſalſchwingungen bewegte. Das wird leicht begreiflich, weil die Schwingungen, da ſie gleichſam nur in der Maſſe des klingenden Körpers ſelbſt vorgehen, von viel kleinerem Umfange und alſo viel ſchneller ſeyn müſſen, als bei den bemerkten Transverſalſchwingungen, woraus dann ihre größere Höhe folgt.

Bei den bisher erwähnten transverſalen Schwingungsarten einer Saite kommt es nur auf krumme Linien an, zwiſchen deren auf entgegengeſetzten Seiten der Axe befindlichen Theilen die Schwingungsknoten ſich als feſte Punkte befinden; aber bei den Schwingungen einer Scheibe, einer Glocke ꝛc. kommen nicht krumme Schwingungslinien, ſondern krumme Flächen, die nach mehr als einer Richtung auf verſchiedene Art gekrümmt ſind, in Betrachtung, bei welchen die auf entgegengeſetzten Seiten der Axe befindlichen Theile nicht durch feſte Punkte, ſondern durch feſte Linien, die man auch Knotenlinien nennen kann, von einander abgeſondert ſind. — Zu deutlicher Darſtellung einer jeden Schwingungsart, deren eine Scheibe fähig iſt, wird erfordert, daß man eine oder mehrere Stellen, die in Ruhe bleiben, mit den Fingern oder auf andere Art halte, den Rand der Scheibe an einer Stelle, wo ungefähr die Mitte eines ſchwingenden Theils iſt, mit dem Violinbogen rechtwinklich ſtreiche, und wenn man verlangt, daß die Knotenlinien ſichtbar werden ſollen, auf die horizontal gehaltene Oberfläche der Scheibe etwas Sand ſtreue, welcher von den ſchwingenden Theilen weggeworfen wird, auf den feſten Linien aber ruhig bleibt und ſich anhäuft.

Man kann ſich gläſerner oder metallener Scheiben bedienen. Gläſerne Scheiben zieht Chladni deshalb vor, weil man ſie leichter von gleichmäßiger Dicke haben kann, als Scheiben von Meſſing oder einem andern Metall, weil man auch wegen ihrer Durchſichtigkeit beſſer beſtimmen kann, wo man etwa noch unterwärts irgend eine

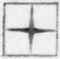
Stelle mit dem Finger berühren könne. Dünnere Scheiben ſind beſſer zu gebrauchen als dickere, weil auf den dünneren ſich mehrere Schwingungsarten mit Leichtigkeit hervorbringen laſſen. Die Schärfen des Randes ſind abzuſtumpfen, damit die Haare des Bogens nicht zerſchnitten oder abgerieben werden. Die Größe der Scheiben iſt willkürlich; die kleinſten können etwa drei Zoll im Durchmeſſer ſeyn, die größten, deren Chladni ſich bediente, hatten etwa eine Dresdener Elle im Durchmeſſer. Kleinere Scheiben ſind zu den einfacheren Schwingungsarten beſſer zu gebrauchen; an größeren aber kann man bei gehöriger Uebung die Hervorbringung der verwickelteren Schwingungsarten weiter treiben. Die Stellen, wo man bei einer jeden Schwingungsart halten und ſtreichen muß, werden ſich am beſten durch ein richtiges Augenmaaß beſtimmen laſſen. Hat man die Stelle, wo gehalten werden muß, nicht genau genug getroffen, ſo wird man, erſcheint die Klangfigur etwas unvollkommen, durch eine kleine Verſchiebung der Finger leicht nachhelfen können. Wenn man etwa zufällig eine Figur erhalten hat, die man für bemerkenswerth hält, und gern wieder erzielen möchte, ſo iſt es rathſam, die Stellen, wo man gehalten und geſtrichen hat, auf irgend eine Art zu bezeichnen.

Die Haltung der Scheibe geſchieht am beſten mit dem Daumen und dem zweiten Finger, und zwar, ſo viel als möglich, nur mit den äußerſten Spitzen dieſer Finger, weil die feſten Linien ſehr ſchmal ſind, und alſo bei einer Haltung mit mehrerer Fläche der Finger die Schwingungen der benachbarten Theile zu ſehr würden gehindert werden. Die Scheibe darf auch nicht etwa an die innere Fläche der Hand anſtoßen. — Man kann die Scheibe auch auf ein Stückchen Kork oder andern ähnlichen Körper auflegen, mit einem Finger ſchwach aufdrücken, und etwa noch an einer ſchicklichen Stelle mit der Spitze des Daumens berühren, damit ſie ſich bei dem Streichen nicht verrücke.

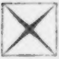
Zu dem Aufſtreuen läßt ſich gewöhnlicher Sand gebrauchen, es würde aber auch jede andere körnige Materie eben dieſelbe Wirkung thun; die Figuren erſcheinen, ſobald ein Klang hörbar iſt. Sie werden deutlicher, wenn vorher die feinſten Theile des Sandes durch Schlammen mit Waſſer weggeſchafft worden ſind, weil dieſe ſich ſonſt allzu ſehr an die Oberfläche des Glaſes anhängen.

Unter allen Arten von rechtwinklichen Scheiben haben Quadratſcheiben das einfachſte Verhältniß, weil Länge und Breite einander gleich ſind. An denſelben, ſo wie überhaupt an rechtwinklichen Scheiben, ſind alle Arten von Schwingungen möglich, wo eine gewiſſe Zahl von Knotenlinien mit dem einen oder mit dem andern Durchmeſſer parallel geht, oder als parallel mit demſelben gehend angeſehen werden kann. Die Knotenlinien können ſich auch mehr oder weniger krümmen; Chladni hat bemerkt, daß meiſtens an zwei benachbarten Linien, zuweilen auch an zweien, zwiſchen denen ſich eine gerade Linie befindet, die Krümmungen ſich abwechſelnd einander nähern und von einander entfernen. Manche Schwingungsarten haben ungeachtet aller Bemühungen nie mit ganz geraden Linien erſcheinen wollen, höchſtens ſo, daß die Linien etwas weniger gekrümmt waren, ſich alſo die Entſtehung der gewöhnlicheren Figuren mit ſtärker gekrümmten Linien daraus genauer beurtheilen ließ. — Andere Schwingungsarten einer Quadratſcheibe können ſich bei einerlei Zahl der Knotenlinien auf zwei verſchiedene Arten zeigen. Es können nämlich die Krümmungen oder die meiſten Krümmungen der äußerſten Linien entweder einwärts oder auswärts gehen; im erſten Fall iſt der Ton tiefer als im zweiten.

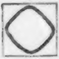
5



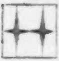
6



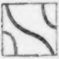
7



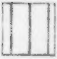
8



9



10



Unter allen Schwingungsarten einer Quadratſcheibe giebt die in der Figur 5 vorgeſtellte den tiefſten Ton; man hält dabei die Scheibe in der Mitte und ſtreicht an einer Ecke. Die Figur kann auch allenfalls ſo verzerrt werden, daß ſie ſich als zwei krumme Diagonal-Linien zeigt. — Die Schwingungsart, welche nächſt dieſer den tiefſten Ton giebt, iſt mit einwärts gebogenen Krümmungen, welche ſich gewöhnlich, wenn man in der Mitte hält, und mitten an einer Saite ſtreicht, als zwei ſich durchkreuzende Diagonal-Linien (Figur 6) zeigt, zuweilen aber auch als zwei einwärts gebogene Linien erſcheinen kann. Der Ton iſt um eine Quinte höher als bei Figur 5. — Die in der Figur 7 vorgeſtellte Schwingungsart mit auswärts gebogenen Krümmungen erſcheint zwar zuweilen wirklich als zwei auswärts gebogene Linien, meiſtens aber beinahe wie ein Kreis, oder vielmehr wie ein Viereck mit abgerundeten Ecken, wenn man die Scheibe in der Mitte einer Seite nahe am Rande hält und an der nächſten Ecke ſtreicht. Der Ton iſt nun etwas mehr als um einen ganzen Ton oder beinahe um eine kleine Terze höher als bei Figur 6, und beinahe um eine kleine Septime höher als bei Figur 5. Es klingt dieſe Schwingungsart voller und ſtärker als die beiden vorigen, und faſt ſo, als ob der Ton um eine Octave tiefer wäre, als er wirklich iſt. — Figur 8, wo der Ton um eine Octave und eine große Terze höher als bei Figur 5, und um eine große Septe höher als bei Figur 6 iſt, erhält man leicht und meiſtens ſehr regelmäßig, wenn man die Scheibe an einer Stelle, wo zwei Linien einander durchſchneiden müſſen, hält, und mitten an der rechten oder linken Seite ſtreicht. Durch einige Verſchiebung der Finger, wobei man auch an der in der Figur zur linken Hand befindlichen Ecke ſtreichen kann, läßt ſich auch zuweilen bewirken, daß ſich dieſe Schwingungsart als drei diagonale wellenförmige Linien, wie Figur 9 zeigt. — Die Schwingungsart mit drei urſprünglich parallel laufenden, ſich aber auch ſehr krümmenden Knotenlinien kann ſich auf allen Scheiben, die nicht allzu unregelmäßig ſind, wie Figur 10, 11 und 12, zeigen. Es iſt dieſe Schwingungsart unter allen die brauchbarſte, um von den vorher erwähnten Abänderungen und Verzerrungen der Knotenlinien, wodurch der Ton nicht geändert

Wer den Dreſchflegel angreiſt, muß die Geige vergeſſen.

Sey ſelber glatt, ehe du Andere hobeln willſt.

Wer rein werden will, muß nicht den Nachbar in's Bad ſchicken.

Wem das Erdenleben den Staar nicht ſticht, verliert im Himmel die Blindheit nicht.

Ein Irrlicht gaukelt im Dunkel nur, es flieht vor jeder Sonnenſpur.

Verdienter Rock wärmt mehr als ein geliehener Mantel.

Bratenſaft macht Brüderſchaft, doch nimmt Unglück die Brocken, macht ſich der Bruder auf die Socken.

Hat dein Beutel die Auszehrung, kriegen falſche Freunde die Schwindſucht.

Ein Freund nur bei Tiſch will nur deinen Fiſch, ein Freund bei der Flaſche leert auch deine Taſche.

Wo kein Schlüſſel paßt, öffnet Geduld.

Iſt Nebel im Herzen, ſteigen Dünſte in den Kopf.

Der Geldkaſten des Wucherers hat einen Deckel, aber keinen Himmel darüber.

Willſt du nicht mittaumeln, fliehe die Wirbel.

Wer oft wenig gewinnt, gewinnt viel.

Es ſind ſchlimme Thränen, denen Gottes Wort und gutes Gewiſſen nicht nah ſind.

Wer ſeinem Feinde ehrlich die Hand reicht, fördert das Handwerk Gottes.

Der Zuhöfliche hat den Hut in der Hand und den Filz im Herzen.

Wer ſich die Jugend verpfeffert, dem wird das Leben mit Galle gewürzt.

Wer den Armen die Decke nimmt, der wird bald frieren im Doppelpelze.

Freiheit und Zufriedenheit ſpinnen ſich das Garn zu ihrem Gezelt ſelber.

Wer auf Sammtworte verborgt, kriegt's mit Stachelreden nicht wieder.

Wenn ein Narr die Wage braucht, ſteht die Zunge nie grade.

Der Schielende giebt nicht ſich, ſondern dem Spiegel die Schuld.

Wer die Freude am unrechten Ort ſucht, bringt Elend mit ſich heim.

Wo man zuviel die Füße regiert, da verlieren die Köpfe.

Wer von Schlangen das Kriechen lernt, dem wachſen bis in Ewigkeit keine Flügel.

Wer dem Unrecht zu wehren vermag, bedarf keinen Amtsbrief.

Wer Gott nicht in der Sonne ſieht, dem erſcheint er in der Gewitterwolke.

Nichts werth iſt die Buße, die ein Rabe dem Geier predigt.

Wer daheim ſäet, wird auf dem Markt erndten.

Wer nicht an das Licht glaubt, dem heilt kein Arzt den Staar.

Beſſer das Joch der Pflicht als die Kette der Begierde.

Wer nach jeder Pfeife tanzt, hat bald müde Beine.

Der Himmel iſt hoch, wer aber hinein will, muß ſich beugen.

Gott zahlt nicht nach Stunden-, ſondern nach Herzſchlägen.

In die Dummheit ſchlagen auch Geiſtesblitze nicht ein.

Wer nicht Schweiß zahlt für täglich Brod, handelt wider Gottes Gebot.

Große Höhe, viel Wehe!

Nicht Alle, die dreſchen, haben Stroh im Kopf.

Wo eine Null ſteht, hätte eine Neun auch Platz.

Im Kopf nur Spreu, da macht Dummheit arbeitſcheu.

Hochmuth bettelt zudringlicher als Armuth.

Bei der Wahl zwiſchen Noth und Sünde, iſt das Glück bei der Noth.

Wo nur Eigennutz düngt, iſt die Erndte Frevel.

Gekreuzigte Tugend ſteht nach drei Tagen wieder auf.

Wem man oft ſchenkt, der lernt fordern.

Wer immer haben will, trägt auch den Wohlthäter nicht im Herzen.

Wenn die Luſtfluth verlaufen iſt, wird auch nur Schlamm ſichtbar.

Was für die Meile zu lang iſt, miß nicht mit deiner Elle.

Gelegenheit macht auch Diebe, denen man herrliche Namen giebt.

Auch den ſtärkſten Grund zerſtört manch Aber und Und.

Zu blumig verſprochen, wird dornig gebrochen.

Nicht Alle, die einen Bart haben, haben Köpfe.

Wer Vorurtheile einſaugt, iſt lebenslang berauſcht.

Wohlfeil Brod vergiftet die Wucherer.

Miſcht der Zufall die Karten, verliert der Verſtand das Spiel.

Geiſtesleere ſucht im Aeußern Ehre, Geiſtesfülle entbehrt gern Schaal' und Hülle.

Fürchtet man eine Sündfluth, möchten Alle gern Fiſche ſeyn.

Der Ungeſchickte verrenkt ſich im Schlaf die Hüfte und ſtößt ſich am Spinngewebe ein Loch in den Kopf.

Auch ein weiches Herz darf harte Worte zu rechter Zeit nicht ſcheuen

Gebet ohne Arbeit iſt eine Hacke ohne Stiel.

Gut Beiſpiel iſt eine Glocke, die zur Kirche ruft.

Arbeiten früh und ſpat bringt Mittags Brüh' und Abends Saat und Rath.

Gar wenig ſpinnt, wer viel grübelt und ſinnt, und eigen Garn auf ſeiner Winde, iſt's allerbeſte Angebinde.

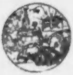
Schluß.

Von Gz.

„Das Leben iſt Mühe und Arbeit!" klagt der Düſtere, der Heitere aber ſpricht freudigen Muthes: „Mühe und Arbeit iſt Leben!"

Gewiß urtheilte Jean Paul richtig, indem er uns ſagte: „Das Herz iſt und bleibt, wie der Körper, mehr durch Arbeit als durch gute Nahrung geſund, und keine Ruhe hat ſchöneren Werth als die ſauer erworbene.“ Wohlgemeint iſt's alſo, wenn ich Jedem wünſche, was mir nicht fehlt, nämlich ſauer erworbene Stunden der Ruhe. Sie ſind Allen verbürgt durch Mühe und Arbeit, denn Trägheit bringt Unmuth und Krankheit, verkürzt demnach das Leben, was ſchon durch Verſtimmung geſchehen kann. Danken wir mithin Gott für Mühe und Arbeit! — Dieſem Ausruf folge unſre vorausſichtliche, auf Thätigkeit zielende Hoffnung für alle Monate des Jahres:

Im Januar erfriſch' uns Eis,
Luft Februar's ſey nicht zu heiß;
Der März bedecke weit die Bleiche,
April mach' arg nicht Wechſelſtreiche;
Der Mai ſtimm' alle Herzen froh,
Der Juni ſchaffe Korn, nicht Stroh
Im Juli locke heit're Reiſe,
Auguſt verhüte Wucherpreiſe;
September mache reich an Frucht,
Oktober wahre gute Zucht;
November lohn' dem Jägersmann,
Dezember jedem Fleiß'gen dann!



Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

DER BAZAR

Berliner illuſtrirte Damenzeitung

erscheint alle 8 Tage in einer Nummer, und beträgt der geringe Abonnements-Preis
vierteljährlich nur 20 Neu-Groschen; in Oesterreich fl. 1. 4 kr.; — in Bayern,
Württemberg u. s. w. fl. 1. 12 kr.; — in der Schweiz 2⅔ Frcs.
Alle Buchhandlungen und alle Post-Anstalten
nehmen Bestellungen an und liefern die Zeitung ohne Preis-Erhöhung.

Der **BAZAR**, die nützlichste, reichhaltigste und billigste Familienzeitung, hat die Aufgabe, durch Abbildung und Beschreibung die Selbst-Anfertigung aller Gegenstände, welche irgend in das Bereich weiblicher Handarbeiten gehören und gewöhnlich zu theuren Preisen in den Läden gekauft werden, stets nach der herrschenden neuesten Mode zu lehren. — In den jährlich erscheinenden 48 Heften werden über **1000** Abbildungen der modernsten Handarbeiten und Toilettengegenstände, nebst genauer Anleitung zur Selbst-Anfertigung gegeben; ferner: Pariser und Berliner Original-Muster für Weiſs-Stickerei, Bunt- und Perl-Stickerei, Häkelmuster, Modenbilder und jährlich über 25 bis 30 Schnittmuster, die gesammte Damen-Garderobe und Kinder-Garderobe umfassend. Diese modernen Schnittmuster, in Original-Gröſse gezeichnet, sind in Abbildung und Beschreibung so klar und faſslich, daſs auch die ungeübteste Hand im Stande ist, darnach ein gutsitzendes und modernes Kleidungsstück zuzuschneiden und anzufertigen.

Der unterhaltende Theil des **BAZAR** liefert: Novellen, Skizzen und dem weiblichen Geschmack entsprechende Notizen, Musikpiècen für Pianoforte und Gesang, Bilder-Räthsel, Rösselsprung-Aufgaben, Räthsel und eine Fülle von Notizen und Recepten, die Hauswirthschaft und die Toilette betreffend —

Abonnements können jederzeit angemeldet werden.

Berlin, 1857

Die Administration des Bazar.

Verlags-Anzeigen der Vereins-Buchhandlung.

Gubitz' „Volks-Kalender für 1857"

(der dreiundzwanzigſte Jahrgang) hat folgenden Inhalt:

Daß der vollſtändige und ausführliche Kalender (mit ſeinen bezüglichen Bildern) den Anfang macht, Alles, was ihm ſonſt, je nach Veränderungen, welche aus dem genannten Jahre hervorgehen, beigeſellt iſt (Aſtronomiſches, alter Kalender, Feſttage der Juden, Jahrmärkte [bei der Ausgabe für nicht-preußiſche Landestheile durch allgemeinen Stoff erſetzt], Genealogie, Uhrentafel ꝛc.), verſteht ſich von ſelbſt. Die Nebenräume ſind mit dem Mannigfachſten ausgeſtattet. Ueber einer am unteren Rande ſämmtlicher Monate ſich fortſetzenden Abhandlung: „Tag und Nacht, Wachen und Schlafen" — eine Abhandlung, wichtig für das geiſtige und körperliche Leben — findet ſich an herzigen und beluſtigendem Beiwerk: Zeitgloſſe. Empfehlenswerthe Bemerkung. Nachtheil vom Leben. Kunſt und Luxus. Das könnte wirken! Wiſſenſchafts-Eifer. Ernſtes in einem Zahlen-Scherz. Geſpräch aus der Partei-Zeit. Arbeits-Eintheilung. Wähle! Der ſichere Fortſchritt. Vorſicht. Die Wiſſenſchaft muß umkehren?! Manchem Vereine. Beſcheid. Das Zweifeln. Hoffentlich ein falſcher Prophet. Rath. Ein Glaubensſatz. Die zehn Pflichten des Braminen. Grabſchrift des Wundarztes Villier. Abfertigung. Gelegentlich den Schlemmern mitzutheilen. Was die Menſchen ſagen. Ego und Echo. Des Teufels rechter Name. Neuzeitlicher brieflicher Heirathsantrag. Jetzige Grundſätze. Was Jeder liebt. Streiflichter. Sprüche. — Nun ſchließt ſich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden",

deſſen Inhalt in den beigefügten Zahlen die der Bilder angiebt: Tite mit Sinnſpruch. (1) Geſpräch mit der inneren Stimme. Von F. W. Gubitz. (1) Unſterblichkeit der Seele. Von F. W. Gubitz. Mit Zeugniſſen von Jeſus Chriſtus, Fichte, Gleim, Goethe, Andreas Gryphius, Kant, Johann Keppler, Laſſenius, Leibnitz, Oerſtedt, Jean Paul (Richter), Schopenhauer, Solon, Taſſo und Vanini. (3) Luiſe, Königin von Preußen. (1) Der Freude Denkſpruch. Des Leides Denkſpruch. Von Gtz. (2) Die Oberſtolzen und Weiſen in Cöln. Von Reinold Spann. (1) Im Walde. Von L. Heros. (2) Rudolph von Erlach. Von H. Nino. (5) Ahasverus. (Aus des „ewigen Juden" Tagebuch.) (2) Abenteuer eines Wandergeſellen. Von W. Reimann. (1) Tugend und verſchiedene Eigenſchaften. Wohlthun. Wahrhaftigkeit. Klugheit. Vertrauen. Geſundheit. Sanftmuth. Kultur — Bildung. Humor. Geduld. Glaube. Charakter. (12 mit Buntdruck umrahmt.) Johann Jakob Engel. Von Fr. Schultz. (3) Heimiſche und fremde Vögel. Von F. W. Gubitz. (4) Zwei Parabeln von Clemens Brentano. (Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.) (4) Auſtralien. Von Anton Gubitz. (16) Der Rathsherr von Stralſund und ſein Weib. Von Fr. Bertram. (1) Hausreiſen. I. Die Reiſe von der Dachkammer und wieder zurück. II. Vom Bodenverſchlag bis zum erſten Stock. Von Th. **Daun.** (7) Der Hammer. Von L. **Heros.** (17) Aus der Vorzeit Berlin's. Von Fr. **Bertram.** (2) Johann Gottlob Kaſtner. Von Fr. **Becker.** (1) Das Apotheker-Dorf in Schleſien. Von C. **Nienitz.** (1) Hans Donner. Von L. M. **Fouqué.** (Nicht in der Sammlung ſeiner Schriften befindlich.) (10) Die Marter-Anſtalt. Von A. v. **Möller.** (2) Der Brügger Kaufmann Beekerholt. Von H. **Nine.** (1) Beſchlüſſe und Schluß. Von Gz. [F. W. **Gubitz.**] (1)

Preis: 12½ Sgr.

Wir bemerken, daß wir von dieſem dreiundzwanzigſten Jahrgange ſpät noch eine Ausgabe veranſtalten mußten, von ſämmtlichen Jahrgängen unſeres „Volks-Kalender" aber nur noch wenige vollſtändige Exemplare vorhanden ſind, und auch die Mehrzahl einzelner Jahrgänge ſich in letzter Zeit ſehr gemindert hat.

In den Jahren 1856 und 1857 ſind bei uns erſchienen:

Geiſtige Feldzüge.

Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe

von

Achim v. Arnim, Helmina v. Chezy, J. Ellendorf, C. J. Th. Gantzer, F. W. Gubitz, T. Heinſius, H. Herrmann, F. L. Jahn, Verus Momus, Wilhelm Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilhelm Waiblinger und Ernſt Woldemar.

Inhalt:

Oper und Schauſpiel. Fehde zwiſchen Wilhelm Müller und A. Müllner. Mit „Nachtrag" von F. W. Gubitz. — Achim von Arnim, die Karſchin und Helmina von Chezy. — Herr Joachim Lange und ſeine Grammatik. Nebſt Gedanken über Erziehung in Schule und Haus. Streit-Aufſätze von Dr. H. Herrmann und Dr. T. Heinſius. — Die deutſchen Künſtler in Rom und die Deutſchen in Italien. Streitſchrift von Wilhelm Waiblinger. Mitgetheilt von Franz Catel. — Leut, Volk und Deut. Von Friedrich Ludwig Jahn. — Der Kölner Dombau und was er uns erwarten läßt. Von Dr. J. Ellendorf. — Heine und Börne über Deutſchland. Von Dr. Karl Roſenberg. — Ein Concert von Franz Liszt. Von Fr. v. Schönholz. — Theaterkritik der Hegel'ſchen Schule. Von Verus Momus. — Wieland und ſeine Beurtheiler. Von F. Schuchard. — Das Chriſtliche in Goethe. Mit beſonderer Berückſichtigung des „Fauſt". Von C. J. Th. Gantzer. — Ein Geſpräch im Elyſium. Von Dr. Ernſt Woldemar.

Das ſind tapfere Kämpfe, in Ernſt und Humor rechtſchaffen ausgefochten für den Sieg des Wahren, Rechten und Schönen!

Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Tagebuch der Belagerung von Colberg 1807

und

Tagebuch der Geſchichte des Schill'ſchen Corps.

Nach Handſchriften mitthätiger Offiziere.

Preis: 10 Sgr.

Dieſe beiden Tagebücher ſind von Schill ſelbſt veranlaßt und unter ſeiner Aufſicht entſtanden, enthalten demnach die genaueſten, in militairiſcher Hinſicht vorzugsweiſe bedachten Nachrichten über die denkwürdige Belagerung und Rettung Colberg's.

Geſchichte des brandenburgiſch - preuſsiſchen Staates

zum Vortrag und Selbſtunterricht.

In zwei Bändchen.

Von Dr. Karl Roſenberg,

Profeſſor und ordentlichem Lehrer der Geſchichte und Literatur an der ſtädtiſchen Gewerbeſchule zu Berlin.

Preis: 1 Thlr. 5 Sgr.

Geſchichtliche Treue und gründliche Haltung zeichnen dieſes Werk aus, das nicht allein auf die politiſchen und religiöſen Bewegungen, ſondern weſentlich auch auf die Entwickelung der Kultur in Wiſſenſchaft, Kunſt, Handel und Gewerbe eingeht.

Novellen aus der Theaterwelt.

Das Recenſenten-Kunſtſtück.

Von D. Schiff.

„Der Freiſchütz."

Von Adalbert vom Thale.

Ein neuer Hamlet.

Von A. Naumann.

Ein Schauſpielabend in Berlin.

Von Julius Curtius.

Preis: 18 Sgr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1857.

Sechsunddreißigſter Jahrgang.

Inhalt:

Marguerite oder die Macht des Zufalls. Schauſpiel in Vorſpiel und fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Gewagt und verzagt. Idyll-Schauſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Theodoſia. Drama in drei Akten von H. Rino. — Die Grundſätze. Luſtſpiel in fünf Akten von A. P. (Werner). — Gisbert von Rheineck. Drama in drei Aufzügen von J. C. Erhardi. — Keck und verwegen. Lußſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1858.

Siebenunddreißigſter Jahrgang.

Inhalt:

Winkelränke. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Roſe und Röschen. Schauſpiel in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer.

— Maria, Königin von Schottland. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen und einem Vorſpiel von E. Raupach. — Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild in drei Akten von F. W. Gubitz. — Virginia. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von J. Ch. F. Rage.
Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Das nette Jugendbüchlein.

Kindes-Betrachtungen
von
A. v. Möller (Angelica v. Lagerſtröm).
Mit achtzehn Bildchen.

Inhalt:

Wo wohnt mein Onkel? — Ob er die Katzen grüßen ſoll? — Worüber lachten ſie? — Laß das ſeyn, Kleine! — Aus Anna's Tagebuch. — Mir auch! — Miau! — Der Donner. — Wegen Lieschen. — Armer Jakob! — Alle wundern ſich! — Der kleine Victor. — Die Taube. — Feuer! Feuer! — Der arme kleine Tiſch. — Martin wird zwei Mal erſchreckt. — Sprechen die Kühe? — Eile mit Weile! — In der Komödie!

Preis: 7½ Sgr.

Der Bergknabe,

oder
„Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Wort halten.“
Erzählung für die Jugend
von
A. v. Möller (Angelica v. Lagerſtröm).
Zweite Auflage.
Geſchmückt mit ſechs Abbildungen in anmuthigem Buntdruck.
Preis: 15 Sgr.

Dieſe Erzählung, auf Wahrheit gegründet, läßt uns einen bitter armen Bergknaben ſchauen, der durch Fleiß und Redlichkeit und durch Aufmerkſamkeit eines geliebten Königs vor noch nicht acht Jahrzehnden der wohlhabende Stammvater eines adlichen Geſchlechts geworden iſt. Das reizende Werkchen ſpricht Alt und Jung in gemüthvollſter Weiſe an, wie dies eben ſo iſt mit ſämmtlichen Gaben der vermöge ihrer Talente und Schickſale die vollſte Theilnahme verdienenden Verfaſſerin. Ihre anderen Erzählungen für die Jugendwelt ſind:

Erziehung thut noth. Hinweiſung und Beiſpiel (7½ Sgr.)

Schön und häßlich. Doppelbild. (7½ Sgr.)

Die ungleichen Schweſtern, oder: Kern und Schale. Charakterbild. (7½ Sgr.)

Hans und Käthchen. Jugendfreundſchaft. (7½ Sgr.)

Das Gewiſſen. Mitgabe für Lebenszeit. Mit acht trefflichen Holzſchnitten. (10 Sgr.)

Es bedarf nur, ſich mit dieſen für ſo geringen Preis zu habenden Schriften bekannt zu machen, um zu wiſſen, daß ſie nicht nur höchſt unterhaltend, ſondern zu grundſätzlich ſittlicher Erziehung ſehr nützlich ſind.

Nicht minder zu empfehlen ſind:

Fleiſs bringt's weiter als Gewinnſucht.

Jugend- und Volksbuch von Fr. Bertram.
Zweite Auflage. Mit ſchönen Holzſchnitten. Preis: 12½ Sgr.

Neun Erzählungen und noch mehr.

Jugend und Volksbuch von Demſelben.
Zweite Auflage. Mit 70 ſchönen Holzſchnitten. Preis: 15 Sgr.

Dann in dritter und zweiter Auflage:

Die Pilger und der Lindwurm. (10 Sgr.)
Der ſtille Heinrich. (10 Sgr.)
Das Fiſchermädchen von Helgoland. (10 Sgr.)
Das Pomeranzenbäumchen. Der goldene Knopf. Das wilde Schwein. Drei geſchichtliche Erzählungen. (22½ Sgr.)
Sämmtlich von Guſtav Nieritz.

Die Auferweckung des Lazarus.

Nachlaß eines berühmten Dichters.
Mit ſechs Abbildungen in anmuthigem Buntdruck. Preis: 15 Sgr.

Noch mehr ſich auszeichnende Werkchen für die Jugend haben wir in unſerm Verlag; wie geſagt: es kommt nur darauf an, daß man ſie in jedem Familienkreiſe kennen lernt, um einer allgemeineren Empfehlung ſicher zu ſeyn. Und ſie ſind ja ſo wohlfeil!

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung, theils auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Matthiſſon, Gleim, Zacharias Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer und Anderen.

Bisher in keiner Sammlung
und großentheils zum erſten Mal im Druck erſchienen.
Zwei Bände. Preis: 4 Thlr.

Wer ſich in der ſchönſten Zeit unſerer Literatur heimiſch fühlen will, der hat an dieſem Buch einen vertraulichen Führer, einen geiſt- und gemüthreichen Schatz. Daß Dem ſo ſey, ſagten ſogar die engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften, indem ſie das Werk auch für England und Frankreich als eben ſo unterrichtend als unterhaltend empfahlen.

Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.

Die mehreren Wehmüller und ungariſchen Nationalgeſichter.

Die drei Nüſſe.

Dieſe drei in zweiter Auflage erſchienenen Erzählungen von
Clemens Brentano
ſind ſeine vorzüglichſten und prägen die Eigenthümlichkeit ſeines Talents deutlich und ſcharf aus. Jede dieſer Erzählungen: 10 Sgr.

Am Himmel und auf der Erde.

Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen.
Mit Beiträgen von Dr. L. Heros, Dr. Mädler, Fr. v. Schönholz, Dr. Ed. Stollé und Anderen.

Herausgegeben von Anton Gubitz.

Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. 30 Bogen.
Preis: 1 Thlr 15 Sgr.

Vereint mit dem „Handbuch aller Wiſſenſchaften“ (ebenfalls in unſerm Verlag erſchienen, 42 Bogen in groß Octav, Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.) hat man Alles, was für den großen Leſerkreis förderlich iſt zur näheren Erkenntniß der Naturkräfte und der geiſtigen Beſtrebungen ſeit Jahrhunderten, in denen die Wiſſenſchaften ſich ausbildeten. Doch iſt auch jedes dieſer beiden Werke in ſich ſelbſtſtändig.

Geſchichte Friedrich des Groſsen.

Volksbuch von Fr. Becker.
Mit des alten Fritz Standbilde von Rauch und elf Bildniſſen ſeiner Generale u. ſ. w. Preis: 15 Sgr.

Wir bieten möglichſt wohlfeil ein Buch, in welchen man nach allen Seiten hin ſo viel findet als in mehrbändigen Werken über Friedrich den Großen. Ganz vollſtändig iſt auch die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, der nun vor einem Jahrhundert die Machtgröße Preußens verſtärkte; in den Berichten iſt aber zugleich der Thaten von des Königs Gegnern in gerechter Weiſe gedacht.

Lachender Ernſt und Stacheln der Laune.

Geſammelte Blättchen des Humors von
F. W. Gubitz.

Der Humor iſt hier nicht vergänglicher Tageswitz, er hat überall ſeinen ernſtſittlichen Kern in Behandlung wichtiger Lebensbeziehungen.

Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Goethe in Briefen und Geſprächen.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Schiller in Briefen und Geſprächen.

Preis: 1 Thlr.

Beide Bücher ſind nothwendige Ergänzungen zu den Werken der Dichter, in denen ihr Inhalt ſich nicht befindet.

Blätter der Erinnerung
an
Preuſsens König Friedrich Wilhelm III.

Preis: 6 Sgr.

Geſchichtliche und dichteriſche Mittheilungen von der Königin Louiſe, von Chamiſſo, Fouqué, Göckingk, Gruber, Gubitz, Halem, Lafontaine, Leßmann, der Karſchin und Chezy.

„Was einen lieben Herrn ruft dieſes Büchlein in's Gedächtniß,
Und für die Liebe iſt's ein liebliches Vermächtniß.“

Geſchichte der chriſtlichen Feſte.

Entwickelung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung, überſichtlich dargeſtellt
von Dr. J. G. Müller. Preis: 15 Sgr.

Gewiß wird die Feier unſerer chriſtlichen Feſte inniger, wenn man deren Urſprung kennt, wobei dann tiefere Betrachtung wie von ſelber kommt.

Berlin, im September 1857. **Vereins-Buchhandlung.**

Da es mir zuwider iſt, von der mir zugehörigen Vereins-Buchhandlung prunkhafte Anpreiſungen veranſtalten zu laſſen, ſo bemerke ich nur: Jeder darf überzeugt ſeyn, Werthloſes ſende ich nicht in die Leſewelt. Das wird gewiß genügen, um die Aufmerkſamkeit und Theilnahme für die hier angezeigten und andere in demſelben Verlag erſchienenen und noch erſcheinenden Bücher lebhafter zu erregen, was mir begreiflich ſehr wünſchenswerth ſeyn muß. F. W. Gubitz.

Zum Schulgebrauch.

Im Verlage von J. G. Strieſe (Königsberg in der Neumark) iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen für 15 Sgr. zu haben:

CORNELII NEPOTIS
LIBER
DE
EXCELLENTIBUS DUCIBUS
EXTERARUM GENTIUM.
ACCEDIT
EX LIBRO DE LATINIS HISTORICIS
VITA T. POMPONII ATTICI
M. PORCII CATONIS.
ERKLAERT
VON
Dr. C. W. NAUCK,
DIRECTOR DES FRIEDRICH-WILHELMS-GYMNASIUMS
ZU KOENIGSBERG I. D. N.

Die früheren durch Hrn. Director Dr. Nauck beſorgten Ausgaben von Klaſſikern und deren in Urtheilen bewährter Philologen anerkannte Nützlichkeit empfehlen auch dieſen von Demſelben erläuterten Cornelius Nepos.

Konfirmationsgeſchenk.

Vor Kurzem erſchien:

Leitſtern durch das Leben.

Eine Feſtgabe für evangeliſche Chriſten nach ihrer Konfirmation
Von **J. C. Metzger,** Pfarrer.
Elegant broſchirt 12 Ngr., 42 kr., 1 Fr. 50 Cts.

In herzlicher und verſtändlicher Diction und ebenſo bibliſcher als vernunftgemäßer Auffaſſung der chriſtlichen Heilswahrheiten bietet der

Herr Verfaſſer in dieſem neuen Werkchen den Konfirmanden einen reichen Schatz von Erfahrungen, geiſtvoller und gemüthlicher Beobachtungen, Lehren und Erinnerungen.

St. Gallen **SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.**

Im Verlage von C. M. Schüller in Crefeld iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Geometrie

als Leitfaden beim Unterrichte an höheren Lehranſtalten, von **W. Mink,** (Lehrer der Mathematik an der höheren Stadtſchule zu Crefeld.) **Zweite** umgearbeitete Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Holzſchnitten.

Preis: geh. 27 Sgr.

Dieſes Lehrbuch der Geometrie, welches ſchon in ſeiner erſten Auflage vielfache Anerkennung fand und in Folge deſſen in mehreren Lehranſtalten eingeführt wurde, hat in ſeiner zweiten Auflage eine Umgeſtaltung und Vermehrung erhalten, die in wiſſenſchaftlicher wie pädagogiſcher Beziehung den Anforderungen mehr entſprechen und durch die Ebenmäßigkeit in der Durchführung des Planes das Verſtändniß weſentlich fördern dürfte. Zur leichtern Ueberſichtlichkeit ſind die Figuren bei dieſer neuen Auflage in den Text gedruckt und iſt überhaupt für eine gute und zweckmäßige Ausſtattung Sorge getragen.

SCHWEIZERISCHES

UNTERHALTUNGS- UND LITERATURBLATT.

Verlag von **Scheitlin & Zollikofer** in St Gallen:

St. Galler-Blätter

für häusliche Unterhaltungen und literariſche Mittheilungen.

Fünfter Jahrgang **1857.** Wöchentlich **1** Nummer.

Preis des ganzen Jahrgangs: 24 Ngr., 1 fl. 30 kr., 3 Fr.

Nummerweiſe **durch die Poſt bezogen** franko durch ganz Deutſchland und die Schweiz halbjährlich 1 fl. 8 kr. oder 2 Fr.

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender“.

Von den Bildern in ſämmtlichen Jahrgängen des „Volks-Kalender“ (oder beſtimmter: im „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“) ſind durch die Vereins-Buchhandlung Abgüſſe der Platten zu beziehen. Sie zählen beinahe bis zu 3000 und in dem erſchienenen „Inhalts-Verzeichniß“ (3 Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe angegeben. Wie man mit dieſen Bildern ſchon früher in den entfernteſten fremden Ländern für Kalender und bildgeſchmückte („illuſtrirte“) Werke leicht geſorgt hat, ſo iſt es auch im Jahr 1857 geſchehen, wo zu älteren Unternehmungen zwei neue (in Ungarn und Dänemark) hinzukamen. Zur Auswahl muß freilich das vollſtändige „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“ vorliegen, und um dies ſo bequem als möglich zu machen, ſollen die vierundzwanzig Jahrgange (deren Vorrath nur noch ſehr gering iſt) von jetzt an bis Ende März 1858 für den Preis von Vier Thalern geliefert und können dieſelben in jeder Buchhandlung beſtellt werden.

Berlin, 1. September 1857. **F. W. Gubitz.**

Univ. Bibl.
München

Deutſcher
Volks-Kalender
1859.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von Holbein, L. Löffler und Andern.

Fünfundzwanzigſter Jahrgang.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

1 8 5 9.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmlischen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Wassermann.
♓ Fische.

Die Mondviertel.

● Der neue Mond.
○ Der volle Mond.
☽ Das erste Viertel.
☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
⛢ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

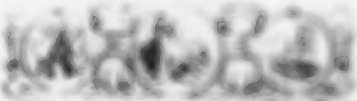
☍ Gegenschein.
☌ Zusammenkunft.
☾ in Erdf., Mond in seiner Erdferne.
☾ in Erdn., Mond in seiner Erdnähe.
☊ aufsteigender, ☋ niedersteigender Knoten der ☾
rechtl., Planet rechtläufig.
rückl., Planet rückgängig.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

Dieses Jahr ist seit Christi Geburt nach Dionyſius das 1859ſte.

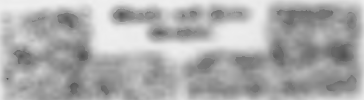
Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5808 ſte.
Seit Chriſti Tode	— 1826 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1789 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1904 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 277 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 160 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 479 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 419 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 367 —
Seit Erfindung der Fernröhre	— 250 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 202 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 158 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 63 —
Seit Friedrich Wilhelm's IV. Königs v. Preußen Geburt	— 64 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 19 —

Anmerkung. [illegible]

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Brandenburg und Weſtphalen nach dem Meridian von Berlin aufgeſtellt.



[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

[illegible]

[illegible]

Abfertigung.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

März	1859.				**Alter.**	**Februar.**
Dienst.	1	Suitbertus	♒	♄ ist anfangs nicht zu sehen.	17	Benignus
Mittw.	2	Simplicius	♒	Am 22. ist er ½ St. am 31.	18	Simeon
Donn.	3	Kunigunde	♒	☌♃. ¾ St. als Abendstern	19	Leontius
Freit.	4	Casimir	♓	● 7. 29' N. Unsichtbare	20	Eucharius
Sonn.	5	Friedrich	♓	⊙ 4. sichtb. ♀ ist auf.	21	Felix B.

10. Jesus verkündiget sein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	6	**Estomihi**	♈	Perpetua. i. ihr. größt. west-	22	**Estomihi**
Mont.	7	Thom. v. A.	♈	lichen Ausweich. 1½ St. als	23	Serenus
Dienst.	8	**Fastnacht**	♉	Joh. de Deo. Ver. ♂⊙. Mor-	24	**Fastnacht**
Mittw.	9	**Aschermitt.**	♉	Franziska. genstern sichtbar.	25	**Ascherm.**
Donn.	10	40 Märt.	♉	♂ tritt d. 13. in d. ♉ u. ist	26	Nestor
	11	Rosina	♊	☽ ♃ in ♊. anfangs 3 St.	27	Justus
	12	Gregor	♊	1. 7' V. am Ende nur	28	Romanus

11. Jesu Christi Versuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

	13	1. **Invoc.**	♋	Ernst. ♂ in ♉ 2 St.	1	**Mrz. 1. In.**
	14	Mathilde	♋	a. Westhimmel zu erblicken.	2	Simplicius
	15	Longin	♌	♄ der zwischen 5 und 6 U. im	3	Kunigunde
Mittw.	16	**Quatem.**	♌	Heribert. ☾ Erdn. ☌♄.	4	**Quatember**
Donn.	17	Gertrud	♍	Süd. steht, ist nur am West-	5	Friedrich
Freit.	18	Cyrillus	♍	○ 19. 13' N. himmel zu	6	Perpetua
Sonn.	19	Joseph	♎	sehen. Er geht zwisch.	7	Thom. v. A.

12. Vom Cananäischen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Thess. 4.

Sonnt.	20	2. **Remin.**	♎	Joachim. 1 u. 2 U. morg.	8	2. **Remin.**
Mont.	21	Benedict	♏	☌♀♂. Zeith. Bed., 2 u. M. gl.	9	Franziska
Dienst.	22	Octavian	♏	unter. ♃ steht zwischen 10	10	40 Märt.
Mittw.	23	Otto	♐	u. 5 Uhr Abends im Süden	11	Rosina
Donn.	24	Gabriel	♐	und langt in den letzten Ta-	12	Gregor
Freit.	25	**Mar. Verk.**	♐	☾ gen an der Anbruch der	13	Ernst
Sonn.	26	Castulus	♑	9. 53' V. Morgendäm-	14	Mathilde

13. Jesus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	27	3. **Oculi**	♑	Rupertus. merung untergegangen.	15	3. **Oculi**
Mont.	28	Felix P.	♒	☾ Erdf. ♃ steht Mitte d. M.	16	Heribert
Dienst.	29	Eustasius	♒	in d. ♊ u. ist am Ende 3 St.	17	Gertrud
Mittw.	30	**Mittfast.**	♒	Quirinus. ☌☿♄ am Westh.	18	**Mittfast.**
Donn.	31	Balbina	♓	Einzug in Paris 1814. sichtb.	19	Joseph

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 6. März gegen 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 14. März nach 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 20. März kurz vor 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Sonnabend den 28. März kurz vor 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 17., ihr Purimfeſt am 20. und 21. März.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	10 St.	51 M.	6 Uhr	49 M.	5 Uhr	39 M.	13 St.	9 M.
11	11	29	6	27	5	56	12	31
21	12	8	6	4	6	12	11	52

☾ Auf. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
5	46			1
6	5			2
6	20	Abds.		3
6	33	5	36	4
		6	49	5
				●
		8	3	6
		9	19	7
		10	39	8
		Morg.		9
		12	1	10
		1	23	11
		2	27	12
				◐
		3	27	13
		4	23	14
		4	52	15
		5	11	16
		5	33	17
Abds.		5	46	18
7	23	6	9	19
				○
8	46	6	16	20
10	4			21
11	20			22
Morg.				23
12	44			24
1	49			25
2	44			26
				◑
3	20			27
3	48			28
4	10			29
4	26			30
4	40			31

Gruß dem Frühling.

O Frühling, blühend Freudenreich,
Was iſt wohl Deinem Walten gleich? —
Wie ſich's bei Lieb' und Dir vergißt,
Daß Erde nicht der Himmel iſt!

Sehr einfach.

Im Jahr 1787 kamen norwegiſche Bauern nach Kopenhagen, um ſich über eine neue Abgabe bei dem Miniſter zu beſchweren. Dieſer redete ſie an mit den Worten: „Nun, was verlangt Ihr, Kinder?“ und der Sprecher der Bauern entgegnete: „Vater, wir wünſchen nur, daß Du von uns nichts verlangen ſollſt!“

Einige Volks-Räthſel der Ungarn.

Wer ruht niemals in ſeinem Bette? — Der Fluß.
Was geht ohne Schatten überall? — Der Schall.
Wozu brennt eine Kerze? — Zu Ende.
Welche Straße wird nie ſtaubig? — Die Milchſtraße.
Wie weit kann man auf einem Pferde kommen? — Vom Schweif bis an die Ohren.
Wie viele Nadelſtiche bedarf ein wohlgenähtes Hemde? — Keinen einzigen, denn es iſt ſchon genäht.

oder Schweſter! — Du mußt in Verhältniſſe kommen, [illegible] Du [illegible] ſo [illegible] Du [illegible] — [illegible] Du [illegible] Du [illegible] Du [illegible], ſo [illegible]

April 1859				Alter. März.	
Freit.	1 Hugo B.	♓	☿ ist z. Z. seiner größten öst-	20	Joachim
Sonn.	2 Franz v. P.	♈	lichen Ausweichung am 3.	21	Benedikt

15. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	3 4. Lätare	♈	🌑 10. 15' V. Nch. Mer. östl.	22	4. **Lätare**
Mont.	4 Isidor B.	♈	Ausw. am besten u.	23	Otto
Dienst.	5 Vincenz	♉	längst. als Abendstern sicht-	24	Gabriel
Mittw.	6 Sixtus P.	♉	♄ rechtl. bar am 3. 1 St.	25	**Mar. Ver.**
Donn.	7 Hermann	♊	u. am 13. ½ St. ♀ ist anfangs	26	Ludgerus
Freit.	8 Dionysius	♊	½ St. als Morgenstern sicht-	27	Rupertus
Sonn.	9 Maria Cl.	♋	bar. Zuletzt kaum ½ Stunde.	28	Felix P.

16. Von Christi Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	10 5. **Judica**	♋	🌓 11. 49' V. Ezechiel.	29	5. **Judica**
Mont.	11 Leo d. Gr.	♌	☾ Erdn. ♄☌☾ ♂ tritt	30	Quirinus
Dienst.	12 Julius	♌	d. 26. i. d. ♊ u. ist anfangs	31	Balbina
Mittw.	13 Mar. v. E.	♍	2 St. am Ende 1 St.	1	**April**
Donn.	14 Tiburtius	♍	am Westh. zu sehen. ♃ der	2	Franz v. P.
Freit.	15 Olympius	♎	jetzt b. Tage im Süden steht	3	Richard
Sonn.	16 Drogo	♎	ist anf. 5 St. zuletzt 2½ St.	4	Isidor B.

17. Von Christi Einzuge in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	17 6. **Palm.**	♎	🌕 9. 34' V. Rudolph.	5	6. **Palm.**
Mont.	18 Eleuther.	♏	am Westhim. zu sehen	6	Sixtus P.
Dienst.	19 Timotheus	♏	♄ wird den 6. rechtl., steht	7	Hermann
Mittw.	20 Viktor	♐	zwischen So. u. M. A. i. Süd.	8	Dionysius
Donn.	21 **Gründonn.**	♐	Anselm. u. geht 1 St. vor	9	**Gründonn.**
Freit.	22 Charfreit.	♑	Soter. ☿ Unt ☌ A. Anbr.	10	**Charfreit.**
Sonn.	23 Georg	♑	d. Morgendämmerung an-	11	Leo d. Gr.

18. Von Christi Auferstehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	24 **H. Osterf.**	♑	Albert ☾ Erdf. ter ♃ der	12	**H. Osterf.**
Mont.	25 **Ostermont.**	♒	🌗 5. 11' V. Marc. Ev.	13	**Ostermont.**
Dienst.	26 Ferdinand	♒	♂ in ♊. anfangs	14	**Osterdinst.**
Mittw.	27 Anastasius	♓	☾☊ 3 Stunden am West-	15	Olympius
Donn.	28 Vitalis	♓	♂☌♃. himmel sichtbar	16	Drogo
Freit.	29 Pet. v. M.	♓	war verschwindet am Ende	17	Rudolph
Sonn.	30 Cath. v. S.	♈	in den Sonnenstrahlen.	18	Eleuther.

Monds und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 3. April um 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der neue Mond.
Sonntag den 10. April bald nach 3 Viertel auf 12 Uhr Mittags das erſte Viertel.
Sonntag den 17. April bald nach halb 10 Uhr Vormittags der volle Mond.
Montag den 25. April gleich nach 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 19 und 20, 25. und 26. April.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 40 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 9 M.
11	13 29	5 18	6 47	10 31
21	14 7	4 56	7 3	9 53

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
4	52	B. T.		1
5	3	Abds.		2
				●
5	15	7	3	3
5	30	8	26	4
		9	47	5
		11	10	6
		Morg.		7
		12	27	8
		1	31	9
				☽
		2	20	10
		2	54	11
		3	19	12
		3	37	13
		3	52	14
		4	6	15
Abds.		4	20	16
				○
7	42	4	34	17
9	4	4	52	18
10	22	5	14	19
11	31			20
Morg.				21
12	31			22
1	15			23
				☾
1	46			24
2	12			25
2	30			26
2	46			27
2	58			28
3	10			29
3	21			30

Deutung.

Als über das Betteln und Scharwenzeln am Neujahrstage mißbilligend geſprochen wurde, ſagte ein luſtiger Geſell lachend: „Ei, duldet es doch! — es ſoll uns bei dem Jahresanfang die Lehre einprägen, daß man im ganzen Jahre durch Bettelei, Unverſchämtheit und Kratzfüße zumeiſt ſeinen Vortheil erzielt.“

Mannes-Werth.

Charakter haben giebt dem Manne Werth,
Doch hat ihn Der allein, der nichts begehrt
Vom Scheine; denn, wer ſich nicht ſelbſt genug,
Der giebt Charakter ſich aus eitlem Selbſtbetrug.

Dann freilich!

Ein Vormund klagte es einem Freunde, daß ſein Mündel ein liederiſcher Verſchwender ſey und auf Ermahnungen zur Sparſamkeit gar nicht höre. „Sparſamkeit!“ antwortete der Freund lächelnd, „wie können Sie von dem jungen Mann etwas verlangen, was ganz außer der Mode iſt!“

---

halte ihn hoch, und je älter die Freundſchaft, deſto höher. Vermeide ſorgfältig jede Kränkung! Nicht ein unzeitiger Zwiſt, ſogar nicht eine übereilte Beleidigung, wohl aber Kränkung des Edlen in ihm würde Dir ſein Herz erkälten; iſt dies geſchehen, dann ſterben Luſt und Freude am Zuſammenleben, und jedes Uebrige mag dann nachfolgen, es iſt werthlos. — Beurtheile Andere nie ſtreng, nie ſo ſtreng als Dich ſelbſt; denn Du kannſt gewiß ſeyn, daß bei Beurtheilung Deiner die Eigenliebe Dir unzählige Entſchuldigungsgründe verleihen wird, bei Beurtheilung Anderer Dir dagegen von den Milderungsgründen viele verborgen bleiben. — Es werden Dir liebevolle und theilnehmende, es werden Dir Menſchen voll Kälte und Gleichgültigkeit begegnen. Freue Dich Jener ohne Mißbrauch der Güte; beſcheide Dich bei Dieſen, auch wenn ſie Dir feind-

Mai 1859. **Alter. April.**

19. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	1	1. **Quaſ.**	♈	Phil. Jak. ☿ **kommt i. dieſ.**	19	1. **Quaſ.**
Mont.	2	Athanaſ.	♉	☽ 10 32 N. **Monate**	20	Victor
Dienſt.	3	† Erfind.	♉	**auch z. Z. ſeiner gröſs-**	21	Anſelm
Mittw.	4	Monica	♊	**ten weſtl. Ausweichung den**	22	Soter
Donn.	5	Pius V.	♊	20. **nicht z. Vorſch.** ♀ **iſt in**	23	Georg
Freit.	6	Joh.v.d.Pf.	♋	**d. ganz. Ml. etw. über ½ St.**	24	Albert
Sonn.	7	Stanislaus	♋	☾ Erdn. **als Morgenſtern**	25	Marc. Ev.

20. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	8	2. **Miſer.**	♌	Mich. Erſch. ♄ v. Monde be-	26	2. **Miſer.**
Mont.	9	Gregor N.	♌	○ 5.27' N. deckt.9–10U.A.	27	Anaſtaſius
Dienſt.	10	Gordian	♌	☾☋ **a. Morgenh. zu**	28	Vitalis
Mittw.	11	Beatrix	♍	ſehen. ♂ **verweilt a. Abend-**	29	Pet. v. M.
Donn.	12	Pankrat.	♍	him. immer kürz. **Zeit, anf.**	30	Cath. v. S.
Freit.	13	Servatius	♎	**1 St. Ende verſchwindet er**	1	**Mai.**
Sonn.	14	Chriſtian	♎	**völlig in d. Sonnenſtrahl.**	2	Athanaſius

21. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	15	3. **Jubil.**	♏	Sophia. **u geht v. d. Ende**	3	3. **Jubil.**
Mont.	16	Joh.v.N.	♏	☾ 9.35' **U. d. Abenddäm.**	4	Monica
Dienſt.	17	Jodocus	♐	**unt.** ♃ **iſt anf. 2½ St.**	5	Pius V.
Mittw.	18	**Bettag**	♐	Liborius. **am Weſthimmel**	6	Joh.v.d.Pf.
Donn.	19	Prudent.	♐	**ſichtb. Am Ende verſchwin.**	7	Stanislaus
Freit.	20	Baſilla	♑	☿ **gr. weſtl. Ausw. er in d.**	8	Mich.Erſch.
Sonn.	21	Conſtantin	♑	**Sonnenſtr. u. geht v. Ende**	9	Gregor N.

22. Von Chriſti Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	22	4. **Cantate**	♒	Julian. ☾ Erdf. **d. Abend-**	10	4. **Cantate**
Mont.	23	Deſiderius	♒	**däm. unt. ♄ ſteht jetzt b. C.**	11	Beatrix
Dienſt.	24	Johanna.	♒	● 11.17' **U.** ☾☊ **i. Süd.**	12	Pankrat.
Mittw.	25	Urban	♓	☿☌☉. **und geht an-**	13	Servatius
Donn.	26	Philipp N.	♓	**fangs um 2 Uhr zuletzt um**	14	Chriſtian.
Freit.	27	Luciana	♈	**Mitternacht unter. Er wird**	15	Sophia
Sonn.	28	Wilhelm	♈	**am 8. vom Monde bed.** ♅ **iſt**	16	Joh. v. N.

23. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	29	5. **Rogate**	♉	Maximin. **in dieſem Mon.**	17	5. **Rog.**
Mont.	30	Felix P.	♉	**in Zuſammenh. mit der** ☉	18	**Liborius**
Dienſt.	31	Petronella	♉	**u. kann nicht geſehen werd.**	19	Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 2. Mai gleich nach halb 11 Uhr Nachts der neue Mond.
Montag 9. Mai kurz vor halb 6 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Montag den 16. Mai bald nach halb 10 Uhr Abends der volle Mond.
Dienſtag den 24. Mai gleich nach 1 Viertel auf 12 Uhr Mitternacht das letzte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 22. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 42 M.	4 Uhr 37 M.	7 Uhr 19 M.	9 St. 18 M.
11	15 15	4 19	7 34	8 45
21	15 44	4 5	7 49	8 16

☾ Aufg. u. M.	☾ Unterg. u. M.	T.
Morg.		
3 35	Abds.	1
3 51	7 24	2
	8 40	3
	10 12	4
	11 22	5
●	Morg.	6
–	12 17	7
–		●
	12 56	8
●	1 23	9
·	1 43	10
·	1 59	11
	2 13	12
	2 26	13
	2 40	14
		●
Morg.	2 56	15
8 2	3 17	16
9 16	3 43	17
10 19	4 19	18
11 9		19
11 47		20
Morg.	●	21
	–	●
12 14	–	22
12 30	●	23
12 50		24
1 3	·	25
1 15	·	26
1 27		27
1 39		28
		●
1 54		29
2 13	Morg.	30
2 30	7 46	31

Talent und Sünde.

Geiſt ſelbſt über Nichts zu ſpenden,
Iſt Talent, ſchwer zu erreichen;
Doch auf Nichts den Geiſt nur wenden,
Iſt ein Sünd'gen ohne Gleichen.

Zum Merkbuch.

Am gebildetſten iſt nicht, wer die meiſten Kenntniſſe, ſondern wer die wenigſten Fehler hat.

Wer das Vergnügen zum Geſchäft macht, erzeugt ſich Mißvergnügen; wer aber ein gut Geſchäft tüchtig treibt, der erzeugt ſich Vergnügen in Fülle.

Die Vernunft weiß, daß ſie in vielen Dingen nicht über die Unwiſſenheit hinauskommt, doch ſchützt die Vernunft wenigſtens in Dem, was ſie wirklich weiß, vor Irrthümern.

Wenn der Menſch thut, was er nicht gern thut, thut er in der Regel das Rechte.

Die Krankheit der Langeweile hat ihre Haupturſache in Dem, womit der Gelangweilte ſie heilen will, nämlich in ſchalen Vergnügungen, die zerſtreuen ſollen, und doch iſt nur der geſammelte Geiſt ohne Langeweile.

liches zufügen, durch die Wahrnehmung: das meiſte Uebel, das meiſte Unrecht geſchieht nicht mit Ueberlegung und Vorſatz, ſondern aus Unbedachtſamkeit, Verwöhnung und Schwäche. Hüte Dich vor der einſeitigen Menſchenkenntniß, die den Verſtand weniger bereichert als verfeinert, denn ſie engt und verwüſtet das Reich des Herzens und führt dadurch zur bitterſten Armuth des Daſeyns. — Jetzt ſage ich nur noch, bewahre Dir den Wahlſpruch unſerer Vorfahren: „Fürchte Gott, thue recht, dann ſcheue Niemand!“ — erflehe für Dich zu meinem Segen den des allmächtigen Vaters im Himmel, und rufe in der Wehmuth des Scheidens: Bedenke unſer Aller Wohl und lebe wohl zu frohem Wiederſehen im Dieſſeits und Jenſeits!

F. Rechlin.

Junius 1859.				**Alter. Mai.**
Mittw.	1 Simeon	♊	● 7. 38' V. ☿ geht zu	20 Basilla
Donn.	2 Him. Chr.	♊	Erasmus. seiner	21 Him. Chr.
Freit.	3 Clotildis.	♋	☾ Erdn. oberen Conjunkt.	22 Julian
Sonn.	4 Florian	♋	m. d. ☉ u. kann nicht gesehen	23 Desiderius

24. Von Verheißung des heiligen Geistes. Joh 15. 16. Ep 1. Petr. 4

Sonnt.	5 6. **Exaudi**	♌	Bonifacius. werd. ♀ ist an-	24 6. **Exaudi**
Mont.	6 Norbertus.	♌	fangs keine ½ St. als	25 Urban
Dienst.	7 Robertus	♍	☽ 11. 15' N. Morgenst.	26 Philipp N.
Mittw.	8 Medardus	♍	♂ in ♋. am Morgenh.	27 Luciana
Donn.	9 Primus	♎	♃ in ♋. himmel sichtb. Die	28 Wilhelm
Freit.	10 Maurinus	♎	Sichtbark. nimmt aber zu	29 Maximin.
Sonn.	11 Barnabas;	♏	u. steigt auf ¾ St. ♂ tritt d.	30 Felix P.

25. Von der Sendung des heiligen Geistes Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.

Sonnt.	12 **Pfingstfest**	♏	Basilides. ♄ i. ♋ u. steht	31 **Pfingstf.**
Mont.	13 **Pfingstm.**	♏	Unten v. P. d. 28. nahe bei	1 **Pfingstm.**
Dienst.	14 Basilius	♐	☿ Er kommt f. d. bloße Auge	2 **Pfingstd.**
Mittw.	15 **Quat.** †	♐	○ 10. 44' V. Vitus.	3 **Quatemb.**
Donn.	16 Benno	♑	nicht z. Vorschein da er	4 Florian
Freit.	17 Adolph †	♑	1 St. v. d. Auth. d. Abend-	5 Bonifacius
Sonn.	18 Marcell. †	♒	Schl. b. Belle-All. 1815.	6 Norbertus

26. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	19 **Trinitatis**	♒	Gervasius. ☾ Erdf. dämm.	7 **Trinitatis**
Mont.	20 Silverius.	♒	☾ ♌. untergeht. ♃ tritt d.	8 Medardus
Dienst.	21 Albanus	♓	9. i ♋ u. kommt d. 25. i. ☌	9 Primus
Mittw.	22 Albinus	♓	☉ in ♋. Som. A., längst. T.	10 Maurinus
Donn.	23 **Frohnl.**	♈	☾ 3. 0' N. Walr. Joh. ☌ ☉.	11 **Frohnl.**
Freit.	24 Joh. d. T.	♈	m. d. ☉ u. wird nicht ge-	12 Basilides
Sonn.	25 Elogius	♈	♃ ☌ ☉. sehen. ♄ ist anfangs	13 Ant. v. P.

27. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep 1. Joh. 4.

Sonnt.	26 1. n. Trin	♉	Pelagius. ½ St. a. Westh.	14 1. n. **Trin.**
Mont.	27 7 Schläfer	♉	sichtb. a. Ende verschwindet	15 Vitus
Dienst.	28 Leo II P.	♊	☿ ☌ ♂. er i. d. Sonnenstr. ☿	16 Benno
Mittw.	29 **Peter Paul**	♊	● kommt i. d. Mon. nicht	17 Adolph
Donn.	30 **Pauli Ged.**	♋	3. 9' N. z. Vorsch.	18 Marcellus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 1. Juni gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der neue Mond.
Dienſtag den 7. Juni um 1 Viertel auf 12 Uhr Mitternacht das erſte Viertel.
Mittwoch den 15. Juni kurz vor 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der volle Mond.
Donnerſtag den 23. Juni um 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 30. Juni gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden haben ihr Wochenfeſt am 8. und 9. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 48	8 11	7 37
21	16 29	3 47	8 15	7 31

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.		Abds.		
3	16	9	5	1
		10	8	2
		10	54	3
[illegible]		11	25	4
				●
		11	48	5
		Morg.		6
		12	5	7
		12	20	8
		12	31	9
		12	47	10
		1	3	11
				●
		1	21	12
Abds.		1	45	13
8	10	2	17	14
9	4	3	0	15
9	45	3	54	16
10	16			17
10	38			18
		[illegible]		●
10	55			19
11	9			20
11	21			21
11	33			22
11	45			23
11	58			24
Morg.				25
				●
12	14			26
12	36			27
1	7			28
1	52	Abds.		29
2	46	8	45	30

Aus einem Luſtſpiel.

„Cäſar hat für Rom geſiegt,
Wo iſt Roma's Glanz geblieben? —
Aber Cäſar hat geſchrieben,
Cäſar lebt, wo Rom erliegt.“

Das irdiſche Leben.

Nichts bleibt uns als der Schatz, den wir in unſer Herz
Geſammelt: Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Sagt uns Erinnerung, daß weder Luſt noch Schmerz
Uns je vom treuen Hang an unſre Pflicht geſchieden.

Der ſpöttiſch gegebene und doch befolgte Rath.

Die ſittlichen Zwecke und die einfache Muſik der alten Bühnenwerke behagten ſchon vor etwa achtzig Jahren in Paris nicht mehr, und die Theater-Vorſteher beratſchlagten vor dem ſchwachen Kaſſenbeſtand: was zu thun ſey? „Macht die Ballets länger und die Röcke der Tänzerinnen kürzer!“ ſagte Mercier ſpottend. Dies Mittelchen half, hilft auch noch die Kaſſe füllen, die Köpfe leeren, und den Geiſt aus der Bühnenwelt vertreiben.

Altdeutſche Mahnung.

Es hatte ein Leibarzt in Sachſen einen Staar, einen gar klugen und beredſamen Vogel, der ihm aus dem Käfig entwiſchte, davon flog, ſich zu einem Schwarm anderer Staare geſellte, und mit ihnen von einem Vogelſteller gefangen wurde. Als nun derſelbige um ſich griff, einen Staar nach dem andern würgte, dann auch dieſen erfaßte, fiel ihm ein Spruch ein, den er oft von ſeinem Herrn gehört hatte; er ſchrie deshalb zu wiederholten Malen: „Meid' böſe Geſellſchaft!“ Der Vogelſteller verwunderte ſich ob des Vogels Klugheit, ließ ihn leben, fragte nach, und als er vernahm, wem er zugehöre, bracht' er ihn ſeinem Herrn wieder zu Haus. Rufen wir nun Allen zu:

Sagt's nicht nur Salome, ſagt's Euch ſogar ein Staar:
Bleibt böſen Buben fern, ſo macht das Sprüchlein wahr!

Julius	1859.				Alter.	Junius.
Freit.	1	Rembold	♋	☾Erdn. ☿☌☾. ☿ bleibt in d.	19	Gervaſius
Sonn.	2	**Mar. H.** *	♌	⊙Erdf. **M. ſowohl Mor-**	20	Silverius
28 Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.						
Sonnt.	3	2. n. **Trin.**	♌	Hyacinth. ☾☋. **gens als**	21	2. n. **Trin.**
Mont.	4	Ulrich	♍	**Abends i. d. Sonnenſtrahl.**	22	Albinus
Dienſt.	5	Anſelm	♍	**verborgen, ſelbſt a. Ende wo**	23	Walram
Mittw.	6	Iſaias	♎	**erd. gr. öſtl. Ausweich. nahe**	24	Joh. d. T.
Donn.	7	Wilibald	♎	🌓 6. 21′ V. iſt. ♀ **bleibt d.**	25	Elogius
Freit.	8	Kilian	♏	**ganzen Mon. 1 St. als**	26	Pelagius
Sonn.	9	Agilolph	♏	**Morgenſtern am Morgenh.**	27	7 Schläf.
29 Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.						
Sonnt.	10	3. n. **Trin.**	♏	Sieben Brüder. **ſichtbar.**	28	3. n. **Trin.**
Mont.	11	Pius P.	♐	**Am 21. kommt ſie m. d. ♃ ſo**	29	**Petri Paul**
Dienſt.	12	Nabor	♐	**nahe zuſamm., daſs d. bloſse**	30	Pauli Ged.
Mittw.	13	Margar.	♑	**Auge beide nur als einen**	1	**Julius**
Donn.	14	Bonavent.	♑	☿☌♄ **Stern erblickt.** ♂ **h.**	2	**Mar. H.** *
Freit.	15	Ap. Theil.	♑	🌕 **1. 21′ V. d. 21. in** ☌	3	Hyazinth
Sonn.	16	Skap. Feſt	♒	☾Erdf. **m. d.** ⊙ **und**	4	Ulrich
30 Vom Splitter im Auge. Luc. 6. Ep. Röm. 8						
Sonnt.	17	5. n. **Trin.**	♒	Alexius. ☾☊. **kann nicht**	5	4. n. **Trin.**
Mont.	18	Arnold	♓	**geſehen werden. Er tritt in**	6	Iſaias
Dienſt.	19	Arſentus	♓	**d. ♌. ♃ zeigt ſich am Ende**	7	Wilibald
Mittw.	20	Elias	♓	**d. M. 1 Stunde a. Morgen-**	8	Kilian
Donn.	21	Daniel	♈	♀☌♃. ♂☌⊙. **himmel.** ♄ **d.**	9	Agilolph
Freit.	22	M. Magd.	♈	🌗 **zu ſeiner Zuſammen-**	10	7 Brüder
Sonn.	23	Apollinar	♉	3. 54′ **V.** ♂ **in** ♌ **kunft**	11	Pius P.
31. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.						
Sonnt.	24	5. n. **Trin.**	♉	Chriſtine. **mit der Sonne**	12	5. n. **Trin.**
Mont.	25	Jakob	♊	**geht. iſt in d. Mon. nicht**	13	Margar.
Dienſt.	26	Anna	♊	**ſichtb. D. helle Däm. verd.**	14	Bonavent.
Mittw.	27	Pantaleon	♊	**noch immer d.** ♅ **d. unbew.**	15	Ap. Theil.
Donn.	28	Innocenz	♋	**Auge. Erſt geg. Ende erſch.**	16	Skap. Feſt
Freit.	29	Martha	♋	🌑 **10. 11′ N. Unſichtb.**	17	Alexius
Sonn.	30	Abdon	♌	⊙ **Finſt.** ☾Erdn. ☾☋	18	Arnold
32. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6						
Sonnt.	31	6. n. **Trin.**	♍	Jan. Loj. **er am Morgenh.**	19	6. n. **Trin.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 7. Juli nach 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 15. Juli nach 1 Viertel auf 2 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 2[illegible] Juli gegen 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 29. Juli kurz vor 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Faſten, Tempel-Eroberung am 19. Juli.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 24 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 11	3 59	8 10	7 49
21	15 49	4 11	8 0	8 11

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds.	
	9 23	1
	9 50	2
		✱
Morgens	10 11	3
	10 26	4
	10 40	5
	10 54	6
	11 9	7
	11 27	8
	11 48	9
		✱
	Morg.	10
	12 18	11
	12 56	12
Abds.	1 47	13
8 19	2 48	14
8 43	3 57	15
9 7		16
		✱
9 17	Morgens	17
9 29		18
9 40		19
9 52		20
10 4		21
10 19		22
10 37		23
		✱
11 2		24
11 30		25
Morg.		26
12 32		27
1 45	Abds.	28
3 12	7 49	29
	8 13	30
N. M.		✱
	8 31	31

Ueberraſchendes über die Ueberraſchung.

Einer der jüngſten Weltweiſen macht uns folgendes Selbſtbekenntniß: „Ich liebe die Ueberraſchungen nicht: ſoll ich aber überraſcht werden, ſo ziehe ich die unangenehme der angenehmen Ueberraſchung vor. Denn bei der angenehmen komme ich um die Vorfreude des Genuſſes, welche oft mehr werth iſt, als der Genuß ſelber, bei der unangenehmen würde mir die ärgerliche Erwartung erſpart.“ — Das iſt ein Bruchſtückchen von der Genußweisheit, bei der man ſtets nur ſein Ich ſieht!

Selbſtlohn.

Verhüt' es, daß. ward Lieb' auch oft verkannt,
Für Seel' und Herz je ihr Gefühl ſich ſtumpfe;
Wer in ihr ſelbſt den Lohn der Liebe fand,
Verhilft ſich ſtets zum heiligſten Triumphe.

Weisheit im Dunkeln.

Man ſprach von den Betten in Gaſthöfen und daß man ſich zuweilen vor ihnen ſcheue. „Ei“, ſagte Einer von der Geſellſchaft, „da weiß ich mir zu helfen. Ich beleuchte das Bett, iſt es reinlich, leg' ich mich bei Licht hinein; iſt es nicht ſo, blaſ' ich das Licht aus und lege mich erſt dann hinein.“

Aufgefangene Bemerkungen für Nachdenkliche.

„Man giebt oft „offizinelle“ Nachrichten für „offizielle“ aus.“

„Ich habe nur einen Bedienten und bin doch ſo ſchlecht bedient als hätt' ich ihrer zehn.“

„Bei manchem Theaterſtück läßt ſich jetzt nicht ſagen, welch ein Dichterwerk, ſondern welche Garderobe aufgeführt wird.“

„Nicht das Zimperliche und nicht der Putz thut's: wir ſtecken doch Alle nackt in unſern Kleidern.“

„Luxus heißt Verrenkung und zur Verrenkung treibt aller Luxus.“

Auguſt 1859. **Alter. Julius.**

Mont.	1 Petr. Kett.	♍	☿ gr. öſtl. Ausw. ☿ iſt in ſein.	20 Elias
Dienſt.	2 **Portiunc.**	♍	gröſsten öſtl. Ausweichung	21 Daniel
Mittw.	3 Steph. Erf.	♎	bleibt aber dennoch in der	22 Mar. M.
Donn.	4 Dominicus	♎	Dämmer. dem bloſsen Auge	23 Apollinar
Freit.	5 Mar. Schn.	♏	☽ 3.49' N. verborgen. D.	24 Chriſtine
Sonn.	6 Verkl. Chr.	♏	Dauer der Sichtbark.	25 Jakob

33. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	7 7. n. **Tr.**	♐	Gottſchalk. d. ♀ nimmt fort-	26 8. n. **Tr.**
Mont.	8 Cyriacus	♐	während ab. Anf. mehr als	27 Pantaleon
Dienſt.	9 Romanus	♑	♃.☌☉. ¾ St., zuletzt nur	28 Innocenz
Mittw.	10 Laurenz	♑	noch ¼ St. d. 21. trifft ſie m.	29 Martha
Donn.	11 Hermann	♑	♄ u. d. 22. m. ♂ zuſammen.	30 Abdon
Freit.	12 Clara	♒	○ ☾ Erdf. ☾ ☊. ♂ d. v. d.	31 Ign. Loj.
Sonn.	13 Hippolyt.	♒	5.2' U. Unſichtb. ☾ ♂.	1 **Auguſt**

34. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	14 8. n. **Tr.**	♒	Euſebius. ☌ m. d. ☉ herk.	2 8. n. **Tr. P.**
Mont.	15 **M. Him.**	♓	iſt in dieſem Monate nicht	3 Steph. Erf.
Dienſt.	16 Rochus	♓	ſichtbar. ♃ erſcheint jetzt	4 Dominicus
Mittw.	17 Sibylla	♈	längere Zeit am Morgen-	5 Mar. Schn.
Donn.	18 Helena	♈	himmel. Anfangs länger	6 Verkl. Chr.
Freit.	19 Sebald	♉	als eine Stunde am Ende	7 Gottſchalk
Sonn.	20 Bernhard	♉	3½ Stunde lang ♄ kommt	8 Cyriacus

35. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	21 9. n. **Tr.**	♉	☾ 2.14' U. ♀☌♄ Anaſtaſ.	9 9. n. **Tr.**
Mont.	22 Timotheus	♊	♀☌♂. in den erſten 2	10 Laurenz
Dienſt.	23 Zacharias	♊	Drittheilen des Monats	11 Hermann
Mittw.	24 Barthol.	♋	nicht zum Vorſchein. In	12 Clara
Donn.	25 Ludwig	♋	den letzten Tagen zeigt er	13 Hippolyt.
Freit.	26 Samuel	♌	ſich auf kurze Zeit am Mor-	14 Euſebius
Sonn.	27 Joſeph C.	♌	☾ Erdn. ☾ ☋. ♄☌☾. genhim.	15 **M. Himm.**

36. Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	28 10. n. **Tr.**	♍	● 5.41' V. Auguſtin. Un-	16 10. n. **Tr.**
Mont.	29 Joh. Enth.	♍	Lunt. ☌☉. ſichtb. ☉ F.	17 Sybilla
Dienſt.	30 Roſa	♎	♄ iſt anf. 2 Std. zuletzt	18 Helena
Mittw.	31 Paulin	♎	5 Std. am Morgenh. ſicht.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. Auguſt bald nach 3 Viertel auf 4 Uhr Nachm. das erſte Viertel.
Sonnabend den 13. Auguſt gleich nach 5 Uhr Nachmittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Sonntag den 21. Auguſt um 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonntag den 28. Auguſt kurz vor 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Faſten, Tempel-Verbrennung 9. Auguſt.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	15 St.	19 M.	4 Uhr	26 M.	7 Uhr	45 M.	8 St.	41 M
11	14	47	4	41	7	28	9	13
21	14	12	4	57	7	9	9	48

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds	
	8 46	1
	9 0	2
[illegible]	9 15	3
	9 32	4
	9 51	5
	10 19	6
		*
	10 55	7
	11 41	8
	Morg.	9
	12 40	10
	1 47	11
Abds.	2 58	12
7 24	4 10	13
		*
7 38		14
7 49		15
8 0	[illegible]	16
8 12		17
8 26		18
8 42		19
9 4		20
		*
9 35		21
10 19		22
11 20		23
Morg		24
12 38		25
2 8		26
3 43	Abds.	27
		*
	6 50	28
O. Z.	7 5	29
	7 20	30
	7 37	31

Nützliche Lehrſprüche der Perſer.

„Sage nicht Alles, was Du weißt; denn wer Alles ſagt, was er weiß, hört oft mehr als ihm gut iſt.“ — „Thue nicht Alles, was Du kannſt; denn wer Alles thut, was er kann, thut oft, was ihm nicht frommt.“ — „Glaube nicht Alles, was Du hörſt; denn wer Alles glaubt, was er hört, glaubt oft das Sinnloſe und Unmögliche.“ — „Gieb nicht Alles aus, was Du haſt; denn wer Alles ausgiebt, was er hat, verlangt oft, was er nicht hat. — „Beurtheile nicht Alles, was Du ſiehſt; denn wer Alles beurtheilt, was er ſieht, beurtheilt oft, was nicht ſo iſt.“

Thränen.

Immer iſt's noch Glück bei Schmerzen,
Wenn die Thränen offen fließen; —
Die nach innen ſich ergießen,
Sind ein Todestrank dem Herzen.

Unangenehmer Troſt.

Eine reiche Alte hatte einen jungen leichtſinnigen Mann geheirathet und ſagte einſt in Gegenwart des Dichters **Burmann**: „Ob er wohl über meinen Tod weinen wird?“ — „Gewiß, wenn Sie ihm nur nichts vermachen!“ antwortete **Burmann**.

„Das Geld iſt jetzt Adel, aber meiſt nur ein perſönlicher, denn heut zu Tage geht das Geld ſelten von den Eltern auf die Kinder.“

„Man iſt jetzt in gar Vielem nachſichtig, der Erfahrung geht man aber vorſichtig aus dem Wege.“

„Alles Große iſt einfach und ganz, das Bunte zeugt von Schwäche und Halbheit.“

„Für die Weisheit ſind die Moden karg, man verſchwendet zu viel, um die Narrheit augenſcheinlich zu machen.“

„Ein glücklicher Menſch: er iſt mit ſich allein ſtets in geiſtreicher Geſellſchaft.“

September 1859. Alter. Auguſt.

Donn.	1	Aegidius	♏	☿ kann z. Zeit ſeiner gröſsten	20	Bernhard
Freit.	2	Raphael	♏	weſtl. Ausweich. d. 14. faſt	21	Anaſtaſius
Sonn.	3	Manſuetus	♐	¼ Std. l. als Morgenſtern	22	Timotheus

37. Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ev. 1. Cor. 15.

Sonnt.	4	11. n. Tr.	♐	🌓 4.33′ V. Roſalia. auf-	23	11. n. Tr.
Mont.	5	Herkulan.	♐	gefunden werd. D. 7. iſt	24	Barthol.
Dienſt.	6	Magnus	♑	er ¼ Std. ſichtb. u. bleibt es	25	Ludwig
Mittw.	7	Regina	♑	bis zum 25. wo er auch noch	26	Samuel
Donn.	8	**Mar. Geb.**	♒	♂ in ♍. ¼ St. lang geſeh.	27	Joſeph C.
Freit.	9	Audomar	♒	☾ Erdf. ☾☊ wird. ♀ ver-	28	Auguſtin
Sonn.	10	Nicol. v. T.	♒	ſchwind. i. d. Sonnenſtrahl.	29	Joh. Enth.

38. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ev. 2. Cor. 3.

Sonnt.	11	12. n. Tr.	♓	Protus. ♀ wird v. 28. an	30	12. n. Tr.
Mont.	12	Winand	♓	🌕 8.59′ V. Abendſtern.	31	Paulin
Dienſt.	13	Maternus	♈	♅ rückg. ♂ zeigt ſich	1	**September**
Mittw.	14	† Erhöh.	♈	☿ gr. weſtl. Ausw. als	2	Raphael
Donn.	15	Ludmilla	♈	ſchwacher Stern. Anf. keine	3	Manſuetus
Freit.	16	Cornel	♉	½ St. a. Ende iſt er v. d. Beg.	4	Roſalia
Sonn.	17	Lambert	♉	der Morgend. 1 Std. ſichtb.	5	Herkulan

39. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ev. Gal. 3.

Sonnt.	18	13. n. Tr.	♊	Richard. Er iſt i. ♍	6	13. n. Tr.
Mont.	19	Nicleta	♊	🌗 10.42′ U. getr. ♃ geht	7	Regina
Dienſt.	20	Euſtachius	♋	immer früh. auf. Anf.	8	**Mar. Geb.**
Mittw.	21	**Quat.** †	♋	Matth. E. iſt er 3½ Std.	9	Audomar
Donn.	22	Moriz	♌	am Ende 6 St. ſichtb. ♄ iſt	10	Nicol. v. T.
Freit.	23	Thekla †	♌	☾☋. ♄☌☾. ☉ in ♎. Herbſt-	11	Protus
Sonn.	24	Jh. Empf. †	♍	Anf. Tag u. Nacht gl. ☾ Erdn.	12	Winand

40. Von den zehn Ausſätzigen. Luc. 17. Ev. Gal. 5.

Sonnt.	25	14. n. Tr.	♍	Cleophas. auf. ¾ St., zul.	13	14. n. Tr.
Mont.	26	Cyprian	♎	🌑 2.24′ N. wo er u. 1½ U.	14	† Erhöh.
Dienſt.	27	Coſm. u. D.	♎	U. aufg. 3 St. a. Mor-	15	Ludmilla
Mittw.	28	Wenzel	♏	♀☋. ☌☉. genh. ſichtb. ♅ w.	16	**Quatemb.**
Donn.	29	Michael	♏	Mitte Sptbr. rückg. u. ſteht	17	Lambert
Freit.	30	Hieronym.	♏	Morg. um 5 U. im Süden.	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechsel.

Sonntag den 4. September bald nach halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 12. September um 9 Uhr Vormittags der volle Mond.
Montag den 19. Sept. kurz vor 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts das lezte Viertel.
Montag den 26. Sept gegen halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5620ten Jahres am 29. u. 30., Sept.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 54	5 29	6 23	11 6
21	12 16	5 44	6 1	11 44

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		7	56	1
Bei Tage		8	20	2
		8	53	3
				*
		9	37	4
		10	32	5
		11	36	6
		Morg.		7
		12	46	8
		1	58	9
		3	10	10
				*
Abds.		4	20	11
6	10	5	30	12
6	21			13
6	34			14
6	50			15
7	10	Bei Tage		16
7	37			17
				*
8	16			18
9	9			19
10	20			20
11	43			21
Morg.				22
1	12			23
2	43			24
				*
4	12			25
5	40	Abds.		26
Bei Tage		5	40	27
		5	56	28
		6	21	29
		6	51	30

Je nach den Erlebniſſen.

Zwei Freunde begegneten mehreren Bettlern; der Eine, neulich durch Erbſchaft reich geworden, ſagte, indem er Almoſen gab: „Wär'ſt Du der liebe Gott, würdeſt Du nicht alle Armen reich machen?“ und der Andere, der durch die Habſucht eines Liſtigen unlängſt viel verloren hatte, entgegnete: „Oder alle Reichen arm!“

Der mit vier Buchſtaben abgefertigte Freier.

Warum iſt ſie ſo traurig?
„L-M — Elle-aime“ (ſie liebt),
Was kann ich dabei thun?
C-D — Cedez!“ (Weiche!)

Eine Antwort Leſſing's.

Dr. Reimarus in Hamburg ſagte einſt zu Leſſing: „Man muß der Menſchenmenge vom Geiſtigen nur Das geben, wozu ihr Verſtand und ihre Vernunft reif ſind; auch hier gilt das Sprüchwort: Schütte trübes Waſſer nicht weg, bis Du auf reines rechnen kannſt.“ — „Es iſt ein wunderliches Sprüchwort“, erwiederte Leſſing; „denn wer das trübe Waſſer nicht wegſchüttet, kann doch nie reines bekommen!“

Die Gelehrſamkeit im Kampf gegen Marktweiber.

Ein alter Gelehrter, Witwer geworden, ſah ſich zuweilen genöthigt, ſelbſt etwas Genießbares einzukaufen und dabei wurde ihm die Grobheit eines Marktweibes, deren Zunge nicht zu beſiegen war, unausſtehlich. Er ſann auf Mittel, gegen ihre Schmähreden aufzukommen, ſchaffte ſich auch ein wirkſames. Als er einſt eine Waare zu theuer fand und das Weib ihre Schimpfwörter ausgeiferte, ſtellte er ſich in wüthender Geberde vor ſie hin und benutzte das hebräiſche Alphabet zu folgender mit tüchtigem Baß ausgeſtatteten Entgegnung: „I du abſcheulicher und verdammter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sajin, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Sameth, du Ajin, du Pe, du Zade,

Oktober 1859.				Alter. September.
Sonn.	1 Remigius	♐	☿ iſt am 11. i. d. oberen ☌ m.	19 Nicleta
41. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.				
Sonnt.	2 15. Tr. Ertf.	♐	Leodegar. d. ☉ u. kommt	20 15. n. Tr.
Mont.	3 Ewald	♑	☽ 9. 0' N. nicht z. Vorſch.	21 Matth. Ev.
Dienſt.	4 Franz	♑	♀ iſt v. ihrer ☌ m. d. ☉	22 Moriz
Mittw.	5 Placidus	♑	Abendſtern gew. und bleibt	23 Thekla
Donn.	6 Bruno	♒	☾ Erdf. i. d. Sonnenſtrahl.	24 Joh. Empf.
Freit.	7 Sergius	♒	☾☊. verborg. ♂ wird jetzt	25 Cleophas
Sonn.	8 Brigitta	♓	a. Morgenh. ſich immer län-	26 Cyprian
42. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.				
Sonnt.	9 16. n. Tr.	♓	Dionyſius. gere und längere	27 16. n. Tr.
Mont.	10 Gereon.	♓	Zeit zeigen. Anf. 1 St. am	28 Wenzel
Dienſt.	11 Wimmar.	♈	Feb. ☌ ☉. Ende länger als	29 Michael
Mittw.	12 Maximil.	♈	🌕 12. 19' V. 2 Std. Er	30 Hieronym.
Donn.	13 Tilmann	♉	tritt am 26. in d. ♎	1 Oktober
Freit.	14 Calixtus	♉	♃ iſt auf. länger als 6 Std.	2 Leodegar
Sonn.	15 Kön. Geb	♊	Thereſia. ſichtbar, da er	3 Ewald
43. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.				
Sonnt.	16 17. n. Tr.	♊	Gallus. ſchon geg. 11 U.	4 17. n. Tr.
Mont.	17 Florentin	♋	aufgeht. In d. letzten Tagen	5 Placidus
Dienſt.	18 Luc. Ev.	♋	Schl. bei Leipzig 1813. geht	6 Bruno
Mittw.	19 Ferdinand	♋	☾ 6. 11' V. er gleich nach	7 Sergius
Donn.	20 Wendelin	♌	☾☋ 9 U. auf und bleibt	8 Brigitta
Freit.	21 Urſula	♌	faſt 9 Stunden zu ſehen.	9 Dionyſius
Sonn.	22 Cordula	♍	☾ Erdn. ♄ iſt jetzt anfangs	10 Gereon
44. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.				
Sonnt.	23 18. n. Tr.	♍	Severin. 3 Stunden	11 18. n. Tr.
Mont.	24 Evergislus	♎	lang ſichtbar, zuletzt, wo	12 Maximil.
Dienſt.	25 Raphael	♎	er um Mitternacht aufg.	13 Tilmann
Mittw.	26 Amandus	♏	🌑 1. 0' N. ♂ in ♎. bleibt	14 Calixtus
Donn.	27 Sabina	♏	er 6 St. a. Morgenh.	15 Thereſia
Freit.	28 Sim. Jud	♐	zu ſehen. ♃, der um 7 U. A.	16 Gallus
Sonn.	29 Narciſſus	♐	aufgeht, iſt die Nacht hin-	17 Florentin
45. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.				
Sonnt.	30 19. n. Tr.	♑	Theoneſt. durch ſichtb.	18 19. n. Tr.
Mont.	31 Wolfgang	♑	Er ſteht um 3 Uhr i. Süd.	19 Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. Oktober um 9 Abends das erſte Viertel.
Mittwoch den 12. Oktober bald nach 1 Viertel auf 1 Uhr Nachts der volle Mond.
Mittwoch den 19. Oktob. kurz vor 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 26. Oktober um 1 Uhr Nachts der neue Mond.

Die Juden feiern Faſten Gedaljah am 2., ihr Verſöhnungsfeſt am 8, Laubhüttenfeſt am 13. u. 14., ihr Palmenfeſt am 19., Laubhütten-Ende am 20. Geſetzfreude am 21. Oktober.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 22 M
11	11 0	6 16	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 56	13 38

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds.	
	7 31	1
		*
	8 23	2
	9 21	3
	10 33	4
	11 45	5
	Morg.	6
	12 56	7
	2 7	8
		*
	3 17	9
	4 27	10
Abds.	5 39	11
4 57		12
5 17		13
5 43		14
6 17		15
		*
7 6		16
8 11		17
9 29		18
10 54		19
Morg.		20
12 21		21
1 48		22
		*
3 13		23
4 38		24
6 3	Abds.	25
	4 22	26
	4 49	27
	5 25	28
	6 12	29
		*
	7 11	30
	8 18	31

Das kann ſeyn.

Vor etwa vierzig Jahren machte man in Kopenhagen einen Oberſt zum Theater-Director; darüber äußerte eine Zeitung: „Vielleicht wird nun in dieſer militairiſch-artiſtiſchen Anſtalt nach Vorſchrift dreſſirt und exercirt, und fehlt das geiſtige Treffen, liefert man doch wenigſtens der Kunſt eine Schlacht, in der ſie flüchtet, denn auf dem Platze bleibt ſie gewiß nicht.“

Nicht jedes Sprüchwort hat reinen Sinn.

„Lebe wie vorzeiten, und rede wie jetzt“, ſagt ein nicht ſehr altes Sprüchwort. Je weiter zurück, je einfacher lebten unſre Vorfahren, und dabei redeten ſie auch ſo, daß man darauf vertrauen durfte. Jenes Sprüchwort nimmt in ſeiner zweiten Hälfte die angeübte Verſtellung in Schutz; jede Verſchlimmerung wäre damit auch beſchönigt, und ſoll man immer reden wie jetzt, könnt' es ja Zeiten geben, wo es wahr würde, was wir neulich in einem Denkbuche laſen:

„Willſt Du der Leute Liebling ſeyn,
Sey ſcharmant und ſey gemein;
Was ſie nicht können, was ſie nicht faſſen,
Sie werden's verſpotten oder haſſen.“

---

du Kuph, du Reſch, du Schin, du Sin, du gräßlicher Thau!“ Nach den erſten zehn Ausrufungen ſtand das Weib wie erſtarrt ſtumm vor ſolcher Fluth von vermeinten Schimpfworten, die andern Weiber hörten auch mit Entſetzen zu, und alle benahmen ſich in der Folge gegen den Gelehrten ſehr zahm, denn ſie glaubten ihren Meiſter im Schimpfen gefunden zu haben.

Aus dem alten Buch: „Der höfliche Schüler.“

Wenn Dich am Morgen früh die lieben Eltern wecken,
Dann bleibe niemals mehr noch faul im Bette ſtecken.

November 1859. Alter. **Oktober.**

Dienſt.	1	All. Heil.	♑	☿ bleibt auch zur Zeit ſeiner	20	Wendelin
Mittw.	2	All. Seel.	♒	☽ 4. 46′ N. gröſsten öſtl.	21	Urſula
Donn.	3	Hubert	♒	☾Erdf. ☾☊. Ausweich.	22	Cordula
Freit.	4	Carl Bor.	♓	d. 26. in d. Abendäm. verb.	23	Severin
Sonn.	5	Zacharias	♓	♀ bleibt noch i. d. Dämmer.	24	Evergisl.

46. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	6	20. n. Tr.	♓	Leonhard. verb. Erſt in d.	25	20. n. Tr.
Mont.	7	Engelbert	♈	letzten Tagen erſch. ſie etwa	26	Amandus
Dienſt.	8	Gottfried	♈	¼ St. a. Abendh. als Abend-	27	Sabina
Mittw.	9	Theodor	♉	ſtern. Die Sichtbark. d. ♂ u.	28	Simon J.
Donn.	10	Martin P.	♉	○ 2. 33′ N. ſ. Helligkeit	29	Narciſſus
Freit.	11	Martin B.	♊	♃ rückg. nimmt fort-	30	Theoneſt
Sonn.	12	Kunibert	♊	während zu. Er wird auf.	31	Wolfgang

47. Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	13	21. n. Tr.	♊	Stanislaus. läng. als 2 St.	1	N. 21. Tr. A.
Mont.	14	Levin	♋	am Ende läng. als 3 Std.	2	All. Seel.
Dienſt.	15	Leopold	♋	geſ. werd. kön. ♃. der jetzt	3	Hubert
Mittw.	16	Edmund	♌	☾Erdn. ☾☋. ſchon v. Beg.	4	Karl Bor.
Donn.	17	Gertrud	♌	☾ 1. 34′ N. d. Morgend.	5	Zacharias
Freit.	18	Maximus	♍	im Süd ſteht, iſt a. 11.	6	Leonhard
Sonn.	19	Eliſabeth	♍	rückg. gew. u. geht A. 7¼ U.	7	Engelbert

48. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	20	22. n. Tr.	♎	Simplicius. Feierz. Ged. d.	8	22. n. Tr.
Mont.	21	M. Opf.	♎	Geſt. auf. ♄ geht auf. um	9	Theodor
Dienſt.	22	Cäcilia	♏	Mittern. auf. a. E. u. 10 U.	10	Mart. P.
Mittw.	23	Clemens	♏	A. u. bleibt die Nacht ſichtb.	11	Mart. B.
Donn.	24	Joh. v. Kr.	♐	● 2. 11′ N. Er ſteht M.	12	Kunibert
Freit.	25	Katharina	♐	zwiſch. 7 u. 5½ U. i. S.	13	Stanisl.
Sonn.	26	Konrad	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. ♅ kommt	14	Levin

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27	1. Advent	♑	Bilhildis. d. 28. i. ☍ m. d.	15	23. n. Tr.
Mont.	28	Günther	♑	♅☍☉. ☉, wo er um Mit-	16	Edmund
Dienſt.	29	Saturnin	♒	tern. ihr gegenüb. i. S. ſteht.	17	Gertrud
Mittw.	30	Andr. Ap.	♒	☾☊. und am hellſten erſch.	18	Maximus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 2. November um 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 10. Nov. gleich nach halb 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Donnerſtag den 17. Nov. gleich nach halb 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 24. Novbr. kurz vor 1 Viertel auf 3 Uhr Nachm. der neue Mond

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	42 M.	6 Uhr	52 M.	4 Uhr	34 M.	14 St.	18 M
11	9	8	7	9	4	17	14	52
21	8	38	7	26	4	5	15	23

☾ Afg. U.	M.	☾ Unta. U.	M.	T.
		Abds.		
		9	20	1
[illegible]		10	41	2
		11	51	3
		Morg.		4
		1	1	5
				*
		2	11	6
		3	21	7
		4	35	8
		5	51	9
Abds.		7	11	10
4	16			11
5	1			12
		[illegible]		*
6	3			13
7	19			14
8	43			15
10	9			16
11	34			17
Morg.				18
12	57			19
				*
2	19			20
3	42			21
5	5			22
6	29			23
7	46	Abds.		24
		4	2	25
		4	57	26
Bei Tage.				*
		6	1	27
		7	12	28
		8	24	29
		9	35	30

Nieſwurz.

In einem Weinkeller machten ſich Viele laut mit Spott gegen unſre Vorfahren, und das als Schmähung gebrauchte Wort „Perrücken“ wurde ſehr abgenutzt. Einer der Gäſte trank ruhig ſeinen Schoppen aus, indem er dabei zuweilen etwas in ſein Taſchenbuch ſchrieb. Bald entfernte er ſich, ließ aber ein Zettelchen zurück, auf dem zu leſen war:

„Läßt ſich kahle Stirn
Durch fremdes Haar verſtecken:
Kahlheit im Gehirn
Kann niemals ſich verdecken.“

Vergänglich und beſtehend.

Gemeine Schönheit iſt leicht allgemeine,
Doch wird ſie bald vergeſſen, ja getadelt;
Im Stillen nur erblüht das Schön' und Reine,
Das nimmer altert, wenn der Geiſt es adelt.

Eitelkeit.

„Was iſt eitler als ein junges Frauenzimmer!“ rief eifernd die Muhme. „Ein altes!“ erwiederte die Nichte lachend, und mitlachend ſagte Jene: „Nach ſolcher Meinung wirſt Du alſo leider täglich eitler werden!“

Lauf' ohne Kleider nicht hin wie das kleinſte Kind,
Zumal wenn And're ſchon vor Dir im Zimmer ſind.
Die Strümpfe ziehe an, daß ſie Dir ſauber liegen,
Doch reiße nicht ſo wild, daß Löcher darein fliegen.
Vergiß das Sacktuch nicht, weil es ſehr nöthig iſt,
Wenn man die Naſe ſchnäuzt, auch huſtet oder nieſt.
Schleich' ja zur Schule nicht wie eine faule Schnecke,
Und gaffe nicht herum an jedes Hauſes Ecke.
Stopf' nicht zu voll den Mund, vermeid' auch alles Naſchen,
Und iß Dein Frühbrod nicht im Gehen aus den Taſchen.

Dezember 1859. **Alter November.**

Donn.	1	Eligius	♒	☾Erdſ. ☿ iſt i. d. erſten Tagen	19 Eliſabeth
Freit.	2	Balbina	♓	🌗 2. 18' N. nicht ſichtb.	20 Simplic.
Sonn.	3	Franz Xav.	♓	Erſt v. 21. d. M. an er-	21 **Mar. Opf.**

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	4	**2. Advent**	♈	Barbara. blickt man ihn	22 **24. n. Tr.**
Mont.	5	Criſpina	♈	♀☌☿. ¼ St. lang am Mor-	23 Clemens
Dienſt.	6	Nicolaus	♈	genhimmel. Jn d. letzt. Tag.	24 Joh. v. Kr.
Mittw.	7	Ambroſius	♉	zurückg. wo er d. gröſsten	25 Katharina
Donn.	8	**Mar. Empf.**	♉	weſtl. Ausweich. nahe iſt.	26 Konrad
Freit.	9	Leocadia	♊	🌕 wird er faſt ¾ St. lang	27 Bilhildis
Sonn.	10	Judith	♊	3. 41' V. als Morgen-	28 Günther

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.

Sonnt.	11	**3. Advent**	♋	Damaſus. ſtern geſ. Die	29 **1. Advent**
Mont.	12	Epimachus	♋	Sichtbark. d. ♀ nimmt fort-	30 Andr. Ap.
Dienſt.	13	Lucia	♌	☾Erdn. ☿☊. ♂ in ♏. währ.	1 **Dezember**
Mittw.	14	**Quat.** †	♌	Nicaſius. ☿. unt. ☌☉. zu	2 Balbina
Donn.	15	Euſebius	♍	Anf. beträgt ſie nur ¼ Std.	3 Franz Xav.
Freit.	16	Adelheit	♍	🌓 9. 43' N. am Ende wird	4 Barbara
Sonn.	17	Lazarus	♎	ſie läng. als 1 Std. als	5 Criſpina

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	18	**4. Advent**	♎	Wunibald. Abendſtern geſ.	6 **2. Advent**
Mont.	19	Nemeſius	♏	♂ iſt läng. als 3 Std. ſichtb.	7 Ambroſius
Dienſt.	20	Julius	♏	Er tritt d. 13. in ♏. ♃ nähert	8 **Mar. Empf.**
Mittw.	21	Thom. A.	♏	ſich d. ☍ m. d. ☉ u. glänzt	9 Leocadia
Donn.	22	Greg. Sp.	♐	☉ in ♑. Wint.-Anf., kürz. T.	10 Judith
Freit.	23	Dagobert	♐	🌑 a. E. d. ganze Nacht.	11 Damaſus
Sonn.	24	Adam, E. †	♑	6. 15' V. ♃ wird den	12 Epimach.

53. Von Chriſti Geburt. Luc. 2. Ep. Tit. 2.

Sonnt.	25	**H. Chriſtt.**	♑	7. rückg, ſteht Morg. zwiſch.	13 **3. Advent**
Mont.	26	**Stephan**	♑	☿☌☾. 5 u. 3 U. i. Süd u. iſt	14 Nicaſius
Dienſt.	27	**Joh. Ev.**	♒	☾☊. v. 10 u. 8 U. A. ſichtb.	15 Euſebius
Mittw.	28	Unſch. K.	♒	♄ iſt die ganze Nacht hindurch	16 **Quatemb.**
Donn.	29	Thomas C.	♓	☾Erdſ. zu ſehen. Er ſteht	17 Lazarus
Freit.	30	David	♓	Anf. um Mittern, zuletzt	18 Wunibald
Sonn.	31	Sylveſter	♓	um 10 Uhr Abends i. Süd.	19 Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 2. Dez. gleich nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Sonnabend den 10. Dezbr. kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Morgens der volle Mond.
Freitag den 16. Dezbr. kurz vor 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonnabend den 24. Dezember um 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden haben Tempelweihe 21. Dezember

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	17 M.	7 Uhr	11 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	45 M.
11	7	58	7	54	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abds		
		10	45	1
●		11	54	2
		Morg.		3
				✱
		1	3	4
		2	14	5
		3	28	6
		4	45	7
		6	6	8
Abds.		7	25	9
3	47	8	37	10
				●
5	0			11
6	25	●		12
7	54			13
9	22			14
10	46			15
Morg.				16
12	8			17
				✱
1	30			18
2	52			19
4	13			20
5	33			21
6	47			22
7	51	Abds.		23
		3	47	24
●				✱
		4	56	25
		6	8	26
		7	20	27
		8	30	28
		9	39	29
		10	48	30
		11	57	31

Liebe und Weisheit.

Lieb' und Weisheit — da verſchiebe,
Wenn ich Eins nur wählen ſoll,
Ich die Wahl nicht; denn ich bliebe
Lieber mit der Liebe toll,
Als bei Weisheit ohne Liebe.

Ehezwiſt.

Eine Frau in Lille ließ in die Zeitung ſetzen: „Ich ſtehe nicht für die Schulden ein, die mein **Mann** macht!“ Dieſer entgegnete Tages darauf: „Ich bin gar nicht begierig, zu erfahren, wie meine jetzt von mir getrennte Frau künftig ihre Putzſucht befriedigen wird.“

Lichte Anſicht.

Hoffnungen und Erwartungen ſind die Blumen des Menſchenlebens, auch ſie gehen meiſt nicht zu Früchten über; — wird man ſich deshalb der Blumen, ihrer Anmuth und Lieblichkeit minder freuen? — nur ein Thor würde mit Ja antworten.

Endlos Schaffen.

Nichts weiß von Tod die ſchaffende Natur:
Der Schein des Tod's erzeuget Auferſtehen;
Und dünket Eines euch vergänglich nur,
So iſt's am ew'gen Schaffen ein Vergehen.

Die Thüre hinter Dir mußt Du ganz ſachte ſchließen,
Und dieſe kleine Müh' ſoll niemals Dich verdrießen.

Stemm' Dich nicht auf den Tiſch mit Deinen Ellenbogen:
In Schenken trifft man nur den Lump ſo ungezogen.

Zerſchnitzle nicht das Holz an Tiſchen oder Bänken,
Du machſt hierdurch Dir nur gar übles Angedenken.

Beim Gähnen mußt Du gleich die Hand zum Munde bringen,
Daß nicht Dein Nachbar meint, Du wolleſt ihn verſchlingen.

Iß auch bei Ueberfluß nie über Dein Bedürfen,
Und bei der Suppe meid' ein allzu hörbar Schlürfen.

Zeitrechnung des Jahres 1859.

Das gegenwärtige 1859ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1858 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 24. April, und in dem alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 12. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte nach dem alten Kalender auf dieſelben Tage fallen wie nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 3 Uhr 11 Minuten Morgens nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 22. Juni um 12 Uhr 16 Minuten Nachts. Der Herbſt am 23. September um 2 Uhr 25 Minuten Nachmittags. Der Winter am 22. Dezember um 8 Uhr 21 Minuten Vormittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre ſechs Finſterniſſe, vier an der Sonne und zwei am Monde, von denen aber keine in unſern Gegenden ſichtbar ſein wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ſehr kleine partiale, (0.8 Zoll) und tritt in den Morgenſtunden des 3. Febr. ein. Sie wird nur in der Nähe des Südpols ſichtbar ſein.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine totale und tritt in den Vormittagsſtunden des 17. Februar ein. Sie wird in Amerika, Auſtralien und dem öſtlichen Theile von Aſien ſichtbar ſein.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine kleine partiale (3.0 Zoll) und trifft in den Abendſtunden des 4. März ein. Die Finſterniß wird im nördlichen Aſien, nordweſtlichen Theile von Amerika und dem nördlichen Theile des ſtillen Meeres ſichtbar ſein.

Die dritte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale (6.3 Zoll). Sie tritt in den Nachtſtunden des 29. Juli ein. Sie wird in dem nördlichſten Theile von Aſien, dem öſtlichen Theile von Nord-Amerika und dem nördlichſten Theile von Europa, in Island, Lappland und Finnland ſichtbar ſein.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine totale, und trifft in den Nachmittagsſtunden des 13. Auguſt ein. Auſtralien, Theile von Aſien, Afrika und der ſüdliche Theil von Europa werden ſie ſehen. In Köln geht der Mond etwas ſpäter auf als das Ende ſtattfindet.

Die vierte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale (6.4 Zoll) und tritt in den Morgenſtunden des 28. Auguſt ein. Sie wird im ſüdöſtlichen Afrika, Madagaskar und im ſüdlichen Theile des atlantiſchen und indiſchen Oceans geſehen werden können.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1859.

Neptun.

Dieſer von Herrn Leverrier in Paris ſeinem Stande nach berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als ein Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er verändert das ganze Jahr hindurch ſeinen Ort im Sternbilde der Fiſche nur ſehr wenig und ſteht am 17. September um Mitternacht der Sonne gerade gegenüber nicht weit von einem Sterne fünfter Größe in den Fiſchen, der mit dem griechiſchen Buchſtaben [illegible] bezeichnet iſt.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er verweilt die erſten fünf Monate noch im Zeichen des Stieres, tritt dann in das Zeichen der Zwillinge, in welchem er die übrige Zeit des Jahres bleibt. Im Januar und den erſten Tagen des Februars, bis zum 6., iſt er rückgängig, wird dann rechtläufig und iſt um dieſe Zeit des Abends um 3 Viertel auf 7 Uhr im Süden aufzuſuchen. Gegen das Ende des Aprils verſchwindet er am Abenddämmer in den Sonnenſtrahlen und kommt am 25. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Juni und Anfange des Juli verdeckt ihn, da er nur einem Sterne 5. bis 6. Größe gleichkommt, die Morgendämmerung dem unbewaffneten Auge. Gegen Ende des letzteren Monats iſt er am Morgendämmer ſchon aufzufinden. Er geht jetzt immer früher und früher auf. Am 13. Sept. wird er rückgängig und kommt am 28. Novbr. im 6. Grade des Zeichens der Zwillinge mit der Sonne in Gegenſchein, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht und am beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig bis zu Ende des Jahres.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfange des Jahres, wo er um halb 7 Uhr aufgeht, im Zeichen des Löwen rückgängig, und kommt am 29. Januar im 9. Grade des Zeichens des Löwen in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht. Er bleibt rückgängig bis zum 6. April, wo er um halb acht Uhr im Süden ſteht. Er wird dann rechtläufig, wird am 8. Mai Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr ſichtbar vom Monde bedeckt, und kann bis Ende Juni noch geſehen werden. Dann verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 9. Auguſt in Zuſammenkunft mit der Sonne. Zu Anfang des Sept. fängt er an am Morgenhimmel wieder ſichtbar zu werden. Er geht jetzt immer früher und früher auf, Mitte October ſchon bald nach Mitternacht, Anfang Dezember um 10 Uhr Abends. Am 7. Dezember wird er rückgängig und bleibt es bis Ende des Jahres.

Jupiter

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen der Zwillinge und iſt die ganze Nacht hindurch ſichtbar. Er iſt rückgängig, wird aber am 5. Febr. rechtläufig und iſt im Februar, März, April, Mai bis Anfang des Juni immer noch im Zeichen der Zwillinge am Abendhimmel aufzufinden. Am 9. Juni tritt er in das Zeichen des Krebſes und kommt am 25. Juni in Zuſammenkunft mit der Sonne. Gegen Ende des Juni tritt er am Morgenhimmel aus den Sonnenſtrahlen hervor, kommt am 21. ſo nahe mit der Venus zuſammen, daß das bloße Auge beide nur als einen Stern ſieht, und geht immer früher und früher auf. Am 11. Nov. wo er ſchon um halb neun Uhr Abends aufgeht, wird er im Zeichen des Krebſes rückläufig und bleibt es bis Ende des Jahres. In Gegenſchein mit der Sonne kommt er erſt im folgenden Jahre.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Iſis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia, Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemanſa, Europa.

Dieſe 52 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 48 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden, und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars.

Mars kommt in dieſem Jahre nicht in Gegenſchein mit der Sonne, er durchläuft immer rechtläufig ſieben Zeichen des Thierkreiſes. Im Anfang des Januars ſteht er im Zeichen der Fiſche, Abends am Weſthimmel und geht bald nach 9 Uhr unter. Am 31. Januar tritt er in das Zeichen des Widders, am 13. März in das des Stiers, am 26. April in das der Zwillinge, am 8. Juni in das des Krebſes. Anfang Juni verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen, kommt am 21. Juli in Zuſammenkunft mit der Sonne, tritt am 23 Juli in das Zeichen des Löwen, und kommt Anfang September am Morgenhimmel wieder zum Vorſchein. Am 8. Sept. tritt er in das Zeichen der Jungfrau, am 26. Oct. in das der Waage, und am 13. December in das des Scorpions, worin er bis zu Ende des Jahres verbleibt.

Venus.

Venus iſt bei dem Beginn des Jahres Morgenſtern und iſt als ſolcher im Januar etwa eine und eine halbe Stunde ſichtbar. Ihren größten Glanz erreicht ſie am 4. Februar. Am 23. Februar findet ihre größte weſtliche Ausweichung ſtatt, in welcher ſie ihres niedrigen Standes wegen nicht volle 2 Stunden am Morgenhimmel erſcheint. Im März iſt er noch über eine Stunde hindurch zu ſehen, im April eine halbe Stunde, im Mai, Juni und Juli etwas länger. Am 21. Juli iſt ſie dem Jupiter ſo nahe, daß beide dem bloßen Auge nur als ein Stern erſcheinen. Am 21. Auguſt kommt ſie ſehr nahe mit Saturn zuſammen, am 22. iſt ſie in der Nähe des Mars. Anfang September verſchwindet ſie in den Sonnenſtrahlen, kommt am 29. in die obere Zuſammenkunft mit der Sonne und wird Abendſtern. Erſt am Ende des Novbr. tritt ſie aus den Sonnenſtrahlen heraus, und iſt am Schluſſe des Jahres faſt 3 Viertelſtunden lang am Abendhimmel ſichtbar.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur auf wenige Tage hintereinander zu ſehen. In dieſem Jahre viermal. Zuerſt als Morgenſtern im Januar. Dann wird man ihn am 7. Jan. etwa eine Viertelſtunde hindurch am Morgenhimmel auffinden können. Am längſten, etwa eine halbe Stunde lang iſt er am 15. Jan. zu ſehen. Am 23. währt die Sichtbarkeit nur noch eine Viertelſtunde. Am beſten ſieht man ihn dieſes Jahr als Abendſtern am Weſthimmel vom 22. März bis 13. April, wo er beidemale eine Viertelſtunde geſehen werden kann. In den Zwiſchentagen ſieht man ihn am längſten faſt eine Stunde hindurch am 3. April. Dann erſcheint er wieder als Morgenſtern am Morgenhimmel vom 7. bis 25. September. Die Dauer ſeiner Sichtbarkeit iſt am längſten am 15. September etwa drei Viertelſtunden lang. Eben ſo lange wird er am 30. Dez. als Morgenſtern am Morgenhimmel zu ſehen ſein. Vom 21. Dez. an, wo er eine Viertelſtunde hindurch ſichtbar iſt, kann man ihn dann aufſuchen.

Genealogie des Königl. Preußiſchen Hauſes und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb. 22. März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, Oberſt im erſten Garde-Regiment zu Fuß ꝛc., vermählt am 25. Jan. 1858 mit Victoria Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840. 2) Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden. — 2) Die Mutter des Kaiſers von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Töchter: 1) Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2) Eliſabeth Anna, geb. 8. Febr. 1857. 2) Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. Mai 1829. 3) Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolf von Heſſen-Kaſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General der Kavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Kavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Major ꝛc.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vaters-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Karoline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Karoline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811, Mitregentin ſeit 8. Oktober 1855.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vaters-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Prinzen von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 6. Mai 1826 — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16 Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Schweſter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein. Alois Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20. April 1836, verm. 8. Aug. 1831 mit Franzisca, Gräfin von Kinski, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787, verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Vater-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Januar 1837 mit

Maria Thereſia Iſabella, Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Karl von Oeſterreich, geb. 31. Juli 1816. — Franz d'Aſſiſi Maria Leopold, Kronprinz, (Herzog von Calabrien), geb. 16. Januar 1836.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Auguſt 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Pedro II de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna Maria II da Gloria. 1858 verm. mit Stephanie Friederike Wilhelmine Antonie, Prinzeſſin von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. 15. Juli 1837. — Vater des Königs: Ferdinand Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XX., Fürſt, geb. 29. Juni 1794, reg. 31. Okt. 1836, wieder verm. 1. Okt. 1839 mit Karoline Amalie Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Guſtav zu Heſſen-Homburg, geb. 19. März 1819. — Heinrich XXII., Erbprinz, geb. 28. März 1846.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII., Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV., Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849. Wittwer ſeit 19. Januar 1855 von Adelheid Franziska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau.

Schweden und Norwegen. **Oskar I** Joſeph Franz, König, geb. 4. Juli 1799 reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit **Joſephine** Maximiliane Eugenie, Schweſter des verſt. Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — **Karl** Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826.

Spanien. **Maria Iſabella** Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Marie Iſabelle, Prinzeſſin von Aſturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzeſſin.

Toskana. **Leopold II** Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit **Maria Antonia**, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — **Ferdinand** Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835.

Türkei. **Abdul-Medſchid**, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck. **Georg** Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit **Helene** Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. **Wilhelm I** Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit **Pauline** Thereſe Luiſe, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — **Karl** Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1859.

Tage.		Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.	
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	43	mehr.	13	51	mehr.	12	38	mehr.	4	3	weniger.	3	0	weniger.	2	33
6		6	1		14	21		11	34		2	34		3	31		1	44
11		8	7		14	32		10	19		1	10		3	49		0	48
16		9	58		14	22		8	55	weniger.	0	8		3	53	mehr.	0	14
21		11	32		13	55		7	26		1	17		3	43		1	18
26		12	47		13	11		5	54		2	15		3	19		2	23
31		13	42		12	14		4	22		3	0		2	42		3	24

Tage.		Juli.			Auguſt.			September.			Oktober.			November.			Dezember.	
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	24	mehr.	6	5	weniger.	0	0	weniger.	10	12	weniger.	16	17	weniger.	10	54
6		4	20		5	41		1	37		11	44		16	15		8	54
11		5	6		5	2		3	19		13	7		15	52		6	41
16		5	41		4	9		5	4		14	18		15	8		4	19
21		6	4		3	3		6	50		15	14		14	3		1	50
26		6	13		1	46		8	33		15	53		12	38	mehr	0	40
31		6	8		0	18		10	12		16	15		10	51		3	7

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr zu Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die **mittlere Sonnenzeit** genannt, zum Unterſchiede der **wahren**, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die **Zeitgleichung**. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach **mittlerer Zeit** beſtimmt werden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Wünſche ſonſt und jetzt.

Sonſt ſprachen die Wünſche:
Ein Herz, eine Hütte! —
Jetzt gilt's, daß ihr Unmaaß
Das Leben zerrütte.

Das Herz iſt im Irren,
Im Fragen und Zagen,
Bis endlich ſein Unheil
Nicht weiter zu tragen.

Es treibt in die Ferne,
Verlockt vom Gepränge,
Und fühlt ſich verlaſſen
Im dichten Gedränge.

Es möchte dann betteln
Um ſonſtige Habe,
Und findet doch Niemand
Bereit zu der Gabe. —

Und lernt's nicht in Demuth
Auf Ird'ſches verzichten,
Wird früh es ſein Leben
Im Grame vernichten.

Wortwechſel in Wortſpielerei.

„Weshalb nennt man uns wohl Frauenzimmer?“ fragte eine frohſinnige Gattin ihren Gatten. „Wahrſcheinlich weil Eure Zimmer ſtets netter ausſehen, als die der Männer, ihr auch ſelber netter ausſeht, deshalb hat man Euch und Eure Zimmer mit jenem Namen vereint.“ — „Ei“, entgegnete lachend Sie, „da dürfte man ja Euch, weil ihr Eure Weisheit und Wahrheit oft aus dem Weinkeller holt, Manneskeller nennen!“ und das Geſpräch ſetzte ſich nun fort wie folgt: Er. Nein, der Keller liegt unter den Zimmern, die Benennung machte uns alſo unterthänig. Sie. Wollt Ihr Euer Herrſchgelüſt auch hierin zeigen, ſo nennt Euch Mannesboden, da denkt Ihr Euch ſtets oben. Er. Das würde Euch in Euern Zimmern nicht ſelten allzu drückend werden. Sie. Dann flüchten wir nach dem Herd und nennen uns Frauenküchen. Er. Eine ſchöne Verbindung, in die Küchen gehört Ihr doch hauptſächlich. Sie. Das heißt, wir ſollen unſer Reich nicht weiter ausdehnen, uns im Uebrigen ganz unter Sorg' und Schutz des Mannes fügen; nun, bei ſolchem Begriff könntet Ihr Euch Mannesdächer nennen. Er. Nicht übel! Und damit das Weibliche auch hier Zierde ſey, ſchmückt das Dach eine Wetterfahne. Sie. Nun hab' ich übergenug; wir bauten uns mit Wortſpielen ein Narrenhaus, wollen aber mit Jungfer und Frau, Jüngling und Mann kurzweg zufrieden ſeyn. Er. Du vergaßeſt bei Eurem Geſchlecht das Fräulein! Sie. Nach meinem Gefühl mit Bedacht, denn das Wort Fräulein kommt mir vor, als bezeichne es ein Weſen zwiſchen Jungfer und Frau! Das Geſpräch ſchloß mit Lachen, wie es mit Lachen begonnen hatte.

Sinnblüthen.

Wenn Du ſtets mit haſt'ger Gier
Draußen ſucheſt Luſt und Leben,
Findeſt Du nach allem Streben
Draußen nichts und nichts in dir.

*

Wirket treu in eurem Kreiſe; —
Macht ihr's Andern ſelten recht,
Denkt: die Welt hat falſche Preiſe,
Und nur inn'rer Fried' iſt echt.

*

Jugend iſt ein ſchönes Erbe,
Doch, daß Wahn es nicht verderbe,
Sey der Jugend Ziel allein:
Noch im Alter jung zu ſeyn.

*

Fang' es nur auf deinem Wege
Tüchtig mit dem Kleinen an,
Bleibt die Kraft dir immer rege,
Findet ſich auch Großes dann.

*

Daß in den Himmel nicht wachſen die Bäume,
Wiſſen wir freilich; doch wem es nicht glückt,
Daß ihn zum Himmel erheben die Träume,
Der wird vom Staube für ewig erdrückt.

Vom Eſs- zum Gerichts-Tiſch.

Ein blonder Sohn des Beefſteak-Landes ſaß allein an einem Tiſche in einer der prunkvollſten Reſtaurationen von Paris. Ein ſtutzeriſcher Epauletten-Franzoſe kam an, als ſchon jeder Tiſch beſetzt, nur bei dem Engländer noch Platz war. Zu dieſem hüpfte der Ankömmling und fragte mit der zierlichſten Pariſer Artigkeit: ob es ihm vergönnt ſeyn möchte, an dem Tiſche des Mylord Platz zu nehmen. Der Engländer blickte ſchwerfällig empor, ſah den Fragenden mürriſch an, verzog dann ſein Geſicht zu einem verdrießlichen Lächeln und liſpelte ſein Yes, yes, ſein: „Ja, ja, Sir!“ Der Franzoſe ließ für ſich auftiſchen und machte nach jedem Biſſen Verſuche, eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber jedes Wort erſtarb ihm auf der Zunge vor Schreck, ſo vornehm kalt und mumienhaft ſchweigſam ſaß der Engländer da. Während der ganzen Mahlzeit kam es zu keiner weiteren Antwort, und dann erhob ſich der Engländer, um zu bezahlen. Jetzt ſprang ein Kellner zu dem Franzoſen und fragte: was er genoſſen und noch zu haben wünſche. Darüber ward der artige Franzoſe unartig und erwiederte barſch: „Ich rief Sie nicht; wenn ich geben will, werde ich meine Rechnung fordern.“ — „Ich unterſtand mich nur“, erwiederte der Kellner, „weil der Herr, an deſſen Tiſch Sie ſitzen, fort will.“ — „Was hindert ihn denn? Der Herr kann gehen!“ — „Mylord wollen für Sie bezahlen!“ — „Für mich bezahlen? Was fällt dem Manne ein?“ Mit dieſen Worten ſprang der Franzoſe lebhaft hin zu dem Engländer, der phlegmatiſch in den Zähnen ſtocherte, und rief ihm zu: „Mein Herr, ſehr verbunden für Ihre Güte, mit der Sie mich an Ihrem Tiſch Platz nehmen ließen; was ich verzehrte, bezahle ich aber ſelbſt.“ — „Nein, Herr“, entgegnete der blonde Engländer. „Die Geſetze der Gaſtfreundſchaft kennen wir in England beſſer als die Franzoſen. Sie aßen an meinem Tiſche, und ich bezahle dafür, ſo wahr ich ein Engländer bin!“ — Das wollte der Franzoſe nicht, um ſeinen Epauletten keine Schande zu machen, und ſo entſtand ein hitziger Streit, über den endlich alle Franzoſen lachen mußten. Dies erboſte den Engländer dermaßen, daß er dem Franzoſen einen Schlag in's Geſicht boxte, der dem beſten Boxer ſeines Vaterlandes würde Ehre gemacht haben. Wüthend griff der Franzoſe nach der erſten beſten Flaſche und ſchlug ſie an des Engländer Backenknochen in Scherben. Die Streitenden wurden vom Wirthe getrennt, ſie erſchienen aber nach ein paar Tagen vor dem Zuchtpolizeigericht, wo der Mylord nun Kläger war, und es entſpann ſich folgende Verhandlung:

Präſident (zu dem Engländer). Sie haben den Herrn ohne Grund geſchlagen?

Engländer. Ohne Grund? Goddam, er wollte nicht für ſich bezahlen laſſen, und verlachte mich.

Präſident. Er wollte ſelbſt bezahlen, und das mit Recht. Seine Gereiztheit über Ihre Zumuthung iſt ſehr begreiflich.

Engländer. Bei uns iſt man gaſtfrei; in England hätte er für mich bezahlen müſſen unter den Umſtänden.

Präſident (zu dem Franzoſen). Es war Unrecht, ſo heftig zu werden. Sie hätten Mylord tödten können.

Franzoſe. Als ich den Schlag fühlte, übermannte mich der Zorn.

Präſident. Sie hätten über Mylords Einfall lachen ſollen.

Franzoſe. Zum Teufel! das that ich ja mit den Andern. Juſt darüber wurde er ſo wüthend, daß er mir einen jener unvergleichlichen Püffe verſetzte, in denen die Engländer die erſte Nation der Erde ſind.

Präſident. Gleichwohl ſind Sie zumeiſt ſchuldig. Sie hätten Mylord tödten können.

Der Engländer kam mit dem Verweiſe davon, der Franzoſe ward zu einer Geldſtrafe und Zahlung der Koſten verurtheilt. Feierlich ſteif ſah der Engländer zu, als hier der Franzoſe die Schuld baar zu tilgen hatte, und nachdem die Francs aufgezählt waren, ging er mit Siegerwürde davon, ohne den Hut zu lüften.

„Blaſirt".

Wen nennt ihr eigentlich blaſirt? —
„Nun, Menſchlein, die nur excelliren
In Dem, was Seel' und Herz blamirt,
Doch in den glatteſten Manieren."

Die verlorene Frau.

Die Zeitung einer ſüddeutſchen Hauptſtadt — unſere Quelle nennt Stuttgart — brachte im Jahr 1840 folgende Anzeige: „Vergangenen Sonntag zwiſchen Zehn und Elf Abends iſt die geliebte Gattin des Schneiders Stahle verloren gegangen. Dieſe Frau, von recht hübſchem Wuchs, iſt weiß wie Milch, mit blauen Augen, einer kleinen Naſe und einem Haar vom blendendſten Rabenſchwarz. Sie trägt ein granatfarbiges Kleid, einen Roſa-Hut mit Blumen, einen hellgrünen Shwal und heißt mit Vornamen Sara. Sie iſt lebendig, luſtig, zum Lachen und Tanzen aufgelegt, wenn das Wetter heiter iſt; ſie wird mürriſch, melancholiſch, träumeriſch und ſtörrig, wenn die Luft ſchwer iſt. — Der Schneider Stahle bittet die wohlwollende Perſon, welche ihr Gaſtfreundſchaft gewährt, ſie in das Haus ihres Ehemanns zurückzuſchicken, nachdem ſie ihr eine ſtrenge Verwarnung hat zukommen laſſen. Wenn ſie noch längere Zeit fortbleibt, wird ihr der Eintritt in's Haus unterſagt. Nachſchrift. Demjenigen, welcher die oben bezeichnete Gattin zurückbringt, garantirt man 200 Gulden, oder einen vollſtändigen Winter-Anzug nach ſeiner Wahl." — Wie man denken kann, verfehlte die Anzeige nicht, die Neugier zu erwecken. Man fragte einander von allen Seiten, wer dieſer Schneider Stahle ſey, wo er wohnt, woher, wo, wann, wie er ſich verheirathet, ob ſeine Frau ſo hübſch wäre, als die Anzeige vorausſetzen laſſe, man forſchte nach allen Einzelnheiten. Bald beſuchte man ſeine Werkſtatt. Die Neugierigſten mußten ſich von ihm ſelber beſtimmte Belehrung verſchaffen. Mancher Banquier kam, beſtellte ſich einen Ueberrock und braute, mancher Dinge bedürfte, um sich die Beschlüsse des Verschwenders deutlich machen und zu einem [illegible] Maaß erheben zu lassen; mancher [illegible] Zustand [illegible] hat aber die seltsamen Wege der [illegible] und [illegible] dem Verschwender. Jeder wußte, daß der Schweizer sich [illegible] und nach Möglichkeit das Vermögen [illegible] machte. — Später sagt man aber: Die [illegible] der ein Mädchen oder vielleicht ein Pferd; der Schweizer Graf habe sich Herrschaft anlegen wollen! Man fügte hinzu: er habe die Zeit, welche er dazu brauchte, seine Erfahrung, den [illegible] Weg und Verkauf zu geben, nicht [illegible] angewendet, da er schon so viel Vermögen erwarb, um sich nun — [illegible] zu können. — „Man habe wohl ob der Fische Jagd, trotz Tag, ist auch bei [illegible] Tage, und gehe zum Vortheil man Land ein, ist auch die Lage noch gewesen!“

Lebens-Richtung.

Nach gutem Rath
Ist weit und breitlich
Die gute Saat;
Der Zweck sei heilig,
Doch weise That
Auch nie zu eilig,
Daß nie und nicht
Was unverzeihlich
Und unverzeihlich.

Maria Theresia's schöne Bestimmung.

Die erhabene Frau schrieb eigenhändig unter den Vorschlag, ein Versorgungshaus für Offiziere, ihre Witwen und Waisen zu errichten, den ihr der Hofkriegsrath [illegible] vorlegte, folgende Worte: „Dieses Werk hat mir ein ganz besonderes Vergnügen verursacht, daß auch die alten und verdienten Offiziere ihre Witwen und Kinder besser bedacht wird. Nebst allen so großen und kostbaren Verbesserungen, die dem Publikum und Staat zu danken habe, so ist doch diese eine, die mich am meisten freuet, welche die Wohlfahrt, Tapferkeit und Rechtschaffenheit [illegible] vollkommen [illegible], und also auch in all anderen [illegible]

Mahnung.

Was trauest du nur deinen Erkenntnissen,
Was hält dir Herz so klein und Geist so groß?!
In eitlen Tiefen, Zweifeln und Verzagen
Wird Alles in dem Dunkeln gleiches Loos,
Und Jeder sucht auch mit [illegible] Fragen
[illegible] in der [illegible] stillen Schoos.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

[illegible]

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

1859.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

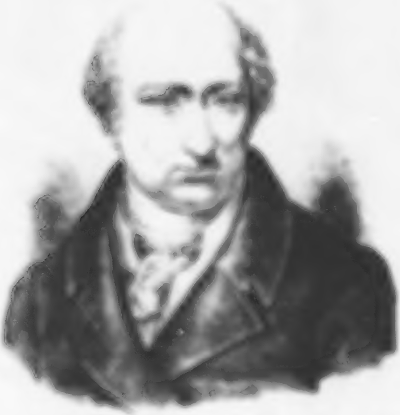
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] [illegible]

Karl vom und zum Stein.



[illegible]

die „[illegible] [illegible] höfischen Standesehre“ und das [illegible] Wesen in [illegible] deutlich zu machen. „Der zeitliche Ton“ — so schrieb Karl v. [illegible] einem Freunde im Jahre 1777 — „ist steif und bürgerlich“. Diese [illegible] Bezeichnung ist aus einer Art von Tadel, denn er [illegible], wie [illegible] ein echt bürgerliches Leben; der junge Jurist berichtet aber weiter: „Es bilden sich Cliquen, welche den einzelnen [illegible] ihrer [illegible] [illegible] auf die [illegible] [illegible]; man weiß, wer zu einem gewissen Geschlecht gehören, wer in einer gewissen Gesellschaft [illegible], wer [illegible] treu wird. [illegible] [illegible] die Gesellschaft allein aus [illegible]. [illegible] Wort durch die [illegible] der [illegible], wenn er das [illegible] [illegible], den Geist [illegible] und alle [illegible] [illegible].“ Es fand bei dem Wort [illegible] [illegible] nicht, [illegible] und [illegible] wie als die [illegible], [illegible] man [illegible] „bürgerlich“ zu nennen, und [illegible] [illegible] [illegible] „[illegible]“, [illegible] das „echt bürgerliche“ [illegible]. — 1774 war [illegible] in Mainz, wo ihm am Hofe des [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] Leben behagte; 1779 [illegible] er in Wien. [illegible] „Meine [illegible] [illegible] für Friedrich den Einzigen, [illegible] durch die [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible]. [illegible] ihm noch zu [illegible]“, [illegible] er [illegible]. [illegible] [illegible], wie er [illegible], [illegible] man nicht zur Bedingung, [illegible]. [illegible] dem [illegible] [illegible] [illegible]. Es wurde [illegible] und [illegible] für die Gesellschaft [illegible], und welche Wirkung die mannigfache [illegible] auf seine [illegible] hatte, [illegible] er in der [illegible]: „[illegible] in [illegible] auf die [illegible] sich [illegible], die [illegible] den [illegible], die [illegible] zu [illegible], den [illegible] zu [illegible], und die [illegible] der [illegible] mit den [illegible] zu [illegible].“ — Im [illegible] „[illegible]“ [illegible] auch zum [illegible]; man [illegible], um [illegible] zu gewinnen, und er glückte dem Unterhändler, was nichts Geringes war, und hier die Glaubensbestimmungen scharf mitberührt wurden. Ungeachtet des erreichten glücklichen Erfolgs verließ er aber diese Bahn sogleich, und seine Gründe erfahren wir in der Mittheilung: „Ich bat um meine Zurückberufung, da ich der Diplomatie immer abgeneigt war, wegen der Wandelbarkeit der Politik der Höfe, des Gemisches von Müßiggang und einer schlau berechneten Geschäftigkeit, des Treibens, um Ränke und Geheimnisse zu erforschen, der Nothwendigkeit, in der großen Welt zu leben, mit ihren Genüssen und Beschränkungen, Kleinlichkeiten und Langeweile mich zu befassen, und wegen meines Hanges zur Unabhängigkeit und meiner Offenheit und Reizbarkeit.“ — Zurückgekehrt auf seinen Posten als Bergwerks- und Hüttenbeamter, wurde er später Präsident der Kriegs- und Domainenkammer für Cleve und Hamm, dann Ober-Präsident Westphalens, das ihm für die Gewerblichkeit viel zu verdanken hat. Traurige Ereignisse durch Gewaltmaßregeln der Franzosen waren schwer zu überstehen. Allen Vorgängen hatte Stein mit offenen Augen zugesehen, hatte für sein deutsches Vaterland helfend eingegriffen, aber in seinem Alter erglühte er jedesmal noch zornig, wenn er einer Vergangenheit gedachte, in der man den ärgsten Anmaßungen nur mit Schwäche gegenüber stand. — Nach Struensee's Tode (1804) wurde er Staatsminister, und von da an gab er Zeugniß von großartiger Kraftentwicklung nach allen und mehr Seiten hin, als sein Bereich (indirecte Abgaben, Fabriken, Handel und Bank) ihm zutheilte. Deshalb gerieth er dann, indem er sich in raschen — allerdings wohl oft zu raschen — Umgestaltungen nicht weiter gehindert sehen, mit Beyme und Lombard in Streit, der sich, vermöge einer eigenwilligen Dunkelheit, von der Stein nicht freizusprechen ist, selten zugänglich. Damals war er auch bei den Unterbeamten nicht beliebt, und das Volk wurde ihm abgeneigt, weil er, aller Widersetzlichkeit sich entgegenstemmend, das erste Papiergeld, die Tresorscheine (ausgegeben am 1. Juli 1806), in Preußen einführte. Wir wollen auch jetzt nicht darüber streiten, ob diese Neuerung lobenswerth oder tadelnswerth war, haben es jedoch erlebt, daß aller Geldpapier-Umlauf gefährliche Wendepunkte herbeiführt. — Im Jahr 1806 gehörte Stein zu Denen, die für Krieg stimmten, was bei den Gewaltstreichen Napoleons sehr begreiflich ist; denn welcher Deutsche, der als solcher zu achten wäre, hätte nicht die Herabwürdigung seines Vaterlandes unsäglich empfunden! Nach dem Kriegsunglück folgte Stein dem Hofe nach Königsberg; Friedrich Wilhelm III übertrug ihm das

Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten; er hielt ſich jedoch dazu nicht vorzugsweiſe berufen, ſchlug Hardenberg vor und wünſchte für ſich das Miniſterium des Innern unbeſchränkt. Dies erzeugte Mißhelligkeiten. Stein verließ im Februar 1807 mit ſeiner Familie Königsberg und wohnte auf ſeinen Gütern. Aber auch hier bezweckte jeder Gedanke die Wiedererhebung des preußiſchen Staates, dem ſein Herz und ſeine Hoffnung für die Zukunft geweiht waren. Bald kam für ihn die Genugthuung; der König, nach dem Tilſiter Frieden klar einſehend, die Zuſtände bedürften der Leitung eines erfahrenen und kraftvollen Mannes, rief Stein zurück. Obwohl fieberkrank, folgte er ohne Säumen dem Ruf und ward (1808) Premierminiſter. Zuvor ſchon hatten die Verfügungen über den erleichterten Beſitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, ebenſo die „Städteordnung“, Beweis gegeben, wie entſchieden Stein die vorgefundenen Verhältniſſe entſchieden umgeſtalten wollte. Wirft man ihm vor, er habe den Weg der Allmäligkeit im Verbeſſern gleich zu weit verlaſſen, hat man dabei jedenfalls zu bedenken, daß eben nur im Unglück eine heilſame Schärfe der Maaßregeln durchzuſetzen iſt, obgleich wir anderntheils zugeben, Stein habe ſich gern zum Aeußerſten entſchloſſen. Dies weiß der Unterzeichnete ſogar aus perſönlichen Begegniſſen mit ihm, deren Darlegung muß aber einer andern Schrift vorbehalten bleiben.

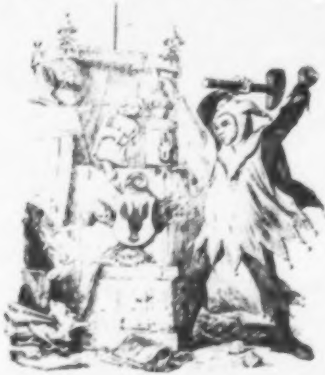
Die zu jener Zeit (1808) durch Untreue des franzöſiſchen Machthabers und deſſen Auffangungsdiener höchſt ſchwierigen Unterhandlungen überzeugten Stein, daß Preußen ſeine volle Macht nur wieder gewinnen könne durch die Rettung Deutſchlands, und insgeheim wirkte Stein für dieſe Erkenntniß. Durch einen aufgefangenen Brief wurde ſein Vorhaben entdeckt und Napoleon ächtete einen „gewiſſen Stein“. Er flüchtete (1808) nach Oeſterreich und lebte dort bis 1812. Zu Ende dieſes Jahres, als nach der ausdauernden, mit jedem Opfer bewieſenen Vaterlandsliebe der Ruſſen durch Gottes Hülfe die große franzöſiſche Armee in der Vernichtung war, eilte Stein nach Petersburg, und man darf wohl ſagen, daß ſeine Anregungen vom höchſten Einfluß waren auf die nun folgende Befreiung Deutſchlands. Im October 1812 begann Napoleon, durch die Beharrlichkeit des Kaiſers Alexander I ohne Ausſicht auf Sieg oder Frieden, den Rückzug von Moskau. Verfolgt von den Ruſſen, vereinten ſich mit dieſen die durch den Aufruf ihres Königs begeiſterten Preußen, und bald war auch Oeſterreich im Bündniß. Auf dem Schlachtfelde von Leipzig (October 1813) brach ſich die Macht Napoleons, der bis dahin gewaltigen Unterdrückers, und er konnte ſie auch mit ſpäteren Verſuchen trotz ungeheurer Anſtrengung nicht mehr aufrichten. Im Januar 1813 kam Stein wieder nach Königsberg und betrieb mit einem ungeſtümen Eifer die ihm zur Lebensaufgabe gewordene Befreiung Deutſchlands. Ging es nach ſeinem Willen, ſo waren die Friedensſchlüſſe tiefer eingreifend, und weil dies nicht ſo war, zog er ſich abermals von allen Staatsgeſchäften zurück. Wie man darüber urtheilen möge, Stein iſt und bleibt ein Mann, dem die Deutſchen Dank und Verehrung ſchuldig ſind, ein Mann, der zugleich in Selbſtſtändigkeit hervorragt. Sie wurde ihm freilich erleichtert vermöge der Unabhängigkeit des Reichthums, den er erbte und noch mehrte durch ſeine Ehe mit der Gräfin Wallmoden-Gimbern; aber dennoch erhöhte er ſeine Selbſtſtändigkeit vermittelſt der vernünftigen Anſicht, daß Titel und äußere Ehrenzeichen weder echten Werth haben noch verleihen. Selbſtſtändige Männer in geiſtiger Kraft ſind die feſteſten und treueſten Stützen vom Staate bis hin zum Familienwohl, und wo das Rechte und Wahre in Gefahr iſt, werden ſie ſprechen, ohne um die Meinung der Uebermächtigen, ſo wie der zu allem Selbſtvortheil Dienſtwilligen oder alles Uebel mit Gleichgültigkeit Anſchauenden ſich zu kümmern. In den großen und den kleinſten Kreiſen der Lebensverhältniſſe iſt Selbſtſtändigkeit, ob auch nicht überall beliebt, ſtets ein hülfreicher Schatz!

Stein ſtarb am 29. Juni 1831 in dem von nützlicher Geſchäftigkeit nach eigener Wahl erfüllten Ruheſtand, und ſchließen mögen nur einige ſeiner grundſätzlichen Ausſprüche: „Heilig war mir das Recht und die Gewalt des Königs. Damit aber dieſes Recht und dieſe unumſchränkte Gewalt das Gute wirken könne, was in ihr liegt, ſchien es mir nothwendig, dem Fürſten Mittel an die Hand zu geben, die Wünſche und Bedürfniſſe des Volks kennen zu lernen, und denſelben nach weiſem Ermeſſen Befriedigung zu gewähren. Hiervon hängt das Wohl und Wehe des Staats ab, weil nur auf dieſem Wege der Volksgeiſt erweckt und belebt werden kann.“ — „Als der unerſchütterliche Pfeiler jedes Thrones kann nur die allein aufopferungsfähige Liebe und Hingebung freier Menſchen dienen.“ — „Die ſo ſchädliche Selbſtſucht der Einzelnen iſt zu unterdrücken. Wer gewöhnt worden iſt, nur an ſich zu denken, ſich nur um ſich zu bekümmern, ſieht auch wohl dem Einſturz des Staates gleichgültig zu.“ — „Vergönnt man Jedem innerhalb unter allen Umſtänden feſtgehaltener, Jedem gleichmäßig geſtellter geſetzlicher Schranken Freiheit in der Anwendung ſeiner Kräfte und damit Freudigkeit an dem erhöhten

Genuſſe des Daſeyns, ſo wird er um ſo wärmeren Antheil nehmen an dem Wohl des Staatsganzen." — Das ſind tüchtige Grundſätze für Aemter wie Stein ſie verwaltete, doch hatte er auch zuweilen mit Theognis auszurufen: „Ach, zu der ernſtlichen That bleiben die Wenige nur!" Gtz.

Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)



Verſchiedene aus dem Schlauche des Windregierers Aeolus entkommene Winde, ſämmtlich in Paris aufgefunden.

Ein Faß voll Miſt aus den Ställen des Augias, ſehr brauchbar zu weiterer Befruchtung neuzeitiger Schwindel-Bildung.

Ungeſchliffener Stein der Weiſen, faſt ganz zerbröckelt. Machwerk aus dem Schatzkäſtlein ſolcher Naturforſcher, die Gott wegleugnen.

Eine aus dem ſechzehnten Jahrhundert von der haderſuchenden Unduldſamkeit wieder herbeigeholte Geißel, um die friedliche Vernunft zu züchtigen.

Eine Brille von verwittertem Glaſe, Meiſterſtück eines wahnſinnigen Brillenmachers, um den Teufel wieder leibhaftig zu ſehen.

Ein paar Strümpfe von Kautſchuk, aus Kauderwälſch, für Jeden paſſend, der ſich bei betrügeriſchem Bankerott mit geſtohlenem Reichthum bequem und ſicher auf die Strümpfe machen will.

Eine Anweiſung aus dem Complimentirbuch eines Krümmlings, lehrend, wie man ſelbſt bei den Stößigſten und Anſtößigſten nicht anſtößt.

Lobrede auf die nützliche Bequemlichkeit des Duells; aus dem Nachlaß eines Selbſtmörders.

Eine Doppelzunge, mit der man für und wider dieſelbe Sache mit gleich glänzender Rede die Stimmenmehrheit gewinnen kann.

Ein ſtrotzend voller Geldkaſten, in welchem der dem Beſitzer etwa mangelnde Verſtand vollauf gefunden wird.

Ein Vorhängeſchloß für eine Sparbüchſe, das fürchterlich um Hülfe ſchreit, wenn es der Eigenthümer zu Gunſten der Mäklerpfiffe öffnen will.

Flugſchrift, beibringend untrügliche Hülfsmittel, um ſich in voller Redlichkeit und Armuth auf gradem Wege wohl zu befinden. (Noch unaufgeſchnitten.)

Ein Automat (Selbſttriebwerk), das für Vergoldung oder Verſilberung nach Verlangen trügeriſch und maaßlos lobende Recenſionen über Theater und Bücher ſchreibt. (Sehr gebraucht, aber immer noch ſehr dienlich.)

Die Dickfelligkeit eines verblichenen urtheilsloſen und das Urtheil verachtenden Theater-Intendanten, aus der das Pergament zu machen, auf welchem die Zukunft ſolche Kunſtunwürdigkeit im gerecht üblem Andenken erhalten wird.

Tagesgemäßer Beweis, daß es Fortſchritt ſey, wenn das Rad der Zeit, auf dem Wege zu lichter Höhe, von Lichtſcheuen und Blinden bergunter geſtürzt und im Sumpf zum Wühlen gebracht wird.

Eine verdrehte Gehirnſchraube, um durch deren Druck tagesbeliebte Verzerrungs- und Blödſinns-Witze für leere Köpfe auszupreſſen.

Gewiſſens-Verſchanzung Derer, die aus Lohngier die Auslanderei durch Auswanderei befördern, der Armuth ihren Nothpfennig abnehmen, und ſie dann dem Elend und der Sclaverei überliefern.

Krebsbüchlein für Jeden, der im Müßiggange und Säumen Rath und Troſt von der Zeit erwartet, und um Pfingſten fragt: ob wir bald Oſtern haben.

Feuerverſicherungs-Schein für Leute, die Bretter vor dem Kopf haben, und in der Furcht, ſie könnten angezündet werden, Jeden, der feurigen Geiſt im Kopfe hat, für einen Mordbrenner halten.

Eine Wegekarte für Wucherer, die ſich reich plündern, und für Bankerottirer, die reich bleiben wollen, um an allen Strafgeſetzen glücklich vorbeizukommen.

Ein Dampf-Maulwerk, das die ſchlechteſten eigennützigen Abſichten als Wohlthaten für das Vaterland unwiderſtehlich zu ſchildern verſteht.

Ein Horch-Röhrchen, durch welches man vergänglichen Volksjubel ſo hört, als ob er begründete und dauernde Theilnahme verbürge.

Ein Impf-Werkzeug, um der Marktſchreierei Wahrheits- und Schamgefühl, und Denen, die ſich von Marktſchreierei locken und täuſchen laſſen, Unterſcheidungskraft einzuimpfen. (Verunglückter Verſuch.)

Eine Wetterfahne, die mit innerem Getriebe vortheilsliſtiger Heuchelei und Schmeichelei eitlen Leichtgläubigen jeden beliebten Wind augenblicklich ſelbſtſtändig erzeugt.

Sammlung vieler handgreiflichen Wahrheiten, die Niemand berühren darf, damit ſie unbegriffen bleiben. (Sehr beſtaubt.)

Hunderttauſende druckpreßlicher Anmahnungen, die deutſche Sprache künftig nur aus Fremdwörtern beſtehen zu laſſen, damit ſie nicht offenbar heimiſches Flickwerk und wenigſtens im Unheimiſchen ein Ganzes iſt.

Vorbild — deutſch: Modell — zu einem Wegweiſer, der möglichſt alles Volksthümliche wegweiſt; längſt auf den Bühnen, ſo wie in Ueberſetzungs- und Ueberſchätzungs-Anſtalten errichtet auf Koſten der Sitte und Einſicht.

Beglückwünſchung für eine Schicht von Leuten, die immer wohlfeile Zeit haben, nämlich — Müßiggänger.

Schriftſetzer-Kaſten, in welchem die rühmlichen Werke mancher Schriftſteller noch zerſtreut liegen, nachdem ſie ſelbſt dafür ſorgten, daß die unrühmlichen herauskamen.

Unterthäniger Beweis, daß die eingebildete Bildung ihre Erhabenheit bezeugt, wenn ſie in Vergnügungsſucht ihren Stumpfſinn vermehrt.

Die beliebte Allerwelts-Brille zur Bewahrung der allgemeinen und erſprießlichen Kurzſichtigkeit, nur ſich und ſeinen alleinigen Vortheil zu ſehen.

Ein Trauerſpiel in unzähligen Akten, betitelt: „Die Eulen-Natur des Menſchenlebens, oder: je mehr Licht hereindringt, je mehr tappt man im Dunkeln.“

Anſicht vom Lande der guten Hoffnung, in welchem Alle Aufnahme finden, die eine eigene begründete Meinung und Urtheilskraft haben mit dem Muth, das Rechte geltend zu machen. (Sehr ſpärlich bewohnt.)

Geſetz zeitgemäßer Gleichheit, wonach Niemand befugt iſt, beſſer und redlicher zu ſeyn als die Andern, bei Strafe des Verhungerns.

Bevorrechtete Waage, ſtreng nach dem geringſten Gewicht Verſtand und Vernunft abzuwägen, um ſie durch Vertheuerung allmälig unerſchwinglich zu machen.

Anſchauliche Wahrnehmung, daß viele Unterſtützungen nicht unter Stützungen einzureihen, und die eigenen Füße beſſere Stützen ſind als Krücken.

Tauſend Abhandlungen über Schiller's Ausruf: „Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit!“ — und mindeſtens eben ſo viele Andeutungen, wo der Mann, wie ihn Schiller meint, nicht zu finden iſt.

Erdbeſchreibung für Vereinzelte, die gern gradaus gehen möchten, ſich aber wegen vielen Vernebelns und aufgewirbelten Staubes von Seitenwegen her ſelbſt in ihrer Heimath nicht zurecht finden können.

Sprachforſchliche Abhandlung, beweiſend, daß, nachdem Geiſtzeit in Zeitgeiſt verkehrt iſt, zugleich Alles verkehrt wurde, weil der Geiſt wohl die Zeit, die Zeit aber nicht den Geiſt zu bilden vermag.

Verzeichniß der Preiſe, für welche alle Tugenden käuflich ſind zum Vortheil der Laſter und dieſe zugleich durch goldſchlägeriſche Mittel einen Scheinüberzug von Scheintugend empfangen.

Bankerott-Erklärung der Nachwelt, veranlaßt durch die ungeheure Menge der Wechſel, welche ſolche Schriftſteller und Künſtler, die ſich von den Zeitgenoſſen verkannt wähnen, ausſtellten auf die Nachwelt zur Zahlung des angeblich verdienten Capitals unſterblichen Ruhms.

Mit vielen Beiſpielen ausgeſtatteter Beweis, daß am leichteſten zu Reichthum und Weltehren kommt, wer ohne Ehre iſt, ſich alſo ſelbſt vor den unwürdigſten Hülfsmitteln nicht ſcheut.

Zum Schluß Millionen Fehlſchlüſſe der Menſchenweisheit und Tauſende von Dingen, über die nichts geſagt werden ſoll, ſämmtlich mit dem Denkſpruch: „Auch nach dem Reden blieben ſie ſich gleich, d'rum meide, leide, ſey thätig und ſchweig'!“ Gz.

Das erſte Kaffeehaus in Wien.

In den letzten Jahren — wir meinen von 1853 bis 1855 — hat man die Türken in vielen Zeitungen ſehr gerühmt, namentlich auch deshalb, weil ſie angeblich jeder Uebereinkunft pflichtgemäß treu ſind. Die Weltgeſchichte widerſpricht aber dieſem Ruhm ſehr oft, bis zum Jahr 1853, und in Bezug auf den Wunſch, daß es künftig anders — wir meinen beſſer — ſeyn werde, iſt uns die Erfüllung bedenklich. Wir maaßen uns jedoch kein Prophetenthum an, ſchauen hier nur in die Vorzeit, auf das Jahr 1683. Da drangen die Türken verheerend in Oeſterreich ein, obwohl der im Friedensſchluß von Temesmar feſtgeſetzte Waffenſtillſtand von zwanzig Jahren noch zu gelten hatte. In Oeſterreich war man auf ſolchen Treubruch nicht gefaßt, und den erſten Anfallen der zahlreichen Horden mußte man weichen, einſtweilen nur Anſtalten treffen, daß durch den Widerſtand feſter Orte Zeit gewonnen werde. Deshalb wurde auch den Einwohnern Wien's angezeigt: ſie hätten ſich auf mindeſtens zehn Monate mit Lebensmitteln voraus zu verſorgen, wer dies nicht vermöge, müſſe ſich entfernen. Sechzig Tauſend Perſonen verließen Wien, wo man nun eiligſt zur Vertheidigung ſich rüſtete. Man hatte nah an 14000 Mann geübte Soldaten, und zur Mithülfe kamen etwas über 6000 bewaffnete Bürger, Studenten und Handwerksburſchen. So voll Liebe für die Heimath muthig dem Kampf entgegenſehend, in der Hoffnung auf Entſatz, erwartete man den Feind.

Am 13. Juli 1683 ſahen ihn Beobachter auf den Thürmen heranziehen, am 14ten beſetzte ein ungeheurer Vortrab den Wienerberg, und von da umzog das nachfolgende Heer, unter Befehl Kara Muſtapha's, Hundsthurm, Gumpendorf, Schmelz, Ottakring, Hernals, Währing.

Döbling und Nußdorf im Kreiſe eines Halbmonds, bis endlich Wien von allen Seiten eingeſchloſſen war. Jede Verbindung mit den kaiſerlichen Truppen, alle Zufuhr von Lebensmitteln war abgeſchnitten, und tägliche Angriffe der Türken hatte man abzuwehren.

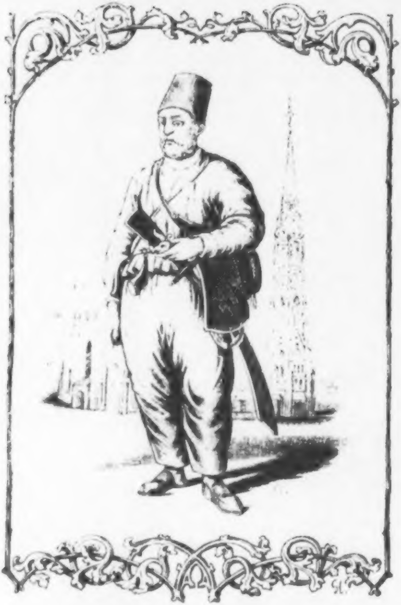
Nothgedrungen waren Flüchtlinge aus der Umgegend aufgenommen worden, und da ſich bald auswies, daß gar Viele nicht hinlänglich für Lebensmittel ſorgten, machte ſich ſchon vor der Hälfte des Auguſt der Mangel bemerklich. Bei aller Willigkeit zur Unterſtützung konnte man nicht leugnen, auch im Innern Wiens wurden die Verhältniſſe mit jedem Tage ſchwieriger.

Dies überlegte eines Abends Georg Franz Koltſchitzky mit ſeinem Neffen Xaver Münch und ſeinem Diener Joſeph Michalowitſch. Koltſchitzky, einſt Dollmetſcher bei der orientaliſchen Compagnie, hatte ſich dann mit ſeinem Erwerb einen Kram in der Leopoldſtadt angelegt, verarmte aber nun durch die Zuſtände. Er und Michalowitſch waren der türkiſchen Sprache mächtig, und er glaubte, dadurch dem Allgemeinen wie ſich ſelber nutzen zu können.

„Xaver“, ſagte Koltſchitzky, „wir ſind Beide am Bettelſtabe, und ohne einen Glücksſtern ändert ſich dies nicht, wie es auch mit Wien komme. Ich trage den Gedanken eines Wagſtücks mit mir herum, und es iſt die Frage, ob Du dabei Theilnehmer ſeyn willſt?“

„Was haſt Du vor?“ fragte Xaver, und der Oheim antwortete: „Ich will als Kundſchafter mit Michalowitſch nach dem türkiſchen Lager, und Du, wenn Dir der Muth nicht fehlt, könnteſt verſuchen, ob nicht aus der Gegend, wo der Herzog von Lothringen unſre Oeſterreicher ſammelt, auf der Donau Lebensmittel heranzubringen wären. Gelingt uns, was ich mit Euch näher in Betrachtung nehmen will, dann würde ſich wohl eine Ausſicht für unſre Zukunft eröffnen, und Du, Xaver, hätteſt Hoffnung, Dir Dein Mädchen aus dem Kloſter zur Hausfrau zu holen.“ — Dafür hatte Xaver leichtes Gehör, und er ſchwur, für ſeine Geliebte, Veronica Engelhardt, die Tochter eines wenig begüterten Handwerkers, Alles wagen zu wollen.

Nach einer Verabredung unter ſich und dann mit dem Commandanten General Graf Rüdiger von Stahremberg, ſchlichen während der Nacht vom 13. zum 14. Auguſt die drei Männer in türkiſcher Tracht aus der Stadt und kamen glücklich durch der Feinde Lager zum Herzog von Lothringen. Koltſchitzky hatte verabredet, zum Zeichen des gelungenen Unternehmens ein großes Feuer anzuzünden, und mit Entzücken ward es in der folgenden Nacht vom Stephansthurm aus geſehen. Unterdeß erlitten die Belagerten durch unaufhörliche hitzige Anfälle des



feindlichen Heeres geſteigerte Angſt. Das fortdauernde Beſchießen mit Bomben und Granaten, das Sprengen der Mauern durch Minen, wonach ſtets ein wüthendes Stürmen folgte, dann eine ſich ausbreitende Ruhr, dies Alles ſetzte die Beharrlichkeit der Wiener auf eine harte Probe; ſie hielten ſich aber ritterlich und ſchlugen alle Anfälle mit unermüdetem Heldenmuth zurück.

In der Nacht vom 17. zum 18. Auguſt kamen Koltſchitzky und Michälowitſch wieder in die Stadt mit einem Schreiben vom Herzog von Lothringen, des troſtreichen Inhalts, daß bereits Heerestheile ſich geſammelt hätten und allmälig verſtärkten, indem täglich Hülfstruppen heranzögen aus Baiern, Franken und Schwaben. Man erwarte nur noch die polniſche Armee, um dann mit vereinter Kraft zum Entſatze Wiens zu ſchreiten. Die Zurückkunft Koltſchitzky's und demnach der Empfang des erwähnten Schreibens wurde dem Herzog von Lothringen Mittags beſcheinigt durch eine Rauchſäule und in der Nacht durch Raketen, die vom Stephansthurm in die Höhe ſtiegen.

Noch ein Mal wagte Koltſchitzky allein den gefährlichen Gang, um über die Zeit des zu verſuchenden Entſatzes dem Commandanten möglichſt genauen Bericht zu ſchaffen, und er würde ihn zum dritten Mal gewagt haben, wäre er nicht auf eigenthümliche Weiſe gewarnt worden. Ein italieniſcher Reitersmann, der ſich von den Türken als Spion erkaufen ließ und des Verraths überwieſen wurde, geſtand vor ſeiner Hinrichtung mit dem Strange, daß er den Feinden des Koltſchitzky Geſichtszüge und Tracht, ſo wie die Wege, auf denen er ſeinen Zweck vollführte, bezeichnet habe, ihm alſo aufgelauert werde. Jetzt übernahm Joſeph Michalowitſch allein noch zwei Mal Aufträge, und brachte endlich die beſtimmte Nachricht des herannahenden Entſatzes.

Unterdeſſen war Joſeph Münch durch Anknüpfung der Bekanntſchaft mit Schiffern ebenfalls in ſeinem Unternehmen begünſtigt, und der Herzog von Lothringen ſorgte, daß zwei Schiffe mit Lebensmitteln beladen wurden. Sie fuhren auf der Donau nur in der Nacht, am Tage verſteckte man ſie zwiſchen Biegungen des Stroms, und es war als ob die Vorſehung durch leichte Nebel zur Verhüllung des Unternehmens mitwirken wollte, wie es denn auch ſehr vortheilhaft war, daß durch ein Steigen des Waſſers die von den Türken nahe bei Wien im Strom der Donau angebrachten Ketten der Fahrt kein unbeſiegbares Hinderniß veranlaßten. Am 2. September kam Joſeph Münch mit ſeiner Zufuhr an, die mit Jubel- und Freudethränen begrüßt wurde. — Am 11. September näherte ſich das chriſtliche Heer, 70,000 Mann ſtark, und am 12ten bei Tagesanbruch befahl der Ober-

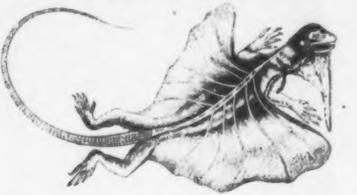
Feldherr, Johann Sobiecki, König und Held der Polen, den Angriff des beinahe 200.000 Streiter zählenden türkiſchen Heeres. Gegen Abend wurde deſſen Lager mit Sturm erobert; in wildem und wirrem Gedränge flüchteten die Türken, nun von den Truppen des Herzogs von Lothringen verfolgt, während die ganze Armee in dieſer Nacht aufgeſtellt blieb. Am Morgen zeigte ſich im türkiſchen Lager die Unermeßlichkeit der Beute, bei deren Vertheilung Keiner leer ausging, und Viele wohlhabend wurden. Unter Anderem fand ſich eine ungeheure Menge Kaffee, der damals in Deutſchland nur noch ſehr wenig bekannt war, nun aber bald zum Lieblingsgetränk wurde. Koltſchitzky empfing beſonders von dieſem Theil der Beute ſeinen reichlichen Antheil, und auf ſein Erſuchen gab man ihm für die geleiſteten Dienſte die Erlaubniß zur Errichtung einer Kaffeeſchenke. Dazu überließ man ihm als erweiterte Dankesgabe ein Haus neben dem kleinen Biſchofshofe, und er wählte zum Schilde ein rothes Kreuz. Dies Kaffeehaus wurde ein Sammelplatz für alle Stände und war dem Koltſchitzky ſo einträglich, daß er bald noch zwei Häuſer beſaß. Joſeph Michalowitſch, der durch den Antheil von jener Beute und hinzugefügte Belohnung ſeine Zukunft auch geſichert ſah, wurde erſter Aufſeher in dem Kaffeehauſe. Xaver Münch, dem die Zufuhr der Lebensmittel eine namhafte Summe einbrachte, Buchführer, und ſeine reizende Veronica die erſte Kaffeeſchänkin.

Koltſchitzky iſt Stammälteſter der „Kaffeeſieder" Wiens; noch heut nennen ihn alle Kaffeewirthe der Kaiſerſtadt ihren Ahn- und Schutzherrn: eine Ehre, gebührend ſeinem Andenken, dem gewiß Jeder die verdiente Theilnahme zollt.

Fr. Bertram.

Der Drache.

Hochbejahrte Greiſe unſrer Gegenwart werden ſich erinnern, daß ihr A B C-Buch noch vor dem Drachen, oder, wie man dort zu leſen hatte, vor dem „Trachen" warnte, obwohl bereits ein mehr ſpaßhafter als ernſter Eindruck die Folge war. Was die neueren Naturforſcher den Drachen nennen, iſt eine geflügelte Eidechſe, die in den heißeſten Ländern der alten Welt auf Bäumen lebt, ſich von mancherlei Inſekten nährt, und nur wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Hirngeſpinnſten der Vorzeit dieſen ehemals Schrecken verbreitenden Namen hat. Ob dieſes kleine Thier den erſten Beſchreibern der fabelhaften Drachen-Ungethüme zu dem Bilde ihres erhitzten Wahnes als Muſter gedient habe, iſt zweifelhaft; als möglich, ja ſogar als wahrſcheinlich darf man es jedoch erachten, wenn man in einer „Lexikaliſchen Naturgeſchichte“ vom Jahre 1776 lieſt: „Wir übergeben die vielen Mährchen und Abconterfeiungen von Drachen, welche nie in der Natur vorhanden waren und insgemein als abſcheuliche zwei- oder vierfüßige Thiere geſchildert werden, die an Geſtalt einer Eidechſe, in Betracht des Schwanzes aber einer Schlange gleichen, einen großen Rachen und Flügel haben ſollen.“ Offenbar paßt dies auf die Drachen-Eidechſe, wendet man die Vergrößerung und Uebertreibung in das Grenzenloſe auf ſie an, was der fieberhaften Furchtſamkeit und dem lügenhaften Nacherzählen ein Leichtes iſt, wie dies die ſchaurig entſetzlichen Sagen aus der altdeutſchen Kindheit und Kindlichkeit beweiſen.



Die Eidechſe, welche „Drache“ genannt wird, iſt ein harmloſes Geſchöpf mit einem freilich abenteuerlich ſeltſamen Aeußeren, dem durch den Kehlſack das Zerrbildliche des Phantaſie-Drachens noch vermehrt ſcheint. Wenn ſie fliegt, erregt ſie ein merkliches Geräuſch, wie ein heimlich Geflüſter: ihr Flug iſt ein langſamer, mehr ein Flattern, das nur Kraft hat für kurze Strecken. Im Klettern iſt dieſe Eidechſe aber ſehr geſchickt, und der Kehlſack dient ihr als Vorrathsbehälter für die eingefangenen Inſekten. — Unverkennbar zeigen die Papierdrachen der Knaben in der Form Aehnlichkeit mit dieſer Drachen-Eidechſe. Dies, gleich vielem Andern, bezeugt, daß Geſtalten und Namen ſich auf die verſchiedenſten Dinge übertragen: eine Wahrnehmung, die uns mit veranlaßte, die Abbildung dieſes kleinen — etwa acht bis neun Zoll langen — Thieres einzureihen, des „Drachen“, der jetzt nur an ein Spielwerk erinnert, ehemals aber in der Volksphantaſie durch Dichtungen das ſchreckendſte Glaubensbild des Ungeheuerlichen geworden war. Im „Kampf mit dem

Drachen" hat es noch unſer **Schiller** benutzt; er läßt den „Drachen mit weitem Krokodillesrachen" von einem Ritter des Rhodiſer- oder Malteſerordens erlegen und benennt das Scheuſal auch „Lindwurm", den die Vorfahren als große vierbeinige geflügelte Schlange ſchildern. Den Stoff zu ſeiner Romanze entnahm **Schiller** aus des Franzoſen Vertot „Geſchichte der Ritter von Malta", änderte jedoch dichteriſch zweckgemäß. Den des Ungehorſams bezüchtigten Ritter läßt er ohne Säumen durch den Großmeiſter begnadigen, als Lohn der Demuth, die Jener nach der That erweiſt; bei Vertot wird Jenem das Ordenskleid entzogen und erſt ſpäter, auf Zureden Anderer, folgt die Milde. Der Drachenbekämpfer hieß Dieudonné von Gozon, der Großmeiſter Helion von Villeneuve. Als dieſer geſtorben war, folgte Gozon in der hohen Würde, und dies geſchah eigentlich durch Selbſtwahl. Vor den nach den Ordensgeſetzen zur Entſcheidung Berufenen hielt Gozon eine Rede, worin er ſeine Verdienſte — auch die Beſiegung des Drachen — erwähnte und mit der Erklärung ſchloß: „Niemand halte ich für beſſer geeignet, unſerem Orden vorzuſtehen, als mich ſelbſt." Da er jedoch bis zu ſeinem Tode (1353) ein ſich auszeichnender Großmeiſter wurde, mag man ſein Werthgefühl gelten laſſen, ihm auch die Schlußworte der Schiller'ſchen Ballade gönnen:

„Nimm dieſes Kreuz! es iſt der Lohn
Der Demuth, die ſich ſelbſt bezwungen."

Wie wir aber urtheilen über die Sage von dem erlegten Ungeheuer — bei dem ſchon Vertot in ſeiner Schilderung an die Eidechſe erinnert — wir mögen nichts dagegen haben, daß man dem Grabmal des Ritters die (in unſre Sprache überſetzte) Inſchrift eingrub:

„Dieudonné von Gozon, der Tapfre, der hier liegt,
Er hat in Rhodus einſt die Drachenbrut beſiegt."

H. Stahl.

Geſchichtliches und Aerztliches für und wider den Tabak.

Waren ſonſt die Verächter des Tabaks in der Mehrheit, jetzt ſind es ſeine unzähligen Verehrer. In allen Ländern, deren Bewohner ſich ihrer Wiſſens- und Sittenbildung rühmen, hat man Abhandlungen und Geſänge zu Lob und Verherrlichung des von dem Engländer **Raleigh** und dem Franzoſen **Nicott** zuerſt nach Europa gebrachten Krautes, das Petum genannt wird in ſeiner früheſten

Heimathsgegend Tabago oder Tabaco, von der wir das Wort Tabak herleiten. — Schon ein altes lateiniſches Gedicht, deſſen Verfaſſer ſich als Thorius Potologis bezeichnet — Namen, die Verwandtſchaft haben mit Thor und Trinker (Potologie: Getränklehre) — preiſt den Tabak bis in alle Höhe, und man ſoll in ſeinem Erzeugniß, wie ein gleichfalls alter Beurtheiler meldet, „mit Vergnügen alle Tugend dieſes Krautes leſen und kann das Werk durch die Schönheiten des Versbaues mit jedem Stücke des Alterthums in die Schranken treten.“ Bayle erzählt von dieſem Thorius: „Er litt, wie alle Dichter, an der Waſſerſcheu. Einſt drang er während eines Gelags einem großen Sprachforſcher, der des Rebenſaftes ſatt war, ein volles Glas Wein auf, und Letzterer nahm es unter der Bedingung, daß Jener dann auch noch ein Glas leere; nachher wurde Thorius gezwungen, ein Glas Waſſer zu trinken, denn der Sprachgelehrte hatte das Wörtchen Wein bei dem Uebereinkommen vermieden.“ „Wein und Tabak!“ war demnach des Thorius Lebensruf; „Brod oder Tabak!“ rief der ſcharfe Denker John Locke begeiſtert aus. Der Holländer Bontekon, Leibarzt der Kurfürſten von Brandenburg bis 1586, ſchrieb eifrigſt für den Tabaksruhm, und ihm „iſt nichts ſo gut, nichts ſo ſehr zu achten, nichts dem Leben und der Geſundheit ſo zuträglich als der Rauch des Tabaks, des königlichen Gewächſes, welches ſelbſt Könige zu rauchen würdigten.“ — Der kleine Matroſe ſehnt ſich im Geſange nur nach „ſchönen Mädchen und Tabak“, und wer kennt nicht die Volkslieder: „Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht“, und „Gott grüß' Euch, Alter, ſchmeckt das Pfeifchen“? Das iſt aber lange nicht genug; man hatte ſonſt Sammler für Tabakslieder in faſt allen Sprachen, und deren Zahl betrug Hunderte (mit deutſchen Verſen von Canitz, Günther, Brockes, Triller, Hölty, Uz, Grübel, Karl Lappo und Anderen). Wir haben ſogar ein Lied, das Matthiſſon's „Adelaide“ nachahmt zum Preiſe des Luiſiana-Tabaks, und wir geben davon die Schlußverſe:

„Süß umziehſt Du den Geiſt mit Deinem Weihrauch,
Und Begeiſterung erweckt die Zauberwolke
Deiner zierlichen, balſamvollen Blätter.
Luiſiana!
Einſt, o Wunder, entſteigt aus meinem Meerſchaum
Eine Blume der Aſche meines Schatzes;
Deutlich ſchimmert auf jedem Purpurblättchen:
Luiſiana!“

Daß Tabak ſogar zur Seligkeit verhelfen könne, bezeugt der Pfarrer Carl Hengſtenberg in ſeiner Schrift: „Geographiſch-poetiſche Schilderung der deutſchen Lande“ (Eſſen, 1819) indem er verſichert:

„Und Waſungen fühlet ſich jegliches Jahr
Bei'm Baue des Tabaks recht ſelig!“

Beſonders aber ſollen wir die erhabenſten Erfindungen in Künſten und Wiſſenſchaften, die entzückendſten Werke der Dichter großentheils der Pfeife verdanken, behaupten ihre Lobredner. Sie nennen als ausgezeichnete Raucher Kant, Schiller, J. H. Voß (Dichter des idylliſchen Gemäldes: „Louiſe“), Milton, Walter Scott, Waſhington Irwing, Boz, Bulwer, Marryat, und krönen dieſe Namen mit dem der Madame Georg Sand-Dudevant. Allen Dieſen und noch Vielen ſoll der Tabaksdampf das Rauchopfer geweſen ſeyn, aus dem ſich ihr Geiſt ſchon zur irdiſchen Unſterblichkeit erhob, und Bulwer verſicherte noch neulich: „Die Pfeife iſt ein großer Beruhiger, ein angenehmer Tröſter. Die Grillen fliehen vor ihrem reinem Hauch, ſie reiſt den Geiſt, öffnet das Herz, und macht, daß der Mann, welcher raucht, wie ein Weiſer denkt und wie ein Samariter handelt.“ — Ob aber dieſe Stimmung außerhalb des Rauchs dauernd iſt, das erfahren wir nicht.

Jedenfalls iſt es wahr, in allen Ländern herrſcht der Dampf eines Krauts, das nach Linné „in einer Staude bis zu 40,000 Samenkörner enthält, wonach in wenigen Jahren die Pflanze, wollte man ſie unbeſchränkt wuchern laſſen, über den ganzen Erdboden verbreitet ſeyn würde.“ Der Verbrauch des Tabaks iſt noch immer im Steigen, obwohl er bereits ein ungeheurer wurde, und weder alte noch neue Gegner konnten dies hindern. Vergebens gründete Englands König Jakob I., nachdem ſchon die Königin Eliſabeth das Tabaksrauchen verboten hatte, eine bedeutende Tabakſteuer auf fromme Gründe. „Es iſt“, ſagte er, „eitelſter Dampf der Eitelkeiten, es ergötzt nur in Einbildung, macht trunken, reizt Laſter, die zur Hölle führen müſſen, und hätt' ich einmal den Teufel als Gaſt, mit einem Ferkel, mit Senf und der Tabakspfeife würde ich ihn abſpeiſen.“ Zur Zeit des genannten Königs äußerte zwar ſchon Sir Henry Wotton: „Der Tabak beſänftigt das Gemüth und macht die Menſchen weiſer“; daß dieſes Urtheil aber gegen ſeine Weisheit ſpreche, behauptete die auch damals erſchienene Schrift: „Schornſteinfeger-Werk, Warnung für Tabaksraucher“, mit dem Kernſpruch auf dem Titel: „Beſſer, engliſcher Hanf erwürgt als Tabak vergiftet.“ — Papſt Urban VIII. veröffentlichte (1624) eine Bulle, die den Fluch auf den

Tabak warf; in Perſien beſtrafte man das Tabaksrauchen mit Ohrabſchneiden und Naſenaufſchlitzen, ja mehrere Verehrer des Tabaks wurden ſammt den geliebten Pfeifen auf Scheiterhaufen verbrannt, was unzweifelhaft auch keinen wohlriechenden Dampf veranlaßte. In Conſtantinopel ſtieß man auf Befehl des Sultans Amurath IV., der das Rauchen als Hauptverbrechen bezeichnete, weil es Schwächung und Unfruchtbarkeit befördere, die Pfeife dem dabei Ertappten durch die Naſe und führte ihn ſo als Warnung durch die Straßen; in Rußland ſollte die Knute den Rauchteufel austreiben, und half ſie nicht, folgte neuer Schmauchſünde der Tod; in der Schweiz war das Tabaksrauchen gleich einer Uebertretung der zehn Gebote, die Strafe nur einen Grad geringer als die für Ehebruch, und ſogar in Amerika hatte man das Rauchvergnügen mit Geld zu büßen. Nirgends waren die Strafmittel durchgreifend, der Tabaksdampf bahnte ſich alle Wege, trotzdem daß ärztliche Entſcheidungen erklärten: „man erniedrige ſich bei der Pfeife zu den Wilden und ſie entarte die Menſchheit geiſtig und körperlich“, trotzdem daß einſt alle Kanzeln wiederhallten von Donnerworten gegen das verdammte Kraut.

Auch fortwährend und bis in unſre Zeit hatte der Tabak ſeine Gegner, höfliche und grobe. Franklin ſagte: „Ich habe nie geraucht und dieſes Unterlaſſen nie bereut, denn nie lernte ich als beneidenswerth Einen kennen, der dieſer Gewohnheit fröhnte.“ Das iſt eine artige Abwehr, aber noch im vorigen Jahrhundert ſteigerte der alte Kanzler Jäger in Tübingen eine Bußpredigt über die Laſter ſeiner Zuhörer mit den Worten: „Sie ſaufen, ſie freſſen, ſie buhlen und buben, ja ſie rauchen ſogar Tabak!“ —

Balzac eiferte gegen den Tabak und ſchließt mit den Worten: „Die rauchenden Völker, wie die Holländer, in Europa die erſten Raucher, ſind phlegmatiſch und weichlich. Sie haben ſchlechte Zähne, ihr Schmelz wird zerfreſſen, macht man den Mund zum Schornſtein. Das Zahnfleiſch ſchrillt auf und ſondert ein Gift ab, das ſich mit den Speiſen vermengt und den Speichel verdirbt. Die Türken, unmäßig im Tabaksverbrauch, werden frühzeitig Schwächlinge, und alle ihre Empfindungen gehen im Sinnlichen auf.“

„Wir ſind keine Römer, wir rauchen Tabak!“ ruft der ſpottende Heinrich Heine den Deutſchen zu. Er rauchte nicht, wird aber auch kein Römer im Vergleich mit ihren mannhaft Weſten, und da er ſelbſt ſeinem unbeſtreitbaren Talent auch Qualm genug mitgab, brauchte er den der Raucher nicht ſo gröblich zu erwähnen:

„Cigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Hände;
Auch die Verdauungskraft iſt gut —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnte."

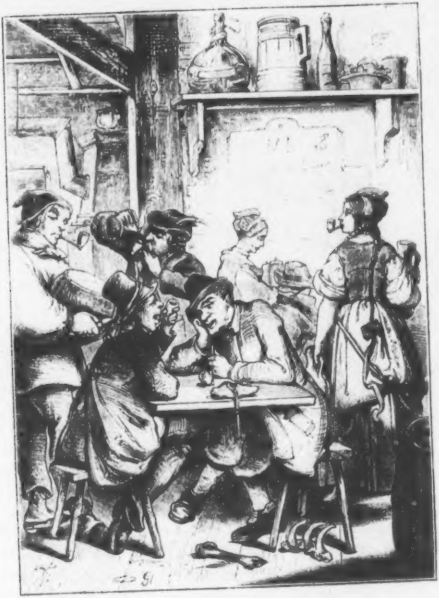
Caroline Pichler, geiſtreiche Schriftſtellerin, bemerkt: „Das Tabakrauchen und die raſende Liebe dafür, welche ſich unter dem Scepter der Mode bis beinah in das kindiſche Alter des männlichen Geſchlechts erſtreckt, begünſtigen die ſtets mehr zunehmende Trennung der beiden Geſchlechter im geſelligen wie im häuslichen Leben, ja ſie wird dadurch nothwendig. Von dem Tabak will man ſich nicht trennen, alſo trennt man ſich von den Frauen, überläßt dieſe ſich ſelbſt und in ihren Societäten aller Nichtigkeit, Frivolität und Klatſchhaftigkeit, in ſolcher Einſeitigkeit unvermeidlich, und ergiebt ſich mit gleichgeſinnten Freunden aller Ungenirtheit, Rohheit, mitunter Grobheit, welche eben ſo unabtrennbar ſind von burſchikoſem Leben. Noch aber wäre gegen eine ſolche Abſonderung der Geſchlechter nichts oder nicht viel einzuwenden, wenn der große Gewinn eines wirklichen Erſtarkens des männlichen Charakters davon zu hoffen wäre; wenn dieſe Tabaks Orgien zu einer heiteren Anſicht des Lebens, zu kräftigen Entſchlüſſen, vor Allem zu muthiger Bekämpfung eigener und fremder Leidenſchaften, zu der Kraft des Entbehrens und zu Opfern für einen höheren Zweck führen würden. Aber ich frage meine Zeitgenoſſen und Zeitgenoſſinnen: ob dieſe Zerriſſenheit, dieſe allgemeinen Klagelieder, dieſe Unzufriedenheit mit ſich und der Welt, dieſe inneren Zerwürfniſſe uns ein kräftiges Erheben des Männergeſchlechts andeuten? Ob nicht grade dieſe Sehnſucht nach Bequemlichkeit, nach ungeſtörtem und raffinirtem Genuß körperlicher Erquickung, guten Eſſens, Trinkens und andern Comforts, auf ein eigentliches Erſchlaffen der Kräfte deute? Jedenfalls bin ich der Meinung, daß jenes Abſonderungs-Syſtem, dem, wenigſtens bei uns, hauptſächlich das Tabakrauchen zum Grunde liegt, den meiſten Einfluß auf die Geſtaltung der Geſellſchaften und ſomit auf den geſellſchaftlichen Ton und beſonders auf die Sitten und das Benehmen der jüngeren Männer hat, welches Alles ſeit den letzten Jahrzehnden wenigſtens nicht beſſer und feiner geworden iſt als es früher war." —

Tabak zu ſchnupfen war ſchon gebräuchlich zur Zeit des Hippokrates, denn dieſer Stammvater der Aerzte berichtet, man ſtecke ein Pulver in die Naſe, um Nieſen zu erregen, und Aehnliches mußte Shakſpeare bemerkt haben, da er in "Heinrich IV" zur Schilderung eines Stutzers ſagt: „Er duftete gleich einer Putzmamſell, und zwiſchen Finger und Daum hielt er eine Büchſe mit Streu, der Naſe ſie zu reichen.“ Die Hofleute Karl's II ſchnupften Tabak, doch waren ſie nur Lehrlinge der Spanier, die mit ihrem Spaniol einen bedeutenden Handel trieben bei ſolchem Loblärm, daß davon die Großſprecherei mit dem Worte Spaniolade bezeichnet wurde. In Frankreich war die Urheberin der Bartholomäus-Nacht, die Königin Catharina von Medicis, die erſte Schnupferin. Nach Italien brachte der Kardinal Prosper Santa-Croce das Naſenpulver und wurde dadurch ſehr beliebt. Caſtor Duranti nahm daher Gelegenheit, in einem Gedicht, worin er das Verdienſt des Kardinals erhob, das Lob des Tabaks ſo weit zu treiben, daß er dies Kraut durch ein Wortſpiel in Bezug auf Santa-Croce mit dem Holz vom heiligen Kreuz verglich. — Cohuſen, ein verſchollener Schriftſteller, ſah noch weiter zurück, indem er, auch durch ein Wortſpiel, den Chriſtoph Columbus mit der Taube (columba) verglich, die Noah ausſandte, um Land zu ſuchen, die aber nun, ſtatt des Oelblattes, ein Tabaksblatt mitbrachte als Zeichen der neuentdeckten Welt.

Wie das Rauchen, ſo hat auch das Schnupfen ſeine Gegner gehabt, unter ihnen Lord Stanhope, der ſeinen Gründen folgende Berechnung anſchloß: „Jeder eifrige Schnupfer nimmt mindeſtens alle zehn Minuten eine Priſe; Oeffnen und Schließen der Doſe, das Schnupfen ſelbſt und der Gebrauch des Taſchentuchs rauben mindeſtens anderthalb Minuten. Dadurch, den Tag zu ſechzehn Stunden gerechnet, verliert ein Schnupfer in nur vierzig Jahren von ſeinem Leben ſechs Jahre, einen Tag und zwei Stunden.“ Der grübelnde Lord hat aber freilich vergeſſen, daß die Schnupfer wahrſcheinlich glauben, in der ihnen als Verluſt angerechneten Zeit hätten ſie eben ſehr angenehm gelebt. Sagt ein anderer Gegner: „Sollten wir Tabakſchnupfer werden, hätte der Schöpfer die Naſenlöcher nicht nach unten, ſondern nach oben gebracht“, ſo ſind die Inhaber der Doſen gewiß auch damit nicht einverſtanden, finden vielmehr ihre Naſenlöcher an der richtigſten Stelle. Sie ſchlagen auch gern alle Widerſacher durch die geſchichtlichen Thatſachen: Friedrich der Große und Napoleon waren leidenſchaftliche Tabakſchnupfer. Jener, der aus der Weſtentaſche ſchnupfte und goldene Doſen verſchenkte, begeiſterte mit dem Doſen- ſein Schlachtenpulver; Dieſer nahm vor jeder Schlacht häufig Priſen und ſiegte, bis er dann nicht mehr ſiegte, muthmaßlich nur deshalb, weil man ihm keine Zeit ließ, Priſen zu machen und zu nehmen. Dem Tabak die Siege zuzuſchreiben iſt eine verwegene Schlußfolge, aber Schnupfer, die man durch Redensarten verſchnupft, dürfen ſich gewiß mit gleichem Recht irren als Weltweiſe, um ſo gewiſſer, als ſie recht eigentlich die Naſeweisheit zu verfechten haben. — Die kopfſchüttelndſte Beharrlichkeit gegen das Schnupfen offenbaren die wirthſchaftlichſten Hausfrauen wegen der Wäſche, und es läßt ſich wohl glauben, daß eine ſorgſame Berlinerin ihrem Manne, als er die Richtigkeit ihrer Klage bezweifeln wollte, mit dem augenſcheinlichſten Beweis diente. Unvorſichtig hatte er geäußert: „Ein eben ſo großer Schnupfer als Arzt war der berühmte Hufeland, und doch auch berühmt wegen ſeiner ſaubern Leibwäſche!“ Da zeigte ihm die Hausfrau raſch ein grauenhaft reichbeflecktes Vorhemdchen mit den Worten: „Schau', lieber Freund, das iſt nicht Hufeland, das iſt Hufeſchmutz!“ und er mußte den trockenen Brocken berliniſchen Witzes lachend verſchlucken. —

Ein ſehr lebhafter Vertheidiger des Naſenpulvers war der mit Goethe befreundete Dichter Knebel, der ſich darüber in einem Geſpräch mit dem Profeſſor Luden in folgender Weiſe erklärte: „Goethe verwirft Rauchen und Schnupfen; wegen des Rauchens hat er recht: ich rauche auch täglich nur ein paar Pfeifen. Das Rauchen, ſagt er, macht dumm, unfähig zum Denken und Dichten. Zum Rauchen gehört auch das Biertrinken, das Bier aber macht das Blut dick und verſtärkt zugleich die Berauſchung durch den narkotiſchen Tabaksdampf. So werden die Nerven abgeſtumpft und das Blut bis zur Stockung verdickt. Nach zwei oder drei Menſchenaltern wird man ſehen, was die Bierbäuche der Schmauchgeſellen aus Deutſchland gemacht haben. An der Geiſtloſigkeit, Verkrüppelung und Armſeligkeit unſerer Literatur wird man es zuerſt bemerken, und jene Geſellen werden dennoch dieſe Miſere höchlich bewundern. In dieſen Klagen hat Goethe recht, aber unrecht hat er hinſichtlich des Schnupfens; er weiß auch nichts Geſcheidtes dagegen zu ſagen, denn die Priſe ſtärkt das Gedächtniß, ſchärft den Verſtand“ — und ſo weiter, denn Knebel führt ſein Geſpräch in die Länge.

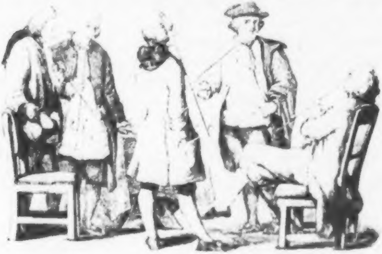
Beachten wir nun auch die Pfeifen und Doſen, die an ſich einſt zu den Hausſchätzen der Männer gehörten. — Die Cigarre verdrängt die Pfeife allmälig immer ſichtlicher; in der alten Welt wird dieſe noch von alten Leuten beſchützt, in der neuen Welt kennt man ſie kaum dem Namen nach. Vom Calumet der Indianer, dem Hookah und Narguil der Perſer, ſo wie vom Chibook der Türken ſey nur die Rede, um darauf hinzuweiſen, wie gemächlich ſich die trägen Völker ihr Tabakrauchen einrichten. Bleiben wir in Europa, wo die Pfeife ein Unterſcheidungs-Zeichen des Volksthümlichen war. Die kurze Gipspfeife des Holländers, Franzoſen und Irländers, bei dieſem



ein Familiengut, je ſchwärzer, je werther, iſt der Anfang dieſes Rauchwerkzeugs, ſo anſpruchslos wie alle Einfachheit. Zunächſt folgte die lange Gipspfeife des vermögenden Holländers und Engländers, des Mynherr und Maſter; ſie verbreitete ſich nach allen Seiten, auch nach Süd- und Norddeutſchland. Sie iſt recht geeignet für den Gedanken- und Gewinnſucher, für den Grübler und Grillen-Inhaber. Da hieß es:

„Sey allbereit zum Gemurr und Gekeife,
Sey innen grämlich und lebensverdroſſen:
Mit jedem Puff aus geladener Pfeife
Iſt immer eine der Grillen erſchoſſen.“

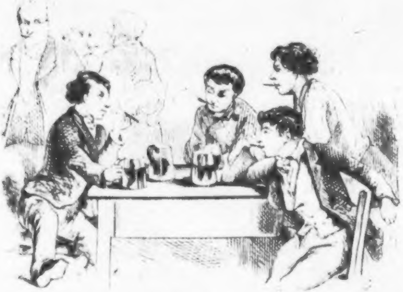
Man iſt genöthigt, die lange Pfeife in der Hand vorſichtig feſtzuhalten, ſie erfordert Bedächtigkeit und dieſe führt zu ruhigem Weſen. Iſt der Raucher einmal zum Leidenſchaftlichen hingeriſſen, klirr! da liegt die ſpindeldünne Pfeife in Stücken, und auch dies giebt ſchlimmer Laune eine andere Wendung und dem Aerger in den Scherben



einen ſubtileren Gegenſtand. Zur Zeit der [illegible] Weltverbeſſerer in den Tabagien, die vom Tabak ihren Namen empfingen, war die lange Pfeife eine Andeutung der [illegible] und die ſchräge Richtung ſpielte oft mit als Gleichniß. Goethe läßt das anklingen in dem Verſe:

„Und wärſt Du auch zum fernſten Ort,
Zur kleinſten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es Dir, Du findeſt dort
Tabak und loſe Zungen.“

Die Pfeiſe verlieh dem Weltumwälzer die gehörige Würde, um das Schickſal der entlegenſten Reiche zu entſcheiden; er ſtiftete Aufruhr in den Kolonien, Empörungen in Indien, war völlig bekannt in dem noch heut etwas unbekannten Inneren von Afrika, nur bei ſich zu Hauſe wußt' er nicht ſonderlich Beſcheid. Die lange Gipspfeiſe war ſein Feldherrnſtab, ſein Compaß, ſein Weg- und Windzeiger, und für die nächſten Angelegenheiten, die meiſt von ſeiner Ehehälfte oder Haushälterin geregelt wurden, diente ſie als Blitzableiter. Schade um ihre Enthronung! Die nachfolgenden Pfeiſen waren und ſind mannigfachſter Art, und ſah man eine Sammlung davon, wie zum Beiſpiel die des Majors von der Heyden (genannt „Emerentius Scävola", Verfaſſer des ſehr kräftigen Romans: „Die Erbſünde"), der mit einer hohen Summe den Werth ſeiner Pfeiſen gegen Brandſchaden ſicherte, ſo wußte man, daß jetzt der Charakter des Charakterloſen durch die Pfeiſen verſinnlicht wird. — Anders ſteht es mit dem Meerſchaum der Ungarn und Polen, das iſt noch die alteigene Magnatenpfeiſe, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt und mit der im Dunkel zum Dunkleren geſteigerten Färbung ihre Schätzung erhöht. Der Meerſchaum iſt gewöhnlich dickköpfig und es geht wenig hinein: er iſt Stellvertreter der Vornehmheit unter den Pfeiſen; aber dieſe werden bald gar keinen Stand mehr haben und nicht Stand halten können, denn man findet ſie unnöthig, ſeit ihre Dienſte ohne Weiteres durch den Menſchenmund abgethan werden. Da hinein ſteckt man die ſchon ſieggewohnten Cigarren, und mit dieſen Terzerolen zwiſchen den Lippen feuert man hartnäckig gegen die faſt ſchon überwundenen Pfeiſen. Indeß hat man auch ſchon gegen die Cigarren ein paar Zwölfpfünder gerichtet. Ein berühmter Arzt, Profeſſor Waterhouſe in Cambridge, dem Tabak überhaupt nicht hold, eifert beſonders wider die Cigarren. Er ſagt: „Jederzeit ſtärker als anderer Tabak, kommt der Rauch obenein unmittelbar heiß in die Naſe, und Diejenigen, welche ſich die Cigarren angewöhnen, leiden lange an Kopfſchmerzen, Schwindel und Uebelkeit, bis die Abſtumpfung erfolgt, das heißt, bis die Nerven ermattet ſind, was natürlich anderes Unheil fördert." — Ein zweiter Gegner, ein ſpitzenwerfender, äußerte: „Es wird den Cigarren-Rauchern zugegeben, daß dieſe Beſchäftigung ſehr wirkſam iſt, die Augen in jenen wie es ſcheint erwünſchten Zuſtand zu verſetzen, wo ſie einer Brille bedürfen, und aus der Sehnſucht nach dieſer jetzt für männlichen Schmuck erkorenen Nothhülfe erklärt ſich hinreichend die furchtbar zunehmende Verſchwendung im Aufwande für die beliebten Tabaksröllchen. Geht aber etwa den Cigarren-Verdampfern das Matträuchern der Augen zu langſam, will ich ihnen ein angenehmeres Mittel anzeigen, ſich ſo raſch als möglich brillenfähig zu machen: ſie dürfen ſich nur recht angelegentlich mit dem ſchlechteſten Theil des ſchönen Geſchlechts verbinden." — Wenn man ſolche Anfechtungen der Cigarren lieſt, dürfte man wohl auf die Vermuthung kommen, daß die Pfeifen auch einmal wieder Siegestage haben könnten. Unbeſtreitbar aber iſt es ein nachhaltiges Verderbniß, daß die Tabaks-Verdampfung jetzt ſchon „im noch kindiſchen Alter" betrieben wird und frühzeitig auch Anderes beanſpruchen läßt, was die Hinfälligkeit des Menſchenlebens und die Schwächung der Nachkommenden beeilt.



Den Doſen iſt es unzweifelhaft beſſer ergangen als den Pfeifen; die naſeweiſeſte ſchnupfende Naſe hat ſie noch nicht entbehrlich gefunden. Wenn ſie bei der Armuth ſich zuweilen als Papierdute zeigt, ſieht man ſie dagegen in den mannigfachſten Formen und aus dem verſchiedenſten Stoff, vom Holz, Horn, Stein und von der Muſchel bis zum Silber und Golde. Sie bieten den gewerblichen Künſten Anlaß der Beſchäftigung in Malerei, Moſaik, Grabſtichel-Arbeit, Schleiferei und in andern Geſchicklichkeiten. Auch zu Geſchenken dienen die Doſen noch oft, und deren Sammlungen ſind weniger ſelten als die in neueſter Zeit von Pfeifen.

Wir haben nun über Rauchen und Schnupfen des Tabaks, von Urtheilen der Lobredner und Gegner, ſo wie von Pfeifen und Doſen das Unſrige zuſammengeſtellt. Nun wollen wir uns noch etwas ſtaats- und hauswirthſchaftlich vernehmen laſſen, ohne mit uns ſelber wichtig zu thun. Erwähnt iſt bereits der Verluſt an Zeit nach der Berechnung eines Engländers; trifft dieſe nur das Schnupfen, dem Rauchen wird Gleiches nachzuſagen ſeyn, was ſchon beſtätigt ſeyn könnte durch die Anſicht **Goethe's**: „Wer viel arbeitet und an ſeiner Arbeit das genügende Vergnügen findet, iſt gewiß kein ſtarker Raucher." Berührt ſey nur, daß man von dem Tabaksanbau eine Verminderung der Getreidefelder, alſo ein Vertheuern des Unentbehrlichſten fürchtet. Ein Engländer hat aber den Geld- und Zeitaufwand bei dem Rauchen berechnet und meint: „würde alles hiezu verwendete Geld und die dabei vergeudete Zeit zu nützlichen Geſchäften geſpart, dann bildete ſich innerhalb einiger Jahre ein Fond, wovon die Nationalſchuld Englands getilgt werden könnte." Nun, die Geſammtheit der britiſchen Bürger wird ſich nicht einfallen laſſen, dem John Bull die ungeheure, ſchwer ausſprechliche Schuldenlaſt durch Verbannung des Tabakrauchs abzunehmen: jene unerſchwingliche Summe wird gelegentlich ſelbſt in Rauch aufgehen müſſen. Wäre aber wirklich jenes Engländers Rechnung richtig, in andern Ländern, deren Schulden noch Grenzen haben, würde ſein Ergebniß möglich ſeyn, wenn die Annahme des Verſchlags möglich wäre, wozu aber nirgends auch nur die geringſte Ausſicht iſt. Widerſtrebt man doch fortwährend der Tabaksſteuer, die bei gelindem, beſonders die Sorten für Unbemittelte ſchonenden Anſatz wenig fühlbar und doch ſehr ergiebig ſeyn würde. Man kämpft gegen die Tabaksſteuer, die von Vielen gebilligt wird unter der nichterläßlichen Bedingung, den nothwendigſten Magenbedürfniſſen die Steuern zu erleichtern, und der Kampf bleibt ein ungleicher, weil die Tabaksraucher überall in der Mehrheit ſind. — Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes gehört nicht dazu, er raucht gar nicht, ſchnupft aber, wiewohl ungern, auf ärztlichen Rath, der ihm in der Befolgung ein Augenübel verjagte. Bei jener Steuerfrage betrachtet er ſich als Unbetheiligten, er gab nur den Parteien Beiträge zu Reden im Dafür und Dawider, und nun möge die Mehrheit widerlegen, was in **Schiller's** „Demetrius" vom „Sapieha", als er das Rechte vertheidigt, ausgeſprochen wird:

„Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn,
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen,
Man ſoll die Stimmen wägen und nicht zählen!"

Gz.

Streitende Gegenſätze.

Camille und Thee.

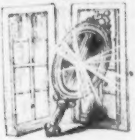
Ich kleid' ihm die Wieſen, ich ſtille ſein Leid,
Doch ſchilt er mich Gänschen, verachtet mein Kleid.
Dich ſchlürft er mit Wonne, doch zehrſt Du ihn aus:
Ich, die ihn kuriret, mich trinkt er mit Graus!

„Mein Gänschen, wär'ſt fremd Du, dann wär'ſt Du bewahrt,
Verſieht ſich mit feiner abſchwächender Art!
Die mache man geltend, das reizet, entzückt,
Ein bürgerlich Nützen hat ſelten geglückt."

Spielleuchter und Wachslicht.

Leuchte ſo prächtig, glänze ſo ſchön!
Schau, wie ſie Alle her nach uns ſeh'n.
Weine nicht immer, bin ja ſo fein
Schmutzeſt mit Deinen Thränen mich ein.

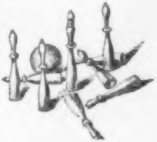
„Prahler! — ich hab's ja nimmer gewählt;
Soll nun nicht weinen, bin doch gequält.
Muß mich verzehren nutzlos bei'm Spiel,
Sucht der Herr Leuchter glänzendes Ziel!"



Spiegel und Fenſterglas.

Laſſe die Strahlen nicht alle herein;
Blendeſt nur, ohne beſcheiden zu ſeyn.
Halte dem Menſchen entgegen Dein Schild,
Zeig' ihm ſein eigenes fratzenhaft Bild.

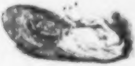
„Ach, lieber Spiegel, ſein eig'nes Geſicht,
Wie er's verzerrte, erſchrecket ihn nicht.
Laſſ' ihn hinaus ſeh'n in's Treiben der Welt,
Sich gegenüber wird Keiner ein Held.“



Kegel und Kugel.

Ob das ſo fortgeht? fragen wir an —
Ob noch des Polterns genug nicht gethan?
Kaum auf den Beinen, wieder kopfum:
Bei ſolcher Wirthſchaft fällt man ſich dumm.

„Das iſt auf Bahnen einmal der Lauf:
Umwirft ein Dutzend, Einer ſetzt auf.
Der macht es ſtill ab, manch And'rer mit Schrei'n,
Schreier bezahlen, der Stille ſteckt ein.“



Klapphut und Nachtmütze.

Wie werd' ich gehalten und wie geſchätzt,
Im Arm nur genommen, nie aufgeſetzt,
Stets muß ich um Ihn ſeyn, dem Keiner gleicht,
Doch freilich, der Poſten iſt auch nicht leicht.

„Da hab' ich's bequemer, mehr Werth als Du,
Und lebe am Tage doch ganz in Ruh'!
Was mußt Du bei Schwänzeln im Winkel ſteh'n!
Ich brauche mit Ihm nur zu Bett' zu geh'n."

Dampf und Eiſen.

Ich, der jetzt Alles beweg' und dreh',
Durch mich bekommſt Du erſt Renommee,
D'rum ſey nicht ſpröde und trag' auch fein
Wie ich es treibe, ſo muß es ſeyn.

„Vertheiltes Nutzen wär' an der Zeit,
Nicht gierig Raffen der Nützlichkeit,
Das Wohlbefinden der Kameradſchaft,
Hans Dampf! ehrt Deine, nicht meine Kraft."

Fr. v. Schönholz.

Sinnige Treffer des deutſchen Reims.

„Ehret die deutſche Sprache hoch,
Dem Edlen gern gewogen;
Die andern Sprachen ſind ja nur
Auf fremder Erd' erzogen! —
Und wer verunziert deutſches Wort,
Verletzt des deutſchen Volkes Hort.“

Wir wiſſen, die deutſche Sprache iſt im Kräftigen, Barſchen und Scharfen bis zum Milden, Sanften und Weichen eine ſehr reiche, und bei fortdauernder Wirkſamkeit ſo gebildet, ſich ſchon durch ihre Reime, durch zwei Wörter, ſinnvoll zu erweiſen; ja ſie verſteht es auch, ſcheinbar ſich Widerſprechendes zu verbinden durch den bloßen Reim. In dieſer Hinſicht iſt es ſogar nicht ohne Feinheit, wenn wir an Freuden und Leiden, in Verſen oft gebraucht, einen falſchen Reim haben. Der nicht ganz einige Klang läßt ſchon vernehmen, daß dieſe beiden Grunderfahrungen des Menſchenlebens nicht recht zuſammenſtimmen, immer etwas Uneiniges dabei übrig bleibt, das ſich eben ſo wenig in den beiden Wörtern wie im Erdendaſeyn ſelbſt auflöſen läßt. Schärfer noch verhält es ſich ſo mit Feind und Freund, ſo wie im falſchen Wiederhall von Heuchler und Schmeichler. Der allbereite Reim Herzen und Schmerzen iſt aber ein reiner, und in Wahrheit: durch Schmerz reinigt ſich das Herz. Dagegen ſind Sehnen und Thränen kein volleinklingender Reim, und ein Zwieſpalt wird uns ſagen: wir ſehnen uns nicht nach Thränen, aber das Sehnen erzeugt ſie oft. Eine ſolche Weisheit in der Sprache iſt nicht etwa nur zufällig, denn jenen Beiſpielen ließen ſich viele Aehnlichkeiten in Rein- und Mißhörigkeiten geſellen bis zum Anlaut der Buchſtaben, wie in Liebe, Luſt, Leben: drei Wörter, mit denen der ganze beglückende Gefühlsinhalt des Herzens ausgeſprochen iſt, wie für das thätige Treiben in friſch, frei, fromm, froh. Dagegen denkt man leicht an eine ganze Folge von Unglück bei den drei Reimwörtern: Noth, Brod, Tod. — Dem beſchaulichen Denken iſt es auch nicht zufällig, daß wir auf Menſch keinen Reim haben in unſerer Sprache. Zu einem Weſen, das einzig, unvergleichlich iſt, den Reim erklügeln, das war der Sprache [illegible] nicht ent[illegible] läßt. Die deutsche Sprache [illegible] die [illegible] und die [illegible]: „[illegible]." [illegible] dem Menschen [illegible], und die [illegible] des Menschen, [illegible] die Sprache [illegible], um [illegible] zu [illegible].

Wie außerordentlich die deutsche Rede dem Reimen [illegible] ist, [illegible] im Gebrauch in gewöhnlichen Gesprächen, beispielsweise mag ein Theil derselben hier genannt sein: [illegible] und [illegible]. Dach und Fach. [illegible] und [illegible]. Glimpf und Schimpf. [illegible] und [illegible]. Rat und That. Handel und Wandel. Hangen und Bangen. [illegible] und [illegible]. Hülle und Fülle. Knall und Fall. Weg und Steg. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. Sack und Pack. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. Saus und Braus. [illegible] und [illegible]. Schalten und walten. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. [illegible] und [illegible]. — Wir haben nur [illegible] Reime gewählt, und [illegible] „[illegible] und [illegible]" [illegible], [illegible] daß [illegible] ist.

Die deutsche Sprache ist auch reich an Sprichwörtern, die aus einem einzigen Reim bestehen, und dabei doch [illegible] und [illegible] [illegible], zum Beispiel [illegible]. [illegible] Jugend hat keine Tugend. [illegible]. Wie gewonnen so zerronnen. [illegible] und [illegible]. [illegible].

Wir [illegible] unsere Beispiele [illegible], das sich für den Zweck der [illegible] und [illegible] aufgezählten [illegible], das bekannte „[illegible] und [illegible]" [illegible], ein [illegible] [illegible] kann im Familienkreise zur Unterhaltung dienen. [illegible] und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das
Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

die Gegenſtände, zu welchen, die Art und Weiſe, wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt und gelähmt. Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Ich vermied Schiller, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir nahe ſtanden, lehnte ich ab."

Wie bald anders und doch im Zuſammenhange mit der anfänglichen Stimmung urtheilt dann Goethe, der nach und nach mit Schiller zum Gedankenaustauſch kam, in den folgenden Jahren: „Mein Verhältniß mit ihm war einzig, weil wir das herrlichſte Bindemittel in unſeren gemeinſamen Beſtrebungen fanden, und es für uns keiner ſogenannten beſonderen Freundſchaft weiter bedurfte. Es waltete bei meiner Bekanntſchaft mit Schiller durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte und Schiller der philoſophiſchen Spekulation müde zu werden anfing; daß Schiller ſo viel jünger war, und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war von Bedeutung und für Beide von größtem Erfolg, wie von unſchätzbarem Vortheil." — „So verſchieden unſere beiden Naturen waren, unſere Richtungen gingen auf Eins, welches denn unſer Verhältniß ſo innig machte, daß im Grunde Keiner ohne den Andern leben konnte." — „Schiller war ein wunderlicher großer Menſch. Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchrittener in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urtheil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben; ſeinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." — „Schiller war immer im unbedingten Beſitz ſeiner erhabenen Natur. Nichts hinderte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein!" — Ja, ſo ſollte man auch ſein! — Wir haben in kurzen Umriſſen darauf hingewieſen, daß wir in Goethe und Schiller nicht nur erhabene Dichter, ſondern auch tüchtige Männer haben, die innerlich zuſammengehören, und es erfüllt uns mit freudigem Beerkennung, sie durch den Bildhauer Rietschel auch im Denkmal für die Nachwelt als untrennbar dargestellt zu sehen. — Um die Verehrer mehr noch zu vergegenwärtigen, wollen wir aus unsern mannigfachen Aufzeichnungen Einiges mittheilen, was nicht in ihren gesammelten Werken zu finden ist; wie wenig im Umfange der Worte, das Seelenreiche geht aus ihnen weit hinaus.

„Der Mensch kann gegen den Idealischen Schönheitsbegriff niemals streitig sein, weil er ihn niemals begreifen kann.“ (Schiller.)

„Auf den innern Charakter meiner Erzeugnisse soll das Urtheil des Publikums, hoffe ich, bei mir nie einen Einfluß haben.“ (Schiller.)

„Wir (Goethe ist mitgemeint) würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, nicht wir die Dinge.“ (Schiller.)

„Eine starke Seele bei aller feinen, zarten Empfindsamkeit ist das glücklichste Geschenk des Himmels.“ (Schiller.)

„Die Moral bedarf die einfachsten Grundsätze, welche immer auf sie passen; deshalb ist sie heute im Gefolge der Zuschauer, die sich verwickeln und zu ihrem Schutz des Doppelsinnigen und Scheines bedürfen.“ (Schiller.)

„Das goldene Zeitalter war da, wo die Menschen nicht aus der Einfachheit heraustraten.“ (Schiller.)

„Das Christenthum hat die Grundsätze der Religion erhöht und das Menschliche mit seinem Göttlichen aufgehoben, indem es der Seele eine höhere Freiheit verlieh.“ (Schiller.)

„In weitem Leben liegt erhab'ner Sinn
Das Werke, suche es nicht darin.“ (Schiller.)

„Die Natur ist Mutter der Schönheit, und wer sie überall zu begreifen vermöchte, könnte mehr Wunder als die Menschenwissenschaften ihm geben kann. Die Natur giebt uns aber nur so viel Schönheiten, um uns glauben zu lassen, daß sie uns im Wirklichen des Geschaffenen eine geistigere Welt aufschließen.“ (Goethe.)

„Bei den Kunstwerken ist viel Leichteres die Gemeinschaft, immer nur ein leicht aufzufassender Werth bleiben.“ (Goethe.)

„Das Erhabene ist das, was das innige Gemüthsleben in großen oder kleinen Massen nicht im Ausdruck derer auf Seele einen Aufschwung geben. Dieses Aufgeschwungene soll nur den wirklichen Genuß zu bringen; aber die wahre Werke sind selbst Gewalt dort aus von dem Kunstschaffenden. Dies aber ist das Entscheidende, gerade das wesentlich Schaffende ist jedem Kunstwerk eigenthümlich, was heißen das Leichte in Einfachem und bedeutenden Charakter des Menschen.“ (Goethe.)

„Das Erſte, was uns zu einem Menſchen hinzieht, iſt die äußere Perſönlichkeit und der innere Charakter im Allgemeinen, inſofern er ſich dem Körperlichen aufgeprägt hat. Zur eigentlichen Kenntniß des Innern aber gelangen wir erſt ſpät und meiſtentheils nie. Das Innere eines Menſchen erſcheint niemals in ſeiner Totalität; es erſcheint immer nur als theilweiſe Aeußerung eines verborgenen Gottes, der ſelber nie ſichtbar wird und der ſich nur kundgiebt, ſo wie er die Gelegenheit findet. Die Menſchen ſind daher Probleme, um ſo mehr, je reicher ſie von der Natur begabt ſind und je mannigfaltiger das Leben zu ihrer Entwickelung gewirkt hat. — Der Wunſch, ſich gegenſeitig gründlich zu kennen, ſetzt ein Intereſſe voraus, wie es nur bei Perſonen ſtattfindet, die von einander Wohl oder Wehe erwarten. Was man nicht fürchtet oder liebt, iſt gleichgültig. — Man hat geſagt, um einen Menſchen kennen zu lernen, müſſe man ihn lieben. Den vortrefflichen Eigenſchaften mag dies gelten; was aber ſogenannte Fehler oder Ungleichheiten des Charakters betrifft, ſo iſt zur Erkenntniß ſolcher die Liebe hinderlich, und man muß vielmehr, um einen Menſchen von dieſer Seite zu kennen, ſich im Zuſtand der Gleichgültigkeit gegen ihn befinden. Die Liebe aber iſt ein productiver Zuſtand, der nicht allein ein Weſen vollkommen ſchafft, ſondern auch die Kraft beſitzt, es vollkommen wieder herzuſtellen, im Fall üble Nachrede es befleckt und verunſtaltet hat." (Goethe.)

„Die Bildung lenkt ſich zu gefährlichem Abwege; man liebt das Große, das Wahre genügt nicht, und wo es recht trifft, iſt es widerwärtig, weil es ſtraft. Die Gegenwart will aus ſich ſelbſt hinaus, über die durch Sitte gebundene Wirklichkeit hinweg, und Viele haben allerdings Urſache, bei ſich und ihrer Wirklichkeit Unbehagliches zu fühlen, eben weil ihnen das Wahre mißfällig wurde." (Goethe.)

„Das Erhabene kehrt nur bei dem Edlen ein; wo man es mißkennt, kann es nicht bleibend werden, denn ſolche Mißkennung wird bald nur das Gemeine beherbergen." (Goethe.)

„Des Menſchen Verdüſterungen und Erleuchtungen machen ſein Schickſal. Es thäte noth, der Dämon führte uns ſtets am Gängelbande, ſagte was zu thun ſey und triebe dazu; wir können uns ſelber dieſer Dämon ſeyn, dazu gehört aber, daß wir nicht ſchlaff werden, und hüten vor Dem, wo kein Licht iſt, wo wir nur grübelnd im Dunkeln tappen." (Goethe.)

Laſſen wir uns das eindringlich geſagt ſeyn! — laſſen wir uns weder in Schlaffheit noch in das ausgegrübelte Verdunkelte leiten, ſo ehren wir am beſten die Edelgeiſtigen unſeres Volks! Ng.

Von „Dorfgeſchichten".

(Nach Berichten einiger Dorfprediger.)

Die einſt ſo gefeierten Idyllen **Geßner's** hat man jetzt gänzlich verworfen, weil ſie ſich von der wirklichen Welt abſonderten. Das wollten ſie aber auch mit Malerei aus dem Gefühlsleben eines im Einfachen ſelbſtſtändigen und zufriedenen Sinnes, entgegengeſetzt den mannigfach verwickelten und verwirrten Zuſtänden, die ſich durch Herrſchaft und Uebermuth des franzöſiſchen Bildungsunweſens ausbreiteten. Geßner ſchildert Verhältniſſe, die **Haller's** Worte beſtätigen könnten:

„Das Leben rinnt dahin in ungeſtörtem Frieden,
Heut iſt wie geſtern war, und morgen ſo wie heut."

Die Unſchuldsmalerei **Geßner's** iſt Ideal, iſt es nach der Abſicht des Dichters; was aber im Irdiſchen zu erreichen unmöglich bleibt, das mag man auch als Ideal verwerfen. Schädlich erweiſt ſich jedoch jenes Idylliſche nicht, eben weil es ſich meiſt offenbar von der möglichen Wirklichkeit ſelbſt des ſonſtigen ländlichen Umgangs trennt.

Ungefähr ſprach man dies aus in der auf dem Landgute eines gaſtfreien Pfarrers verſammelten kleinen Geſellſchaft. Die Hausfrau rief plötzlich dazwiſchen: „Deshalb lobe man die ſchönen neuen Dorfgeſchichten!" — und der Amtsrath erwiderte: „Sie treffen den rechten Ausdruck, verehrte Frau, ſchade nur, daß ſchön hier nicht auch wahr bedeuten kann!" — „Frauen unterſuchen ſelten, ſie entſcheiden nach behaglichem oder unbehaglichem Gefühl", äußerte der Hausherr, dem die heitere Gattin antwortete: „Ei, ich meine, daran wird alles Thun und Weſen öfter als vom Verſtande geleitet" — wonach der Pfarrherr entgegnete: „Erlauben Sie mir zu bemerken: Gefühl und Verſtand haben ſich zu vereinen, um Vernunft zu werden, die Richtſchnur eben ſo des Thuns wie des Unterlaſſens ſeyn ſoll." — „Dann halte ich Wahrheit, Herr Paſtor", ſagte die Frau lächelnd, „denn nun aber, Ihr Männer gerathet jetzt in ein Lieblings-Capitel und da nur vom Verſtand geſchieht, daß ich in der Küche nach Thun und Unterlaſſen ſehen muß, räume ich in Vernunft das Feld, die Uebermacht der Herren demüthig anerkennend."

Damit entſchlüpfte lächelnd die Schalkhafte, und wir ſprachen weiter über die oft wunderliche ſchriftſtelleriſche Auffaſſung des Denkens und Empfindens bäuerlicher Verhältniſſe in der Fluth von Dorfgeſchichten, wobei der Hausherr, ein tüchtiger Landwirth, zu dem Herzenserguß erregt wurde: „Wahrlich, es thut ein Damm noth gegen die Entſittlichung der Dorfbewohner, denn wird dieſer Kern des Volks faul, was ſchützt noch vor gänzlichem Verfall?“

„Durch künſtlich untreue Dorfgeſchichten, in denen die Verfaſſer nur ihre Einbildungen und geſchulten Reden möglichſt in irgend einer bäuriſchen Sprechart geltend zu machen ſuchen, iſt allerdings nichts Haltbares zu ſchaffen“, ſagte der Kreis-Phyſikus. „Ich habe mir nach dem Leſen ſolcher Schriften gedacht, in Schwaben, und namentlich bei den Schwarzwäldern, wären wer weiß wie viele Menſchen zu finden, mit denen man ſich Paradies und goldene Zeit begreiflich machen könnte. Die Sehnſucht trieb mich, während einer zweimonatlichen Erholungszeit bei den Schwarzwäldern zu verweilen, es war vor zwei Jahren. Ich ſah Reiche, in Haus und Hof, die anſehnliche Strecken der Waldung beſitzen, und vom Holzhandel leben. Bei ihnen iſt das Herkömmliche auffallend, oft komiſch mit dem Modeprunk vermiſcht, in Kleidung und Geräth. Solch ein reicher Schwarzwälder fährt in der Chaiſe, die er weniger ſchont als ſeine Füße; er ißt noch zuweilen Sauerkraut und Speck, hat aber Bekanntſchaft mit Leckereien, trinkt auch dazu Rheinwein und Champagner aus dem eigenen, wohlgefüllten Keller. Der Arme iſt nicht ſelten bei vieler Mühe und Plage verkümmert arm. An Feld ſpürt man natürlich in dieſer Gegend Mangel; da wechſeln die Geſchäfte des Nichtbemittelten, des fleißigen nämlich, gar mannigfach. Er wird Taglöhner, Holzfäller, Holzflößer und Kohlenbrenner, arbeitet in Hammerwerken, Glashütten und Pottaſch-Siedereien, hilft im Winter an Uhren und Schnitzeleien, fährt oder trägt Alles nach den nächſten Städten, um ſich einen Vortheil zu ſchaffen. In ſeiner kleinen Hütte, ſeiner niedrigen Stube hauſ't er mit Gewohnheiten, die auch ſchon „von der Kultur beleckt ſind“ — das heißt von dem allgemeinen Kultus der Gewinnsjagd — bei einem ungeheuern Ofen, den er ſo reichlich und ſo lange im Jahr heizt, daß ich in dem Wohnungsraum dieſer Leute nicht fünf Minuten ausdauern konnte. Meiner flüchtigen Schilderung füge ich hinzu, daß der Aberglaube dort noch umfaſſender herrſcht als bei uns auf dem Lande, die ſogenannte, die gemüthaushöhlende Bildung zwar noch nicht ſo werkthätig um ſich gegriffen hat als bei uns — ich aber jedenfalls vergebens nach Muſtern geſucht habe zu Perſönlichkeiten, mit denen die Dorfgeſchichten den Schwarzwald bevölkern.“

„Der Maßſtab, den wir da empfangen, dürfte wohl überhaupt nirgends bei Landleuten anwendbar ſeyn", ſagte der Pfarrherr nach der Aufforderung, aus ſeiner Erfahrung zu ſprechen. „Die Schwarzwalder Bauern kenne ich nicht, doch die mehrerer Süddeutſchen Herrſchaften. Gegen ſonſt iſt unzweifelhaft gar Vieles verändert durch das Schwinden ſo mancher Tugend, die unzählige unſerer ehemaligen Dichter an dem Landleben rühmten. Beſonders hat die Geldmacht einen üblen Einfluß geübt; ſie hat von der Börſe die Apoſtel des Wuchers und des Geldpapierhandels bis in die Hütten geſchickt, und die Gier nach Beſitz des Ueberflüſſigen gereizt. Die ländliche Einfachheit iſt verdrängt und die Tageredner ſchwatzen uns wohl gar noch vor, damit wäre, ſeit ſie ihre Weisheit einmiſchen konnten, Bildung und Sittenreinigung gefördert. Alles Plötzliche begünſtigt aber nur das Vergängliche, und in der Bildung iſt das Plötzliche ſelten mehr als Prunk und Schmuck. Mein Großvater und mein Vater waren Landprediger, wie ich es bin, und ebenein ſteh' ich jetzt auf derſelben Kanzel, wo meine Vorfahren ſtanden, nachdem ich früher Geiſtlicher zweier anderer Gemeinden war. Mir iſt viel an Erinnerung überkommen, und ſo weiß ich denn durch die Erzählungen des Großvaters und Vaters, daß die alten Dichter das Idylliſche des Landlebens rühmen konnten, die beſonnenen neueren Dichter aber nicht zu tadeln ſind, wenn ſie ſich damit wenig oder gar nicht befaſſen, obwohl in einzelnen Haushaltungen dennoch das Idylliſche noch eine Zuflucht hat. Dies vorausſchickend, will ich Ihnen auch einige Dorfgeſchichten mittheilen, und da erwähne ich zuerſt einer Umwandlung, die ſchon mein Vater erlebte.

Es war Sylveſterabend; ich hatte drei Monate vorher mein nun früh verewigtes Weibchen heimgeführt und der Vater, als Emeritus, wohnte mit uns im Predigerhauſe. Geſchwiſter kannte ich nicht und die liebe Mutter ruhte im Grabe. Es war Sylveſterabend! — wir Drei ſaßen aber vollkommen beiſammen, denn drüben im Schulhauſe lärmte Tanzmuſik; man gab einen „Ball" und ich hatte es nicht hindern können. „Ehemals —" begann der Vater — „ward hier in allen Familien der letzte Abend des Jahres ſo innig gefeiert! Jeder blieb bei den Seinen und man blickte zurück auf das nun abſcheidende Jahr, dankbar für gehabte Freuden, in Gott ergeben bei überſtandenem oder noch beſtehendem Leid. Man gedachte der Arbeiten und ihres Erfolgs, der Pflichterfüllung oder Vernachläſſigung, prüfte, ob man im Jahre ſittlich gehandelt oder vom graden Wege abgewichen ſey, und ſandte auch Denen, die uns vorangegangen zum ewigen Vater, einen Gruß des Andenkens mit dem Gelöbniß, ſo zu leben, daß wir dereinſt uns froh wiederfinden können. Endlich ſchloß nach einfachem Mahl, von dem die Armuth ſtets ihr Theil erhielt, ein Danklied das alte Jahr, und nach kräftigem Schlaf ſtand man am nächſten Morgen zur Andacht auf mit erfriſchtem Muth für die weitere Bahn. Und heut! — Dort Ball in der geräumten Schulſtube, Jung und Alt der Dorfbewohner, ſogar die Wenigbemittelten mit theuerem Putz beladen, in Saus und Braus!“ — Der Vater neigte betrübt ſein Haupt und durch die Stille erſchallte das vollſtimmig lärmende „Juchhei!“ von drüben. Da klopfte es an die Thür und herein trat der dreiundachtzigjährige Backe, ein wohlhabender Landmann, der ſich an den Vater wendete mit der Anrede: „Herr Paſtor, Frau und Kinder gleich mir meinen, es könne Euch hier nicht wohl ſeyn, und deshalb komm' ich her, zu bitten, daß Ihr mit Sohn und Schwiegerkind bei uns des Jahres Abſchied feiern möchtet!“ Wie neubelebt war der Vater, wir folgten mit erleichtertem Athem der Einladung, und in bewegter, rührender Freudigkeit verging uns der Abend bei der von meinem Alten geſchilderten Weiſe. Der kräftige Schlaf war uns aber freilich nicht gegönnt, denn der Trubel im Schulhauſe dauerte bis zum lichten Morgen, dann erſt taumelten die Ballbeſucher nach ihrem Lager, das ſie noch taumelnd verließen und träge in das neue Jahr hineinſchlichen. Der greiſe Backe und ſeine Familie waren faſt allein bei der Sitte ihrer Vorfahren geblieben, und ich überlaſſe Jedem die Beantwortung der Frage: was war denn beſſer, das Sonſtige oder Jetzige? — ich weiß nur, daß die Nachkommen der Gemeinde ihre Vorfahren roh und ſich ſelbſt aufgeklärt und gebildet nennen.“

Dieſe Mittheilung veranlaßte ein lebhaftes Geſpräch, das ſich ſtets einwebte nach jedem andern erzählten und beglaubigten Ereigniß aus dem Landleben. Die Zwiſchenreden würden aber ermüden, nur das Thatſächliche ſey angereiht zur Beherzigung hinſichtlich der ſchimmernden Dorfgeſchichten.

Die Liebe auf dem Lande.

1. Ein Tagelöhner, der zu Wagen auf einem Sarge ſaß, begegnete ſeinem Amtmann, hielt an, und wünſchte, eine Bitte vortragen zu dürfen. Gefragt, worin ſie beſtände, erwiederte er: „Ja, ſehen Sie, Herr Amtmann, es geht mir ſchlecht, meine Frau iſt mir geſtorben, ich ſitz' hier auf ihr und bringe ſie zu Grabe. Da wollt' ich Sie denn gebeten haben, ob Sie mir nicht einige harte Thaler einwechſeln könnten?“ — „Recht gern!“ antwortete der Amtmann, „wozu aber?“ — „Ja, ſehen Sie, Herr Amtmann“, lautete die Er-

klärung, „ich werde doch bald wieder heirathen, und kann ich ſo in der Taſche mit harten Thalern klappern“—dabei machte er die Geberde —„dann kriegt man doch leichter wieder eine Braut, die was mitbringt!“

II. Ein Bauer hatte ſeine Frau zu begraben, ihre Schweſter Derte war jetzt bei ihm im Hauſe, weil ſie während der Krankheit der Frau in der Wirthſchaft half. Als Jener bei dem Prediger die Leichenrede für die Verſtorbene beſtellte, trug er zum Schluſſe ſeiner Wünſche die Bitte vor: „Bringen Sie's dann auch gegen das Ende gleich mit hinein, daß mich die ſperrige Derte nimmt!“ — ein Anliegen, das begreiflich der Gewährung entbehren mußte.

III. Ein zweiundzwanzig Jahr alter Bauerburſch verlangte zum Zweck des Aufgebots und der Trauung den Taufſchein. Als der Prediger beſchäftigt war, ihn aus dem Kirchenbuch auszufüllen, ſagte der Jüngling etwas verlegen: „Hätte wohl noch eine Bitte!“ — „Nun, welche?“ fragte der Geiſtliche. — „Daß Sie“, antwortete Jener, „den Schein gleich ſo einrichten, um ihn, wenn meine Frau mir ſterben ſollte, auch noch bei der zweiten Trauung gebrauchen zu können.“ — „Darüber mögen doch erſt Gott und Zukunft entſcheiden!“ erwiederte der Prediger, und verſuchte auch, das Gemüthloſe in dem Verlangen nachzuweiſen, inmitten ſeiner Rede wurde er aber unterbrochen durch die Aeußerung: „Nu, nu! ich hab' immer gehört, eine Frage iſt bei allen Dingen erlaubt!“

IV. Die Maſer-Krankheit herrſchte bösartig im Dorfe; die davon ergriffenen Kinder eines Bauern entbehrten aller Pflege und ärztlichen Hülfe, in der Fieberhitze liefen ſie nach dem Hofe und der Straße, ſich abzukühlen: die Mutter überwachte ſie nicht, ſie war zu beſchäftigt mit der Pflege einer erkrankten Kuh. Von den ſechs Kindern ſtarben zwei in Folge der Sorgloſigkeit. Als Jemand den Verluſt beklagte, wiſchte ſich die Mutter die Augen und ſagte: „Wir hatten ihrer ſechs, und der liebe Gott hat wohlgethan, daß er die zwei Mädchen zu ſich nahm, ſie waren ohnehin ſchwächlich. Gott ſey nur ewig Dank, daß uns die Kuh nicht gefallen iſt!“

V. Eine Bauerdirne, die einen Ammendienſt anzunehmen hatte, übergab das eigene Kind einer bettelarmen Frau, es ſtarb in ſchwerem Todeskampf. Als man der Amme Nachricht gab und die letzten Stunden des Kindes ſchilderte, rief ſie aus: „Es iſt nur gut, daß es ſich nicht noch länger hat quälen müſſen! Nun kann ich doch wenigſtens das ſchöne Ammenlohn ganz für mich behalten und mir zu den Oſterfeiertagen die ſeidene Schürze kaufen, die ich mir längſt gewünſcht habe.“

Scheingenügen.

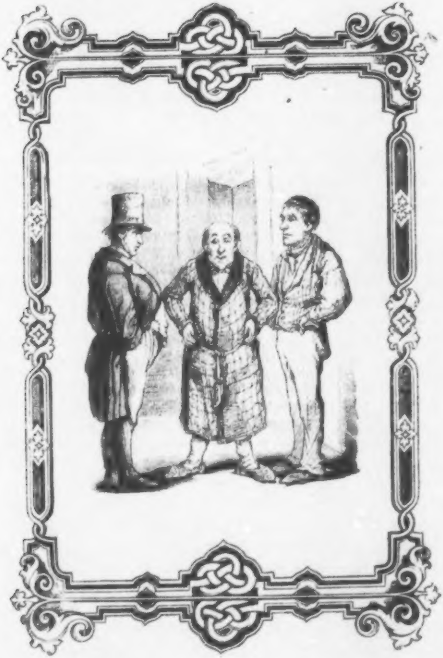
Ein Hofbeſitzer — ſo erzählt Johann Friedrich Möller, Dorfpfarrer im Weſtphäliſchen — „lag krank zum Sterben; der ihn beſuchende Prediger ſprach über Gericht und Vergeltung, und der Kranke hörte aufmerkſam zu. Als jener fort war, gerieth dieſer in heftige Bewegung, wälzte ſich angſtvoll hin und her; endlich rief er den Sohn heran, der im Hofbeſitz folgen ſollte. Eine Weile ſah Jann Peter ſchweigend auf den Unruhigen hin, dann fragte er: „Vater, was iſt Euch, was wollt Ihr?“ — „Ach, die Wieſe, die Wieſe! Du weißt ja wohl.“ — Der Kranke beſaß und bewohnte die Hälfte eines großen, vormals getheilten Bauerhofes, hatte durch einen ungerechten Prozeß unlängſt ſeinem Nachbar eine zu deſſen Gute gehörige Wieſe entriſſen, und der Sohn wußte, *wie* man dieſen Rechtshandel gewann. War es Mitleid mit der Qual des Alten, oder erwachte auch bei ihm in dieſer Stunde das Gewiſſen, der Sohn ſagte: „Ich will den Nachbar rufen, da mag die Sache in's Reine kommen“, und jetzt wandte er ſich zur Thür, die er öffnete. „Warte noch!“ ſprach der Kranke; „mir fällt eben etwas ein, woran ich vorhin nicht dachte; es wird gehen, daß ich's auf eine andere Art rund kriege.“ Der Sohn blieb, der Vater wurde nachdenklich und ruhig, und bald darauf rief er aus: „Jann Peter, Du kannſt die Wieſe nicht entbehren! Sie iſt nun einmal bei'm Hofe, liegt mitten zwiſchen unſern Grundſtücken und hätte immer zum Hofe gehören ſollen. Dieſer iſt nun ein Ganzes, und das hat genug gekoſtet. Andre können's auch nicht vertragen, wenn Fremde etwas zwiſchen ihren Aeckern liegen haben, und wie haben nicht ſchon hohe Herren ihr Land der Ausründung wegen vergrößert. Behalte Du die Wieſe, ich will ſehen, wie ich fertig werde.“ — Der Alte ſtarb, der Sohn folgte dem Rath des Vaters. — Die Wieſe verlor er aber doch. Der Arzt war durch die nur angelehnte Thür leiſe in die Stube getreten, hatte die letzte Rede des Kranken gehört und machte den Prediger zum Vertrauten. Beide hielten es für Pflicht, die Angelegenheit in das rechte Geleiſe zu bringen. Der Nachbar erhielt ſeine Wieſe zurück, die Schlußfolge des Alten bezeugt aber, daß auch im niederen Kreiſe eine Politik bekannt iſt, die ſich mit Scheingründen befaßt und begnügt.“

Nach Mittheilung dieſer einzelnen Züge erinnerte ſich der Hauswirth, daß in der Schrift: „Ueber die Erziehung des Landvolks“, von dem Dorfpfarrer *Bernhard König* — der ſeine Aufgabe durch und durch kennt und ſie mit Wohlwollen behandelt — auch etwas Hieherpaſſendes zu finden ſey. Die Schrift wurde geholt und daraus Folgendes vorgeleſen:

Bei Abgabe der Höfe laſſen ſich bekanntlich die Eltern Alttheile ſchreiben, das heißt: gerichtlich zuſichern. In ſolchen Verſchreibungen, die hypothekariſch eingetragen werden, iſt Alles namentlich benannt: die Stube, die Kammer, der Boden- und Kellerraum, das Geld, die Frucht, das Obſt, Holz, Licht, der Platz am Herd, und wehe den Alten, die etwas vergeſſen! Nur der geſchriebene Buchſtabe entſcheidet, nicht das natürliche Gefühl. „Warum habt Ihr's Euch nicht ſchreiben laſſen?" fragen die Kinder, und „wir haben uns nicht vorgeſehen", bemerken die Eltern. Ein eiskaltes, mich oft mit Schauder erfüllendes unnatürliches Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern habe ich hier hin und wieder bemerkt. Kein Theil gönnt dem andern das Wort, Beide gehen gleichgültig aneinander vorüber, Jedes verlangt ſein Recht, das heißt: eine Behandlung nach dem Buchſtaben; ich leugne nicht, dieſer Zuſtand hat mich oft tief verletzt. Wie kann ein Menſch ſich zum Glauben an Gott, zur Liebe zu ſeinem Heiland und ſeinem Nächſten erheben, wenn er nicht einmal die natürlichſten aller Neigungen, die der Anhänglichkeit an die Seinigen ſpürt? Ja, ich bekenne offen nach meinem Gefühl, daß aller Glanz, den Wiſſenſchaft, Kunſt und hohe Stellung um den Einzelnen verbreiten, in meinen Augen erliſcht, wenn die Emporgekommenen ſich ihrer armen Eltern oder Verwandten ſchämen. — Ich will von dieſem Gegenſtande mich nicht abwenden, ohne meinen gerechten Unwillen auf einige beſtimmte Thatſachen zurückzuführen. In einem großen Ackerhofe hatte der Sohn — er war Schulze in der Gemeinde — ſeinem Vater ein nicht unbedeutendes Antheil zu gewähren. Wenn ich das Haus beſuchte, kam der Vater, um mich zu ſprechen, in die Wohnſtube ſeines Sohnes. Wie oft das Geſpräch mit wirthſchaftlichen Angelegenheiten begann, erzählte der Sohn, daß, außer den für den Haushalt beſtimmten Schweinen, noch ein recht fettes vorhanden wäre, welches geſchlachtet werden ſollte „wenn der Vater verſtürbe." Der alte Vater ſtand dabei und hörte das, und wenn er ſich einfallen ließ, Gott zu danken, daß er noch alle Sinne habe, ihm das Eſſen ſchmecke, keine Ader ihm wehthue, dann ſagte der Sohn allemal verdrießlich: „Vater, man weiß nicht, wie das kommen kann; Ihr ſeyd alt, fort müßt Ihr doch, unſre Verwandtſchaft iſt groß. Wenn Ihr ſterbt, mit dem Schweine reichen wir nicht, da müſſen wir wenigſtens noch fünf Hammel ſchlachten!" Daß ich unter vier Augen den Sohn bat, wenn ich wieder käme, dem alten Vater nicht vom Leichenеſſen *) vorzuſchwatzen, und an ſein eigenes Alter zu denken,

---

*) Dabei herrſcht widerwärtige Schwelgerei!



verſteht ſich von ſelbſt; das war aber ſo gut, als ob ich es einem Steine geſagt hätte. Er verſtand mich gar nicht, und meinte: „das müßte ſich wohl der Alte gefallen laſſen, aber Der habe eine zähe Natur, und wolle gar nicht ſterben!“ Dieſe Altväter ſind oft ſo verſtändige, erfahrene und bis in's hohe Alter thätige Männer; ſie leiſten dem Hofe eine Menge kleiner Dienſte, die aber nicht geachtet werden, „weil es für den Hof doch beſſer iſt, wenn erſt das Altheil aufhört.“ — In einer Vakanz einer benachbarten Gemeinde hörte ich die Schulkinder ein Sterbelied ſingen, und als ich zum zweiten und dritten Mal erſchien, ſangen ſie immer das nämliche Lied. Ich fragte den Lehrer; er antwortete: „In jenem Hofe iſt die Mutter krank; ihre Kinder hoffen, ſie werde bald abfahren, dann kommt der ganze Plunder zuſammen, darum hat mir die Tochter einen Thaler gebracht, mit der Bedingung, ich ſolle ein Sterbelied einſingen.“ — Am Schluſſe der Vakanz fand ich eine rüſtige und recht wackere Frau in der Stube des Kantors, und dieſer ſagte mir bei dem Fortgehen: „Das iſt die Alte, an der hab' ich den Thaler verdient, und ſie lebt heute noch.“ Das würde lächerlich ſeyn, wenn's nicht empörend wäre; was helfen mir chriſtliche Sprüche im Munde, und ſolches heidniſche Weſen im Herzen! Erweckt das menſchliche Gefühl, flößt Achtung, Ehrerbietung ein gegen Eltern, Wohlthäter, gegen Lebende und Todte, das iſt der Grundſtein, die erſte Stufe zu dem Bau, der zu Gott und zum Himmel führt!“

„Amen!“ ſprach der Amtsrath, und wir Andern ſtimmten ein. — Eben war die Hausfrau wieder gekommen und ſchweigend ſaß ſie bei uns. Ihr Mann ſah auf ſie hin und äußerte: „Ei, Du immer Frohe, was iſt geſchehen? Du ſchauſt ja ganz verdüſtert drein, iſt Dir was verſalzen?“ Sie antwortete: „Du haſt gut ſpotten, es würde Dir vergehen, wenn Du täglich und ſtündlich um das Geſinde ſeyn müßteſt!“ — „Ah, eine Geſinde-Geſchichte, die paßt ja wohl in unſer Geſpräch; her damit, mein Schatz!“ — „Es iſt nichts für Euch Männer!“ entgegnete ſie; „Ihr findet geringfügig, was im Zuſammenhange der Wirthſchaft ſeine Wichtigkeit hat.“ Das Weigern half aber nichts, die Wirthin mußte den Bitten nachgeben und meldete: ‚Die Kleinmagd war vermuthlich der Meinung, unſre freundlichen Beſucher würden mir nicht Zeit laſſen, nach dem Hausweſen zu ſehen, und nun hab' ich die Dreiſte überraſcht, als ſie mit einem Klumpen geſtohlener Butter in ein Verſteck entwiſchen wollte. Da es unſeren Leuten gewiß an nichts fehlt, ſo forſchte ich nach dem Grunde dieſer Dieberei und erfuhr: die Butter ſey einer Familie im Dorfe zugedacht, in Erkenntlichkeit, daß man dort die Zuſammenkunſt mit einem Liebhaber geſtattete und vermittelte. Wir aber haben die ganze Gemeinde durch vielerlei Dienſtleiſtungen verpflichtet, deshalb verdroß mich dieſer neue Zug von Undankbarkeit. Er verdroß mich um ſo mehr, weil die Magd auf die Zurechtweiſung keck antwortete: „Ach, hier bleibt ja doch Ueberfluß genug!“ ich aber ſehr wohl weiß, wie viele Mühen und Sorgen wir aufgewendet haben, um es ſtets dahin zu bringen, daß hier noch Niemand irgendwie Mangel zu empfinden hatte.“

„Nun, Du kannſt Dich bei dem Zuckerbrod der Dorfgeſchichten erholen“, ſcherzte der Wirth, „wenn Du Dich vor einem kranken Magen nicht fürchteſt. Wären wir aber im Schwarzwald angeſiedelt, Du würdeſt auch Dein Hauskreuz haben!“

„Bleiben wir bei uns!“ ſagte jetzt der Kreisphyſikus. „Unſere Geſchichtchen, zu denen die liebe Wirthin einen Beitrag lieferte, mögen die Stoffe zur Schilderung des Dorflebens mannichfacher ausrüſten!“ — „Wir haben allerdings den Höflingen des Landvolkes gegenüber meiſt Kehrſeiten hervorgehoben“, wandte der Pfarrherr ein; „wir dürfen aber jedenfalls beſtätigen, was Johanna Schopenhauer äußerte, als ſie jahrelang mit bäuerlichem Treiben bekannt geworden war. Sie ſagt: „Die Herren Poeten verſündigen ſich ſchwer an der Wahrheit, wenn ſie die große Treue, Redlichkeit, Sittlichkeit des einfachen Landmanns auf unſre Koſten erheben. Jene ſind wie wir, wir ſind wie ſie, die gröbere oder zierlichere Ausführung der Form bildet den einzigen Unterſchied.“ — Sie ſind wie wir! — die Vermehrung guter Beiſpiele von den Städten her, das wäre alſo das Erforderlichſte. Die Vermehrung guter Beiſpiele, ſagte ich, denn mitunter finden ſie ſich noch bei Bürgern und Bauern, ſie vereinzeln ſich jedoch und werden ſeltener, können alſo kaum noch wirken. Wo ſich aber die guten Beiſpiele vermindern, wird das zurechtweiſende Wort immer ohnmächtiger, — und es iſt nicht rathſam, in Schriften mehr Tugend der Wirklichkeit zu geben, als in ihr gefunden wird. — Unſre Lebensbetrachtung knüpfte ſich an fabelhaft Idylliſches außerhalb der Städtemauern; in ſeiner Echtheit könnt’ es ſich noch überall anwohnen, wo man erkennt, daß zum Nothdürftigen auch Liebe und Treue, Geſinnung und Wahrheit gehören, um glücklich zu ſeyn. Goethe gab uns in „Herrmann und Dorothea“ die ſtädtiſche, Voß mit der „Luiſe“ die dörfliche Idylle, und wohl uns, fänden wir Stoff dazu bei allen Ständen: es wäre die geſunde Bildung. Leider aber jagt jetzt Alles in Flüchtigkeit und Eile zum

Maaßloſen, und die Sucht nach Gelderwerb im Müßiggange, die Gier und Hoffnung, im Umſehen reich zu werden, unterſtützt den krankhafteſten Vergnügungsdrang, in deſſen Wirbeln nichts von inniger Luſt herrſcht, und nie herrſchen kann. Denn dieſe Wirbel ſind elende Spukfeſte der Unzufriedenheit und Langeweile, ſie ſind die Abzehrung der Sittlichkeit und Kampfſpiele mit dem ſich ſteigernden Lebensüberdruß: unausbleibliche Folgen, wenn die Maklerkniffe des Wuchers, die Entwürdigung des Handelsweſens, ihre Hebel in Paläſte und Bauernhäuſer einbohren! Male ſich Jeder die aus dem ſinnlichen Strudel der Gegenwart drohende Zukunft aus — und helfe durch Beſonnenheit zum Einhalt! Damit aber hier ein für unſre Abendunterhaltung geeignetes und allgemein anwendbares liebes Dorfgeſchichtchen ſchließt, will ich erzählen, was ich von einem Hirten und einem Feldhüter vernahm. Sie erklärten ſich zufrieden mit der Erndte-Ausſicht auf ihrem wenigen Acker, „denn" — ſagte der Feldhüter — „Armuth iſt doch gar zu bös!" — „Ei", entgegnete der Hirt, „Armuth nützt dem Seelenheil, und arme Leute bleiben oft die beſten; wäre das nicht, hätte der Heiland nicht freiwillig die Armuth erwählt!" — „Da denk' ich wie Du", bemerkte der Feldhüter, „wir müſſen die Sache nur bei'm rechten Zipfel anfaſſen. Weil der Herr Chriſtus aus freier Wahl arm bleiben wollte, war er reich genug; denn nur wer arm iſt und reich werden will, ohne es zu können, das iſt der eigentliche, der erbärmlichſte arme Mann!" — „Köſtlich!" ſagte der Kreisphyſikus; „die Beiden würden ſelbſt in eine Geßnerſche Idylle taugen, ohne ſie von der Wirklichkeit zu trennen!" — und bei dem ſchlichten Abendeſſen, als eben die Zeitung aus der Hauptſtadt angekommen war, der Hauswirth auf die Spalten voll Anzeigen zu meiſt gehaltloſen Luſtreizen hinwies, brachte er den Spruch aus: „Wem daheim und im kleinen Kreiſe wackerer Freunde wunderwohl iſt, der rechne es beſonders zu ſeinem Vergnügen, daß er nicht Anlaß hat, die Qual dieſer unzähligen Feſte für Schwindel- und Taumelgelüſte überſtehen zu müſſen!" Dieſem Ausruf fehlte hier der Einklang nicht. Als aber jetzt Wirth und Wirthin ſich umarmten, rief der Amtsrath im Jubeltone: „Höher noch die Gläſer!

Laßt preiſen uns, die wir umarmet ſehen,
Das ſchönſte Muſter zu Idyllen-Ehen!"

Wiederholtes Echo des Jubels folgte und die freundlichſte Erregung wirkte noch fort in Jedem, nachdem wir uns eine Stunde vor Mitternacht trennten bei gegenſeitigem Händedruck mit dem Herzensgruß: „Auf Wiederſehen!" **Arnold Martini.**

Eine Nacht auf dem Deck.

Marinebild von Heinrich Smidt.

Von der äußerſten Spitze der Hafenmole beherrſcht man mit einem Blicke die ganze Rhede. Inmitten derſelben wiegt ſich auf der leichtgekräuſelten Welle ein ſtattliches Vollſchiff vor ſeinem Anker. Am Backbord erhebt ſich eine mit herbſtlich gefärbtem Laubholz geſchmückte Hügelkette, angeſtrahlt vom ſcheidenden Licht. Der weiße, ſtrauchloſe Strand am Steuerbord ſtreckt einen ſchmalen Arm weit in die See hinaus, von wilder Brandung raſtlos überſchäumt. An dem äußerſten Ende deſſelben ragt der Leuchtthurm in die blaue Luft hinauf.

Auf dem Deck iſt es ruhig. Alle Arbeit iſt gethan, und das Schiff bereit, jeden Augenblick in See zu ſtechen. Der Offizier vom Dienſt geht, harmlos plaudernd, mit dem Lootſen auf und ab. Die Mannſchaft iſt unter Deck um die gefüllte Back verſammelt. Die beiden Utkiekmänner werfen einen fragenden Blick durch die Spalten der Luke. Ihre Zeit kommt erſt, wenn die Andern ſatt ſind, aber dann haben ſie auch als Kochsgaſten Anſpruch auf eine fettere Ration. Der Koch weiß für ſich und ſeine nachzügelnden Gäſte ein Koſthäppchen beiſeite zu bringen, und da dies der Reihe nach Jeden trifft, ſo beneidet es Keiner dem Andern.

Noch einmal glüht das farbige Laub im rötheren Licht; dann geht die Sonne unter. Auf ein Zeichen des Offiziers vom Dienſt eilen die Männer vom Utkiek herbei und ſtreichen die Flagge und den Wimpel.

Die Dämmerung bricht ſtark herein. Die Lampen auf dem Leuchtthurm werden angezündet. Ein Toppgaſt ſteigt mit einer brennenden Laterne das Fockwant hinauf und hißt ſie, mittelſt der Flaggenleine, bis dicht unter den Knopf des Bramtopps. Sie dient zum Signal des am Lande wartenden Bootes, welches den Capitain und die Paſſagiere an Bord bringen ſoll.

Das Volk hat abgeſchafft und kommt zu Deck. Der Bootsmann geht voran. Ihm folgt der Zimmermann. Der Kochsmaat iſt der Letzte. Er hat die Kochsgaſten zu ſeinem Herrn und Meiſter zu entbieten.

Der Bootsmann, als oberſter Deckoffizier und Meiſter des Kabelgats, geht bis an die Grenzſcheide des Halbdecks und nimmt die Befehle der Kajüte entgegen. Das Aufſetzen der Wache beginnt.

Einer der Halbmänner zieht den Glockenſtrang und hell tönend fliegt das Geläute über die im letzten Schimmer der Dämmerung aufglitzernde Fluth. Als es verhallt, tritt der Bootsmann heran und ſchlägt in gemeſſenen Zwiſchenräumen acht Mal mit dem Klöppel gegen die Glocke:

„Acht Glaſen!“

Friedrich Paul, der heiterſte Vortoppmann, der je am Bord eines Vollſchiffs diente, ſitzt, mit dem Rücken an den Fockmaſt gelehnt, auf einen vorſpringenden Balken der Kuhbrücke und ſingt:

„Achte Stunde!
Seemannsrunde!
Läutet ein die Abendwacht.
Abwärts ſinken Tagesgluthen,
Dämmrung ſteiget aus den Fluthen,
Utkiek meldet: Habet Acht!“

Die Mannſchaft, die zu dem „Wachtsvolk auf Deck“ gehört, gruppirt ſich vor dem Fockmaſt, denjenigen, die ihre Kojen aufſuchen, einen heitern Scherz nachrufend, dann ſich trennend, Jeder an den Platz tretend, wohin er gehört.

Auf einer Außenrhede herrſcht am Bord derſelbe Brauch, als in offener See unter Segel. Die Hälfte der Beſatzung bleibt oben zur Wacht; die Andern gehen hinunter zur Rüſt.

„Abwärts ſinken Tagesgluthen“, brummt ein alter Seeſchwalker dem Sänger nach. „Friedrich Paul hat recht. Mit mir geht es allgemach auch abwärts. Mache mit dieſem guten Schiffe meine letzte Reiſe.“

„Doch wohl nicht, Peter-Ohm“, ſagte ſein junger Verwandter, der ſich bei ihm niederließ und ihm den brennenden Schwamm auf den Tabak legte. „Raucht tüchtig zu, Peter-Ohm. So lange es der See gefällt, manierlich zu bleiben, ſollt Ihr Eure Ordnung haben. Drei Reiſen müßt Ihr wenigſtens noch machen, dann bin ich ein befahrner Mann und trete an Eure Stelle.“

„Dann machſt Du es gerade ſo, wie des Jakob Frem ſein Aelteſter zu Blauort.“

„Und wie machte der es, Peter-Ohm?“

„Jakob Frem war ein alter Grönlandsfahrer. Er diente allein ſechs Reiſen als Harpunier am Bord des „Eisbär“. Daheim erzählen ſie wunderbare Geſchichten von ihm, wie er die Harpune immer ſo geſchickt warf, daß der Fiſch ſich nicht losreißen konnte und mit mußte ohne Gnade. So hatten ſie auch eines Tages einen

Fiſch auf den Zug, und als die Harpune des Jakob From dieſem feſt im Nacken ſaß, ſchoß das Thier kopfüber in die Tiefe, ſtieg dann eben ſo ſchnell wieder herauf und rannte mit einer Schnelle von zehn Knoten Fahrt und mehr davon. Da rief der Jakob From ſeinen Maaten im Boote fröhlich zu, wie es Gebrauch iſt: „Fall! Fall! Steckt die Flagge aus! Wir ſind ein Faſtboot.“ Dies geſchah. Die Flagge wurde am Bord bemerkt, und „Fall! Fall!“ rief es mit lautem Jubel über Deck. Alle warfen ſich in die bereit liegenden Schaluppen, um dem Faſtboot zu Hülfe zu kommen. In dieſem ſauſte die Harpunirleine von der Rolle, und Alle ſaßen mit klopfenden Herzen auf den Duchten. Wenn die Leine ſich im Abrollen verwickelt, ohne zu reißen, zieht der Wallfiſch die Schaluppe in den Grund und da iſt an kein Entrinnen zu denken. Aber es ging auch diesmal gut, denn Jakob From hatte auf Alles wohl Acht. Er ließ die Leine viele hundert Fuß auslaufen, und erſt als ſie auf die Neige ging ſchlug er den Stopper darum. Gab einen Ruck, ſo ſtark, daß die Schaluppe knackte, und meinten Alle, die Harpune würde ausreißen. That es aber nicht und der Wallfiſch, der noch immer nicht müde ward, nahm das Faſtboot in's Schlepptau. Hei! Wie das Boot dahin ſauſte. Die Eisſtücke flogen rechts und links vorüber, ſchrammten die Seitenborde, krachten gegen den Bug und ſtauten ſich vor demſelben auf. Der Wallfiſch blieb noch immer bei Kräften und ſchnaubte weiter. Endlich, als eine Stunde und darüber vergangen war, gab er nach. Die Leine ward ſchlaffer und die Leute begannen ſie einzupalmen. Jetzt kamen auch die anderen Böte heran und der ſterbende Fiſch ward von allen Seiten angegriffen. Er wehrte ſich tapfer, und Jakob From that ſich nicht wenig auf ſeinen feſten Wurf zu gute. Er ſtand auf der vorderen Ducht, den Rücken nach dem Fiſch, und rief den andern Böten zu, ſich vorzuſehen, damit das Thier, welches gewaltig um ſich ſchlug, nicht irgend ein Boot mit den Schwanzfloſſen treffe, ſonſt ſey es geliefert. Aber in demſelben Augenblicke machte der Fiſch einen Satz ſteil in die Höhe, ſchoß nochmals in die Tiefe hinab, und das Faſtboot war nahe daran mit zu gehen, denn die Harpune riß nicht. Da erbleichte die Mannſchaft und verlor den Kopf. Jakob From ſchwankte von dem unerwarteten Stoß, und wußte nicht, wohin er ſich werfen ſollte, weil der Bug ſchon Waſſer ſchöpfte. Aber da war ſein Aelteſter zur Hand, der auf dem Vorderriemen ſaß. Er faßte ein kleines Handbeil und hieb die Leine mit einem Schlage durch. Da hob ſich die Schaluppe. Der Harpunier ſtand wieder auf feſten Füßen und ſein

Aelteſter lachte mit dem ganzen Geſicht, weil er zur rechten Zeit nach dem Beil griff, und an des Vaters Stelle trat. Nach zehn Minuten tauchte der Fiſch wieder auf, ſpritzte den letzten Blutſtrahl auf Wellen und Eisblöcke und ließ ſich dann ruhig an Bord bugſiren. Nun weißt Du, was Du für mich zu thun haſt, wenn es auch gerade keine Harpunirleine zu kappen giebt.“

„Das war ein gutes Geſpinnſt, Peter-Ohm. Das verdient einen Schluck und den will ich Euch holen.“

Der Bootsmann trat zur Glocke und ſchlug zwei Mal mit dem Klöppel gegen dieſelbe. „Zwei Glaſen!“ rief er mit ſeiner tiefen Stimme. Friedrich Paul aber, der auf der Kante der Fockmars ſaß, ſang fröhlich darein:

„Neunte Stunde!
Seemannsrunde!
Abendwolke ſchwebt im Blau,
Steuert nach dem Binnenlande:
Einen Gruß dem Heimathſtrande
Ich der Wolke anvertrau'.“

„Der Burſche hat ein ganzes Nachtigallenneſt in ſeiner Kehle, glaub' ich!“ ſprach der Bootsmann vor ſich hin, und ein junger Matroſe, der das hörte, ſagte zu ſeinem Maaten, der neben ihm gegen den Reiling lehnte:

„Nachtigallen! Ich habe einmal daheim eine ſingen hören. Aber nun höre ich ſie wohl nicht wieder.“

„Warum nicht?“ fragte der Maat. „Kannſt ja, wenn wir binnen kommen, wieder hingehen und Dir etwas vorſingen laſſen für Dein Geld.“

„Die Vögel, die in den Hafen- und Strandſchenken ſingen, meine ich nicht“, antwortete der junge Matroſe. „Ich meine die Nachtigall daheim im Fliederbuſch. Dieſer Fliederbuſch ſtand unter dem Fenſter des Paſtorenhauſes. Der alte Herr Paſter hatte ſeine Freude daran, wenn der Abend hereindämmerte und der Vogel ſo laut und hell ſang, daß man recht von Herzen hätte lachen mögen, wenn Einem nur nicht die Thränen in die Augen getreten wären. Das verſtehſt Du wohl nicht recht!“

„Nein!“ entgegnete der Maat, und der junge Matroſe fuhr fort:

„Ich verſtand es erſt auch nicht, ſondern meinte, Singen iſt Singen, und laßt mich mit Euern Nachtigallen in Ruhe. Der Paſter durfte das zwar nicht hören, denn er war mein Herr Vetter und ich hatte großen Reſpekt vor ihm. So ſaß ich eines Abends dem Fliederbuſch gegenüber, drehte den Hut zwiſchen den Fingern, wei ich ſonſt nichts vorzunehmen wußte, und wunderte mich über den Herrn Vetter, der ſo andächtig zuhörte. Da war es mir, als ginge mir ein Stich durch das Herz. Es fing noch eine Nachtigall zu ſingen an, und dieſe ſang ſo herzrührend, daß ich es nicht beſchreiben kann. Das Waſſer trat mir in die Augen und mein Herz fing an zu ſchlagen. Ich fühlte auch, daß mir das Geſicht brannte und ich hätte gern laut aufgeſchrieen, allein ich vermochte es nicht. Aber gemerkt mußte der Vetter doch haben, daß bei mir etwas im Wege ſey, denn er ſprach: „Ich habe Dir noch nicht geſagt, daß unſre Couſine aus der Stadt gekommen iſt, um mir alten Mann Geſellſchaft zu leiſten, während Du Sauſewind auf der See herumſchwärmſt. Das Mägdlein ſingt recht wacker, wie Du hörteſt, und wenn die Nachtigall aus dem Fliederbuſch entweicht, habe ich eine andere in der Stube. Wollen hinein gehen, damit Du ihr einen guten Abend bieten kannſt.“ Hinein ging ich mit dem Paſtor, aber guten Abend konnte ich nicht ſagen, denn das Herz trat mir in die Kehle. Ich muß der Couſine recht dumm vorgekommen ſeyn, denn ſie ſah mich ſeltſam an. Aber ich war ſehr glücklich, denn ich begann, den Geſang der Nachtigall zu verſtehen. Der Paſtor betrachtete uns wie ſeine Kinder und ſprach: „Verwandte müſſen ohne Zwang miteinander verkehren. Dir bleibt noch eine volle Woche, ehe Du nöthig haſt, an Bord zu gehen, und bis dahin wünſche ich, daß es im Pfarrhauſe recht luſtig hergeht.“ Ich wollte ſchon, aber die Couſine ſchien nicht recht zu wollen, denn ſie ſprach wenig, und nur wenn ſie ſang war es, als ob ein Engel vom Himmel herabgeſtiegen wäre. So ſaßen wir auch am Abend vor der Abreiſe am Fliederbuſch. Der Paſtor hatte allerlei geſprochen von ſeinem baldigen Ende, und daß er uns ſein Bischen Geld und Gut hinterlaſſen werde. „Euch zuſammen“, ſagte er. „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, und Ihr werdet mich ja wohl verſtehen.“ Dann nickte er bald darauf ein, denn der Fliedergeruch hatte ihn müde gemacht. Ich hatte die Hand der Couſine gefaßt, die in der meinigen zitterte, und hörte, wie ſie leiſe zu mir ſprach: „Der Vetter hat geſagt, daß wir Geſchwiſter ſind, und ich will deshalb auch ein recht ſchweſterliches Vertrauen zu Dir haben.“ Und nun erzählte ſie mir eine Geſchichte von einem jungen Herrn aus vornehmen Hauſe, der ihr Herz gewonnen und von dem ſie nicht laſſen könne in Ewigkeit. Die Familie ſey dagegen und habe den jungen Mann fortgeſchickt, von dem ſie ſeit zwei Jahren nichts mehr hörte.

Sie begehre nun nichts, als ſich mit ihrem gebrochenen Herzen hier zu verbergen. Der Geliebte ſey für ſie verloren, aber einem Andern könne ſie nicht gehören. Da ließ ich ihre Hand fahren, die ich bis dahin noch feſthielt, und ſagte leiſer: „Morgen gehe ich in die See und komme ſobald nicht wieder; aber einmal möchte ich die Nachtigall noch ſingen hören." Sie nickte und begann nun ſo rührend zu ſingen, daß mir gar ſeltſamlich zu Sinne ward. Als der letzte Ton verhallte und der Vogel im Fliederbuſch das Lied forttrillerte, ging ich ſtill meinen Weg."

„Und Du haſt ſie nicht wieder geſehen?" fragte der Maat.

„Als ich nach zwei Jahren wiederkam, es geſchah gerade zur Fliederzeit, war der Buſch vor der Thür verdorrt. Es hingen nur noch ein Paar welke Blätter daran. Der Paſtor ſaß, ganz zuſammengeknickt, in der Stube, und ſagte: „Gut, daß ich Dich noch ſehe, bevor meine Stunde kommt. Seit mir das liebe Kind ſtarb . . ." Der alte Mann konnte vor Schmerz nicht weiter ſprechen. Acht Tage darauf begrub ich ihn. Aber die Nachtigall habe ich nicht wieder ſingen hören."

Der junge Matroſe ging langſam nach dem Vorderdeck, weil ihn der Turnus zum Ausguck rief. Der Bootsmann trat zur Glocke.

„Vier Glaſen!" rief es von der Back zum Spiegel und Friedrich Paul ſang von ſeiner luſtigen Höhe herunter:

„Zehnte Stunde!
Seemannsſtunde!
Alter Maat, thu' mir Beſcheid;
Spül' hinunter, was Dich quälet,
Und vergiß, was Dir noch fehlet
Hier, in Gottes Herrlichkeit!"

„Ja, Bruder, das thu!" ſagte ein Matroſe, indem er eine Flaſche aus der Bruſttaſche ſeiner Jacke zog und ſie ſeinem Nebenmann reichte. „Du mußt Dich nicht darüber grämen, daß Du nicht Jollenführer geworden biſt."

„Ich will mich aber grämen!" antwortete dieſer und that einen herzhaften Zug. „Kann ich nicht ſo gut in der Jolle ſtehen, und vom Baumhauſe nach dem Kehrwieder, oder vom Weſtergat nach dem Jonas fahren, als der lahme Jeroby?"

„Das kannſt Du. Aber es iſt nicht genug, eine Jolle zu rudern. Man muß ſie auch bezahlen können. Und das kann der Jeroby."

„Weil ihm die Wirthin zur blanken Steuerpinne das Geld lieh und ihn dann heirathete, nachdem ſie mir 'nen Korb gab."

„Das that ſie, weil es ihr reputirlicher ſchien, denn er war Bootsmann und Du nur Matroſe.“

„Dafür hat er auch ein krummes Bein und ich zwei gerade. Mir ſitzt der Aerger noch immer in der Kehle, darum mußt Du mir nochmals Deine Flaſche leihen.“

„Das will ich. Aber nur noch dies eine Mal. Nachher kannſt Du Dir die Sterne anſehen, dann lernſt Du etwas.“

„Wozu ſind die Sterne gut, als einen Punkt zu haben, wonach man ſteuert?“

„Danach mußt den Jungkerl fragen, der jetzt auf dem Udkiek ſteht. Der hat neulich geſagt, in den Sternen wäre unſer Schickſal zu leſen.“

„Der grüne Junge hat bei einem Paſtoren in Schlafſtelle gelegen, da mag er es wohl gelernt haben. Ich aber kann nicht leſen. Hollah Ahoi, Bootsmann, was giebt es?“

„Capitains-Schaluppe und eine Barkaſſe mit dem Paſſagiergut!“ rief der Deckoffizier. „Alle Mann an den Fallreep!“

Die Schaluppe legt mit einer ſtolzen Schwingung an den Steuerbords Fallreep. Die Offiziere erſcheinen, um den Chef zu empfangen. Dieſer ſteigt hinauf und nimmt nach einem flüchtigen Gruße den Platz des Offiziers vom Dienſt ein, um als ein rechter Wirth ſeine Paſſagiere willkommen zu heißen. Nach einander kommen ſie zu Deck. Der Eine leicht und ſicher, mit all’ der Gewandheit, die er ſich während mehrfacher Seereiſen aneignete. Ein Anderer fährt ängſtlich bei jeder Stufe zuſammen, als fürchte er auszugleiten, und bleibt endlich gar ſtehen, bis zwei kräftige Seemannshände ihn hinaufziehen. Die Damen, ſcheu um ſich blickend, feſt an das Geländer der Treppe ſich klammernd, im innerſten Gemüthe verzagend, aber ein halb verlegenes Lächeln auf den Lippen.

Die Offiziere bemühen ſich, Jedem ſeine Kammer anzuweiſen, und der Capitain erſucht einige Zeit darauf die ihm am meiſten bekannte Dame, bei dem Thee die Honneurs zu machen. Unterdeſſen wird die Schaluppe zu Deck gehiſſt und feſtgeſurrt. Am Backbord liegt die Barkaſſe, aus welcher die Koffer, Schachteln, Kiſten und andere Habſeligkeiten der Paſſagiere zu Deck gebracht werden. Kohl- und Salatköpfe liegen unter der Vorderpflicht. Die Matroſen werfen ſich lachend das Grünzeug zu, das ihnen für die Erbſenback wenig geeignet ſcheint. Der Koch hat ſich mit dem ſtattlichen Hinterviertel eines Rindes beladen und iſt ſammt ſeinem Maaten bemüht, es in die Vormars hinaufzuwinden, um es in freier Luft vor dem

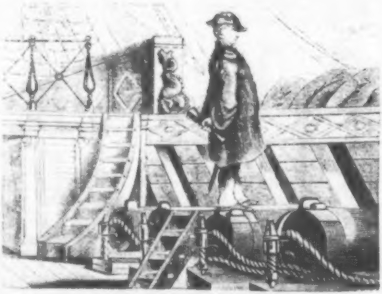
Verderben zu ſchützen, zur Freude der Paſſagiere, die nun noch einige Tage ihre friſche Bouillon ſchlürfen können. Als die Führer der Barkaſſe ihre Ladung gelöſcht haben, holen ſie das Fahrzeug bis an das Galion und bringen hier mehrere bis dahin ſorgfältig verſteckte Waaren zum Vorſchein. Rumflaſchen, Tabakspakete und andere Herrlichkeiten finden unbemerkt den Weg zu Deck, und eben ſo unbemerkt ſpringen die letzten Thaler der Matroſen in die Taſche des Barkaſſenführers. Gegenſeitig zufrieden ſcheiden ſie, und „Behaltene Reiſe!“ rufend, ſteuert die Barkaſſe nach dem Lande zurück. In der Kajüte klingen die Paſſagiere mit vollen Gläſern an. Auf der Luke des Vorderdecks wird in der größten Back, die ſich am Bord befindet, ein kräftiger Grog gebraut, und der Deckoffizier vom Wachtsvolk ſchwingt die Schöpfkelle ſo geſchickt, als hätte er ſein Lebelang nichts Anderes gethan.

Es wird immer munterer in der Kajüte. Es wird immer munterer auf dem Vorderdeck. Endlich zieht ſich die Honneurs machende Dame zurück; die Uebrigen folgen ihrem Beiſpiel. Der Kajütswächter löſcht die Lampen aus, und der Capitain läßt dem Offizier vom Dienſt die größte Ruhe anempfehlen. Vorſichtig ziehen die Matroſen mit dem Reſt ihres Grogs in den Lee des großen Bootes. Vom Steuer her ruft es „Sechs Glaſen!“ und die Glocke wird angezogen. Friedrich Paul aber, einen Krug mit dem duftenden Trank in den Händen, ſingt fröhlichen Herzens:

„Elfte Stunde!
Seemannsrunde!
Wundervolle Sternennacht.
Von des Mondes Strahl beſchienen,
Tanzen Tummler mit Delphinen;
Alle See iſt aufgewacht!“

Hinter den Laubhügeln am Backbord tritt der Mond hervor und wirft ſein magiſch ſchimmerndes Licht auf die Wellen. Eine vereinſamte Möve ſtreift mit leiſem Flügelſchlag darüber hin. Scharf ſchneidet die tiefdunkle See ſich am durchſichtigen Horizont ab und nur zuweilen ſteigt eine Welle höher als die andern, mit leuchtendem Kamm über die ſcharf gezogene Linie hinaus. Ein fernes Stöhnen, ein leiſes Plätſchern wird ab und zu gehört, wenn der Tummler aus dem Schlafe auffährt, und die Robbe neugierig den Kopf aus dem Waſſer ſteckt.

Hoch oben auf der Campagne ſteht der junge Offizier vom Dienſt



und ſchaut mit rückwärts verſchränkten Armen in die See hinaus. Unbeweglich, wie in Erz gegoſſen, ſteht er da und blickt in die vorüberrauſchenden Wellen. Wer ihn ſieht, glaubt, daß ſeine ganze Aufmerkſamkeit einer nautiſchen Beobachtung gewidmet iſt. Aber hier iſt nichts zu beobachten, und er merkt nur auf das, was die Wellen miteinander ſprechen. Habt Ihr es denn nie erlebt, wie ſeltſamlich es klingt, wenn ſie mit luſtigen und luſtigen Durcheinander ſich ihre Geheimniſſe in ſtiller Nacht zuflüſtern? Ihr ſteht dann am Reiling, den Kopf über Bord, und ſeht, wie der Schaum an den Seitenborden hinſtrömt, bald ſich hebend, bald ſich ſenkend, am Buge abprallend und am Steuer im Kielwaſſer wieder zuſammenſtrömend. Und wenn Ihr dieſem Spiele eine Weile zuſchautet und dieſen Tönen horchtet, lernt Ihr ſie verſtehen. Die unbeſtimmten Formen nehmen eine feſte Geſtalt an. Jene raſch anſtürmende Welle iſt eigentlich ein lichtweißes Roß mit ſilberner Mähne. Das edle Thier bäumt ſich und der edle Ritter, der ſich im Sattel erhebt, flüſtert leiſe:

„Liebchen fromm,
Zum Strande komm!
Schön iſt die Nacht,
Groß meine Macht;
Komm in mein Schloß
Im Meeresſchooß."

Und eine zweite rollt heran, leiſe und geſchämig, und wirft ſich an die ſchimmernde Bruſt des Ritters. Es klingt wie ein flammender Kuß, und Beide Eins geworden, verlieren ſich in die Tiefe. Da rollt eine breite mächtige Woge darüber hin. Auf ihrem Kamm ſitzt ein Greis mit tiefgefurchtem Angeſicht und zornfunkelnden Augen. Er hält den ſcharfen Speer zum Wurfe bereit und ruft den Flüchtenden nach:

„Haltet an! Haltet an!
Ich tödte Roß und Mann!"

Und allerlei ſeltſames Waſſervolk drängt ſich zwiſchen dem Verfolger und den Verfolgten, lachend und ſpottend, tollend und grellend, Alle auf Roſſen mit blitzenden Mähnen, im ruheloſen Wirbel ſich drehend. Und ſo, wie Ihr es in einer Mond- und Sternennacht geſehen, ſo ſieht es der junge Offizier auf der Campagne. Er folgt mit ſeinen Gedanken dem fortſtürmenden Troß und ſteht am Eingange eines dichtbelaubten Baumgartens, wo eine Jungfrau unter einem Blumenzelte ſitzt, umgeben von ihren Geſpielinnen. Zu ihr drängen ſich junge, reichgekleidete Ritter, um ſich ihrem Dienſte zu weihen und um ihre Gunſt zu buhlen. Sie aber bleibt kalt und ſchweigſam. Nur als ihr Blick auf den jungen Seemann fällt, verliert ſich die Strenge in den Zügen und ein flüchtiges Roth deckt ihre Wangen. Und wieder ſieht er ſie im goldenen Saal ſich im wirbelnden Tanze drehen, er ſieht ſie allein unter den ſchattigen Bäumen des Parkes; ſein Ohr trinkt die Muſik ihrer Worte. Er ſinkt zu ihren Füßen und der Mond belauſcht zwei Glückliche. Der Mond belauſcht ſie und die hohe Geſtalt im Mantel, die unbeweglich in dem Schatten der dunklen Baumgruppe ſteht. Der hohe Herr im Mantel aber vertritt ihm den Weg und ſendet ihn, kalt abweiſend, an Bord ſeines Schiffes. Dahin geht er, Trauer im Herzen, bis das Boot mit den Paſſagieren landet, und er unter dieſen die Geliebte erblickt, die ſich nach den Colonieen einſchifft, wo liebende Verwandte ihrer harren, welche ſie der Aufſicht eines tyranniſchen Vormundes entziehen. Und er iſt Offizier am Bord dieſes Schiffes. Er wird ſie wochenlang ſehen, mit ihr ſprechen, ihren Liedern lauſchen und glücklich ſeyn. Darum ſteht er ſo ſtolz auf der Campagne; darum verſenkt er ſich ſo tief in das Spiel der Wellen, die ihn umwogen, und fährt zuſammen, als er die Stimme des Bootsmanns in ſeiner Nähe vernimmt:

„Was giebt es? Was habt Ihr zu melden?

„Wollte nur ſagen, daß es gleich Mitternacht iſt und das neue Wachtsvolk aufgerufen werden muß. Wir haben acht Glaſen.“

„Ja!“ entgegnet der Offizier mit verlegener Haſt. „Schlagt acht Glaſen und ruft das Quartier auf.“

„Allſtunds, Herr!“ entgegnete der Bootsmann und brummte vor ſich in den Bart: „Ich glaube, er hat geſchlafen.“

Hell klingen die acht Glaſen über das Deck. Der Bootsmann öffnet die Luke zum Volkslogis und ruft mit lauter Stimme: „Reuſet auf das Quartier in Gottes Namen!“ und ſetzt nach einer Pauſe hinzu: „Habt Ihr es gehört?“

Ein mattes „Gehört iſt es!“ klingt als Antwort herauf und bald nachher betritt Einer nach dem Andern das Verdeck. Der Offizier der neuen Wacht nimmt ſeinem Kameraden das Commando ab. Die Männer auf dem Utkiek werden abgelöſt. Die Mannſchaft zur Koje verſchwindet unter Deck. Friedrich Paul aber ſingt:

„Zwölfte Stunde!
Seemannsſtunde!
Rührt mit Scheu die Glocke an.

Furchtſam blickt der Mann am Steuer.
Auf der Fluth iſt's nicht geheuer.
Huſcht hinunter, huſcht hinan.“

Und als er zu Ende geſungen, ſagt er zu dem Zimmermann, der an des Bootsmanns Platz als Deckoffizier tritt: „Mir iſt es zu heiß da unten, darum bleibe ich noch ein Stündchen bei Euch. Kann es wohl leiden, wenn es ſich zur Nachtzeit regt und auf den Wellen tanzt und ſpringt, als wären alle Geiſter . . . .“

Der Zimmermann legt ihm den Finger auf den Mund: „Seid Ihr bei Sinnen? Wer läßt ſolche Worte über die Lippen gehen, wenn es um Mitternacht acht Glaſen ſchlägt? Seht Ihr nicht Wallrabe kommen?“

„Ihr meint die ſchwarzen Wolken, die von Weſten nach Oſten ziehen?“

„Es iſt Vogel Wallrabe, ſage ich Euch. Seine Flügel ſind ſo lang, daß ihre äußerſten Spitzen den Horizont im Weſten wie im Oſten zu gleicher Zeit berühren. In ſeinem Schnabel hält er einen Ring und an dem Ringe hängt die Welt.“

„Dann laßt ihn den Schnabel ja geſchloſſen halten, ſonſt fällt der Ring in die See und die ganze Welt hinterdrein!“ ſagte Friedrich Paul lachend, und der Zimmermann unterbrach ihn eifernd:

„Ihr ſeid ein Heide und ſolltet eigentlich gar nicht am Bord geduldet werden. Es iſt kein Chriſtenthum in Euch hinein zu bringen. Ihr glaubt am Ende auch nicht an den Klabautermann, der um Mitternacht im Tauwerk umherſteigt, und immer größer wird und immer ſchrecklicher anzuſehen iſt, je mehr böſes Geſindel am Bord iſt und je mehr böſe Gedanken in den Hirnſchädeln der Leute ſich regen.“

„Dann wird für Euch der Klabautermann bald ſo lang werden, daß er die Bramſaling zur Frühſtückstafel gebrauchen kann!“ ſagte Friedrich Paul und ſetzte ſich lachend in den Lee des großen Maſtes.

Der Zimmermann aber richtete einen ſcheuen Blick auf die See. Der Wind hatte ſich hinter den Landhügeln verfangen, die Wellen ſtiegen lautlos auf und ab. Nachtvögel ſtrichen darunter hin. Die Nebel ballten ſich zu allerlei ſeltſamen Geſtalten zuſammen. Sie waren anzuſchauen, wie ein geſpenſtiſches Rieſenweib mit vornüber gebeugtem Haupte und langausgeſtreckten Armen, als wollte ſie das heran fliegende Schiff in eine Umarmung erdrücken. Aber das Schiff wuchs empor zu einem Berge mit Mauern und Zinnen. Das Rieſenweib verlief mit unheimlichem Kichern und an derſelben Stelle zog allerlei ſeltſames Getier auf, und umkreiſte die Zinnen der Burg mit unhörbarem Fluge. Dieſe trat immer weiter zurück und wurde faſt durchſichtig. Es war aber der Mond, der ſein Licht darüber hingoß.

„Ich ſah es vorher“, ſagte ein alter Matroſe zum Schiffsjungen. „Dergleichen Wolken haben nur Beſtand, bis der Mond aufgeht, dann frißt dieſer ſie auf. In einer Stunde iſt alles klar und wir haben Morgen eine ſchmucke Fahrt.“

Ein banges Stöhnen wird von unten herauf gehört. Alle horchen. Woher kommt es? Iſt ein Mann über Bord? Nein! Das Wachtvolk iſt vollzählig. Die See atmet auf in dunkler Nacht und ſtößt die bangen Klagetöne aus. Der Zimmermann ſchüttelt ſich im Fieberfroſt und ſagt zu einem Decksjungen, der ihm verwandt und ſeiner beſonderen Obhut anvertraut iſt:

„Niklas, mein Junge, höre mir zu. Die Großmutter der Seejungfern iſt es, die ſo heult, und es ſoll ſoviel heißen, als: „Eine meiner Dirnen will freien, und wer ſie mag, der komme zu ihr herab in die Brautkammer.“ Dann muß ein frommer Seemann, der das Geheul vernimmt, leiſe über Bord rufen: „Ich will ſie nicht!“ ſonſt trifft ſich's, daß einer von der Mannſchaft über Bord fällt, ohne daß er weiß, wie es geſchieht, und dieſer muß dann zu der Seejungfer in die naſſe Brautkammer.“

Der Decksjunge ſchüttelt ſich vor Froſt, wirft aber heimlich einen Blick auf die See, ob er die Seejungfer gewahr werden kann, und horcht, ob die alte Großmutter ihr Klagen wiederholt.

Die Wachmannſchaft geht am Vorderdeck auf und ab. Sie ſind nicht alle ſo furchtſam abergläubiſch als [illegible], aber ſie lachen und ſcherzen doch nicht. Wir ſtehen unter dem Dache des [illegible]. Ueberall Stille. Nur in dem [illegible] und dem [illegible] wird es lebendig. Die [illegible] [illegible] [illegible] hin und her, als witterten ſie den Habicht über ſich in der Luft. Aus dem Zenith herab ſchießen die Sternſchnuppen wie glühende [illegible] in die See hinein. Ihr Licht ſtreift den dunklen Rumpf eines Schiffes, das an der Außenſeite vorüber fährt.

Da regt ſich das Hühnervolk in den Ställen. Der Hahn weckt mit lauter Stimme den kommenden Tag. Der Offizier vom Dienſt, der nicht wie ſein junger Kamerad von goldigen Zöpfen und [illegible] träumt, tritt an den Rand des Halbdecks und ruft:

„Zwei Glaſen!“

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Das Mausoleum in Charlottenburg.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

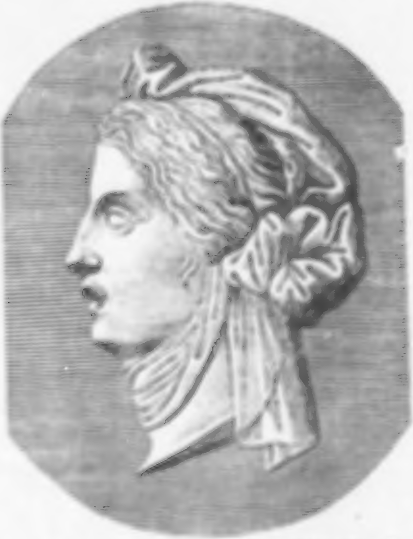
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Plattformen.

[illegible]

Fig. 1.

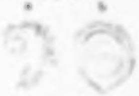


Fig. 2.

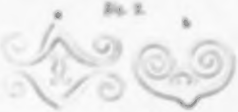


Fig. 3.

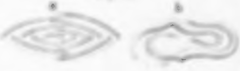


Fig. 4.

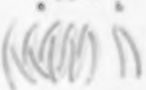
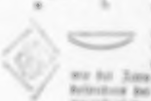


Fig. 5.



[illegible]

[illegible] die eingebogene [illegible], indem ſich die Spitze gegen die obere Blattfläche biegt, wie bei [illegible]. 2. Zurück- oder eingerollt, wenn ſich die Ränder nur nach der Mitte zu umbiegen, Fig. 2 a nach der untern Blattfläche, bei Weiden, Roſmarin, b nach der Blattfläche, bei [illegible] und [illegible]. — Zuſammengeneigt, [illegible] oder mehrerer [illegible] Blätter: 1. Reitend und umfaſſend, wenn bei zwei zuſammengelegten Blättern das eine von dem andern in die Oeffnung der [illegible] aufgenommen wird. Fig. 3 a wenn das obere von dem andern, bei [illegible] Blättern, der Iris und [illegible], b wenn jedes zur Hälfte von dem andern aufgenommen wird, bei [illegible] Blattſtellung, beſonders der Nelken, bei [illegible] und andern. 3. gefaltet und zuſammengelegt, wenn ein einzelnes Blatt ſich in der Richtung der Nerven zuſammenfaltet. Fig. 4 a in mehreren Längs- oder Querfalten, ſo daß es wie gefaltet erſcheint, bei Buch- und Weißbuche, b bloß an der Mittelrippe, bei der Eiche und Kirſche. 3. geſchindelt und [illegible], wenn immer der Blätter je zwei einander mit den Rändern berühren, Fig. 5 a mit übergreifenden Rändern, bei [illegible] und [illegible] Blättern, b mit bloß anliegenden Rändern, wie bei den Kelchblättern der Schmetterlingsblumen.

Fig. 6.

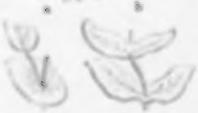


Fig. 7.

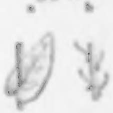


Fig. 8.

14. Nach ihrer Anheftung: Wenn er unmittelbar als Fortſetzung des Stengels erſcheint, [illegible], ohne ein Zwiſchenglied zu geben: 1. [illegible] und herablaufend, wenn er den Stamm eine Strecke weit [illegible] begleitet, [illegible] bei den [illegible], wo eine Blattfläche [illegible]. [illegible] auf die entgegengeſetzte Seite [illegible], [illegible] bei [illegible], wo die am Stengel [illegible] [illegible] des Blattes auch mit [illegible] verwachſen ſind, wie bei [illegible]. 2. Durchbohrt und verwachſen, wenn er den Stengel nur am Grunde der Anheftung umgibt, Fig. 6 a ſo, daß der Stengel durch die Platte zu dringen ſcheint, b ſo, daß die Baſis der Blätter mit der eines gegenüberſtehenden durch Zellgewebe [illegible] verbunden iſt, bei [illegible] und Kardendiſteln. 3. Umfaſſend und geſtielt, wenn der Stengel [illegible] iſt. Fig. 7 a von dem Anheftungspunkt aus den Stamm [illegible], b auch um den Anheftungspunkt [illegible], bei [illegible] und [illegible]. — Wenn er eingelenkt

iſt, indem es auf einem Wulſt entſpringt und bei dem Ablaſſen eine Narbe zurückläßt. 4. **Sitzend**, dicht mit dem faſt unmerklichen Stiel an den Aſt geheftet, bei der Myrte. 5. **Geflügelt**, wenn der Blattſtiel ſich flügelartig verbreitert. Fig. 8 wie bei Kammerſtrauch und vielen edlen Acacien. 6. **Geſtielt**, in der Anheftung die höchſte Vollendung des Blattes, das ſich auf ſolche Weiſe möglichſt ſelbſtändig und unabhängig darzuſtellen verſucht.

Fig. 9.
a b

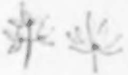


Fig. 10.
a b

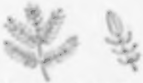
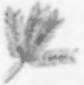
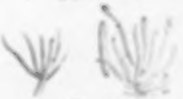


Fig. 11.

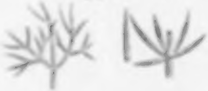


III. Nach ſeiner **Gliederung**: 1. **Einfach**, wenn der Hauptſtiel ſich nicht weiter verzweigt. 2. **Zwei- und mehrzählig**, wenn an der Spitze eines allgemeinen Blattſtiels zwei und mehr einzelne Blättchen ſtehen, als auch doppelt dreizählig und gefingert. Fig. 9 a jedes wieder dreifach getheilt, b vom Grunde aus gleichförmig getheilt. 3. **Gefiedert**, wenn der allgemeine Blattſtiel der Länge nach an beiden Seiten mit Blättchen beſetzt iſt, auch wohl doppelt und dreifach, wenn der Stiel jedes Blättchens wieder die Achſe eines gefiederten Blattes wird; aber auch paarig und unpaarig, je nachdem das Endblättchen fehlt oder vorhanden iſt, auch gleich und ungleich gefiedert nach Beſchaffenheit der einzelnen Blättchen. Fig. 10 a doppelt unpaarig, b leierförmig gefiedert, wie Wundklee. 4. **Zwei- und mehrzählig gefiedert**, die Verbindung der beiden vorigen Formen, wenn an der Spitze eines Blattſtiels zwei und mehr gefiederte Blättchen ſtehen. Fig. 11 vierzählig gefiedert.

a Fig. 12. b



a Fig. 13. b



a Fig. 14. b

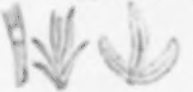
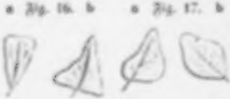
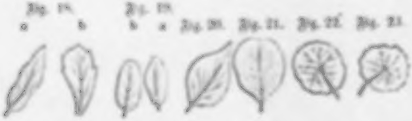


Fig. 15.

IV. Nach ſeinem **Umriſſe** oder der äußern Linie, von welcher es umſchrieben wird, ohne Rückſicht auf Buchten, erſcheint das Blatt in vier Hauptformen. Die **Bandform** iſt den langgeſtreckten, gleich breiten, vom Grunde an ſanft verſchmälerten Blättern, beſonders der Gräſer, eigen. Das Bandblatt iſt: 1. **Fadenförmig und lineal**, nach der ganzen Länge wegen der parallelen Seiten gleich breit. Fig. 12 a mit faſt verſchwindender, b mit noch merkbarer Breite. Tauſendblatt und die meiſten Gräſer. 2. **Borſtlich und pfriemlich** mit ſeitlich convergierenden (ſich nähernden) Seiten, ſo daß es gegen die Spitze hin allmälig ſchmaler und dünner wird. Fig. 13 a verhältnißmäßig lang, häufig aus zuſammengerollten, breitern Formen entſtehend, bei Spargel und Schmiele, b kürzer, dicker und ſteif, bei der Wallnelke und Knorpelkraut. 3. **Schwert- und ſichelförmig**, wenn die Ränder des Bandblatts gegen die Spitze gekrümmt ſind, Fig. 14 a mit einer in der Mitte verdickten Platte, bei der Zwerg-Iris, b mit einer gleich dicken Platte und ſtärker gekrümmt, bei Sichelkraut. 4. **Lanzettlich** wird es, wenn es ſich über dem Grunde oder unter der Mitte erweitert, wobei ſich die Länge zur Breite wenigſtens wie 3 zu 1 verhält. Fig. 15. Bei Wegerich, Wollweide und vielen andern Gewächſen, da es eine der häufigſten Formen iſt, die auch vielfach in andere hinüberſpielt. — Die **Rautenform** iſt der Uebergang zu breiteren, aber winkligen, ſtumpfeckigen Geſtalten. Das Rautenblatt iſt: 1. **Keilförmig und dreieckig**, mehr oder weniger dreiſeitig. Fig. 16 a zwei Seiten nach der Baſis, wie bei Steinbrech und bei den Theilblättchen der Sellerie, b zwei Seiten nach oben zuſammenlaufend, wie bei der Melde. 2. **Trapezförmig und rhombiſch**, vierſeitig. Fig. 17 a mit ungleichen Seiten und Winkeln, bei der Bohne, b mit gleichen gegenüberſtehenden Seiten und Winkeln, bei der Waſſernuß. Beide gehören zu den ſeltenſten Formen des Pflanzenreichs. — Runden ſich die Ecken der Rautenform etwas, ſo entſtehen mannigfache Uebergänge. — Die

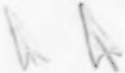




Eiform, die am meiſten verbreitete und vollkommenſte, iſt etwa zwei bis anderthalbmal ſo lang als breit, an beiden Enden von kleinern, ſeitlich von größern, aber gleichen und ähnlichen Bogen begrenzt. Das Eiblatt iſt: 1. **Länglich und ſpatelförmig**, wenigſtens zwei

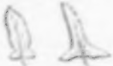
Mal ſo lang als breit. Fig. 18 a von mehr unbeſtimmten Umriſſen, aber immer nach der Mitte mehr erweitert, eine etwas verkürzte Lanzettform, b an der Spitze gerundet und nach der Baſis verſchmälert, der Keilform entſprechend, bei Tauſendſchönchen. 2. Oval und elliptiſch (langrundlich), an beiden Enden gleichmäßig zulaufend, Fig. 19 a kurz mit zwei Bogenabſchnitten, bei Kornelle, b gerundet durch eine vollkommene Spitze, Robinie. 3. Eirund, an der Baſis von größern Bogen umſchrieben, als an der Spitze, bei Birn- und Apfelbaum, Fig. 20, die häufigſte Blattform, die aber auch vielfach in andere übergeht, zum Beiſpiel durch Dehnung des Grundbogens in Deltaform, durch Verminderung deſſelben in Kreisförmiges, durch Dehnung der Seitenbogen in Längliches und Langrundliches, und durch Neigung der Seitenbogen in die folgende Herzform. Wird die Spitze von einem größern Bogen umſchrieben, ſo wird es verkehrt eiförmig. Die Scheibenform kommt denjenigen Blättern zu, welche bei einer gleichförmigen Rundung ihrer Begrenzungslinien keinen Unterſchied zwiſchen der Länge und Breite mehr wahrnehmen laſſen, deren Durchſchnitt folglich nach allen Richtungen ziemlich gleich iſt. Mit dieſer Form geht das Blatt über ſeine Natur hinaus und nähert ſich der Blume, beſonders, wenn ſich auch die Mitte vertieft. Das Scheibenblatt iſt: 1. Rundlich, der Kreislinie ſich nähernd, bei Tulpenbaum (Fig. 21). 2. Kreisförmig, durch eine Kreislinie umſchrieben, bei Sumpfnabel (Fig. 22). 3. Schildförmig, die vorige Geſtalt, aber in der Mitte vertieft durch den eingeſetzten Blattſtiel, von welchem aus alle Nerven und Adern radial (ſtrahlig) verlaufen, bei der Kapuzinerkreſſe. Fig. 23.

a Fig. 24. b



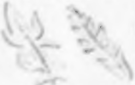
a Fig. 25. b

a Fig. 26. b

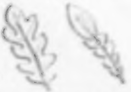


a Fig. 27. b

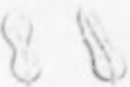
a Fig. 28. b



a Fig. 29. b



a Fig. 30. b



B. Nach ſeinem Saum, der durch größere Einſchnitte (Buchten) und Zipfel (Lappen) gebildet wird. An der Baſis: 1. Pfeil- und mondförmig, mit zugeſpitzten Lappen, Fig. 24 a mit ſpitzer, b mit ſtumpfer Bucht. Pfeilkraut und Paſſionsblume. 2. Herz-

und nierenförmig, mit geſtumpften Lappen, Fig. 25 a mit ſpitzer, b mit geſtumpfter Bucht. 3. Geöhrt und ſpontonförmig, mit faſt wagerecht abſtehenden Lappen, Fig. 26 a kleiner oder höchſtens ſo breit als das Blatt, bei Meerkohl und kletterndem Nachtſchatten, b bedeutend größer als die Breite des Blatts, bei der ſpontonblättrigen Melde. — An den Seiten: 4. Kammförmig und fiederſpaltig, mit tiefen, nach der Spitze gerichteten Einſchnitten und Lappen (Fig. 27 a), die einander ſehr genähert ſind, b die entfernter ſtehen, oft auch doppelt und dreifach ſich wieder ſpalten, wie bei Wermuth. 5. Zerſchlitzt und ſchrotſägenförmig, mit zahlreichen am Grunde ziemlich breiten, nach oben zugeſpitzten Lappen. Fig. 28 a mit verſchieden gerichteten und geſtalteten Lappen, bei Diſteln, b mit rückwärts gekehrten Lappen, bei der Butterblume. 6. Buchtig und leierförmig, mit geſtumpften Einſchnitten und rundlichen Lappen. Fig. 29 a Einſchnitt und Lappen ziemlich gleich, bei der Eiche, b der Endlappen größer und ſtärker gerundet. 7. Geigenförmig und parabeliſch (kegelſchnitt ähnlich), mit einem bogenförmigen Einſchnitt an jeder Seite. Fig. 30 a nach oben durch zwei Lappen gerundet, wie bei der Euphorbie, b durch einen Endlappen zugeſpitzt, bei Kohlarten und Mutzenbaum. — An der Spitze,

Fig. 31.

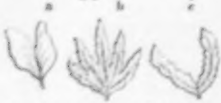


Fig. 32.

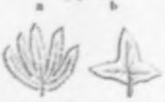
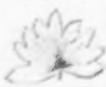
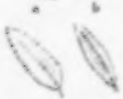


Fig. 32. c



ſo daß die Nerven ſich gleich von der Baſis ausbreiten. 8. Geſpalten und getheilt, mit ſchmalen Einſchnitten. Fig. 31 a bis zur Mitte des Blatts, bei Steinbrech, b und c darüber hinaus bis in die Nähe des Blattſtiels. 9. Handförmig und lappig, mit mehr vortretenden Lappen. Fig. 32 a die Lappen und Buchten ſpitzer zulaufend, die Nerven gleich am Ende des Blattſtiels auseinander tretend, b und c zum Theil gerundet, einige Hauptnerven erſt innerhalb der Platte ſich abzweigend.

Fig. 33.



VI. Nach ſeinem Rande, der noch häufig Zacken und Kerben darbietet, ſelten aber an der Baſis, wo der eindringende Blattſtiel dergleichen hindert. — An den Seiten: 1. Geſägt und gezähnt, mit ſpitzen Zacken. Fig. 33 a auch mit ſpitzen Kerben, b mit geſtumpften Kerben. 2. Gekerbt und ausgeſchweift, mit geſtumpften Zacken. Fig. 34 a noch mit geſpitzten, b auch mit geſtumpften

Fig. 34.

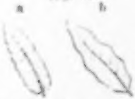


Fig. 35.

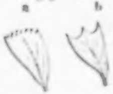
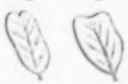


Fig. 36.



Kerben. — An der Spitze: 3. Ausgezwickt und ausgenagt, mit geſpitzten Zacken. Fig. 35 a mit ſpitzen Kerben, bei Steinbrech und Cichorie. b mit geſtumpften Kerben. 4. Ausgerandet und eingedrückt, mit geſtumpften Zacken und ſpitzen, oder geſtumpften Kerben, Fig. 36 a b.

Das iſt, wie ſchon erwähnt, nur ein Theil der Blatt-Verſchiedenheiten. Sie geben aber — wenn man ſich nun gar überzeugt, daß an ein und demſelben Gewächs kein Blatt genau dem andern gleicht — Zeugniß von der Mannigfaltigkeit der Naturſchöpfungen. Sie hat ſelbſt in den untergeordneten Gegenſtänden bei näherem Betrachten auf unſere Bewunderung gerechten Anſpruch, und wir erinnern hier an Herder's Ausruf: „Welche Fülle der Natur! Schon im Keim der Früchte volle Kraft, ſchon im Blatt des Baumes hoher Bau!"

H. Stahl.

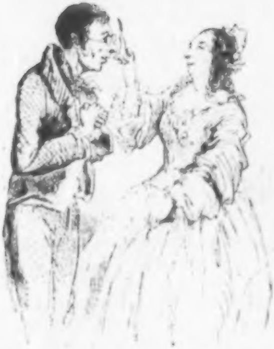
Aprilſtreiche.

„Meine Freunde!" ſagte der ſchadenfrohe Hofrath Helder in einem traulichen Verein am Theetiſch, „der Doctor Ellhardt hat uns ſo oft mit ſeinen Scherzen geneckt, und verdient unſere Rache in ſo vollem Maaße, daß wir unmöglich den erſten April können vorüber laſſen, ohne ihm einen Streich zu ſpielen. Sein Hageſtolzenleben war uns längſt zuwider; er äußert zwar, er werde ebeſtens heirathen, allein damit will er nur unſern Spott abwenden. Wir müſſen daher etwas erſinnen und veranſtalten, daß uns Rache und er recht tüchtig angeführt wird. Machen wir jetzt Plänchen und das beſte davon werde ausgeführt." — Lauter Beifall begleitete dieſen Vorſchlag und die Damen klatſchten vor Wonne darüber in die Hände. Jeder ſann und theilte dem Andern ſein Plänchen mit, doch keins war ſo luſtig oder für allgemeine Freude ſo ausgeſonnen, daß es hätte können vorzugsweiſe angenommen werden. Endlich fing der trockene Steuerrath Kolbe an: „Ich verfolge den Plan, den der Hofrath Helder uns vorgelegt hat, ihn über ſein Hageſtolzenleben zu züchtigen und vielleicht zu beſſern. So ſehr er immer wider das weibliche Geſchlecht redet und eifert, ſo gern iſt er in Geſellſchaft lieblicher Frauen, und könnte weit laufen, um ſeinem Schönheitsſinn, wie er dies nennt, Genüge zu thun. Dies Gelüſt muß ihn beſtrafen. Ich habe Bekanntſchaft mit unſern Hofſchauſpielern, und beſonders iſt er gern in der Geſellſchaft der beiden ſchönen Sängerinnen M* und S*. Wenn ich ihn nun nebſt Ihnen, meine Verehrten, zu mir bitte und ihm glauben mache: die allgeprieſene W... aus B.. ſey in dieſer kleinen Reſidenz angekommen, um hier Gaſtrollen zu geben und von mir eingeladen worden, auch wäre eine ausgeſuchte Geſellſchaft von Damen zugegen — ſo bin ich überzeugt, er fühlt ſich glücklich, ebenfalls mein Gaſt zu ſeyn. Doch unterdeß lade ich die älteſten der alten Jungfern und Junggeſellen, die ich nur auftreiben kann, und ſoll ich ſie mir aus dem Spital holen; die werden ihn empfangen und begrüßen, wie er es verdient. Die dabei zu veranſtaltenden Poſſen und Wortwendungen erfinden ſich dann von ſelbſt, wenn nur die Hauptſache geordnet iſt.“ — Die Frauen und Freunde waren außer ſich vor Entzücken, und einſtimmig ward dieſer Plan angenommen.

Doctor Ellhardt, der eben im Begriff war, bei der Geſellſchaft zu erſcheinen, hörte den jauchzenden Lärm; er horchte an der Thür — erfuhr ſo beinahe Alles, was abgehandelt ward, da man drinnen laut genug ſprach, und trat dann ernſthaften Anſehens in das Zimmer. „Ah! der Doctor! der Doctor!“ riefen Alle und bewillkommneten ihn mit fröhlichen Begrüßungen. — „Iſt etwa gar mein Geburtstag?“ fiel er ein; „den wievielſten haben wir denn heute? Ich muß mich doch beſinnen!“ — Dies brachte die Anweſenden wieder in's Geleis; denn wie leicht konnte er jetzt an den erſten April denken und ſo ein Vorhaben errathen. Doch der Feine ließ ſich nichts merken; er blieb gelaſſen, erzählte manches Drollige, und die Geſellſchaft fühlte ſich ſo erheitert, als ob wirklich ein Feſt gefeiert würde. Zuletzt ſagte der Doctor noch: „Es wird Ihnen bekannt ſeyn, meine werthen Freunde und Freundinnen, daß ich im vergangenen Jahre, an einem der Oſterfeiertage, Ihnen ein großes phyſikaliſches Experiment zeigte; ich habe zeither daran gearbeitet und mich darauf vorbereitet, um Ihnen dies Vergnügen in einem andern und weit höheren Grade wieder zu verſchaffen, lade daher ſämmtliche, mir ſo werthe Anweſende, auf den erſten Oſterfeiertag, punkt halb ein Uhr des Mittags, dazu ein. Da das Experiment — es iſt ein naturſächliches — nicht länger als eine Stunde dauern wird, und Sie ſämmtlich gewohnt ſind, erſt um zwei Uhr zu ſpeiſen, ſo ſchmeichle ich mir, Ihnen einen recht gefälligen Vergnügens dadurch zu verſchaffen.“ — „Sie ſind immer ſo beſorgt, mein lieber Doctor“, erwiederte Recht, „uns Vergnügen zu verſchaffen, wir nehmen Ihr Erbieten mit der größten Freude an, und ich glaube im Namen der ganzen geehrten Geſellſchaft dies ſagen zu dürfen. Ich habe ſie eben auch ſämmtliche Anweſende für den Abend deſſelben Tages zu mir geladen, und erbitte mir von Ihnen, daß Sie uns Ihre ſchätzbare Gegenwart gleichfalls ſchenken mögen. Und Ihnen zu zeigen, daß ich für Sie auch beſorgt und dankbar für Ihre Güte bin, habe ich, da ich weiß, Sie ſind ein großer Liebhaber von Privattheatern, ein ſolches bei mir errichtet, und einige der Herren Hofſchauſpieler und die ſchöne M* und S* erſucht, mich dabei zu unterſtützen. Ich verſpreche mir einen hohen Genuß davon.“ — „Das iſt herrlich, lieber Recht! Sie ſind ein wackerer Menſch; ich komme gewiß!“ rief der Doctor.

Unter Lachen und frohen Scherzen trennte ſich die Geſellſchaft, mit der ſtrengen Vermahnung: daß ja keines davon krank werde, damit Niemand bei dem Vergnügen fehle. — Nur wenige Tage waren dazwiſchen, und Recht hatte vollauf zu thun, ſeine Gäſte zuſammen zu bringen, was ihm beſtens gelang, weil ſich die alten Jungfern gern einladen ließen, da ein vortrefflicher Kaffee und noch vortreffliche Kleinigkeiten und ſonſt recht allerhand ſchöne Dinge, beſonders aber auch alte Junggeſellen zu hoffen waren, mit denen vielleicht noch ein Partiechen zum Bund des Lebens anzuſpinnen ſeyn würde.

Dieſer kam heran; es war ein ſchöner Frühlingstag, die Natur ſchien auf einmal zu erwachen und ſich nach dem langen Schlafe zu ſtrecken und zu regen. — Die Geſellſchaft hatte ſich ſchon frühzeitig verſammelt und ging um die beſtimmte Zeit zu dem Doctor. Er war der König des Tages; ſie umringten ihn im Freudegefühl, und ſahen ſchon im Voraus auf ſeinem Geſicht das Erſtaunen und Verblüffen, das ihn ergreifen würde, wenn er am Abend, ſtatt der verſprochenen Schauſpieler, eine Geſellſchaft, die ſeinem Schönheitsſinn ſo ganz zuwider ſeyn mußte, antreffen würde. Sie folgten willig dem Doctor, der ſie in ein völlig verdunkeltes Zimmer führte, wo Keiner den Andern erkennen konnte, und ſie bat, nur einige Minuten zu harren, damit er ſich verbergen könne. Feierliche Stille herrſchte unter ihnen, ſie waren alle voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Plötzlich erſcholl ein herrliches Inſtrumental-Conzert, die Flügelthüren flogen auf und Eduard trat, eine ſchöne, bräutlich geſchmückte junge Dame am Arm, ihnen entgegen. „Meine Braut, und ſeit elf Uhr dieſes Morgens meine Frau, habe ich die Ehre, Ihnen hiemit als das erſte phyſikaliſche Experiment vorzuſtellen!“ ſagte er lächelnd; „ich empfehle ſie Ihrer Freundſchaft!“ — Köſtlich war der Anblick, wie ſo Einer nach dem Andern aus der Finſterniß ſich zu Tage förderte, die langen Geſichter nun bald auf der Dame und Ellhardt, bald auf den Mitgetäuſchten hafteten, bis das Erſtaunen verſchwand und die Glückwünſchungen von der Befangenen Lippen floſſen. Auch war die Braut nicht unbekannt, ja ſogar eine herzliche Freundin von einer Dame, die unter den Betroffenen ſich befand, und die vor Erſtaunen über dieſe plötzliche Neuigkeit Alles für Traum hielt: ſo wenig hatten ſich die Beiden bis jetzt verrathen. Der gegenwärtige Geiſtliche, die Eltern der holden Braut und mehrere Anweſende überzeugten bald die Geſellſchaft: daß es die reinſte Wahrheit ſey. Der Jubel und die Freude über dieſe Ueberraſchung war ſehr lebhaft und Alle mußten geſtehen: daß der Doctor unübertrefflich ſey. Nachdem ſich die lauten Ergießungen des fröhlichen Erſtaunens etwas gelegt hatten, erzählte der Doctor: wie er die Bekanntſchaft ſeiner Braut gemacht, und gleich von dem erſten Augenblick an ſich vorgenommen habe, die Sache ſo geheim, als nur immer möglich, zu betreiben, um ſich dieſes heutige Feſt, das eigentlich noch etwas ſpäter erfolgen ſollte, aber um eines Verhältniſſes willen durch eine Spezial-Erlaubniß jetzt mehr beeilt werden mußte, ſo zu bereiten, wie es geſchehen. „Und nun“ — fuhr er fort — „komme ich auf das zweite Experiment!“ indem er auf eine wohlbeſetzte Tafel zeigte; „wobei ich bitte, daß Sie ſämmtlich mich nach allen Ihren Kräften unterſtützen mögen. Sie müſſen es ſich nun doch einmal bei mir gefallen laſſen, nehmen Sie daher Platz!“ — Der ſchmetternde Tuſch unterbrach jede weitere Rede, und der ſchäumende Champagner floß zum Wohl des glücklichen Paares. Recht bedauerte im Stillen ſeine alten Jungfern, denn der Doctor hatte es abſichtlich darauf angelegt, ihn nicht aus den Augen, noch weniger ſich entfernen zu laſſen. Er traf heimlich ſeine Maaßregeln, und ließ die ganze Altersgeſellſchaft, die Jener für ihn gewählt hatte, zu ſich herüber holen. In einem Nebenzimmer, das bisher verſchloſſen blieb, ward ihnen aufgetiſcht — es war eine ſeltſam komiſche Verſammlung — und nachdem Alles vorbereitet war, ſchlug der Doctor vor: das dritte Experiment in Augenſchein zu nehmen. „Dies die eigentliche Urſache der Spezial-Erlaubniß!“ ſagte er. Man denke ſich das Lachen und den Jubel der Anweſenden, als ſie ſich ſo in die Karte geſpielt ſahen und eine der Alten auf Recht loskam, ihm im Namen des erſten Aprils eine ungeheure Naſe aufzuſetzen. „Es lebe der erſte April!“



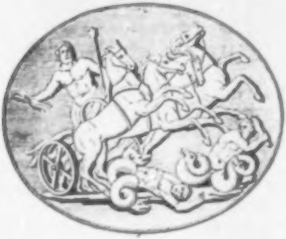
riefen ſie ſämmtlich, und Recht mußte abbitten. Die Freude hatte den höchſten Gipfel erreicht, und in den folgenden Tagen ward viel von dem Lärmen am erſten April erzählt.

Ed. Müller.

Alte und neue Welt.

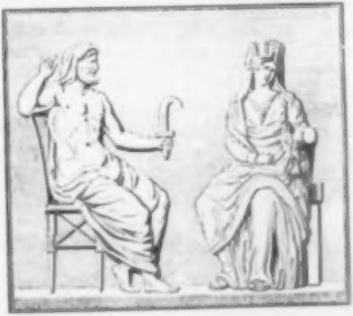
„Welcher chriſtliche Jüngling würde ſich nicht ſchämen, ein Jupiter zu ſeyn!“ ſo rief einſt in ſeinem frommen Eifer ein berühmter deutſcher Schulmann aus, und man wird ihm nicht widerſprechen, wenn man dieſen erſten der zwölf Hauptgötter der Griechen und Römer in ſeinen ihm durch die Mythologie, durch die Sagengeſchichte aufgebürdeten Abenteuern folgt. Ueberhaupt aber kann ſelbſt nur flüchtige Betrachtung jener Fabelwelt uns das Herrliche des chriſtlichen Glaubens an die göttliche Einheit, an die in ſeinen Schöpfungen ſichtbare Hoheit und Allmacht des Unſichtbaren leuchtender werden, und einſehen laſſen, daß vor den einfach heiligen Lehren der Evangelien das Gewebe eines meiſt aus der Sinnlichkeit hervorgegangenen Tempeldienſtes zerfallen mußte. Betrachten wir alſo einmal die zwölf Hauptgebilde aus jenem Sagenkreiſe nach den

Annahmen, die, von den Griechen ſtammend, zu den Römern übergingen, und endlich vom Chriſtenthum überwältigt wurden; — betrachten wir ſie, eine Nutzanwendung möge dann daraus hervorgehen.

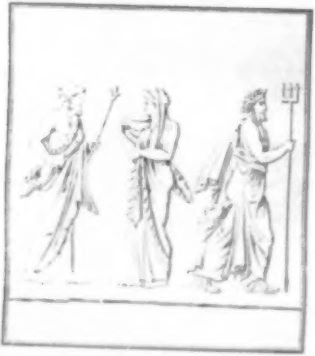


Jupiter.

Er war ein Sohn des Saturn's und der Rhea, die auch andre Namen haben. Saturn wurde abgebildet, in der Hand die ſichel-



förmige Waffe, die ſich ſpäter in die Senſe verwandelte, mit einer Verhüllung des Hinterhauptes als Andeutung der verhüllten Zukunft. Rhea iſt mit der Mauerkrone geſchmückt und hält eine Handtrommel, an der kleine Schellen hangen. Saturn, der angeblich im goldnen Zeitalter herrschte, verſchlang die ihm von der Rhea gebornen Kinder; den Jupiter aber wußte ſie zu retten, indem ſie ihrem Gemahl einen in Ziegenfell gewickelten Stein zu verſchlingen gab. Dieſer Sohn wurde der erſte und oberſte der heidniſchen Götter, iſt auch der Erſte in der hier eingefügten Reihe, deren Geſtalten, im alten Stil ausgeführt, theils dem Altar im kapitoliniſchen Muſeum, theils einem Halbhochbild (Basrelief) in der Villa Albani entnommen ſind. Den Jupiter ſehen wir da, das Scepter in der einen Hand, in der andern den Donnerkeil, ein von ihm ſehr oft gebrauchtes Werkzeug.



Nach ſeiner verheimlichten Geburt wurde Jupiter von Nymphen erzogen; ſie ſaugten ihn mit Ziegenmilch, die Bienen brachten ihm Honig, und ein Adler trug Nektar und Ambroſia herbei; an Mangel wurde er alſo nicht gewöhnt. Seine erſten Thaten vollbrachte er ſcheinbar zum Schutze ſeines Vaters gegen deſſen Brüder, die Titanen, die den Saturn entthronen wollten. Die Titanen ſchleuderte Jupiter in den Tartarus, die älteſte, demnach für ſolche Alterthumsforſcher, denen alles Uralte klaſſiſch iſt, die klaſſiſche Hölle. Nach Beſeitigung ſeiner Oheime entthronte aber Jupiter ſelbſt ſeinen Vater und theilte mit Neptun und Pluto, den Brüdern, die man ebenfalls dem Verſchlinger entzog. Neptun erhielt das Meer, Pluto die Unterwelt mit der erwähnten Hölle, der jedoch das Eliſium beigefügt wurde; Jupiter behielt für ſich den Himmel, und die Erde nannte er gemeinſchaftliche Beſitzung, unterwarf aber doch Alles ſeiner Macht und ſeinem Belieben. Das wollten ſich die Giganten nicht gefallen laſſen, dafür wurden auch ſie in den Tartarus geſchleudert. Seine Herrſchaft begann mit dem ſilbernen Zeitalter, es wurde aber ehern, dann eiſern, und da ihm das Menſchengeſchlecht verderbt ſchien, weihte er es ganz der Vernichtung, worin er als Meiſter erſcheint. Die zum Zweck dienende Waſſerfluth ließ aber Deukalion und Pyrrha verſchont, die nun aus Steinen ein neues Menſchengeſchlecht hervorgehen ließen, doch Jupiter's Liſt zum Vernichten griff immer wieder ein. Von ſeinen drei Gemahlinnen (Metis, Themis und Juno) konnte ſich keine ſeiner Treue rühmen: die, mit den liſtigſten Verführungskünſten betriebenen Liebesabenteuer Jupiter's ſind unzählbar. Wir wenden uns gebührend davon ab, doch drängt uns die rächende Eiferſucht der Juno unvermeidlich einige Namen der Verführten auf.

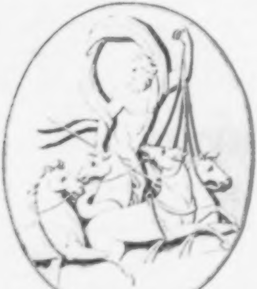
Juno.

Sie iſt abgebildet mit einem durch das Diadem gegipfelten Schleier. Zuweilen trägt ſie ein Scepter, da es ihr doch mitunter glückte, die Herrſchaft an ſich zu reißen, und ihr zur Seite ſieht man den Pfau, noch einen, wenn ſie fährt: dieſer Vogel iſt demnach als Sinnbild der Eitelkeit klaſſiſch. Ihr Beſtes war, daß ſie, ihrer ſchlimmen Erfahrungen eingedenk, treue Gattenliebe ſchützte; doch iſt ſie dadurch der Wahrheit nach minder berühmt als durch die Wuth ihrer Eiferſucht berüchtigt. Von den Geliebten Jupiter's ließ ſie die Latona durch einen Drachen von Ort zu Ort jagen, ſo daß ſie keine ihr bleibende Stätte fand; die Kalliſto verwandelte ſie in eine Bärin und Diana mußte ſie mit ihrem Geſchoß tödten; die Jo verwandelte ſie in eine Kuh und ließ ſie durch die Furien verfolgen; die Jynx mußte zur Bachſtelze werden, Semele durch einen, von der Juno ihr eingeflößten Wunſch zur Aſche verbrennen, Galanthis wurde zum

Wieſel umzuſchaffen, und Alcmenen überhäufte ſie mit Schmerzen. Wer nicht die Juno als die Allerſchönſte anerkannte, der hatte es zu büßen, und auch in dieſer Hinſicht ſind ihre Thaten des Grimms mit Tod und Tartarus ſehr freigebig. Daß im Himmel der Griechen und Römer das erſte, das gebietende Götterpaar keinen Hausfrieden hatte, alſo den Nebengöttern und Erdbewohnern ein böſes Beiſpiel gab, ſieht ſich leicht ein. Jupiter und Juno hatten ſich gegenſeitig viel vorzuwerfen, alſo viel zu verzeihen. Trotzdem verließ einmal Juno ihren Gemahl, dem jedoch zugeſtanden werden muß, daß er mit poſſenhaftem Humor die Scheidung abzuwehren und durch Gelächter eine Ausſöhnung herbeizuführen wußte.

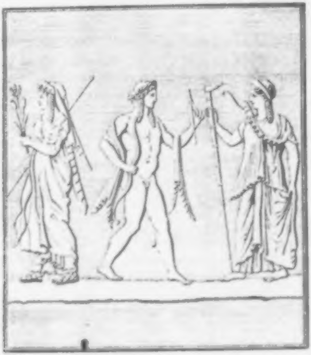
Neptun.

Der Dreizack iſt deſſen Scepter und als Meeresgott fährt er auf einem Muſchelwagen, den vier Seeroſſe ziehen. Man verdankte ihm die Entſtehung des Pferdes und bei dem Bericht über ſeine Thaten



fehlt die Uebung der Rache nicht. Seine Gemahlin war Amphitrite, die ihn nicht mochte, aber mit Hülfe eines Delphins zur Ehe gezwungen wurde. Sie erlebte dann auch, daß ihr Gemahl noch ein Dutzend

Frauen zur linken Hand hatte, und mußte ſich darüber tröſten, daß es im Meerreiche eben ſo zuging wie in der Ober- und Unterwelt.



Ceres.

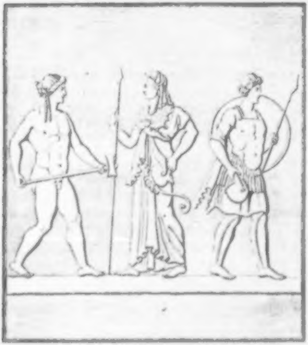
Das Scepter iſt ihr ebenfalls verliehen und in der andern Hand hält ſie Kornähren und Mohn. Sie iſt geſchildert als Wohlthäterin der Menſchen, doch in der Nachſucht hat ſie ſelbſt nichts Menſchliches, gewiß alſo nichts Göttliches. Erzürnt über den Raub ihrer Tochter Proſerpina zündete ſie am Aetna Fackeln an und verbrannte damit alles Getreide, und als ſie, weil ihr keine Genugthuung ward, den Himmel verließ, die Menſchen aber ſie nicht gleich nach Wunſch aufnahmen, vergalt ſie Böſes mit ärgerem Böſen.

Apol

Er, nach Horaz „nie den Bogen von der Schulter trennend“, hat in unſerm Bilde Bogen und Pfeil; man gab ihm aber noch manches andere Zeichen, vorzugsweiſe die Lyra, und ſchildert ihn als Vorbild des Männlich-Schönen an Körper und Geiſt. Daß die zärtlichen Abenteuer des ſchönſten Mannes zahlreich waren, das wird man zu allen Zeiten begreiflich finden, ſo lange es ſchöne Männer giebt, wenn ſie auch nicht erfüllt ſind vom geiſtig Schönen. In ſeiner Eiferſucht tödtete er eine ſeiner Geliebten, die Koronis, Mutter des Aeskulap, und als er ſich einſt an Jupiter, der ungerechter Weiſe den Aeskulap mit Blitzen erſchlug, nicht rächen konnte, mordeten Apollo's Pfeile die Cyklopen, weil ſie pflichtgemäß dem Jupiter Donnerkeile geſchmiedet hatten. Wer ihn nicht als Meiſter der Töne anerkannte, mußte ſeine Grauſamkeit erfahren: dem König Mydas gab er Eſelsohren, und dem Marſyas zog er bei lebendigem Leibe die Haut ab, oder geißelte ihn zu Tode. Man wird geſtehen müſſen, ſo ſehr die Dichter ihm ſchmeicheln — er iſt ja ihr gabenreicher Gebieter! — durch und durch war er nicht das Muſterbild der Liebenswürdigkeit.

Diana.

Sie hat ſich ſehr züchtig verhüllt, trägt auf der Schulter Köcher und Bogen und in der rechten Hand eine Fackel. Dem Himmel iſt ſie Göttin des Mondes, der Erde Göttin der Jagd. Da ſie den Mutterſchmerz nicht ertragen wollte, bat ſie den Jupiter, Jungfrau bleiben zu dürfen; es wurde ihr gewährt, und nun hatten ihre Verehrer jammervolle Schickſale. Den Jäger Orion, durch deſſen Zuneigung ſie ſich geſchmeichelt fühlte und gern ihr Gelübde verleugnen wollte, tödtete ihr Pfeil zwar — nach der mildeſten Sage — nur durch eine betrügeriſche Liſt des Apoll, dem dieſe Mißheirath zuwider war; ihren Anbeter Actäon aber verwandelte ſie in einen Hirſch und ließ ihn durch ſeine eigenen Hunde zerreißen. Am glimpflichſten behandelte ſie den reizenden Endymion, für den ſie ihre Liebesempfindung nicht verbergen konnte. Er empfing im Schlafe heimliche Küſſe von der Jungfrau Diana, mußte nun aber zufolge ihres Beliebens dreißig Jahre ſchlafen. Die geringſte Beleidigung ihrer Macht und Schönheit beſtrafte ſie mit greulichen Qualen, ebenſo jede ihrer, offenbar nicht immer ſtrengen Keuſchheit widerwärtige Herzensregung ihrer Dienerinnen. Sie konnte endlich doch das Weſen einer böſen alten Jungfer nicht beſiegen; — wir ſagen einer böſen, denn wir kennen treffliche alte Jungfern, durch ihre Trefflichkeit um ſo ſchätzenswerther, weil ſie mehr das Weh als die Wonnen unſres Daſeyns zu empfinden hatten, ſich aber dadurch nicht verbittern ließen.



Vulcan.

Er trägt in den Händen einen gewichtigen Hammer, und man nennt ihn den Gott des Feuers, auch Erfinder der Schmiedekunſt. Nach den Ueberlieferungen, das heißt nach prieſterlichen Leitartikeln, würden ſogar ſämmtliche Maſchinenbauer neuerer Zeit noch bei ihm in die Lehre geben können, ſo wunderbarlich ſind die Berichte über ſeine Werke. Im Aetna hatte er ſeine hauptſächlichſte Werkſtätte, wo er in den verſchiedenſten Metallen arbeitete, von Rüſtungen und ſich ſelbſt bewegendem Geräth an bis zum zierlichſten Schmuck; ja ſogar ſeine Diener und Dienerinnen ſchuf ſein Hammer aus Metall. Obwohl er häßlich und Hinkefuß, daneben aber doch ſo höchſt brauchbar war, erhielt er die reizendſte Göttin, die Venus, zur Gemahlin, nicht zu ſeinem Glück, denn der berühmte Schmiedemeiſter konnte nicht Herr werden in ſeinem Hausſtande, und ſein ſchönes Weib machte Streiche, die ihn vermittelſt des Preußiſchen Landrechts leicht von ſeiner gefallſüchtigen Frau befreit hätten. Uebrigens wußte er ſich zu entſchädigen, denn ſeine ganze Nachkommenſchaft, Beiſpiele der körperlichen und ſittlichen Gebrechlichkeit, hat Mütter, bei denen der Name Venus nicht vorkommt.

Minerva.

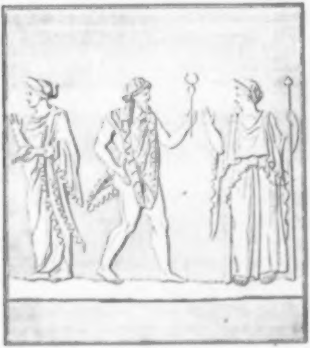
Sie iſt durch die Aegide, den Bruſtpanzer, geſchützt und hält in den Händen Helm und Wurfſpieß. Die weiſe Tochter Jupiters, aus deſſen Haupt ſie entſprang, glänzt Minerva durch Geſchicklichkeit und Sitte unter den Göttinnen, war aber vermöge ihrer, ſelbſt Ungeheure überwindenden Tapferkeit, was man ein Mannweib nennt, hatte auch an Zorn und Galle ihr Theil vollauf. Den Mars ſchlug ſie mit einem Grenzſtein zu Boden; eines Färbers Tochter, Arachne, die ſich vermaß, im Weben einen Wettſtreit mit der Minerva zu beſtehen, verwandelte ſie in eine giftige Spinne, und ein paar Hirtenmädchen, die ihr etwas ſchnippiſch antworteten, in die allerhäßlichſten Nachteulen. Bei ihren umfangreichen Fähigkeiten und ihrem unbeſieglichen Muth ſind ihr die Männer muthmaßlich zu unbedeutend erſchienen, denn von Liebesabenteuern der Minerva wußte die Vorwelt nicht viel mehr als nichts.

Mars.

Mit Helm, Schild und Speer bewaffnet, iſt er überhaupt vom Kopf bis zu den Zehen gerüſtet; er ſtand immer auf dem Kriegsfuß. Eine Gemahlin hat er nicht gehabt, doch fehlte es ihm weder an Söhnen noch an Töchtern, zu denen man auch die Königin der Amazonen zählt. Die zumeiſt erwähnten unter ſeinen Söhnen ſind Romulus und Remus, der Erſtere als Erbauer Roms und Mörder ſeines Bruders bekannt. Als deren Mutter nennt man eine Veſtalin. Des Mars Geliebteſte war die Venus; ihr Gemahl Vulcan und Homer wußten davon ſehr viel und Alles das zu erzählen, was wir gern verſchweigen.

Venus.

Die Abbildung zeigt ſie mit einer Taube in der Hand, was auf ihre Zärtlichkeit hindeuten ſoll, und ihr Anzug muß an die Zeit erinnern, wo dies Muſterbild weiblicher Schönheit, Seitenſtück zur männlichen Schönheit des Apollo, in nachmaligen Abenteuern noch nicht ihre ganze Kleidung verlor. Sie ſoll aus Meerſchaum entſtanden ſeyn, und ihre Liebe war nun auch Schaum, nur oberflächlich, da Venus, die treuloſe Gattin des Vulcan, ſie ſehr zu vertheilen wußte. Mars, Merkur und Bacchus, außer dieſen Göttern noch verſchiedene Irdiſche, vorzugsweiſe der ſchöne Adonis, wurden begünſtigt. Der Schelm Amor gehört zu den Kindern der Venus, und es iſt wenigſtens treffend, daß auch der Eheſtifter Hymen dazu gehört. In der Racheluſt der Venus gegen Alle, die ſich nicht nach ihrem Willen verlieben wollten, verfuhr ſie ärger als die unzähligen wüthenden Väter und Vormünder der Komödien; ſie verwandelte die Widerſpenſtigen in Stein, Jungfrauen, nach dem Beiſpiel der Minerva, in Nachteulen, und verübte noch ſonſt Ungeheuerliches.



Mercur.

Dem dient als Sinnbild der Schlangenſtab, und das läßt ſeine Geſchicklichkeit merken. Er iſt Gott des Handels, höchſt erfahren in Ueberredung, Hinterliſt, Pfiffen und Ränken, hat ſich auch nie geſcheut, faſt alle andern Götter zu beſtehlen. Er hatte alſo gar nicht Urſache, es übel zu nehmen, daß jene der Minerva ſchnippiſch antwortenden Hirtenmädchen ihm ſagten: einen Gott der Diebe verehre man nicht. Mercur wußte aber wohl, daß man ihn verehre; er verließ ſich auf den Geldbeutel, den er oft in der Hand trägt, und ſeine wegen des Geldbeutels einflußreiche Nachkommenſchaft iſt überall verbreitet.

Veſta.

Wir ſehen ſie nur mit dem Scepter, doch hat ſie manches andere Unterſcheidungszeichen, beſonders als Göttin des im Innern der Erde verborgenen und waltenden Feuers, das wegen ſeiner Reinheit als Sinnbild der Keuſchheit betrachtet wird, deren Pflege der choſchenen Veſta anvertraut war. Ihre von Wittwen zu Prieſterinnen erzogenen Jungfrauen durften erſt nach dreißigjährigem Dienſt und nie vor dem ſechsunddreißigſten Jahre zur Ehe ſchreiten; bei früherer Verletzung ihres Gelübdes wurde die Prieſterin lebendig begraben. Daß Veſta es ſich vom Jupiter erbat, unvermählt zu bleiben, erklärt dieſe Strenge in Anordnungen wider die Natur, eine Strenge, die jedenfalls weder von Vernunft noch von Wohlwollen, eher davon zeugt, daß Veſta gern als Zwang auferlegte, was ihr freiwillige Grille war, weil, wie ein alter Spötter behauptet, der weibliche Reiz ihr ſehr müſſe gemangelt haben, was auch nicht ohne Wahrſcheinlichkeit iſt.

Ließen wir jetzt für unſern Zweck die zwölf mythologiſchen Hauptgottheiten in kurzen Hindeutungen an uns vorüberwandeln, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß wir ſehr wohl wiſſen, es ſey hier Vieles nur als bildlich zu nehmen. Geht aber aus den Werken der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller hervor, wie verſchieden unklar und unrein ſie waren über dieſe Glaubensgebilde, läßt ſich mit den vollſtändigſten Gründen behaupten, daß in den Volksmaſſen das Dunkel darüber noch wirriger geherrſcht habe. Indem aber die Volksmaſſen immer vorwaltend ſich des Sinnlichen bemächtigen, ſo war es eine natürliche Folge, daß ſie von ihren Göttern hauptſächlich nur das Sinnliche kannten und danach thaten, die Griechen und Römer alſo durch ihr Religionsweſen im Zerfall alles Sittlichen der Fäulniß verfallen mußten. Schon der erleuchtete Grieche Plato ſagte: „Man muß den Kindern keine Sagen erzählen, wodurch ihnen die Götter in menſchlichen Leidenſchaften erſcheinen" — und die mythologiſchen Geſtaltungen laſſen ſogar oft nicht nur jede Spur vom Göttlichen, ſondern auch vom Reinmenſchlichen vermiſſen. Deshalb darf man ſich nicht wundern, ja man darf wohl beiſtimmen, wenn ein Schriftſteller der Gegenwart (Fr. v. Schönholz in ſeinem kernigen Aufſatz „Theaterwelt und Welttheater") ſagt: „Mit den alten Griechen geht es Vielen, wie mit einem Menſchen, von dem viel Schönes erzählt und in den man, bloß vom Hörenſagen, am Ende ſo verliebt wird, daß man bei näherer Bekanntſchaft ſeine gröbſten Fehler für angenehme Originalität anſieht. Ich — der ich hier von

Aeſthetik ganz abſehen will — kann zum Lobe der Griechen nichts hinzuthun als Tadel; denn ich habe aus ihrer Geſchichte bisher noch nichts Anderes herausleſen können als Unzucht, Habgier und Undank. Es giebt darin nur wenig Hof-, Staats- und Hausgeſchichten, womit ſich jetzt nicht ein pflichtgemäßer Kriminal-Prozeß inſtruiren ließe, und ſtets hat mich ein leiſes Erſtaunen angewandelt, wenn ich ſehe, wie man daraus Beiſpiele ſeltener Nichtswürdigkeit ausbeutet, um der Jugend Penſa zu dictiren, und unſeren Mädchen die leidige Mythologie mit allen ihren“ — (hier laſſen wir Bezeichnungen beiſeite) — „ohne ſeidenen Vorhang in die Hände giebt, damit ſie nur recht frühzeitig ihren Schiller — und Anderes verſtehen lernen.“

Wir wollen der Phantaſie keinen kurzen Zügel anlegen, zuweilen wären aber doch auch unſere Dichter daran zu erinnern, daß der Apoſtel Paulus — in der Epiſtel an Timotheum Capitel 4 Vers 7 — ſagt: „Der ungeiſtlichen und altvettelichen Sagen entſchlage dich!“ Die Religion eines Volkes iſt die Grundlage ſeines Werths oder Unwerths, ſeines Beſtehens oder Vergehens, und jede Richtung menſchlicher Thätigkeit ſoll dafür ſorgen, einer edlen Grundlage, wie unſre Evangelien ſind, wenigſtens nicht abgewendet zu ſeyn. Mit dieſem Zugeſtändniß iſt die erhellte Phantaſie auch in dem ihr zugeſtandenen weiteſten Gebiet in keiner Weiſe gehindert, und nur vernebelte Phantaſterei könnte ſich beſchränkt fühlen.

Durch jenes Walten des Ungöttlichen in Uebermacht des Sinnlichen haben ſich die Griechen und Römer der Selbſtvernichtung befleißigt, und vernichten werden ſich alle Völker, die nicht aufblicken und nicht aufſtreben zu dem wahrhaft Göttlichen. Uns iſt es gegeben in der Religion der Liebe, Demuth und Thatkraft: Erhebung zu ihr iſt ſchon Auferſtehung vom todten zum lebendigen Glauben, der ewiges Leben ſichert. Das iſt geſchehen mit der einfachſten Offenbarung des dem körperlichen Auge unſichtlichen, aber in allen ſeinen Werken zu erkennenden und zu fühlenden Allmächtigen durch einen Sohn Gottes, nach deſſen Lehre wir Alle Gottes Kinder ſeyn können. In fortwährender Beſtätigung iſt dies auch durch den in Erkenntniß und Gefühl uns immerdar nahen Statthalter des himmliſchen Vaters: das Gewiſſen. In ihm haben wir einen unermüdlich zum Rechten und Guten leitenden Führer, einen Lichtſtrahl zur Einigung mit dem einigen Gott. Die Zeichen der Gegenwart aber ſind Hader, Zwieſpalt und ein faſt allgemein gewordenes Drängen nach Gütern und Thorheiten der verderbteſten Sinnlichkeit; — es ſind die Zeichen, die dem Untergange der Griechen und Römer vorangingen. Eine Mahnung daran fordert zu innigſtem Nachdenken auf, fordert dazu auf, daß man ſich Feſtigkeit und Andacht wahre für den uns verklärten Gott und geläuterten Glauben in treuer Berathung mit ſeinem, Jedem ſtets wachen Statthalter: das Gewiſſen! J. F. Voß.

Der Leiermann und ſein Pflegekind.

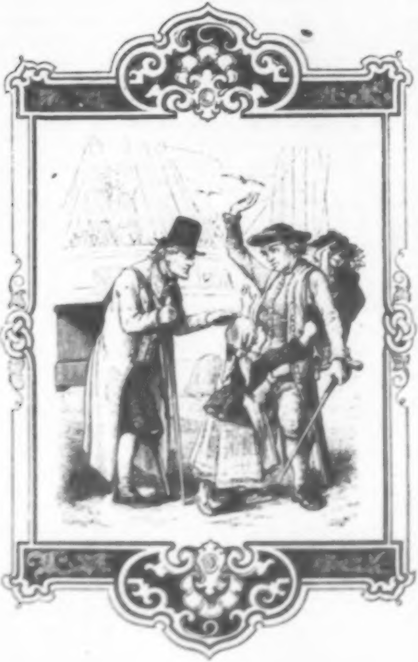
Von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Im Hafen.

Es war ein tolles Gewirre am Landungsplatz von Bremerhafen. Laſtträger, Reiſende, Kommende und Gehende, ſchoſſen durcheinander, als hätte ſie eine Windhoſe ergriffen; — denn das vorletzte Zeichen war gegeben, das Schiff hißte ſchon die Segel auf, und noch ſtanden Hunderte armer Auswanderer umher, deren Fahrniß ſich verſpätet, deren Gepäck noch ruhig am Strande lag. Jeder hatte nur Auge und Stimme für das eigene Geſchäft, Keiner kümmerte ſich um den Andern, und dennoch trieb eine Feder dies ganze ſummende, brummende Räderwerk — die Sehnſucht nach der neuen Welt, nach dem gelobten Lande der Unterdrückten.

Von Geräthſchaften aller Art umgeben, deren Fortſchaffung er mit finſterem Blick hütete, ſtand ein bleicher, langer Mann inmitten von Kindern, die, ihrer Sechs, den Orgelpfeifen gleich, mit großen Augen in das Getümmel und auf das weite Meer hinausglotzten, als wollten ſie fragen: Was ſollen wir denn da draußen? Mit geſenktem Kopf, anſcheinend theilnahmlos an dem Gewimmel um ſie her, ſaß eine hagere, verkümmerte Frau auf einer der Kiſten, ein Bild der geduldigſten Entbehrung, und tränkte ſchweigend einen Säugling, blaß und dürftig wie ſie ſelbſt. Nur ein kleines, kräftiges Mädchen, mit lieblichem, thränenbedecktem Geſichtchen, lehnte aufrecht an dem ſtummen Mann und flehte: „Thu's nicht, Vater! ſchleppe uns nicht in das enge, ſchwimmende Haus, führe uns nicht auf das große Waſſer! Sagt doch der Pfarrer: Bleibe im Lande —.“

„Und verhungere redlich!“ fiel der Mann bitter lachend ein und ſtieß das Kind von ſich. Die ſtille Mutter erhob langſam den Kopf, ſah den Ergrimmten aus großen, eingeſunkenen Augen durchdringend an und ſagte faſt tonlos: „Das können wir in der neuen Welt auch!“ — „Was?“ fuhr der Mann ſie an. — „Ehrlich verhungern!“ meinte die Frau ruhig. — „Du biſt unſinnig, Grete, wenn Du vor den Kindern ſo etwas ſagſt; dort erwartet das Glück, das



Gebildeten, der Reichthum den Fleißigen. Ein Narr, der noch ſo viel hat wie ich, um hinzukommen, und ſein deutſches Elend nicht von ſich wirft!“ — „Den Fleißigen verläßt der liebe Herrgott nirgends, der kann eben ſo gut in der Heimath gedeihen als in der Fremde; Arbeit erhält überall!“ — ſagte die Grete ſanft, indem ſie dem kleinen Mädchen, das ſich an ihr niedergekauert hatte, die Thränen abwiſchte. Dann erhob ſie die Stimme ein wenig und fuhr fort: „Läßt Du Dein Laſter nicht in der Heimath zurück, Stephan Walter, ſo werden wir im neuen Heimland das alte Elend finden — Du ſelbſt ſchleppſt es dann über Meer uns nach!“

Der Stephan wollte eben heftig antworten, als ein Zeichen vom Schiff ertönte, die Träger herbeieilten, die letzten Kiſten aufpackten, und Alles nach dem Damm drängte. Die bleiche Mutter wickelte ihren Säugling feſter in das Umſchlagetuch, die kleinen Buben ſprangen ſchreiend und händeklatſchend um die Laſtträger her, denn es ſollte ja fortgehen, gleichviel wohin; das Mädchen aber klammerte ſich krampfhaft an den Arm des Vaters und ſchrie in wahrer Todesangſt: „Vater, thu's nicht, die Engel hat mir's ja im Traum geſagt, Du gehſt in's Verderben! Bleib da, bleib da!“ Sie hing ſo feſt an dem Stephan, daß er nicht von der Stelle konnte. „Laß mich los, Rieke, oder ich ſchlage zu!“ ſchrie er wüthend. — Da humpelte auf ſeinem Stelzfuß ein alter Leiermann an die Gruppe heran, legte eine Hand auf des Kindes Scheitel und ſagte heiter lachend: „Laß Du nur, Kind, 's iſt ganz hübſch da drüben! War auch dort, könnt' Euch Vieles erzählen, aber Keiner glaubt's, Jeder meint, ihm ſey ein Extrabrod gebacken. Soll's nur ſelber verſuchen — zu einem Leierkaſten wird er's drüben doch noch bringen können, und der nährt ſeinen Mann überall!“ Dann drehte er ſeine Schraube, ließ ſein: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ weithin erſchallen; Hunderte aber ſchrieen mit dem Stephan: „Auſtralien! Auſtralien!“ und ſtürmten nach dem Strand, denn das letzte Läuten ertönte vom Schiff. — Unſere Auswanderer waren mit einem kleinen Zug Theilnehmer ſehr ſpät nach Bremen und deshalb zu ſpät nach dem Hafen gekommen, um ſich auf dem Schiffe einrichten zu können wie die früher Eingetroffenen. So drängte man Alles mit fieberhafter Haſt nach den ſchwanken Brettern, die von der Höhe des ſtattlichen Dammes auf den Segler hinausführten und, einer ſchwebenden Brücke gleich, über dem grünen Waſſerſpiegel hingen, der tief drunten wogte, eine Reihe angelegter Fiſcherboote luſtig ſchaukelnd.

Das kleine Mädchen hatte ſich die thränenden Augen mit den Händen bedeckt, es war dem Kind zu Muthe, als ſäße es in einer Radſchaukel. Alles bewegte und drehte ſich, Alles ſummte und ſurrte um ſie her; ſie lief willenlos immer fort, von der toſenden Menge gefaßt, ſie glaubte ſich zwiſchen den Ihren, als ſie plötzlich einen tüchtigen Rippenſtoß fühlte und eine rauhe Weiberſtimme ihr zurief: „Was heulſt Du, Balg? Mach' die Augen auf, wenn Du nicht in's Meer plumpen willſt wie eine blinde Katze!“ Das Mädchen wiſchte ſich die Augen, und ſah in der Ferne das ſchwarze Haar des Vaters mit ſeiner rothen Kappe bedeckt und die zwei kleinſten Buben auf ſeinen Armen über den Trubel herausragen, ſie ſchrie laut auf: „Vater! Mutter!“ und drängte ſich unter die Maſſe hinein, die eben die ſchwankende Brücke betrat. — Die Schiffsglocke ertönte jetzt ſchrill und mahnend durch die Luft, man drückte und zerrte, das kleine Mädchen klammerte ſich, niedergeſtoßen, athemlos an ein kräftiges Bein, das ſie im Fallen ergriff, das Bein ſchleuderte ſie hinaus, ſie ſtürzte, fiel — es ward Nacht um ſie —; Niemand kümmerte ſich um das Kind, Niemand bemerkte ſein Verſchwinden, Jeder hatte ja nur einen Gedanken: nicht zurückzubleiben.

Jetzt hatten ſie das Schiff erreicht, das Gewimmel am Bord glich dem eines Ameiſenhaufens; ein friſcher Wind blies in die Segel, und raſch flogen ſie dahin die Armen, der heimiſchen Erde die letzten Grüße zuwinkend, und ihre Hoffnungsfahne wehte luſtig nach dem unbekannten Strand einer fremden Welt.

Der lahme Spielmann leierte am Damm noch ein Weilchen den Packträgern ſein „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ vor. Das kleine Mädchen aber, von Gott nicht vergeſſen wie von den Menſchen, war auf das zuſammengeraffte Segel eines Fiſcherbootes geſtürzt, und lag — wenn auch bewußtlos, doch wohlgeborgen — in dem einſamen, ſanft ſchaukelnden Fahrzeug.

Der Leiermann.

Es war im Frühjahr, die Abendluft noch ziemlich kühl, und heute ſprühte zum Ueberfluß ein feiner, kalter Regen nieder, der das Verweilen im Freien, Glock halb neun Uhr, nicht ſehr einladend machte. Dennoch ſtand der lahme Leiermann noch vor einem ziemlich großen Hauſe am Hafen, rauchte gemüthlich ſeine Cigarre und orgelte: „Ja, das Geld iſt nur Chimäre“, während ſein Auge gierig durch die Fenſter einer matt erleuchteten Kneipe ſtarrte, in welcher Matroſen, Laſtträger und Geſindel aller Art das Geld vertranken und verſpielten, das ſie am Tage im Schweiße des Angeſichts erworben. „Der

Mutterseel, der Wilms, hat wieder gewonnen! Solch ein lumpiges Mastschaf sollte doch wohl von dem lüderlichen [illegible] zu erschnappen sein" brummte der Alte, seine Mütze [illegible], daß der Kolben bis in's Blut [illegible]. Kaum war dies gesprochen, so taumelte ein [illegible], hübscher Bursche, mit funkelnden, schwarzen Augen, wohl kaum achtzehnjährig, aus der offenen Thür. „Hallo, Wilms!" [illegible] der Fuhrmann mit weinerlicher Stimme, „geh' mir nicht vor-[illegible]! [illegible] den ganzen Tag umher, muß mich heute noch [illegible] gemacht, hab' keinen Schnapspfennig verdient, und die alte [illegible] hungert." — „Daß Du hungerst, [illegible], glaub' ich Dir nicht", lachte der Wilms laut auf; „aber durstig bist Du immer, alter [illegible]! Da, nimm schnell, eh' ich [illegible] werde, daß ich mir den Mammon nicht weiter abjagen lasse; kauf' Dich einmal satt — wenn's möglich ist." Damit warf er ihm Geld in die Mütze und schlenderte den Damm hinab. Der Alte machte große Augen, das Geldstück glänzte im [illegible] des Lichts, das aus der Kneipe drang, wie Gold; ein Dukaten lachte ihn an. „Donner! da hat er mir statt eines Groschens einen Holländer gegeben, der muß ein paar gute Fische heute gemacht haben!" — Er wickelte das Goldstück sorgfältig in ein Läppchen und schob es in eine Falte seiner zerlumpten Weste.

Draußen auf dem Wasser war es indeß lebendig geworden. Zwei [illegible] [illegible] den [illegible] des Schiffes [illegible] sehn. Draußen auf der hohen See [illegible] die arme Mutter wohl längst [illegible] nach ihrem verlorenen Kinde, dessen [illegible] sie [illegible] erst [illegible]; als Mühe und Rettung sich am Bord [illegible]; aber das arme Kind hörte den Ruf der [illegible] Mutter nicht. Bewußtlos, [illegible], [illegible] [illegible] von dem bösen Worte, das sie [illegible], lag es da. Über das leichte Heben und Sinken der Fluth konnte man das [illegible] Kind [illegible] eine [illegible] [illegible]. Ein schwarzer Punkt, der sich bei einer [illegible] er-heben, [illegible] [illegible] und nach die dunkle [illegible] von der [illegible] Ebene [illegible], der seine kalte Wogen [illegible] [illegible] durch das [illegible] [illegible] die See [illegible], das Meer schwankte immer wilder und [illegible] [illegible]. [illegible] wohl [illegible] mit dem Nachbarkahn [illegible] der [illegible] [illegible], wie die es [illegible] war, [illegible] [illegible], und [illegible] ein dumpfer Klang, [illegible] ein [illegible] [illegible] machte es [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Wer aber [illegible] der [illegible] [illegible], ein welchem sich das unglückliche Geschöpf in dem engen Raum der schwankenden Wellen [illegible], geschlagen und durchnäßt von Wogen und Regen! Ein wildem

Thore rief die Verlassene in das Brausen des Wassers, in die unheimliche Wasserwüste, die vor ihr lag, jammernd hinaus: „Mutter! Mutter! hast mich verlassen? Vater, hörst du etwa mich fern? Ach fern! Alle fern!" — wimmerte das vereinsamte Kind — „die Wellen, das Schneetreiben auch, Alle, Alle fern! Ich bin allein, Niemand denkt mein, Niemand hört mich!" Dann warf sich die Kleine laut schluchzend auf das [illegible] und drückte die Augen fest zu, als wollte es seinem Schicksal nicht mehr in's Gesicht sehen. Doch plötzlich hob sie [illegible] auf, das blasse Gesichtchen belebte sich, sie faltete die zitternden erstarrten Händchen und blickte zu dem dunklen Himmel empor. „Vater unser, der du bist im Himmel", betete sie inbrünstig, „ach, ich bin ja gewiß nicht allein, du siehst, du hörst mich, du denkst an mich, [illegible] die jungen Raben, sagt die Mutter, wenn die [illegible] aus dem Neste [illegible]. Siehe, ich bin auch vom Nest gefallen, lieber Gott, du wirst mich ja auch beschützen!"

In ihrer Angst und Noth hatte das Kind nicht gesehen, daß sich doch über ihr am Kai ein [illegible] Gesicht, mit [illegible] Blick und [illegible] Mund, über das Geländer neigte, um nach dem [illegible] zu lauschen. Sie hatte nicht gesehen, daß der [illegible] Alte eilig mit einem kräftigen [illegible] herab, daß dieser den Damm entlang lief bis zur Wassertreppe, dann in das [illegible] Boot stieg, sich immer [illegible] mit einer Hakenstange [illegible] zog und sich so von einem Boot in's andere schwang, bis er mit einem Sprung vor dem [illegible] kleinen Mädchen stand. Ohne ein Wort weiter als: „Halt' Dich fest, Kleine!" schwang er das Kind auf die Schultern und ging nun, wenn auch nicht ganz so rasch, doch eben so sicher wie er gekommen, auf den schwankenden, [illegible] zurück, um [illegible] nach wenig Minuten vor dem [illegible] Alten niederzusetzen. „[illegible]", brummte [illegible], „[illegible] ich Dir [illegible] nicht? [illegible] auf [illegible], daß der [illegible], wenn die [illegible] Kind [illegible], um mir das [illegible] zu [illegible]? [illegible] ein [illegible], [illegible] und das [illegible]!!" — [illegible] der [illegible] [illegible]: „Wie Du [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible]!" Damit ging er [illegible] den Damm hinunter, und [illegible] auf ihn der Alte nicht zurück. Er [illegible] das Kind an, [illegible] ihn, [illegible]. Die Kleine [illegible] und Angst an allen Gliedern, der Alte [illegible]. Der [illegible] [illegible], [illegible] sie zu dem [illegible] des [illegible], legte sie auf eine [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Die Frau Bäckermeiſterin.

[illegible]

[illegible]

Zelthören. Noch eh' er seinen [illegible] [illegible] äußern konnte, erhob sie ihre helle Kinderstimme und sang, halb unwillkürlich, ein gar altes, [illegible] Lied, das ihr eben einfiel. Das hieß so:

„Ich kenn' wohl einen Acker,
Den Gott der Herr besät.
Kein Körnlein fällt zur Erde,
Das nicht dereinst ersteht. —

Ich kenn' wohl einen Garten,
Liegt manch ein Hügelein d'rauf.
D'rinnen geht die Saat als Blume
Im Schooß des Herrn einst auf.“

Noch ehe der Alte sich von seiner Verwunderung erholt hatte, klopfte die alte Frau an die Scheibe und winkte das vom [illegible] [illegible] Kind herein. [illegible], deren [illegible] Augen längst dem [illegible] Blick des Pflegers begegnet war, lief schnell herzu. Das Fenster öffnete sich, eine welke, runzlige Hand kam heraus und drückte einen kleinen [illegible] in die kleinen Finger des Kindes; dieses aber ergriff die welke Hand, küßte sie inbrünstig und sagte leise: „Wart, Wart! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?“ — „Wart?“ fragte die Frau, und [illegible] einen [illegible], halb [illegible] Blick auf die Kleine. „Ach ja, Wart! — [illegible] [illegible] — „wir [illegible] es [illegible].“ „Wo warst du?“ — [illegible] die [illegible], und [illegible] sie von sich [illegible], [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] von der [illegible] [illegible] — „Da muß das Kind wohl noch [illegible]?“ — [illegible] sie auf, [illegible] [illegible]: „[illegible] [illegible] Kind, und bring' das [illegible] auch mit. Ihr [illegible] [illegible] [illegible].“ — Jetzt [illegible] die [illegible] alte Frau das Fenster, [illegible] [illegible] die [illegible] und [illegible] in den [illegible], wo er [illegible] sie [illegible] und [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] er sich aber [illegible]: Die [illegible] Frau [illegible] war mit [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] wie ein [illegible]. Die [illegible] [illegible] war [illegible] [illegible] [illegible] gewesen, die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]; ein [illegible] [illegible] war ihr [illegible], der [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible]; den hatten sie in den [illegible] [illegible] [illegible] Tagen auch zu Grabe getragen. — Die alte Frau [illegible] nun allein, ohne [illegible], ohne [illegible] im [illegible], darum [illegible] sie [illegible] in sich [illegible] und [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] er zu [illegible], und [illegible] [illegible] die [illegible] im [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible] ihre [illegible]. — [illegible] [illegible] hatte die [illegible] [illegible] gerührt und beruhigt. Ihr Herz war weich und warm. Sie fühlte heute die Noth und das Weh Anderer doppelt. So geſchah's, daß ſie das Kind und den Alten ſelbſt durch den Laden über den weiten Hofraum nach der freundlichen Küche im Hintergebäude führte, ſie dort ordentlich ſättigen ließ, dann der Kleinen ein warmes Mäntelchen umhing, damit ſie nicht erfriere „bei ihrem grauſamen Vetter“, und ſie reich beſchenkt nach Hauſe ſchickte. Das war aber noch nicht genug. Am andern Morgen kam gar ein Geſelle an, der brachte eine ganze Schiebkarrladung von Brod und ein paar tüchtige Winterſchinken — Speiſevorrath auf Monate für den Bettler und ſein Pflegekind — und hinter ihm drein rollte ein Karren mit Kohlen, der den ganzen Winterbedarf der kleinen Haushaltung deckte. Das Mädchen ſchaute mit leuchtenden Augen und gefalteten Händen all die Herrlichkeiten an, der Alte aber umhalſte ſein „Weihnachtsmännchen“, wie er ſie oft nannte, und jubelte: „Nun brauch' ich meine Puppe nicht mehr in jedem Wetter auf die Straße zu ſchleppen, der Herr ſegne die brave Bäckersfrau und mein Kleinod!“ Er fühlte tief, daß er mit dem Kinde die Gnade Gottes unter ſein Dach geführt; denn doch alles Gute von ihm, ſeine Verſorgung an Leib und Seele, ſein ärmliches Stübchen, ſogar das helle Feuer, das ſie ſchon ruhig in dem kalten Kamin angezündet hatte — und er ward ſelber wie ſeit lange im Gemüth des Lebens Sonnenſcheins.

Eine Mitternachtsſtunde.

Es war ein ſtrenger Winter wie ſeit Jahren nicht, die Theuerung groß, der Hunger viele Leiden auf den Menſchen. Die gute Bäckersfrau hatte damals den ſtillen Dank des kleinen Mädchens freundlich aufgenommen; aber das ſchwere Geſchäft lag nun auf ihr ganz allein, ſie ſah das Mädchen nicht — denn es ſang nicht mehr vor ihrem Hauſe, um nicht aufdringlich und unbeſcheiden zu erſcheinen — ſo ging Alles den gewohnten Gang. Frau Clemence dachte genug gethan zu haben und vergaß den Bettelmann und ſein Pflegekind, wie das eben ſo bei reichen Leuten zu geſchehen pflegt, die gar Vieles denken ſollen. — Mathilde grämte ſich nicht darüber, wenn ſie der Hoffnung dachte; denn ſie ging ſchon in's zwölfte Jahr. [illegible] ſah ſie das Elend ſelbſt, und ſie begriff das Kind gar wohl: daß dies kein Leben, wie es einem jungen Mädchen geziemlich ſei. Die Eltern waren [illegible], ſie fühlte eine Schuld — und darum den Alten dennoch [illegible]; ſtellte aber, der von Tag zu Tag hinfälliger wurde, daß ſie zu dem Beſuch des Schloſſes nicht kommen, denn er konnte ſie nicht mehr erblicken. So geschah es, daß das arme Kind allmälig früher Erlebnisse vergaß, und daß es, so tief es sein Schicksal empfand, doch nichts Andern kannte. Doch war jetzt große Sorge um den alten Mann ein, der seit einigen Wochen nicht mehr vor die Thür konnte; denn sein gelähmtes Bein versagte ihm gänzlich den Dienst. [illegible] wenn ich auch ihn verliere, was würde aus mir? flog wie ein Schrecken der gänzlichen Verlassenheit in das junge Herz auf. — Da saß sie einen Abend noch zu später Stunde an seinem harten Lager und beobachtete bei dem matten Scheine der kleinen Lampe [illegible] sein Gesicht, daß ihr dieses seltsam verändert schien. [illegible] es glühte in [illegible] [illegible] sein Auge, nur halb geschlossen, [illegible] in's Leere. Sein Athem ging kurz und schwer. [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], als sie ihn angeredet hatte und [illegible], er [illegible] sie gar nicht, er lag wie abwesend. Dann [illegible] er plötzlich mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien: „Dort in der Ecke liegt mein [illegible] Bein. [illegible] es mir, [illegible], es wird wieder anwachsen, denn das andere ist zu [illegible] mehr nütze!“ Vom Entsetzen ergriffen lief [illegible] [illegible] zu der Nachbarin, die ihr oft mit Rath und That beigestanden. [illegible] sie Alles [illegible] und als nun — sagte sie [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] den [illegible] geschehen und seinen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] daß das sei die Krankheit, an welcher die [illegible] [illegible] gelitten, und wenn ihm nicht schnell durch [illegible] von [illegible] geholfen würde, so müsse er noch in dieser Nacht [illegible] [illegible]. — „[illegible]? guter Gott, wo bekomme ich den?“ jammerte das Kind. Die Nachbarin [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] zu denken. „[illegible] [illegible] [illegible]?“ — [illegible] die [illegible] — „[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] alle Wege [illegible].“

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Mädchen durch den Kopf. „Ich weiß, wo man [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], so muß Euch [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]“ — [illegible] das [illegible] Kind — „ich bringe [illegible].“ [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu hören, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]

Muth — der, je näher dem Ziele, je schwächer wurde — drohten [illegible]. Auch sie plötzlich bebend hielt: denn die eherne Zunge des Domthurmes verkündete eben, weit hinschallend, der schlafenden Stadt die Mitternachtsstunde. Mädchen schauderte zusammen und zögerte einen Augenblick, unschlüssig ob sie vorwärts oder rückwärts gehen sollte. Vor ihr lag die Straße, an deren Ende sich der Marktplatz öffnete; so nahe schon, und sie sollte feig umkehren, aus Furcht vor [illegible] [illegible] Zauber? Dort, an der fernen Ecke brannte ja die Straßenlaterne noch hell, was konnte ihr geschehen? Er hat mich aus dem Tode, aus der Todesnoth an sein Herz genommen, sollte ich ihn in der Todesnoth verlassen? — so denkend, setzte sie [illegible] und schritt eilig dem fernen Lichte nach, dem Marktplatze zu. Noch aber hatte sie das Ende der Straße nicht erreicht, da schwankte die Laterne vom Wind gerüttelt, das Licht flammte auf — und erlosch. — Es war eine stockdunkle Nacht, kein Stern am Himmel sichtbar, [illegible] [illegible] kein [illegible] zu sehen, kein Geräusch zu hören, als das Sausen des Windes, der sich erhoben hatte und in einzelnen Stößen durch die Straße fegte. Mädchens Herz pochte gewaltig, sie stand wieder still, [illegible]; da gewahrte sie, daß hier der Eingang des kleinen [illegible] sei, das aus der Hauptstraße zu dem Hintergebäude der [illegible] führte, und [illegible] fiel ihr ein, daß sie auf diesem Wege aus dem Hause fortging an jenem Tage, als sie im [illegible] eingesperrt, und daß im Hof die Küche lag, in welcher sie [illegible] worden, aber [illegible] die [illegible] [illegible], sie [illegible] dem [illegible] am [illegible] [illegible].

[illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], daß Mädchen [illegible] [illegible] in das [illegible] ein, welches so [illegible] und [illegible] war, daß sie auch im Dunkeln [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] hatte sie sich nicht gemerkt, sie war bald [illegible], auch das Thor, und indem sie nach der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] suchte, [illegible] sie zu ihrer [illegible], daß eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] sie nun in den [illegible] und [illegible] [illegible] um sich, da sie nicht wußte, wohin sich zuerst wenden; ob nach der Küche oder dem [illegible] — als [illegible] zu ihrem [illegible] [illegible] im [illegible] [illegible] [illegible], aus dem [illegible], dessen [illegible] mit einem [illegible] [illegible] an den Hof [illegible], ein Licht [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] sie gerade darauf zu, [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] aber stand sie wie [illegible] [illegible], denn das Licht im [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] es in dem [illegible] der [illegible]

Stirnwand, in welcher der eine Fensterladen geschlossen, der andere aber, so wie das Fenster selbst, weit offen war. Ein seltsamer Ton, ein dumpfes unterdrücktes Wimmern, traf das Ohr des entsetzten Kindes; mit weit offenen Augen, unbeweglich, sah sie in dem Scheine einer Blendlaterne, von welcher das Licht ausging, zwei Gestalten sich hin und her bewegen, in einer offenen Kommode wühlen, und wie ein Schlag durchzuckte sie der Gedanke: „das sind Diebe, Räuber, das ist die gute Frau, die sie überfallen, vielleicht gemordet haben!“ — und ohne zu wissen was sie that, vom Todesschreck gejagt, scheu um sich blickend, stürzte sie auf einen Glockenstuhl zu, der inmitten des Hofes stand, und, durch kleinen Zugang von dem Lichtschein aus der Stube beleuchtet, ihr in's Auge fiel. Sie riß an dem Strange, der herabhing, mit verzweifelter Hast, und ein starker Ton durchhallte weithin schaurig die Stille der Nacht; es war die Glocke, welche täglich die Gesellen und das Gesinde zum Mittags- und Abendbrod rief. Wie rasend zog das Kind an dem Strange, immer ängstlicher wimmerte das Glöckchen, jetzt plötzlich erlosch das Licht im Vorderhause und dunkle Nacht bedeckte den Hofraum. Nun erst begriff Röschen die eigene Gefahr, sie floh unwillkürlich nach der Küchenthür zu und warf sich dicht an die Wand gedrückt zur Erde. Ein dumpfer Schlag erschallte vom Vorderhause her, als falle eine schwere Last zur Erde, und wieder, jetzt zum dritten Mal; im Hintergebäude ward's lebendig — durch den Hof eilte Jemand mit schweren Tritten, Einer tappte an der Wand dicht an dem kleinen Mädchen vorüber. „Der Teufel hole den Racker das Licht, die sind das gethan!“ hörte das schreckliche Kind eine heisere Stimme rufen, während der eigene Herzensschlag ihr fast erlosch; dann rannte es durch das Vorhaus, der Riegel flog klirrend an's Schloß, und aus dem Hintergebäude kam jetzt ein Gesinde, dessen Laternen den ganzen Raum erleuchteten, das sich hier versammelt. Röschen schrie aufspringend: „Räuber, Diebe! Den Hausgenossen der Frau Steinhard zu Hülfe!“ und flog von dem erschrockenen Gesinde hin dem Vorderhause zu, das aber verschlossen war wie gewöhnlich. Der Wächter kam nun zugleich von Gehöft, er hatte keinen Schlüssel. „Was schreit die Kleine, und sieht mir keiner in's Fenster?“ — schrie das schluchzende Kind — „wenn Ihr mich hinauf hebt, dann will's erreichen, ich muß zu ihr!“ Den zweitjüngsten Gesellen hob sie auf seine Schultern, so daß er da das Fensterbrett erreichte, emporklimmend, und sich im nächsten Augenblick auf dem Gesimse, mit allen Kräften in die Stube rufend: „Frau Steinhard, hört Ihr?“ — ein dumpfes Stöhnen war die Antwort. „Sie lebt, nicht um die

[illegible] auf das entzückende Mädchen, und wer kann, ohne [illegible] mit einem [illegible] im Zimmer. [illegible] glücklich [illegible] die ganze [illegible] mit den Händen [illegible] im [illegible] nach [illegible] das Kind den [illegible] über die [illegible] ein [illegible] auf dem [illegible] aber sie [illegible] und [illegible] der [illegible] die Natur [illegible] Hülfe herbeigeschafft, [illegible] die [illegible] bei [illegible] und [illegible] kleine Mädchen [illegible] das [illegible] die [illegible] die der Herr dem [illegible] nicht [illegible] das [illegible] der [illegible] die [illegible] sie hatte [illegible] die [illegible] die [illegible] nicht mehr.

Sonnenschein.

[illegible] ein ganzes [illegible] bei einem [illegible] die Nacht [illegible] mit [illegible] Nach [illegible] dem Arzte einen [illegible] gebracht, [illegible] nach dem [illegible] nach [illegible] die das [illegible] jungen [illegible] und [illegible] Wunsch mit [illegible] und [illegible] das [illegible] Kind [illegible] — [illegible] die [illegible] in die [illegible] Haus, und dem [illegible] ihr [illegible] die [illegible] im [illegible] mit [illegible] die [illegible] er [illegible] den [illegible] das [illegible] wie er [illegible] und [illegible] den [illegible] wie die [illegible]

[illegible] das junge [illegible] und die [illegible] und [illegible] den [illegible] während die [illegible] über den [illegible] die [illegible] kleine [illegible] mangelhaft genug war. Wie strahlten ihre Augen, wenn der Alte am Ende des Monats fragte: „Welches Zeugniß bringst Du mir?“ und sie jedesmal antworten konnte: „Das beste, Vater Frieder! Ach, wie ist's doch prächtig in der Schule oder gar beim Prediger!“ Dann sagte wohl die Bäckerin schmunzelnd: „Daheim ist's aber auch nicht übel, he?“ — Strich ihr das glänzende Haar wohlgefällig auf der Stirne glatt und betrachtete sie, tief innerlich vergnügt, daß das kleine Ding allmälig länger, voller und brauner wurde, daß ihre rothen Bäckchen von Gesundheit strotzten und ihre munteren Augen — kaum hatte sie das Schulwerk abgelegt — suchend in allen Winkeln nach Arbeit späheten, denn müßig konnte sich das Mädchen keine Stunde seines Lebens denken. So war es, so blieb es, und ehe das dritte Jahr verstrichen, saß die Waise der alten Frau so tief im Herzen, als wäre sie ihr eigen Fleisch und Blut, obgleich sie es niemals merken ließ, in [illegible]: daß sie keine Hoffnungen, Gedanken und Wünsche wecken dürfe, die über den einfachen Lebenskreis hinausführen könnten, für den das mittellose Mädchen bestimmt war, wenn ihre Eltern sich jemals wieder zu ihr finden sollten.

Am Einsegnungstage schloß die Bäckerin das sich [illegible] Kind nach der heiligen Handlung stumm und weinend in die Arme, das war nur einmal geschehen, in der Nacht nach ihrer Rettung. Denn sie vermied alle Zärtlichkeit und Empfindelei; sie meinte: das passe für verständige, gesunde Bürgersleute nicht und lenke [illegible] von der Arbeit. Heute aber ließ sie ihrem Herzen den Willen und küßte ihr [illegible] und sprach: „Mädchen, Du bist ein braves und dankbares Kind! Was Dir nöthig ist für Haus und Leben, hast Du ordentlich gelernt, [illegible] mit der [illegible]. Ich werde alt und müde, meine [illegible], die [illegible] [illegible], die [illegible] ich [illegible], der ich meine [illegible] [illegible]. Du bist jetzt alt genug dazu. [illegible] Du Dir — mit [illegible] — die große [illegible] zu führen? [illegible] und [illegible] zu [illegible], daß Jedem das [illegible] wird, so hilfst Du mir heute an meinem [illegible] Tag.“

Das Mädchen, am Hals seiner [illegible] Pflegerin, [illegible] ein: „Ja, Frau Meisterin, das gelobe ich euch; [illegible] nicht [illegible] durch Jahre [illegible] und [illegible] von Augen [illegible], hab' Ihnen gelernt!“ — „Da [illegible]!“ sagte die Alte [illegible]. „Hab's schon gemerkt!“ — „Wirklich?“ jubelte das Mädchen — „nun kann ich doch für all' Ihre [illegible] Wohlthaten Euch [illegible] danken!“ „Nicht alle“ — [illegible] Frau [illegible] [illegible] — „so ist's nicht ge-

weine. Ich that an Dir nur, was recht und meine Schuldigkeit iſt, und da wollteſt Du jetzt abenteuern in meinem Hauſe? Davon ſprich mir kein Lebtag nicht wieder. Du bekommſt keinen Schlüſſel in die Hand wenn Du nicht den Lohn nimmſt, der Dir gebührt." Das Mädchen wurde blaß und ſah ſie verſtört an. „Ich ſollte Geld von Euch nehmen, Frau Meiſterin!" ſtammelte ſie, und die Thränen traten ihr in die Augen. „Erſchrick nicht!" — begütigte die Alte lächelnd. „Du ſollſt es nicht verſchmähen." Damit nahm ſie ſehr ſäuberlich eine große Sparbüchſe von feinem Porzellan aus dem Schranke, ſchüttelte dieſelbe und es klang hell tönend wie Glocken, oder — wie Goldſtücke, die aneinander ſchlagen. „Daherein leg' ich jedes Quartal den Lohn der [illegible], wie ihn die alte [illegible] bezog, den ich jetzt ihr Gnadenbrot gern geben kann, da ich Dich habe" — ſo fuhr die Alte fort. „Das laſſen wir dann anwachſen, Jahr für Jahr, bis Du einen braven Mann habeſt, dann ſchlagen wir das Ding da in Stücke und es gibt wohl manches Goldſtück heraus, das Du alsdann ſehr gern ſehen wirſt. Mit dem Confirmationsgeſchenk habe ich den Grund zu dem Ganzen gelegt, dann [illegible] Du nun darauf fort, ich will Dir wohl hüten, daß Du ſelbſt nicht als [illegible] dereinſt daſtehen, wenn Dich Einer freit." — Damit ſchloß ſie die Sparbüchſe wieder ein und [illegible] wagte kein Wort weiter. —

Am folgenden Tage begann ein neues Leben; das Mädchen fand ſich wunderbar in ihren neuen Beruf, die Leute waren mit ihr zufrieden, denn wunderten ſich auch Einer und Eine, daß Frau Meiſterin dem halbgewachſenen Ding von ſiebzehn Jahren ſo Alles anvertraue, ſo ſagten die Geſellen: „Ei, [illegible] hat die [illegible] den [illegible] und ſorgt beſſer für uns als die alte Weiſin geſorgt hat." — Alles ging im Hauſe wie am Schnürchen, die alte Frau hatte keinen Grund zu tadeln oder zu ſchelten, und am Abend blieb ihr immer ein Stündchen zum Plaudern, was die einzige Freude der Alten war. So vergingen ein paar Jahre; [illegible] war ein blühendes, kräftiges, erwachſenes Mädchen geworden, das alle [illegible] gleich in ſeinem Wohlgefallen ganz [illegible]. [illegible]

[illegible] und daß sie so gar keinen Werth hatte, da sie es den Ihren nicht mittheilen konnte.

Es war ein heiterer, schöner Sonntag, Anfang November's, als [illegible] mit dem Vater aus der Kirche kam, wohin sie den Alten [illegible] begleitete. Die [illegible] war daheim geblieben, weil sich Frau und [illegible] nie zugleich aus dem Hause entfernten. Als sie um die Ecke auf den Marktplatz schritt, flog ihr Blick, wie gewöhnlich, zuerst nach dem [illegible] Fenster der [illegible], wo die alte Frau noch immer wie damals auf ihrem Polsterstuhl saß und des Sonntags die Bibel in der Hand hielt. Ihr weißes Häubchen leuchtete [illegible] entgegen. [illegible] bemerkte gleich zu ihrer Verwunderung, daß die Bänder desselben in großer Bewegung waren, daß die alte Frau mit den Händen heftig in der Luft [illegible] und eifrig in die Stube hinein sprach, in deren Hintergrund ein dunkler Schatten [illegible] auf und nieder rannte, ohne Zweifel der [illegible] ihres ungewöhnlichen Gebahrens. Das Mädchen beeilte sich, nach Hause zu kommen, und vernahm deshalb schon, als sie kaum den Flur betrat, die Stimme der Alten, die sie so streng und laut noch niemals gehört.

„[illegible] an Dir verloren, Junge", klang es ihr zu; „[illegible] Blumen und Gedichte, Alles [illegible] wie die [illegible] zu dem [illegible]." — [illegible] und wagte nicht [illegible], als sich eine [illegible]: „[illegible] die alte [illegible] so [illegible] an, die [illegible] zu [illegible] mit [illegible] „[illegible]" [illegible] daß ich [illegible] zu [illegible], daß ich [illegible] und [illegible], und daß ich [illegible] daß [illegible] nicht." — „[illegible] Du nicht", sagte der [illegible]. — „[illegible] so lang [illegible] und [illegible] zu [illegible] und [illegible] — [illegible]." — [illegible] und [illegible] von [illegible] dem [illegible]. „[illegible] Du [illegible] gemacht, Du [illegible] und [illegible]?" [illegible] aber [illegible] in [illegible] Stimme [illegible] an. [illegible] es hätte ſein mögen. — „Seit die Wittwe den alten Bettler und ſein armes Pflegekind in's Haus genommen, ihn zum rechtſchaffenen Kerl und das kleine blaſſe Ding zur ordentlichen Dirne gemacht. Es war die allerneueſte Neuigkeit, die ich vernahm, als ich im Bremerhafen nach ſechs Jahren wieder einmal den Boden einer vaterländiſchen Küſte betrat; — Ihr wißt ja, die Kneipe iſt immer mein eiligſter Gang, in welches Herren Lande ich auch aus See komme!" — „Heiliger Gott", murmelte die Alte, „aber wer wußte denn von den armen vergeſſenen Leuten?" — „Ein weiblicher Kriegsmann, der mir den Schnack erzählte, platzend vor Wuth!" erwiederte luſtig der junge Mann. „Er habe ein ganzes Jahr tagtäglich vor Euren Fenſtern gekreuzt und ſchließlich ein Stück eines Wochen alten Zwieback erſchnappt, wobei er doch ſo viel Appetit hatte auf Friederike's Kuchen im Hintergebäude, da die es ſich gewiß eben ſo gut geſchmeckt hätte, als der alte Zwieback. So ſchimpfte er mir." — Die Wittwenſtimme konnte das Lachen nicht mehr verbeißen, ſo viele Mühe ſie ſich gab, und der junge Menſch ſchrie: „Da lacht ja die Frau Wittwe ſelbſt auf, nun iſt's gut! Herr Gott, was hat Sie noch für ſchöne Zähne auf Ihre alten Tage. Sie blicken mich ordentlich an; gebe Sie mir Ihre weichen, weißen Hände und laſſen wir's gut ſein für heute." — „Nichts da", lachte die Alte, ihn abwehrend, „ſo weit ſind wir nicht, und kommen wir wohl niemals; denn ſolche Hände, die mit Karren und Winkeln Freundſchaft gemacht, ſollten die meinen nie berühren?" — „Auch nicht, wenn's Liebchen kommt, die das kleine Mädel, das Ihr ſo gern habt, wie ich höre, dem gewiſſen Zoll hätten getragen?" So fragte jetzt die Wittwenſtimme halb laut, und es glimmte in dem Ton etwas ſo Mildes, Bangliches, daß ſich das Mädchen nicht mehr halten konnte; ſie vergaß, daß ſie ſich hinter der Thür verſtecken wollte, um nichts zu hören, ſtürzte athemlos in die Stube, ſtreckte beide Hände dem jungen Matroſen entgegen, und rief jubelnd: „Das iſt der Wilm, der gute Wilm! Gebt mir Eure Hand, ich ſehne mich lange genug danach, ſie recht herzlich zu drücken, habe in all den langen Jahren nicht [illegible] an Euch gedacht; denn ich vergeſſe mein Lebtag nicht, wie Ihr mich auf Euren Schultern hobt und nicht mit einer Kette von [illegible] Weg von [illegible] über die ſchäumenden Waſſer hinweg machtet, dem [illegible] Bader unter Gottes Himmel zu ſtehn."

Der Wilm ſtand da wie betroffen, ſich verwundernd auf das ehemalige kleine Ding, das indeß zur ſchönen ſchlanken Jungfrau geworden, und als es endlich den Muth hatte, zu glauben, daß es die

Zeige wirklich ſey, als er ihre Hände in den ſeinen fühlte, da zitterten dem keſſen Burſchen, zum Erſtenmal in ſeinem Leben, Arm und Bein, als ſtünde er vor ſeinem Richter, und kein Wort wollte ihm zum Gruß über die ſonſt ſo ſchlagfertigen Lippen. Die Muhme, alte Frau aber machte große Augen, und es flog Etwas wie ein heller Schein über ihr Geſicht; ſie mochte wohl denken: „Es giebt es doch kein ſo wildes Thier, es ließe ſich nicht eine Kette lege", denn ſie ſtand auf und ſagte weiter: „Nun Du ihn nicht unwerth hieltſt, ihm die Hand zu drücken, darf er mir nicht mehr unwerth ſeyn, die Füße unter meinen Tiſch zu ſetzen, und nun mag der Schlingel heute und den ſeinen Feſttag verzehren helfen." Damit ſchritt ſie mit ernſter Haltung voran nach dem Hinterhauſe, wo das Eſſen aufgetragen wurde und manches hungrige Magen längſt lauernd und ſchnaubend der dampfenden Suppe harrten.

Der Wilms ſagte noch immer kein Wörtchen, aber er reichte der Jungfrau fein ſäuberlich die Hand und führte ſie ehrerbietig, wie eine Prinzeſſin, der Mutter nach, und ſeine Andacht dem Tiſchgebet zu, das für den wilden Menſchen eine faſt vergeſſene Weiſe war. Das Mädchen aber freute ſich ganz heimlich im Herzen, daß der „ungerathene Hecht", deſſen Namen die Nachbarsmädchen als erſchreckendes, wenn ſie ſich über ihn beklagte, gerade der Wilms ſeyn mußte, deſſen Bild aus ihrer Kindheit ſo gut und lieb in ihr lebte.

Der Wilms.

Wilms war ein Schweſterſohn der Frau Cramerin, hatte den Vater früh verloren, und die ſanfte, kränkliche Mutter beſaß nicht die Kraft, den trotzigen Buben zu bändigen. Er war noch nicht zwölf Jahre alt, als er ſie ſchon ſo unmenſchlich behandelte, daß die ſchwache Frau es nicht mehr wagte, mit dem wilden Schwachen zu verhehlen, die ſich ein [illegible] hatte, durch handgreifliche Zurechtweiſung den harten Kopf des tollen Buben zu brechen und ſeiner ſchlechten Erziehung zu Hülfe zu kommen. Vergebens [illegible] Eingriffe der [illegible] Muhme [illegible] den tollen Wilms, der ſich [illegible], als [illegible] wollten ſich [illegible] [illegible] laſſen, wie die Mutter, und [illegible] ihm [illegible] zu Gemüth führte: daß der Vater [illegible] [illegible] und er ſich deshalb [illegible] der [illegible] Muhme, [illegible] [illegible] [illegible] wollen, laſſen er ſie [illegible] [illegible] mußte, [illegible] [illegible] mußte, da war es gar aus; denn er wollte keinem [illegible] [illegible] [illegible], am [illegible] aber der „großen [illegible]." [illegible] [illegible], daß die Schweſtern aller Umgang [illegible] und den [illegible]

[illegible] als Schiffsjunge zur See ging, als die Madame [illegible] aussuchte. — Das that der alten Jane bitter weh, denn sie wußte gar wohl, daß in dem Wilmd die besten Anlagen [illegible]; er hatte ein gutes Herz, einen offenen Kopf und taugte nach ihrer Meinung für Besseres als „Schiffsjunge" zu werden.

Aber sie [illegible]

[illegible]

eben zum Abschied die Mütze in die Hand nahm — „Du gehst nun wohl bald zur See?“ — „Schickt Sie mich fort, Madame?“ fuhr der Gefragte auf. — „Was werde ich, fällt mir nicht ein; wundern mich nur, daß Du noch keinen Zug thust und Dir das Stubenhocken auf einmal zu behagen scheint“ — entgegnete die Alte. „Ist's Euch nicht recht?“ — fragte der Wilm, den Athem anhaltend, denn [illegible] hatte er schon weg, das Mädchen roth und blaß geworden war und sich tief auf die Arbeit bückte. „Wenn's zu was Gutem führt, warum sollt's mir's nicht recht sein?“ sagte die [illegible] ruhig. „Da kann ich wohl hier bei Euch bleiben, Madame!“ rief der Bursche mit leuchtenden Augen. „Wenn Du ein Bäcker werden willst, könnte ein anderes [illegible] gefunden.“ Der Wilm fuhr zurück. „Ein Bäcker!? Madame, mein Lebtag nicht!“ Und wieder sagte die Bäckerin trocken: „Will wohl zu vornehm sein für das Handwerk!“ — „Ich hab' keine Lust zu der Mehlschauferei“ — brummte der Matrose, dem schon der Gedanke daran das Blut sieden machte. „Warum soll mir das zumuthen?“ „Muthet Dir auch Niemand zu“ — meinte die Alte ruhig. — „Ich dachte nur d'ran, weil Du keinen [illegible], bei mir zu bleiben, und ich doch nicht wüßte, was ich in meinem „Geschäfte“ mit einem Seemann anfangen sollte. Mein [illegible] kann einmal Keiner übernehmen, als wer das Geschäft versteht. Das [illegible] hat freilich nicht viel mit der Mehlschaufel zu schaffen, hat man die [illegible], das [illegible] Auge für sein Geschäft nöthig. Matrose aber kann Einer nicht werden, [illegible]. Das verstehst Du, begreif's wohl. Du hast [illegible] im Kopfe, [illegible] Du mein [illegible] in meine Hand, denn [illegible], ein welchem Du [illegible] willkommen sein wirst, wenn Dich [illegible] nicht [illegible].“ Sie sprach [illegible] die Alte und ging dann in den hinteren Raum ihres Ladens. —

Der Wilm stand [illegible] und [illegible] nach [illegible]. [illegible] und eine lange Stille trat ein. [illegible] der Wilm [illegible]: „[illegible] ich [illegible] wohl [illegible]? Sie mag mich einmal nicht. [illegible] mag [illegible], [illegible] nicht [illegible]. [illegible] ein [illegible]“ — „[illegible]“ — [illegible] das Mädchen [illegible] — „[illegible] Madame [illegible] mit [illegible], daß [illegible] Ihr [illegible], Wilm?“ — „[illegible]?“ fragte [illegible] — „Ich [illegible] wohl zur [illegible] See? Ich, ein großer Seemann, ein Matrose, der [illegible] nach dem [illegible] zu [illegible]

[illegible]." Die Mädchen vermachte ihren Mammon der ehrsamen Wäscherzunft oder den Armen, denn für's Allgemeine hat sie eher ein Herz als für den Einzelnen." Mathias erhob jetzt den Kopf, sah dem [illegible] [illegible] und [illegible] in die dunklen Augen und sagte entschieden: „Verleumdet Euch nicht, Wilma; [illegible] ist das schwärzeste Laster. [illegible] [illegible] hat es mir selbst gesagt, daß Euch, Ihrem Schwesterkinde, [illegible] und [illegible] ihr Erbe zugedacht, daß sie es Eurer [illegible] [illegible] auf dem [illegible] gelegt, Euch nie zu verlassen, daß sie noch [illegible] [illegible] Lebens Zeit ein Testament gemacht und mir [illegible] [illegible] habe, Euch das Ganze zu entziehen; daß sie sich aber [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] zu müssen, daß ihr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] oder von der [illegible] [illegible] werden würde — wenn Gott nicht [illegible] ein Wunder an Euch thue und Euch noch [illegible] zu [illegible] Eures Lebens [illegible]."

„Das sagte sie?" — schrie das Wilma, an allen Gliedern zitternd — „[illegible] [illegible], Mathias! Sprecht Ihr auch nicht so, um mich zu [illegible]?" Mathias legte die Hand auf's Herz und sagte feierlich: „Ich würde mich vor Gott und Menschen versündigen, wenn ich einem Wesen zum Trotz eine Lüge sagen könnte." — „Nun" — rief das Wilma [illegible] — „das Wunder ist geschehen, ich hab's erkannt, was für ein [illegible], [illegible] Geschöpf ich war, ich weiß auch nun, was ich's besser machen kann und werde. Das hast Du mich gelehrt, Mathias!" und nun ich weiß, daß ich [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an der [illegible] [illegible], daß ich eine Zukunft habe, daß ich nun ein [illegible] Mädchen [illegible] [illegible], nun darf ich's auch sagen, Mathias, daß ich Dich lieben habe, [illegible] [illegible] auf der Welt, daß ich für Dich [illegible] zu [illegible] im Stande bin, wenn Dich [illegible], und daß Du meine [illegible] [illegible] mußt." Dieses [illegible] er [illegible] [illegible] nach dem Mädchen aus, er [illegible] in [illegible] [illegible] Augen sich auf, und man sah es dem [illegible] Jungen an, daß ihm Herz und Seele [illegible] wollten.

Doch Mathias [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] von [illegible] [illegible] sich, aber [illegible], [illegible] sie [illegible] die Worte [illegible]: „Ich kann niemals Euer Mann werden, Wilma!" Sie aber [illegible] [illegible] und [illegible] ihn [illegible] an. „Ich hab' Dein Wort!" [illegible] es [illegible] [illegible]. — „Mein Wort!" sagte Mathias jetzt [illegible]. „Wie könnte ich Euer [illegible], [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], ich, ein armer [illegible], das [illegible] [illegible], als der [illegible] des [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] und

[illegible]

Trübſal und Liebe.

[illegible]

[illegible]

einen Moment bei beiden Händen fest, als sie kam, ihm „Gute Nacht" zu wünſchen, wie täglich, und ſagte mit einem Ausdruck von Liebe, der bis auf den Grund ihrer Seele drang: „Mein Herzchen, Du haſt all Dein Glück verloren, Du trägſt ſchwer und ſollteſt es vor dem alten [illegible] nicht hehlen; er weiß ja doch, wie es mit Dir ſteht. Du haſt den Wilms gern, und der Junge ſah in Dich hinein wie in die Bibel; Du warſt ihm ein neues Teſtament, worin ſein Seelenheil [illegible]. Er hat Dir's geſagt, und Du haſt ihn fortgeſchickt, weil Du noch nicht an ſeine Beſſerung glauben magſt, und weil Du Dir am Ende gar einbildeſt, die [illegible] werde billiger mit ihrem vernünftigen Leben [illegible] mit Du mindeſtens unantaſtbar erſcheinen. Gelt, Dein alter [illegible] hat's richtig getroffen?"

Das Mädchen, überraſcht und gerührt von der ſtillen Beobachtung des guten [illegible], ſah ein Weilchen ſtill vor ſich nieder, dann aber ſagte ſie ſanft und feſt: „Und wenn es ſo wäre, Vater, ſo hätte ich gewiß recht gedacht und gethan. Aber da eben fühlt, daß er ſeine Schuld thut, dem wird ſeine Laſt zu ſchwer; darum ſieh nicht hin, wenn ich einmal der [illegible] mühſam zu wandeln ſcheine, glaube Du's nicht, frage mich auch nicht, Du kannſt glauben, daß ich nicht ertrage." Damit ſchloß ſie den [illegible] in die Arme, ſagte herzlich: „Gute Nacht!" und fort war ſie. Es war nun keine Rede mehr davon zwiſchen den Beiden. Der Winter kam und ging ſtill und langſam ſeinen Weg, denn die kleinen Stimmen der [illegible], [illegible] Wilms [illegible] nicht, wie im vorigen Jahr. [illegible] in der [illegible] der [illegible], und [illegible] ſich ſehr [illegible] [illegible] etwas durch ein Mädchen zu [illegible], worauf ihm [illegible] ſo [illegible] [illegible]. Eines Tages, nachdem ſie ſich mit ihrem [illegible] ein paar Stunden [illegible] hatte, und mit [illegible] [illegible] wieder zum [illegible] kam, ſtellte ſie ſich mit den [illegible] Augen ganz dicht vor das [illegible] Mädchen [illegible] und ſagte: „Du weißt, Kind, daß ich zum erſten Mal meines [illegible] Ordnung hatte. Du [illegible] [illegible] [illegible] mit großen [illegible] [illegible], denn ich [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible]; aber kannſt [illegible] meine [illegible] [illegible] ſich zu [illegible] [illegible] [illegible] Jahre [illegible] [illegible], da ich einen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit ihm zuſammen [illegible]." Das Mädchen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] wieder nicht mit.

[illegible] [illegible] [illegible] lag in dem großen [illegible] eine [illegible] [illegible] Wohnung im [illegible], welche die alte [illegible] mit ihr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und bei [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Gemüther [illegible], die [illegible] geöffnet und dem [illegible] [illegible] zu ihren theueren Erinnerungen gestattet — [illegible] [illegible] Möbel jener Räume war, in welchen die liebe Mama ehemals gewaltet und ihre acht Kinder sich herumgetummelt hatten. [illegible] waren alle verwischt und brachten einen trüben Eindruck. In jenem lange unbewohnten Zimmer war's am Morgen des ersten März [illegible]. Im schwarzen, schwarzen [illegible], das [illegible] [illegible] Gesicht von einer [illegible] Kantenhaube umrahmt — so saß, [illegible], die Frau Bäckermeisterin [illegible] der großen [illegible], neben ihr [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] um sie ihre Enkelchen, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und ihr [illegible] ab, [illegible] die [illegible] mit einem [illegible] [illegible] und die [illegible] und die alte [illegible] mit großen [illegible] in den [illegible] Händen [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] mit [illegible] Stimme im Namen [illegible] die [illegible] [illegible]. [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] die Hand [illegible] [illegible], [illegible] sich, und da auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie mit leiser Stimme also:

„[illegible] Kinder, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich war nicht immer so [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], habe mein [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — habe aber [illegible] [illegible] den lieben Gott [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und im [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ich zu [illegible] Jahren gekommen, und [illegible] [illegible] [illegible], was Ihr Euch [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] sie die Stimme [illegible] — „[illegible] Ihr [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf den Weg [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Ihr. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] zur [illegible] zu [illegible] und mein [illegible] [illegible] zu [illegible].“ — [illegible] [illegible] die alte Frau, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: „Ich habe [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich meinen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich sie mir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] habe.“ — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an, und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

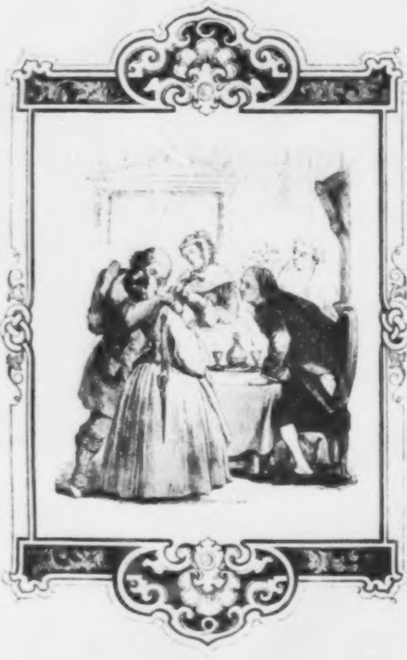
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06991/015

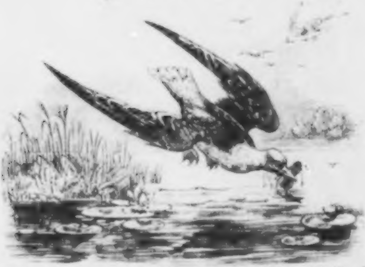


als Bäckerlehrling zum Geſpött machen wollte, habe ich mein Handwerk dort gelernt; Morgen will ich Euch mein Meiſterſtück machen, den Gefallen kann man einer ſo herzlieben Frau, wie Ihr ſeyd, wohl thun, Muhme! Dann ſollt Ihr mir zugeſtehn, daß ich kein hartköpfiger Schlingel mehr bin, daß ich mein Rieckchen und Euer Erbe zu ſeyn ehrlich verdient und der Zunft als Bäckermeiſter nicht zur Schande gereichen werde."

Und ſo war es auch. Am andern Tage aß die glückſelige alte Bäckerin zum erſten und letztenmal von dem duftigen Brodte, daß der Wilms meiſterlich gebacken; denn von da an überließ er dies Geſellen, begnügte ſich damit, ſein Bräutchen ſo glücklich zu machen und ſo ſelig zu ſeyn, als es Menſchen ſeyn können, und das Anweſen mit ſcharfem Auge zu überwachen. — Im Herbſt aber, am Hochzeitstag, befahl die Bäckermeiſterin, daß der Leiermann ſeinen alten Kaſten herbeiholte, und als das junge Volk ſich luſtig danach im Tanze ſchwenkte, ſprach die Matrone feierlich: „Hätt's nimmer geglaubt, das ſolch elendes Ding mir ſo viel Glück in's Haus leiern könnte! Haltet mir den Frieder und ſeinen Kaſten in hohen Ehren, und wenn meine letzte Stunde kommt, Rieckchen, ſoll mir Dein Lied die Himmelsthüre öffnen, wie Dir dereinſt mein Haus, und Du ſollſt mich hinüberſingen mit dem Vers:

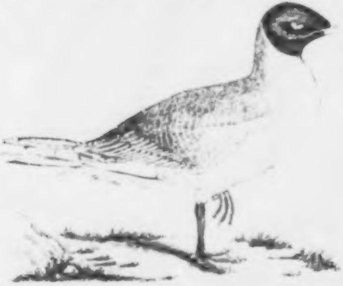
„Ich kenn' wohl eine Grube,
Fällt manch ein Thränlein drauf;
Draus geht die Saat als Blume
Im Schooß des Herren auf!"

Möven.



Nicht nur unter den Menſchen findet man ſolche, die ihre Nahrung der Thätigkeit Anderer abzujagen wiſſen, und die man Schmarotzer nennt. Auch die Möven könnten ein Lied davon ſingen, daß bei ihrem Geſchlecht eine Gleichniß-Abart lebt, die von den Naturforſchern den Namen Schmarotzer-Möve (nach Linné: Lestris parasiticus) empfing, was ſich jene Menſchen, die dem Spruche huldigen: „Gut eſſen ohne Koſten, das iſt der beſte Poſten“, wahrſcheinlich als Ehre anrechnen. Wie ſich überall Geſchöpfe anſiedeln, die ſich durch höflichen oder unhöflichen Raub mäſten, ſo iſt es auch mit der erwähnten Möve, die keinen Welttheil, alſo auch nicht Europa verſchont. Sie ähnelt den entmenſchten menſchlichen Schmarotzern darin, daß ſie möglichſt an Ort und Stelle verſpeiſt, was ſie für ihren Schnabel angenehm erachtet, zum Beiſpiel die Eier der Enten. Im Allgemeinen nährt ſie ſich von Fiſchen, fängt ſie aber nicht ſelbſt, das überläßt ſie Andern. Die Schmarotzer-Möve iſt ſehr gewandt; ſie jagt Vögel, die ſich Beute aus dem Meer oder See holten, ſo lange, bis ſie in Ermattung oder aus Furcht ihren Erwerb fallen laſſen, und das Abgejagte erhaſcht jene dann meiſt im Fluge, ehe es wieder im Waſſer verſinkt. Damit nicht zufrieden, muß ſie auch das haben, was eben verſchluckt wurde; die Verfolgung dauert unermüdlich, bis die Möven das Genoſſene herausgeben. Dies Verfahren endet die Schmarotzende nicht vor der Ueberſättigung, und es iſt eine gerechte Volksſtimme, die ihr noch die Namen Büttel- und Kothmöve zutheilte.

Wir wollen hier nicht die verſchiedenen Möven aller Welttheile in Betracht ziehen, ſondern nur nach dem Hinblick auf die Schmarotzerei eine Abbildung der Lachmöve (Larus ridibundus) beifügen,



welche ſich zumeiſt bei deutſchen Seen und breiten Flüſſen ſehen läßt, weil ſie das ſüße Waſſer liebt. Sie iſt ſehr ſcheu und lebt gern im

Frieden, was nur die Fiſche beſtreiten würden, wären ſie nicht ſtumm: denn ſie werden in Maſſen verzehrt von der geſchickt tauchenden Lachmöve, die uns als wahr das Sprüchwort beſtätigt: „Fiſchen und Jagen macht hungrigen Magen.“ — Aber auch eine treue Freundin ſoll dieſe Möve ſeyn, und fragt man: wem? wird man nicht ohne Ueberraſchung vernehmen: den Seehunden. Dem iſt ſo, glauben wir Reiſenden, und einem Dichter, dem früh geſtorbenen Wilhelm Müller, der uns in ſeinen „Muſcheln von der Inſel Rügen“ ſagt:

„Wenn der Seehund ſchläft am weichen Strande,
Hält bei ihm die treue Möve Huth,
Kreiſt umher, und ſchauet nach dem Lande,
Schauet nieder in die hohe Fluth.

Hört ſie's raſcheln in des Ufers Bäumen,
Krabt ſie hell — das iſt ein Jägersmann;
Sieht ſie's auf dem fernen Spiegel ſchäumen:
Das ſind Boote — und ſie fliegt ihn an.

Und der Schläfer folgt dem Loſungszeichen
Seiner immer wachen Warnerin;
Eh' Harpun' und Kugel ihn erreichen,
Schlüpft er in das Meer und ſchwimmt dahin.“

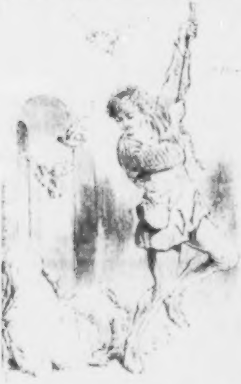
Damit ſich nicht an ein Phantaſiebild denken laſſe, bekräftigt uns der Dichter dies Seltſame mit der Anmerkung: „Die intereſſante Erſcheinung aus der Thierwelt, welche hier zum Grunde liegt, kann man am beſten in den Abendſtunden von dem waldigen Vorgebirge Granitzort auf der Oſtküſte Rügens zwiſchen dem Putbuſſiſchen und Mönkgut beobachten.“ Demnach mögen wir die Wahrhaftigkeit ſo treuer Freundſchaft nicht beſtreiten, erachten es vielmehr als lieb und angenehm, über die bei uns heimiſche Möve etwas zu erfahren, das uns naturgeſchichtliche Werke verſchweigen, und fügen nur noch hinzu: die wunderbaren Züge in Gottes Schöpfung begehren gar oft die Theilnahme des Glaubens, weil auch das umfangreichſte Wiſſen doch immer nur Stückwerk iſt.

H. Stahl.

Er kann ſich nicht graueln.

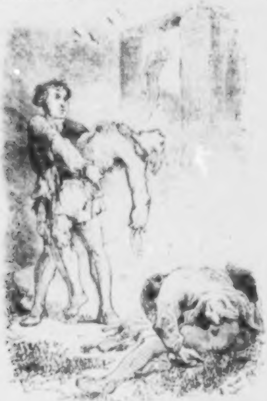
Altdeutſches Mährchen nach abweichender Ueberlieferung.

Erdmuth Druf, ein ſchöner handfeſter Burſch, der ſich ſogar auszeichnete in jener Vergangenheit, die faſt nur rieſenkräftige Männer aufzuweiſen hatte, hörte einmal etwas von Graueln, Grauſeln oder Gruſeln, von der Gänſehaut, die über den Menſchen läuft. Er konnte aber nie dazu kommen, und weil er — an Verſtand noch unreif, nur geſchickt in Handarbeit — doch in Allem eigene Erfahrungen machen wollte, lief er im Frühling aus ſeiner Heimath weg, um das Gruſeln aufzuſuchen. Zunächſt trabte er nach dem nächſten Burgflecken, wo ſein Oheim Glöckner war, und als er zu dieſem eintrat, antwortete er auf die Frage, was er wolle: „Ich möchte hier das Gruſeln lernen!“ – Ei, dachte der Glöckner, das kann Dir vorwitzigem Dummbart alsbald geſchehen, bevor Du meinem Hausſtande zur Laſt wirſt! Er weckte um Mitternacht den Druf und ſagte: „Beſteig' den Thurm und läute das Oſterfeſt ein.“ Wie geboten, ſo vollführt! Als nun Druf oben das Glockenſeil ſchon in der Hand hielt, ſah er am Schall-Loch eine baumhohe Geſtalt, ganz angethan wie ein Grabbewohner. Jener rief: „Wer biſt Du, was willſt Du, ſteh' Rede!“ und da, obwohl er noch- und abermals fragte, keine Antwort erfolgte, griff er riſch zu, warf das ihn hindernde Ding in eine Ecke, daß es krachte, und läutete. Mittendurch vernahm er ein



gräßlich Stöhnen, kehrte ſich jedoch nicht daran. Als aber die Glocke nicht mehr klang, da erkannte er aus der Ecke die Jammertöne des Oheims, der ihn hatte das Gruſeln lehren wollen, nun aber halb zerſchlagen dalag. „Warum haſt Du denn das Maul nicht aufgethan?“ murrte Druf; der Oheim aber richtete ſich mühſam empor und ſchrie ihm zu: er ſolle augenblicklich von dannen ziehen. Das that Druf, ſagte unterweges den Tag hindurch oft genug immer ärgerlicher: „Wozu hat er denn das Maul, als daß er's zu rechter Zeit aufthut!“ — und dazwiſchen dann: „O wenn mir doch gruſelte!“

„Zapperment!" meinte ein Mann, der aus dem nächſten Städtchen kam, „eben an dieſem Ort kannſt Du's haben. Dort iſt der Galgen, wo ihre Drei hängen; harre hier bis zur Mitternacht, da wird Dir im Gruſeln kalt, heiß und klapprig werden!" Deß war Druf ſehr froh und entgegnete: „Lern' ich hier das Gruſeln, kannſt Du Dir morgen früh all mein Geld holen und ich kehre heim." Er lagerte ſich nun unter dem Galgen, hatte ſich aber ein Feuer bereitet, indem er lachend ausrief: „Kalt ſoll mir gewiß nicht werden!" Die Todten baumelten indeß im Winde hin und her, und Druf ſchrie ihnen zu: „Hoho! Euch wird frieren, kommt herab zum Feuer!" Er knüpfte ſie los und ſchleppte ſie dicht an den brennenden Holzſtoß bei der Anrede: „Wärmt Euch, aber nehmt Euch in Acht, mit Feuer iſt nicht zu ſpaßen!" Bald ſah er jedoch ihre Kleiderfetzen von der Flamme ergriffen, und brummte nun vor ſich hin: „Die Kerls ſind gar zu unvernünftig, ich merke ſchon, zu ihrem eigenen Beſten hat man ſie dort hingehängt!" Flink knüpfte

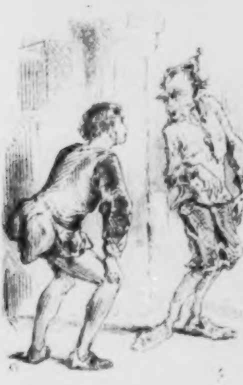


er ſie wieder an, und ſchlief dann in guter Ferne vom Feuer ruhig ein. Als nun am Morgen der Mann kam und in Hoffnung der Beute nach dem Begebniß und Erfolg fragte, erzählte Druf, was ſich in der Nacht ereignete. Jener zog eilend ab, mit Kopfſchütteln murmelnd: „Das thut ihm nur der Teufel gleich!“ und Druf pilgerte weiter, traurig ausrufend: „O daß mir gruſelte!“

Am Abend erreichte er eine große Königſtadt und trat in das nächſte Wirthshaus. Als er nun ſinnend daſaß, fragte ihn der Wirth um ſeinen Kummer, den der Wanderer nicht verhehlte. „Iſt's nur Das“, lautete der Zuſpruch, „ſo ſeyd Ihr nicht fehl gegangen! Seht dort das altersgraue Schloß, es krimmelt und wimmelt drin von grimmig plagenden Geſpenſtern. Hält einer drei Nächte das Unheil aus, müſſen ſie von dannen, und wer das vollbringt, dem will der König ſeine Prinzeſſin geben. Wollt Ihr's auf Eure Gefahr wagen, das Gruſeln iſt Euch da gewiß!“ Nächſten Morgens eilt Druf vergnügt zum König und ſpricht: „Befehlt, Herr, daß man in das Schloß Holz zu Feuer, außerdem zu meinem Zeitvertreib eine Dreh- und Schnitzbank bringe, und erlaubt mir, mit dem Geſpenſterpack anzubinden.“ Der König gewährte, was Jener wollte, ſagte aber zum Hofgeſind: „Thut mir leid um den ſchönen Burſchen!“ Der jedoch begab ſich Abends freudvoll in einen Saal des verwünſchten Schloſſes, ſorgte für Feuer, und ſtand eben an der Drehbank, da rief es aus dem Dunkel: „Au, au, aus der Hölle in's Eis, verfluchtes Satansgeſchmeiß!“ „Ihr Narren, ſo wärmt Euch!“ ſchrie Druf, und zwei glührothe Katzen mit feurigen Augen ſprangen herbei und miauten: „Haſt Du des Muths ſo viel, wag' mit uns ein Kartenſpiel!“ „Zu Dienſt“, erwiederte Druf, „nur zeigt mir erſt die Pfoten. Halt, die langen Krallen behagen mir nicht!“ Flugs hob er die Katzen auf die Drehbank, ſchnitt ihnen die Krallen weg und entſchied dann: „Bei ſolchen Tatzen iſt mir die Luſt zum Spiel mit Euch Spitzbubengeſindel vergangen!“ Nun einmal bei guter Arbeit, drehte er ihnen auch die Köpfe rundum und warf ſie zum Fenſter hinaus in den Schloßgraben. Jetzt aber ſprangen aus allen Ecken Hunderte von Katzen, eben ſo glühroth mit feurigen Augen, mit Krallen gleich Spießen, und es erhob ſich ein unwirſches Zetergeſchrei. Druf aber fuhr mit dem Schnitzmeſſer auf ſie los und brauchte es ſo fleißig, daß der Schloßgraben unzählige der Katzen empfing, nachdem die andern Reißaus genommen hatten. „O daß mir gruſelte!“ klagte er wieder und legte ſich in ein Bett, das er vorher nicht geſehen hatte, was ihn nicht kümmerte. Kaum darin ausgeſtreckt, fing das Bett an zu rollen, durch den Saal hin, was dem Druf ſehr behagte. Das Rollen beſchränkte ſich indeß nicht auf den Saal, es ging Trepp' auf nach dem Dach, Trepp' ab bis in die Kellergewölbe, und von da wieder hinauf, als wären ſechs Roſſe vor das Bett geſpannt. In den Saal zurückgekommen, entſprang Druf behend mitten in der tollen Bewegung dem Bette, und ausrufend: „Nun fahre der Teufel, wen er will, ich will ſchlafen!“ legte er ſich nahe der wärmenden Kamingluth auf den Boden, ſchlief hier ſtraff und feſt bis in den hellen Tag hinein. Der König fand ihn noch ſo, und vermeinend, er ſey umgebracht, klagte er: „Schade um den ſchönen Burſchen!“ Der jedoch ſprang jetzt in die Höhe, machte gebührende

Reverenz zu den Worten: „Bin ohne Schaden, hab' aber leider das Gruſeln nicht gelernt, vielleicht findet ſich's in der folgenden Nacht!" — erzählte nun auch auf Verlangen fröhlich ſein Abenteuer.

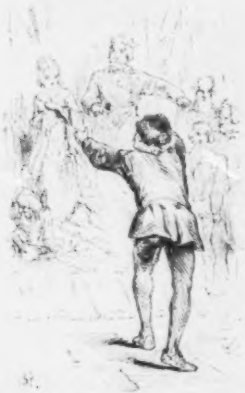
Wieder war Druf nächſten Abend im Schloß; da erhebt ſich um Mitternacht ein Poltern, lauter, immer lauter, und bei dem betäubendſten Sturmgebrüll ſtürzt ein halber Menſch aus dem Schornſtein herunter. „Ei, was ſoll ein Halber, ganz will ich ihn haben!" befahl der Kecke; mit noch gräßlicherem Lärmen kollerte der Reſt herab und die Theile ſetzten ſich zuſammen zu dem fratzenhafteſten Kerl,



über den ſich Druf ausſchütten wollte vor Lachen. „An's Feuer da, und wärm' Dich!" — das konnt' er kaum herausbringen, zwiſchen jeder Sylbe erſchallte das Gelächter. Der verwetterte Kerl wählte ſich frech den beſten Platz, da gebot Druf: „Nichts da! das iſt mein Theil, und von meiner Bequemlichkeit laſſ' ich mir nichts abdingen!" Das Scheuſal gehorchte nicht, und war im Nu zur Seite geworfen, ſo derb, daß der Boden bebte. Alsbald ſtürzten in empörendem Brauſen noch ſieben Fratzen aus dem Schornſtein, die trugen zwei Todtenköpfe und neun Todtenbeine, ſetzten dieſe zurecht und kegelten, die Zahlen auf den Tiſch ſchreibend. „Will mitſpielen!“ ſchrie Druf, und der Antwort: „Wenn Du Geld haſt, ja!“ entgegnete er: „Vollauf! doch Eure Kugeln müſſen erſt runder ſeyn!“ Raſch war dies auf der Drehbank gebeſſert, und nun ergötzte ſich Druf an dem Kegelſpiel über die Maßen; doch wie es im Schloßthurm Eins ſchlug, waren Männer und Kegel wie weggeblaſen. „Hohlköpfe!“ ſchmälte Druf, „und Lumpenpack obenein; ich hatte gewonnen und ohne zu zahlen laufen die Schufte davon!“ — Er grämelte aber nicht, ſondern ſchlief in ſichrer Ruhe wie geſtern; wie geſtern begab ſich's auch mit dem König und dem Verdruß Druf's, daß er gar keinen Begriff vom Gruſeln bekommen könne; indeß hoffte er's von der dritten Nacht.

Da ſchritten um die zwölfte Stunde ſechs Männer herbei, die trugen einen Sarg und ſetzten ihn mit finſteren Geberden vor Druf hin. Der Deckel ſprang auf und er ſah einen Mann liegen, der fühlte ſich eiskalt an. „Schlechter Zuſtand, will Dich erwärmen!“ ſagte Druf, nahm ihn vor dem Feuer in ſeinen Schooß, und rieb und rieb, bis ſich die Glieder regten. Plötzlich erhob ſich der Erweckte, wuchs in Schlangengewinden über Druf hinauf, und donnerte, ſich verlängernde Arme ihm entgegenſtreckend: „Jetzt würg' ich Dich!“

„Hoho, iſt das der Dank?“ und ohne mehr zu fragen, faßte Druf zu. Doch hier galt es lange ein tüchtig Ringen, ehe er des gelenken Unholds Meiſter wurde und ihn in den Sarg warf, deſſen Deckel funkenſprühend mit praſſelndem Krachen zuſprang und den die Sechs wieder forttrugen. Eben ruhte Druf, mit ſich zufrieden, ein wenig aus, da huſchte eine Geſtalt herbei, doppelt ſo groß wie jene: ein Alter, mit einem Bart, der bis an die Kniee reichte. „Haſt Du Alles bewältigt, an mir ſcheitert Deine Kraft, und Du biſt mir verfallen zum ſchrecklichſten Tode, denn mich wirſt Du nicht überwinden!“ ſchrie er ſchmetternd. „Sachte, ſachte!“ antwortete Druf; „nicht vor der Zeit geprahlt, denn möglicherweiſe bin ich doch ſtärker als Du!“ Kaum hat er ausgeſprochen, ſo iſt der Saal eine rußige Schmiede, der Alte ergreift eine Axt und mit einem einzigen Schlage auf den einen Ambos trieb er dieſen ſo tief in die Erde, daß er nicht mehr ſichtlich war. „Nicht übel!“ ſagte Druf; „ſchau' jetzt aber einmal recht genau zu bei Dem, was ich Dir zeigen werde!“ Der Alte bückte ſich und ſchaute ſcharf hin, ſo daß ſein Bart ſich auf dem Ambos bauſchte. Druf nahm die Axt, zerſpaltete den Ambos und ſchlug zugleich den Bart des Alten mit in den Spalt, wonach er jauchzend ſpottete: „Wer hat denn nun den Andern in ſeiner Macht? Du Großmaul ſcheinſt mir aber Der zu ſeyn, der ſchuld iſt an all dem Hokuspokus in dem ſchönen Schloß, und ſchenk' ich Dir das Leben, mußt Du doch jedenfalls beichten, weshalb hier ſolche Narrheiten im Gange ſind!“ Der feſtgebannte Alte wollte jedoch nichts geſtehen, trotz Zureden und Drohen. „Bei Deiner Hartnäckigkeit muß ich freilich ein Hausmittelchen gebrauchen, ſo ungern ich's thue!“ erklärte Druf, ergriff eine Eiſenſtange und hieb ſo lange auf den Störrigen, bis dieſer drei Mal wild mit den Füßen ſtampfte und die Schmiede ſich in Gewölbe verwandelte, wo ungeheure Schätze in tauſend vollen Kiſten lagen, nun vom Zauber befreit und ihm abgewonnen, indem der Alte ſich wie im Nebel verlor. „Diesmal muß ich wohl hier ſchlafen, damit Niemand dem König etwas ſtiehlt!“ ſagte ſich Druf bedächtig, und da nun alle Räume im Schloß zugänglich waren, fand ihn der König zu ſeiner überſchwenglichen Freude Morgens an dieſer Stelle. „Du haſt vollbracht, was noch Keiner vermochte, demnach ſollſt Du auch den verheiſſenen Lohn empfangen, meine Prinzeſſin und die Mitherrſchaft!“ rief der König kernvergnügt; Druf aber ſagte verdrießlich: „Das Gruſeln hab' ich ja doch nicht gelernt!“ — Am nächſten Tage wurde Druf feierlichſt der Prinzeſſin vorgeſtellt. Bei ihrem Anblick ſtand er plötzlich wie erſtarrt mit weit aufgeriſſenen Augen und offenem Munde, keines Lautes mächtig; denn ſtatt einer Schönen ſah er ein grenzenlos häßliches, mit allen Verzerrungen begabtes klapperdürres altes Weib. Es wurde ihm eiſeskalt und gluthheiß im ſteten Wechſel, und entſetzt rief er aus: „Herr des Himmels, mir gruſelt und grauelt, Herr des Himmels und der Erde, ſteh' mir bei!“ Es war dies jedoch der letzte Zauber des heimtückiſchen Alten; auf jenen frommen Anruf fiel eine ſchaudervolle Verlarvung von der Prinzeſſin ab und bildſchön wie Morgenröthe



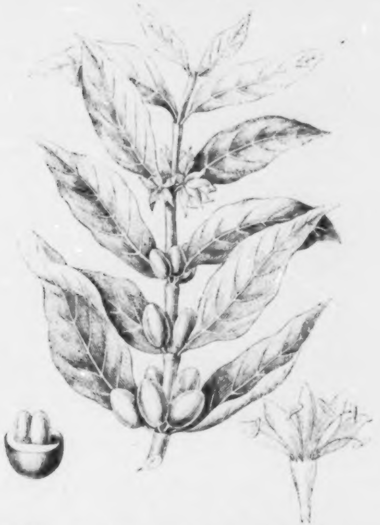
leuchtete ihn die lieblichſte Jungfrau an. „Nun weiß ich doch, was Gruſeln iſt, mein Entzücken iſt mir aber millionenmal lieber!“ jubelte Druf und ſank der Reizenden zu Füßen. Nach wenigen Tagen wurde wegen der Hochzeit Feſt auf Feſt gefeiert und es folgte ein glänzendes und langes Leben. Ob aber dem Druf in der Ehe auch noch zuweilen gegruſelt hat, das meldet uns die Geſchichte der Vergangenheit nicht, und wir wollen in chriſtlicher Milde annehmen, daß es mit dem einen Mal abgethan war. **H. v. Hagen.**

Ausländiſche Handelspflanzen.

Unſer Volksbuch hat in mehreren Jahrgängen Abbildungen und Beſchreibungen einheimiſcher Thiere und Pflanzen aus Feld und Wald gegeben, und läßt nun, eingedenk des Goethe'ſchen Ausſpruches: „Geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, ſo du kannſt, über die ganze Welt!“ auch ausländiſche Pflanzen folgen, welche für Handel und Gewerbe von Wichtigkeit ſind. Mit den verbreitetſten, dem **Kaffeebaum** und dem Theeſtrauch ſey in dieſem Jahre begonnen.

I. Der Kaffeebaum.

Der Kaffeebaum (**Coffea arabica, le caffayer arabique**) mit vielaſtigem, pyramidenförmigem Wipfel, wenn eine Höhe von 15 bis 20 Fuß erreichend bei einer Dicke von 4 bis 8 Zoll, gewährt mit ſeinen immergrünen glänzenden Blättern, denen des Lorbeerbaums ähnlich, mit den ſchneeweißen, balſamiſch duftenden Blüthen, welche aus den Blattwinkeln entſpringend den Jasminblüthen ähnlich ſind, und mit den dunkelvioletten, den Kornelkirſchen ähnlichen Früchten, deren Form mehr elliptiſch als rund iſt, einen ſehr freundlichen Anblick, zumal da an demſelben acht Monate lang ſtets Blüthen, unreife, halbreife und reife Früchte in verſchiedener Färbung neben einander prangen. Die Früchte, welche den im Handel vorkommenden Kaffee liefern, beſtehen aus einem ſchleimigen, faden Fleiſche und zwei halb elliptiſchen Samenkernen, die mit ihrer breiten gefurchten Seite aneinander liegen. Sie werden von einer eigenen pergamentartigen Samendecke umgeben, die man oft noch an dem in Handel gebrachten Kaffee ſieht. Die von dem Fleiſche und der Samendecke befreiten Samenkerne nennt man gewöhnlich Kaffeebohnen, wiewohl weder ſie ſelbſt den Bohnen, noch ihre Hülle den Schoten oder Hülſen gleichen. — In dem künſtlichen Syſtem Linné's ſteht der Kaffeebaum in der erſten Ordnung der fünften Klaſſe, im natürlichen Syſtem gehört er nach Lindley zur Familie der Cinchonaceen, welche nach Bartling eine Abtheilung der Ordnung Rubinaceen iſt. Das urſprüngliche Vaterland des Kaffeebaumes iſt das Hochland von Aethiopien, von wo er nach Arabien verpflanzt ward. Hier gedeiht er in der Provinz Yemen, beſonders in der Nähe von Mokka ſo vortrefflich, daß gewöhnlich Arabien als ſeine eigentliche Heimath



angegeben wird. Von hier aus wurde er nach Oſtindien, Java, auf einige afrikaniſche Inſeln und vorzüglich nach Weſtindien verpflanzt. Auch im ſüdlichen Europa hat man Verſuche gemacht, den Kaffeebaum anzubauen, ſie ſind aber ſämmtlich mißglückt. Nur in der Nähe von Cadix hatte der Anbau einigen Erfolg. Der Kaffeebaum verlangt im Allgemeinen einen ſteinigen Alpenboden und hinreichenden Regen. Nicht ſelten wird der Kaffeebaum in unſern Treibhäuſern angetroffen, wo er auch blüht. — In Arabien läßt man die Bäume ganz auswachſen und ſchneidet nach und nach die untern Zweige ab, während man in Weſtindien und andern Gegenden ſie nicht höher als 4 bis 6 Fuß werden läßt, um die Früchte bequemer einſammeln zu können. — Da der Kaffeebaum fortwährend blüht und man ſtets reife und unreife Früchte an ihm findet, ſo wird jährlich dreimal geerntet. Die erſte Ernte, im Frühjahr, iſt die reichlichſte. Die abgepflückten oder abgeſchüttelten Früchte werden in Säcke gepackt, ſpäter aber auf Matten oder ſteinernen Platten in der Sonne oder in Trockenſtuben getrocknet, wodurch das Fleiſch ſo ſpröde wird, daß man es ſammt der häutigen Samendecke durch darüber gerollte hölzerne oder ſteinerne Walzen leicht abreiben kann. Hierauf trocknet man die Samenkerne noch einige Zeit vorſichtig im Schatten, reinigt ſie durch Schwingen von den Schalenſtückchen und hebt ſie in ledern Säcken an luftigen Orten auf. — Den meiſten Kaffee bringt gegenwärtig Weſtindien in den europäiſchen Handel, danach Südamerika, dann Java, am wenigſten Arabien. Die Güte der Bohnen iſt weniger von der Kultur der Pflanze und von der Behandlung der Früchte, als von dem Klima und dem Boden abhängig. Daher unterſcheidet man im Handel die Sorten nach den Ländern, aus denen ſie kommen, und beurtheilt ſie nach Größe, Farbe, Geruch und Geſchmack. Die vorzüglichſten Sorten ſind, nach ihrer Güte geordnet, folgende:

1. Der Mokkakaffee: er beſteht aus großen rundlichen Bohnen von dunkelgelber Farbe, welche nach dem Röſten einen ausgezeichneten, kräftigen, lieblichen Geruch und ſtark bittern Geſchmack haben. Er wächſt in den Gebirgen von Yemen und wird meiſtens von den Großen des Landes verbraucht, ſo daß er ſelten nach Europa kommt.

2. Der Levantiſche Kaffee: er hat kleine rundliche Bohnen von blaß- oder grünlichgelber Farbe; ihr Geſchmack und Geruch ſind ebenfalls vortrefflich.

3. Der Bourboniſche: er hat mittelgroße, längliche, an einem Ende etwas zugeſpitzte Bohnen von blaßgelber Farbe und iſt vor dem Röſten ohne allen Geruch.

4. Der Javaniſche, aus Oſtindien kommend, hat ſehr große längliche Bohnen von gelber oder blaſſer Farbe.

5. Der Surinamiſche aus Weſtindien beſteht aus großen runden dunkelgrünlichen Bohnen, welche theilweiſe noch mit ihrer Samendecke umhüllt ſind und ſich durch einen ſtarken, eigenthümlichen Geruch auszeichnen, aber einen reinen, guten Geſchmack haben.

6. Der St. Domingo Kaffee bildet eine der gangbarſten Sorten; er hat länglich runde, gelbe oder bräunliche, häufig mit einem rothen Häutchen umgebene Bohnen von reinem kräftigem Geſchmack.

Der Handel mit Kaffee übertrifft an Wichtigkeit faſt jeden andern, indem wohl 258½ Millionen Pfund allein in Europa verbraucht werden. Da der Kaffee ſehr leicht den Geſchmack anderer Dinge annimmt, ſo iſt bei dem Verpacken und Verſchiffen mit großer Sorgfalt darauf zu ſehen, welche Dinge in ſeine Nähe gelegt werden; denn durch dieſe wird oft ein großer Unterſchied bei einer und derſelben Sorte hervorgebracht.

Am meiſten werden die Früchte des Kaffeebaumes zu dem bekannten Getränk benutzt, das dem Europäer wie dem Morgenländer ein unentbehrliches Bedürfniß geworden iſt, und vom Könige wie von dem ärmſten Mütterchen zweimal täglich getrunken wird. Wir benutzen hiezu die durch eigenthümliche Verrichtungen, in neuerer Zeit vermittelſt des Dampfes, ſcharf geröſteten oder vielmehr gebrannten Bohnen, die Araber bedienen ſich der ungeröſteten Kerne und häufig auch des getrockneten Fleiſches, das dieſelben umgiebt. Dies iſt ihr café à la Sultane, welchen man dem aus den Kaffeebohnen bereiteten noch vorzieht. Durch das Röſten, wie es bei uns geſchieht, bekommen die Kaffeebohnen erſt den eigenthümlichen angenehmen Geſchmack. Sorgfältigſt muß darauf geſehen werden, daß man den rechten Grad der Röſtung treffe. Die Bohnen dürfen nur ſo lange am Feuer bleiben, bis die ölige Subſtanz ausgeſchieden wird, was an dem Glanz auf der Oberfläche, an einem eigenthümlichen Geruch und an dem angenehm bitterlichen Geſchmack zu erkennen iſt. Durch zu ſtarkes Brennen bekommt der Kaffee einen mehr kohligen Geſchmack. — Das Kaffeegetränk wirkt ſtark erregend auf die Verdauungswerkzeuge und auf die Nerventhätigkeit. Es befördert die Verdauung, macht nüchtern, hält wach und leiſtet unverkennbare Hülfe bei leichten Unpäßlichkeiten, wie Kopfweh, Verdauungsſchwäche, Trägheit der Hautausdünſtung, beſonders bei denjenigen Perſonen, die nicht an ſeinen täglichen Genuß gewöhnt ſind. Doch bringt er bei reizbaren Perſonen Blutwallung hervor und veranlaßt Hämorrhoidalleiden und krampfhafte Magenbeſchwerden. Eine ſehr ſtarke Abkochung kann Betäubung und Schlagfluß bewirken. Kindern iſt der Kaffee im Ganzen nicht anzurathen; unter den Erwachſenen iſt er pflegmatiſchen Perſonen am zuträglichſten.

Roher Kaffee wendet man mit Erfolg als Heilmittel gegen Wechſelfieber, Gicht ꝛc. an. Die homöopathiſchen Aerzte aber halten den Kaffee für ein Mittel, das die Wirkungen vieler Arzeneien aufhebt, und verbieten ſeinen Gebrauch als Getränk, benutzen ihn aber gleichfalls als Medicin.

Neuerdings iſt das Räuchern mit Kaffee als ein ſchätzbares Mittel zur Zerſtörung von Krankheitsſtoffen (Miasmen) und übeln Gerüchen bekannt geworden. — Wenn man zwei Loth gebrannten und gemahlenen Kaffee mit etwas Weinſteinſalz in einem Nöſſel Brunnenwaſſer gehörig kochen und die abgegoſſene Flüſſigkeit in Muſchelſchalen eintrockenen läßt, ſo erhält man eine ſchöne braune Malerfarbe. Durch Verbrennen des getrockneten Kaffeeſatzes in verſchloſſenen Gefäßen läßt ſich eine ſchöne ſchwarze Farbe gewinnen. Auch bereitet man einen angenehm, vollkommen kaffeeartig ſchmeckenden Liqueur und mehrere andere Dinge daraus.

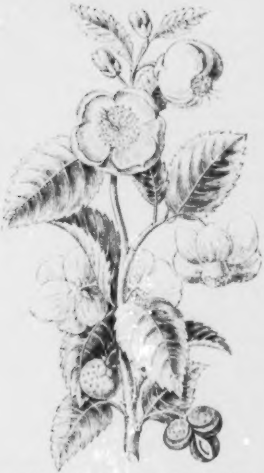
Der ſtarke Verbrauch, mißrathene Ernten und beſonders die hohen Preiſe des Kaffees haben oft nach Erſatzmitteln ſuchen laſſen, die ſehr zahlreich geworden ſind. Von allen iſt bei uns noch immer der Cichorienkaffee, aus der Cichorienwurzel bereitet, das vorzüglichſte. Runkelrüben, Erdmandeln, Skorzoneren, Eicheln, Roßkaſtanien ꝛc. werden nur noch ausnahmsweiſe angewendet. Geröſtete Gerſte und

Möhren, mit ein Drittel Kaffee vermiſcht, geben ein geſundes und wohlſchmeckendes Getränk, das, mit Zucker und Milch gehörig verſetzt, zuträglicher iſt als Thee und Chocolade. Am nächſten kommt dem Bohnengeſchmack gebrannter Roggen. Da jedoch das eigenthümliche, angenehme Aroma des Kaffeeaufguſſes von einer eigenen darin enthaltenen Säure, der Kaffeeſäure, herrührt, ſo können alle vorgeſchlagenen Erſatzmittel denſelben nur unvollkommen erſetzen.

Die Anwendung der Kaffeebohnen zu dem bekannten Getränk ſtammt aus Arabien. Der Sage nach ſollen Thiere zur Erfindung Veranlaſſung gegeben haben. Ein Hirt in Arabien hütete auf den Bergen eine Heerde Kameele, oder nach einem andern Bericht Ziegen, und bemerkte, daß ſein Vieh wider Gewohnheit die Nacht hindurch munter blieb und im Stalle umherſprang. Er klagte es ſeinem Herrn, dem Vorſteher eines arabiſchen Kloſters. Dieſer, vermuthend, daß die Munterkeit vom Futter herrühre, unterſuchte den Weideplatz und fand dort abgefallenen Samen des Kaffeebaumes. Er nahm einige davon mit, kochte ſie in Waſſer, trank davon und verſpürte auch an ſich eine große Aufgeregtheit. Darum empfahl er ſeinen Derwiſchen das neue Getränk, um ſie wach zu erhalten, wenn ſie die ganze Nacht unter Gebeten in der Moſchee zubringen mußten, und fand das Mittel bewährt. Von Arabien, wo das Kaffeetrinken erſt ungefähr in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in allgemeineren Gebrauch kam, verbreitete es ſich in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts auch nach und nach durch ganz Europa. Anfangs widerſetzte ſich die türkiſche, ſo wie die meiſten andern Regierungen Europas der Einführung des Kaffeetranks heftig; ſo nahmen zum Beiſpiel im Hannoverſchen die Dorfſchulzen die Kaffeekeſſel weg, und noch bis jetzt dürfen daſelbſt die Landkrämer bei Verluſt ihrer Conceſſion keinen Kaffee verkaufen. Dennoch iſt das Kaffeetrinken in auffallend ſchneller Zeit unter allen Volksklaſſen ein allgemeines Bedürfniß und dadurch der Kaffee ein höchſt wichtiger Gegenſtand in der Kultur- und Handelsgeſchichte der neuern Zeit geworden.

II. Vom Theeſtrauch.

Der Theeſtrauch, von den Botanikern gewöhnlich der chineſiſche (Thea chinensis Sims. Le thé chinois) genannt, iſt ein ſtark veräſtelter Strauch von 5 bis 10 Fuß Höhe. Durch ſeine immergrünen glatten Blätter und die ſchönen großen Blumen von weißer Farbe mit den vielen gelben Staubgefäßen hat er ein prächtiges Anſehen. Der Stengel treibt gleich vom Boden aus Aeſte von brauner Farbe mit hartem, ganz beſonders riechendem Holze. Die Blätter gleichen an Größe, Geſtalt und Farbe beinahe denen der ſauern Kirſche. Aus den Blattwinkeln kommen gewöhnlich einzeln weiße roſenförmige kurzgeſtielte Blüthen hervor, die keinen beſondern Geruch haben. Ihnen folgen haſelnußgroße runde Früchte, beſtehend aus drei an einander gewachſenen Kapſeln, von denen jede einen harten glänzendbraunen Kern einſchließt. — Eigentlich giebt es nur



dieſe eine botaniſch beſtimmte Art des Theeſtrauches, von der aber drei durch Kultur ſehr ſtandhafte und deshalb oft für eigene Arten gehaltene Spielarten unterſchieden werden:

Der grüne Theeſtrauch (Th. viridis) mit größeren Blättern, acht bis neunblättriger Blumenkrone und kugelrunden Früchten; der braune Theeſtrauch (Th. bohea) mit kürzeren, mehr verkehrt eiförmigen Blättern, meiſt ſechsblättriger Blumenkrone und birnförmigen Früchten; der geradäſtige Theeſtrauch (Th. stricta) mit ſtraffaufrechten Aeſten, ſchmäleren Blättern und kleinerer Blumenkrone. Linné ſtellt den Theeſtrauch in die erſte Ordnung der dreizehnten Klaſſe; im natürlichen Syſtem gehört er in die Familie der Cameliaceen, der Ordnung glanzblättriger Pflanzen (Lampro-phyllal.)

Die Heimath des Theeſtrauches iſt China, Japan und Aſſam, der nordweſtlichſte Theil Hinterindiens, wo er wild wächſt und auch ſorgfältig angebaut wird. In den engliſchen Beſitzungen von Aſſam hat man in neuerer Zeit ganze Theewälder entdeckt. In China und Japan iſt nach dem Korn- und Reißbau kaum etwas ſo wichtig als die Kultur des Theeſtrauches. Bergige, von Quellen und Bächen bewäſſerte Gegenden in einer Höhe von 500 bis 800 Fuß über dem Meeresſpiegel ſind für den Theebau am geeignetſten. Man beſchneidet den Strauch, damit er deſto mehr Zweige treibe und man die Blätter deſto bequemer abpflücken kann. Denn ſie ſind es, um deretwillen der Strauch gezogen wird, indem ſie das bekannte Getränk geben, welches in jenen Gegenden ſo allgemein iſt, wie in Europa Bier und Wein. — Die Blätter werden dreimal im Jahre abgepflückt und geſammelt. Die erſte Ernte findet im Februar und März ſtatt, wenn die Blätter noch ganz jung ſind. Dieſe geben den feinſten und theuerſten Thee, den ſogenannten *Kaiſer-* oder *Blumenthee*. Er wird nur für den Kaiſer von China und ſeinen Hof geſammelt und kommt nur ſelten in den Handel, etwa, wenn die Ernte ſehr reichlich ausgefallen iſt. Der Kaiſer von Rußland empfängt davon ein Geſchenk. Zu dem Einſammeln dieſes Thees ſind eigene Leute beſtellt; denn es kommt ſehr viel auf die Auswahl der Blätter und auf die Reinlichkeit bei dem Pflücken an. Die Blätter dürfen nur mit Handſchuhen abgepflückt werden, und in einer gewiſſen Gebirgsgegend von Japan, wo man nur für den kaiſerlichen Hof den Thee ſammelt, haben ſich die Sammler ſogar einige Wochen vorher der Fleiſchſpeiſen zu enthalten, damit der Athem den Blättern nicht ſchade. Auch müſſen ſie ſich während des Pflückens öfter die Hände waſchen.

Die zweite Ernte geſchieht im April; ſie giebt bereits größere Blätter, mithin einen weniger feinen Thee. — Die dritte Ernte beginnt im Mai und dauert mehrere Monate; ſie iſt die reichlichſte und liefert den gewöhnlichen Thee. — Man ſammelt bei dieſen Ernten immer nur ſo viel Blätter, als man an dem Tage zu trocknen vermag, und geht dabei ſo ſorgſam zu Werke, daß ſelbſt der am Abend und am Morgen geſammelte Thee geſondert wird.

Im Handel unterſcheidet man hauptſächlich zwei Sorten Thee, *grünen* und *ſchwarzen*, die wieder in ſehr viele Unterſorten zerfallen. Güte, Farbe und Form derſelben hängen vom Alter und von der Behandlungsweiſe der Blätter bei dem Pflücken und Trocknen ab. Das Hauptſächlichſte der Zubereitung des Thees beſteht in Folgendem: Die geſammelten Blätter werden gereinigt und in eiſernen Pfannen über ein mäßiges Kohlenfeuer geſtellt, damit ſie etwas abwelken. Dann bringt man ſie auf große, ſtark erhitzte Eiſenbleche und rührt ſie öfter um, bis ſie trocken ſind. Nach hinlänglicher Dörrung nimmt man ſie von den Blechen und breitet ſie auf mit Matten oder Gewändern belegte Tiſche aus. Dazu angeſtellte Leute rollen die Blätter mit der flachen Hand zuſammen, während andere ſie mit großen Fächern abkühlen. Darauf erfolgt ein abermaliges Röſten, wobei die Bleche immer weniger erhitzt, die Blätter aber immer mehr gerollt werden. Auf dieſe Weiſe erhält man den *grünen* Thee. Der *ſchwarze* wird bereitet, indem man die Blätter erſt in Sieben über kochendes Waſſer ſtellt oder etwa eine halbe Minute lang hineinwirft, dann abtrocknet und wie vorher behandelt. Bei den feineren Sorten erhält faſt jedes einzelne Blatt ſeine beſondere Bearbeitung, die ſchlechteren werden gemeinſchaftlich gerollt. So zubereitet und getrocknet wird der Thee in Blei-, Holz- oder Porzellanbüchſen verpackt und verſendet. Ueberhaupt muß man bei der Aufbewahrung des Thees, um ihm ſein Aroma zu bewahren, darauf bedacht ſeyn, daß er in luftdichten Gefäßen verſchloſſen werde; beſonders eignen ſich dazu Porzellangefäße. Die friſchen Blätter haben einen widrigen Geruch und Geſchmack, ſogar etwas Betäubendes, das ſie durch Röſten und Liegen verlieren. Daher wird in China nur Thee von Blättern getrunken, welche man bereits ein Jahr vorher zubereitete.

Außer den angeführten Theeſorten giebt es beſonders in China noch ſehr viele andere, die aber ſehr ſchwer, nur durch den Geſchmack zu unterſcheiden ſind. Die recht ſachkundigen Theetrinker „des himmliſchen Reiches" können an 700 Arten unterſcheiden, wie bei uns die Weinkenner die verſchiedenen Weinſorten; ja ſie ſollen ſchmecken können, in welcher Art von Gefäßen der Thee bereitet und was für Holz zum Kochen des Waſſers gebraucht worden iſt. Deshalb ſind in Kanton Theekoſter angeſtellt, welche ein jährliches Gehalt von tauſend Pfund Sterling erhalten.

Die in Europa bekannteſten Theeſorten, von denen die ſchwarzen mehr oder weniger nach Roſen, die grünen nach Veilchen duften, ſind folgende:

A. Schwarzer Thee, deſſen Blätter von brauner Farbe ſind und deſſen Aufguß dunkler iſt und milder ſchmeckt:

1. Der Peccothee, von ſehr angenehmem Geruch und vortrefflichem Geſchmack, ſelbſt wenn der Aufguß wiederholt wird. Viele Blättchen ſind mit einem weißlichen Filz überzogen und am Rande gewimpert. 2. Der Karavanenthee (Padre-Souchong), ruſſiſcher Thee, der gewöhnlich zu Lande über Kiächta nach Rußland gebracht wird. 3. Der Congo, er hat mittelmäßig große Blätter von angenehmem Geruch und Geſchmack; der Aufguß wird ſchnell dunkel.

B. Grüner Thee, mit Blättern von graugrünlicher Farbe und ſcharfgewürzhaftem Geſchmack:

1. Der Kaiſer- oder Blumenthee enthält nichtgerollte hellgrüne Blätter der erſten Ernte von ſchwachem, jedoch ſehr lieblichem Geruch. 2. Der Schießpulverthee aus kugelig zuſammengerollten Blättern. 3. Der Hayſan- oder Hyſſonthee aus ſtarkgerollten 1 bis 2 Zoll langen Blättern beſtehend von blaßgrüner Farbe und heuähnlichem Geruch. Er ſoll ſeinen Namen von einem Kaufmann haben, der ihn zuerſt nach Europa brachte. Die getrockneten Blätter werden entweder in dieſem Zuſtande — wohlverſchloſſen in Gefäßen, auf denen Chineſen, wie ſie auf den Theemärkten erſcheinen, abgebildet und chineſiſche Schriftzüge verzeichnet ſind, den Namen des Theebauers und des Landesbezirkes, gleich den Etiketten auf den Weinflaſchen nennend — in den Handel gebracht, oder als Ziegel- und Backſteinthee. Dieſer wird vom ſchlechten ſchwarzen und grünen Thee, von Ueberreſten und Gemiſchen anderer Sorten, ſelbſt

anderer Pflanzen verfertigt, und nach Vermiſchung mit Ochſen- und Schafblut oder Fett zu einer Art Kuchen geformt, der im nördlichen Aſien ſehr verbreitet iſt. Der Kaiſer von China giebt ihn in länglichen Tafeln, den Bouillontafeln ähnlich, ſeinen mongoliſchen Truppen als Sold, wodurch dieſe Theetafeln unter den Mongolen und nomadiſchen Völkern Nordaſiens als Handelsmünze gelten. Dieſe Völker gebrauchen den Ziegelthee mit Mehl, Milch, Butter und Salz täglich als Getränk und Speiſe. Im ſüdweſtlichen China kommt der Thee auch in Kugeln geformt vor, Kugelthee. — Die erſten Erzeuger verkaufen den Ertrag ihrer Ernten an Kleinhändler und dieſe wieder an die großen Kaufleute in Kanton und Kiächta. Aus der letzteren Stadt wird dies Erzeugniß von den Ruſſen abgeholt, während der Seehandel faſt ganz in den Händen der Engländer und Holländer iſt.

Die Kultur des Theeſtrauches und die Benutzung ſeiner Blätter iſt in China und Japan ſehr alt. Ueber ſeine erſte Anwendung als Getränk wird folgende Sage erzählt: Darma, ein frommer Büßer und Prieſter des Buddha (im ſechſten Jahrhundert nach Chr.) kam von Indien nach China in der Abſicht, auch hier ſeine Lehre zu verbreiten. Zu ſeinem wichtigen Geſchäft ſich zu ſammeln und zu ſtärken, nächſtdem ſeiner Perſon Anſehen zu verſchaffen, that er das Gelübde, Tag und Nacht in ununterbrochenen Andachtsübungen zuzubringen. Die Natur aber verlangte ihre Rechte: der fromme Mann erlag dem Schlaf. Als er wieder erwachte, war er ſehr betrübt; zur Büßung des gebrochenen Gelübdes ſchnitt er ſich die Augenlider ab, warf ſie auf die Erde, und aus dieſer wuchs nun ein früher ganz unbekanntes Gewächs hervor. Der Buddha-Prieſter genoß die Blätter deſſelben und fühlte ſich davon geſtärkt und im Stande, dem Schlafe zu widerſtehen. Er empfahl ſeinen Schülern die köſtliche Pflanze zu gleichem Zwecke. So wurde anfänglich auch von den europäiſchen Aerzten der Theetrank als nervenſtärkend und beſonders heilſam für die Augen empfohlen. In China und Japan, in ganz Tübet und Nepal iſt derſelbe jetzt unentbehrliches Bedürfniß, ein Nationalgetränk geworden, das vom Kaiſer bis zum geringſten Tagelöhner genoſſen wird. Wer es haben kann, trinkt den ganzen Tag und zu allen Speiſen Thee. Er wird jedem Gaſte angeboten, überall verkauft auf Straßen und Wegen in Theeſchenken, deren es in jedem Dorfe giebt. Thee zu bereiten und mit Anſtand darzubieten, gehört in China zu einer guten Erziehung und wird gelehrt wie die Tanz- und Fechtkunſt in Europa. Darum iſt dort der Theeverbrauch ungeheuer groß. Man veranſchlagt denſelben für den ganzen Oſten von Aſien auf 450 Millionen Pfund; nach Europa gehen etwa 50 Millionen Pfund. Wieviel nach den andern Erdtheilen geht iſt ſchwer zu beſtimmen. Bedenkt man nun die ungeheure Menge von Blättern und die Zahl der Hände, welche zur Bearbeitung derſelben erforderlich ſind, ſo wird es einleuchten, wie wichtig der Anbau dieſer einzigen Pflanze für jene Länder iſt.

In Europa war der Thee vor dem ſiebzehnten Jahrhundert noch gar nicht bekannt. Rußland und Holland ſcheinen mit ihm zuerſt bekannt geworden zu ſeyn. Eine ruſſiſche Geſandtſchaft erhielt nämlich in der Mongolei für ihre Geſchenke an Zobelfellen chineſiſchen Thee. Sie wollte eine ſo unnütze Waare gar nicht annehmen, man drang ſie ihr auf. Als ſie damit nach Moskau kam, fand die Gabe Beifall und Verbreitung. — Die Holländer, erzählt man, brachten Salbei, eine Pflanze, welche früher als Heilmittel in hohem Anſehen ſtand, nach China, und tauſchten dafür Thee ein. Die Chineſen wurden des Salbeis bald überdrüßig, während der Thee in Holland immer mehr Verehrer fand. Erſt ſpäter erhielt der Thee auch in England Eingang, wo er zum Unentbehrlichen und in neuern Zeiten zum Loſungswort der Mäßigkeitsvereine erhoben worden iſt. Selbſt die engliſchen Armeen unterbrechen, wenn ſie irgend können, am ſpäten Nachmittage ihren Marſch, um ſich Thee zu bereiten. Auch in andern Theilen Europas iſt der Thee längſt „die Freude des Abends am häuslichen Heerde, das Bindemittel der eleganten Geſellſchaft, der Hebel des Geiſtes“ geworden.

In China wird der Thee ohne allen Zuſatz getrunken, während bei uns das durch Aufguß von heißem Waſſer bereitete Getränk noch einen Zuſatz von Zucker, Milch, Rum, Rothwein oder von Zimmet, Vanille oder andern Gewürzen erhält. Im Morgenlande macht man, wie auch vordem in Europa, viel Rühmens von der erfriſchenden, belebenden und begeiſternden Kraft des Thees. In ſeiner Heimath getrunken, mag er wohl dieſen Ruhm verdienen; allein bei der weiten Fortſchaffung nach Europa geht die gerühmte Kraft gewiß großentheils verloren. Nahrungsſtoff enthält der Thee ebenſo wenig wie der Kaffee; doch iſt er, mäßig genoſſen, nicht ungeſund, ja in kalter Jahreszeit, bei feuchter Witterung und nach körperlicher Anſtrengung in der That erquickend. Auch wirkt er der Schläfrigkeit und Berauſchung entgegen. Im Uebermaß und zu ſtark genoſſen wird der Thee durch Erſchlaffung ſchädlich und bewirkt Magen- und Nervenſchwäche; vorzüglich ſoll er bei dem weiblichen Geſchlecht Krämpfe, Schwäche und andere widrige Beſchwerden herbeiführen. Im Allgemeinen gilt der ſchwarze Thee für geſünder als der grüne. — Noch muß bemerkt werden, daß der Theeaufguß das Schimmeln der Tinte verhütet. — Da der Verbrauch des chineſiſchen Thees ſo groß iſt, ſo wird er auf vielfache Weiſe verfälſcht. Schon in China verſteht man es, ſchlechten Sorten das Ausſehen von ſchönem grünen Thee zu geben; auch ſollen dadurch Verfälſchungen ſtattfinden, daß man bereits benutzten Thee wieder trocknet und unter andern miſcht. In England, wo man im Verfälſchen ſehr geübt iſt, ſollen an fünf Millionen Pfund Schlehen-, Eſchen- und andere Blätter jährlich unter den Thee gemengt werden, indem man ihnen durch allerlei oft ſchädliche Beimiſchungen Farbe und Geſchmack des echten Thees zu geben ſucht. — So wie man Mittel aufgeſucht hat, den Thee zu verfälſchen, ſo iſt man auch bemüht geweſen, Erſatzmittel aufzufinden. Wirft man zwei bis vier friſche Pomeranzenblätter in ſiedendes Waſſer, ſo erhält man einen ſehr wohlſchmeckenden, dem grünen Thee ähnlichen

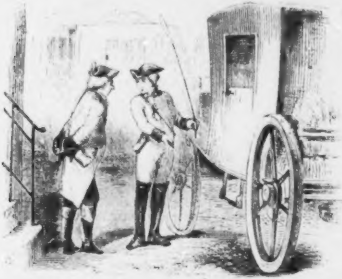
Aufguß. Ferner geben die Blätter der blauen Brombeere (Rubus Caesius), der Walderdbeere (Fragaria vesca) und vorzüglich die des Bergehrenpreis (Veronica montana) wie auch die Blüthen der großen Königskerze (Verbascum thapsus) einen ſehr ähnlich ſchmeckenden Thee. Auch bemühte man ſich, ein Mittel zu entdecken, den Theeaufguß kräftiger, der Geſundheit zuträglicher zu machen, und hat dies im doppelkohlenſauren Natron (Natron bicarbonicum) gefunden. Um ſchnell einen feinen Theeaufguß zu erhalten, bereitet man in Paris einen Theeſyrup und ein Theeextract.

Die Güte eines Thee-Aufguſſes hängt ſehr von der Art und Weiſe ſeiner Bereitung ab. Die in Deutſchland gebräuchliche, bei der man auf die Theeblätter kochendes Waſſer gießt und einige Zeit ſtehen oder „ziehen“ läßt, gehört zu den ſchlechteren Methoden. Zweckmäßiger verfährt man in Rußland, wo viel und guter Thee getrunken wird. Man übergießt die Theeblätter entweder mit etwas kaltem Waſſer und läßt dieſes einige Minuten lang darüber ſtehen, wonach man es abgießt und ſchnell die gehörige Menge kochenden Waſſers darüber thut; oder man gießt, um ſchnell fertigen Thee zu erhalten, ein wenig heißes Waſſer über den Thee und nach einer Minute wieder ab, dann erſt wird hinreichend kochendes Waſſer aufgegoſſen. Durch ſolche Weiſe erhält man ein wohlſchmeckenderes und geſundes Getränk, indem ihm durch das erſte abgegoſſene Waſſer ſeine narkotiſchen Kräfte benommen werden. K. A. Schönke.

Abenteuer auf kurzer Reiſe.

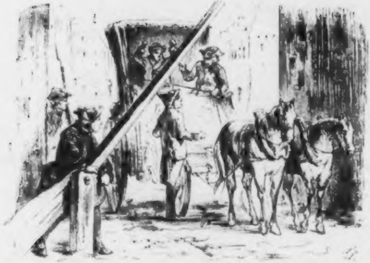
(Aus Familien-Papieren.)

Im Jahr 1799 war ich, Johann Heinrich Chriſtian Heydenreich, dreiundzwanzig Jahr alt. Geboren in Stolpen, hatte ich in Leipzig, wo mein Oheim Karl Heinrich Heydenreich Profeſſor der Philoſophie war, aber kein philoſophiſches, vielmehr ein wüſtes Leben führte, Rechtswiſſenſchaft ſtudirt und mein Examen gemacht. In der Welt mich ein wenig umzuſehen, war mir noch nicht geglückt, und nun wollt' ich nach dem Examen Weimar beſuchen, wohin mich meine Sehnſucht zog wegen der geiſtig wirkenden dichteriſchen Größen. Von dort gedachte ich nach meiner Heimath zu reiſen. Hatte mit Büchern und ſonſtigem Eigenthum des Gepäcks genug bei mir in einem gemietheten Wagen, mit zwei Poſtpferden beſpannt. Früh morgens an einem Oktober-Tage 1799 kam ich in Weißenfels an, kehrte in dem nächſten Gaſthof ein und beabſichtigte in einer Stunde weiter zu fahren. Doch — der Menſch denkt und Gott lenkt! Der Poſtillion, der auf dieſer Station den Dienſt hatte, erſuchte mich in der Gaſtſtube um ſein Trinkgeld; ich gab ihm einen halben Gulden, damit war er jedoch nicht zufrieden, meinte: er habe in der Nacht — wir hatten Mondſchein — ſehr gut gefahren und wenigſtens einen kleinen Thaler verdient. Dieſe Selbſtſchätzung wollte ich mir nicht gefallen laſſen, ich verweigerte das, was er in ſteigender Unbeſcheidenheit forderte, und er entfernte ſich mit der Drohung: noch vor Sonnenuntergang ſolle mich die Weigerung gereuen. Ich lachte, hatte aber, wie ich erfahren mußte, keine Urſache dazu. Eine Viertelſtunde ſpäter kam der Poſtillion wieder, begleitet von einem Mann, den ich an der gelben Jacke mit blauen Aufſchlägen ſogleich als ſächſiſchen Schirrmeiſter erkannte. Beide unterſuchten ſorgfältig meinen Wagen und ich hörte, am Fenſter ſtehend, den Schirrmeiſter entſcheiden: „Haſt recht, Chriſtoph: es iſt ein zu ſchwerer Wagen; hat wenigſtens vier Pferde nöthig, und dann iſt, um über den Köſener Berg zu kommen, wohl gar noch Vorſpann zu nehmen!“ Dieſe Unverſchämtheit verdroß mich, und als mir der Schirrmeiſter den Beſchluß mittheilte, erwiederte ich: „Hat das hochlöbliche Poſtamt dieſer Stadt Bedenken, mich auf die gleiche Weiſe, nämlich mit zwei Pferden, von hier weiter fahren zu laſſen, ſo nehme ich einen Miethkutſcher.“ — Der Schirrmeiſter entgegnete ſehr kaltblütig: „Wenn Sie mit einem Hauderer, wie man hier zu ſagen pflegt, reiſen wollen, bedürfen Sie eines Poſtſcheins, und den erhält kein Fremder, wofern er ſich nicht über hieſigen Aufenthalt von wenigſtens zwei Tagen bei dem hochlöblichen Poſtamt in aller Form ausgewieſen hat.“ — In Entrüſtung und Empfindlichkeit, die ſich ein der Rechte Befliſſener niemals ſollte zu Schulden kommen laſſen, entgegnete ich mit einem Paragraphen-Kampf wider dieſe Verletzung meines freien Willens und fügte hinzu: „Was die Länge meines Aufenthalts in Weißenfels betrifft, ſo ſind die Minuten, in dieſem Ort zugebracht, mir bereits ſo lang geworden, als ob es zwei Tage und die Folgen des angeblich von mir verletzten Poſtreglements hinlänglich abgebüßt

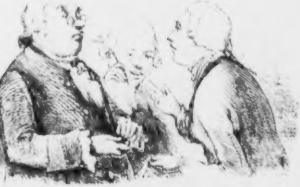


waren; deshalb denke ich jedenfalls noch heute nach meinem Belieben abzureiſen.“ Sehr ſpitz erwiederte der Schirrmeiſter: „Von meiner Seite ſoll Ihre Langeweile in Weißenfels nicht vermehrt werden; ich habe die Ehre, mich zu beurlauben!“ So ſchieden wir höflich, aber kalt, und ſehr deutlich hatte ich wahrgenommen, daß der Poſtillion während des Geſprächs auf dem Hofe ſtand mit ſchadenfroh höhniſchen Mienen. — Indem ich überlegte, was zu thun ſey, nahte ſich ein ſehr freundlicher Kellner mit dem Fremdenbuch und fragte, während ich das Erforderliche einſchrieb: „Was wünſchen und befehlen Euer Gnaden?“ Ich antwortete: daß ich heut Abend in Weimar ſeyn wolle und dazu eines guten Lohnkutſchers bedürfe. „Da iſt freilich keine Zeit zu verlieren“, ſagte, ſich verbeugend, der Kellner; „zum Glück wohnt ein Lohnkutſcher hier nebenan, ich werde ihn ſogleich für Euer Gnaden beſtellen!“ und flink war der zuthuliche Menſch von dannen, kam auch bald zurück mit dem Empfohlenen. Auf die Frage: ob er ſich getraue, mich mit ſeinem Fuhrwerk noch heut nach Weimar zu bringen? gab er den Beſcheid: „Zu Dienſt! Sie müſſen mir nur erlauben, zuvor meine Pferde abzufüttern.“ — „Wir werden aber, wenn wir zum Thor hinaus wollen, vielleicht eines Poſtſcheins bedürfen?“ warf ich ein. „Ah, der Herr Poſtmeiſter iſt mein Gevatter, der nimmt's mit mir nicht ſo genau!“ Wir wurden über die Abfahrt nach anderthalb Stunden — es war eben Neun — und den Preis von vierzehn Thalern einig. Als er ſchon an der Thür war, wandte er ſich nochmals zu mir mit der Bitte: „ihm die Hälfte vorauszuzahlen, weil morgen Sonntag ſey und er für Frau und Kinder etwas zurücklaſſen müſſe.“

Dies Verlangen war kein ungewöhnliches, wie ich aus dem Capitel von abgeſchloſſenen Verträgen wußte; ich zahlte, und als er fort war, nahm ich ein Frühſtück, mit Ungeduld auf die Weiterreiſe wartend. Der Mann hielt aber nicht Zeit, ich ließ ihn anmahnen, er entſchuldigte ſich mit der unerläßlichen ſtarken Fütterung der Pferde und den bei ſchnellem Fahren am Wagen nöthigen Vorkehrungen. Es verging Stunde auf Stunde und erſt Nachmittag um Vier befanden wir uns am Thor, ich in dem Glauben, nun doch endlich Alles überwunden zu haben. Da vernahm ich hinter mir ein brüllendes „Halt!“ — vor mir machte eine Schildwache Anſtalt, den Schlagbaum niederzuziehen, und meinem Kutſcher wurde der Poſtſchein abgefordert. Ich meinte, mir mit Geiſtesgegenwart helfen zu können; noch ehe der Schlagbaum fiel, befahl ich ſo laut, als ich es vermochte: „Kutſcher, ſtrengt die Pferde an, fahrt durch, damit ich aus dem Höllenneſt komme!“ Ich, der Rechtskundige, beging da einen Fehler, den ich eingeſtehe; aber behalte Einer ruhig Blut bei dem Unheil, das ich bereits an dem Tage ertragen hatte! Wer übrigens für meinen Zuruf taub blieb, das war der Kutſcher, und mein Ingrimm ſchickte ihm wie ſeinem Gevatter, dem Poſtmeiſter, im Stillen eine beträchtliche Menge von Flüchen zu, als keine Widerrede half. Wir wurden zur Rückkehr gezwungen, und die Ausſicht, vier Poſtpferde zu nehmen, oder wenigſtens eine Nacht in dieſem

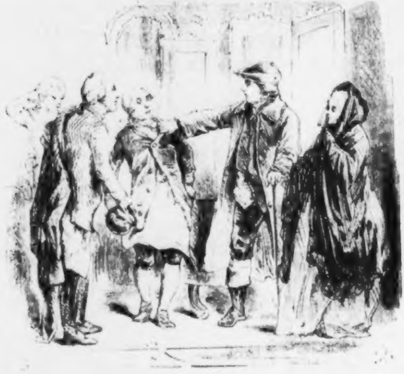


Qualort verweilen zu müſſen, ſteigerte meine Aufregung. Vor dem Gaſthofe hatte ſich ein Schwarm von Neugierigen verſammelt, denen muthmaßlich meine Leidensgeſchichte zum Spaß diente, denn mitten in dem Haufen ſtand der verdammte Gelbe von heut früh mit unveränderten Zügen des Hohns im Geſicht. Was war zu thun? Eilend ſchob ich mich durch die lachenden Zuſchauer, war auch ſchon an der Thür, als mir einfiel, daß unter den obwaltenden Umſtänden der Lohnkutſcher das Vorausgezahlte herauszugeben habe. Zu meinem Erſtaunen erwiederte er in untadelhafter Artigkeit: „Das werden der gnädige Herr nicht verlangen, ich war ja bereit und verſchlug mir Ihretwegen eine Fuhre nach Leipzig, die mir mehr als ſieben Thaler eingebracht hätte; ich könnte alſo eigentlich noch Entſchädigung begehren, laſſe mich aber gern billig finden. Ein gutes Trinkgeld dürſt' ich aber wohl noch erwarten!“ Niemand wird es mir verargen, daß ich in heftige Wallung gerieth über dieſe Unverſchämtheit, doch hielt ich meine Faſſung möglichſt feſt, erkundigte mich nur bei den Umſtehenden nach der Wohnung des Bürgermeiſters, und bot, da es bereits dunkelte, einen halben Gulden Demjenigen, der mich hinführen würde. Tiefes Schweigen folgte meiner Anrede, bis Einer rief: „In ſolche Händel muß man ſich nicht miſchen!“ und nun, mir zur äußerſten Verwunderung, der Lohnkutſcher mit der beſten Gelaſſenheit ſagte: „Ei was, einem Fremden muß man gefällig ſeyn, und iſt's ihm gleich, wer ihm den Weg zeigt, bin ich bereit, wenn ich mir erſt meine Laterne geholt habe.“ Trotz meines Aergers kam mir das Lachen an bei dieſer dummen Gutmüthigkeit, und der Kerl dauerte mich faſt, da ich eben nur den Gang machen wollte, um ihn der Strenge des Rechts zu überantworten. Nach kurzer Ueberlegung nahm ich indeß ſeinen Vorſchlag an, er ſollte erkennen, daß er, ſtatt völlig ſtraffällig handelte. Bald war er mit der leuchtenden Laterne da, der Herr Bürgermeiſter war auch zu Hauſe und empfing mich im Amtszimmer. Ich trug ihm mein Anliegen vor und freute mich über die Bedenklichkeit, die ſich immer ſichtlicher in ſeinen Zügen offenbarte. Bald rief er nach ſeinem Schreiber, der Lohnkutſcher wurde auch hereingefordert, und gegenſeitig kamen wir in's Verhör. Nach deſſen Beendigung trat der Lohnkutſcher ab; ich muß geſtehen, er dauerte mich immer mehr, da ich für ihn bei meiner Rechtskenntniß nur Schlimmes vorausſah. In Gegenwart des Schreibers begann nun der Bürgermeiſter mit noch bedenklicherem Geſicht: „Mein Herr, Sie werden wohlthun, wenn Sie gutem Rath folgen, dem armen Menſchen die ſieben Thaler laſſen und die Sache nicht weiter treiben.“ Im Entſetzen über dieſe Worte wurde mein Blut aufrühreriſch, ich bemühte mich um Mäßigung, und der Bürgermeiſter fügte nun hinzu: „Sie können nicht leugnen, und draußen der ehrliche Mann, mein Gevatter, und einer unſerer beſten Bürger, würde es eidlich erhärten, daß Sie, keinen Paßſchein habend, nicht nur den Schlagbaum nicht reſpektirten, ſondern ſogar mit ſehr auffälligem Zuruf den Kutſcher zu frevelhaftem Ungehorſam gegen ſeine von Gott eingeſetzte Obrigkeit verleiten wollten. Zuſtändig wäre es mir, dieſe Sache höheren Orts anhängig zu machen, was ſehr weitläufig ſeyn würde, aus beſonderer Conſideration will ich den Lauf der Dinge abkürzen und Sie nur in eine perſönliche Strafe nehmen. Sie ha-



ben ſonach unweigerlich zwei Thaler Sächſiſch in unſere Armenbüchſe zu erlegen. Der anweſende Secretarius wird dem Herrn die in ſolchen Fällen übliche Quittung ſchreiben im Namen des Magiſtrats.“ Nach dieſem Ausſpruch grüßte der Herr Bürgermeiſter mit geringem Kopfneigen und überließ es mir, mich mit dem Herrn Secretarius abzufinden. Die an dieſem Tage mir gewordenen Verluſte, obwohl für mich damals nicht unanſehnlich, ſchmerzten mich noch lange nicht ſo als die Schmach, daß mir, dem examinirten Juriſten, der vermöge des Fremdenbuchs als ſolcher auch in Weißenfels beglaubigt war, Dergleichen geſchehen konnte; aber es iſt mir geſchehen zu Gunſten der Lehre, daß zwiſchen Kenntniß und Anwendung der Geſetze und Verordnungen nicht ſelten ein wunderlicher Zwieſpalt herrſcht.

Meine zwei Thaler lagen in der Armenbüchſe, und in vollem Verdruß eilte ich nach friſcher Luft, ohne dem Secretarius, jetzt Stellvertreter des hohen Magiſtrats, einen Beweis meiner ſonſt nicht mangelnden Höflichkeit zu geben. Die friſche Luft ſollte mir aber auch widerwärtig werden: mein Lohnkutſcher wartete draußen, empfing mich ſehr unterthanig und ließ ſich nicht hindern, ſeine Laterne auf dem Gange nach dem Gaſthof voranzutragen. Der Gevatter Bürgermeiſter hatte ihn unterrichtet, denn er ſagte unterweges wie tröſtend: „Verwünſchte Juriſterei“ — er verwünſchte alſo meinen eigenen Lebensberuf — „hätt's Ihnen vorausſagen können! Ich habe Frau und drei Kinder, die zwei Thaler wären mir nützer geweſen: ich hätte bei dem Trinkgeld mich mit der Hälfte abfinden laſſen, und nun haben Sie für das Doppelte ſtatt Dank nur Aerger!“ — Vor dem Gaſthofe ſtand noch ein Gedränge von Neugierigen, um den Erfolg meiner Bemühung zu erfahren; ich wand mich hindurch wie betäubt, und Gedanken fand ich nicht eher wieder, bis der Lohnkutſcher mir an der Hausthür den Weg verſperrte und ſich mit äußerſter Gutmüthigkeit für das Hinlaufen zum Bürgermeiſter den halben Gulden ausbat. Ich ergrimmte abermals, daß dieſer Mann, der ſchon ſo viel ohne den bedingten Dienſt mir abgenommen, noch dies beanſpruchte, doch mußte die Zahlung der von mir im Allgemeinen gegebenen Anweiſung auf meinen Geldbeutel folgen. Noch hielt ich ihn in der Hand, als ich in den Hausflur ſchritt. Da trat der gelenke Kellner heran und bedauerte mich recht gemüthlich wegen der erlebten unangenehmen Vorfälle. Ich war froh, wieder ein menſchliches Weſen zu finden, und ſprach ſo Etwas aus, da ſagte er: „Mir hat es beſonders Vergnügen gemacht, Ihre Bekanntſchaft zu erneuern.“ — „Zu erneuern?“ fragte ich. „Ja“, lautete die Antwort; „Sie waren vor etwa anderthalb Jahren hier —.“ Ich fiel ſogleich ein: „Das iſt ein Irrthum, ich war vor dieſem greuelvollen Tage niemals in dieſer Stadt!“ — „Bitte ſehr, Sie hielten ſich faſt acht Tage auf, und ließen mir ein kleines Unterpfand, das mich an Ihre Perſon erinnerte.“ Bei dieſen Worten, in unerſchütterlicher Gutmüthigkeit geäußert, überreichte er mir einen bleiernen Laubthaler, und ſprach in gleicher Artigkeit weiter: „Gewiß iſt es ohne Schuld und Abſicht geſchehen, daß Sie mir damals bei Berichtigung der Rechnung dieſen bleiernen Laubthaler gaben, und ich erſuche Sie jetzt gehorſamſt, ihn gegen einen ſilbernen auszuwechſeln.“ Ich ſtand eine Weile ſprachlos über dieſe lügenhafte Nichtswürdigkeit, empfand auch nebenbei, daß ich mir den Ruf eines Gimpels erworben hatte, und jetzt ſah ich trotz der Dunkelheit die gelbe Jacke von heut früh. Wüthend ſchrie ich: „He, Schwager, ſchaffe Poſtpferde, Schwager! drei, vier, verlange Trinkgeld, ſo viel Du willſt, nur bringe mich ſo ſchnell als möglich aus dieſem vermaledeiten Ort!“ — „Zu Ihrem Befehl, Sie ſollen zur Zufriedenheit bedient werden!“ ſagte der raſch herzu getretene Poſtillion; — plötzlich aber verwandelte ſich jetzt die Scene. Ein kräftiger Mann, neben dem zitternd ein hübſches Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren ſtand, hatte „Halt!“ gerufen, den Kellner bei der Bruſt gepackt, und nun donnerte er ihm zu: „Schurke, mit demſelben Bubenſtück haſt Du mich vor zwei Jahren übertölpelt, und Dein verdammter Bleithaler mag noch öfter ſeine Rolle geſpielt. Du magſt ſchon Viele betrogen haben, wie Du mich betrogen haſt!“ Und bei dieſer Rede empfing der Kellner verſchiedene Knüffe ſammt Maulſchellen, bis er ſich losriß und verſchwand. Verblüfft hatte ich dieſem



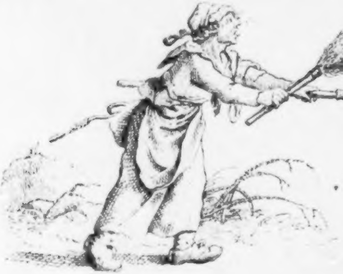
Strafverfahren zugeſehen, und der Poſtillion ſtand auch wie angewurzelt, bis der Fremde zu mir ſagte: „Mein Herr, ich bin heut zum dritten Mal in dieſem Gaſthofe, und ließ mich bei meiner letzten Anweſenheit, wie ich erſt heut einſehe, durch den Bleithaler, den der Schuft, wie ich nun wohl merke, als Betrugshülfe ſtets bei ſich trägt, übertölpeln. Meiner Tochter erzählte die Wirthin, was Sie hier leiden mußten, und mir ſollt' es lieb ſeyn, wenn wir denſelben Weg hätten. Da nähm' ich Sie mit, und wir lachten das ganze Unweſen hier aus.“ Ich wußte kaum, was ich erwiedern, was ich thun ſollte, wußte nicht wie mir war, denn das ſehr hübſche Mädchen und ihre ſichtlich lebhafte Theilnahme an mir machte mich völlig befangen. Glücklicherweiſe war der fremde alte Herr ſehr redſelig, und ich erfuhr bald: er ſey Juſtizamtmann in Querfurt, beſuche zuweilen ſeinen Sohn, Gutsbeſitzer in Burgwerben bei Weißenfels, und erwarte hier nur den aufſteigenden Mond, um dorthin zu fahren. Ich war wie verwandelt, und da der Poſtillion noch immer in der Nähe ſtand, rief ich ihm zu: „Alſo keine Poſtpferde! Wohin es gehen mag, dankbar nehm' ich das gütige Erbieten des Herrn Juſtizamtmann an, es iſt mir willkommen, weil ich nun mit der Poſt, mit der ganzen hieſigen Schererei nichts mehr zu thun habe!“ — und der Poſtillien ſchlich wie begoſſen davon, als der Juſtizamtmann erklärte, für Rückſendung meines Leipziger Miethsfuhrwerks werde er ſorgen. Nach einer halben Stunde eilten wir in einem ſehr geräumigen, mit vier kräftigen Pferden beſpannten Wagen davon und waren bald bei dem Sohne des Juſtizamtmanns. Wer hätte geahnt, daß die mich in Weißenfels aufhaltenden Abenteuer ein Segen für mich ſeyn ſollten! Der Juſtizamtmann brauchte einen Actuar, ich brauchte ein Amt; ſo zog ich von Burgwerben mit nach Querfurt, und anderthalb Jahre ſpäter war ich der glückliche Gatte ſeiner Tochter, meiner ſchönen und herzlich guten Clementine. Oft preiſe ich nun die böſen Stunden in Weißenfels, ſammt Allen, die dabei werkthätig waren! —

Johann Heinrich Chriſtian Heydenreich hat jedoch ſein Glück nicht gar lange genoſſen, er ſtarb ſchon 1808. Ob er jemals in Weimar geweſen, konnten wir nicht erfahren; daß er aber als Actuarius nicht übermäßig beſchäftigt war, beweiſen ſeine ſchriftſtelleriſchen Verſuche, meiſt launige Erzählungen, die in den Jahren 1800 bis 1807 in Penig, Altenburg und Leipzig gedruckt erſchienen. Sein Oheim, deſſen Geſundheit durch ſeine üble Lebensweiſe zerſtört wurde, ſtarb 1801 in Burgwerben, wo er bei dem Schwager des Actuars Pflege gefunden hatte.

Alte und neue Hexerei.

Am 30. April 1858 war in meinem Familienkreiſe die Rede von der Walpurgis-Nacht, der zum erſten Mai, und es kam in's Geſpräch, was ich über die Entſtehung der Sagen von einer Hexen-Verſammlung auf dem Brocken oder Blocksberge wußte. Geſchichtſchreiber melden uns: „Als Karl der Große die Sachſen zur Annahme des Chriſtenthums zwang, wurde der Götzendienſt in der Walpurgisnacht heimlich auf dem Brocken gefeiert, und als man Schildwachen hinſtellte zur Vertreibung der Heiden, ſuchten dieſe durch abenteuerlichen Spuk ſolch Hinderniß zu verſcheuchen.“ Nach andern Ueberlieferungen wären vom 1. Mai an unter den Landleuten die Pachtverträge abgeſchloſſen, und nun auf Erndteſegen gehofft worden. Der Aberglaube hätte aber in der Nacht zuvor den durch Naturſeltſamkeiten ausgezeichneten Blocksberg voll Hexen geſehen, die dem Lande mannigfache Uebel bereiteten, wonach ſie ſich die vom Teufel geopferten

Speiſen und Getränke wohlſchmecken ließen. Dies veranlaßte für zwei Stellen des Berges die Benennungen „Hexenaltar" und „Hexenbrunnen." Mit dem erſten Hahnſchrei ſtob dann angeblich die Teufelsgeſellſchaft auseinander, und um dem böſen Zauber zu entgehen, bekreuzte man am letzten April alle Hausthüren. Bei dieſer Erklärung gedachte ich der Abbildung einer Hexe nach einer Zeichnung von J. W. Meil, holte ſie aus einer Mappe hervor.*)



und nun fragten die Kinder: ob überhaupt Hexereien möglich wären. Ich antwortete den Begriffen der Kinder gemäß; mich aber hat die Frage weiter beſchäftigt, ſo daß ich ſagen kann: es läßt ſich auch in unſerer Zeit manche Hexerei entdecken, doch kommt ihr Urbeginn nicht von ſo häßlicher, mit Beſen und Ofengabel bewaffneter, vielmehr meiſt in verlockender Geſtalt, obwohl trotzdem ein Hinwegkehren und — zuweilen wenigſtens — ſogar ein Hinwegſtacheln rathſam wäre. In folgenden Sätzen will ich verſuchen, deutlicher zu werden.

Pflichten ſind Einſchränkungen, die wir uns wegen Anderer, Rechte ſind Einſchränkungen, die ſich Andere unſertwegen müſſen gefallen laſſen. Wer nur von Rechten, nichts von Pflichten wiſſen will, der iſt, er ſey wer, oder was er wolle, als Zwingherr Anderer doch nur Knecht ſeiner Eigenſucht, und wer nur Pflichten, keine Rechte zu haben meint, der iſt Knecht aller Verhältniſſe. Als Menſch und Bürger tüchtig erſcheint nur, wer gleichmäßig feſtſteht in ſeiner Pflicht, wie für ſein Recht. Jeder, der begreifen kann, wird dies leicht begreifen, und dennoch verheert die Willkür in Pflicht und Recht oft genug die Zuſtände im Großen und Kleinen.

---

*) Unſer Bild iſt genaue Nachahmung der Meil'ſchen Zeichnung.

Ehemals hatten die Eltern mehr Macht und Entſchluß über die Zukunft ihrer Kinder, und man war dann nur des Glaubens, daß den Knaben die Wahl ihres Berufs zu überlaſſen ſey, wenn unverkennbar ein entſchiedenes Talent für Dieſes oder Jenes einleuchtete. Jetzt ſteht es mit der Entſchiedenheit überhaupt ſchlimm, um ſo mehr müßten Eltern die Anlagen ihrer Kinder beſſer kennen als ſie ſelbſt, ſicher zwiſchen vorübergehender Neigung und beharrlicher Fähigkeit zu unterſcheiden wiſſen. Gewöhnlich wird das jugendliche Gemüth durch ſinnliche Eindrücke geſtimmt, und die meiſten Knaben halten den Beruf oder die Thätigkeit eines Mannes, den ſie eben in einem vortheilhaften oder behaglichen Zuſtande erblicken, ſogleich für den Gegenſtand der Wählbarkeit. Dieſe Erfahrung greift heut zu Tage ſelten durch; die Eltern ſind guten Willens und Meinens für augenblickliche Neigung oder unverſtändiges Weigern nachgiebig, und endlich treiben ſich die Bürſchlein im Nichtigen und Zerfahrenen umher, was den Eltern nach ihrer ſo bereit geweſenen Zuthulichkeit wie verhext erſcheint, während die ganze Verſchrobenheit nur entſtand, weil ihr ſogenannter guter Wille ein ſchlechter war.

Ein Knabe hatte einen Vogel, der ſeinen natürlichen Geſang lieblich und munter pfiff; das machte ihm viel Freude, bis er einſt eine Vogelleyer kaufte. Da ihm dies neue Spiel kunſtgemäßer und muſterhafter dünkte, als ſeines Vogels Geſang, ſollte dieſer danach ſich üben. Zuerſt verließ das geplagte Thierchen nun ſeine eigene ihm angeborene Weiſe, es ſchwieg wie ganz verdutzt; dann ahmte es einige Leyertöne nach, bis es zuletzt das Ganze ſtümperhaft eingelernt hatte und nichts mehr hören ließ als einen Miſchmaſch, nicht Natur und nicht Kunſt. Wenn man nun bemerkt, daß ein Volk ſeine Eigenthümlichkeit vertreibt, ſich aber begreiflich das Fremde nicht zur Natürlichkeit machen kann, iſt's Einem nicht zu verargen, wenn ihm ſolch ein Volk wie verhext vorkommt.

Ein Bekannter, ſchon den Funfzigen nah, ſagte mir neulich: „Seit dem Tode meiner Frau lebe ich nun ſchon jahrelang zuſammen mit einer Muhme, die in den Siebzigen, aber noch ſehr rüſtig iſt. Sie ſchmält gar oft über den jetzigen Weltlauf, will mich nicht ſelten zurechtweiſen, für meine leibliche Pflege ſorgt ſie aber mit aller erſinnlichen Mühe. Ihre Geſpräche behagen mir nicht, ihr guter Wille aber behagt mir ſehr. Wenn ſie redet, wie ich's nicht gern höre, ſo red' ich wahrſcheinlich auch nicht, wie ſie's gern hört. Glaubt ſie ſich wackerer als ich, mein' ich mich geſcheidter als ſie, und am Ende ſind wir wohl Beide in Eitelkeit verſeſſen. Erweiſen wir uns gegenſeitig Gefälligkeiten, ſo ſind die Thaten jedenfalls beſſer als Worte, und wollten wir wegen dieſer zanken, würden wir uns unverſtändlich bleiben, ſtänden uns wie verhext gegenüber, wie wir dies erleben an Vielen, die ſich nicht ineinander zu ſchicken wiſſen."

Zwei Nachbarn bedienten ſich der Brillen, jeder konnte mit der ſeinigen ziemlich gut ſehen. Einſt vertauſchten Beide ihre Brillen und nun ſahen Beide viel weniger gut als vorher. „Wie kommt das?" fragte der Eine, „Brille iſt doch Brille!" und der Andere entgegnete: „Das wohl, aber unſre Augen ſind verſchieden, deshalb müſſen auch unſere Brillen verſchieden ſeyn.“ Mit den geiſtigen Augen iſt es ganz ebenſo, deshalb wird ſtets gleichſam Verhexung erſcheinen, geſtattet man nicht für verſchiedene Einſicht auch verſchiedene Anſicht, für ungleiche Fähigkeit ungleiche Erkenntniß, für dunkle Begriffe den ihnen geeigneten Glauben, bis die hinlänglich klare und innere Läuterung Dieſem und Jenem möglich wird.

„Wir ſuchen einen neuen Himmel“, hörte ich im vorigen Jahre einen „extraodinairen“ Profeſſor ſagen, der eben mit ſeiner ihm unlängſt angetrauten, etwas überſpannten hübſchen Frau nach Italien reiſen wollte. Einen günſtigeren Himmel! Ehemals hätte man bei dieſen Worten ein günſtigeres Schickſal, verbeſſerte Glücksumſtände verſtanden, jetzt heißt es: „Unſere Nerven und Empfindungen ſind ſo zärtlich und fein geſtimmt“ — Beide waren ſtammhaft kräftige Leutchen aus Pommern — „ſo vorherrſchend iſt in uns die Liebe zum Schönen, daß uns der grautrübe Himmel der Heimath erdrückt, wenn wir nicht andre Luft athmen in den ewig klaren Gefilden Hesperiens.“ Ohne die angeblich „ewige Klarheit“ zu bemäkeln, äußern wir nur: da hörten wir weder Vaterlandsliebe noch Wahrheit; das Ehepärchen war von Gelüſten verhext und ſie locken ihm bedeutende Abgaben aus dem nicht ſehr gefüllten Beutel.

Gegen alle widrige Anfechtungen des Schickſals ſchützt die geſunde Thätigkeit, körperlich und geiſtig, das Härteſte mildert ſie wenigſtens. Thätigkeit zeigt den Menſchen in Würde, iſt verſchwiſtert mit der Sittlichkeit; ſie ſchließt das Innere auf, läßt wahrnehmen, wie bedeutende Kräfte der Schöpfer uns gab und wie ſie immer mehr zu ſtärken und zu erheben ſind. Thätigkeit macht uns Andern und dem Allgemeinen nützlich, iſt aber auch ſchon an ſich erquickend und belohnend, gewährt uns die lieblichſten Erinnerungen und führt hinan zu einer vollkommneren Entwickelung der Seele, gleichviel wie wir uns dieſe denken. Wie deutlich wahr dies iſt, dennoch verheren ſich gar Viele Gegenwart und Zukunft ſchmälig durch allerlei Suchten müßiggängeriſcher Zerſtreuungsluſt.

„Gott hat den Menſchen aufrichtig erſchaffen, aber ſie ſuchen viel Künſte“, ſagt ſchon Salomo. Das leuchtet uns raſch ein, wenn ein aufrichtiger und urtheilsfähiger Mann ſich in einer großen Geſellſchaft befindet, und auch da ſeinen Charakter nicht verleugnet, ohne übrigens irgendwie den Anſtand zu verletzen. Da bemerkt man bei jeder freimüthigen, ſchiefe Verhältniſſe gradaus treffenden Aeußerung lange Geſichter; es folgt eine augenblickliche Stille des Erſchreckens und der Verlegenheit, bis dann Einer plötzlich das Querſte in dies Schweigen wirft, auf einem Umwege ſpüren zu laſſen: „thun wir, als ob wir's nicht gehört hätten“, und alsbald helfen dann Mehrere, durch Nichtiges ein kernhaft Wort vergeſſen zu machen. Der Aufrichtige kann nicht anders, er muß in ſolchen Augenblicken die Geſellſchaft für verhext halten, und er wünſcht ſich weit weg, Gott dankend, wenn er etwa einen Freund hat, ſich mit dieſem über ſolche Feigheit im Geſelligen heiter ausſprechen zu können. „Beſonders“

— hörte ich einen Aufrichtigen ſagen — „waren Etliche von Denen betroffen, die das Glück hatten, kürzlich ein Amt zu bekommen oder in dem ihrigen zu ſteigen, obſchon ſie ſich ſonſt wohl auch ein tüchtiges Wort erlaubten.“ — „Ja“, entgegnete lachend der Freund, „das Sprüchwort: „wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand“, geſtattet manchmal die Aenderung: Wem Gott ein Amt giebt, der ſcheint den Verſtand verloren zu haben! — es iſt eine Hexerei an ſich ſelber verübt. Uebrigens, mein Freund, iſt es jetzt der Gipfel der Bildung, immer lau zu bleiben, ſich nie kräftig gegen Unrecht und Unſitte, ſich nicht mit entſchiedener Wärme für Recht und Wahrheit zu erklären. Wir Beide aber — und ich denke, noch Viele! — leben der Ueberzeugung: wer nicht in Zorn geräth bei ſchreiendem Unrecht, der wird nie für Menſchenwerth glühen und ihn nicht haben!“

Wir wiſſen, daß man ſeit grauer Vergangenheit gegen die Fremdſucht der Deutſchen eiferte, mitunter ſehr derb. Schon vor länger als zwei Jahrhunderten rief der Dichter Logau aus:

„Narrenkappen ſammt den Schellen, wenn ich ein Franzoſe wär,
Wollt' ich tragen: denn die Deutſchen gingen ſtracks wie ich einher!“

Er ſagte auch:

„Diener tragen insgemein ihrer Herrn Liverei;
Soll's denn ſeyn, daß Frankreich Herr, Deutſchland aber Diener ſey?
Freies Deutſchland ſchäm' dich doch dieſer ſchnöden Knechterei!“

Tüchtige Männer der Gegenwart haben es ebenfalls an Aehnlichem in Warnung und Spott nicht mangeln laſſen, es half und hilft aber nichts. Unzweifelhaft ſind alſo unſre Stutzer und Stutzerinnen mit dieſer anſteckenden Afferei verhext.

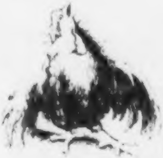
Nur was der Menſch verdaut, nicht was er iſt, ernährt ihn, und nur was aus gutem Geiſt in unſer Inneres übergeht und wirkſam wird, das iſt dem Edlen Stärkung. Danach hat — zum Beiſpiel — Jeder zu prüfen, was er zu ſeiner Unterhaltung draußen ſucht und daheim lieſt. Schon vor vier Jahrhunderten ſagte ein erfahrungsreicher frommer Mann, Niklaus von der Flüe: „Der Bücher einiger rechter Gebrauch iſt, daß wir darin ein Zeugniß unſres Herzens ſuchen“; wird aber das Herz der Weltkügelei und ihren Begierden untergeordnet, ſchwächt ſich Eines mit dem Andern. Die warme Empfindung allein iſt eher in Einigkeit mit richtigem Denken, als der Verſtand allein mit der richtigen Empfindung; wer den Verſtand bildet, veredelt noch nicht die Gefühle, wer aber Gefühle veredelt, bildet zugleich den Verſtand. Das müßte die Leitung ſeyn, um ſelbſt das zu prüfen, was zur Erholung und Unterhaltung dienen ſoll; übermächtig gegen alles Geiſtinnige ſind aber Sinnlichkeit und Thörigkeit, und dieſer Doppelſpuk hext dem Menſchengeſchlecht ſtets das Gebrechliche an.

„Wer Andern lebt, lebt recht, wer ſich lebt, lebt gut, wer Beides verbindet, lebt am beſten“, ſagt einer der neueren Weltweiſen, und es iſt annehmbar. Vollſtändiger iſt aber für mich ein Spruch, den mir mein Großvater in den Pathenbrief ſchrieb:

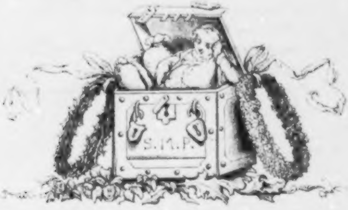
„Zwieſpalt ſtört das Glück alleinig,
Dreifach Edles macht's dreieinig.
Sey der Gottheit immer herzlich,
Sey den Deinen immer treulich,
Sey den Nächſten immer redlich —
Eben ſchafft's den Weg, der ſteinig,
Und das Dunkel ſonnenſcheinig."

Das iſt, wenn auch kein vorzüglich ſchöner Vers, doch eine ſchöne, ſehr einfache Wahrheit, und Alles auf das Einfache ſtützen, Verworrenes und Verwickeltes auf das Einfache zurückführen, das iſt die zuverläßigſte Lebensweisheit. Dazu ſoll man aber freilich begreifen: man habe an ſich ſelber das ſicherſte Eigenthum, müſſe nur verſtehen, damit ſtetig zu walten, fern von der Schrankenloſigkeit des Wünſchens und Begehrens. Statt deſſen verläuft man ſich fortwährend im Zickzack der Zerfahrenheit, und dieſe iſt jetzt die allſeitigſte Verheerung.

Das waren mehrfache Hindeutungen auf mancherlei Hexenſpuk, wobei man meiſt die Gegenwart behandelt wie eine junge Schöne, der man ſchmeichelt und ſie für die offene Wahrheit immer unempfänglicher und ſtumpfer macht. Der ſonſtigen Schwärmerei für das Edle und Erhabene mag man ihr Maaß anweiſen, aber eine unmäßige Abkühlerei des Gemüths zu Gunſten des kalten, nur ſelbſtſüchtig rechnenden Verſtandes im Frohne des Sinnlichen iſt gewiß untauglicher und ſchädlicher. Belehrung genug haben wir von der Vergangenheit geerbt, im Befolgen aber ſteigert ſich die laue und bequeme Säumniß. Wird nicht jeder Keim am Menſchen entwickelt, jede Kraft ſeines Weſens gepflegt, wird nicht der ganze Menſch belebt, geſtärkt, veredelt, ſo iſt er mehr oder minder verzogen, verdorben, verdreht, der ächten Entwickelung gegenüber verkehrt. Mag dann der geprieſenen Bildung Hahnruf oft laut werden, er iſt ſehr zweideutig, läßt ſchwerlich darüber zweifeln: ob er eine neue Morgenröthe verkündigt, oder ſchlecht Wetter, und vermittelnd wünſchen wir, ſolch ein Hahnruf möge bei mißlichen Zuſtänden dem Schlafe des ernſtſittlichen Strebens mindeſtens überall ein Erwachen abnöthigen. C. Rienitz.



Betrachtung des Bildchens zum Kalender-Titel.



Gewinnet Mancher Reichthum ſich,
Kann's Glück ſeyn, kann's Glück morden;
Erfreuend oder ſchauerlich
Iſt's, wie er reich geworden:
Dein Loos, o Aermſter, ſegne, daß
Du nicht des ſünd'gen Reichthums Laſt!

Mit dem Gelde läßt ſich Vortreffliches ſchaffen, läßt ſich ausgleichen, retten und wohlthun; thörig wär' es, den Werth des Geldes nicht anerkennen, es nicht erwerben zu wollen. Die Art jedoch, wie man Geld erwirbt, muß eine achtenswerthe ſeyn, nicht darauf ausgehen, geſchwind nur Andern in den Beutel zu greifen, und ſich ſchlechte Hülfsmittel als erlaubte vorzuſpiegeln. Das bringt weder Segen, noch Gewiſſensruhe, die der höchſte Segen und nur zu bewahren iſt durch ſtreng rechtliches Genugen und die beſcheidene Zufriedenheit. Wir leben aber in Tagen, wo die Zufriedenheit bei Einnahmen, die der Begehrlichkeit Zügel anlegen, immer ſeltener wird, wo ſich Viele im Drange nach Prunk und koſtſpieligem Vergnügen für Zukunft und Erinnerung nicht den Blumen-, ſondern den Dornenkranz einholen. So iſt, um irdiſchen Gelüſten im Unmaaß zu fröhnen, die Gier nach ſchnellem Reichthum und eine weitverbreitete Wucherei entſtanden. Davon ſind in den Jahrgängen unſres Büchleins Merkzeichen genug nach verſchiedenen Seiten hin zu finden, ja wir haben vorausgeſagt, welch ein Gericht über dies Unweſen ergeben wird; die letzten Jahre beſtätigten dies bereits mehrmals und wir ſind noch nicht am Ende mit den traurigen Erfolgen. Man möchte ſogar das Umſichgreifen auf dieſer verderblichen Bahn mit aller Freiheit treiben dürfen. Das bezeugen die vorlauten Stimmen für Beſeitigung der Geſetze, die das Unheil hindern möchten. Solche Geſetze wurden zwar ſeit Jahrtauſenden als nothwendig erachtet; was ſind jedoch tauſendjährige Erfahrungen einer ausgeklügelten Weisheit Derer, die jede, dem allzu eigenſüchtigen Vortheil geſtellte Schranke für Verbrechen an ihrem Recht halten. Freilich hat die Erwerbsgier ohne Schranke und Gewiſſen ſchon ſolchen Umfang erobert, daß der Einhalt ſehr ſchwierig, ohne Einhalt aber die ſchlimme Wirkung zu Gunſten unſittlicher Zuſtände unausbleiblich iſt:

„Da wird der Selbſtſucht Eitelkeit
Das Menſchlichſeyn vereiteln,
Da liegen Liſt und Trug bereit
Bald unter allen Scheiteln,
Und keck befördert Wucherſchaft
Die Schwindſucht aller Geiſteskraft!“

Die Beſtrebungen nach wahrhaft Geiſtigem werden ſichtlich ſo ſelten wie Zufriedenheit, doch mag ſich dies Jeder, der die Verhältniſſe zu durchſchauen vermag, ſelbſt ſo nah als möglich darlegen und zur Einſicht kommen wie er kann. In Bezug auf das Bildchen und unſre Betrachtung wollen wir aber, nach Hinweiſung auf den Ausſpruch des Apoſtel Sanct Lucas: „Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat“, noch anfügen, was Jeſus Sirach ſagt: „Um des Gutes willen thun Viele unrecht, und die reich werden wollen wenden die Augen ab. — Es iſt beſſer, geringe Nahrung unter einem bretternen Dach, denn köſtlicher Tiſch unter den Fremden. — Wachen nach Reichthum verzehret den Leib und läßt nicht ſchlafen. — Viele kommen zu Unfall um des Geldes willen und verderben darüber vor ihren Augen; die ihm opfern, ſtürzet es, und die Unvorſichtigen fängt es. — Wer Geld lieb hat, der bleibt nicht ohne Sünde, und wer Vergängliches ſucht, der wird mit vergehen. — Nehmet die Lehre an wie einen großen Schatz Silber und behaltet ſie wie einen großen Haufen Geld.“

Gewiß kann ich am Schluß des fünfundzwanzigſten Bändchens dieſes den Deutſchen in der Heimath, und Fremde gewidmeten Buches nichts geben, was gleichen Inhalt hätte als die Wahrnehmungen des Jeſus Sirach, die er mit einem Wunſch begleitet. — Ich habe nur noch herzlichen Dank anzureihen für Alle, die meinem Volksbüchlein in dem Vierteljahrhundert ſeines Beſtehens wohlwollten; bei meiner treuen Bemühung darf ich hoffen und glauben, daß man es überall gern ſammle für Familienkreiſe, denen es bis in ferne Zeit willkommene Ueberlieferung ſeyn wird. **F. W. Gubitz.**

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Anzeigen.

Theodor Körner's ſämmtliche Werke.

In allen Buchhandlungen ſind zu haben:

Theodor Körner's ſämmtliche Werke. Fünfte vollſtändige Original-Ausgabe in Einem Bande. 1 Thlr.
—do.—fein gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.
—do.—Fünfte vollſtändige Claſſiker-Ausgabe in 4 Bänden. 1 Thlr. 18 Sgr.
—do.—— in 2 engliſchen Kattunbänden mit reicher Deckel- und Rückenverzierung in Golddruck. 2 Thlr. 4 Sgr.

Nicolaiſche Buchhandlung in Berlin.

„Gubitz' Volks-Kalender für 1858"

(der vierundzwanzigſte Jahrgang) hat folgenden Inhalt:

Daß der vollſtändige und ausführliche Kalender (mit ſeinen bezüglichen Bildern) den Anfang macht, Alles, was ihm ſonſt, je nach Veränderungen, welche aus dem genannten Jahre hervorgehen, beigeſellt iſt (Aſtronomiſches, alter Kalender, Feſttage der Juden, Jahrmärkte [bei der Ausgabe für nicht-preußiſche Landestheile durch allgemeinen Stoff erſetzt], Genealogie, Uhrentafel ꝛc.), verſteht ſich von ſelbſt. Die Räume, am Rande jeden Monatsſchluſſes erſpart, ſind gefüllt mit den Abhandlungen: Die Furcht vor dem Kometen. Das Vergnügen der Furcht. „Was iſt der Menſch parteiiſch!" Ausſprüche (von Mercier, Young, Schröckh und Neuffer). Mitgefühl einer Lerche. Lebensanſicht von Jean Paul. Oberhalb findet ſich an herzigem und beluſtigendem Beiwerk: Lebenshalt. Entgegnung. Vorſichtig! Auch ein Rath! Deshalb! Es hat Alles zwei Seiten. Günſtige Aufnahme einer Wahrheit. Sprüche. Zur Anwendung. Spitzen. Gut bedient. Schmerzliche Wahrheit. Gemenge. Großes und Gutes. Höfliche Grobheit. Scheu vor Wahrheit. Zum Merkbuch. Glaubenswirkung. Arges Gebet. Frage. Muſterrede für Allzuunterthänige. Erfolg. Verdienter Spott. Aus einem alten Buche. Nicht ohne Grund! Ein Ausſpruch von Swift. Buchſtabenwechſel. Dr. Janus Gruterus und der Kanzler. Eine Fabel von Peſtalozzi. Die Quadratur des Zirkels. Gebanntes Glück. — Dieſen Gaben aus den verſchiedenſten Bereichen des Geiſtes ſchließt ſich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden",

deſſen Inhaltsangabe in den beigefügten Zahlen die der Bilder bezeichnet: Titel mit anagrammatiſchem Räthſel-Sinnſpruch. (1) Naturtroſt. ſl.

Wolken und Strömen. II. Wipfelſtimme. III. Herbſtempfinden.] Von **F. W. Gubitz.** (1) Das Fühlen in und mit der Natur. Von **C. Nienitz.** (1) Jena. [In Bezug auf die Drei-Jahrhundert-Feier.] Von **F. W. Gubitz.** (2) Ewald Chriſtian von Kleiſt. Von **F. W. Gubitz.** (2) Blumenhandel und Blumenwandel. Von **Th. Daun.** (3) Der unſchuldig Verurtheilte. Von **Fr. Simil.** (5) Heinrich Theodor von Schön. Von **F. W. Gubitz.** (1) Ein Mörder Nachts vor der Hinrichtung. Von **A. Naumann.** (2) Des Nachbars Roſentage. Von **F. W. Gubitz.** (12 mit Roſa-Buntdruck umrahmt.) Juſtus Möſer. Von **Fr. Becker.** (1) Von Schuhen. Von **Fr. Bertram.** (9 Schuhe vom neunten Jahrhundert an.) Burg Montfort bei Kreuznach. Von **Guſtav Kolbe.** (1) Die Naturforſcherin. Von **Th. Daun.** (1) Fuchsbau und Fuchsgänge. Von **F. Haug.** (1) Ein Priſchen Tabak. Von **F. W. Gubitz.** (1) Hermann Boerhave. Von **Dr. Lucae.** (1) Die Schwäne. Von **L. M. Fouqué.** [Nicht in ſeinen geſammelten Schriften befindlich.] (2) Die Wachspalme. Von **H. Stahl.** (1) Der Tuchmachers-Sohn aus Stendal. Von **L. Prätorius.** (1) Die Baumwolle. Von **Fr. Becker.** (3) Ein Komet bereiſt die zwölf Himmelszeichen. Von **A. Bode.** (12) Aus den Aufzeichnungen eines Buchbinders. [Von 1771 bis 1830.] Von **Heinrich Otto.** (12) Sage und Fabel. Von **C. Nienitz.** (2) Vor und nach dem Weltuntergange. Von **F. Frankhart.** (2) Im Walde. Von **Dr. L. Heros.** (1) Der Biber und die Biberfänger. Von **W. Bornemann.** (2) Chladni's Klangfiguren. Von **G. Treßler.** (14) Zu Sprüchwörtern empfohlen und Schluß. Von **F. W. Gubitz.** (3)

Die früheren „Volks-Kalender“ ſind zum Theil völlig vergriffen (1836, 1837 und 1838), alſo nur noch in einzelnen Jahrgängen, das „Jahrbuch des Nützlichen“ aber in geringer Anzahl noch vollſtändig zu haben. — In Bezug auf den ganzen Beſtand haben ſich Käufer in Nordamerika gemeldet; für jetzt ſind wir aber auf die Anerbietungen nicht eingegangen.

In der Vereins-Buchhandlung ſind unter Anderem erſchienen:

Geiſt- und gemüthreiche Schriften zur Unterhaltung und Kenntniß deutſcher Literatur.

Marguerite. Roman von Dr. Chr. Birch. Drei Bände. 3½ Thlr.

Der Vater Schuld. Eine Geſchichte aus den Tagen der Reſtauration. Nachlaß von Ludwig Robert. 15 Sgr.

Die Wahrſagung. Eine Erzählung. Nachlaß von Ludwig Robert. 15 Sgr.

Das ſchwarze Käſtchen. Eine wunderbare Hiſtorie. Das Töpferhaus. Eine Wintergeſchichte. Nachlaß von Ludwig Robert. 1 Thlr.

Aus der Geſchichte und dem Familienleben. Wirkliche Begebenheiten in Erzählungen. Von A. Sartorius. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Sträfling. Eine Familiengeſchichte von B. Wedekind.* 22½ Sgr.

Die Mennoniten. Wahre Begebenheit. Von A. v. Möller. 15 Sgr.

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen. Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Matthiſſon, Gleim, Zacharias Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer und Anderen. Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände. Preis: 4 Thlr.

Goethe und Schiller in Briefen und Geſprächen. Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen und Betrachtungen Goethe's und Schiller's über Welt und Menſchen, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt. Zwei Bände, beide Bände 2½ Thlr. (Enthalten nur ſolche Ausſprüche, welche in den Werken Beider fehlen.

Lachender Ernſt und Stacheln der Laune. Geſammelte Blättchen des Humors von F. W. Gubitz. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Geiſtige Feldzüge. Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von **Achim v. Arnim, Helmina v. Chezy, J. Ellendorf, C. J. Th. Gantzer, F. W. Gubitz, C. Heinſius, H. Herrmann, F. L. Jahn, Verus Momus, Wilhelm Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilhelm Waiblinger** und **Ernſt Woldemar.** Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

Novellen aus der Theaterwelt. I. Das Recenſenten-Kunſtſtück. Von D. Schiff. II. Der Freiſchütz. Von Adalbert vom Thale. III. Ein neuer Hamlet. Von A. Naumann. IV. Ein Schauſpiel-Abend in Berlin. Von J. Curtius. 18 Sgr.

Ende September 1858 wird verſandt:

Geſchichtliches, Novelliſtiſches und Humoriſtiſches. Von Fr. v. Schönholz 1½ Thlr — (Inhalt. Die Audienzen Kaiſer Franz I. von Oeſtreich. Das Franzöſiſche Kavallerie-Lager. Zwei Hinrichtungen. Kaspar der Thoringer im neunzehnten Jahrhundert. Die Todtenräuber. Theaterwelt und Welttheater. Der vorbereitete Ball. Freundſchaft und Freundſchaften. Apologie der Stutzer. Heiraths-Epiſtel. Ueber Gewohnheiten und Gebräuche. Deutſche Originalität. — (Ein Werk, eben ſo gemüthlich ergreifend, als durch heitere Laune ergötzend.)

Der Weltprieſter und „Förſters Liesbchen". Zeit-Roman aus voller Wahrheit. Von K. Gruenz. 1 Thlr. 10 Sgr. (Wird Aufſehen erregen durch die wirklichen Begebenheiten in Schleſien und Berlin.)

Dieſe, in jüngſter Zeit, zum Theil ſo eben erſt erſchienenen Werke verdienen überall gekannt zu ſeyn. Sie eignen ſich für Familien und Leih-Bibliotheken, und letztere müßten ſie ſämmtlich haben. Wer gegen die Fluth der Ueberſetzungen, des Seichten und Niedrigen mitwirken will, der möge in der von ihm benutzten, oder der ihm nächſten Leihbibliothek nach dieſen Büchern fragen; er wird dann beurtheilen können: ob der Beſitzer die ihm nöthige Umſicht hat. Bei der jetzigen Kühlheit für das wahrhaft Geiſtige ſind ſolche Nachforſchungen dem Allgemeinbeſten ſehr nützlich. Ausdehnen mögen ſie ſich auch auf das

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Dieſe Sammlung, alle Ueberſetzungen ausſchließend und nur eigenthümlich deutſche Werke aufnehmend, enthält neben den zur Darſtellung gekommenen Werken noch viele, die der Bühne heilſam ſeyn, und bezeugen würden, die oft gehörte Klage: wir hätten im Eigenthümlichen den offenbarſten Mangel, diene einzig als täuſchender Behelf. Die Theaterverwaltungen folgen meiſt ohne Selbſturtheil eine der andern; man hütet ſich vor dem Muth, vom Theater her in mißliche Zeitzuſtände rechtleitend einzugreifen, obwohl der eigentlichſte Zweck der Bühne eine geſunde Einwirkung auf die Gegenwart bedingt. Das haben uns ehemalige Theatervorſteher wie Eckhof, Dalberg, Schröder und Iffland, das hat ſogar früher eine Frau, die Neuberin, bewieſen; ſie haben es als Pflicht betrachtet, irrigen Richtungen ihrer Tage den Spiegel vorzuhalten, während man heut einer ſolchen Pflicht möglichſt aus dem Wege geht und zugleich den Verfall des Schauſpielweſens fördert, indem man ihm den Werth nimmt. Offenbar ſind viele der Neuigkeiten, die durch allerlei Mittel und Rückſichten den Weg zur Bühne finden, ſo angethan, daß ihre Werthloſigkeit einleuchtet, wenn man ſie lieſt, weshalb manchem dieſer Erzeugniſſe die Aufnahme in unſer Jahrbuch verweigert werden mußte: denn es ſoll eben Die erfreuen, die nicht dem faden Treiben des Augenblicks huldigen, ſondern verſtändig zu leſen und zu urtheilen verſtehen. Merkwürdig genug iſt es, daß mehrere im „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele" gedruckte Stücke, die in Deutſchland noch nicht zur Darſtellung gelangten, auf Theatern Nordamerika's gegeben wurden, mit günſtigem Erfolg. Möge man alſo wenigſtens dafür ſorgen helfen, daß in jeder Leihbibliothek dieſe reiche Sammlung deutſcher Schauſpiele gefunden werde.

Der nächſte Jahrgang (der achtunddreißigſte für 1859) wird enthalten: Kraftige Mittel. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Ein Ring. Original-Intriguenſtück in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Eheſcheu im Fegefeuer. Luſtſpiel in einem Akt von J. C. Kleebus. — Guſtav Adolph an der Oder. Geſchichtlich Schauſpiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — Wem ſoll man Wort halten? Poſſenſpiel in vier Akten von Fr. Schulz.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Siebenunddreißigſte Jahrgang (für 1858) enthält:

Winkelränke. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Roſe und Röschen. Schauſpiel in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Maria, Königin von Schottland. Hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Aufzügen und einem Vorſpiel von E. Raupach. (Das Manuſcript ward nach fortdauernder Bemühung des Herausgebers endlich aufgefunden.) — Karl der Große daheim. Vorzeit-Bild in drei Akten von F. W. Gubitz. — Virginia. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von J. Ch. F. Rage.

Das letztgenannte Werk hat ein kleines Abenteuer veranlaßt. Ein Brief zu dem Manuſcript, das keinen Verfaſſer nannte, war nicht vorhanden, und der Herausgeber konnte ſich nicht entſinnen, wer es eingeſandt oder ihm gegeben hatte. So lag es Jahre, erwartend eine Löſung des Geheimniſſes, die nicht erfolgte. Da ließ es der Herausgeber drucken und ſetzte auf den Titel „von J. Ch. F. Rage“ (Ich frage), wodurch ihm der Verfaſſer bekannt wurde, nämlich Apollonius v. Maltitz, der ruſſiſche Geſandte in Weimar. Dies anzuzeigen iſt uns erfreuliche Pflicht.

Haus-Andacht und Hülfsbücher für Familien.

Leben unſres Heilands Jeſus Chriſtus. Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und andern Ueberlieferungen. Mit Holzſchnitten: 22½ Sgr. Ohne dieſe: 15 Sgr.

Geſchichte der chriſtlichen Feſte. Entwickelung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung. Von Dr. J. G. Müller. 12 Sgr.

Die zehn Gebote in älteſter Geſtalt. Von Paulus Schelling. 2½ Sgr.

Der Himmel auf Erden. Weihe der Andacht zur Tröſtung im Leben und zum Frieden der Seele. Von J. F. Voß. 15 Sgr.

Hausbuch für Frauen. Enthaltend alles Wirthſchaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holzverbrauch, Behandlung der Wäſche, Bleich- und Färbekunſt für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. ſ. w. mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andreſſe. Mit zwölf Abbildungen. 1¼ Thlr.

Der praktiſche Hausarzt. Von Dr. W. Andreſſe, praktiſchem Arzt in Berlin. Drei Abtheilungen. 1½ Thlr.

Der Dorfgelehrte. Ein Unterrichtsbuch für Jeden, der über die Natur und deren gewöhnliche und außergewöhnliche Erſcheinungen in allen Jahreszeiten ſich die nothwendigſten Kenntniſſe erwerben will. Herausgegeben von einem vieljährigen Landwirth. 5 Sgr.

Handbuch aller Wiſſenſchaften, in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und ihrem Zuſammenhange. Dargeſtellt als Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung. Von Fr. v. Schönholz. 1½ Thlr.

Allgemeine Geſundheitslehre für alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft. Von Dr. Sobernheim. 15 Sgr.

Die deutſchen Pflanzennamen. Geſammelt und geſichtet von Wilhelm von Waldbrühl. 10 Sgr.

Am Himmel und auf der Erde. Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen. Mit Beiträgen von Dr. A. Heros, Dr. Mädler, Fr. v. Schönholz, Dr. Ed. Stollé und Anderen. Herausgegeben von Anton Gubitz. Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Hauptwörter der franzöſiſchen Sprache hinſichtlich ihres Geſchlechts und ihrer Plural-Bildung auf vollſtändige Regeln zurückgeführt und mit zweckdienlichen Uebungen begleitet. Ein unentbehrlicher Anhang zu jeder bisher in Deutſchland erſchienenen franzöſiſchen Sprachlehre. Von Dr. G. N. Bärmann. 7½ Sgr.

Kurzgefaßte Orthographie, oder die wichtigſten Schreibregeln zur leichtern Erlernung derſelben für die Schuljugend gereimt. Von G. H. F. Flothow, Rector ꝛc. 5 Sgr.

Jugendſchriften.

Von Dr. Franz Becker.

Neues Schatzkäſtlein für die Jugend. Mit elf Abbildungen. 15 Sgr.

Von Fr. Bertram.

Mußeſtunden. Mannigfache Sammlung zu nützlicher und angenehmer Unterhaltung für die Jugend. 25 Sgr.

Der erzählende Freund. Belehrendes und unterhaltendes Geſchenk für die Jugend. (Enthält unter Anderem den vollſtändigſten Robinſon.) 1 Thlr. 5 Sgr.

Lehre und Erholung. Für die wißbegierige Jugend geſammelt. 22½ Sgr.

Fleiß bringt's weiter als Gewinnſucht. Jugend- und Volksbuch. Mit trefflichen Holzſchnitten. Zweite Auflage. 12½ Sgr.

Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch. Mit ſiebzig trefflichen Holzſchnitten. Zweite Auflage. 15 Sgr.

Nützliche Erheiterungen für die Jugend. Mit Beiträgen von Albini, Clemens Brentano, Chletas, Aug. Ellrich, F. W. Gubitz, Haug, Iſter, Dan. Leßmann, A. Levaſſeur, Emil Linden, Wilh. Müller, Wilhelmi, Wilibald und Zunz. 15 Sgr.

Roſalie Koch.

Drei gefährliche Tage. — Das blinde Kind. Zwei Erzählungen für Alt und Jung. 7½ Sgr.

Auguſte Kühn.

Aus der Mährchenwelt. Für die Jugend. 7½ Sgr.

A. v. Möller.

Erziehung thut noth! Hinweiſung und Beiſpiel für die Jugend. 7½ Sgr.

Hans und Käthchen. Für die Jugend. 7½ Sgr.

Schön und häßlich. Erzählung für die Jugend. 7½ Sgr.

Die ungleichen Schweſtern, oder: Kern und Schale. Charakterbild für die Jugend. 7½ Sgr.

Das Gewiſſen, oder der erſte Betrug. Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Mit acht vorzüglichen Holzſchnitten. 10 Sgr.

Der Bergknabe, oder: „Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Worthalten." Erzählung für die Jugend. Zweite Auflage. Mit ſechs vorzüglichen Holzſchnitten im Buntdruck. 15 Sgr.

Das nette Jugendbüchlein. Kindesbetrachtungen. Mit achtzehn Bildchen. 7½ Sgr.

Guſtav Nieritz.

Das Fiſchermädchen von Helgoland. Feſtgeſchenk für die Jugend und deren Freunde. Dritte Auflage. 10 Sgr.

Die Pilger und der Lindwurm, oder: Die Erfindung des Schießpulvers. Feſtgeſchenk für die Jugend und deren Freunde. Dritte Auflage. 10 Sgr.

Der ſtille Heinrich. Feſtgeſchenk für die Jugend und deren Freunde. Dritte Auflage. 10 Sgr.

Das Pomeranzenbäumchen. Der goldne Knopf. Das wilde Schwein. Drei hiſtoriſche Erzählungen für Jung und Alt. Zweite Auflage. 22½ Sgr.

Mary Oſten.

Alles in Liebe. Der reiferen Jugend gewidmet. 7½ Sgr.

G. Nieritz.

Ehrlich währt am längſten. Erzählung für die Jugend. 7½ Sgr.

Der Leibeigene. Nips Brauchalles. Zwei belebende Gaben für die Jugend. 7½ Sgr.

Wie die Thaten, ſo der Lohn. Wirkliche Begebenheit, für die Jugend erzählt. 7½ Sgr.

Thätig und genügſam. Geſchichte des Gaudens Kernthaler. Neger und Pavian. Zwei Erzählungen für die Jugend. 7½ Sgr.

J. Satori (Neumann).

Erzähle, liebes Großmütterchen! Nützliche Schilderungen und Unterhaltungen für die Kreiſe der Jugend. 15 Sgr.

Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage, für die Jugend erzählt. 7½ Sgr.

Die Kinderfreundin. Wirklichkeit und Dichtung zur Stärkung des Geiſtes und Gemüths. 22½ Sgr.

Die Weintraube. Der gelbe Zwerg. Eine Erzählung und ein Mährchen für die Jugend. 7½ Sgr.

Wilhelmine von Sydow (Iſidore Grönau).

Glück folgt der Tugend nach. — Nur nicht verzagt, oder: die edle Schweizer-Familie. Suſanne Reiſacher. Drei Erzählungen zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend. 15 Sgr.

Die drei Freundinnen. — Die Freiheits-Jünger. — Joſeph der Pompier. Drei Erzählungen für Familienkreiſe und zu nützlicher Unterhaltung der Jugend. 15 Sgr.

Nachlaß eines berühmten Schriftſtellers.

Auferweckung des Lazarus. Mit ſechs Holzſchnitten im Buntdruck. 15 Sgr.

Die Anſchaffung dieſer Jugendſchriften — von **Jedem**, der ſie kennt, empfohlen! — zu erleichtern, gaben wir ſie möglichſt wohlfeil. Da hat man uns geſagt: eben dies verhindere die umfänglichſte Verbreitung; man glaube nicht, ſo viel Gutes für ſo Weniges zu erhalten. Wir können uns nicht davon überzeugen, daß eine ſolche Anſicht obwalte; wir halten die unſrige feſt und wollen ſie noch mehr bethätigen. Der Geſammtpreis dieſer dreiunddreißig Bändchen iſt 13 Thlr. Sie ſollen von jetzt an bis Ende 1858 für 9 Thlr. zu liefern ſeyn — eine Bibliothek für die Jugendwelt! Wer für 9 Thlr. wählt ſoll nur 6½ Thlr.; für 6 Thlr. nur 4½; für 4 Thlr. nur 3¼ Thlr zahlen, und jede Buchhandlung wird nach dieſen Preisſtufen das Gewählte liefern.

Deutſche Volksbücher.

Nach den echteſten Ausgaben hergeſtellt von K. Simrock.

Till Eulenſpiegel. Mit 40 Holzſchnitten. 10 Sgr.

Salomon und Morolf. Mit 14 Holzſchnitten. 5 Sgr.

Biſchof Gregorius auf dem Stein. Mit 12 Holzſchnitten. 5 Sgr.

Die ſieben weiſen Meiſter. Mit 28 Holzſchnitten. 10 Sgr.

Die Schildbürger. Mit 15 Holzſchnitten. 10 Sgr.

Dieſe treueſten Ausgaben der berühmteſten deutſchen Volksbücher, bei denen ſich in Bezug auf Witz und Humor die vorzüglichſten befinden, ſind nie in ſo trefflicher Ausſtattung erſchienen, und doch iſt der Preis ein ſehr geringer. Dies wird man allgemein zugeſtehen, bringt man auch nur in Anſchlag, daß ſie mit nicht weniger als 109 Holzſchnitten (nach Zeichnungen Holbein's von Gubitz und unter deſſen Leitung) ausgeſtattet ſind. Alle fünf nur 1⅓ Thaler! Damit man ſich aber leichter durch eigene Anſchau überzeugen und zur weiteren Verbreitung helfen können, wollen wir

alle fünf bis Ende 1858 für 20 Sgr.

überlaſſen, wofür ſie durch jede Buchhandlung von jetzt an zu haben ſind. Für einzelne dieſer Volksbücher gilt ungeändert der bisherige Preis, der vom 1. Januar 1859 an auch durchweg wieder erneuert wird und auch erneuert werden muß: denn fortwährend ſie für den ſo ſehr ermäßigten Preis zu liefern, wären wir nicht im Stande. Berlin. Vereins-Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen iſt als ſoeben erſchienen zu haben:

Der Graf Zinzendorf und Herrnhut,

oder Geſchichte der Brüderunität bis auf die neueſte Zeit und Schilderung ihrer Inſtitute und Gebräuche. Für Gebildete aller Stände von Dr. Joh. Fr. Schröder. gr. 8. 1857. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

(Verlag von **Adolph Büchting** in Nordhauſen.)

In dem Verlage von **Scheitlin & Zollikofer** in St. Gallen iſt ſoeben erſchienen:

Engadin.

Zeichnungen aus der Natur und dem Volksleben eines unbekannten Alpenlandes.

Von **Dr. Jakob Papon.**

Mitglied der ſchweiz. naturforſchenden Geſellſchaft.

Elegant geheftet 24 Ngr. 1 fl. 24 kr. 3 Fr.

Es eröffnen uns dieſe trefflichen, auf tüchtiger wiſſenſchaftlicher Baſis ruhenden Schilderungen eines gründlichen Forſchers und Kenners unſerer Alpennatur eine neue faſt gänzlich unbekannte Gebirgswelt und es wird das friſch und lebendig geſchriebene Buch jedem Freunde der Natur eine willkommene Gabe ſein.

Im Verlage von C. Flemming in Glogau iſt erſchienen:

Reichhaltige und billigſte Muſter-Zeitung für Damen!

Das Vierteljahr nur 9 Sgr. oder 32 Kr.

Auflage 6000! **Auflage 6000!**

PENELOPE.

Muſter-Zeitung

für

weibliche Arbeiten und Moden.

Herausgegeben von Pauline Kolbe in Breslau.

Monatlich 2 gr. Bogen mit mehr als 50 Muſtern u. 1 Bog. erklärendem Text, ſowie nützlichen Mittheilungen und pro Quartal drei Modenbilder

Preis für das Quartal 9 Sgr. oder 32 Kr. durch alle Buchhandlungen. Poſtanſtalten nehmen nur halbjährige Pränumeration an

In 3ter gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage iſt erſchienen:

Neueſtes vollſtändiges Fremdwörterbuch.

Zur Erklärung und Verdeutſchung der in der heutigen deutſchen Schrift- und Umgangsſprache gebräuchlichen Fremdwörter, Redensarten, Vornamen und Abkürzungen, mit genauer Angabe ihres Urſprungs, ihrer Rechtſchreibung, Betonung und Ausſprache.

Dritte vollſtändig umgeänderte und vermehrte Auflage.
Bearbeitet von **Dr. L. Kieſewetter.**
Preis geheftet 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 Fl. 42 Xr. rhein.
In elegantem Callico-Einband 1 Thlr. 25 Sgr. oder 3 Fl. 18 Xr. rhein.

☛ Ganz beſonders ſind bei dieſer neuen Bearbeitung die techniſchen Ausdrücke berückſichtiget, und iſt dieſer Theil des Werkes von einem bekannten tüchtigen Schriftſteller dieſes Faches bearbeitet worden.

Das Werk iſt eins der vollſtändigſten Fremdwörterbücher, und wird ſicher jedem Beamten, Militair, Kaufmann und Fabrikanten, Lehrer, Künſtler, Handwerker ꝛc., ſowie jedem Zeitungsleſer die vollſtändigſte Befriedigung gewähren.

Ohnerachtet der ſchönen Ausſtattung iſt bei dem Umfange und der Reichhaltigkeit des Buches der Preis ein ungewöhnlich niedriger und übertrifft darin alle vorhandenen derartigen Werke.

☛ In 10ter Auflage iſt erſchienen:

Praktiſcher Univerſal-Briefſteller

für das geſchäftliche und geſellige Leben. Von **Dr. L. Kieſewetter.**
23 Bogen gr. Octav, weiß Druckpapier. Dauerhaft gebund. nur 15 Sgr. oder 54 Xr.

☛ Die großartige, gewiß ſeltene Verbreitung, die dieſer Briefſteller

☛ **in 70,000 Exemplaren** ☚

bereits gefunden hat, giebt Denjenigen, die ihn noch nicht kennen ſollten, gewiß hinreichende Bürgſchaft für die vortreffliche und praktiſche Bearbeitung deſſelben.

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender“.

Von den Bildern in ſämmtlichen Jahrgängen des „Volks-Kalender“ (oder beſtimmter: im „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“) ſind durch die Vereins-Buchhandlung Abgüſſe der Platten zu beziehen. Sie zählen bis zu 3000 und in dem erſchienenen „Inhalts-Verzeichniß“ (3 Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe angegeben. Wie man mit dieſen Bildern ſchon früher in den entfernteſten fremden Ländern für Kalender und bildgeſchmückte („illuſtrirte“) Werke leicht geſorgt hat, ſo iſt es auch im Jahr 1858 geſchehen, und zu älteren Unternehmungen ſind neue hinzugekommen. Zur Auswahl muß freilich das vollſtändige „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“ vorliegen, und um dies ſo bequem als möglich zu machen, ſollen die Vierundzwanzig Jahrgänge — in einer dazu beſtimmten geringen Anzahl — von jetzt an bis Ende Februar 1859 für den Preis von Vier Thalern geliefert und können dieſelben in jeder Buchhandlung beſtellt werden.

Berlin, 1. Auguſt 1858. **F. W. Gubitz.**

Für die Jugend zur Anſchaffung empfohlen.

Franz Hoffmann's

kleinere Erzählungen mit je 4 Stahlſtichen.

75 Bändchen. à ¼ Rthlr. = 24 Kr.

Erſte Sammlung: (Nr. 1 — 5)
Jakob Ehrlich. — Der Tugenden Vergeltung. — Mylord Cat. — Erziehung durch Schickſale. — Die Noth am höchſten, die Hülfe am nächſten.

Zweite Sammlung: (Nr. 6 — 10)
Peter Simpel. — Arm und reich — Leange. — Der böſe Geiſt. — **Die Geſchichte vom Tell.**

Dritte Sammlung: (Nr. 11 — 15)
Der Vogelhändler. — Der verlorne Sohn. — Die Schule der Leiden. — **Das wahre Glück.** — Captal.

Vierte Sammlung: (Nr. 16 — 20)
Opfer der Freundſchaft. — Der alte Gott lebt noch. — Gut und Böſe. — Liebet Eure Feinde. — Wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht.

Fünfte Sammlung: (Nr. 21 — 25)
Der Schein trügt, die Wahrheit ſiegt. — **Unverhofft kommt oft.** — Oheim u. Neffe. — Der erſte Fehltritt. — Reue verſöhnt.

Sechste Sammlung: (Nr. 26 — 30)
Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe. — Eigenſinn und Buße. — Ein rechtſchaffener Knabe. — Prüfungen. — Folgen des Leichtſinns.

Siebente Sammlung: (Nr. 31 — 35)
Treue gewinnt. — Mutterliebe. — **Friedl** und Nazi. — René. — Die Waiſen.

Achte Sammlung: (Nr. 36 — 40)
Die Macht des Gewiſſens. — Beharrlichkeit führt zum Ziel. — Wie die Saat, ſo die Aerndte. — Der Pachthof. — Die Sandgrube.

Neunte Sammlung: (Nr. 41 — 45)
Nur Kleinigkeiten. — Die Banknoten. — **Furchtlos und treu.** — Der Goldſucher. — **Willy.**

Zehnte Sammlung: (Nr. 46 — 50)
Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit **erlangen.** — Moſchele. — Untreue ſchlägt den eigenen Herrn. — Der Strandfiſcher. — Wenn man nur recht Geduld hat und warten kann.

Elfte Sammlung: (Nr. 51 — 55)
Im Schnee begraben. — In demſelben Hauſe. — Jeder iſt ſeines Glückes Schmied. — Weihnachten. — Schmulche Leben.

Zwölfte Sammlung: (Nr. 56 — 60)
Brave Leute. — Geier-Wally. — Die Anſiedler. — Die Sonne bringt es an den Tag. — **Ein Königsſohn.**

Dreizehnte Sammlung: (Nr. 61 — 65)
Ein Mann ein Wort. — Dienſt um Dienſt. — Das große Loos. — Nur immer brav! — Jeder in ſeiner Weiſe.

Vierzehnte Sammlung: (Nr. 66 — 70)
Der Brand-Müller. — Jung gewohnt, alt gethan. — Wohlthun trägt Zinſen. — Der Schatz des Inka. — Recht muß Recht bleiben.

Fünfzehnte Sammlung: (Nr. 71 — 75)
Hoch im Norden. — Fritz Heiter. — Ohnmacht des Reichthums. — Aus eiſerner Zeit. — Wie der Herr, ſo der Knecht.

Der neue deutſche Jugendfreund,

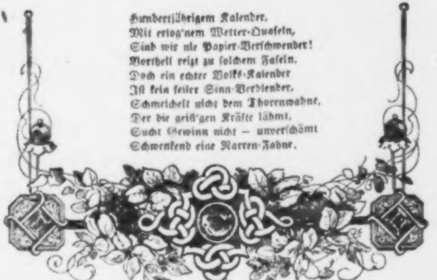
für Unterhaltung und Veredlung der Jugend.
Herausgegeben von **Franz Hoffmann.**
Mit vielen colorirten Bildern und Stahlſtichen.
Jahrgang 1846 — 1878. Preis pr. Jahrgang 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

Deutſcher
Volks-Kalender
1860.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern.

Sechsundzwanzigſter Jahrgang.



Hundertjährigem Kalender,
Mit erlog'nem Wetter-Quaſeln,
Sind wir nie Papier-Verſchwender!
Vortheil reizt zu ſolchem Faſeln.
Doch ein echter Volks-Kalender
Iſt kein feiler Sinn-Verblender,
Schmeichelt nicht dem Thorenwahne,
Der die geiſt'gen Kräfte lähmt,
Sucht Gewinn nicht – unverſchämt
Schwenkend eine Narren-Fahne.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

1860.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
🌓 Das erſte Viertel
🌕 Der volle Mond.
🌗 Das letzte Viertel

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars.
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
⛢ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.
V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1860ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5809 te.
Seit Chriſti Tode	— 1827 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1787 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1905 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 279 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 161 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 480 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 420 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 369 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 251 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 203 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 160 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 65 —
Seit Friedrich Wilhelm's IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 66 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 21 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem * bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die **Provinzen Cleve** Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Januar 1860. Alter **Dez.** 1859.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	1 **Neujahr**	♈	🌓 11. 16′ V. ☿ iſt in den	20 4. **Advent**
Mont.	2 Odilo	♈	☉ Erdn. erſten Tagen	21 Thom. A.
Dienſt.	3 Genovefa	♉	des Mon. am längſten, über	22 Gregor Sp.
Mittw.	4 Titus	♉	☿ gr. weſtl. Ausw. ½ Std.	23 Dagobert
Donn.	5 Eduard	♊	lang am Morgenhimmel zu	24 Adam, Eva
Freit.	6 H. 3 K. Ep.	♊	ſehen, vom 15. wird er mit	25 **H. Chriſtf.**
Sonn.	7 Reinold	♋	Tagesanbr. erſt aufgehen.	26 **Stephan**

2. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	8 **1. n. Ep.**	♋	🌕 3. 50′ N. Gudula ♀ iſt	27 n. C. J. E.°
Mont.	9 Julian	♌	Abendſtern, wird anf.	28 Unſch. K.
Dienſt.	10 Paul Einſ.	♌	☾ Erdn. ☾☋. des Mon.	29 Thomas C.
Mittw.	11 Hygin	♍	♃ ☍ ☉. 1 St. am Ende üb.	30 David
Donn.	12 Ernſt	♍	2 St. zu ſehen ſein. ♂ ſteht	31 Sylveſter
Freit.	13 Hilarius	♍	im ♏ u. iſt länger als 3 u.	1 J. 1860. N.
Sonn.	14 Felix	♎	½ St. a. Morgenh. zu ſehen.	2 Odilo

3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	15 **2. n. Ep.**	♎	🌗 7. 26′ V. Maurus. ♃	3 n. **Neujahr.**
Mont.	16 Marcellus	♏	ſteht a. 11. i. ☍ m. d. ☉	4 Titus
Dienſt.	17 Anton	♏	wo er um Mittern. i. Süd.	5 Eduard
Mittw.	18 Krön. T.	♐	Prisca. ihr gerade gegenüb.	6 H. 3 K. Ep.
Donn.	19 Marius	♐	ſteht u. d. ganze Nacht hind.	7 Reinold
Freit.	20 Fab. Seb.	♑	am hellſt. i. dieſem J. glänzt.	8 Gudula
Sonn.	21 Agnes	♑	♄ iſt rückl., ſteht zwiſch. 3 u.	9 Julian

4. Von den Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	22 **3. n. Ep.**	♑	Vincenz. 1 U. Morg. i. S.	10 **1. n. Ep.**
Mont.	23 Mar. Verm.	♒	🌑 12. 45′ V. U. ☉ F. ☾☊.	11 Hygin
Dienſt.	24 Bertram.	♒	u. iſt v. ſ. Aufg. 7. U. A.	12 Ernſt
Mittw.	25 Paul. Bek.	♓	☾ Erdf. and. Nacht d. ſichtb.	13 Hilarius
Donn.	26 Polykarp	♓	☿ ſtht. a. Ende d. Abendd. bereits	14 Felix
Freit.	27 Chryſoſt.	♓	a. Oſth. kom̄t zwiſch.	15 Maurus
Sonn.	28 Karl d. Gr.	♈	½ 10 u. ½ 8 Ab. i. Süd. u. geht	16 Marcellus

5. Chriſtus ſtillt Wind und Meer Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	29 **4. n. Ep.**	♈	Fr. Saleſ. zw. ½ 6 u. ¼ 4 U.	17 **2. n. Ep.**
Mont.	30 Adelgunde	♉	Morg. unter. Er iſt	18 Prisca.
Dienſt.	31 Lud. Alb.	♉	🌓 5. 39′ V. ♂ i. ♐. rückl.	19 Marius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 1. Januar um 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags das erſte Viertel.
Sonntag den 8. Januar bald nach 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonntag den 15. Januar kurz vor halb 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Montag den 23. Januar um 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts der neue Mond, nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Dienſtag den 31 Januar gegen 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſter, Belagerung Jeruſalems am 5. Januar.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 57 M	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 3 M.
11	8 12	8 2	4 14	15 48
21	8 35	7 54	4 30	15 25

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Bei Tag	Morg.	1
	1 7	2
	2 22	3
	3 39	4
	4 58	5
	6 10	6
Abds.	7 18	7
		●
3 54	8 9	8
5 25		9
6 57		10
8 26		11
9 53	Bei Tag	12
11 17		13
Morg.		14
		●
12 39		15
2 1		16
3 22		17
4 38		18
5 41		19
6 38		20
7 19		21
		●
7 49	Abds.	22
	5 7	23
Bei Tag	6 18	24
	7 27	25
	8 35	26
	9 44	27
	10 52	28
		●
	Morg.	29
	12 4	30
	1 18	31

Schöner Denkſpruch des Albrecht von Haller.

Gebunden führt der Schmerz
Uns Alle durch das Leben;
Sanft, wenn wir willig geh'n,
Rauh, wenn wir widerſtreben.

Blindheit.

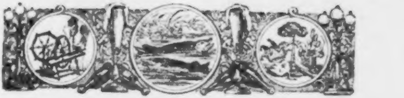
„Leſen Sie weniger!“ ſagte bei dem erſten Beſuch ein Arzt zu einem Augenkranken. — „Ich habe, ſeit ich die Schule hinter mir hatte, keine Zeile geleſen!“ war die Antwort. — „O, dann ſind ſie blinder als ich glaubte, Sie ſind unheilbar blind, auch wenn ich Ihre Augen heile“, erwiederte der Arzt.

Naſerümpfen.

Als der König und die Königin der Sandwich-Inſeln in London waren, wurden ſie auch zu dem Pferde-Rennen in Epſom eingeladen; der König lehnte es ab mit den Worten: „Ein Pferd kann doch nur das Erſte am Ziel ſeyn, welches, das iſt uns ganz gleichgültig!“ — Die weltluſtigen Engländer rümpfen über dieſe vernünftige Antwort die Naſen, und dies thun gewiß nicht nur Engländer!

Hand und Ring.

Bei den Römern war eine hübſche Hand, ein hübſcher Fuß, eine große Schönheit. Man drehte und wandte ſie bei dem Sprechen abſichtlich recht viel, um die Hand in jeder hübſchen Bewegung zu zeigen. Noch jetzt drückt der Italiener eine Menge Ideen bloß durch die Handgeberde aus. Weil man damals noch keine Handſchuh trug, hielt man deſto mehr auf das Zierliche der bloßen Hand; vor Allem



Februar 1860. Alter **Januar.**

Mittw.	1 Brigitta	♉	☿ der in die obere ☌ mit d. ☉	20 Fab. Seb.
Donn.	2 **Mar. R. F.**	♊	kommt, iſt in d. Mon. nicht	21 Agnes
Freit.	3 Blaſius	♊	ſicht. ♀ wird anfangs üb. 2	22 Vincenz
Sonn.	4 Veronica	♋	am Ende d. Mon. 3 St. am	23 Maria V.

6. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	5 **Septuag.**	♋	Agatha. Abendh. ſichtb	24 3. **n. Ep.**
Mont.	6 Dorothea	♌	☾☋. ſein. ♂ iſt in d. ♐	25 Paul. Bek.
Dienſt.	7 Rembertus	♌	🌕 3. 2′ V. S. ☾ F. ☾ Erdn.	26 Polykarp
Mittw.	8 Anſcharius	♍	getreten und noch über	27 Chryſoſt.
Donn.	9 Apollonia	♍	3 St. lang am Morgenh.	28 Karl d. Gr.
Freit.	10 Scholaſtika	♎	zu ſehen. ♃ bleibt hell glän-	29 Fr. Saleſ.
Sonn.	11 Deſiderius	♎	♄ ☍ ☉. ♅ rechtl. zend v. An-	30 Adelgunde

7. Von vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	12 **Seragеſ.**	♏	Eulalia. bruch d. Nacht an,	31 **Septuag.**
Mont.	13 Gilbert	♏	🌗 7. 18′ U. fängt aber am	1 **Februar**
Dienſt.	14 Valentin	♐	Ende d. Mon. an vor d.	2 **Mar. R. F.**
Mittw.	15 Fauſtin	♐	Anfang d. Morgend. an	3 Blaſius
Donn.	16 Juliana	♐	unterzugehen. ♄ kommt am	4 Veronica
Freit.	17 Benign.	♑	11. d. Mon. in ☍ mit der ☉,	5 Agatha
Sonn.	18 Simeon	♑	wo er um 12 U. ihr gerade	6 Dorothea

8 Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	19 **Eſtomihi**	♒	Leontius. Yob. ☌ ☉. gegen-	7 **Seragеſ.**
Mont.	20 Eucharius	♒	☾☊. über i. Süden ſteht	8 Anſcharius
Dienſt.	21 **Faſtnacht**	♒	🌑 8. 7′ N. Felix B. ☾ Erdf.	9 Apollonia
Mittw.	22 **Aſchermit.**	♓	Petr. Stuhlf. und die	10 Scholaſt.
Donn.	23 Serenus	♓	ganze Nacht hind. glänzt.	11 Deſiderius
Freit.	24 **Schalttag**	♈	♅ wird am 11. rechtl., ſteht	12 Eulalia
Sonn.	25 Matth. Ap.	♈	zwiſch. halb 8 u. halb 6 U.	13 Gilbert

9. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	26 1. **Invoc.**	♈	Mechthildis. Abends im	14 **Eſtomihi**
Mont.	27 Neſtor	♉	Süden u. geht um halb 4 u.	15 Fauſtin
Dienſt.	28 Juſtus	♉	halb 2 U. Morg. unter.	16 **Juliana**
Mittw.	29 Quatem.	♊	🌓 8. 23′ N. Romanus.	17 Benignus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 7. Februar gleich nach 3 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Montag den 13. Februar bald nach 1 Viertel auf 9 Uhr Abends das letzte Viertel.
Dienſtag den 21. Februar nach 8 Uhr Abends der neue Mond.
Mittwoch den 29. Febr. gegen halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 8 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 49 M.	14 St. 52 M.
11	9 42	7 24	5 7	14 18
21	10 19	7 5	5 25	13 41

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	1
	2 35	2
	3 50	3
	4 59	4
	5 55	✱
		5
	6 38	6
Abds.	7 9	7
5 52	7 33	8
7 23		9
8 51		10
10 18		11
11 45		✱
		12
Morg.		13
1 8		14
2 27		15
3 38		16
4 36		17
5 20		18
5 53		✱
		19
6 17		20
6 36		21
6 51	Abds.	22
7 4	6 25	23
	7 33	24
	8 42	25
	9 51	✱
		26
	11 5	27
	Morg.	28
	12 19	29
	1 33	

Dunſt.

Im Jahre 1836 erbot ſich ein Pariſer Reſtaurateur, 500 Menſchen für zwei Sous (ſieben Pfennige) täglich zu ernähren — durch Dämpfe, die ſich aus den Knochen von Fleiſchſuppen und Braten verbreiten. Er behauptete — auf die Erfahrung geſtützt, daß die meiſten Köche wenig eſſen und doch dick werden — acht Tage in dieſen nahrhaften Dünſten leben zu können ohne Speiſe. — Ob die Suppen- und Bratendünſte ſo viel vermögen, wollen wir Andern zu entſcheiden überlaſſen; daß aber, bildlich geſagt, jetzt Viele nur vom Dunſt leben, und zum Theil dabei wohlhabend werden, iſt unzweifelhaft Jedem bekannt.

Seltſame Berechnung.

In Amerika hat Jemand berechnet, daß in den vereinigten Staaten in einem Jahr mehr Menſchen vom Blitz getödtet worden ſind als — das große Loos gewonnen haben; „demnach“, ſo ſchließt der Jemand ſeinen Bericht, „kann Jeder gewiß ſeyn, er hat zwiefache Anwartſchaft, vom Blitz erſchlagen zu werden, gegen die Wahrſcheinlichkeit, daß er das große Loos gewinnt.“

---

mußten die Nägel glatt und rund abgeſchnitten ſeyn und glänzend ſcheinen. Ovid ſagt in ſeiner „Kunſt zu lieben“: „Eine Schöne mit großen Fingern und rauhen Nägeln muß nicht ſo viel geſtikuliren!“ Eine beſondere Sklavin beſorgte die Finger- und Nägel-Ordnung. Zu den Nägeln ward, ſtatt der Scheere, ein kleines Meſſer gebraucht. Der Nägel-Abſchnitt ward aufbewahrt, und zu abergläubiſchen Kuren gebraucht. Plinius ſagt: „Man miſche Nägel-Abſchnitte mit Wachs, mache davon ein kleines Päckchen und klebe es an die Thür eines

März 1860. Alter **Februar**

Donn.	1 Switbertus	♊	☿ iſt v. 6. bis 26. a. Abendh.	18 Simeon
Freit.	2 Simplicius †	♋	zuſehen, am beſten z. Zeit	19 Leontius
Sonn.	3 Kunigunde †	♋	ſeiner gröſst. öſtl. **Ausw.** am	20 Eucharius

10 Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	4 2. **Remin.**	♌	Caſimir. 16. ♀ glänzt im-	21 1. **Invoc.**
Mont.	5 Friedrich	♌	☾☋. mer heller a. Abendh.,	22 Pet. Sthlf.
Dienſt.	6 Perectua	♍	anf. 3 St. hindurch, zuletzt	23 Serenus
Mittw.	7 Thom. v. A.	♍	🌕 1. 11' U. ☾ Erdn. faſt	24 **Quat. Sch.**
Donn.	8 Joh. de Deo	♎	4 St. lang. ♂ tritt am	25 Matth. Ap.
Freit.	9 Franziska	♎	23. in d. ♑ u. bleibt a. Ende	26 Mechthild.
Sonn.	10 40 Märt.	♏	noch 2½ St. a. Morgenh.	27 Neſtor

11 Jeſus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt	11 3. **Oculi**	♏	Roſina. ♃ rechtl. ſichtb. ♃	28 2. **Remin.**
Mont.	12 Gregor	♏	wird rechtl. geht ſchon Mit-	29 Romanus
Dienſt.	13 Ernſt	♐	tags auf, ſteht zwiſch. 7 u. 8	1 **März**
Mittw.	14 **Mittfaſt.**	♐	🌗 9. 36' V. Mathilde. U.	2 Simplicius
Donn.	15 Longin	♑	**Abds. im Süd.** u. geht	3 Kunigunde
Freit.	16 Heribert	♑	☿ gr. öſtl. Ausw. zwiſch. 3 u.	4 Caſimir
Sonn.	17 Gertrud	♒	4 U. unter. ♄ bleibt d. ganze	5 Friedrich

12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	18 4. **Lätare**	♒	Cyrillus. ☾☊. Nacht hind.	6 3. **Oculi**
Mont.	19 Joſeph	♒	hellgl. ſichtb.; er iſt ſchon um	7 Thom. v. A.
Dienſt.	20 Joachim	♓	☾ Erdf. ☉ in ♈. Frühl.-A.,	8 Joh. de Deo
Mittw.	21 Benedikt	♓	Tag u. Nacht gl. 3 **Nachm.**	9 **Mittfaſt.**
Donn.	22 **Oktavian**	♈	🌑 2. 24' N. aufgeg, u. bei	10 40 Märt.
Freit.	23 Otto	♈	♂ in ♑. **Eintritt der**	11 Roſina
Sonn.	24 Gabriel	♈	**Nacht am Morgenh.** ſichtb.	12 Gregor

13. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	25 5. **Judica**	♉	**Mar. Verk.** ♅ iſt nur noch	13 4. **Lätare**
Mont.	26 Ludgerus	♉	am **Weſth.** zu ſehen, da er	14 Mathilde
Dienſt.	27 Rupertus.	♊	ſchon 5 **U. Nachm.** i. **Süd.**	15 Longin
Mittw.	28 Felix P.	♊	ſteht. Er iſt anf. 6, zu-	16 Heribert
Donn.	29 Euſtaſius	♊	letzt 3½ St. lang bis **Mitter-**	17 Gertrud
Freit.	30 Quirinus	♋	🌓 7. 20' V. nacht ſichtbar.	18 Cyrillus
Sonn.	31 Balbina	♋	**Einzug in Paris** 1814.	19 Joſeph

Monds- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 7. März kurz vor 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Mittwoch den 14. März nach halb 10 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 22. März vor halb 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 30. März bald nach 1 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 7., ihr Purimfeſt am 8. und 9. März

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 7 M.
11	11 32	6 25	5 57	12 28
21	12 11	6 3	6 14	11 49

T.	☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.
			Morg.	
1	[illegible]		2	43
2			3	43
3			4	31
✱				
4			5	6
5			5	32
6	Abds.		5	53
7	6	15	6	11
8	7	45	5	27
9	9	14		
10	10	42		
✱				
11	Morg.		[illegible]	
12	12	7		
13	1	23		
14	2	28		
15	3	18		
16	3	55		
17	4	22		
✱				
18	4	42		
19	4	58		
20	5	12		
21	5	24	Abds.	
22	5	36	6	32
23	5	49	7	42
24			8	54
✱	[illegible]			
25			10	8
26			11	22
27			Morg.	
28			12	33
29			1	35
30			2	25
31			3	4

Reimſpielerei.

Rhein-Wein
Schafft Kraft,
Stark Mark,
Gut Blut!

Was iſt Lieb' und Leben?

Carl Hengſtenberg, Pfarrer (1820) zu Wetter in der Grafſchaft Mark, Verfaſſer der Schrift: „Geographiſch-poetiſche Schilderung der deutſchen Lande" (Eſſen, 1819), giebt Beſcheid auf obige Frage, indem er von der Grafſchaft Ravensberg ſpricht, mit folgendem Verſe:

„Auf dem Feld und in dem Garten
Wächſt der Hanf und Flachs hier fein;
Alles ſtrebt, ihn treu zu warten,
Lieb' und Leben iſt der Lein!"

Gleichniß.

„Die Eheleute", ſagt Abraham a Sancta Clara, „ſollen ſeyn wie die Augen im Kopf: wo ſich ein Auge hinkehrt, dorthin wendet ſich auch das andere, und thun ſich nie zertrennen."

---

fremden Hauſes, ſo geht das Fieber unfehlbar aus unſerem Hauſe nach jenem Hauſe hin!" — Wer nicht ſo reich war, ſich Sklavinnen halten zu können, ging zu einem Barbier, der die Pflege der Nägel mitbeſorgte. Niemand gab ſich ſelber die Mühe. — So nahm man zur Verſchönerung der Hand endlich auch das Ringetragen an. Der Urſprung dieſer Sitte iſt ſo alt, daß er ſich in das Dunkel der Vorzeit verliert. Sie kam aus Egypten zu den Griechen, von den Grie-

pril 1860 Alter **März.**

14. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

onnt.	1	6. **Palm.**	♌	Hugo B. ☾☋. ☿ iſt auch	20	5. **Judica**
ont.	2	Franz de P.	♌	☿ Unt. ☌ ☉. zur **Zeit** ſeiner	21	Benedikt
ienſt.	3	Richard	♍	gröſst. weſtl. **Ausw. in dieſ.**	22	Oktavian
ittw.	4	Iſidor B.	♍	☾Erdn. **Mon. nicht ſichtb.**	23	Otto
onn.	5	**Gründonn.**	♎	🌕 10. 28′ N. Vincenz.	24	Gabriel
reit.	6	**Charfreit.**	♎	Sixtus P. **Die Hellig-**	25	**Mar. Ver.**
onn.	7	Hermann	♏	keit d. ♀ nimmt immer zu.	26	Ludgerus

15. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

onnt.	8	**H. Oſterf.**	♏	Dionyſius. **Sie bleibt faſt**	27	6. **Palm.**
ont.	9	**Oſtermont.**	♐	Maria Cl. 4 **St.** lang am	28	Felix P.
ienſt.	10	Ezechiel	♐	**Abendh.** ſichtb. ♂ iſt in d.	29	Euſtaſius
ittw.	11	Leo d. Gr.	♑	**Mon.** bei ſehr tief. Stande	30	Quirinus
onn.	12	Julius	♑	noch anf. 2½, zul. 2 St. lang	31	**Gründonn.**
reit.	13	Mar. v. C.	♑	🌗 2.2′ V. am **Morgenh.** zu	1	Apr. Charf.
onn.	14	Tiburtius	♒	☾♌. ſehen. ♃ ſteht jetzt	2	Franz v. P.

16 Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

onnt.	15	1. **Quaſ.**	♒	Olympius. **ſchon bei Tage**	3	**H. Oſterf.**
ont.	16	Drogo	♓	☾Erdf. i. **Süd.** u. iſt nur am	4	**Oſtermont.**
ienſt.	17	Rudolph	♓	**Weſth.** ſichtb. bis zu ſeinem	5	**Oſterdnſt.**
ittw.	18	Eleuther.	♓	**Untergange** zwiſch. 1 u. 3 U.	6	Sixtus. P.
onn.	19	Timotheus	♈	i. Morg. ♄ ſteht anf. b. Eintr.	7	Hermann
reit.	20	Viktor	♈	♄ rechtl. d. **Nacht noch**	8	Dionyſius
onn.	21	Anſelm	♉	🌑 6. 13′ V. a. **Morgenh,**	9	Maria Cl.

17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

onnt.	22	2. **Miſer.**	♉	Soter. ♀☌☾. kommt **Mitte**	10	1. **Quaſ.**
ont.	23	Georg	♊	d. **M.** um 8 U. **Ab.** i. **S.** u. geht	11	Leo d. Gr.
ienſt.	24	Albert	♊	v. **Tagesanbr.** unter. ♅ bleibt	12	Julius
ittw.	25	Marc. Ev.	♊	nur noch a. **Weſth.** ſichtb. wo	13	Mar. v. C.
onn.	26	Ferdinand	♋	♃☌☾. er anf. 3 **St.** noch zu	14	Tiburtius
reit.	27	Anaſtaſius	♋	ſehen iſt. Ende d. **M.** ver-	15	Olympius
onn.	28	Vitalis	♌	🌓 3.3′ N. ☾☋. ſchwindet	16	Drogo

18 Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

onnt.	29	3. **Jubil.**	♌	Peter v. M. er in d. **Sonnen-**	17	2. **Miſer.**
ont.	30	Cath. v. S.	♍	☿ gr. weſtl. Ausw. **ſtrahlen.**	18	Eleuther.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. April kurz vor halb 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Freitag den 13. April gleich nach 2 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Sonnabend den 21. April kurz vor 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonnabend den 28. April gleich nach 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 7. und 8., 13. und 14. April.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	12 St.	54 M.	5 Uhr	38 M.	6 Uhr	32 M	11 St.	6 M.
11	13	32	5	16	6	48	10	28
21	14	10	4	55	7	4	9	50

Anzuwenden!

Worte ſpalten wird kein Mann,
Nicht ſich freu'n an Lumpenfehden;
Wer mit Thaten zahlen kann,
Haßt den Brei der langen Reden.

Box-Jubel.

Eine Zeitungs-Nachricht meldete vor ein paar Monaten: „Dem Wettlauf von Epſom (England) folgte wieder ein Box-Kampf. Obgleich dabei ein Landmann ſich einen Arm ausfiel, eine Dame zu Boden geworfen und ihr eine Kinnlade zerbrochen, ein junger Mann zerquetſcht, einem Kutſcher die eine Hüfte zerbrochen, ein Stallknecht vom Pferde geworfen und ihm der Hirnſchädel zerſchlagen ward, ſo herrſchte doch allgemeiner Jubel unter den Zuſchauern.“ — „Boxen und Stiergefecht, engliſch und ſpaniſch, nennen gewiß mit Recht Deutſche ſataniſch!“

Umgekehrt.

Die Welt will nicht,
Sie ſoll betrogen ſeyn:
D'rum impft der kluge Wicht
Stets neu Betrug ihr ein.

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
S.		3	32	1
N.		3	55	2
		4	13	3
Abds.		4	30	4
6	38	4	47	5
8	7	5	5	6
9	36			7
				✱
10	59	S.		8
Morg.				9
12	11			10
1	9			11
1	52	N.		12
2	24			13
2	47			14
				✱
3	4			15
3	19			16
3	32			17
3	44			18
3	57			19
4	10	Abds.		20
4	27	7	55	21
				✱
4	48	9	10	22
		10	23	23
S.		11	28	24
		Morg.		25
		12	22	26
		1	3	27
N.		1	35	28
				✱
		1	58	29
		2	18	30

chen zu den Hetruskern und ſo zu den Römern. Die erſten Ringe waren von Eiſen, wurden auch nur von Kriegern getragen, und zwar auf dem vorletzten Finger der Hand, der davon Ringfinger hieß, woraus ſpäter Goldfinger entſtand, als goldene Ringe getragen wurden. Dies war ſchon zu Zeiten der Schlacht von Cannä der Fall, nach welcher Hannibal dem Carthagiſchen Senat einen ganzen Scheffel voll Ringe ſandte. Die römiſchen Senatoren trugen auch

Mai 1860. Alter **April.**

Dienſt.	1 Phil. Jak.	♍	☿ kommt in d. **M.** nicht z.	19 Timotheus
Mittw.	2 Bettag	♎	Athanaſ. ☾Erdn. **Vorſchein,**	20 Victor
Donn.	3 † Erfind.	♎	**da er auch in der gröſsten**	21 Anſelm
Freit.	4 Monica	♏	**weſtl. Ausw. zu tief**	22 Soter
Sonn.	5 Pius V.	♏	🌕 7. 30' V. **ſteht. Die**	23 Georg

19. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	6 4. **Cantate**	♐	Joh. v. d. Pf. **Dauer der**	24 3. **Jubil.**
Mont.	7 Stanislaus	♐	**Sichtbark. d. ♀ fängt an ab-**	25 Marc. Ev.
Dienſt.	8 Mich. Erſch.	♐	**zunehmen. Sie iſt am Ende**	26 Ferdinand
Mittw.	9 Gregor N.	♑	♀gr. öſtl. Ausw. d. **M. noch**	27 Anaſtaſius
Donn.	10 Gordian	♑	3 **St. am Abendh. ſichtb. u.**	28 Vitalis
Freit.	11 Beatrix	♒	☾☊. **glänzt am hellſt.**	29 Pet. v. M.
Sonn.	12 Pankrat.	♒	🌗7.44' N. **♂ bleibt noch**	30 Cath. v. S.

20. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	13 5. **Rogate**	♓	Servatius. **2 St. am Mor-**	1 **Mai 4. C.**
Mont.	14 Chriſtian	♓	☾Erdf. **genh. ſichtb. u. geht**	2 Athanaſius
Dienſt.	15 Sophia	♓	**Ende d. Mon. vor Mittern.**	3 † Erfind.
Mittw.	16 Joh. v. N.	♈	**auf. ♃ kann nur anf. üb. 4,**	4 Monica
Donn.	17 **Him. Chr.**	♈	Jodocus. **Ende d. M. 2 St.**	5 Pius V.
Freit.	18 Liberius	♉	**am Weſth. geſ. werden. Er**	6 Joh. v. d. Pf.
Sonn.	19 Prudent.	♉	**geht dann zwiſchen 11 u. 12**	7 Stanislaus

21. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	20 6. **Exaudi**	♉	🌑7. 14' N. Baſilla. **U.**	8 5. **Rog.**
Mont.	21 Conſtantin	♊	**Nachts unter. Am** 24.	9 Gregor N.
Dienſt.	22 Julian	♊	**Nachm. wird er v. ☾ bed. ♄**	10 Gordian
Mittw.	23 Deſiderius	♋	**ſteht ſchon b. Tage i. S. u. iſt**	11 Beatrix
Donn.	24 Johanna	♋	♃ **wird v. ☾ bed. 6 U. N. nur**	12 **Him. Chr.**
Freit.	25 Urban	♌	☾☋. **noch a. Weſth. auf. bis**	13 Servatius
Sonn.	26 Philipp N. †	♌	**2½, zuletzt bis 12½ U. Nachts**	14 Chriſtian.

22. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	27 **Pfingſtfeſt**	♍	🌓8.32' N. Luciana. **ſichtb.**	15 6. **Exaudi**
Mont.	28 **Pfingſtm.**	♍	Wilhelm. **♅ iſt bei der**	16 Joh. v. N.
Dienſt.	29 Maximin	♎	☾Erdn. ♀gr. Glanz. ♅☌☉.	17 Jodocus
Mittw.	30 **Quat.** †	♎	Felix P. **hell. Dämm. nicht**	18 Liberius
Donn.	31 Petronella	♎	**ſichtb. u. kommt in ☌ m. d. ☉**	19 Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 5. Mai um halb 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 12. Mai um 3 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonntag den 20 Mai um 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond.
Sonntag den 27. Mai gleich nach halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel

Die Juden haben Lag Beomer am 10, ihr Wochenfeſt am 27. und 28. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 45 M.	4 Uhr 35 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 15. M.
11	15 17	4 18	7 35	8 43
21	15 46	4 4	7 49	8 14

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
[illegible]		Morg.		
		2	35	1
		2	51	2
		3	8	3
Abds.		3	27	4
8	30	3	51	5
				*
9	49	4	22	6
10	54			7
11	45			8
Morg.				9
12	21	[illegible]		10
12	48			11
1	8			12
				*
1	24			13
1	38			14
1	50			15
2	3			16
2	17			17
2	32			18
2	51	Abds.		19
				*
3	17	8	9	20
3	55	9	19	21
[illegible]		10	17	22
		11	3	23
		11	37	24
		Morg.		25
		12	3	26
				*
		12	24	27
		12	41	28
		12	56	29
		1	12	30
		1	30	31

Spitze Höflichkeit.

Ein deutſcher Branntweinbrenner, nebenher noch durch den Vertrieb von Börſenpapier plötzlich reich und vornehmthuend geworden, zeigte vor einem ſchwelgeriſchen Gaſtmahl den Eingeladenen die neue Einrichtung ſeiner Zimmer. Die Fußböden, Wandbezüge, Tiſche, Stühle, Uhren, Lampen, Alles bezeichnete er als von ihm ſelber aus Paris verſchrieben. Einer der Gäſte redete ihn hierauf Franzöſiſch an, er verſtand es nicht. „Verzeihen Sie", ſagte nun Jener, „ich mußte wirklich glauben, Sie wären auch aus Paris!"

Doppelſinnig Mitleid.

„Mir iſt recht widrig heut!"
So klagte Nachbar Flaus;
Voll Mitleid rief ſein Weib:
„So ſiehſt Du mir auch aus!"

Die Parvenü's, zu Deutſch Glückspilze.

Sie ſind dem Luftballon zu vergleichen, ſie ſteigen und treiben mit dem Winde; doch ſollten dergleichen Leute vorſichtig zu rechter Zeit ſich des Fallſchirms verſichern.

goldene Ringe, und Florus erzählt, daß, namentlich nach dieſer Schlacht von Cannä, der römiſche Senat nur noch das Gold ſeiner Ringe beſeſſen habe. Bald fingen die Plebejer ebenfalls an, die Mode mit zu machen, aber zuerſt mit eiſernen Ringen; goldene erhielten ſie nur bei Auszeichnungen. Unter den Kaiſern jedoch ſah man Soldaten, ja ſelbſt Freigelaſſene mit goldenen Ringen. Letztere durften ſie anfangs nur tragen, wenn ſie ſolche aus des Kaiſers Hand erhielten. Juſtinian indeß ward der vielen Bittſtellereien darum überdrüſſig, und

Junius 1860. Alter **Mai.**

Freit.	1 Simeon †	♏	☿ iſt in der ob. Conjunkt. m. d.	20 Baſilla
Sonn.	2 Erasmus †	♏	☉ u. in dieſ. M. nicht ſichtb.	21 Conſtantin

23. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	3 **Trinitatis**	♐	🌕 5. 13′ N. Clothil. ☿☌♂.	22 **Pfingſtf.**
Mont.	4 Florian	♐	♀, die anf. noch faſt 3	23 **Pfingſtm.**
Dienſt.	5 Bonifacius	♑	♂ in ♒. St. am Abendh.	24 Pfingſtd.
Mittw.	6 Norbertus.	♑	☿ ob. ☌ ☉. glänzt bleibt zul.	25 Quatemb.
Donn.	7 Frohnl.	♒	Robertus. ☾☊. nur ½ St.	26 Philipp N.
Freit.	8 Medardus	♒	lang ſichtb. ♂ tritt i. d. ♒	27 Luciana
Sonn.	9 Primus	♒	wird rückg. u. tritt i. d. letzt.	28 Wilhelm

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	10 1. n. **Trin.**	♓	Maurinus. Tag. in d. ♑ zu-	29 **Trinitatis**
Mont.	11 Barnabas	♓	🌗 1. 32′ N. ☾ Erdf. rück.	30 Felix P.
Dienſt.	12 Baſilides	♈	Er bleibt dann etwa 4	31 Petronella
Mittw.	13 Antonv. P.	♈	St. lang ſichtb. ♃ d. im Anf.	1 Juni
Donn.	14 Baſilius	♈	noch 1½ St. am Weſth. ſichtb.	2 Frohnl.
Freit.	15 Vitus	♉	iſt, verſchw. am Ende in den	3 Clothildis
Sonn.	16 Benno	♉	Sonnenſtrahlen. Er iſt	4 Florian

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	17 2. n. **Trin.**	♊	Adolph. in den ♌ getreten.	5 1. n. **Trin.**
Mont.	18 Marcellus	♊	♂ rckg. Sch. b. Bel.-All. 1815.	6 Norbertus
Dienſt.	19 Gervaſius	♋	🌑 5. 51′ V. ☿☌☾. ♄ geht	7 Robertus
Mittw.	20 Silverius	♋	☉ i. ♋. S.-A., lngſt. T.	8 Medardus
Donn.	21 Albanus	♋	☾☋. ♀☌☾. anfangs ſchon	9 Primus
Freit.	22 Albinus	♌	gegen 1 Uhr Nachts unter	10 Maurinus
Sonn.	23 Walram	♌	☾ Erdn. und iſt dann noch	11 Barnabas

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	24 3. n. **Trin.**	♍	Joh. d. T. 2½ St. zu ſehen.	12 2. n. **Trin.**
Mont.	25 Elogius	♍	Am Ende iſt er nur noch	13 Ant. v. P.
Dienſt.	26 Pelagius	♎	🌓 1. 3′ V. ¼ St. ſichtbar.	14 Baſilius
Mittw.	27 7 Schläfer	♎	⛢ bleibt bei der hellen	15 Vitus
Donn.	28 Leo P. †	♏	Dämmerung dem unbe-	16 Benno
Freit.	29 **Peter Paul**	♏	♂ in ♑. ♃ in ♌. waffneten	17 Adelph
Sonn.	30 Pauli Ged.	♐	Auge verborgen.	18 Marcellus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 3. Juni kurz vor 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 11. Juni gleich nach halb 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Dienſtag den 19. Juni nach 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 26. Juni gleich nach 1 Uhr Nachts das erſte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 24	3 48	8 11	7 36
21	16 29	3 47	8 15	7 31

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
B.	T.	1	52	1
Abds.		2	19	2
				●
8	38	2	56	3
9	35	3	45	4
10	17			5
10	48			6
11	11	B		7
11	29	e		8
11	43	i		9
				*
11	56	T		10
Morg.		a		11
12	9	g		12
12	22	e		13
12	36			14
12	54			15
1	17			16
				*
1	47	Abds.		17
2	29	8	7	18
3	16	8	58	19
		9	37	20
B		10	7	21
e		10	29	22
i		10	47	23
				*
T		11	3	24
a		11	19	25
g		11	36	26
e		11	55	27
		Morg.		28
		12	21	29
		12	53	30

Lebensgang.

Das Gute kommt wohl morgen,
Das Beſſ're macht uns Sorgen,
Das Beſte bleibt verborgen; —
Doch wer nur will, was recht und wahr,
Den hält ſein Herz doch immer klar.

Zur Anwendung.

Bei einer Gaſterei zu Athen ſuchten verſchiedene Gaukler und Schalksnarren die Gäſte zu beluſtigen. Alles lachte überlaut, nur Anacharſis nicht. Als aber hierauf ein Affe zum Vorſchein kam, verzogen ſich auch ſeine Mienen zum Lächeln. Man wollte wiſſen: warum er nur die ſeltſamen Grimaſſen des Thieres belache? „Weil ſie Natur ſind!" entgegnete der Philoſoph. — Solch ein Unterſchied wird auch bei manchen jetzigen ſogenannten Luſtſpielen bemerkt: während die Menge das Lachen ausſchüttet, kann der Gebildetere oft zu keinem Lächeln kommen, und eher noch wird es ihm ſchmerzlich, wenn er bedenkt, worüber er lachen hört.

---

erlaubte Jedem, ſie zu vertheilen. Man trug daher faſt lauter goldene Ringe, wenn es auch nur vergoldete waren. Man findet davon eine Menge in alten Sammlungen. Als man noch bloß eiſerne Ringe tragen durfte, ging die Eitelkeit ſo weit, daß man dem Golde die Farbe des Eiſens zu geben ſuchte, um doch wenigſtens nicht wirkliches Eiſen zu tragen. — Daß man, vom Trauring an, Allerlei mit Ringen ausdrücken will, iſt bekannt, und folgendes Geſpräch weiſe darauf hin. — „Mein Fräulein, ich bewundere die Menge und Mannichfaltigkeit Ihrer Ringe. Hätten Sie wohl die Güte, mir den geheimen

Julius 1860. Alter **Junius.**

27 Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	1	4. n. **Trin.**	♐	Rembold ☉ Erdf. ☿ iſt in	19	3. n. **Trin.**
Mont.	2	**Mar. H.** •	♑	dieſ. **Mon.** nur währ. des	20	Silverius
Dienſt.	3	Hyacinth	♑	🌕 4.34' V. Tages über d.	21	Albanus
Mittw.	4	Ulrich	♑	☾☊. Horizonte. ♀ iſt	22	Albinus
Donn.	5	Anſelm	♒	zu Anf. noch faſt ½ St.	23	Walram
Freit.	6	Iſaias	♒	ſichtb., verſchwindet bald in	24	Joh. d. T.
Sonn.	7	Wilibald	♓	den Sonnenſtrahl. u. wird	25	Elogius

28 Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	8	5. n. **Trin.**	♓	Kilian. ☾ Erdf. am 19.	26	4. n. **Trin.**
Mont.	9	Agilolph	♓	**Morgenſt.** ♂ kommt am 17.	27	7 Schläf.
Dienſt.	10	7 Brüder	♈	in ☍ m. d. ☉, wo er um	28	Leo P.
Mittw.	11	Pius P.	♈	🌗 6.26' V. **Mittern.** d. ☉	29	**Petri Paul**
Donn.	12	Nabor	♉	gerade gegenüb. i. Süd.	30	Pauli Ged.
Freit.	13	Margar.	♉	☿ gr. öſtl. Ausw. ſteht u.	1	**Julius**
Sonn.	14	Bonavent.	♉	die Nacht hindurch ſichtbar	2	**Mar. H.** •

29 Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	15	6. n. **Trin.**	♊	Ap. Theil. bleibt. ♃ iſt in	3	5. n. **Trin.**
Mont.	16	Skap. Feſt	♊	dieſ. **Mon.** nicht ſichtb. da er	4	Ulrich
Dienſt.	17	Alexius	♋	♂☍☉. zu Ende deſſelben	5	Anſelm
Mittw.	18	Arnold	♋	🌑 2.47' N. Sichtb. ☉ F.	6	Iſaias
Donn.	19	Arſenius	♌	☾☋. ♀ unt. ☌ ☉. i. d.	7	Wilibald
Freit.	20	Elias	♌	☾ Erdn. Conjunktion m. d.	8	Kilian
Sonn.	21	Daniel	♍	Sonne kommt. ♄ ver-	9	Agilolph

30 Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	22	7. n. **Trin.**	♍	M. Magd. ſchwindet in den	10	6. n. **Trin.**
Mont.	23	Apollinar	♎	erſten Tagen i. d. Sonnen-	11	Pius P.
Dienſt.	24	Chriſtine	♎	ſtrahlen und bleibt in die-	12	Nabor
Mittw.	25	Jakob	♏	🌓 6.8' V. ſem **Monate**	13	Margar.
Donn.	26	Anna	♏	unſichtbar. ♅ kann eben-	14	Bonavent.
Freit.	27	Pantaleon	♐	falls in dieſem **Monate** der	15	Ap. Theil.
Sonn.	28	Innocenz	♐	hellen Dämmerung wegen	16	Skap. Feſt

31 Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	29	8. n. **Trin.**	♐	Martha. ♃☌☉. nicht ge-	17	7. n. **Trin.**
Mont.	30	Abdon	♑	ſehen werden.	18	Arnold
Dienſt.	31	Jan. Loj.	♑		19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. Juli kurz nach halb 5 Uhr Morgens der volle Mond.
Mittwoch den 11. Juli kurz vor halb 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 18 Juli gleich nach 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Mittwoch den 25. Juli vor 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Faſten, Tempel-Eroberung am 8., Faſten, Tempel-Verbrennung, am 29. Juli.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 21 M.	3 Uhr 52 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 10	4 0	8 9	7 50
21	15 48	4 12	8 0	8 12

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
Abds.	1 37	1
8 14	2 33	2
8 45	3 39	3
9 14		4
9 34	[illegible]	5
9 49	[illegible]	6
10 3		7
	[illegible]	*
10 15		8
10 27	[illegible]	9
10 41	[illegible]	10
10 57	[illegible]	11
11 17	[illegible]	12
11 43	[illegible]	13
Morg.		14
		*
12 19		15
1 9		16
2 15	Abds.	17
3 34	8 7	18
	8 32	19
	8 52	20
	9 9	21
[illegible]		*
[illegible]	9 26	22
[illegible]	9 43	23
	10 2	24
[illegible]	10 24	25
[illegible]	10 54	26
[illegible]	11 34	27
	Morg.	28
		*
	12 25	29
	1 28	30
	2 38	31

Erfahrungen.

Willſt Du Deinen Nachbar kennen, prüfe was er daheim thut, was ihn ergötzt, wem er ſich geſellt, und Du kennſt ihn ganz, wirſt dies auch auf ein nachbarlich Volk anwendbar finden.

Wer mit ſeinem Gewiſſen in Zwiſt geräth, der begeht zu einer Uebelthat gleich noch eine: er will ſein Unrecht zum Recht machen.

Anleitung zum Tagesſchriftſteller.

Lob' Einen, ſchimpf' auf Acht,
Hanswurſt noch ſey,
Für Zehn nimmſt Du in Pacht
Dann Ruhmgeſchrei.

Verſchiedene Empfindung.

In einem Speiſehauſe — Reſtauration genannt — fand Einer 120 künſtliche Gerichte im Verzeichniß, und rief aus: „Ich empfinde wahrhaftig Schmerz, wenn ich ſehe, wie entſetzlich weit der Genuß ſich von der Natur entfernt!“ — „Das kann ich nicht ſagen“, entgegnete ein Eßheld; „mir thut es höchſtens leid, daß ich nicht gleich alle 120 Gerichte zu eſſen vermag!“

Sinn einiger zu erklären?“ — „Sie ſind ſehr neugierig, mein Herr, und ich bin eben gutwillig. So ſehen und hören Sie denn: Dieſen goldenen Schlangenring, mit einem Brillant auf dem Kopf, nennt man die **Klugheit**. Man trägt ihn am Zeigefinger; er ſoll uns durch das Leben leiten, und mir ſchenkte ihn meine Mutter an meinem Einſegnungs-Tage. Dieſer Ring mit den beiden ineinander geſchlungenen Händen bedeutet die **Treue**, und das Verſprechen, nie

Auguſt 1860. Alter **Julius.**

Mittw.	1 Petr. Kett.	♒	🌕 6.1' A. ☾☊. A. ☾ F.	20 Elias
Donn.	2 **Portiunc.**	♒	☿ bleibt fortwährend	21 Daniel
Freit.	3 Steph.Erf.	♓	unſichtb. Erſt gegen Ende d.	22 Mar. M.
Sonn.	4 Dominicus	♓	Mon. wird er vom 21. an	23 Apollinar

32. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	5 9. n. Tr.	♓	Mar.Schn. ☾Erdf. z. Zeit	24 8. n. Tr.
Mont.	6 Verkl. Chr.	♈	ſeiner gr. weſtl. Ausw. am	25 Jakob
Dienſt.	7 Gottſchalk	♈	Morgenh. ſichtb. werden. ♀	26 Anna
Mittw.	8 Cyriacus	♉	erſcheint jetzt als Morgenſt.	27 Pantaleon
Donn.	9 Romanus	♉	🌗 9.51' A. u. iſt anf. ¼ am	28 Innocenz
Freit.	10 Laurenz	♉	☿unt. ☌ ⊙. Ende 3 St.	29 Martha
Sonn.	11 Hermann	♊	am Morgenh. glänzen zu ſe-	30 Abdon

33. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	12 10. n. Tr.	♊	Clara. hen. ♂ geht ſchon b.	31 9. n. Tr.
Mont.	13 Hippolyt.	♋	Tage auf u. 1 U. nach Mit-	1 **Auguſt**
Dienſt.	14 Euſebius†	♋	☾☋. tern. unter. Er iſt am	2 **Portiunc.**
Mittw.	15 **M. Him.**	♌	18. rechtl. geword. ♃ i. in	3 Steph. Erf.
Donn.	16 Rochus	♌	🌑 10. 47' N. der erſten	4 Dominicus
Freit.	17 Sibylla	♍	☾Erdn. Hälfte des M.	5 Mar.Schn.
Sonn.	18 Helena	♍	♂ rechtl. noch i. d. Sonnen-	6 Verkl. Chr.

34. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	19 11. n. Tr.	♎	Sebald. ſtrahl. verborgen.	7 10. n. Tr.
Mont.	20 Bernhard	♎	In der letzt. kommt er am	8 Cyriacus
Dienſt.	21 Anaſtaſius	♏	Morgenh. z. Vorſch. u. i. zul.	9 Romanus
Mittw.	22 Timotheus	♏	♄☌⊙. ♄ i. ♍. üb. 1 S. Mrg.	10 Laurenz
Donn.	23 Zacharias	♐	🌓 1.17' N. ſichtb. ♄ tritt i.	11 Hermann
Freit.	24 Barthol.	♐	d. ☌ m. d. ⊙ u. bleibt i.	12 Clara
Sonn.	25 Ludwig	♐	dieſ. Mon. unſichtb. ♅ wird	13 Hippolyt.

35. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	26 12. n. Tr.	♑	Samuel. jetzt am Oſt-	14 11. n. Tr.
Mont.	27 Joſeph C.	♑	☿ gr. weſtl. Ausw. himmel	15 **M. Himm.**
Dienſt.	28 Auguſtin	♒	☾☊. hervortreten u. Ende	16 Rochus
Mittw.	29 Joh. Enth.	♒	des Mon. 4 Stund. lang	17 Sybilla
Donn.	30 Roſa	♒	daſelbſt ſichtbar ſein.	18 Helena
Freit.	31 Paulin	♓	🌕 9. 25' V.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 1. Auguſt gleich nach 6 Uhr Nachmittags **der volle Mond** nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Donnerſtag den 9. Auguſt nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends **das letzte Viertel.**
Donnerſtag den 16. Auguſt gleich nach 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts **der neue Mond.**
Donnerſt. d. 23. Aug. gleich nach 1 Viertel auf 2 Uhr Nachm. **das erſte Viertel.**
Freitag den 31. Auguſt kurz vor halb 10 Uhr Vormittags **der volle Mond.**

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 45	4 42	7 27	9 15
21	14 9	4 58	7 7	9 51

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.		Morg.		
7	39	3	51	1
7	56			2
8	10			3
8	23			4
				*
8	35	[illegible]		5
8	48			6
9	3			7
9	21			8
9	44			9
10	14			10
10	56			11
				*
11	53			12
Morg.				13
1	5			14
2	26			15
3	58	Abds.		16
		7	14	17
		7	31	18
				*
[illegible]		7	48	19
		8	7	20
		8	29	21
		8	57	22
		9	34	23
		10	21	24
		11	20	25
				*
		Morg.		26
		12	28	27
		1	40	28
		2	53	29
		4	4	30
		5	13	31

Sprüche.

Als Krüppel darf Jeder den Faulen begrüßen,
Er weiß und hat nichts von Händen und Füßen.

*

Viel edler, bei mag'rem Kraute hauſen,
Als an fettem Mahle die Ehre verſchmauſen.

*

Soll Muth, zu hoffen, dauernd ſeyn,
So ſchließ' er Muth zu warten ein.

*

Begehrt ihr immerzu mehr Geſetze,
Verſtrickt ihr euch mehr im eig'nen Netze.

Zum Merkbuch.

Man ſäet das Laſter, wenn man's nicht tadelt.

Der Thorheit giebt man eben ſo oft den Beſtallungs- wie der Vernunft den Bettelbrief, den ſie aber wegwirft und ſich ſelbſt hilft, ſey's auch kümmerlich.

Wenn ſich ein neu Geſchlecht der Kultur, der Bildung rühmt, ſind gewöhnlich verjährte Irrthümer in neue Mode gebracht.

---

von der Wahrheit zu weichen; ich hab' ihn von einer Jugendfreundin. Dieſer, mit der goldenen Schleife, heißt der **Gordiſche Knoten**, und ſoll die Unzertrennlichkeit bedeuten; leider iſt die Geberin jetzt in Amerika. Dieſen fünf kleinen Türkiſen, die ein Vergißmeinnicht bilden, gab man den Namen **Sentiment**, es iſt der Gefühlsring. Man ſteckt ihn an den kleinen Finger, da aber mein kleiner Finger weder lügt noch ausſchwatzt, erfahren Sie darüber nichts als gar

September 1860. Alter **Auguſt.**

Sonn.	1	Aegidius	♓	☾ Erdf. ☿ i. a. 1. d. **M.**	20	Bernhard

36. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	2	13. n. **Tr.**	♈	Raphael. etwa ½ **St.** lang	21	12. n. **Tr.**
Mont.	3	Manſuetus	♈	am **Morgenh.** zuſehen. Am	22	Timotheus
Dienſt.	4	Reſalia	♈	10. wird er unſichtb. wer-	23	Zacharias
Mittw.	5	Herkulan.	♉	den. **Der Glanz** der ♀ iſt in	24	Barthol.
Donn.	6	Magnus	♉	der erſten Hälfte d. **M.** am	25	Ludwig
Freit.	7	Regina	♊	gröſst., am Ende bleibt	26	Samuel
Sonn.	8	**Mar. Geb.**	♊	🌗 11. 34' V. ſie faſt 4 St.	27	Joſeph E.

37. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	9	14. n. **Tr.**	♊	Audomar. ſichtb. ♂ ſteht	28	13. n. **Tr.**
Mont.	10	Nicol. v. T.	♋	Abds. zwiſch. 8 u. 9 i. Süd.	29	Joh. Enth.
Dienſt.	11	Protus	♋	☾☋. u. geht vor **Mittern.**	30	Roſa
Mittw.	12	Winand	♌	unter. Er tritt in d. letzt.	31	Paulin
Donn.	13	Maternus	♌	Tagen i. d. ♒. ♃ geht jetzt	1	**September**
Freit.	14	† Erhöh.	♍	auf. gegen 3 **U. Morg.**	2	Raphael
Sonn.	15	Ludmilla	♍	🌑 6. 37' V. ☾ Erdn. am	3	Manſuetus

38. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	16	15. n. **Tr.**	♎	Cornel. **Ende** um 1½ **U.** auf.	4	14. n. **Tr.**
Mont.	17	Lambert	♎	u. iſt dann 1½, zul. 3½ **St.** am	5	Herkulan
Dienſt.	18	Richard	♏	Zrückg. **Morgen**h. ſichtb.	6	Magnus
Mittw.	19	**Quat.** †	♏	Nicleta. ♄ iſt auf. noch nicht	7	Regina
Donn.	20	Euſtachius	♐	ſichtb. Am 5. **T.** fängt er	8	**Mar. Geb.**
Freit.	21	Matth. E. †	♐	🌓 11. 52' N. an ſich am	9	Audomar
Sonn.	22	Moriz †	♑	☉ i. ♎. H.-N.-T. u. N. gl. ☿ o. ♂ ☉	10	Nicol. v. **T.**

39. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	23	16. n. **Tr.**	♑	Thekla. **Morgenh.** z. zeigen	11	15. n. **Tr.**
Mont.	24	Jh. Empf.	♒	☾☊. u. i. daſ. zul. 2 **St.** lang	12	Winand
Dienſt.	25	Cleophas	♒	zu finden. ♅ geht **Mitte** d.	13	Maternus
Mittw.	26	Cyprian	♒	**M.** um 9 **U.** auf u. iſt bis	14	† Erhöh.
Donn.	27	Coſm. u. D.	♓	♂ i. ♒. **Tagesanbr.** um 3 **U.**	15	Ludmilla
Freit.	28	Wenzel	♓	♀ gr. wſtl. Ausw. **ſichtb.** Er	16	Cornel
Sonn.	29	Michael	♈	☾ Erdf. iſt rückg. geword.	17	Lambert

40. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 1[illegible] E[illegible] Epheſ. 4.

Sonnt.	30	17 **Tr. Ctl.**	♈	🌕 2. 7' **V.** H[illegible]ymus.	18	16. n. **Tr.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 8. Septem. bald nach halb 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 15. September nach halb 7 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag 21. Sept. vor 12 Uhr Mitternacht das erſte Viertel.
Sonntag den 30. September nach 2 Uhr Nachts der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5621ten Jahres am 17. u. 18., ihr Faſten Gedaljah am 19., ihr Verſöhnungsfeſt am 26. Sept.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 29 M.	5 Uhr 15 M.	6 Uhr 43 M.	10 St. 31 M.
11	12 51	5 30	6 21	11 9
21	12 13	5 45	5 59	11 47

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
6	41			1
				*
6	57			2
7	11			3
7	28	[illegible]		4
7	48			5
8	15			6
8	52			7
9	41			8
				*
10	40			9
Morg.				10
12	1			11
1	24			12
2	52			13
4	22			14
5	51	Abds.		15
				*
[illegible]		6	10	16
		6	31	17
		6	58	18
		7	32	19
		8	17	20
		9	13	21
		10	20	22
				*
		11	31	23
		Morg.		24
		12	44	25
		1	54	26
		3	4	27
		4	12	28
Abds.		5	19	29
				*
5	19	S. A.		30

Eiferſucht.

Wenn die Lieb' iſt eiferſüchtig,
Dann bekommt ſie hundert Augen,
Doch es ſind nicht zwei darunter,
Die gradaus zu ſehen taugen.

Die Gefälligkeit.

Zu einem ehrlichen Rath kam ein Pachter, der in ſeinen Angelegenheiten gern etwas Unehrliches erlangt hätte, und brachte ein paar Capaunen mit, die er dem Herrn Rath überreichte bei der Bitte, ihm ein wenig gefällig zu ſeyn. Der Rath erwiederte lächelnd: „Nun, für die Capaunen kann ich Euch ſchon gefällig ſeyn; kommt nur morgen wieder!“ — Als der Pachter Tags darauf erſchien, ſagte der Rath: „Um Euch für die Capaunen gefällig zu ſeyn, hab' ich ſie Euch braten laſſen; nun geht nach Hauſe und verzehrt ſie ſelbſt; ich wünſch' Euch guten Appetit!“

Der zarte Korb.

„Was iſt die Liebe?“ fragt mit Spottesmienen
Ein Stutzer. — „Sie iſt das, womit ich Ihnen“,
Erwiedert Adelheid, „nicht könnte dienen.“

---

nichts. Jener Ring, mit der von Cypreſſen umſchatteten Urne enthält Haare meiner guten Muhme; dieſer mit dem Kreuz und den kleinen Sternen erinnert mich an Gott und Gebet. Dieſe Perlengarbe iſt eine Schmeichelei: der Geber wollte damit meine guten Eigenſchaften bezeichnen, täglich fällt aber eine Perle nach der andern aus. Der Ring von magnetiſirtem Stahl ſoll gegen Kopf- und Zahnweh ſchützen, iſt aber unzuverläſſig, und dieſer Todtenkopf will mich an Hinfälligkeit und Ende denken laſſen, was zwar nicht die an-

Oktober 1860. Alter **September.**

Mont.	1	Remigius	♈	☿ bleibt i. dieſ. Mon. i. den	19	Nicleta
Dienſt.	2	Leodegar	♉	Sonnenſtrahl. verborgen.	20	Euſtachius
Mittw.	3	Ewald	♉	D. Glz. d. ♀ u. d. längere	21	**Quatemb.**
Donn.	4	Franz	♊	Dauer ihrer Sichtbark. er-	22	Moriz
Freit.	5	Placidus	♊	hält ſich. Sie bleibt faſt	23	Thekla
Sonn.	6	Bruno	♊	1 St. a. Morgenh. ſichtb.	24	Joh. Empf.

41. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	7	18. n. **Tr.**	♋	☽ 11.32′ U. Sergius. ♂	25	17. n. **Tr.**
Mont.	8	Brigitta	♋	d. jetzt ſchon u. 7 Uhr	26	Cyprian
Dienſt.	9	Dionyſius	♌	☾☋ Abds. i. Süd. ſteht,	27	Coſm. u. D.
Mittw.	10	Gereon.	♌	geht ſchon u. 11 U. Nachts	28	Wenzel
Donn.	11	Wimmar.	♍	unter u. w. 5 St. long a.	29	Michael
Freit.	12	Maximil.	♍	Weſth. aufzuſuchen ſ. ♃	30	Hieronym.
Sonn.	13	Tilmann	♎	☾ Erdn. der anf. geg. halb	1	Oktober

42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	14	19. n. **Tr.**	♎	● 3. 5′ N. Calixtus. 2 Uhr	2	18. n. **Tr.**
Mont.	15	**Kön. Geb.**	♏	Thereſia. aufgeht und	3	Ewald
Dienſt.	16	Gallus	♏	läng. als 3½ St. ſichtb. iſt	4	Franz
Mittw.	17	Florentin	♐	geht Ende d. Mon. ſchon u.	5	Placidus
Donn.	18	Luc. Ev.	♐	Schlacht bei Leipzig 1813.	6	Bruno
Freit.	19	Ferdinand	♑	Mittern. auf u. kann faſt 6	7	Sergius
Sonn.	20	Wendelin	♑	St. lang geſehen werd. ♄	8	Brigitta

43. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	21	20. n. **Tr.**	♑	☾ 2.39′ N. Urſula. ☾☊.	9	19. n. **Tr.**
Mont.	22	Cordula	♒	iſt anfangs 2½ St. am	10	Gereon
Dienſt.	23	Severin	♒	Morgenhimmel ſichtb., a.	11	Wimmar.
Mittw.	24	Evergislus	♓	Ende des Mon. bleibt er	12	Maximil.
Donn.	25	Raphael	♓	5 Std. hindurch ſichtbar.	13	Tilmann
Freit.	26	Amandus	♓	☾ Erdf. ♅ ſteht Mitte d.	14	Calixtus
Sonn.	27	Sabina	♈	Mon. noch vor Tagesanbr.	15	Thereſia

44. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonnt.	28	21. n. **Tr.**	♈	Sim. Jud. um halb 3 U.	16	20. n. **Tr.**
Mont.	29	Narciſſus	♉	○ 7.17′ U. Morgens im	17	Florentin
Dienſt.	30	Theoneſt	♉	Süden u. iſt von 7 U.	18	Luc. Ev.
Mittw.	31	Wolfgang	♉	Abends an zu ſehen.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 7. Oktober gleich nach halb 12 Uhr Mitternacht das lezte Viertel.
Sonntag den 14. Oktober bald nach 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonntag den 21. Oktober vor 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Montag den 29. Oktob. gleich nach 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Laubhüttenfeſt am 1. u. 2., ihr Palmenfeſt am 7., Laubhütten-Ende am 8., Geſetzfreude am 9. Oktober.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 35 M.	6 Uhr 2 M.	5 Uhr 36 M.	12 St. 25 M
11	10 57	6 17	5 14	13 3
21	10 19	6 31	4 54	13 41

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
5	35			1
5	55	[illegible]		2
6	20			3
6	53			4
7	37			5
8	34			6
				●
9	43			7
11	1			8
Morg.				9
12	25			10
1	50			11
3	17			12
4	45			13
				●
6	15	Abds.		14
		4	56	15
		5	27	16
[illegible]		6	9	17
		7	2	18
		8	7	19
		9	18	20
				●
		10	31	21
		11	44	22
		Morg.		23
		12	54	24
		2	2	25
		3	9	26
		4	17	27
				●
		5	25	28
Abds.		6	30	29
4	24			30
4	55	M.	Z.	31

Zum Merkbuch.

Hochmuth iſt ein Verachten der Demuth, echter Stolz Vernichtung des Hochmuths.

Wer nur ſich ſelber dienen will, wird Knecht des Böſen.

Will die Wahrheit vorwärts, wird ſie einerſeits immer von hirnloſen Narren, andrerſeits von klugen Schuften zurückgehalten.

Der Verſtand ohne Herz kommt im Weltlauf weiter, der Verſtand mit dem Herzen aber kommt in heilige Höhe.

Noch weiter!

Heut zu Tage iſt es mit der Selbſtſchätzung bei Leuten, die ſich durch Nachhülſe etwas Ruf — zum Beiſpiel vom Theater her — erworben haben, noch weiter gekommen wie damals, als der eroberungsſüchtige Macedonier ausrief: „Wär' ich nicht Alexander, möcht' ich Diogenes ſeyn!“ Jezt denken Viele, wenn ſie — in vergänglichſter Weiſe — zuweilen öffentlich genannt werden: „Wär ich nicht Ich, möcht' ich Ich ſeyn!“

genehmſte aber doch eine heilſame Mahnung iſt, mit dem Troſt, daß Vergängliches und Ewiges im Glauben auch zum Ringe werden.“ — So iſt der Ring ein Bild vom Anfang und Ende in ſtetem Zuſammenhang, und ſein Anblick mög' uns die Dichterworte einprägen:

„Fürwahr, bezeichnen kann der Ring
Ein ſtet Beſtehen und Vergehen,
Doch was beſtand und was verging
Muß doch als Weltenring beſtehen!“

November 1860. **Alter Oktober.**

Donn.	1	**All. Heil.**	♊	☿ kom̄t auch in ſeiner gröſsten	20	Wendelin
Freit.	2	All. Seel.	♊	öſtl. Ausweich. nicht z. Vor-	21	Urſula
Sonn.	3	Hubert	♋	ſchein. ♀ erſcheint noch im-	22	Cordula

45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	4	22. n. Tr.	♋	Carl Bor. mer glänz. am	23	21. n. Tr.
Mont.	5	Zacharias	♌	☾☋. Morgenh. anfangs	24	Evergisl.
Dienſt.	6	Leonhard	♌	🌗 9.44' V. 3½ St. zuletzt	25	Raphael
Mittw.	7	Engelbert	♌	☿ gr. öſtl. Ausw. noch	26	Amandus
Donn.	8	Gottfried	♍	über 3 St. ♂ ſteht zwiſch.	27	Sabina
Freit.	9	Theodor	♍	6 u. 7 U. Abds. i. Meridian	28	Simon J.
Sonn.	10	Martin P.	♎	u. geht um 11 Uhr Nachts	29	Narciſſus

46. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	11	23. n. Tr.	♎	Martin B. ☾ Erdn. unter;	30	22. n. Tr.
Mont.	12	Kunibert	♏	er iſt imm. noch 5 St. lang am	31	Wolfgang
Dienſt.	13	Staniſl.	♏	🌑 1. 3' V. Weſthimmel	1	U. A. H.
Mittw.	14	Levin	♐	ſichtbar. ♃ ſteht um	2	All. Seel.
Donn.	15	Leopold	♐	Ende d. Mon. ſchon vor	3	Hubert
Freit.	16	Edmund	♑	Tagesanbruch ſichtbar im	4	Karl Bor.
Sonn.	17	Gertrud	♑	☾☊. Süden. Er geht an-	5	Zacharias

47. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	18	24. n. Tr	♒	Maximus. fangs gegen	6	23. n. Tr.
Mont.	19	Eliſabeth	♒	Mitternacht zuletzt um 10	7	Engelbert
Dienſt.	20	Simplic.	♒	🌓 9. 26' V. Uhr auf. ♄	8	Gottfried
Mittw.	21	M. Opf.	♓	♂ in ♓. geht anfangs	9	Theodor
Donn.	22	Cäcilia	♓	☾ Erdf. um 1 U. Nachts auf	10	Mart. P.
Freit.	23	Clemens	♈	u. bleibt anfangs 5, zuletzt	11	Mart. B.
Sonn.	24	Joh. v. Kr.	♈	7 St. a. Morgenh. ſichtb.	12	Kunibert

48. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	25	25. n. Tr.	♈	Katharina. Feierz. Ged. d.	13	24. n. Tr.
Mont.	26	Konrad	♉	Geſt. ♅ verweilt jetzt die	14	Levin
Dienſt.	27	Bilhildis	♉	ganze Nacht üb. d. Hori-	15	Leopold
Mittw.	28	Günther	♊	🌕 12.5' M. ☿ unt. ☌ ☉.	16	Edmund
Donn.	29	Saturnin	♊	zonte und iſt Ende d. M.	17	Gertrud
Freit.	30	Andr. Ap.	♋	am hellſt. in dieſem Jahre.	18	Maximus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 6. November um 3 Viertel auf 10 Uhr Vormit. das **letzte Viertel.**
Dienſtag den 13. November gleich nach 1 Uhr Nachts **der neue Mond.**
Dienſtag den 20. Nov. bald nach 1 Viertel auf 10 Uhr Vorm. **das erſte Viertel.**
Mittwoch den 28. Nov. bald nach 12 Uhr Mittags **der volle Mond.**

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 39 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 21 M.
11	9 5	7 11	4 16	14 55
21	8 36	7 27	4 4	15 24

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unterg. U.	☾ Unterg. M.	T.
Abds.				
5	36			1
6	30			2
7	35			3
				❀
8	49			4
10	9			5
11	31			6
Morg.				7
12	53			8
2	17			9
3	43			10
				❀
5	11			11
6	41	Abds.		12
		3	58	13
		4	46	14
		5	48	15
		6	50	16
		8	14	17
				❀
		9	28	18
		10	40	19
		11	49	20
		Morg.		21
		12	57	22
		2	4	23
		3	12	24
				❀
		4	21	25
		5	32	26
Abds.		6	44	27
3	33	7	53	28
4	21			29
5	27			30

Einhülfe.

„Was iſt Philoſophie?“ fragte in einer Geſellſchaft eine ſchöne Frau den neben ihr ſitzenden berühmten Profeſſor Platner, und er war für den Augenblick um die rechte Antwort verlegen. „Philoſophie iſt“, begann er — und hielt inne. — „Ah“, miſchte ſich ein Freund ein, „können Sie nicht weiter, ich will Ihnen helfen. Philoſophie iſt: neben einer ſchönen Frau ſitzen und die Faſſung nicht verlieren!“

Träume.

Wenn's im Geiſte wogt und ſchäumt,
Euch die Träume Bilder weben,
Laßt's geſcheh'n! — wer nie geträumt,
Der verſchlief ſein ſchönſtes Leben.

Gut getroffen!

Ein Modemännchen, das ſein Ererbtes leichtſinnig verſchwendet hatte, ſagte zu einem alten Gutsbeſitzer: „Ihr Rock da gehörte wohl ſchon Ihrem Großvater?“ — „Ich kann's nicht leugnen“, erwiederte der Gefragte; „ich behelfe mich mit dem Alten und habe ſogar noch die Grundſtücke von meinem Großvater!“

Die Handſchuhe.

Sie entſtanden natürlich aus dem Grunde, um ſich gegen Froſt und Inſekten zu ſchirmen. Die erſten waren von Leder, unförmig und ohne Finger. Die Panzer-Handſchuhe hatten Eiſenplatten und gehörten zum Turnier-Putz; nachher trug man ſie von Tuch, auch ſeidene mit baumwollenem Rande. In den Kirchen erſchien man früher ohne Handſchuhe, erſt im Mittelalter entſtand der Gebrauch, auch dort ſie anzuziehen. Die Prieſter zeigten ſich erſt damit nur bei Feierlichkeiten, Papſt, Cardinäle, Biſchöfe und ihr Anhang trugen ſie dann

Dezember 1860. **Alter November.**

Sonn.	1	Eligius	♋	♂☌☉. ☿ wird bald nach	19	Eliſabeth

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2	**1. Advent**	♋	Balbina. ☾☋. Anf. d. M.	20	25. n. Tr.
Mont.	3	Franz Xav.	♌	am Morgenh. geſeh. werd.	21	**Mar. Opf.**
Dienſt.	4	Barbara	♌	kön., am veſt. etwa ¾ St.	22	Cäcilia
Mittw.	5	Criſpina	♍	☾ 6. 28′ N. lang einige	23	Clemens
Donn.	6	Nicolaus	♍	Tage v. ſeiner gr. wſtl.	24	Joh. v. Kr.
Freit.	7	Ambroſius	♎	Ausw. am 16. ♀ erſcheint	25	Katharina
Sonn.	8	**Mar. Empf.**	♎	☾ Erdn. fortw. glänz. am	26	Konrad

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	9	**2. Advent**	♏	Leocadia.. Morgenh. anf. 3	27	**1. Advent**
Mont.	10	Judith	♏	zul. doch noch 2 St. ♂ ſteht	28	Günther
Dienſt.	11	Damaſus	♐	zwiſch. 5 u. 6 U. i. Süd., geht	29	Saturnin
Mittw.	12	Epimachus	♐	● 1. 15′ N. um 11 U. unter	30	Andr. Ap.
Donn.	13	Lucia	♑	u. bleibt i. d. Zeit am	1	**Dezember**
Freit.	14	Nicaſius	♑	☾☊. Weſth.-ſichtb. ♃ ſteht	2	Balbina
Sonn.	15	Euſebius	♒	♃ rückg. jetzt ſchon um 5 U.	3	Franz Xav.

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	16	**3. Advent**	♒	Adelheid. ☿ gr. wſtl. Ausw.	4	**2. Advent**
Mont.	17	Lazarus	♒	Morg. u. dann immer früh.	5	Criſpina
Dienſt.	18	Wunibald	♓	i. Süd. geht um 10 u. ſpäter	6	Nicolaus
Mittw.	19	Quat. †	♓	Nemeſius. um 8 U. auf u.	7	Ambroſius
Donn.	20	Julius	♈	☽ 6. 38′ V. ☾ Erdf. ♄ rückg.	8	**Mar. Empf.**
Freit.	21	Thom. A. †	♈	☉ i. ♑. Wint.-A., k. T.	9	Leocadia
Sonn.	22	Greg. S.	♈	wird a. 15. rückg. Hd. Mitte	10	Judith

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	23	**4. Advent**	♉	Dagobert. d. M. ſchon vor	11	**3. Advent**
Mont.	24	Adam, E. †	♉	Beginn d. Morgend. um 5 U.	12	Epimach.
Dienſt.	25	**H. Chriſtt.**	♊	im S. ſteht u. um 8 U. aufg.	13	Lucia
Mittw.	26	**Stephan**	♊	blbt. Ende d. J. 10 St. ſichtb.	14	**Quatemb.**
Donn.	27	**Joh. Ev.** *	♊	♄ iſt am 1. in ☍ m. d. ☉ wo er u.	15	Euſebius
Freit.	28	Unſch. K.	♋	○ 3. 45′ V. 12 U. Nachts ihr	16	Adelheid
Sonn.	29	Thomas C.	♋	☾☋, gerade gegenüber,	17	Lazarus

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	30	n. Chriſtt.	♌	David. ſteht, u. am hellſt.	18	**4. Advent**
Mont.	31	Sylveſter	♌	☉ Erdn. in d. Jahre iſt.	19	Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 5. Dez. kurz vor halb 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 12. Dezbr. um 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Donnerſtag den 20. Dezbr. um 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 28. Dezember um 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden haben Tempelweihe 9., Faſten, Belagerung Jeruſalems 31. Dezember.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	13 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	55 M.	15 St.	47 M.
11	7	58	7	55	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
6	40			1
		●		●
7	50	–		2
9	19	–		3
10	41			4
Morg.		[illegible]		5
12	3	–		6
1	25	–		7
2	46	[illegible]		8
				●
4	14			9
5	40			10
7	1	Abds.		11
8	11	3	28	12
		4	35	13
		5	50	14
		7	7	15
●				●
		8	21	16
–		9	33	17
–		10	42	18
		11	50	19
[illegible]		Morg.		20
		12	57	21
–		2	5	22
				●
–		3	15	23
[illegible]		4	26	24
		5	37	25
		6	42	26
Abds.		7	40	27
4	21	●		28
5	42	[illegible]		29
		[illegible]		●
7	8	[illegible]		30
8	28	[illegible]		31

Ohne Umſchweife!

Ein biederer Amtsrath, dem ein Berliner Leihbüchler Bücher zu ſenden hat, empfing neulich eine Schrift über das „Geiſterklopfen“, deren Verfaſſer ein gläubiger Narr iſt. Der Amtsrath ſchrieb nun an den Leihbüchler: „Man ſchicke mir Geſcheidtes, das fehlt mir; man ſchicke mir aber nichts Albernes, denn das iſt in mir und meiner Nähe genug vorhanden.“

Zum Merkbuch.

Die Wahrheit iſt eine ſehr heilige Sache, deshalb dort nicht anzuwenden, wo man voraus weiß, daß ſie verkannt oder mißbraucht wird.

Bildung übt Duldſamkeit; Unduldſame haben keine Bildung.

Wer **ſtets Geſellſchaft und Zeitvertreib ſucht, iſt** ſeiner ſelbſt überdrüſſig.

Hülf' in der Noth.

Wie kalt die Welt, du lieber Gott!
Und welch ein troſtlos Walten;
Ja, hätte man nicht noch den Spott,
Es wär' nicht auszuhalten!

auch in der Kirche. — Es gab eine Zeit, wo man einer ſolchen Handſchuh-Handhabung fröhnte, daß man — zum Beiſpiel — in Frankreich keinen Stall des Königs betrat, ohne vorher aus Ehrerbietung die Handſchuhe auszuziehen; weil aber das Modevolk ſich in Sprüngen zum Gegentheil bewegt, behielt man ſie ſpäter immer mehr an, bei Hofe, bei dem Kartenſpiel, ſogar bei dem Eſſen, und es hat dann auch jede Pariſer Aenderung im Handſchuh-Gebrauch einem Affentheil anderer Völker zugeſagt; — „zu knechten Sitten und Verſtand, iſt Mode immer bei der Hand!“ Fr. Simil.

Zeitrechnung des Jahres 1860.

Das gegenwärtige 1860ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1859 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 8. April, und in dem alten 8 Tage ſpäter auf ſeinen 3. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte nach dem alten Kalender acht Tage ſpäter fallen, als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 9 Uhr 25 Minuten Vormit. nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 20. Juni um 8 Uhr 2 Minuten Abends. Der Herbſt am 22. September um 8 Uhr 13 Minuten Abends. Der Winter am 21. Dezember um 2 Uhr 2 Minuten Nachmittags.

Von den Finſterniſſen.

Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, zwei an der Sonne und zwei am Monde. Nur die erſte Mondfinſterniß und zweite Sonnenfinſterniß iſt in unſern Gegenden ſichtbar.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und tritt in der Nachtſtunde vom 22. auf den 23. Januar ein, ſie wird hauptſächlich in der Südſee ſichtbar ſein und außerdem nur noch in einem kleinen ſüdlich gelegenen Theile von Süd-Amerika.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine partiale, wo der Mond zur Zeit der Mitte der Finſterniß 9 dreiviertel Zoll am nördlichen Rande verfinſtert wird. Sie tritt in den Morgenſtunden des 7. Februar ein und iſt in Europa, Afrika und Amerika, ihrem ganzen Verlaufe nach, der Anfang auch im weſtlichen Aſien ſichtbar. Der Anfang findet ſtatt am 7. Februar um 1 Uhr 29 Minuten Morgens, die Mitte um 2 Uhr 56 Minuten, das Ende um 4 Uhr 23 Minuten Morgens. Alles nach mittlerer Kölner Zeit.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine totale, die in den Nachmittagsſtunden des 18. Juli eintritt. Sie wird in Europa, Nord-Amerika, dem größten Theile von Afrika und dem weſtlichen Theile von Aſien ſichtbar ſein. In unſern Gegenden beträgt die Größe der Verfinſterung zwiſchen 7 und 9 Zoll. Der Mond tritt an dem ſüdweſtlichen Theile der Sonnenſcheibe ein. Wenn man ſich die Sonnenſcheibe als Zifferblatt denkt und in dem Punkt, der dem Pole am nächſten iſt, 12 ſetzt, ſo wird der Eintritt in der Gegend von 13 Minuten ſtattfinden, der Austritt in der Gegend von 38 Minuten. Der Anfang findet ſtatt am 18. Juli um 2 Uhr 15 Minuten Nachmittags, das Ende um 4 Uhr 21 Minuten Nachmittags nach mittlerer Kölner Zeit. Die Größe der Finſterniß wird 9 Zoll betragen.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine partiale, und trifft in den Nachmittagsſtunden des 1. Auguſt ein. Sie wird in Aſien, Afrika und Auſtralien ſichtbar ſein. Bei uns wird man nichts davon wahrnehmen.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1860.

Neptun.

Dieſer von Herrn Leverrier in Paris, im Voraus nach ſeinem Standpunkte berechnete, und von Herrn Doktor Galle am 23. September 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als ein Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort im Sternbilde des Waſſermanns verändern, ſteht am 18. September um Mitternacht der Sonne grade gegenüber im Süden nahe bei einem Sterne fünfter Größe in den Fiſchen, der mit dem griechiſchen Buchſtaben μ bezeichnet iſt.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er bleibt das ganze Jahr hindurch im Zeichen der Zwillinge. Bei dem Beginn des Jahres iſt er rückgängig, wird am 11. Februar rechtläufig und iſt dann um 3 Viertel auf 7 Uhr im Süden aufzuſuchen. Ende April verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und kommt am 29. Mai in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Juni und Juli verdeckt ihn, da er nur ſo hell iſt wie ein Stern 6. Größe, die Dämmerung dem unbewaffneten Auge. Im Auguſt iſt er am Morgenhimmel aufzufinden und geht immer früher und früher auf. Am 18. Sept. wird er rückgängig und kommt am 1. Dec. im 20. Grade des Zeichens der Zwillinge mit der Sonne in Gegenſchein, wo er um Mitternacht ihr gegenüber im Süden ſteht und am beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig bis zu Ende des Jahres.

Saturn.

Saturn iſt zu Anfange des Jahres, wo er gegen 8 Uhr Abends aufgeht, im Zeichen des Löwen rückgängig, und kommt am 11. Januar im 23. Grade des Zeichens des Löwen in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht. Er bleibt rückgängig bis zum 20. April, wo er um halb acht Uhr im Süden ſteht. Er wird dann rechtläufig, und verſchwindet im Anfange des Juli in der Dämmerung. Am 22. Auguſt tritt er in das Zeichen der Jungfrau und in Zuſammenkunft mit der Sonne. In der Mitte des Sept. fängt er an im Morgenhimmel wieder ſichtbar zu werden. Er geht jetzt immer früher und früher auf. Mitte October um 2 Uhr Nachts, Mitte November um Mitternacht, Mitte Dezember um 10 Uhr Abends. Am 20. Dezember wird er rückgängig.

Jupiter.

Jupiter ſteht im Anfang des Jahres im Zeichen des Krebſes und kommt ſchon am 11. Januar im 21 Grade dieſes Zeichens in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht und die ganze Nacht hindurch ſichtbar iſt. Am 11. März wird er rechtläufig und wird am 24. Mai um 6 Uhr Abends vom Monde bedeckt, um welche Zeit er aber ſchon gegen Mitternacht untergeht. Am 29. Juni tritt er in das Zeichen des Löwen, verſchwindet aber gleich darauf in den Sonnenſtrahlen. In der letzten Hälfte des Auguſt kommt er am Morgenhimmel wieder zum Vorſchein, nachdem er am 30. Juli in Zuſammenkunft mit der Sonne geweſen iſt. Er geht jetzt immer früher und früher auf. Mitte September um 2 Uhr Nachts, Mitte October bald nach Mitternacht, Mitte November 11 Uhr Nachts, Mitte December um 9 Abends. Er iſt am 15. Dec. wieder rückgängig geworden.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope,
Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia,
Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona,
Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante,
Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Iſis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia,
Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemauſa, Europa, Calypſo, Alexandra, Pandora.

Dieſe 55 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 51 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden, und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars.

Mars geht im Anfang des Jahres um 3 Uhr Morgens auf und tritt am 31. Januar aus dem Zeichen des Skorpions in das des Schützen über. Er iſt rechtläufig und durchwandelt das Zeichen des Schützen bis zum 23. März, wo er in das Zeichen des Steinbocks tritt. Er geht dann um 2 Uhr, und bei ſeinem Stande immer früher und früher auf. Ende April um 1 Uhr Nachts, Ende Mai kurz nach Mitternacht. Am 5. Juni tritt er bei immer rechtläufiger Bewegung und einem fortwährenden Stande am Morgenhimmel in das Zeichen des Waſſermanns ein, in welchem er am 18. Juni rückläufig wird und am 29. dadurch in das Zeichen des Steinbocks zurückkehrt. In demſelben kommt er am 17. Juli in Gegenſchein mit der Sonne im 25. Grade dieſes Zeichens, wo er um Mitternacht der Sonne grade gegenüber im Süden ſteht, aber ſehr tief am Horizonte. Die rückläufige Bewegung hört am 18. Auguſt auf. Mars wird rechtläufig und erreicht damit von Neuem das Zeichen des Waſſermannes am 27. September, das Zeichen der Fiſche am 21. November, was er bis zum Schluſſe des Jahres faſt durchlaufen hat. Der ſichtbare Untergang in dieſen letzten drei Monaten iſt etwas nach 11 Uhr Nachts.

Venus.

Venus wird in dieſem Jahre glänzend erſcheinen. Am Anfang des Jahres iſt ſie Abendſtern und iſt etwas über eine Stunde nach Sonnenuntergang ſichtbar. Sie bleibt es in der erſten Hälfte des Jahres bis zur unteren Zuſammenkunft mit der Sonne am 19. Juli. Am 1. Februar iſt ſie länger als 2 Stunden am Abendhimmel ſichtbar, am 1. März drei Stunden, am 1. April faſt vier Stunden, am 1. Mai vier Stunden. Sie hat am 9. Mai die größte öſtliche Entfernung von der Sonne und glänzt am hellſten am 29. Mai. Die Dauer ihrer Sichtbarkeit am Abendhimmel vermindert ſich jetzt raſch. Am 1. Juni verweilt ſie nur noch etwas über drittehalb Stunden nach Sonnenuntergang. Am 1 Juli noch keine halbe Stunde mehr. Vom 19. Juli an wird ſie Morgenſtern und zeigt ſich als ſolcher im Anfange des Auguſt eine halbe Stunde lang am Morgenhimmel. Am 1. September wird ſie 3 Stunden vor Tagesanbruch ſichtbar ſein, und am hellſten am 8. September glänzen. Am 1. October iſt ſie 4 Stunden lang ſichtbar, da ſie kurz vorher ihre größte Entfernung von der Sonne erreicht hat. Am 1. November erſcheint ſie etwas kürzere Zeit vor Tagesanbruch etwa 3 drei Viertelſtunden am Morgenhimmel, am 1. December 3 Stunden, und am Schluſſe des Jahres iſt ſie 2 Stunden vor dem Tages-Anbruch noch als Morgenſtern ſichtbar.

Merkur.

Merkur iſt nur ſelten und immer nur wenige Tage hindurch mit bloßen Augen am Himmel aufzufinden. In dieſem Jahre viermal und nicht ſehr günſtig. Zuerſt am 1. Januar, wo er etwas über eine halbe Stunde als Morgenſtern ſichtbar iſt. Er wird als ſolcher bis zum 12., aber immer kürzere Zeit geſehen werden können. Dann vom 3. bis zum 26. März als Abendſtern, wo er am 15. eine halbe Stunde nach Ende der Dämmerung geſehen werden kann. Derſelbe Fall tritt am 20. Auguſt bis zum 8. Sept. ein, wo er als Morgenſtern am 1. Sept. am längſten, eine halbe Stunde lang vor Tages-Anbruch geſehen werden kann. Zuletzt wird er als Morgenſtern vom 3. bis 30. December aufgefunden werden können. Am 11. Dec. wird er dann drei Viertelſtunden vor Anbruch der Morgendämmerung am Morgenhimmel ſichtbar ſein.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten
nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Eliſabeth Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, Regent, geb. 22. März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz und Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſte Katharina, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, General-Major und Commandeur der erſten Garde-Infanterie-Brigade, erſter Commandeur im zweiten Garde-Landwehr-Regiment zu Fuß ꝛc., vermählt am 25. Jan. 1858 mit Victoria Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840. Kind: Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27. Januar 1859. 2) Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden. — 2) Die Mutter des Kaiſers von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor Friederike Luiſe Charlotte Wilhelmine), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Töchter: 1) Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2) Eliſabeth Anna, geb. 8. Febr. 1857. 2) Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3) Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Major ꝛc.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811. Mitregentin ſeit 8. Oktober 1855.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Prinzen von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Maximilian Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 20. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des

verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1844 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Karoline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Marie Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Karoline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Schweſter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein. Aloys Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20. April 1836, verm. 8. Aug. 1831 mit Franziska, Gräfin von Kinsky, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787, verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Vaters-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 23. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). **Franz II** Maria Leopold, König, geb. 16. Jan. 1836, reg. 22. Mai 1859.

Niederlande. **Wilhelm III** Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit **Sophie** Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — **Wilhelm** Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. **Franz Joſeph I** Karl, Kaiſer, geb. 18. Auguſt 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit **Eliſabeth** Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Parma und Piacenza. **Robert**, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. **Pedro V** de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna **Maria II** da Gloria. Witwer ſeit 16. Juli 1859 von **Stephanie** Friederike Wilhelmine Antonie, Prinzeſſin von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. 15. Juli 1837. — Vater des Königs: **Ferdinand** Auguſt Franz Anton, Prinz von Sachſen-Koburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. **Heinrich XX**, Fürſt, geb. 29. Juni 1794, reg. 31. Okt. 1836, wieder verm. 1. Okt. 1839 mit **Karoline** Amalie Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Guſtav zu Heſſen-Homburg, geb. 19. März 1819. — Heinrich XXII, Erbprinz, geb. 28. März 1846.

2. Reuß-Schleiz. **Heinrich LXVII**, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit **Sophie Adelheid** Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. **Alexander II** Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit **Maria** Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie **Marie**), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt **Nikolaus** Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. **Johann I** Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit **Amalie** Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt **Albert**, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie **Sophie** Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — **Karl** Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. **Bernhard** Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit **Marie** Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — **Georg**, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. **Ernſt** Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie **Agnes**, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. **Auguſt Ernſt II** Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. **Victor II Emanuel**, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Wittwer ſeit 19. Januar 1855 von **Adelheid** Franziska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. **Günther** Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike **Mathilde** Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl **Günther**, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich **Günther**, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie **Auguſte**, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau.

Schweden und Norwegen. Karl XV. König, geb. 3. Mai 1826 reg. 8. Juli 1859. verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe geb. 5. Aug. 1828 Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Marie Iſabelle, Prinzeſſin von Aſturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzeſſin.

Toskana. Leopold II Johann Joſeph, Erzherzog von Oeſterreich, Großherzog von Toskana, geb. 3. Okt 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schweſter des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Ferdinand Salvator Maria Joſeph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835.

Türkei. Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1860.

Tage.	Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	36	mehr.	13	49	mehr.	12	30	mehr.	3	50	weniger.	3	5	weniger.	2	27
6		5	59		14	21		11	23		2	21		3	38		1	37
11		8	0		14	31		10	6		0	57		3	51		0	40
16		9	52		14	22		8	41	weniger.	0	19		3	53	mehr.	0	23
21		11	28		13	56		7	12		1	25		3	40		1	26
26		12	41		13	14		5	50		2	21		3	13		2	33
31		13	40		12	18		4	8		3	5		2	36		3	33
	Juli.			**August.***			**September.**			**Oktober.**			**November.**			**Dezember.**		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	33	mehr.	6	1	weniger.	0	15	weniger.	10	27	weniger.	16	18	weniger.	10	37
6		4	26		5	35		1	53		11	56		16	13		5	33
11		5	11		4	54		3	35		13	19		15	46		6	20
16		5	45		3	[illegible]		5	20		14	27		14	59		3	53
21		6	6		2	52		7	8		15	20		13	50		1	26
26		6	13		1	31		8	48		15	57		12	22	mehr.	1	3
31		6	3		0	4		10	37		16	16		10	37		3	29

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr zu Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterſchiede der wahren, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt werden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Hausſpruch.

Bedenk' in dieſer Welt voll Macht des Scheins:
In Gott iſt Alles, Gott in Allem Eins;
Und wahr'ſt in Allem Du vor Zwietracht Dich,
So näherſt Du Dir Gott auch ſicherlich.

Das Buch.

Lucas de Penna giebt von einem Buche folgende Beſchreibung: „Ein Buch iſt das Licht des Herzens und der Spiegel des Leibes, ein Verzeichniß von Tugenden, Schreckmittel des Laſters, Krone der Klugen, Kopfſchmuck der Weiſen, Ehre der Gelehrten, Ruhm der Regierer, Begleiter auf Reiſen, treuſter Nachbar im Hauſe, Gehülfe, wenn Du redeſt, Mithelfer, ſollſt Du leiten, voller Schrein der Weisheit, rechter Weg zur Beredſamkeit, Feld voll lieblicher Früchte, Grundlage der Erkenntniß, Befeſtiger des Gedächtniſſes, Freund der Erinnerung, Feind der Vergeſſenheit. Wenn Du es rufſt, kommt es, wenn Du es fragſt, giebt es Antwort, wenn Du ihm zu ſchweigen gebieteſt, ſo gehorcht es, und gegen Unglück kämpft es als ſichrer Führer. Es iſt ein verſchloſſener Garten, eine verſiegelte Quelle, ein Brunnen erfriſchenden Trankes, iſt Hinweiſung zum Paradies. Ohne Dir zu ſchaden, macht es Dich, biſt Du unwiſſend, verſtändig, wird nie verdrießlich, wie oft Du es beunruhigſt, enthüllt Dir Geheimniſſe und klärt

Dir Dunkelheiten auf.“ — Wenn Mancher nach dieſer Schilderung ſeine etwa neugekauften Bücher prüft, wird er ſich wohl nach andern umſehen müſſen, die ihm nicht durch Marktſchreierei angeſchwätzt werden!

Chaumette.

„Es iſt kein Gott!“ ſchrie laut die wilde Rotte,
Die König Ludwig's Haupt im Staub zertrat,
Und Alle wieherten im frechen Spotte,
Uneingedenk der Erndte böſer Saat.

Und Chaumette ſprach im Frevel dieſe Worte,
Die einem Schwert gleich in das Volk er warf:
„Gott, wenn du biſt, ſo ſchleudr' aus deiner Pforte
Den Donnerkeil auf's Haupt mir racheſcharf!“

Und Tag' um Tage gingen ihre Runde
Und goſſen Schrecken, Blut und Leichen aus;
Bosheit und Freiheit wütheten im Bunde,
Der Mordſtahl ſchonte nicht Pallaſt noch Haus.

Und von den Seinen weg in Haft genommen,
Sah mancher Frevler, daß nur Tod ihm blieb;
Da war Chaumette's Stunde auch gekommen,
Die früher auf ſein Buch der Ew'ge ſchrieb.

Als er nun ward zum Richtplatz hingezogen,
Und Volksgedränge fluthet um ihn her,
Schaut' er verzweifelnd auf die wilden Wogen,
Die ihn verſchlangen jetzt, ein ſtürmend Meer.

Und wie am Block er ſteht auf dem Schaffotte
Und ſchon im Morgenſtrahle blinkt das Beil,
Da ſchreit ein Mann im Volk mit grauſem Spotte:
„Chaumette, der Ew'ge ſchickt den Donnerkeil!“

Ehrenſache.

In Ländern, wo man ſich der Bildung rühmt, pflegt man Ehrenhändel durch Degen oder Piſtolen auszumachen. Nicht ſo die Grönländer. Der Beleidigte fordert den Beleidiger zu einem Wettkampfe heraus, welche der Siege-Streit heißt. Tanzend tritt er in eine, zur Entſcheidung zuſammen gerufene Verſammlung und ſingt ſeine Klage mit dem bitterſten Spott, den er aufzubringen vermag, gegen ſeinen Feind ab, ſucht ihn lächerlich zu machen, und die Zuhörer und Richter zum Belachen und zum Verhöhnen des Gegners zu bringen. Hierauf macht er dem Letztern Platz und dieſer greift ihn mit gleichen Waffen an. Wer nun das letzte Wort behält und die meiſten Lacher auf ſeiner Seite hat — ſie werden gezählt — wird für den Ueberwinder erklärt. — Was wäre denn mehr menſchlich, das Verfahren des Bildungs- oder des Naturvolkes?

Geſpenſtiſch.

Ich lag heut früh im Bett' und wachte,
Da öffnet langſam ſich und ſachte
Wie ganz von ſelbſt die Stubenthür.
Ein langer Hag'rer ſteht vor mir
In ſchab'gem Rock, mit ſtaub'gen Füßen,
Und ohne Laut und ohne Grüßen
Giebt Zeichen er mir, aufzuſteh'n.
„Wie“ — ſeufz' ich — „wird es Dir ergeh'n?“
Ich greife raſch nach einer Hülle —
Denn hier war kein Gedank' an Flieh'n —
Und ſeh' den Mann in aller Stille
Den nächſten Stuhl an's Fenſter zieh'n,
Daß ich mich ſetze. Stumm und trocken
Bleibt er, noch bleib' ich unerſchrocken,
Als er mir, der ich unbewegt,
Ein Tuch feſtſchnürt um Hals und Nacken,
Und dann mit harter heiſſer Kugel Backen
Und Kinn und Mund ſo lange ſchlägt,
Bis mir die alten Zähne knacken.
Da ward mir wechſelnd heiß und kalt,
Doch beug' ich ſtets mich vor Gewalt,
Obſchon mir Schaum ſteht vor dem Mund;
Denn er macht mir ſehr deutlich kund,
Daß ohne Regung ich ſoll ſchweigen.
Ein Meſſer reißt er jetzt hervor,
Er wetzt es, er ergreift mein Ohr,
Den Kopf muß rechts und links ich neigen,
Er ſchneidet an der Kehl', und Blut,
Schon fließt's — da legt ſich ſeine Wuth.
Die Reue unterbricht ſein Schweigen:
Die Wund' iſt mehr ihm als genug,
Und dieſe Wunde, die er ſchlug,
Er wäſcht ſie erſt geſchäftig aus,
Nimmt ſchnell dann einen Beutel, den
Wir Beide auf dem Tiſche ſeh'n,
Verläßt in Eile nun das Haus —
Und Jeder weiß: heut früh war hier
Mein langer hagerer Barbier.

Heuchelei.

In der heiligen Schrift wird Heuchelei gewöhnlich mit Betrug und Falſchheit, Lüge und Bosheit zuſammengeſtellt; ſie iſt nichts Anderes als geheime Laſterliebe unter dem Schein der Tugend, in der Religion die Larve der Frömmigkeit, das bloße Heiligthun, um Andern den Glauben abzunöthigen, als ob es mit dem Gedanken an Gott und mit Betrachtungen über ihn und ſeine unermüdlichen Offenbarungen ein wirklicher Ernſt ſey, ſo ſehr es auch von dem Allen das ſchroffſte Gegentheil iſt. Wahre Frömmigkeit im Gegenſatz der heuchleriſchen und falſchen beſteht in der Uebereinſtimmung unſerer Empfindungen mit der Art und Weiſe, wie wir uns über Gegenſtände der Religion zu erkennen geben und äuſſern, ſo daß Alles, was wir in Verehrung Gottes unternehmen und zu Stande bringen, treuer Ausdruck unſerer Gefühle und Gepräge unſerer Seele wird.

Sumpfweisheit.

Zu böſer Zeit ward ſchönes Land
Durch gift'gen Sumpf verdorben,
Und jedes edle Leben fand
Man bald ringsum erſtorben.
Nur Kröten neben Wurmgewühl
Sah luſtig man im Schlamme,
Und ſtöhnend ſchon im Todsgefühl
Ein Reh' an morſchem Stamme.
„Von unſ'rer Lebensluft läßt nun
Solch dumm Geſchlecht ſich morden!
Doch bei Begriff von klugem Thun
Wär's Kröt' auch ſchnell geworden!"
So ſprach das Sumpfthier, — und in Nöthen
Des Edlen ſprechen's alle Kröten!

Deutſche Sprache und Mannesmuth.

Der deutſche Kaiſer Ferdinand I liebte die deutſche Sprache vor jeder andern und machte ſie überall geltend, ſogar in Conſtantinopel. Nach dem den Türken mißlungenen Feldzug ſchickte der Kaiſer, um den Frieden zu vermitteln, dem Sultan Suleiman eine Geſandtſchaft, die den Befehl erhielt, nur in deutſcher Sprache zu unterhandeln. Die Geſandten wurden im Divansſaal empfangen; auf dem Wege dorthin hatte der Großvezier Ibrahim, der bereits erfahren hatte was geſchehen ſollte, ſie zu erſchrecken verſucht. Im erſten Hofe des Serails drohten zwei rieſige Elephanten, im zweiten brüllten zehen Bären und zwei Leoparden, an den Pforten des Saales ſtanden die Bogenſchützen des Padiſchah und 3000 Janitſcharen. Die Geſandten, Ritter Niclas Juriſchig und Joſeph, Graf von Bamberg, thaten als ſähen und hörten ſie nichts; feſt mit erhobenem Haupt ſchritten ſie in den Divan, und beſtanden darauf nur Deutſch zu ſprechen, ſo daß der übermüthige Ibrahim nachgeben und ſich mit dem Dollmetſcher verſtändigen mußte.

Deutſches Brod.

Für die deutſchen Bäcker, obwohl man aus verſchiedenen und mitunter gerechten Gründen über ſie klagt, iſt es eine Ehre, daß man in Rom nur deutſches Brod eſſen will. Selbſt die italieniſchen Bäcker erkennen in den deutſchen ihre Meiſter, und dies geſchieht faſt in ganz Italien. Alles Brod, das in Venedig in den öffentlichen Backöfen für inländiſchen Bedarf, zum Verkauf nach auswärts und für Schiffsvorräthe gebacken wird, iſt das Werk deutſcher Meiſter und Geſellen. Sie wurden und werden dazu verſchrieben, und in Rom bildeten ſie eine Brüderſchaft, die ihre eigenen Hülfsanſtalten hat. Die Oefen dieſer deutſchen Bäcker ſind faſt nie kalt, und die meiſten erwerben Reichthum; da ſie aber damit wieder in die Heimath wollen, überarbeiten ſie ſich, halten mehrere Tage und Nächte hindurch in der Hitze aus, und ſo erlebt ſelten Einer dieſer reichgewordenen Bäcker die Rückkehr nach der deutſchen Heimath; — der Abſchluß zu rechter Zeit wird von der Erwerbsgier gehindert. — Sehr lange Zeit iſt vergangen, ſeit unſre Landsleute den Einwohnern des ſtolzen Roms, dieſem Brennpunkt des alleinſeligmachenden Glaubens, das Brod backen; ſchon im funfzehnten Jahrhundert war es dort eine alte Gewohnheit bei Wohlhabenden, kein anderes als deutſches Brod zu eſſen, das berichtet der Dominikaner Felix Fabri, der 1502 ſtarb. Da man ſich nun in Rom nährt mit dem Brode der Deutſchen, könnte das Sprüchwort: „Weß' Brod ich eſſe, deß' Lied ich ſinge" in Etwas wenigſtens ſeine Anwendung finden; Dem iſt aber nicht ſo, wie uns die Concordate beweiſen, die zuweilen Discordate ſind.

Altdeutſcher Spruch.

Stets wird ein Thaler in der Taſchen
Vor Anderen Dich mehr erheben
Als hundert, die bei Koſt und Flaſchen
Für And're Du haſt ausgegeben.

Aus dem Tagebuch eines Duldenden.

Der tiefdemüthig Fromme weiß, wie er mit Gott, mit ſeinem ewigen Vater ſteht; es iſt ihm ein Geheimniß der Liebe, das er im Geſpräch mit Andern kaum berührt, mit Worten und Geberden es nicht vor der Welt zur Schau trägt. Ein ſolch Geheimniß kommt von dem Unſichtbaren und geht zu ihm hin aus des Menſchen Verborgenem, das er im Herzen trägt.

Klagen ſind kein Maaß für Schmerz und Unglück; ihren tiefſten Ausdruck aber, das Schweigen, oder das zuckende Lächeln bei zurückgepreßten Thränen verſteht ſelten Einer auf Erden.

„Mein Gott, Du weißt es!" — Das iſt ein kurzes Gebet, aber von ſchwerem Inhalt und reichem Troſt, der ja ſelbſt mit einem innigen Blick zum Himmel aus deſſen Höhen herabgerufen wird in die einſamſte Bedrängniß des Lebens.

Keines Andern zu bedürfen als Gott, iſt das höchſte Glück, aber auch faſt übermenſchliche Entſagung, und Leid und Weh wollen ganz durchmeſſen ſeyn, ehe man ſie erreicht. Hat aber Einer dieſe Entſagung errungen, kann ſie ihm kaum mehr verloren gehen — denn ſie iſt den meiſten Menſchen kein Wohlgefallen und ſie ſorgen für weitere Uebung zum Ziel.

Gz.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.
Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung.

Sechsundzwanzigſter Jahrgang.

Deutſches zeigt ſich brav und echt
Durch der Bildung Allgemeinheit,
Mehr noch durch Charakter-Einheit;
Deutſches, Allem gern gerecht,
Wird in ſeines Weſens Reinheit
Nie doch fremder Art zum Knecht;
Prüfet, ob ihr wahrhaft wißt,
Was echt deutſchen Sinnes iſt!

1860.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Gloſſe.

Thema: „Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heiter'n Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.“ Goethe.

Wenn die trübe Stunde kam,
That und Wünſche hart Dich äfften,
Dann, mit Deinem ſtillen Gram,
Bleibe nicht am Boden heften;
Was Dich ängſtigt, raſch vertrau's
Deinem treuen Wanderſtabe,
Alle Welt iſt Deine Habe:
Friſch gewagt und friſch hinaus!

Sperre nicht den Unmuth ein
Bei der Qual mit Scheingeſchäften,
Dir erfriſcht Natur allein
Kopf und Arm mit heitern Kräften.
In der Wieſen Blumenſtrauß,
Auf den Höh'n, in Wald und Quellen,
In den Lüften, auf den Wellen,
Ueberall ſind ſie zu Haus!

Ueberall wird Stern an Stern
In des Herzens Nacht ſich ſtreuen:
Inn're Strahlen ſind nicht fern,
Wo wir uns der Sonne freuen.
Hingeſtreckt auf Blüth' und Moos,
In den Wipfeln munt're Lieder,
Kommt der Seele Freiheit wieder,
Sind wir jede Sorge los!

Uns des rechten Muth's bewußt,
Wollen wir den Sturm nicht ſcheuen,
Doch ergreifen jede Luſt,
Daß wir uns in ihr zerſtreuen.
Ziehen wir ein dunkles Loos,
Iſt's erlaubt, es weg zu werfen;
Unſ'rer Hoffnung Blick zu ſchärfen,
Darum iſt die Welt ſo groß!

Herzblüthe.

Sinkt die Sonn' am Abend nieder,
Hebt ſie ſich am Morgen wieder,
So wie heut'.

Wirft der Herbſt die Blüthen nieder,
Frühling hat ſie immer wieder
Uns erneut.

Doch, legt Zeit den Menſchen nieder,
Hat die Erde nimmer wieder
Ihn erfreut! —

Beugt d'rum keinen Bruder nieder,
Seht ihn morgen wohl nicht wieder,
Wenn's euch reut!

F. W. Gubitz.

Der falſche franzöſiſche Thaler.

Ein ſchöner Herbſttag des Jahres 1738 hatte unter einer großen Zahl der Bewohner von Mainz auch den Canzelliſten Adam Oſiander mit ſeiner Familie zu einem Luſtort hinaus gelockt. Hier hieß Herr Oſiander die Seinigen ſich niederlaſſen, er werde bald wieder bei ihnen ſeyn. Frau Baptiſta, die Mutter, nahm mit den beiden Töchterchen und dem Söhnchen um einen Tiſch die Sitze ein, und mit lüſterner Ungeduld ſahen die Kinder dem rückkehrenden Vater entgegen, der ſich nicht lange erwarten ließ. Und welch eine genußverbürgende Erſcheinung bot er ſchon von fern mit den Erfriſchungen, die er ſelbſt brachte und eine Dienerin ihm nachtrug! Es war dies unter dem unumwölkten Himmel, inmitten oft laut aufjubelnder Geſellſchaften um ſo mehr der Tag eines hohen Feſtes für die kleine Familie, je ſeltner ſolche Freuden in ihr ſtilles Leben hereintönten, da ſie einen für ihre Kräfte zu großen Aufwand forderten und nur durch vorherige Erſparniſſe möglich wurden. Um ſo ſchneller gingen die glücklichen Stunden vorüber, und viel zu geſchwind mahnte die ſinkende Sonne zum Aufbruch.

Herr Oſiander rief eine Aufwärterin herbei, um ſeine Schuld zu berichtigen, und legte ihr einen franzöſiſchen Thaler auf den Tiſch. Sie verſuchte die Rechnung mit kleiner Münze auszugleichen, es wollte ſich nicht fügen. „Ich werde ſogleich wieder hier ſeyn!“ ſagte ſie, und entfernte ſich in flüchtiger Eile, obſchon Herr Oſiander ihr nachrief: „Bemüht Euch nicht, ich habe noch anderes Geld bei mir!“ — Frau Baptiſta ſah auf das vor ihr liegende Geldſtück und äußerte ganz abſichtslos: „Sieht doch der Thaler aus, als ob er nicht echt wäre!“ Ihr Gatte ward dadurch aufmerkſam. „Wirklich!“ entgegnete er; „die Farbe erregt Verdacht und auch das Gepräge will mir bedenklich ſcheinen!“ Er beſah genau das Bild Ludwig des Funfzehnten und die Jahreszahl 1729, dann ſchwebte der Thaler auf der Spitze des Zeigefingers, um mit einem anderen Geldſtück den Klang zu prüfen, der den Verdacht beſtätigte. „Um ſo beſſer“, meinte Frau Baptiſta, „daß wir ihn los werden, ehe auch bei Andern über ſeine Echtheit Zweifel entſtehen!“ — Herr Oſiander aber erwiederte unwillig: „Sollte ein Trug die Dankſagung ſeyn an dem Abend des ſchönen Tages? Weißt Du nicht, Frau, daß auf dem Thaler ſteht: Benedictum sit nomen Domini — geprieſen ſey der Name des Herrn?!“ Er bezahlte nun ſeine Schuld mit anderem Gelde.

Die Hausmutter wollte zwar — uneingedenk ihres eigenen Antrags, des Thalers ſich zu entledigen — auf dem Rückwege über die Unredlichkeit der Menſchen eifern, der Gatte bat ſie jedoch: mit ſolchen Reden ihm den ſchönen Abend nicht zu verleiden, denn ſeine eigene Unaufmerkſamkeit ſey Urſach des Verluſts. Die Frau ſchwieg, am andern Morgen bei dem Frühſtück merkte aber Herr Oſiander, daß ſeine Baptiſta im Sinne hatte, die böſe Sache wieder anzurühren. Nachdem ſie ſich eine Weile Gewalt angethan, brach dann auch die Frage hervor: „Du willſt alſo wirklich den franzöſiſchen Thaler nicht ausgeben?“ — „Nein; denn ich würde mir Gewiſſensbiſſe zuziehen“, entgegnete er, und ſie ſchalt ihn einen Thoren, der ſtets redlicher ſeyn wolle wie Alle; denn es ſey doch nur Nothwehr, die Keiner dem Andern verarge, dem Gelde, das ſich zu uns gefunden, auch den weiteren Weg finden zu laſſen. — „Aber bedenke doch“, rief unmuthig der Gatte, „wie übel es wäre, wenn der Thaler einmal eine Familie in Verlegenheit und wohl gar in gerichtliche Unterſuchung brächte, eine Familie, die ihn vielleicht ſchwerer entbehrte, als wir eben jetzt; oder nimm an, wir ſelber hätten ihn unachtſam wieder angenommen in einer Zeit, wo uns ein ſolcher Verluſt drückender wäre!“ Frau Baptiſta meinte dagegen: „Nur für diesmal hinaus; daß er nicht zu uns wiederkehre, darüber wollte ich gehörig wachen!“ — Nach weiblicher Klugheit reizte ſie jetzt den aufgeregten Mann nicht weiter, in ſich entſchloſſen, die Gelegenheit abzuwarten, wo ſie dann nach vollbrachter That der Nachſicht oder gar der Zuſtimmung ihres Gatten voraus gewiß zu ſeyn glaubte. So wandte ſie ſich zum häuslichen Geſchäft und Herr Oſiander ging nach der Canzlei.

Der Thaler war bei Seite gelegt und bald um ſo mehr vergeſſen, da in der Familie Hoffnungen, welche für die eng beſchränkten Verhältniſſe Abhülfe verhießen, zur Sprache kamen. Der ſtets durch Geſchicklichkeit und unermüdlichen Fleiß empfohlene Canzelliſt hatte Erhöhung ſeines kümmerlichen Gehalts und außerdem eine aufrückende Anſtellung in Ausſicht: es bedurfte nur noch der Genehmigung des Präſidenten. Von dieſem war ihm ein Aktenſtück übergeben, deſſen Abſchrift er bis zum Abend fertig haben ſollte. Frau Baptiſta hatte die Kinder aus dem Hauſe geſchickt und ſich ſelbſt in der Küche zu thun gemacht. So ſaß Herr Oſiander innen ungeſtört, und in der ſchönſten Reinlichkeit geſtalteten ſich mit der ihm eigenen Kunſt unter ſeiner Hand die wohlgefälligen Züge. Er wußte, daran habe der Präſident Freude, ihm wollte er am Abend die Abſchrift ſelbſt überreichen und dabei ſeine Angelegenheit in Erinnerung bringen. —

Schon waren die letzten Zeilen beendet und die Unterſchriften nachgezeichnet mit einer ſolchen Treue, daß die Schreiber ſie wohl für ihre eigenen anerkannt hätten, als er von außen die Stimme ſeiner Frau und eine andere weibliche Stimme vernahm. Aus der erſten freundlichen Begrüßung entſtand ein immer ernſterer Wortwechſel, die Fremde kam trotz des Bemühens der Canzelliſtin der Thüre näher, und er hörte zuletzt ganz nahe vor derſelben den Ausruf: „Nein, Herr Oſiander iſt ein rechtſchaffener Herr, und will ſicher nicht, daß ich mit dem Thaler betrogen werden ſoll!“

Wie ein tödtlicher Stahl durchzuckte dies Wort ſein Innerſtes. Es ward ihm ganz bange um ſeine ſchöne Reinſchrift; ſie vor dem Sturm der Frauen zu bewahren, griff er nach dem Gefäß mit dem Streuſand — den er dann mit der Fahne der Feder wieder abzuſtreifen pflegte — um das Verwiſchen der noch feuchten Züge unmöglich zu machen. Aber die Erregung, welche das Wort von dem Thaler in ihm hervor brachte und ihn ſogleich das ganze Verhältniß der Sache durchſchauen ließ, hatte ihn in der Eile das Gefäß mit der Tinte ergreifen laſſen; — ein Entſetzen, wie er noch nie in ſich empfunden, machte ihm alle Glieder zittern, als er die ſchwarze Flüſſigkeit über das Werk ſeiner Hoffnungen ausgegoſſen ſah. Er ſuchte nur noch ſchnell das daneben liegende Original und ſich ſelbſt vor dem dunklen Strom zu retten. Mit jenem gelang es, ihm ſelbſt floß die Tinte über den Rock und die Beinkleider hinab.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür. Der Anblick des Geängſtigten beſänftigte ſchnell, als der beſte Friedensſtifter, die beiden Frauen, die nun vereint als zwei verbündete Helferinnen herbei eilten. Aber: „O Du hölliſches Weib!“ begann Herr Oſiander in ſeiner Entrüſtung, und nur mit Mühe hielt er eine Reihe anderer Worte zurück, die dieſen erſten ſich nachdrängen wollten. Man wiſchte, man rieb, man wuſch, man reinigte; was man auch verſuchte, die Abſchrift war und blieb zerſtört. Sein dunkelblauer Rock litt weniger merklichen Schaden, aber aus ſeinen hellen beſten Beinkleidern war die Straße, welche die ſchwarze Flüſſigkeit darüber genommen, nicht wieder weg zu tilgen. Die fremde Frau ſtand eine Weile verlegen da, weil ſie ſich ſcheute, dem ohnehin ſchon Bedrängten einen neuen Verdruß zu bereiten. Endlich zeigte ſie ſchüchtern den Thaler vor, den Herr Oſiander ohne Widerrede für den ſeinigen anerkannte und wofür er ihr ſogleich anderes Geld gab, ohne ſie erſt zu fragen und erzählen zu laſſen: auf welche Weiſe ſie denſelben an dieſem Morgen von

ſeiner Frau erhalten habe. Hierauf entfernte ſich befriedigt das Weib.

Herr Oſiander ging voll Unmuth in ſeinem Zimmer auf und ab, Frau Baptiſta wagte nicht, ein Wort hervor zu bringen; in ſolcher Erregung hatte ſie ihren Gatten ſeit den neun Jahren ihrer Verbindung nicht geſehen. „Ach, die ſchöne Schrift und Deine guten neuen Beinkleider!“ ſeufzte ſie endlich; „aber ich brauchte Kleider für die Kinder und es war ja ſo ſchlimm nicht gemeint!“ — „Und das iſt auch gar das Schlimmſte nicht!“ entgegnete der Unmuthige; „ſondern daß Du, ungehorſames Weib, mich gereizt haſt, daß ich Dir faſt geflucht hätte!“ — Dennoch blieb auch das Andere ſehr ſchlimm. Die Abſchrift war nun zu rechter Zeit nicht zu liefern; ſich ſo gut als möglich zu entſchuldigen, wollte der Untergebene ſelbſt zu ſeinem Vorgeſetzten gehen: da war nun auch ſein Anzug verunreinigt. Er mußte die Kleider wechſeln: aber noch war erſt an dem anderen Anzug auszubeſſern; darüber verging neue Zeit, und in dem Augenblick, da er ſich endlich fortbegeben wollte, erſchien der Canzlei-Diener, die gefertigte Abſchrift zu holen. Zaghaft und beſchämt begleitete er ihn zu dem Präſidenten, wo nun erſt auf den dunkeln Strahl der ſchwer nachrollende Donner folgte. Ob er die ganze Nacht fortarbeitete und am Morgen eine neue, der erſten kaum nachſtehende Abſchrift lieferte, die Gunſt ſeines Vorgeſetzten, eines heftigen und leicht reizbaren Mannes, war verſcherzt; die ſchöne Ausſicht that ſich wieder zu, Gehalts-Erhöhung und Beförderung blieben fern.

Ueberhaupt ſchien es, als ob eine finſtere Macht in dies Haus eingedrungen ſey. Was die ſparſamen Menſchen den Sommer über mit Mühe erſpart hatten, war in dem Ankauf der Winter Vorräthe aufgewendet worden, als jetzt ihre beiden Mädchen erkrankten, und deren Uebelbefinden ungewöhnliche Ausgaben nöthig machte. Frau Baptiſta war als treue Mutter in jeder Sorge unermüdlich, ihr Gatte half mit, ſo viel er es vermochte; was zu ändern nicht in ſeiner Macht ſtand, trug er mit der ihm eignen Ruhe der Seele, indem er zugleich ſeine Gattin zur Gelaſſenheit ermunterte, ohne ferner des ſchlimmen Thalers mit einem Worte zu gedenken. Nur da jetzt, noch vor dem Ende des Vierteljahrs, ſein kleiner Geldvorrath ſich gänzlich erſchöpft hatte, war es für ihn einer der ſchwerſten Schritte, zu einem Freunde zu gehen, und von ihm eine Summe zu entleihen. Er hoffte, das neue Jahr werde die Laſt von ihm nehmen, die das enteilende auf ihm zurückgelaſſen hatte. Aber ſeine Noth ſtieg nur noch höher; mit den Kindern ſtand es nicht viel beſſer: die Summe, die dem Freunde zurückerſtattet, die Hausmiethe, die mit dem Eingang des Jahres entrichtet werden mußte, ſchwächte das neue Vierteljahrs-Gehalt faſt um die Hälfte, ſo daß auch, als dieſes erſt halb verfloſſen war, ſchon wieder eine neue Ebbe in ſeiner Kaſſe eintrat, aller Entbehrungen unerachtet, und obgleich Frau Baptiſta auf eine ihm kaum begreifliche Weiſe ſchon beinah eine Woche über ſeine Berechnung mit ihrem Gelde gereicht hatte.

Es waren dies dunkle Tage, die mit dem dauernden Uebelbefinden der Kinder und den ſich immer mehr erſchöpfenden Hülfsmitteln der Familie über ſie herein brachen. Die Mutter hatte einige Nächte in beſtändiger Unruhe hingebracht, darum auf des Gatten Bitte früh am Abend ſich niedergelegt. Da war es nun gar ſtille, aber auch gar traurig in ſeinem Hauſe und in ſeinem Herzen. Mit leiſen Tritten ging er auf und ab, in ſich ſinnend: wie er Hülfe ſchaffen könne. Den Freund, deſſen Lage auch nicht die erfreulichſte war, durfte er nicht wieder anſprechen; es kam ihm zum erſten Mal der Gedanke: etwas von ſeinem kleinen Beſitz zu veräußern. Aber was ſollte er zu dieſem Opfer beſtimmen? Er ſah ſich um in dem engen, ärmlich ausgeſtatteten Gemach: da ſtand neben dem einzigen Schranke eine große, uralte Bibel mit ſchönen Holzſchnitten, die durch eine lange Reihe von Jahren in ſeiner Familie immer von dem Vater auf den älteſten Sohn fortgeerbt war. Man hatte ihm ſchon eine namhafte Summe dafür geboten. „Aber nein!“ rief er wehmüthig, „du liebes Buch, in welches viele meiner Vorfahren aufgezeichnet ſind, in welchem mein Name ſteht und worin ich mit meiner eigenen Hand meine drei Kinder eingeſchrieben habe, das durch den Wechſel ſo vieler Jahre der Troſt und treue Begleiter aller dieſer lieben Menſchen geweſen, aus dem auch ich in ſo mancher frommen Stunde mit den Geſchwiſtern dem blinden Großvater vorlas — du theures Buch darfſt nicht aus dem Hauſe!“ — Er dachte an ſeine Kleider, wie denn der beſſere Menſch, wo es ein Opfer gilt, immer zuerſt an ſich ſelbſt denkt. Aber nun erſt fiel ihm ein, in welch einem dürftigen Zuſtande ſich dieſe befanden, und wie wenig er auch dafür erhalten werde. — Sein Gedanke gleitete auf einiges Tiſchzeug und ein Paar Tafeltücher — das Vermächtniß eines reichen Verwandten. — „Aber“, rief er, „das würde meine liebe Baptiſta nicht tragen können, dieſen ihren kleinen Schatz geſchmälert zu ſehen, und ein häusliches treu beſorgtes Weib iſt ſie ja, und mag nicht Unrecht haben, wenn ſie mich zuweilen zu uneigennützig ſchilt und zu wenig bedacht auf den Vortheil des Hauſes. Aber helfen ſoll und muß ich ja doch!“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch wehmüthig und faſt ungeduldig fort. Sein Blick fiel zufällig auf ein kleines Fach an der Wand, worin einige Bücher lagen. Es waren Prämien, die der von Jugend auf fleißige Menſch in der Schule empfangen hatte: vier ſchöne, auch jetzt noch ganz unverletzt erhaltene Bände. Zugleich that ſich vor ſeiner Seele ſeine Vergangenheit auf mit all ihren getäuſchten Erwartungen: wie er erſt ein ganz anderes, viel höheres Ziel vor Augen gehabt, da, als er kaum einige Schulen durchwandert, ſein Vater und mit demſelben all ſeine Hoffnung geſtorben war: wie er nun die Andern, die Alle zurück geweſen waren, auf der lockenden Bahn, die ſich unerbittlich für ihn ſchloß, voran ziehen ſehen und ſelbſt dahinten bleiben mußte. „Um ſo mehr“ — ſprach er — „gehet hin ihr Zeugen einer lichtvolleren Zeit!“ — Er lauſchte, die Gattin, die Kinder ſchliefen ruhig; er hoffte ſchnell, ehe eine Störung eingetreten, wieder da zu ſeyn. Er nahm nun die vier Bücher aus dem Fach und trug ſie durch das Schneegeſtöber und den dunkeln Abend zu einem Bücher-Antiquar, der, durch die ganze Erſcheinung des Mannes von deſſen großer Dürftigkeit überzeugt, ſchnell ſeinen Vortheil bedachte. Er bot für alle Bücher nur eine kleine Summe, die er endlich auf einen großen Thaler hinauf ſteigerte. — Der edle Gekränkte nahm, im Unmuth über die niedere Habſucht des Antiquars und in dem Verlangen, zu den Seinigen zurück zu kehren, die er ſchon glaubte allzu lange verlaſſen zu haben, den Thaler, ohne ihn näher anzuſehen, was auch in dem nur halb erhellten Gemach kaum möglich geweſen wäre. Eben ſo unbeachtet ſchloß er ihn, als er wieder in ſeiner Wohnung anlangte, in ſeinen Schrank ein und ſchritt noch eine Weile im Zimmer ſinnend hin und her, bis auch er ſich niederlegte, und der Schlaf mit dem Schweigen der Sinne auch den geängſtigten Geiſt in ihm beſänftigte.

Am Morgen zeigte ſich große Verlegenheit bei der Hausfrau. Sie ſollte die Bedürfniſſe des Tages herbeiſchaffen und nur wenige kleine Münze war in dem ganzen Hauſe vorhanden. Da wollte ſie Herr Oſiander mit dem kleinen Geſchenk überraſchen, das er mit freundlichem Blicke herbei brachte; aber wer ſchildert das Erſchrecken der beiden Gatten, da ſie alsbald, Beide zugleich, ihren falſchen Thaler erkannten. Er konnte es kaum glauben, daß es der ſeine ſeyn ſolle; er lief nach dem Ort hin, wo er ihn aufbewahrt hatte: der Thaler war nicht mehr vorhanden. und Frau Baptiſta geſtand mit Thränen: wie ſie auf Neujahr dem Hausherrn mit dem Gelde für die

Hausmiethe auch den Thaler untergeſchoben, in der redlichſten Abſicht, ihn ſpäter in beſſerer Zeit wieder einzulöſen; wie ſie lange in der Furcht, entdeckt zu werden, ſich abgeängſtigt, „und nun“, ſchloß ſie ſeufzend, „da endlich dieſe Beſorgniß aufgehört, iſt gar der Unglücks-Thaler ſelbſt wieder da!“ — Der geduldige Mann war nahe daran, diesmal doch wieder, wie eine lange angefachte Flamme, aufzuglühen; da las er auf der Münze den Spruch: „Benedictum sit nomen Domini“, und er ſchwieg. Die Frau wollte dem Antiquar den Thaler wieder zurückbringen, er litt es nicht. „Denn“ ſagte er, „Du würdeſt Dich nur umſonſt mit ihm ſtreiten, nie wird er dieſen Thaler wieder als den ſeinigen anerkennen, und laſſ' uns wenigſtens verhindern, daß wir nicht dem Gerede der Stadt uns preis geben.“

Es war dies zwar männlich und edel gedacht, Frau Baptiſta ſelbſt fühlte das, aber damit war dem dringenden Bedürfniß keine Befriedigung gewährt; die Kinder jammerten ſie tief in ihrem mütterlichen Herzen. Sie kam endlich auf den Vorſchlag, da der Thaler nun doch wieder in ihre Hände zurückgekehrt ſey, ihn dem Silber-Arbeiter um ſeinen wahren Werth zu verkaufen, wobei doch auch das zarteſte Gewiſſen keinen Trug finden könne. Darein willigte auch zuletzt Herr Oſiander, obgleich mit der ſteigenden Noth auch nur ſeine große Gewiſſenhaftigkeit erhöht und er einigermaßen bedenklich war: das trügeriſche Geld könne nun wohl noch länger ſeine geheime Bahn durch die Welt fortſetzen. — Ohne durch gleiche Bedenklichkeiten ſich aufzuhalten, eilte Frau Baptiſta mit dem Thaler zu ihrem [illegible], dem Silber-Arbeiter. Von dieſem empfing ſie eine gar [illegible] Summe für ihr Geldſtück, dennoch blieb ihr Gang nicht ohne erſprießliche Folgen. Kaum hatte ſie das Gewölbe des Silber-Arbeiters verlaſſen, da trat ein angeſehener Mann ein, beſtellte Arbeiten in Augenſchein zu nehmen. Als ein Fremder erkundigte er ſich zugleich nach einem Manne, deſſen Treue und Geſchicklichkeit man ein Document anvertrauen dürfe, um bis zum kommenden Morgen eine ſchöne und richtige Abſchrift zu erhalten. Der Silberſchmied empfahl ihm in Erinnerung, daß Frau Baptiſta eben in ſeinem Hauſe geweſen war, ſeinen Nachbar als den geeignetſten Mann, der ſich zu dieſem Zweck in der Stadt auffinden laſſe, und bei deſſen ſehr bedrängter Lage es noch überdies ein recht verdienſtliches Werk ſey, demſelben jetzt die Gelegenheit zu einem kleinen Erwerb zu geben. — Auf dieſe Empfehlung brachte ein Diener jenes Fremden bald hierauf das Document zu Herrn Oſiander, und nachdem er am folgenden Morgen die an Schönheit das Original weit übertreffende Abſchrift empfangen und durch ſeine Erzählung von dem Zuſtand der Familie das Mitgefühl ſeines Herrn mochte erregt haben, kehrte er bald zurück und überreichte zum Beweiſe der Zufriedenheit deſſelben eine Summe, die, obgleich in ein Papier eingehüllt, ſich doch für mehr erkennen ließ, als Herr Oſiander für ſeine Abſchrift zu fordern hatte; dieſer dankte ſeinem Wohlthäter mit dem bewegteſten Gemüth. — Das Empfangene übertraf noch ſeine Erwartung: denn da er, nach Entfernung des Dieners, das Papier öffnete, fand er zu ſeinem Erſtaunen ſechs franzöſiſche Thaler darin; aber zu noch größerem Erſtaunen unter dieſen auch ſeinen alten Thaler von 1729 wieder. Frau Baptiſta wollte, obgleich eben ſo erfreut von dem unerwarteten Glück wie der Gatte, dennoch über den Silber-Arbeiter, in deſſen Hauſe ſie den Fremden hatte ein- und austreten ſehen, ſich ereifern: daß dieſer einen Trug müſſe begangen haben. „Aber nein!“ rief Herr Oſiander, „es ſoll nichts Trübes in der Freude ſeyn, womit ich Gott danke, daß er ſo unerwartete Hülfe geſandt hat; und Du, liebes Weib, dürfteſt wohl am wenigſten über den Mann klagen, wenn ihm damit, daß er dies gethan hätte, wirklich gelungen wäre, was Du vergeblich zu thun verſucht haſt.“

Es waren dies, zumal da auch die Kinder ſich beſſer zeigten, die erſten lichten Strahlen, welche wieder in das dunkle Leben dieſer guten Menſchen fielen; und als Herr Oſiander am Abend von der Canzlei zurückkehrte, begann er in faſt feierlichem Ton zu ſeiner Gattin: „Höre, liebe Baptiſta, es iſt ein unheimliches Weſen mit dem Thaler, und ob er heute mit einem Schiffe nach der neuen Welt abginge, ſo würde er doch gewiß mit dem nächſten, das von dort her käme, wieder in unſer Haus zurückkehren und wohl auch noch andere Menſchen zum Truge verſtricken; darum will ich ihm thun, wie Einem, der ausregiert hat auf der Erde.“ — Nach dieſen räthſelhaften Worten nahm er ſeinen Stock, dann, ſein Söhnchen an der Hand, trat er mit dieſem in den hellen Abend hinaus, und ſchritt einem Walde zu. Hier grub er bei den Wurzeln eines uralten Baumes, ſo tief er es mit ſeinem Stock vermochte, eine Höhlung, in die er den Thaler, wie einen Todten in ſeine Gruft, hinabſenkte. Dieſe ſchloß er mit einigen Steinen, welche er durch Erde und Moos verdeckte, ſo daß er ſelbſt, als er einige Tage darauf abermals in dem Walde war, die Stelle nicht wieder zu erkennen vermochte.

Mit dem falſchen Thaler wich aber die böſe Macht, welche daran geknüpft ſchien, von Tag zu Tag immer mehr aus dem Hauſe. Die Kinder genaſen allmälig ganz, ſo daß ſie der Vater an einem ſchö-

nen Märztage wieder zum erſten Mal vor die Stadt hinausführen konnte. Als er mit ihnen zurückkehrte, wieſen ſie ihn auf ein altes Mütterchen hin, das neben der Straße auf einem Stein ſaß, und indem ſie eine Thräne wegzuwiſchen ſchien, gar traurig auf etwas hinblickte, das ſie in der Hand hielt. Sein Mitleid trieb ihn näher zu treten, und da erkannte er dann — es iſt unglaublich zu vernehmen — den Thaler in ihrer Hand. Der Anblick überraſchte ihn ſo, daß er auch, trotz des „Benedictum sit nomen Domini“, das ihm entgegen ſchimmerte, jetzt den Ausruf nicht in ſich unterdrücken konnte: „Um's Himmelswillen, Weib, wo habt Ihr dies Unglücksgeld her?“ — Aengſtlich durch dieſe heftige Anrede ſchwieg ſie eine Weile, dann erzählte ſie: wie ihr Mann neulich, bei dem Urbarmachen eines früher mit Wald beſetzten Landes, dieſen Thaler gefunden, und froh nach Hauſe gebracht habe. Damit ſey ſie heute in die Stadt gegangen, allerlei Bedürfniſſe einzukaufen, die ihr noth thäten; aber da wolle nun Niemand den Thaler nehmen, und ſie habe in einigen Kramläden, wo ſie ſchon bereits die Waaren empfangen, dieſe zurückgeben müſſen, weil man ihr Geld für falſch erklärt und ſie anderes nicht beſitze. So müſſe ſie nun leer nach Hauſe, und für ihre Enkel, ſchloß ſie ſeufzend, könne ſie nun auch nichts mitbringen. — „O du trügeriſcher Thaler!“ rief nach ihrer Erzählung Herr Oſiander aus; „bringſt Du denn immer zu neuem Unheil an's Licht! Aber gewiß, ich will dir dort eine Stelle anweiſen, wo kein Lebender dich wieder zu Tage fördern ſoll!“ — Er durchſuchte ſeine Taſchen und fand, bis auf eine Kleinigkeit, ſo viel, als der Werth eines franzöſiſchen Thalers beträgt. Dies gab er dem Weibe, und hieß ſie das noch Fehlende in ſeinem Hauſe holen. Mit freudigem Dank händigte ſie ihm dafür den Thaler ein, und eilte vor ihm her nach der Stadt zurück. Langſam folgte er ihr mit den beiden Kindern nach bis zu einer Brücke. Hier ſich den Ort erſehend, wo der Strom bei einem der Pfeiler eine tiefe, beſonders gefährliche Stelle hatte, hob er die Hand mit dem Gelde hoch empor, und nachdem er auf ſeine wieder geneſenen Kinder mit freudigen Augen geblickt und nochmals dankend die Worte ausgeſprochen hatte: „Geprieſen ſey der Name des Herrn!“ ſchleuderte er den Thaler in den Strom hinab.

Als er ſich zurückwandte, ſtand ein großer ernſter Mann, geſchmückt mit einem Ordens-Kreuze, hinter ihm, der, ohne von dem mächtig Bewegten bemerkt werden zu ſeyn, ihn beobachtet und ſeine Rede vernommen hatte. Es war der Präſident. Herr Oſiander entblößte, etwas betroffen, ſein Haupt vor ihm; aber doch blickte er ihn ohne Scheu, ja mit freudigem Blick an, wie ein Menſch, der ſich bewußt iſt, eine gute That vollbracht zu haben. Auch dies erregte noch mehr die Neugier in dem Präſidenten, über das ſeltſame Beginnen ſeines Untergebenen Aufſchluß zu erhalten, und auf ſeine wiederholten Fragen berichtete ihm dann auch Herr Oſiander mit ungeſchminkter Rede und in ſeiner treuen, tüchtigen Weiſe — ſo daß über die Wahrhaftigkeit ſeiner Worte gar kein Zweifel entſtehen konnte — Alles, wie es ſich in ſeinem Hauſe mit dem falſchen Thaler, von der Stunde der zerſtörten Abſchrift an bis zuletzt, begeben hatte, und wie er es für ſeine Pflicht geachtet, dieſes gefährliche Geld auf dem Grunde des Stromes zu begraben. — Der Präſident entgegnete nun: er habe als ein Mann gehandelt, aber darin unrecht gethan, daß er ſich in ſeiner Noth nicht vertrauensvoll an ſeinen Vorgeſetzten gewendet habe. Einen milden und zufriedenen Blick aber, wie dieſer nur ſelten an dem gar ernſten Manne bemerkt wurde, warf er in dem Scheiden auf den Vater und deſſen Kinder, und auf ſich ſelbſt wandte er nun im Weiterſchreiten, da er zwar heftig und reizbar, aber nicht hart und ungerecht war, alle Vorwürfe, daß er an dem redlichen Canzelliſten ein ſolches Unrecht begangen. Dieſes, ſo viel er es vermochte, gut zu machen, war von nun an ſeine nächſte Sorge. — So erhielt Herr Oſiander bald darauf faſt die Verdoppelung ſeines kleinen Gehalts, und da nun der Präſident ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ihn wandte, ſo konnte dies nicht geſchehen, ohne daß er immer mehr eine Zahl der ſchönſten Eigenſchaften an dem anſpruchloſen Mann entdeckte. Dadurch wieder wurde in gleichem Maaße ſeine Gunſt und Neigung erhöht. Herr Oſiander ſtieg von Stufe zu Stufe, ſo daß er zuletzt in dem ſchönſten Lebensglück ſeine Tage beſchloß. Und oft, wenn er ſeine Kinder oder Fremde zur Redlichkeit ermuntern wollte, erzählte er ihnen die Geſchichte von dem falſchen Thaler, die er ſtets mit den Worten beſchloß: „Benedictum sit nomen Domini!“ A. Wilhelmi.

Das Mährchen vom Schauertummel.

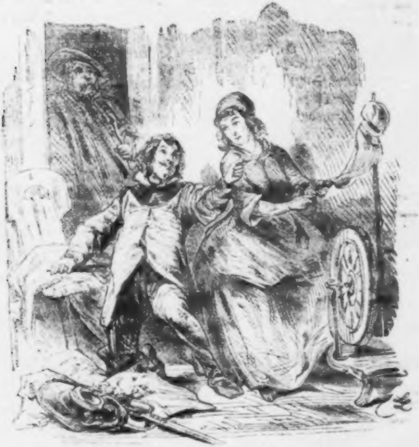
Kurt Jaske war ſo arm wie irgend Einer, aber Kraft und Muth hatte er wie Drei. Er diente im Jahre 1646 als Knecht in einem Dorfe, nahe dem Rieſengebirge, hegte aber die größte Luſt, ſelber Herr zu ſeyn, beſonders weil er ſich in die hübſche Ilſe verliebt hatte. Dieſe war ſo arm als er, und ihre reiche Verwandtſchaft der Art, daß ſich der Zuſammenhang aus der Vergangenheit gar nicht mehr deutlich ermitteln ließ. Eines Abends überlegten die Wei-

den, was zu thun ſey, wenn aus ihnen ein Ehepaar mit einer Wirthſchaft werden ſollte; denn als Knecht und Magd war erſtens eine Heirath kaum zuläſſig, und zweitens hätten ſie doch immer den Knapphans bei ſich beherbergt. — „Weißt Du was, Ilſe?“ ſagte endlich Kurt; „der Krieg will nicht Stillſtand haben, ich werde mich unter die ſchwediſchen Fahnen anwerben laſſen, und helfen, daß wir Frieden kriegen. Dann wird's vielleicht beſſer mit uns, und auſſerdem habe ich die Abſicht, dem Feinde 'was Erkleckliches an Beute abzujagen. Ich dächte, ſo viel als zu einem kleinen Bauergut gehört, müßte ſich für uns wohl erobern laſſen, wenn mir der Friede nicht gar zu geſchwind über den Hals kommt!“ Ilſe war ſehr erſchrocken bei dieſer Rede, und nur unter Schluchzen vermochte ſie auszurufen: „Du mein Himmel, wenn ſie Dich aber todtſchießen?“ — „Das iſt kaum zu fürchten, liebe Ilſe!“ entgegnete Kurt. „Bedenke doch, der Krieg währt ja nun ſchon ſeine achtundzwanzig Jahre; ſie können ja hüben und drüben faſt gar keine Kugeln mehr haben; und da ſteigt im Werth der wackere Reitersmann, wie ich Einer werden will. Hoffe Du ruhig auf das Beſte, und wenn ich einen Kameraden finde, der ſchreiben kann, laß ich Dir auch melden, daß es mir gut geht!“

Mit einem Handſchlag ſammt Zuſicherung von Lieb' und Treue bis in die längſte Ewigkeit hinein war dann die Sache in Ordnung, und Kurt am nächſten Morgen unterweges. Daß es ihm gut gehe, erfuhr Ilſe im erſten Jahre nicht, im zweiten aber auch nicht; denn damals waren Soldaten, die ſchreiben konnten, viel ſeltener noch als jetzt ſolche, die es nicht können. Der Ilſe jedoch wär' es beinahe raſch gut gegangen, wenn's nicht ſchlechte Menſchen gäbe.

Einer der Verwandten, der ſehr reiche Bauer Wenzig, war ohne Kinder verſtorben, und den nächſten Erben wurde im Teſtament auferlegt: der armen Muhme Ilſe, obwohl ſie wegen der fernen Blutsfreundſchaft nicht zu den Berechtigten gehörte, freiwillig einen Antheil zu gönnen. Die Erben kamen in der Dorfſchenke zuſammen, und wären bald einig geworden, hätte nicht unter der Nachlaſſenſchaft eine Feldſtrecke Hader veranlaßt, weil Keiner ſie annehmen wollte. Es war der ſogenannte Schauertummel, von dem man ſich haarſträubende Greuel erzählte. Die Natur hatte dort fleißig Blumen ſprießen, auch allerlei Geſträuch wachſen laſſen, und der Boden ſchien durchaus nicht unfruchtbar, wohl aber zeugte er von oeder Verwilderung. Seit vielen Jahren hatte ſich Niemand dorthin gewagt mit der Pflugſchar; denn wer früher verſuchte, den Acker zu beſtellen, dem waren die Stiere unter dem Joch in die unbändigſte Wuth gerathen, zuletzt todt hingeſtürzt, und Jeder wußte, daß dort gräßliche Geſtalten umherſchweiften, die Menſchen und Vieh in Tollheit trieben. Von den in der Dorfſchenke verſammelten Erben erklärte Jeder: er wolle dieſe verrufene Stelle nicht als Eigenthum übernehmen, da ſagte zuletzt Einer: „Wir ſollen ja der Ilſe aus freiem Willen eine Güte anthun. Nun läuft doch die Verwandtſchaft mit ihr wer weiß wie weit in die Vergangenheit, und was man ihr giebt, iſt grade das werth, wofür ſie's nimmt. Zudem findet ſie wahrſcheinlich ohne oder mit der kärglichſten Ausſteuer einen wohlhabenden Mann, denn ſie iſt wacker und wirthlich, heißt auch obenein die ſchöne Ilſe. Da kann's ihr nicht fehlen, und ich denke, wir geben ihr den ganzen Schaueracker, dann ſind wir deſſen und unſrer Verpflichtung ledig. Vielleicht iſt's ſogar ein anſehnliches Geſchenk, wenn ſie ſich nur einen Eheherrn ſchafft, der mit dem Teufelsſpuk fertig zu werden weiß!“ — Die Andern ſtimmten zu; einer der Vettern wurde beauftragt, die Ilſe von dem Beſchluß zu unterrichten, und er eilte, da es ſchon Abend geworden, ſie aufzuſuchen. — Unterdeß hatte Jemand in der Dämmerſtunde an die kleinen Scheiben von Ilſe's Kammer geklopft, und auf die Frage: wer iſt da? folgte eine Antwort, die erſt den Riegel des Fenſters, dann den der Thüre in haſtige Bewegung brachte. Es war Kurt Jaske, der gefragt hatte, und mit ſtrömenden Freudethränen ſtürzte das ſchöne Mädchen dem männlich hübſchen Soldaten in die Arme. „O wie herrlich, daß Du wieder da biſt!“ jubelte Ilſe; „Morgens und Abends hab' ich deshalb gebetet, und es iſt mir genug, wenn Du auch kein anderes Glück mitbringſt.“ — „Daran hab' ich freilich keinen Ueberfluß“, berichtete Kurt mit heiterem Ton; „wo man hinkam, herrſchte Armuth, und mit Sünden wollt' ich nichts haben. Am

ſten hatt' ich's mit der Beute im Treffen bei Susmarshauſen, und
s wir letzlich die kleine Seite von Prag überrumpelten, wo dann
e Meldung kam, in Osnabrück ſey der Friede geſchloſſen. Vorher
achten uns gewöhnlich unſre angeblichen Bundesgenoſſen, die Franzo-
n, in die Patſche, die immer abzogen, wenn wir ſie brauchten,
nd immer da ankamen, wo ſie als Zugreifer unnütz waren. Indeß
ringe ich doch ſo viel, als zum Anfang taugt, uns mit Ehren
urchzubringen." Drinnen im Kämmerchen packte nun **Kurt** bei
pärlichem Lampenlicht ſeine Habſeligkeit aus, und vertraute der Ilſe,
aß er ſeine wenigen Gold- und Silbermünzen meiſt im ehrlich
ffenen Kampfe mit einem Welſchen gewann, den er überwunden
nd ihm das Leben geſchenkt hatte. Ilſe aber drehte dabei ſchon
wieder ihre Spindel, und freute ſich, daß weder an ihrem noch an
Kurts dereinſtigem Erwerbe irgend ein Unrecht haften werde.



Da trat eben der Vetter herein, und die ſittige Ilſe beeilte ſich, mit verſchämtem Erröthen den heimgekehrten Kurt Jacke als ihren Bräutigam vorzuſtellen. „Blitz, da komm' ich juſt zurecht!“ ſagte der Vetter. „Hat der Eheluſtige nicht etwa Schätze mitgebracht, wird ihm eine Mitgift wohl ſehr annehmbar ſeyn, da wir doch nun einmal nach dem Teſtament des alten Weyzig die Ilſe mit einer Gabe bedenken ſollen.“ Für Kurt war das Hochmüthige dieſer Anrede empfindlich; die demuthsvolle Ilſe dachte aber dankbar an Gottes Gnade und wartete mit ihrer Freundlichkeit auf das Weitere. Als ſie jedoch vernahm, man habe ihr zur Abfindung den Schauertummel beſtimmt, ward ſie von Grauſen eiskalt durchzuckt, und die bittren Thränen getäuſchter Hoffnung waren ihre einzige Antwort. Der Vetter, ihre Beſtürzung erkennend, unterbrach die Stille mit den Worten: „Ei, ei, Ihr habt wohl gar auf mehr gerechnet, und doch iſt's ein ungleich größeres Stück der Erbſchaft, als Ihr erwarten durftet!“ Nun wollte er zur Thüre hinaus, doch Kurt trat ihm raſch in den Weg und ſagte mit derber Entſchiedenheit: „Ich halte mich nicht für ſonderlich klug, doch ſo dumm bin ich nicht, um zu verkennen, daß die ſaubere Vetterſchaft mit dem guten Willen des Heimgegangenen Spott treibt, und eigentlich meiner Braut nur das nutzlos Ueberläſtige will zukommen laſſen. Auf Gott und uns vertrauend nehmen wir aber das unredlich Dargebotene redlich an, verhoffend, es könne unter der Hand eines abgehärteten Kriegsmanns, der auch Pflugſchar und Hacke anzuwenden weiß, aus dem Schauertummel doch etwas Beſſeres werden, als knickriges Memmenvolk ſich zu denken vermag. Und nun geht hin zu Euerm Anhang und beſtellt ihm unſere Meinung ſo offen, wie ich ſie Euern Ohren zu hören gab.“

Der Vetter, durch Kurt's beherztes Weſen ſcheu, wagte keine Entgegnung, und ſchlich etwas bleich davon. Kurt küßte nun der Ilſe die Thränen weg und eilte dann zum Pfarrer, der Trauung wegen. — Vier Wochen ſpäter waren Kurt und Ilſe Eheleute in einem Haushalt, der nur engen Raum bot; dennoch hatte er Lücken genug für Manches, was ſelbſt der Anſpruchsloſe zum Nothwendigen zählt. Der junge Anfänger hatte ſich vor allen Dingen Ackerwerkzeug und ein paar treffliche Stiere gekauft, das Uebrige der Gold- und Silbermünzen war auf Saat und das unentbehrlichſte Hausgeräth verwendet, an Gelde in der kleinen Wirthſchaft nur etwa noch ſo viel, um ſpärlichſt bis zur Erndte auszureichen. Vorläufig diente ſich Kurt als ſein eigener Knecht, und als er mit Stieren und Pflug auf das Feld hinauszog, nickte und lachte er kernvergnügt noch der Ilſe zu, die ihm von der Hüttenſchwelle aus nachſchaute, in ſich ängſtlich wünſchend, er möge nur erſt wieder vom Schauertummel zurückgekehrt ſeyn.

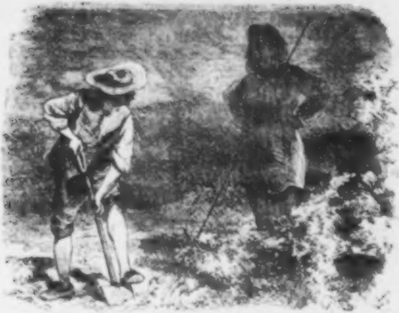
Er kam zurück, lange vorher, ehe die Abendglocke läutete, aber ſo vergnügt, wie am Morgen, war er nicht. Den zertrümmerten Pflug ſchleifte er hinter ſich her, führte mühſam den einen, ſehr verletzten Stier, blutete auch ſelbſt an Händen und Kopf. Muthig und freundlich war er aber noch immer und tröſtete mit ungebeugtem Mannesſinn die jammernde Ilſe. „Schicke Dich zum Einſalzen an“, ſagte er lachend; „der Spuk auf dem Schauertummel beſcheert uns eine reichliche Menge Rindfleiſch. Dieſer Stier, den ich mit heim ſchleppe, hat ſich in wunderlichſter Tollheit ſo beſchädigt, daß er zur Arbeit nicht mehr taugt, wohl aber zum Schmaus; der Andere riß ſich mit Unbändigkeit los, und ich mußte nachſchauen, wie er in blinder Wuth den Berg hinan jagte und ſich in den Abgrund ſtürzte, wo ich ihn morgen finden werde.“

„O die abſcheuliche Vetterſchaft!“ klagte Ilſe; „nun hat ihr verrufenes Geſchenk Dich ſogar um Dein mühſam erfochtenes Eigenthum gebracht, und was ſchlimmer iſt, Dich auch verwundet.“ — „Mit den Wunden hat's nicht viel auf ſich, werde mit den Narben nicht prunken können“, entgegnete Kurt. „Die Stiere kriegten mich nur einmal zwiſchen ſich, da ſie juſt im ärgſten Grimm waren: ſie ſchienen's hölliſch übel zu nehmen, daß ich ſtärker ſeyn wollte wie Hornvieh!“ Ueber dieſen Einfall wollte ſich Kurt ausſchütten vor Lachen, dann ſprach er mit andächtigem Ernſt weiter: „Nun, der Allmächtige, auf den ich vertraue, hat's noch gut gewendet, und Du kannſt mir's glauben, liebe Ilſe, es iſt ein großes Unglück, wenn man gar kein Unglück hat. Beſſer, die Dinge beginnen gleich damit, dann ſchmeckt's Glück deſto beſſer! Morgen geht's wieder nach dem Schauertummel, ohne dummes Vieh!“

Ilſe verſuchte auf alle Weiſe, den geliebten Kurt von dieſem Entſchluß abzulenken, er aber entgegnete: „Bei meinen Lebzeiten ſoll das mächtige Feld nicht im Unnützen bleiben. Der Boden iſt gut, er ſoll und muß ſeine Schuldigkeit thun, und das wird unſer Herrgott auch wollen. Wo man nicht umpflügen kann, muß man umgraben, und bei Dem, was ich allein thun kann, ſoll mich auch der Satan nicht ſtören!“ Dann ſchlachtete er den wunden Stier, zerhieb ihn, und während in nächſter Frühe Ilſe das Einſalzen begann, war Kurt ſchon wieder auf dem geſtrigen Wege, nicht viel minder vergnügt als am Tage zuvor, obwohl er nichts als Karſt und Spaten zur Arbeit mit ſich nahm.

Spät kam er dißmal am Abend heim, troz der Mattigkeit doch heiter, und ſagte nur: „Dieſe Art der Arbeit iſt etwas angreifend, beſonders da draußen; denn immer murmelt und brummt Einem etwas um die Ohren, und man kann's doch nicht recht verſtehen.“ In der nächſten Zeit meinte er aber links zu vernehmen: „Laß hier brach!“ — er antwortete: „Still da, Wicht!“ — rechts aber hieß es: „Laß nicht nach!“ und er antwortete: „Will auch nicht!“ Ein paar Tage ſpäter erzählte er luſtig ſeiner Ilſe: „Nun iſt's gar, als liefe immer ein geſpenſtiſcher Kerl um mich her, bald ſo, bald anders ausſehend; er ſcheint ſich aber ſelber zu wundern, daß ich mich im Geringſten nicht gehindert zeige, und daraus hol' ich mir neue Kraft, die ja keinen tüchtigen Mann, der nach Beruf und Pflicht thut, im Stich läßt.“ — Der unverdroſſene Kurt hielt ungeſtört aus bei dem Graben und Ausraufen des Unkrauts; dann kam es zum Säen. Freilich konnte er mit dem Spaten täglich nur ein kleines Stück des Feldes beſtellen, er hielt ſich aber um ſo ſorgſamer dazu, und ſah endlich eine Erndte heranreifen, die, wenn auch nur beſchränktes doch allenfalls zureichendes Auskommen verſprach, und dies Verſprechen hielt. Dabei unterließ er aber das weitere Umgraben nicht, ſich den Erwerb mit den Jahren zu vermehren. Auch das Mähen, Binden der Garben und deren Einfahren auf der Schubkarre verrichtete er ganz allein; denn ſelbſt wenn ihm nicht die Mittel fehlten, Tagelöhner zu bezahlen, es hätte ihm doch Niemand auf dem Schauertummel geholfen, und daß Ilſe hier zur Hand ſey, duldete er um ſo weniger, da ſie Mutter geworden war, und mit der Zeit drei Kindlein ihre Sorge in Anſpruch nahmen. Bei Anſtrengung und muthiger Ausdauer wußte er allein dem gefürchteten Felde Frucht auf Frucht in drei Jahres-Erndten abzugewinnen und die genügſamen Seinigen redlich zu ernähren.

Eines Herbſtabends, als ſchon Dämmerung die Flur überzog und Kurt ſingend noch immer ſeinen Spaten fleißig in Bewegung hielt, ſtand plötzlich ein großer, ſtarkgegliederter Mann neben ihm, ſchwarz und berußt gleich einem Köhler, eine Schürſtange in der Hand. „Nun, was ſoll's?“ fragte Kurt, ſeinen Geſang unterbrechend, und die Antwort war: „Giebt es denn gar keine Stiere mehr im Lande, daß Du Dich jahrelang mit Deinen Fäuſten ſo abmarachſt? Dem Umfang Deines Beſitzthums nach mußt Du ja ein reicher Bauer ſeyn!“ — „Hat ſich was!“ ſprach Kurt vor ſich hin, förderte rüſtig ſeine Arbeit, und



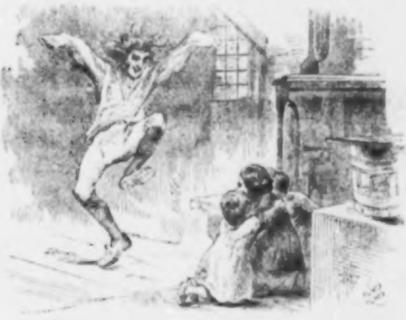
that weiter nicht, als ob der große Kerl zuſähe, denn er meinte: das iſt ein neuer Kniff von dem Spuk, der weggeblaſen iſt, wenn er merkt, man ſcheue ſich nicht vor ſeinem Schabernack. Diesmal irrte er ſich, der lange Laban blieb und ſagte freundlich: „Kecker Geſell, Du thuſt mir wie Dir unrecht, und wenn Du geſcheidt biſt, wirſt Du zutraulich.“ — „Alles im Namen Gottes!“ erwiederte Kurt, „und ohne Rückhalt mit Dir!“ Dann erzählte er Alles, was auf dieſem Fleck vorgefallen, wie nichtswürdig er behandelt worden ſey, und zugleich rüffelte er den Spuk ſo unverhehlen, daß der Lange in wieherndes Gelächter ausbrach. „Ich meint, Du kennſt mich!“ äusserte er dann, „und ich finde es eben ſo klug als ehrlich, daß Du Dein Maul derb gebrauchſt, ohne von der Wahrheit abzufallen. Kann Dir's nicht verargen, daß Du Zorn gegen mich hegſt; weil ich aber einſehe, Du biſt Einer, der im Nothfall ſogar dem Teufel den Hals bräche, könnten wir uns vertragen. Hab' ich in Feld, Wald und Gebirg mich recht ausgetollt, wird's mir gemächlich, ein halb Jährchen in einem Haushalt ehrbar thätig mit Hand anzulegen. Willſt Du mich auf ſechs Monate zu Deinem Knecht dingen?“ — „Verbitte mir alle Fopperei!“ fiel Kurt ein; „wenn ich nicht irre, ſeyd Ihr der Rübezahl, und hättet wohl Luſt, in meinem Hauſe auch ſo dummes Unweſen zu treiben, wie hier, wo ſonſt nur ein Unkraut das andere begünſtigte.“ — „Höre“, unterbrach ihn der Lange etwas unwirſch, „ich rathe Dir, daran zu denken, daß ich, der mächtige Gebirgsgeiſt, den mir von der Spottſucht zugetheilten Namen nicht leiden kann, ich heiße der Herr vom Berge!“ — „Danke gehorſamſt! Das wär' mir mein Knecht, den ich ſtets als den Herrn vom Berge anzureden hätte!“ bemerkte Kurt. — „Nenne mich Waldmann, damit dürfen wir Beide zufrieden ſeyn!“ ſchlug der Lange vor, und ſtreckte die Hand aus. Kurt griff nicht zu, er überlegte noch, dann ſagte er: „Gut, es könnte gelten! Hab's ja oftmals geſehen, wie man unvernünftige Thiere zum Bratenwenden und zu andern Hausdienſten gebraucht, warum ſollte nicht auch ein Spuk anſtellig ſeyn!“ — Der Lange lachte wieder gewaltig auf und ſprach: „Dergleichen Keckheit iſt mir noch nicht geboten worden, aber eben deshalb gefällt's mir; ſchlagt alſo ein, werther Brodherr!“ — Kurt machte noch Bedingungen: er dürfe ſich nicht unterſtehen, der Ilſe und den Kindern zu verrathen, daß er vom Schauertummel, oder eigentlich aus den weltalten Höhlengängen des Rieſengebirges herſtamme; auch ſolle er nie Spukerei in Haus und Hof treiben. Nachdem Waldmann dies recht treuherzig verſprach, war man einig, und ſie gingen miteinander freundlich heim.

Ilſe wunderte ſich über den plötzlichen Zuwachs des Haushalts, konnte auch die Scheu vor dem ſchwarzen Rieſen nicht verbergen. Die Kinder wollten anfangs nicht in's Freie, wenn er im Gärtchen oder Hofe arbeitete: ſein ruhig zuthuliches und fleißiges Benehmen ſöhnte jedoch bald Alle mit ihm aus. Ueberfiel ihn zuweilen die tolle Luſtigkeit, ſich mit den Hunden zu balgen, das Federvieh durch Schreck in die Luft zu jagen, beſonders aber den ſich vornehm brüſtenden Truthahn zu necken, ſo fand man dies mitunter ſogar ergötzlich, da zumal ein einziger Blick des Brodherrn ihn raſch wieder vernünftig machte. — Dem Waldmann vertrauend hatte Kurt ſein Biſchen Erſparniß wieder zur Anſchaffung zweier Stiere verwendet, und zog nun mit dem zurecht gezimmerten Pflug nach dem Schauertummel. Ilſe zitterte und ſah bis zum Abend oft ängſtlich in die Ferne. Aber ein Danklied ſingend, ſeine folgſamen Stiere leicht lenkend, ſchritt Kurt ſchon vor dem Läuten der Betglocke — es war Samstag, der Sammelnstag für die ſonntägliche Ruhe — durch's Dorf herbei, küßte jauchzend Weib und Kinder, ſchüttelte auch dem Waldmann mehrmals derb die Hand. Der trieb's nun mitunter, wenn Kurt Hof und Garten verbeſſerte, allein auf dem Felde. Ein gewaltiges Stück war ſchon durchackert, Alles ging und gedieh trefflich, zum Erſtaunen der Dorfbewohner, zum neidiſchen Aerger der verdutzten Vettern. Freilich dachte Kurt manchmal beklommen: Das nimmt vielleicht ein ſchmähliges Ende, denn vor der Erndte iſt Waldmann's Dienſtzeit ſchon eine Weile um, und es reizt ihn dann, mir den Gewinn mit noch ärgerem Spuk zu vernichten. Hienach ſah er jedesmal auf den vom Schulmeiſter an die Thür geſchriebenen Spruch:

„Habe Muth, und brauch' Verſtand,
Dann iſt Gott Dir ſtets zur Hand!“

und arbeitete rechtſchaffen wieder drauf los.

Der Winter war noch im Zuge, Kurt mit den Stieren zu Holze gefahren, um den Feuerungsbedarf für Ofen und Herd einzuholen. Da wurde Ilſe zu einer armen Witwe gerufen, die am Fieber litt, und der ſie beizuſtehen gewohnt war je nach den Mitteln des beginnenden Wohlſtandes. Ilſe wußte nun nicht Rath, wo ſie derweil ihre Kinder laſſen ſollte; Waldmann aber bot ſich zum Schutz an, und da die Kleinen gern auf ſeine Mährchen und Schnurren hörten, folgte die Hausfrau ihrer Barmherzigkeit. — Etwa eine Stunde nachher kam Kurt aus dem Bergforſte zurück, führte den Wagen in den Schuppen, die Stiere zu Stalle, und ging dann nach dem Hauſe, die erſtarrten Glieder auf behaglichem Sitz am Ofen zu erwärmen. Da ſcholl ihm ein ängſtliches Weinen ſeiner Kinder entgegen, pfeil-



ſchnell war er im Hauſe und in der Stube. Er fand die Kleinen ſchreiend hinter dem Ofen zuſammengedrängt, und Waldmann ſprang mit wildem Gelächter, das Geſicht greulich verzerrend, auf der Diele rundum, einen Kranz von Flammen und Funken im aufgeſträubten Haar. — „Herr, mein Gott, was geht hier vor?“ fragte Kurt in Gluth und Zorn, wonach ſogleich der unheimliche Schmuck in Waldmanns Haaren erloſch. Demüthig ſtand der Knecht, ſich damit entſchuldigend: er treibe nur Späßchen, Kurzweil zu ſchaffen für die Kinder. Dieſe aber erzählten: Waldmann habe ſie durch gräßliche Fratzen erſchreckt, habe abwechſelnd mit einem Widder- und Hundekopf vor ihnen geſtanden, und ſie in Entſetzen getrieben durch grauſames Reden und Zetergebrüll. „Es iſt genug“, unterbrach ſie Kurt. „Fort mit Dir, wüſter Geſell! Wir bleiben keine Stunde mehr unter Einem Dach!“ Den Kindern gebot er, ruhig in der Stube zu bleiben und vor nichts mehr zu bangen; der Vater ſey nun daheim und werde ſie von dem Ungethüm befreien. Damit faßte er Waldmanns Arm, führte ihn aus der Stube, über den Hof und durch den Garten, öffnete deſſen Hinterpforte und ſagte: „Hier, Herr vom Berge, iſt Euer Weg, und Ihr werdet Euch packen, ſobald ich mich mit Euch abgefunden habe.“ — Der wunderliche Knecht ließ ſich bis dahin Alles gefallen, jetzt entgegnete er lachend: „Geſtrenger Brodherr, ich meine, wir vertragen uns nochmals; der dumme Streich ſoll ſich nicht wiederholen, die tolle Laune von ſonſt hat mich unverſehens überfallen.“ — „Weil ſie das kann, muß ich die Meinigen vor Dir behüten!“ antwortete Kurt. „Es iſt eine Schande, daß ſo ein übernatürlich alter Kerl noch den Mummelak ſpielen will; Deine ſogenannte Kurzweil muß ich aber kurz abfertigen, denn ſie könnte mir meine Kinder bis zum Wahnſinn erſchrecken.“ Waldmann mußte wieder lachen, dann fuhr er mit trotzigem Ton heraus: „Mein halbes Jahr iſt noch nicht um“ — Kurt fiel ihm ſogleich in die Rede: „Du haſt den Vertrag gebrochen und an Verträgniß iſt fernerhin nicht zu denken. Was ich noch zu thun habe, geſchieht, indem ich Dir Dein volles Lohn gebe.“ — „Mein volles Lohn?“ rief zwiſchen Luſtigkeit und Höhnen der ſeine Länge noch dehnende Waldmann; „kennſt Du meinen Reichthum in den Höhlen und Eingeweiden der Berge?“ — „Es iſt mir mehr um mich als um Dich“, ſagte Kurt; „ich will Keinem etwas ſchuldig bleiben“, und damit drängte er ihm das Geld gewaltſam in die Taſche. — „Was ſoll aus dem Schauertummel werden?“ fragte nun Waldmann in Grimm. — „Was Gott will!“ entſchied Kurt; „zehn Felder wären mir nichts gegen Unheil, das meine Kinder treffen könnte. Jetzt hinaus, oder —!“ — „Oho! Sachte, ſachte!“ jubelte Waldmann; „wenn Unſereiner leibliche Geſtalt annimmt, ſucht er eine tüchtige aus. Bei Rauferei könnteſt Du leichtlich unterliegen, und dann ſey Dir gnädig, wer Gnade übrig hat.“ — „Den kenn' ich, verlaſſe mich auf ihn, und meine leibliche Geſtalt hat er auch tüchtig bedacht“, antwortete Kurt erhitzt. „In Deine Berge zurück, Ungeberdiger, ich warne Dich zum letzten Mal!“

Da fiel Waldmann in gereizter Wuth über Kurt her, und es entſtand ein hartnäckiger Kampf. Man rang, ſchleuderte und warf ſich gegenſeitig im Wetteifer der Kräfte; bald ſchien Der, bald Jener Sieger, bis endlich Kurt durch eine geſchickte Ringerliſt ſeinen Gegner zu derbem Fall brachte, ihm auf die Bruſt kniete und mit beiden Fäuſten wacker zudroſch, dabei ſprechend: „Ich will Dir's eintränken, Dich an Deinem Brodherrn vergreifen zu wollen, Du vermaledeiter Herr vom Berge!“ — Der aber lachte immer toller, ſo daß Kurt, vermeinend, er verſpotte ihn, immer heftiger zuſchlug, bis Jener zu ſagen vermochte: „Laß' doch ab, Dich zu ermüden; ich lache nicht über Dich, nur über mich, und bitte den ſchlagfertigen und gewandten Kriegsmann um Pardon!“ — „Das läßt ſich hören!“ rief Kurt innehaltend aus, richtete ſich in die Höhe und half dem Beſiegten auf die Beine. „Jetzt hab' ich das Dienſtleben recht aus dem Grunde kennen lernen, bin auch vollkommen befriedigt!“ ſagte Waldmann unter ſtetem Gelächter. „Aber Du, kecker Geſell, magſt bekennen, ehrlichen Krieg trieb ich; denn Du wirſt wohl einſehen, ich konnte Dir leicht ein halb Dutzend Berggeiſter über den Hals ſchicken, doch freilich wär's mir vor Lachen kaum möglich!“ — Kurt ſah den, in ſeiner Luſtigkeit Beharrenden nun aber ſehr bedenklich an und äuſſerte: „Ihr habt nun ewig Groll gegen mich, und das wird mir nicht nur auf dem Schauertummel, ſondern auch anderwärts übel bekommen; ich mußte aber Hausrecht üben um meiner lieben Kinder willen, und wär' es noch zu thun, mit voller Ueberlegung thät' ich daſſelbe!“ — „Nein, nein!“ verſicherte Waldmann, ſein Lachen kaum unterbrechend; „ich habe an dem einen Mal hinlänglich genug. Du wirſt Herr ſeyn auf dem Schauertummel, und auch Deine Erben ſollen es ſeyn, ſo lange das Rieſengebirge feſtſteht. Und nun gehabt Euch wohl, mein geſtrenger, doch auch wackerer Brodherr!“ — Damit nickte er zutraulich und verſchwand.

Der Herr vom Berge hielt Wort; ungewöhnlicher Segen zeigte ſich in der unermüdlichen Thätigkeit Kurt's, und er ward der reichſte Bauer im Dorfe. Wenn nun ſpäter ſeine Kinder auf dem Schauertummel ſpielten, Ilſe mitten unter ihnen war, fanden ſie oft allerlei hübſche Gaben, beſonders zur Weihnachtszeit, und in Erinnerung an ein Mährchen, worin die Geſchenke von allen Seiten zufloſſen, nannten ſie den ehemaligen Waldmann „Knecht Ruprecht.“ Kurt aber ließ vom Schulmeiſter noch an ſeine Thür ſchreiben:

„Wider alle Teufelswaffen
Hilft Dir Gott bei rüſt'gem Schaffen!“

H. v. Hagen.

Berlin
im Jahre 1760.

Von Ez.

Friedrich der Große konnte es nicht verhindern, daß während des ſiebenjährigen Krieges Berlin zwei Mal von feindlichen Truppen beſetzt wurde. Am 16. Oktober 1757 überfiel der öſterreichiſche General Andreas Graf Haddik, ein Ungar, an der Spitze von 4000 Kroaten die Königsſtadt, die nur fünf ſchwache Bataillone Landmiliz zur Beſatzung hatte. Drei davon entnahm der Kommandant General-Lieutenant v. Rochow, um den Hof nach der Feſtung Spandau zu geleiten zufolge des königlichen Befehls, bei bedenklichen Vorfällen Allem voran die Königin zu ſchützen. Mit den zwei andern Bataillonen ſtellte ſich der Major von Tesmar am ſchleſiſchen Thor den Feinden entgegen, und er wie ſämmtliche Kämpfer fielen als Opfer ihrer Vaterlandstreue. Die Bürger durften nicht zu den Waffen greifen, der Stadtpräſident v. Kircheiſen verbot es bei harter Strafe, doch ließen einzelne Bürger der Köpnicker Vorſtadt ſich nicht hindern, und der Sage nach hat ein Schlächter den in Rixdorf begrabenen ungariſchen General Babokzai erſchoſſen. Der kurze Widerſtand, verbunden mit der Nachricht, König Friedrich verſammle Heeresmacht bei Herzberg, den Oeſterreichern den Rückzug abzuſchneiden, veranlaßten den General Haddik, der die Seinen in löblicher Mannszucht zu halten wußte, ſchon am nächſten Morgen

(17. October) vor Tagesanbruch abzuziehen, und ſtatt der geforderten Million ſich mit der Brandſchatzung von 200,000 Thalern zu begnügen. Außerdem forderte er unter Anderem 24 Paar feine Frauenhandſchuh, die er zum Geſchenk für ſeine Kaiſerin Maria Thereſia beſtimmte. Dies geſchah, weil dieſe Waare durch Handſchuhmacher der franzöſiſchen Kolonie von Berlin aus ſich weithin guten Ruf erworben hatte. Oeffentliche Angaben aus jener Zeit melden nun: Der Meiſter, dem die Lieferung aufgetragen, habe, wohleingepackt, 48 Handſchuhe geliefert, die aber ſämmtlich nur für — die linke Hand paßten. Dieſen kecken Spaß beſtritt man erſt vor etwa dreißig Jahren, mir wurde jedoch die Wahrheit im Jahr 1801 verbürgt durch den Handſchuhmacher Cottel, der einen Laden hatte an der Ecke der Jäger- und Kurſtraße. Deſſen alter Vater, ein eifriger Preuße und Verehrer des Königs Friedrich geworden, lieferte in aufſeſſiger Laune die linken Handſchuhe, und ſein auch ſchon alter Sohn erzählte dieſe neckiſche Rache an dem ehmaligen Landesfeind ſtets mit innigſtem Wohlbehagen.

Das Jahr 1757 war indeß nur ein Vorſpiel von 1760, denn jetzt gerade vor einem Jahrhundert hat Berlin die Drangſale einer Belagerung erlitten, bei der ſich die Einwohner durch Muth und Standhaftigkeit auszeichneten. Man würde es kaum für möglich halten, daß die Stadt einer ſiebentägigen Belagerung und einem mehrmaligen Bombardement — eines dauerte beinahe vierundzwanzig Stunden — widerſtehen konnte. Die Berliner werden ſich am leichteſten einen Begriff vom derzeitigen Schickſal ihrer Vaterſtadt machen, wenn wir einen Bericht der Belagerer mittheilen, was gewiß um ſo mehr Antheil erregt, weil die Gegner ſelbſt den preußiſchen Soldaten und Bürgern das beſte Zeugniß geben. Folge alſo hier die

„Relation des Grafen von Tottleben.

Allerdurchlauchtigſter!

Am 27. September 1760 wurde ich von des commandirenden Feldmarſchall, Grafen von Soltikof Excellenz mit einem Corps von 5000 Mann ſtark beordert die Kurmärkiſchen Lande in Contribution zu ſetzen; ich paſſirte am 1. October Frankfurt, und rückte am 3. October Vormittags um 10 Uhr in aller Stille vor Berlin. Ich glaubte mich dieſer Stadt gleich zu bemeiſtern, weil ich erfahren, daß die Beſatzung ſchwach wäre, ich ließ daher die Stadt ſogleich auffordern, welches Mittags um 12 Uhr geſchah; allein der Trompeter wurde nicht in die Stadt gebracht, und anſtatt der geforderten neun Millionen bekam er die unvermuthete Antwort: Pulver und Blei ſtünden uns zu Dienſten; man würde ſich bis auf den letzten Mann wehren! Da ich dieſe Antwort ganz und gar nicht erwartet hatte, ſo ſchickte ich ſogleich einen Courier an den General Fermor und bat um Succurs. Um 1 Uhr Nachmittags kam es zwiſchen den preußiſchen Huſaren und Koſacken zum ſcharmutziren, wobei die preußiſchen Huſaren ſogleich bis an die Mauer der Stadt zurückgetrieben wurden. Ich hatte mich anfänglich vor das ſogenannte Cottbuſſer-Thor der Stadt geſetzt, und ließ daſſelbe ſtets durch die Koſacken beunruhigen. Der Feind aber machte ſo entſetzliches Kartätſchen-Feuer unter ſie, daß ſie jederzeit auf das Eiligſte ſich retiriren mußten. Ich errichtete darauf vor der Haſenhaide, dem Cottbuſſer Thore gegenüber, eine Batterie von 3 Haubitzen, um eines Theils des Feindes Batterie zu demoliren, theils die Stadt zu beſchießen; allein es hatte der Feind ſeine Kanonen ſo vortrefflich gerichtet, daß binnen einer halben Stunde meine errichtete Batterie gänzlich demolirt wurde. Ich zog mich hierauf von gedachtem Thore hinweg, poſtirte mich zwiſchen daſſelbe und dem Halliſchen Thore, errichtete hinter einem Hauſe, der Johannis-Tiſch genannt, eine neue Batterie, und beſchoß auf dieſer Seite die Stadt auf das Heftigſte. Es wäre mir zwar ein Leichtes geweſen die Mauer einzuſchießen, allein ich ſah die Stadt nicht als eine Feſtung, ſondern als einen offenen Ort an, der ſich vertheidigte. Meine Poſition war folgende: vor der Batterie ſtand ein hohes gemauertes Haus, 20 Schritt davon ein mit Holz angefüllter Platz und vor demſelben floß der Stadt-Graben, der ſehr ſchwach und nicht tief war; die Kanonen vor dem Cottbuſſer Thore konnten mein Lager nicht erreichen, und den Kanonen vor dem Halliſchen Thore ſtand der Holzplatz im Wege, ſo daß ich vollkommen geſchützt war; die leichten Truppen ſcharmutzirten unterdeſſen ohne Aufhören mit wechſelndem Glück; ich warf in einer Zeit von 3 Stunden 500 Stück Kugeln in die Stadt, ohne daß ſie zündeten. Ich demolirte darauf Abends um 5 Uhr dieſe Batterie ſelbſt und zog mich zurück auf die Anhöhen, gerade dem Halliſchen Thore gegenüber. Ich hatte dieſen Nachmittag durch das feindliche Kartätſchen-Feuer und durch das Scharmutziren 50 Mann Todte und 20 Bleſſirte, wegegen von den feindlichen Huſaren nur 5 Mann auf dem Platze lagen. Die Anhöhen, die ich nunmehr occupirt hatte, waren ſo vortrefflich, daß ich von denſelben die ganze Stadt überſehen konnte — die Nacht war ungemein ſchön und hell — ich reſolvirte mich daher, von dieſen Anhöhen aus von 9 Uhr Abends an aus 3 Feuer-Mörſern und 2 Haubitzen die Friedrichsſtadt zu beſchießen, die Kugeln mit Pech- und Schwefel-Kränzen verſehen. Ich hatte ſchon wiederum an 100 Stück Kugeln hineinwerfen laſſen, ohne daß ſie etwas effectuiret hätten, indem die meiſten zerplatzten, ehe ſie die Stadt erreichten; endlich entſtand dicht an dem Halliſchen Thore ein großes Feuer, welches, wie ich nachher erfahren, 2 daſelbſt ſtehende Scheunen geweſen. Ich dachte, nunmehr würde es Zeit ſein, einen Sturm zu wagen, weil die Stadt durch das Feuer in die größte Conſternation gerathen müßte. Ich commandirte zu dem Ende 2 Regimenter Grenadiere, wagte den Sturm zuerſt vor dem Cottbuſſer

Thore, welches der Feind mit 300 Mann beſetzt hielt; meine Truppen kamen unvermerkt unter die feindlichen Kanonen, und weil der Soldat hierdurch ſehr muthig wurde, ſo fingen wir an zu ſtürmen. Die Garniſon wehrte ſich aber ſo tapfer, daß Ew. Majeſtät Truppen zurückweichen mußten; ich wagte noch einen Sturm, allein der Feind machte ſo ein entſetzliches Feuern aus dem kleinen Gewehr, daß es mir unmöglich war, dieſe Batterie zu erobern — ich ſah mich genöthigt, nach einem Verluſt von 150 Mann zu retiriren. Inzwiſchen commandirte ich wiederum noch ein Regiment Grenadiere, das Halliſche und Leipziger Thor zugleich zu ſtürmen; wir kamen ebenfalls vor beide Thore, ohne daß uns der Feind bemerkt hätte, wir ſetzten durch den Graben am Halliſchen Thore, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Dieſe Batterie war von 250 Mann beſetzt, welche eine Wagenburg um ſich geſchlagen hatten, die Beſatzung wehrte ſich ſo brav, daß wir nach einem 3 Mal verſuchten Sturm repouſſirt wurden. Vor dem Leipziger Thore ging es nicht beſſer und ich mußte mich wiederum auf die Anhöhen retiriren; während dieſer Retirade feuerte der Feind kreuzweis von dem Cottbuſſer und Halliſchen Thore mit Kanonen unter uns, die uns vielen Schaden verurſachten. Dieſe Nacht kam uns ſo theuer zu ſtehen, daß wir mehr denn 700 Todte und noch mehr Verwundete zählten, und ich ſelbſt hatte mein Pferd bei dem Stürmen unter dem Leibe verloren. Ohngeachtet des Stürmens ließ ich doch die Stadt heftig beſchießen, ich ließ alles Pulver zuſammenbringen, um die Stadt in einer beſtändigen Furcht zu erhalten. Als ich nun an die 1500 Kugeln in die Stadt geworfen und nunmehr faſt Alles verſchoſſen war, ohne meinen Zweck zu erreichen, ſo hörte ich des Nachts um 1 Uhr auf, die Stadt zu befeuern. In der Stadt war die Feuersbrunſt während 3 Stunden gelöſcht, und es war Nichts mehr, außer denen in Brand gerathenen Scheuern abgebrannt. Ich machte nach geendigtem Bombardement rings um mein Lager Wolfsgruben, um zu verhüten, daß mich der Feind in dieſer Nacht überfallen möchte. Gewiß, hätte der Feind gewußt, in was für ſchlechten Umſtänden ich mich befand, ſo würde es ihm ein Leichtes geweſen ſeyn, mein ganzes Corps aufzuheben, indem ich keine 20 Schuß mehr hatte. Ich ſuchte aber auf alle möglichſte Weiſe es zu verbergen und der Deſerteurs vorzubeugen. Inmitten ging die Nacht ruhig vorbei; hingegen erſchienen früh Morgens um 7 Uhr vor dem Halliſchen Thor etliche 100 Huſaren, vermuthlich mich zu recognoſciren, als ich aber etliche Mal mit Kanonen unter ſie feuern ließ, ſo zogen ſie ſich zurück. Gegen Mittag kam ein Courier mit der Nachricht, daß der General Czernicheff mit 20,000 Mann im Anmarſch ſey. Ich entſchloß mich daher, nicht von der Stadt zu weichen, es koſte was es wolle; die Garniſon verhielt ſich in der Stadt ganz ruhig; ich vermochte auch nicht gegen dieſelbe Etwas zu unternehmen, und es kam nicht einmal zum Scharmutziren. Nachmittags um 3 Uhr berichtete ein, im Thiergarten an der Spree ſtehendes Piquet, daß ein ſtarkes Corps Preußen eben jetzt in die Stadt einrückte. Ich konnte dies anfänglich kaum glauben, weil ich wußte, daß das nächſte Corps 17 Meilen von der Stadt ſtand; deßfalls recognoſcirten einige Officiere auf den Anhöhen durch Perſpective, und berichteten, wie man in der Stadt Gewehre blitzen ſähe; ich ritt ſelbſt hinzu und befand es in der That alſo. Nun hielt ich nicht für rathſam länger vor der Stadt zu bleiben, indem ich vermuthen mußte, daß mich der Feind noch an dieſem Tage angreifen würde. Es erſchien auch wirklich nach 3 Uhr ein ganz Regiment vor dem Halliſchen Thore, das aber Nichts unternahm. Um 4 Uhr brach ich auf und ſuchte meinen Rück-Marſch durch ſtarke ausgeſtellte Piquets zu verdecken, welche aber insgeſammt den folgenden Tag von dem Feinde, der einen Umweg von 2 Meilen genommen, um wie er glaubte mein ganzes Corps aufzuheben, da die Piquets ſich nicht zurückziehen konnten, zu Gefangenen gemacht wurden. Des Nachts um 12 Uhr kam ich vor die kleine Stadt Coepnick, die gleichſam eine Inſul ausmachet; nachdem ich einige Kugeln in dieſelbe geſpielt hatte, ſo ergab ſich ſelbige, und ich machte darinnen 30 Gemeine und 2 Officiers zu Gefangenen, erbeutete hierbei auch 2 Kanonen. Sonntags Vormittags um 11 Uhr erſchien ein Corps Preußen vor der Stadt, da ſolches aber von uns die Stadt beſetzt ſah, ſo zog ſich ſolches zurück, um dieſe in Berlin unerwartete Zeitung daſelbſt zu überbringen, allwo man nach Ausſage der an dieſem Tage angekommenen Deſerteurs ungemein über unſern Abzug gefrohlockt hat. Nachmittags um 2 Uhr langten die Vor-Truppen vom Corps des General Czernicheff an, und gegen Abend traf das ganze Corps ein. Man beſchloß die Stadt Berlin von 2 Seiten anzugreifen, ich ſollte ſie auf der ſächſiſchen Seite, und der General Czernicheff wollte ſie auf der Frankfurtiſchen Seite attaquiren. Des folgenden Tages, als den Montag, ſchickte ich die leichten Truppen zum Recognoſciren aus, welche berichteten, daß der Feind alle Anhöhen vor Berlin beſetzt hielt. Nachmittags marſchirte ich mit 12,000 Mann gegen die Stadt, und führte 40 Kanonen mit; dieſe Zeit und die Nacht über blieb Alles ruhig. Den Dienſtag, Morgens um 9 Uhr, griff ich den Feind an, welcher [illegible] Mann ſtark war; ich überfiel ihn ſo unvermuthet, daß ich denſelben außer aller Poſitur fand; die Feinde machten ein entſetzliches Kanonenfeuer auf uns, und ſuchten uns dadurch zurückzuhalten, wir rückten aber etwas an ihn, und eben da wir unter ihren Kanonen ſtanden, ſtand das ganze Corps ſchon in Schlachtordnung; es kam zu einer lebhaften Action. Der linke feindliche Flügel wurde zum Weichen gebracht und bis an die Stadt getrieben. In dieſem Augenblick kam aus Sachſen der General Hülſen mit 10,000 Mann an, und hatte 60 Kanonen bei ſich; er eilte dem feindlichen linken Flügel zu Hülfe und repouſſirte meine leichte Kavallerie dergeſtalt, daß dieſelbe in meine eigene Infanterie zurückſtürzte, dieſelbe in Unordnung brachte, ſo daß es mir unmöglich fiel, dieſelbe wieder in Schlachtordnung zu ſtellen. Die feindliche Kavallerie war bereits 2 Mal zurückgetrieben worden, und es glückte ihr nur bei dem 3ten Angriff, da ſie ſich mit der Hülſenſchen vereinigte, meine Kavallerie zurückzutreiben. Ich verlor 6 Kanonen, 500 Mann wurden von meinen Leuten gefangen, und hatte 1000 todte Gemeine und 10 todte Officiers, 1200 Gemeine und 20 Officiers aber bleſſirt; ich mußte 6 Meilen zurückziehen, und wie 2 von dem Feinde angekommene Deſerteurs ausſagten, hatte derſelbe nur 400 Mann eingebüßt, welches auch wohl zu glauben iſt, denn die Anhöhen, die wir angriffen, waren ungemein hoch, weshalb der Feind beſſer auf uns, als wir auf ihn zu feuern vermochte. Es fiel mir daher unmöglich den Platz zu gewinnen. Auf meiner Retirade, die ich nach Teltow zunahm, traf ich daſelbſt den Oeſterreichiſchen General Graf Lasci mit einem Corps von 15000 an; dieſer führte 10 Haubitzen, 20 Feuer-Möſer und 50,000 Stück Bomben mit ſich, um die Stadt Berlin, falls ſie ſich nicht in Güte ergeben würde, in Brand zu ſtecken. Da nun der General Lasci auf der ſächſiſchen Seite dem Feinde genugſam gewachſen und ich alſo hier nichts mehr nütze war, ſo zog ich mich mit meinem Corps wieder durch Coepnick und conjungirte mich mit dem General Czernicheff. Den 7., Dienſtags, forderte der Fürſt von Lichtenſtein die Stadt ſelbſt auf. Er wurde zum Prinzen von Würtemberg gebracht und beſprach ſich 2 Stunden mit ihm, er erhielt aber eine ſolche abſchlägige Antwort, als wir erhalten hatten. Es wurde deſſfalls gemeinſchaftlich beſchloſſen, dem Feinde den 8., als den folgenden Tag, ein Haupttreffen zu liefern. Den Muth der Soldaten zu vergrößern wurde ihnen eine dreiſtündige Plünderung verſprochen, wenn ſie ſich tapfer halten würden, denn der Feind war ungemein deſperat, und wie die Deſerteurs ausſagten, deren nur 5 Mann die ganze Belagerung über zu uns übergegangen ſind, ſo wünſchte der feindliche Soldat nichts mehr, als mit uns zu ſchlagen. Der Feind war 20,000 Mann ſtark, hatte 120 ſchwere Kanonen bei ſich und wurde von 14 Generals commandirt. Der General Czernicheff hatte auch ſchon am Dienſtag die Wuth der Feinde genugſam erfahren, die durch meinen Verluſt noch muthiger geworden. Ein einziges Frey-Bataillon, welches ohngefähr 500 Mann ſtark war, attaquirte vor Friedrichsfelde ein Corps von 3000 Mann, trieb dieſes, alles Widerſtandes ohngeachtet, nach einem 2ſtündigen Gefecht mit Verluſt von [illegible] Mann gänzlich zurück; allein der Feind verfolgte dieſes Corps allzuweit, und ſtieß auf unſere ganze Armee; ſie wehrten ſich zwei ganze Stunden gegen die ganze Armee, da ſie aber keinen Succurs erhielten, ſo wurden ſie gänzlich aufgerieben. Der commandirte Major Tettenroth, nebſt noch 6 Officieren wurden gefangen, viele Gemeine waren geblieben und es geriethen nur 150 Mann von ihnen in unſere Gefangenſchaft. Man muß dieſen Leuten das Lob beilegen, daß ſie wie Löwen gefochten, und hätte ihnen der Feind ſecundirt, ſo wäre es wohl an dieſem Tage zur Schlacht gekommen; allein der Feind wollte ſich nicht aus ſeiner Poſitur begeben, nnd da unſere Koſacken noch an eben dem Tage gleichfalls von den Preußiſchen Huſaren zurückgetrieben wurden, ſo zog die Armee ½ Meile ſich zurück, und wir machten alle Anſtalten, folgenden Tages ein Haupt-Treffen zu wagen. Wider Vermuthen entſtand ein ſo entſetzlicher Sturmwind, als man gehört zu haben ſich kaum erinnern kann. Der Wind ſtand uns gerade entgegen, und dieſes verhinderte: daß weder wir, noch der Feind einen Angriff verſuchte. Wir glaubten nunmehro gewiß, unverrichteter Sache abziehen zu müſſen, indem der Feind im Stande war, ſich nicht nur noch 4 Tage zu halten, ſondern wir auch ſchon wußten, daß der König bereits von dem Schickſale ſeiner Reſidenz Wind bekommen hatte und im Anmarſch begriffen ſey. Wir verſammelten dieſerhalb einen Kriegsrath und berathſchlagten, ob wir uns zurückziehen oder den Feind den folgenden Tag angreifen wollten. Während dieſer Beſchäftigung berichtete man uns, daß ein Trompeter und der Magiſtrat der Stadt im Lager ſey und verlangte zu capituliren: dieſe unerwartete Begebenheit ſetzte uns in Verwunderung, wir glaubten, daß die Stadt, um nicht der Plünderung ausgeſetzt zu ſeyn, capituliren wollte, die feindliche Armee ſich zuſammenziehen und uns eine Schlacht liefern würde. Wir forderten 3 Million Contribution und 20,000 Thlr. Douceur-Gelder; der Magiſtrat ſchützte die Unmöglichkeit vor, dieſe Summe wegen der Armuth der Stadt aufzubringen und bot 1 Million und machte zugleich Miene wieder zurückzukehren, wenn wir uns nicht hierzu reſolviren würden. Der Magiſtrat verſicherte, der König von Preußen habe ſchon die Umſtände der Stadt erfahren und eile der Stadt zu Hülfe, und dieſelbe würde eher das Aeußerſte erwarten, als ein Mehreres accordiren. Wir droheten ihm zwar mit einem heftigen Bombardement, allein er antwortete uns: wie ſie dieſes nicht zur Uebergabe zwingen würde, wir ſchritten danhero zur Capitulation.

Während dem Capituliren berichtete mir ein auf Piquet ſtehender Major, daß die feindliche Armee ſtarke Bewegungen machte; wir wurden danhero in unſerer Meinung noch mehr beſtärket, allein ½ Stunde nach geſchloſſener Capitulation vermeldete gedachter Major abermals, daß die feindliche Armee die Anhöhen verlaſſen und ihre Retirade nach Spandow zu nähme; wir verfolgten dahero den Feind, und da wir keine Hinderniſſe vor uns fanden, ſo zogen wir früh Morgens um 8 Uhr in die Stadt, beſetzten das Schloß und übernahmen alle Militair- und Königl. Sachen. Wir ließen aber ein ſtarkes Corps, unter dem Commando des General-Lieutenants von Plagenbachen, die verlaſſenen Anhöhen beſetzen, weil wir vermutheten, der Feind möchte ſich in den Büſchen verſteckt halten und uns mit Hülfe der Nacht in der Stadt zu überrumpeln ſuchen, welches aber nicht geſchehen iſt. Der Magiſtrat bewilligte (auſſer 1½ Million Contribution) noch ferner 50,000 Thlr. Douceur-Gelder, für das Corps des General Czernicheff, 10,000 Thlr. für mein Corps, und 50,000 Thlr. für den öſterreichiſchen General Lasci, welcher verſprechen mußte, alle gehörige Ordnung und Mannszucht zu halten. Sie machten jedennoch verſchiedene Quaeſtiones, ſie verlangten ihr ganzes Corps in die Stadt einzuquartiren, in den ſächſiſchen Vorſtädten die Wachen zu beſetzen, und dergleichen mehr; man verwies ſie aber auf die Capitulation und verſicherte ihnen, daß, wenn der Magiſtrat ihnen die 50,000 Thlr. Douceur-Gelder nicht zugeſtehen wollte, man deshalb eben keine Weitläuftigkeiten gemacht haben würde, und man kündigte ihnen an, daß, wenn ſie ſich nicht in Güte hierzu verſtehen würden, ſo könnte es leicht mit ihnen zu Thätlichkeiten kommen. Unterdeſſen gab man ihnen die Erlaubniß, 4 Grenadier-Bataillons in die Stadt zu bringen, dieſelben auf die Neuſtadt einzuquartiren und die einzige Brandenburger Thor-Wache zu beſetzen, und auf die Friedrichsſtadt Salvegardes auszutheilen, wobei ſie jedoch verſprechen mußten, die genaueſte Mannszucht zu halten.

Dieſes letztere aber haben ſie ſehr ſchlecht erfüllet und es ſind deswegen bei mir verſchiedene Klagen eingelaufen, wogegen Ew. Majeſtät Truppen die Ehre gehabt haben, das Lob davon zu tragen, daß ſie durchgängig die rühmlichſte Mannszucht gehalten hätten, und barmherziger als die Oeſterreicher geweſen wären!

Sonnabends den 11. October, früh Morgens um 8 Uhr, fing man an das Zeughaus zu räumen. Als ich daſſelbe ausgeräumt hatte, ſo gab ich den Befehl, es nebſt dem Gießhauſe in die Luft zu ſprengen. Allein die Stadt ſchützte vor, dieſes Verfahren wäre wider die Capitulation, denn es könnte leicht dadurch die halbe Stadt ruinirt werden, und es wäre auch um ſolche Gebäude, die ſo viel Tonnen Goldes gekoſtet, ſchade; ich ſtand hierauf davon ab und ließ nur die inneren Werke ruiniren. Hierauf commandirte ich einen Officier und 25 Gemeine, die längs der Spree ſtehenden Pulver-Mühlen in die Luft zu ſprengen; dieſe Mannſchaft hatte aber das Malheur, bei der erſten in die Luft zu fliegen, daher trauete ſich Niemand weiter hinaus, die übrigen Mühlen zu ruiniren. Nach dieſem ward beſchloſſen, die 1½ Meile von Berlin entlegene Feſtung Spandow zu belagern, allein Mittags um 12 Uhr kam ein Courier mit der Nachricht, daß der König von Preußen bereits Croſſen erreicht. Wir durften daher weiter auf nichts, als auf unſern ſchleunigen Rückmarſch bedacht ſein. Der Oeſterreichiſche General Lasci brach noch an eben dem Tage Abends um 7 Uhr auf, der General Czernicheff brach den folgenden Tag Morgens um 4 Uhr auf, und ich folgte ihm Nachmittags um 4 Uhr nach; wir gelangten glücklich am 14. mit 800 Wagen Beute, 1200 Gefangenen (Gemeine) und 50 Officiers, auch 24 brauchbaren Kanonen, 7 bei der Belagerung eroberten Fahnen in der Neu-Mark an.

Uebrigens muß man den Berlinern zum Ruhme nachſagen, daß ſie ungemein herzhaft! Als ich in die Stadt rückte, ſo waren mehr Bürger als Soldaten da, die durch die Glieder der Truppen ungeſtört und ganz freimüthig ſpazirten. Der ich übrigens erſterbe

Ew. Kaiſerl. Majeſtät

General-Lieutenant Graf von Tottleben.

Haupt-Quartier zu Schwedt, den 18. October 1760.

Liſte:

Der getödteten Ruſſen:	Der Verwundeten:
2000 Gemeine, 10 Officiere.	2460 Gemeine, 20 Officiere.

Summa: 4460 Gemeine und 30 Officiere.

Dieſem Berichte brauchen wir zur Anerkennung der Mannhaftigkeit der Berliner gegen den feindlichen Ueberfall nichts anzufügen, können aber Tottlebens „Verwunderung über die unerwartete Begebenheit der Capitulation" nicht theilen, denn ſie erklärt ſich durch die Umſtände. Berlin (erſt ſpäter mit einer neuen Ringmauer an der Stelle der früheren Palliſaden umgeben) befeſtigte ſich bei Annäherung der Ruſſen in der Eile ſo gut als möglich. Die Beſatzung beſtand anfangs nur aus Invaliden und Kranken unter verwundeten Befehlshabern, und das Weitere macht uns der Marquis d'Argens anſchaulich, der von Berlin am 19. October 1760 dem König Friedrich ſchrieb: „General Tottleben ließ Berlin zur Uebergabe auffordern, da er aber irreguläre Truppen hatte, beſchloß man, ſich zu vertheidigen. Er warf Freitags den 3. October von fünf Abends bis früh um Drei Stückkugeln und Bomben in die Stadt, ließ an verſchiedenen Thoren ſtürmen, ward aber immer mit Verluſt zurückgetrieben. Ich muß, Sire, dem General Seydlitz, von ſeiner Wunde aus der Schlacht von Kunersdorf noch nicht geneſen, und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Dieſe Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf den Batterien zu, und der alte Feldmarſchall Lehwald that gleichfalls Alles, was ſein hohes Alter ihm zu thun erlaubte. Den Tag nach dem Bombardement kam der Prinz von Württemberg an und folgenden Tages wurden die Ruſſen angegriffen; man trieb ſie bis Köpenick und beabſichtigte für den nächſten Tag den abermaligen Angriff. Da man jedoch vernahm, daß die Feinde durch die Corps von Tſchernichef und Lacy verſtärkt worden, beſchloß man, ſich zurückzuziehen und die Stadt capituliren zu laſſen, die ſonſt gewiß von den Oeſterreichern angegriffen und geplündert worden wäre, indeß unſre Armee ſich mit den Ruſſen ſchlug. Die Corps des Prinzen von Württemberg und des Generals Hülſen, welcher von Koswig herankam, als Lacy ſchon in Potsdam und Charlottenburg eingerückt war, zogen während der Nacht nach Spandow, und der Kommandant v. Rochow übergab die Stadt an Tottleben: das geſchah am 8. October. — Tages darauf zog er und Lacy ein, Tottleben durch das Kottbuſer Thor. Dieſer hielt die rühmenswertheſte Manneszucht, was den Oeſterreichern nicht nachzuſagen iſt. Sie hauſten in der Friedrichs- und Neuſtadt mit ſo argem Unfug, daß Tottleben Verſtärkung an ſich ziehen und die Ordnung herſtellen mußte, was beſonders der ruſſiſche Brigadier Bachmann bewirkte. Als man ihm dafür ein Geſchenk von 10,000 Thalern anbot, verweigerte er die Annahme mit den Worten: „Glaubt die Stadt, daß durch unſere Manneszucht ihr Schickſal erträglicher iſt als es hätte ſeyn können, ſo danke ſie dies dem ausdrücklichen Befehl unſerer Kaiſerin; ich ſelbſt bin durch die Ehre, drei Tage lang Kommandant in Berlin geweſen zu ſeyn, hinlänglich belohnt.“ — Wie d'Argens dem König die preußiſchen Krieger rühmte, ſo that er es auch hinſichtlich der Bewohner Berlins. Er ſagt — beſonders noch Gotzkowsky hervorhebend — unter Anderem: „Ich ſah hier zwanzig, vielleicht hundert Bürger, die weit über jene römiſchen Bürger erhaben waren, deren Entſchloſſenheit und Patriotismus Titus Livius verewigte.“ — Das vergaß der König nicht, er bezahlte allmälig die anſehnliche Contribution, doch auf die lange Zeit nachträglichen Forderungen, Einzelne zu entſchädigen, ließ er ſich nicht ein. Als die Berliner Fuhrleute im Jahre 1765 um Vergütigung für die durch die Feinde weggenommenen Pferde baten, ſchrieb er an den Rand: „Soll man ihnen auch den Schaden von der Sündfluth her vergütigen?“ Gleichen Beſcheid gab er, als im Jahr 1773 der Berliner Weinhändler Kiehn „um Entſchädigung anſuchte, wegen ihm weggeführter 82 Fäſſer Landwein“ mit den Worten: „Warum nicht auch was Er bei der Sündfluth gelitten, wo Seine Keller auch unter Waſſer geſtanden!“ Dieſer Weinhändler Kiehn war übrigens mitſchuldig an ſeinem Verluſt. Als die erſten Koſacken bei ihm tranken und bezahlen wollten, ſagte er in ſeiner Angſt: „Schenken!“ Dies Wort breitete ſich unter den Koſacken aus, und ſie hielten es in ihren nicht ſehr umfänglichen Gedanken für eine ſo allgemein angebotene Gaſtfreundſchaft, daß ſeine Weinſtube ſtets belebt war durch die für ein ſolches Schenken ſehr empfänglichen Herkömmlinge vom Don. Trotz ſeiner Aengſtlichkeit blieb aber Kiehn gut preußiſch geſinnt, und da die Koſacken am Abend vor ihrem Abzuge begehrten: er ſolle mit ihnen ihre Kaiſerin leben laſſen — was er übrigens unbeſchadet ſeiner Vaterlandsliebe thun konnte — fand er, weil glücklicherweiſe ſeine Frau auch Eliſabeth hieß, den Ausweg, daß er dieſe herbeiholte ſie umarmte und dabei ausrief: „Eliſabeth hoch!“ — Dies Geſchichtchen erfuhr der König im Jahr 1775, er lachte, und nun kam es dahin, daß Kiehn nach langem Warten doch eine Entſchädigung erhielt.

Indem wir harte Bedrängniſſe Berlins dem Gedächtniß herbeiriefen, weil ſeitdem im Jahre 1860 ein Jahrhundert ſich füllt, vermieden wir nicht, einige lichte oder heitere Züge zu erwähnen, die Anſicht beſtätigend: daß auch dem düſtren Schickſal der Humor nicht fehlt. Wünſchen wir nun in der Zukunft keinem Lande ſo gefährliche Tage, wie wir zu ſchildern hatten, wollen wir doch beden-

ken, daß die Zeit des ewigen Friedens noch nicht gekommen iſt. Möge alſo Jeder, der irgend Macht dazu hat, ſorgen helfen, nach allen Seiten hin die Sinneseinigung der Deutſchen zu ſichern. Jedenfalls iſt es immer rathſam, man verbürgt ſich für gute und ſchlimme Zeit Mannesmuth, Geiſteskraft und Selbſtſtändigkeit. Das ſind Eigenſchaften, die in Kampf und Frieden glorreich wirken, und wir erinnern gern, gewiß mit Zuſtimmung aller Lebenserfahrenen, an folgende Inſchrift, die am 4. April 1763 nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, als die Rückkehr des Heldenkönigs Friedrich in ſeine Hauptſtadt gefeiert wurde, über einem Palmzweige an einem Hauſe erleuchtet war:

„Giebt Heldenruhm der Krieg allein?
O nein!
Im Frieden auch kann Held man ſeyn.“

Die Crinoline.

Wahrheit — nicht Dichtung.

An einem November-Abend des Jahres 1858 ſaß der Rentier Hillner mit ſeinem Sohne Ferdinand nach dem Abendeſſen noch beiſammen, in dem Zimmer herrſchte aber Stille. Der Vater blätterte in einem alten franzöſiſchen Taſchenbuch, und der Sohn ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſinnend da. Endlich unterbrach Jener das Schweigen, indem er ausrief: „Sieh' einmal, Ferdinand, dies Bild an! Das iſt eine Modedame aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts*) und da frag' ich Dich: kehrt nicht jetzt mit der Crinoline die damalige Unförmlichkeit zurück?“ — Ferdinand blickte auf, ſagte nur: „Ja, ja!“ und ſenkte dann wieder den Kopf. „Aber was iſt Dir denn?“ fragte nun der alte Herr; „Du biſt heut gar nicht zum Reden zu bringen!“ — „Lieber Vater“, antwortete mit düſterem Ernſt der Sohn, „ich ſehe ein, daß ich reden muß, höre mir fürerſt ruhig zu!“ — „Das klingt ſehr feierlich“, wurde entgegnet, „ſprich alſo ohne Zögerung!“ — „Du weißt“, begann nun Ferdinand, der Oberlehrer an einem Gymnaſium, „daß ich die innigſte Neigung hege zu Deiner Mündel Clara Borel, die freilich eher arm, als wohlhabend iſt. Geſagt hab' ich's weder ihr noch ihrer alten Muhme, denn ich wußte, dieſe Heirath ſey Deinen Wünſchen fern. Du wollteſt, daß ich mich mit Amalien verbinde, der einzigen Tochter des reichen Kaufmanns Remer, und obwohl ich bemerkt zu haben glaube, daß Clara mir geneigt iſt, ich that das Mögliche Dir nicht entgegen zu ſeyn. Es ſteht nun ſo, daß der Verlobungstag beſtimmt werden ſoll; mich aber hat ſchwere Bangigkeit befallen, denn“ — er ſtockte. „Nun, weshalb?“ fragte der Vater, und mit Beklommenheit ſprach Ferdinand weiter: „Offen geſagt, es ſcheint mir, ich bin nicht der rechte Mann für Amalien; ſie iſt der Zeitrichtung nach Prunk und Zerſtreuung, ich bin der traulichen Häuslichkeit zugethan, und wenn ſie zuweilen mit dieſem Sinn übereinſtimmt, dünkt es mich eher Verſtellung als Wahrheit. Wüßt' ich nur ein Mittel, ſie zu prüfen, oder verſtände ich, an Zeichen mir meine Zukunft mit dieſer Amalie zu deuten!“ — Der Vater ſah nachdenklich vor ſich hin, und nach einer Weile ſagte er: „Mir fällt wohl Dies und Jenes ein, es will aber doch nicht recht hieher paſſen!“ — „Vielleicht läßt es ſich verändert anwenden“, meinte der Sohn, „und jedenfalls iſt es Ableitung für meine Beſorglichkeit, gieb alſo Deinen Gedanken Worte.“ — Dem Vater war es darum zu thun, den Trübſinn des Sohnes zu verſcheuchen, er erzählte alſo — was er gern that — alte Geſchichtchen, unter Anderem: „Eine Kaiſerin ſuchte eine Gemahlin für ihren Sohn und ließ die drei hübſchen Töchter eines wenig bemittelten Herzogs zum Hofbeſuch einladen. Die Erſte ſprang aus dem Wagen über den Tritt hinweg, haſtig in das Schloß hinein, ohne ſich um ihre Sachen und die Nachfolgenden zu bekümmern; die Andere trat, ihren Shawl über dem Arm, ein Reiſetäſchchen in der Hand, leicht bedächtig heraus, wendete ſich, um der mitgekommenen betagten Erzieherin zu helfen; die Dritte war eingeſchlafen, mußte geweckt und hervorgezogen werden. Die Kaiſerin, an einem der Schloßfenſter ſtehend, hatte dies beobachtet, erwählte in ihren Gedanken ſogleich die Zweite, und fand bei näherer Bekanntſchaft ihre Wahl gerechtfertigt.“ — Der Sohn unterbrach ihn: „Das wüßt' ich nur zu gebrauchen in Bezug auf äuſſere Dinge“ — „Nun ja“, fiel der alte Herr ein, „es iſt nur ein Etwas, wie es auch nur Etwas iſt, daß einſt ein Oheim die drei Freier ſeiner unſchlüſſigen Nichte zu Gaſte ladete und ihr rieth, aufzumerken, wie Jeder ſeine Serviette behandelte. Der Eine warf ſie im Aufſtehen über den Stuhl, ſie fiel auf die Dielen; der Andere ſuchte ſie, ſitzen bleibend, peinlich genau ſo zu falten, wie ſie anfänglich gefaltet war; der Dritte legte ſie neben den Teller aus der Hand und ſtand unbefangen auf. „Den nimm Dir", ſagte der Oheim, „der hält die ſchlichte Mittelſtraße!" — „Die Serviette", ſagte der Sohn, „iſt ein Seitenſtückchen zu dem Beſen, den ein Vater nach Tiſche, als man in's Freie gehen wollte, in den Gartenſaal werfen ließ, um ſeinem entſchlußloſen Sohn die Wahl unter drei Jungfrauen zu erleichtern. Die Eine ſprang darüber hinweg, die Zweite ſtieß ihn mit dem Fuß bei Seite, die Dritte nahm ihn auf, ſtellte ihn in eine Ecke, damit er Niemand hinderlich ſey, und der Vater rieth: „Nimm Nummer Drei!" Der Wagen, die Serviette und der Beſen können mir aber nicht helfen, ich will ja wiſſen: ob Amalie für mich Liebe hegt oder nicht!" — „Du hobſt als Deinen Wunſch die trauliche Häuslichkeit hervor, auf dieſe haben unſre drei altbackene Geſchichtchen unzweifelhaft Bezug: denn aus der Art, wie man mit den Sachen umgeht, läßt ſich auch Allerlei ſchließen auf den Umgang mit Menſchen", äuſſerte der Vater, und die Antwort war: „Alles recht gut, Du gehſt aber offenbar nur meiner Frage aus dem Wege. Du haſt ſchon für mich gewählt, ich möchte mich nicht auflehnen, bin aber entſchieden der Anſicht, daß man ohne Ueberzeugung von gegenſeitiger Liebe auf die Ehe nicht eingehen darf, und ich kann um ſo weniger darauf eingehen, weil ſich mein Herz erſt von Clara losreißen müßte, was von mir nicht zu begehren iſt ohne Ausſicht auf eine glückliche Zukunft."

---

*) Auch in unſerm Volksbuch hat der Aufſatz „Moden von 1777 und 1835“ (Jahrgang für 1837) Abbildungen der verrufenen Reifrocks-Tracht.

Der Vater war ſichtlich verlegen, ergriff als willkommene Unterbrechung des Geſprächs haſtig eine Abendzeitung, die eben gebracht wurde, während Ferdinand unruhig im Zimmer hin und her ſchritt. „Halt!" rief plötzlich Vater Hillner, „vielleicht kann das nutzen, höre zu!" und er las: „London. Der alte Graf Grey hat neulich vor Männern und Frauen in einer Rede luſtiger Weiſe derb gegen die Crinoline geeifert; nur am Ende wollte er höflich ſeyn, doch wird man erkennen, daß die Höflichkeit ihm ſauer wurde und nur bitter wirken konnte, indem er äuſſerte: Tröſten will ich mich mit dem Glauben, daß der Kern bei den Weibern beſſer iſt als die neumodiſche häßliche Tracht. Ich bin ein Freund des ſchönen Bauſtils, eine Biertonne iſt aber als menſchliche Wohnung gewiß nicht ſchön; in Ehren halt' auch ich einen guten feſten Grundbau, aber Plattfüße, wie ſie durch die Wucht der bräuchlich gewordenen Stahlgitter erzeugt werden müſſen, ſind nicht meine Liebhaberei. Die anweſenden Frauen bitt' ich um Verzeihung, wenn ich ſie mit einem Kriege gegen die Crinoline überrumpelt habe, und verſichere ihnen, daß ſie trotz Reifrock meine Achtung nicht verlieren, aber ſehr in meiner Achtung ſteigen werden, wenn ſie die anrüchige Pariſer Luftballons-Tracht dort laſſen, wo man in beliebter Aufgeblaſenheit die Wiedergeburt der Reifröcke für zweckmäßig hielt.“

Ferdinand hatte zugehört, ſtand aber ſtill da, erwartend, was der Vater bei dieſer Mittheilung eigentlich bezwecke. „Ahnſt Du nicht, welcher Gedanke mir gekommen iſt? Die Liebe zeigt ſich in der Nachgiebigkeit; wir Beide ſind der Crinoline ſo abhold wie Lord Grey, bitte Amalien, dieſes Ungeheuer von Kleid abzulegen, und erfahre dann: ob ihre eitle Gefügigkeit für lächerliche Mode oder die Neigung zu Dir herrſchender iſt. Man darf den Wunſch, ſeine Braut nicht in einem gradhin entſtellenden Anzug zu ſehen, als gute Meinung betrachten; uns erſcheint die Erfüllung auch keineswegea als Opfer, ſondern als Vernunft; bei der Macht der Mode mag indeſſen doch Selbſtüberwindung nöthig ſeyn, um Deinem Wunſche zu genügen, und jedenfalls wird ſich bei dieſer Gelegenheit ein Blick in das Weſen Amaliens thun laſſen.“ So ſprach der Vater und der Sohn erwiederte nach kurzer Ueberlegung: „Zeigt ſie ſich willfährig, ſo iſt das freilich nur ein geringfügiger Beweis für mich, der Widerſtand aber würde ſchwerer wiegen: ich verſuch’ es mit der kleinen Prüfung!“

An einem der nächſten Tage war bei Remers die Rede von dem Geburtsfeſt des Vaters Hillner, das in etwa vier Wochen wiederkehrte, am 25. December, ſo daß es mit Weihnacht zugleich gefeiert wurde. Amalie rief aus: „Dazu laſſ’ ich mir ein neues prächtiges Kleid machen!“ Dies benutzte Ferdinand, indem er antwortete: „Sie würden dem Vater und mir eine wahrhafte Freude bereiten, wenn dies Kleid ſich von der Crinoline getrennt hätte, die ihm wie mir ſehr zuwider iſt.“ Amalie wurde glühend roth, und die Mutter ergriff das Wort, indem ſie heftig auffuhr: „Wie können Sie Dergleichen verlangen, das iſt Sache der Frauen und der Mode!“ — „Entſchuldigen Sie“, entgegnete Ferdinand, „verlangt hab’ ich es nicht, ich ſprach es als Bitte, als Wunſch aus.“ — „Einen ſolchen Wunſch, der uns in der Wahl unſrer Kleidung beſchränkt, ſollten Sie aber gar nicht hegen!“ bemerkte Amalie in empfindlichem Ton. „Warum nicht?“ wurde ſie gefragt; „es iſt ja hier nur von der Form die Rede; Sie werden mir erlauben, die Form der Crinoline verunſtaltend zu nennen, alſo iſt mein Wunſch zum Vortheil der Frauen.“ — „Mode iſt Mode; wenn Einem Dies oder Jenes nicht gefällt, braucht er nicht hinzuſehen!“ fiel die Mutter ein. Amalie nickte beifällig mit dem Köpfchen, und ſchwatzte Allerlei darüber, daß die Männer ſtets ihre Gewalt auch dorthin ausdehnen wollten, wo nur Frauen zu gebieten und zu richten hätten. Ferdinand, obwohl aufgeregt, behielt ruhige Faſſung und ſagte, allmälig mit immer erwärmter Steigerung: „Man vergleicht Mädchen und Frauen gar oft mit Blumen, die Mode macht aber dieſen Vergleich ſehr hinkend. Die Blume erſcheint ſtets in demſelben Kleide mit derſelben Form; das ſchöne Geſchlecht wechſelt aber darin unabläſſig, und noch dazu nicht nach eigenem Ermeſſen, ſondern in Unterthänigkeit für den habſüchtigen Pariſer Geſchmack. Daß ſolche Unterthänigkeit aber ſo weit geht, um die ſchöne Geſtalt zu mißhandeln, während die Frauen hauptſächlich durch das Naturgeſetz herrſchen, wonach das Starke dem Schönen huldigt — darf man dies nicht unrecht finden? Dieſe Erneuerung der Reifröcke iſt aber wirklich unausſtehlich, iſt es um ſo mehr, als ſie von jeher in üblem Rufe waren.“ — „Wie ſo denn?“ fragte Amalie ſchnippiſch, und Ferdinand ſprach weiter: „Ich leugne nicht, der Gegenſtand unſres Geſprächs hat für mich ſolche Wichtigkeit, daß ich mich ein wenig darauf vorbereitete. Der Reifrock hieß in Frankreich: „Garde infante“, und in Zinken's „Handlungs-Lexicon“ vom Jahr 1776 iſt darüber zu leſen: „Garde infante“ nennt man die mit Fiſchbein ausgeſpannten Reiffenröcke, die ſo weit um die Frauen herſtarren, als ſie mit beiden Händen greifen können. Sie haben den Namen von Verwahrung oder Verſteckung eines Kindes.“ — Mutter und Tochter ſprangen entrüſtet auf, Ferdinand ließ ſich aber davon nicht ſtören, ſondern wiederholte bittend ſeinen Wunſch, wonach Amalie mit tiefer Verbeugung den Beſcheid gab: „Wir danken ſchuldigermaßen für die Vorleſung und werden Dero Antrag berathen.“

Aber auch der Vater Hillner betheiligte ſich andrerſeits bei dieſer Prüfung. Er ſchenkte ſeiner Mündel Clara Borel die Stoffe zu einer vollſtändigen Winterkleidung und äuſſerte dabei: er wolle es ihr gar nicht verargen, wenn ſie ſich nun auch mit einer gehörigen Crinoline ausſtatte, im Gegentheil, er würde es eben bei ihr zuläſſig finden, damit man nicht ſage, er verwehre ſeinem Mündel die Modetracht. Clara war faſt beſtürzt von dieſem Antrage, und geſtand endlich offen: die Crinoline ſey ihr eine abſcheuliche Tracht; daſſelbe beſtätigte die alte Muhme, bei der ſie wohnte, und Clara fügte beſcheiden, doch feſten Tones hinzu: „Lieber Herr Hillner, ich meine, man muß weder der Mode trotzen, noch ſich ihr unbedingt unterwerſen: man hat zu ſorgen, nach keiner Seite hin auffällig zu werden, und ich, dankbar für Ihr gütiges Geſchenk, hoffe mit deſſen Benutzung Sie und mich zu befriedigen.“

Am Geburts- und Feiertage kam in der geſpreizteſten Crinoline Amalie zum Glückwünſchen; ſie wurde vom Vater und Sohn ohne alle Anmerkung ſehr artig doch kühl empfangen, aber nicht zum Abendbeſuch eingeladen, obwohl man ſie und ihre Familie im Jahr zuvor mit höchſter Freundlichkeit eingeladen hatte. Sie verweilte länger als damals und ging endlich etwas verſtört von dannen. Schweigend ſahen Vater und Sohn am Fenſter ihr eine Weile nach, bis Jener ſagte: „Hat ſich alſo nicht überwinden können, das eitle Modekind!“ — und jetzt ſah man Clara mit der alten Muhme aus der Kirche über den Platz ſchreiten. Sie trug den neuen Anzug, er war jedoch im Zuſchnitt mit ihrem Geſchmack und der Mode ausgeglichen. Man ging ihr entgegen, der Vater diesmal faſt raſcher wie der Sohn; Jener nahm ſie bei der Hand und führte ſie nach ſeinem Arbeitszimmer zu einem geheimen Geſpräch. Worin dies beſtand, ließ ſich wahrnehmen, als Clara bei der Rückkehr, dem Vater voran, auf Ferdinand zueilte, und ihm beide Hände bot mit Freudenthränen im Auge. Am Abend waren nur die vier Perſonen beiſammen, und was da ſich ereignete, das wurde kund, als man drei Tage ſpäter in den Zeitungen las:

„Clara Borel.
Ferdinand Hillner.
Verlobte.“

In welcher Weiſe dieſer durch die Crinoline vermittelter und durch die Ehe glücklich bewährter Erfolg ſich fügte, das erzählt der alte Hillner nur vertrauten Freunden. Dabei dankt er jedesmal dem Lord Grey, obwohl er übrigens aus guten Gründen mit den jetzigen Engländern nicht ſonderlich einverſtanden iſt.

A. Naumann.

Frühlings- und Jugendtreiben.

Dem Kilian Lipf war weh um's Herz, und das kann ein Hofnarr, was er bei Heinrich dem Bärtigen, Herzog von Schleſien, ſeyn ſollte, nicht gebrauchen. Er hatte die Mauern Breslaus hinter ſich gelaſſen, ſaß eben auf einem Hügel vor der Stadt, ſchaute ſich um und gewahrte überall die Ankunft des Frühlings. Wie Heroldsruf

klangen ihm aus dem Gebüſch und der Luft die Geſänge der Vöglein, wie des Herolds Trompetenſchall der Ruf des Kranichs vom nahen Weiher. Störche ſah er von fernen Landen zurückkehren, hörte, wie der Froſch das Erwachen aus der Starrheit in ſeiner Weiſe anjubelte, und beneidete das wohlige Springen der Lämmer auf friſchergrünter Weide, wobei der Hirt mit ſeiner Weidenpfeife ſie mehr zur Luſt antrieb — und dem Kilian Lipf ward weher um's Herz.

Frühzeitig, kaum vierzehn Jahr alt, war er elternlos, und als Roßbube an den Hof gekommen. Sein Mutterwitz von Gottes Gnaden hatte ihm die Zuneigung eines ihn ohne Eigennutz unterrichtenden Kloſtergelehrten, dann auch die Gnade des Herzogs zugezogen, der ihn endlich zum Hofnarren ernannte, und ihn noch werther hielt, nachdem ſich Kilian bei den Kriegsfahrten des Herzogs auch als wackerer Kämpfer erwies. — „Du biſt im Joch“, ſagte er jetzt zu ſich ſelbſt; „biſt heut vierundzwanzig Jahr alt geworden, und weißt von der Welt beinahe weiter nichts, als was Du nicht wiſſen möchteſt; empfunden haſt Du Mancherlei, um es Dir einzuprägen, daß Dir die Schranzenweisheit nicht behagt.“ Raſch erhob er ſich dann, und rief: „Ich will nicht länger Storch, Kranich, Schwalbe und Lerche beneiden, ich will auch einmal in die Freiheit fliegen!“

Entſchloſſen trabte er heim und trat vor den Herzog hin mit den Worten: „Blickt um Euch, ruhmreicher Herr Gevatter! Der Winter hat ſeinen Eismantel abwerfen müſſen, und die Erde empfängt ein Blumengewand. Vielleicht begreift auch Ihr, daß der freigebige Frühling ein wunderhafter Geſell iſt, der allerwegens einladet, ihm im Fortſchreiten das Geleit zu geben. Da ich Euch nicht entlaufen möchte, ſo bewilligt mir Urlaub, etwa bis die Blüthen fallen, denn ſie ſind wohl das Reichſeligſte, und armſelig dagegen mag oft die Frucht ſeyn. Befehlt Eurer Gnade, daß ſie mich für jetzt entlaſſe aus der Hof- in die Hoffnungsluft!“

„Das könnte geſchehen“, ſprach der Herzog; „ich fürchte aber, Dein Gefühlshunger verſchlingt wohl gar Deine Luſt zu Schwank und Spaßreißen, wonach dann hier noch mehr die Kopfhängerei ſich inwohnte. Die ſollſt Du Dir nicht einholen, denn Du würdeſt mir zum unnützen Knecht.“

„Seyd deshalb auſſer Arg“, entgegnete Kilian; „ich will draußen lernen, geſchickter dem Ernſt die Poſſe, dem Necken das Erwecken zu einen, und mit dem Schwank mir den beſſren Dank zu erwerben. Laßt mich ziehen, Gnädigſter!“

„Thut's nicht!" ſagte der Sterngucker und Zeichendeuter Luto, „was ſoll der Narr in der Fremde?" — und Kilian fiel ein: „Ihr verbürgt's, daß ich den Narren hier laſſe, und ich find' es weiſe, mich an der Natur zu ergötzen, ſtatt an ihren Geheimniſſen durch Grübelei das Hirn auszutrocknen. Sucht Ihr vergebens am Himmel die Erde, ich erfreue mich ihrer bei Sonnen- und Mondesglanz, an Waldesrauſch und Blumenduft, an dem Geſang und Zwitſchern der Vögel, dem Geſumm der Käfer, dem Plätſchern der Fiſche — vor Allem noch an der Menſchen Thun und Treiben — o ſchickt mich in's Wandern, gnädigſter Herzog!" — Nochmals wollte Luto reden, doch Herzog Heinrich ſprach: „Meidet den Zwiſt, in der Sache ſcheint mir der Narr der Klügſte: er mag ziehen und mit ſeinen Füßen den Kopf mehr füllen, vielleicht ſetzt er dann die Köpfe meiner Weiſen mehr zurecht!"

Kilian bedankte ſich nach beſtem Brauch, und ſtand an einem Maitage des Jahres 1238 bei Sonnenaufgang draußen am Thor Breslau's, ein Ränzelchen tragend, und ſtattlich angethan in der Tracht deutſcher Studenten, wenn ſie von Bologna zurückkehrten, wozu denn auch der Degen gehörte. Indem er nun vorwärts ſchritt, ſagte er heiter: „Kiliänchen, gieb Dir ſelbſt eine Hauptregel, Vater und Mutter können's nur vom Kirchhof aus, der aber das Ziel aller Reiſe iſt. Nun, lieber Herrgott, Du kannſt mir's glauben: ich will mich in klügelnder Weisheit nicht übernehmen, das macht zum Narren nicht bloß dem Namen nach; zu vernünftig will ich aber gar nicht ſeyn, denn die Vernunft iſt ein gefährliches Schutzmittel, eigentlich grade das Gegentheil im Erdenlauf, wo gewöhnlich das Schädliche nur durch eine andere Schädlichkeit vertrieben wird. Vergieb's mir, lieber Herrgott, wenn ich dumm bin; aber ich meine, die Regel: gieb Dir keine Regel! iſt für mich die beſte — alſo Thorheit und Vernunft, haltet gute Zuſammenkunft!"

Eben kam er über die erſte Brücke und ſah fünf verſchiedene Wege vor ſich. „Halloh, nun hilf Dir!" rief er aus, drehte ſich mit geſchloſſenen Augen neun Mal im Kreiſe, und folgte ſogleich der Richtung, zu der jetzt ſein Geſicht hinwieß. Rüſtig ging es dann vorwärts, in heiterer Umſchau auf Weg und Steg, und in den Geſang der Vögel fiel er bald ein mit dem Liedchen:

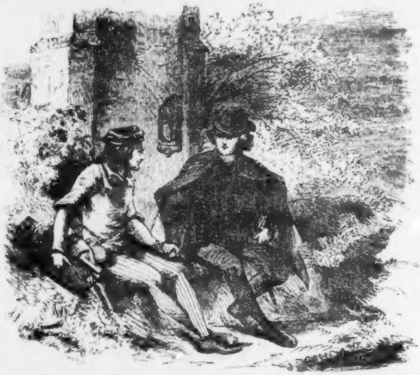
„Ich hab' mich meiner ſelbſt erbarmt,
Jetzt ſoll kein Joch mich drücken;
Der Frühling hält mich lieb umarmt,
Durchſtrömt mich mit Entzücken!

Vom Himmel her zu Wald und Flur
Iſt Fülle von Geſchenken,
Mit reicher Gabe wird Natur
Gewiß auch mich bedenken.

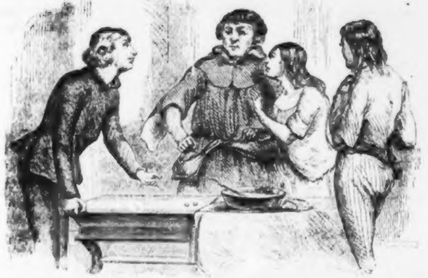
Sie ſendet Blüthe, Sonn' und Stern
Der Seele zu Gedanken;
Geſund in meinem Herzenskern
Laß Hofluſt ich den Kranken.

Bin auf der Landſtraß' ich allein,
Dann iſt die Welt mein eigen,
Und wird die ganze Schöpfung mein,
Kann Wanderluſt nicht ſchweigen!"

Singend und ſpringend lief er ein paar Meilen, da geſchah's, daß ein junger Geſell mit leichtem Ränzel ihm entgegenkam, und Kilian bemerkte, wie er ſich mehrmals die Thränen aus den Augen wiſchte. „Hoho!" rief er, „Weinen bei Jugend und Frühlingsglück? — das iſt wider Ordnung und Recht. Habt einmal das Herz auf der Zunge, vielleicht iſt Euch Hülfe begegnet. Seht dort ein Marienbild, einen



welchen Sitz daneben, da laßt uns plaudern, zuhören wird die Mutter des Heilands, und ſie ſchickt ihn wohl, wenn Euer Kummer der Thränen werth iſt!“ Der junge Geſell, ſeines Handwerks ein Schreiner, war willig, und Kilian erfuhr, daß ihn Liebespein aus dem nahen Städtchen trieb. In die Tochter eines reichen Bäckers verliebt und ihrer Gunſt gewiß, hatte der Vater den armen Bewerber abgewieſen. „Hm“, ſagte Kilian, „wenn der ſtörrige Bäcker ein verſprechend Wort giebt, meint Ihr, daß er's halte?“ — „O, er iſt ſonſt ein Ehrenmann, hier aber waltet ſein Glaube: Geld wolle wieder zu Geld.“ — „Na, ſo kehrt hoffend um in meinem Geleit“, ſprach nun Kilian; „ich will Euch Vetter ſeyn, bin's auch ſonder Zweifel, und in welcher Art ſeit Adam, das braucht nur Gott zu wiſſen.“ Selbander zogen ſie nach dem Städtchen, und traten in die Herberge, wo dem Schreiner der nöthige Rath ertheilt wurde. Tags danach ſtand Vetter Kilian als Brautwerber vor dem Bäcker, der aber blieb ſtörrig, nnd entgegnete dem ihm zu langen Gerede: „Schnickſchnack! Zu ſolcher Heirath fehlt Grund und Boden; Euer Vetter hat ja keine Stätte feſten Sitzes, hat nichts zu beißen und zu brechen, iſt auch nicht Herr eines Pfennigs!“ — „Ha, urtheilt nicht zu vorſchnell! Mein Vetter ſitzt mindeſtens ſo wa[illegible] Ihr, was einzubrocken hat er ebenfalls, wie es ihm de[illegible]icht fehlt an Pfennigen!“ Dies verſicherte Kilian. Darüb[illegible]der Bäcker ſtutzig, und nach weiterem gütlichen Zuſpruch er[illegible] „So Ihr mir Euer Behaupten erweißt, dann habt Ihr mein [illegible]rechen!“ — „Ei“, ſiel Kilian ein, „verſprechen iſt ehrlich, halten beſchwerlich! Gebt Ihr zu dem Verſprechen Eure heilige Zuſage, wenn ich Euch meiner Worte Wahrheit vor Augen lege?“ — und der Bäcker verpflichtete ſich mit Schwur und Handſchlag. — „So kommt denn bald nach der Herberge, dort werd' ich Euch die Zweifel verſcheuchen.“ — Während der Bäcker zum Ausgange ſich umkleidete, eilte Kilian zum Schreiner, Jenen erwartend. Als der Bäcker eintrat, prallte er zurück, denn ihm quoll große Hitze entgegen. Im Ofen loderte das Feuer, am Tiſch ſaß der Schreiner, brockte Brod in Milch, und neben der Schüſſel lagen zwei blanke Pfennige. Kilian ergriff des Bäckers Arm und ſagte: „Ihr werdet nicht leugnen, daß der Schreiner jetzt wärmer ſitzt als Ihr daheim, daß er was einzubrocken hat, ſeht Ihr, eben ſo die verheiſſenen Pfennige.“ Der Bäcker wollte von Täuſchung ſprechen, doch Kilian erwiederte: „Meine Worte ſind genau gelöſt, Ihr ſeyd ein Ehrenmann, Ihr werdet auch Eure heilige Zuſage löſen, und Ihr dürft gewärtig ſeyn, daß meines Vetters Fleiß mit Eurer Unterſtützung



zum Meiſter Alles ſchafft, was Ihr begehren könnt.“ Jetzt trat auch die Tochter ein, umhalſte mit Thränen den Alten, bis dieſer endlich ausrief: „Es iſt ein kluges Schel[illegible] doch kein unehrliches, und Schwur und Handſchlag mög[illegible] So erfolgte am nächſten Tage das Verlöbniß mit Verr[illegible] vergnügt wanderte Kilian wieder in den Frühling [illegible]

Diesmal führte ſein Gang durch Waldeinſamkeit: mit langen Athemzügen ſog er die Düfte ein von friſchem Laube und den aus Gräſern und Mooſen unter glitzernden Thautropfen hervoräugelnden Blumen, konnte ſich auch nicht erwehren, ein Sträußlein davon auf ſein Baret zu ſtecken. Ringsum lag die Natur ſchweigend im Wachſen und Blühen, auch in ihm war ſelige Stille. Eingewiegt von Gedanken und Gefühlen, reicher als Worte, vernahm er nicht den Vogelgeſang aus den Wipfeln, nicht die Lachtaube noch das Hacken des Spechts während der erſten Wanderſtunden. Da weckte ihn eine Menſchenſtimme aus der Sinnigkeit; bei leiſem Tritte ſchaute er ſich um nach dem Ort, woher ſie kam, und verſteckt von Gebüſch erblickte er bei einem Köhlerhäuschen einen Mann knieend vor einem Mädchen, das abgewandt auf einer Raſenbank ſaß. Dem Knieenden aber konnte er in's Antlitz ſchauen: es war ein ihm bekannter Hofjunker gar üblen Rufs, und er lauſchte nun ſeiner Rede. „Habe Erbarmen, o Du mein Doppelherz, denn auſſer Deinem Herzen beſitzeſt Du auch das meine! und es iſt mir nichts mehr werth, theilen wir nicht gegenſeitig!“ ſo ſchrie, die Arme hoch aufgeſtreckt, der trügeriſche Fant. „Menſch mit dem halben oder gar keinem Herzen, packe Dich!“ rief jetzt Kilian, das Gebüſch durchbrechend, und zu der erſchrockenen Maid, die ihr Geſicht mit den Händen bedeckte, ſagte er: „Glaubt ihm nichts, er hat am Hofe vielen Weibern daſſelbe geſagt, und ſie haben ihn ſämmtlich verhöhnt!“ Der Hofjunker zog ſein Schwert. Kilian aber war ſchon bereit, ſchlug es ihm aus der Hand, und ſagte, als der Fant wieder nach ſeinem Schwert griff, lachend: „Wenn Ihr noch etwas von mir wollt, ſo holt mich ein; ich bin aber ſo gewiß, daß Ihr es nicht vermögt, wie ich deſſen gewiß bin, daß Euch der Teufel einholen wird!“ Alſogleich ſprang er von dannen, der Junker ihm nach; Kilian aber war bald weit voraus, und lief nun im Kreiſe, indem ihm einfiel, die Maid nochmals zu warnen. Wieder in der Nähe, rief er ihr zu: „Um Gottes und aller Heiligen willen, traut dieſem Unhold nimmer!“

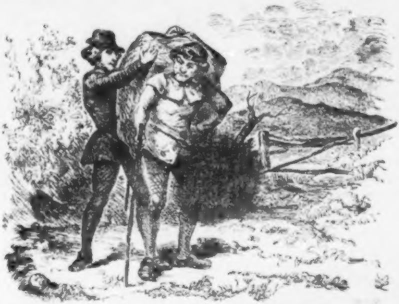
Jetzt konnt' er das Geſicht der Jungfrau ſchauen, und war plötzlich von deſſen Lieblichkeit ſo gerührt, als hätt' ihn der Blitz getroffen. Lautlos ſah er ſie an, warf ihr dann ſein Blumenſträußchen in den Schooß, rannte den ihm jetzt nachgekommenen Junker nieder und verſchwand in des W[illegible]cht. Faſt außer Athem ſank er in das Moos, es wogten [illegible]ſame Gebilde, doch war er wie gedankenlos, bis er bemer[illegible] Thränen aus den Augen ſtürzten. Raſch erhob er ſich [illegible] zu ſich ſelbſt: „Was träumſt und was willſt du? Schwank [illegible] Poſſe iſt dein Leben, in Schwank und Poſſe haſt du dich umzutreiben; nur weiter, weiter! jetzt haſt du doch das Glück, nur dein eigener Narr zu ſeyn!“

Nicht ſo leicht mehr ward ihm das Wandern, und als er am Spätabend ein Dörſchen erreichte, trat er matt und ermüdet in den Krätſcham. *) Er fand dort Kräuterſammler und Fuhrleute, unter ihnen einen Handwerksburſchen, der mit Jenen würfelte. Kilian meinte wahrzunehmen, daß falſche Würfel im Spiel waren, der lauernde Geſell ſie aber geſchickt zu wenden wußte, ſo daß er von Allen gewann. — Kilian genoß wenig, und nächſten Morgens trat er mit dem Handwerksburſchen zugleich aus dem Krätſcham; mit dieſem hielt er auch denſelben Weg, da jeder ihm der rechte ſeyn konnte. Der Handwerksburſch ward ſehr redſam und Kilian wußte ihn durch eitles Lob dahin zu leiten, daß er zugeſtand, falſche Würfel zu haben. Der Tag wurde gewaltig heiß und der Handwerksburſch trat in

---

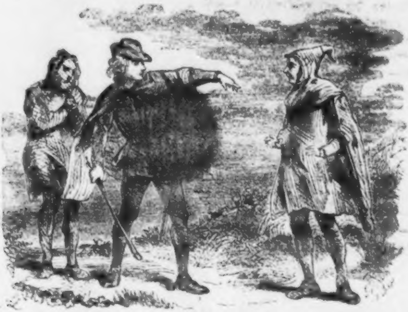
*) Dorfſchenke.

jede Schenke, was Kilian anfangs unterließ, obwohl auch er von der Hitze litt. Als nun Jener ihn deshalb neckte, ſagte er: „Des Lebens Laſt iſt mir ſchwerer als Dir; Du haſt Geld, Dich an ſtärkendem Getränk zu laben, mir fehlt's. Höre, ich mied ſtets den Borg, aber heute bitt' ich, leih' Du mir zwölf Gröſchel, ich will Dir Mantel und Ränzel zu Pfand geben; hoffend auf Zehrgeld im Kloſter Leubus, zahl' ich dann zurück." „Topp!" rief der Andere, „hier ſind zwölf Gröſchel!" und dachte bei ſich: „Hat er jetzt nichts, wird's auf die Länge nicht beſſer, den ſchönen Mantel und was im Ränzel, er kann's nimmer löſen, Alles iſt mein!" Alsbald ließ er ſich Beides noch auf ſein



Gepäck ſchnallen, und ob er bei der Gewitterſchwüle unter der Laſt keuchte, die Habgier hielt ihn aufrecht. Nun ſprach auch Kilian in den Schenken an, doch als ſie Abends Wolau erreichten, ſagte er: „Geſell, hier ſind Deine Gröſchel zurück, ich wollt' Dir nur dafür zu danken haben, daß Du mir in peinlicher Hitze Mantel und Ränzel trugeſt. Aber noch Eines fordere ich: Deine falſchen Würfel, ſo Du nicht gefährden magſt als landläuferiſcher Schelm dem Stadtvogt überliefert zu werden." — Der Handwerksburſche mußte thun, wie ihm geheißen war; Kilian ſchleuderte die Würfel in die Oder und trennte ſich lachend von dem Geprellten mit den Worten: „Nun mußt Du doch eine Weile Deinen Trug unterlaſſen, kannſt auch noch froh ſeyn, daß es Dir nicht übler erging."

Kilian blieb mehrere Tage in Wolau, den Sinn und das Trachten der Bürger zu erkunden, durchſtreifte auch die Umgegend. Da vernahm er, daß dort ein Ackerbeſitzer ſchnöden Wucher treibe in Geld und Korn, dabei Helfershelfer habe in Auras, wo überhaupt ein Häuflein Leuteplager ſich anſiedelte. Ein Bürger Wolau's war eben um Haus und Gut gebracht; Kilian, der dem Beraubten eine Gabe gereicht, rieth ihm, jenen Ackerbeſitzer nochmals flehend anzutreten, er wolle, von kurzer Strecke aus, die Folge erwarten. Es traf ſich nun, daß ſie den Ausſauger von einem Hügel vor dem Dorfe herabkommen ſahen, und der Verarmte ſchritt ihm entgegen, ſein arges Elend zu klagen, ward aber heftiglich abgewieſen, und da er nicht ſogleich wich, ſchlug der Wütherich nach ihm mit ſeinem Knotenſtock. Haſtig eilte Kilian herbei, riß ihm den Stock aus der Hand, gab ihm



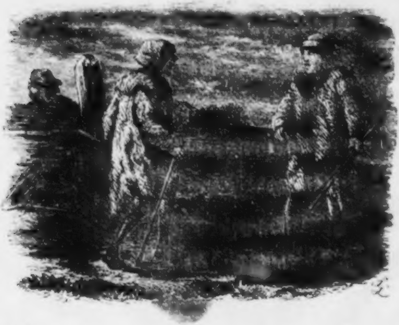
den einen Schlag dreifältig zurück, und ſagte: „Selbſt wollt' ich ſchauen und prüfen, werde nun dem Herzog Heinrich über Euer Schinden und Schaben berichten. Von mir aber habt fürerſt den Fluch, der ſich alljährlich erneuert: Des Frühlings Sonnenſtrahl ſteche Dich und in den wärmſten Stunden ſollſt Du frieren aus Deinem verſteinten Herzen. Die Lerche in der Luft ſoll Deinem Ohr nur deshalb jubeln, weil ſie Dir ſo fern iſt, die Nachtigall ſoll Dir verborgen klagen über den Jammer, den Du ausbreiteſt; jede Blume und Blüthe werde Dir zur Neſſel, jede Frucht widre Dich an; im Spiegel der Gewäſſer ſollſt Du auf Deiner Stirn das Satanszeichen ſehen und aus jedem Rauſchen der Wipfel den Spruch Deiner ewigen Verdammniß hören!" Furcht und Entſetzen ergriffen den Wucherer, ſo daß er todesbleich wie angewurzelt ſtand. Als nun Kilian den Verarmten mit ſich fortzog, lief Jener ihnen nach bis gen Wolau, und ſetzte den Gemißhandelten wieder ein in ſein Eigenthum, jegliche Forderung ihm erlaſſend.

Obwohl das liebliche Köhlerkind ihm nicht aus dem Herzen wollte, wanderte doch in den folgenden Tagen Kilian wieder friſcher und fröhlicher, und weil er einmal an das reiche Kloſter Leubus gedacht, wandte er ſich dorthin. Er kam eben zum Kirmeßfeſt; im Kloſter-Krätſcham ging es luſtig her, und bei Denen, die mit den Mägden tanzten, befand ſich auch der Handwerksburſche. Kilian war ermüdet und zog ſich mit dem Abend-Imbiß in das Erkergemach zurück, wo er bald einſchlummerte. Als er erwachte, war es unten ſtill geworden, er vernahm aber das Geſpräch des Handwerksburſchen mit einem Andern, wonach ſie ſich Morgen im ſchlechten Kleid und am Körper verunſtaltet als Bettler nach dem reichen Kloſter begeben wollten. Kilian machte ſich früher auf, und [illegible] im Kloſter, allwo er den Guardian und Pförtner unterrich[illegible] der Begebniſſe harrte. Zuerſt erſchien der Handwerksb[illegible]lopfte an die Kloſterpforte. Als geöffnet war, wehkla[illegible] hinkend und den Arm verrenkend: „In ſeines Unglücks [illegible] fleht ein hart geſchlag'ner Mann um eine Gabe; ich fiel vom Baugerüſt und brach Arm und Bein." Der Pförtner ſprach ſanft: „Komm mit mir, daß ich Dich erquicke!" Kaum aber waren ſie in der Zelle, da griff der Pförtner zum Ochſenſchwanze und ſchlug wacker auf den Wicht los mit den Worten: „Sah man doch Eurer Zween geſtern Abend ſaufen und mit flinken Beinen Euch im Tanze drehen!" und der Ochſenſchwanz blieb in Bewegung, als er noch hinzufügte: „Wo iſt denn der Andere, daß ihm gleichfalls ſeine Gabe werde? er brach wohl auch Arm' und Beine?" „Ach nein!" ſtöhnte der Gebläute, „er hat zu melden, daß ihm der Brand Haus und Hof zerſtörte, und kommt gleich nach mir." Nun wohlgegerbt entlaſſen, traf er den Andern vor dem Kloſter, und auf deſſen Frage: „Wie ward's?" antwortete Jener: „Ich bin reichlich bedacht, doch iſt noch genug für Dich übrig!" Der Zweite wurde nun eingeführt, und als er begann: „Mir liegen Haus und Hof in Aſche" — unterbrach ihn der Pförtner: „Weiß ſchon Alles!" und ohne Verzug ſchlug er abermals drauf los, indem er ſagte: „Dieſer Ochſenſchwanz hat Wunderkräfte, er heilte Deines Freundes Arm und Bein, und Dir wird er's beibringen, daß Du Haus und Hof erſt ehrlich zu erwerben haſt, wozu ich hier den Grund legte.“

Bei dem mehrtägigen Aufenthalt im Kloſter Leubus gewannen der Abt Strelitius und die Mönche den Kilian ſehr lieb, und wünſchten, er möge länger verweilen. Er ſagte zu mit dem Vorbehalt, daß er von hier allſeitig umherziehen und zurückkehren könne, nach Zeit und Luſt in der Bibliothek Umſchau zu halten, ob er unter den Pergamentſchriften etwas finde, das auch er verſtehe. So erhob ihn das Gerücht zum Gelehrten; ließ er ſich in den Kloſterdörfern ſehen, ward er umdrängt, und, da er ſich leutſelig zeigte, mit Fragen beſtürmt. Ein junges Weib hatte einen ſtreitſüchtigen Eheherrn und fragte: wie ſoll ich mir helfen? Kilian ſagte: „Blick' auf die Sanduhr, laß tauſend Körner herabrinnen, ehe Du antworteſt, und dann thu' es ſanft.“ — Eine Alte wollte gern wieder jung werden; er gab ihr den Rath: „Sieh' und theile Deiner Enkel heit'res Treiben, dann lernſt Du jung zu ſeyn gleich ihnen.“ Ein junger Burſche klagte über ein ſprödes Abwenden der Geliebten. Kilian entgegnete: „Thu' mit Vorſicht einer Zweiten ſchön, dann wird ſich die Erſte Dir holder zeigen.“ — Ein Buckliger wollte [illegible] er des Gehöhns und Gelächters Anderer ſich erwehre; [illegible] Antwort war: „Lache lauter als ſie über Dich ſelbſt, das macht [illegible]; bei Thoren fruchtet nicht Weisheit, ſondern verſtärkte Thorheit.“ — Ein Greis, mit Griesgrämigkeit erfüllt durch Furcht vor dem Tode, ſtöhnte über ſein Leid, und Kilian erwiederte: „Sey vertraut mit der Natur; ſie hat kein Kraut wider den Tod, aber Mittel genug, Dein Leben zu erhellen, wohlthätig Dir den Tod ſchreckenlos und ſanft werden zu laſſen.“

Unter Mancherlei erfuhr Kilian vom Abt Strelitius, daß in einem der Kloſterdörfer ein Bauer ſich und ſeine Familie in Verarmung ſtürze durch die Sucht zur Schatzgräberei, dagegen der Wirth des Krätſcham bei vieler Habe doch die Seinen durch Geiz freventlich plage. Kilian durchſtrich mehrmals das Dorf und gab daſelbſt auf Fragen ſolche verwirrte Antworten, daß Alle ihn für grundgelehrt hielten, weil ſie nichts von ſeiner Rede verſtanden. Damit drehte Kilian die Bolzen, ſein Ziel zu treffen. Am Abend eines Sonntags trat er gewichtig in Gang und Mienen zu den unter den Bäumen vor dem Krätſcham zechenden Bauern. Er hatte ein Stäblein in der Hand, das er am Erdboden hin und her wippen ließ, dann wandte er ſich vergnüglich zu den Bauern mit den Worten: „Iſt da wohl noch

Raum für mich?“ Mit Ehrerbietung macht man ihm Platz, auf ſein Geheiß bringt der Krätſchmar einen kühlen Trunk, und Kilian zieht dem Tiſch entlang mit Kreide wunderliche Striche, erhebt ſich dann, wie zufrieden mit dem Kopf nickend, und braucht ſein Stäblein wieder und weiter. Der Schatzgräber hat ſtarr zugeſchaut, und bald ſchleicht er dem Kilian nach. „Herr Doctor“, ſagt er ſcheu, „ich merk's, Ihr ſeyd ein Geweihter, und könnt mir helfen; Ihr wiſſet mit Eurer Kunſt in das Unterirdiſche zu ſchauen, kennt die Worte, die das Ueberirdiſche bannen, ſeyd alſo Herr der Schätze, wo ſie vergraben liegen.“ — „Ueberall hat Schleſien verborgene Schätze, wo man geſchickt Hacke und Schaufel anlegt“, entgegnete Kilian; „ſie zu heben, bedarf's bei Euch die Geburt in rechter Stunde; wie iſt Euer Name und wann habt Ihr das Licht der Welt begrüßt?“ — „Ich heiße David Poppe“, lautete der Bericht; „ward geboren in der Neujahrsnacht des Jahres 1200; das eben giebt mir den Grund, daß ich zum Schatzheber berufen bin.“ — „Ganz recht; wunderbarer Weiſe ſprecht Ihr jetzt an der Stelle, wo ein reicher Schatz liegt, und ich bedarf ihn nicht, habe an mir ſelbſt genug. Zur Mitternacht kommt allein und ſtill hieher mit Hacke und Sack; Ihr müßt in einem Schafpelz erſcheinen, das Rauhe nach auswärts; i[illegible] bald da, Euch zu leiten, zu Eurem Heil ſprecht aber zuvor k[illegible] um nicht übereilt die Höllengeiſter zu reizen.“ In der [illegible] jetzt ſprachlos, entfernt ſich David Poppe, und ſiehe da, [illegible]elt der dicke Krätſchmar Nepomuk Zacher herbei, dem das [illegible]ginnen Poppe's ahnte. Wie dieſen beſcheidet Kilian auch ihn, der angiebt, in einer Stunde geboren zu ſeyn, da ein Feuerzeichen am Himmel ſtand. — Mitternacht nahte; nach Wunſch Kilians ſetzte der alte Zobtenberg ſeine Wolkenhaube auf, in der Schwüle zogen Gewitterwolken heran, und Dunkel lagerte ſich ringsum. Poppe erſchien zuerſt, und nicht geringer Schreck durchfuhr ihn, als dann Zacher ſich herbei tappte und ihm ganz ähnlich daſtand, ebenfalls erſchrocken von demſelben Anblick. Entſetzen feſſelt Beide an ihrer Stelle, und ſo ſtehen ſie, bald wie im Schweiß gebadet, ohne Laut und Bewegung, den Doctor erwartend, der ausblieb. Sich davon zu machen, will Keiner wagen in der Furcht, der Teufel in ihrer Geſtalt falle über ſie her. So ſtehen ſie immer matter, immer mehr zitternd, bis ſie auf die Kniee ſinken und ſich gegenſeitig mit gefalteten Händen und innerlichen Stoßgebeten anſchauen. Jetzt weht kalte Morgenluft, ihre Gebeine klappern — der Thau fällt hernieder, der Hahn kräht, es wird Tag. Nun erkennen ſie ſich, und hinter dem Zaun ruft Kilian: „Wenn Ihr Eure Dummheit loswerdet, ſchafft Ihr Euch wenigſtens eine Stelle für den Schatz der Klugheit!“ Gelächter folgte dieſer Rede und beſchämt ſchwankten die Habgierigen davon.



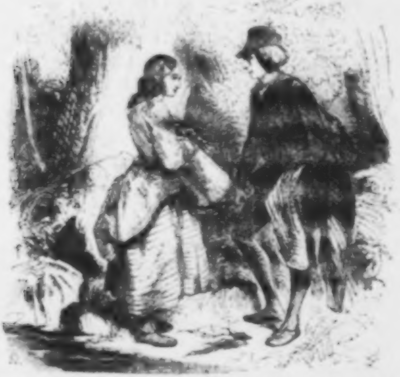
Doch hatte Kilian auch von einem weiſen Bauer gehört und durchſchritt an verſchiedenen Tagen deſſen Heimathsdorf. Er vernahm von einem Paar, das im Ehezwiſt zu Grunde gehe, und wollte verſuchen, ob ſich nicht durch einſchlüpfenden Schwank etwas beſſern laſſe. Da kam ihm der weiſe Bauer eines Morgens juſt zurecht für eine Zwieſprache, die ſich nach dem Gruße raſch fortſpann.

Gelobt ſey Jeſus Chriſt! — „In Ewigkeit Amen!“ — Weshalb ſo früh und eilig, Vater Heinzel? — „Noth bricht Eiſen!“ — Was hättet Ihr denn für Noth? Schafft ſie etwa der Schirring? — „Wißt Ihr's auch, daß Der ausſpannte?“ — Was kümmert's Euch? — „Wo der Schuh drückt, das weiß nur wer ihn anhat.“ — Ihr verliert alſo an ihm? warum habt Ihr geborgt! — „Nach geſcheh'ner That hinkt zu ſpäter Rath!“ — Iſt es viel? — „Viel oder wenig, Miſſen iſt mißlich!“ — Vielleicht iſt's zu retten? — „Wo nichts iſt, greift man in die Luft!“ — Wie kam denn Schirring ſo zurück? — „Statt ſich zu ſtrecken nach der Decken, wollt' er fliegen ohne Flügel." — Er verdarb ſich alſo mit ſeinen Gelüſten? — „Giebt's im Haus täglich doppelten Brand, hilft endlich kein Löſchen!" — Seine Frau taugt alſo auch nicht? — „Sie iſt g'rad ſo gut wie Ihresgleichen." — Sie bracht' ihm doch einen guten Brautſchatz! — „Tüchtige Hand am Herd iſt über allem Brautſchatz!" — — Sie führt alſo nicht den beſten Haushalt? — „Soll ein Baum grad wachſen, muß man's ihm zeitig lehren!" — Ihre Mutter nennt man doch eine wackere Frau! — „Gut iſt nicht ſo gut als beſſer; ſie arbeitete wie ein Pferd und die Tochter lernte zuſehen!"

Kilian konnte ſich jetzt über das gelenke Antworten ohne klaren Verrath nicht mehr des Lachens enthalten, und ſagte dann: „Vater Heinzel, Ihr ſeyd geſcheidt und vorſichtig; mit Euch bind' ich nicht an!" — und ebenfalls lachend erwiederte der Alte: „Ich mit Euch auch nicht; Ihr ſeyd ein loſer Vogel, und mit welchen Vögeln man fliegt, mit denen wird man gefangen!"

Kilians Abenteuer, wenn er ſie dem Abt und den Mönchen erzählte, erluſtigten ſehr, und ſie vernahmen mit Bedauern, daß ſeine Urlaubszeit bald verfloſſen ſey. Man wollte ihn halten, ſein Sehnen zu nochmaligem Anblick des Köhlerkindes war indeß trotz aller heiteren und ernſten Geſchäftigkeit immer mächtiger geworden, und hier war ſein Empfinden wie ſein Wille unſicher. Als er nun im Kloſter zum letzten Mal verweilte, nahm ihn der Abt Strelitius, der nicht ſonderlich viel von der Gelehrſamkeit er[illegible]en hatte, bei Seite, und ſagte: „Vielfach habt Ihr's gezeigt, Ihr ſeyd ein anſchlägiſcher Kopf, könnt auch vielleicht mir nützen in bedenklicher Sache. Zu einem erledigten Pfarramt ſchickte mir der Biſchof drei Bewerber, die ich zu prüfen und Einen danach zu wählen habe. Für Morgen ſind ſie beſtellt, und ich weiß nicht recht, wie ich beginnen und entſcheiden ſoll. Was wäre da zu thun? eröffnet mir Eure Meinung!" — Nach kurzem Berathen mit ſich ſelbſt antwortete Kilian: „Meldet Euch Morgen krank, gebt mir Euer Gewand, und ſeyd überzeugt, ich finde den Würdigſten heraus!" Es geſchah wie Kilian wollte, und als die drei Bewerber vor ihm ſtanden, fragte er: ob ſie alles Erforderliche gehörig inne hätten? Nachdem ſie zuverſichtlich antworteten: „Ja!" ſprach er: „Eine umſtändliche Prüfung iſt demgemäß überflüſſig und ſie gäbe Euch gleichen Anſpruch. Ich werde unſerm Heiland nachahmen, uns helfen durch ein Gleichniß. — Es ſollte ein Reiſender zu beſtimmter Zeit an einem beſtimmten Ort eintreffen. Ihn begleitete ein Eſel, der ſein Gepäck trug; die Laſt wurde ihm zwei Meilen vom Ziel zu ſchwer, er keuchte und wollte nicht weiter vorwärts. Was würdet Ihr in dieſer Noth thun?“ Der Erſte antwortete: „Er müßte doch mit Schlägen bis zum Ziel fortgetrieben werden.“ Der Zweite: „Einen andern Eſel oder Fuhrwerk dingen.“ Der Dritte: „Ich würde ihm einen Theil der Laſt abnehmen und auf meine Schultern legen.“ — Kilian entgegnete dem Erſten: „Ihr könnt ein guter Kriegsmann“ — dem Zweiten: „Ihr ein geſcheidter Handelsmann werden!“ — zum Dritten ſprach er: „Ihr verdient die Stelle!“ — und der Abt, als Kilian ihm berichtete, ſtimmte freudig bei.

Geſegnet und reich beſchenkt verließ er das Kloſter, ſchaute noch aus dankbarem Herzen auf des Frühlings vollbrachte Schöpfung, doch ward ihm dazwiſchen weh, wenn er daran dachte, wohin er zurück müſſe. Am fünften Tage erreichte er den Wald, in welchem die Köhlerhütte ihn lockte, und je näher er dieſer kam, je glühender ward's ihm in den Adern. Er ſtand oft ſtill, im Sinnen ſich zu erholen,



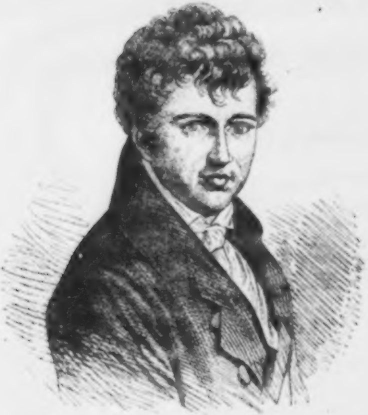
und als er ſchon das Geſtänge des Köhlers erblickte, zögerte er ängſtlicher im Zuſchreiten. Da vernahm er das Gerinn einer Quelle, ſuchte ſie, um ſich zu kühlen und zu erquicken, und ſtand plötzlich an einem Waldbache vor der ſchönen Jungfrau. Beide ſahen ſich in die Augen, Beide erzitterten, und jetzt gewahrte Kilian in der Hand des lieblichen Kindes ſein vertrocknetes Sträußchen von Maiblumen, das ſie mit einem friſchen Kränzlein von Vergißmeinnicht umgeben hatte. Wie ihm, ſo war auch der Jungfrau geſchehen, und ſelbander gingen ſie, er in entzücktem, ſie in verſchämtem Schweigen, zu dem Vater. Einen Sohn hatte er nicht, in Beaten das einzige Kind, und da er wußte, was ſich in ihr verwandelt, gewährte er froh dem Ankömmling ein Obdach. Der Herzensbund ward ein unzertrennlicher, und Kilian ſagte Rückkehr zu, ſobald er vom Hofe loskommen könne. Nach dem Gefüge des Schickſals war dies bald thunlich, denn noch in demſelben Jahre 1238 ſtarb auf einem Reiſezuge Herzog Heinrich I, genannt der Bärtige, in Kroſſen. Da eilte Kilian alsbald nach der Waldhütte, ward ein tüchtiger Köhler und glücklicher Gatte, in der Seele den ſteten Frühling. Die Behülflichkeit ſeines Verſtandes machte ihn zum geſuchten Rathgeber, und wenn man ihn rühmte, entgegnete er: „Ei, wer eifrig von der Thorheit lernt, der wird langſam weiſe, es kann's Jeder vollbringen!“ — Bei der Arbeit aber, erfüllt von der Wonnigkeit in ſeinem Hausweſen, ſang er oft:

„Waldeinſamkeit, Waldeinſamkeit! —
Wie lebt bei Dir im Stillen
Liebherzige Gemeinſamkeit
So recht nach Gottes Willen!“

Gz.

Alexander von Humboldt.

Am 6. Mai 1859 ſtarb der mit Recht als der vielſeitigſte Naturforſcher allgemein anerkannte und in jeder Beziehung achtungswerthe Alexander von Humboldt. Geboren am 14. September 1769 fehlten ihm nur noch wenige Monate an dem Lebensalter von neunzig Jahren. — Schon frühzeitig für wiſſenſchaftliche Zwecke thätig, erfaßte er in den Kräften der Natur und in ihrem Walten auch ſtets den geiſtigen Inhalt und die Verbindung des Irdiſchen mit dem Ewigen. — Unſer Büchlein hat bereits im erſten Jahrgang (für 1835) eine kurze Schilderung vom Leben und Streben des nun Verewigten, und hier gedenken wir Seiner durch drei Bildniſſe. Das eine zeigt ihn uns in den Zwanziger Jahren, das andere im männlichen, das dritte im Greiſes-Alter. Friſch und wohlgemuth blickt er dort um ſich, dann ſehen wir, wie der Ernſt des Forſchens, tiefere Betrachtung und mannigfache Lebensmühen die äußern Züge ſchon umſchatteten,

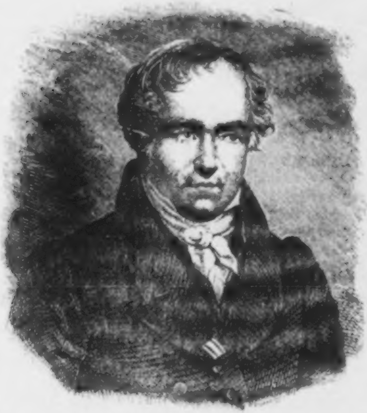


und aus dem Antlitz des Greiſes ſpricht uns die Mahnung an, wie auch ihn Schmerzen des Daſeyns bedrückten, er ihrem ſichtlicheren Ausdruck nicht zu wehren vermochte. Daß ſogar er öffentlichen Anfechtungen nicht entgangen iſt, rechnen wir kaum zu den Schmerzen; das iſt unvermeidlich — wie Humboldt ſelbſt ſagte — „in einem Lande, wo man einen ſo heroiſchen Mißbrauch von der Feder macht.“ Was ihn zu einer ſolchen Bemerkung Anlaß gab, überlaſſen wir der Vergeſſenheit, erfreuen uns lieber an Zeugniſſen der hohen Achtung, die ihm gebührend von Zeitgenoſſen zu Theil wurden. Wir erwähnen — zum Beiſpiel — eine Mittheilung Goethe's (11. Dez. 1826):

„Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bei mir geweſen. Was iſt das für ein Mann! Ich kenne ihn ſchon lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Weſen nicht ſeines Gleichen, und eine Vielſeitigkeit, wie mir ebenfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt.“

Bekannt iſt, daß Alexander von Humboldt oft Begleiter des wahrhaft väterlichen Preußenkönigs Friedrich Wilhelm III war, und der Biſchof Eylert, ebenfalls oft dem Familienleben des lieben Monarchen nahe geſtellt, bemerkt in Bezug auf den Einfluß jener Begleitung: „Das Meiſte zu der cosmopolitiſchen Anſicht des Königs hat unſtreitig Alexander von Humboldt beigetragen, und zwar dadurch, daß er nicht unmittelbar, ſondern mittelbar, durch gelegentliche Mittheilungen, wirkte. Es war gar nicht darauf angelegt, den König tolerant und populär zu machen, Er wurde es von ſelbſt, da ſchon Sein Weſen ſich dazu hinneigte. Es war Ihm Bedürfniß, dieſen edlen, einfachen und kindlichen Mann, der einen großen Theil der Erde in eigener Anſchauung und Beobachtung kennt, faſt täglich bei ſich zu ſehen, und an deſſen, an alle vorkommenden Dinge ſich wie von ſelbſt knüpfenden wiſſenſchaftlichen Ergießungen fand der hohe Herr täglich neue, belehrende Freude. Der großen Weltanſchauung hat theoretiſch forſchend und praktiſch beobachtend Humboldt ſein langes Leben gewidmet, davon iſt ſein denkender Geiſt voll, davon floß es auch über in dem täglichen Umgange mit dem König. Das klar Gedachte und klar Ausgeſprochene über „Naturgenuß und Weltgeſetze, Weltbeſchreibung und Naturgemälde“ nahm von dem vertrauten Hausfreunde in der Natur, in Gärten, und auf Reiſen, gelegentlich geſagt, ſinnig und nachdenkend der königliche Hörer in ſich auf; ſtill verarbeitete Er es in ſeinem Gemüth und verband es auf Seine eigenthümliche Weiſe mit andern Ideen. So bildete ſich in Ihm aus die große Analogie zwiſchen der Natur und der Offenbarung; in Beiden ſah Er dieſelben Geſetze, dieſelben Geheimniſſe und Wunder, in beiden verehrte Er den nämlichen Schöpfer; in beiden Gaben liebte Er denſelben Geber, und eben dadurch brachte Er Gewißheit über Sein Wiſſen, Ruhe über Seinen Glauben, und innern Frieden über Sein Leben.“

Dieſe beiden Hinweiſungen zeichnen uns in etwas die Art, wie Humboldt perſönlich erſchien und einwirkte, und der Eindruck wird vielleicht deutlicher, wenn wir ihn ſelbſt berichten laſſen in einer Angelegenheit, die auch zugleich einen muſterhaften Fürſten betrifft. — Als im Jahre 1828 Carl Auguſt, Großherzog von Weimar, Preußens Königsfamilie beſuchte und in dieſer Zeit ſtarb, war Humboldt

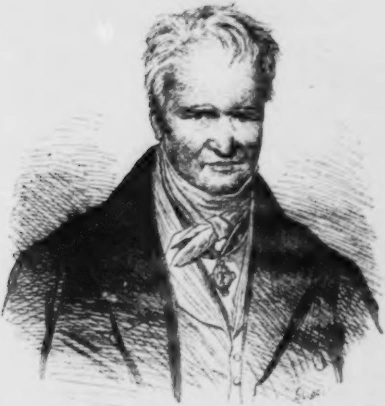


täglich in ſeiner Geſellſchaft, und nach des Fürſten Tode ſchrieb er an den Weimarer Kanzler Friedrich v. Müller:

„Wer konnte mehr durch das ſchnelle Hinſcheiden des Verewigten erſchüttert werden als ich, den er ſeit dreißig Jahren mit ſo wohlwollender Auszeichnung, ich darf ſagen mit ſo aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich faſt zu jeder Stunde um ſich haben, und, als ſey eine ſolche Lucidität, wie bei den erhabenen ſchneebedeckten Alpen, der Vorbote des ſcheidenden Lichts, nie habe ich den großen menſchlichen Fürſten lebendiger, geiſtreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender geſehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier beſaßen. — Ich ſagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängſtigt: daß dieſe Lebendigkeit, dieſe geheimnißvolle Klarheit des Geiſtes, bei ſo viel körperlicher Schwäche, mir ein ſchreckhaftes Phänomen ſey. Er ſelbſt oſcillirte ſichtbar zwiſchen Hoffnung der Geneſung und Erwartung der großen Kataſtrophe. — Als ich ihn vierundzwanzig Stunden vor dieſer ſah, beim Frühſtück, er krank und ohne Neigung, etwas zu genießen, fragte er noch lebhaft nach den von Schweden herübergekommenen Granitſchieben baltiſcher Länder, nach Kometſchweifen, welche ſich unſrer Atmoſphäre trübend einmiſchen könnten, nach der Urſache der großen Winterkälte an allen öſtlichen Küſten. — Als ich ihn zuletzt ſah, drückte er mir zum Abſchied die Hand mit den heiteren Worten: „Sie glauben, Humboldt, Töplitz und alle warmen Quellen ſeyen wie Waſſer, die man künſtlich erwärmt? Das iſt nicht Küchenfeuer! Darüber ſtreiten wir in Töplitz, wenn Sie mit dem König kommen. Sie ſollen ſehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zuſammenhalten.“ Sonderbar! Denn Alles wird bedeutend bei ſo einem Manne. — In Potsdam ſaß ich einige Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und ſchlief abwechſelnd, ſtand auf, um an ſeine Gemahlin zu ſchreiben, dann ſchlief er wieder. Er war heiter, aber ſehr erſchöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den ſchwierigſten Fragen über Phyſik, Aſtronomie, Meteorologie und Geognoſie, über Durchſichtigkeit eines Kometenkerns, über Mond-Atmoſphäre, über die farbigen Doppelſterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erſcheinen der organiſchen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er ſchlief mitten in ſeiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und ſagte dann, über ſeine ſcheinbare Unaufmerkſamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: „Sie ſehen, Humboldt, es iſt aus mit mir!“ — Auf einmal ging er deſultoriſch in religiöſe Geſpräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zuſammenhang dieſer Schwärmerei mit politiſchen Tendenzen nach Abſolutismus und Niederſchlagen aller freieren Geiſtesregungen. „Dazu ſind es unwahre Burſche“, rief er aus, „die ſich dadurch den Fürſten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetiſchen Vorliebe für das Mittelalter haben ſie ſich eingeſchlichen!“ — Bald legte ſich ſein Zorn, und nun ſagte er: wie er jetzt viel Tröſtliches in der chriſtlichen Religion finde. „Das iſt eine menſchenfreundliche Lehre“, ſagte er, „aber vom Anfang an hat man ſie verunſtaltet. Die erſten Chriſten waren die Freigeſinnten unter den Ultra's.“

Goethe ſagt über dieſen Brief: „Wie gut iſt es von **Humboldt**, daß er dieſe wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürſten ſich ſpiegelt.“

Den zum Wiſſen und Erkennen in weitem und reichhaltigem Um-



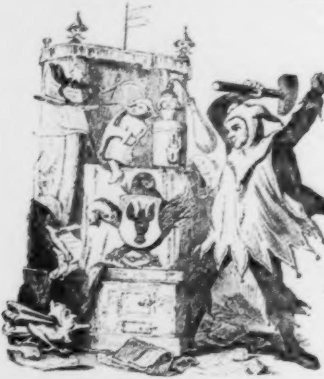
ſange vorgedrungenen Gelehrten **Humboldt** haben wir in ſeinen Werken, von denen ſein „Kosmos“ (Weltlehre) das volksthümlichſte geworden iſt. Vermöge ſeines ordnenden Geiſtes im Ganzen ſind Auszüge nicht rathſam, und wenn wir ſie uns nicht erlauben, ehren wir zugleich einen von dem Verewigten im Allgemeinen ausgeſprochenen Wunſch. Wir gedenken mit Liebe ſeines Menſchenwerths, und indem wir ſein Hinſcheiden betrauern, erinnern wir zugleich gern an die Verszeilen, die ein Freund ſchrieb, als man erzählte, **Humboldt** habe ſeinen Tod für das Jahr 1859 voraus verkündet:

„Spricht der **Unſterbliche** ſogar von **ſterben**,
So wird's ihm nur den innern Blick erheitern;
Den Geiſt an Unermeßlichkeit erweitern,
Dies Ziel kann nur der Tod ihm noch erwerben:
Geheimes löſ't' Er oft im Erdenlauf,
Dann löſ't Geheimſtes Er im Jenſeits auf.“

A. Bode.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)



Geſchichte des unendlichen Scheidungsprozeſſes zwiſchen der alten Erfahrung und dem jungen Dünkel, der die ſchweren Koſten zu bezahlen hat, mit denen er aber meiſt Solche belaſtet, die an dem Hader unſchuldig ſind.

Vorſchläge zur Errichtung einer Handelsgeſellſchaft, die wohlfeiles Pelzwerk beſchafft, um deutſch-echte Begeiſterung für wahrhaften Geiſt nicht erfrieren zu laſſen.

Bericht über die geiſtigen Umtriebe Leſſing's, Dalberg's, Goethe's, Schröder's und Iffland's, die vereint in der Stunde, wenn der Tag anbrechen ſoll, umherziehen, und bereits mehreren Schauſpielhäuſern die Inſchrift gaben: „Beſſer geſchloſſen als entehrt.“

Das neueſte ſtaatsärztliche Gutachten, wonach in der Entſäftigung die Erkräftigung, und in der Verweſung die eigentlichſte Geneſung zu finden ſey.

Verordnung aus dem Modenlande, daß die nackte Wahrheit nicht geduldet werden, ſondern mit der bemäntelten Lüge in gleicher Uniform erſcheinen ſoll.

Weltgeſchichtliche Darlegung, daß bei verſchiedenen Völkern der Aerger, nicht klüger geweſen zu ſeyn, nur unterbrochen wird von dem Beweiſe, daß ſie noch nicht klug geworden ſind.

Warnung vor der gefährlichen Unvernunft, unter den Maſſenmenſchen Vernunft merken zu laſſen, denn man wird für den einzigen Tollen gehalten, der durch Gewaltmittel zu beſeitigen ſey.

Hundert und mehr Beiſpiele, daß die gegenſeitige Mißgunſt angrenzender Staaten homöopathiſch behandelt ſeyn will, indem wenn man dem Einen Demüthigung gönnt, man ſich ſogleich in die Lage bringt, daß der Andere jenem bald daſſelbe zu gönnen hat.

Feierliche Erklärung der Kunſt, daß ſie zwar zu leiblicher Nahrung nach Brod gehe und trachte, aber weder um Anerkennung noch Lohn krieche und bettele, weil dies die Seele verpfuſche, alſo die Kunſt geiſtig vernichte.

Eine goldene Angel, mit der man vermöge weniger Ducaten ſehr viele, auch ſonſt noch Vieles fängt, wenn man ſich nicht ſcheut, Andern die Ehre ab- und ſich die Schmach anzukaufen.

Bericht über das große Unheil, daß vielen Menſchen die Kindlichkeit nur ein paar Jahre, hienach das Kindiſche aber jetzt lebenslang dauert.

Zweifel darüber, daß die Welt aus Nichts entſtand, und dagegen Gründe der Ueberzeugung, daß man ſie ſtets zu Nichts machen will.

Verunglückter Verſuch, an den gepredigten Glauben Derjenigen zu glauben, an deren Thaten man gar zu gern nicht glauben möchte.

Begriffslehre der fortſchreitenden Weltweisheit, gegründet auf den Vorderſatz: daß es immer Fortſchritt iſt, wenn man Natur, Einfachheit und Rechtsgefühl hinter ſich läßt.

Beweisführung, daß man jedenfalls nicht mehr das goldene Kalb anbetet, weil ein goldener Ochſe daraus geworden iſt.

Vorſchlag zu einer Fabrik von Stimmhammern für die Volks-Meinung, angenommen in einer Verſammlung von Schreibern der Leit-Artikel. Aus dem Pariſiſchen überſetzt.

Bildniß eines franzöſiſchen Beſenbinders, der die Beſen liefert, womit der Erdball wieder in das Chaos hineingefegt werden ſoll.

Eine aufgefundene Rede des Demoſthenes über den Satz: daß es in großen Angelegenheiten oft eben ſo kleinlich als unklug iſt, dem Rath folgen zu wollen: „Der Klügſte giebt nach.“

Anſprache um Mitleid für die vielfach mißhandelten drei Eigenſchaften: Geſundheit, Vernunft und Gewiſſenhaftigkeit.

Tauſend zeitgeſchichtliche Belege, daß auch die geiſtige Kurzſichtigkeit im Zunehmen iſt, ſeit die halbe Menſchheit zu Brillenträgern wurde.

Handgreifliche Zeichen, daß die Pariſer Revolution unzählige neue Anfänge, oftmalige Unterbrechung und niemals ein Ende hat, noch haben kann, weil die Sitten ſich nicht läutern, ſondern immer nur im Schlimmen Modewechſel treiben.

Beweis, daß aus der Prophezeiung: der Erdball gehe nicht eher unter, bis die Menſchheit ihre Beſſerung vollbracht hat, unzweifelhaft folgt, der Erdball werde wohl niemals, ganz gewiß aber nicht im jetzigen Jahrhundert untergehen.

Schauerlicher Bericht von dem immer wiederkehrenden Schauer eines Bühnendichters, der ſich aus Noth ſo viel freche Dummheit anzwingen wollte, als dazu gehört, um blödſinnige Zuſchauer zu unterhalten.

Neuerfundener Dreſchflegel, der nach angeordnetem Takt nur leeres Stroh driſcht und dennoch durch die Art ſeines Lärms eine Fülle von Körnern verheißt.

Deutſch deutliche Anſicht, daß die laue Gemüthlichkeit, nämlich die ohne echte chriſtliche Gemüthskraft, eine üble Angewohnheit, der ſich gegen alles Unwürdige auflehnende Zorn aber nach dem Beiſpiel des Heilands eine Tugend iſt.

Fortſetzung von Knigge's „Umgang mit Menſchen“, worin beſonders hervorgehoben iſt, daß man den Umgang mit Narren zu umgehen, Schelme ſehr unumgänglich zu behandeln, und ſie um Gang und Einfluß zu bringen habe.

Ein Fuchsſchwanz, vielfach geübt, auf Betrugswegen alle verrätheriſchen Spuren wegzuwedeln.

Mehrere Millionen alter Sparbüchſen aus der verſchollenen Zeit, als man noch das Sprüchlein kannte: „Mutter Sparſamkeit im Gemach, zieht ihr Töchterlein Wohlſtand nach!“

Muſter zu dem Heiligenſchein, den ſich nächſtens die Wucherer erwerben werden.

Sachverſtändiger Vorſchlag einer Kammer-Mehrheit: wie das Gute raſcher zu vertreiben iſt, um dem Neuen größeren Spielraum zu verſchaffen.

Wohlgemeinte Warnung für Solche, die ſich einbilden, die Verbannung des Zopfes erlaube, daß kein gutes Haar an ihnen ſey.

Geiſtärztliches Gutachten, wonach das Verfahren, die Unruhe der Menſchen mit der Vergnügungſucht zu ſtillen, ungefähr eben ſo iſt, als wenn man das Fieber mit der Peſt heilen wollte.

Leiſe Zweifel darüber, daß die Bildung hauptſächlich lehren ſoll, auf die anſtändigſte Weiſe ſchamlos zu ſeyn.

Wüthige Abfertigung eines Schmähſchriftlers, zu Deutſch Pasquillanten, der ſich unterfangen hat, einem Börſenhauſe als Inſchrift die Worte des Anacreon anzuſchwärzen: „O daß nie geſchaffen wäre, wer zuerſt das Gold geliebt!“ mit dem Zuſatz: „Doch des Ortes dich entwehre, wo's für Gold Papier nur giebt!“

Steckbrief gegen die flüchtigen Geſchwiſter: Glaube, Liebe und Hoffnung.

Eine Balancirſtange, um ſich bei den vielen „Wenn“ und „Aber“ der Zuſtände und Verhältniſſe geſchickt aufrecht zu halten.

Sammlung vieler Zeitverträge, die in Schnee geſchrieben wurden, ſo daß ſie ſchon im nächſten Frühjahr weggeſchwemmt waren.

Nothwendig gewordene Erörterung, daß „Aendern“ und „Beſſern“ ganz verſchiedene Worte und Begriffe ſind, Handgreifliches aber oft den Köpfen unbegreiflich bleibt.

Ein ſcharfes Augenglas, um nach der Erfahrung: man könne es nur Wenigen recht machen, die Wenigen zu entdecken, denen man es auf gradem Wege recht machen kann.

Natürliche Löſung des Umſtandes, daß in der Literatur die Fabel, welche ſinnbildlich die Wirklichkeit berührte, ſich nicht mehr hervorthun kann, auf Grund der Wahrnehmung: daß die ganze Wirklichkeit ſich im Fabelhaften umtreibt.

Empfehlung des Selbſtdenkens über die Anſicht: wer im Blüthengarten der Dichtung mit Commentatoren, mit Erklärern, herumzieht, gleiche Einem, der im Paradieſe nichts zu thun wüßte, als ſich im Feldmeſſen zu üben.

Ueber die von Manchen empfindlich aufgenommene Behauptung: daß Alle, die den Staat für verpflichtet halten, ſich für ſie nach Arbeit umzuthun, nicht genug für ſich gethan, daß ſie an Armuth des Willens gelitten haben, die verderblicher iſt als Armuth an Geld.

Anleitung zu der Färberei, womit man den Dingen einen Schein von Tagesweisheiten giebt, wenn man alte Narrheiten nur etwas anders färbt.

Die zwei linken Arme, die gewöhnlich in Bewegung ſind, wenn die Sachen entſchieden recht angegriffen werden ſollten.

Rathsherren-Räthſel, deren Auflöſung die Auflöſung geſunder Begriffe iſt.

Ein Poſſenſpiel des Inhalts: daß ein Volk, wenn es vorzugsweiſe Poſſen liebt, ſelber zur Poſſe werden kann.

Muſter-Vorzeichnung zu einer Gehirn-Sperre, bei der man Dünkel und Leidenſchaft frei, die Vernunft aber nicht eher einläßt, bis ſie ihr ganzes Vermögen als Zoll bezahlt hat.

Fallhüte für eine von ihrem Werth berauſchte und dadurch kindiſch gewordene Menſchheit.

Ein Horchröhrchen, wodurch auch Schwerhörige den Unterſchied zwiſchen Ruf und Ruhm ermitteln können.

Bildniß eines alten Eroberers, der ſeine Nachbaren anfangs zu widerwilligen Freunden, endlich aber auch gegen ſich ſelber zu Rittern ſchlug.

Der ausgeſetzte, jetzt nicht zu gewinnende Preis für Herſtellung des ſeltſamer Weiſe verloren gegangenen Begriffs, daß Geiſt und Geſpenſt zweierlei ſind, und Beide niemals eins ſeyn können.

Ein Selbſtgetriebe (Automat), das über öffentliche Zuſtände unterthänige Berichte ſchreibt, ſeine Feder in Regenbogens-Farben taucht, und ſeine Streubüchſe mit Schmetterlingsſtaub füllt.

Wohlriechendes Schmeicheldampf-Pulver zum Beräuchern Derjenigen, die bereichern können, und beräuchert ſeyn wollen.

Ein gutes deutſches Echo, das auf den Schrei: „Ruf' mit Juchhe!“ antwortet: „Wenn Grund ich ſeh'!“

Nachrichten aus der verkehrten Welt, wo der Friede zum Krieg und der Krieg nicht zum Frieden führt, Beides in Folgen der „Civiliſation.“

Nachweiſung von genauer Verwandtſchaft der Unordnung, die zu Boden wrft, mit der Ordnung, die nicht aufhilft.

Ein Zeit-Zeiger, der unabläſſig darauf hinweiſt, daß jetzt Forderungen ſelten Förderungen, Begehren meiſt dem Verkehren günſtig und weitab vom Bekehren ſind.

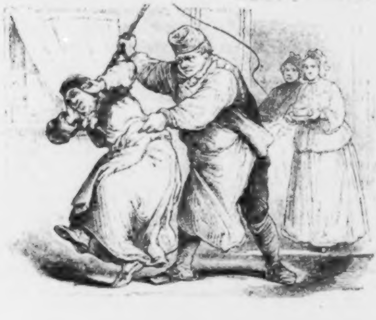
Zum Schluß wieder eine Million von Fehlſchlüſſen der Menſchenweisheit und Tauſende von unbrauchbaren Dingen, die ſich durch ihre Unverbeſſerlichkeit empfehlen. Gz.

Wahre Geſchichtchen vom Aberglauben.

I. Die weiſe Frau.

„Das Spinnrad ſchnurrt, der Kater murrt,
Im Ofen flackert und ziſcht und knackert
Am Kien das Feuer; — 's iſt nicht geheuer!
Im Eck, am Fenſter erſteh'n Geſpenſter —
Und nichts — als Nichts des Wahnberichts."

Im Familienhauſe zu Rekan, Beſitzthum des Freiherrn Friedrich Eberhard v. Rochow, der bekanntlich durch ſeinen „Kinderfreund" für die Jugendbildung und bei mannigfacher Thätigkeit für Volkswohl ſich ein gutes Andenken erworben hat, herrſchten Unruhe und Verſtörung während mehrerer Monate des Jahres 1778. Es fehlten von Zeit zu Zeit Sachen von Werth, und es ließ ſich nicht zweifeln, daß man einen Hausdieb um ſich habe. Die Dienſtleute waren darüber ſehr beſtürzt und bemühten ſich um die Entdeckung, ſie wollte aber nicht gelingen. Damals war im nächſten Dorfe eine Alte, in der Umgegend „die weiſe Frau" genannt, und es gab viele Dorfbewohner, die darauf ſchwuren, ſie könne aus dem Kaffeegrunde Verborgenes und Zukünftiges an den Tag bringen. Von den Dienſtleuten lief nun der Eine und der Andere hin zu dem alten Weibe, und ihre wiederholten dunklen Verkündigungen veranlaßten ſchweren Verdacht gegen den Kutſcher und deſſen Tochter. Dem Freiherrn v. Rochow wurde dies durch Zuträgerei bekannt, und da er die bezüchtigten Perſonen, denen die ſcheelen Blicke und das mißtrauiſche Beobachten Seitens der Andern längſt auffallen mußte, für unſchuldig hielt, ſie alſo bedauerte, ſann er auf Mittel, klar zu ſehen, und vor Allem den Aberglauben an die Künſte der „weiſen Frau" zu vertreiben. Er verſtändigte ſich mit den bei ihm wohnenden weiblichen Verwandten und erſah die Gelegenheit, um einzuſchreiten. Eines Morgens fehlten wieder zwei ſilberne Löffel, und ſogleich wurde begreiflich das Gerede lauter, das Hindeuten auf den Kutſcher und ſeine Tochter zudringlicher. Jetzt beauftragte eine Verwandte des Freiherrn eine treue und ſchweigſame, aber doch auch abergläubige Dienſtmagd, geheim „die weiſe Frau" zu holen, durch dieſe wo möglich das Nöthige zu erfahren. Der Botin wurde eingeſchärft, auf etwaige Fragen der Alten irgend eine andere Rede zu erwiedern als: „Ich weiß nicht!" — Die Alte kam, und des Freiherrn Verwandte, die nur ihre Kammerjungfer bei ſich hatte, ſagte zu ihr: „Uns ſind wieder zwei ſilberne Löffel entwendet worden, liebe Frau; ſie kann, wie ich von allerlei Leuten hörte, den Dieb erforſchen, und da ſo Viele großes Zutrauen zu ihr haben, hab' ich's auch!" — „Wenn das nicht fehlt, und es darf nicht fehlen, dann ſoll es ſchon gehen!" erwiederte die Weiſſagerin. „Geben Sie nur Kaffee her, den muß ich aber ganz allein kochen." — Als der Kaffee fertig war, trank ſie erſt gemächlich die Taſſe zwei Mal leer, beſchaute ſtets den Grund, ſchüttelte den Satz, goß ihn in eine andere Taſſe, rüttelte und ſchüttelte wieder, und aus den Schnörkeln, die ſich innerhalb der Taſſe durch die Schwenkungen angeſetzt hatten, begann ſie ihr Werk, aber mehr mit Fragen, als mit Erklärungen. Die Verwandte antwortete aber immer nur: „Ich weiß gar nichts und will eben von ihr Aufſchluß haben." Die Kammerjungfer zeigte aber nicht gleiche Zurückhaltung, ſondern entgegnete verſchnell: „Es iſt auch jetzt Derſelbe zu vermuthen!" wonach ſie von der Verwandten einen Blick des Unwillens auszuhalten hatte. Die „weiſe Frau" war in Umſchweifen endlich ſo weit, daß vor ihrem Seherauge eine Geſtalt erſchien, die von ihr ſo geſchildert wurde, daß der Kutſcher nicht zu verkennen war; ſie fügte auch hinzu: es zeige ſich zugleich ein Mädchen, das die beiden Löffel wegtrage". — „Weiter weiß ſie darüber nichts?" fragte die Verwandte. „Nein, für diesmal zeigt ſich nichts mehr!" lautete die Antwort, und die Alte erhielt nun die Weiſung, einſtweilen im Vorzimmer zu warten, man wolle den Freiherrn rufen. Als ſie aber hinausſchlich, erblickte ſie zu ihrem Schrecken den Kutſcher, der gehorcht hatte und ihr zurief: „Wärſt Du, nichtswürdige Vettel,



was Du den Schafsköpfen vorlügſt, ſo hätteſt Du gewußt, was Dir jetzt geſchieht!" Ohne Weiteres hieb er auf ſie ein mit ſeiner Peitſche; da kam aber plötzlich der Freiherr hinzu, gebot Ruhe und erklärte nun: „Hier ſind die beiden ſilbernen Löffel; daß ſie fehlten, war nur ein Vorwand, um es offenbar werden zu laſſen, ſie, alte Schleicherin, treibe ein betrügeriſches Handwerk, und erforſche bei der Dummheit, was ſie zu ihrer Verſchmitztheit bedarf. Das ſoll ſich Allen deutlich machen, denn ich ſchicke ſie ſo lange in's Gefängniß, bis der Hausdieb ermittelt iſt." Heulend ſtürzte das Weib dem Freiherrn zu Füßen und die Diebſtahlsgeſchichte kam ſogleich zu ihrem Abſchluß. Die Kammerjungfer war verliebt in den Verwalter, der aber bewarb ſich um des Kutſchers Tochter; Jene hatte in ihrer Eiferſucht die Sachen entwendet, und durch die Alte den Verdacht ſo zu leiten gewußt, daß ſie meinte, die Kutſcher-Familie damit vertreiben zu können. Alles angeblich Geſtohlene wurde noch bei der „weiſen Frau" verwahrt gefunden, auch wieder herbeigeſchafft, und die beiden Straffälligen erhielten den verdienten ſchlimmen Lohn. Viel weitläuftiger als hier ließ der Freiherr v. Rochow das Vorgefallene in einer Denkſchrift verbreiten, von der Kanzel und in der Dorfſchule darüber ſprechen mit kräftiger Rede gegen den Aberglauben. „Trotzdem", ſagt er, „bin ich nicht im Stande geweſen, den oft gefährlichen Einfluß der Alten zu vernichten; ſie zog nach abgebüßter Strafe aus meiner Nähe, blieb aber gar Manchem fortwährend die „weiſe Frau." Man lief gern anderthalb Meilen weiter, um der Narrheit genug zu thun in dem Wahn, daß man aus der Kaffeetaſſe und den Karten mehr erfahren könne als durch Einſicht, Aufmerkſamkeit und vernünftige Unterſuchung."

II. Die Geiſterburg.

(Erzählt von Friederike Philippine Luiſe Müllner, Schweſter des Dichters Bürger und Mutter des Dichters Müllner.)

Kurz vor den Michaelis-Ferien 1726 wurde mein Vater, als ſein erſtes Studentenjahr in Halle zu Ende ging, von ſeinem Vater aufgefordert, während der freien Zeit in die Heimath zu kommen, nach Pomsfelde, wo der Großvater Pachter eines Aſſeburg'ſchen Gutes war. Auch ein Paar Univerſitäts-Freunde könne er mitbringen, hatte er dem Sohn geſchrieben, und wem es mit ſeinen Einladungen kein rechter Ernſt iſt, der lade ja keine Studenten, denn ſie kommen unfehlbar. Johann Gottfried Bürger kam ſchon, als die Kollegien kaum geſchloſſen waren, mit vier ſeiner luſtigen Brüder, die ſich ein

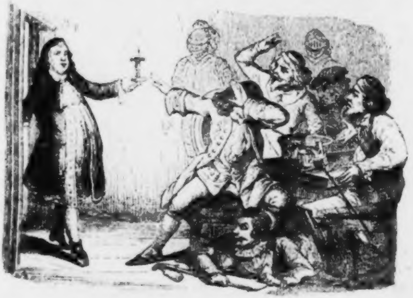
Vergnügen daraus machten, den „Herrn Amtmann“, wie ſie zu ſagen pflegten, „abzuſtoßen.“ *) Sie wurden mit aller Höflichkeit und Freundſchaft aufgenommen, in das große Amtshaus einquartirt. Die Frau Amtmann bot ihre Kochkunſt auf, ſie gut zu bewirthen, und ihr Herr Gemahl, noch in ſeinen beſten Jahren, gab ſich Mühe, ſeine Gäſte möglichſt zu unterhalten und zu erfreuen. Bald lernten ihn die Studenten als einen Erzſchalk kennen, und fanden ſeine Späßchen ſo ergötzlich, daß ſie in ſeinem Hauſe keinen Augenblick Langeweile hatten. — Das Amthaus lag an dem Fuße eines ziemlich hohen Berges, auf welchem die Reſte eines alten, nicht völlig zerfallenen Schloſſes ſtanden. Einige Säle waren noch brauchbar, und der Amtmann benutzte ſie als Kornböden. Auch einige Zimmer erhielten ſich bis dahin leidlich, aber Niemand wagte es, ſie zu bewohnen, denn es ging die Sage, daß es in dem alten Schloſſe ſpuke, beſonders aber in dieſen Gemächern die Geiſter ihr Weſen trieben. Einſt lenkte ſich das Tiſchgeſpräch auf dieſe alte Burg, und die von ihr ausgehenden ſchauerlichen Geſchichten. Die Muſenſöhne lachten darüber, bezeigten ſogar Luſt, einmal mit geladenen Piſtolen und ihren Hiebern auf dem alten Schloſſe zu übernachten, „um den unſeligen Raubrittern Mores zu lehren.“ Der Amtmann ſchüttelte mißbilligend den Kopf, und ſprach mit bedenklicher Miene: „Ich bitte Euch, ihr jungen, vorlauten Herrn, traut Euch nicht mehr zu, als ſich vollbringen läßt. Es giebt zwiſchen Himmel und Erde noch gar Mancherlei, wovon Eure Weltweiſen auf dem Katheder keine Vorſtellung haben. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, und man ſoll Gott nicht in Verſuchung führen, den Teufel aber noch weniger.“ — Durch dieſe Gemeinſprüche ließen ſich aber die jungen Leute nicht warnen; die Geiſterburg wurde zuerſt bei Tage erſtiegen, und nach allen ihren Theilen genau durchſucht. Man hatte ihnen die Zimmer und Säle aufgeſchloſſen, von denen ihnen vorzugsweiſe der große Rüſtſaal gefiel. Hier, ſagten ſie, bringen wir die Nacht zu, und zwar gerade deswegen, weil es hier am ſchauerlichſten ausſieht. Es lagen eine Menge Panzer, Helme, Bein- und Armſchienen in dem Saal umher, und in jeder Ecke ſtand eine Rittergeſtalt in voller Rüſtung. Der Amtmann ſelbſt rieth ihnen, wenn ſie ja bei ihrem tollen Sinn beharren wollten, lieber hier, als in den Zimmern zu bleiben, wo der kalte Herbſtwind durch hundert zerbrochene Scheiben blaſe. Es wurde beſchloſſen, und der gefällige Wirth ließ ihnen hier Tiſche und Stühle

---

*) Ein Ausdruck, entſtanden vom „Hörner abſtoßen.“

zurechtſetzen, ſie auch mit Tabak und Bier reichlich verſergen. Abends nach dem Eſſen traten ſie bewaffnet mit Hiebern und Piſtolen muthig ihren Zug nach der verwünſchten Burg an. Ein Knecht mußte den Berg hinauf vorangehen; oben am Eingange zündete er ihre Lichter an, übergab ihnen zitternd die Schlüſſel, verſprach, für ſie zu beten, wünſchte ihnen eine gute Nacht, und rannte auf das Eiligſte zurück.

Da ſaßen ſie nun in dem Ritterſaal, die Mitternachtſtunde erwartend; ſie tranken, dampften und ſangen dazu, trieben Kurzweil mit den Rüſtungen und den Rittersmännern, ohne daß ſich Verdächtiges gezeigt hätte. Als aber die zwölfte Stunde anrückte, wurden ſie ſtiller und aufmerkſamer. Endlich ſchlug die Glocke, und — horch! es regte ſich etwas in der einen Ecke. Sie zogen ihre Pfeifen aus dem Munde, und richteten ihre Blicke dorthin. Jetzt begann die Ritterhülle, bisher unbeweglich, ſich ſo zu ſchütteln, daß die Rüſtung klirrte, und Anſtalt zu machen ſchien, auf ſie loszugehen. Da ſträubten ſich dem Muthigſten die Haare, und Einige ſahen ſich erſchrocken nach der Thüre um. Bald ermannten ſie ſich jedoch, da der alte Rittersmann wieder unbeweglich ſtand wie vorher. Er hatte ſich ſichtbar geſchüttelt: ſie hatten es Alle geſehen und gehört; es mußte herausgebracht werden, woher das käme. Sie nahmen ihre Lichter und Hieber, beleuchteten den alten Harniſch von allen Seiten, entdeckten aber nichts, was ihnen Aufſchluß geben konnte. Kaum hatten ſie ſich indeß einige Schritte entfernt, ſo ſchüttelte er ſich abermals mit einem Geraſſel, als wäre Leben in den eiſernen Körper gefahren. Sie prallten erſchrocken zurück, ein eiskalter Schauer überfiel ihre Glieder, doch nur auf einige Minuten. Sie ſammelten ſich wieder; Einige gingen beherzt auf den Eiſenmann los, beleuchteten ihn von oben bis unten, nahmen ihm den Helm ab, fuhren mit ihren Hiebern in ſein leeres Innere, ohne etwas zu entdecken. Kaum hatten ſie ihm aber den Helm wieder aufgeſetzt, ſo ſchüttelte er ſich faſt unter ihren Händen und vor ihren Augen zum dritten Male. Zugleich erfolgte ein donnerähnlicher Schlag an die Thür, und jetzt raſſelte ein Harniſch nach dem andern. Bald ſchüttelte ſich hier, bald dort Einer, und immer Einer wüthender als der Andere. Alle ſchienen auf die Wagehälſe, die ihnen getrotzt hatten, losſtürmen zu wollen. Jetzt ſank auch dem Entſchloſſenſten der Muth. Zwei von ihnen lagen in Ohnmacht, die Antern ſaßen mit geſträubten Haaren an dem Tiſche. Sie hatten kaum noch ihre Stühle erreichen können, und warteten angſtvoll der Dinge, die da kommen ſollten. Ein furchtbares Gepolter die Treppe herauf, bis zur Thür, weckte ſie aus ihrer Betäubung. Mit Entſetzen wendeten ſie ihre Augen derthin. Ein zweiter Schlag erfolgte, die Thür flog praſſelnd auf, und ſiehe da! ein Ungethüm ſchreitet herein — in Geſtalt des Herrn Amtmanns, erſt langſam, dann raſch zu ihnen hintretend, mit der Frage: „Nun, wie geht es, meine Herrn? Wie gefallen Ihnen meine Ritter? Ha, ha! ha!“ — Nun erſt überzeugten ſie ſich, daß dieſe Erſcheinung kein Geiſt, ſondern wirklich der Herr Amtmann war, wie er leibte und lebte. Er hatte ihnen eine Schnurre — wie er es nannte — machen, ihre Herzhaftigkeit auf die Probe ſtellen wollen; ſie beſtanden die Prüfung ſchlecht und wurden dafür recht herzlich ausgelacht. Es läßt ſich leicht denken, daß ſie in Beſchämung nicht recht wußten, was zu antworten ſey. Sie wollten erzählen, was ſich ereignet hatte; der Amtmann aber entgegnete: „Laßt's nur, ich weiß Alles, und jetzt kommt, ich will Euch meine Spukanſtalten zeigen!“ — Er führte ſeine Gäſte die Treppe hinunter in das Kornmagazin, das unter dem Ritterſaale ſich befand. „Hier“, ſagte der ſpaßhafte Mann, „bemerkt gefälligſt die unſcheinbaren Löcher in der Decke, die ich da habe bohren laſſen, wo die Beinſchienen der Ritter an dem Boden befeſtigt ſind. Das Raſſeln und Schütteln der Ritter bewirkten meine Knechte durch hineingeſteckte Stangen, womit die Rüſtungen in Bewegung geſetzt wurden. Das Gepolter verurſachte ich ſelbſt, und ein Stein, von



mir an die Thür geworfen, war die ungeheure Urſache, die Euch in ungeheure Schrecken ſetzte." —

Der Amtmann ließ gern die Nachbarſchaft in der Meinung: es ſpuke in dem alten Schloſſe; — denn dieſer Glaube bewahrte ſein Korn vor nächtlichen Dieben. — Ohne die Auflöſung hätten aber wahrſcheinlich auch die Studenten mit ihrem Abenteuer die Spukgeſchichten von der Geiſterburg beſtätigt!

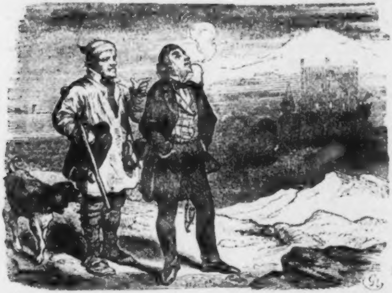
(Aus handſchriftlichem Nachlaß Karl Reinhard's, Mitglied des Hainbundes.)

III. Der weiſſagende Brockenwirth.

Als ich zwei Jahre das Univerſitätstreiben in Göttingen mit ſchuldigem Fleiß durchgemacht hatte, wurde für die Hundstags-Freiheit, wie wir Studenten die Ferien nannten, ein Ausflug nach dem Harz beſchloſſen. Es war im Jahr 1811, und ich feierte meinen zwanzigſten Geburtstag unterweges in einer Dorfſchenke, zwar nicht bei „trockenem Brod und ſaurem Bier", doch auch nicht viel vornehmer; meine Sehnſucht nach dem Brocken diente mir aber zum Feſtgeſchenk. Singend und pfeifend beſtieg ich den Berg und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir im Brockenhauſe für den Abend und die Nacht das Nöthige beſtellte, dann eilte ich ſogleich hinaus, um für die gerühmten weiten Einblicke in vieler Herren und Herrchen Länder keinen Augenblick zu verlieren. Leider aber verſagte eine gährende Nebelmaſſe jede Ausſicht zu Ausſichten, und wir — ein Vater mit ſeiner hübſchen Tochter und ich — harrten vergebens auf einen rechtſchaffenen Wind, der die Güte haben ſollte, den Nebelſpuk zu verjagen. Da ſagte der alte Herr: „Wenn ſich der Dunſt nur wenigſtens ſo verdichtete, daß wir das Schauſpiel einer Luftſpiegelung hätten, wie es hier oft vorkommt. Dann könnte uns", fügte er lächelnd hinzu, „der Brockenwirth aus den vorüberziehenden Bildern unſre Zukunft verkünden." — „Ach, lieber Vater", flüſterte das anmuthige Kind, „wünſche das nicht; ich halt' es für ein heilſames Glück, daß uns die Zukunft verhüllt iſt." Darüber wurde hin und her geredet, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß der damalige Brockenwirth wirklich in dem Rufe ſtand, aus ſolchen Luftgeſtaltungen weiſſagen zu können. So ungläubig ich war, eben ſo neugierig war ich; das heißt, ich war empfänglich für die Wahrheit wie für den Wahn, und jedenfalls bot ſich meiner lebhaften Einbildungskraft ein willkommener Stoff. Den ganzen Abend dachte ich nur an die Luftſpiegelung und wünſchte ſie herbei, wie ich zuvor gewünſcht hatte, am nächſten Morgen mich des Sonnenaufgangs zu erfreuen. Sobald ich des Wirthes allein habhaft werden konnte, beſtürmte ich ihn mit Fragen, er wich mir aber aus, und als ich äußerte: „Haben wir Morgen eine Luftſpiegelung, dann laſſ' ich Sie nicht los, Sie müſſen mir von ihrer Kunſt Zeugniß geben.“ -- „Begehren Sie das nicht“, erwiederte er mit düſterem Blick; „ich weiß wohl, Sie würden mir nicht glauben, aber zum Zeitvertreib ſoll meine mir ſehr widerwärtige Gabe nicht dienen, und den Schleier der Zukunft zu lüften hat noch nie gut gethan!“ — Für heut mußte ich mich beſcheiden, war es doch überhaupt zweifelhaft, ob eine Luftſpiegelung erfolgen würde, mein Verlangen danach war jedoch unüberwindlich. Ich ſchlief ſehr unruhig; ehe eine Spur der Morgendämmerung ſich zeigte, ſtand ich im Freien und ward zum Aufſtörer noch vor dem Hahnruf. Die Sonne brach plötzlich aus der Tiefe empor, für Augenblicke hatten wir eine wunderhafte Fernſicht, und wir erinnerten uns Goethe's, der am 7. September 1776 vom Brocken ausſchauend ſchildernd ſagt:

„Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchau'ſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit.“

Dies Schauen war jedoch bald verwehrt, denn Dampfmaſſen verdeckten die Beleuchtung, ſo daß man ſie nur noch auf einzelnen Bergſpitzen gewahrte. Mißmüthig verließ uns die Geſellſchaft, ſich bei dem Genuß des Frühſtücks zu tröſten, und ich blieb mit dem Wirth allein, denn der aufſteigende Nebel ließ mich auf Erfüllung meines Wunſches hoffen. Nach wenigen Minuten ballten ſich die beweglichen Dünſte mehr und mehr; wie ein beweglicher Vorhang zogen ſie vorüber — und ſiehe da, es zeigten ſich Luftbilder, doch ſonderbarer Weiſe erblickten wir völlig Verſchiedenes. „Das iſt's!“ ſagte der Wirth mit zitternder Betonung. „Nur heraus mit der Sprache!“ rief ich ihm zu; „ſpielt nicht den Geheimnißkrämer, an dem leicht zu bemerken iſt, daß er nichts weiß!“ — „Junger Herr“, entgegnete der Wirth mit unwirrſcher Haſt, „Ihr ſeyd vorwitzig, doch beſteht Ihr darauf, daß ich rede, ſo ſtellt Euch, daß ich über Eure Schulter dieſelbe Richtung nehmen kann, und nun ſchildert, was Ihr ſeht!“ Etwas betroffen, fühlte ich zugleich mich beſchämt, wollte ich jetzt meinen Wunſch nicht erfüllen laſſen, ich that alſo nach ſeiner Anordnung und berichtete dann: „Mir iſt es, als gewahre ich in dem Dunſt Häuſer; eines darunter erkenne ich ſehr deutlich, es zeichnet ſich aus durch ſeine alterthümliche Bauart mit vielen Ecken, und es kommt mir vor, als winke vom Altan ein Frauenbild mit einem weißen Tuch nach einem unſichtbaren Gegenſtande.“ Wie fragend ſah ich nun den Wirth an und er ſprach: „Das Haus ſteht in Wernigerode, und dieſe Winkende wird Euch gefährlich, wie etwas gefährlich wird, wonach man unabläſſig trachtet, ohne es erlangen zu können.“ Ich ſchaute ſchweigend wieder hin auf die Lufterſcheinung und ſah eine ſchöne Geſtalt noch klarer als zuvor; ſie prägte ſich in meinem Gedächtniß feſt, und ihr Einfluß begann damit, daß ich es meinen Reiſegefährten ausredete, vom Brocken aus nach Wernigerode zu wandern. Die Offenbarung des Brockenwirths, die mir jetzt wichtig, dann bedeutſam, jetzt ſchwindlich, dann inhaltvoll dünkte, beſchäftigte mich fortwährend mehr als ich mir ſelbſt geſtehen wollte: denn das Geheimnißvolle übt nun einmal einen unwiderſtehlichen Reiz auf uns, und unſer Seelenleben nährt ſich ja recht eigentlich an ihm. Zuweilen lachte ich mich wohl ſelber aus über meinen ſchwärmeriſchen Hang, er ließ ſich aber auch davon nicht verſcheuchen.

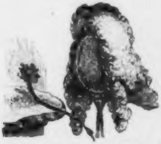


Von der Univerſität trennte ich mich, als in Deutſchland der Auferſtehungsruf ertönte zur Befreiung von der Gewaltherrſchaft Napoleons. Ich eilte zu den Waffen im Dienſte Preußens, that meine Pflicht mit allem Eifer, und hatte das Glück, erſt in der Nähe von Paris verwundet zu werden. Noch nicht völlig geheilt, folgte ich auf der Rückkehr dem Regiment, und ich erfuhr, daß es nach der Marſch-Vorſchrift auch über Wernigerode gehen ſollte. Unterweges wurde meine Schwäche empfindlicher; in Goslar war es mir zuweilen, als ob ich nicht immer Herr meiner Sinne bliebe, und lange nachher erſt begriff ich alles Wunderliche, das ſich mit mir begab. Ich war in Wernigerode, ſah das mir auf dem Brocken erſchienene Haus und die ſchöne Jungfrau, wurde von Leidenſchaft ergriffen, die ſich bis zur Raſerei ſteigerte, als mir ein, nach meiner Anſicht ungeliebter Bräutigam entgegentrat. Wilde Gluthen der Eiferſucht und des Zornes bemeiſterten ſich meines ganzen Weſens, ich forderte ihn, er ſtand eiſigkalt im Zweikampf vor mir, und ich empfing eine tiefe höchſt ſchmerzliche Wunde, an deren Heilung die Aerzte Monate hindurch mit mir verzweifelten. Es waren fürchterliche Zuſtände!

Nun meint wohl Jeder: Die Vorausſagung des Brockenwirths iſt alſo richtig eingetroffen und hat ſich bewährt. Nein, ihr Leichtgläubigen, es iſt nichts eingetroffen und nichts bewährt, denn — ich bin niemals in Wernigerode geweſen. Meine Gedanken hatten ſich auf dem Marſch dorthin heftiger, und bei meinem krankhaften Zuſtande immer wirriger aufgeregt. In Goslar überfiel mich ein Nervenfieber, und meine Wunde brach wieder auf; ich lag fünf Monate im Lazareth und während dieſer Zeit erlebte ich durch Fiebergebilde und Wahn, vereint mit den Wundſchmerzen, was ich ſogar nach der Krankheit wirklich erlebt zu haben vermeinte, und mich nur allmälig von den Aerzten belehren ließ. So arg kann die Einbildungskraft den ſchwachen Menſchen in Trugſchöpfungen jagen, daß er für geſchehen hält, was ſich nie ereignete, und bin ich ein ſolcher Narr geweſen, der Brockenwirth war es ebenfalls. Bei Widerwillen, ja bei Furcht und Schrecken vor ſeiner erträumten Sehergabe glaubte er doch an dieſe, und ich ward durch ſtete Erinnerung an das mir Verheiſſene dahin getrieben, als Thatſachen zu betrachten, was doch nur Schöpfung aus Fieberſtoff und Hirngeſpinnſten war. In ſolcher Erhitzung ruht gar Mancher nicht eher, bis er ſeine Thorheit ſich bis zu einem Wunder faſelte; ich aber laſſe ſeit jener erkannten Selbſttäuſchung dem Geheimniß der Ewigkeit die vielen in ihr dem Irdiſchen verborgenen Geheimniſſe, ſorge mit möglichſter Tüchtigkeit für die kommenden Tage, und wiederhole mir oft die Worte meiner hübſchen Nachbarin auf dem Brocken: „Ich halt' es für ein heilſames Glück, daß uns die Zukunft verhüllt iſt!“

Adolph Baldinger.

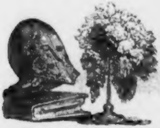
Streitende Gegenſätze.



Haarzopf und Perrücke.

Alte Perrücke, gehe zur Ruh',
Decke Dich tief mit Puderſtaub zu!
Laſſ' das Friſiren, kleideſt doch nicht!
Gönne der Zeit ihr junges Geſicht.

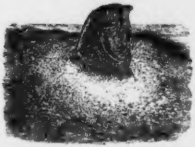
„Ich, als die Alte, bleibe dem Kopf,
Heiſſe nur anders: Tour oder Schopf.
Schick' in die Zeit mich, wie es ſie ziert, —
Du aber, Narr, bleibſt guillotinirt.“



Minerva's Helm und Frauenhäubchen.

Welche Bewehrung trägt dies Geſchlecht?
Welches verworr'ne loſe Geflecht!
O! — für der Göttin geweihten Helm
Giebt es ſein Haupt hin plund'rigem Schelm!

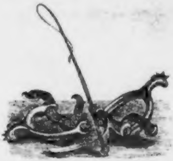
„Schelte nicht vorſchnell, harter Papa!
Biſt ja im Enkel immer noch da.
Bin ja doch gleicher Wirkung geweiht:
Wo ich erſcheine weck' ich den Streit.“



Wüſtenſand und große Sphynx.

Nun, große Sphynx, Du Wunderthier!
Hab' ich Dich endlich unter mir?
Lag'ſt ja ſo vornehm ausgeſtreckt,
Ward'ſt bis zum Kopf nun zugedeckt.

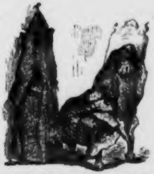
„Weiter auch reicht nicht Pöbelneid,
Laſſe Dir gerne Leib und Kleid;
Kann ſchon verſchmerzen Rock und Knopf,
Sieht nur die Welt noch meinen Kopf.“



Peitſche und Sporn.

Was will denn der Reiter mit dem Sporn?
Genüge ja mächtig ſeinem Zorn!
Er darf mich nur zeigen, trabt der Gaul,
Und wär' noch ſo lahm er, noch ſo faul.

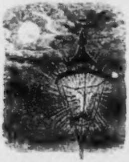
„Das hat ſo ſein Aber, denn, Madam!
Ein tüchtiges Pferd vom Vollblutſtamm
Will niemals beſchämend dienſtlich ſeyn —
Sie klatſchen — ich drücke ſtill mich ein.“



Gallakleid und Schlafrock.

Platz da, Herr Schlafrock! Weich' er mir aus;
Muß heute nach Hofe wieder zum Schmaus.
Leute von meinem hohen bon-ton
Streifen nur ungern an ſeine Façon!

„Bin doch ein weites warmes Gewand,
Wenn von Façon auch minder galant;
Hat Dich nur die nach Hofe gebracht,
Hat Dir ſolch Glück Dein Schneider erdacht.“



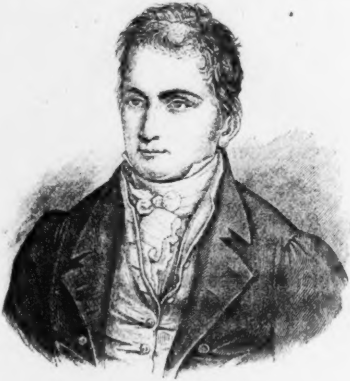
Straßenlaterne und Mond.

Geh' nur nach Hauſe, quäl' Dich nicht!
Haben in unſ'rer Stadt ſchon Licht!
Wäre nicht wachſam ich bereit,
Stänď es ſchlimm mit der Sittlichkeit.

„Laßt doch das Volk im Finſtern geh'n!
Wollte, ich dürft' es gar nicht ſeh'n.
In ſeinen Laſtern hinderſt Du's nicht:
Hältſt ihm dazu doch nur das Licht.“

Fr. v. Schönholz.

Ludwig Tieck und Ferdinand Fleck.



L. Tieck.

Seiner iſt zwar in dieſen Bändchen (1835. Erſter Jahrgang) ſchon gedacht, doch wurde dort nur Allgemeines mitgetheilt über ſein Thun und Streben, ohne Aeuſſerungen von ihm ſelbſt beizufügen. Dies möge jetzt geſchehen, da wir ein beſſeres Bildniß aus ſeinen Mannesjahren, und nächſtdem Bemerkungen und Urtheile von ihm geben können, die für unſere Tage noch ſo treffend, ja vielleicht noch treffender ſind als zur Zeit da ſie zuerſt in die Leſewelt kamen. Ohne weitere Umſchweife ſpreche nun der Geiſt Tieck's!

Vom Wunder.

„Was uns Gewohnheit zur Meinung macht, nennen die Menſchen oft Natur und ihre Geſetze; wo ſie eine Abweichung ſehen, von der ſie überraſcht und nun erſtaunt ſind, da ſprechen ſie von Wunder: als wenn jene ſogenannten Geſetze nicht ebenfalls Wunder wären, als wenn wir die alltäglichſte Erſcheinung wahrhaft deuten, faſſen und erklären könnten. Als wenn jene Blume mir nicht wie ein Räthſel entgegenblühte, mein eigenes Entſtehen, Wachsthum und Vergehen, Sonne, Mond und Sterne, Licht, Firmament und Waſſer, ja die Organiſation der kleinſten Mücke nicht ebenfalls Wunder ſey. Alles Leben umgiebt uns geiſtig, wunderſam, oder, wenn der Geiſt aus dem ruhigen Element ſeines himmliſchen Antheils geriſſen iſt, als Grauen und Geſpenſt. Aber kenne ich das was ich Natur und ihre Kräfte, was ich Geiſt und ſeine Fähigkeiten nenne? Wie wechſelt es in jedem Menſchen, an jedem Tage, bei geringfügigen Veranlaſſungen. Der Dichter, der Künſtler weiß von Stimmungen zu ſagen, die dem Laien als Aberwitz oder Wunder erſcheinen; Kräfte thun ſich auf, von denen die Vorzeit nicht wußte, vieles Andere iſt im Laufe der Zeiten untergeſunken oder vergeſſen worden: es kommt wohl einmal wieder, um von Neuem erſtaunen zu machen oder die echte Wiſſenſchaft tiefer zu begründen. Alles geſchieht durch den Wechſel der Dinge, nichts durch Wunder, und nur der beſchränkte Verſtand gebraucht dieſen Namen für Das, was er nicht durchſchauen kann, während in der göttlichen Weltordnung der klare Aufſchluß zu finden wäre, bliebe es uns nicht verſagt, dieſes Göttliche uns zu erläutern. Niemals jedoch kann ſich, was uns Wunder ſcheint, zum religiöſen Geheimniß erheben; die Offenbarung bedarf deſſen nicht, um ihre ewige Wahrheit zu urkunden; die Wunderſucht verräth Irr- und Unglauben, und wo Leidenſchaft und Parteiſucht im Meinungskampfe auf unerklärliche Erſcheinungen Hoffnungen baut, Ueberzeugungen gründen, oder gar aus ihnen fort und fort in's Unbeſtimmte beweiſen und erklären will, da iſt es ebenſo um alle unbefangene Prüfung wie um alle wahre Religion längſt geſchehen."

Von der Bühne und den Theaterzuſtänden.

I.

„Mit dem Entſtehen der Bühnen ſuchte man ſogleich durch ſinnliche Eindrücke ihre Wirkungen zu erhöhen, und Aeſchylus und Sophokles werden deshalb von den Alten geprieſen, daß ſie das Theater geſchmückt und durch Zier vollkommner gemacht haben. So lange Dekoration, Muſik, Tanz, ja Gaukelei nur das Schauſpiel *erhöhen*, es nicht unterdrücken, ſind dieſe Dinge zu loben. Kommt man aber erſt dahin, in einer Tragödie das Schauſpiel bloß wegen eines Krönungsmarſches zu beſuchen, kann man ohne Feuerwerke oder ungehörige Ballette gar nicht mehr fertig werden, ſo iſt die Kunſt des Dichters wie des Schauſpielers völlig abgeſtorben, Beide ſtehen dann ſchon als Nieten unter den Gewinnſten dieſer Lotterie, und man ſollte es dann lieber gradehin verſuchen, ohne dieſen Umweg die Zuſchauer zu entzücken.“

II. Auszug eines Geſprächs.

(Nach Darſtellung eines neuen Stücks, „Luſtſpiel“ genannt.)

Der kosmopolitiſche Freund. Auch dieſes Zuſtandes, auch der Freude am Richtigen werden die Menſchen wieder ſatt, ganz von ſelbſt macht das Edle, Große und Erhabene einmal wieder Glück. Und den Troſt müſſen Sie doch wenigſtens heut geſchöpft haben, daß wir nun zum Keller die allerletzte Stufe hinabgeſtiegen ſind; es giebt keine tiefere, alſo müſſen wir ja von ſelbſt wieder höher hinauf.

Tieck. Denken aber hätten wir es doch nicht können, daß es einmal ſo kommen würde.

Freund. Ei, warum nicht? Wer A geſagt hat, muß auch B ſagen.

Tieck. B! — aber ſo bald in's Z zu gerathen! Warum denn nicht den Verfall des Schauſpiels mit mehr Oekonomie getrieben! Dazu hätten ja unſere Enkel noch Zeit gehabt. Wir klagten in unſerer Jugend, daß durch Ausmalen der kleinen bürgerlichen Verhältniſſe, durch jene weichlich-rührenden Situationen, die durch falſchen Reiz die Herzen der Zuſchauer gewannen, die wahre Kunſt des Schauſpielers zu Grunde gehen müſſe. Wie es ſich immer tiefer neigte, lachten wir in unſern luſtigen Kreiſen über den ungeheuern Abſtand von Sonſt und Jetzt. Denken Sie ſich aber welches Stück von Iffland Sie wollen, und ſtellen Sie es dann in Ihrer Phantaſie dem Neuen gegenüber, ſo müſſen Sie fühlen, daß von Iffland zu Dieſem ungefähr derſelbe Zwiſchenraum wie zwiſchen Sophokles zur „Reiſe nach der Stadt“ oder ähnlichen Komödien iſt. In jenem Richtigen, ſo verzerrt es zuweilen ſeyn mochte, lag doch noch der Trieb nach Wahrheit zum Grunde, hier und da war der Natur ein Zug abgelauſcht, zuweilen ſogar ein ſchöner. Nenne ich gar die „Jäger“, ſo iſt des Wahren, Echten und Anmuthigen mehr als des Schiefen und Widrigen. Im Naiven iſt ſelbſt ein gewiſſer Adel, ſo wie eine Art von Großheit in „Verbrechen aus Ehrſucht.“ Aber hier —

Freund. O hören Sie auf! Wiſſen Sie denn nicht, daß dieſer Romantiker — der Verfaſſer dieſes Luſtſpiels — ein Mann des Volks geworden?

Tieck. Doch wohl nur jenes, welches durch ein Buch die läſtige Zeit vertreiben will, nur Jene, die überzeugt bleiben, die Künſte ſeyen nur dazu erfunden und ausgebildet. Nur werden Sie mich nie überreden, daß dieſe Leſekranken irgend ein Volk, am wenigſten unſer deutſches repräſentiren dürfen. Das Geſchmackloſe in dieſer ärmſten Nüchternheit iſt ohne Weiteres ſchon unmoraliſch.

Freund. Soll es denn aber gar keine Karikaturen geben?

Tieck. Warum nicht? Auch das Kleine ſoll ſeyn. Nur mit Witz, mit Geiſt ausgeſtattet, aus welchem dann wieder die Wahrheit hervorleuchtet. Welches künſtleriſche Auge liebt nicht einen Oſtade, einen Teniers? Aber wenn ein Anſtreicher dieſelben Gegenſtände jener geiſtreichen Künſtler malen will, wenden wir uns mit Widerwillen ab. Giebt es etwas Beſchloſſeneres, Kleineres, aber auch Heimlicheres als Voßens „ſiebzigſten Geburtstag“? Das Muſter eines Idylls! Wenn wir nun Dergleichen auf unſerm Theater hätten, ſo wollte ich gern Handlungen, große Charaktere und Leidenſchaften in den Kauf geben. Findet man auf der anderen Seite ärgere Fratzen als bei dem Italiener Gherardi? Aber es ſind die großartigſten Späße, von denen Moliere und Holberg lernen und ſie nachahmen durften.

Freund. Wie waren Sie denn mit den Schauſpielern zufrieden?

Tieck. Ach, lieber Kosmopolit, die Leute erregten mir eine wehmüthige Empfindung. Was hilft es, daß ſie ſich mit dem Namen von Künſtlern brüſten, daß ſie zu den Staatsdienern gerechnet werden, daß ſie Geſellſchaften beſuchen und ſelbſt zu Zeiten Moral, Kritik und Philoſophie ſprechen wollen, wenn ſie doch wieder dergleichen Erfindungen ſprechen, handeln und ausführen müſſen? Ich war ſo gerührt, daß ich kaum noch den Wunſch faſſen konnte, ſie möchten das Niedrige etwas mildern und adeln.

Freund. Wären damit aber vielleicht nicht die Zuſchauer unzufrieden geweſen? Haben Sie nicht geſehen, wie geſpannt und erfreut Alles war? Das iſt bei den beſten Stücken ſelten der Fall.

Tieck. Ja, Freund, dieſe Umgebung hat mich noch mehr erſchüttert als das Stück ſelbſt. Eine Furcht wandelte mich an, unter ſo vielen Menſchen ganz einſam zu fühlen, ja eine Art von Grauen, daß in meiner Seele auch nicht die fernſte Ahnung jener Luſt war, die Alles um mich her zu Lachen und Fröhlichkeit erregte. So ſetzte ſich mir das Ganze zu einer recht häßlichen Tragödie um.“

III.

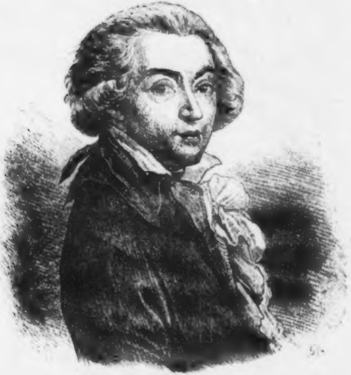
„Iſt der Zuſchauer nun einmal ſo gleichgültig geworden, daß es ihm im Schauſpielhauſe nur um Zeitvertreib zu thun iſt, bedarf er in ſeiner Unterhaltung nicht mehr der Wahrheit, der Natur und des

Witzes, ſind ihm grobe Späße recht, Unnatur und Widerſinn erträglich, ſo mag er ſich auf ſeine Weiſe an faden Produkten ergötzen. Meinen doch in unſern Tagen Viele, die ſich ſogar die Miene der Kenner geben, alle Kritik ſey nur dazu erfunden, um ihre unſchuldigen Freuden zu ſtören und den Kinderglauben ihrer unbegreiflichen Entzückungen irre zu machen; ſie ſetzen voraus, der ſogenannte Kritiker quäle ſich ſeine Einwürfe, ſeinen Tadel nur ab, wenn er gleich ſelbſt eben ſo hingeriſſen ſey, wie ſie ſelber: ſie zürnen daher, wenn vernünftige, oder gar überzeugende Gedanken ſie ſelber irre machen und der grobe Lack von ihrem Spielwerk abfällt. Sie können es freilich nicht faſſen, daß der Gebildete ſchon aus Inſtinkt, aus dem einfachſten Gefühle ſich vom Abgeſchmackten mit Widerwillen wegwendet, daß es nicht nur barbariſch, ſondern in einem gewiſſen Sinne auch unſittlich iſt, ſich daran ergötzen zu können. Kritik wäre alſo bei ſolchen Produktionen verſchwendet; nur iſt es wohl gut, daß ſich zu Zeiten hier und dort eine Stimme dagegen erhebt, ſey es auch mit wenigen Worten, um die Schlafſucht zu ſtören, die jetzt das Publikum der meiſten Schauſpielhäuſer befallen zu haben ſcheint. Es iſt auch unnöthig, auf die Unnatur, die groben Widerſprüche, den Mangel an Charakter und Zuſammenhang, ſo wie an manchen andern Dingen, die man ehemals an einem Luſtſpiele für nöthig hielt, aufmerkſam zu machen; denn wer Dergleichen bedarf, hat es ſich längſt ſelber geſagt, und jene oben Bezeichneten, die den Zweifeln als Freudeſtörern aus dem Wege gehen, bieten uns doch nur ein taubes Ohr."

Ferdinand Fleck.

Tieck war ein begeiſterter Verehrer des berühmten, in der Theatergeſchichte unvergeßlichen Schauſpielers Johann Friedrich Ferdinand Fleck (geboren 1757 in Breslau, geſtorben 1801 in Berlin). Zu Beider Andenken möge hier eine der mehreren Schilderungen folgen, die Tieck ſeinem Liebling widmete, da ſie zugleich ein belehrendes Urtheil iſt, und das Bildniß Fleck's ſteht dabei an rechter Stelle.

„Wenn man des Schillerſchen „Wallenſtein" gedenkt, und ſich ſeiner Herrlichkeit freut, ſollte man auch zuweilen an den trefflichen Fleck in Berlin erinnern, der ſein reifes Mannesalter durch das Studium dieſer Rolle verherrlichte. Gewiß, wer ihn damals, als das Gedicht zuerſt erſchienen war, dieſen Helden darſtellen ſah, hat etwas Großes geſehen. Ich habe faſt in allen deutſchen Theatern auch der Aufführung dieſes Gedichtes zu verſchiedenen Zeiten beigewohnt;



Vieles war zu loben, Dies und Jenes gelang, aber nirgend ward mir etwas ſichtbar, das dieſem wahren Heldenſpieler nur von ferne wäre ähnlich geweſen. Wenn Fleck ſagte:

„Von welcher Zeit iſt denn die Rede, Max?
Ueber der Beſchreibung da vergeſſ' ich
Den ganzen Krieg“ —
„Tod und Teufel!
Ich hatte, was ihm Freiheit ſchaffen konnte“ —

ſo ſah und fühlte man die tiefſte Abſicht des Dichters. Wo iſt je der große Monolog und dann die Scene mit Wrangel wieder ſo geſprochen und geſpielt worden! Welche Würde, welche ſichtbare Viſion, als er den Traum erzählt; die Worte:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemals wieder!“

eröffneten einen Blick in eine wundervolle Weite. Wenn er in der höchſten Seelenbedrängniß ſagte:

„Max, bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Max!“

ſo war in dieſem milden, faſt gebrochenen Ton ſo viel Geſchichte der ganzen innern Seele, ſo viel Poeſie in den wenigen Worten, daß hier wirklich kein Dichter, auch der große nicht, den großen Schauſpieler erreichen kann. Als der Held ohne Erfolg ſein Angeſicht den wüthenden Truppen gezeigt hat, er nun wiederkehrt und bloß „Terzky!“ im Zurückkommen ruft, — wer malt oder erzählt wieder, was in dieſem einzigen Worte lag? Schiller ſelbſt ſagt uns weder, daß er erſchüttert, oder vernichtet, oder blaß, und ſo weiter, erſcheinen ſoll, er hatte aber damals in Fleck's Perſon für einen ſo ſchöpferiſchen Genius gearbeitet, daß er ihm in dieſer Scene gern die ganze Poeſie überlaſſen durfte, die er ja hier mit Worten doch niemals ſchaffen konnte. Glückliche Zeiten, wenn Genien ſich ſo begegnen! — Wenn man gegen das Andenken eines Künſtlers gerecht ſeyn will, ſo muß man geſtehen, daß Er es verſtand, dem Gedicht eine Einheit und Vollendung zu geben, die durchaus nichts mehr entbehren ließ. Sein großartiges Ahnungsvermögen erklärte manche Stelle, und ſetzte ſie in ſo helles Licht, in welchem ſie dem Dichter vielleicht ſelbſt nicht ſo deutlich vorgeſchwebt hatte. Und doch iſt das nur ein wahres Theaterſpiel, wenn ſelbſt die ſchöpferiſche Phantaſie des Zuſchauers, der mit dem Gedicht innig vertraut zu ſeyn wähnt, durch neue Entdeckungen überraſcht wird, wenn das Ganze dem Kenner in ein neues, überraſchendes Verhältniß tritt, wenn bei Wiederholung auch das Alte, vorher Unbeachtete in friſcher Bedeutung ſich erhebt, mit einem Worte, wenn das Spiel zu einem wahren, für ſich lebenden Kunſtwerk erhoben wird. — Im erſten Monolog ſchon war es, wo Fleck tief erſchütterte, indem er uns die wahrhaft tragiſche Situation, das Geſpenſtiſche in Wallenſteins Gemüth deutlich machen konnte; um ſo ſchlagender ergriffen uns die Wahrheiten, die dieſer Geiſt in ſeiner hohen Spannung auszuſagen gezwungen iſt. Fleck verſtand es, das Wunderbare mit dem Gewöhnlichen, den Aſtrologen mit dem Feldherrn, den Fühlenden, ſich Mittheilenden, mit dem einſamen zurückſtoßenden Grübler zu vereinigen. Am ſchwerſten wird es immer, den Aſtrologen mit ſeinem Wunderglauben, mit der Lehre, die er bei jeder, zuweilen unpaſſenden Gelegenheit leidenſchaftlich predigt, zu einer wahrhaften und überzeugenden Anſchauung zu bringen. Dieſe Sonderbarkeit war es grade, welche Fleck aufgriff, um ſie zum Vorherrſchenden im Charakter des Helden zu machen. So wie dieſer auftrat, war es dem Zuſchauer, als gehe eine unſichtbare ſchützende Macht mit dieſem; in jedem Worte berief ſich der tiefſinnige, ſtolze Mann auf eine überirdiſche Herrlichkeit, die ihm nur allein zu Theil geworden war; ſo ſprach er ernſthaft und wahr nur zu ſich ſelbſt, zu jedem Andern ließ er ſich herab, und ſchaute auch während des Geſprächs mit Jenem in ſeine Träume hinein. So fühlte man, daß der ſo mannigfach, ſo wunderlich verſtrickte Feldherr wie in einem großen, ſchauerlichen Wahnſinn lebe, und ſo oft er die Stimme erhob, um wirklich über Sterne und ihre Wirkungen zu ſprechen, erfaßte uns ein geheimnißvolles Grauen; denn grade dieſe ſcheinbare Weisheit ſtand mit der Wirklichkeit und ihren Forderungen in einem zu grellen Kontraſt. Dadurch erhielt Alles Wahrheit und tragiſche Tiefe, ſelbſt Manches, wo es den Leſer dünken möchte, als habe der Dichter ſeinem poetiſchen Gelüſt zu ſehr nachgegeben. In der Scene des zweiten Akts, in welcher Wallenſtein ſein Vertrauen zu Octavio rechtfertigen will, iſt es eine erhabene Ironie des Dichters, die uns Fleck ſo fühlbar machte, daß der Zuſchauer erblaßte, wenn er nur die Worte hörte:

„Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beſtändig
Zurück nur kommen auf ihr erſtes Wort,
Wenn man Vernunft geſprochen ſtundenlang."

Dieſen Wahnſinn, der ſeine erzählte Traum-Viſion „Vernunftſprechen" nennt, ſprach Fleck mit höhnendem Uebermuth und im ganzen Gefühl der höhern Weisheit, wodurch uns eben die tiefe Verwirrung des unglücklichen Wahnſinnigen recht fühlbar wurde. Wenn Flecks Wallenſtein nun zu Zeiten von dieſer Traumhöhe einbrechend herabſank, um ganz Menſch zu werden, wie in den Scenen mit Max, in ſeinen Klagen über Octavio, und nachdem er ohne Wirkung die Armee angeredet hat, ſo war die Erſchütterung in der That ſo ſtark und angreifend, daß es ſchwer iſt, Worte dafür zu finden; wie es denn überhaupt der Triumph und das Unglück des mimiſchen Künſtlers iſt, daß der Augenblick ſein gelungenes Werk ſo vor unſerm Geiſt und die Sinne hinſtellt, wie es keine andere Kunſt vermag, und daß ſich von dieſer Herrlichkeit nichts feſthaltend ausſagen läßt, ſondern nur noch die Erinnerung elegiſch ſich den Genuß zurückrufen kann. — Aber glückliche Zeiten, wenn Genien, wenn Dichter und Schauſpieler ſich ſo begegnen!" — —

An Allem, was Tieck über Fleck äußerte, erfreut ſich der Herausgeber dieſes Volksbuchs um ſo inniger, als er in deſſen Tochter, Henriette Fleck, eine ſo tüchtig brave Frau fand, wie ſie jedem achtbaren Manne zu wünſchen iſt, und verehrende Erinnerung weiht er zugleich der ſorgſam treuen Mutter, Sophie Luiſe Fleck, nachmals Schröck (1777 geboren, 1846 geſtorben in Berlin). Von ihrem Gatten zur Schauſpielerin gebildet, hat ſie ſich in Natur und Wahrheit ausgezeichnet; ſie ruht neben Fleck und auch ihr bewahrt die Theatergeſchichte ein Gedächtnißblatt. Gz.

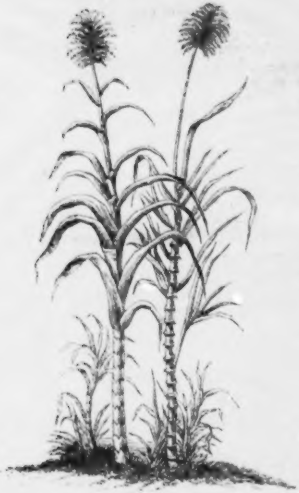
Ausländiſche Handelspflanzen.

(Erſte Fortſetzung.)

III. Vom Zuckerrohr.

Das echte Zuckerrohr (Sacharum officinarum, la canne de sucre), eine ſchöne und ſtattliche Grasart, im Ganzen unſerm Schilfrohr ſehr ähnlich, treibt aus einer ausdauernden Wurzel mehrere, 8 bis 12 und mehr Fuß hohe und einen bis zwei Zoll im Durchmeſſer haltende Halme ohne Seitenzweige. Sie ſind von außen ſehr feſt, glatt, glänzend, und wie bei allen Gräſern von Ort zu Ort mit Knoten durchſetzt, durch welche ſie in Glieder von einem bis mehreren Zoll Länge getheilt werden. An jedem Knoten befindet ſich ein ſchmales, 4 bis 5 Fuß langes, am Rande ſchneidend ſcharfes Blatt von dunkelgrüner Farbe. Vom oberſten Knoten ſchießt ein glatter, gegen fünf Fuß hoher Blüthenſtiel in die Höhe, der eine pyramidenförmig ausgebreitete äſtige, ſehr große ſilberweiße Riſpe trägt, aus einer Unzahl kleiner Blüthchen gebildet. In ſeinem Innern beſteht das Rohr ſeiner ganzen Länge nach aus einem lockern, ſchwammigen Mark von weißer Farbe, voll des köſtlichen ſüßen Saftes, aus welchem der Rohrzucker gewonnen wird, die beſte aller Zuckerarten. Hat das Zuckerrohr abgeblüht, ſo fängt es an gelblich zu werden und vertrocknet allmälig; die Wurzeln aber bleiben lebendig und treiben im folgenden Jahre einen neuen Halm; ſo dauert die Pflanze fort und giebt dreißig Jahre hindurch ergiebige Erndten.

Die urſprüngliche Heimath dieſes rieſigen Graſes ſind die feuchten Gegenden Oſtindiens und die Ufer des Euphrat, von wo man es auch nach andern Ländern verpflanzt hat, namentlich nach Spanien, Sicilien, Afrika und in die warmen Striche von Amerika. Es wird jetzt überall in der heißen Zone in Plantagen angebaut und gedeiht bis zu einer Höhe von 6000 Fuß. Wild wächſt es nirgends mehr. Die ausgezeichnetſten Zuckerplantagen ſind jetzt auf den Antillen und in einigen Landſtrichen Nord- und Südamerikas. In Europa gedeiht das Zuckerrohr zwar auch, wird aber faſt gar nicht zur Bereitung des Zuckers gebraucht, da man ihn weit wohlfeiler aus Amerika und Aſien bezieht. — Sobald das Zuckerrohr dem Blühen nahe iſt, be-



ginnt die Erndte. Das Blühen würde ihm den Zuckerſtoff entziehen, indem es denſelben zur Umwandlung in das Stärkemehl der Samen verwendet. Das Rohr wird vermittelſt eines großen Waldmeſſers nahe am unterſten Ende abgehauen, von den Blättern befreit und in 3 bis 4 Fuß lange Stücke zerſchnitten. Die oberſten werden zu Stecklingen für neue Anpflanzungen bei Seite gelegt, die übrigen bindet man in Bündel und ſchafft ſie in mit Ochſen beſpannten Karren nach der Zuckermühle. Hier preßt man durch hölzerne, mit Eiſen beſchlagene Walzen, die durch ein Räderwerk in Bewegung geſetzt werden, den Saft aus. Da er ſchnell in Gährung übergeht, ſo muß Tag und

Nacht gearbeitet werden, um der Gährung keine Zeit zu laſſen. Hierbei kommt es denn zuweilen vor, daß bei dem Hineinſchieben des Rohres zwiſchen die Walzen die Finger eines ſchläfrig gewordenen Arbeiters gefaßt werden. Damit nicht der ganze Menſch hineingezogen und zerquetſcht werde, ſteht ein Aufſeher ſtets mit einem ſcharfen Beile in der Nähe, um die Hand ſofort abzuhauen. Die Gährung des ausgepreßten Saftes zu verhüten, wird er ſogleich in einen großen kupfernen Keſſel geleitet und durch mehrmaliges Kochen und fleißiges Abſchäumen unter Zuſetzung von Holzaſche und Kalk gekocht. Der eingedickte Saft wird in den Kühlbottich gefüllt und dann, ſo lange er noch warm iſt, in Fäſſer geſchöpft, welche auf einem Roſte über einer Ciſterne ſtehen und auf dem Boden mehrere mit Rohr verſtopfte Löcher haben. Die flüſſigeren Theile des Saftes, Melaſſe oder Syrup, tröpfeln durch jene Löcher, während die kriſtalliſirbaren feſteren Theile zurückbleiben und den Rohzucker, oder Moscovade geben. Dieſer Rohzucker, durch den Einfluß des Klimas und Bodens in Geruch, Geſchmack und Farbe verſchieden, wird zum Theil ſchon auf den Zuckerinſeln geläutert, zum Theil aber geht er, um vollends gereinigt und kriſtalliſirt zu werden, in die europäiſchen Zuckerſiedereien. Man thut die noch warme Moscovade in kegelförmige Thongefäße, welche auf ihre mit einer verſtopften Oeffnung verſehene Spitze geſtellt werden. Nach der Abkühlung wird der Pfropf herausgezogen, um den Syrup auströpfeln zu laſſen, wonach man die Grundfläche des Zuckerkegels mit naſſem Thon bedeckt, deſſen Feuchtigkeit die noch im Zucker befindliche Melaſſe verdünnt und allmälig wegſpült. Der auf dieſe Art geläuterte Zucker, Thonzucker oder Caſſonade genannt, wird alsdann aus den Formen genommen, mehrere Tage getrocknet, gepulvert und nach Europa geſandt, wo man ihn noch einmal läutert. Dies geſchieht, indem die Caſſonade mit Kalkwaſſer aufgelöst und mit einem Zuſatze von Ochſenblut — ſtatt deſſen man in neuerer Zeit verkohlte Knochen angewendet hat — geſotten wird, wodurch man die im Rohzucker noch befindliche Säure ausſcheidet und das rückſtändige pflanzenſaure Salz zerſetzt. Darauf wird der Zucker, durch abermaliges Sieden noch mehr verdichtet, in die Kühlpfanne gebracht und in thönerne Formen geſchüttet, worin man ihn auf die angegebene Art vermittelſt feuchten Thones von dem nicht kriſtalliſirbaren Syrup vollends befreit. Endlich werden die aus den Formen genommenen Zuckerhüte in einer Temperatur von 40 Grad R. getrocknet und ſodann in das bekannte blaue Papier verpackt. Der raffinirte Zucker iſt nach der Verſchiedenheit des Rohzuckers von ungleicher Güte. Je härter und weißer ſein Korn iſt, deſto reiner und theurer iſt er; doch ſüßt der feine Zucker nicht beſſer als der grobe. Der feinſte im Handel vorkommende Zucker iſt der Canarienzucker, von den Canariſchen Inſeln ſo genannt. Die Gewohnheit, die Speiſen zu ſüßen, iſt weit älter als die Kenntniß des Zuckers. Griechen und Römer bedienten ſich dazu des Honigs der Bienen. Durch Alexanders Zug nach Indien lernte man einen Honig kennen, der aus einer Art Rohr, wahrſcheinlich dem Zuckerrohr ausſchwitzte. Nach Plinius wurde dieſer Zucker nur als Heilmittel gebraucht. Durch den Arzneiſchatz hindurch hat er ſich wie viele andere Speiſen in das tägliche Leben Bahn gebrochen, doch ſcheint dies lange Zeit gebraucht zu haben. Wahrſcheinlich wurde der Gebrauch des Zuckers in Europa erſt durch die Kreuzzüge bekannt. — Der Bau des Zuckerrohrs kam von Aſien zuerſt nach Cypern, wo um 1148 ſchon viel gebaut ward. In jener Zeit wurde er nach Madeira und den canariſchen Inſeln, welche vor der Entdeckung Amerikas ganz Europa mit Zucker verſorgten, 1506 nach Weſtindien verpflanzt, namentlich nach den Antillen und von da über einen großen Theil des Feſtlandes von Amerika. Auf der andaluſiſchen Küſte wurde bereits vor der Herrſchaft der Araber Zuckerrohr kultivirt, und es beſtanden dort ſchon viele Zuckerſiedereien. Aus jener Zeit, nämlich aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, ſtammt die Kunſt, den Zucker aus dem Zuckerrohrſaft einzuſieden; die Kunſt, ihn zu raffiniren, iſt jedoch viel ſpäter von einem Venetianer erfunden worden. In Deutſchland war noch bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der Zucker ſo theuer, daß alle weniger Bemittelten nur Honig oder Syrup ſtatt deſſelben gebrauchten. In neueren Zeiten iſt der Gebrauch des Zuckers immer mehr ſelbſt in die unterſten Volksſchichten gedrungen. Am meiſten hat dazu der größere Verbrauch an Kaffee und Thee beigetragen. Heut zu Tage beſchäftigt die Zuckerfabrikation Millionen von Menſchen und der Handel mit Zucker iſt einer der wichtigſten Erwerbzweige, indem jährlich mehr als 913 Millionen Pfund nach Europa gebracht werden.

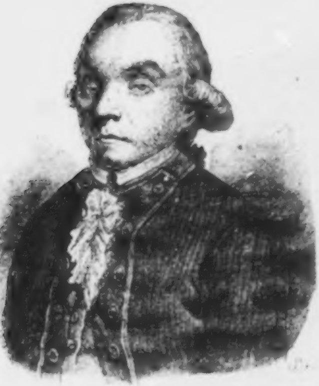
In den Tropenländern bildet der Rohzucker in vielen Gegenden ein allgemeines Nahrungsmittel; außerdem wird in den Ländern ſeines Anbaues eine erſtaunliche Menge Zuckerrohr im rohen oder gekochten Zuſtande von Jung und Alt wegen des ſüßen Saftes gekaut. Der raffinirte Zucker dient dort wie bei uns zum Verſüßen der Speiſen und Getränke, zum Kandiren der Früchte und gewürzhaften Wurzeln und in Zuckerbäckereien. Sein Genuß iſt in der Regel zuträglich; es giebt Beiſpiele, daß Menſchen bei dem mäßigen Gebrauch deſſelben alt werden und kräftig blieben. Die armen Neger, durch viele Arbeit und geringe Koſt entkräftet, werden bei der Zuckererndte, wo es ihnen geſtattet iſt, den Saft des Zuckerrohrs zu genießen, blühend und kraftvoll. In neuerer Zeit hat man den Zucker auch ſtatt des Salzes als Aufbewahrungsmittel des Fleiſches empfohlen. Er verhindert, obgleich in geringerer Menge als Salz angewendet, durch Ausziehen der Feuchtigkeit die Fäulniß, ohne die Nahrhaftigkeit und den Wohlgeſchmack des Fleiſches zu vermindern. Auch in der Arzneikunde wird der Zucker gebraucht: er wirkt blutverdünnend, ſchleimlöſend und kühlend. Als Streupulver reinigt er Geſchwüre und wildes Fleiſch. Zerſtoßener Kandiszucker für ſich oder mit Eidotter iſt ein beliebtes Hausmittel bei Heiſerkeit und Bruſtkatarrh. Stark wirkenden Arzneien wird durch Zucker mehr Umfang gegeben; daher iſt derſelbe das vorzüglichſte Zuſatzmittel der Homöopathen. Im Uebermaß genoſſen, verdirbt der Zucker die Säfte, erzeugt Säuren im Magen, ſo wie Wurmkrankheiten, ſchadet auch den Zähnen wie dem Zahnfleiſch. Schädlicher noch iſt übermäßiger Genuß des Syrups.

Aus der Melaſſe, dem Zuckerſchaume und andern Abfällen bei der Zuckerbereitung, erhält man durch Gährung und Deſtillation den Rum oder Zuckerbranntwein. Mit den Blättern des Zuckerrohrs decken die Neger ihre Hütten, und mit den grünen Spitzen, ſo wie mit etwas von dem abgeſchäumten Zucker werden die Laſtthiere gefüttert, welche in der Zuckererndte ſehr ſchwer arbeiten müſſen, und gedeihen dabei vortrefflich. Schweine und Federvieh mäſtet man ebenfalls mit den Abfällen bei der Zuckerbereitung. Die ausgepreßten Halme des Zuckerrohrs werden getrocknet und geben unter dem Namen Bagaſſe ein nicht unwichtiges Brennmaterial für jene Gegenden. So iſt denn der Zucker ein höchſt wichtiges Erzeugniß ſowohl für unſere Länder als für die ſeines Anbaues.

K. A. Schönke.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Auch dieſem Deutſchen will man, wie uns die Zeitungen meldeten, ein Denkmal errichten, in Colmar, wo er am 28. Juni 1736 geboren wurde und am 1. Mai 1809 ſtarb. Er verdient es, in Erinnerung zu bleiben durch ſeine ſich auszeichnende Thätigkeit bei dem harten Schickſal, daß er ſchon im Alter von 21 Jahren (1757) gänzlich erblindete. Vermöge geiſtiger Kraft wirkte er während eines halben Jahrhunderts mit innerem Licht in ſeiner äuſſeren Nacht, und



überſtand in Colmar, der ehemaligen Hauptſtadt im Ober-Elſaß, die Stürme der Revolution mit Gleichmuth und Geduld. 1773 gründete er die zu ihrer Zeit berühmte Militairſchule, ein Erziehungshaus für die „proteſtantiſche Jugend“; 1803 wurde er Präſident des evangeliſchen Conſiſtoriums in Colmar. Seine mannigfachen Beſtrebungen veranlaßten, daß man ihn 1788 zum Ehrenmitglied der Academie der Künſte zu Berlin erwählte, und wir könnten noch viele ihm erwieſene Achtungsbezeigungen erwähnen, wenn wir nicht lieber im Bleibenden den rechten Werth fänden. Bei fortdauerndem Andenken erhalten ihn ſeine ſchriftſtelleriſchen Gaben, vorzugsweiſe ſeine Erzählungen und Fabeln, und wir laſſen hier eine von jenen und drei von dieſen folgen.

Der großmüthige Ibrahim.

Eh' Ferdinand mit frommer Wuth
Die Mauren von ſich ſtieß,
Floß Omar's junges Heldenblut
Durch Gusmann's Ritterſpieß.

Aus Furcht der Rache — reich und groß
War dieſer Saracen —
Floh Gusmann, und blieb athemlos
Vor einem Garten ſteh'n.

Hoch war die Mauer, doch er ſchwang
Sich wie ein Pfeil hinein,
Und fand in einem Bogengang
Den Herrn des Guts allein.

Er fleht um Schutz. Mit ſeinem Stab
Schlug Emir Ibrahim
Voll Ernſt jetzt eine Pfirſich ab,
Und theilet ſie mit ihm.

„Nimm hin“, ſprach er, „Du biſt mein Gaſt,
Dies iſt des Schutzes Pfand,
Den Du von mir zu hoffen haſt!“
Und gab ihm ſeine Hand.

Doch plötzlich rief ein Mütterlein
Den edlen Greis hinaus;
Er ſchloß, um unentdeckt zu ſeyn,
Den Gaſt in's Gartenhaus.

Drei Stunden harrt er hier voll Gram,
Ihm ſcheint kein Mondenlicht,
Bis ſein Beſchützer wiederkam
Mit Thränen im Geſicht.

„Den Du erſchlugſt, grauſamer Chriſt“,
Sprach er, „der war mein Sohn;
Schön iſt die Rache, ſchöner iſt
Gehalt'ner Treue Lohn.

Entflieh'! Am Gartenthore ſteht
Mein beſtes Pferd; man ſucht
Dich an der See. Flieh' nach Toled,
Gott ſchütze Deine Flucht!“

Siehſt Du im Greis den halben Gott? —
Wer wohlthut ſeinem Feind',
Mein Kind, wär' er ein Hottentott',
So iſt er Gottes Freund.

Der Iman.

Ein Iman zog einſt durch die Berberei,
Und ward von drei verruchten Kerlen
Rein ausgeſchält. Es war in einer Wüſtenei.
Zwei Tage ſchlichen ihm in Hungersnoth vorbei,
Nun fand er einen Sack; mit freudigem Geſchrei
Rief er: „Ha, das iſt Reis! Doch — Gott, es ſind nur Perlen!“

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen ſaß,
Seines Demantſcheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Barkenhains.

Leiſe ſchlich aus faulem Moos
Sich voll Ungeſtüm
Eine Kröte her, und ſchoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich Dir gethan?“
Rief der Wurm ihr zu:
„Ei“, fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzeſt Du!“

Der Freund in der Nozh.

In einer Nacht verlor Aret
Sein Gut durch einen Brand;
Sein Vetter, Freund und Tiſchpoet,
Ja ſelbſt ſein Hund verſchwand.

Ein Kater nur blieb ihm getreu,
Der theilte ſeinen Schmerz,
Und ſchwellte, durch ſein Angſtgeſchrei,
Noch mehr des Mannes Herz.

„Wie?“ ſprach Aret, „biſt Du allein
Mein Freund noch in der Noth?
Gott, warum bin ich arm? — doch nein!
Mir bleibt ein Biſſen Brod.

Komm', theile dieſen Schatz mit mir,
Er iſt von Thränen feucht!“
„Den roch' ich eben!“ ruft das Thier,
Verſchlingt ihn und entfleucht.

Gervinus, nachdem er Leſſing und Gleim als Fabeldichter hervorhob, ſagt: „Unter der großen Maſſe iſt dann eigentlich nur Pfeffel wichtig; ſeine Fabeln ſind für die Schule ſehr bequem gefunden worden, weil ſie an Glätte der Form mit der Zeit fortgegangen waren und das allzuüppige der Form abſchnitten“. — Wir aber wollen Pfeffel noch beſonders deshalb in Ehren halten, weil er auch unter franzöſiſcher Herrſchaft die deutſche Geſinnung ſich treu bewahrte, zugleich aber ſeiner Gattin gedenken, einer echt deutſchen Hausfrau. „Pfeffel hatte das große Glück, gerade ſeit dem Unglück ſeiner Blindheit ein Weib zu beſitzen, die ihm Stütze und

Freude ſeines Lebens war", bemerkt Gervinus, und wir hoffen, man werde bei der Inſchrift des zu errichtenden Denkmals für eine ſolche Gattin ein Dankeswort als Pflicht erachten.

E. Rienitz.

Unheil und Heil durch Reichthum.

Einleitung.

Im Auftrage der Regierung meines nicht ſehr großen aber ſehr lieben deutſchen Heimathlandes hatte ich die Wohlthats- und Krankenanſtalten an mehreren Orten zu beſuchen, um das Beſte in deren Einrichtungen bei uns anwenden zu können. Es war im Spätherbſt 1858, als ich nach O** kam und Umſchau hielt im dortigen Bürgerſpital. Bei dem Geſpräch mit dem Inſpektor erfuhr ich, daß nun ſeit faſt ſechzig Jahren der freigebigſte Wohlthäter der hier Gepflegten, aus eigenem Entſchluß, in dieſem Hauſe wohne und vor wenigen Wochen den vierundneunzigſten Geburtstag in frommer Weiſe gefeiert habe. Neugier und Theilnahme erweckten in mir den Wunſch, des ſo alten Mannes Bekanntſchaft zu machen, wozu aber ſeine Erlaubniß nöthig war. Der Inſpekter verſchaffte mir jedoch bald Eingang, vertraute mir aber, man müſſe ſich von dem gutmüthigen ſo hochbejahrten Greiſe ganz nach ſeiner Weiſe behandeln laſſen. Ich fand den alten Herrn, eine noch kräftige Geſtalt mit freundlichem Geſicht, vor einem Schreibtiſch, eben — ohne Brille — im „Volks-Kalender für 1859" leſend. Hieran knüpfte ich nach der Begrüßung das Geſpräch, und er wies auf ſeinen Bücherſchrank, indem er ſagte: „Ich beſitze alle Jahrgänge, und dieſer neue, den ich heut empfing, hat mich gleich durch den Titelvers in Betrachtungen verſenkt." Er las dann:

„Gewinnet Mancher Reichthum ſich,
Kann's Glück ſeyn, kann's Glück werden,
Erfreuend oder ſchauerlich
Iſt's, wie er reich geworden:
Dein Loos, o Aermſter, ſegne, haſt
Du nicht des ſünd'gen Reichthums Laſt!"

„Das iſt für mich durch meine Vergangenheit eine erſchütternde Wahrheit, und ich muß bekennen, daß ich eben jetzt weniger noch als ſonſt zur Unterhaltung mit einem Fremden geeignet bin." — „Dann bitt' ich um Entſchuldigung, und will mich entfernen!" entgegnete ich, doch er fiel ein: „So iſt's nicht gemeint, Herr Doctor! Nur mögen Sie es einem Greiſe ſeltenen Alters, der noch dazu ſo lange Zeit, als durchſchnittlich das Menſchenleben kaum dauert, vom Erdenwuſt ſich trennte, zu Gute halten, wenn er nur in ſeiner Vergangenheit lebt. Hat nun gar, wie dies eben geſchehen, eine Art ſchauerlichen Andenkens mich plötzlich überfallen, dann findet ſich wohl ſchwerlich ein Fremder bei mir behaglich, und Sie werden Nachſicht zu üben haben mit meiner Unbehülflichkeit im Geſpräch.“ — Dieſe Aeuſſerungen waren zwar offenherzig, aber doch zugleich wie abweiſend, ſetzten mich alſo in Verlegenheit, und wohl nur um dieſer zu entkommen, ſagte ich: „Was Sie jetzt ergriffen und in der Erinnerung bewegt hat, das würde unfehlbar auch meiner Aufmerkſamkeit gewiß ſeyn.“ — „Das können Sie bequemer haben“, antwortete er. „Den Nachfragen willig zu ſeyn, übergab ich die Geſchichte der Fährlichkeiten meiner Jugendjahre dem Inſpektor handſchriftlich, er läßt eben von den dazu fähigen Inwohnern des Spitals Abſchriften anfertigen, um ſie Denen einzuhändigen, die eine geringe Gabe für die Aermſten dieſer Anſtalt nicht ſcheuen.“ — Daß ich mir eine ſolche Abſchrift verſchaffte, iſt begreiflich; ſie war ſehr unleſerlich, der anziehende Inhalt entſchädigte mich jedoch für die Bemühung und veranlaßte mich zu dem Vorſchlage: auf meine Koſten eine kleine Auflage drucken zu laſſen, wogegen ich das Recht einer allgemeineren Verbreitung mir bedingte, was auch genehmigt wurde. — Der alte Herr hat zwei ſehr wohnlich eingerichtete Zimmer und eine nicht ſehr zahlreiche Bücherſammlung, die jetzt wohl Manchem für ſeltſam gelten mag; auch erfuhr ich, womit er ſich überhaupt beſchäftigte. Da aber dies Alles in ſeinen Aufzeichnungen erwähnt iſt, weiſe ich darauf hin in dem Glauben, daß ſie geleſen zu werden verdienen, und ſie mögen nun ohne weitere Vorrede folgen.

F. Rochlitz.

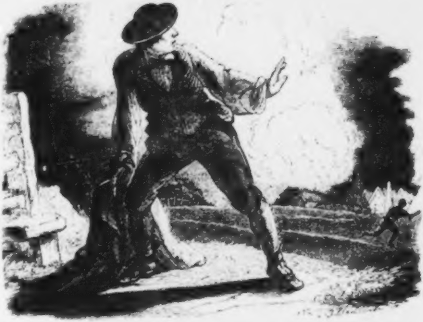
* * *

Ich bin geboren am 6. Auguſt 1764 in Bamberg, wo mein Vater einen anſehnlichen Handel mit allerlei Schnittwaaren betrieb und für ſehr reich gehalten wurde. Meine Mutter und eine Schweſter ſtarben, als ich noch ſo jung war, daß mir beinahe keine Erinnerung an ſie geblieben, und mein Vater, der immer fürchtete, auch mich zu verlieren, ließ mir ſo nachgiebig freien Willen, daß ich in meinem achtzehnten Jahr, als er ſtarb, am beſten nur das Geſchäft kannte, meine Wünſche und meinen Hang zu zerſtreuenden Vergnügungen zu erfüllen. Auf dieſem Wege geſellte ſich zu mir ein Mann, der, etwa funfzehn Jahre älter, in vieler Herren Länder geweſen und ſehr gewitzigt war. Er hieß Michael Werſtler, und es hat ſich ſpäter ermittelt, daß er ein Berliner, Sohn eines Kaufmanns war, der Bankerott wurde, und durch den das Gymnaſium des grauen Kloſters 27,000 Thaler an der Streit'ſchen Stiftung verlor, etwa im Jahr 1767. Dieſem Michael Werſtler ſchenkte ich, den die Schreibſtube und die ſchweren Handlungsbücher anwiderten, mein ganzes Vertrauen, und ich that dies um ſo ſorgloſer, da er mich geſchickt immer mehr in den Taumel der Weltlüſte zu leiten wußte. Zu ſpät ſah ich ein, daß dies mit ſchlimmer Abſicht geſchah, und als ich eines Tages, weil mir Andere Verdacht beigebracht hatten, in der Schreibſtube verweilte, mich um die Geſchäfte bekümmerte, verſchwand Werſtler, ohne alle Veranſtalt, und ich ſah ihn niemals wieder. Sein ungerechtes Gut war aber bereits in Sicherheit, mein Vermögen ſo verringert, daß mir nach meinem Abfinden mit den Gläubigern nur ein Weniges blieb, was mir dieſe gutwillig ließen. Was der Betrüger in der Eile ſeiner Flucht nicht mitgenommen hatte, wurde mir zugeſprochen, ich wollte jedoch nichts davon behalten, und ſo kam es mit zur Verſteigerung. Nachdem dieſe ſchon beendet war, erhielt ich in zweiter Klaſſe ein Lotterie-Loos, das Werſtler, was ich leider nicht ſogleich erfuhr, einem Spieler abgewonnen hatte, der ſich nachmals ſelbſt entleibte. Dieſen Lotteriezettel ſteckte ich in meine Brieftaſche und vergaß ihn, bis mir ein kleiner Gewinn gemeldet und gezahlt wurde. Ein Gemiſch von Trotz und Hohn gegen das Schickſal trieb mich an, den Gewinn wieder verſpielen zu wollen, bis er in ſich aufginge; denn ich meinte, in dieſem Gelde könne kein Segen ſeyn, und war überhaupt zum Nachdenken und Ueberlegen gekommen. In Bamberg mochte ich nicht bleiben; wo man mich in Prunk und Schwelgerei geſehen hatte, ſollte man nicht mit Fingern hinweiſen auf mich, den aus der Fülle des Reichthums zur Pein der Armuth verwieſenen Sünder, und ich beſchloß auszuwandern mit einem kleinen Kram von Kattun und Zitz auf dem Rücken. Es war im Jahre 1785, als ich an einem ſchönen Frühlingstage in der Morgendämmerung auszog. Mit tiefer Wehmuth ſah ich, als die Sonne aufging, von einer Höhe des Dorfes Buch noch einmal zurück auf meine Vaterſtadt und ſann über meine Zukunft. Ich gab mir ſelbſt das heilige Verſprechen, mich der Thätigkeit zu befleiſſigen und, ſey's auch kümmerlich, mir ehrlich fortzuhelfen, rief Gott an um Beiſtand und Stärkung in meinem Entſchluß und ſchritt nun ermuthigt in die Ferne. Was ich zur Nothdurft brauchte, erwarb ich, ſogar etwas mehr, und mein Kram wurde allmälig mannichfacher, ſo daß ich bald, auſſer dem Bündel auf dem Rücken, noch einen Waarenkaſten vor mir hertrug. Ein paar Jahre vergingen mir in ſolcher Rührigkeit; da kam ich an einem Dezembertage Abends ſchwer beladen — ich hatte mich auf die Weihnachtszeit eingerichtet — in Boppart am Rhein an, wo ich meinen Kram auf dem Jahrmarkte feil bieten wollte. Sehr ermüdet, denn ich war von des Morgens an auf der Landſtraße geweſen, ſchob ich Waarenkaſten und Bündel in eine Ecke der Wirthsſtube, und ſetzte mich an einen der Tiſche, wo ſchon mehrere mir bekannte Handelsleute ſaßen. In der Behaglichkeit des Ausruhens, und erheitert vom Wein, kam Allerlei in's Geſpräch, unter Anderem auch die Lotterie, die eben wieder in Frankfurt am Main gezogen wurde. Ich verrieth: daß ich ein paar Theil-Looſe dieſes Glückſpiels bei mir trage, meine Hoffnungen aber darauf nicht baue; indeß, bei guten Vorſätzen leider doch eitel, nahm ich die Zettel aus meiner Brieftaſche und rief aus: „Hier ſind beide; ſie koſten gewiß mehr als ſie einbringen, und eigentlich erwarte ich gar nichts davon.“ — Am Tiſche neben dem unſrigen ſaßen Juden; einer hatte mir über die Schulter die Looſe angeſchaut, ſtand nun auf und äuſſerte: er habe lange nicht ſein Heil in der Lotterie verſucht, möcht' es aber wohl, wenn ich ihm die Looſe, auf die ich ja keinen beſonderen Werth ſetzte, überlaſſen wolle. Dabei hatte er mir die Zettel aus der Hand genommen und zeigte ſie ſeinen Glaubensbrüdern, von denen Jeder ſie dem Andern hinreichte. Man bot mir Geringes, dann mehr, noch mehr; ich wieß die Zudringlichen ab, verlangte die Zettel zurück, und über ſtete Zögerung unwillig, entriß ich ſie ihnen und verbarg ſie ſchnell und flüchtig wieder in der Brieftaſche. — Bald darauf ſuchte ich meine Lagerſtätte, und mich begleitete einer der mir bekannten Krämer, dem dieſelbe Kammer für die Nacht angewieſen war. Da wollte ich nun die Lotteriezettel in der Brieftaſche an ihre alte Stelle bringen, und entdeckte ſogleich, daß einer verwechſelt worden ſey, denn die Zahlen der meinigen folgten ſich unmittelbar, das wußte ich beſtimmt. „Das haben die Juden gethan!“ ſchrie mein Begleiter, ſprang ſogleich hinunter, ich ihm nach, und da einer der Juden eben wegreiten wollte, mitten in der Nacht, ward er uns verdächtiger, ſo daß wir ihn feſthielten. Es gab Lärm, wir zerrten ihn in die Wirthsſtube, wo ohne Verzug auch die andern Juden von den halbberauſchten Anweſenden umringt wurden. Wir forderten den mir eigenen Lotteriezettel gegen Auslieferung des andern, die Juden leugneten und wollten den Richter anrufen, doch mir Beiſtehende erwiederten: „Ei was! Die Gerechtigkeit iſt langſam und Schelme ſind ſchnell; Ihr wollt nur Zeit gewinnen, das Geſtohlene zu verbergen, fühlt Ihr Euch unſchuldig, ſo laßt Eure Kleider durchſuchen.“ Nach entſchiedener Weigerung der Juden fielen Krämer und Handwerksburſchen über ſie her, und obwohl ſchon bei dem zuerſt Ergriffenen das Vermißte ſich fand, der Unterſuchungseifer erſtreckte ſich mit derbem Zuſchlagen auf ſämmtliche Juden, die ſich endlich gegen die Uebermacht nicht wehrten, ſondern ſtill und geduldig die argen Mißhandlungen ertrugen, ſelbſt den Verluſt mancher Habſeligkeit. Denn die chriſtliche Bemühung wollte ſich ſelbſt belohnen, und den Juden ſchien dies ſogar willkommen, vermuthlich um deſto wirkſamer vor dem Richter auftreten zu können.

Der Lärm war indeß auf die Straße gedrungen; bald kamen auch des Stadtvogts Häſcher, die Juden zu verhaften, und mir wie noch Einigen wurde auferlegt, die Stadt einſtweilen nicht zu verlaſſen. Der Jude, bei dem mein Lotteriezettel geſunden worden, behauptete keck, er gehöre ihm, behauptete es auch vor dem Richter; es ward nöthig, zum Beweiſe meines Rechts an den Collecteur zu ſchreiben, der nicht nur für mich zum Zeugen wurde, ſondern zugleich meldete, daß der Nummer ein großer, für mich ein ungeheurer Gewinn zugefallen ſey, was die Juden bei ihrem Diebesgriff bereits gewußt hatten. Sie wurden beſtraft, und wegen der üblen Thätlichkeiten hatten mehrere der Betheiligten die Gerichtsſporteln zu bezahlen, was ich ſtatt ihrer abmachte, auch mich, da mir der Zettel zugeſprochen war, in Folge meines Glücks noch zu weiteren Ausgaben gedrängt ſah.

So ward ich Wanderkrämer plötzlich wieder ein reicher Mann, wie ich es einſt geweſen, konnte aber darüber zu keiner freudigen Anſicht kommen. Ich war geſund, gewann ein beſcheidenes Auskommen, hatte ſogar etwas geſpart, und meines ſonſtigen Müſſigganges mit Scham eingedenk, wollte ich zur Sühne ſelbſtſtändig mir meinen Unterhalt erwerben, wollte im Kleinen wieder gut machen, was ich im Großen verſäumte, hielt mich auch, offen geſtanden, gar nicht für fähig zu einem umfänglichen Geſchäft. Ein kleines Häuschen mit etwas Feldbeſitz vor dem Thore zu Hanau hatte ich gemiethet als Zufluchtsort, wenn ich einmal ausruhen wollte, und eine alte Muhme, die einzige mir treu gebliebene Verwandte, führte dort die Wirthſchaft. Völlig zufrieden war ich mit meiner Lage, und nun mußte es ſich fügen, daß ich durch den unbedeutenden, von mir gleichſam dem Schickſal zum vernichtenden Spiel hingeworfenen Nachlaß eines Mannes, der mich um das Meinige betrog, wieder zu einem übermäßigen Vermögen gelangte. Was ſollte ich nun damit thun? Wenn ich bedachte, wie ich das erſte Loos erhielt, daß der Jude, der den Lotteriezettel ſtahl, auf mehrere Monate zum Karren verurtheilt war, ſeine Mitſchuldigen nach Peitſchenhieben durch den Schub vertrieben wurden, dann machte ſich der Goldhaufen mir widrig, ja läſtig. Ungerechtes oder Erſchlichenes war nichts dabei; denn wäre der Beſitzer des erſten Looſes auch nicht der Dieb meines ſonſtigen Eigenthums geweſen, er hätte doch nur auf deſſen kleinen Gewinn Anſpruch machen dürfen. Mich aber ſetzte dennoch durch alle Umſtände die unerwartete Freigebigkeit des Schickſals in Verlegenheit, weil ich mir ſagen mußte, daß ich meine Jugendjahre zu leichtſinnig vergeudete, zu bedeutenden Unternehmungen alſo wenig oder gar nicht gerüſtet ſeyn könne. Zwar verſammelten ſich Zuthuliche genug um mich, die mir ihre Freundſchaft aufdrängten, verächtlich von meinem Kram ſprachen, und mir alle Welttheile zu Handelsverbindungen öffnen wollten. Andere meinten, ich ſollte das Geld bei ihnen auf Zinſen legen und mir gute Tage machen: ich aber hatte gelernt, dies ſey der gradeſte Weg zu ſchlechten Tagen. Zärtliche Verbindungen trugen ſich ſehr unzart an; alte Bekannte aus der Zeit meiner ehemaligen Wohlhabenheit fanden ſich ſo dreiſt ein, als ſpräche gar keine Erfahrung gegen die ſonſtige Vertraulichkeit. Die Beförderer des Menſchenwohls aus fremden Taſchen blieben ebenfalls nicht fern, und zu ihrem Vortheil ſollte ich ſichtlich verwenden, was mir der blinde Zufall geſchenkt hatte. Man muthete mir auch zu, die Heiden zu bekehren und Glaubensvereine zu unterſtützen, deren Vorſteher nicht ſelten den Beweis echter Chriſtlichkeit ſchuldig blieben, und überhaupt wurde mir eine lange Muſterkarte von edlen Thaten mit ſo ſüßen Reden vorgelegt, daß Einem die Wahl ſauer werden mußte. Genug, mein Bischen Verſtand reichte da nicht aus, er ſchien vielmehr durch die vielen Vorſchläge immer unklarer zu werden.

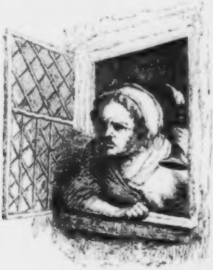
Des Ueberlegens und Beſtürmens ſatt und müde, wollte ich jedenfalls des Geldes wegen nicht auf fauler Haut liegen. Ich ließ einen Kaſten anfertigen, verbannte den Mammon einſtweilen in deſſen verſchloſſenen Gewahrſam, und trieb wieder den mir günſtigen kleinen Handel, indeß die Muhme den Schatz und das Haus hütete. Nun waren ſeitdem mehrere Monate verfloſſen, als ich einſt meine Geſchäfte auf dem Markt eines benachbarten Städtchens nach einem heißen Sommertage mit beſtem Erfolg beendete. Abends wollte ich noch heimkehren, als mehrere Verkäufer mich theils mit gütlichen Zureden, theils mit Spott und Vorwurf der Knauſerei, dazu drängten, ſie wegen meines ſteten Glücks auf meine Koſten bewirthen zu laſſen. Ich mußte mich fügen, hätte aber gern die Zeche doppelt bezahlt, wenn ich nach Hauſe gehen konnte. Man hielt mich jedoch feſt, und der im Unmuth getrunkene Wein regte mir das Blut ſehr auf. Kurz vor der elften Stunde ſuchte Jeder ſein Lager, ich aber konnte nicht ſchlafen, ſchritt, etwa nach Zwölf, ſacht aus der ſchwülen Stubenluſt in's Freie, und ſetzte mich, mein Oberkleid über mich werfend, auf eine Bank. War es ein Hinbrüten im Sinnen und Denken, oder hatte mich der Schlummer überfallen, ich kann darüber noch heut nicht entſcheiden, weiß nur, daß ich bei einem fernen Getöſe aufſprang, und nun drüben aus dem Wirthshauſe Flammen und Rauch aufſteigen ſah. Im Entſetzen unbehülflich ſtarrte ich einen Augenblick dort-



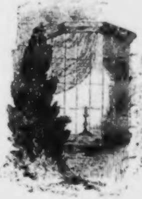
hin, und glaubte in einem Fliehenden einen der Zechbrüder zu erkennen, blieb aber darüber doch zu ſehr im Zweifel, um auch nur einen Verdacht äuſſern zu können. Bei dem Brande angelangt, war ſchon nichts mehr zu retten; mein Eigenthum ging verloren, indeß andere Krämer das Ihrige gerettet und ſich auch ſchon entfernt hatten. In der Meinung, daß vielleicht meine Habe nur verſchleppt ſey, fragte ich hier und dort, doch vergebens, dann ging ich, es war bald wieder Abend, nach Hauſe. Ich klingelte und klopfte, die Thüre blieb unentriegelt, und da die Nachbarn mir ſagten: ſie hätten zu ihrer Verwunderung von der alten Muhme heute noch nichts wahrgenommen, ließ ich in angſtvoller Haſt die Thüre gewaltſam öffnen. O Gott, welch ein Anblick! An der Stiege lag die Muhme mit zerſpaltenem Kopf in ihrem Blute: mir ſchwanden die Sinne, und als ich wieder zu mir kam, ermahnten mich Mehrere, das fürchterliche Ereigniß in Gottergebung zu tragen, ſuchten auch anfangs den Raub des Geldes mir ſorgfältig zu verhehlen, als ob dies die hauptſächlichſte Urſache meines Schmerzes ſeyn könne. Nach Dem, was mich mit Schauder uberfallen hatte, bedurfte das Uebrige keiner Worte!

Die Frevelthat erregte großes Aufſehen: ein Raubmord, mitten in einer ſehr bewohnten Vorſtadt! Man forſchte, ſuchte und verdächtigte nach allen Seiten. Die Geſchichte mit den Juden bei jenem Jahrmarkte kam wieder in Umlauf, und da zum Glück, wie es hieß, einer derſelben ſich hatte in der Nähe ſehen laſſen, wurde er angehalten. Es fand ſich viel Geld bei ihm; er wolle, behauptete er, Pferde kaufen. Niemand glaubte ihm, alſo hielt man ihn in Haft und ſuchte ſich auch ſeiner damaligen Betrugsgefährten zu bemächtigen. — Der guten Muhme wurde ein feierliches Leichenbegängniß bereitet, mein Schmerz ließ ſich aber nicht mitbegraben. Ich war nun wieder wie ſonſt ein armer Bänkelkrämer, der gern den Lotteriegewinnſt entbehrt hätte, mußte er nur nicht auch der treuen Verwandten entbehren, und oft ſeufzte ich: O wäre das Geld nie in mein Haus gekommen! — Der Jude blieb bei ſeiner erſten Ausſage, wie ernſtlich man ihn befragte, und endlich als hartnäckigen Leugner voraus beſtrafte. Vergebens bat ich oft, ihn zu entlaſſen; die Antwort war: es könne nicht eher geſchehen, bis man ihn den Andern, die aber noch nicht ergriffen waren, gegenüber geſtellt habe. Da begab es ſich, als ich eines Tages den ausgeraubten Kaſten mir aus den Augen bringen wollte, daß ich hinter demſelben einen plumpen Silberring entdeckte mit zwei eingegrabenen Buchſtaben. Dieſe erſchreckten mich, denn ſie deuteten auf einen der Gäſte, die ich am Abend vor jener Unglücksnacht bewirthet hatte; auch befiel mich eine dunkle Erinnerung, als ob ich den Ring ſchon geſehen hätte, und ebenein war mir der anſcheinend durch ihn Bezeichnete in ſeinem Treiben ſchon längſt auffällig geweſen. Es war mir zur Pflicht gemacht werden, jede Spur des Verbrechens anzuzeigen, ich eilte alſo mit dem Ringe zur Obrigkeit. Sogleich begannen Nachforſchungen, und es ermittelte ſich: der Mann habe nach Veränderung ſeines Wohnorts gegen ſonſt mehr Geld verwendet, auch üppiger gelebt, und bald ſtand er als Gefangener vor dem Gericht. Er leugnete anfangs, nachdem ich aber in ſeiner Gegenwart den Fund des Ringes beſchwören mußte, verwirrten ihn die Fragen des Richters; er wußte keine ausreichende Lüge mehr zu finden, und nun enthüllte ſich die ganze traurige Geſchichte. Er ſelbſt hatte mit Andern ſeines Gelichters, denen meine Wohnung bekannt war, verabredet, an jenem Abend meine Rückkehr nach Hauſe zu verhindern. Als ſie mich ſchlafend wähnten, verließen ſie unter dem Verwand, einen morgenden Markt benutzen zu wollen, das Wirthshaus. Zwei blieben geheim nur zurück, um ſich meines in des Wirths Verwahrung befindlichen Eigenthums zu bemächtigen, und Feuer legten ſie an, damit ſie ihren Zweck im erſten Schreck leichter erreichen und meinen Verluſt dem Brande zurechnen könnten. Mit den Andern trafen dann die Beiden zwei Stunden ſpäter in meinem Wohnort zuſammen; durch eine Hofthüre kamen ſie in das Haus, wo ſie den ihnen bekannten Kaſten ohne Störung leerten. Erſt an der Stiege war ihnen die erwachte alte Muhme begegnet, und da ſie Lärm machte, hatte man ſie mit einem Brecheiſen erſchlagen; der Ring aber mußte ſich bei der eilfertigen Plünderung des Kaſtens an dieſem abgeſtreift haben. Obgleich man nun Zwei der betheiligten Verbrecher noch nicht hatte einfangen können, wurde doch endlich der Jude auf mein mehrmaliges inſtändiges Bitten freigelaſſen, und da ich ihm zur Tröſtung und Entſchädigung von dem großentheils wieder erlangten Gelde ein Geſchenk machen wollte, muß ich ihm nachſagen, daß er all meinen Bitten zur Annahme widerſtand; es war, als ob er dies Geld gar nicht anrühren wolle.

Merkwürdig iſt der Umſtand, durch den auch die zwei andern Mitſchuldigen aufgeſpürt wurden. Die Steckbriefe hatten bis dahin noch nicht genutzt, als ein junger Mann zu dem Richter kam und Folgendes erzählte: Ich bin ein reiſender Maler, und befand mich in geſtriger Nacht unfern eines alten Schloſſes ſitzend an einem buſchigen Hügel, wo ich den Aufgang des Mondes erwartete und Studien zu einer Mondſchein-Landſchaft machte, die auch den gothiſchen Bautheil jenes Schloſſes aufnehmen ſollte. Da öffnete ſich ein kleines Fenſter, und ein altes Weib hielt ein brennend Licht eine ganze Weile in die Höhe. Bald darauf erblickte ich deutlich genug Geſtalten un-



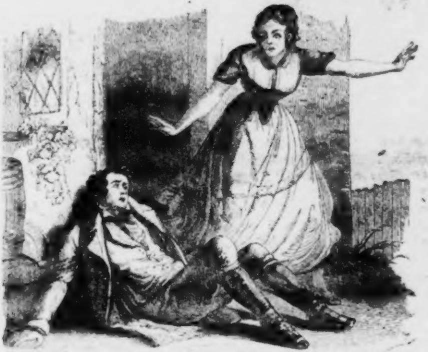
ter dem Fenſter, hörte ein Flüſtern, und die Alte verſchwand. Drei Männer ſchlichen dann ſeitwärts, der Eine blieb ſichtbar, die Andern überſtiegen die Mauer. Vorſichtig ſchritt ich etwas höher, und nun gewahrte ich an einem Eckfenſter des Schloſſes nach der Gartenſeite her wieder ein Licht. Das Alles ſchien mir auf einen Einbruch zu deuten, ich allein konnte aber nur den Vorfall weiter beobachten.



Es verging keine Viertelſtunde, da flogen mehrere Bündel über die Mauer, die Männer kamen herüber, bepackten ſich, und alle Drei ſchlichen davon. Ich folgte ihnen, kann das einzeln liegende Gehöft angeben, wo ſie einkehrten, und da ich die Steckbriefe geleſen habe, iſt es mir vorgekommen, als hätte ich die darin Bezeichneten geſehen. Der Maler gab zugleich eine Zeichnung der Alten mit dem Licht, ſo wie des Eckfenſters, was Beides zu den Akten genommen wurde. Das Schloß hatte man erkannt, wußte, daß die dort wohnende Familie ſich jetzt in Pyrmont aufhielt, und man ſchritt ſchleunigſt ein. Die Alte, eine Schließerin, und der Beſitzer des Gehöfts wurden zu gleicher Zeit feſtgenommen. Da Letzterer ausſagte, die ihm in Verwahrung gegebenen Bündel ſollten in nächſter Nacht abgeholt werden, ergriff man auch jene drei Miſſethäter, und nun war faſt die ganze weitverzweigte Diebesbande, die das Kramgeſchäft nur als Deckmantel brauchte, dem Gericht überliefert. — Mit dem Gelde hatten die Böſewichte ſich nicht ſo ſchnell hervorwagen dürfen, um nicht Argwohn zu wecken, das Meiſte des Geſtohlenen war hier und dort verſteckt worden, und was fehlte, wurde mir erſetzt, da zwei der Verbrecher nicht ohne Vermögen waren. So lag nun der Lotteriegewinn wieder im Kaſten, denn das Gericht wollte ſich auf Bewahrung des Geldes nicht einlaſſen, obwohl ich gern nichts mehr davon hätte ſeben und hören mögen, zumal ich keinen Grund zu haben glaubte, meinen Handel und Wandel aufzugeben. Was ſonſt die Menſchen — gar oft zu ihrem Verderben — für ein beneidenswerthes Glück halten, den überſchwenglichen Gewinn ohne Mühe und Arbeit, das war für mich die Quelle bittern Leidens. Dies unheilvolle Glück brachte einen Juden in's Zuchthaus, ſeinen Mitſchuldigen Mißhandlungen und Körperſtrafen; meine treue Muhme hatte mittelbar durch den Mammon ihr Leben eingebüßt, und jetzt ſollten deshalb drei Menſchen hingerichtet werden. Dies zu ertragen war mein Geiſt nicht ſtark genug, quälende Gedankenbilder marterten mich bei Tage und bereiteten mir ſchlafloſe Nächte. Ich bot Geld, bot zuletzt die ganze Summe der Obrigkeit zur Verfügung für wohlthätige Zwecke, wenn dadurch die Lebensrettung der Schuldigen zu bewirken ſey. Man zweifelte nicht, daß ich dies ernſtlich meinte, entgegnete aber, unleugbar ganz richtig: für Mord kennt das Geſetz keine Gnade.

Bei allen dieſen Begebenheiten fand ich ſo viel Anlaß zu traurigen und niederſchlagenden Erfahrungen über meine eigene Schwäche und die Verkehrtheit Anderer, daß ich die nach früherem Unglück auf beſchränktem Pfade erworbene Zufriedenheit wieder verlor. Düſtere Mißgläubigkeit, Zweifel an dem Werth des Lebens und der Menſchheit, wovon ich wähnte mich befreit zu haben, überfielen mich, und da jetzt der franzöſiſche Revolutionskrieg ſich in die Nähe zog, wurde ich an dem einzigen Hülfsmittel, wozu mich Vernunft und Rath hintrieben, an der Zerſtreuung durch Handelswanderungen gehindert: denn das Beſuchen der Jahrmärkte machte ſich unmöglich oder gefährlich. Als nun aber das Urtheil über die armen Sünder unumſtößlich wurde, der, welcher bei dem Morde am thätigſten war, wirklich am Leben geſtraft werden, jeder andre Betheiligte gebrandmarkt in's Zuchthaus ſollte, wie hätte ich über dieſe Zeit hinaus in der erwählten Heimath bleiben können! Ich nahm etwas Geld, zu Einkäufen, hängte mein Reff auf den Rücken, und vertraute die Sorge für das Zurückgelaſſene einer Haushälterin, in der Zuverſicht, daß neue Räuber ſich nun nicht daran wagen würden. Komme was kommen ſoll, ſagte ich Denen, die mich zurückhalten wollten, ich gehe nach der Frankfurter Meſſe, und von dort weiter. Ich wanderte wieder, ſchon erleichtert, ſobald ich auf der Landſtraße war. Das einſame Hin- und Herziehen erheiterte mich ſonſt, diesmal aber blieb ich ſelten allein, überall ſah ich vor- und rückwärts ſich bewegende Truppen, doch ſchien mir Alles ungefährlich. Die Frankfurter Meſſe war für frei erklärt, deshalb achteten die Kriegsbeamteten meinen Paß und ich hütete mich vor

Neben-, ſogenannten Richtwegen. Nur ein Mal that ich's nicht, als ich ſchon der Meßſtadt nahe war, und es mir unbedenklich ſchien, auf einen mir als ſehr vortheilhaft beſchriebenen Seitenpfad einzubiegen. Da ſchritten um eine Erdhöhe her zwei Bewaffnete, die mir folgten, ſich dann zu mir geſellten und freundlich thaten. Plötzlich aber überfielen ſie mich, nannten mich Spion, und ſtatt meines Paſſes, den ich ihnen vorzeigen wollte, verlangten ſie mit drohenden Reden mein Geld. Ich wollte mein Gepäck abwerfen, mich möglichſt wehren zu können; bei der erſten Bewegung deshalb erhielt ich aber ſogleich einen Dolchſtoß in den Leib, ſo daß ich im Schreck niederſank und in Ohnmacht verfiel. Wahrſcheinlich hielten ſie mich für todt, denn als ich wieder zur Beſinnung kam, lag ich unter dichtem Gebüſch, und erholte mich ſo weit, daß ich mich mühſam allmälig fortzuſchleppen vermochte, bis ich endlich ein ärmlich Haus erreichte und dort ſtöhnend liegen blieb, erwartend, daß Jemand heraustrete. Es währte nicht lange, da ſtand mit allem Ausdruck des Schreckens und Mitleids eine junge Frau vor mir, die alsbald ihren Gatten herbeirief. Mit ihm kam zugleich der Eigenthümer des kleinen Hauſes, ein Dorf-



hirt, und ich wurde hineingetragen. Da lag auf dem Strohlager, das auch mich aufnahm, eine kranke alte Frau, und ſelbſt elend, erfuhr ich hier, nachdem ich nothdürftig verbunden worden war, auch nur Berichte von Elend. Der junge Mann, Schulmeiſter in einem Dorfe, das den Franzoſen zur Plünderung preisgegeben wurde, hatte, weil ſeine Frau den ſchlimmſten Angriffen ausgeſetzt war, in der Nacht ſich heimlich mit ihr und ſeiner kranken Mutter geflüchtet, und hier, bei deren Verwandten, Aufnahme gefunden, doch herrſchte nun im Familienkreiſe der bitterſte Mangel. Mir hatten jene Räuber zwar, auſſer meinen Kleidern, Alles genommen, glücklicherweiſe aber nicht entdeckt, daß ich mir Goldſtücke in den Rock eingenäht hatte. Ich, ſelbſt Hülfsbedürftiger, konnte alſo den Leuten noch helfen, was man mir nur auf wiederholte Bitten gewährte. Meine ſchwere Wunde verlangte aber mehr Pflege als an dieſem Orte möglich war; auf Antrieb des Hirten brachten mich Bauern auf einem mit Heu belegten Gefährt nach D** in das dortige Krankenhaus, und ich beſtand darauf, daß auch die kranke Alte dorthin gebracht werde. Die wohlthätige Anſtalt war nicht glänzend von auſſen, ihr gehörte nur ein gebrechliches Gebäude, an dem fortwährend geflickt werden mußte. Die Einkünfte waren geringe vorzeitige Stiftungen und milde Gaben, man ſah alſo keine hochbeſoldeten gleichgültigen Aufſeher und liebloſen Wärter. Der Vorſteher war ein ernſter frommer Mann, der aus edlem Triebe ſeine Stelle annahm, und nur ſolche Gehülfen duldete, die aus reinem Gewiſſen mit aller Hingebung ihre Pflicht thaten. — Jene Alte war bald geheilt und ging zu den Ihrigen, ich aber, obwohl von einem tüchtigen Arzt behandelt, hatte an meiner Wunde bei großen Schmerzen über fünf Monate zu leiden, und da ich auch für meine Empfohlene bezahlte, war meine Kaſſe nicht zureichend. Während der Geneſung ſchrieb ich, da ein Waffenſtillſtand die Wege wieder leidlich ſicher machte, mehrmals wegen Geldes an meine Haushälterin, erhielt jedoch nie Antwort. Ich gab dies den noch waltenden Kriegsunruhen ſchuld, und ſuchte unterdeſſen in der Krankenanſtalt nach Kräften nützlich zu werden mit Schreiben und allerlei Handarbeit, ſo daß man mich nicht ungern da behielt. Auch war ich einigen Wohlwollenden in der Stadt empfohlen worden, die mir auf mein Leidenslager Bücher ſchickten und nun dem ſich Erholenden Gleiches thaten. Meine Luſt zum Leſen war dabei wieder erwacht, mit der Pflicht-ſtrenger Auswahl wurde ich aber freilich erſt ſpäter vertraut, als ich einſah, daß es ärger als Müſſiggang iſt, Mißleitendes zu leſen. Zum Wandern war ich noch zu matt, und da meine Haushälterin nichts von ſich vernehmen ließ, ſchrieb ich an Einen, der ſich meinen Freund nannte, wartete jedoch abermals von Woche zu Woche vergeblich auf Erfolg. Mir wurde angſt, daß der Verwalter des Krankenhauſes mich für einen Lügner halten möchte; ich bat ihn alſo, ſich amtlich von meinen Angelegenheiten Kenntniß zu verſchaffen, und nun deckte ſich auf, was mir von Neuem das Leben verdüſterte. Die Haushälterin war verheirathet, wie ſie ſagte zum Schutze des Hauſes und ihrer ſchwachen Perſon im Kriegsgewirr; ſie war verheirathet mit Demſelben, der mir auf meinen Brief die Antwort ſchuldig blieb. Als mein Freund betrachtet, und weil ſie und er mir Manches zu danken hatten, ſah man keinen Grund, Beide während meiner Abweſenheit in der Verwaltung meines Eigenthums zu ſtören. So ſchaltete das neue Ehepaar nach Belieben über meine Habe, und Beide lebten luſtig in den Tag hinein, dreiſter zugreifend, je länger man nichts von mir hörte. Meine Briefe erſchreckten zwar etwas, doch der Freund log: ich häte in der Fremde eine Niederlaſſung gefunden und er müſſe mir Geld ſchicken. Dies Geld kam nach einem dritten Ort, von wo dann das Pärchen mit noch einem Theil in die weite Welt ziehen wollte. Der Freund zögerte aber zu lange, durch die Habſucht feſtgehalten, indem er von dem Gelde immer mehr nur allmälig fortſchaffte, um nicht Verdacht zu erregen. Zufolge des amtlichen Schreibens war nun die Obrigkeit eingeſchritten, das Ehepaar wurde verhaftet, wodurch Klarheit in die Verhältniſſe kam. Der Anlaß alles Unheils, das Geld, deſſen Reiz ſchon wieder zwei Perſonen zu Schelmen machte, lag jetzt in gerichtlicher Verwahrung, und ich erhielt eine Vorladung heimzukehren, um die Unterſuchung zu fördern, da ſich ein beträchtlicher Ausfall im Vermögen darlege. Das Alles war mir läſtig, ſo bitter mich die Untreue kränkte. Abermals ſah ich mich in den Strom des Widerwärtigen hineingeriſſen, und lieber hätte ich den ganzen Handel dem Richter allein überlaſſen; es wäre meinem ſo gern unbekümmerten Weſen, das mitunter den beſſeren Namen der Genügſamkeit verdiente, bequemer geweſen. Der Menſch kann jedoch ſelten leben, wie er will, er hat ein Schickſal; meine Obrigkeit rief mich, die Vernunft gebot, und alle Umſtände verpflichteten mich zu gehorchen.

Meine Wunde hinderte mich bereits wenig, eines Begleiters bedurfte ich aber noch, wozu der Vorſteher, mir ein echter Freund geworden, einen der treuen Wärter wählte. Mit dieſem fuhr ich, da mein Zuſtand ſtarke Erſchütterung noch nicht zu ertragen vermochte, in kurzen Tagereiſen langſam nach Hauſe, da mich auch kein Sehnſuchtsgefühl antrieb. Mit betrübtem Herzen verließ ich den Wohnſitz der Menſchenfreundlichkeit, wo ich Rettung von dem Tode, milden Beiſtand in fürchterlichen Schmerzen, wo ich inniges Wohlwollen, Unterhaltung und die beſorglichſte Freundſchaft gefunden hatte, und je weiter ich mich entfernte, je lebhafter wurde mein Bedauern, in That und Wort nicht dankbar genug geweſen zu ſeyn.

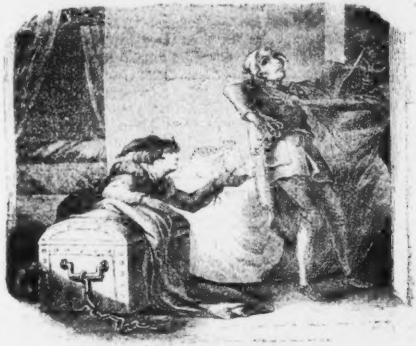
Der Rechtsgang meiner Angelegenheit währte nicht lange. Die ungewöhnlichen Verfälle auf meinem Lebenswege hatten mir die Theilnahme angeſehener Perſonen erworben; ich benutzte das, um Schonung für das Ehepaar zu bewirken. Die leichtſinnigen Leute kamen denn auch davon mit vorübergehender Einſperrung und dem Verluſt ihrer Scheinehre; ſie waren dabei beruhigt, ſogar froh, denn ſie hatten Schlimmeres befürchtet. Mir ſollten ſie das Entwendete, ſo weit es unerreichbar blieb, erſetzen: vom Nichts läßt ſich aber nichts nehmen. Indeß war man nahe daran, mich wegen meines Geldes, das ich ſo ſaumſelig behandelte, unter Vormundſchaft zu ſtellen, damit man mich wenigſtens beſtimme zur klügeren Anwendung, um ſo mehr, weil ich für meinen zuvorigen Handel und Wandel gelähmt, und eine andere Beſchäftigung mir nothwendig war.

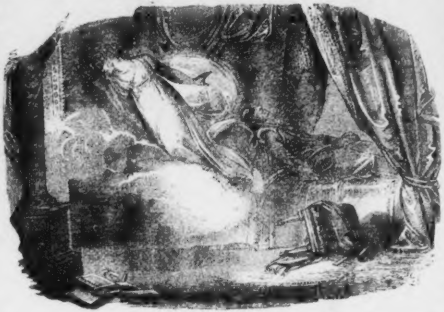
Mitten in dieſe Bedenklichkeiten brachten Zeitungen die mich hart erſchütternde Nachricht, das Krankenhaus in D** ſey durch eine Feuersbrunſt eingeäſchert worden, und großes Unglück habe ſich dabei ereignet, was mir ein Schreiben des Vorſtehers beſtätigte. Der Wärter von dorther, zu meiner Pflege noch immer bei mir, fiel durch den Schreck über das Entſetzliche in ſchwere Krankheit, und verſchaffte mir die traurige Gelegenheit, ihm einigermaßen die mir geleiſteten Dienſte zu vergelten. Die Sorge für ihn erfriſchte wieder ſo manche bezügliche Erinnerung an das, was ich dort litt und an Wohlthat empfangen hatte. Nächſtdem ergriff mich das Leid meines Freundes, des edelgeſinnten Vorſtehers, ſo herzenstief, als wäre ich an ſeiner Stelle. Dazu geſellte ſich das fortwährende ſelbſtſüchtige Planmachen Derer, die es nach ihrer Behauptung gut mit mir meinten, auch meine Einſicht über die unerläßliche Wahl einer neuen Lebensrichtung, zugleich aber die Verlegenheit, was zu wählen ſey, um meinen unglücklichen Schatz würdig anzuwenden. Zum Wandergeſchäft war ich untüchtig geworden; einem Amt, wenn es ja zu erlangen, mochte ich mich nach ſo vielen Jahren der Unabhängigkeit nicht hingeben, und, offen geſagt, ich ſträubte mich gegen allen Zwang. In ſteter Beklemmung ſann ich nun hin und her, bis in einer Stunde der Angſt durch des guten Geiſtes Eingebung der Entſchluß in mir reifte:

all mein Geld an den Bau eines neuen Verpflegungshauſes zu wenden, und mir in ihm einen Platz auf Lebenslang zu bedingen, bei freier Verfügung über eine kleine verzinsbare Summe.

Geſagt, gethan! Ich überwand alle Hinderniſſe und ſchwieg bei mancherlei übler Nachrede. Da hieß es: wenn ich den Lotteriegewinn beſſer benutzte, hätte mich das Unglück nicht betroffen. Wer will wiſſen, ob ich bei der mir anerzogenen Fahrläſſigkeit ohne Unglück nicht in Sünden untergehen mußte? Wie ſchlimm ſtänd' es mit den Menſchen, hätten ſie vor Gott mehr zu verantworten als die Folgen böſer Abſicht! — Mein Fehler ſey der Leichtſinn, ſagten Andere, und er beſtätige ſich auch in meinem jetzigen Vorhaben. Wollte Gott, ich hätte nie einen andern Leichtſinn erwieſen, als gegen das Geld, und übrigens fällt es mir gar nicht ein, irgend Jemand, am wenigſten Solchen, die mit beſſeren Kräften ausgerüſtet ſind, als Muſter zu dienen; ich bekenne meine Schwäche und wünſche, daß ſich Jeder vor ſeiner eigenen hüte: denn die Schwäche iſt gar vielfach! — Ich hätte, hieß es weiter, einen anſtändigeren Ort und nicht die untergeordnete Beſchäftigung im Hospital wählen ſollen. Was geht es Euch an, wo ich, der durch die Nachwehen der Verwundung ohnehin Gebrechliche, mein Ruheplätzchen ſuche und mit welcher Beſchäftigung ich mich befriedigt fühle? — Freunde, die der Reichthum mir zuführte, machte jetzt deſſen Anwendung mir zu Feinden, und ſie ſchirmten ſich damit, daß ich jedenfalls verpflichtet war, das Geld meinen Erben zu hinterlaſſen. Darin hatten ſie nicht unrecht; ich mußte aber vor Gericht beweiſen, daß mit meiner Muhme jeder Familienverwandte abgeſtorben war. Welchen Erben alſo? Unbekannten, die einen ähnlichen Namen führten, und ſich herbeidrängten mit Forderungen ohne rechtlichen Anſpruch. Ich ließ alles Gerede an mir vorübergehen, weil ich einſah, daß man nur ſchwatzen nicht hören wollte, und weil ich durch Erfahrung wußte, Jeder habe doch nur ſo viel Kräfte, um das auszuführen, wovon er überzeugt iſt, während ohne Ueberzeugung nichts gelingt. Meine Habe verkaufte ich und zog nach D**, um mich an den Fortſchritten des Baues zu erfreuen, hier und da auch behülflich zu werden. Nach drittehalb Jahren war der Bau vollendet, und wir, der Vorſteher und der Geiſtliche, in deren Mitte ich, an der Spitze, geleiteten in feierlichem Zuge die erſten Kranken hinein. Meinestheils nahm ich Beſitz von den zwei Stübchen, der auf Lebenszeit mir gewidmeten Freiſtätte. Es war eben die rechte und dringende Zeit, denn meine Verwundung, obſchon geheilt, hatte doch Folgen zurückgelaſſen, die mir bequeme

Ruhe und naheliegende Thätigkeit nöthig machten. Ich übernahm für die Anſtalt die Buchführung und den Briefwechſel, beſorge mein Gärtchen, pflege im Winter ein kleines Treibhaus, in das ich gleich aus meiner Wohnung hinaustrete, und leſe. Vielem Neuen habe ich mich nicht befreunden können, was an mir liegen mag; meine Bücherſammlung beginnt mit Matthias Claudius, genannt **Asmus**, und würde mit Goethe ſchließen, ſo weit mir deſſen Schriften verſtändlich ſind, wenn ich nicht von den Zeiterſcheinungen wenigſtens das kennen wollte, was wahrhaft in das Volksleben eingreift, und ſo auch das gegenwärtige Volksleben im Spiegelbilde mir zuführt. — Glanz und Pracht habe ich nicht um mich her, über meinem Schreibtiſch hängen aber in ſchlichtem Gerahm drei Bildchen. Da ſeh' ich in Heiterkeit auf den Geizigen, den der Tod entführt und der dem lachenden Erben die Schlüſſel zu ſeinem Geldkaſten nicht ausliefern will. Links ſeh' ich den durch Qualen des Gewiſſens in Verzweiflung Sterbenden, den die Hoffnung verläßt, rechts den unſchuldig Leidenden, deſſen Geiſt im Sterben durch die Hoffnung hinangeleitet wird zum Reiche des Heilandes.





In dieſer lieben Freiſtatt, oft von einigen Freunden mehr noch belebt — die Vorſteher gehörten dazu vom Großvater bis zum Enkel — befinde ich mich nun beinahe ſechzig Jahre, und erreichte bei körperlichen Gebrechen das vierundneunzigſte. Es iſt die gleichmüthige Zufriedenheit, die mich ſo lange erhielt, und mir endlich auch im Tode den ſanften Uebergang zu dem Willen des ewigen Vaters bereiten wird. — Solch ein Hoffen, durch jeden Blick auf das eine meiner Bildchen an jedem Morgen geſteigert, erhält mich bei Ruhe und Frohſinn im Innern.

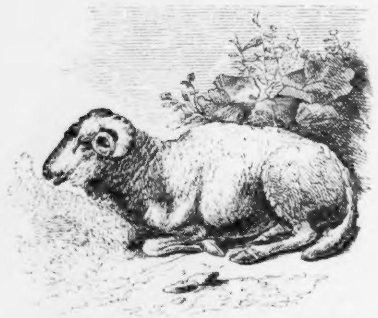
M. Schaupp.

Die Hausthiere in weltgeſchichtlicher Beziehung.

Naturgeſchichtliche Beſchreibungen der Hausthiere haben wir genügend; über ſie iſt aber Manches zu ſagen, was man durch jene Beſchreibungen nicht erfährt. Daran denkt nicht Jeder, und nicht Jeder, der daran denkt, hat die Ahnung, daß ein Zurückblick in die Weltgeſchichte, ein Hinſchauen zu verſchiedenen Völkern nothwendig wird, um über die Hausthiere etwas mehr zu wiſſen, als gewöhnlich iſt. Wir wollen nun einmal von dem angedeuteten Standpunkt aus den vierfüßigen Mitbewohnern unſerer Häuſer die Betrachtung zuwenden, bezeichnen vorläufig namentlich: Schaf, Ziege, Stier, Pferd, Hund, Katze, und beginnen mit den drei zuerſt Genannten.

I. Schaf, Widder, Lamm.

Dies Thier wurde beſonders von den Hebräern, nach dem moſaiſchen Geſetz, ſehr häufig geopfert. Man glaubte durch Darbringung, Tödtung und Verbrennung eines reinen eßbaren Thieres Gott angenehm zu werden, ſich rein zu machen von Sünde und Strafe, ihm damit ſich dankbar erweiſen zu können. So opferte Abel ſchon von den Erſtlingen ſeiner Heerde und von ihrem Fette. Als Abraham ſeinen Traum, der ihm ſeinen Sohn zu opfern befahl, erfüllen wollte, erblickte er einen Widder im Geſträuch, den er ſtatt ſeines Sohnes ſchlachtete. Vielleicht kommt von daher die Bereitung eines Oſterlammes; ein Lamm wurde geſchlachtet, mit deſſen Blut die Thürpfoſten beſtrichen, das Fleiſch gegeſſen. Darin ſpricht ſich übrigens deutlich die iſraelitiſche Idee eines zornigen, rächenden und



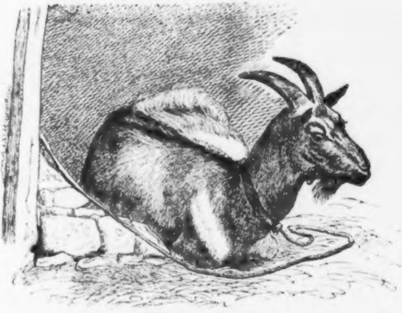
furchtbaren Gottes aus, der durch Blut verſöhnt werden mußte, um der Erſtgeburt der Iſraeliten zu ſchonen. Dieſe Idee trug man auch in's Chriſtenthum über; Jeſus, der Lehrer und Wohlthäter der Menſchheit, wird genannt das Lamm, das der Welt Sünde trägt, das Sühnopfer, das uns mit ſeinem Tod erlöſt hat von ewiger Strafe. — In dem prophetiſch-myſtiſchen Gedicht: die Offenbarung Johannis, kommt vor das erwürgte Lamm mit ſieben Hörnern, ſieben Augen, wie es die ſieben Siegel des geheimnißvollen Buches eröffnet. In der römiſch-katholiſchen Vorſtellungsweiſe ſieht man das Lamm oft abgebildet, die Siegesfahne des Kreuzes tragend.

In der griechiſchen und römiſchen Mythologie wird Jupiter als Jupiter Ammon oder Jupiter Serapis mit Widderhörnern, die ſchneckenförmig gewunden ſind, abgebildet. Der Aehnlichkeit dieſer Hörner nach nennt man die ſpiralförmigen, vielkammerigen, verſteinten Schnecken jetzt noch Ammonshörner oder Ammoniten, und Linné nennt das wilde ſardiniſche Schaf ovis ammon. Neptun verwandelte ſich, der Nymphe Byſoltes zu Gefallen, in einen Widder. Nephele ſchützte ihren Sohn Phryxus vor Verfolgung dadurch, daß ſie ihm einen Widder mit goldenem Felle, Chryſomallus, zuführte, auf dem er ſich über das Meer aus Europa nach Kolchis in Aſien mit ſeiner Schweſter Helle flüchtete. Helle aber ertrank unterweges, daher der Name der Meerenge Helleſpont. Letztere Scene iſt auf einem herkulaniſchen Gemälde abgebildet. Phryxus hing darauf das goldene Vließ oder Fell in Kolchis im Hain des Mars auf. Jaſon mit den Argonauten eroberte ſpäter mit Hülfe der Medea das goldene Vließ und führte es weg. Der Grund dieſer Fabel iſt dunkel. Vielleicht bedeutet ſie, daß man durch Gold vielen Nachſtellungen entrinnen und Vieles erreichen könne. Der Zug der Argonauten mag bedeuten, daß man ſich ungeheure Mühe und Gefahren nicht reuen laſſe, um den Götzen der Welt, Gold und Schätze, ſich zu erwerben; daß dieſe oft, wenn Gewalt nicht hinreicht, durch Liſt und Liebe erworben werden. Noch jetzt iſt das goldene Vließ in Anſehen durch den königlich ſpaniſchen Orden des goldenen Vließes. Obige Anſicht wird beſtätigt dadurch, daß ein antikes Basrelief vorhanden iſt, darſtellend, wie ein Widder den Beutel des Merkurs auf ſeinem Rücken trägt. Dies Sinnbild mag auch bedeuten, daß die Schafzucht durch Gewinnung der Wolle Reichthum verſchaffe.

Noch ſind der Widder im Thierkreiſe und die Widder des Cyklopen Polyphem — an deren Wolle hängend Ulyſſes mit ſeinen Gefährten ſich aus deſſen Höhle flüchtete — zu erwähnen; endlich die gefleckten Schafe des Hebräers Jakob, der ſie durch in's Waſſer gelegte gefleckte Stäbe zu vermehren trachtete.

II. Ziege. Bock.

Bei den Griechen und Römern iſt bekannt die Ziege Amalthea, die den Jupiter ſäugte; der Bildhauer Scopas verfertigte eine Statue der Venus, die auf einem Bock ritt, Venus epitragia, was als Sinnbild der Ausſchweifung dienen kann. — Bei Darſtellungen ländlicher Opferaufzüge und Bachusfeſte ſind häufig Böcke abgebildet, als Sinnbilder der Genäſchigkeit, des neckenden Muthwillens, der ausgelaſſenen Fröhlichkeit und Sinnlichkeit. Pan, der Gott der Hirten und Jäger, oder der Felder und der Wälder, wird dargeſtellt als ein Menſch mit Bocksfüßen, zugeſpitzten Ohren, kurzen Hörnern, dem Bart und dem Schwanz eines Bockes; auch nähert ſich die Geſichtsbildung demſelben. Eben ſo die Satiren oder Waldgötter. Die Faunen ſind der menſchlichen Geſtalt ähnlicher, doch haben auch ſie zugeſpitzte Ohren, einen Ziegenſchwanz, zuweilen kurze Hörner, oder am Halſe zwei Zäpfchen, wie die Ziegen; die Geſichtsbildung hat etwas Drolliges: eine breite Naſe, ein höhniſch lächelndes zugeſpitztes Maul;

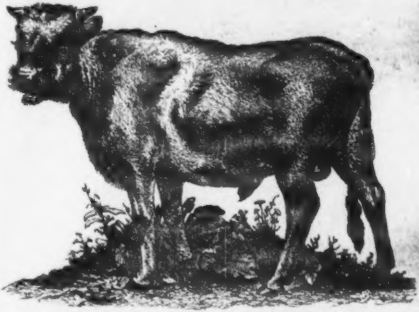


meiſtens tragen ſie noch als Kleidung ein Ziegenfell. Man hat auch Darſtellungen von weiblichen Faunen. Sie haben die Eigenſchaften, die den Böcken und Ziegen zugeſchrieben werden, ſtreifen in Wäldern und Feldern herum, und ſind häufig im Gefolge des Weingottes Bachus. — Bei den Aegyptern wurde der Bock göttlich verehrt, wie alle andern Hausthiere; wenn aber nach ihrer Verehrung ungünſtige Schickſale eintraten, wurden ſie geprügelt.

Von den Aegyptern pflanzte ſich dieſe Verehrung zum Theil auf die Hebräer fort, daher im dritten Buch Moſis geboten wird: du ſollſt fernerhin nicht mehr den Feldteufeln opfern. Die moſaiſche Religion war den Hebräern, trotz der großen Gepränge, immer noch zu fern und nicht ſinnlich genug, daher ſie von Zeit zu Zeit wieder fremde Götzen verehrten. — Alle Jahre wurde ein Bock von den Prieſtern, mit den Sünden des Volkes beladen und als Sündenbock, in die Wüſte geführt.

In das Mittelalter gelangten die Sagen von den Bockähnlichen Satiren und ihrer Verehrung ſo, daß ſie als eine Verehrung des Teufels dargeſtellt wurde. Der Teufel, körperlicher Ausdruck des Böſen ſelbſt, wurde einem Satir ähnlich abgebildet, mit den Hörnern, Ohren und Füßen des Bocks. Den Hexen erſchien der Teufel, ihrer durch betäubende Getränke und ſinnliche Triebe aufgeregten Einbildungskraft nach, als ein Bock, auf dem ſie zuweilen, anſtatt auf einem Beſenſtiel, nach dem Blocksberg ritten. — Der Hexentanz auf demſelben hat viele Aehnlichkeit mit den Bachusfeſten und Opfern, die den Satiren und Faunen dargebracht wurden; derſelbe Muthwille, dieſelbe Ausſchweifung fand ſtatt, nur geſellte ſich zu der verdorbenen Phantaſie der Hexen noch die Neigung Böſes zu thun und Schaden zu ſtiften. Man betrachtet zwar die Hexen-Verſammlungen als Ueberbleibſel des Heidenthums der alten Deutſchen, doch in der Walpurgisnacht wurden keine Thiere göttlich verehrt.

III. Stier, Ochſe, Kuh, Kalb.



Da dieſe Gattung von Thieren bei den meiſten Völkern, vorzüglich wegen des Ackerbaues, ſehr nützlich war, ſo hat man ſich nicht zu verwundern, wenn ſie von Vielen heilig gehalten und ſogar göttlich verehrt wurden, obſchon ſie in Hinſicht ihrer Verſtandeskräfte ſehr im Hintergrunde ſtehen; die meiſten alten Nationen erkannten dankbar Alles an, was ihnen Nutzen brachte und unterſuchten nicht weiter. — Bei den Aegyptern, einem der älteſten Völker, war die göttliche Verehrung dieſes Thieres ſehr ausgebreitet. Strabo ſagt, daß in Heliopolis der Ochſe Mnevis als ein Gott und als ein Sinnbild der Sonne angebetet worden ſey. Zu Memphis wurde ein ſchwarzer Stier mit einem weißen Fleck auf der Stirn und dem Kreuz, Apis genannt, göttlich verehrt und als Wahrſager gebraucht, ſo daß, wenn er das Futter Einem aus der Hand nahm, es Glück bedeutete, das Gegentheil Unglück. Auch Abbildungen des Apis in Stein und Erz wurden von dieſem Volke verehrt. Einige behaupten, daß die Erklärung des prophetiſchen Traumes eines Königs oder Pharao's der Aegypter durch Joſeph zu dieſer Verehrung Anlaß gegeben habe. Hatte Apis fünfundzwanzig Jahre gelebt, ſo erſäufte und balſamirte man ihn, hielt ihm dann zu Ehren des Oſiris ein prächtiges Leichenbegängniß. Es wurden ihm Feſte gefeiert, wobei man ihm Ochſen von rother Farbe opferte. — Bei den Hebräern gehörte die Kuh zu den reinen und eßbaren Thieren, welche die Klauen geſpalten haben und wiederkäuen. Sie wurde häufig zu Brand- und Speiſe-Opfern angewendet. Die Verehrung des goldenen Kalbes der Iſraeliten in der Wüſte ſcheint noch ein Ueberbleibſel der ägyptiſchen Religion geweſen zu ſeyn. — Im Tempel Salomo's trugen zehn eherne Ochſen ein großes Gefäß von Erz, das gegoſſene Meer. Dieſer von den Aegyptern hergeholte Götzendienſt haftete noch lange im jüdiſchen Volk, denn nach Salomo errichtete der König Jerobeam zu Bethel und Dan zwei güldene Kälber und ließ ſie göttlich verehren. — Die von den Philiſtern geraubte Bundeslade wurde von zwei jungen ſäugenden Kühen wieder nach Judäa geführt. — Moloch, der Ammoniter Gott, dem zuweilen auch die Iſraeliten opferten, war eine eherne Menſchengeſtalt mit einem Ochſenkopf und zwei ausgeſtreckten Armen; er wurde glühend gemacht und auf ſeinen Armen opferte man Kinder. — Eine rothe Kuh wurde nach dem moſaiſchen Geſetz unter gewiſſen Ceremonien verbrannt, und die Aſche zum Spreng- und Weihwaſſer gebraucht. Vielleicht iſt auch dies ein Ueberreſt der ägyptiſchen Religion, da dem Apis rothe Ochſen geopfert wurden.

Auch bei den Chriſten findet ſich noch ein Ueberreſt der Achtung, in der dieſe Thierart früher ſtand. So hat der Evangeliſt Lucas gewöhnlich als Beizeichen einen Ochſen, weil man in den vier Evangeliſten die Erfüllung des prophetiſchen Traums Ezechiels ſah, der vier Geſtalten, Menſch, Löwe, Adler und Ochſe erblickte, welches Bild in der Offenbarung Johannis wieder vorkommt.

In der Mythologie der Griechen und Römer wird dieſes Thier ſehr oft erwähnt. Ochſen wurden häufig geopfert, und aus ihren Eingeweiden wahrſagten die Prieſter. In antiken Basreliefs kommen bei den Opferzügen meiſtens Ochſen vor. Zumeiſt wurden dem Jupiter Stiere geopfert, ein Opfer von hundert derſelben nannte man Hekatombe. Der mythologiſche Vater der Götter, Jupiter, mit allen menſchlichen Leidenſchaften verſehen, hielt es nicht unter ſeiner Würde, ſich in einen Stier zu verwandeln, um die Jungfrau Europa zu entführen. Auch ſein Bruder Neptun verwandelte ſich, um die Tochter des Eolus zu gewinnen, in ein junges Rind. Vielleicht ſoll durch die öfteren Verwandlungen der Götter in Thiere ſinnvoll angedeutet werden, daß durch gewiſſe Leidenſchaften der Menſch zum Thier herabſinkt. — Ihrer Grauſamkeit wegen wurden die Ceraſten auf Cypern in Ochſen verwandelt.

Von Paſiphae und einem Stier entſtand Minotaurus, ein grauſames Ungeheuer mit einem Ochſenkopf, dem ins Labyrinth von Kreta jährlich eine beſtimmte Anzahl Knaben geliefert werden mußte, bis ihn Theſeus tödtete. Wie ähnlich iſt dieſe Fabel mit der des Molochs, wie oft zeigen ſich unerwartete Uebereinſtimmungen in den verſchiedenen Mythen! Auf einer Münze des Königs Hiero kommt ein Ochſe mit einem Menſchengeſicht vor als Minotaurus. Ein ſkeletirter Ochſenkopf findet ſich auf athenienſiſchen Münzen. — Auf dem Bildniß der Diana von Epheſus in Rom, welche ganz eine ägyptiſche Geſtalt hat, befinden ſich ebenfalls Ochſen. Der Stier erſcheint auch als Sternbild. Hierauf bezieht ſich wahrſcheinlich ein antikes Basrelief in der Villa Albani in Rom, auf dem ein Diener des Mithra einen Stier in einer Höhle, wo Sonne und Mond iſt, opfernd mit einem Schwerte durchſticht. Der Heros Herkules, mit ſeinem kräftigen Muskelbau dem Stiere ſich nähernd, beſtand einige herkuliſche Arbeiten mit dieſem Thiere, ſo erzählt uns wenigſtens die Mythe. Er zähmte den kretiſchen feuerſchnaubenden Stier. Auch König Aretes in Kolchis hatte feuerſchnaubende Stiere, die ihm Hephäſt (Vulkan) ſchenkte; ſie waren ehern. Jaſon mußte ſie vor einen Pflug ſpannen und ein bezeichnetes Feld mit ihnen pflügen. In Kreta wie in Kolchis ſind angeblich feuerſpeiende Berge Anlaß zu dieſer Mythe geweſen. Achelous, mit dem Herkules als Freier der Dejanira kämpfte, verwandelte ſich in einen Ochſen und wurde kämpfend überwunden. Herkules riß ihm bei dieſem Kampfe ein Horn aus, aus dem das Cornu copiae, das Horn des Ueberfluſſes wurde. Welch ſinnvolle Deutung, daß Viehzucht und Ackerbau die Quelle des Wohlſtandes ſind! Als Herkules die Inſel Cos eroberte, ſollen die Weiber, um ſich vor den Eroberern zu ſichern, in Kühe verwandelt, dann aber geſchlachtet und verſpeiſt worden ſeyn.

Die ſchönſte antike Abbildung eines Stiers in ſeiner wilden Kraft iſt in Neapel, und unter dem Namen des farneſiſchen Stiers bekannt. Amphion und Cethus bändigten einen wilden Stier, um ihre Schweſter, die Dirce, an ihn zu befeſtigen und zu Tode zu ſchleifen. In Stellung und Mienen iſt der größte Ausdruck.

Bei den friedlichen Indiern, beſonders bei den Hindus, iſt die Kuh heilig und darf nicht getödtet werden. Ihr oberſter Gott Wiſchnu ſteht in ihrer Fabellehre mit der Kuh in genauer Verbindung. Die Braminen behaupten, daß die Seelen der Rechtſchaffenen nach dem Tode in Kühe übergehen. Eine Kuh unterſtütze mit ihren Hörnern die Weltkugel; wenn ſie ſich bewege, ſo entſtehen die Erdbeben. Sie hatten Spitäler für kranke und altersſchwache Ochſen, Kühe und Affen, wo ſie bis zu ihrem Tode verpflegt wurden. Selbſt die Ausleerungen der Kühe dienen als Weihwaſſer und Wohlgerüche.

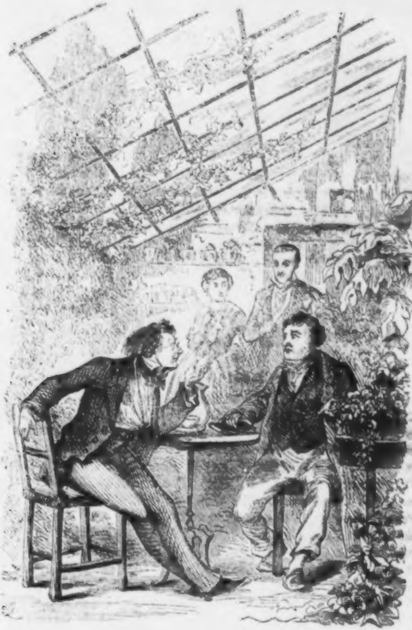
Die Chineſen feiern jährlich ihr Kuh- und Ackerbaufeſt; wenn die Sonne in den Waſſermann geht, halten ſie einen Umzug mit einer großen irdenen Kuh. Die alten Deutſchen ſpannten zwei weiße Kühe vor den Wagen der Hertha, wenn dieſer geheimnißvoll ſeinen Umzug auf der Inſel Rügen hielt. J. Schloer.

Trügen und Fügen.

Nachlaß von Helmine v. Chezy.

„Was doch der liebe Gott und erhabene Weltſchöpfer mit den Baumwanzen gewollt hat!" ſagte Waitz, der Ober-Aufſeher eines Schloßgartens, als er vom Leſen in dem vor ihm liegenden Buch aufblickte, und jenes Thierchen an einem auf dem Tiſch ſtehenden Blumentopf-Gewächs wahrnahm. Ihm antwortete Hermling, der eben eingetretene brillentragende Katheder-Lehrer jüngſter Weltweisheit, der gern im Treibhauſe Kaffee trank: „Was meinen Sie, Freundchen, mit dem lieben Gott? Welche Ausdrücke überhaupt für einen Mann von Bildung und Forſchung in unſerer fortſchrittreichen Zeit? Sind Sie auch von den Altgläubigen, die ſich ſelbſt im Lichte ſtehen, oder von den Neufrömmlern, die Andere hinter's Licht führen? Welchem Denkenden iſt es unbekannt, wen hat es die Weltgeſchichte nicht gelehrt, daß die Religion nur eine Erfindung der Klugen iſt, ſehr offenkundig gewordene Geheimabſichten zu erreichen und die gedankenloſe Maſſe im Zaum zu halten?"

Waitz wollte einen Streit mit Hermling vermeiden. „Ich ſprach



vorhin nur von den Baumwanzen“, ſagte der Alte, „und eigentlich nur mit mir. Sonderbar erſcheint mir dies Thierchen; ſchöne Farbe hat es und ſchöne Zeichnung, wer's nicht berührt, der merkt nicht, daß es verpeſtet. Es hat auch ein ſtilles und juſt kein feindliches Weſen, wenn man es ſo ſieht; es kann doch nicht zwecklos erſchaffen ſeyn? Wenn es über die Himbeeren läuft, ſind ſie nicht mehr zu genießen; es vereitelt alſo die gute Abſicht der Natur, welche die labende Frucht zur Luſt des Gaumens erſchaffen hat. Sehen Sie, Herr Hermling, über ſo etwas ließe ſich tagelang grübeln.“ — „Und doch kein Facit herausbringen“, fiel Hermling ein; „denn bei dem Walten des Zufalls, der das Chaos zur Form geſtaltete, iſt natürlich manches Verſehen vorgekommen. Dies Thierchen allein wäre nun ſchon ein Beweis gegen die Weisheit und Allmacht eines Schöpfers und Regierers; alles Ungeziefer in Bauſch und Bogen zeugt wider ihn. Unſer Verſtand iſt dahin gelangt, durch die Kraft der Erfahrung und Bildung, daß wir all dieſe Uebel zu bekämpfen wiſſen. Der Naturmenſch iſt nicht ſo glücklich, das bezeugen die noch nicht von unſerer Kultur durchdrungenen Völker, doch wir werden bald Rath ſchaffen!“ — „Es iſt ein eigenes Ding“, ſagte Waitz, immer noch auf ſeine Blumen hinſehend — „leeres Stroh dreſchen. Es mag eben nicht ſo mühſam ſeyn, aber die ſeltſame Täuſchung, durch welche man doch die Körner am Boden liegen ſieht, das iſt ſo die rechte Kunſt! Sagen Sie mir doch, Herr Hermling, wie und wo hat wohl der Zufall, der an ſich ein blinder Geſell ſeyn ſoll, die prächtige Ordnung in Allem was geſchaffen iſt, und in den Jahreszeiten herbekommen? Welt und Schöpfung ſind ja allermindeſtens ſo bewundernswürdig, als eine recht vortreffliche Repetiruhr von Breguet, wie meine da; wenn nun der Zufall ein ſo guter Uhrmacher im Großen iſt, als der Menſch im Kleinen, ſo verdient er unzweifelhaft noch einen andern Namen. Man könnte ihn Weltgeiſt, Inbegriff der Weisheit, man kann ihn mit vielſeitigen Namen, alſo auch Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt nennen, ohne Unrecht zu thun.“ — „Bedenken Sie denn gar nicht, Herr Waitz“, ſprach Hermling, „wie viel Jahrtauſende die Elemente und Stoffe gerungen, ehe ſie ſich geſtaltet? — und welche natürlichere Folge kann es geben, als daß aus dem Winter der Frühling, aus der Blüthe die Frucht, aus der Frucht die Saat hervorgeht? Was hat die ewige Weisheit damit zu ſchaffen? das iſt Sache der Natur!“ — „Ja ſo“, ſagte Waitz, „Natur, die ſoll wohl alle Böcke, die der Zufall ſchießt, wieder lebendig machen? Herr Hermling, Sie wiſſen, ich bin kein Profeſſor, ſondern hier im herrſchaftlichen Hauſe

Oberaufſeher der Gärten; ich weiß mich nicht ſonderlich mit gelehrten Streitigkeiten zu befaſſen, aber ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß alle Werte für und wider meinen Glauben — Gottes Wort ausgenommen — mir nicht ſoviel von Gott ſagen, als die liebe kleine Blume da, die ſo ganz ſtill ihre Schuldigkeit thut, Farben ſtrahlt, Düfte haucht und in Samen ſchießt. Ich möchte wohl manch menſchlich Herz ſo ſtill und freundlich fortwirken ſehen, und immer zum Licht hingewendet! Sehen Sie, unſere Aufklärer bedünken mich wie die Straßen-Beleuchtung, man kommt auf gewöhnlichen Wegen etwas weiter damit, der Steuermann auf der See bedarf aber der ewigen Sterne." — „Hm, hm", murrte Hermling leiſe, „das iſt Gehirnnebel, Dichterſchwindel; man opfert ſich auf, man ſchreibt ſich zu Schanden und richtet nichts aus bei dem Volke. — Was laſen Sie da, Herr Waitz?" fragte er dann laut. — „Den Thomas von Kempen." — „Behüte! wär' es Thomas Payne, da iſt noch Menſchenverſtand! Manch Jahrhundert ſind wir weiter gerückt, und nun müſſen die alten Tröſter wieder an die Reihe! Jeder Quintaner zeigt heut zu Tage im kleinen Finger mehr Geiſt, als der alte Mönch hatte." — „Haben Sie ihn geleſen, Herr Hermling?" — „Bewahre!" — „Nun, was ſprechen Sie denn? Ich dachte Sie beurtheilen nur, was ſie geleſen haben?" — „Da hätt' ich viel zu thun! Wer befaßt ſich auch mit Recenſionen über Todte, die können Einem nicht mehr Dank dafür bezeugen!" — „Nun hören Sie einmal, wo ich ſtehen blieb, eben als Sie kamen: „Mäßige Dich in deiner Sucht nach Gelehrſamkeit, denn dies iſt eine Urſach der Zerſtreuung und der Täuſchungen. Der Gelehrte will auch gern einen Namen haben, und für einen Weiſen gelten. Viel Dinge ſind gar unnütz zu wiſſen, und ſich auf Mancherlei zu befleißigen, nicht aber auf das Eine, das noth thut, iſt Thorheit. Große Redensarten ſtillen den Hunger der Seele nicht, aber ein gottgefälliges Leben iſt die rechte Erquickung für das Gemüth, und ein reines Gewiſſen giebt uns große Zuverſicht vor Gott. Je mehr du weißt, je ſtrenger wirſt du verurtheilt werden, wenn dein Leben nicht um ſo viel heiliger war, als deine Einſicht beſſer geweſen. Trag' deinen Kopf deshalb nicht höher, weil du dieſe oder jene Kunſt oder Wiſſenſchaft beſitzeſt, eben dies ſoll dich mehr furchtſam als ſtolz machen. Wenn es dir in den Kopf ſteigen will, daß du ſo viel Dinge weißt, und ſo gründlich zu verſtehen glaubſt, ſo denke dabei, daß es noch weit mehr gebe, von denen du nichts weißt!"

„Wer hat das überſetzt?" unterbrach Hermling. — „Ich leſe es aus dem Original", antwortete Waitz; „wir Botaniker müſſen alle

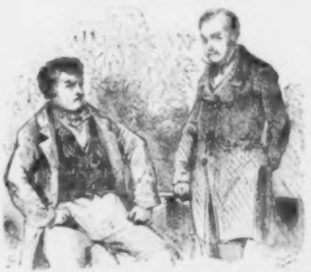
Latein können. Hören Sie doch weiter!“ — „Nein, nein!“ rief Jemmy, „ich habe genug.“ — „Das Können“, fuhr Waitz wie vor ſich hin nachdenklich fort, „iſt übrigens gar ſehr vom Wiſſen zu unterſcheiden. Der Franzoſe weiß eine Sprache, der Deutſche kann ſ Nicht immer kann ich, was ich weiß; Können iſt alſo das Rech der deutſche Ausdruck iſt mir lieber, und nicht nur bei der Sprac — „All mein Tage“, murmelte Hermling, „hab' ich nicht dageſtanden und zugehört, ich bin gewohnt immer nur ganz allein zu ſprechen, wo ich bin.“ Ein Glück war's für Hermling, daß Amalie und ihr Freund, die wir dort im Hintergrunde erblicken, nun näher kamen.

Man ſieht es Amaliens jungem Führer nicht an, was er eigentlich iſt. Jetzt ein verunglücktes Machwerk, ein Phantaſie-Chriſt der neueſten Zeit, wäre er werth, etwas Beſſeres zu ſeyn. Wie Hermling im eitlen Unglauben, iſt er ein Sünder in Selbſttäuſchung und anmaßlichem Aberglauben. Ohne chriſtliche Liebe will er ein Chriſt ſeyn, ſelbſt ohne Duldung geduldet werden, und ohne Glauben ſoll man ihm Alles glauben. Sein Name iſt Julius Leoſe. Amaliens Unſtern hat dies unheimliche, feindſelige, halb zertrümmerte Weſen in ihre Nähe geführt, und ihr reines Seelenlicht iſt ihm vorgekommen, als ſey es beſtimmt, die Wildniß ſeines Innern romantiſch zu beleuchten. — Amalie iſt eine Waiſe, ein frommes, herzliches Kind, das von ihrer Hände Arbeit bei ihrem Vormund Waitz lebt, wie ſeine Blumen liebt er ſie. Halb unwillig, halb aufmerkſam hört ſie auf Julius, der offenbar über Hermling Spott treibt. „Solch eine Motte“, ſagt Julius, „die ſich in kalter Gelehrſamkeit eine Verſtandes-Verſtopfung holte, ſolch ein von Eigendünkel angelaufenes Kupfergeſchirr, in welchem Alles, was darin ſtehen bleibt, zu Grünſpan wird, ſolch ein Giftpilz, der ſich freut, giftig zu ſeyn“ — „O ſtill, Julius!“ ſprach Amalie. — „Was will der Menſch täglich in Ihrer Nähe?“ — „Nichts als Kaffee trinken, gewiß!“ — „Alſo wirbt er nicht um Sie?“ — „Gewiß nicht!“ — „Er ſoll ſich in Acht nehmen und Ihnen fern bleiben, denn ein perſiſcher Dichter ſagt: Ich fürchte, der Kebſchah wird nicht leben bleiben, da er im Roſengarten wandelt, denn der Roſe Duft iſt ein tödtliches Gift für den Miſtkäfer.“ — „O Julius!“ — „Amalie?“ — „Werden Sie nie mild ſeyn?“ — „Bin ich es nicht? Ich ſehe das Unweſen in Ihrer Nähe, und fluche ihm nicht durch und durch! Aber er ſoll Ihnen auch nur ein Wort ſagen!“ — „Sorgen Sie nicht!“

„Der Kaffee iſt fertig, lieber Ohm!“ ſprach Amalie ſich nahend. Der runde Tiſch wurde behutſam ſeiner lieblichen Blumenlaſt entladen, und mit den ſilbernen Geſchirren beſetzt. Die Spiritus-Flamme ſpielte mit ihrem leichten Flackern, und das Waſſer rauſchte. Waitz ſah in die Höhe, wo bei dem warmen Sonnenſtrahl die Glasdächer entlang holde Reben neben vollblühenden Aprikoſen-Aeſten ſich rankten, und daneben die roſige Mandelblüthe, des Frühlings erſter Bote, duftete. „Iſt mir's doch", ſagte er, „bei dem wunderlichen Brauſen des Waſſers und bei den Ranken und Blüthen dort, als ſäß' ich in einer Rebenlaube am Neckar. Was dort jetzt ſchon in freier Luft duftet, das hat hier der Ofen gethan." — „Und wie ſo behaglicher iſt's hier!" ſprach Hermling. „Des Gärtners weiſe Aufſicht ſorgt für gleichmäßige Luft und Wärme, es ſtört uns kein rauher Odem der Luft, welche auch durch das ſchützende Dach das Gedeihen dieſer Blüthen nicht hindern kann. Urtheilen Sie hieraus von dem Werk einer weiſen Erziehung, im Vergleich mit dem Ausarten einer, wenn gleich reich begabten, doch verwilderten Natur." Hermlings giftiger Seitenblick wäre nicht nöthig geweſen, Julius hätt' ihn ohnedies verſtanden. Er nahm das Wort: „Ja, Herr Doktor! Es iſt eine Luſt, wie weit wir mit den Treibhäuſern gediehen ſind! Kinder kann man jetzt zu Docenten treiben, oder man ſetzt einen dürren Stecken in präparirtes Erdreich, er ſchießt auf, keimt, knoſpet, grünt, blüht und bringt reife Frucht binnen drei Stunden!" — „Hat die Frucht auch Saft und Kraft?" fragte Waitz. — „Das iſt gleichgültig", entgegnete Julius; „genug, daß die Erſcheinung da iſt! Menſchliche Klugheit wird an Gottes Geſchöpf bewundert, und es giebt Lobſalm für Zeitungen." — „Mir thut nichts weh, als die arme, getriebene Pflanze, die in des Chemikers Händen ſich nicht wehren konnte, und gewiß lieber von Gottes reiner Luft Wachsthum genommen hätte", ſagte Amalie. „Ja, Sie frommer Engel", antwortete Julius, „wie die göttliche Liebe die göttliche Weisheit iſt, ſo ſind Sie die himmliſche Charitas und die Charitin zugleich! Sie Madonna Pſyche!" — „O Gott!" ſagte ſie, flehend mit ihren großen blauen Augen. — „Was kann ich dafür, daß mein Inneres ſich zu Worten geſtaltet, mein Herz auf meinen Lippen ſchwebt?" flüſterte Julius.

Der Kaffee war getrunken, Hermling hatte hier eigentlich nichts mehr zu thun, und entfernte ſich, weil er bis Mitternacht an einer neuen „Theorie" des guten — oder vielmehr ſeines Geſchmacks — arbeiten wollte. „Das iſt ein widerwärtiges Weſen!" ſagte Waitz, da er hinaus war. „Laſſen Sie ihn", bat Amalie; „ſollt' es deren nicht geben müſſen? Duldet doch der Himmel" —. Sie wurde plötzlich blaß, ſchrie, und wollte davon eilen, indem ſie mit Entſetzen die weiße Hand ſchüttelte. Die vorhin beſprochene Baumwanze hatte ſich darauf geſetzt. Waitz bemerkt' es zuerſt, und nahm ſie behutſam ab, doch Amalie, die einen natürlichen Abſcheu gegen dieſe Thiere hatte, wurde immer bleicher, und mußte in ihr Zimmer. Julius wollte ihr nachfolgen, doch des Alten Ernſt hielt ihn zurück; Beide blieben beiſammen.

„Wunderbar iſt's", ſagte Waitz, „daß der Inſtinkt im moraliſchen Menſchen nicht ſo lebendig und klar iſt als im phyſiſchen. Dies Kind entſetzt ſich vor einem widrigen Geſchöpf, und duldet eines viel gefährlicheren Giftes Anhauch in ihrer Nähe." — Julius wurde todtenblaß. — „Sie ſcheinen gar keine Erklärung zu verlangen", fuhr Waitz weiter fort, „und dennoch muß ich ſie Ihnen geben. Was wollen Sie bei Amalien? Wünſchen Sie dies Mädchen zur Frau?" — „Nein!" ſagte Julius. — „Was können und wollen



Sie ihr ſeyn?" — „Freund, Bruder!" — „Verdienen Sie das?" — „Ich werd' es." — „Wodurch?" — „Durch Reinheit und Treue." — „Warum ſuchen Sie nicht lieber einen Freund?" — „Weil ſo keiner lebt." — „Und wenn Sie nun des Mädchens Herz einnehmen?" — „So werd' ich beſeeligt ſeyn." — „Und die Welt?" — „Wer fragt nach dem Lumpenpack?" — „Amaliens Ruf?" — „Der Ruf iſt ein Unding, die Welt hat kein Recht das Höchſte und Heiligſte im Menſchen, ſein inneres Gefühl, anzutaſten!" — „Und wenn ſie es dennoch thut?" — „So muß das Bewußtſeyn der Reinheit uns über ihr Urtheil erheben.“ — „Junger Herr“, ſagte Waitz, „welche falſche Anſicht! Wohl iſt der Schein ein Anderes, als das Seyn, und ohne dieſes nichtig; aber wie die echte Perle nicht trübe, ſo darf auch eines Mädchens Ruf nicht in Zweifel ſeyn. Ich bitte Sie darum als Vermund, dem Mädchen fern zu bleiben.“ — „Wie können Sie Amalien ſo betrüben wollen?“ — „Das wird ſich ausweiſen!“ entgegnete Waitz. „Die Welt iſt ganz wunderlich geworden, durch ein Umſtoßen aller Formen und Sitten. Nichts iſt dem Jüngling nothwendiger als der gleichgeſinnte Freund, der Jungfrau nichts ſo, als die Freundin. Amalie hat Geſpielinnen die Fülle, ſo viele Schweſtern, daß ſie keines ſich anfindenden Bruders bedarf, und einen Vater findet ſie hier!“ — Julius, immer bleicher, griff nach dem Hut, und ging. Lange Zeit ſah man ihn hier nicht wieder. Nach jenem Weggange aber ſagte Waitz zu ſich ſelbſt: „Die Welden gehören auch zu den Baumwanzen, obwohl Linné ihrer nicht gedacht hat!“

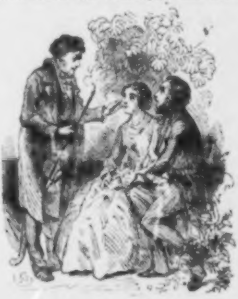
Doch immer ſchüchterner, ſtiller und ſchmerzlicher bewegt in ihrem Innern wurde Amalie. Julius hatte ihrem unſchuldigen Herzen eine neue Welt aufgethan, in welcher ſie ſich ſelbſt als die Blume und Sonne erblickte. Mit geheimer Kunſt und kluger Zartheit hatte er ſich ihr ganzes Weſen zu eigen gemacht, ſo daß ſie nichts mehr gedachte noch empfand, wovon er nicht die Seele war. Feindſelig gegen Alles zerfloß er in Liebe und Milde vor ihrem Weſen, und ſein Geiſt wußte die ſüßeſten Gebilde der Kunſt und Dichtung in tauſend Farbenſtrahlen ihrem kindlichen Herzen vorüber ziehen zu laſſen, ſo daß ein Traumhimmel in lieblicher Wehmuth und erquickender Sehnſucht ihr inneres Auge umfing, ſie für die übrige Welt ganz unempfindlich machte. Sie ſah ihn jetzt nicht mehr, doch ſie litt im Stillen und ſchwieg; die Wachſamkeit des Oheims verhinderte jede, auch ſchriftliche Annäherung, und die ſchöne Sommerzeit verging, ohn Troſt für Amalie.

Im Herbſt wurde Waitz bedenklich krank, Amalie pflegte ſein und empfand ganz den Werth ſeiner Duldſamkeit, ſeiner echten Frömmigkeit und Vatertreue. Die Aerzte erklärten Waitz Zuſtand für hoffnungslos; Amaliens Herz hatte nun keinen Raum für ein andres Leid, und rührend war die ſinnreiche Achtſamkeit, mit der ſie des Oheims wartete. — Der trübe Winter entſchwand, es kam der erſte März, der Jahrestag von Amaliens letztem Beiſammenſeyn mit Julius. Wider Vermuthen hatte Waitz ſich gebeſſert, und konnte heu ſchon wieder ſein Pfeifchen im Treibhauſe rauchen. Amalie ſaß neben ihm am runden Tiſch; die Spiritus-Flamme ſpielte leicht und glühend, die kochenden Fluthen brauſten, wogend zogen die Düfte umher, Weinranken neigten ſich gegen den blauen hellen Himmelsſchein. Welche Erinnerungen! Amalie ſenkte die Augenlider, um eine Thräne zu zerdrücken, da ſah ſie auf dem Tiſch ein A mit einem J verſchlungen von Julius Hand. Ihr Herz pochte gewaltig, eben wollte Waitz ſie ſorgſam befragen, da öffnete ſich die Glasthür, und Eduard Günther, der jüngſte und theilnehmendſte der Aerzte, welche Waitz angenommen, trat herein. — Mit ſtrahlendem Blick und einem Händedruck kam Amalie dem Jüngling entgegen; denn ſie hatte es geſehen, ſein leiſes Kopfſchütteln, als die Herren Kollegen den Alten aufgaben, und führte ſeine geheimen Befehle wegen des Kranken Behandlung behutſam und treu aus. „Dies iſt Ihr Retter, mein Oheim!“ ſagte Amalie, und wahrlich, ſie ſah es erſt in dieſem Augenblick, welch' eine Gluth aus Blick und Weſen des Jünglings ſprach, denn bisher hatte die Angſt um den Kranken keinen andern Eindruck in ihr recht lebendig werden laſſen. — „Seyn Sie willkommen!“ ſprach Waitz, „unter meinen Blumen. Hier bin ich König, ja Schöpfer, denn dieſe danken mir Alles, und wiederum beglücken ſie mich. Doch was ſehe ich da? O, meine Lieblingsroſe!“

Der Alte ſprang vom Sitz auf, ging zu einer Roſenſtaude, welche ganz dürftig und welk alle Knospen ſenkte, von einem üppigen Schmarotzergewächs dicht umſchlungen. Unwillkürlich fiel ſein Blick von da auf die bleiche Amalie, und die Berührungspunkte wurden hell in ſeiner Seele, noch tiefer empfänglich durch den überſtandenen Todesſchmerz. „Sieh einmal, Mädchen!“ ſagte er tief bewegt, und mühſam Thränen zurückzwingend, „ſieh dies lebendige Bild!“ Amaliens Wangen wurden zu Purpurroſen. „Die Roſenſtaude iſt verloren, mein Kind“, ſprach der Alte, „aber du haſt eine Seele und liebſt Gott, du kannſt wieder erblühen!“

Der junge Arzt hatte dieſe Worte nicht gehört. Er ging auf Waitz zu, ergriff ſeine Hand und ſagte: „Wie lieb iſt es mir, daß ich Sie ſo beiſammen finde; ich komme, mein ganzes Wohl und Weh in Ihre Hand zu legen. Kein Himmelsbild könnte klarer in mich hineinleuchten, als Amalie, Ihrer pflegend, ganz Liebe, Zartheit und Huld! Sie hat mein ganzes Herz gewonnen, und ich flehe um die Gunſt, ihr nahen zu dürfen, damit ſie mich kennen lerne, und mir einſt ſage, was ich hoffen darf.“ Amalie brach in Thränen aus, der Alte winkte ihr, ſich zu entfernen; wie gern gehorchte ſie! Der junge Freund war beſtürzt, doch der Alte ſprach mit mildem Lächeln: „Ruhig, Lieber, noch iſt es nicht an der Zeit!“

Man könnte ein paar Bände daraus machen, wie der kernvernünftige und gemüthreiche junge Arzt ſich des reinen Mädchens Herz gewann, und die Kraft der wahren Liebe den Sieg über ein Trugbild errang, obſchon Julius, von einer Geſchäftsreiſe zurückkehrend, entſchloſſener als je ſich Amalien zu nähern ſuchte. Am nächſten erſten März war Verlobung. Drei Uhr ſchlug es, und Alles war blühend und hell, wie im vorigen Jahre, aber es blühte und glühte auch in den Herzen, erfüllt von Hoffnung und Luſt. Amalie ſaß mit Eduard Hand in Hand am runden Tiſch, neben Waitz; ſiehe, auch die Roſenſtaude war durch Sorgfalt im Geneſen, die Schmarotzerpflanze lag am Boden, und Amalie lächelte nur noch zart erröthend, als Eduard, das verſchlungene Buchſtabenpaar auf dem Tiſch bemerkend, aus Amaliens Locken eine Nadel zog, und das J zum E wandelte. — Der Oheim ſah Alles recht gut, er klopfte die Wangen der jungen Braut, und ſagte: „Dein junges Herz iſt ſchwer geprüft worden, Amalie, aber Dein guter Engel war bei Dir, und wie anmuthig kehrt es ſich von Irrwegen zurück, wenn Liebe die Hand bietet! Doch ſey Dein vergangenes Leid Dir eine Lehre für die Zukunft, auf Kind und Kindeskind. Bleib' immer bei der Natur, bei der einfachen Sitte, und beurtheile die Prunkredner nur nach ihren Werken; denn ſieh, Mancher thut ſich ſchon genug mit ſchönen Worten, und des Menſchen kräftigſtes Zeugniß, dem man allein trauen kann, das iſt ſein Leben!"



Hanswurſts lachende Weisheit.

Ihr lieben Leute, gebt mir Geld,
Dann mach' ich Euch geſcheidt;
Wie's eben zugeht in der Welt,
Ich meld's von weit und breit.
Erblick' ich voll erſt meinen Hut,
Iſt gleich das Hirn mir voll,
Und nur, wer Narr'n den Willen thut,
Thut klüglich was er ſoll.

Nun hört: Ob Heute Geſtern wird,
Wird's Morgen doch wie Heut,
Und unter Wölfen iſt der Hirt
Verrückt, wenn er ſich freut.
Ein Wahrheitslied, das kühn man ſingt,
Ein Lauder nimmt's nicht krumm,
Und wie ſich auch der Blödſinn zwingt,
Er urtheilt dennoch dumm.

Ein Mädchen, wenn verliebt es iſt,
Weiß wenig von Vernunft;
Wer Sieger blieb bei Weiberliſt,
Beſiegt auch Höllenzunft.

Wer hungrig auf den Strohſack fällt,
Der ſtehet ſatt nicht auf,
Und ſey dem Ehſtand Noth geſellt,
Giebt's Bräute doch zu Hauf.

Ein Mann, der nicht daheim gern bleibt,
Iſt mancher Frau ſchon recht;
Der Herr Gemahl, wenn ſchlau ſie's treibt,
Iſt bald Pantoffelknecht.
Das Uebel breitet ſich ſodann
Auch weiter noch als weit;
Ob heimlich ſeufzt der Ehemann,
Die Welt kennt doch ſein Leid.

Dem, der das große Loos begehrt,
Wird Satan Tiſchgenoß;
Wer tolle Luſt an Unſinn mehrt,
Dem jauchzt ringsum der Troß.
Wenn uns die Geiſtesſonn' erliſcht,
Ergötzet Prunk und Schein,
Und wer geſchickt im Trüben fiſcht,
Wird raſch dann Meiſter ſeyn.

Wem Selbſtſucht in den Plänen fehlt,
Dem fehlet auch das Glück;
Wer nur den graden Weg ſich wählt,
Der kommt auch ſtets zurück.
Wer vornehm nicht zu betteln weiß,
Der lebt gewißlich karg;
Verachtet ihr das Truggeſchmeiß,
Verketzert man Euch arg.

Wer ſtets von Andern nehmen darf,
Erfährt nicht, wie er plagt;
Ihm wird, iſt nicht die Prüfung ſcharf,
Vom Elend nichts geſagt.
Wer ſo die Einſicht irre führt,
Bedenket ſich mit Lohn,
Und wenn man Ungerechtes ſpürt,
So heißt's nur „Connexion“.

Wer prahlend einſt im Rechten ſtand,
Der wackelt, wenn er ſteigt,
Und war als Redner er bekannt,
Jetzt glänzt er, weil er ſchweigt.
Habt Gründe dann von ſchwerſter Wucht
Zum Beſſern: wenn Ihr ſprecht,
So jagt man raſch Euch in die Flucht,
Und macht Euch geifernd ſchlecht.

Wo Viele ſchrei'n: Wir ſind vereint!
Geht Alles meiſt entzwei;
Und wo ein Jeder ſich nur meint,
Verſtärkt ſich leicht Partei.
Man ſchwatzt vom allgemeinen Wohl,
Was endlich ward entdeckt,
Und gut iſt's noch, wenn uns der Kohl
Wie aufgewärmter ſchmeckt.

Nun! — in Euch hegt des Friedens Quell,
Iſt draußen dunkler Schwall;
Dann ſchaffet Ihr Euch ſelber hell
Die Bahnen überall. —
Doch freilich, wer nichts in ſich hat,
Der trägt auch nichts nach Haus,
Und ſeyd Ihr noch nicht hörensmatt,
Mit meinem Witz iſt's aus!

H. Rine.

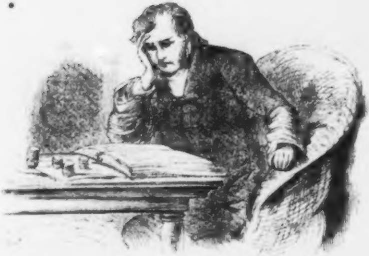
Häuſer und Leute.

(Von einem ehemaligen Berliner Bezirksvorſteher.)

Länger als zwanzig Jahre war ich in einem Amt, bei dem ſich die Kenntniß von Familienzuſtänden und Perſönlichkeiten ſehr erweitert. Wenn ich nun an meinem Fenſter ſitze oder auf der Straße bin, kommen mir, der ich mich „zur Ruhe geſetzt habe“, innere Anſchauungen in Menge, und ich beſchäftige mich gelegentlich damit, ſie feſtzuhalten in meinem Erinnerungsbuch, aus welchem ich Einiges buchſtäblich mittheile.

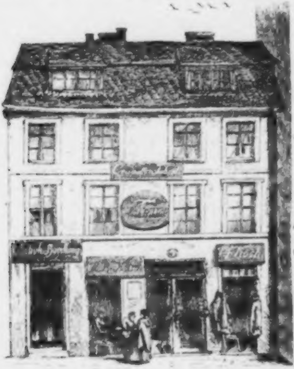
Da beſchau' ich hintereinander ein Dutzend Häuſer, denke Derer, die man Wirthe nennt, und muß mir ſagen: daß Keiner ungeſchmälerter Eigenthümer iſt, ſcheint hier das Eigenthümlichſte.

Unterſuchen wir wenigſtens an einem Beiſpiel die Dinge näher. Bis vor fünf Jahren beſaß dies Haus ein grämlicher Witwer, deſſen vier Kinder ihn gern verließen und ſich nach verſchiedenen Orten zerſtreuten. Seine letzte Haushälterin, noch in jugendlichen Jahren bei ihm eingezogen, hat ſich für ſeine geizige Grämlichkeit zu entſchädigen gewußt, indem ſie ihm allmälig an dem Wirthſchaftsgelde etwas über 3000 Thaler abzwackte. Nach ſeinem Tode heirathete ſie einen Schloſſergeſellen, den ſie auf ihre Koſten Meiſter werden ließ, wofür er ihr zwölf Jahre verzieh, die über ſein Alter hinausgingen. Als die Erben das Haus gerichtlich verkauften, erfolgte das Meiſtgebot von 40,100 Thalern Seitens dieſes Ehepaars. Es wurden 2100 Thaler Angeld gezahlt, nachdem man ſich vorher verſchiedener Hypotheken verſichert hatte: 25,000 Thaler zu 4½, 6000 Thaler zu 5, und 7000 Thaler zu 6 Procent. Das Ehepaar bezog eine Hofwohnung mit der Werkſtätte, und vermiethete nun die Wohnungen zu den geſteigertſten Preiſen. Trotzdem bringt der Schloſſer die Zinſen bereits ſelten zu rechter Zeit, und er hat ſie mehrmals nur durch Nebenſchulden, die ſchon Auspfändungen veranlaßten, beſchaffen können. Iſt es mit dem Hauſe noch nicht zur öffentlichen Verſteigerung gekommen, drohen doch vielen Familien, die auf des Schloſſers Zinſen warten, allerlei Verſtörungen. Bei dem Ausbleiben des Geldes wirkt dann die Bedrängniß wie eine galvaniſche Kette in unzähligen Gliedern fort, die Gläubiger können wieder hier und dort nicht pünktlich bezahlen, und — die Geſchäfte des Stadtgerichts vermehren ſich. Erklärt wird die Sachlage durch einen Gegenſatz, den ich ſogleich folgen laſſe, nur nebenher bemerkend, daß die Scheidung dieſes Paares einzig an der Bedingung hängt, der Frau ihre 3000 Thaler zu ermitteln, die ſie aber bis über den jüngſten Tag hinaus wird Reſt ſchreiben müſſen. Um den Gegenſatz zu haben, wendet ſich mein Blick etwas in die Ferne, wo wir einen Ehrenmann vor den empfangenen Vierteljahrs-Miethen, den Kopf auf dem Arm geſtützt, ſinnend ſitzen ſehen. Er betreibt ein Geſchäft, das ihn wegen der mancherlei nothwendigen Räume zum Hauskauf gezwungen hat. Der Preis war 28,800 Thaler, wovon er 13,800 Thaler anzahlte, 15,000 Thaler zu vier Prozent hypothekariſch aufnahm, und zur Anlage der Werkſtätten noch aus eigenem Vermögen eine Summe anzuwenden hatte. Vier Miether fand er, die ſchon viele Jahre ihre Wohnung inne hatten; er ſchämte ſich, den Zins zu ſteigern und ſchlug ſich zehn Jahre durch, obwohl er die Erfahrung machte, daß einem Wirthe Ausgaben entſtehen, an die nicht Jeder denkt. Seit



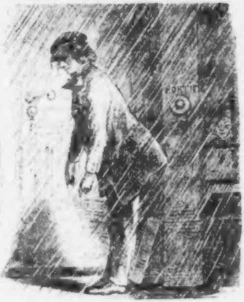
den zehn Jahren erhöhten ſich die Abgaben immer zu, man darf ſagen: ſie verdoppelten ſich; dennoch ließ er die Miethspreiſe unangefochten, ſogenannte „Ausmiether", die ihm mehr boten, abwehrend. Da kam die einſtweilige Beſeitigung der Wuchergeſetze. Wir haben von der Rednerbühne gehört und in den öffentlichen Blättern geleſen, dies hätte auf den Hausbeſitz wenig oder gar keinen Einfluß gehabt, und zum Beweiſe wurden die gerichtlichen Hypothekenbücher erwähnt. Meine Herren, was da nicht zu leſen, iſt trotzdem geſchehen! Man frage die Wirthe, um ſich überzeugen zu müſſen, daß unzähligen die Zinſen hinaufgetrieben ſind, man aber das Einſchreiben in die Hypothekenbücher vermied, erſtens um die Koſten zu erſparen, und zweitens in der Hoffnung, das alte Verhältniß müſſe ſich wiederherſtellen. Genug, jenem Geſchäftsmann wurden ſtatt vier Procent fünf abgefordert, und nach vergeblicher Bemühung, ſich anderweitig zu helfen, blieb ihm nur die Mehrzahlung übrig. Die Jahresmiethe, die er als Wirth zu tragen hat, iſt alſo um 150 Thaler erhöht. Da ſitzt er nun ſinnend, nachdem er die empfangenen Quartalsgelder eingetheilt hat für Reparaturen, Abgaben und ſo weiter, und was iſt das Ergebniß? Er ſelber zahlt eine Miethe, die ihm nicht nur ſeine 13,800 Thaler gleichſam zunicht macht, er reicht auch mit dieſem Verluſt nicht völlig aus, und geſteht ſich nun mit Schmerz: „Es wäre unverzeihlicher Leichtſinn, wenn ich nicht meine vier Inwohner ſo ſteigerte, daß ich verhältnißmäßig mindeſtens nicht theurer wohne als ſie." Und er wird nun ſteigern, denn es iſt ſeine Pflicht! — aber er thut es mit Anwendung des Spruches: „Leben und Leben laſſen!“

Betrachten wir jetzt — als anderes Gegenſtück — ein kleines Haus nebenan, deſſen Beſitzer ein Meiſter iſt in der Geldſchneiderei. Er hat in dieſer ſehr geſuchten Gegend der Stadt ſein Häuschen in zehn oder gar elf kleine Abtheilungen geſpaltet, bei denen der Raum, den man Wohnung nennt, der winzigſte und winklichſte iſt. In dieſem vier Fenſter breiten Gebäu mit dem Erdgeſchoß und zwei niederen Stockwerken — von welchen das untere wegen der Feuchtigkeit ein Stockwerk eigener Art fördert — hauſen funfzehn oder ſechszehn



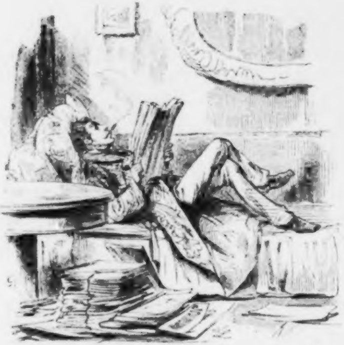
Miether ſammt Anhang. Im Untergeſchoß zu beiden Seiten der Hausthüre befindet ſich rechts eine Schlafrock-, links eine Frauenſchuh-Handlung, deren es in größerem Maaßſtabe unzählige giebt. Wenn die beiden Leute Morgens ihre Laden öffnen, thun ſie's ſo langſam, als wären ſie noch nicht mit ſich einig, ob ſie's überhaupt thun ſollten: man ſieht's ihnen an, daß ſie überzeugt ſind, wenig oder nichts zu verlieren, wenn ſie das Oeffnen unterließen. Schlafrocks-Handlung! Die Vielbewerbung mit der Wohlfeilheit hat die Preiſe ſo heruntergedrückt, daß man zufolge der Anzeigen nahe daran iſt, zu glauben, die Kleider würden — verſchenkt? Nein, das reicht nicht aus! — es dürfte ſich Niemand wundern, wird ihm ein Schlafrock für dritthalb Thaler angeboten, wenn man ihm dabei vorſpiegelt, zu Hauſe würde er in der — wegen Erſparniß fehlenden — Bruſttaſche einen Fünfthalerſchein heimtragen. — In die Frauenſchuh-Handlung ſieht man zuweilen eine junge oder zu zweifelhaften Jahren gekommene Schöne hinein- und nach einer Stunde mit leeren Händen herausſchlüpfen, offenbar etwas erhitzt. Mit der Scham des auf ſeine Füße blickenden Pfaues hat ſie erfahren müſſen, daß ſie der Schönheitsprobe nicht gewachſen iſt, indem der Schuhmacher ihr erklärte, ſie könne mit ihren großen Füßen unmöglich in die beliebten kleinen Schuhe hinein. Sie aber verſuchte es eifrigſt, ſtülpte über die beſtrumpften Zehen Dutzende von Schuhen, und verläßt endlich den Laden mit der ſpitzigen Bemerkung: ſie habe nicht gewußt, daß hier nur Kinderſchuhe vorräthig wären. Dagegen ſpringt auch zuweilen ein holdes Aſchenbrödelchen in den Laden hinein und bald wieder heraus mit Schuhchen, die bei dem nächſten Tanzvergnügen dafür zeugen, daß der Mährchen-Prinz Ramiro ſie daran als ſeine Auserwählte erkannt hätte. — Im erſten Stockwerk nennt zwei Fenſter die ihrigen eines Unterbeamten geſchiedene Frau; ſie wird unterhalten von Dem, der die Scheidung veranlaßte, eigentlich nur die frühere Unbeſonnenheit des abgetrennten Mannes zu deſſen Vortheil beſeitigte. Sie hieß einſt „die ſchöne Putzmacherin", jetzt treibt ſie dies Geſchäft nur für ſich ſelber, iſt noch völlig ſo geputzt, nicht mehr völlig ſo ſchön, nächſtdem aber völlig ſo unwirthſchaftlich als ſonſt. Ihre Nachbarin hilft ihr aus; deren Mann hat hinter den andern beiden Fenſtern eine Leihbibliothek und an der Geſchiedenen die fleiſſigſte Leſerin. Sein Büchervorrath iſt anſehnlich genug, er ward erheirathet, indem er ſeine Ehehälfte als Witwe eines Leihbibliothekars kennen lernte. Die deutſche Literatur ſchließt neben unzähligen Lücken, wo das geiſtig Bedeutſamſte fehlt, in den Bücherfächern ab mit Lafontaine und Clauren; das Neuangeſchaffte lieferte eine Leipziger Buchhandlung wöchentlich durch vier oder fünf aus dem Franzöſiſchen überſetzte und in's Wohlfeilſte übertragene Romane. Der jetzige Inhaber der Leihbibliothek war ehemals Friſeur; da es ihm aber an Köpfen fehlte, die ſich äuſſerlich ordnen ließen, ſo ſattelte er gänzlich um, indem er jetzt Köpfe innerhalb verwirren hilft durch den übermäßigen Genuß des franzöſiſchen Romanenſenfs. — Im halben oberen Stockwerk verlebt ſich neben der mit ihm kränkelnden Frau und Schweſter eines hohen Herrn penſionirten Koch, der gemäß ſeiner Einkünfte jetzt kaum ſo viel kochen kann, daß davon drei Menſchen ſatt werden, obwohl er ein Kämmerchen als Schlafſtelle vermiethet. Ihm nebenan iſt eine „Cravatten-Fabrik“ im Gange; da verſammeln ſich täglich ſechs Mädchen, jedes näht ein Dutzend „Cravatten“ für zehen Silbergroſchen, und die Flinkeſte bringt es wöchentlich auf drei Dutzend. — In einer der Dachwohnungen hauſt ein Gelegenheits-Schriftſteller, der es in Unfähigkeit und Hunger noch zu erleben hofft, daß er durch die Schiller-Stiftung in Ruh- und Wohlſtand kommen wird. Die andere Dachwohnung iſt fürjetzt Aufenthalt eines ſolchen Betriebsmannes, der abwechſelnd ſeine Schlafſtelle auch im Arbeitshauſe und der Stadtvogtei hat. — Der Hof zeigt ungefähr ſo viel leeren Raum, als eine Jahrmarkts-Kiſte, und es ereignete ſich, daß ein Beſuchender, von dem Schuhmacher Abends nach dem Hofe geführt bei einem Nebelregen, plötzlich ausrief: „Höre, Freundchen, in dies Kämmerchen regnet es ein!“ Die Hofgebäude beherbergen aber unter Anderen einen Horndrechsler, einen Nachtwächter, einen Vogelzüchter und eine Waſchfrau. — Wo wohnt nun der Wirth? Der wohnt hier gar nicht, ſondern ſehr ſtattlich weit weg. Er iſt Rentier, der auf allerlei Wegen mit Kniffen und Kneifen vertraut wurde, und nun acht Häuſer beſitzt, die er in gleicher Weiſe benutzt. Den Leihbibliothekar machte er zum Vicewirth mit der Bedingung, daß dies Haus Kinderlos bleiben müſſe „wegen des engen Raumes.“ Nun könnte man ſich wundern, einen Thorweg zu ſehen, der im Erdgeſchoß zwei Fenſter wegſchnitt; ſolches Wundern muß ſich aber auf Sonn- und Feiertage beſchränken. Dieſer ſcheinbare Thorweg beſteht, auſſer der kleinen Mittelthür, aus drei Theilen; rechts und links kann Fachwerk nach der Mitte geſchoben werden, und ſo öffnen ſich auf jeder Seite Abſchlags-Räumchen, in denen an Werkeltagen ein Regenſchirm-, ein Mützen- und ein Bürſtenhändler ihre Waaren feilbieten, dafür auch namhaft zahlen. Genug, die Miether in dieſem Hauſe machen ihre Rechnung „ohne Wirth“, der Wirth aber macht die ſeinige nicht ohne die Miether. Der noch junge Herr Rentier wird ſich indeß bei ſeinem Verfahren nicht hindern laſſen durch einen ſtadtpoſtlichen Brief, der nur Folgendes enthielt: „Und das Volk wird Schinderei treiben, Einer über den Andern und ein Jeglicher über ſeinen Nächſten; und der Jüngere wird ſtolz ſeyn wider den Alten und der loſe Mann wider den Ehrlichen. Jeſaias Cap. 3. Vers 5.“

Dort iſt ein fünfſtöckiges Haus, begreiflich ein neugebautes oder erhöhtes, denn jetzt baut man ſo weit als möglich in's Blaue hinein, um die Vierteljahrstage vor den gehäufteren Miethszahlungen im Kalender roth anſtreichen zu können. Vor dieſem Hauſe ſehen wir nach Unten und Oben. Da iſt im Kellergeraum der Portier, ein Weſen, das, von Paris herſtammend, nicht Thürhüter oder Pförtner heißt: „allüberall treibt fremdes Wort gedankenlos das Deutſche fort." Ein Portier war ſonſt Ausnahme, jetzt wird er immer gewöhnlicher, und gewöhnlich hat er auch ſo geringen Lohn, daß er darauf angewieſen iſt, die Beutel der Miether in Anſpruch zu nehmen. Iſt Jemand ſo geſtellt, daß er zuweilen nichts im Beutel hat, jenem Anſpruch demnach nur ſelten genügen kann, dann wehe ihm, hat er es nicht mit einem gutmüthigen Portier zu thun. — In einem der drei Dachwohnungen des ſternwart-hohen Hauſes wohnt der Schreiber eines Commiſſionairs. Der arme Menſch war Student; die verwitwete Mutter ſetzte ihr Bischen Habe daran, ihn auf der Univerſität zu erhalten; ſie ſtarb. Er ſuchte ſich fortzuhelfen durch „Stunden geben", es ging nicht bei der Ueberfülle ſolcher Stundengeber; er ſah ſich genöthigt, Schreiber zu werden für monatlich zwölf Thaler, und hat dabei oft genug bis Mitternacht zu arbeiten. Ich ſah ihn neulich — die Glocke des nächſten Thurms ſchlug eben Elf — von meinem Fenſter aus vor der Thüre ſtehen in einem fürchterlichem Re-



genguß; er zog an der Klingel, er klopfte ſtark und immer ſtärker, vergeblich. Das Waſſer floß in Strömen hernieder; er kam, da man, um zu klingeln und zu klopfen, dicht am Hauſe ſtehen muß, buchſtäblich aus dem Regen in die Traufe, denn bis zu einem Regenſchirm hat er es noch nicht gebracht. Unterdeß — ich ſah es — ſtand der Portier in ſeiner noch erhellten Behauſung ſeithalb beobachtend am Fenſter, rieb ſich freudig die Hände, weil es Einem gehörig eingetränkt wurde, daß er nichts zu verſchenken hat; er zündete ſich gemächlich eine Cigarre an, und endlich öffnete er. Obwohl der unglückliche Schreiber keine Klage vernehmen ließ, fluchte dennoch der Portier aus ſeinem Schauloch ihm hinterdrein mit ſehr geläufiger Zunge. Ich aber ſah meinen Hausſchlüſſel dankbar an, ſehr zufrieden damit, daß in dem altbürgerlichen Hauſe, wo ich wohne, für einen Portier kein Gelaß zu finden iſt.

Der Gegenſatz zu dem armen Schreiber fehlt da drüben auch nicht. Im zweiten Stock beherbergt ein Maler einen „Chambregarniſten", wie er zu ſagen pflegt. Dieſer Miether von zwei Zimmern hat, allem Anſchein zufolge, aus Vatersmitteln ein reichliches Auskommen, iſt, ſeines eifrigſten Gewerbes nach, ein Stutzer, und nebenher Referendarius. Bis zehn Morgens raucht er zu Kaffee Cigarren, bei milder Luft im offenen Fenſter, im Winter auf dem Sopha dicht am Ofen. Zuweilen blättert er hier, lang ausgeſtreckt, in Akten, ſo eilig wie Unſereiner bei einem vielbändigen unbändigen Roman. Bis Elf hat er ſeine Perſon zu ſchmücken, dann geht er, Termine abzuhalten, die um Zehn angeſetzt ſind. Vorher genoß er jedoch ſein zweites Frühſtück, was beſonders in der jetzt ſehr verlängerten Auſtern-Zeit köſtlich ausgeſtattet iſt. Um Drei ſpeiſt er irgendwo à la Carte, und nach Tiſche dauert dann die Hetzjagd der „ungeheuern Heiterkeit"



bis über die Mitternacht hinaus. Dennoch hat er ſich offenbar zum Günſtling des Portiers erhoben, unzweifelhaft durch klingende Gründe, die jedenfalls an Klarheit jene übertreffen, mit denen er ſeine Urtheile unterſtützt. Wenn ich ihn ſehe, ſo iſt mir, als hätt' ich wegen ſeines dritten Examens mehr Sorge wie er; ihm kann ſie aber nachkommen, wenn die Einſicht unzulänglich wird für die Ausſicht in die Zukunft. Im ſchlimmen Falle wünſche ich nur zum Heil des Vaters, daß der jetzt übermäßig zerſtreuungsſüchtige, ſchon nicht mehr gar zu junge Herr auſſer den Antworten auf die Fragen im Examen nicht noch viel Anderes ſchuldig bleibt! — Hoffen wir, daß die Zeit aus ſeiner Zerfahrenheit ihm das Z wegbeizt und Erfahrenheit daraus macht! — Unzweifelhaft giebt der Aſſeſſor ſchräg gegenüber ein beſſeres Beiſpiel. Er hat geiſtigen, aber noch keinen klingenden Gehalt, ſoll von frei geliefertem Schreibpapier leben, obwohl er bereits fünf Jahre hindurch ſehr fleiſſig bei den Akten war, und eben ſo lange als Richter unentgeltlich den Sündern und Gerechten den geſetzlichen Lohn zutheilte. Die elterliche oder verwandtſchaftliche Unterſtützung reicht kaum hin, um das Obdach in ſeinem Zimmerchen und die äuſſerſt ſchonend behandelte Kleidung zu bezahlen; das Erforderliche zum Mittagstiſch erwirbt er Nachmittags durch Arbeiten bei einem Rechtsanwalt, und für Morgens wie Abends hat er im oberen Kaſten der Kommode, die an leerem Raum wohlhabend iſt, ſeine Speiſekammer abgefacht, enthaltend Brod, Butter, zuweilen auch eine Wurſt. Durch ein Zeugen-Verhör bin ich mit ihm bekannt geworden; wenn wir uns begegnen, ſprechen wir im Gehen miteinander, und da habe ich mehrmals erlebt, daß er mit eifernder Rede für den Freihandel und den Wegfall der Wuchergeſetze ſtreitet. Seine Gründe wollten bei mir ſogar durch die Hinweiſung auf England und Nordamerika, Länder, die immer mehr krämeriſche Selbſtſucht bezeugen, keinen Grund legen, und ich erinnerte in meiner Entgegnung an den Ausſpruch des berühmten Engländers Burke: „Das Jahrhundert der Krämer und Meiſter im Rechnen iſt hereingebrochen und Europa's Glanz wird verlöſcht." Da ſtand der gute Aſſeſſor ſtill und ſagte lächelnd: „Ich will's Ihnen nicht verargen, wenn Sie meine Anſichten ebenfalls etwas ſelbſtſüchtig erachten; denn ſehen Sie, wird der Freihandel Geſetz und der Wucher geſetzlos, dann iſt eine beträchtliche Vermehrung der Prozeſſe unausbleiblich, ergo ſind mehr Richter und mehr Rechtsanwalte nöthig, die jetzt überhäuften Juriſten würden demnach plötzlich kaum zureichen, und wir befänden uns ſo, daß wir noch rechtzeitig an ein Familienleben denken könnten!" — Nun, das war offenherzig von dem Aſſeſſor; er bleibt mir auch bei der verſchiedenen Meinung ein braver Mann, dem ich ein baldiges Familienleben wünſche, und ich glaube, man dürfte ihn einem wackeren mit etwas zeitlichem Gut geſegneten Mädchen empfehlen!

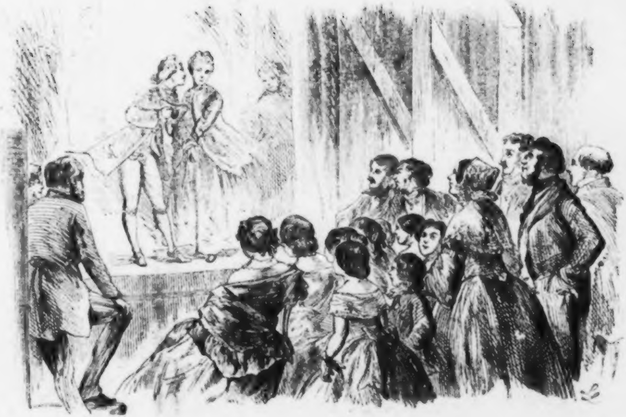
Die erſte Etage des ſchlanken Hauſes bewohnt ein Mäckler, früher Kaufmannsdiener, dann Kaufherr, der ſich bei zweimaligem Bankerott ein Sümmchen erſparte. Da er ein hübſches Aeuſſere hat und ein vorzüglicher Tänzer iſt, ſo verliebte ſich eine Schlächterstochter in ihn, deren Mitgabe von 20,000 Thalern er mindeſtens ſo annehmlich fand wie das Fräulein. Die Einrichtung der Wohnung darf man fürſtlich nennen, ſie koſtet des Mannes Bankerott-Erſparniſſe und ein paar hundert Thaler darüber, und die jährliche Miethe beträgt 500 Thaler. Freilich hält man nur ein Dienſtmädchen, nicht für Alles, denn man ißt aus dem Speiſehauſe, damit Madam bei der Putzbeſchäftigung für ſich ſelber nicht durch Küchen-Angelegenheiten geſtört werde. Man ſieht ſie nur in Sammet und Seide ſchwerſten Lyoner Stoffes, und zwei Modehandlungen zählen ſie zu ihren beſten Kunden. Der Mann aber geht mit der im Hirn feſtgehegten Ueberzeugung umher, diejenigen Eiſenbahn-Actien, die er in großer Summe nach zwei Monaten mit anderthalb Procent über dem Cours abzunehmen ſich verbindlich machte, würden mindeſtens um zehn Procent ſteigen, er ſey alſo eines höchſt erklecklichen Gewinnes ſicher. Das Papier zu treiben, treibt er ſich vorläufig in den beſuchteſten Eß- und Trinkanſtalten umher, ſchont auch kein Geld, um durch die Zeitungen die bewußten Actien in ſteter Nachfrage zu erhalten. Genug, er iſt in jeder Weiſe ſelbſt die Locomotive ſeines Actiengeſchäfts, auf deſſen Gelingen Madame in Sammt und Seide prunkt, und ihr Gemahl ringsum in Fülle vortrefflich ißt und anſehnlich trinkt, um ſich für die heimiſche Speiſehaus-Knappheit zu entſchädigen. *)

Gern ſchaue ich auf dreißig Schritte weiter zu Erfreulichem. Da wohnt in einer Hälfte des niedrigen zweiten Stockwerks mit ihrer Enkelin eine betagte Witwe. Der Mann war Kanzlei-Secretair, wurde nach vielen Dienſtjahren „Kanzleirath“ — mit 900 Thalern Gehalt. Aus dem Ehepaar und einem Sohn beſtand die ganze Familie, und in genaueſter Wirthſchaftlichkeit lebte ſie anſtändig. Vater und Sohn ruhen in Gott; die Witwe hat eine geringe Penſion, zu gegenſeitiger Unterſtützung nahm ſie die Enkelin zu ſich, und die Anſtändigkeit blieb heimiſch. Frühmorgens ſchon ſitzen Beide an den Fenſtern, ſchlicht aber nett gekleidet, und das iſt da drüben ein Fleiß! Großmutter und Enkelin können etwas zeichnen, und um ſich einen Zuſchuß zur Penſion zu verſchaffen, giebt Jene, noch ohne Brille, den feinſten Prunk-Schnupftüchern durchbrochenen Zierrath, die Enkelin ſtickt und — colorirt Stickmuſter. Nur eine Stunde ſind ſie um die Mittagszeit unſichtbar, dann erfolgt fortgeſetzte Geſchäftigkeit bis zur Dämmerſtunde, wo ſie ohne Wetterſcheu für Bewegung ſorgen. Nicht regelmäßig, doch auch nicht ſelten, gehen ſie Arm in Arm zur Kirche; ſie tragen aber kein mit Goldſchnitt prahlendes Geſangbuch in der Hand: Großmutter und Enkelin haben noch ſehr brauchbare Kleidertaſchen. Ein reizendes Kind, dieſe Enkelin! — mög' ihr bald ein rechtſchaffener Mann werden, ehe ſie ſich die ſtrahlenden Augen verdirbt bei dem anſtrengenden Eintragen der Farben in Stickmuſter. Große Anſprüche brächte ſie nicht in die Ehe, ſie hat gelernt, die Sparſamkeit mit dem Anſtändigen zu verbinden.

Steigen wir in einem Nebenhauſe drei Treppen hinauf, dann ſind wir bei einem Lehrer der franzöſiſchen Sprache, der auch eingeſandte Jugend, „Mademoiselles“ und „Demoiselles nobles“ in

---

*) Der Mann iſt einige Tage vor dem Abnahme-Tage verſchollen und Madame wieder bei den Eltern.

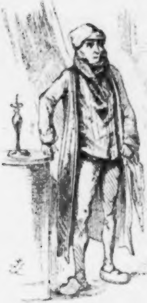


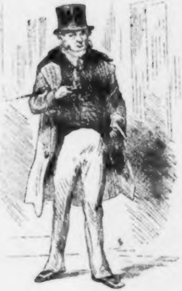
„Penſion“ nimmt, von derſelbigen leben will, ohne viel zu leben den Anvertrauten zu verabreichen. Entweder lernen ſie ſehr geſchwind, oder ſie können das Hungerleiden nicht lange ertragen, genug, ſie ſind immer bald wieder verſchwunden, und man darf gewiß ſeyn, von der Gelehrſamkeit ſind ſie nicht aufgebläht, die „Taille“ aber iſt ſchmächtiger geworden. Auf dem Dachboden hat der Herr Sprachmeiſter ein kleines Theater errichtet, wodurch er ſeinen Schülerinnen Gelegenheit verſchafft, ſich als erſte und zweite Liebhaberinnen ſo wie in kammerjungferlicher Feinheit für den Weltverkehr auszubilden. Dies Unternehmen iſt ein hauptſächlicher Hebel für das ſprachmeiſterliche Geſchäft, denn manche auf vornehme Schwiegerſöhne hoffende Mütter betreiben angelegentlichſt den Beſuch der franzöſiſchen Comödie mit den Töchtern, weil dieſe ſich von dort den „Pariſer Accent“ und die „feinen Manieren“ holen ſollen. Dies und jenes Töchterchen übt ſich darin auch wirklich ſo ein, daß man die Ziereien, Gefallſüchteleien und geſpielte Sprödigkeit aus der franzöſiſchen Comödie mit in die deutſche Geſellſchaft bringt — für den Freund echter Weiblichkeit und natürlicher Anmuth kein erfreulicher Anblick. Ihm muß, weil da das Franzöſiſchthun unſer Volksthum vielfach hänſelt, Allerlei einfallen, unter Anderem auch die körnige Hinweiſung unſres biederben deutſchen Dichters Friedrich v. Logau:

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es ſchaffen,
Daß ſo manches Land und Volk wird zu ſeinen Affen!“

Logau ruht ſeit länger als zwei Jahrhunderten bei ſeinen Ahnen, und doch erfährt von ihm noch unſre Gegenwart das Treffende. Wird es wohl jemals dazu kommen, daß er nicht mehr Wahrſager iſt?

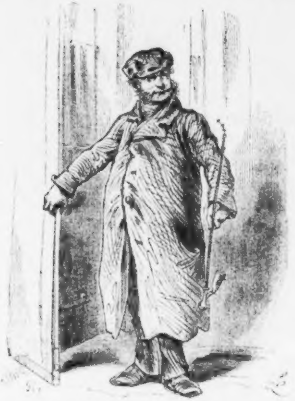
Dort, im erſten Stockwerk, bei dem alten freiherrlichen Hageſtolzen, den ſchon bei vorgerückten Jahren die Beerbung einer Tante zum wohlhabenden Manne machte, läßt ſich der Humor wecken. Nur des Morgens iſt er ſichtbar. An dem einen Fenſter, wo der Spiegel hängt, wird raſirt und gerüſtet. Entwickelt er ſich aus ſeinem ſchlafrocklichen Gehäuſe, iſt er faſt durchſichtig dünn, weiß aber Rath dagegen. Zuerſt kommt eine Jacke von Seide, dann eine geſtrickte Jacke, dann ein rauhes Fell über den Unterleib, dann eine Weſte, dann ein Oberhemd, abermals eine Weſte, endlich Rock und Ueberzieher. Ein Aal, wenn er aus dem Bette ſteigt, erſcheint er auf der Straße vergleichbar einem Wels. Er geht nun zum Conditor, Chocolade zu ſchlürfen und Zeitungen zu leſen, nebenher auch noch etwas zu naſchen, ſehr befriedigt davon, daß man jetzt bei den Conditoren die oft raffinirt verbitterte und verſäuerte Politik mit raffinir-





tem Zuckerwerk ſich verſüßen kann. Von hier ſchreitet er in's Leſekabinet, um Zeitungen zu leſen, dann geht er zu Tiſche in die geprieſenſte Speiſeanſtalt, und eſſend lieſt er Zeitungen. Nach Tiſche iſt er nochmals bei dem Conditor, ſchlürft Kaffee und lieſt Zeitungen. Hienach geht er ſpazieren, fordert von jedem Bekannten Neuigkeiten, iſt zum „Souper" wieder in einer Speiſeanſtalt, lieſt abermals Zeitungen. Dann eilt er nach Hauſe, mit den unterdeß angekommenen Abendzeitungen, ſobald er ſich aus allen ſeinen Kleiderüberzügen loswickelte, zu Bette gehend, und wenn er ſein Licht löſchte, iſt es auch in ſeinem Haupt dunkel, denn vor lauter Leſen weiß er nie, was er geleſen hat.

Einen Schlenderer anderer Art ſeh' ich im Winter allabendlich zu der nachbarlichen Bierſchenke wandern. Dieſe iſt herkömmlich erkennbar an rothen Vorhängen der untern Fenſterflügel. Innerhalb können ſolche Vorhänge angeblich den Tabaksqualm am beſten vertragen, und nach auſſerhalb ſind ſie Abwehr der neugierigen Einblicke. Erwähnter Schlenderer iſt ein ehemaliger Schmiedemeiſter, der ſich vom Poſſekel und Ambos trennte, nachdem er ſeinem Sohn eine Bäckerei eingerichtet und ihn „abgefunden" hatte. Seine Werkſtätte wurde zu einer der ſechs kleinen Wohnungen in ſeinem Hauſe; fünf derſelben hat er vermiethet, und genau berechnet, daß er, nach den Abzügen für Allerlei, durch den Miethsertrag täglich 1 Thaler 11½ Silbergroſchen an ſich verwenden dürfe. Seine häuslichen Angelegenheiten beſorgt eine Nichte, zu deren Ausſteuer beſtimmte er täglich zehn Silbergroſchen, und mit anderthalb begünſtigte er den Sonntag, ſo daß dieſer ihm 10½ Silbergroſchen mehr zu verzehren giebt als den wochentäglichen einen Thaler. Nie iſt er, der hochgewachſene, ſtarkknochige und breitſchultrige Meiſter, ohne Pfeife zu ſehen, die



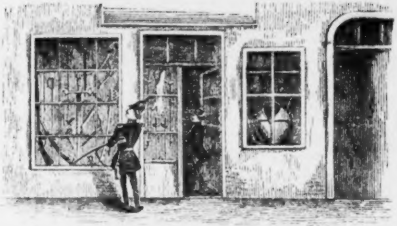
er ſeithalb in der Hand trägt; denn auf der Straße raucht er nicht, das wäre Beleidigung der Gewohnheit, und gegen die Cigarre hegt er ſtille Verachtung. Zu Hauſe genießt er Morgens Bierſuppe, zum zweiten Frühſtück findet man ihn in einem Keller, Mittags ſpeiſt er in ſeinen vier Pfählen mit der Nichte, dann geht er über Feld. Im Sommer kehrt er bei einem Gaſtwirth vor dem Thore ein: vom erſten Oktober bis dreißigſten April kommt er in jene Bierſchenke, immer mit der Pfeife, und iſt dort der ſchweigſamſte Gaſt. Er hört nur zu, um der Nichte „was erzählen zu können“, und dieſe bringt er auch mit, wenn zu dem allmonatlich an einem Donnerstage veranſtalteten „Erbspickenick“ — dem hier noch üblichen Feſtgelage unſerer Altvordern — weibliche Füße Zutritt haben. Seine Nichte iſt eine bäuerlich dralle und in dieſer Weiſe ganz hübſche Perſon, die dereinſt, wenn der Meiſter ſeinen Erdengang vollendete, auch das werkel- und ſonntägliche Taſchengeld erbt, was für einen etwaigen Bräutigam ihr einen Reiz mehr geben wird. Vom Leſen und Schwatzen hält der alte Schlenderer durchweg nichts, und Zeitungen kennt er nur als ſehr brauchbare Makulatur. Man verſichert, daß in der Bierſchenke auſſer „guten Abend“ und „gute Nacht“ nur noch ein Wort von ihm hörbar geworden ſey, nämlich „Dacapo!“, als bei dem Erbspickenick in einem geſungenen Liede der Vers vorkam:

„Wohlan! — wir ſetzen uns bequem zu vollem Tiſch,
Und wollen nicht politiſiren; —
Die Welt geh' auseinander wie ein fauler Fiſch,
Wir werden ſie nicht balſamiren.“

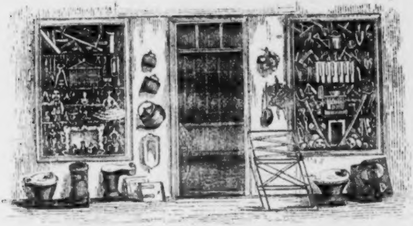
Wenn man ihn bei Tiſche ſieht, dann ſoll es trotz des Schweigens auffallend werden, daß er dem Grundſatz lebt: „Eſſen und Trinken hält Leib und Seele beiſammen“; man könnte jedoch die Seele weglaſſen, denn die ſeinige macht offenbar nur leibliche Anſprüche, und er wird ſie unbenutzt, aber auch unſchuldig dem Schöpfer wiederbringen. Da ihm dies zur irdiſchen Seligkeit hinreicht, wird's auch zur ewigen und jedenfalls dort hinreichen, wo das Schweigen herrſcht. Bis dahin aber ſpricht es in ihm ſelbſt: Ich habe beſtens für die Meinigen geſorgt, und wenn ich nun gemächlich herumſchlendere, ſo ficht mich das Gerede darüber ganz und gar nicht an! — Da hat er recht, um ſo mehr, als mich das nicht hinderte, auch ihn zu beobachten und über ihn zu ſprechen.

Wenn wir neben der altersgrauen Bierſchenke die Erdgeſchoſſe muſtern, ſo grenzt Laden an Laden, und bei einem etwaigen Zwiſchenraum droht wahrſcheinlich in nächſter Stunde ein Laden mit dem Durchbruch. Man zahlt fabelhaft aufgeſummte Miethen, wundert ſich alſo nicht, wenn alljährlich, oder auch allvierteljährlich, die Verkäufer wechſeln und nur „im Concurs concurriren.“

Ein Laden war mir lange Zeit ehrwürdige Erinnerung an die alte Zünftigkeit, die man hätte verbeſſern aber nicht vernichten ſollen, das beweiſen neuzeitige Verſuche, Erſatzmittel einzuführen. Sie



werden ſich in Spielwerk auflöſen, denn die durch Jahrhunderte in ſich befeſtigten Bindungen des Volkslebens, waren ſie ſeit Jahrzehnden zerriſſen, leimt man durch papierene Verfügungen nicht wieder zuſammen. Jener Laden iſt der eines Schwertfegers, ſeines Alters bereits in den Achtzigen, und er war Lehrburſch, Geſell und Meiſter, als noch die Gebräuche des „geſchenkten Handwerks“ ihre Gültigkeit hatten. Jetzt leitet in dem kleinen Häuschen mit vergrößertem Laden ein Sohn die Werkſtatt, und man merkt an den ausgehängten Probe-Erzeugniſſen die Einwirkung der Vergangenheit und Gegenwart. Ein großes Kampfſchwert mit rothem Griff — man könnte es für das vom Beil verdrängte Richtſchwert halten — Schläger, Raufdegen, türkiſche Flinten und Piſtolen zeigen ſich da zwar friedlich nebeneinander, auch ein Küraß — freilich ein zeitgemäß dünner und plattirter — man würde aber dennoch an das hahnbüchene Mittelalter und an deſſen mannhafte Zähigkeit gemahnt ſeyn, wären die handfeſten Kampfzeichen nicht verbrüdert durch — mitunter noch ſchamhaft verſteckte — Bedürfniſſe des Tages, als da ſind: Paradedegen und Kinderſäbel, Bügeleiſen, Bartraufer, Zangen, Lichtputzen, und wie alle Hülfen und Hülſen zur nothwendigen Kleinlichkeits-Wirthſchaft heißen mögen. Ja, Du alter Meiſter, der Du jetzt im Hinterſtübchen Dein Vorwärts in das Jenſeits erwarteſt, Dein Sohn muß ſich in die Dinge fügen, und Du thuſt am beſten, wenn Du es ohne Murren duldeſt. Nicht zum Schwerſten gehört, was geduldet werden muß, wenn es im Weſen der Zeit begründet iſt. Schau' auf Deinen Nachbar, der ſo eben die vielen Eiſenwaaren-Handlungen noch um eine vermehrt hat, obwohl in dieſer nicht beſonders langen Straße bereits vier dergleichen ſich gegenſeitig Abbruch thun. Wovon dieſer neue Bewerber mindeſtens 2000 Thaler zu Miethe, Steuern und Gaben und den Hausſtand beſtreiten wird, das iſt der Verkauf folgender Gegenſtände: Eiſenblech, Draht, Kochtöpfe, Gießkannen, Nägel, Schrauben, Kloben, Hacken, Nadeln, Meſſer, Pfrieme, Ofenthüren, Vogelbauer, Holzkiſten, Schiefertafeln, Schwämme, Scheuerbeſen, und Alles, was ihm noch ſonſt bei ſich zu lagern beliebt: denn jetzt kann Jeder mit Allem handeln, wenn er ſich dem Erhöhen der Gewerbeſteuer gebührend unterwirft. Mit ſeinem Kleinkram ſchmückt



der Mann ſeine Ladenthür und die Nebenwände täglich auf andere, und wie er täglich glaubt, auf eine für den Kaufreiz höchſt verführeriſche Weiſe. Töpfe und Beſen, Bratpfannen, Kiſten und Kannen ordnen und kreuzen ſich frühmorgens ſtets zu neuen ſinnreichen Stellungen im Wenden und Verwandeln. Darüber hängen in Ganz- und Halbkränzen angefädelte Schwämme und blanke Halfterketten, Drahtbünde und Bindfadenknäuel, in der Mitte aber immer ein meſſingner Vogelbauer. Daß Rechts und Links eiſerne Bettſtellen ſtehen iſt eine unerläßliche Zierde. Des Mannes Schuld iſt es nicht, wenn ihm der Reichthum ausbleibt; wir wünſchen ihm jedenfalls Sinn für Genügſamkeit, und durch ſie den Muth, auch bei ſpärlichem Auskommen die gute Laune jung und friſch zu erhalten.

In dem neueſten Tabaks-Laden — der elfte in einer Straße mit achtundfunfzig Häuſern! — kann der nicht ſehr jugendliche Beſitznehmer ohne viel Störung ſein Geſchäft vollbringen. Aus

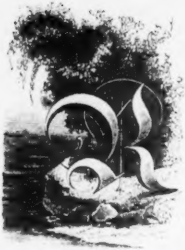
Liebe zum Nichtsthun von der Krämerſucht befallen, erwählte er ſich nun ein mit Dampf betriebenes Bummeln, und wird hinlänglich Zeit finden, ſein Bischen Waare im eigenen Rauch aufgehen zu laſſen, wenn die Gläubiger nichts dawider haben. Voll Mitleids befreite ich ihn von einem Viertelhundert Cigarren; vierundzwanzig davon ſchenkte ich aus anrüchigen Gründen meinem Stiefelputzer mit dem ſtrengen Rath, ſie nur in freier Luft zu verpuffen, und gehöre ferner zur Kundſchaft Deſſen, der mir ſeit Jahren annehmlichen Dampf liefert.

Das wären fürerſt genug der bruchſtücklichen Mittheilungen aus meinem Erinnerungsbuch, und ſie könnten fortgeſetzt werden, wenn ich nicht etwa einzutragen hätte:

Biſt Vielen ſchon zu breit geweſen,
O werde ja nicht breiter: —
Man rief ſchon mitten in dem Leſen:
Jetzt leſen wir nicht weiter!

C. F. Seidel.

Die Quellen.



Räthſelhaft iſt noch gar Manches im Wirken der Natur! Wie viel unter Anderem über den Urſprung der Quellen geſchrieben und gedruckt wurde, noch weiß man nicht recht klar, woher ſie ihr Waſſer nehmen, kennt nicht genau die verſchiedenen Arten, wodurch die Quellen zu Tage kommen. Wahrſcheinlich iſt es wohl, daß der größte Theil derſelben durch den Niederſchlag gebildet wird, der, wenn er als Regen, Thau, Nebel oder Schneewaſſer in Folge ſeiner Schwere in die Erde gedrungen iſt, und auf eine Thon- oder Felsſchicht trifft, welche das weitere Eindringen verhindert, nun dem Abfall dieſer Schichten folgt, und, ſich immer mehrend, endlich da als Quelle zu Tage tritt, wo die Schicht in der Erdoberfläche ausläuft. Dieſe Erklärung des Urſprungs der Quellen gewinnt beſonders durch ihre Lage Wahrſcheinlichkeit, denn faſt ohne Ausnahme werden ſie auf Stellen angetroffen, welche niedriger ſind, als ein Theil ihrer Umgebungen. So findet man ſie gewöhnlich am Saume und Fuße der Berge, an den Thalwänden, beſonders aber am Urſprung der Thäler. Auch diejenigen Quellen, welche auf den höchſten Erhebungen der Umgegend entſpringen, liegen tiefer, als die Spitze der Berge, wie — zum Beiſpiel — der Hexenbrunnen auf dem Brocken, der noch 18 Fuß niedriger liegt als die 624 Fuß davon entfernte Spitze deſſelben. Ebenfalls ſcheint dieſe Annahme zu beweiſen, daß im geſchichteten Erdreich, oft in einem Bezirk von mehreren Meilen, alle Quellen in einer Höhe entſpringen, und daß, wenn ſich die Schichten neigen, jene faſt immer an der Seite gefunden werden, wohin dieſe Neigung fällt, und nur wenige an der entgegengeſetzten. Der Niederſchlag beträgt jährlich ungefähr eine Höhe von 36 Zoll im Durchſchnitt, auf den hohen Bergen aber, wo ſich die meiſten Quellen finden, bei weitem mehr; welche Waſſermenge daher wohl als hinreichend für ihren Unterhalt erſcheint. Da nun ferner dieſer Waſſervorrath während der naſſen Jahreszeit in Gründen und Schluchten, in Brüchen, Sümpfen und Seen, oder als Schnee und Eis ſich anſammelte, ſo erhalten hierdurch die Quellen auch in der trockenen Jahreszeit ihre Speiſung. Dieſer Erklärung ſteht jedoch, beſonders im flachen Lande, der Umſtand entgegen, daß Regenwaſſer nicht tiefer als drei Fuß in die Erde eindringt, und doch müßte dies bei manchen Quellen mehrere hundert Fuß tief geſchehen. Es ſind aber in ſolchen Fällen wohl auch Riſſe und Sprünge, durch welche es dringt, wie man in Höhlen und Bergwerken ſieht, oder wechſelnde Schichtenlagen führen es ſtufenweiſe tiefer.

Nicht immer mag jedoch der Niederſchlag gleich wieder ſo aus der Erde treten; wo ſein Abfluß gehemmt iſt, muß er unterirdiſche Waſſerbehälter bilden, oder wenn er auf Erdſchichten trifft, welche viel Feuchtigkeit einſaugen können, dieſe ſättigen, und dann, wenn erſtere in unterirdiſche Kanäle überlaufen, oder durch hydroſtatiſchen Druck, oder durch langſames Durchdringen, als Quelle zu Tage kommen. Hierdurch wird es auch deutlich, warum man im hohen Urgebirge viele, aber nur ſehr wenige ergiebige Quellen findet; weil nämlich hier der Niederſchlag ſo bedeutend, der Weg aber, den das Waſſer unter der Erde zurücklegt, nur kurz iſt. Gerade umgekehrt verhält es ſich mit den Quellen im Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirge.

Hier giebt es wenige aber gehaltreiche Quellen, weil das Waſſer eines großen Gebiets ſich ſammelt, das oft tief eindringen muß, ehe es von einer feſten Schicht aus der Erde geleitet wird.

Augenſcheinlich aber entſtehen nicht alle Quellen auf dieſe Weiſe; beſonders die nicht, welche man in vulkaniſchem Boden findet. Hier werden ſie oft durch aus der Tiefe dringende Waſſerdämpfe gebildet, die ſich verdichten, wie — zum Beiſpiel — auf der Lipariſchen Inſel Pantaria, wo aus dem Boden einer tiefen Grotte ein feuchter Dampf hervor kommt, der ſich an der Decke derſelben verdichtet, und von den Wänden in ſo großer Menge herabrinnt, daß er einen kleinen Bach bildet, der aus dieſer Höhle hervor rieſelt. In der Nähe des Meerufers findet man auch Quellen, welche mehr oder weniger mit dem Meer in Verbindung zu ſtehen ſcheinen, oft ſogar ſich mit der Ebbe und Fluth des Meeres heben und ſenken, was vielleicht durch den hydroſtatiſchen Druck deſſelben zu erklären iſt. Ein großer Theil dieſer Quellen pflegt von geringerem oder bedeutenderem Salzgehalt zu ſeyn. In der Nähe großer Flüſſe findet man dieſelbe Erſcheinung. So erhalten die im flachen Lande bei Orleans entſpringenden Quellen, die bedeutend ſind, ihren Zufluß durch das Eindringen des Waſſers der eine Meile davon entfernten Loire. — Eigenthümlicher Art ſind die Quellen, welche gleichſam durch Kunſt in manchen Gegenden hervorgebracht werden können, zum Beiſpiel in Flandern und in dem Algieriſchen Diſtrikt Wadneag. Dieſe in der neuſten Zeit mehr bekannt gewordenen, ſogenannten Arteſiſchen Brunnen (nach der Grafſchaft Artois ſo genannt) entſtehen, indem man eine mehr oder weniger tief liegende Thonſchicht durchſtößt, wo dann ein Waſſerſtrahl oft bis zu einer bedeutenden Höhe emporſpringt. Hier haben ſich die Gewäſſer zwiſchen geneigten Thonſchichten in lockerer Erde geſammelt und gehoben, indem ihnen die feſten Schichten als Wände dienen, und werden, wenn dieſe durchbrochen ſind, durch den Druck hinausgedrängt.

In Beziehung auf die Weiſe, wie Quellen zu Tage kommen, ſind vier Arten zu unterſcheiden. Zuerſt ſolche, die ſich wie Springbrunnen erheben, die ſpringenden Quellen oder Springe, deren es nur wenige giebt. Dies Erheben geſchieht durch hydroſtatiſchen Druck, wie bei den meiſten Quellen dieſer Art: oder auch durch vulkaniſche Urſachen, wie bei dem bekannten Geiſer in Island, deſſen ſiedendes Waſſer bis zu einer Höhe von 90 Fuß getrieben wird. — Ferner unterſcheidet man ſolche Quellen, die gleichſam aus der Erde hervorlaufen, die laufenden Quellen, und dieſe ſind oft von bedeutendem Waſſerreichthum. — Eine dritte Art der Quellen ſind ſolche, wo Waſſer aus runden, oft bedeutenden Vertiefungen überläuft, an deren Boden ſich die eigentliche Quelle befindet und die man Quellbrunnen nennt. Aus einem ſolchen entſpringt die Elbe auf der Elbwieſe, nahe dem Kamme des Rieſengebirges. Die letzte Art ſind endlich die ſickernden Quellen. Dieſe dringen oft kaum ſichtbar aus Sand oder Geſtein, oder rieſeln dicht neben einander hervor, vereinigen ſich dann langſam fließend, verſchwinden aber auch wohl wieder unter der Erdoberfläche, bis ſie ſich ein Bett ausgeſpühlt haben. Hierher gehören die Quelladern. Manche Quellen, beſonders die Quellbrunnen, verurſachen ein eigenthümliches Geräuſch, und diejenigen, wo dies mit einer Erhebung von Luftblaſen vom Boden geſchieht, nennt man Sprudelquellen.

Der Waſſerreichthum der Quellen iſt ſehr verſchieden; bei manchen höchſt unbedeutend, bei andern aber, wie bei der von Vaucluſe, die aus einem Kalkfelſen entſpringt, oder die der Arbe im Juragebirge, ſehr groß. Viele treiben ſchon Mühlen nicht fern von ihrem Urſprung, beſonders in Flötzgebirgen. Aber auch nicht in jeder Jahreszeit haben ſie gleich viel Waſſer, obſchon bei den meiſten der Unterſchied nicht eben von Bedeutung iſt, weshalb man ſie auch gleichförmige nennt. Dieſer größere oder geringere Waſſerreichthum iſt leicht zu erklären, wenn man ſieht, daß diejenigen Quellen, welche ihn nur den Niederſchlägen verdanken, nach der naſſen Frühlings- oder Herbſtzeit anſchwellen und im Sommer und Winter Mangel leiden; diejenigen hingegen, die auf den Hochgebirgen durch Schneewaſſer entſtehen, wenn die Sonne den Schnee im Sommer ſchmelzt, auch in dieſer Jahreszeit beſondere Waſſerfälle haben.

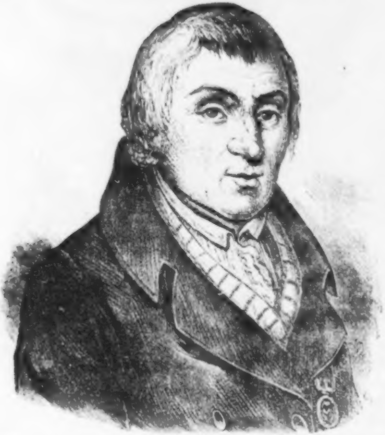
Je nachdem das Waſſer in den Quellen mehr oder weniger rein, das heißt entweder frei oder gemiſcht mit fremden Beſtandtheilen iſt, unterſcheidet man gemeines und mineraliſches, auch wohl weiches und hartes. Das Waſſer der gemeinen Quellen iſt beſonders in den Ur- und Sandgebirgen hell und rein; weniger in den Kalk- und Flötzgebirgen und in den Niederungen des aufgeſchwemmten Landes; immer aber iſt es mit fremden Beſtandtheilen chemiſch oder mechaniſch vermiſcht, und kommt an Reinheit den atmoſphäriſchen Waſſern nur nahe. An Farbe, Geſchmack und Geruch kann man die Trinkbarkeit des Waſſers erkennen. — Der mineraliſchen Quellen, die beſonders zum Trinken und Baden benutzt werden, giebt es unzählige Arten, je nachdem die Beſtandtheile, welche ſie aufgelöſt haben, verſchieden ſind; durch die größere Menge ſolcher Beimiſchungen unterſcheiden ſie ſich beſonders von den gemeinen. — Auch warme und kalte Quellen ſondert man, ihrer verſchiedenen Temperatur nach, von einander ab. Unter den mineraliſchen Quellen ſind beſonders zu unterſcheiden ſolche, die hauptſächlich Kalk-, Kieſelerde, ſchwefelſaures Kupfer (Cement-Quellen), Eiſen, Salze, muriatiſche Quellen, Salzſohlen, Schwefel u. ſ. w. enthalten. Auch Berg-, oder Steinöl und Naphta führen manche Quellen mit ſich. — Alle dieſe Beimiſchungen empfangen ſie wohl, indem ſie durch entſprechende Gebirgsarten oder Erzlagen fließen, dieſe auflöſen und mit ſich führen. Doch iſt hierdurch nicht zu erklären, warum die Art und Quantität der chemiſchen Beimiſchung immer dieſelbe bleibt. Die Temperatur der gewöhnlichen Quellen iſt im jährlichen Durchſchnitt für jede immer gleich; auch die einer Gegend ſind in der Regel gleich warm (mittlere Temperatur des Bodens). — Die warmen Quellen haben eine Temperatur, die ſich mehr oder weniger dem Siedepunkte nähert. So hat die zu Aachen z. B. gegen 40°, die von Karlsbad 55° R. und der Geiſer und die 40 bis 50 Quellen, welche aus dem vulkaniſchen Boden um ihn entſpringen, treiben ſiedendes Waſſer hervor. Dieſe Erhitzung iſt auf vulkaniſchem Boden leicht zu erklären; ſchwerer aber an andern Orten, wo wahrſcheinlich chemiſche Prozeſſe, bei welchen die Schwefelkieſe eine bedeutende Rolle ſpielen, in einzelnen Fällen auch wohl unterirdiſche Brände in Steinkohlen-Lagern u. ſ. w. die Urſache ſind. Das durch die Quellen nun auf die Oberfläche der Erde gekommene Waſſer verſchwindet nur in ſehr wenigen Fällen wieder unter dieſelbe. Es ſpühlt ſich ein Bett, indem es den niedrigſten Punkten zuläuft, bildet ſo Rieſeln, Bäche, Flüſſe u. ſ. w. oder ergießt ſich in Seen, Teichen und Weichland.

Eine beſondere Beachtung verdienen noch die periodiſchen oder intermittirenden Quellen; dies ſind ſolche, deren Waſſermenge abwechſelnd entweder zu- oder abnimmt, oder die zu gewiſſen Zeiten gar kein Waſſer geben. Eigentlich ſollte man dieſe Benennung nur für ſolche Quellen brauchen, die bei dieſem Wechſel ein ſtets ſich gleich bleibendes Zeitmaaß beobachten, welches aber ſelten der Fall iſt. Dagegen rechnet man alle, deren Waſſermenge in den verſchiedenen Jahreszeiten nur wenig verſchieden iſt, zu den gleichförmigen, und nur diejenigen, bei denen dieſer Unterſchied ſehr in die Augen fällt, zu den abwechſelnden. Ausſetzende oder intermittirende Quellen ſind ſolche, die zu gewiſſen Zeiten ihr Waſſer ganz verlieren. Manche derſelben, wie die Mai- und Frühlingsbrunnen, pflegen nur in dieſer Jahreszeit zu fließen, wovon die Urſache leicht einzuſehen iſt, wenn man ihre Lage an ſolchen Bergen betrachtet, auf welchen erſt ſpät der Schnee ſchmilzt. Andere hingegen ſetzen zu verſchiedenen Jahreszeiten aus, noch andere ſelbſt mehrere Male des Tages, und einige ſind ſogar doppelt periodiſch, indem ihre Ergießungen ſowohl jährlich als täglich unterbrochen werden. So fließt der Engſtler-Brunnen im Canton Bern nur von der Mitte des Mai bis zur Mitte des Auguſts, und in dieſer Jahreszeit nur von 4 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Morgens. Dies möchte ſich ebenfalls durch das jährliche und tägliche Schmelzen des Schnees erklären laſſen. Bei einigen ausſetzenden Quellen läßt ſich jedoch ihrer Lage nach dieſe Urſache nicht annehmen. Dieſe erhalten ihren Zufluß wahrſcheinlich durch heberartig gebogene Kanäle aus einer unterirdiſchen mit Waſſer gefüllten Höhle. Sinkt in dieſer das Waſſer bis auf ein gewiſſes Niveau, ſo muß der Ausfluß aufhören, und kann erſt von Neuem beginnen, wenn ſich das Waſſer wieder bis zu einer gewiſſen Höhe angeſammelt hat. Beiſpiele ſind unter vielen anderen eine Quelle bei Fontestorbe in den Pyrenäen, die im Sommer abwechſelnd 36½ Minute ſo ſtark fließt, daß ſie eine Mühle treiben könnte, und dann immer 32½ Minute wieder ausſetzt. Eben ſo die Quelle von Fonſanche bei Nismes: dieſe giebt in 24 Stunden zwei Mal Waſſer und zwar ſo, daß jede Ergießung 7, das Ausſetzen 3 Stunden dauert, letzteres ſich aber täglich um 40 Minuten verſpätet.

Hungerbrunnen pflegt man diejenigen Quellen zu nennen, die nur bei großer und anhaltender Dürre fließen — durch welche dann gemeinlich ein Mißwachs veranlaßt wird, und welche vielleicht ihr Waſſer von Schnee erhalten, der nur bei anhaltender Hitze ſchmilzt, oder durch Dünſte, welche mittelſt des Einfluſſes der Wärme aus der Tiefe hervorſteigen. Man findet ſie ſelten. Bei weitem häufiger aber ſind die ſogenannten **Theuerbrunnen**, die nur nach ſehr anhaltendem Regen fließen, und deren Entſtehung hiernach leicht zu erklären iſt.

R. v. Weſterburg.

Der Colberger Bürger Nettelbeck.



Wer ſich wackerer Männer erinnert, vergißt den Namen Nettelbeck nicht, der als Muſter für regſames Bürgerthum gilt, beſonders in Bezug auf Vaterlandsliebe. — Schon im ſiebenjährigen Kriege, als Colberg drei Mal belagert wurde, ſtand Nettelbeck, damals noch Jüngling, ſeinem Vater, der unter Heyden manches zur Vertheidigung der Stadt beitrug, zur Seite, und als Greis zeichnete er ſich aus bei der Belagerung im Jahr 1807, wo die Franzoſen ſich Colberg's nicht bemächtigen konnten. In ſeiner Jugend war Nettelbeck Seemann, und auf dem Meere hatte er ſich ſeine Unerſchrockenheit geholt! — Bei der Blokade und vor dem Bombardement erbot er ſich ſogleich freiwillig zu allen den Handlungen, die der

Bewohner einer feſten Stadt nur verrichtet, wenn ihn die Liebe zur Heimath beſeelt. Er half, bei der geringen Anzahl der Garniſon, in Geſellſchaft ſeiner Mitbürger die Wachen beſetzen. Er war immer um den Commandanten, ſo oft er konnte, und brachte deſſen Befehle pünktlich und ſchnell an die Behörden. — In beiſpielloſer Aufmerkſamkeit und Thätigkeit dient er als ſeltenes Vorbild. Hätte ſein faltenvolles Angeſicht, ſein vom ſiebzigjährigen Alter ſchon etwas gebeugter Rücken nicht widerſprochen, man würde ihn im öffentlichen Dienſt für einen Mann in der Blüthe der jüngern Jahre gehalten haben. — Während der förmlichen Belagerung und des Bombardements war Nettelbeck überall, wo die Gegenwart eines anerkannten Mannes nöthig ſchien. Bald ſah man ihn reitend — oft ohne Sattel — da- und dorthin jagen, um die Anordnungen des Befehlshabers zu überbringen, oder nachzuſehen, ob und wie ſie befolgt würden; bald war er dann wieder zur Stelle, dem Commandanten Bericht zu bringen. Nächſtdem waren die Feuerlöſchanſtalten ſeiner Aufſicht anvertraut, und es iſt unmöglich, wachſamer und beſonnener zu verfahren, als er that. Da ſtand er während des Bombardements im Eingange des Rathhauskellers bei den Spritzen, Auge und Ohr nach allen Richtungen gewandt. Wo eine Kugel einſchlug, dahin eilte er augenblicklich auch unter der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, um zu ſehen, zu löſchen, zu helfen, zu retten. Hier fand man ihn bei Tage, hier durchwachte er ganze Nächte. Er führte Bürgerpatrouillen um den Wall, damit er Meldungen abſtatten könne. Wo eine Verwirrung eintrat, da rief er nach Kräften die Ordnung zurück; wo eine Klage laut wurde, da tröſtete er, ſprach Muth und Hoffnung ein. Den Nachläſſigen wies er entweder gutmüthig zurecht, oder ſchalt in kräftigen Ausdrücken Den, der nicht ſeine Pflicht erfüllte, unbekümmert um deſſen Stand. Er war bei Gefechten mitten im heftigſten Feuer, holte Munition herbei, und nachher beſorgte er Lebensmittel für die ermatteten Soldaten. Blieb ihm eine Stunde Zeit nach allen dieſen unendlichen Geſchäften, ſo machte er ſelber Berichte an den König über den Zuſtand der Feſtung.

Die letzten ſechsunddreißig Stunden des Bombardements waren für die Stadt äußerſt zerſtörend; es kamen nahe an 8000 Kugeln, ſowohl Bomben als Paßkugeln und Granaten, in die Stadt. Das Rathhaus und der Bauhof brannten nieder, mehrere Häuſer lagen in Trümmern, faſt alle waren beſchädigt, kein Fenſter blieb ganz; die Verbindung mit der Oſtſee hatte man verloren, und doch meinte Nettelbeck ſpäter: „Sechs Wochen hätten wir uns immer noch gehalten!“ Man ſieht, daß nichts im Stande war, des wackern Greiſes Muth zu erſchüttern oder zu beugen. Bei dieſer Bürgertreue und Seelenſtärke beſaß er eine unendliche Beſcheidenheit. „Was habe ich denn gethan?“ ſagte er zu Jemand, der ſeine Handlungen in der letzten Zeit in ſeinem Beiſeyn erhob; „war es mehr als meine Pflicht? Ich war nicht der Einzige, der ſeine Schuldigkeit that, jeder meiner Mitbürger hat ſich dieſelbe Mühe gegeben, unſerm guten Könige die Stadt zu erhalten.“ Mögen in der Noth viele ſolche Bürger bereit ſeyn!

Friedrich Wilhelm III belohnte die Thätigkeit Nettelbeck's in Bezug auf die Vertheidigung Colbergs durch Zutheilung der goldenen Verdienſt-Medaille, und die Geſchichte wird ihn als nachahmenswerthes Beiſpiel im Andenken bewahren. Guſtav Kelbe.

Die Nothlüge.

„Bei'm Lügner iſt für Keinen Heil.
Er geht mit ſeinem Athem feil.“

Die Tugendlehrer behaupten, jede Lüge ſey etwas Unerlaubtes, ſey Sünde; ſie nehmen auch die Nothlüge nicht aus, und als Grundſatz iſt dies unverwerflich. Sie ſagen: mit der Lüge wird nicht nur gegen Andere, ſondern auch gegen uns ſelbſt geſündigt; ſie iſt eine Unredlichkeit, die den reinen Sinn trübt, die innerſte Fähigkeit zum Guten in uns verfälſcht, weshalb denn mit Recht der Teufel „Vater der Lügen“ genannt werde. — Wir haben viele Sprüchwörter zur Verdammniß der Lügen, kein einziges nimmt die Nothlüge in Schutz; das beweiſt, um wie viel einfacher ſonſt die Verhältniſſe waren. Wir bekräftigen mit vollſter Ueberzeugung die Anſicht des Euripides: „Nur Unrecht, das an ſich ſelber krankt, bedarf die Arzenei der Lüge“, und können doch nicht leugnen, haltbar ſey auch der Ausſpruch Herder's:

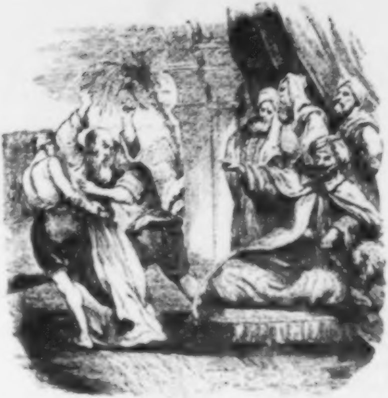
„Des Menſchenfreundes Lüge in der Noth
Iſt edler als des Menſchenhaſſers Wahrheit.“

Genauer müſſen wir aber doch Welt und Dinge anſchauen, um uns ſolchen Widerſpruch zu erklären. Ein Trug, eine Täuſchung iſt die Lüge immer; doch giebt es Umſtände, die wichtiger ſind als das Wort. Sind wir nicht verpflichtet, in der Sache zu thun, was Einer möchte, ſind wir auch nicht verpflichtet zu dem Wort, was der Sache entſpricht. Es giebt heilige Pflichten für die Menſchheit und das Vaterland, Pflichten, die oft zu Etwas zwingen, das vom unbedingten Gefühl nicht gebilligt wird: Vernunft und Gewiſſen haben darüber zu entſcheiden. Aber auch der Vorfälle im gewöhnlichen Leben und ſelbſt im Familienkreiſe ſind gar mancherlei, wo wir mit der Wahrheit nicht nützen, den Perſonen aber ſchaden können. Wir dürfen allerdings Jemand wehe thun, wenn zu hoffen iſt, durch ein kleineres Uebel werde ein größeres gehoben; ja wir dürfen ſogar die Perſon ſelbſt der Wahrheit opfern, wenn eine höhere unerläßliche Pflicht es fordert. Wo aber das beſtimmte Wort nicht hilft, in der Sache nur das Unheil mehren würde, da müſſen wir, iſt das Schweigen unmöglich, oder würde es ſo hart ſeyn, wie die Wahrheit, ein anderes an ſeine Stelle ſetzen: es giebt Zuſtände, bei denen ein Wort tödten oder neue Lebenskraft zu erwecken vermag. Beſonders in näheren Verhältniſſen ſind wir oft in Mienen und Worten zur Täuſchung verpflichtet. Wiſſen wir — zum Beiſpiel — daß wir durch Traurigkeit eine für uns liebend beſorgte Perſon ängſtigen würden, ſo müſſen wir uns zwingen heiter zu ſeyn, müſſen unſre, ob auch durch Ereigniſſe aufgedrängte Betrübniß unterdrücken, wohl gar ein Unheil in ein günſtiges Licht, das Unangenehme in den Schein des Angenehmen bringen. Dem zagenden Kranken müſſen wir üble Anzeichen verhehlen, ihm oft das Gegentheil von Dem verſichern, was wahr iſt. In Schwäche und Irrthum der Andern müſſen wir uns fügen, wenn wir erkennen, daß es für ſie heilſam und für Andere unſchädlich iſt. — Auch für uns ſelbſt kann bei ehrlichem Zweck ein Verdecken der Wahrheit untadelhaft ſeyn, wie eine ehrliche Sorge für uns ſelber natürlich iſt. Fragt — zum Beiſpiel — Jemand, der uns ſchädlich werden könnte: Bewerben Sie ſich um Dies oder Das da oder dort? ſo iſt es kein Unrecht, wenn wir unſre Abſicht verbergen, und, wird es unvermeidlich, Nein ſtatt Ja ſagen. Das allgemeine Wohlwollen ſchließt unzweifelhaft das für uns mit ein, und deshalb iſt im Recht, wer jene an ſich nicht gerechtfertigte und vermöge der Umſtände verfänglich ſelbſtſüchtige Frage unrichtig beantwortet.

Grundſätzlich iſt alſo die Lüge unerlaubt, die Nothlüge nur zuläſſig bei vernünftig und ſittlich zu entſchuldigender Nothwehr, bei wohlwollender Abſicht, die in gefährlicher Lage ſogar Beweis des Edelmuths ſeyn kann. Wie Herder ſeinen Ausſpruch gemeint und bildlich erklärt hat, das erläutert die Dichtung, der ſie entnommen iſt:

„Die Lüge.

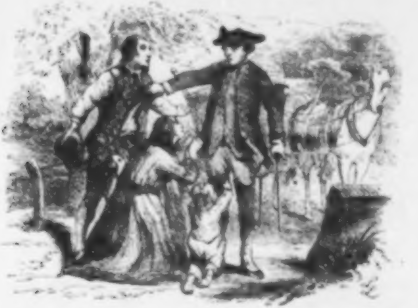
Im Unmuth hieß der König augenblicks
Den Sclaven tödten, der ihm mißfiel;



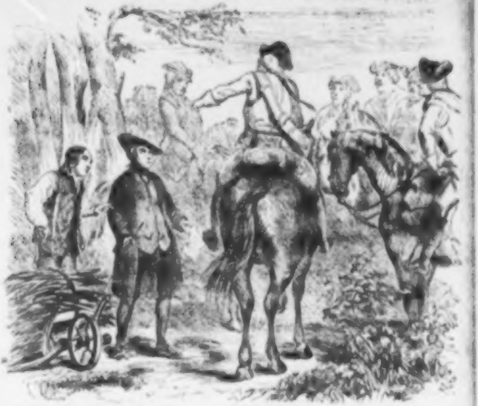
Beraubet aller Hoffnung, ſtieß verzweifelnd
Der Arme Läſt'rung aus. So greifet Der,
Der nicht entflieh'n kann, ſelbſt in's ſcharfe Schwert.
„Was ſpricht er?" fragt der König. — „Herr, er ſpricht",
Antwortet ein verſtänd'ger Mann am Throne:
„Das Paradies iſt Denen, die den Zorn
Bezähmen, und dem Sterblichen verzeih'n!"
„So ſey ihm denn verziehen!" ſprach der Fürſt.
„Nicht alſo", fiel ein Höfling ein; „Monarchen
Muß man die Wahrheit ſagen: Herr, er ſchalt!"
„Und hätt' er auch geſcholten", ſprach der König,
„Die Lüge dieſes guten Mannes war
Mir nützlicher als Deine Wahrheit: ſie
Beſänftigte mein Herz, Du bringſt es auf!"
Des Menſchenfreundes Lüge in der Noth
Iſt edler als des Menſchenhaſſers Wahrheit!"

Betrachten wir die kleine Erzählung **Herder's** als Phantaſie, ſo mag ein thatſächlich beglaubigtes Geſchichtchen aus der Wirklichkeit uns den darin herrſchenden Gedanken beſtätigen.

Als der Preuſſenkönig Friedrich der Große im Jahr 1745 zum zweiten Mal Schleſien erobert hatte, wurden Grenzjäger angeſtellt, die beſtimmt genannte Waaren nicht einlaſſen und ertappte Schleichhändler dem Gericht überliefern ſollten. Das Verbotene war jedoch im Auslande wohlfeiler, das reizte Manchen zur Nichtachtung des Geſetzes. Eine eigene Bewandniß hatte es aber mit Chriſtian Begler. Der beſaß ein kleines Bauergut, war bei ſeinem wackeren Weibe und drei Kindern ein glücklicher und zufriedener Hausvater. Da ſchlug der Blitz in ſeine Scheune, ihm verbrannte die ganze Erndte, und er ſah ſich genöthigt, bei einer Schweſter, die verheirathet im Sächſiſchen, nah' an Schleſiens Grenze lebte, Hülfe zu ſuchen, um für ſich Brodkorn zu haben. Der Schwager willigte ein, und drang ihm auch gleich das Saatkorn auf; die Schweſter packte noch Wollenzeug mit auf den Wagen, für die „Frau und Kinder“, weil doch das Geld zu Winterkleidern fehlen würde, und Beide ſagten: „Fahre mit Gott, Bruder Chriſtian, und thut's noth, hole mehr!“ — Der ſchlichte Landmann fuhr, und hatte keine Ahnung davon, daß ihn wegen geſchenkten Guts, das er heim brachte, Unheil treffen könne. Er dachte weder an das Zollhaus noch an die Grenzjäger, und lenkte



auf einem Seitenweg ein, der die Fahrt nach ſeiner Dorfwohnung abkürzte. Der Grenzjäger Dietrich Beuſte, ehemals Soldat und ein unerſchütterlich treuer Diener ſeines Königs, bewährte aber ſeine ſcharfen Augen, denn plötzlich ſtand er, als Begler beinahe die Dorfflur erreicht hatte, vor dem Wagen. Faſt alle Geſchenke waren verbotene Waare, da half nun kein Bitten und Beten, er nahm den Wagen in Beſchlag und den Fuhrmann in Haft. Begler's Frau kam mit den Kindern dem Vater entgegen und erſchrak, ihn leichenblaß in ſolchem Geleit zu finden. Mutter und Kinder warfen ſich nieder, umfaßten, Gnade für den Vater erflehend, Beuſte's Kniee, Begler ſtreckte nochmals die zitternde Hand aus und ſprach: „Seht auf Weib und Kinder und habt Erbarmen! Nehmt, wenn Ihr's für Pflicht haltet, Pferd und Wagen, verrathet nur mich nicht, ſagt: der Fuhrmann wäre entſprungen, er ſey Euch nicht bekannt!“ Beuſte erwiederte: „Nichts da, ich thue meine Pflicht, die erlaubt hier weder Barmherzigkeit noch Lüge!“ Er that was ſeines Amts war, und Chriſtian Begler, da man Beiſpiele der Strenge geben wollte, erlitt eine dreijährige Zuchthausſtrafe. Als er los kam, mußte er an ſeinem früheren Eigenthum wie ein Bettler vorübergehen, es war in Folge der Prozeßkoſten verkauft, und ſeine Frau und ſeine Kinder fand er in einer verfallenen Hütte an der Landſtraße. Er zog mit ihnen nach einem andern Dorfe und ernährte die Seinen kümmerlich als fleißiger Tagelöhner. — Im Jahre 1756 brach wieder Krieg aus, die Grenzjäger waren auſſer Dienſt; der treue Preuße Dietrich Beuſte, mit allen Wegen genau bekannt, machte ſich jedoch freiwillig zum Spion, und brachte oft die wichtigſten Nachrichten in das preußiſche Lager. Der Feind erhielt Kunde davon und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Eines Abends ſchlich der verkleidete Beuſte wieder mit einer wichtigen Nachricht nach den preuſſiſchen Vorpoſten, und als er um eine Waldecke bog, kam ihm ein Kommando feindlicher Reiter entgegen. Er mußte Stand halten, und der Wachtmeiſter fragte: wer er ſey? — „Der Verwalter Loſchge im Dienſt des Grafen Hochberg“, war die Antwort. „Er lügt!“ ſchrie Einer aus dem Kommando; „das iſt der Grenzjäger Beuſte, ich habe ihn einmal auf dem Markt in Trautenau geſehen!“ — „Da wäre etwas zu machen, Herr Wachtmeiſter!“ rief ein Anderer. „Das Preisgeld könnten wir brauchen!“ Dringender wurde nun der Wachtmeiſter, Beuſte aber verſchwor ſich entrüſtet gegen ſolche abſcheuliche Lüge und zeigte einen geöffneten Brief vor, der an den Verwalter Loſchge gerichtet war und im Auftrage des Grafen Hochberg eine Getreidebeſtellung enthielt. Durch ſein entſchieden ſicheres Benehmen wurde der Wachtmeiſter zweifelhaft und wollte ſchon den Angehaltenen entlaſſen, da kam mit einem Karren Reiſig Chriſtian Begler aus dem Walde, und jener Erſte rief nun aus dem Kommando: „Halt! Dort iſt der Tagelöhner Begler, den hat der Beuſte in's Zuchthaus und in's Elend gebracht, der kennt ihn genau!" — Das war ein furchtbares Zuſammentreffen, als der Wachtmeiſter den Tagelöhner herbeigerufen hatte und ihn fragte: „Kennt Ihr den Grenzjäger Beuſte?" — „O ja, wie mich ſelbſt!" ſagte Begler. — „Seht Euch nun Dieſen da an; er nennt ſich Loſchge, Verwalter bei Graf Hochberg, wir aber halten ihn für den Spion Beuſte, der Euch ſchweres Leid zugefügt haben ſoll. Es ſteht ein Preis auf ſeinem Kopf, und ich bin erbötig, einen Vorſchuß zu zahlen!" ſo ſprach der Wachtmeiſter und ließ das Silber in einem ſchweren Beutel klingen. — Begler ſah hin auf Beuſte, der ſichtlich in ſeiner Faſſung ſchwankte, dann ſagte er bebend: „Ich kenne dieſen Mann, kenne ihn genau, es iſt der Verwalter Loſchge!" — und nun



ging er an ſeinen Karren zuruck und fuhr ſein Bischen dürres Holz nach Hauſe. Der Wachtmeiſter aber ſteckte den Geldbeutel in die Taſche und ließ den Grenzjäger ſeines Weges gehen, was dieſer nur in Erſchütterung vermochte. Er ſelbſt berichtete den Vorfall an Friedrich II und der König half der Familie Begler wieder zu Eigenthum und Wohlſtand.

Prüfen wir dies Ereigniß für unſern Zweck, werden wir eine zwiefache Beziehung finden. Begler bittet den Beuſte: er möge aus Barmherzigkeit eine Nothlüge nicht ſcheuen, und Dieſer ſchlägt es ab, weil es ſeiner Amtspflicht zuwider iſt. Er that recht, that es vielleicht mit Schmerz, der aber ohne Einfluß ſeyn mußte. Begler nun hat freilich gelogen, aber wer könnte ihn verdammen?! Er verletzte keine Pflicht, er brauchte dem Landesfeinde in keiner Weiſe zu dienen, ja er durfte es nicht. Daß er aber dem Manne gegenüber, den er im Glauben an Schuldloſigkeit vergebens angefleht hatte, ihn nicht zu verderben, kein Rachegefühl aufkommen ließ, als er ihn dem Verderben überliefern konnte, das macht ſeine Nothlüge zur edlen That. Hätte er die Wahrheit geſagt, dann ging er mit einem für immer ruheloſen Gewiſſen heim.

Muß uns aber für die Wahrheit überhaupt nicht bange werden, wenn wir auf das wirrig verwickelte Leben ſchauen, wo mehr Verſtellung als Aufrichtigkeit herrſcht, wo die Anſicht um ſich greift: „Die Sprache iſt nur da, um die Geſinnung zu verbergen"? Die Regeln der vornehmſtthuenden Bildung verhüllen das natürliche Weſen; dem Urtheil zu entgehen und das günſtige Vorurtheil zu gewinnen, giebt man dem Unwahren gefälligen Schein, der vortheilhaften Täuſchung Glanz, was nachgeahmt wird bis in die weiteſten Volkskreiſe, wodurch die geprieſene, leider aber von der Selbſtſucht ausgegangene Bildung mehr Allgemeinübel als Allgemeingut wurde. Kaum wird es noch auffällig, daß täglich in den öffentlichen Anzeigen die ſchnödeſten Lügen vorkommen; „nicht auffällig", ſagten wir, denn daß man dieſe Lügen nicht erkenne, das würde die Tagesbildung in anderer Weiſe verurtheilen, und doch iſt kaum zu glauben, man wage fortwährend die oft ſehr koſtſpieligen Anzeigen, ohne ſchon deren Wirkung erfahren zu haben.

Neulich war in einer Geſellſchaft vom Ausbreiten der Lügengewebe die Rede. Nach vielfacher Hinweiſung und Mißbilligung äusserte dann Einer, der nur Griffe und Begriffe der Krämer hat, ganz keck: „Sie ſagen: die Lüge ſey ſündlich, Geld verdienen iſt aber pflichtgemäß und nothwendig; das iſt jetzt ohne Lüge nicht möglich, alſo wird mir die Lüge zur Pflicht und Nothwendigkeit!“ Mit ſolcher Schlußfolge ließen ſich die gräulichſten Verbrechen in Schutz nehmen, was auch mit Belegen dargethan wurde. Hinſichts der Lügen entſtanden daneben auch folgende, für den Augenblick ergötzliche Stegreifsreime:

„Koſtet jede Lüge heute
Einen Thaler,
Sind alsbald bankrotte Leute
Alle Zahler;
Brächte jede Lüge Einem
Auch nur einen Heller ein,
Würd' er wahrlich raſch mit Seinem
Herr von Kaiſerreichen ſeyn!“

Wir wollen übrigens nicht die Heere der eitlen, leichtſinnigen, unbedachten, boshaften und habgierigen Lügen durchmuſtern: wir haben es eben nur mit der Nothlüge zu thun. Wenn wir ſie mit Herder's König und dem Tagelöhner Chriſtian Wegler gelten laſſen, wo ſie dem edlen und wohlwollenden Empfinden angehört, wenn wir nicht unbedingt mit Kant behaupten: „man darf nicht lügen, wäre damit auch eines Menſchen Leben zu erkaufen“, ſo verhehlen wir andererſeits nicht, daß bei vielen Nothlügen ſchon die Noth erlogen iſt, man bei etwas Einſicht auch mit der graden Wahrheit die rechte Bahn finden würde. Wahrhaftigkeit aber iſt und bleibt das Grundgeſetz der Ehre und Ehrlichkeit, und wer der Wahrhaftigkeit treu ſeyn will, der darf ſich, wie das Sprüchwort ſagt, nicht „des Teufels Wörterbuch borgen“, und das geſchieht oft, wenn man ſtatt der möglichen Wahrheit dieſe zu bereitwillig in Nothlüge verwandelt. Wo hier die Grenze der Geſtattung und das Faſeln der Scheingründe iſt, darüber kann Niemand im Unklaren ſeyn, dem der ewige Richter in uns, das Gewiſſen, die Entſcheidung nicht vorenthält. Wer ihm folgt, der wird bewahrt ſeyn vor dem ſchmählichen Abfall von der Wahrheit, er wird ſogar gern einmal leiden und dulden, zu eigenem Frieden nicht die Nothlüge bei jedem, auch dem geringſten Anlaß für eine bequeme und ſündloſe Aushülfe halten. Zu eigenem Frieden! — denn gar manche Lüge macht, wie manche Ungerechtigkeit eine Reihe von Ungerechtigkeiten, fortgeſetzte Lügen unvermeidlich, und endlich hat man ſich doch in ein Netz verſtrickt, aus dem ohne Strafe und Schmach nicht herauszukommen iſt.

A. Bode.

Von der Zukunft.

„Von Sitte ſey gar laut Geſchrei,
Dann nahebei iſt Barbarei."
Philander.

Bei allen Kämpfen und Krankheiten in den Zuſtänden und Verhältniſſen eines Volks muß es ſich klar zu halten ſuchen; Klarheit über ſich ſelber kann es aber nur finden in der Geſchichte ſeiner Eigenthümlichkeit. Nur im natürlichen Wachſen, im Ausbilden der Eigenthümlichkeit werden ſich Wohlfahrt und Ehre eines Volkes ſichern, auf anderem Wege wird es der Verwirrung und ihren zerſetzenden Folgen nicht entgehen. In der Geſchichte der Deutſchen iſt es vor Allem die geiſtige Freiheit, mit der ſie ſich hervorgethan, aus der Tiefe des Gedankens und Gemüths dem Seelenleben Schätze zugeführt haben, deren Werth nirgends übertroffen worden iſt. Dieſe Schätze dauernd zu bewahren und auszubreiten waren die Deutſchen auch berufen, den Buchdruck zu erfinden, und ſich eine Schriftwelt zu ſchaffen, die wir wohl ebenfalls unübertroffen nennen dürfen. Mit welchem regen Eifer durch dieſe Erfindung die Befreiung der Bibel — nach mittelalterlichem Ausſpruch „Dei Summum et supremum donum" — das höchſte und erhabenſte Geſchenk Gottes — und die Lehre aller Wiſſenſchaften von Jung und Alt aufgenommen wurde, das will unſer Doppelbild (in Bezug auf Luther und Erasmus von Rotterdam) andeuten.*) Die geiſtige Freiheit der Deutſchen ebnete den Weg zum Edlen, dem Inbegriff Gottes, und zerbrach die Feſſelnmit denen mancherlei Herrſchſucht den lichten Aufſchwung belaſtet hatte. Freudig blicken wir zurück auf dieſe Beſtrebungen der Deutſchen, und ſagen uns: „Nur was der Geiſt eines Volks aus deſſen eigenthümlicher Sittlichkeit vermag, das lebt würdig in der Geſchichte.“

---

*) Bei dem Nachlaß meines lieben, leider ſo früh, im ſechsunddreißigſten Jahre vom Dieſſeits geſchiedenen Sohnes, des den Beſitzern dieſes Volksbuchs gewiß freundlich bekannten Anton Gubitz, befindet ſich eine Holzſchnitt-Platte großen Formats: „Die Wirkung der Buchdrucker-Kunſt". Es iſt eine ſehr reiche Compoſition von Holbein, man dürfte ſagen: eine kleine Bildergallerie. Das Ganze ſoll ſpäter im Doppeldruck erſcheinen, und in dem Doppelbilde (S. 176 u. 177) gebe ich zwei Bruchſtücke, welche darauf hinweiſen, daß ſelbſt Greiſe ſich bemühten, den neuerweckten Geiſt in ſich aufzunehmen, um ihn weiter ausbreiten zu können.

Nun haben wir aber eine Gegenwart, in der ſich das Sinnliche über Geiſtiges, Niedriges über Edles erhebt, die Auſſenwelt die Innerlichkeit erdrückt, und nicht ohne Bangigkeit iſt daran zu denken, daß der berühmte Geſchichtsforſcher Niebuhr ſchon im Jahre 1830 ſchrieb:

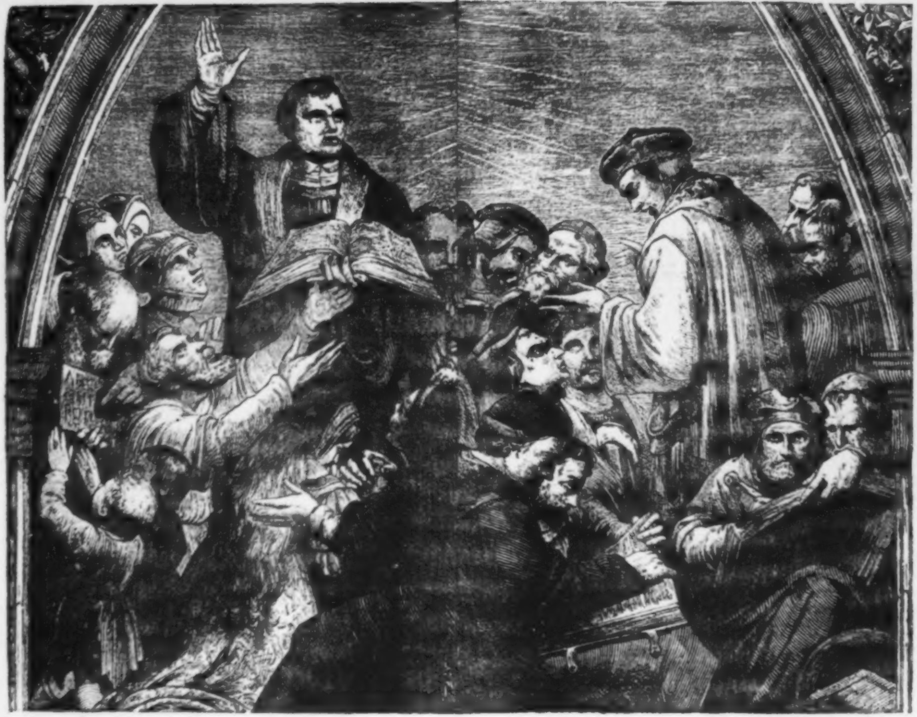
„Wenn nicht Gott wunderbar hilft, ſo ſteht uns eine Zerſtörung bevor, wie die römiſche Welt ſie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung erfahren hat: Vernichtung des Wohlſtandes, der Freiheit, der Bildung und der Wiſſenſchaft.“

Niebuhr war ein Mann erfüllt von gründlichem Wiſſen und ernſt-redlicher Geſinnung, Verfechter aller echten, das Menſchenthum läuternden Freiheit; von ihm Geſprochenes iſt ſtets überlegt, jener Ausſpruch demnach geeignet, die Betrachtung auf die Zukunft der Völker zu lenken. Viele Geſchichtsforſcher haben bereits der Anſicht Niebuhr's beigeſtimmt, und neulich ließ auch Macaulay in ähnlicher Art ſich vernehmen.

Das römiſche Unweſen erwähnter Zeit iſt ein Gemiſch von Greueln; wir weiſen darauf hin, und vermeiden ein umſtändliches Schildern: doch wär' es rathſam, daß Jeder die damaligen Abſcheulichkeiten dem Gedächtniß erneuerte. Wir bemerken nur im Allgemeinen: die Zuſtände waren ſo empörend und verpeſtet, daß, um Niebuhr's Worte zu gebrauchen, „Vernichtung des Wohlſtandes, der Freiheit, der Bildung und Wiſſenſchaft“ unaufhaltſam zu der übermüthig ſchwelgeriſchen Ueppigkeit und ſinnlichen Fäulniß eindringen, im Weltgericht an dem ſchnöden und hirnloſen Treiben das Todesurtheil eines Volkes vollzogen werden mußte.

Behüte uns billige Gerechtigkeit vor der Behauptung, unſere Gegenwart zeuge bereits für volle Wahrheit in Niebuhr's und ähnlichen Verkündigungen, deren bis auf Macaulay eine namhafte Anzahl in den neueſten Ausſprüchen bedeutſamer Männer nachweislich ſind. Behüte uns umſchauliche Einſicht vor dem Glauben, nicht zu verkennenden Uebelſtänden ſey nur durch Gottes „wunderbare“ Hülfe zu entkommen. Denn obwohl wir die Hülfe des Höchſten ſtets bedürfen, auf Wunder zu hoffen wäre ſchon ein Zeichen der bedenklichſten Geiſtesſchwäche, und Sünde an dem Bündniß, das bekräftigt iſt in der vernünftigen Bedingung: „Helft euch ſelbſt, ſo hilft euch Gott!“ Augenſcheinlich leben wir jedoch in Verwickelungen, denen kräftige Selbſthülfe noth thut, ſoll der ſchlimme Weg — auf dem ſich die ſogenannten civiliſirten Völker ſchon lange befinden — nicht veranlaſſen, was jene Verkündigungen in ſich tragen.

Die Veränderungsſucht, ſeit der franzöſiſchen Revolution immer fieberhafter geworden, hat in anmaßlicher Bildung auch das Seelenhafte zum Knecht, die Wiſſenſchaft faſt nur zum Werkzeug irdiſcher Anſprüche gemacht, und alle Grundlagen des Lebens erſchüttert.



Jeder Fortſchritt in ſolcher Einſeitigkeit vermehrt dies Erſchüttern durch den wucheriſchen Trieb nach Geld und Genuß, der für Diejenigen, denen kein Mittel zu ſchlecht iſt, Glanz und Fülle gedeihen, die ehrenhaft Beſcheidenen aber mittellos und verarmen läßt. Die Nachforſchung überzeugt uns, daß der willkürlich erklärte Epikuräismus — der Genußeifer — ſeit ihm die Buhlerin Ninon de l'Enclos in Frankreich die erſte Schule gründete, allen Zuſtänden eingeprägt und durch Ausbreitung der Sittenverleugnung und Selbſtſucht einer der bedeutendſten, ja vielleicht der urſprünglichſte Hebel der franzöſiſchen Revolution wurde, deren Umwälzungen noch nicht beendigt ſind. Aus dem ſiebzehnten Jahrhundert — dem abermals eingedrängten Kreislauf mißverſtändlicher und mißverſtandener Sprüche des Epikur *) — erwuchs eine franzöſiſche, eben ſo freche als ſchandhafte Unterhaltungs-Literatur, von der d'Alembert, ein tüchtiges Vorbild der Männlichkeit, ſagte: „Sie beförderte jenen verführeriſchen Leichtſinn, der die Franzoſen zu Dem macht, was man liebenswürdig nennt, was aber grade ſo viel heißt als nicht liebenswürdig; ſie reizte und ſtachelte jene unruhige Thätigkeit zu ſolcher Ausartung, daß die Franzoſen ſelbſt im Schooße des Vergnügens Langeweile empfinden: jene Verkehrtheit verſtellter, nur durch die Larve des Schicklichen gemilderter Grundſätze, jenes Vertreiben wahrhafter Sitten bis zur eitlen Verwüſtung, in der das Aeuſſerſte des Sinnlichen ſich mit dem Aeuſſerſten der Verderbniß zuſammenfindet." So urtheilte d'Alembert nach einem Jahrhundert ſeit dem erwähnten epicuräiſchen Einfluß, ein halbes Jahrhundert vor der franzöſiſchen Revolution, und es dürfte wohl ein Anflug von Erinnerung ſeyn an Gründe des verfallenden Römerreichs, das nicht ohne Zwiſchenſchein war, der einen Wiederaufſchwung vorſpiegelte. Wie den Römern fehlte es auch den Franzoſen nicht an weiſer Lehre und Warnung aus ihrer Vergangenheit; ſie zu gebrauchen mangelten ihnen aber ebenfalls Trieb und Wille, als die beliebig gedeutelte Epicuräiſche Richtung von oben immer mehr nach unten in der Volksmaſſe ſich einniſtete. Es kam dahin, daß die Religion Hinderniß, Gott zur Fabel wurde, bis man gelegentlich ihn doch wenigſtens für ein vortheilhaftes Schreckbild hielt und gnädigſt verfügte, er ſolle wieder anerkannt werden, ohne daß es in Herzen und Thaten geſchah. — Betrachten wir die neuere Unterhaltungs-Literatur der Franzoſen mit Einſchluß ihrer Bühnenerzeugniſſe, ſo erſehen wir, wie behaglich die meiſten ihrer Schriftſteller in der Fäulniß herumwühlen. Wo ſie einen Gegenſatz aufſtellen wollen, wird in der Regel nur deutlich, wie ſehr ihnen das Gefühl von Dem, was edel oder muſtergültig iſt am Menſchen, entkommen iſt, wie eifrig ſie nur Spiel treiben mit Ehre und Sittlichkeit, und nicht einmal vermögen, ſich dabei ihres Mißbegriffs bewußt zu werden. Man führe ſein Gedächtniß durch die letzten dreißig Jahre, welch eine Anhäufung von Ränken, Treuloſigkeiten und gebrochenen Eiden!

---

*) Dieſer griechiſche Weltweiſe lehrte: das höchſte Gut beſteht in geiſtigem Vergnügen und reinem Bewußtſeyn; gemeine Sinnlichkeit hat die beſte Lehre in die ſchlechteſte verwandelt, und ihre Gläubigen ſind die Begriffsloſen.

Die Heuchelei ſchmiegt und ſpreizt ſich abwechſelnd nach Oben und Unten, vertreibt die Wahrheit des freien Worts, ſchauſpielert mit Schimmer des Wohlwollens und der Einbildung von Civiliſation, opfert maaßlos Volksblut und die Kräfte des Volksbeſitzes, und ſchmeichelt damit der rohen Gewalt, um ſich auf der ſchlau erſchlichenen Höhe zu erhalten. Man macht einen geringen Theil der Bevölkerung durch den dienſtbaren und doch gebietend gewordenen Börſenſchwindel überreich und verlockt mit Blendwerk die einſichtsloſe Menge in Verarmung. — Man prüfe dieſe Zuſtände ernſtlich, prüfe zugleich die der Engländer und Nordamerikaner, von ſteifgehirnten Umwälzern in Deutſchland vor wenigen Jahren, mitunter noch jetzt vielgeprieſen; man leſe die neueren Schilderungen ihrer eigenen Schriftſteller, höre Stimmen aus dem Parlament und Congreß, die offen geſtehen, es gebe in England und Nordamerika keinen Gegenſtand des Verkehrs ohne Verfälſchung, ohne Lug und Trug. Darüber unterrichtet, wird Niemand zweifeln, es beſtätige ſich die alte Erfahrung: daß ein Volk, iſt es von Handels-, Krämer- und Genußſinn endlich ganz durchdrungen, in der Entſittlichung unaufhaltſam fortſchreite. Man wird gewahren, daß ſich überall Spuren zeigen, die Verkündigung mehrerer Geſchichtsforſcher könne ſich doch wohl erfüllen, vielleicht minder langſam als in dem Beiſpiel, das uns Niebuhr mit dem Römerreich gab, denn heut zu Tage iſt Alles in Eile und Ueberſtürzung.

Der Einfluß franzöſiſcher Genußſucht zeigt ſich auch in Deutſchland beſonders auffällig; ſchon während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts war dieſer Einfluß im Steigen, er ſtrömte ſeitdem durch alle Leitungen des Lebens aus den höheren bis zu den unterſten Volkskreiſen. Die Verfeinerung der Klügelei erfand eifrigſt Deckmäntel und Larven für das Hinfällige der Sitten, und nannte dabei oft Freiheit, was ſinnliche Knechtſchaft war. Das von Frankreich ſtürmiſch ausgegangene Zerreiſſen der geſellſchaftlichen Bindungen, und der Leichtſinn, den Bruch mit der Vergangenheit vollbringen zu wollen, wurden auch in Deutſchland herrſchend. So hat man Gegenwart und Zukunft mit einer Menge von Brüchen ausgeſtattet in der körperlichen und geiſtigen Welt. Wie jede unbedingte Freiheit Schlimmes erzeugt, ſo that es auch die unbeſchränkte Gewerbefreiheit ohne Prüfung, ohne Unterſcheidung der Fähigen und Unfähigen. Das Unbedingte, dem man keine ausgleichenden Uebergänge voranſchickte, minderte die einträgliche Sicherung der wackeren Hausväter bei ihrem Handwerk, deſſen goldener Boden verfiel den triebfederiſchen Händlern, die ſich des Umſatzes bemächtigten, mit niedergedrückten Löhnen die ſchaffenden Handwerker nur zu ihrem Gefolge und ſo den ſonſt weit vertheilten freien Stand durch Bedrängniß ſich unterthänig machten. Zugleich mehrten Pfuſcher, die ſich nach bezahltem Gewerbeſchein in eine Werkſtätte ſetzten, einen Hausſtand gründen wollten, bald aber brodlos waren, den Bettlertroß und die Folgen der aufſäſſigen Unzufriedenheit mit reißender Schnelle. Die dem Gefährlichen ſich entgegenſtellende Erweiterung der Hülfsanſtalten laſtete auf dem Mittelſtande und trug ſogar noch dazu bei, die Läſſigen von der eigenen Kraft, die in allen Verhältniſſen hauptſächlichſte Stütze ſeyn muß, zu entfernen. An der Verarmung bereicherte ſich das Krämerweſen, das Capital entzog ſich dem kleinen, ſelbſtſtändigen Handwerksgeſchäft, aus umfangreichem Wohlſtande wurde bei einer Minderheit Uebermaaß, bei einer Mehrheit Dürftigkeit und Mangel. Die ſchmeichelnde Statiſtik hilft ſich da mit Durchſchnittszahlen, die bei der ungleicher gewordenen Vertheilung des Vermögens oft genug auch nur Deckmantel und Larven ſind. Daß in dieſen Andeutungen Wahrheit iſt, erſieht man aus dem jetzt beliebten Verſuch, die Innungen — die man hätte beſſern, nicht zerreißen ſollen — und manches andere Band wieder anzuknüpfen. Die einſt jahrhundertelang feſtgebliebene, dann im Drange mehr fieberhafter als geſunder Freiheit zerſetzte Bindung der Zünfte iſt aber nicht wieder in Dauerhaftigkeit herzuſtellen, der ungezähmte Krämertrieb vernichtet da jedes Hülfsmittel, und die volle Freiheit auf dieſer Seite bewirkt Unfreiheit bei Denen, die nur mit ihren Händen arbeiten können, und vom Capital, das nur Capital erzeugen will, unterjocht werden.

Mit dem vereinzelten Wohlſtande iſt dort, wo er ſinkt, und das iſt bei der Mehrheit, auch ein Sinken des Vertrauens auf Gott und der Mißgedanke verbunden: „Alle Anſtrengung hilft nichts unter den obwaltenden Umſtänden, genieße das Leben, ſo gut und ſo lange es angeht, bis es ausgenoſſen iſt.“ Dies erklärt ein Umſichgreifen der Vergnügungshaſt, die das gelockerte Familienweſen dem Zerfall mehr und mehr überläßt. Unterſtützt hat man ſolche widerwärtige Richtung auch bei uns durch ein Hervorjagen der vielen Luſt- und Zerſtreuungs-Anſtalten, deren üppige Ausbreitung ebenfalls dem franzöſiſchen Beiſpiel entſtammt. Als die Deutſchen ſiegend in Paris einzogen, haben ſie ſich dort freiwillig eine Niederlage geholt durch die heimgebrachte Sucht, alle Zufluchtsſtätten für Sinnenreiz, Schwelgerei und Müßiggang nachzuahmen. Da wird kein Halt und keine Grenze ſeyn, entſteht nicht ein Wiederbefeſtigen in ſittlicher Geſinnung, was nicht durch Befehle und Verbote, ſondern nur durch Macht des Gewiſſens und die aus den Volksmaſſen eingreifende Selbſterkenntniß der Gefahr zu ermöglichen wäre.

Wie ſoll aber ein Wiederbefeſtigen in ſittlicher Geſinnung ſich anbahnen, wenn einerſeits wucheriſcher Eigennutz und der Hang zum leichtſinnigen Wohlleben ſich ſo einniſten, daß deren täglich verſtärkte Partei unbekümmert der Anſicht fröhnt: nach uns die Sündfluth! — andrerſeits ſogar die Wiſſenſchaft den Fortſchritt der Unſittlichkeit freventlich begünſtigt durch Verwüſtung des Glaubens. Unſre eingebildeten Weisheitslenker des jetzigen Jahrhunderts haben ſich in den Gewinden ihrer Lehrſätze ſo verwirrt, daß ſie ſich ſelber nicht mehr verſtehen. Mit fremdartigem Wortgepränge bauen ſie dem Mißverſtändniſſe Ehrenpforten, Nürnberger babiloniſche Thürme, die nur den Zweck haben, von Zeit zu Zeit wieder einzuſtürzen. Die vergeblichen Erleuchtungen dieſer Einbildungs- und Einfallsmeiſter verdichten nur das Dunkel im Reich des Dünkels, aus dem ſich die geſunde Vernunft gern verbannen läßt, weil ſie da für toll erklärt wird. Die kenntnißvolle Erkennungsloſigkeit in jenem Reich bezeugt den hohen Sinn im bibliſchen Gleichniß von dem Baum der Erkenntniß; denn daß ſich bei dieſer der Teufel — um den Beinamen der Wurzel des Böſen zu gebrauchen — ſtets mitbetheiligt, offenbaren uns jetzt ſehr deutlich viele Naturforſcher. Unzweifelhaft wurde auf den Wegen ihrer vielfachen Forſchungen Manches bereichert und erweitert; wie aber jetzt Alles an der Uebertreibung erkrankt, ſo iſt auch die Naturforſchung von überſpannter Forſchſucht durchzogen. Die Jetztlebenden ſind vermöge ihrer Genußluſt dem Körperlichen und Aeuſſerlichen, dem zum Vortheil Ergreifbaren und dem zum flachſten Ergötzen dienenden Klang und Schauwerk zumeiſt anhänglich, ein Abfall vom Geiſtigen wird dabei immer merklicher. So wollen nun aus gleicher Stimmung die Naturforſcher Alles verkörpern, wollen Alles erfaßt, erlauſcht, durchſchaut, und ſogar da Begründung gefunden haben, wo im Irdiſchen Grund und Boden für Gedanke und Erfahrung aufhört, beide in das Chaos verſinken. Statt in Demuth vor der Grenze des uns möglichen Wiſſens — eine Grenze, die dort iſt, wo die erſte Urſach Geheimniß und nur das durch ſie körperlich Gewordene in ſeinem für unſre Hülfsmittel erreichbaren Weſen begriffen werden kann — ſtatt vor dieſer unüberſchreitbaren Grenze Achtung zu zeigen, werfen ſie ſich kopfüber in das für uns Grundloſe. Weil ſie nicht befähigt ſind, dort das Räthſel deſſen, was ihnen als Nichts erſcheint, zu löſen, erklären ſie alles nicht zu löſende für ein Nichts, geben aber doch dem Nichtdinge einen Namen, der das Unkörperliche körperlich machen ſoll. Sie ſprechen von „Kraft“, von „Urkraft“, und obwohl ſie nicht ſagen können, woher ſie ſtammt, leugnen ſie doch, daß etwas über dieſer Kraft ſtehen müſſe. Sie wollen eine Schöpfung ohne Schöpfer, verleugnen wörtlich Gott, aber nicht den eingehegelten hochmüthigſten Dünkel. Ihre „Kraft“ iſt nur Deckmantel ihrer Schwäche, er ſoll das Nichtwiſſen verhüllen, denn Naturforſcher erwähnter Art ſehen ja bis über die Schöpfung hinaus, oder vielmehr über ſie hinweg, und trotzdem daß ſie ihr eigenes Leben ſich ſelber nicht erklären können, wähnen ſie Allen das allgemeine Leben erklärt zu haben! Solche gottesleugneriſche Naturforſcher unterwühlen alles Ehrwürdige des Daſeyns, das in dem Glauben an Gott und ein ewig göttliches Walten ſeine Hauptſtütze hat: ſie erniedrigen die edelſte Macht der geiſtigen Natur, ſäen auf wiſſenſchaftlichem Wege die Barbarei, die ſich ohne Einhalt ausbreiten und im Sinnentaumel allgemein werden müßte. „Wenn kein Gott wäre, man müßte einen erdichten“, dies iſt ein Ausſpruch des nicht durch Tugend berühmten Voltaire, und Wieland fügte hinzu: „Gut, daß es nicht nöthig iſt; möchte die Zerſtörung der Götzen, die ſich aufdrängen, möglich ſeyn, aber leider wollen Viele Götzen haben!“ Dergleichen ſind jene Naturforſcher ſich ſelber, und wehe dem Volk, das an ſie glaubt; denn verdrängt das Körperliche das Geiſtige, ſo wird die Barbarei herrſchend, und das iſt „Vernichtung der Bildung und Wiſſenſchaft“, mit der auch „Wohlſtand und Freiheit“ ſich abſchieden.

Blicken wir weiter in Bereiche ſolcher Beſtrebungen, die uns in die geiſtige Welt erheben, uns mit Geiſt erfüllen ſollen zur Läuterung der Wirklichkeit, gewahren wir viel Schwäche, die nicht zu feſter und gebührender Richtung kommen kann, in Gedanken und That nur irrlichternd umherſchweift. Da meint man durch die Aeuſſerung: „Wir befinden uns in einem Uebergange!“ mit dem Unheil ſich ausgeglichen zu haben; indem aber nicht einmal annäherungsweiſe merklich wird, zu welchem Heil der Uebergang führen ſoll, iſt es nur Rederei der Unfähigkeit, die ſich noch mit Dünkel ſchmücken, übrigens aber den Ernſt und Zweck des Seelenhaften zu Gunſten des bequemeren ſinnlichen Lebens einſchläfern will. In dieſer zwiefachen Abmattung iſt es natürlich, daß der ſittlich ſtärkende Geiſt aus der Literatur entweicht, ihr Weſen mehr und mehr ſich dem Erwerbsdienſt, den niedrigen Lockungen für den großen Haufen hingiebt. Es muß dieſer Zuſtand den erfahrenen Beobachter ſchmerzlich bewegen, wenn er der Anſicht Leſſing's und ſeines Standpunkts ſich erinnert, den er in folgenden Worten bezeichnet: „Der gute Schriftſteller, von welcher Gattung er ſey, hat immer die Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was Dieſen gefallen, was Dieſe rühren, würdigt er zu ſchreiben. Selbſt wenn der dramatiſche Dichter ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt er ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern, nicht aber in ſeinen Vorurtheilen, in ſeiner unedlen Denkungsart zu beſtärken.“ Noch ſchmerzlicher aber muß es treffen, daß Goethe bereits vor länger als drei Jahrzehnden ausrief: „Gegen die Kultur, die ſich in Leſſing bekundet, ſind wir ſchon wieder Barbaren!“ — was zugleich andeutet, Goethe und Niebuhr haben Gleiches wahrgenommen. Der echte Schriftſteller hat im Kopf und Herzen die Ueberzeugung ſeines Prieſterthums zum Bewahren und Fördern des ihm heiligen Volkswohls. Er dient nicht des Soldes wegen, obwohl er durch ihn ſich leiblich nähren muß, um geiſtig nähren zu können, er entwürdigt ſich nicht als nur Gewinn erſpähender Lohnſchriftler, der ihm unter dem gewöhnlichen Tagelöhner ſteht, denn dieſer erfüllt ſeinen Beruf, jener mißhandelt ihn. Nicht was geziemend, ſondern was er ſich in gröbſter Anmaßung erlaubt, iſt dem Lohnſchriftler das Rechte; das geübte Unziemliche macht er ſich dann zum Geſetz, er giebt in Mitſchuld ſeiner Verleger ſtatt reinen Geiſtes verführeriſche Waare, und durch ſolch abſcheuliches Getriebe wird bei der ſchätzenswerthen Preßfreiheit die Gemeinheit das Freieſte; ſie niſtet da, wo ſie vom Geſetz nicht zu erreichen iſt: im ganzen Thun und Weſen. Wenn aber eine Mehrheit der Leſer und Theatergänger in geiſtiger Beziehung dieſer Richtung folgt, vergeſſend, daß unſer Leben nicht für Begierden und Leidenſchaften, ſondern zu Pflichten beſtimmt iſt: wenn ſie Hätſchelei der Gelüſte, lackirten Schmutz der Unſitte verlangt, dann darf ſie ſich nicht beklagen, wenn man ſie für unmündig erklärt und als verfallend Volk bevormundet.

Wie raſch war man ſonſt vertraut mit ſinnigen Schriftwerken, ſogar in der mindeſt wohlhabenden Schicht des Mittelſtandes! Man fand nicht ſelten bei ſonſt arm zu nennenden Familien eine, wenn auch beſchränkte, doch gut gewählte Bibliothek, und während durch die, von der Vortheilswuth erſchwerte Beſchaffung der nothwendigſten Bedürfniſſe eine Menge das geiſtige Erfriſchen ſich verſagen muß, hat eine andere vermöge der Koſten des Umtreibens in wettläuferiſchen Vergnügungswirbeln nichts übrig, und auch nicht Trieb noch Muße, ſich das Beſte aus der alten und neueren Schriftwelt anzueignen. Was man zumeiſt lieſt, iſt eben Waare, die der echt Gebildete ſich fern hält, die durch Marktſchreierei, mit der ſich nur Ehrloſe befaſſen, ſo verbreitet wird wie die ſogenannten Univerſalmittel, für welche Quackſalber Tauſende von Thalern an öffentliche lügenhafte Lobpreiſungen wenden und doch dabei reich werden. Im wohlhabenderen Mittelſtande und den vornehmeren Kreiſen kauft man nicht ſelten nach oberflächlichen, literariſchen Handlangern abgekauften Empfehlungen nur Bücher mit zierlichem Einbande zu Geſchenken für den Modetandstiſch, lieſt ſie gewöhnlich ſelbſt nicht, und die Beſchenkten folgen dieſem Beiſpiel; das Buch thut ja ſeine Schuldigkeit, wenn es im Aeuſſeren der Prunkſucht genügt und allenfalls muthmaßen läßt, daß man ſich mit der Literatur beſchäftige. Ein geiſtreich Werk, an dem ſich ein Seelenleben mehrere Abende und wiederholt ergötzen kann, mit einem Thaler bezahlen zu ſollen, iſt Vielen widerwärtig, die für ein paar vorgetragene Geſangstriller oder den Anblick einer ausgezeichnet kurzgeſchürzten Tänzerin wohl gar das Doppelte bezahlen, und ſich dazu drängen. Klar genug iſt es, daß Ohrenkitzel und Augenlüſternheit ſpottleicht den Sieg über Gedanken davon tragen, man nicht prüfend in ſich hineinſchauen, ſondern ſich nur zerſtreuen will nach dem Zerſinnen über irdiſchen Vortheil, ſo daß ſich die Mephiſtopheliſche Erfahrung anwenden läßt:

„Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, ſey nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Wir könnten noch Vieles berühren, was die Volkseigenthümlichkeit untergräbt und verjagt, beſchränken uns jedoch auf Hauptſächliches, um uns von perſönlichem, ob auch gerechtem Tadel fern zu halten. Unſer Zweck iſt, bei den gefährlich werdenden Mißzuſtänden des Sittlichen auf beherzigenswerthe Warnungen hinzuweiſen, weshalb wir auch noch folgende Bemerkung des Freiherrn v. Stein hier einſchalten: „Unſer Geſchlecht krankt an der Selbſtſucht und dem Verlangen nach dem Genuſſe des Augenblicks. Das Uebermaaß der Uebel wird das kommende Geſchlecht ſtählen, vielleicht aber auch vollends erdrücken und ganz verthieren, wenn wir uns nicht damit beſchäftigen, unſre Kinder zu den Grundſätzen zurückzuführen, deren Verlaſſen an dem allgemeinen Untergange ſchuld iſt." — Wir wollten überhaupt nur rathen, auf ſolche Stimmen zu achten, damit nicht das die Zukunft Bedrohlichſte ſtatt in Abhülfe in völlig Wüſtes treibe, aus dem zu retten unmöglich iſt. Namentlich in Betracht Deutſchlands mögen wir noch nicht für wahr halten, was neulich der kenntnißvolle und rechtſchaffene Engländer Carlyle veröffentlichte.

„Die Geſellſchaft", ſagt er, „iſt faul im Innern, äuſſerlich Uebertünchen hilft da nicht, gänzlich verweſen muß ſie, um einer neuen Platz zu machen: die Fäulniß in das Aergſte ſteigern heißt für die Menſchheit wirken. Die heutige Geſellſchaft muß ihr Schickſal erfüllen, denn ſollte man darauf rechnen, es heile Jeder ſich ſelbſt, um ſo dem Ganzen Heilung zu verſchaffen, müßte man auf Wunder rechnen bei der Mammons-Abgötterei, dem Magen-Cultus und der ſchnödeſten Gewinnmacherei bis in den kleinſten Geſchäftskreis der Nation. Es fehlt Glaube, edle Geſinnung, Mannesthat, Aufrichtigkeit, und dies wird heuchleriſch verdeckt hinter Scheinreligion, eitle und politiſche Wohlthätigkeit, geheim wucheriſch benutzte Aſſociation, lauernde und feindliche Selbſtſucht gegen Mitbewerber auf gleichem und noch gehäſſiger gegen die auf ehrlichem Wege. Denn bei jenen Anſichten gilt Ehrlichkeit für Verbrechen, weil ſie am meiſten hinderlich aber auch leicht beſeitigt iſt, da ſie einzeln ſteht und in ſolcher Verſchlechterung einzeln ſtehen muß."

Das iſt eine ſchauerliche Schilderung, aus dem Treiben der Engländer hervorgegangen, und rechnen wir nicht auf Wunder, glauben wir doch gern noch an deutſche Kraft, um in unſerm Volk die Allgemeinheit einer ſo entſetzlichen Abzehrung des Sittlichen zu hemmen, und dort, wo ſie bereits hingedrungen, Ableit- und Geneſungsmittel zu erzeugen. Richtig aber iſt es: in dem Grade, wie Genußſucht ſteigt, bleiben, trotz aller oberflächlichen Blendung, die nicht von Dauer ſeyn kann, Geiſt, Einſicht, Vernunft und Volkswohl zurück, und dem Verderben öffnen ſich überall Thore und Pforten. Richtig iſt es nächſtdem, daß Jeder männlich Widerſtand leiſten, in und an ſich ſelber beſſern, ſein Familienleben geiſtig und leiblich ordnen, Uebergriffe in möglichſt ruhiger Feſtigkeit beherrſchen muß, um als Beiſpiel den Vielen die Geneſung von ſittlicher Schwindſucht zu erleichtern. Wer das nicht will oder nicht kann wegen Verſchwendung und Verpeſtung ſeines Seelenlebens, der iſt ein verächtlicher Mitarbeiter am Verfaulen der Geſellſchaft; würden gar dieſe Einen zur Mehrheit, dann freilich wird ſich die Verkündigung Niebuhr's und zahlreicher Beiſtimmen bewahren. Man müßte ſich ja weiſer und mächtiger dünken als Gott, ſollte man meinen, nach Untergang der Sittlichkeit und des Glaubens, der auch die ewige Vergeltung einſchließt, „Wohlſtand, Freiheit, Bildung und Wiſſenſchaft" noch retten zu können: denn Gott hilft niemals da, wo ſich die Menſchen nicht helfen wollen!

G h.

Anzeigen
der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

„Gubitz' Volks-Kalender für 1859“

(der fünfundzwanzigſte Jahrgang) hat folgenden **Inhalt:**

Daß der vollſtändige und ausführliche Kalender (mit ſeinen bezüglichen Bildern) den Anfang macht, Alles, was ihm ſonſt, je nach Veränderungen, welche aus dem genannten Jahre hervorgehen, beigeſellt iſt (Aſtronomiſches, alter Kalender, Feſttage der Juden, Jahrmärkte [bei der Ausgabe für nicht-preußiſche Landestheile durch allgemeinen Stoff erſetzt], Genealogie, Uhrentafel ꝛc.), verſteht ſich von ſelbſt. Die Räume, am Rande jeden Monatsſchluſſes erſpart, ſind gefüllt mit den Abhandlungen: Zur Reiſe in die Verhältniſſe des Lebens. (Der Vater an den Sohn.) Von **F. Rochlitz.** Altdeutſche Mahnung. Aufgefangene Bemerkungen für Nachdenkliche. Die Gelehrſamkeit im Kampf gegen Marktweiber. Aus dem alten Buch: „Der höfliche Schüler.“ — Oberhalb befindet ſich an herzigem und beluſtigendem Beiwerk: Zurechtweiſung. Zur Ueberlegung. Aus einem ſpottenden „Theater-Prolog.“ Abfertigung. Wünſche. Gruß dem Frühling. Sehr einfach. Einige Volksräthſel der Ungarn. Deutung. Manneswerth. Dann freilich! Talent und Sünde. Zum Merkbuch. Aus einem Luſtſpiel. Das irdiſche Leben. Spöttiſch gegebener und doch befolgter Rath. Ueberraſchendes über die Ueberraſchung. Selbſtlohn. Weisheit im Dunkeln. Nützliche Lehrſprüche der Perſer. Thränen. Unangenehmer Troſt. Je nach den Erlebniſſen. Der mit vier Buchſtaben abgefertigte Freier. Eine Antwort Leſſing's. Das kann ſeyn. Nicht jedes Sprüchwort hat reinen Sinn. Nießwurz. Vergänglich und beſtehend. Eitelkeit. Liebe und Weisheit. Ehezwiſt. Lichte Anſicht. Endlos Schaffen. — Dieſen Gaben aus den verſchiedenen Bereichen des Geiſtes ſchließt ſich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“,

deſſen Inhaltsangabe in den beigefügten Zahlen die der Bilder bezeichnet: Titel mit Sinnſpruch. (1) Gegen Unmuth. Von („**Gtz.**“) **F. W. Gubitz.** (1) Karl von und zum Stein. Von **Gtz.** (1) Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels. Von **Gtz.** (1) Das erſte Kaffeehaus in Wien. Von **Fr. Bertram** (1). Der Drache. Von **H. Stahl.** (1) Geſchichtliches und Aerztliches für und wider den Tabak. Von **Gtz.** (3) Streitende Gegenſätze. Von **Fr. v. Schönholz.** (6) Sinnige Treffer des deutſchen Reims. Von **Gtz.** (1) Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Von **Gtz.** (1) Von „Dorfgeſchichten.“ Nach Berichten einiger Dorfprediger. Von **A. Martini.** (3) Eine Nacht auf dem Deck. Von **Heinrich Smidt.** (2) Das Mauſoleum in Charlottenburg. Von **Gtz.** (2) Die Blattformen. Von **H. Stahl.** (36) Aprilſtreiche. Von **Ed. Müller.** (1) Alte und neue Welt. Von **J. F. Voß.** (7) Der

Leiermann und ſein Pflegekind. Von **Charlotte Birch-Pfeiffer.** (12) [*] Möven. Von **H. Stahl.** (2) Er kann ſich nicht graueln. Altdeutſches Mährchen nach abweichender Ueberlieferung. Von **H. v. Hagen.** (4) Ausländiſche Handelspflanzen. Von **K. A. Schönke.** (2) Abenteuer auf kurzer Reiſe. Von **J. H. C. Heydenreich.** (4) Alte und neue Hexerei. Von **C. Rienitz.** (2) Betrachtung des Bildchens zum Kalender-Titel. Von **Gy.** (1)

Die früheren „Volks-Kalender" ſind zum Theil völlig vergriffen, namentlich die für 1836, 1837 und 1838, er iſt alſo nur noch in den andern Jahrgängen zu haben. Vollſtändig aber können wir liefern das „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden", bemerken jedoch, daß auch davon nur noch wenige Exemplare in unſerem Beſitz ſind.

Vereins-Buchhandlung.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Der nächſte Jahrgang (der neununddreißigſte, für 1860) wird enthalten:

Die Grille. Ländliches Charakterbild in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — John der Ziegler. Trauerſpiel in fünf Akten von Anton Gubitz. (Nach der letzten Handſchrift.) — **Selbſthülfe.** Luſtſpiel in fünf Akten von J. C. Kleebus. — **Die Töchter des** Cid. Drama in vier Akten von Philipp J. Meyer. — **Ein alter Muſikant.** Drama in einem Akt von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Der achtunddreißigſte Jahrgang (für 1859) enthält:

Kräftige Mittel. Luſtſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Ein Ring. Intriguenſtück in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Eheſcheu im Fegefeuer. Luſtſpiel in einem Akt von J. C. Kleebus. — Guſtav Adolph an der Oder. Geſchichtlich Schauſpiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — Wem ſoll man Wort halten? Poſſenſpiel in vier Akten von Fr. Schulz.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Es iſt die einzige Sammlung in der deutſchen Literatur, die nur deutſch-eigenthümliche Schauſpiele aufnimmt, und ſie verdient die vollſte Theilnahme. Möge man alſo dafür ſorgen helfen, daß ſie wenigſtens in jeder Leihbibliothek zu finden iſt; umſichtige Beſitzer von Leihbibliotheken werden dazu keiner Anmahnung bedürfen.

Fortdauernde Preis-Ermäſſigung.

Man hat uns den Vorwurf gemacht, daß wir die Zeit der Preis-Ermäßigung für die „Deutſchen Volksbücher" ſo kurz anberaumten, daß Viele davon nicht Kenntniß nehmen konnten. Obwohl wir mit dem Erfolg unſerer erſten Mittheilung in den vorjährigen Anzeigen zufrieden ſind, gehen wir dennoch auf Zeiterweiterung ein, wiederholen demnach unſere erſte Bekanntmachung:

---

[*] Dies iſt die Erzählung, nach welcher die Verfaſſerin ihr Volksſchauſpiel (mit demſelben Titel) ſchrieb.

„Deutſche Volksbücher.

Nach den echteſten Ausgaben hergeſtellt von
K. Simrock.

Till Eulenſpiegel. Mit 40 Holzſchnitten. 10 Sgr.
Salomon und Morolf. Mit 14 Holzſchnitten. 5 Sgr.
Biſchof Gregorius auf dem Stein. Mit 12 Holzſchnitten. 5 Sgr.
Die ſieben weiſen Meiſter. Mit 28 Holzſchnitten. 10 Sgr.
Die Schildbürger. Mit 15 Holzſchnitten. 10 Sgr.

Bis Ende April 1860 werden

alle fünf für 20 Sgr.

überlaſſen, wofür ſie durch jede Buchhandlung von jetzt an zu haben ſind. Für einzelne dieſer Volksbücher gilt ungeändert der bisherige Preis, der vom 1. Mai 1860 an durchweg wieder erneuert wird, und auch erneuert werden muß, denn fortwährend ſie für den ſo ſehr ermäßigten Preis zu liefern, wären wir nicht im Stande.“

Nachträglich ſey bemerkt, daß Simrock von „Salomon und Morolf“ eine ihm eigenthümlich angehörende gereimte Ausgabe veranſtaltete, die den Humor noch erhöhte. Der Preis iſt 10 Sgr., wir wollen aber

„**Salomon und Morolf.**
Ein kurzweiliges Heldengedicht, neu gereimt
von
Dr. K. Simrock.
Mit 12 bildlichen Darſtellungen“

bis Ende April 1860 zu 6 Sgr. liefern, und iſt auch dieſe Ausgabe für den ermäßigten Preis durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Und da wir doch nun einmal für Volksbücher die Preiſe ermäßigten, geſchehe es noch mit den folgend genannten:

Das Nibelungenlied.

Mit dem Schlußgeſang:

Die Klage.

Herausgegeben durch F. H. von der Hagen.
Mit 60 trefflichen Holzſchnitten.

Es iſt die vollſtändigſte Ausgabe, durch die Ausſtattung eine Prachtausgabe, koſtete bisher 1 Thlr. 22½ Sgr. und wir überlaſſen ſie bis Ende April 1860 für 24 Sgr.

Das Gedicht von der Roſe.

Eingeführt von F. H. von der Hagen.

Der bisherige Preis von 1 Thlr wird zu 12 Sgr. ermäßigt, und dafür iſt dies berühmte Volksbuch bis Ende April 1860 ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu haben.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Die volle Aufmerkſamkeit und Theilnahme verdienen die beiden neuen Werke:

„Der Weltprieſter und „Förſters Lieschen“.

Zeitroman aus voller Wahrheit.“
(Preis 1½ Thlr.)

und

„Eine gemiſchte Ehe.

Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde.“
(Preis 1 Thlr.)

Auf dem Titel beider Werke hat ſich der Verfaſſer K. Gruenz genannt: es iſt die Buchſtaben-Verſetzung ſeines wahren Namens: **G. Kuenzer**, und nun das Geheimniß nicht mehr nöthig, weil der Tiefgebeugte durch Selbſtmord ſich vom irdiſchen Leben befreite. Er war zuletzt Rector in Weiſſenfels; als wir ihm dorthin am 7. März 1859 ſeine Frei-Exemplare mit der Poſt ſandten, kam das Päckchen als „unbeſtellbar“ zurück, und wenige Tage ſpäter war in den Zeitungen zu leſen: „Der Rector Künzer aus Weiſſenfels hat ſich in der Bude eines Eiſenbahn-Wärters bei Halle erſchoſſen.“ — Da aus jenen beiden Büchern ſeine Erlebniſſe bekannt werden, laſſen ſich die Gründe ſeines Lebensüberdruſſes erklären. Sonderbarer Weiſe ſchließt er mit der Ankündigung ſeines Todes ſein zweites Werk, das man eine neue Wertheriade nennen kann, eine um ſo tiefer erſchütternde, weil ſie, wie man aus dem Ganzen erkennt, furchtbare Wahrheit enthält in Verhältniſſen, die für unſere Gegenwart von ſchmerzlicher Einwirkung ſind. — Durch Gnade Gottes ſey Frieden mit dem Unglücklichen!

Geſchichte und Volksſchilderungen.

Geſchichte Friedrich des Großen. Ein Volksbuch von Dr. Franz **Becker**. Mit dem Standbilde Friedrich’s von Rauch und elf andern Holzſchnitten. 12½ Sgr.

Bilder aus der Geſchichte. Von einem alten Staatsbeamten. I. Friedrich der Große. Bisher ungedruckte Anekdoten, mit einem Schlachtplan nach des Königs eigenhändiger Zeichnung und dem Facſimile ſeiner Unterſchrift. II. Ueber die franzöſiſche Revolution. III. Berlin im Jahre 1807. 15 Sgr.

Blätter der Erinnerung an Preuſſens König Friedrich Wilhelm III. Mit deſſen Bildniß. 6 Sgr.

Die Ungarn wie ſie ſind. Charakter-Schilderungen dieſes Volks in ſeinen Verhältniſſen und Geſinnungen. Von Auguſt **Ellrich**. **Zweite Auflage**. 1 Thlr 7½ Sgr. (Der Verfaſſer lebte neun Jahre in Ungarn und noch an zwanzig Jahre in andern Ländern Oeſtreichs.)

Genrebilder aus Oeſtreich und den verwandten Ländern. Von Auguſt **Ellrich**. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Menſch des Südens und der Menſch des Nordens. Von L. M. Fouqué. 18 Sgr.

Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Von Dan. Leßmann. (Süd-Frankreich, Spanien, England.) Zwei Theile. 3 Thlr. 10 Sgr.

Maſtino II della Scala. Beitrag zur Geſchichte der ober-italieniſchen Staaten im Mittelalter. Von Dan. Leßmann. 1 Thlr. 15 Sgr.

Afrika. Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen in dieſem Erdtheile. Von J. Löwenberg. 1 Thlr.

Die Polen. Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Volks. Aus den Erinnerungen eines alten Juſtiz-Beamten. 10 Sgr.

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staats zum Vortrag und Selbſtunterricht. Von Dr. Karl Roſenberg. Zwei Bde. 1 Thlr 5 Sgr.

Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten Zeiten bis zu unſern Tagen (bis zum Jahr 1853). Vom Profeſſer K. Stein. 3 Thlr.

Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien. Von einem Deutſchen, der in engliſchen Dienſten ſtand. 1 Thlr. 20 Sgr.

Italien und die Italiener im Neunzehnten Jahrhundert. Nach dem Engliſchen des Vieuſſeux von G. Lotz. Zwei Bde. 1 Thlr. 20 Sgr.

Tagebuch der Belagerung von Colberg 1807, und Tagebuch der Geſchichte des Schillſchen Corps. Nach Handſchriften mitthätiger Offiziere. 10 Sgr.

Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe

zu haben bei

F. W. Gubitz.

Profeſſor an der Königl. Preuß. Academie der Künſte.

Achtes Heft. Nr. 2362 — 2532.

Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Dies iſt das reichhaltigſte Heft an Bildniſſen, deren es 85 enthält, von bedeutenden Perſonen, an Genrebildern, Anſichten, von Städten, Gegenden, Denkmalen, Verzierungen aller Art u. ſ. w. Demnach ſind die Abdrücke an ſich von Werth und brauchbar für mancherlei Zwecke, ſo wie für Sammler und zu Einrahmungen. Für den geringen Preis iſt eine ſolche Anzahl von Abbildungen jedenfalls gewiß Vielen annehmbar und erfreulich.

Die inhaltvollen Werke unſres Verlags:

„Goethe in Briefen und Geſprächen“
„Schiller in Briefen und Geſprächen“

zwei ſtarke Bände, die alles Bedeutende ſammelten, was als Supplement zu den Schriften unſrer ruhmreichſten Dichter ſchon Vielen willkommen war, koſteten bisher $2\frac{1}{2}$ Thlr. Wir wurden veranlaßt, von jetzt an, ſo weit die Auflage noch reicht, den Preis auf 1 Thlr. zu ſtellen, wofür beide Werke durch jede Buchhandlung zu beziehen ſind.

Im Monat October 1859 erſcheinen:

Gedichte
von
F. W. Gubitz.
Zwei Bände.
(Preis 2⅓ Thlr.)

Erſter Band. Eingang. — Lebensgetriebe und Lebenskämpfe. — Gefühlswallungen. Jugendbild. — Erzählend. — Abends-Athemzüge. Liederkreis. — Lieb' in Leid, Luſt und Scherz. — Die Temperamente der Liebe. — Nach Volkston. — Morgenländiſcher Anhauch. — Trink-Launen. — Fauſt und Mephiſto in Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. — Reimſprüche. **Zweiter Band.** Andacht und Glaube. — Natur im Bild und Troſt. — Gedankenwege. (I. Bis zum Wahnſinn. II. Bis zur Selbſthülfe.) — Literariſch. — Epiſteln. — Larvenſpiel. — Jahre, Monate, Tage. — Stechend und beſchwichtigend. — Gemiſcht. — Reimſpitzen und Stachelreime.

Nach einem langen, vielfach bewegten Leben habe ich erſt jetzt meine Gedichte geſammelt. Sie zu empfehlen, geziemt mir nicht, ſie in Buchhandels-Anzeigen empfohlen zu ſehen, iſt nicht minder gegen mein Gefühl. Meine Landsleute nehmen dieſe Sammlung hoffentlich in die Hand, und alles Andere iſt ihnen überlaſſen. **Gz.**

Berühmte Schriftſteller
der
Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen
aus dem Leben von

Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Matthiſſon, Gleim, Zach. Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer und Anderen.

Zwei Bände. Preis: 4 Thlr.

Geiſtige Feldzüge.

Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von

Achim v. Arnim, Helmina v. Chezy, J. Ellendorf, C. J. Ch. Gantzer, F. W. Gubitz, T. Heinſius, H. Herrmann, F. L. Jahn, Verus Momus, Wilhelm Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilhelm Waiblinger und Ernſt Woldemar. Preis: 1⅓ Thlr.

Beide Werke ſind in deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften empfohlen werden als vorzügliche Hülfsmittel zur Kenntniß des deutſchen-

Lebens und der deutſchen Literatur. Das „Athenäum français" ſagt unter Anderem: „Dieſe Schriften gehören zu jenen intereſſanten, an literariſchen Mittheilungen reichen Publicationen, welche Deutſchland eigenthümlich ſind und ſich auch in Frankreich einbürgern ſollten."

So weit der Raum reicht, geben wir noch die Titel von Verlagswerken, denen in allen Beurtheilungen ihr Werth zuerkannt wurde.

Hausbuch für Frauen, enthaltend alles Wirthſchaftliche in jedem Bezuge. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen, von Dr. Andreſſe. 1 Thlr 10 Sgr.

Der praktiſche Hausarzt. Von Dr. Andreſſe. 1 Thlr. 10 Sgr.

Allgemeine Geſundheitslehre für alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft. Von Dr. Sobernheim. 15 Sgr.

Das Leben unſres Heilandes Jeſus Chriſtus. Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen. Mit Holzſchnitten. 15 Sgr.

Geſchichte der chriſtlichen Feſte. Entwickelung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung. Von Dr. J. G. Müller. 12 Sgr.

Der Himmel auf Erden. Andachtsbuch zur Tröſtung im Leben und zum Frieden der Seele. Von Dr. J. F. Voß. 15 Sgr.

Glaubensweisheit. Geiſt der drei Hauptreligionen Europa's. 5 Sgr.

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten, erzählt von Bertram, E. Karoli und A. Sartorius. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Sgr.

Novellen aus dem modernen Leben. (Zwei Schweſtern. In's Kloſter. Eine moderne Ehe.) Von Paolo. (Anton Gubitz.) 1 Thlr.

Liederbuch für deutſche Künſtler. Herausgegeben von Franz Kugler. Mit vielen Melodien und Vignetten. 1 Thlr. 10 Sgr.

Seemanns-Sagen und Schiffer-Mährchen, geſammelt von Heinrich Smidt. Zweite vollſtändige Ausgabe. 1 Thlr.

Deutſche Volkslieder mit ihren Original-Weiſen. Nach handſchriftlichen Quellen herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von A. Kretzſchmer und A. W. v. Zuccalmaglio. Zwei Bände (Prachtdruck) in achtzehn Heften. 3 Thlr.

Novellen aus der Theaterwelt. Von J. Curtius, A. Naumann und D. Schiff. 18 Sgr.

Euryanthe. Von Helmine v. Chezy. (Die alte Sage, wonach die Oper gedichtet iſt.) 22½ Sgr.

In dem Verlage von **Scheitlin & Zollikofer** in St. Gallen erſchien:

Das Lied vom Ewigen.

Phantaſie über ein unbeliebtes Thema.

Von

R. A. Hartmann.

15 Ngr. 54 kr. 1 Fr. 80 Ct.

Neue Reiſebilder
aus der Schweiz,
in **Gedichten** von
Adolf Stöber.

Miniaturausgabe. Eleg. geh. 12 Ngr. 42 kr. 1 Fr. 50. Ct.

Adolf Stöber, der geiſt- und gemüthreiche elſäſſiſche Dichter mit dem treuen deutſchen Herzen voll Liebe, Kraft und Glauben, bietet uns hier eine neue Reihe jener friſchen und anmuthigen Naturgemälde, deren erſte Sammlung ſo beifällig aufgenommen wurde. Es ſind mannigfaltige, erhabene und liebliche Bilder in idealer, harmoniſcher Auffaſſung, die den Stempel der Gediegenheit und Würde an ſich tragen, welcher ihnen einen bleibenden Werth verleiht.

Eine Erſteigung
des
Piz Linard
im **Unter-Engadin.**
Von J. J. Weilenmann.
6 Ngr. 21 kr. 60 Ct.

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender".

Von den Bildern in ſämmtlichen Jahrgängen des „Volks-Kalender" (oder beſtimmter: im „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden") ſind durch die Vereins-Buchhandlung Abgüſſe der Platten zu beziehen. Sie zählen bis zu 3000 und in dem erſchienenen „Inhalts-Verzeichniß" (3 Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe angegeben. Wie man mit dieſen Bildern ſchon früher in den entfernteſten fremden Ländern für Kalender und bildgeſchmückte („illuſtrirte") Werke leicht geſorgt hat, ſo iſt es auch im Jahr 1859 geſchehen, und zu älteren Unternehmungen ſind neue — jetzt auch ein Volks-Kalender für Mexico — hinzugekommen. Zur Auswahl muß freilich das vollſtändige „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden" vorliegen, und um dies ſo bequem als möglich zu machen, ſollen die Fünfundzwanzig Jahrgänge — in einer dazu beſtimmten geringen Anzahl — von jetzt an bis Ende Februar 1860 für den Preis von 4½ Thlr. geliefert und können dieſelben in jeder Buchhandlung beſtellt werden.

Zu Verzierungen für Feſt- und Gelegenheits-Schriften überhaupt, dient beſonders noch die „Sammlung von Verzierungen für die Buchdruckerpreſſe". Sie koſtet mit dem ſo eben erſchienenen achten Heft — Nr. 2362 bis 2532 — 11½ Thlr. Die Vereins-Buchhandlung liefert ſie aber Buchdruckerei-Beſitzern für Fünf Thaler.

Berlin, 1. Auguſt 1858. **Gz.**

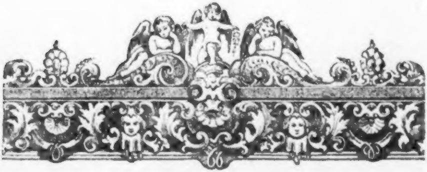
Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Deutſcher
Volks-Kalender
1861.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern.

Siebenundzwanzigſter Jahrgang.



Ihr Deutſche, oft ſo grundgeſcheidt,
Für Euch macht Euch geſcheidter!
Ihr hadert ſtets um Einigkeit,
Verſtrickt dabei Euch mehr in Streit.
Und treibet als Verbreiter
Des Zwiſts nur dieſen weiter; —
O Deutſche, oft ſo grundgeſcheidt,
Zur Eintracht ſeyd bereiter!

1 NGR 3 PF.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

1861.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.

V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A: Aufgang.
U. Untergang.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1861ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5810 te.
Seit Chriſti Tode	— 1828 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1788 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1906 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 280 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 162 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 481 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 421 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 370 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 252 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 204 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 161 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 66 —
Seit Friedrich Wilhelm's IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 67 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 22 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✱ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Januar 1861. Alter **Dez.1860.**

1. Von der Beſchneidung Chriſti. Luc. 2. Ev. Gal. 3.

Dienſt.	1	**Neujahr**	♍	☿ iſt in d. **Mon.** am **Mor-**	20	Julius.
Mittw.	2	Odilo	♍	☾Erdn. genh. nicht ſichtb. ♀	21	Thom. A.
Donn.	3	Geneſeva	♎	iſt als **Morgenſt.** anf. noch	22	Greg. S.
Freit.	4	Titus	♎	🌗 2.22′ V. ♂ in ♈ 2 **St.**	23	Dagobert
Sonn.	5	Eduard	♏	am **Morgenh.** zu ſehen;	24	Adam E. †

2. Von den Weiſen im Morgenlande, Matth. 2 Ev. Eſaias 60.

Sonnt.	6	**H. 3 K. Ep.**	♍	ihre **Sichtbarkeit** vermind.	25	**H. Chriſtf.**
Mont.	7	Reinbold	♐	ſich aber ſo, daſs ſie a. Ende	26	**Stephan**
Dienſt.	8	Gudula	♐	nur ¾ **St.** lang geſ. werd.	27	**Joh. Ev.**°
Mittw.	9	Julian	♐	kann. ♂ iſt anf. rechtl., ſteht	28	Unſch. K.
Donn.	10	Paul. Einſ.	♑	dann noch im **Zeich.** d. ♓,	29	Thom. C.
Freit.	11	Hygyn	♑	🌑 3.55′ V. ☾☊. U. ☉ F.	30	David
Sonn.	12	Ernſt	♒	tritt aber gleich in das	31	Sylveſter

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ev. Röm. 12.

Sonnt.	13	**1. n. Ep.**	♒	Hilarius. des ♈; er ſteht	1	**J 1861 N.**
Mont.	14	Felix	♓	am **Abendh.** ♃ iſt zu **Anf.**	2	Odilo
Dienſt.	15	Maurus	♓	rückg. u. ſteht im **Zeichen** d.	3	Geneſeva
Mittw.	16	Marcellus	♓	♌; anf. geht er um 8 **Uhr**	4	Titus
Donn.	17	Anton	♈	☾Erdf. **Abds.** zul. um 6 **U.**	5	Eduard
Freit.	18	**Krön.-T.**	♈	🌓 Priſca. **Nachm.** auf u,	6	**H. 3 K. Ep.**
Sonn.	19	Marius	♉	4.28′ V. glänzt d. ganze	7	Reinold

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	20	**2. n. Ep.**	♉	Fab. Seb. **Nacht** hindurch.	8	**1. n. Ep.**
Mont.	21	Agnes	♉	♄ iſt i. **Anfange** d. **J.** rückg.	9	Julian
Dienſt.	22	Vincenz	♊	u. ſteht im **Zeichen** der ♍	10	Paul. Einſ.
Mittw.	23	Mar. Ver.	♊	er geht um 9 **U. Abds.** auf	11	Hygin
Donn.	24	Bertram	♋	u. iſt d. ganze **Nacht** hind.	12	Ernſt
Freit.	25	Paul Bek.	♋	🌕 ☾☋. ſichtb. ♅ iſt, da er	13	Hilarius
Sonn.	26	Polykarp	♌	5.34′ N. im **Dec.** in ☍	14	Felix

5. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1 Cor. 9.

Sonnt.	27	**Septuag.**	♌	Chryſoſt: mit d. ☉ geweſen	15	**2 n. Ep.**
Mont.	28	Karl d. G.	♍	iſt, noch rückl. Er iſt faſt d.	16	Marcellus
Dienſt.	29	Franz S.	♍	☾Erdn. ganze **Nacht** durch	17	Anton
Mittw.	30	Adelgunde	♎	ſichtb., da er etwas v. **Anbr.**	18	Priſca
Donn.	31	Lud. Alb:	♎	☿ ob. ☌ ☉. d. **Tages unterg.**	18	Marius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 4. Januar nach 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 11. Januar kurz vor 4 Uhr Morgens der neue Mond, nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 19. Januar kurz vor halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 26. Januar bald nach halb 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 14	8 2	4 16	15 46
21	8 37	7 53	4 31	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
9 50		1
11 13		2
Morg.		3
12 35		4
1 59		5
		🌗
3 23		6
4 44		7
5 57		8
6 57		9
7 43	Abds.	10
8 16	4 44	11
	6 0	12
		🌑
	7 14	13
	8 21	14
	9 33	15
	10 41	16
	11 49	17
	Morg.	18
	12 58	19
		🌓
	2 7	20
	3 17	21
	4 25	22
	5 26	23
	6 17	24
Abds.	6 58	25
4 40	7 29	26
		🌕
6 5	7 54	27
7 31		28
8 56		29
10 40		30
11 46		31

Wunſch.

Danke dem Herrn zum neuen Jahre,
Ruft ihn an, daß er belebt
Was zum Heil uns treu umſchaare,
Kraft und Geiſt des Volks erhebt,
Hell eröffne Bahn uns Allen
Zu der Gottheit Wohlgefallen!

Literargeſchichtliche Findlinge.

Als Johann Nicolaus Götz ſich in einem Briefe an Gleim über einen gallſüchtigen Recenſenten beklagte, antwortete dieſer:

„Laß uns dichten,
Daß wir Freuden uns erwerben,
Laß ſie richten,
Bis ſie einſt an Galle ſterben:
All ihr Schmähen hilft zu Ehren,
Und auch Tücke kann — belehren.“

In einer Geſellſchaft, wo man den Sprachſchwulſt des Hoffmannswaldau und Lohenſtein tief verdammte, erinnerte Käſtner endlich an dieſer Männer Verdienſte für die Sprache und ſetzte dann hinzu: „Sie haben wenigſtens aus dem Nichts ein Chaos gemacht.“

Vom Eſſen und Trinken.

„Da man nicht füglich ohne Tiſch eſſen kann“, ſo beginnt ein Gerneſſer ſeinen Bericht, „ſo war es geſchichtlich nothwendig, daß der Tiſch erfunden wurde.“ Nun haben wir freilich Manchen eſſen ſehen aus der Hand in den Mund, das iſt aber Ausnahme, und der Gerneſſer ſoll recht haben: der Tiſch wurde des Eſſens wegen erfunden, und er beruft ſich darauf, daß man noch heut ſagt: wir gehen zu Tiſch, das heißt: wir gehen zum Eſſen. War aber der Tiſch erfunden, ſo folgte der Stuhl

Februar 1861. Alter **Januar.**

Freit.	1 Brigitta	♏	☾ ☿ i. d. 31. Jan. Abdſt.	20 Fab. Seb.
Sonn.	2 **Mar. R. L.**	♏	10.27' V. geword., u.	21 Agnes

6. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	3 **Sexageſ.**	♏	Blaſius. kann zul. in ſeiner	22 3. n. **Ep.**
Mont.	4 Veronica	♐	gr. öſtl. **Ausw.** ¾ **St.** geſch.	23 Maria V.
Dienſt.	5 Agatha	♐	werd. ♀, die anf. ¾ St. am	24 Bertram
Mittw.	6 Dorothea	♑	**Morgenh.** zu ſehen iſt, ver-	25 Paul. Bek.
Donn.	7 Rembertus	♑	☾☊ ſchwind. **Mitte d. M.**	26 Polykarp
Freit.	8 Anſcharius	♒	🌑 völlig in d. Dämm. ♂	27 Chryſoſt.
Sonn.	9 Apollonia	♒	8.33' N. iſt aufzuſuch.	28 Karl d. Gr.

7. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	10 **Eſtomihi**	♒	Scholaſtica. ♃☍☉ am	29 4. n. **Ep.**
Mont.	11 Deſiderius	♓	Abendh., tritt **Mitte d. M.**	30 Adelgunde
Dienſt.	12 **Faſtnacht**	♓	Eulalia. im Zeichen des ♉	31 Lud. Alb.
Mittw.	13 **Aſchermit.**	♈	Gilbert. u. iſt 5 St. ſicht. ♃	1 **Februar**
Donn.	14 Valentin	♈	☾ Erdf. tritt d. 10. in ☍ m.	2 **Mar. R. L.**
Freit.	15 Fauſtin	♈	♅ rechtl. d. ☉, um **Mittern.**	3 Blaſius
Sonn.	16 Juliane	♉	ſteht er ihr im S. gegenüb. u	4 Veronica

8. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	17 1. **Invoc.**	♉	Benignus. glänzt d. ganze	5 5. n. **Ep.**
Mont.	18 Simeon	♊	☽ 12.47' B. ♂ i. ♉. Nacht	6 Dorothea
Dienſt.	19 Leontius	♊	am hellſt. i. d. J. ♄ tritt	7 Rembertus
Mittw.	20 **Quatem.** †	♋	Eucharius. am 24. in ☍ mit	8 Anſcharius
Donn.	21 Felix B.	♋	d. ☉, um **Mittern.** ſteht er	9 Apollonia
Freit.	22 Petr. St. †	♋	☾☋. ihr i. S. gegenüb. u.	10 Scholaſt.
Sonn.	23 Serenus †	♌	iſt d. ganze Nacht am hellſt.	11 Deſiderius

9. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	24 2. **Remin.**	♌	Matth. Ap. ♄☍☉. in d. J.	12 6. n **Ep.**
Mont.	25 Mechthil.	♍	🌕 5.11' B. ♅ iſt **Mitte** d.	13 Gilbert
Dienſt.	26 Neſtor	♍	☾ Erdn. **M.** rechtl., u.	14 Valentin
Mittw.	27 Juſtus	♎	☿ gr. öſt. A. ſteht b. **Anbr.** d.	15 Fauſtin
Donn.	28 Romanus	♎	Nacht i. S. u. iſt 8 St. ſicht.	16 Juliane

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 2. Februar kurz vor halb 11 Uhr Vormittags das lezte Viertel.
Sonnabend den 9. Februar gleich nach halb 9 Uhr Abends der neue Mond.
Montag den 18. Februar gleich nach 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens das erſte Viert.
Montag den 25. Febr. kurz vor 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden haben Faſten Eſther am 21., ihr Purim-Feſt am 24. u. 25 Febr.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	11 M.	7 Uhr	34 M.	4 Uhr	50 M.	14 St.	49 M.
11	9	45	7	23	5	8	14	15
21	10	22	7	4	5	26	13	38

☾ Afg. U.	M.	Utg. U.	M.	T.
Morg.				
1	10	B		1
		e i		2
				✱
2	32	T		3
3	48	a		4
4	51	g		5
5	40	e		6
6	17			7
6	44	Abds.		8
7	6	4	56	9
				✱
7	23	6	8	10
7	38	7	18	11
		8	27	12
		9	34	13
B		10	42	14
e i		11	51	15
		Morg.		16
				✱
T		1	0	17
a		2	7	18
g		3	10	19
e		4	5	20
		4	50	21
		5	25	22
		5	53	23
				✱
Morg		6	16	24
6	26	6	35	25
7	54	6	54	26
9	23	7	13	27
10	51	B.	T.	28

Liscow war bekanntlich ſehr erbittert gegen einen Magiſter Sievers, auf den er viel an Spott häufte, namentlich auch über die ſehr ſchlechten Noten, mit denen begleitet Sievers die Paſſion herausgab. Folgendes Epigramm **Liscow's** erinnert an dieſe Erbitterung:

„Magiſter Sievers Werk, die Paſſion mit Noten,
Hat neue Paſſion den Leſenden geboten;
Herr Sievers iſt viel Kreuz, viel Marter iſt ſein Buch,
Der Heiland fehlet nur, doch machet den Verſuch:
Jagt des Magiſters Geiſt in Euch bekannte Heerden,
So wird ein Jeder bald ſich ſelber Heiland werden.“

Seume ſchrieb einſt einem Jugendgeſpielen, den das Glück begünſtigt hatte: „Nehmt Euch in Acht, Ihr Sterblichen, die Ihr ſchnell von den Menſchen vergöttert werdet; was ſie heute ſelbſt auf den Altar zur Anbetung erheben, glauben ſie auch morgen, wie die Ruſſen ihre Heiligenbilder, durchprügeln zu können.“ — In ein Stammbuch ſchrieb **Seume**: „Wer ſich in die ſogenannte große Welt verliebt, findet an ihr wahrlich keine Spröde, nur muß er ihre Gunſt als Schuft mit Schuften theilen.“

---

wie von ſelbſt. Schon zu den Zeiten **Homer's** aß man ſitzend, ſpäter fanden die trägen Perſer es bequemer, bei dem Eſſen halb zu liegen auf weichen Kiſſen; daß ſie dabei ſehr heruntergekommen ſind, bezeugt ein Blick auf die jetzigen Perſer: ihre Lage iſt ſo, daß ſie geſetzte oder gar ſelbſtſtändige Leute — freilich in echter Art überall ſelten — zu beneiden haben. — Schüſſeln ſind mindeſtens ſo alt wie der Tiſch. Gabeln eine Erfindung viel ſpäterer Zeit, und über die Erfindung des Löffels läßt uns alle Gelehrſamkeit im Unklaren. Gewiß iſt jedoch, daß die größten Helden der antiken Staaten unmittelbar mit den Fingern gegeſſen

März 1861.				Alter **Februar**
Freit.	1 Switbertus	♏	☿ iſt anf. ½ **St. am Abendh.**	17 Benignus
Sonn.	2 Simplicius	♏	ſichtb. **Am 11. verſchwindet**	18 Simeon

10. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	3 3. **Oculi**	♐	🌗 7.44′ N. Kunigunde.	19 **Septug.**
Mont.	4 Caſimir.	♐	**er in den Sonnenſtr.** ♀	20 Eucharius
Dienſt.	5 Friedrich	♑	**kommt in d. M.** nicht zum	21 Felix B.
Mittw.	6 **Mittfaſt.**	♑	Perpetua. ☾♌. **Vorſchein.**	22 Pet. Stblf.
Donn.	7 Thom. v. A.	♒	**Sie geht erſt nach d. Anf. d.**	23 Serenus
Freit.	8 Joh. de Deo	♒	**Tagesdämm. auf.** ♂ **bleibt**	24 Matth. Ap.
Sonn.	9 Franziska	♒	**in d. M. im Zeich. d.** ♉,	25 Mechthild.

11. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	10 4. **Lätare**	♓	40 Märt. iſt am Abendh.	26 **Sexageſ.**
Mont.	11 Roſina.	♓	🌑 2.5′ N. **zu ſuchen, u.**	27 Juſtus
Dienſt.	12 Gregor	♈	4 **St. ſichtb.** ♃ **glänzt**	28 Romanus
Mittw.	13 Ernſt	♈	**fortw. die ganze Nacht; er**	1 **März**
Donn.	14 Mathilde.	♈	☾ Erdf. **geht vor d. Abendd.**	2 Simplicius
Freit.	15 Longin	♉	Lunt. ☌ ☉. **auf., u. am Anf.**	3 Kunigunde
Sonn.	16 Heribert	♉	**d. M. 1 St. faſt nach,** zul.	4 Caſimir

12. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	17 5. **Judica**	♊	Gertrud. **gleich mit Beginn**	5 **Eſtomihi**
Mont.	18 **Cyrillus.**	♊	**d. Morgend. unter.** ♄ **iſt**	6 **Perpetua**
Dienſt.	19 Joſeph	♊	🌓 5.59′ N. **M. die ganze**	7 **Faſtnacht**
Mittw.	20 Joachim	♋	☉ i. ♈ Fr.-Anf., T. u. N. g.	8 **Aſcherm.**
Donn.	21 Benedikt	♋	☾☋ **Nacht** glänz. ſichtbar;	9 Franziska
Freit.	22 Oktavian	♌	**geht Ende d. M noch im.**	10 40 Märt.
Sonn.	23 Otto	♌	**b. Tage auf u. erſt um 5 U.**	11 Roſina

13. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	24 6. **Palm.**	♍	Gabriel. **Morg. unter.** ♅	12 1. **Invoc.**
Mont.	25 **Mar. Ver.**	♍	**iſt jetzt bei Andr. d. Nacht**	13 Ernſt
Dienſt.	26 **Ludgerus**	♎	🌕 2.43′ N. ☾ Erdn. **am**	14 **Mathilde**
Mittw.	27 **Rupertus.**	♎	**Weſthim. aufzuſuchen;**	15 **Quatemb.**
Donn.	28 **Gründonn.**	♏	Felix P. **geht auf. um 2 U.**	16 **Heribert**
Freit.	29 **Charfreit.**	♏	Euſtachius. **Nachts, zuletzt**	17 **Gertrud**
Sonn.	30 **Quirinus**	♐	**um 12 Uhr Mittern. unt.**	18 **Cyrillus**

14. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	31 **H. Oſterf.**	♐	Balbina. **Einz i. Paris** 1814.	19 2 **Remin.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 3. März um 3 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 11. März bald nach 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienſtag den 19. März um 6 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 26. März kurz vor 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmit. der volle Mond.

Die Juden haben ihr Paſſafeſt am 26. und 27. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M.	5 Uhr 40 M.	13 St. 7 M.
11	11 32	6 25	5 57	12 28
21	12 11	6 3	6 13	11 49

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
		1
Morg. 12 17	[illegible]	2
		☾
		3
1 36		4
2 44		5
3 38		6
4 19		7
4 49		8
5 11		9
5 28		●
5 45	Abds.	10
6 0	6 14	11
6 13	7 22	12
6 27	8 29	13
	9 38	14
	10 46	15
[illegible]	11 54	16
		☽
	Morg.	17
	12 58	18
	1 54	19
	2 42	20
	3 21	21
	3 51	22
	4 16	23
		○
	4 37	24
Abds.	4 55	25
6 48	5 15	26
8 18	5 35	27
9 49	5 59	28
11 15	6 28	29
Morg.		30
	S. A.	*
12 31		31

Der Dichter J. A. Ebert, auch als Menſch allgemein geſchätzt, ſchrieb wenige Jahre vor ſeinem 1795 erfolgten Tode, in einem Geburtstag-Gedicht für ein Mitglied ſeiner Familie, Folgendes auf ſich ſelbſt:

„Ruhig ſchreit' ich nun an's Ziel,
Freuden durft' ich viel erleben,
Auch der Freunde hatt' ich viel,
Und dem Feind' iſt gern vergeben;
Doch dies will mir unnütz ſcheinen,
Denn mich dünkt, ich habe keinen.“

Heyne, der berühmte Philolog, der mit eigenem tüchtigen Geiſt die Alten prüfte, ſchrieb im Jahr 1782 an einen ſeiner Schüler: „Wir ſollen uns von den Alten belehren und unterhalten, aber nicht hofmeiſtern laſſen. Das Bleibende an ihnen ſey uns ehrwürdig, das Menſchliche geſchont, das Irrende werde abgewieſen. Es giebt kein Zeitalter, auf welches genau der Maaßſtab eines andern Zeitalters paßte, und es iſt allemal veraltert, was ſich nach veralteten Behauptungen richtet, und wär' es das Neueſte, was entſtanden iſt.“

haben. Die Haupterfindung aber, das Eſſen ſelbſt, machte gleich der erſte Menſch, und ſie iſt ihm unzweifelhaft ſogar aufgedrängt worden. — Was die Trinkgefäße betrifft, ſo war erſt die Schale gebräuchlich, bei Wein und Meth, dann der Krug — bei dem Bier im kleinſten Maaße in unſerer Zeit wieder in Anwendung — dann kam bei dem Wein der Becher, der im Mittelalter rundum gereicht wurde, deſſen man ſich aber auch ſchon in der antiken Welt bediente. — Es paßt hier, was Goethe ſagt:

April 1861					Alter	**März**
Mont.	1	**Oſtermont.**	♑	Hugo B. ☿ iſt **i. d. M. auch**	20	Joachim
Dienſt.	2	Franz de P.	♑	🌗 6.52' **V.** ☾♌ **in ſeiner**	21	Benedikt
Mittw.	3	Richard	♑	♂ in ♊. **gr. weſtl. A-**	22	Oktavian
Donn.	4	Iſidor B.	♒	**am 12. nicht ſichtb.** ♀ die zu	23	Otto
Freit.	5	Vincenz	♒	**ihrer ob. Conjunct. i. Mai**	24	Gabriel
Sonn.	6	Sixtus P.	♓	**geht, bleibt auch i. d. M. in**	25	**Mar. Ver.**
		15. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.				
Sonnt.	7	1. **Quaſ.**	♓	Hermann. **den Sonnenſtr.**	26	3 **Oculi**
Mont.	8	Dionyſius	♓	**verborg.** ♂ **iſt als ſchwacher**	27	Rupertus
Dienſt.	9	Maria Cl.	♈	**röthl. Stern am** Abendh.	28	Felix P.
Mittw.	10	Ezechiel	♈	🌑 7.24' V. ☾ Erdf. zu	29	**Mittf.**
Donn.	11	Leo d. Gr.	♉	**ſuchen; er iſt in's Zeich.**	30	Quirinus
Freit.	12	Julius	♉	☿ gr. wſtl. Ausw. der ♊ ge-	31	Balbina
Sonn.	13	Mar. v. C.	♉	♃ rechtl. **treten u. 3 Std.**	1	**April**
		16. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.				
Sonnt.	14	2. **Miſer.**	♊	Tiburtius. ſichtb. ♃ ſteht	2	4. **Lätare**
Mont.	15	Olympius	♊	**um 8. U. Ab. i. Süd.**, bleibt	3	Richard
Dienſt.	16	Droge	♋	**anf. bis 4, zul. bis** 2¼ U.	4	Iſidor B.
Mittw.	17	Rudolph	♋	☾♃ **Morg. ſichtb.; er wird**	5	Vincenz
Donn.	18	Eleuther.	♌	🌓 7.13' V. **Mitte d. M.**	6	Sixtus P.
Freit.	19	Timotheus	♌	**rechtl.** ♄ **iſt fortw. die**	7	Hermann
Sonn.	20	Viktor	♌	**ganze Nacht ſchön zu ſehen**	8	Dionyſius
		17. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.				
Sonnt.	21	3. **Jubil.**	♍	Anſelm. **erſt im letzt. Drit-**	9	5. **Judica**
Mont.	22	Soter	♍	**tel d. M. fängt er an vor**	10	Ezechiel
Dienſt.	23	Georg	♎	**Anbruch d. Tages unterzu-**	11	Leo d. Gr.
Mittw.	24	**Bettag**	♎	🌕 10.51' N. Ab. ☾ Erdn.	12	Julius
Donn.	25	Marc. Ev.	♏	**gehen; er geht dann**	13	Mar. v. C.
Freit.	26	Ferdinand	♏	**um 3 Uhr Morg. unter.** ♀	14	Tiburtius
Sonn.	27	Anaſtaſius	♐	**iſt Anfangs noch 3¼ St. am**	15	Olympius
		18. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.				
Sonnt.	28	4. **Cantate**	♐	Vitalis. **Abendh.** zu ſehen.	16.	6. **Palm.**
Mont.	29	Peter v. M.	♑	☾♌. **Zuletzt geht er mit**	17	Rudolph
Dienſt.	30	Cath. v. S.	♑	**Einbruch der Nacht unter.**	18	Eleuther.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 2. April nach 3 Viertel auf 7 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 10. April gegen halb 8 Uhr Vormittags der neue Mond.
Donnerſtag den 18. April kurz vor 1 Viertel auf 8 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.
Mittwoch den 24. April nach 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 1. und 2., Lag Beomer am [illegible] April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 32 M.	11 St. 7 M.
11	13 31	5 16	6 48	10 29
21	14 9	4 55	7 4	9 51

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	[illegible]
Morg.		
1 31		1
2 17		2
2 50		3
3 6		4
3 26		5
3 52		6
4 7		7
4 21		8
4 35	Abds.	9
4 51	7 28	10
5 9	8 36	11
5 32	9 44	12
5 59	10 49	13
	11 47	14
	Morg.	15
	12 37	16
	1 18	17
	1 50	18
	2 16	19
	2 38	20
	2 57	21
	3 16	22
Abds.	3 33	23
7 12	3 57	24
8 42	4 24	25
10 6		26
11 16		27
Morg.		
12 10		28
12 40		29
		30

Die erſte Gattin Gottſched's, Luiſe Adelgunde Victoria, geborene Kulmus, ſchön, tugendhaft und gelehrt, überſchickte ihm ihr Bild mit folgenden Verſen:

„Blickt Treu' und Zärtlichkeit hier nicht aus allen Zügen,
Der einz'ge Werth, der mich Dir einſt empfahl,
So ſtrafe die Copie nur Lügen,
Und glaube dem Original."

Ein Paſtor fragte Leſſing: warum er denn zuweilen gegen Religion ſey? und Leſſing antwortete: „Ich bin nicht gegen die Religion, habe aber in meiner Jugend ſo oft und viel gedankenlos beten müſſen, daß ich dem Himmel Gedanken ſchuldig geworden bin, und dieſe Schuld ſuch' ich möglichſt abzutragen."

„Wenn man auch für die Wahrheit wirkt, man hat keinen Dank!" ſagte ein junger Mann zu Fichte, und dieſer antwortete: „Säe Du nur, was geht's Dich an, wer da erndtet? — Der wird ſich ſchon finden!" Und bei einer ähnlichen Gelegenheit bemerkte er: „Der Zeitgeiſt iſt wie ein Zerſtreuter; er giebt oft nach langen Zwiſchenräumen erſt Antwort auf Fragen, die man ihm vorlegte."

„Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſeyn,
So wünſch' ich mir künſtlichen griechiſchen Becher."

Winkelmann bemerkt aber: „Der Geſchmack des Weins wird lieblicher durch deſſen Farbe in einem durchſichtigen Glaſe, als aus der koſtbarſten goldenen Schale getrunken", und wir meinen, bei Wein und Bier wird das Glas ſeine Stelle behaupten: man hat es ja auch in

Mai	1861.			Alter **April.**
Mittw.	1 Phil. Jak.	♒	☾ 8.0′ N. ☿ der zu ſeiner	19 Timotheus
Donn.	2 Athanaſius	♒	ob. Conjunction mit d.	20 **Gründonn.**
Freit.	3 † Erfind.	♓	**Sonne geht, iſt in dieſ. M.**	21 **Charf.**
Sonn.	4 Monica	♓	nicht ſichtbar. ♀ kommt am	22 Soter

19. Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	5 5. **Rogate**	♓	Pius V. 11. in die ob. Con-	23 **H. Oſterf.**
Mont.	6 Joh. v. d. Pf.	♈	Hrechtl. junct. mit der ☉,	24 **Oſtermont.**
Dienſt.	7 Stanislaus	♈	☾ Erdf. wird Abendſtern	25 **Oſterdnſt.**
Mittw.	8 Mich. Erſch.	♉	bleibt aber dem unbewaffn.	26 Ferdinand
Donn.	9 **Him. Chr.**	♉	● 11.35′ N. Gregor N.	27 Anaſtaſius
Freit.	10 Gordian	♉	Auge verborgen. ♂ iſt	28 Vitalis
Sonn.	11 Beatrix	♊	♀ ob. ☌ ☉. immer kürz. Zeit	29 Pet. v. M.

20. Von Verheißung des heiligen Geiſtes. Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	12 6. **Exaudi**	♊	Pankratius. am Abendhim	30 1. **Quaſ.**
Mont.	13 Servatius	♋	zu finden; er tritt in das	1 **Mai**
Dienſt.	14 Chriſtian	♋	☾ V. **Zeichen des** ♋ u. iſt	2 Athanaſius
Mittw.	15 Sophia	♋	am Ende d. M. nur ¼ St.	3 † Erfind.
Donn.	16 Joh. v. N.	♌	am Abendh. ſichtb. ♃ ſteht	4 Monica
Freit.	17 Jodocus	♌	☽ 4.31′ N. bei Beginn d.	5 Pius V.
Sonn.	18 Liberius	♍	Nacht bereits a. Weſth.	6 Joh. v. d. Pf.

21. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	19 **Pfingſtf.**	♍	Prudentiana. ♂ in ♋ u.	7 2. **Miſer.**
Mont.	20 **Pfingſtm.**	♎	Baſilla. geht am Ende etw.	8 Mich. E.
Dienſt.	21 Conſtantin	♎	v. 1 U. **Morg.** unt. ♄ wird	9 Gregor N.
Mittw.	22 **Quat.** †	♏	Julian. ☾ Erdn ☿ ob. ☌ ☉.	10 Gordian
Donn.	23 Deſiderius	♏	in d. erſten Tagen rechtl.;	11 Beatrix
Freit.	24 Johanna †	♐	○ 6.33′ V. bei Anbr. der	12 Pankrat.
Sonn.	25 Urban †	♐	Nacht ſteht er ſchon am	13 Servatius

22. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	26 **Trinitatis**	♑	Philipp N. **Weſth.; zul. geht**	14 3. **Jubil.**
Mont.	27 Luciana	♑	☾ Ner ſchon um 1 U. **Morg.**	15 Sophia
Dienſt.	28 Wilhelm	♒	♀ ☌ ♅. unt. ♅ kommt weg.	16 Joh. v. N.
Mittw.	29 Maximin	♒	d. hell. Dämm. nicht z. V.	17 Jodocus
Donn.	30 **Frohnl.**	♒	☾ Felix. P. ſchein für das	18 Liberius
Freit.	31 Petronella	♓	10.53′ V. unb. Auge	19 Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 1. Mai um 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Donnerſtag den 9. Mai bald nach halb 12 Uhr Mitternachts der neue Mond.
Freitag den 17. Mai um halb 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Freitag den 24. Mai bald nach halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Freitag den 31. Mai gegen 11 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben ihr Wochenfeſt am 15. und 16. Mai.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	44 M.	4 Uhr	35 M.	7 Uhr	20 M.	9 St.	16 M.
11	15	17	4	18	7	35	8	43
21	15	45	4	4	7	49	8	15

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
1	18	[illegible]		1
1	40	[illegible]		2
1	58	[illegible]		3
2	16	[illegible]		4
		[illegible]		●
2	28	[illegible]		5
2	42	[illegible]		6
2	58			7
3	15	Abds.		8
3	36	7	30	9
4	3	8	41	10
4	37	9	41	11
				●
		10	30	12
[illegible]		11	16	13
[illegible]		11	52	14
[illegible]		Morg.		15
[illegible]		12	20	16
[illegible]		12	42	17
[illegible]		1	3	18
[illegible]				●
		1	19	19
		1	37	20
		1	57	21
		2	21	22
Abds.		2	51	23
8	53	3	31	24
9	56			25
				●
10	41	[illegible]		26
11	17			27
11	48	[illegible]		28
Morg.		[illegible]		29
12	2			30
12	19			31

In das Stammbuch eines Herrn von Scheürl, aus Nürnberg, ſchrieb Johann Martin Miller, Verfaſſer des „Siegwart":

„Blick auf zum Himmel, wenn Dich Gram umwölkt,
Und ſpähe Gottes Bild, der Sonne nach!
Hell geht ſie auf, eilt hinter Wolken, bricht
Die Wolken wieder durch, iſt ewig hell,
Bei jedem Wechſel ewig mild und gut,
Sich ewig gleich und unveränderlich,
So glüht Dir dauernd Gottes Vaterherz
In reiner unbefleckter Sonnengluth;
Umwölkt Dich Unglück, es ſind Wolken nur,
Sind Dunſt und Schein: die Sonne glänzt ſie weg!
Die Ewige durchwallt die Himmel noch,
Wenn Tod und Gram und Elend nicht mehr ſind."

Die als gekrönte Dichterin (1733) bekannte Frau von Ziegler in Leipzig ſah oft einen Kreis von Gelehrten bei ſich in lebhafter und luſtiger Unterhaltung. In ſolcher ſagte Gottſched einmal zu ſeinem Freunde May: „Scribatur", und dieſer erwiederte ſogleich:
„Scribatur ſageſt Du; ich ſage: Schreiben Sie;
Du biſt ein römiſches, ich bleib' ein deutſches Vieh."

den ſchönſten Formen. — Daß man zu allen Zeiten gern gegeſſen und getrunken hat, daran zweifelt Niemand, vornehme und berühmte Herren haben ſich ſogar mit der Anordnung beſchäftigt. Friedrich der Große ließ ſich daheim jeden Abend den Küchenzettel für den folgenden Tag bringen, freute ſich, wenn er Lieblingsſpeiſen fand, wählte und änderte. Der Tiefdenker **Kant** beſorgte mit liebendem Eifer ſeinen Tiſch, ſprach ſogar gern über Eſſen und Trinken. Der franzöſiſche König Ludwig XIII

Junius 1861. **Alter Mai.**

Sonn.	1	Simeon	♓	☿ iſt in d. M. z. Zeit d. gr.	20 Baſillo

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	2	1. n. Trin.	♈	Eraſmus ♅☌☉ öſtl. A.	21 4. **Cant.**
Mont.	3	Clothil.	♈	☾Erdf. als Abendſt. doch	22 Julian
Dienſt.	4	Florian	♈	nur kurze Zeit zu ſeh. ♀, d.	23 Deſiderius
Mittw.	5	Bonifacius	♉	Abendſt. geword. iſt, kann	24 Johanna
Donn.	6	Norbertus	♉	in d. Abendd. noch nicht m.	25 Urban
Freit.	7	Robertus	♊	🌑 bloſs. Auge aufgefund.	26 Philipp N.
Sonn.	8	Medardus	♊	2.6' N. werden. ♂ iſt	27 Luciana

24. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh.

Sonnt.	9	2. n. Trin.	♊	Primus. auf. noch ½ St. a.	28 5. **Rogate**
Mont.	10	Maurinus.	♋	☾☋ Abendh. ſichtb.; noch	29 Maximn.
Dienſt.	11	Barnabas	♋	v. Mitte d. M. verſchw. er	30 Felix P.
Mittw.	12	Baſilides	♌	völlig in d. Dämm. ♃ ſteht	31 Petronella
Donn.	13	Antonv. P.	♌	b. Anbr. d. Nacht a. Weſth.	1 Juni C. H.
Freit.	14	Baſilius	♍	☽ u. iſt auf. 3 St. ſicht.	2 Eraſmus
Sonn.	15	Vitus	♍	19.44' N. zul., wo er	3 Clothildis

25. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	16	3. n. Trin.	♎	Benno. um 10½ U. Abds.	4. 6. **Exaudi**
Mont.	17	Adolph	♎	untergeht, nur ½ St. ♄ iſt	5. Bonifacius
Dienſt.	18	Marcellus	♏	**Schlacht b. Bel.-All. 1815.**	6 Norbertus
Mittw.	19	Gervaſius	♏	☾Erdn. bei Anbr. d. N.	7 Robertus
Donn.	20	Silverius	♐	a. Weſth. ſichtb.; geht auf.	8 Medardus
Freit.	21	Albanus	♐	🌕 ☉ in ♋. S.-Anf., l. T.	9 Primus
Sonn.	22	Albinus	♐	2. 51' N. um 1 Uhr	10 Maurinus

26. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	23	4. n. Trin.	♑	Walram. ☾☊ Nachts unt.	11 **Pfingſtf.**
Mont.	24	Joh. d. T.	♑	☿ gr. öſtl. Ausw. u. iſt dann	12 **Pfingſtm.**
Dienſt.	25	Elogius	♒	nur 1 St. ſichtb. gew. ♂	13 **Pfingſtd.**
Mittw.	26	Pelagius	♒	kommt für das unbewaffn.	14 Quatemb.
Donn.	27	7 Schläfer	♓	Auge weg. der hell. Däm.	15 Vitus
Freit.	28	Leo P. †	♓	nicht z. Vorſch.; er iſt in	16 Benno
Sonn.	29	**Peter Paul**	♈	die ☌ mit d. ☉ gekommen.	17 Adolph

27. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	30	5. n. Trin.	♈	☾ 3. 8' V. Pauli Ged.	18 **Trinitatis**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 8. Juni nach 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 15. Juni um 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts das erſte Viertel.
Sonnabend den 22. Juni nach 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonntag den 30. Juni gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung 25. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 24	3 48	8 11	7 36
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
12 34	[illegible]	1
		●
12 48		2
1 4		3
1 20		4
1 40		5
2 5		6
2 37	Abds.	7
3 18	8 30	8
		●
4 10	9 17	9
	9 50	10
	10 21	11
[illegible]	10 47	12
	11 7	13
	11 25	14
	11 43	15
		●
	Morg.	16
	12 2	17
	12 23	18
	12 49	19
	1 21	20
Abds.	2 9	21
8 33	3 9	22
		●
9 13	4 20	23
9 41		24
10 5		25
10 23	[illegible]	26
10 39		27
10 55		28
11 9		29
		●
11 25		30

Moſes Mendelsſohn war, wie bekannt, verwachſen, und ſtotterte. Ein gemeinſchaftlicher Scherz mit Leſſing, Sulzer und Ramler veranlaßte ihn zu folgender Stegreifs-Antwort:

„Groß nennet Ihr den Demoſthen,
Den ſtotternden Orator von Athen;
Aeſop, der Höckrige, gilt Euch für weiſe.
Triumph! ich werd' in Eurem Kreiſe
Gedoppelt groß und weiſe ſeyn,
Der glücklich ich in mir verein'
Was man getrennt in Demoſthen
Und an Aeſop gehört, geſeh'n."

J. H. Voß wollte, um in ſeinem Eifer für Luthers Werk doch ſeine Duldſamkeit zu bezeugen, über ſeines Hauſes Thür in Heidelberg die Inſchrift ſetzen:

„Redlicher Katholik, tritt herein. Du, der die Vernunft abſchwur, neumyſtiſcher Papiſt, bleib draußen."

Die Kunde von dieſem Vorhaben wirkte indeß ſchon, nach der eigenen Aeußerung von Voß, „wie die Fiſchleber des Tobias", und er ſah ſich genöthigt, die Stelle über der Thür leer zu laſſen.

war ein Zuckerbäcker, Ludwig XV war eitel auf ſein Kaffeegebräu, und der Koch Careme ſchrieb „Memoiren", nennt mit Wohlbehagen alle Feinkenner ſeiner Zeit, wozu auch Talleyrand und mehrere franzöſiſche Marſchälle gehörten. — Wir unſrerſeits möchten nicht zu den Feinkennern zählen, halten es vielmehr mit der Regel tüchtiger Hausfrauen: „Man ißt, was die Kelle giebt!" und verſchmähen wir nicht ein Fläſchchen guten Weins oder Biers, ſtimmen wir doch nicht überein mit jenem berüchtigten Trinker, der zu einem Anfechter ſagte: „Sie ſind mir ſo ver-

Julius 1861. Alter **Junius.**

Mont.	1	Reinbold	♈	☾Erdſ.. ☿ bleibt d. M. un-	19	Gervaſius
Dienſt.	2	**Mar. H.**	♉	☉Erdſ. ſichtb; er geht zu	20	Silverius
Mittw.	3	Hyacinth	♉	ſeiner unteren Conj.; am 9	21	Albanus
Donn.	4	Ulrich	♊	♂ in ♌ wird er v. ☾ bed.	22	**Frohnl.**
Freit.	5	Anſelm	♊	♀ kann währ. d. M. etw.	23	Walram
Sonn.	6	Iſaias	♊	¼ St. geſch. werden, zul.	24	Joh. d. T.

28. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	7	6. n. **Trin.**	♋	Wilibald. ☾☋ etw. läng.	25	1. n. **Trin.**
Mont.	8	Kilian	♋	🌑 2. 40' V. U. ☉ Finſt.	26	Pelagius
Dienſt.	9	Agilolph	♌	♀☌♂. ♂ kommt in	27	7 Schläf.
Mittw.	10	7 Brüder	♌	d. M. nicht z. Vorſch; in	28	Leo P.
Donn.	11	Pius P.	♍	d. erſt. Tag. iſt er in d. Z.	29	**Petri Paul**
Freit.	12	Nabor	♍	des ♌ getret., u. geht zu ſ.	30	Pauli Ged.
Sonn.	13	Margar.	♍	Conjunkt. mit d. ☉. ♃ d. zu	1	**Julius**

29. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	14	7. n. **Trin.**	♎	Bonavent. Anfang noch	2	Tr. **M. H.**
Mont.	15	Ap. Theil.	♎	🌓 3. 15, V ¼ Std. am	3	Hyacinth
Dienſt.	16	Skap. Feſt	♏	☾Erdn. Weſth. ſicht-	4	Ulrich
Mittw.	17	Alexius	♏	bar iſt, verſchwind. um die	5	Anſelm
Donn.	18	Arnold	♂	Mitte d. M. in den Son-	6	Iſaias
Freit.	19	Arſenius	♐	nenſtrahlen; er tritt dann	7	Wilibald
Sonn.	20	Elias	♑	☾♌ in das Zeich. der ♍.	8	Kilian

30. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	21	8. n. **Tr.**	♑	Daniel. ♄ iſt nur in den	9	3. n. **Trin.**
Mont.	22	M. Magd.	♒	🌕 12.33' V. ☿ unt. ☌☉.	10	7 Brüder
Dienſt.	23	Apollinar	♒	erſten Tagen des Mon.	11	Pius P.
Mittw.	24	Chriſtine	♓	♃ in ♍. noch am Weſth.	12	Nabor
Donn.	25	Jakob	♓	auf kurze Zeit ſichtb; dann	13	Margar.
Freit.	26	Anna	♓	verſchwindet er i. d. Däm-	14	Bonavent.
Sonn.	27	Pantaleon	♈	merung. Die helle Däm-	15	Ap. Theil.

31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	28	9. n. **Trin.**	♈	Innocenz. merung verd.	16	4. n. **Trin.**
Mont.	29	Martha	♉	🌗 8.19' U. ☾ Erdſ. auch	17	Alexius
Dienſt.	30	Abdon	♉	in dieſ. Mon. den ♄	18	Arnold
Mittw.	31	Ign. Loj.	♉	dem unbewaffneten Auge.	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 8. Juli kurz vor 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Montag den 15. Juli um 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 22. Juli gleich nach halb 1 Uhr Mitternachts der volle Mond.
Montag den 29. Juli bald nach 1 Viertel auf 9 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Verbrennung am 16. Juli.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	23 M.	3 Uhr	51 M.	8 Uhr	15 M.	7 St.	36 M.
11	16	10	4	0	8	9	7	50
21	15	48	4	11	8	0	8	12

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
11	40	[illegible]		1
Morg.		[illegible]		2
12	7			3
12	26	[illegible]		4
1	10	[illegible]		5
2	1			6
				●
3	0	Abds.		7
4	10	8	26	8
		8	53	9
		9	14	10
[illegible]		9	33	11
[illegible]		9	50	12
[illegible]		10	8	13
				●
[illegible]		10	28	14
[illegible]		10	52	15
[illegible]		11	22	16
		Morg.		17
		12	2	18
		12	55	19
		2	0	20
				●
Abds.		3	15	21
8	8	4	34	22
8	28			23
8	45			24
9	1			25
9	17	[illegible]		26
9	31			27
				●
9	46	[illegible]		28
10	[illegible]			29
10	30			30
11	[illegible]			31

In das Stammbuch eines Verwandten, der ein Brauſekopf war und ſtets von Freiheit ſprach, ſchrieb Uz:

„Frei willſt Du ſeyn? So ſey's! Doch nicht als Geck und Schreier,
Werd' immer redlicher, ſo wirſt Du immer freier!"

Matthias Claudius ſagte bei J. H. Voß zu K. F. Cramer, als von Ueberſetzungen die Rede und gefragt war, ob es in irgend einer Sprache eine geben könne, die ein vortreffliches Original erſchöpfte: „Nicht doch! Wer überſetzt, der unterſetzt."

Der Dichter Friedrich v. Gemmingen ſchrieb für ſich eine lateiniſche Grabſchrift, die wir Deutſch mittheilen:

„Gegrüßet ſey mir, nachbarlich Gebein,
Weſſen Du biſt!
Bekannt ja iſt:
Mit Nachbarn wollt' ich ſtets im Frieden ſeyn."

Als der Dichter J. M. R. Lenz ſich leidenſchaftlich gegen Wieland auflehnte, entſtand folgendes Wortſpiel:

„Wieland blühet wie Land, dem nun der Lenz iſt gekommen,
Ungeziefer bringt Lenz nur über Waſſer hervor."

ächtlich wie ein Glas Waſſer!" — denn gutes Waſſer iſt eine eben ſo angenehme als wohlthätige Köſtlichkeit. — Jedenfalls wollen wir uns nicht zu Denen geſellen, die Anhänger ſind des aſſyriſchen Königs Sardanapal, deſſen Bildſäule als Inſchrift ſeinen Grundſatz erhielt: „Iß, trink' und vergnüge Dich, nichts iſt alles Andere!" Würde dies der Lebensinhalt, dann wäre in der Schöpfung Alles ſchön und achtungswerth, nur nicht die Menſchheit! E. Dreßler.

Auguſt 1861. **Alter Julius.**

Donn.	1	Petr. Kett.	♊	☿ wird zur Zeit ſein. größs.	20 Elias
Freit.	2	Portiunc.	♊	weſtl. Ausw. am 11. etwa	21 Daniel
Sonn.	3	Steph. Erf.	♋	½ St. lang ſichtb. ſein als	22 Mar. M.

32. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	4	10. n. Tr.	♋	Dominicus ☾☋ Morgen-	23 5. n. Tr.
Mont.	5	Mar. Schn.	♋	ſtern. Die Sichtb. der ♀	24 Chriſtine
Dienſt.	6	Verkl. Chr.	♌	🌑 1. 22′ N. am Abendh.	25 Jakob
Mittw.	7	Gottſchalk	♌	erreicht auch in d. M.	26 Anna
Donn.	8	Cyriacus	♍	♀☌♄ nicht d. Dauer ½ St.	27 Pantaleon
Freit.	9	Romanus	♍	♂ bleibt in d. Dämmerung	28 Innocenz
Sonn.	10	Laurenz	♎	☾ Erdn. verborgen, tritt	29 Martha

33. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	11	11. n. Tr.	♎	Hermann. ☿ gr. öſtl. Ausw.	30 6. n. Tr.
Mont.	12	Clara	♏	Mitte d. M. i. Zeich. der	31 Ign. Lol.
Dienſt.	13	Hippolyt.	♏	🌓 7. 43′ V. ♍ u. kommt	1 **Auguſt**
Mittw.	14	Euſebius	♐	am 26. in Conjunction	2 **Portiunc.**
Donn.	15	**M. Him.**	♐	mit d. Sonne. ♃ der zu ſei-	3 Steph. Erf.
Freit.	16	Rochus	♑	ner Zuſammenkunft mit der	4 Dominicus
Sonn.	17	Sybilla	♑	☾☊. Sonne a. Ende des	5 Mar. Schn.

34. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	18	12. n. Tr.	♒	Helena. Mon. geht, wird	6 7. n. Tr.
Mont.	19	Sebald.	♒	in dieſ. Mon. nicht geſeh.	7 Gottſchalk
Dienſt.	20	Bernhard	♒	🌕 12. 19′ N. ♂ in ♍.	8 Cyriacus
Mittw.	21	Anaſtaſius	♓	werd. können. ♄ kommt	9 Romanus
Donn.	22	Timotheus	♓	in dieſ. ganz. Mon. nicht	10 Laurenz
Freit.	23	Zacharias	♈	z. Vorſchein, da er zu ſein.	11 Hermann
Sonn.	24	Barthol.	♈	Zuſammenkunft. m. d. ☉	12 Clara

35. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	25	13. n. Tr.	♈	Ludwig. geht. ♅ kommt im	13 8. n. Tr.
Mont.	26	Samuel	♉	☾ Erdf. ♂☌☉. Anfange	14 Euſebius
Dienſt.	27	Joſeph C.	♉	des M. am Morgenhim-	15 **M. Himm.**
Mittw.	28	Auguſtin	♊	🌗 2. 21′ N. mel zum Vor-	16 Rochus
Donn.	29	Joh. Enth.	♊	ſchein. Er wird dann 1,	17 Sybilla
Freit.	30	Roſa	♊	am Ende ſchon 5 St. lang	18 Helena
Sonn.	31	Paulin	♋	☾☋. ♃☌☉. ſichtbar ſein.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 6. Auguſt nach 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Dienſtag den 13. Aug. kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.
Dienſtag d. 20. Auguſt kurz nach 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmit. der volle Mond.
Mittw. den 28. Aug. bald nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmit. das letzte Viertel.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 45	4 42	7 27	9 15
21	14 10	4 57	7 7	9 50

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.	[illegible]	
11 51		1
Morg.		2
12 46		3
		●
1 31		4
3 5	Abds.	5
4 23	7 18	6
	7 38	7
	7 57	8
	8 15	9
[illegible]	8 35	10
		☽
	8 58	11
	9 26	12
	10 2	13
	10 50	14
	11 50	15
	Morg.	16
	1 0	17
		○
	2 16	18
	3 33	19
Abds.	4 48	20
7 7		21
7 28		22
7 37	[illegible]	23
7 54		24
		☾
8 14		25
8 37		26
9 7		27
9 45		28
10 34		29
11 33		30
Morg.		31

Zeitblicke.

So lange wir „nothwendige Uebel" haben, ſo lange hat man falſche Begriffe von der Nothwendigkeit.

Die ſogenannte gute Geſellſchaft iſt in ihrem Hochmuth ſo beſchränkt und abgeſchloſſen, daß bei ihr die Meiſterſchaft ſelten Einlaß findet.

Daß die Menſchenmenge einem eitlen Weibe gleicht, merkt man beſonders in den Theatern: da will ſie von der Bühne her nur einen ſolchen Spiegel haben, worin ſie ſich ſelbſt nach eigener Leichtgläubigkeit ſehen und bewundern kann.

Man baut jetzt kein Labyrinth mehr, denn man ſah ein: es hat Jeder ſein Labyrinth im eigenen Herzen.

Weltkrankheit.

Die Welt iſt krank; man forſcht und eilt
Ihr Rath und Hülfe zu ertheilen —
O Noth! ſie wünſcht ſich wohl geheilt,
Doch leider iſt ſie nicht zu heilen.
Sie fälſchet jeden Rettungstrank,
Will altes Uebel dann nicht weilen,
Wird nur in andrer Art ſie krank.

Jedenfalls auch ein Troſt.

Unter der Regierung Abdullah des Dritten war einſt in Bagdad ein ſo großer Waſſermangel, daß allgemeine Hoffnungsloſigkeit die Gemüther entmannte. Der Kalif kannte kein beſſeres Mittel als eine öffentliche Buße anzuordnen. Er ging an der Spitze der ganzen Bevölkerung zur Stadt hinaus und ſprach auf offenem Felde die Gebete, wie das Geſetz des Propheten ſie vorſchreibt. Sie wurden aber nicht erhört, obwohl dreimal wiederholt. Da gerieth Abdullah auf den Einfall, allen nicht

September 1861. Alter **Auguſt.**

36. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	1	14. n. Tr.	♋	Aegidius. ☿ iſt in der ob.	20	9. n. Tr
Mont.	2	Raphael	♌	Conjunkt. m. d. ☉. u. bleibt	21	Anaſtaſius
Dienſt.	3	Manſuetus	♌	♂☌♄. in d. Mon. unſicht.	22	Timotheus
Mittw.	4	Roſalia	♍	🌑 10.40′ N. ☿ ob. ☌☉	23	Zacharias
Donn.	5	Herkulan	♍	♄☌☉. ☿☌♄. Bei	24	Barthol.
Freit.	6	Magnus	♎	langſ. Zunahme d. Dauer	25	Ludwig
Sonn.	7	Regina	♎	☾Erdn. der Sichtbark. iſt	26	Samuel

37. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	8	15. n. Tr.	♏	**Mar. Geb.** ♀ doch erſt i. d.	27	10 n. Tr.
Mont.	9	Audomar	♏	letzt. Tag. d. M. ½ St. zu	28	Auguſtin
Dienſt.	10	Nicol. v. T.	♐	ſehen. In dieſ. ganz. M.	29	Joh. Enth.
Mittw.	11	Protus	♐	🌓 1.44′ N. kommt ♂ nicht	30	Roſa
Donn.	12	Winand	♑	z. Vorſchein da er von	31	Paulin
Freit.	13	Maternus	♑	☾☊. ſeiner Conj. m. d. ☉	1	**September**
Sonn.	14	† Erhöh.	♑	herkom. ♄ der von ſein. ☌	2	Raphael

38. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	15	16. n. Tr.	♒	Ludmilla. mit d. ☉ kommt,	3	11. n. Tr.
Mont.	16	Cornel	♒	iſt in d. erſt. Hälf. d. M.	4	Roſalia
Dienſt.	17	Lambert	♓	unſichtb.; v. da kommt er a.	5	Herkulan
Mittw.	18	**Quat.** †	♓	Richard. Morgenh. z. Vor-	6	Magnus
Donn.	19	Nicleta	♈	🌕 2.20′ V. ſchein u. iſt	7	Regina
Freit.	20	Euſtachius	♈	zul. über 1 St. ſichtb.	8	**Mar. Geb.**
Sonn.	21	Matth. E. †	♈	⛢rückg. ♄ iſt d. größt. Theil	9	Audomar

39. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	22	17. n. Tr.	♉	Moriz. ☾Erdf. d. M. in d.	10	12. n. Tr.
Mont.	23	Thekla	♉	☉ in ♎. H.-A., T. u. N. gl.	11	Pretus
Dienſt.	24	Jh. Empf.	♊	Sonnenſtr. verborg.; in d.	12	Winand
Mittw.	25	Cleophas	♊	letzt. Hälfte zeigt er ſich a.	13	Maternus
Donn.	26	Cyprian	♊	Morgenh., zul. 1 St. ⛢ geht	14	† Erhöh.
Freit.	27	Cosm. u. D.	♋	🌗 6.52′ V. ☾☋. auf. 10	15	Ludmilla
Sonn.	28	Wenzel	♋	U. Nachts, zul. um 8 auf	16	Cornel

40. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	29	18. n. Trin.	♌	Michael. u. iſt er 5, zul. 7	17	13. n. Tr.
Mont.	30	Hieronym.	♌	St. ſichtb.; er iſt rückg. gew.	18	Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 4. Septem. kurz vor 3 Viertel auf 11 Uhr Nachts der neue Mond
Mittwoch den 11. September um 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmit. das erſte Viertel.
Donnerſt. d. 19. Septem. bald nach 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens der volle Mond.
Freitag den 27. Sept. nach 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5622ten Jahres am 5. u. 6., Faſten Gedaljah, am 8., Verſöhnungsfeſt am 14., ihr Laubhüttenfeſt 19. u 20. ihr Palmenfeſt am 25., ihr Laubhütten Ende am 26., Geſetzfreude am 27. Sept.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 30 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 44 M.	10 St. 30 M.
11	12 52	5 30	6 23	11 8
21	12 14	5 45	5 59	11 46

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.	[illegible]	
12 42	[illegible]	1
1 58	[illegible]	2
3 18		3
4 40	Abds	4
6 4	6 20	5
	6 40	6
[illegible]	7 2	7
		●
[illegible]	7 29	8
[illegible]	8 3	9
	8 48	10
[illegible]	9 45	11
	10 52	12
[illegible]	Morg.	13
[illegible]	12 6	14
		●
[illegible]	1 21	15
	2 35	16
	3 48	17
Abds.	4 59	18
5 45	6 9	19
6 1		20
6 20		21
6 42	[illegible]	●
	[illegible]	22
7 9		23
7 43	[illegible]	24
8 26		25
9 21	[illegible]	26
10 25	[illegible]	27
11 35		28
	[illegible]	●
Morg.	[illegible]	29
12 52		30

Bündig.

Ein Student ſchickte ſeinem Vater lange Briefe geringen Inhalts, und dieſer wünſchte brieflich: der Sohn möge bündiger ſchreiben. Der nächſte Brief enthielt nur das Wort: „Geld!“ und der Vater ſchickte ihn zurück, nachdem er zwiſchen den zweiten und dritten Buchſtaben ein „du“ eingeklammert hatte („Geduld!“).

Bosheit gegen Opern.

Der Dichter Adolph Müllner wurde einſt in Berlin gefragt: weshalb er ſich gar nicht in Opern-Vorſtellungen ſehen laſſe? Er antwortete lachend;

„Warum bei Opern ich gewöhnlich fehle?
Mir iſt, als macht' im Spott der Sänger Kehle
Sich luſtig über die erſtorb'ne Seele!“

Die ſchöne Gelegenheit.

Als Fox einmal im engliſchen Parlament eine Rede gehalten hatte, die Manchem mißfiel, und er die Verſammlung verließ, rief ein Muthwilliger aus: „Der kopfloſe Fox iſt todt!“ Ruhig wandte ſich Fox um, gab dem Schreier eine Ohrfeige und ſagte: „Nun haſt Du eine ſchöne Gelegenheit, an Geiſter zu glauben!“

muhamedaniſchen Unterthanen, den Chriſten und Juden, die in Bagdad wohnten, die Gebete zu befehlen. Man gehorchte, und ſiehe da, noch an demſelben Tage ſtrömte der Regen reichlich hernieder. Der Kalif ſtutzte, er ward an der Vorzüglichkeit ſeines Glaubens irre, und verlangte von den Religionsgelehrten eine Erklärung des ſeltſamen, ihm bedenklichen Ereigniſſes. Die Verlegenheit war groß, der Rath theuer, endlich kam von einem Alten Hülfe in der Noth. „Der Ewige“, ſagte er, „liebt die

Oktober 1861. Alter **September.**

Dienſt.	1	Remigius	♌	☿ kann wegen ſeines tiefen	19	Nicleta
Mittw.	2	Leodegar	♍	Standes auch z. Zeit ſeiner	20	**Quatemb.**
Donn.	3	Ewald	♍	gr. öſtl. Ausw. am 21. nicht	21	Matth. E.
Freit.	4	Franz	♎	🌑 7.24' V. geſ. werden.	22	Moriz
Sonn.	5	Placidus	♎	☾ Erdn. ♀ iſt anf. ½.	23	Thekla

41. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ 4.

Sonnt.	6	19. **Tr.** Ert.	♏	Bruno. ♂ in ♒. zul. ſchon	24	**14. n. Tr.**
Mont.	7	Sergius	♏	1 St. a. Abbadſt. ſichtb. ♂	25	Cleophas
Dienſt.	8	Brigitta	♐	f. in d. M. an am Mor-	26	Cyprian
Mittw.	9	Dionyſius	♐	genh. als ſchwacher Stern	27	Cosm. u. D.
Donn.	10	Gereon	♑	🌓 10.37' N. ☾☊ hervor-	28	Wenzel
Freit.	11	Wimmar.	♑	zutreten. Mitte d. M.	29	Michael
Sonn.	12	Maximil.	♒	iſt er ½ St. zu ſehen, u. iſt i.	30	Hieronym.

42. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	13	20. n. **Tr.**	♒	Tilmann. Zeichen der ♎	1	**Oktob. 15 T.**
Mont.	14	Calixtus	♓	getr. ♃ iſt Anf. d. M.	2	Leodegar
Dienſt.	15	**Kön. Geb.**	♓	Thereſia. länger als 1 St,	3	Ewald
Mittw.	16	Gallus	♓	am Morgenh. ſichtb.; zul.	4	Franz
Donn.	17	Florentin	♈	wo er um 2½ U. Morg. auf-	5	Placidus
Freit.	18	Luc. Ev.	♈	🌕 7.5' N. Schl. b. Leip. 1813.	6	Bruno
Sonn.	19	Ferdinand	♉	geht, etwa 3½ St. ♄	7	Sergius

43. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonnt.	20	21. n. **Tr.**	♉	Wendelin. ☾ Erdf. der anf.	8	**16. n. Tr.**
Mont.	21	Urſula	♉	☿ ar. weſtl. Abw. ſangs um	9	Dyoniſius
Dienſt.	22	Cordula	♊	4 Uhr aufgeht u. 1 St. lang	10	Gereon
Mittw.	23	Severin	♊	am Morgenhim. zu ſehen	11	Wimmar.
Donn.	24	Evergislus	♋	☾☋ iſt, kann a. Ende, wo	12	Maximil.
Freit.	25	Raphael	♋	er bald nach 2 Uhr auf-	13	Tilmann
Sonn.	26	Amandus	♋	🌗 10.22' N. geht, 3½ St.	14	Calixtus

44. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	27	22 n. **Tr.**	♌	Sabina. geſehen werden.	15	**17. n. Tr.**
Mont.	28	Sim. J.	♌	⛢. der jetzt Ende des Mo-	16	Gallus
Dienſt.	29	Narciſſus	♍	nats bei Anbruch d. Nacht	17	Florentin
Mittw.	30	Theoneſt	♍	gerade aufgeht, bleibt die	18	Luc. Ev.
Donn.	31	Wolfgang†	♎	ganze Nacht hind. ſichtbar.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 4. Oktober gegen halb 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Donnerſtag den 10. Oktober nach halb 11 Uhr Abends das erſte Viertel.
Freitag den 18. Oktober bald nach 7 Uhr Abends der volle Mond.
Sonnabend den 26. Oktob. nach 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 36 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 24 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unterg. U.	☾ Unterg. M.	T.
Morg.				
2	11			1
3	33			2
4	37			3
6	24	Abds.		4
		5	29	5
				●
		6	1	6
		6	41	7
		7	38	8
		8	43	9
		9	56	10
		11	12	11
		Morg.		12
				●
		12	27	13
		1	39	14
		2	49	15
		3	58	16
		5	6	17
Abds.		6	14	18
4	47			19
				●
5	13			20
5	45			21
6	26			22
7	15			23
8	15			24
9	21			25
10	33			26
				●
11	48			27
Morg.				28
1	6			29
2	27			30
3	50			31

Vorfahrliche Schimpfwörter.

Der alte Satiriker Joachim Rachel (geſtorben 1669 als Rektor in Schleswig) zeigt uns, daß verſchiedene Zeiten ſogar verſchiedene Schimpfwörter haben. In der erſten ſeiner Satiren läßt Rachel eine zankſüchtige aber häusliche Frau ihrem Manne ſagen:

„Ich Arme bin bemüht und freſſe ſchimmlicht Brot,
Du aber ſaufeſt nur und weißt von keiner Noth,
Juchſchreier, Schneideluſt, Trotzmärtel, Windverkaufer,
Weingurgel, Suchebier, Zwei-Drei-Vier-Pegelſaufer,
Durchfreſſer, Pfeifenheld, Tobackrauch, Speichelmaul,
Bei allen Zechen friſch, zu aller Arbeit faul!"

Eigenthümliche Weisheit.

Anacreon, der heitere Dichter der Griechen, empfing vom Polycrates, Herrſcher zu Samos, fünf Talente (etwa im Werth von viertauſend Thalern) geſchenkt, und konnte, aus Sorge für ſeinen Reichthum, zwei Nächte nicht ſchlafen. Da gab er ſchnell den Schatz zurück, mit den Worten: „Was mir die Ruhe raubt, haſſ' ich!" — Solche Weisheit wird jetzt wohl weder in Iſrael noch irgendwo Anhänger finden!

Moslemim, ſie ſind ſein auserwähltes Geſchlecht; eben deshalb zögert er zuweilen, ihre Gebete und Wünſche zu erfüllen, wie ein Vater, der ſeinen Sohn vernunftgemäß liebt, nicht immer deſſen Verlangen augenblicklich bewilligt. Die Ungläubigen haßt der Ewige, ihre Gebete ſind ihm zuwider, nun eilt er, ſie zu erhören, damit ſie ihn nur nicht weiter beläſtigen."

Danach kann ſich Jeder tröſten, wenn einmal das Gebet ohne die gehoffte Wirkung iſt!

A. Naumann.

November 1861. Alter **Oktober.**

Freit.	1	**All. Heil.**	♎	☿ iſt i. d. erſt. Hälfte d.	20	Wendelin
Sonn.	2	All. Seel.	♏	🌑 4.31' N. ☾ Erdn. **M.**	21	Urſula

45. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	3	23. n. **Tr.**	♏	Hubert. **unſichtb.; vom** 17.	22	**18. n. Tr.**
Mont.	4	Carl Bor.	♐	iſt **er am Morg. zu finden**	23	Severin
Dienſt.	5	Zacharias	♐	**u. in d. letzt. Tag. faſt** ¾ **St.**	24	Evergisl.
Mittw.	6	Leonhard	♑	☾☊ **ſichtb.** ♀ **iſt anf. ſchon**	25	Raphael
Donn.	7	Engelbert	♑	**üb. 1 St., in d. letzt. Tagen**	26	**Amandus**
Freit.	8	Gottfried	♒	2½ **St. zu ſehen.** ♂ iſt	27	Sabina
Sonn.	9	Theodor	♒	🌓 11. 12' V. **ſchon anf.** 1,	28	Simon J.

46. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.

Sonnt.	10	24. n. **Tr.**	♓	Martin P. a. **Ende** 1½ **St.**	29	**19. n. Tr.**
Mont.	11	Martin B.	♓	**am Morgenh. zu find.; er**	30	Theoneſt
Dienſt.	12	Kunibert	♓	☿ unt. ☌ ☉. ☿ geht u. 8 U. üb.	31	Wolfgang
Mittw.	13	Stanisl.	♈	d. Sonnenſcheibe. tritt i.	1	**U. A. H.**
Donn.	14	Levin	♈	**Zeich. d.** ♏. ♃ **iſt anf. läng-**	2	All. Seel.
Freit.	15	Leopold	♉	**ger als** 3½ **St. a. Morgenh.,**	3	Hubert
Sonn.	16	Edmund	♉	☾ **Erdf. zul., wo er** ¾ **St. n.**	4	Karl Bor.

47. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	17	25. n. **Tr.**	♉	🌕 1. 34' **N.** Gertrud.	5	**20. n. Tr.**
Mont.	18	Marimus	♊	**Mittern. aufg.,** 6 **St.**	6	Leonhard
Dienſt.	19	Eliſabeth	♊	**ſichtb.** ♄ **der anf. um 2, zul.**	7	Engelbert
Mittw.	20	Simplic.	♋	☾☋. **um** 12¼ **Uhr aufg., iſt**	8	Gottfried
Donn.	21	**M. Opf.**	♋	Die Erde tritt in d. Ebene d. Sat	9	Theodor
Freit.	22	Cäcilia	♋	Ringe. Der R. verſchw. ♂ in ♏.	10	**Mart. P.**
Sonn.	23	Clemens	♌	erſt 3½ zul. 6 **St.** ſichtb.;	11	**Mart. B.**

48. Vom jüngſten Gericht. Matth. 25. Ep. 2 Petri 3.

Sonnt.	24	26. n. **Tr.**	♌	Joh. v. Kr. **Feier z. Ged. d.**	12	**21. n. Tr.**
Mont.	25	**Katharina**	♍	🌗 11. 35' **V. Geſtorb. am**	13	Stanisl.
Dienſt.	26	**Konrad**	♍	21. **verliert er ſ. Ring.**	14	Levin
Mittw.	27	Bilhildis	♎	♅ **iſt die ganze Nacht hind.**	15	Leopold
Donn.	28	Günther	♎	**ſichtb.; er ſteht anf. u.** 2 **U.**	16	**Edmund**
Freit.	29	Saturnin	♏	☿ **gr. weſtl.** Ausw. **Nachts,**	17	**Gertrud**
Sonn.	30	Andr. Ap.	♏	**a. Ende um** 12½ **U. im Süd.**	18	**Maximus**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 2. Nov. um halb 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 9. Nov. kurz vor 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags das erſte Viertel.
Sonntag den 17. November bald nach halb 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Montag den 25. November bald nach halb 12 Uhr Mittags das letzte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 28. November.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 6	7 10	4 16	14 54
21	8 37	7 27	4 4	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
5 17	U. T.	1
6 49	Abds.	2
		●
	4 33	3
	5 24	4
[illegible]	6 27	5
[illegible]	7 40	6
[illegible]	8 56	7
	10 15	8
	11 29	9
[illegible]		☽
	Morg.	10
[illegible]	12 40	11
[illegible]	1 50	12
[illegible]	2 58	13
	4 5	14
	5 12	15
	6 19	16
		○
Abds.	7 25	17
4 25		18
5 12		19
6 8	[illegible]	20
7 13	[illegible]	21
8 22	[illegible]	22
9 35		23
	[illegible]	☾
10 50	[illegible]	24
Morg.	[illegible]	25
12 6	[illegible]	26
1 24		27
2 46		28
4 12		29
5 39		30

Volks-Grüße.

„Wie thut Ihr thun?“
So fragt der Britte, haſſend träges Ruh'n.
„Wie tragt Ihr Euch?“
So fragt man in der eitlen Franken Reich.
„Wie ſteht es?“ — dies der Italiener wiſſen will:
Er ſtehet gaffend gern und ſchwatzend ſtill.
„Wie geht es?“ fragt ein Deutſcher ſtets den Andern,
Denn Deutſche lieben Wandeln und Wandern.

(Der Britte: „How do you do?“ — „Franzoſe: Comment vous portez vous?“ — Italiener: „Come sta?“)

Lehre in den Weinbeeren.

Die Weinbeeren ſind von dreierlei Farbe: weiß, röthlich und blau, und darin giebt die Natur eine gute Lehre. Die weißen zeigen an, daß der Menſch ſein Weſen rein und klar halten ſoll, wenn er die Gottesgabe des Weins genießt. Die röthlichen deuten an, daß man ſich zu ſchämen hat, trinkt man zuviel, und die blauen erinnern an die blauen Flecke, die man im Rauſch davonträgt, wenn man, ſeiner nicht mehr mächtig, Händel anfängt.

Zwei Aeuſſerungen über Frauen.

„Was macht Ihr ſo gewaltig viel aus Euerm Salomo“, ſagte eine ſchöne Hausfrau zu einem jüdiſchen Gelehrten; „er hat doch ſehr viel Thorheiten begangen!“ und Jener antwortete: „Ganz recht, aber erſt dann, als er ſich mit zu vielen Weibern eingelaſſen hatte.“ — „Mein Herr“, bemerkte ein Anderer, „Ihr muthmaßlicher Witz beweiſt gar nichts, denn daß er ſich mit ſo vielen Weibern einließ, zeugt dafür, daß er ſchon

Dezember 1861. **Alter November.**

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	1	**1. Advent**	♐	Eligius. ☾Erdn. ☿ iſt auf.	19	**22. n. Tr.**
Mont.	2	Balbina	♐	🌑 2.45′ V. d. **M.** ¼ **St.**	20	Simplicius
Dienſt.	3	Franz Xav.	♑	☾☊. als **Morgenſt.**	21	**Mar. Opf.**
Mittw.	4	Barbara	♑	ſichtb.; vom 16. verſchw. er	22	Cäcilia
Donn.	5	Crispina	♑	in d. **Morgend.** ♀ glänzt j.	23	Clemens
Freit.	6	Nicolaus	♒	♅☍☉. a. **Abendh.** auf. 2¼	24	Joh. v. Kr.
Sonn.	7	Ambroſius	♒	**St. Mit. d. M.** hat ſie ihre	25	Katharina

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	8	**2. Advent**	♓	**Mar. Empf.** ☿ gr. ö. **Ausw.**	26	**23. n. Tr.**
Mont.	9	Leocadia	♓	🌓 3.37′ V. und iſt zul. 3½	27	Bihildis
Dienſt.	10	Judith	♈	**St.** ſichtb. **D. Dauer** d.	28	Günther
Mittw.	11	Damaſus	♈	**Sichtbark.** d. ♂ a. **Morgenh.**	29	Saturnin
Donn.	12	Epimachus	♈	ſteigt v. ¾ **St.** auf., bis zul.	30	Andr. Ap.
Freit.	13	Lucia	♉	☾Erdf. auf 2 **St.** ♃ ſteht	1	**Dezember**
Sonn.	14	Nicaſius	♉	bei **Anbr.** d. **Tag.** ſchon i.	2	Balbina

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4

Sonnt.	15	**3. Advent**	♊	Euſebius. **Süd.**, geht auf.	3	**1. Advent**
Mont.	16	Adelheid	♊	♀ gr. öſtl. Ausw. gegen 1,	4	Barbara
Dienſt.	17	Lazarus	♊	🌕 8.36′ V. **Anf.** ☾ **Finſt.**	5	Crispina
Mittw.	18	**Quat.** †	♋	Wunibald. ☾☋. zul.	6	Nicolaus
Donn.	19	Nemeſius	♋	um 11 **U. Nachts** auf, u. iſt	7	Ambroſius
Freit.	20	Julius †	♌	d. ganze **Nacht** ſichtb. ♄ ſteht	8	**Mar. Empf.**
Sonn.	21	Thom. A. †	♌	☉ in ♑ Wint. Anf. kürz. T.	9	Leocadia

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4

Sonnt.	22	**4. Advent**	♍	Greg. Sp. bei **Anbr.** der	10	**2. Advent**
Mont.	23	Dagobert	♍	**U** am öſtl. **Him.** u. iſt. a.	11.	Damaſus
Dienſt.	24	Adam, E. †	♍	🌗 10 19′ **N. Schluſs** d. **Jah-**	12	Epimach.
Mittw.	25	**H. Chriſtt.**	♎	wo er u. 10½ **U. Nachts**	13	Lucia
Donn.	26	**Stephan**	♎	aufg. mehr als 8 **St.** ſichtb.	14	Nicaſi
Freit.	27	**Joh. Ev.**	♏	♅ **kommt** am 6. in ☍ m. d. ☉,	15	Euſebius
Sonn.	28	Unſch. K.	♏	ſteht ihr um **Mittern.** i. **S.**	16	Adelheid

53. Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	29	n. **Chriſtt.**	♐	Thomas C. ☾Erdn. gegenü.	17	**3. Advent**
Mont.	30	David	♐	u. iſt a. beſt. d. **J.** ſichtb.	18	Wunibald
Dienſt.	31	Sylveſter	♑	🌑 4.22′ N. **S.☉F.** ☾☊.	19	Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 2. Dez. um 3 Viertel auf 3 Uhr Morgens der neue Mond.
Montag den 9. Dezbr. nach halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 17. Dezember nach halb 9 Uhr Vormittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Dienſtag den 24. Dezbr. bald nach 1 Viert. auf 11 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Dienſtag den 31. Dezbr. nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben Faſten, Belagerung Jeruſalems am 13. Dezember.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	14 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	46 M.
11	7	58	7	54	3	52	16	2
21	7	52	8	2	3	54	16	8

☾Aufg. U. M.		☾Unterg. U. M.		T.
Morg.				
7	4	Abds.		1
8	21	4	3	2
		5	11	3
		6	23	4
●		7	53	5
„		9	11	6
		10	26	7
—				●
		11	38	8
●		Morg.		9
		12	47	10
„		1	54	11
„		3	2	12
		4	9	13
„		5	15	14
				●
		6	18	15
Abds.		7	17	16
4	2	8	7	17
5	4			18
6	13			19
7	25			20
8	39	●		21
		„		●
9	55	—		22
11	10			23
Morg.		●		24
12	29	„		25
1	49	„		26
3	12	„		27
4	36			28
				●
5	55			29
7	4			30
7	58			31

Heilſamer Rath.

Nie reiz' ein Unheil Dich,
In Blindheit drein zu ſchlagen;
Klug iſt, wer zögern kann,
Bis klug es iſt zu wagen.

Raſche Hülfe.

Die heilig geſprochene Adelheid, einſt Aebtiſſin zu Köln, gab jeder Nonne, die ſchlecht ſang, eine Maulſchelle, wonach ſie augenblicklich eine ſehr ſchöne Stimme bekam. Bei dem zeitigen Zudrang zu Opern wird ſich wahrſcheinlich jede Theaterverwaltung eine ſolche Adelheid wünſchen.

Hundertjähriger Lügen-Kalender.

„Hundertjähriger Kalender"? — Lüge
Iſt Dein Titel ſchon! Nur ſieben Jahr
Dreht mit Schwindelei ſich Dein Gefüge
Im verrückten Wetter-Formular.
Spott verfolgt jetzt Deine Lug-Verſender,
Die der Dummheit fröhnen ſinnberaubt; —
Heißt mit Recht bereits ein Ehrenſchänder,
Wer uns ſagt, daß Einer noch Dir glaubt,
Iſt's am beſten Deine Siebenſachen
Sammt den kecken Narren auszulachen.

vollauf mit der Thorheit behaftet war, um auch in dieſem Fall ihr Heerführer zu ſeyn."

Höflicher und beſcheidener neckend iſt eine Antwort **Schiller's**. Er führte einſt eine ſchöne Frau nach der Vorſtellung ſeines Trauerſpiels „Maria Stuart" aus dem Theater. Ein Freund, auf die Frau zeigend, ſagte zu dem Dichter: „Sie haben zwei ſchöne Augen Thränen vergießen laſſen!" „Sie werden es dafür andere Augen entgelten laſſen!" antwortete **Schiller**.

Zeitrechnung des Jahres 1861.

Das gegenwärtige 1861ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1860 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 31. März, und in dem alten fünf Wochen ſpäter, auf ſeinen 23. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte nach dem alten Kalender fünf Wochen ſpäter fallen als nach dem neuen

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 3 Uhr 7 Minuten Nachmitt. nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 11 Uhr 51 Minuten Vormit. Der Herbſt am 23. September um 2 Uhr 7 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 7 Uhr 51 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen. Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe drei an der Sonne und eine am Monde. Außerdem geht der Merkur als eine kleine ſchwarze Scheibe über die Sonnenſcheibe hinweg. Nur die letzte Sonnenfinſterniß wird in der Preußiſchen Monarchie und der Durchgang des Merkurs in unſern Gegenden ſichtbar ſein.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und trifft am 11. Jan. in den Morgenſtunden ein. Von dem Feſtlande wird nur Auſtralien ſowie einige zu Aſien und Afrika gehörige Inſeln ſie ſehen.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und tritt am 8. Juli in den Frühſtunden ein. Nur der ſüdliche Theil von Aſien und der nördliche von Auſtralien nebſt den naheliegenden Inſeln wird ſie ſehen.

Die Mondfinſterniß iſt eine kleine partiale. Sie trifft am 22. Dec. in den Vormittagsſtunden ein und iſt nur in Amerika, das Ende auch in Aſien und Auſtralien ſichtbar.

Die dritte Sonnenfinſterniß iſt eine totale und tritt am 31. December in den Nachmittagsſtunden ein. Sie wird im weſtlichen Europa ſichtbar ſeyn. Nur die in dieſem Kalender angenommenen Oerter werden alle den Anfang ſehen, aber Berlin, Breslau und Königsberg die Mitte nicht und keiner das Ende. Der Anfang der Finſterniß tritt in Cöln am 31. December um 2 Uhr 24 Minuten Nachmittags ein. Denkt man ſich die Sonnenſcheibe als das Zifferblatt einer Uhr und ſetzt in dem Punkt, der dem Pole am nächſten ſteht, die Zahl 12, ſo tritt der Mond in der Gegend von 23 Minuten ein, die Mitte der Finſterniß, wo ſie ſechs ein drittel Zoll erreicht, wird in Cöln noch eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ſichtbar ſein. Bei dem Ende iſt die Sonne bereits untergegangen.

Der Merkursdurchgang findet am 12. November in den Vormittagsſtunden ſtatt. Für unſere Gegenden befindet ſich bei Aufgang der Sonne der Merkur ſchon auf der Sonnenſcheibe. Nur der Austritt wird ſichtbar ſein. In Cöln ſteht bei Aufgang der Sonne am 12. November der Merkur bereits als ein kleiner ſchwarzer Punkt auf der nördlichen Hälfte der Sonnenſcheibe und rückt nach Weſten fort. Er wird um 9 Uhr 45 Minuten Vormittags an dem Weſtrande austreten, und zwar nach der obigen Vorſtellung eines Zifferblattes bei der Sonnenſcheibe in der Gegend von 4 Minuten. Alles nach mittlerer Cölner Zeit.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1861.

Neptun. Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus nach ſeinem Standpunkte berechnete und von Herrn Doktor Galle am 23. Sept. 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort, an der Grenze des Sternbildes der Fiſche und des Wallfiſches, etwa in der Mitte zwiſchen ζ Piſcium und ι Ceti ändern. Am 22. Sept. kommt er in Gegenſchein mit der Sonne und ſteht ihr um Mitternacht gerade gegenüber im Süden im erſten Grade des Zeichens des Widders.

Uranus. Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er bleibt das ganze Jahr hindurch im Zeichen der Zwillinge. Im Anfange des Jahres iſt er rückläufig, wird in der Mitte des Februars rechtläufig, ſteht dann gegen 7 Uhr Abends im Süden und geht um 3 Uhr Morgens unter. Mitte März geht er um 1 Uhr Morgens unter, Mitte April um 11 Uhr Nachts und Ende April mit dem Einbruche der Nacht. Als ein Stern 5. bis 6. Größe verſchwindet er für das unbewaffnete Auge während des Mai, Juni und Juli in der hellen Dämmerung. Er iſt am 7. Juni in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Anfang des Auguſt erſcheint er am Morgenhimmel, wo er um Mitternacht aufgeht. Anfang Sept. geht er um 10 Uhr Nachts auf, Anfang Okt. um 8 Uhr Abends, Anfang Nov. um 6 Uhr, Anfang Dec. um 4 Uhr Nachmittags. Ende Sept. wird er rückgängig und kommt am 6. Dec. in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 14. Grade des Zeichens der Zwillinge um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht und am Beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig bis zu Ende des Jahres.

Saturn. Saturn iſt zu Anfang des Jahres, von ſeinem Aufgange nach 9 Uhr Nachts an am Himmel ſichtbar und bleibt es die Nacht über während der erſten 4 Monate Jan., Februar, März, April. Er kommt am 21. Februar in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 6. Grade des Zeichens der Jungfrau ihr gerade gegenüber um Mitternacht im Süden ſteht. Von den letzten Drittel des April an geht er vor Anbruch des Tages unter und ſodann im Mai und Juni immer früher und früher, Ende Mai um 1 Uhr Nachts, Ende Juni um 11 Uhr Nachts. Wenige Tage nachher verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und bleibt im Juli, Auguſt und dem größten Theile des Sept. in der Dämmerung verborgen. Am 5. Sept. kommt er in Zuſammenkunft mit der Sonne und erſcheint in den letzten Tagen dieſes Monats auf eine Stunde am Morgenhimmel. Er geht dann immer früher und früher auf, Ende Oct. um 2 Uhr Morgens, Ende November um halb 1 Uhr Nachts, Ende Decbr. um 11 Uhr Nachts. Gegen Ende des Nov. verliert er ſeinen Ring, weil die Erde auf die unerleuchtete Seite deſſelben hinübertritt.

Jupiter. Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen des Löwen, iſt rückläufig und kommt am 10. Febr. in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht gerade gegenüber im 22. Grade des Zeichens des Löwen im Süden ſteht. Von Anfang des Jahres an iſt er die ganze Nacht glänzend zu ſehen, und bleibt es bis in die Mitte des März. Von da an geht er immer früher und früher unter, Mitte April, wo er rechtläufig geworden, um 3 Uhr Morgens, Mitte Mai um halb 2 Uhr, Mitte Juni um halb 12 Uhr Nachts. Um die Mitte des Juli geht er bei Einbruch der Nacht unter und verſchwindet in der Dämmerung bis zur Mitte des Sept. Er iſt am 31. Auguſt in Zuſammenkunft mit der Sonne geweſen und wird in der letzten Hälfte des Sept. wieder auf eine Stunde am Morgenhimmel ſichtbar. Inzwiſchen iſt er in der Mitte des Juli in das Zeichen der Jungfrau übergetreten. Vom Sept. an geht er immer früher und früher auf, Mitte Oktober um 3 Uhr Morgens, Mitte Nov. um halb 2 Uhr Morgens, Mitte Dec. um Mitternacht. Er bleibt bis zu Ende des Jahres rechtläufig und ſteht in dem Zeichen der Jungfrau.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocäa, Proſerpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Isis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia, Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemauſa, Europa, Calypſo, Alexandra, Pandora, Pſeudo-Daphne, Mnemoſyne.

Dieſe 57 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 53 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden, und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars kommt in dieſem ganzen Jahre nicht in Gegenſchein mit der Sonne und bleibt immer rechtläufig. Er durchläuft die verſchiedenen Zeichen des Thierkreiſes hinter einander. Anfangs ſteht er im Zeichen der Fiſche, tritt dann in das des Widders (4. Jan.), des Stiers (19. Febr), der Zwillinge (3. April), des Krebſes (19. Mai), des Löwen (1. Juli), der Jungfrau (21. Aug.), der Waage (6. Okt.), des Skorpions (21. Nov.) In den vier erſten Monaten Januar bis April iſt er fortwährend als ein röthliches Sternchen Abends am Weſthimmel zu ſehen, da er in der ganzen Zeit um 11 Uhr Abends untergeht. Im Mai geht er etwas früher unter und verſchwindet von der Mitte des Juni bis zum Anfange des Oktober völlig in der Dämmerung. Er iſt in dieſer Zeit am 27. Auguſt in Konjunktion mit der Sonne gekommen. Im Oktober kommt er als ſchwacher Stern am Morgenhimmel zum Vorſchein und iſt dann etwa eine halbe Stunde am Morgenhimmel zu ſehen. Im November ſteigt die Dauer ſeiner Sichtbarkeit auf etwa 1 und eine halbe Stunde und am Ende des Jahres ſieht man ihn am längſten etwa 2 Stunden lang vor dem Beginn der Morgendämmerung am Oſthimmel.

Venus. Venus iſt bei dem Beginne des Jahres Morgenſtern und in den erſten Tagen am längſten etwa 2 Stunden lang am Morgenhimmel zu ſehen. Ihre Sichtbarkeit nimmt aber ſo ſchnell ab, daß ſie in der Mitte des Februars völlig in der Morgendämmerung verſchwindet und den ganzen Monat März, April und bis zur Mitte Mai unſichtbar bleibt. Am 11. Mai kommt ſie in die obere Zuſammenkunft mit der Sonne und wird Abendſtern, kann aber auch dann nicht am Abendhimmel geſehen werden, bis ſie im Juli anfängt, auf kurze Zeit ſich am Abendhimmel nach Untergang zu zeigen. Auch im Auguſt und Sept. wird ſie nur eine halbe Stunde, im Oktober eine Stunde lang als Abendſtern ſichtbar werden und ſelbſt im November nicht viel länger. Erſt im Dec. tritt ſie bei dem frühen Untergange der Sonne auf längere Zeit hervor und wird am Schluſſe des Jahres viertehalb Stunden lang als Abendſtern glänzen.

Merkur. Merkur iſt nur ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre viermal. Zuerſt als Abendſtern zur Zeit ſeiner größten öſtlichen Ausweichung am 27. Februar, wo er drei Viertelſtunden lang nach dem Untergange der Sonne zu ſehen ſein wird. Eine viel kürzere Zeit verweilt er zum zweitenmale gegen die Zeit ſeiner größten öſtlichen Ausweichung am 24. Juni als Abendſtern nach dem Aufhören der Abenddämmerung, ſo daß er ſchwer zu ſehen ſein wird. Um die Zeit ſeiner größten weſtlichen Ausweichung am 11. Auguſt wird er eine halbe Stunde vor dem Beginn der Morgendämmerung als Morgenſtern zu ſehen ſein und zum vierten Male am beſten zur Zeit der größten weſtlichen Ausweichung am 29. Nov., wo er länger als 3 Viertelſtunden am Morgenhim. ſichtbar iſt.

Genealogie des Königl. Preuſſiſchen Hauſes

und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. König, geb. 15. Okt. 1795, folgte ſeinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Poſen, Herzog von Sachſen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit **Eliſabeth** Ludovike, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Wilhelm** Ludwig, Prinz von Preußen, Regent, geb. 22 März 1797, General-Oberſt der Infanterie, Militair-Gouverneur in der Rheinprovinz u. Provinz Weſtphalen, Oberbefehlshaber des Truppen-Corps in Hohenzollern und Frankfurt a. M. ꝛc., vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe **Auguſte** Katharina, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 30. Septbr. 1811. Kinder: 1) **Friedrich Wilhelm** Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831, General-Major und Commandeur der erſten Garde-Infanterie-Diviſion, erſter Commandeur im zweiten Garde-Landwehr-Regiment zu Fuß ꝛc., vermählt am 25. Jan. 1858 mit **Victoria** Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840. Sohn: Friedrich Wilhelm Victor Albert, geboren 27. Januar 1859. 2) Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden. — 2) Die Mutter des Kaiſers von Rußland, **Alexandra** Feodorowna (zuvor Friederike Luiſe **Charlotte** Wilhelmine), geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich **Karl** Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit **Marie** Luiſe Alexandrine, Schweſter des Großherzogs von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1) **Friedrich Karl** Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit **Marie** Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Töchter: 1) **Marie** Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2) **Eliſabeth** Anna, geb. 8. Febr. 1857. 2) Marie **Luiſe** Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3) Marie **Anna** Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine **Alexandrine** Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande, **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht**, geb. 8. Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth **Alexandrine**, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen **Ludwig**, Vater-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine **Luiſe**, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Major ꝛc.

Des am 28. September 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich **Wilhelm** Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29. Okt. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2) Marie **Eliſabeth** Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit **Friederike** Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811, Mitregentin ſeit 8. Oktober 1855.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Witwer 1. Jan. 1850 von **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit **Luiſe** Marie Eliſabeth, Tochter des Prinzen von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. **Maximilian** Joſeph II, König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte **Marie** Hedwig, jüngſten Tochter des

verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850 von Luiſe Marie Thereſe Charlotte Iſabelle, älteſten Tochter des verſtorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzoſen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 6. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I. König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III. Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitſch, Herzog, geb. 4. Auguſt 1843, ſucc. unter Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Nikolajewna, älteſten Schweſter des Kaiſers von Rußland, ſeinem Vater Maximilian Joſeph Eugen Auguſt Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenſtein. Aloys Joſeph Johann, geb. 26. Mai 1796, Fürſt, reg. ſeit 20. April 1836, verm. 8. Aug. 1831 mit Franziska, Gräfin von Kinsky, geb. 8. Aug. 1813.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Georg Wilhelm, Fürſt, geb. 20. Dez. 1784, folgte ſeinem Vater am 13. Febr. 1787, verm. 23. Juni 1816 mit Ida Karoline Luiſe, Vater-Schweſter des Fürſten von Waldeck, geb. 26. Sept. 1796. — Adolph Georg, Erbprinz, geb. 1. Aug. 1817.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Sept. 1849 mit Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg Friedrich Karl Joſeph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verſtorbenen Landgrafen Friedrich zu Heſſen-Caſſel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz V Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal verm. 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 23. April 1852.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien). Franz II Maria Leopold, König, geb. 16. Jan. 1836, reg. 22. Mai 1859, vermählt 8. Jan. 1859 mit Marie Sophie Amalie, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, geb. 4 Okt. 1841.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorbenen Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Pedro V de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 ſeiner Mutter Donna Maria II da Gloria, Witwer ſeit 16. Juli 1859 von Stephanie Friederike Wilhelmine Antonie, Prinzeſſin von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. 15. Juli 1837. — Vater des Königs: Ferdinand Auguſt Franz Anton Prinz von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 29 Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Wittwer ſeit 19. Januar 1855 von Adelheid Franziſka Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 1855 mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV., König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, geb. 5 Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Marie Iſabelle, Prinzeſſin von Aſturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzeſſin.

Toskana. Ferdinand IV. Salvator Maria Joſeph Johann, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1835, ſucc. ſeinem Vater Leopold II durch die Thronentſagung deſſelben am 21. Juli 1859.

Türkei. Abdul-Medſchid, Großſultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1861.

Tage.	Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	57	mehr.	13	55	mehr.	12	33	mehr.	3	54	weniger.	3	4	weniger.	2	30
6		6	11		14	23		11	27		2	25		3	34		1	40
11		8	19		14	32		10	10		1	1		3	51		0	42
16		10	9		14	21		8	47	weniger.	0	15		3	52	mehr.	0	20
21		11	42		13	52		7	17		1	23		3	41		1	25
26		12	54		13	7		5	45		2	19		3	16		2	28
31		13	47		12	20		4	12		3	4		2	39		3	29

	Juli.			Auguſt.			September.			Oktober.			November.			Dezember.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	29	mehr.	6	1	weniger.	0	11	weniger.	10	23	weniger.	16	17	weniger.	10	42
6		4	31		5	36		1	48		11	53		16	13		8	40
11		5	9		4	56		3	30		13	14		15	48		6	26
16		5	33		4	2		5	15		14	24		15	1		4	3
21		6	5		2	55		7	1		15	18		13	55		1	34
26		6	12		1	36		8	41		15	57		12	28	mehr.	0	55
31		6	4		0	8		10	23		16	16		10	42		3	22

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr zu Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die *mittlere Sonnenzeit* genannt, zum Unterſchiede der *wahren*, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die *Zeitgleichung*. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach *mittlerer Zeit* beſtimmt werden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Gaſſen-Weisheit.

Des Sprüchworts Weisheit, ſeh' ich ein,
Muß Lehre für die Zukunft ſeyn.
„Dein Vorſatz iſt mir dunkel, ſprich,
Was iſt wohl Lehre da für Dich?“
Wer gern nur bei der Wahrheit wohnt,
Der wird mit Stößen abgelohnt.
Die Krankheit, zentnerſchwer und keck,
Nur quentleinsweiſe ſchleicht ſie weg.
Zu Waſſer ſey und ſey zu Land,
Bereit ſeyn kann des Todes Hand.
Durch Geld und Geiz und Ungeſetz
Erwirbt ſich Fang des Teufels Netz.
Haſt bös Gewiſſen Du zum Gaſt,
Iſt fremd dem Herzen Ruh' und Raſt.
Dreifält'ge Schnur nie Riß erlebt,
Wenn Fleiß, Muth und Geduld ſie webt.
Den Brei verdirbt ein faules Ei,
Ein fleißig Weib iſt Hausbaſtei.
Quält innen Dich ein Teufel ſehr,
Ruft Leichtſinn Dir der Teufel mehr.

Wem Alles gleich iſt bei dem Kram,
Verkaufet frech auch Ehr' und Scham.

Mehr gilt die Bien' als Hummelſchwarm,
Ohn' Wohlthat iſt der Crösus arm.

In's Zuchthaus kommt der kleine Schelm,
Den großen deckt des Reichthums Helm.

Wenn's Mägdlein giert nach ſchönem Putz,
Sind Scham und Keuſchheit bald im Schmutz.

Geſetz' umgeh'n, bei'm beſten Schein
Wird's Wehthat dem Geſetze ſeyn.

Geduld nur macht's Ertragen leicht,
Wenn Schlimmes nicht dem Hauſ' entweicht.

Die Habgier ſchärft oft Witz und Liſt,
Doch macht ſie Seel' und Herz zu Miſt.

Ein Sprüchlein macht oft Noth zur Luſt,
Biſt Du Dir nur der Kraft bewußt. —

„Ich merk's, die Gaſſen-Weisheit giebt
Auch Lehren Dem, der's Denken liebt!"

Die Lehr' iſt gut!

— bei gutem Muth!

Mein Urgroßvater, ein herzig, lieber Mann, der freilich hohen Alters war als er ſtarb, aber nur in einer Zeit lebte, wo man noch nicht gelernt hatte, daß man ohne Regeln und Grundſätze im Lebensverkehr das Meiſte erlangt — mein Urgroßvater ließ mich, als ich kaum ſchreiben konnte, in mein Tagebüchlein Folgendes eintragen:

„Drei Dinge ſind nie zu vergeſſen: Beleidige Keinen aus Abſicht; ſey Jedem gefällig, wann und wo Du es kannſt; zeige Dich immer, wie Du biſt. Dabei denke an Deinen Urgroßvater Gotthelf Daun."

Ach, wie oft hab' ich Deiner gedacht, ehrwürdiger Urgroßvater! Aber nimm's nicht übel — wenn nämlich ein ſeliger Geiſt noch der unſeligen Gewohnheit fröhnen könnte, die Wahrheit übel zu nehmen — ich habe an meinem vierzigſten Geburtstag jenen Zeilen nachſtehende beigefügt:

„Deine drei Dinge zeugen für Dich, dienen aber nicht zum Fortkommen im Lebenslauf. Ich ſoll Keinen aus Abſicht beleidigen! Lieber Alter, wohin ich jetzt ſchaue, da geht's Denen am wohlſten, die bei vortheilhafter Gelegenheit Jeden mit Abſicht beleidigen; ſie werden gefürchtet, als Gefährliche erkannt, die man ſich geneigt machen muß; — ich weiß Viele zu nennen, die ſich auf ſolchem Wege Glanz und Reichthum erbosheitet haben! — Jedem gefällig ſeyn! Es iſt leicht geſagt, aber die Nachwehen! Wenn Jeder, dem wir gefällig waren, es gleich vergäße, da wäre einem Wohlwollenden geholfen; aber die zeitgemäßen Freunde verzeihen es ſelten, daß man ihnen

Gutes that, und dann iſt nur auf ihren geheimen Dank zu rechnen, wenn man ſich gar nicht vor ihnen ſehen läßt. Wer gefällig war in Noth und Bedrängniß, der wird zu Denen gezählt, die eine läſtige Wechſelforderung haben und durch ihr Erſcheinen ſchon unangenehm wirken. — Sich zeigen wie man iſt! O weh! Bettlern und Dummköpfen läßt man es hingehen; wer aber etwas geiſtiges oder irdiſches Vermögen hat, der laſſe dies möglichſt wenig merken. Armuth und Beſchränktheit bleiben unangefochten, aber der Beſitzer von Seel' und Gut? — das Ich der Schlendriansleute möcht' es nicht dulden, daß er mehr hat als dieſes Ich!

Ja, mein ehrlicher Urgroßvater, man wird ſchwer betroffen bei Deinen trefflichen Lehren, iſt vom Fortkommen im irdiſchen Lebensgetriebe die Rede. Du aber haſt gewiß an ein ſchätzenswerthes Fortkommen im Jenſeits gedacht, was der Eine gering, der Andere hoch erachtet, und ſo will ich jedenfalls Deine Lehren weiter empfehlen, nur dabei nicht verſchweigen, was Den erwartet, der danach thut. Wer ſie dann noch befolgt — das iſt mein Mann! Wir ſehen in treuer Einigkeit nach oben, wie getrennt wir ſeyn mögen, und fühlen mit innigſtem Behagen: es giebt nichts auf Erden, was ſo viel Herrliches in ſich trägt als unſer reines Bewußtſeyn! **Th. Daun.**

Weiter zu gebrauchen!

Ein Student, der auskam mit Dem, was er hatte, ſchickte einem andern, der mehr hatte und doch Schulden machte, zu deſſen Geburtstag, den er glänzend feierte, nachſtehende Reime:

Hör', Wiegenkind, auf Pomp folgt Pump,
Und Pumpen macht zum Lumpen;
Erſcheint Dir dies nicht wahr, nur plump,
Wirſt Du in's Elend plumpen.

Da Schlemmen nur zum Schlimmen führt,
Und Schimmern zu dem Schlimmern,
Läßt Reim, als geiſt'ger Riem maskirt,
Vom Krümmen ſich nicht kümmern.

Das Leben mag zum Laben ſeyn
Mit Biedern und mit Brüdern,
Doch Feuer zieht zur Feier ein
Mit Liedern, nicht im Lüdern!

Wir wollen Laſt nicht, wollen Luſt,
Kein Faſten auch bei Feſten;
Doch ſoll mit trübem Braſt die Bruſt
Nicht raſten bei den Reſten.

D'rum ſchelte, Freund, den Pomp und Pump,
Das Borgen und das Sorgen,
Doch nicht den barſchen Burſchen plump,
Der Heut ſchon denkt an Morgen!

Humor, Esprit, Witz.

Die Franzoſen nennen den Witz der Deutſchen plump und der „esprit“, ſagen ſie, fehle uns gänzlich. Deutſche Humoriſten zu verſtehen, dazu iſt der „esprit“ viel zu oberflächlich, die Franzoſen können ſie nicht verſtehen. Ueberhaupt erhebt nur der Oberflächliche den „esprit“ über den deutſchen Humor; dieſer hat ſtets eine ernſte Grundlage, muß ſie haben. und ſie darf überhaupt dem wahrhaften Witz nicht fehlen. Iſt er mit der Schmähſucht verbunden — wie meiſt, wenn auch bei anmuthigem Schein, der „esprit“ — dann wird er verderblich: denn er verzerrt nur die Zuſtände und das Perſönliche. Die Inhaber und Verbreiter ſolchen Witzes ſind ohne ſittlichen Werth und vermindern ihn im Allgemeinen. Laßt Euch nicht irre machen von der Bemäntelung: man ſchwinge eine Zuchtruthe gegen zeitliche Thorheiten und Gebrechen; der ſchändende Witz iſt ſelber eines der ärgſten Gebrechen, die verworfenſte Geburt eines in Ausartung zur Fäulniß übergehenden Volksweſens. Jeder ihm gegönnte Beifall wird zur Sünde an dem Göttlichen im Menſchen, das er zu pflegen, zu ſtärken und zu erheben verpflichtet iſt: eine, jedem Unverdorbenen in's Herz geſchriebene Wahrheit!

Für immer geltend!

Im Jahre 1843 ſchon äuſſerte Grillparzer in einem der „Jugend“ gewidmeten Gedicht, überſchrieben: „Die Gegenwart“, folgende beherzigenswerthe Wahrheit:

„Eines weiß die Jugend nicht,
Und wird's, oft getäuſcht, verkennen:
Daß, was heut am laut'ſten ſpricht,
Wofür alle Herzen brennen,
Was in jeder Meinung ſteht
Als für ewig eingegraben,
Kaum, daß ein Jahrzehnt vergeht,
Nur ein Spott noch iſt der Knaben;
Daß, wie Mode formt das Kleid,
Auch der Geiſt tauſcht ſeine Trachten,
Und ein Richter nur — die Zeit —
Als ein letzter ſey zu achten.
Darum wirkt mit raſcher That,
Uebergebt euch Strom und Lüften,
Doch das Urtheil und den Rath
Laßt den Reifer'n und Geprüften.“

Das Hochzeitsgeſchenk.

Als Voltaire Demoiſelle Varicourt mit dem Marquis von Villette, der 100,000 Thaler Einkünfte hatte, verheirathete, machte er ihr ein ſonderbares Hochzeitsgeſchenk. Nachdem er ſie geſegnet, reichte er ihr ein ſauber in Maroquin gebundenes Buch mit goldenem Schnitt. Die junge Dame beeilte ſich, es zu öffnen, und fand nichts darin als weißes Papier, nur hatte Voltaire eigenhändig auf das erſte Blatt geſchrieben: „Ausgabebuch der Frau Marquiſe von Villette.“ Sie war erſtaunt. „Mein liebes Kind“ — ſagte Voltaire — „Sie haben ſich die Liebe Ihres Gemahls erworben, ich aber muß Ihnen ſagen: eine Frau, die von ihrem Gatten dauernd geliebt und geehrt werden will, muß ſich mit dem Hausweſen beſchäftigen!“

Vom Frieden.

Ihr meint: der Fried' iſt ſtets im Siege, —
Doch ſieht man täglich ihn verjagen;
Wir haben tauſend kleine Kriege
Und — große geiſt'ge Niederlagen!

Goethe's Freundlichkeit.

Erneſtine, die liebenswerthe Gattin des trefflichen Johann Heinrich Voß, erzählt: „Eine Freundlichkeit Goethe's, die mein Herz traf, werde ich ihm nie vergeſſen. Einmal fand er mich im Garten knieend auf dem Boden, um die Einfaſſung auszubeſſern. Er unterſuchte theilnehmend mein Geſchäft, und rieth Sachen zu wählen, die nicht ſo leicht vom Zufall zerſtört würden. Meine Antwort war: ich wäre noch zu unkundig in Jena, um die Plätze zu wiſſen, wo man ſich dergleichen verſchaffe. Ich arbeitete fort, während die Herren auf- und abgingen. Als wir eines Abends ſpät aus einer Geſellſchaft heimkehrten, fanden wir Alles gar zierlich und hübſch eingefaßt, und überall Sommerblumen hingepflanzt, unter denen ſo manches alte Bekannte. Goethe wollte den Dank dafür nicht annehmen, ward aber bei dem nächſten Beſuche ſehr heiter geſtimmt durch unſere Freude daran.“

Wahrnehmung.

Wir lachen über Schildbürger, die eine Sonnenuhr, damit ſie nicht vom Wetter leide, mit einem Dach bedeckten: — wie oft aber verhüllt man das Licht, das uns den Zeiger der Zeit deutlich machen will!

Kaiſer-Worte.

Als man den Kaiſer Sigismund fragte, wen er fähig halte zum Regieren? gab derſelbe zur Antwort: „Denjenigen, welchen das gute Glück nicht ſtolz, und böſe Zeit nicht verzagt macht.“

Auf die Frage, die man dem Kaiſer Friedrich **III.** vorlegte: welche unter ſeinen Räthen er am vorzüglichſten liebe? erwiederte der Kaiſer: „Diejenigen, ſo Gott den Herrn mehr fürchten als mich.“

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

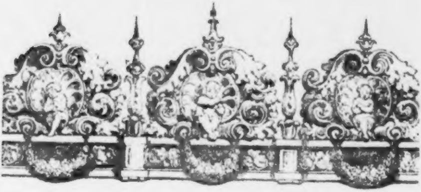
Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung.

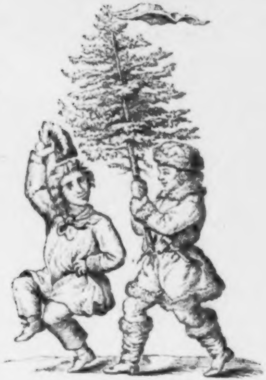
Siebenundzwanzigſter Jahrgang.



Macht aus Hoffnung und Geduld
Nicht zwei alterslahme Weiber;
Wahrheitsmuth und Thatendrang,
Das ſind mannhaft edle Treiber.
Immer treu dem Rüſtigkräft'gen,
Das lehrt würdig ſich beſchäft'gen!

1861.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.



Die Tanne.

Am Weihnachtsfeſt umſtrahlt die Tanne
Der Lichtesglanz von jedem Zweig,
Und wird dann auch dem ernſten Manne
Zur Leuchte im Gedankenreich. —

Er fühlet, daß ſie ihn erfreue
Durch ihre Kraft der Stetigkeit:
Der Hoffnung Sinnbild und der Treue,
Beſiegt ihr Grün die Wandlungszeit.

Sie iſt die Palme für den Norden,
Ihm hold im Thal und auf den Höh'n;
Sie ſchmückt, zur Herrſcherin geworden,
Die Waldung noch dem Winter ſchön.

Sey rings das All in ſeinem Banne,
Sie fürchtet vor Gewalt ſich nicht —
Und bleibet Gleichnißbild dem Manne,
Der feſt will ſteh'n in Recht und Pflicht!

Dankgebet.

Dir dank' ich, Gott, wenn aus dem nächt'gen Grauen
Die Sonne allbelebend ſchwebt,
Geſtärkt der Menſch in muthigem Vertrauen
Zu Fleiß und Schaffen ſich erhebt.

Ich danke Dir, wenn in des Tages Mitte
Natur die Kinder mild ernährt,
Und dann das Mitleid, auf die leiſe Bitte,
Den Armen Deine Kraft bewährt.

Ich danke Dir, wenn zu der Abendfeier
Sich Himmelsfriede niederbeugt,
Und aus erfriſchter Luft, im Dämmerſchleier,
Das All ſich friſches Leben zeugt.

Ich danke Dir, wenn in dem ſanften Schlummer
Ein leidvoll Herz ſich ſelbſt vergißt,
Und wunderbar entrückt dem Erdenkummer,
Im Traum verſöhnt mit Hoffnung iſt.

Ich danke Dir! — Vergieb die ſchwachen Worte;
Gefühle, jetzt noch erdgebannt,
Sie finden Sprach' erſt bei dem heil'gen Horte,
Bei Dir im ew'gen Vaterland!

Nachts im Walde.

In Wipfeln Rauſchen
Bei tiefſter Nacht,
Im Herzen Lauſchen
Auf Troſtesmacht.
Der Sturm wird mächt'ger,
Doch ſchreckt er nicht
Das Herz mir nächt'ger:
Aus Thränen bricht
Mir Himmelslicht —
Dank Dir, Allmächt'ger!

Drauſſen und daheim.

Wenn ich das deutſche Feld durchſtreife,
Dort Aehren wogen weit und breit,
So denk' ich: reicher Segen reife,
Uns nährend deutſche Biederkeit.

Und nahet unter deutſchen Eichen
Die Vorwelt mir in Traumgeſtalt,
So denk' ich: laßt nie Treu' entweichen,
Sie wurzle feſt wie Eichenwald. —

Dann ſinnend heimgekehrt erneue
Ich mir den Glauben: friſch und frei
Zeigt Deutſchlands Biederkeit und Treue,
Daß Herz es von Europa ſey! —

Laßt, Deutſche, ſtets als heil'ges Erbe
Der Nachwelt biedertreuen Sinn;
Was irdiſch noch ein Volk erwerbe,
Zu ſolchem Schatze reicht's nicht hin!

F. W. Gubitz.

„Führe uns nicht in Verſuchung.“

1.

Es war ein heller, kalter Januartag, ſo ein Tag, wo man, warm eingehüllt, ſich gern im Freien bewegt. Dieſer Anſicht ſchienen viele Perſonen zu ſeyn, denn auf einem großen Marktplatze der alten und freien Stadt Hamburg herrſchte unter der niedern Volksklaſſe ein reges Leben. Die Männer gingen mit großen Schritten auf dem hartgefrorenen Schnee, die Arme in raſcher Bewegung gegen einander ſchlagend, die Frauen ſtanden in Gruppen umher, die erſtarrten Hände in die Schürze gewickelt; Alle aber ſchienen neugierig zu ſeyn, denn aller Blicke waren nach einer Stelle gerichtet, nämlich nach dem Hauſe des reichen Kaufherrn David Bernardo. — Vor demſelben war das Gedränge am größten, und die dem Eingange am nächſten Stehenden richteten ſich oft auf den Zehen in die Höhe, um ſo in den höchſt ſchmuck eingerichteten Hausflur, oder wie man in Hamburg ſagt: „Diele“ ſchauen zu können; doch was die Menge dort auch Schönes erſchaute, es ſchien nur ihre Spottſucht zu reizen, denn dieſe machte ſich Luft in manchen Aeußerungen, hinter welchen ſich der Neid und Aerger der vom Schickſal weniger Begünſtigten verſteckte.

Eine geraume Zeit hindurch hatte manche Stimme ihren Tadel laut werden laſſen, als ſich plötzlich vom Steinweg herauf das Geläute eines Schlittens hören ließ. — „Jetzt gebt Acht“, ſchrie ein kräftiger Quartiersmann, deſſen derberes Aeußeres keinesweges den Stempel der Entbehrung trug, die in jener für Hamburg ſo bedrückten Zeit ſich Mancher unfreiwillig auferlegte und auferlegen mußte; „gebt Acht, ſag' ich, jetzt geht ihre Rutſchpartie vor ſich. Soll mir Gott helfen, ich möch[illegible] 'mal rutſchen, aber an unſer Einen kommt ſo 'was nicht. Na, [illegible] aber, macht Platz, Ihr ſeht, der Erſte, der vorfährt, iſt ein [illegible]“

Der Sprechende [illegible] bei dieſen Worten mit ſeinen breiten Händen die vor ihm Stehenden noch mehr dem Eingange des Hauſes zu. Vergebens ſchrie der im Schlitten Sitzende — ein hoher Mann in franzöſiſcher Uniform — ſein Hollah! der Menge zu, denn mehr als die Stimme des Offiziers galt dem Volke das gehäſſige Flüſtern ihres Mitbürgers. „Weicht nicht“, ſprach er leiſe; „was will der Zuckerbäckerjunge? Glaubt Ihr, er wagt es, uns niederzufahren? Steht, ſag' ich Euch, laßt uns dem Ueberläufer zeigen, daß wir ihn nicht fürchten; können wir ihm auch nicht zu Leibe, dennoch ſoll ſein Angeſicht die Muſterung paſſiren, die wir für gut finden, über ihn zu halten; er ſoll die Verachtung in unſern Mienen leſen, die wir gegen den Verräther ſeiner Vaterſtadt fühlen!“

Das letzte Wort war noch nicht ausgeſprochen, als eine barſche Stimme in gutem Deutſch rief: „Aus dem Wege da, Ihr!“ Es war der Mann aus dem Schlitten, der ſich gewaltſam Bahn machte, und obgleich das ſchöne Geſicht von Zorn geröthet war, ſo lag doch auf demſelben zugleich ein Gemiſch von Scheu und Verlegenheit; die Augen des Soldaten waren zu Boden geſenkt, als fürchtete er, den Blicken der Umſtehenden zu begegnen. Als er in's Haus trat, ſchrie Einer aus dem Volke: „He, Heinrich Wallin, was koſtet der Pfannenzucker?“ Doch Der, dem dieſer Nachruf galt, er hörte ihn nicht mehr; auch wurde die Spottluſt der Neugierigen auf andere Gegenſtände gelenkt, denn mehrere Schlitten fuhren nach einander vor, Männer und Frauen entſtiegen dieſen, und alle ankommenden Perſonen nahm das gaſtliche Haus des reichen Handelsherrn auf. Oben am Fenſter aber ſtand Oberſt Wallony — wie er jetzt ſeinen deutſchen Namen geändert hatte — und an ſeiner Seite eine hohe, ſchöne Frau, die auf ihrem Finger einen grün gefiederten Papagei hielt, der mit ſeinem krummen Schnabel nicht allzu friedfertig nach der Hand des Oberſten ſtrebte.

„Da ſtehen ſie oben“ — ſprach der Quartiersmann — „Hamburgs mißrathener Sohn und das leichtſinnige Eheweib des Herrn Bernardo; ſicherlich fährt er ſie im Schlitten. Iſt es nicht 'ne Schande für meinen früheren Herrn, das mit anſehn müſſen, und es nicht hindern zu können?“

„Ei, warum kann Er es nicht hindern?“ fragte eine kleine hübſche Vierländerin, mit den dunkeln Augen ſchelmiſch unter dem großen Strohhut den Bürger anſehend.

„Warum Er es nicht kann?“ erwiederte der Quartiersmann — „je nun, weil er vergeſſen hat, zu rechter Zeit das Hausrecht zu gebrauchen; jetzt iſt es zu ſpät, die Dame iſt dem kranken Manne über den Kopf gewachſen. Ja, ich kenne die Verhältniſſe des Hauſes in- und auswendig, ich war lange auf den Speichern in dem alten Hauſe beſchäftigt; einen ſolchen Herrn bekomme ich niemals wieder, ſchlicht und gerecht, zwar etwas heftig, doch ſonſt herzensgut. Jetzt liegt er krank danieder, und wie mir vor Kurzem Herr Stehn ſagte, ohne Ausſicht, je wieder beſſer zu werden; das mag für die Frau Waſſer auf der Mühle ſeyn, doch wer Andern eine Grube gräbt, na, Ihr kennt das Sprüchwort —!“

„Ja wohl, Nachbar! Doch ſeht, die Schlitten fahren vor, wo mag's denn heute hingehen?"

„Nach Wandsbeck und von dort nach Uhlenhorſt. Ich wünſche keinem Menſchen etwas Böſes, aber dem ehrvergeſſenen Frauenzimmer, wie ihrem —".

„Da ſind ſie!" rief die Vierländerin und reichte ihr Körbchen, mit Krokus und Monatsroſen angefüllt, dem Offizier dar, der behend nach einem Strauß griff, denſelben mit zierlicher Verbeugung ſeiner Begleiterin überreichend.

Die ſchöne Frau lächelte anmuthsvoll, als ſie die Augen zu dem Geber aufſchlug; die ſchwarzen Augenſterne funkelten mit dem Feuer des Solitair's an ihrem Gürtelſchloſſe um die Wette. Der Oberſt hob galant ſeine Dame in den Schlitten, während er ſich leicht hinter ihr aufſchwang; graziös lenkte er die muthigen Pferde durch die ſchauluſtige Menge, dann ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und in das harmoniſche Geläute der Schellen und das Knallen der Peitſchen miſchte ſich der Hohnruf und das Gelächter des Volks. — An den ſeidenen Verhängen der Parterre-Wohnung aber zog eine weiße Hand, als ſollte die Verdunkelung des Gemachs dem Bewohner deſſelben auch zugleich den Sinn des Gehörs ſchwächen, damit er nicht vernehme, wie ſein Name zum Spott des rohen Haufens geworden; dann — nach einigen Minuten — war Alles ſtill.

2.

„Die Hand des Herrn ruht ſchwer auf mir! Die Falſche, die Treuloſe, mich zu verlaſſen in den Stunden meiner Leiden, und wem werde ich geopfert? — einem Knechte des Tyrannen, einem Verräther ſeiner Vaterſtadt. Haſt Du, Ewald, meinem Weibe meinen Brief zu eigener Hand übergeben?"

Der ſo Fragende war ein ſehr bleicher und hagerer Mann; er richtete ſich haſtig aus der gebeugten Stellung in die Höhe, das große blaue Auge in mattem Glanze ſah traurig nach einem jungen, vor ihm ſtehenden Mann auf, der bemüht war, ſeinem älteren und kranken Freunde einen kühlenden Labetrunk zu reichen.

„Ich that, wie Ihr befahlt, mein Vater!"

„Und hat ſie die Zeilen geleſen?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie?" rief der Leidende, und eine anfänglich ſchwache, dann immer dunkler werdende Röthe überflog ſein todtenblaſſes Geſicht — — „nicht einmal geleſen? Meinen Brief nicht geleſen? und ich, ihr tief gekränkter Eheherr, war es, der warnend, ja bittend ſchrieb, der da noch bat, wo er hätte befehlen, ſein Hausrecht gebrauchen und den ſchlauen Verführer hinauswerfen können — wäre ſeine Kraft nicht durch Krankheit gelähmt? Aber" — fuhr er immer erregter fort — „ich will dem Allen ein Ende machen, noch lebe ich, wenn auch die Falſche meinen Tod ſehnlichſt herbei wünſcht."

In dieſem Augenblick legte ſich eine warme Hand mit leiſem Drucke auf Herrn Bernardo's Arm, und die wohlklingende Stimme des jungen Mannes, der ihn pflegte, ſprach in bittendem Tone: „Mein theurer, mein väterlicher Freund, ich muß Sie an das Verbot des Arztes erinnern. Sie dürfen ſich dieſen Gemüthsbewegungen nicht hingeben; werden Sie nur erſt geſund, dann findet ſich Alles."

„Das heißt" — unterbrach der Kranke den leidigen Tröſter, und keine Beruhigung gab ſich in ſeinen heftigen Reden kund — „ich ſoll mir erſt den köſtlichen Schatz meines Hauſes ſtehlen laſſen, und dann, wenn derſelbe unwiederbringlich verloren iſt, dann ſoll ich Lärm ſchlagen. O Schmach dem Manne, der ſo etwas duldet! Liebet und ehret die Frauen, iſt auch mein Wahlſpruch, höher aber als die Liebe und das Glück gilt des Mannes Ehre." — Er ſchwieg, doch ein entſetzlicher, faſt wilder Schmerz zuckte um die Lippen. „Die Ehre" — ſprach er dann tonlos und ſchien es kaum zu bemerken, daß noch eine zweite Perſon im Zimmer ſey. — „Herr der Gerechtigkeit, ich erkenne deine ſtrafende Hand! In jugendlichem Leichtſinn, in gottvergeſſenem Mißmuth frevelte ich an meinem ehrlichen Namen, weil meine Laſt mir zu drückend, zu entſetzlich erſchien; was ich damals bezweckte, iſt mir geworden, meinen Namen tragen die Schiffe über das Meer, und an dieſem Namen, den Europa wie Indien achtet, zerrt leichtſinnig die kleine Hand eines Weibes. O deine Wege ſind wunderbar! Die Liebe eines Weibes rettete mich einſt vor Kerker und Pranger, die Gleichgültigkeit eines Weibes giebt mich der Schmach preis!" — Er ſank ſtöhnend zurück, und erſt der leiſe Seufzer ſeines Pflegeſohnes, der höchſt erſtaunt dieſe ſonderbare Anklage gehört hatte, ließ Herrn Bernardo in ſo weit wieder zu ſich kommen, daß ſein bekümmerter Blick in die frommen Augen ſeines Freundes ſah, die überraſcht und fragend auf ihn gerichtet waren. Ewald Stehn war bisher gewöhnt, in ſeinem Pflegevater alles Große, alles Edle, was man ſich bei einem Manne von Ehre denkt, zu ſchätzen, und doch klagte deſſen Mund ſich laut eines Unrechts gegen die bürgerliche Geſellſchaft an, wenn nicht die krankhafte Phantaſie des im höchſten Grade Fieberkranken dieſes Bild in ſeinem erregten Gemüth erzeugte; er glaubte das Letztere. Hatte doch einſt Herr Bernardo ſich gerade darum des armen hülfloſen Knaben erbarmt, weil deſſen Redlichkeit den reichen Mann gerührt.

Es waren jetzt achtzehn Jahre, daß Ewald Stehn, damals ein ſechsjähriger Knabe, am Tage des heiligen Abends am Strohlager der kranken Mutter kniete; ſein Kindermund ſprach alle Gebete, welche ſie in beſſeren Tagen dem Knaben gelehrt und ſo in ſeine junge Bruſt ein feſtes Gottvertrauen gelegt hatte. Als ſchon ſo früh Kummer und Schmerz das Gemüth des Kindes trafen, flehte er zu Dem, welcher voll Erbarmen ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Er rief ihn an, die kranke Mutter ihm nicht zu nehmen, wie einſt den Vater, der, meinte er, gewiß noch lebte, hätte er damals nur ſchon ſo beten können, wie jetzt. Er lag auf den Knieen an dem ärmlichen Strohlager, ſeine kleinen Hände hielten die der Mutter umfaßt, und indem er den warmen Athem auf die erſtarrten Finger hauchte, fragte er weinend: „Frierſt Du noch, mein Mütterchen?“ Die kranke Frau zog den Knaben an ihr Herz, ſie küßte die Thränen von dem bleichen Kindergeſicht, ſie, die Hartgeprüfte, ſah mit ſtiller Verzweiflung auf das kleine Weſen, das vielleicht in wenigen Tagen als eine verlaſſene Waiſe daſtand. Dann ſanken die um des Knaben Nacken gefalteten Hände erſchlafft auf die Decke, des Fiebers Froſt ſchüttelte krampfhaft die Glieder. „O mein Gott!“ ſtammelte die Unglückliche. — „Mutter, Du ſtirbſt!“ ſchrie Ewald und lief erſchreckt im Gemach umher — da wurde die Thür leiſe geöffnet, die Nachbarin trat in das finſtere Gemach, in welches an einem ſolchen nebligen Wintertage kaum ein Lichtſtrahl fiel; die alte Frau bog ſich über die Leidende und dann wandte ſie ſich zu dem Kinde. „Ewald“, ſprach ſie, „laufe zu dem erſten beſten Arzt, Dir begegnet wahrſcheinlich ſchon einer unterwegs, bitte ihn, hieher zu kommen, und dann laufe zu Herrn Bernardo im alten Wandrahm, jedes Kind zeigt Dir deſſen Haus. An ſeine Thür klopft kein wahrer Armer vergebens; lange hat mein Sohn dort als Hausknecht gedient, durch ihn weiß ich es, wie viel der Nothleidenden durch dieſen Herrn Hülfe und Rettung finden; gelingt es Dir, den Herrn Bernardo ſelbſt zu ſprechen, ſo ſey nicht blöde, ſondern ſprich recht dreiſt, Du wirſt ſehen, es wird nicht vergebens ſeyn!“

Erſtarrt ſtand der Kleine vor ſeiner Rathgeberin, dennoch griff er mechaniſch nach ſeiner Mütze. Er ſah nach dem Mütterchen, ſie lag mit geſchloſſenen Augen; dann fiel ſein Blick auf das kleine

Brett über der niedrigen Thür, auf welchem, außer zwei zerbrochenen Taſſen, noch eine alte Bibel und ſeine Fibel — das letzte Geſchenk ſeines vor zwei Jahren geſtorbenen Vaters — ſich befand. Oben auf dem Deckel des kleinen Buches ſtand mit großen rothen Buchſtaben: „Bete und arbeite!“ — und nun ſollte er betteln?

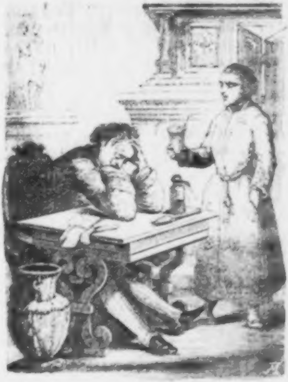
„Fort, mein Junge!“ rief die alte Frau. „Du kommſt an eine offene Thür und Gott wird das Herz des reichen Mannes lenken, lauf alſo geſchwind!“ Sie ſchob den Knaben zur Thür hinaus, der, ihrer Weiſung zufolge, nach dem Wandrahm lief. Man zeigte ihm das Haus des Herrn Bernardo, wo ein reges Leben herrſchte. Die großen Hausthüren ſtanden weit geöffnet, doch bot damals die Diele nicht, wie ſpäterhin, den Anblick der Pracht dar: ſie ſah aus wie der Flur eines Kaufmanns-Hauſes, auf welchem eine Menge Fäſſer und Kiſten abgeladen waren. Küper, wie Quartiersleute waren beſchäftigt, ſolche nach den auf dem Hofe gelegenen Speichern zu ſchaffen. Ein großer ſtattlicher Mann ſtand inmitten dieſes Wirrwars, in ſeiner Hand ein Verzeichniß der Waaren nebſt Bleiſtift haltend, ein anderer Mann, bekleidet mit einer blauleinenen Blouſe, ſtand bei ihm. Der Herr ſchien ſehr erzürnt, und keiner der ſo eifrig beſchäftigten Leute machte dem heftigen Manne etwas zu Dank.

Die Angſt, ſo wie die Scham vor dem Betteln ſtieg bei Ewald noch um ein Großes, und keiner Antwort war er mächtig, als der erſte Küper ihn fragte: „Junge, was willſt Du hier?“

Das arme Kind ſchwieg, und eine dunkle Röthe bedeckte das ſonſt ſo bleiche Geſicht deſſelben.

„Was wird die Krabbe wollen, als Geld lungern, um es zu vernaſchen!“ ſchrie Herr Bernardo, indem er eine gefüllte Börſe zog und dem Manne im blauen Kittel ein Trinkgeld darreichte. Er begleitete dieſen bis zur Hausthür, an welcher Ewald noch immer zitternd ſtand; dann kehrte der Hausherr zurück, indem er die blanken Silberſtücke in das grüne Netz gleiten ließ. Sein Blick traf Ewald, der zur Seite getreten war, und er kniff in rohem Muthwillen den armen Knaben in's Ohr. „Fort mit Dir, Taugenichts!“ ſchrie Herr Bernardo, noch immer ärgerlich und in übler Laune; „Du haſt ſchon früh den Weg des Faullenzens gefunden.“

Der Kleine flog über die Schwelle: er ſtolperte über die ſteinerne Stufe, und indem er ſich bückte, nahm er etwas von der Erde auf. Des Kindes Geſicht glänzte vor Freude, doch nur einen Augenblick, dann ſchüttelte der Knabe das blonde Lockenköpfchen, und mit offener und vorgeſtreckter Hand, in welcher ein blankes Vierſchillingsſtück lag,



ſchritt er nochmals durch die Thür des ungaſtlichen Hauſes, und die Thränen über die ihm gewordene Täuſchung, ſo wie über die erfahrene Mißhandlung ſtanden noch in den großen blauen Augen.

„Ich habe das gefunden!“ ſtammelte der vor Hunger und Froſt bebende Kleine; in dieſem Augenblick war aber auch der Zorn bei dem zwar leicht gereizten, jedoch ſonſt ſehr gutmüthigen Kaufherrn vorüber. Sein Blick ruhte forſchend auf dem Geſicht des Knaben, und der Eindruck, den dieſe Kinderzüge in ihrer ganzen Unſchuld und Lieblichkeit, ſo wie die Ehrlichkeit des Kleinen auf den reichen Handelsherrn machten, entſchied Ewald's neues Schickſal für immer. Konnte der armen Mutter auch durch Herrn Bernardo's Güte hienieden keine Hülfe mehr werden, ſo wurde der Sterbenden doch der Troſt, daß ein edler Mann hinfort über das Geſchick ihres verlaſſenen Kindes wachte; dem Manne aber, der an allen häuslichen Freuden darbte, ſchaffte der kleine Bettelknabe Vaterglück und Vaterfreuden.

Auch erwachſen blieb Ewald fromm und demüthig, die Liebe zu ſeinem Pflegevater war beinahe eine Anbetung geworden; er trauerte über die leichtſinnige Frau, die, durch Stolz und Eitelkeit mißleitet, ein Gut von ſich ſtieß, deſſen Werth ſie nie gekannt; die Neigung von Madame Bernardo hatte Ewald ſich übrigens nie erwerben können.

Zu der Zeit, worin nun unſere Erzählung beginnt, war Ewald aus der Stellung als Kind des Hauſes in die des innigſten Freundes des Herrn Bernardo getreten; in dem Gemüth des Letzteren herrſchte kein Gedanke, welcher ihn genöthigt hätte, die Unſchuld des Herzens ſeines jungen Freundes zu ſcheuen, und wohl begreiflich iſt Ewald's Erſtaunen, als er Zeuge der Selbſt-Anklage eines Mannes wurde, für den er die höchſte Achtung hegte.

„Ja, Ewald“, begann der Kranke nach einigen Augenblicken traurig, „mein Leben war nicht immer ſo frei von Schuld; es war auch nicht von äußerem Glanze ſtets ſo umgeben, als Deine Erinnerung es Dir vorführt; denn es gab eine Zeit, wo ich ein hungriger Knabe war, nicht ſo redlich als Du; darum ſagt das Buch aller Bücher ſehr wahr: Des Menſchen Dichten und Trachten iſt böſe von Jugend auf.“

Herr Bernardo ſchwieg und drückte ſinnend die wachsbleiche Hand gegen die Stirn.

„Ich zeihe“, ſprach er leiſe, „mein Weib eines Unrechts, die beleidigte Ehre des Ehemanns wird ihr Richter ſeyn. Nun, wohlan denn, mir geſchehe ein Gleiches, und indem ich das Schuldbuch längſt vergangener Tage aufſchlage, Dir Blatt vor Blatt darin zeige, unterwirſt ſich Dein Wohlthäter, der von Allen geachtete David Bernarde, dem Urtheil eines Jünglings. In Deinem immer ſo offenen Blicke werde ich leſen, ob die alte Liebe, die alte Achtung mir daraus leuchtet, ob —.“

Der alſo Sprechende hielt ſeufzend inne, und winkte Ewald, ſich neben ihn zu ſetzen. Nachdem dies geſchehen, fuhr er fort:

„Ich bin der einzige Sohn einſt wohlhabender Bürgersleute, auch war ich der Liebling einer ſehr guten, aber eben in ihrer Liebe gegen mich ſehr ſchwachen Mutter, und da ich in früher Jugend viel kränkelte, ſo war dies um ſo mehr ein Grund, mit allen meinen Launen und Fehlern Nachſicht zu haben. Die Folge davon war, daß ich immer eigenſinniger und unartiger wurde, und außer meiner Mutter Jeder im Hauſe mich für einen kleinen Hausteufel hielt — den Leuten zur Plage geſchaffen. Nur ein Weſen gab es, auf deſſen Worte ich hörte, und deren Vorwürfe ich geduldig hinnahm; es war ein kleines Mädchen, um zwei Jahre älter als ich, Katharina Bergemann. Dieſe Kleine war das Kind einer armen Lehrerin, welche die Töchter des Orts im Nähen und Stricken unterrichtete, die Mutter war unſere Mietherin und Katharina meine Geſpielin. Da dieſelbe nun mir nie Anlaß zum Zorn gab, auch ſelten widerſprach, es ſey denn, das Unrecht wäre zu arg geweſen auf meiner Seite, ſo zog ich ſie allen Kindern der Nachbarſchaft vor, ja meine Neigung zu ihr war ſo groß, daß ich ſie zur Theilnehmerin an mancher Näſcherei machte. Bald aber wurde ich inne, daß dergleichen Leckerbiſſen nicht von ihr allein verzehrt wurden, ſondern daß der Knabe einer armen Wäſcherin, Johannes Dorn, von allem ihr Gegebenen redlich die Hälfte erhielt.

Johannes war mit mir in gleichem Alter, dennoch aber, und obgleich wir erſt acht Jahre zählten, herrſchte ſchon eine Art Widerwillen gegen ihn in meinem Herzen; indeß verlor ſich dieſer, da er bald an unſern Spielen nicht mehr Theil nehmen konnte, indem die Wäſcherin, zu arm, als Wittwe den Knaben ernähren zu können, ihn in's Waiſenhaus thun mußte, von wo er nur des Sonntags zu ſeiner Mutter gelaſſen wurde. Aus dieſem Grunde herrſchte nun auch zwiſchen Katharina und mir mehr Frieden, und ſo war ich denn acht Jahr alt geworden, leider aber, voll von Eigenwillen und trotziger Halsſtarrigkeit, ein großer Thunichtgut, körperlich ſo verweichlicht, daß ich im eigentlichen Sinne des Wortes Scheu trug, die Fingerſpitzen in's kalte Waſſer zu ſtecken.

In dieſer Zeit ſtarb plötzlich mein Vater, und es wurde meiner Mutter die traurige Erfahrung, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt. Von dem geträumten Reichthum war wenig vorhanden, die Geſchäfts-Einnahme des Vaters war bei den zu großen Ausgaben des Hausweſens darauf gegangen, und ein leichtſinniger Werkführer, ſo wie ſchlechte Arbeiter, brachten vollends Alles in Rückgang. Eine Zeit lang ſuchte meine Mutter noch den Schein zu bewahren, dann aber war auch dies unmöglich; die Gläubiger wollten von ihrem Eigenthume retten, was ſich noch retten ließ, und ein Jahr nach des Vaters Tode verließ ich an der Mutter Hand das Haus, in welchem ich geboren: ſie mußte jetzt für's Brod arbeiten. In guten Tagen hatte ſie ſich nie beſonders daran gehalten; dazu kam aber nun auch noch eine falſche Scham, in einer kleinen Stadt, wo Jeder ſie in ihrem früheren Wohlſtande gekannt hatte, jetzt um Tagelohn zu arbeiten. Sie verfiel daher immer mehr und mehr in Kummer, Armuth und Elend, und als ich zwölf Jahr alt war, verlor ich ſie, die bis jetzt mich vor allen Stürmen des Lebens — ach, mit zu großer Liebe! — gewahrt hatte, und der von jeher verhätſchelte Knabe, der nie gelernt, ſeinen Willen zu beherrſchen, fiel nun dem öffentlichen Erbarmen anheim. Ich kam in daſſelbe Waiſenhaus, in welchem Johannes eine Aufnahme gefunden, aber wie verſchieden war hier unſer beider Loos! Er, von jeher an Entbehren, an Gehorſam gewöhnt, ertrug Alles viel leichter als ich, der nie gelernt hatte, einen Widerſpruch zu ertragen. Schon der erſte Tag, den ich an meinem neuen Aufenthalts-Orte zubrachte, erfüllte mich mit bitterem Schmerz. Ich hatte ſehr ſchönes, lang gelocktes Haar, auf welches die liebe Verſterbene ſtets viel Aufmerkſamkeit verwendet hatte — am Tage meiner Aufnahme fiel es unbarmherzig unter der Scheere; nichts halfen meine Bitten und Thränen: es ſey zur Erhaltung der hergebrachten Ordnung, ſo wie der Reinlichkeit nothwendig, war die kalte Antwort der Waiſenmutter. Dann wurde mir mein blaues Jäckchen ausgezogen, das letzte Ueberbleibſel unſeres früheren Wohlſtandes; ein graues grobwollenes trat an deſſen Stelle, und obgleich es ſchon empfindlich kalt war, wurde ich doch in eiskaltem Waſſer gebadet. Das Mittagseſſen fiel auch nicht allzu reichlich aus: an der Derbheit deſſelben fand ich nichts auszuſetzen, denn ich hatte in der letzten Zeit hungern gelernt. Nachmittags ging es oben nach dem Saal in die Schule; hier war der Ort, wo mir ſpäterhin mancher Triumph zu

Theil wurde, und obgleich ich von allen Knaben gewiß der bevorzugteſte war, der am häufigſten Bekanntſchaft mit dem Rohrſtock des Herrn Schernhorſt machte, ſo entfloh doch oft wider ſeinen Willen ein Lobſpruch über mich ſeinen Lippen. So ſehr mich nun das Letztere erfreute, ſo ſtellte ſich doch auch zugleich die gerechte Beſorgniß über die Folgen dieſes kurzen Glückes ein, denn es war keinem Zweifel unterworfen — eine doppelte Tracht Schläge war der Wermuthstropfen auf dieſen Freudenrauſch. Doch auch den trübſten Kinderjahren blüht irgendwo ein Blümchen ſtiller Seligkeit, oder beſſer: der genügſame Sinn des Kindes weiß überall dieſe Blumen zu finden, mag der Weg auch noch ſo dornenvoll ſeyn, über den die Jugendzeit ihn hinweg führt.

Ich war nun vierzehn Jahr alt geworden und die Zeit herangekommen, wo ich eingeſegnet werden ſollte. Als ich einſt mit Johannes und noch einem Knaben beſchäftigt war, die Schule zu reinigen — mir war noch beſonders aufgetragen worden, die Bücher wie den Schreibtiſch vom Staube zu ſäubern — fiel mir ein buntes Bilderbuch in die Hände. O, niemals werde ich den Eindruck vergeſſen, den es auf mich machte! Es war „Robinſon Cruſoe“, die für jedes Gemüth ſo anziehende Erzählung; ich vergaß Alles um mich her, und nur die Furcht vor der Strafe, wenn die andern Knaben es nämlich anzeigten, daß ich ſo wenig thätig geweſen, konnte mich beſtimmen, das Buch fortzulegen. Als aber ſpäterhin Alles im Stande war, nahm ich es heimlich vom Tiſche, verbarg es im Schlafſaal unter der Stroh-Matratze, und als wir am Sonntage auf dem Raſenplatze ſpielen durften, da ſchlich ich, glücklich wie ein König, nach dem äußerſten Ende des Gartens, ſetzte mich dort unter eine Linde und träumte, ich ſelbſt ſey der Robinſon. Was ich geleſen, beſchäftigte meine Phantaſie ſo ſehr, daß ich in der Nacht kein Auge ſchloß, und geſchah es dennoch, ſo verſetzte mich ein Traum zu Robinſon. Mir folgten die treuen Lama's, und mit Freitags und Donnerſtags Hülfe bebaute ich das Land. Wohl legte ich am andern Morgen das Buch an ſeinen Ort, doch was ich geleſen, vergaß ich nimmer; träumend ſtand ich in den Freiſtunden an dem Fluß, der Aller, an welcher der Garten ſich hinunter zog, meine Augen folgten ſinnend den winzigen Schiffen, die, von Hamburg oder Bremen kommend, ihre Frachten den Kaufleuten zubrachten; meine Phantaſie ſchaffte Dreimaſter aus ihnen, und ich, ja ich war einer der glücklichſten Bewohner dieſer ſchwimmenden Gebäude. Die Meeres-Wellen trugen mich nach jenem fernen Lande, wo der Kokos und die Palme wächſt; ich war nicht mehr der arme Waiſenknabe, nein, ein muthiger Seefahrer ſchiffte ich nach fernen Zonen, und was mir dort erblühte, war Ehre und Glück. Die andern Knaben ſpotteten über mich und nannten mich höhnend den neuen Robinſon; ich duldete es gern, brachte doch der nächſte Tag mir wieder eine Stunde meines ſtillen Glücks.

Doch auch dieſe kurze Seligkeit hatte ihr Ende; der Tag der Einſegnung kam heran und mit demſelben unſere Entlaſſung, indem wir nun als Lehrlinge bei Handwerksleuten untergebracht wurden. Diejenigen Zöglinge, für welche ſich keine Lehrherrren fanden, wurden als Knechte auf das Land gegeben, und erlöſte ſie kein glücklicher Zufall aus dieſer traurigen Dienſtbarkeit, ſo war das mühevolle Leben eines Tagelöhners das Loos, welches die Zukunft ihnen bot. Unter den acht Knaben, die mit mir entlaſſen wurden, waren Johannes und ich noch übrig. Niemand hatte uns gefragt, ob wir zu einer beſonderen Beſchäftigung Luſt hätten; kein Meiſter hatte uns gewählt: Johannes unſchönes, von tiefen Blattnarben entſtelltes Geſicht flößte Jedem einen Widerwillen ein; ich aber war den Meiſten zu ſchwach, als daß ſie ſich Nutzen von mir verſprachen. Endlich fand ſich noch ein Schloſſer, wir wurden ihm Beide vorgeführt, und ſo ſehr herrſcht Stolz und Ehrgefühl in jedes Menſchen Bruſt, daß bei dem erſten Austritt in die Welt ſich in einem ſolchen armen Jungen Scham und Trauer ſtreiten, weil es Niemand gab, der ihn zu ſich nehmen wollte. Ich war ſehr erfreut, daß ich nicht übrig blieb, wie großen Widerwillen ich auch gegen meinen künftigen Beruf fühlte.

Als der Tag der Confirmation vorüber war, wurden meine wenigen Sachen eingepackt, und ich trat, mit den beſten Ermahnungen entlaſſen, meine Lehrzeit an. Ich wußte ſchon, daß Katti (Catharina) Bergemann bei Meiſter Böcker diente; mein Herz ſchlug gewaltig, als bei dem Eintritt in des Schloſſers Haus ſie mir auf dem Flur begegnete. Sie hatte verweinte Augen, und eine keifende Frauenſtimme ließ ſich in der Küche hören, dazwiſchen tobte der Meiſter. Ich ſtand in meinem Einſegnungs-Rocke, mein kleines Bündel unter dem Arm, angſtvoll an der Hausthür; Niemand hieß mich willkommen, nur das Gezänk in der Küche dauerte fort. Auf meine Frage erzählte Katti, indem ſie mich hinter die Treppe zog, daß ſie ſo eben bei dem Reinmachen ſey, daß Gottlieb, der andere Lehrling, ihr habe die Dachfenſter ausnehmen ſollen, daß ihm eine Scheibe dabei zerbrochen wäre, und Marthe, die Haushälterin des Herrn Böcker, den armen Jungen ſo in's Geſicht geſchlagen habe, daß er geblutet, Gottlieb aber, ſobald er das Blut bemerkt, wie wüthend geworden ſey und die Marthe alte Fuchsſchwänzerin und Haus-Satan genannt, die kein Recht hätte ihn zu ſchlagen, indem er unter des Meiſters Botmäßigkeit ſtände, und daß, als dieſer gekommen und auf Marthe's Anſtiften ihn noch nachträglich gezüchtigt, er, der Gottlieb nämlich, fortgelaufen wäre, und der Meiſter nun mit Allen gezankt hätte. „Der Gottlieb aber“, ſchloß Katti ihren Bericht und trocknete dabei mit ihrer Schürze die herabrollenden Thränen, „der Gottlieb kommt nicht wieder, mögen auch dieſe Lehrjahre für ihn verloren ſeyn; denn hier hält es kein Lehrjunge aus, und Du, armer Bernhard, wirſt auch noch Dein Theil —.“

Sie ſchwieg, denn aus der Küche trat der Meiſter, eine kräftige Geſtalt, mit vor Zorn kirſchrothem Geſicht. Katti war die Treppe hinaufgeeilt, ich ſtand zitternd da.

„Komm hieher, Junge“, ſprach Herr Böcker, im höchſten Grade ärgerlich; „laß 'mal ſehen weß Geiſtes Kind Du eigentlich biſt. In der Anſtalt dort ſeht Ihr Alle anders aus, und damit ſie Euch nur los werden, laſſen ſie es an ſchönen Worten nicht fehlen; doch wer Euch erſt hat, hat auch den Aerger. Nun, unter gehöriger Zucht wird ſich bald zeigen, was aus Dir wird; jetzt mag die Katti Dir die Bodenkammer nachweiſen. Hätte ich nur erſt einen zweiten Jungen!“ ſchloß der Herr.

Bei dieſen Worten gedachte ich des Johannes und machte den Meiſter auf denſelben aufmerkſam.

„Johannes iſt gut“, erwiederte dieſer, „ich will's mir überlegen; doch noch eins, laß mich keine Klage von Jungfer Marthe hören, und daß Du es nicht an der gehörigen Achtung fehlen läßt, auf welche ſie, als eine alte und treue Dienerin, gerechten Anſpruch hat, und nun — folge mir!“

Ich that es, und an der Küchenthür übergab mich der Meiſter der Fürſorge ſeiner alten Haushälterin, die ſich aber deſſen ungeachtet wenig Sorge um mich machte. Niemand nahm davon Kenntniß, daß ich vor Hunger und Froſt zitterte; auch ſagte mir ein trübes Vorgefühl, daß mir nimmer die Gunſt der alten Jungfer werden würde.

„Hol' Waſſer!“ befahl ſie mit heller und dünner Stimme; „es iſt eigentlich der Katti ihre Arbeit, aber ſie wird auf Deiner Kammer beſchäftigt ſeyn.“ — Ich that, wie ſie geboten. „So“, ſprach ſie mit verdrießlichem Geſicht, „nun komm mit in den Holzſchuppen, es mangelt des kleinen Holzes in der Küche.“ Sie trippelte voran, ich ihr nach, wobei ich einen bekümmerten Blick auf meinen Einſegnungs-Rock warf, da ich nicht einmal Zeit hatte, ihn gegen mein wollenes Jäckchen zu vertauſchen. Mittags bei Tiſche wurde mir meine Stelle ſtehend angewieſen und zwar zunächſt der alten Marthe, um ihr das Eine oder das Andere aus der Hand zu nehmen. Der Meiſter ſprach laut das Gebet, welches die Haushälterin mit ſcheinheiliger Miene nachbetete. Katti hatte ihren Platz in der Küche, doch war ſie noch beſſer daran als ich, denn mir, der raſch und mit gutem Appetit aß, wurde jeder Biſſen von Seiten der Ausgeberin mit neidiſchen Blicken in den Mund gezählt. Nach dem üblichen Wunſche einer geſegneten Mahlzeit gingen die Geſellen in die Werkſtatt, der Meiſter ſtopfte ſein Pfeifchen, und aus dieſer die blauen Wolken ziehend, fiel er in den weichen Sorgenſtuhl, der in der Ecke bei dem warmen Ofen ſtand. Jetzt durfte ich mich umkleiden, um dann ebenfalls in die Werkſtatt zu gehen. Dort hieß mich Einer dies, der Andere das thun: ich unterlag faſt bei dem Treten des Blaſebalges am glühenden Feuer. Drei Tage ſpäter kam Johannes zu uns, und ſo hatte das Schickſal auf eine wunderbare Art drei vaterloſe Waiſen wieder zuſammen unter das Dach eines Lehr- und Brodherrn geführt.

Hier war es nun Johannes, der über mich den Sieg davon trug; an Körperbau viel größer und kräftiger als ich, ging ihm auch die ſchwere Arbeit bei weitem leichter von Händen als mir, der ich überdem im Innerſten meiner Seele den größten Widerwillen gegen dieſe Hanthierung fühlte. Noch immer waren Robinſon Cruſoe und ſeine Erlebniſſe mein ſtilles Ideal, alle Gedanken und Phantaſieen zogen mich in die Ferne. Mit Katti's Vorwiſſen wurden die Pfennige vom Frühſtück erſpart; waren dieſe bis zum Groſchen gewachſen, lieh ich mir des Sonntags ein Buch aus der Leihbibliothek; daß es eine Reiſe-Beſchreibung ſeyn mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Mit dieſem ſetzte ich mich dann an's Dachfenſter meiner Bodenkammer, und den Blick von Zeit zu Zeit nach den blauen Wolken richtend, beneidete ich die Vögel, die leicht und glücklich in weiten Kreiſen dahin zogen; eine unendliche Sehnſucht erfaßte mich, ich breitete die Arme aus, rief ihnen meine Wünſche, meine Klagen nach, bis ein Strom von Thränen das ſchwere Herz erleichterte. Des Sonntags, wo ich ausgehen durfte, wandelte ich die flachen Ufer der Aller entlang und ſah mit wehmüthiger Freude dem Treiben der Schiffsleute zu. Einer davon war mir bekannt, er hatte dieſen Dienſt, um nicht brodlos zu ſeyn, bis zum Frühjahr angenommen, wo er alsdann nach Hamburg wollte, um bei der wie-

der freigewordenen Schiffahrt mit einem Seeſchiffe nach Amerika zu gehen. Wie glücklich war das Loos von Tom Sanders gegen das meinige, wie glücklich ich, wenn er mir von jenen Gegenden erzählte, wo es nach meiner Einbildung Diamanten vom Himmel regnete und die Goldklumpen ſtatt der Wurzeln an den Bäumen der Urwälder in der Erde wucherten! Aber ſo uns ſelbſt ein Räthſel iſt das jugendliche Herz bei dem erſten Empfinden ſeiner Liebe, daß in allen dieſen ſeligen Träumereien Katti mir ganz unbewußt eine Hauptrolle ſpielte; denn ihr, der Geſpielin meiner glücklichen Kindheit, brachte ich Gold und Edelſteine; mit ihr wandelte ich an den Ufern des Delawara; dann vergaß ich Toms, ja ſelbſt ſeine Beſchreibung, ſo wie Meiſter Böcker und das Bambusrohr, welches zu Zeiten nicht müßig in der Ecke der Wohnſtube ſtand. Ich war ſo vertieft in den Bau meiner Luftſchlöſſer, daß ich es nicht bemerkte, wie die Sonne unterging, bis Toms den letzten Tropfen aus dem Grog-Glaſe geleert hatte und aufrecht in der Kajüte vor mir ſtand: denn es war Winter und mein Freund hatte mir erlaubt, ihn auf dem Schiffe zu beſuchen, da der Herr deſſelben in der Regel den Nachmittag in einer Taverne zubrachte.

„Bernſtein", ſo nannte er mich ſtatt Bernhard, „Bernſtein, mein Junge, auf, lichte die Anker und ſtich in See, eh' der Wind contrair wird. Biſt 'n guter Junge, und Dein Tabak iſt auch gut, 'n gutes Priemchen das!" und ſchneller flog die aus Tabak geformte Kugel von einem Mundwinkel zum andern. „Aber was, mein Junge, mein Geſpinnſt iſt abgewickelt, und kehrſt Du nicht in Deine Hängematte zurück, wenn es heißt: „Alle Mann unter Deck", ſo, Junge, hüte Dich vor der erſten Bekanntſchaft mit der Neunſchwänzigen." Tom Sanders ſchüttelte mich an den Schultern: erwacht war ich aus allen meinen Himmeln; ich trat auf das ſchwankende Brett, warf einen letzten Blick auf Tom's glückliches Aſyl und ſchlich dann betrübt der Stadt zu. Nicht das Gezwitſcher luſtiger Vögel eines undurchdringlichen Waldes begrüßte den freien Menſchen unter einem ſich frei fühlenden Volke; nein, ach nein, denn was mich in der Regel empfing, war Marthe's keifende und kreiſchende Stimme, die mich einen faulen Jungen ſchalt, der zu Allem Luſt hätte, nur nicht zur Arbeit. Vorwärts trieb ſie mich nach der Hinterſtube, die finſter und ſchaurig ausſah, wie ſie ſelbſt. Hier fand ich Katti und Johannes bei dem Gemüſe-Reinigen für den andern Tag beſchäftigt. Als ich eintrat, verbargen ſie mühſam ihr Lachen, ein Lachen, welches mir durch die Seele ſchnitt, weil ich mir einbildete, es geſchehe auf meine Koſten, und mit unterdrückten Thränen verzehrte ich mein ſpärliches Butterbrod. Wie nun die alte Marthe fort war, kam Katti mit freundlicher Miene auf mich zu: „Dort in der Ofenröhre habe ich Dir Kaffee hingeſetzt. Jungfer Marthe hat ihn mir für Dich gegeben, doch bedanke Dich nicht bei ihr, ſie hat ſo 'was nicht gern.“ — Ach! ich ahnte es nicht, daß die Gute ſich den Kaffee ſelbſt entzogen, um ihn mir zu geben. Grämlich wies ich ihre Freundlichkeit zurück; ſie, um die ich alle Schätze der Welt gegeben, ſie verſpottete mich, ſie und der alberne Junge, der in der Schule ſo weit hinter mir zurück blieb. Ich geſellte mich zwar, weil ich mußte, ihrer Beſchäftigung zu, aber mit düſterem, unheimlichem Sinne; nichts half es der Katti, daß ſie mit bittendem Blick mich anſah, ja mir ſogar das Gemüſe auf den Schooß legte, um mir das Bücken zu erſparen; ich blieb feſt und unerbittlich, bis auch ſie erſt traurig, dann immer ernſter wurde.

So oder doch ähnlich verfloß ein Tag nach dem andern: ich war nun zwei Jahre bei dem Meiſter Böcker und immer mehr beugte mich das Gefühl des Unglücks danieder. Seit ich mit Tom Sanders umging, waren die erſparten Pfennige nicht mehr nach der Leihbibliothek gewandert, ich kaufte vielmehr Tabak dafür, den ich dem Tom gab. Die Zeit kam auch immer näher, wo wir uns trennen mußten, denn Ende Februars ging das Schiff nach Hamburg und muthmaßlich Tom mit demſelben in See, er, den ich ſo lieb hatte, der mir ſo ſchöne Geſchichtchen erzählte, der mein einziger Freund war. In ſtummer Verzweiflung ſchlich ich umher; hätte ich nur Geld, ein weniges Geld, ſo nähme mich der Schiffsherr mit nach Hamburg, und dort mit Tom würde es ein Leichtes ſeyn — meinte ich — auf ein großes Schiff als Kaats-Maats zu kommen.

Man ſieht, meine Anſprüche waren ſehr beſcheiden, und einmal in Amerika angelangt, wollte ich ſchon eine Stelle finden. War ich doch laut den in Händen habenden Schul-Zeugniſſen im Schreiben und Rechnen ſehr geübt. Aber am Ambos? — was nützten mir da die Kenntniſſe? da galt die Kraft der Arme mehr, die leicht den ſchweren Hammer führte. Hier war Johannes ſo ganz an ſeinem Platze, er, immer freundlich und dienſtfertig gegen Jeden, war bald der Liebling Aller; ihm wurde reichliches Lob bei den Vorgeſetzten des Waiſenhauſes, wenn ſie kamen ſich zu erkundigen; um mich bekümmerte ſich Niemand, als die Geſellen, wenn ſie in Abweſenheit des Meiſters ihren Spott mit mir trieben, und dennoch war ich um kein Haar ſchlechter als Johannes, nur durch ein verfehltes Leben ſtiller und trauriger als er, der den Kopf voller Schnurren und Späße hatte, ſonſt aber ein ganz guter Junge war. — Vor Allem ſuchte er der alten Marthe manchen Poſſen zu ſpielen, wobei er geſchickt den Schein von ſich zu entfernen wußte. So war es auch an einem Sonnabend; die Geſellen hatten bereits Feierabend gemacht, vorn in der Wohnſtube ſaß der Meiſter und ſah die Rechnungen durch, Marthe verweilte in demſelben Zimmer und las emſig das Sonntags-Evangelium, worin freilich nichts ſtand, was ihr liebloſes und hartes Benehmen gegen uns gerechtfertigt hätte. Johannes und ich räumten die Werkſtatt auf, wobei ich oft einen Blick durch das Fenſter in die Küche warf, wo Katti das Zinn und Kupfer ſcheuerte. Die Arbeit hatte die ſonſt bleichen Wangen des Mädchens geröthet, und dieſe feine Röthe ſtand dem jugendlichen Geſicht ſehr gut, das blaue Auge ſtrahlte vor Freude über den Glanz des Metalls, den ihre fleißigen Hände ihm gegeben; die vollen weißen Arme, bis über den Ellenbogen bloß, hätten jedem Maler zum Modell dienen können, und ihre klare Silberſtimme ſang leiſe ein einfaches Lied, ſich ſo des Tages Mühſeligkeiten erleichternd.

Ich hatte ſo eben meinen Lauſchwinkel verlaſſen, nicht bemerkend, wie Johannes an meine Stelle trat, bis ein heftiges Auftreten mit dem Fuß von ſeiner Seite mich hinzuſehen nöthigte, und mich nun zum Fenſter ziehend, zeigte er ſtumm nach der Küche. Hier ſtand am Herde, von der Flamme hell beleuchtet, der Meiſter, Katti mit beiden Armen umſchlingend, die, in der einen Hand einen brennenden Fidibus, in der andern einen Topf mit ſiedendem Waſſer haltend, ſich ſeiner nicht entwehren konnte. Mit wilder Sinnlichkeit hatte Herr Böcker das ſchöne Mädchen in Mitten der Küche gezogen, ſo daß ſie weder des Topfes noch des brennenden Papiers ſich entledigen konnte; ihr Bitten und ihr Schluchzen erſtarb unter den Küſſen des Meiſters; der Fidibus entfiel ihr und durch die Bemühung, ſich den Liebkoſungen ihres Brodherrn zu entziehen, ſchwankte auch der Topf in ihren Händen, ein Theil des kochenden Waſſers floß auf Herrn Böckers Fuß, der, jetzt aller Liebeleien vergeſſend, in heftigſten Zorn gerieth und dem Inbegriff aller ſeiner Wünſche eine derbe Ohrfeige gab. Da verließ mich die Geduld, mit dem Feuerhaken, den ich gerade in der Hand hielt, ſtürmte ich aus der Werkſtatt in die Küche. „Katti“, rief ich im höchſten Grade erboſ't über das was ich geſehen, „habe keine Angſt, ich ſchütze Dich, ich habe Alles geſehen, und erzählen will ich's Jedem, warum der Meiſter Dich ſchlägt.“

„Ja, willſt Du das?“ ſchrie mein Lehrherr im höchſten Zorn, während er mit einer Hand den verbrannten Fuß hielt; „ei, ſo ſoll Dich der Teufel holen!“ und mir den Feuerhacken entreißend, ſchlug er mit dem ſchweren Eiſen unbarmherzig auf meinen Rücken. Es waren die erſten Schläge, die ich von meinem Meiſter erhielt, aber welche Verwandlung ging unter dieſen Mißhandlungen mit mir vor; eine ſtumme Wuth bemächtigte ſich meiner, und auch da, als er mich losließ, kam kein Wort, wie vorher kein Schrei, über meine Lippen.

„Nun, Taugenichts, erzähle, wie es Dir bekommen iſt!“ ſprach knirſchend Herr Böcker, indem er dem Flure zuhinkte. „Montag aber laß ich Dich nach dem Waiſenhauſe abführen, dort ſollſt Du ausgepeitſcht werden, weil Du Deinem Lehrherrn mit bewaffneter Hand entgegen getreten biſt; die ſcheinheilige Dirne aber jage ich zum Hauſe hinaus.“

Er entfernte ſich; ich ſtand, keiner Thräne mächtig, verzweifelnd an einen Tiſch gelehnt, nicht fühlte ich den Druck von Katti's warmer Hand, die leiſe ſchluchzend die meine drückte. „Armer Bernhard“, ſagte ſie zu mir herzlich und innig, „dies Alles haſt Du um meinetwillen gelitten, Du, das Kind einſt ſo reicher Eltern! Ach, zürne mir nicht!“ Sie küßte heiß meine Stirn, meine Lippen, und dieſe Küſſe, um die der Meiſter gar viel gegeben, mir armen Jungen wurden ſie zu Theil. Obgleich aber bis jetzt mir ganz fremde Gefühle ſich glühend in meiner Bruſt bewegten, ſo gewannen doch Zorn und Haß die Oberhand in mir: Haß gegen den Meiſter, Zorn gegen Katti, der ich es noch nicht vergeſſen hatte, daß ſie vor vierzehn Tagen mit dem Hans über mich gelacht. In Gegenwart meines Kameraden hatte ich die Schläge bekommen, — und er ſollte Zeuge ſeyn, wie ich am Montag abgeführt wurde, um von Neuem gepeitſcht zu werden!

Johannes war jetzt zum Vorſchein gekommen und ſah finſter auf Katti's mir geltende Liebkoſungen.

„Bitte ihn doch nicht weiter, Katti!“ ſagte er; „was hat er denn Großes gethan? Gewiß nicht mehr oder weniger, als ich auch für Dich gethan hätte, wäre er mir nicht zuvor gekommen; Beide konnten wir ja doch über den Meiſter nicht herfallen, und es genügte vollkommen, daß er ſah, Bernhard war Zeuge ſeines böſen Vorhabens geweſen.“

„Ja“ — rief ich erbittert — „Du ſprichſt und ich handle, und dafür, daß ich es nicht bei'm Zuſehen bewenden ließ, bin ich gezüchtigt worden, und Du“ — fuhr ich gegen Katti gewendet fort —

„geh nur, Du biſt auch falſch, lache doch lieber auch jetzt über mich!" — Ich machte mich von ihr los.

„Bernhard, lieber Bernhard!" ſchluchzte ſie — und ein glühender Kuß brannte auf meiner Hand — „ich habe nie über Dich gelacht!"

Weiter hörte ich nichts, ich ſchlich auf meine Kammer, von geiſtigen wie körperlichen Schmerzen danieder gebeugt; obgleich es eine kalte Nacht war, und ich in meiner leichten Jacke am Fenſter ſaß, kochte doch das Blut in meinen Adern, und — Montag — o mein Gott, da ſollte ich in der Straf-Kammer in Gegenwart aller Knaben und als ein warnendes Beiſpiel von ihnen ſelbſt gezüchtigt werden. „Nein", rief ich mit gerungenen Händen, „nur das nicht! Niemand ſoll mich armen Jungen mehr ſchlagen, ich habe nichts Böſes gethan, ich wollte dem Meiſter nicht zu Leide, er weiß es am Beſten, daß ich dazu nicht fähig bin, aber — fort muß ich von hier!" ſchrie ich in höchſter Angſt — und ſiehe, da zuckte ein plötzlicher Gedanke mir durch den Kopf. Sonntag Nacht, wenn der Wind günſtig blieb, fuhr Tom ab, vielleicht, wenn ich dem Schiffsherren Alles erzählte, erbarmte er ſich meiner Noth, aber ohne Geld? Da — —"

Hier ſtockte Herr Bernardo, ſein ohnehin bleiches Geſicht wurde noch bleicher, die Hände drückten ſich krampfhaft zuſammen und mit dem Blicke des tiefſten Schmerzes ſah er in das offene Geſicht ſeines Pflegeſohnes. „Ewald Stehn", ſtammelte er, „verdamme mich nicht, weil Deine reine Unſchuld in der Verſuchung beſtand. Keine Mutterliebe hatte bis dahin meinen Lebensweg geebnet, der Eigenwille des einſt verhätſchelten Knaben, der Stolz wie der Zorn war durch die ſpäteren Leiden, die der arme Waiſenknabe erdulden mußte, nicht gebrochen, ſondern von der Furcht nur unterdrückt worden; alle dieſe Leidenſchaften, ſie ſchlummerten nur, und die von meinem Meiſter an jenem Abend mir gewordene rohe Mißhandlung rief ſie mit fürchterlicher Gewalt in's Leben zurück; — hierzu die Angſt vor neuer noch ſchmählicherer Züchtigung, die nach dem in der Anſtalt herrſchenden Gebrauche von den eigenen Kameraden an mir vollzogen werden mußte. Noch einmal, Stehn, blicke nicht ſo ernſt auf den einſt wilden Jüngling, der, von Scham und Verzweiflung beſtürmt, einen Augenblick von dem Wege des Rechtes wich."

Herr David Bernardo ſchwieg; er ſchien gefühllos gegen die Thränen, wie gegen die Küſſe, die Ewald Stehn auf ſeine abgemagerten Hände drückte; endlich begann er auf's Neue:

„Mitternacht war lange vorüber, noch immer ſaß ich aber ſtill brütend am Fenſter. Johannes war bereits zu Bett gegangen, ſeine wiederholten Bitten hatten mich nicht vermocht, ein Gleiches zu thun. Jetzt ſchlief er den geſunden Schlaf der Jugend; ich ſtand auf, ein Blick in die finſtere Nacht hinaus gab mir einigermaßen die Beſonnenheit wieder, doch aber nicht in ſo weit, daß mein Vorſatz dadurch geändert wurde, nein, denn ich war einig mit mir und dem, was ich thun wollte. Ich ſah noch einmal nach dem tief dunkeln Himmel: tauſende von Sternen funkelten in reiner Klarheit dort oben. Leuchtet mir ein Glücksſtern darunter? fragte ich mich ſelbſt mit unendlichem Kummer. Gleichviel, ſprach ich, wie hier Nacht iſt, iſt dort Morgen, dort unter jenem glücklichen Himmelsſtriche erblüht mir vielleicht ein Glück, welches ich hier nimmer finde.

Ich verließ das Fenſter und ſchlich an das Bett, in welchem Hans ſchlief; einen Augenblick ſtand ich dort, da rief der Wächter drei Uhr, laut hallte von den Thürmen der Stadt die frühe Morgenſtunde, und nun — ſchlich ich zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, an des Meiſters Schlafzimmer vorbei; ach — er ſchlief, während ſeine Rohheit ſein Opfer in's Verderben jagte. An ſeiner Thür ballte ich die Fauſt, denn hier erreichten die Schmerzen meines blutig geſchlagenen Rückens den höchſten Grad. Ich verließ dieſe Stelle, und leiſe, wie ein unheimlicher Spuk, ſchlich ich der Werkſtatt zu. Dort machte ich mit dem Feuerzeuge Licht, ergriff ein Bund mit Nachſchlüſſeln und ging wieder auf den Hausflur zurück. An der Küche horchte ich, denn hier ſchlief Katti: Alles war ſtill. Jetzt ſchritt ich muthig der Hausthür zu, drehte den Schlüſſel in's Schloß und lehnte ſie leicht an. Noch hatte ich kein Verbrechen begangen, außer, daß die Werkzeuge dazu in meiner Hand ruhten: doch daß ſie darin waren, war der erſte Schritt auf dem Wege zur Sünde; ich ſah nur vor mir Rettung, hinter mir Schande und Mißhandlung. Raſch öffnete ich mit den Werkzeugen der Diebe des Meiſters Wohnzimmer, kalt durchſchauerte es mich, als ich inmitten des Gemachs ſtand; mein Auge traf den Spiegel, aus ihm ſchaute mich ein blaſſes, geiſterartiges Geſicht an, deſſen Augen glanzlos im Kopfe ſtarrten, und dieſe grauenhafte Geſtalt war die eines der Kindheit entwachſenen Knaben, der jetzt, ein gemeiner Dieb, ſich durch gewaltſamen Einbruch Bahn gemacht — es war die meine. Ich ſchauderte, ich wandte den Kopf weg, ich warf den Blick auf den Lehnſtuhl am Ofen: da war es mir, als ſäße der Meiſter darin, finſter mit der Hand drohend, und ich ſchloß vor Schreck die Augen. Als ich ſie wieder öffnete, war die Erſcheinung verſchwunden. Es iſt nichts, ein Trugbild, flüſterte ich mir tröſtend zu; geſtern Abend war es auch Trug, als ich und Hans glaubten, er ſey hier und ſehe Rechnungen durch, da log uns auch die Einbildung, denn ſeine wilde Luſt ſtellte einem armen Mädchen nach. — Schnell ſchritt ich auf das Schreibepult zu, der Schloſſer-Lehrling, in dergleichen Beſchäftigung geübt, öffnete daſſelbe mit gewandter Hand. Gleich vorn lag ein Fünf-Thalerſchein und auf demſelben eine nicht große Rolle Geld, kleines Courant, dachte ich. — Dies, ſo wie die fünf Thaler genügten, ich zitterte nicht mehr, auch wollte ich ja weiter nichts, als was ich nothwendig gebrauchte; ich ergriff das Papier, wie die geſiegelte Rolle, da —!

Ein tiefer Seufzer ließ ſich hören und eine Hand fiel ſchwer auf meinen Arm. Grabeskälte rieſelte durch alle meine Glieder, ich wandte den Kopf um, und ſiehe, es war Katti, bleich wie ein ſchönes Marmorbild, im leichten Nachtkleide; ihre eine Hand ruhte noch auf meinem Arm, während die andere weit vorgeſtreckt war. „Bernhard", ſtammelte ſie leiſe, „verlaß den Weg des Satans, denn ſo Du den Herrn verläßt, verläßt er auch Dich!"

„Fort von mir!" ſchrie ich faſt beſinnungslos; „es iſt zu ſpät!" — Da warf das liebliche Geſchöpf ſich zu meinen Füßen, und ihre Finger krallten ſich krampfhaft an meine Hand, in der ich die Rolle hielt. „Laß", ſtöhnte ſie, „laß dem Meiſter ſeinen Mammon, das Geld brennt wie Feuer, und dieſe Flammen verzehren Deinen ehrlichen Namen!" Ich ſtand unentſchloſſen, da knarrte die Treppe unter einem ſchleichenden, aber ſchweren Tritt; entſetzt warf ich das Licht zur Erde, daß es verlöſchte, zugleich riß ich mich von Katti los, deren einer Arm ſich um meine Knie geſchlungen hatte: durch dieſen Widerſtand verlor ich das Gleichgewicht; ich taumelte der geöffneten Thür zu, hier ſtieß ich auf etwas. — „Diebe!" brüllte die Stimme des Meiſters; „Licht, Marthe, Licht!" — Der Stich eines Meſſers traf meinen Arm; mit der ganzen Kraft der Verzweiflung, doch keines Lautes mächtig, ſtieß ich den Meiſter rückwärts, daß der kräftige Mann dröhnend auf die Steine des Hausflurs fiel, dann ſtürzte ich auf die Straße, weit, immer weiter in die finſtere Nacht hinaus."

Die Hand vor die Augen gedrückt, als ſollten ſie die Bilder der grauſigen Vergangenheit zurück drängen, hielt Herr Bernardo, der ſehr erſchöpft war, einige Augenblicke inne, dann fuhr er mit leiſer Stimme fort: „Einen Theil von den nächtlichen Erlebniſſen erzählte ich Toms, wobei ich freilich von dem Diebſtahl ſchwieg, deſſen ganzer Vortheil für mich in dem Fünf-Thalerſchein beſtand; denn die Rolle mit Geld war, indem ich mich von Katti losriß, in ihrer Hand geblieben. Tom hörte mich ſchweigend an, wobei der Tabak jedoch immer ſchneller von einer Backe zur andern rollte, was ein ſchlimmes Zeichen für mich war. Als ich nun ſchwieg und bittend zu ihm aufſah, erſchrack ich faſt über den ſtechenden Blick, dem ich begegnete.

„Was, Junge?“ erwiederte er, und die kleine braune Kugel flog aus ſeinem Munde über Bord, „Du ziehſt 'ne falſche Flagge auf, und das gegen 'nen alten Seemann; ich frage Dich, Bernſtein, iſt das Brauch zwiſchen ordentlicher Schiffs-Mannſchaft? Mir ſoll auf der nächſten Fahrt der fliegende Holländer begegnen, wenn an dem Geſpinnſt, was Du abgehaspelt, nur 'n wahres Wort iſt. Junge, ich ſage Dir, Du ſegelſt in ſchlechtem Fahrwaſſer, und wenn Du nicht zur rechten Zeit auslugſt, ſo — Du verſtehſt mich —.“

„Ja, Tom“, ſprach ich unter Thränen, „ich will Alles ſagen, aber dann verlaß mich nicht!“

Ich that es.

„So!“ entgegnete mein Freund; „'n ſchlimmer Capitain da, Dein Herr, daß er Jagd macht auf jede ſchmucke Fregatte. Nun, mein Junge, ich will nicht zu Gericht über Dich ſitzen, laß 'mal ſehen, was Herr Mackfield zu Dir ſagen wird, halt' Dich in der Kajüte verbergen.“ — Ich that, wie Tom gebot. Am Sonntag Morgen ſtellten ſich die Leute des Schiffs ein und es war Alles zum Abſegeln bereit. Nachmittag kam Herr Mackfield; er ſchien ziemlich betrunken. Tom gab mich für den Sohn ſeiner Schweſter aus, der nach Hamburg ſollte. Der Schiffsherr lachte, als Sander das Reiſegeld in blanken Drittelſtücken bezahlte — er hatte vorſichtig das Papiergeld umgewechſelt — doch fragte der Schiffsherr nicht nach Tom's plötzlicher Verwandtſchaft, er erzählte nur, indem er mich ſcharf anſah, daß in der Stadt das Gerücht ginge: ein Dienſtmädchen habe in der Geſellſchaft ihres Liebhabers ihren Brodherrn beſtohlen, und als dieſer dazu gekommen, habe man ihn ermorden wollen; der Meiſter läge ſchwer verwundet danieder, das Mädchen ſey zum Arreſt gebracht und ein Theil des entwendeten Geldes noch in ihrer Hand gefunden worden, dem Jungen aber ſey man bereits auf der Spur.

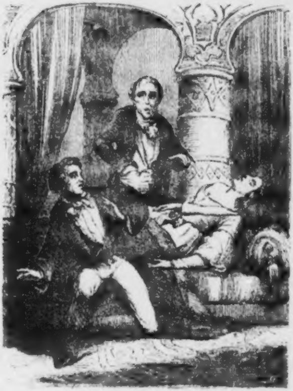
Ich war mehr todt als lebendig bei dieſem Bericht, aber ich ſchwieg zu Allem. Ja, Stehn — ich ſchwieg, ich, der ich am beſten wußte, wie unſchuldig Katti und wie das Geld in ihre Hände gekommen war; mein Schweigen war ein Streich, der den ſchlechteſten Schurken, der mit kalter Bosheit Die vernichtet, die aus Liebe zu ihm Alles duldet, berüchtigt gemacht hätte. Aber kein böſer Wille band meine Zunge, nur Angſt, Angſt vor der entehrenden Strafe, die meiner wartete. Gott weiß es, wie oft ich damals und ſpäterhin der Unglücklichen gedacht, doch niemals habe ich wieder von ihr gehört. Als ich nach Deutſchland zurückkehrte, lagen die Jahre meiner Jugend weit hinter mir; mit Wehmuth gedachte ich Katti's und ihrer reinen Liebe zu mir, doch ein innerſtes Grauen erfaßte mich, beſchloß ich nach ihr zu forſchen, und ſo iſt es geblieben bis jetzt."

„Ewald", fuhr der Erzählende nach einer kleinen Pauſe fort, „Dein Freund war ein getreues Beichtkind, der Dir nichts verhehlte. Wie ich zum reichen Manne geworden, weißt Du; wie ich in Tom's Geſellſchaft, ein armer Schiffsjunge, mich auf ein Kauffahrtei-Schiff verdingte, wie mich dort ein reicher indiſcher Pflanzer lieb gewann, der, nach ſeiner Heimath zurückkehrend, ſich ſpäterhin von dem Kapitain mich erbat; wie ſeine Liebe zu mir eine wahrhaft väterliche wurde, und er meine Treue, ſo wie meine gänzliche Aufopferung in ſeinem Dienſt zuletzt mit der Hand ſeiner einzigen Tochter belohnte. — Der Herr weiß, wie ich Alles that, Serinna glücklich zu machen, doch vergeblich iſt mein Bemühen geweſen. So lange mein Schwiegervater lebte, beobachtete mein Weib mindeſtens den äußeren Anſtand, doch als er todt war, ſchwand die letzte Scheu; Kummer und Gram untergruben meine Geſundheit und dazu kam, daß ich mich nie an das dortige Klima gewöhnen konnte. Zu meinem größten Erſtaunen war Serinna bereit, ihre Heimath mit mir zu verlaſſen. So wandte ich mich nach Hamburg; ich hatte ſchon damals auf meiner Flucht mit Tom meinen Vornamen zu meinem Familien-Namen gewählt, Niemand ahnte daher in dem reichen Handelsherrn David Bernardo, deſſen Schiffe die Meere durchkreuzen, den — einſt ſo armen Schloſſer Jungen. Ob ich mit dem von Gott mir geliehenen Gute zum Beſten meiner bedrängten Mitbrüder Gebrauch machte, weiß er am beſten, der Herz und Nieren prüft. Doch — was mein Reichthum auch Gutes geſtiftet, nichts vermag die Vergangenheit mich vergeſſen zu laſſen; den freudenloſen Himmel meiner Ehe haben Katti's einſt vergoſſene Thränen umdüſtert, und um mich ſchon hienieden an eine Vergeltung glauben zu machen, bemüht ſich ein leichtſinniges Weib, den Namen mit Schande zu bedecken, dem einſt, um ihn vor einem häßlichen Fleck zu bewahren, die Unſchuld ſich opferte."

„Noch einen Wunſch habe ich“, ſchloß Herr Bernardo ſeine Erzählung, „nämlich den, die Stätte meiner Kindheit wieder zu ſehen; ich bin überzeugt, es iſt die letzte Reiſe, die ich unternehme, und jetzt, wo meines Körpers Kräfte gänzlich dahin ſchwinden, ſtellt ſich vor meinem Geiſt in friſchem Jugendglanz das Bild der armen Katti. Kein Grauen mehr bemächtigt ſich meiner bei dem Gedanken, ſie wieder zu ſehen, oder von dem zu hören, was ſie für mich duldete; können irdiſche Glücksgüter einen Theil der Schuld tilgen, ſo ſoll, ja ſo ſoll Katti Bergemann reich und glücklich werden, und hat unendliches Weh ſie der Erde entrückt, ſo ſoll ihren kleinen Hügel ein Grabſtein ſchmücken, ſo ſchön wie der, unter welchem Tom ſchläft, und Niemand von ihrer Sippſchaft ſoll ſich fortan ſchämen, daß das Band der Verwandtſchaft zwiſchen ihnen und der beklagenswerthen Katharina einſt ſtattgefunden.“

3.

Herr Bernardo wollte noch etwas hinzufüger, als ein Geräuſch, wie von vielen Menſchen, ſich auf der Straße vernehmen ließ, dazwiſchen ſchallte leiſe — trübe wie Grabgeläute — das Geläute eines Schlittens. Er hielt ſtill. „Mein Gott, was iſt das?“ rief der Kranke ahnungsvoll. Herr Stehn eilte dem Fenſter zu, doch kaum hatte er einen Blick auf die Straße geworfen, als die Hand, die den ſeidenen Vorhang hielt, erſchlafft danieder ſank. „Heiliger Gott!“ ſprach er erſchreckt und ganz des Leidenden vergeſſend, „ſie bringen ſie ſterbend, todt in's Haus!“ — „Wen, Ewald, wen bringen ſie?“ ſchrie Herr Bernardo, indem er der Thür zu ſchwankte. Dieſe wurde bereits von den Dienern des Hauſes geöffnet, und vier Männer trugen ſchweigend die blutige und entſtellte Hülle der noch vor wenigen Stunden ſo ſchönen und ſtolzen Frau in's Zimmer; ſie wurde auf das Ruhebett ihres Eheherrrn gelegt, auf das Ruhebett, welches ihre Laune und ihr Uebermuth ſchon längſt zu einem dornenvollen Lager umgewandelt hatte. Betäubt ſtand der tief erſchütterte Gatte neben Der, die mitten in ihrem Leichtſinn Gottes Gericht ereilt, und bog ſich über ſie. „Serinna!“ rief er ſchmerzlich, aber — die Stimme, die ſo oft bittend und warnend zu ihr geſprochen, ſie wurde nicht mehr von ihr vernommen, ihr Geiſt war der irdiſchen Hülle entrückt, im grellen Contraſt aber funkelte der Solitair des Leibgürtels an dem zerſchellten Leichnam. Vor Entſetzen ſprachlos, bedeckte Herr Bernardo mit den Händen ſein Geſicht, während Stehn aus tief beklommener Bruſt die Umſtehenden fragte: „Wie aber, wie iſt



ſo Entſetzliches geſchehen?" — „Colonel Wallony", erwiederte ein Herr von der Schlittenpartie — derſelbe, der den traurigen Zug heimgeleitet — „war der Erſte in unſerm fröhlichen Zuge; er hatte die Pferde, ein Paar muthige Engländer, wohl nicht gehörig in der Gewalt, ſie gingen durch und der Schlitten ſchlug auf dem ohnehin ſchon ſchlechten Wege plötzlich um; der Oberſt wurde gegen einen Baum geſchleudert, Madame Bernardo aber von den wilden Thieren eine Strecke im Walde fortgeſchleift. Als es endlich Bauern, die des Weges daher kamen, gelang, den raſenden Lauf der Roſſe zu hemmen, und wir der Unglücklichen zu Hülfe kommen konnten, fanden wir das Entſetzliche ſchon geſchehen. Doktor Sternau, der mit in unſerer Geſellſchaft war, erklärte die Unglückliche bereits für todt, und das Landhaus, wo wir ein frohes Mahl zu feiern gedachten, nahm einen Leichnam und einen ſchwer Verwundeten in ſich auf; Oberſt Wallony befindet ſich noch dort, mir aber wurde das traurige Amt —."

„Genug!" erwiederte Stehn, und unternahm es, ſtatt Herrn Bernardo's, der noch immer, in ſeinem ſtummen Schmerz verſunken, neben dem Bette ſtand, dem Manne zu danken, der die ſo plötzlich Heimgegangene dem ſo hart und vielfältig geprüften Eheherrn zuführte, welcher es übrigens nicht bemerkte, wie der Fremde ſich entfernte, und er nun mit ſeinem Pflegeſohn allein in dem Zimmer ſich befand.

„Siehſt Du, Ewald", ſprach Herr Bernardo mit tiefer Wehmuth, „noch vor Kurzem war ich entſchloſſen, das Band dieſer unſeligen Ehe zu trennen, und kaum iſt das Wort den Lippen entflohen, ſo tritt der Todes-Engel zwiſchen mich und ſie und ſpricht: „Bis hieher und nicht weiter!" — Nun aber, wo ſie kalt und ſtarr da liegt, gäbe ich willig das eigene Leben darum, wäre ſie nicht dahin. Zerfallen mit ſich, mit ihrem Schöpfer, inmitten ihres Leichtſinns, tritt der arme verirrte Geiſt vor ſeinen Richter, möge er Dir ein barmherziger ſeyn! Ich aber, im Bewußtſeyn eigener Schuld, will mit reuigem Herzen beten: „Vater, vergieb ihr die ihrige!" — Er küßte die Hand der Todten, und dann — die ſeidene Decke über das entſtellte Geſicht der Leiche ziehend — ſchwankte der Kranke, auf Stehn geſtützt, aus dem Zimmer.

4.

Drei Monate liegen zwiſchen jenen traurigen Ereigniſſen. Ein prächtiges Begräbniß, würdig des reichen Kaufherrn, hatte die ſterbliche Hülle Serlinna's der Erde zurückgegeben. — Wir finden Herrn Bernardo, leidender denn je, in Geſellſchaft ſeines jungen Freundes auf einer Reiſe begriffen. Der April übte an den Reiſenden alle ſeine Launen aus, die der Kranke am übelſten empfand, der, in die Ecke des Wagens gedrückt, in einem fortwährenden krampfhaften Huſten blieb. Der Abend rückte bereits heran und die freundliche Gegend umher verſchwand immer mehr und mehr in dem trüben und grauſen Nebel, der von dem Harzgebirge ſich über das ganze Thal verbreitete. Das gelbe oſtindiſche Taſchentuch vor den Mund haltend, um ſich ſo der empfindlichen Luft zu erwehren, ließ Herr Bernardo das Wagenfenſter nieder, und, ſich weit heraus biegend, ſchaute er forſchend in die Gegend. „Ich fürchte", ſprach er, zu ſeinem Begleiter gewandt, „wir werden unſer heutiges Nachtquartier nicht erreichen, denn der Weg iſt ganz abſcheulich, und ehe die drei Stunden, welche wir noch zu fahren haben, zurückgelegt ſind, iſt längſt finſtere Nacht; überdem quälen mich entſetzliche Bruſtſchmerzen und die Luft iſt mir ſo drückend, wie Schwefeldampf, während ein heftiger Froſt meinen Körper durchſchüttelt. Ich wünſchte daher, das nächſte Dorf böte uns ein erträgliches Nachtlager."

„Es gilt eine Nachfrage, mein theurer Vater!" erwiederte Stehn, den Kranken, der ſtumm die Hand drückte, die ſo liebend für ihn beſorgt war, dichter in ſeinen Reiſepelz hüllend. So fuhren ſie ſchweigend weiter, bis nach einer halben Stunde der längſt erſehnte Ort erreicht war; aber leider befand ſich kein Gaſthaus in demſelben, ſondern nur ein gewöhnlicher Bauernkrug, angefüllt mit Fracht-Fuhrleuten.

Stehn war ausgeſtiegen, doch überzeugte er ſich bald, daß es unmöglich ſey, hier für den Leidenden irgend eine Bequemlichkeit zu finden. „Es iſt nichts", ſprach er, den Wagenſchlag öffnend; „drinnen iſt, außer ein Paar Kammern, die auch nicht mehr zu haben ſind, nur die allgemeine Gaſtſtube, die aber ſo von Tabaksdampf erfüllt iſt, daß man im eigentlichſten Sinne des Wortes denſelben mit einem Schwerte durchhauen kann; doch, meint die Wirthin, es ſey vielleicht möglich, bei dem Schulzen ein Unterkommen zu finden, und eine Frage deshalb wird wohl nicht ſchaden."

Herr Bernardo ſeufzte leiſe, doch billigte er den Vorſchlag, und vom Sohne der Gaſtwirthin geleitet, fuhr der Wagen langſam, während Stehn zu Fuß ſeinem Führer folgte, nach dem bezeichneten Hauſe. Es befand ſich am Ende des Dorfes, inmitten eines Gartens, eine Hecke von Flieder zog ſich von beiden Seiten bis zu einer großen Laube von alten kurzſtämmigen Linden. Links war ein kleiner Blumengarten, während man rechts in einen großen Gemüſegarten trat, der ſich an dem Hauſe und Hofzaun hinzog. Das Ganze bot am Tage einen freundlichen Anblick dar, der jetzt freilich den Reiſenden nicht wurde. Stehn entließ hier den Knaben, während er der Wohnung zuſchritt. Eine nicht mehr junge, doch ſehr reinlich gekleidete Frau empfing ihn an der Schwelle, freundlich hörte ſie Stehn's Bitte an, und — o der Freude für den jungen Mann — ſie wurde willig gewährt. Man führte den Kranken in das Putzzimmer der Hausfrau; Herr Bernardo blickte wohlgefällig in dem kleinen Stübchen umher, welches durch Ordnung und Sauberkeit geſchmückt war. An den einfachen, grün gemalten Wänden nahmen ſich die Bilder in ſchwarzen Holzrahmen ganz hübſch aus, und ein Kaffee-Service von Meißner Porzellan, welches auf der Commode unter einem birkenen Spiegel prangte, galt in den Augen der Hausfrau als ein großer Schatz. Der mit buntem Kattun überzogene, nicht allzuweichliche Sopha bot keinen üppigen Sitz dar, dennoch fühlte ſich der Leidende auf ihm unendlich heimiſch. In dem Ofen praſſelte jetzt ein helles Feuer, das in den blank geputzten Fenſterſcheiben, von weißen Gardinen beſchattet, ſeinen hellen Wiederſchein gab. Ein runder Tiſch wurde vor den Sopha gerückt, und bald ſtanden die für den Kranken ſo nöthigen Erquickungen auf demſelben. Die Frau des Schulzen hatte Alles ſelbſt geordnet, ihre Augen ſahen zum Oeftern angſtvoll forſchend nach dem Fremden, der, auch in dem warmen Zimmer vom Fieberfroſt nicht verlaſſen, mit glühendem Geſicht um ſich ſchaute. Stehn überzeugte ſich bald, daß ſein armer Freund kränker als je ſey, und daß die mitgenommene Haus-Apotheke, wie ſorgfältig er auch für Alles geſorgt hatte, doch ſchwerlich hier ausreiche; er beſchloß daher, nach einem Arzte zu ſenden, und als ſeinem Wunſche gewillfahrt wurde und ein ſolcher noch ſpät erſchien, hörte der junge Mann nur ſchwachen Troſt. Man hatte den Kranken zu Bett gebracht, an dieſem ſaß Stehn, die glühende Hand ſeines Freundes in der ſeinigen haltend; eine trübe Ahnung ſagte ihm, daß Herr Bernardo wohl nimmer ſeine Heimath wieder ſehen wurde. Zu ſehr hatten die Erlebniſſe der letzten Zeit den ſchon ſo kranken Mann getroffen; hiezu die Reiſe im kalten und naſſen Wetter, die er ſo haſtig betrieben hatte, als ſagte ihm ein dunkles Vorgefühl: er müſſe eilen, wolle er anders den Ort ſeiner trüben Jugend wiederſehen; und jetzt, nur wenige Meilen noch von demſelben entfernt, ſchien das Schickſal ihm den letzten Wunſch zu verſagen. Schwer athmend lag er da, und die Bilder, die das

Fieber ihm vor die Seele führte, in abgebrochenen Worten gab der Mund ſie wieder. Nach Mitternacht ſchien dem Kranken einige Ruhe zu werden, die Bruſt athmete leichter, und Stehn, im höchſten Grade ermüdet, nahm auf dem Sopha Platz; er ſtellte den Lichtſchirm vor ſich, und die Blicke auf die bunten Bett-Vorhänge gerichtet, kämpfte er, aber vergebens, gegen den Schlaf, der mit Allgewalt ſich auf die müden Augen legte. Da kam es ihm vor, als würde die Thüre leiſe geöffnet, er ſah hin, es war keine Täuſchung — denn in dieſe trat die Frau des Schulzen mit bleichem Geſicht, doch ruhig; ſie war im Nachtkleide. Als ſie inmitten des Zimmers ſtand, ſah Stehn, daß die Augen dicht geſchloſſen waren, und ehe ein Laut über ſeine Lippen kam, hatte ſie ſich dem Krankenbett genaht, ihre Hand ſchlug den Vorhang zurück und, ſich weit vorbeugend, ſprach ſie leiſe: „Bernhard, ich bin’s, Deine Katti; o ſie haben mich arg geſtäupt; der böſe Meiſter, er wußte es, daß ich keine Diebin war; Du weißt es auch, Du, der mich in höchſter Noth verließ und den ich doch über Alles geliebt. O Bernhard, komm mit, laß dem Meiſter ſeinen Mammon; komm, ſie nennen mich noch immer die ſchöne Katti: ſieh nur, ein ſchönes Mädchen bin ich, ein wackerer Burſche freite mich.“ Die letzten Worte ſprach ſie in einem wehmüthigen ſingenden Ton. Jetzt erſchallte ein gellender Schrei vom Bette her: aufgerichtet ſaß Herr Bernardo und ſein Auge blickte ſtarr auf die nächtliche Erſcheinung. In dieſem Augenblick trat auch der Schulze in’s Gemach; er hatte ſein Weib vermißt, die, nun erwacht, die Augen voller Angſt bald auf ihren Mann, bald auf den Kranken richtete; eine dunkle Röthe überzog das blaſſe Geſicht, und ſich in die Arme ihres Mannes werfend, ließ ſie ſich willig aus dem Zimmer führen.

„Stehn, o mein Gott! was iſt das?“ ächzte der Kranke; „giebt das Grab der Vergangenheit mir ſo das Bild meiner Träume zurück? Iſt dieſe Wahnwitzige die Geſpielin meiner Jugend, und bin ich es, der ſie dahin gebracht hat? Herr des Himmels, dieſen Fluch laß mich nicht mit hinüber nehmen, laß den lebensmüden Mann nicht zu ſchwer büßen, was der Jüngling einſt in namenloſer Angſt verbrach. Ja, Stehn, Angſt des Todes trieb mich einſt, wie Du weißt, zum Verbrechen, Angſt des Todes umgiebt mich an des Grabes Rand; nicht zu leben vermöcht’ ich länger unter ſolchen Qualen und jetzt vermag ich nicht zu ſterben.“

„Auch ſollſt Du nicht eher von hinnen, bis der letzte Heller Deiner Schuld bezahlt iſt!“ ſprach eine tiefe ernſte Stimme. Es war der Schulze, der, Beiden unbemerkt, wieder eingetreten war und ſo

mit den Worten der Schrift vor dem Sterbenden ſtand. „Bernhard, es iſt der Gefährte Deiner Kindheit, es iſt Johannes, der Dich fragt: warum Du ſo herbes Weh über ſein Weib gebracht, und da Du es thateſt, warum Du geſchwiegen, und ſie, die Unſchuldige, unbarmherzig der Schande und dem Elende preis gegeben haſt?“

Herr Bernardo ſank mit verhülltem Geſicht zurück. „Du biſt“, ſprach er leiſe, „Du biſt Katti's Gatte?“ — „Ich bin es“, erwiederte der Schulze dumpf; „ich war es auch, der an ihre Unſchuld glaubte, da alle Welt ſie verdammte. Nicht, wie Du an jenem Abend, trat ich kühn trotzend dem Meiſter entgegen, aber als ſie nach langer Zeit das Zuchthaus verlaſſen, da ſtellte ich mich nicht weniger muthvoll zwiſchen ſie und das Urtheil der Welt, ich führte ſie, die am Pranger geſtanden und geſtäupt worden war, heim, und nimmer habe ich es bereut. Wenn aber der Schreck in jener Nacht und das Entſetzliche, was ſie erduldet, allmonatlich bei der Wiederkehr des Mondes ihren ſonſt hellen Geiſt bedrückt und ſie zur unheimlichen Wanderin macht, dann bin ich es, der über die Arme wacht, und wie ſie alsdann all' das Fürchterliche nochmals durchlebt, ſo ich mit ihr; denn jede dieſer grauſigen Nächte ruft es mir zu, daß das Herz des Weibes nimmer laſſen kann von der erſten Jugendliebe.“ — Er ſchwieg, und düſter blickte ſein Auge auf den Kranken nieder.

Stehn erfaßte bittend die Hände des Mannes. „Wollt Ihr ihn tödten? ihn, der faſt ſterbend noch gut machen möchte, was der Knabe in übertriebener Furcht einſt Böſes gethan. Wer ſagt Euch denn, daß er glücklich geweſen? Seht ihn an, trägt dieſe vor der Zeit hingewelkte Geſtalt den Stempel des Glücks? Glaubt mir, die Leiden, die der Anblick Eures Weibes in ihm geweckt — er zahlt nach Euern Worten mit ihnen den letzten Heller der alten Schuld; ſein ganzes Leben war das eines wahrhaften Chriſten, der nimmer müde ward, Gutes zu thun, und wandelt Ihr, wie er, den Weg des Herrn, wie kann Euer Mund ihn verdammen? Mein iſt die Rache, ich will vergelten, ſpricht er, zu dem wir täglich beten: „Vergieb uns, wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Da blickte das kurz zuvor noch ſo ſtrenge Auge milder, die eine Hand fuhr über die Wange, während die andere verſöhnend ſich dem Jugendgeſpielen darbot; doch kein freundlicher Druck von Seiten Herrn Bernardo's vereinigte die ehemaligen Freunde, ſeine Hände lagen kalt und bewegungelos auf dem Geſicht des Kranken. Da erfaßte Ewald Stehn eine entſetzliche Angſt, das Licht ergreifend, zog er gewaltſam die Hand fort; das Geſicht war bleich und wild, ein feiner blauer Streifen zog ſich von der Schläfe längs der Wange hinunter, die Augenſterne, unbeweglich, waren feſt auf die Stelle gerichtet, wo Johannes ſtand; ſie ſahen nicht mehr den Freund, aber noch ſprach aus ihnen der Ausdruck von Liebe und Milde, mit welchem ſie lebend Jeden angeblickt.

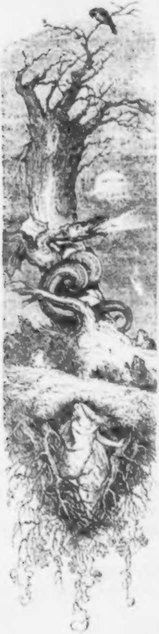
Vergebens wäre es, Stehn's Schmerz zu ſchildern; er betrauerte wahrhaft den Tod ſeines Pflegevaters, und wohl glaubte er, den Wunſch des Verſtorbenen zu erfüllen, wenn er ihn an dem Orte begraben ließe, wo die lebte, die ſein vielbewegtes Leben ihn nimmer hatte vergeſſen laſſen.

Als das Teſtament des Herrn Bernardo geöffnet wurde, fand es ſich, daß ſein ungeheures Vermögen zwiſchen Stehn und Katharina Bergemann, wenn ſolche noch am Leben ſey, oder deren Nachkommen, wenn ſie verheirathet geweſen, getheilt war. Es verpflichtete Stehn dazu, falls ein plötzlicher Tod es dem Teſtator unmöglich machte, Katti's Unſchuld der Welt darzuthun, und ſo ſie kinderlos verſtorben ſeyn möchte, mit dem ihr vermachten Vermögen eine milde Stiftung zu gründen. Letzteres war indeß nicht nöthig, denn Katti war die Mutter von drei blühenden Kindern.

Johannes legte nun das Schmiedehandwerk nieder, welches er neben dem Amte eines Schulzen getrieben hatte. Ob die arme Katti auch ſpäterhin noch als Nachtwandlerin umherging? — Wir erfuhren nichts darüber. Sie erreichte ein hohes Alter, und die Gerechtigkeit, welche ihr verſtorbener Freund ihrem Namen hatte widerfahren laſſen, vermochte wohl, die alte Wunde von Neuem wieder aufzureißen, doch die Liebe und Achtung nicht zu vermehren, die Katti's ſtille Tugend ſchon ſeit Jahren ſich im vollſten Maße erworben, und ſie genoß dieſelbe noch, als Silberhaar ihren Scheitel deckte. Zu jedem ihrer Enkel ließ Ewald Stehn ſich das Pathen-Amt nicht nehmen; die Kleinen aber brachten Blumen und Kränze der Großmutter, ſie fragend: welche auf des Großvaters und welche auf des guten Onkels Grab geſtreut werden ſollten, und Katti erwiederte dann wehmüthig lächelnd: „Des Lebens Dornen verwunden Beide nicht mehr, darum theilt die Roſen und Immortellen auf beide Hügel, denn in Liebe und Treue haben beide Herzen mich umfaßt.“

Wer jemals auf längere Zeit in Hamburg weilt, der kann noch erzählen hören von dem reichen Kaufherrn — der freilich nicht unter dem Namen Stehn zu denken — deſſen ſeltene Redlichkeit als armer Knabe ihm zu großem Reichthum geholfen, was dort allgemein bekannt iſt. Auch ſchämte ſich Herr Stehn ſeiner früheren Armuth nicht. An jedem Chriſt-Abend gigg das Fibelbuch aus ſeinen Kinderjahren von Hand in Hand um den reich beſetzten Tiſch, das älteſte ſeiner Kinder zeigte auf den rothen Hahn, und mit deutlicher Stimme ſprach es: „Bete und arbeite!“ Herr Stehn aber, fromm die Hände gefaltet, wiederholte ihnen oft die Worte: „Im Unglück harret auf Gott, und ſeyd Ihr im Glück, ſo überhebt Euch Eurer Vorzüge nicht, denn Gott widerſtehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.“ V. Wecking.

Uraltdeutſches Gleichniß vom Lügenbaum.



Die Wahrheit iſt von ganzer Natur ein gar unbefangenes Weſen und kennt nicht die unzähligen Mittel der Täuſchung und Hinterliſt. Nun geſchah es eines heißen Tages in der Dämmerſtunde, daß die Lüge, die ſehr anſchlägigen Getriebes iſt, ſich zur Wahrheit drängte, ſie gemeinſam nebeneinander wandelten. Da meinte geſprächsweiſe die Lüge: es möchte gerathen ſeyn, ſie Beide pflanzten einen Baum, der ihnen Nutzen und auch Schatten gewähre, demnach Nahrung und Erholung. Die ſchlichte und bereitwillige Wahrheit war damit einverſtanden, es geſchah alſo wie geſagt. Als nun ein Sprößlingsreislein in die Erde geſenkt war, machte die Lüge den Antrag: es ſolle Jedes ſeinen Theil davon wählen, ſtellte auch der Wahrheit in Scheingründen redſelig vor: die Wurzel erhalte dem Baume das Leben, ſey das Hauptſächlichſte und Ergiebigſte. Deshalb möge die Wahrheit für ſich die unter der Erde befindlichen Wurzeln nehmen, ſie dagegen wolle ſich mit Dem begnügen, was aus dem Boden hervorwachſe, obwohl ſie dabei ein Wagniß übernähme: denn die Zweige könnten beſchädigt, abgeſchnitten, von der Hitze verbrannt, vom Froſt vernichtet werden, was Alles die Wurzel nicht zu gefährden habe. Die Wahrheit, von verſchmitzter Weltklugheit fern, mit ihren Ränken gar nicht und niemals vertraut, ließ ſich nachdenklich über die lieblich klingenden Worte ſolche Theilung gefallen, freute ſich ihrer ſogar, weil doch immer die Wurzel Grund der Dinge ſey, und die Lüge war durch und durch vergnügt wegen der Ausſicht auf ihren Vortheil.

Die Wahrheit mußte vom Lichte unter die Erde weichen, die Lüge aber blieb oben, wo Menſchen wandeln, Völker entſtehen und vergehen. Sehr einſchmeichelnd in allerlei Weiſe kann ſich die Lüge bemühen, mit dem mannigfachſten Schimmer blenden, und ſie fand ringsum Behagen und Beifall. Ihr Baum wuchs üppig, warf mehr und mehr Schatten, hatte in ſeiner Laube bald ein wechſelnd Farbenſpiel der Blüthen, ſo daß großer Jubel darüber ſich ausbreitete bei den kurzſichtigen Staubgeborenen. In Menge eilten ſie zu dem Lügenbaum, und Einer ſagt' es dem Andern: wer in Fülle des Wohlſeyns leben wolle, der müſſe hier hinzutreten; auch ward der Reiz immer mächtiger, denn die Lüge weiß zu ihrem Vortheil immee Neues und Lockendes zu erſinnen, wobei ſie den Layen die ſchlichten und den Gelehrten die verwickeltſten Trugſchlüſſe lehrt, daneben mitunter heuchleriſch eine Wahrheit einſtreut, um ſich deſto geſchickter zu verlarven. In ſolchem Verfahren ward die Lüge nicht nur anſehnlich begütert, ſondern auch hochgeehrt und weithin geprieſen. Derweil aber die Lüge ſo in Glück und Gunſt ſich brüſtete, lebte die Wahrheit verborgen und vergeſſen kärglich in der Erde Schooß, und bald gedachte man ihrer gar nicht mehr anders als mit Verachtung. Da ſie nun nichts zu zehren fand als die Baumwurzeln, ward zur Nothwehr ein Nagen daran unausbleiblich. So mächtige Aeſte und breites Laubwerk droben der Lügenbaum Anfangs trug, weithin ſeinen Schatten warf und auch buntgefärbte Blüthen trieb: bevor ſie zu Frucht wurden, waren unten die Wurzeln zerſtört, und der Stamm des Lügenbaums gerieth in Fäulniß. Da kam ein Sturmwind über das Land, faßte den wurzelloſen Baum, ſtürzte auf die Lüge und zerſchmetterte Alles um ſie her. Nun ward freilich die Wahrheit wieder ſichtlich, doch war das ganze Volk von der Lüge ſo durchdrungen, daß es mit dem Lügenbaum zugleich ſtürzte, nur noch ein Moderleben hatte und endlich ganz in Verweſung unterging: denn die Lüge ertödtet alle Tugend, ſo endlich auch alle Kraft des Beſtrebens, und nennt man alſo mit Recht den Oberherrn alles Teufliſchen den Lügengeiſt, der ſeine Macht nur zeigt im Ausbreiten der Seelen- und Herzenspeſt, ſeinen Thron immer nur errichtet auf Getrümmer über der Grabeswüſte abgeſtorbener Völker.

Solcher Lügengeiſt kam als Schlange auf dem Baume vernichtender Erkenntniß, und ward dieſe Schlange zu dem Drachen, von dem die Vorfahren melden, daß er feuerſpeiend mit giftigem Athem die Lande durchzog und in ſeiner Nähe kein Leben beſtehen konnte, wie kein Leben beſtehen kann und wird alldort, wo der Lügendrache obſiegt im Regiment der Reiche, im Geſchäft und am eigenen Herd. Greuelvolles und furchtbares Zeugniß ſind die von der Erde verſchwundenen, oder im Sumpf der Nichtsnutzigkeit verſunkenen und in der Irre zerſtreuten Völker, welches Alles vollbracht iſt durch die Gewalt des ungeheuerlichen Lügendrachens. **E. Rienitz.**

Geſucht und gefunden.

Ein wolkenfreier, tiefblauer Himmel ſpannte ſich aus über der Bai von San Franciſco. Der Sonne glühende Strahlen tauchten Alles in ein Meer von Licht und Glanz, vergoldet ſchienen in dem vielverheißenden Wunderlande die ſchroffen, felſigen Küſtenberge, der rechts von der Stadt hinter der Landzunge aufragende Maſtenwald, ſelbſt die kahlen Höhen im Hintergrunde. Durch die ſchmale Felsſchlucht, die den Eingang bildet zu der geräumigen Bai, Golden-gate, das goldene Thor genannt, war auch heute wieder Schiff nach Schiff geſegelt. Sie waren überfüllt mit goldgierigen Paſſagieren jeden Standes und Alters: kühne, verwegene Abenteurer, keck und ſelbſtbewußt den lockenden, wie den drohenden Wechſelfällen des Lebens entgegenſchreitend, arme Schächer, denen die verlaſſene Heimath Alles verſagte, und die das Glück, ſelbſt wenn es ihnen käme, ſchlafend oder zaghaft finden würde, ſchlaue Geſellen, durch mannichfache, auf fremde Koſten gewonnene Erfahrungen belehrt, alſo ſicher, wenn auch nicht Gold zu ergraben, doch das Gefundene den Andern abzunehmen. Ein buntes Gewimmel, unaufhaltſam herabdrängend von dem Deck der zahlloſen Schiffe, mühſam Platz gewinnend mit Kiſten, Ballen, Koffern und Schachteln in den Böten, die, unabläſſig in Bewegung, Menſchen und Güter an das erſehnte Land befördern. Die geringe Mühe des Bootführers, denn die Schiffe legen gewöhnlich dem Lande ziemlich nahe bei, muß für Jeden mit einem Dollar bezahlt werden, und da es leicht iſt auf dieſe Weiſe funfzig bis hundert Dollars in einem Tage zu verdienen, ſo ziehen viele Auswanderer den ſichern Erwerb der ungewiſſen Ausbeute in den Minen vor.

Auf welche Weiſe das Nothdürftige oder Ueberflüſſige erworben wird, gilt dort gleich, und hat nichts mit der Achtung zu ſchaffen, die dem tüchtigen Manne von den Braven gern, von den Schlechten widerwillig gezollt wird. So wie manche, der Arbeit ungewohnte Hand in den Bergen rüſtig Schaufel und Hacke ſchwingt, auch, wie es eben nöthig, Geld oder unſaubres Linnen wäſcht, ſo führt auch in der Bucht von San Franciſco gar Mancher das Ruder, deſſen hoch- und wohlgeborene Verwandtſchaft ſich verleugnend abwenden würde von dem entarteten Sprößling, der es wagt, auf ſo unſtandesmäßige, obwohl ehrliche Weiſe ſein tägliches Brod zu verdienen.

Müßig in einem dieſer Boote, von beſonders neuem, zierlichem Ausſehen, lehnte ein junger Mann, der kaum über zwanzig Jahre hinaus ſeyn konnte. Das blonde, lockige Haar, die blauen Augen, und mehr noch der treuherzige Ausdruck in dem friſchen Geſicht ließen den Deutſchen erkennen. Das wäre dem Jüngling aber wenig lieb geweſen, denn leider iſt „ein Deutſcher“ ſeyn in fremden Ländern keine Empfehlung. Ob die Ueberſchätzung und Selbſtgefälligkeit der andern Völker, ob die unſelbſtſtändige Nachahmungsſucht und die allzu beſcheidene, gefliſſentliche Herabſetzung des eignen Vaterlandes und der deutſchen Landesleute dies verſchuldet — genug, es iſt ſo, und den Beſſern, Thatkräftigen fehlt doch der rechte Muth und Stolz, durch ſich ſelbſt die Deutſchen in der fremden Meinung zu heben und im Auslande wieder zu Ehren zu bringen. Lieber geben ſie ihre Eigenthümlichkeiten auf und ſchließen ſich in Sprache und Sitte gefügig den fremden Nationen an. So geſchieht es denn auch oft, daß Deutſche ihre Mutterſprache faſt vergeſſen, was keinem Engländer oder Franzoſen jemals möglich ſcheinen oder gar gelingen würde.

Auch der junge Deutſche im Boote ſprach ſo geläufig Engliſch, um für einen Amerikaner zu gelten. Er mußte des Erwerbes nicht allzuſehr bedürfen, denn er bemühte ſich nicht im Geringſten, eine Ladung zu erhalten. Seine lebhaften Augen ſtreiften bald flüchtig muſternd die raſtlos wechſelnden Bilder auf den Schiffen und am Ufer, bald ſchweiften ſie hin nach der gegenüber auftauchenden Ziegen-Inſel.

Zuweilen überflog ein flüchtiges, ſpöttiſches Lächeln ſein Antlitz und hob die vollen, vom leichten Bärtchen beſchatteten Lippen, daß die feinen weißen Zähne hervorſchimmerten, bald wieder nahmen die beweglichen Züge den Ausdruck ſinnenden Ernſtes an. — Dann zogen wohl ſeine Gedanken hinüber nach der fernen deutſchen Heimath, wo Vater und Geſchwiſter in ſorgender Theilnahme ſeiner gedachten, wo ein treues Mutterherz das wilde, unbeugſame und doch ſo warm fühlende Kind inniger in das ſtille Gebet einſchloß. Funfzehn Jahre zählte er, als jugendliche Uebereilung und gekränktes Ehrgefühl ihn hinausgetrieben auf die weite See, und willig hatte ſich der ſtolze Sinn der ſelbſtgewählten Beſchränkung gefügt. Ehrlich und brav war er geblieben inmitten der Verſuchungen eines abenteuerlichen Lebens; ganz auf ſeine Kräfte geſtützt war er nur ſelbſtbewußter und in dieſer Hinſicht älter als ſeine Jahre geworden. Wer die kühle Berechnung, die allzeit ſichere Thatkraft beobachtete, durch die der Jüngling das Leben dem Leben abrang, mochte ſchwerlich ahnen, daß er auch in der heißen oeden Wüſte der Fremde eine thaubeperlte, friſche Oaſe hegte, ein grünes Plätzchen, wo der Quell der Poeſie ihm rauſchte, die Erinnerungen ſeiner Jugend ihn zurückführten in die Heimath, in die Arme der Seinen, und ihn bewahrten vor dem Staub und der Aſche, die ſonſt die Jahre über Herzensgluth und Begeiſterung der Seele breiten.

Die untergehende Sonne warf Purpurſchimmer über die belebte Scene. An dem Kajütenfenſter des von Panama nach San Francisco gehenden Dampfers zeigte ſich ein blaſſes Frauenantlitz, deſſen dunkel glühende Augen an der Geſtalt des jungen Deutſchen hafteten. Es war in der That ein hübſches Bild. Die Tracht der Bootsleute iſt eine kleidſame: hohe, glänzende, bis zum Knie reichende Stiefel und ſchwarze Beinkleider heben auf vortheilhafte Weiſe einen hohen, kräftigen Wuchs. Unter dem faltigen rothwollenen Hemd leuchtet um ſo blendender das feine, weiße hervor, und der ſchwarze ſpitze Filzhut, der geladene Revolver im Gurt, dazu das breite Bowiemeſſer im rechten Stiefel vervollſtändigen die nette, zweckmäßige Tracht.

„Dick! Aber, Dick, ſo höre doch!“ rief der Steuermann des Dampfers dem Wohlbekannten zu. „Für Dich iſt noch eine Fracht am Bord! Eine ſchmucke, junge Dame, aber ſie iſt krank und hat kein Geld, da wird ſie ſo leicht Niemand an's Land bringen. Haſt Du Luſt?“ — „Freilich, Alter, wenn ſie hübſch iſt — auch arm und leidend“, ſetzte das gute, deutſche Herz hinzu.

Schwankend nahte, bald geführt, bald getragen, eine tief verhüllte Geſtalt von erſtaunenswerthem Umfang und überraſchender Schwere. Das empfand der ſtarke Arm Richard's, oder, wie man ihn mit engliſcher Abkürzung nannte, Dick, als er in gefälliger Gewandtheit die Dame in ſein Boot herabhob. Faſt reute ihn ſeine Willfährigkeit, aber eine ſchmale Hand lüftete den dichten Schleier, zwei vielſagende Augen ſchauten ihn an, und eine unbeſchreiblich wohllautende Stimme bat in gewählter Rede, die arme Schutz- und Hülfloſe nicht zu verlaſſen, das angefangene barmherzige Werk durch möglichſte Vollendung zu krönen. Das hieß nämlich, einen Wagen beſorgen und die Dame in ein Hotel bringen.

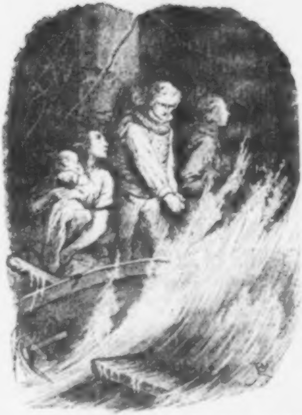
Nun ſind zwar Wagen und Hotels in San Francisco ſehr theuer, und die Dame hatte eingeſtandener Maßen kein Geld; aber Richard's Taſchen waren gefüllt, die Ausſicht auf neuen Erwerb eine ganz ſichere. Dazu folgte dem herrlichen Sonnenuntergang, wie ſtets in jenen Gegenden, faſt unmittelbar farbloſe Dämmerung, die ungeheuerlichen Umriſſe der Geſtalt verſchwammen im Dunkel immer mehr, und nur die prächtigen Augen leuchteten im eigenen Glanze. Der Wagen wurde gedungen, die wunderbar Schwere hineingehoben.

„Sie werden mich doch nicht verlaſſen, mein Freund?“ lockte die ſüße Stimme nochmals den ſchon wieder beinahe Enttäuſchten. Ohne recht zu wiſſen warum, ſaß er neben der Fremden, und rief dem Kutſcher zu: er möge nach dem beſten Hotel fahren.

Auch jenſeit des Oceans gilt, den Kellnern gegenüber, das Anſehen der Perſon. Die feinen Herren maßen den ſchlichten Bootsmann mit übermüthigem Blick, die Aufnahme wegen Mangel an Raum verweigernd. Der empfindliche Richard brauſte auf, eine Geldrolle füllte als Vorauszahlung die Hand des Weigernden, und leerte urplötzlich die beſetzten Gaſtzimmer. Wieder wollte ſich Richard verabſchieden und wieder folgte er, die Dame leitend und ſtützend, den Sirenentönen. Jahrelang hatte er die Geſellſchaft gebildeter Frauen entbehrt, um ſo wohlthuender berührten ihn jetzt Klang und Fügung der Worte. Neugier geſellte ſich der ungewohnten Regung, zudem verhieß die Schöne bei der Abendtafel einige Aufſchlüſſe; alſo blieb er, und hielt ſich trotz der eigenthümlichen Begegnung, von dem Benehmen der Fremden gebannt, in gemeſſenſter Entfernung.

Es war ſpät geworden, die verheißenen Aufſchlüſſe wurden bis Morgen verſchoben, denn die Leidende fühlte ſich völlig erſchöpft und ſchien als ausgemacht anzunehmen, daß des jungen Mannes Zeit ihr gehören müſſe. Nur bat ſie, er möge den heutigen Bootsmanns Anzug mit einer eleganten Civilkleidung vertauſchen. Richard küßte die feine Hand, verſprach das Verlangte, und ſchritt aufgeregt und nur halb mit ſich zufrieden ſeiner Wohnung zu. Beſonnen und verſtändig hatte er keineswegs gehandelt, und mitleidige Theilnahme allein verleitete ihn nicht zu ſo bedeutenden Ausgaben, vielmehr ein ſchnell erwachtes, wärmeres Gefühl. Er mußte lachen, wenn er der ſchwankenden unförmlichen Geſtalt gedachte; mehrere Jahre älter als er war die Dame auch, dennoch drängte ſich in ſeine Morgenträume ein reizendes bleiches Antlitz, und in der unergründlichen Tiefe der zauberiſchen Augen ſpähte er nach einer Löſung des, ihn wider Willen anziehenden Räthſels.

Am nächſten Morgen war er in ſtattlicher Kleidung im United-Etats-Hotel, und ſandte den dienſtbefliſſenen Kellner, ihn durch eine zierliche, goldumränderte Karte anzumelden. Er fand die Dame, noch von der Reiſe angegriffen, auf dem Sopha, von koſtbaren Shawls überdeckt, und ſaß ihr, nach den erſten Begrüßungen, bald gegenüber, Theil nehmend an dem Frühſtück, dem der perlende Champagner nicht fehlte. Noch war kein Aufſchluß von der Schönen gegeben worden; ſie lauſchte, im Gegentheil, den Erzählungen aus ſeinem Leben in geſpannter Aufmerkſamkeit. Doch als er eines Schiffbruchs erwähnte, fiel ſie ein: „Und in welcher Gegend litten Sie Schiffbruch?" — „Es war nahe der Küſte von Mazetland, mitten in der Nacht", antwortete Richard. „Ich fuhr mit dem Küſtenfahrzeug The flying Eagle, der fliegende Adler, und ſchlief mit einem ältern Mann in der hölzernen Kambüſe auf dem Deck. Plötzlich weckte mich ein furchtbarer Stoß, das Schiff war auf eine Sandbank gerathen. Unmittelbar darauf wuſch eine rieſige Welle die leichte Hütte und uns mit ihr über Bord. Im nächſten Augenblick ſchleuderte die Gewalt des Waſſers uns zurück. Mein Gefährte fand ſich wieder am Bord; ich war mit dem linken Arm zwiſchen Hütte und Schiffswand gepreßt und hielt mit dem rechten mich am Schiffe feſt. Endlich gelang es mir nach unſäglicher Anſtrengung, da der linke Arm zerſchmettert herabhing, mich auf das Deck zu ſchwingen, wo während deſſen die greulichſte Verwirrung hereingebrochen war. Alles ſtürmte, ſo furchtbar aus der nächtlichen Ruhe aufgeſchreckt, wild durcheinander, bis die ſchrille Pfeife des Kapitains und ſeine donnernden Kommandoworte das Chaos in ſo weit ordneten, daß die Böte in Stand geſetzt und mit den in Eile und Todesnoth zuſammengerafften Habſeligkeiten beladen wurden." — „Wie weit war denn die Küſte entfernt?" fragte die Dame. — „Ungefähr fünf engliſche Meilen, aber die See war in gewaltigem Aufruhr; ſo hoch, wie ſie ging, dazu die Brandung in Anſchlag gebracht, mochte ich mich ihr nicht anvertrauen. Ich blieb zurück, mit mir mein Leidensgefährte von der Sturzwelle her, ſeine Frau und ihr acht Monate altes Kind. — Matroſen und Paſſagiere hatten ſich haſtig in die Böte gedrängt, zuletzt ſtieg der Kapitain hinab, uns noch einmal winkend und einen traurigen Abſchiedsblick ſeinem Schiff zuwerfend. Manche Stunde noch widerſtand es den andrängenden Wogen, während ſich über den Kapitain und ſeine Gefährten ſchon lange die ſchäumenden Waſſer geſchloſſen, ſie Alle in ihre Strudel hinabgezogen hatten. Unſre nachſtarrenden Augen konnten freilich die Finſterniß nicht durchdringen, bald aber hörten wir mitten durch das donnernde Brauſen der ſtürmiſchen Fluth einen Herz und Mark durchbohrenden Schrei, noch einen, und bald darauf den letzten. Da dankten wir Zurückgebliebenen dem Himmel für die Friſt, die uns geſtattet, und begannen für Leben und Rettung zu ſorgen. Hinab in die Kajüte zu gelangen machte ſich unmöglich, ſie war mit Waſſer gefüllt. Auf dem Deck ſtand es fußhoch, und Alles, was irgend noch beweglich, ward unaufhörlich von den rollenden Wogen hin und her getrieben. Endlich gelang es, uns ein Tau um den Leib zu ſchlingen und mit ihm uns Drei zuſammen an den Maſt zu binden. Die arme Frau hielt das wimmernde Kind im Arme und ſchützte es, ſo viel als möglich, vor der Wuth des Sturmes. Endlich wich die grauenvolle Finſterniß, die Fluth trat, wie ich vorausgeſehen, zurück; aber wir hatten nun alles Ernſtes an unſre Entfernung von dem Wrack zu denken, das unfehlbar bald ſinken oder auseinander berſten mußte. Viel Auswahl boten unſre Mittel nicht; wir richteten aus dem Vorhandenen nach Möglichkeit ein kleines Floß her, dem eine mühſam gefundene wollene Decke als Segel dienen ſollte."



„Wie war Ihnen das aber möglich mit dem gebrochenen Arm?“ fragte theilnahmvoll die aufmerkſame Hörerin.

„Der ſchmerzte freilich und hing bewegungslos herab, doch war an Verbinden und Schonen nicht zu denken, und die eiſerne Nothwendigkeit gab mir Kraft. Endlich ſtanden wir auf dem Floß, bis an die Knöchel im Waſſer, und bewegten ſo gut es gehen wollte unſer gebrechliches Fahrzeug dem Ufer zu. Da ſandte Gott uns Rettung. Ein ſpaniſches Küſtenfahrzeug, das in Sicht war, gewahrte uns auf der Hälfte des Weges, nahm uns auf und brachte uns an das Land. Jetzt verließ mich aber meine Kraft und kaum berührte mein Fuß den Sand des Ufers, als ich ohnmächtig niederſank.“

Richard ſchien die Erzählung abbrechen zu wollen, denn ſeine eigene Neugier war noch immer nicht geſtillt. Er mußte fortfahren.

„Auf welchem Lager fand ich mich wieder, den Arm, den ich nicht zu erhalten gehofft, in eiſerne Schienen gelegt. Sechs Wochen pflegten mich die gaſtfreundlichen Spanier ſorgſam und uneigennützig, gaben mir ſogar als Abſchiedsgeſchenk noch Mauleſel und Sattel, einen Sack mit gekochten weißen Bohnen, Zwiebeln, und in Streiſen geſchnittenes, getrocknetes und wie Tabak aufgerolltes Fleiſch mit auf die Reiſe. Ich werde dieſe Barmherzigkeit und Güte nie vergeſſen! Einer von Indianern gemachten Pferdeſpur folgend begann ich meine einſame Reiſe. Nachts ruhte ich, der wilden Beſtien wegen, ſtets bei hellem Feuer, und das Heulen der Coyota's war mein Schlummerlied. Einmal nur fand ich ein beſſeres Obdach, — drei Wände einer alten Hütte. Den Zugwind der offenen Seite hielt ich mit meiner Decke ab, nahm dem Maulthier den Zügel herunter und ließ es gemächlich graſen, machte Feuer, wärmte und aß die Bohnen. Mit dem Getränk war es freilich minder gut beſtellt. Ich mußte das ſumpfige, in der Nähe befindliche Waſſer durch ein Tuch ſchlürfen, um allerlei Gethier zurückzuhalten. Dafür rauchte ich aber eine Pfeife und fühlte mich doch bei alle dieſen ungewohnten Bequemlichkeiten ungemein behaglich. Geſtärkt zog ich am Morgen weiter auf dem ſchmalen Pfade — die Indianer gehen ſtets einer hinter dem andern — der von hohem feinen Graſe und tauſend wilden duftenden Blumen faſt überdeckt war. Ringelte ſich auch einmal eine Schlange empor, ſo verſchwand ſie doch ſchnell in dem üppigen Graswuchs, und zierliche bunte Eidechſen ſonnten ſich aller Orten, während wunderſchöne, wenn auch ſangloſe Vögel auf allen Zweigen flatterten. Der einſame Weg bleibt mir eine ſchöne Erinnerung. Nach einem Marſch von acht Tagen kam ich hier in San Franciſco an.“

Wenn es der Dame um eine Charakteriſtik ihres Gefährten zu thun war, ſo hatte die einfache Erzählung ihr Anhaltspunkte genug gegeben für ein günſtiges Urtheil. Sie theilte nun ihrerſeits mit, daß ſie nach San Franciſco gekommen, um ihren ſeit Jahr und Tag hieher vorausgegangenen Gatten aufzuſuchen. Sie ſey, auf den Wunſch ihrer hochbetagten Eltern, bis zu deren kürzlich erfolgtem Tode bei ihnen zurückgeblieben und habe heute, nach genauen Erkundigungen, zu ihrem großen Leidweſen vernommen, daß ihr Gatte vor zwei Monaten einem hitzigen Fieber erlegen ſey.

Sie bat nun bei verſchiedenen nöthigen Geſchäftsgängen um Richard's Begleitung, die er der ſchutzloſen Wittwe bereitwillig zuſagte. Wie groß aber war ſeine Ueberraſchung, als ſie dann, die koſtbaren Hüllen zurückwerfend, eine hohe, ſchlanke Sylphide, über den weichen Teppich ſchwebte. Der Verluſt des Gatten ſchien Adelaide Smith, ſo hatte ſie ſich genannt, weder troſtlos noch unaufmerkſam für ihre Umgebung zu machen. Sie gewahrte lächelnd das angenehme Erſtaunen des jungen Mannes und löſte ihm gefällig das Räthſel.

Die Furcht, unterweges beraubt zu werden, hatte die allein reiſende Miſtreß Smith zu einem originellen Auskunftsmittel veranlaßt, um das bedeutende, meiſt in baarem Gelde beſtehende Vermögen der Eltern ungefährdet nach San Franciſco zu bringen. In ein doppeltes Kleid waren dicht aneinander gereiht lauter Zwanzig-Dollar-Stücke eingenäht, und dies auf der ganzen Reiſe getragene Gewand hatte der Dame ſchwere Unförmlichkeit und zuletzt körperliches Leiden verurſacht.

Miſtreß Smith beſchloß in San Franciſco zu bleiben. Auf die zarteſte Weiſe wußte ſie Richard zu bewegen, eine bedeutende Vergütigung für ſein Bemühen in ihrem Intereſſe anzunehmen, denn noch immer bedurfte ſie ſeine ganze Zeit. Vernachläſſigt ſchaukelte das zierliche Boot und vergebens rief man nach dem freundlichen Dick. Ein Gentleman jetzt auch dem Aeußern nach, führte der die liebreizende Wittwe auf Promenaden, zu Pferderennen und Bällen. Er gab ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft von ſeinen Gedanken und Empfindungen, Beweis genug, daß er ſie ſcheute. Ungewohnte Gefühle regten ſich in dem unentweihten Herzen des Jünglings, wenn er Morgens ſich beeilte, nach den Wünſchen und Anordnungen ſeiner Dame zu fragen, wenn er ſie ſtolz durch das Gewühl der Straßen geleitete; oder ſpäter, wenn die Dämmerung plötzlich ſich ausbreitete, der Mond ſeine bleiche Lichtfluth über die weite Plaza ausgoß, und er mit Adelaide verweilte, um die ſpaniſchen Tänzer zu bewundern, die dort mit luſtblitzenden Augen, mit glühenden Wangen die leidenſchaftlichen Tänze ihrer Heimath ausführten. Vollends entzückt ward er aber, wenn die ſangeskundige Schöne mit unbeſchreiblichem Wohllaut ihre Empfindungen in ſüßen Liedern und Romanzen ausſtrömte, ſichtlich erfreut durch die Bewunderung des entzückten Hörers.

Ein ſtattliches Haus für ſechszehntauſend Dollars hatte er im Auftrage der Dame gekauft, und auf ihren Wunſch zu ebner Erde ſeine Wohnung genommen, während Miſtreß Smith die andern Räume unter ſeiner Hülfe mit verſchwenderiſchem Glanz ſchmückte. Immer traulicher geſtaltete ſich der Umgang, der dennoch ſtets in den Schranken der guten Sitte blieb, obgleich Richard zu ahnen begann, daß Adelaidens reizender Mund ſchwerlich die vielſagenden Augen ſtrafen würde, wenn er mit ernſter Liebeswerbung ſich ihr nahte. — War es ihm denn Ernſt? Er wußte ſich in ſo verlockender Nähe keine deutliche Antwort zu geben, und die ſchlanke Sylphide war ihm nach Wochen des täglichen Beiſammenſeyns noch immer ein Räthſel, wie am erſten Tage, wo ihre Unförmlichkeit ihn in Erſtaunen ſetzte, ihre Schwäche und ſcheinbare Armuth zuerſt ſein gutes Herz in Anſpruch nahmen. Auf der einen Seite zeigte die ſich ihm unverkennbar zuneigende ſchöne und reiche Frau ein geſichertes, abgeſchloſſenes Daſeyn, auf der andern eine ungefeſſelte Jugend die Freiheit, die ungewiſſe Zukunft mit all' ihren Hoffnungen und Träumen.

So war es dem Schwankenden willkommen, daß der Brief eines lieben Freundes ihn dringendſt in die Minen berief. Dort wollte er ſein Geſchick fern von der gefährlichen Nähe entſcheiden. Miſtreß Smith gewährte ihm, wenn auch überraſcht und faſt verletzt, den erbetenen Urlaub, und nach flüchtigem Abſchied nahm ihn der über Stockton nach den ſüdlichen Minen gehende Dampfer an Bord.

Vier Monate waren verſtrichen: die gewöhnliche Regenzeit im Winter, die in den Minen von den Goldgräbern zugebracht wird, während ſie im Sommer meiſt andere Geſchäfte in San Franciſco betreiben.

Richard kehrte zurück. Mit welcher Entſcheidung war gleichgültig, denn Miſtreß Smith war ſpurlos verſchwunden, das Haus verkauft und kein Lebenszeichen für ihn zurückgelaſſen. Ein wunderliches Gemiſch von Empfindungen bemächtigte ſich des jungen Mannes. Freude, der nothwendigen Entſcheidung überhoben zu ſeyn, gekränkte Eitelkeit, da die Undankbare ihn nicht des flüchtigſten Abſchiedswortes gewürdigt, Stolz, der nicht einmal zugeben wollte, er vermiſſe dieſes Wort, und zu Allem ein leiſes Bedauern, das er ſich doch nicht ableugnen konnte. Nun der anmuthige, glänzende Schmetterling, der ſich ihm aus unſchöner Hülle ſo überraſchend entwickelt, ſpurlos entflogen war, blieb er in den erſten Tagen nachdenklich im Ausmalen einer friedlich geſicherten Zukunft an der Seite der vielbegabten, reichen Adelaide, die ihm doch ſo unverkennbare Zeichen eines wärmeren Wohlwollens gegeben. Bald aber gewann ſein friſcher, kräftiger Sinn die Oberhand. Ein müßiges, bedauerndes Zurückblicken war ihm fremd. Den mannichfachen Fragen und kleinen Spöttereien ſeiner Bekannten ſetzte er bald wieder eine ungeheuchelte gute Laune entgegen, und eine Woche war kaum vergangen, als er mit ziemlicher Gemüthsruhe die erſte und einzige Nachricht über die Verlorene erhielt. Man hatte ſie einige Wochen vor ſeiner Rückkehr mehrere Mal in Begleitung eines großen auffallend ſchönen Mannes geſehen, der plötzlich anſpruchsvoll, mit hochtönendem ſpaniſchen Namen in San Francisco aufgetaucht und eben ſo plötzlich in den Fluthen des unaufhörlich auf und abwogenden Menſchenſtromes wieder verſchwunden war. Woher, wohin? ob allein oder mit ihr? Niemand konnte ihm Auskunft geben.

Er forſchte nicht weiter und widmete ſich mit ungetheilter, angeſtrengter Thätigkeit einer neuen Stellung, die er im Comptoir eines bedeutenden Handlungshauſes gefunden und die ihm in nicht allzulanger Friſt eine Reiſe über New-York nach London in Ausſicht ſtellte. Dennoch war faſt ein Jahr vergangen, ehe er die erwünſchte Reiſe beginnen, und einſtweilen in New-York verweilen konnte. Ein ihm von früher wohlbekanntes Boarding-Haus nahm ihn auf, und mit der Raſtloſigkeit der Jugend mochte er, wenn auch von der Reiſe ermüdet, den Abend nicht im einſamen Zimmer verbringen. Während er im großen Salon eines der köſtlichen, aus Eiswaſſer, Liqueuren und Fruchtſäften bereiteten Getränke ſchlürfte, in deren Zuſammenſetzung die Amerikaner ſich auszeichnen, horchte er zerſtreut auf das ſummende, wirre Geräuſch, das ihn umgab, bis ein oft wiederkehrender Name ſeine Aufmerkſamkeit erregte.

„Iſt es wahr, daß die göttliche Margarethe uns heute zum letzten Male bezaubert?“ fragte ein blonder Jüngling mit ſorgfältig geſcheiteltem, lang herabwallendem Haar, das ihm einen ſchwärmeriſchen Ausdruck lieh, wozu ein, feſt in das rechte Auge gekniffenes Lorgnon wenig paßte. — „Sennora Margarita giebt heute ihr Abſchiedsconcert“, erwiederte gemeſſen der Gefragte, deſſen olivenfarbiger Teint und feiner ſchlanker Gliederbau ſeine ſpaniſche Abkunft bekundete. — „La belle Marguerite nous quitter? quel dommage!“ rief ein beweglicher, kleiner Franzoſe, und ſetzte mit der ſeinen Landsleuten eigenen Zuverſicht voraus, daß Jeder ſeine herrliche

Sprache verſtehen und darin bereitwilligſt die Converſation fortführen müſſe. Wahrſcheinlich wurde ein ſchweigſamer Engländer von der „entente cordiale" der beiden Völker, dem ſie angehörten, bewogen, einen Augenblick von ſeinem gefüllten Teller in die Höhe zu ſtarren und langſam beſtätigend nachdrücklich mit dem Kopfe zu nicken.

Ein eben eintretender Bekannter Richards gab dem neugierig gewordenen nähere Kunde von der, alle Nationen entzückenden Sängerin: eine Kunde, die dürftig genug ausfiel. Die Gefeierte, mit einer höchſt anmuthigen Perſönlichkeit und einer wunderbar ſchönen Stimme begabt, war vor kurzer Zeit in New-York mit unerhörtem Erfolge aufgetreten. Die Unnahbarkeit, in der ihr herriſcher Begleiter ſie zu erhalten wußte, hatte die Theilnahme für ſie erhöht und dem Reiz ihrer Erſcheinung und Kunſtfertigkeit den des Geheimniſſes hinzugefügt. Man wußte nicht einmal, ob dieſer finſtre, elegante Mann Gatte, Bruder oder Vater der bleichen Schönen war, deren prächtige Augen ſich faſt immer unter den langen, dunkeln Wimpern verborgen, und nur dann mit magiſchem Glanze aufleuchteten wenn die Wogen der Töne ſie umrauſchten. — Bei dieſen und andern Mittheilungen der jungen Leute war es ſpät und in dem weiten Saal immer leerer geworden. Eine leiſe Ahnung drängte Richard, die Sängerin zu hören und zu ſehen, die möglicher Weiſe ihm bekannter war, als dem ganzen Kreiſe ihrer jetzigen Bewunderer.

Das Concert hatte ſchon begonnen, als er den lichtſtrahlenden Raum betrat, der ſo eben von donnerndem Beifallsſturm widerhallte. Sennora Margarita, wie das Programm ſie nannte, hatte die erſte Bravour-Arie beendet und ſollte ganz am Schluſſe des Concerts noch einige National-Lieder vortragen, ſpaniſche, deutſche und franzöſiſche, denen zuletzt auf allgemeines, ſtürmiſches Begehren ein engliſch-amerikaniſches Nationallied zu folgen pflegte. — Unwillig über die von ihm verſchuldete Verſpätung zog ſich Richard in ein kühleres Nebenzimmer zurück, in das nur einzelne Töne der Muſik drangen, und lauſchte mit innerer Unruhe den Ausdrücken des Bedauerns, deren Gegenſtand wieder die Sängerin war. Fremde, die mit ihr daſſelbe Hotel bewohnten, wußten von nächtlichen Scenen zu erzählen, wo Klagelaute, flehende Bitten der Dame durch wilde, kurze Drohungen und zornige Worte des Begleiters mühſam unterdrückt worden waren. Seine unerhörte Verſchwendung, die wahrhaft dämoniſche Gewalt, die ihn zum Spieltiſch jagte und oft bis zum lichten Morgen dort feſſelte, ließ das Loos ſeiner Gefährtin, die ſich, wie es ſchien, faſt willenlos in ſeiner Macht befand, noch tiefer beklagen.

Plötzlich klang ein wunderſchöner, ſanft anſchwellender Ton aus dem Saale herüber, zu weit ausgehender, mächtiger Fülle ſich erhebend und langſam bis zum leiſeſten Hauche verhallend. „Das iſt ſie!" flüſterten Alle und: „Sie iſt es!" tönte es von Richards Lippen nach. Erkannt hatte er die Stimme und das Lied ſeiner Heimath; ihm hatte Adelaide es einſt nachgeſungen, für ihn allein mit den gleichen ſeelenvollen Tönen, die jetzt vor der athemloſen, glänzenden Menge ſich hoben und ſenkten: „Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt..“

Seltſames Räthſel des Menſchenherzens! Er hatte ſie nicht eigentlich geliebt, ſie aufgegeben, faſt aus der Erinnerung verlöſcht, aufathmend im ſichern Gefühl einer ungefährdeten, wiedergewonnenen Freiheit. Und nun? Daß ſie ihm entzogen, gleich viel ob mit, ob gegen ihren Willen, daß über ſie ein Andrer die Macht gewonnen und allem Anſchein nach mißbrauchte, die er ſelber ſich ſo leicht aneignen konnte, ſogar, daß er die Einſame, Schutzloſe hier als Bewunderte wiederfand in dem ſo ſeltſamen Verhältniß, Alles das machte ihn geſpannt und begierig auf die Löſung dieſes Rathſels. — Ohne auffallende Störung war es ihm nicht möglich, die dichtgedrängte, lauſchende Menge zu theilen, die in den Eingangspforten des überfüllten Saales verweilen mußte. Kaum erreichte ein flüchtiger Blick die ſchlanke Geſtalt, deren edle Formen gehoben wurden von dem dunklen Sammetgewande, das in ſchweren Falten herabwallte, während der ſchwarze Spitzenſchleier, den ſie nach ſpaniſcher Sitte über das glänzende Haar gelegt, das feine Oval ihres Geſichts noch bleicher erſcheinen ließ. Ihm blieb kein Zweifel: es war Adelaide, und er beſchloß, da für den Augenblick jede Näherung ihm verſagt war, ſie am Ausgang zu erwarten. Es gelang ihm auch, ſich ihr zu nähern, als ſie, tief in Mantel und Schleier gehüllt, am Arme ihres hochgewachſenen Begleiters heraustrat. Ein Blitz des Erkennens ſchien ſie zu durchzucken, es war, als wollte ſie dem Arm ſich entziehen, der ſie ſtützte und hielt, im nächſten Augenblick aber hob dieſer kräftige Arm ſie in den harrenden Wagen, und ehe Richard den ihn umgebenden Knäuel von Menſchen und Wagen durchbrechen konnte, war jedes Nachfolgen unnütz, ja unmöglich geworden. — Am andern Tage hatte das Paar in früheſter Morgenſtunde die Stadt verlaſſen und Niemand wußte, wohin es ſich gewandt.

Die Begegnung wirkte nachhaltiger auf den jungen Mann, als er ſich zugeſtehen mochte; ſie verleitete ihn zu mancher vergeblichen Forſchung. Daß die Arme des Schutzes und der Hülfe mehr als je bedürfe, ſtand ihm feſt, und gar zu gern hätte er ihr Beides gewährt, weniger vielleicht aus Neigung, als aus Mitleid mit ihrem traurigen Geſchick an der Seite des wüſten rohen Spielers. — Unzählig oft glaubte er ſie auf ſeiner fortgeſetzten Reiſe in den verſchiedenſten Umgebungen zu erkennen; über den weiten Ocean folgte ihm ihr bleiches Antlitz und in mehrmals wiederkehrendem Traum erblickte er die großen dunklen Augen, hülfeflehend auf ihn geheftet.

In dem lebensvollen Drängen und Treiben der mächtigen Themſeſtadt traten natürlich Erinnerungen und Träume, die von der Einförmigkeit der Seereiſe hervorgerufen und genährt worden waren, in den Hintergrund. Richards tüchtiger, praktiſcher Sinn bewährte ſich in der Ausführung der ihm übertragenen bedeutenden Geſchäfte; er gewann ſelbſt Muße, die lange entbehrte Heimath, das theure Vaterhaus, für einige Zeit zu beſuchen, freudig im Gefühl der, durch eigene Kraft errungenen ehrenhaften Selbſtſtändigkeit.

Bei der eiligen Rückreiſe nach London war er genöthigt, ein paar Stunden in einem kleinen deutſchen Städtchen auf den Anſchluß des Bahnzuges zu warten. Müßig und gelangweilt durch den unfreiwilligen Aufenthalt lehnte er in der halboffenen Thür des Gaſtzimmers und ſah dem geſchäftigen Treiben zu, bis ein immer lauter werdender Wortwechſel ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. — Die Zeit zur Abfahrt war gekommen und eine, nach allgemein üblicher Weiſe vom Oberkellner in den letzten Augenblicken höflichſt überreichte Rechnung Gegenſtand der Erörterung. Ein alter Herr eiferte in gebrochenem Deutſch, das durch viele engliſche Worte noch unverſtändlicher wurde, gegen verſchiedene Punkte. Es war Richard unmöglich, ſchweigend zu verharren; er bot ſich dem Fremden in geläufigem Engliſch zum Dollmetſcher an und bewies in gutem Deutſch dem Oberkellner, daß Reiſende gewöhnlich andre Zwecke haben, als in den Hotels für möglichſt wenig Comfort möglichſt viel Geld zu zahlen. Der Erfolg war über Erwartung günſtig, und triumphirend geleitete Richard den von ihm Beſchützten nach dem Bahnhofe. Auf Bitten des Engländers ſetzte er ſich in daſſelbe Coupé und bemühte ſich dann mit all der Achtung und Ehrerbietung, die der Jugend, dem Alter gegenüber, ſo wohl anſteht und doch jetzt ſo ſelten angetroffen wird, es dem alten Herrn behaglich zu machen. Er nahm ihm während des Tages bereitwillig die kleinen, von jeder Reiſe unzertrennlichen Beſorgungen und Unbequemlichkeiten ab und beruhigte ſich in ſeiner freundlichen Sorgfalt am Abend nicht eher, bis ſein eigner warmer Mantel den fremden Gefährten umhüllte.

War es die Wirkung dieſer liebenswürdigen Sorgſamkeit oder die ſpäter eingeſtandene Abkunft des Fremden von deutſchen Eltern, genug, er gab die ſeinen Landsleuten eigne Zurückhaltung auf und theilte Richard Ziel und Zweck ſeiner Reiſe mit, nachdem er ſich ihm zuvor als Maſter Erichſon, einen der reichſten und wohlangeſehenſten Rheder New Yorks, zu erkennen gegeben. Seine Nichte, eine Waiſe, war in Deutſchland einer berühmten Erziehungsanſtalt anvertraut und er unterwegs um ſie abzuholen, was eine baldige Trennung von ſeinem jungen Gefährten bedingte. Doch wollte er nicht ſcheiden, ohne ſich auch von deſſen Verhältniſſen und Ausſichten zu unterrichten. Seine ſcheinbar unabſichtlichen Fragen wurden mit rückhaltloſem Freimuth beantwortet, durch den ſich die ganze biedere Geſinnung und Zuverläſſigkeit des Gefragten offenbarte. Selbſt ein äußerſt vortheilhaftes Anerbieten, in des alten Rheders Geſchäft einzutreten, lehnte Richard dankbar, aber beſtimmt ab, da ſeine Verpflichtungen ihn noch für ein Jahr in San Franciſco feſſelten. — An dem Ort angelangt, wo ihre Wege ſich trennten, nahmen Beide einen für das kurze Beiſammenſeyn ungemein herzlichen Abſchied, nicht ohne Verabredungen für ein mögliches Wiederſehen in London oder New-York. Dringende Geſchäfte ſeines Hauſes verzögerten Richards Abreiſe von Hamburg ſo, daß er kaum hoffen durfte, ſeinen alten Gönner noch in London anzutreffen. Endlich befand er ſich am Bord eines ſtattlichen Dampfers auf der breiten, mächtig fluthenden Elbe, ſich am

Anblick der prächtigen, parkumgebenen Landhäuſer erfreuend, die in mannichfacher, oft höchſt origineller Bauart das ganze rechte Ufer des gewaltigen Stromes ſchmücken. Herrliche Gartenanlagen zogen ſich terraſſenförmig bis dicht zu dem Waſſer herab. Blüthenumrankte Pavillons, marmorne Ruheſitze, von dichtem Gebüſch überſchattet, ſanft anſteigende Pfade, von Luſtwandelnden oder Verweilenden belebt, gaben dem entzückenden Landſchaftsbilde erhöhten Reiz. Ein äußerſt zierlicher Kiosk mit weißſchimmernder Marmorbaluſtrade, auf einem Vorſprung des Ufers erbaut, zog Richard's Aufmerkſamkeit ſchon von weitem an. Eine Dame ſtand, das Antlitz dem nahenden Schiffe zugewandt, an einem der ſchlanken Pfeiler, eine hohe Geſtalt, deren liebliche Formen immer deutlicher hervortraten, je mehr der brauſende Dampfer ſich näherte. Jetzt konnte Richard ſchon das dunkle, volle Haar, jetzt die großen, brennenden Augen erkennen, jetzt — „Adelaide!" rief er laut hinüber, zum Erſtaunen ſämmtlicher Paſſagiere, die den jungen Mann bis dahin für leidlich vernünftig gehalten hatten, nun aber an ſeinem geſunden Verſtande zu zweifeln begannen. Die Dame hatte natürlich den Ruf nicht vernommen, unaufhaltſam weiter brauſte das Fahrzeug, und bald entzog eine Wendung deſſelben die undeutlicher werdende verſchwimmende Geſtalt den feſthaftenden Blicken.

Blankeneſe mit ſeinen netten, an den Uferhügeln hinangebauten Häuſern, der chineſiſche Thurm, hochragend aus den friſchgrünen Baumkronen des Bauerſchen Gartens waren längſt im Morgennebel verſchwunden, die rothe Tonne ſchaukelte ſich ſchon auf den ſmaragdgrünen Wogen, der eigenthümliche, nicht eben angenehme Duft der Nordſee erfüllte ſchon längſt die ganze Atmoſphäre, und immer noch konnte Richard ſeine Gedanken von der flüchtig Erblickten nicht losreißen. Die Erinnerung an die erſte Begegnung in San Francisco tauchte mit erneuter Lebhaftigkeit empor: es war faſt, als ob er das Abenteuer nicht vergeſſen ſollte.

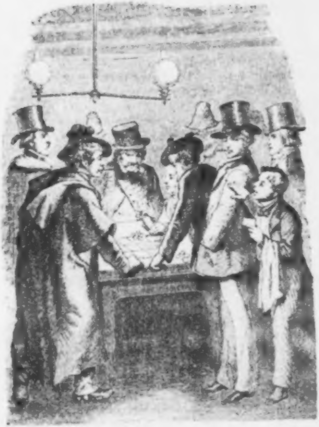
Wider ſein Erwarten war Maſter Erichsſon noch nicht in London angekommen. Das gehoffte Zuſammentreffen ſchien vereitelt, da ihm ſelbſt nur zwei Tage Aufenthalt vergönnt waren. Mißmuthig darüber durchſtrich er eilig am letzten Abend die volkreichen Straßen, dennoch zuweilen einen bewundernden Blick auf die blendend erleuchteten Schaufenſter werfend, durch die aller Glanz und Reichthum beider Hemiſphären den Beſchauer locken und reizen. Eine höchſt elegante Equipage hielt vor einem dieſer prächtigen Gewölbe; ſo eben trat eine Dame aus der ſpiegelnden Glasthür, und ließ ſich, von dem dienſtbefliſſenen Commis bis an den Wagen geleitet, auf das weiße Atlaskiſſen nieder. Noch einmal wendete ſie freundlich grüßend den Kopf zurück und pfeilſchnell entrollte der Wagen. Richard fühlte ſich plötzlich in höchſtem Grade betroffen: denn das war Sie — zwar unzweifelhaft ſchöner, blühender als je, aber dennoch unverkennbar Adelaide. — Vergeblich ſuchte er dem Wagen zu folgen, wozu der erſte Gedanke ihn antrieb, bald gab er das thörichte Unternehmen auf, es dem Zufall überlaſſend, ein Zuſammentreffen zu vermitteln. Der Zufall ſchien ihm jedoch günſtig; denn als er noch einmal in dem beſtimmten Hotel nach ſeinem Reiſegefährten fragte, war dieſer nicht nur Mittags angekommen, ſondern vor dem gewölbten Thore hielt auch die prächtige Equipage, die ihm vor wenigen Minuten die Schöne entführte. Oben aber im Zimmer des alten Herrn, der ihn mit lautem Willkommen und herzlichem Händeſchütteln empfing, ſaß Adelaide auf dem Divan und grüßte den Eintretenden artig, aber fremd, und ohne das leiſeſte Zeichen des Erkennens.

„Iſt es möglich, Miſtreß Smith, Sie hier?" — mit dieſen Worten trat Richard endlich der Dame näher, die, bei dieſem Namen zwar aufmerkſam werdend, immer noch unbewegt ihn ruhig anſchaute. Nein, ſie war es nicht! Und doch war es die edle ſchlanke Geſtalt, das feine Oval des Geſichts, die Fülle der glänzenden Locken, und vor Allem waren es die unergründlich tiefen, leuchtenden Augen, die ſich jetzt fragend auf ihn richteten. — Mit unverkennbarer Bewegung hatte Maſter Erichsſon den Ausruf Richards gehört; nun wandte er ſich mit haſtigen Fragen und Erklärungen an ihn. Bald war kein Zweifel mehr, daß Adelaide Smith die ältere Nichte Erichsſon's ſey, deren Verſchwinden aus San Francisco auch ihn äußerſt überraſchte und beunruhigte. Früh verheirathet und aus ſeiner Nähe entrückt, entfremdete ihr abenteuerlicher, leichter Sinn, ihr ſchwacher Charakter ſie mehr und mehr ſeinem Herzen, das ſich um ſo inniger ihrer jüngeren Schweſter Editha zugeneigt. Die Aehnlichkeit war auffallend und hatte Richard eben ſo bei der Elbfahrt, wie heute getäuſcht, obgleich bei längerem Anſchauen der jugendliche, mädchenhafte Ausdruck ihrer Züge, die ſchüchterne, unbewußte Anmuth ihrer Bewegungen, Edithas ganze Erſcheinung in Richards Augen zu dem reizendſten anziehendſten Bilde verklärten, das er jemals erblickte. Um einen Tag nur durfte er ſeine Abreiſe verzögern. Er brachte ihn in Geſellſchaft Erichsſons und Edithas zu, deren Stimme und Weſen, ähnlich und doch ſo unendlich verſchieden von dem Adelaidens, bald wie eine ſüße Erinnerung, bald wie eine ſchönere Verheißung ihn mahnte und bezauberte. Dennoch gebot die ernſte Nothwendigkeit ein ſchnelles Scheiden. Niemand kann die ſchwere Kunſt früh genug lernen, ſtrengen, unabweislichen Geboten auf die möglichſt beſte Weiſe ſich unterzuordnen, mit erhobener Stirn und friſchem Muth dem Unerwünſchten oder Unbequemen ſich zu fügen. Die Schule des vollen thatkräftigen Lebens hatte Richard gebildet. Nur die Wünſche und Rathſchläge, nicht die helfende That des liebenden Vaters, nur das Gebet der treuen Mutter, nicht ihre ſorgſame Hand hatten ihn geleitet; ſo war er früh gewöhnt, den rechten als den beſten Pfad zu wählen und den gewählten raſch und muthig zu verfolgen. Er gelobte die eifrigſten Nachforſchungen, um Edithas Schweſter zu finden, ſie, wenn es nöthig und möglich, zu retten. Herzlich verabſchiedete er ſich dann von den Beiden, die ihm durch wunderbare Verkettung der Verhältniſſe plötzlich ſo nahe getreten, und ließ ſich ſchnell an Bord des Dampfers rudern, der ihn über den weiten Ocean zurückführen ſollte.

Freilich ſpähte er noch lange vom Deck nach dem Ufer zurück, um unter der ſie umgebenden Menge den alten Herrn und Editha zu unterſcheiden, die dort Beide, ihn grüßend, mit den weißen Tüchern wehten. Er fuhr ſich ſogar unwillig mit der Hand über das Geſicht — die brauſend ſich umſchwingenden Räder hatten die aufſchäumenden Waſſertropfen ihm bis in die Augen getrieben — und er mußte doch klar ſehen! Dann aber, als der Dampfer mit voller Kraft dahinrauſchte, rief er leiſe ein letztes Lebewohl zurück, eilte dem luftigen Sitze am Bugſpriet zu, und ſchaute mit hoffnungsreichem: „Glück auf!“ in die Weite, in die Zukunft, und dem verheißenen, wenn auch fernen Wiederſehen entgegen. Denn nach Jahresfriſt kehrten Erickſen und Editha nach New-York zurück, nach Jahresfriſt war ſeine Verpflichtung in San Francisco gelöſt und dann? — nun dann war die erſehnte Zukunft zur glücklichen Gegenwart geworden und darüber hinaus mochte er nicht weiter träumen.

Ohne beſondere Unfälle und Abenteuer, von den glänzenden Schwingen der Hoffnung über die Einförmigkeit der langen Seereiſe gehoben und in das zauberiſch wechſelnde Reich der Phantaſie entführt, hatte Richard das goldene Thor und den Hafen San Francisco's erreicht, nachdem er weit über ein Jahr entfernt geweſen. — Die erſten Tage hatte er gebraucht, um dem Chef ſeines Hauſes Rechenſchaft über ſeine erfolgreiche Thätigkeit abzulegen und ſich wieder einzuleben in das wirre, geräuſchvolle Treiben der mächtig ſich ausbreitenden, täglich an äußerer Pracht und innerer Bedeutung wachſenden Stadt.

Das Andenken an Miſtreß Smith erneute ſich ihm hier lebhaft, doch war ſie nur noch für ihn Edithas Schweſter, wenn gleich ſein ehrlicher Sinn ihn verhinderte, auch aus der Vergangenheit jedes wärmere Gefühl hinwegzuleugnen. — In Gedanken verloren ſchritt Richard langſam durch Kearney-Street nach der Plaza, deren mittlerer Raum nur von einzelnen Gruppen oder ihn ſchnell durchkreuzenden Perſonen belebt war, indeß die Hauptwogen des Menſchenſtromes nahe den Häuſern und bei den Spielzelten auf und nieder flutheten. Die ſchnell hereinbrechende Dunkelheit ließ die zahlloſen Lichter und Lampen aus denſelben immer heller und verlockender hervorſtrahlen. Um die Luſt zum Eintritt zu reizen und zu erhöhen, klang mehr oder minder unharmoniſche Muſik faſt aus jedem Zelt heraus, was, untermiſcht mit den Ausbrüchen wilder Luſtigkeit oder Wuth, Geſchrei und Gelächter, Gläſer und Becherklingen, draußen zu einem entſetzlichen Chaos von Mißtönen verſchmolz. — In dem Spielſalon des Parkerhauſes ſchien es verhältnißmäßig am ruhigſten, dort trat Richard ein. Der nicht beſonders hohe, aber weit gedehnte Saal, deſſen rauchgeſchwärzte Decke von hölzernen Säulen getragen wurde, bot wie immer auch heute ein bunt zuſammengewürfeltes Lebensbild. Eine beträchtliche Anzahl Spanier, die Zipfel ihrer farbigen Serapen über die Schulter geſchlagen, den dunkeln Filzhut tief in die Stirn gedrückt, ſtand in der Nähe einer von rohen Brettern gezimmerten Eſtrade. Das helle Tannen Holz war nur nothdürf-



tig von grellbunten Kattunverhängen verhüllt; ein gleicher Verhang war an der Saaldecke befeſtigt und entzog die auf der Erhöhung Befindlichen dem Anſchauen der Gäſte.

Um die zahlreichen Spieltiſche, die zwiſchen den Säulen aufgeſtellt waren, drängten ſich dichte Gruppen: alte und junge Leute aller Nationen, den verſchiedenſten Bildungsſtufen und Ständen angehörend, bald in gewählter, bald in unſcheinbarer Tracht, oft in unſaubre, zerriſſene Kleidung geworfen. — Alle aber richteten die funkelnden, gierigen Augen auf die rollenden Silberdollars und Goldſtücke, auf die Beutel voll Goldſtaub, die, mit ſeltenen Ausnahmen und auch dieſe meiſt nur zum Köder dienend, ihren Weg in die Bank der Spieler fanden. — Vor Jahren ſchon hatte Richard, gleich jedem neuen hoffnungsreichen Ankömmling, den „Spielhöllen“ ſeinen Zoll entrichtet. Den Gewitzigten widerte das Schauſpiel der Habſucht und des Betruges an. Mit der Abneigung gegen die Spanier, die er von den Amerikanern angenommen, ſtellte er ſich auf die andre Seite der Eſtrade und blickte gleichgültig und doch von mancher

Phyſiognomie unwillkürlich angezogen in das lebensvolle, wüſte Treiben. Nicht weit von ihm ſtand dicht aneinander gepreßt eine Maſſe von Spielern und Zuſchauern, deren Aufmerkſamkeit wahrſcheinlich durch bedeutende Einſätze erregt und gefeſſelt war. Die Hauptperſon unter den Pointirenden, ein auffallend ſchöner Mann in mittleren Jahren, heftete mit wilder, mühſam beherrſchter Leidenſchaft die feurigen Augen auf die fallenden Karten. Ueber ſeiner eleganten europäiſchen Tracht lag eine blau und roth geſtreifte ſpaniſche Serape. Krampfhaft wühlte ſich die linke Hand in die weiten Falten derſelben, während die rechte, an deren Fingern Brillanten funkelten, mitunter haſtig nach der Bruſttaſche zuckte, wie nach dem Griff einer verborgenen Waffe.

Es begegnet uns oft im menſchlichen Leben, daß wir bei dem Anſchauen einer uns auffallenden Perſönlichkeit zweifelhaft ſind, ob dieſelbe in Wirklichkeit oder in vorahnenden Träumen uns einmal ſchon faſt in derſelben Situation erſchienen. Aehnlich erging es Richard, und im Sinnen darüber hatte er nicht darauf geachtet, daß einer der aufwartenden Leute, ein Burſche mit frühreifem verſchmitzten Ausdruck in den noch jugendlichen Zügen, ſich fortwährend in ſeiner Nähe zu ſchaffen machte. Endlich berührte der Lauernde ihm leiſe im Vorbeiſtreifen die Hand, und legte zugleich den Finger an die Lippen. Im nächſten Augenblick fühlte Richard ein Papier in ſeiner Hand, das er, eingedenk der Warnung, erſt verbarg, und dann, in ſeinem Notizbuch blätternd, überlas. Die haſtig hingeworfenen Zeilen lauteten:

„Richard!

Mein letzter, einziger Freund — retten Sie mich! Was Sie auch ſehen und hören, wir ſind uns fremd. — In einer Stunde treten Sie vor die Thür, wenn Sie meine flehende Bitte erhören.

Adelaide di Ribeira."

Ueberraſcht, völlig bereit, die Unglückliche wo möglich zu retten, obgleich mit ihrer jetzigen Lage unbekannt; unzufrieden daß er noch für eine ganze Stunde unthätig ſeyn ſollte, blieb Richard auf derſelben Stelle, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit ſeine Umgebung muſternd. Um den leidenſchaftlichen Spieler hatte ſich die Gruppe noch vergrößert, die Spanier waren ihm näher gedrängt, während Amerikaner und Engländer ſich ihnen mehr gegenüber, den Bankhaltern zur Seite hielten, die mit unerſchütterlicher Ruhe eine Taille nach der andern abzogen. Wilde, zornige Blicke aber wurden ſchon hinüber und herüber gewechſelt, Flüche und Verwünſchungen waren ſchon mit Drohungen gemiſcht. Einzelne machten ſich allerlei mit ihren Revolvers zu ſchaffen, Andere verſicherten ſich wohlbedächtig des Griffes ihrer breiten Bowie-Meſſer und Dolche im Gürtel oder im hohen Stiefel. Dabei wogte der Menſchenſtrom durch die weitgeöffneten Portale immer ab und zu, den gefährlichen Anzeichen in dem einen Theile des Saales wenig Aufmerkſamkeit ſchenkend. Nur der Wirth an dem mit Flaſchen und Gläſern überladenen Büffet ſchoß von Zeit zu Zeit einen lauernden Seitenblick aus den pfiffigen, unruhigen Augen nach jener Richtung.

Hinter dem dünnen Verhang klang während deſſen unausgeſetzt eine greuliche Muſik. Die ausführenden Künſtler — man nannte ſie ſo! — blieben unſichtbar, entweder um über ihre Anzahl zu täuſchen oder durch den Reiz des Geheimnißvollen ihre Anziehungskraft zu ſteigern. Einzelne Damen wirkten mit in jämmerlich verſtümmelten Enſembles aus beliebten Opern. Plötzlich ſchwieg die mißtönende Kapelle, und nur von Klavieraccorden begleitet ſang eine ſchöne Frauenſtimme ein ſpaniſches Lied. In dem wüſten Lärmen verhallten die weichen Töne faſt ungehört, nur Richard erkannte noch einmal dieſe Stimme, und wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erkenntniß von Adelaidens unheilvollen Verhältniſſen. So tief herabgezogen hatte nach und nach der verſchwenderiſche Spieler die Schwache, Hülfloſe, die aus der reichſten, glänzendſten Umgebung, von ſeiner trügeriſchen Schönheit beſtochen, ihm vertrauend gefolgt war. Ihr Vermögen war ſeiner Habgier und dem Dämon des Hazardſpiels verfallen; dann hatte er die Gaben ausgebeutet, die Natur und Talent ihr verliehen, und jetzt — aber wo war der gewiſſenloſe Verderber? Kein Zweifel, jener große, elegante Spieler mußte es ſeyn. Jede Vorſicht vergeſſend theilte Richard ſtürmiſch die Menge; bevor er aber ſein Ziel erreichte, hatte die ganze Scene ſich wie mit einem Schlage verändert.

Der heimlich gährende Groll, der Spanier und Amerikaner ſtets erfüllt, war plötzlich zwiſchen den feindlich drohenden Gruppen zum Ausbruch gekommen. Nach einigen grimmig herausgeſtoßenen Beleidigungen und Schmähungen fuhr ein breites Meſſer mit ſicherm Schwunge blitzend durch den Saal; ein Schuß fiel, dem raſch ein zweiter, ein dritter folgte. Der vorſichtige Wirth drehte ſchnell die Gasflamme aus, und bei dem matten Lichtſchein, der von der Plaza hereinfiel, wüthete nun ein mörderiſcher Kampf, der den weiten Saal zu einem Schauplatz der grauſenvollſten Verwirrung machte. Auf der Eſtrade, deren Vorhänge zerriſſen herab flatterten, zwiſchen umgeſtürzten Stühlen und Tiſchen, deren goldene Laſt, auf dem Fußboden zerſtreut, von den erbitterten Kämpfern zerſtampft wurde, hinter den deckenden Säulen hervor, überall raſte der blutige Streit, ziſchten die Kugeln, flogen die funkelnden Klingen. Dazwiſchen wildes Toben, Flüche, Stöhnen, Rache- und Wuthgeſchrei.

Zehn Minuten vielleicht dauerte die entſetzliche Scene, dann waren die Spanier zu Thür und Fenſtern hinausgedrängt, mit Ausnahme von Zweien, die, zum Tode getroffen, ihr Leben unter Verwünſchungen aushauchten, und eines Verwundeten, der an der Flucht verhindert wurde durch die Kugel, die ſeinen Fuß gelähmt. — Nach wenigen Augenblicken waren die Gasflammen wieder entzündet, Todte und Verwundete bei Seite geſchafft, die Blutſpuren mit Sand überſtreut, die Tiſche und Stühle zum Gebrauch wieder aufgerichtet und bereit. Wenig fehlte, dann hätte das verſtreute Gold den Kampf von Neuem angefacht. Die triumphirenden Amerikaner lachten und ſungen, und der Spanier, von dem man wiſſen wollte, daß er gleich bei dem Beginn des Kampfes mit einer ſchnell zuſammengerafften goldenen Beute das Freie gewonnen, wurde in San Francisco nicht wieder geſehen. Einige Zeit darauf fand man etwa eine Meile von der Stadt, im Geſtrüpp verborgen, den Leichnam eines hochgewachſenen Mannes, nur in eine blau und roth geſtreifte Serape gehüllt. Die Identität des Ermordeten und Beraubten mit dem gewiſſenloſen Gatten Adelaidens war nicht feſtzuſtellen. Wer kümmerte ſich dort um die Todten, während alle Kräfte des Geiſtes und Körpers nur nach Geld und Genuß trachteten!

Mehr als ein Jahr war wieder vergangen. Maſter Erichsſen, dem Richard das traurige Loos und den gewaltſamen Tod ſeiner ältern Nichte mitgetheilt, war nach New-York zurückgekehrt und hatte ſeine vortheilhaften Anerbietungen erneuert. Richard war, nachdem er ſeine Verpflichtungen in San Francisco gelöſt, mit großer Freude dem Rufe gefolgt; mit einer Freude, die nicht allein der ungemein günſtigen Stellung galt, die er im Geſchäft und im Hauſe des reichen Rheders fortan einnehmen ſollte. — Endlich nahte ſich das Schiff, das ihn trug, dem erſehnten Hafen, und wieder, wie bei der Abfahrt von London, ſpähten ſeine ſcharfen, unruhigen Augen nach der Menſchenmenge hinüber, die am Quai ſich ſammelte. Diesmal aber verſchwammen die Umriſſe nicht in Dunſt und Nebel, klarer und deutlicher traten ſie hervor bei jedem brauſenden Umſchwung der Schaufelräder. Richtig: dort ſtand Erichsſen mit ſeiner markigen, feſten Geſtalt, dem weißen Haar und dem freundlich gutmüthigen Geſicht; neben ihm die ſchlanke anmuthige Editha, die begrüßend mit dem feinen Tuche wehte. Wie damals bei der Abreiſe trübten ſich ſeine Augen auf ganz ungewohnte Weiſe!

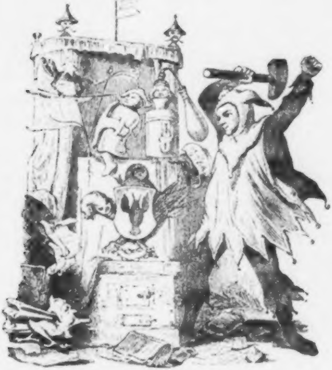
Niemand, der ſich die Mühe gab, zu beobachten, konnte über die Empfindungen Richards in Zweifel ſeyn. Jeder Blick ſeiner ehrlichen deutſchen Augen, jedes Wort, das er in überſtrömender Freude des Wiederſehens an die Empfangenden richtete, war ein Zeugniß mehr für die lange verborgene Gluth und Tiefe ſeiner Gefühle. Wenn auch Editha oft ſich erröthend abwandte und die ſtrahlenden Augen mit den langen, dunkeln Wimpern bedeckte, ſo lauſchte ſie doch nicht minder aufmerkſam all dieſen bedeutungsvollen, entzückten Reden, und der alte Herr, der dem jungen, voranſchreitenden Paare bis zu dem haltenden Wagen folgte, ſchien weder überraſcht noch mißvergnügt über die aufflammende Bewunderung des Einen, oder das ſtille, wohlgefällige Verſtändniß der Andern.

Den ſicherſten Beweis dieſer Billigung gab Erichsſen nach einigen Monaten, indem er Richard als Sohn und Erben adoptirte, und ihm die Hand ſeiner Nichte Editha beſtimmte. Beide vernahmen dies mit innigſtem Jubel: ſie begrüßten ja ihr dauerndes Glück!

Auguſte Kurs.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)



Vergleich des Donauhechts, der meinte, die Donau komme nie nach Belgrad, wenn ſeine Floßfedern nicht nachhelfen, mit einem Tages-Schriftſteller, der ſich einredet, er könne durch ſeine Feder den Zeitſtrom beherrſchen.

Shylock's Jubel über die zu hoffende Aufhebung der Wuchergeſetze und die Ausſicht, künftig nicht nur ohne Verluſt, ſondern bei Gewinn mit ſeinem Meſſer den Antonio's an das Herzblut zu kommen.

Ein Traumbuch, worin beſonders jeder Edle gewarnt wird vor Träumen, die er im Wachſeyn hat, an deren Erfüllung er glaubt, bis er zum Märtyrer wird.

Eine zur Mumie eingetrocknete Vernunft, als Beweis, daß ſie doch einmal auf Erden gelebt haben muß.

Die Werkſtätte eines Zeitalters, das daran arbeitet, die Zukunft zu einer Nachahmung der möglichſt verſchlimmerten Vergangenheit zu machen.

Ein in den Tuilerien aufgefundenes, dort nicht geleſenes Manuſcript: „Was iſt gefährlicher und ſtrafbarer, den Launen und Schwächen eines Hofes oder den Leidenſchaften und der unſittlichen Maßloſigkeit eines Volks zu ſchmeicheln und zu dienen?“

Zeitbilder vom kalten Fieber des Geiſtes und vom hitzigen Fieber des Prunk- und Gewinndrangs.

Ein Schäferſpiel, nicht von Geßner, ſondern von einem Wollhändler, mit Tonbegleitung des Geldklanges als höchſte Gegenwarts- und Zukunfts-Muſik.

Bedenkliches Kopfzerbrechen der Germania über die Behauptung: daß es einem Staatsverband, der bereits dreißig Landesherren hat, die Einigkeit vermehrt, wenn man Jedem, je nach der Zahl der Unterthanen, noch dreißig bis dreihundert Nebenherren giebt.

Weltgeſchichtlicher Beweis, daß die Pariſer Stichwörter Liberté und Egalité ſich in Civilisation verwandelt, jedoch nur darin Sinnverwandtſchaft haben, daß jeder franzöſiſche Machtgierige das neue Geſammtwort nach Belieben ſo deutet, daß es das Gegentheil von Freiheit, Gleichheit und Menſchenbildung bezeichnet.

Ueber den im luſtſüchtigen Leben herrſchenden Glauben, der zwar nicht mehr Berge verſetzt, wohl aber die Habe im Leihhauſe.

Klageſchrift gegen einen Druckfehler, der ſich unterſtand zu ſagen: der Zeitgeiſt hat ſich „verjungt“, ſtatt verjüngt.

Tauſend weltgeſchichtliche Belege, daß immer das Beſſere fehle deshalb, weil noch das Schlimmere fehlt, und ſtets auf das Beſſere das Schlimme wieder folgt.

Denkſchrift über die Frage: Ob und wie ſich die vergangene Dummheit von der heutigen Weisheit unterſcheidet?

Ueber die Erfahrung, daß meiſt Alle, die Viel und Zuviel haben, doch nie genug haben.

Ueber die höchſt ſonderbare Erſcheinung, daß alle guten Lehren, wenn ſie am nothwendigſten wurden, auch am fruchtloſeſten ſind.

Ein Capitel vom Herrſchen, mit dem Motto: „Nicht Formen regieren, ſondern der Menſchen Leidenſchaften je nach der Form, die eben in der Mode iſt.“

Naturgeſchichte der Zeitungs-Enten, nebſt einem Anhang über das Schnattern der Federſchnäbel als Hülfsmittel im Verbreiten des blauen Dunſtes zur Verhüllung der Lüge.

Betrachtung über das Sprüchwort: „Der Menſch denkt, doch das Schickſal lenkt“, und ob es nicht meiſt richtig wäre, zu ſagen: Das Schickſal lenkt und der Menſch denkt — nicht.

Schilderung des Alltagslebens der Gegenwart mit dem Motto: „Wie erquicklich, daß es ſich doch zuweilen vergeſſen läßt.“

Gloſſen zu der Wahrnehmung, daß die Beſchränktheit am lauteſten nach unbeſchränkter Freiheit ſchreit.

Aktenmäßige Beglaubigung des Gerüchts, daß ſich Knigge noch jetzt in ſeinem Grabe umgedreht hat, weil trotz der mehreren Auflagen ſeines Buches „über den Umgang mit Menſchen“ die Menſchen nicht umgänglicher geworden ſind.

Leihbibliothekliche Rechtfertigung ſolcher Romane und Schauſpiele, an denen nichts verwerflich iſt als der Entwurf, und nichts durchweg zu tadeln als die Durchführung.

Beweis, daß mit dem Sprüchwort: „Viel Köpfe, viel Sinne“, eigentlich geſagt ſeyn ſoll: Weder Kopf noch Sinn.

Ein Gemälde, die Germania in der Dämmerung darſtellend, wobei der Beſchauer zu errathen hat: ob es Morgen- oder Abend-Dämmerung iſt?

Empfohlenes Nachſinnen darüber: weshalb aus jedem ſonſtigen Reichstag gewöhnlich Reichsnacht entſtand, und weshalb aus gewiſſen Kammern niemals Schatz-, meiſt aber Polterkammern entſtehen.

Sonderbare Abbildung des jetzigen Gebiets der Vernunft, wonach es durchweg nur aus Lücken beſteht. Gz.

Die Silberſtimme.

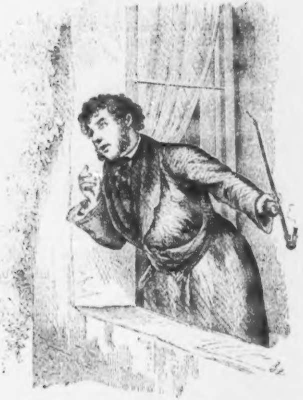
„Ja, ich will ausziehen“, ſagte der Regiſtrator M** zu ſeinem Freund und Kollegen T**, dem Controlleur, mit dem er einen Abendſpaziergang machte; „zu Oſtern will ich ausziehen, mein Wirth erhöht mir die Miethe, und das Gehalt wächſt nicht. Ich wohne jetzt in einer der ſchönſten Straßen, ich werde nun in eine Nebenſtraße ziehen. Wenn ich nur ein Gärtchen bei dem Hauſe habe, wo ich zuweilen hinein darf, dann bin ich zufrieden, und heute kündige ich.“ — „Thue das, lieber Rudolph“, entgegnete der Andere; „nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden, und Dein Piano und Deine Flöte werden Dir in einer minder belebten Straße die Einſamkeit doppelt verſüßen.“

Der Regiſtrator M** war ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Er wohnte in einer großen Handelsſtadt, hielt ſich ſehr eingezogen, denn ſein kärgliches Gehalt bedingte Sparſamkeit. Selten ſah man ihn in Bier- oder Weinhäuſern. Seine Erholung war die Muſik; er ſpielte öfters mit ſeinem Kollegen T**, beſuchte zuweilen ein Concert. Im Sommer machte er auch wohl einmal mit ſeinem Freunde einen kleinen Ausflug zu Fuß in's nahe Gebirge; — ſo vergingen ihm die Tage ſtill, aber in Behaglichkeit, und an ihm bewährte ſich die alte Erfahrung, daß nicht der Vielbeſitzer, ſondern der Zufriedene glücklich iſt.

Unſer Regiſtrator führte ſeinen Vorſatz aus, er kündigte ſeinem Wirth die Wohnung und miethete eine andere, eine Stube und ein kleines Schlafgemach, in einer engen Straße. Sie war in früheren Zeiten ein Feſtungsgraben geweſen; nachdem die Stadt erweitert wurde, hatte man dieſen Graben ausgetrocknet, und dort einige niedrige Häuſer angebaut. — Das Zimmer des Regiſtrators war im erſten Stock; dem Hauſe gegenüber erhob ſich eine zwanzig Fuß hohe Mauer, die ſich weit entlang zog, und hinter dieſer Mauer befanden ſich die Gärten der S...ſtraße. Die neue Wohnung hatte alſo, obſchon ſie gegen Mittag lag, wenig Sonne, denn die hohen Bäume drüben beſchatteten das ganze Haus, und gerade vor den Fenſtern war ein Gartenhaus erbaut, das um die Mittagsſtunden ſeinen Schatten in's Zimmer warf. Doch der Regiſtrator war damit zufrieden, denn von ſeinem Schlafgemach aus hatte er die ſchönſte Ausſicht in's nahe Gebirge, und das liebte er am meiſten. Bei dem Hauſe war ein kleines Gärtchen, und ihm erlaubt dort einzutreten; nun fehlte nichts mehr zu ſeinem Glück.

Das Oſterfeſt kam in dieſem Jahre ſo ſpät als möglich, das Frühjahr aber ſo früh wie möglich, und als der Regiſtrator ſeine Wohnung bezog, waren die Bäume des gegenüber liegenden Gartens ſchon mit jungem Grün bekleidet. Eines Tages vernahm er aus dem Gartenhauſe Geräuſch, als ob man Möbel hineinbringe, und am andern Morgen ganz früh erklangen von dort die Töne eines Pianoforte. Magiſch angezogen öffnete er ſein Fenſter und konnte nun deutlich hören, was da geſpielt wurde. Es war die Sonate pathétique von Beethoven, die dort offenbar ein fleißiger Schüler einübte. Er ſpielte ziemlich fertig, und ſelten kam ein Anſtoß. Der Regiſtrator lauſchte ein Weilchen, nahm dann ſeine Acten und ſeinen Hut, und begab ſich in ſein Bureau. — Abends ſieben Uhr kehrte er von ſeinem gewöhnlichen Spaziergange heim, und wer beſchreibt ſeine freudige Ueberraſchung, als er klar und deutlich aus den nun geöffneten Fenſtern des Gartenzimmers eine ſo reine ſchöne Stimme zu dem begleitenden Piano vernahm, daß er an Engelstöne dachte. Er lauſchte dem Liede: „Ade" von Stern, und das hohe as wurde mit einer ſolchen Sicherheit intonirt, ſo klar hervorgehaucht, das crescendo ſo meiſterhaft angeſchwellt, daß der Zuhörer überſchwengliche Wonne empfand. Er meinte, nie ſey er von ſolchem Zauber beſeligt worden, und als das Lied ſchon lange verklungen war, ſtarrte er wie im Traume vor ſich hin. Nun hörte er deutlich, wie man das Piano ſchloß, — die Sängerin war fort.

Alſo ein Mädchen war es, die dort muſicirte. Die Phantaſie des Actenmannes, die ſo lange geſchlummert hatte, erwachte zum hellſten Leben. Sie malte ſich in der Sängerin ein Mädchen, ſo ſchön wie die Stimme, mit blonden Locken, ſchwellendem Munde, flammenden blauen Augen. Sie trug ein weißes Kleid, ein blaues Band in den Locken und um den ſchlanken Leib. Ein paar Stunden ſaß er in Schwärmereien verſunken, und erwachte erſt als der Wächter unter ſeinem Fenſter die zehnte Stunde ausrief. Er ſuchte dann ſein Lager, ſchlief ein unter den angenehmſten Empfindungen, träumte aber doch ſehr unruhig, und deshalb verſchlief er die Zeit. Die Sonne ſtand ſchon hoch über dem Gebirge, als er aus dem Bette ſprang. Das Erſte, was er hörte, war die Sonate pathétique, im Schlafrock eilte er an's Fenſter, um zu horchen; zu ſpät, ſo eben tönten die



Schluß-Accorde und der Flügel wurde geſchloſſen. Seufzend und in Haſt kleidete er ſich an und eilte in's Büreau.

Am Abend ging er aber ſchon um fünf Uhr ſpazieren, um ja die Stunde des Geſanges nicht zu verſäumen; vor Sechs war er wieder auf ſeinem Poſten, und richtig — bald erſchallte nach kurzem Präludium die Silberſtimme durch die laue Frühlingsluft. Sie ſang wohl über eine halbe Stunde; der Regiſtrator lauſchte mit zurückgehaltenem Athem, und konnte ſich nicht ſatt hören. Die Krone dieſes Abends war die ſchöne Arie der „Vitellia“ aus „Titus“: „Thränen der Zärtlichkeit &c.“ Die Stimme ſang mit einem Ausdruck, der ihn erzittern machte. Das hohe a war ſo glockenhell und rein, wie er es noch nie vernommen hatte; er drückte die Hand auf ſein von Empfindungen übervolles Herz, damit deſſen Schlag ihm, dem Muſikſchwärmer, nichts von jenen Tönen entgeben laſſe. Als die Stimme ſchwieg, ging er fieberhaft erregt im Zimmer auf und ab; — er hatte noch nie glühend geliebt, jetzt erhob ſich etwas in ſeiner Bruſt, was nach der Schilderung dieſem freud- und leidvollen Gefühl gleichen konnte. Doch; — ſo fragte er ſich zweifelnd: wem gilt dieſer innere Sturm, einer Stimme? Aber welcher Stimme! — ein

Weſen mit ſolch' einer Silberſtimme muß auch ein überirdiſches ſeyn. Am andern Morgen war der Regiſtrator zur Arbeit ganz unfähig, denn von drüben ließ ſich kein Ton vernehmen. War die Schöne krank? verreiſ't? Wer konnt' es ergründen! — Um ja nichts zu verlieren, blieb er am Abend daheim; er ſaß am offenen Fenſter und wartete — kein Laut! Der Mond ſtieg herauf, die Nachtigallen erwachten in den hohen Bäumen — aber die Silberſtimme ſchwieg. Am nächſten Tage war's ebenſo, und nicht anders volle fünf Tage, die dem Regiſtrator Ewigkeiten dünkten. Endlich am ſechsten Tage gegen Abend ertönte wieder der ſüße Geſang. Mit Entzücken ſog er die Töne ein; o, nun war er geneſen, alles Leid vergeſſen: er weinte Freudenthränen, — ſeine Seligkeit war wieder da! — Von nun an ging es regelmäßig ſo, Tag um Tag. Er war immer auf ſeinem Poſten, die Silberſtimme blieb nicht aus, und er, er liebte die ſingende Unbekannte mit ſehnſüchtiger Leidenſchaft. — Wer kennt nicht das ſchöne Gedicht von Geibel mit den wiederholten Verszeilen:

„Stille mein heiß Verlangen,
Laß den Geliebten ein.“

Als dies Lied ihm von jenſeits ertönte, war der Regiſtrator nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt; er rannte außer ſich im Zimmer hin und her, Gedanken und Gefühle wirbelten in ihm.

Indeſſen hatte der Freund die mit dem Kollegen vorgegangene Veränderung bemerkt. Er war blaß, einſylbig, zerſtreut bei der Arbeit, die Spaziergänge wurden immer ſeltener, und eines Tages, als er ſchweigend neben ſeinem Freunde nach dem Bureau ſchritt, begann dieſer zuerſt neckend, ſcherzend, dann ernſtlich ihn zu befragen: was ihm eigentlich fehle. — „Mir? nichts!“ entgegnete er befangen. — „Das mache Du einem Andern weiß“, wurde ihm entgegnet; „höre, Du kommſt mir vor, als wär'ſt Du ernſtlich verliebt.“ — „Verliebt iſt ein ſehr ſchlechtes Wort!“ entgegnete der Durchſchaute gereizt. — „Aha, jetzt hab' ich's getroffen“, frohlockte Jener, „nun ſchnell, Bruderherz, beichte, beichte, Du liebſt!“ — „Sag', ich bin toll“, antwortete der Regiſtrator übellaunig; „ja, ich liebe, aber — die ich liebe, kenn' ich nicht.“ — „Das klingt ja fabelhaft“, antwortete der Controlleur; „wie iſt das möglich?“

Der Schwärmer erzählte nun den ganzen Hergang bis in's Einzelne; als er mit einem ſchweren Seufzer ſeinen Bericht ſchloß, klopfte ihm der Freund auf die Schulter: „Ei, da kann Rath werden; vor Allem ſuche die Bekanntſchaft Deiner Angebeteten, erkläre Dich, geh' zum Papa, halte um ſie an — heirathe.“ — „Ja, wenn das ſo ginge“, ſprach der Andere, „und im Vertrauen, zehn Mal ſchon war ich im Begriff, das einzuleiten, aber ich fürchte immer, enttäuſcht zu werden. Denke Dir, wenn ich ein widerliches Frauenzimmer vor mir ſehe, wie dann? Jetzt bin ich doch wenigſtens glücklich in meiner Phantaſie.“ — „Ja, das iſt gewiß“, erwiederte der Freund, „wie Du ſie Dir denkſt, ſo iſt ſie nicht. Darauf mache Dich gefaßt, dann iſt die Täuſchung nicht ſo groß. Doch ich will Dir helfen. Morgen ſollſt Du Nachricht haben, wer das Haus bewohnt, und dann dringſt

Du kühnlich ein." — Am Abend heimgekehrt, hörte der Regiſtrator ſchon wieder die Silberſtimme und faßte einen raſchen Entſchluß. Er nahm ein Blättchen und ſchrieb darauf:

„Wer Du auch ſey'ſt, Inhaberin der ſchönſten Stimme, nenne Dich mir und ſtille mein glühendes Verlangen. M.**"

Die Gaſſe war ſchmal, er band alſo das Blatt an eine lange Stange und wollte ſie ſo zum Fenſter drüben hineinreichen; — ein Windſtoß entführte jedoch das Liebesbriefchen unterwegs, und er war froh, als es ihm ein Straßenjunge wieder zuſtellte. — Das war für ihn ein böſes Omen, er wiederholte den Verſuch nicht, ſondern gab ſich ganz dem Genuß der Töne hin.

Tags darauf, als Freund T** zum Spaziergange kam, brachte dieſer den gewünſchten Aufſchluß. „In dem Hauſe", ſprach er, „wohnen drei Familien; im Erdgeſchoß eine Prediger-Wittwe, Namens Müller, in der Bel-Etage der Regierungs-Präſident von St***, und oben ein Schuhmachermeiſter. Nun geh' zu allen Dreien. Bei einer Frau, die Müller heißt, kann man immer einen Vorwand finden. Für den Präſidenten laß mich ſorgen, und bei dem Schuſter beſtellſt Du Dir ein Paar Stiefel." — Der Regiſtrator ſeufzte: „Iſt es die Tochter des Präſidenten, dann bin ich verloren! Und außerdem, heirathen kann ich ja unter allen Umſtänden nicht." — „Warum nicht? Heirathen nicht Manche, um zu ſparen? Frage unſern würdigen Chef, er wird Dir auseinander ſetzen, daß man verheirathet billiger lebt, als ledig." — „Das kann ich nicht begreifen", entgegnete der Regiſtrator. — „Nun, das wird ſich finden", tröſtete T**, „lerne ſie nur erſt kennen, das iſt die Hauptſache."

Der folgende Tag war ein Sonntag. M** zog ſeine Feſtkleider an und trat zuerſt in die Wohnung der Prediger-Wittwe ein. Die alte Frau kam ihm freundlich entgegen — er ſtotterte einige Redensarten und ſagte dann: daß er das Vergnügen gehabt, ihres ſeligen Gemahls Familie zu kennen, der doch wohl Prediger in F** geweſen ſey, nun auch gern ihre Bekanntſchaft machen wolle. — Natürlich verſicherte die gute Wittwe, daß ihr Mann nicht in F** ſondern in H*** Prediger geweſen ſey, und machte eine ſo weitläufige Beſchreibung von ihrer Bekanntſchaft, daß der Regiſtrator das Gähnen unterdrücken mußte. Jetzt tönte das Glöckchen auf dem Flur. „Da kommt meine Tochter!" rief ſie aus. — Gut, daß ſie der Eintretenden entgegenſah, denn hätte ſie auf den Regiſtrator geſehen, ſo würde ſie ſich erſchrocken haben. Er wurde plötzlich blaß wie der verbleichende Mond, zitterte an allen Gliedern, und nun, wie ward ihm, als er ein Mädchen eintreten ſah, das nicht weit von den Vierzigen zu ſeyn ſchien. Dieſe konnte durchaus nicht die Inhaberin der Silberſtimme ſeyn. Dennoch preßte der Gequälte nach einigen einleitenden Worten die Frage hervor: „Ich glaube, ich habe Ihre Stimme, mein Fräulein, ſchon öfter in der Gartenſtube gehört?" — „Ich ſinge und ſpiele gar nicht," antwortete die alternde Schöne. — „Wer ſingt aber dort ſo ſchön?" fragte der Regiſtrator weiter. — „Wer könnte das wohl ſeyn?" ſprach die Wittwe. „Vielleicht", bemerkte die Tochter — doch das Wort war kaum über ihre Lippen, als man die Thür mit Gewalt aufriß, und „es brennt bei Nachbar M**!“ rief Jemand von draußen. — Die angefangene Rede blieb unbeendet; Viele ſchrieen auf dem Flur, und hier drängte man ſich zur Thür.

Am Abend dieſes Tages ſaß der Regiſtrator trübſinnig in ſeinem Zimmer. Der Regen fiel in feinen Tropfen vom wolkengrauen Himmel. Sein Freund T** war nicht gekommen — und das Schlimmſte: die geliebte Stimme ließ ſich nicht hören. Die Seele des Regiſtrators war trübe, wie der Himmel. — Da klopfte es an die Thür. „Gewiß T**! Herein!“ Es war nicht T** ſondern der Hauswirth, der eintrat. Er that dem Miethsmann mit dürren Worten kund: daß er zu Michaelis wegen beſtimmter Gründe ſeine Wohnung räumen müſſe. „Das auch noch“, ſeufzte der Mißmüthige, „dann iſt bald Alles aus.“

Wenige Tage darauf ſah man ihn wieder in das bewußte Haus eintreten, ſo ſchmuck als es ihm möglich war. T** hatte ihm einen amtlichen Auftrag an den Präſidenten verſchafft. Der Regiſtrator ließ ſich melden; der Präſident hörte ihn mit kalter Ruhe an und beſchied ihn mit kurzen, dürren Worten. Nachdem der Auftrag beſeitigt war, begann M** verlegen und mit hochklopfendem Herzen: „Sie haben einen ſehr ſchönen Garten, und ich habe tagtäglich das Vergnügen, Ihre Fräulein Tochter —“ „Ich habe gar keine Tochter!“ fiel der Präſident ungeduldig ein, machte dabei die entlaſſende Handbewegung und der höchſt Betroffene verbeugte ſich äußerſt tief, damit der Herr Präſident ſeine flammende Röthe nicht bemerken ſollte.

Nun war noch eine Hoffnung: der Schuhmacher im oberen Stock. Er ſtieg die ſchmale Treppe hinauf, trat in das Stübchen und beſtellte ein Paar Stiefeln. Während des Maaßnehmens lobte er die ſchöne Wohnung und knüpfte wie zufällig die Frage daran: „Wer in aller Welt ſingt nur immer ſo ſchön im Gartenhauſe des Präſidenten?“ — „Das kann ich Ihnen nicht ſagen“, antwortete der Meiſter, „der Präſident kann es doch nicht ſeyn!“ — „I bewahre, es iſt ja eine Dame.“ — „Dann weiß ich's gar nicht, der Präſident hat nur drei Söhne.“ — Der Verwirrte hätte dem Manne den ausgezogenen Stiefel an den Kopf werfen mögen; doch faßte er ſich und fragte weiter: „Wohnt ſonſt noch Jemand in dieſem Hauſe?“ — „Niemand!“ war die Antwort. „So, mein Herr, übermorgen ſollen Sie Ihre Stiefeln haben.“ Zähneknirſchend ſtürzte der Regiſtrator die Treppen hinunter, nnd ſprach zu ſich ſelbſt: „Alles vergebens! Doch halt, ich wage es nochmals.“

Er klopfte bei der Wittwe und trat auf das „Herein“ in das Stübchen. Höflichſt erkundigte er ſich: ob der Schreck von vorgeſtern den Damen nichts geſchadet habe. Man verneinte, man ſprach hin und her, und zuletzt äuſſerte der Regiſtrator ſcheinbar unbefangen: „Sie wurden neulich durch den Feuerlärm in der Rede unterbrochen, als Sie mir ſagen wollten, wer die Sängerin im Gartenhauſe iſt.“ — „Ja, ich vermuthe“, entgegnete die Frau, „es iſt die Tochter des Gärtners.“ — „Unmöglich, wie könnte die ſo ſingen.“ —

„Je nun, ſie ſoll ſehr gebildet ſeyn." — Er fragte nun nach der Wohnung des Gärtners, die ihm genau bezeichnet wurde. Dann eilte er zu T**, und dieſer mußte ſogleich zu dem Gärtner, um ihn genau über ſeine Verhältniſſe auszuforſchen.

„Wieder nichts!" ſagte der Zurückkehrende, „der Gärtner iſt gar nicht verheirathet."

Der Regiſtrator war in Verzweiflung; er lief im Zimmer umher, und wußte ſich nicht zu rathen. „Nun, beruhige Dich nur", tröſtete T**; „Du mußt durchaus der Sache auf den Grund kommen; morgen, wenn die Schöne wieder ſingt, gehſt Du ohne Weiteres in das Gartenhaus hinein." Dieſer Vorſchlag ſchien dem Gequälten der beſte und er beruhigte ſich etwas.

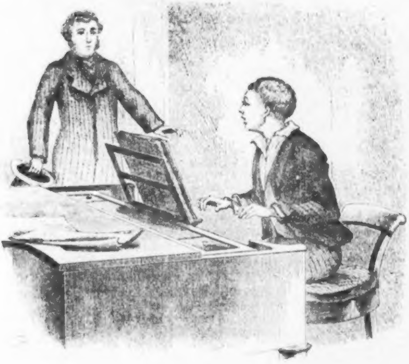
Als T** fort und er allein war, träumte er ſich in den Wahn hinein, die räthſelhafte Unbekannte ſey ein Weſen höherer Art, und ſeine Phantaſie erging ſich in ſo wunderſamen Gebilden, daß er ſich oft an die Stirn faſſen mußte, um ſich ſein Erdenleben zurückzurufen. Auch in der ganzen Nacht träumte er immer wieder daſſelbe: Ein Engel flog aus den Wolken in das Gartenhaus, griff in die Taſten und ſang mit der bekannten Silberſtimme; begreiflich ſah der Engel genau ſo aus, wie er ſich die Sängerin dachte. Es führte eine Brücke von ſeinem Fenſter nach dem Gartenzimmer; er eilte hinüber, und indem er den Engel umarmen wollte, flog dieſer erſchreckt gen Himmel. — Dann erwachte er, alle Pulſe ſchlugen hörbar und kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirn.

Als er am Morgen in Ermattung aufſtand, dachte er: das halte ich nicht lange aus — heute noch muß ſich mein Schickſal entſcheiden, das Räthſel löſen. — Wirklich hatte er den Muth, am Abend, als die Stimme ertönte, ſeinen Hut zu ergreifen und nach dem Hauſe zu eilen. Er trat zitternd in den Garten ein, er ſah im Hintergrunde das Gartenhaus — es war Alles ſtill darin. Er ſchritt zagend darauf zu, öffnete die Thür — das Zimmer war leer; der Flügel ſtand offen, die Noten lagen zerſtreut umher. — Der Regiſtrator ſchlich wie ein Dieb zum Garten hinaus. T** empfing ihn zu Hauſe. Er warf ſich ihm weinend an den Hals und erzählte die neue Täuſchung.

„Armer Freund, Du haſt entſchiedenes Unglück in dieſer Sache", ſprach Jener bedauernd; „doch nur beharrlich, morgen gehſt Du wieder hin, und alle Tage, bis Du ſie geſehen." — „Aber verlaß mich heute Abend nicht," bat M**, „ich habe ordentlich Angſt mit meinen Gedanken allein zu ſeyn." — „Ei was", entgegnete der Controleur, „wir gehen heut Abend in's Concert, die Gebrüder B** ſpielen, komm, komm, vergiß Deine Grillen!"

Die Muſik wirkt meiſtens verſöhnend und beruhigend, und dieſe reinen Töne, dieſe ſchönen Harmonien und Melodien verfehlten nicht, das beengte Herz des Gemarterten zu beſchwichtigen, er verließ heiterer den Saal.

Am Abend des nächſten Tages gelang das Wagſtück vollkommen. Kaum erſchallte die Silberſtimme, da verließ der Regiſtrator ſeine Wohnung und ſtürmte über die Gaſſe, durch das Haus und in den Garten. Die Stimme ſchallte noch immer. An der Gartenhaus-Thür ſtand er erſchöpft ſtill, hatte keinen Athem, die Angſt, die Aufregung, der ſchnelle Gang hatten ihn erſchöpft; er hielt ſich an dem davorſtehenden Fliederbaum, denn er dachte zur Erde zu ſinken. Jetzt ſchwieg die Stimme und er fühlte, der erſehnte Augenblick ſey gekommen. Krampfhaft riß er die Thür auf, und ſah — einen etwa vierzehnjährigen Knaben, der ſich bei ſeinem Anblick erhob.



„Sie ſangen ſo ſchön", ſtammelte der Erſchrockene, „das zog mich her!"

„Ja", lachte Jener in etwas roher Weiſe, „die Freude wird nicht lange dauern, in kurzer Zeit mutirt meine Stimme, dann iſt der Sopran zum Teufel und es tritt wahrſcheinlich ein ſchlechter Bierbaß an deſſen Stelle."

Der Sänger ſchlug ein Schnippchen, deckte mit Getöſe das Fortepiano zu, grüßte kurz und ſchritt pfeifend durch den Garten.

Mit welchem Geſicht unſer Regiſtrator ihm nachſah, das denke ſich Jeder ſelbſt — malen läßt er ſich ſo nicht!

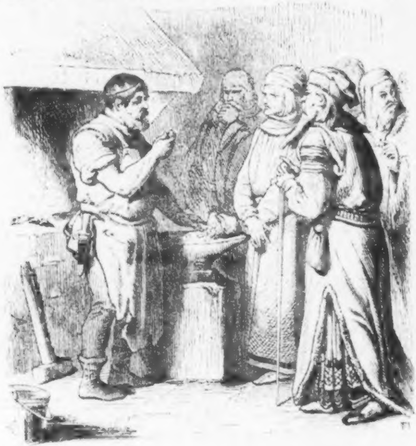
A. Duſſe.

Die vier Dreier.

Zu den Zeiten Kaiſer Friedrich des Zweiten, des Hohenſtaufen, lebte ein Schmied, der alle Tage in ſeiner Werkſtätte arbeitete, ohne weder den Sonntag, noch Oſtern, oder einen andern der höchſten Feiertage zu beobachten, und immer arbeitete er nur ſo lange, bis er vier Dreier verdient hatte, dann machte er Schicht. Mochte er noch ſo viel zu thun, noch ſo großen Gewinn von einer beſtellten Arbeit zu erwarten haben, er rührte kein Werkzeug mehr an, ſobald die vier Dreier verdient waren.

Endlich kam zu dem Kaiſer die Klage darüber: wie der Schmied jeden Tag arbeite, weder den Sonntag, noch Oſtern, noch einen andern der höchſten Feiertage heilige. Als er dies vernommen, berief er den Schmied vor ſich, fragte ihn: ob es wahr ſey, was man von ihm ſage, und der Schmied geſtand Alles ein. „Wohlan denn“, fuhr der Kaiſer fort, „ſprich, warum thuſt Du alſo?“ — „Herr!“ erwiederte Jener, „ich habe mir ein- für allemal zur Regel gemacht, jeden Tag ſo viel zu arbeiten, daß ich vier Dreier verdiene, dann aber für dieſen Tag den Hammer ruhen zu laſſen.“ — „Und was machſt Du mit dieſen vier Dreiern?“ — „Herr, zwölf Heller verſchenk' ich, zwölf erſtatt' ich, zwölf werf' ich weg, und zwölf verwend' ich!“ — „Wie ſo das? Sey deutlicher!“ — „Herr, zwölf verſchenk' ich um Gotteswillen; zwölf andere geb' ich meinem Vater, weil er ſo alt iſt, daß er nichts mehr erwerben kann: er hat ſie mir vorgeſchoſſen, als ich noch ſo jung war, daß ich mich nicht ſelber ernähren konnte. Die zwölf, welche ich wegwerfe, empfängt meine Frau zu ihrer Verfügung: ſie ſind weggeworfen, weil ſie träg' iſt, und nichts thut als eſſen und trinken; die letzten zwölf Heller verwend' ich zu meinen eigenen Bedürfniſſen: mithin verbrauch' ich die vier Dreier, wie ich Euch geſagt habe.“ — Nach dieſer Erklärung war der Kaiſer unſchlüſſig, wie er eingreifen ſolle. Er dachte: wenn ich ihm befehle, von ſeiner Gewohnheit abzulaſſen, wird er wohl gar verdroſſen und irre; ich will ihm deshalb ein ſtrenges Gebot auferlegen, und wenn er dagegen verſtößt, ihn zugleich für Alles beſtrafen, was er göttlicher Ordnung wie der meinigen zuwider gethan hat. — „Geh mit Gott!“ ſprach er zu dem Schmied; „aber hüte Dich bei Strafe von hundert Goldgulden, Jemand etwas von unſerer Unterredung zu ſagen, es ſey denn, daß Du zuvor hundert Mal unſer kaiſerliches Antlitz geſehen hätteſt.“ — Dieſen Befehl ließ er von ſeinem Schreiber vor den Augen des Schmieds niederſchreiben, wonach dieſer an ſeine Geſchäfte ging.

Bald darauf berief der Kaiſer die Weiſen an ſeinem Hofe, um ſie auf die Probe zu ſtellen. Er trug ihnen den Fall von den vier Dreiern vor, von denen einer verſchenkt, einer erſtattet, einer weggeworfen und einer verwendet werde, und fragte: wie das zu verſtehen ſey? Die Weiſen wußten nicht gleich Rath, baten daher um eine achttägige Bedenkzeit, die ihnen bewilligt wurde. In ihren Zuſammenkünften bemühten ſie ſich jedoch vergeblich, das Räthſel zu löſen, bis ſie zuletzt muthmaßten, daß ſich die Frage auf den Schmied beziehe, den der Kaiſer hatte rufen laſſen, ohne daß Jemand wußte, weshalb es geſchehen. Sie erforſchten alſo ſeine Wohnung, begaben ſich dorthin und befragten ihn um die Bedeutung der ſeltſamen Worte. Der Schmied aber, den im Kopf die Helligkeit nicht mangelte, hütete ſich wohl ſein Geheimniß zu verrathen. Als ſie ihm zuletzt Geld anboten, ward er mit Lächeln willfähriger und ſagte: „Beſteht Ihr darauf, es zu wiſſen, ſo koſtet Euch das aus guten Gründen hundert Geldgul-

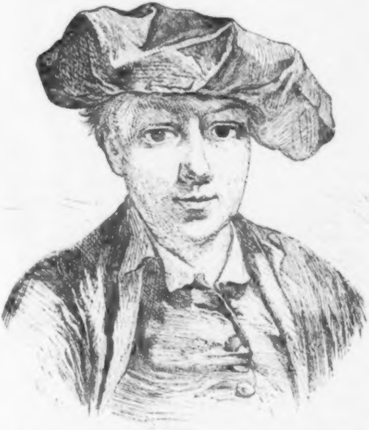


den, wohlfeiler könnt Ihr's nicht haben!" — Die Weiſen, denen kein anderes Mittel übrig blieb, fürchteten, die Bedenkzeit könne ohne Hülfe verſtreichen, ſie brachten demnach in ihrer Noth die hundert Goldſtücke. Der Schmied nahm ſie, bevor er ein Wort verlauten ließ, einzeln in die Hand, beſchaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaiſers vorſtellte, aufmerkſam, wie mit ehrfurchtsvollem Behagen, und ſagte dann den Weiſen Alles, was er dem Kaiſer über die vier Dreier geſagt hatte. Befriedigt gingen die Weiſen von ihm und harrten des Verlaufs der acht Tage.

Als dieſe verſtrichen waren, berief der Kaiſer ſie wieder vor ſich, um von ihnen die Antwort auf ſeine Frage zu hören, und erſtaunt vernahm er nun Daſſelbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Der Kaiſer mußte ſich trotz des Verdruſſes zufrieden zeigen, gedachte indeß bei ſich ſelbſt: „Der Schmied iſt zum Verräther worden, ihm gebührt derbe Zucht und Lehre; was man ihm verſprach, und wie man ihm drohte, er mußte ſchweigen, denn ohne ihn hätten die Weiſeſten es nun und nimmer herausgebracht. Aber er ſoll's büßen, daß er mir den Spaß verdarb!" — Der Schmied mußte kommen und der Kaiſer redete ihn barſch an: „Meiſter, ſchwer haſt Du Dich an meinem Verbot verſündigt, indem Du ausplaudertеſt, was geheim zu halten ich Dir befahl; es wird Dir aber zum Uebel gedeihen!" — „Herr!" begann der Schmied demüthig, „wie über Euer mächtiges Reich, ſo habt Ihr auch gewiß über mich zu gebieten nach Euerm Wohlgefallen: ich unterwerfe mich Euch, dem geliebten Landesvater und glorreichen Herrſcher. Nur glaub' ich nicht, mich wieder Euch vergangen zu haben, denn Euer Befehl lautete dahin: was ich Euch geſagt, Niemand zu offenbaren, es ſey denn, daß ich zuvor hundert Mal Euer kaiſerliches Antlitz geſchaut hätte. Ich durfte mithin dem Anſinnen der Weiſen nicht gefällig ſeyn, eh' ich nicht der von Euch geſtellten Bedingung genügte. Dieſe ſuchte ich nach Pflicht zu erfüllen; ich ließ mir von den Weiſen, bevor ich ein Wort ſagte, hundert Goldgulden geben, beſah in ihrem Beiſeyn Euer darauf ausgeprägtes Bild, und erſt dann erfuhren ſie, was ſie von mir zu wiſſen begehrt hatten. Dadurch, mein gnädiger Herr und Kaiſer, glaube ich mein Gewiſſen mit keinem Verſtoß wider Euer Gebot beſchwert zu haben."

Der Kaiſer lachte herzlich bei dem offenen Geſtändniß des Meiſters und ſagte: „Zieh ab mit Gott, Du biſt klüger als alle meine Weiſen; der Herr ſchenke Dir Glück und Segen!" — Hierauf beurlaubte ſich der Meiſter mit unterthäniger Geberde von dem Kaiſer, und lebte fortan in Frieden nach ſeinem Willen. H. v. Hagen.

Georg Friedrich Schmidt.



Wir haben in dieſem Volksbuch bei den Lebensſchilderungen gern ſolcher Männer gedacht, die ſich durch eigene Thätigkeit von Nothzuſtänden befreiten, und ſich ſo auszeichneten, daß ſie im Andenken leben. Zu dieſen Männern gehört auch der Kupferſtecher Georg Friedrich Schmidt. Er wurde 1712 in Berlin geboren und ſtarb daſelbſt 1775 an ſeinem Geburtstage, am 24. Januar. Er war der Sohn eines armen Wollwebers, ſein Vater brachte ihn ſehr jung in die Lehre zu einem Glasſchleifer, und, da hier auch die Armuth fühlbar wurde, zu dem Kupferſtecher Georg Paul Buſch, um dadurch der Sorge für Unterhalt und Erziehung überhoben zu ſeyn. Der Lehrherr war ohne eigentliches Talent, er arbeitete handwerksmäßig, und ſein Name hat ſich nur durch ſeine Schüler in der Kunſtgeſchichte erhalten. Der junge Schmidt wurde von ihm auch zu allerlei häuslichen Dienſtleiſtungen gebraucht, was den Schüler oft genug das Drückende ſeiner Lage empfinden ließ; doch bewilligte ihm Buſch wenigſtens Freiſtunden, die er zum Zeichnen in den Lehrſälen der Academie benutzen durfte. Zu nicht geringem Erſtaunen ſah der Lehrer bald, daß die Arbeiten ſeines Schülers mehr gefielen als ſeine eigenen. — Der erſte Prediger an der Sanct-Marienkirche, Diterich, ſah ſich veranlaßt, ſein von dem berühmten Maler Pesne gemaltes Bildniß in Kupfer ſtechen zu laſſen, und er übertrug dieſe Arbeit dem Kupferſtecher Buſch gegen Bezahlung von dreißig Thalern. — Als Buſch das Gemälde erhielt, begriff er, daß es ſeine Kräfte überſteige, danach einen Kupferſtich zu liefern, der nur auf die entfernteſte Weiſe dem ſchönen Gemälde gerecht würde, er übertrug alſo ſeinem Schüler die Ausführung. Schmidt arbeitete daran mit vielem Fleiß und Eifer, und zeigte darin zuerſt die kräftige Manier ſeines Grabſtichels, wodurch er ſich nachmals ſo allgemeinen Ruf erwarb. — Als das Bildniß fertig war, überbrachte es Buſch dem Prediger Diterich. Dieſer, der ein Kunſtwerk zu beurtheilen wußte, fand es über Erwartung ſchön und ſauber gearbeitet. Er bezahlte die bedungene Summe und äußerte darüber ſeine Zufriedenheit. Buſch, zu gerade, um ſich ein Lob zuzueignen, das ihm nicht gebührte, geſtand nun offenherzig, daß nicht er, ſondern ein Schüler von ihm, ein gewiſſer Schmidt, das Bild geſtochen habe. Diterich war darüber nicht wenig verwundert und bat den Kupferſtecher Buſch, den jungen Schmidt einmal zu ihm zu ſchicken, damit er einen ſo talentvollen Jüngling perſönlich kennen lerne. Dies geſchah. Der ehrwürdige Greis ſprach mit dem jungen Künſtler, lobte ihn wegen ſeiner Arbeit und ſagte endlich zu ihm: „Ich habe zwar Herrn Buſch die Platte, nach dem getroffenen Akkord, ſchon mit dreißig Thalern bezahlt; da Sie aber die Mühe dabei gehabt und Ihnen das Verdienſt der Ausführung gebührt, ſo iſt es billig, daß Sie auch dafür die Bezahlung erhalten.“ Bei dieſen Worten gab er ihm ebenfalls dreißig Thaler, und dies unerwartete Geſchenk, damals für den jungen Schmidt ein großes Kapital, war mit die Veranlaſſung, daß er ſich von dieſer Zeit an mit weit größerem Eifer der Kupferſtecherkunſt widmete, in welcher er nachher Ruhm und Wohlſtand erwarb.

Durch manchen guten Erfolg ermuthigt, wagte er eine Reiſe nach Paris, zu Meiſtern der Kupferſtecherkunſt. Unter Leitung des Nicolas de l'Armeſſin vervollkommnete ſich Schmidt, und ſelbſt von dertigen Meiſtern wurden ſeine Arbeiten ſo bewundert, daß Ludwig XV ſeiner Academie (1742) befahl, den Deutſchen als Mitglied aufzunehmen, weil man um ſeines Glaubens willen (Schmidt war Proteſtant) damit gezögert hatte. — 1744 kam Schmidt nach Berlin zurück, und der König Friedrich II ernannte ihn zu ſeinem Hof-Kupferſtecher. Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland berief ihn nach Petersburg, um ihr von Tocque gemaltes Bildniß im Kupferſtich auszuführen, und es iſt unter ſeinen Kunſtblättern eines der ſchönſten. Man wollte ihn gern in Petersburg behalten, ſeine Neigung zog ihn aber wieder nach Berlin, wo er, wie ſchon geſagt, im Jahre 1775 an ſeinem Geburtstage, am 24. Januar ſtarb. Ein Schlaganfall mußte ihn getödtet haben, man fand ihn, völlig angekleidet, auf einem Stuhl vor einem gedeckten Tiſch, und das Abendeſſen war unberührt.

Georg Friedrich Schmidt war der Großoheim Zelter's (der Bruder ſeiner Großmutter), und dieſer, der ſich beſonders als Muſikverſtändiger hervorthat, ſagt: „Kann ich mich doch eines gewiſſen Adelſtolzes nicht erwehren auf den mir ſo nahe verwandten Mann, der von der geringſten Abkunft in den ungünſtigſten Umſtänden ganz aus ſich allein zu ſolcher Glorie unter allerhöchſten Mitgenoſſen kam.“ Zelter ſchildert ſeinen Großoheim als einen heiteren Lebensluſtigen, und damit ſtimmt auch das nach einer Zeichnung von ihm ſelbſt gearbeitete Bildniß, das den ſehr fleißigen Künſtler in ſeiner Haustracht zeigt. Schmidt war echtdeutſcher Natur, auch hinſichtlich der volksthümlichen Derbheit. Als man einmal zu Zelter's Vater äußerte: „Der Schmidt iſt ein eigener Mann!“ antwortete er: „Ein eichener Mann, der weiß was ſeyn muß und danach thut!“ — Drollig iſt es, was der junge Zelter von ihm hören mußte: „Er warnte mich, Künſtler zu werden, noch weniger Muſiker. An unſerm Tiſche erzählte er: in Paris habe er bei ſich Concerte gegeben (er ſpielte die Bratſche), es aber einſtellen müſſen, als die Muſiker ihm die ſilbernen Gabel und Löffel eingeſackt hätten.“ Er empfahl übrigens allen Künſtlern, „Franzöſiſch zu lernen.“ „Es iſt“, ſagte er, „eine abgeſchmackte Sprache, ich aber habe ihr mein Glück zu verdanken: denn konnte ich mir nicht in Paris Ruf erwerben und von da belobt werden, in Deutſchland wäre ich verkommen, eh' es ſo weit kam.“

Wie lebhaft aber die Kunſtgeſchichte ihm Anerkennung zollt, das bezeugt uns der berühmte Kupferſtecher Italiens Giuſeppe Longhi, der in ſeiner „Geſchichte der Kupferſtecherkunſt“ (1830) unſerm Georg Friedrich Schmidt eine Lobſchrift widmet, aus der wir nur (nach der Ueberſetzung von Goethe) den Satz erwähnen wollen: „Man kann von dieſem wunderſamen Mann ſagen, daß zwei der trefflichſten Stecher in ihm verbunden ſeyen. Wie er auch irgend die Kunſtart eines Andern nachahmt, tritt er immer von ſeinem außerordentlichen Geiſte begleitet als Original wieder hervor."

Ehren auch wir das Gedächtniß eines bedeutſamen Künſtlers, der ſich von Mangel und Hinderniß nicht hemmen ließ, ſondern in männlicher Kraft und redlicher Weiſe ſein Ziel rühmlichſt erreichte!

Fr. Becker.

Die Italienerin in Brandenburg.

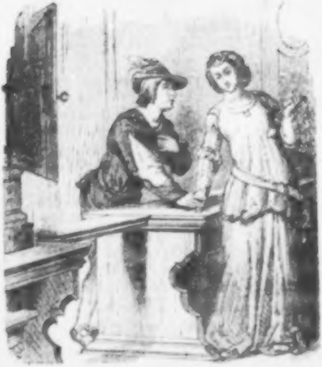
Bei einem Beſuch der Freunde in Brandenburg ſchritten wir durch die Stadt, und ſtiegen, zwiſchen blühenden Obſtbäumen, die rebenbekränzten Hügel zu dem Marienberge hinauf, wo wir uns lagerten. Wir prieſen die Anmuth der Ausſicht und den Anblick der, mit der Wieſen- und Weinbergs-Umgebung und den vielen Thürmen am breiten Havelſtrom wirklich recht romantiſch vor uns liegenden Stadt. Bald aber wurde ich an mein Verſprechen gemahnt, eben an dieſer Stelle eine Erzählung vorzuleſen, die ich mit einer Sammlung alter Papiere aus der Vorzeit Brandenburgs erworben und geordnet hatte. Ich begann nun auch ohne Zögerung aus meiner Handſchrift das hier Folgende mitzutheilen.

„So wie jetzt wir, mögen ſchon in mancher Zeit die Leute ſich dieſer anmuthigen Ausſicht erfreut haben; wenigſtens beſagt meine Geſchichte ausdrücklich, daß Herr Heinrich Metzentin, ein reichbegüterter und wohlachtbarer Bürger unſeres guten Städtleins, ſchon vor mehr als fünfhundert Jahren von einem der vor uns liegenden Weinberge, als von ſeinem liebſten Eigenthum, mit vielem Behagen herabgeſchaut habe auf den Rauch der Stadt, welcher auch aus dem eigenen ſtattlichen Gehöfte zu ihm aufſtieg. Herr Heinrich konnte ſeiner Wohlhäbigkeit doppelt froh werden, wenn er bedachte, wie, der Heimath Valet gebend, er einſt von dieſem Berge nieder geſchaut, als ihm das weinumrankte Hüttchen, wo als Winzersleute die Eltern ein arbeitſames ſtilles Leben führten, zu eng ward, und er nicht nachließ mit ſtürmiſcher Bitte, bis auch das Mütterlein ihren Segen gelegt auf ſein Vorhaben, ſich in der Fremde etwas zu verſuchen. Außer guten Wünſchen und Ermahnungen vermochten die wackeren Alten ihrem Heinrich zwar nichts mit auf die Wanderſchaft zu geben, Der aber hatte kein größeres Begehr, und eingedenk, daß der Eltern Segen den Kindern das Haus baut, zweifelte er keinen Augenblick, die Luftſchlöſſer ſeiner Phantaſie auch am Wege, und in ihrem Glück und Herrlichkeit aufgeſpeichert zu finden, die er dann in ehrlichem Erwerb den guten Eltern zutragen, auch alles Herzeleid der Trennung und etwaige Altersbeſchwerden damit verſüßen wollte. So ſchritt, als gelte es nur, einzuziehen in die ſtattlichen Schlöſſer, froh und muthig das junge Blut fürbaß, und ſein wackerer, auf's thätige Leben geſtellter Sinn ſollte ſich wenigſtens nicht getäuſcht finden. In einer freiherrlichen Burg zum Unterküfer angenommen, wußte er durch Unverdroſſenheit, Treue und ein ſtets aufgewecktes Weſen nicht nur die Gunſt des Meiſter Kellner und des ganzen Schloßgeſindes zu erwerben, ſondern ſelbſt der junge Ritter und dereinſtige Erbe der Herrſchaft mochte gern mit dem närriſchen Kauz verkehren. Wie er denſelben nun bei mancher Gelegenheit als zuverläſſig erprobte, und wackeren Herzens und Arms fand, nahm er ihn bald in ſeine unmittelbaren Dienſte, endlich gar als Haushofmeiſter mit auf Reiſen, wobei Jenem oblag, ſeinem Junkherrn in Städten und Burgen Aufnahme zu bereiten, und Aufſicht über Gefolge und Seckel zu führen.

So kam Heinrich mit dem Freiherrn in Deutſchland und Italien weit umher, und obgleich dem getreuen Seckelmeiſter die gehofften Schätze nicht reichlich zufielen, mochte er doch ſeine Luſt haben an einem buntbewegten, täglich neuen Leben, und ein feines Sümmchen ließ ſich bei dem freigebigen Junkherrn auch auf redliche Weiſe erwerben. Oft, wenn er ſeine blanken Silberſtücke anſah, dachte Heinrich der Eltern daheim, und Niemand ward froher erfunden, als er, nachdem man in Mailand auf einen bekannten Kloſterbruder traf, der in Geſchäften ſeines Ordens gen Rom gezogen, und auf der Heimkehr begriffen, des Jünglings Aufträge treulich auszurichten verſprach.

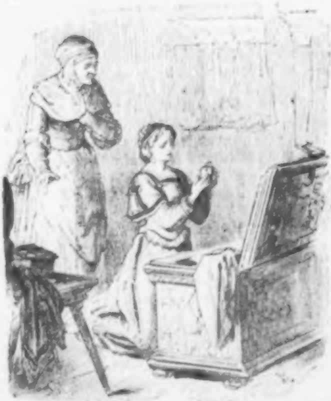
Nun begab es ſich, daß zu Mailand ein reicher Goldſchmied geſtorben war, der beſonders auch mit Edelſteinen vielen Verkehr getrieben, ſo daß ſeine junge Wittwe, das Geſchäft nicht fortzuſetzen geneigt, jetzt einen großen Vorrath ſeltenem Geſteins unter billigen Bedingungen feil bot. — Da kam es dem vorſichtigen Hausmeiſter in den Sinn, irgend ein Kleinod zu erhandeln, welches der fromme Bruder leicht und ſicher bewahren, der Vater, im Fall der Noth, verkaufen, ſonſt aber die Mutter, als Andenken an den in der Fremde alſo ſtrebenden Sohn, bei Feſt- und Ehrentagen an der Haube oder um den Hals tragen möge; denn weß Alters und Standes, liebten Männer und Frauen jener Zeit, ſich mit Pelz-Verbrämung, güldenen Spangen und ſonſtigem Geſchmeide zu ſchmücken. Nicht ſonderlich betroffen über die Anweſenheit vieler vornehmen Herren, welche der

Ruf von der ſeltenen Schönheit der Beſitzerin eben ſo zahlreich herbei gezogen, als die zur Schau geſtellten Herrlichkeiten, drängte ſich der junge Geſell mit ſeinen Batzen wohlgemuth durch das Gewühl, und ſelbſt die großen Summen, welche ihm um die Ohren ſchwirrten, vermochten ſeinen Muth nicht niederzuſchlagen. Aber ein Blick auf die ſchöne Eignerin, und angeheftet ſtand das junge Blut, und vorbei war es mit der keken Luſt. Als gelte es, Frau Lenoren mit den Augen zu verſchlingen, ſo folgte der Hausmeiſter jeder Bewegung der zwiſchen den Käufern eifrig hin und her Gehenden, die mit dem beredſamen Zünglein ihre Kleinodien pries, und bald dieſes, bald jenes Geſchmeide mit den Alabaſter-Händen in das dunkle Gelock befeſtigte, oder als Gürtel um den ſchlanken Leib, oder die lieblich gerundeten Arme ſchlang. Immer noch unbeweglich ſtarrte Heinrich, bis Alle ſich entfernten, und die ſchöne Frau das Gewölbe zu ſchließen befahl. Er kehrte, das ſüße Gift in ſich zu ſaugen, jeden Tag wieder, bis, mit Ausnahme eines Halsbandes, deſſen hoher Preis die Käufer abgeſchreckt, der Laden rein ausverkauft und von Waaren und Kaufleuten geleert war. Da endlich wandte ſich die reizende Wittwe, welcher des ſtummen Jünglings tägliches Kommen längſt aufgefallen, an dieſen, und indem ſie die Steine des koſtbaren Halsbandes ihm entgegenblitzen ließ, ſprach ſie lächelnd: „Gelt, Semmer? nun das läſtige Gewühl ſich verzogen, kommt alsbald ein guter Handel zwiſchen uns zu Stande; denn längſt ſchon merkte ich Euch an, wie Ihr, alles Andere verachtend, nur auf dieſen Juweel Euren Sinn geſtellt. Sicherlich", fuhr ſie ſchalkhaft fort, „ſeufzt Ihr in den Feſſeln einer holden Herrin, der Ihr in dem funkelnden Schmuck, deſſen edelſter Stein, ſeht her! in der Mitte gar zierlich ein Herz bildet, Eure Huldigungen darbringen möchtet. Feilſcht deshalb nur friſch um das Kleinod, denn glaubt mir, kein weiblich Herz mag vor ſolcher Gabe ungerührt bleiben!" — Da ging dem jungen Heinrich wunderbar Herz und Mund auf, und ohne weiter zu überlegen, entgegnete er: „Wohl trag' ich ein holdes Bild alſo im Herzen, dem ich, im Vertrauen auf Euer Wort, das Juweel zu Füßen legen möchte; doch arm und güterlos kann ich nur mich ſelbſt und meine Freiheit als Kaufpreis bieten." — Da lächelte die ſchlaue Wittwe, und meinte: er werde, bei dem Worte gehalten, ſich übel genug geberden; und als Heinrich mit glühender Leidenſchaft ſein Anerbieten wiederholte, ſie auch zum Schein ſeinen, ſchon früher erkundeten Verhältniſſen nachgeforſcht hatte, verhieß ſie ihm, den ſonderbaren Handel einzugehen — wofern Heinrichs bisheriger Gebieter dieſen entlaſſen wolle —



„um“, ſetzte ſie hinzu, „auf dieſe Weiſe einen Leibeigenen er des ewigen Verdruſſes mit den Dienſtleuten überhoben zu ſeyn.“

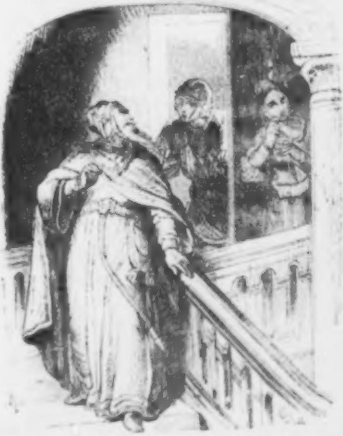
„Glück zu, mein Junge! Mir haſt Du Dich nicht verkauft, hier aber einen guten Handel gemacht, bei dem ich Dir nicht im Wege ſeyn will!“ ſo entgegnete der luſtige Freiherr auf ſeines verlegenen Hausmeiſters Geſuch, und ohne weiteres Hemmniß kam nun Heinrich zu Frau Leneren in's Haus. Wie gütig aber die neue Herrin ſeyn mochte, er wagte als ein armer Diener nunmehr doch nicht, ihr das funkelnde Demantherz zu Füßen zu legen. In der Wittwe jedoch erwachte die Luſt nach dem Wiederbeſitz des veräußerten Kleinods, und nicht vier Wochen gingen in's Land, da hatte ſie daſſelbe um den Kaufpreis der eigenen Freiheit zurück erſtanden. Sich, ſammt ihren Reichthümern, dem jungen Deutſchen zu eigen gebend, hing Frau Lenore am Hochzeitsmorgen dem glücklichen Bräutigam auch ſogar noch jene Kette um, und er mußte ihr geloben, den koſtbaren Mittelſtein als Sinnbild ihres Herzens werth und theuer zu halten, und ſich deſſen unter keiner Bedingung zu entäußern. — Dem hämiſchen Gerede mancher, ob Lenorens Wahl erzürnten Vettern und Baſen zu entziehen, entſchloß ſich dieſe leicht, dem jungen Gemahl nach Deutſchland zu folgen, und ſo hatte der gute Sohn bald die Freude, Heimath und Eltern grüßend, dieſen ein ſorgenfreies frohes Alter zu bereiten. In dem engen Häuschen, welches Heinrich ſammt dem Weinberge, den ſie ſo lange als Dienſtleute bebaut, von dem bisherigen Eigner erkauft, wohnten die beiden Alten in erhöhter Bequemlichkeit und Freiheit, ſich an dem Glanze ſonnend, in welchem ihr lieber Einziger in der Stadt lebte, den ſie jedoch auf keine Weiſe theilen wollten. So mochte, einem heiteren Wohlſtand im Schooße, Herr Heinrich Metzentin ſich glücklich ſchätzen, und auch Frau Lenore ihr Loos preiſen, welches ihr einen Eheherrn beſchieden, der, klug und umſichtig, ſelbſt in damalig bedenklichen Zeitläuften ihren Wohlſtand zu wahren und zu mehren verſtand, und ſie übrigens auf Händen trug. — Die Mailänderin aber konnte doch ihre ſtolze Vaterſtadt nicht vergeſſen, und ergoß ſich bald klagend bald ſpottend über die neue Heimath, ſo daß Heinrich wohl je und je genöthigt war, ein Manneswort zu ſprechen. Da grollte denn die Italienerin, und bezichtigte insgeheim den ſchmälenden Eheherrn der Undankbarkeit. Von Dankbarkeit war die Rede bei Heinrich allerdings nicht; aber ſich ſeiner unveränderten Liebe zu der Gattin bewußt, glaubte er nur damit vergelten zu können, was ihm einſt Liebe gewährt, und was er im gleichen Falle eben gethan haben würde. Aus herzlicher Liebe alſo ſah er den Launen Lenorens Manches nach und ſuchte ſie möglichſt zufrieden zu ſtellen. So hatten die Eheleute mehrere Jahre neben einander hausgehalten. Heinrichs Eltern waren geſtorben, doch widmete der Sohn dem ſo lange unter ihrer Pflege geſtandenen Weinberge ſeine beſondere Aufſicht, und weilte zu dieſem Behuf oftmals daſelbſt. Dieſes nun ward ſeiner Hausfrau bald verdrüßlich; ſie faßte Verdacht, daß Anna, des neuen Winzers rothwangige Tochter, den Gemahl ſo oft hinaus locke, und da er in ſeiner aufgeräumten Gemüthsart lachenden Muths ihren ſtichelnden Reden begegnete, und vor wie nach dort war, hielt ſie die Untreue faſt für erwieſen. Wie empört aber ward das ſtolze Gemüth, als ihr die alternde Schaffnerin von dem Gehöft draußen, der die berührige Anna von jeher ein Dorn im Auge geweſen, von einem im ſeltſamen Farbenglanze leuchtenden Herzen erzählte, über deſſen Betrachtung ſie die Dirne neulich bei ihrer Lade betroffen, welche, daſſelbe ſchnell verbergend, es gar betreten für ein Pathengeſchenk ausgegeben habe. Ganz gewiß aber, meinte die neidiſche Alte, ſey es nicht richtig damit, und jener Talis-



man vielleicht die Urſache von dem wunderbaren Gedeihen, womit das Satanskind Alles angreife. Schon vorher von Eiferſucht gepeinigt, zweifelte Lenore kaum, daß Heinrich das koſtbare Geſchmeide bei der leichtfertigen Magd vergeudet habe, und erſann bald einen Vorwand, daſſelbe von ihm zu begehren. Herr Metzentin ſuchte auszuweichen, und als die argliſtige Frau, anſcheinend im Scherz, ihren Argwohn kund gab, entgegnete er mit neckenden Worten: daß ſie in ſolchem Falle klug thue, nicht weiter zu forſchen; derlei Vergebungen ſtrafe kein Schöppenſtuhl, und ſelbſt ihr Landsmann, der heidniſche Jupiter, habe für den Meineid Verliebter keine rächenden Blitze gehabt. — Lachend hatte er ſie darauf verlaſſen, aber wahrhaftig nicht eben mit leichtem Herzen: denn wirklich konnte er das Kleinod nicht mehr aufzeigen, ohne jedoch zu wiſſen, wie es ihm abhanden gekommen. Meiſter Aron, ein durchreiſender Ebräer, mit dem er zu Zeiten verkehrt, hatte jüngſt, allerlei ſeltenen Schmuck und Edelſteine feil bietend, Herrn Metzentin veranlaßt, das Geſchmeide vorzuzeigen, welches er aus der Hand deſſelben in ſeiner eigenen Stube zurück empfangen, die er, Jenen hinaus geleitend, vorſichtig verſchloſſen, auch unverſehrt wieder angetroffen, nichts deſto weniger aber ſein Kleinod vermißt hatte.

Zu damaliger Zeit war man in ſolchen Fällen mit ſeinem Urtheil bald fertig, und ſo ward in Heinrichs Augen der Iſraelit flugs zum Schwarzkünſtler, der durch Zauberwerk das koſtbare Halsband, welches ihm Jener unter keiner Bedingung verhandeln wollen, entführte. Nun aber mochte aus zwiefachem Grunde der Beſtohlene ſeinen Verluſt nicht eben verlautbaren. Zuvörderſt nämlich fürchtete er die Vorwürfe der Hausfrau, die, ſtreng rechtgläubig und eifernd, immer gar viel gegen ſein Verkehren mit dem Juden gehabt; und zweitens verzagte er noch nicht, den Meiſter Aron, ſo ein feiner Schelm er auch ſeyn mochte, durch Liſt zu fangen, und, mit Hülfe eines ihm beizubringenden Zaubertranks, zur Herausgabe des Entwendeten und einer beliebigen Entſchädigung für die gehabte Angſt zu zwingen. Nichts Erwünſchteres konnte deshalb dem, ſeit Frau Lenorens Nachfrage arg Verſtörten begegnen, als bald nach jenem Zwieſprach des Ebräers wiederum anſichtig zu werden. Es lockte unſer ſchlauer Heinrich den Widerſtrebenden mit freundlichem Zuſpruch abermals in ſein Gemach, und, ihm hier einen Becher köſtlichen Weins kredenzend, in welchen er jedoch zuvor ein Pulver geſchüttet — dem, nach der Verſicherung eines frommen Kloſterbruders, die beabſichtigte Wirkung nicht fehlen konnte — vertraute er dem Aufhorchenden: wie eine augenblickliche Verlegenheit ihn genöthigt, ſich einer, einem Verwandten in Mailand zugehörigen, in ſeinen Händen befindlichen Summe zu bedienen, und als Unterpfand dem Vetter jenen bewußten Schmuck zu ſenden. „Mein Weib darf bei Leibe nicht darum wiſſen!“ fuhr er fort, „und hart kam es freilich mir ſelbſt an, weshalb ich auch die funkelnden Steine gar nicht lange beäugeln mochte, ſondern ſie, ſammt der Truhe, in welche ich ſie damals vor Euren Augen verſchloß, entſandte. Nun iſt mir aber unverhofft ein feines Sümmchen eingegangen, welches ich, wofern ein ähnliches Geſchmeide aufzutreiben, wohl daran wenden möchte; denn das Weibsvolk hängt an dergleichen, meine Hausehre zumal hält das Geſchmeide ſchier für einen heilbringenden Talisman, und keine ſichere Gelegenheit giebt es jetzt, daſſelbe wieder anhero gelangen zu laſſen; deshalb müßt Ihr, Aron, Rath ſchaffen!“ — Da ſchmunzelte in Hoffnung eines guten Verdienſtes der alte Ebräer. „So hat Euch Markgraf Waldemar doch ſo viel nicht gekoſtet, als Ihr vorgebt!“ entgegnete er ausforſchend.

— „Schafft mir ein ſolches Geſchmeide!“ rief Heinrich erhitzt, „und ich zahle, was Ihr fordert. Für Markgraf Waldemar gebe ich traun Haus und Hof hin, wenn es ihm frommen kann, ſollte ich —.“ — „Für die Herzliebſte weniger thun?“ fiel ihm begütigend der Jude in’s Wort, und verhieß ihm wirklich, ein in Form und Faſſung gleiches Halsband herbei zu ſchaffen. — Dieſes war, was Heinrich fürjetzt begehrte; erleichtert führte er den alten Graubart die Hinterſtiege hinab, ohne die lauernde Lenore in dem dunklen Gange zu bemerken, die, ſchon voll Argwohn und dem Juden gehäſſig, Heinrichs ungewöhnliche Vorkehrungen zu deſſen Empfang bemerkend, ſich an die Thüre des Gemachs geſchlichen, und aus der halb erhorchten Rede



nur des Gatten Eingeſtändniß, den Schmuck nicht mehr zu beſitzen, vernommen hatte, wie den Auftrag, einen andern herbei zu ſchaffen, der eben ſowohl einer Fremden, als ihr ſelbſt beſtimmt ſein konnte.

Nur mit Mühe bezwang ſich die Eiferſüchtige ſo weit, dem Eheherrn nicht alſogleich in den Weg zu treten; doch feſt blieb ſie bei dem Entſchluß, ihn bei ſeiner Rückkehr unumwunden zur Rechenſchaft zu ziehen. Vergeblich harrte ſie jedoch lange, und ungeduldig endlich hinabſteigend, ward ihr im Hofe der Beſcheid, daß Herr Metzentin zum Weinberge hinaus gegangen ſey. Nun zügelt die Italienerin ihre Wuth nicht länger; Heinrich iſt ihr ein Verworfener, gegen den ſie ſich Alles erlauben darf. Doch welche Plane die Umhergetriebene auch durchkreuzen, immer hallt das ſpottende Wort: kein Gericht und kein Schöppenſtuhl ſtrafe derlei Verbrechen, in ihr wieder, und das Gefühl der Ohnmacht und Verlaſſenheit in dem fremden Lande geſtaltete ſich in der Leidenſchaftlichen bald zu einem Aufruf der Rache. Sie erinnert ſich jetzt der Rede, welche über Markgraf Waldemar zwiſchen den beiden Männern gefallen, und die welſche Frau zweifelt um ſo weniger, daß Heinrich, auf ſo ungewöhnliche Art mit dem Ungläubigen verkehrend, nur ein Vergehen geſonnen haben könne, weil ihr dies zugleich der einzige Weg iſt, auf dem ſie den Treuloſen verderben kann. Tobende Rache und Eiferſucht in jedem Pulsſchlage drängen ſie ohne Ueberlegung zur That, und, zum Bürgermeiſter eilend, klagte ſie den Gemahl an, mit dem Juden Aron gegen Markgraf Ludwig, ſeinen rechtmäßigen Landesherrn, Treubruch verhandelt, und ſich zu Gunſten des vermeintlichen Waldemar mit hohen Worten vermeſſen zu haben.

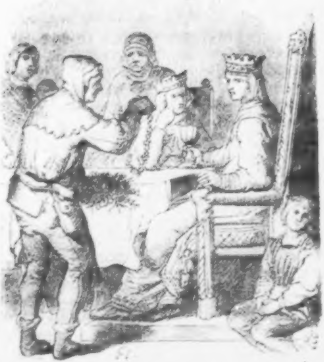
Seitdem nämlich der ruhmreiche Waldemar in Paläſtina verſchollen und mit ſeinem Nachfolger der Askaniſche Mannsſtamm erloſch, hatte Kaiſer Ludwig der Baier ſeinem gleichfalls Ludwig geheißenen Sohn das erledigte Reichslehn zugewendet, der auch ohne Widerſpruch das Regiment in den Marken angetreten und gehandhabt, bis die Feinde des kaiſerlichen Vaters dieſen auch im Sohne zu kränken ſtrebten. Es trat jener berüchtigte falſche Waldemar auf den Schauplatz, der, angeblich nach Ablöſung eines frommen Gelübdes aus dem gelobten Lande heimkehrend, durch die große Gewandtheit, womit er ſeine Rolle feſthielt, zu einem furchtbaren Widerpart für Ludwig erwuchs, und durch die Aehnlichkeit mit ihrem geliebten Waldemar die Märker ſo zu täuſchen wußte, daß von den Städten nur Frankfurt, Spandow und Brietzen — ſeit der Zeit Treuenbrietzen benamt — dem bairiſchen Fürſten treu blieben, und dieſer, ſelbſt nachdem die ausgeſöhnten Gegner ihr Werkzeug, jenen falſchen Waldemar, in die Dunkelheit zurück treten ließen, ſein Land mit den Waffen in der Hand erobern mußte.

Auch nachdem dies vollbracht und die Obrigkeiten in den Städten neu erwählt waren, hatten ſich die gährenden Gemüther noch nicht völlig beruhigt, und die von der eigenen Hausfrau gegen Herrn Metzentin angebrachte Klage fand nur zu geneigtes Gehör. Der, dem Markgraf Ludwig beſonders ergebene Magiſtrat eilte, ſeinen Eifer zu bezeugen, ſich ſofort der Perſon des Angeklagten zu verſichern, um ihn dem Urtheilsſpruch des Landesherrn ſelbſt zu überantworten, deſſen Ankunft in Brandenburgs Mauern man binnen wenigen Tagen erwartete. Sein Erſcheinen hätte die Sache ſogleich ſchlichten können; denn im markgräflichen Gefolge befand ſich auch Aron, der Jude, welcher dem ſtets Geld benöthigten Ludwig als ein, wenn gleich etwas zäher, doch dienſtwilliger Aushelfer zu wohl bekannt war, um den gegen ihn waltenden Verdacht nicht niederzuſchlagen, da der Ebräer noch überdies nur in dem ruhigen Fortbeſtehen des waltenden Regiments ſeinen Vortheil finden konnte. Unglücklicher Weiſe aber war Heinrich in der Entrüſtung des erlittenen Unrechts mit kecken und trotzigen Worten gegen die Raths-Verſammlung herausgefahren, welche dieſe erbittert und den gegen ihn waltenden Argwohn mächtig verſtärkt hatten. Jetzt, im Verfolg des Gerichtsganges dem Juden gegenüber geſtellt, fährt der Erbitterte wüthend auf den Graubart los, und beſchuldigt ihn, da er in Aron den Urheber alles ihn betroffenen Unglücks ſieht, in Gegenwart des zu Gericht ſitzenden Fürſten und einer Menge herbei geſtrömten Volks, des Diebſtahls, wie der Zauberei, durch deren Höllenmacht er auch Frau Lenoren zur fälſchlichen Anklage des eigenen Ehemanns vermocht habe. Dieſe, zur Beſinnung gekommen über die Folgen ihrer That, verwünſcht jetzt vergebens ſich und ihre Eiferſucht: denn die dem aufgebrachten Heinrich im erſten Zorn entfahrenen Worte gaben dem Markgrafen zu ſcharfer Ahndung Recht und Grund, die in Milde abzuwenden er um ſo weniger geſonnen ſchien, da mit tobender Ungebühr ſämmtliche Bürger ſich für Herrn Metzentin verwendeten, und dagegen hart auf den von ihm in Schutz genommenen Iſraeliten drangen. Vergebens betheuerte dieſer ſeine Unſchuld; wie die Meiſten ſeines Volks durch Handel und gelegentlichen Wucher zu großem Reichthum gelangt, war er als Jude doppelt gehaßt. Die gleich anfangs erfolgte Ausſage gegen den geachteten Bürger — die freilich nur jenen großſprecheriſchen Ausruf wiederholte, den Heinrich nicht ableugnen konnte — erbitterte die Menge noch mehr gegen den Ungläubigen, und ſo iſt jene Beſchuldigung kaum ausgeſprochen, als man ſich ſofort des unbegreiflichen Verſchwindens mehrerer Koſtbarkeiten erinnert, die in verſchiedenen Häuſern, jedesmal bald nach der Anweſenheit Arons in der Stadt, vermißt worden, und durch die, auf Frau Lenerens Angabe vor Gericht gezogene Winzerin ward ſeine Sache vollends verſchlimmert. Wirklich war nämlich die Dirne im Beſitz des Mittelſteines aus jenem Halsbande, den ſie als Geſchenk von einem Jägerburſchen bekommen, der einen körperlichen Eid darauf leiſtete, daß derſelbe aus der Luft zu ihm herab gefallen, als er im Halbſchlaf unter einem Baume gelegen.

Während ſich auf dieſe Weiſe Alles zu Arons Untergang zu verſchwören ſchien, und ſelbſt Markgraf Ludwig den unausweichbar harten Spruch nur verzögern konnte, drängte ſich Metzentin's unglückliche Gattin, alles Widerſtandes ohnerachtet, gnadeflehend zu dem zürnenden Landesherrn, als er eben zur Tafel ſaß. Aber mit harten Worten ließ der Fürſt ſie an: wie ſie ja nun ihre Rache haben könne an dem Eheherrn, in dem Beginnen ihrer raſenden Eiferſucht. — Dabei ſah nun freilich der leicht bewegte Ludwig nicht eben auf die zu ſeinen Füßen geſchmiegte Schöne, ſondern vielmehr auf Frau Margarethen, ſein eigenes Hauskreuz, mit der er auf väterliches Zureden Tyrol, aber daneben auch eine gar böſe Sieben erheirathet, die den lebensfrohen Gemahl beſonders mit Eiferſucht höchlichſt zuſetzte, und wegen des unaufhörlichen Keifens Margarethe Maultaſche zubenamt war. Doch mitten im Fluß der Rede ward der Strafprediger unterbrochen; tobendes Volk ſchrie durch die Gaſſen: das Ablager des jüdiſchen Schwarzkünſtlers ſey entdeckt, auf dem höchſten Kirchthurme habe man in einem Rabenneſte alles Entwendete gefunden.

Nach wenigen Augenblicken ward ein Schieferdecker vor den Markgrafen geführt, der das ausgehobene Neſt ſeinen Händen überlieferte, in welchem man — außer jener Kette, der nur der Mittelſtein fehlte — verſchiedene andere Koſtbarkeiten fand, die herbei gerufene Perſonen als ihr vermißtes Eigenthum erkannten. Freilich war, wie wir geſehen haben, deſſenungeachtet Aron in der Meinung des Volks nicht gerechtfertigt, und hart wäre ſein Loos geweſen, wenn ſich nicht unter den geraubten Kleinodien auch ein Kreuz vorgefunden hätte, wo denn Markgraf Ludwig den Ausſpruch that: daß weder der böſe Feind noch eines ſeiner Werkzeuge ſich an dem heiligen Zeichen hätte vergreifen dürfen oder mögen, der diebiſche Vogel alſo aus Luſt an dem Glanze des Geſchmeides den Raub verübt habe.

Dieſer Spruch überzeugte die Menge; dem wackeren Herrn aber ſah man recht die Freude an, den vor Schreck und Angſt ſchier halb-



todten Graubart gerettet zu haben. Die veränderte Stimmung des Fürſten ſuchte auch Frau Lenore zu benutzen, und zur glücklichen Stunde ſollte ſie ihr Flehen erneuert haben. Ludwig ließ beide Gefangenen vor ſich führen, und indem er dem jungen Bürger für die vor Gericht ausgeſtoßenen Reden Verzeihung angedeihen ließ, machte er es ſich zum Beding, daß dieſer der in Reue zerknirſchten Lenore gleichfalls vergeben ſolle. Zuvörderſt hatte der Fürſt ihr jedoch ein ſo nachdrückliches Capitel, wahrſcheinlich über die Folgen unzeitiger Eiferſucht, geleſen, daß, erzürnt ob dem langen Zwieſprach mit der ſchönen Frau, die Markgräfin Gefahr lief, die Belege zu des Gemahls Abhandlung zu liefern. Aergerniß zu verhüten, wendete ſich dieſer, es bemerkend, ſchnell zu Meiſter Aron, der von den gegenwärtigen Prälaten hart bedrängt ward, ſich zu bekehren, oder wenigſtens ſich der Kirche, die, wie ſie meinten, ſeine Unſchuld an's Licht gebracht, durch reiche Spende dankbar zu bezeigen. War es nun ſchon keineswegs des Markgrafen Wille, den reichen Ebräer umſonſt frei zu laſſen, ſo glaubte er doch, daß es ihm beſſer zieme, als dem reichbegüterten Gotteshauſe, den goldenen Vogel zu rupfen; ſchnell in's Mittel tretend ſprach er daher: „Wie doch dürfte die unreine Hand es wagen, auf des Herrn Altar ihre Gabe zu legen? Ehe noch geſtattet die weltliche Macht, daß ein dankerfülltes Herz ſich erleichtere, und ſo wollen Wir nichts dagegen haben, daß, den Schutz der Geſetze zu lohnen, der Jude Unſerem Seckelmeiſter 200 Mark Silber darwäge, wogegen Wir auf alle Thürme im Weichbilde der Stadt einen Raben aufrichten zu laſſen gedenken, eine ewige Warnung vor allzuraſcher Juſtiz, und, was Gott gebe! vor Eiferſucht!“ — Meiſter Aron und die geiſtlichen Herren ließen die Köpfe hängen; die anweſende Menge aber, durch die Höhnung des Juden nun erſt vollſtändig zufrieden geſtellt, jauchzte dem Landesherrn Beifall zu, und ſo hatte es dabei ſein Bewenden. Der Ebräer mußte mit den feſtgeſetzten 200 Mark Silber ſich loskaufen; Herr Metzentin aber, der dem geliebten Weibe von ganzem Herzen verziehen hatte, löſte den Demant mit einer ſo großen Summe von der jungen Magd ein, daß dieſe ihren Jägersmann freien und ihm einen wohleingerichteten Haushalt zubringen konnte. Frau Lenore, durch die ausgeſtandene Angſt von Eiferſucht und launiſchem Weſen gründlich bekehrt, wurde, je länger je mehr, all ihren Edelſteinen zum Trotz, das eigentliche Kleinod des wackeren Eheherrn, und, wie es noch heutigen Tages zu ſchauen, kam auch der Markgraf ſeinem Verſprechen treulich nach.“

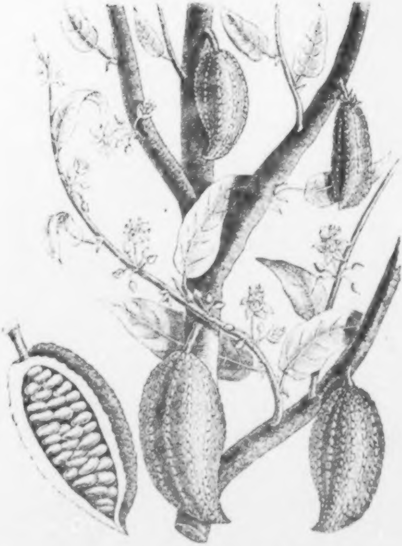
„Ja wirklich! auf allen Thürmen!“ unterbrachen mich meine Zuhörerinnen, nach den verſchiedenen Richtungen um ſich ſchauend, und auch die Männer meinten: daß, wofern man nur wiſſe, was es vorſtellen ſolle, in den, wenn auch nicht gerade form-, doch meiſt kopfloſen Gebilden auf den Thurmſpitzen der warnende Rabe nicht zu verkennen ſey.

K. Bernſtein.

Ausländiſche Handelspflanzen.

IV. Der echte Cacaobaum.

Der echte Cacaobaum (Theobroma Cacao), gewöhnlich Chocoladenbaum genannt, von dem wir in ſehr verkleinertem Maße ein Stück Stamm nebſt Aeſten, Blättern, Blüthen und Früchten geben, gewährt durch ſeine Geſtalt, durch das angenehme Gegenfarbige ſeiner roſenrothen jungen Blätter mit dem dunkeln Grün der völlig ausgewachſenen, ſo wie durch ſeine große, eckige, gelblichrothe Frucht einen recht maleriſchen Anblick. Eine Höhe von 30 bis 40 Fuß erreichend, ſendet er aus ſeinem ſchenkelsdicken, mit einer röth-



lichen Rinde bekleidetem Stamme viele ſchlanke Aeſte aus, an denen ſich abwechſelnd große, fußlange, 4 bis 5 Zoll breite, eiförmig längliche Blätter mit kurzen, an beiden Enden verdickten Stielen befinden, am Grunde von linienförmigen, leicht abfallenden Nebenblättchen umgeben. Die Farbe der älteren Blätter iſt, wie bereits angedeutet, dunkelgrün, die der jungen ſchön roſenroth. Wenn die Blätter abfallen, werden ſie gleich von andern erſetzt, weshalb der Baum beſtändig grünt. Am Stamme und den älteren Aeſten brechen hie und da in Büſcheln ſchöne gelb- oder blaßfleiſchrothe Blüthen mit roſenrothen Staubfäden hervor. Von dieſen Blüthen fällt eine ſo große Menge unfruchtbar ab, daß der Boden unter den Bäumen zu Zeiten gänzlich damit bedeckt iſt. Aus den übrigen bilden ſich dann 6 bis 8 Zoll lange, 2 bis 3 Zoll dicke zehnkantige Früchte, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit Gurken haben. Ihre Hülle, citronengelb, etwas in's Röthliche ſpielend oder (nach E. A. W. von Zimmermann) dunkelroth mit einzelnen gelben Punkten, iſt dick und lederartig, und ſchließt im Innern einen ſaftigen, reif ſäuerlichſüß ſchmeckenden Brei von weißlicher Farbe ein, worin 25 bis 40 große, röthlichbraune, eiförmige Samenkörner reihenweiſe quer über einander liegen. Dieſe, Cacaobohnen genannt, gleichen auffallend einer Mandel und beſtehen aus einer pergamentartigen Schale und einem violettbraunen Kern. Die Mexicaner nannten ſie Cacahuatl, woraus der europäiſche Name Cacao entſtanden iſt. In wiſſenſchaftlicher Hinſicht gehört der Cacaobaum in die zweite Ordnung der ſechzehnten Klaſſe des Linné'ſchen Syſtems, und nach Robert Brown zur natürlichen Familie der Büttneriaceen in der Ordnung der Säulenfrüchte (Columniferae.)

Die Heimath dieſes vortrefflichen Baumes iſt die heiße Zone der neuen Welt, wo er an den Ufern des Orinoco und Caſſiquiare in ganzen Waldungen wild wächſt, auch ſeit undenklichen Zeiten angebaut, und in allen Tropenländern häufig angepflanzt wird. So findet man ihn — zum Beiſpiel — außer Südamerica vorzüglich in Mexico, auf der Küſte von Guatimala und Honduras, auf mehreren weſtindiſchen Inſeln, auf Isle Bourbon und auf den Philippinen. Der Cacaobaum erfordert ein ſehr fruchtbares Erdreich. Warme, feuchte Thäler unweit des Waſſers ſind die geeignetſten Standorte des Baumes, der am beſten in feuchtem, lockerem, mit Sand und Kies gemiſchtem Boden gedeiht. Zur Anlage von Cacao-Pflanzungen wählt man am liebſten ſogenannte Neubrüche, das heißt: eben urbar gemachten Waldboden. Man zieht die Bäume meiſtens aus den leicht keimenden Samenkörnern. Die größten Cacaobohnen werden ausgeſucht und mit dem dickſten Ende nach unten in 5 Zoll tiefe Löcher geſteckt, 10 bis 12 Fuß auseinander, aber immer drei beiſammen, für den Fall, daß eine davon nicht aufginge. Doch läßt man hievon nur einen einzigen Keim und zwar den ſtärkſten ſtehen. Man pflanzt auch zwei bis drei Fuß hohe Setzlinge. Dieſe blühen nach zehn Monaten, die aus Kernen gezogenen dagegen erſt nach zwei Jahren. Da die jungen Pflanzen ſehr empfindlich gegen die dortige brennende Sonne ſind, ſo beſetzt man die Reihen, um ihnen Schatten zu geben, mit dem Manioc- oder Caſſaveſtrauch. Wenn ſich dann nach neun Monaten die jungen Cacaopflänzchen erhoben haben, reißt man den Manioc aus und pflanzt dagegen verſchiedene Sorten Melonen und große Gurken zu ähnlichem Schutze für den Cacao. Auch ſetzt man zwiſchen je zwei oder drei Cacaobäume einen Piſangbaum. Ohne dieſe Vorſichtsmaßregel würde die Rinde an Stamm und Aeſten aufſpringen und die Kraft der Bäume ſich nach und nach zerſtören. Damit die Winde den Cacaobäumen nicht ſchädlich werden, läßt man ſie nie hoch wachſen, ſondern ſchneidet von Zeit zu Zeit Aeſte und Zweige ab. Bei guter Pflege wachſen die Cacaobäume mit außerordentlicher Schnelligkeit, tragen ſchon im dritten Jahre Früchte und liefern 40 bis 50 Jahre hindurch reichlichen Ertrag, zweimal im Jahre, im Juni und December. Bei dem Einſammeln ſieht man beſonders darauf, ob die Früchte den rechten Grad der Reife erlangt haben. Iſt dies der Fall, ſo nimmt man ſie mit hölzernen Gabeln oder mit den Händen ab, ſpaltet ſie ſogleich mit einem Meſſer, reinigt die Samenkörner, Cacaobohnen genannt, ſorgfältig von dem Fleiſche, und wirft ſie entweder in Bottiche oder auf Haufen an einem ſchattigen Ort, deckt ſie mit Matten und Blättern zu und läßt ſie, um ihnen die Keimkraft, die überflüſſige Feuchtigkeit und den bitteren Geſchmack zu benehmen, einige Zeit hindurch gähren. Während dieſer Zeit werden ſie täglich zweimal umgeſchaufelt; die Gährung muß aber zu rechter Zeit unterbrochen werden, wenn der Cacao nicht einen krautartigen Geruch annehmen und weit bitterer ſchmecken ſoll. Haben die Bohnen eine dunkelrothe Farbe angenommen, dann werden ſie, bis die Schale brüchig wird, auf Flechtwerk an der Sonne getrocknet, ſortirt und dann in Säcken oder Fäſſern in den Handel gebracht. Bei uns gehört der Cacaobaum in das Lohbeet des warmen Treibhauſes und verlangt eine gute, nahrhafte Erde. Die Vermehrung geſchieht durch Samen und Stecklinge.

Nicht nur durch ſein Ausſehen iſt der Cacaobaum ausgezeichnet, ſondern auch durch ſeinen großen Nutzen. Seit undenklichen Zeiten bilden die Früchte des Cacaobaumes für die Bewohner des tropiſchen Amerika ein Hauptnahrungs- und Erfriſchungsmittel. Schon die alten Mexicaner bereiteten daraus unter Beimiſchung von Maismehl und Vanille jenes eben ſo wohlſchmeckende als nahrhafte und geſunde Getränk, welches ſie Chokolatl nannten. Bald fand es auch bei den Europäern Eingang, wodurch die Gewinnung des Cacao bedeutend geſteigert wurde. Wegen ſeiner nützlichen Früchte, wie auch wegen ſeines ſtattlichen Aeußern nannten die Ureinwohner Amerikas den

Cacaobaum — **Götterbaum**, und auch der lateiniſche Gattungsname bedeutet Götterſpeiſe. Der ſaftige Brei, welcher die Samen umhüllt und angenehm ſäuerlich ſchmeckt, iſt ein höchſt wichtiges Mittel, den Durſt zu ſtillen, ſo daß die Wilden am Orinoco die Bohnen verachten und nur das Fleiſch genießen. Noch wichtiger iſt aber der Gebrauch der Samenkörner, indem man ſie röſtet, fein zerſtößt, mit Zucker, Vanille, Zimmet und andern Gewürzen vermiſcht und in viereckige Formen bringt: die bekannte Chocolade, die, in Waſſer, Milch oder Wein aufgelöſt und gekocht, ein angenehm ſchmeckendes und ſtärkendes Getränk iſt. Es wurde durch die Spanier 1520 in Europa bekannt; doch erſt durch den Florentiner Carletti, welcher lange in Weſtindien geweſen war, lernte man 1606 die Bereitungsweiſe kennen. Seitdem hat der Verbrauch der Chocolade ſo außerordentlich zugenommen, daß ſowohl die Cacaobohnen als auch die Chocoladekuchen ein bedeutender Handelsartikel ſind. Der eigentliche Handel mit Cacao begann erſt, als in einem großen Theile der Provinz Caracas zu Anfange des vorigen Jahrhunderts der Cacaobaum förmlich angepflanzt wurde. Spanien wollte ſich zwar den Alleinhandel mit Cacao ſichern und legte in ſeinen americaniſchen Beſitzungen ſehr hohe Zölle auf dieſen Artikel; doch gelang es den Holländern und Engländern ſehr bald, durch Schleichhandel bedeutende Maſſen an ſich zu bringen, und bald ward Amſterdam die Niederlage für den Caracas-Cacao. Beſonders groß iſt der Verbrauch in den ſüdlicheren Gegenden; Spanien allein verbraucht jetzt jährlich mehr als 5 Millionen Pfund. Den Geſammtverbrauch des Cacao in ganz Europa aber ſchätzte A. v. Humboldt für das Jahr 1818 auf 23 Millionen Pfund.

An manchen Orten Amerika's ſoll man eben ſo den ganzen Tag über Chocolade trinken, wie in einigen Ländern Europa's Thee oder Kaffee. Auch werden dort die Bohnen mit Fleiſch und Fiſchen zugleich gekocht. Cacao an und für ſich iſt ein geſundes und ſtärkendes Nahrungsmittel, und Reiſende verſichern, daß auf Wanderungen in Süd-Amerika nichts wohlthätiger ſey als Chocolade in Waſſer gekocht und Maisbrod. Durch die beigemiſchten Gewürze (Vanille, Zimmet, Moſchus, Ambra), wird der Cacao oft der Geſundheit nachtheilig. Den im Handel vorkommenden Chocoladentafeln iſt nicht ſelten, um das Gewicht zu vergrößern, gebranntes Kartoffelmehl zugeſetzt, was ſich oft ſchwer entdecken läßt. Reine Cacaobohnen, mit heilſamen Mitteln, zum Beiſpiel dem isländiſchen Moos, oder blos mit Zucker vermiſcht, geben die ſogenannte Geſundheitschocolade, welche zuweilen abgemagerten Perſonen zu einem wahren Stärkungsmittel wird. Wegen des darin enthaltenen Oels iſt Chocolade nicht leicht verdaulich und erzeugt bei ſchwachem Magen oft Verdauungsbeſchwerden, Verſtopfung, Appetitloſigkeit, durch ihren Gewürzgehalt aber Wallungen des Bluts. Daher iſt fetten, vollſaftigen Perſonen oder Leuten von ſehr geſchwächter Verdauung der Genuß jeglicher Chocolade, reizbaren Perſonen mindeſtens die gewürzte zu widerrathen. Auf die Dauer ſcheint ſelbſt die Geſundheits-Chocolade, welche, wie bemerkt, gar kein Gewürz enthält, Keinem nützlich. Am beſten bekommt der mäßige Genuß der Chocolade Perſonen, welche durch Alter, auszehrende Krankheiten oder andere Veranlaſſungen entkräftet ſind. Von den gehörig geröſteten und gepulverten Bohnen wird auch eine Abkochung als kaffeeähnliches Getränk ſtatt des eigentlichen Kaffee's getrunken, und der Cacao, auf dieſe Weiſe zubereitet, von den Homöopathen als vorzügliches, magenſtärkendes Kaffee-Surrogat oder als angenehmer Zuſatz zum Kaffee empfohlen. Eine Abkochung der Samenſchalen verordnen die Aerzte als ſtärkendes Mittel ſolchen Perſonen, denen der Genuß des arabiſchen Kaffee's ſchädlich iſt. Aus den Bohnen wird in großer Menge ein fettes, in mittlerer Temperatur ſtarres Pflanzenfett von weißgelblicher Farbe, Cacaobutter genannt, dadurch gewonnen, daß man die Kerne entweder auspreßt oder mäßig röſtet, abſchält, zerſtößt und bei gelindem Feuer mit Waſſer kocht, wodurch ſich die Butter abſondert, und nach dem Erkalten von der Oberfläche des Waſſers abgeſchöpft werden kann. Sie wird nicht nur als ein ausgezeichnetes Mittel bei Entzündungen, ſondern auch als die beſte und naturgemäßeſte Pomade gerühmt, jedoch oft durch Rindermark, Hammeltalg und Mandeloel verfälſcht, was man aber theils am Geſchmack, theils daran erkennen kann, daß ſie ſich leichter und flüſſiger in der Wärme auflöſt. Die echte Cacaobutter iſt weiß, hat die Feſtigkeit des Hammeltalges, einen milden Geſchmack und einen angenehmen Cacao-Geruch; ſie fließt erſt bei 40 Grad Reaumur, iſt in warmem Alkohol nur zum kleinen Theil, aber in Kunſtäther ganz auflöslich. Wegen der ausgezeichneten Haltbarkeit der Cacaobutter, welche man noch nach ſiebzehn Jahren unverdorben fand, eignet ſie ſich vorzugsweiſe zu Präparaten, bei denen das Ranzigwerden zu vermeiden iſt. Friſch dient ſie zu einfachen Salben, zu einigen Pomaden und Pflaſtern, um ſie haltbarer zu machen, beſonders zur Queckſilber-Salbe, die dann ihren metalliſchen Beſtandtheil feſter hält. Für ſich eignet ſich Cacaobutter in Salbenform vorzugsweiſe für ſehr empfindliche Hautſtellen, namentlich bei aufgeſprungenen ſehr ſchmerzhaften Bruſtwarzen der Frauen, bei Hämorrhoidalknoten, zu Augenſalben, innerlich wird ſie zu ½ bis 2 Drachmen mit Fleiſchbrühe, Milch und ſchleimigen Abſuden beſonders bei Unterleibsbeſchwerden angewendet. Aus der ranzigen Cacaobutter laſſen ſich Kerzen verfertigen, welche ſehr hell, ſparſam und ruhig wie Wachskerzen brennen. — Die noch nicht völlig reifen Früchte werden in Amerika, wie unſere welſchen Nüſſe, mit Zucker eingemacht und ſchmecken dann vortrefflich. Doch verträgt dies Cacao-Confect nicht leicht den Transport über Meer. Ein aus dem Stamme fließendes Gummi braucht man als Heilmittel bei Ruhren. Aus Cacao gewinnt man auch eine ſchöne carmoiſinrothe Farbe. Mit Natron bereitet man aus dem Cacao die Cacaoſeife, welche durch ihre Haltbarkeit ausgezeichnet iſt. Die Cacaobohnen enthalten einen eigenthümlichen Stoff, das Theobromin, welches unter allen bis jetzt unterſuchten Pflanzenſtoffen den meiſten Stickſtoff enthält. Daher kommt die außerordentliche Nahrhaftigkeit der Chocolade. So bietet alſo der Cacaobaum mannigfachen Nutzen dar, und gern verzichten die Bewohner ſeiner Heimath auf den beſondern Gebrauch ſeines Holzes, das, locker und ſchwammig, wenig Wärmeſtoff in ſich hat. Der Cacao iſt nach dem Vaterlande, wo er gebaut wird, verſchieden; die größeren Bohnen von Caracas ſind beſonders geſchätzt. Ganz reif ſind dieſe mit einer dicken Haut umgebenen Bohnen ſo groß wie Oliven, mehr lang als dick, inwendig röthlichbraun, von außen mit einem ſilbergrauen Staube bedeckt, der von einer Art Glimmer des ſandigen Erdreiches jener Gegenden herrührt, und womit man die Samen, wenn ſie gähren ſollen, beſtreut. Der volle, große kaſtanienbraune Kern, ſüß und wohlſchmeckend, löst ſich leicht aus der Schale. Bei dem Kauen ſchmilzt er faſt ganz im Munde und läßt einen kleinen zimmtfarbigen mehligen Rückſtand. Iſt er getrocknet, ſo enthält er weniger Oel und hat daher einen angenehmeren Geſchmack als der von den Inſeln. In Amerika und namentlich in Mexico werden die Cacaobohnen auch heut zu Tage noch als eins der wichtigſten und nahrhafteſten Lebensbedürfniſſe angeſehen, dienen daher anſtatt der Scheidemünze; ſechs Bohnen gelten ungefähr vier Pfennige. Schon vor der Entdeckung Amerika's benutzten die Eingeborenen den Cacao als Nahrungsmittel. Als ihn die Europäer nach der Eroberung von Mexico kennen lernten, bedienten ſich die Mexicaner deſſelben bereits als eines Tauſchmittels, und nur die Vornehmen verſpeisten ihn. Bei Montezuma, dem letzten Kaiſer von Mexico, fand man bedeutende Vorräthe, da ſeine Unterthanen die Steuern in Cacao bezahlten. Bei dem Einkaufen der Cacaobohnen muß man darauf achten, daß die Bohnen ohne Bruch und geſiebt ſind, keinen dumpſigen oder ſonſt unangenehmen Geruch und keinen weißlichen Kern haben. Sie ſind an trockenen Orten aufzubewahren und dürfen nicht zu alt werden, weil ſie mit der Zeit an Kraft verlieren, Milben und Schimmel ſie leicht zerſtören.

K. A. Schönke.

Frau Veronica Rußter feiert ihren Namenstag.

(Ein Kölner Volksbildchen aus einer Erbſchaft.)

In den Siebzehnhundertſiebziger Jahren lebte im Schleichgäßchen zu Köln ein ſteinaltes Mütterchen Namens Veronica Rußter. Die Hausnummer vermag ich aus mehrfachen Gründen, unter andern auch deshalb nicht anzugeben, weil in Köln die Häuſer erſt lange nach jener Zeit numerirt wurden: eine, wie mein über jede Veränderung griesgrämlicher Barbier behauptete, neumodiſche ganz zweckloſe, wenigſtens überflüſſige Einrichtung, weil ja, ſeiner Anſicht nach, jeder Kölner, wenn er nicht bei'm „Schöppeln" gar zu arg über die Schnur gehauen hat, ſein Haus auch unbenummert leicht wiederzufinden vermag. Alle Welt weiß auch, daß in jenen Jahren, und noch lange nachher, ſämmtliche Kölner dem Grundſatz des Beharrens im Herkömmlichen huldigten, was übrigens zuweilen ſehr Schätzbares behütet. Jodocus aber, der längſt verſtorbene Mann der Frau Veronica, machte hierin eine Ausnahme, denn er war ein Mann des Fortſchrittes im allereigentlichſten Sinne, und doch rückte er, wie dies oft in der Welt geſchieht, trotz ſeiner angeſtrengten Beſtrebungen um keinen Schritt weiter, ohne daß er ſich, ſo viel bekannt geworden, über dieſes fruchtloſe Bemühen jemals beſchwert hätte. Ich muß mich deutlicher erklären: Der Mann war bei Lebzeiten ein „Eichhörnchen", oder, noch deutlicher geſagt, ein ſtädtiſcher Angeſtellter geweſen, der nach damaliger Einrichtung der Rhein-Krahnen, welche die Schiffsgüter ein- und ausladen, gleich jenen gezähmten Thierchen in einem Tretrade ging. Zwar war dieſe Arbeit etwas einförmig und mühſam, doch gewährte ſie, in Vergleich gegen andere Beſchäftigungen, ein keineswegs kärgliches Einkommen.

Genanntes Mütterchen, deſſen ich mich aus meinen Knabenjahren noch ſehr wohl entſinne, und das wir, weil es die ſchlaffe Unterlippe tief das Kinn hinab hängen ließ, im jugendlichen Uebermuth

„Gräfin von und zur Lippe" nannten, lebte, in Gott und in ihr „Kaffeepöttchen" verſenkt, ſtill und zufrieden in einem reinlichen, winzigen, aber eigenthümlichen Häuschen von einer kleinen ſtädtiſchen Penſion. Dabei hatte ſie noch einige hundert Thaler, wie man in Köln zu ſagen pflegt: im Lümpchen, von deren Zinſen ſie aber erſt bei „herannahendem Alter" Gebrauch zu machen gedachte. Außer ihren achtundachtzig Jahren war mir noch ihre Geiſtesſchwäche und übertriebene Sparſamkeit an dem Matrönchen bemerkenswerth. Mit ihr hauſ'te ſeit mehreren Jahren in allerſchönſter Eintracht ihr Enkel Peterchen (kölniſch: Pitterchen), Sohn einer bereits längſt verſtorbenen Tochter, ein aufgeſchoſſener Burſche in üppiger Blüthe der Flegeljahre, dem Dummheit, dabei aber auch Gutmüthigkeit, deutlich in den großen blauen nichtsſagenden Augen zu leſen war. In einer Schnupftabaks-Fabrik angeſtellt, drehte er jeden Tag, Sonn- und Feiertage ſo wie ſeinen eigenen Namenstag ausgenommen, regelmäßig acht Stunden an der Rappmühle. Auch brachte er ſeiner Großmutter (in der Sprache der Kölner niederer Schicht „Beſtemoder") nicht ſelten ein Dütchen Tabak mit, denn hierauf legte ſie beſonderen Werth, und pflegte zu ſagen: „Ein Kaffee ohne Schnupftabak, verliert bald ſeinen Wohlgeſchmack."

Der Frau Veronica aber gegenüber wohnte ihre einzige Tochter, eine kinderloſe, ziemlich betagte Wittwe, alleinige Inhaberin eines Lagers von oſt- und weſtindiſchen, wie auch chineſiſchen Erzeugniſſen, die ſie jedoch nicht auf den großen amſterdamer und rotterdamer Waaren-Auctionen, ſondern in Köln ſelbſt aus der dritten oder vierten Hand einkaufte. Einem holländiſchen Großhändler würde dies Lager nicht ſonderlich bedeutend erſchienen ſeyn; denn es beſtand, vollſtändig ausgeſtattet, aus einem Viertelcentner gemahlenen, zum Theil durch Seewaſſer verdorbenen Cheribon-Caffee, eben ſoviel Candis von der bräunlichſten Sorte, ein paar Hüten Melis und einigen Büchſen Thee. Ich bin kein Topfgucker, kann alſo nicht ſagen, ob es Hayſan, Urim, Soulong, Gunpowder, Pecco oder Caravanen-Thee war. Auch „that ſie in Seefiſchen", denn ſie wäſſerte für die Faſttage Stockfiſch ein, dem ſie durch Weichen in Kalkwaſſer eine ſchneeweiße gar angenehm in's Auge fallende Farbe zu geben verſtand. Ueberdies handelte ſie jährlich von andern Fiſchhändlern, wenn dieſe für ihre alten Heringe keinen Abſatz mehr fanden, eine Anzahl ein, hing ſie einige Wochen in Rauch, und verkaufte ſie dann ſolchen Nachbarn, denen die große Münze immer, die kleine ſehr oft mangelte, nämlich ſämmtlichen Bewohnern des Schleichgäßchens, als geſalzene

Sprot- und Voll-Bücklinge. Salz, Oel, Eſſig, einige Rollen pfälzer Tabak, unter dem Namen Lauſewenzel berühmt, nebſt einer bedeutenden Zahl Schwefelſpähne machten ungefähr den Reſt des Lagers aus. Uebrigens war der Verſtand dieſer Frau noch beſchränkter, als der ihrer Mutter und Pitterchens zuſamengenommen.

Ich komme nun zu meiner eigentlichen Erzählung. — Am 4. Februar 1778 Morgens halb acht Uhr erwachte Frau Veronica, richtete ſich halb auf, taſtete mit dem Daumen und Zeigefinger in das an der Bettwand befeſtigte Weihkeſſelchen, beſprützte andächtig ihr Antlitz, und griff dann nach dem daſelbſt ebenfalls hängenden ſtadtkölniſchen Wandkalender, um zu ſehen, in welcher von Kölns damals unzähligen Kirchen am heutigen Tage irgend ein Feſt ſey. Erſtaunt ließ ſie nach einigem Leſen den Kalender auf die Bettdecke fallen, ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Zum erſten Mal ſeit länger als achtzig Jahren nicht an meinen Namenstag zu denken! Hab' ich denn auf einmal mein Concept verloren! Das Alter kann es doch nicht thun, ſo weit bin ich Gottlob noch nicht. Iſt doch meine Mutter ſiebenundneunzig Jahr alt geworden und hatte noch ihr Gedächtniß, nur daß ſie zuweilen auf ihren Vor- und Zunamen nicht kommen konnte, und mein Vater, wäre er nicht vor neunundvierzig Jahren geſtorben, würde jetzt — laß ſehen — hundertdreiundzwanzig Jahr alt ſein. Wahrhaftig, ein ſchönes Alter; aber wer weiß, ob ich es ſo weit bringe! Doch Alles wie der Herr will!"

Während dieſes Selbſtgeſprächs hatte ſie ſich ſchnell in den Sonntagsſtaat geworfen, ſetzte ſich ſodann in den alten plüſchenen Lehnſeſſel und wartete, die Augen auf die Thür geheftet, der Dinge, die nun nothwendig kommen mußten. Auch dauerte es kaum einige Minuten, als fein zierlich angeklopft wurde. Auf das „Herein!" erſchien Pitterchen, Geſicht und Hände diesmal ziemlich rein gewaſchen, das Haar gepudert, im Sonntagsrocke, auf der Bruſt einen umfangreichen künſtlichen Blumenſtrauß, in der einen Hand ein vom Fabrikmeiſter ihm geſchenktes Packetchen Schnupftabak, in der andern Hand eine aus eigenem Vermögen angeſchaffte Flaſche Moſeler haltend. Mit vornehmthuender Geſpreiztheit und ernſter Miene ging er auf die Großmutter zu, machte ein paar Schritte von ihr eine tiefe Verbeugung, begleitet von einem lang gezogenen Kratzfuß, der die Thür hinter ihm in's Schloß warf, brachte nun die uralten, in Köln allbekannten Gratulationsreime vor:

„Ich hört' ein Glöckelchen läuten,
Wußt' nicht, was es ſollt bedeuten,

Als ich mich aber recht bedacht,
Da war der Beſtemoder ihr Namenstag!“

und ſchloß dann ſeine Anſprache mit der Steigerung: „Die Beſtemoder lebe hoch, abermal hoch und zum drittenmal hoch!“ Den Schluß machte ein wunderſchöner, wenn auch etwas unbeholfener Freudenſprung, bei welcher Anſtrengung jedoch das Paketchen ihm aus der Hand flog. Frau Veronica dankte in beinahe ſo gewählten Ausdrücken, wie ein Beherrſcher von Frankreich an Gratulationstagen dem päpſtlichen Nuntius; ſie verſicherte dabei dem Gratulanten: falls er, was vielleicht geſchehen könnte, ſie überleben ſollte, würde er finden, daß ſie ſeiner nicht vergeſſen habe. Wegen des gefallenen Packchens Schnupftabak aber bemerkte ſie: „Pitterchen, Pitterchen, raſſ' auf, heute geſchieht noch ein großes Unglück. Wenn mir früh Morgens ein Priſchen zufällig zwiſchen den Fingern durchglitſchte, da gab es Nachmittags immer etwas Verkehrtes. Und nun iſt gar ein Packet gefallen!“

Das Frühſtück hatte, außer daß man es nicht ſtehend einnahm, mit einem engliſchen überſchwenglichen nichts gemein. Es beſtand nämlich wegen des Feſttages aus einem Gebräu von dreiviertel Cichorien — an gewöhnlichen Tagen wurden ſiebenachtel genommen —, aus einem Loth Cheribon, und zwei, diesmal mit Butter, ſtatt mit Klatſchkäſe, belegten „Fettmannchens-Röggelchen.“

Das Diner erfolgte in ungefähr gleich erweitertem Maaßſtabe, indem zur Erhöhung der Feier als feines Nacheſſen noch ein in Oel gebackener Buchweizenkuchen aufgetiſcht wurde.

Nachmittags ging Pitterchen wie gewöhnlich zur Rappmühle, und Frau Veronica benutzte dieſe Abweſenheit zur Abzählung des Inhalts ihres „Lümpchens“, den ſie in mehreren alten Fußſocken, die ſie zwiſchen den Dachſparren, jedem menſchlichen Auge unſichtbar, eingezwängt hatte, als ſehr klüglich verſteckt erachtete. Während dieſes ganz zu ihrer Zufriedenheit ausgefallenen Geſchäfts gedachte ſie der ihr vom Pitterchen verehrten Flaſche Moſelwein, holte ſie herbei mit dem Vorſatze, nur zwei Gläschen zu nippen. Aus zwei wurden aber ganz zufällig drei, und als das Beſtemöderchen die gegen das Licht gehaltene Flaſche über ein Drittel geleert fand, hielt ſie es, der beſſern Ueberſicht wegen, für zweckmäßig, grade bis zur Hälfte herab zu trinken. Es wird nun noch ein Glas geleert, die Flaſche wieder gegen das Licht gehalten, aber nun fand ſich die Hälfte etwas überſchritten. „Ei, ei!“ ſprach die Trinkerin für ſich — „das war nicht gut berechnet! Du ſollſt mir aber nicht ſauer werden: den Reſt will ich meiner Namens-Patronin zu Ehren austrinken.“ Auf dieſe Weiſe geſchah es nun, daß Frau Veronica Nußter, des Weintrinkens ungewohnt, am 4. Februar 1778 ein Biſchen aus dem Häuschen kam, was nicht ohne Einwirkung auf das Oberſtübchen blieb.

Nun machte ſie zum Souper die nöthigen Einkäufe, und als das Enkelchen von ſeiner Tagesarbeit zurückkehrte, ſprach ſie zu dieſem: „Pitterchen! Dieſen Abend wollen wir „ä Schlötche, ä Gebrödche un ä Pinkche Ruths zu uns nehmen.“ Dieſer gab ſeine herzliche Zuſtimmung durch die Antwort: „Jo, Beſtemoder!“ zu erkennen. „Aber“ — ſprach Jene weiter — „nun merk' ich erſt, daß uns noch Oel und Eſſig zu dem Schlötche fehlt, das wirſt Du uns bei Deiner „Frau Moen“ (Muhme) drüben holen müſſen.“ — „Jo, Beſtemoder!“ erwiederte Pitterchen, „aber wo hinein?“ — „Ei, Du denkſt doch an Alles; mir iſt es wahrlich nicht eingefallen.“ — Nun muſterte ſie, den Zeigefinger aufrecht an die Naſenſpitze geſtreckt, das ärmliche Küchengut; nichts ſchien ihr recht zu paſſen. Plötzlich fühlte ſie ſich erleuchtet, klatſchte die knöchernen Hände zuſammen — man glaubte Caſtagnetten zu hören — und rief freudig: „Gefunden, gefunden! Gott ſey Dank, hab' ich doch mein Concept noch nicht verloren!“ Nun humpelte ſie, ſo ſchnell ſie vermochte, nach ihrer Schlafkammer, und brachte von da das Geſuchte herunter.

Dies beſtand aus einem ungewöhnlich großen **Römer**, einer Art Gläſer, die zwar, ſeit die Rheinweine jüngerer Jahre den ältern vorgezogen werden, faſt außer Gebrauch, aber nicht außer Andenken gekommen ſind; denn jeder Rheinländer ſieht noch gern den grünen dickbäuchigen Römer mit dem hohlen rundgerippten Fuße vor ſich ſtehen, gefüllt mit altem feurigen Hochheimer. Dieſes Glas aber ſtammte aus der Nachlaſſenſchaft eines Vetters der Frau Veronica, Mönchs in einer ehemaligen im Oberbergiſchen gelegenen, im Jahr 1803 aufgehobenen Abtei. Unter allen Benedictinern der Chriſtenheit zeichnete ſich „der geiſtliche Herr Vetter“, wie ihn Frau Veronica, wenn von ihm die Rede war, ſtets mit hoher Ehrfurcht nannte, durch ſeine Dicke aus. Der letzte Kurfürſt von Köln, Erzherzog Max Franz, hatte es in den letzten Jahren ſeines Lebens bis zu einem Gewicht von 435 Pfund gebracht, wogegen der geiſtliche Herr Vetter eine Schwere von 452 Pfund, bei einer Größe von höchſtens 5 Fuß 2 Zoll preußiſch, nachzuweiſen vermochte. — Gleichwie Herzog Bernhard von Anhalt, der Stifter dieſes Hauſes, im Jahr 1197 die nach König Heinrich VI Tode ihm angebotene deutſche Krone mit den Worten ausſchlug: „Inmaßen ich denn doch gar zu dicke bin“, ſo wehrte ſich auch der geiſtliche Herr Vetter aus dem nämlichen Grunde, als er erſt vierthalb Centner wog, ſehr ernſtlich gegen die ihm zugedachte Prälatenwürde. Manche meinten freilich, die Mönche hätten die Stelle nur deshalb durch ihn beſetzt gewünſcht, weil ſie ſich über die Wahl eines Andern nicht einigen konnten, dabei aber auch vorausſetzten, er werde binnen Kurzem im Fett erſticken, und da dachte man: „Kommt Zeit, kommt Rath!“ Wie Dem ſey, Pater Polycarpus führte, als ſeine Weigerung Gehör gefunden, ſein Schlender- und Schlemmerleben ganz genüglich fort, rundete ſich zuſehends mehr und mehr, und durfte endlich für den vollkommenſten Benedictiner auf Erden gelten, wenn es mit dem Satz des berühmten Naturphiloſophen Oken: „Je vollkommener ein Weſen iſt, deſto mehr nähert es ſich der Kugelgeſtalt“, nicht etwa ſo ſteht, daß er weder Natur noch Philoſophie hat.

Eines Morgens fand man den nur mäßig nützlichen, doch auch nur den vollen Schüſſeln und Bechern unmäßig ſchädlichen Pater mit lächelndem Angeſicht im Bette erſtickt. Die Abtei überließ den ſehr unbedeutenden Nachlaß den Erben, und Frau Veronica erhielt für ihren Antheil den Römer und ein porcellanenes Weihkeſſelchen. Auf den Römer, deſſen Fuß durch das unzählige Niederſetzen ziemlich beſchädigt war, legte die Erbin ganz abſonderlichen Werth, und hätte ihn nicht gegen das Stück Henkel von der Hochzeit zu Cana in Galiläa vertauſcht, in deſſen Beſitz die Abtei zu ſeyn ſich rühmte.

„Wie einzig dafür gemacht!“ rief Veronica, als ſie mit dem Römer herunter kam. „Beſſer konnt' ich's nicht treffen!“

„Jo, Beſtemoder! darein ſoll wohl der Eſſig?“

„Ei, auch das Baumoel.“

„Durcheinander?“

„Wie Du nur fragen kannſt, ſonſt biſt Du doch ſo geſcheidt. Sieh her: Hier oben hinein läßt Du Dir für ein Fettmännchen Eſſig, und hier unten“ — hier drehte ſie den Römer um und deutete auf den hohlen Fuß — „für einen Stüber Baumoel ſchütten.“

Pitterchen war bei dieſer Dreherei zwar etwas verdutzt, denn ihm ahnte dunkel, daß bei der Sache ein Häkelchen ſeyn müſſe; Grübeln war jedoch keineswegs ſeine Sache, und in der Ueberzeugung, ſeine Großmutter werde es am beſten wiſſen, antwortete er mit ſeinem gewöhnlichen: „Jo, Beſtemoder!“

„Nun gehe hinüber zu Deiner Moen: ſchlabbere mir aber nicht!“

Alsbald marſchirte Pitterchen, den Römer mit beiden Händen weit von ſich haltend, langſam und vorſichtig, als wollte er ſich im Nichtſchlabbern üben, quer über die Straße zu ſeiner Muhme.

„Taag, Frau Noen! Einen ſchönen Gruß von der Beſtemoder, ich hätte gern für ein Fettmännchen Eſſig und für einen Stüber Baumoel.“

„Soll geſchehen!“ antwortete die Muhme, und goß den Eſſig in den ihr vom Pitterchen aufrecht gehaltenen Römer. — „Aber wo ſoll denn das Baumoel hinein?“ „Hierein!“ erwiederte Pitterchen, indem er das Glas umſtülpte. — „O Donner Sackerlötchen!“ rief er erſchreckt, als der Eſſig zur Erde floß; „da hab' ich doch geſchlabbert! Nu nu, es wird nicht viel ſeyn, und wir werden doch wohl genug haben.“

Bei der Rückkehr beobachtete er noch mehr Vorſicht als bei'm Hingange. „Du haſt doch nicht geſchlabbert?“ rief ihm Frau Veronica entgegen.

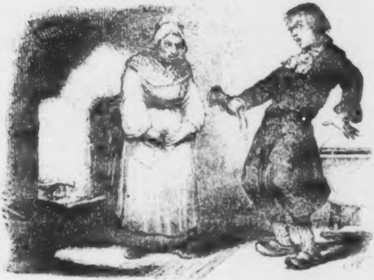
„Nur ein ganz klitzchen klein wenig, nur ein paar Tröpfchen.“

„Wo iſt das Baumoel?“

„Hier!“

„Und der Eſſig?“

„Hier!“ antwortete Pitterchen, indem er den Römer wieder umſtülpte, wodurch nun auch das Oel zur Erde floß.



Pitterchen ſtand da wie verſteinert; die Großmutter war außer ſich und jammerte: „Kein Oel und kein Eſſig! wie haſt Du Dich angeſtellt? wer erſetzt mir den Schaden? Habe ich doch ſchon dieſen Morgen bei'm Fallen des Paketchens Schnupftabak prophezeit, es werde uns heute noch ein ſchweres Unglück treffen. Da haben wir's ja! — Ach Herr Je! Herr Je! Da brennt mir auch das „Gebrötche" an! ich rieche es ſchon! Ein Unglück kommt doch nie allein!" Schnell humpelte ſie nun zum Brattiegel, ſtieß aber in der Eile das nicht weit vom Herde ſtehende „Pinkchen Ruths", aus dem ſie während der Kocherei bereits ein paar Gläschen genippt hatte, über den Haufen. Entſetzt fuhr ſie auf und ſchrie: „Pitterchen! Pitterchen! Alles, Alles iſt verloren! O Du heilloſer Veronicatag!"

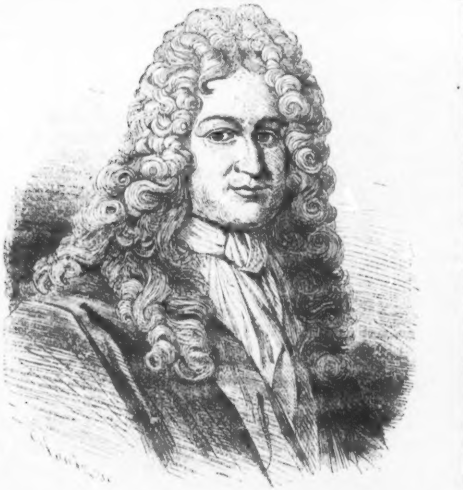
Pitterchen aber, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß wenigſtens das Unglück mit dem Gebrötche ganz unbedeutend war, ſtieg ſchnell hinauf nach ſeinem Stübchen, nahm ſein Sparbüchschen zur Hand, lief raſch zur Frau Moen, wo er diesmal zur größern Sicherheit ſich Oel und Eiſig in zwei verſchiedene Gefäße geben ließ, und von da zur nahen Weinſchenke, wo er ſtatt des Pinkchens einen vollen Krug einkaufte. Bei der Rückkehr fand er ſeine Großmutter in der Küche mit andächtig gefalteten Händen faſt eingeſchlafen. Er weckte ſie, zeigte ihr das Eingekaufte, und nun ſtrahlte Luſt, Freude und Ueberraſchung im Geſicht der Frau Veronica. „O Du Herzens-, Du Zucker-, Du Melis- und Candiskind! Das vergeſſe ich Dir nun und nimmermehr!" rief ſie im Ueberſtrömen ihres Gefühls.

Fröhlich ward dann das Souper eingenommen, und die Beſtemoder, mit ſich, mit Pitterchen und mit der ganzen Welt innigſt zufrieden, ließ ſich endlich nach geleertem Kruge, und als bei einem Verſuche des Aufſtehens die Beine nicht gebührende Folge leiſten wollten, von ihrem Enkelchen mit beiden Armen in's Schlepptau nehmen und in ihr Kämmerlein bugſiren.

W. Plasmann.

Gottfried Wilhelm Leibnitz.

Nennt man die vorzüglichſten Gelehrten der Deutſchen, wird Gottfried Wilhelm Leibnitz in der erſten Reihe dabei ſeyn; denn ſelten war Einer ſo herrſchend im reichhaltigen Wiſſen und im Fördern der Wiſſenſchaft. — Geboren am 4. Juli 1646 in Leipzig, wo ſein Vater Profeſſor der Moral war, verlor er dieſen vor dem ſechsten Jahre, am 5. September 1652, und erhielt nun ſeine Erziehung



unter der Obhuth der Mutter, die von Zeitgenoſſen „eine eben ſo achtbare als namentlich in der Sprachkunde ſehr gelehrte Frau“ genannt wird. Nachdem er glaubte, mit ſeinen erſten Studien hinlänglichen Grund gelegt zu haben, um ſich ſelbſt weiter zu helfen, was am nutzbarſten iſt, ſchloß er ſich ein bei der allſeitig gut ausgeſtatteten Bibliothek ſeines Vaters. Die Werke der Geſchichtſchreiber, Rechtsgelehrten, Theologen, Philoſophen, Mathematiker, Redner und Dichter. Alles las er und nicht flüchtig, ſondern mit eigenem Nachdenken und ernſter Forſchung. Zwei Univerſitäts-Jahre verlebte er in Leipzig, das dritte (1662) in Jena, wohin ihn der Profeſſor Johann Kühn zog, derzeit ein berühmter Mathematiker. 1664 — im

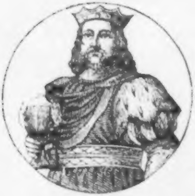
Alter von achtzehn Jahren — ward Leibnitz in Leipzig Magiſter, und wollte anderthalb Jahre ſpäter ſein Examen als Doctor der Rechte machen; man ließ es aber nicht zu, „ſeiner Jugend wegen.“ Die Gattin des Decans (Fakultäts-Vorſtehers), die Frau Decanin, um den damaligen Ausdruck zu gebrauchen, war ſeine eifrigſte Gegnerin, und zeigte ſich gereizter, nachdem Leibnitz auf den Vorwurf: er ſey noch zu jung, ihr geantwortet hatte: „ſie habe allerdings längſt Urſache, die Jugend für einen Fehler zu erachten.“ Im Verdruß über dieſe durch die angegebene Urſache lächerliche Abweiſung wandte er ſich nach Altdorf, und gewann dort mit dem anerkennendſten Zeugniß (1666) die Doctorwürde. Der Volksglaube an den fabelhaften Ruhm einer alchymiſtiſchen Geſellſchaft, die mit allerlei Thorheiten den „Stein der Weiſen“ ſuchte, trieb ihn nach Nürnberg, und der kluge Leibnitz wußte ſich durch einen mit den Lieblingsworten der goldſuchenden Alchymiſten ſpielenden Aufſatz Eingang zu verſchaffen, ja er wurde ſogar zum Protokollführer ernannt. Weisheit und Gold gewann er hier nicht, wohl aber mehr Beſonnenheit, und für ſeine Zukunft dienlich ward ihm die Bekanntſchaft mit dem Baron von Beinaburg, Miniſter des Churfürſten von Mainz Johann Philipp von Schönborn. Mit dem Rathstitel wurde er Beiſitzer der Juſtizkanzlei; in mancherlei Angelegenheiten nach Paris geſandt (1672), erweiterte er dort mit unermüdlichem Fleiße ſeine Kenntniſſe im Umgange mit vielen Gelehrten, die ihrerſeits auch von Leibnitz ſich Begriffserläuterung holten. Vortheilhafte Anträge, in Paris zu bleiben, lehnte er ab: er liebte ſein deutſches Vaterland, und wäre auch ſchon durch ſeinen feſten Proteſtantismus mit der unter Ludwig XIV wüthenden Frömmelei in Hader gerathen. 1673 ſtarb der Churfürſt von Mainz, und jetzt beſuchte Leibnitz England, blieb vier Jahre dort, kam mit den namhafteſten Gelehrten, auch mit Newton, in freundſchaftlichen Austauſch des Wiſſens, ehrte tüchtige Männer und wurde von ihnen geehrt. Nach Deutſchland zurückgekommen mit tieferem geiſtigen Gehalt, vermehrten ſich allmälig ſeine Schriften, und nun berief ihn der Herzog von Braunſchweig-Lüneburg mit dem Titel Hofrath zum Bibliothekar. 1776 befand er ſich in Hannover, ordnete und ergänzte die Bibliothek, wendete ſich nun beſonders der Mathematik zu, und zeigte in dieſer ſtrengen Wiſſenſchaft ſeinen ſcharfſinnigen Verſtand und ſeine erfinderiſchen Kräfte. In der Metaphyſik (Betrachtung des Ueberſinnlichen) verſuchte er dieſe Kräfte an den verhüllteſten Aufgaben, unter Anderem in Beantwortung der ſchwierigen Frage: „Hat die Welt einen allmächtigen, allweiſen und allgütigen Schöpfer, woher und wozu die Unvollkommenheiten und das Elend ſo vieler ſeiner Geſchöpfe?" Leibnitz bemühte ſich in dem berühmten Werk „Theodicee" (Rechtfertigung der göttlichen Vorſehung) um die Löſung dieſer Frage, und Fontenelle urtheilte darüber: „die „Theodicee" iſt hinreichend, um ſich von dem Genie des Verfaſſers eine Idee zu machen." Durch ſeine „Anſichten über die Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens" bezeugte er ebenfalls eindringliche Gedankentiefe, und überhaupt war er mit ſeinen Schriften vorleuchtend zum Fortſchritt. Im Jahr 1687 hatte er eine Reiſe nach Wien gemacht, um Urkunden zu ſammeln zur Geſchichte der Herzöge von Braunſchweig, ward dann auch veranlaßt nach Italien zu reiſen, weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Eſte mit dem Urſprung des Braunſchweiger Fürſtenſtammes verzweigt ſind. In Wien war Leibnitz ſpäter noch zwei Mal; dort hat man (1711) ſeinem Namen den Freiherrn und Reichshofrath angehängt, und überhaupt waren ſeine Titel, da er von vielen gelehrten Anſtalten zum Mitglied erwählt wurde, in ſteter Zunahme, was wir wenigſtens erwähnen wollen, beſonders noch in Bezug auf Titel, die zugleich einträglich waren. Als „Reichshofrath" bezog er von Oeſterreich 2000 Gulden, als „ruſſiſcher geheimer Juſtizrath" 1000 Rubel, und als Präſident der hauptſächlich von ihm begründeten „Preuſſiſchen Societät (nachmals „Academie) der Wiſſenſchaften" war ihm auch ein Jahrgehalt zugetheilt, neben dem von Braunſchweig. Leibnitz hatte noch weitführende Pläne, zum Beiſpiel die Erfindung einer „Univerſalſprache" und das Bewirken einer „Religionsvereinigung", zwei Gegenſtände, vor denen der Menſchenverſtand noch immer ſtillſteht, als ſein für erhabene Ideen raſtlos thätiges Leben am 14. November 1716 in Hannover endete. — Verheirathet war er nie, und es iſt möglich, daß ihn die „Frau Decanin" Furcht vor dem ſchönen Geſchlecht einflößte. Der ſo weiſe Leibnitz hatte den ſehr hinfälligen Grundſatz: man müſſe ſich bis zum vierzigſten Jahre bedenken, ob man vor den Altar treten wolle, ob nicht. Als er ſich aber bald nach ſeinem vierzigſten Jahre zu einem Heirathsantrag entſchloß, da erklärte ihm die endlich Angeſprochene: jetzt wolle ſie ſich beſinnen. So war und blieb nun ſein Hausweſen das eines Muſtergelehrten, das heißt: ſeine Wirthſchaft war keine muſterhafte, und er mag wohl oft die wirthſchaftliche Hausfrau vermißt haben. — Um Leibnitz in allen ſeinen gelehrten Werken zu folgen, dazu iſt hier nicht der Ort; wir wieſen auf deren Vielſeitigkeit hin, und heben hervor, was allgemein anſprechen könnte, wäre es nicht — in fremden Sprachen geſchrieben.

Dennoch wird in den Lebensſchilderungen zu viel behauptet, wenn es heißt: „Zu beklagen iſt es aber, daß Leibnitz, im Geiſte ſeiner Zeit, nur in fremden Sprachen ſchrieb.“ Dieſe Bemerkung iſt nicht völlig wahr, wir haben auch deutſche Schriften von ihm in Bezug auf die deutſche Sprache, um die er große Verdienſte hat, obwohl dies in den Lebensſchilderungen vergeſſen ſcheint. — Der bekannte Dichter Johann Ulrich König ſchrieb 1737 in der Vorrede zu einem deutſchen Wörterbuch: „Bei der zu Anfang dieſes (des achtzehnten Jahrhunderts) zu Leipzig in Vorſchlag gebrachten „Academia Augustea“ ward die erſte Eintheilung alſofort der Mutterſprache gewidmet und auf die Ausfertigung eines „deutſchen Wörterbuchs“ angetragen. Gleiches war auch die Abſicht des erſten Vorſtehers der „Preußiſchen Wiſſenſchaften-Societät“, des Herrn von Leibnitz, da er ſeine „Gedanken von Ausübung und Verbeſſerung unſerer Sprache“, ſonderlich aber von Verfertigung eines oder des andern deutſchen Wörterbuchs zu Papier brachte, und eine, von jener Societät ganz abgeſonderte deutſche Sprachgeſellſchaft zu errichten bedacht, auch ſolcherwegen nach Berlin gereiſt war.“ — Das „Realwörterbuch der Wiſſenſchaften“, ein Vorgänger der „Converſations-Lexicons“, entſtand auf Antrieb von Leibnitz, wie er auch noch mehrere Werke veranlaßte, die für das Volksleben Reinigung und Weiterbildung der deutſchen Sprache bezweckten. Vor Allem aber iſt es die von Leibnitz herſtammende Bedingung: daß die Berliner Academie der Wiſſenſchaften die Ausbildung der deutſchen Sprache mit in ihren Wirkungskreis zu ziehen habe durch eine eigens dazu berufene Abtheilung, wodurch er bewährte, wie ſehr ihm die Sprache ſeines Vaterlandes werth war. — In den anmuthigen Umgebungen Hannovers hat Leibnitz ſeinen Begräbnißort und ein Denkmal. Es iſt ein Tempel, der ſeine Büſte beſchirmt, und die wenigen Worte: „Ossa Leibnitii“ (Gebeine des Leibnitz) bezeichnen den Stein, unter welchem ſeine Erdenhülle ruht. Das iſt ein ſehr einfaches Denkmal, doch genügend; die in's Ueberſchwengliche jagende Denkmalſucht der heutigen Zeit beweiſt nur, daß wir an kraftvoll thätigen Männern Mangel, an Leuten aber, die durch den Ruhm verewigter Größen in ſelbſtſüchtiger Eitelkeit prangen wollen, Ueberfluß haben.

Fr. Becker.

Vom Bier.

Obwohl uns dieſer Aufſatz mit einem beliebten Getränk beſchäftigt, müſſen wir ihm doch durch die Schilderung, wie man's braut,



einen trockenen Eingang geben, und darin wird uns der Bierkönig Gambrinus beiſtimmen. Doch nein. Dem widerſpricht eben Er, und was er ſagt, iſt nicht uneben. „Ihr meint“, ſpricht er, „von der Bereitung des Biers beginnen zu müſſen; mich dünkt aber, ich darf verlangen, daß von mir begonnen werde, der ich behaupte, das erſte Bier gebraut zu haben, und dann erſt kann vom Brauen an ſich die Rede ſeyn.“ — Iſt Gambrinus auch nur ein Mährchenkönig, oder wird er höchſtens zu einem Herzog Bayerns in jener Zeit, als die Römer dies Land unter dem Namen Vindelicien beherrſchten, wollen wir ihm doch jedenfalls ſo viel Achtung bezeigen, um ihn berichten zu laſſen, was er von Andern über ſich ſelber gehört haben kann. „Seit ſich“, ſo fährt er fort, „der Hopfen und die Gerſte auf mein Anſtiften vermählt haben, wird dieſe Vermählung bis zum heutigen Tage durch das Bier gefeiert, das ich den Anhängern jenes Paars auf alle Zeit als Hochzeitsgeſchenk darbiete, nicht ohne eine mäßige Abgabe, denn dieſe königliche Gewohnheit will auch ich beibehalten. Ich dächte, bei jedem Kruge, Röſſel oder Seidel, wenn ſie nämlich noch voll ſind, könntet ihr euch gern Meiner erinnern. Denn ich berauſche nicht ſo, daß daraus Krieg und Todſchlag zu Ehren der Civiliſation entſteht und zeigt ſich ausnahmsweiſe einmal auch vor dem Bierkruge die Civiliſation ſo, daß man ſie von Brutalität nicht unterſcheiden kann, giebt's doch nur Rauferei, bei der Dieſer oder Jener etwas Haare läßt oder theilweiſe blau gefärbt wird, nicht einmal echt, denn die natürliche Farbe kommt bald wieder zum Vorſchein. Mein Thron macht auch wenig Koſten; es iſt eine Tonne, aus der ich fortwährend nährenden Segen ſpende. Ehrlich geſtanden war ich jedoch ſonſt beſcheidener als jetzt — ich habe mich in die Zeit ſchicken müſſen. Ehemals begnügte ſich mein Haupt mit einem Kranz von Hopfenzweig und Gerſtenähren, neulichſt aber, ſeit ich meine Erfindung ausdehnte, ſeit Porter, Ale und der Bock entſtanden, die in ihrer Dreiheit ſich — unter uns geſagt: irrthümlich — einbilden, ſie hätten den Wein beſiegt, hat man mir eine Krone um die Stirn gelegt, die mich aber drückt, und ich verhehle nicht, daß mir der leichte Kranz viel angenehmer war."

Nachdem wir nun den Gambrinus über ſich ſelbſt haben reden laſſen, wollen wir zuſchauen, auf welche Weiſe ſein Getränk entſteht.

Die meiſten Biere werden aus der Gerſte, andere aus Weizen, Spelt (Dinkel), oder aus Hafer gewonnen. Das Verfahren bei Bereitung des Gerſtenbieres iſt im Allgemeinen folgendes: Zuerſt wird die Gerſte gemälzt, eine Arbeit, die in das Einweichen, Keimen, Trocknen und Darren zerfällt. In ein zum Theil mit reinem Waſſer gefülltes Gefäß wird mehr und mehr Gerſte geſchüttet, und mittelſt einer Krücke umgerührt, wodurch ſich die Hülſen und Unreinigkeiten abſondern und obenauf ſchwimmen. Sie werden mittelſt eines Siebes abgenommen, dann wird die Gerſte gleichmäßig ausgebreitet, und man läßt ſie vierzig bis achtundvierzig Stunden ſtehen. Bei dieſem Einweichen ſaugt die Gerſte Waſſer ein und ſchwillt auf. Das Waſſer wird nach Verlauf der angegebenen Zeit abgelaſſen und die Gerſte auf die Malztenne gebracht, wo man ſie in niedrigen Haufen aufſchüttet. In dieſen Haufen erzeugt ſich nun gelinde Wärme, bei welcher ſich die Keime der Gerſte entwickeln; die Wurzelfaſern ſproſſen aus den Keimen, und man läßt ſie 1½ der Länge des Kornes erreichen; nun aber wird durch wiederholtes Umſchaufeln der Gerſte und deren Ausbreitung verhindert, daß nicht auch die Blattkeime zum Vorſchein kommen, denn durch die Bildung der Blätter würde ein Theil des Mehlgehalts verloren. Die auf der Malztenne äuſſerlich getrocknete Gerſte wird dann auf der Malzdarre ſtärker getrocknet oder gedarrt, bis ſie eine braungelbe Farbe annahm. Auf das Malzen folgt das Maiſchen, wozu vorläufig das Malz geſchroten oder grob gemahlen, und das Schrot hienach einige Tage an einen kühlen Ort geſtellt wird, um aus der Luft Feuchtigkeit anzunehmen. Das Maiſchen beſteht darin, daß man das Malzſchrot in einen großen Bottich mit doppeltem, einen durchlöcherten und einen undurchlöcherten Boden thut, und es mit heißem, aber noch nicht ſiedendem Waſſer übergießt. Dies wird mit dem Malzſchrote wohl gemengt und man läßt es über demſelben einige Zeit ſtehen. Dann wird der Aufguß, die Würze, mittelſt eines Hahnes, der ſich zwiſchen den beiden Böden des Maiſchbottichs befindet, in ein tiefer ſtehendes Gefäß, den Unterſtock, abgelaſſen. Hierauf bringt man die Würze in den Braukeſſel, kocht ſie mit dem Hopfen mehrere Stunden, und läßt ſie nachher durch eine Rinne in das Kühlſchiff ab, wobei der Hopfen durch einen Seiher zurückgehalten wird. Das Kühlſchiff iſt ein großes, flaches Gefäß, worin man die Würze bis zu etwa 10 Grad (nach Reaumur) abkühlen läßt. Von hier kommt die Würze in den Gährungsbottich, wo ſie mit Hefe (Oberhefe) vermiſcht wird, um dadurch in Gährung gebracht zu werden. Bei der Gährung erhebt ſich über der Oberfläche der Würze ein weißlicher, ſpäter bräunlicher Berg ſchaumartiger Hefe (Oberhefe), während ſich auch auf dem Boden des Gefäßes Hefe (Unterhefe) abſetzt. So wie der Schaum auf der Würze einzuſinken beginnt, iſt die Gährung vollendet, die Oberhefe wird mit einem Siebe abgeſchöpft, und das nun fertige Bier von der Unterhefe in Fäſſer abgezogen. In den Fäſſern ſetzt das Bier die Gährung (Nachgährung) fort, man läßt deshalb noch einige Zeit den Spund des Faſſes offen, erhält auch das Faß durch Nachgießen immer voll: dann wird die ſich bildende Hefe durch den Spund ausgeſtoßen. Wenn endlich die Nachgährung ſcheinbar aufgehört hat, ſpundet man die Fäſſer zu, doch bleibt das Bier in dauernder Gährung und wird endlich ſchal und ſauer. Damit dieſe Gährung möglichſt langſam ſtattfinde, muß man das Bier in den kühlſten Kellern aufbewahren.

Es giebt ſehr verſchiedenartige Biere, die man nach der geringeren oder größeren Kräftigkeit in leichte, mittelſtarke und doppelte Biere unterſcheidet. Die ſtärkſten ſind der Porter und das Ale. Nach der verſchiedenen Farbe, die von der des Malzes abhängt, hat man weiße, gelbe und braune Biere. Man miſcht die verſchiedenen Getreideſorten auf mannichfache Weiſe; auch die Gährung kann verſchieden ſeyn, und auch hienach wird das Bier unterſchieden. Das nach der obigen Beſchreibung bereitete iſt das Lagerbier, ſo genannt, weil es ſich am beſten erhält, und durch ein längeres Liegen und die langſamere Gährung ſeine Güte bis zu einem Scheidepunkt ſteigert. Ortseinflüſſe wirken bedeutend mit, ſo daß in manchen Gegenden ein treffliches Bier gebraut wird, während derſelbe Brauer an einem minder günſtigen Orte nicht das gleiche Bier zu bereiten vermag. Das beſte Bier wird in England und Baiern gebraut, und vorzugsweiſe in Bezug auf Weißbier hat Berlin einen weit verbreiteten Ruf. Die Fortſchritte in der Brauerei ſind aber überall merkbar; faſt in allen, beſonders in deutſchen Ländern hat man gute Biere, und gute Biere werden überall getrunken, begreiflich am wenigſten dort, wo der Wein am heimathlichſten iſt. Verſchieden ſind ſie durch die verſchiedenen Zuſätze, und unſre Vorfahren, wenn man ihnen Bier in ſchwächlichem Gehalt verſetzte, pflegten im Spott zu äuſſern: „Hiezu hat der arme Lazarus das Malz hergegeben und der ſtarke Simſon das Waſſer getragen." Das Bildliche war überhaupt beliebt bei unſern Vorfahren, und das Bier nannten ſie „flüſſiges Brod." Vielen iſt es auch ſo unentbehrlich wie das Brod, und wer es trinkt, mag daran erinnert ſeyn, daß dieſem „flüſſigen Brod" eine altgeſchichtliche Herkunft nicht mangelt.

Die Erfindung und erſte Herſtellung des Biers wird den Egyptern zugeſchrieben; jedenfalls kennt man es ſchon ſeit drittehalb tauſend Jahren, indem es von Archilochus (660 Jahre vor unſerer Zeitrechnung), Aeſchylus und Sophokles (ein paar Jahrhundert ſpäter) erwähnt wird mit Namen, die durch „Gerſtenwein" überſetzt wurden. Plinius (im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung) ſpricht in ſeiner Naturgeſchichte mehrmals von dieſem Getränk, findet es aber abſcheulich, „weil es noch trunkener mache als der Wein", bedauert auch, „daß man Getreide, dieſe herrliche Gabe der Natur, nicht beſſer zu verwenden wiſſe." Welcher Art dieſer „Gerſtenwein" geweſen iſt, läßt ſich nicht ermitteln, alſo auch nicht ſagen, ob Plinius Urſache hatte, ſich darüber zu ärgern. — Die Römer nannten dies Getränk „Cerevisia", von Ceres, der Göttin der Feldfrüchte, und vis (Kraft, Macht), weil auch ſie es als leicht berauſchend erkannten, was wohl zum Theil die Schuld einer mangelhaften Bereitung ſeyn mochte. Das deutſche Wort „Bier" leitet man von dem lateiniſchen „bibere" (trinken) her.

Die Deutſchen der Vorzeit tranken weit mehr Bier als Wein, der im Bürgerſtande meiſt nur zu Feſtlichkeiten herbeigeholt wurde. Bei den Rittern und Burgbewohnern war er gebräuchlicher, weshalb ſelbſt in Norddeutſchland faſt jeder Hügel zum Weinberge wurde, wo man ſich den Rebentrank für das adliche Geſinde erzeugte. So waren ſelbſt bei Berlin alle Höhen zum Weinbau benutzt und behielten zum Theil davon ihre Namen. Was — zum Beiſpiel — die Berliner „Templower Berge" nennen, das bezeichnen amtliche Verfügungen der Dorfbehörde noch jetzt als „Weinberge." — Das Bier hatte ſehr verſchiedenes Gebräu, und Kenner ſtritten darüber: ob man Gardelegenſches Bier auf Bernau'ſches trinken dürfe, oder ob es nicht rathſamer ſey, mit Neuſtadt-Brandenburger oder irgend einem andern Stadtbier anzufangen. Der Witz unſrer Vorfahren hatte den berühmten Bierſorten eigenthümliche Namen gegeben. Man nannte das Leipziger Bier: Raſter; das Halliſche: Puff; das Wittenbergſche: Kuckuck; das Breslauer: Schöps; das Halberſtädtiſche: Breihahn; das Gardelegenſche: Garley; das Goslariſche: Goſe; das Kyritzer: Mord und Todſchlag; das Braunſchweigiſche: Mumme; das Güſtrower: Knieſenack; das Ratzeburger: Rumdiepuff; das Wettiner: Keuterling; das Delitzſcher: Kuhſchwanz; das Osnabrücker: Buſe; das Herforder: Ramna; das Eckernförder: Cacabulle; das Boitzenburger: Beiß den Kerl; das Münſterſche: Koite; das Kieler: Witte; das Jenaiſche: Dorfteufel; das Helmſtädter: Klappitt; das Eislebenſche: Krabbel an die Wand; das Lübecker: Jſrael; das Brandenburgiſche: Alter Claus; das Colberger: Black; das Zerbſter: Würze.

Wir könnten noch mehr Namen anreihen, die ſeit dem vierzehnten Jahrhundert dem Bier angehängt wurden, und wir meinen, alle Gelehrſamkeit der Welt reiche nicht hin, um die Entſtehung dieſer Beiwörter aufzufinden und ſie zu erklären.

In den Sprüchwörtern fehlt das Bier begreiflich auch nicht. Wir erwähnen davon: „Bier und Wein folgt dem Zapfen", — nimm alſo den Zapfen wohl und haushälteriſch in Acht. „Er beſſert ſich wie ſauer Bier", — alſo niemals, denn bis auf die neueſte Zeit ſind die Verſuche, ſaures Bier in gutes umzuwandeln, nach unſrem Wiſſen noch nicht geglückt. „Seht, wat dat Beer deit" — „dat is ſtark Beer!" ſpötteln Hamburger, wenn ſich Einer ungeberdig benimmt, wonach ſich ſchließen läßt, daß die Hamburger kein Dünnbier trinken, eher ſolches, das die altdeutſche Bierprobe zu beſtehen vermag. Man beſtrich nämlich einen Schemel mit Bier, und wenn die ledernen Hoſen daran feſtklebten, dann war das Getränk ein rühmliches. Daß dieſe geglückte Probe Anlaß gab zu ſchallendem Gelächter, verſteht ſich von ſelbſt. Den Sprüchwörtern ſchließen ſich auch Reime an, und oft genug wird man hören:

„Bier auf Wein,
Das laß ſeyn;
Wein auf Bier
Rath' ich Dir!"

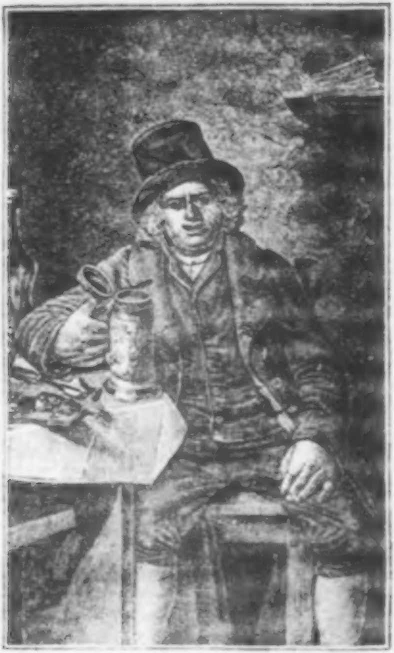
— aber der Geldbeutel reicht oft kaum zu dem Einen und erinnert an den verjährten Studentenſang:

„Wer will trinken cerevisiam (Bier),
Der muß haben pecuniam (Geld),
Wer nicht hat pecuniam,
Der muß trinken aquam" (Waſſer).

Ein ſehr natürlicher Rath, dem aber die Studenten-Natur ein ſaures Geſicht zeigen wird, und wir finden dies ebenfalls natürlich. Denn obwohl wir gutes Waſſer hoch in Ehren halten, darf hier doch das „Eines thun und das Andere nicht laſſen“ zur Anwendung kommen, verſteht ſich, wenn „pecuniam“ ohne Borg vorhanden iſt; dann aber auch Bier nicht übermäßig. Sich mit einer Kanne oder einem Kruge zu begnügen, wie auf dem Nachbarsblatt der freundliche Alte bei ſeinem einfachen, ihm aber reichlich ſcheinenden Mahle, das iſt von Biertrinkern der „Kneipe“ wohl ſelten zu erwarten; bei etwaigem Zuviel ermahne aber Jeden die Antwort des zu ſeiner Zeit berühmten General-Chirurgus Theden. Der wurde von alten Offizieren, als mehrere Kameraden raſch hintereinander am Schlagfluß geſtorben waren, gefragt: ob wohl das Kottbuſer Bier, das damals die meiſten Verehrer hatte und von den bejahrten Kriegshelden eifrigſt getrunken wurde, die Todesurſache ſeyn könne. „Hm, meine Herren“, entgegnete Theden, „ich glaube an Vorherbeſtimmung, glaube alſo auch, daß Jedem im Leben ſein Maaß Bier vorherbeſtimmt iſt, wenn er das aus hat, muß er weg!“ Demnach wäre Allen zu empfehlen, mit ihrem zugetheilten Maaß ſo umzugehen, daß es möglichſt auf die Länge aushält. — Da eben Bier und Geld zuſammengekommen ſind, wollen wir über das „Biergeld“ die Aeußerung einer alten Chronik beibringen. Sie meldet:

„Die durſtigen teutſchen Handwerker haben allerhand Gelegenheit zum Trinken geſuchet, und ſich entweder ein gewiſſes Biergeld oder das Bier ſelbſtens, ſonderlich wenn ſie ihre Arbeit auf Tagelohn thun, über den gewöhnlichen Lohn als ein Geſchenk unter mancherlei Namen ausgedungen, als Schlichtebier, Schlußbier, Spundbier. Zum Beiſpiel die Maurer, wenn ſie ein Gewölbe verfertigen und auf den Schluß ſtehen, rufen: „Schlußbier her!“ Die Kleiber (Lehmkleber), wenn ſie einen Boden flechten und jetzt das letzte Holz einlegen, fordern Spundbier. Ja wenn ſie eine geklebte Wand ſtreichen und ſchlichten, wollen ſie auch Schlichtebier haben. Nicht zu gedenken, daß auch die Zimmerleute bei der Aufrichtung eines Gebäudes und Beſteckung mit dem Strauß ein dergleichen Geſchenk fordern und nehmen.“

Damit der ſichtliche Unwille der Chronik über das Biergeld nicht zu ſtark auf die Maurer, Kleiber und Zimmerleute fällt, hat ſich dieſe Forderung ſo ausgebreitet, daß man bei einem Verzeichniß der Begehrenden am beſten thäte, nur Diejenigen zu erwähnen, die kein Biergeld beanſpruchen; es ließe ſich wahrſcheinlich dann die Mühe



gänzlich ſparen, weil Leute, die nicht über Gebühr belohnt ſeyn wollen, jetzt faſt ſo unentdeckbar ſind, wie zu allen Zeiten die weißen Raben. Das Wort entſcheidet hier nicht, die Sache bleibt dieſelbe, wenn auch das Bier- zum Champagner-Gelde wird: denn Bettelei iſt Bettelei, in welcher Form ſie ſich kundgiebt, und es ließe ſich oft noch ein derberes Wort dafür gebrauchen.

Was die Wirkungen des Biers betrifft, darüber ſind die Gelehrten uneins, und die Ungelehrten gleichfalls. Das „Converſations- oder Real-Lexicon" unterſcheidet die Biere, bringt ſie unter Nützlichkeit und Nachtheil, was eben nur ſagt: Alles hat zwei Seiten. Ein Franzoſe bemerkt: „Deutſchland iſt der claſſiſche Boden für Bier und Tabak, dort liebt man das Hopfengetränk und weltweiſe Dünſte: wir lieben den Sprudel des Champagners und des leichten Witzes", und ein deutſcher Schriftſteller meint: „Vom Bier kommt die Schwermuth und Schwerfälligkeit meiner Landsleute, und ich möchte nicht dazu beitragen, den deutſchen Geiſt bierlich feiſt und unbeweglich zu machen, ihn tabaklich zu umwölken." Aber — unſre Vorfahren waren trotz ihres Biertrinkens kräftig und muthig; ſelbſt Friedrich der Große wurde bei der Bierſuppe erzogen und Jean Paul trank gern und ſogar viel Bier — ſeinem Anblick nach freilich zuviel. Wir enthalten uns alſo, die Wirkung des Biers mit irgend einem Beiwort abzuſchätzen, ſind jedoch nicht ungläubig für den alten Vers:

„Ein Maaß Bier und zwei Maaß Waſſer,
Zwiſcheninn' ein Fläſchchen Wein, —
Dann wirſt Du nicht Menſchenhaſſer,
Schmerbauch nicht noch Windſack ſeyn."

Erwähnt ſey noch, daß Langbein, ein deutſchgemüthlicher Dichter, für den der deutſche Dank ſehr lebhaft war, ehe das beſcheidene Gemüth ſich verbergen mußte vor hochmüthiger „Intelligenz", in ſeinem Liede von den „Getränken" rheinluſtige Weintrinker ſagen läßt:

„Das plumpe Bier hegt, vornehm ſich zu dünken,
Zwar einen großen Hang,
Allein es hat mit Denen, die es trinken,
Mit Bürgern nur den Rang."

Das that Langbein des ihm für ſeinen Zweck nothwendigen Gegenſatzes wegen, da er „von der Natur" den Wein zum „König" krönen läßt, und der bürgerlich Mannhafte — ich hab' ihn als ſolchen gekannt — hat ſehr wohl gewußt, daß der Rang eines Bürgers, wie er ſeyn ſoll, auch ein ſehr bedeutſamer iſt. Freilich muß er nicht zu Jenen gehören, auf den die Harz-Sage vom „Biereſel“ paßt, ſich nicht den Lüderlichen anreihen, die zu lange im Bierhauſe ſitzen, wonach ſich ihnen dann, zufolge jener Sage, bei dem Heimgange ein Geſpenſt in Geſtalt eines Eſels aufhockt, bis ſie unter der Laſt zuſammenbrechen, und eine ſchwere Krankheit, wohl gar den Tod davon haben. Höflicher meinen daſſelbe auch die alten Reimlein, die hier der Schluß ſeyn mögen:

„Jedwedes Zuviel
Bei Trunk und Schmaus
Verdirbt das Lebensſpiel,
Dörrt Kraft und Geiſt euch aus!“ Gs.

Capitain Ried und der Prophet.

Wir ſtanden im Sommer 1814 in Luzern an der Stelle, wo den 1792 im Kampf für Ludwig XVI in Paris gefallenen Schweizern ein Denkmal errichtet werden ſollte: ein ſterbender Löwe.*) Das Geſpräch darüber führte unter Anderem auch zu einigen gar ſcharfen Bemerkungen über Schweizer, die ihr Blut für eine ihnen ganz fremde Sache vergoſſen. „Wo ſind die Enkel Tell's und Winkelrieds?“ riefen wir aus. — „Wo iſt überhaupt Tell geweſen?“ ſprach eine tiefe Stimme dicht neben uns. Wir ſahen uns verwundert um, und gewahrten nun erſt einen ſehr fein gekleideten Mann, deſſen Weſen und Haltung den Militair nicht verkennen ließen. „Sie gehören vielleicht“, redeten wir ſcherzend den Unbekannten an, indem wir ihn zugleich begrüßten, „zu den hiſtoriſchen Aufklärern. Wenigſtens ſcheint ihr Ausruf etwas der Art anzudeuten!“ — „Man braucht eben kein arger Zweifler zu ſeyn, um nicht an den Tell zu glauben", erwiederte der Unbekannte. „Die ganze Geſchichte von dem Apfelſchuß grenzt zu ſehr an die Sage, als daß man ſie für wahr halten könnte." — „Wird man nicht", werfen wir ſpöttiſch ein, „nach einem halben Jahrtauſend die ganze Geſchichte von Napoleon aus demſelben Grunde für eine Sage erklären." — „Kann geſchehen!" entgegnete Jener ruhig. „Die Urtheile und Berichte der Geſchichtſchreiber über ihn ſind ſo verſchieden und widerſprechend, werden es künftig noch mehr ſeyn, daß mich dies gar nicht wundern ſollte. — Doch wohin führt Sie ihr Weg, meine Herren?" — „Nach allen Winden!" antworteten wir, „und es ſollte uns angenehm ſeyn, wenn Sie uns dahin begleiten wollten." „Davon ſpäter!" entgegnete der Fremde, lüftete ein wenig den Hut, bog in ein Seitengäßchen, und war bald unſern Blicken entſchwunden. „Ein wunderlicher Kauz!" ſagten wir uns, und ſetzten unſern Weg fort. — „Wer ſind aber die Wir?" Nun, wer ſoll es anders ſeyn, als drei Reiſende vom Handwerk, um nicht das widrige Fremdwort „Touriſten" zu gebrauchen. Das iſt genug von Uns, und Wir ſind bereits auf „alle Winde" angekommen, dem ſchönſten Standpunkt, um die romantiſche Umgebung Luzerns in ihrer ganzen Herrlichkeit anzuſchauen. Erfüllt von dem erhabenen Anblick verließen wir endlich den reizenden Ort, um uns nach Küßnacht einzuſchiffen. Als wir in das Boot ſtiegen, war das Erſte, was wir ſahen, unſer Bekannter, der Zweifler am Tell. „Ei, das iſt ſchön von Ihnen", riefen wir ihm zu, „daß Sie nun mit uns vereint ſind." — „Zufall! Nichts als Zufall, der oft wunderlich genug mit uns ſpielt!" erwiederte er trocken. Wir hatten nicht übel Luſt mit ihm über das Wort „Zufall" einen philoſophiſchen Streit anzufangen; die erhaben ſchöne Natur rings um uns her ließ uns jedoch alle Streitluſt vergeſſen. Wir ſchwelgten in einem Gefühl, das ſich wohl nachempfinden, aber nicht beſchreiben läßt: ſo mächtig, ſo erhaben groß iſt dieſe Natur! Noch immer viel zu früh für uns hatten wir Küßnacht erreicht, ehe wir uns deſſen verſahen. Bei dem Eintritte in das Gaſtzimmer mußten wir unwillkürlich über die Wirthin lachen: eine große, ſtattliche Frau, von kräftigem Körperbau, die auf dem Kopfe einen Thurm zu tragen ſchien, indem das ſtark gepuderte Haar gleich einer Pyramide nach oben zugeſpitzt war, und auf dieſer Spitze ſchwebte ſchalkhaft ein kleines Häubchen mit einem Paar mächtigen an der Seite herabhängenden Haubenflügeln. Nach eingenommenem Frühſtück wanderten wir durch die berühmte hohle Gaſſe zum Rigi hinauf. — „Durch dieſe hohle Gaſſe muß er kommen“, ſprachen wir mit redneriſchem Schwung, „es führt kein and'rer Weg nach Küßnacht. Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt! fort mußt Du, Deine Uhr iſt abgelaufen!“

---

*) Nachmals von Thorwaldſen trefflich ausgeführt.

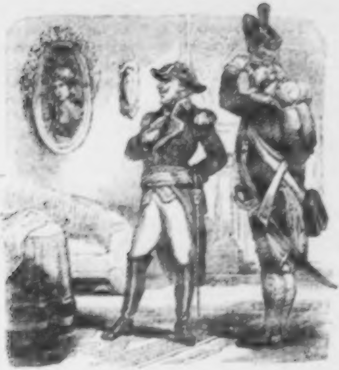
Das Berganſteigen machte unſern ſchauſpieleriſchen Uebungen ein Ende. „Sie ſind ja ſo ſtill, lieber Herr!“ redeten wir unſern unbekannten Gefährten an. „Warum ſo traurig bei dem Anblick dieſer herrlichen Natur?“ — „Davon ſpäter!“ war ſeine Antwort. Wir ſahen einander an, und ſchüttelten die Köpfe über den Sonderling; denn dieſe Bezeichnung gaben wir unſerm meiſt ſchweigſamen Gefährten. „Wollen Sie uns eine Frage nicht übel nehmen?“ redeten wir ihn endlich wieder an. „Warum ſoll ich ſie übel nehmen?“ entgegnete er, „eine Frage ſteht ja frei, und auch eine Antwort.“ Dadurch ermuthigt fragten wir ihn, ob die Rede: „Davon ſpäter!“ die wir ſchon zweimal von ihm vernommen, etwa nur eine ſprüchwörtliche Angewöhnung ſey, oder ob ſich vielleicht irgend eine für ihn wichtige oder merkwürdige Begebenheit daran knüpfe. „Beides!“ erwiederte er ſeufzend. „Dürften wir vielleicht“ — „Fragen?“ unterbrach er uns, „warum nicht! Doch eben darum: davon ſpäter!“ Jetzt war die Unterredung wieder zu Ende; wir waren natürlich noch geſpannter auf die von unſerm Sonderling angedeutete Geſchichte.

Daß es eine ſeltſame Geſchichte ſeyn müſſe, glaubten wir nach dem Weſen des Fremden annehmen zu können, und wir würden uns wahrſcheinlich noch mehr in allerlei Vermuthungen vertieft haben, wenn uns nicht der immer ſteiler und ſteiniger werdende Weg oft ſehr empfindlich von dieſen Betrachtungen abgelenkt hätte. Wir waren denn auch ſehr erfreut, als wir uns endlich in dem Rößli auf dem Rigi-Staffel geborgen ſahen. „Jetzt ſollten Sie uns Ihre Geſchichte erzählen“, riefen wir unſerm Gefährten zu, „denn es iſt eben ſpäter Abend, und Sie hätten alſo Ihrer Ausrufung genuggethan!“

„Sie ſcherzen!“ ſprach er mit einem leiſen Anfluge von Lächeln in dem ernſten Geſicht, „und wenn Sie ſich von meiner Geſchichte etwas Scherzhaftes verſprochen haben, ſo irren Sie ſich, wie Sie ſich ſelbſt überzeugen ſollen.“

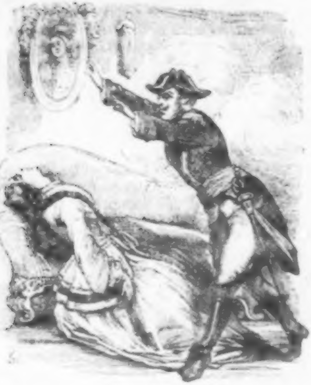
„Vorausſchicken muß ich“, ſo begann er nach einer kurzen Pauſe, „ich bin ein Schweizer und heiße Ried, denn der Name, obgleich er nichts zur Sache thut, iſt nun einmal das Aushängeſchild der menſchlichen Perſönlichkeit. Aus Luſt an Abenteuern nahm ich bei den Franzoſen Kriegsdienſte, und marſchirte in dem denkwürdigen Jahre 1812 mit jenem unermeßlichen Heere, das ſeines Gleichen in der Geſchichte nicht gehabt hat, nach Rußland. Nennt man das Jahr

1789 das Geburtsjahr der franzöſiſchen Staatsumwälzung, von der einſt Mirabeau in prophetiſchem Geiſte ſagte: „ſie wird die Reiſe durch Europa machen!“ ſo will man jetzt das Jahr 1812 — ich meine viel zu früh! — ihr Sterbejahr nennen. Ein Sterbejahr wurde es freilich; das zu ahnen waren wir aber weit entfernt, als wir am 14. September 1812 von den Sperlingsbergen die alte Czaarenſtadt in all ihrer Herrlichkeit zu unſern Füßen ſahen. „Wir ſind am Ziel!“ jauchzten wir, als wir mit klingendem Spiel einmarſchirten. Ein unheimliches Gefühl überſchlich uns jedoch unwillkürlich, als ſich in den verödeten Straßen nur einige elende Krüppel und alte Weiber zeigten, um unſern prunkvollen Einmarſch mit anzuſehen. Schweigen des Grabes herrſchte rings um uns her. Wir hatten bei unſerer Compagnie einen Soldaten, ſeiner anſehnlichen Länge wegen der „lange Gabriel“ genannt, dem allgemein Sehergabe nachgeſagt wurde. Er hatte beſtändig von einem unglücklichen Ausgang geſprochen, den dieſer Zug nothwendig nehmen werde. „Nun, Freund Gabriel“, redete ich ihn lachend an, als wir in Moskau unſern Einzug gehalten hatten, „mach' Dich immerhin fertig: die alten Propheten ſind todt und die neuen werden gehängt!“ — „Man ſoll den Tag nicht vor dem Ende loben!“ ſprach er, wohl eben ſo gewichtig, wie der Augur dem Cäſar am 15. März auf deſſen ſpöttiſch herausfordernde Bemerkung: „Nun, Freund, der Fünfzehnte iſt ja da!“ antwortete: „Aber nicht vorüber!“ Ich war damals noch zu uneingeweiht in die Geheimniſſe der Kriegswiſſenſchaft, als daß ich mir ein Urtheil über das gewaltige Unternehmen Napoleons hätte zutrauen können: erſt weitere Studien haben mich darüber belehrt. Aber die tiefe Stille, die in dem weitläufigen Moskau herrſchte, das wie ausgeſtorben war, machte einen ſchauerlichen Eindruck auf mich, der den vieldeutigen Worten des langen Gabriels mehr Eindruck verſchaffte, als ſie ſonſt wohl gehabt und gemacht haben würden. Unſer Viele waren in einem palaſtartigen Hauſe einquartirt: keine menſchliche Seele ließ ſich blicken. Neugierig ſah ich mich in dem großen Gebäude um. Alles zeugte ebenſo von Reichthum wie von der ſchleunigen Flucht ſeiner Beſitzer; ja in einem Kabinet lag auf dem Nähtiſch eine eben erſt angefangene weibliche Handarbeit. An der Wand hing das Paſtellgemälde eines jungen Mädchens in der ruſſiſchen Volkstracht, das mich ungemein anſprach. Es lag in dem jugendlich anmuthigen Geſicht ein ſolcher Liebreiz, daß ich immer wieder zu der Betrachtung des Bildes zurückkehrte.

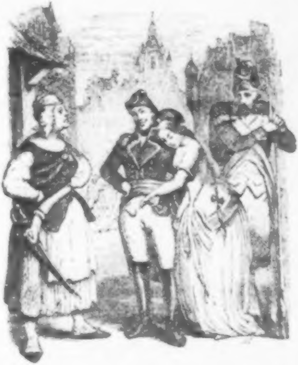


„Es brennt!“ weckte mich des langen Gabriels tiefe Baßſtimme aus meinem wachen Traum. Gleichgültig, faſt unwillig ſah ich die dichten, ſchwarzen Rauchwolken, aus denen hier und dort Flammen zuckten, ſich über Moskau hinziehen. „Die Brücke über den Rubicon iſt hinter uns abgebrochen!“ ſprach mit Nachdruck der hinter mir ſtehende Seher. „Ei was“, rief ich ärgerlich, „Ihr ſeht immer nur Geſpenſter!“ nahm Hut und Degen, und eilte der Gegend des Brandes zu. Aber welches Schauſpiel zeigte ſich mir! Wohl an ſechzig, achtzig wild und verwegen ausſehende Leute aus den unterſten Volksklaſſen, augenſcheinlich faſt bis zur Sinnloſigkeit betrunken, ſtürmten gleich Furien mit hoch geſchwungenen Fackeln und Feuerbränden auf die in jener Gegend befindlichen, mit leicht feuerfangenden Stoffen und Waaren gefüllten hölzernen Buden, und ſchleuderten ihre Fackeln und Feuerbrände theils auf die niedern Dächer der Buden, theils in die in denſelben aufgeſpeicherten Waaren. Umſonſt ſchlugen unſere erboſten Soldaten mit Gewehrkolben und Säbeln auf die Unſinnigen los; umſonſt ſchlugen ſie viele derſelben zu Boden, Andere ſtürmten immer von Neuem in die Buden und Häuſer, ihre Fackeln ſchwingend. „Schafft die Spritzen herbei!" rufe ich einem vorübereilenden Unteroffizier zu. — „Die müſſen Sie von Petersburg kommen laſſen", antwortete dieſer lachend, „in ganz Moskau iſt keine Spritze zu finden." Da durchzuckte zum Erſtenmale der entſetzliche Gedanke mein Innerſtes: „ſie wollen Moskau verbrennen; gleich einem zweiten Sagunt und Numancia ſoll es fallen." Unwillkürlich mochte ich dies laut ausgeſprochen haben. „Ja, es fällt, und für die große Armee giebt es keinen Rückzug mehr!" ſprach hinter mir die tiefe, dröhnende Baßſtimme des langen Gabriels. „Unglücksrabe", fuhr ich ihn an, „was führt Dich hieher?" — „Kommen Sie", ſprach er, „Ihre Gegenwart iſt im Quartier nöthiger." Damit faßte er mich unter den Arm und führte mich mit ſich nach unſerer Wohnung. Schon von weitem ſah ich die Flamme aus dem Dache emporzüngeln; ich riß mich von meinem bedächtigen Gefährten los, und eilte auf das Haus zu, als ob ich dort etwas zu verlieren hätte, oder zu deſſen Rettung beitragen könnte. Ohne mich an den Zuruf meiner mir ſchon entgegenkommenden Kameraden zu kehren, daß nicht mehr an Rettung zu denken ſey, ſtürmte ich in das Portal hinein. Man konnte vor dem dicken Qualm, der die Räume durchzog, kaum ſehen und athmen. Aber ich arbeitete mich, von einer unwiderſtehlichen Angſt getrieben, nach dem Zimmer durch, in welchem ſich das für mich ſo anziehende Paſtellgemälde des jungen Mädchens befand. Mit Haſt reiße ich die Thüre auf, und gewahre — zu meinem nicht geringen Erſtaunen — das Ebenbild jenes Gemäldes ohnmächtig am Boden liegen. Dies ſehen, die Ohnmächtige auf meine Arme nehmen, zur Thür und zu dem ſchon lichterloh brennenden Hauſe hinausſtürzen, war das Werk eines Augenblicks. Erſt draußen kam ich zur Beſinnung. Da ſtand ich mit einem jungen, ohnmächtigen, mir gänzlich fremden Frauenzimmer auf der Straße mitten unter brennenden Häuſern, und wußte nicht wohin mit meiner Laſt. — „Was habt Ihr gethan?" redete mich in meiner Rathloſigkeit unerwartet und höchlich erwünſcht die tiefe Stimme des langen Gabriels an; „Ihr habt den Flammen entriſſen, was eine Beute der Fluthen werden muß!" — „Thorheit!" unterbrach ich den Propheten, der nicht übel Luſt zu haben ſchien, noch mehr Orakel zu verkünden.

„Jetzt helft mir die Gerettete in Sicherheit bringen!" Der lange Gabriel war mir wirklich, obwohl murrend und unwillig, behülflich zum Fortbringen meiner ſchönen Unbekannten, die allmälig zu ſich kam, angeweht von dem heftigen, bald zum raſenden Orkan

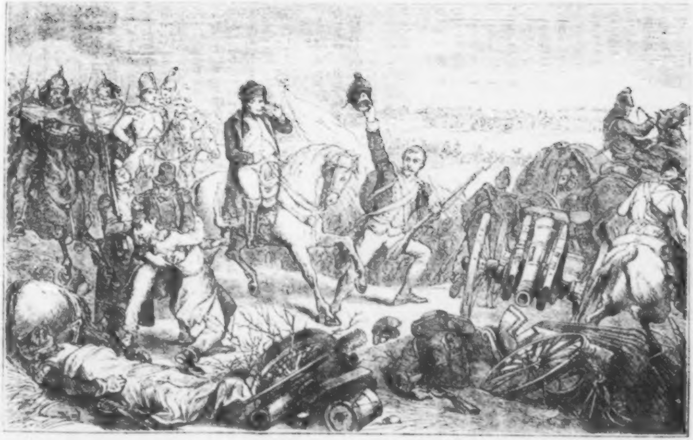


werbenden Winde, der die Flammen über ganz Moskau hinjagte. Sie erſchrak, als ſie ſich unter fremden Männern, und noch dazu unter Franzoſen fand, die ihr von den Ihrigen wahrſcheinlich als Ungeheuer geſchildert ſeyn mochten. Ich ſuchte ſie durch freundliche Rede zu beruhigen, indem ich ſie zugleich fragte: wohin ſie ſich zu wenden wünſche. Allein ſie verſtand mich nicht, und vermochte ſich auch mir nicht verſtändlich zu machen, denn ſie ſprach nur Ruſſiſch, gehörte aber offenbar, nach ihrer Kleidung und ihrem Benehmen zu urtheilen, den Gebildeten ihres Volks an. Sie ſchien indeß Vertrauen zu mir zu faſſen, wenigſtens folgte ſie mir ohne Widerſtreben, als ich ſie bei der Hand ergriff, und, geführt vom langen Gabriel, durch die brennenden Straßen leitete. Dieſe Wanderung war nicht ohne Gefahr, denn von allen Seiten ſtürzten die Balken und Sparren krachend auf die Straßen herab, und ſperrten nicht ſelten den Weg, oder ein Feuerregen ſprühte auf uns nieder. Waren wir der Gefahr, erſchlagen zu werden, glücklich entronnen, ſo mußten wir mit trunkenen und entmenſchten Soldaten, die tobend und ſchreiend mit geſchwungenen Säbeln gierig nach Beute umherrannten, kämpfen, und uns durch dieſe wilden Horden Bahn brechen. Endlich machte mein Führer in einer entlegenen Straße Halt vor einem unanſehnlichen hölzernen Hauſe, das nicht in Brand gerathen war, weil ihm ſeine Lage zwiſchen großen und ſteinernen Gebäuden zum Schutze diente. Auf wiederholtes Pochen trat ein altes, vergilbtes, etwas hexenhaft ausſehendes Weib hervor und fragte nach unſerm Begehr. „Das Mädchen da, die uns heute der Himmel beſcheert, ſollſt Du in Deinen Schutz nehmen, alte Hexe!“ beſchied ſie der lange Gabriel, deſſen Landsmännin, eine Marketenderin, ſie war. „Will's da hinaus?“ keifte die Alte, indem ſie mich und meine zitternde Gefährtin mit ihren ſtechenden Blicken muſterte. „Nein, zu Dergleichen läßt ſich die alte Conſtanze nicht gebrauchen, und ich hatte Dir auch etwas Beſſeres zugetraut, als daß Du Dich zu Dergleichen gebrauchen ließeſt. Pfui, ſchäme Dich, Gabriel!“ — „Was willſt Du mit Dei-



nem „Dergleichen" ſagen, alte Bremſe!" fuhr ſie der lange Gabriel grimmig an. „Sollten wir ſie verbrennen laſſen? Oder ſollten wir ſie etwa mit zu unſern Kameraden nehmen? Sie zu retten, zu „Dergleichen" giebt ſich der Gabriel her. Nimm ſie unter Deine Fittige, alter Drache! Der Tod lauert ohnehin auf Dich und auf ſie in den tückiſchen Fluthen." — War es dieſe geheimnißvolle Drohung des im ganzen Corps als Propheten gefürchteten langen Gabriels, oder war es der blanke Napoleonsd'or, den ich ihr in die Hand drückte, kurz, die alte Conſtanze zeigte ſich nun ganz geſchmeidig, und nahm Feodora — dieſen Namen gab ich meiner Unbekannten, weil ſie ihn mehrmals mit ſtarker Betonung genannt und dabei auf ſich gedeutet hatte — in ihre Obhut. — Meine militairiſche Pflicht beſchäftigte mich in den nächſten Tagen unabläſſig, ich ward dadurch verhindert, meine Gerettete in ihrem Zufluchtsort aufzuſuchen. Endlich war ich doch in ſo weit frei, daß ich ſie, deren Bild ſich allen meinen Gedanken einprägte, aufſuchen konnte. Ein junger Ruſſe, den ich in meine Dienſte genommen, und der Franzöſiſch verſtand, begleitete mich, und Feodora empfing mich mit ſichtlicher Freude. Mein Begleiter diente mir zum Dolmetſch, und ſo erfuhr ich, daß Feodora die Tochter eines reichen ruſſiſchen Kaufmanns Lapuchow war. Ihm gehörte das Haus, in dem ich einquartiert wurde; gleich ſo vielen andern ſeiner Landsleute, hatte er ſich bei dem Einmarſch der Franzoſen in die Keller ſeines Hauſes geflüchtet und verborgen gehalten. Man hielt unſere Ankunft nicht für ſo nahe bevorſtehend; Beſtürzung und Faſſungsloſigkeit bemächtigten ſich daher aller Gemüther, als plötzlich unſere Trompeten vor Moskau's Mauern erklangen. So war auch der alte Lapuchow nebſt den Seinen erſt kurz vor dem Augenblick in die Keller ſeines Hauſes geflüchtet, als wir davon Beſitz nahmen. Die Lage der Unglücklichen in dem tiefen finſtern Raum, als das Haus in Brand gerieth, war fürchterlich. Hier ſchien ihr Loos unabwendlich: entweder erſticken, oder verbrennen; ein Loos, das in jenen Schreckenstagen Viele traf, die ſich, gleich dem alten Lapuchow, mit ihren Familien in die Keller ihrer Häuſer geflüchtet hatten. Von Todesangſt erfaßt ſtürzt der Vater mit ſeinem Kinde nach Oben und dringt durch einen langen Korridor bis zu Feodora's Zimmer, in der Hoffnung, von dort einen Ausweg aus dem brennenden Hauſe zu finden. Der erſtickende Qualm, der ihnen hier entgegenkommt, raubt der armen, geängſtigten Feodora vollends die Beſinnung, und ohnmächtig ſinkt ſie zu Boden: das Weitere wiſſen Sie. Wo aber war der unglückliche Vater hingekommen? Eine Leiche ließ ſich in dem Schutt- und Trümmerhaufen des Hauſes nicht entdecken: er mußte alſo noch einen Ausweg oder anderswo ſeinen Tod gefunden haben. — Mit Thränen und flehentlichen Geberden beſchwor mich das Mädchen, nach ihrem Vater zu forſchen, ſie wieder zu ihm zu führen. An gutem Willen gebrach es mir wahrlich nicht; Menſchenpflicht, und mehr noch, ich will es nur geſtehen, die lebhafte Neigung, die ich vom erſten Augenblick an für das junge, verlaſſene Mädchen gefaßt hatte, ſpornten mich an, das Aeußerſte aufzubieten, um eine Spur von dem Vermißten zu entdecken, alles Fragen und Forſchen blieb jedoch vergeblich. Da erhielten wir Befehl zum Aufbruch: zu früh für mich, zu ſpät für Napoleon, und nun ſo plötzlich, daß ich kaum noch Zeit hatte, zu meiner Schutzbefohlenen zu eilen, und ſie von unſerem nahe bevorſtehenden Abmarſch zu benachrichtigen. Da beſchwor ſie mich unter heißen Thränen, ſie nicht in Moskau zurückzulaſſen. „Mein Vater iſt gewiß todt!“ ſchluchzte ſie, da ich mich bedenklich zeigte; „wir bleiben hier keine Verwandte, und man würde mich überall verfolgen, verſtoßen, haſſen, weil ich mich unter Euern Schutz begeben habe.“ Obwohl ſich viel Gegründetes dagegen einwenden ließ, ein junges Mädchen mit in einen Heeresrückzug zu verwickeln, deſſen Ausgang ſich gar nicht abſehen ließ, und der jedenfalls mit Noth und Entbehrungen aller Art verbunden ſeyn mußte, ſo vermochte ich doch den Bitten und Thränen des jungen, reizenden Weſens nicht zu widerſtehen, und willigte ein — zu ihrem Verderben. Die unermeßliche Wagenburg, die uns folgte, machte unvermeidlich unſern Marſch, der grade bei dieſen entſetzlichen Umſtänden hätte ſchnell ſeyn ſollen, zu dem langſamen und ſchwerfälligen Zuge eines perſiſchen Heeres. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen von den Einzelnheiten dieſes ſchaudervollen Rückzuges erzähle: ſie ſind in allen Zeitungen zu leſen. Uebertrieben! ſpricht man ſchon jetzt, und die Nachwelt wird vielleicht ſprechen: Erdichtet! Aber wer Augenzeuge war, wird es beſtätigen können, daß alle noch ſo furchtbare Schilderungen bei weitem noch nicht die Wahrheit erreichen. So gern ich es aber auch mir erſparte, die Erinnerung an jene Erlebniſſe von Neuem in mir zu erwecken, ſo muß ich doch gerade bei dem ſchrecklichſten der Schreckniſſe, dem Uebergang über die Bereſina, verweilen. Ich hatte bis dahin nur auf Augenblicke etwas von der armen Feodora und ihrer Aga, der alten Conſtanze, geſehen; ſtill und ohne Klage trug das liebliche Mädchen die Entbehrungen und Beſchwerden dieſes greuelvollen Rückzuges: ja ihr freundliches, heiter blickendes Auge flößte mir wieder Hoffnung und Vertrauen ein, wenn ich ſchon nahe daran war, ſie zu verlieren. Eine Zeit lang hatte ich ſie ſogar ganz aus den Augen verloren, bis der Anblick des Weg die Worte des Propheten — der ſich übrigens bis dahin fortwährend finſter und ſchweigend gezeigt hatte — „ſie wird in den tückiſchen Fluthen umkommen!“ mir in's Gedächtniß zurückrief. Aengſtlich forſchten meine umherſchweifenden Blicke nach der mit einem rothen Plan überzogenen Kibitke der alten Conſtanze, und glücklich fand ich ſie heraus unter dem ungeheuren Wagentroß, der an den ſteilen Ufern des Wog aufgefahren ſtand. Nur mit Mühe brach ich mir Bahn zu der Kibitke. Frierend ſaß Feodora, gleich einem Geſpenſt, in einen weißen Reitermantel gehüllt in einer Ecke des kleinen, ſchmalen Fuhrwerks. Nicht Angſt und Unruhe zeigte ſich auf dem ſchönen, blaſſen Geſicht der Leidenden, wohl aber jene erhabene Faſſung, mit der ein frommer Sinn ſich in Gottes Schickung fügt. Ich ſuchte ſie zu tröſten, zu beruhigen; ſie antwortete mir nur mit einem himmliſchen Lächeln, und deutete auf ihre Gefährtin, gleichſam als ob ſie ſagen wolle: „Dieſe da bedarf Deines Troſtes.“ Die Alte hatte nichts mehr „Dergleichen“ zu erinnern, als ich Feodora, von meinem Gefühl überwältigt, umfaßte, und auf ihre bleichen Lippen einen Kuß drückte, der erwiedert ward. Mit dieſem Kuſſe ward ich von der Erde entrückt, ich vergaß den Wog, die Schneewüſte, und den unermeßlichen Jammer rings um mich her. Aber dieſe Verzückung wurde ſchnell verſcheucht: eine Maſſe von jenen Unglücklichen, die man nicht mehr Krieger nennen konnte, ſtürmte heran, und riß mich mit ſich fort nach den ſteilen Ufern des Wog. Wie ich hinüber gekommen weiß ich wahrlich nicht, denn wohl kann ich ſagen, mir verging Hören, Sehen und Denken. Dieſer Uebergang über den Weg war ein Vorſpiel von Dem, was ſich einige Wochen ſpäter in einem weit rieſenhafteren Maaßſtab an der Bereſina wiederholen ſollte. Wie jauchzte ich vor Freude, als ich wirklich unter dem Fuhrwerk, das wie durch ein Wunder herüber gekommen, die kleine, wohlbekannte Kibitke der alten Conſtanze gewahrte. So manche ſtolze Karoſſe eines Marſchalls lag zertrümmert im Wog, und dieſe kleine, unſcheinbare Kibitke einer alten Marketenderin kam glücklich weiter. Mußte ich darin nicht den Finger Gottes erblicken? — „Gerettet!“ jauchzte ich laut auf. „Wir ſind noch nicht über den Rubicon!“ murrte der lange Gabriel dazwiſchen. — „Man hört es Euch an“, rief ich halb ärgerlich, halb lachend, „daß Ihr auch einmal durch die Schule gelaufen ſeyd; ewig habt Ihr es mit dem Rubicon zu thun, als ob es keinen anderen Fluß in der Welt gäbe.“ — „Wenn alle

Brücken abgebrochen ſind, wie hinter uns", erwiederte gelaſſen der Lange. „ſo iſt man immer über den Rubicon gegangen: man kann nicht mehr zurück. Verſtehen die Ruſſen das Kriegshandwerk, ſo kommt kein Mann von uns nach Haus." — Ich ſchwieg; denn ich fühlte, daß er recht hatte. Man brauchte wahrlich auch nichts zu haben, als geſunden Menſchenverſtand, um klar einzuſehen, daß wir uns in der Falle befanden. Noch dazu ſank das Thermometer in der Nacht vom 11. zum 12. November plötzlich bis auf 20 Grad unter Null, 30000 Pferde erfroren in dieſer einen Nacht, und das Heer, vor dem noch unlängſt Europa gezittert, war nicht mehr. Ganze Bataillone lagen im Schnee, kein Regiment hielt mehr bei ſeinen Fahnen: ſtatt der Regimenter hatten ſich buntſcheckige Trupps aus allen Waffengattungen gebildet, die ohne Waffen, in Weiberröcke, Prieſtertalare, Schafpelze gehüllt, die matten Füße mit Lumpen und Stroh umwickelt, einen ſchauderhaften und zugleich lächerlichen Anblick gewährten. Sie waren ein lebender Beweis zu der großen, ſpäterhin von Napoleon ausgeſprochenen Wahrheit: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt!" Mitten in dieſem greulichen Knäuel von Menſchen- und Pferdeleichen, umgeſtürzten Pulverkarren, Geſchützen und Wagen kam ein kleiner Mann, angethan mit einem unſcheinbaren grauen Ueberrock und einem kleinen dreieckigen Hut, auf einem Schimmel einhergeritten; keine Spur von Beſorgniß oder Unruhe, oder überhaupt von irgend einer Gemüthsbewegung zeigte ſich auf dem ernſten, faſt eiſernen Geſicht des kleinen Mannes. Bei ſeinem Anblick hatte der Soldat ſein Elend und ſeine Noth, die drückende Gegenwart und die drohende Zukunft vergeſſen, und derſelbe Soldat, der noch kurz zuvor den Ehrgeiz des Kaiſers gräßlich verwünſchte, brachte dem „kleinen Corporal" ein lautes Hoch. Er faßte neues Vertrauen, neuen Muth, nahm beſchämt die weggeworfene Waffe wieder auf, und ſchwenkte ſie drohend. Man trat von Neuem den Marſch an: Smolensk, der erſehnte Hafen der Ruhe, war ja nahe. Aber wir mußten weiter, und immer weiter, denn der ruſſiſche Feldherr Tſchitſchakow hatte ſich Minsk's und der Uebergänge über die Bereſina bemächtigt, und damit ſchien wirklich der Schlagbaum zugezogen, der uns die Rückkehr nach der Heimath unmöglich zu machen drohte. In Smolensk hatte ich die arme Feodora noch einmal wiedergeſehen. Nur mit vielen Bitten und mehr noch durch verſchwenderiſche Spendung des Goldes, das ſelbſt noch in dieſem Elende ſeinen Zauber über die durch Noth und Mangel entmenſchten Gemüther der Krieger übte, war es mir gelungen, einige kümmerliche Nahrungs-



mittel für die faſt verſchmachtete Feodora aufzutreiben. O, mit welchem Dank nahm ſie die kärgliche Gabe aus meinen Händen und theilte ſie mit ihrer alten Unglücksgefährtin! Von dem inneren Drange überwältigt, gab ich meinen Gefühlen Worte. „Feodora“, rief ich, und faßte ihre Hand, „in ſchreckensvoller Stunde frage ich Dich, willſt Du meine Gattin werden, wenn uns Gottes Hand aus dieſen Wüſten führt?“ Mit einem nicht zu beſchreibenden Blicke und mit einem von Thränen faſt erſtickten „Ja“ ſank ſie in meine Arme, und der Bund der Herzen war geſchloſſen unter den Greueln der Plünderung und Verwüſtung, mit denen Smolensk von der trunkenen und zuchtloſen Soldateska heimgeſucht ward. „Die Todesbraut!“ klang gleich der Poſaune des jüngſten Gerichts die rauhe Stimme Gabriels in unſere ſelige Selbſtvergeſſenheit. „Wieder da, Du Unglücksrabe“, fuhr ich ihn an; „mußt Du denn immer Entſetzliches verkünden?“ — „Es iſt ein böſer Stern!“ erwiederte ſichtlich bewegt der Prophet. Aber durchbrochen hatte ſeine Dazwiſchenkunft ſelige Augenblicke: es mußte geſchieden werden. O wie ſchwer ward mir dieſe Trennung, eine innere Ahnungsſtimme ſagte mir: „Es iſt für Dieſſeits zum letztenmal!“ Ich wollte gehen, und vermochte es nicht; immer und immer kehrte ich zu der laut ſchluchzenden Feodora zurück, ſchloß ſie in meine Arme, und bedeckte ſie mit meinen Küſſen. Endlich wand ich mich los von der Weinenden, ſtürzte zum Zimmer hinaus, und folgte in Dumpfheit den fortziehenden Kriegern.

„Sehen Sie dort, mein Capitain“, ſprach eines Tages der lange Gabriel, der ſich nebſt einigen Andern mir angeſchloſſen hatte — wir bildeten eine Kameradſchaft, indem das ganze Heer nur noch aus Kameradſchaften von zehn, zwölf, funfzehn Mann beſtand, jede, unter ihrem ſelbſtgewählten Anführer, in eigener Anordnung ihrer eigenen Richtung folgend — „ſehen Sie dort den Rubicon?“ Er wieß dabei auf die vor uns in ihrem tiefen, ſchilfigten Bette dahin ſtrömende, große Eismaſſen mit ſich wälzende Bereſina: denn es war ſeit einigen Tagen Thauwetter. Dem Heldenmuth von Vierhundert Artilleriſten, die bis an den Hals in den eiſigen Fluthen ſtehend die Brücken ſchlugen, hatten die kümmerlichen Reſte der „großen Armee von Geſtern“ ihre Rettung zu danken. Bei dem unbeſchreiblichen Wirrwarr, der während und bei dieſem Uebergang herrſchte, ſpähten meine Blicke vergeblich nach dem rothen Plan, der mein Theuerſtes barg. Eine namenloſe Angſt ergriff mich und ſtieg bis zur unerträglichſten, qualvollſten Pein, je mehr das gräßlichſte Gewühl und Getümmel an den Ufern und auf den Brücken zunahm. Alles drängte und ſtürmte mit wilder Haſt nach den Rettungsbrücken. Man ſtieß und ſchlug einander zu Boden, man jagte mit Geſchütz und Wagen ſchonungs- und erbarmungslos über Fallende und Gefallene hinweg: Jeder wollte der Erſte ſeyn, Jeder dachte nur an ſich. Die Brücken, ſchwach gebaut, brachen; Stockungen entſtanden, der Donner des ruſſiſchen Geſchützes kam immer näher und näher. Die Gensdarmen hieben auf die eindringenden Maſſen ein, und drängten ſie zurück; die anrückenden Truppen trieben ſie wieder mit Kolben und Bayonetten dem Fluſſe zu. Verzweiflungsvoll ſtürzten ſich die Unglücklichen die ſteilen Ufer hinab in den Fluß, ſuchten ſchwimmend das jenſeitige Ufer zu erreichen, und ſchon winken die rettenden Ufer ganz in der Nähe, da verſinken ſie mit lautem Jammergeſchrei. Auch der lange Gabriel fand auf dieſe Weiſe den Tod. Er ſtürzte wahrſcheinlich von der Brücke in's Waſſer, hob ſich, ſank wieder, hob ſich nochmals, und ſank abermals; — ich wurde fortgeriſſen, ſchaue zurück, ich ſehe die wohlbekannte Kibitke mit dem rothen Plan, höre Feodora's Ruf: „Rette! Rette!“ Ich ſtürze mich in den Fluß, die eiſige Kälte des Waſſers raubte mir die Beſinnung. Als ich wieder zu mir kam — doch davon ſpäter!“

Er trat an das Fenſter und ſchaute eine Weile lautlos hinaus. Als er ſich wieder umwandte, zeigten ſich Spuren von Thränen auf ſeiner männlichen Wange. Wir bezeugten ihm durch herzlichen Händedruck unſere Theilnahme. Schweigend ſtiegen wir in den bereits vor der Thür haltenden Wagen und fuhren den tyroliſchen Bergen zu.

Wir waren in München, und kehrten aus dem Theater, wohin uns Ried nicht begleitet hatte, nach Hauſe zurück, als uns dieſer erklärte: er werde bald von uns ſcheiden, um in ſeine Heimath zurückzukehren. „Aber den Schluß Ihrer Geſchichte“, ſagten wir ihm, „können wir Ihnen unmöglich erlaſſen, den müſſen Sie uns mittheilen.“ — „Hat ſie denn nicht ſchon einen Schluß?“ erwiederte er ſchwermüthig lächelnd. „Doch Sie wollen ein Abgerundetes, und das läßt ſich mit wenigen Worten geben. Muthmaßlich war ich auf eine Eisſcholle gerathen, wenigſtens bin ich mit einer ſolchen an's Land getrieben, dort von Kameraden an's Ufer gezogen, in eine nahe Hütte gebracht und in's Leben zurückgerufen worden. Feodora aber“ — hier bebte die ſonſt ſo feſte Stimme des Mannes — „ward ein Opfer der tückiſchen Fluthen. — Warum mußte ich ſie aus den Flammen retten? Warum mußte ſie am Weg erhalten werden, um den Tod in der Bereſina zu finden!“

Hier ſchwieg er, den fragenden Blick nach Oben gerichtet, als ob er von dort eine Antwort erwartet hätte — und erſchüttert ſchwiegen auch wir, ließen jedoch den Reiſegefährten ſtets unſre innige Theilnahme bemerken. Dies ſchien ihn noch an uns gekettet zu haben: denn er begleitete uns nun in München von Ort zu Ort.

Der Kunſtſchätze wegen verweilten wir mehrere Tage in Bayerns Hauptſtadt, ließen aber auch die Bierhäuſer nicht unbeſucht, wo man das Münchener Volksleben am beſten kennen lernt. Als wir eines Abends wieder mehr dem Reiz der Neugier, als dem des berühmten „Bock“ folgten, und eben bei einem anmuthigen „Dirnerl“ mit ſilberner Riegelhaube das Getränk beſtellten, hörten wir plötzlich Ried ausrufen: „Gabriel, welch ein Blendwerk!“ — Es war aber kein Blendwerk, ſondern der leibhafte Gabriel, der ſich mit Mühe vom Sitz erhob und auf Ried zukam mit den Worten: „Ja, ich bin's, Herr Capitain, und Gott ſey Dank über dieſes wunderbare Zuſammentreffen!“ — „Und Feodora?“ ſchrie Ried, der völlig vergaß, wo wir uns befanden. — „Sie iſt in Frankfurt am Main, und ich zog umher, Sie zu ſuchen, komme von Baſel und folgte Ihrem Reiſewege bis hierher.“

Wir hatten in höchſter Aufregung den langen Gabriel umringt, er mußte erzählen, und wir vernahmen nun in Umſchweifen, was hier zuſammengedrängt iſt.

Die Kibitke hatte ſich im Eiſe feſtgerannt und wurde wieder an das jenſeitige Ufer geworfen, wo Gabriel noch ſtand. Daß er in der Fluth umgekommen ſey, darüber mußte ſich Ried geirrt haben, was in dem Trubel ſehr erklärlich iſt. Der Prophet und die Kibitke fielen in die Gewalt der Ruſſen, wo dann Feodora die Helferin wurde. „Sie hielt es“, erzählte Gabriel, „unter ihren Landsleuten für Pflicht, nach ihrem Vater zu forſchen, erhielt Unterſtützung und bewirkte die Erlaubniß, daß ich ſie begleiten dürfe. Nach vieler Noth und Gefahr wieder in Moskau, ſpähten wir aus, daß man den Vater dort noch geſehen hatte. Von nahewohnenden Geſchäftsfreunden des Vaters weiter mit Geldmitteln verſehen, wurde mit Hülfe der Behörden entdeckt, daß er in Petersburg einen Paß für Deutſchland empfangen hatte, und nach einiger Erholung folgten wir dorthin. Bald fanden wir auf dem gleichen Wege in jedem noch vorhandenen Poſthauſe Nachricht und Auftrag zu Erkundigungen; denn daß Feodora nach dem Brande in Moskau noch am Leben war, hatte auch er auskundſchaftet. Wir trafen den Vater in Prag und mußten hier ausruhen. Dann reiſten wir zuſammen weiter, doch in Frankfurt iſt der Vater erkrankt, und Feodora ſchickte mich fort, um den Herrn Capitain in der Schweiz zu ſuchen, von wo mich dann die Nachreiſe bis München führte, das ich heute erreichte.“

Ried war auſſer ſich zwiſchen Jubel und Freudenthränen; es war kein Wort mit ihm zu reden, denn er machte ſogleich Anſtalten zur Abreiſe. Keinem fiel ein, nach der alten Conſtanze zu fragen, über die ich alſo nichts zu berichten vermag. Dem langen Gabriel wurde aber damals geſagt:

„Ihr ſeyd ja nun doch über den Rubicon zurückgekommen!“ und er erwiederte kleinlaut:

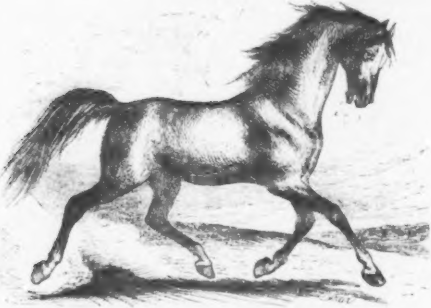
„Gott iſt allmächtig und ich bin geheilt von der Prophetenſucht!“

J. Bern.

Die Hausthiere in weltgeſchichtlicher Beziehung.

(Fortſetzung zum Jahrgang für 1860.)

IV. Das Pferd.



In der griechiſchen und römiſchen Mythologie iſt über dies Thier Folgendes gefabelt. Der Heros Herkules zähmte die Pferde des Diomedes, die ſich vom Fleiſche unglücklicher Fremden ernährten.

Neptun ſchuf im Wettſtreit mit Minerva das Pferd, während dieſe den Oelbaum wachſen ließ. Der Pegaſus, ein Pferd mit Flügeln, iſt Sinnbild der Dichtkunſt, und zeigt die Schnelligkeit der menſchlichen Einbildungskraft, der Phantaſie an, beſonders weil dieſe oft auch ungezügelt iſt. Es entſtand aus dem Blute der Meduſa, durch ſeinen Huftritt entſprang die Dichterquelle Hyppocrene. Die Centauren ſind abenteuerliche Zuſammenſetzungen der menſchlichen mit der Pferde-Geſtalt, in ſofern ſie bis zum Unterleib Menſch, von da an Pferd waren. Saturnus verwandelte ſich wegen der Nymphe Phylirea in ein Pferd; durch die Erfüllung ſeines Wunſches entſtand ein Mittelding zwiſchen Menſch und Pferd, der Centaur Chiron, ein Arzneikünſtler, vielleicht weil Schnelligkeit auch eine Eigenſchaft deſſelben ſeyn ſoll. Zum Seitenſtück verwandelte ſich hingegen Ocirhoe, die Tochter des Centauren Chiron, in eine Stute. Der Centaur Neſſus, der dem Herkules ſeine Dejanira entführte, wurde von ihm getödtet. Ein Centaur erſcheint auch am Firmament als Sternbild des Schützen. — Die Idee der Centauren mag vom erſten Anblick eines Reiters entſtanden ſeyn, da auch die amerikaniſchen Wilden, als ſie zuerſt ſpaniſche Reiter ſahen, glaubten, daß Roß und Mann ein Geſchöpf, unüberwindlich und göttlich wäre.

Das Pferd wurde von den alten Griechen und Römern ſehr oft, vorzüglich in Reiter-Statuen dargeſtellt. Am berühmteſten ſind die koloſſalen Pferde auf dem Monte Cavallo in Rom, und diejenigen vier von Bronze an der Markuskirche in Venedig.

Auf den Ruinen von Perſepolis ſind perſiſche Darſtellungen von Pferden und Ochſen in Basrelief, die zum Opfer geführt werden.

In den hebräiſchen Mythen hat das Pferd keine große Berühmtheit erlangt, ſo wie — zum Beiſpiel — dies bei dem Eſel der Fall iſt. Man findet nur, daß Ana die Zucht der Maulthiere erfand, als er ſeines Vaters Zibeon Eſel hütete. In den chriſtlichen Mythen iſt in der Offenbarung Johannis das weiße, rothe, ſchwarze und fahle Pferd, auf dem der Tod ſitzt, und dem die Hölle nachfolgt, bemerkenswerth. Die Scythen opferten auch Pferde. Bei dem Tode eines Königs ſollen funfzig Pferde und eben ſoviel Edelknaben erdroſſelt und ausgeſtopft um das Grab deſſelben herum geſtellt worden ſeyn.

Die alten Deutſchen hatten in den Eichenwäldern weiße Pferde zum Wahrſagen. Bei den Celten wurden Pferde bei dem Verbrennen der Leichname ihrer Beſitzer auch in die Flammen geſtürzt. Im Mittelalter war der Pferdefuß ein untrügliches Anhängſel des Teufels, das er wohl ſelten verbergen konnte.

V. Die Katze.

Sie wurde von den Egyptern geachtet, ja ſogar als Gott verehrt, wahrſcheinlich, weil ſie alle nützlichen Thiere, beſonders die, welche das in Menge vorhandene Ungeziefer verzehrten, als Götter betrachteten; man verehrte die Wirkung als Urſache, wie dies von einer gedankenloſen Menge oft geſchieht. Die Göttin Bubastis iſt als eine ſitzende Frauensperſon mit einem Katzenkopf abgebildet; durch Zuthat menſchlicher Formen wurden meiſt die Thiere in Götter verwandelt. In der Stadt Bubastus wurden viele Katzen als ſichtbare Ebenbilde der Bubastis verehrt und nach ihrem Tode einbalſamirt. — Bubastis war die Göttin des Neumonds, wahrſcheinlich, weil die Katzen meiſtens in ſanftem Dämmerſchein des Mondes ihre verliebten Töne erſchallen laſſen. — Im Mittelalter glaubte man, daß ſich der Teufel oft in Geſtalt eines ſchwarzen Katers erblicken laſſe, wahrſcheinlich weil die Augen der Katze im Finſtern leuchten, und weil ſie in der Dunkelheit ihren Spuk treiben.

VI. Der Hund.

Er wurde, ungeachtet ſeiner Treue und Anhänglichkeit für den Menſchen, nur von den Egyptern, wie alle nützlichen Thiere, verehrt:

abgebildet als Anubis, ein Mann mit Kopf und Hals eines Hundes, mit einem Mantel bekleidet. Er hatte deswegen dieſe Geſtalt, weil ſeine Mutter Nephthys ihn als Frühgeburt ausgeſetzt, nachher aber, es bereuend, ihn von Hunden aufſuchen ließ. Wahrſcheinlicher iſt, daß man durch ihn den Hundsſtern, Sirius, anzeigen wollte, weil dieſer, wenn er ſich vor Sonnenaufgang über dem Horizont ſehen ließ, den Austritt des Nils ankündigte. Es wurden ihm weiße Hunde geopfert. Bei den Griechen hieß er Cynocephalus, das iſt: Hundskopf. — Die Griechen und Römer hatten in ihrer Mythologie den gefeſſelten dreiköpfigen ſchlangen-ſchwanzigen Höllenhund, Cerberus, der den Eingang in den Tartarus bewachte, und Niemand heraus ließ. Aus ſeinem Geifer entſtand die giftige Pflanze Aconitum. — Auch wird in einigen antiken Gemmen Amor mit einem Hündchen ſpielend, als Sinnbild der Liebe und Treue, dargeſtellt. — Die Statuen der Diana erſcheinen auch zuweilen mit einem Windſpiel als Hindeutung auf die Jagd. In Ovid's Metamorphoſen wird die Nymphe Mera, in die ſich Jupiter verliebt hatte, von der keuſchen Diana in einen Hund verwandelt. — Bei den Hebräern war der Hund ein verachtetes Thier und gehörte zu den unreinen, nicht eßbaren, weil die Klauen nicht geſpalten und ſie nicht wiederkäuen. Jedoch wird des treuen Hündchens des Tobias, und der mitleidigen Hunde, die den Ausſatz des Lazarus beleckten, ehrenvoll erwähnt. — Bei den Perſern endlich durften die Hunde nicht getödtet werden. — Wenn in dem alten Perſien ein Sterbender fühlte, daß der letzte Athemzug nahe ſey, durfte er nicht um ein gutes Ende beten, man betete nie für ſich allein, ſtets für das ganze Volk. Man lockte an das Krankenlager einen Hund, und dieſem reichte der Sterbende ein Stück Brod. Nun war er beruhigt, und um ſo freudiger, wenn der Hund es nahm: es hatte dann der Sterbende gleichſam den Thorhüter des Paradieſes ſich geneigt geſehen. — Erwähnt ſey noch die Sage der Morgenländer: Als Gott der Herr den Adam aus dem Paradieſe trieb, ſchaute dieſer ſich wehmüthig um und überblickte noch einmal alle Herrlichkeiten, die er verlaſſen mußte. Trauernd ſahen ſogar die Thiere ihren Gebieter von dannen gehen. Der Engel des Herrn wendete ſich mitleidig zu Adam, und ſagte: „Wohl muß es Dir leid und ſchmerzlich ſeyn, das Alles zu verlieren, aber einen Begleiter will ich Dir geben und laſſen!“ — und er rief den Hund. Seit jener Zeit findet man überall, unter jeder Zone, den Hund, und immer beſtimmt zum Behüter und Wächter der Menſchen. J. Schloer.

Das Brautkleid.

„Der Mann, im Leiten weiſe,
Das Weib in rechtem Gleiſe,
Dann wird im Eheleben
Selbſt rauher Weg bald eben.“

„Nun kann die Arbeit beginnen!“ ſprach Ulrike zu ihren Jugendfreundinnen, die es zugleich der bräutlichen, in wenigen Tagen am Altar ſtehenden Adelheid waren, und dieſer zu ihrer Heirath mit einem Oberlehrer eigenhändig das Brautkleid anfertigen wollten. Sämmtlich gehörten ſie dem bemittelten Bürgerſtande an, dachten auch nicht höher hinaus. — „Wir ſind Alle beiſammen“, ſprach Ulrike weiter; „Agnes, Henriette, Antonie, Clara, Eliſabeth, Amalie, Dorothea, Wilhelmine, mit meiner Wenigkeit grade Neun, alſo eine heilige Zahl.“ — „Die neun Muſen!“ fiel Dorothea lachend ein. — „Von denen nicht bekannt iſt, daß ſie genäht hätten, und gewiß nicht an einem Brautkleide, denn ſie ſind ſämmtlich alte Jungfern geworden“, bemerkte Ulrike, und die etwas ſchnippiſche Clara flüſterte: „Wenn's wahr iſt!“ was ein Kichern veranlaßte. — „Erſt muß die Vorſteherin, die Meiſterin ernannt ſeyn, damit Ordnung walte!“ ſo ließ ſich die bedächtige Amalie hören, und die raſch fördernde Antonie rief aus: „Zur Wahl, zur Wahl!“ — „Laßt uns looſen“, meinte die friedliebende Agnes. „Neun Fädchen Seide, einer davon kürzer, wer dieſes zieht, hat überhaupt den Kürzeren gezogen, denn es wird kein Spaß ſeyn, acht Mädchen in Ordnung zu halten!“ — Sehr entſchieden entgegnete Wilhelmine: „Weder Wahl noch Looſung, und wer nicht gehorcht, darf nicht mithelfen. Ulrike iſt die Erfahrenſte, auch die Aelteſte“ — „Den Vorzug möcht' ich Euch gern laſſen!“ warf Ulrike dazwiſchen. Aber als ob das rechte Wort erklungen wäre, ſo vernahm man im Geſchwirre durcheinander: „Ja wohl, Ulrike, Ehre dem Ehre gebührt!“ — „Wir ſind in Ihrem Zimmer, und ſie giebt die kleinen Zuthaten!“ — „Uns obenein noch einen Kaffee!“ — „Ulrike für immer!“ — „Mit Beifallszuruf, mit Acclamation, wie unſere Deutſch verderbenden Herren auf der deutſchen Rednerbühne ſagen“, ſcherzte Clara. — „Genug, die Einſtimmigkeit iſt da, die ſonſt bei neun Mädchen gewiß ſo ſelten iſt wie bei drei deutſchen Männern!“ ſo wollte Dorothea abſchließen, aber die haushälteriſche Henriette fügte noch hinzu: „Und neun Abſchnitzel Seide ſind auch geſpart!“

„An's Werk alſo!“ befahl Ulrike in komiſchem Ernſt und mit einer zu möglichſter Mächtigkeit gezwungenen Stimme. „Zuerſt betrachtet den Tiſch genau, damit kein Stäubchen das klare Weiß des Kleides verletze, dies durch und durch Reinheit bezeuge.“ — „Wunderſchönes Seidenzeug! Aber Schade iſt's doch, daß es gar nicht erlaubt ſcheint, ein Brautkleid aus inländiſchem Stoff zu fertigen!“ äuſſerte Amalie. — „Darüber kann ich Dich einigermaßen tröſten“, erwiederte Henriette; „dies Gewebe an ſich iſt wenigſtens kein fremdes, es kommt aus der berühmten Weberei der Herren Jacob Abr. Meyer und Compagnie in Brandenburg, einer Anſtalt, die ihren Werth immer mehr erhöht.“

Die Scheere wurde fleißig und geſchickt gebraucht, ſo daß Ulrike, indem ſie die einzelnen Stücke zurechtlegte, freudig verſicherte: „Der Zuſchnitt iſt gelungen!“ — „Sey es eine Vorbedeutung, daß kein Zweck der baldigen Eheleute ſchon im Zuſchnitt verdorben werde, damit unſrer Freundin Glück beneidenswerth ſey!“ ſagte Amalie. — „Beneidenswerth iſt's ja ſchon“, meinte Clara; „ein hübſcher Mann, eine reiche Ausſtattung“ — „Bah! das thut's noch nicht!“ ſo durchbrach Dorothea die Rede; „und Du Siebzehnjährige haſt jedenfalls noch Zeit zum Neide, auch zu bedenken, daß er die Hautfarbe verdirbt und abmagert.“

„Still!“ gebot Ulrike; „ſeht, wie das Alles in einander paßt: Leibchen, Aermel, Rock und Keile“ — „Keile, ein wunderliches Wort bei einem Kleide“, bemerkte Antonie; „Keile treiben doch auseinander.“ — „Das thun ſie hier gewiſſermaßen auch“, antwortete Wilhelmine; „geſpitzt erweitern ſie das Kleid dort, wo eben nur ſolch Eingefuge eine Enge vertreibt, die der Körperbewegung unbequem wäre, alſo hat nicht nur die Form den Namen veranlaßt.“

„Nadel und Fingerhut zur Hand!“ rief Ulrike, „die Seide eingefädelt, und nun ſchafft ſo feine Nähte als wären wir Herrnhuterinnen, von denen man behauptet, ſie brauchten die Nadel muſterhaft.“ — „Zart und kaum erkennbar die Nähte, das iſt uns ſehr zu rathen!“ ſo warnte Henriette; „die Mutter Adelheid's iſt eine ſtrenge Kennerin, ich habe die Ausſtattung geſehen: überall die Nähte merkwürdig ſauber, faſt nirgends eine Trennung zu entdecken.“ — „Ein gutes Gleichnißbild für die Ehe, da muß in allen Verhältniſſen kaum etwas Trennendes aufzufinden ſeyn!“ dies äuſſerte Eliſabeth, hinzufügend: „Nun flink bei der Naht zur Liebesthat!“ — „Aha, da ſpukt das Reim-Lieschen wieder!“ neckte Clara, und Eliſabeth's Antwort: „Werd' auch, lieb Clärchen, ein Reimhuſärchen!“ erhöhte die Heiterkeit.

Eine Weile blieb es ruhig, rüſtig waren die neun Nadeln ſo in Bewegung, daß ſie in der Stille ein leiſes Geräuſch erregten. Ulrike nahm die einzelnen Stücke in Empfang und legte ſie zuſammen.

„Viel Hände machen leicht ein Ende!“ das waren wieder die erſten, von Ulriken geſprochenen Worte. „Seht, ſchon bildet ſich das Kleid und wächſt aus den Stücken zum Ganzen.“ — „Und das Ganze iſt zu beachten wie bei dem Kleide ſo in allen Dingen, ein einzelner Theil verfehlt bringt Alles in Gefahr“, ſagte Amalie, und mancherlei Wendungen des Geſprächs reihten ſich an. „Schon legen ſich die Falten!“ — „Nur keine Falten auf der Stirn!“ — „Ueberhaupt keine Falten im Geſicht!“ — „Wo möglich bis zur goldenen Hochzeit keine Runzeln!“ — „Brr! ein abſcheulicher Ausdruck: es runzelt ſich gleich die Stirn dabei!“ — „Wer ihn wiederholt, muß Strafe geben!“ — „Grundgemeines Wort, jagt es eilend fort!“ — damit ließ ſich Reim-Lieschen vernehmen, fürjetzt zum Schluß des Redens, denn eifrigſt kam nun die Arbeit wieder in Gang. Als ſie dann bis zu einer neuen Unterſuchung vorgeſchritten war, entſtand ein abermaliges Plaudern und Jede durchſchnitt den Beitrag der Andern. — „Es iſt gut, daß Adelheid keine Schleppe an dem Kleide haben wollte!“ — „Kein Kleid ſoll den Boden fegen, Beſen und Borſtwiſch thun's beſſer!“ — „Und ſo taugt's auch zum Tänzchen wie in alter Zeit!“ —

„Als der Großvater die Großmutter nahm“, erinnerte Clara, und Reim-Lieschen ſiel ein: „Da waren Beiden die Füße nicht lahm!“ wonach ein Gelächter nicht ausblieb. — „Getanzt muß werden, man will ſich doch nicht umſonſt mit Putz behängt haben!“ ſagte Antonie.

„Erfreut Euch am Tänzchen, doch thut's nicht wegen des Schimmers und der Eitelkeit“, ſo begann jetzt die ernſte Ulrike. „Das führt zu Zeitverluſt vor dem Spiegel, und das Hausweſen will ſtete aufmerkſame Rüſtigkeit, bedarf überall des Auges der Frau. Vergnügen mit Maaß iſt nicht tadelnswerth, aber es erwächſt auch aus dem Familienleben und der Wirthſchaftlichkeit!“ — „Der Tanz wird daneben nicht verboten ſeyn!“ äußerte Clara, und Ulrike entgegnete: „Bewahre! Verboten ſey nichts, woran ein reines Vergnügen zu finden iſt, ein unſchädliches. Zuweilen der Ball, Schauſpiel, Concert, zuweilen, und dann mit guter Wahl, einer ſolchen, die uns nicht als urtheilslos bezeichnet. Nur kein Drang nach Vergnügen, keine Einmiſchung der Gefallſucht, die dem Gatten Herz und Seele verſtimmt, bis er dann in Trink- und Spielgelagen ſeinen Unmuth vertreiben will.“ — Wie vor ſich hin, wie ſich ſelbſt warnend ſprach Amalie dazwiſchen:

„Drum prüfe, wer ſich ewig bindet,
Ob ſich das Herz zum Herzen findet:
Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang!“

— und das Reim-Lieschen konnte ſich nicht enthalten, zu trällern: „Kurz iſt bald die Reue, lang der Wahn auf's Neue!“ — „Das iſt leider oft wahr!“ beſtätigte Ulrike, und jetzt trat das Dienſtmädchen ein mit der Meldung: der Kaffee ſey bereit.

„Laßt's Euch gefallen, ihn in der Kammer zu trinken, hier müßten wir uns ängſtlich hüten, um keinen Fleck an das Kleid zu bringen“, ſagte Ulrike: „nachher kommen wir an das Leibchen.“ — „Das muß ſich glatt und ſchmuck anſchließen“, ermahnte Henriette; „wir haben beſtens zu ſorgen, daß Adelheid's bildhübſcher Wuchs augenſcheinlich werde, da wir auch mit dem Bräutigam darüber einverſtanden ſind, keine ſolche Schnürbruſt zu tragen, die, wie er ſich ausdrückte, zur Zwangsjacke wird!“ — „Als er dies offenbarte, hat er gewiß wieder den Naturzuſtand erwähnt“, bemerkte Clara ein wenig ſpöttiſch. — „Freilich, und es klang vernünftig“, erwiederte Henriette. — „Laß hören!“ — „Erzähle!“ — „Bei dem Kaffee, bei dem Kaffee!“ ſo tönte es ringsum, und Dorothea rief in Fröhlichkeit: „Recht ſo, wir wollen eine Kammer-Sitzung veranſtalten!“

Kaum hatte man ſich in dem ſchmalen Raum gemächlich eingerichtet, da hieß es: „Alſo jetzt, Henriette, jetzt laß des Herrn Oberlehrers Weisheit anrücken!“ Clara war es, die auf das vorige Geſpräch zurückführte, und Henriette antwortete: „Denkt nur nicht, ich könnte das ſo vortragen, wie ein Oberlehrer!“ — „Verſuch's nur, Dir fehlt's weder am Gedächtniß noch an Geläufigkeit der Zunge!“ fiel Dorothea ein. Der erſte Ruf zur Ordnung verhallte, als ihr erwiedert war: „Du willſt gewiß wieder lachen!“ — „Warum nicht?“ ſagte ſie. „Ein römiſcher Kaiſer, wenn ich nicht irre hieß er Titus, ſoll ausgerufen haben: Ein verlorener Tag! konnte er ſich Abends nicht einer guten That entſinnen; ich möchte den Tag als verlorenen betrachten, der mir nicht dazu half, wenigſtens ein paar Mal aus vollem Herzen zu lachen.“ — „Spiele mit Deinem Titus nicht die Gelehrte, darüber kam auch etwas vor!“ warnte Henriette, wonach Dorothea wieder lachte bei den Worten: „Hörſt Du, ich werde ſchon luſtiger, wenn ich mit meiner Hausmannskoſt des Erlernten mir Gelehrſamkeit einbilden ſollte.“ — „Zur Sache, zur Sache!“ gebot Ulrike, und „Wer lachen will, lache!“ warf Reim-Lieschen geſchwind ein.

„Nun denn“, ſo begann Henriette, „es war Anfangs von dem zerſpaltenen Weſen und richtungsloſen Treiben im deutſchen Vaterlande, vom habſüchtigen Trachten der Franzoſen und von krämeriſcher Vortheilsſucht der Engländer die Rede, dann von den übermäßigen, in der Zerfahrenheit oft völlig unerreichbaren Anſprüchen, die jetzt bei Männern, Frauen und Kindern auch den Familienfrieden vernichten. Da äuſſerte die Braut: „Ich überlaſſ' es der Vorſehung, in die weite wirrige Verflechtung Ordnung und Sinn zu bringen. Mädchen und Frauen thun wohl am beſten, ihre Unſchuld an den Weltbegebenheiten feſtzuhalten, und die Schwindel der Politik Denen zu gönnen, die ſich aus Beruf in ihren Windkreiſen herumdrehen müſſen. Wollen herrſchbegierige Männer auch unberufen ſich in den Wirbel miſchen, das Alterthümliche verdrängen, und dann neue Staatsverfaſſungen und Geſetze bekritteln, wollen ſie durch Hader über Hader ſich das Leben würzen, es ſoll ihnen unverwehrt ſeyn. In der Staatsverfaſſung des Frauenbereichs gilt von jeder und für alle Zeit nur ein Geſetz, es heißt: ſeyd möglichſt liebenswürdig. Sind es die Frauen, dann iſt ihre Herrſchaft, ſo weit ſie ſich mit der Liebenswürdigkeit verträgt, eben ſo geſichert wie der Hausfriede.“

„Wohl geſprochen, künftige Frau Oberlehrerin!“ urtheilte Clara in ſpaßiger Weiſe, „das wird dem Herrn Bräutigam behagt haben.

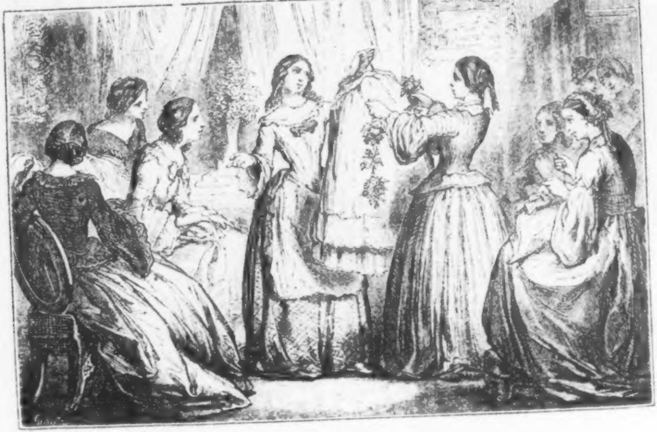
Aber laſſ' ihn endlich ſelbſt reden, denn wo bleibt der Naturzuſtand?" —

„Er wird ſich ſogleich einfinden!" war der Beſcheid. „Eine wackere und ſinnige Anſicht, liebe Adelheid — ſagte der Herr Oberlehrer — denn alle Tugenden und Reize des ſchönen Geſchlechts entwickeln ſich, gemäß des Naturzuſtandes, aus der Selbſtbegrenzung, aus der Beſcheidenheit und Demuth; der Wiſſensdünkel aber, mit ſeinem unlautern Gewäſch, entführt die Frauen von ihrem anmuthigſten Reichthum; ſteter Blick nach dem Weltmarkt und dem Herde der ſogenannten brennenden Fragen von ihrem eigentlichſten Markt und Herde. Eine verdorbene Suppe, ein anrüchig Stück Fleiſch — wenn ſolch Mißgeſchick vielfach wird, denn in einzelnen Fällen kann es ſelbſt die wirthſchaftlichſte Frau nicht verhüten — giebt zehnmal mehr Anlaß zum Hauszwiſt als eine oft der guten Laune dienende Unkenntniß in gelehrten und politiſchen Dingen. Unreinlicher Anzug kann der Zuneigung Abbruch thun, während ein Seitens der Gattin unrichtig geſchriebenes oder irrig verlautbartes Fremdwort wohl gar die heitere Stimmung unterſtützt. Der Geiſt iſt überall zu ſchätzen; die Frauen haben ihn, haben ihren eigenthümlichen Geiſt, dem jede ihm geeignete Kenntniß und Weltumſicht wünſchenswerth ſeyn mag, dem jedoch eine Bildung, welche vorzugsweiſe eine gelehrte heißt, eher ſchadet als nützt. Gewiß wäre das ein höchſt alberner Mann, der eine geſunde, ſaubre, zärtliche, treue, muntere Frau, die mit ſolchen Eigenſchaften auch immer eine hübſche iſt, weniger lieben würde, wüßte ſie etwa nicht viel mehr als gar nichts von der Schulphiloſophie und deren ganzem langen Gefolge. Natürlichkeit, ſchlichte Wahrheit und das zufrieden Gleichmüthige bei lebendigem Herzens- und Seelenausdruck gefallen an Frauen ſicherer als alle aufgepfropfte Gelehrſamkeit, und ihr Wiſſen durfte ſich im bürgerlichen Mittelſtande ohne Nachtheil mit den Grundzügen des Chriſtenthums, mit geläuterter Mutterſprache und Bekanntſchaft in der Geſchichte des Vaterlandes begnügen. — Das iſt es ungefähr, was mir von den Gedanken und Reden des Bräutigams im Gedächtniß blieb."

„Brav, Herr Oberlehrer, und doppelt brav, Henriettchen, daß Du uns dies Alles deutlich mittheilen konnteſt!" ſo belobte Ulrike; „dafür verdienſt Du den nächſten Brautkranz." — „Der wird wohl einer Andern gewunden, denn ich bin nicht hübſch!" entgegnete Jene, und Ulrike antwortete: „Verleumde Dich nicht; und übrigens iſt es eine ſchätzenswerthe Eigenſchaft der Liebhaber, daß jeder ſeine Gewählte als die Schönſte erachtet. Aber jetzt wird's Zeit, wieder zur Nadel zu greifen für das Leibchen, den Kragen und die Aermel!“ — „Mit dem Leibchen, das ſich ſo genau anſchließen muß, mögen ſich Geſchicktere befaſſen, ich bitte mir einen Aermel aus“, ſagte Agnes. — „Der Flor an den Aermeln muß ſich recht leicht bauſchen, damit der ſchöne Arm Adelheid's hier und da durchſchimmert; ein wenig eitel darf ja ein Mädchen ſeyn, und die Mode erlaubt es auch!“ ſchwatzte Clara im Hingehen nach dem Zimmer, und Agnes bemerkte dazu: „Dies wenig ſey das Wenigſte an uns, und bei der Mode iſt nicht zu vergeſſen, das ſie ſtets für unſchuldig hält, was ſie ſich erlaubt!“

Der Fleiß brachte nun Stille mit, und man vernahm nur Fragen und Beſcheide über die Arbeit, bis dann Ulrike ausrief: „Das Werk geht zum Ende, Leibchen und Aermel ſchließen gut!“ — „Den Bolzen in des Herdes Gluth!“ ſprach Reim-Lieschen wie befehlend dazwiſchen. — „Das iſt ein Auftrag für mich“, rief Wilhelmine haſtig; „bei dem Plätten werd' ich immer von meiner Mutter gelobt!“ — „Nun, ſo bringe Deine Belobung nicht um; ebnen muß ſich jeder Nadelſtich, kein Makel zu entdecken ſeyn, damit uns nicht gerechter Tadel treffe!“ ermahnte Ulrike, und Amalie trat geſchwind herzu, erſt noch das Roſengehänge meſſend, um es zum Anheften bereit zu haben.

„Das Schneiderlohn iſt verdient!“ bemerkte Henriette im Aufſtehen, wonach Ulrike erwiederte: „Wir hätten's einem Schneider gern gegönnt, obwohl, was verdient, auch erſpart wird. Die Freude des gelungenen Werks haben wir obenein, und die iſt mindeſtens ſo viel werth als die Erſparniß. Wenn die Frau immer bei der Hand iſt, zu ſchaffen und zu beſſern, dann werden die Schränke nie leer, und der Gatte ſagt dann zuweilen mit innigem Vergnügen: Lieb Weibchen, Du haſt doch immer Fülle, wohin man ſieht! Sie aber bleibt in Freudigkeit, hält ihr Töchterchen an zur Hülfe, wenn das wilde Söhnlein mehr zerreißt, als ſich neu herbeiholen läßt nach der Eintheilung des Erwerbes. Doch muß das Bürſchlein zum Dank manchmal in die Sparbüchſe greifen, dem Schweſterchen eine kleine Nützlichkeit zu kaufen, die aber gleich durch ein neues Ausbeſſern vergolten wird.“ — „Ulrikchen iſt bei dem Herrn Oberlehrer in die Schule gegangen und müßte nächſtens Oberlehrerin werden!“ bemerkte Clara. „Vorläufig nein!“ erwiederte gewichtig Wilhelmine; „wir brauchen ſie zu nöthig als Staatsräthin des ſämmtlichen Frauen-Staats; denn ſchaut an, welch ein wundervolles Kleid wir unter ihrer Oberherrſchaft vollendet haben, wenn nämlich noch der Roſen-Beſatz angeheftet iſt!“ — Dies war bald geſchehen und in vollem Jubel hieß es: „Fertig, fertig iſt unſer Meiſterſtück“ — „rufen wir die Braut

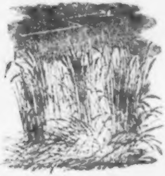


herbei, daß ſie ſich mit uns ergötze“ — „die Roſen ihr ein Zeichen werden für roſiges Geleit auf dem Zukunftspfade!“ — und in fühlbarer Gemüthsbewegung ſprach dann Ulrike: „Aus unſern Händen nehme die liebe Freundin Adelheid zu ihrem bedeutſamſten Schickſalstage dies Gewand, das wir ſegnen mit dem Spruch:

„Ihr ſey, ſchönes Hochzeitskleid,
Noch nach gold'ner Feſteszeit
Denkmal ird'ſcher Seligkeit —
Was Ihr Gott gewähren mag
Bis zum letzten Lebenstag!“

„Was Ihr Gott gewähren mag!“ wiederholten Alle, und es läßt ſich hinzufügen: das junge Ehepaar hat die irdiſche Seligkeit mit ſich heimgeführt. Sz.

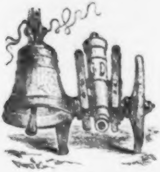
Streitende Gegenſätze.



Kornfeld und Gewitterwolke.

Bat nur um Regen, nicht Wolkenbruch;
Wolke, Dein Segen wird mir zum Fluch.
Sollteſt nur retten mich aus der Noth,
Mußteſt nicht betten mich in den Koth.

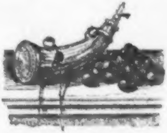
„Thu' Einer Gutes! Ich armer Schlauch
Leer' guten Muthes mir aus den Bauch:
Klagt nun der Flache: ich heil' ihn krank —
Wie ich's auch mache, das iſt der Dank!“



Kanone und Glocke.

Ich, herrſchend im Felde, Du dienend im Dom,
Brüllen der Höll' ich, Du, Stimme von Rom,
Bei ſo verſchied'nem Charakter und Schall,
Wären wir wirklich von gleichem Metall?

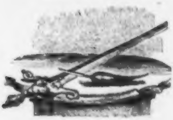
„Du, herrſchend im Felde, ich dienend im Thurm:
Schreckſt Du die Länder, ſo läute ich Sturm;
Schlieſſeſt Du Frieden, ſo ſing' ich ſie ein —
Verlaute, Gleiches ſteckt hier im Verein.“



Pulver und Blei.

Wer von uns Beiden der Schuld'ge bleibt:
Du, der Du tödteſt, ich, der Dich treibt?
Freund, dieſer Zweifel läßt mir nicht Ruh',
Quält mein Gewiſſen, ob recht ich thu'?

„Halt' Dir nur immer den Rücken frei!
Denk' an die Flinte, nicht an das Blei,
Denk' an des Schützen zündende Hand —
Und Du geh'ſt ruhig an Mord und Brand.“



Federmeſſer und Richtſchwert.

Dank ſey dem Schmiede, daß er mich nicht
Machte zum Werkzeug blutiger Pflicht:
Schnitze nur Federn, Federn vom Thier,
Oder radire Lumpenpapier.

„Kleines Kanzleiſchwert, ſey auf der Huth!
Schärfeſt oft Dolche, Dolche der Wuth;
Köpfeſt Du ſelbſt nicht, bringt mancher Tropf
Doch durch Dich And're und ſich um den Kopf.“

Fr. v. Schönholz.

Wind und Wind-Richtung.

Vom Winde und der Wind-Richtung wollen wir auch einmal ſprechen. Wir meinen den wirklichen Wind, nicht den aus dem Mundwerk der Eigenſüchtigen, der in den Häuſern und auf den Straßen umher läuft nach Vortheil. Von ſolchem Winde ſey nur nebenher die Rede, indem wir folgende Reime in Erinnerung bringen:

Dem Wind und Narr'n laſſ' ſeinen Lauf,
Sie hält der Weiſeſte nicht auf.

Veränderlich iſt aller Wind,
Und Mancher ſein Geſchwiſterkind.

Wer ſegeln will mit allen Winden,
Wird zu ſich ſelbſt den Weg nicht finden.

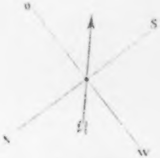
Alles in den Wind ſchlagen,
Führt zu Sturm-Tagen.

Es wird uns vielleicht noch Anderes in ſolcher Richtung einfallen, jetzt möchten wir den Wind nur wiſſenſchaftlich behandeln, fürchten aber, dabei laſſe ſich der Hirn-Wind noch nicht ganz vermeiden, und er weht mitunter luſtig genug. Zuweilen liebt die Wiſſenſchaft auch vom Winde, weiß nicht das von jedem Dinge und jeder Erſcheinung, was wahrhaft Wiſſen ſchafft; dann folgt Einer dem Andern im Nachlehren and Nachahmen, und nur wer — wohlgemerkt! — wirklich klüger wäre, dürfte ſich bei ſolchem Durchſchauen unterſtehen zu ſagen: was man in dieſem oder jenem Bezug wiſſenſchaftlich nennt, ſey eigentlich wiſſensafflich. Wir unſererſeits hüten uns aber, klüger ſeyn zu wollen als die amtlichen Naturforſcher, denn wir würden dann nur „Wind verkaufen", wie ein Sprüchwort ſich ausdrückt.

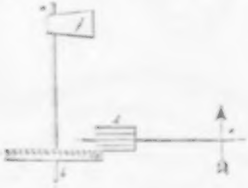
Geſcheidter als Erklärungen aus nebelgrauer Vorzeit ſind die neueren aber unzweifelhaft. Etliche Alte nährten den Wahn: „der Wind ſey ein dünnes, unſichtbares geiſtiges Weſen und mit dem Athem der Menſchen zu vergleichen." Andere Alte meinten ſogar: „die Erde ſey ein belebtes Thier, welches durch die Klüfte und Höhlen der Berge, als wie durch Mund und Naſenlöcher, den Athem an ſich ziehe und wieder ausſtoße." — Jetzt erklären uns die Naturforſcher:

„Wenn an irgend einer Stelle der Atmoſphäre das Gleichgewicht der Luft geſtört wurde, zum Beiſpiel durch Verdünnung oder Verdichtung, durch ihre vergrößerte oder verringerte Elaſticität, ſo müſſen an dieſer Stelle diejenigen Luft-Bewegungen oder Luft-Ströme entſtehen, welche man Winde nennt, und, ſind die Bewegungen ſehr heftig, Stürme, Orkane. Veranlaßt wird dies durch das Beſtreben, jenes geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen. — Geſetzt, Sonnenſtrahlen ſtrömen an einer gewiſſen Stelle durch die Luft und erwärmen ſie daſelbſt, oder den Erdboden, wovon dann die Luft auch die Wärme empfängt. Geſchieht dies, ſo wird die Luft durch die Erwärmung ausgedehnt, folglich dünner, und nun muß ſchon ſolch Ausdehnen der Luft eine Bewegung, das heißt einen Wind verurſachen. Entfernen ſich die Sonnenſtrahlen von jener Stelle, dann erkaltet die Luft, zieht ſich alſo wieder in einen engern Raum zuſammen, und auch dies erzeugt abermals eine Luft-Bewegung oder einen Wind." — Wir wollen nicht alle möglichen Winde verfolgen, da zumal die Meteorologie, die Lufterſcheinungs-Lehre und Witterungskunde, noch viel Unentdecktes hat, wenn auch nicht ſo viel, daß man ſich vom ſogenannten hundertjährigen Kalender braucht zum Narren machen zu laſſen. Wir wollen eigentlich nur angeben, wie ſich genau wiſſen läßt, in welcher Richtung der Wind her- und hinſtrömt. Im Freien fühlt man dies leicht, wenn er nicht gar zu leiſe weht. Bei ſehr leiſen Winden wird man bekanntlich die Gegend, woher ſie kommen, am leichteſten gewahr, wenn man einen Finger im Munde naß macht und ihn dann, ſtill ſtehend, in die Höhe hält. Diejenige Stelle, welche dann kälter oder kühler wird, bezeichnet uns jene Gegend des herbeiwehenden Windes. — Auf Kirchthürmen und auf den Dächern mancher Häuſer befinden ſich Anemoſkope oder Plagoſkope, das heißt: Windzeiger, Windfahnen, Wetterfahnen, Wetterhahnen, welche die jedesmalige Richtung des Windes bezeichnen. Dieſe von Blech verfertigten Fahnen, auf Thürmen oft von der Geſtalt eines Hahns oder des Wappens der Stadt, drehen ſich möglichſt leicht auf Hülſen um ſenkrecht feſtſtehende runde glatte Spindeln. Die Hülſen machen dann mit der Fahne ein Stück aus. Die Fahne, oder doch der breitere Theil derſelben, vom Winde getroffen, dreht ſich immer nach der Gegend, nach welcher der Wind hinweht, folglich nach Oſten, wenn der Wind von Weſten kommt; nach Süden, wenn er von Norden kommt ꝛc. Man ſieht nach der Fahne, und nennt gewöhnlich nur die Himmelsgegend, nach welcher ſie hinſieht.

Beſſer und genauer iſt folgende Verrichtung. Man befeſtigt an die lothrecht auf das Dach geſtellte Spindel ein rechtwinklichtes Kreuz N O S W und macht dann die Spindel auf dem Dache erſt feſt, wenn der Arm N des Kreuzes, nach einer Mittagslinie oder nach einem Kompaſſe, genau nach Norden gerichtet iſt. Alsdann ſteht S nach Süden, O nach Oſten und W nach Weſten hin. Ueber dieſem Kreuze muß dann die Fahne mittelſt ihrer Hülſe um die glatte Spindel ſich drehen. Statt einer wirklichen Fahne nimmt man aber einen Pfeil, deſſen breites Ende dasjenige iſt, welches vom Winde abwärts getrieben wird; folglich giebt die Spitze des Pfeils die Himmelsgegend an, von welcher der Wind herkommt. — Will man die Richtung

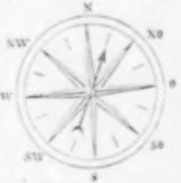


des Windes mit Bequemlichkeit im Zimmer beobachten, ſo kann man die Fahne, welche ſonſt um die Spindel beweglich iſt, an dieſer feſt machen, und mit derſelben zugleich umdrehen laſſen. Man läßt nämlich die Spindel alsdann bis zu der Decke des Zimmers, worin man die Richtung des Windes beobachten will, herabgehen, und bringt da an dem Ende der Spindel einen Zeiger (oder einen Pfeil) an, welcher über einer an der Decke des Zimmers gemalten Windroſe beweglich iſt. Fahne, Spindel und Zeiger drehen ſich nämlich zugleich um, folglich kann letzterer immer anzeigen, von welcher Gegend der Wind herkommt. Wollte man aber dieſe Beobachtungen bequemer an der ſenkrechten Wand des Zimmers wahrnehmen, ſo brauchte man nur an der Spindel a b, woran oben, über dem Dache, die Fahne f



befeſtigt, unten ein Kammrad b anzubringen und dieſes in ein wagerecht liegendes Getriebe d eingreifen zu laſſen, deſſen Axe den Zeiger e enthält. Kammrad c und Getriebe d müſſen aber eine gleiche Anzahl Zähne haben, damit d, folglich auch der an der Axe von d befeſtigte Zeiger e, einmal, ein halbmal, ein viertelmal ꝛc. herumkommt, wenn die Spindel a b ſich einmal, ein halbmal, ein viertelmal herumdreht. Natürlich müßte man die Windroſe an der ſenkrechten Wand ſo gezeichnet haben, daß ein Arm derſelben mit Norden, der andere mit Süden ꝛc. genau übereinſtimme.

Mit dem *Kompaſſe* oder der *Bouſſole* hat es folgende Bewandniß. Wir wiſſen, daß eine mit einem Magnet geſtrichene und eben dadurch magnetiſch gemachte ſchmale und dünne eiſerne oder ſtählerne Nadel, welche in ihrer Mitte ein kleines meſſingenes Hütchen hat, womit ſie auf einem lothrechten ſtählernen Stiftchen ſpielt, *Magnetnadel* genannt wird. Dieſe Nadel kehrt ſich mit ihrem einen Ende immer nach der nördlichen, folglich mit ihrem andern Ende nach der ſüdlichen Himmelsgegend hin. Iſt ſie in eine kleine, mit einem Glaſe bedeckte Kapſel ſo eingeſchloſſen, daß ſie da auf dem in der Mitte des Kapſelbodens befindlichen lothrechten Stiftchen ſpielt, iſt hier auf dem Boden aus dem Mittelpunkte des letztern ein in 360 gleiche Theile oder Grade getheilter Kreis beſchrieben, und iſt auf die Fläche dieſes Kreiſes, innerhalb der Peripherie deſſelben, die ſogenannte Windroſe gezeichnet, welche die Himmelsgegenden vorſtellt, ſo hat man den Kompaß oder die Bouſſole. — Die Zeichnung der Windroſe kann leicht auf folgende Art geſchehen:

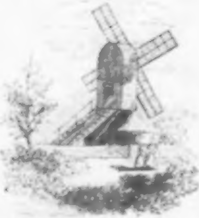


Zuerſt zieht man durch den Mittelpunkt des Kaſtenbodens zwei gerade Linien, welche ſich im Mittelpunkt rechtwinklicht durchkreuzen; das eine Ende der einen von dieſen Linien kann dann Nord, das andere Süd; das eine Ende der zweiten Linie Oſt, das andere Ende Weſt bedeuten. Mitten zwiſchen Nord und Oſt liegt Nordoſt; mitten zwiſchen Oſt und Süd Südoſt; mitten zwiſchen Süd und Weſt Südweſt, und mitten zwiſchen Nord und Weſt Nordweſt. Auch dieſe Punkte deutet man durch Linien an, die von dem bewußten Mittelpunkte ausgehen. Und ſo kann man durch abermalige Halbirungen jener Punkte noch andere Zwiſchenpunkte erhalten, nämlich Nord-Nord-Oſt, Oſt-Nord-Oſt, Oſt-Süd-Oſt, Süd-Süd-Oſt, Süd-Süd-Weſt, Weſt-Süd-Weſt, Weſt-Nord-Weſt, und Nord-Nord-Weſt. — Steckt man einen Stab lothrecht auf eine wagerechte Fläche, welche von der Sonne beſchienen werden kann, ſo iſt der Schatten dieſes Stabes auf der Fläche am kürzeſten, wenn die Sonne am höchſten ſteht, oder Mittag macht. Eine gerade Linie, welche man durch dieſen Schatten zieht, bildet die aſtronomiſche Mittagslinie. Setzt man den Kompaß mit ſeinem Mittelpunkte auf dieſe Linie, ſo wird man finden, daß der Nordpol der Magnetnadel (die magnetiſche Mittagslinie) nicht auf jener Linie hinausfällt, ſondern von derſelben um einen gewiſſen Winkel abweicht. Wie viele Grade dieſe Abweichung beträgt, das ſieht man an dem eingetheilten Kreiſe der Bouſſole. In Deutſchland iſt ſie weſtlich; aber in einer Gegend beträgt ſie mehr, in der andern weniger Grade. Hat man nun einen ſolchen Kompaß, und weiß man jene Abweichung, ſo kann man mit dem Inſtrumente leicht den wahren Norden finden. Man braucht dann nur von der Magnetnadel an, nämlich bei uns von dem nördlichen Ende derſelben, ſo viel Grade nach Oſten hin zu zählen, als die Abweichung ausmacht. Denkt man ſich nun von dem Punkte an, wo man auf dieſe Weiſe hinkommt, eine gerade Linie nach dem Mittelpunkte der Windroſe gezogen, ſo zeigt dieſe Linie genau nach Norden, macht alſo die wahre aſtronomiſche Mittagslinie aus, nach welcher man N Figur 1 zu richten hat.

Wir begnügen uns einſtweilen mit der Angabe, wie ſich die Richtungen der Winde genau beſtimmen laſſen, das heißt: die der Natur. Mit der Windtreiberei in den Lebensverhältniſſen wird es viel weniger gelingen, da reicht die Windroſe zur Eintheilung nicht aus, um die Windwege der Vortheilsſucht zu bezeichnen. Wahr iſt es aber:

„Der Vortheil giert wie auf ſteten Raub der Falk,
Und kleiner Vortheil ſchon macht oft zum größten Schalk.“

Das können die vielen Krämer-Anzeigen in öffentlichen Blättern ſogleich beſtätigen. In Holland ward dies verſinnlicht indem man unter eine Windmühle



Reime ſchrieb, die wir hiemit in unſer Deutſch übertragen:

„Nur Wind ſucht in des Krämers Worte,
Er dreht mit Wind verwirrten Knau'l
Zum Lob des Krams an jedem Orte,
Und macht zur Windmühl' ſich ſein Maul.“

Die Geſtalt der abgebildeten Windmühle iſt franzöſiſcher Art, und wollte der Holländer damit ſagen, daß die Vortheilswinde beſonders von den franzöſiſchen Wetterhahnen und Wetterfahnen angezeigt werden, ſo hat er auch damit nicht Unrecht. —

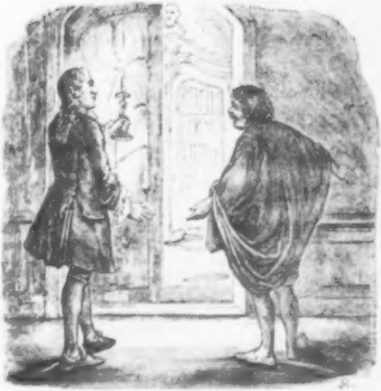
„Gieb ab' gieb ab!" — ſo klappert's in der Mühle
Als Hauptruf im Pariſer Kampfgewühle;
Drum wahret euch vor ſolchen Ruf's Triumphen,
Und ſeyd gerüſtet, Habſucht abzutrumpfen!"

Fr. Simil.

Doctor Junker und Adrian Momper.

Johann Junker, ein eben ſo gelehrter als menſchenfreundlicher Arzt und Profeſſor der Medicin in Halle, bedurfte zu ſeinem Unterricht der friſchen Leichname, und betrieb es ſorgſam, ſie zu erlangen, was ſich oft ſchwierig machte. Einſt wurden ihm auf ſeinen Antrieb die Leichname zweier Gehängten bald nach Vollſtreckung der Todesſtrafe zugeſichert. Es waren Soldaten von der dortigen Beſatzung, Anſtifter eines Bundes Mehrerer zum Zweck des Entweichens von den Wachpoſten aus. Der Streich mißlang, und nach den Kriegsgeſetzen wurden die beiden Rädelsführer gehängt. Junker ließ raſch die Leichname nach dem Zergliederungs-Saal bringen, dort erhielt der Profos, wie er ſich bedungen hatte, die Kleider, und am nächſten Morgen ſollten die Körper zum augenſcheinlichen Unterricht der jungen Aerzte ſecirt werden, was aber noch Keinem angezeigt war.

Der Anatomie Saal grenzte an Junker's Studirzimmer. Gegen Mitternacht, als er noch in Beſchäftigung an ſeinem Schreibtiſch ſaß, vernahm er vom Saale her ein ſtarkes Getöſe. In Beſorgniß, es könnten Katzen zu den Leichnamen gekommen ſeyn, ſtand er auf, um ſelbſt nachzuſehen. Als er mit dem Lichte in den Saal hinein trat, ſtaunte er, das die Leichname bedeckende Tuch verſchoben zu ſehen, er ſtaunte aber noch mehr, als er es aufhob, und einen der Körper vermißte. Die Fenſter waren zu, die Thüren verſchloſſen: ein Diebſtahl ſchien daher nicht wahrſcheinlich. Junker ſchaute im Saale umher, und ein, ſeiner Menſchlichkeit verzeihlicher Schauder überfiel ihn, als er den vermißten Leichnam in einem Winkel erblickte, ganz zuſammengekauert. Mancher würde jetzt vielleicht davon gelaufen ſeyn; doch Junker ging nach kurzer Zögerung näher, und fand ſeine Muthmaßung gegründet: der Unglückliche war wieder zum Le-



den erwacht. Auf Junkers erſtes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen, zitternd vor Kälte bat er ihn um Schweigen und Erbarmen, und da er einer all zu harten Strafe wunderbar entkommen ſey, auch dieſes Leben ihm zu friſten. Der erſchütternde Anblick und die Bitte rührten den gemüth- und gefühlvollen Junker ſo ſehr, daß er ſeinem Gefangenen die Decke überwarf, womit er die Leichname bedeckt hatte, ihn nach ſeinem Studirzimmer führte, und ihn nun über ſeine Perſon und ſein Vergehen befragte. — Er heiße „Adrian Memper“, war die Antwort, ſey ein Niederländer, der Sohn wohlhabender Eltern. Im Rauſche einer unvorſichtigen Minute habe er ſich anwerben laſſen, ſich zweimal vergeblich loszukaufen, und endlich in einem noch unglücklicheren Augenblick zu flüchten verſucht. Er würde, fuhr er fort, jetzt wahrſcheinlich nur mit Spießruthen beſtraft worden ſeyn, wenn nicht Er und noch Einer ſeiner Unglücks-Gefährten die Häupter jenes Complotts geweſen wären.

Daß dieſer Bedauernswerthe gerettet werden müſſe, damit war Junker mit ſich einig, und es fiel ihm bald das Mittel zu ſeiner Rettung ein. Er gab ihm eines ſeiner Kleider und einen Mantel, und ſagte: er möge mit einer Laterne ihm vorleuchten. So kamen ſie an das Stadtthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlich Kranken gerufen habe, öffnete dem Doctor Junker, den man kannte, ohne Umſtände das Thor. Sein angeblicher Diener ging unbeachtet voran, und kaum vor dem Thore, wollte der Gerettete nochmals das Knie ſeines Retters dankend umfaſſen. Junker hinderte dies, gab ihm Reiſegeld mit der liebreichen Ermahnung: ſich keinen Augenblick mehr zu verweilen, und Beide ſchieden gerührt.

Nach einem ziemlich langen Spaziergange, den das Bewußtſeyn einer guten That kürzte, kam Junker wieder an das Thor. Daß ſein voriger Begleiter jetzt fehle, fiel Keinem auf, wär' es aber geſchehen, war Junker vorbereitet zu der Aeuſſerung: der Diener habe die Pflege des Kranken übernehmen müſſen. Von dem Vorgefallenen ſprach er mit Niemand, und es blieb lange Geheimniß.

Nach faſt zwölf Jahren verheirathete ſich eine Enkelin des Doctor Junker's nach Amſterdam, und er reiſ'te mit ihr dorthin. Im Gewimmel der Menſchen nahte ſich ihm plötzlich ein wohlgekleideter Mann, der, wie Junker von ſeinem Führer nachher erfuhr, einer der redlichſten und reichſten Kaufleute in ganz Holland war. Aeußerſt höflich nannte er den Doctor bei ſeinem Namen, und lud ihn in den verbindlichſten Ausdrücken zum Mittagemahl ein. Junker wunderte ſich zwar über dieſe Einladung, nahm ſie aber an, weil man in der Fremde gern Bekanntſchaften macht, um ſich zu unterrichten. Er fand eine vortreffliche Tafel, eine junge artige Hausfrau, ein paar wohlerzogene Knaben, und einen überaus freundlichen Wirth, von dem er nach Tiſche im ganzen Hauſe herum geführt wurde. Wohlſtand und Nettigkeit zeigten ſich überall.

Endlich führte ihn ſein Wirth auch in ſein Arbeitszimmer und fragte ihn, als ſich Beide ganz allein befanden: ob er ſich ſeiner denn gar nicht mehr erinnern könne. Junker verneinte dies mit einiger Verwunderung. „Nun", rief der Kaufmann, „ſo werde ich doch ſtets des Mannes gedenken, dem ich Lebensrettung, dem ich Alles, was ich bin und beſitze, zu verdanken habe! Erinnern Sie ſich noch jenes Deſerteurs, der einſt in ihrer Behauſung vom Tode erſtand, den Sie ſo menſchenfreundlich retteten, den Sie mit Kleidung und Geld beſchenkten? Der, der bin ich!"

Junker war höchlichſt überraſcht, und ſein Wirth begann nun zu erzählen, wie er ſich mühſelig bis nach Amſterdam durchgeholfen habe, ihm hier ſein Rechnen und Schreiben, und vielleicht auch ſeine Geſchäftsbildung in die Dienſte eines der reichſten Kaufleute brachten. Er habe ſich dann allmälig das Wohlwollen ſeines Herrn, die Kenntniſſe des Handels, und endlich die Liebe ſeiner jetzigen Gattin, der einzigen Tochter vom Hauſe, zu erwerben gewußt; ſein Prinzipal nahm ihn, als deſſen Tochter ſich für ihn erklärte, zum Schwiegerſohn an, und bald darauf wurde er ſein einziger Erbe. „Oft“, fuhr er fort, „habe er ſeinem Erretter dafür danken wollen, ſey aber immer von einem Ueberreſte der Furcht, weil die Hände der Könige zu weit reichen, zurückgehalten worden.“

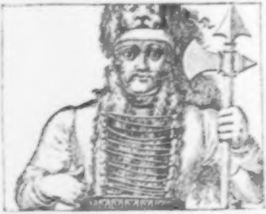
Innigſt freute ſich Junker des Glücks ſeines Schützlings, und eifrigſt bot der Holländer Alles auf, was ſein Haus vermochte, um ſeinen Retter zu ehren. So lange ſich Junker noch in Amſterdam aufhielt, mußte er bei ihm wohnen, und als ihn Amt und Pflicht wieder nach Halle riefen, drang ihm ſein dankbarer Wirth noch Geſchenke von beträchtlichem Werth auf. F. Pax.

Vor- und Nachdenkliches über Spielkarten.

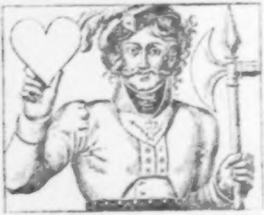
In einer Familien-Geſellſchaft fragte ein Knabe, der den „Volks-Kalender für 1851“ in der Hand hatte und auf das hier beigefügte Bildchen hinwies: „Was thut denn der Eine, der ſich gar nicht um das Kartenſpiel zu bekümmern ſcheint?“ — „Iſt es nicht in dem Aufſatz angegeben?“ fragte ich, und mußte mich überzeugen, daß dies wirklich nicht geſchehen ſey. „Was wird er thun?“ äußerte ich dann; „er wird ſich ſagen, daß ſelbſt an Kartenblättern mancherlei Studium und Betrachtung zu knüpfen iſt, und ſich in ſeinen Einfall vertiefen.“ — „Da wird er ſich wohl nicht viel holen!“ bemerkte eine hübſche Frau; ich entgegnete: „Doch wohl etwas mehr als man meint!“ und mir wurde der Beweis zugemuthet, den ich verſprach, doch nur für einen Entwurf. —

Gehen wir an's Werk und erfüllen unſern Auftrag! Dabei geben wir zugleich die von dem geſchätzten am 2. December 1810 im dreiunddreißigſten Jahre geſtorbenen Maler Philipp Otto Runge gezeichneten Kartenbilder, von denen Clemens Brentano am 18. März 1810 an Runge ſchrieb: „Ich finde dieſe Buben ſo galant, ſo verſchwärmt und keck, dieſe Könige ſo phantaſtiſch veraltet, verregiert

und verſpielt, vor Allem dieſe Damen ſo romantiſch, verziert, verzn und veranmuthet, kurz, Sie haben mir ungemeine Freude gemacht, und von Herzen möchte ich an dem Hofe Diener ſeyn, wo ſo rüſtige Buben aufwarten, ſolche Könige Schwerdt und Harfe rühren, und beſonders ſolche Damen Blume und Schleier ſo hinreiſſend zu tragen wiſſen." — Wir dürfen Clemens Brentano's Anſicht mäſſigen, und wollen in Bezug auf Runge nur noch mittheilen, daß er zu den Valets (Buben) — nach dem Beiſpiel des franzöſiſchen Hofes unter Karl VII — Feldherren wählte, zwei deutſche und zwei franzöſiſche. Der zu Treff

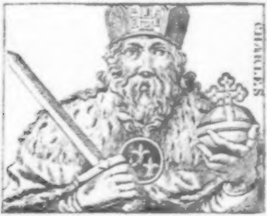


ſoll Schill ſeyn, der zu Coeur Murat.



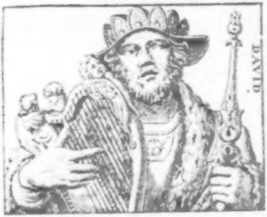
Wen er ſich dachte für den Pique- und Carreau-Buben, das habe ich entweder nie gewußt, oder ich hab' es vergeſſen; doch könnte der deutſche, dem Kronzeichen nach, der bei Saalfeld im Kampf für das Vaterland gefallene Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen ſeyn ſollen, und man mag ſich das ſpäter folgende Bild damit erklären oder nicht erklären.

Nach dieſer Einleitung beſchauen wir uns die Könige und Damen, um zu erfahren, daß die urſprünglichen zur Zeit Karl VII von dem Maler Gringonneur gezeichneten franzöſiſchen Bilder uns Kenntniß der alten und neueren Geſchichte empfehlen; bei den **Runge**'ſchen Buben kämen wir ſogar bis auf den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

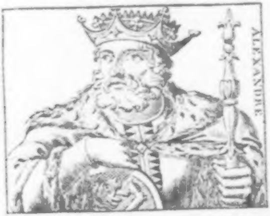


Zu den Königen wurden am franzöſiſchen Hofe die vier Fürſten David, Alexander, Cäſar und Karl der Große erwählt. Den Letztgenannten findet man abwechſelnd als Coeur- und Carreau-König; wir würden ihm dauernd das „Coeur“ zutheilen, denn er war, trotz mancher ſchweren Thaten, die er oft nothgedrungen zulaſſen mußte, ein herziger Herr. Den Beinamen „der Große“ hat in der ganzen Weltgeſchichte Niemand in mehr gerechter Würdigung als er, der unbedingt zu den allerbedeutſamſten Männern aller Zeiten gehört, und dem namentlich die Deutſchen in vielſeitiger Beziehung unendlich viel zu danken haben. Glänzend ragt er hervor aus wirrer Vergangenheit, und Lorbeer, Palme und Eiche zugleich ſind ſeiner Unſterblichkeit Kränze ſchuldig: denn er war groß im Heldenthume, im geiſtigen Schaffen des Friedens und in bürgerlichen Tugenden.

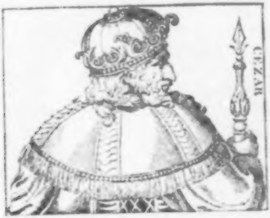
Der Pique-König iſt David genannt, doch ward dieſer jüdiſche Herrſcher nur auserkoren als Gleichnißbild für Karl VII, dem man einredete, ſeine Schickſale hätten viel Aehnlichkeit mit denen des



altteſtamentariſchen Königs. In Bezug auf deſſen Schwächen könnte dies wahr ſeyn, allenfalls auch darin, daß David's Vorfahr Saul, und Karl VI, Vorfahr des Siebenten, wahnſinnig wurden. An den Thaten iſt die Aehnlichkeit nicht zu finden, ſogar nicht in Bezug auf die Reue, die aber, obwohl David ſie in ſeinen Pſalmen dichteriſch ſchön ausſprach, ſeine Vergehungen nicht in Vergeſſenheit bringen kann. — Der Name David an ſich wäre bezüglicher geweſen für Karl den Großen, an deſſen Hofe die bedeutendſten Männer ſeiner Umgebung Nebennamen hatten; er ſelbſt nannte ſich David, und ſuchte man Aehnlichkeiten, würden ſie für Karl den Großen in den edlen Eigenſchaften David's erkennbar ſeyn.

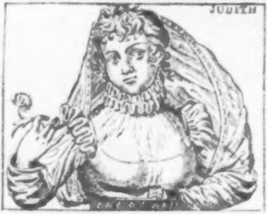


Treff-König iſt „Alexander“ benannt, und damit der macedoniſche gemeint, der in der Weltgeſchichte Alexander der Große heißt, aber troß ſeiner Erziehung durch den damals berühmteſten Weltweiſen Ariſtoteles eigentlich doch nur grauſamer Eroberer und Unterjocher war, nebenher jedoch zuweilen mit dem Edlen prunkte. Was er that, hatte keine geiſtigen Stützen, ſeine geträumte Weltherrſchaft trug deshalb ihren Verfall in ſich, und geſtorben iſt er in ſeinem dreiunddreiſſigſten Jahre in Folge ſeiner Ausſchweifungen, als er ſich eben beſſern wollte, nachdem es zu ſpät war, was ſich in Bezug auf Beſſerung ſehr oft zu allen Zeiten und in allen Verhältniſſen nachweiſen läßt.

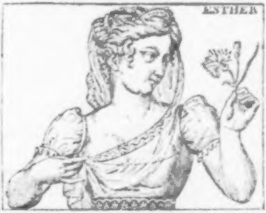


Carreau-König zeigt mit dem Namen Cäſar auf den tüchtigen Feldherrn und klugen Beherrſcher Rom's, der von ſich ſagen konnte: „Ich kam, ſah, ſiegte" („Veni, vidi, vici"), aber in Folge ſeiner Ehrſucht den dreiundzwanzig Dolchſtichen verſchworener Republikaner unterlag. Er wollte lieber „der Erſte in einem Dorf als der Zweite in Rom ſeyn", ward dieſer Erſte, indem er in Wahl der Mittel keine Scheu hatte, und von Denen, die ihm in dieſer Eigenſchaft ähnlich waren, wurde er umgebracht. In der neueren Zeit hatte Napoleon I den Julius Cäſar zum Vorbilde, war eben ſo ſiegreich, verſchmähte eben auch kein Mittel, und noch ſeine Leiche, nachdem man ſie unverſichtiger Weiſe von Sanct Helena, wo ſie als Weltgericht hätte bleiben ſollen, nach Paris brachte, eröffnete verderblichen Wandlungen die Bahn.

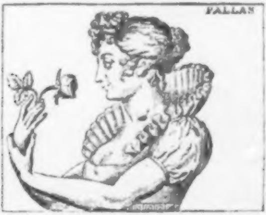
Die Coeur-Dame erhielt den Namen Judith, womit aber nicht die jüdiſche Heldin gemeint iſt, die den Holofernes zum Kopfloſen machte, ſondern Iſabelle von Bayern, Gemahlin des franzöſiſchen



Königs Karl VI und Mutter Karl's VII. Man gab ihr den Namen wegen Aehnlichkeit ihrer Thaten mit denen der Judith von Bayern, Gemahlin Kaiſer Ludwig I, genannt „der Fromme“, den ſein zweiter Beiname: „der Schwache“, viel richtiger bezeichnet, denn ſeine Frömmigkeit war auch nur Schwäche und hinderte ihn nicht an mörderiſcher Grauſamkeit. Judith und Iſabelle von Bayern haben wirklich viel Aehnliches im Abſcheulichen, und die Art, wie Schiller Letztere als Iſabeau auf die Bühne brachte, verfährt noch ſehr glimpflich mit ihr.

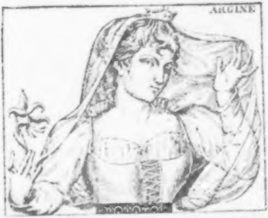


Der Carreau-Dame gab man zwei Namen, Rahel und Eſther, zu Ehren der Agnes Sorel, die als „Madame de Beauté“ auch einen zweiten Namen hatte. Ob Karl VII, deſſen Geliebte Agnes Sorel wurde, auch ſieben, oder vierzehn Jahre ſich dienend um ſie bewerben mußte, wie einſt der Erzvater Jacob um Rahel, die Tochter Laban's, das läßt ſich nicht annehmen; doch widerſtand ſie ihm lange, und benahm ſich auch in ihrer Macht ſo, daß ſelbſt die Gemahlin des Königs, Maria von Anjou, ihr Achtung und Zutrauen bewieß. Den Namen Eſther mag man der Agnes Sorel wegen ihrer Schönheit und des Mitwirkens zur Rettung ihres Volks gegeben haben; mit der bibliſchen Eſther, der racheſüchtigen Gemahlin des Königs Ahasveros (Artaxerxes) iſt ſie anderweitig, ihr zum Vortheil, nicht zu vergleichen.

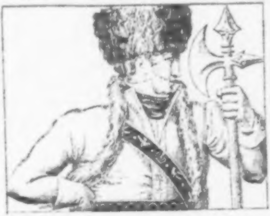


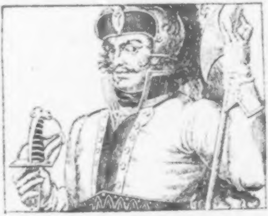
Die Pique-Dame ſollte die Jungfrau von Orleans ſeyn, und man gab ihr den Namen „Pallas", um für ihren kriegeriſchen Muth und ihre Keuſchheit zugleich ein Sinnbild zu haben. Hinſichtlich beider Eigenſchaften ſcheint Schiller in Uebereinſtimmung nach der Schilderung der Jungfrau von Orleans in ſeinem Trauerſpiel, und ſie hat am Spieltiſch gewiß eben ſo viel Verehrer als im Theater. Daß ſie aber dort ſo entſcheidend iſt, wie einſt auf dem Schlachtfelde, iſt nicht zu behaupten, doch ſind jedenfalls in beidem Bezuge Stiche zu holen.

Argine wurde die Treff-Dame genannt; es iſt ein Buchſtabenwechſel des Wortes Regina, Königin, und deutet hin auf Maria von Anjou, Gemahlin Karl VII. Wenn es eine Ehre iſt, als Kartenſpiel-Dame im Andenken erhalten zu werden, dann hat Maria von Anjou gerechte Anſprüche auf dieſe wie auf jede Ehre. In einer Zeit, wo die Sittenloſigkeit von den Männern ausging, war ſie



das Muſterbild einer königlichen Frau, die ein leidvolles Schickſal mit Würde, Muth und Duldung in edelſter Weiſe ertrug.





Von den Valets (Buben) erhielten zwei die Namen Ogier (Hogier, Holger der Däne) und Lancelot (vom See), Paladine Karl des Großen, auch Ritter der Tafelrunde des engländiſchen Königs Artus (Arthur); der dritte und vierte Valet ſollen an Stephan de Vignoles (La Hire) und Hector de Galand, zwei berühmte Feldherrn Karl VII erinnern. Man ſieht, es ſind den Königen und Damen als Valet's Ritter zugetheilt, und ſolche, bei denen man der franzöſiſchen Ritterlichkeit aus nebelhafter Vorzeit bis zu der ſchmachvollen Unritterlichkeit gegen die Jungfrau von Orleans nachſpüren kann.

Wenn wir die Kartenbilder in dem Sinne ihres Entſtehens zuſammt betrachten, ſo bezieht ſich Alles auf Kriegeriſches, und ſogar in den Farben ſollte dies angedeutet werden. Mit Coeur (Herz) bezeichnete man den Muth, durch Pique und Carreau die Waffen, und durch Trèfle (Klee) die im Lager nöthigen Lebensmittel.

Indem wir nun nebenſtehend noch die beiden andern Buben der Runge'ſchen Kartenbilder einfügten, und es der Nachforſchung überlaſſen, wen er damit als ritterlich hervorheben wollte, wenden wir uns zu den Blättern Eins (Aß, Daus) bis Zehn, um ihnen allerlei Gedanken abzugewinnen.

Die Eins! — Einheit iſt in der Geſinnung, in allem Thun und Handeln eine Haupteigenſchaft, und wie in Gedanken und Gefühlen nothwendig, ſo iſt ſie es auch in jedem geiſtigen Werk, das der Menſch ſchafft. Einheit führt zur Einigkeit. Der Mann, mit ſich; in Einheit, und Einigkeit, wird ſich den innern Frieden wie den der Seinen zu bewahren wiſſen, und von dem Familienkreiſe bis zum Thron iſt die Einherrſchaft das Sicherſte, die Bürgſchaft für das Geſammtwohl überall, wenn ſich überall — die echte, rechte Männlichkeit mit ihr verbunden hat. Die Wörtchen Ein und Eins haben aber den unvergänglichſten Inhalt für Jeden, dem man zurufen darf:

„O ſelig, wer ein Herz gefunden,
In Lieb' und Freundſchaft treu verbunden! —
Ihm blüht das Paradies hienieden,
Zum Tempel wird das engſte Haus,
Und wem ſolch Himmelsloos beſchieden,
Der lacht das ird'ſche Stürmen aus!“

Wer dies in der Wahrheit ſich ſagen kann, der kennt die herrlichſte Zwei; — es iſt die, wenn zwei Herzen Eins ſind. Von den zwei herrſchenden Empfindungen im Lebensgange, Freude und Schmerz, iſt dann jene reicher, dieſer erleichtert und milder.

Drei nennt man die heilige Zahl: dies deutet hin auf Glaube, Liebe, Hoffnung. Wo dieſe dreieinig uns leiten und begleiten, da werden die dunkelſten Wege licht durch die innigen Kräfte des Herzens und die wunderbare Macht der Seele. Wir haben dann die dreifache Theilung der Zeit, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nicht zu fürchten. In reinem Bewußtſeyn iſt uns die Vergangenheit ſchaff- und troſthülfliche Erinnerung, die Gegenwart Raum zu emſiger That, und ſo gerüſtet ſehen wir der Zukunft vertrauensvoll entgegen.

Vier Stufen hat das Daſeyn des Menſchen: er iſt Kind, wird Jüngling, Mann nnd Greis. — Mit ſeiner Umgebung kann der Weihnachtsbaum des Kindes ganze Welt ſeyn; der Jüngling ſchnitzt ſich einen Stab daraus, um in's Gewühl zu wandern, der Mann könnt' ihn zum Speer machen gegen die Anfechtungen des Lebens, und der Greis bedarf ihn zur Stütze. So kann auch der Weihnachtsbaum an die vier Altersſtufen erinnern.

Fünf! — Sehen wir mit Erkenntniß auf die Natur und bewahren uns Natürlichkeit; hören wir auf den Rath der Vernunft und des Herzens, auf die Stimme des Gewiſſens; fühlen wir für Menſchenwohl; läutern wir unſern Geſchmack für das Geiſtige und Edle, dann werden wir überall in gutem Geruch ſtehen, die fünf Sinne würdig gebrauchen, und nicht zu unſerm und dem allgemeinen Schaden zu unvorſichtig Fünf grade ſeyn laſſen!

Sechs Jahrtauſende zählt unſere Weltgeſchichte! Prüfen wir die Vergangenheit, ſo iſt ſie ein Wechſeln und Wandeln vom Guten zum Schlimmen, vom Schlimmen zum Guten, und den meiſten Beſtand ſichern uns die Macht und Kraft feſter Geſinnung. Mit ſolcher Hülfe ſind wir möglichſt gewaffnet wider alle Anfechtungen des Schickſals und der Hirnſchwindel, die Alles geſpenſtig umtreiben in Lagen, auf die Jean Paul's Bemerkung anwendbar iſt: „Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man unſre vergangene Dummheit eben ſo wenig begreifen wird als wir künftige Weisheit.“ Macht und Kraft feſter Geſinnung ſchaffen und erhöhen uns jedenfalls ein wohlthuendes Bewußtſeyn, und dies begründet den inneren Frieden, das höchſte Gut im Lebenslauf, mögen wir zu Fuß einherſchreiten oder uns von ſechs Roſſen fahren laſſen!

Die Sieben erinnert uns an das Siebengeſtirn, an die Erhabenheit der Himmelserſcheinungen und ihres allmächtigen Schöpfers, an die Siebenhügel-Stadt Rom, an die ſieben Kurfürſten in der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung, die in dem Erbtitel „Kurfürſt“ nur noch in Heſſen-Kaſſel einen Ueberreſt hat; an die ſieben freien Künſte, an die ſieben Weiſen Griechenlands, an den ſiebenjährigen Krieg; — genug, an Himmel und Erde läßt uns die Sieben denken. Sie erinnert aber auch an die ſieben Wochentage und den Spruch: „Sechs Tage ſollſt Du arbeiten und am ſiebenten ruhen.“ Man ſoll alſo unter Anderem nicht tagtäglich die Zeit im Spiel oder in der Vergnügungsſucht verſchleudern und verſchlendern, wodurch man nicht nur ein Sieben-, ſogar ein Acht-, Neun- oder Zehnſchläfer wird. Denen, die das Leben ſo wüſt und unverbeſſerlich verpraſſen, wünſchen wir daheim eine böſe Sieben, eine ſolche Frau, von der das Sprüchwort ſagt: ſie gehöre in die ſiebente Bitte, obwohl ſie übrigens mit ihrem Keifen gegen einen pflichtvergeſſenen Mann im Recht ſeyn kann, nur dabei vielleicht den unrechten Weg und unrechte Mittel wählt.

Acht — dieſe Zahl kann das Gedächtniß auf die Arche lenken, in die nur acht Menſchen eingingen: Noah mit ſeinen drei Söhnen und den vier Weibern, alle andern in der Sündfluth umkamen. Es werden Viele dabei geweſen ſeyn, deren Thaten und Sinn der altdeutſche Ausſpruch bezeichnet: „Die am meiſten Waſſer getragen, glauben am wenigſten an eine Sündfluth, iſt ſie aber da, möchten Alle Fiſche ſeyn.“ — Acht Tage, dieſen Ausdruck braucht man oft für das Wort Woche; ſie hat aber nur ſieben Tage, und man hat ſich zu hüten vor Solchen, die Alles, auch die Beſſerung, auf den nicht auffindbaren achten Wochentag verſchieben.

Bei der Neun werden allen Zeitverſpielern eher die neun Kegel als die neun Muſen einfallen. Sinnige aber verehren gewiß neben der irdiſchen Liebe auch die himmliſche (Urania), belehren ſich aus der Weltgeſchichte (Klio), bemühen ſich um Beredſamkeit (Polyhymnia), erheben ſich am Heldengedicht (Kalliope) und am Trauerſpiel (Melpomene), erfreuen ſich am Luſtſpiel (Thalia), ſtärken das Gemüth durch Liedesklang (Erato) und Tonkunſt (Euterpe), laſſen ſich auch die Tanzluſtige (Terpſichore) gefallen. — Alles jedoch muß ſich in den Schranken der Sitte halten und nicht dem Blödſinn und der Ueppigkeit ſchmeicheln, wie es jetzt vielfach geſchieht. Wer an ſo verkehrtem Treiben, an ſolchem Unweſen Behagen findet, der hat ſich die Seele eingelullt durch „Neunerlei Luſt“, durch das ekannte Tränkchen für Kinder, womit man ſie einſchläfert — und bei „Neunerlei Luſt“ der Modenart iſt gewöhnlich das Kindiſche in auffallender und anmaaßlicher Ausbreitung.

Zehn! — da kann uns bei der jetzigen Zerſtreuungshetze und Zerfahrenheit das Sprüchwort einfallen: „Der Zehnte weiß nicht, wovon der Elfte lebt.“ Jedenfalls mahnt dieſe Zahl an die zehn Gebote, und mehr braucht ſie nicht zu thun; es iſt völlig genug, wenn wir uns ſagen:

„Der zehn Gebote heil'ge Lehren
Sollt ihr mit ſtrengem Sinn verehren;

Ein Pfad, von ihrem Licht erhellt,
Entgeht dem Sturm und Schmutz der Welt.
Von Hütten bis hinan zu Thronen
Den zehn Geboten unterthan,
Wird überall mit Segen lohnen,
Uns ſichern auch die Himmelsbahn."

So hoffen wir nun, andeutend bemerklich gemacht zu haben, daß ſelbſt die Spielkarten Anlaß zu ſinniger Unterhaltung bieten, und wir meinen unſre flüchtigen Hinweiſungen eignen ſich noch für weitere Beſprechung. Wir aber wollen dankbar zufrieden ſeyn, wenn unſre Aeuſſerungen Dieſen und Jenen ein Viertelſtündchen etwas angenehm unterhalten, ſchließlich alſo nur noch ſagen:

Je nun, wär' auch nicht viel
Dabei erreicht:
So gut als Kartenſpiel
Iſt's doch vielleicht!

Gz.

Vor hundert Jahren.

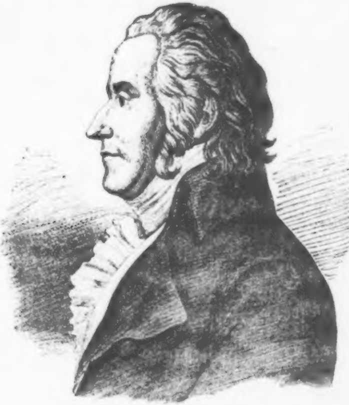
Das Jahr 1861 bringt uns die hundertjährigen Geburtstage von vier deutſchen Männern, die in unſerer Literatur-Geſchichte auch bei etwa verſchiedener Anſicht doch rühmlich genannt werden: **Matthiſſon**, **Weißer**, **Haug***) und **Kotzebue**. Wir glauben ihrem Andenken und dem deutſchen Volke gerecht zu werden, wenn wir hier eine kurze Schilderung ihres Lebens und Wirkens geben.

I. Carl Friedrich v. Matthiſſon.

Er wurde geboren am 23. Januar 1761 zu Hohen-Dodeleben, einem Dorfe bei Magdeburg. Sein Vater war Feldprediger und ſtarb ſchon kurz vor des Sohnes Geburt. Dieſer erhielt ſeine Erziehung in ſtiller Häuslichkeit anfangs von der Mutter, ſpäter von einem Oheim und deſſen Schweſter, einer ſchönen Jungfrau, und von dem Großvater, einem Landgeiſtlichen. Beſonders machte ſich die Muhme, die der Knabe wie ſeine Mutter liebte, um ſeine geiſtige Ausbildung verdient. Leider ſtarb ſie bald; ihr Tod machte auf Matthiſſon einen tiefen Eindruck, zumal da auch der Großvater ihr wenige Wochen darauf folgte. Der zwölfjährige Knabe wurde nun auf die Schule zu Kloſter-Bergen (dicht bei Magdeburg) gebracht. Hier erweckte dem ſinnigen Knaben, der ſich gern von rohem Lärm fern hielt, das Beiſpiel eines ſeiner Lehrer lebhafte Neigung zur Poeſie. Er dichtete hier „die Betende", und man dürfte glauben, er habe ſich ſeiner früh verſtorbenen Muhme erinnert in Aeuſſerungen wie folgende:

---

*) Die Bildniſſe von **Weißer** und **Haug** waren noch nicht zu erlangen, einſtweilen müſſen wir ſie alſo fehlen laſſen. D. H.



„O ſie fühlt, im leiſen, linden Wehen,
Froh des Hocherhab'nen Gegenwart;
Sieht im Geiſte ſchon die Palmenhöhen,
Wo der Lichtkranz ihrer harrt!"

Nachdem er ſeine Univerſitäts-Studien zu Halle, wo er ſich zuerſt der Theologie, bald aber der Philologie, Naturkunde und ſchönen Literatur widmete, vollendet hatte, wurde er Lehrer an dem Baſedow'ſchen Erziehungs-Inſtitut in Deſſau, und nachher Hofmeiſter der jungen liefländiſchen Grafen Sievers, mit denen er ſich in Hamburg, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Während dieſer Zeit wurde er an den verſchiedenen Orten mit Klopſtock, Claudius, Cramer, Overbeck, Jung-Stilling und Pfeffel bekannt. In Mannheim gefährlich erkrankt, heilte ihn Stilling; da aber noch Ermattung zurückblieb, lud ihn der geiſt- und kenntnißreiche ſchweizeriſche Landvoigt Victor v. Bonſtetten, der ihn in Heidelberg kennen lernte, zu ſich ein. Auf deſſen Schloſſe zu Nyon am Genferſee durchlebte Matthiſſon im Schoße der herrlichen Natur zwei ſehr glückliche Jahre und dichtete ſeinen „Genferſee." Von hier ging er 1790 als Erzieher in das Haus des reichen Banquiers Scherer nach Lyon, wo er ein Freundſchaftsbündniß mit dem Dichter Salis ſchloß, der damals dort als Hauptmann ſtand. Die franzöſiſche Revolution veranlaßte ihn, das Land der Unordnung zu verlaſſen. Jetzt wurde er Vorleſer und Reiſegefährte der regierenden Fürſtin von Anhalt-Deſſau, bereiſte mit ihr mehrmals Italien, die Schweiz und Tyrol, und während der Zwiſchenzeit wohnte er in dem ſchönen Wörlitz bei Deſſau. Auf jenen Reiſen hatte ihn der Herzog, nachherige König von Württemberg kennen und ſchätzen gelernt, von ihm empfing Matthiſſon das Adelsdiplom. Als die Herzogin von Deſſau 1811 ſtarb, berief man ihn nach Stuttgart, und ernannte ihn mit dem Titel „geheimer Legationsrath“ zum Ober Bibliothekar. Hier lebte er bis in ſein Alter. Des Treibens in der großen Welt überdrüſſig, nahm er 1828 ſeinen Abſchied, verblieb von da an in ſtiller Zurückgezogenheit in Wörlitz, im Hauſe der Mutter ſeiner ihm vorangegangenen, zärtlich geliebten Frau, und ſtarb am 12. December 1831 als beinahe ſiebzigjähriger Greis. — Matthiſſon war als lyriſcher Dichter eine Zeit lang Liebling der Leſewelt, und mehrere ſeiner Gedichte, namentlich die, in denen er die Natur ſchildert, ſind höchſt anmuthig und mild. Reines Gefühl für Natur, Freundſchaft und Glaubenstreue, mit einem Anhauch von tiefer Sehnſucht und ſanfter Wehmuth, ſprechen uns aus allen ſeinen Dichtungen an, deren Gewand die edelſte und richtigſte Sprache iſt. Seine Poeſie iſt die elegiſche Landſchaftspoeſie; ſie wurde von Schiller hoch anerkannt und iſt als ſolche — nach dem Beſten, was Matthiſſon gab — noch unübertroffen. Dies beglaubigt zu finden, braucht man nur die „Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes“ zu leſen, die mit den Verſen ſchließt:

„Alles, was mit Sehnſucht und Entzücken
Hier im Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbſtes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig ſich umfaſſen,
Sieht die Morgenröthe ſchon erblaſſen;
Selbſt der Freundſchaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! deine Roſenauen
Grenzen an bedorrte Wüſtenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düſtert oft der Freundſchaft Aetherſchein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm ſind eitel!
Eines Weltgebieters ſtolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerſtab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!“

II. Friedrich Chriſtoph Weißer.

Sein Geburtstag war der 7. März 1761 und Stuttgart iſt ſeine Vaterſtadt. Er widmete ſich dem Studium der Rechte, war Anfangs Landſchafts-Secretair, zuletzt Oberfinanzrath in Württembergs Hauptſtadt, wurde 1822 als Staatsrath in den Ruheſtand verſetzt, und ſtarb im Januar 1836. Weißer gehört zu den witzigſten Satirikern der neuern Zeit. Außerdem hat er Fabeln, Epigramme, poetiſche und proſaiſche Erzählungen geſchrieben. Mit ſeinem Freunde Haug gab er gemeinſchaftlich eine Sammlung der beſten Epigramme des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts heraus. Am glücklichſten iſt er im Epigramm und in der Romanze. Außerdem ſchrieb er: „Die Mährchen der Scheherezade, neuerzählt“, „Satiriſche Blätter“ und noch Anderes. Zwei ſeiner Hindeutungen mögen ſich hier anſchließen.

Die neue Deutſchheit.
(1831.)

Die neue Deutſchheit, die ihr preiſt,
Kann ich nicht werth des Lob's erkennen,
Und, treu der Väter ernſtem Geiſt,
Was man jetzt neue Deutſchheit heißt
Nur neue deutſche Narrheit nennen.

Die Bettlerin.

„Verzeih's Euch Gott!“ ſo ſprach, doch nicht mit argem Sinn,
— Sie wollte „Gott vergelt's Euch!“ ſagen —
Zum milden Geber eine Bettlerin.
Doch möcht' ich Dieſen wohl und Jenen fragen:
Verdienſt Du, Freund! — heißt frommer Irrthum Dich,
Was nur der Noth gebührt, mit vollen Händen
Dem ſchnöden Müßiggange ſpenden,
Verdienſt Du nicht für ſolche Gaben, ſprich!
Die nur die Zahl der Taugenichtſe mehren,
Statt „Gott vergelt's!“ nur „Gott verzeih's!“ zu hören?

III. Johann Christoph Friedrich Haug.

Dieſer, Weißer's Freund und Landsmann, am 19. März 1761 in Nieder-Stolzingen in Württemberg geboren, erhielt von ſeinem Vater, der Prediger war, den erſten Unterricht. Später beſuchte er die Schule in Ludwigsburg, dann das Gymnaſium in Stuttgart, und ſtudirte auf der hohen Karlsſchule die Rechte. Er machte darin ſo ausgezeichnete Fortſchritte, daß er bei den jährlichen Prüfungen nach und nach dreizehn Preis-Medaillen und zuletzt den academiſchen Orden empfing. Auf Haug's dichteriſche Ausbildung hatte ſein Freund, der unſterbliche Schiller, nicht unbedeutenden Einfluß. Auch der geiſtreiche Schubart zeichnete den Jüngling aus. Da in Haug durch Epigrammen-Dichter vorzüglich der epigrammatiſche Witz angeregt wurde, ſo wandte er ſich hauptſächlich dieſer Gattung zu und erwarb ſich den Ruhm eines der vorzüglichſten deutſchen Epigrammatiker, verſuchte ſich jedoch auch mit Erfolg in der ernſten und gemüthlichen Ode, in Liedern, Fabeln und Balladen, bewies nächſtdem ein ſeltenes Talent als Improviſator. Seine Epigramme waren der Art, daß die Spitze derſelben nie zum giftigen Stachel wurde; der Getroffene mußte gewöhnlich von Herzen mitlachen. Der Witz, der ſo leicht verfeindet, machte Haug zu Jedermanns Freund. — Nach achthalbjährigem Verweilen auf der Univerſität wurde Haug 1783 Secretair bei dem herzoglichen geheimen Cabinet, dann 1817 zum Hofrath und Ober-Bibliothekar ernannt. In dieſem Amte lebte er im Kreiſe ſeiner Familie und Freunde glücklich, erfreute ſich auch der Zuneigung trefflicher Männer im Auslande. Er war Mitarbeiter für mehrere Taſchenbücher und Zeitſchriften. Im ernſten Leben zeigte ſich Haug bieder und ohne Falſchheit, als der beſte Gatte und Vater, als aufopfernder Freund. Gefällig und dienſtfertig allen Menſchen, war er voll echter Frömmigkeit auf tiefem Grunde. — Haug ſtarb in Stuttgart am 30. Januar 1828, in den Armen ſeiner Freunde. Von ſeinen dichteriſchen Aeuſſerungen folge hier Einzelnes:

Bewahret euch rein; dem Gewiſſen, iſt's böſe,
Dünkt Fliegenſummen ein Höllengetöſe.

Schlimm, daß Du, Mangel, der Kutſcher biſt,
Wenn uns die Hoffnung der Wagen iſt.

Müßiggang, vermummt in Flitter,
Iſt der Wolluſt Hochzeitbitter.

Bräche die Mißgunſt in Fieber aus,
Wäre die Welt ein Siechenhaus.

Seit Jahrtauſenden.

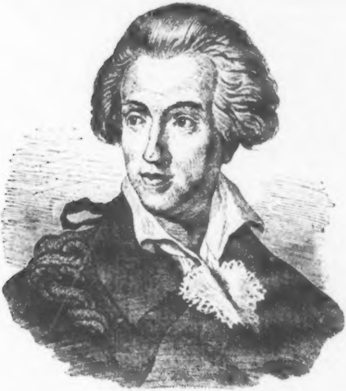
Der Marder fraß den Hahn,
Der Fuchs den Marder auf,
Der Wolf den Fuchs, — das iſt
Der Weltgeſchichte Lauf.

Das Kritikaſterlein.

Er ſchlägt auf meine Nüſſe wacker,
Und ſchlägt ſich nie zum Nüſſeknacker.

IV. August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue.

Dieſer fruchtbare deutſche Schriftſteller hat ein vielbewegtes Leben gehabt, das mit einem gewaltſamen Tode ſchloß. Am 3. Mai 1761 in Weimar geboren, verlor er ſchon im zweiten Lebensjahre ſeinen Vater, der Legationsrath war. Die erſte Erziehung leitete ſeine Mutter, eine durch Vorzüge des Geiſtes und Herzens ausgezeichnete Frau. Schon früh zeigte Kotzebue Lebhaftigkeit, Gefühl und Wißbegierde. Sechs Jahr alt, las er bereits den Robinſon, bald auch die Lieder von Gellert, Gleim, Uz und Hagedorn. Das erſte von ihm geſehene Schauſpiel machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß dadurch ſein Beruf als dramatiſcher Dichter entſchieden ward. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, die poetiſchen Stunden bei dem Profeſſor Muſäus waren ihm die liebſten; auch begann er bald dichteriſche Verſuche. Noch nicht ſechszehn Jahr alt, ging er auf die Univerſität nach Jena, und neben dem Studiren beſchäftigte er ſich viel mit dem Theater und mit dem Leſen von Schauſpielen. Aus Liebe zu ſeiner Schweſter, die ſich nach Duisburg verheirathete,



war er eine kurze Zeit auf der dortigen Univerſität, kehrte aber 1779 nach Jena zurück, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete. Nach ſeinen Studienjahren wurde er Advokat in Weimar, hatte aber mehr Trieb zur Ausarbeitung von Theaterſtücken und Erzählungen als zu ſeinen Geſchäfts-Arbeiten. Einige Satiren, die der Uebermüthige gegen Damen der Stadt ſchrieb, machten ihn ſo verhaßt, daß er Weimar verlaſſen mußte. Er begab ſich nach Petersburg; der dortige preußiſche Geſandte war ein Freund ſeines Vaters, und durch ihn wurde Kotzebue Secretair des General-Ingenieurs von Bawr, der auch die Direction des deutſchen Theaters hatte. Hier dichtete er ein Trauerſpiel, das großen Beifall erwarb. Nach Bawr's Tode nahm ſich die Kaiſerin Kotzebue's an und ernannte ihn zum Appellations-Aſſeſſor in Reval mit dem Titel eines Rathes. Im folgenden Jahre verheirathete er ſich, erſt dreiundzwanzig Jahr alt, mit der ſchönen und geiſtreichen Tochter des reichen Generals von Eſſen, wurde bald darauf Präſident des Gouvernements der Provinz Eſthland, und als ſolcher in den Adelſtand erhoben. In Reval errichtete er ein Liebhaber-Theater und ſchrieb mehrere Theaterſtücke, die bei untergeordnetem Werthe durch glücklich ergriffene Lebensverhältniſſe und heitere Laune gefielen. — Kränklichkeit nöthigte ihn zu einer

Reiſe in die Heimath. In Weimar verlor er ſeine Gattin, mit der er nur ſechs Jahre verheirathet geweſen war. Halb in Verzweiflung reiſte er, um ſich zu zerſtreuen, nach Paris; nach mehreren Jahren befand er ſich wieder in Eſthland, legte ſeine Präſidentenſtelle nieder, verheirathete ſich mit einer Verwandten des berühmten Weltumſeglers von Kruſenſtern, und zog ſich auf eins ſeiner dortigen Landgüter zurück, wo er fleißig für die Bühne ſchrieb. — Zwei Jahre ſpäter erhielt Kotzebue einen Ruf nach Wien als Director des Hoftheaters; die Ränke der Schauſpieler und der Verdruß darüber veranlaßten aber, daß er noch vor Ende des Jahres ſeinen Abſchied nahm und ſich wieder nach Weimar begab. Hier gerieth er mit Goethe und den beiden Schlegel über die neuen Grundſätze des literariſchen Geſchmacks in Streit, der ihm den Aufenthalt in Weimar verleidete. Deshalb reiſte er 1800 mit ſeiner Frau und drei Kindern wieder nach Rußland, wo damals der Kaiſer Paul regierte. Kaum war Kotzebue über die ruſſiſche Grenze, ſo wurde er von Frau und Kindern getrennt und nach Sibirien gebracht, erhielt jedoch unterweges nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr, ſondern noch obenein ein Landgut in Liefland zum Geſchenk. Man hatte geglaubt, er ſey als Spion nach Rußland gekommen. Als der Kaiſer bald darauf ein kleines Drama Kotzebu's: „Der alte Leibkutſcher Peter des Großen" las, und dies ihm gefiel, befahl er die Unterſuchung der Papiere des Beſchuldigten, und gab ihm, da man nichts Sträfliches fand, die Freiheit, übertrug ihm nächſtdem mit dem Titel eines Hofraths die Direction der deutſchen Hoftruppe. Schon 1801 nahm Kotzebue ſeinen Abſchied, empfing den Titel Collegienrath und kam abermals nach Weimar. Der ſich von Neuem erhebende Streit mit der ſogenannten „romantiſchen Schule" verbitterte ihm nun das Leben ſo, daß er nach Berlin überſiedelte, wo er im Verein mit Gottlieb Merkel den „Freimüthigen" herausgab, in welchem er den Streit gegen Goethe, Schlegel und deren Anhänger wieder aufnahm. Zugleich ſchrieb er hier mehrere ſeiner beliebteſten Dramen. — Durch den Tod ſeiner Gattin (1805) in ſeiner literariſchen Thätigkeit gehemmt, ſuchte er Erholung auf wiederholter Reiſe nach Paris, wo er dem Conſul Bonaparte vorgeſtellt wurde. Nach einem Jahr kehrte er auf ſeine Beſitzungen nach Rußland zurück, und verheirathete ſich zum drittenmal mit einer Verwandten ſeiner zweiten Frau, mit ihr machte er eine Reiſe durch Deutſchland nach Neapel. Dann kam er wieder nach Berlin, wo er theils für den „Freimüthigen" ſorgte, theils jährlich einen „Almanach dramatiſcher Spiele" herausgab, theils größere Theaterſtücke ſchrieb. Auch erſchien eine Sammlung ſeiner Erzählungen und Romane. Alle dieſe Schriften zeugen von einer gewandten Darſtellungsgabe, doch zugleich von Mangel an Gründlichkeit. Bei ſolchem Mangel war es ein gewagtes Unternehmen, die ältere Geſchichte Preußens zu ſchreiben, zu welchem Zweck er ſich 1806 nach Königsberg begab, um die dortigen Archive zu benutzen. Zwar förderte er viel Neues zu Tage, doch mitunter auch viel Falſches. Iſt allerdings dieſe Arbeit kein hiſtoriſches Kunſtwerk, verdient ſie doch wegen der darin abgedruckten Urkunden Beachtung.

Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, zog ſich Kotzebue (1806) nach Rußland zurück und richtete von hier aus ſatiriſche Schriften gegen den damals ſo mächtigen Napoleon. Nach dem unglücklichen Zuge der Franzoſen im Jahr 1812 wurde Kotzebue zum ruſſiſchen Staatsrath ernannt und ſchrieb in Berlin ſein „Ruſſiſch-deutſches Volksblatt", um die gerechte Aufregung gegen die franzöſiſchen Gewaltthaten ſteigern zu helfen. Im Jahr 1814 war er ruſſiſcher General-Conſul in Königsberg, wo er, nebſt mehreren politiſchen Flugſchriften, größere und kleinere Luſtſpiele, auch eine „Geſchichte des deutſchen Reiches" ſchrieb. Nachdem er 1816 als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angeſtellt worden war, erhielt er 1817 vom ruſſiſchen Kaiſer den Auftrag, ſich mit einem Jahrgehalt von funfzehntauſend Rubeln in Weimar einzuwohnen, und monatlich dem Kaiſer zu berichten, was in Deutſchland und Frankreich im Gebiete der Wiſſenſchaft Neues erſchienen ſey. Da man in Deutſchland der Meinung war, Kotzebue ſey als Spion nach Weimar geſchickt worden, ſo erzeugte ſich eine gehäſſige Stimmung gegen ihn, noch dadurch vermehrt, daß er ſich mit Ernſt und Witz gegen den damals unter der deutſchen Jugend wogenden Deutſchthümler-Geiſt erklärte und über mancherlei Verlangen ſeinen Spott ausließ. — Im Sommer 1818 reiſte Kotzebue nach Pyrmont, um ſeine wankende Geſundheit zu kräftigen. Die Nähe ſeiner Feinde zu vermeiden, kehrte er nicht nach Weimar zurück, ſondern verweilte in Mannheim; von hier wollte er ſich nach Rußland begeben, um dort den Abend ſeines Lebens in Ruhe zu beſchließen. Seine Frau und dreizehn Kinder begleiteten ihn, als unerwartet der 23. März 1819 ſein Todestag wurde. — Ein Jenaer Student, Karl Sand, ein Schwärmer voll überſpannter Ideen von deutſcher Freiheit, glaubte mit einem Mord ſich unſterblich zu machen. Da auch er Kotzebue, ohne ihn zu kennen, für einen Verräther des Vaterlandes hielt, ſo erachtete er es in ſeinen unreifen Begriffen für verdienſtlich, dieſen Mann zu beſeitigen. Er ließ ſich unter dem falſchen Namen Heinrich aus Mietau bei Kotzebue melden und erdolchte ihn. — Selten iſt Jemand mit ſo viel Parteilichkeit und Ingrimm beurtheilt worden wie Kotzebue. Läßt ſich Unbeſonnenheit und zu große Beweglichkeit in ſeinem Charakter wie in ſeinen Schriften nicht wegleugnen, ſo bleibt er doch ein höchſt talentvoller Mann und eine merkwürdige Erſcheinung. Er war der zärtlichſte Sohn, Gatte und Vater, ein treuer, aufopfernder Freund. Als Schriftſteller bewies er eine Fruchtbarkeit, die kaum ihres Gleichen hat. Er ſchrieb Erzählungen und Romane, Geſchichte und Satire; aber ſeinen größten Ruf erlangte er durch ſeine Theaterſtücke, denen Gewandtheit des Ausdrucks und Kenntniß der menſchlichen Verhältniſſe nicht abzuſprechen iſt. — Ihre natürliche Leichtigkeit und bühnengerechte Anlage machten ſie zur Aufführung ſehr geeignet, und daß ſeinen Werken, in Folge der Flüchtigkeit des Auffaſſens und Schaffens, die

Tiefe fehlte, erwarb ihm um ſo raſcher den Beifall der Menge. Die Zahl ſeiner Dramen ſteigt über zweihundert; doch ſind viele derſelben, weiß ſie nur eine augenblickliche Beziehung hatten, längſt veraltet und von der Bühne verſchwunden. Von ſeinen Gedichten ſind einige Volkslieder geworden; wir erinnern nur an das ſehr gemüthliche Lied: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben“, das Gefühlvollen ein wahrhafter „Troſt bei dem Scheiden“ ſeyn kann.

K. A. Schönke.

Nachſchrift.

Da hier ein Bruchſtück aus der Feder Kotzebue's ſich anzureihen hat, geben wir einen Kampf-Ausfall, den man nicht in ſeinen Schriften findet, der aber dem Unterzeichneten im Jahr 1817 von Kotzebue ſelbſt zugeſchickt wurde. Wenn der kleine Aufſatz ſich überhaupt gegen die Zerrbildnerei anwenden läßt, iſt dabei beſonders nicht zu vergeſſen, daß der Verfaſſer von Oken und Andern in unwürdiger Weiſe gereizt war, die aufregenden Frevel nicht nur von Kotzebue ausgingen. Jedenfalls bezeugt der kleine Aufſatz Witz, und er folge nun ohne weitere Vorrede in genauem Abdruck:

„Empfehlung der Eſelsköpfe.

Marc-Aurel, wo ich nicht irre, hat geſagt: „Die Völker würden glücklich ſeyn, wenn die Könige Philoſophen, oder wenn die Philoſophen Könige wären.“ — Vor Kurzem fiel mir das erſte Heft der „Iſis“ des Herrn Profeſſor Oken in die Hände. Ich fand darin unter Andern die Namen der Mitglieder der mediciniſchen Facultät zu Roſtock vergeſellſchaftet mit einer Menge in Holz geſchnittener Eſelsköpfe. Bekanntlich iſt Hr. Profeſſor Oken ein großer Philoſoph: es wäre folglich zu wünſchen, daß er als König oder Kaiſer an die Spitze des neuen deutſchen Staatenbundes geſtellt würde, weil offenbar das Glück der Völker durch ſeine Eſelsköpfe einen großen Zuwachs erhielte. — Ei wie ſo? höre ich fragen. — Hm! begreift ihr das nicht? — Zum Exempel: Schimpfen iſt eine häßliche Kunſt, zeichnen und malen hingegen eine ſchöne Kunſt; wer folglich das Malen an die Stelle des Schimpfens ſetzt, der befördert dadurch offenbar die ſchönen Künſte, und wo dieſe blühen, da gedeiht auch das Glück der Völker. — Zweiter Vortheil: Bisher konnte, die Rezenſenten ausgenommen, Niemand vom Schimpfen leben, künftig werden aber auch die Holzſchneider dabei ihr Brod gewinnen. — Dritter Vortheil: Das gedruckte Schimpfen müßte man doch erſt leſen. Nun giebt es aber viele Menſchen, die nicht leſen können, ſollen die der Wohlthat ganz verluſtig gehen, die erhabenſten Gedanken eines Oken kennen zu lernen? vermittelſt der Eſelsköpfe werden künftig auch ſie auf den erſten Blick jener Wohlthat theilhaftig. — Vierter Vortheil: Der Reſpekt für die Philoſophie wird vermehrt, wenn man ſieht, wie ſie die Leidenſchaften zügelt, und, ſtatt zu ſchimpfen, durch ſaubere Eſelsköpfe einen Triumph der Humanität feiert. — Fünfter Vortheil: Welch ein neues großes Feld eröffnet ſich für unſere Litteratur!

Bücher mit Eſelsköpfen beſaßen wir noch nicht, höchſtens Bücher, vor welchen die Portraits ihrer Verfaſſer prangen, die nunmehro, als zu koſtſpielig, oft wegbleiben können. Künftig werden die Buchhändler ihren Verlags-Artikeln einen neuen Reiz dadurch verleihen, daß ſie auf das Titelblatt ſetzen: „mit Eſelsköpfen“; was gilts, da wird Mancher in den Beutel greifen, denn es iſt unglaublich, was ein tüchtiger Eſelskopf vermag. Folglich wird auch der litterariſche Verkehr durch Oken's neue Erfindung befördert. — Sechſter Vortheil: Das Glück der Völker beſteht ja nicht allein im Zeitlichen, auch der Ruhm iſt Völkerglück, und wie werden unſere Nachbarn, die Franzoſen, die Engländer u. ſ. w. ehrfurchtsvoll uns anſtaunen, wenn ſie unſere Eſelsköpfe erblicken! Das iſt doch endlich einmal eine Erfindung, die ſie uns Deutſchen nicht abſprechen können; und zwar tritt hier nicht der gewöhnliche Fall ein, daß wir bloß erfinden und den Nachbarn überlaſſen, den Nutzen davon zu ziehen; nein, wir haben auf der Stelle unſre Erfindung auch benutzt. Es wird kein Streit über den Urheber entſtehen, wie über den Erfinder der Buchdrucker-Kunſt, des Telegraphen und der Guillotine, ſondern alle Zungen werden den rechten Namen nennen, ſo oft von Eſelsköpfen die Rede iſt. — Siebenter Vortheil: Man weiß ja leider, wie viele Gegner noch immer die Natur-Philoſophie zählt; dieſe werden ſich alle bekehren, wenn ſie ſehen, welche edle Früchte dieſe Philoſophie trägt. Was könnte mehr zu ihrer Empfehlung dienen, als das erhabene Betragen ihrer Lehrer? — Achter Vortheil: Wie manches junge Genie iſt bis jetzt unterdrückt worden, weil man das craſſe Vorurtheil hegte, Quartaner und Quintaner dürfen keine Eſelsköpfe malen, weder an die Wand noch auf das Papier. Sie wurden, wenn es geſchah, vom Lehrer durchgewammſt. Dieſes Durchwammſen wird hinführo nicht mehr ſtatt finden, vielmehr jene Uebung als eine tüchtige Vorbereitung auf die Natur-Philoſophie zu betrachten ſeyn. Und ſo weiter!

O Marc-Aurel, du hatteſt wohl recht! wie glücklich wären die Völker, wenn die Philoſophen Könige wären!

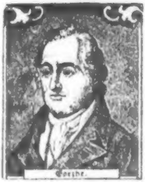
. . den 20. Juni 1817. • • •ee

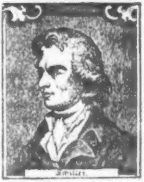
Beigefügt ſey noch ein Stammbuch-Vers von Kotzebue, der ebenfalls in ſeinen Schriften fehlt:

„Haſt ſtrauchelnd Du geirrt
Auf ſchwanken Lebenswegen:
Viel Stärk're irrten ſich,
Sey dann der Hoffnung Segen. —
Doch auch der Stärk'ren Wendung
Von einer irren Bahn
Erlerne, daß Vollendung
Dich führ' aus Schwäch' und Wahn.“

Kotzebue ſchrieb dies in das Stammbuch eines wüſten jungen Mannes, und man muß ſich geſtehen: der Rath iſt gut! Gz.

Goethe- und Schiller-Denkmale.


Goethe.


Schiller.

Im Jahr 1859 haben wir den Hundertjahrs-Tag der Geburt Schiller's gefeiert, gewiß in Recht und Pflicht; wo Deutſche leben, da war anmahnende Erinnerung für unſern erhabenen Dichter in geſchäftigem Umſchwunge.

Im Jahr 1849 war der Hundertjahrs Tag der Geburt Goethe's; da empfand man noch — oder ſchon, wie man will — die Nachwehen des vorangegangenen politiſchen Fieberjahres, und es geſchah wenig zur recht- und pflichtmäſſigen Andenkens-Feier des Verewigten, der in mannichfacher Hinſicht den vollſten Anſpruch hat auf Verehrung bei den Geſammt-Deutſchen. Spärlich nur, auch hinſichtlich der Zuſtände im Jahr 1849 allzu ſpärlich, boten ſich Zeichen der Erinnerung, und dem Herausgeber dieſes Volksbuchs iſt es wohlthuend, ihm iſt es jetzt wohlthuender geworden, daß er in dem Jahrgange für 1849, ausgegeben im September 1848, durch den Aufſatz „Goethe und Deutſchlands Zukunft" (Seite 3 bis 10) ſich die Genugthuung verſchaffte in dieſer Angelegenheit das Seine gethan zu haben, während ſich alle gleichzeitigen Jahresbüchlein der Vergeßlichkeit ſchuldig machten.

Wir haben auch nicht verſäumt, im Jahrgange für 1859, ausgegeben im September 1858, durch den Aufſatz: „Das Goethe-Schiller-Denkmal" (Seite 49 bis 45) der Erinnerungs Feier für Schiller voraus zu gedenken, in Verbindung mit Goethe, eine Verbindung, die aus dem Leben Beider hervorgeht, die unerläßlich iſt, weil die ſich gegenſeitig belehrende und fördernde Freundſchaft zweier ſolcher Männer an ſich als eine faſt wunderhafte Erſcheinung betrachtet werden darf.

Der Aufſatz „Goethe und Deutſchlands Zukunft" beginnt mit den Worten: „Ein Jahrhundert wird es am 28. Auguſt 1849, daß Deutſchlands ewig großer Dichter, Goethe, zu Frankfurt am Mayn geboren wurde. Möchten wir in dieſen Tagen die Gedächtnißfeier des unſterblichen Mannes in der Ueberzeugung begehen können, daß die Zuſtände unſres Vaterlandes in einer Weiſe ſich umgewandelt haben, welche dem klaren und freien Goethe'ſchen Geiſte entſpricht."

In Bezug auf das Schiller-Feſt hat der im Auguſt 1858 geſchriebene Aufſatz die Einleitung: „Mit dem Jahr 1859 füllt ſich das Jahrhundert ſeit Schiller's und das erſte Jahrzehnd des zweiten Jahrhunderts ſeit Goethe's Geburt; wir können unſrerſeits ihr Andenken nicht bezeichnender feiern als in Mitgabe einer Abbildung der vereinten Standbilder, die am 4. September 1857 in Weimar zur Anſchau kamen. Das Lebensgeſchichtliche Beider haben wir ſchon in dieſem Volksbuche *), und jetzt, da unſre hervorragendſten Dichter im Denkmal beiſammen ſtehen, weiſen wir hin auf ihr Zuſammenſtehen in ihrem Leben und Wirken. Die innige Freundſchaft Goethe's und Schiller's iſt in ihrer Ausdauer ein ſo großartiges Zeugniß für Beide, was keiner Lobrede bedarf: ſie erſchöpſt ſich in der Gewißheit: daß die Literargeſchichte Gleiches nicht aufzuweiſen hat."

Wir ſchickten dies voraus, um Jeden zu überzeugen, daß wir beiden Größen der deutſchen Geiſteswelt Verehrung zollen, dieſe Verehrung auch ſtets feſt verbunden denken und fühlen. Wir ſtimmen ein zu einer Aeuſſerung aus Stuttgart, aus der Hauptſtadt von Schiller's Geburtslande. Ueber das dortige Schillerfeſt meldete die „Allgemeine Zeitung" unter Anderem: „Bei unſrer Feier hat man beſonders die Herzeinigkeit zwiſchen Schiller und Goethe, durch die der Welt ſo unvergeßliche Gaben wurden, in die rechte Beleuchtung geſtellt. Wie ſollte man auch neben Schiller Goethe vergeſſen! Wir in Stuttgart wenigſtens haben bei all unſren Schillerfeſten die Pflicht gegen die beiden großen Freunde nie vergeſſen. Und wie von Schiller's Angehörigen ſelbſt dieſe Pietät geübt wird, davon hat Schiller's geiſtvolle Tochter, Frau von Gleichen, Zeugniß abgelegt, indem ſie äuſſerte: daß eine Zuſammengehörigkeit der beiden Geiſter bei ihr und den Ihrigen zur unverbrüchlichen Familientradition geworden ſey."

War nun einmal der Jahrhundert-Geburtstag Goethe's im Jahr 1849 faſt ohne Sang und Klang vorübergegangen, und wollte man zehn Jahre ſpäter eine Bewegung für Schiller veranlaſſen, dann ließ ſich glauben, man werde Beider Andenken vereinigen. Dies unterblieb, und darüber dürfte man hinwegſehen, denn Goethe's Hoheit in der Geiſteswelt bedarf eigentlich eben ſo wenig des Prunkes als die Erhabenheit Schiller's. Es wurde aber Parteitrieb, jede Erinnerung an Goethe möglichſt zurückzudrängen, und das mag der gerechte Theil des deutſchen Volkes nicht dulden, mag es nicht dulden, daß ſich eine Partei — zum Beiſpiel in Berlin — aller Mittel bedient, um zu verhindern, daß neben dem bezweckten Denkmal für Schiller auch eines für Goethe ſtehe.

Der Unterzeichnete hat ſich in Bezug auf dieſe Erſcheinung ſchon während der „Schillertage" in Etwas ausgeſprochen. Er ſagte („Voßiſche Zeitung" vom 13. November 1859) am Schluß eines

---

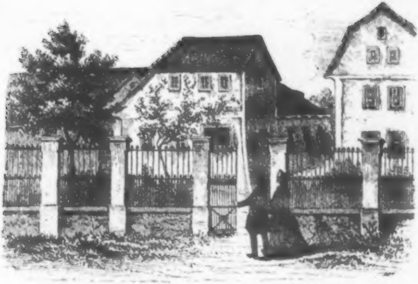
*) Goethe: 1835 und 1838. Schiller: 1835.

Aufſatzes: „Sey nun **Schiller's** edler Geiſt fortzeugend, werde er nicht nur bei Gelegenheiten in ſolcher Weiſe erhoben, daß es ſchwer zu vermeiden iſt, des Ausſpruchs zu gedenken: Man fühlt die Abſicht und man iſt verſtimmt. Die unerſchütterlich feſte Geſinnung und die furchtloſe Anwendung in allen Schichten des Volks auf redlichem Wege, das iſt Zeugniß vom Einfluß der Edlen, des geläuterten Geiſtes, und nur in ſolcher Wirkung wird ihre Verherrlichung heimiſch, in einer Wirkung, die nicht zu erreichen iſt mit Aeußerlichkeiten. Dieſe ſind gar oft in die Mode getrieben und werden auch meiſt nur als Mode anſteckend, bleiben jedoch nichtsſagend, wenn man ſich von den Helden des reinen und erhabenen Menſchlichen nicht die Geſinnung anerbt: die Kraft, Güter des Scheins entbehren zu können, um in Ueberwindung des Eitlen den Muth für Rechtwahres zu offenbaren. Das ſind Eigenſchaften, die noch niemals zu denen der Mode gehörten und niemals dazu gehören werden. — Blicken wir deshalb von uns aus ja nicht mit Geringſchätzung auf jene Zeit, in der Schiller's Aufſchwung begann: er fand ein im Empfinden höchſt bewegliches Volk mit regſter Theilnahme; das iſt unleugbar beſtätigt durch die Schnelligkeit, mit der mehr oder minder bedeutſame Literaturgaben in allen Kreiſen Deutſchlands Familienhabe wurden. Es läßt ſich auch näher an Schiller erweiſen, der mit ſeinen erſten Werken raſch ſich Beſchützer erwarb wie Dalberg, den Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg, den jugendlichen Herzog von Weimar. In Goethe gewann er nun gar einen neidloſen Freund, der in aller Hinſicht für Schiller einflußreich wurde. Beide lebten ſich gegenſeitig in ſo vertraute, immer leuchtender werdende Verhältniſſe, daß dieſe Freundſchaft an ſich eine ewige Merkwürdigkeit iſt, die Goethe und Schiller unzertrennlich werden ließ. Sich bei einem Berliner Denkmal daran zu mahnen, möchte wolhgethan, ja eigentlich unerläßlich und um ſo dringender ſein, als der Jahrhundert-Geburtstag Goethe's (1849) durch den Druck derzeitiger Zuſtände in ſehr karger Art beſeitigt wurde. — Der Unterzeichnete hat ſich jetzt ſein Herz erleichtert, auch in Bezug auf die Zukunft freigeſtellt, und nun geſchehe, was beliebt!"

Stellen wir uns nun frei! Da iſt fürerſt zu ſagen, daß wir zu der Denkmalsſucht, die eben herrſcht, keine Vorliebe haben; die Eitelkeit der Anreger greift da oft mehr ein als wahre Verehrung für die Todten, deren Unſterblichkeit im Andenken ſich hauptſächlich auf ihre Thaten und Werke gründet. Sichtbare Zeichen der Verehrung ſind jedoch nützlich; in Bezug auf Goethe wie Schiller haben wir ſie auch ſchon, für dieſen ſogar in der Zahl überwiegend. Wir weiſen hin auf Standbilder Schiller's nach Stuttgart und Weimar, dort im Lande ſeiner Geburt, hier in dem ſeines Schaffens. Ihm zum Gedächtniß ſind dann noch erworben: ſein Geburtshaus in Marburg, ſein Haus in Weimar, das Schillerhäuschen in Gohlis.*)

---

*) Die Jahrgänge unſres Büchleins enthalten Abbildungen der Denkmale und Gedächtnißſtätten, das Schillerhäuschen fehlte bisher, iſt nun aber dieſem Aufſatz mitgegeben.



Auch in Jena widmete man ihm einen Denkſtein, und Dresden hat für ihn ein Standbild, doch für Goethe ebenfalls. Man dürfte meinen, dies wäre hinreichend, es ſey nicht dringend, in einer Zeit, die viele Laſten und viele Hülfsbedürftige hat, große Summen zu verdenkmalen in Bezug auf Unvergeßliche, denen bereits der ſichtlichen Verherrlichungs-Zeichen mehrere gewidmet ſind. Es mag aber geſchehen, nur ſoll ſich nicht die Nebenabſicht, nicht der Parteizweck damit verbinden: man ſoll nicht den Einen erheben, um den Andern zu erniedrigen, und nächſtdem ſoll die Gegenwart nicht gar zu ſehr die Vergangenheit meiſtern, wie man gethan.

Die Stimmung geſteigert zu erwärmen, brachte der Parteidrang alle Hebel in Thätigkeit; man hat unter Anderem auch Schiller's angebliche Armuth als Anregungsmittel benutzt, man hat ſich nicht geſcheut, wiederholt zu behaupten: er ſey ſo arm geſtorben, daß kaum die Begräbnißkoſten vorhanden waren. Nun mag man ſich beſchämen laſſen von dem überaus reichlichen Beweis des Gegentheils. Im erſten Bande der Schilderung: „Charlotte von Schiller“ (Stuttgart, Cotta. 1860) befindet ſich (Band 1. Seite 355) ein Brief von Schiller's Frau an eine ſeiner Schweſtern; ihr ſchreibt Charlotte gleich nach ſeinem Tode: „Die Vorſehung hat Schiller's Unternehmungen geſegnet, ich kann ohne Entbehrung leben. Was ich vermag, werde ich aber zurücklegen, um den Kindern ein Capital zu hinterlaſſen, damit ſie nicht abhängig werden.“ Durch Schiller ſelbſt haben wir ein Zeugniß, daß er von der Theilnahme ſeiner Vorzeit nicht ſo verlaſſen war, als zuweilen behauptet wird. Er ſchrieb am 1. September 1782 an den Herzog von Württemberg: „Meine Schriften haben mir bisher eine Zulage von 550 Gulden verſchafft“; damals war dieſe Summe gewiß, was in unſern Tagen kaum das Doppelte ſeyn würde. Wenn aber jetzt ein zweiundzwanzigjähriger Schriftſteller ſeiner Feder ſchon ſo viel zu verdanken hatte, ſo gehörte dies auch heut noch zu den Seltenheiten, und ſagt man: lebende Dichter litten bei unſerm Volke ſtets durch Kaltſinn, ſo würde ſich Dem für Sonſt und Jetzt immer nur mit bevorzugten Ausnahmen widerſprechen laſſen. In Deutſchland war und iſt es ſchwer, von der Mehrheit in theilnehmendſter Weiſe gekannt zu ſeyn, und ein Menſchenleben kann vergehen, ohne dies erreicht zu haben. — Es ſcheint uns hier der Ort, ein Geſchichtchen zu erneuern, das aus doppeltem Grunde anwendbar iſt.

„In den Abend-Geſellſchaften, bei denen Johanna Schopenhauer in Weimar während der Jahre 1806 bis 1830 einen Kreis geiſtreicher Menſchen um ſich verſammelte, wurde eines Abends ein Luſtſpiel: „Der Dichter und ſein Vaterland“ vorgeleſen. Verfaſſer iſt Stephan Schütze, und Vorleſer war Fernow. Am Schluß des Luſtſpiels wird das zu einem Denkmal für den Dichter geſammelte Geld auf den Grabhügel des Todtgeglaubten gelegt, und plötzlich tritt er, den man hatte darben laſſen, ſelbſt hervor, um es zu empfangen. Da ſagte Goethe: „Hier will ich dem Autor den Vorſchlag thun, daß er einen der geldbringenden Abgeordneten ſagen läßt: Ich muß proteſtiren, dazu habe ich keinen Auftrag, und für den lebenden Dichter etwas Rechtes zu thun, ſind wir in unſerm Vaterlande nicht gewohnt.“ Stephan Schütze, der dieſe Aeuſſerung beglaubigt, ſetzt hinzu: „Gewiß ein köſtlicher Einfall, der den Widerſpruch, für einen lebenden Dichter nichts zu thun, und für den todten Schätze zu einem Denkmal zu ſammeln, in das hellſte Licht ſetzt.“

Wir wollen dieſen Vorwurf der Selbſtbetrachtung überlaſſen, uns iſt es hier nur um Gerechtigkeit zu thun in Betreff der Denkmale zweier geiſtiger Größen, und um gemäßigte Andeutungen, weshalb die Anreger dabei Schiller begünſtigen, für Goethe aber Mißſtimmung zeigen. „Der Dichter der Freiheit iſt Schiller!“ ſo rufen die Anreger, und mit dieſem Feldgeſchrei erobern ſie eine leicht zu ſtimmende Menge. Auch Goethe iſt „Dichter der Freiheit“, aber er iſt es in ſolcher Umſicht, daß er das Mögliche in der Wirklichkeit will, ehe er ſich darüber hinaus begiebt. Man denke doch an die ausgeſprochene Geſinnung des „Egmont“ — und dieſer Egmont iſt mit ſeinen Anſichten der Goethe'ſche Sachwalter — an „Götz von Berlichingen“, und wenn man dem deutſchen Volke einreden will, kein Herz habe der Verewigte gehabt für das deutſche Volk, dann ſoll es bei ſich beherzigen, was Goethe 1809 dem Profeſſor Luden äuſſerte *), der am Schluß ſeiner Mittheilung bemerkt: „Im ärgſten Irrthum ſind Diejenigen, welche Goethe beſchuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutſche Geſinnung, keinen Glauben an unſer Volk, kein Gefühl für Deutſchlands Ehre oder

---

*) „Rückblicke auf mein Leben von Heinrich Luden“ (Jena, 1847) Seite 119 bis 123.

Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereigniſſen und den wirren Verhandlungen war lediglich eine ſchmerzliche Reſignation, zu welcher er ſich in ſeiner Stellung und bei ſeiner genauen Kenntniß von den Menſchen und von den Dingen wohl entſchließen mußte.“

Eine Kernſtelle aus Luden's Geſpräch mit Goethe hat dies Büchlein (Jahrgang 1849, Seite 4) ſchon benutzt. Wir vermeiden die Wiederholung; wer ſie aber mit der nöthigen Umſicht beſonnen zu leſen verſteht, der wird ſich ſagen: es ſind heilſame Worte Goethe's, der beſſer als eine verwirrte, oder aus eigenſüchtigen Zwecken verwirrende Partei wußte, was der Freiheit, dem Volk und Vaterland förderlich iſt, der aber nicht alle Schranken durchbrechen wollte zu Gunſten maaßloſer Forderungen, der nicht eines Tages das umrennen wollte, was Jahrhunderte lang im Weſen der Deutſchen feſtſtand, vielmehr den Fortſchritt in der geſunden Allmäligkeit echter Bildung, im Gange angeſtammter Ordnung und Regelung erſtrebte. Mit einer Partei, die durch Prunkworte einen Keil in die Menge hineintreibt, um raſch die ihr hinderlichen Begrenzungen zu ſprengen, mit einer ſolchen Partei hatte Goethe allerdings nichts gemein, und darin wird ihm Jeder, den vielſeitige Erfahrung zum richtigen Standpunkte führte, ſtets beypflichten. Wir unterlaſſen es gern, genauer den Abſichten nachzugehen, welche man bei der Mehrſchätzung Schiller's zum Nachtheil Goethe's weiter zu leiten hofft: es iſt ſehr unerquicklich. Will man aber der Vielſeitigkeit Goethe's nachgehen, eine Vielſeitigkeit, zu der man vergeblich eine zweite Perſönlichkeit ſucht, dann wird man mit Alexander v. Humboldt ausrufen müſſen: „Wer hat beredter ſeine Zeitgenoſſen angeregt, des Weltalls heilige Räthſel zu löſen, das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menſchheit Philoſophie, Phyſik und Dichtung mit einem Band umſchlang, als Goethe?!“ — Und nun, wie ſehr liebte und verehrte Schiller ſeinen Freund Goethe!! — Gewiß, wer nicht gleich der Tochter Schiller's deſſen „Zuſammengehörigkeit mit Goethe“ als unverbrüchlich denkt und empfindet, wer dies nicht aus der „Familientradition“ zur Volkstradition erheben möchte, der erkennt Schiller ebenfalls nicht in der ihm geigneten und gebührenden Achtung und iſt auch ſeiner nicht werth.

Sey es nochmals geſagt: weder für den Einen noch für den Andern, deren Verehrung durch ihre Werke unvergänglich iſt, wären mehr der Denkmale nothwendig; wo aber in abgünſtiger Trennung nur eines für Schiller gefordert wird, da, liebes deutſches Volk, hilf es überall ausſprechen: Entweder keines oder Denkmale für Beide! — Wo anders entſchieden wird, da wäre nicht nur Goethe, da wäre nicht minder Schiller und die deutſche Gerechtigkeit beleidigt. Das muß tiefernſte einige und innige Empfindung ſeyn! und wenn unſre Rede nicht fruchtet, ſo wollen wir lieber Worte als unſre Ueberzeugung verloren geben. — Im Juni 1860. Gz.

Anzeigen
der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

„Gubitz' Volks-Kalender für 1860“

(der ſechsundzwanzigſte Jahrgang) hat folgenden Inhalt:

Daß der vollſtändige und ausführliche Kalender (mit ſeinen bezüglichen Sinnbildern) den Anfang macht, Alles, was ihm ſonſt, je nach den Veränderungen, welche aus dem genannten Jahre hervorgehen, beigeſellt iſt, (Aſtronomiſches, alter Kalender, Feſttage der Juden, Jahrmärkte [bei der Ausgabe für nicht-preußiſche Landestheile durch allgemeinen Stoff erſetzt], Genealogie, Uhrentafel ꝛc.), verſteht ſich von ſelbſt. Die Nebenräume ſind mit dem Mannichfachſten ausgeſtattet. Ueber den am untern Rande ſämmtlicher Monate ſich fortſetzenden Abhandlungen: „Hand und Ring“ und „Handſchuhe“ findet ſich an ernſten und heiteren Beiträgen: Schöner Denkſpruch des Albrecht von Haller. Blindheit. Naſerümpfen. Dunſt. Seltſame Berechnung. Reimſpielerei. Was iſt Lieb' und Leben? Anzuwenden. Vor-Jubel. Umgekehrt. Spitze Höflichkeit. Doppelſinnig Mitleid. Die Parvenü's, zu Deutſch Glückspilze. Lebensgang. Zur Anwendung. Erfahrungen. Anleitung zum Tagesſchriftſteller. Verſchiedene Empfindung. Sprüche. Zum Merkbuch. Eiferſucht. Die Gefälligkeit. Der zarte Korb. Zum Merkbuch. Noch weiter! Einhülfe. Träume. Gut getroffen. Ohne Umſchweife! Zum Merkbuch. Hülfe in der Noth. — Nun ſchließt ſich an das

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden.“

Deſſen Titel wie der des Kalenders hat in Randverzierung einen kräftig deutſch gedachten Sinnſpruch. Den Inhalt leiten ein „Gloſſe“ und „Herzblüthe“, Gedichte von **Gz.** (**F. W. Gubitz.**) Dann folgen: Der falſche franzöſiſche Thaler. Von **A. Wilhelmi.** Das Mährchen vom Schauertummel. Von **H. v. Hagen.** Berlin im Jahre 1760. Von **Gz.** Die Crinoline. (Urſache einer rückgängigen Heirath.) Von **A. Naumann.** Frühlings- und Jugendtreiben. Von **Gz.** Alexander von Humboldt. (Mit drei Bildniſſen: Humboldt nah' an dreißig, funfzig und achtzig Jahren.) Von **Gz.** Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz. (Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.) Von **Gz.** Wahre Geſchichtchen vom Aberglauben. (I. Die weiſe Frau. II. Die Geiſterburg. III. Der weiſſagende Brockenwirth.) Von **Karl Reinhard** und **Adolph Baldinger.** Streitende Gegenſätze. Von **Fr. v. Schönholz.** Ludwig Tieck und Ferdinand Fleck. Von **Gz.** Ausländiſche Handelspflanzen. (Erſte Fortſetzung. III. Vom Zuckerrohr.) Von **K. A. Schönke.** Gottlieb Konrad Pfeffel. Von **C. Rienitz.** Unheil und Heil durch Reichthum. Von **F. Rochlitz** und **M. Schaupp.** Die Hausthiere in weltgeſchichtlicher Beziehung. Von **J. Schloer.** Trügen und Fügen.

Nachlaß von **Helmine v. Chezy.** Hanswurſt's lachende Weisheit. Von **H. Nino.** Häuſer und Leute. Von **C. F. Seidel.** Die Quellen. Von **M. v. Weſterburg.** Der Colberger Bürger Nettelbeck. Von **Guſtav Kolbe.** Die Nothlüge. Von **A. Bode.** Von der Zukunft. Von **Gz.**

Vereins-Buchhandlung.

Neueſte Verlagswerke der Vereins-Buchhandlung.

Eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

F. W. Gubitz.

Zwei Bände.
(Preis 2½ Thlr.)

Erſter Band. Eingang. — Lebensgetriebe und Lebenskämpfe. — Gefühlswallungen. Jugendbild. — Erzählend. — Abends-Athemzüge. Liederkreis. — Lieb' in Leid, Luſt und Scherz. — Die Temperamente der Liebe. — Nach Volkston. — Morgenländiſcher Anhauch. — Trink-Launen. — Fauſt und Mephiſto in Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. — Reimſprüche. **Zweiter Band.** Andacht und Glaube. — Natur in Bild und Troſt. — Gedankenwege (I. Bis zum Wahnſinn. II. Bis zur Selbſthülfe.) — Literariſch. — Epiſteln. — Larvenſpiel. — Jahre, Monate, Tage. — Stechend und beſchwichtigend. — Gemiſcht. — Reimſpitzen und Stachelreime.

Nach einem langen, vielfach bewegten Leben habe ich erſt jetzt meine Gedichte geſammelt; — Gedanken und Gefühlsinhalt eines Lebens. Sie zu empfehlen, geziemt mir nicht, ſie in Buchhandels-Anzeigen empfohlen zu ſehen iſt nicht minder gegen mein Gefühl. Meine Landsleute nehmen dieſe Sammlung hoffentlich in die Hand, und alles Andere iſt ihnen überlaſſen. Gz.

Wirklichkeit und Phantaſie.

Geſammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

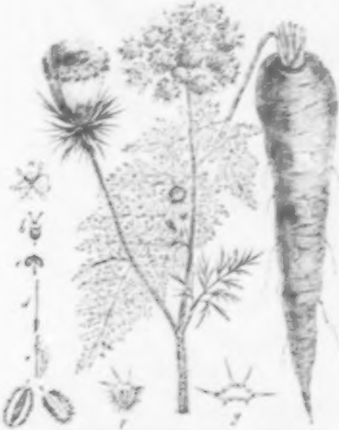
In buntem Wechſel.
Dorfgeſchichten.
Sagen und Mährchen.
Nach Chroniken und Handſchriften.

Erſter Band. Preis: 1⅓ Thlr.

Wie bei meinen ſo eben erſchienenen Gedichten, ſo ſammle ich hier Erzählungen, die ich während eines Halbjahrhunderts ſchrieb und ſie mit dem wahren oder angenommenen Namen unterzeichnete. — Im folgenden Bande werden dieſelben Abtheilungen beibehalten, und eine neue, in jeder Hinſicht neue Abtheilung wird hinzukommen. — Mögen meine ſchriftſtelleriſchen Gaben von meinen Landsleuten in freundlicher Theilnahme empfangen werden! Eg.

Im Felde und Walde.

Naturwiſſenſchaftliches Volksbuch
über Gewächſe des Feldes und Waldes
von
Dr. L. Heros.
Mit ſechzig Holzſchnitten.
Zweite Auflage. Preis: 15 Sgr.



Wer zur anmuthigſten, Gemüth und Geiſt ſtärkenden Erholung gern das Feld und den Wald durchſchweift, mit Sinnigkeit das Vielſeitige der Natur an Pflanzen, Blumen und Geſträuchen näher zu erkennen ſucht. Dem iſt dies Büchlein unzweifelhaft willkommen. Es unterrichtet nicht nur über das Botaniſche, es giebt außerdem eine Geſchichte ſämmtlicher beſprochenen Gewächſe von ihrem Urſprung aus, zugleich eine Hinweiſung auf ihre mannichfache Verwendung und Nützlichkeit, ſchließt dann auch die Betrachtungen an, welche Dichter alter und neuer Zeit aus dieſen Naturerſcheinungen ſchöpften. So hat man bei umſtändlicher Kenntnißnahme eine eigenthümliche geiſtige Unterhaltung, die überall der Bildung dient. Gewiß ſollte demnach unſer Büchlein in jeder Familie zu finden und im Gebrauch ſeyn, was wir durch den äußerſt mäßigen Preis möglichſt erreichen möchten, weil wir von dem günſtigen Einfluß dieſer Schrift- und Bildgabe feſt überzeugt ſind.

Was ſoll ich aus meinem Sohne machen?
Was ſoll ich aus meiner Tochter machen?

Andeutungen für Eltern und Erzieher
von
Fr. Bertram.

Zweite Auflage. Preis: 5 Sgr.

Wo gäbe es eine Familie, die nicht jene Fragen in Betracht zu ziehen hätte? — für eine geringe Ausgabe bringt dies Büchlein hülfreiche, herz- und geiſtvolle Antworten.

Ermäßigte Preiſe bis zum 15. April 1861.

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen
aus dem Leben von

Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Matthiſſon, Gleim, Zach. Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer und Anderen.

Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände.

Wer ſich in der ſchönſten Zeit unſerer Literatur ſo recht heimiſch fühlen will, der hat an dieſem Buch einen vertraulichen Führer, einen geiſt- und gemüthreichen Schatz. Daß dem ſo ſey, bekräftigen die engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften, indem ſie das Werk auch für England und Frankreich empfehlen, als eben ſo unterrichtend wie unterhaltend. Nicht minder günſtig beurtheilt wurden:

Geiſtige Feldzüge.

Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von

Achim v. Arnim, Helmina v. Chezy, J. Eichendorf, F. W. Gubitz, C. Heinſius, M. Herrmann, F. L. Jahn, Wilhelm

Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, F. v. Schönholz, Wilhelm Waiblinger, Ernſt Woldemar und Anderen.

Das ſind tapfere Kämpfe, in Ernſt und Humor rechtſchaffen ausgefochten für den Sieg des Wahren, Rechten und Schönen!

Der Preis beider Werke iſt für jenes 4 Thlr., für dieſes 1½ Thlr. Jetzt überlaſſen wir bis zum 15. April 1861 das erſtere für 2 Thlr., das andere für 20 Sgr.; beide zuſammen genommen für 2 Thlr. 10 Sgr., damit man dieſe für die deutſche Literatur allgemein wichtigen Schriften um ſo leichter für die eigene Bibliothek anſchaffen, oder ſie um ſo gewiſſer auch in den Leihbibliotheken fordern und finden kann. Zu beſtellen ſind ſie in allen Buchhandlungen.

Dr. Karl Roſenberg's
Geſchichte des brandenburgiſch-preuſſiſchen Staates.
Von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.
In zwei Bänden.

Dieſes Werk eines unſrer tüchtigſten Schulmänner und Geſchichtskundigen verbindet treuen Bericht und wiſſenſchaftliche Haltung mit einer eben ſo lebensvollen als anziehenden Darſtellung in einer eben ſo klaren als edlen Sprache. Die Geſinnung, welche das Ganze durchathmet, iſt eine warme, für Fortſchritt und echte Bildung erglühende Vaterlandsliebe, frei von Parteifärbung und gereift an erfahrungsvoller Einſicht. — Die Geſchichte Preuſſens iſt ſo verbunden mit der Geſchichte Deutſchlands, daß dies Buch jedem ſtrebenden Deutſchen willkommen ſeyn wird, und unſrerſeits wollen wir das Möglichſte thun für die weiteſte Verbreitung.

Der an ſich ſchon geringe Preis von 1½ Thlr. wird deshalb **bis zum 15. April 1861** auf 18 Sgr. ermäſſigt, wofür dies Werk von jetzt an durch alle Buchhandlungen zu beziehen iſt.

Marguerite.
Roman in drei Theilen von Dr. Chriſt. Birch.

Alle öffentlichen Urtheile erklären dieſen Roman für einen der vorzüglichſten aus unſerer Gegenwart. Er verbindet mit reicher, feſſelnder Haltung, ſpannenden Verwickelungen und trefflich gezeichneten Charakteren, lebensvolle Schilderungen aus dem Natur- und Kulturleben zweier Welttheile. Die erſten beiden Bände ſpielen im tropiſchen Amerika, und in geſchickteſter Weiſe führt der Verfaſſer die höchſt reizende Handlung über das Meer herüber.

Obwohl der Preis von 3½ Thlr. kein zu hoher iſt, wir aber wünſchen, daß ein ſo werthreiches Werk ſich mehr noch durch die Leihbibliotheken geltend mache, wollen wir **200 Exemplare** dazu beſtimmen, dieſen Zweck weiter als bisher zu erreichen. In benannter Anzahl ſind alle drei Bände für 1½ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu erlangen; wir beſtimmen aber jedenfalls den Schluß-Termin für dieſen ſo ſehr geminderten Preis

auf den 15. April 1861.

Die inhaltvollen Werke unſres Verlags:

„Goethe in Briefen und Geſprächen“

„Schiller in Briefen und Geſprächen“

zwei ſtarke Bände, die alles Bedeutende enthalten, was als Supplement zu den Schriften unſerer ruhmreichſten Dichter ſchon Vielen willkommen war, koſteten bisher 2⅓ Thlr. Wir wurden veranlaßt, den Preis dieſes werthvollen Beitrags zur Vergleichung beider hervorragenden Geiſteshelden, ſo weit die Auflage noch reicht, auf 1 Thlr. zu ſtellen, wofür beide Werke durch jede Buchhandlung zu beziehen ſind.

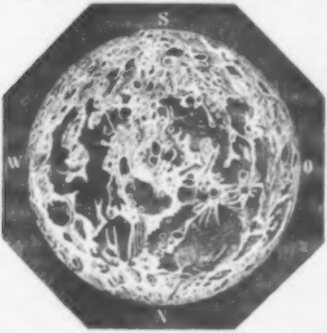
Sehr empfehlenswerth ſind auch:

Am Himmel und auf der Erde.

Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen. Mit Beiträgen von Dr. L. Heres, Dr. Mädler, Fr. v. Schönholz, Dr. Fr. Stolle und Anderen.

Herausgegeben von Anton Gubitz.

Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen u. Figuren. 30 Bg. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.



Vereint mit dem „Handbuch aller Wiſſenſchaften“ (ebenfalls in unſerm Verlag erſchienen, 42 Bogen groß Octav, Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.) hat man Alles, was für den großen Leſerkreis förderlich iſt zur näheren Erkenntniß der Naturkräfte und der geiſtigen Beſtrebungen ſeit Jahrhunderten, in denen die Wiſſenſchaften ſich ausbildeten. Doch iſt auch jedes dieſer beiden Werke in ſich ſelbſtſtändig.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Der nächſte Jahrgang, (der vierzigſte, für 1861) wird enthalten: Serbie Petzieff. Geſchichtlich Luſtſpiel in drei Akten von F. W. Gubitz. — Der neue Timon. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Rudolph Genée. — Edith. Schauſpiel in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Mit gleichen Waffen. Vorzeit-Gemälde in fünf Aufzügen von L. R. Siembt. — Bei Leipzig. Schauſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz.

Der neununddreißigſte Jahrgang (für 1860) enthält:

Die Grille. Ländliches Charakterbild in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — John der Ziegler. Trauerſpiel in fünf Akten von Anton Gubitz. (Nach der letzten Handſchrift.) — Selbſthülfe. Luſtſpiel in fünf Akten von J. C. Kleebus. — Die Töchter des Cid. Drama in vier Akten von Philipp J. Meyer. — Ein alter Muſikant. Drama in einem Akt von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Allgemeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme verdienen:

„Der Weltprieſter und „Förſters Lieschen“.

Zeitroman aus voller Wahrheit.“
(Preis 1½ Thlr.)
und

„Eine gemiſchte Ehe.

Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde.“
(Preis 1 Thlr.)

Der Verfaſſer beider Werke iſt der Weiſſenfelſer Rector Künzer, der ſich im März 1859 erſchoſſen hat. Aus jenen beiden Büchern werden ſeine für die jetzigen Kampf-Bewegungen merkwürdigen Erlebniſſe bekannt, die anregend ſind für jeden Leſer, der die geiſtigen und gemüthlichen Richtungen unſeres Tagelebens durchſchauen will, wobei ſich zugleich der gewaltſame Tod des Verfaſſers erklärt.

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender“.

Von den Bildern in ſämmtlichen Jahrgängen des „Volks-Kalender“ ſind durch die Vereins-Buchhandlung Abgüſſe der Platten zu beziehen. Sie zählen bis zu 3000, und in dem erſchienenen „Inhalts-Verzeichniß“ (4½ Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe angegeben. Wie man mit dieſen Bildern ſchon früher in den entfernteſten fremden Ländern für Kalender und bildgeſchmückte („illuſtrirte“) Werke leicht geſorgt hat, ſo iſt es auch neulich in Erweiterung geſchehen, wo zu älteren Unternehmungen neue hinzukamen. Bei den Abgüſſen iſt Vorausbezahlung bedingt, mit einem Rabatt von 16⅔ Procent für Beſtellungen, deren Geldbetrag zehn Thaler überſteigt.

Berlin, im Auguſt 1860. Vereins-Buchhandlung.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

63b Jahrbuch

(28.

Deutſcher
Volks-Kalender
1862.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern.

Achtundzwanzigſter Jahrgang.

Räthſel.

Vor uns ein All, und hinter uns ein Nichts,
Scheint oft das Erſte; Inbegriff des Lichts
Das Zweite; — viel beſprochen wird das Ganze,
Daß man beliebig ſich mit ihm verſchanze:
Doch wenig wird es ſeyn und wenig ſpenden,
Könnt Ihr mit Wahrheit nicht die Sylben wenden.

* * *

In That verirrt, iſt's Reiz zum Böſen;
In That gelehrt, kann's viel erlöſen.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

1862.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.
♉ Stier.
♊ Zwillinge.
♋ Krebs.
♌ Löwe.
♍ Jungfrau.
♎ Wage.
♏ Skorpion.
♐ Schütze.
♑ Steinbock.
♒ Waſſermann.
♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.
🌓 Das erſte Viertel.
🌕 Der volle Mond.
🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne
☾ Mond.
☿ Merkur.
♀ Venus.
♂ Mars
♃ Jupiter.
♄ Saturn.
♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.
☌ Zuſammenkunft.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.
☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

rechtl., Planet rechtläufig.
rückg., Planet rückgängig.

V. Vormittag.
N. Nachmittag.
A. Aufgang.
U. Untergang.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1862ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5811 te.
Seit Chriſti Tode	— 1829 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1789 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1907 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 281 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 163 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 482 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 422 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 371 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 253 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 205 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 162 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 67 —
Seit Wilhelm's, Königs von Preußen, Geburt	— 66 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 2 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✲ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Januar 1862. Alter **Dez.**1861.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mittw.	1 **Neujahr**	♑	☉Erdn. ☿ iſt in dieſ. **Mon.**	20 **Quatemb**
Donn.	2 Odilo	♒	**nicht ſichtbar. Er iſt in der**	21 Thom. A·
Freit.	3 Genefeva	♒	**obern Conj. mit d. Sonne.**	22 Greg. S·
Sonn.	4 Titus	♓	**rückg. ♀ glänzt länger als**	23 Dagobert·

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2 Ep. 1 Petri 4.

Sonnt.	5 **nach Neuj.**	♓	Eduard. ♀gr.Glanz. 3 **St.**	24 **4. Advent**
Mont.	6 **H.3K.Ep.**	♓	**am Abendh. Am gröſst iſt**	25 **H.Chriſtf·**
Dienſt.	7 Reinbold	♈	☽ 11.15′ N. **ihre Hellig-**	26 **Stephan**
Mittw.	8 Gudula	♈	**keit am 5.** ♂ ſteht im	27 **Joh. Ev.·**
Donn.	9 Julian	♉	**Zeichen des** ♒ **u. geht als**	28 **Unſch. K.**
Freit.	10 Paul.Einſ.	♉	☾ Erdf. **ſchwacher Stern**	29 **Thom. C.**
Sonn.	11 Hygyn	♉	♂ in ♐. **etwas mehr als** 2	30 David

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	12 **1. n. Ep.**	♊	Ernſt. ☿ob.☌☉. **St. vor**	31 **n. Chriſt.**
Mont.	13 Hilarius	♊	♃rückg. **der Sonne auf.** ♃	1 **J** 1862 **N.**
Dienſt.	14 Felix	♋	☾☋. ♀ in d. Ring-Eb. Ring	2 Odilo
Mittw.	15 Maurus	♋	wird ſichtb. **wird Mitte d.**	3 Genefeva
Donn.	16 Marcellus	♌	🌕 2.22′ V. **M. rückg.; er**	4 Titus
Freit.	17 Anton	♌	**geht um** 10 **Uhr Abds.**	5 Eduard
Sonn.	18 **Krön.-F.**	♌	Priſca. **auf und bleibt die**	6 **H.3K.Ep.**

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	19 **2. n. Ep.**	♍	Marius. **Nacht hind. ſicht-**	7 **1. n. Ep.**
Mont.	20 Fab. Seb.	♍	**bar. ♄ iſt Anf.d. J. rückg.u.**	8 Gudnla
Dienſt.	21 Agnes	♎	**geht um 10 Uhr Abds. auf.**	9 Julian
Mittw.	22 Vincenz	♎	**Der Ring iſt nicht ſichtb.;**	10 Paul.Einſ.
Donn.	23 Mar.Ver.	♏	☾ 7.5′ **V. wird es aber**	11 Hygin
Freit.	24 Bertram	♏	**am 14., wo die Erde**	12 Ernſt
Sonn.	25 Paul Bek.	♐	**auf die erleuchtete Seite**	13 Hilarius

5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Römer 12.

Mont.	26 3. **n. Ep.**	♐	Polykarp. ☾ **Erdn. tritt.**	14 2 **n. Ep.**
Dienſt.	27 Chryſoſt.	♑	☾☊. ♅ **iſt bei d. Anfange**	15 **Maurus**
Mittw.	28 Karl d. G.	♑	**d. J. rückg. und ſteht um**	16 Marcellus
Donn.	29 Franz S.	♒	10 **Uhr Abends im Süden**	17 Anton
Freit.	30 Adelgunde	♒	🌑 3.17′ V. **und geht um**	18 Priſca
Sonn.	31 Lud. Alb.	♒	6 **Uhr früh unter.**	19 Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 7. Januar um 1 Viertel auf 12 Uhr Mitternachts das erſte Viertel.
Donnerſtag den 16. Januar nach 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens der volle Mond.
Donnerſtag den 21 Januar bald nach 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Donnerſtag den 30. Januar gleich nach 1 Viert. auf 4 Uhr Morg. der neue Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 37	7 54	4 31	15 23

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds.	
	5 23	1
	6 44	2
	8 3	3
	9 18	4
		●
	10 30	5
	11 40	6
	Morg.	7
	12 48	8
	1 56	9
	3 2	10
	4 7	11
		●
	5 7	12
	6 1	13
	6 47	14
Abds.	7 24	15
5 12	7 54	16
6 27		17
7 43		18
		●
9 0		19
10 17		20
11 37		21
Morg.		22
12 59		23
2 20		24
3 38		25
		●
4 49		26
5 47		27
6 33		28
7 7	Abds.	29
7 33	5 36	30
[illegible]	6 53	31

Wahlſpruch.

Dem Freunde das Herz,
Dem Feinde die Stirn;
Für Recht wie von Erz,
Doch mild allem Irr'n.

Leitrath zum langen Leben.

Mäßig eſſen, neben einem Mal Wein oder Bier drei Mal Waſſer trinken, ſich alles Faullenzen verſagen, arbeiten ſo weit die Kräfte es zulaſſen, dann ſich möglichſt in freier Luft bewegen, jedem Trübſal mit Muth und Geduld widerſtehen, Entbehrung nicht ſcheuen und im Glauben an Ewiges den Tod nicht fürchten; das ſind die reichſten Hülfsmittel, das Leben zu verlängern. Sie ſind es um ſo mehr deshalb, weil dabei Ruhe und Heiterkeit ſich auch der Familie mittheilt und hierdurch gegenſeitig der zufriedene Sinn ſtets ein vortrefflicher Hausarzt iſt.

Wahrnehmung von Montesquieu.

Wenn Du in ein Land kommſt, deſſen Geſetze du nicht kennſt, betrachte das Militair. Iſt es anmaßend und ſtolz, dann iſt die Regierung ſtärker als das Geſetz, aber ſchwächer als der Soldat.

Selig und unſelig im Wörtchen „ſelig.“

Feindſelig: iſt ſelig, wenn es der kräftige Redliche gegen alles Schlechte iſt. — Trübſelig: iſt noch ſelig, wenn wir am Trübſal unſchuldig ſind. — Armſelig: eine muthige Seligkeit, da mit echtem Werth ſelten Reichthum zu erwerben iſt. — Holdſelig: iſt Seligkeit im Beſitz und Anſchauen. — Unglückſelig: es kann Seligkeit ſeyn, wenn mit dem Leid noch theilnehmende Liebe verbunden iſt. — Mühſelig: führt aus dem Unſeligen zum Seligen. — Red-

Februar 1862. Alter **Januar.**

Sonn.	1 Brigitta	♓	☿ kann z. Zeit d. größt. öſtl.	20 Fab. Seb.

6. Chriſtus ſtillet Wind und Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2 4. n. **Ep.**	♓	**Mar. R. L.** **Ausw. am 11.**	21 3. n. **Ep.**
Mont.	3 Blaſius	♈	faſt ¾ St. als Abendſt. geſ	22 Vincenz.
Dienſt.	4 Veronica	♈	werden; a. 28. bedeckt ihn	23 Maria V.
Mittw.	5 Agatha	♉	d ☾. ♀ nähert ſich fortd. d.	24 Bertram
Donn.	6 Dorothea	♉	🌗 8 39'N. ☉, ſo daſs ſie	25 Paul. Bek.
Freit.	7 Rembertus	♉	☾ Erdf. **Mitte d. M.**	26 Polykarp
Sonn.	8 Anſcharius	♊	nur etwas über 1 St. ſichtb.	27 Chryſoſt.

7. Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	9 5. n. **Ep.**	♊	Apollonia. bleibt. ♂ geht	28 4. n. **Ep.**
Mont.	10 Scholaſt.	♋	☾☋. bei ſeinem tief. Stande	29 Franz S.
Dienſt.	11 Deſiderius	♋	☿ gr. öſtl. A. ♀ gr öſtl. A. noch	30 Adelgunde
Mittw	12 Eulalia.	♋	nicht. 2 St. vor d ☉. auf. Er	31 Lud. Alb.
Donn.	13 Gilbert	♌	iſt in. d. Zeichen d. ♑ getret.	1 **Februar**
Freit.	14 Valentin	♌	🌕 5.33'N. ♃ geht um 8	2 **Mar. R. L**
Sonn.	15 Fauſtin	♍	Uhr Abds. auf. u. ſteht	3 Blaſius

8. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1 Cor. 9.

Sonnt.	16 **Septuag.**	♍	Juliane. um 2 U. **Morg.** i.	4 **Septuageſ.**
Mont.	17 Benignus	♎	S. u. iſt d. Nacht über ſichtb.	5 Agatha
Dienſt.	18 Simeon	♎	♄. d. v 8 U. Abds. aufgeht	6 Dorothea
Mittw.	19 Leontius	♏	☾ Erdn. ♅ rechtl. u. um 2 U.	7 Rembertus
Donn.	20 Eucharius.	♏	Nachts i. S. ſteht, erſcheint	8 Anſcharius
Freit.	21 Felix B.	♐	🌓 2.44'N. ♂ in ♑. wie-	9 Apollonia
Sonn.	22 Petr. St.	♐	der mit einem ſchmalen	10 Scholaſt.

9. Von vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	23 **Sexageſ.**	♐	Serenus. ☾☊. Ringe, ♅	11 **Sexageſ.**
Mont.	24 Matth. Ap.	♑	ſteht 7 U. Abends i. S. u.	12 Eulalia
Dienſt.	25 Mechthil.	♑	♀ unt. ☌ ☉. geht gegen 3 U.	13 Gilbert
Mittw.	26 Neſtor	♒	☿ unt. ☌ ☉. **Mitte d. M.**	14 Valentin
Donn.	27 Juſtus	♒	unter; er iſt rechtl. gew	15 Fauſtin
Freit.	28 Romanus	♓	🌑 5.17'N. ☿ wird v. ☾	16 Juliane
			bedeckt um 12 U. Mit.	

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6. Februar gegen 3 Viertel auf 9 Uhr Abends das erſte Viert.
Freitag den 14. Februar gleich nach halb 6 Uhr Abends der volle Mond.
Freitag den 21. Febr. um 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Freitag den 28. Februar gleich nach 1 Viertel auf 6 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben ihr Purim-Feſt am 14. Febr.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	10 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	50 M.	14 St.	50 M.
11	9	44	7	23	5	8	14	16
21	10	21	7	4	5	25	13	39

☾ Aufg. U.	M.	Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		8	8	1
				●
[illegible]		9	20	2
		10	30	3
		11	39	4
		Morg.		5
		12	46	6
		1	52	7
		2	54	8
				●
		3	51	9
		4	40	10
		5	20	11
		5	53	12
Abds.		6	20	13
5	23	6	43	14
6	42	7	4	15
				●
8	2			16
9	23			17
10	41	[illegible]		18
Morg.				19
12	7			20
1	24			21
2	39			22
				●
3	41			23
4	29			24
5	6			25
5	35			26
5	58	Abds.		27
6	15	5	47	28

Nicht zu trennen!

Vertraut dem Geiſt der Freiheit
Iſt ſtets der Ordnung Geiſt,
Und alle Schrecken walten
Wo dieſe Einheit reißt.

Berichtigung.

Als unter Ludwig XVI im Jahre 1788 die Proteſtanten von der härteſten Bedrückung befreit worden, ſagte in einer Geſellſchaft der franzöſiſche Finanzminiſter von Calenne zu einem Geſandten: „Ich freue mich, daß die Proteſtanten einmal eine beſtimmte Toleranz erhielten: auch ich proteſtire ſchon lange, habe alſo Hoffnung unter die Proteſtanten einregiſtrirt zu werden!“ — „Sie ſind im Irrthum“, entgegnete Jener; „die Financiers zählt man nicht zu den Proteſtanten, ſondern zu den Juden.“

Zeugniß.

Ein Quartaner erhielt einſt von einem ſeiner Lehrer folgendes Zeugniß: „Ein hoffnungsvoller Gymnaſiaſt: er hat alle Klaſſen — noch vor ſich, und könnte der größte Gelehrte werden, wenn er nicht — ſo faul wäre.“ —

ſelig: verräth Manches, was Unſeliges herbeizieht. — Habſelig: macht dauernd unſelig. — Saumſelig: bleibt ſtets zwiſchen ſelig und unſelig. — Ueberſelig iſt nah dem Unſeligen, denn Uebermaaß iſt vom Uebel. — Leutſelig: wird bei Geringen kaum beachtet, den Vornehmen wird es als Tugend angerechnet, die Eitle in der Einbildung ſelig macht. — Gottſelig: unſeliger Weiſe hegen Viele dafür kein Verlangen. — Glückſelig: iſt die Seligkeit des reinen Bewußtſeyns und Gewiſſens. — Friedſelig: iſt

März 1862. Alter **Februar**

Sonn.	1 Switbert.	♓	☿ **kommt von d. unt. Conj. u.**	17 Benignus

10 Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	2 **Eſtomihi**	♈	Simplicius. **bleibt d. un-**	18 **Eſtomihi**
Mont.	3 **Kunigunde**	♈	**bewaffn. Auge verborg.** ♀ iſt	19 **Leontius**
Dienſt.	4 **Faſtnacht**	♈	Caſimir. d. 25. **Febr. Mor-**	20 **Faſtnacht**
Mittw.	5 **Aſchermit.**	♉	Friedrich. **genſt. geworden.**	21 **Aſcherm.**
Donn.	6 Perpetua	♉	**aber als ſolcher a. Morgh.**	22 Pet. Sthlf.
Freit.	7 Thom. v. A.	♊	🌓 ☾ Erdf. **nicht zu finden.**	23 Serenus
Sonn.	8 Joh. de Deo	♊	5. 49′ N. Erſt **Mitte d.**	24 Matth. Ap.

11. Von Chriſti Verſuchung, Matth 4. Ep. 2. Cor 6

Sonnt.	9 1. **Invoc.**	♊	Franziska. ☾☊. **M.** i. ſie ½	25 1. **Invoc.**
Mont.	10 40 Märt.	♋	♄☍☉. **St. ſichtbar.** ♂ i.	26 Neſtor
Dienſt.	11 Roſina	♋	Ende d. **M.** nur erſt 1 **St.** v.	27 Juſtus
Mittw.	12 **Quatem.** †	♌	Gregor. ☉ **Aufg.** ſichtb.	28 **Quatemb.**
Donn.	13 Ernſt	♌	♃☍☉. Er iſt als ſchwacher	1 **März**
Freit.	14 Mathilde †	♍	**Stern** ſchwer aufzufinden.	2 Simplicius
Sonn.	15 Longin †	♍	♃ **kommt am** 13. **in** ☍ **m.**	3 Kunigunde

12. Vom Cananäiſchen Weibe. Matth 15. Ep. 1. Theſſ. 4

Sonnt.	16 2. **Remin.**	♍	🌕 5. 45′ V. **Heribert. der**	4 2. **Remin.**
Mont.	17 Gertrud	♎	☉, **wo er um. Mittern.**	5 Friedrich
Dienſt.	18 Cyrillus	♎	☾ Erdn. **ihr gegenüb. i. S.**	6 Perpetua
Mittw.	19 Joſeph	♏	**ſteht u. am hellſten i. d. J.**	7 Thom. v. A.
Donn.	20 Joachim	♏	☉ in ♈. Fr.-Anf., T. u. N. g.	8 Joh. d. D.
Freit.	21 Benedikt	♐	🌗 **erſcheint.** ♄ **kommt am**	9 Franziska
Sonn.	22 **Kön. Geb**	♐	10. 17′ **N.** Oktav. ☾☊	10 40 Märt.

13. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc 11 Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	23 3. **Oculi**	♑	Otto. 10. in ☍ **m. d.** ☉, **wo**	11 3. **Oculi**
Mont.	24 Gabriel.	♑	**er u. Mittern. ihr gegenüb.**	12 **Gregor**
Dienſt.	25 **Mar. Ver.**	♒	**i. S. ſteht u. d. Nachts in d.**	13 Ernſt
Mittw.	26 **Mittfaſt.**	♒	Ludgerus. ☿ **gr. weſtl. A.**	14 **Mittfaſt.**
Donn.	27 **Rupertus**	♓	**J. am hellſten glänzt.** ♅ **ſteht**	15 **Longin**
Freit.	28 **Felix**	♓	**Mitte d. M. um 5 Nachm.**	16 **Heribert**
Sonn.	29 Euſtaſius	♓	**i. S. u. geht 1½ U. unter.**	17 **Gertrud**

14. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	30 4. **Lätare**	♈	🌑 8. 13′ V. **Quirinus.**	18 4. **Lätare**
Mont.	31 Balbina.	♈	**Einz. i. Paris** 1814.	19 **Joſeph**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 8. März bald nach 3 Viertel auf 6 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 16. März um 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnab. den 22. März gleich nach 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Sonntag den 30. März kurz vor 1 Viertel auf 9 Uhr Vormitt. der neue Mond.

Die Juden haben Faſten Eſther am 13., ihr Purim-Feſt am 16. u. 17. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 9	6 4	6 13	11 51

Gleichniß zur Ausgleichung.

Zur Sonne flehet ein verroſtet Schild:
„Erleuchte mich!“
Die Sonne ſtrahlt und jeder Strahl ſagt mild:
„O rein'ge Dich!“ —
In rüſt'gem Fleiß bei Geiſteslicht
Berühren Roſt und Schmutz Dich nicht!

Anwendbar.

Den Verdammungs-Urtheilen, oft von Parteien ausgehend, deren Mitglieder vergeſſen, daß eine Parteimacherei zuweilen Mode, ſelten aber ehrenhaft iſt, kann der Angefochtene meiſt die Aeuſſerung **Goethe's** entgegnen:

„Was ſie wollen, weiß ich wohl,
Kann nicht Beifall zollen,
Fände ſelbſt mich ſchal und hohl,
Thät' ich, was ſie wollen.“

☾ Auf U. M.		☾ Unte U. M.		T.
Morg.		Abds.		
6	36	7	0	1
				●
6	53	8	11	2
		9	21	3
		10	29	4
		11	36	5
[illegible]		Morg.		6
[illegible]		12	40	7
[illegible]		1	39	8
				●
[illegible]		2	30	9
[illegible]		3	14	10
[illegible]		3	50	11
[illegible]		4	20	12
		4	44	13
		5	6	14
Abds.		5	26	15
				●
6	50	5	46	16
8	23	6	7	17
9	45			18
11	11			19
Morg.		[illegible]		20
12	29	[illegible]		21
1	34	[illegible]		22
				●
2	27	[illegible]		23
3	7	[illegible]		24
3	36	[illegible]		25
4	2	[illegible]		26
4	23			27
4	41			28
4	59	Abds.		29
				●
5	16	7	5	30
5	36	8	14	31

wohl der höchſte Grad inniger Seligkeit. — **Ewig ſelig**: wer wird und wo werden wir es ſeyn? — **Schreibſelig** wäre, wer darüber viel wollte drucken laſſen; es würde für Verleger und Leſer unſelig ſeyn.
A. **Naumann.**

Vortheile der Häßlichkeit.

Die Schönheit iſt vergänglich, vorübergehend, die Häßlichkeit iſt bleibend, und in der veränderlichen Welt iſt das Unveränderliche

April 1862 | Alter **März**

Dienſt.	1 Hugo B.	♉	♂ in ♒. ☿ kommt i. d. **M.**	20 Joachim
Mittw.	2 Franz de P.	♉	für d. unbew. Auge nicht z.	21 Benedikt
Donn.	3 Richard	♉	☾Erdf. Vorſch.; d. Dauer	22 Oktavian
Freit.	4 Iſidor B.	♊	der Erſcheinung der ♀ als	23 Otto
Sonn.	5 Vincenz	♊	☾☊. **Morgenſtern** u. ihre	24 Gabriel

15. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebräer 9.

Sonnt.	6 5. **Judica**	♋	Sixtus P. Helligk. nimmt	25 **J. M. V.**
Mont.	7 Hermann	♋	☽ 12.40′N. zu; am gröſs-	26 Ludgerus
Dienſt.	8 Dionyſius	♋	ten iſt ſie am 18. ♂, d.	27 Rupertus
Mittw.	9 Maria El.	♌	am 3. U. aufg., wird kaum	28 Felix P.
Donn.	10 Ezechiel	♌	1 St. am **Morgenh.** geſe-	29 Euſtaſius
Freit.	11 Leo d. Gr.	♍	hen werden können Er iſt	30 Quirinus
Sonn.	12 Julius	♍	immer noch ſchwer aufzu-	31 Balbina

16. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	13 6 **Palm.**	♎	Mar. v. E. ſind. ♃ bleibt	1 **April 6 P.**
Mont.	14 Tiburtius	♎	○ 3.25′N. in ſeinem Gl.	2 Franz d. P.
Dienſt	15 Olympius	♏	☾Erdn. d. ganze Nacht	3 Richard
Mittw.	16 Drogo	♏	hindurch; er geht mit dem	4 Iſidor B.
Donn.	17 **Gründonn.**	♐	Rudolph. Beginn d. **Mor-**	5 **Gründonn.**
Freit.	18 **Charfreit.**	♐	Eleuther. ☾♌. ♀ gr. Gl.	6 **Charfreit.**
Sonn.	19 Tim. theus	♑	gendämm. unter. ♄ bleibt	7 Hermann

17. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	20 **H. Oſterf.**	♑	Viktor. auch in d. **M.** noch	8 **H. Oſterf.**
Mont.	21 **Oſtermont.**	♒	☾ 6.30′V. Anſelm. die	9 **Oſtermont.**
Dienſt.	22 Soter	♒	ganze Nacht glänzend	10 **Oſterdinſt.**
Mittw.	23 Georg	♓	am Himmel ſichtbar. Er	11 Leo d. Gr.
Donn.	24 Albert	♓	geht erſt zwiſchen 3½ u. 4½	12 Julius
Freit.	25 Marc. Ev.	♓	Uhr unter. ♅. der **Mitte**	13 Mar. v. E.
Sonn.	26 Ferdinand	♈	des **Monats** bei Tage im	14 Tiburtius

18. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	27 1. **Quaſ.**	♈	Anaſtaſius. Süden ſteht	15 1. **Quaſ.**
Mont.	28 Vitalis	♉	● 11.55′N und noch vor	16 Drago
Dienſt	29 Peter v. M.	♉	**Mittern.** untergeht	17 Rudolph
Mittw.	30 Cath. v. S	♉	kann 2 St. geſehen werden.	18 Eleuther.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 7. April kurz vor 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmitt. das erſte Viertel
Montag den 14. April kurz vor halb 4 Uhr Nachmitt. der volle Mond.
Montag den 21. April um halb 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Montag den 28. April kurz vor Mitternacht der neue Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 15 und 16., 21 und 22. April.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	12 St.	52 M.	5 Uhr	39 M.	6 Uhr	31 M	11 St.	8 M.
11	13	30	5	17	6	47	10	30
21	14	7	4	56	7	4	9	53

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
		9	22	1
		10	27	2
		11	26	3
		Morg.		4
		12	22	5
				◐
		1	8	6
		1	46	7
		2	18	8
		2	44	9
		3	7	10
		3	27	11
		3	47	12
				○
Abds.		4	8	13
7	19	4	31	14
8	46	4	58	15
10	8			16
11	21			17
Morg.				18
12	21			19
				◑
1	6			20
1	40			21
2	7			22
2	28			23
2	48			24
3	5			25
3	22			26
				●
3	41	Abds.		27
4	2	7	11	28
4	26	8	17	29
4	56	9	18	30

Anderthalbhundertjähriger Stachelvers.

(Von Chriſtian Wernicke, geſtorben 1712.)

Wer ſich verläßt auf Erdengötter,
Wer ihrem holden Blick vertraut
Und ihrem gnäd'gen Wort, der ſchaut
Nur im Kalender nach dem Wetter!

Naiv.

Als vor einem Thore Berlins der Neubau eines Gasbehälters (Gaſometers) einſtürzte, und in einer Kellerkneipe über den mit vielem Unheil verknüpften Fall der Zeitungsbericht vorgeleſen wurde, wonach kein Betheiligter irgend ſchuld ſey, ſagte ein Berliner Arbeitsmann in naiver Entrüſtung: „Ja, es wird gehen, wie immer, an Allem wird wieder unſer Herrgott ſchuld ſeyn ſollen, der arme Deibel is wirklich übel d'ran!"

Drei alte und gute Anmahnungen.

Gut iſt es, Bündniß zu machen, beſſer daſſelbige halten, das allerbeſte keines bedürfen.

Anderer Leute Schwachheit wird durch der Deutſchen Uneinigkeit ſtark.

Wo Einigkeit, Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit nichts Neues iſt, da iſt auch Victoria und Herrlichkeit nichts Neues.

ſchätzenswerth. Wie ein Häßlicher vor zehn Jahren ausſah, ſo ſieht er nach zehn Jahren noch aus: unzweifelhaft ein Vortheil! Den ſchönen Menſchenkindern bangt bald vor Krankheit, bald vor andern Zufällen. Nach ſchlechtem Schlaf erſchrecken ſie wegen ſchlechter Geſichtsfarbe, wegen der trüben oder roth angeſtreiften Augen; bei der Kälte verdrießt ſie zu wenig, bei der Hitze zu viel Farbe, und immer braucht man Zeit, um ſich bei dem Spiegel Troſt zu holen. Die Häßlichen haben viel mehr Ruhe durch die Ueberzeugung, in der Hauptſache ſind

Mai 1862. Alter **April.**

Donn.	1 Phil. Jak.	♊	☾ Erdf. ☿ kommt **Mitte** d	19 Timotheus
Freit.	2 Athanaſius	♊	**M. am Weſth.** ½ **St.** z	20 Victor
Sonn.	3 † Erfind.	♋	☾☋. **Vorſch.** ♀ **bleibt** im-	21 Anſelm

19 Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	4 2. **Miſ. D.**	♋	Monica. mer ¾ **St.** ſichtb.	22 2. **Miſ. D.**
Mont.	5 Pius V.	♋	**Wegen ihres** tief. **Stand.**	23 Georg
Dienſt.	6 Joh. v. d. Pf.	♌	☿ob.♂☉. ♀gr.wſtl.Ausw.	24 Albert
Mittw.	7 Stanislaus	♌	☽ 3.52.V. fällt ſie aber	25 Marc. E.
Donn.	8 Mich. Erſch.	♍	weniger auf ♂; der	26 Ferdinand
Freit.	9 Gregor N.	♍	an Helligk. zunimmt, ver-	27 Anaſtaſius
Sonn.	10 Gordian	♎	weilt doch nur ¾ **St.** lang	28 Vitalis

20 Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	11. 3 **Jubil.**	♎	Beatrix. ♂ in ♓. ſichtb. am	29 3. **Jubil.**
Mont.	12 Pankrat.	♏	🌕 **Morgenh. Er tritt** in	30 Cath. v. S.
Dienſt.	13 Servatius	♏	11.27'N. **das Zeichen**	1 **Mai**
Mittw.	14 **Bettag**	♐	Chriſtian. ☾ Erdn. ♂ i. ♒. ♃ rchtl.	2 Athanaſius
Donn.	15 Sophia	♐	der ♓. ♃, der 8 **U. Abds.**	3 † Erfind.
Freit.	16 Joh. v. N.	♑	☾☊. im **Süd.** ſteht, iſt	4 Monica
Sonn.	17 Jodocus	♑	rechtl. gewrd. u. fängt an	5 Pius V.

21. Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	18 4. **Cantate**	♒	Liborius. ☉ in der Ring-	6 4. **Cant.**
Mont.	19 **Prudent.**	♒	Ebene, der R. verſchw. vor	7 Stanislaus
Dienſt.	20 Baſilla	♒	☾ 4.6' N. ♄ rechtl. **Be-**	8 Mich. E.
Mittw.	21 Conſtantin	♓	**ginn d. Dämm. unter-**	9 Gregor N.
Donn.	22 Julian.	♓	**zugehen** ♄ **geht etwas vor**	10 Gordian
Freit.	23 Deſiderius	♈	**Beginn d. Morgend. unter;**	11 Beatrix
Sonn.	24 Johanna	♈	**u. ſteht zwiſchen 7. u. 8¼ U.**	12 **Pankrat.**

22. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	25 5. **Rogate**	♈	Urban. **im Süd.; der Ring**	13 5. **Rogate**
Mont.	26 Philipp N.	♉	**verſchw. am 18. weil d.** ☉	14 Chriſtian.
Dienſt.	27 Luciana	♉	**die andere Fläche beſcheint,**	15 Sophia
Mittw.	28 Wilhelm	♊	🌑 3.54,N. ☾ Erdf. **als**	16 Joh. v. N.
Donn.	29 **Him. Chr.**	♊	Maximin. **wir ſehen**	17 **Him. Chr.**
Freit.	30 Felix P.	♊	☾☋. ♅ **iſt wegen d. Däm.**	18 Liborius
Sonn.	31 Petronella	♋	**in d. Sonnenſtr. verborg.**	19 **Prudent.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 7. Mai nach 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens das erſte Viertel
Dienſtag den 13. Mai kurz vor halb 12 Uhr Mitternachts der volle Mond.
Dienſtag den 20. Mai bald nach 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 28. Mai gegen 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden haben Lag Beomer am 18. Mai.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	43 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	19 M.	9 St.	17 M.
11	15	16	4	19	7	35	8	44
21	15	44	4	5	7	49	8	16

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
		10	15	1
[illegible]		11	3	2
		11	44	3
				●
		Morg.		4
		12	18	5
		12	45	6
		1	8	7
		1	29	8
		1	48	9
		2	8	10
				●
		2	30	11
Abds.		2	54	12
7	37	3	25	13
8	58	4	4	14
10	6			15
10	59			16
11	39			17
		[illegible]		●
Morg.				18
12	9			19
12	31			20
12	53			21
1	11			22
1	29			23
1	47			24
				●
2	7			25
2	30			26
2	58	Abds.		27
3	32	8	10	28
4	14	9	1	29
●.	A.	9	44	30
		10	19	31

Pappel und Linde.

„Thor“, ſprach die Pappel zum Lindenbaum, „breite
Nicht Dein Gezweig' in die Tiefe und Weite,
Heb' Dich empor!“ — „„Laß die Zweige mich biegen,
And're erquicken iſt auch ein Vergnügen!““

Deutliche Antwort.

Als der Kaiſer Joſeph der Zweite die franzöſiſchen Schauſpieler verabſchiedete, ſie Wien verlaſſen hatten, und der franzöſiſche Geſandte ſich beklagte, nun alles Theatervergnügen entbehren zu müſſen, entgegnete ihm der Kaiſer: „Machen Sie es, wie der oeſtreichiſche Geſandte in Paris, lernen Sie die Sprache des Volks, mit dem Sie Umgang haben wollen.“

Eigenthümlicher Hofſtaat.

In einer Predigt vom Jahr 1745 iſt „der Welt Hofhaltung“ geſchildert wie hier folgt: „Willſt du wiſſen, wie es dort ausſieht, ſo laſſ' es dir ſagen. Der Eigennutz iſt Potentat, Selbſtliebe die Potentatin; der Vortheil iſt Miniſter; Ehrgeiz und Schimmer ſind die Räthe, Dünkel und Hochmuth die Kammerherrn; Hoffahrt iſt Schleppträgerin, der Neid Lakay und die Falſchheit Magd.“

ſie ſich immer gleich: ſie vernachläſſigen den Spiegel zum Vortheil ihrer Zeit. Hört man von Pocken, deren Einbruch auch die Impfung nicht dauernd abwehrt, dann ängſtigen ſich die Hübſchen, während die Häßlichen ſorglos bleiben: denn die Narben geben dem Geſicht wohl gar noch mehr eigenthümlichen Ausdruck.• Von den Hübſchen bleiben mehr dumm als von den Häßlichen; denn dieſe bemühen ſich in der Regel eifriger, durch Verſtand und Geiſt angenehm zu werden, und es iſt — zum Beiſpiel — nicht zu leugnen, daß unter den Verwach-

Junius 1862. **Alter Mai.**

23. Von Verheiſsung des heiligen Geiſtes, Joh 15. 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	1 6. **Exaudi**	♋	Simeon. **Die Sichtb. des**	20 6. **Exaudi**
Mont.	2 **Erasmus**	♌	☿ währt im erſt. Dritth.	21 Conſtantin
Dienſt.	3 Clothil.	♌	d. M. fort, dann geht er zur	22 Julian
Mittw.	4 Florian	♍	unt. Conj. m. d. ☉. ♀ iſt	23 Deſiderius
Donn.	5 Bonifacius	♍	🌓 3.10′N. in d. M. bei	24 Johanna
Freit.	6 Norbertus	♍	☿ gr. öſtl Aew. ♅☌☉.	25 Urban
Sonn.	7 Robertus	♎	tiefem Stande noch 1 St.	26 Philipp N.

24. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14 Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	8 **Pfingſtf.**	♎	Medardus. vor ☉ Aufg.	27 **Pfingſtf.**
Mont.	9 **Pfingſtm.**	♏	Primus. ſichtb. ♂ nimmt	28 **Pfingſtm.**
Dienſt.	10 Maurinus.	♏	au Helligk. zu und iſt leicht.	29 **Pfingſtd.**
Mittw.	11 **Quat.** †	♐	Barnab. ☾ Erdn. aufzu-	30 **Quatemb.**
Donn.	12 Baſilides	♐	🌕 6.41′V. Unſ. ☾ Finſt.	31 Petronella
Freit.	13 Antonv. P †	♑	☾☊. finden. Mitte d.	1 Juni
Sonn.	14 Baſilius †	♑	Mon. ſchon über 1 St. vor	2 Erasmus

25. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	15 **Trinitatis**	♒	Vitus. ☉ Aufg. ♃ iſt jetzt	3 **Trinitatis**
Mont.	16 Benno	♒	nur am Abendh. aufzuſuch.	4 Florian
Dienſt.	17 Adolph	♓	u. geht um Mittern. unter.	5. Bonifacius
Mittw.	18 Marcellus	♓	Schlacht b. Bel.-All. 1815	6 Norbertus
Donn.	19 **Frohnl.**	♈	🌗 3. 46′ V. Gervaſius.	7 **Frohnl.**
Freit.	20 Silverius	♈	♄ ſteht um 6. U. Abds.	8 Medardus
Sonn.	21 Albanus	♈	☉ in ♋. S. Anf, l. Tag.	9 Primus

26. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	22 1. n. **Trin.**	♉	Albin. in S., geht um Mit-	10 1. n. **Tr.**
Mont.	23 Walram	♉	tern. unter u. iſt Ende d. M.	11 Barnabas
Dienſt.	24 Joh. d. T.	♊	☾ Erdf. nur noch 1 St. zu	12 Baſilides
Mittw.	25 Elogius	♊	ſehen. ♅ iſt wegen d. hellen	13 Ant. v. P.
Donn.	26 Pelagius	♊	☾☋. Dämmg. als Stern	14 Baſilius
Freit.	27 7 Schläfer	♋	🌑 7.22′V. U. ☉ Finſt.	15 Vitus
Sonn.	28 Leo P. †	♋	6. Gröſse von derſel-	16 Benno

27 Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	29 2. **T. P. P.**	♌	den verdeckt. u. nicht ſichtb.;	17 2. n. **Tr.**
Mont.	30 Pauli G.	♌	er iſt in Conj. mit der ☉.	18 Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. Juni gegen 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmit. das erſte Viertel.
Donnerſtag den 12. Juni um 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.
Donnerſtag den 19. Juni gegen 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 27. Juni gegen halb 8 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben ihr Wochenfeſt am 4. und 5. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 46	8 11	7 37
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	
	Abds. 10 40	1
[illegible]	11 13	2
	11 34	3
	11 53	4
	Morg.	5
	12 12	6
	12 31	7
	12 54	● 8
	1 20	9
	1 54	10
Abds.	2 39	11
8 45	3 28	12
9 32		13
10 8		14
10 35		● 15
10 57	[illegible]	16
11 1		17
11 35		18
11 53		19
Morg.		20
12 13		21
12 35		● 22
1 1		23
1 31		24
2 11		25
2 59	Abds.	26
3 54	8 21	27
[illegible]	8 51	28
	9 18	● 29
	9 40	30

Anrede für einen Neugewählten.

Sie, Herr Kollege, treten nun
Geweiht hier auf geweihte Bahn;
Sie haben nichts bisher gethan,
Jetzt gilt's, auch ferner ſo zu thun.

Ja dann!

„Nirgends trägt das Volk geduldiger alle Auflagen als unter einer repräſentativen Verfaſſung!" ſagte ein Engländer zu einem Deutſchen. Dieſer antwortete: „Sie haben recht; man muß jedoch ſicher ſeyn, daß die Volksanwalte an geeigneter Stelle ein einziges Wörtchen ausſprechen können." — „Nun?" fragte der Engländer. — „Das Wörtchen: Nein!"

Eine kecke Aeuſſerung von Swift.

„Wer zwei Kornähren auf einem Flecke wachſen läßt, wo ſonſt nur eine wuchs, erwirbt ſich größere Verdienſte um Menſchheit und Vaterland als ſämmtliche Politiker."

ſenen, vom Aeſop an, Viele durch Scharfſinn ſich auszeichnen. Der Häßliche, wenn er gefällt, gefällt dann auch länger; wer ihn liebt, hat treue Liebe für ihn, weil ſie nicht aus Vergänglichem entſtand, nicht zum Ueberdruß werden kann. Wahrhaftig, es ſind höchſt bedeutende Vortheile und Vorzüge, die ſich mit der Häßlichkeit verbinden, und gewiß iſt ſie kein Unglück, ſchon aus dem einzigen Grunde, weil die Schönheit ſelten ein Glück iſt. H. Rine.

Julius 1862. **Alter Junius.**

Dienſt.	1	Rembold	♌	☿ iſt in d. unt. Conj. mit	19	Gervaſius
Mittw.	2	**Mar. H.** •	♍	☾ Erdf. d. ☉ u. bleibt dem	20	Silverius
Donn.	3	Hyacinth	♍	Zunt. ☌☉. ♂ in ♈. unbe-	21	Albanus
Freit.	4	Ulrich	♎	🌓 11. 18′ N. waffneten	22	Albinus
Sonn.	5	Anſelm	♎	**Auge verborg.; v. 23.**	23	Walram

28. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	6	3. n. **Trin.**	♏	Iſaias. **an iſt er kurze Z.**	24	3. n. **Trin.**
Mont.	7	Wilibald	♏	**als Morgenſt. aufzufind.**	25	Elogius
Dienſt.	8	Kilian	♐	**Die Dauer der Sichtbarkt.**	26	Pelagius
Mittw.	9	Agilolph	♐	**am Morgenh. wächſt bei d.**	27	7 Schläf.
Donn.	10	7 Brüder	♑	☾ Erdn. ☾☊. ♀ **Ende d. M.**	28	Leo P.
Freit.	11	Pius P.	♑	🌕 2.6′ U. **auf 2 St.** ♂	29	**Petri Paul**
Sonn	12	Naber	♒	**tritt in d. Zeich d.** ♈.	30	**Pauli Ged.**

29. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	13	4. n. **Trin.**	♒	Margar. **u. kann Ende**	1	**Juli. 4. Tr.**
Mont.	14	Bonav.	♓	**d. M. ſchon v. 11 U. an bei-**	2	**Mar. H.**°
Dienſt.	15	Ap. Theil.	♓	**nahe 3 St. bis z. Beginn d.**	3	Hyacinth
Mittw.	16	Skap. Feſt	♓	**Morgend. geſehen werden**	4	Ulrich
Donn.	17	Alexius	♈	**♃; der jetzt zwiſch. 10 u.**	5	Anſelm
Freit.	18	Arnold	♈	🌗 5.41′ N. **11 Uhr Nachts**	6	Iſaias
Sonn.	19	Arſenius	♉	**ſchon untergeht, iſt nur**	7	Wilibald

30. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	20	5. n. **Tr.**	♉	Elias. **noch 1 St. lang am**	8	5. n. **Trin.**
Mont.	21	Daniel.	♉	**Weſth. zu ſehen. ♄, d. Ende**	9	Agilolph
Dienſt.	22	M. Magd.	♊	☾ Erdf. **d. Mon. um 8 Uhr**	10	7 Brüder
Mittw.	23	Apollinar	♊	☾☌. ♅. w. v. ☾ b. 4½ U. Mg.	11	Pius P.
Donn.	24	Chriſtine	♋	☿ gr. wſtl. A. **unterg., kann**	12	Nabor
Freit.	25	Jakob	♋	🌑 ☿ wird v. ☾ b. 3 U. Nm.	13	Margar.
Sonn.	26	Anna	♋	9.32′ N. **in d. M. nur**	14	Bonavent.

31. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	27	9. n. **Trin.**	♌	Pantaleon. **ſehr kurze Zeit**	15	6. n. **Tr.**
Mont.	28	Innocenz	♌	**geſeh. werd.** ♅ **iſt d. unbe-**	16	Skap. F.
Dienſt.	29	Martha	♍	**waffn. Auge von der Däm.**	17	Alexius
Mittw.	30	Abdon	♍	**verdeckt. Er wird am 23. v.**	18	Arnold
Donn.	31	Ign. Loj.	♎	☾ **bed. um 4½ U. Morg.**	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 4. Juli gleich nach 1 Viert. auf 12 Uhr Mittern. das erſte Viertel.
Freitag den 11. Juli nach 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Freitag den 18. Juli kurz vor 3 Viertel auf 6 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Sonnabend den 26. Juli gleich nach halb 10 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Faſten. Tempel-Eroberung am 15. Juli.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 24 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 36 M.
11	16 11	4 0	8 10	7 49
21	15 40	4 11	8 1	8 11

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds	
	10 0	1
[illegible]	10 19	2
	10 37	3
	10 57	4
	11 22	5
		●
	11 51	6
	Morg.	7
	12 29	8
	1 19	9
Abds.	2 24	10
8 2	3 40	11
8 34		12
		●
8 50	[illegible]	13
9 21		14
9 40		15
9 58		16
10 18		17
10 39		18
11 3		19
		●
11 34		20
Morg.		21
12 10		22
12 54		23
1 47		24
2 47		25
3 53	Abds.	26
		●
[illegible]	7 46	27
	8 7	28
	8 26	29
	8 45	30
	9 5	31

Sprüche.

Wenn Du verweilen mußt im Narrenkreiſe,
Für ſolche Zeit ſchick' Weisheit auf die Reiſe.

⁂

Wer nicht an Gott geglaubt auf Lebenswegen,
Nahm immer Theil doch gern an ſeinem Segen.

⁂

Iſt der Ruhm nicht Tugendpfand,
Iſt mit Schmach er ſtets verwandt.

Zeit-Benutzung.

Die Frau des Kanzlers d'Agueſſeau hatte die Gewohnheit, wenn ihr angezeigt wurde: das Abendeſſen ſey bereit, ſich immer noch zehn Minuten erwarten zu laſſen. Dieſe zehn Minuten benuzte der Kanzler, um ein Werk zu beginnen, das bei täglicher Fortſetzung in ſolchen zehn Minuten binnen einigen Jahren zu drei ſtarken Quartbänden anwuchs, die noch jezt den franzöſiſchen Advokaten ein Hülfswerk ſind. Das heißt der Zeit Ehre geben, und Ehre von ihr empfangen!

Gedanken von Jean Paul.

Da das Leben und die Zeit ſo leer ſind und ſo leer uns hinterlaſſen, ſo wäre unſre Exiſtenz ohne eine Unſterblichkeit das Nichtigſte, was es geben kann.

Wir würden nichts lieben können, wenn wir es für vergehlich hielten; aber in die Vorſtellung von Schönheit, Tugend kommt gar keine Zeit, alſo kein Vergehen.

Auguſt 1862. **Alter Julius.**

Freit.	1	Petr. Kett.	♎	☿ iſt in den erſt. Tag. als	20	Elias
Sonn.	2	Portiunc.	♏	Morgenſtern aufzufinden	21	Daniel

32. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	3	7. n. Tr.	♏	☽ 5.24' V. Steph. Erf.	22	7. n. Tr.
Mont.	4	Dominicus	♏	Nachher bleibt er un-	23	Apollinar
Dienſt.	5	Mar. Schn.	♐	ſichtb. ♀ iſt in d. M. b. tief.	24	Chriſtine
Mittw.	6	Verkl. Chr.	♐	☾☊. Stande am längſten	25	Jakob
Donn.	7	Gottſchalk	♑	☾Erdn. vor Sonnenaufg.	26	Anna
Freit.	8	Cyriacus	♑	am Morgenh. zu ſehen.	27	Pantaleon
Sonn.	9	Romanus	♒	🌕 10.20' N. länger als	28	Innocenz

33. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	10	8. n. Tr.	♒	Laurenz. 2 St. ♂ geht	29	8. n. Tr.
Mont.	11	Hermann.	♓	Ende d. M. ſchon um 9 U.	30	Abdon
Dienſt.	12	Clara	♓	Abds. auf u. wird dann bis	31	Ign. Loj.
Mittw.	13	Hippolyt.	♈	♀ in der Ring-Eb., d. Ring	1	**Auguſt**
Donn.	14	Euſebius†	♈	wird ſichtb. 3½ U. Morg.	2	**Portiunc.**
Freit.	15	**M. Him.**	♉	geſeh. werden können. ♃	3	Steph. Erf.
Sonn.	16	Rochus	♉	verſchwindet jetzt gegen die	4	Dominicus

34. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	17	9. n. Tr.	♉	☾ 10 15' V. Sybilla.	5	9. n. Tr.
Mont.	18	Helena	♊	☾Erdf. Mitte d. M. in	6	Verkl. Chr.
Dienſt.	19	Sebald.	♊	☾☋. ♀ob. ☌☉. der Abend-	7	Gottſchalk
Mittw.	20	Bernhard	♋	dämmerung. ♄ iſt für das	8	Cyriacus
Donn.	21	Anaſtaſius	♋	unbewaffn. Auge in dieſ.	9	Romanus
Freit.	22	Timotheus	♋	Monat unſichtbar. Der	10	Laurenz
Sonn.	23	Zacharias	♌	Ring wird am 13. wieder	11	Hermann

35. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	24	10. n. Tr.	♌	Bartholomäus. ſichtb. weil	12	10. n. Tr.
Mont.	25	Ludwig.	♍	🌑 10.7' V. die Erde auf	13.	Hippolyt.
Dienſt.	26	Samuel	♍	die erleuchtete Seite	14	Euſebius
Mittw.	27	Joſeph C.	♍	♃ in ♎. übertritt. ♅	15	**M. Himm.**
Donn.	28	Auguſtin	♎	kommt am Morgenhimm.	16	Rochus
Freit.	29	Joh. Enth.	♎	zum Vorſchein u. wird an-	17	Sybilla
Sonn.	30	Roſa	♏	fangs 1, am Ende 2½ St.	18	Helena

36. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	31	11 n. Tr.	♏	Paulin. zu finden ſein.	19	11 n. Tr.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 3. Aug. gegen halb 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 9. Aug. bald nach 1 Viertel auf 11 Uhr Nachts der volle Mond.
Sonntag den 17. Auguſt um 1 Viertel auf 11 Uhr Vormitt. das letzte Viertel.
Montag den 25. Auguſt gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der neue Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel Verbrennung am 5. Auguſt.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 18 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 44 M.	St. 42 M.
11	14 47	4 41	7 28	13
21	14 11	4 57	7 8	9 49

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Abds.	
	9 27	1
	9 53	2
bei Tage		●
	10 27	3
	11 11	4
	Morg.	5
	12 8	6
	1 17	7
	2 35	8
Abds.	3 57	9
		●
7 23		10
7 43		11
8 3		12
8 22		13
8 43		14
9 7		15
9 35	bei Tage	16
		✱
10 8		17
10 49		18
11 38		19
Morg.		20
12 36		21
1 39		22
2 47		23
		●
3 56		24
5 11	Abds.	25
	6 5	26
bei Tage	7 12	27
	7 34	28
	7 59	29
	8 31	30
		✱
	9 11	31

Aus einem Stammbuch.

Vergiß das Leid,
Vergiß nicht mich:
Dann haſt Du Freud'
Und Freud' hab' ich.

Wortſpiel.

Als in Paris (1823) beſonders Lafitte, Caſimir, Manuel, Foy und Conſtant die geltenden Männer waren, las man in einer Zeitſchrift:

„Recept, um ſich wohl zu befinden: Lafitte trinken, ſich in Caſimir kleiden, ſein Handbuch (Manuel) wahrhaft halten, damit es Glauben (Foy) verdiene, und beſtändig (Constant) ſeyn, das erhält Körper und Geiſt in Friſche.“

Die „getreue Stadt.“

Neapel hat ſich ſtets des — auch anderweits gebrauchten — Beiworts „getreue Stadt“ gerühmt, und die Eitelkeit der Neapolitaner hat ſich ſo daran gewöhnt, daß im Jahre 1820 eine Schrift erſchien mit dem Titel: „Bericht über die einundvierzigſte Rebellion der getreuen Stadt Neapel.“

Unſere meiſten Leiden kommen uns von der geiſtigen Seite, für welche das Irdiſche nicht zulangen will. Ein Zuſchnitt nur für das Leben hätte uns Ruhe gewährt und Sättigung. Alſo unſer Leiden um der Zukunft willen iſt eine Anweiſung auf die Zukunft über das irdiſche Leben hinaus.

Wenn Leiden bilden ſollen, ſo ſetzen ſie ja eine längere Zeit zu ihrer Nachwirkung voraus als unſre kleine. Der Demant wird an-

September 1862. Alter **Auguſt.**

Mont.	1 Aegidius.	♐	🌓 10.43′ V. ☿ iſt in dieſ.	20 Bernhard
Dienſt.	2 Raphael	♐	☾Erdn. ☾☊. ♂ rückg.	21 Anaſtaſius
Mittw.	3 Manſuetus	♑	M. nicht ſichtb. Er kommt	22 Timotheus
Donn.	4 Roſalia	♑	von ſeiner ob. Conjunktion	23 Zacharias
Freit.	5 Herkulan	♒	her. Die Dauer der Sicht-	24 Barthol.
Sonn.	6 Magnus	♒	barkeit d. ♀ am Morgenh.	25 Ludwig

37. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	7 12. n. Tr.	♓	Regina. fängt an abzu-	26 12. n. Tr.
Mont.	8 **Mar. Geb.**	♓	🌕 4. 24′ V. nehmen.	27 Joſeph.E.
Dienſt.	9 Audemar	♈	Ende d. M. wird man	28 Auguſtin
Mittw.	10 Nicol.v.T.	♈	ſie noch 1¼ St. lang ſehen	29 Joh.Enth.
Donn.	11 Protus	♈	können. ♂ wird in. d. M.	30 Roſa
Freit.	12 Winand	♉	rückg. und ſteht Ende d. M.	31 Paulin
Sonn.	13 Maternus	♉	ſchon um 1 U. Nachts im Süd.	1 **September**

38. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. E. Gal. 3.

Sonnt.	14 13. n. Tr.	♊	† Erhöh. ♃ bleibt in d.	2 13. n. Tr.
Mont.	15 Ludmilla.	♊	☾Erdf. ☾☋. Mon. in der	3 Manſuetus
Dienſt.	16 Cornel	♊	🌗 4.50′ V. Dämmrg. ver-	4 Roſalia
Mittw.	17 **Quat.** †	♋	Lambert. borgen u. iſt	5 Herkulan
Donn.	18 Richard.	♋	dem unbewaffn. Auge nicht	6 Magnus
Freit.	19 Nicleta †	♌	♄☌☉. ſichtb. ♄ bleibt in	7 Regina
Sonn	20 Euſtach †	♌	d. M. völlig in d. Dämm.	8 **Mar. Geb.**

39. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	21 14. n. Tr.	♌	Matth. E. verborgen. Er	9 14. n. Tr.
Mont.	22 Moriz.	♍	kommt in die Conj. mit der	10 Nic. v.T.
Dienſt.	23 Thekla	♍	🌑 9.24′ N. ☉ in ♎. H.	11 Protus
Mittw.	24 Jh.Empf.	♎	A., T. u. N. gleich.	12 Winand
Donn.	25 Cleophas	♎	Sonne. ⛢ der Ende d. M.	13 Maternus
Freit.	26 Cyprian	♏	um 9 Uhr Abends aufg.	14 † Erhöh.
Sonn.	27 Cosm.u.D.	♏	☾Erdn. ⛢rückg. wird dann	15 Ludmilla

40. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5

Sonnt.	28 15 n. Trin.	♐	Wenzel. faſt 7 St. ſichtb.	16 15. n. Tr.
Mont.	29 Michael	♐	☾☊. bleiben. Er wird	17 Lampert
Dienſt.	30 Hieronym.	♑	🌓 4. 47′ N. rückläufig.	18 Richard

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Septem. kurz vor 3 Viertel auf 11 Uhr Vorm das erſte Viertel
Montag den 8. September gegen halb 9 Uhr Vormitt. der volle Mond.
Dienſtag den 16. Sept. bald nach 3 Viert. auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 23. Sept. gegen halb 10 Uhr Abends der neue Mond.
Dienſtag den 30. Sept. gleich nach 3 Viert. auf 5 Uhr Nachm. das erſte Viertel.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5623ten Jahres am 25. und 26., Faſten Gedaljah am 28. Sept.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 31 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 29 M.
11	12 53	5 30	6 22	11 7
21	12 15	5 45	6 0	11 45

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Unterg. U.	☾ Unterg. M.	T.
		Abds.		
Nm.		10	2	1
		11	5	2
		Morg.		3
Nachm.		12	18	4
		1	38	5
		2	57	6
				✱
		4	16	7
Abds		5	33	8
6	26			9
6	47			10
7	10			11
7	36			12
8	8	Vormitt.		13
				✱
8	46			14
9	31			15
10	25			16
11	26			17
Morg.				18
12	31			19
1	40			20
				✱
2	51			21
4	5			22
5	20			23
6	36	Abds.		24
		6	3	25
Nm.		6	33	26
		7	11	27
				✱
Nachm.		8	0	28
		9	0	29
		10	10	30

Unheimiſcher Grund.

Fremdwörter nehmen uns? — Ei, kommt nur an!
Das ſoll ſich Keiner je erdreiſten:
Denn juſt was kein Verſtand verſtehen kann,
Bewundern Viele ſtets am meiſten.

Gute Antwort.

Einer von Denen, die nur glauben, was ſie in ihrer Kurzſichtigkeit ſehen, ſagte zu einem Gottvertrauenden: „Thoren ſind Alle, die an Auferſtehung glauben! Seht Ihr nicht, daß die Lebenden ſterben? wie könnt Ihr alſo glauben, daß die Geſtorbenen leben?“ — „Kurzſichtiger!“ entgegnete der Andere; „Du kannſt nicht zweifeln an der Erſchaffung; wenn alſo, was ſonſt nicht da war, da iſt, warum ſoll denn, was ſonſt einmal da war, nicht einſt wieder da ſeyn?“

Ehemals und Jetzt.

Sonſt hatten wir Kreuzzüge für das Heilige zum Grabe des Erlöſers, jetzt haben wir Kreuz- und Querzüge dorthin, wo man Gold gräbt, denn Gold gilt für den mächtigſten Erlöſer.

---

gehaucht, damit man ungeblendet ſeine Flecken ſehe; Leiden ſind da, um uns ungeblendet zu ſehen.

Ohne den heimlichen Unglauben an die Unſterblichkeit gäb' es weit mehr Muth gegen den Tod, oder mehr Zufriedenheit mit dem Leben, oder weniger Ueberſchätzung deſſelben. Die meiſten Menſchen haben gar nicht das Herz, ſich recht unſterblich zu denken; wenn ſie's vermöchten, das härteſte Erlebniß machte nur hoffnungsreicher für das Zukünftige.

Oktober 1862. Alter **September**.

Mittw.	1	Remigius	♑	♃☌☉ ☿ iſt in d. M. auch	19	**Quatemb.**
Donn.	2	Leodegar	♒	in der gr. öſtl. Ausw. nicht	20	Euſtachius
Freit.	3	Ewald	♒	☿ gr. öſtl. Ausw. dem bloſs.	21	Matth. E.
Sonn	4	Franz	♓	Auge ſichtb. ♀ i. immer kür-	22	Moriz
41. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Ephes. 3.						
Sonnt.	5	16. **Tr.** Ert.	♓	Placidus. zere Zeit hind.	23	16. n. **Tr.**
Mont.	6	Bruno	♓	♂☍☉. aufzufinden; Ende	24	Joh. E.
Dienſt.	7	Sergius	♈	○ 9.13' U. d. M. bleibt	25	Cleophas
Mittw.	8	Brigitta	♈	ſie nur 1 St. ſichtbar	26	Cyprian
Donn.	9	Dionyſius	♉	♂ kommt am 6. in ☍ mit d.	27	Coſm. u D.
Freit.	10	Gereon	♉	☉. wo er um Mitternacht	28	Wenzel
Sonn	11	Wimmar.	♉	ihr gegenüb. i. S. ſteht, u.	29	Michael
42. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.						
Sonnt.	12	17. n. **Tr.**	♊	Maximilian. am hellſt. in	30	17. n. **Tr.**
Mont.	13	Tilmann	♊	☾Erdf. ☾☋. d. J. iſt. ♃	1	**Oktober**
Dienſt.	14	Calixtus	♋	iſt noch immer i. d. Dämm.	2	Leodegar
Mittw.	15	Thereſia	♋	verborgen. doch gegen Ende	3	Ewald
Donn.	16	Gallus	♋	☾ 12.9' V. ♄ in ♎. des	4	Franz
Freit.	17	Florentin	♌	M. fängt er an ¼ St.	5	Placidus
Sonn	18	Luc. Ev.	♌	Schlacht bei Leipzig. 1813.	6	Bruno
43.. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.						
Sonnt.	19	18. n. **Tr.**	♍	Ferdinand. lang am Mor-	7	18. n. **Tr.**
Mont.	20	Wendelin.	♍	genhim. zu erſcheinen. ♄	8	Brigitta
Dienſt.	21	Urſula	♎	kommt am Ende des Mo-	9	Dyoniſius
Mittw.	22	Cordula	♎	nats auf 1½ Stunde vor	10	Gereon
Donn.	23	Severin	♏	● 8.4' V. dem Beginne	11	Wimmar.
Freit.	24	Evergislus	♏	der Dämmerung am	12	Maximil.
Sonn.	25	Raphael	♐	☾Erdn. Morgenh. zum	13	Tilmann
44. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes 4.						
Sonnt.	26	19. n. **Tr.**	♐	Amandus. ☾☊. Vorſchein	14	19. n. **Tr.**
Mont.	27	Sabina.	♑	☿ unt. ☌☉. ♅ ſteht in der	15	Thereſia
Dienſt.	28	Sim. J.	♑	Mitte des Monats um 4	16	Gallus
Mittw.	29	Narciſſus	♑	Uhr Morg. im Süden, u.	17	Florentin
Donn.	30	Theoneſt	♒	☽ 12. 11' V. bleibt die	18	Luc. Ev.
Frei.	31	Wolfgang †	♒	Nacht hindurch ſichtb.	19	Ferdinand

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 7. Oktober kurz vor 1 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 16. Oktober gegen 1 Viertel auf 1 U. Morgens das letzte Viertel.
Donnerſtag den 23. Oktob. bald nach 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Donnerſtag d. 30. Okt. kurz vor 1 Viertel auf 1 Uhr Morg. das erſte Viertel.

Die Juden haben ihr Verſöhnungsfeſt am 4., ihr Laubhüttenfeſt am 9. und 10., ihr Palmenfeſt am 15., ihr Laubhütten Ende am 16., Geſetzfreude am 17. Okt.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 23 M.
11	10 59	6 17	5 15	13 1
21	10 21	6 33	4 55	13 39

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds.	
●	11 26	1
	Morg.	2
	12 44	3
	2 1	4
		✽
	3 17	5
	4 31	6
Abds.	5 44	7
5 13		8
5 38		9
6 7		10
6 43	●	11
		✽
7 26		12
8 16		13
9 14		14
10 16		15
11 22		16
Morg.		17
12 32		18
		✽
1 42		19
2 56		20
4 14		21
5 32	Abds.	22
6 51	4 31	23
	5 7	24
	5 51	25
		✽
	6 51	26
	8 0	27
	9 16	28
	10 31	29
	11 51	30
	Morg.	31

Politiker bei dem Weingelage.

Vor Tiſche — voll Höflichkeit,
Ueber Tiſche — höchſt entzweit,
Nach Tiſche — wüthend im Streit,
Unter'm Tiſche — voll Einigkeit!

Beachtenswerthe Aeuſſerung Franklin's.

Nachläſſigkeit öffnet den Mißbräuchen alle Pforten, Selbſtſucht führet ſie ein, Unwiſſenheit nimmt ſie auf, Gewohnheit beſtätigt ſie. Die Menge leidet, Einzelne mehren ihren Vortheil dabei, Eifer ſucht Mittel dagegen, Wiſſenſchaft findet ſie, aber — Begierde ſtößt ſie zurück.

Das ſagt eine Modezeitung.

Schon vor ein paar Jahren war in der „Leipziger Modezeitung" zu leſen: „Steigt der Luxus ſo fort, dann hinterlaſſen die meiſten Familien nichts als abgetragene Kleider in unſchönen Formen."

Eine Bekämpfung der Phantaſie über das Optiſche, über das Sehkundliche und Sehtäuſchende des Todes iſt nöthig. Alle Denkmale für Verſtorbene, vom Grabhügel bis zur Gedächtniß-Säule, geben den Irrbildern nur noch dauerndere Farben. Liegt denn wirklich vom Geliebten mehr im Sarge, als von ihm zehnmal in die Lüfte begraben wurde, indem er wenigſtens alle zehn Jahre ſeinen alten Körper abwarf und einen andern anzog? — Von uns ſelber findet man, wie in Chriſti Grab nur die Leinwand, in unſerm nur unſre abgelegte

November 1862. Alter **Oktober.**

Sonn.	1	**All. Heil.**	♓	☿ iſt faſt den ganzen **M.**	20	Wendelin

45. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	2	20. n. **Tr.**	♓	All. Seel. **hindurch als**	21	20. n. **Tr.**
Mont.	3	Hubert	♈	**Morgenſt. am Oſthimm.**	22	Cordula
Dienſt.	4	Carl Bor.	♈	**aufzufinden. Am längſten.**	23	Severin
Mittw.	5	Zacharias	♉	**etwas läng. als ¾ St., kann**	24	Evergisl.
Donn.	6	Leonhard	♉	🌕 1.16‚ U. ♅ rechtl. man	25	Raphael
Freit.	7	Engelbert	♉	ihn am 12 ſehen. ♀	26	Amandus
Sonn.	8	Gottfried	♊	nähert ſich fortwährend der	27	Sabina

46. Von des Königischen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonnt.	9	21. n. **Tr.**	♊	Theodor. ☾☋. **Sonne u.**	28	21. n. **Tr.**
Mont.	10	Martin P.	♋	☾Erdf. **verſchw.** am Ende	29	Narciſſus
Dienſt.	11	Martin B.	♋	**d. M. ganz in d. Morgend.**	30	Theoneſt
Mittw.	12	Kunibert	♋	☿ gr. wſtl. Ausw. ♂ **wird**	31	Wolfgang
Donn.	13	Stanisl.	♌	**in d. M. wieder** rechtl. Er	1	**A. H.**
Freit.	14	Levin	♌	🌗 6.38′ **M.** ſteht um 9 **U.**	2	All. Seel.
Sonn	15	Leopold	♍	**Abds im Süd. u. bis**	3	Hubert

47. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	16	22. n. **Tr.**	♍	Edmund. 3 **Uhr wird er zu**	4	22. n. **Tr.**
Mont.	17	Gertrud	♍	**ſehen ſein.** ♃, **der zwiſch.** 3	5	Zacharias
Dienſt.	18	Marinus	♎	**u.** 4½ **U. aufg., kann gegen**	6	Leonhard
Mittw.	19	Eliſabeth	♎	Ende d. **M. ſchon** 3 **St. lang**	7	Engelbert
Donn.	20	Simplic.	♏	**am Morgenh. geſehen wer-**	8	Gottfried
Freit.	21	**M. Opf.**	♏	🌑 6.42′ N. U. ☉ Finſt.	9	Theodor
Sonn.	22	Cäcilia	♐	☾Erdn. ☾☊. **den** ♄ **d.**	10	Mart. P.

48. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	23	23. n. **Tr.**	♐	Clemens. **F. z. Ged. d. G.**	11	23. n. **Tr.**
Mont.	24	Joh. v. Kr.	♑	**zwiſchen 2 u. 3 Uhr Morg.**	12	Kunibert
Dienſt.	25	Katharina	♑	**aufgeht, iſt anf. 2¼, zul. 5**	13	Stanisl.
Mittw.	26	Konrad	♒	**St. am Morgenh. ſichtb.** ♅	14	Levin
Donn.	27	Bilhildis	♒	**ſteht Mitte d. M. um 2 U.**	15	Leopold
Freit.	28	Günther	♓	🌓 10.29′ B. **Morg. i. S.**	16	Edmund
Sonn.	29	Saturnin	♓	**u. iſt bis zum Anbr. der**	17	Gertrud

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	30	1. **Advent**	♈	Andr. Ap. **Dämm. ſichtb.**	18	24. n. **Tr.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6 November um 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmit. der volle Mond.
Freitag den 14. November vor 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 21. Novr. kurz vor 3 Viertel auf 7 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Freitag den 28. Nov. um halb 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	41 M.	6 Uhr	52 M.	4 Uhr	34 M.	14 St.	19 M.
11	9	7	7	10	4	17	14	53
21	8	38	7	26	4	4	15	22

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
[illegible]		1	7	1
				●
		2	20	2
		3	32	3
		4	42	4
Abds.		5	52	5
4	8	7	0	6
4	41			7
5	22			8
		[illegible]		●
6	10			9
7	5			10
8	5			11
9	9			12
10	16			13
11	25			14
Morg.				15
				●
12	35			16
1	47			17
3	3			18
4	21			19
5	45	Abds.		20
7	7	3	40	21
[illegible]		4	31	22
				●
		5	41	23
		6	57	24
		8	18	25
		9	38	26
		10	56	27
		Morg.		28
		12	10	29
				●
		1	21	30

Der ſtets Unzufriedene.

Erfüllt ſind ihm die Wünſche gegenwärtig,
Ringsum erwecken könnt' ihm dies den Neid;
Er aber meint: wir wären nicht geſcheidt,
Sein Unglück ſey erſt jetzt vollkommen fertig!

Zum Merkbuch.

In neueſter Zeit verſteht man es immer geläufiger, ſich das natürliche Vergnügen durch unnatürliche, alſo irrgehende Kunſt zu verderben.

Das größte Unheil iſt verhüllt in ſtetem Wachſen, wenn Ueberfluß immer mehr zur Nothwendigkeit wird.

Wo That- und Ideenleben eines und daſſelbe iſt, da findet ihr den rechtwirkenden Mann.

In der Regel lebt am liebſten, wer am wenigſten wahrhaft und nützlich zu leben weiß.

Wer nichts thut, thut doch 'was: er lernt Böſes thun.

Die Fluth, vom Sturm getrieben, reißt nur hinweg; ſo auch die Fluth der Leidenſchaft in einer Volksmenge.

Hülle; wir haben das Irdiſche abgeworfen, um das Ewige anziehen zu können.

Die Unſterblichkeit ſoll man nicht wollen als Lohn der Tugend, ſondern als deren Fortdauer. Die Tugend kann ſo wenig als die Freude belohnt werden, aber Fortdauer iſt der einzige Lohn.

Meint Ihr, auf allen Welten wird kein Leid und keine Thräne vergütet, keine Hoffnung erfüllt, kein Herz verewigt, keine Liebe befriedigt? Ihr könnt, Ihr dürft es nicht meinen, denn wo wäre dann

Dezember 1862				**Alter November.**
Mont.	1 Eligius	♈	☿ geht in dieſ. M. zu ſeiner	19 Eliſabeth
Dienſt.	2 Balbina	♈	untern Conj., die am 22.	20 Simplic.
Mittw.	3 Franz Xav.	♉	eintritt u. bleibt unſichtb. ♀	21 **Mar. Opf.**
Donn.	4 Barbara	♉	wird am 10. Abendſtern, iſt	22 Cäcilia
Freit.	5 Criſpina	♊	aber als ſolcher in dem	23 Clemens
Sonn.	6 Nicolaus	♊	🌕 8.5' V. S. ☾F. ☾U.	24 Joh. v. Kr.
50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.				
Sonnt.	7 **2. Advent**	♊	Ambroſius. ☾Erdf. ganzen	25 25. **n. Tr.**
Mont.	8 **Mar. E.**	♋	M in der Dämm. verborg.	26 Konrad
Dienſt.	9 Leocadia	♋	♂ ſteht in der Mitte d. M.	27 Bibildis
Mittw.	10 Judith	♌	♀ ob. ☌ ☉. um 7½ U. Abds	28 Günther
Donn.	11 Damaſus	♌	♅ ☍ ☉. im Süden u. bleibt	29 Saturnin
Freit.	12 Epimachus	♌	bis 2 Uhr Morg. ſichtb. ♃	30 Andr. Ap.
Sonn.	13 Lucia	♍	erſcheint jetzt immer früher	1 **Dezember**
51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.				
Sonnt.	14 **3. Advent**	♍	🌗 10.59' V. Nicaſius.	2 **1. Advent**
Mont.	15 Euſebius	♎	vor Anf. der Dämm. am	3 Franz X.
Dienſt.	16 Adelheid	♎	Morgenh. u. iſt zwiſchen	4 Barbara
Mittw.	17 Quat. †	♏	Lazarus. 3½ u. 5 St. ſicht-	5 Criſpina
Donn.	18 Wunibald	♏	bar. ♄ geht in d Mitte	6 Nicolaus
Freit.	19 Nemeſius	♐	des Dec. vor 1 Uhr Nachts	7 Ambroſius
Sonn.	20 Julius †	♐	☾☊. auf u. wird bis zum	8 **Mar. Empf**
52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.				
Sonnt.	21 **4. Advent**	♑	🌑 5.32' V. [illegible] Ap. U. ☉♑.	9 **2. Advent**
Mont.	22 Greg. Sp.	♑	☾Erdn. ☉ in ♑. [illegible]	10 Judith
Dienſt.	23 Dagobert	♒	☿ unt. ☌☉. Beginne der	11. Damaſus
Mittw.	24 Adam, E. †	♒	Dämmerung 6 Std. hin-	12 Epimach.
Donn.	25 H. Chriſtf.	♓	durch ſichtbar ſein. ♅ kommt	13 Lucia
Freit.	26 **Stephan**	♓	am 11. in Gegenſchein mit	14 Nicaſius
Sonn.	27 **Joh. Ev.**	♓	der Sonne, wo er um Mit-	15 Euſebius
53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.				
Sonnt.	28 **n. Chriſtt.**	♈	🌓 12.12' V. Unſch. K.	16 3. **Advent**
Mont.	29 Thomas C.	♈	ternacht ihr gerad. ge-	17 Lazarus
Dienſt.	30 David	♉	genüb. im Süd. ſteht u. am	18 Wunibald
Mittw.	31 Sylveſter	♉	hellſten in dieſem Jahre iſt	19 Quatemb.

Monds⸗ und Zeit⸗Wechſel.

Sonnabend den 6. Dezemb. bald nach 8 Uhr Morgens der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Sonntag den 14. Dezember um 11 Uhr Vormitt das letzte Viertel.
Sonntag den 21. Dezember. gleich nach halb 6 Uhr Morgens der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß
Sonntag den 28. Dez. kurz vor 1 Viertel auf 1 Uhr Nachts das erſte Viertel.

Tempelweihe der Juden am 17. Dezember.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	14 M.	7 Uhr	42 M.	3 Uhr	56 M.	15 St.	46 M.
11	7	58	7	55	3	53	16	2
21	7	53	8	2	3	54	16	6

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Bei Tage		Morg.		
		2	33	1
		3	43	2
		4	51	3
		5	56	4
Abds		6	57	5
4	5	7	52	6
				○
4	58	Bei Tage		7
5	57			8
7	0			9
8	5			10
9	13			11
10	20			12
11	30			13
				☾
Morg				14
12	42			15
1	57			16
3	15			17
4	35			18
5	55			19
7	7	Abds		20
				●
8	8	4	27	21
Bei Tage		5	48	22
		7	12	23
		8	36	24
		9	54	25
		11	9	26
		Morg.		27
				☽
		12	27	28
		1	33	29
		2	42	30
		3	47	31

Erfahrungen.

Die Kunſt des geſellſchaftlichen Klugbenehmens beſteht hauptſächlich darin, daß man den Leuten mehr Achtung vorſpiegelt als man eigentlich für ſie hegen kann.

Die Vergangenheit iſt meiſt für das Alter eine verblühte Blume, die Gegenwart eine Frucht, die es nicht pflücken darf, die Zukunft eine Knospe, die nicht aufblühen wird.

Bei der Modebildung ward die Menſchennatur gleich einer abgegriffenen Münze: geſchliffen iſt ſie, aber das Gepräge fehlt.

Das Laſter vergiftet unſer Vergnügen, die Leidenſchaft verfälſcht es, die Mäßigung erhöht es, Gewiſſensruhe reinigt es, Wohlthun vervielfältigt und Freundſchaft verewigt es.

Es kann ſo ſeyn.

Wenn Hoffnung auf ein Glück ihr ſchwinden ſeht,
Wißt ihr, ob euch zum Heile ward Erfüllung?
Ob eben nicht aus künft'ger Zeit Verhüllung
Ein Glück euch durch verfehlten Wunſch entſteht?
Bedenket dies! — nach Hoffnung, die entſchwunden,
Habt ihr wohl licht're Hoffnung dann gefunden! Gz.

---

ein All der unendlichen Allmacht und Liebe! Zweifel an Unſterblichkeit wäre Zweifel an Gott überhaupt.

Wenn's endlich doch unwahr würde!

„Kommt ein Wind aus der Fremde nach Deutſchland, findet er allda Blaſebälge in Menge, alſo daß der Wind ſich mehret und Charlatane ihn als gute Waare verkaufen.“ — Dies äuſſerte Johann Fiſchart im ſiebzehnten Jahrhundert, und im neunzehnten Jahrhundert wird man es noch als zeitgemäße Wahrheit erkennen.

Zeitrechnung des Jahres 1862.

Das gegenwärtige 1862ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Styls an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1861 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 20. April, und in dem alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 8. April, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte nach dem alten Kalender auf denſelben Tag fallen, als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 9 Uhr 3 Minuten Abends nach mittlerer Kölner Zeit. Der Sommer am 21. Juni um 5 Uhr 39 Minuten Nachm. Der Herbſt am 23. September um 7 Uhr 47 Minuten Vormittags. Der Winter am 22. Dezember um 1 Uhr 40 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen. Wir haben in dieſem Jahre fünf Finſterniſſe, nämlich drei an der Sonne und zwei am Monde, von denen man in unſern Gegenden nur die zweite Mondfinſterniß, und zwar theilweiſe wahrnehmen wird.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine totale. Sie trifft am 12. Juni um die 7te Morgenſtunde ein, und wird nur in Amerika, dem Weſten von Afrika und Oſten von Auſtralien ſichtbar ſeyn.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale und trifft am 27. Juni um die 7te Morgenſtunde ein. Dieſe Finſterniß wird in einem kleinen Theile von Afrika und Auſtralien ſichtbar ſeyn.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine ſehr kleine partiale und trifft am 21. Nov. um die 7te Abendſtunde ein. Sie wird nur in den ſüdlichen Meeren ſichtbar ſein.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine totale, die in den Morgenſtunden des 6. Decem. eintrifft. Der Anfang der Finſterniß überhaupt findet den 6. December um 6 Uhr 42 Minuten Morgens ſtatt, der Anfang der totalen Verfinſterung um 7 Uhr 21 Minuten Morgens. Die Mitte der ganzen Finſterniß um 8 Uhr 7 Minuten Morgens iſt ſchon nicht mehr ſichtbar, weil der Mond um 7 Uhr 32 Minuten untergegangen iſt.

Die dritte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale, ſie trifft am 21. December um die 6te Morgenſtunde ein, und wird in dem größten Theile von Aſien ſichtbar ſeyn.

Alles nach mittlerer Kölner Zeit.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1862.

Neptun. Dieſer von Herrn le Verrier in Paris im Voraus nach ſeinem Standpunkte berechnete, und von Herrn Prof. Galle am 23. Sept. 1846 in Berlin aufgefundene Planet iſt als Stern achter Größe mit bloßem Auge nicht zu erkennen. Er wird das ganze Jahr hindurch nur wenig ſeinen Ort an der Grenze des Sternbildes der Fiſche und des Wallfiſches, etwa zwiſchen δ Piſcium und ε Ceti ändern. Am 22. Sept. kommt er in Gegenſchein mit der Sonne und ſteht ihr um Mitternacht gerade gegenüber im Süden im zweiten Grade des Zeichens des Widders.

Uranus. Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er bleibt das ganze Jahr hindurch im Zeichen der Zwillinge. Im Anfange des Jahres iſt er rückgängig, wird in der Mitte des Februars rechtläufig, ſteht dann um 7 Uhr Abends im Süden und geht um 3 Uhr Morgens unter. Mitte März geht er um halb 2 Uhr Morgens unter, Mitte April um halb 12 Uhr Nachts und Ende April kurz nach dem Anfange der Abenddämmerung. Als ein Stern 5. bis 6. Größe verſchwindet er dann für das unbewaffnete Auge, und iſt während des Mai, Juni und Juli in der hellen Dämmerung verborgen. Am 6. Juni iſt er in Zuſammenkunft mit der Sonne. Im Anfang Auguſt, wo er um Mitternacht aufgeht, erſcheint er am Morgenhimmel. In den erſten Tagen des Sept. geht er um 10 Uhr Nachts auf, in den erſten Tagen des Okt. um 8 Uhr Abends, Anfang Nov. um 6 Uhr Nachmittags, Anfang Dec. um 4 Uhr. Am Ende des Sept. iſt er rückgängig geworden und kommt am 11. Dec. in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 19. Grade des Zeichens der Zwillinge um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht und am Beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig bis zu Ende des Jahres.

Saturn. Saturn wird in den erſten Tagen des Jahres, rückgängig. Er geht dann um 10 Uhr Abends auf und bleibt die Nacht über während der erſten 4 Monate Januar, Februar, März und April ſichtbar. Am 10. März kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 20. Grade des Zeichens der Jungfrau um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht. Im Anfang Mai geht er bei Anbruch der Morgendämmerung unter, und im Mai und Juni immer früher und früher, Anfang Juni bald nach 1 Uhr Nachts, Anfang Juli bald nach 11 Uhr Nachts. Anfang Auguſt verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen und bleibt im Auguſt und Sept. in der Dämmerung verborgen. Im October fängt er an am Morgenhimmel wieder zu erſcheinen und iſt am Ende des Okt. 2 Stunden, Ende des Nov. über 3 Stunden, am Ende des Decbr. über 5 Stunden am Morgenhimmel ſichtbar. Beim Anfang des Jahres iſt er ohne Ring, weil die Erde auf der unerleuchteten Seite ſteht, am 14. Januar tritt ſie auf die erleuchtete Seite hinüber. Der Ring wird ſichtbar und bleibt es bis zum 18. Mai, wo die Sonne die der Erde abgekehrte Seite, und der Ring verſchwindet, und ſich am 13. Auguſt wieder von der Erde aus ſichtbar wird.

Jupiter. Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im Zeichen der Jungfrau und wird am 15. Januar rückgängig. Am 13. März kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im 21. Grade des Zeichens der Jungfrau im Süden ſteht. Von Anfang des Jahres an iſt er die ganze Nacht hindurch glänzend zu ſehen, und bleibt es bis zu Anfang des Mai, wo er wieder rechtläufig wird. Er geht zu Ende Mai um 2 Uhr unter, Ende Juni um 12 Uhr, Ende Juli mit Anbruch der Abenddämmerung. Er verſchwindet von dem unbewaffneten Auge und bleibt im Auguſt und Sept. in den Strahlen der Dämmerung verborgen. Erſt gegen Ende des Oktobers, wo er in der Zuſammenkunft mit der Sonne am Anfang deſſelben geweſen iſt, fängt er an, in der Morgendämmerung wieder hervorzutreten und geht immer früher und früher auf. In der Mitte des Novemb. geht er 2 Stunden vor der Sonne auf, in der Mitte des Decembers 4 Stunden. Er bleibt rechtläufig und ſteht im Zeichen der Wage.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda, Lätitia, Harmonia, Daphne, Iſis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia, Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemauſa, Europa, Calypſo, Alexandra, Pandora, Pſeudo-Daphne, Mnemoſyne, Concordia, Danae, Titania, Erato.

Dieſe 62 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 58 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden, und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars ſteht im Zeichen des Skorpions bei dem Anfange des Jahres. Er iſt rechtläufig und geht um halb fünf Uhr auf. Er iſt dann zwei Stunden lang ſichtbar bis zum Tages-Anbruch, aber nur als ein ſchwacher Stern. Er geht zwar in den folgenden Monaten fortwährend früher auf, bei ſeinem ſehr tiefen Stande wird der frühere Anfang des Tages gegen den ebenfalls früheren Sonnenaufgang ihn ſo wenig länger ſichtbar machen, daß er immer als ſchwacher Stern Anfang Februar ebenfalls nur zwei Stunden lang vor Beginn der Morgendämmerung ſich aufſuchen laſſen wird, Anfang März erſt anderthalb Stunden vorher, Anfang April nur eine Stunde und ſelbſt Anfang Mai und Juni nicht eine volle Stunde; von da an erſcheint er beſſer, wird Anfang Juli ſchon 2 Stunden vor Anbruch der Morgendämmerung aufzufinden ſeyn, da er kurz vor Mitternacht aufgeht. Er iſt bis dahin, Ende Februar in das Zeichen des Steinbocks getreten, Anfang April in den Waſſermann, Mitte Mai in das Zeichen der Fiſche und Anfang Juli in das Zeichen des Widders. Im Auguſt iſt er ſchon 6 Stunden lang am Morgenhimmel zu finden, geht im Anfang September ſchon mit dem Beginne der Abenddämmerung auf, wird dann rückgängig und kommt am 6. Oktober in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 13. Grade des Zeichens des Widders um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht und am hellſten erſcheint. Im November ſteht er um 9 Uhr Abends im Süden, iſt am 6. November rechtläufig geworden und wird bis 3 Uhr Morgens ſichtbar ſeyn. Im December ſteht er am Ende des Jahres um 7 Uhr Abends im Süden und bleibt bis gegen 2 Uhr Morgens ſichtbar. Er iſt dann rechtläufig und ſteht im Zeichen des Widders.

Venus. Venus glänzt bei dem Beginn des Jahres länger als 3 Stunden am Abendhimmel, am hellſten iſt ſie am 5. Januar. Sie nähert ſich aber mit abnehmender Helligkeit raſch der Sonne und iſt in der Mitte des Februars nur noch etwas über eine Stunde zu ſehen. Am 23. Februar wird ſie Morgenſtern, wird aber erſt in der letzten Hälfte des März auf kurze Zeit zum Vorſchein kommen. Die Helligkeit nimmt zu und wird am 14. April am größten ſeyn, aber der tiefe Stand der Venus macht ihre Erſcheinung weniger auffallend. Im Mai, wo ſie am 6. ihre größte weſtliche Abweichung erreicht, wird ſie noch nicht völlig eine Stunde lang am Morgenhimmel zu finden ſeyn; im Juni nur eine Stunde, im Juli auf 2 Stunden. Während des Auguſt bleibt ſie eben ſo lange Zeit ſichtbar. Nachher nimmt die Dauer der Sichtbarkeit ab. Im September beträgt ſie noch anderthalb Stunden, im Oktober eine Stunde. Gegen Ende des Novembers verſchwindet ſie völlig am Morgenhimmel, wird am 10. December Abendſtern und kommt als ſolcher in dieſem Jahre nicht mehr zum Vorſchein.

Merkur. Merkur iſt nur ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre viermal. Zuerſt als Abendſtern am 11. Febr. zur Zeit ſeiner größten öſtlichen Abweichung, etwa drei Viertelſtunden lang nach Untergang der Sonne. Dann aber nur auf ſehr kurze Zeit, ebenfalls bei der größten öſtlichen Abweichung am 6. Juni als Abendſtern. Bei der größten weſtlichen Abweichung wird er in den letzten Tagen des Juli ebenfalls auf ſehr kurze Zeit als Morgenſtern zu finden ſeyn. Am beſten in dieſem Jahre wird man faſt den ganzen November hindurch als Morgenſtern ihn bemerken können. Am längſten am 12. November bei ſeiner größten weſtlichen Abweichung faſt eine Stunde lang vor Aufgang der Sonne.

Genealogie des Königl. Preußiſchen Hauſes

und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig (**Wilhelm I.**) König, geb. 22 März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. in der Regierung am 2. Januar 1861, vermählt am 11. Juni 1829 mit **Marie Luiſe Auguſte Katharina**, Tochter des verſtorbenen Großherzogs **Karl Friedrich** von Sachſen-Weimar, geb. 30. Septbr. 1811.

Kinder: 1) **Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl**, Kronprinz, geb. 18 Oct. 1831, General-Major und Commandeur der erſten Garde-Infanterie-Diviſion, erſter Commandeur im zweiten Garde-Landwehr-Regiment zu Fuß ꝛc., vermählt am 25. Jan. 1858 mit **Victoria** Adelheid Marie Luiſe, Princeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21 Nov. 1840. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27. Januar 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte **Charlotte** geb. 24 Juli 1860. 2) Die Gemahlin des Großherzogs **Friedrich** von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich **Karl** Alexander, geb. 29 Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit **Marie Luiſe** Alexandrine, Tochter des verſtorb. Großherzogs **Karl** Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3 Febr. 1808. Kinder: 1) **Friedrich Karl** Nikolaus, geb. 20 März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit **Marie Anna**, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Töchter: 1) **Marie** Eliſabeth [illegible], geb. 14 Sept. 1855. 2) **Eliſabeth Anna**, geb. 8 Febr. 1857. 3) **Luiſe** Margarethe [illegible] Agnes, geb. 25 Juli 1860. 2) **Marie Luiſe Anna**, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1 März 1829. 3) **Marie Anna** Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Ernſt von Heſſen-Caſſel, geb. 17 Mai 1836. — 2) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine **Alexandrine** Marie Helene, geb. 23 Febr. 1803. — 3) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande, **Luiſe** Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1 Febr. 1808. — 4) Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4 Oct. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28 März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9 Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht** geb. 8 Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth **Alexandrine**, geb. 1 Febr. 1842.

Des am 28. Dec. 1796 verſtorbenen Prinzen **Ludwig**, Vater-Bruders des Königs, Sohn: **Friedrich** Wilhelm Ludwig, geb. 30 Oct. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine **Luiſe**, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30 Oct. 1799. Söhne: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21 Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc. 2) Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12 Febr. 1826, General-Major ꝛc.

Des am 28 December 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1) Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29 Oct. 1811, Admiral der preußiſchen Flotten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2) Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18 Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die Königin von Bayern.

Wittwe des am 2 Januar 1861 verſtorbenen Königs **Friedrich Wilhelm IV.** **Eliſabeth** Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt-Bernburg. **Alexander** Karl, Herzog, geb. 2 März 1805, reg. 24 März 1834, verm. 30 Oct. 1834 mit **Friederike** Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 9 Oct. 1811, Mitregentin ſeit 4 October 1855.

Anhalt-Deſſau. **Leopold** Friedrich, Herzog, geb. 1 Oct. 1794, reg. 9 Aug. 1817, Wittwer 1 Jan. 1850 von **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29 April 1831.

Baden. **Friedrich** Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9 Sept. 1826, reg. 24 April 1852, verm. 20 Sept. 1856 mit **Luiſe** Marie Eliſabeth, Tochter des Königs Wilhelm I von Preußen, geb. 3 December 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9 Juli 1857.

Bayern. **Maximilian** Joſeph II. König, geb. 28 Nov. 1811, reg. 20 März 1848, verm. 12 Oct. 1842 mit Friederike Franziske Auguſte **Marie** Hedwig, jüngſten Tochter des

verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 21. Juli 1831. Witwer seit 11. Okt. 1850 von Luise Marie Therese Charlotte Isabelle, ältesten Tochter des [illegible] verstorb. vormaligen Königs Ludwig Philipp der Franzosen. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835.

Brasilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Theresia Christine Maria, Schwester des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunschweig-Wolfenbüttel. August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Christian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 10. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derselben geschieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiserin der Franzosen, geb. 5. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joseph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit seit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schwester des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz August Karl Emanuel, Prinzen und Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Chester, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, König, geb. 27. Mai 1819, reg. seit 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luise Therese Henriette, Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernst August, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Hessen-Cassel. Friedrich Wilhelm, Kurfürst, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Karoline Friederike Wilhelmine Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. August 1813.

Hessen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holstein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Elisabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joseph Georg Friedrich Ernst Karl von Sachsen-Altenburg. — Friedrich August, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenstaat. Pius IX (Mastai Ferretti), Papst, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Leuchtenberg. Nikolaus Maximilianowitsch, Herzog, geb. 4. August 1843, unter Vormundschaft seiner Mutter Marie Nikolajewna, ältesten Schwester des Kaisers von Rußland, folgte seinem Vater Maximilian Joseph Eugen August Napoleon am 1. Nov. 1852.

Liechtenstein. Johann Maria Franz Placidus, Fürst, geb. 5. Okt. 1840, folgte seinem Vater Alois Joseph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Paul Friedrich Emil Leopold, Fürst, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzessin Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Adolf Georg, geboren 1. August 1817, folgte seinem Vater Georg Wilhelm 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzessin Hermine von Waldeck, geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verst. Fürsten Georg von Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, verm. 3. Nov. 1849 mit Auguste Mathilde Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Fürsten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 26. Mai 1822. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernst Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Georg, Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verstorbenen Landgrafen Friedrich zu Hessen-Kassel, geb. 21. Jan. 1796. — Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolf Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena, Reggio und Guastalla. Franz V Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguste Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Nassau. Adolf Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal verm. 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich August von Anhalt-Dessau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Neapel und Sicilien (vgl. Königreich beider Sicilien). **Franz II** Maria Leopold, König, geb. 16. Jan. 1836, reg. 22 Mai 1859, vermählt 8. Jan. 1859 mit Marie Sophie Amalie, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, geb. 4 Okt. 1841.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien-Nassau, geb. 19 Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oesterreich. Franz Joseph I Karl, Kaiser, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Elisabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joseph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Rudolph Franz Karl Joseph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Herr von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte seinem Vater 27. März 1854 unter Vormundschaft seiner Mutter Louise Marie Therese von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verstorbenen Herzogs von Berry, Witwe des ermordeten Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joseph Victor Balthasar von Parma und Piacenza.

Portugal. Pedro V de Alcantara, Herzog von Braganza, König, geb. 16. Sept. 1837, folgte am 15. Nov. 1853 seiner Mutter Donna Maria II da Gloria, Witwer seit 16. Juli 1859 von Stephanie Friederike Wilhelmine Antonie, Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. 15. Juli 1837. — Vater des Königs: Ferdinand August Franz Anton, Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 29. Okt. 1816, König von Portugal.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürst, geb. 28. März 1846, succ. seinem Vater Heinrich XX am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürst, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenstein-Ebersdorf seit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzessin von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitsch, geb. 29. April (17. April alten Styls) 1818, reg. 2. März 1855 (Nachfolger des Kaisers Nikolaus I) als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. 28 (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Marie), Schwester des Großherzogs von Hessen und bei Rhein, geb. 8. August (27. Juli) 1824. — Großfürst Nikolaus Alexandrowitsch, Thronfolger, geb. 20 (8.) Sept. 1843.

Sachsen. I. Albertinische Linie. Johann I Nepomuk Maria Joseph Anton, Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. August 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguste, Schwester des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich August Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Ernestinische Linie. 1. Sachsen-Weimar-Eisenach. Karl Alexander August Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luise, Schwester des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl August Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Christine, Schwester des Kurfürsten von Hessen-Kassel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachsen-Altenburg. Ernst Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Dessau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachsen-Coburg-Gotha. August Ernst II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luise Amalie Friederike Elisabeth Sophie, ältesten Schwester des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849. Witwer seit 20. Januar 1855 von Adelheid Franziska Marie Rainera Elisabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oesterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershausen. Günther Friedrich Karl, Fürst, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Mathilde Auguste Friederike Marie, Tochter des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen, von welcher geschieden 5. Nov. 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolstadt. Friedrich Günther, Fürst, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Witwer von Amalie Auguste, Schwester des Herzogs von Anhalt-Dessau, wieder verm. 7. Dez. 1855 mit Helene von Anhalt-Dessau, geb. 1. März 1835 und abermals Witwer seit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV. König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louise, geb. 5 Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Maria Isabella Luise, Königin, geb. 10. Okt. 1830, succedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Assis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Marie Isabelle, Prinzessin von Asturien, geb. 20. Dez. 1851, Kronprinzessin.

Toskana. Ferdinand IV. Salvator Maria Joseph Johann, Erzherzog von Oesterreich, geb. 10. Juni 1835, succ. seinem Vater Leopold II durch die Thronentsagung desselben am 21. Juli 1859.

Türkei. Abdul-Medschid, Großsultan, geb. 6. Mai 1822, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Mahommeds umgürtet 11. Juli.

Waldeck. Georg Victor, Fürst, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schwester des Herzogs von Nassau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Therese Luise, Tochter des verstorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1862.

Tage	Januar			Februar			März			April			Mai			Juni		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr	3	54	mehr	13	53	mehr	12	35	mehr	3	59	weniger	3	1	weniger	2	31
6		6	8		14	22		11	30		2	30		3	32		1	41
11		8	14		14	31		10	19		1	5		3	50		0	45
16		10	4		14	22		8	50	weniger	0	12		3	53	mehr	0	17
21		11	26		13	52		7	21		1	28		3	42		1	22
26		12	51		13	8		5	49		2	17		3	17		2	27
31		13	45		12	41		4	17		3	1		2	39		3	28

Tage	Juli			August			September			Oktober			November			Dezember		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr	3	28	mehr	6	4	weniger	0	5	weniger	10	19	weniger	16	16	weniger	10	46
6		4	33		5	39		1	42		11	48		16	13		8	46
11		5	8		4	59		3	24		13	10		15	49		6	33
16		5	41		4	6		5	10		14	20		15	3		4	19
21		6	5		2	59		6	55		15	15		13	57		1	41
26		6	11		1	41		8	38		15	54		12	21	mehr	0	49
31		6	7		0	14		10	16		16	14		10	40		3	16

Diese Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Räder- oder Pendel-Uhr zu Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgestellte Sonnenuhr. Die Sonnenuhr aber die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, sind das Jahr hindurch ungleich. Dieser Ungleichheit können die Räder- und Pendel-Uhren als mechanische Werkzeuge nicht folgen; sie sind vielmehr nur so konstruirt, je gleichförmiger ihr Gang ist. Die Zeit, die sie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel gestellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterschiede der wahren, welche die Sonnenuhren angeben. Den Unterschied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr in Berlin und in den bedeutendsten preußischen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, so sind in diesem Kalender alle Erscheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondsviertel, Anfang und Ende der Finsternisse u. s. w. nach mittlerer Zeit bestimmt worden. Man muß es also nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der wirkliche Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechanischen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit des Verweilens der Sonne über dem Horizont nicht genau halbirt. Es ist dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Schätzet was ihr habt!

Vom Sonnenlicht grad' über uns geblendet
Sind wir, es dunkelt raſch den ſchärfſten Blick,
Wird klar uns nur, zum Untergang gewendet; —
So blendet Schein in allzu reichem Glück:
Erſt wenn es ſinket, ſehen wir dann klar,
Wie inhaltvoll an lichter Wonn' es war. Gß.

Pater Abraham a Sancta Clara
über die Kunſt: Glück zu machen.

Betrachte Einen, der im Schwarm bei hohen Herren ſein Fortun machen will, was Arbeit er habe. Er muß ſeyn wie ein Hund, der faſt Jedwedem die Pfote giebt; er muß ſeyn wie eine Katze, ſo eine ganze Nacht vor einem Mausloch Schildwach ſteht; wie ein Hahn auf dem Thurm ſo ſich auf alle Seiten zu wenden weiß; wie eine Paſſauer Klinge, die durch lauter Bücken und Biegen ihre Probe zeigt; wie ein Büſchel Flachs, der immerzu ſich muß durch die Hechel ziehen laſſen; wie ein Schütz, der gar oft muß ein Auge zuthun, wenn er treffen will. Er muß bald ſitzen, bald ſchwitzen, nach Belieben Anderer bald gehen, bald ſtehen, bald lachen, bald wachen, bald borgen, bald ſorgen, bald bugen, bald ſchmatzen. Er iſt zwar ein Höfling.

aber zugleich Bürger in Stadt Leiden: denn Leiden kann er nicht meiden. Er leidet, wo? In den Augen, abſonderlich wenn er ſieht, daß ihm Einer vorgezogen wird; er leidet an der Naſe, denn man ſaget ihm oft, woran er viel zu ſchnupfen hat; an den Ohren, dieweil er Manches hört, wobei er ſich ſtellen muß, als höre er es nicht; am Maul, denn er ſelbes gar oft wider ſeinen Willen halten muß; am Hals, denn vielmals hat er grobe Brocken zu ſchlucken; an den Händen, denn er muß eifrig in den Beutel greifen, und wird doch ſein Geſpend meiſt ohne Dank genommen; an den Achſeln, da er ſtets auf beiden tragen muß; an den Füßen, denn er muß mit denſelben mehr ſcharren als eine Henne auf dem Miſthaufen. Endlich nach langem Harren und Vernarren wird alle ſeine Mühe, Arbeit, Plage, Sorgen und Borgen, all ſein Gängeln und Schlängeln, Schmiegen und Biegen, ſein Kümmern und Krümmern mit Spott bezahlt, und löſet er aus all ſeinem Kram nur Scham, ſo von Ehrlichen dem Begehrlichen nicht verhehlet wird, daß er ſeine Manneswürde hingab für nichts als gebrechlich Kinderſpiel.

Erhebung.

Wenn wir nach lieben Hingeſchied'nen ſchauen:
Wir blicken himmelan, nicht in das Grab;
An Wiederſeh'n denkt innerſtes Vertrauen,
Die Seele ſtreift uns Erdgebor'nes ab,
Und ſich'rer wird mit jenem Blick nach oben
Der Glaub' uns an Unſterblichkeit erhoben.

Gz.

Automate.

Als nach ſeiner Reichsabdankung Kaiſer Karl V ſich im Kloſter zu beſchäftigen ſuchte, liebte er vorzüglich Spieluhren und Automate, ſelbſtbewegliche Bildgeſchöpfe. Nach der Mittagsmahlzeit ergötzte er die Mönche mit Puppen, die turnend auf einander losgingen, Lanzen einlegten und trompeteten; er ließ hölzerne Sperlinge auffliegen und dergleichen mehr. Beſonders merkwürdig iſt aber eine kleine, eiſerne, von ſelbſt gehende Mühle, ſo geringen Maaßes, daß ein Mönch dieſelbe leicht in ſeinem Aermel verſtecken konnte, und die doch täglich ſo viel Getreide zermahlte, als acht Menſchen an einem Tage brauchten. — In neueren Zeiten verfertigte der jüngere Droz ſogar eine kleine, mechaniſch-dramatiſche Scene. — Die eine Seite iſt eine ländliche Gegend, die andere ein Bach. Ueber dieſen führt eine Brücke nach einer Mühle. Die Hinterthür öffnet ſich. Ein Bauer, auf einem Eſel ſitzend, reitet über die Brücke auf die Mühle zu. Ein Hund läuft dem Eſel bellend nach. In der Mitte des Theaters weidet eine Heerde. Der Hirt kommt aus der Felſengrotte, ſieht ſich lauſchend um, zieht ſeine Flöte hervor, bläſt, und das Echo giebt die Töne wieder. Er geht nun ſuchend umher und findet ſeine ſchlafende Hirten. Er ſchleicht ihr näher und ſpielt ein zärtliches Lied. Sie erwacht, ſteht auf, nimmt ihre Zither und begleitet das Flötenſpiel ihres Geliebten mit vieler Anmuth. Nun aber kommt der Bauer, ihr Vater, aus der Mühle zurück, und treibt den beladenen Eſel vor ſich hin. Die Liebenden erſchrecken, als ſie ihn kommen ſehen, brechen mitten in der Melodie ab, und indem der Hirt ſchnell Abſchied von ſeinem Liebchen nimmt, eilt er in ſeine Felſengrotte zurück. Das Mädchen ſteht nun ganz gleichgültig ſtill, als wäre nichts geſchehen, bis der Vater mit dem Eſel wieder in ſein Haus zurück iſt.

H. Plitter

Prüfet.

Stets glaubt die Menge nur, was ſie bewundert,
Vernunft bring' ihr der Gegengründe hundert;
Sie jagt nach Blödſinn, jauchzt gemeinem Spaß.
Und Beſſ'res iſt nur das, was ſie — vergaß.

Mg.

Königliche Gedanken einer Königin.*)

Kein Thron iſt ſo viel werth, daß es der Mühe werth wäre, ihn durch Verbrechen zu erkaufen.

Die höchſten Würden gleichen den Wohlgerüchen. Die, welche ſie tragen, ſpüren ſie beinahe ſelbſt nicht.

Man würde keinen Fürſten um ſeine Krone beneiden, wenn man alle ſeine Pflichten kennte.

Die Thoren verdienen Verachtung, wie hoch ſie auch in der Welt ſtehen mögen.

Es giebt Königreiche, die ihre Könige, Könige, die ihre Königreiche groß machen.

Die Größe beſteht nicht darin, Alles zu thun, was man will, ſondern nur das zu wollen, was man ſoll.

Das einzige Geheimniß eines Fürſten, um nicht regiert zu werden, beſteht darin, wenig zu glauben, und viel zu arbeiten.

Man muß nur Diejenigen ſtrafen, die man nicht beſſern kann.

Alle Günſtlinge ſind entweder die innigſten Freunde, oder die tödtlichſten Feinde ihrer Herren.

Regieren iſt ein Handwerk, das gar oft die Geſchickteſten nicht verſtehen.

Plato in Feſſeln war mehr Fürſt, als ſein Tyrann.

Wenige Gefangene werden ſo ängſtlich gehütet, als die Fürſten.

---

*) Aus dem „Ouvrage de Loisir" (Beſchäftigung der Muße) in den „Denkwürdigkeiten aus dem Lebensgeſchichtlichen der Königin Chriſtine von Schweden."

So iſt's.

Wenn treffend Wort nicht immer litte
Durch Wahnluſt jeder Zeit,
Auf Erden ſchon durch Wahrheit ſchritte
Der Menſch zur Seligkeit. Gz.

„Das Hinausſpielen.“

Der berühmte Componiſt Händel war einmal in einer Dorfkirche und bat den Organiſten, ihm zu erlauben, daß er nach dem Schluſſe des Gottesdienſtes die Verſammlung, wie man zu ſagen pflegte, hinausſpielen dürfe. Dieſer war es zufrieden. Händel ſetzte ſich an die Orgel und begann ſo meiſterlich zu ſpielen, daß er im Augenblick die Aufmerkſamkeit der ganzen noch anweſenden Gemeinde erregte, die nun, ſtatt ſo bald als möglich ihre Sitze zu räumen, lange Zeit mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit noch in der Kirche ſitzen blieb. Den Organiſten, deſſen Frau zu Hauſe mit dem Eſſen wartete, überfiel endlich die Ungeduld, er ſagte dem aufgedrungenen Orgelſpieler kurzweg: daß er ganz und gar nicht verſtände, die Leute aus der Kirche hinauszuſpielen, das möge er ihm überlaſſen. Damit ſchob er Händel von der Orgelbank, ſich darauf, und richtig gelang es ihm dann mit den erſten Accorden, welche wie das Verleſen der Aufruhrakte wirkten, die Verſammlung ſogleich auseinander- und hinauszujagen.

Warnung.

(Nach dem Engliſchen.)

Geh' auf den Ball nicht, wem nicht Tanz behagt,
Noch auf das Meer, wer Sturm und Wogen ſcheut,
Noch auf den Schmaus, wen Schmauſerei nicht freut,
Noch an den Hof, wer, was er denkt, auch ſagt.

Von der Menſchenkenntniſs.

Wie lernt man die Menſchen kennen? Sie ſind dreiſt aus Feinheit, höflich aus Ueberdruß, ſchmeichleriſch aus Kälte; verbindlich aus Eigennutz, ſchweifwedel aus Habſucht. Gar Viele haben Lieblingsworte. Der Eine ſagt oft: „Mit Erlaubniß!“ der Andere: „Offen und frei geſagt!“ der Dritte: „Ohne Eitelkeit darf ich ſagen!“ der Vierte: „Endlich hab' ich zu bemerken!“ der Fünfte: „Unter allen Beziehungen!“ der Sechſte: „Mit kurzen Worten!“ — Der Erſte iſt allzeit dreiſt, der Zweite furchtſam, der Dritte voll Eitelkeit, der Vierte kommt nie zu Ende, der Fünfte iſt höchſt einſeitig und oberflächlich, der Sechſte ein langweiliger Schwätzer. Das Wort, was dem Menſchen zur Angewöhnung wurde, iſt in der Regel **Deckmantel eines Fehlers**, deſſen er ſich halb oder ganz bewußt geworden. In der Regel, ſagen wir, im Gedenken eines Zuges zur Menſchenkenntniß, die immer ſchwierig iſt, und ſchwieriger wurde, weil die überjagte Bildung beſonders geſchickt gemacht hat, den Schein, die Verſtellung und Heuchelei gründlich zu üben.

Drollige Beurtheilung.

Das Königsſtädtiſche Theater Berlins brachte im Jahre 1836 unter andern Neuigkeiten eine, die drollig beſprochen wurde in folgender Weiſe:

„Auch erſchien im Bühnen-Rahmen ein neues der Dramen,
benannt: „Der Paſtetenbäcker“ (für **ſchlechte Geſchmäcker!**)
ein „Luſtſpiel mit Geſang“ (herbeigeholt mit Zwang)
„in fünf kleinen Akten“ (die ſtill ſich packten)
„nach dem Franzöſiſchen“ (nicht nach dem Syntheſiſchen)
„von F. L. Rhode“ (verdient keine Ode!)“
„Muſik von K. Oeſtreich.“ (Zuhörer, erlöſ't Euch!)
Die Geſchichte iſt ſchlecht verfälſcht, die Charaktere ſind **verwelſcht**;
der Witz iſt verfehlt, die Laune gequält;
das Ernſte geſpreizt, das Gefühl nicht geheizt;
der Dialog kommt mit Holpern und geht dann mit Stolpern;
die Effekte ſind verpaßt, die Muſik iſt Ballaſt;
Die Scenen ſind zerſetzt — wer da ſich ergötzt
iſt nicht zu beneiden;
doch uns laſſet ſcheiden
von kritiſchen Leiden!“

Seltſamer Urſprung.

Die Burg Thorn in Preußen kann ſich eines romantiſchen Urſprungs rühmen. Sie ward, ſo erzählt die Sage, von Hermann Balk, des deutſchen Ordens Landmeiſter, auf einer uralten, ungeheuern Eiche angelegt. Er ließ die ſchwachen Zweige abhauen, eine Bruſtwehr rings um die Krone des Baumes errichten, und gab dieſer kleinen Feſtung ſieben Ordensbrüder mit ihren Knechten zur Beſatzung. Das geſchah im Jahr 1231.

Ewiger Hort.

Ob eig'ne Schuld einſt aus dem Paradies
Die Menſchen in den Lebenskampf verwieß,
Sie ſollten doch den Führer nicht vermiſſen;
Ein Engel mit dem Schwert ſtand an der Pforte,
Geleitend ſie mit einem ew'gen Horte:
Denn Schwert und Engel blieben im — Gewiſſen. Gz.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung.

Achtundzwanzigſter Jahrgang.

Frage.

In unſrer Zeit der Dampfeseile ſteigen
Und fallen Reden wie das Staatspapier;
Sie prahlen jetzt, ſind feige dann und zeigen
Nur ſtetes Dreh'n und Wenden, ſo daſs wir
Nun nicht mehr wiſſen, nicht erkennen:
Ob wir jetzt vorwärts, ob wir rückwärts rennen?

1862.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)

Rath und Erfolg.

Können Jahre wir nicht halten,
Find' uns doch das flücht'ge Walten
Nie betroffen!
Laßt uns, wird der Zeit zum Raube,
Traumgebild' und Kindesglaube,
Immer hoffen! —
Ob uns Zukunft droh', ob glänze,
Tragen wir Erinn'rungskränze
Sorgſam weiter,
Dann ſind ſtets wir, fern von Klage,
Bis zum ſtarſten Tag der Tage
Kräftig heiter.

Selbſtlauter im Lebensgange.

Arbeit ſey Beruf im Streben,
allem Leid bringt Troſt ſie ein;
Ehre mußt Du ſelbſt Dir geben,
echt iſt ſie nun, nicht nur Schein!
Innigkeit in Kraft erhalten
iſt dem Geiſt auch reichſte Saat;
Offenheit ſoll muthig walten,
ob Gefahr droht rechter That; —
Unſchuld läßt dann nie vermiſſen
uns die Rettung im Gewiſſen!

Sprüche.

Glaubſt Du Gottes Daſeyn nicht,
Wünſche Leid Dir und Beſchwerde,
Daß dem dunkeln Leben Licht,
Und das Glück des Glaubens werde.

·

Biſt Du geübt im Selbſtgenügen,
Wird auch des Schickſals härt'ſter Schlag
Nicht bannen Dich in knechtiſch Zügen;
Du fühl'ſt aus friſchen Athemzügen:
Schon hoch ſteht, wer nicht kriechen mag!

·

Wer nach Zeitvertreib nur fragt,
Bleibt im Geiſte hohl; —
Schlimmer noch iſt's: er verjagt
Selbſt ſich Fried' und Wohl.

·

Mit Täuſchung in der Lebenszeit
Euch beſtens zu verſöhnen,
Müßt ihr an Ungerechtigkeit
Wie an des Wetters Ungleichheit
Euch bis zur Gruft gewöhnen.

·

An jeder neuen Staatesform
Wird ſtets das Alte haften:
Was neu ſcheint, das beherrſchen doch
Die alten Leidenſchaften.

·

Gebildet zu ſeyn, muß die ſchlichte Natur
Gar oft von der neueſten Bildung ſich trennen;
Von richtiger Bildung fehlt jegliche Spur
Oft Leuten, die ſich die Gebildetſten nennen.

·

Wenn von der Gunſt Gemeinheit wird bekränzt,
Fehlet Edlem Schutz;
Doch ob der Sonnenſchein den Schmutz beglänzt,
Immer bleibt er Schmutz.

Humanität iſt ein Modewort,
Gar Viele ſprechen's wie gelehr'ge Raben;
Sie ſprechen's weiter von Ort zu Ort,
Doch merkt man, daß ſie's nicht begriffen haben; —
Humanität iſt der Seele Hort,
Der jetzt von Gier und Luſtſucht ward begraben.

•

Der grade Weg der beſte? — Treulich heg'
In Herz und Kopf dies Sprüchlein mit Behagen; —
Doch iſt der grade dann nur beſter Weg,
Wenn kräftigſt Du geübt biſt im Entſagen.

•

Für Ideal giebt Klarheit
Nicht and'rer Welten Strahl,
Sind rein Natur und Wahrheit,
Dann ſind ſie Ideal.

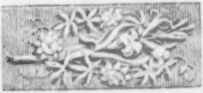
•

Iſt widrig eine Zeit im Thun und Trachten,
Stimmt nicht voll Jammerns ein;
Doch unausſtehlich dürfet ihr's erachten,
Mit ihr zufrieden ſeyn.

Meinung und Widerſpruch.

Vertraue ſtets darauf: ein Jeder kann
Das Licht der Wahrheit finden! —
„Ei, Freund, die Sonne leuchtet Jedermann,
Und dennoch nicht den — Blinden!“

F. W. Gubitz.



Lebensbild eines Oeſtreichers.

Niclas Prachin heiße ich, und bin in Prag geboren, ob im Jahr 1767 oder 1768, das kann ich nicht beſtimmen, niemals ſchien es mir wichtig, die Zahl genau zu kennen. Es war aber böſe Zeit bald nach meiner Geburt, eine ſchreckliche Theuerung, ſo daß mein Vater, ein Schuhmacher, nachmals oft erzählte, mit wie ſchlechter Nahrung er ſich, die Mutter — eine geborene Deutſche — und mich habe vor dem Hungertode erretten müſſen. Das Brod hatte durch mehrjährige Mißerndten Preiſe erreicht, die nur von reichen Leuten bezahlt werden konnten, und nicht ſelten war für alles Geld kein Brod zu haben. Der Fruchtmangel hatte Feld nnd Garten betroffen, und alle Qual der Hungersnoth und Nahrungsloſigkeit über die Menſchen gebracht. Meine armen Eltern, von denen mir faſt nur die Schilderung ihres Elends im Gedächtniß blieb, trugen ſeit jenem entſetzlichen Unheil in Folge der Sorgen und Angſt die Keime tödtlicher Krankheit in ſich: ſie ſtarben Beide, als ich etwa ſieben Lebensjahre zählen konnte, innerhalb eines Monats, und ich war nun eine Waiſe, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geſchwiſter.

Vom Kirchhof, wo ich weinend an den Gräbern der Abgeſchiedenen lag, führte mich die Schweſter meiner Mutter, die Witwe und jetzt Aufwärterin in einer Bierwirthſchaft war, zu ihrer engen Kammer, und durch Fürſprache mehrerer Gäſte fand ich nach ſechs Monaten Aufnahme im Waiſenhauſe. Bevor ich dort hinging, trieb mich die Sehnſucht noch einmal nach dem Hauſe, das einſt meinen Eltern gehörte, jetzt aber gänzlich verſchuldet und vom Gericht einſtweilen wieder einem Schuhmacher eingeräumt worden war. — Das Gärtchen hinter dem kleinen Hofe, mein Lieblingsplätzchen, konnte ich über den Zaun nur unter Thränen betrachten, und wie ein Geſchenk nahm ich es auf, als man eben Reiſig über den Zaun warf, und ich dabei einen Stecken gewahrte, den ich mir als Wanderſtäbchen, als Andenken und einziges Erbtheil mitnehmen konnte. Ich griff begierig danach, und bei Betrachtung des als Aushängeſchild dienenden großen Stiefels nahm ich Abſchied von dem ärmlichen und doch ſo geliebten Paradieſe meiner erſten Kinderjahre.

In keiner Art verwöhnt behielt ich bei dem kärglichen Unterhalt im Waiſenhauſe zufriedenen Sinn; ein eifriger Lerntrieb machte mich allmälig glücklicher in ſtiller Heiterkeit, die mir das Vertrauen auf den Allmächtigen ſtärkte, und ich muß ſagen, bei Allem, was mir im

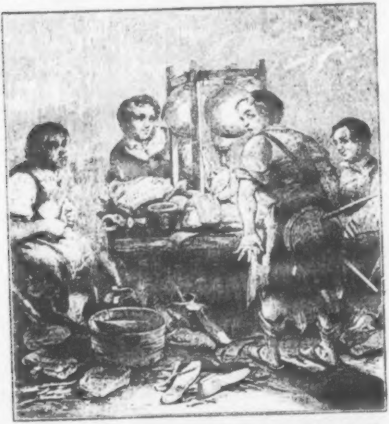
Leben geſchehen, hat ſich in mir die Ueberzeugung befeſtigt, daß Gott, während wir oft uns mit trüben Gedanken und ſchreckenden Vorausſichten martern, bereits den Weg in die Zukunft ebnete.

Des Haders hatte man freilich genug im Waiſenhauſe, aber meiſt dadurch ward mir die Friedlichkeit ein edler Schatz, der ſich wie von ſelbſt vermehrt, wenn man ihn nur als Schatz erkannt hat. — Die Lehrer waren, ſo weit ich es damals beurtheilen konnte, nicht ſchlecht, und zwei von ihnen nahmen ſich meiner ſo an, daß ich manchen auſſergewöhnlichen Unterricht empfing; ja ſie gaben mir Bücher, die nicht jedem Waiſenknaben zugänglich wurden. Ueber die Lehrerinnen kann ich nichts äuſſern, denn ich hatte gar keine Gelegenheit den Unterricht für die Waiſenmädchen kennen zu lernen. Mit dem Eſſen hat man uns aber oft übel abgefunden, indeß die Lehrer und Beamten an demſelben Tiſch Alles viel beſſer hatten. Das war nun einmal ſo, ich grübelte auch darüber nicht, doch begriff ich es deutlicher, je älter ich wurde, und ein Aufſchluß, den ich kurz vor meinem Scheiden vom Waiſenhauſe erlauſchte, beſchäftigte mir lebenslang die Ueberlegung. Es war eben ein neuer Lehrer eingeführt worden, und die Waiſen hatten an dieſem Tage etwas mehr Freiheit, durften länger im Garten verweilen. Als ich nun, da es ſchon dunkelte, nach dem Schlafſaal gehen wollte, vernahm ich aus einer Laube die Stimmen des alten Rectors und des jungen Ankömmlings, der ſich lebhaft wunderte über Das, was er heut Mittag geſehen, nnd meine Neugier erlaubte ſich hinter dem Buſchwerk zuzuhören.

„Lieber Freund“, ſagte der Alte, „mir iſt, da ich als junger Angeſtellter hier zum Erſtenmal am Eßtiſche ſaß, zu Muth geweſen, wie Dir. In den Statuten des Waiſenhauſes, die ich mir vorlegen ließ, heißt es unter Anderem: Die Waiſen ſollen mit dem Inſpector und der Familie des Waiſenvaters an **Einem** Tiſche ſpeiſen. Das geſchah, und — wie Du ſahſt — es geſchieht noch. Damals war der Director krank, ich hatte den oberſten Platz an der Tafel; rechts neben mir ſaß der Waiſenvater Leinert mit ſeinen Söhnen, links die Waiſenmutter mit ihren Töchtern. Daran ſchloſſen ſich, wie jetzt, rechts die Waiſenknaben, links die Waiſenmädchen. Aber wie wußte die Leinert — denn ſie war Herr im Hauſe — den Sinn des Statuts zu umgehen! An der Strecke, wo die Familie ſaß, war das ſchönſte weiße Tiſchtuch aufgedeckt, das Geſchirr war das reinſte Steingut; da, wo die Waiſen ſaßen, lag ein ſchmutzig blaues Tiſchtuch, das Geſchirr war ein vielleicht ſeit Monaten nicht geſcheuertes Zinn. Dieſer Anblick, den Du ähnlich heut auch hatteſt, empörte mein Blut, es kam aber noch ärger. Wir hatten grade Frühling; an dem mit weißen Linnen belegten Theil des Tiſches aßen wir junge grüne Bohnen, dort, bei dem blauen Tuch, mußten die Kinder nach in dünner Brühe ſchwimmenden Erbſen und weißen Bohnen fiſchen. — In den erſten Tagen ſah ich dem Unweſen zu, dann äußerte ich der Leinert meine Anſicht über die Bedeutung jener Worte in dem Statut; ſchlau lächelnd antwortete ſie nur: Laſſen Sie ſich ſchmecken, was gut iſt! — Nun hielt ich mich für berufen, eine Anzeige bei der Ober-Behörde zu machen. Vielleicht hätt' ich dies ſchriftlich thun ſollen, aber des Geſchäftsganges noch nicht recht kundig, war ich des Glaubens, eine Unterredung würde kräftiger wirken. Genug, ich ging zu einem Rath des Guberniums und ſprach mich offen aus über das mir widerliche Unrecht. Was war die Folge? Er hörte mich ruhig an, lächelte ungefähr ſo wie die Leinert, klopfte freundlich meine Schulter und ſagte: Junger Mann, Sie kennen den Weltlauf noch nicht, und nichts beſſern wollen, das dient uns am beſten zum Wohlſeyn. Genießen Sie alſo, was Ihnen die Umſtände Angenehmes darbieten. — Nun hatte ich meinen Beſcheid, habe ſeitdem oft ſehen müſſen, daß Mancher, der ehrlich und graden Weges durch das Leben wollte, ſeinen Kopf an der Mauer zerſtieß, laſſe die Dinge wie ſie ſind, und Du wirſt bald nichts Anderes thun wollen."

Gar wunderlich wirkte dies Erlauſchte auf mich, verwirrende Meinungen durchzogen mir den Kopf, und ich hatte eine ſchlafloſe Nacht, ohne daß es im Kopf Tag wurde. Jenes Geſpräch war gewiſſermaßen ein erſter Leitfaden zur Weltklugheit; er wollte mir ganz und gar nicht behagen, jede Erinnerung daran ſchien mir aber ſtets eine nicht nur oberflächlich enthüllte Warnung. Nach verſchiedenen Erfahrungen in ſpäteren Mißhelligkeiten habe ich mir jedoch die Warnung etwa ſo erklärt: man muß nichts beginnen, wozu uns die Macht, Kraft und Kenntniß fehlt, es durchſetzen zu können; im anderen Fall macht man das Schlimme nicht beſſer, vielleicht die Hoffnung auf das Beſſere nur zweifelhafter. Hat man jedoch leidlich guten Grund, um ein Uebel mit der Wurzel ausrotten zu können, dann ſoll man ſich nicht ſo leicht und eigenſüchtig beruhigen, wie jener Herr Rector that und empfahl.

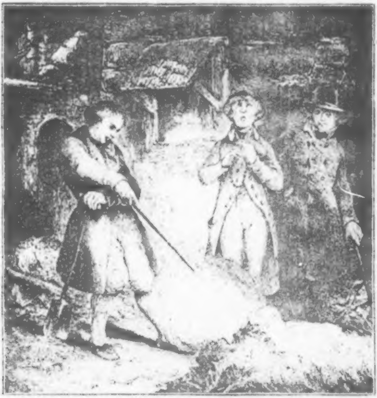
Eines Tages wurde mir angezeigt, daß ich in dem Alter ſey, um das Waiſenhaus verlaſſen und irgendwo ein Geſchäft für meine Zukunft wählen zu müſſen. Das war eine Begünſtigung, die ein Lehrer bevorwortet hatte; denn in der Regel ſchickte man den Waiſenknaben dorthin, wo man eben einen Lehrling verlangte. Ich fand mir ſelber keinen Rath, und als ich den mir beſonders gewogenen Lehrer fragte, antwortete er: „Du weißt weniger, als zur Univerſität nöthig iſt, auch fehlen Dir zum Studiren die Geldmittel. Nun könnteſt Du Dir einbilden, Du wüßteſt mehr, als zu einem Handwerk erforderlich iſt, und nach dem vererbten Wahne hätteſt Du recht, wenn ich Dir nicht dagegen verbürgen dürfte, etwas mehr Kenntniß bei ſich zu haben, als man alltäglich braucht, ſey in jedem Stande eine unverſiegbare Quelle des Nutzens und Vergnügens. Greife Du getroſt nach einem Handwerk, da wird auch Dir der goldene Boden nicht fehlen.‘ — In treuem Gedenken an meinen Vater entſchloß ich mich, Schuhmacher zu werden, wie er es geweſen, und hätte das Handwerk gern in dem Hauſe gelernt, an das ſich die Erinnerungen aus der Kindheit knüpften; bei dem dortigen Meiſter befand ſich aber ſchon ein Lehrling aus dem Waiſenhauſe, und was er mir erzählte, ſchreckte mich ab. Er mußte von zwei Geſellen die albernſten Neckereien ertragen und ſich auslachen laſſen, wobei der hirnloſe und leichtſinnige Meiſter ſtets mit einſtimmte. Neulich beſtrich man ihm ſeinen Schemel mit Pech, und als er bei dem Aufſtehen von dem Geſäß nicht loskommen konnte, nahm die Freude und der Spott über die jämmerliche Poſſe kein Ende. Vielen andern Uebermuth der Thörigkeit hatte er zu erdulden, ich aber wollte nicht der Narrheit zum Behelf dienen, mochte alſo in jener Werkſtatt gar nicht anfragen. Da es ſich nun fügte, daß ein Schuhmachermeiſter in Eger zum 1. Januar 1782 einen Lehrling begehrte, erbot ich mich dazu, obſchon ich meine Geburtsſtadt nicht ohne Schmerz verließ. Ich glaubte dort gar viel erlebt und erfahren zu haben, hatte aber doch faſt Alles nur vom Gerücht und Geſchwätz. Daß ich im Jahr 1778, während des ſogenannten bayeriſchen Erbfolgekrieges, preußiſche Soldaten ſah und Allerlei gegen ſie reden hörte, iſt richtig; dazumal waren die Prager wirklich ausnahmsweiſe gut oeſtreichiſch geſinnt, wie ich es, offenherzig geſtanden, bis in mein Alter geblieben bin; denn ich meine: die Böhmen haben Oeſtreich Manches zu danken. Nachbarvölker vertragen ſich auch unter gleicher Regierung ſelten, und im Kaiſerſtaat thun ſie dies vielleicht am wenigſten. Da liebt man ſich gegenſeitig nicht ſonderlich, oder auch wohl gar nicht, es herrſcht zehnfache Zwietracht. Die Böhmen erklären die Oeſtreicher für erzdumme Leute, dieſe thun daſſelbe mit den Böhmen, und ſo weiter. Es iſt leidenſchaftliche Gegenſeitigkeit, bei der man außer Acht läßt, daß an der Menge nirgends ein Muſter von Vernunft und Klugheit entdeckt wird, in aller Hinſicht tüchtige Menſchen überall vereinzelt ſind. Die



Stande untereinander haben gewöhnlich auch noch einen Nebenhader, und ich entſinne mich, daß man den Stolz des böhmiſchen Adels oft mit argen Worten erwähnte. Ich will es nicht rechtfertigen, wenn eine Reihe von Leuten groß thut auf Großthaten ihrer Ahnen, aber wo iſt nicht Stolz? Man hat ihn auf Geſtalt und Putz, auf Talent, das nicht immer gediegen und ſchätzenswerth iſt; ſelbſt der Schelm hat Stolz auf ſeine Pfiffe und Kniffe. Warum ſollte man es nicht unbekümmert verzeihen, wenn Leute ſtolz ſind auf Vorfahren, die längſt vermodert ſind, auf Thaten, die vollbracht wurden ehe an die heutigen Nachkommen zu denken war. Uebrigens habe ich in meinen alten Tagen oft vernommen, daß der Stolz auf Nationalität auch in Böhmen ſeuchenhaft um ſich griff, und da mußte ich herzlich lachen, wenn mir einfiel, daß zur Zeit meiner Jugend jeder Böhme den Zuruf: „Du biſt Nation!“ — etwa in der Volksſprache dem Klange nach: „Ti gsess Nazion!“ — für eine Schimpfrede hielt. Welch ein Landsmann? — das müßte eine ſehr untergeordnete Frage ſeyn. Es kommt darauf an, wie es bei dem Volksthum mit dem Menſchenthum ſteht, ob dies ein geläutertes und würdiges, ob es bemüht iſt zu dem Zeugniß, daß der Menſch erſchaffen ſey „zum Bilde Gottes“, wie uns die heilige Schrift ſagt, zum Unvergänglichen, das kein Volk in ſich trägt, wenn es nicht thätig den Ausſpruch des Apoſtels Johannes beherzigt: „Die Welt vergehet mit ihrer Luſt; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.“

Die Gedanken ſchweiften in mein Greiſenalter aus der Jugend, ich wende mich ihr wieder zu bei meinem Abſchiede von Prag. Ich empfing eine belobende Ausfertigung über mein Verhalten, doch ward es mir darin befohlen, den Ort meines Aufenthalts alljährlich anzuzeigen, weil ich durch meine Erziehung im Waiſenhauſe ſoldatenpflichtig ſey. In den Weihnachtstagen des Jahres 1781 bat ich an den Gräbern meiner Eltern um ihren Segen von oben, blickte mehrmals mit Wehmuth über den Zaun des einſt ihnen gehörigen Gärtchens, und ging dann getroſt meinem Schickſal entgegen. Ich erhielt vor der Abreiſe zwei Gulden, und ein bezahlter Hauderer brachte mich nach Eger, das eine ſehr angenehme Umgegend und bekannte Merkwürdigkeiten hat. Mein Meiſter Stephan Wilneck nahm mich freundlich auf; er war ein mönchsfrommer, abergläubiger, ſehr wohlhabender, freilich auch geiziger Mann, hatte viele Schrullen, verſtand aber ſein Handwerk, und da ich nicht verwöhnt war, fehlte nichts zu meiner Zufriedenheit. Die Meiſterin, eben ſo gutmüthig als wirthſchaftlich, wurde mir ſehr zugethan, weil ich ihre Tochter Gudula, das einzige, ſechsjährige Kind, mit meinem Bischen Kenntniß unterrichten konnte. Vermöge ihrer Geduld ſorgte die Hausfrau für Eintracht in der Ehe, gegen die ärgſte Thorheit Wilnecks hatte ſie aber keine Macht. So fromm war er nicht, um die Worte des Apoſtels Matthäus: „Ihr ſollt nicht Schätze ſammeln auf Erden“, als chriſtliches Gebot zu betrachten. Wilneck wollte Schätze ſammeln, und ließ ſich durch einen Landläufer betrügen, der vordem Bergmann und, wie ſich nachmals aus dem Rechtsgange ergab, ſeiner Unbrauchbarkeit wegen vom Bergwerk verjagt wurde, nun aber mit der Wünſchelruthe in der Gegend umher zog. Seit ein paar Abenden, die Wilneck ſich gewöhnlich im Wirthshauſe verkürzte, war er ſpäter als ſonſt heimgekehrt, und endlich blieb er eine ganze Nacht fern. Das brachte Angſt in's Haus, und ich lief vergeblich umher, ihn aufzufinden, bis ſich am nächſten Vormittag ein böſer Spuk entwickelte. Der Betrüger hatte Wilnecks Leichtgläubigkeit benutzt mit der Behauptung, in den Trümmern des Schloſſes Vohburg, unter den Grundgewölben des noch feſten Thurms wären nach den entſchiedenſten Zeichen der Wünſchelruthe Goldhaufen verſchüttet, und Wilneck ließ ſich beſchwatzen, für die Anſtalten zum Heben des Schatzes ein nicht geringes Sümmchen vorzuſchießen. Nun war aber die Polizei dem Nachgraben und Beſchwören in der Mitternacht auf die Spur gekommen; Wilneck und ſein Verführer wurden im Thurmgewölbe während ihres heimlichen und unheimlichen Treibens ertappt, eben als mein mammonsgieriger Meiſter eifrigſt laut betete, um dem Teufel die Hütung des Schatzes zu verleiden. Mit dem Betrüger hatte man auch Wilneck verhaftet, und er wurde erſt nach ſtrengem Verhör bis auf Weiteres entlaſſen. Der Verluſt, der Aerger und die Furcht vor der Strafe warfen ihn auf das Krankenlager und von da in's Grab. Dies geſchah zur Zeit der Beendigung meiner Lehrzeit, und ich wäre nun neben den drei Geſellen gern als vierter bei der Witwe geblieben, die Umſtände hinderten es aber. Wenn man ſagt: der Menſch macht ſein Schickſal und das Schickſal den Menſchen, ſo mag bei mir die zweite Hälfte des Satzes gelten; die erſte darf ich für meine Perſon abweiſen, denn ich mußte Soldat werden, und das war nicht von mir gemacht, ſondern mir zwangsweiſe aufgebürdet worden.

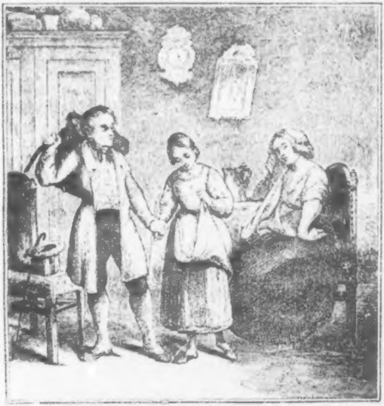
Da Oeſtreich im Jahre 1788 dem ſchon begonnenen Krieg der Ruſſen gegen die Türken beitrat, wurde die Armee ergänzt und vermehrt; die Gubernien mußten ihre waffenfähige Mannſchaft heranziehen, und mir wurde ſchriftlich befohlen, mich in Prag bei dem



Lieutenant, nachmals Compagnie-Chef Specht zu melden, um im erſten Artillerie-Regiment, deſſen Garniſonſtadt Prag war, eingeſtellt zu werden. Große Strenge herrſchte, was ſchon dadurch erwieſen iſt, daß Kaiſer Joſeph in demſelben Jahr durch ein eigenes Handſchreiben verkündigen ließ: wer dem Soldatenſtande einen Recruten entziehe oder ihm zur Flucht verhelfe, der ſolle, wenn er tauglich, ſelbſt Soldat, im entgegengeſetzten Fall mit öffentlicher Leibesſtrafe gezüchtigt werden.

Das Unvermeidliche ſoll man nicht als das Unleidliche betrachten, ich unterwarf mich ohne Klage der harten Prüfung, obſchon mir die Trennung von der wackeren Mutter Wilneck und ihrer Tochter Gudula ſehr ſchmerzlich war. Jene packte mir noch allerlei Brauchbares in mein Ränzel und ſagte nur unter Thränen: „Habe Deine Rechtſchaffenheit lieber als Wohlleben, und komm' einmal wieder zu uns ſo redlich und ſchuldlos, wie Du von uns geh'ſt!“ — Es waren einfache Worte, doch ſie erſchütterten mich tief, denn ich fühlte mütterliche Liebe heraus. Gudula aber drang in mich, daß ſie mich eine Strecke Weges begleiten dürfe; ich müßt' es geſchehen laſſen, und als ich ſie nach einer Viertelſtunde Weges bat, umzukehren, entfernte ſie ſich weinend. Ach, um es mit gleicher Freude und gleicher Wehmuth zu empfinden, wie werth herzliche Theilnahme iſt, muß man ein Waiſenkind geweſen ſeyn!

Im März 1788 begann in Prag das vorläufige Exercitium und ich hatte einen tüchtigen Exercirmeiſter Namens Conrad Bloem. Schon Ende Aprils waren wir auf dem Märſche nach dem Bannat. In der zweiten Hälfte des Auguſt trafen wir bei dem Warenslebenſchen Corps ein; das Hauptquartier war in Klein-Telek und der Marſch ging auf Mehadia. Ich muß es den Türken nachſagen, daß ſie in Angriffen unermüdlich, und bei Nachtheilen mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit wieder weg waren. Glücklich läßt ſich der Feldzug von 1788, was den Bannat betrifft, für Oeſtreich nicht nennen, und ich habe mich geärgert, weil wir uns öfter auf dem Rückzug als im Vordringen befanden. Unſer Corps, wenn man auch dabei Männer aus allen Landestheilen ſah, und verſchiedene Sprachen hörte, ſchlug ſich wie in voller Einheit brav; doch war damals im Bannat die Ueberzahl auf Seiten des Feindes, der im Siege grauſam wirthſchaftete, Gefangene jedoch in der Regel menſchlich genug behandelte. Bei einem Angriff der Türken auf die Palanka Berſa ſtand ich zum Erſtenmal in lebhaftem Feuer, und ſie gaben einen Beweis von ausdauernder Hartnäckigkeit; ihre ſtürmiſchen Anläufe wurden immer



wiederholt, bis ſie ſo viele Todte hatten, daß ſie dieſe vor ſich aufthürmen und darüber hinwegſteigen konnten. Soll ich ſchildern wie mir's um's Herz war? Furcht hatte ich nach meinem Dafürhalten nicht, aber Beſorgniß, man könne glauben, daß ich mich fürchte, was vielleicht nur ein Deckmäntelchen geweſen ſeyn mag. Denn eigentlich iſt es Niemand, alſo auch nicht mir zu verargen, wenn man ſein Bischen Leben behalten möchte. Der junge Menſch tritt indeß doch, weil er weniger zu verlieren hat, kühner den Gefahren entgegen als der ältere, der ſich in die Geſchäftigkeit einbürgerte und in den Familienkreis einlebte. Was nun den kriegeriſchen Muth überhaupt betrifft, und die Heldenthaten aus der Vorzeit, ſo ſcheint mir dabei der Unterſchied zwiſchen ehemaliger und jetziger Kampfesart ſehr weſentlich. Wenn es, wie bei Griechen und Römern, vor Benutzung des Schießpulvers auch in den Fehden des Mittelalters, überwiegend auf Kraft und Gewandheit ankam, fühlte ſich der Mann unzweifelhaft ſicherer, als wenn er ſich zu ſagen hat: aus weiter Ferne könne ihn eine Kugel, von der er vielleicht kaum weiß, woher, zum Tode hinſtrecken. Gegen ſolch Loos iſt Jeder ohnmächtig, während die Ueberzeugung, man werde, man müſſe und könne ſich wehren, nicht nur den Muth des Mannes reizt, ſondern ihn auch ſtärkt durch den Glauben an ſeine Geſchicklichkeit in Führung der Waffen, bei denen nicht das blinde Ungefähr entſcheidet. Bewundern wir die perſönlichen Heldenthaten der Vorzeit, iſt der erwähnte Unterſchied nicht zu vergeſſen, zugleich aber neuerer Anläße zu gedenken, wo der Mannsmuth ſich ſehr nachhaltig zeigen kann, und wir haben zu wünſchen, daß man in ſolcher Hinſicht am Volk nicht Altersmattigkeit entdecke.

Wir hatten, je weiter das Jahr verſtrich, faſt täglich Gefechte mit den Türken, die ſich meiſt vorſichtig heranſchlichen und dann mit gräßlichem Geſchrei angriffen. Auch litten wir viel durch Krankheit, ſelbſt der Kaiſer Joſeph wurde davon befallen, ſeine einfache Lebensart machte aber das Uebel nicht ſchlimm. Bis zum 14ten September blieb ich unbeſchädigt, an dieſem Tage, im Gefecht bei Zlatina, gerieth ich aber in's Handgemenge, als ich und ein paar Kameraden einen Aga, einen Anführer der Türken, der verwundet niederſank, zum Gefangenen machten. Die uns nachlaufenden Türken wurden zwar überwältigt, mein Theil dabei war aber ein leichter Hieb in den linken Arm, der mich jedoch nur wenige Tage im Lazareth hielt. Der Aga ſtarb an ſeinen Wunden, und deſſen Gemahlin ſchickte einen Boten herüber, der 3000 Gulden bei ſich hatte, die er für den ihm auszuliefernden Leichnam zahlen ſolle. Das fand kein Bedenken, und mir wurden 300 Gulden zugewieſen, die der Hauptmann Specht mir in Peſth zu ſichern übernahm, auch rechtſchaffen ſein Verſprechen erfüllte. Bis zum 20ten September hatten wir bei Zlatina und Lugeſch blutige Attaken und blieben Tag und Nacht abwechſelnd unter den Waffen; das überſtand ich ohne Unheil, und ſchon ſprach man von Winterquartieren, da wagte man noch einen Verſuch, Temeswar zu nehmen, weil es hieß, die aſiatiſche Beſatzung hätte ſich eigenwillig nach ihrer Heimath davon gemacht. Am 18ten October ſollte eine Schiffbrücke über die Temes geſchlagen werden, zur Deckung des Unternehmens waren 200 Mann beordert, ich darunter. Da wurden wir von mehr als tauſend Türken angegriffen, und ehe Succurs kam, waren die Unſrigen faſt gänzlich aufgerieben. Ich wurde gleich anfangs in der Schulter und am rechten Fuß verwundet, ſchleppte mich mühſam hinter einen Buſch und verband mich, ſo gut ich konnte, um nicht zu verbluten. Als der Succurs endlich anrückte, trug man mich mit fort, brachte mich in's Feldlazareth, und von da, als ich nächſt Anderen auf einem Wagen fortzuſchaffen war, nach Peſth, in eine dortige Anſtalt. Es ging ſehr langſam mit meiner Geneſung, ich mußte bis zum April 1789 im Lazareth aushalten, und der rechte Fuß behielt ein ſtarkes Hinken, was, allmälig vermindert, erſt nach zwei Jahren ſich gänzlich verlor. Entlaſſen wurde ich indeß nicht, ſondern zur Reſerve geſchickt, kam aber bei den Türkenkriege nicht mehr in's Gefecht. Im Auguſt 1791 erfolgte der Friedensſchluß; das Regiment ſollte nun wieder nach Prag, doch kaum der zehnte Theil war übrig, und es mußte mit einer namhaften Recrutirung erneuert werden.

Die 300 Gulden, von mir in Peſth erhoben, kamen mir zu meiner Erholung gut zu ſtatten; doch beſchloß ich, zwei Drittheile nochmals dem wackeren Hauptmann Specht zur Benahrung einzuhändigen. Der Garniſonsdienſt in Prag war nicht ſchwer, ich hatte oft Muße, bei dem mir gewogenen Lehrer mich weiter auszubilden, und nutzte begierig dieſe Gelegenheit. Zuweilen erhielt ich Urlaub und ſcheute, obwohl ich das alte Sprüchwort: „Spaarſchaft zieht Baarſchaft“ nie aus dem Gedächtniß verlor, doch die Koſten nicht, um einmal die Witwe Wilneck in Eger zu beſuchen, bei der ich die Werkſtatt noch im Betrieb und alles in Gemüthlichkeit fand, ausgenommen den Umſtand, daß Gudula etwas kränkelte. Noch war ich aber nicht frei von der Fahnenpflicht, da brach, 1792, der Krieg gegen die in Uebermuth und Anmaßung ſehr geübten Franzoſen aus. Die Mobilmachung unſeres Artillerie-Regiments verzögerte ſich, und erſt im

Spätherbſt 1793 marſchirten wir nach dem Rhein. Wie ſich auch in die ernſteſten Dinge Komiſches einmiſcht, das erfuhren wir unter Anderem, als wir die bayerſche Grenze überſchreiten wollten. Da trat aus dem Grenzamt ein dickgenährter Mann und fragte barſch nach Päſſen oder ſonſtigem Ausweis, daß wir ein Recht hätten, hier einzurücken. Ein ungeheures Gelächter, das im ganzen Regiment anſteckend wurde, war die Antwort, wonach der dicke Mann plötzlich den Schlagbaum fallen ließ und dann mit dem Geſchrei: „J hab's Meine gethan!“ in höchſter Anſtrengung davon rannte.

Als wir in Koblenz den Rhein erreicht hatten, ſahen wir eine Menge franzöſiſcher Emigranten, deren Ruf ſehr ungünſtig klang, die aber bei ihren ſchlechten Streichen noch immer den Mund voll nahmen. Sie verſprachen uns Unterſtützung mit Blut und Leben, unſere Offiziere hörten aber wenig darauf, und Hauptmann Specht ſagte: „Laßt ſie radotiren, glaubt aber auch, die Franzoſen ſind uns immer nur dann gefällig, wenn ſie in der Patſche ſitzen, und ſind ſie wieder 'raus, dienen ſie eher dem Teufel als uns!“ — Im Allgemeinen habe ich erfahren, daß es ſo iſt.

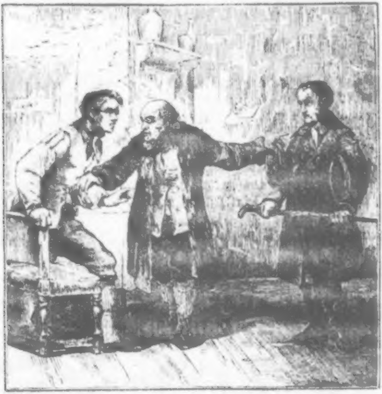
In Löwen, in der Nähe des Kampfplatzes, wo zweiundzwanzig Jahre nachher die Schlacht bei Waterloo der Gewaltherrſchaft Napoleons den Sturz vorbereitete, erfuhren wir, daß unſer Geſchütz in Mecheln ſtehe. Der Marſch zog ſich dorthin, wo das eigentliche Kriegsleben ſichtlich wurde. Im Feuer ſtand ich aber erſt am 17ten April 1794 bei der vereinigten oeſtreichiſch-engliſchen Armee in der Schlacht bei Landrecy. In der Nacht zuvor leuchteten von Cambray und um das Fort Crevecoeur, noch weit von uns, die Wachtfeuer der ſogenannten Neufranken. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da tönte von allen Trommeln die Reveille; die Muſikbanden fielen ein mit einem geiſtlichen Liede und ſchloſſen den Feldmarſch an. Generale und Adjudanten ritten an den Linien herauf und herunter, uns damit ermunternd, der Kaiſer Franz II führe uns ſelbſt gegen den Feind. Im Geſchwindſchritt ging es vorwärts, und der Feind, kommandirt von Pichegrü, ließ nicht lange auf ſich warten. Achtzehn Stunden dauerte die Schlacht, gegen Abend kam an uns die Reihe im Angriff auf das Fort Crevecoeur; es kommandirte der General Kray, und bei dem Corps befand ſich auch als Obriſt der im Freiheitskriege als Feldmarſchall berühmt gewordene Fürſt von Schwarzenberg. Das Fort wurde erobert und ich blieb im dichteſten Kugelregen unverſehrt. Der Zweck, die Armee des Generals Pichegrü zu zerſprengen, war aber nicht erreicht; ſchon am 26ten April griff er uns wieder an, und da wir auch hinter uns Kanonendonner vernahmen, hatte er uns offenbar an einem Flügel umgangen. Trotzdem erfochten wir diesmal einen vollſtändigen Sieg. Das iſt die Schlacht bei Chateau-Cambreſis, bei der die Franzoſen einen Verluſt von 10,000 Todten und Verwundeten hatten, und da in deren Folge Chateau-Cambreſis und die Feſtung Landrecy ſich ergeben mußten, ſtieg die Zahl der Gefangenen auch beinahe auf 10,000. Ich jedoch war abermals ſchwer am Kopf verwundet, verfiel in ein langwieriges Fieber, erinnere mich aber in unvergänglicher Dankbarkeit eines königlich geſinnten Weinwirths, Namens Labaye, in Landrecy, der mich mit der äusserſten Sorgfalt pflegen ließ und oft ſelbſt tröſtend an meinem Schmerzenslager ſtand. Ja, er nahm, weil ich mit dem Franzöſiſchen nur nothdürftig bekannt war, einen Deutſchen an, der mir einen Roman vorleſen mußte, als ich in halber Geneſung auf dem Großvaterſtuhl ſaß. Der Titel des Romans: „Miß Loni oder der ſchöne Bund", iſt mir noch im Gedächtniß, und Sophie Laroche hieß die Verfaſſerin. Obwohl die Familie Labaye nicht mehr Deutſch verſtand als ich Franzöſiſch, waren Mann, Frau, eine Tochter und ihr Bräutigam manchmal Zuhörer; doch ſchliefen ſie dabei in der Regel ein, wonach dann der Vorleſer ſeine Stimme bis zum Schreien verſtärkte. — Erſt nach zwei Monaten konnte ich mich wieder bei dem Regiment melden, erſchien aber ſo hinfällig, daß mir durch Vermittelung mehrerer Offiziere mein Abſchied mit beſtem Zeugniß ausgefertigt wurde, nachdem ich ſieben Jahre Soldat war. Groß Rühmens kann ich nicht machen von meinen Kriegsthaten, doch nach Kräften habe ich meinem Vaterlande willig gedient, was ich litt um ſo mehr gern vergeſſen, als meine Körperkräfte noch vollkommen hinlänglich waren, um ſich völlig wieder aufzuhelfen.

Ich hatte noch ein Reſtchen von den hundert Gulden aus Prag, zweimalige Beutetheilung verſchaffte mir auch ein Sümmchen, und ich beabſichtigte nun, eine Weile zu reiſen und dann mein Handwerk zu grüßen. Es war Ende Juni, und unſer Regiment ſtand in der Nähe von Charleroi; von dort begann ich an einem Mittwoch meine Wanderſchaft, und muß geſtehen, daß ich es wie Seligkeit empfand, mich als freien Mann betrachten zu können. Meine Seele füllte ſich mit Jauchzen auf der Landſtraße, auf dem Wege nach dem Rhein. Es war ein wundervoller Morgen, und Wunder rings umher. Die Sonne, der herrlichſte Brillantſchmuck am blauen Aethergewande des Himmels, umſtrahlte die Erde, aus dem Dunkel und der Ruhe der Nacht ward Licht und Bewegung. Von hohen Wipfeln ertönten

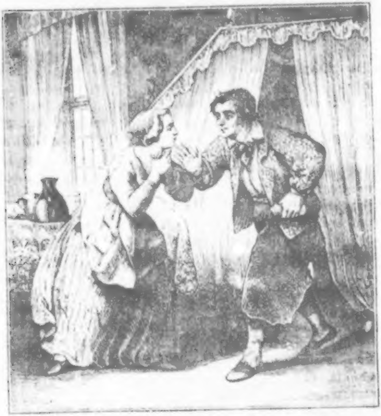
die Geſangsſtimmen der Vögel, und wie Beifall erklang mir das Flüſtern des Waldlaubs im Wehen des lauen Morgenwindes. Die ſpielenden Wellen des See's ſchäumten Purpur, Tauben ſuchten dort ihr luſtiges Bad, und Fiſchlein ſprangen freudig eine Spanne über das Gewäſſer empor. Bienen und Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume — es war ein Werkeltag, in der Natur iſt aber bei fleißigem Schaffen immer Sonntag, ſie erhebt immer zur Andachtsfeier, und die an jenem Morgen hat ſich mir tief in's Herz geſenkt. — Ich ſchritt nach einer Woche ſchon viel gelenkiger, und kam im Juli nach Cölln, wo ich einen Tag verweilte, um die Merkwürdigkeiten zu beſchauen, und am Abend ſaß ich unter ſchattigen Kaſtanienbäumen in Deuz vor einem mir empfohlenen Gaſthauſe, das in jeder Hinſicht Empfehlung verdiente: ich befand mich wie heimiſch in dem gleichſam in und mit ſich ſelber vertraulichen Hausweſen. Vergnügt nahm ich erſt am zweiten Morgen auf dem Vorplatz Abſchied von dem Wirth, und lobte ſein Geſinde. „Der Hausknecht", ſagte ich, „ſcheint ein Schwächling, arbeitet aber mit ſolcher Kraft und Rüſtigkeit, als ob er für ſein eigen Hab' und Gut ſorge; das Hausmädchen beeifert ſich, den Zuwandernden Alles recht bequem und freundlich zu machen; die Köchin ſchaltet und waltet hausmütterlich, greift auch hier und dort außer der Küche helfend zu; die alte Kinderfrau herzt das Kind, hegt und pflegt es, als ſey es ihr eigenes." — „Ja wohl, ja wohl!" antwortete der Wirth; „das iſt gar Gutes im Hauſe, da giebt's denn auch nie Lärm und Zank; aber Vieles kommt wohl davon: der Hausknecht iſt mein Bruder, das Hausmädchen meine Schwägerin, die Kinderfrau meine Mutter und die Köchin meine Frau." — „Ah ſo!" rief ich lachend aus, drückte dem Wirth die Hand und zog fürbaß, unterwegs noch lachend.

In Mainz hielt ich mich auch einen Tag auf, und wandte mich dann nach Frankfurt am Mayn: ich wollte den großen Rathsſaal mit den Bildniſſen aller römiſchen Kaiſer ſehen, und ich ſah ſie, ohne zu ahnen, daß mein jetziger Landesvater die Reihe der in Frankfurt gekrönten *deutſchen* Kaiſer ſchließen würde. Bei meiner Ankunft, Ende Auguſt, war eben Meßzeit, was ich nicht gewußt hatte; in keinem Gaſthof fand ich ein Unterkommen, und ich mußte, was ich bisher in andern Orten ſtets vermied, die Schuhmacher-Herberge aufſuchen. Wie der ſchwache Menſch auch bei der Einſicht ſeiner Thörigkeit doch an Vorzeichen glaubt, ſo überfiel mich hier der Gedanke: die mir nothwendig gewordene Herberge weiſe mich nun wieder auf mein Handwerk hin. Zwei Meiſter ſuchten Geſellen, und da ich Lorenz Steinbüchel den „gelehrten Schuſter" nennen hörte, reizte mich die Neugier, dort anzuſprechen. Der ſchon alte Mann — er hatte die Siebziger nächſtens hinter ſich — fragte mich nach allen Seiten aus, verlangte mancherlei Prüfung, ſein Weſen gefiel mir aber, und ich ließ mir in beſter Laune die ſeinige gefallen. Nachdem ich meine Arbeitsfähigkeit erwieſen hatte, ſagte er: „Nun noch Eins, oder eigentlich Dreierlei. Wen ich als Geſellen bei mir einlaſſe, der muß mir helfen zu Ordnung und Ruhe in der Wirthſchaft, er muß ſeinen Zorn mäßigen und — einen guten Brief ſchreiben können." Die letzte Bedingung war mir auffällig, und er ſetzte hinzu: „Wer ſeine Gedanken richtig und gut zuſammenfaſſen kann, der ergreift auch die Dinge im Lebenslauf am rechten Zipfel." Ich ſchrieb den Probebrief, als ob ich einem Freunde Mittheilung über mich ſelber mache; der Alte ſchmunzelte bei dem Leſen und als er damit fertig war, rief er aus: „Umſonſt verlang' ich's nicht!" und reichte mir einen Ducaten, den ich nicht nehmen wollte, ihn jedoch nehmen mußte. Steinbüchel beſaß ein reiches Erbe durch ein ſehr einträgliches Haus, eine Werkſtatt, wo mehrere Geſellen arbeiteten, er ſelbſt nur noch die Aufſicht führte, und daneben von je an ein ſogenannter Bücherwurm war, was ſeinen Beinamen veranlaßte. Die gelehrten Schuſter lernte ich durch ihn kennen vom Simon von Athen, den Socrates oft in der Werkſtatt beſuchte und die Geſpräche mit ihm aufſchrieb. Der Schuſter Alphenus, der vor Chriſti Geburt in Cremona lebte, und wegen ſeiner Rechtsgelehrſamkeit und Klugheit Volkstribun in Rom wurde, Gonzalez Bandarra in Liſſabon, der im ſechsten Jahrhundert ſich als Prophet bewährt haben ſoll, Benedict Balduin zu Amiens, der im ſiebzehnten Jahrhundert in lateiniſcher Sprache ein grundgelehrtes Werk über Schuhe geſchrieben hat, Baptiſt Gellus, der in demſelben Jahrhundert in Florenz vom Schuſterſchemel nach dem Univerſitäts-Katheder kam, ſie alle lernte ich durch Steinbüchel umſtändlich kennen. Daß Hans Sachs und Georg Hager in Nürnberg, Jacob Böhme in Görlitz, Peter Streichel in Danzig, Menadie in Nizona nicht vergeſſen wurden, verſteht ſich von ſelbſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, daß ich manchen von Steinbüchel erwähnten gelehrten Schuſter aus dem Gedächtniß verloren und noch anzumerken habe, daß er „Etliche davon zwar für gelehrt aber auch für verrückt" erklärte. Ihm darf ich ein beſſeres Zeugniß geben; weder Verſtand noch Vernunft waren bei ihm verdunkelt, und zu meinem Bischen Umſicht in Wiſſenſchaften hat er emſig beigetragen, da er an mir einen aufmerkſamen Zuhörer fand. Ich habe mich auch ſehr gefreut, ihm einen Dienſt erzeigen und einen ſeiner Wünſche fördern zu können.

Bei ihm, deſſen Frau und zwei Söhne ſchon im Grabe ruhten, wohnte als Wirthſchafterin ſeine verwaiſete Nichte, Suſanne Brögel, und der Werkführer, Lorenz Fritſch, ein wackerer junger Mann, war ſein Pathe, in entferntem Grade auch ſein Verwandter. Fritſch hatte Suſannen in ſein Herz geſchloſſen, und da dieſe ſpröde blieb, war er kopfhängeriſch geworden. Der alte Meiſter klagte mir ſeine Noth, denn er hätte die Beiden gern zu Erben ſeines Vermögens gemacht. Ich bemühte mich, die Urſach zu entdecken, weshalb Suſanne, die zwar hübſch, jedoch auch bereits weit in die Zwanzig hinein war, dem Plane ſich widerſetze, ſie an einen redlichen, fleißigen und im Aeuſſeren annehmlichen Mann mit der Ausſicht auf Geld und Gut zu verheirathen. Ein geheimes Liebesverſtändniß ahnend, beobachtete ich ſie von ihrer Stube an und auf ihren Gängen, ſo weit es mir möglich war, und mein Verdacht beſtätigte ſich, als ich ſie einſt mit einem Manne aus einem Hauſe treten ſah, deſſen Eigenthümerin vom Gerücht des kuppleriſchen Gewerbes bezichtigt wurde. Suſannen mußte ich nach ihrem Weſen und Betragen für gottesfürchtig, für ein rechtſchaffenes Gemüth halten, beſchwatzt von einem Taugenichts, dem die ſchmeichelhaften Reden glatt vom Munde gehen, wie ja die Erfahrung lehrt, daß ſolch ein Kerl bei dem ſchönen Geſchlecht leichter in Gunſt kommt als der Mann von treuer Geſinnung und ſchlichtem Wort. Was ſollte ich jetzt thun? Ich konnte mich nicht zurecht finden, da kam plötzlich die Fügung hülfreich dazwiſchen. Im Erdgeſchoß des Steinbüchelſchen Hauſes hatte ein ſchon bejahrter, zwar ſehr ſparſamer, aber redlicher Wechsler ſein Geſchäft; mit ihm ſprach ich zuweilen, ſeit ich ihn einmal fragte: ob er im Falle der Noth mir meine zweihundert Gulden von Prag einziehen könne. Eines Tages im October, als ich eben noch bei dem Ankleiden war, trat dieſer Wechsler im Morgenanzuge bei mir ein, mit ihm ein finſter blickender Mann, der einen Knotenſtock krampfhaft umfaßte. „Der Herr da'', ſagte der Wechsler, „hat ſich mehrmals hier im Hauſe umgeſchaut, vom Hoffenſter aus hab' ich's geſehen und in ihm eines verſtorbenen Freundes und Wohlthäters Sohn erkannt, der leider in Genoſſenſchaft mit Nichtswurdigen gerathen, aber noch nicht ohne Gewiſſen und Reue iſt. Geſtern ſpät am Abend gewahrt' ich ihn wieder auf der Stiege zu Steinbüchels Thür, und mir ward's wirrig in Verdacht und Angſt. Des ſeligen Freundes gedenkend, auch in der Meinung, an ſeinem Sohn noch ein heilſam Werk thun zu kön-



nen, rief ich ihn an, bei mir gaſtlich einzutreten. Schweigend ging er mit, und als ich ihn bei'm Abendtiſch an die Sterbeſtunde ſeines Vaters und an deſſen letzte Ermahnung erinnerte, brach er plötzlich in Thränen aus, geſtand dann auf mein Zureden und Andringen ein Bubenſtück, das an Meiſter Steinbüchel und Suſannen verübt werden ſolle. Nun mag er ſich ſelbſt frei reden, mag erzählen was er mir erzählt hat." — Da vernahm ich ein gar wunderliches Vorhaben! Der Geliebte Suſannens war ein abgefeimter Spieler, und dieſem Fremden — ich nenne ihn Baſil, den wahren Namen verſchweige ich wegen der im Nachgeſchlecht noch erhaltenen ehrenwerthen Familie — hatte der Abenteurer den Reſt ſeines Vermögens abgenommen. Jetzt verhieß er dem Baſil aber verdoppelte Erſtattung, wenn er zu einer angeblich mit Suſannen verabredeten Flucht, wobei aber zugleich ein Geldkaſten des alten Meiſters mit in Anſchlag kam, die Gelegenheit auskundſchaftete, und während des Vollbringens der Uebelthat, auf etwaige Hinderniſſe der Oertlichkeit vorbereitet, Spießgeſell ſeyn wolle. Der Wechsler bat nun, dies Geſtändniß ſo zu benützen, daß Steinbüchel und Suſanne von der ſündlichen Abſicht unterrichtet würden, jedoch zugleich der Sohn ſeines Freundes, den er nach Kräften unterſtützen und auf rechten Weg leiten wolle, geſchont ſey. Zwar ſchien mir dieſer Verdächtige und dieſe Mittheilung überhaupt ſehr undurchſichtig, jedenfalls aber war ſie dienlich, um über Suſannen klar zu werden. Ich ſchrieb mir die Namen der Betheiligten auf einen Zettel, verſprach, was ſich ohne Ehrverletzung verſprechen ließ, und eilte, ehe ich in die Werkſtatt ging, zur Suſanne, der ich ohne Rückhalt vertraute, was gedroht habe. Sie gerieth außer ſich, leugnete zwar nicht, daß ſie von den einſchmeichelnden Reden des ſie ſeit mehreren Monaten auf Tritt und Schritt Verfolgenden verlockt ſey, die ihr zugemuthete Entführung jedoch beharrlich abgewieſen habe. Aus Allem, was ſie ſagte, ging Aufrichtigkeit hervor, und wie Mädchen oft eine Uebereilung durch eine andere gut machen wollen, ſo faßte ſie augenblicklich, ob auch in Thränen, den Entſchluß, ſich allen Wünſchen des Oheims, dem wir freilich ein Verſtändniß ſchuldig waren, zu unterwerfen. Sie hielt Wort und zu meiner Genugthuung habe ich von Zeit zu Zeit erfahren, daß ihre Ehe mit Lorenz Fritſch eine ſehr glückliche war. Bei Steinbüchel hatte ich aber ſo an Gunſt gewonnen, daß er mir, als die Umſtände mich veranlaßten, im Jahr 17[illegible] heimzukehren, zwölf Ducaten Reiſegeld, außerdem Bertuch's „Proben aus Hans Sachſens Werken" in ſchönem Einbande ſchenkte; eine Gabe, die ich im Ränzel mit mir trug und zum Andenken des



saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06992/016

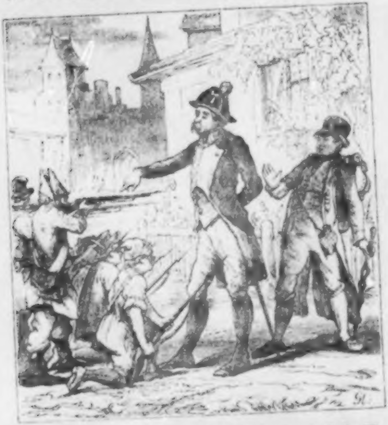
mir ehrwürdigen Alten ſorglich bewahre. — Ein wunderlicher Kauz war der Steinbüchel, aber wenn vielleicht eigentlich nicht gelehrt, geſcheidt war er gewiß, weit mehr als ich's beurtheilen kann, und von ſeinem Reichthum machte er menſchenfreundlichen Gebrauch. Gar zu gern ſprach er in Sentenzen, ich hab' ihrer viele behalten und mich einer derſelben eben ſo oft im Ernſt wie im Spaß erinnert, nämlich: „Das goldene Zeitalter hat ſich muthmaßlich dadurch ausgezeichnet, daß es keine Eitlen, keine Großſprecher, keine Umſturzmänner, beſonders alſo keine Franzoſen gab.“

Vergeſſen könnt' ich den Steinbüchel nie, aber verlaſſen mußt' ich ihn doch wegen Briefſchaften von der Witwe Wilneck. Der Altgeſelle in ihrer Werkſtatt quälte die Gudula mit Heirath, ſie mocht' ihn aber nicht. Er mußte alſo entlaſſen werden; nun litt die Ordnung, ich ſollte Rath geben. Das läßt ſich nur thun an Ort und Stelle; helfen wollt' ich, demnach war ich in Eger nöthig, durfte auch nicht ſäumen, obwohl es eben ſchon Anfang Decembers war. Rüſtig machte ich mich von dannen, obwohl wegen des Abſchiedes von Steinbüchel, und weil noch immer der Krieg Oeſtreichs mit Frankreich wüthete, ſchweren Herzens; doch wurde mir bald leichter auf der Landſtraße, denn wo man die Natur anſchaut und ihr Weſen, da iſt ſie ermunternd und tröſtend. Während der Nacht war in leichter Decke Schnee gefallen; das weiße Gewand der Erde und die Streifen auf den Zweigen von Baum und Strauch waren ein gar zierlicher Schmuck. Ich freute mich darüber um ſo mehr, weil nicht Kälte, nur Kühle herrſchte, die dem kräftigen Wanderer mehr lieb als hinderlich iſt. — Im Weiterſchreiten dachte ich an das Verwandeln. Wo ſind die milden Lüfte des Frühlings, wo deſſen Sänger, wo die duftende Feldblume, die Lauben der Liebespärchen, wo das Grünen und Blühen ringsum? Es kommt wieder, das Alles kehrt wieder! Die Natur ſchlummert nur unter dem Schneepfühl, um ſich neu zu beleben — und der Menſch, wenn Schnee ſein Haupt bedeckt, was iſt's mit ihm? Feiert er keinen Frühling mehr, wenn ihn die Zeit zur Ruhe legt? Es kann ſo nicht ſeyn! Alles iſt Verwandeln, Alles iſt Verjüngen, und dem Menſchen wird neuer Frühling kommen. — Wo? Sagt Oben, ſagt Jenſeits, irgendwo muß es ſeyn! — In ſolchen Betrachtungen löſte ſich meine Beklemmenheit, und wieder ſtand vor meinen Gedanken Meiſter Steinbüchel, der mir einſt ſagte: „Es iſt keines Menſchen Weg ſtets finſter, man muß ſich nur richtig zu wenden wiſſen, um das Gotteslicht zu ſehen; ſchaut man froh zum Himmel, ſchaut er froh auf uns: dem trüben Blick aber iſt auch die reinſte Sonne trüb.“

Fährlichkeiten hab' ich auf der Reiſe nicht erlebt, auch wenig vom Kriegsgetümmel bemerkt; denn gegen Ende 1796 war eben Erzherzog Karl im Siege, hatte die Franzoſen über den Rhein zurückgetrieben. Nur ein kleines Abenteuer mit einem Fleiſchergeſellen wüßt' ich zu erwähnen. Ich traf ihn in einer Dorfſchenke, und da wir eine Weile gleichen Weg hatten, ſchloß er ſich mir an, war ſehr redſelig, vertraute mir auch, weshalb ihn ſein letzter Meiſter entließ. Der Mitwanderer hatte ſich mit einem andern Geſellen gezankt über die Frage: ob Gottesverehrung nöthig ſey, ob nicht, und er gehörte zu den Leugnern. Die Streitenden vereinigten ſich in dem Entſchluß, eine Kartenlegerin durch ihre Offenbarung entſcheiden zu laſſen, und die Karten erklärten ſich für die Gottesverehrung. „Nun war der Streit geſchlichtet“, ſagte er; „der dumme Meiſter aber ärgerte ſich über den Vorfall, nannte mich Gottverächter, und wollte mich nicht länger im Hauſe dulden.“ — Ueber das Schiedsgericht durch Karten, noch dazu in ſo zweckloſem Hader, mußt' ich unwillkürlich lachen, dachte aber dabei: Du nennſt den Meiſter dumm, die Dummheit iſt aber auf Deiner Seite! — Das fand ich mehr und mehr beſtätigt, denn nach ſeinen Aeußerungen war er Einer von Denen, die bei Allem, was bei ihrem Schickſal in die Quere und Schiefe geht, ausrufen: „Ich bin nicht ſchuld!“ Das ſind vier unheilsvolle Worte ſchlimmſter Erfindung, von der ich nicht weiß, ob ſie dem Pilatus angehört zu der Zeit, da er als Richter den Heiland ſeinen Feinden überlieferte und bei dem Händewaſchen ausrief: „Ich bin unſchuldig an dem Tode dieſes Gerechten!“ Viel klarer ſtänd' es im Leben, wenn man ſich bei üblen Ereigniſſen die eigene Schuld, ſey es nun Unerfahrenheit, Ungeſchick oder Dummheit, deutlich machte, ſtatt immer die Hände in Unſchuld waſchen zu wollen.

Von dem Fleiſcher ſuchte ich loszukommen, und er gab mir bald Gelegenheit. Eines Abends, als wir zu einer Lagerſtätte eingekehrt waren, ſagte er: „Heut iſt mein Geburtstag!“ und ließ Wein geben; ich trank jedoch nicht mit ihm, begnügte mich mit meinem Schoppen. Es war junger Wein, der ſtark berauſchte, ich warnte ihn, er aber erwiederte: „Ei, das ganze Jahr wär' mir nichts, wenn ich nicht geboren wäre!“ und betrank ſich dermaßen, daß er im verteufelten Wohlbehagen Flaſchen zerſchlug und am Frühmorgen noch ſinnlos dalag. Geſchwind ging ich allein fort und entrann ihm glücklich. Strafte man ihn etwa wegen toller Streiche vor Gericht, ſo konnte er wegen des Rauſches mit halber Strafe abkommen; mir iſt jedoch die Trunkenheit kein Entſchuldigungsgrund: der Menſch muß wiſſen, was er vertragen kann, ſonſt iſt am Ende der Eſel klüger als er.

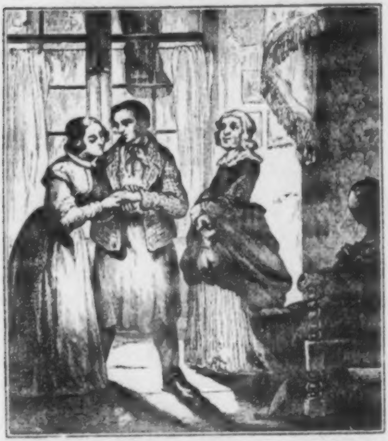
Da ich erfahren hatte, mein ehemaliger braver Exercirmeiſter, Conrad Bloem, wohne jetzt als Invalide in Bilin, wohin ich wenig Umweg hatte, beſuchte ich ihn. Ein närriſcher Kauz, that mir aber viel zu Liebe im Bannat und am Rhein! Er war ein Süddeutſcher, ſogenannter Capitulant, das heißt: Einer, in Oeſtreich zum Kriegsdienſt nicht verpflichtet, alſo der Fahne aus eigenem Entſchluß folgend. Weiter als zum Gefreiten wollt' er's nicht bringen, konnt's auch eigentlich nicht wegen mangelnder Kenntniſſe. Weil er ſehr beliebt war, alles Soldatiſche, wie man zu ſagen pflegt, am Schnürchen hatte, ſollte er zum Korporal aufſteigen, er aber bedankte ſich mit den Worten: „Gott verhüt's! Einen Corporal, der nicht leſen und ſchreiben kann, den ſoll's Wetter verſchlagen!“ — Mit dem Fummeln, in der Soldatenſprache das Putzen der Waffen und Montur, hat er mich gehörig gequält; er ſelbſt putzte immerwährend, und wußte er nicht mehr was, dann büßte es ſeine kurze hölzerne, mit Kupfer beſchlagene Tabakspfeife, der mit Reiben hölliſch zugeſetzt wurde. Mir — obwohl er mich oft ein „Himmelsſakrament-Milchſuppengeſicht“ nannte — iſt er ein väterlicher Führer und ein Samariter bei meinen Wunden geweſen. Er war ſchon ſehr alt — ich mußte ihn noch einmal wiederſehen, und wie ſah' ich ihn wieder! Eines Tages gegen Abend hatte ich Bilin erreicht, wollte eben nach Bloem fragen, hörte ſoldatiſch kommandiren, ſchaute mich um, und da ſtand er in vollem Eifer. Ja, er war es, der beinahe ſechs Fuß Höhe, und vor ſich hatte er in zwei Reihen eine Schaar von Knaben, mit hölzernen Gewehren bewaffnet. Auch hier war er noch Exercirmeiſter; die vordere Reihe der Knaben kniete, die Gewehre ſchußfertig vorgeſtreckt; die andere Reihe ſtand, aber auch die Gewehre wie zum Schuß bereit. Laut auflachend rief ich: „Bloem!“ Er ſah ſich um, erkannte mich und lag ſogleich in meinen Armen, während ſeine Recruten ſich nicht rührten in ihrer Lage und Stellung. Es war ein ſehr drolliges Wiederſehen; ich gab lachend den Knaben das Kommando zur Ruhe, und von Bloem folgte die Mahnung zur Heimkehr. Er hatte noch die breite Bruſtkrauſe und glänzend geputzte tombackene Uhrkette, die ſein Stolz waren, ernährte ſich, da er die Capitulanten-Zeit viermal erneuerte, von einer vierfachen Invaliden-Penſion, die ihn bei ſeiner Mäßigkeit nicht in Noth gerathen ließ. Er lebte alſo zufrieden, und das Einexerciren der Biliner Knaben war nun ſein leidenſchaftliches



Geſchäft, das er auch bis zum ſeligen Ende fortſetzte. — Ich blieb die Nacht bei ihm, doch zuvor mußte er mit mir in's Gaſthaus, wo wir bei inländiſchem Wein das Wiederſehen feierten. Am nächſten Morgen begleitete der Einundachtzigjährige mich eine weite Strecke, und Abſchied nahmen wir nicht ohne Thränen.

In Eger angekommen fand ich bei der Witwe Wilneck ſo ziemlich Alles noch wie ſonſt, zweierlei ausgenommen. Erſtens: der Altgeſelle, im Aerger, daß die Gudula ſeinen Bewerbungen widerſtand, hatte jetzt ſelber eine Werkſtatt und zog manchen Kunden mit ſich fort, was ſich aber ertragen ließ bei dem Vermögen der Mutter Wilneck an Gut und Geld. Zweitens: die Gudula war wunderhübſch geworden in den fünf Jahren, ſeit ich ſie nicht ſah; und als ich's ihr in meinem Erſtaunen ſogleich ſagte, ſchoſſen ihr die Thränen aus den Augen und ſie flüchtete in die Kammer. Da ſagte mir die Wilneck: ich ſolle mit dem Mädchen beſorglich umgehen, denn im Kopf und Herzen habe Gudula auf mich gehofft, und das ſey der Hauptgrund gegen die Anträge des Altgeſellen. Jetzt kam's mir aus dem Dunkel, was auch ich ſtill im Herzen gehegt: denn tagtäglich war ich mit meiner Erinnerung bei Gudula geweſen, aber freilich, wie ich ſie nun wiederſah, ſolch ein Bild hatten meine beſten Gedanken nicht erreicht. Bald einigte ſich Alles in Herzensneigung, doch mochte ich den Hausſtand lieber in Prag, als in Eger, was mir anheim blieb.

Im Januar 1797 traf ich in meiner Vaterſtadt Prag ein, und ſchaute mich nach einer Wohnung um. Welch ein erwünſchtes Verhängniß! — das Haus, ehemals Eigenthum meiner Eltern, war wieder zu verkaufen. Der überluſtige Meiſter, der nach ihnen darin wirthſchaftete, hatte ſeine Häuslichkeit allmälig mehr und mehr in Bier- und Weinhäuſern geſucht, konnte nur dann aufkommen, wenn's Faulenzen bezahlt würde. Jetzt war er ein jämmerlich kranker Mann, und deſſen Hinſcheiden in nächſter Zeit augenſcheinlich. Ich erwarb das Haus bei dem Verſprechen, ihm ein Plätzchen darin zu gönnen, ſehr billig; in Eger wurde das nicht leicht Wegführbare verkauft, und am Tage des Frühlings-Anfangs führte ich meine liebe Frau und Schwiegermutter dort ein, wo mir nun in der Liebe und den Erinnerungen aus meiner Kindheit ein kleines Paradies geſchaffen wurde, wie ich heut, da ich dies ſchreibe, nach einundfunfzig Jahren der Ehe es noch habe. Der Segen meiner Eltern ſchien in den Mauern zu walten; ich brachte mein Handwerk zu anſehnlichem Betrieb, und blieb dabei, dem alten Steinbüchel beipflichtend, der mir ſagte: „Der erwerbende Stand iſt der werthreichſte Reichsſtand, denn durch



ihn wird das Reich — reich, und der Fleißige niemals arm.“ — Er ſprach mir zu Sinn, und meine Ueberzeugung iſt: Ausreichend ſein Brod, eine gemüthliche und wirthſchaftliche Frau, gute Kinder, und für die Abende jeden Winters ein paar gute Bücher haben, das macht ſich jedenfalls zum Inhalt irdiſcher Seligkeit. Wer ſich aber der Familie entwöhnt, der entwöhnt ſich leicht auch jeder Pflicht und Tugend.

Daß ich vom widrigen Schickſal auch nicht verſchont wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Von drei Söhnen verlor ich den einen, der ſich in haſtiger Anſtrengung den Wiſſenſchaften widmete, durch den Tod. Er ruht, wie meine in Dankbarkeit verehrte Schwiegermutter, bei meinen Eltern. Der älteſte Sohn übernahm mit beſter Geſchicklichkeit mein Geſchäft, der Jüngſte hat eine belobte Färberei, ſo daß hierin ſich keine Sorge auflaſtet. — Stürmiſche Zeitläufte mußt' ich begreiflich mit durchmachen in den Kriegen, wenn Oeſtreich immer wieder gegen Napoleon ſich erhob, Blut und Gut opferte, ohne in allerlei Landen für gerechten Kampf Gerechtigkeit zu finden. Wer die Zuſtände Oeſtreichs und beſonders die Geldnoth ſich erklären will, braucht ſich nur zu überzeugen, daß vor der franzöſiſchen Revolution Alles bereits beſſer ſtand. Hauptſächlich durch die immer erneuerten Verſuche gegen Gewaltſtreiche der Franzoſen, die es Knechtſchaft nennen, wenn ſie nicht ein Volk vor ſich haben, das ſie ausplündern dürfen, hat ſich Oeſtreich innen ſchlimme Lage und außen ſtatt des Dankes Schadenfreude erzeugt. Gott beſſer's und führe zu Hülfe und Eintracht!

Vom Jahre 1830 bis 1848 war mir das Treiben immer unverſtändlicher; ich enthalte mich jedoch jeder Aeußerung über Weltbegebenheiten, weil ich nicht zu den vielen Vorlauten gehören will, die ſchwatzend an jedem Herkömmlichen rütteln. Aber auch das Familienleben, wie iſt's verändert! Das gegenſeitige Vertrauen, herzliche Heiterkeit und Mittheilung, ſie ſind von den Anwachſenden vertrieben durch wer weiß wie viel Parteizwiſte. Die Jugend thut altklug, allwiſſend; ehe ſie ſchaffen und wirken ſoll, iſt ſie von faden Genüſſen überſättigt, und ohne Glaubenshalt taumelt ſie in allerlei Zweifelſucht umher. Da kann auch nur Gott helfen, und ich fürchte, er kann es nur in der Beſſerung durch ſchweres Unglück. Ein Prophet mag ich aber nicht ſeyn: ich ſchrieb, was ich ſchrieb, für meine Kinder, und gebe ihnen ſchließlich den Rath: Nehmt jede Sache wie ſie iſt; das heißt den rechten Standpunkt haben, um ſich ſchlimme Dinge in gute zu verwandeln. Leider giebt es aber unter Zehn kaum Einen, der die Dinge in rechtem Licht und mit rechtem Muth ſieht, was beſonders daher entſteht, weil ſie die Einfachheit verlaſſen, in Begierden ihre Kräfte und ihren inneren Frieden verſchwelgen. Haltet euch alſo ſelber im Zügel, rathet und helft zugleich auch Euern Mitmenſchen, ſo geiſtig wie leiblich, ohne euch mehr zu entziehen, als es eure Pflichten erlauben. Braucht dabei niemals das Wort Nebenmenſchen, denn das haben kleinlich Eitle erſonnen, um ſich einbilden zu können, ſie ſtänden auf bevorzugten Stellen. Seyd auch niemals hart gegen

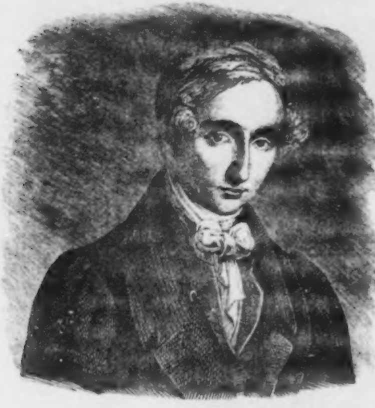
Solche, die aus Unbedacht handelten, denn ihr könnt's glauben, daß ihr ſelber keine Ausnahme ſeyd, wenn ich ſage: Veranlaßte jeder Fehltritt einen Beinbruch, die ganze Menſchheit wäre lahm.

Und nun gehabt euch wohl auch nach meinem Tode, bleibt die redlichen Kinder eures redlichen Vaters, vererbt fromme Geſinnung, wie ich hoffe, ſie vererbt zu haben, und euer Gebet zu Gott ſey:

„Das Gute, das wir nicht erbitten, ſende,
Wenn's kann geſcheh'n;
Und gnädiglich das Böſe von uns wende,
Das wir erfleh'n."

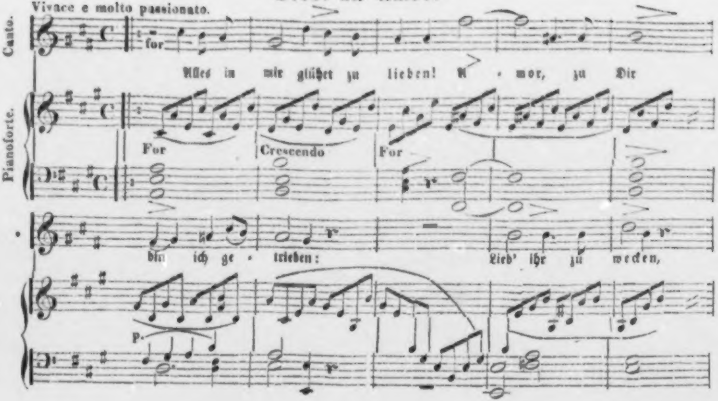
Niclas Prachin.

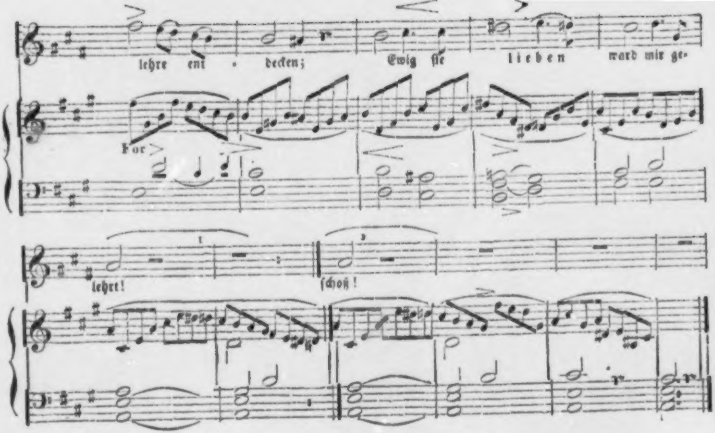
Carl Maria von Weber.



Schon ſeit ſechsundzwanzig Jahren enthält ein Bändchen dieſes Volksbuches lebensgeſchichtliche Angaben über Carl Maria von Weber, unſern volksthümlichen Tondichter. Neulich weihte man ihm, nachdem früher ſeine irdiſchen Ueberreſte aus der Moorfields-Capelle

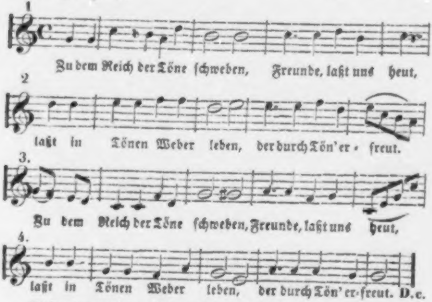
Gebet an Amor.


Vivace e molto passionato.
Canto.
Pianoforte.
for
Alles in mir glühet zu lieben! A - mor, zu Dir
For
Crescendo
For
bin ich ge - trieben: Lieb' ihr zu wecken,
p.


lehre ent - decken;
Ewig ſie lieben ward mir ge-
For
lehrt!
ſchoß!
1
2

London's nach Dresden gebracht wurden, dort ein Standbild, ausgeführt von dem nun auch im Grabe ruhenden berühmten Ernſt Rietſchel. Deſſen Werk bringen wir in einer Abbildung, voran das vom Profeſſor Henſel gezeichnete Bildniß Webers, ihn darſtellend etwa zehn Jahre vor ſeinem Hinſcheiden, und weil das Lebensgeſchichtliche des Tonmeiſters bereits unſerm Büchlein angehört, entſchloß ſich der Herausgeber, ſeine kleinen Erlebniſſe mit dem verewigten Freunde mitzutheilen.

Unſre Bekanntſchaft begann etwa im Jahr 1813 und machte ſich allmälig vertrauter während Weber's mehrmaliger Anweſenheit in Berlin, wo er ſehr beſuchte Concerte gab. Nach einem derſelben ſaß er unter Freunden und Freundinnen, die von ſeinen Tondichtungen, von ſeiner Meiſterſchaft in Phantaſieen auf dem Pianoforte geiſtig und gemüthlich angeregt waren, in einem Gaſthauſe bei einfachem Mahl: denn der Ueberfluß war damals noch keine Nothwendigkeit. Es ward uns ein unvergeßlicher Abend. Ehe wir auf des Meiſters Wohl tranken, wurde in aller Luſtigkeit der Vorſchlag gemacht: ich möchte ſogleich die Zeilen zu einem Canon angeben, Weber ihn componiren, die anweſenden Sänger und Sängerinnen würden ihn dann vortragen. Raſch entſtandene Reime und Notenſatz benutzte man zum „Lebehoch" für Weber und die Gabe des Augenblicks war folgende:


1
Zu dem Reich der Töne ſchweben, Freunde, laßt uns heut,
2
laßt in Tönen Weber leben, der durch Tön' er- freut.
3.
Zu dem Reich der Töne ſchweben, Freunde, laßt uns heut,
4.
laßt in Tönen Weber leben, der durch Tön' er-freut. D.c.

Weber componirte ſpäter einige meiner Lieder, unter anderen: „Die Temperamente der Liebe" („Gedichte" Band 1. 214 — 220, Muſik bei Schleſinger in Berlin). Eines iſt nirgends im Verlag, als Gedenkblättchen an Weber haben wir es auf den hier vorangegangenen Seiten eingeſchaltet und ſchließen die Verſe hier an.

Gebet an Amor.

Alles in mir
Glühet zu lieben!
Amor, zu Dir
Bin ich getrieben:
Lieb' Ihr zu wecken,
Lehre entdecken;
Ewig Sie lieben
Ward mir gelehrt!

Sie will zum Schmerz
Stets mich verdammen,
Laß d'rum mein Herz
Ihr Herz entflammen;
Sehnend getrieben
Lehre Sie lieben,
Laß nicht verdammen
Dir Deine Macht!

Ganz bin ich Dein,
Dir ich erliege;
Sie nur allein
Trotzt Deinem Siege!
Triff mit dem Pfeile
Sie, mir zum Heile,
Oder mir fliege
Todesgeſchoß!

Während **Weber** Muſikdirector in Prag war, componirte er zu meinem kleinen Erinnerungs-Schauſpiel: „Bei Leipzig" (gedruckt im „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1861)" Ouvertüre und Geſänge, leitete auch die dortige Darſtellung am 19. October 1815, und in Berlin ließ ich es zwiſchen Mannichfachem für den „Vaterländiſchen Verein zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Krieger" im April 1816 zwei Mal aufführen.

Schon im Jahre 1815 mahnte er mich an wegen eines Operntextes, äußerte in einem Briefe vom 28. März aus Prag: „Ich fühle eine erſchreckliche Wuth in mir, über eine Oper herzufallen, und ich bitte dringendſt, mir bald etwas zu ſchicken." Ich zagte und zögerte, weil ich mir nicht zutraute, in ſolcher Hinſicht ihn zu befriedigen; bei nachfolgenden Geſprächen bemerkten wir auch, daß unſre Anſichten über ſolch ein Bühnenwerk nicht die gleichen waren. Er ließ jedoch nicht ab, bis ich eine „Mährchen-Oper", betitelt: „König Alfred", in drei Akten ſchrieb. Das hatte ſich hingezogen bis Anfangs 1825, und ich beſitze davon nur zwei Akte; der dritte Akt ging verloren, indem ich dem Freunde zur Prüfung meine eigene Handſchrift ſchickte, und nicht weiß, wo ſie nach ſeinem am 6. Juni 1826 erfolgten Tode geblieben iſt. Doch könnte ich den Schluß, wenn ich mich dazu anregen wollte, was aber nicht ſo iſt, wieder herſtellen, da er in Entwurf und Einzelnheiten noch vor mir liegt. Verhehlen will ich jedoch nicht, daß Weber viele Schwierigkeiten für den Componiſten andeutete, und beſonders blieb er lange im Widerſpruch in Bezug auf die Ouvertüre mit den für meinen Gedanken unerläßlichen Chören. Endlich waren wir jedoch einverſtanden, und was ich 1825 wollte, iſt, wie ich von Meyerbeer weiß, 1844 in Paris bei einer Oper ausgeführt worden. — Doch ich muß, um Erlebtes zu ſchildern, in der Zeit zurück.

Im Jahre 1820 und in erſter Hälfte 1821 hatten Weber und ſeine Freunde ſich angelegentlichſt bemüht um eine feſte Stellung am Königlichen Theater Berlins. Da Weber ſich bereit erklärt hatte, als zweiter Kapellmeiſter unter Spontini zu ſtehen, war über die Berufung ſchon kein Zweifel mehr, wenn der angekündigte „Freiſchütz" gefiel. Mit Spannung wurde die Entſcheidung erwartet, der Abend dazu erſchien, und — geringer Anlaß ward zum Behelf eines widerwärtigen Schickſals.

Am 18. Juni 1821, am Jahrestage des Sieges von Belle-Alliance, kam im königlichen Schauſpielhauſe Berlin's zum erſten Mal die Oper: „Der Freiſchütz" auf die Bühne, unter Weber's Leitung. Die Dichtung von Friedrich Kind iſt eine vortreffliche aus der Sagenwelt, die als Poeſie des Volks das beſte Gebiet iſt für die Oper; denn im Weſen des Wirklichen kann ſie uns auch nur mährchenhaft erſcheinen vermöge ihrer Ausdrucksmittel. Die Aufnahme des „Freiſchütz" war ein vom vollſten Entzücken erfülltes Anerkennen, alle Zuhörer fühlten ſich davon durchdrungen, daß ſie für ein höchſt gelungenes, echt deutſchgemüthliches Werk zu danken hatten; es wäre der glückſeligſte Abend für Weber geweſen, wäre nicht ein vorwitzig unbeſonnener Freund zum Störenfried geworden. Am Schluß der Darſtellung, während des Jubels, der nicht enden wollte, der immer wieder nach dem Meiſter rief, flogen von hier und dort in großer Anzahl Blätter hernieder mit Verſen, die neben dem Lobpreiſen Weber's — ſehr derbe Ausfälle gegen Spontini enthielten. So ward in einem Augenblick die Wonne des Gefeierten zur Trauer, denn er, wie Jeder, dem die Verhältniſſe und Spontini's Macht nicht unbekannt waren, mußte ſich ſagen: nun iſt auf den erſehnten Ruf nach Berlin nicht mehr zu hoffen. — Nach der Vorſtellung des „Freiſchütz" wollten Weber's Freunde ihm ein Feſt bereiten; wir verſammelten uns in dem vorzüglichſten Gaſthofe Berlins, Weber und ſeine Gattin hatten wir als Ehrengäſte geladen. Es herrſchte aber nach der dem Paare entgegen ſchallenden, jedoch auch ſchon von dem unangenehmen Ereigniß gedämpften Begrüßung eine ſchauerlich düſtere Stimmung, und der arme Meiſter, ſichtbar ſelber tief bedrückt, gab ſich alle Mühe, unaufhaltſame Thränen ſeiner Frau, die mit lebendigſter Freudigkeit an Ueberſiedelung nach Preuſſens Hauptſtadt ſchon feſt geglaubt hatte, zu ſtillen. So ſaßen wir denn Alle beklommen bei Tiſche, jeder Verſuch, die Unterhaltung zu beleben, mißlang, und die Sänger, bereit, nur Lieder von Weber's Compoſition vorzutragen, wurden ſcheu. Da kamen Rungenhagen (nachmals Director der Sing-akademie) und Profeſſor Lichtenſtein zu mir, mich fragend: ob es mir nicht möglich ſey, durch ein paar Gelegenheitsverſe den finſtern Geiſt um uns her verſcheuchen zu helfen. „Er liegt auf mir wie auf Euch, ich will's aber verſuchen!" antwortete ich, und ging in ein Nebenzimmer, wo ich mit Bleiſtift das hier Folgende ſchrieb:

„An Carl Maria von Weber.

(Stegreif-Gedicht nach der erſten Vorſtellung des „Freiſchütz.")

Ei, Du immer wack'rer Schütze,
Haſt den neuen Schuß gethan!
Und der Preis iſt feſt're Stütze
Auf der ſchwanken Künſtlerbahn.
Denn kein Freiſchuß iſt's geworden,
Nicht ein Knall in's Blau hinein,
Um die edle Kunſt zu morden:
Künſtler's Ziel muß ſicher ſeyn.

„Sechſe treffen, ſieben äffen!"
Doch Du lachſt der böſen Zahl;
Fehlen mögen Hinz und Steffen,
Du triffſt richtig jedes Mal;
Und Du treibeſt nicht pedantiſch
Mit den eitlen Namen Scherz,
Sey's „heroiſch", ſey's „romantiſch",
Hier gilt's Eines nur: das Herz!

Ringend mit dem eig'nen Zweifel,
Wirfſt Du nieder krit'ſchen Spott;
Nirgend faſſet Dich der Teufel,
Denn ihm wehrt Dein inn'rer Gott.
Hätt' auch Groll, das Modelaſter,
Schon die Federn eingetunkt,
Luſt iſt's, bringen Kritikaſter
Manchen falſchen Contra-Punkt.

Des Apollo Beiſtand ſicher,
Feierſt Du auch en avance —
So wie einſt der alte Blücher —
Heut den Tag von Bell Alliance.
Und nun laß Dich nimmer äffen,
Nie ſey Dir der Muth geraubt,
Kannſt Du öfter noch ſo treffen,
Sinkt der Lorbeer auf Dein Haupt!"

Rungenhagen fand ſogleich eine Melodie, die ſich dem Vorhaben, nur Compoſitionen des Gefeierten zu ſingen, aneignen ließ. Jenes Lied wurde mit Tönen von Weber geſungen, und dies kleine Zwiſchenſpiel wirkte über Verdienſt ſo günſtig, daß es war, als ſey ein Alp von der Geſellſchaft abgefallen, und die eingekehrte Heiterkeit erhielt ſich bis lange nach Mitternacht. *) Aber von der Hoffnung Weber's und ſeiner Freunde, ihn in Berlin zu haben, mußte man ſich dennoch trennen. Die Erfüllung ſchien ſo nahe, und nun war ſie verjagt durch eine gut gemeinte, aber übel ausgeführte Verherrlichung Weber's, dem ein Erniedrigen Spontini's unter allen Umſtänden zuwider ſeyn mußte, auch wenn es nicht, wie es jetzt geſchah, ſeinem innigſten Wunſch zum unüberwindlichen Hinderniß wurde.

Es wird im April 1826 geweſen ſeyn, da ſah ich Weber zum letzten Mal. Auf der Reiſe nach London, um dort ſeine Oper „Oberon" in Scene zu ſetzen, kam er für einen Tag nach Berlin; wir trafen uns als Gäſte bei einem Mittagsmahl, das die Eltern Meyerbeer's veranſtaltet, und die nächſten Freunde Weber's um ihn verſammelt hatten. Sein Anblick, ſichtliche Spuren eines plötzlich geſteigerten Krankheitszuſtandes — er litt an Hals und Bruſt — erſchütterten mich ſchon. Als er dann von ſeinem Leiden ſprach, ich ihn darüber beruhigen wollte, entgegnete er mir: „Lieber Freund, ich erwerbe in London ein gut Stück Geld, das bin ich meiner Familie ſchuldig; aber ich weiß, ich gehe nach London, um dort zu crepiren!" Ich kann es nicht umgehen, ſeine eigenen Worte zu gebrauchen, aber mit welchem ſchmerzlichen Entſetzen ſie mich durchzogen, kann ſich Jeder denken. Was ich erwiederte iſt meinem Gedächtniß entſchwunden, die Feſtigkeit des Ausdrucks in ſeiner Rede hatte mich erſchreckend überſtürzt. Bebend ſchritt ich im Saale neben ihm hin und her, tröſtete mich erſt am Nachmittag, als ich Weber geiſtig und heiter belebt ſah, nun alſo meinte: jener Ausſpruch ſey Schwarzſeherei augenblicklicher Mißſtimmung geweſen. Daß er aber mit ſeiner grabesdüſtern Ahnung im Recht war, hat die raſche Folge dargethan: Gott gab ihm in London einen plötzlichen milden Tod!

Eine ſchöne Zeit des Muths und der Freudigkeit war es noch für ihn, als er mir unter Anderem (am 14. Dezember 1818) ſchrieb: „Wenn mir's die Gegner gar zu toll machen, ſo trete ich einmal recht offen dazwiſchen, wie ich neulich mit einem ſaubern Berichterſtatter gethan, ihm die Lanze vorgehalten habe auf ſeinen üblen Wegen. — Deſto mehr Frieden iſt in meinem Hauſe. Ich bin ein glücklicher Mann und hoffe bald ein glücklicher Vater zu ſeyn. Wenn's draußen ſtürmt, und die Kerls mich abgehetzt haben, ſo ſchüttele ich mich derb vor meiner Hausthür und trete in den Kreis, der mich Alles vergeſſen heißt, mir Alles tragen hilft." — Man darf es glauben, daß er den Seinigen immer von Neuem willkommen war, denn bei vollem Gemüth und traulicher Herzlichkeit hatte er eine Fülle von Stoff in ſich zu geiſtiger Unterhaltung, wie er dies als Schriftſteller ebenfalls bewährte. — Ach, wie lieb wäre auch mir ſeine Nähe geweſen! Weber war ein Mann ohne Falſch, ein Charakter, durchweg redlich; friſch und frei ließ ſich mit ihm umgehen!

---

*) In der Geſellſchaft befand ſich auch Hellwig, Regiſſeur des Dresdener Hoftheaters. Er ſchrieb jene Verſe haſtig in die Brieftaſche und ſie erſchienen in der „Abendzeitung" gedruckt.

Aus mehreren Zuſchriften der nächſtfolgenden Jahre erwähne ich nur, daß er ſich kräftig gegen die Unwahrheit und die böswilligen Abſichten mancher ungenannten Löhnlinge für öffentliche Berichte ausſprach; er ſelbſt hat ſich aber in ſeiner Ehrentüchtigkeit niemals entſchließen können, ſeine Feder heimlich gegen das Unwürdige zu gebrauchen. Sah er ſich gezwungen, Fälſchung und Bosheit abzuwehren, geſchah es mit Hinzufügung ſeines Namens.

Das frühe Hinſcheiden Weber's hat allgemein tief ſchmerzlich berührt, und daß ich nicht glauben konnte, wir würden ihn zu betrauern haben, ehe er vierzig Jahr alt war, bezeugte ſein letzter Brief an mich, der, funfzehn Monate vor ſeinem Tode, nicht die geringſte Andeutung von Krankheit, eher volle Lebensfriſche beſcheinigt, was der hier ſich anſchließende Abdruck des Briefes beſtätigen wird.

„Ja wohl eine Ewigkeit iſt es, mein ſehr lieber Freund, daß wir uns nicht geſchrieben haben. Wie das ſo armen geplagten Geſchäftsweſen eben geht! Trotz Luſt und Willen kommt man nicht dazu ohne beſtimmtes Muß mit ſeinen Freunden zu plaudern. Da Dresden immer der erſte Ausflug der Berliner iſt, ſo hoffte ich ſtets, die freundlichen Elbufer ſollten auch Sie mit dem holden Weibchen hierher locken; aber da ſitzt Er und dichtet, und ordnet, und ſchreibt und ſchnitzt, und ſchweigt.

Laſſen Sie ſich doch einmal verführen! Wollen's Ihnen ſo heiter als möglich hier machen. Dieſen Sommer finden Sie mich gewiß, da meine engliſche Expedition erſt gegen den Winter vor ſich gehen kann. Ich wäre gern auch einmal wieder zu Euch gerutſcht, ſo lange aber der P-Ritter da hauſt, kann ich nicht; ich möchte nicht gern den Componiſten der „Veſtalin" ignoriren, mit Herrn Spontini kann ich aber nichts zu ſchaffen haben, und da iſt's beſſer, man bleibt weg.

Hier zum Eintragen die verlangten Akte des Alfred. *) Bald, mein theurer Freund, wird man keine Oper mehr für Deutſchland ſchreiben können, und zwar wahrlich nicht des ſo ſehr empfänglichen und lohnenden Publikums willen; aber die Directionen und der privilegirte Diebſtahl —! Es wäre gewiß unterhaltend zu leſen, wenn ich meine gemachten Erfahrungen in dieſem Punkte einmal der Welt erzählen wollte: man würde glauben, ich hätte mich in's Fach der Mährchen-Erzähler geworfen. — —

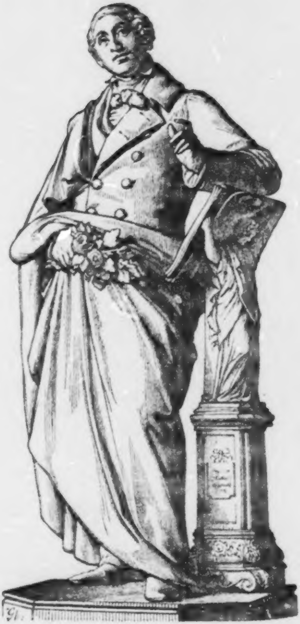
Herzliche Grüße von Frau an Frau und meine an Frau und Mann. Gott erhalte Euch und die Euren geſund, und behaltet ein bischen lieb den alten treu ergebenen Freund

Dresden d. 27. Februar 1825. Weber."

Man wird ihn vermöge ſeiner Werke lieb haben im deutſchen Volk und weiter verbreitet überall, ſo lange Kunſtſinnigkeit beſteht, aus der auch Weber's Standbild in Dresden hervorgegangen iſt. Es ſteht in der Nähe des Theaters, und der Tonmeiſter iſt dargeſtellt, die Linke

---

*) Ich wollte Aenderungen in die Handſchrift einordnen.


Gl.

auf das Notenpult geſtützt, in der Rechten Roſen und Eichenlaub, das Haupt nach oben, gleichſam den überirdiſchen Klängen aus der höheren Geiſterwelt lauſchend.

Der Verewigte lebt nun in der höheren Geiſterwelt, und lebt im Seelenreich der Kunſt, das auch im Menſchenbeſtreben ewig ſeyn wird!

Sz.

Wie ſängt man das Glück?

„Ja!“ ſagte Meiſter Blume, der Sammetweber, und blies dabei dicke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife, während zugleich ſein Auge, wie fragend, herausfordernd, im Kreiſe ſeiner Genoſſen umherſchaute; „ja! ſage ich Euch, Glück muß man haben, ſonſt hilft Alles nichts!“

Der alte Rehband, der Seidenwirker, bemerkte dieſen Blick, lächelte und ſprach gutmüthig: „Mögt ſchon recht haben, Meiſter Blume; aber ich glaub’: das Glück kommt Jedem in den Weg, nur vergeſſen die Meiſten, demſelben die Hand zu reichen, einen Stuhl hinzuſetzen und ihm ein Grüß Gott! Willkommen! zuzurufen. Glück! — das haben wir Alle, aber wir laden es nur nicht ein, bei uns zu bleiben, wenn es kommt.“

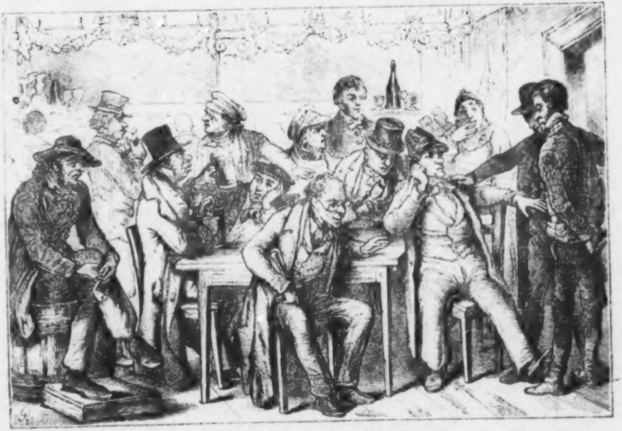
„Nichts für ungut, Gevatter!“ fiel hier der neben ihm ſitzende Weber, Sebaſtian Brandt mit Namen, ein — „müßt nun einmal immer den Pfaffen machen und predigen. Aber mögt ſagen, was Ihr wollt: für uns Weber iſt das Glück auf Reiſen gegangen, auf Nimmerwiederkehr. Früher war es beſſer! — und der Stuhl, den Ihr dem Glücke hingeſetzt, iſt auch —.“

„Leer geblieben“, fiel der alte Mann leichthin lächelnd ein, als er ſah, daß der jüngere Genoſſe in ſeiner Rede inne hielt, wie fürchtend, den alten Mann durch ſeine Worte zu kränken. „Sagt’s nur immer gerad heraus, daß Ihr meint: ich dürfe doch auch nicht über zu viel des Glückes klagen. Das mag nach Eurer Anſicht ſo ſeyn. Die Welt von Jetzt findet das Glück auf anderm Felde, als wo wir Alten es ſuchten. Ho, ho, Gevatter! Ich hätt’s auch ſchon gern, wenn mein Mädel, die Friederike, nicht brauchte am Spulrade zu ſteh’n; aber wenn ich ſie, trotz der Arbeit, fröhlich und heiter ſingen höre, dann denk’ ich mir, daß ich bei meiner Armuth reicher ſey, als Herr So und So, der trotz ſeines Geldes ein armer Mann iſt — denn ſein Sohn iſt liederlich, und ſeine Tochter immer krank. Man muß das Glück nur zu finden wiſſen, dann fängt man’s auch. Muß ich juſt drinnen im Garten vor dem Orcheſter ſitzen, um die Muſik zu hören? Kann ich nicht draußen auch die Geigen vernehmen, die Klapphörner und den Triangel? Ich ſpar’ mein Geld — und hol’ mir keine kalten Füße. — Und wenn ich nun noch denk’, wie ſchön es unter den Bäumen iſt, wie die Sonne ſo prächtig durch das grüne Laub ſchimmert, hier und da eine Blume blüht, dort ein Vogel ſingt, auf dem Graſe oder im Wege ſich die hübſchen Kinder tummeln, necken und greifen — ho, ho, Gevatter! dann bin ich nicht arm, und der Stuhl, den ich dem Glück hingeſetzt, iſt nicht leer geblieben. — Aber, ich weiß ſchon, Ihr meint das anders, Ihr meint, für unſere Müh' und Arbeit bekämen wir des Geldes nicht genug. Will's nicht beſtreiten! Und wenn die reichen Leute wüßten, wie viel Thränen oft während der Zeit gefloſſen, als ihr Zeug, in dem ſie jetzt ſo ſtolz einherſchreiten, auf dem Webeſtuhl lag — wie der Arbeiter gedarbt — und ſeine Kinder mit ihm — wenn ſie's wüßten, ich denke mir, ſie würden weniger um die Waare geſeilſcht haben — oder dem Kaufmann nicht das Geld ſchuldig geblieben ſeyn, wodurch der wiederum gezwungen wird, uns mehr und mehr zu drücken, was mancher Handelsmann ohnehin ſchon verſteht. Das Alles fühl' und weiß ich; ich weiß aber auch, wenn ich ſeh', wie mein Stück Zeug ſo ſauber ſchön, ſo gleichmäßig im Faden und im Gewebe iſt, wie kein anderes zuvor, daß ich eine Freude habe, wie keine Stunde Ruhe auf der Ofenbank ſie mir geben kann. Es kommt, wie geſagt, nur eben darauf an, wo und wie man das Glück ſucht. Wer da immer denkt: wie's ſeyn könnte, der wird nicht froh des Sonnenſtrahls, der freundlich in ſein Fenſterlein blinkt. — Na! Gevatter, hab' ich nun genug gepredigt?"

Bei dieſen Worten lachte der alte Mann ſo ſchelmiſch glückſelig heiter, daß man wohl annehmen mußte, er ſpreche aus innerſter Ueberzeugung, und die Ruhe auf ſeinem Geſicht ſey auch in ſeinem Herzen. Die Genoſſen, die rings am Tiſche ſaßen, fühlten dies; Keiner widerſprach, wenn auch vielleicht die Wenigſten mit ihm einerlei Meinung waren. Sie ſchwiegen, ſaßen ſtill; nur der Jüngſte von ihnen, der kurz vorher erſt Meiſter gewordene Eduard Soltheim, reichte dem alten Mann die Hand, gleichſam als einen Dank für ſeine Rede.

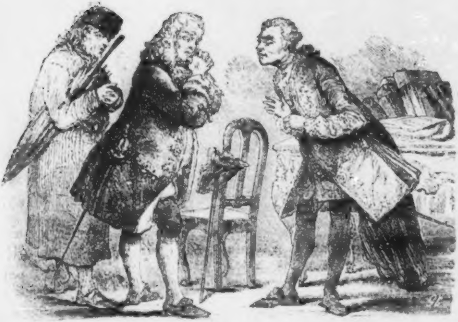
Rehband ſah dem jungen Mann freundlich in's Auge und lächelte ihm zu. Meiſter Blume aber konnte ſich nicht länger halten, er mußte doch wieder das Wort nehmen und ſagen: „Mögt reden wie und wo Ihr wollt, aber mit der Weberei iſt es Nichts mehr. Ehedem" — „war es beſſer", fiel ein Anderer ein, „und das giebt Rehband gewiß ſelber zu." — „Glaubt das nicht!" entgegnete Blume lachend: „Der weiß auch dafür eine Geſchichte, und ſucht uns einzureden, daß wir jetzt gegen früher Herrentage haben. Iſt's nicht alſo, Vater Rehband?"

Der alte Mann ſchaute dem Frager gar eigen in das geröthete Angeſicht, legte die Arme ruhig auf den Tiſch und ſagte endlich: „Es kommt Alles darauf an, wie man's betrachtet. Für uns Weber, Sammet- und Seidenweber, mag es ſonſt im Einzelnen beſſer geweſen ſeyn, aber im Großen, Ganzen iſt dies nicht der Fall. Ueberlegt nur, was ſo ſeit funfzig Jahren die Welt vorwärts gegangen, wie Dies und Jenes uns zu Nutz kommt, was wir vordem entbehren mußten. Es iſt auch für uns Manches erfunden, das Schlimmes leidlich wieder gut macht, und ſchlechte Zeiten hat es immer gegeben! — Muß immer, wenn Ihr ſo ſprecht, an den Großvater denken, der in Berlin einwanderte zur Zeit, als der Gotzkowsky ſeine Fabriken



anlegte, auf Befehl deſſen, der da jetzt vor den Berliner Linden ſteht. Ihr wißt ſchon wen ich meine! Jetzt heißt es: Der alte Fritz, ja Der! Das war ein König! Und er war's vom Kopf bis zum Fuß! Aber wenn Ihr meint, es habe damals ſo vor und nach dem Siebenjährigen — von den Kriegsjahren zu ſchweigen — der Himmel ſtets voll Geigen gehangen, ſo irrt Ihr. Wie auch der König manchmal geirrt — denn er war auch nur ein Menſch — aber glaubt mir, wo er fehl gegangen, haben ſie's damals ſo gut getadelt und beſprochen, wie ſie es jetzt thun. Freilich nicht ſo überſchwenglich viel, weil's dazumal mit der Schreiberei und dem Leſen nicht geweſen, wie jetzt. Mögen wohl zu der Zeit mehr gehandelt als geredet haben, was allezeit mir das Klügere ſcheint! Doch auch damals wird man den Brunnen je zuweilen erſt zugedeckt haben, wenn ſo eine ungerathene Range von Junge hineingefallen, und wird ebenſo Zeter geſchrieen haben. Doch das wollt' ich eigentlich nicht erzählen, wollt' nur ſo anbei ſagen, daß es auch dazumal Leute gegeben hat, die Alles getadelt, ohne zu wiſſen wie man es beſſere; die, wie fortwährend bei uns, lieber Geſetze machten, ſtatt ſich in Gehorſam nach den vorhandenen zu richten. — Hab' jedoch vorhin den Gotzkowsky genannt, der Anno 55 in der Brüderſtraße gewohnt; denke mir das Haus wird jetzt ſo die Nummer 28 haben — und ſo will ich von Dem weiter ſprechen. Wißt, und werdet gehört haben, wie Der hier zu Berlin, auf Wunſch und Befehl des Königs, Sammet- und Seidenfabriken angelegt. War dazumal nicht viel los mit dem Fabrikweſen in Preußen, ſo eine Oranienburger Vorſtadt, wie wir ſie jetzt in Berlin haben, mußte man im Mond ſuchen gehen. Der große König aber wollt' Fabriken ſchaffen im Lande, und der Gotzkowsky war der Mann dazu, ſolche anzulegen und in Gang zu bringen. Wie er auſſerdem noch in Zeiten der Noth für die Stadt geſprochen und gehandelt, wie er ein echter Vaterlandsfreund geweſen: das, denke ich, wißt Ihr, oder ſolltet es wiſſen. Iſt's nicht der Fall, erzähl' ich's Euch bei and'rer Gelegenheit. Heut will ich nur ſagen, daß es dazumal wie jetzt geweſen: So Jemand etwas Neues beginnt, wird er getadelt, verſpottet und ihm Dies und Jenes in den Weg gelegt — bis das Werk gelungen; dann haben es Alle vorhergeſagt und beeilen ſich es nachzumachen — um reich zu werden. Auch der Gotzkowsky hat im Anfange nicht auf Roſen getanzt. Fand Nichts im Lande vor, nicht Leute, die das Nöthige von der Weberei verſtanden, keine Stühle, darauf zu weben war. Mußte Alles aus fremden Landen verſchreiben und kommen laſſen, Menſchen und Geräth. Auch der Großvater wanderte von Augsburg ein, wo er ſein Werkweſen als Seidenwirker fein ordentlich gelernt und hanthieret. War vor hundert Jahren ein ander Ding die Seidenweberei, wo es hieß: ſelbſt ſey der Mann, wo noch nicht, wie jetzt, die Maſchine Alles machte. Dazumal galt ein geſcheidter Weber Etwas, und er hielt ſich denn auch für was Rechtes. Mag dazumal ſo ein Biſchen Stolz mit untergelaufen ſeyn, aber ich ſag' Euch: wir Weber galten Etwas! — Und wer nicht der Kleinſte in der Zunft war, das war der

Großvater, den der Gotzkowsky angeſtellt als Werkführer in ſeiner Seidenfabrik, die er auf der Friedrichsſtadt, neben ſeiner älteren Fabrik, noch mit übernommen auf Befehl des Königs, nachdem der erſte Inhaber nicht fertig geworden; oder, wie Ihr ſagen würdet, Meiſter Blume, zu früh fertig geworden. Nichts für ungut! Muß nun einmal jetzt überall ſo ein Witz mit unterlaufen, als ob der über alle Fährlichkeiten hinwegbrächte! Sag' Euch, er ſpült Manches hinweg — auch zuweilen Gutes und Ehrbares! Doch, um wieder auf den Gotzkowsky zu kommen! Sag' Euch, der Mann muß es verſtanden haben! Fand er in jener Fabrik, bei der Annahme, zehn Gewerke vor, vermehrte er dieſelben bis auf achtzig; und hatte nun in beiden Fabriken zuſammen an die 250 Stühle, wodurch er ſo an die anderthalbtauſend Menſchen in Lohn und Brod hatte. Soll ein gar rührig Leben geweſen ſeyn; und die Waare, die geliefert wurde, hatte Euch einen Einſchlag, einen Faden, der ſich ſehen laſſen durfte. Könnt's Euch noch zeigen, hab' noch zu Hauſ' ſo 'n Stück von der Großmutter Feſtrock, der aus jener Zeit ſtammt. Sag' Euch, ein Gewebe! Na! Ihr verſteht mich, ohn' daß ich weiter darüber ſpreche! Wie es nun aber zu gehen pflegt, es war dazumal wie heut, und wo möglich noch ſchlechter. Der Prophet gilt Nichts im Vaterlande! Was nicht wenigſtens aus Paris und London kommt, hat bei Vielen keinen Werth; heißt gleich: es ſey nicht weit her, und meinen damit: es ſey nicht fremd, alſo ſchlecht. Hat der Gotzkowsky auch erfahren! wie er denn im Anfang arg geſchmäht, verlacht und wiederum beneidet worden iſt. War eben wie heut! Die Ueberklugen, die Alles beſſer wiſſen, prophezeiten Unglück auf Unglück, ſahen überall Dummheiten, bis ſie endlich fanden, daß die Sache dennoch gehe, was ſie dann auch wiederum vorhergeſagt haben wollten. Wer ſich jedoch darum nicht kümmerte war der Gotzkowsky. Er fuhr, als man ſeiner Waaren im Inlande nicht achtete, mit denſelben zur Leipziger Meſſen. Dort fand man ſie preiswürdig; ſie wurden gekauft, ſo daß die Einheimiſchen endlich auch kaufen mußten, wenn ſie anders nicht Schaden leiden wollten. — Genug, ich ſag' Euch, das Geſchäft ging, alle Spulen waren geölt — und wenn der große Krieg nicht Anno 56 gekommen wäre, ich glaub', die Firma ſtände noch! So aber begab ſich's anders. Es wurde, es war Krieg! Und was das ſagen will, wiſſen wir Alten von Anno 6 und 13 her. Die Leipziger Meſſe war da: es war im September 1756. Der Gotzkowsky ſagte zum Großvater: Rehband! halt' er ſich fertig, er muß mit nach Leipzig. Die Zeiten ſind ſchlecht und ſo müſſen wir uns doppelt rühren. Kann's allein nicht ſchaffen! Er muß mit! War dazumal nicht ſo 'n Kinderſpiel, nach Leipzig zu reiſen, wie jetzt, wo es mit Dampf geht. Glücklich ſind ſie ſchon angekommen, trotz der ſchlechten Wege; aber mit dem Abſatz war es nichts. War ſonſt an die 40,000 Thaler verkauft worden, wurden diesmal nicht die Koſten der Reiſe herausgeſchlagen, kaum für 200 Thaler abgeſetzt. War nun einmal ſchlechte Zeit, und der Krieg machte die Leute muthlos, ſo daß Handel und Wandel darnieder lag. Der Gotzkowsky iſt auch ganz ſinnverlierig geweſen und hat ſich hantbiert und gehabt wie es ein Chriſtenmenſch eigentlich nicht thun ſoll.' Aber der Beſte verliert zuweilen den Kopf! — Genug, ſind die beiden Männer durch die Straßen von Leipzig gegangen, ſind auch wohl unter einem Lindenbaum ſtehen geblieben, nicht aber um das ſich herbſtlich färbende Laub zu betrachten, ſondern der Gotzkowsky hat die Hände gerungen und zu dem Großvater geſagt, laut und vernehmlich: Rehband! es iſt aus mit mir, den Schlag verwind' ich nicht! Muß man nicht zweifeln an der ewigen Gerechtigkeit, wenn ich denk', wie ich geſchafft, gearbeitet, trotz der wenigen Hülfe und Unterſtützung, die ich bei meinen Bekannten und Freunden im Vaterland fand! Stecken nicht im Geſchäft 500 000 Thaler, von denen weit über die Hälfte fremden Leuten im Auslande gehören? Wie ſoll ich nur den Zins aufbringen? Mag denn Alles zu Grunde gehen, ich kann's nicht halten! Nehm' er getroſt ſeinen Wanderſtab wieder, Rehband, beim Gotzkowsky iſt fürder keine Seide zu ſpinnen! Der iſt hin! — Dabei hat er kopfſchüttelnd mit ſeinem Rohrſtock auf die Erde geſtoßen, daß der Zopf in ſeinem Nacken auch nicht ruhig bleiben konnte, er mußte mit hin und her ſpringen. Und da iſt es denn geſchehen, daß in dem Augenblick ſich eine Hand hat auf die Schulter des Kaufmanns gelegt und eine ſanfte milde Stimme geſprochen hat: „Wer nur den lieben Gott walten läßt!' — Die Beiden hatten den Angekommenen bisher nicht bemerkt, erſchracken nun wohl ein Weniges, als ſie die Worte ſo plötzlich vernahmen; als ſie aber dem Fremden, der ſo ein angehender Vierziger ſeyn mochte, in das bleiche aber doch ſo mild freundliche Angeſicht ſchauten, da wurden ſie ſtill, und nur der Gotzkowsky hat ſich nicht enthalten können, wie in halbem Trotz zu ſagen: Es wird dies Hoffen und Vertrauen aber oft Einem ſo ſchwer gemacht! Der Angeredete hat einen Augenblick geſchwiegen, und nur die beiden Männer wie prüfend, fragend angeſchaut, dann aber hat er ſanft lächelnd des Kaufmanns Hand genommen und geſagt: „Mein lieber Gotzkowsky, bin ſo einige Schritte hinter Ihm gegangen ohne daß Er mich bemerkt. Habe Seine Rede vernommen, und da Sein Name bei den Kaufleuten, ſo hier nach Leipzig reiſeten, ein oft genannter iſt, ſo hab' ich auch andrerſeits ſchon gehört, wie für Ihn dieſe Meſſe eine abſonderlich ſchlechte geweſen ſey. Bin kein Kaufmann, verſtehe mich nicht auf das kaufmänniſche Weſen — aber — aber: Wie groß iſt des Allmächtigen Güte! und müſſen wir nicht auf ſeinen Rath all unſer Glück erbauen?" — und als der Gotzkowsky noch immer ſchwieg, ſagte er: „Will der Herr mit ſeinem jungen Begleiter nicht bei mir eintreten ein Weniges? Stehen vor der Thür meines Logements!' — Es war ein ſchwächlich kränklicher Mann, der ſo bat, aber — aber der Gotzkowsky hat doch nicht vermocht, den Worten der Bitte zu widerſtehen. Er iſt mitgegangen, ſtumm, wie in halbem Trotz, während der Großvater gefolgt iſt, auch nicht eben mit freudigem Herzen. War dazumal, wie noch jetzt, für einen ehrlichen Zunftgenoſſen keine Freude, den Wanderſtab in die Hand zu nehmen und auf's Blaue in die Weite zu ziehen. Und wenn



die Fabrik geſchloſſen wurde, was wäre ihm Anderes übrig geblieben, als ſein Felleiſen zu ſchnüren, und zuzuſehen, wo in der Ferne ein Stücklein Brod für ihn gebacken ſey. — Waren alſo eingetreten, ſtanden dem Fremden gegenüber, der ſich erzählen ließ, wie es daheim im guten Berlin ſey, was der große König mache, und ſo gab's der Reden mehrere. Und ich ſage Euch, der Großvater hat die Stunde nicht vergeſſen; ſagte immer: er wiſſe nicht, wie's der ſchlichte Mann angefangen, die Worte aus dem Gotzkowsky herauszulocken; wohl aber wiſſe er, daß der Mann ſo Etwas gehabt, das er nicht näher bezeichnen könne, und doch nie zu vergeſſen vermöge. Er meinte, es müſſe in den Augen gelegen haben, oder im Ton der Stimme. Als der Gotzkowsky jedoch wieder gerufen hat, daß dies ſein Ruin, ſein Letztes ſey, daß er Alles müſſe eingehen laſſen, um nur noch ein Weniges für ſich und die Seinen zu retten, hat der Mann ernſt, wie verweiſend geſprochen: „Und Seine Arbeiter, mein lieber Kaufmann? Alle dieſe Leute, die auf Ihn angewieſen, ſind es nicht auch Seine Kinder? Iſt Er nicht gleichſam Ihr Vater?

Mein Nächſter hat ein Recht auf viele meiner Pflichten,
Doch wird dies Recht ſo oft von mir entweiht;
Verſagt er mir die Pflicht, ſo eil' ich ihn zu richten,
Und ſein Verſeh'n iſt Ungerechtigkeit.

Je höher der Herr uns geſtellt, deſto größer die Verantwortlichkeit, die wir vor Gott haben. Verzage Er nicht, bedenke Er, wie groß des Allmächtigen Güte iſt, wie er, wo Niemand hilft, doch helfen kann; denke Er nicht an ſich, denke Er Seiner armen Arbeiter!" — Und als die Beiden noch ſtanden, nicht recht wußten was ſie auf dies Alles ſagen ſollten, hub er aus tiefſter innerſter Seele, freudigen Auges zu ſprechen an:

„Was iſt's daß ich mich quäle?
Harr' ſeiner, meine Seele,
Harr' und ſey unverzagt!
Du weißt nicht, was Dir nützet,
Gott weiß es und Gott ſchützet,
Er ſchützet Den, der nach ihm fragt."

Der Gotzkowsky und der Großvater haben unwillkürlich die Hände gefaltet. Zu ſprechen haben ſie nicht vermocht. Als aber das Lied zu Ende geweſen, hat der Kaufmann des Mannes Hand ergriffen, ſie tief bewegt gedrückt und zitternd gefragt: Ihr Name, Mann, Ihr Name? — Der Fremde hat gar ſanft gelächelt, auch dem Großvater zum Abſchiede die Hand gereicht, dann hat er ſie zur Thür geleitet und geſagt: „Bin Gellert, der Profeſſor Gellert." — Werdet von ihm gehört haben, wenigſtens lernen Eure Jungen manch Lied von ihm in der Schule — und im Geſangbuch fehlt er nicht. Wißt, ich halt's nicht damit, immer Gotteswort im Munde zu haben, zur Betverſammlung zu gehen — und die Arbeit verſäumen. Denk' immer: ſo lang' ich noch Hand und Fuß rühren kann, muß ich mir ſelber Brod zu erwerben ſuchen. Aber Gottes Wort iſt alle Wege gut, und ein Lied, oder Spruch zu ſeiner Zeit, iſt auch eine Sproſſe auf der Leiter zur Ewigkeit. — Doch das ſo nebenbei! — Wie die Männer zur Herberge gekommen, wußten ſie ſelber nicht. Niemand hat geſprochen, denke mir, ſie haben das Gehörte im Herzen bewegt! Hat auch der Gotzkowsky dieſer Stunde niemals wieder zum Großvater gedacht; denke aber, was er ſpäter gethan und wie er gehandelt, wird auch ſo eine Frucht mit geweſen ſeyn von Dem, was er damals gehört und erlebt; 's iſt nun einmal ſo: was wir am tiefſten im Herzen tragen, ſprechen wir am wenigſten aus. — Auch der Großvater ſprach nicht gern davon, mag ihm wohl zu heilig geweſen ſeyn: wenn er's aber that, leuchtete ſein Auge und die Stimme zitterte ihm.

Doch wieder auf meine Geſchichte zu kommen. Von einem Aufgeben der Fabrik war nicht mehr die Rede. Gotzkowsky ſagte nur: Rehband, packe Er zuſammen, ſeh' Er nach den Waaren und den Pferden; wollen zurück nach Berlin. Und als er das geſagt, iſt zu gleicher Zeit die Thüre aufgegangen, und ein Mädchen iſt in derſelben erſchienen, wenn auch mit verweinten Augen, ſo doch — ſo —. Nun, daß ich's nur gerad herausſage, dem Werkführer, das heißt dem Großvater, iſt's geweſen, als ob der beſte, hellſte Sonnenſtrahl des Glücks in ſein Herz falle. — Das Mädchen war mit ihrer Herrſchaft in Leipzig und hatte nun Poſt bekommen, daß der Vater geſtorben ſey und die Mutter daheim mit der alten gebrechlichen Großmuhme ihrer bedürfe. Sie kam nun und fragte ſchön: ob man nicht ein Plätzchen offen habe? Ihr Bündelchen ſey nur klein — ſie gedenke nicht Umſtände zu machen, und was ſo dergleichen Reden mehrere ſind. Meiſter Rehband hat gleich Rath gewußt, und der Jungfer — damals ſagte man noch Jungfer, wo man jetzt Fräulein titulirt — die Rückreiſe ermöglicht. Denke mir, er wird ſich fein knapp beholfen haben; und der Dirne —. Na, was ſoll ich alter Mann Euch weiter davon ſprechen. Wißt was ich meine! Sind Alle mitſammt jung geweſen, oder noch, wie Meiſter Soltheim, der Jüngſte unter uns; hat uns Allen einmal das Herz raſcher gepocht — und wenn's um was Rechtſchaffenes war, denke ich, brauchen wir uns der Sache nicht zu ſchämen: 's iſt auch ſo ein Sonnenſtrahl des Glücks, der Jedem im Leben einmal lächelt. Wohl Dem, der ihn fängt — und Dem er bleibt und das Herz erwärmt. Lieb' im Haus', jagt die Sorgen hinaus. Will nur ſchweigen, wißt, meine Frau liegt drüben auf dem Kirchhof; hätt' ich die Friederike nicht, ich —. — Doch ich wollt' ja vom Großvater ſagen und nicht von mir. Das Alter macht redſelig. Denke, die Beiden werden's auf der Reiſe ſchon gefühlt haben, was die Glocke geſchlagen hat, und daß das Glück nicht bloß ſo neben dem Wagen herlief. Hat aber noch einige Zeit gedauert, eh' ſie es ſich geſtanden, ſie es unter ſich richtig gemacht haben. Als es aber nach Monaten geſchehen, und der geruhſame Werkmeiſter des allbekannten Gotzkowsky gemeint, daß er das Glück gefunden und es nun feſthalten müſſe, hat er ſeinen Feſtrock angezogen und iſt, nicht zu ſeinem Mädchen, ſondern zu ſeinem Herrn gegangen. Dazumal war es noch Sitte, daß ſo ein Untergebener, wenn er ſich zu verändern gedachte, auch in ſolchen Sachen zu ſeinem Herrn ging, den um Rath und Meinung fragte: ob es Zeit ſey und ihm genehm, ſo er einen eigenen Herd gründe und den Platz ſich ſuche, wo eine Wiege ſtehen könne. Sein Herr hat ihn auch fein ruhig angehört und hat dann geſagt: Rehband! hat er ſich's wohl überlegt? Bedenke er, daß er mit dem Mädchen zugleich die alte, immer kranke Muhme mit übernimmt, und die Mutter dazu, die auch nicht mehr recht ſchaffen kann! Hat er's bedacht? Es ſind ſchwere Zeit — Krieg! — Ja, Herr! hat der Meiſter geantwortet, hab' eben gedacht, daß es jetzt Zeit ſey. Der Chriſtine Schultern vermögen die Laſt nicht mehr zu tragen; denke, Zwei werden es leichter können. Soll ich das Mädchen ſich mir verkümmern laſſen? Iſt ſie mir verkommen, wär's noch ein Glück, ſie zur Frau zu nehmen? Halte es für Pflicht, ihr die Laſt zu erleichtern, und ich denk', ſie wird's mir tauſendfach vergelten. Sind doch unſere Herzen eins geworden. Iſt's nicht alſo, Herr? — Glaub's ſchon, Meiſter! hat Der geſagt; geht mit Gott. Denke, habt Euch an der Chriſtine einen Schatz erworben, ſo 'nen Glückstopf, der nimmer leer wird. Geht, grüßt Euer Mädel, und ſo lang' ich Brod zu geben habe, denk' ich, ſoll's auch Euch nicht fehlen! — Und ſo iſt's geſchehen; und der Großvater hat's dem Vater erzählt, der's mir mitgetheilt. Es kommt Alles darauf an, wie man's anſieht — und wer das Glück in ſeinen vier Pfählen ſucht, der findet's auch!“

„Ja! ja!“ rief hier Meiſter Blume, „'s iſt ſchon Alles recht gut was Ihr da ſagt, Freund Rehband; Ihr wißt auch, wir hören es gern, wenn Ihr ſo erzählt — aber Recht muß doch Recht bleiben: für uns Weber iſt das Fräulein Glück nicht mehr gewachſen!"

„Und der Gotzkowsky", rief Sebaſtian Brandt hitzig, „iſt auch nicht am Glück fett geworden! Wie iſt's Dem ergangen? Denkt Ihr, man wiſſe es nicht? Was hat es ihm geholfen, daß er alle die Fabriken angelegt? daß er ſich für die Stadt in den Zeiten der Noth aufgeopfert, mit den Ruſſen unterhandelt, für ſeine Mitbürger gereiſt und ſich in Lebensgefahr geſtürzt hat? Er nahm Alles auf ſich, zu ihm flüchtete Freund und Feind, wenn das Meſſer an der Kehle ſaß, die Stadt rettete er faſt allein mit ſeinem Gelde und ſeinem Kredit, und als er endlich doch bis auf den Boden kam, als ſein Beutel leer geworden — wo waren da die Herren, denen er oft ſo weiſen Rath gegeben, und den Wagen aus dem Moraſt gezogen? Kam Einer und ſagte: hier iſt Geld? Mußte er nicht zuletzt Pleite geben?" —

Der alte Rehband vernahm die Worte; er ließ ſein Auge mit heiligem Ernſt auf dem Sprecher ruhen, dann ſagte er gelaſſen: „Brandt! Ihr habt da auch ſo ein Wort gebraucht, was man jetzt oft hört; aber auf den Gotzkowsky paßt es nicht. Will Euch ſagen: ging's nach mir, hätte da in der Brüderſtraße, wo der Mann gewohnt, eine Tafel längſt eingemauert und darauf geſchrieben: Hier wohnte ein Vaterlandsfreund, der Kaufmann Gotzkowsky! — Er mußte ſeine Zahlungen einſtellen, hatte zuletzt nicht einen Ort, wo er ſein Haupt niederlegen konnte; ja er mußte in's Gefängniß wandern, weil einer ſeiner kleinſten Gläubiger für ſeine miſerablen Paar Thaler fürchtete, und zu bedenken anheim gab, ſein Schuldner könne bei Nacht und Nebel ſich fortmachen: trotz dem es bekannt war, daß Der, den jetzt Niemand retten, Niemand kennen wollte, noch vor Kurzem mehr denn vierz'g Tauſend für ſich hätte bei Seit' legen können, und er dennoch ſie ſeinen Gläubigern ließ, wozu er den Worten, der Verabredung nach, nicht verpflichtet war. Er that's damals, um ſein Gewiſſen ſich rein zu bewahren, wie er jetzt that mit ruhigem Gewiſſen, wenn auch mit Thränen im Auge und im Herzen. Er ſchied von Allem, was er einſt Sein genannt, er hatte Nichts gerettet, als die innerſte Ueberzeugung, nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben. Seine Arbeiter hätten ihn gern gerettet, aber ſie konnten es nicht; ſie konnten ihm nur noch zum Abſchiede, mit weinendem Auge, die Hand ſchütteln. — Du haſt „Pleite" geſagt, Meiſter Brandt; das Wort, wie geſagt, paßt wohl für Die, die auf Schwindel ihr Haus bauen, den Großen ſpielen, und ſich, wenn's nicht mehr geht, bei Nacht und Nebel auf den Weg machen. Sag' Dir aber, Meiſter, das Geld, das ſie betrügeriſcher Weiſe mit hinübernehmen, bringt auch in Amerika kein Glück. Und die Thränen, die hier ein Armer weint, den ſie um das Seinige gebracht, fallen drüben auf ihr Herz. Auf den Gotzkowsky paßt das Wort nicht. Man kann Tauſende ſchuldig bleiben — und doch ein Ehrenmann ſeyn. Hab' nur ſeiner gedenken wollen, um zu zeigen, daß es auch früher ſchlechte Zeiten — und gute Herren für die Weber gegeben hat; wie das auch jetzt noch der Fall iſt. Nichts für ungut, es hat Jeder ſein Päckchen zu tragen — und Keiner weiß beſſer, wo der Schuh drückt, als der ihn trägt.“ —

Der alte Mann konnte nicht weiter reden. Brandt fiel hitzig ein, auch Meiſter Blume ſprach dazwiſchen und wollte von Glück nichts wiſſen. — Der junge Seltheim ſtand auf, er wußte ſchon, wie es nun kam und wie Jeder ſeine Meinung zu vertheidigen ſtrebte. Für ihn war der Streit nicht, ihn zog es anderwärts hin. Er reichte dem alten Rehband ſchweigend die Hand und ſchritt ſacht zur Thür hinaus. — Und als er drunten auf die Straße kam und der Gegend zuſchritt, wo die Wohnung des alten Rehband lag, wie leicht, wie raſch wurde ſein Gang, wie leuchtete ſein Auge ſo freudig. Doch als er dem Hauſe nahe war, als er den Flur durchſchritten und nun die Treppe hinaufſtieg, wie langſam, wie zögernd wurde ſein Tritt, wie ſchwer der Fuß. Er hatte ſich Alles, was er vorhatte, ſo leicht gedacht — und — nun ſchien es ihm dennoch wieder ſo ſchwer, ach, ſo unendlich ſchwer zu ſeyn. — Jetzt ſtand er vor der Thür — er horchte, er lauſchte. Drinnen ſang ein Kanarienvögelchen laut ſchmetternd hell ſein Abendlied. Eine frohe, heitre Mädchenſtimme rief: „Aber, Vogel, ſo hör' doch auf!“ Der Geſcholtene aber ließ ſich nicht ſtören, er ſang noch lauter denn zuvor, und das Mädchen, das kein anderes war, als die Friederike, des alten Rehband herzliebes-einzig Töchterlein, lachte auf und ſagte: „Hörſt Du nicht auf zu ſingen, ſo ſing' ich mit! Und fröhlich, glücklich ließ ſie ungekünſtelt ihre Stimme erſchallen und ſang:

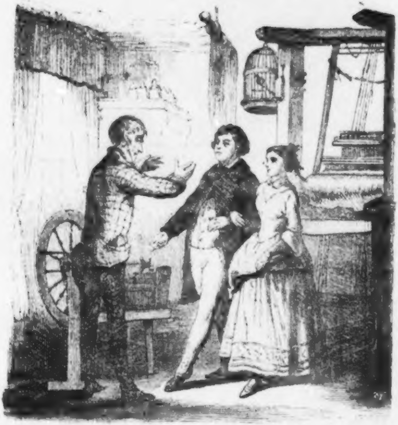
„Hab' in der Bruſt ein Vögelein,
Das ſingt ſo froh, ſo leicht;
Es mag wohl eine Lerche ſeyn,
Die grad zum Himmel ſteigt.“

Dem Lauſcher an der Thür wurde ſo wohlig um's Herz; er wußte ſelbſt nicht wie es kam, aber er konnte ſich nicht enthalten, er wußte den Mund an die Thürſpalte legen und das Lied weiter ſingen:

„O, Du mein lieb, ſüß Vögelein,
Flieg' über Berg und Thal,
Zu meiner Liebſten Kämmerlein:
Grüß' ſie viel tauſend Mal!“

Dabei öffnete er zugleich leiſe die Thür, ſo daß er, als er ſein Lied zu Ende geſungen, gänzlich in's Zimmer eingetreten war.

Die Friederike ſtand wie mit Purpur übergoſſen, ſie wagte ſich nicht vom Platze zu rühren. Aber ſie ließ es geſchehen, daß er näher kam und ſeinen Arm um ihren Hals legen durfte. So ſtanden ſie, ſo ſchaute er ſie an, herzinnig lieb und gut, bis ſie ſich zu ihm neigte und bebend ſagte: „Eduard! iſt das recht? Der Vater iſt nicht daheim!“ — „D'rum eben komm' ich zu Dir!“ ſagte lachend und glückſelig zufrieden der junge Mann, „er wird bald kommen — und da denke ich ſoll er uns Beid' hier finden — Dich und mich. Will's ihm vertrauen, daß ich Dich lieb, von Herzen lieb habe. Will



nicht mehr verſtohlen mit mein Glück erhaſchen, hier einen Blick und dort einen flüchtigen Händedruck: will es faſſen und halten, mit dieſen meinen beiden Armen; will ihn fragen: ob er Dich mir will zum Weibe geben. Sprich, iſt's recht — und hab' ich recht gethan?"

Friederike antwortete nicht, ſie lächelte nur, ſelig zufrieden wie die Lieb' nur lächeln kann. Sie legte ihren Arm um ſeine Schulter, ſie ſchmiegte ſich an ihn und bot ihm die Lippen zum Kuſſe dar.

So ſtanden ſie. Der Vogel im Käfig ließ ab vom Singen, er ſchaute mit ſeinen kleinen, grellen, dunklen Augen wie verwundert d'rein. Kein Laut war zu vernehmen, ein Engel ging durch's Zimmer. — Nach einiger Zeit ging die Thür auf, der alte Rehband trat ein. Sie ſchritten ihm Beide entgegen, Hand in Hand. Die Tochter ſagte Nichts, Nichts weiter als „Vater! lieber Vater!" und legte dabei die Hand des Geliebten in ſeine Hand. — Der alte Mann verſtand ſie, er nahm die dargebotene Hand, und ſie herzhaft drückend, ſprach er: „Ich wußte es lange, daß es ſo kommen würde; aber junze Liebe will's allein tragen. — Gott ſegne Euch!" — Und ſich zu dem jungen Manne wendend, ſagte er freudig: „Denke, Meiſter Soltheim, habt da ein herzig-lieb Vögelein eingefangen! Gelt! iſt's nicht ſo?"

„Nein", antwortete der Angeredete und umfaßte Vater und Tochter zugleich, „nein, nicht ein Vögelein, ſondern das Glück!"

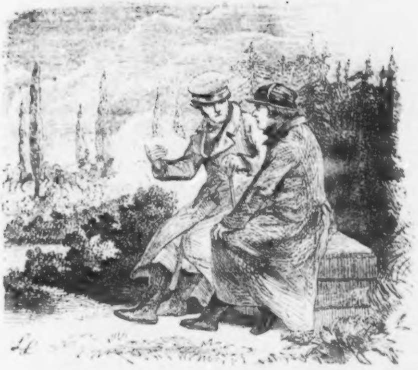
F. Brunold.

Diener-Schaar — undienſtbar.

Der Cantor Reeſe im Kirch- und Schloßdorf Reitzenſtein hatte ſeine ſonntäglichen Geſchäfte beendet, ſich dann auch im Gange durch Feld und Wald von der geliebten Mühe erholt. Es war einer der ſchönſten Maitage, und jetzt ſaß Reeſe auſſen zwiſchen Büſchen auf einer Höhe, von der ſich die Blicke nach der Landſtraße, dem, zwiſchen blühenden Bäumen verſteckten Dörfchen zur Linken, und dem Schloſſe des Grafen Eberhard von Reitzenſtein zur Rechten hinwendeten. Der allzeit zufriedene Mann fühlte ſich heut ſo recht innig froh; es war, als ob ein die Fluren mit ſeinem Segen überſtrömender Regen auch in ihm den Quell des Lebens neu geſtärkt und erfriſcht hätte. „Ja, das iſt ein Tag des Herrn mit Fülle von Wonne für die Herzen!" ſprach er, unwillkürlich die Hände faltend. „Wie das jubelt auf den Höhen und in der Tiefe, die Erde grünet und blühet, und ihre reichſte Anmuth ringsum ausbreitet! Es tönt, rauſcht und flüſtert aus der Natur, und mir iſt, als ob die mannichfachſten Stimmen nur ſprächen: „Preiſet, preiſet ihn, den Schöpfer alles Lebens und Schaffens!" — Gern würde er noch länger ſeinen frommen Betrachtungen ſich überlaſſen haben, hätte ihn nicht der Schullehrer aus einem benachbarten Dorf, Meiſter Baſſel, deſſen Herrannahen er nicht bemerkt hatte, aus ſeinen Gedanken aufgeſtört mit der Anrede: „Ei, Herr Collega, ſo ganz im Meditiren verſunken?" — „O!" entgegnete Reeſe, „wer vergäße nicht alles Andere, wenn es ſo recht wohl iſt in uns bei dem Anſtaunen des Gottwirkens! Aber, Herr Nachbar, ſetzt Euch eine Weile zu mir, nachher wandern wir miteinander hinunter in das Dorf."

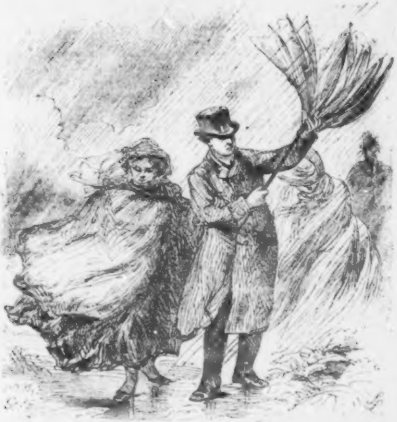
Neben dem älteren, ſchlichten, nicht ſehr groſſen, mehr gedrungenen Reeſe ſetzte ſich nun der lange ſchmale Baſſel, der, weil er Vieles wußte, was er nicht brauchte und nicht verſtand, ſehr dürftig war in Dem, was ihm noth that. Bei ſeiner inneren Leerheit gefiel es ihm um ſo mehr, ſich ſchmucker Redensarten zu bedienen, die er oft ungeſchickt einſchaltete, gar nicht im Zuſammenhange mit ſeinen Gedanken. — Beide ſaßen einige Augenblicke ſchweigend, als jetzt des Grafen Reitzenſtein unten auf der Straße hinrollender Wagen, den vier ſtattliche Pferde zogen und dem ein geputzter Diener reitend voran eilte, den Meiſter Baſſel veranlaßte, das Geſpräch zu beginnen.

„Seht, Herr Collega", ſagte er mit einem Seufzer, „ſeht: Das fährt ſich majeſtätiſch durch die Schöpfung, ſo von vier Roſſen ge-



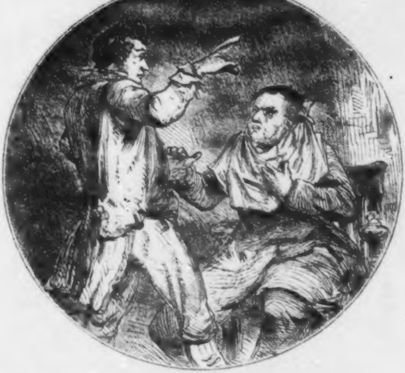
zogen. Dahin werden wir es nicht bringen in der Welt, und müſſen uns controliren, wenn wir ſolch ein Mementum unſerer Niedrigkeit anſehen." — „Was der Herr Nachbar mit ſeinem Mementum will", erwiederte der Cantor, „das weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, wir haben uns wegen unſrer Niedrigkeit nicht eben zu condoliren" — dies Wort ſprach er hervorgehoben aus — „es iſt ſehr zu fragen: wer am beſten fährt und in ſeinem Geleiſe weiter kommt." — „Auch ich", ſprach nun Meiſter Baſſel, „weiß meinen Beruf als Lehrer der Jugend zu äſtimiren; aber, Herr Collega, bedenkt doch, welch ein Stolz, ſich ſo bedienen zu laſſen, ſo viele Dienſtverpflichtete, gleichſam Inſtrumenta, zu deutſch Werkzeuge, ſeines Verlangens um ſich zu haben." — „Das iſt's, was ich kaum begreife", ſagte Reeſe, „wie ein Weſen, doch auch nur ein zerbrechlicher Menſch, ſich ſo bedienen läßt; ein Mann gleich dem unbeholfenen Kinde Arme, Füße, Hals und Kopf hinreichen, und von Andern Aushülfen annehmen kann, die wir wohl gar mit Scheu uns ſelbſt leiſten. Wer möchte gern ſo viel meiſt müſſiges Volk um ſich haben, — und glaubt mir, von ſolchem Schwarm iſt man nicht immer am beſten bedient. Davon will ich nicht einmal reden, wie der Beſitzer reichſter Güter der Erde auch ein Eigenthum der Erde wird, und wenn's endlich die letzte Fahrt gilt, ſo fährt, wer mit Vieren daher fuhr, viel ſchwerer von hinnen als etwa der Cantor Reeſe.“ — „Da müßte man ja nach Eurer Philoſophie“, entgegnete Baſſel, „den Cröſus minder glücklich preiſen, als den Irus, der bekanntermaßen ein eben ſo armer Bettler, als Cröſus ein überſchwenglich reicher König war?“ — „Was kümmern mich der Cröſus und der Irenäus, oder wie der Bettelmann ſonſt hieß! Aber mein Chriſtenthum halt' ich in Ehren, und ſeh' ich den Einen hoch oben, den Andern tief unten ſtehen, ſo denk' ich: wer weiß, wie ſich das einmal umkehren wird, und dann fällt mir der reiche Mann und der arme Lazarus ein, der zur Armuth des Irenäus auch noch die Schwären haben mußte, und wie doch der Reiche ihn anſprach, nur die Spitze ſeines Fingers für ihn in das kühlende Waſſer zu tauchen. Wenn ich mein Amt recht leite, meinen Nächſten nach Kräften erfreue, ihm in der Noth helfe, wie ich's vermag, und meines Lebens Nothdurft habe, ſo begehre ich nichts weiter, bin zufrieden und hab' ein ſtilles Gewiſſen. Mehr kann auch der Herr Graf mit ſeinen Vieren, die ihn ziehen, und mit ſeinen mehr als Vieren, die ihn bedienen, nicht erlangen, und daß er nicht immer am beſten bedient iſt, hab' ich Euch ſchon merken laſſen.“ — — „Das wäre ja ein Miraculoſum, wenn ſo ein Herr nicht ſtets ſehr wohl bedient ſeyn ſollte!“ rief Baſſel aus. — „Mit all dem Troß ſeiner Dienerſchaft geht es ihm oft ſehr übel!“ ſagte nun Reeſe; „davon weiß ich genug. Ich bin genau bekannt im Schloß des Grafen, der ein braver Herr iſt, und wenn das loſe Volk von Dienern eine Tücke ausgeübt hat, will es auch noch bewundert ſeyn, ſchwatzt dann die Argliſt aus. Hört einmal, wie es dem lieben Herrn vor etwa zwei Monaten eine ganze Woche hindurch übel ergangen iſt.“ — „Da bin ich begierig, bin ganz Ohr!“ erwiederte Baſſel, und Reeſe erzählte:

„Es war Montag und ſchönes, warmes Wetter. Der Herr Graf und die Frau Gräfin ſahen zum Fenſter hinaus. Da ſprach ſie: Hätteſt Du nicht Luſt, heute mit mir und unſerm Clärchen zu meiner Couſine hinüber zu fahren? — Der Graf war bereitwillig, und da eben das Kammermädchen herein kam, befahl er, ſie ſolle ihm Gottfried, den Kutſcher heraufrufen. Der aber ſaß unten, ſpielte mit Einem aus dem Dorfe Karten, und Beide waren eben im größten Eifer. Unmuthig warf der Kutſcher die Karten aus den Händen, und rief nach derbem Fluch: Gewiß will der Herr ausfahren! — aber warte, Kamerad, ſetzte er bald gelaſſener und mit pfiffigem Geſicht hinzu, bleib hier, ich weiß Rath! Er ging zum Herrn hinauf; der befahl ihm, anzuſpannen, gab ihm auch noch einen andern Auftrag. Soll gleich geſchehen, Excellenz! ſagte Gottfried, und indem er ſich nach der Thür wandte, brummte er etwas von dem Barnabas, wie eines der neulich gekauften Pferde heißt. Dem Grafen war das Gebrumm nicht entgangen, er fragte: was iſt mit dem Barnabas? Da log der Schalk: er freſſe ſeit geſtern nicht, und es ſey ihm ängſtlich, ſchiene auch gefährlich, ihn jetzt anzuſtrengen. — Dem Grafen hatte das Thier eine große Summe gekoſtet: er ward bedenklich; an dem ſchönen Tage, meinte er, ſey auch ein Spaziergang nicht unan-



genehm. Die Frau Gräſin fürchtete Regen, er glaubte, dem Wetter dürfe man trauen. Was meinſt Du, Gottfried? Du biſt ſonſt kein ſchlechter Wetterprophet! ſo wandte er ſich zu dem Kutſcher. Der betheuerte raſch, es ließe ſich darauf ſchwören, daß es heute nicht regnen werde. Nun begab ſich die gnädige Herrſchaft zu Fuß auf den Weg; bald aber erfolgte nicht nur ein ſtarker Regen, auch ein heftiger Wind. Die aus Vorſicht von dem Diener nachgetragenen Schirme nutzten wenig: der Graf, die Gräſin und die Tochter wurden am Montag tüchtig durchnäßt, während der Kutſcher Gottfried ruhig im Trockenen ſein Kartenſpiel fortſetzte und die geſunden Pferde ungenützt im Stall ſtanden." — „Ei", ſagte Meiſter Baſſel, „wenn der Montag ſolchergeſtalt anfängt, bin ich auf den Dienſtag kuriös!"

„Am Dienſtag" — ſo berichtete der Cantor weiter — „war die gnädige Herrſchaft eingeladen zu dem Baron, eine Meile von hier. Diesmal ſtand der Wagen ſchon beſpannt im Schloßhof, da war der Graf noch nicht raſirt. Nun hätte er wohl auch etwas härtig

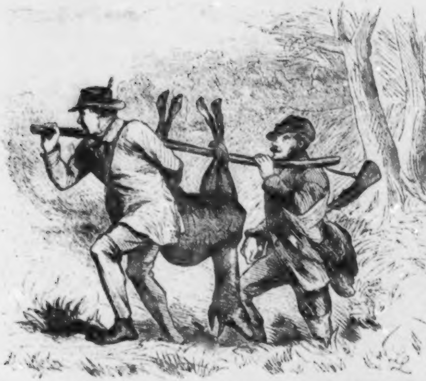


den Beſuch abſtatten können, aber lieber ſah doch die Frau Gräfin ſein glattes Kinn. Der Barbier ließ ſich jedoch nicht auffinden. Wie wär' es, ſagte der Graf zu Baſtian, ſeinem Kammerdiener, wenn Du Dich allmälig gewöhnteſt, wie Dein Vorgänger, mir dieſen Dienſt zu leiſten; das würde mir in vieler Hinſicht bequemer ſeyn, als wenn ich's mit dem Dorfbarbier zu thun habe. Du raſirſt Dich ja ſelbſt, und bei mir kannſt Du heute den Anfang machen. Baſtian begann ſein Geſchäft; der Graf verzog ſein Geſicht: es wollte nicht recht gehen. Endlich bemerkte er: Du mußt das Meſſer ſchärfen. Das geſchah, doch das ſchärfere Meſſer verurſachte einen derben Schnitt in die Wange, ſo daß der Graf, ſonſt ein geduldiger Herr, heftig zu ſchelten begann. Die Frau Gräfin trat eben ein mit der Frage: Nun, biſt Du fertig, lieber Eberhard? Da ſah ſie ihn mit halb blutigem, halb bärtigem Angeſicht. Er wollte ſich dem ungeübten — aber eigentlich die neue Arbeit auf hinterliſtige Art von ſich ablehnenden — Baſtian nicht nochmals anvertrauen. Dieſer lief nun zwar ſchnell in das Dorf hinein, brachte dann auch den Barbier. Der aber befand ſich im Zuſtande der Trunkenheit, daß es noch gefährlicher ſchien, ſich ſeinem Meſſer preis zu geben. Mit halb glattem und verwundetem, halb bärtigem Geſicht konnte der Herr Graf jedoch gar nicht ausfahren; ganz verſtimmt ließ er wieder ausſpannen, und mußte am Dienſtag, weil der Dorfbarbier ſchon am frühen Morgen ſich betrunken hatte, zu Hauſe bleiben.“

„Und am Mittwoch?“ fragte Meiſter Baſſel, wonach der Cantor antwortete:

„Bis gegen Mittag war der Graf noch halb raſirt, weil der Barbier, aus Furcht vor der verdienten Strafrede, ſein Kommen verzögerte. Da fuhr ein vornehmer Herr an, mit dem zu reden der Graf wohl nöthig gehabt, und deſſen er in einer Angelegenheit bedurfte. Mit ſo mißhandeltem Geſicht wollte er ſich nicht zeigen. Er ließ ſich verleugnen, und verſcherzte ſo das Wohlwollen dieſes mächtigen Herrn, der es wußte, daß er zu Hauſe war. Der Barbier, jetzt zur ſchlimmſten Stunde eintretend, wurde um ſo heftiger empfangen und auf vierundzwanzig Stunden eingeſteckt, das änderte aber nichts an dem Unheil.“

„Am Donnerſtag“, fragte Baſſel jetzt, „da wird es doch beſſer werden?“ — „O!“ rief der Cantor, „da gerieth der Herr gar dem argen Kneiſler, dem Förſter, in die Hände. Um ſich durch Jagdbeluſtigung vom Aerger zu erholen, ging er gegen Abend mit Kneiſler in die Waldung. Der Graf harrte lange an einem lieblichen Ort, wo für ihn ein Sitz bereitet war, auf ein Wild, das nicht kommen wollte. Endlich hört er einen Schuß, und von ſeinem Anſtand ſpringt haſtig Kneiſler herbei, der glücklicher geweſen. Nun, Förſter, Er hat geſchoſſen, hat Er auch getroffen? fragte ungeduldig der Graf, und Kneiſler antwortete: Ja, Excellenz, einen Rehbock. Schnell eilte der Herr voran, nach der Gegend, von wo er den Schuß vernommen. Gut getroffen, mitten auf die Stirn! rief hier der Graf, erfreut über den feiſten Rehbock. Aber, ſagte er verlegen, wie bringen wir ihn nach Hauſe? Auf dem Felde ſind keine Leute mehr, die uns helfen können; das Thier iſt zum Tragen faſt zu ſchwer, und es liegen laſſen bis morgen? — wer weiß, in welcher Pfanne es dann bratet? — Der ſchlaue Förſter, vergnügt über die Verlegenheit, ſtellte ſich, als ob auch er nicht zu rathen wüßte, bis der Graf endlich gutmüthig äußerte: mit dem Baum-Meſſer, das er eben bei ſich trage, könne man eine Stange ſchneiden; auf dieſer wollten ſie mit vereinten Kräften ihre Beute in Sicherheit bringen. Dazu fand ſich Kneiſler nach einigen Einwendungen bereit, und bald hatte er eine Stange, zum Zweck hinlänglich. Dem Thiere wurden mit ledernen Hundsriemen die vier Läufe zuſammengebunden und die Stange durchgeſchoben. Weil aber der Förſter ſchloß: daß, wem der größere Theil der Beute angehöre, billig auch das Meiſte von deren Laſt trage, und weil er dem Herrn auch einmal die Schwäche ſeiner Schultern empfindlich machen wollte, ſo ſchob er dem Grafen, den er aus Höflichkeit voranſchreiten ließ, den Rehbock bis weit



über die Mitte der Stange zu, und demnach faſt die ganze Schwere. Da fühlte nun freilich der Graf, daß er ſeine Kräfte überſchätzt habe; er mußte anhalten und zur Erleichterung das Thier zur Erde werfen. Er hat recht, Kneißler, die Laſt iſt zu ſchwer, ſprach er. Hab's gewußt! ſtimmte der Jäger ein, indem er tief aufathmete, ſeinem Herrn nachahmend ſich reckte und die Achſeln mit den Händen rieb. Weil ihm aber daran gelegen war, die Gunſt des Herrn ſich zu bewahren, that er den Vorſchlag: Vielleicht wäre noch zu helfen! Wenn Excellenz mit Hand anlegen wollen, ſo ſtecken wir den blutigen Kopf des Bocks in meinen Büchſenranzen, und legen das Thier, die zuſammen gebundenen Läufe nach vorn, den Rumpf nach hinten, mir über die Schultern; ſo will ich ſuchen, mich mit der Beute nach dem Schloß zu ſchleppen. Der Graf bemitleidete zwar den Förſter, daß er die Laſt, die für Beide zu gewichtig erſchienen, nun allein auf ſich nehmen ſollte, doch eine andre Hülfe fand ſich nicht. Daß er ſeine Kleider bei dem Hineinſchieben des blutigen Kopfes in die Jagdtaſche durch das herabträufelnde Blut beſudelte, entging ihm im Eifer, und den Mann, der ihn verhöhnte, bedauernd, kam er im Mondſchein mit ihm zu Hauſe an. Nun war es ſchon ſpät, deswegen wurde beſchloſſen, das Thier erſt morgen zu zerlegen, und bei Lichte entdeckte dann der Graf, daß ſein Rock verdorben war. — „Wir ſind alſo bei dem Freitag", ſagte Meiſter Waſſel. „wie ging's denn da?"

„Am Freitag kam der Förſter Kneiſler bei guter Zeit nach dem Schloß und brachte noch ſeinen Burſchen mit, den Jakob, der eine große Schüſſel trug, um heute eben ſo wenig den Lohn, als geſtern die Ehre des Schuſſes zu verlieren. Alle Bewohner des Schloſſes verſammelten ſich bei dem Zerlegen [illegible] als neugierige Zuſchauer, und der Förſter brüſtete [illegible]eugung, daß er hier allein der Meiſter ſey. Wa[illegible] das Jäger[illegible]ht? fragte der Graf, was gebührt Ihm von dem Thier für den Schuß? Vom Kopf bis zu der vierten Rippe, Excellenz; antwortete Kneiſler. Nun, Er hat ſein Theil redlich verdient, ſorg' Er, daß Er nicht zu kurz komme! entgegnete der gütige Herr, und kaum war dies geſagt, da trat ein kleines Männchen mit unterthänigen Geberden und tiefen Verbeugungen herzu. Es war der Pächter vom nahen Vorwerk, der den Pachtzins noch für mehrere Jahre ſchuldig war. Von dem Verwalter des Grafen hart bedrängt, wollte er jetzt eine bedeutende Summe zahlen. Aber ſtatt auf ſeinem Zimmer die Leute zu erwarten, wie es ſeine Geſchäftsſtunden bedingten, machte der Verwalter an dem ſchönen Morgen einen Spaziergang; dies hatte der ſchlaue Pächter erſpäht, und die günſtige Stunde wollte er nicht ungenutzt vorüber laſſen. Obſchon er das Geld im Gurt unter dem Rock mit ſich trug, klagte er bei dem Grafen bitterlich über Unglück in ſeinem Hauſe, dazu mit fortdauerndem Jammer um Aufſchub, um Nachlaß eines Theils ſeiner Schuld bittend. Der Graf, ungern in ſeinem Vorhaben geſtört, verſprach Alles, nur um den Zudringlichen los zu werden. So erlitt er nicht geringen Verluſt, weil der Verwalter, ſtatt auf ſeinem Poſten zu ſeyn, ſpazir[illegible] ging."

„So folgt denn endlich der Samstag!" fiel Waſſel ein.

„An dieſem waren viele Herrſchaften aus der Nachbarſchaft eingeladen zu einem Diner, wie man's im Schloſſe nennt, denn die Deutſchverderberei nimmt leider kein Ende."

„Nun", ſagte Meiſter Waſſel, „es iſt auch kein Mittageſſen wie das unſrige, und trägt billig einen fremden Namen."

„Beſſer bekäm' es den Herrſchaften, wenn ſie an einfacher, unverkünſtelter Koſt ſich genügen ließen, ſie würden dann nicht über tauſend Uebel klagen, die wir gar nicht kennen!" bemerkte der Cantor. „Zur Pflege ſolcher Uebel bezahlt der Herr Graf ſeinem Koch jährlich ein paar hundert Thaler mehr als wir im ganzen Jahre einzunehmen haben, und die Frau Gräfin kann trotzdem oft ſehr ängſtlich werden in der Sorge, daß Alles vollkommen ſey, daß nicht fehle, was freilich beſſer gar nicht auf den Tiſch käme. — Auch am Freitag war viel vorzubereiten. Da geriethen der Koch und ein Diener in Streit; der Kutſcher, das Kammermädchen, zuletzt noch der Kammerdiener mengten ſich ein, um Frieden zu ſtiften. Der Lärm rief den Grafen herbei, und weil Matthes, der zänkiſche Diener, ſich ſogar unziemliche Reden gegen ſeinen Herrn erlaubte, wollte ihn dieſer gradhin fortjagen. Da wurde der Matthes etwas beſonnen, legte ſich auf's Nachgeben, was ihm nichts gefruchtet hätte, wäre nicht die Gräfin herzugetreten, den Gemahl zu bitten, ſie nicht in Verlegenheit zu bringen, daß, wo man viele Gäſte erwarte, Matthes fehle, der allein mit Anſtand aufzuwarten verſtehe. So kam dieſer mit einem ernſten Verweiſe durch. Aber ſey es, um ſich zu rächen, oder weil er ganz verblüfft war, er vergoß aus einer Schüſſel, die er herumreichte, mitten zwiſchen dem Grafen und einem Fräulein, und verdarb Beiden die Kleidung. Dadurch war die Freude des Feſtes geſtört, denn das Fräulein konnte ihren Verdruß nicht überwinden. So kam das gräfliche Paar am Samstag durch den Matthes um ſeine Freude."

„Der Sonntag aber wird doch wenigſtens ein Ruhetag geworden ſeyn?" fragte Baſſel.

„Wenigſtens gelangte der Graf glücklich in ſeinen offenen Wagen", erwiederte der Cantor; „wie es aber ſchnell den Schloßberg hinab ging — ſteht er, Herr Nachbar, da unten, wo die Rinne im Wege iſt — bricht plötzlich ein Rad, und der Herr wird in's Waſſer geworfen. Ein Glück, daß er ſich nicht beſchädigte, auch die Frau Gräfin nicht dabei war. Er ſchalt zwar ſehr, daß der Kutſcher ſeinen Befehl nicht befolgt, und die Ausbeſſerung des Rades nicht beſorgt habe; der jedoch verſicherte, es ſey geſchehen, das jetzt zerbrochene Rad ſey nicht das früher ſchadhafte. Der Wahrheit nach hatte er in ſeiner Trägheit verſäumt, den Wagner und den Schmied zu rufen. Der Graf mußte nach dem Schloß zurückkehren, und die beabſichtigte Fahrt unterbleiben."

Der Nachbar Baſſel hatte, als der Cantor endete, viel Bedenklichkeit im Geſicht; nach kurzem Schweigen ließ er dann vernehmen: „Freilich, am Montag ſpielt uns der Kutſcher nicht die Karten, der Barbier fehlt nicht am Dienſtag; wären wir am Mittwoch nur halb raſirt, hätte es auch nichts zu bedeuten. Der Rebbock macht uns am Donnerſtag nicht die Schultern wund; am Freitag hintergeht uns kein Verwalter noch Pächter; am Samstag gießt uns der Matthes keine Brühe auf die Kleider, und am Sonntage wirft uns kein Gottfried in's Waſſer. Dennoch" — ſo begann ſchon der Anlauf zu einem Gegenſatz, der muthmaßlich ein vielfach bewegtes Lebensverhältniß beneidenswerth ſchildern ſollte, da zumal der Herr Graf wieder, von ſeinem Viergeſpanne gezogen, wie im Fluge über die Kunſtſtraße dahinſchwebte, voran der ſtattliche Diener zu Roß. Aber als der Wagen nun eben die Rinne erreichte — Rack! — da ſtürzte er plötzlich krachend um. Diesmal war es wirklich das andere Rad, das zerbrach. Der Nothruf des Grafen, ſeiner Gemahlin und Tochter drang herauf; der gewandte Cantor Reeſe eilte durch das Gebüſch herab, langſam und kopfſchüttelnd folgte ihm Meiſter Baſſel. Glücklicher Weiſe hatte der warme Mai die Rinne ausgetrocknet, nur beſtaubt und mit einigen blauen Flecken waren demnach die Herrſchaften leidlich davongekommen. Der Cantor half ihnen auf die Beine, geleitete ſie in das Schloß, und war dann berühig bei dem Wagen, wo auch der nun heranſchleichende Waſſel auf Reeſe's Anmahnung mit zugreifen mußte. — Als Jener heim ging, und ſpäter noch oft dachte er an die Unglückswoche des Grafen und beneidete wenigſtens nicht mehr ſo unbedingt ſolche Leute, die mit Vieren fahren und von mehr als Vieren bedient werden, vergaß auch nicht, daß der Cantor bei dem Abſchiede geſagt hatte: „Glaubt nur, ſich ſelber bedient Jeder am beſten!“

A. Wilhelmi.

Von neuen Schildbürgern.

In einer zahlreichen und ſehr gemiſchten Geſellſchaft wurde der Inhalt einer Bildermappe beſchaut, und durch das hier beigefügte Bildchen entſtand eine Unterhaltung, bei der von den Anweſenden Viele ſchwiegen, Einzelne aber ſich lebhaft betheiligten. Was vermöge dieſes Anlaſſes zur Aeuſſerung kam, ſey hier möglichſt in Kürze und Zuſammenhang mitgetheilt.

Die Darſtellung der beiden ſehr in Dunkel gehüllten Männer erinnert durch ihr Beſtreben an die Schildbürger, die vor grauer Zeit in dem von ihnen bewohnten Städtchen ſich für weiſer hielten als die weit verbreitete Menſchheit. In Folge deſſen erzählt man von den Schildbürgern unter vielen andern Schwänken *) auch das fabelhafte Geſchichtchen: Einſt hatten ſie ſich ein neues Rathhaus gebaut, die Fenſter aber für überflüſſig erachtet; ſie wollten dann, um drinnen ſich nicht gegenſeitig die Schädel zu zerſtoßen, das Licht in einem Sack fangen und hineintragen, was ihnen begreiflich nichts half. Sie waren genöthigt, das ſonſtige, bei ſolchem Bau Altherkömmliche wieder anzuwenden, doch es blieb eine verpfuſchte Arbeit. — Von ſelbſt verſteht es ſich, daß dieſe den Schildbürgern gewidmete Nachrede nicht wörtlich zu nehmen iſt: auf geiſtiges Licht zielt ſie hin, und in dieſem Bezug wird nicht allzeit glaubhaft, was der alte Spruch behauptet:

„Die Finſterniß ſey noch ſo dicht,
Dem Lichte widerſteht ſie nicht.“

Wir kennen Häuſer, in denen man Rath geben ſoll, die viele Fenſter haben, drinnen herrſcht aber doch ein lichtloſes Treiben. Dort ſollten Schildbürger ſeyn, nämlich Bürger, die dem Allgemeinwohl als **Schild**, als Schutzwaffe zu dienen hätten; man hört aber gar oft nur breites Gerede, wobei man beſtehende Dinge in Nichts verwandelt, ohne daß ſie dazu gedeihen, durch die Neuerungen ein heilſames und haltbares Etwas zu ſeyn. In langen Verhandlungen blickt man bis in die für uns unwegſamſte Völkergeſchichte zurück, vor dem Vielfachen, was aus dem Vergangenen in den Hirnen kreiſt, kann man des Einfachen nicht Herr werden, nichts in Klarheit fördern. Man gleicht da nicht den Seilern, die zwar bei ihrem Geſchäft

---

*) Siehe: „Wunderſame Geſchichten und Thaten der Schildbürger.“ (Berlin, Vereins-Buchhandlung.)

rückwärts gehen, mit feſt und ſtraff gehaltenem Faden aber doch im Geſchäft vorwärts kommen.

Was hellen Geiſt und Verſtand betrifft, ſo glauben ſich daran die meiſten Menſchen reicher als ſie ſind, und beſonders will man dies auffällig gefunden haben bei vielköpfigen Vereinen, wenn ſie Rath ermitteln ſollen in Verhältniſſen, die dem rechten Lichte entzogen wurden. Ein kecker Reimler unterſtand ſich neulich, darüber neckiſch zu äuſſern:

„Wenn man Verſtand verſammelt meint,
Der Mehrheit er verrammelt ſcheint;
Wenn ſich dann ſolche Menge irrt,
Die Weisheit nur Gepränge wird:
Da war an's Heil der Welt gedacht,
Und endlich wird — nur Geld gemacht."

Das iſt eine nackte Wahrheit, die den Geldforderern, denen der Geld- und Silberglanz im Sack Lichtſchein dünken mag, nicht anziehend, ſondern anzüglich ſeyn wird. Eine Wahrheit bleibt es aber doch, und hinſichtlich anderer Richtungen merkt man auch allerlei Abſichten, die nur auf Parteivortheil berechnet ſind. — Unzweifelhaft dürfte ſich die deutſche Sprache zuweilen ſchämen, wenn großartigen Worten die kleinlichſten Zwecke und Thaten folgen. Man überzeugt ſich dann bei übel verwandelten Zuſtänden, daß Umwälzungen in ererbten Verhältniſſen veranlaßt werden durch ein Etwas von zu geringer Einſicht auf der einen Seite, und auf der andern durch Anmaßung, die in der Regel einen bedeutenden Mangel an richtiger Einſicht hat, oder zu eigenſüchtiger Gunſt ihn haben will. Mancher Einzelne kämpft wohl gegen Dergleichen — hat er Dank davon?

„Was hat er denn erreicht? ſo wird man fragen —! —
Mag Recht und Wahrheit oft man niederſchlagen,
Gebührt doch Dem der Achtung höchſter Zoll,
Der ohne Hoffnung thun kann, was er ſoll."

Solche Betrachtungen knüpften ſich an das Bildchen vom Sack, worin man das Licht fangen möchte, und wie ſehr er im Gebrauch iſt, erkennt man daraus, daß man ihn flicken mußte. Zum Sehen wird er jedoch nicht nützen, und beſſere Hülfsverſuche werden der Wahrheit, die ſtets wenig große Freunde und immer unzählige kleine Feinde hat, nicht die Erfahrung widerlegen: „Es leben Tauſende von Nichtblinden, die niemals ſehen lernen, und ſich gemächlich aus der einen Sackgaſſe in die andere bewegen."

Guſtav Kolde.

Geſellſchaftliche Unterhaltung.

Meiſt ſpricht, wer nichts uns zu ſagen weiß:
Recht kalt war's geſtern und heut iſt's heiß;
Abwechſelung gebend dem Redegehalt,
Iſt's heute heiß dann und geſtern war's kalt.

Die Wettergeſpräche ſollen oft nur das läſtige Schweigen vertreiben, ſollen beweiſen, daß man gern mit ſeinem Nachbar ſprechen möchte, wenn man nur wüßte wovon. Sie ſind eigentlich das verhüllte Geſtändniß: Mir fehlt der Unterhaltungsſtoff, vielleicht habt Ihr ihn! — und wer nicht gedankenleer iſt, der findet ihn auch, was ihm aber wenig nützt einem Gedankenleeren gegenüber, denn da reißt der eingefädelte Faden bald ab.

Um aber nicht nur Beförderer der Unterhaltung zu werden — was immer ſchon der Hausmanns-Verſtand vermag — um in der Geſellſchaft zu glänzen, muß man den Reichen ähnlich ſeyn, die einen gewichtigen Theil ihres Vermögens baar vorräthig haben; man muß Gegenwart des Geiſtes und ein inhaltreiches und freigebiges Gedächtniß beſitzen, das Gedanken und Ausdrücke raſch darbietet.

Einſeitige Leute ſprechen oft ſehr gewandt, das wird bemerklich an Parteimännern, die ſich nach Belieben die Dinge roth oder ſchwarz färben, und dann damit ſelbſtſüchtig nur in ihrem Gehirnkreis immer rundum fahren, ohne zu ahnen, daß man das enge Geleiſe genau kennt, es alſo bald langweilig findet, gar nicht da herauskommen zu können. Man hat wohl nicht unrecht, wenn man glaubt, daß ein in Wiſſen und Erfahrung Beſchränkter das Wenige, was er weiß, für ſehr wichtig hält, und dies Wenige vermöge der Uebung durch Wiederholen ſehr geläufig vorträgt, wogegen der kenntnißvolle Mann nicht ſo leichtfertig ſeine Schätze zeigt. Denn theils hat er gar viel zu ſagen und hat ſich gewöhnt, tief zu ſchöpfen; theils hält er auch Vieles für allgemeiner bekannt, als Dem wirklich ſo iſt. Da gilt, was man von berühmten Denkern ſagt: „Sie haben große Geiſtesgaben in Barren, aber nicht in der umlaufenden Münze.“ — Solche Denker laſſen ſich nicht in Geſpräche ein mit Menſchen, die keine eigene Meinung, alſo auch keine Wahrheit und kein Ziel haben, die — um Franklin's Aeuſſerung zu gebrauchen — „nur zufällig leben, um ſich unnütz zu machen und die Irrwege zu bevölkern.“

Oft werden auch die angenehmſten und geiſtreichſten Männer in der Geſellſchaft ſtumm, wenn man ſie nicht verſteht oder ſie nicht ausreden läßt, als wiſſe man Alles ſchon beſſer, habe auf die Folgerung nicht zu achten. Es iſt nicht immer ſo gemeint, wenn man Jemand unterbricht, in der widrigen Wirkung iſt es daſſelbe, als ſagte man: Schweigen Sie, denn ich will ſagen was mir eben einfällt.

Für die geſellſchaftliche Unterhaltung muß man nicht nur ſprechen, das heißt gebildet ſprechen, man muß auch Zuhören gelernt, das gute und genaue Hören auf ſich ſelber übertragen haben —:

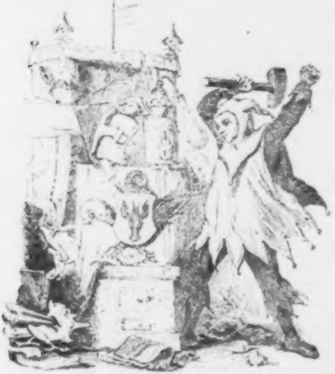
„Denn hat Einer eitel für ſich nur kein Ohr,
So wird er nicht ſelten bei Andern ein Thor.“

Beſonders aber iſt vor dem Reden zu denken, nicht über Dinge zu ſprechen, zu denen die Einſicht mangelt, was ſich leicht verräth, und ſchon der König Salomo ſagte: „Siehſt Du Einen ſchnell zu reden, da iſt an einem Narren mehr Hoffnung denn an ihm.“

C. Kienitz.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)



Aktenſtücke der Ermittelung: wer in deutſchen Angelegenheiten die großartigſten Fehler gemacht, mit dem verſtändigen Schluß, daß im Hinblick auf Pariſer Querlerei, Querelerei und Quälerei allgemeine Verſöhnung mit Stillſtand aller inneren Händel gewiß das Rathſamſte ſey.

Gründliches Erwägen der Frage: Ob Rouſſeau's beſtrittene Aeußerung: „Der Naturzuſtand iſt das einzig Rechte, moderne Menſchenbildung nichts als Entartung", nicht wenigſtens bedingt auf das neunzehnte Jahrhundert anwendbar ſey?

Bericht vom Parnaß, wonach Apoll und die Muſen immerwährend an Kopfſchmerz und Unverdaulichkeit leiden wegen der neueſten Theaterpoſſen mit ihren Couplets.

Hundert und etliche Abhandlungen, in welchen die Streitfrage: ob das Wort „Demagog" mit Volksführer oder Volksverführer zu überſetzen ſey, unentſchieden blieb.

Mittheilungen zu der Anſicht: die Umwälzungen in Frankreich wären hauptſächlich dadurch entſtanden, daß den putzliebenden Franzoſen das einfache Weiß der Lilie mißfiel, ſie in ihrem bunten Treiben wenigſtens noch durch zwei Farben an blaue und Blut-Flecke erinnert ſeyn wollten.

Vom Unfug ſolcher Schriftſteller, die es verleugnen, daß die Tinte und Druckerſchwärze Klärungs- und Reinigungs-Mittel ſeyn können und ſeyn ſollen.

Der Beherzigung gewidmete Hinweiſung auf den Ausſpruch: „Die franzöſiſche Sprache hat hundert Zungen für die Lüge und nur ein Stammeln für die Wahrheit."

Wiſſenſchaftliche Unterſuchung Seitens der Intelligenz: ob die Sonne eine geborene Berlinerin, oder der Sonne ein geborener Pariſer iſt.

Stimmen-Sammlung zu dem Antrag: daß den Sälen großer Rede Vereine die Inſchrift zu geben ſey: „Hier ſucht Jeder Futter für ſein Steckenpferd."

Leit Artikel über den ungeheuern Erfolg des Handels mit Redensarten als Schutzwehr gegen die Kraft und Freiheit des Handelns.

Theologiſches Gutachten mit dem Endergebniß: daß alle Neuerung durch die Schöpfung entſtanden, und demnach das Chaos wieder herzuſtellen ſey.

Spital-Bericht über die Landſeuche, durch Dünkel und Anmaßung den Kopf zu verlieren, wodurch ſogar die Unſterblichkeit der Vaterlandsliebe ſich zum Auswandern gezwungen ſieht.

Ein Reſt von der Farbe der Scham, allen das deutſche Weſen in Zwietracht verunſtaltenden Parteifarben zur Beimiſchung empfohlen.

Ein **Perpetuum immobile**, erfunden von einem Todten, und beliebt bei Allen, die es im Dünkel angefabelter Intelligenz für das Perpetuum mobile halten.

Von neuen Verwaltungsformen, die zwar koſtbarer aber nicht köſtlicher geworden ſind, und oft eine theure und doch unverdauliche Koſt erzeugen.

Klage Chor der Nachteulen, Güter- und Geiſtesdiebe über die Zudringlichkeit des Lichts.

Unveraltete Beweiſe, daß der Stolz auf Siege der Vergangenheit gewöhnlich zu Niederlagen der Gegenwart führt.

Staatsärztliches Gutachten, wonach man als doppelter Holländer noch zu phlegmatiſch wäre, wenn man nicht aufgeregt würde von Manchem, was von Paris herſtammt.

Mathematiſcher Beweis, daß der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Freiheiten dem gleich iſt zwiſchen dem ewig alleinigen Gott und den vielen heidniſchen Göttern.

Lebensgeſchichte eines Parvenü, der ein Verſprechen nicht eher unerfüllt läßt, bis er es gegeben hat.

Wunderliche Klageſchrift eines Züchtlings darüber, daß man ihn in der Zeitung Dieb genannt, da er doch nur Taſchen geleert habe, alſo eigentlich zu den Financiers gehöre.

Weltkundiger Beweis, daß gekrümmter Rücken und dünkelhafte Anmaßung viel mehr Beachtung verdienen als grader Sinn und wirkliche Fähigkeit.

Ein Meſſungs-Werkzeug, um nach der Erfahrung: daß in neueſter Zeit Nationalismus und Rationalismus viel ferner von einander ſind als N und R, genau zu beſtimmen, welch ein ungeheuer langer Gedankenſtrich zwiſchen Beiden ſich ausdehnt.

Rathſuchung bei einem Staatsarzt von Seiten des Zeitgeiſtes, weil man ihm die einfachen Wahrheiten aus dem Hirn entwendet, und dafür vielfachen Wahn, der heftiges Fieber veranlaſſe, eingeſchwärzt und eingepreßt habe.

Plan zu einem Schutzhaus für Blüthen des Herzens, die bei dem Herrſchen kalter Selbſtſucht erfrieren müſſen.

Bildniß eines Verſchreiers, der gar nichts weiß von Dem, was er nicht weiß, und ſich folgerichtig weiß machte, daß er Alles wiſſe.

Grundzüge der Erfahrungslehre, wonach man das Geſunde von der Natur lernt, das Ungeſunde ſich von den Menſchen holt.

Ueber die Wirkung volksthümlicher Genußſucht als Zeugniß, daß die Seele ſterben könne ehe der Leib ſtirbt.

Von dem bitteren Herzweh, daß ein Verſtändiger ſelbſt im Vaterlande unheimiſch werden kann, wenn er nicht verſtanden wird.

Ueber den Dunkelmanns-Glauben, oder Verſuche, die Wahrheit zu finden mit einem Licht, das nicht leuchtet.

Entdeckte Verwandtſchafts-Verhältniſſe des Kampfes gegen beliebten Blödſinn mit dem Kampfe gegen den Nebel.

Abbildung mehrerer überaus gelehrten Leute, die lebenslang ihre Schulbänke vor ſich herſchleppen, um ſie als Wall aufzuthürmen gegen volksthümliche Lebensanforderungen der Gegenwart.

Unterſuchungen über die Frage: „Ob es wahr iſt, daß ſeit dem Gebrauch der Stahlfedern der geſunde Sinn in allerlei Schriftbereichen auffallend ſtumpfer geworden iſt, als zur Zeit, da man mit Gänſefedern ſchrieb?“

Ueber das Vielfältige des Einfältigen. Eine durch die Weltgeſchichte beſtätigte und von der Erfahrung gekrönte Preisſchrift.

Abbildung des ungeheuren Kleiderſchranks, der nöthig wurde zu den unzähligen Mänteln, die man der nackten Wahrheit umhängt.

Triftige Vergleichung eines modiſchen Ehepaares mit Sonne und Mond: wenn Sie kommt, wendet Er ſich ab.

Endloſe Geſchichte des alten Weibes, genannt Weltweisheit, die das Ideale niemals erreichte, ſtets aber die Wirklichkeit verlor.

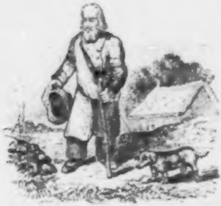
Redner-Troſt, daß bei den vielen leeren Taſchen die Maultaſche doch immer voll bleibt.

Eine Sammlung zahlreicher Bildniſſe ſolcher mit dem Zeitgeiſt beſchäftigten Leute, die nicht ausſehen als ſähen ſie irgend etwas ein.

Gy.

Trübſinn nährt, Muth entwehrt Aberglauben.

Im Sommer 1782 unternahm der Candidat, nachmalige Pfarrer Johann Chriſtoph Fröbing, auch als Dichter genannt, eine Vergnügungsreiſe nach dem Harz und Thüringen. Damals, als die Poſt noch mit dem lateiniſchen Wörtchen post, mit dem „hinten nach“ und mit dem Schneckengange ſehr verwandt war, verließ man ſich mehr auf kräftige Füße, was nicht ohne gute Folge iſt. Das ſah Fröbing ein, indem er auch dort wandernd umher ſchweifte, wo Reiten und Fahren ſich beſſer anwenden ließ als in bergiger Gegend; um ſo begreiflicher iſt es, daß er dieſe Sommer-Reiſe durch den Harz und Thüringen völlig zu Fuß vollbrachte. Ein Geiſtlicher und Dichter betrachtet ſich aber auch die Menſchen, ſieht möglichſt in menſchliche Verhältniſſe hinein, und das hat Fröbing nicht verſäumt, wie erkennbar wird aus dem kleinen Abenteuer, deſſen Erzählung wir handſchriftlich vor uns haben, und ſie hier folgen laſſen.

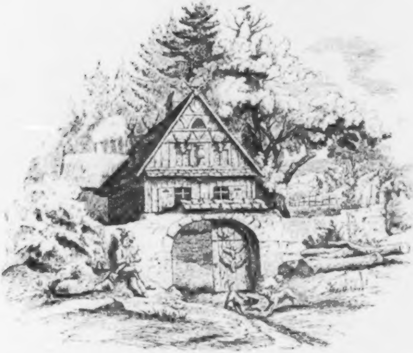


„Ich kam“ — berichtet Fröbing — „eben in die Nähe von Treffurt, beſonders in der Abſicht, das Getrümmer der Burg Nordmannſtein zu beſchauen. Auf dem Wege dorthin begegnete mir ein blinder Mann, der ſich von einem Hunde langſam leiten ließ. Ich ſtand ſtill, ſah eine Weile zu, und ward von dem ehrwürdigen Antlitz des Alten und von ſeinem Zuſtande innen bewegt. Bald ſtand ich neben ihm mit einem „Gott grüß’ Euch!“ — „Heut und immer auch

Euch!" — erwiederte der Blinde, und zog den Hut, den ich ſogleich auf des Greiſes Haupt zurücklenkte. Ich begann nun ein Geſpräch mit der Aeuſſerung: daß ich nicht zu begreifen vermöge, wie er ſich auf die Führung des Hundes verlaſſen könne, und die Antwort war: „Lieber Herr, ich hätt' es ſonſt auch wohl nicht geglaubt, obwohl ich als ehemaliger Jäger von der Klugheit des Hundes gar Mancherlei weiß. Ich gehe übrigens ſtets dieſelben Wege, und da helfen mein Stock und Treu — ſo heißt mein Begleiter — mir leiblich aus." — Ich unterhielt mich weiter mit dem Alten und war erſtaunt über deſſen fromme Hingebung, die ſich von Zufriedenheit nicht unterſcheiden ließ. „Ihr ertragt die Schickung Gottes mit Ruhe, das iſt löblich und jedenfalls erleichternd für Euern bedauernswerthen Zuſtand!" ſagte ich, und der Greis entgegnete: „Durch Gottes Schickung leid' ich nicht, denn ich ward blind durch eine ſündliche Aufwallung und Unvorſichtigkeit in meinem achtundzwanzigſten Jahr, habe alſo mein Unheil verſchuldet. Ueber das Schlimme, was daraus entſtand, iſt nicht mit Gott zu rechten, wohl aber ihm zu danken für Gutes, was daraus hervorging; ich kann nur nach innen ſchauen, und das hat mich entwöhnt, für allerlei Dunſtgewölk den Himmel verantwortlich zu machen, der mir ſtets klar bleibt durch die Ueberzeugung, von dort komme nur weiſe und wohlwollende Lenkung."

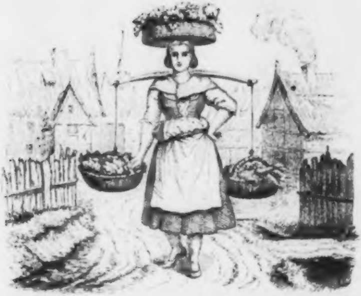
Auch die Art des Wortausdrucks war mir an dem Alten merkwürdig, und es glückte mir, mit ihm ſo vertraulich zu werden, daß ich Näheres von ſeinen Verhältniſſen erfuhr, als ich mich der Frage nicht enthalten konnte: wie er in ſeinem offenbar zu beklagenden Unglück Gottes weiſe und wohlwollende Lenkung erkenne? — „Die eigentlich nur für mich bedeutende Geſchichte meines Lebens" — ſo begann er nun — „wird Euch vielleicht darüber belehren. Ich bin der Sohn des Unterförſters Duffner, und kam als Jäger zu dem Erb-Oberförſter Honskung. In meines Vaters Hauſe ſpielte ich zu ſehr den Herrn, und ſollte gehorchen lernen, was auch wirklich das beſte Hülfsmittel iſt zur Vernunft. Mir aber wurde zuweilen der Gehorſam ſehr drückend; meine Heftigkeit verſchlimmerte viel, was Beſonnenheit leicht in's Gleiche gebracht hätte, und darf ich mir nachſagen, daß ich nie einen ſchlechten Streich beging, muß ich doch bekennen, daß man meiner Reizbarkeit Manches zu verzeihen hatte, beſonders als ich für Hedwig, die einzige Tochter des Paſtors in Straußfurt, heiße Liebe empfand und der Sohn des Amtmanns mein Nebenbuhler wurde. Eiferſucht und Grimm kämpften in mir gegen den Anſchein: daß Hedwig mir doch den Vorzug gebe, und obſchon ſie mich immer zu beſchwichtigen ſuchte, eine feſte Zuſage konnte ich von ihr nicht erlangen. Da ſah ich eines Abends, als ich aus dem Walde zurückkehrte, ich den ganzen Tag im Hirn gegen ſie und mich gehadert hatte, den Amtmanns-Sohn mit Hedwig im Geſpräch; ſie ſchritten eben einen Feldweg hinein, waren bald zwiſchen den Kornfeldern nicht mehr ſichtbar. Mich übermannte ein wüthender Zorn, ich zitterte an allen Gliedern; unwillkürlich lud ich die Büchſe und in mir flackerte ein wilder Entſchluß. Da entzündete ſich — noch weiß ich nicht genau wodurch es in meiner Haſtigkeit geſchehen — das Pulver, wie ich es eben aufſchütten wollte, es flog mir in's Geſicht, ſo daß ich mit einem Schmerzensruf niederſtürzte. Als ich meine Beſinnung wiederfand, hörte ich Hedwig klagen und weinen; ſehen konnt' ich ſie nicht, denn mein Augenlicht war erloſchen. In der Oberförſterei lag ich lange krank, und da ſich im Fieber mein ganzes Herz öffnete, ward auch Hedwigs Liebe zu mir offenbar, und erſtarkte bei ihr zu der Aufopferung, mein Weib zu werden. Seht, lieber Herr, das iſt auf meinem dunklen Wege ein wunderbares Licht geworden; denn meine Hedwig, die als einziges Kind ihres Vaters durch deſſen Bemühung gar viel gelernt und ſeine Bibliothek geerbt hat, erhellte mir die geiſtige Kraft: täglich danke ich Gott und erflehe deſſen Segen für ſie. Ihre ſo mächtige Liebe erwarb uns nicht nur ringsum die Theilnahme, wodurch wir der Nahrungsſorgen überhoben ſind, ſie verkürzt mir auch die Tage durch Vorleſen und die Erweckung der Geſpräche über den Inhalt des Geleſenen, ſo daß ich, wenn wir nun in wenigen Wochen unſere goldene Hochzeit feiern, noch immer kein Maaß dafür haben werde, wie wir ſchon funfzig Jahre beiſammen ſind. Sie beſorgt auch meiſt die Gänge zu unſern Wohlthätern, jetzt aber iſt Hedwig leidend, und da übernahm ich es heut, meiner Enkelin entgegen zu gehen, die uns von meinem Sohne, der Gärtner in Weidehauſen iſt, zur Pflege herübergeſchickt wird, und gewiß, wie gewöhnlich, mit allerlei Geſchenk belaſtet wurde."

„Bald ſind wir an der Oberförſterei", ſo unterbrach ſich der Alte, „da muß ich den Enkel meines ehemaligen Herrn begrüßen, wie dies in der Regel Samſtags geſchieht, und heut' iſt ja Samſtag. Seht Ihr ihn vielleicht?" — „Auf der Bank vor dem Thorweg ſitzt ein junger Mann", berichtete ich. — „Das iſt er, dort erwartet er mich", fiel Duffner ein, rief dann: „Biſt Du da, Stephan?" und die Antwort war: „Freilich! Dein Krug Bier ſteht bereit, und die Pfeife hab' ich auch ſchon angeraucht." — „Bei der Rückkehr ſprech' ich an", erwiederte der Alte; „ich hol' uns die Hanna, denn meine



Hedwig hat ſich ſeit mehreren Tagen nicht ordentlich bewegen können!“ und nun ſchritt er vorüber, ich mit ihm, denn das ganze Weſen des Alten wirkte auf mich wie ein Zauber.

Eine Weile ſchwieg er und ſchien nachſinnend, dann ſagte er: „Ihr, werther Herr, habt meinen Zuſtand beklagenswerth gefunden, aber der junge Erb-Oberförſter, den Ihr dort ſaht, iſt eigentlich bei voller Geſundheit und reichlichem Wohlſtande doch viel übler daran als ich.“ — „Wodurch denn?“ fragte ich, und Duffner antwortete: „Mehr als irdiſches Gut ſind unſere Gedanken und Gefühle Quell des Heils und Unheils, und wie ich feſt davon erfüllt bin, im Segen des Himmels zu wandeln, ſo feſt meint der Honskung vom Fluch der Hölle verfolgt zu ſeyn.“ Dieſe Aeuſſerung erregte meine Neugier, jedoch wollte mein Forſchen nicht ſonderlich gedeihen. „Das lauft in alte Zeit zurück, und es mag mir nicht geziemen, bis auf den Urſprung hin den eingewachſenen Aberglauben zu erwähnen; auch iſt es mir manchmal, als rücke hierin Sorge mir an. Gottes weiſe Fügung wird ja oben bleiben!“ Er ſchwieg wieder, eine nochmalige Frage hielt ich für zudringlich, ſprach alſo von ganz andern



Dingen im Weltlauf; er hörte aufmerkſam zu, bis er dann fragte: „Darf ich wohl erfahren, wer Ihr ſeyd?“ Ich nannte ihm meinen Namen, ſetzte dann hinzu, daß ich als Candidat nächſtens ein Predigtamt zu erwarten habe. Lebhaft rief er aus: „Ei, da könntet Ihr wohl gar hier förderlich werden, und ein geſcheidter Mann thut dem Stephan Honskung wahrhaftig noth; es käme nur darauf an, ob Ihr ein paar Tage übrig habt, um bei uns zu verweilen.“ — „Kein Bedenken braucht' es, denn die Zeit iſt mir nicht gemeſſen, mein Aufenthalt an keine Stelle gebunden.“ Dies hatte ich entgegnet, der Alte ſagte: „Ihr könntet in der Oberförſterei wohnen“, da vernahmen wir frommen Geſang von einer weiblichen Stimme. „Ah, das iſt Hanna!“ rief Duffner; ich blickte vorwärts, ſah in der Nähe eines Dorfes ein Mädchen kommen: eine kräftige Geſtalt, die an einer Trage und auf dem Kopf allerlei Gartengewächs brachte. Indem uns Hanna gewahrte, grüßte ſie jubelnd: „Guten Abend, Großvater, wie lieb, daß ich Euch ſehen habe!“ und der Alte war in höchſter Freude bei dem Ausruf: „Mir iſt's auch ſo, Herzenskind!“ Nun ſchloſſen ſich Erkundigungen an über den Sohn, die Schwiegertochter und die ganze Wirthſchaft, bis dann der Großvater ihr einen Theil der Laſt abnahm, obſchon ſie es anfangs nicht dulden wollte, es endlich aber dulden mußte. Was ſie in einem Korbe auf dem

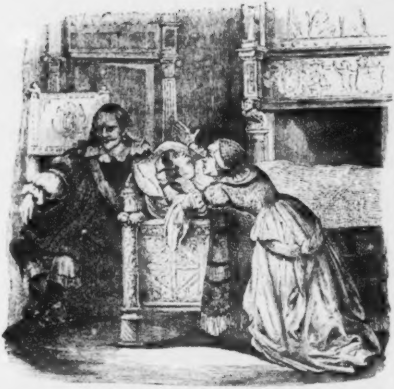
Kopfe trug, das packte der Großvater in einen Sack, der zu tragen ich mich erbot; er wieß es jedoch ab, dabei bemerkend: „Der Herr kehrt mit mir um“, wonach Hanna in heiterem Muthwillen ſagte: „Da kann er wenigſtens den Korb tragen; jetzt wär' er mir zu leicht auf dem Kopf!“ Lachend ergriff ich den Korb, und in der Rückkehr überließ ich mich dem Alten und ſeinem Zweck, den ich wenigſtens zu erfahren wünſchte.

Nach einer Viertelſtunde waren wir wieder bei der Oberförſterei; hier einzutreten verweigerte Hanna ſehr ernſt. „Grüßen mögt Ihr den Stephan, ich gehe voraus zur Großmutter!“ ſagte ſie, entfernte ſich eilend, als der Oberförſter auf uns zukam, und ich ahnte hier einen Zwieſpalt, da der Alte gleichſam tröſtend dem jungen Manne zurief: „Laß ſie gehen, Du ſiehſt ſie gewiß in dieſen Tagen oft! Da bring' ich Dir aber einen Gaſt, einen Mann, der ſich mir als wackerer Begleiter hin und her zugeſellte, dabei die Zeit verlor, in der eine ſchickliche Herberge zu erreichen war, und für Den ich um Aufnahme bitte.“ Der Hausherr bot mir freundlich die Hand mit den Worten: „Seyd willkommen, Herr, und bleibt unter meinem Dach, ſo lang' es Euch gefällt!“ Zu dem Alten ſagte er: „Nimm Platz auf der Raſenbank, Du biſt ja hier daheim“, und dann ging er in das Haus, wahrſcheinlich um Anordnungen zu treffen.

„Ein ſchöner junger Mann, doch ſeine Züge deuten auf Kummer“, äuſſerte ich, und Duffner erwiederte: „So hör' ich's von Allen, und Euch bitt' ich: verſucht's ihn zu befreien von der Laſt, die nichts iſt als eine entſetzliche Einbildung. Daß ich's Euch kurz vertraue: er liebt die Hanna, ſie iſt ihm auch von Herzen zugethan; er aber nährt den böſen Glauben, ſeine Familie ſey von einem Doppelfluch getroffen und Niemand könne ſich mit ihm, dem letzten Nachkommen, verbinden, der nicht ſein Unglück wählen wolle. Seht zu, ob Ihr als Geiſtlicher Himmelslicht in ſeinen Kopf bringt, aber thut es mit Vorſicht, denn er mag an das ihm Furchtbare, was von ſeinem Ur- Urgroßvater herſtammt, nicht erinnert ſeyn. Hanna könnt' Euch darüber am beſten Auskunft geben, denn ſie hat dem Stephan eine Schrift weggenommen, die ſchon vor länger als hundert Jahren gedruckt worden und jetzt in Hedwigs Bibliothek bewahrt wird. Wollt Ihr Euch damit bekannt machen, ſo beſucht uns morgen.“ — Gern nahm ich die Einladung an, denn der Reiz dieſes Begegniſſes mit dem Alten wurde in mir immer ſtärker, da beſonders, als der Oberförſter neben uns ſaß, ich in ihm einen Mann kennen lernte, dem es nicht an Einſicht mangelte, die jedoch einen Hang zur Schwärmerei wahrnehmen ließ.

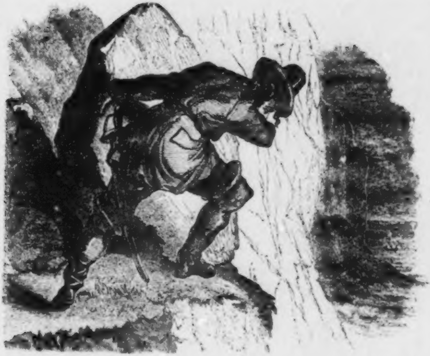
Am andern Tage war ich bei Duffner, ſah deſſen Frau, die in ihrem Alter noch daran erinnerte, daß ſie einſt ihrer Enkelin ähnlich, demnach ein ſchönes Mädchen war. Jetzt litt ſie an gichtiſcher Lähmung, wodurch ſie zwar an der körperlichen, doch nicht an der geiſtigen Berührigkeit gehindert wurde. Die Wohnung, einfach bäuerlich, hatte nur zwei Stuben, Küche und Kammer, und in dieſer ſtand ein Gaſtbett neben dem Bibliothek-Schrank, der etwa achtzig Bände enthielt. Eine ſeltſame Bücher-Sammlung! Die jüngſte Jahreszahl (1766) ſtand auf dem Titel der Schrift: „Die Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn“, von Uz; ſie war aber kein Erbſtück, ſondern das Einzige, was Hedwig angeſchafft hatte. Im Uebrigen fand ich unter Anderem „Gedichte von Weckherlin“, Zinkgräf's „der Deutſchen ſcharfſinnig kluge Sprüche“, die „Tageszeiten“ von Zachariae, den „Frühling“ des Ewald von Kleiſt, Klopſtock's „Meſſias“, Bodmer's „Noah“, Geßner's „Idyllen“, Gellert's „geiſtliche Oden“ und „Fabeln.“ Weiteres erwähne ich nicht, da dies Wenige ſchon hinlänglich bezeugt, daß der Vater Hedwigs, mein verewigter paſtorlicher Amtsbruder, ſeiner Zeit nach mit Umſicht gewählt hatte.

Ehe ich die verfängliche Schrift empfing, äuſſerte ſich Hedwig ſehr verſtändig in belebter Rede und ſchloß damit: „Wenn uns der Herr helfen möchte, darf man nicht hinter dem Berge halten, Seel' und Herz muß bei der Sache ſeyn, alſo deutlich heraus mit der Sprache: der Stephan kann von der Hanna nicht laſſen, die Hanna nicht von ihm. Er aber ſagt: ſeit ihm beide Eltern und die Schweſter plötzlich ſtarben, auch in der Familie vom Ur-Urgroßvater her ein Unglück dem andern nachgetreten ſey, ſcheue er ſich vor der Sünde, ein geliebtes Weſen in das Erbunheil zu verwickeln. Das mag recht ſchön gefühlt ſeyn, aber mannhaft kraftvoll iſt es nicht.“ — „Empfind' ich's doch eben nicht anders“, fiel Hanna ein; „die rechte Liebe hilft ſich ſelbſt, und will Stephan einen gottesläſterlichen Wahn nicht überwinden, iſt ſeine Liebe minder mächtig als die meine, die ſich vor keiner Zukunft fürchtet, dann müſſen wir auseinander bleiben.“ Als Hanna dies ſprach, ſagten aber doch die ausbrechenden Thränen mehr als die Worte. Der Großvater milderte nun auch ihren Ausſpruch, indem er darlegte: Stephan ſey als krank zu betrachten, ſeit er die widerwärtige Schrift entdeckt habe. — Dieſe wurde mir eingehändigt; es war nur ein „fliegendes Blatt“, und nach



dem Titel: „Hiſtoria daraus das Höllenwerk zu erſehen. Gedruckt zu Erfurt zum ſchwarzen Horn Anno 1673“, las ich:

„Letzlich hat ſich abermals herausgeſtellt, daß die Sünden ſich in den Geſchlechtern der Menſchen mehren, bis das Höllenmaaß überfüllt wird, wie das erwieſen durch Peter Honskung. Derſelbige iſt Anno 1632 nach der Lützener Schlacht als ſchwediſcher Reiter bei dem wüſten Zuge des Oberſt Cannenberg mit in Treffurt eingedrungen, und meldet die Chronik davon Zügelloſigkeiten aller Art, war auch der Peter Honskung ſtets dabei, und ging ihm ſchon ein Greuelgerücht voran, wonach er bereits als ein Cain nach Teutſchland geflohen. Beſagter Peter Honskung, ſo von vornehmen Leuten in Schweden herſtammt, hatte daheim im Zorn ſeinen Bruder mit dem Schwert ſo ſchwer getroffen, daß er bei ſchwerſtem Schmerze des Vaters in den Armen der Mutter verſtarb, die ſolch Schickſal nicht verwinden konnte, danach am Grame ſtarb, und noch auf dem Todtbett dem Brudermörder ihren Fluch nachſendete. — Als ſelbiger



Henskung dann nach vielem Umherſchweifen in Treffurt weilte, machte er Bekanntſchaft mit dem Junker Casper von Bendeleben, ein Spießgeſell gleicher Ruchloſigkeit. Sothaner hatte Jenem entdeckt, daß in der vordem ſchon unbewohnten Burg Nordmannſtein ein Adept hauſe, der benebſt eines einzigen Dieners eine gar ſchöne Tochter mit ſich führe und ſie vor der Menſchen-Augen hüte. Er aber habe ſie erblickt und ſey dermaßen in Liebe entbrannt, daß er Alles daran ſetze, ſie zu gewinnen, bedürfe aber dabei der Hülfe, die er reichlich lohnen werde, ſo man ihm diene und das Mägdlein in ſeine Gewalt bringe. Peter Henskung hat ſich der Unthat unterzogen, auch drei Kriegsknechte ſeines Gelichters dazu geworben. Tag für Tag umlauerte er dann den Nordmannſtein und erſpähte, wie der Diener zuweilen des Abends in einem Schifflein des Adepten Tochter auf der Werra herumfahre, erlugte auch die Stätte, wo das Schifflein anlegte, und die Jungfrau an heimlichem Ort ausſtieg, ſich im Walde zu ergehen. Das war ihm genug zum freventlichen Vorhaben; die Kriegsknechte verbargen ſich unter Gebüſch, und Peter Henskung harrte, bis er einſt des Schiffleins wieder anſichtig wurde und mit dreimaligem Schwertſchlag an den Fels das verabredete Zeichen gab für die Kriegsknechte, die dann den treu ſich wehrenden Diener tödteten und den Raub der Jungfrau vollbrachten, wonach ſie in die Gewalt des Casper von Wendeleben kam, auch nichts wieder von ihr verlautete. Der Vater aber, als er die Leiche des Dieners aufgefunden, beſtieg unter Wehklagen und Verwünſchungen in der Johannisnacht den Thurm der Burg, und zu allen Winden ſandte er den Räubern und Mördern einen gräßlichen Fluch, die Hölle anrufend, ihn auf Kind und Kindeskind zu vererben. Den Peter Honskung ſah man wenige Monden danach als Erbförſter etliche Meilen von Treffurt in Fülle und Prunk hauſen, und hat das vierzig Jahre gedauert, ohne daß er ſich von den Qualen ſeines Gewiſſens zu befreien vermochte, wie männiglich zu entnehmen hat daraus, daß er ſich in der Johannisnacht dieſes Jahres in die Werra ſtürzte von demſelben Fels herab, wo ihn einſt im Brüten über ſeinen Frevel der Satan als ſeine ihm künftig gewiſſe Beute feſthielt. Sind nur die Nachkommen zu bejammern, die dem zwiefachen Fluche unterworfen ſind, und iſt für deren Erlöſung der Allbarmherzige anzurufen."

Nachdem ich dies geleſen, konnte ich mir freilich nicht verhehlen, ſolch Blatt als Inhalt der Thaten eines Vorfahren ſey ein Familienerbe, ſchlimm an ſich, und gefährlich bei verkehrtem Glauben, der zu abergläubiger Schwäche und ſelbſtquäleriſcher Pein wird. Ich empfand Mitleid für den Wahn des Stephan, der mit ſeiner Liebe kämpfte nur aus edler Sorge für die Wohlfahrt der Geliebten, und ſtimmte entſchieden dem Alten bei, der ihn krank nannte. Im fortgeſetzten Geſpräch erfuhr ich, daß allerdings in der Familie des Honskung viel Unglück ſich ereignet hatte, Stephan aber früher heiteren Muths geweſen, zwar vor anderthalb Jahren von dem durch anſteckende Krankheit raſch erfolgten Tod der Eltern und einer Schweſter tief erſchüttert worden, doch erſt in Trübſinn und Schwermuth verſunken ſey, nachdem aus einer morſchen und zerfallenden Truhe jenes Blatt zu Tage kam. — Hanna erwies und bekräftigte mir im Geſpräch nicht nur ihre Geſundheit an Natur und Geiſt, ſondern auch für Stephan eine überſchwengliche Zuneigung, die ſich nur dadurch verletzt fühlte, daß er die Liebe nicht für ſo mächtig hielt, um damit alle irdiſchen Fährlichkeiten durch Gottes Beiſtand überſtehen zu können. „Wer ſich einen Dornenkranz flechten will, findet überall Stacheln, wer aber einen Heiland ſucht, findet auch immer einen Stern zum Wegweiſer!" ſagte ſie endlich, und wie zur Beſtätigung dieſes Ausſpruchs reichte der Blinde ſeiner Hedwig beide Hände, die von ihr mit herzlicher Eile ergriffen wurden.

Sehr bewegt und erwärmt von dem Benehmen dieſer Leute, die durch ſich ſelbſt eine in ſolcher Lage ungewöhnliche Bildung erworben und dabei die ſchlichte Vernunft nicht geſchädigt hatten, ging ich nach der Oberförſterei zurück, entſchloſſen, hier, wenn es ſich thun laſſe, Vermittler zu werden, in der Hoffnung, die Gnade von oben werde mich unterſtützen bei dem reinen Willen, dies ſeltſame Zerwürfniß zwiſchen wackeren Menſchen zu beſeitigen. Auch Stephan kam mir bald durch Vertrauen entgegen, und da er mich täglich bat, meinen Aufenthalt unter ſeinem Dach zu verlängern, wurde meine Einwirkung allmälig ſo erfolgreich, daß auch er mir die Gründe ſeines Elends nicht verheimlichte. Ich bemerkte ihm: nicht bezweifeln wolle ich die Echtheit jener Schrift, obwohl der Neid über eine bevorzugte Stelle in den Lebensverhältniſſen gar oft aus dunklen Wegen hervorbreche. „Angenommen“ — ſo fuhr ich fort — „angenommen, die Schrift ſey echt, das darin Enthaltene ſey wahr, dann habt Ihr an das alte Sprüchwort zu denken:

Wem man flucht, Dem kein Schad' geſchicht,
Weh' Dem, von dem der Fluch ausbricht.“

In meinem Gedächtniß hatte ich Belege zu dieſem Sprüchwort, hatte auch Belege zu dem Beweiſe, daß Unglück den Aberglauben, der Aberglaube dann neues Unglück herbeiziehe: das ſey, wie in allen Dingen, ein Kreislauf, dem bisher ſeine Familie ſich vielleicht ohne Widerſtreben überlaſſen habe; ein kräftig Vertrauen könne ſich aber herausretten zu einem andern Umſchwunge, der den Kreis aus dem Irdiſchen in das Ewige leitet, zu dem Quell des innern Wohlſeyns, aus dem auch das äußere ſtrömt ſelbſt in ſchweren Prüfungen. Und ein andermal ſagte ich zu ihm: „Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden“, ſpricht der Heiland;“ ich meine nun, Ihr könntet verſichert ſeyn, daß ich berufen wurde, für Euch Zuträger des Troſtes zu werden. Wer ihn aber vollauf und dauernd haben, wer ihn für immer ſich hereinrufen will, der bahne den Weg, auf dem die Liebe eingehen kann, und wer dies nicht thut, der mißhandelt und verjagt den Troſt, der ſtimmt ein Sterbelied an, um nur nicht das nahe Freudenlied zu hören.“

Dies und mehr ſagte ich, wie es mir der Geiſt aus dem Herzen eingab, und Stephan fand ſich durch die Ueberzeugung, Trübſinn nähre, Muth entwehre den Aberglauben, zurecht in lichter Zukunft.

Die goldene Hochzeit der Duffner's erfolgte im September des Jahres 1782, und ich mußte bis dahin bei den trefflichen Menſchen bleiben, um Zeuge zu werden bei der Trauung Stephans und ſeiner Hanna.

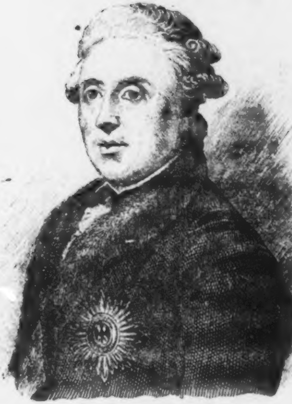
Bei mancher Handſchrift meines Vaters, der im Jahre 1805 als Prediger zu Markt Aldendorf im Kreiſe Calenberg ſtarb, lag auch der obige Bericht mit dem eingehefteten Erfurter fliegenden Blatt; ich ſchrieb die Vorrede zu des Vaters Mittheilung, und habe hier nur anzufügen, daß mich Stephan Honskung, der mein freigebiger Pathe war, im Jahre 1832 zu ſeiner goldenen Hochzeit abholen ließ. Er hatte ſich der Erb-Oberförſterei entledigt und als Gutsbeſitzer in beglückendſter Zufriedenheit gelebt. Beide Eheleute ſtarben, von begüterten Kindern und Enkeln umringt, kurz hintereinander im Jahre 1839, und ihre Ruheſtätten haben ſie neben denen Duffners und ſeiner Hedwig, die durch ihre wunderſame Herzigkeit in beſonders treuem und verdientem Andenken erhalten iſt.

Stephan Fröbing.

Prinz Heinrich von Preuſſen.

Am 20. October 1862 iſt ein Jahrhundert vorüber ſeit der Schlacht bei Freiberg, der letzten großen Waffenthat im ſiebenjährigen Kriege. Am 31. December 1762 begannen die Friedens-Unterhandlungen, die am 15. Februar 1763 mit Unterzeichnung des Hubertsburger Friedensſchluſſes endeten. Der ſiegende Feldherr bei Freiberg war der Bruder Friedrich des Großen, nach ſämmtlichen Vornamen: Friedrich Heinrich Ludwig, immer aber vom Volke kurzweg Prinz Heinrich genannt, und Seiner wieder zu gedenken, daran mahnt uns die Schlacht bei Freiberg.

Er wurde geboren am 18. Januar 1726, ſein Geburtstag traf alſo mit der Viertel-Jahrhunderts-Feier der preuſſiſchen Königskrönung zuſammen. Bis zum Tode ſeines Vaters (1740) wurde er mit Härte erzogen. Im erſten ſchleſiſchen Kriege ſtand der Sechszehnjährige zuerſt im Treffen bei Czaslau (1742), vertheidigte (1744) die wenig befeſtigte Stadt Tabor in Böhmen mit Erfolg, und im zweiten ſchleſiſchen Kriege zeichnete er ſich aus bei Hohenfriedberg (1745). Während des ſiebenjährigen Krieges that er ſich glänzend hervor in den Schlachten von Prag (1757), Roßbach (1757), wo er verwundet wurde, ſchützte mit großer Umſicht die Erbſtaaten (1758), ſiegte in



Böhmen und gegen die Reichsarmee in Franken (1759), entſetzte Breslau (1760), hielt ſich geſchickt mit ſchwacher Armee in der Defenſive (1761) und wirkte entſcheidend durch den Sieg und die Eroberung des Lagers bei Freiberg (1762), wodurch, wie ſchon geſagt, der Friede herbeigeführt wurde. Für den Kriegsruhm des Prinzen Heinrich hat ſein königlicher Bruder am beſten gezeugt, indem Friedrich der Große einſt in einer Verſammlung ſeiner bedeutendſten Feldherrn äuſſerte: „Meine Herren, wir haben Alle gefehlt", wer aber nie gefehlt hat, das iſt mein Bruder Heinrich."

Doch der Heldenruhm iſt es nicht allein, der das Andenken des Prinzen Heinrich verherrlichte, ſtets bewährte ſich auch ſeine Herzensgüte. Er hat oft verwundete Offiziere in ſeinen Wagen bringen laſſen und ſie ſelbſt verpflegt, oft ſeinen Soldaten die Beute abgekauft und ſie den Gefangenen zurückgegeben. Nach der Schlacht bei Lowoſitz wurde von einem preuſſiſchen Huſaren der verwundete Feldmarſchall Lieutenant Radikati gefangen eingebracht; der Huſar hatte ihn nicht nur entwaffnet, ihm Uhr und Börſe abgenommen, er führte auch Radikati's Pferd mit dem ſeinigen und der Verwundete mußte nebenher hinken. Jetzt ſah er den Prinzen und rief ihm zu: „Euer Hoheit, ich bin gefangen, verwundet und ausgeplündert!“ Prinz Heinrich aber antwortete: „Gefangen ſind Sie nicht mehr und Ihr Verluſt iſt zu erſetzen!“ Sogleich ſprang er vom Pferde, bot es dem Huſaren für das erbeutete an, und ſuchte nach Geld, ihm auch den Degen abzukaufen. Beſchämt zog ſich der Huſar zurück, doch Prinz Heinrich rief ihm zu: „Halt Burſche! Du haſt Deine Beute rechtmäßig, darfſt ſie nicht einbüßen und mußt dieſe Börſe nehmen.“ — Bald darauf ſah er einen Grenadier, der ſeinen blutenden Kopf mit einem Tuch umwunden hatte, und von Dem der Prinz wußte, daß er Student geweſen, alſo nicht ohne Bildung und Kenntniſſe war. Heinrich ſagte: „Schlimm, daß Du die Mütze nicht mehr haſt, aber gut, daß der Kopf noch feſtſitzt. Daß Du aber nicht weiteren Schaden daran erleideſt — ſo nimm meinen Hut, Herr Lieutenant!“ Er drückte ihn dem Angeredeten auf den Kopf und ſchenkte ihm die Equipage. — Eine große Reihe ſolcher theilnehmenden und mitleidsvollen Züge könnten wir folgen laſſen, doch dieſe beiden bezeichnen ja ſchon hinlänglich des Prinzen Heinrich Menſchlichkeit. Sie war ein Hauptzug in ſeinem Charakter, nicht etwa ein Spiel der Herablaſſung; er hatte ſie zur Richtſchnur ſeines ganzen Lebens gemacht. Auf den Schlachfeldern erregte ihm ſelbſt in Augenblicken ſeines Triumphes der mit Blut erkaufte Sieg das tiefſte innere Erſchaudern, und nur die Pflicht des preußiſchen Königsſohnes, verbunden mit der Nothwendigkeit des Kampfes, hielten ihn aufrecht gegen das ihn beſtürmende Erbarmen. Um zu wiſſen, wie vertraut ſein Weſen mit der Menſchlichkeit war, muß man dem Helden nach ſeinem Ruheſitz Rheinsberg folgen, wohin er ſogleich nach den Kriegsjahren eilte. Der erſte dortige Aufenthalt (1753) war ihm an der Seite einer geliebten und achtungswerthen Gattin eine Paradieſes-Zeit; ſie hatte ſich durch ſeltſame Verwickelung verſcheucht, und ſpäter wurde Rheinsberg der Zufluchtsort, die Freiſtätte für ſtärkende und erheiternde Thätigkeit. Prinz Heinrich, der im Hofleben der Reſidenz für ſich kein Genügen fand, rief ſich in der Abgeſchloſſenheit ſeines Aufenthalts in Rheinsberg ſtete Beſchäftigung, die Erkenntniß- und Weisheitslehre zu Hülfe. Was man bei ſeiner Erziehung vernachläſſigt hatte, das erwarb er ſich durch ausdauernden Eifer, erwarb ſich auch Kränze im Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt. Er führte Briefwechſel mit Leibnitz, Descartes, widerlegte Maupertuis, und handhabte zugleich Zirkel, Saitenſpiel und Pinſel. Er ließ (1774) auch ein Schauſpielhaus bauen, und ſchrieb ſelbſt Schauſpiele („Titus", „Der Kaufmann von Smyrna", „Die Peruaner" ꝛc. ꝛc.), verſteht ſich in franzöſiſcher Sprache, denn ſie war die begünſtigte und herrſchende in den Hofkreiſen, wodurch uns Deutſchen die Freude geworden iſt, daß unſere Sprache nur von Männern aus dem Volk ihre Weiterbildung erhielt. Sogar im niedrig Komiſchen verſuchte ſich die Feder des Prinzen. Beweis deſſen iſt ein Werk: „Die Richeide", von welchem er nur bei frohſter Laune im engſten Kreiſe der Freunde Bruchſtücke mittheilte. Das Werkchen bezweckt die Schilderung eines närriſchen Kauzes, einſt Abſchreiber bei Voltaire, deſſen oft ſehr eigenthümliche Sonderbarkeiten der dünkelhafte Lohnſchreiber nachahmte und nun zum drolligen und ergötzlichen Zerrbild wurde. Schade, daß meiſt alle dieſe Schriften des Prinzen Heinrich der Oeffentlichkeit entzogen blieben.

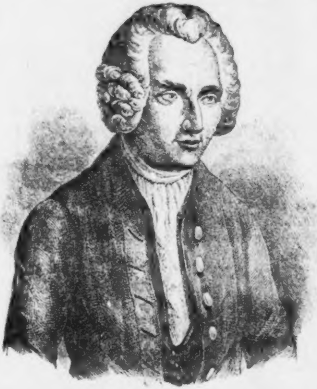
Für einige Zeit ſtörte ſich dies fröhliche Geiſtes- und Gemüthsleben durch ein trübes Ereigniß. Blainville, in Paris als Schauſpieler einſt ſehr beliebt, dann nach Rheinsberg berufen, ward der Gründer des Schloßtheaters. Der Prinz war ihm ſehr gewogen, doch Zwiſchenträger ſtimmten ihn um, und Blainville nahm dies ſo zu Herzen, daß er als Selbſtmörder endete, was eine erſchütternde Wirkung verurſachte. Untröſtlich war Prinz Heinrich: er ſorgte für die Wittwe und die Kinder Blainville's mit fürſtlicher Freigebigkeit, doch konnte das ihn nicht mit ſich ſelber und ſeiner Umgebung verſöhnen. Er zog ſich mehr und mehr auf ſich zurück im Umgange mit den Wiſſenſchaften und der Natur. Jedenfalls bezeugt auch der Eindruck jenes Ereigniſſes und deſſen Folgen die Mächtigkeit der menſchlichen Gefühle im Weſen des Verewigten, der ſtets geneigt war, das Talent zu fördern und Nothleidende zu unterſtützen.

Geſtorben iſt Prinz Heinrich am 3. Auguſt 1802, und er hat dafür geſorgt, daß ihn auch der Tod nicht von Rheinsberg trenne. Im Schloßgarten, wo er ſeinem Bruder, dem Prinzen Auguſt Wilhelm, dem Großvater Friedrich Wilhelm III, und ſeinen Waffengefährten des ſiebenjährigen Krieges Denkmale errichtete, ſieht man einen Pyramiden-Bau. eine Trauer-Eſche beugt ſich von oben herab. Im Innern ruht die Aſche des Prinzen Heinrich an dem von ihm gewählten Ort, den er ſelbſt ſich zum Grabmal bereitete, und ausdrücklich anordnete, alles Gepränge bei ſeiner Beſtattung zu vermeiden. In der Einſamkeit deckt dieſe Pyramide den irdiſchen Ueberreſt eines Helden und Menſchenfreundes; das Rauſchen der Espen und Birken grüßt uns an, als ſey es Trauer um Den, der ſie hier pflanzen ließ, und der mit ſeinem weltgeſchichtlichen Ruhm auch die Erinnerung an Rheinsberg ſchmückte, wie ſein königlicher Bruder es gethan, als er im Kreiſe von Freunden hier ſeine glücklichſten Jugendjahre erlebte.

W. Schulze.

Rouſſeau's Canarienvogel.

(Aus dem Nachlaß der Pauline v. Montolieu.)



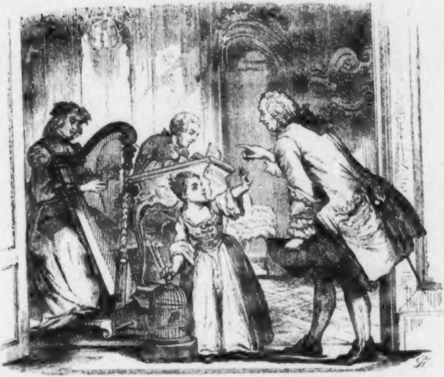
Im Jahre 1800 riefen mich Geſchäfte nach Paris. Ich beſuchte alle Denkmale der Hauptſtadt. Nach dem Louvre ſchien mir das prächtige Gebäude, welches damals den Namen Pantheon führte, meiner Aufmerkſamkeit am meiſten würdig. In der unterirdiſchen Kirche zeigte man mir unter andern Grabſteinen denjenigen, der Jean Jacques Rouſſeau's Aſche bedeckte. Der aus einem Spalt hervorragende

Arm, der eine Fackel hält, war in meinen Augen das erhabenſte Sinnbild der Unſterblichkeit und die ſprechendſte Andeutung ſeines Feuergeiſtes. Ich rief mir ſeine ſchönſten Gedanken und ſeine auffallendſten Trugſchlüſſe, ſeine Größe und ſeine Schwäche, ſeine Fehler und ſeine Unglücksfälle abwechſelnd in's Gedächtniß. Ich war in dieſe Erinnerungen ganz verſunken, als ich von ohngefähr, in einer kleinen Vertiefung des Armbugs, ein kleines, mit Bindfaden zugebundenes Schächtelchen bemerkte. In dieſem Augenblick traten meine Begleiter mit dem Kirchendiener, der uns das Gebäude zeigte, zu mir heran; ich hatte mich länger als ſie bei Rouſſeau's Grabe verweilt. Ich fragte den Führer, indem ich ihm die Schachtel zeigte, was ſie zu bedeuten habe; ſeine Antwort verſicherte: er wiſſe weder wann noch wie ſie dahin gekommen. In der That würde auch ich die Schachtel nicht entdeckt haben, wenn ich bei Beſchauung des Grabmals nicht ſo ſehr in's Einzelne gegangen wäre: der Staub, womit ſie bedeckt war, bewies, daß ſie ſchon eine geraume Zeit da gelegen haben müſſe. Man las auf dem Deckel mit kleiner Schrift die Worte: „Jean Jacques liebte mich.“ Dieſe Inſchrift ſteigerte unſere Neugier auf's höchſte; ſie wurde bald befriedigt. — Der Kirchendiener nahm mir die Schachtel aus der Hand, ſchnitt den Bindfaden auf, öffnete den Deckel, und zeigte uns einen allerliebſten Canarienvogel, ſorgfältig ausgeſtopft und auf einem Bettchen von Baumwolle liegend. Er zuckte bei dieſem Anblick die Achſeln, lächelte mitleidig über den unbedeutenden Fund, wie er ihn nannte, und trug kein Bedenken, mir ein Geſchenk damit zu machen. Mit der Freude eines Kindes über eine Weihnachts-Gabe ergriff ich die Schachtel, ſteckte ſie ſchnell zu mir, aus Furcht, man möchte mir meinen Schatz wieder abfordern, und eilte ſobald als möglich nach Hauſe. Ich zog das Vögelchen behutſam aus ſeiner Hülle, ſtrich ſein niedliches gelbes Gefieder glatt, blies darauf, um es aufzulockern, ſtellte das Thierchen auf meinen Finger und bildete mir ein, es lebe, ſo täuſchend blickten mich die beiden Schmelz Kügelchen an, die ſeine Augen erſetzten. Ich erwartete alle Augenblicke, es werde zu ſingen anfangen. Hiernächſt unterſuchte ich das Schächtelchen und fand unter der Baumwolle ein Blatt feines Papier mit Schriftzügen von derſelben Hand, welche die Worte auf den Deckel geſchrieben. Es hatte die Aufſchrift: „An Diejenigen, welche meinen Vogel finden werden.“ — Ich las weiter, und erfuhr die Geſchichte meines gefundenen Vogels, die ich hier genau mittheile.

„Morgen iſt der Tag, wo das Denkmal, welches man meinem alten Freunde im Pantheon errichtet, vollendet wird. Ich will keine

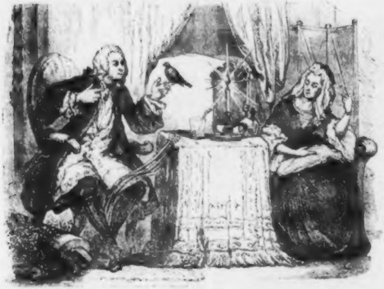
Stunde verlieren, und, wie er mir befohlen, unſern Canarienvogel auf ſein Grab niederlegen. Ach, ſeit langer Zeit haben Beide zu leben aufgehört, ohne daß ich mein Verſprechen erfüllen konnte: aber Alles iſt vorbereitet; ſein ausgeſtopfter Carino (lieber Kleiner) ruht in einem kleinen Schächtelchen, und ich hoffe, den rechten Augenblick zu finden und zu benutzen, um ihn mit ſeinem guten Herrn zu vereinigen, obſchon dieſer ſo weit, ſo weit von der armen Roſine geſtorben iſt. In meinen Gedanken waren ſie längſt vereinigt! — Wer Ihr auch ſeyd: wenn Ihr Carino findet, verachtet das kleine Vögelchen nicht! Es wurde von Rouſſeau und ſeiner Roſine zärtlich geliebt! In wenigen Worten will ich ſeine Geſchichte aufſetzen und ſie in dieſe Schachtel legen; Ihr werdet ſie mit Theilnahme leſen, und Carino auf das Grab ſeines Herrn zurück bringen.

Ich heiße Roſine. Mein Vater, deſſen einziges Kind ich war, wohnte zu Chaux-de-Fondy, im Fürſtenthum Neufchatel. Er war ein geſchickter Mechaniker und Kunſt Uhrmacher, Aſſocié des berühmten Jacques Droz, und verfertigte mit ihm die bekannten Figuren, welche von ihnen Automate genannt wurden, von ganz Europa bewundert worden ſind, und die Hauptfreuden und Spiele meiner Kindheit ausmachten. Ich war jedoch nicht ſelten auf „die kleine Muſikantin“ und auf den „kleinen Zeichner“ eiferſüchtig. Sie waren ſo gehorſam, ſo folgſam, ſo aufmerkſam auf ihr Geſchäft, daß man ſie mir immer als Muſter vorſtellte. „Siehſt Du, Roſine!“ ſprach mein Vater, „ſiehſt Du, wie artig ſie ſind, viel artiger als Du: ſie machen mir keine andere Mühe, als daß ich ſie aufziehe; dann arbeiten ſie ohne die geringſte Zerſtreuung. Du hingegen flatterſt immer mit den Augen umher: daher kommt es dann, daß ſie weit geſchickter ſind als Du!“ — „Aber, Papa!“ erwiederte ich, „ſie machen ja immer und ewig daſſelbe!“ — „Das iſt wahr, dafür machen ſie es aber gut; Du hingegen ſudelſt und pfuſcheſt Alles, was Du machſt!“ — Ich war froh, als ich ſie einpacken und abfahren ſah. Mir war ein allerliebſter Canarienvogel weit lieber, den mein Vater für mich mit Walze und Orgelwerk verſehen hatte; den verglich man nicht alle Tage mit mir, der machte meine ganze Freude. Er pfiff drei allerliebſte Weiſen nach einander in größter Vollkommenheit, drehte dabei das Köpfchen hin und her, und ſprang eine ganze Viertelſtunde lang von einem Stock des Käfigts auf den andern: Alles ſo natürlich, daß es eine Luſt war, es anzuſehen. Ich liebte ihn maaßlos, und als mein guter Vater geſtorben war, meine Mutter ſich in Mottier-Travers bei einer Schweſter niederließ, die dort wohnte,



nahm ich vor allen Dingen mein niedliches Automat mit, das ich Bibi nannte. Meine Tante, zu der wir gezogen, war ebenfalls Wittwe, und hatte einen Sohn, der nur fünf bis ſechs Jahr älter als ich, und dem ich ſehr gut war. Wenn er zu meinem Vater zum Beſuch kam, hatte er tauſend Gefälligkeiten für ſeine kleine Muhme. Bei unſern Müttern war oft die Rede davon, uns Beide zu verheirathen, und das konnte mir viele Freude machen, denn Niemand gefiel mir beſſer, als mein Vetter Armand, aber wir waren noch weit vom Ziel. Ich war elf Jahr alt, und mein Vetter, der ſiebzehn zählte, wurde in Paris bei einem Anverwandten erzogen, ſo daß, als wir zu ſeiner Mutter kamen, wir ihn nicht antrafen. Es war mir ſehr verdrießlich, ihn nicht zu treffen, und nur die Liebkoſungen meiner guten Tante, deren verzogenes Kind ich war, und der hübſche Canarienvogel konnten mich tröſten. Ich zog ihn wohl zwanzig Mal des Tages auf, ohne der Wiederholung ſeiner drei Liederchen müde zu werden. Sie waren aber auch allerliebſt und noch ganz neu. Es waren drei Arien aus dem „Devin du village“, nämlich: „J'ai perdu mon serviteur", „Si des galans de la ville" und das allerliebſte Vaudeville am Schluß: „C'est un enfant", c'est un enfant!" Man hatte mir den Text dazu eingelernt, ich ſang ihn mit einer friſchen und richtigen Stimme; mein Canarienvogel begleitete mich, das Köpfchen rechts und links drehend und ſich auf dem Stocke ſchaukelnd; wir ſtellten kleine Concerte an: es lag zwar nicht viel Abwechſelung darin, dennoch machten ſie der Mutter und Tante viel Vergnügen.

Endlich lernte ich einen andern Zeitvertreib kennen, als mit meinem Automat um die Wette zu ſingen. Wir bewohnten bei und mit der Tante einen Flügel des Hauſes, den andern gegenüberſtehenden trennte ein ſchmaler Garten von uns. Ein alter Herr aus Neufchatel ſchlug meiner Tante vor, jenen Flügel, der nur ſehr klein war, an einen Freund zu vermiethen. Er ſagte ihr: es ſey ein Mann ſchon bei Jahren, kränklich, von gutem ſanften Charakter, ſtill und eingezogen, und habe weiter Niemand um ſich als eine Haushälterin, die ſeine Wirthſchaft beſorge und ihn pflege. Meine Tante genehmigte den Verſchlag; der neue Miether zog an: es war Jean Jacques Rouſſeau. Man ſprach ſehr verſchieden von ihm; die Einen nannten ihn einen Gott auf Erden, die andern einen Böſewicht, einen Teufel. Meine Tante nahm ſeine Partei, weil er ihr Miethsmann war, und meine Mutter, weil ſie einen Roman von ihm geleſen, der ihr gefallen hatte. Ich, als ein kleines Mädchen, dachte weder gut noch ſchlecht von ihm; aber ſeine Phyſiognomie gefiel mir und ſeine Tracht machte mir Spaß. Er trug meiſt einen langen Rock mit Pelz gefüttert, mitten um den Leib einen breiten Gürtel; auf dem Kopf eine Pelzmütze, in Geſtalt eines Turbans. In dieſem Anzug glich er einem türkiſchen Automat, das ich bei meinem Vater geſehen hatte, und das die Pauken ſchlug. Alle Leute in Mortier nannten ihn den Armenier Jean Jacques: ich nannte ihn immer das Automat Jean Jacques. Sobald ich ihn herauskommen ſah, ſtellte ich mich an's Fenſter. Er ging beſtändig allein ſpazieren, und trug eine große runde blecherne Botaniſir-Büchſe unter einem Arm, ein Buch unter dem andern. Zuweilen ſtellte ich mich auf ſeinen Weg und machte ihm eine tiefe Verbeugung, was er mit einem wohlwollenden Lächeln und einigen freundlichen Worten erwiederte, denn er liebte die Kinder und machte ſich bei ihnen beliebt. Meine Tante, die ihn bei der erſten Ankunft empfangen, auch mit ſeiner Haushälterin Thereſe Le Vaſſeur Bekanntſchaft gemacht hatte und ſie oft beſuchte, ſagte: er ſey der beſte Menſch von der Welt, für ſeine Perſon einfältig wie ein Kind, aber menſchenſcheu und ein Sonderling in ſeiner

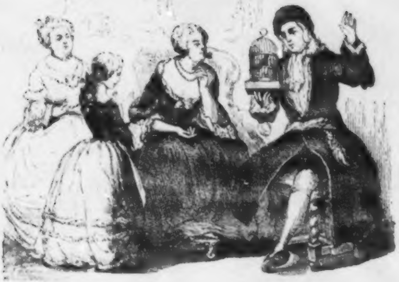


Lebensweiſe. Er botaniſirte des Morgens, knöppelte des Abends Schnürbänder*) und beſchäftigte ſich in müßigen Augenblicken mit einem Canarienvogel, den er mit ſich gebracht hatte, und der ſeine ganze Geſellſchaft ausmachte. Dieſer Vogel, der uns Beide näher zuſammenführte, iſt der arme Carino in dieſer Schachtel.

Die Fenſter meines Zimmerchens ſtießen auf Rouſſeau's Fenſter. Sein Vogel hatte die Freiheit, im Gemach herum zu fliegen, durfte aber nicht hinaus. Der Geſang meines Automaten lockte ihn; er benutzte einen Augenblick, wo das Fenſter geöffnet wurde, flog davon, über den kleinen Garten weg, und ſetzte ſich auf Bibi's Käfigt. Ich hatte Bibi eben aufgezogen, er ſang ſeine drei Liederchen. Man ſtelle ſich mein Entzücken vor, als ich den zweiten Vogel ankommen ſah: erſt hörte er zu, dann ſang er; es waren laute, ſchallende, abwechſelnde Töne, eine ganz neue Muſik für mich, und deſto reizender. Ich war bezaubert. Auch drehte er das Köpfchen wie mein Bibi, aber weit lebendiger und natürlicher, mit mehr Grazie und einem ſprechenden Auge. Ich hielt ihm einen Finger hin; er ſetzte ſich darauf, flog mir dann auf die Schulter, dann auf den Kopf. Das Alles hatte mein Bibi nie gethan. Wenn der ausgeſungen, ſprang er von einem Stock auf den andern, immer hin und her, auf derſelben Stelle, bis er endlich unbeweglich ſtehen blieb. Der neue Vogel flog dagegen von meinem Finger auf den Käſigt, vom Käſigt wieder auf meinen Finger. Ich fand ihn allerliebſt, hob ihn ſchon an meine Lippen und wollte ihn küſſen, als ein Pfeifen und der wiederholte Ruf „Carino!“ ihn aufmerkſam machte. Er flog ſchnell davon, ſetzte ſich noch unterweges auf einen Baum und kehrte dann zu ſeinem Herrn zurück, der am Fenſter ſtand und ihm unaufhörlich zupfiff und zurief. Sobald dieſer ihn wieder hatte, gab er mir durch Zeichen ſeine Freude zu erkennen, und ſchien mir Glück zu wünſchen, daß mein Vogel keinen ſolchen Flattergeiſt habe, ſondern fein ſittſam zu Hauſe bliebe. — Einen Augenblick nachher ſah ich unſern Nachbar durch den Garten gehen und zu uns kommen. Bald rief man mich, und ich ſah ihn zwiſchen meiner Mutter und Tante auf dem Sopha. — „Ich komme“ — ſo redete er mich an — „mein ſchönes Kind, mich bei Ihnen wegen des guten Empfangs zu bedanken, den mein Vogel von Ihnen erhalten hat; ich muß Sie zugleich um Verzeihung bitten, wegen des böſen Beiſpiels das er dem Ihrigen giebt; aber Sie haben dieſen beſſer erzogen, er befindet ſich gut bei Ihnen, er wird Sie nicht verlaſſen!“ — „O gewiß nicht, mein Herr!“ erwiderte ich lachend; „der wird nicht davon fliegen, dafür ſtehe ich; ich wünſchte wohl, er könnte es thun!“ — „Ohne Zweifel, um ihn wieder kommen zu ſehen. Wollten Sie wohl die Güte haben, ihn mir zu zeigen? Er pfeift ganz vorzüglich, wie es mir ſcheint, einige Arien, die ich ſelbſt zuweilen — pfeife!“ — Ich ſprang auf, holte den Vogel, und der Zuſtand von Unbeweglichkeit, worin er ſich eben befand, weil die Walze abgelaufen war, bewies ihm bald, was es für ein Thierchen war. — „Ein Automat!“ rief er aus; „in der Entfernung iſt mein Auge und mein Ohr getäuſcht worden, ich hielt es für ein lebendes Weſen!“ — Er nahm den Käſigt in die Hände und beſah das Kunſtwerk. Ich ſagte ihm: es ſey die Arbeit meines guten verſtorbenen Vaters, den ich ſo zärtlich geliebt, ſo ſehr beweint hatte. Zugleich zeigte ich ihm, wie man den Vogel aufzöge, und ſogleich fing dieſer ſeine kleinen Bewegungen, ſeine kleinen Vorlaute und Läufe, und endlich die drei Arien an, eine nach der andern, ohne daß an ein Anhalten gedacht wurde. Mein Herz pochte vor Freude, weil ich deutlich ſah, mit welchem Vergnügen das Automat Jean Jacques dem Automat Bibi zuhörte. Ich ſchrieb meinem Bibi alle Ehre zu, nahm aber doch ein wenig für mich in Anſpruch; doch ohne damals den Grund zu er-

---

*) Er verſchenkte ſie an Frauen, welche ihre Kinder ſelbſt ſtillten.



rathen, weswegen Rouſſeau dem Sänger ſeinen Beifall ſchenkte, weil ich nicht wußte, daß er der Verfaſſer der Lieder ſey, und daß jeder Verfaſſer ſeine Werke gern leſen oder ſingen hört. Ich begriff folglich nicht, warum Rouſſeau's kleine, aber ſchwarze und feurige Augen vor Stolz und Freude funkelten. Das Feuer, der Ausdruck dieſer Augen nahm noch zu, als meine Tante mir befahl, die Liederchen zu ſingen. Ich gehorchte ſchnell, denn dies war mein innigſter Wunſch. Mich dünkt, ich ſehe ihn noch, den guten Jean Jacques, wie er mir entzückt zuhörte, wie er den Takt auf meine Hand ſchlug, die er in der ſeinigen hielt, wie er mit ſanfter, richtiger, aber geſchwächter Stimme einfiel und wiederholte: „C'est un enfant! C'est un enfant!“ — „Ein Kind — und ein liebenswürdiges Kind!“ ſetzte er hinzu, als das Vaudeville zu Ende war. Zugleich drückte er meine Hand, die er noch immer hielt, an ſeine Lippen. Er wollte wiſſen: wie ich heiße? — „Roſa, mein Herr!“ — „Dieſer Name paßt für Dich! Weißt Du aber auch, mein Kind, wie ich heiße?“ — Ich ſchlug die Augen nieder und lächelte. Meine Mutter fand Vergnügen an meinem Spaße, und entdeckte ihm den Namen, womit ich ihn, ſeines Anzugs wegen, getauft hatte. Rouſſeau lachte überlaut und ſetzte hinzu: „Roſa hat mehr recht, als Sie wohl glauben, Madam!

Wollte Gott, ich wäre nichts weiter geweſen, als ein Automat, oder ich könnte noch eines werden! Es iſt mein einziges Beſtreben, überdies iſt es ja ein Mittel, meiner kleinen Roſa zu gefallen; ſie liebte ja ihren kleinen Canarienvogel ſo ſehr!“ Er hatte Urſache zu ſagen: ſie liebte; denn ohne zu wiſſen: warum? ſchien es mir, als gefiele mir Bibi weniger als ſonſt. Er war abgelaufen; er ſah ſo einfältig aus, mit ſeinem halboffenen Schnabel und ſeiner bewegloſen Geſtalt. Ich nahm den Käfigt und wollte ihn wegtragen, als Rouſſeau mich anredete: „Vielen Dank, gutes Röschen; auch Deinem kleinen Automaten Dank! Ohne es zu wiſſen, beſchäftigte er Dich mit mir, und hat Dich Liederchen ſingen gelehrt, die ich gern ſingen höre; doch fürchte ich, daß ſie Dir zuletzt Langeweile machen werden!“ — „O nein, mein Herr, niemals, ſie ſind ſo hübſch!“ — Er ſchien erſchüttert. „O gutes Kind“, fuhr er fort, „mögeſt Du immer dieſe unſchätzbare Unſchuld bewahren und nie Dich langweilen laſſen, was Dir einmal gefallen hat! Willſt Du mich lieben, Röschen, wie Du Deinen guten Vater geliebt haſt?“ — Die Thränen kamen mir in die Augen, als er meinen Vater nannte; ich antwortete, indem ich den Kopf ſchüttelte: „Ich will Sie wohl lieben, mein Herr, ich liebe Sie ſchon: aber wie meinen Vater! — nein, das könnte ich nicht; ich fühle, daß ich Niemand auf Erden ſo lieben werde, wie meinen Vater!“ — „Vortreffliches Mädchen! Nun, ſo liebe mich wie einen Freund; nenne mich Deinen guten alten Freund. Willſt Du? Du willſt, nicht wahr?“ — Er legte auf die letzten Worte einen ſo rührenden Ton, daß ich mich in ſeine Arme warf. — Von dieſem Augenblick an war ich ſein Röschen, ſein gutes Kind, und er mein guter alter Freund. „Vertrauen Sie mir Ihre Tochter an!“ ſagte er, ſich zu meiner Mutter wendend; „ich habe mich viel mit der Erziehung beſchäftigt, und verſichere mit voller Ueberzeugung, daß Ihr Kind gut dabei fahren ſoll!“ — Meine Mutter dankte ihm mit Rührung, und ſagte: ſie verlaſſe ſich ganz auf ihn. — „So biſt Du denn von nun an meine Tochter, mein Zögling, meine Sophie!“ ſagte er, indem er mich in ſeine Arme ſchloß; „ich hätte gewünſcht, Du hießeſt Sophie; doch Röschen klingt ſo hübſch und iſt ein ſo paſſender Name für Dich: er gefällt mir auch!“

Nachdem Rouſſeau einige Augenblicke ſich erkundigt, was ich wiſſe, oder vielmehr nicht wiſſe — denn ich verſtand wenig mehr, als mit meinem Canarienvogel zu ſpielen — ſchlug er mir vor, den Beſuch, den er meinem Bibi gemacht, zu erwiedern, und ſeinem Carine den meinigen abzuſtatten. „Er iſt nur mit dem Naturgeſange begabt, weiß ihn aber in's Unendliche zu vervielfältigen, und verdoppelt ihn, wenn ich ihm zurufe, als ob er, was er für meine Antwort hält, auch ſeinerſeits beantworten müſſe. Du wirſt den Unterſchied zwiſchen einem Automat und einem lebendigen und fühlenden Weſen kennen lernen. Ueberdies danke ich meinem lieben Carino das Vergnügen, ihn glücklich machen zu können." — „Was das Vergnügen, Vögel zu halten, ſtört", entgegnete meine Mutter, „iſt die Nothwendigkeit, ſie gefangen halten zu müſſen!" — „Sie haben recht, Madam, und dieſe Rückſicht war es, die mich lange verhindert hat, Vögel zu halten. Das höchſte Gut iſt die Freiheit. Von dieſer Idee eingenommen, hatte ich eine geſchmackloſe Vorliebe für Katzen, weil die Katze einen ausgemachten Trieb in ſich fühlt, unabhängig zu ſeyn; allein ich habe bald gefunden, daß Katzen und Menſchen ſich einander zu ſehr gleichen. Beide haben die Freiheit der Krallen und beide bedienen ſich dieſer Freiheit zu oft. Eine mir theure Freundin ſchenkte mir Carino, und von dem Augenblick an verloren die Katzen bei mir allen Schutz. Ich ſchauderte zurück bei dem Gedanken, daß mein armer Vogel unter die Krallen einer Katze gerathen könne, die eben ſo unbarmherzig mit ihm umgehen würde, als die Menſchen mit ſeinem armen Herrn umgegangen ſind. Ueberdies iſt Carino nur inſofern Sclave, als meine Freundſchaft ihn feſſelt; ſein Käfigt ſteht immer offen, er flattert frei im Zimmer umher, hat mich nur das eine Mal verlaſſen, um zu Röschen hinüber zu fliegen; ich liebe ihn dafür um deſto mehr. Komm, mein Töchterchen, Du ſollſt näher mit ihm bekannt werden!"

Wir gingen nun, uns Beide bei der Hand haltend, und ich war ſchon innig mit ihm vertraut. Als wir durch den Garten kamen, nannte er mir eine Menge Pflanzen, deren Namen mir unbekannt waren, und verſprach mir, daß ich ſie mit der Zeit alle kennen lernen ſollte. In ſein Zimmer eingetreten, ſtellte er mich ſeiner Haushälterin, Demoiſelle Thereſe, vor, die eben Ordnung machte. Er ſagte zu ihr: „Dieſes Kind iſt meine Tochter; ich will, daß ſie bei mir frei ein- und ausgehe!" — Mein Erſtes war, nach Carino's Käfigt hin zu laufen. Er ſtand offen. Mein alter Freund lockte den Vogel, indem er ihm ein Stückchen Zucker hinhielt, woran er pickte; dann flatterte er um unſere Köpfe, um unſere Schultern. Ich hatte zum erſten Mal das Vergnügen, ihm Körner zwiſchen den Lippen hin zu halten, die er mir vom Munde nahm. Mein Bibi hatte dieſes nie gethan! — Bald nachher begann er zu ſingen. Er flog aus einem Winkel in den andern, und ſchien dabei ſehr vergnügt. Ich folgte ihm mit den Augen, und war noch vergnügter als er. Zugleich fand ich, daß dem unlieblichen Bibi, um nicht unleidlich zu werden, zweierlei zu Hülfe kommen mußte, nämlich: daß er ein Geſchenk meines Vaters war und die Lieder meines Freundes ſang.

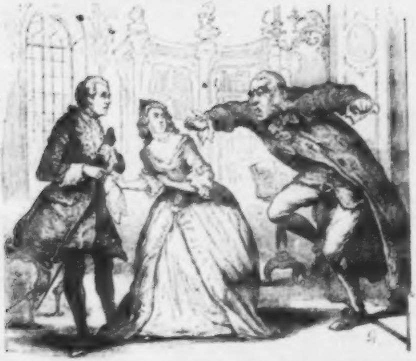
Von dieſem Tage an wurde ich Rouſſeau's Zögling. Er hielt Wort in Allem, was er meiner Mutter verſprochen hatte, er unterrichtete mich im Guten, und erwähnte das Böſe nicht. Durch ſeine Bemühung ward ich eine ziemliche Clavierſpielerin und Sängerin; ich lernte die Namen aller Pflanzen kennen, die in der Haushaltung und im Leben vorkommen, und dabei Botanik genug, um ſie in Claſſen abzutheilen. Ich lernte ſo viel Geſchichte und Geographie, als mir nöthig war, um die Zeitung zu verſtehen, die ich meiner Tante vorleſen mußte. Ich las mit ihm einige ausgeſuchte Stücke aus den beſten franzöſiſchen Schriftſtellern, einige Tragödien Racine's, den ganzen „Telemach“, wenige ganz neue Schriften; von ſeinem „Emil“ nur einige Seiten, welche mir den Aufſchluß gaben, weswegen er mich zuweilen Sophie nannte. Dieſer Name erweckte in ihm tauſend ſüße und bittere Gefühle. Er ſprach ihn oft aus, wenn er ſeinen Carino liebkoſete. Er ſagte mir dabei, die Perſon, welche dem Vogel dieſen Namen zuerſt gegeben, habe ihn ſelbſt geführt; er ſprach ihn nie ohne Rührung aus. In einem dieſer Augenblicke ſagte er mir einſt: „Gute Roſa, liebſt Du mich noch, wenn ich nicht mehr bin, ſo bringe Carino nach ſeinem Tode auf mein Grab; lege ihn unter den Stein, der meine Aſche bedecken wird; er wird vielleicht das einzige Weſen auf der Erde ſeyn, das mich ganz und immer geliebt hat!“ — Ich weinte. — „O ſchweig, Jean Jacques!“ rief ich aus, indem ich ihm den Mund mit der Hand zuhielt; „Du ſagſt: man ſolle nicht lügen, und jetzt ſprichſt Du nicht die Wahrheit; Du weißt wohl, daß ich Dich liebe, und Dich mein Lebelang lieben werde!“ — „Ihr Lebelang!“ wiederholte er lächelnd; dann gab er mir einen Kuß auf die Stirn und wiederholte ſeine Bitte, daß ich Carino auf ſein Grab legen ſollte. Ich mußte es ihm verſprechen. Ach, damals ſah er nicht voraus, daß er ſo weit von mir ſterben, und daß wir bald auf immer getrennt ſeyn würden. Er wollte, ſagte er oft, den übrigen Theil ſeines Lebens in Mottier zubringen, er wollte ſeine Roſa noch als Gattin, als Mutter, als die Amme ihrer Kinder ſehen. So oft er mir es ſagte, mußte ich lachen, und an meinen Vetter Armand denken, der allein zu meinem Glück fehlte.

Armand kam zurück, und ſeine Wiederkehr ließ mich zum erſten Mal in Rouſſeau den mißtrauiſchen, menſchenſcheuen Charakter entdecken, den ich bisher nur geahnt hatte, wenn er in Augenblicken mir launenhaft oder vielmehr traurig erſchien. Ich ſchrieb dies gewöhnlich ſeiner Thereſe und ihren ſpitzen Reden zu, und ſah mit Freuden, daß eine Liebkoſung ſeiner Roſa oder der Geſang ſeines Vogels den Unmuth bald vertrieb.

Armand kam zurück, ohne erwartet worden zu ſeyn; wir waren bei dem Abendeſſen. Man denke ſich unſere Freude; wir überſchütteten ihn um die Wette mit Liebkoſungen. Er war zum großen ſchönen Jüngling empor gewachſen, zu einem belebten, gebildeten jungen Herrn, der mich weit überſah und mich eigentlich hätte einſchüchtern ſollen; aber für mich war er immer noch der liebe kleine Armand. Auch er konnte ſich nicht ſatt an mir ſehen; ſein kleines Röschen war ſo groß geworden, hatte Anſtand, Leichtigkeit, Grazie gewonnen, ſprach Franzöſiſch mit reinem Accent. — Dies verdankte ich meinem alten guten Freunde, dem eine richtige Ausſprache bei Frauenzimmern viel galt und über Alles ging, und der mir aus dieſem Grunde keinen falſchen Ausdruck, keine gemeine Wendung, keine irrig ſcharfe Betonung geſtattete. Er ſchalt, ſo oft ich mich ſchlecht hielt und trug; ich mußte immer gerade ſitzen und ſtehen, doch ohne auffallende Steifheit; er bog meine Arme nach vorn zu, damit ich, ſagte er, im Gehen, Laufen und Springen nicht einer Heuſchrecke gliche, ſo daß ich es, unter ſeiner Leitung, zu einer guten Haltung gebracht hatte. Bei jedem Zeichen des Erſtaunens, bei jeder Frage, bei jedem Lobe meines Vetters gab ich zur Antwort: „Das habe ich von meinem alten Freunde gelernt!“ — Wie ſehr aber vermehrte ſich ſein Erſtaunen, als ich ihm den alten Freund nannte. — „Was!“ rief er aus, indem er im Zimmer auf und ab ſprang, „was? Jean Jacques Rouſſeau iſt hier? iſt Dein Freund? Iſt es möglich! Wann kann ich ihn ſehen, ihn hören?“ — „Noch dieſen Abend, wenn Du willſt, lieber Armand; ich habe freien Eintritt zu ihm!“ — Unſere Mütter machten die Bemerkung, für heute ſey es zu ſpät, die Thür verſchloſſen, Mamſell Thereſe würde ſchelten und brummen — ſo daß trotz der Ungeduld und der neugierigen Haſt des Vetters er bis zum kommenden Morgen warten mußte. Den ganzen Abend unterhielt er uns von Rouſſeau, von ſeinen Werken, von den Freunden und Feinden, die er in Paris habe. Er ſagte uns ferner: er ſelbſt ſey Mitarbeiter an einem Journal, und mache es ſich zur größten Freude und zum literariſchen Verdienſt, darin etwas über Rouſſeau einrücken zu können, über ſeinen Aufenthalt und ſeine Lebensart in Mottier, und über Alles, was er von dem berühmten Manne ſehen und hören würde. „Man ſoll erfahren“, ſetzte er ſtolz hinzu, „daß Du ſeine Schülerin biſt, der Name meiner Roſa ſoll neben den Namen Sophie und Julie zu ſtehen kommen!“ — Das wollte mir nicht ſonderlich gefallen, aber die Freude, meinen Vetter wieder zu ſehen, machte, daß ich ihm die ſeinige nicht durch Widerſpruch verderben wollte.

Kaum waren wir aufgeſtanden, als er mich antrieb, ihn zu meinem Freunde zu führen. Ich ging ſonſt nie ſo früh zu ihm, gab jedoch nach; wir fanden ihn nicht, er war ſchon ausgegangen und botaniſirte. Thereſe bereitete ſein Frühſtück und verſicherte uns, er werde bald wieder zurück ſeyn. Ich trat unterdeß mit dem Vetter in ſein Zimmer; wir machten uns allerlei zu ſchaffen: ich ſpielte mit Carino, erzählte meine Geſchichte mit dem Vogel und meinem Automat, was ihn ſehr beluſtigte, ſetzte mich an das Clavier und klimperte ein paar Stücke. Während deſſen durchſtöberte Armand Alles im Zimmer, beſah ſich Alles, ſchlug Bücher auf und zog endlich ſeine Schreibtafel hervor, um ſich Manches zu notiren.

In dieſem Augenblick trat Rouſſeau ein. Guter Gott, wie kann ein Menſch ſich ſo umwandeln, ſo ganz ein Anderer werden! Rouſſeau's liebenswürdige, gute, ſanfte Phyſiognomie, die mich immer mit einem freundlichen Lächeln empfing, wurde mit einem Mal finſter, wild; ſein Blick drückte Unwillen aus und ging in flammenden Zorn über. Erſt ſchoß er ihn auf Armand, dann auf mich ab. „Was machſt Du hier, Roſine, mit dieſem jungen Menſchen? Warum haſt Du ihn zu mir gebracht? Wer iſt er? was will er von mir?“ — „Es iſt mein Vetter Armand!“ erwiederte ich, am ganzen Leibe zitternd; „er kommt von Paris zurück, und —.“ — „Gott! von Paris?“ rief er mit einem ſchrecklichen Ton aus, und verbarg ſein Geſicht hinter den Händen, die vor Wuth bebten; „ich ſehe — ich verſtehe — fort aus meinen Augen! fort, fort!“ — Er ging in der größten Bewegung auf und ab: Armand folgte ihm, Entſchuldigungen ſtammelnd, und nannte ihm die Pariſer Gelehrten und ſchönen Geiſter, die ihn kannten, und denen auch er, mein Vetter, bekannt ſey. Mit jedem Namen, mit jedem Schritte verdoppelte ſich Rouſſeau's Raſerei; ſein entſetzlicher Ruf: „Fort von hier!“ wurde immer ungeſtümer. Ich holte Carino und ſeinen Käfigt: Carino ſollte für uns eine Bitte einlegen. „Laß mir den Vogel, Roſine, rühr' ihn nicht an. Du biſt ſeiner nicht werth: er iſt der Einzige, der mich nicht verrathen hat!“ — Ich ſah wohl ein, man müſſe den Augenblick vorüber laſſen; ich nahm den Vetter bei'm Arm, verließ das Zimmer

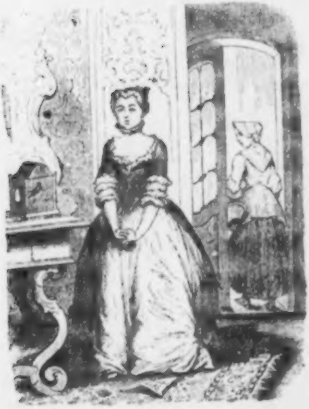


traurig und in Thränen, und machte ihm bittere Vorwürfe, überzeugt, daß mein alter Freund nur durch ihn in Harniſch gebracht werden. Ich ſchluchzte während des ganzen Weges, er aber lachte ſich halb todt. „Wie glücklich“, rief er, „hat mich dieſer Auftritt gemacht! Was habe ich meinen Freunden zu erzählen! was für ein Haupt-Artikel für mein Journal!“ — Ich erſchrak, und mit gefalteten Händen bat ich ihn, den Vorfall zu verſchweigen und mit Niemand davon zu ſprechen: ich würde ſchon ſuchen, meinen alten Freund zu beſänftigen. Mein Vorſatz war, Nachmittags allein zu ihm zu gehen; aber er hatte Beſuch von Reiſenden, was zuweilen, obſchon ſelten, der Fall war; an ſolchen Tagen zeigte ich mich nicht. Sie blieben zwei Mal vier und zwanzig Stunden, deren jede mir wie ein Jahr ſchien. Nach Verlauf derſelben ſchrieb ich ein Zettelchen an ihn, worin ich in Armand's und meinem Namen wegen meines unvorſätzlichen Fehlers und Eindringens um Verzeihung bat. Ich brachte das Billet ſelbſt hin, gab es bei Thereſen ab, die ich, wie gewöhnlich, übelgelaunt antraf. Sie ſagte mir: man führe etwas gegen ihren Herrn im Schilde; er wäre ſeines Lebens nicht ſicher, wenn er länger in

Mottier bliebe. In der That waren viele Einwohner wider ihn eingenommen, doch die große Mehrzahl betete ihn an, und Mamſell Thereſe war gewohnt, ſo viele Albernheiten vorzubringen, daß ich auf dieſe gar nicht weiter achtete.

Ich will nur das hier erzählen, was auf Carino Bezug hat, und was ich genau davon weiß; ich erwähne folglich die bekannte Steinigung, welche in derſelben Nacht ſtatt fand, nur deswegen, weil ſie zur Folge hatte, daß Rouſſeau am folgenden Morgen abreiſte und mich in die tiefſte Betrübniß verſetzte. Die näheren Umſtände ſind in ſeinen Memoiren nachzuleſen. Am nämlichen Morgen waren wir traurig beiſammen und unterhielten uns von dem nächtlichen ärgerlichen Vorfall; ſchon hatte ich mir vorgenommen, zu ihm zu gehen und ihn zu tröſten, als ein Mädchen, welches Thereſen zur Hand ging, uns die Nachricht von Rouſſeau's plötzlicher Abreiſe und mir in ſeinem Namen Carino im Käfigt und einen Zettel brachte, folgenden Inhalts:

„Adieu, Roſine! Es würde mir zu ſchwer fallen, Dich zu haſſen; es thut mir wehe genug, mich von Dir zu trennen. Ich will wohl glauben, Du ſey'ſt an der Verſchwörung, die mich aus Mottier vertreibt, unſchuldig. Ich wollte den Reſt meiner Tage hier zubringen, aber ich mag mein Leben nicht auf eine Weiſe verlieren, welche für die Todesſtrafe der Verbrecher gilt. Ich reiſe, theures und gutes Mädchen! Nein, Du biſt nicht ſchuldig; Du haſt Dich gegen Den, der Dich liebte, nicht verſchworen! Aber was habe ich dem jungen Manne zu Leide gethan, daß er mich belauſcht, daß er ſich mit meinen Feinden verbunden hat? Du liebſt ihn, Roſa; er iſt Dein Vetter, er wird Dein Gatte werden — wohlan! er mache Dich glücklich, und ich verzeihe ihm. Ich reiſe, ich verberge mein unglückliches Daſeyn meinen Verfolgern. Roſa! ich ſehe Dich nie wieder; aber täglich werde ich an Dich denken, bis auf den Tag, wo ich zu denken aufhören werde. Ich weiß nicht, wohin mich mein feindliches Schickſal führen wird; vielleicht jenſeits des Meers. Carino kann mir nicht folgen, wir müſſen uns trennen, und dies iſt nicht der geringſte Theil meines Kummers; er war das Pfand der Freundſchaft einer Frau, die ich über Alles geliebt habe, er ſey Dir das Pfand der meinigen für Dich. Sorge für Carino, meine Roſa, wie Du für Deinen alten Freund geſorgt haben würdeſt, wenn er bei Dir geblieben wäre! Carino bringe mich Dir mit jedem Augenblick in's Andenken zurück; erinnere Dich, daß Du mir verſprochen haſt, wo möglich Jean Jacques und Sophiens Vogel in ein Grab zu verei-



nigen. Iſt meine letzte Wohnung zu weit von der Deinigen entfernt, oder verſchlingen mich die Wellen, muß ich in einem fremden Lande ſterben, ſo nimm meine Stelle ein, und mein Vogel ruhe bei Dir! — Lebe wohl, Roſine! vergiß Deinen alten unglücklichen Freund nicht, Deinen Vater, Deinen Lehrer und Erzieher; und beweiſe durch Deine Tugenden, daß Der, welcher Deine Jugend unterrichtete, tugendhaft war.“

Ich ſchreibe nicht meine Geſchichte, mein Blatt geht zu Ende; ich ſage daher nichts von meinem Kummer, meinen Thränen, meinem unerſetzlichen Verluſt. Ich habe meinen alten Freund nie wieder geſehen, aber auch nie vergeſſen, an ihn zu denken. Carino's Leben iſt durch die Sorge, die ich für ihn getragen, verlängert worden. Er hat länger gelebt, als die Vögel ſeiner Art, länger als ſein Beſchützer, deſſen Tod eine alte Wunde in mir aufriß. Mich ſelbſt hielten meine beiden Mütter, ihr Alter und ihre Kränklichkeit in Mettier zurück. Armand's Mutter war die meinige, ich Armand's Gattin geworden. Selbſt Mutter und Amme konnte ich nicht nach Ermenonville reiſen, ſo ſehr ich auch gewünſcht hätte, meinen vortrefflichen Lehrer noch einmal zu ſehen. Ich hatte aber an ihn geſchrieben, er hatte mir geantwortet; er hatte weder ſeine Roſa, noch ſeinen Carino vergeſſen. — Carino ſtarb vor Alter eines ſanften Todes: einen Augenblick vorher ſang er noch, als ſey es ſein Abſchied geweſen. Ich ließ ihn ſorgfältig von einem Landsmann ausſtopfen; er wollte ein Uhrwerk in ihm anbringen, wie in Bibi, aber ich liebte die Automaten nicht mehr. Carino ſollte einſt neben Rouſſeau ruhen: ich wollte ihn nur zu dieſem Zweck aufbewahren. Endlich iſt der Augenblick dazu erſchienen. Armand, der ſeine Correſpondenten in Paris hat, erfuhr, daß man Rouſſeau's Gebeine in's Pantheon verſetzte, und ihm ein Denkmal errichte; er erbot ſich, mich nach Paris zu begleiten. Wie gern nahm ich den Vorſchlag an; meine beiden Kinder, mein Emil und meine Sophie reiſten mit. Ich hatte ihnen, zum Andenken an meinen alten Freund, dieſe Namen gegeben. Sie begleiteten mich in's Pantheon; Rouſſeau's Schatten hat ſie gewiß geſegnet; ich habe ſie ſelbſt genährt, wie er es mir ſo wiederholentlich empfohlen hat; ich habe ſie nach ſeinen Grundſätzen erzogen, und bis jetzt iſt dieſe Erziehung meinen Wünſchen und Hoffnungen gemäß. — Wenn dieſe Schrift einem Freunde Rouſſeau's in die Hände fallen ſollte, wird er ſie gewiß mit Theilnahme leſen und vielleicht Carino wieder zu ſeinem Herrn legen. Wer anders als ein inniger Freund von Jean Jacques würde wohl ſein Grab mit der erforderlichen Aufmerkſamkeit unterſuchen, um dieſen kleinen unſcheinbaren Sarg aufzufinden, welchen ich dort nieder zu legen im Begriff bin!

Roſine N.“

Ja freilich war es eine Freundin Rouſſeau's, die ihn fand, und mit heiliger Ehrfurcht an die alte Stelle zurück gebracht hat, mit der Bitte, daß man ihn nie wieder wegnehmen laſſe. Ich habe nichts weiter behalten als Roſinens Schrift. Sie trägt ſo klar das Gepräge von Wahrheit und Einfachheit, das ſich nicht an der Urkundlichkeit zweifeln läßt: denn was könnte Roſinen zur Unwahrheit verleitet haben?

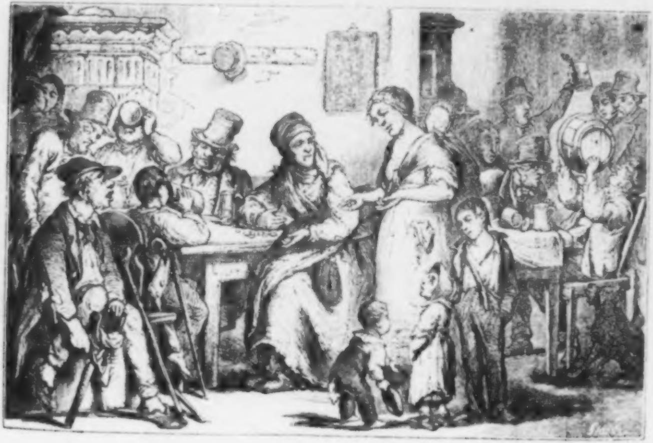
Jean Jacques Bekanntſchaft mit Roſinen fällt in eine Periode ſeines Lebens, die zu ſeinen bewegteſten und unglücklichſten gehört. Seine „Bekenntniſſe“ enden mit dem Aufenthalt in Mottier, und von ſeinen dortigen Verbindungen ſpricht er nur ganz im Allgemeinen. Mich aber dünkt, daß Roſine und Carino ein Recht haben auf Erinnerung bei Denen, die an Jean Jacques Rouſſeau denken mit Achtung für ſeine Vorzüge und mit Bedauern ſeiner Schwächen, die, wie ich, Jean Jacques Rouſſeau geliebt, geſchätzt und bedauert haben.

P. v. Montolieu.

Die Bettler verſchiedener Völker.

Holbein's Zeichnung einer Herberge deutſcher Bettler giebt uns Anlaß, das Weſen der Bettelei in der Ferne und Nähe vergleichend zu ſchildern. — Von Bettlern, die ſich ſelber ſo nennen, ſoll hier die Rede ſeyn, nicht von ſolchen Leuten, die Titel, oft recht vornehm tönende Titel haben, Glanz und Gut aber doch nur durch mannichfache Arten des Bettelns ſich aneigneten, immer wieder die Wahrheit des alten Sprüchworts beweiſend: „Betteln iſt ein Orden, da Viele ſind zu Herren worden." — Wir ſprechen auch nicht von Denen, die als wirkliche Krüppel, nicht als durch Täuſchung ſich zu Krüppeln verunſtaltende Gauner das Mitleid anrufen, wir betrachten eben hauptſächlich eine Geſammtheit, die aus Belieben und Gewohnheit die Bettelei als ihren Beruf erwählte.

Die Bettler eines Landes können uns die Staatsluft und die Volksbildung einigermaßen anzeigen: denn gewiß iſt es ein Merkmal, wenn ein Franzoſe anders bettelt als der Deutſche, ein Italiener anders als ein Ruſſe, und außerdem wird der Beobachter ſich überzeugen, daß im Umſchwunge der Zeit-Richtungen ſich in demſelben Lande auch das Weſen der Bettler verändert. Als die Franzoſen im hitzigen Fieber ihrer Wahn-Anfälle von Freiheit und Gleichheit waren, demnach den Wohlhabenden für verpflichtet hielten, ſtets herauszugeben, was er mehr hatte, als irgend ein Anderer, da ſchmuggelte ſich begreiflich der Ausdruck von Raubgedanken in Wort und Geberde der Bettler. Ihr „Ayez la bonté, Monsieur!" — „Haben Sie die Güte, mein Herr!" klang wie vermiſcht mit „La vie ou la bourse!" mit „Geld oder Leben!" und die hingeſtreckte Hand ſah aus, als ob ihr nur in dieſem Augenblick das Piſtol fehle. Seit jedoch auch Freiheit und Gleichheit echter Art in Frankreich ſchwindſüchtig wurde, zeigen die dortigen Bettler wieder mehr vom Volkscharakter; ſie ſind wieder Franzoſen, das heißt: höflich und geſchmeidig ſich in die Umſtände fügend. Man muß es ihnen aber nachſagen, daß ſie auch als Bettler noch einen Anſtrich gewandter Keckheit



verrathen, und ihre Formel ließe ſich immer dem Sinne nach überſetzen: „Mein Herr, da ich zufällig kein Geld habe, Sie aber ohne Zweifel bei Kaſſe ſind, erlaube ich mir, Sie um etliche lumpige Sous anzuſprechen — „ayez la bonté, Monsieur!“ Der Franzoſe weiß ja, daß er zur großen gebildeten Nation gehört, die überall Meiſtermuſter iſt! Eine ſolche vorzügliche Stellung hat er auch als Bettler zu behaupten, und ſeine lächelnden Mienen werden uns das franzöſiſche Sprüchwort verbürgen: „Une bésace bien promenée nourrit son maitre“ — luſtwandeln mit dem Bettelſack ernährt ſeinen Herrn! — was er vielleicht auch mit einem Frack nach neueſter Mode erweiſt, wie dies mehrere ſchriftſtellernde Reiſeſchlenderer — ſogenannte „Touriſten“ — in dienlicher Breite berichten.

Bei den italieniſchen, portugieſiſchen und ſpaniſchen Bettlern iſt es wie übereinkömmlich, ſich auf Nachdenken gar nicht einzulaſſen; ihrem Gehirn kommen überhaupt Gedanken ſehr ſelten, es iſt ihnen dort gar zu ungewohnt und unbequem. Scheint die Sonne zu warm, ſuchen die Bettler des Südens den Schatten; ſcheint ſie nicht zu warm, legen ſie ſich in die Sonne und warten auf gebratene Tauben. Hier ſtört den Lungerer nichts im ſelig-ſüßen Nichtsthun, als wenn ſich Jemand in einem heilen Rock ſehen läßt. Da wird plötzlich mit ganzer ſüdlicher Lebhaftigkeit, mit den beweglichſten Mienen und Geberden, mit ſo berührigen Armen, als wolle man drei Hände ausſtrecken, bei bittendem und drohendem Geheul auf ihn eingeſtürmt. Bleibt Der mit dem heilen Rock kaltblütig und geht weiter, ohne den Beutel zu ziehen, ſucht man ſich wieder ein angenehmes Plätzchen, murmelt: „Einer thut's nicht!“ und harrt auf den zweiten heilen Rock. Iſt nun deſſen Inhaber bereitwillig, ſo hat er in der nächſten Minute ganze Schaaren um ſich; Jeder will haben und wird unverſchämt, denn nach dem allgemeinen Gewohnheitsrecht meint Jeder: Giebt er Dem, muß er mir auch geben, denn ich bin ein eben ſo guter Bettler als Der. Will ſich aber der Beutel des Angebettelten für ſolche Forderung nicht mehr öffnen, ei nun, das angenehme Plätzchen iſt noch da: man ſtreckt ſich aus und zehrt an Luft und Licht.

Die deutſchen Bettler ſind mit den ſüdlichen im Süden noch etwas verwandt und grübeln weniger als die Bettler im Norden. Hier ſchwanken ſie zwiſchen Kriecherei und Tücke, zwiſchen Bitte und Rechtsforderung. Die Armuth iſt in der rauheren Luft empfindlicher, ſchwerer zu ertragen; der deutſche Bettler überlegt und erwägt, das iſt ſein Unglück; aber dies Unglück berührt auch die Wohlhabenden, denn das Sprüchwort: „Noth bricht Eiſen“, giebt manchem Bettler das Brecheiſen in die Hand, und bei der Folter des Hungers werden Zucht- und Verpflegungshaus in der Ueberlegung faſt ſinnähnlich und gleichbedeutend. In dieſem Verhältniß, das dem Denken klar und vom Gefühl jedenfalls geahnt wird, zeigt ſich auch die Wohlthätigkeit im Norden Deutſchlands regſamer als in deſſen Süden. Seit nun gar die Worte: „Theilung und Arbeit!“ und „Gütergemeinſchaft“ mehr in die bedürftigen Maſſen gedrungen ſind als die Begriffe von Verſtand nnd Bildung, ſeitdem ſind die Bettler, die bei einer Theilung von Arbeit und Geld dies gern ſich und die Arbeit Andern zukommen ließen, kecker geworden; man bemerkt neben beſcheiden anſprechenden Bettlern auch nicht ſelten bedrohend begehrliche, und zuweilen hört man von Bettlern ſogar beſtimmte Forderungen.

In Alt-England, wo der Unterſchied zwiſchen dem ungeheuern Reichthum der Lords und der ungeheuern Armuth des Pöbels ein ſehr greller, das Geld vermöge des handelsgierigen und handelsregierenden Staats die Hauptmacht iſt, da haben die Bettler einen ganz andern Charakter. Sie anerkennen den Unterſchied als für die Zwecke eines Handelsherren-Volkes nothwendig, in Folge deſſen und der Gewohnheit finden ſie dieſen Unterſchied mitunter ſogar vernünftig. Jedes Mittel wenden ſie an, um unter die bevorrechteten Armen zu kommen, dann geht's ihnen wohler als manchen arbeitſamen Armen; die Reichen müſſen geben, die Armen ſuchen möglichſt zu nehmen, das iſt ein Geſchäftsgang. Wem kein Gönner dazu verhilft, ein bevorrechteter Armer zu werden, der betreibt das Betteln mit allerlei Pfiffen, und hat weder Gewiſſensbiſſe noch Tugendkrämpfe, wenn er im Eifer für ſein Gewerbe, das eben nur im Nehmen beſteht, da, wo man ſich im Geben nicht eben ſo eifrig zeigt, die Kunſt des heimlichen Zugreifens übt. Dies iſt hier wirklich zu einer freien Kunſt ausgebildet, um durch liſtiges Finden deſſen, was noch Niemand verloren hat, ſich ein ſorgenloſes Daſeyn zu friſten. Wenn dann auch Einzelne an einer zu engen Halsbinde vom Seiler den erhabenen Tod über der Erde ſterben, ſo läßt man ſich durch dieſe eigentlich vortheilhafte Verminderung der Mitbewerber im freien Nehmen keineswegs hindern; denn das Geſchäft geht fortwährend ſo flüſſig, daß, um nur von London zu reden, dort jährlich Millionen geſtohlen werden. Ob einmal bei der Abrechnung der Strick den Strich macht, das iſt abzuwarten; man handelt mit dem Leben wie der Kaufmann mit der Waare: dieſer gefährdet den Bankrott, die „Freikäufer“, wie der altdeutſche Humor das herumziehende Diebesgeſindel benannte, gefährden den Strick, und das iſt eben auch nur ein Bankerott des Lebens, des einzigen Vermögens, was ein Nichtsbeſitzer hat.

Die ruſſiſchen Bettler ſollen, nach Zeugniſſen von Reiſenden, die beſcheidenſten und liebenswürdigſten ſeyn. Sie ſitzen ſtill am Wege, ſtehen ſtill an dieſer oder jener Stelle und halten ihre Mütze oder hölzernen Gefäße hin. Wenn ſie ſich mit Worten an Vorübergehende wenden, weiſen ſie auf den Himmel, auf Jeſus Chriſtus und die Jungfrau Maria, deren Segen anrufend. Da heißt es: „Gebt mir Armen ein Almoſen um Gottes, um Chriſti, um der Kirche, um eurer eigenen Seele Labung willen!“ Als Dank hört man: „Gottes Segen, (Väterchen, Mütterchen, Söhnchen!“ ꝛc.) „Verleihe euch der Himmel langes Leben zur Geſundheit eures Leibes, zum Heil eurer Seele, zum Gedeihen eures ganzen Wohlſtandes!“ — „So und ähnlich lautet der Dank“, berichtet ein Reiſender; „und da dieſe Wünſche gewöhnlich mit Innigkeit und Frömmigkeit ausgeſprochen werden, ſo ſcheint es, als ob ſie wirklich dieſes Heil vom Himmel herabflehen könnten; man muß auch geſtehen, daß man ſein Haupt einem alten bärtigen, weißhaarigen ruſſiſchen Bettler mit derſelben Ehrfurcht hinreichen würde wie einem ehrwürdigen Prieſter.“ — Das wird ſo lange dauern als die fortſchreitende Bildung und Befreiung allmälig iſt, und man den Vermögens-Unterſchied noch für einen achtbaren, weſentlichen, nicht für einen unrechtlichen hält.

Möge jedes Volk in der Einſicht und Bildung das rechte Maaß finden! — nicht im Uebermaaß des Anforderns die Brücken zerſtören, welche über brauſende, die Dämme oft im Ueberfluthen zerreiſſende Zeitſtröme hinwegführen! F. Rochlitz.

Schlaraffen - Wünſche.

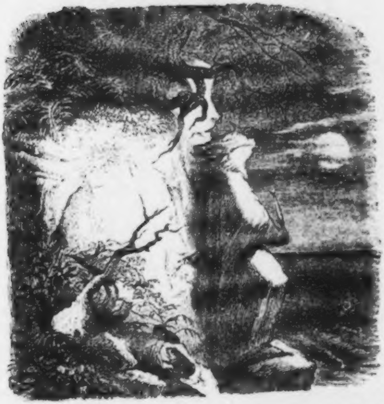
Im Lande der Schlaraffen, wo die Feen unvergänglich ihr Weſen treiben, nebenher auch die Tauben braten für jeden offenen Mund, lebte in reichem Erbe der Bauersmann Zachäus mehr bei dem Krug als bei dem Pflug, und ſo kam es, daß ſeine alte Lade und ſein Beutel endlich noch leerer waren als ſein Kopf. Er wollte nun zwar darüber nachdenken, was zu thun ſey, da ihm aber gar nicht einfiel, daß er ſelber etwas thun, das heißt: arbeiten müſſe, ſo lief er nach einem See, um ſich dort hinein zu ſtürzen, was gewöhnlich das Ende Derer iſt, die ihre Kraft nichtsnutzig abnutzen und des Lebens nicht werth ſind.

Da ſtand nun Zachäus an hohem Felſenufer, trüb- und feigherzig; weil aber der Mangel übermächtig, von ſeinem ehemaligen Vermögen nichts mehr in's Trockene zu bringen war, wollte er doch eben den Sprung in's Naſſe wagen, da erhob ſich aus der leuchtenden Fluth ein goldenes Fiſchlein, verwandelte ſich, weil es auch einmal reden wollte, in eine Fee, und ſprach in mildem Ton, der wie Schilfgeflüſter klang: „Weißt Du nichts weiter als ſterben? ſag' an: wo's gebricht, was Dir fehlt?“ — „Geld, nichts als Geld!“ rief Zachäus, und empfing die Antwort: „Vorausgeſetzt, Du wirthſchafteſt künftig beſſer und hältſt Dich beſcheiden im Glück, will ich Dir helfen, damit mein See rein bleibt. Geh' nach Haus, in Deiner Lade ſollſt Du des Geldes genug finden; aber vergiß die Bedingung nicht, dann kannſt Du auch einmal wiederkommen zu weiterem Begehr.“

Zachäus ging heim, fand die Verheißung wahr, griff auch wirklich bei dieſem und jenem Geſchäft an, doch mehr aus Geldgier als aus Trieb zur Thätigkeit. In ſeiner Wohlhabenheit konnte er mit ſeinem Korn ſtets die höchſten Preiſe abwarten, doch immer reicher, ward er auch immer hab- und prunkſüchtiger. Bald ſtand er wieder am Ufer des See's, das gerufene Fiſchlein ſchaute raſch empor, und nach der Verwandlung fragte die Fee: „Was führt Dich her, Zachäus?“ — „Ach, Frau Fee, nimm's nicht übel, ich hab' ein Anliegen. Der Schulze liegt im Verſcheiden, es wäre gar zu ſchön, wenn ich Schulze würde!“ — „Kehre zurück, Du wirſt zum Schulzen gewählt!“ entgegnete die Fee.

Nicht lange währt' es, da brüſtete ſich Zachäus als Schulze, und weil ſein Reichthum ſich mehrte, er auch vorzugsweiſe Den begünſtigte, der ſich am tiefſten vor ihm bückte, bemühte ſich von den Bauern Einer nach dem Andern, als der unterthänigſte zu erſcheinen. Zachäus aber trug die Naſe immer höher, wandte ſich auch nach kurzer Zeit nochmals an die Fee. „Was willſt Du wieder?“ fragte ſie, und Zachäus antwortete: „Meine Werthe, der Baron iſt verarmt, ich kaufte ſeine Güter, kann ſie jedoch nur beſitzen, wenn ich Baron bin, ſorge alſo gefälligſt dafür!“ — „Auch das geſchehe!“ ſprach die Fee; „doch iſt es rathſam, nun Dein Begehren zu beſchränken. Höre auf die Stimme der Warnung, ſie iſt immer noch lieblicher als die Stimme der Reue!“

Als Baron, und als ſehr reicher Baron, verſammelte Zachäus die vornehme Welt tagtäglich an ſeiner Tafel; es ſaßen da ſtets Leute von Einfluß, höfiſche Einflüſterer, Mancher davon mit gutem Magen und ſchlechten Sitten, mit ſtarkem Dünkel und ſchwacher Einſicht.



Zachäus machte nicht umſonſt ſolchen Aufwand, er fütterte durch Hülfe der Schmauſerei ſeine Anmaßung; denn die Leute von Einfluß öffneten ihm überall die Hinterthüren, die dem Recht und dem wahren Verdienſt Hinderthüren ſind. — So ward der Baren zum Grafen, der Graf zum Fürſten Zachäus, und da ſein Geld ſich fortwährend mehrte, mehrte er auch ſeine Güter, ſo daß er ein Fürſtenthum beſaß, und endlich gar Groß-Mogul des Schlaraffenreichs wurde.

Die Leute von Einfluß und ſeine wachſende Macht hatten dem Zachäus die Fee entbehrlich gemacht; im jetzigen Glänzen und Praſchen dachte er ihrer auch eine Weile gar nicht, bis ihm dann das Glänzen und Praſchen auch nicht mehr genügte. Da ſtand er nun abermals, angethan mit ſeinem Moguls-Putz, auf dem hohen Felsufer, und da er des Befehlens gewohnt war, wurde auch die Fee mit dem Hervorſtrecken des Scepters aus der Tiefe herauf befohlen. „Was haſt Du noch zu begehren?" fragte ſie mit kaltem Ernſt, und keck antwortete Zachäus: „Ich will Gebieter im All, ich will Herrgott ſeyn!“ Da lachte die Fee im grimmen Spott, der tauſendfältig wiederhallte von den Echo's der Felſen; davon erſchreckt, durchzogen grauſenvolle Schauer den Zachäus, daß er zu Stein erſtarrte, und ſo als Strafdenkmal ungeſättigter Wünſche noch heut von dem Felſenufer herabſtiert auf den See. Wenn nun ein Sturm die Fluthen erhebt und die Wogen gegen das Felsbild anpeitſcht, dann tönt es oft aus dem verſteinten, jetzt mit den ſchroffen Wänden verwachſenen Zachäus heraus:

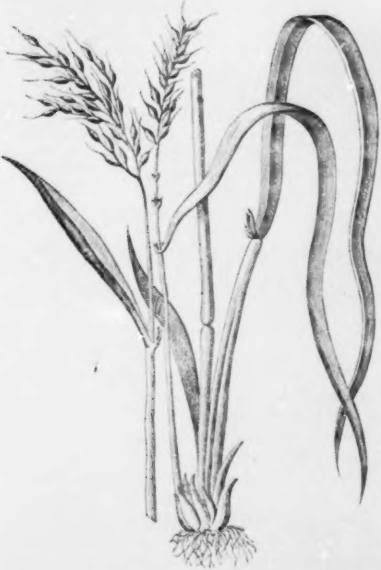
„Den Wünſchen Macht verwehren,
Mit heit'rem Muth entbehren
Den Drang der Eitelkeit
Bei ſinnig fleiß'gem Schaffen —
Das ſind uns Schutzeswaffen
Im Kampf mit Leid und Zeit.“

C. Rienitz.

Ausländiſche Handelspflanzen.

V. Reiß.

Der Reiß iſt in allen Erdtheilen für Reiche wie für Arme ein ſehr geſchätztes, ja für manche Gegenden Aſiens ganz unentbehrliches Nahrungsmittel, wichtiger als alle andern Getreidearten. Denn faſt die Hälfte aller Menſchen der Erde erhält durch Reiß das tägliche Brod, und es entſteht in manchen Gegenden Aſiens empfindliche Hungersnoth und Tod, wenn der Reiß einmal nicht gedeiht. Als urſprüngliches Vaterland des Reißes wird Oſtindien oder auch Abyſſinien angegeben. Jetzt baut man ihn überall in warmen und gemäßigten Himmelsſtrichen an, beſonders in Vorder- und Hinter-Indien, auf Ceylon und den Inſeln des indiſchen Archipels, in China und Japan, auf der Inſel Madagascar, in Aegypten, an den Küſten des rothen Meeres und in einigen Theilen Weſt-Africas. In Europa wird er an den Küſten des Mittelmeeres, namentlich im ſüdlichen Spanien und Frankreich, in Oberitalien, Griechenland, ſo wie in mehreren Provinzen der Türkei angebaut. Die am weiteſten nach Norden verbreiteten Reißfelder findet man in Piemont. Auch für Amerika, wo 1647 zuerſt Sir William Berkley auf ſeinen Gütern in Virginien eine kleine Reißpflanzung anlegte, gewinnt der Reißbau immer größere Ausdehnung und Wichtigkeit, ſo daß im Jahre 1853 der Geſammtertrag Nordamerika's auf 215 Millionen



Pfund angegeben wird. Das Haupt-Reißland der vereinigten Staaten iſt Süd-Karolina, dann das Miſſiſſippi-Thal bis zur Mündung des Ohio, auch Central-Amerika; in Süd-Amerika ſind es die Thäler des Parama und Paraguay nebſt Braſilien. Ueberall gedeiht er am beſten in den heißfeuchteſten Niederungen, welche ¼ Fuß hoch unter

Waſſer geſetzt werden können, ja ſogar in ſumpfigem Boden, in welchem keine andere Nahrungspflanze ſich erhalten kann.

Der Reiß (Oryza sativa) iſt ein 3 bis 5 Fuß hohes Gras mit brauner, büſchelig faſeriger Wurzel, aus welcher mehrere rohrartige Halme von der Dicke eines Gänſekiels entſpringen. Dieſe ſind durch mehrere Gelenkknoten abgetheilt, glatt und feingeſtreift und mit 1 bis 2 Fuß langen, faſt gleichbreiten Blättern verſehen, welche oben lang zugeſpitzt ſind und auf der Oberfläche rückwärts ſcharf erſcheinen. Die Blüthen (abweichend von andern Gräſern mit ſechs Staubfäden verſehen, weshalb Linné den Reiß, der im natürlichen Syſtem zu der Familie der Gräſer gehört, in ſeine ſechste Klaſſe ſetzte) ſtehen am Gipfel des Halms in lockerer, anfangs aufrechter, ſpäter oben etwas überhängender Riſpe. Die Frucht iſt eine ſogenannte Karyopſe oder Grasfrucht, deren Samenkorn, mit den beiden Spelzblättchen verwachſen, an und für ſich von länglich elliptiſcher Form, weißlicher oder bräunlicher Farbe, zart geſtreift und etwas durchſcheinend.

Durch Kultur ſind aus dem Reiß viele Spielarten entſtanden, von denen der Bergreiß und der Sumpfreiß die vorzüglichſten ſind. Der Bergreiß hat kurze ſchwache Halme, kleine Riſpen und weiße harte, längliche Samenkörner mit langen Grannen. Er wird in höher gelegenen bergigen Gegenden gebaut und reift in 3 bis 4 Monaten. — Der Sumpfreiß kommt in drei Abänderungen vor, in gewöhnlichem, frühzeitigem und ſchleimigem. Der gewöhnliche hat große, ſtarkveräſtelte Riſpen, lange Grannen und langen weißen Samen, der erſt nach 6 bis 7 Monaten reif wird. Der frühzeitige hat einfachere Riſpen, grannenloſe bräunliche Früchte und braucht nur 4 Monate zur Reife. Der ſchleimige zeichnet ſich durch hohe Halme große kurzbegrannte Riſpen und große, längliche, weiße, durchſcheinende Samen aus. Er wächſt vorzugsweiſe in Japan, und iſt der vorzüglichſte, ſoll aber nicht in den Handel kommen. Faſt aller im Handel befindlicher Reis iſt Sumpfreiß. Beſſer aber ſeltener iſt der Bergreiß, der ein ſchönes, weißes und feſtes Korn giebt. Bietet ſchon ein vom Winde bewegtes Roggen- oder Weizenfeld mit ſeinen wogenden Aehren einen angenehmen Anblick dar, um wie viel mehr iſt dies ſo mit einem in Blüthe ſtehenden Reißfelde! Luſtiger und zierlicher ſind des Reißes grünliche Blüthenriſpen als des Kornes dichtgedrängte Aehren. Das gedämpfte Grün der wogenden Halme thut dem Auge des Reiſenden, das ſich an die brennenden Farben der tropiſchen Gewächſe, an die gewaltigen Urwälder, an die majeſtätiſchen Palmen gewöhnt hat, unbeſchreiblich wohl. Nicht maleriſch muß der Anblick eines Reißfeldes auf der Inſel Java ſeyn, wo der Reiß die vorzüglichſte Nahrungspflanze iſt. Die Felder ſtehen ½ bis 1 Fuß hoch unter Waſſer; auf ſchmalen Dämmen muß der Beſchauer zwiſchen unabſehbaren Waſſerflächen hindurch ſchreiten. In der Mitte des Gefildes erhebt ſich hie und da ein kleines Wachthaus aus Bambusrohr; von dort ſind nach verſchiedenen Richtungen Stricke und Fäden gezogen, mit Fahnen, Puppen und mancherlei klappernden Dingen behängt. Dieſe Stricke ſetzt von Zeit zu Zeit des Feldes Wächter in zitternde Bewegung, und Schaaren kleiner, niedlicher Vögel, zu dem Geſchlechte des Sperlings gehörig und Reißdiebe genannt, entſchwirren den Beeten, auf denen ſie naſchten.

Der Reiß iſt eine einjährige Pflanze, welche ſich, wie unſer Roggen und Weizen, jedes Jahr aus dem ausgeſtreuten Samenkorn erzeugen muß. Bei weitem ergiebiger als unſere Getreidearten iſt der Reiß, indem er in gutem Schlammboden nicht ſelten 300fältige Frucht bringt, und als Durchſchnittszahl wird der Ertrag als 100fältig angegeben, während der Weizen nur 8 bis 10 fältige Frucht giebt. Zudem kann der Reiß zweimal, ja in manchen Gegenden von Hindoſtan dreimal jährlich geerndtet werden. Gewiß denken da manche unſrer Landleute: „Ei, wären wir da, wo der Reis wächst, dann dürften wir nicht ſo mühſam düngen, pflügen und ſäen, und hätten doch ſo ungewöhnlich ergiebige Erndten!“ Gemach, gemach! Auch der Reißbau hat ſeine Mühſeligkeiten. Da er viel Feuchtigkeit verlangt, ſo ſind, wo die Flüſſe nicht von ſelbſt das Land überſchwemmen, Kanäle zu ziehen, und wo kein Waſſer in der Nähe iſt, muß es künſtlich, oft mit großer Mühe und Anſtrengung auf die Reißfelder geleitet, in größere Becken geſammelt und dann vertheilt werden. Auf hügeligem Boden werden Teraſſen gemacht, dieſe in Beete abgetheilt und durch Pumpwerke mit Waſſer verſehen. Sobald der Boden ſchlammig aufgeweicht iſt, wird er mit Büffeln gepflügt, dann abermals unter Waſſer geſetzt, bis er ſo durchweicht iſt, daß man in dem Schlamme tief verſinken würde. Damit der naſſe Brei gehörig durcheinander gearbeitet und die untern Theile dem wärmenden Einfluſſe der Sonne zugekehrt werden, treibt man Büffel reihenweiſe hin und her. In dieſen ſo zubereiteten Boden ſtreut man die Samenkörner. Sind nach vierzehn Tagen die Halme etwa vier Zoll hoch gewachſen, ſo wird das Reißfeld abermals bewäſſert. Zur Zeit der Reife läßt man den Boden hart werden, ſchneidet mit der Sichel die Halme ab und läßt die Körner von Büffeln austreten. So machen es die Einwohner von Ceylon, die ſich gut auf den Reißbau verſtehen. Noch ſorgſamer und fleißiger verfahren die Chineſen, die bei der Uebervölkerung ihres Landes um der Nahrung willen auch das kleinſte Stückchen Erde oder Sumpf benutzen müſſen. Iſt der Boden nicht fruchtbar genug, ſo weichen ſie die Reißkörner zuvor in Miſtwaſſer, das mit etwas Kalk verſehen iſt. Darauf ſäen ſie dieſelben auf ein etwa 30 Quadratfuß großes Stückchen gut gedüngten Landes. Wenn die Körner üppige Pflänzchen getrieben haben, werden ſie verpflanzt auf das dazu beſtimmte, gut bewäſſerte Feld. Dabei ſcheuen die Chineſen die Feuchtigkeit nicht, waten oft bis an die Knie im Schlamme. In Landſtrichen, wo der Weizen ſchon im Mai geerndtet wird, ſäet man noch Reiß auf das leer gewordene Feld, das man mit jener eigenthümlichen Maſchinerie bewäſſert, welche wie eine Kettenpumpe eingerichtet iſt und gleich einer weſtindiſchen Tretmühle in Bewegung geſetzt wird. Damit das Waſſer nicht die Ränder der Teraſſen oder die Dämme in den Niederungen durchbricht und die Erde fortſchlemmt, faßt man dieſelben mit Cypreſſen ein, deren in einandergreifende Wurzeln dem Boden Feſtigkeit gewähren. Das merkwürdigſte Beiſpiel natürlicher Bewäſſerung der Reißfelder findet man am Ausfluſſe des Indus im Lande Bar, das üppigſte aller Reißfelder. So wie man die erſten Anzeichen der jährlichen Ueberſchwemmung dieſes gewaltigen Stromes gewahr wird, beginnt man mit dem Säen. Nach drei Monaten findet bereits die Erndte ſtatt, entweder im Trockenen, wenn die Ueberſchwemmung nicht lange dauerte, oder im andern Falle zu Schiffe.

Iſt der Reiß reif, ſo wird er wie unſer Getreide abgeſchnitten. Die Chineſen thun dies mit Handſicheln oder krummen gezähnten Meſſern. Auf der Inſel Java wird jeder Halm einzeln, ungefähr in der Mitte, abgeſchnitten. Dann werden die Halme in kleine Bündel gebunden und mittelſt Stangen auf der Schulter nach Hauſe getragen. Jeder, wer helfen will, darf an der Erndte Theil nehmen; der fünfte Theil des von ihm geſchnittenen Reißes iſt ſein Lohn. Auf der Inſel Sumatra ſchneidet man den Reiß nicht halmenweiſe, ſondern man mäht mit einem ſichelförmigen Meſſer ſo viel Halme auf einmal ab, als man mit der Hand faſſen kann.

Um die Reißkörner auszuhülſen, bedienen ſich die Chineſen eigener Stampfmühlen, welche einige Aehnlichkeit mit unſern Oelmühlen haben. Die Aermeren behelfen ſich mit ſtarken Eiſentöpfen, in denen eine hölzerne Stampfe paßt, die durch einen mit dem Fuße getretenen Hebel auf und ab bewegt wird. In Sumatra werden die Risden gleich auf dem Felde ausgetreten. Zu dieſem Zwecke ſind kleine ungefähr 9 Fuß hohe und 5 Fuß breite Geſtelle von Bambusrohr errichtet, an denen 2 Fuß von der Erde ein mit kleinen Löchern verſehener hölzerner Boden angebracht iſt. Auf dieſem werden die Körner mit den Füßen ausgetreten und fallen durch die Löcher. Ein Blätterdach an dem Gipfel des Geſtelles ſchützt die Arbeiter vor den Strahlen der Sonne. In Ober-Italien, bei Mantua und Verona, wird bei dem Reißbau folgendes Verfahren beobachtet: Ein großes langes viereckiges Stück Feld iſt zur Haltung des Waſſers rundum mit einem erhabenen Damm eingeſchloſſen. Innerhalb dieſes Dammes befindet ſich ein Graben, durch welchen das Waſſer, wenn das Reißfeld trocken gelegt werden ſoll, abgelaſſen wird. Das ganze Feld iſt in eine Menge kleiner regelmäßiger Vierecke abgetheilt, die durch erhabene Fußſteige, die kleine Dämme bilden, von einander getrennt ſind. Im März wird der Boden, nachdem das Reißfeld lange vorher trocken gelegt worden iſt, mit einem Grabſcheit umgearbeitet. Nach Vollendung dieſer Arbeit läßt man das Waſſer mehrere Zoll hoch hinein, wodurch der Boden erweicht und in einen Sumpf umgewandelt wird. Nun ſäet man den Reiß, der zuvor einige Tage in Waſſer eingeweicht war, auf ähnliche Weiſe und in demſelben Maaß wie bei uns Weizen oder Gerſte, auf das Waſſer. Er ſinkt unter und kommt nach einem Monat als Pflanze über die Oberfläche des Waſſers empor. Im Mai wird das Waſſer abgelaſſen und das Reißfeld von allem Unkraut gereinigt; dann werden die jungen Pflanzen abermals unter Waſſer geſetzt. Nun iſt die Arbeit vollendet, bis auf mehrmaliges Ab- und Zulaſſen des Waſſers in Zwiſchenräumen von 5 zu 5 Wochen. Drei bis vier Wochen vor der Erndte, die gewöhnlich Anfangs October ſtattfindet, wird das Reißfeld ganz entwäſſert, damit der Reiß gehörig reifen und abtrocknen kann. Alsdann ſchneidet man ihn in der Mitte des Halmes ab, bindet Büſchel und bringt dieſe in die Scheune zum Ausdreſchen. Das Reißfeld wird nicht gedüngt, ſondern die ſtehen bleibenden halben Halme werden im kommenden Jahre unter die Erde gegraben. Nach der Erndte folgt das Dreſchen und das Abſpelzen oder Schälen der Körner. Das Dreſchen geſchieht entweder wie gewöhnlich durch Menſchen, oder die Körner werden durch Ochſen ausgetreten. Das Schälen wird durch Stoßen im Mörſer, oder durch beſondere Maſchinen, oder auf einer Art von Schrotmühle bewerkſtelligt. Ein Nordamerikaner erhielt 1834 für die Erfindung einer zum Einſpelzen ſehr geſchickten Maſchine die dafür ausgeſetzte Belohnung von funfzigtauſend Dollars.

Da der Reiß, auf feuchtem Boden entſproſſen, ein weichliches Korn iſt, ſo muß er, wenn er nicht verderben ſoll, an der Sonne oder dem Feuer getrocknet werden. Ausgehülſeter Reiß wird leicht von Inſekten angegriffen. Darum läßt man ihn ſo lange als möglich in den Halmen und hület nur ſo viel aus, als man gerade für den Tag braucht. So haben die indiſchen Frauen, denen vorzugsweiſe die Feldarbeit obliegt, tagtäglich die mühſelige Arbeit des Aushülſens. Weil der Reis ſo ſehr der Näſſe bedarf, entſtehen in trockenen Jahren leicht Mißerndten und Hungersnoth. Dazu kommt noch, daß ſeine Kultur wegen der fäuligen Ausdünſtung des naſſen Bodens höchſt nachtheilig auf die Geſundheit der Menſchen wirkt, indem ſie häufig Wechſelfieber und andere Krankheiten veranlaßt, ſo daß in Ober-Italien, in Frankreich und Spanien der Reißbau in der Nähe bewohnter Oerter verboten iſt, oder nur in einer beſtimmten Entfernung von denſelben betrieben werden darf. Demnach hat auch der ergiebige Reiß für die Reißbauer der Beſchwerden genug, und der deutſche Roggen- und Weizenbauer hat nicht nöthig, um der vielen Arbeit willen ſeine geſegneten Weizenfluren zu verlaſſen und die ſchönen Reißfelder aufzuſuchen, er würde aus dem Regen unter die Traufe kommen! —

Der zur Aufbewahrung beſtimmte Reiß wird auf Mühlen von den Spelzen befreit und nun für den Handel, um Gährung zu verhüten, in der glühenden Sonnenhitze oder über Feuer gedörrt. Gewöhnlich wird der Reiß erſt dann zu uns gebracht; doch ſchält man jetzt auch in Europa vielen Reiß, welchen man ungeſchält aus fremden Erdtheilen kommen läßt, weil er Kraft und Geſchmack auf der See beſſer behält, wenn er ungeſchält verſchickt wird.

Wie wird nun dieſe ſo wichtige Getreideart, welche Millionen von Menſchen nährt und vor Hunger ſchützt, in ihrem Vaterlande und wie bei uns benutzt? Auf die mannichfaltigſte Weiſe, denn alle Theile der Reißpflanzen finden eine höchſt nützliche Anwendung. Am meiſten wird Reiß als Nahrungsmittel verbraucht, entweder noch körnig oder zu einem Brei gekocht, oder als Schleim zum Trinken, oder er wird zu Mehl gemahlen, wovon die feinſte Sorte Reißblume heißt. Gekochter Reiß iſt das nothwendigſte Bedürfniß jedes Chineſen und Hindu. Auf die verſchiedenſte Art kann der Hindu, der oft nur von Pflanzenkoſt lebt, den Reiß zubereiten. Der einfach in Waſſer gekochte iſt die tägliche Speiſe; doch backt er auch aus Reißmehl eine Art Brod. Statt des Sauerteigs ſetzt man, um Gährung zu befördern, etwas Palmwein und geſtoßenen Reiß hinzu.

Das Gebäck ſoll ſchmackhaft und leicht verdaulich ſeyn. Reißwaſſer iſt das Hauptgetränk des Hindu.

Bei uns gebraucht man den Reiß vorzüglich zu Suppen und breiartigen Gerichten mit Milch; er iſt nicht nur ſehr wohlſchmeckend, ſondern auch nahrhaft, leicht verdaulich und geſund. Er giebt jedoch, wie man behauptet, wenig Kräfte, weshalb er ſich nicht für ſchwer arbeitende Menſchen eignet. Sollten unſere Landbauer ſtatt des kräftigen Roggenbrods nur Reißſpeiſen eſſen, wie die Hindus, und ſtatt des Bieres Reißwaſſer trinken, würde es ihnen bald an den nöthigen Kräften fehlen. Zu Brod kann Reiß nicht ſo leicht verwendet werden, als anderes Getreide. Erſt wenn er durch langes Einweichen gallertartig geworden, läßt er ſich bequem zu Brod benutzen. Reißbrod iſt weich, höchſt wohlſchmeckend und von hochgelber Farbe: es trocknet aber ſchnell aus und wird hart, da der Reiß viel weniger Kleber enthält als Weizen oder Roggen; deshalb kann Reißbrod nicht lange aufbewahrt werden. Die ſogenannte Reißblume, ein ſehr feines Mehl, erhält man, wenn man die Reißkörner erſt in kochendem, dann in kaltem Waſſer wäſcht, dann ſchrotet, in einem Mörſer zerſtößt und ſie durchſiebt. Die Chineſen füttern die Seidenraupen mit Reißmehl, indem ſie die Blätter des Maulbeerbaumes damit beſtreuen. Aus Reiß bereitet man auch ein ſtarkes Bier, und durch Deſtillation mit Zucker und Palmenſaft einen ſtarken Branntwein, der bei uns unter dem Namen Arrak verkauft wird. Waſſer, in welchem man Reiß aufweicht, wird ſchleimig und dient dann als Steifungsmittel bei der Muſſelin- und Seidenweberei Oſtindiens, in Italien bei dem Gaſe- und Flormachen. Der Rückſtand giebt, geſtoßen und ausgewaſchen, ein feines Satzmehl. Feines Reißmehl, mit kaltem Waſſer gemiſcht und dann gekocht, wird zum japaneſiſchen Kitt oder Reißteig, den man zu den ſchönſten Ornamenten verwendet, die trocken eine ſchöne Politur annehmen und ſehr dauerhaft werden. England erhält jährlich eine Menge daraus verfertigter Pagoden, einige weiß wie Marmor oder Alabaſter, andere dunkelbraun. Die Japaner ſind Meiſter in dieſer Kunſt und verfertigen unter Anderem Spielwarken daraus, die denen von Perlmutter täuſchend ähnlich ſind. In China und Japan wird das Papier mit Reißaufguß geleimt. In der Arzneikunde kommt der Reiß häufig in Anwendung, indem man aus demſelben eine ſchleimige Abkochung, den Reißſchleim bereitet, der als einhüllendes und reizminderndes Mittel bei Entzündungskrankheiten des Unterleibes und der Bruſtorgane, bei Diarrhöen, entzündlichen und hitzigen Fiebern u. ſ. w. gebraucht wird.

Die Reißſpelzen geben ein zuträgliches Futter, das bei Kühen die Milchabſonderung befördert. Das Hülſenſtroh liefert überdies noch guten Feuerſtoff, der den Schmieden oft ſtatt der Kohlen dient. Mit Kohlen vermiſcht, giebt es dem Feuer eine ſolche Kraft, daß die Eiſenſtangen um ein Drittel ſchneller zum Glühen gebracht werden, als durch Kohlen allein. Wie nützlich der Reiß iſt, dennoch wird Manches in den Gewerben ihm zu Gute geſchrieben, was gar nicht von ihm kommt. So — zum Beiſpiel — werden die Reißbeſen oder italieniſchen Kehrbeſen nicht aus Reißſtroh gemacht, ſondern aus den Halmen oder vielmehr aus den Blüthenriespen der Mohrhirſe. Das Reißpapier, ein papierähnlicher Stoff, von Papier aber dadurch gänzlich unterſchieden, daß es ein weſentlich unverändertes Naturerzeugniß iſt, beſteht aus dem Marke der Sumpfſchampflanze (Aeschynomene paludosa), einer südaſiatiſchen, unſerm Süßklee ähnlichen Sumpfpflanze, welche bei einer Dicke von 2 bis 2½ Zoll faſt ganz aus Mark beſteht. Es wird ſpiralförmig in dünne Blättchen geſchnitten, welche 7 bis 12 Zoll lang, 5 Zoll breit und, flach gepreßt, etwas dicker als Spielkarten ſind. Dieſe Blättchen fühlen ſich ſammetartig an und zeigen gegen das Licht gehalten deutlich das zellige Gewebe des Pflanzenmarkes. Benutzt wird dies ſogenannte Reißpapier, theils um darauf zu malen, theils um künſtliche Blumen daraus zu machen. Es wurde 1804 zuerſt vom Doctor Livingſtone aus China nach England gebracht. Dieſes Papier hat die Eigenſchaft, wenn es mit Waſſer befeuchtet wird, etwas aufzuſchwellen, und den anfgetragenen Farben nach dem Trocknen ein ſammetartiges Anſehen und ein Relief zu geben. Auch Reißſtrohhüte und andere im Handel vorkommende feinere Geflechte der Art ſind nicht aus Reißſtroh verfertigt, ſondern aus dem Holze verſchiedener Weiden, Pappeln und anderer Bäume mit weißem Holze.

Die Güte des Reißes wird durch verſchiedene Eigenſchaften bedingt. Guter Reiß muß ſchön weiß und hornartig-durchſcheinend, vollkommen trocken ſeyn. Außerdem muß er aus ganzen, vollen Körnern beſtehen und darf weder dumpfig riechen noch ſäuerlich ſchmecken. Der neue Reis iſt beſſer als der alte, weil dieſer ſeine hornartige-durchſcheinende Weiße verloren hat. Aufzubewahren iſt der Reiß an trockenen Orten, weil er ſonſt leidet durch Milben, welche ſich durch einen ſäuerlichen Geruch zu erkennen geben. Die beſten Schutzmittel ſind fleißiges Durchſieben, Lüften, Trocknen und Vermiſchen mit etwas Salz.

Im Handel unterſcheidet man nach den Ländern, wo der Reiß erzeugt wird, folgende Sorten: Carolina-Reiß, ganz weiß, bei uns am geſchätzteſten, oſt- und weſtindiſchen Reiß, mit röthlichen Streifen, Java-Reiß, etwas gelblich, mit vielen Bruchtheilen; ägyptiſchen Reiß, großkörnig, weiß und ſehr mehlreich, aber immer etwas unrein; italieniſchen Reiß, ſchön weiß oder etwas gelblich, durchſcheinend, dick und weniger lang als der Carolina-Reiß. Häufig findet ſich bei Kaufleuten unter dem Namen Glander der Reiß-Kernwurm (Calandra oryzae), ein ſchwarzbrauner, 2 Linien langer Käfer mit vier rothen Flecken auf den Flügeln, im Reiße, mit welchem er aus ſüdlichen Ländern eingeſchleppt wird, und worin er ſich bei uns fortpflanzt. Seine weißen, ſchwarzköpfigen, den Reißkörnern ähnlichen Larven, werden oft mit dem Reiß gekocht, ſchwimmen dann auf den Reißſuppen und werden von Unkundigen als Reiß mit gegeſſen. Vielleicht macht das Einen oder den Andern aufmerkſam, um in der Küche fleißig nachſpüren zu laſſen, damit bei Reißſpeiſen die ungebetenen Gäſte entfernt werden. K. A. Schönke.

Sonſt.

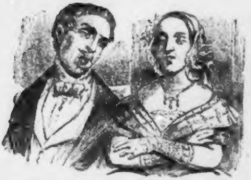
Kaum zwei Jahre ſind es, da ſah ich meinen mir nachbarlich Bekannten, den Putzhändler und Parfümier Fitzler, allabendlich raſch aus dem Hauſe laufen. Jeder einzelne Zug ſeines Geſichts ſchien hinlänglich, um Beſeligung zu verkünden. Der Hut auf ſeinem Kopf mußte ſich damals ein verwegenes, ein auffätziges Auffetzen gefallen laſſen; die Füße hoben ſich ſo erheblich, als ob ſie Tanzluſt verſpürten, die Schöße des unzugeknöpften Fracks wurden zu Flügeln, und der leichte Stock in ſeiner Hand bewegte ſich fortwährend ſo hin und her, als ob ſein Herr den Takt ſchlüge zu dem Liede: „Freut Euch des Lebens!“

Was ſtimmte ihn denn dermaßen entzückt? — Je nun, er ging allabendlich zu ſeiner geliebten Laura, ſaß neben ihr, Herz an Herz, und in gegenſeitigem Anſchauen war ihnen paradieſiſch zumuth. Beide habe ich ſo geſehen, und man wird mir erlauben zu bekennen, für mich Dritten war ihre ſtumme Seligkeit etwas langweiligen Inhalts. Auf andere Weiſe habe ich gleichen Eindruck empfangen, als ich Beide neulich wieder nebeneinander erblickte, Fitzler gähnte und Laura einſchlief. Für mich blieb alſo derſelbe Erfolg, an jenen Beiden ward aber die ungeheure Veränderung ſichtlich, nach kaum zwei Jahren, wie ich ſchon ſagte.

Woher nun dieſe Veränderung, die Herrn Fitzler jetzt wie gänz-

lich verwandelt erſcheinen läßt? Da ſeh' ich ihn eben auf der Straße, wir müſſen uns begegnen; jeder einzelne Zug ſeines Geſichts iſt nun hinlänglich, um Grämlichkeit zu verkünden. Der Hut iſt vorn tief herabgedrückt, der Stock iſt unter den Arm geklemmt, und die Schöße des zugeknöpften Fracks haben faſt Ruheſtand, denn die Fußbewegung Fitzlers iſt eine ſehr langſame geworden.

„Guten Abend, Herr Fitzler! wie geht's?" ſo red' ich ihn an; er bleibt ſtehen und antwortet brummig: „Wie ſoll's gehen, es iſt nicht zum Aushalten!" — „Hoho!" rief ich, und wie Einer, der froh iſt, ſeinen Aerger ausſchütten zu können, ſprach er dann: „Nein, es iſt nicht zum Aushalten mit dieſem aufdringlichen, jede Stunde verbitternden Feind, der, wenn ich ihn nach dem erſten Anfall verjagt glaubte, mit zehn andern Anfällen bereit iſt, den ich auch gewiß im Leben nicht los werde!" — „Verhüt' es der Himmel!" fiel ich ein; „wer und was iſt der Unverſöhnliche, der Entſetzliche?" — „Er iſt ein Satan, ſpukt überall, iſt nirgends zu packen, und heißt Sonſt!" entgegnete er und lüftete für einen Augenblick den Hut, wahrſcheinlich, um die Schwüle im Hirn etwas zu mäßigen. — „Sonſt, Herr Sonſt?" fragte ich nachſinnend, hinzuſetzend: „Iſt mir gar nicht bekannt!" — „O Sie Glücklicher, der Sie unverheirathet ſind!" — „Ei, kommt das Unheil von da her!" ſagt' ich mir in Gedanken, und freien Lauf ließ ich nun ſeinem Redeſtrom, der ſich unaufhaltſam weiter ergoß in folgender Weiſe: „Ich hab' eine Frau, und die hat mit dieſem unausſtehlichen Sonſt ein Schutz- und Trutz-Bündniß geſchloſſen: ſeitdem iſt der Zwiſt im Gange. Wünſcht ſie etwas, und ich beſinne mich einen Augenblick, gleich muß ich hören:



„Sonſt würdeſt Du nicht gezögert haben!“ Bin ich zufällig nachdenklich oder ſtill, ſeufzt ſie: „Sonſt war's anders!“ Vergeſſ' ich bei dem Ausgeben den Abſchiedsgruß, murmelt ſie: „Sonſt hätt' er d'ran gedacht!“ Seh' ich eine hübſche Frau an, was doch in meinem Verkehr unvermeidlich iſt, dann heißt es: „Sonſt hatteſt Du nur Augen für mich!“ Will ich etwas erwiedern, entgegnet ſie haſtig: „Vertheidige Dich nicht, gegen Sonſt biſt Du wie vertauſcht, ich merk' es ſchon lange. Erſt geſtern bat ich Dich, zu Hauſe zu bleiben“ —. Man hat Geſchäfte, beginn' ich, ſie ſchneidet mir die Entgegnung ab: „Sonſt hatteſt Du auch Geſchäfte und wär'ſt dennoch geblieben!“ — Sonſt ſey vermaledeit, dies Werkzeug, womit die Frauen ihre Männer bekämpfen, es iſt ihr Schwert, ihre Vertheidigungs- und Angriffs-Waffe. Sonſt iſt ein Geſpenſt, das die Frauen in der Herzenskammer haben, es ſogleich herausrufen, wenn's ihren Launen nicht behagt, daß man geht oder kommt, lacht oder nicht lacht, ſchweigt oder ſpricht; Sonſt iſt immer da, wenn die Frauen für ihren Willen den Herrſcherthron fordern; Sonſt tadelt Alles, was Jetzt thut. Die Vergleiche zwiſchen Sonſt und Jetzt ſind immer zu deſſen Nachtheil, denn Sonſt hat nur vortreffliche Eigenſchaften; unartig, mürriſch, nachläſſig, ſtreitſüchtig, an allem Ungelegenen und Unliebſamen ſchuld iſt einzig und allein Jetzt, weiß nicht angenehm zu ſprechen, nichts geſcheidt zu thun. Mit kurzen Worten: Sonſt iſt und bleibt der Ehe-Satan, der die Hölle in's Haus bringt, den kein Mittel in ſeine Hölle zurücktreiben kann!“

Fitzler lüftete abermals den Hut, und diesmal trocknete er ſich den Schweiß von der Stirn, denn ſein Kopf glühte. Was war zu antworten? Ich hatte ihn in letzter Zeit beobachtet und erwiederte ihm nun, mit mehr eingeſtreuter Schonung und Vorſicht als ich hier nöthig habe: „Erzürnter Herr Fitzler, Ihre Frau hat nicht ganz unrecht, wenn ſie ihren Gatten völlig verwandelt glaubt. Der Verliebte diente zu unterthänig ihren Wünſchen, gab ihren Launen übermäßig nach, der Gatte thut es zu wenig; er hat ſich früher zu ſehr gebunden, und möchte bereits wieder ſo ungebunden ſeyn wie vor der Liebſchaft. Jetzt beäugelt der Gatte die ſchönen Käuferinnen mehr als es ſich für ihn ſchickt, er beſucht wie ehedem die Genuß- und Vergnügungshäuſer, wohin man Frauen nicht mitnimmt, und daheim hat er nicht Fähigkeit genug, die Gattin zu unterhalten, der es hierin auch fehlt, die er mehr der Schönheit und des Geldes als ihres Geiſtes wegen heirathete. Sonſt kann nicht wiederkehren, Jetzt nicht glorreichen Frieden ſtiften, und wenn Enthaltſamkeit und Geduld nicht aushelfen, werd[illegible]ch Zwiſt und Zerfahrenheit ſteigern. Man muß ſo handeln, daß Sonſt und Jetzt dieſelbe Geſinnung haben, und in dieſer Beziehung gilt der Spruch:

„Sey treu dem Sonſt, dem Jetzt wird's gleichen:
Untreu dem Sonſt, wird's Jetzt verbleichen!“

Hat er mir geantwortet? Nein! Er wendete mir ſtumm den Rücken, behandelte aber ſeinen Hut ſehr ſchlecht, indem er ihn mit einem Fauſtſchlag tiefer vorn herunter zwang, und ſeitdem zieht er ihn nicht mehr zum Gruße für mich, worüber ich mich tröſte, weil es auch meinen Hut ſchont.

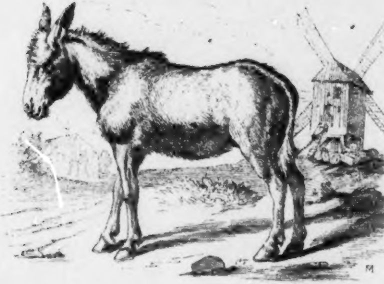
A. Bode.

Die Hausthiere in weltgeſchichtlicher Beziehung.

(Fortſetzung zu den Jahrgängen für 1860 und 1861.)

V. Der Eſel.

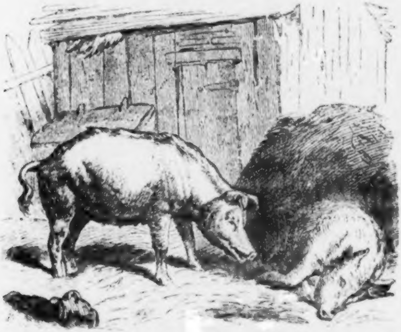
Er iſt in der griechiſchen und römiſchen Mythologie ein getreuer Laſtträger des trunkenen Silen. Der, wegen ſeines muſikaliſchen Urtheilſpruchs mit Eſelsohren begabte König Mydas wurde durch ſeinen geſchwätzigen Barbier der neugierigen Welt als Inhaber dieſes muſikrichterlichen Schmachzeichens verrathen. — Bei den Hebräern iſt der Eſel des Zauberers Bileam berühmt, weil er gegen Erwarten über Schläge ſich beklagte und klüger war als ſein Herr. Simſon's Eſels Kinnbacken, womit er die Philiſter erſchlug, und aus dem eine Quelle entſprang, iſt aus den Angaben jüdiſcher Geſchichtsbücher bekannt. — Sowohl bei der Geburt als bei dem Einzug



Chriſti in Jeruſalem wird des Eſels erwähnt, wahrſcheinlich als Sinnbild der Demuth. Im Paradies und in der Arche Noahs hat dieſes Thier ebenfalls nicht gefehlt, und trotz ſeiner Nützlichkeit muß es ſich in der Fabel und den Sprüchwörtern viel üble Nachrede gefallen laſſen. Es duldet mit ſeinem einen Laut, der ihn den ſteten Ja-Brüdern verwandt macht, meiſt ſo unterwürfig ſtill, daß man gleichnißweiſe ſagt: „Eſel dulden ſtumm, allzugut iſt dumm!" — Dennoch hat ein Gelehrter das langöhrige Grauthier wenn nicht klug, doch berühmt gemacht, denn oft genug wird „Buridan's Eſel" erwähnt. Buridan, aus Artois, war Ende des dreizehnten Jahrhunderts Rector der Pariſer Univerſität, ſchrieb über den Ariſtoteles, und ſo weiter; genannt wird er aber nur noch wegen des von ihm als Beiſpiel benutzten Langohrs, um für den freien Willen des Menſchen zu zeugen. Buridan ſagte: „Denken wir uns einen Eſel, den gleich heftig Hunger und Durſt quälen; wir ſetzen ihm zugleich einen Eimer Waſſer und ein Maaß Hafer vor. Nun", fragte der ſcharfſinnige Buridan, „was wird er thun?" Als man antwortete: „Für ſo dumm halten wir ihn nicht, daß er nicht freſſen und ſaufen ſollte!" entgegnete der weltweiſe Rector: „Er wird ſich jedoch immer bald nach der einen bald nach der andern Seite wenden, folglich — macht er Gebrauch von dem freien Willen, den er hat." Dieſe

Schlußfolge war den namhafteſten Gelehrten jener Zeit ein ſehr bedeutſamer Gegenſtand des Forſchens und Streitens; „Buridan's Eſel“ wurde zum Sprüchwort in Anwendung auf Den, der aus wichtigen oder nichtigen Gründen jeden feſten Entſchluß vermeidet, und jedenfalls hat, wie ſchon bemerkt, Buridan die Unvergeßlichkeit ſeinem Eſel zu danken.

VI. Das Schwein.



Bei den Hebräern war das Schwein, weil es die Klauen ſpaltet, und nicht wiederkäut, geſetzlich unrein, und ſein Fleiſch zu eſſen verboten; wahrſcheinlich aber beſonders deshalb, weil das Fleiſch dieſes Thieres vermöge ſeiner Fettigkeit in warmen Ländern leicht ſcharfe Säfte und Ausſchlag erzeugt. — Bei den Griechen und Römern iſt zu erwähnen der Eber, der den Adonis auf der Jagd tödtete, wodurch dieſer in eine Blume verwandelt wurde. Nächſtdem der Eber auf einem Sarcophag in Frankreich, die caledoniſche Jagd vorſtellend. Die Hexe Circe verwandelte des Ulyſſes Gefährten in Schweine, und Herkules wird zuweilen auf einem Schweine reitend dargeſtellt, entweder weil er den Eber des Erymanthus tödtete, oder der Gefräßigkeit und Unmäßigkeit wegen. — In Florenz befindet ſich eine vortreffliche bronzene Abbildung eines Ebers in natürlicher Größe. — Daß dies Thier auch als Ehrengeſchenk dienen könne, iſt eine Seltſamkeit, die einen Engländer zum Erfinder hat und unter der Benennung: „Das Schwein von Dunmoir" bekannt wurde. Ein Vermächtniß in der Familie Fitz-Walter beſtimmt: „Allen Ehepaaren ſoll ein eingeſalzenes Schwein geſchenkt werden, wenn ſie folgende Fragen eidlich mit Ja beantworten dürfen: Könnt Ihr wie mit dem Eide der Beichte beſchwören, daß Ihr ſeit Eurer Trauung Euch nie gezankt, geſtritten, daß Ihr Euch nie weder mit Worten noch mit der That beleidigt habt? Könnt Ihr beſchwören, daß ſeit dem ausgeſprochenen Amen vor dem Altar Ihr nie gewünſcht habt, los und ledig zu ſeyn, daß Euch während drei Jahren Eure Verbindung nie gereut hat; daß Ihr noch immer ſo in Einigkeit und Liebe zu einander geſinnt bliebt als in dem Augenblick, da der Pfarrer Eure Herzen und Hände zuſammengab? Könnt Ihr dies Alles mit einem wahren Eide vor Gott bekräftigen, ſo erhaltet Ihr ein Schwein, und tragt es, von unſern Glückwünſchen begleitet, nach Hauſe. So will es die Sitte von Dunmoir, daß die Freude unſer und das Schwein Euer ſey." — Nach den Protokollen waren am 20. Juni 1751 der Wollkämmer John Shakeshank und ſein Weib Anna das letzte Paar, dem dieſer Lohn zu Theil ward, und es läßt ſich nicht ausmitteln, ob ſeitdem die zu beſchwörende Ehe-Eintracht, oder das zu ſchenkende Schwein fehlte. J. Schloer.

Schatz und Schätzung.

Geſtern hatte man zu Wieſenthal die großen Gerichtsſiegel von Thüren und Schränken abgenommen, doch wie eifrig Eliſabeth, des verblichenen Amtsraths Nichte und einzige Erbin, Kaſten und Schubladen aufzog, die erwarteten Gelder oder Werthpapiere wollten ſich nicht finden. Ein Wuſt unbezahlter Rechnungen und Mahnbriefe blieben die unerfreuliche Ausbeute aller Nachſuchungen. Bettina, die es in wohl hundert Romanen geleſen, wie unter ſolchen Umſtänden ſich immer irgend ein verborgenes Fach des Schreibtiſches mit reicher oder gewichtiger Füllung aufgethan, wußte ſich, in dem Gedanken des Reichthums aufgewachſen, in den vorliegenden Fall gar nicht zu finden, und begann ſtets wieder von Neuem mit prüfenden Fingern umher zu ſpähen. Mitten unter dieſen Beſchäftigungen wurde ihr der Amtmann Hellmuth gemeldet. Er war bei dem Leben der Muhme ein inniger Freund des Hauſes geweſen, hatte ſich jedoch bei dem veränderten Weſen, durch die zweite Frau des Amtsraths eingeführt, mit ſeiner Familie mehr und mehr zurück gezogen. Einer Erziehungs-Anſtalt der Hauptſtadt zugeſendet, war das Mädchen ihm und ſeinen Kindern, ihren ehemaligen Geſpielen, fremd geworden: erſt durch die Entfernung, dann durch angenommene Vornehmheit, in welcher ſie die einfachen Menſchen zu weit an Bildung zu überragen meinte, um mit ihnen umgehen zu können.

„O weh! nun werden mich die Beileids-Beſuche noch plagen!“ rief die geſtörte Bettina unmuthig; doch kam ihr auch ſogleich der Gedanke in den Kopf, daß der verſtorbene Oheim den Amtmann Hellmuth ſtets als ausgezeichneten Biedermann geprieſen, gewiß ein ganz beſonderes Vertrauen zu ihm gehabt, er alſo wiſſen könne von dem verborgenen Schatz, der nach des Mädchens Einbildung nun einmal durchaus vorhanden ſeyn mußte.

Während ſie mit aller Sorgſamkeit ihren Anzug muſterte, wurde ihr die Sache immer wahrſcheinlicher. Die kurz vor ihm verſtorbene zweite Frau des Amtsraths brachte große Anſprüche mit in das Haus; er hatte dann, im Gedränge zwiſchen ehelicher Unterthänigkeit und der Liebe für die als Kind Auferzogene, eine bedeutende Summe für ſie beſeitigt, und als ſein muthmaßlicher Vertrauter werde Hellmuth ſie jetzt davon pflichtſchuldigſt in Kenntniß ſetzen. Ja, ſo mußte es ſeyn! Im Anerkennen ihres Scharfſinns nickte die Jungfrau ſich im Spiegel ſelbſt Beifall zu, malte es ſich recht anmuthig aus, wie der Amtmann erſt über ihr Wiſſen um das vermeintliche Geheimniß verwundert, dann aber über ihre glückliche Vorausſicht erſtaunt ſeyn werde, und ſo trat ſie endlich zu dem Harrenden. Bei einem Blick auf den gewählten Anzug und die gemeſſene Haltung der Eintretenden ließ der alte Herr die ſchon aufgehobenen geöffneten Arme wieder ſinken; doch der Schönheit des Mädchens beinahe unwillkürlich ſeinen Zoll vermittelſt des ehrerbietigſten Kratzfußes entrichtend, ſprach er mit ſeiner gewohnten Treuherzigkeit:

„Meine liebe Mamſell, zuvörderſt bin ich hier, Ihnen meine und der Meinen herzliche Theilnahme an dem Tode Ihres lieben Pflegevaters und Oheims zu bezeugen, dann aber auch Ihnen unſern Beiſtand und unſer Haus anzubieten, wenn Sie ſich daſſelbe ſo lange, bis hier die Sachen geordnet ſind, gefallen laſſen wollen.“

Eliſabeth hatte nur mit halber Aufmerkſamkeit den Antrag vernommen; ſie grollte wegen der Mamſell, und war, als der alte Herr beendigt hatte, noch nicht mit ſich im Reinen, ob er ihr in ſträflicher Aufſäßigkeit gegen das neue Deutſchthum, oder aus Unkunde die Benennung „Fräulein" vorenthalten. Im letzten Fall war er, zuſammt den Seinen, wohl zu bekehren, und dies ein Grund, ſeinen Vorſchlag nicht gradezu von der Hand zu weiſen, wenn auch die, im Verlauf der Unterhaltung etwas kleinlaut gewordene Hoffnung auf den verborgenen Schatz dahinter Verſteckens ſpielte. Das Wohlmeinende, wie das freundliche Zuvorkommen in Hellmuths Anerbieten, fand das Mädchen ganz ihr gebührend; denn im Schooße des Glücks erwachſen, mit Schönheit, Anmuth und Geiſt ausgeſtattet, war ſie an allſeitiges Entgegenkommen gewöhnt, und bildete ſich bei dem Maaßſtabe, welchen ihr Eitelkeit und Schmeichelei für die eigene Schätzung gereicht, ſteif und feſt ein, der ländlichen Familie in Grünau durch ihren Aufenthalt in derſelben großen Dienſt und eine Ehre zu erzeigen. In dieſem Sinn gab ſie ihre Zuſtimmung, und berichtete an die Tante und Couſine in der Reſidenz, in deren Hauſe ſie, aus der Erziehungs-Anſtalt entlaſſen, bisher gegen ſchweres Koſtgeld geweilt, mit mancher launigen Wendung, daß, wie einſt der Dichtergott in ſeiner Verbannung die Hirten, ſie zu ihrer Kurzweil die bäuriſchen Naturen in Grünau humaniſiren werde. Die Nachſchrift, zwar minder ſpitzig, nahm dafür einen Aufſchwung zum Gebiet des Erhabenen, indem ſie die erwarteten Reichthümer voll des kühlen Gleichmuths zerrinnen ließ, und ſich, unter Aufwendung manches Ausrufzeichens, mit dem innern Gehalt, dem ſelbſtſtändigen Geiſte, wie mit der ewigen Freundſchaft der Tante tröſtete, in deren mütterliche Arme ſie ſich, ſobald nur ein Loskommen von Hellmuths möglich, unverzüglich zu werfen gedenke.

Die letzte Eröffnung hatte hauptſächlich der alte Pupillen-Rath veranlaßt, der, als ein entfernter Verwandter von Seiten des Gerichts zu vorläufiger Regulirung berufen, ſich gerade in Wieſenthal befand. Unumwunden hatte dieſer gegen Eliſabeth erklärt, mit dem Vermögen des Erblaſſers ſtehe es mehr als mißlich, und zwar keinesweges in Verfolg eines unbegreiflichen Verſchwindens großer Summen, ſondern einer von Jahr zu Jahr nachweislich mehr einwirthſchaftenden Hausführung. Hatte nun zwar der rechtsgelehrte Herr keine Ahnung davon, daß er in Bettys Köpſchen ſo ziemlich den böſen Geiſt ſpielte, der gläubigen Schatzgräbern die ſchon aufgefundenen Kleinodien zu Staub und Aſche verkohlt, ſo deutete er doch das, ſeit jener Eröffnung ſichtlich verſtimmte Weſen der Kleinen ziemlich richtig und recht. Als gelte es, ſich in der einmal zugetheilten Reſte zu behaupten und die kaum Enttäuſchte jetzt von Neuem auf den Kreuzweg betrüglicher Hoffnung zu verlocken, ſprach er wohlmeinend: „Ein Glück nur, daß der Amtmann Hellmuth ſich der Sache annehmen will; bei geſegneten Jahren kann ſich das Gut leicht wieder heben, nach und nach von Schulden reinigen und Ihnen bei erreichter Volljährigkeit, durch Verkauf oder Uebernahme immer noch ein größeres oder geringeres Einkommen gewähren, auf das Sie freilich bei einem augenblicklichen Verkauf oder gerichtlicher Adminiſtration rein verzichten müßten, und wenn irgend wem, ſo gelingt dies dem erfahrenen Hellmuth und ſeinem betriebſamen Sohne.“ — Eliſabeth ſtutzte, aber einmal in's Plaudern gekommen, erzählte Jener weiter, wie auch der Amtmann ſich anfangs nicht darauf einlaſſen wollte, der junge Hellmuth jedoch in wahrer landwirthſchaftlicher Begeiſterung dem Vater zugeredet habe, das ſchöne und heruntergebrachte Gut, das ihnen ja Allen aus früherer Beziehung werth ſey, nicht in fremde, vielleicht noch ſchlechtere Hände fallen zu laſſen, und — ſo ſchloß der Rath ſeine Erzählung — als ein ebenfalls Gegenwärtiger den Herren bemerkbar machte, daß, wenn ſie das Gut zum Anſchlag kommen ließen, ſie daſſelbe billig erſtehen und ſodann für ſich ſelbſt verbeſſern könnten, da war es auch bei dem alten Biedermann entſchieden. „Ja!“ ſprach er kopfſchüttelnd, „ſomit wäre freilich die arme Waiſe um ihr Erbtheil; denn wofür wir uns ſchämen, das thut doch wohl ein Anderer, und ein Schatz, das iſt wahr, ſteckt in dem Gute. Punktum alſo, ich übernehme die Sache, und will nächſtens hinüber!“ — „Er iſt ſchon hier geweſen, und wir haben verabredet, daß er mich morgen nach Grünau holen läßt!“ entgegnete flüchtig Eliſabeth, die während des Geſprächs ſchier auf Kohlen geſeſſen hatte, und nichts mehr bedauerte, als daß ihre Briefe an Tante und Couſine ſchon abgegangen waren. Doch, ob die Aeußerung des Amtmanns, daß ein Schatz im Gute verborgen ſey, keineswegs bei ihr auf die Erde fiel, ſo wünſchte ſie dies Sendſchreiben vorzüglich nur darum zurück, um in einer zweiten Nachſchrift berichten zu können, daß auch Conrad, ihr Schäfer, wiederum in Grünau eingetroffen ſey, ſich aber jetzt in ihren Ritter verwandelt zu haben ſcheine.

Wirklich baute das Mädchen nicht eben ſtark auf den landwirthſchaftlichen Eifer des jungen Hellmuth, vielmehr ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit, an ſeine, durch die Zeit, wie durch ihr früheres übermüthiges Betragen gleich wenig angefochtene Zuneigung aus den Kinderjahren zu glauben, und im Gefühl einer trotz allen Leichtſinns doch lebhaft aufgeregten Dankbarkeit nahm ſie ſich vor, ſich in Grünau recht leutſelig zu bezeigen. Freilich dachte ſie ſich Conrad noch immer als den in Geſundheit Strotzenden, im Uebergange vom Knaben zum Jüngling etwas Täppiſchen, der einſt — nachdem die ehemalige Spielgefährtin über Jahr und Tag im Treibhaus der Erziehungs-Anſtalt war — bei ſeinem erſten Beſuch in der Reſidenz, ſo wie er vom Kornwagen geſtiegen, im Stolz des Roßbezähmers noch mit der Peitſche über den Schultern, auf dem Flur mit ſeiner Treiberpeitſche luſtig geknallt, und ſo, daß es laut im Hauſe wiedertönte, gerufen hatte: „Lieschen, liebes Lieschen! Conrad iſt da!“ Bettina hörte die wohlbekannte Stimme, und wäre damals, trotz aller Dreſſur, dem Geſpielen gern an den Hals geflogen; die andern Mädchen aber erhoben ein lautes Geſpräch, und ſelbſt die Bonne ſprach lachend: „Wen in aller Welt knallt und ruft denn der Schäferknecht herbei?“ Da verſtummte in Scham und Aerger die Gerufene und hätte ſich verſtecken mögen, als ſich der Unverdroſſene glücklich bis zum Sprachzimmer durchgefragt, und ſie von dem nachſtürzenden Schwarm ausgelaſſener Mädchen faſt in ſeine Arme gedrängt war. Conrad ließ ſich davon nicht abhalten, die Geſpielin nach alter Art zu begrüßen, und dieſe wurde nachmals ſo viel mit ihrem ſchäferlichen Conrad geneckt, daß ſie ſich endlich nur mit dem vollſtändigſten Einſtimmen helfen zu können glaubte, bald ſogar die Andern überbot, wenn ſie den, bei jedem Beſuch in der Stadt Vorſprechenden zur Zielſcheibe ihres Spottes machten. Endlich hatten ſie es doch dem argloſen Jüngling zu arg getrieben, er beſuchte das Haus nicht mehr; doch gewahrte ihn etwa eines der Mädchen, ſo feierte die ganze Schaar der Muthwilligen ein Lachfeſt. Allgemach verſchwand zwar Conrad, der ſich mehrere Jahre in der Fremde umgeſehen, aus Eliſabeths Gedächtniß, doch erwachten bei ſeiner Erwähnung alle Erinnerungen dünkelhafter Luſt, und Bettina verhieß den Geſpielen in der Reſidenz ſchon in Gedanken, in Bezug auf das mit dem jungen Manne neu zu beginnende Verhältniß, manch Blatt voll Witz und Laune. Faſt beſtürzt ſtand das übermüthige Mädchen daher Conrad gegenüber, als ſie ihn mit edlem und leichtem Anſtand in jeder Geſellſchaft ſich bewegen und in der Unterhaltung eine Sicherheit und Unbefangenheit behaupten ſah, die in Betreff ihrer beinahe an das Ueberſehen grenzte.

Mit herzlicher Gutmüthigkeit traten, ganz im Sinne des biederen Hellmuth, Mutter und Töchter der neuen Hausgenoſſin entgegen. Man hatte ſie in dem freundlichſten Zimmer mit Allem, was zu ihrer muthmaßlichen Beſchäftigung dienen konnte, verſehen, und mit großer Selbſtzufriedenheit blickte das Mädchen auf den verlebten Tag, wenn ſie einige Stunden gezeichnet, geleſen, ein ſchwieriges Muſikſtück durchgeübt, etwas zierliche Handarbeit gefertigt hatte, und ſich dann Abends Hellmuths Töchtern, welchen der Tag in emſiger Geſchäftigkeit in Küche, Garten und Milchkammer, oder im eifrigen Schaffen mit der Nadel verſtrichen war, zu einem Spaziergange hingab, mit ihnen einen ſchweren Geſang verſuchte, oder, von der Familie aufgefordert, auf dem Inſtrument die eigene Meiſterſchaft bekundete. Regſamen Sinn und Empfänglichkeit für alle Genüſſe, welche die Kunſt giebt, konnte Eliſabeth den neuen Umgebungen keineswegs abſprechen; reichlich erſetzten ſie der Verwöhnten den Mangel ausübender Fertigkeit durch Theilnahme und Freude an deren eigenen Leiſtungen, und oft drängte ſich dem Mädchen das Gefühl auf, daß ſie unter dieſen einfachen, klaren und herzlichen Menſchen glücklicher lebe, als jemals. Conrad nur ſtellte ſie nicht zufrieden, und ſeine Unbefangenheit fing allmälig an, ſie recht ernſtlich zu verdrießen. Ihn für entſchieden ſtumpfſinnig zu erklären, das konnte der Geärgerten nicht einfallen; was aber in aller Welt war es, daß ſich der junge Mann, wenn Bettina durch die ſchlagendſten Einfälle die ganze Familie zum lauten Gelächter reizte, auf ſein einſames Zimmer zurückzog, um ein trockenes wiſſenſchaftliches Buch, oder, wie ihr die Schweſtern vertraut, ſeine Lieblings-Dichter zu leſen? Nur die Tonkunſt ſchien eine magiſche Gewalt über den Störrigen zu üben; die Schlaue wußte bald genau, durch welche Klänge ſie den noch ſo Vertieſten hinter ihren Stuhl locken konnte, und im rühmlichen Eifer, hierin recht gründlich die Wahrheit auszumitteln, war das Mädchen unermüdlich.

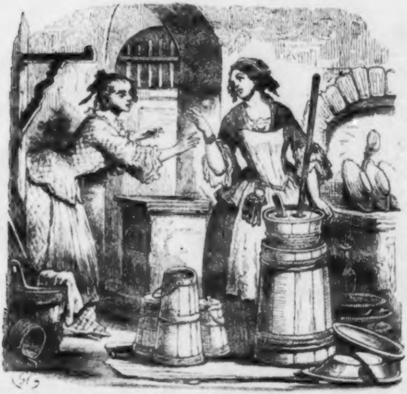
Monde waren ſo vergangen, als endlich die mit Sehnſucht erwartete Antwort aus der Reſidenz eintraf. Die Couſine legte in einigen hochtrabenden Worten ihr Bedauern an den Tag, pries jedoch die Beklagte glücklich, indem ſie ſich durch die erworbene Bildung immer eine nicht gar zu untergeordnete Exiſtenz ſichern könne, und nicht gerade nöthig habe, in Grünau als Ausgeberin zu conditioniren. Hierauf Bezug nehmend, bot ihr die Tante in recht gnädigen Ausdrücken an, ihr durch ihre Vermittelung eine Stelle als Erzieherin oder dergleichen zu verſchaffen, ließ jedoch in einem Regiſter von Rathſchlägen zu An- und Abgewöhnungen all den Tadel folgen, der ſich über das Betragen der ehemaligen Koſtgängerin ſeit geraumer Zeit mochte aufgeſammelt haben. — Heiße Thränen drängten ſich der bitter

Gekränkten in die Augen; gerade die am ſtrengſten gerügten Fehler waren von der eigennützigen Briefſtellerin, der durch Eliſabeths Aufenthalt bedeutender Vortheil erwachſen, ſchweigend geduldet, ja wohl gar belacht und aufgemuntert worden, und jene Erwähnung ihres Verhältniſſes zu der Hellmuthſchen Familie empörte ſie vollends. Aber auch der Edelmuth dieſer Familie kam jetzt zum erſten Mal in hellem Licht vor die Seele der Aufgeregten, und konnte ſie nicht umhin, gerade jetzt recht lebhaft des verborgenen Schatzes zu gedenken, bei deſſen Auffindung man natürlich auf ihre Vergeltung rechnen werde, fühlte ſie ſich doch jedenfalls der warmen Herzlichkeit, womit ſie behandelt ward, verpflichtet. „Ja!" ſprach ſie in dankbarer Anerkennung, „ſo kalt auch ſelbſt Conrad ſich zeigt, wie müht er ſich im treuen Eifer um die Bewirthſchaftung von Wieſenthal, und wie freundlich erkennen Alle, was ich für ſie thue!" — Mit ſtiller Genugthuung gedachte ſie der Freuden, die ihre geſelligen Talente und Fertigkeiten den Hausgenoſſen bereitet, kramte ſodann unter ihren Noten nach den Lieblingsſtücken eines Jeden, und eilte, dieſe in der Hand, im frohen Selbſtgefühl ſchnell hinab, um bei der freilich ſonſt oft überhörten Stunde, in welcher ſich Alle zur Abendunterhaltung zu verſammeln pflegten, heute nicht auf ſich warten zu laſſen.

Schon von fern ſchallte ihr das Gelächter der Geſchwiſter entgegen, und deutlich vernahm die Aufhorchende ſogar Conrads Stimme darunter. „Heho, Herr Bruder!" rief die luſtige Johanna überlaut, „iſt es denn auch reines Vergnügen am Ton, daß wir auf die leichten Schritte gewiſſer Leute ſo angeſtrengt lauſchen?" — Conrads Antwort war nicht zu verſtehen; Hannchen aber kicherte fort: „Alte Liebe roſtet nicht!" und lachend wiederholten die Schweſtern den Ausruf. „Nun ſeyd Ihr gar albern!" ſprach der Angeſchrieene jetzt auch lauter; „ja, wenn wir in Arkadien lebten! — was aber in dieſer Welt ein Mann, zumal ein Landwirth, mit einer Frau, die Alles verſteht, ausgenommen, was ihr zu wiſſen obliegt, anfangen ſoll, könnt Ihr ſelbſt ermeſſen!" — „Die Liebe ſoll ein geſchickter Lehrmeiſter ſeyn!" riefen die Mädchen, von der Gegenrede unangefochten. Der Bruder antwortete wieder leiſer, aber: „Ein Wort im Ernſt!" rief der Vater dazwiſchen, und forſchte bei der Gattin und den Töchtern recht andringlich, wie ſie es doch über das Herz bringen könnten, die junge Pflegebefohlene ſo im geſchäftigen Müßiggang hingehen zu laſſen. — „Ich glaubte noch immer, daß ſie ſich zu irgend einer Hülfsleiſtung von ſelbſt anbieten werde!" ſprach die

Mutter; „ſie dem zarten und zierlichen Weſen anzuſinnen, ſcheue ich mich beinah.“ — Gutmüthig pflichteten die Mädchen dem Mütterchen bei, meinten auch nebenher, daß Bettina zu den eigenen täglichen Verrichtungen nicht eben anſtellig ſeyn werde; doch der Alte entgegnete: „Kinderpoſſen! Ich hätte Dich für verſtändiger gehalten, Mutter; denn was ſoll am Ende aus dem Mädchen werden?“ — „Nun, recht was Vornehmes!“ begütigte die Geſcholtene, und Eliſabeths Bruſt hob ſich; doch: „Dummes Zeug!“ eiferte der alte Herr weiter; „um darauf rechnen zu können, müßte ſie auch reich ſeyn. Bei den ſchlechten Jahren wird von dem Gute wenig genug nachbleiben; vornehm aber oder gering, ich denke, Frauen und Mädchen ſteht es wohl an, zu wiſſen, was ihres Amtes iſt, und nicht ſo dem lieben Gott den Tag abzuſtehlen!“

Die Lauſcherin im Nebenzimmer hatte genug vernommen; ganz vernichtet ſchlich ſie ſich in ihr Gemach zurück, und war von den gewaltſam auf ſie einſtürmenden Gefühlen wirklich krank, als die theilnehmenden Mädchen ſich nach der Ausbleibenden zu erkundigen kamen. — Die treue und ſorgſame Pflege, welche ſie jetzt erfuhr, vertilgte die Bitterkeit, die im erſten Augenblick der Ueberreizung ſie gegen alle Glieder der Familie erfüllte. In der Muße des Krankenlagers über ſich nachdenkend, fand ſie ſogar mit tiefer Beſchämung, daß der Amtmann nicht Unrecht habe, und nur voll Grolls gegen Conrad erſtand ſie mit dem Entſchluß, dem ſtumpfſinnigen Menſchen darzuthun, wie leicht es bei ihren Kenntniſſen und Fähigkeiten ſey, in jenen einfachen Verhältniſſen Einſicht und Ueberblick zu erlangen, und ſich bei ernſtem Willen ſelbſt mit geringer Mühe jene Fertigkeiten anzueignen, die von ihm ſo überſchätzt wurden. — Zum zweiten Male war ihr der Schatz, den zu heben ſie immer noch nicht aufgeben konnte, unter der Erde entrückt; und allen Ernſtes dachte das Mädchen daran, ſich eine neue wünſchenswerthere Lage zu ſchaffen, ſobald nur erſt die Grundzüge der Landwirthſchaft erlernt wären. Ihrem Köpfchen, das ja die Grammatik dreier Sprachen gefaßt, die Namen aller helleniſchen und nordiſchen Gotheiten, und ſelbſt die Jahrzahl von manchem geſchichtlichen Ereigniß behalten hatte, konnte dies, ſo ſchloß ſie, höchſtens eine Aufgabe von vier Wochen ſeyn. — Eben zur rechten Zeit ſtellte ſich auch eine günſtige äußere Veranlaſſung ein, und kecklich erbot ſich die Zuverſichtliche, das Amt einer plötzlich erkrankten Ausgeberin einſtweilen zu verwalten. Man machte aus dem Anerbieten einen Scherz, und die Liſtige, die es auf eine recht gründliche Beſchämung abgeſehen

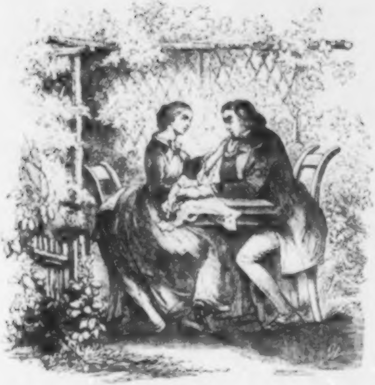


hatte, ſchwieg dazu. Vor Sonnen-Aufgang aber verließ ſie, vom ernſten Vorſatze geweckt, das Lager, ſchlich ſich auf den Socken zu Johannas Bette, entwandte das große Schlüſſelbund, welches auf dem Stuhl zur Seite der Wirthlichen ruhte, und im Triumph ging es mit der klirrenden Beute zur Molkenkammer. Heut, ſie hatte es wohl gemerkt, ſollte gebuttert werden, und raſch iſt ſie darüber her, die in den reinlichen Gefäßen umher ſtehende Milch in das große Butterfaß zu ſchütten. „Als ob ich nicht ſchon als Kind gewußt hätte, wie die Butter bereitet wird!“ ſprach ſie ſpottend in ſich hinein; heldenmüthig ergreift die zarte Hand den gewaltigen Stampfer und das Geſchäft beginnt. — „O das klappt ſäumig, ihr Dirnen!“ ſprach der vorüber gehende Großknecht, an die Thüre ſchlagend. Betroffen blickte Eliſabeth auf die ſchringenden Hände; über Vermögen ſchon hatte ſie ſich angeſtrengt und war, trotz der leichten Kleidung, ſchier wie aus dem Waſſer gezogen; doch ſich anſtrengend faßte ſie den Stampfer feſter, ließ ihn mit verſtärkter Kraft niederfallen, und, man darf im Verfolg der bewieſenen Seelenſtärke annehmen, daß ſie wirklich einen Theil des zarten Fingerbaſtes daran geſetzt und noch einige Minuten geſtampft hätte, wenn nicht Johanna eben herbei geſtürzt wäre. Lachend drängte dieſe die Freundin fort, küßte ihr die rothwunden Hände und rief dann vier ſtämmige Bauermädchen herbei, welche die Stelle der Eifrigen einnehmen mußten, die nun mit Beſchämung erfuhr, welche ganz anderen Geſchäfte die Aufſeherin hier zu beſorgen habe, wie auch nebenher, daß man nur die abgeſchöpfte Sahne, nicht aber, wie ſie gethan, die Milch in das Butterfaß ſchütte.

Bei aller Gutmüthigkeit Johannens konnte es doch nicht fehlen, daß des Jungfräuleins heldenmüthiges Unternehmen im Hauſe bekannt und belächelt ward. Obwohl heimlich geärgert, mußte Eliſabeth ſelbſt mit einſtimmen; doch fühlte ſich auch ihr Stolz dadurch herausgefordert, und nicht ließ ſie nach, bis ihr die verwunderte Pflegemutter ein beſtimmtes wirthſchaftliches Geſchäft übertrug. Himmel, wie hatte ſie in ſich zu gehen! welcher Grad ſorgſamer Aufmerkſamkeit und Ausdauer war zu den anſcheinend ſo einfachen Verrichtungen erforderlich, und obwohl ihr die erfahrene Johanna treulich zur Seite ſtand, wurde Manches verkehrt angefangen, oder mißrieth. Gar zu linkiſch kam ſich Eliſabeth vor; die gutmüthigen Entſchuldigungen der Geſpielen erbitterten ſie nur noch mehr gegen ſich ſelbſt, und dachte ſie vollends daran, daß der ruchloſe Conrad hinter ſeinen gewöhnlichen unbefangenen Mienen gewiß bitteren Spott berge, ſo ſchien ihr keine Ueberwindung und Anſtrengung zu groß, um den vorgeſetzten Triumph davon zu tragen. Herzlicher, ſie fühlte es, ſchloſſen Mutter und Töchter ſich an ſie, ſeit ſie ihre Geſchäfte mit ihnen theilte; Betty aber mußte die Mädchen heimlich bewundern, welche nach angeſtrengter Thätigkeit, Abends, wenn ſie ſelbſt, die bei aufrichtigem Geſtändniß jenen es kaum um die Hälfte gleich gethan hatte, abgeſpannt und ermüdet war, ſo heiter und empfänglich für jeden geiſtigen Genuß waren. Allgemach aber wichen Verwöhnung und eine nicht urſprüngliche Unbeholfenheit; wie mit Leichtigkeit lernte ſie auch jetzt mit Luſt ſich in dem neuen Geſchäftskreis bewegen, und als ihr nun ein reiner richtiger Maaßſtab für die trefflichen Hausgenoſſen ward, fühlte ſie ſich in deren erhöhter Achtung auch von Tage zu Tage glücklicher.

Nur gegen Conrad war ſich die Jungfrau einer nicht zu vertilgenden Bitterkeit bewußt. Er hat, ſo ſchloß ſie, nur Sinn für Beſitz und Erwerb! — in dieſem Glauben nahm ſie die Mittheilungen auf, welche er ihr, die nunmehrige Mitwirkung an den landwirthſchaftlichen Angelegenheiten gewährend, als treuer Verwalter von Wieſenthal über Ertrag und Einrichtungen des Guts machte. Hierbei nun galt es ein neues Zuſammennehmen, um mehr als irgendwo ſich von Conrad die gewünſchte Anerkennung zu verſchaffen; trefflich mußte es der Gelehrigen glücken, denn der junge Mann ſchien wirklich Achtung vor ihren Kenntniſſen zu bekommen, ſo eifrig berichtete und berieth er jede Angelegenheit mit ihr, und bei einer ſolchen Genugthuung war es natürlich, daß ſie ſeiner Unterhaltung nicht auswich. Jetzt ging freilich dem Mädchen ein Licht auf, in welcher Beziehung der alte Hellmuth damals eines in Wieſenthal ſteckenden Schatzes erwähnt habe, denn leugnen konnte ſie nicht, daß die hinterbrachten Worte noch immer von Zeit zu Zeit die Hoffnungs-Saiten ihres Gemüths berührt; doch ließ die neue Landwirthin ſich auch die jetzige Deutung gefallen, und dachte alles Ernſtes daran, bei erreichter Volljährigkeit die Bewirthſchaftung des ererbten Guts zu übernehmen.

In Großmuth aber zerrannen Vorſätze und Pläne, als die gegenſeitige Zuneigung zwiſchen Johanna und Hellmuths erſtem Verwalter, und das ſtille Verlöbniß der jungen Leute zur Sprache kam. Es verſtummten Frohſinn und Lachen; der alte Herr ſchalt auf den Leichtſinn der heutigen jungen Welt; Mamachen, in der guten Gewöhnung ehelichen Gehorſams, konnte und durfte der aufgebrachten Hälfte wenigſtens nicht öffentlich entgegen ſeyn, wiewohl ſie im Stillen die Partei des Töchterchens nahm, und dieſes, ſonſt die Munterſte im häuslichen Kreiſe, blickte jetzt trübſelig, lächelte höchſtens durch Thränen. Da fühlte in Freundſchaft und Dankbarkeit Eliſabeth ſich zur Retterin berufen: denn Alles war ausgeglichen, wenn Vater Hellmuth ſich dazu verſtand, dem bisherigen Verwalter einen Antheil an ſeinem Gute zu bewilligen, den aber der alte Herr ſeinem wackeren Conrad nicht entziehen zu dürfen glaubte, obgleich dieſer ſelbſt deshalb in ihn drang. Im Grunde wollte wohl der Amtmann den Sohn, dem in entfernter Gegend eine vortheilhafte Pachtung angeboten war, nicht von ſich laſſen, und auch Mutter und Schweſtern erbebten bei dem Gedanken. Somit war Allen geholfen, überlegte Eliſabeth, wenn ſie, die, ihre Hand auf's Herz gelegt, mit einem leiſen Seufzer meinte, längſt durch das Leben mündig geſprochen zu ſeyn, ſich auch vor Gericht dafür erklären ließ, dann aber dem jungen Hellmuth ihr Beſitzthum zu einem ſo wohlfeilen Kaufſchilling überließ, daß nur die darauf haftenden Schul-



den gedeckt wurden. „Hat er doch mit ſeiner treuen Mühwaltung wohl verdient, das durch ihn wieder empor gebrachte Gut zu beſitzen!“ ſprach ſie, und ſäumte im Rettungsdrange ihres Edelmuths nicht, den gefaßten Entſchluß kund zu thun. Bei Conrad mußte ſie nach ihrem Dafürhalten am erſten Eingang finden, und mit allem Wortreichthum, welcher ſich bei dem jetzt öfteren Verhandeln über ſolche Gegenſtände in dem Kopfe des Mädchens aufgeſpeichert, ſtrebte ſie, ihm die Sache recht vortheilhaft für ſich darzuſtellen. — Wider ſeine Gewohnheit aber ſchien Conrad heut ſeltſam zerſtreut, doch ließ die Geſchäftsfreundin es ſich nicht verdrießen, die Sache zwei und drei Mal auseinander zu ſetzen, und mit recht triftigen Gründen mußte Eliſabeth wohl in der That gegen ihn anrücken, denn ſinnend und nachdenklich ſenkte der junge Mann das Haupt. Da ſchob ſie die Sache in ſein brüderliches Gemüth, empfahl ihm nochmalige Ueberlegung, und wollte, dieſe nicht zu ſtören, ſich entfernen.

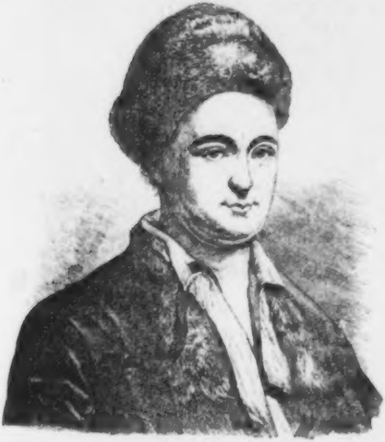
Schnell ergriff jetzt der Jüngling ihre Hand und fragte ſchüchtern, doch innig: ob die geſtrenge Gutsherrin ihn ſelbſt als Kaufpreis annehmen wolle? — und die Froherſtaunte an ſeine Bruſt ziehend, küßte er das Jawort von den glühenden Lippen.

Nun gab es im Hauſe überall frohere Geſichter; als aber die in ihrer Freude ſchier übermüthige Johanna mit ihrem Sprüchwort, daß alte Zärtlichkeit wahr und wirklich nicht roſte, gegen Conrad anrückte, hielt es die brüderliche Liebe nicht verborgen, ja rühmte ſich vielmehr, die Braut ſtets im treuen Herzen getragen, die anſcheinende Kälte und Unbefangenheit aber nur als ein Schutz- und Trutzkleid angethan zu haben, ſich gegen die Pfeile gewiſſer, zu Zeiten gar muthwilliger Perſönchen zu ſichern. Die Begegnung aus früherer Zeit ſollte jetzt weitläufig zur Sprache kommen; doch einſtimmig gab ihm der frohe Kreis den ſprüchwörtlichen Troſt: es ſey ſchon in der Ordnung, das Geliebte zu necken, und mit Küſſen verſchloß Eliſabeth den Mund des Bräutigams. Auch ſie war es ſich jetzt klar bewußt, was Conrad ihr ſchon ſeit lange geweſen, und welchen Einfluß ſein Urtheil auf ihre Umwandlung gehabt, die ſo vollkommen gelungen, daß die Mama, zuſammt dem alten Herrn, ihr wirthſchaftliches Töchterchen nicht genugſam preiſen konnten.

Als über Jahr und Tag ſchon das glückliche Paar in Wieſenthal hausgehalten, und durch einen Ableitungsgraben, womit der unermüdete Conrad die Wieſen umzogen, ſich jetzt dem betriebſamen Landwirth ein ergiebiger Torfſtich eröffnete, von dem der Deich-Inſpector verſicherte, daß es ein verborgener Schatz ſey, wurde die junge Frau wieder an ihren ſeltſamen Wahn erinnert. Lachend gab ſie die Erzählung zum Beſten, und that ſich ſcherzend nicht wenig darauf zu gute, daß ſie mit ihrem Glauben an den verborgenen Schatz auf dieſe Weiſe endlich zu Ehren komme. Fröhlich mit einſtimmend, bemerkten die lieben Alten aber doch, daß häusliche Tugenden die wahren Reichthümer ausmachten, und Conrad fragte neckend: ob denn nicht etwa er der wirkliche und wahrhafte Schatz ſey? „Du wenigſtens“, ſagte er, die geliebte Gattin an ſeine Bruſt ziehend, „biſt mein Schatz und mein Kleinod, mein Eines und Alles!“ Beſchämt entwand die Liebliche ſich ſeinen Armen, und ihre Rührung unter leichter Neckerei bergend, ſprach ſie mit komiſcher Gravität: „Mein Schatz!“ — Und anfangs in ſcherzender Benutzung blieb von jetzt an die ſonſt oft als altväteriſch beſpöttelte Benennung die gewöhnliche gegenſeitige Anrede des glücklichen Paars.

K. Bernſtein.

Friedrich von Hagedorn.



Das iſt ein Dichter, der, am 23. April 1708 in Hamburg geboren, auch in ſeiner Vaterſtadt ſtarb. Sein Todestag iſt der 28. October 1754, er lebte alſo nur etwas über ſechsundvierzig Jahre, erwarb ſich aber den Ruhm, daß er Denen, die jetzt in der deutſchen Literargeſchichte als vorzüglichſte Dichter glänzen, ein bedeutſamer Vorgänger war. Sein Zeitgenoſſe, der kampfſüchtige Gottſched, konnte ihm die Anerkennung nicht verſagen; Wieland war ein ſteter Lobredner Hagedorns, wollte keinem Dichter eines andern Volks feineren Geſchmack zugeſtehen, und ſelbſt der gelehrte Niebuhr erklärte noch vor vierzig Jahren: er leſe Hagedorns poetiſche

Erzählungen „mit hingeriſſener Bewunderung.“ — Jetzt mag von dieſen Erzählungen etwa „Johann der Seifenſieder“ noch im Gedächtniß Einzelner ſeyn, durch Nachhülfe; wir glauben aber, es ſey Pflicht, auch einmal wieder lebhaft Hagedorns zu gedenken.

Geburts- und Todestag haben wir angegeben, die Ereigniſſe ſeiner Lebenstage ſind keine ungewöhnlichen. Dem Gymnaſium in Hamburg und der Univerſität Jena verdankte er ſeine Bildungskenntniſſe, dann war er in England Privatſecretair des däniſchen Geſandten Freiherrn von Söhlenthal, und fand ſpäter in ſeiner Vaterſtadt Beſchäftigung bei der English Court, einer Handelsanſtalt. Hier hatte er genügende Einnahme und hinlänglich freie Zeit zu dichteriſchem Streben, ſo daß Bonſtetten darüber äuſſern konnte: „Es iſt ein köſtliches Ding, Herr ſeiner Zeit und König ſeiner Stunden zu ſeyn, wie Hagedorn ſagt, und dieſen Vers trage ich ſeit meinem ſechszehnten Jahre im Herzen.“ Bonſtetten hat ebenfalls dies Glück gehabt, und gewiß in viel umfänglicherem Maaße als Hagedorn. — Deſſen heiteres Antlitz läßt uns kaum glauben, es habe auch ihm an Gram und Weh nicht gefehlt, abgeſehen davon, daß er kurz zuvor, ehe der bis an ſein irdiſch Ende Geiſtigregſame mit einem Buch in der Hand ſtarb, in Hinſicht auf ſeine „ſchmerzhafte Krankheit“ ſchrieb:

„Mein Auge füllet leicht des Freundes Leid mit Thränen,
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübniß ein;
Die Weisheit wird ſie nicht verwehren:
Es iſt erlaubt, ſein eigner Freund zu ſeyn.“

Unverkennbar ſpricht aus allen ſeinen Schriftgaben ebenſo klar heiterer, zufriedener Sinn wie edler Muth und innige Empfindung fur Recht, Wahrheit und Menſchenliebe. Daß er aber in ſeinen mannichfachen Dichtungen überhaupt die Wege zum Beſſeren anbahnte, darüber wollen wir Gervinus vernehmen, indem wir deſſen Urtheil im Auszuge mittheilen.

„Die Bedeutung Hagedorns wird ſogleich einleuchtend, wenn wir hören, daß er in ſeinen Gedichten grade jenes Feld bearbeitet, das man bis dahin ſo wenig und ſchlecht bebaut fand: die ſittliche Seite des Menſchen; ſeine ungemeine Fortwirkung auf die nächſten Zeiten ſpringt in die Augen, wenn man ſieht, daß er faſt alle lyriſchen Gattungen eröffnet, die ſpäter verfolgt wurden: er zieht ganze Maſſen nach ſich, und darunter Männer, die ihn weit überragen. Er giebt Maaß und Richtung jener mittleren Poeſie, die nachher faſt gemeinſam die Dichtung der Grazien genannt wird. Drei Gattungen ſind es beſonders, die er, wenn nicht neu eröffnete, doch umgeſtaltete. Zuerſt die eigentliche Lyrik. Hier ſtimmt er im Wein und Liebesliede einen freieren Ton an: er wagt's zu ſeyn, was er ſingt, und zu fühlen, was er anpreiſt. In ſeinen Liedern bereitet er den Ton Leſſings, den des Voß und Aehnlicher vor, ging Gleim und Uz zur Seite. Die zweite Gattung, die der moraliſchen Gedichte, leitet die Epiſtel ein, die nachher in der halberſtädter Schule üblich wurde. Was endlich die dritte Gattung betrifft, die Hagedorn wieder in Schwung brachte, die Fabel, ſo iſt es ganz entſprechend, daß ſie von einem ſo warmen Moraldichter oder dichteriſchen Moraliſten zuerſt wieder mit Glück verſucht ward. Hier verbindet ſich die ernſte Lehre mit der Laune des erotiſchen, zuweilen ſelbſt lüſternen Liedes!" — Gervinus entwickelt dies viel umſtändlicher, für den Zweck unſers Volksbuchs iſt das Gedrängte ſeines Urtheils zureichend.

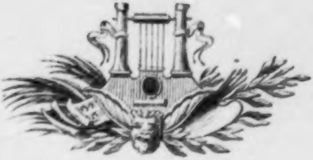
Daß Hagedorn über ſich ſelbſt ſehr beſcheiden dachte, beweiſt uns ein Vers aus ſeinem Liede „an die Dichtkunſt":

„Zu eitel iſt das Lob der Freunde:
Uns drohen in der Nachwelt Feinde,
Die finden unſre Größe klein;
Den jetzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich dieſe Kleinigkeiten:
Sie wollen nicht unſterblich ſeyn."

Er war jedoch auch vertraut mit den Zuſtänden, und wußte, in geiſtiger Hinſicht ſey für die Mehrheit ein Antrieb ſehr nöthig; das erhellt aus ſeiner Bemerkung:

„Oft wird das beſte Buch durch Andere begraben,
Ein Buch, das leben ſoll, muß ſeinen Schutzgeiſt haben."

Hagedorn fand den Schutzgeiſt im deutſchen Volk, indem es begierig nach ſeinen Schriften griff; für jeden abgeſonderten Theil wie für das Geſammte erlebte er neue Auflagen, nach ſeinem Tode erſchienen deren vier innerhalb kurzer Zeit, und noch im Jahre 1800 fand ſich Eſchenburg veranlaßt zu einer neuen Geſammt-Ausgabe der Gedichte Hagedorns. — Ihre Art und Weiſe möge man erkennen durch folgende Einzelheiten, die wir auf Weniges beſchränken mußten, ſie aber aus den verſchiedenſten Abtheilungen wählten. Um uns jener Vergangenheit mehr noch zu erinnern, begleiten wir die Auszüge mit Verzierungen, wie damals ſie bei Gedichten in Gebrauch waren; als Zeichnungen von dem berühmten Johann Wilhelm Meil ſind ſie zugleich für dieſen ein Andenken.



Aus den „moraliſchen Gedichten".

„Nur der iſt wirklich groß und ſeiner Zeiten Zierde,
Den kein Bewundern täuſcht, noch lockende Begierde,
Den Kenntniß glücklich macht, und nicht zu ſchulgelehrt,
Der zwar Beweiſe ſchätzt, doch auch den Zweifel ehrt,
Vollkommenheit beſitzt, die er nicht ſelbſt bekennt,
Nur edle Triebe fühlt, der Allen Alles gönnt,
Der das iſt, was er ſcheint, und nur den Beifall liebt,
Den ſeinen Tugenden Recht und Gewiſſen giebt:
O zeige mir den Mann: ihm wünſch' ich nachzuahmen,
Ihm geb' ich ehrfurchtsvoll die allerſchönſten Namen."

◆

„Gott unſrer Väter und ihr Ruhm,
Held, Ueberwinder und Gebieter,
Du, Heiliger im Heiligthum,
Erbarmer, Vater, Menſchenhüter!
Was dort Dein Mund zur Wittwe ſpricht,
Das mitleidsvolle: „Weine nicht!"
Das ſprichſt Du noch, Du Gott der Treue,
Und Deinen Zorn entwaffnet oft
Ein Seufzer deß, der auf Dich hofft,
Und eine Zähre wahrer Reue. —
Der Himmel und die Erd' iſt Dein,
Und Alles lebt von Deinen Gaben;
Du heißeſt Wüſten fruchtbar ſeyn,
Und ſättigſt auch die jungen Raben.
Nichts ſetzet Deinem Rath ein Ziel:
Du ſchenkſt das zarteſte Gefühl,
Der Größten Wiſſenſchaft den Spinnen,
Du lehrſt den Storch die Reiſezeit,
Du giebſt der Ameiſ' Emſigkeit,
Den Bienen Reich und Königinnen."

*

„Wer heißt oft groß? Der ſchnell nach Ehren klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe ſchwindlich macht.
Doch wer iſt groß? Der Fürſten nicht vergöttert,
Der edler denkt, als mancher Fürſt gedacht,
Der Wahrheit ſucht, Dich, treue-Wahrheit, findet,
Und ſeinen Werth auf Geiſt und Tugend gründet.
Ein Solcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu ſelten Kluge ſteckt;
Ihn rühret nicht der Aufputz hoher Würden,
Ihm ſtrahlt kein Stern, der kleine Herzen deckt:
Der Geiſt, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden!“

„Der Lauf der Welt.

Unzählig iſt der Schmeichler Haufen,
Die jeden Großen überlaufen,
So lang' er ſich erhält;
Doch gleitet er von ſeinen Höhen,
So kann er bald ſich einſam ſehen:
Das iſt der Lauf der Welt!

Ein Dürft'ger ſuchet ſeine Freunde,
Doch alle meiden ihn als Feinde,
Allein jetzt erbt er Geld;
Sogleich erſcheinen zehn Bekannte
Und zehn entbehrliche Verwandte:
Das iſt der Lauf der Welt!

Ein Schulfuchs hofft mit dürren Gründen
Den Beifall aller Welt zu finden:
Allein er wird gepreßt;
Mein Mädchen macht oft falſche Schlüſſe,
Doch überzeugt ſie mich durch Küſſe:
Das iſt der Lauf der Welt!

Ein freies Weib von zwanzig Jahren
Iſt zwar in Vielen unerfahren,
Doch, was ſie ſagt, gefällt;
Gebt ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber:
Das iſt der Lauf der Welt!

Leander ſtimmt in ſüßen Tönen,
Er ſingt und ſeufzet ſeiner Schönen
Bis ihr das Ohr faſt gellt;
Allein, eh' er dann ausgeſungen,
Hat ſchon ein And'rer ſie bezwungen:
Das iſt der Lauf der Welt!

Stax ſucht am Montag Doris Küſſe,
Er findet Dienſtag Hinderniſſe,
Am Mittwoch ſiegt der Held;
Am Donnerſtag vergeh'n die Triebe,
Am Freitag ſucht er neue Liebe:
Das iſt der Lauf der Welt!

Cephiſe ſchwört: ſie will ihr Leben
Der ſtillen Einſamkeit ergeben,
Sie höhnt was ſich geſellt;
D'rauf will ſie ſich zur Heirath adeln,
Und ſpricht zu Allen, die ſie tadeln:
Das iſt der Lauf der Welt!

Ein Mädchen, voller Weisheitsgründe,
Hält jeden Kuß für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt;
Hat dieſer ſie dann überwunden,
So ſagt ſie ſelbſt in frohen Stunden:
Das iſt der Lauf der Welt!

Wenn junge Wittwen traurig ſcheinen,
Und in dem Mann ſich ſelbſt beweinen,
So iſt es unverſtellt;
Doch keine ſieht den Trauerſchleier
Mit größ'rer Luſt als einen Freier:
Das iſt der Lauf der Welt!

Die Roſe.

Siehſt Du jene Roſe blühen,
Schönſte! — ſo erkenne Dich;
Sieh'ſt Du Bienen zu ihr fliehen,
Phyllis! — ſo gedenk' an mich. —
Deine Blüthe lockt die Triebe
Zu dem Reichthum der Natur,
Und der Jugend ſüße Liebe
Raubt Dir nichts, und nährt ſich nur.

Der Kuckuck und die Lerche.

Den Kuckuck fragt die Lerche:
„Wie kommt es, ſage mir,
Daß die gereiſ'ten Störche
Nicht ſchlauer ſind als wir?“ —
„Sie ſollen uns beweiſen“,
Erwiedert er, und lacht,
„Daß nicht das viele Reiſen
Die Dummen klüger macht.“

Natter und Aal.

Zu der Natter ſprach der Aal:
„Mein Geſchick iſt zu bedauern,
Weil auf mich faſt allemal,
Nicht auf Dich die Leute lauern;
Ruh' und Unſchuld ſchützt mich nicht,
Weil mir Jeder Netze ſticht!“
„Vetter“, ſiel die Natter ein,
„Unſchuld wird Dich nicht befrei'n;
Aber ich kann Zähne weiſen,
Deren Biß die Feinde ſcheu'n!“

Die Redſeligen.

Es giebt ein Volk, das immer lernen ſollte,
Und immer lehrt;
Dies iſt das Volk, das man nie hören wollte,
Und täglich hört.

An den eitlen Narciß.

O ſtelle Dich, Narciß, doch morgen bei mir ein,
Mein großer Spiegel ſoll für Dich zu Hauſe ſeyn.

Der Freund nach der Mode.

Wie weit ich Meyer's Herz beſeſſen,
Das weiß er freilich mehr als ich;
Doch hat er öfters ſich vermeſſen:
Mich lieb' er, und recht brüderlich; —
Als einen Feind würd' er mich nicht vergeſſen,
Als einen Freund vergißt er mich!

Hamburg.
1757.

Hagedorn hat aber unzweifelhaft im Leben Freunde gehabt, nicht minder nach ſeinem Tode, und als ein anſpruchsloſer Beweis mag jetzt noch dieſer Aufſatz dienen. — Hamburg widmete dem Dichter auch eine äußere Erinnerung: in der dortigen Domkirche bezeichnet eine einfache Steinplatte den Ort, der Hagedorn's Gebeine umſchließt, und das iſt genug für den Mann, der den Prunk nicht liebte, genug für ſeine Zeitgenoſſen, die nicht ihrer eignen Eitelkeit Denkmale errichten wollten.*) Auf jene einfache Steinplatte ſoll jedoch einſt Klopſtock, der in ſeiner Ode „Wingolph“ das Andenken Hagedorn's verherrlichte, deſſen Verszeilen geſchrieben haben:

---

*) Ein Denkmal für Hagedorn ſteht auch an einem Ort, wo man es nicht vermuthet: im Garten Monplaiſir bei Schwedt. Heinrich, der letzte Markgraf, ließ es dort aufſtellen, that auch Gleiches zum Andenken Gellert's und Leſſing's, that es in einer Zeit, als die meiſten deutſchen Fürſten von deutſchen Dichtern nichts wußten: um ſo rühmlicher für den Markgraf Heinrich!

„Seyd euren Dichtern hold; verſorgt und rühmet ſie,
Doch jenes nicht zu ſpät, und dieſes nicht zu früh!“

Ob der Dichter des „Meſſias“ dieſe Anmahnung ſo benutzte, wie man erzählt, oder ob es nicht geſchehen, der Zuruf Hagedorn's iſt und bleibt für alle Gegenwart und Zukunft ſinniger Beachtung werth. Gz.

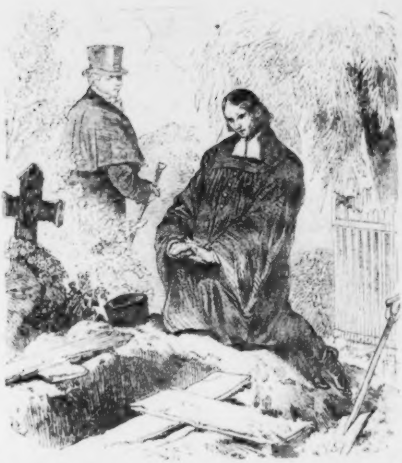
Drei Gelübde.

„Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied!“ ſagt ein altes Sprüchwort, und es iſt ſo wahr, daß ich daran feſter glaube, als an jene Trugbilder, die man ſich ſo gern vorſpiegelt, wenn Unvorſichtigkeit oder Leidenſchaft in Unglück geſtürzt hat. Wir ſind oft kaum der nächſten Stunde mächtig und doch vermeſſen genug, auf Jahre, ja auf die ganze Lebenszeit hinaus Dies und Jenes zu beſtimmen und zu geloben. Viel, ſehr viel kann der Menſch, wenn er beharrlich iſt in Dem, was er will; aber wie Wenige ſind ſo ſtark, allen Eindrücken und Hinderniſſen zu widerſtehen, ruhig und unbeirrt ihren Plan, ihr Vorhaben zu vollführen, bis ſie ihr Ziel erreichen, oder im ſtets gleichen Streben untergehen. Wenige nur erweiſen ſich ſo ſtark, im Nothfall ſo opfermuthig, und wenn Shakſpeare ausrufen läßt: „Schwäche, Dein Name iſt Weib!“ würde dies wohl beſtimmter heißen dürfen: „Schwäche, Dein Name iſt Menſch!“

Dies äuſſerte der Medizinalrath Erhard in einer Abendgeſellſchaft, als über Schickſal und Vorherbeſtimmung geſprochen war. Die verſchiedenſten Meinungen wurden nun laut, und den Begriffshader unterbrach endlich Erhard, indem er ſagte: „Meine Freunde, überlaſſen wir dies Unauflösbare den Lehrſtühlen und Kanzeln, die damit auch nicht fertig werden können: hier wollen wir uns unterhalten, und meine Bemerkuug warf ich eigentlich hin als Vorbereitung eines Erlebniſſes, das ein Beiſpiel iſt von der Unbeſtändigkeit des Willens und des menſchlichen Herzens.“ — Lebhaft aufgefordert, erzählte er nun:

„Ich reiſte einſt nach Wien, über einen meiner Patienten mich mit dem berühmten Arzt Peter Frank zu berathen. Unterweges war ich genöthigt, wegen einer langwierigen Ausbeſſerung an meinem Wagen in einem netten Städtchen zu verweilen. Im Gaſthof fand ich ſehr zuthuliche Wirthsleute, die ſich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; ſie hatten natürlichen Verſtand und offene

Herzen, beides ſprach auch aus mehreren Gäſten. Wo ſolche Menſchen ſind, muß auf der Kanzel ein gutes Vorbild ſtehen; ich fragte nach dem Pfarrer und wollte ihn beſuchen. Mit Thränen in den Augen berichtete mir aber die Wirthin, indem ſie ihren Herrn Paſtor bis zu den Sternen erhob, daß ich einen Beſuch wohl nicht rathſam finden würde, weil am Tage vorher ſeine innigſt geliebte junge Gattin, ein Muſter von Unſchuld und Tugend, geſtorben und er von grenzenloſer Betrübniß daniedergebeugt ſey. Morgen wird ſie begraben — ſo ſprach die Wirthin weiter — alle Bewohner des Städtchens werden ihre irdiſche Hülle zur Ruheſtätte begleiten. — Mich erregte die allgemeine Theilnahme, die Hinfälligkeit des Erdenglücks beſchäftigte meine Gedanken, und ich ſchritt ſinnend hinaus in Gottes freie Natur, beſchloß auch, Morgen Zeuge zu ſeyn von der Liebe der Gemeinde zu ihrem Seelſorger. Am nächſten Tage ertönte dumpfes Glockengeläute, und ich folgte dem Trauerzuge. Weißgekleidete Mädchen ſtreuten weiße Roſen und Lilien in die Gruft. Alle ſie Umſtehende weinten, als die Träger den Sarg hinunter ließen, und das ſchrillende Geräuſch der heraufgezogenen Seile durchrieſelte Jeden mit Schauer. Jetzt trat ein ſchöner junger Mann, der Paſtor ſelbſt, an das Grab, und mit verklärten Blicken begann er eine Rede, die mich durch den Inhalt und die Art des Vortrags tief erſchütterte. „Du haſt Dich von mir gewendet, Agnes", ſagte er ſchließlich, „biſt zurückgekehrt zu den Engeln, die Du verließeſt, um meinem Leben einen Paradiestraum zu geben, ein Bild der Seligkeit, die wir einſt empfinden werden im Umgange mit den reinen Geiſtern. Du verließeſt mich, weil das Erdenleben Dir nicht genügte; ſchwebteſt empor in das leibloſe Reich der Allmacht. Nimm den unnennbaren Schmerz, der mir das wunde Herz durchzuckt, mit hinauf zum Vater des Weltalls, zum Herrſcher in ſteter Verwandlung und ſtets neuer Schöpfung; fleh' ihn an, daß er mir Troſt ſende in meiner Verlaſſenheit und mich ſtärke im Glauben an eine Wiedervereinigung zu untrennbarer, zu ewiger Liebe. Verwaiſ't und weinend fleh' ich an Deinem Grabe! Nicht wein' ich um Dich, meine Agnes, Du lebſt nun in geſegneter Klarheit. Um uns wein' ich, die noch umhüllt, noch beängſtigt ſind von dem Zweifelsdunkel des Erdendaſeyns, gebannt in enge Kreiſe des Nichtigen mit ſehnſüchtigem Drange nach einem beſſern, nach einem höhern Leben, das wir erſt erringen müſſen durch Kämpfe mit uns ſelbſt, mit unſerm Weh in ſchweren Prüfungen. Verzeih' es mir der Allerbarmer, daß ich bekennen muß, Du, meine Agnes, warſt mir Alles, Dein Hinſcheiden raubte mir Alles —



o Agnes, ich rufe die Kraft Deiner Seele an, banne ſie durch meinen heißen Ruf in dieſen Raum, auf daß Geiſterhauch und die Palme des Friedens und Hoffens Linderung zuwehen der inneren Zerriſſenheit. Ja, Du umſchwebſt mich, Verklärte! Liebe war der ganze Inhalt Deines ſchönen Lebens, und vermöge ihrer Mächtigkeit verſinkt der Raum, der uns trennt. Dein war ich hier, Dein bin ich dort, und mein Schmerz, dauernd bis zum letzten Athemzuge, iſt nur dann überwunden, wenn ich Dich wieder habe für immerdar!" — Hier endete er und kniete nieder. Alle beugten ihr Haupt zum ſtillen Vaterunſer, Aller Augen ſchwammen in Thränen, und es war eben ſo rührend als erhebend, wie nun der junge Mann, voll Vertrauen auf ein Jenſeits, das ihm ſein hier verlorenes Glück unvergänglich wiederfinden laſſe, mit begeiſtertem, auch in Thränen leuchtendem Blick himmelan ſchauend, das feierlichſte Gelübde ewiger Treue am Grabe ſeiner Gattin ausſprach, dabei erklärend, nur darin könne er Keime des Troſtes erwarten. In ſolcher Weiſe hatte er Allen die gleiche Ueberzeugung eingeprägt, die Menge zerſtreute ſich, zwar mit Trauer, doch auch mit dem Bewußtſeyn, daß er durch ſolch ein Gelübde ſich den Muth zur Ausdauer im Leben und die Kraft zu ſeinem Beruf errungen habe. Ich ſah den Paſtor, von ihm unbemerkt, noch am Grabe, es ſchien, als könne er ſich von ihm nicht trennen; ich ſah die krampfhafte Gewalt, womit er ſeinen Schmerz niederzwingen, die Ruhe des Duldens in ſich gewinnen wollte, und als der Hügel bereitet war, ſchritt er langſam fort mit gefalteten Händen, bis er die unaufhaltſamen Thränen zu trocknen hatte. Bald nachher verließ ich den Ort, meiner Beſtimmung zu folgen.

Nach zwei Jahren führte mich ein Amtsgeſchäft wieder durch dies Städtchen; jene Begebenheit erneuerte ſich in der Erinnerung bei der Hinſchau auf die ſchon aus der Ferne zu erblickende Kirchhofsmauer. Lebhaft gedachte ich des feierlichen Gelübdes ewiger Treue am Grabe der Einziggeliebten, und ſagte mir: der gute Paſtor ſchlummert vielleicht ſchon an der Seite ſeiner unvergeßlichen Agnes. Im Gaſthof fand ich zu meiner Freude dieſelben wackeren Wirthsleute, und nach der Begrüßung ſchloß ſich bald die Frage an: wie ſteht es mit Eurem Paſtor? Die Antwort war: vor fünf Wochen iſt ſeine Hochzeit geweſen. Wie? fragt' ich weiter, derſelbe Paſtor, der vor zwei Jahren am Grabe ſeiner Gattin ſprach, der kann es doch nicht ſeyn, denn — Derſelbe! fiel mir die Wirthin lächelnd in's Wort. — Nun, ſo fahre hin, mein Glaube! rief ich aus, und eiferte dann im freien Strom der Empfindung: O Du Staubgeborener, Meiſterſtück der Schöpfung ſollſt Du ſeyn, verſchlenderſt aber immer die höchſten, die dauernswertheſten Empfindungen, um auch hier die Vergänglichkeit zu beweiſen und ihr zu dienen. Treue und Standhaftigkeit waren mir immer das Erhabenſte; der Menſch nähert ſich zumeiſt dem Göttlichen im ſtarken Willen und im feſten Fortſchreiten zu Dem, von ihm frei erwählten Ziel; wo mir ein ſolches Weſen begegnete, ward ich ſelbſt erfriſcht, entzückt, gebeugt und widerſtrebend kehrte ich mich hinweg vom Gegentheil. — Doch ſanft verweiſend zügelte die Wirthin meinen Unmuth. — Ach, lieber Herr! ſagte ſie in mildem Ausdruck; Sie ſollten ſeine junge himmelsliebe Frau nur kennen! Sehen Sie — fuhr ſie mit geſchwätziger Beredſamkeit fort — da ging unſer guter, herzſchwerer Paſtor Tag für

Tag zum Grabe der ihm ſo werthen Abgeſchiedenen, und ſtets fand er neue, ſtets ſchönere Blumen dort gepflanzt. Anfangs meinte er: dieſe Freude bereite ihm der Todtengräber, doch dieſer berichtete: daß alle Morgen ein junges Mädchen komme und das Grab ſchmücke, doch kenne er ſie nicht. Mit dem Wunſch, ſie kennen zu lernen, die ſo viel Liebe zu ſeiner Seligen hege, kam der Herr Paſtor einmal früher als gewöhnlich dorthin und überraſchte ſie bei dem Einſenken eines Roſenſtrauchs. Er dankte ihr in Rührung; ſie war eine Freundin der Verſtorbenen geweſen, hatte oft ſeinen ſtillen Schmerz geſehen, und Mitgefühl hatte ſie zu ihrer That bewogen. Gleicher Herzenszug führte ſie zuſammen, und es wäre doch wahrhaftig ſchade, wenn der hübſche junge Mann durch ſeinen Gram ſich hingeopfert und frühzeitig in's Grab geſtürzt hätte. Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, ſagt er Vielen in der Kirche, ſo mag er es nun ſich ſelber vorgeſprochen haben, bis die liebliche Nachbarin über ſeinen Schmerz ſiegte. Beide gehen nun vereint zum Grabe der Seligen und weihen ihr auch ſo ein treues Andenken der Liebe. — Ich konnte und wollte der Wirthin nicht darauf antworten, aber von meinen Phantaſieen über das Ueberirdiſche im Irdiſchen war viel verflogen. Als ich jenes Ereigniß mit anſchaute, war ich noch kein Dreißiger, und ſeitdem fühlte ich nie wieder ſo tiefes Mitleid bei dem ſich in Anſchaulichkeit offenbarenden Schmerz eines Menſchen, wie ich ſonſt gefühlt habe. Die Thränen betrachte ich als Wermuthstropfen, die von der Luft getrocknet werden, und ſind ſie vertrocknet, verharſcht auch die Wunde in der Bruſt. Die echte Kraft jedoch trägt nach meinem Glauben den echten Schmerz ohne Thränen, trägt ihn wie eine Krone, die geheim von Gottes Gnaden iſt."

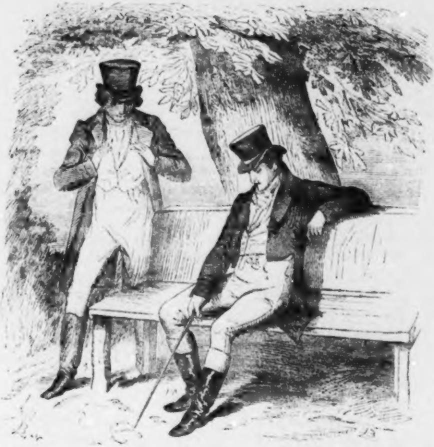
Jetzt ſtritten ſich in der Geſellſchaft abermals die Anſichten, und namentlich äußerte der junge Arzt Doctor Wendtzke: „Ich meines Theils behaupte, den Menſchen naturgemäß betrachtend, daß er nicht ſonderlich für das Ertragen des Schmerzes geſchaffen und befähigt iſt; ſein Körper und ſeine Gefühle ſind für ſchlimme Eindrücke zu wenig ausdauernd, und wär' es anders, müßte ein baldiger Tod die Folge ſeyn. Mit Recht empfiehlt man in ſolchem Falle hauptſächlich Zerſtreuungen, um den Schmerz abzuſchütteln."

„Da habt Ihr den jungen Arzt, der ſich nach der nächſten und flachſten Hülfe umſieht", entgegnete der Dichter Julius. „O Ihr ſteifen Anatomen, die ihr wohl gar die Gefühle des Menſchen nur aus ſeiner Verdauung herleitet, die reine Liebe nicht einmal anerkennen wollt, ſie nur für überreizte Phantaſiee, für vorübergehenden

Wahnſinn eines erhitzten Gehirns haltet, mir bleibt fern! Am Ende wollt Ihr wohl gar durch Zugpflaſter oder Aderlaß meine geſunde Gefühlsnatur, meine Aufwallung für alles Begeiſternde mir zertheilen oder abſchröpfen. In den Augen der Gleichgültigen erſcheint der raſche und lebendige Herzensaufſchwung des Gemüthsmenſchen Fieberhitze, er wünſcht ſich aber nimmer die Lauheit des bloßen Verſtandes!"

„Gemach!" rief der Profeſſor Dietmar; „der Herr Medicinalrath hat uns eine ſich oft bei nur verſchiedenen Nebenumſtänden wiederholende Begebenheit mitgetheilt. Er und ich, wir hatten unſre Jugend in der ſogenannten Sturm- und Drangzeit unſerer Literatur, wo man Liebe, Freundſchaft und Treue als eine ſolche Dreieinigkeit anerkannte, die in ſich Eins iſt. Das war auch eine Zeit der Gelübde, aber nicht in Bezug auf Todte, auf Lebende, und daß ſelbſt dieſe ſtets in aller Strenge erfüllt wurden, will ich nicht beſchwören. Gelübde für Todte, wenn ſie das Leben beſchränken, ſind gewiß Ueberſpannung, und die Vernunft iſt im Recht, wenn ſie dies dem Herzen begreiflich macht. Davon weiß ich auch etwas zu erzählen und will es thun ohne weitere Vorrede.

In meinen Univerſitätsjahren und weiterhin erregten zwei junge Männer, Court und Greven, meine Aufmerkſamkeit. Sie hatten gegenſeitig durch Achtung und Liebe ſich in ein ſo zartes Verhältniß eingelebt, daß ſie unzertrennlich waren, ſich auch durch ein Gelübde unter allen Umſtänden zu einer Freundſchaft verbunden, die keine Gefahr ſcheuen, kein Opfer für zu groß halten wolle. Sie vereinigten ſich, um einander Alles zu ſeyn, und ſich gegenſeitig die Lebenswege angenehm zu machen. — Beide waren freiwillige Mitkämpfer im Befreiungskriege gegen die Gewaltherrſchaft des corſiſchen Franzoſen-Kaiſers, und erbaten ſich bei ihrem General: wo es irgend zu geſtatten ſey, beiſammen bleiben zu dürfen, um die Beſchwerden, die in Feldzügen dienſt- und berufsgemäß ſind, gemeinſchaftlich zu ertragen, und dies wurde gern gewährt. Ihr Oberſt zeichnete ſie aus wegen ihres muſterhaften Benehmens und ihrer Unerſchrockenheit; bald empfahl er Beide zu Offizieren, doch ſie entſagten dieſer Beförderung, weil ſie dann öfter getrennt ſeyn, außerdem gleich nach dem Frieden wieder dem Lehrſtand angehören würden. Vereint überſtanden ſie dieſe Zeit der Anſtrengung, der Eine nur war leicht verwundet und vom Andern gepflegt worden; niemals waren ſie geſchieden, niemals in Zwieſpalt, und Beide kehrten heim, geſchmückt mit dem eiſernen Kreuz, dem Erinnerungszeichen ihrer Tapferkeit. — Hatte nun ſelbſt der Krieg ihren Lebensweg nicht zu trennen vermocht, der Liebe ſollt' es gelingen! Bei der Rückkehr in ihre Vaterſtadt wurden deren Eingeborene vom lauten Jubel des Volks empfangen, und feſtlich gekleidete Jungfrauen überreichten ihnen die verdienten Siegeskränze. Da erblickten die Freunde ein Bild reizvoller Anmuth: Dorothea, die Tochter eines Stadtraths. Hold erröthend, mit ſittigem Anſtand nahte ſie und bot ihnen mit freundlichem Willkommensruf die Kränze. Die Schönheit des Mädchens, der offenbare Ausdruck der Unſchuld und Beſcheidenheit in den Geſichtszügen bezauberte augenblicklich Beide, und dies gegenſeitig nicht ahnend überließ ſich Jeder dem überraſchten Herzen. Bei dem Feſt, das man den Zurückgekehrten weihte, ſahen ſie Dorotheen wieder, und es ſchien, als ob ſie bei dem Einen und dem Andern in gleicher Unbefangenheit bliebe. Es war jedoch nicht ſo; ihre Neigung wandte ſich mehr zu dem feurigen und kühnen Greven, und die innigen Blicke, mit denen Court ſie aus der Ferne betrachtete, wurden von ihr kaum bemerkt. Er entdeckte bald, daß ſeine Liebe mit der Greven's zuſammentreffe, dieſer auch von Dorotheen ihm vorgezogen werde, und er fühlte ſich ſtark genug zur Entſagung, um ſeinen Freund zu beglücken; eine geſteigerte Wehmuth konnte er aber nur ſchwer und kaum verbergen. Greven ſprach oft beſeligt davon: wie ſehr er Dorothea liebe, und wie er glaube, von ihr geliebt zu ſeyn; Court empfand dann die ſchmerzlichſte Berührung, verſchwieg jedoch das herbe Leid, zwang ſich zur Heiterkeit, wagte es ſogar, mit dem Freunde in Dorotheens Geſellſchaft zu verweilen. Eine ſtille Schwermuth ließ ſich aber nicht völlig unterdrücken, und ſie konnte endlich dem jetzt ſo glücklichen Greven nicht entgehen. — Eines Tages überraſchte er ſeinen Freund, als dieſer im Brunnengarten, der auch den Spaziergängern offen ſtand, einſam und düſter auf einer Bank ſaß, und mit ſeinem Stock ein D in den Sand zeichnete; heftig erſchrocken verwiſchte Court raſch das verrätheriſche Zeichen. Greven hatte ihn aber plötzlich durchſchaut; ohne dies zu verrathen, ſagte er nur: Du biſt wohl krank, was iſt Dir? — Nichts, lieber Freund! erwiederte Court von Gluth überflogen; Du weißt, meine Mutter iſt unwohl, bei dem Gedanken daran gerieth ich in Angſt und trübe Stimmung; jetzt lach' ich mich ſelber aus, denn die Krankheit hat keine Gefahr und Deine Gegenwart verſcheucht finſtere Träume. Arm in Arm gingen ſie fort, da begegnete ihnen in einem andern Gange Dorothea. Greven redete ſie an, und in ſinnigem Geſpräch luſtwandelten ſie zuſammen. Der geheime Beobachter ſah nun zuweilen leuchtende Blicke Courts



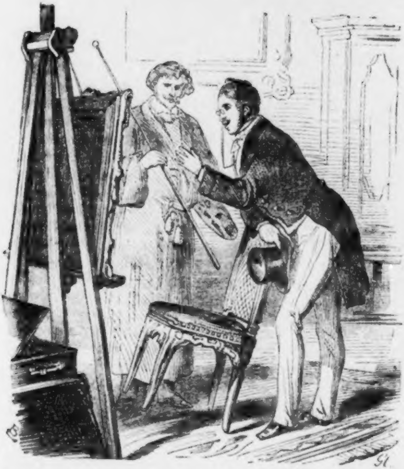
auf Dorothea hin, und vorwendend: er habe ein wichtiges Geſchäft vergeſſen, entfernte er ſich, die Geliebte mit dem Freunde allein zu laſſen. Court hatte eine wonnevolle Stunde, ohne das Abſichtliche dabei zu errathen. So vermittelte Greven öfter ſolche Zuſammenkunft, erhob Court bei Dorotheen in Lobesfülle ſeines edlen Weſens, und ſuchte auf jede Weiſe ſie für ihn zu gewinnen. Doch Court begriff allmälig den Plan ſeines Freundes, wie ſorgſam dieſer ihn zu verhüllen trachtete. Einſehend, er ſtöre ein Verhältniß, das ſich für Greven ſo erfreulich fügte, that nun Court im Wettkampf der Aufopferung, was Jener für ihn gethan, und wenn er mit Dorotheen allein war, ſprach er eifrigſt von den Vorzügen ſeines Freundes. Dorothea ahnte zuweilen den Edelmuth Beider, ſchätzte Beide, doch der allmächtige Einklang ihres Herzens zog ſie zu Greven hin

Court wagte es, ſie mit Liſt zu erforſchen; er vertraute ihr in Täuſchung: nächſtens werde er abreiſen, um ſeine Verbindung mit einer Geliebten zu feiern, und erreichte dadurch den Zweck, daß Dorothea deutlich genug ihre Neigung kundgab. Im Drange der Freundſchaft offenbarte er nun die Liebe ſeines Freundes, Dorotheen bittend, ihn zu beglücken. So verließ er ſie mit Ergebung, da nun auch die leiſeſte Hoffnung für ihn verſchwunden und er von ſeiner That geſtärkt war. Er eilte zu Greven, der ihn mit lebhafter Theilnahme empfing, und aus ſeiner ungewöhnlichen Haſtigkeit vermuthete: er komme, ihm ſeinen Sieg bei Dorotheen anzukündigen. Erſtaunen mußte er nun, als Court in Aufregung ſprach: Schwöre mir, lieber Freund, mir meinen Willen zu laſſen, und in keiner Hinſicht hemmend einzugreifen bei Dem, was ich begonnen habe und beginnen mußte! — Greven, betroffen von der ſeltſamen Bedingung, entgegnete: er werde nichts hindern, was heilſam ſey, ſich aber auch nicht überreden laſſen, einen beirrenden Schritt zu billigen, wozu ihn vielleicht das begehrte Verſprechen nöthigen ſolle; er gebe es alſo nur unter Vorbehalt des eigenen Ermeſſens. Court erklärte nun: Nichts konnte uns bisher entzweien, nichts uns trennen, und dies ſoll fortdauern; doch jetzt erlaube, daß ich auf einige Zeit meinen Oheim beſuche. Laß' uns ohne Umſchweif mit einander reden: Du wollteſt Dein Herz losreißen, ich ſollte finden, was Du nur im härteſten Weh verlierſt, nur in Unrecht verlieren kannſt. Ich weiß es von ihr ſelbſt, daß ſie Dich liebt; deshalb iſt es meine Pflicht zu ſagen: Nimm Dorotheen und in Deinem Glück wird mir auch das meinige nicht fehlen. Noch heute reiſe ich, um die Wunde, die ſich wider meinen Willen entdeckt hat, in der Entfernuug zu heilen, leb' wohl! — Weinend ſank er in die Arme des Freundes, der in Erſchütterung entgegnete: Court, Du wirſt mich nicht überreden, zu thun, was die lichteſte Stunde meiner Zukunft durch Vorwurf verdunkeln würde. Du haſt mein Verſprechen, Dich nicht zu hindern; ich aber entſage feierlichſt meiner Liebe, ich ſehe Dorotheen nicht wieder. Kein Bruch komm' in unſere Freundſchaft und in der Aufopferung laſſ' ich mich nicht übertreffen! — Wirkungslos waren Courts Bitten, ſtandhaft beharrte Greven bei ſeinem Ausſpruch, und verbrüderter noch ſchieden die Freunde. Court beſuchte ſeinen Oheim, der ihn längſt zu kennen wünſchte; als aber Jener nach mehreren Monaten die Nachricht erhielt, daß Greven, ſeinem Vorſatz getreu, Dorotheen nicht wiedergeſehen, an ihr aber eine ſehr trübe und ſehr bedenkliche Stimmung wahrzunehmen ſey, da glaubte er, das Schickſal fordere einen Gewaltſtreich. Er verlobte ſich mit der Tochter ſeines Oheims, der eben ſo hübſchen als gutgeſinnten Pauline, deren Liebe er insgeheim gewonnen hatte; mit ihr kam Court zurück in ſeine Vaterſtadt, hier ſeine Braut vorzuſtellen. Er bat, er beſchwor nun Greven, ſich mit Dorotheen zu verbinden, und da dieſer ſeinen Freund ſo vertrauensvoll entſchloſſen ſah, ließ er ihn auch die Wohlthat ſeines Opfers empfinden: beide Paare ſtanden am gleichen Tage vor dem Altar. Court wagte es aber nicht, in der Nähe Grevens und Dorotheens zu bleiben; ſich und ſeiner Gattin die Ruhe zu ſichern, wohnten ſie einige Jahre bei dem väterlichen Oheim. Zeit und Selbſtbeherrſchung gaben ihm inneren Frieden; von Paulinen innigſt geliebt, vereinten ihr herziges Weſen und Kinder ihn auch innigſt mit ihr. Einig in ſich und zufrieden mit den Verhältniſſen kam er dann wieder nach der Vaterſtadt; in gegenſeitiger Traulichkeit leben noch jetzt die beiden Freunde und die beiden Familien, und ganz ſo ſcheint die Uebereinſtimmung bei den Kindern heimiſch zu ſeyn.“

So endete die Erzählung des Profeſſors Dietmar, deren Inhalt ſehr verſchieden beurtheilt wurde; daß jedoch hier ein Gelübde erfüllt worden ſey, war nicht zu beſtreiten. — „Auch ich will mich hüten, dies zu leugnen“, ſagte der Dichter; „aber das Mädchen, die Dorothea, könnte allein in dieſer Verwickelung meine Theilnahme erregen. Wie Herkules am Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter, ſo ſtehen Greven und Court zwiſchen Freundſchaft und Liebe; ſie entſcheiden ſich für dieſe eigentlich doch nur halb, obenein auf Umwegen. Sie ſind mir zu berechnet, zu vernünftig, demnach etwas laſterhaft bei einer Leidenſchaft, die das Herz und die Gedanken, die den ganzen Menſchen hinnimmt. Wenn da nicht die andere halbe Liebe, die des Court zu Paulinen, vermittelte, wenn das Verhängniß nicht in das Gewebe einer nur an ſich denkenden Freundſchaft geſcheidt eingriff, dann konnte Dorothea das Opfer ſeyn. Genug! — und alle Achtung vor den Freunden und dem Gelübde, aber meine volle Theilnahme hat Dorothea!“

„Mir iſt eben ſo zu Muth!“ fiel der Maler Wach ein, „und was wir vorhin von dem Paſtor erfuhren, ſcheint mir wahrhaftig natürlicher als das Verfahren des Greven und Court, deren Gelübde ein Mädchen gleichſam zum Spielball der Freundſchaft machte. Da aber die Unterhaltung bei uns ſich heut völlig um Gelübde dreht, könnt’ ich ja wohl das dritte beifügen, eines, wobei ich neulich ſelber betheiligt war.“ — Dazu aufgemuntert, erzählte der Maler:

„Vertieft in das Studium zu einem neuen Gemälde ſaß ich vor meiner Staffelei, da trat der Graf Reitſch ein. Ich kannte ihn aus der Geſellſchaft, und hatte neulich Seltſames von ſeiner Verlobung gehört. Verliebt in eine ſchöne Sängerin, ſah er dieſe in die katholiſche Kirche gehen, ſchritt ihr haſtig nach, und zog ſie, ihre Hand ergreifend, nach dem Altar, wo er in vollſter Begeiſterung das Gelübde ausſprach: daß er ſie zur Gattin wähle, ihr ewig treu ſeyn und nicht eher von ihrer Beſtürmung ablaſſen wolle, bis ſie als ſeine Braut mit ihm vor dieſen Altar hintrete. Die Sängerin hatte ſich geweigert, wurde aber endlich nachgiebig, und wollte ſie glänzen, hatte ſie recht gethan. Graf Reitſch, jung, ſchön, reich, von den Einen bewundert, von den Andern beneidet, ſchwebte als Günſtling des Glücks daher wie von allen zweiunddreißig Winden getragen. Ich bot ihm einen Seſſel, er hatte aber weder Zeit noch Luſt, ſich zu ſetzen. Amor und meine ſchöne Braut, ſagte er, halten mich jetzt in der freudigſten Bewegung; ich komme nur, mit wenigen Worten Sie und Ihre ganze Kunſt in Anſpruch zu nehmen. In vier Wochen feiere ich meine Vermählung, und zu dieſem Feſte müſſen ſich alle Künſte die Hand bieten. Auch ein Tableau wünſche ich, ein herrliches Tableau, wie ich es mir ausgedacht habe, und wie ich es von Ihnen gewiß trefflich empfange: Hymen mit ſeiner Fackel, vom Liebesgott begleitet, das heilige Feuer anzündend auf dem Altar, um welchen die Muſen einen Kreis bilden, im Hintergrunde die Grazien. Bange, er werde den ganzen Olymp herbeirufen, unterbrach ich den entzückten Liebhaber mit der Frage: von welcher Größe das Tableau ſeyn ſolle? Er antwortete: Fünf Fuß Breite und vier Fuß Höhe; es ſoll die einzige Zierde meines Schlafkabinets werden. — Gut denn, ich kenne nun Ihre Ideen, Herr Graf, und verbürge mein Künſtlerwort, Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn, dies war mein Beſcheid. Noch äuſſerte er: Sorgen Sie ja, Verehrter, daß Hymen die Hauptfigur ſey: ſchön, feurig, zärtlich, muß er ſich vor Allen auszeichnen; verſchwenden ſie Ihre ganze Kunſt an ihn — aber in vier Wochen muß ich das Tableau in meinem Zimmer haben! — und eben wollte ich die Zeit zu kurz finden, da war der Graf ſchon auf der Treppe. — Ich that, was ich vermochte, wurde auch in der beſtimmten Zeit fertig mit dem Gemälde, das aber nur eine Figur zeigt: den Hymen, und ich darf ſagen: er gefiel allen Kunſtgenoſſen. In einem prächtigen Rahmen ließ ich ihn zu dem Grafen tragen, zwei Tage vor ſeiner Vermählung. Schön, ſchön, ſehr ſchätzbar, unzweifelhaft! rief er aus; aber doch — Sie wiſſen, ich bin kein Kenner, urtheile nur nach meinem Gefühl — Sie werden mir zürnen —. Sprechen Sie frei, Herr Graf, Gefühlsurtheile ſind nicht ſelten die richtigſten! ſagte ich, und er äuſſerte dann: Ihr Hymen iſt eine herrliche Geſtalt, aber der Ausdruck ſeines Geſichts — ich hätte ſeine Haltung noch lebendiger, ſein Auge noch zärtlicher, noch feuriger gewünſcht — und es folgten ſo viele Noch's, daß mir nichts klar wurde. Ich brachte das Bild in das günſtigſte Licht, vergebens, der auflodernde Liebhaber mäßigte nichts an ſeinen Behauptungen. Da half ich mir mit den Worten: Ihr Urtheil kommt mir nicht völlig unerwartet; ich beſitze ein Geheimniß im Zubereiten meiner Farben, vermöge deſſen ſie nicht nur unzerſtörbar ſind, ſondern durch die Zeit ſogar an Friſche und Lebhaftigkeit gewinnen; betrachten Sie das Gemälde in einigen Monaten, dann wird es Ihren ungeſchmälerten Beifall haben. — Uebrigens zahlte er reichlich, ich ging wieder zu meiner Staffelei, und der Herr Graf feierte ſeine Vermählung ſo, daß eine Weile Feſt auf Feſt folgte. Sechs Monate waren verfloſſen, da wollte ich erfahren, ob etwa an dem Bilde doch eine Nachhülfe nöthig ſey. Als ich eintrat, rief mir der Graf zu: Welch eine angenehme Ueberraſchung, lieber Freund! Aber, verzeihen Sie, heucheln kann ich nicht. Ihr Tableau habe ich während dieſer ganzen Zeit rein vergeſſen! — Deſto beſſer! bemerkte ich. — Das Gemälde ward aufgeſtellt. Der Graf blieb einige Augenblicke ſtumm davor ſtehen, und ſagte dann höchſt erſtaunt: Wahrlich, Ihr Geheimniß hat Wunder gethan! Die Farben ſind weit ſchöner geworden, faſt möcht' ich ſagen: zu ſchön! Ich nahm dies für Scherz, er aber verſicherte: Nichts weniger! Mein Gefühl kann ſein Urtheil nicht verhehlen: Hymens Züge ſcheinen mir nun durch Erhöhung der Farben zu zärtlich, das Auge zu feurig, die Haltung zu aufgeregt; es iſt eine ſchöne Figur, aber kein Hymen; ich weiß gar nicht, wo ich meine Augen hatte! — Möglichſt ohne Lächeln ſtimmte ich ein, ſprach von der Befürchtung: je länger er das Bild betrachte, je mehr werde ſich ſeine Meinung beſtärken; ich ſchloß dann mit der Verheißung, in leichter Weiſe an dem Gemälde vortheilhaft zu ändern, wenn er dies geſtatte, und die Antwort war: Von Herzen gern! nur, wie geſagt, mehr Ernſt im Geſicht, mehr Ruhe überhaupt! — Ohne irgend etwas zu ändern, lehnte ich das Bild in meiner Werkſtätte an die Wand; da es eben Frühling ward, zog der Graf nach ſeinem Landſitz, ich machte eine Reiſe, und im Herbſt kehrten wir Beide zurück. Als einſt der Graf in ſeinem Wagen meiner Wohnung nahe war, erinnerte er ſich ſeines Gemäldes, fuhr vor, und trat bei mir ein.

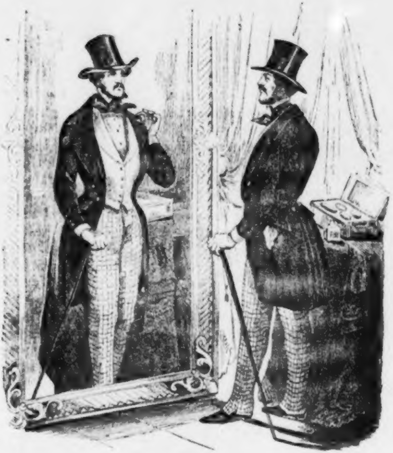


Willkommen in meiner Werkſtatt, Herr Graf! ſo begrüßte ich ihn; hier iſt ihr Tableau, ich bin voller Erwartung auf Ihr Urtheil. — Der Graf betrachtete das Gemälde, dann mich, dann nochmals das Gemälde, und äußerte kopfſchüttelnd: Offen geſagt, Ihre Kunſt hat Sie irre geführt, Ihr Hymen iſt ja noch ſchöner geworden. Dieſe freundlichen Züge, dieſe zärtlichen Blicke — das iſt ein Amor, keine Spur vom Hymen! — Eben begann ich mit der Entgegnung: Meine Kunſt iſt nicht ſchuld — da durchbrach er mir die Rede: Laſſen wir es gut ſeyn, das Tableau iſt mir ohnehin etwas gleichgültiger geworden. Zeigen Sie mir Ihr neueſte Arbeit, was haben Sie jetzt auf der Staffelei? — Nichts von Bedeutung, das Bildniß einer hübſchen Tänzerin! mußte ich antworten, und nun kam das Geſpräch in raſchen Fluß. Ei, ſieh' da, die ſchöne Cemachini zum Sprechen getroffen! und das nennen ſie unbedeutend! Bei meiner Ehre, Freund, dies Portrait muß ich haben! — Unmöglich, Herr Graf, es iſt beſtellt! — Sey es beſtellt für wen es wolle, Sie müſſen es mir überlaſſen, fordern Sie einen Preis, fordern Sie nur! Hundert Ducaten, das Portrait bleibt in meinen Händen — und wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht falſch beurtheilen — ich thue es nur aus Gefälligkeit — kurz, wertheſter Freund, ich will Ihnen den Hymen obenein in den Kauf geben. — Ehe ich zur Beſinnung kam, flog der Graf, die ſchöne Tänzerin unter dem Arm, davon, ohne eine Antwort abzuwarten. — Das war die Folge von dem feierlichen Gelübde aus dem Stegreif, und da die Kunſt nach Brod geht, habe ich meinen Hymen einem andern verrückten Liebhaber verkauft, auch einem von Solchen, die im Sinnenrauſche wähnen: daß ſchmachtende Augen, Purpurlippen und ein Grübchen in der Wange ſie ewig feſſeln werden, die aber bald mit weiblichen Reizen ein Wechſelgeſchäft treiben!"

„Das waren drei Gelübde", ſagte jetzt der Dichter; „prüfen wir die Folgen! Die ſcheinen mir bei dem Paſtor menſchlich, bei den Freunden zwar männlich, aber auch ſelbſtſüchtig, und bei dem erheiternden Abenteuer des Grafen ſo widrig, wie er ſelbſt. Jedenfalls ſind alle drei Geſchichten Warnungen vor Gelübden, denn echte Kraft und echte Liebe beſtehen darin, allzeit in der Freiheit das Rechte und Gute zu wollen und zu vollbringen, ſich nicht willkürlich Zwang aufzulegen!" — Damit ſchloß die Abendunterhaltung in geeinigter Zuſtimmung, und nun mag jeder Andere ſich fragen: ob er mit dem Dichter gleicher Meinung iſt. A. Naumann.

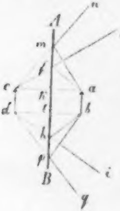
Die Spiegel.

Wenn wir in klares ſtillſtehendes Waſſer blicken, ſo ſehen wir darin unſere eigene Geſtalt und noch andere Gegenſtände um uns her. Sehen wir in die Spiegel, welche in unſern Zimmern hängen, ſo erblicken wir auch darin uns ſelbſt und noch andere im Zimmer befindliche Gegenſtände, viel heller und deutlicher noch, als im Waſſer. Dieſelbe Erſcheinung haben wir auf blanken polirten Metallen, ſelbſt auf blanken polirten Steinen, Hölzern, überhaupt auf allen dunkeln undurchſichtigen Körpern, deren Oberflächen glatt und blank ſind. Ein ſolcher undurchſichtiger, auf der Oberfläche blanker Körper, worin man Gegenſtände ſieht, die in ihm ſelbſt nicht enthalten

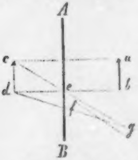


ſind, ſondern vor ihm oder neben ihm ſich befinden, wird Spiegel genannt. Die Spiegel ſind entweder *natürliche Spiegel*, wie — zum Beiſpiel — das helle Waſſer, oder ſie ſind *künſtliche Spiegel*, wie die Glasſpiegel in unſern Zimmern. Iſt die Oberfläche des Spiegels eben, ſo heißt der Spiegel ein *ebener Spiegel*. In einem ſolchen Spiegel erſcheinen alle Gegenſtände von derſelben Geſtalt und Größe, wie ſie wirklich ſind. In einem *krummen Spiegel* aber, das heißt in einem ſolchen, deſſen Oberfläche nicht eben, ſondern krumm iſt, ſieht man ſich ſelbſt und andere Gegenſtände entweder vergrößert, oder verkleinert, oder verzerrt. *Vergrößert* erſcheinen alle Gegenſtände in der Nähe der *Hohlſpiegel*, ſolcher Spiegel, deren Oberfläche hohl iſt; *verkleinert* erſcheinen ſie in erhabenen Spiegeln oder Convexſpiegeln, in ſolchen, die nach allen Richtungen hin erhaben rund ſind; verzerrt in ſolchen, die nur nach gewiſſen Richtungen hohl oder erhaben, nach andern aber eben ſind. — Im ebenen Spiegel ſehen wir uns und andere Gegenſtände ohne Vergrößerung, ohne Verkleinerung, ohne Verzerrung; wir erblicken darin die Gegenſtände eben ſo, als wenn wir unſre Augen unmittelbar nach ihnen ſelbſt hinwenden. Schauen wir nach den Gegenſtänden ſelbſt, ſo kommen die Lichtſtrahlen von ihnen unmittelbar in unſre Augen, und machen darin den Eindruck, der uns die Gegenſtände vor unſere Seele ſtellt. Sehen wir die Gegenſtände in dem Spiegel, ſo geht dies ſo zu: Strahlen von irgend einem Gegenſtande werden auch auf den Spiegel geworfen. Von dieſem werden ſie nach den bekannten Geſetzen reflectirt (zurückgeworfen), nämlich ſo: daß der Zurückfallwinkel dem Einfallswinkel gleich iſt. Da man nun die Oberfläche des Spiegels wegen ſeiner Glätte als unzählig viele Ebenen anſehen kann, die insgeſammt einerlei Lage haben, ſo müſſen wohl die aufgefallenen Strahlen in derſelben Ordnung reflectirt werden, wie ſie nach dem Spiegel hingingen. Das Auge empfängt nun die Strahlen in dieſer Ordnung; folglich muß es in ihm denſelben Eindruck machen, als wenn es ſie unmittelbar von dem Körper empfangen hätte. Die Seele hat alſo auch mittelſt des Auges die Empfindung von dem Gegenſtande, und ſetzt ihn nach der Richtung hin, wo die Strahlen von ihm in's Auge fallen. Sieht man nun einen Gegenſtand nach der Richtung ſolcher zurückgeworfenen Strahlen, ſo ſagt man: man ſehe das Bild des Gegenſtandes.

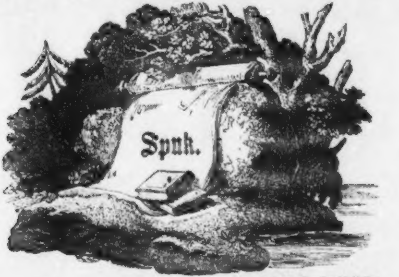
Geſetzt, A B Figur I, ſey ein Spiegel, wenigſtens ein Theil der Spiegelfläche, und a b ſey irgend ein ſelbſtleuchtender oder erleuchteter Gegenſtand vor der Spiegelfläche, welcher Lichtſtrahlen nach allen Richtungen von ſich hinwegſchickt. Es fallen alſo auch Strahlen auf die Spiegelfläche. Wäre a f ein ſolcher Strahl, ſo wird dieſer nach f g zurückgeworfen, wo man den Zurückprallwinkel ſo groß als den Einfallswinkel annimmt. Da nun unſer vor g befindliches Auge ihn in der Richtung f g bekommt, ſo ſchließt unſere Seele mittelſt des Auges: er müſſe in dieſer Richtung von einem Orte hinter der Spiegelfläche hergekommen ſeyn. Wäre a m noch ein anderer auf die Spiegelfläche fallender Strahl, ſo würde dieſer nach der Richtung m n zurückgeworfen, wenn man ſich wieder den Reflectionswinkel ſo groß als den Einfallswinkel denkt. Empfängt ihn nun das vor n liegende Auge nach dieſer Richtung, ſo kommt es unſerer Seele mittelſt des Auges wieder ſo vor, als wenn der Strahl m n in derſelben Richtung von einem Orte hinter der Spiegelfläche ausgelaufen wäre. Der Perpendikular-Strahl a k wird nach derſelben Richtung k a, gleichſam in ſich ſelbſt zurückgeworfen. Die Strahlen m n, f g, a k u. ſ. w. ſcheinen alſo insgeſammt, denkt man ſich ihre Richtung verlängert, von einem Punkt c hinter der Spiegelfläche auszulaufen, wenn man auch noch ſo viele auf den Spiegel fallend, und von dieſem nach dem beſtimmten Geſetze reflectirt annimmt. Den Ort eines Gegenſtandes, den wir ſehen, ſetzen wir immer nach der Richtung hin, wo Strahlen von ihm in unſer Auge gelangen. Weil nun alle von dem Punkte a des Gegenſtandes auf den Spiegel fallende und dann zurückgeworfene Strahlen von dem Punkte c hinter der Spiegelfläche auszulaufen ſcheinen, ſo ſetzen wir in unſern Vorſtellungen den Punkt auch ſelbſt an dieſe Stelle, und ſagen: das Bild des Punktes a ſey in c. — Eben ſo iſt es mit dem Bilde d des Punktes b. Die auf die Spiegelfläche fallenden Strahlen b h, b p, b l ꝛc. werden nach h i, p q, l b ꝛc. zurückgeworfen, und ſcheinen dem Auge, wie alle übrigen von dem Punkte b auffallenden, aus d herzukommen. Daher ſetzt unſere Seele den Punkt b in d; oder mit andern Worten: in d iſt das Bild des Punktes b. — So kann man ſich nun auch die Bilder von allen zwiſchen a und b liegenden Punkten des Gegenſtandes a b denken. Dieſe Bilder werden insgeſammt zwiſchen c und d fallen: folglich iſt c d das Bild des ganzen Gegenſtandes a b. Mathematiſch kann es leicht bewieſen werden, daß das Bild c d eben ſo groß iſt, als der Gegenſtand a b ſelbſt, und daß es eben ſo weit hinter der Spiegelfläche liegt, als der Gegenſtand ſelbſt vor derſelben ſich befindet. — Um den Ort eines Bildes hinter der Spiegelfläche zu beſtimmen, braucht man nur von dem oberſten und unterſten Punkte des Gegenſtandes, zum Beiſpiel von a und b, Figur I, ein Perpendikel (eine lothrechte Linie) a k und b l auf die Spiegelfläche zu ziehen, dieſe Perpendikel hinter der Spiegelfläche verlängert ſich denken, und die Verlängerungen k c und l d ſo lang zu machen, als die Perpendikel a k und b l ſelbſt. So erhält man die Punkte c und d, folglich auch das Bild c d. Ob ein vor dem Spiegel auch ſeitwärts liegendes Auge das Bild ſehe, das



kann man leicht erfahren, wenn man von dem Auge nach dem oberſten und unterſten Punkte des Bildes gerade Linien zieht. Treffen dieſe geraden Linien noch die Spiegelfläche, ſo ſieht man auch das Bild noch im Spiegel.



Iſt wieder A B, Figur II, ein Spiegel, a b ein Gegenſtand vor demſelben, c d das Bild dieſes Gegenſtandes, und befindet ſich das Auge in g, ſo treffen die geraden Linien von dem Auge nach dem oberſten und unterſten Punkte des Bildes noch die Spiegelfläche, und zwar in den Punkten e und f, folglich ſieht es auch das Bild noch. Ein Auge in h hingegen würde es nicht mehr ſehen. Deutlich bemerkt man, daß e f oder derjenige Theil der Spiegelfläche, zwiſchen welchem man das Bild ſieht, kleiner iſt, als das Bild, folglich auch als der Gegenſtand ſelbſt. Er würde deſto kleiner ſeyn, je näher man das Auge an den Spiegel bringt. Um daher einen Gegenſtand im Spiegel ganz zu ſehen, braucht der Spiegel nie ſo groß zu ſeyn, als der Gegenſtand; für eine gewiſſe Nähe des Auges nur halb ſo groß. W.



Wenn ſich Alles auf den Kopf will ſtellen,
Wird die Sprache ſich dem Spuk geſellen!

Mit ermüdetem Kopf hatte ich nach dem mühevollen Tage eines Schul-Vorſtehers ein einzig Glas Wein getrunken und dann mein Lager geſucht, konnte aber nicht ſchlafen, denn mich marterte ein heut empfangenes Schreiben des Inhalts:

„Herr Rector Dr. Heubner iſt zum Abgeordneten vorgeſchlagen, und wird hiemit erſucht, morgen vor den Wahlmännern ſich auszuſprechen über ſeine Geſinnung, ſeine politiſche Richtung und die Anträge, die er hinſichtlich der Zeitfragen an das unbeliebte Miniſterium richten wird.“

Du mein Himmel! — da ſollte ich alſo in einer Rede Alles aus mir herausholen, was mir als Meinung innewohnt in Betreff von Verhältniſſen, die zur Erkenntniß mancherlei Grundlagen bedürfen, ich aber nur im Dünkel bei mir vorausſetzen würde. Ich hatte mich ſchon ganz ſtumpf gedacht über die verlangte Rede, mein Hirn brannte, ſtets mußt' ich wieder denken, und mir war zuletzt, als ginge ein Mühlrad in meinem Hirn herum. Eben war ich endlich zwiſchen Schlafen und Wachen, da vernahm ich ein Summen und Schwirren. Es währte eine Weile, ehe ich von dem Getöſe etwas verſtändlich fand; doch allmälig konnte ich merken, daß es die Redetheile waren, die aus meiner alten, ſehr hinfälligen Sprachbaulehre, genannt Grammatik, hervorgeſchlichen und in Streit gerathen waren, dem ich nun, über dieſe ſeltſame Erſcheinung verblüfft, ängſtlich zuhörte. —

Das Hauptwort, das Subſtantivum, hatte ſich eben ſehr aufgebläht mit der ſtolzen Aeuſſerung: „Was wollt Ihr vorlaut werden, da Ihr doch ein- für allemal mir Unterthanen ſeyn müßt; denn keinem Laute darf es einfallen, mich nicht als Tonangeber in der Wortfügung, der Conſtruction, anerkennen zu wollen!“ — „Das leugnet Der, Die und Das, alſo ein dreifacher Widerſtand!“ entgegnete der Geſchlechtsdeuter, der Artikel, noch ausrufend: „Was wär'ſt Du ohne mich?“ und dann übergehend zu der Strafpredigt: „Schäme Dich Deiner herriſchen Geberde in dem Wahn, Du könnteſt über uns Alle herrſchen, da ich doch ſtets ſämmtlichen Ohren erſt zu entdecken habe: ob Du Masculinum oder Femininum, ein Junge, ein Mädchen, oder keins von Beiden, alſo ein Neutrum, das heißt: entweder ein Zwitter oder nur eine Sache biſt. Mich aber hat der Schöpfer von dem Thurm zu Babel in die Sprachwelt geſandt, um Alles in die geſchlechtliche Ordnung zu bringen, damit der Menſchen Leben an Wärme gewinne, Der und Die ſich herzlich zuſammenfinden, und ſich dann um das Das — zum Beiſpiel um das Glück und das Unglück — nicht mit den Zuſtänden verfeinden, ſondern bei dem unabänderlichen Wechſel der Dinge ſich immer inniger lieb werden!“

„Verſchone mich mit Deiner Schwärmerei, wodurch Du Geſchlechtsdeuter nur Dich wichtig zu machen hoffſt“, antwortete das

Hauptwort. „Dein Schwindel fällt gleich zu Boden, wenn ich nur ſage: Geld! Da hört die Gemüthlichkeit auf, wie ein Staatsredner erklärte, und ob man der, die oder das Geld ſagt, danach fragt nicht Mann, Weib, Kind, nicht Alt noch Jung; an ſich wirkt der Klang ohne Weiteres höchſt ergreifend. Obwohl ich übrigens kurzweg meinen Anſpruch ſchon damit beweiſen kann, daß der Deutſche Subſtantivum mit Hauptwort überſetzte, will ich doch aus Gefälligkeit auch eine Gefühlswendung nicht verſchmähen. Sprich Luther, Leſſing, Goethe, Schiller, auch da wird man ſogleich angeregt ſeyn, und keiner Geſchlechtsbezeichnung bedürfen; man weiß ja, das ſind Männer, und nicht Wenige werden bei der Nennung fühlen: es ſind ehrengekrönte Männer! Rühme Du Dich des Auftrages vom Schöpfer, vergiß aber bei Vorwürfen gegen mich nicht, daß die Unzahl von Zwitterweſen doch eigentlich von Dir herſtammt, im Allgemeinen aber die Geſchlechts-Verſchiedenheit ſehr gleichgültig iſt.“ — „Meinſt Du?“ — ſagte Der-Die-Das gekränkt und ſpottend; „meinſt Du? Dann erkundige Dich zu Deiner Belehrung bei den jungen Ehepaaren!“

Jetzt drängte ſich das Pronomen, das Fürwort heran, um einen Ausſpruch zu thun; das Hauptwort rief ihm aber zu: „Keine Einmiſchung ſeinerſeits, er hat nur auf meine Beſtimmungen zu achten, aus eigener Machtvollkommenheit gar nichts zu unternehmen, und iſt er manchmal in Angelegenheiten des Beiwerks mitbeſchäftigt, ſo geſchieht es zumeiſt deshalb, um meine Begriffe, Behauptungen und Zuneigungen auszupoſaunen, was als Unterbeamter ſeine Pflicht iſt!“ — Mit verbiſſenem Aerger wendete ſich das Pronomen zum Adjectivum, das Fürwort zum Beiwort, und ſagte: „Laſſen wir den Hochtrabenden ſchwatzen! Die Unterbeamten haben die Arbeit und der Vorſitzende maßt ſich die Ehre an, das iſt überall ſo! Was für ein Aufruhr entſtände, wenn ich zu Excellenz nicht mein Euer, zu Gnaden nicht mein Euer und Ihro hergeben wollte! — aber Undank war von jeher der Lohn des Verdienſtes!“

Das Beiwort ſah dieſe Wahrheit ein; es näherte ſich dem Hauptwort, klopfte ihm lächelnd die Achſel und ſprach: „Dein Werth iſt wohl nicht zu leugnen, aber Deine Eitelkeit überhebt ſich. Unzweifelhaft wird es Dir einleuchten, wie ſehr Du von mir abhängſt; ich ſtelle Dir ja Dein Sittenzeugniß aus, von mir erfährt man, ob Du gut oder ſchlecht biſt. Ich verrathe oft Deine ſchwächſten Seiten, Deine geheimſten Verbindungen, brauche mich nur ein Mal hören zu laſſen, um Manchem ſeinen Ruf zu verderben; — lies die Weltgeſchichte und bemerke die Auszeichnungen oder Verdammniſſe, die ich ertheile.“

„Ha, ha, ha!“ lachte jetzt das Verbum, das Zeit- und Zuſtandswort, denn das Hauptwort hatte nicht ſogleich ſeine Faſſung wieder. „Wenn man Euch prahlend reden hört, wird doch ein Schwacher nur bethört! Alle Drei vergeſſet Ihr, wie abhängig Ihr ſeyd von mir! Ich muß erſt über Seyn oder Nichtſeyn, über die Zeit Eures Beſtehens und Eurer Weſenheit verſtändigen; von Euch ſelbſt wüßte am Ende Keiner, was Ihr thut, wenn ich nicht wäre!“ — „Du ſchwaches Geſchöpf!“ erwiederte das Hauptwort; „Du kommſt juſt ebenſo in Bezug wie die Zeit an ſich. Für die Ewigkeit biſt Du gar nicht; verſchwinden Raum und Zeit, wird man von Dir nichts wiſſen, während ich in jeder Zukunft, ſogar Jenſeits aller Wahrſcheinlichkeit nach auch fortleben werde, wenn irgend etwas Wirkliches Dauer hat. Was red' ich! es muß ja Dauer haben; ich darf ja nur ſagen: Gott, dann habe ich das Erhabenſte, habe Alles geſagt, und bedarf dazu Keinen von Euch. Ueberdies biſt Du, Zeitwort, ein krüppelhaftes Weſen, das bald thätig, bald leidend, bald unempfindlich erſcheint, und ſich völlig nach mir bequemen muß.“ — „Liebes Hauptwort“, entgegnete das Zeitwort mit Gleichmuth, „laß Du die Zukunft und Ewigkeit walten, ſorge aber beſtändiger und einſichtskräftiger für das Verhandene und Wandelbare!“

Nun miſchten ſich auch die Partikel, die Neben-, Vor- und Bindewörter, die bisher ſich achtungsvoller Zurückhaltung befleißigten, in das Geſpräch. Das Nebenwort machte ſehr viel Wind, nannte ſich den Baumeiſter der Rede, indem es Platz und Maaß der Dinge beſtimme; ſeine Anmaßung wurde von dem Hauptwort abgewieſen mit der Entſcheidung: das Nebenwort ſey oft nur ein unnützer Eindringling, der ſich wichtig machen wolle, wo er am entbehrlichſten ſey, und dann nur Unklarheit und Langeweile erzeuge. — Die nicht ausbleibende Antwort war: „Ei, wie würden denn die neueſten Dichter ſich helfen, wenn es kein nun, kein jüngſt, kein wohl mehr gäbe?“ Da lachten die beiden Streitenden, das Hauptwort höhniſch, das Nebenwort ſelbſtgefällig.

Das Vorwort blieb bei der Verhandlung eben ſo kaltblütig wie ſonſt in der Wortfügung, und war immer dort, wo man es hinſchob. Da ſprach das Hauptwort, mit der Miene vermeinten Witzes auf das arme Vorwort hinweiſend: „Zum Klotze nur, nicht zum Merkur, zeigt hier ſich Spur!“ — „Ich hadere nicht gern“, ſagte das Bindewort; „ich erfreue mich des Bewußtſeyns, daß ſo manches

Gute mir gelungen iſt. Gebunden hab' ich viel, oft auch getrennt, wo das Binden nichts mehr half. Manchem Aengſtlichen auf der Kanzel, manchem Steckenden auf dem Theater half ich dadurch aus der Verlegenheit, daß ich ihm keck aus dem Munde ſprang." — „Vorüber mit Dir!" gebot das Hauptwort; „unter Blinden iſt der Einäugige König, unter den *Nebendingen hervorzuragen*, iſt kein Werth und keine Kunſt!"

„Geſenkt die hochgetragene Naſe!" ſchrie plötzlich die Interjection, das Empfindungswort, dazwiſchen; „zu trockenen Erörterungen biſt Du, Hauptwort, fähig genug, aber zum Gipfelſchwunge, zum Höhepunkt der Gefühle reicht nur meine Sprache aus!" — „Du haſt gar keine Sprache, haſt mit Deinen nicht viel mehr als fünf Ausrufungen eigentlich nur thieriſche Laute!" ſo ward es abgefertigt von dem Geſcholtenen. — „Welche Verwegenheit!" klagte das Empfindungswort. „Willſt Du wetten, daß Adam nur „Ah!" ausſprach, als ſich der Erdenkloß belebte, nur „Eh!" als er nicht begriff, weshalb man ihm die Rippe nahm, nur das „Ih!" der naiven Freude, als er die ſchöne Eva erblickte, nur das „Oh" des Schmerzes, als er vom Paradies ſcheiden mußte, und nur das „Uh!" des Schreckens und der Furcht, als er in die Sterblichkeit verwieſen ward?" — „Deswegen", ſpottete das Hauptwort, „glaubſt Du vermuthlich das Recht erworben zu haben, in allen Wimmerverſen und herzbrechenden Romanen übermäßig in Anwendung zu kommen!"

Jetzt entſtand neues Getöſe! Die Interpunktionen, die Unterſcheidungszeichen waren auch aus der Sprachbaulehre herausgekrochen und ſtritten eben ſo laut als die Redetheile. Das Hauptwort aber rannte ergrimmt den Anmaßlichen in den Weg und befahl: „Marſch, Ihr ſeyd nichts als Nothnagel und Handlanger, nur dazu dienend, den beſchränkten Köpfen die Eſelsohren aufzuheben, wenn ſie ihnen über die Augen hängen!" — Dieſe Grobheit verurſachte einen Höllenlärm und gab Anlaß zu einer Balgerei zwiſchen den Unterſcheidungszeichen und Redetheilen. Dieſen war das Hauptwort, Jenen ein dicker Punkt der Vorkämpfer; doch jetzt wurde mir die tolle Wirthſchaft zu arg, ich griff nach dem ſeit lange in den Ruheſtand verſetzten Schulbakel, ſchlug tapfer zu und — erwachte.

Mir war wirrig zu Muth, und eifrig nachſinnend, überlegte ich, als Folge des tollen Traumſpuks aus ſchulmeiſterlichem Hirngeſpinnſt, was nächſt der Wortſtellung nun noch beſonders geiſtig zu einer Rede gehöre, über Verhältniſſe, die von unklaren Umſtänden der Gegenwart und Zukunft ſehr bedingt ſeyn könnten. Schlaflos warfen mich Entſchluß und Widerſpruch hin und her, meine Gedanken thaten immer wieder daſſelbe. Endlich ſagte es innen als Antwort auf das empfangene Schreiben: Entweder habt Ihr das Vertrauen: ich könne ein Abgeordneter ſeyn, dann ſtimmt für mich; oder Euch mangelt dies Vertrauen, dann laßt Euch nicht einfallen, wegen meiner Euch und mir Zeit zu nehmen, nur um in langer Rede auseinander zu breiten, was ich möchte, und es hernach der Zwiſchenfälle wegen doch nicht vermag, alſo ohne Abſicht und Schuld Euch ein X für U gemacht hätte.

Ich bin ein rechtlicher Mann, handle nach meiner Einſicht, und bewahre mir ein reines Gewiſſen! —

Wahrhaftig, dieſe funfzehn Worte müßten genug ſeyn; — ich mag mich nicht eigenmündig empfehlen, und es ſtört meine Zufriedenheit nicht im geringſten, wenn ich, der ſeinerſeits frei iſt von dem Dünkel den Staat beſſern zu können, niemals Abgeordneter werde. Baſta! —

Nach dieſer Entſcheidung ward mir wohl, und ich ſchlief ſanft, bis der Wecker an der Schwarzwalder Uhr mich zu meinem, mich ganz in Anſpruch nehmenden Tagewerk aufrief. Dr. Heubner.

Vom Wein.

Nicht mit dem Weinbau wollen wir uns beſchäftigen, wir wollen die edle Gottesgabe gleich als Getränk und geſchichtlich, alſo mehr geiſtig betrachten, was ſie durch ihre Eigenthümlichkeit beanſpruchen darf. Zuvor mag ein wenig über die Herſtammung des Weines geſagt ſeyn, ein wenig nur, denn viel weiß man nicht davon; es iſt ſogar nicht auszumitteln geweſen, welches der zwölf Rankengewächſe, von denen die Anfangskunde ſich herleitet, der urſprüngliche Ahn ſey. Wahrſcheinlich iſt das gemäßigte Aſien des Weinſtocks eigentliches Vaterland, von dort brachten ihn die Phönizier nach den griechiſchen Inſeln, für weitere Verbreitung ſorgten die erobernden Römer. Endlich wurde er in allen Ländern gemäßigten Erdſtrichs angebaut, für Deutſchland etwa im Jahre 280 unſerer Zeitrechnung, zuerſt am Rhein, ſpäter in Franken und an der Moſel. Die gemeinſame Herſtammung bekräftigt ſich dadurch, daß gleich dem Wort „Sack" auch das Wort „Wein" in allen Sprachen ein ähnliches iſt. In Griechenland, Italien, Frankreich und Spanien hat man jedenfalls viel eher Wein getrunken als bei den Bewohnern Deutſchlands; wer ihn aber zuerſt mit aller Wirkung trank, das war, wie wir aus der Bibel wiſſen, der Patriarch Noah nach der Sündfluth, und er dient deshalb noch immer als Schutzherr nicht gottloſer Trinker, wie dies noch neulich benutzt iſt in folgendem Trinkliedchen:

„Die Sünder hat einſt Gott im Zorne
Mit ſeiner Waſſerfluth ertränkt,
Und dann aus vollem Gnadenborne
Dem frommen Noah Wein geſchenkt.

D'rum lobet Gott den Allgerechten
Bei'm Becher, wer gewiſſensrein;
Denn Waſſer braucht er für die Schlechten,
Und für die Guten hat er Wein."

Dem dichteriſchen Muthwillen ſoll man nicht ſtrenge nachrechnen, wir bemerken alſo nur flüchtig: wenn man Liſten anlegte, würde ſich vielleicht entdecken, daß die Schlechten, die Wein trinken, zahlreicher ſind als die Guten, viele von dieſen ihn ganz entbehren müſſen. Wir beſcheiden uns auch, nicht jenem Paſtor auf's Wort zu glauben mit der ſeinen Zuhörern mitgetheilten Angabe: der Weinwachs ſey ſo ergiebig, daß auf Jeden täglich eine halbe Flaſche komme, wonach er ausrief: „Nun möcht' ich den Schuft kennen, der mir den meinigen austrinkt!“ Auſſerdem iſt es wohl unzweifelhaft, daß dem Waſſer mindeſtens eben ſo viel Achtung gebührt, als dem Wein, und bei jenem läßt ſich auch, thut man im Leben ſeine Pflicht, mit Asmus-Claudius glauben:

„Dann ſingeſt Du bei'm Waſſerkrug,
Als wär' Dir Wein gereicht.“

Hat nun aber das Morgenland den Wein zuerſt gehabt, iſt es um ſo zwangherriſcher, daß der Prophet Mahomet ſeinen Gläubigen das Weintrinken verbot — weshalb ſie ihn nur heimlich trinken und ſeinen Werth nicht verkennen, denn in ihrer Pflanzen- und Blumenſprache bezeichnet „Weinlaub mit Traube“ die „Freuden der Geſelligkeit“, die ihnen jedoch durch das Weinverbot ſehr geſchmälert ſind. Vor Mahomet war es anders; zur Zeit des älteſten Perſerkönigs Dſchemſchid erhielt der Wein den Namen „Königsarznei“, weil die ſterbenskranke Favorite durch einen tüchtigen Trunk gerettet und geſund ward.

Die alten Griechen litten nicht durch ſolche Beſchränkung. In den Geſängen Homer's wird Neſtor, der weiſeſte Feldherr vor Troja, als der ſtärkſte Trinker dargeſtellt, und auch wenn es zur Schlacht ging, vernachläſſigte er den Becher nicht.

„Neſtor vernahm das Geſchrei nicht achtlos, ſitzend am Trunk zwar“, heißt es im erſten Verſe des vierzehnten Geſangs der „Ilias“, und während von anderen Helden die Rüſtungen, Schilde und Schwerte in dieſem Gedicht beſchrieben werden, hat es von Neſtor nichts Wichtigeres zu ſchildern als deſſen Weinbecher:

„Auch ein ſtattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos,
Den rings goldene Buckel umſchimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwei pickende Tauben an jedem,
Schön aus Gold geformt: zwei waren auch unter dem Boden.
Mühſam hob ein And'rer den ſchweren Kelch von der Tafel,
War er voll: doch Neſtor, der Greis, erhob unbemüht ihn.“

Achilles weiß denn auch bei den Leichenſpielen zu Ehren des Patrokles dem Greiſe kein paſſenderes Geſchenk zu machen als eine doppelte Schale, und überhaupt wird Neſtor vom Homer als Beiſpiel aufgeſtellt, daß der Wein — „die Milch der Greiſe“, wie man dichteriſch ſagte — den Menſchen alt werden laſſe, ihn mit Weisheit und Beredſamkeit ausſtatte. Eine allgemeine Wahrnehmung iſt dies nicht, das laſſen wir uns ſelbſt dem Plato gegenüber, der in ſeinen Geſetzen die Weingelage beſonders Alten — unter Aufſicht eines Nüchternen! — freigab, von dem geiſtreichen Karl von Bonſtetten bezeugen, der ſiebenundachtzig Jahr alt wurde, aber an ſich die Erfahrung machte, daß, je älter man werde, je maaßvoller ſey das Weintrinken zu halten. Hinſichtlich des Maaßloſen erinnern wir aber daran, daß Demoſthenes, als athenienſiſche Geſandte von dem kriegsluſtigen macedoniſchen König Philipp nur berichteten, er ſey ein tüchtiger Trinker, ausrief: „Das hat er mit dem Schwamme gemein!“ Dennoch hat gar Mancher im Uebermaaß des Weintrinkens Ruhm geſucht zum Beiſpiel der Perſer König Darius Hiſtaspis, der für ſein Grabmal die Inſchrift beſtimmte: „Ich habe viel Wein trinken und ihn gut vertragen können.“ — Die perſiſchen Könige hatten geſetzliche Anleitung zum Rauſch, ſie mußten ſich ein Mal im Jahre, am Sonnenfeſt, betrinken, und an dieſem Tage durfte im ganzen perſiſchen Reich kein Anderer einen Tropfen Wein zu ſich nehmen. Viel volksfreundlicher war der Syriſche König Antiochus Epiphanes. Wenn er hörte, daß irgendwo in ſeiner Reſidenz eine luſtige Trinkgeſellſchaft beiſammen ſaß, ſo warf er ſeinen königlichen Mantel ab, zog einen ſchlichten Rock an, eilte nach dem Gelage, und hinter ſich her ließ er ein Faß des beſten Weins tragen, um beſtens willkommen zu ſeyn. — Alexander, der ſogenannt Große, war berüchtigt im Trinken und „mehr trinken als König Alexander“ war noch lange nach ſeinem Tode in Griechenland die ſprüchwörtliche Bezeichnung für den Trunkenbold erſten Ranges. — Einen Wettkampf für Weintrinker ſtiftete Alexander in Indien zu Ehren des Braminen Kalanus, der ſich, um nicht die Erniedrigung ſeines Vaterlandes zu ſehen, im Angeſicht des macedoniſchen Heeres auf einem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Durch einen ſo gemeinen Wettkampf glaubte der hochmüthige Eroberer einen Mann ehren zu können, von dem er ſelbſt geſagt hatte: „Er beſiegte ſtärkere Feinde als ich; drei Könige habe ich überwunden, er aber Mühſal, Schmerz und Tod!“

Iſt aus dieſen geſchichtlichen Angaben ſchon merkbar, daß die Menſchen aus Dem, was ihnen behagt, gern eine Tugend, Nothwendigkeit oder Heilſames machen, mehr leuchtet dies noch ein durch Aeußerungen von Männern, die ſich den Ruf der Weisheit erworben haben. Selbſt der ſtrenge Seneca ſagte: „Man müſſe zuweilen auch zu einem Rauſche kommen, nicht daß er uns untertauche, aber daß er die Sorgen unterdrücke“, und Cato behauptete: „Cäſar habe vor lauter Nüchternheit die römiſche Republik zu Grunde gerichtet.“ Wir haben nun gar nichts dagegen, daß Alle, die Wein haben können, ihn trinken, in Bezug auf das Maaß weiſen wir aber hin auf die Lehre eines ungenannten griechiſchen Schriftſtellers: „Es giebt drei Becher voll Weins für den Weiſen: den Becher der Geſundheit, der Liebe und des Schlafes; der vierte Becher aber bleibe dem Weiſen fern, er iſt der Becher des Streits und Frevels.“ — Je nachdem, was der Eine oder der Andere ohne üble Folge vertragen kann, mögen die Becher größer oder kleiner gedacht werden, um die Trinkfreiheit nicht in die Enge zu treiben. — Was der ungenannte Grieche mit den vier Bechern andeutet, das klingt kräftig in einer Sage der Hebräer. Da wird erzählt: Ein Engel half dem Noah bei Anpflanzung der Reben und tränkte ſie mit dem Blut eines Lämmes, Löwens und Schweins. „Warum thuſt Du das?“ fragte Noah, und der Engel ſprach: „Trinkſt Du einen Becher dieſes Weins, wirſt Du froh und ſchuldlos ſeyn wie das Lamm, trinkſt Du zwei, wirſt Du muthig und ſtark ſeyn wie der Löwe, trinkſt Du aber drei oder vier, wirſt Du Dich gleich dem Schwein im Schlamme wälzen.“

Unter den Römern war Antonius der berühmteſte Zecher, Cicero den Sohn und einen Torquatus ausgenommen, der einſt funfzehn Maaß hintereinander leerte. Sogar Trajan — der Cäſaren bedeutendſter — befand ſich nach Trinkgelagen zuweilen ſo, daß er die Anordnung für nöthig erachtete: „Vollzieht keinen Befehl, den ich in ſolchen Stunden gebe!“

Daß die Vorfahren der Deutſchen vorzügliche Trinker waren, das beweiſen noch jetzt ganze Kunſtkammern voll ſchön gearbeiteter Humpen und Becher; im Mittelalter beſtanden auch die Geſchenke an Ritter gewöhnlich in Wein und Pokalen. Oft ward der Wein zu Zahlungen angewendet, und ſo verkaufte — zum Beiſpiel — König Wenzeslaus von Böhmen im Jahre 1400 den Nürnbergern die Reichsunmittelbarkeit für etliche Fuder Frankenberger und Bacharacher, ausdrücklich bedingend, daß er Geld nicht haben wolle. Unſre Gläſer ſind wie Fingerhüte und Nußſchalen gegen die damaligen Trinkgefäße, und dabei ragten noch hervor die ſogenannten „Willkomms“, die, gleich dem Pokal des Neſtor, nur die Fauſtkraft der deutſchen Ritter zu heben vermochte, wenn ſie gefüllt waren. Der Reichsabſchied von 1500 verbot das „Saufen“ und 1534 ſchrieb der edle Schwarzenberg gegen das „Zutrinken“, bei dem der Weinverbrauch ein ungeheuerlicher war. Luther, dem nach ſeinem Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebelang“ keineswegs nachzuſagen iſt, daß er des vollen Bechers Werth nicht erkannt hatte, eiferte gegen das „Zuviel“ an der churfürſtlichen Tafel, ſeine Rede ſchlieſſend: „Da ſollten die Fürſten zuerſt dazu thun!“ — wonach Herzog Ernſt naiv antwortete: „Wir thun eben genug dazu, ſonſt wär's wohl ſchon abkommen!“ Die Ritter hielten damals noch feſt an ihren Humpen und das Jahr 1500 gab ihnen einen neuen Anlaß mehr für das „Zutrinken“, denn man rief zuletzt: „Nun noch auf den Reichsabſchied!“ und dabei hieß es:

„Wir ſchenkten voll ein,
Und tranken ſo rein,
Daß den Humpen von oben
Man konnt' auf dem Nagel proben,
Das war männiglich zu loben!“

Das tapfere Trinken wurde ſogar gefordert als Beweis der Mannhaftigkeit. Aus jener Zeit haben ſich darüber mehrere Zeugniſſe erhalten, unter Anderem eine Hohenlohiſche Lehensurkunde, die den Vaſallen verpflichtet, ‚mit dem großen Lehensbecher, anderthalb Oehringer Maaß haltend, Beſcheid und Probe zu thun, daß man ein deutſcher Edelherr ſey und dem Vaterlande erſprießliche Dienſte zu leiſten vermöge.“ — Später wurden alle möglichen Mittel angewendet gegen den Trunk, und in Gotha findet ſich noch ein „Revers“ vom Jahre 1652, worin ein Herr von Brandenſtein ſich verbürgt, „ſechs Wochen lang ſich nicht dem Trunke zu überlaſſen, bei Strafe von ein paar guten Maulſchellen von der Hand ſeines gnädigen Herrn oder ſonſt einer ungewöhnlichen adeligen Beſtrafung." — Um den Vorfahren, die ſehr viel Rebenſaft vertragen konnten, das Zuviel nicht gar zu ſchnöde vorzuwerfen, ſey es erwähnt, daß man oft bei dem Pokal Händel „leicht und mit Herzlichkeit" ſchlichtete, die in der Nüchternheit unüberwindlich ſchienen. So iſt es noch bei dem Weſtphäliſchen Friedensſchluß in Münſter geſchehen, ob auch freilich oft geſagt werden mußte: „Dieſen Tag hat man nichts mit Seiner Excellenz — vorzugsweiſe Oxenſtierna — richten können, weil Selbige ziemlich bezecht geweſen!" Der engliſche Geſandte, William Temple, war der ſchwächſte Trinker, wußte ſich aber zu helfen; er nahm einen Geſellſchafter in Sold, der für ihn „Beſcheid" thun mußte, und ſein Amt mit Ehren verwaltete.

Die Völlerei war jedoch in Deutſchland nicht ärger, als in England und Dänemark, in Polen, Ungarn und Rußland, ſelbſt am Hofe Burgunds, der ſich zuerſt verfeinerte. Franzoſen ſogar machten den Sanct Martin zum Schutzheiligen der Trinker aller Gelage. Zuviel trinken hieß „martiner", Trunkenheit „le mal de Saint Martin", und es ſteht Jedem frei, ſich „mal" mit Uebel oder Krankheit zu überſetzen.

Ueber aller bezüglichen Länder verſchiedene Weine und deren Eigenſchaften müſſen wir die Länge der Abhandlung vermeiden, doch ſey dies nicht ganz verdrängt. — Der Wein der Griechen und Römer war ſehr dick und mitunter faſt ſchwarzroth. Als Anacreon Luſt hatte ſich zu berauſchen, befahl er, zehn Theile Waſſer auf drei Theile Wein zu gießen. Zur Zeit des Plinius fand man einſt noch Wein vom Conſulat des Opimius im Jahre 633 ſeit Erbauung Roms, faſt zwei Jahrhunderte alt, und um ihn dauernd gut zu bewahren, wurde er abgekocht. — Die älteſten Weine ſind jedoch nicht immer die beſten; die Feinſchmecker aller Länder beweiſen uns, daß ſie „überjährig" werden können, das heißt: nach gewiſſen Jahren ſich auflöſen, und ihre beſten Eigenſchaften verlieren. Hätte man von da an, als man zuerſt das Heidelberger Faß füllte, es immerwährend bewachen laſſen, das Auf- und Nachfüllen vermieden, würde man der Zeitgeſchichte mitgetheilt haben, daß der fünfundzwanzig bis dreißig Jahr alte Wein weit beſſer ſchmecke als der anderthalb-hundertjährige. — In Bremen werden im Keller „Die Roſe" fünf Oxhoft Rheinwein gepflegt, die ſich urſprünglich vom Jahr 1625 herſchreiben und damals etwa 500 Thaler koſteten. Da hat nun ein Jemand ausgerechnet, daß dieſe Summe, auf Zinſen ausgethan und Zins auf Zins aufgehäuft, jetzt — um nur runde Zahlen zu nennen — etwa 250 Millionen betragen, man alſo für jede Flaſche über 5 Millionen Thaler, für jedes Glas über 500,000 Thaler haben würde. Statt dieſen bedenklichen Angaben nachzurechnen, wird wohl faſt Jeder lieber auf jeden Tropfen des Bremer Roſen-Weins verzichten, auch wenn es unwahr iſt, daß ihm ſein Alter ſchadete.

Verwahre ich mich gegen die Zumuthung, alle fremd- und deutſchgeborene Weine zu nennen, überlaſſe ich es auch den Trinkmeiſtern, ihren Rang zu beſtimmen. Einige Namen der in Deutſchland heimiſchen Weine hebe ich nur deshalb hervor, weil ſie Erinnerungen mitbringen: der Hochheimer, vom alten Blücher „Götterfunken" benamſet; Johannisberger, von unſern Vorfahren als „Prälaten- und Pfaffen-Wein" bezeichnet; Rüdesheimer und Nierſtein, die in den Ritter-Romanen, mit anſehnlichſter Beihülfe der Mönche, äuſſerſt verſchwendet ſind; Norheimer, den Franz von Sickingen und Hutten in der Ebernburg tranken. Michel Mort, der kräftige Bürger und Metzger in Kreuznach, der 1277 ſeinen in der Schlacht von Feinden umringten Herrn, Grafen Johann II von Spanheim, durch rieſenhafte Anſtrengung und Selbſtopferung errettete, trank täglich etliche Maaß Kautzenberger, und in der Nähe dieſes Weingewächſes iſt ihm auch ſein Denkmal errichtet. — An der Fülle des Weines ließ man es im Mittelalter ungern mangeln, und vom Schlaftrunk eines damaligen Burgherrn hätte ein vorzüglicher Trinker unſerer Tage noch immer vollauf zum Rauſch. — In Betracht heimiſcher Weine vermehren wir nicht die Ausfälle gegen die Meißner und Naumburger, nicht einmal gegen die Grüneberger, denn in ſonnenhülflichen Jahren kann jeder von ihnen aus der Wahrheit des Weins mit Schiller's „Maria Stuart" ſagen: „Ich bin beſſer als mein Ruf!" — Der rothe Naumburger iſt ſo empfehlbar geworden durch Veredlung, daß der Bosheitswitz eines verblichenen Schriftſtellers: „Die Huſſiten ſind einſt durch den ſchlechten Wein, nicht durch das Weinen der Kinder von Naumburg fortgetrieben worden!" jetzt ſehr fehlgeht. Seit nun gar ein grübelnder Kopf in den Worten: „Der Naumburger" faſt ſämmtliche Buchſtaben zum „Burgunder" gefunden hat, ſind beſonders myſtikgläubige Trinker davon überzeugt, zwiſchen Naumburg und Burgunder ſey wenig Unterſchied. Der Grüneberger ward auch zur Beſſerung befleißigt, was die Witze von „Wendewein" und dem „Dreimänner Wein" hinfällig macht, und unter welchen Namen man dieſe inländiſchen Weine mit Vergnügen trinkt, das iſt nur den Weinhändlern bekannt, an die wir auch noch zu denken haben.

Da in jüngſter Zeit in Deutſchland viel vom Aepfel-Wein (Cider) geſprochen, das Getränk als Geſundheits-Mittel in abſichtlichen Betrieb gebracht wurde, ſey auch ſeiner gedacht. In der Schweiz, in Frankreich und England iſt er ſehr geſchätzt, vom Süden Deutſchlands hat er ſich allmälig nach dem Norden verbreitet. — Friedrich II erhielt 1774 von dem franzöſiſch-reformirten Prediger Simonin in Stendal drei Flaſchen Aepfel-Wein mit einem weitläufigen Schreiben, worin der Geiſtliche dem König meldete: er ſey aus der Normandie, wo dergleichen Obſt-Wein zubereitet werde, erſuche um die Erlaubniß, eine Aepfel- und Birnen-Moſt-Fabrik anlegen zu dürfen, lege Proben vor, und empfehle ſie dem Geſchmack Seiner Majeſtät. Der König ließ ſich davon in ein Glas einſchenken, ſpuckte aber das Getränk gleich wieder aus und befahl: „Man gebe ihm 300 Thaler, aber er ſoll das Zeug ſelber trinken." — Simonin unterließ das bezweckte Unternehmen, erſt im Jahr 1823 kam es durch den betriebſamen Nathuſius im Magdeburgiſchen zur Ausführung. — Daß man dem Aepfel-Wein Heilkräfte zutraue, bezeugt uns nächſt Anderen auch ſchon Dr. Georg Heinrich Zinken in ſeinem „Handlungs-Lexicon“ vom Jahre 1776. Bei „Pomaceum“ (Aepfel-Moſt) iſt zum Schluß bemerkt: „Der Aepfel-Moſt iſt gut für die Bruſt, ſtärket das Herz, befeuchtet wohl und löſchet den Durſt, dienet auch wider die Schwermüthigkeit.“

Von der Wein-Verfälſchung iſt viel geredet worden und wird viel geredet, ſie iſt auch gewiß nicht den falſchen Gerüchten beizuzählen. Soll man aber den Wein der Prüfung unterwerfen, kann es wohl nicht nach dem Sprüchlein geſchehen:

„Der gute Wein,
Verſcheuchet Pein;
Wenn er's nicht thut,
Iſt er nicht gut.“

Unzweifelhaft giebt es im Leben manche Pein, die ſich von dem allerbeſten Rebenſaft nicht verſcheuchen läßt. — Im Wein ſoll Wahrheit ſeyn, auf ihn ſelbſt iſt aber dieſe etwas unſichere Behauptung nicht anzuwenden, denn er hat keine Zunge, und die des Weinverfälſchers wird er nicht löſen. Wir dürfen alſo den Weintrinkern die Wiederholung des alten Seufzers erlauben: „Ja, wenn die Fäſſer reden könnten!“ — Bei einer Gährung im Volk wird wohl zuweilen die Wahrheit kund, bei der Gährung des Weins mag dies vielleicht auch ſo ſeyn, aber das bleibt Geheimniß des Verfälſchers. Hätten dieſe Bewegungen des Weins Stimme, würden wir von ihm Allerlei hören, zum Beiſpiel: „Ich bin mit Bleizucker gemiſcht“ — „ich mit Spritt“ — „ich, genannt Franzwein, bin aus Grüneberg, aus Meißen oder Naumburg“, wonach man mit unverwerflicher Ueberzeugung antworten könnte: Grüneberg, Meißen und Naumburg wären immer noch annehmbarer als Bleizucker und Spritt. Was die Rothweine betrifft, würde man hören: wir ſind jenen verwandt, haben uns aber noch geſchminkt mit Heidelbeeren und Färbeholz. Aus ſprechenden Champagner-Flaſchen könnten wir ſogar vernehmen, daß man jetzt der Champagnen unzählige hat, und in Bezug auf Weiß und Roth ſich vortrefflich zu behelfen verſteht. — Da übrigens nicht ſelten die Wahrheit der Verfälſchungen durch prunkende Zeugniſſe unheilſamer Aerzte abgewieſen wird — denn welche Lüge fände jetzt nicht für Silberlinge ihren Judas! — wär' es nicht einmal dem redefähigen Wein zu verargen, verſchwiege er ſeine Gebrechen, ließe ſich weltklüglich für beſſer halten als er iſt, verheimlichte es ſogar möglichſt, daß der Weinwirth, um allen Werthſtreit zwiſchen Waſſer und Wein zu ſchlichten, beide insgeheim vereinigte. Er kann das eine pflichtmäßige Vorſicht nennen gegen die übermüthigen Reime:

„Immer Waſſer, muß man ſterben,
Immer Wein, muß man verderben;
Ei, beſſer Wein und verdorben,
Als Waſſer und geſtorben!“

Bei verfälſchtem oder geſchwächtem Wein hätte ſich der Weinwirth freilich vor den Kennern zu fürchten; man will aber behaupten, durch die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte wären auch die Mittel des Weinverfälſchens ſo verfeinert, daß die Kennerſchaft ſchwieriger, demnach ſeltener geworden ſey. Meinerſeits bin ich hinſichtlich der Weinprüfung an Unerfahrenheit kaum zu übertreffen, habe nur zu verſichern:

Vom Wein nahm jederzeit
Ich den als beſten an,
Bei dem in Traulichkeit
Das Herz ſich öffnen kann.

Ein Meiſter im Trinken ſagte mir aber auf meine Anfrage: „Wenn man vor einem Halbjahrhundert noch Kenner fand, die auf der einen Backe Sechsunddreißiger, auf der andern Achtundvierziger heraus zu ſchmecken vermochten, wodurch bekamen ſie eine ſolche Muſterzunge? Antwort: dadurch, daß jeder Wein ſeinen eigenthümlichen Geſchmack behielt, daß man ihn ließ, wie er war. Geſchieht dies nun nicht mehr, werden künſtliche und immer wieder andere künſtliche Zuſätze gemacht, wie ſoll dann die Kennerſchaft noch dieſelbe ſeyn wie ehedem? Jetzt iſt's gar nicht zu vermeiden, daß man bei verpfuſchten Weinen auch in der Kennerei zum Pfuſcher wird, und glaub' ich mit den Dichtern: „Echter Wein iſt echtes Oel zur Verſtandeslampe“, muß ich hinzufügen, daß es bei unechtem Wein der Verſtandeslampe an Oel mangelt, ſchneller ſich aber der Spruch bewahrheiten wird:
„Wer eifrigſt ſich zum Ziel den Grund im Weinglas vorgenommen,
Wird leichtlich auf den Grund des kurzen Lebens kommen!“

Möge alſo bei dem Geſundheit-Ausbringen auch ſtets für geſunden Wein geſorgt ſeyn, mögen ihn beſonders überall Alle vor ſich haben, die im Trinken „Beruf“ finden und mit Anacreon ſingen:

„Die Erde trinket Wolkenſaft,
Die Flur aus Erde Frühlingskraft,
Das Waſſer Thau der Lüfte,
Die Sonne Waſſerdüfte,
Der Mond trinkt Sonnenſtrahl. —
Was Erd' und Himmel lehren,
Darf ſich kein Menſch verwehren,
D'rum fülle Dich, Pokal!“

Erwähnt iſt das Geſundheit-Ausbringen, das Geſundheittrinken, wie man gewöhnlich ſagt, und auch darüber können wir ein Weniges mittheilen. Schon die Libationen, die Trankopfer der Alten, dürften als Urſprung angenommen werden; Erfinderin jetziger Art des Ausbringens der Geſundheiten ſoll aber die ſchöne Rowena (Hengiſt's Tochter) ſeyn, indem ſie vor länger als 1400 Jahren die erſte „Geſundheit“ mit dem Becher in der Hand dem Bretoner-König Vortigern ausbrachte bei einem Feſtmahle zur Feier ſeines Sieges über die Pikten und Gothen, danach auch bald Vortigern's Gemahlin wurde. — In Deutſchland fand dieſe Sitte vorzeiten Nachahmung bis zur

Unſitte, weshalb der Dichter Prätorius im ſiebzehnten Jahrhundert reimte:

„Die deutſche Sitte ſiecht an einer tiefen Wundheit,
Dieweil man krank ſich trinkt an Anderer Geſundheit!“

Der wackere Director Zeune, der in Preuſſen die erſte Hülfsanſtalt für Blinde gründete und dabei faſt ſelbſt erblindete, brachte einſt in der literariſchen Geſellſchaft, als man noch bei ſehr ſchlichtem Mahl einen Beſchluß gewinnen wollte, den mit einem Vorderſatze eingeleiteten Trinkſpruch aus: „Jean Paul ſagte mir 1817 an der Wirthstafel in Baireuth: „Der Wein wirkt ſtärkend auf das eigenthümliche Weſen des Menſchen; er macht die Dummen dümmer, die Klugen klüger: ſey uns dieſer Steigerungsgrad günſtig!“ Begreiflich iſt es wohl, daß der Genuß des Weins, wenn er den Geiſt erhalten ſoll, überhaupt mit Geiſt zu thun haben muß, und für die Anſicht Jean Paul's ſpricht auch die Erfahrung von ganz entgegengeſetzter Wirkung des Weins auf Thiere: er macht ſie ſtumpf und dumm. Hat der Elephant Wein getrunken, verliert er ſeine Stärke, und kann nun leicht gefangen werden, und der Affe verlernt alle eingeübten Kunſtſtücke, wenn er nur ein wenig Wein ſchlürfte. Die Jean-Pauliſche Wahrnehmung könnte zu dem Ergebniß führen: man müſſe den Dummen den Wein entziehen, wogegen aber die Weinhändler heftigen Widerſpruch erheben würden, denn für ſie wäre eine ſolche Maasregel ungeheurer Verluſt. Von den Dummen ſelbſt haben ſie nichts zu fürchten, denn wer die Einſicht hat, er ſey dumm, der hört ſchon auf, dumm zu ſeyn, darf alſo, ja er muß Wein trinken, um ſeine Einſicht zu erhöhen.

„Der Wein erfreut des Menſchen Herz“, ſagt der königliche Prophet David; der ſittenſpruchreiche Sirach verſteigt ſich ſogar zu der Frage: „Was iſt das Leben, wo kein Wein iſt?“ — und wer war es, der bei der Hochzeit zu Canaan, als der Wein nicht zureichte, ihn herbeiſchaffte, mit gaſtlicher Freigebigkeit Waſſer in Wein verwandelte? Es war Jeſus, der höchſte und innigſte Freund der Menſchheit, durch den Lavater die Heiligkeit des Weins bewies, „weil ihn der Heiland ſein Blut genannt habe“ bei Stiftung des Abendmahls. Meldet das neue Teſtament noch, der Apoſtel Paulus habe ſeinem Amtsgenoſſen Timotheus angerathen: er möge ſeines ſchwachen Magens wegen Wein trinken, ſo wird kein guter Chriſt leugnen können: daß man bei gutem Kaſſenzuſtande guten Wein trinken darf. Verweigern ihn die Mittel, muß aber trotzdem die Zufriedenheit ausdauern, denn entbehrlich iſt und bleibt er immer, und das Zuwenig wird hier jedenfalls rathſamer ſeyn, als das Zuviel. Jupiter trug, nach antiker Behauptung, den Bachus, den Gott des Weins, eine Weile in ſeiner Hüfte; unter den Menſchen giebt es viele, die ihn jahrelang in Händen und Füßen tragen, doch empfängt dann Bachus die Beinamen: Chiragra und Podagra. Demnach empfehlen wir folgende Schlußfolge: Wer den Wein ſich nicht zu verſagen braucht, und wer auf die gewöhnliche Redensart: „Es geht nichts über ein Glas Wein!“ ohne Widerſtand ſeines Beutels mit Leſſing — deſſen knappe Mittel ihm oft den Wein verwehrten — täglich ſorglos antworten könnte: „Ho, ho, eine Flaſche iſt mir doch lieber!“ möge aus Vorſicht dennoch ſeinem Glaſe den Reim-einſchleifen laſſen:

„Verſtändig Maaß in allen Dingen,
Wird's Wohlſeyn in die Höhe ſchwingen!“ Gz.

Der Regenbogen.

Gleichniß.

Die düſteren Gewitterwolken zerſtreuten ſich, immer vereinzelter fielen die Regentropfen, der Sturm ward allmälig zu ſanftem Luftzuge, und plötzlich hatte der reine Sonnenſtrahl wieder Freiheit und Macht. Er gab einem herrlichen Regenbogen das Daſeyn, wundervoll glänzend auf dem dunklen Gewölk erregte er andächtig Staunen. Seine Farben aber geriethen gar bald in Streit, deren jede wollte als vorzüglichere gelten. — „Welche von Euch dürfte wagen, ſich im Range mit mir zu meſſen?“ begann das Roth; „alle überherrſche ich: hell und feurig im Verein, bin ich Bild der erhabenen, der höchſten Liebe; ſich mir anzuſchließen, einzig mir ſich zu unterwerfen iſt Geſetz der Wahrheit.“ — „Gemach!“ erwiederte das Blau, „Deine Pracht iſt nur Täuſchung; ich allein, in meiner Klarheit den Himmel ſpiegelnd, ich allein bin Alles, bin Treue, Innigkeit und Wahrheit!“ — „Irrthum, übermüthiger Irrthum!“ zürnte das Gelb; „nur ich, dem urſprünglichen Lichtſtrahl am nächſten, nur ich verdiene, daß ſich Alle beugen zu meiner Verehrung!“ — „Schweiget, Ihr, die Ihr mit trüglichem Schimmer blendet!“ entgegnete das Grün; „nur mein vermittelnd Licht iſt wohlthuend, es erſtärkt den Blick und erfüllt die Hoffnung, das Wahre hüllenfrei zu erkennen: kommt alſo zu mir, aus erborgtem Glanz zum echten!“ — „Laßt Euch nicht verlocken!“ ſprach das Aurorafarb; „ich verſchmelze mit dem Lichte des Gelb das Feuer des Roth, laſſe Wahrheit und Liebe ineinander ſtrömen: deshalb naht Euch mir, wenn Ihr Vollkommenheit ſucht!“ — „Sie iſt ja nur bei mir zu finden!“ meinte das Violett; „bei der geſchloſſenen Eintracht des Roth und Blau, bei dem Bunde der Liebe und himmliſch innigen Treue iſt die Wahrheit am deutlichſten heimiſch!“

„Welch ein nichtiger Hader, Ihr thörigen Schweſtern!“ rief lächelnd der Lichtſtrahl; „nur mir verdankt Ihr Alle Eure Entſtehung, Eure Verſchiedenheit aber habt Ihr von den Dünſten der irdiſchen Natur, und Keine von Euch vermag zu unterſcheiden, wie viel vom Glanz Ihr Euch gegenſeitig mitgetheilt habt. Darum haltet Euch beiſammen friedlich, bis die ewige Macht Alles auflöſet in einheitliche Klarheit!“ —

Ein Gleichniß iſt's vom Glaubenszwiſt,
Bei dem der Friede Pflicht uns iſt;
Denn Gott entſcheidet hier allein:
Was Licht uns ward, und was nur Schein! Gz.

Zwei mächtige Stimmen für das Turnen.

„Beſinnungsvoll
Muß ferne bleiben
Vom Uebertreiben
Was nützen ſoll."

Bekanntlich hat das Turnen beſonders in den Jahren 1816 bis 1819 mannichfache Anfechtungen erleiden müſſen. Deſſen Werth an ſich, bei gehörigem Maaß und ohne Einmiſchung träumeriſcher Parteizwecke, iſt aber nicht zu beſtreiten, auch ſeit Jahrhunderten anerkannt, unter Anderen von Socrates und Luther. Hören wir ſie Beide!

Socrates und Epigenes.

(Xenophon's „Denkwürdigkeiten des Socrates". Bd. 3. Kap. 12.)

„Aber, lieber Epigenes" — ſprach Socrates einſt zu einem Jünglinge, der zu ſeiner Geſellſchaft gehörte und einen ſchwächlichen, vernachläßigten Körper hatte — „wie wenig ſiehſt du einem Kämpfer ähnlich."

Epigenes.

Ich bin ja auch kein Kämpfer, lieber Socrates!

Socrates.

Doch eben ſo wohl als Diejenigen, welche ſich zum Wettkampfe zu Olympia anſchicken. Oder meinſt du, daß es nicht viel auf ſich habe, mit dem Kampfe auf Leben und Tod, den die Athenienſer, wenn es ſich trifft, mit den Feinden anſtellen werden? Nicht Wenige büßen doch im Kriege wegen körperlicher Unbehülflichkeit ihr Leben ein. Viele gerathen durch ſie in Gefangenſchaft und leiſten dann entweder lebenslang die härteſten Knechtsdienſte, oder verleben, wenn ſie ſich aus dem bitterſten Elende mit Summen loskaufen, die ihr Vermögen überſteigen, ihre Tage, von dem Nothwendigſten entblößt, auf die kläglichſte Weiſe. Viele ziehen ſich auch Schimpf und Schande zu, weil ihnen ihr körperliches Unvermögen den Schein der Feigheit giebt — Achteſt du ſolcher Strafen der Vernachläſſigung des Körpers nicht, und meinſt du dergleichen leicht ertragen zu können? Ich dächte doch, viel leichter und erträglicher wären die Anſtrengungen, die Derjenige zu machen hat, welcher ſich um körperliche Gewandtheit bemüht. Meinſt du: eine gewiſſe Schwächlichkeit ſey der Geſundheit und in anderer Hinſicht zuträglicher als Kraft und Gewandtheit? Oder ſiehſt du die aus dieſer entſtehenden Vortheile für gering an? — Menſchen von ausgearbeitetem Körper genießen durchaus ihr Leben ganz anders als die Weichlinge. Geſund und kraftvoll, beſtehen ſie häufig alle Anſtrengungen des Krieges mit Ehren und entgehen jeder Gefahr. Viele werden ihren Freunden nützlich, machen ſich um ihr Vaterland verdient, erwerben die Ehre ſeines Dankes und erndten die herrlichſten Belohnungen. Daher bringen ſie dann ihre übrige Lebenszeit froher und ehrenvoller zu und ſichern ihren Kindern einen ſchöneren Eintritt in das bürgerliche Leben. — Man ſollte keineswegs, wenn gleich der Staat keine Kriegsübungen geſetzlich vorſchreibt, ſie darum auch für ſich vernachläſſigen, vielmehr ſie nichts deſto weniger treiben. Denn ſey verſichert, du wirſt weder bei Kämpfen anderer Art noch bei irgend einem Unternehmen Schaden davon haben, wenn du deinen Körper wohl ausgearbeitet haſt. Muß doch bei Allem, was Menſchen vornehmen, der Körper ſeine Dienſte thun, und überall, wo er dieſe thun ſoll, kommt gar viel darauf an, daß er möglichſt geübt ſey. — Auch da, wo du am wenigſten des Körpers zu bedürfen glaubſt, bei dem Denken — wer weiß denn nicht: daß auch dabei die Menſchen, ſofern ſie nicht körperlich geſund ſind, auf ſonderbare Abwege gerathen? Vielen zieht ihre üble Leibesbeſchaffenheit Gedächtnißſchwäche, Verſtimmung, üble Laune, ja Wahnſinn zu, und ſo geht all ihr Wiſſen verloren. — Wer aber ſeinen Körper in gehöriger Thätigkeit erhält, iſt hiegegen ſehr geſichert und außer Gefahr, aus Schwächlichkeit in ſolche Uebel zu gerathen. Vielmehr muß natürlich Ausbildung des Körpers das Gegentheil der, aus ſeiner Vernachläſſigung entſpringenden Uebel befördern. Und welcher Vernünftige ſollte nicht gern alles Mögliche thun um der Vortheile willen, die jenen Uebeln entgegengeſetzt ſind! — Auch iſt es doch eine Schande, in der Weichlichkeit zu veralten, ohne geſehen zu haben, wie man ſich in der vollen Ausbildung ſeiner Leibesgeſtalt und Kraft ausnehme. Das kann aber Derjenige nie ſehen, welcher ſich vernachläſſigt; denn von ſelbſt findet es ſich nicht.

Luther.

(„Sämmtliche Schriften“. Halle 1740. 22. Bd. S. 2280.)

„Es iſt von den Alten ſehr wohl bedacht und geordnet, daß ſich die Leute üben und etwas Ehrlichs und Nützlichs vorhaben, damit ſie nicht in Schwelgen, Unzucht, Freſſen, Saufen und Spielen gerathen. Darum gefallen mir dieſe zwo Uebungen und Kurzweile am allerbeſten, nämlich die Muſika und Ritterſpiel, mit Fechten, Ringen u. ſ. w. unter welchen das erſte die Sorge des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibet, das Andere machet feine geſchickte Gliedmaß am Leibe und erhält ihn geſund mit Springen u. ſ. w. Die endliche Urſache iſt auch: daß man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln gerathe, wie man itzt leider ſiehet an Höfen und in Städten. Da iſt nicht mehr denn: Es gilt dir! ſauf aus! darnach ſpielt man um etliche hundert oder mehr Gülden. Alſo gehet's, wenn man ſolche ehrbare Uebungen und Ritter-Spiele verachtet und nachläßt.“

Socrates und Luther ſind gewiß tüchtige und ritterliche Gewährsmänner; — aber freilich, ſie verbinden mit den Leibesübungen nur, was damit zu verbinden iſt, und wenn wir die Anſichten Beider erneuern, was wir mit Vergnügen thun, weiſen wir doch zugleich auf den voranſtehenden Denkſpruch, der nie und nirgend vergeſſen ſeyn ſollte. — Auch das Beſte, wenn es übertrieben, oder der Zerſtreuung dienſtbar wird, fördert das Schlimme.

C. Dreßler, ſeiner Zeit auch Turner.

Sprüchwörter über Hochmuth.

Der geiſtreiche Lichtenberg hat bekanntlich den ſcherzhaften Einfall gehabt, alle in Deutſchland gangbaren Ausdrücke für die Trunkenheit zu ſammeln. Will ſich Jemand die Mühe geben, ſämmtliche zur Züchtigung des Hochmuths erfundene Redensarten neben einander zu ſtellen, mag er hier als Anfang etwas mehr als ein halbes Hundert finden. Sie ſind zum Theil eben ſo eigenthümlich bezeichnend als die wider Trunkſucht, und wir geben ſie ohne weitere Vorrede.

Er hat einen wahren Hochmuthsteufel. — Er hat vornehme Gedanken. — Er will mehr Verſtand ausgeben als er hat. — Er iſt ganz beſeſſen vom Hochmuth. — Wenn Hochmuth aufgeht, geht Glück unter. — Er kennt ſich nicht, bis er platzt. — Hochmuth kommt vor dem Fall. — Er hat einen Nagel im Kopf. — Er hat keinen kleinen Dünkel. — Wer's mit Dünkel anfängt, dem geht's mit Neuen aus. — Er hat viel Dünkel im Hirn. — Er hält ſich für nichts Geringes. — Er will von großen Worten leben. — Er iſt ein Wolkenriecher. — Er thut, als ob der Groß-Mogul ſein Pathe wäre. — Er kennt nur ſich, und ſich auch nicht. — Er weiß nicht, wie ein Menſch ausſehen ſoll. — Er trägt die Naſe gewaltig hoch. — Er geht auf Stelzen. — Er ſpricht von Stelzen herab. — Er ſitzt immer auf dem Paradegaul. — Er meint, der Weihrauch ſey nur für ihn da. — Er ſpielt ſtets den großen Hans. — Er ſtößt in die Trompete. — Für Andere kennt er Regeln, für ſich nur Ausnahmen. — Er ſchlägt an die große Glocke. — Er trommelt mit der Zunge. — Er bläſt und bläht ſich auf. — Er thut gewaltig dick. — Er kann zugleich blaſen und ſchlucken. — Er ſchläft auf Pfaufedern. — Er ſpeiſt ſich mit Hoheit. — Er ſtrengt ſeine Weisheit ſo an, daß ſie ſtets hinkt. — Er orgelt mit Windpfeifen. — Er hat ſich wie der Bürgermeiſter von Amſterdam. — Seine Miene hat immer Uebergewicht. — Er fährt hoch her. — Er ſieht Alles über die Achſel (über die Naſe) an. — Wenn Mancher das wäre, was er ſich einbildet! — Er macht ſich breit. — Er dünkt ſich der Papſt zu ſeyn. — Er denkt gleich, es fällt ihm eine Perl aus der Krone. — Sein Dünkel leidet an Geſchwulſt. — Er läßt ſich hofiren. — Er ſieht aus, als ob Wunder was hinter ihm wäre! — Er hat Fiſchbein im Rücken. — Er denkt, er braucht nur zu pfeifen. — Er ſtolzirt täglich in Sonntagskleidern. — Ihn bläht die Waſſerſucht der Seele. — Er brüſtet ſich wie der Pfau. — Er ſchneidet auf. — Er kann nicht Ehre genug bekommen. — Er thut als ob die ganze Welt ſein wäre. — Er will bei jeder Gelegenheit Nummer Eins ſeyn. — Den Ton, den er anſtimmt, ſollen alle Glocken läuten. — Er ſchneidet ein Amtsgeſicht. — Er meint, wenn Er nicht wäre, da ging' es nicht. — Er pfeift aus zu hohem Ton. — Er hält euch für Koth an ſeinen Schuhen. — Er will Den ſehen, der es ihm gleich thun ſoll. — Eh' Abraham war, war Er! — Wo ihr erſt ſeyd, da war er ſchon vor ſeiner Geburt. — Mehr als ihr lernen könnt, hat er ſchon vergeſſen. — Kurz und gut: Er iſt der Froſch in der Fabel, und pluſtert ſich ſo gewaltig auf daß die Laus ihm aus dem Knopfloch ſpringt. F. Frankhard

Peter von Bjerken.

In den ſteinigten Gebirgen des friedlichen Dahllandes wohnte eine verarmte Bäuerin mit mehreren Kindern, deren älteſtes blind geboren war. Da erſchallte in die Hütte dieſer Armen das Gerücht: Ein eben ſo großer Augenarzt als edler Menſchenfreund erbarme ſich unentgeltlich der Blinden und gebe ihnen das Licht der Augen wieder. Höher klopfte der Mutter Herz, des zehnjährigen Kindes halb ſchmerzliches Lächeln verwandelte ſich in hoffnungsvolles Ahnen, und — es zu dieſem guten Manne zu ſchicken, ward ſeine tägliche Bitte. Weit — ach! ſehr weit entfernt lag die kleine Hütte von der großen Stadt! Jedes Mittel des Dahinkommens ward durch bittere Armuth erſchwert, und dennoch waren alle Wünſche der ſorgenden Mutter, alle Hoffnungen des Kleinen auf die Hülfe des Arztes gerichtet. Da ergriff die Mutter eines Tages raſch die Hand des Knaben, führte ihn entſchloſſen zum nächſten Gaſthof, drückte ihn noch einmal zärtlich in die Arme, empfahl ihn der Obhut des Vaters im Himmel, und hieß ihn nun: vorübereilende Reiſende anzuſprechen, daß ſie ihm die Wallfahrt zur Hauptſtadt erleichtern möchten. So gethan, benetzte ſie es noch mit Thränen, und ging — gehorchend der Mutterpflicht — zu den daheim gebliebenen Kindern. Durch ſanfte Bitten, durch Jugend und ſeinen Mitleid erregenden Zuſtand, fand der Kleine Schutz und Menſchen, die ihn immer weiter mit ſich nahmen, bis er endlich, nach vielen Mühſeligkeiten einer beſchwerlichen Reiſe, in Stockholm ankam. Auch hier faßte eine unbekannte Hand das arme Kind, und führte es nach der Wohnung des Menſchenfreundes. Entblößt von Allem, ohne ausreichende Kleidung, ohne Schutz, ohne andern Troſt als den, welchen das Vertrauen für einen großen Mann einflößt, ſtand der Knabe da, trug dem Arzte mit wehmüthiger Unſchuld ſein Anliegen vor und erwartete — das entſcheidende Urtheil. Verwandt mit jedem ſchöneren Gefühl für leidende Menſchheit, klopfte Bjerken's Herz warm bei der Noth leidender Mitmenſchen, und der kalte Ernſt, das anſcheinend Rauhe ſeines Betragens verſchwand bei dem Anblick fremden Schmerzes. Tief gerührt von dem feſten Vertrauen des kommenden Kindes, befragte er es mild über ſeinen Zuſtand, unterſuchte forſchend die verdunkelten Augen, und glaubte eine glückliche Operation nicht unmöglich. Er nahm den Kleinen in ſein Haus, gab ihm Nahrung, Kleider, Ruhe — und wagte den entſcheidenden Schnitt. Er gelang! Der verſchloſſene Blick des Knaben that ſich auf, er ſuchte zuerſt den Himmel, dann ſeinen Schutzengel, um ſtaunend die Hand an das laute Herz zu drücken, die, mit Götterkraft ausgerüſtet, ihm eine neue Welt gegeben. Aber dieſe Hand eilte, den Verband auf die ſchwachen Augen zu legen, um ſie vor dem Eindruck des Tages zu bewahren, und der Gute war nun täglich ſelbſt bemüht, dem Kinde ein ſchöneres Daſeyn zu geben. Er lehrte es, im Anſchauen einer heilig großen Natur, den Schöpfer ewiger Güte kennen, und genoß, durch des Kindes unſchuldsvolle

Anhänglichkeit und Liebe, den ſchönſten Lohn! — Erſt als der Knabe völlig hergeſtellt war, ſchickte Bjerken ihn, reichlich beſchenkt und unter ſicherer Begleitung, der harrenden Mutter zu, die mit Tauſenden das Andenken eines Mannes, deſſen Verluſt das Vaterland lange betrauern und deſſen Name der Menſchheit ewig theuer und heilig ſeyn wird, geſegnet hat.

Peter von Bjerken war in Stockholm am 2. Januar 1765 geboren, widmete ſich zeitig den Wiſſenſchaften, beſonders der Arzneikunde, ging nach England und Schottland, um dort ſeine Kenntniſſe zu erweitern, und kam nach einigen Jahren als ausgezeichneter Wund- und Augenarzt nach Schweden zurück. Hier ward er Vorſteher aller Krankenhäuſer und des großen Lazareths, das er durch unermüdeten Fleiß, durch beiſpielloſe Thätigkeit und Vorſorge, von der Mittelmäßigkeit bis zur höchſten Vollkommenheit hinaufarbeitete. Er ſtarb in Jonköping am 24. Februar 1818. Erich de Geer.

Wünſche für Heil und gegen Unheil.

Ich wünſche Unabhängigkeit allen Freunden des Guten, deſſen Feinden Qual der Unterthänigkeit für Connexion und Protection. Ich wünſche die Gicht den Ränkemachern, die Gelbſucht den Neidern, den Hautausſatz den Verleumdern. Ich wünſche Charakter allen Volksanwalten, Erkenntniß und Redlichkeit den Rednern, Duldſamkeit allen Parteien. Ich wünſche allen Kriegern des Cincinnatus Friedensſitz, allen Ehepaaren Alceſte's opferfähige Liebe, allen Müttern Cornelia's Geſchmeide. Ich wünſche manchem Ehemann des Socrates Geduld, den ſchönen Tänzerinnen dumme Verehrer mit Danae's goldenem Regen, den Ober-Verwaltern der Theater Scipio's Enthaltſamkeit. Ich wünſche den Höflingen mindere Schauſpieler-, den Schauſpielern mehr Höflings-Gewandtheit. Ich wünſche edlen Bühnendichtern kunſtſinnig urtheilsfähige Theater Verwalter und eine Mehrzahl begriffsklarer Schauſpieler. Ich wünſche allen Regierenden Vorausſicht in die Zukunft, Muth und Wohlwollen für die Gegenwart zur Abwehr von Uebeln aus der Vergangenheit. Ich wünſche den Machthabern nur nach fleißiger Pflichtübung ruhigen Schlaf. Ich wünſche wirkliche Weisheit aller Weltweisheit, genannt Philoſophie, wirkliche Frömmigkeit den Scheinfrommen, den Geiſtlichen wahrhaften Geiſt in Nutzanwendung des Evangeliums, und den Richtern umfängliche Beurtheilungskraft. Ich wünſche den Aerzten im nächſten Jahr wenigſtens ein Vierteljahr Ruhe, den Ehrſüchtigen Gewalt für eine Woche, und den Freunden der Gewalt Gefängniß für acht Tage. — Ich wünſche allen Völkern Heil und Segen, unſerm Volksbuche theilnehmende Leſer und dann noch die Dauer dieſer Theilnahme — die wir uns ſtets zu verdienen hoffen. Gz.

Anzeigen
der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

„Gubitz' Volks-Kalender für 1861"
(der ſiebenundzwanzigſte Jahrgang) hat folgenden Inhalt:

Daß der vollſtändige und ausführliche Kalender (mit ſeinen bezüg-
lichen Sinnbildern) den Anfang macht, Alles, was ihm ſonſt, je nach
den Veränderungen, welche aus dem genannten Jahre hervorgehen, bei-
geſellt iſt (Aſtronomiſches, alter Kalender, Feſttage der Juden, Jahrmärkte
[bei der Ausgabe für nicht-preußiſche Landestheile durch allgemeinen
Stoff erſetzt], Genealogie, Uhrentafel ꝛc.), verſteht ſich von ſelbſt. Die
Nebenräume ſind mit dem Mannichfachſten ausgeſtattet. Ueber den am
untern Rande ſämmtlicher Monate ſich fortſetzenden Abhandlungen:
„Vom Eſſen und Trinken", „Jedenfalls auch ein Troſt", und „Aeuſſe-
rungen über Frauen" findet ſich an ernſten und heiteren Beiträgen:
Wunſch. Literargeſchichtliche Findlinge (Nicolaus Götz, Käſtner, Lis-
cow, Seume, J. A. Ebert, Heyne, Adelgunde Gottſched, Leſ-
ſing, Fichte, Martin Miller, Moſes Mendelsſohn, J. H. Voß,
Uz, Claudius, Gemmingen, Lenz ꝛc.). Zeitblicke. Weltkrankheit.
Bündig. Bosheit gegen Oper. Die ſchöne Gelegenheit. Vorfahrliche
Schimpfwörter. Eigenthümliche Weisheit. Volks-Grüße. Lehre in den
Weinbeeren. Heilſamer Rath. Raſche Hülfe. Hundertjähriger Lü-
gen-Kalender. — Anreiht ſich nun das:

Jahrbuch des „Nützlichen und Unterhaltenden."

Deſſen Titel wie der des Kalenders hat nächſt dem Bildſchmuck einen
kräftigen Denkſpruch, und auf den reichen und mannichfachen Inhalt
weiſen hin: Die Tanne. Dankgebet. Nachts im Walde. Drauſſen und
daheim. Von **F. W. Gubitz.** Führe uns nicht in Verſuchung. Von **E.**
M. Wecking. Uraltdeutſches Gleichniß vom Lügenbaum. Von **E.**
Nienitz. Geſucht und gefunden. Von **Auguſte Kurs.** Verſteige-
rung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz. (Unter den Hammer gebracht
vom Hofnarren des Zeitſchwindels.) Von **Gz. (F. W. Gubitz.)**
Die Silberſtimme. Von **A. Duffe.** Die vier Dreier. Von **H. v.**
Hagen. Georg Friedrich Schmidt. (Der berühmte Kupferſtecher.) Von
Fr. Becker. Die Italienerin in Brandenburg. Von **R. Bernſtein.**
Ausländiſche Handelspflanzen. Von **K. A. Schönke.** Frau Veronica
Kuſter feiert ihren Namenstag. Von **W. Plaßmann.** Gottfried
Wilhelm Leibnitz. Von **Fr. Becker.** Vom Bier. Von **Gz.** Capitain
Ried und der Prophet. Von **J. Bern.** Die Hausthiere in weltge-
ſchichtlicher Beziehung. Von **J. Schloer.** Das Brautkleid. Von **Gz.**
Streitende Gegenſätze. Von **Fr. v. Schönholz.** Wind und Wind-
Richtung. Von **Fr. Simil.** Doctor Junker und Adrian Memper.

Von **F. Par.** Vor- und Nachdenkliches über Spielkarten. Von **Gz.** Vor hundert Jahren (Matthiſon, Friedrich Haug, Chriſtoph Weiſſer, **Kotzebue.**). Von **K. A. Schönke** und **Gz.** Goethe- und Schiller-Denkmale. Von **Gz.**

Vollſtändig können wir die ſiebenundzwanzig Jahrgänge unſres „Volks-Kalenders“ nicht mehr liefern; einzelne Jahrgänge (jeder zu 12½ Sgr.), ſind noch zu haben. Das „Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden“ iſt ebenfalls nur noch in wenigen Exemplaren (jedes Bändchen zu 10 Sgr.) vollſtändig vorhanden.

Eben wurde verſendet:

Wirklichkeit und Phantaſie.

Geſammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

Zwei Bände. Preis: 3½ Thlr.

Dieſe beiden Bände enthalten:

In buntem Wechſel.

Die Prophezeiungen.
Gott kehrt ein bei den Seinen.
Marie Fenwick.
Die Recenſion und der Maskenball.
Der Stern im Leben.
Der Stein im Schatzhauſe.
Rudolph von Erlach.
Die Polterkammer.
Der Rache-Plan.
Der Berliner Prophet im ſiebzehnten Jahrhundert.
Glaubenswuth.
Die Hochzeiten.
Ein Haus bei der Nicolai-Kirche in Berlin.
Der Weiberhaſſer.
Die Chriſtmeſſe.
Hausreiſen.
  I. Von der Dachkammer und wieder zurück.
  II. Vom Bodenverſchlag zum erſten Stock.

Dorfgeſchichten.

Dorfröschen und Waldpreis.
Der ſchlechte Nachbar wird umgebracht.

Vater Melchior Stange.
Der Mann mit dem Schlackhut.
Der Dorfgeiger im Harz.

Sagen und Mährchen.

Severin's Neujahrstag.
Das Mährchen vom Sack.
Der Kampf des Humanus Magnus um Reinholds Veritas.
Wallteufel.
Sage von der Burg Falkenſtein.
Er kann ſich nicht graueln.
Sage von den drei Königen.
Die Teufelsbrücke.
Moosröslein.

Nach Chroniken und Handſchriften.

Fehde der Magdeburger und Zerbſter.
Die geflüchteten Kinder.
Das Todtengewölbe in Cöln.
Graf Henrich von Schauenburg.
Die Dänenkönigin Margaretha.
Der Höhlen-Jäger.
Niklaus von Flüe.
Eveline d'Aubigny.

Nach vorgelegten Bildern.

(Mit achtzehn Darſtellungen.)

Zur guten Stunde.
Jagd-Friedel.
Ja, mir gefällt noch heut die Welt.
Eiferſucht.
Hildebold Brauer.
Ein Geſchichtchen aus Holland.

Die reichhaltige, alle Zuſtände des Menſchenlebens und der Gedankenwelt beachtende Sammlung iſt in ſämmtlichen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben.

Eben ſo iſt es in Beziehung auf die kürzlich erſchienenen

Gedichte

von

F. W. Gubitz.

Zwei Bände. (Preis 2½ Thlr.)

Sie umfaſſen einen ganzen, weit und oft ſtürmiſch bewegten Lebenskreis.

Geſchichtliches, Novelliſtiſches und Humoriſtiſches.

Lebensbilder und Erfahrungen

von

Fr. v. Schönholz.

Preis: 1⅓ Thlr.

Ueberall höchſt günſtig beurtheilt, ſagt die „National-Zeitung“ neulich (1861. Nr. 334) unter Anderem darüber: „Schon der Titel dieſes Buchs bekundet die Mannichfaltigkeit ſeines Inhalts. Dennoch geht durch die meiſten Piecen der Sammlung ein einheitlicher Zug hindurch; in faſt allen zieht der Verfaſſer mit einer ſchätzenswerthen Gabe der Beobachtung und des pſychologiſchen Scharfblicks die Thorheiten und Gebrechen unſrer Zeit an's Licht und geißelt ſie bald mit ſtrenger Rüge, bald mit bitterer Ironie und ſarkaſtiſchem Humor. Daneben fehlt es aber auch nicht an Proben eines mild verſöhnenden und warmen Gefühls, das uns über die edle Abſicht des Autors, ſtatt der Oberflächlichkeit und geſpreizten Hohlheit unſres geſellſchaftlichen Treibens, eine ernſtere und würdigere Lebensauffaſſung anzubahnen, keinen Augenblick in Zweifel läßt.“ — Der Beurtheiler geht dann rühmend auf die Einzelheiten ein, und man ſollte glauben: ein ſo entſchieden belobtes Unterhaltungswerk müſſe wenigſtens

in jeder Leihbibliothek

zu finden ſeyn, man ſollt' es glauben! Aber

man frage doch gefälligſt danach!

Dies beziehen wir auch auf die allſeitig empfohlenen, zeitgeſchichtlich bedeutſamen Schriften von dem unglücklichen K. Gruenz (Umſchreibung des wahren Namens: G. Künzer):

Der Weltprieſter und „Förſters Lieschen“.

Zeitroman aus voller Wahrheit.“

(Preis 1½ Thlr.)

und

„Eine gemiſchte Ehe.

Wirklichkeit und Wahrheit
in einem
Lebensbilde.“

(Preis 1 Thlr.)

Dann auch auf:

Marguerite.

Von

Dr. Chriſt. Birch.

Drei Bände: 3½ Thlr.

Geſchichte
Friedrich des Großen.
Volksbuch
von
Fr. Becker.
Mit zwölf Holzſchnitten.
Zweite Auflage.
Preis: 12½ Sgr.

Hier ward ſo viel gegeben, als ob man ein paar Bände hätte, und dies Volksbuch iſt jetzt um ſo wichtiger, da nun bald ein Jahrhundert vergangen ſeit dem Friedensſchluß nach dem ſiebenjährigen Kriege. Nicht allein dieſer, auch die allſeitige Regierung des weltgeſchichtlichen großen Königs iſt geſchildert, und der äuſſerſt geringe Preis ſoll dazu dienen, dieſe Königsgeſchichte leicht überall anſchaffen zu können.

Im Felde und Walde.
Naturwiſſenſchaftliches Volksbuch
von
Dr. L. Heros.
Mit ſechzig Holzſchnitten.
Zweite Auflage.
Preis: 15 Sgr.

Wer als Naturforſcher in allgemeiner Hinſicht nicht Naturpfuſcher ſeyn will, der ſchaffe ſich möglichſt früh und raſch zur Grundlage ſeiner Kenntniß dies Büchlein an, das bei koſtenſchwerer Ausſtattung koſtenleicht zu haben iſt.

Was ſoll ich aus meinem Sohne machen?
Was ſoll ich aus meiner Tochter machen?
Andeutungen
für
Eltern und Erzieher
von
Fr. Bertram.
Zweite Auflage.
Preis: 5 Sgr.

Für den ſechsten Theil eines Thalers ein wahres Weisheits-Capital!

Streitende Gegenſätze.

Satiriſche Zeitblicke in Reimen
von
Fr. v. Schönholz und Anderen.
Mit zwölf Holzſchnittchen. Preis: 10 Sgr.

„Wenn im Spaß man Ernſtes giebt,
Wird vielleicht der Ernſt beliebt!“

Der Humor beſchäftigt ſich hier mit faſt hundert Lebensrichtungen, durchweg in beluſtigender Weiſe: in eigenthümlicher Form hat man hier „Xenien“, die zeitgemäß an die Goethe'- und Schiller'ſchen erinnern im Bezug auf unſre Gegenwart.

Das Gewiſſen.

Gabe für die Jugend auf Lebenszeit
von
A. v. Möller.
Mit acht Holzſchnitten.
Zweite Auflage. Preis: 7½ Sgr.

Dies Büchlein iſt ein Schatz für Eltern und Erzieher; überhaupt aber haben die Jugendſchriften von A. v. Möller für die ſittliche Begründung unvergleichlichen Werth, ſey die Rede von Knaben oder Mädchen. Für die Leſe-Anfänge iſt noch beſonders zu empfehlen:

Das nette Jugendbüchlein.

Kindesbetrachtungen
von
A. v. Möller.
Mit achtzehn Bildchen. Preis: 7½ Sgr.

Beweis, daß die Jugendſchriften von A. v. Möller als vorzüglich ſich auszeichnen.

Zwei davon: „Der Bergknabe“ und „Die Mennoniten“, ſind, in's Engliſche überſetzt, in Schulen Englands eingeführt; andere werden folgen, zu ſittlich geiſtiger Unterhaltung angelegentlichſt empfohlen!

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele.

Der nächſte Jahrgang, (für 1862) wird enthalten:

Das geſtörte Winzerfeſt. Liederſpiel in zwei Aufzügen von Agnes Franz. (Aus dem Nachlaß der geſchätzten Dichterin.) — Schwächen und Ränke. Schauſpiel in fünf Akten (nach einer wahren Begebenheit) von J. C. Erhardt. — Sappho. Melodrama von F. W. Gubitz. (Die Muſik von B. A. Weber, befindet ſich in der Bibliothek des Berliner Königlichen Theaters.) — Prinz und Apotheker, oder: der letzte

Stuart. Luſtſpiel mit Geſang in vier Aufzügen von **Friedrich Adami**. — **Das Kind des Glücks.** Original-Charakter-Luſtſpiel in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. Preis: $1\frac{2}{3}$ Thr.

Der Jahrgang für 1861 enthält:

Sophie Detzloff. Geſchichtlich Luſtſpiel in drei Akten von **F. W. Gubitz**. — **Der neue Timon.** Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Rudolph Genée. — **Edith.** Schauſpiel in vier Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — **Bei Leipzig.** Schauſpiel in einem Akt von **F. W. Gubitz**.*) — **Mit gleichen Waffen.** Luſtſpiel in fünf Aufzügen von L. R. Siembt.

Preis: $1\frac{1}{3}$ Thlr.

In der deutſchen Schriftwelt das einzige Buch, das nur neue urſprünglich deutſche Werke aufnimmt, alſo gewiß wenigſtens in keiner Leihbibliothek fehlen darf.

*) Die Muſik dazu, von Carl Maria von Weber (Partitur), iſt im Beſitz der Vereins-Buchhandlung.

Neueste Reiseführer durch die Schweiz.

Verlag von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen.

Tſchudi's
Schweizerführer.

Reisetaschenbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der Hauptstädte, der Kurorte und des Alpenlandes. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Eleg. roth gebund. 28 Ngr. 1 fl. 36 kr. 3 Fr. 60 Ct.

Tſchudi's
Schweizerkarte

für Reisende. Mit den Poststrassen und Eisenbahnnetzen, Dampfschifflinien, Chausseen, Landstrassen, Gebirgspässen, Alpenübergängen, Gletschern etc. etc. Eleg. roth gebunden. 21 Ngr. 1 fl. 21 kr. 2 Fr. 70 Ct.

Obige Reiſeartikel ſind theils ganz neu, theils in neuen, ſorgfältig und auf das genaueſte revidirten Auflagen erſchienen. „Der Schweizerführer", unterſtützt von den bewährteſten und tüchtigſten Kennern des Schweizerlandes, enthält neben den neueſten ſtatiſtiſchen Notizen eine Anzahl höchſt intereſſanter, **in keinem andern Reiſehandbuch über die Schweiz aufgeführten**

Touren im Hochgebirge; in der „Schweizerkarte“ ſind alle bis jetzt dem Betriebe übergebenen Eiſenbahnlinien und Poſtkurſe genau nachgetragen, und ſo ſteht zu hoffen, daß dieſe bewährten Reiſebegleiter ſich auch ferner der Gunſt des reiſenden Publikums erfreuen werden.

(Eingesandt.)

Methode Toussaint-Langenscheidt.

(5. Aufl.) Englisch und Französisch (Aufl. 5.)

— Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen —

erlernt Jedermann, der deutsche Druckschrift richtig lesen kann, durch diese von über 100 wissenschaftlichen Autoritäten empfohlene Methode in 9 Monaten, ohne Lehrer, auf die angenehmste, gründlichste und billigste Weise. Vorkenntnisse nicht erforderlich. Honorar pro Woche nur 5 Sgr. (18 Xr. rh., 25 Nkr.) Näheres im Prospekt, der nebst einer Probelection gratis versendet wird. Der portofreien Bestellung sind 5 Sgr. in Briefmarken für das Rückporto beizulegen. — Prüfe Alles, das Beste behalte!

Gefälligst zu notirende Adresse:

G. Langenscheidt Berlin, Hirschelstrasse 32.

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender“.

Von den Bildern in ſämmtlichen Jahrgängen des „Volks-Kalender“ ſind durch die Vereins-Buchhandlung Abgüſſe der Platten zu beziehen. Sie zählen bis über 3000, und in dem erſchienenen „Inhalts-Verzeichniß“. (4½ Sgr.) ſind zugleich die Preiſe der Abgüſſe angegeben. Wie man mit dieſen Bildern ſchon früher in den entfernteſten fremden Ländern für Kalender und bildgeſchmückte („illuſtrirte“) Werke leicht geſorgt hat, ſo iſt es auch neulich in Erweiterung geſchehen, wo zu älteren Unternehmungen neue hinzukamen. Bei den Abgüſſen iſt Vorausbezahlung bedingt, mit einem Rabatt von 16⅔ Procent für Beſtellungen, deren Geldbetrag zehn Thaler überſteigt.

Berlin, im Auguſt 1861. Vereins-Buchhandlung.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Per 63 d [illegible]
629

Deutſcher
Volks-Kalender
1863.

12 GR. 3 PF.

Herausgegeb'en von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern.

Neunundzwanzigſter Jahrgang.

Zur
Friedensfeier.

Eintracht:
Stets einträglich;
Zwietracht:
Unbehäglich;
Deutſche,
Sagt's Euch täglich!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

1 8 6 3.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1863ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5812 te.
Seit Chriſti Tode	— 1830 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1790 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1908 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 282 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 164 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 483 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 423 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 372 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 254 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 206 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 163 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 68 —
Seit Wilhelm's, Königs von Preußen, Geburt . .	— 67 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 3 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feiertage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✿ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Januar 1863. Alter **Dez.** 1862.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Donn.	1	**Neujahr**	♊	☿ wird erſt gegen **Mitte** d.	20	Julius
Freit.	2	Odilo	♊	⊙Erdn. ☾☋. **M.** ſichtb. u.	21	Thom. A.
Sonn.	3	Genofeva	♊	☾Erdf. bleibt es zu Ende	22	Greg. S.

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth. 2. Ep. 1 Petri 4.

Sonnt.	4	**S. n. Neuj.**	♋	Titus. faſt 1 **St** am **Weſth.**	23	**4. Advent**
Mont.	5	Eduard.	♋	🌕 1.0' **V.** ♀ wird gegen	24	Adam E.
Dienſt.	6	**H. 3 K. Ep.**	♌	**Mitte** d. **M.** auf kurze	25	**H. Chriſtf**
Mittw.	7	Reinhold	♌	**Zeit als Abendſt.** ſichtb., zu	26	**Stephan**
Donn.	8	Gudula	♌	**Ende kann ſie ¼ St.** geſeh.	27	**Joh. Ev.***
Freit.	9	Julian	♍	**werden.** ♂ **geht Anfangs d.**	28	Unſch. K.
Sonn.	10	Paul. Einſ	♍	**M. etwas nach** halb 2 **Uhr**	29	Thom. E.

3. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	11	1. n. **Ep.**	♎	Hygyn **Nachts unter. Am**	30	n. **Chriſt.**
Mont.	12	Ernſt	♎	20. tritt er ins Zeich. des ♉.	31	Sylveſter
Dienſt.	13	Hilarius	♎	🌗 12.43' V. ♄ iſt a. **Mor-**	1	J 1863 **N.**
Mittw.	14	Felix	♏	genh. zu ſehen, **anfangs**	2	Odile
Donn.	15	Maurus	♏	geht er um 1½ **Uhr Nachts**	3	Genefeva
Freit.	16	Marcellus	♐	♄rückg. ☾☊. **auf. zu Ende**	4	Titus
Sonn.	17	Anton	♐	**ſchon v. Mittern.** ♄ geht	5	Eduard

4. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	18	2. **Ep. H.T.**	♑	Priſca. ☾Erdn. **auf. gegen**	6	**H. 3 K. Ep.**
Mont.	19	Marius.	♑	🌑 4.30' N. **Mitternacht**	7	Reinhold
Dienſt.	20	Fab. Seb.	♒	**auf u. ſteht etwas vor**	8	Gudula
Mittw.	21	Agnes	♒	6 **Uhr Morg. i. Süd.; gegen**	9	Julian
Donn.	22	Vincenz	♓	**Ende d. M. geht er ſchon v.**	10	Paul. Einſ.
Freit.	23	Mar. Ver.	♓	9½ **U. Abds. auf. u. ſteht**	11	Hygin
Sonn.	24	Bertram	♈	**etwas v.** 4 **U. M. i. Süd.**	12	Ernſt

5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Römer 12.

Sonnt	25	3. n. **Ep.**	♈	Paul Bek. ☿ gr. öſtl. Ausw.	13	1. n. **Ep.**
Mont.	26	Polykarp.	♉	🌓 5.22' N. ⛢ ſteht i. **Anf.**	14	Felix
Dienſt.	27	Chriſoſt.	♉	**vor 10 Uhr Abds. i. S.**	15	**Maurus**
Mittw.	28	Karl d. G.	♉	**u. i. d. Nacht üb. ſichtb.; zu-**	16	Marcellus
Donn.	29	Franz S.	♊	☾☋. letzt ſteht **er vor 9 U.**	17	Anton
Freit.	30	Adelgunde	♊	**Abds. im S.; u. geht 1 St.**	18	Priſca
Sonn.	31	Lud. Alb.	♋	☾Erdf. **v. Tagesanf. unter.**	19	Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 5. Januar um 4 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 13. Januar bald nach halb 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Montag den 19. Januar um halb 5 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Montag den 26 Januar nach 1 Viert. auf 6 Uhr Nachmitt. das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Belagerung Jeruſalems am 1. Januar.

	Tageslänge	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 36	7 51	4 30	15 24

Anfangs-Wunſch.

Ohne Sorgen, ohne Schmerzen
Mög' Euch Tag für Tag entſchweben,
Was Ihr heute wünſcht im Herzen,
Mögt' Ihr morgen froh erleben. D. L.

Spott gegen Spott.

Der engliſche Biſchof Wilkens hatte eine Schrift drucken laſſen über die Welt im Monde. In einer Geſellſchaft ſagte die Herzogin von Newcaſtle, Verfaſſerin ſchlechter Romane und Schauſpiele, ſpöttiſch: „Nennt mir gefälligſt die Herberge auf dem Wege zu Eurer Mondwelt; die Reiſe iſt lang, man wird ſich oft ausruhen müſſen!" — und Wilkens antwortete: „Sie haben ſo viele Luftſchlöſſer gebaut, daß es Ihnen auf ſolchen Reiſen an Ausruhorten nicht fehlen kann."

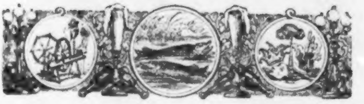
Lebenslehre.

Unvermeidliches ertragen,
Leid bekämpfen ohne Klagen,
Im Vertrau'n auf Gott nie zagen,
Das hilft ſtets zu Friedenstagen.

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		
b. T.		4	50	
		5	47	1
Abds		6	37	2
				3
3	49	7	20	●
4	51			4
5	56			5
7	3			6
8	11			7
9	19	bei Tag		8
10	29			9
				10
11	41			●
Morg.				11
12	56			12
2	12			13
3	29			14
4	43			15
5	48			16
				17
6	43	Abds		●
7	25	4	37	18
		6	3	19
bei Tag		7	26	20
		8	46	21
		10	2	22
		11	16	23
				24
				●
		Morg.		25
		12	27	26
		1	36	27
		2	40	28
		3	40	29
		4	32	30
		5	18	31

Einfache Gründe für künftiges Leben.

Herrmann Samuel **Reimarus**, ein menſchenfreundlicher Gelehrter, der 1768 ſtarb, giebt uns ſeine Anſicht über die Fortdauer der Seele in folgender Andeutung: „Kann man ſich wohl vorſtellen, daß den Lebendigen der Hunger nach einer gewiſſen Speiſe natürlich ſey, und daß doch die Speiſe nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne erſättigt und das Leben erhalten werden? Kann man ſich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter ſich einmüthig zu



Februar 1863. — Alter **Januar.**

6. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1 Cor. 9.

Sonnt.	1 **Septuag.**	♋	Brigit. ☿ iſt nur **noch** we-	20 2. n. **Ep.**
Mont.	2 **Mar. R. L.**	♋	nige **Tage** am **Abendh.** zu	21 Agnes
Dienſt.	3 Blaſius	♌	🌕 10.53′**M.** ſehen, da er	22 Vincenz.
Mittw.	4 Veronica	♌	am 9. in untere **Conj.**	23 Maria V.
Donn.	5 Agatha	♍	mit d. ☉ tritt u. dann in de-	24 Bertram
Freit.	6 Dorothea	♍	ren **Strahlen** verſchw. ♀ iſt	25 Paul. Bk.
Sonn.	7 Rembertus	♍	nur kurze **Zeit** als **Abendſt.**	26 Polykarp

7. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	8 **Sexageſ.**	♎	Anſcharius ſichtb., u. bleibt	27 **Septuageſ.**
Mont.	9 Apollonia.	♎	Junt. ☌ ☉. **Ende d. M.** über	28 Karl d. Gr.
Dienſt.	10 Scholaſt.	♏	1 **St.** am weſtl. **Himmel.** ♂	29 Franz S.
Mittw.	11 Deſiderius	♏	🌗 11.14′**V.** ſteht im **Anf.**	30 Adelgunde
Donn.	12 Eulalia.	♐	☾♌ um 5½ **U. Abds.** i.	31 Lud. Alb.
Freit.	13 Gilbert	♐	Zrückg. **S.** u. iſt bis 1 **Uhr**	1 **Februar**
Sonn.	14 Valentin	♑	**Nachts,** wo er **unterg.,** ſicht-	2 **Mar. R. L.**

8. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 2. Cor. 13.

Sonnt.	15 **Eſtomihi**	♑	Fauſtin. ☾Erdn. bar. ♃ der	3 **Sexageſ.**
Mont.	16 Juliane	♒	**Ende d. M.** vor 10 **U. Abds.**	4 Veronika
Dienſt.	17 **Faſtnacht**	♒	Benianus. **aufg., bleibt des**	5 Agatha
Mittw.	18 **Aſcherm.**	♓	🌑 3. 14′ V. Simeon.	6 Dorothea
Donn.	19 Leontius	♓	**Nachts ſichtb. u. ſteht**	7 Rembertus
Freit.	20 Eucharius.	♈	**nach** 3 **U. Mrg. i. Süd;** er	8 Anſcharius
Sonn.	21 Felix B.	♈	**wird d.** 13. **rückg.** ♄ iſt in	9 Apollonia

9. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.

Sonnt.	22 1 **Invoc.**	♈	Petr. Stuhlf. d. **M.** faſt d.	10 **Eſtomihi**
Mont.	23 Serenus	♉	**ganze Nacht ſichtb. u. ſteht**	11 Deſiderius
Dienſt.	24 Matth. Ap.	♉	**zuletzt um** 2 **U. Mrg. i. S.**	12 **Faſtnacht**
Mittw.	25 **Quat.** †	♊	🌓 1.2′ N. Mechthil. Frchtl.	13 **Aſchermit.**
Donn.	26 Neſtor	♊	☾☋. ♁ ſteht **zu Ende um**	14 Valentin
Freit.	27 Juſtus †	♊	☾Erdf. 6½ **U. Abds. im S.**	15 Fauſtin
Sonn.	28 Romanus †	♋	**u. geht vor** 3 **U. Morg. unt.**	16 Juliane

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. Februar gegen 11 Uhr Abends der volle Mond.
Mittwoch den 11. Februar um 1 Viertel auf 12 Uhr Mittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 18. Februar um 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der neue Mond.
Mittwoch den 25. Febr. gleich nach 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	9 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	49 M.	14 St.	51 M.
11	9	43	7	23	5	7	14	17
21	10	20	7	5	5	25	13	40

☾ Afg. U. M.	Untg. U. M.	T.
	Morg.	
V. A.	5 56	1
Abds.	6 27	2
4 53	6 54	3
6 1	7 17	4
7 10	7 37	5
8 20		6
9 31		7
	●	●
10 44	[illegible]	8
11 59		9
Morg.	[illegible]	10
1 14		11
2 27		12
3 34		13
4 30		14
		●
5 17		15
5 51		16
6 24	Abds.	17
6 48	6 16	18
7 12	7 35	19
	8 52	20
	10 6	21
●		●
[illegible]	11 18	22
	Morg.	23
	12 25	24
[illegible]	1 28	25
	2 24	26
	3 12	27
	3 53	28

Zum Merkbuch.

Wer in einer Sache recht hat, muß immer noch dafür ſorgen, daß er nicht im Verfahren für ſein Recht in's Unrecht komme.

Die Wahl-Freiheit wird oft durch das Wahl-Gewerbe zur Wahl-Unfreiheit.

In unſrer Zeit, wo man Selbſtſucht für Geſundheit hält, iſt Liebe eine vorübergehende Unpäßlichkeit, die ſich als perſönliche Homöopathie darthut. Der Eine iſt durch den Andern kränkelnd geworden und man heilt ſich gegenſeitig mit ſehr geringen Gaben von Erkenntniß.

Anmuth läßt Armuth vergeſſen und Güte die Güter.

Wenn man es dahin bringen könnte, daß alles Undeutliche den Menſchen völlig unverſtändlich wäre, dann wäre viel erreicht für die wahre Verſtändigkeit.

Wo Du Dir ſelbſt genug ſeyn kannſt, iſt jeder Zweite ein Hinderniß.

Wer auf dem Wege zum Unrecht umkehrt, hat, wenn nicht mehr ein verführeriſch Ziel vor Augen, doch ſein Verderben im Rücken.

verſammeln, um in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch dort kein Land ſey, wo ſie ihr Leben fortſetzen und unterhalten könnten? Kann man ſich denken, daß Waſſer-Inſecten gegen das Ende ihres dermaligen Zuſtandes ein Verlangen nach der Luft haben ſollten und ſich aus dem Waſſer heraus begäben, wenn ſie nicht nach ihrer Verwandlung in dieſem Element auf's Neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur trügt nicht, ſie iſt ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jeder beſtimmten Art

März 1863. Alter **Februar**

10. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	1	2. **Remin.**	♋	Switbertus ☿ bleibt in d.	17	1 **Invoc.**
Mont.	2	Simplicius	♌	**M.** d. unbew. Auge verbor-	18	Simeon
Dienſt.	3	**Kunegunde**	♌	gen, u. wird ſelbſt in ſeiner	19	Leontius
Mittw.	4	Caſimir.	♍	gröſsten weſtl. Ausw. am 8.	20	**Quatemb.**
Donn.	5	Friedrich	♍	🌕 3.5'N. der Dämmerung	21	Felix V.
Freit.	6	Perpetua	♍	wegen nicht geſehen ♀	22	Pet. Sthlf.
Sonn.	7	Thom. v. A.	♎	glänzt als Abendſtern am	23	Serenus

11. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.

Sonnt.	8	3 **Oculi**	♎	Joh. de Deo ☿ gr. wſtl. A.	24	2. **Remin.**
Mont.	9	Franziska	♏	Weſth. u. iſt zu Ende üb. 2	25	Mechthil.
Dienſt.	10	40 Märt.	♏	St. ſichtb. ♂ tritt Abds. am	26	Neſtor
Mittw.	11	**Mitfaſt.**	♐	Roſina. Südwſth. hervor.	27	Juſtus
Donn.	12	Gregor	♐	🌗 7.24 N. ☾☊. bleibt an-	28	Romanus
Freit.	13	Ernſt	♑	♂ i. ♊. fangs bis 1 U.	1	**März**
Sonn.	14	Mathilde	♑	Nachts ſichtb. u. tritt in das	2	Simplicius

12. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	15	4 **Lätare**	♒	Longin. ☾Erdn. Zeich. der	3	3 **Oculi**
Mont.	16	Heribert	♒	♊. ♃ geht zu Ende d. M.	4	Caſimir
Dienſt.	17	Gertrud	♒	um 8½ U. Abds. auf u. ſteht	5	Friedrich
Mittw.	18	Cyrillus	♓	dann um 1 U. Mrg. im S.	6	Perpetua
Donn.	19	Joſeph	♓	🌑 3.5'N. ♄ iſt faſt die	7	Thom. v. A.
Freit.	20	Joachim	♈	ganze Nacht ſichtb., d.	8	Joh. d. D.
Sonn.	21	Benedikt	♈	⊙ in ♈. Fr-Anf., T. u. N. g.	9	Franziska

13. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	22	5. **Judica.**	♉	Kön. Geb. Oktavian 23.	10	4. **Lätare**
Mont.	23	Otto	♉	♄☍⊙. kommt er i. ☍ mit	11	Roſina
Dienſt.	24	Gabriel	♊	d. ⊙ u. ſteht ihr dann um	12	Gregor
Mittw.	25	**Mar. Ver.**	♊	☾☋. Mittern. gerade ge-	13	Ernſt
Donn.	26	Ludgerus	♊	genüb. im S. ♅ ſteht Abds.	14	Mathilde
Freit.	27	**Rupertus.**	♋	🌓 9. 26' V. ☾Erdf. am	15	Longin
Sonn.	28	Felix P.	♋	ſüdweſtl. Himmel, am	16	Heribert

14 Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	29	6. **Pal.**	♌	Euſtaſius. Ende d. M. geht	17	5. **Judica.**
Mont.	30	Quirinus	♌	er etwas vor 1 Uhr Nachts	18	Cyrillus
Dienſt.	31	Balbina.	♌	Einz. i. Paris 1814. unter.	19	Joſeph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. März bald nach 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Donnerſtag den 12. März gegen halb 8 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 19. März bald nach 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Freitag den 27. März kurz vor halb 10 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 4., ihr Purim-Feſt am 5., 6. März.

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	10 St.	51 M.	6 Uhr	48 M.	5 Uhr	39 M.	13 St.	9 M.
11	11	29	6	27	5	56	12	31
21	12	8	6	4	6	12	11	52

☾ Afg.		☾ Unt.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		—
B. T.		4	37	1
		4	55	2
		5	20	3
Abds.		5	42	4
6	7	6	2	5
7	19	6	20	6
8	32	6	37	7
				*
9	47			8
11	3			9
Morg.		[illegible]		10
12	17			11
1	25			12
2	20			13
3	13			14
				*
3	53			15
4	23			16
4	50			17
5	14	Abds.		18
5	31	6	27	19
5	52	7	42	20
		8	56	21
				*
[illegible]		10	6	22
		11	12	23
		Morg.		24
		12	11	25
		1	4	26
		1	45	27
		2	24	28
				*
		2	55	29
		3	21	30
		3	44	31

Innigſinnige Antwort.

Du fragſt: Wie lange treu in Liebe
Mein Herz Dir, Liebchen, bliebe? —
Ei, gieb Du mir nur erſt die Kunde
Von meiner Todesſtunde!

Kurzer Entſchluß.

Einem hübſchen Bürgermädchen, das einen Andersgläubigen heirathen wollte, ſchilderte der Pfarrer die ihr drohende hölliſche Verdammniß mit den grellſten Farben, und als er dann fragte: was ſie zu thun gedenke, entgegnete ſie naiv: „J nu, ich will's 'mal d'rauf ankommen laſſen!“

Was uns bleibt.

Wenn das Treiben wirrer Zeit
Echten Werth nicht kann ermeſſen,
Iſt Gedankenwelt bereit,
Die uns lehrt die Zeit vergeſſen —
Das bewahrt, zerfällt uns viel,
Immer doch ein lichtes Ziel.

des Lebens, ſie iſt ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Abſichten. — Wie könnte er denn ſeine vernünftigen Geſchöpfe, durch ihre Natur, zur Vorſtellung eines längeren und beſſeren Lebens, und zum Verlangen nach demſelben rege gemacht haben, wenn es nicht eben Dasjenige wäre, wozu er uns beſchieden hat!“

Ausſprüche Friedrich des Großen.

Müßte man nicht wahnſinnig ſeyn, wenn man ſich vorſtellen wollte, daß Menſchen zu Einem ihres Gleichen geſagt haben ſollten: „Wir

April 1863. Alter **März.**

Mittw.	1 Hugo B.	♍	☿ **kommt am 20. in obere**	20 Joachim
Donn.	2 **Gründonn.**	♍	Franz de P. **Conj. mit der**	21 Benedikt
Freit.	3 **Charfreit.**	♎	🌕 Richard. ☉ **u. tritt in**	22 Oktavian
Sonn.	4 Iſidor B.	♎	4.37' **V. d. M. nicht**	23 Otto

15. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	5 **H. Oſterf.**	♏	Vincenz. **aus d. Strahlen**	24 **6. Palm.**
Mont.	6 **Oſtermont**	♏	Sixtus P. **derſ. hervor.** ♀	25 **Mar. Vrk.**
Dienſt.	7 Hermann	♐	**glänzt üb. 2 St. als Abend-**	26 Ludgerus
Mittw.	8 Dionyſius	♐	☾☊. **ſtern, Ende d. M. geht**	27 Rupertus
Donn.	9 Maria Cl.	♐	☾ Erdn. **ſie um 10½ Uhr**	28 **Gründonn.**
Freit.	10 Ezechiel	♑	🌗 **Abds. unt.** ♂ **geht kurz**	29 **Charfreit.**
Sonn.	11 Leo d. Gr	♑	1.51' **V. nach Mittern.**	30 Quirinus

16. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	12 1 **Quaſ.**	♒	Julius. ♃☍☉. **unter u. iſt**	31 **H. Oſterf.**
Mont.	13 Mar. v. E.	♒	**bis dahin v. 8 Uhr Abends**	1 **Ap. Oſterm.**
Dienſt.	14 Tiburtius	♓	**an zu ſehen. Er tritt in das**	2 **Oſterdinſt.**
Mittw.	15 Olympius	♓	**Zeich. des** ♋. ♃ **iſt d. ganze**	3 Richard
Donn.	16 Drogo	♈	**Nacht ſichtb. Am 12 kommt**	4 Iſidor B.
Freit.	17 Rudolph	♈	🌑 **er in** ☍ **mit d.** ☉; **wo er**	5 Vincenz
Sonn.	18 Eleuther.	♉	2.33' B. **ihr um Mit-**	6 **Sixtus P.**

17. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	19 2 **Miſ. D.**	♉	Timotheus. **tern. gerade**	7 1 **Quaſ.**
Mont.	20 Vikter	♉	Job. ☌ ☉. **gegenüb. im Süd.**	8 Dionyſius
Dienſt.	21 Anſelm	♊	☾☋. **ſteht u. in d. J. am**	9 Maria Cl.
Mittw.	22 Soter	♊	**hellſt. iſt.** ♄ **ſteht gegen Ende**	10 Ezechiel
Donn.	23 Georg	♋	**d. M. um 9½ U. Abds. i. S.**	11 Leo d. Gr.
Freit.	24 Albert	♋	☾ Erdf. **u. geht etwas vor**	12 Julius
Sonn.	25 Marc. Ev.	♋	**4 U. Mrg. unter.** ♅ **iſt am**	13 Mar. v. E.

18. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	26 3 **Jubil.**	♌	🌓 4.36' B. **Ferdinand.**	14 2 **Miſ. D.**
Mont.	27 **Anaſtaſius**	♌	**Ende d. M. des Abds.**	15 Olympius
Dienſt.	28 **Vitalis**	♍	♂ **in** ♋. **1 St. am Weſth.**	16 Drogo
Mittw.	29 **Bettag**	♍	**Peter v. M.** ☾☋ſ. **ſichtb., wo**	17 Rudolph
Donn.	30 **Cath. v. S.**	♍	**er um 11 U. Abds. unterg.**	18 **Eleuther.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. April nach halb 5 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 11. April nach 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 18. April gleich nach halb 4 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 26. April nach halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 4. und 5., 10 und 11. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 40 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 9 M.
11	13 29	5 18	6 47	10 31
21	14 7	4 56	7 3	9 53

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		—
B. T.		4	5	1
		4	23	2
Abds.		4	46	3
7	30	5	9	4
				●
8	48	5	35	5
10	4			6
11	15			7
Morg.		[illegible]		8
12	18			9
1	10			10
1	52			11
				●
2	25			12
2	53			13
3	17			14
3	39			15
4	1			16
4	24	Abds.		17
4	49	7	48	18
				●
5	17	8	56	19
		9	58	20
		10	54	21
[illegible]		11	41	22
		Morg.		23
		12	21	24
		12	54	25
				●
		1	22	26
		1	45	27
		2	7	28
		2	27	29
		2	48	30

Vom Leſen.

Es giebt wirklich ſehr viele Menſchen, die nur leſen, um nicht denken zu dürfen. (Lichtenberg.)

Das lateiniſche Wort „legere“ wurde nicht nur im Sinne von „leſen“, ſondern auch für „auswählen“ gebraucht; eine doppelte Bedeutung, die allen Leſern zu empfehlen iſt. (Garve.)

Für Mädchen und Frauen.

In das Stammbuch der hübſchen und gelehrten Tochter des berühmten Philologen F. A. Wolff — ſie war in den alten Sprachen Meiſterin — ſchrieb Goethe:

„Der Griechen Mythenthum und Fabel,
Und was Dich ſonſt Dein Vater lehrt,
Das bleibt für Dich der Thurm zu Babel,
Wie es die Liebe Dir erklärt.“

Urtheil über franzöſiſches Luſtſpiel.

„Die Franzoſen verwenden in ihrem Luſtſpiel große Geſchicklichkeit, um in ſcheinbar anſtändiger Weiſe unanſtändig zu ſeyn.“

erheben Dich über uns, weil wir gern Sclaven ſeyn wollen, und geben Dir Macht, uns nach Deiner Willkür zu lenken?“ Sie haben vielmehr geſagt: „Wir bedürfen Deiner, um die Geſetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weiſe regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von Dir Achtung für unſere Freiheit.“

Jeder Regent iſt nur der erſte Diener des Staats, und verbunden, mit Rechtlichkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, daß er

Mai 1863. **Alter April.**

Freit.	1 Phil. Jak.	♎	☿ kommt aus d. obern Conj.	19 Timotheus
Sonn.	2 Athanasius	♎	mit d. ☉ u. hat am 19. seine	20 Victor

19. Von Christi Hingange zum Vater. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	3 **4 Cantate**	♏	🌕 3. 20′ U. † Erfind.	21 **3 Jubil.**
Mont.	4 Monica	♏	größte östl. **Ausw.** Er	22 Soter
Dienst.	5 Pius V.	♐	☾☊. ist fast d. ganze **M.**	23 Georg
Mittw.	6 Joh. v. d. Pf.	♐	☾ Erdn. am Abendh. auf	24 Albert
Donn.	7 Stanislaus	♑	kurze Zeit sichtb. ♀ erhält in	25 Marc. E.
Freit.	8 Mich. Ersch.	♑	d. **M.** ihren höchsten Stand	26 Ferdinand
Sonn.	9 Gregor N.	♒	u. ist länger als 2½ St. als	27 Anastasius

20. Von der rechten Betekunst. Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	10. 5 **Rogate**	♒	🌗 7. 43′ V. Gordian.	28 4 **Cantate**
Mont.	11 Beatrix.	♓	Abendst. sichtb. ♂ geht	29 Peter v. M.
Dienst.	12 Pankrat.	♓	anf. d. **M.** um **Mittern.**, zu	30 Cath. v. S.
Mittw.	13 Servatius	♈	Ende nach 11 U. Abds. un-	1 **Mai**
Donn.	14 Him. Chr.	♈	Christian. ter u. ist dann	2 Athanasius
Freit.	15 Sophia	♈	üb 1 St, sichtb. ♃ geht am	3 † Erfind.
Sonn.	16 Joh. v. N.	♉	Ende d. **M.** um 2 U. Nachts	4 Monica

21. Von Verheißung des heiligen Geistes. Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4

Sonnt.	17. 6. **Exaudi**	♉	🌑 5.17′ N. Jodocus. ☿☉f.	5 5. **Rogate**
Mont.	18 Liberius	♊	☾☋. unter u. kann v.	6 Joh. v. d. Pf.
Dienst.	19 Prudent.	♊	☿ gr. östl. A. 9½ U. **Abds.** an	7 Stanislaus
Mittw.	20 Basilla	♋	bis dahin ges. werden ♄ ist	8 Mich. E.
Donn.	21 Constantin	♋	Ende d. **M.** bei Anfang der	9 Him. Chr.
Freit.	22 Julian	♋	☾ Erdf. Nacht am südwstl.	10 Gordian
Sonn.	23 Desider. †	♌	Himmel sichtb. u. geht vor 2	11 Beatrix

22. Von der Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.

Sonnt.	24 **Pfingstf.**	♌	Johanna. U. Nachts, 1 St.	12 6. **Exaudi**
Mont.	25 **Pfingstm.**	♌	🌓 9.13′ N. Urban. v. Ta-	13 Servatius
Dienst.	26 Philipp N.	♍	gesanbr. unt. ♅ ist nur	14 Christian
Mittw.	27 **Quatemb.** †	♍	Luciana. i. d. erst. Tagen	15 Sophia
Donn.	28 Wilhelm	♎	d. **M.** a. Abendh. auf kurze	16 Joh. v. N.
Freit.	29 Maximin. †	♎	Zeit sichtb., da er bald nach	17 Jodocus
Sonn.	30 Felix P. †	♏	s. Hervortritt aus d. Däm-	18 Liborius

23. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	31 **Trinitatis**	♏	Petronella. merung unterg.	19 **Pfingst.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 3. Mai bald nach 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmit. der volle Mond.
Sonntag den 10 Mai kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens das lezte Viertel.
Sonntag den 17. Mai gleich nach 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmittags der neue Mond, nebſt einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Montag den 25 Mai um 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 7. ihr Wochenfeſt am 24. und 25. Mai.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	42 M.	4 Uhr	37 M.	7 Uhr	19 M.	9 St.	17 M.
11	15	16	4	19	7	34	8	44
21	15	43	4	5	7	48	8	17

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Morg.		
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	2
				●
7	43	4	3	3
8	58	4	40	4
10	7			5
11	5			6
11	51			7
Morg.				8
12	27			9
				●
12	56			10
1	22			11
1	44			12
2	6			13
2	28			14
2	52			15
3	19	Abds.		16
				●
3	30	7	47	17
		8	45	18
		9	36	19
		10	[illegible]	20
		10	[illegible]	21
		11	23	22
		11	48	23
				●
		Morg.		24
		12	10	25
		12	31	26
		12	50	27
		1	11	28
		1	33	29
		2	0	30
				●
		2	32	31

Es wird ſo ſeyn.

Der einſt ſehr beliebte Dichter Moritz Auguſt von Thümmel ſchrieb dem berühmten Reiſenden Peter Simon Pallas in deſſen Stammbuch:

„Der Menſch iſt überall der Leidenſchaften Spiel;
Du ſah'ſt auch hier ſo manchen Zeitverſchwender,
Der Klugen wenige, der Thörichten ſo viel,
Weil der verbeſſerte Kalender
Nicht klüger macht als der nach altem Stil.“

Zum Merkbuch.

Zur Stärkung des geiſtigen Vermögens hilft minder das Lernen als das Beobachten.

Von der Sanduhr laßt euch nicht nur an die Flucht der Zeit, ſondern zugleich an den Staub erinnern, in den wir einſt zerfallen werden.

Die Zeit hätte unzweifelhaft oft ein Recht, darüber zu klagen, daß ſie eben nur vergehen, im Geſcheidten aber weder weiter kommen, noch das Gute feſtſtellen kann.

Sag' es ſich Jeder.

Dir ſelbſt vertrau' als Mann
Im Erdenlauf,
Stets giebt, wer das nicht kann,
Sich ſelber auf.

---

jeden Augenblick ſeinen Mitbürgern Rechenſchaft über ſeine Staatsverwaltung ablegen kann. Er iſt ſtrafbar, wenn er das Geld ſeines Volks, welches durch Auflagen einkommt, durch Aufwand, Pomp und Schwelgerei vergeudet.

Die Religionen müſſen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden.

Junius 1863. **Alter Mai.**

Mont.	1	Simeon.	♐	🌕 11.58' N. ☾☊. S.☾F.	20	Pfingſtm.
Dienſt.	2	Erasmus	♐	☿ iſt i. d. M. nicht ſicht-	21	Pfingſtd.
Mittw.	3	Clotild.	♑	☾Erdn. bar, da er zu nahe	22	Quatemb.
Donn.	4	Frohnl.	♑	Florian. ♄ rechtl. bei d. ☉.	23	Deſiderius
Freit.	5	Bonifacius	♒	mit d. er ſich am 13. i. unt.	24	Johanna
Sonn.	6	Norbertus	♒	Conj. befind. ♀ d. noch als	25	Urban

24. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	7	1. n. **Trin.**	♓	Robertus. Abendſt., aber	26	**Trinitatis**
Mont.	8	Medardus	♓	🌗 2.20' N. nicht ſo lange	27	Luciana
Dienſt.	9	Primus	♓	als im Mai glänzt, iſt	28	Wilhelm
Mittw.	10	Maurin.	♈	Ende d. M. nur 1½ St. als	29	Maximin.
Donn.	11	Barnab.	♈	♂ in ♌. ſolcher ſichtb. ♂ iſt	30	Frohnl.
Freit.	12	Baſilides	♉	☿☌☉. faſt d. ganze M. d.	31	Petronella
Sonn.	13	Ant. v. P.	♉	Junt. ☌☉. Auge verborg.	1	Juni

25. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	14	2. n. **Trin.**	♊	Baſilius. ☾☋. nur anf. iſt	2	1. n. **Tr.**
Mont.	15	Vitus.	♊	♃ rechtl. er kurze Zeit Abds.	3	Clothildis
Dienſt.	16	Benno	♊	🌑 8.4' V. ſichtb. Er tritt	4	Florian
Mittw.	17	Adolph	♋	im Zeich. des ♌. ♃.	5	Bonifacius
Donn.	18	Marcellus	♋	Schlacht b. B.-All. 1815. ☾Erdf.	6	Norbertus
Freit.	19	Gervaſius	♌	geht Ende d. M. ſchon um	7	Robertus
Sonn.	20	Silverius	♌	Mittern. unter u. iſt 2 St.	8	Medardus

26. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	21	3. n. **Tr.**	♌	Alban. ☉ in ♋. S.-Anf. l. T.	9	2. n. **Trin.**
Mont.	22	Albinus	♍	d. Abds. ſichtb. Er i. rechtl.	10	Maurin.
Dienſt.	23	Walram	♍	geword. ♄ i. Ende des M.	11	Barnabas
Mittw.	24	Joh. d. T.	♎	🌓 10. 59' V. am ſüdweſtl.	12	Baſilides
Donn.	25	Elegius	♎	Himmel ſichtb., er geht	13	Ant. v. P.
Freit.	26	Pelagius	♎	vor Mittern. unter. Anf. d.	14	Baſilius
Sonn.	27	7 Schläfer	♏	M. erſcheint ſein Ring a.	15	Vitus

27. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	28	4. n. **Tr.**	♏	Leo P. ſchmalſt in dieſ. J.	16	3. n. **Tr.**
Mont.	29	Peter P.	♐	☾☊. ☿ iſt 12. in Conj. mit	17	Adolph
Dienſt.	30	Pauli Ged.	♐	der ☉. und in d. M. unſichtb.	18	Marcellus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Juni kurz vor 12 Uhr Mitternachts der volle Mond nebſt einer ſichtbaren Mondfinſterniß.
Montag den 8 Juni bald nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmit. das letzte Viertel.
Dienstag den 16. Juni bald nach 5 Uhr Vormitt. der neue Mond.
Mittwoch den [illegible] Juni um 11 Uhr Vorm. das erſte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	9 M.	3 Uhr	54 M.	8 Uhr	2 M.	7 St.	51 M.
11	16	23	3	46	8	11	7	37
21	16	29	3	47	8	15	7	31

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
Abds.		3	14	1
8	31	4	7	2
9	48			3
10	20			4
10	59			5
11	30			6
11	50			7
Morg.				8
12	13			9
12	34			10
12	57			11
1	22			12
1	52			13
2	37			14
3	8	Abds.		15
3	57	8	17	16
		8	55	17
		9	26	18
		9	51	19
		10	15	20
		10	36	21
		10	56	22
		11	15	23
		11	36	24
		Morg.		25
		12	0	26
		12	29	27
		1	4	28
		1	50	29
		2	40	30

Die vier Kalender-Namen.

Als im Jahr 1840 in Leipzig das Jahrhundertfeſt der Buchdruckerkunſt gefeiert wurde vom 24ſten bis zum 27ſten Juni, in den vier Tagen, welche die Kalender-Namen: „Johannes der Täufer“, „Elogius“, „Jeremias“ und „Siebenſchläfer“ haben, entſtand folgender Wortwitz:

Am Vierundzwanzigſten,

Da taufte an Johann's des Täufers Tag,
Mit Guten-Bergwein Gutenberg man beim Gelag.

Am Fünfundzwanzigſten,

Dem dienſtbefliſſenen Eulogius geweiht,
Da machten gegenſeitig ſich Elogen breit.

Am Sechsundzwanzigſten,

Nach Jeremias, dem Propheten, ſo benannt,
Da wurden ſchon Jeremiaden bekannt.

Am Siebenundzwanzigſten,

Dem Siebenſchläfer, ſchlief nach Saus und Braus
Daheim mit Kopfſchmerz man den Feſtrauſch aus.

Frömmelei und Verrücktheit ſind nach meinem Begriff gleichbedeutend, wenn anders die Frömmelei nicht noch gefährlicher iſt, denn ſie bleibt, das Verrücktſeyn hingegen verliert ſich, ſobald das Fieber nachläßt.

Der Adel ohne Kenntniſſe iſt nichts als ein leerer Titel, der einen Unwiſſenden zur Schau ſtellt und der Verſpottung Derer preisgiebt, die daran Gefallen finden. Die Natur theilt die Talente aus ohne Rückſicht auf den Stammbaum.

Julius 1863. Alter **Junius.**

Mittw.	1 Rembold	♑	🌕 7. 14' V. ☾ Erdn. ☿,	19 Gervaſius
Donn.	2 **Mar. H.** •	♑	der am 7. ſeine größt.	20 Silverius
Freit.	3 Hyacinth	♒	☉ in Erdf. wſtl. Ausw.	21 Albanus
Sonn.	4 Ulrich	♒	hat; bleibt trotzdem d. unbe-	22 Albinus

28. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ev. 1. Petr. 3.

Sonnt.	5 5. n. **Trin.**	♓	Anſelm. waffn. Auge we-	23 4. n. **Trin.**
Mont.	6 Iſaias	♓	gen der Dämm. verborgen.	24 Joh. d. T.
Dienſt.	7 Wilibald	♈	🌗 10. 56' U. ☿ gr. wſtl. A.	25 Elogius
Mittw.	8 Kilian	♈	♀ zeigt ſich noch immer	26 Pelagius
Donn.	9 Agilolph	♉	als Abendſt., gegen Ende d.	27 7 Schläf.
Freit.	10 7 Brüder	♉	Mon. nur etwas über ½ St.	28 Leo P.†
Sonn.	11 Pius P.	♉	♂ bleibt währd. d. ganzen	29 Petri **Paul**

29. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ev. Röm. 6.

Sonnt.	12 6. n. **Trin.**	♊	Nabor. ☾☋ M. dem Auge	30 5. n. **Tr.**
Mont.	13 Margar.	♊	verbrg. Er kommt in das	1 **Juli.**
Dienſt.	14 Bonavent.	♋	Zeichen d. ♍. ♃ geht am	2 **Mar. H.**°
Mittw.	15 Ap. Theil.	♋	🌑 11. 21' N. ☾ Erdf.	3 Hyacinth
Donn.	16 Skap. Feſt	♋	Ende d. M. ſchon um	4 Ulrich
Freit.	17 Alexius	♌	10 U. Abds. unter u. kann	5 Anſelm
Sonn.	18 Arnold	♌	nur noch 1 St. am Abend-	6 Iſaias

30. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ev. Röm. 6.

Sonnt.	19 7. n. **Tr.**	♍	Arſenius. himmel geſehen	7 6. n. **Trin.**
Mont.	20 Elias.	♍	werden. ♄ erſcheint auch in	8 Kilian
Dienſt.	21 Daniel.	♍	♀ gr. öſtl. Asw. dieſ. Mon.	9 Agilolph
Mittw.	22 M. Magd.	♎	des Abds. am ſüdweſtlichen	10 7 Brüder
Donn.	23 Apollinar	♎	🌓 10. 0' N. Himmel,	11 Pius P.
Freit.	24 Chriſtine	♏	doch geht er am Ende	12 Nabor
Sonn	25 Jakob	♏	des M. ſchon vor 10 Uhr	13 Margar.

31. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ev. Röm. 8.

Sonnt.	26 8. n. **Trin.**	♐	Anna. ☾☊. Abds. un-	14 7. n. **Tr.**
Mont.	27 Pantaleon.	♐	ter und iſt dann ½ St. ſichtb.	15 Ap. Theil
Dienſt.	28 Innocenz	♑	♅ blbt auch in dieſ. M. we-	16 Skap. F.
Mittw.	29 Martha	♑	♂ in ♍. gen der Dämme-	17 Alexius
Donn.	30 Abdon	♒	🌕 2.1' U. ☾ Erdn. rung	18 Arnold
Freit.	31 Ign. Loj.	♒	dem Auge verborgen	19 Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 1 Juli um 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 7. Juli kurz vor 11 Uhr Nachts das letzte Viertel.
Mittwoch den 15. Juli nach 1 Viert. auf 12 Uhr Mitternachts der neue Mond.
Donnerſtag den 23. Juli um 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Donnerſtag den 30. Juli um 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 5., Faſten, Tempel-Verbrennung am 26. Juli.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	25 M.	3 Uhr	50 M.	8 Uhr	15 M.	7 St.	35 M.
11	16	11	3	59	8	10	7	49
21	15	50	4	11	8	1	8	10

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.		Morg.		
8	15	4	0	1
8	56			2
9	27			3
9	53	[illegible]		4
				●
10	17	[illegible]		5
10	39	[illegible]		6
11	3			7
11	27	[illegible]		8
11	56			9
Morg.		[illegible]		10
12	25	[illegible]		11
				●
1	8	[illegible]		12
1	53			13
2	46	Abds.		14
3	44	7	30	15
		7	57	16
		8	24	17
[illegible]		8	43	18
				●
[illegible]		9	3	19
		9	23	20
		9	42	21
[illegible]		10	4	22
[illegible]		10	30	23
[illegible]		11	1	24
[illegible]		11	40	25
				●
		Morg.		26
		12	31	27
		1	35	28
		2	50	29
Abds.		4	13	30
7	53	[illegible]		31

Wozu Schauſpiele?

In Schauſpielhäuſern, wenn in ihnen das Rechte geſchieht, muß man Kunſtausſtellungen von Lebensgemälden finden, die uns des Daſeyns Wirren ſo anſchaulich machen, daß ſie unſere Einſicht erläutern, uns Geiſt und Herz zum Guten und Edlen ſtärken.

Was war, iſt und wird.

Was war, iſt bald verklärt im Zeitenkreis,
Es täuſchet uns gleich Dem, was iſt;
Und fehlet Dem, was wird, nicht der Beweis,
Daß Du voraus Dir Schmeichler biſt.
So zeigt das Dieſſeits Ein's nur wahr:
Der Menſch wird in ſich ſelbſt nie klar.

Ein Mal doch.

Zu einem höchſt Gutmüthigen ſagte ein aufrichtiger Freund: „Es iſt Dein größter Fehler, daß Du niemals Nein ſagen kannſt!“ — „Dazu muß ich freilich Ja ſagen!“ antwortete Jener lächelnd.

Wer will nachrechnen?

Einer, der von ſich behauptete: er ſey ein Himmelskundiger, hat berechnet, wieviel Zeit man mit der Dampfkraft brauchen würde, wenn nach Sonne, Mond und Sternen eine Fahrbahn angelegt — werden könnte. Er berichtet: „Um mit Dampf (acht Meilen ſtündlich) von der Erde zum Monde zu kommen, braucht man, vorausgeſetzt, daß der Dampf-

Auguſt 1863. Alter **Julius.**

Sonn.	1 Petr. Kett.	♓	☿ befindet ſich am 3. in d.	20 Elias

32. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	2 9. n. Tr.	♓	Portiuncula. obern Conj.	21 8. n. Tr.
Mont.	3 Steph. Erf.	♈	☿ob. ☌☉. m. d. ☉ u. iſt	22 Mar. Mgd.
Dienſt.	4 Dominicus	♈	im ganzen M. dem unbew.	23 Apollinar
Mittw.	5 Mar. Schn.	♉	Auge verborg, ♀ zeigt ſich d.	24 Chriſtine
Donn.	6 Verkl. Chr.	♉	☾ 10,33' V. ♀ in ihrem	25 Jakob
Freit.	7 Gottſchalk	♉	gr. Glanze. iſt aber an	26 Anna
Sonn.	8 Cyriacus	♊	☾☋. dieſ. Tage kaum ½ St.	27 Pantaleon

33. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	9 10. n. Tr.	♊	Romanus ♀ gr. Glanz. als	28 9. n. Tr.
Mont.	10 Laurenz	♋	Abendſt. ſichtb.; zu Ende d.	29 Martha
Dienſt.	11 Hermann.	♋	M. tritt ſie nicht mehr aus d.	30 Abdon
Mittw.	12 Clara	♋	☾ Erdf. Dämm. hervor. ♂	31 Jgn. Loj.
Donn.	13 Hippolyt	♌	iſt auch in dieſ. Mon. dem	1 **Auguſt**
Freit.	14 Euſebius†	♌	● 2 31' N. unbewaffn.	2 Portiunc.
Sonn.	15 **M. Him.**	♍	Auge nicht ſichtb. ♃ iſt	3 Steph. Erf.

34. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	16 11. n. Tr.	♍	Rochus. zu Ende d. M. nur	4 10. n. Tr.
Mont.	17 Sybilla	♍	noch kurze Zeit am Abendh.	5 Maria Sch.
Dienſt.	18 Helena	♎	ſichtb., indem er ſchon bald	6 Verk. Chr.
Mittw.	19 Sebald	♎	nach 8 U. Abends unterg. ♄	7 Gottſchalk
Donn.	20 Bernhard	♏	iſt nur noch im erſten Dritt-	8 Cyriakus
Freit.	21 Anaſtaſius	♏	☽ theil d. M. des Abds.	9 Romanus
Sonn.	22 Timotheus	♐	6.48' V. ☾♌. auf kurze	10 Laurenz

35. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	23 12. n. Tr.	♐	Zacharias. Zeit am weſtl.	11 11 n. Tr.
Mont.	24 Barthol.	♐	Himmel ſichtb. ♅ erſcheint	12 Clara
Dienſt.	25 Ludwig	♑	d. Morg. auf kurze Zeit am	13 Hippolt.
Mittw.	26 Samuel	♑	öſtl. Himmel. Auf. geht er	14 Euſebius
Donn.	27 Joſeph C.	♒	☾ Erdn. um 12½ Uhr Nachts	15 **M. Himm.**
Freit.	28 Auguſtin	♒	○ 9.23' N. auf u. iſt bis	16 Rochus
Sonn.	29 Joh. Enth.	♓	1½ U., Ende d. M. aber	17 Sybilla

36. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	30 13. n. Tr.	♓	Roſa. vor 11 U. Abds. auf	18 12 n. Tr.
Mont.	31 Paulin	♈	u. iſt bis 2 U. Morg. ſichtb.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 6 Aug. gleich nach halb 11 Uhr Vormit. das letzte Viertel.
Freitag den 14. Auguſt um halb 2 Uhr Nachm. der neue Mond.
Sonnab. den 22. Aug. gleich nach 3 Viert. auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 28. Auguſt gegen halb 10 Uhr Abends der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 41 M.
11	14 47	4 41	7 25	9 13
21	14 11	4 57	7 9	9 49

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		1
8 19		●
8 43		2
9 6	Bey Tage	3
9 31		4
9 59		5
10 30		6
11 8		7
11 52		8
		●
Morg.		9
12 43		10
1 37		11
2 38		12
3 41		13
4 46	Abds.	14
	7 10	15
		●
	7 30	16
Bey Tage	7 50	17
	8 11	18
	8 35	19
	9 4	20
	9 39	21
	10 24	22
		●
	11 20	23
	Morg.	24
	12 27	25
	1 45	26
	3 7	27
Abds.	4 30	28
6 43		29
	B. T.	●
7 7		30
7 34		31

Vom Gefallen.

Wer allen Leuten leicht gefällt,
Der ſpielt gewandt mit Allen;
Nur Wen'gen wird gefallen,
Wer ſich an eig'ne Kräfte hält:
Der läßt nicht mit ſich ſpielen,
Das mißfällt ſtets gar Vielen.

Drei Bemerkungen von J. G. Seume.

Sich amüſiren heißt nach der Wortherleitung: Die Muſe los werden. Amüſement wäre alſo das Vergnügen der Plattköpfe.

Der Anfang der franzöſiſchen Revolution rächte das Volk an der Regierung, das Ende der franzöſiſchen Revolution rächte die Regierung an dem Volk; beide ſcheinen aber weder beſſer noch klüger geworden zu ſeyn.

Kein Mann iſt ſo groß als ſein Name, weder im Guten noch im Schlimmen.

---

wagen unterweges nicht gehindert iſt, 260 Tage und 10 Stunden — auf dem kürzeſten Wege; mit Dampf von der Erde in die Sonne: 142 Jahre, 253 Tage und 8 Stunden. Bis zum Jupiter muß man 92 Mal 80 Jahre alt werden, um von hier aus oben noch lebend einzutreffen. Der nächſte Fixſtern iſt 4 Billionen Meilen von uns entfernt; das Licht, welches von der Sonne zur Erde nur 8 Minuten braucht, bedarf bei gleicher Schnelligkeit vom nächſten Fixſtern bis zu uns 3 Jahre. Sollte — oder könnte es den Bewohnern dieſes nächſten Fixſternes einfallen,

September 1863. Alter **Auguſt.**

Dienſt.	1	Aegidius	♈	☿ iſt im ganz. **Mon.** nicht	20	Bernhard
Mittw.	2	Raphael	♉	ſichtb., indem er zur untern	21	Anaſtaſius
Donn.	3	Manſuetus	♉	Conj. mit der ⊙ eilt. ♀ tritt	22	Timotheus
Freit.	4	Roſalia	♊	☾☋. gegen Ende d. M.	23	Zacharias
Sonn.	5	Herkulan	♊	🌗 1. 37′ V. in unt. Conj.	24	Barthel.

37. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	6	14. n. Tr.	♊	Magnus. mit der ⊙ u. iſt	25	13. n. Tr.
Mont.	7	Regina	♋	während des ganzen Mon.	26	Samuel
Dienſt.	8	**Mar. Geb.**	♋	☾Erdf. dem Auge verborg.	27	Joſeph.C.
Mittw.	9	Audomar	♌	♂ eilt zur untern Conj mit	28	Auguſtin
Donn.	10	Nicol.v.T.	♌	der ⊙ u. kann in dieſ. M.	29	Joh.Enth.
Freit.	11	Pretus	♌	nicht geſehen werden. ♃ iſt	30	Roſa
Sonn.	12	Winand	♍	nur zu Anfang d. Mon. auf	31	Paulin

38. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	13	15. n. Tr.	♍	🌑 5. 10′ V. Maternus.	1	**Sept. 14 Tr.**
Mont.	14	† Erhöh.	♎	kurze Zeit am Abendh.	2	Raphel
Dienſt.	15	Ludmilla	♎	☿ gr. öſtl. Ausw. himmel	3	Manſuetus
Mittw.	16	**Quat.** †	♏	Cornel. ſichtb; bald ver-	4	Roſalia
Donn.	17	Lambert	♏	♂ in ♌. ſchwindet er in d.	5	Herkulan
Freit.	18	Richard †	♏	☾☊. Dämmerung u. eilt	6	Magnus
Sonn	19	Ricleta †	♐	zur Conj. mit der ⊙. ♄ iſt	7	Regina

39. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	20	16. n. Tr.	♐	🌓 2. 1′ N. Euſtachius.	8	15. n. Tr.
Mont.	21	Matth.E.	♑	in dieſ. **M.** nicht ſichtb.,	9	Audomar
Dienſt.	22	Moritz	♑	indem er ſich zu nahe bei der	10	Nic.v.T.
Mittw.	23	Thekla	♒	⊙ in ♎. H.A., T.u.N.gleich.	11	Pretus
Donn.	24	Jh.Empf.	♒	☾Erdn. ⊙ befind. mit der	12	Winand
Freit.	25	Cleophas	♓	er bald in Conj. tritt. ♅ geht	13	Maternus
Sonn.	26	Cyprian	♓	gegen Ende des Mon. kurz	14	† Erhöh.

40. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	27	17 n. Trin.	♈	🌕 6. 30′ V. Cosm.u.D.	15	16. n. Tr.
Mont.	28	Wenzel	♈	♀unt.☌⊙. vor 9 Uhr	16	Cornel
Dienſt.	29	Michael	♉	Abds. auf u. ſteht d. Mrg.	17	Lampert
Mittw.	30	Hieronym.	♉	♅ rückl. um 5 Uhr im Süd.	18	**Quat.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 5. Septem. nach halb 2 Uhr Morgens das letzte Viertel
Sonntag den 13. Sept. gegen 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 20. September um 2 Uhr Nachm. das erſte Viertel.
Sonntag den 27. Sept. um halb 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Die Juden feiern das Neujahrsfeſt ihres 5624ten Jahres am 14. und 15., Faſten Gedaljah am 16., ihr Verſöhnungsfeſt am 23., Laubhüttenfeſt am 28. u. 29. Sept.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 54	5 29	6 23	11 6
21	12 17	5 46	6 3	11 43

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
8 0		1
8 34	●	2
9 7	–	3
9 48		4
10 37	–	5
		●
11 31	–	6
Morg.	–	7
12 30	–	8
1 31	–	9
2 36		10
3 41		11
4 47	Abds.	12
		●
5 54	5 56	13
	6 17	14
	6 41	15
	7 9	16
●	7 42	17
–	8 [illegible]	18
–	9 13	19
		●
–	10 17	20
–	11 28	21
–	Morg.	22
–	12 45	23
	2 6	24
	3 27	25
	4 48	26
		●
Abds.	6 7	27
5 59	●	28
6 29		29
7 3	–	30

Wucherer und Student.

Wucherer.
Statt Zins mir Püffe? Recht giebt's noch hienieden!
Student.
Genieße, was Dir Gott beſchieden!
Wucherer.
Doch meine Ehre, Herr? Ich raſe faſt!
Student.
Entbehre gern, was Du nicht haſt!

Es kann ſo ſeyn.

Ein Schauſpieldichter wollte einen „Neujahrsgruß" herausgeben und ihn den „Freunden und Verehrern der Hofbühne" widmen. „Sehr beſcheiden, daß Du auf ſo wenige Leſer rechneſt!" ſagte ſein Freund.

Nun wiſſen wir's.

Mademoiſelle de Scudery ſagte über die Liebe: „Sie iſt ich weiß nicht was, ſie kommt ich weiß nicht woher, und endigt ich weiß nicht wie."

---

uns auf einem Dampfwagen zu beſuchen, hätten ſie (acht Meilen ſtündlich) ungefähr 300 Millionen Jahre nöthig." — Wer will nachrechnen? wir unſrerſeits meinen, wir betreiben einſtweilen dieſe Reiſe mit dem — Dampf der Gedanken.

Kant und Jean Paul Richter.

Der berühmte Denker Kant ſagte einſt zu dem auch als Dichter geſchätzten Staatsrath Stägemann, der früher ein Amt in Königs-

Oktober 1863. — Alter **September.**

Donn.	1 Remigius	♊	☾☋. ☿ kommt aus d. untern	19	Nicleta
Freit.	2 Leodegar	♊	♄☌☉. ♂☌☉. Conj. mit d.	20	Euſtachius
Sonn.	3 Ewald	♊	☉, u. wird erſt gegen d. 18	21	Matth. E.

41. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	4 18. Tr. Ernt.	♋	🌗 7.49' U. Franz dem	22	17. n. Tr.
Mont.	5 Placidus	♋	♃ in ♏. bloſs. Auge am	23	Thekla
Dienſt.	6 Bruno	♌	☾Erdf. Morgenh. ſichtb. ♀	24	Joh. E.
Mittw.	7 Sergius	♌	kommt aus d. untern Conj.	25	Cleophas
Donn.	8 Brigitta	♌	mit der ☉ u. wird bald als	26	Cyprian
Freit.	9 Dionyſius	♍	Morgenſt. ſichtb., zu Ende	27	Cosm. u D.
Sonn.	10 Gereon	♍	d. M. erſcheint ſie 3 St. am	28	Wenzel

42. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonnt.	11 19. n. Tr.	♎	Wimmar. ☿ unt. ☌ ☉.	29	18. n. Tr.
Mont.	12 Maximil.	♎	🌑 7.10' N. Morgenhim.	30	Hieron.
Dienſt.	13 Tilmann	♎	♂ befindet ſich am 2 in	1	**Oktober**
Mittw.	14 Calixtus	♏	Conj. mit d. ☉ u. iſt im gan-	2	Leodegar
Donn.	15 Thereſia	♏	☾☊ zen Mon. unſichtb. ♃	3	Ewald
Freit.	16 Gallus	♐	tritt am 31. in Conj. mit der	4	Franz
Sonn.	17 Florentin	♐	☉ u. iſt in d. M. nicht ſichtb.	5	Placidus

43. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	18 20. n. Tr.	♑	Luc. E. Schlacht b. Leip. 1813.	6	19. n. Tr.
Mont.	19 Ferdinand	♑	🌓 8.34' N. ♄ tritt am 2.	7	Sergius
Dienſt.	20 Wendelin.	♒	☾Erdn. in Conj. mit d.	8	Brigitta
Mittw.	21 Urſula	♒	☉ u. iſt um d. M. d. M. d.	9	Dyoniſius
Donn.	22 Cordula	♓	Morg. im Oſten zu ſehen;	10	Gereon
Freit.	23 Severin	♓	gegen Ende deſſelben geht er	11	Wimmar.
Sonn.	24 Evergiſlus	♈	Morg. um 4½ U. auf u. iſt	12	Maximil.

44. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	25 21. n. Tr.	♈	Raphael. über 1 St. ſichtb.	13	20. n. Tr.
Mont.	26 Amandus	♈	🌕 6.23' U. ♅ erſcheint zu	14	Calixtus
Dienſt.	27 Sabina.	♉	☿ gr. wſtl. A. Ende d.	15	Thereſia
Mittw.	28 Sim. J.	♉	☾☋. M kurz nach Anf. d.	16	Gallus
Donn.	29 Narciſſus	♊	Nacht, indem er Abends um	17	Florentin
Freit.	30 Theoneſt	♊	6½ U. aufg.; um 3 U. Mrg.	18	Luc. Ev.
Sonn.	31 Wolfgang †	♋	♃☌☉. ſteht er dann i. Süd.	19	Ferdinand

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 4. Oktob. bald nach 3 Viertel auf 8 Uhr Abends das lezte Viertel.
Montag den 12. Oktober gegen 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond.
Montag den 19. Oktob. bald nach halb 9 Uhr Abends das erſte Viertel.
Montag den 26. Oktober gegen halb 7 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Die Juden haben ihr Palmenfeſt am 4., Laubhütten-Ende am 5., Geſetzfreude 6. Okt.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 38 M	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 22 M.
11	11 0	6 16	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 55	13 38

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
7	43			1
8	30			2
9	22	bei Tage		3
				☾
10	19			4
11	20			5
Morg.				6
12	23			7
1	28			8
2	33			9
3	40			10
				●
4	48			11
5	56	Abds.		12
		5	11	13
		5	44	14
		6	23	15
bei Tage		7	12	16
		8	11	17
				☽
		9	19	18
		10	34	19
		11	51	20
		Morg.		21
		1	10	22
		2	28	23
		3	46	24
				○
Abds.		5	2	25
4	27	6	19	26
4	59	[illegible]		27
5	37			28
6	21			29
7	12			30
8	8			31

In jedem Verhältniß.

Vertrau' auf Gott, wo Du allein
Von ihm zur Hoffnung Muth gewannſt;
Vertrau' auf Gott, wo nach dem Schein
Du Dir allein vertrauen kannſt! —
Der Glaube an Dein Selbſtgenügen,
Der wird gar oft Dich ſelbſt betrügen.

Vom Stolz.

Der Stolz iſt zwar in der Regel keine Tugend, aber auch hierin gilt das Sprüchwort: „Keine Regel ohne Ausnahme.“ Machtherren gegenüber, die vermöge ihres Willens und Thuns verächtlich ſind, bedingt das Ehrgefühl den Stolz als Pflicht, damit man nicht Werkzeug und Mitſchuldiger werde, vielmehr allem verlockenden Vortheil entſage, um im ſittlichen Stolz die Genugthuung zu haben, unbetheiligt bei der Verachtung, dieſe mit Recht dort, wo ſie hingehört, mannhaft empfinden zu laſſen.

Auch eine Erfahrung.

Der Jugend fehlt es an Erfahrungslehre,
Doch ihr Gewinn iſt leichter Sinn;
Das Alter gäbe der Erfahrung Schwere
Für leichten Sinn oft willig hin.

berg hatte: „Wenn man Jean Paul Richter's Abhandlung „von der Unſterblichkeit der Seele“ zum erſten Mal lieſt, ſcheint der Mann toll; lieſt man ſie aber zum zweiten Mal, kommt die Erkenntniß: der Mann beſitzt großen Verſtand!“ — Von ſelbſt ergiebt ſich die Nutzanwendung!

Andeutungen.

An dem rollenden Stein erzeugt ſich kein Moos, an flüchtigem Herzen keine Neigung, die das Herz ſchirmend bedeckt, wenn es altert.

November 1863. Alter Oktober.

45. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ev. Phil. 1.

Sonnt.	1	22. n. Tr.	♋	All. Heil. ☿ iſt noch im erſt.	20	21. n. Tr.
Mont.	2	All. Seel.	♋	Drittel d. M am Morgenh.	21	Urſula
Dienſt.	3	Hubert	♌	🌗 1.2'N. ☾ Erdf. zu er-	22	Cordula
Mittw.	4	Carl Bor.	♌	blicken, u. verſchw. dann	23	Severin
Donn.	5	Zacharias	♍	in d. Dämmrung. ♀ glänzt	24	Evergisl.
Freit.	6	Leonhard	♍	als Morgenſt. u. iſt zu Ende	25	Raphael
Sonn.	7	Engelbert	♍	♂ in ♍. d. M. ſchon 4 St.	26	Amandus

46. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ev. Phil. 3.

Sonnt.	8	23. n. Tr.	♎	Gottfried. am Morgenh.	27	22. n. Tr.
Mont.	9	Theodor	♎	zu ſehen. Am 19. erreicht ſie	28	Simon J.
Dienſt.	10	Martin P.	♏	ihren gr. Glanz. ♂ geht am	29	Narciſſus
Mittw.	11	Martin B.	♏	🌑 8.27'N. Unſ. ☉ Finſt.	30	Theoneſt
Donn.	12	Kunibert	♐	☾ ☊. Ende d. M. kurz	31	Wolfgang†
Freit.	13	Staniſl.	♐	vor d. ☉. auf u. iſt dann ½ St.	1	U. A. H.
Sonn.	14	Levin	♑	am Morgh. ſichtb. Er iſt	2	All. Seel.

47. Von Jairi Töchterlein. Matth. 9. Ev. Col. 1.

Sonnt.	15	24. n. Tr.	♑	Leopold. ☾ Erdn. in d. Zeich.	3	23. n. Tr.
Mont.	16	Edmund	♒	des ♏ getreten. ♃ zeigt ſich	4	Carl Bor
Dienſt.	17	Gertrud	♒	am Ende d. M. ſchon 1 St.	5	Zacharias
Mittw.	18	Maximus	♓	🌓 3.33'V am Morgenh-	6	Leonhard
Donn.	19	Eliſabeth	♓	♀ gr. Gl. himmel, wo	7	Engelbert
Freit.	20	Simplic.	♓	er etwas vor 6 Uhr Morg.	8	Gottfried
Sonn.	21	M. Opf.	♈	aufg. ♄ iſt in den Morgenſt.	9	Theodor

48. Vom Gräuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ev. 1 Theſſ. 4.

Sonnt.	22	25. n. Tr.	♈	Cäcilia. F. z. Ged. d. Geſt.	10	24. n. Tr.
Mont.	23	Clemens	♉	vor Anf. d. Tages im Oſten	11	Martin B.
Dienſt.	24	Joh. v. Kr.	♉	zu ſeh., am Ende d. M. geht	12	Kunibert
Mittw.	25	Katharina	♊	🌕 9.29'V. Unſ ☾ F. ☾ ☋	13	Staniſl.
Donn.	26	Konrad	♊	er v. 3 Uhr Morg. auf	14	Levin
Freit.	27	Bilhildis	♊	u. iſt über 3 St. ſichtb. ♅ d.	15	Leopold
Sonn.	28	Günther	♋	d. Nachts üb. ſichtb. iſt, ſteht	16	Edmund

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ev. Röm. 13.

Sonnt.	29	1. Advent	♋	Saturnin. Ende d. M. um	17	25. n. Tr.
Mont.	30	Andr. Ap.	♌	☾ Erdf. 1 Uhr Nachts i. S.	18	Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 3. November gleich nach 4 Uhr Nachmit. das letzte Viertel.
Mittwoch den 11. November kurz vor halb 9 Uhr Abends der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Mittwoch den 18. Nov. gleich nach halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Mittwoch den 25. November um halb 10 Uhr Vormittags der volle Mond nebſt einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 42 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 18 M.
11	9 8	7 9	4 17	14 52
21	8 38	7 26	4 4	15 22

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
9	8	[illegible]		1
10	10	[illegible]		2
11	14	—		3
Morg.				4
12	18	[illegible]		5
1	23	[illegible]		6
2	30	[illegible]		7
		[illegible]		●
3	39			8
4	50			9
6	4	Abds.		10
7	18	4	18	11
		5	5	12
		6	2	13
[illegible]		7	9	14
				●
[illegible]		8	23	15
—		9	41	16
[illegible]		10	59	17
		Morg.		18
[illegible]		12	17	19
[illegible]		1	33	20
		2	48	21
[illegible]				●
		4	2	22
		5	14	23
Abds.		6	24	24
4	14	7	28	25
5	2			26
5	56	[illegible]		27
6	45			28
				●
7	56	[illegible]		29
9	0	[illegible]		30

Vernunft muß ihre Grenzen kennen.

Der Menſch kann mit ſeinem leiblichen Auge den Glanz der Sonne nicht aushalten, und doch meint die Weltweisheit, die oft Wiſſensdunkel iſt, mit ihrem geiſtigen Auge den Glanz Gottes durchſchauen zu können. Mögen demnach Alle, die auf ihre Vernunft ſich viel einbilden — was ſchon einen Mangel daran bezeichnet — ſich den alten Spruch einprägen:

„Die ſchärfeſte Vernunft ſieht nicht das Unſichtbare,
Sie faßt das Klarſte nicht und öfters kaum das Klare.“

Paradies und Wahrheit.

Der Menſch ward aus dem Paradies getrieben,
Der Lüge Folge war's, was ihn verwieß;
Die Wahrheit iſt im Paradies geblieben,
Sie wird erreicht nur mit dem Paradies,
Doch kann der Menſch in ſteten Truggewinden
Nicht Paradies und nicht die Wahrheit finden.

Die Menſchheit wird ſittlich gut und zum Beſten erhoben ſeyn, wenn der Gedanke an Mißachtung und Schande eben ſolche Furcht erweckt wie ſonſt Hölle und Teufel.

In der Thräne, die eine gefühlvolle Seele weint, ſtrahlt immer das Licht der Liebe und der Regenbogen des Friedens.

Willſt Du der Erde Seligkeit gewinnen, ſo öffne zum Geben Deine Hand, zum Nachgeben Dein Gemüth und zum Vergeben Dein Herz.

Dezember 1863. **Alter November.**

Dienſt.	1 Eligius	♌	Lob. ☌☉. ☿ befindet ſich d.	19 Eliſabeth
Mittw.	2 Balbina	♌	1. in obere **Conj.** mit der ☉.	20 Simplic.
Donn.	3 Franz Xav.	♍	🌗 12.42′ N. u. iſt im gan-	21 **Mar. Opf.**
Freit.	4 Barbara	♍	zen **Mon.** dem unbew.	22 Cäcilia
Sonn.	5 Criſpina	♎	**Auge unſichtb.** ♀ **erreicht d.**	23 **Clemens**

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	6 2. **Advent**	♎	Nicolaus. 24. ihren tiefſt.	24 26. n. **Tr.**
Mont.	7 Ambroſius.	♏	**Stand** u. glänzt über 3 **St.**	25 Katharina
Dienſt.	8 **Mar. E.**	♏	als **Morgenſt.** ♂ iſt i. **Anf.**	26 Konrad
Mittw.	9 Leocadia	♏	☾☊. ♀ gr. weſtl. A. d. **M.** ♃,	27 Bihildis
Donn.	10 Judith	♐	🌑 8.51′ V. zu Ende faſt	28 Günther
Freit.	11 Damaſus	♐	1 **St.** am **Morgenh.**	29 Saturnin
Sonn.	12 Epimachus	♑	☾ Erdn. ſichtb.; er iſt i. Zei-	30 Andr. Ap.

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	13 3. **Advent**	♑	Lucia. **chen des** ♐ **getret.**	1 **Dez. 1. Adv.**
Mont.	14 Nicaſius	♒	♃ **geht gegen Ende d. M um**	2 Balbina
Dienſt.	15 Euſebius	♒	♅☍☉. 4 **Uhr Nachts auf**	3 Franz X.
Mittw.	16 **Quat.** †	♓	Adelheid. u **erſcheint dann**	4 Barbara
Donn.	17 Lazarus	♓	🌓 12. 14′ N. 3 **St. am**	5 Criſpina
Freit.	18 Wunibald †	♈	**Morgenh.** ♄ iſt d. **Mor-**	6 Nicolaus
Sonn.	19 Nemeſius	♈	**gens am** ſüdöſt. **Himmel zu**	7 Ambroſius

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	20 4. **Advent**	♉	Julius. **ſehen, am Ende d.**	8 2. **Adv.**
Mont.	21 Thom. A.	♉	♂ in ♐. **M. geht er um 1 U.**	9 Leocadia
Dienſt.	22 Greg. Sp.	♊	☾☋. ☉ in ♑. W.-A., k. T.	10 Judith
Mittw.	23 Dagobert	♊	**Nachts auf u. verſchw. bei**	11 Damaſu
Donn.	24 Adam, E. †	♊	**Tagesanbr. nahe im Süd.**	12 Epimach.
Freit.	25 **H. Chrſt.**	♋	🌕 3 18′ **V.** ♅ iſt auch in	13 Lucia
Sonn.	26 Stephan	♋	**d. M. des Nachts über**	14 Nicaſius

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	27 **n. Chriſt.**	♌	**Joh. Ev. ſichtb.** Am 15. iſt	15 3. **Advent**
Mont.	28 **Unſch. K.**	♌	☾ Erdf. er in ☍ mit d. ☉, **wo**	16 **Adelheid**
Dienſt.	29 Thomas C.	♌	**er ihr um Mittern. gerade**	17 **Lazarus**
Mittw.	30 David	♍	**gegenüber im S. ſteht u. am**	18 **Quatemb.**
Donn.	31 [illegible]ter	♍	☉ Erdn **hell. in dieſem J. iſt**	19 **Nemeſius**

[illegible]

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 3. Dezbr. kurz vor 3 Viertel auf 1 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Donnerſtag den 10. Dezem. nach 3 Viertel auf 9 Uhr Vorm. der neue Mond.
Donnerſtag den 17. Dezem. um 1 Viertel auf 1 Uhr Nachm. das erſte Viertel.
Freitag den 25. Dez. gleich nach 1 Viertel auf 4 Uhr Morgens der volle Mond.

Tempelweihe der Juden am 6. Faſten, Belagerung Jeruſalems am 20. Dezember.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 15 M.	7 Uhr 41 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 45 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 52	8 3	3 54	16 8

☾Aufg. U. M.	☾Unterg U. M.	T.
Abds.		
10 4	B	1
11 8	e	2
Morg.	–	3
12 13		4
1 19	T	5
	a	●
2 28	g	6
3 39	e	7
4 53		8
6 6	Abds.	9
7 15	3 45	10
	4 49	11
	6 4	12
		●
B	7 23	13
e	8 44	14
–	10 4	15
	11 22	16
T	Morg.	17
	12 38	18
a	1 52	19
		●
g	3 4	20
e	4 14	21
	5 19	22
Abds.	6 15	23
3 47	7 10	24
4 41	Bei Tage	25
5 45		26
		●
6 48		27
7 51		28
8 55		29
9 59		30
11 4		31

Bildung voran!

Nicht die Nationalität ſteht oben an, ſondern die Bildung, und eine Maſſe, die von Selbſtbeherrſchung fern iſt, muß beherrſcht werden von Jenen, die durch Bildung deren Eindringen zum Beſſern anbahnen, Fortſchritt in Erkenntniß und durch dieſe Einſichtskraft bringen. Nur dieſe führt zur Freiheit, denn wer nicht durch den eigenen Geiſt frei wird, iſt und bleibt Knecht der wandelbarſten Meinungen, die alles Volkswohl immer wieder in Auflöſung und Umſturz bringen: eine Erfahrung die von Jahrtauſenden beſtätigt iſt.

Schluß-Wunſch.

Allmacht walte
Wenn das Alte
Stürzte und verhallte!
Gott verleihe
Neuem Weihe,
Daß es uns gedeihe!

Gz.

„Concurs!"

Ehedem ſagte man vom betrügeriſchen Bankerottmacher: „er iſt wie ein Schelm davon gelaufen", jetzt: „er hat kluger Weiſe ſich ſelbſt bedacht und glücklich entfernt". Auch das thut er vielleicht nicht, ſondern wie ehedem ein ſolcher Geſell ſich „aus dem Staube machte", ſo ſtreut er jetzt den Leuten Staub in die Augen, damit ſie nicht ſehen, daß er bei ſeinem „Concurs" der beſte „Concurator",. der beſte Mitfürſorger für ſich ſelber iſt.

Zeitrechnung des Jahres 1863.

Das gegenwärtige 1863ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1863 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 5. April, und in dem alten eine Woche ſpäter, nämlich auf ſeinen 31. März, welcher im neuen Kalender der 12. April iſt, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte um eine Woche ſpäter fallen, als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling am 21. März um 3 Uhr 49 Minuten Morgens nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer am 21 Juni um 11 Uhr 21 Minuten Nachts. Der Herbſt am 23. September um 1 Uhr 36 Minuten Nachmittags. Der Winter am 22. Dezember um 7 Uhr 25 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen. Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, nämlich zwei an der Sonne und zwei am Monde.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale, die in den Nachmittagsſtunden des 17. Mai eintritt. Sie wird in dem größten Theile von Europa, einem ſehr kleinen Theile von Afrika und einem Theile von Nordamerika ſichtbar ſein.

Die erſte Mondfinſterniß iſt eine totale, welche um die Mitternachtſtunde vom 1. auf den 2. Juni eintritt, und in ganz Europa und Afrika nach ihrem ganzen Verlaufe ſichtbar iſt, im weſtlichen Aſien und öſtlichen Amerika während eines Theils derſelben.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und trifft am 11. Nov. in den Morgenſtunden ein. Nur die Südſpitze von Afrika und ein ſüdweſtlicher Streifen von Auſtralien wird unter den Feſtländern etwas von ihr zu ſehen bekommen.

Die zweite Mondfinſterniß iſt eine partiale und trifft am 25. November in den Morgenſtunden ein. Sie wird in Amerika, dem öſtlichen Aſien und Auſtralien ſichtbar ſein.

Alles nach mittlerer Cölner Zeit.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1863.

Neptun.

Neptun erſcheint als Stern achter Größe und iſt deshalb dem bloßen Auge nicht ſichtbar. Seinen Ort ändert er im ganzen Jahre nur ſehr wenig, er befindet ſich etwa zwiſchen λ Piscium und ι Ceti.

Uranus.

Uranus bleibt das ganze Jahr hindurch in dem Zeichen der Zwillinge. Im Anfange des Jahres, wo er rückgängig iſt, ſteht er des Abends um halb 11 Uhr im Süden und bleibt die ganze Nacht ſichtbar. Am 15. Dezembr. kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 23 Grade des Zeichens der Zwillinge ihr um Mitternacht gerade gegenüber im Süden ſteht, und am beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig bis zu Ende des Jahres, wo er ſchon um 11 Uhr Abends im Süden ſteht.

Saturn.

Saturn geht im Anfange des Jahres, wo er im 6. Grade des Zeichens der Waage ſteht, um halb 12 Uhr Abends auf und iſt rechtläufig, doch nur kurze Zeit, indem er ſchon gegen Mitte Januar rückläufig wird. Anfang Februar geht er um halb 10, Anfang März um halb 8 Uhr Abends auf und ſteht dann um 2 Uhr Nachts im Süden. Am 21. März kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 4. Grade des Zeichens der Waage um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im 24. Grade des Zeichens der Waage und iſt rechtläufig. Am 13. Februar wird er rückgängig und kommt am 12 April in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht und am hellſten in dieſem Jahre erſcheint.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Iſis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia, Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemauſa, Europa, Calypſo, Alexandra, Pandora, Melete, Mnemoſyne, Concordia, Olympia, Danae, Echo, (Titiana) Erato, Auſonia, Angelina, Cybele, Maja, Aſia, Leto, Heſperia, Panopaea, Niobe.

Dieſe 71 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet worden waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt, und die letzten 58 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden, und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars.

Mars ſteht im Anfange des Jahres im Zeichen des Widders und iſt rechtläufig. Um halb 7 Uhr Abends ſteht er im Süden und geht um halb 2 Uhr Morgens unter. Sein Stand iſt ein ziemlich hoher und wird noch immer höher bis Ende April, deshalb geht er an einem Tage weniger ſpäter unter, als am vorhergehenden, und er bleibt daher lange am Abend ſichtbar. Anfang März, wo er unter dem Siebengeſtirn ſteht, geht er kurz vor 1 Uhr Nachts unter, Anfang Mai um Mitternacht und Anfang Juni um 11 Uhr Abends. Er ſteht jetzt im 21. Grade des Zeichens des Krebſes unterhalb des Pollux in den Zwillingen. Am 30. Januar iſt er in das Zeichen des Stiers getreten, am 13. März in das Zeichen der Zwillinge, am 24. April in das Zeichen des Krebſes und am 11. Juni in das Zeichen des Löwen. Gegen Ende dieſes Monats verſchwindet er in den Sonnenſtrahlen, aus denen er erſt gegen Ende November wieder hervortritt. Sein Aufgang bis zum Ende des Jahres iſt um 6 Uhr Morgens, ſo daß er nur kurze Zeit am Morgenhimmel ſichtbar iſt. Am 2. October war er in Zuſammenkunft mit der Sonne, am 5. November trat er in das Zeichen des Scorpions, und am 19. Dezember in das Zeichen des Schützen. Während des ganzen Jahres iſt er rechtläufig geblieben.

Venus.

Venus kann im Anfange des Jahres nicht geſehen werden, gegen Ende Januar tritt ſie aber ſchon auf kurze Zeit in der Abenddämmerung hervor und kann Anfang Februar eine halbe Stunde, Anfang März eine Stunde und Anfang April 2 Stunden am Abendhimmel geſehen werden. Während des Mai bleibt ſie Abends 2 eine halbe Stunde ſichtbar, aber jetzt nimmt die Dauer der Sichtbarkeit mehr und mehr ab, bis ſie Ende Auguſt nicht mehr aus der Dämmerung hervortritt. Am 21. Juli erreicht ſie ihre größte öſtliche Ausweichung und am 9. Auguſt, wo ſie aber nur eine halbe Stunde ſichtbar iſt, ihren größten Glanz. Von Anfang des Jahres bis zum 5. September iſt ſie rechtläufig, hier wird ſie bis zum 17. Okt. rückgängig und darauf wieder rechtläufig bis zum Ende des Jahres. Im September kann ſie nicht geſehen werden, weil ſie zur untern Conjunction mit der Sonne eilt, die am 23. dieſes Monats im Zeichen der Waage ſtattfindet. Sie entfernt ſich aber ſehr bald wieder von der Sonne, ſo daß ſie ſchon in den erſten Tagen des October in der Morgendämmerung ſichtbar wird. Sie befindet ſich dann in dem Zeichen der Jungfrau, aus welchem ſie am 2. Novem. in das der Waage hinübertritt. Anfang November kann ſie des Morgens ſchon 3 Stunden lang geſehen werden und die Dauer ihrer Sichtbarkeit am Morgenhimmel bleibt bis zum Ende dieſes Jahres faſt dieſelbe. Ihren größten Glanz erreicht ſie am 19. November, wo ſie kurz nach 3 Uhr Morgens aufgeht. Am 21. November iſt ſie in Zuſammenkunft mit Saturn, der dann weniger als die doppelte Vollmondbreite von ihr entfernt iſt.

Merkur.

Merkur iſt nur ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre wird er dreimal ſichtbar. Erſtens zur Zeit ſeiner größten öſtlichen Ausweichung am 25. Januar, wo er etwas über 1 Stunde am Abendhimmel geſehen werden kann. Bald verſchwindet er jedoch wieder, indem er am 10. Februar in untere Conjunction mit der Sonne tritt. Bei ſeiner größten weſtlichen Ausweichung am 8. März wird er wegen ſeines tiefen Standes nicht ſichtbar. Am 20. April kommt er in obere Conjunction mit der Sonne und erreicht darauf ſeine größte öſtliche Ausweichung am 13. Mai, wo er zum zweiten Male ſichtbar wird und zwar kann er an dieſem Tage über 3 Viertelſtunden am Abendhimmel geſehen werden. Allmälig nähert er ſich jedoch der Sonne, mit der er am 13. Juni in untere Conjunction tritt. Seine größte weſtliche Ausweichung erreicht er am 6. Juli, wo er aber eben ſo wenig geſehen werden kann, wie in der folgenden größten öſtlichen Ausweichung am 15. Sept. Am 3. Auguſt befindet er ſich in obere, am 11. Oktober in untere Conjunction mit der Sonne. Jetzt tritt er allmälig aus der Morgendämmerung hervor und wird zum dritten Male ſichtbar, am beſten zur Zeit ſeiner größten weſtlichen Ausweichung am 27. October, wo er faſt 1 Stunde lang am Morgenhimmel geſehen werden kann. Er nähert ſich jedoch bald wieder der Sonne, tritt mit ihr am 1. Decemb. in obere Conjunction und kann jetzt in dieſem Jahre nicht wieder geſehen werden.

Genealogie des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig, (**Wilhelm I.**) **König,** geb. 22. März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV in der Regierung am 2 Januar 1861, vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſta Katharina, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811.

Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, Kronprinz, geb. 18. Okt. 1831, General-Lieutenant und Commandeur der erſten Garde-Infanterie-Diviſion, erſter Commandeur im zweiten Garde-Landwehr-Regiment zu Fuß ꝛc., vermählt am 25. Jan. 1858 mit Victoria Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840. Kinder: Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27. Januar 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte Charlotte, geb. 24. Juli 1860. 2] Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Töchter: 1] Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2] Eliſabeth Anna, geb. 8. Febr. 1857. 3] Louiſe Margarethe Alexandra Victoria Agnes, geb. 25. Juli 1860. 2] Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel, geb. 17. Mai 1836. — 2) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 3) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 4) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2] Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luiſe, Schweſter des verſt. Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc. 2] Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Lieutenant.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2] Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Die Königin von Bayern.

Wittwe des am 2. Januar 1861 verſtorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. Eliſabeth Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811. Mitregentin ſeit 8. Oktober 1855.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Königs von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Maximilian Joſeph II., König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12. Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des

verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1825. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. Wittwer ſeit 11. Okt. 1850. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835 verm. 22. Auguſt 1853 mit Maria Henrica Anna von Oeſtreich.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. Tochter: Iſabella, geb. 29 Juli 1846. Thronfolgerin.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 6. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike, Tochter Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813. (geſt. 25. Mai 1862.)

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Liechtenſtein. Johann Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840. ſucc. ſeinem Vater Alois Joſeph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Adolph Georg, Fürſt, geb. 1. Aug. 1817, folgte ſeinem Vater Georg Wilhelm 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzeſſin Hermine, geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verſtorb. Fürſten Georg zu Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, Wittwer ſeit 3. März 1862 von Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Großherzog, geb. 17. Okt. 1819, reg. 6. Sept. 1860, verm. 28 Juni 1843 mit Auguſta Karoline Charlotte Eliſabeth Tochter des verſtorb. Herzogs Adolph von Cambridge. — Georg Adolph Friedrich, Erbgroßherzog, geb. 22. Juli 1848.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30 März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. — Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Auguſt 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837. — Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Louis Philipp Maria Ferdinand, geb. 31. October 1838. reg. 11. November 1861.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel, geb. 6. Sept. 1804. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien. Victor II Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Wittwer ſeit 19. Januar 1855 von Adelheid Franziska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 1855 mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV, König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, geb. 5. Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Maria Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Alphons Franz ꝛc., Prinz von Aſturien, geb. 28. Nov. 1857, Kronprinz.

Toſkana. Ferdinand IV Salvator Maria Joſeph Johann, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1835, ſucc. ſeinem Vater Leopold II durch die Thronentſagung deſſelben am 21. Juli 1859.

Türkei. Abdul-Aziz, Großſultan, folgte in der Regierung ſeinem 1861 verſtorbenen Bruder Abdul-Medſchid.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit *Helene* Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12. Aug. 1831.

Württemberg. Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit *Pauline* Thereſe Luiſe, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — *Karl* Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1863.

Tage.	Januar.	M.	S.	Februar.	M.	S.	März.	M.	S.	April.	M.	S.	Mai.	M.	S.	Juni.	M.	S.
1	mehr.	3	43	mehr.	13	51	mehr.	12	38	mehr.	4	3	weniger.	3	0	weniger.	2	33
6		6	1		14	20		11	33		2	33		3	32		1	45
11		8	7		14	30		10	17		1	8		3	50		0	48
16		9	58		14	21		8	53	weniger.	0	9		3	53	mehr.	0	15
21		11	32		13	54		7	25		1	17		3	42		1	20
26		12	45		13	11		5	53		2	14		3	18		2	21
31		13	43		12	13		4	21		3	0		2	43		3	25

Tage.	Juli.	M.	S.	Auguſt.	M.	S.	September.	M.	S.	Oktober.	M.	S.	November.	M.	S.	Dezember.	M.	S.
1	mehr.	3	25	mehr.	6	4	weniger.	0	1	weniger.	10	13	weniger.	16	17	weniger.	10	53
6		4	19		5	40		1	38		11	45		16	15		8	53
11		5	5		5	1		3	20		13	7		15	51		6	39
16		5	41		4	8		5	5		14	17		15	6		4	16
21		6	4		3	3		6	50		15	13		14	1		1	48
26		6	13		1	45		8	34		15	53		12	36	mehr.	0	42
31		6	7		0	17		10	13		16	15		10	53		3	8

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr zu Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgange der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die *mittlere Sonnenzeit* genannt, zum Unterſchiede der *wahren*, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die *Zeitgleichung*. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach *mittlerer Zeit* beſtimmt werden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Gar ungleich ſind uns Zeit und Stunde,
Oft wechſelt ſelbſt der Augenblick;
Der Schlag der Uhr giebt da nicht Kunde —
Im Herzensſchlag wohnt Leid und Glück!

Kalender-Allerlei.

Rath.

Umnachte nicht das Streben
Durch Gram, der unermeſſen
Dich plagt mit inn'rem Beben!
Vergang'nes Glück vergeſſen
Iſt Schutz und Pflicht im Leben.
Und drückt Dich Schuld, ſo ſtreue
In's Herz ſie edle Saat:
Und ſtatt der müß'gen Reue
Sey Frucht die edle That.

Die Andacht.

An einem ſonnigen Frühlingsmorgen ſangen unzählige Vögel in niedrigen Gebüſchen und auf hohen Bäumen fröhlich ihr Lied; jeder that es in ſeiner Weiſe, und jedes Herz ſchlug ſelig den Takt dazu. Plötzlich kam ein Storch mit langem Halſe herbei geflogen, ließ ſich bedächtig auf einen Wegweiſer nahe am Walde nieder und ſchaute rund umher, indem er den verſchiedenen Sangesweiſen aufmerkſam zu horchen ſchien. Bedenklich wiegte er das Haupt, ſtand unruhig bald auf dem einen, bald auf den andern Beine, bis er endlich alle

Vögel aus dem Umkreiſe durch ein ungewöhnlich ſtarkes und anhaltendes Geklapper zuſammen berief.

Als ſie nun verſammelt waren und ihn verwundert fragten: weshalb er ſie in ihrer Morgen-Andacht geſtört habe? nahm er das Wort und ſprach mit wichtiger Miene:

„Ich mußte Euch zuſammen berufen, meine Genoſſen, um Euch aufmerkſam zu machen, daß Eure Andacht keine, oder mindeſtens eine ſehr unwürdige iſt. Ihr richtet Euern Dank an Gott, indem Ihr ſorglos die Töne ſinget, die Euch am natürlichſten; aber Ihr bedenkt nicht, wie mangelhaft und unwerth ſie dieſer hohen Beſtimmung ſind. Ihr ſeht in mir einen vollkommen urtheilsfähigen Storch, denn ich wohne ſeit vielen Jahren auf einer Kirche, in der die Andacht ein wohlgeordneter Geſang iſt. Das iſt die richtige Weiſe, und ich kann Euch den mißliebigen Eindruck nicht beſchreiben, den das verworrene Durcheinanderſchreien Eurer Stimmen auf mich macht. Daraus mögt Ihr erkennen, um wie viel mehr Euer Singen Gott beleidigen muß, zu dem der erhabene Geſang ſo vieler Kirchen dringt.“

Seine Beredſamkeit verfehlte nicht die gewünſchte Wirkung; bald war die Mehrzahl für ſeine Anſicht eingenommen, und der Storch war nun der Meinung, daß die Vögel einen Lehrmeiſter annähmen, der ihnen die rechte Singesweiſe beibrächte. Als man ihm auch hierin beiſtimmte, wählte er dazu die Nachtigall. Er nahm ihre Liebesklagen für Reue und Zerknirſchung und ſprach belehrend: „Dieſe klagenden Töne: das ſind die rechten! — denn wir Alle müſſen thun, als ob die Erde ein Jammerthal, die Stätte des Elends iſt.“

Die Nachtigall fühlte ſich geſchmeichelt und übernahm gern nach dem feierlichen Verſprechen der Vögel, ihr nachſingen zu wollen, die Mühe der Lehrmeiſterin. Unter Thränen ſchluchzend, ſprach ſie gerührt: „Gewiß, meine Theuren! durch flötendes Klagen läßt ſich der Dank für die Herrlichkeiten der Erde am beſten ausdrücken. Ich habe es immer dunkel empfunden, jetzt hat es uns der weiſe Storch beſtätigt. Nach den Klagetönen muß der Geſang den Schmerz über unſern Unwerth auszudrücken verſuchen; auf dieſe Weiſe ſinnig wechſelnd, wollen wir in Zukunft unſere Opfer dem Herrn darbringen.“ Sie unterbrach ihre Rede, indem ſie anfing zu ſingen und zu flöten, ſo herrlich, ſo ſchön, daß die rührenden, zärtlichen Töne alle Vögel rund umher entzückten und ſie ſämmtlich ſich bereit erklärten, am folgenden Tage um die nämliche Stunde ſich zu einer allgemeinen Andacht zu verſammeln. Der Storch verſäumte nicht, ihnen noch einmal das Gebot der ſtrengen Nachahmung dringend einzuſchärfen, auch erklärte er ſich bereit, die Uebungen zu beaufſichtigen und dabei ſeinen Schnabel als Taktſtock zu gebrauchen; zugleich drohte er jedoch etwaigen Unfügſamen mit Ausweiſung aus der Verſammlung.

Der andere Morgen kam; herrlich ſtrahlte die Sonne, aber eingeängſtigt durch die Erinnerung an die letzten Vorgänge verſagte es ſich jedes Vögelchen, die jauchzenden Töne ſeiner Bruſt hören zu laſſen, fürchtend, ſie möchten am Throne des Höchſten unangenehm ſeyn. Traurig, wie an einem Regentage, ſaß das verſammelte Völkchen, Keiner wagte gen Himmel zu ſchauen, um nicht der Verſuchung zum Singen zu unterliegen und ſich durch einen falſchen Ton zu verſündigen. — Im Gefühl ihrer neuen Würde ließen Storch und Nachtigall etwas auf ſich warten, aber ſogleich nach ihrem Erſcheinen begann der Geſang. Die Nachtigall fing an zu flöten, der Storch ſchlug den Takt; anfangs horchten die Vögel ſchweigend, denn keins traute ſeiner Stimme die fremden Töne zu. Ein Spottvogel machte den erſten Verſuch: es ging gut! Der Storch ſchlug beifällig den Takt. Darauf fiel ein Finke trillernd ein, doch, entſetzt ob ſeines Geſanges, faßte ihn der Storch mit ſeinem langen Schnabel bei einem Flügel und warf ihn über einen Schleedorn-Strauch. Der arme Finke fiel hart zur Erde und ſein ausgerenkter Flügel hing ſchlaff an ihm herab. Wehklagend flüchtete er ſich weiter in das Gebüſch. Nun verſuchte ſich die Droſſel. „Falſch! Falſch!" ſchrie der Storch, und der Aermſten erging es nicht beſſer als dem Fink: gleiches Schickſal hatten Amſel und Zeiſig. Dies gewahrend, wurden die meiſten Vögel von Furcht ergriffen, und ſie verſagten ſich lieber allen Geſang.

Darüber ereiferte ſich die Nachtigall, ſie zürnte, daß ſo Wenige nach dem Rechten ſtrebten und es erreichten. Sie rief zwiſchen ihrem Geſange immer ernſter, immer mehr zurechtweiſend: „Zuerſt Schluchzen und dann Flöten!" Und dann ſang ſie wieder mit erneuter Kraft. Die Vögel ſaßen theils in einem kleinen Gebüſch, theils rings umher. Die Lerche hatte neben dem Storch ihren Platz und hörte lange aufmerkſam zu; ihre kleine Bruſt ſchwoll von Sangesluſt, und plötzlich hörte der Storch das verbotene Jauchzen der Lerche. Er wandte ſich nach der Seite, wo ſie geſtanden hatte, um ſie zu ſtrafen wie die andern irrenden Sänger; aber — ſie war fort! Er blickte genauer hin, doch ihr Geſang kam von Oben her; ſie hatte ſich empor geſchwungen und ſchwebte jetzt ſchon hoch in blauer Luft, weit über der Spitze des Kirchthurms. Zürnend erhob ſich der Storch zum verfolgenden Fluge, doch ihn trugen ſeine Flügel ſo hoch nicht und er kehrte nun grollend zur Erde zurück.

Wer beſchreibt aber des Storches Zorn, als er den Ort der Verſammlung erreichte und ſie nicht mehr findet! — Alle Vögel ſind davon geflogen, und mit Entſetzen hört er hier und dort ein Vögelchen nach alter Weiſe pfeifen und ſingen. Die Nachtigall war, als ſie ſich verlaſſen ſah, in das dickſte Gebüſch geflüchtet, und flötete dort in Klagetönen ihre gehabte Kränkung aus. Finke, Droſſel, Amſel und Zeiſig ließen auch Jammertöne vernehmen über die Folgen ihrer Thorheit, aber die Lerche jubelte fort in dem frohen Bewußtſeyn, die ganze Schaar von dem thörichten Verſuche zurückgebracht und befreit zu haben. Der Storch jedoch klapperte Allen ſein Mißfallen zu und nannte ſie: „Widerſpenſtige und Sünder, die ihr wahres Heil nicht erkannt hätten." Dann kehrte er in ſein altes Neſt auf dem Kirchthurm zurück.

Wer aber freute ſich nicht mit der Lerche und wer möchte wünſchen, daß all' unſere Vögel Nachtigallen wären!?

A. v. Möller.

Glaubensſätze.

Zufriedenheit und Gottvertrau'n dazu:
Kein And'rer wird dann reicher ſeyn als Du.

•

Nicht ſehne Dich nach Dem, was Du nicht haſt,
Das hält zumeiſt Dich frei von Gram und Lebenslaſt.

•

Zu wahrem Glück kommt's juſt auf Macht nicht an,
Doch hat gar große Macht, wer ſich beherrſchen kann.

Die Braut aus der Luft.

Im Frühling des Jahres 1838 fuhr in New-York die junge und zugleich liebenswürdige Luftſchifferin Eliſe Garnerin in ihrem Fahrzeuge wolkenan. In der Nacht zuvor träumte ihr, ſie ſey Braut, und dies erzählte ſie ihrer Mutter mit der Schlußäuſſerung: „ſehr glücklich hab' ich mich gefühlt.“ Die Mutter meinte: „Nun, wer weiß, was nächſtens geſchieht!“ — Und was geſchah? Die ſchöne Luftſchifferin ließ ſich vier deutſche Meilen von New-York zur Erde nieder; nicht weit von dem Ort befand ſich ein Landhaus, der Beſitzer, ein angenehmer und reicher Mann von etwa fünfunddreißig Jahren erſuchte die Gelandete, bei ihm einzukehren, und ſie nahm das Anerbieten dankbar an. Er war Wittwer, Eliſe machte einen vortheilhaften Eindruck auf ihn, und er gefiel ihr auch. Als ſie ſcheiden wollte, bat er, ſie möge länger bei ihm verweilen, und ihrer Einwilligung folgte ſein Heirathsantrag. Mit Einſtimmung der Mutter ſagte ſie zu, ward, dem Traume gemäß, frohe Braut, dann bald eine glückliche Frau; denn ſie behauptete noch vor wenigen Jahren: ſie hätte den beſten Mann, er aber ſchrieb zu derſelben Zeit einem Freunde: „Ich habe eine Frau aus den Wolken empfangen, und an mir bewährt ſich der Spruch: Alle guten Gaben kommen von oben.“ — Aber, was halten wir nun von dem Traum? Deutlich geſagt: Gar nichts! Eliſe Garnerin hat ganz gewiß wachend vielmals gedacht, was ſie vielleicht auch mehr als einmal träumte.

Zurechtweiſung.

Viele jagen nach dem Neuen,
Bei ſich ſelber nicht zu ſeyn;
Wer ſich dauernd will erfreuen,
Kehr' oft bei ſich ſelber ein.

Der erſte Buchſtabe in „politicus“.

Ueber dieſes Wort ſagt Pater Abraham a Sancta Clara: „Gar weit irren thäte Jener nicht, welcher ein Geheimniß ſuchen wollte in dem erſten Buchſtaben von „politicus.“ Dieſer Buchſtabe ſchickt ſich in alle Sättel. So man ihn wie gewöhnlich formirt iſt er ein p, da man ihn umſchlägt, ein q, daſſelbe aufwärts wird als d geſchauet, dafern man dies umkehrt wird es b. Solchergeſtalt ſoll vielleicht ein politicus geartet ſeyn, daß er ſich in alle Modell bequemen könne.“

Habt Acht.

Mit Vorſicht ſchau' auf Leute,
Die dich geſchmiegt umwedeln;
Je mehr des Schliffs von Heute,
Je wen'ger oft vom Edeln.

Urſprung der franzöſiſchen National-Kokarde.

Carl der Siebente, König von Frankreich, verlieh der damals einzigen Reiterei, den Gensd'armes, eine weiße Standarte, deshalb weiß, um ſein Vertrauen zur heiligen, zur reinen Jungfrau anzudeuten, wie die Engländer, als ſie Herren von Paris waren, aus dem Schatz von Saint-Denis ſich der Oriflamme und des königlichen Reichspaniers bemächtigt hatten; jene war roth, dieſes blau. Nach dem Verjagen der Engländer wurden auf Koſten der Stadt Paris, und zum Beweiſe ihres Einverſtändniſſes mit der vom Könige befohlenen Errichtung der erſten ſtehenden Truppen, die beiden Standarten wiederhergeſtellt und allen Reitercorps verliehen. Als Ludwig der Vierzehnte Regimenter errichtete, gab er die weiße Standarte dem Regiment des General-Obriſten der Reiterei, die Oriflamme (roth) dem Regiment des General-Feldzeugmeiſters, das Reichspanier (blau) dem Regiment des General-Commiſſarius, und dieſe Ordnung beſtand bis zur Revolution. Seit Vertreibung der Engländer blieben jene drei Farben ſtets dem franzöſiſchen Heer, dem Volk und der Stadt Paris zu eigen, und am 13. Juli 1789 brachte man ſie in der Kokarde zuſammen.

Zur Warnung.

Streitgeſchwätzler ſind ſchlimmes Pack,
Suchen, Andern zum Schabernack,
Emſig den fünften Zipfel am Sack.

Andeutung.

Suche Glück nicht in der Weite,
Nicht bei Luſt verwirrter Menge:
Sieh', das Herz wohnt freudig enge —
Halte Dich ihm treu zur Seite.

Jahrbuch
des
Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.
Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung.

Neunundzwanzigſter Jahrgang.

Findet
in des Daſeyns Looſen
minder
Dunkles, mehr das Licht;
zählet
an des Daſeyns Roſen
allzu
ängſtlich Dornen nicht:
Muth und Kraft
uns anzuſpornen,
mahnet Dunkel,
nützen Dornen!

1863.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)

Jahreswunſch an das Glück.

Wo Noth der Armuth iſt:
Eile!
Wo Leid zu ſtillen iſt:
Heile!
Wo Glück ſchon heimiſch iſt:
Weile!
Wo's übervoll ſchon iſt:
Theile!

Sprüche aus der Erfahrung.

In den Lebensſtrom getaucht,
Halte Deine Kräfte flüſſig;
Wer des Lebens überdrüſſig,
Hat die Kräfte falſch gebraucht.

*

An des Stromes Weſen denke,
Hörſt Du Volkesjubel ſchallen; —
Leichte Dinge wird er tragen,
Doch gewicht'ge läßt er fallen.

*

Bei der Heuchler und Schmeichler Treiben
Sey nicht zu geduldig! —
Sie zahlen in Worten und bleiben
Die Thaten Dir ſchuldig.

*

Das erſte Recht ertheilt ſich ſtets die Macht,
Das zweite hat Geſetz im Wortgeflechte,
Als drittes wird Gerechtigkeit bedacht,
Zuletzt beſiegt der Vortheil alle Rechte!

Kannſt jemals Du Dir Gott verneinen,
Dann bliebe Dir für Nichts ein Ja;
Denn alles Daſeyn und Erſcheinen
Iſt eben doch durch Gott nur da.

*

In der Jugend wünſcht man Flügel,
Fern nur ſuchend, was beglücke; —
Ach! — die Zeit legt uns in Zügel,
Und wir retten kaum die Krücke.

*

In allen Kreiſen ſind der Schwachen,
Verglichen mit den Starken, mehr;
Das Leben Jenen leicht zu machen —
Dem Stärkſten macht's das Leben ſchwer!

*

In drei Gebilde iſt der Menſch getrennt:
In jenes, was die Meinung von ihm hegt,
In das, womit er ſelber ſich — verkennt,
Zuletzt in das, was Wahrheit in ſich trägt.

*

Bei Deinem erſten Unglück mußt
Du gleich Dein eig'ner Rathesmann ſeyn;
Wer And're fragt, impft unbewußt
Für Kopf und Herz ſich Schwachheit ein.

*

Wo Gleichheit iſt Vergleichungspunkt,
Kommt Eintracht unwillkürlich;
Wo üppig hohle Hoheit prunkt,
Iſt Zwietracht ganz natürlich.

*

Wahr iſt es auch noch heute:
Die Kleider machen Leute,
Doch füget ſtets auch an:
Sie machen keinen Mann,
Und ihr könnt's nacherzählen:
Nicht Leute, Männer fehlen.

*

Daß Menſchen Menſchenliebe Dir geraubt,
Iſt nichts als Wahn;
Nur Eigenliebe, die ſich ſelbſt nur glaubt,
Die hat's gethan.

*

In Laſt und Leid iſt Heil nie fern! —
Wenn geiſt'gen Blick ihr weitet,
So findet ihr gewiß den Stern,
Der hin zum Heiland leitet.

Naturwechſel.

Der Himmel wird trübe
Und ſtürmiſch die Luft,
Es folget dem Sommer
Der Herbſt in die Gruft;
Sie werden im Winter
Oft mürriſch entbehrt,
Obwohl nur im Wechſeln
Die Erde ſich nährt.

Der Winter entweichet,
Die Lüfte ſind warm,
Und Frühling ruht wieder
Dem Sommer im Arm; —
Wir jauchzen dem Frühling
Auf blumigem Pfad,
Obwohl er doch immer
Zum Scheiden nur naht. —

So iſt's auch im Herzen
Bald düſter, bald hell.
Es ändert im Menſchen
Die Stimmung gar ſchnell! —
Er zürnt ſelbſt dem Glücke,
Wenn Sorg' ihn vergißt:
Weil Leben im Wechſeln
Am regſamſten iſt. —

Das Wechſeln und Aendern,
Geſetz der Natur,
Wir ſehen es herrſchen
In endloſer Spur;
Und zeigt ſich uns Alles
Dem Wechſeln geſellt,
Iſt Scheiden vom Ird'ſchen
Nur Wechſeln der Welt.

*

Amen heißt: es werde wahr! —
Mög' auf unſ'rer unfriedſamen
Erde Edlem Jahr auf Jahr
Nirgends fehlen Gottes Amen!

F. W. Gubitz.

Der Hubertsburger Friede.

1763.

Friede! — ſein Nam' iſt Wonnelaut!
Die Einigkeit ward ſeine Braut,
Haben ſich Städt' und Thron erbaut,
Und ſchaffen als Gatten ſtets vertraut. —
Deutſchland, mit Freud' und Einigkeit
Wär'ſt du in Machtvollkommenheit!

Hans v. Abſchatz. 1704.

Ein Jahrhundert iſt entſchwunden, ſeit nach dem ſiebenjährigen Kriege der Friede die Bewohner der deutſchen Länder und mancher Grenzſtaaten mit Freude und friſcher Hoffnung erfüllte, weitum ihn Jubel und Feſtesfeier begrüßten. Nicht verſäumen darf man's in einem für das Jahr 1863 beſtimmten Volksbuch, des Segenstages vom Jahre 1763 zu gedenken.

Vorausgegangen war der Friede Preußens mit Rußland und Schweden; aber Maria Thereſia, die mit Verluſt bedrohte, in vieler Beziehung des Nachruhms würdige Kaiſerin von Oeſtreich *) beharrte in Anſtrengung zu ausdauerndem Kampfe, bei dem ſie ſich im Recht glaubte, und die Machthaber Englands und Frankreichs ſchienen ihr noch treu verbunden. So waren die Verhältniſſe für Preuſſens großen König Friedrich II noch immer gefährlich. Zwar ſiegte er in Schleſien am 16. Auguſt 1762 gegen Daun, doch ſein Bruder hatte den vereinigten Oeſtreichern und Reichstruppen gegenüber einen ſchwierigen Stand in Sachſen. Dorthin zog der König in Eilmärſchen, aber ehe er noch die ſächſiſche Grenze erreichte, erhielt er ſchon die Glücksentſcheidung, daß der Prinz Heinrich **) am 20. October bei **Freiberg** einen glänzenden Sieg über die an Zahl überlegenen Feinde errungen hatte. Dies war die letzte große Waffenthat des ſiebenjährigen Krieges. Ihr folgten nur noch vereinzelte kleine Scharmützel zwiſchen den Vorpoſten und ein Streifzug des Generals Kleiſt in die

---

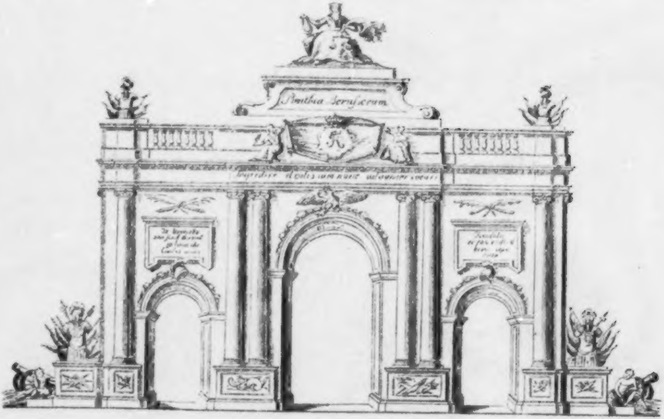
*) Von ihr erzählt unſer Büchlein (neben ihrem Bildniß) im Jahrgange für 1856, Seite 12 bis 16.

**) Deſſen Lebensſchilderung (mit Bildniß) haben wir im Jahrgange für 1862, Seite 84 bis 88.

Reichsländer, welcher die kleinen Reichsfürſten zwang, ihre Truppen von der kaiſerlichen Armee abzuberufen. Dann zogen beide Parteien in die Winterquartiere, nachdem am 24. November für den Winter ein vorläufiger Waffenſtillſtand zwiſchen den oeſtreichiſchen und preuſſiſchen Armeen in Schleſien abgeſchloſſen worden. Von Weſten traf gleichzeitig die Nachricht ein, daß England und Frankreich am 3. November zu Fontainebleau die Vorbedingungen zum Frieden geſchloſſen hatten, und der Herzog Ferdinand von Braunſchweig in Folge deſſen ſeit dem 15. November mit der franzöſiſchen Armee in Waffenſtillſtand war. Gegen jene Vorbedingungen mußte Friedrich zwar Einſpruch thun, da ſie wider den Wortlaut des engliſch-preußiſchen Vertrages vom 11. April 1758 ohne Zuziehung Preußens ſtattgefunden, und überdies beſtimmten, daß die weſtphäliſchen Provinzen des Königs von den Franzoſen beſetzt bleiben ſollten; aber ſchon neigte ſich Alles zum Kriegesende, und Friedrich durfte nicht allein auf Anerkennung jenes Einſpruchs hoffen, ſondern überhaupt einer durchaus ehrenvollen Ausgleichung aller Uneinigkeiten entgegenſehen.

Schon zu Anfang des November, als die Truppen in ihre Winterquartiere zu rücken begannen, hatte der ſächſiſch-polniſche Geheimerath v. Fritſch dem König von Preußen einen Brief des Kurprinzen von Sachſen überbracht, worin dieſer ſchrieb, er habe ſich alle Mühe gegeben, die Ruhe Europa's, welche ihm ſehr am Herzen liege, wieder herzuſtellen, und zu ſolchem Zwecke die Geſinnungen der Kaiſerin-Königin erforſchen laſſen. Sie ſey dem Frieden durchaus nicht abgeneigt, und es komme daher nur noch auf die Zuſtimmung des Königs von Preußen an, um die Zwiſtigkeiten der kriegführenden Mächte zu beſeitigen. Er bitte ſich hierüber gegen ihn zu erklären. Der König äußerte in Betreff der Grundſätze, auf denen er ſich zur Friedensunterhandlung bereit erklärte: der Friede müſſe billig für alle Theilnehmenden ehrenvoll ſeyn, auch müßten gründliche Maaßregeln getroffen werden, ihn dauerhaft zu machen. Nach dieſer Antwort des Königs zeigte ihm Fritſch einen Bericht des ſächſiſchen Geſchäftsträgers zu Wien an den Kurprinzen, worin es hieß, Graf Kaunitz habe dem Berichterſtatter die Verſicherung gegeben, die Kaiſerin wünſche den Krieg bald beendigt zu ſehen. Hierauf ertheilte Friedrich dem ſächſiſchen Geſandten einen günſtigen Beſcheid und verſicherte, daß auch er gern Alles, was ihm ſeine Ehre geſtatte, zur Wiederherſtellung des Friedens beitragen wolle. — Der Hof zu Wien ging auf die Grundſätze des Königs ein und ſchlug einen Kongreß auf dem kurfürſtlich ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg vor. Hier begannen die Verhandlungen am 31. Dezember und ſchloſſen am 15. Februar 1763, an welchem Tage der Hubertsburger Friede unterzeichnet wurde und den ſiebenjährigen Krieg beendete.

Am 1. März 1763 — alſo nur zwei Wochen ſpäter — ſchloß Friedrich II einen Brief an den Marquis d'Argens mit der Bemerkung: „Ich ſtrebe nach Beruhigung meines Geiſtes, über mich ſelber nachzudenken, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig geſprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird.“ In dieſem Sinne wollte er allen Feierlichkeiten entgehen bei ſeiner Rückkehr nach Berlin, wo am 5. März der Friede unter lauteſtem Jubel des Volks verkündigt worden war. Der König hatte gemeldet: er werde am 2. April in der Reſidenz eintreffen, er kam jedoch ſchon am 30. März Abends zwiſchen der achten und neunten Stunde von der Dunkelheit begünſtigt heimlich an, was erſt bekannt wurde, als er bereits im Schloß war. — Am 4. April, an dem Tage, da das Friedensfeſt im ganzen Preuſſenlande gefeiert wurde, mußte er ſich dennoch einen glänzenden Empfang gefallen laſſen, wobei der König „inmitten des Prachtzuges in ſeiner Reiſe-Caroſſe einherfuhr“, durch eine „vor der Frankfurter Landwehr vom Magiſtrat errichtete Ehrenpforte“, deren Abbildung hier beigefügt iſt. Die zweckgemäß preiſenden Inſchriften, die für ſich den Nachruhm nicht beanſpruchen, waren in lateiniſcher Sprache, und Ramler, von dem ſie herſtammten, hätte gewiß einer deutſchen Bürgerſchaft verſtändlich werden ſollen, beſonders weil es ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, daß der große König einen zu kleinen Begriff hegte über deutſche Geiſteserzeugniſſe, obwohl das volksthümliche Schriftweſen damals doch bereits bis zu Leſſing vorſchritt. — Am Abend und in der Nacht dieſes 4. April prangte Berlin in vollſtem Feſteslicht; kann ich mich nicht entſchließen, die vor mir liegende weitläufige Beſchreibung des Einzuges mitzutheilen, weil Dergleichen zu ſehen anlockend ſeyn mag, das Leſen der nachfolgenden Berichte aber nach meiner Anſicht unergötzlich iſt, will ich doch von den bei der Stadterleuchtung zur Schau gekommenen Durchſcheinbildern — genannt „Transparents“ — und Sprüchen ein Weniges auswählen. Der deutſchen Sprache wurde auch dabei nicht überwiegende Achtung bewieſen; die hochbeamteten und gelehrten Herren lateinerten — um mit dem Turn-Jahn zu reden — ſehr ſteckenpferdlich und flachſinnig. Zu eigener Genugthuung des Deutſchen ſey deshalb hier nur Einzelnes, das ſich der Landesſprache anſchloß, beigebracht, und zeigt es nicht gewichtigen Inhalt, darf ich doch verſichern: ſo viel, als das Verlateinerte, war es jedenfalls werth.



Die Börſe hatte zu Bildern, die den König mit mythologiſchen Geſtalten umzingelten, deutſche Unterſchriften, faſt ausnahmsweiſe hinſichtlich der Amts- und Geſchäftsgebäude. Sie gehe hier voran mit den Sprüchen:

„Durch Friedrichs ſanfte Gnadenkraft
Stärkt ſich die treue Kaufmannſchaft;
Da habt ihr euern Vater wieder:
Sein Blick ſchlägt alle Sorgen nieder.“

•

„Der milde Friedrich wird die Kaufmannſchaft erheben,
Und ihr zur Friedenszeit der Güter Fülle geben.“

Der Gilde-Aelteſte Engelhardt beleuchtete eine flammende Vaſe und die Unterſchrift:

„Vor ſieben Jahren ſah ich meinen Held marſchiren
Und Preußens tapfres Heer dem Feind entgegenführen;
Gleich ſchwur mein treues Herz: Er kommt mit Ruhm und Glück,
Mit Palmen in der Hand, und eher nicht zurück.“

Von den Sprüchen am Hauſe des Kriegsraths v. Görne heben wir hervor den einen zum Bilde eines gewaffneten Römers mit einem Tiger daneben:

„Mit Klugheit ſeine Macht anwenden,
Lehrt große Dinge bald vollenden.“

Er dachte auch an den Prinzen Heinrich:

„Schon flößt der große Ruhm von Heinrich's Heldenthaten
Dem, der ihn kennt, Verwund'rung ein;
Unſterblich aber ſoll auch in entleg'nen Staaten
Der Name dieſes Prinzen ſeyn.“

Der Hofglaſer Hägelin ließ unter dem Bilde des Königs leſen:

„Friedrich der Zweite, ein König, ein Held,
Friedrich der Große, ein Muſter der Welt.
Friedrich der Weiſe, ein Wunder der Zeit,
Ein Vater der Völker, ein Sieger im Streit.“

Der Kaufmann Carl Ebersbach zeigte, begleitet von der Minerva, das Bild des Königs, und dieſer hatte gleichſam zu ſagen:

„Legt Harniſch, legt Caſquet, legt Schwert und Waffen nieder,
Ich ſchenke jetzt der Welt die ſich're Ruhe wieder;
Minerva ruft und lockt, ich eile nach Berlin,
Wohin mich Sehnſucht, Luſt und Vaterliebe zieh'n.“

Der Königliche Kammerdiener Donner gab zwei geharniſchte Männer an einer Pforte zu ſchauen mit der Unterſchrift:

„Zieht Alexander heute ein?
Nein!
Der große Friedrich wird es ſeyn!“

Das naht ſich dem Humor; er verſtärkt ſich, aber ſelten, doch mögen einige Proben davon folgen. — Der Kaufmann Schicks ließ den Mars vom Mercur verjagen mit dem Ausruf:

„Fort, fort mit Dir, Du Ungeheuer,
Du macheſt alle Waaren theuer!"

Der Maler Tittelbach hatte an einem Fenſter das Gemälde Berlin's, dunkle Wolke und Regenbogen auf einer Seite, auf der andern lichten Himmel, und hier blieb er ernſt mit dem Spruch:

„Berlin, dein Horizont war fürchterlich umzogen,
Sieh' da, nun klärt ſich's auf, uns ſcheint der Gnadenbogen."

Am zweiten Fenſter aber ſtand ein gemalter Maler, der an ſich dachte mit der Aeuſſerung:

„Nun ſollt ihr mir, den Held zu malen,
Wohl doppelt und noch mehr bezahlen."

Der Wechsler Samuel Ezechiel machte zwei Fröhliche in Umarmung anſchaulich, wobei ſie angeblich ſich ermunterten mit den Worten:

„So, Bruder, laß' uns ewig binden,
Laß Gram und Kummer ganz verſchwinden,
Denn Friede! ruft das Publikum,
Drum floreat Commercium!"

Die Beſitzer der Voßiſchen Buchhandlung, Verleger von Schriften Friedrich des Großen, zu der Zeit „unter dem Berliniſchen Rathhauſe" wohnend, hatten vor dem Laden ein Königsbild, neben ihm ein Blatt der „Voßiſchen Zeitung" mit den Namen der Siegesorte. Die Unterſchrift verkündete:

„Mein Handel blüht durch die Berichte,
Wie Friedrich's Schwert den Feind bezwang;
Mein Vortheil wächſt durch die Gedichte,
Die dieſer große Meiſter ſang."

Schließe ich nun meine Hindeutung auf den Jahrhunderts-Tag des Hubertsburger Friedens, zweifle ich nicht, daß er Anlaß ſeyn wird zu lebhafter Erinnerung, und zu wünſchen iſt, ſie möge uns im Frieden finden. — Gedenkt man der ſchweren Kämpfe und Schickſale, die ſeit einem Jahrhundert hereinſtürmten in deutſche Geſammtheimath, ſo könnte der 15. Februar 1763 förderlich ſeyn, die Eintracht allſeitig zu erhöhen und zu ſichern, damit man niemals wieder vergeſſe, was einſt Luther einem fürſtlichen Zeitgenoſſen auf deſſen Tagebuch ſchrieb:

„Die fremde Teufelei wird ſtark durch inn'ren Streit,
Jedoch ihr Siegsgeſchrei erſtickt durch Einigkeit."

Sz.

Unter der Linde.

Der Abſchied.

„Ach, Chriſtian, daß Du mir nicht glauben willſt; ich hab' Dir ja ſchon geſtern geſagt: mein Wille iſt es gar nicht, nach der großen Stadt zu ziehen, aber die Eltern wollen es durchaus und widerſprechen darf ich nicht, das weißt Du auch.“ — „Ja, Roſe“, ſagte Chriſtian, als ſie ſchwieg und ſich ſchmollend abwenden wollte, „ja, Roſe, daß Deine Eltern es wollen, daran zweifle ich auch nicht, aber ich weiß, daß es Dir ganz zurecht kommt, Du damit ſehr einverſtanden biſt. Wir Dorfbewohner ſind Dir alle nicht gut genug; Du haſt Dich immer ſo, als wär'ſt Du vornehmer, und Du willſt nur nach der Stadt, um eine Dame zu werden und Dich Fräulein nennen zu laſſen.“ — Roſe hatte dieſer Rede ganz ſtarr zugehört, jetzt war's aber zu viel! Daß Chriſtian ſo von ihr denken würde, hätte ſie nimmer geglaubt. Sie wandte ſich von dem kaum ſeinem Knabenalter Entwachſenen ab und ſagte beleidigt: „Und wenn's nun ſo wäre, Dir hab' ich doch nicht nöthig Rechenſchaft davon abzulegen.“ — „Ha, Roſe, ſo denkſt Du!“ ſagte der aus der Faſſung gebrachte Jüngling, „nun, dann wird auch aus mir nichts, dann geh' ich in die Fremde und werde ein Herumtreiber; dann leb' wohl, ſchöne Heimath, lebt wohl, ihr Gedanken an eine glückliche Zukunft! Und daß Du's nur weißt, Roſe“, eiferte Chriſtian, „Du ſollteſt mir das Leben verſchönern, Du ſollteſt meine Frau werden; und nun — ach, nun iſt Alles, Alles vorbei!“

Das ſchmollende Mädchen ſtand anfänglich abgewendet, dann wandte ſie ſich allmälig näher. Als er zum Schluſſe kam, hörte ſie faſt athemlos zu, trat ganz nahe zu ihm, legte zutraulich ihre Hand auf ſeine Schulter und ſprach bewegt, aber ſehr freundlich: „Chriſtian, das haſt Du gewollt? und haſt mir doch nie ein Wort davon geſagt?“ — „Ach“, erhielt ſie zur Antwort, „Du warſt ja bis vor Kurzem noch ein Kind, und mit Kindern ſpricht man nicht über ſolche Dinge! Als Du aber vor einigen Wochen mit den andern Mädchen aus der Kirche kamſt — es war am Tage Deiner Einſegnung, Du hatteſt ein langes ſchwarzes Kleid an — da gingſt Du mit dem Geſangbuch in der Hand ſo langſam und vornehm aus der Kirche den graden Weg durch das Dorf, als wenn Du ein Stadtmädchen geworden wär'ſt. Von da an hab' ich mir nimmermehr getraut, ſo recht offen mit Dir zu ſprechen, wie ich es wohl längſt gern gethan

hätte; doch nun, da Du es weißt, nun gehſt Du nicht nach der Stadt, Roſe?" — Durch des Mädchens Zutraulichkeit wieder beruhigt, ſah er ſie fragend an, und ſie erwiederte: „Mit meinem Willen nicht, lieber Chriſtian!" und ſie nimmt ſeine Hand in ihre beiden Hände, wie um das, was ſie zu ſagen hat, dadurch milder zu machen. „Die Eltern geben es doch nicht zu, daß ich hier bleibe; Du mußt mir aber glauben: ich werde gewiß nicht vornehm. Wie Du nur ſo reden kannſt! Du und die Dorfbewohner alle, Ihr ſollt mir nicht gut genug ſeyn? ich bin ja nichts anders!"

Chriſtian verſöhnte ſich gar bald mit Roſe, und da nun doch einmal geſchieden werden mußte, gaben ſie ſich Beide die heiligſten Verſprechungen, ſich nie zu vergeſſen, einander ewig treu zu bleiben. Und Roſe löſ't ein Vergißmeinnichtſträuschen von ihrem Mieder, und indem ſie ihm das giebt, ſagt ſie unter hervorbrechenden Thränen: „Chriſtian, nimm die Blumen, und denke immer daran, was Du mir verſprochen haſt. Einmal in jedem Jahr komm' ich doch zum Beſuch, wir werden uns dann wiederſehen, und vielleicht, wenn es mir in der Stadt nicht gut geht, nehmen mich die Eltern auch wieder daheim." — „O Gott!" ſeufzte Chriſtian, als er die Blumen nahm, „ich werd' Dich wahr und wahrhaftig nicht vergeſſen, wenn Du das nur nicht thuſt. Nachbars Lore hat auch verſprochen, ihrem Bräutigam treu zu bleiben, als ſie nach der Stadt zog, und hat ihn doch ſo bald vergeſſen." — „Pfui!" entgegnete Roſe, „wie kannſt Du mich nur mit der Lore vergleichen! Die braucht nicht erſt nach der Stadt zu ziehen, um ihrem Bräutigam untreu zu werden, die hat ſchon hier im Dorfe mehr als einen Liebhaber gehabt; und kannſt Du mir ſo etwas nachſagen?" Sie war dunkelroth geworden im Aerger, und ſah mit ihren feuchten und doch glühenden Augen zürnend zu Chriſtian auf. — Der Jüngling zog beſchwichtigend die Beleidigte auf die kleine Bank nieder, in deren Nähe ſie ſo lange geſtanden hatten, und ein Kuß, der erſte Liebeskuß in Beider Leben, beſiegelte die ſchnell errungene Verſöhnung. —

Noch immer plauderten die Beiden, hatten es nicht gemerkt, daß der Mond ſein leuchtendes Antlitz ſchon über die Baumſpitzen des nahe gelegenen Waldes erhob, nun auch ihr verſteckt geglaubtes Plätzchen mit ſeinem verrätheriſchen Glanz erhellte. Liebenden iſt er jedoch ein vertraulicher Zuſchauer, und aus den Zweigen des großen Lindenbaumes, unter dem die Beiden ſitzen, miſchen einverſtändlich die Blüthen mit dem Gekoſe da unten ihr leiſes Geflüſter. Aber die Stunde naht — ſie müſſen ſich trennen. Noch einen Druck der

Hand, ein Blick rückwärts, und das Mädchen ſchreitet leicht, jedoch zögernd den ſchmalen Fußſteg entlang, der am Roßgarten vorbei in das Dorf, dann ſeitwärts zu ihren Eltern führt. Dort verſchwindet ſie in der niedrigen Brettthür des kleinen Hauſes. — Chriſtian's Augen verfolgen Roſe's Schritte, ſo weit er ſie zu ſehen vermag; dann ſetzt er ſich, ermüdet von der Arbeit des Tages und von der Aufregung der letzten Stunde, noch einmal auf die kleine Bank, und leiſe ſpricht er vor ſich hin: „Andere werden ihren leichten Schritt beobachten, Andere werden ihr Schmeicheleien ſagen; ſie wird das anhören, und fern von ihr werd' ich vergeſſen ſeyn!“ — Er ſpringt auf und eilt in den nahe gelegenen Wald, um dort noch ſtundenlang mit ſeinen Gedanken herumzuſchwärmen.

Chriſtian war der zweite und gleichzeitig jüngſte Sohn des wohlhabenden Bauern Kebert, hatte aber das Schmiedehandwerk erlernt, um ſeinem Oheim, der Schmied im Dorfe war, hülfreich zur Hand zu gehen. Sein Vater, der Bauer, rechnete auch ganz richtig: der Bruder hat keinen Erben, da fällt künftig deinem Chriſtian die Schmiede anheim. — Der Schmied war unverheirathet, ſeine Wirthſchaft führte ihm eine alte Magd; die Barbe hatte ſchon bei Lebzeiten ſeiner Eltern in Anſehen geſtanden bei der Familie, und ſie beſorgte auch Alles ſo gut, wie ſeine Frau es gethan haben würde, wenn er eine gehabt hätte. Im Dorfe erzählte man ſich: er wäre wohl auch verheirathet, wenn nicht ſie, die er einſt in ſein Herz geſchloſſen, ihm untreu geworden wäre; der Alte wollte aber nichts davon wiſſen, man durfte in ſeiner Gegenwart davon nichts laut werden laſſen. Es war auch bekannt vom alten Schmied, daß er gern den Frauen aus dem Wege ging; ſprach er dennoch mit der Einen oder der Andern ein paar freundliche Worte, ſo ſchritt, die ſich deſſen rühmen konnte, ſtolz im Dorfe herum, erzählte dies all ihren Nachbarsleuten, und ſie wurde beneidet. Denn der alte Schmied ſtand bei Allen in großem Anſehen, hauptſächlich weil er als Artilleriſt in den Jahren dreizehn und vierzehn die Feldzüge mitgemacht hatte. Obgleich er es nur bis zum Unteroffizier brachte, wurde er doch ſtets der alte Feldwebel genannt; dies war ſein ganz beſonderer Ehrentitel, den ſich der Alte auch gar zu gern gefallen ließ, und wer etwas von ihm erreichen wollte, der durfte ihn ſchon nicht anders nennen.

Chriſtian hatte vor allen Andern etwas voraus bei dem Alten, die Leute ſagten: weil der Chriſtian ſeiner Mutter ſo gleicht. Die alte Betty war in ihrer Jugend ſehr hübſch und dem Schmied nicht gleichgültig geweſen; es ſchien, als wenn auch er von ihr gern geſehen wurde. Da kam der Krieg, der Schmied, damals noch Geſelle, mußte mit, und nachdem er heimkehrte, fand er die Betty nicht mehr als Mädchen, ſie war ſchon ſeit einem halben Jahr die Frau ſeines Bruders. Man vernahm von ihm niemals eine Aeußerung darüber, aber ſeit der Zeit ward er ſtiller und vermied die Frauen: kein Mädchen konnte ſich ferner rühmen, von ihm ausgezeichnet zu ſeyn. Auch das Haus ſeines Bruders beſuchte er ſelten; einſt, da er wegen eines Geſchäfts ſeinen Bruder dort aufſuchen wollte, ſah er vor der Thür deſſen jüngſten, ein Jahr alten Sohn. Der Kleine arbeitete mühſam im Sande herum, und als er den Schmied erblickte, ſtreckte er ihm freundlich ſeine Aermchen entgegen und lächelte ihn an. Der Schmied rieb ſich mit der flachen Hand über die Augen, als wäre ihm Sand hineingeflogen, bückte ſich nach dem Kinde, nahm es auf, und als es ihn mit ſeinen Aermchen umfaßte, küßte es der Schmied haſtig und ſetzte es dann nieder. Seit jenem Tage ließ er ſich den Knaben öfter kommen, und trug ihn dann lange herum; es war wunderſam anzuſehen, wie der ſonſt ſo harte Mann ſich mit dem kleinen Kinde behaben konnte: es war auch das einzige Weſen in der Welt, mit dem er weich und zärtlich umging. Nachdem Chriſtian heran wuchs, nahm ihn der Schmied für immer zu ſich und verſprach ſeinen Eltern, für ſeine Erziehung zu ſorgen; das hatte er auch redlich und auf das Beſte ausgeführt. Als er merkte, daß Roſe, des armen Bauern Lamprecht Tochter, dem Knaben allmälig immer lieber wurde, hatte er anfangs ſehr bedenklich drein geſchaut, denn er dachte: wer weiß wie es enden wird; weil aber Chriſtian trotz wiederholter Warnungen von dem Mädchen nicht laſſen wollte, fügte ſich der Alte ſchweigend und ſchien nicht weiter darauf zu achten. — Der Vater Roſe's hatte aber noch nie an eine Verbindung ſeiner Tochter mit Chriſtian gedacht, und ihre Mutter hatte ganz Anderes im Sinn. „Meine Roſe“, meinte ſie, „hat ein gar feines vornehmes Weſen und Geſchick zu Allem; was Die anfaßt, das hat Hand und Fuß. Potz tauſend, iſt das ein Mädel! Die macht ihr Glück, wenn ſie nach der Stadt kommt. Deshalb ſoll ſie nach der Stadt; — dort wird ſie eine angeſehene Bürgersfrau und bringt die ganze Familie zu Ehren.“ — Sie hat noch eine jüngere Tochter, die, wenn Roſe abweſend, die Wirthſchaft im Hauſe übernehmen wird. Das Aelteſte der Kinder iſt ein Sohn; er hat das Tiſchlerhandwerk erlernt, und nachdem er Geſell geworden, ließ er ſich auf drei Jahr einen Paß in's Ausland geben, und wanderte in die

Fremde. Für Roſe fand ſich in einer, ſieben Meilen von dem Dorfe entfernten Stadt ein viele Vortheile verſprechender Dienſt als Kindermädchen. Eine alte Muhme, die zuweilen Geſchäfte in der Stadt beſorgte, war ſo freundlich geweſen, dies zu vermitteln, und Morgen in aller Frühe wird ſie Roſe ſelbſt zur Stadt geleiten; Nachbar Rodrich fährt zum Markt nach der Stadt und iſt gern bereit, die Beiden mitzunehmen.

So iſt denn weiter nichts zu thun, als die wenigen Habſeligkeiten des Mädchens einzupacken, ihr nochmals bereitwillige Ermahnungen einzuſchärfen, und ſie dann, Gottes Schutz anrufend, in die Welt des Glückes hinauszuſchicken.

Unter neuen Verhältniſſen.

Kaum war Roſe in ihren Dienſt eingeführt, als ſich auch ſchon bedeutende Mißlichkeiten zeigten. Drei unartige Kinder wurden ihr allein zur Obhut anvertraut, eine nicht geringe Laſt! Das Aelteſte von den Kindern, ein ſechsjähriger Knabe, ſchlug mit Händen und Füßen nach ihr, ſobald ſie ihn des Morgens anziehen wollte; zwei Mädchen, drei und- vierjährig, machten ihr auch nicht wenig zu ſchaffen, und ſo lieb ſie Kinder haben mochte, hier riß ihr die Geduld doch zuweilen. Die in demſelben Dienſt ſtehende Köchin war alt und mürriſch: ſie gab kaum Antwort, wenn Roſe ſie um Nöthiges befragte.

Ach, dachte Roſe, wenn das Chriſtian ſähe, wie's mir ergeht, da würd' er ſicher nicht mehr glauben, die Stadt habe ſo viel Schönheiten, daß ich ihn darüber vergeſſen könnte. Was mir das ſchwere Leben hier noch erträglich macht, ſind ja meine Gedanken an ihn, an mein ſchönes Dorf und an den heimathlichen Herd; — ach, wie einſam, wie ſchrecklich iſt es in der Stadt! —

Es ſollte aber nicht lange dauern, da ward es anders, beſonders, was die Einſamkeit betraf. — Noch nicht acht Tage waren vergangen, da machten ſich die andern in demſelben Hauſe dienenden Mädchen mit Roſe bekannt. Sie gaben ihr guten Rath: mit den ungezogenen Rangen ſollte ſie ſich nicht ſo viel befaſſen; es wäre gar nicht nöthig, immer hinter den Kindern her zu ſeyn, man müſſe ſie ihrer Wege gehen laſſen, die kämen doch nicht zu Schaden, das vorige Mädchen hätte es ja eben ſo gemacht! — ſie gewänne dadurch Zeit zu gemeinſchaftlichen Plaudereien am Brunnen, auf dem Hofe, und am angenehmſten des Abends vor der Thür. Die Bank draußen würde von der Herrſchaft faſt nie benutzt, ſie wäre

ganz zu ihrem Gebrauch; ſie ſolle nur einmal mit dabei ſeyn und erfahren, wie unterhaltend es dort zuginge: ſie erzählten ſich untereinander allerlei Geſchichtchen, die ſie theils ſelbſt erlebt, theils gehört hätten, und die Zeit verſchwinde ihnen, ſie wüßten oft ſelbſt nicht, wo ſie geblieben. Junge ſtattliche Burſche aus ihrer Bekanntſchaft und auch fremde kämen oft vorüber und grüßten ſie höflichſt; man lerne dann ſo gelegentlich Sonntags bei Spaziergängen die jungen Herren näher kennen, und erluſtige ſich mit ihnen auf die allerſchönſte Art. — So, und in ähnlicher Weiſe hatten die Mädchen öfter Roſe zugeſprochen, ebenfalls an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen. Wenn ſie ſich auch anfangs ablehnend damit entſchuldigte, keine Zeit zu haben, die Mädchen hatten ihr doch ſchon angedeutet, wie man ſich Zeit verſchaffen könne. Als es ihr nun die Kinder einmal zu arg trieben, ließ ſie dieſe auch wirklich allein, um Abends bei den gerühmten Plaudereien vor der Thür zu ſitzen.

Und ſo geſchah es! Zwar erſchrak ſie zuweilen über die Erzählungen der andern Mädchen, denn es kamen Dinge vor, die dem Ohr des einfachen Landmädchens bis dahin fremd geblieben waren. Aber lange dauerte es nicht, da hörte ſie gern zu; bald wußte ſie ſelbſt Dergleichen zu erzählen, lernte auch einen Gruß dieſes oder jenes jungen Burſchen zu erwiedern. — Nein, meint ſie, das kann nichts ſchaden, für ſolche Freundlichkeit freundlich zu danken; was würden die jungen Leute nur von ihr denken, wenn ſie es anders machte. Freilich, Chriſtian, der muß das nicht erfahren, der gute Chriſtian iſt zu ängſtlich, der würde ſchon fürchten: ſie vergeſſe ihn, die vornehmer ausſchauenden Burſchen gefallen ihr beſſer! Wenn Chriſtian nun gar gehört hätte, wie Einer dreiſt ſogar zu ihr herangetreten war und geſagt hatte: „Mein Fräulein, wie gefallen ſie ſich in der Stadt?“ — worauf ſie aber aus Verlegenheit nichts hatte antworten können — wie wäre Der erſchrocken! Mein Gott, der arme Chriſtian iſt noch nicht viel aus dem Dorfe heraus geweſen, er weiß nicht, daß es eben ſo in der Stadt zugehen muß, davon könnte er ſich ſelbſt überzeugen. Na, es iſt aber doch ein Glück, meint Roſe weiter, daß er ſie nicht beobachten kann: ſie würde ihm gewiß ſchon viel zu vornehm geworden ſeyn. Ach, und ſie hat noch viel zu lernen, ſie iſt ja noch ſo unwiſſend: die andern Mädchen lachen ſie alle Augenblicke deshalb aus.

Roſe iſt im Dienſt bei einer noch jungen Frau, die ſich wenig oder gar nicht um das Dorfmädchen und ihr ſittliches Benehmen kümmert. Sie giebt ihr für die, ihr gering ſcheinende Mühe mit den

Kindern Nahrung und Lohn, zankt auch ſelten; der Dienſt bei ihr war alſo kein ſchlimmer, und viele Mädchen ſahen deshalb neidiſch auf Roſe, die ſo ungehindert thun konnte, was ſie wollte. Roſe fühlt ſich wirklich ſchon recht behaglich in dem neuen Verhältniß; wenn ihr der Arbeit einmal zu viel wird — denn ſie hat nicht nur die Kinder in's Freie zu führen, ſie ſoll auch für ſie waſchen, plätten, nähen und ſtricken — ſo verſchiebt ſie dies von einem Tage zum andern, bis ſich die Arbeit ſo anhäuft, daß ihr Hülfe genommen werden muß. Obgleich ſie dann freilich Scheltworte zu hören hat, ſie weiß ſtets kluge Ausreden zu finden, weshalb es eben ſo geworden iſt; ſie kann nie dafür, ſie hat ja ſo viel mit den Kindern zu ſchaffen. Oft, wenn ſie ſolch eine Lüge ausgeſprochen hat, wird ſie vor Scham dunkelroth, denn ſie weiß ganz genau, die Kinder ſind ihr Nebenſache geweſen, die haben ſich ja ſtundenlang allein herumgetrieben: aber ſie hatte die allerliebſten Geſchichten, die andere Mädchen erzählen, nicht verſäumen dürfen. Mit großer Sehnſucht wünſchte ſie auch bereits, ſelber einmal ein kleines Abenteuer zu erleben.

Roſe kam rein und unverdorben nach der Stadt, und kaum läßt ſich begreifen, wie ſich in ſo kurzer Zeit Sitten verändern können. Schlecht war ſie noch nicht: aber mitten in den üblen Strudel verführeriſcher Vergnügungen hineingezogen, fühlte ſie ſich auch ſchon ganz heimiſch darin, und dennoch nicht glücklich. Sie wäre viel glücklicher geweſen auf dem Lande, in ihrer einfachen Umgebung, in der Nähe ihres Chriſtian — dem ſie freilich bereits etwas mehr Bildung wünſchte. Indeß redete ſie ſich möglichſt ein, ſie ſey glücklich im Gewirr von Zerſtreuungen, in die ſie ſich eigentlich nur hineingelebt hatte, um von den bangen Heimathsgefühlen befreit zu werden. Das wäre ihr wohl theilweiſe gelungen, wenn nicht in unvermeidlichen einſamen Stunden die Bangigkeit gleichzeitig mit ernſter Mahnung über wüſtes Treiben ihre Seele erfaßt hätte. In ſolchen einſamen Stunden war Chriſtian's Bildung den Gedanken Roſe's immer ausreichend, ja ſie empfand ſogar, ſein Weſen ſey achtungswerther als das ihrer ſtädtiſchen Bekanntſchaften. Die beſſere Einſicht wurde jedoch bald hinfällig, denn ſie ſtimmte traurig, und es war angenehmer, ſie verjagen zu laſſen durch das Geſchwätz und die Begegniſſe vor der Thür.

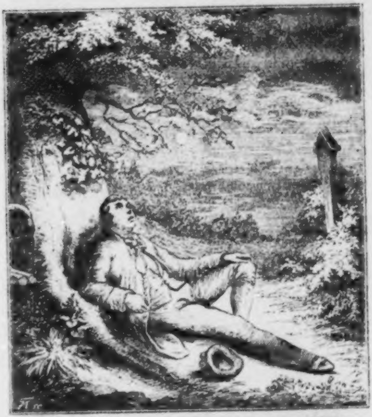
Roſe war kaum ſechszehn Jahr alt und hatte Niemand rathend zur Seite. Niemand ſagte ihr: du thuſt Unrecht! — und wer ſollte das auch? Vielleicht die Frau, bei der ſie diente? — ſchuldete dieſe ihr nur Nahrung und Lohn? — hatte ſie nicht zugleich für ihr ſittliches, ihr geiſtiges Wohl zu ſorgen? Gewiß, jede rechtſchaffene und umſichtige Frau wird dies auch thun, wird eine Hauptſache ihrer Pflicht nicht vergeſſen, wenn ſie ein junges, unerfahrenes Mädchen in ihren Dienſt nimmt. Roſe blieb aber völlig ſich ſelbſt überlaſſen, allen Verſuchungen, die ſo reichlich geboten wurden, und ſie hatte einen ſehr gefährlichen Weg betreten.

Daheim.

Der gute Chriſtian, wie fleißig ſaß er daheim in der Schmiede und arbeitete: er wollte recht was Tüchtiges erlernen, um ſich ſein Brod ſelbſt verdienen zu können, ſo viel zu verdienen, daß er eine Frau, und die muß Roſe ſeyn, mit ernähren kann. Ja, es wird ſchon gehen, Luſt zur Arbeit hat er, und der Oheim würde auch etwas dazu legen, um ihn glücklich zu ſehen: das weiß er; denn der hat ihn gern. Der Alte iſt ſehr gut, und nicht ſo auf Geld und Gut wie ſein Vater, der Bauer Kebert. — Eine Mutter hat Chriſtian aber auch, und die herumzukriegen, das heißt: ſeinen Plänen geneigt zu ſtimmen, das, fürchtet er, wird am ſchwerſten halten. Das iſt eine ſtolze und übermüthige Frau, die arme Bauern und ihre Familien Lumpenpack nennt, von dem man ſich fern halten müſſe. — Hätte dieſe Frau eine Tochter gehabt, da hätte 'mal Einer ſehen ſollen! Keiner hätte gewagt, die in Dienſt zu ſchicken; nein, gewiß nicht. Armer Leute Kinder ſind zum Dienen in der Welt, aber die Tochter eines reichen Bauern darf ſich das nicht einfallen laſſen, für die iſt das nicht. Es würde ſie dann auch kein reicher Bauer gern zur Frau nehmen, und ein Anderer paßt für ſolch Eine nicht, nicht einmal ein Bürger aus der Stadt; ſo denkt ſie, und bedauert ſehr, daß ihr eine Tochter fehlt, denn mit einer ſolchen wäre ihr Aufſehen geſichert! Ihre Tochter hätte das beneidenswertheſte Mädchen aus dem ganzen Dorfe werden müſſen, ſpäter dann die reichſte und angeſehenſte Frau. Ach, daß ſie keine Tochter hat! Aber ſie hat zwei Söhne, die können ihr zur Zeit wohl Töchter zuführen; dann ſind es freilich nur Schwiegertöchter, aber Aufſehen ſollen auch Die im ganzen Dorf machen. Für ihren Aelteſten, den Gottfried, der die Wirthſchaft ſeines Vaters dereinſt übernehmen ſoll, ihn ſchon jetzt fleißig in der Arbeit unterſtützt, hat ſie ſchon Eine im Sinne, die ſeine Frau werden ſoll. Gottfried iſt gefügig, er thut Alles, was ſie will, darin gleicht er ganz ſeinem Vater, der widerſpricht ihr auch niemals. Der Chriſtian, der macht ihr mehr Sorgen, den hat der Schmied halsſtarrig erzogen, der hat immer ſeinen eignen Willen, ſteckt ſich gleich hinter den Alten, wenn etwas durchzuſetzen iſt. — Sie, die Mutter, mußte ſogar zuweilen ſchweigen, ſo ſchwer ihr dies auch ward, aber dem Schmied handelt ſie nicht gern zuwider, und ſie ſcheint ihn faſt zu fürchten.

Es iſt ein Glück, daß dem Bauer Lamprecht ſeine Tochter in Dienſt gezogen iſt, ſo weit von dem Dorf entfernt; denn ihr Chriſtian ging der Roſe auf Steg und Weg nach, das hätte, nach ihrem Glauben, nimmer ein gut Ende genommen. Sie ſah es ſchon nie gern, wenn die Beiden als Kinder miteinander ſpielten, denn auch Kinder, dachte ſie, müſſen ſchon wiſſen, zu wem ſie gehören; ſie hatte es jedoch der Nachbarsleute wegen nicht verbieten können. Die waren alle nicht ſo ſtreng darin, und hätten ſolche Anſichten, daß Arm und Reich nicht zuſammen gehört, wohl ſehr übel genommen. Als aber aus den Kindern Erwachſene geworden waren, bemerkte ſie mit wahrer Angſt Chriſtians wachſende Zuneigung für Roſe, wenn er ſie auch möglichſt geheim hielt, und ſie hatte ihm unter ernſtlicher Verweiſung den ferneren Umgang mit ihr gänzlich verboten. Als Chriſtian dann entgegnet hatte: in allen Stücken wolle er ihr den Willen thun, nur hierin könne er dies nicht, da hat die hoffährtige Frau geantwortet: lieber wolle ſie ihn verſtoßen, als mit Roſe vereinigt ſehen, ja in dieſem Falle würde er enterbt, und ihr Mann war damit einverſtanden. — Wie gut alſo, daß Roſe aus dem Dorfe fort iſt, nun muß er ſie vergeſſen; ſie wird in der Stadt bald einen andern Liebſten finden, oder auch mehrere — lachte ſie in ſich hinein — die Mädchen werden in der Stadt alle lüderlich. Chriſtian wird ſie alſo nicht mehr mögen. Und die Frau, die außer ihrem Dünkel ſonſt ganz gut und harmlos war, bedachte gar nicht, wie ſündlich es ſey, daß ſie auf das Unglück eines armen unſchuldigen Mädchens ihre Hoffnung ſetzen wollte.

Ungefähr kannte Chriſtian die Gedanken ſeiner Mutter, und fürchtete ihren Widerſpruch mehr als den des Vaters: aber er war doch längſt mit ſich einig, daß Roſe trotzdem ſeine Frau wird, und wenn ſie ihn deshalb enterben, er wird ſie allein ernähren. Aber Roſe, Roſe, wenn die nur Wort hält! — und er ſchaudert zuſammen, wenn er daran denkt, was aus einigen Mädchen, die auch nach der Stadt in den Dienſt zogen, geworden iſt. — „Ha, Roſe!“ ruft er aus, in Wuth ſchlägt er mit dem Hammer ſo gewaltig auf, daß die Funken vom glühenden Eiſen weitum fliegen, ſein Oheim erſchreckt zu ihm hinſchaut, ſich gar nicht genug verwundern kann, daß Chriſtian ſeit Wochen ſchon ſo wild und ingrimmig iſt, dabei doch ſo fleißig, wie



nie zuvor. Erſt wenn die Funken um ihn herumſprühen, wird dem Chriſtian wohler, und er lächelt, wenn ihm einfällt, wie es Dem ergehen ſollte, der es wagt, Roſe auch nur mit einem Blick oder mit einem Wort zu beleidigen. — Iſt aber Abends die Arbeit beendet, dann eilt Chriſtian hinaus in's Freie und legt ſich ſtill vor die Bank unter dem großen Lindenbaum. Ob dieſer auch keine Blüthen mehr hatte, in den Aeſten und Zweigen rauſcht es ſo heimlich und traut, als hört er das Liebesgeflüſter ſeiner Roſe; und wieder iſt es ihm, als gehe ſie langſam den ſchmalen Fußſteg entlang, der ſich dort ſo hell durch das hohe grüne Gras ſchlängelt. Nun kommt ſie am Roßgarten vorüber in das Dorf hinein, und geht dann ſeitwärts dem kleinen Hauſe zu, in dem ſie verſchwindet. Ach, wie oft ſah er in Gedanken ſie hier gehen, ſeit er das letzte Mal ſie wirklich geſehen hat! O, daß er nur einmal erfahren könnte, wie es mit ihr ſteht, aber da iſt Niemand, der ihm Antwort giebt! und wenn der Mond auch wieder über die Baumſpitzen des Waldes ſteigt, er blickt ſo ernſt, ſo kalt, ſo gleichgültig auf Chriſtian hernieder, als wäre er niemals Zeuge ſeines Glücks geweſen. Ja, der Mond hat's vergeſſen, und Roſe vergißt auch, was ſie ihm verſprochen an jenem Abend, als ſie zum erſten Mal ihm ſagte, daß ſie ihn lieb hat, und ihn dann verließ. Die Sterne ſchauen ihn hell und luſtig an, als hohnlächelten ſie über die Thorheit ſeines Kummers und Sehnens. Als er ſeine Augen wieder nach dem Steg wendet, ſchleicht dort eine Katze, ihm iſt ſie das langſam heranſchleichende Unheil — er kann ohnehin die Katzen nicht leiden. — Ringsum im hohen Graſe zirpen die Grillen ihre melancholiſchen Weiſen, das paßt für ſeine Stimmung. Auch die Fröſche fangen an im nahen Sumpfe zu quacken; erſt erhebt einer einzeln ſeine Stimme, dann ſchreit ein zweiter mit, einer, ſcheint es, will den andern überſchreien, bis ein vielſtimmiger Chor laut und lebhaft ſich erhebt. Was die ſich nur zu ſagen haben, die ganze Nacht hindurch! — wenn man recht darauf achtet, hört man ordentlich Melodien heraus. — In dem nahen Walde erhebt laut und grell ein Nachtvogel ſeine Stimme, ein einziger heller ſchriller Laut, dann ſchweigt er wieder. — Mitternacht iſt vorüber und Chriſtian weilt noch an der einſamen Bank; er weilt und weilt, der Mond hat ſeinen Lauf ſchon beendet, und ſich in einen klaren See geſenkt auf der entgegengeſetzten Seite des Waldes dicht hinter dem Dorfe. Matt und matter werden die Sterne, hie und dort erhebt ſich ein leiſes Gezwitſcher der kleinen Singvögel, als wenn ſie, eben erwachend, noch halb ſchlaftrunken den rechten Ton nicht zu finden wiſſen: dann ſäuſelt plötzlich ein leiſer aber ſcharf kalter Wind, im Oſten röthet ſich allmälig der Himmel, und feurig ſteigt die Sonne empor.

Chriſtian hat die Nacht im Freien verträumt, haſtig ſpringt er auf und eilt in die Schmiede.

Die Verſuchung.

Aus dem unſchuldigen Landmädchen iſt in kurzer Zeit eine Städterin geworden; kaum wieder zu erkennen iſt Roſe, und war erſt einige Monate aus dem Dorfe entfernt. — Wenn jetzt Chriſtian ſie geſehen hätte! — Statt des knappen, anliegenden Mieders mit den kurzen Aermeln, das ihr ſo gut ſtand, trug ſie nun ein faltiges Kleid mit Puffenärmeln, und der runde Hut mit den langen Bändern mußte zu Sonntagsſpaziergängen weichen vor einem ganz kleinen modiſchen Hut mit Blumen. Wie der Anzug ſie verunſtaltete! — man erkannte kaum das niedliche Landmädchen von ehedem; Roſe drehte ſich ſo eigen abſonderlich in der ungewohnten Tracht, ſie war nicht nur entſtellt, auch linkiſch. Aber die andern Mädchen hatten über ihre einfache ländliche Tracht geſpöttelt, und Roſe fand die ſtädtiſche auch bald hübſcher und paſſender. Dazu reichte freilich ihr Lohn nicht hin, doch wurde bald Rath geſchafft; ſie erbat ſich nach freundſchaftlich ertheilter Weiſung für ein halbes Jahr voraus ihren Lohn, erhielt ihn auch. Mit den modiſchen Kleidern fand ſich nun nach und nach ein anderes Benehmen ein: ſie war, was das betraf, ſehr gelehrig, die Mädchen hatten ihre Freude daran.

Sonntag ſollte ein Kaffeegarten beſucht werden, Roſe gehörte zu der Luſtpartie; ſie hatte ſich für den ganzen Nachmittag frei gebeten: die Kinder wurden unterdeß von der Köchin beaufſichtigt. — Sehr ſchmuck war Roſe angezogen, ihr Herz ſchlug jedoch unruhig und ängſtlich dabei: ſie hatte heute zum erſten Mal die Begleitung eines jungen Maurergeſellen angenommen, am Thor wollte er ſie erwarten. — Die andern Mädchen — es waren heute nicht nur die im Hauſe dienenden, auch noch mehrere aus der Nachbarſchaft — nahmen nicht ſo viel Rückſicht, ſie ließen ſich abholen von den jungen Herren, wie Geſellen oder auch nur noch Lehrlinge verſchiedener Art, mitunter Soldaten — die Stadt hatte Garniſon — genannt wurden. Dieſe von den Mädchen zu ihren Spaziergängen erwählten Begleiter, deren Bekanntſchaft ſie meiſtentheils bei Tanzvergnügungen gemacht hatten, waren nicht jederzeit auch gleich ihre Liebhaber oder Bräutigame; nein, es kam bis zu ſolch einem Verhältniß oft gar nicht. Die Begleitung wurde hauptſächlich angenommen, um eine Probeſchau über den jungen Menſchen zu halten: ob er ſich zu einem nähern Verhältniß eigne, und dann — weil es auch zum guten Ton unter der dienenden, weiblichen Jugend gehörte, zu derartigen Spaziergängen Begleiter zu haben. — Roſe machte ſich nicht ohne Unruhe im Herzen mit den Andern auf den Weg. Schon einige Schritte vor dem Thor erwartete ſie der Maurergeſelle, ſorglich ausgerüſtet mit Hut, nettem Rock und zierlichem Stöckchen; weiße waſchlederne Handſchuh fehlten nicht, aber ſie wurden nicht angezogen, ſondern nur mit vornehmer Miene in der Hand gehalten: er hatte wirklich ganz das Ausſehen eines Modeherrn. Als er aber höflichſt der Roſe ſeinen Arm anbot, wurde ſie vor Schreck bleich, weil es ſchon ſo weit mit ihr gekommen, daß ein fremder Mann dies wagte; ſie zögerte verlegen, den Arm anzunehmen. Lächelnd ſahen ſich die andern Mädchen nach ihr um; Roſe ſteigt das Blut ins Geſicht: ſie hat ſich ſchon wieder linkiſch betragen; aber Chriſtian — ſie hat ihn ja ſo lieb, wie kann ſie einem Andern den Arm geben? ſie zögert noch immer. Der junge Geſell iſt dreiſt, erobert ſich, was ihm allem Anſchein nach nur aus Verlegenheit verweigert wird; er nimmt, ohne weiter zu fragen, Roſe's Arm in den ſeinen, und ihr fehlt der Muth, es zu verhindern: denn die Mienen der Andern verziehen ſich ſchon wieder zum Lachen. Dicht neben ihr geht das Mädchen, das mit ihr auf demſelben Flur dient; ſie hat einen Trompeter zum Begleiter, weshalb ſie ſehr beneidet wird, und ziſchelt ihm Dinge in's Ohr, die Roſe betreffen müſſen: denn er ſieht ſich wiederholt nach ihr um, und lächelt dabei jedesmal, was von Roſe nicht unbemerkt geblieben iſt und ſie noch mehr beunruhigt. Sie glaubt, die Beiden ſprechen über ihr ungeſchicktes Benehmen, und ſie giebt ſich doch die erſinnlichſte Mühe, Alles recht zu machen.

Sie ſchreiten nun munter lachend und ſcherzend vorwärts. Der Maurergeſelle erzählt der Roſe, daß er bald Meiſter ſeyn wird — ſie hört in Aengſtlichkeit nur halb hin — und wenn er Meiſter iſt, dann könnt' es wohl kommen, daß er ſich ſelbſt ſein Haus baut: denn er iſt nicht arm, er gehört zu Denen, die ein gut Stück Geld aufzuweiſen haben, er beſitzt nicht allein Vatertheil, nein, auch von der Mutter Seite würde ihm ein hübſches Sümmchen bleiben; hat er erſt ein eigen Haus, dann wird er auch eine Frau heimführen; das müſſe aber eine ganz andere ſeyn, als die meiſten Mädchen, er habe einen aparten Geſchmack, habe ſich eine Beſondere zu wählen, denn ſeine Frau gehöre einſt mit zu den reichſten Bürgerfrauen in der

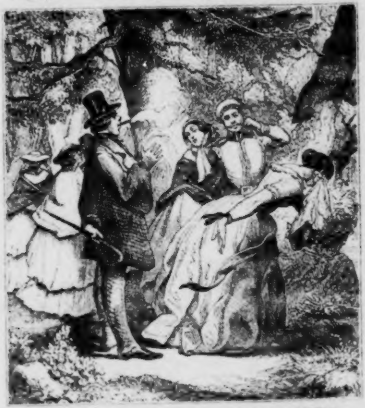
Stadt: es wird ſich wohl ſo Manche nach ihm umſehen, er hätte jedoch ſchon Eine im Sinne. — Roſe bebt plötzlich bei dem Gedanken: am Ende meint er mich, und ich würde eine reiche Bürgersfrau, wie's die Eltern wünſchen, aber nein, er will ja eine ganz aparte, an mich denkt er nicht; ich mag ihn auch nicht, ich habe ja Chriſtian. In Beklemmung geht ſie weiter — er hat ohne Unterbrechung fort geſprochen: die er im Sinn habe, wäre ein Mädchen vom Lande, ungefähr ſo eine, wie Roſe; — ſie zuckt zuſammen — aber noch dächt' er nicht an's Heirathen, es müßte denn Roſe ſelbſt ſeyn, dies wäre die Einzige, die ihn zu einem ſchnellen Entſchluß bringen könnte. — Sie ging wie auf Nadelſpitzen, glaubte bei jedem Wort, das er ſprach, vor Scham und Entſetzen in die Erde ſinken zu müſſen. Das war wohl ein Heirathsantrag? — aber nein, er ſprach ja nur ſo beiläufig davon; ſie ſchwieg nach wie vor. Was ſollte ſie auch dazu ſagen? — er fragte ſie eigentlich um nichts — ſpricht immer eifriger: er wolle es nicht dringend machen, ſage ihr das nur ſo, ſie könne es ſich ja überlegen, hätte Zeit dazu, dürfe ſich mit keinem Wort binden, ihm wäre —. Der Kaffeegarten iſt erreicht, und Roſe froh, einer nun doch bald nothwendig gewordenen Antwort entgehen zu können. Der junge Geſell ſah etwas verdrießlich aus; er war ſo ſchön im Zuge geweſen, es hatte, wie er meinte, nur eines letzten, kräftigen Anlaufs bedurft, um das junge Mädchen für ſich zu gewinnen: das war nun vereitelt. — Roſe zog froh, als wenn ſie ſich von einer drückenden Laſt befreite, ihren Arm aus dem ihres Verehrers.

Der Kaffee ſchmeckte an einem Gartentiſch Allen vortrefflich, nur Roſe ſchien er nicht beſonders zu munden; ſie mußte mehr als in der letzten Zeit an Chriſtian denken, und dazwiſchen ſtand doch wieder das Bild der reichen Bürgersfrau, die im eignen Hauſe wohnt und in der Stadt zu großem Anſehen gelangt; ſie will aber Chriſtian treu bleiben und ihm alle dieſe Herrlichkeiten opfern, ſo beſchließt ſie. Den Geſellen muß ſie ſich indeß einmal näher betrachten — er ſieht ganz nett aus, fein und vornehm —; aber es wird doch nichts daraus, nämlich aus einer Heirath mit ihm: Chriſtian würde ſich ja in den Tod legen. —

Die Andern ſcherzen und erzählen ſich lächerliche Geſchichten; der Trompeter iſt der Luſtigſte von der Geſellſchaft: er neckt unaufhörlich die Roſe mit dem Geſellen. Dieſem kommt das eben recht, er ſagt ſich heimlich: Der arbeitet für Dich vor. Der Trompeter hat eine Menge ſüßer Näſchereien mitgebracht, vertheilt dieſe unter ſteter Heiterkeit an die Mädchen; Roſe nimmt nichts an von ihm, kann auch nicht in die allgemeine Fröhlichkeit einſtimmen. Der junge Maurergeſell legt ſich das zu ſeinem Vortheil aus: er hat einen günſtigen Eindruck auf das Mädchen gemacht, ſie ſah ihn ſchon einige Male verſtohlen an; — Roſe beſchäftigt ſich aber im Stillen nur mit den beiden Ausſichten: Chriſtian und in's Dorf zurück, oder reiche Bürgersfrau in der Stadt; ſinnend verglich ſie den Geſellen mit Chriſtian. In ſich hinein lachte der Geſelle, beſonders über ſeinen guten Einfall vom eigenen Hauſe; er hatte weder Vater noch Muttertheil, und wußte ſehr wohl, daß er aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein Leben als Geſell beſchließen wird. Roſe hatte ihm jedoch auf das Genaueſte jedes Wort geglaubt.

Endlich wird an die Heimkehr gedacht: es ſoll aber noch ein Umweg durch den nahe gelegenen Wald gemacht werden. Roſe iſt gezwungen, nochmals den Arm des Geſellen anzunehmen, wenn ſie nicht ausgelacht werden will. Im Walde ſieht es ſchon herbſtlich aus. Die welken Blätter liegen an manchen Stellen ganz dicht; es rauſcht und raſchelt unter den Füßen, ſo daß die Nächſtfolgenden die Worte der Vorangehenden nicht verſtehen können. Es dunkelt auch ſchon, und der Wald begünſtigt die Dämmerung: die Sonne ſchießt noch einzelne dunkelroth glühende Strahlen durch das Laub der Bäume, dann verſchwindet ſie ganz. — Der Geſell iſt dreiſter geworden, flüſtert dem Mädchen verliebte Dinge in's Ohr; das hebt ihn nicht in Roſe's Augen, im Gegentheil, das ſtellt ihn herab. Er ſpricht völlig anders wie Chriſtian, oft ſo, daß er ihr Gefühl verletzt; ſie möchte ſich gern von ihm losmachen, aber ſie ſchämt ſich der andern Mädchen wegen. Dicht vor ihr ſchreitet auch der Trompeter einher, er ſieht ſich wieder alle Augenblick nach ihr um, und ſo viel Roſe im Dunkeln bemerken kann, lächelt er immer dabei. Die vornehme Bürgersfrau iſt ihr ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden: ſie giebt dem Geſellen nur kurze, abweiſende, empfindliche Antworten. Das Ohr des Geſellen iſt nicht ſo zarter Natur, daß ihn dergleichen beleidigen könnte, er läßt ſich dadurch nicht ſchrecken, wird immer zudringlicher, immer kühner, hält Roſe's Arm feſt, ſie konnte ſich gar nicht losmachen, er geht offenbar vorſätzlich mit ihr langſamer als die Andern. Die ſind ſchon ein gut Stück voraus, und in der nun vollſtändigen Dunkelheit kaum zu ſehen, der Weg iſt auch ſo uneben: ach Gott, wäre ſie lieber nicht mitgegangen! — und ehe Roſe ſich wehren kann, hat der Geſell ſie plötzlich umfaßt und ihr einen Kuß gegeben.

Das war zu viel! Roſe reißt ſich mit Gewalt los und ſchreit



laut auf. In demſelben Augenblick iſt es ihr als ſieht ſie Chriſtian's wuthentſtelltes Antlitz, ſieht, wie ſeine Blicke ſie zu durchbohren ſcheinen, hört ſeine Stimme rufen: Ha, Roſe, ſo hältſt Du Wort? Aber die Umgebung tritt ſpottend dazwiſchen, lautes Gelächter erſchallt aus dem Munde der Andern über das ſpröde Landmädchen; denn ihre mannichfachen Erfahrungen, die ſie gemacht haben, laſſen ſie über die Urſache des Aufſchreiens nicht lange im Zweifel: ſie ſahen auch, daß Roſe nun allein weiter gehen wollte. Der Trompeter, der ein unmäßig ſchallendes Gelächter hatte vernehmen laſſen, nimmt ſich zuſammen, tritt ſo ernſt wie möglich an Roſe heran und bietet ihr ſeinen Arm, mit der Bemerkung: er würde den nöthigen Reſpekt gegen die Jungfer nicht vergeſſen; Roſe wendet ſich ſchweigend ab, ſie blieb ihm die Antwort ſchuldig. Bei dem Weitergehen wurde ſie fortwährend von Allen geneckt: ſie hörte Alles an, ohne ein Wort zu erwiedern. Der verſchmähte Geſell ſchritt verdrießlich beiher, er wird mit Sticheleien auch nicht verſchont; er wurde aber grob, und es wäre bald zu Handgreiflichkeiten gekommen, wenn ſich nicht die Mädchen beſchwichtigend eingemiſcht hätten.

Dies war der Beſchluß des ſo heiter begonnenen Spazierganges.

Die Mahnung.

Keine heilſamere Kur für Roſe als jene, die der letzte Spaziergang ihr gebracht hatte: wohlgemeinte Ermahnungen oder Scheltworte hätten ſie nicht ſo zum Nachdenken, ſo zu ihrem beſſern Bewußtſeyn zurückgeführt, wie dies durch das übereilte zudringliche Verfahren des jungen Geſellen bewirkt wurde. — Die Meiſtersfrau hatte ſich ſchon in glänzenden Farben vor ihren Blicken gezeigt, es hätte ſchweren Kampfes bedurft, der Lockung zu widerſtehen, wäre nicht das Benehmen ihres Begleiters ihr zuwider geworden, in eben dem Maaße, als er glaubte in ſeiner Eroberung vorzuſchreiten. Was vielleicht mancher Anderen verderblich wurde, das war Rettung für Roſe: ſie kam durch unzarte Liebesworte immer mehr zum klaren Begriff, und ein innewohnendes, ſtets ſicher gehendes Gefühl der Unſchuld ſagte ihr, daß der Mann an ihrer Seite es nicht ehrlich meinte. Als ſie dann, durch ſeine letzte Frechheit völlig zur Beſinnung kommend, ſich von ihm befreite, war ſie in demſelben Augenblick mit ihren Gedanken bei Chriſtian: ſah in der Einbildung ſeine drohenden Blicke. O, wäre ſie wirklich bei ihm geweſen, wie innig, wie flehend hätte ſie Abbitte leiſten wollen! Aber nein, nein, es iſt gut, daß er nicht da iſt, denn ſie wäre vor Scham vergangen: nein, ſie kann nie mehr vor Chriſtians Augen erſcheinen. Wenn er wüßte, ein Andrer habe ſie geküßt, er würde ſie verachten. Sie haßt den fremden Geſellen; ſeinetwegen wird Chriſtian ſie verlaſſen, und er thut recht daran: ſie iſt ja nichts werth. Chriſtian findet zehn andere Mädchen, die hübſcher ſind als ſie, und rechtſchaffener, ſetzt ſie ſeufzend hinzu. Der gute Chriſtian, wie hatte er ſie ermahnt, ſie gebeten, ihm treu zu bleiben! Und weshalb er ſie nur lieb hat? ſie iſt doch ſo arm; — aber der Geſell hat ſie doch auch lieb, er hat es ihr ja geſagt — ach nein, an deſſen Liebe glaubt ſie nicht mehr, ſie hat ſchon eingeſehen, was daran war; und wenn er ſie auch lieb hat, ſie zur reichen Meiſtersfrau machen will: nie, nie würde ſie einwilligen, er iſt ein roher, ein ſchlechter Menſch! — Als ſie mit ſolchen Gedanken im Walde neben den Andern ging, iſt ihr plötzlich geweſen als riefe ihr Jemand zu: werde vorſichtiger! — und dann folgte ihr dieſe Stimme fortwährend mit Ermahnungen, mit Belehrungen, hielt ihr klar und deutlich all ihre Fehler vor. Dieſe Stimme verfolgte ſie, bis ſie nach Hauſe kam, ſogar bei dem Einſchlafen flüſterte ſie noch immer mit ihr.

Am nächſten Morgen geht Roſe gebeugt einher wie eine Sünderin: der Kuß des fremden, ihr jetzt ſo verhaßten Mannes hat ſie entweiht; ſie wäſcht ihre Lippen unaufhörlich mit friſchem Waſſer, aber ſie fühlt: das Waſſer allein thut es nicht, ſie muß auch feſteren Sinns werden, wenn ſie Chriſtian je wieder vor Augen kommen will. Von allen Mädchen entfernt ſie ſich, deren Rathſchläge ſind ja ſchuld daran, daß ſie ſo ſchlecht geworden, die haben ſie zu Nichtsnutzigem beredet — ſie mag nichts mehr von ihnen wiſſen: ſie mögen nun auch lachen, ſo viel ſie wollen, es iſt ihr ganz gleichgültig! — Sie beſorgt ihre Arbeit pünktlicher, fängt an die Kinder lieb zu gewinnen, und die Kinder thun's ihr nach. — Wer hat ſie denn an ihre Pflicht gemahnt? — ja, an jenem Abend im Walde hat ihr Jemand zugerufen: ſie ſoll ſich zu Beſſerem ändern, darauf kann ſie ſchwören. Chriſtian iſt es nicht geweſen, ſie weiß, daß man die Stimme eines Menſchen nicht ſo weit hören kann; ſie zittert in der Ueberlegung, denn es fiel ihr ein: Gott ſelbſt hat gerufen, und ſie ermahnt. Der Prediger hat auch in der Kirche geſagt: und wenn ihr auf ſchlechten Wegen geht, ſo gebt wohl Acht, daß ihr die Mahnung Gottes nicht überhört, wenn ſie euch zurechtweiſen wird auf dem Weg des Lebens; „ja, ſo iſt es kein Zweifel mehr, Gott ſelbſt hat ihr zugerufen!“ — Unrecht hatte ſie auch nicht, denn durch das Gewiſſen — das doch offenbar hier einwirkte — ſpricht ja Gott zum

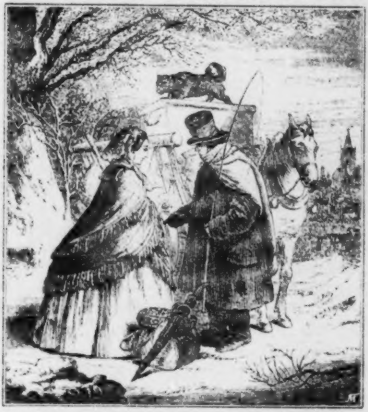
Menſchen und mahnt ihn an ſeine Pflicht. Da ſich Roſe nun in der nächſten Berührung mit Gott von ihm ſelbſt angeredet glaubte, kam ſie ſich vor, wie in einem heiligen Bann wandelnd; ſie that Alles in der Ueberzeugung: Gott gehe mit und neben ihr, und ſie konnte plötzlich wie umgeſchaffen jeder Verführung widerſtehen. Sie wird doch nun wiſſentlich nicht mehr ſündigen, das kann, das will ſie der Fürſorge ihres lieben Gottes nicht zu Leide thun; ſie fürchtete ihn nicht nur, ſie will ſich auch dankbar erweiſen für die ihr in der Stunde der Gefahr ſo väterlich zugewendete Hülfe. Das einfache Landmädchen mit der kindlichen Einfalt im Glauben beſchämte gewiß viele ſich weiſe dünkende Chriſten. —

Zu Weihnachten wird Roſe zum erſten Mal die Heimath beſuchen. Wie freut ſie ſich darauf! Aber wie fürchtet ſie ſich auch, Chriſtian vor Augen zu kommen: wird er ihr nicht gleich anſehen, wie ſchlecht ſie geweſen? Ach! wenn das erſte Wiederſehen nur vorüber wäre, das macht ihr viel Sorge. — Roſe iſt ſchon ein halbes Jahr von Hauſe; anfangs hat ſie zuweilen durch ihre Muhme, die dann und wann nach der Stadt kommt, von daheim Nachricht erhalten, in den letzten Monaten aber keine mehr, denn die Muhme war nicht gekommen. — Roſe ſollte mit Gelegenheit, die ſich oft fand, nach dem Dorfe fahren.

Hoch und höher thürmte ſich der Schnee: der Winter war in das Land gezogen; an den Fenſtern zeigten ſich Eisblumen, und im Kamin praſſelte das Feuer. — Weihnacht iſt nahe, und Roſe fährt mit bebendem Herzen der Heimath zu.

Die Heimath bringt kein Glück.

Wer das erſte Mal im Leben die Heimath verlaſſen hat, dem ſcheinen ſechs Monate der Abweſenheit eine undenklich lange Zeit. Als läge hinter dieſer ein Lebensalter, ſo war der Roſe zu Muth. Für ſie waren dieſe Monate auch ſehr ereignißreich geweſen, hätten ſehr leicht ein ſchlechtes Ende nehmen können. Jetzt ſchon war es ſchlimm, Chriſtian vor die Augen zu treten. Sie nimmt ſich vor, ihm eine Beichte von ihrem ganzen Thun und Treiben abzulegen; aber auch nur ihm allein! Außer ihm ſoll Niemand einen Blick in ihr Inneres thun; wenn er ihr dann vergiebt, ſo iſt es gut, und wenn nicht — ach, das wäre ſchrecklich! Aber ſie am wenigſten kann es ihm verdenken. — Immer näher kommt der Wagen dem Dorfe. Es iſt ſo kalt. Roſe iſt vom Froſt ganz ſtarr, aber ſie merkt nichts davon, ſo in ſich verſunken weilt ſie mit ihren Gedanken ſchon in der Heimath.



Der Wagen muß am Roßgarten vorüber fahren: ſie ſieht ſich nach der großen Linde um. Da ſteht ſie, aber kahl reckt ſie ihre Aeſte und unzähligen Reiſer ſtarr aus, Spuren von Schnee ſind ihr einziger Schmuck.— Da unten ſteht die kleine Bank—„ach Gott, Chriſtian, Chriſtian, hab' ich Dir wehe gethan?"—Thränen rinnen ſtill von ihren Wangen herab.

„Brrr! hier ſollt' ich ja halten, Jungferchen", ſagt der Fuhrmann, indem er mit einem Ruck die Pferde zum Stehen bringt. Ach, Roſe hat Alles vergeſſen über die kleine Bank! — Haſtig ſteigt ſie ab, giebt dem Fuhrmann ſeinen Lohn, nimmt ihr kleines Päckchen in die Hand, und geht langſam ſeitwärts den ſchmalen Fußpfad entlang dem kleinen elterlichen Hauſe zu. Ihr iſt innen ſo wehe, als erwarte ihrer daheim eine ſchlimme Nachricht. — Schon iſt ſie mitten im Kreiſe der Ihrigen. Die Mutter nimmt die erſtarrten Hände der Tochter, reibt und haucht hinein, um ſie zu erwärmen. — Der Vater ſchmunzelt, ihm kommt die Tochter größer und ſtattlicher vor als früher, und die Schweſter iſt blöde, als wenn eine Fremde gekommen wäre. Das wird ſich bald geben; wenn Roſe erſt alle ihre Erlebniſſe erzählt hat, dann ſinkt die Mauer, die ſich durch die Entfernung zwiſchen ihnen aufgethürmt hat, von ſelbſt. Aber Roſe will gar nicht recht mit der Sprache heraus, ſie iſt ſtiller als früher, ſcheint etwas auf dem Herzen zu haben; ſo iſt es auch. Sie möchte ſich gern nach Chriſtian erkundigen, und weiß nicht, wie ſie's anfangen ſoll; ſo gradzu kann ſie nicht fragen, da gehen ihr die Worte zu ſchwer vom Munde, und anders zu fragen verſteht ſie nicht. Sie hat aber bald gar nicht nöthig zu fragen, denn alle Neuigkeiten, die ſich in ihrer Abweſenheit zugetragen haben, werden raſch von der geſprächigen Mutter ausgekramt. So kommt auch Chriſtian an die Reihe, denn mit ihm hat ſich ebenfalls etwas zugetragen: er iſt vor zwei Monaten ausgehoben worden, das heißt: er hat Soldat werden müſſen, wird drei Jahre abweſend bleiben, denn ſo lange währt die Dienſtzeit. Das ſey ein großer Jammer geweſen, als Chriſtian fort gemußt, und beſonders dem alten Schmied ging es ſehr zu Herzen; er habe zwar geſagt: es ſey in der Ordnung, es müſſe ſo ſeyn, aber der arme Mann blieb doch einige Tage ganz in ſich gekehrt. Dem Chriſtian wär' es ganz recht gekommen, der hätt' in der letzten Zeit gar keine Ruh' mehr gehabt, hätte ſich die Nächte im Freien herumgetrieben; er wär' ſo wild geweſen, Keiner hätt' entdeckt, was Den überfallen; da ſey es eben gut, daß er einmal aus dem Dorfe wegkam: in die Fremde hat er ſo nicht gewollt, wie es doch ſonſt meiſt alle Handwerksburſchen zu thun pflegen. „Na, nun hat er fort gemußt, und die Unteroffiziere werden ihn ſchon zu ſchulen wiſſen!“ — Als die Mutter ſich umſieht, iſt Roſe nicht mehr in der Stube; die alte Frau denkt: Die zeigt wenig Theilnahme an Chriſtians Geſchick, ſie ſchien ihm doch ehemals gewogen, und nun geht ſie mitten in der Erzählung von ihm hinaus. — Roſe aber hatte nicht länger zuhören können, ſie glaubte, das Herz müſſe ihr brechen vor Verzweiflung. Sie kann Chriſtian nicht wiederſehen, und hat ſich ſo darauf gefreut. Drei lange, lange Jahre bleibt er fort! ach, dann hat ja das Leben ein End', was dann noch kommt iſt gleichgültig. Was das Schlimmſte iſt: ſie kann ihre Schuld nicht beichten, und der Kuß des Fremden brennt auf ihrem Gewiſſen ſo lange, bis dies geſchehen, und ſie Chriſtians Verzeihung erhalten hat. — O, wie iſt das Leben traurig! Die Heimath bringt ihr kein Glück, fehlt doch das treue Herz darin, von dem ſie ſich nun nicht mehr trennen will im Leben.

So iſt ihr denn in der Heimath alle Freude verdorben durch die Abweſenheit Chriſtians; ſtill und in ſich gekehrt verlebt Roſe die wenigen Tage. Mutter und Schweſter zählen dieſe Veränderung Roſe's zum ſtädtiſchen Weſen, das dieſe, ihrer Meinung nach, ſchon angenommen hat, ſie ſagen: wenig ſprechen iſt vornehm. Daß ſie an allem im Dorfe Vorgefallenen keinen oder doch nur geringen Antheil nimmt, ſchiebt man auch einem beſondern Grunde zu; gewiß, meint die Mutter, hat ſie ſchon einen ſtädtiſchen Bräutigam. Wenn ſie jedoch einige Male anfing, mit Roſe darüber zu ſprechen, war dieſe immer ſo beleidigt und empfindlich, daß die alte Frau nicht mehr wagte, davon zu reden; indeß beharrte ſie deſto mehr in ihrer Anſicht: denn ſo etwas wird von jedem jungen Mädchen verheimlicht. — Als die Mutter ihrer Tochter, da dieſe wieder fort mußte, noch ein Stück Wegs das Geleit gab, bis beinahe zum Roßgarten hin, wo der Wagen ſtand, da ſagte ſie: „Roſe, komm' mir nicht wieder ſo daheim; mach's feſt mit Einem, hörſt Du? biſt ja ein hübſch Mädel: wirſt Dich doch nicht necken laſſen, daß Dich Keiner mag. Sieh', wenn nicht bald 'was wird, dann lachen Dich die Dorfbewohner aus, und denken gar Schlimmes von Dir. Mach' mir keine Schande, Kind! die Stadt iſt groß, und es giebt ganz ſtattliche Bürgersleute; mußt nur nicht ſo blöd' ſeyn; wenn ſich Einer find't, hübſch freundlich und dann zugegriffen, ja ſonſt wird nichts!“ — Unter ſolchen und ähnlichen Ermahnungen, die Roſe's Gefühle nur kränken konnten, wurde die tief Betrübte aus der Heimath entlaſſen: ſie zog neuen Verſuchungen, neuen Kämpfen entgegen.

Böſe Gedanken und ein Vorſchlag.

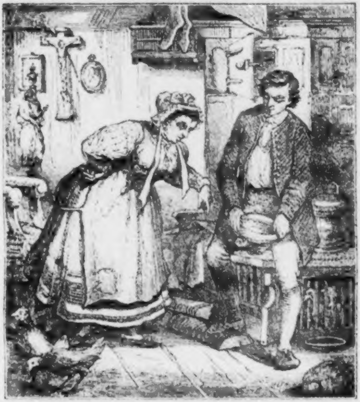
Drei Jahre vorwärts ſchauen, wie weit ausſehend! ſind ſie aber vorüber, ſcheinen ſie uns wie ein Traum vergangen. — Chriſtian arbeitet ſchon wieder wie ehedem in der Schmiede; auch böſe Gedanken kommen ihm wieder, und dann läßt er die Funken ſprühen, daß es um ihn her kniſtert und platzt. — Niemand kann ihm Auskunft geben über Roſe, vielleicht will dies Keiner; Alle ſagen: ſie iſt von ihrer Herrſchaft mitgenommen nach einer viel weiter entlegenen Stadt, ſie wüßten nicht einmal den Namen davon; und nun kann Roſe auch nicht zum Beſuch kommen, denn von da ſind es viele, viele Meilen: er wird ſie alſo im Leben nicht wiederſehen, das weiß er ſchon. — Weshalb er nur noch ſo angeſtrengt arbeitet und für wen? — Er arbeitete aber immer fleißiger: Arbeit vertreibt wenigſtens auf Augenblicke widrige Gedanken; freilich, ſie ſtellen ſich immer wieder ein, und was ſie ihm jetzt ſagen iſt ſchlimmer, iſt ärger als das, was ſie ihm vor Jahren ſagten: Nun wird Roſe doch ſchlecht geworden ſeyn, eben ſo leichtſinnig wie viele andre Mädchen, und wenn ſie heim kommt wie — ſein Hammer ſchlägt ſo auf, daß er auseinander ſpringt — dann kann ſie ihm nicht Frau werden; aber verhungern ſoll ſie auch nicht, dafür wird er ſchon ſorgen. Wenn er nur Den vor ſich hätt' der ſie verführt und verrathen, der ſollte nicht lebendig davon kommen: das iſt das Einzige, worauf er ſich mit Ingrimm zu freuen ſcheint. — Die vertrockneten Vergißmeinnicht von Roſe birgt er noch immer in einer kleinen Blechkapſel und trägt ſie auf dem Herzen. Ach Gott, einer Mahnung bedurfte er nicht, das hätte Roſe wiſſen ſollen, aber zum Andenken wird er ſie ſich ſtets bewahren. —

Was nur die Mutter von ihm mag haben wollen! Er ſoll, wenn er die Arbeit für heut beendet hat, zu ihr kommen; ſie hat es ihm durch einen Knaben ſagen laſſen: er ahnt nichts Gutes. — Hätte Die eine ſchlechte Nachricht von Roſe, die würde ſich ordentlich darüber freuen. Er nimmt ſich vor, wenn die Mutter von Roſe anfängt, hört er gar nicht zu, er weiß ja dann ſchon, was es giebt. Wär' es nicht ſeine Mutter, die es ſagt, würd' er ſich noch ganz anders zeigen, denn Niemand darf über Roſe ein böſes Wort ſagen — dieſe mag ſeyn, wie ſie will, wer übel von ihr ſpricht, der hat's mit ihm zu thun. Freilich, — die Mutter — aber genug: er hört nicht zu. —

„Was giebt's, Mutter? Du haſt mich rufen laſſen“, ſagt Chriſtian nach der Arbeitszeit, und ſtellt ſich ihr gegenüber. — „Setz'

Dich nur, was ich Dir zu ſagen hab' will Zeit", antwortet die Mutter. — Er ſetzt ſich und denkt: das erſte Wort wird Roſe ſeyn, und dann will er gleich wieder aufſtehen. Es kommt aber, was er gar nicht vermuthet hat. — Sie beginnt: „Der Müller hat nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn erbt einſt die Mühle, die Tochter bekommt eine gute Ausſtattung und ein hübſch Stück Geld mit; ſie iſt die Reichſte im ganzen Dorfe." — Was geht das den Chriſtian an! aber er freut ſich, er lächelt, weil doch nicht von Roſe die Rede iſt. — Die hoffährtige Frau legt ſich das anders aus, ſie denkt: der beißt ſchnell an! Dann fährt ſie fort: „Du kannſt ganz ruhig ſeyn, Du bekommſt keinen Korb; ich hab' ſchon mit der Müllerin darüber geſprochen, auch mit dem Mädchen; ſie ſind Beide einverſtanden, haben nichts gegen Dich." — Dem Chriſtian ward ganz ſonderbar zu Muth; er ſah die Mutter ſtarr an und wußte nichts zu erwiedern. Er ſollt keinen Korb bekommen? er hat ja gar nicht angehalten, und von wem denn einen Korb? — „Na", ſagt die Mutter, „das hab' ich doch gut gemacht, wie?" — „Was denn?" — „Daß Du die reiche Müllerstochter zur Frau bekommſt." Chriſtian ermannte ſich: „Es wird nichts aus Euren Plänen, Mutter; das Sprechen mit der Müllerin und deren Tochter war unnöthig, ich nehm' keine Frau, ich will ledig bleiben. Gottfried iſt der Aeltere, der iſt verheirathet, Ihr könnt genug dran haben." — Der herrſchſüchtigen Frau glühten die Augen vor Zorn. Chriſtian ſah, daß ein Sturm im Anzug war und ſprach beſänftigend: „Na, Mutter, Ihr wollt doch nicht, daß ich mich unglücklich mach', Ihr wißt, ich trag' ſchon 'was im Sinn, und wenn ich Roſe nicht bekomm', dann mag ich Keine." — „Ei, was Du Dir einredt'ſt", brach die Alte los, „ſeit wann thun denn Kinder, was ſie wollen? Du wirſt die Tochter der Müllerin nehmen, die Annette, und keine Andere. Morgen gehſt Du hin und ſagſt ihr das; ſo will ich es. Ich hab' Dich ſchon für morgen angemeldet, meine Worte kannſt Du nicht zur Lüge machen. Und nun iſt's gut und kein Wort weiter darüber!"

Chriſtian wußte, daß es für den Augenblick nicht gerathen ſey, dawider zu reden, er hätte ſeine Mutter nur immer mehr in Zorn gebracht. Schweigend nahm er ſeine Mütze, drehte dieſe verlegen in den Händen; er hatte im Sinne, ſich vorläufig wenigſtens des morgenden Beſuchs entbinden zu laſſen, aber ſeiner Mutter gegenüber blieb er immer beſcheiden, und daher wußte er nicht, wie er das anfangen ſollte, denn ihre Augen ſprühten und deren Zornesfunken fürchtete er mehr als ſeine unſchuldigen Feuerfunken in der Schmie-



de. — „Lebt wohl!“ ſagte er, weiter nichts, drehte ſich um und ging hinaus.

Da draußen begann der Frühling zu erwachen: das junge Grün drängte ſich mit Gewalt aus dem trocknen Holze. Es iſt ein rechtes Wunder, denkt Chriſtian, als er bei einem Kirſchbaum, dieſen betrachtend, ſtehen bleibt; ſehen doch von weitem die Aeſte aus wie todt und zu nichts nütze, als abgebrochen und in's Feuer geworfen zu werden, und ſieht man recht hin: bei Gott, überall ſchaut's grün und weiß heraus, als wollten die Blüthen die Blätter überholen; wie das nur geſchieht, man kann es nicht begreifen. Hat ein einziger Sonnenſtrahl die Natur ſo verändert, ſo lebendig gemacht? „Ach, Alles rings umher iſt klar und ſchön, nur mir geht es ſo traurig, nur mir kommt kein Sonnenſtrahl! Verworren liegt mein Schickſal im Dunkel: was ſoll nun werden? Nimmermehr wird die Tochter der Müllerin meine Frau!“ — Und er drückt die kleine Kapſel mit Vergißmeinnicht ſtumm an ſeine Lippen.

Wieder eine Verſuchung.

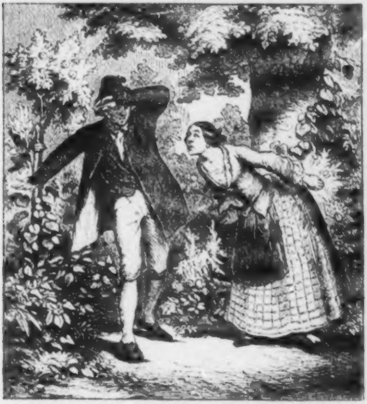
Die Müllerin und ihre Tochter haben heute den beſten Staat angelegt, „denn“, ſagt die Mutter, „man muß ſich Anſehn geben, wenn ein Freier kommt. He, Annette, nimm Dich aber auch hübſch zuſammen, und ſey nicht wieder ſo ſchnippiſch, denn damit haſt Du Dir ſchon zwei ſtattliche Burſchen verſcheucht, und der Chriſtian, weißt Du, iſt ein Wilder, der verträgt ſo 'was ſchon recht nicht.“ — „Ach, Mutter, was Ihr nur habt! Chriſtian iſt gerad' ſo wie jeder Andere, und zeigen muß man den Burſchen doch, was man iſt, und daß man etwas auf ſich hält, ſonſt denken ſie, man ſitzt da und wartet nur auf ſie, daß ſie kommen und Unſereine heimführe: man muß die Burſchen nicht verwöhnen. Der Chriſtian aber gefällt mir, dürft Euch nicht fürchten, daß ich Den abweiſen werde; ich hab' ſchon lang' gedacht: Der iſt ein Mann für mich. Das halbe Erbtheil von ſeinem Vater bekommt er, dazu die Schmiede; denn wem ſollte [illegible] wohl ſonſt zufallen? Frau Meiſterin klingt auch viel beſſer als Bauerfrau. Den Chriſtian will ich ſchon, weil er ſich ſo hat den Mädchen gegenüber; da iſt Keine, die ſich rühmen kann: der Chriſtian habe ſie ſchon 'mal gewollt; der iſt immer ſo für ſich und das iſt mir eben recht.“ — „Mit Dir ſelbſt haſt Du's gerade nicht ſo ſtreng genommen, Annette; ich weiß doch, wie Du Dich gehabt, um den reichen Bauer aus dem Nachbarsdorf zu bekommen, der im vorigen Jahr zum Beſuch hier war, und der Dich nicht gewollt, weil Du ſeine Mutter einmal grob behandelſt haſt. Freilich wußteſt Du nicht, daß es ſeine Mutter war, das hatt' er bedenken ſollen; aber er war 'mal ſo zart und ſagte: zu alten Leuten müſſen Mädchen immer beſcheiden ſeyn, ſonſt werden ſie auch ſchlechte Frauen, haben einen zu lauten Mund, und das macht dem Mann das Leben zum Verdruß. Na, angenehm machſt Du's Einem auch nicht; zankſt von früh bis ſpät: Du wirſt wohl ſelbſt wiſſen, daß Du nie Ruh' halten kannſt." — „Ei, Mutter, ſtellt Euch doch lieber vor die Thür, oder macht die Fenſter auf, damit es alle Leute hören, denn laut genug ſchreit Ihr." — „Daß Du zankſüchtig biſt, das brauch' ich den Leuten nicht erſt zu ſagen, und wenn ſie es nicht wüßten, hätt'ſt Du ja auch längſt einen Mann; aber ſo wie Du biſt, da hält's ſchwer, Einen für Dich zu finden." — „Na, Mutter, Ihr habt nicht nöthig dafür zu ſorgen; geht auch lieber ganz zur Stube 'raus, wenn Chriſtian kommt, denn Ihr verred't mir alle Männer." — „Ja, aus der Stub' möchteſt Du mich gern haben, damit Du mich wieder anſchwärzen kannſt, und erzählen, wie ſchwer Du es bei mir haſt, und wie Du das ſchon Alles geduldigſt erträgſt, um nur Frieden im Hauſe zu halten, denn das wäre doch die Hauptſache im Leben: ohne Friede kein Glück! Ei ja, ich könnt' ein ſchönes Lied von Deinem Frieden ſingen!" — „Halt, Mutter! Wenn Ihr nicht ſtill ſeyd, dann — aber ich will 'mal nichts ſagen, ich hab' heut keine Luſt zum Zanken; wenn Ihr mir aber den Chriſtian abſpenſtig macht, dann will ich Euch keine ruhige Stund' mehr gönnen; denn ſo Einen bekomm' ich nicht mehr, hört Ihr?" — Die letzten Worte ſprach Annette mit erhobener Stimme und zornglühend im Geſicht.

Leiſe hat's drei Mal ſchon an die Thür geklopft: die Streitenden haben's nicht gehört. Chriſtian draußen klopft nochmals und dann will er wieder gehen, wenn Niemand „herein" ruft. Die Müllerin, die nun in einer Pauſe des Haders das Klopfen vernahm, ruft laut: „Herein!" und Chriſtian ſteht zwiſchen den beiden Aufgeregten. Kommen hatte er ſchon müſſen, aber was er zu ſagen hat, das weiß er auch: da darf ihm Keiner eine Vorſchrift machen. — Annette ſieht erboſt die Mutter an, ſie iſt nun auch über das zu ſchnelle „Herein!" ärgerlich: Der hätte wohl warten können, bis ſie ſich in die rechte Stimmung gebracht hat. Der Müllerin kam es aber zurecht: ſie thut auch gern was der Tochter unangenehm iſt, und das ſchnelle Dazwiſchentreten Deſſen, über den ſie ſo eben geſprochen, ſollte ihr wenigſtens beſchämend ſeyn. — Chriſtian hatte zwar gehört, daß in der Stube geſtritten ward, aber verſtanden hatte er nichts: es war nicht ſeine Art, den Lauſcher zu ſpielen. — Die Müllerin behielt vor Staunen den Mund groß offen, als ſie jetzt Annette wieder anſah; denn daß eine ſo ſchnelle Veränderung mit einem Menſchen vorgehen könnte, hätte ſie nicht geglaubt. Halb verſchämt, halb freundlich lächelnd ſtand Annette Chriſtian gegenüber, erwartete ſo, mit den Fingern verlegen am Schürzenband zupfend, ſeine Anrede: und Annette war nicht häßlich, ſie wurde mit zu den hübſcheſten Mädchen im Dorfe gerechnet. Das Verſchämte, Freundliche ſtand ihr noch bei weitem beſſer, als ſonſt das Uebermüthige, das die keckſten Burſchen verſcheuchte. — Annette hatte ihren Plan gemacht; ſie konnte ſich wohl denken — denn klug genug war ſie — womit Chriſtian am leichteſten zu fangen ſeyn würde. Er begann: „Jungfer, ich will Euch nur gleich aufrichtig ſagen, warum ich hier bin" — „Ach", fiel ihm Annette in's Wort, „laßt das lieber und kommt mit mir in den Garten, ich will Euch zeigen, wie weit meine Pflanzen ſind." Damit hatte ſie ihm die Rede abgeſchnitten; ſie ahnte, was er zu ſagen beabſichtigte, denn ſeine Sprödigkeit — ſo wurde im Dorfe ſein Widerwillen gegen das Heirathen genannt — war ja offenbar, und gleichzeitig ward ſie auch die Gegenwart der Mutter los, die ihr hinderlich ſchien. — Chriſtian konnte füglich nicht Nein ſagen, er mußte Annetten in den Garten folgen, und die Müllerin kann nicht unaufgefordert mit, das hätte ſich nicht gepaßt.

Im Garten wußte Annette ihn ſo eindringlich zu bearbeiten, wie ein Prediger ſein Beichtkind. Dem guten Chriſtian ward bald zu Muth, als wär' er der ärgſte Sünder von der Welt, und das Mädmen vor ihm eine Heilige; er ſah ſie ſtill wie verklärt an. Ach, wenn ſeine Roſe ſo gut wäre, wie Dieſe, aber ſo iſt ſie nicht, das weiß er; und wie kann Die herzeindringlich ſprechen, da braucht man nicht erſt in die Kirche zu gehen. Dabei iſt ſie ſo ſchmuck, und doch nicht ſtolz, ſie iſt verſchrieen: die Leute haben ihr ſehr unrecht gethan. Die arme, gute Annette! ſie ſieht ihn ſo liebevoll an, ſie nimmt ſeine Hand und hält ſie feſt in der ihren. „Ach, Chriſtian", ſagt ſie, „es iſt ſchwer, allein durch die Welt zu gehen, aber ſo dem erſten, beſten Mann ſein ganzes Leben anvertrauen, da bleibt man lieber ledig und arbeitet für Andere, anſtatt für ſeine eigne Wirthſchaft und für ſeinen eignen Mann." — O die gute Annette, dachte Chriſtian, die will für ihren Mann arbeiten, ſo denkt ſelten ein reiches Mädchen. Wenn er die Roſe nicht hätte, er würde die Annette nehmen, mit der ließe ſich's gewiß leben; aber der Roſe wird er treu bleiben, auch wenn ſie ſchlecht iſt; das geht nun einmal nicht anders.

„Liebe Annette“, ſagt er, „Du biſt gewiß ein ſehr gutes Mädchen, und verdienſt den allerbeſten Mann. Es muß ein rechtes Glück ſeyn, Dich zur Frau zu haben.“ — Annette denkt: der thut ſpröde, und ſagt, verſchämt ausſehend: „Das Glück kann Euch immer werden, man ſagt Euch nichts Schlechtes nach, und Euch geb' ich am liebſten mein ganzes Erbtheil; Euch möcht' ich mich anvertrauen, denn — denn — daß Ihr's nur wißt, Euch hab' ich lange ſchon lieb, ach, Chriſtian, ſo lieb!“ — und weinend liegt Annette dem überraſchten Spröden in den Armen. — Noch niemals hat Chriſtian ein Mädchen in ſeinen Armen gehalten, ſelbſt Roſe hatte er nur leiſe umfaßt, als er bebend den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte, und nun lag eine, dem Anſchein nach ihn innig Liebende weinend, Schutz ſuchend in ſeinen Armen, wollte ihm ihr Lebensglück anvertrauen, und war dabei ein ſchönes Weib! Und wirklich: ſie hätte bei jedem Andern leicht einen Sieg davon getragen. Einen Augenblick war auch Chriſtian berauſcht — er drückt das Mädchen feſt an ſein Herz. Da fühlt er plötzlich einen leichten Druck mitten auf der Bruſt, ein Gefühl des Schmerzes; eiskalter Schreck durchrieſelt ſein Gebein — es iſt ja die Kapſel mit den Vergißmeinnicht von Roſe, die auf ſein Herz drückt.

O Blumen, Blumen, diesmal kommt eure Mahnung nicht umſonſt! Chriſtian iſt ſchon wieder bei Faſſung. Entſetzt läßt er das Mädchen frei, und ruft ihr haſtig zu: „Nein, nein, es wird nichts, es kann nichts draus werden, ich kann Euch nicht heirathen!“ — Annette ſieht ihn an mit funkelnden Augen, ſie kann ſich nicht länger beherrſchen, nicht länger verſtellen und die demüthig Schmachtende ſpielen. „Ihr müßt mich zur Frau nehmen“, ſchreit ſie, „ich laſſe mich nicht betrügen, und zum Geſpött des ganzen Dorfes will ich durch Euch nicht werden!“ — Chriſtian wußte gar nicht, wie ihm geſchehen, er hatte doch eben ein ſo liebes, gutes, ihm ſo heilig dünkendes Mädchen vor ſich gehabt: war denn dies Dieſelbe? Die er jetzt ſieht, iſt eine vom Zorn entſtellte Häßliche. — Annette handelte unklug, dem Chriſtian ſo ſchnell ihr wahres Geſicht zu zeigen, denn ſie erleichterte ihm dadurch ſehr ſeinen ſchnellen Rückzug; vollſtändig abgekühlt läßt er die Erſchrockene, vor Wuth Weinende bald allein, und geht, ohne ſich vorher bei der Müllerin zu verabſchieden, von der Mühle fort, der Schmiede zu.

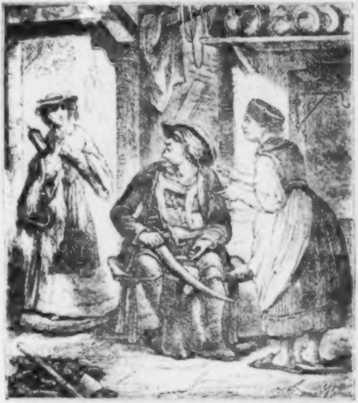


Und Roſe?

Roſe iſt in einer andern Stadt, ihrer Heimath noch weit entlegener, auch nicht mehr bei derſelben Familie. Die Kinder waren ihrer Wartung nicht mehr bedürftig, ſeit eine Bonne ankam, und Roſe hatte der guten Fürſprache ihrer Herrſchaft dafür zu danken, daß ſie bei einer vornehmen Dame Kammermädchen wurde. Das war ein Glück, denn dieſe Stelle brachte ſchon zu einigem Anſehen, und wer ſie beſaß, konnte auch jährlich ein hübſches Sümmchen erübrigen. Roſe war ſehr ſparſam, denn ſie wollte nicht allein ihren Eltern etwas zukommen laſſen, ſondern auch für eigne alte Tage ſammeln; an dieſe dachte ſie jetzt öfter als ſonſt. Sie hatte ſich ganz gefaßt gemacht, von Chriſtian im Leben nichts mehr zu hören, und ſollten ſie ſich doch einmal wiederſehen, ſo — dachte ſie — nimmt er dich doch nicht zur Frau; du biſt einmal leichtſinnig geweſen, verheimlichen kannſt du's dem Chriſtian nicht, und eine Solche nimmt er nicht. — Freilich, jetzt war ſie ſtark genug, jeder Verſuchung zu widerſtehen, aber wird Chriſtian daran glauben? Gar manche Gelegenheit gab es, wo Chriſtian ſich von Roſe's Sittlichkeit und Rechtſchaffenheit hätte überzeugen können; denn das niedliche Kammermädchen der vornehmen Dame, das nun auch verſtand, in der modiſchen Kleidung ſich mit Anſtand zu bewegen, mußte manchen unvermeidlichen Antrag dieſes oder jenes jungen ganz hübſchen Mannes anhören; ihr Herz aber hatte eine Kur für das Leben erhalten, und war von jener Zeit an mit inniger Treue dem Spielgefährten ihrer Kindheit, dem Geliebten ihrer frühſten Jugend, ihrem Chriſtian ergeben geblieben. — Ach, wenn ſie nur einmal nach der Heimath könnte! — aber dazu iſt keine Ausſicht. Ihre Dame kann ſie nicht ſo leicht entbehren, Roſe iſt ihr auch mit dankbarer Ergebenheit zugethan, und würde ſie nicht gern verlaſſen. Es iſt eine ſehr gute, liebe Dame, die ſelbſt durch trübe Schickſale — ſie iſt Wittwe, und ſteht, nachdem ſie vor beinahe einem Jahr auch ihre einzige Tochter verloren hat, allein in der Welt — den Ernſt des Lebens kennen lernte. Dadurch iſt ihr Herz um ſo theilnehmender und weicher geworden. Roſe wird von ihr mit Sanftmuth und Milde behandelt; um ſo mehr will Dieſe ſich aber auch erkenntlich zeigen, nicht Urlaub erbitten zu einer Reiſe nach der Heimath. Jedem Edeldenkenden iſt es leichter, da eine Bitte auszuſprechen, wo man ſie nur mit Unwillen gewährt, als wenn man vorausſieht, daß ſie ſogar mit eigenen Opfern genehmigt wird. Roſe weiß, daß ihr die Erlaubniß zu einer Reiſe nach der Heimath bereitwillig ertheilt werden würde, aber ſie weiß auch, daß ſie nicht im Stande iſt, dieſen Wunſch auszuſprechen. Dennoch ſollte er bald und wider Erwarten erfüllt werden. — Ihre Dame beabſichtigte, leidender Geſundheit wegen, ein ihr vom Arzte verordnetes Bad am Oſtſeeſtrande und vorher noch ihre Jugendfreundin zu beſuchen, die in dortiger Gegend an einen Gutsbeſitzer verheirathet iſt, deſſen Gut nicht volle zwei Stunden von dem Heimathsdorfe Roſe's entfernt liegt. — Mit klopfendem Herzen, abwechſelnd erbleichend und erröthend, ſteht Roſe vor ihrer gütigen Dame, als dieſe ihr mittheilt: ſie ſey geſonnen, ſie mitzunehmen, und während der Zeit, wo ſie ſelbſt auf dem Gute ihrer Freundin bleibe, könne Roſe ſo lange in ihrer Heimath verweilen, bis die Reiſe nach dem Bade erfolge. — So unverhofftes Glück macht auch erſchrecken, Roſe ſcheint völlig auſſer ſich vor Entzücken, als ſie erfährt, in drei Tagen ſey die Abreiſe beſtimmt: ſie iſt plötzlich ungeſchickt und vergeßlich geworden. Alle Sachen ſtellt ſie an unrechte Plätze; kein Band kann ſie ihrer Herrin ordentlich binden oder löſen, dieſe ſieht ſich lächelnd genöthigt, ſich vorläufig ſelbſt zu bedienen. Sie ſieht ja die Aufregung des guten Kindes, wie ſie Roſe nennt, und ihr gern verzeihend, erfreut ſie ſich an ihrer Freude.

Der Roſe iſt ganz ſonderbar zu Muth: ſie muß ſo ſchwer Athem holen, als wenn eine unbekannte Laſt ihre Bruſt bedrückt. Was ſteht ihr auch bevor! Nicht allein die Heimath, die Eltern, die Geſchwiſter, die ſie alle ſeit länger als zwei Jahren nicht geſehen hat, noch Einen wird ſie vielleicht wiederſehen: Drei Jahre ſind vorüber, Chriſtian muß ſchon heimgekehrt ſeyn. In ihr bewegt ſich's wunderbar: ſie weint und weiß nicht warum. O dieſes Glück! — und dieſe Angſt dabei: ſie kann ſich nicht begreifen. Finden wird ſie Chriſtian wohl, aber wie? — In all der Angſt, Aufregung und Freude geht die Zeit ruhig ihren Lauf weiter: der dritte Tag iſt da, und Roſe unterwegs, der Heimath zu. Lange währt es auch nicht, da ſteht ſie auf der Schwelle des kleinen elterlichen Hauſes. — Welch eine Wonne, wenn Eines der Unſern, lange vermißt, plötzlich unverhofft in unſrer Mitte ſteht. — „Glück auf!“ ruft der alte Vater, „mein Kind iſt mit den Schwalben heimgekehrt, das iſt ein gutes Omen, da baut ſie auch das Neſt wieder in der Heimath an.“ — Roſe wird flammroth, denn ſie muß unwillkürlich an Chriſtian denken.

Der Bauer würde ſeine Tochter gern wieder daheim behalten, er hatte ſich in der letzten Zeit beſonders ſehr nach ihr gebangt, die Schmucke, wie er ſie nannte, war immer ſein Lieblingskind geweſen. Der dumme Gedanke an die vornehme Heirath, ſagte er, kam mehr



von der Mutter als von mir, und dieſe, daran erinnert, machte ein trübſeliges Geſicht bei der Antwort: „Roſe verſteht's nicht, ſonſt hätte ſie einen Rechten bekommen!“

Indem Roſe ihr erſpartes Geld auf dem Tiſch ausbreitete, wurden die Augen der Schweſter eben ſo blank, wie die Thalerſtücke ſelbſt es waren; der Vater aber machte ein gar bedenkliches Geſicht zu dem Reichthum der Tochter, und fragte: „Alles redlich verdient, Roſe?“ — „Ihr dürft Euch nicht fürchten, Vater“, ſagt Roſe in beleidigtem Tone, „ich hab' mir das Geld von meinem Lohn geſpart.“ — „Nun, Kind“, entgegnete der Alte, „Du mußt mir das nicht verargen, es geſchieht nur aus Liebe zu Dir, daß ich frag'; ſollſt es aber auch behalten, es wird zu Deiner Ausſteuer zugelegt.“ — „Ach, und den Bruder werd' ich wieder nicht zu ſeh'n bekommen?“ und Roſe ſieht erwartend den Vater an. — „Ja, Kind“, wird ihr erwiedert, „da mußt' Du bei uns bleiben, denn vor zwei Jahren kann Der nicht heim ſeyn. Kaum aus der Fremde gekommen, das ſind nun einige Monate über ein Jahr, hat er ſich bei der Erſatzkommiſſion melden müſſen, und nicht lange hat's gedauert, da haben ſie ihn uns weggeholt und unter das Militair geſteckt; ich hätt' ihn gern frei gemacht, aber der Junge hat eine zu ſtattliche Figur, ſie waren ordentlich happig auf ihn.“

Bis zum Tode erſchreckt aber iſt Roſe, als ſie erfährt, daß Chriſtian um die reiche Müllerstochter freit, und wie es ſchon im ganzen Dorfe bekannt und herumgeſprochen, daß er heut in der Mühle geſehen worden. — Herr, mein Gott, ſo iſt denn Alles vorbei! — und wie hat ſich Roſe auf die Heimath gefreut! Sie iſt ganz ſtill geworden, will ſich nichts merken laſſen: aber die Hände ſind ihr eiskalt, und es iſt ihr, als wird ihr das Herz mit Gewalt zuſammengepreßt, als hätte ſie Jemand um die Zukunft, um ihr Lebensglück gebracht. Draußen in der Fremde hätte ſie dieſe Nachricht wohl eher ertragen können, aber hier, daheim, wo Alles, Alles ſie an Chriſtian, an ſeine frühere Liebe für ſie erinnerte, da war es bis zum Sterben traurig. —

Gut war's, daß der Abend herannahte, ſonſt hätten die Andern ihre Zerſtreuung und ihre auffallende Bläße wohl wahrnehmen können. — Die Dorfbewohner ſtehen zwar mit der Sonne auf, aber ſie gehen auch meiſtens mit der Sonne zu Bett. Roſe ſagt: es iſt ihr unmöglich, ſo früh ſchlafen zu gehen, ſie hätte ſich das in der Stadt längſt abgewöhnt: ſie wolle noch ein Stündchen vor der Thür zubringen; Eltern und Schweſter möchten nur nach gewohnter Art zur

Ruhe gehen: ſie iſt ja an Einſamkeit gewöhnt, und der Abend wäre heut ſo ſchön, die Heimath ihr ſo lieb und neu. — Und ſie geht hinaus; die kleine Bank unter der großen Linde winkt ſo traut, ſo heimlich, und Roſe ſehnt ſich nach einem ſtillen Plätzchen, um ungeſtört weinen und ihr Unglück erwägen zu können.

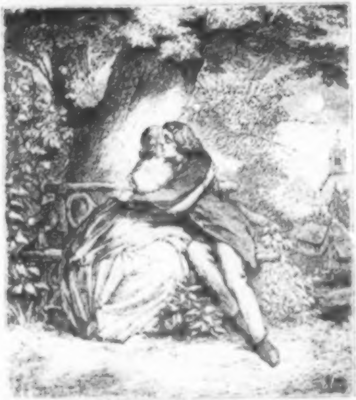
Das Wiederſehen.

Als Chriſtian aus der Mühle kam, war ihm ganz verſtört im Kopf und Herzen: er ging langſam der Schmiede zu, und es wär' ihm lieb geweſen, wenn ihm Niemand begegnete. Es kamen aber viele Dorfbewohner an ihm vorüber, ob es Bekannte von ihm oder Fremde, er weiß es nicht, er hat nicht einmal aufgeſehen; er ſchämt ſich, einem Menſchen vor die Augen zu kommen, er denkt, man müßte ihm anſehen können, was er ſo eben erlebt. — In der Schmiede angelangt, geht er hurtig an die Arbeit. Pfui, ſagt er zu ſich ſelbſt, du biſt auch nicht beſſer, wie Andere, bald hätt' dich die Falſche gefangen. Aber nein! er lacht hell auf, und ſtellt ſich kerzengrad hin. „Meint ihr“, ſagt er, unbekümmert ob Jemand zugegen, der meinen kann oder nicht: „meint ihr, ich wäre der Roſe untreu geworden, wenn nicht die Mahnung gekommen wär'? Oho, nein!“ und er ballt die Fäuſte. — „Aergerlich iſt es, daß es kam, wie es kam; elender Schurke, der du biſt, ſchäm' dich, ſchäm' dich! Gute Roſe, ich bin deiner gar nicht werth; aber untreu wär' ich dir doch nicht geworden, wenn die Müllerhexe mich auch mit ihren verliebten Augen und ſchönen Worten bezaubert hatte. Dummer Chriſtian, daß du ſo in die Falle liefſt; na, noch einmal ſoll's mir Die nicht bieten!“ — und er geht wieder munter an den Ambos. — Endlich iſt die Tagesarbeit vollbracht; haſtig räumt Chriſtian auf, verzehrt dann mit dem Oheim ein einfaches Mahl, und will hinaus in's Freie, um draußen beſſer denken zu können; er ſagt immer: im Freien haben die Gedanken beſſer Platz, da kann man ſie los laſſen, ſie drücken nicht ſo auf's Herz.

„Halt!“ ruft der Oheim ihm nach. „Chriſtian, bleib noch hier. Du haſt mir nicht erzählt, wie's Dir heut in der Mühle ergangen, und wie Dir der Müllerin ſchöne Tochter gefallen.“ Der alte Schmied machte ein recht verſchmitzt lächelndes Geſicht; als aber Chriſtian verlegen und beſchämt ſtehen bleibt, ohne eine Antwort finden zu können, und nur nach alter Gewohnheit die Mütze in den Händen dreht, da hilft ihm der Alte ſelbſt aus der Beklommenheit und ſagt: „Na, na, für mich darfſt Du kein Geheimniß daraus machen, ich weiß ja, daß Du die Annette nicht gemocht; die wird Dir das freiſich nicht wenig übel nehmen, aber es iſt recht von Dir, daß Du kein Mädchen anführſt.“ — Chriſtians Herz ſchlug faſt hörbar. — „Immer ſeine Meinung deutlich ſagen, das iſt am beſten; wenn man ſo Einer erſt Hoffnung macht, da kann man ſie ſich nicht mehr vom Halſe ſchaffen. Hab's nie recht mit den Frauensleuten gehalten, entweder ſie laſſen nicht ab von Einem, oder ſie ſind untreu“ — der alte Schmied macht ein Geſicht, als wenn er eben was Giftiges verſchluckt hat — „und deshalb bin ich auch ledig geblieben. Bleib's auch, Chriſtian; aber wenn Dir 'mal das Herz übergeht, und das Mädchen mag arm ſeyn, wie eine Kirchenmaus, Chriſtian, dann nicht beſonnen, dann machſt Du Hochzeit, hörſt Du? Mit Deiner Mutter, meiner Frau Schwägerin, werd' ich ſchon fertig, die darf ich nur an etwas erinnern — aber das haſt Du nicht nöthig zu erfahren — dann thut ſie mir Alles zu Willen. Und, Chriſtian, höre, ich hab' Dir noch 'was zu ſagen“, und der Alte beugt ſich ganz dicht zu ihm nieder und ſpricht leiſe, als ſollte es nur Der hören, dem er es ſagt — „Chriſtian, die Schmiede wird Dein Erbtheil; ich hab' Dich lieb, wie meinen eignen Sohn, und Chriſtian, mach' daß Du Meiſter wirſt, dann trete ich ab und verlebe meine alten Tage in Ruhe.“

Chriſtian ſteht ganz ſtarr vor Staunen und denkt: der Alte ſcherzt wohl nur mit mir; denn er iſt der Einzige im ganzen Dorfe, der noch nie daran gedacht hat, wem der Alte einmal die Schmiede vermachen würde. Aber der Oheim kann nicht ſcherzen, dazu macht er ein zu ernſthaftes Geſicht. Dem Chriſtian fällt ein: wenn nun die Roſe wiederkäme, aber er ſchweigt darüber, und ſagt nur, dem Alten herzlich die Hand reichend: „Ich dank' Euch, Oheim, Ihr ſeyd gut; hab' doch mein Lebtag nicht gedacht eine eigene Schmiede zu haben, aber der Meiſter wird nicht lange auf ſich warten laſſen, das ſollt Ihr erleben.“ — Der Schmied ſchmunzelte, und Chriſtian eilte in's Freie, um an dem ſchönen Frühlingsabend wieder die Gedanken fliegen zu laſſen.

Und abermals ſucht er die große Linde auf und ſetzt ſich auf die kleine Bank. Vier Jahre ſind vorüber gezogen, ſeit er hier ſeiner Roſe den erſten Kuß gegeben; wird er ſie noch einmal wiederſehn im Leben? und wie? Ach, Roſe, Roſe! wenn Du vergeſſen haſt Wort zu halten, was liegt dann an der Schmiede und an dem Leben. — Langſam kommt eine ſchlanke, leicht ſchreitende Geſtalt den ſchmalen Fußſteg vom Dorfe her und biegt ſeitwärts ein am Roßgarten. — Chriſtian ſchaut nicht nur mit den Augen, er ſchaut mit der Seele ihr entgegen: Iſt's denn möglich, kann ſie's ſeyn? kann's Roſe ſeyn?



Gewiß nicht! — Sie iſt ja weit, weit fort von hier! — ſo iſt's ihr Geiſt: denn wer hat außer Roſe den leichten, anmuthigen Schritt? — O, mein Gott, es iſt ein Traum! Erwacht er, ſo iſt Roſe fort, ſo iſt die Welt wieder öde und leer. Er preßt die Hände auf die Augen: wenn er noch einmal hinſieht, dann iſt ſie fort. —

„Chriſtian, biſt Du es?“ ſagt eine leiſe, ach, ihm wohlbekannte Stimme.

„Roſe, Roſe! Roſe! iſt's kein Traum? Biſt Du es, biſt Du es wirklich?“ und er preßt die heiß Entbehrte mit Inbrunſt an ſein Herz, als wollt' er ſie nimmer, nimmer wieder laſſen. — Und Roſe, im erſten Augenblick ganz ihren Gefühlen ſich hingebend, weint und lacht vor Seligkeit an ſeinem Herzen: alle Scheu vergeſſend, umfaßt ſie ihn bebend, glühend mit ihren Armen und birgt ihr heißes Antlitz an ſeiner Bruſt.

Wieder rauſcht und flüſtert es in den Zweigen der Linde, die Blüthenknospen wollen mit Lebensluſt die Hülle ſprengen und Theil nehmen an des Jahres friſcher Kraft und Freude. Leichte, weiße Wölkchen ziehen über Mond und Sterne hin, als wollten ſie mit ihren Schleiern allen lauſchenden Blicken das Glück der Liebenden verheimlichen.

„Aber, Chriſtian“, ruft Roſe, ſich beſinnend, und macht ſich raſch aus ſeinen Armen los. „Chriſtian, ſie haben mir geſagt, Du wollteſt die Müllerstochter heirathen?“ — „Dich, Dich, Roſe, und keine Andre! — und die Schmiede wird mein, und wenn ich erſt — aber wart', Roſe, Du mußt mir zuvor ſagen, wie Du her gekommen biſt, wie es Dir bisher ergangen, und ob Du brav bliebſt. Roſe, vergieb mir, aber ich muß Alles wiſſen.“ — Roſe zagt und bebt! — ach, ſie hat ja eine Beichte abzulegen, eine Beichte, die Jahre lang ihr Herz beſchwert. — „Ja, Chriſtian“, ſagt ſie, „ja, ich will Dir Alles ſagen, und dann richte Du ſelbſt, ob ich Deiner noch werth bin.“ — Chriſtian zuckt zuſammen, alſo — doch —! Blaß und eiskalt, ſich bis an das Ende der Bank zurückziehend, lauſcht er ihren Worten; und als Roſe, getreu ihrem Vorhaben, Alles zu bekennen, bis ſo weit berichtete, wo der Fremde ſie umfaſſend küßte, da, die Hände geballt, ſpringt Chriſtian auf. heftig erſchüttert ſteht er vor der Schwergebeugten. — „Und dann?“ ruft er mit erhobener Stimme, „und dann?“ — Roſe ſchweigt, ſie hatte ſich gewaltſam überwinden müſſen mit dem ſchmerzlichen Bekenntniß ſo weit zu kommen. „Und dann?“ ruft Chriſtian abermals noch lauter — „dann“, ſagt Roſe, tief Athem holend, „dann folgt nichts Schlimmes mehr, von da an war ich Dir treu, mit jedem Gedanken, mit jedem Wort und Handeln; und nun, Chriſtian, nun ſage mir, ſag's bald! willſt Du mich verſtoßen? — muß ich wieder in die fremde Welt hinaus, ohne ein Wort Vergebung von Dir?"

Chriſtian, die Weinende verſöhnend an ſein Herz ziehend, jubelt auf vor Freude: denn jetzt gehört ſie ihm ja ganz, jetzt kann keine Macht der Welt ſie ihm wieder aus den Armen reißen. Ach, und ſein Gewiſſen ſpricht mahnend: auch er habe eine Beichte abzulegen, und leiſe flüſtert er Roſe die Erlebniſſe des letzten Tages zu. — Dann ſind ſie Beide verſöhnt, und die ſtille Nacht kann noch eine Weile dem traulich keuſchen Liebesgeflüſter zweier Liebenden lauſchen.

Schluß.

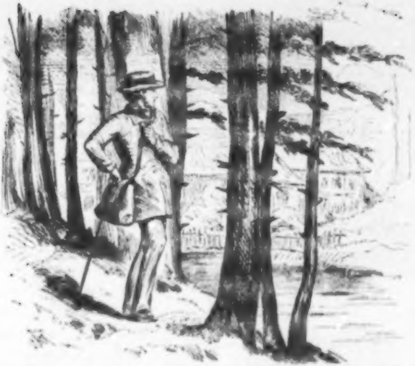
Der alte Schmied hatte wahr prophezeit; nachdem er mit der Mutter Chriſtian's geſprochen, hatte ſie, ob auch noch grollend, gegen eine Verbindung ihres Sohnes mit Roſe nichts mehr einzuwenden. Roſe's Mutter, der die vornehme Bürgersfrau nicht mehr ſo wirrig im Kopf herum ſpukte, war herzlich froh, daß ihre Tochter einen ſo ſchmucken, ſtattlichen und dabei wohlhabenden Mann bekam, und wenn nicht in der Stadt, doch auf dem Lande Frau Meiſterin werden ſollte; ihre Freude aber war groß, als nach einem halben Jahre Roſe heimkehrte, von ihrer Dame entlaſſen und obenein noch reichlich beſchenkt. Der alte Bauer aber ſchmunzelte vergnüglich, er hatte auch recht gehabt, als er geſagt: wer mit den Schwalben heimkehrt, der baut ſein Neſt auch bald in der Heimath, und ſein liebes Kind im Dorfe zu behalten, das war ihm die höchſte Freude.

Die Hochzeit wird zu Weihnacht gefeiert und die Schmiede ſchon für die junge Frau eingerichtet. Die alte Barbe bleibt ihr hülfreich zur Seite und der Schmied mit dem jungen Paar beiſammen. — Chriſtian hat unterdeß ſeine Prüfung in der nächſten Stadt vor den verſammelten Gewerksälteſten rühmlich beſtanden, und ſein Meiſterſtück zu Aller Zufriedenheit vorgezeigt. Er iſt nun Meiſter in des Oheims Schmiede, die nach deſſen Tode ſein eigen wird. Der Alte erlebt aber gewiß noch manches Jahr, ſich erfreuend am Glück Derer, die ihn wie einen Vater lieben und verehren.

Und die reiche Müllerstochter? Ja, ob reich und ſchön, es mag ſie kein Mann zur Frau: ſie wird mit ſich und Andern in Zwietracht leben immerdar.

Die große Linde aber bleibt gewiß bis zur ſpäteſten Zeit der Ort, wo Chriſtian und Roſe, beglückt durch Rechtſchaffenheit und Ausdauer treuherziger Zuneigung, am liebſten verweilen. A. v. Michalewska.

Auf der Papiermühle.



Drunten im Thalgrund brauſten die Waſſer über die klappernden Räder der Mühle dahin.

Ein Wanderburſch ſtand daneben am Berge und ſchaute prüfend nieder. Wohl ſchweifte ſein Auge zu den jenſeitigen Bergen hin, die den weiten ſchönen See umkränzten: doch immer wieder ſenkte der Blick ſich zur Mühle nieder — und blieb dort, wie von innerer Gewalt getrieben, haſten. Mit regſtem Intereſſe betrachtete er das ganze, vor ſich liegende Etabliſſement, ohne jedoch durch ein längeres Betrachten mehr als vorher erbaut zu werden. Sein Auge wurde immer ernſter, trüber, bis er ſich endlich, wie in raſchem Entſchluſſe, mit der Hand über die Stirne fuhr, gleichſam als wollte er ſo allen Unmuth, alle Beſorgniß von hinnen ſcheuchen — und dann ſchnell und haſtig zu Thale ſtieg.

Und die Mühle lag doch ſo hübſch und maleriſch am raſch und ſchäumend dahin fließenden Waldbach, der nach kurzem Laufe ſich unterhalb des Gewerks in den See ergoß. Es hätte dies Alles auch gewiß dem jungen Manne gefallen, wenn nur die Gebäude ſelbſt nicht bereits hin und wieder inneren und äußeren Verfall gezeigt hätten: wenn nicht einzelne Schindeln am Giebeldach gefehlt, und der Gartenzaun ſchief gerückt geweſen wäre. Am Rauſchen und Brauſen des Waſſers fühlte und merkte man, daß das Getriebe nicht in beſtem, regelrechtem Zuſtande ſey.

Alles dies hatte der junge Reiſende überſchaut, erblickt und erkannt — und der erſt ſo raſche, zuverſichtliche Schritt, mit dem er den Berg hinangeſtiegen war, wurde merklich langſamer und gedrückter, je näher er der Mühle kam. Die leichte zierliche Reiſetaſche, die er, wie man ſah, mehr zum Vergnügen als zum Bedürfniß trug, ſchien auch plötzlich bedeutend ſchwer geworden zu ſeyn. Er rückte ſie unwillkürlich von einer Schulter zur andern, indeß ſich der Bruſt, wie unbewußt, ein Seufzer entrang. Endlich ſagte er: Der Anblick iſt nicht erfreulich; man ſieht's das Geſchäft iſt nicht bedeutend! — Wollt' auch, der Commiſſionair wär' mehr bei der Wahrheit geblieben, und hätte mir das Ganze nicht gar ſo ſchön geſchildert. — Aber was hilft's, bin nun einmal hier — und ſo wollen wir es mit der neuen Stelle verſuchen!

Mit dieſen Worten war das Haus erreicht, und ohne noch weiter einen Blick rechts oder links zu werfen, trat er in daſſelbe ein.

Eine ältliche Frau kam ihm entgegen. Der junge Mann lüftete den leichten Strohhut und ſagte, freundlich grüßend: „Herr Werner zu Haus'? Mein Name iſt Lenz; Eduard Lenz!“ — „Der neue Faktor alſo!“ rief die Gefragte und öffnete die Stubenthür, zugleich durch eine bezeichnende Handbewegung den jungen Mann einladend, näher zu treten. — „Mein Mann iſt“, ſagte die Frau weiter, „zur Stadt gefahren; er hoffte Sie dort zu treffen und gedachte Sie am Abend mit heimzubringen.“

„Das wäre auch gewiß geſchehen“, entgegnete der Faktor, „wenn ich es nicht vorgezogen hätte, den Weg von dort her zu Fuß zu machen. Meine Habſeligkeit ließ ich im Gaſthof zurück. Ich lieb' es nun einmal, Berg und Wald zu durchſtreifen; beſonders wo es gilt eine neue Heimath kennen zu lernen, nach der das Schickſal mich verſchlägt. Man kann ſo oft mit einem Blicke das Ganze überſchauen, was von einem Wagen herab ſelten möglich iſt.“

Die Frau, die den jungen Mann bisher mit ſichtlichem Wohlgefallen betrachtet hatte, wurde bei den letzteren Worten ernſter, mehr und mehr. Mit ſichtbarer Anſtrengung ſagte ſie, den Blick ſenkend: „Möge es Ihnen bei uns gefallen, und Sie ſich in Ihren Hoffnungen nicht getäuſcht finden!“ Doch ſofort abbrechend, als bereue ſie gleichſam, ſchon ſo viel geäußert zu haben, wendete ſie ſich dem Tiſche zu, ſtäubte ihn ab und ſagte: „Sie werden ermüdet und hungrig ſeyn! Ich will ſogleich —“ Mit dieſen Worten wollte ſie das Zimmer verlaſſen, doch der junge Mann hielt ſie zurück, indem er ſagte: „Bemühen Sie ſich meinetwegen nicht. Die kurze Strecke von der Stadt bis hierher hat mich weder ermüdet, noch hungrig gemacht! Iſt es Ihnen genehm, laſſen Sie mich das Kämmerchen ſehen, in dem ich von nun ab hauſen ſoll.“ — Die Frau ſagte nichts, ſie nickte ſchweigend mit dem Kopf und ſchritt zur Thür hinaus, die Treppe hinauf. Der Faktor folgte. Droben angekommen, öffnete ſie ein Zimmer und ſagte freundlich: „Hier iſt Ihr Stübchen! Sie ſehen, es iſt Alles zu Ihrem Einzuge bereit gehalten. Machen Sie es ſich bequem, und ſo Sie noch Etwas bedürfen oder wünſchen, laſſen Sie es mich wiſſen.“ Mit dieſen Worten ſchloß ſie die Thür und ließ den jungen Mann allein.

Wie ſah es ſo freundlich, hübſch in dem Stübchen aus! Es war nichts ſchön, nichts prächtig in demſelben, aber Alles erſchien ſo ſauber, ſo nett, ſo wohnlich, daß der Faktor zum erſtenmal ſeit ſeiner Ankunft froher, freudiger aufathmete, und zu ſich ſelber ſprechen mußte: „Gott Lob! hier wenigſtens fühle ich mich nicht gedrückt. Es wird vielleicht doch nicht Alles ſo ſchlimm ſeyn, als es dem Anſchein nach zu ſeyn ſcheint. Die halbverfallene Mühle freilich wird kaum vorzügliches Papier liefern. Doch das Dies beſſer werde, iſt ja meine Aufgabe, und ſo wollen wir uns vor der Zeit nicht mit trüben Gedanken plagen!“

Er ſchaute zum Fenſter hinaus. Wie klar, wie ſonnig beſchienen lag der See vor ſeinen Blicken links ausgebreitet, während rechts das Auge die Nebengebäude mit der Mühle dazwiſchen überſchauen konnte. In letzterer ſchien nicht beſonders thätig gearbeitet zu werden, und von der Waſſerkraft ging, wie er ſah, ein Bedeutendes unbenutzt verloren. Dies bemerkend, hielt es ihn nicht länger im Zimmer. Er mußte hinaus, er mußte ſein künftiges Arbeitsfeld überſchauen, und raſchen, feſten Schrittes lenkte er zur Mühle.

Er fand nur wenige Geſellen arbeitend vor. Sie empfingen ihn mit mehr oder weniger merklicher Geringſchätzung; Unmuth und Verſtimmung herrſchten hier, und nur langſam, mit erkennbarem Widerſtreben, vollbrachten ſie ihr Tagewerk.

Nachdem der Eingetretene ſich als den erwarteten neuen Faktor zu erkennen gab, blickten die Leute wohl auf, doch an ein freudiges

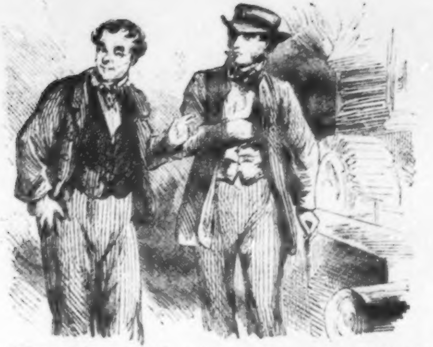
Willkommenheißen war nicht zu denken. Um den Mund des Altgeſellen ſpielte ein ſpöttiſches Lächeln, indeß der Jüngſte der Arbeitenden, ein rothhaariger frecher Burſche, zu ſeinem Kameraden ziemlich laut ſagte: „Faktor? Wozu der noch, zumal wir ſchon faſt überflüſſig ſind!“

Der Gemeinte hatte die Worte gehört, und raſch dem Sprechenden nahe tretend, ſagte er mit Ernſt, Feſtigkeit und Entſchiedenheit: „Nur Der iſt überflüſſig. Der ſich ſelber dazu macht!“ Zugleich aber ſich zu dem Altgeſellen wendend, ſprach er: „Erlaubt es Ihre Zeit und Ihre Arbeit, ſo führen Sie mich ein Wenig umher, ich wünſche die Fabrik kennen zu lernen.“ — Der Angeredete blickte auf, und ſich zum Abgehen anſchickend, rief er, ſeine Unluſt zu dem Gange nur ſchlecht unterdrückend: „Kommen Sie, Herr!“

Der Faktor folgte. Als er jedoch mit ſeinem Führer ſo weit gegangen war, daß er von den Geſellen nicht mehr gehört und geſehen werden konnte, blieb er ſtehen und ſagte: „Ehe wir weiter gehen, beantworten Sie mir eine Frage. Ich ſehe es, Sie Alle arbeiten nicht mit Freude; es liegt Etwas auf Ihnen! Und dann, woher kommt der Verfall der Fabrik, der ſich überall bemerklich und fühlbar macht? Ich frage nicht aus Neugier, ich frage aus wahrer Neigung zur Sache. — Iſt keine Abhülfe möglich, kann ich hier nichts ſchaffen und fördern, ſo ſetze ich noch heute meinen Fuß wieder zurück, wo nicht, ſo bleibe ich. Sprechen Sie!“ — „Was iſt da viel zu reden und zu ſprechen“, entgegnete der Altgeſell unmuthig; — es fehlt am Beſten! Der Gaul, dem man den Hafer vorenthält, tanzt nicht vor dem Wagen!“

„Es fehlt alſo am Kapital?“ rief der Faktor, indeß der Altgeſell ſpöttiſch lachte: „Ja! Geld iſt die Looſung!“ — Der junge Mann ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er gedankenvoll: „Es iſt nicht dies allein; es muß noch Anderes zum Grunde liegen. Wie iſt der Abſatz? Sind Beſtellungen auf ein neues Fabrikat vorhanden?“

Der Geſell blickte bei dieſen Worten auf, er ſchien plötzlich ein größeres Intereſſe an dem jungen Mann und ſeinen Fragen zu nehmen. Freundlicher als bisher ſagte er: „Unſere Mühle liegt zu ſchön und zu vortheilhaft. An Abſatz fehlt es nicht, und würde es nie fehlen, wenn nur unſer Fabrikat ein beſſeres wäre, und wir überhaupt von Jemand geleitet würden, Der, mit einem Wort geſagt, die Sache verſteht. Aber wie kann es mit einer Fabrik vorwärts gehen, wenn der Herr ſich wenig um's Geſchäft kümmert, oder, wenn er es thut, zeigt, daß er das Ding nicht von der rechten Seite an-



zufaſſen verſteht, wohl Geld verdienen möchte, aber im Geſchäft an allen Ecken knauſert. 'S iſt nun einmal jetzt ſo! Sind irgendwo ein paar tauſend Thaler erworben, ſo wird ſofort eine Fabrik gekauft — um raſch reich zu werden. Daß auch Kenntniß des Geſchäfts dazu gehört, wird ſelten bedacht. So war's auch hier. Die Mühle kam vor einigen Jahren zu öffentlichem Verkauf. Herr Werner, ſelbſt kein Papierfabrikant, erſtand ſie für ein Billiges. Er glaubte nun über Nacht reich zu werden, ſparte an unrechtem Ort, und verſchwendete an Stellen, wo es nicht nöthig war. So konnt's nicht fehlen, das Geſchäft ging nicht vorwärts, ſondern rückwärts, und ich fürchte mehr als laut geworden. Jetzt, wo es Matthäi zum Letzten geht, ſind Sie verſchrieben — und wär' es nur, um die Mühle ein Wenig aufzuſtutzen, damit ſie ſich beſſer verkauft." — „Oder damit wir das Ganze wieder flott machen!" fiel der Faktor lächelnd ein. „Wo Abſatz iſt, iſt auch Geld und Credit! Und daß die Waare eine beſſere werde, das ſoll unſere Aufgabe ſeyn! Ich bleibe!"

Der Altgeſell ſchmunzelte: „Sie ſind noch jung, und wenn Sie, anders das Geſchäft verſtehen, mag's ſchon werden. Nur fürchte ich wir ſtecken bereits zu tief in der Klemme!" Doch der Faktor ließ ihn nicht weiter reden, raſch fiel er ein: „Man muß nie verzagen, ſo lange noch eine Möglichkeit des Gelingens vorhanden iſt. Ich will verſuchen, was ſich thun läßt.“ Und als er ſah, wie der Geſell noch immer in Etwas ungläubig drein ſchaute, ergriff er freundlich ſeine Hand und ſagte zutraulich: „Denken Sie nicht, daß meine Worte eitel Prahlereien ſeyen; ich bin in der Schule des Leidens groß geworden. Mein Vater hatte eine Fabrik, wie dieſe, und ging zu Grunde, weil er zu bald den Muth verlor. Sein Nachfolger begann mit noch geringerem Kapital, als der Vater beſeſſen, und kam vorwärts. — Was ich damals als Jüngling erlebt und geſehen, fand ich ſpäter auf meinen Wanderungen durch Holland, Belgien und England beſtätigt. Nicht das Geld giebt den Credit — ſondern Umſicht und Geſchäftskenntniß, Fleiß und Treue. Die meiſten Menſchen verlieren im Beginn eines Unglücks ſofort den Muth, und fürchten ſo ſchnell arm zu werden, als ſie reich werden wollten. — Hier haben wir eine bedeutende Waſſerkraft, darin liegt ein Kapital, das reichlich Zinſen tragen muß. Sie ſehen, ich liebe es, offen zu ſeyn. Wollen Sie Vertrauen zu mir haben?“

Bei dieſen Worten ſah er dem Geſellen treu und feſt in das Auge, ſo daß dieſer, gleichſam von dem Blick bezwungen und gefeſſelt, lachend ſagte: „Nun, wenn’s anders ſo iſt, als Sie meinen, ich bin dabei, und mich ſoll’s freuen, wenn’s der Herr auch ſo findet.“ „Das wird er“, entgegnete der Faktor, „wenn er der Mann iſt, für den ich ihn halte. Aber ich will meine Wanderung wieder antreten. Kehren Sie zurück, ich gedenke von nun ab meinen Weg allein zu finden. Ade!“ Und ohne noch weiter eine Antwort abzuwarten, ſchritt er davon, indeß der Altgeſell ſinnend zu ſeinen Genoſſen zurückkehrte.

Eine Stunde ſpäter ſaß der Faktor bereits wieder in ſeinem Stübchen, das Geſchehene, das Gehörte überlegend, überdenkend. Sein Auge glühte, es war als ob er ſich des bevorſtehenden Kampfes freue. Das ſichtbare Verfallen der Fabrik hatte ihn zu tief, zu lebhaft an die Heimath, an eigenes, erduldetes Unglück erinnert — und es war ihm, als müſſe er ſchon um deſſentwillen hier allen Muth, alle Kraft zuſammen nehmen, um nicht ein gleiches Schickſal wie im väterlichen Hauſe zu erleben. Es war ihm, als wäre ſeine Ehre herausgefordert und er müſſe dieſelbe bewahren, ſie durch ein glückliches zu Endeführen retten und zu erhöhtem Glanze bringen.

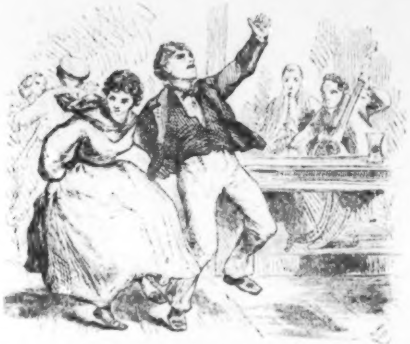
Plötzlich ward er in ſeinem Sinnen unterbrochen; ein Wagen fuhr vor das Haus, und bald darauf wurde er zu ſeinem neuen Herrn beſchieden.

Der Beſitzer der Fabrik war ein ziemlich korpulenter Mann, der unter dem Druck der Verhältniſſe mehr gealtert hatte, als man dies ſeinen Jahren nach hätte vermuthen ſollen. Ernſt hieß er den jungen Mann willkommen! Und als Letzterer ſofort nach ſeinen Obliegenheiten, und nach dem, was er zuerſt zu beginnen habe, fragte, ſchien er nur mit einigem Widerſtreben auf die Antwort einzugehen, ja ſogar froh zu ſeyn, als er ihrer entkommen konnte bei dem Eintritt von Frau und einer achtzehnjährigen Tochter. Sie war mit dem Vater zur Stadt geweſen, weshalb der Faktor ſie bisher noch nicht geſehen hatte.

Dorothea, oder wie ſie im Hauſe genannt wurde: Dora, war ein anſpruchsloſes einfaches Mädchen, das bei erſtem Anblick kein nachhaltiges Intereſſe einzuflößen vermochte. Sie ſchien ruhigen, ſtillen Gemüths. Nur einmal, als der Vater das Zimmer verlaſſen hatte, wendete ſie ſich in Haſt zu dem Faktor und ſagte aufglühend, wie über ihre eigene Kühnheit erſchreckend: „Nehmen Sie ſich des Vaters und der Fabrik an!“ Bei dieſen Worten zog ein eigenthümlicher Glanz durch ihr Auge, die Wange röthete ſich, und die bisher Unſcheinbare war von einer augenblicklichen Lieblichkeit und Schönheit überhaucht, ſo daß der Faktor, aufſchauend, nicht umhin konnte, unwillkürlich mit größerer Wärme des Tons zu rufen, als er ſonſt wohl gethan hätte: „Ich denke, Sie ſollen ſich nicht in mir getäuſcht haben!“

An eine weitere Unterredung war nicht zu denken. Der Fabrikherr trat wieder ein, und begann nun von ſelber, die nothwendigſten Geſchäftsſachen zu beſprechen. So verging der Abend, bis der Faktor endlich die Familie verließ, und ſein Lager aufſuchte. Andern Tages trat er ſein Amt an, und es war als ob mit dem Eintritt des jungen Mannes ein neuer Geiſt in die Fabrik gekommen ſey. Er hatte Viel geſehen, und ſeine Anordnungen und Rathſchläge hatten, wie man zu ſagen pflegt, Hand und Fuß. Die fehlenden Schindel auf dem Dach waren bald erſetzt und der Gartenzaun gerade gerückt.

„So!“ ſagte er, als dies beiläufig geſchehen war, „nun hat unſre Fabrik ſich einmal wieder geſäubert, und blickt mit Sonntagsaugen ihre Freier an!“ Außerdem gewann er ſich durch ſein freundliches Weſen die Herzen ſeiner Untergebenen, ohne ſich jedoch durch zu große Annäherung in Vertraulichkeiten mit ihnen einzulaſſen. Er wußte auch hier die richtige Mittelſtraße zu finden. Unausgeſetzt angeſtrengt arbeitete er die Woche hindurch, während er es des Sonntags nicht verſchmähte, mit den Geſellen und ihren Angehörigen,



wie mit dem übrigen Perſonal der Fabrik bei Spiel und Tanz froh und heiter zu ſeyn.

Selbſt hier blieb des Faktors Einfluß auch nicht unbemerkt, und ſeiner wohlthuenden Nähe und ſeinen Meinungen entzog ſich ſogar die Chriſtine nicht, die jüngſte der Hadermädchen, die, ihrer Schönheit ſich bewußt, auf der Grenzſcheid ſtand, von wo ab der Weg zum Verderben und zur Schande führt, um ſo mehr, da ſie ſich zu dem rothhaarigen Geſellen, dem Fabian hielt, der allein den Anordnungen des Faktors noch einen Trotz und Widerſtand entgegen zu ſetzen gewagt.

Als er ſie das erſte Mal auf dem Tanzſaal fand, ihre kecke Miene und die trotzig aufgeworfene Lippe zu fragen ſchien: nun! wir machen doch mitſammen einen Tanz? — er ſie aber dennoch nicht zu ſehen ſchien, da drehte ſie ſich wohl ſchnippiſch um, und tanzte noch einmal ſo wild als bisher mit dem Fabian. Aber als er gleich darauf kam und lachend ſagte: „Gelt, Mädel! würd' ſchon mit Dir tanzen, denn Du verſtehſt's; aber das Loch in Deinem Strumpf wird mir zu ſichtbar, wenn ich Dich, einer Feder gleich, empor hebe!“ lachte ſie wohl ſpöttiſch, verächtlich — aber das Loch war doch am nächſten Sonntage geſtopft, und das ganze Mädel bedächtiger und ſtiller, wie auch ihr Anzug nicht mehr ſo auffallend herausgeputzt erſchien. Dem Fabian freilich war das nicht lieb, zumal das Mädchen ſichtbar anfing, ſich von ihm zurückzuziehen und weniger Gefallen an ſeiner Rohheit fand. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Burſche einen Haß auf den Faktor zu werfen begann, der mit jedem Tage an Größe und Tiefe zunahm. —

Wie geſagt, Lenz, der Faktor, hätte ſchon mit ſeinen Erfolgen zufrieden ſeyn können, wenn es nur im Hauſe des Herrn, in der Familie nicht gar ſo gedrückt, trübſelig, mürriſch zugegangen wäre. Es war als ob ein Mehlthau auf jeder Blüthe der Freude lag. Der Herr, im höchſten Grade wortkarg und verſtimmt, ſchien mit jedem Blicke, den er auf die Anordnung des Faktors warf, ſagen zu wollen: es iſt ſchon gut, was Du vorhaſt und thuſt, aber es hilft Dir dennoch nichts, und wenn nicht andere Hülfe kommt, iſt Dein Arbeiten umſonſt. Dazu machte er oftmals Reiſen, deren Nutzen oder Ziel von Niemand erkannt oder nur geahnt wurde. Und ſo konnte es nicht fehlen, daß der Faktor Frau und Tochter wohl mit verweinten Augen fand, ohne Troſt und Hülfe bringen zu können.

Die Dora hätte ſchon, er ſah es, zuweilen gern ein Wort geſprochen, ſchienen ihre Blicke doch ſo flehend zu bitten, beſonders wenn ſie ſich unbeachtet glaubte — aber zu einem eingehenden Geſpräch fand ſie niemals Muth, noch Gelegenheit.

Unter ſolchen Umſtänden fühlte der Faktor ſich am wohlſten in der Fabrik, bei vollſter Thätigkeit. Abends aber ging es in den Wald, in dem er bereits jeden Baum, jeden Weg zu kennen ſchien. Wie ſchreitet er jetzt ſo wohlgemuth dahin, wie ſingt er ſo friſch:

„Der Wald iſt meine Luſt zumal,
Der Wald iſt meine Freude;
Ich ſchreit' zu Berg, ich ſchreit' zu Thal,
Und ruf' und ſing' viel tauſendmal:
Der Wald iſt meine Freude!“

In dieſem Augenblick tritt der Herr des nahen Gutes ihm entgegen. Er erkennt ihn, er hat ihn ſchon einige Mal geſehen und geſprochen. — Der Gutsherr reicht ihm freundlich die Hand und ſagt: „Willkommen im Grünen! Wer Sie auf dem Tanzboden ſieht und hier im Walde ſingen hört, ſollte meinen: Sie wären ein heiteres Blut und dächten niemals an den Ernſt des Lebens. Und doch ſehe und höre ich, daß Sie in Ihrem Geſchäft tüchtig ſind. Wie reimt ſich das?“

„Wenn ich's bin“, entgegnete der Faktor, „ſo danke ich's eben meinem Treiben auf dem Plan, wo die Fidel klingt, und meinem Singen im Walde. Ich weiß es ſchon, Sie meinen, ich thue Unrecht, daß ich mich des Sonntags ſo unter das Volk miſche, und doch danke ich, wie geſagt, dieſem Thun meine etwaigen Erfolge. Wer eine Fabrik, namentlich eine ſolche, die dem Verfalle nahe iſt, vorwärts bringen will, muß die Liebe der Arbeiter ſich erworben haben. Mit Luſt müſſen die Leute ſchaffen und hanthieren, unbekümmert ob das Auge des Herrn auf ihnen ruht; und ſie thun es, wenn ſie ſehen, daß man ſelbſt Etwas anzufaſſen verſucht, und dabei kein Kopfhänger iſt. Ich muß nicht nur der Leute Laſt, ich muß auch ihre Freuden theilen.“

„Nun, ich ſehe“, bemerkte der Gutsherr lächelnd, „Sie ſind einer der jungen Weltverbeſſerer, die den gemeinen Mann zum Herrn machen möchten!“ — „Das nicht“, antwortete der Faktor abweiſend. „Ich ſelbſt halte mir die Leute ſchon fern genug. Unterſchiede werden immer ſeyn, und müſſen ſeyn; aber ich möchte die Leute gern ſo viel als möglich von ihrer Rohheit entwöhnen, und das kann ich nur, wenn ich ſelbſt ihren Luſtbarkeiten nicht fern bleibe!“ — Nach einigem Zögern ſetzte er hinzu: „Bei uns im Hauſe —“

„Iſt's eben wohl allzufröhlich nicht!“ fiel der Gutsherr ein; — „Frau und Tochter hängen den Kopf, und Werner verzweifelt an ein Beſſerwerden! — Aber ſo geht es immer, wenn man zu ſchnell reich werden will — und doch nicht das Zeug in ſich und um ſich dazu hat. Der Mann ſaß auf ſeinem Hofe warm und trocken; aber da mußte das Grundſtück verkauft und die Fabrik angenommen werden, wozu doch die eindringliche Geſchäftskenntniß mangelte. So iſt's! Die Leute denken immer: Giebt Gott das Geld der Hand, giebt er dem Kopf auch den Verſtand. Aber das iſt nun einmal eine Münze, die man nicht auf jedem Markte erhandeln kann. Bei ſolchen Geſchäften wird zumeiſt viel Lehrgeld bezahlt. Wird auch in Ihrem Hauſe geſchehen ſeyn. Ihr Heranziehen, denke ich mir, iſt der letzte Trumpf, der ausgeſpielt wird, Ihre Geſchäftskenntniß wird der Köder ſeyn ſollen, neuen Credit zu erlangen. Weiß nicht, ob's ſchon gelungen, fürchte jedoch, wenn es geſchehen, daß Werner in Hände gefallen, die nicht die beſten ſind.“

„Das wolle Gott verhüten!“ rief der Faktor und ſetzte ſogleich dringend hinzu: „Jetzt wird mir Manches klar. Aber, bitte, wollen Sie ſich nicht deutlicher erklären? Vielleicht wäre es möglich, das Unglück abzuwenden!“ — „Glaube kaum!“ erwiederte der Gutsherr mit einiger Bitterkeit, „wenn anders meine Vermuthung die richtige iſt. Ihr Herr meidet mich, warum, gehört nicht zur Sache! aber ich war ſein Freund, und Weib und Kind dauern mich. Er hat ſich an den Schleuſenmeiſter gehängt, dieſen alten Junggeſellen, der, wie Sie wiſſen, nicht fern von hier am Kanal wohnt. Der Kerl hat Geld, aber er iſt ein Wucherer im ſchlimmſten Sinne des Worts, der nicht einen Thaler ohne blutige Zinſen leiht. Hat er ſich mit dem, wie ich fürchte, zu tief eingelaſſen, fühlt Werner ſeine Arme gebunden, und verzweifelt an ein glückliches Emporkommen. Ich weiß daher nicht, warum ſie als junger Mann ſich um ein Fahrzeug bemühen und es flott zu halten ſuchen, das die Ratten zum Zeichen des nahen Unterganges wohl längſt verlaſſen haben."

„Ein guter Steuermann verläßt ſein Fahrzeug nur im letzten entſcheidenden Augenblick", entgegnete der Faktor, „und was überhaupt das Verſinken betrifft, ſo meine ich nur, wir ſind noch weit davon entfernt. Unſere Lage iſt nicht ſo verzweifelt ſchlecht, als Sie zu glauben ſcheinen. Wir haben Arbeit, unſer Fabrikat gewinnt täglich mehr an Sauberkeit und Güte, neue Beſtellungen ſind eingelaufen — und ſo, denke ich mir, werden uns auch Credit und Vertrauen nicht fehlen. — Sollte Herr Werner wirklich in die Hände eines ſolchen Blutſaugers gefallen ſeyn, nun ſo wäre es nach meiner Anſicht treuer Diener und treuer Freunde Pflicht, ihn loszuketten von ſolchen wucheriſchen Verpflichtungen — und ſein Schiff in ein beſſeres Fahrwaſſer zu lenken."

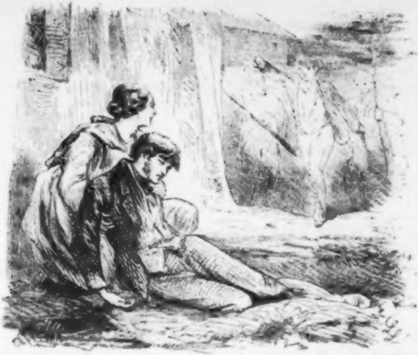
Der Gutsherr, den der junge Mann bei den letzteren Worten beſonders in's Auge gefaßt, lachte gezwungen auf und rief: „Na, ich ſehe ſchon, Sie haben nicht allein die Hand, ſondern auch den Mund auf der richtigen Stelle. Kann's dennoch nicht begreifen, was Sie an der alten Fabrik für einen Narren gefreſſen haben! Oder wie, he, iſt das Mädel, die Dora mit im Spiel?"

Der Faktor blickte auf, kein Hauch von Röthe oder Verlegenheit lag auf ſeinem Geſicht, ruhig ſagte er: „Muß denn die Selbſtſucht oder die Liebe nur immer allein die Triebfeder unſerer Handlungen ſeyn! Als ich das Elend ſah und blieb, ſetzte ich meine Ehre für ein Beſſerwerden ein! Auf Wiederſehen, Herr!"

Mit dieſen Worten wendete er ſich ſeitwärts und ſchien den Heimweg antreten zu wollen. Der Gutsherr aber ergriff ihn bei der Hand, lachte und ſagte gutmüthig polternd: „Gemach, junger Freund! Glauben Sie, ich hätte umſonſt die Zeit hier mit Ihnen vertrödelt? Wir ſind allzumal Selbſtſüchtler, mögen Sie es auch nicht Wert haben wollen — und ſo ſchlagen Sie getroſt den Weg mit mir nach meiner Wohnung ein: mein Roßwerk iſt in ſchlechtem Zuſtande — und Sie ſollen mir Rath zur Abhülfe geben. Als Lohn dafür verſpreche ich Ihnen, nicht eher wieder mit Ihnen von Werner zu reden, bis Ihr Schiff leck geworden und auf dem Sande ſitzt, oder die Dero — Na, ich breche ſchon ab“, ſagte er gutmüthig ſpitz, als er ſah, daß der Faktor wieder unwillig werden wollte. — Er lachte nun abermals und Jener wußte nichts Beſſeres zu thun, als in dies Lachen einzuſtimmen, nnd dem voranſchreitenden Gutsherrn zu folgen.

Es war ihm, als habe er das verdeckte und verſteckte Gute im Innern des vor ihm Schreitenden erkannt. Langſam gingen Beide weiter, und war ihre Unterredung bis dahin mehr eine kurz abgebrochene, vieldeutige geweſen, ſo gewann dieſelbe von nun ab mehr und mehr an Herzlichkeit und gegenſeitigem Vertrauen. So kam man zu dem Roßwerk. Der Schade wurde beſichtigt und die nöthige Abhülfe angeordnet. — Als der Faktor endlich nach mehrſtündigem Aufenthalt im Hauſe des Gutsherrn den Heimweg antrat, fühlte er, daß er ſich einen neuen Gönner, einen Freund erworben habe. — Von dieſem Gefühl gehoben, eilte er in raſchen Schritten, durch die bereits anbrechende Nacht, der Mühle zu.

Als er die Fabrik erreicht hatte, war die Dunkelheit eingebrochen; dennoch konnte er es nicht unterlaſſen, auch jetzt noch, wie er dies an jedem Abend zu thun gewohnt war, das ganze Gehöft zu umgehen. Die Mühle ſtand, das Waſſer rauſchte leiſe nieder. Jetzt nahte er ſich dem Seitengebäude, in dem nicht allein die Ställe ſich befanden, ſondern auch die Geſchirrkammer mit den nöthigen Holzvorräthen und dem Haderboden darüber. — Als er um die Ecke trat, vernahm er ein Geräuſch, und das Auge ſtärker anſtrengend, gewahrte er einen Mann, der leiſe zur Schirrkammer ſchlich und dort am Fenſter ſtille ſtand. Er täuſchte ſich nicht: es war der rothhaarige Geſell, der Fabian. Er ſah es, er hörte es, wie derſelbe jetzt eine Scheibe eindrückte. Und nun, er ſah es deutlich, blitzte ein Funke auf, ein Schwefelholz war angezündet, die Hand hob ſich und wollte das brennende Holz, den glimmenden Schwamm durch das Fenſter werfen; da ſprang der Faktor zu, da erfaßte er die gehobene Hand, und ſchlug den Mordbrenner mit ſeinem glimmenden Feuer zu Boden. — Doch der Geſell war ſtark und kräftig. Mit einem Satz war er wieder von der Erde auf, und warf ſich mit aller Gewalt auf ſeinen Angreifer. „Hund von Aufpaſſer!“ rief der Rothhaarige, „der



Herr wird Dir Dein Kommen nicht lohnen, und ſo will ich Dir wenigſtens einen Denkzettel geben! — Hab' ſo ein Hühnchen mit Dir zu pflücken. Die Chriſtine“ —

Er konnte nicht weiter ſprechen, denn die Genannte ſtand plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, an der Seite der Ringenden. Sie ſchrie: „Ja, die Chriſtine, die Dich verachtet, denn daß Du nichts Gutes im Schilde führteſt, ſah ich Dir an, als Du vorhin von mir gingſt!“ — „Alſo auch das noch!“ ſchrie, dies hörend, der Geſell. „Haſt Du Dir die Dirne beſtellt, ſo nimm Dies!“ —

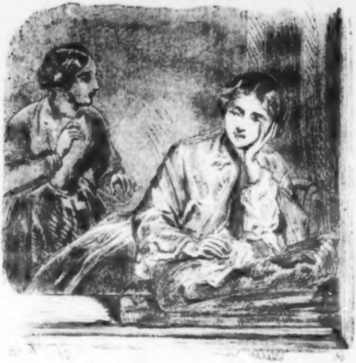
Und die Chriſtine, die ihm in die Arme fiel, von ſich ſchleudernd, hob er den kurzen Stock, den er in der Hand hielt, und ließ ihn mit aller innewohnenden Kraft ſeines Armes auf den Schädel des Faktors fallen, ſo daß dieſer ächzend zuſammenbrach. Nachdem dies geſchehen, ſprang er mit einem Satz zur Seite, lief um das Haus — und war verſchwunden.

Das Mädchen beugte ſich zu dem Gefallenen nieder. Sie erfaßte ſeinen Kopf, ſie fühlte das Blut aus einer Wunde rieſeln, und dies gewahr werdend, rief ſie laut um Hülfe. — Die Hausbewohner vernahmen das Rufen und kamen in Angſt herbei. Der Verwundete wurde in das Haus gebracht, und eines Kranken Pflege nahm ihren Anfang.

Von dem Vorſatz des Fabian, Feuer anzulegen, hatte die Chriſtine nichts Beſtimmtes geſehen, und ſo glaubte man allgemein, nur der Haß habe den Mordanfall gegen den Faktor veranlaßt. Der Thäter blieb verſchwunden, zumal ſeine Verfolgung nur läſſig betrieben wurde. Dem Fabrikherrn ſchien überhaupt nicht viel an der Wiederergreifung des Schuldigen gelegen: er vermied es auffallend, von dem Geſchehenen zu reden. Als der Faktor dann bei dem Beginn der Geneſung zum erſtenmal die Abſicht, die der Fabian gehabt, andeutete, überzog eine Leichenbläſſe das Antlitz des Herrn. In ſichtbarer Verlegenheit verließ er den Kranken, und vermied es von da ab ſo viel als möglich, an das Lager des Faktors zu treten. Dem aber zog ein ſchneidendes Weh' durch das Herz und trübe Gedanken durchwogten ſein Inneres. Jetzt, ſo es thunlich geweſen, würde er mit Freuden den Wanderſtab ergriffen haben, um einen Ort zu fliehen, deſſen Anblick ihm keine Freude mehr bereiten konnte. Aber ſeine Wunde am Kopf litt einen Weggang nicht, und die ſanften, bittenden Augen der Dora, die unabläſſig an ſeinem Lager beſchäftigt war, jeden ſeiner Wünſche beachtete und beſtens zu erfüllen ſtrebte, ſchienen zu flehen: Vergiß! Vergiß, was hier und Dir geſchehen; bleibe, was Du bisher geweſen: unſer Erretter! Hilf uns auch ferner! Verlaß uns nicht!

Und die Tage gehen dahin, die Beſſerung des Kranken ſchreitet ſichtbar vorwärts. Jetzt liegt er auf dem Lager und ſcheint zu ſchlummern. Dora hat das Fenſter ein Wenig geöffnet, damit die warme, milde Abendſommerluft in das Zimmer ſtröme. Ein Finke ſchlägt draußen auf dem Baum. Sonſt iſt es ruhig, ſtill. Träumeriſch lehnt das Mädchen am Fenſter.

In dieſem Augenblick öffnet ſich ſacht die Thür. Chriſtine, das Hadermädchen, tritt ein. Leiſe nähert ſie ſich der Tochter des Hauſes und ſagt: „Laſſen Sie mich ein Stündchen hier bleiben, es iſt im Garten ſo ſchön. Sie haben ſo lange das Krankenzimmer gehütet und bedürfen der friſchen Luft.“ — Dora ſchüttelt das Haupt. „Laß mich“, ſagt ſie abwehrend, „mir iſt am wohlſten hier in der Stille, und Du, Du haſt zu thun, Du verlierſt an Deinem Lohn, wenn Du mich ablöſeſt und eine Stunde feierſt.“ — „Was wäre dabei?“ rief, über das ganze Geſicht erglühend, das Hadermädchen. „Wenn ich auch einen ganzen Wochenlohn einbüßte, wär's damit zu theuer erkauft, daß ich den Fabian für immer los wurde? Und wem danke ich's, daß ich eine



Andere geworden bin! Doch nur Dem, der ſeine Güte gegen mich faſt mit ſeinem Leben bezahlt hätte! Laſſen Sie mich alſo immer hier bleiben, wie ich es ja bereits einige Nächte gethan, die ich Ihnen, Dora, auch erſt mit Gewalt abnehmen mußte. Glauben Sie es mir, wenn wir armen Mädchen nicht ſchlecht werden, macht's die Rechtſchaffenheit ſolcher Männer, wie Der einer iſt, der dort auf dem Lager liegt. Darf ich bleiben?"

Dora rührte ſich nicht. Leiſe ſagte ſie: „Schulde ich, die Mutter, der Vater, dem Kranken nicht noch größere Dankbarkeit als Du? Hat er uns nicht Alle gerettet? — Mir, mir freilich wäre am Beſten, ich läge im Grabe!" — Bei dieſen Worten begann ſie heftig zu weinen, und ſchien ſich nicht zufrieden geben zu können. Die Chriſtine trat einen Schritt näher, nahm der Weinenden Hand und ſagte zutraulich gutmüthig: „So iſt es alſo wahr, was in der Fabrik geſagt wird? Sie müſſen den Schleuſenmeiſter heirathen, damit er Herrn Werner nicht" —?

Das Mädchen ſchwieg, als fürchte es ſich weiter zu ſprechen. Doch Dora rief: „Sprich es nur immer aus, was Du denkſt. Es iſt die bittere Wahrheit. Der Vater iſt Dem, Den ich nicht nennen mag, tief verſchuldet. In fünf Tagen iſt der Wechſel fällig — und dann heißt es: entweder die Mühle, oder, wenn nicht in den Schuldthurm, meine Hand!“ — Tief erſchöpft, laut weinend, ſchwieg Dorothea und lehnte ſich an das Fenſter zurück; gleichſam als vermöge ſie nicht, ſich länger aufrecht zu halten.

Chriſtine ſah ſie mitleidig an, und die Lippe nach gewohnter Weiſe trotzig aufwerfend, ſagte ſie: „Da wüßte ich ſchon, was ich thäte und woran ich wär': lieber in's Waſſer, als dem Kerl in ſein Haus folgen. Arme Dora! Da ſind Sie freilich übler daran, als ich verlaſſenes Hadermädchen. Aber nicht verzagt! Es müßte ja keinen Gott im Himmel geben, wenn er ſolch ſchreiend Unrecht zugeben wollt'. Nein, nein, für Den dürfen Sie das Brautkränzel nicht in's Haar flechten, Wenn's noch —“

Doch Dora ließ ſie nicht zu Ende reden, ſie winkte heftig mit der Hand, wieder floſſen ihre Thränen. Die Chriſtine ſchaute verwundert auf, ſie ſchüttelte wie ſinnend erſtaunt den Kopf, reichte der Weinenden die Hand und ſagte: „Wollt's gut machen, und nun ſind Sie noch trauriger! — Bleiben Sie nur hier, der Fink' draußen au dem Baum würde ſie auch nicht luſtiger machen, als er es ſo thun kann. Ich komme ſchon wieder!“

Und raſch, gleich einem Reh, huſchte ſie zur Thür hinaus. Dora blieb am Fenſter lehnen und ſtarrte wie verzweifelnd, wie abweſend, vor ſich nieder. Der Kranke, der dem Anſchein nach geſchlummert zu haben ſchien, hatte dennoch mit halbgeſchloſſenem Auge Alles geſehen, er hatte Alles gehört, jetzt rührte er ſich und that als ob er ſo eben erwache. Es war ihm doch bei dem Geſpräch der Mädchen gar eigen um's Herz geworden. —

Dora trat ſofort an das Lager. Eine liebliche feine Röthe der Freude breitete ſich über ihr Angeſicht, als ſie ſah und fand, daß er ſich heute bedeutend beſſer und wohler fühle. Ja, nachdem er den Wunſch äußerte, zu verſuchen, ob ſeine Füße ihn wieder zu tragen vermöchten, eilte ſie freudig, dem Vater, der Mutter die frohe Nachricht zu verkündigen. Als Herr Werner nach einiger Zeit eintrat, fand er den Fakter am Fenſter ſtehen und in die, vom letzten Roth der Sonne beſchienene Abendlandſchaft hinausſchauen.

Der Fabrikherr reichte ihm die Hand und ſprach ſeine Freude über ſeine Geneſung aus. Doch man fühlte es, die Worte kamen nicht von Herzen — und ſobald die Schicklichkeit es zuließ, eilte er, wie von einem drückenden Gefühl getrieben, zum Zimmer hinaus. Der Geneſene blieb allein. Er überwand die Verſtimmung, die der

Fabrikherr in ihm erregt; ſein Blick wurde klarer, ruhiger. Sonnenſchein ſchien durch ſeine Seele zu ziehen, liebliche Bilder gewannen Raum in ſeinem Herzen, und aus dem erſten jungen Grün eines neuen aufkeimenden Frühlings im Gemüth hob eine Lerche ſich auf, und ſang zum erſtenmal ihr Lied. Und wie! als ſollte ſofort ſeinem Träumen ein Echo in der Wirklichkeit werden, ſah er die Chriſtine fröhlich durch den Garten ſchreiten und hörte ſie mit heller, klarer Stimme ſingen:

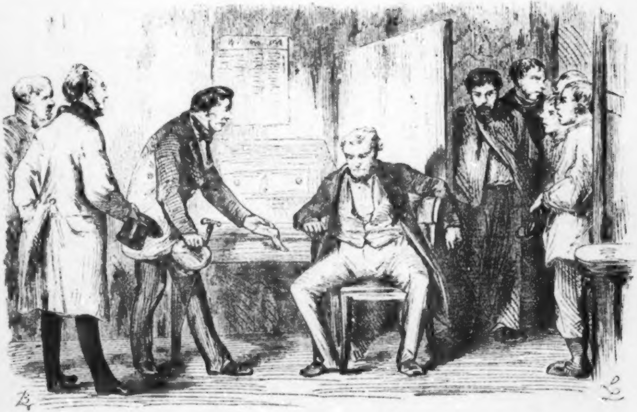
„Und iſt's nicht heut, iſt's morgen doch!
Einmal wird es ſchon ſeyn;
Ja, in den Himmel komm' ich noch —
Mein Schatz trägt mich hinein.

Ich ſetz' mich auf ein Roſenblatt
Und ſpann' die Lerche vor,
Wo mich mein Schatz geküſſet hat,
Iſt juſt des Himmels Thor."

Andern Tages konnte er das Zimmer verlaſſen und trat zur Freude ſeiner Untergebenen, die ihn alle herzlich willkommen hießen, in die Fabrik. Er ſchien wie über Nacht geſund geworden. — Er widmete ſich wieder ganz dem Geſchäft. — Jetzt aber war der verhängnißvolle fünfte Tag erſchienen, von dem Dora zur Chriſtine geſprochen hatte. Der Schleuſenmeiſter fand ſich bereits am frühen Morgen ein, obgleich der Wechſel erſt Mittags zwölf Uhr fällig war. Er kam gleichſam um ſchon im Voraus zu erſpähen, wen er führen werde: den Vater in das Schuldgefängniß, oder die Tochter als Braut in ſein Haus.

Die ganze Angelegenheit, die Lage der Sache war kein Geheimniß mehr, und ſo herrſchte ſelbſt in der Fabrik eine drückende erwartungsvolle Schwüle. Jeder war geſpannt auf den Ausgang der Angelegenheit. Mutter und Tochter gingen mit verweinten Augen umher, währenddeß der Vater mit dem Schleuſenmeiſter die Fabrik durchſchritt, oder ſich mit ihm in ſein Zimmer zurückzog, um ungeſtörter ſich beſprechen zu können. — Dorothea hatte auf nochmalige Anfrage, auf die Befehle und Drohungen des Vaters, auf die Bitten der Mutter nur ein entſchiedenes Nein geantwortet. Das ſonſt ſo ſchüchterne Mädchen war plötzlich eiſern feſt geworden. Sie hatte erklärt: lieber ſterben zu wollen, als jemals dieſem Manne anzugehören. — So rückte Stunde auf Stunde vor. Der Schleuſenmeiſter blieb, einem Habicht gleich, dem Fabrikherrn zur Seite; er ſchien alle ſeine Anordnungen ſchon getroffen zu haben. Seine Diener, ſeine Boten erſchienen von Zeit zu Zeit an der Thür des Hauſes und wurden von ihm befragt oder zu neuen Gängen ausgeſendet. Man ſah, er wollte ſeines Opfers, ſeiner Rache ſicher ſeyn. Höhniſch lachte er vor ſich hin, ſein Auge funkelte, und die zuckende Lippe ſprach: Mich betrügt man nicht! Punkt Zwölf wird die Mühle verſiegelt. Das Gericht darf nicht ſäumen, es wird pünktlich hier ſeyn! Denk' mir, den Alten in Haft, wird das Mädchen ſchon kirre werden. Sie muß es mir danken, wenn ich ſie noch zur Frau nehme. — Jetzt wurde nach dem Faktor gefragt und geſucht: Er war nicht zu finden; er hatte die Fabrik verlaſſen. Niemand wußte wohin er gegangen.

Und die Stunde der Entſcheidung war gekommen. Es ſchlug Zwölf, die Mittagsglocke läutete, die Arbeiter verließen die Fabrik. Niemand dachte an das Eſſen; Alle ſtanden in Aufregung vor dem Hauſe. — Der Schleuſenmeiſter blickte zum Fenſter hinaus; ein Mann ſtand am Berge, er ſah ihn, er winkte mit dem Taſchentuch. Der Gerufene kam. Es war der Richter, gefolgt von ſeinem Amtsdiener. Sie traten in das Haus. Der Schleuſenmeiſter präſentirte höhniſch lächelnd dem Fabrikherrn ſeinen Wechſel — und dieſer erklärte ſich für unfähig, ihn einzulöſen. — Die Arbeiter hatten ſich mit in das Zimmer gedrängt und ihr Murren wurde vernehmlich. Mutter und Tochter ſaßen am Fenſter und weinten. Der Schleuſenmeiſter ſchrie: „Was wollen die Leute? Ich verlange mein Recht, mein Geld, oder" — Lauter begannen die Arbeiter zu murren. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und der Faktor trat bleich, überangeſtrengt in das Zimmer. Dora erblickte ihn zuerſt und ſchrie, von freudiger Ahnung durchglüht: „Mutter! Mutter! Er iſt da!" Lenz aber durchbrach den Kreis der Arbeiter, und ſich zu dem Schleuſenmeiſter wendend, rief er mit der letzten Kraft ſeiner Stimme: „Ich komme nicht zu ſpät! — Den Wechſel her, hier iſt Ihr Geld!" Mit dieſen Worten legte er einzelne Bankſcheine auf den Tiſch, und bat den Richter, die Summe zu überzählen. Als die Richtigkeit derſelben von dieſem beſcheinigt war, nahm er den Wechſel aus des Wucherers Hand, und dann zur Thüre zeigend, ſagte er: „Dort iſt der Weg!" — Der Schleuſenmeiſter knirſchte mit den Zähnen, er fand ſein Spiel verloren. Sich länger aufzuhalten als nöthig, um ſein Geld einzuſtreichen, fand er nicht für rathſam; die Blicke und Fäuſte begannen doch bereits ein drohendes Ausſehen zu erlangen. Unter dem Schutze des Richters und des Dieners flüchtete er zur Thür hinaus. — In dieſem Augenblick ertönte die ſpöttiſch



lachende Stimme des Gutsherrn: „Ade, Herr Schleuſenmeiſter, wünſche gute Zinſen!“ und eintretend und dem Fabrikherrn die Hand zum Gruße reichend, ſagte er: „Ich ſeh', biſt den neuen Freund wieder los, und ſo nimm mich, den alten, nur wieder an. Wirſt wohl nun ſelber gefunden haben, daß ich im Rechten war, als ich Dir abrieth, die Fabrik zu übernehmen, oder wenn es ſeyn müßte, ſich wenigſtens einen tüchtigen Gehülfen herbei zu rufen. Wollteſt klüger ſeyn, wurdeſt böſe, nahmſt Schaden, und fielſt in die Schlingen des Wucherers, ſtatt einem alten Freunde ein Wort zu gönnen. Wärſt längſt in der Patſche, hätte Dir der Himmel nicht noch vor Thores Schluß den Faktor geſendet. Haſt ihm auch das heutige Stückchen zu danken. Kam am Morgen zu mir, und ließ nicht nach, bis ich das Geld herausgerückt. Hat mir nicht einmal einen Schein darüber ausgeſtellt, ſo raſch verließ der Schelm das Haus, vermochte nicht zu folgen, ſo lief er. Und nun! — wo iſt er?“ —

Der Fabrikherr warf ſtatt aller Antwort ſich an die Bruſt des Freundes. Mit feuchtem Auge ſagte er: „Gott lohn' es Dir! Laß es mich verſchweigen, wie ich ſo nach und nach in die Hände des Wucherers gefallen. Du kennſt ſolcher Blutſauger Thun und Treiben. Freilich, wie ich dem jungen Manne danken ſoll, dem Lenz, das weiß ich nicht.“ — „Ich aber weiß es“, antwortete der Gutsherr und zeigte liſtig lachend durch die Thür in das Nebenzimmer. Der Faktor ſaß erſchöpft, ermattet auf dem Seſſel, aber ſein Auge leuchtete. Dora ſtand vor ihm, ſo ſelig glücklich, ſo geiſtig verklärt. Sie hatte ſeine Hände erfaßt, ſie drückte ſie; jetzt ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Nacken, jetzt lehnte ſie ſein Haupt an ihre Bruſt und ihre Lippen küßten ſeine bleiche Stirn. — Er aber, er zog ſie an ſein Herz und rief: „Wie habe ich doch ſo lange vor einem Himmel geſtanden, und wußte nicht wie nahe er mir war. Wie lange haſt Du mich lieb?“ Dora blickte auf, ſie ſah ihn an, und ſagte: „Das weiß ich nicht! Ich weiß nur, daß ich Dich liebe, ſeit langer, langer Zeit. Niemand ahnte es, ich ſelber wußte es kaum.“ — „Ich aber, ich weiß es“, rief der Glückliche, „ich weiß es nun, daß ich Dich liebe.“

Die Chriſtine ging am Fenſter vorüber; ſie ſah die Beiden und im Vorüberſchreiten hörte man ſie mit bebender Stimme ſingen:

„Als in mein Aug' zwei Augen ſah'n,
Ein Herz ſprach: Ich bin Dein!
Da war der Himmel aufgethan,
Und ich — ich ſchlüpft' hinein!“

„Siehſt Du“, ſprach der Gutsherr lächelnd, „welch Glückskind Du biſt — und wie leicht es Dir wird, Deinen Dank abzutragen! Aber dem Faktor werd' ich den Kopf zurecht ſetzen, wollt' von der Dora nichts wiſſen, als ich ihn neckte — und nun —“

Der Fabrikherr fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, leiſe, wie zu ſich ſelber ſprechend, ſagte er: „So iſt es gut! Ob ich's verdiene?“ — Und als wollte er den letzten trüben Gedanken von ſich ſcheuchen, ergriff er des Freundes Hand und ſagte: „Komm' mit zur Frau, auch die bedarf der Freude; die Glücklichen dort, die laß' allein!“

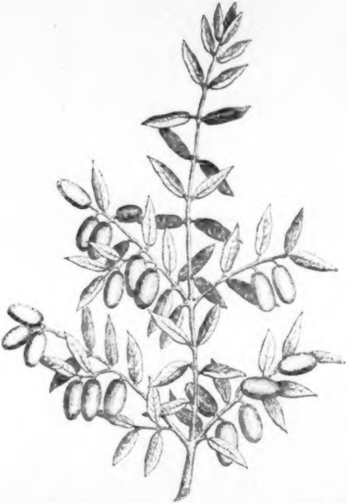
F. Brunold.

Ausländiſche Handelspflanzen.

VI. Der Oelbaum.

Der Oelbaum, Olea europaea, franzöſiſch: Olivier, engliſch: Olive-tree, iſt im kultivirten Zuſtande ein ſchöner Baum, der eine Höhe von 30 bis 40 Fuß, eine Dicke von 3 bis 4 Fuß im Durchmeſſer erreicht. Der Stamm, in zahlreiche Aeſte zertheilt, aus hartem, ſchön geadertem Holz beſtehend, iſt, wie auch die älteren Zweige, mit einer grauen Rinde überzogen, die an den jüngeren Zweigen grünlich ſilbergrau erſcheint. Die Blätter, Winter und Sommer grün bleibend, ſtehen auf ſehr kurzen Stielen einander gegenüber, ſind klein, lanzettförmig, ganzrandig, oben dunkelgrün, unten weißgrau, und zeigen unter dem Vergrößerungsglaſe viele weißliche, harzartige Pünktchen. Aus den Blattwinkeln kommen im Mai und Juni kleine wohlriechende weißgelbe Blüthen hervor, die eine trichterig radförmige Blumenkrone haben und kleine, ziemlich dichte Trauben bilden. Die Organe der Fruchtbildung ſind zwei ſich entgegenſtehende Staubgefäße mit aufrechten Kolben und ein rundlicher Fruchtknoten mit kurzem Griffel und dicker, zweiſpaltiger Narbe. Die Früchte, Oliven genannt, ſind Steinfrüchte, von der Größe eines Taubeneies, haben eine länglich eiförmige Geſtalt und eine dunkelgrüne in's Bräunliche, Röthliche und Violette übergehende Farbe. Sie beſtehen aus einer dickfleiſchigen Fruchthülle und einem harten, runzeligen Kernhauſe, in welchem gewöhnlich nur ein Samenkern enthalten iſt. Nach Linné gehört der Oelbaum in die erſte Ordnung der zweiten Klaſſe, im natürlichen Syſtem aber zu der Familie der Oleinen und zur Ordnung der Liguſtern.

Der wilde Oelbaum, der von einigen Botanikern als beſondere Art betrachtet und Olea Oleaster genannt wird, ſteht zu dem echten in eben dem Verhältniß wie die Holzbirne zu der Gartenbirne. Er iſt dornig und äſtig und bleibt öfter nur niedrig und ſtrauchartig. — Das Vaterland des Oelbaumes iſt urſprünglich Paläſtina, von da kam er in das nördliche Afrika und in die ſüdlichen Länder Europa's, wo er jetzt, ganze Wälder bildend, wild wächſt, auch in großer Menge angebaut wird. Die europäiſchen Länder zwiſchen 44½ — 36 Grad nördlicher Breite ſind nun der Sitz der Kultur dieſes überaus nützlichen Baumes. Auch in den heißen und trockenen Gegenden der Weſtküſte von Amerika bis nach Neu Californien, vor-



zugsweiſe in Peru und Mexico, wird ſeine Kultur mit dem beſten Erfolge betrieben. Durch ſeine allwärts verbreitete Pflege entſtanden mancherlei Varietäten, von denen man wohl über 40 zählt, welche ſich theils durch breitere oder ſchmälere Blätter, theils durch die Güte ihrer Früchte unterſcheiden.

Am beſten gedeiht der Oelbaum in trockenem, ſandigem Boden an den Meeresküſten. Er bedarf wenig Bemühung; im Frühling wird die Erde um ihn herum aufgelockert und gedüngt, die verdorrten oder zu weit getriebenen Zweige werden abgeſchnitten und dann überläßt man den Baum der Natur, die ihn gewöhnlich alle zwei Jahre mit Früchten bedeckt. Die Vermehrung wird vermittelt theils durch Veredlung wilder Oelbäume, theils durch guter Sorten Steckreiſer, die in fruchtbaren Boden gegraben und naß gehalten werden, wo ſie dann eben ſo leicht Wurzeln ſchlagen und gedeihen, wie bei uns die Weiden, mit denen der Oelbaum alſo nicht bloß im Aeußeren, ſondern auch ſeiner Natur nach übereinſtimmt. Ein leichtes Mittel der Vermehrung, in neuerer Zeit in Paris mit dem beſten Erfolge angewendet, iſt: den Oelbaum in den Spalt oder auf den abgeſägten Stamm der gemeinen Rain-Weide (Ligustrum vulgare) zu pfropfen. Die Fortpflanzung durch Samen iſt langwierig, denn der Oelbaum trägt nicht leicht früher, als bis er funfzehn Jahr alt iſt; aber dieſe Fortpflanzungsart iſt das beſte Mittel, Ausartung zu verhüten. Wenn man ein Stück Land mit Oelbäumen in das Kreuz bepflanzt hat, ſo kann man unter dem Schatten derſelben Getreide oder Hülſenfrüchte bauen; die Bäume gerathen nur um ſo beſſer, weil ihnen der Dünger und die Bearbeitung des Bodens, wie jene Pflanzungen ſie erfordern, zuträglich iſt.

Die Oelbäume geben in ihrem Blüthenſchmuck im Mai und Juni der Landſchaft den größten Reiz, indem dann die gelblich weißen Blüthentrauben unter dem dunkelgrünen und ſilbergrauen Laube einen angenehmen Anblick gewähren. Die Früchte beginnen im October zu reifen, und erlangen vollſtändige Reife erſt im November.

Der Oelbaum iſt für manche Länder einer der nützlichſten und wichtigſten Bäume, ja, er iſt dem Süden das, was die Kartoffeln dem Norden ſind. Schon die alten Griechen erkannten, wie uns die Sage berichtet, des Oelbaums Nützlichkeit. Als Cecrops Athen erbaut hatte, ſtritten Neptun und Minerva um die Ehre, der neuen Stadt den Namen zu geben. Da thaten die Götter den Ausſpruch: es ſollte ſie benennen und beherrſchen, wer der Stadt das nützlichſte Geſchenk verleihen würde. Durch einen Stoß mit dem Dreizack brachte darauf Neptun das Pferd hervor; Minerva aber, im Griechiſchen Athena genannt, erſchuf den Oelbaum und erhielt, da er als das werthvollere Geſchenk anerkannt wurde, den Vorzug. — Mancherlei liefert dieſer Baum für den Handel; den größten Nutzen aber gewähren die reifen Früchte, aus deren Fleiſch und Kern das für die ſüdlichen Länder ſo wichtige Oliven- oder Baumoel gepreßt wird. Eine ganz eigenthümliche Erſcheinung in der Pflanzenwelt bietet der Oelbaum dadurch, daß ſein Fruchtfleiſch hauptſächlich das Oel liefert, und nicht, wie es bei andern Oelpflanzen der Fall iſt, der Kern. Die Oliven-Erndte fängt im November an und dauert bis zum März und April des folgenden Jahres. Die Früchte werden entweder mit der Hand gepflückt oder mit langen Stangen abgeſchlagen, oder fallen, wenn man die Zeit abwartet, wie dies auf Corfu und einigen griechiſchen Inſeln geſchieht, bei völliger Reife von ſelbſt ab. Merkwürdig iſt die Art, wie die Chineſen die Oliven ihrer einheimiſchen Oelbäume gewinnen. Sie ſollen nämlich ein Loch in den Baumſtamm bohren, Salz hineinbringen und dann daſſelbe wieder zuſtopfen. Einige Tage darnach fallen die Früchte von ſelbſt ab. — Nach der Einſammlung werden die Oliven entweder ſogleich zerquetſcht und ausgepreßt, oder auf Haufen geſchüttet. In letzterem Falle geben ſie mehr, aber ſchlechteres Oel. Das Zerquetſchen der Oliven geſchieht auf eigenen Mühlen, durch welche man ſie in eine teigartige Maſſe verwandelt. Dieſe wird in eigenthümliche Cylinder gethan, die aus auf einander geſetzten Stroh- und Binſenringen aufgebaut, und dann mit einem ſtarken Preßbaume zuſammengepreßt ſind. Das Oel quillt an allen Theilen der Cylinder hervor und läuft in große ſteinerne Behälter oder Tonnen. Dies erſte Preſſen heißt die kalte Preſſe und das dadurch gewonnene Oel Jungfern-Oel; es iſt das reinſte und beſte, hat eine weiße oder gelbliche Farbe, den Geruch der Oliven und einen ſehr milden und ſüßen Geſchmack; es wird vorzugsweiſe als Speiſe-Oel gebraucht. Hierauf wird der Teig in den Cylindern aufgelockert, mit kochendem Waſſer übergoſſen und wieder ſo lange wiederholt gepreßt, als noch Oel mit dem Waſſer abfließt. Das durch dieſe warme Preſſe erhaltene Oel, ſchlechter und dünnflüſſiger als jenes, iſt von Farbe grün oder gelblich grün, hat einen etwas unangenehmen Geruch und Geſchmack; darum wird es nur zum Brennen und in den Manufakturen gebraucht. Endlich wird der Olivenbrei mit Waſſer gekocht und zum drittenmal gepreßt. Dadurch erhält man noch ziemlich viel dickes Oel, das nur zum Brennen und zur Bereitung der Oelſeife für Woll- und Lederfabriken Anwendung findet. — Jede dieſer Oelſorten iſt nach dem Auspreſſen trübe, indem ſie noch viel Schleim, Fäſerchen und andere Unreinigkeiten enthalten. Deshalb muß das friſche Oel einige Zeit ruhig in Fäſſern oder Kufen lagern, bis es ſich klärt; dann wird es auf ſteinerne Krüge gezapft und in kühlen Felſenkellern aufbewahrt.

So entſtehen alſo ſchon durch das Preſſen drei verſchiedene Oelſorten. Die Güte und Beſchaffenheit des Baumoels hängt aber noch beſonders vom Boden und Klima, von der Erndtezeit, der Reiſe der Oliven, vom Füllen und Aufbewahren des Oels ab. Nach der Farbe unterſcheidet man weißes, gelbes und grünes; von erſterem giebt es natürliche und gebleichte Oele. Dieſe zerfallen nach den Productionsgegenden in eine Menge Sorten. Für die beſten von allen hält man das feine gelbe franzöſiſche aus der Umgegend von Aix, und das florentiniſche Oel. Den zweiten Rang erhält das aus der Provence, das Genueſer und das ſogenannte Jungfern-Oel von Lucca. Außerdem ſind noch wichtig das Gardaſee-Oel und das joniſche. In der Provence ſteht man Oelbäume von der Größe der mittleren Buche im Norden, und hier berechnet man den Reichthum der Grundeigenthümer nach der Zahl der ihnen gehörenden Oelbäume. Ein Oelbaum, dem man ſeine unteren Zweige gelaſſen und der bei 20 Fuß Höhe 80 Fuß im Umfange haben mag, kann in guten Jahren ungefähr 2½ Kubikfuß Früchte geben, wovon man 17 bis 18 Pfund Oel erhält. Vor dem harten Winter 1788, in welchem der größte Theil der Oelbäume in der Provence durch Froſt zu Grunde ging, führte dieſe Provinz jährlich 120,000 Centner Oel aus, für mehr als eine Million Thaler an Werth.

In allen Ländern, wo der Oelbaum wächſt, wird das reine Baumoel wie bei uns die Butter zur Bereitung vieler Speiſen gebraucht, innerlich auch als Arzneimittel, da es erweichend und ſchmerzſtillend iſt, beſonders bei Leibſchmerzen, helfend gegen hartnäckige Verſtopfung, gegen Vergiftung durch Pflanzen, gegen Wespen und Bienenſtich. Auch zu Salben, Pflaſtern und Klyſtieren wird es angewendet; es lindert den Huſten, der von ſcharfen Reizen oder vom Krampfe entſteht, mildert die Steinſchmerzen und viele andere Uebel. Die ſchlechteren Sorten werden überall bei dem Tuch- nnd Zeugweben, zum Gerben, Brennen und zur Seife gebraucht. Mit dem letztgenannten Induſtriezweige beſchäftigt ſich beſonders die franzöſiſche Stadt Marſeille, welche jährlich an 600,000 Centner Seife liefert und durch den ausgebreiteten Abſatz ein Kapital von 21 Millionen Francs (etwa 5,250,000 Thlr.) in Umlauf bringt.

In Smyrna reibt man zur Zeit der Peſt den ganzen Körper mit Baumoel ein, um ſich vor Anſteckung zu ſichern. Ueberhaupt ſind im Morgenlande Einreibungen mit Oel ſehr gebräuchlich. Weil das Olivenoel unter allen Pflanzen-Oelen am langſamſten trocknet, kann es in der Malerei nicht gebraucht werden; dagegen iſt es zu Uhrwerken und Maſchinen vortrefflich.

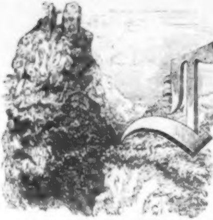
Da die feineren Oelſorten in ziemlich hohem Preiſe ſtehen, ſo werden ſie oft durch Nuß-, Mohn- und Kohlenſaat-Oel verfälſcht.

Dies läßt ſich leicht daran erkennen, daß das Baumoel ſchon bei einem geringen Kältegrad (4 Grad R.) gerinnt, die beigemiſchten Oele aber flüſſig bleiben. Schüttelt man ſo gemiſchtes Oel, dann bildet ſich ein aus Luftblaſen beſtehender Schaum. Ranzig gewordenes Oel verbeſſern gewiſſenloſe Kaufleute vermittelſt Bleioxyd, das der Geſundheit nachtheilig iſt. Wenn man ſolches Oel mit einem gleichen Antheil Eſſig und einigen Tropfen Salpeterſäure vermiſcht, und nun zu dem abgeſchiedenen Eſſig die ſogenannte Hahnemannſche Weinprobe gießt, ſo giebt ein brauner oder ſchwärzlicher Niederſchlag das Bleioxyd zu erkennen. Schon das Aufbewahren des Oels in bleiernen Gefäßen theilt ihm giftige Eigenſchaften mit. Soll das Baumoel lange gut bleiben, ſo muß es in gläſernen feſt verſchloſſenen Flaſchen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. — Aus den nach der Preſſung übrig bleibenden Treſtern macht man Ballen zur Feuerung. Die Oelhefe wird zu Schuhwichſe und als gutes Mittel gegen Gliederreißen gebraucht.

Die halbreifen Oliven genießt man in den ſüdlichen Ländern Europa's als Tiſchobſt, obgleich ſie etwas herb ſchmecken; auf öffentlichen Plätzen werden ſie dort in großer Menge feil geboten. Man hält ſie zu dieſer Zeit für ein gutes Mittel zur Stärkung der Verdauungskräfte. Auch werden ſie eingemacht und wie Kapern zu verſchiedenen Speiſen gebraucht. Bei dem Einmachen werden ſie zum Erweichen zuerſt in Waſſer, dann in Lauge, Soda oder Potaſche gelegt, hierauf in kleine Fäßchen, Flaſchen oder ſteinerne Krüge gethan, mit Oel und einer Eſſenz aus Gewürznelken, Zimmet, Pfeffer, Fenchel und dergleichen begoſſen. Im Handel kommen die meiſten aus Südfrankreich, Italien, Griechenland und Spanien; doch zieht man die italieniſchen, beſonders die aus Verona und Lucca, allen andern vor.

Das harte Holz des Oelbaumes wird zum Brennen benutzt, aber auch von Tiſchlern und Drechslern verarbeitet, da es ſehr feſt, ſchwer, wohlriechend und von Farbe grünlich gelb, ſchwarz geadert, und gewölkt iſt, eine gute Politur annimmt, auch weder durch Fäulniß noch durch Wurmſtich leidet. Vorzüglich ſchöne Zeichnungen, die oft ganz denen auf dem florentiner Ruinenmarmor gleichen, enthalten Holzſtücke der Wurzel. Aus ſolchen Wurzelſtücken werden zuweilen ſehr ſchöne und koſtbare Tabaksdoſen verfertigt. Die älteren Stamme geben ein wohlriechendes Harz von ſich, deſſen man ſich zum Räuchern bedient. Die bittere und herbe Rinde wie die Blätter ſollen ein Mittel gegen das Fieber ſeyn und wie Chinarinde benutzt werden können.

Die Oelbäume werden Jahrhunderte alt. Auf dem Oelberge bei Jeruſalem ſtehen acht große Oelbäume, von denen man glaubt, ihr Alter reiche zurück bis zu Chriſti Zeiten. Schon in der älteſten Vergangenheit wurde der Oelbaum hoch in Ehren gehalten. Bei den Griechen war er der Minerva und der Keuſchheit geweiht; deshalb durften ſeine Früchte nur von Jünglingen und Jungfrauen geſammelt werden. Sein Anbau ſtand unter dem Schutze der Geſetze; ſeine Beſchädigung war bei großer Strafe verboten, und Niemand durfte auf eigenem Boden mehr als zwei Oelbäume jährlich ausheben, es ſey denn zu heiligem Gebrauch. In Calabrien ehrt man noch heutigen Tages mit einer wahrhaft heiligen Scheu die Reſte des Oelbaums, und es würde ſich des Kirchenbannes ſchuldig machen, wer einen Oelbaum-Aſt abſchneiden wollte. — Der verſchlagene Odyſſeus erbaute ſich nach Homer um den Stamm eines weitumſchattenden Oelbaums künſtlich ſein Ehegemach, indem er das Ehebett an dem geglätteten Stamme deſſelben befeſtigte. Oelbaum-Zweige galten im Alterthume wie noch jetzt als Sinnbild der Freundſchaft und des Friedens. Beſiegte, die um Frieden zu bitten kamen, trugen in den Händen Oelzweige. Auch in unſerer Zeit werden dieſe in der Baukunſt und Malerei als Bezeichnung des Friedens erachtet. Dem Erzvater Noah in der Arche verkündete die Taube mit dem Oelzweige ſeine nahe Befreiung, und bis zu neueſten Tagen wurden Könige und Prieſter mit Oel geſalbt, auf daß Kraft und göttliche Milde in ihnen wohne. Bei den olympiſchen Spielen bildete ein Kranz von Oelzweigen den höchſten Preis des Siegers, und ein Oelzweig war eine Auszeichnung ſolcher Bürger, die ſich um den Staat verdient gemacht hatten. — Seines großen Nutzens wegen wurde der Oelbaum in Italien anfangs zur Einfriedigung von Ländereien angepflanzt, ſpäter jedoch geradezu als Mittel gebraucht, die Grenzen zu beſtimmen. Daraus erklärt ſich das lateiniſche Sprüchwort: „Extra Oleas vagari“ — außerhalb der Oelbäume umherſchweifen — als Hindeuten auf Ueberſchreitung von Maaß und Ziel. — Schon den Alten war es bekannt, daß Oel das wogende, ſtürmiſche Meer etwas beruhige, und noch jetzt haben Fiſcher, Taucher und Matroſen, wenn ſie an den griechiſchen Küſten hinfahren, um Krabben, Sepien, Conchylien oder Schwämme zu ſuchen, meiſt Oel bei ſich, und gießen es auf das Meer, wodurch es an dieſer Stelle ſofort einige Sekunden lang eine ebnere Oberfläche bekommt, ſo daß man bis einige Klaftern tief auf dem klaren Grunde Alles ſehen kann. — Eben deshalb, weil Oel ſelbſt Meereswogen beſänftigt, wurde der Oelbaum den Alten zum Sinnbilde des Friedens und der Ruhe. K. A. Schönke.

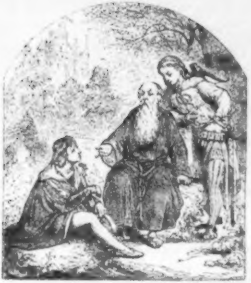


Zwei Brüderpaare.

Nach einer handſchriftlichen Chronik.

Längſt im Staube liegt
Mancher kühne Bau,
Von der Zeit beſiegt,
Uns zur Schau:
Doch Erinnerung
Schafft Vergangenheit,
Schafft die alte Zeit
Wieder jung.

Im dreizehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erhob ſich die Queſtenburg, deren Trümmer auf einem Berggipfel in der Nähe von Roßla noch zu entdecken ſind, gar ſtattlich über die Umgegend empor. Sie war bewohnt von zwei Brüdern, die ihre Eltern frühzeitig verloren. Der Vater, Heino von Queſtenburg, hatte die Söhne, Heribert und Andreas, der Obhut und Lehre des ehrwürdigen Kaplans Vincenz anvertraut, und dieſer that redlich und unermüdet das Sorgfältige, ſie mit Kenntniß zu begaben und ihre Herzen rein zu erhalten. — Verſchieden iſt der Menſchen Sinn, ſo war denn auch hier Verſchiedenheit. Heribert, der Aeltere, fand Beruf und Luſt im Gebrauch der Waffen, Andreas war der Wiſſenſchaft und dem tieferen Seelenleben geneigt, und ſeine Empfindungen ſtrömten oft aus in Worten zu den Tönen der Laute. Ihn entzückte in ſternenheller Sommernacht das Lauſchen auf die Regungen der Natur, er träumte ſich hinein in ihr ſtilles Walten; Heribert aber war ihrem kräftigen und doch erfriſchenden Wachen in Sturm und Gewitter mehr gewogen, und nannte des Bruders Trachten zuweilen in Spottreden ein weibiſch Treiben. Sie ſtritten dann wohl hin und her, doch blieben die Brüder ſich herzlich zugethan, nnd Vincenz ſuchte dann auch den Hader zn ſchlichten. — „Seht“, ſagte der nun faſt achtzigjährige Greis, „ſeht, der Menſch beſteht aus Leib und Geiſt; den Leib mögen die Waffen beſchützen, aber den Geiſt beſchützt die Innigkeit. Der Leib iſt auf Erden heimiſch, der Geiſt aber ſoll ſich läutern und erheben zur Nähe, zum Ebenbilde Gottes. Daß des Schöpfers Wille ſich vollbringe, müſſen Leib und Geiſt einig ſeyn, und er hat Euch eben ſcheinbar im Willen von einander getrennt, damit Einer am



Andern ſich ergänze, und ſo Jeder an ſich Leib und Geiſt, Kraft und Innigkeit verbinden möge."

Wenn aber doch zuweilen die Brüder über ihr verſchieden Weſen für Augenblicke in Zwiſt geriethen, der Friede wohnte ſich ſtets leicht wieder ein. Da geſchah es jedoch, daß ein ſchönes Weib, die Wittwe eines Grafen von Beichlingen, in Roßla ihren Wittwenſitz bezog, ohne ſonderliche Mittel dort ein offen Haus hielt, und mit Buhlerei gar viele Begüterte für ſich gewann. Auch nach den Brüdern von Queſtenburg warf ſie ihre Netze aus, und ſie hatte es erreicht, daß Beide durch Sinnesreiz darin verſtrickt waren, Beide ſich nun in Eiferſucht die Tage trübten. Obſchon ſie vermieden, Vincenz die Urſache ihres merkbaren Haders zu verrathen, er entdeckte deſſen Anlaß mit ſeiner Umſichtigkeit, war aber fürerſt rathlos, wie da zu helfen und vielfaches Unheil abzuwehren ſey.

Mißgeſtimmt ſaßen nun einſt gegen Abend die Brüder, nachdem Heribert auf der Jagd, Andreas bei der Laute Troſt geſucht, im Schloßgarten mit Vincenz beiſammen, und die Schweigſamkeit zu verſcheuchen, fragte Andreas: „Vater, wißt Ihr nicht irgend eine Mähr zu erzählen!" — Der Greis beſann ſich eine Weile, bis er antwortete: „Nun ja, mir kommt eben in's Gedächtniß, was ich zum Theil ſelbſt ſich begeben ſah, als ich im Kloſter Sanct Goar Noviz war. In jener Rheingegend, dem Kloſter genüber, lebte in alter

Stammveſte der Ritter von Sternberg mit zweien Söhnen und einem verwaiſeten reichen Fräulein, eines im Kampf für Sternberg gefallenen Freundes Tochter, die er einem der Söhne vermählen wollte. Als die Zeit herankam, überließ er Mechthilden die Wahl, ſie aber zögerte in Ahnung eines Zwiſtes. Nun liebte zwar Kunibert, der ältere Bruder, die Jungfrau vollen Herzens, als er aber heiße Neigung zu ihr bei Günther, dem jüngeren Bruder, gewahrte, entſagte er ſchmerzlich und ſchweigend, ſo daß dann, in des Vaters letzten Lebenstagen, Mechtild ſich dem Günther angelobte. — Die Brüder ſchwuren ſich Eintracht zu, und neben der Burg Sternberg wurde für Günther eine neue erbaut, Liebenſtein genannt. — Indeß ertönte der Ruf zu neuem Kreuzzuge, das Grab des Heilands zu befreien; auf allen Bergen am Rhein wehte das Kreuzbanner, auf dem Strome drängten ſich Schiffe, vom Rhein und Main Ritter herbeitragend, gerüſtet zum heilig gehaltenen Kampf im Morgenlande. Der innen friedloſe aber mannhaft ſich beherrſchende Kunibert hatte ſich bereits in mancher Feldſchlacht Ruhm erſtritten, und es mag bei dem, mehr weichlichem Wohlleben zugewandten Günther ein Schamfühlen geweſen ſeyn, daß auch er diesmal nicht daheim raſten wollte; er vertraute ſeine Braut der Obhut des Bruders an und folgte dem Zuge der frommkühnen Ritterſchaft. — Kunibert tröſtete Mechthilden, immer bemüht, das eigene Leid zu verbergen und in ſteter Thatkraft zu überwinden. Allmälig gedachte das Fräulein minder des abweſenden Günther, die Vorzüge Kuniberts wurden heller vor ihren Gedanken, und ſie erhellten ſich deutlicher, je mehr Günther aus ihnen entwich. Um nicht freventlich zu handeln an ſeinem Bruder, verließ er die Burg, dem Kaiſer zu dienen. — Unterdeß trafen Botſchaften ein: Günther ſey in der Schlacht gefallen; die Braut weinte im erſten Schmerz bitterlich, bald aber betrachtete ſie ſich als Wittwe. Kunibert jedoch ehrte den Bruder auch im Andenken und bewahrte im Umgange mit Mechthilden ihm und ihr geſchwiſterliche Treue. — Plötzlich wurde laut und lauter das Gerücht, der Kreuzfahrer lebe noch und ſey unterweges mit einer ſchönen Griechin, die ihn durch Buhlkünſte verlockte. Bei dieſer Kunde ergrimmte der getreue Kunibert, da zumal Mechthilde ſich in ein Kloſter begab, dort zu trauern. Die brüderliche Liebe verkehrte ſich zu Haß und Feindſchaft, die Friedlichkeit zu blutgierigem Zwieſpalt. Kunibert verſchloß dem Bruder und ſeinem Kebsweibe, wie er die Griechin benannte, die Stammveſte, ſie wurde im Kampf zerſtört. Die Fehde dauerte faſt ein Jahr, endigte dann aber mit der Uebereinkunft:

daß keiner der Brüder Mechthilden und deren Güter gewinnen ſolle, weshalb ſie im Kloſter vereinſamte und dieſem ihr Beſitzthum aneignete. — Dieſe Uebereinkunft zwiſchen Kunibert und Günther war aber nicht von der Liebe begleitet; Jeder erbaute für ſich den eigenen Wohnſitz, zwiſchen beiden Burgen erhob ſich jedoch eine hohe Mauer, und nannte man Sternberg und Liebenſtein die Brüderburgen *). Brüderſcheide wird die Mauer genannt.

Günther lebte in Pracht und Schwelgerei mit ſeiner Buhlin, die, voll Mährlein und Heuchelkünſte, gar Manchen zu bethören wußte; Kunibert lebte unvermählt und erwarb ſich Ruhe in Vertraulichkeit mit Freunden, nur des Bruders Verderben war ſein Weh. Nun fand er mehrmals die Griechin auf ſeinen Wegen; eine Abſicht ahnend, ſchmeichelte er ihr, und es gelang ihm, dem Günther die begründetſten Zeugniſſe von treuloſeſter Leichtfertigkeit ſeiner Buhlin zu beſchaffen. Der Betrogene erkannte in Zorn und Reue, daß er ſich eines Kleinods der Liebe entäußert habe zu Gunſten ehrloſen Umgangs; er dachte alsbald an blutige Rache, die ſchlaue Griechin entging aber ſolchem Schickſal durch die Flucht, und ſie mag wohl noch oft in Tücke ſich daran erfreut haben, daß die Herzenseintracht der Brüder doch für immer entſchwunden war."

Vincenz ſchloß mit dieſem Hinweis. Heribert und Andreas hatten ſtill zugehört; Dieſer reichte dem Greiſe ſchweigend die Hand, Jener aber rief aus: „Vater Vincenz, ich durchſchaue den Sinn und das Begehren Eurer Erzählung und werde fortan fern bleiben von Rosla!" — Da ſank Andreas an des Bruders Bruſt bei den Worten: „Auch ich empfinde die Lehre, auch ich bleibe fern von der Verſuchung, und unſere Eintracht ſey ewig!" — „Durch edlen Willen und Manneskraft. Amen!" ſprach in frommer Rührung der Greis und ſegnete ſeine Zöglinge, die ihre Zuſage unverbrüchlich hielten.

Fr. Bertram.

Der Kauzkrug.

Philippinchen und Gertrudchen, zwei ſehr hübſche Mädchen, fanden es ſeit Monaten ſchon nöthig, an jedem Tage etliche Male ihr Schickſal zu verwünſchen, in verſchiedener Heimath nannten ſie ſich die Aermſten aller Einſamen. Zwar gehörte die Gegend, in der die Lieblichen ſich langweilten, zu den Orten, die Dichter als paradieſiſch be-

---

*) Noch jetzt haben die Trümmer den Namen: „Brüder-Ruinen."

zeichnen würden, zwar lebten Beide nur eine gute, von ihnen böſe geſcholtene halbe Meile von einander entfernt, aber alle Straßen, auf denen die Freier kommen mußten, gehörten leider zu den grundloſeſten. Das Beſtreben der Bewohner um ein Streckchen Eiſenbahn oder wenigſtens Kunſtſtraße war bisher fruchtlos, weil es allerdings einnahmſüchtigen Behörden ſammt Geldmännern nicht einleuchten konnte, daß hier Gewinn zu holen ſey, und treffliche Junggeſellen, die Leib und Leben daran wagen wollten, Philippinchen und Gertrudchen, die unglücklichen Schönen, zu erlöſen durch das „Ja" am Altar, hatten ſich noch nicht gefunden.

Mittheilung iſt bekanntlich die Hülfshälfte der Noth und die Krone des freundſchaftlichen Vergnügens. Saß nun Pinchen am Fenſter, ruhte ihr Lockenköpfchen, deſſen Haarfarbe zwiſchen Braun und Schwarz zu erforſchen iſt, in der zierlichen Hand, ſchaute das veilchenblaue Auge hinab in den See mit Gedanken, die voll düſterer Romantik, aber auch voll heller Unwahrheit waren — ſiehe, wie ward das friſche, frohe Leben rege in der Traurigen, wenn das Brünet Röschen, genannt Trudchen, nach einer Ewigkeit von acht Tagen über Berg und Thal den Weg zur Herzens- und Seelenfreundin gefunden hatte, um eifrigſt zu erzählen, was in jener Ewigkeit ſich begab. Dann wurde mit geſchäftigſter Eile ein Luftſchlößchen gebaut, aus deſſen offenen Fenſtern die ſchmachtendſten Freier dutzendweiſe herausſchauten. Aber je tiefer die Sonne ſank, je leerer wurden die Fenſter, je baufälliger das Schloß, und mit dem letzten Strahl, der auf die hübſchen Geſichte der Baumeiſterinnen ſeinen Goldſchein warf, praſſelte Alles zuſammen: denn es mußte geſchieden ſeyn.

Der Vater Pinchen's, Oberforſtmeiſter Lemmink, war ein vortrefflicher Mann, ein vortrefflicher Mann war auch Trudchen's Vater, der Oberamtmann Zellner; aber was den Töchtern das Vortrefflichſte geweſen wäre: ihnen ſtets den Willen zu thun, darauf gingen die ſtrengen Herren nicht ein. Wenn Pinchen bat, ſie nach Meerbach zum Oberamtmann zu begleiten, wieß der Oberforſtmeiſter auf die viele Schreiberei in ſeinen Büchern, und der Strich durch Pinchen's Rechnung war gemacht. Schmeichelte Trudchen: „Bitte, Goldväterchen, das Wetter iſt ſo herrlich, und ſo lange habe ich meine Pine nicht geſehen!" entgegnete Zellner kurzweg: „Ei was, eben um des Wetters willen bleiben wir, wo wir ſind!" Bat dann Trudchen um Erklärung dieſes allerdings in ſich widerſpruchlich ſcheinenden Satzes, führte ſie der Vater ſchweigend zum Fenſter, zeigte ihr die Schnitter auf dem Felde oder die Wühler auf dem Kartoffelacker, und das ſollte ohne Redens ſagen: hier ſind jetzt weder Menſchen noch Pferde zur Vergnügungsfahrt übrig.

Das Murren iſt doch nun einmal auf Erden gebräuchlich, unleugbar ſehr; warum hätten nun die beiden ſchönen Kinder ſich ein anſtändiges Murren verwehren ſollen! In unſrer nach Fortſchritt lüſternen Zeit fehlt er aber beſonders dem Murren nicht; bei den mißgeſtimmten Mädchen wurden wortähnliche Laute daraus, erſt gedämpfte, dann geſteigerte, und mit dem möglichſt kräftigen Ausruf: „Der Kauzkrug —!“ ſtürzten ſich einſt die Freundinnen in die Arme.

Zwiſchen des Oberamtmanns und des Oberforſtmeiſters Landwohnungen dehnt ſich längs des Stromes ein dichter Wald; er dehnt ſich wirklich noch jetzt, denn von den Waldverwüſtern ſind mehrere in jener Gegend abgewieſen worden. Inmitten dieſes Waldes, fern vom Geräuſch der gaſtlichen und ungaſtlichen Menſchheit, ſteht ein alter halbverfallener Wartthurm ſeinem endlichen Einſturz entgegen, man könnte ſagen, mit höflicher Geberde, denn er hat ſich etwas vorn über gebeugt. Da nun, außer dem Käuzlein und Schuhu, ſelten ein lebendes Weſen dort nachlagerte, nannte man ihn ſpottweiſe den Kauzkrug. Eben dort wollten ſich die Mittheilung ſuchenden Freundinnen alltäglich ſehen, ſprechen, umarmen, an dem Bau ihrer Zukunft zimmern und mauern, um ihn zur Heimath erfüllter Wünſche behaglich werden zu laſſen. Mit feierlichem Gelöbniß wurde dieſer Plan geheiligt.

Wenn Mädchen ſehnſüchtige Gedanken im Kopfe hegen, dann folgt auch der Glaube, daß ſie zur Ausführung Muth haben, und das erſte Stelldichein am Kauzkruge wurde zum nächſten Nachmittag feſtgeſtellt. Als nun aber für Zellner's die Suppe auf dem Tiſche ſtand, umzog ſich der Himmel, es blitzte bei dem Rindfleiſch, donnerte bei dem Gemüſe und der Braten wurde zerlegt während eines Regens, der ſich wie das Vorzeichen einer neuen Sündfluth benahm. Nicht anders war es bei Temmink's: die Waſſerfluth fiel wie Feuerſtrom auf Trudchen's Bruſt, mit Thränen vermehrte ſie Linchen: denn was ſollte aus der unverbrüchlich abgeſchloſſenen Zuſammenkunft werden? „Nun kommt ſie gewiß nicht!“ ſeufzte Linchen, Trudchen ſtöhnte: „Jetzt bleibt ſie zu Hauſe!“ und Jede fragte ſich: „Ob ich denn gehe?“ Jede ſtreckte auch die nette Hand in jeder Minute zehn Mal aus dem Fenſter, um zu fühlen, ob es denn wirklich ſo erbärmlich göſſe, oder Alles nur Augentäuſchung ſey. Ja, es goß mitleidslos! — und nicht ſo unſchlüſſig war einſt Herkules am

Scheidewege als jetzt die Geängſtigten zwiſchen der Wahl: Stubenkerker oder Kauzkrug? — Und wie wurde entſchieden? —

Hätte an jenem Nachmittag ein Wanderer in dem Wartthurm für ſich einen Zufluchtswinkel gegen das Unwetter gehabt, er wäre unzweifelhaft von einem gellenden Doppelſchrei erſchreckt, an eine verwitterte Oeffnung getrieben worden, um nun Pinchen in Trudchen's Armen zu ſehen, und nächſt dem Regengeplätſcher das trauteſte aller Geſpräche zu hören. Die Luſt hatte geſiegt, gewaffnet mit der Moral: bei ſo heiligem Verſprechen würde Wortbruch zum Verbrechen. Durch ſtachliches Geſtrüpp hatte die Eine, längs des ſchlüpfrigen Bergpfads hinab die Andere das Wagniß vollbracht. Beide waren zu gleicher Zeit am verabredeten Orte, Beide ſchrieen jauchzend auf, und Hand in Hand ſchlüpften ſie in das veralterte Gemäuer, um hier zu ihrem jüngſten Luftſchloß den Grundſtein zu legen. Von der Wonne des Wiederſehens begann das höchſt flüſſige Geſpräch, wendete ſich jedoch bald ohne allzufeſt verbundenen Uebergang zu einer noch unbekannten, aber wahrſcheinlich übergroßen Wonne, die man empfinden würde, wenn die erhofften Bräutigams endlich ankommen müßten, um für den Polterabend und alles Nachfolgende zu ſorgen. Eine Darlegung des Berufs als Frauen ſchloß ſich im Hin- und Herreden der auch geiſtig wacker erzogenen Schönen wahrhaftig ebenfalls an, und es kam heraus: Pinchen möchte das Stadtleben wählen, Trudchen aber wollte nur mit einem liebenswürdigen Landwirth in Paradieſesauen wandeln. Form und Farbe des Brautkleides wurde dann erörtert, nebenbei ſogar nochmals der Rechte und Pflichten gedacht, die der künftigen Gattin ſich anheimeln dürften und ſollten. Schließlich kam bei fernem Blitzen und Donnern ein rührender Abſchied in die Unterhaltung, mit Schwüren überewiger Freundſchaft ſammt erneuter Zuſage, ſich morgen zu ſelber Stunde wieder einzufinden, ob auch ein neuer, noch unberechneter Komet der Erde drohe und zufällig einen Abſprung nach dem Kauzkruge mache.

So ging es Monate hindurch morgen wie heute, und bei heiterem Wetter war der Sitz unter einer herrlichen Eiche das Plauderplätzchen. — Der Donner wurde für dies Jahr in den Ruheſtand verſetzt, das Laub kam in die Farbe und fiel, die Vögel des Waldes, die oft in das zärtliche Zwiegeſpräch hineinzwitſcherten, flüchteten nach der Wärme, den Strom überrieſelte Eis, und die Pelzmäntel der Freundinnen ſchützten vor kältendem Schneegeſtöber. So lange als möglich ſollten die Stelldichein dauern, und ſie zogen ſich gewöhnlich bis in die Dämmerſtunde hinein, ſo daß die geſpenſtiſche Eigen-

ſchaft Furcht bereits Etliche zu der Behauptung verleitete, ſchon vom Zwielicht an ſey es nicht geheuer bei dem Kauzkruge. — Pinchen und Trudchen wußten das Richtige, aber ſie hatten, als ein neuer Frühling ſich ankündigte, unbewußt zwei Mitwiſſer, nämlich zwei ſehenswerthe junge Männer, deren Gänge ſeit nicht wenigen Tagen auch den Kauzkrug zum Ziel nahmen. Der achtundzwanzigjährige Amtsrath Graebner hatte im Herbſt einen Beſuch aus der Stadt, den dreißigjährigen Jäger-Hauptmann Berken. Da nun Beide einſtmals auf der Jagd vom gebahnten Wege entfernt waren, verliefen ſie ſich in dem endloſen Forſt und erblickten endlich den Wartthurm, den ſie beſteigen wollten, um nach einem Ausgangspfade Umſchau zu halten. Noch nicht heran, gewahrten ſie durch das Gebüſch etwas Ueberraſchendes, und vermeinten, als ſie näher ſchlichen, Betinnen vom Olymp zu ſehen, zwei Oreaden, oder Diana ſammt ihrer Schweſter, der unvergleichlichen Aphrodite; denn chriſtliche Leute, wenn ihnen dichteriſch zu Muth wird, können noch heut nicht die Ketzerei mit heidniſchen Göttern und Göttinnen loswerden. Beide Herren machten große Augen und ſahen ſich doch bald blind. Sie hörten, wie Trudchen ihrem Pinchen ſchwur, daß auch morgen kein denk- oder undenkbares Wetter ſie hindern würde, wieder zu kommen, und Jene ſchwuren nun ſelbſt, daß ein junger Amtsrath und ein Jäger-Hauptmann von allen Göttern verlaſſen ſeyn müßten, wenn unter ſolchen Umſtänden ihnen der unwirthliche Kauzkrug nicht zehntauſendmal anlockender wäre, als das prunkvollſte Hotel der Reſidenz. Und von nun an hatte verborgen nicht ſelten Nachmittags der Kauzkrug zwar noch andere Einquartirung als Eulen, aber jedenfalls zwei verwegene Käuze mehr. Dem Hauptmann wäre aber beinahe dies Abenteuerchen ſehr verbittert werden. —

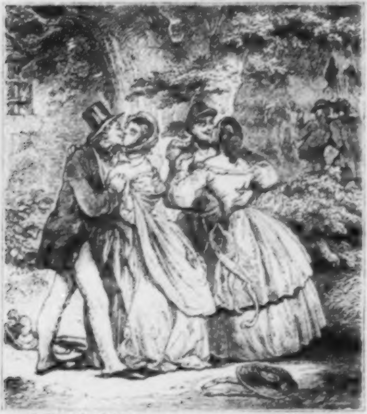
„Iſt er verrückt, Hans Dampf?“ frag Berken, zwei Monate nach Ablauf ſeines Urlaubs, ſeinen Reitknecht. „Iſt Er rein närriſch? Der Regiments-Adjudant wäre hier?“ — „Im Kruge abgetreten, wie ich's melde!“ entgegnete der Geſcholtene, „und hierher unterweges — da iſt er ſchon, Herr Hauptmann, ich zieh' ab!“

„Herr Bruder!“ ſprach der Eintretende, „faſt hab' ich Scheu, Dir zu nahen, denn etwas toll mußt Du jedenfalls ſeyn. Im Herbſte gingſt Du, beurlaubt für drei Monate, laut Kabinetsordre; nun ſingt die Nachtigall, der Stier brüllt, das Schaf blökt auf der Weide, kurz, der längſte Tag wird uns bald überfallen, und Du ſteckſt noch im Faulpelz. Der Oberſt wüthet und beſchießt die rückkehrende Lauf-Ordonnanz, die er täglich nach Deinem Quartier ſchickt, mit Allem was ihm unter die Hände kommt, und da er Dir wohlwill, ungern ſtrafamtlich einſchreiten möchte, ſendet er mich her, um zu unterſuchen, ob Du für das Irrenhaus oder für die Feſtung reif biſt. Jetzt laß nur gleich packen, denn dort und hier giebt's für Dich keinen Frieden!"

„Mit nichten!" — rief der, aus dem Nebenzimmer hereintretende Amtsrath, unter dem Arm die eine, in der linken Hand die andere Flaſche Johannisberger tragend — „mit nichten, mein werther und ſehr willkommener Gaſt! Denn fürerſt müſſen wir trinken, Sie, um die nöthige Nachſicht, mein zerknirſchter Freund, um etwas Muth, und ich, um Luſt zu gewinnen, Ihnen das erfreulichſte aller Abenteuer zu berichten. Friſch zu! — laßt die Gläſer klingen: Es lebe mein himmliſch Trudchen! — es lebe das wunderholde Pinchen! Hoch gefeiert ſey vor Allem der Kauzkrug, ſein zermürbtes Gemäuer ward zum Feenpallaſt! Hol' mich Gott, ich bin einzig fidel!" — „Und ich bin im Tollhauſe!" murmelte der Adjudant, „nichts iſt thatſächlicher!" — „Nichts gebrummt, ſondern getrunken, und dann gelauſcht auf eine Zaubermähr aus unſerer zauberarmen Zeit!" ſo redete der Amtsrath dazwiſchen. Nicht ohne Sträuben that der neue Freund Beſcheid, verließ jedoch einſtweilen nicht den feſten Poſten ſeines Auftrags, wollte nicht einen neuen Zuſatz veranlaſſen zu dem Volksſpaße: „Da ſchickt der Herr den Jochen aus."

„So, ſo geht's uns!" begann nun der Amtsrath ſeinen Bericht. „Wir ſahen im dickſten Forſte zwei Mädchen, denen genüber die vielgeprieſene Helena zur Walpurgishexe herabſinken würde; wir ſahen ſie bei einem altersmüden zerbröckelnden Thurm und erhorchten, daß beſagte Huldinnen täglich vor ſelbigem zuſammentreffen. An der Stelle gab uns Amor plötzlich wichtige Geſchäfte; wir kommen wieder, kommen oft wieder in ein Verſteck, verfolgen heimlich Jeder ſeine Erwählte nach der nahen Wohnung, ſprechen am Vormittag bei den Eltern ein, hören am Nachmittage in dem von uns geſegneten Thurme, wie man uns beurtheile, und ohne Umſchweif! — die Bekenntniſſe waren uns günſtig. Wir verſuchen Weiteres, aber die Sittſamen zaudern, und vergebens ſannen wir bisher auf ein Mittel, ihnen ein Geſtändniß zu entreißen. Endlich ſcheint's gelungen, da ſtürmen nun der verehrliche Herr Adjudant dazwiſchen und ſetzen dem armen Werken, der heute oder morgen das ſüßeſte Ja von den Lippen ſeiner Philippine küßen will, das Meſſer an die Kehle. Aber, hochlöblicher Herr Adjudant, — trinken Sie doch nicht ſo zimperlich, mein Keller iſt beinah ſo voll, wie mein Herz! — Sie werden ja ein Menſchenfreund ſeyn, Helfer in der Klemme, der zum Heil unſerer Zukunft ein Auge zudrückt und mit dem andern nur blinzelt: — nicht wahr, es hat mit dem Umkehren noch drei Mal vierundzwanzig Stunden Zeit?" —

Gegen Abend dieſes Tages ſaßen Pinchen und Trudchen wieder unter der Eiche bei dem Kauzkruge. Jene ſprach von ihrem Hauptmann, Dieſe von ihrem Amtsrath, und Jede fand an dem Ihrigen ſo viel Vortreffliches, als kein männliches Weſen für ſich allein in Anſpruch nehmen kann. Pinchen rühmte eben die Donnerſtimme ihres heldenhaften Werken, doch ſie verſtummte in Entſetzen. Hinter dem Kauzkruge hervor traten drei Kerls, befehligt von einem Vierten, der dem Bayerſchen Hieſel, dem abgefeimteſten Rinaldini ſeiner Zeit, zufolge holzſchnittlicher Abbildung bis auf's Haar glich. „Ach du allmächtiger Gott, das ſind Räuber!" jammerte Trudchen, und Pinchen wisperte: „Halte mich, Trudchen, ich fall' in Ohnmacht!" Doch dieſe ward alsbald ſelbſt gehalten; der Räuber packte erbarmungslos das weiche Händchen der Erſchrockenen und ſchrie: „Du gehſt mit mir, ſchönſtes Kind, nach ſolcher Braut hatt' ich immer Sehnen, vorwärts marſch!" Der Erſte von den drei anderen Ungeheuerlichen griff hierauf mit gieriger Fauſt nach dem hinfälligen Pinchen, der Zweite zog drei Würfel hervor und ſprach: „Wirf an, Bruder, wer den erſten Paſch hat, kriegt's Mädel!" — da erſcholl plötzlich ein gewaltiges Rufen. Auf hohem Rappen ſprengte, — dem heiligen Georg ähnlich — der Jäger-Hauptmann, wie Blondel — der Befreier des Richard Löwenherz — der Amtsrath auf einem netten Grauſchimmel daher, das Gebüſch und Geſtrüpp der unwegſamen Gegend nicht achtend. Raſch waren Beide aus dem Sattel und ſtürzten mit einem Hurrah! im Nu auf die Räuber. Ein gräßlicher Kampf begann, Pinchen und Trudchen wollten fliehen, es war ihnen aber dazu nicht Kraft genug übrig geblieben. Eine Weile ſchwankte der Sieg, endlich entſchied er ſich für die gerechte Sache: die Räuber entwichen, und als der Eine nochmals Trudchen ergriff, ward dieſe ſo muthig, daß ſie ſich ſelber wehrte, und ſie behielt als Beute den Rockſchoß ihres Räuber-Bräutigams, den ſie ſogar feſt halten wollte, damit ihm kein wohlverdienter Schlag entgehe, in den Händen. Die Sieger ſtanden aufathmend vor den innigſt dankenden Mädchen, und bald küßten ſie das Tedeum von den Lippen ihrer Göttinnen, die nun nicht mehr gezaudert hatten, mit dem wichtigſten Geſtändniß ihre Retter zu beglücken.



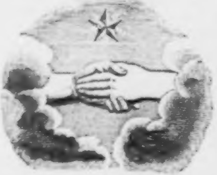
Als nun nach einem Vierteljahre beide Hochzeiten gefeiert wurden, die Kranzrede bereits vernommen war, da flüſterte der anweſende Regiments-Adjudant in das Ohr des ſtaunenden Trudchen: „Darf ich meinen Rockſchoß wie im Pfänderſpiel auslöſen?“ — Der luſtige Glashütten-Inſpektor aber zog drei Würfel hervor und ſprach zum Amts-Actuar: „Wirf an, Bruder, wer den erſten Paſch hat, kriegt's Mädel!“ — Pinchen traute kaum ihrem Gehör — und nun flüſterten die kecken Sünder:

„Wir waren ja täglich in oder bei dem Kanzkruge verſteckt und hörten Alles!“ —

Erröthend verſchloſſen die verhöhnten Bräute den Mund der Frevler ſo, wie muthmaßlich mancher Leſer wünſchen wird, es wäre ihm geſchehen, was übrigens nur mit des Erzählers Geſinnung übereinſtimmend ſeyn würde; — und er iſt ein glaubhafter Gewährsmann, denn er war der Vierte bei den Räubern.

F. Derber.

Die Hand.



Meines beſten Freundes hübſches und fleißiges Schweſterchen, lachend an ihrem Nähtiſche ſitzend, zeigte mir eine lange Anleitung zur Schönheitspflege der Hand im „Damen-Converſations-Lexicon“, deſſen Benennung durch drei Fremdwörter nicht empfehlend iſt. Ich unterſtehe mich zu glauben, mit „Unterrichts-Wörterbuch für Frauen“ hätte die deutſche Sprache auch ausgereicht. — Weshalb lachte denn aber die hübſche Agnes? Je nun, ſie meinte, wenn ſie alle aufgeſummten Vorkehrungen und Mittel zur Schönheit der Hand in Anwendung bringen ſolle, hätte ſie, neben der Zeit zu Unabweislichem, unzweifelhaft die geſammten Tagesſtunden, und von denen der Nacht auch noch etwas nöthig, dürfte alſo gar nicht daran denken, die Hände nützlich zu beſchäftigen. — Ich las in erwähntem Buch die drei Seiten über die Schönheitspflege der Hand, wobei ich freilich überzeugt wurde, daß nur „Damen“, deren Geſchäft einzig die „Converſation“ iſt, ſo geplagte Dienſtmägde ihrer Hand zu ſeyn vermöchten. — Das Geſpräch mit dem anmuthsvollen Mädchen fortzuſetzen war die Gelegenheit aber ſo reizend wie ihre Hand, und ich wollte ſie — es iſt mir gleich, auf welches Wort man dies „ſie“ beziehe — mir nicht entgehen laſſen, indem ich bemerkte: man brauche nicht nur putz-, man könne auch gemüths- und geiſt-inhaltlich von der Hand ſprechen. Agnes iſt nicht ohne Neugier, was ich lobe, weil ihre Neugier Wiſſenstrieb iſt, und zum Beweiſe meiner Aeuſſerung aufgefordert, übte ich mich ein wenig im erwählten Lehrſtande durch ungefähr folgenden Vortrag:

„Wir betrachten den Kopf als Wohnzelle des Geiſtes, das Herz als die des Gemüths, das Auge als Spiegel der Seele; Mund, Lippe und Kehle können ſich auszeichnen durch Rede und Geſang. Als verſinnlichend Bild innerer Thätigkeit und deren ſichtlichem Ausdruck iſt aber doch der Hand ein reichlichſter Antheil nicht abzuſprechen. Was der Menſch denkt und empfindet, was er erwartet, hofft und wünſcht, bezeichnet und verbindet er mit der Hand. Ihn leitet, ſo ſagt er, Gottes Hand durch's Leben, ſein Schickſal liegt in der Vorſicht Hand, des Vaters und der Mutter Hand ſegnet ihn, und nur an der Hand der Tugend geht er zum beſten und reinſten Glück, zum Glück des Friedens im Gewiſſen.

Dem Vaterlande Treue zu verbürgen in Sitte, Noth und Gefahr, erhebt ſich die Hand zum Schwur, bei Feindesangriff ſtreckt die Hand des Feldherrn die Waffe vor nach der Siegesbahn. — Was kann des Fürſten Hand gewähren? Gerechtigkeit und Troſt! — Des Mitleids Hand trocknet Thränen, die Hand des Wohlthuns mildert der Armuth Sorgenqual; die Hand der Freundſchaft rettet aus Verirrung und Mißgeſchick, und bei unabwendlichem Scheiden beſtätigt die dargebotene Hand Fortdauer der Theilnahme. Mit dem Druck der Hand bezeugt ſich Dankbarkeit, und bei jedem Zwiſt reicht Verſöhnung gegenſeitig die Hand.

Und wie herrſchend iſt ſie im Reich der ſeligſten Herzensverſtändniſſe! Beredſam Liebeszeichen, Zuſage und Warnung iſt da ein Wink mit der Hand, und ich hoffe, ſie wendet ſich mir nie entgegen zur Abwehr oder Drohung; von Entzücken würde ich durchglüht ſeyn, wenn die Geliebte durch den Druck der Hand verkündet, ſie ſey bereit, mit dem Geliebten Hand in Hand durch das Leben zu gehen! Die Hand auf dem Herzen ſchwören ſich die Liebenden Treue, zur Bekräftigung reichen ſie ſich die in Wonne bebende Hand, zum ewigen Bündniß am Altar Ring und Hand; — lange vorher drängt die Sehnſucht danach, ein deutſcher Mann hält dann auch, was er mit Hand und Mund verſprochen hat —“

— „und wer Beifall ſpendet, ſchlägt Hand in Hand!“ fiel Agnes ein, that auch wie ſie ſagte, jedoch in raſchem Aufſtehen. Denn ich war ihr allmälig immer näher, hätte gern ihre, auch ohne Quälerei nach dem „Damen-Converſations-Lexicon“ recht ſchöne Hand ergriffen, meines Lebensſtrebens Himmelsziel! Diesmal iſt es mir noch nicht gelungen, es wird und muß aber gelingen, dann halt' ich ihre Hand ſo feſt wie den Schwur unverbrüchlicher Treue.

„Nachſchrift. Triumph! es iſt gelungen; ich hatte an Agnes eine Braut, die nicht wandelt und wechſelt, wie man die Hand umdreht, und ich habe an Agnes ein Weibchen, das mit Hand anlegt, mein bischen Erwerbniß ſparſam verwaltet, und in ihrer anſpruchsloſen Einfachheit niemals mit dem Sprüchwort verkehrt: „Aus der Hand in den Tand“. — Das iſt Segenspfand allem Eheſtand!

Fr. Bertram.

Aus der Lebensgeſchichte eines Werbers.

Im Jahre 1757, wenige Tage nach der denkwürdigen Schlacht bei Roßbach war es, als zwei preußiſche Werber der Mindenſchen Feſtungs-Garniſon durch das Weſerthor gingen, um des milden ſonnigen November-Nachmittags im Freien zu genießen. Es waren die Werb-Unteroffiziere Fretſch und Lübbe, Jener im Werbedienſt noch ein Neuling. Dieſer ein Ausgelernter, denn er hatte beinahe ſechzig Jahre hinter ſich, ſchritt aber raſch und grade einher, mit dem jüngſten Soldaten des Regiments um die Wette. Sein Schädel war freilich kahl geworden bis auf einige wohlgepuderte Kanonenlocken hinter den Ohren und den langen Zopf, von dem jedoch nicht nachzuweiſen, ob er wirklich zum Beſitz des Kopfes gehörte, oder nur Anhängſel geweſen ſey. Das Auge hatte die jugendliche Liſtigkeit unter den greiſen Wimpern behalten, und ein grauer Schnauzbart verbarg den zahnloſen Mund. Reich an Ränken und Kniffen, galt er für den kundigſten und pfiffigſten Werb-Unteroffizier, und während ſeiner langen Dienſtzeit hatte er manchen Mann für Preußens Fahne geworben.

„Pulver und Donnerwetter!“ begann der Alte, indem er den Schnauzbart wohlgefällig ſtrich — „jetzt wär's Zeit hinauszugehen in's Nachbarland auf Werbung. Alles iſt voll vom alten Fritz und ſeinem Siege bei Roßbach. Das junge Volk hört gern davon, und beißt gierig nach dem Köder, wie die junge Fiſchbrut bei'm Gewitter. Da iſt's leichte Mühe einen guten Fang zu thun für's Regiment!“ — „Man hat Euch vielleicht auch ſo vor Jahren gefangen“ — meinte Fretſch — „da Ihr ſo ſicher unter dieſen Umſtänden auf einen reichen Fang rechnet.“ — „Nicht doch, Kamerad“, erwiederte Lübbe; „ehrlich geſtanden: mit ſolchem Köder hat man mich nicht gefangen. Ich war ein ganz anderer Burſche, an ganz andrer Angel blieb ich hängen. Laſſ' Dir's erzählen!“ — Der Alte ſtrich den Schnauzbart, räusperte ſich, und begann:

„Mein Vater — Gott hab' ihn ſelig! — war ein unerſchütterlich harter Zuchtmeiſter; er hielt mich ſtreng zur Schule, und waren die Lehrſtunden aus, hatte ich zu Hauſe bei ihm oder der Mutter gleich wieder zu lernen. So geſchah's denn, daß ich, eben ſiebzehn Jahr alt, hinaus mußte und hinaus konnte, um Brod zu erwerben. Ich kam in Dienſt als Schreiber bei einem alten reichen Herrn, der mir auch gewaltig ſcharf auf die Finger ſah. Für die Paar Thaler Jahreslohn mußte ich ſitzen und ſchmieren, daß mir die Fingergelenke ſteif wurden. Etwa zehn Monate war ich bei ihm, doch Tag und Nacht beſchäftigte mich der Gedanke, dieſem verhaßten Joche zu entfliehen. Mit dem zweiten Sommer änderte ſich plötzlich und unvermuthet meine Lebensweiſe: dem Alten wurde eine Badereiſe verordnet, und wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe auf dem Tiſch. Alle Hagel, jetzt begann auch der Sommer meines Lebens! Der Herr hatte Wagen und Pferde daheim gelaſſen, das benutzte ich und der Kutſcher, auch ein junger Burſche. Wir holten Karoſſe und Roſſe aus dem Stall, kleideten uns in unſres Herrn Kleider — Chapeaubas und Degen fehlten nicht — ſtiegen ein, nachdem wir uns auch die Börſe zu füllen wußten, und im Galopp ging's über die Grenze in ein benachbartes Reichsland, wo wir, Jedem unbekannt, die Freiherrn ſpielten. Ich war der Baron von Schreiber, mein Kamerad der Baron von Roß. Ueberall, wo ſich die vornehme Welt verſammelte, fehlten die neugebackenen Barone nicht. Das verwünſchte Joch war abgeworfen, frei und luſtig ging's nun alle Tage. Ich war ein ſchmucker Burſche, und ſtieg bei'm Weibsvolk brettan; an allen Ecken rief's, winkte, flüſterte es: Baron Schreiber, und Baron Schreiber ließ ſich nicht zweimal rufen. — Sonnenſchein und Blitz und Donner ſind aber nicht weit auseinander, das bewährte ſich auch diesmal. — Preußiſche Werber hatten bald ein ſcharfes Auge auf uns: ſie durchſchauten unſre Baronſchaft. Wir aber rochen Lunte, und vergeblich warfen ſie Angeln und Netze aus, unſerer habhaft zu werden; wir entgingen immer glücklich, bis wir endlich unſrem Schickſal doch nicht zu entrinnen vermochten.

Im Bade zu Pyrmont trafen wir unter Anderen einen reichen Juden; der that ungemein höflich, und ſchien unſre nähere Bekanntſchaft machen zu wollen. In eitler Verblendung glaubten wir, unſere Baronſchaft und unſer Geld locke den Sohn Abrahams an, um uns, ſobald es ſich füge, tüchtig ausbeuteln zu können. Da es mit unſerer Baarſchaft von Tag zu Tag knapper ward, bis ſie ſich zuletzt ganz erſchöpfte, ſo kam uns das Anerbieten des Juden, uns Geld vorzuſchießen, bei ihm zu ſpeiſen und ſeinen Wein uns ſchmecken zu laſſen, gar gelegen, und wir lachten insgeheim ſchon in's Fäuſtchen, wie der Hebräer endlich mit langer Naſe abziehen müſſe. Er aber war abgefeimter als die beiden Barone, und wir waren wie mit Blindheit geſchlagen, merkten nichts von den Abſichten dieſes Judas. — Oft ſchon hatte er wie durch Zufall das Geſpräch auf das herrliche Leben in der preußiſchen Armee geleitet; endlich warf er in flüchtigen Worten nebenher hin: ſolche Herren wie wir würden, mit offenen Armen aufgenommen, ohne Weiteres Offiziers-Patente erhalten, ließ uns auch raſch avanciren. Da unſre Baronſchaft mit der nahen Heimkehr unſres Herrn aus dem Bade ein gefährliches Ende erreichte, ſo war die Ausſicht lockend und annehmbar. Wir überlegten uns das, und als wir wieder mit dem Juden und ſeinem Rüdesheimer beiſammen waren, ließen wir merken, daß wir ſeiner wohlwollenden Meinung faſt beipflichten möchten. Und ſiehe — nicht lange darauf brachte der Jude einen hübſchen großen Mann in glänzender Uniform mit, den er Obriſtlieutenant nannte. Pulver und Donnerwetter! die Barone zappelten ſchon an der Angel.

„Wo wollen Sie dienen, meine Herren?“ fragte der preußiſche Kriegsmann. „Leute, wie Sie, ſind meinem Könige ſtets willkommen. Sie haben nur zu wählen! Bei der Infanterie, bei der Kavallerie, Huſaren-Rittmeiſter oder Grenadier-Kapitain?“ Mein Baron von Reß konnte ſich nicht länger halten: „Dragoner-Kapitain!“ rief er entzückt, und erglühte, als ihm der Obriſtlieutenant ſogleich das Patent ausfertigte: er hatte ja nur noch den Namen einzutragen.

„Huſaren-Rittmeiſter!“ rief ich, und in zwei Minuten hatte ich ebenfalls das Patent in der Taſche. — Auf des Obriſtlieutenants Aeußerung: daß man von Leuten unſeres Standes erwarte, wir würden auf unſere Koſten zur Armee reiſen, ließen wir uns ſogleich willig finden; wir erhielten Paß und Route bis zum erſten preußiſchen Grenzorte, wo wir, wie unſer Gönner verſicherte, bei'm Commandanten die Namen unſerer Regimenter erfahren ſollten, zu denen wir dann ohne Säumniß abgehen müßten.

Der Dragoner-Kapitain Baron von Roß und der Huſaren-Rittmeiſter Baron von Schreiber waren ſelig, und fuhren anderen Tages ihrer Beſtimmung entgegen, an dem Hauſe des Juden vorbei; der lag im Fenſter, winkte mit beiden Händen, lachte aus vollem Halſe und rief: „Glückliche Reiſe, meine Herren Barone! Laſſen Sie es ſich immer wohl gehen! Sie werden mich nie vergeſſen!“ Der verdammte Kerl höhnte uns, aber wir wußten's nicht, und dachten obenein an ihn mit dankbarem Vergnügen. — Auf der Reiſe lebten wir noch flott, wie es Königlich-Preußiſchen Offizieren anſtand. Als ich eine Stunde von dem Grenzorte, wo wir die verheißene Inſtruktion erhalten ſollten, unſere Kaſſe unterſuchte, war ſie leer; das rührte uns aber nicht ſonderlich: denn wir ſollten ja, nach des ſogenannten Obriſtlieutenants Verſicherung, noch am nämlichen Tage Gage, Compagnie- und Etappengelder erhalten. — Wir kamen an, meldeten uns bei'm Commandanten, und übergaben unſere Patente. Er warf einen ſpöttiſchen Blick darauf, dann ſah er in einen Brief, der neben ihm auf dem Tiſche lag. Ohne uns weiter eines Wortes zu würdigen, rief er einen Unteroffizier herbei, und befahl ihm, uns unter die neuangekommenen Rekruten zu ſtecken, und bei'm Exercitium die Fuchtel nicht zu ſparen, da wir ein Paar durchtriebene Schelme ſeyen. Wir beriefen uns auf unſere Baronſchaft und unſre Patente. „Himmelhunde!“ — fuhr er uns an — „meint Ihr, man kenne Euch nicht, Ihr Spitzbuben und Lumpen? Die Livree habt Ihr abgeworfen und ſeyd mit Eures Herrn Kutſche und ſeinen Pferden durchgegangen! An den Galgen gehörtet Ihr in Friedenszeiten, im Kriege habt Ihr die Ehre, Futter für's Pulver zu ſeyn!“ — Zum Ueberfluß nannte er unſere wahren Namen, und nun gingen uns mit einem Male die Augen auf. Wir ſahen ein, daß uns der Jude an die Werber verkauft, daß er uns mit einem Theil des Handgeldes traktirt hatte. Als man uns abführte, gab der Commandant den Befehl, Wagen und Pferde zu verkaufen und den Erlös unſerm ehemaligen Herrn zuzuſenden. — Wir waren noch ſo ſehr an unſere Barenſchaft gewöhnt, daß wir uns anfangs gar nicht in den ſtrengen Dienſt, in das Kamaſchenweſen, in das Commisleben finden konnten; ich lernte jedoch nun den mächtigen Eindruck, die gewaltige Wirkung, die der Stock auf den Menſchen zu üben vermag, aus eigener Erfahrung kennen. Mein Gefährte widerſtand nur einen Tag, ich ſperrte mich drei Tage lang: dann aber war mir jede Erinnerung an meinen ſelbſtertheilen Adel aus dem Gedächtniß verſchwunden; ich machte reißende Fortſchritte in der Kunſt des Einundzwanzig, Zweiundzwanzig, im Schwenken, Gewehrpräſentiren, und ſo weiter. Mein Commisbrod fing an mir wie das feinſte Biscuit zu ſchmecken, und ich kam zu der großen Erkenntniß, daß, wie der Stock der beſte Lehrmeiſter, der Hunger der beſte Koch ſey. Bei welcher Gelegenheit ich zum Werbe-Unteroffizier avancirt bin, weißt Du."

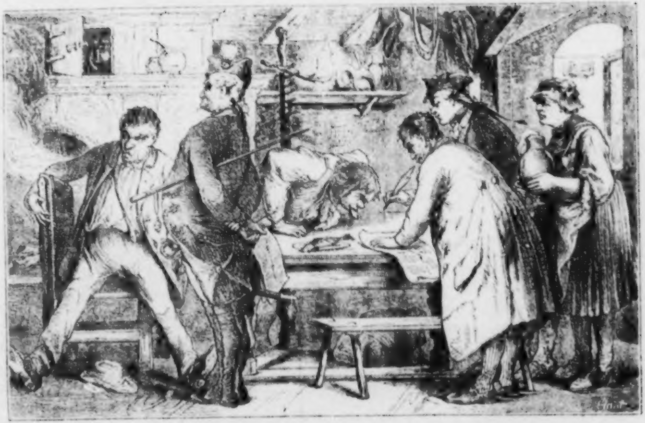
Nachdem der alte Lübbe ſeine Jugendgeſchichte ſo geendet, war auch der beſtimmte Spaziergang abgemacht, und es ward beſchloſſen, daß Beide noch heut ihre Wanderung auf Werbung wieder antreten wollten. Als Täuſchung ward die Maske ungariſcher Quackſalber gewählt, und in der Abenddämmerung trafen ſie ſich am Thore in hellblauer Jacke und gleichfarbigen Beinkleidern, in einen alten weiten Mantel gehüllt, eine ſchäbige Pelzmütze auf dem Kopfe, einen Kaſten mit Pflaſtern, Salben, Pillen und Dergleichen auf dem Rücken. Sie nahmen ihren Weg nach dem Lippeſchen, wo ſie in der an der Landſtraße belegenen Herberge zum „grünen Strauch" zu übernachten beabſichtigten. — Das Wirthshaus zum „grünen Strauch" war zu ſeiner Zeit als Diebesherberge bekannt, auch als Spelunke des ſogenannten Bückeburger Michels, eines Räubers, der mit ſeinen Spießgeſellen die Umgegend in Angſt und Schrecken ſetzte, bis er ſeine Laufbahn mit Kugel- und Kettenſchleppen ſchließen mußte. Gerade an dem Abend, wo Lübbe und Fretſch auf Werbejagd ausgezogen, befand ſich der Bückeburger Michel mit zwei ſeiner Adjutanten in genannter Herberge, einen Einbruch in das Gehöft eines reichen Pachters berathſchlagend. Der bis in die erſten Abendſtunden hinein heitere Himmel ſchwärzte ſich, dunkle Wolken flogen einher, vom Winde gepeitſcht, der gleich einer Diebespfeife gellend durch die entlaubten Bäume pfiff, und bald ſchlug der Regen in ſtarken Güſſen gegen die Scheiben des kleinen Stübchens, worin das Kleeblatt im hohen Rathe verſammelt war: der Bückeburger Michel, der Dickhans, der vor Kurzem ſeine Fußſchellen durchgefeilt und aus der Feſtung Minden entwichen war, und der lange Falſchmünzer Stoffel, der, weil er heſſiſche Thaler gemünzt, von Steckbriefen verfolgt, im Lippeſchen ſeinen Verſteckort gefunden hatte.

„Ich ſag' Euch“ — begann der Bückeburger Michel, das Tabakpriemchen von der linken nach der rechten Backe ſpielend — „es iſt ein ſo einſam und verborgen gelegenes Haus, das Gehöft des Pachters, als ein ehrlicher Kerl ſich's nur zum Einbruche wünſchen kann. Wohl hundertmal hab' ich's umgangen, ich kenne alle Schliche und Pfiffe, und was den Hund auf dem Hofe betrifft, den weiß ich jetzt ſchon zu bearbeiten.“ — „Und biſt Du überzeugt, daß er in ſeiner Schlafſtube fünfhundert Thaler baar liegen hat?“ fragte der Dicke. — „Und wären's auch nur funfzig, Brüderchen!“ lautete die Antwort. „Unſre Beutel ſind leer, wie unſer Bierkrug, wir müſſen ſie füllen. He, Frau Wirthin, Bier!“ rief er, und die Wirthin brachte einen vollen Krug. — „Wir haben“, fuhr Michel fort, indem er die Gläſer füllte — „unſre Hunde, unſre Brecheiſen, und ſind überdies unſerer Drei. Du biſt heute von verteufelt feiner Sorte; haſt wohl wieder Deinen Gewiſſenskoller, haſt gefaſelt von Deinem Seelenheil und dergleichen kurioſen Sachen, fürchteſt Hölle und Fegefeuer“ — „Gott weiß, ich fürchte gar nichts als den Hängemann!“ fiel der Dicke ein, indem er ſich an's Genick faßte. — „Fürchte nichts“, ermuthigte ihn lachend der Bückeburger Michel — „Du wirſt Dich noch bei mancher Mahlzeit und Zeche an den Gottesgaben weiter mäſten!“ — „Du ſpotteſt über Himmel und Erde“ — brummte der Dicke — „Du würdeſt wahrhaftig noch ſpotten, wenn von uns ein Anderer als Du die Galgenleiter hinaufſtiege. Doch ſtill, horch: ich höre Jemand!“ — „Narr“, ſchrie der Lange, „Du denkſt beſtändig nur an Häſcher; wir ſind hier ganz ſicher.“

Der Dicke hatte ſich jedoch nicht geirrt, die Hausthür öffnete ſich, und herein traten die beiden Werb-Unteroffiziere Lübbe und Fretſch als ungariſche Quackſalber. Sehr durchnäßt, ſetzten ſie ſich bei dem Küchenfeuer nieder, den Abendimbiß zu ſich zu nehmen. Kaum hatten ſie damit begonnen, als das Diebeskleeblatt aus dem hintern Kämmerlein trat, und ſich durch die Küche davon machte, um dem Pachter den Nachtbeſuch abzuſtatten.

„Pulver und Donnerwetter! das war ein herrlicher Kerl“, flüſterte Lübbe ſeinem Gefährten zu — „an ſechs Fuß fehlte kein Zoll, eine wahre Zierde des Regiments, ein kapitaler Fang!“ — „Frau Wirthin“ — fragte Fretſch — „was waren das für Kerle?“ — „Kenn' ſie nicht!“ lautete die kurze Antwort; „ſie ſind zum erſtenmale hier eingekehrt.“ — Eine Weile flüſterten die Quackſalber noch mit einunter, bezahlten dann ihre Zeche, und machten ſich auf, nachfolgend die Drei auf's Korn nehmend. — Der Pachterhof lag nicht fern, der Bückeburger und ſeine Gefährten richteten ihren Weg dorthin; Lübbe und Fretſch ſchritten ſtets dicht hinter ihnen her, von dem Dunkel begünſtigt.

„Ahnt mir recht" — wiſperte Lübbe — „ſo führen die Drei nichts Gutes im Schilde. Schau' nur, wie ſie um den Pachterhof herumſchleichen! Laß uns hier am Ende des Buſches lauern und warten, was ſich weiter begiebt." — Lauſchend ſtanden die Beiden da, tiefe Stille herrſchte, nur von des Windes Pfeifen unterbrochen. Da fiel ein Piſtolenſchuß, ein zweiter folgte. Einzelne Stimmen wurden laut, die Fenſter des Pachthofes dann plötzlich hell. Lübbe und Fretſch eilten hinzu, und eben, als ſie den Hof erreichten, öffnete ſich die Hausthür. Ein Bauer mit einer Miſtgabel auf der Schulter und einer Laterne in der Hand trat heraus; ihm folgte das Kleeblatt, mit Stricken aneinander gebunden, von dem Pachter, der mit einer alten Muskete bewaffnet war, und vier Knechten umgeben. Des Bückeburgers Plan war mißlungen; man hatte die Diebe überwältigt, und ſie ſollten abgeführt werden, die wohlverdiente Strafe zu erhalten. — Die Werb-Unteroffiziere zogen ſich in's Dunkel des Gebüſches zurück, und ohne daß ſie bemerkt wurden, ging der Zug ihnen vorbei gerade dem Wirthshauſe zu, das an der preußiſchen Grenze lag, wo die Werber der Mindenſchen Garniſon ihren Verſammlungsort hatten. Auf wohlbekannten Nebenwegen erreichten ihn Lübbe und Fretſch, und kaum angekommen traf auch der Zug, wie ſie erwartet hatten, dort ein, Beihülfe aufzufordern, um den Fang ſicherer nach Bückeburg transportiren zu können. „Nur herein!" rief ihnen Lübbe zu, der ſeine Quackſalbertracht ab- und raſch ſeine Uniform angelegt hatte — „ſeyd mir willkommen! Wir wußten bereits, daß Ihr auf dem Wege waret. Pulver und Donnerwetter! Ihr ſeyd veritable Kernmänner. Die drei Raubſchützen, die Ihr ſo wacker mit Stricken geſchmückt, überlaßt nur mir und meinem Gefährten; wir überheben Euch der Plage des weiteren Transports." — Damit war der Pachter wohlzufrieden; die drei Diebsgeſellen wurden in die Wirthsſtube geführt und von den beiden Werb-Unteroffizieren bewacht. Der Pachter mit ſeiner Garde kehrte heim, nachdem er die Unteroffiziere, zum Dank, daß ſie ihm die umſtändlichere Bemühung abnahmen, erſucht hatte, nächſtens auf ein Gericht Grüngeſehen bei ihm einzuſprechen, was mit Dank zugeſagt wurde.



Wie der Bückeburger ſah, daß er vom Regen in die Traufe gerathen, knirſchte er mit den Zähnen; der Dicke ſeufzte tief auf, und Stoffel ſtampfte vor Grimm mit den Füßen: denn aus Werberhänden war ſchwerer zu entkommen, als aus Gefängniſſen, und auf Deſertiren ſtand Todesſtrafe. — „Hilft Alles nichts!“ ſagte lachend Lübbe — „kein Knirſchen, kein Seufzen, kein Stampfen, hübſch Geduld! Lernt jubeln, daß Ihr nun bald der preußiſchen Armee angehört. Nun — wie ſteht's mit Eurem Entſchluß? Seyd Ihr bereit, freiwillig einzutreten? Keine Antwort, Ihr Schwerenöther? — Ha, bei'm Teufel! Ihr ſollt das Ja raſch genug über die Zähne bringen. Frau Wirthin, beſſer eingeheizt! Es iſt kalt zum Erfrieren.“ — Die Wirthin brachte Holz, der Werb-Unteroffizier übernahm das Einheizen, und als Abendeſſen für das Kleeblatt ward ein halbes Dutzend Heringe hereingebracht, die trotz ihrer mißlichen Lage ſie der Hunger und Zwang endlich eſſen hieß. — „Werden Euch wohlbekommen!“ verſicherte in beſter Laune Lübbe, und heizte fortwährend den Ofen mörderlich ſo, daß dem Bückeburger ſammt ſeinen Genoſſen auf der Ofenbank, die ihnen zum Sitz angewieſen worden, der Schweiß in großen Tropfen vom ganzen Leibe herabrieſelte. Die gewaltige Hitze und das ſalzige Abendeſſen verurſachten ihnen bald den furchtbarſten Durſt; ſie baten um einen Trunk Waſſer, aber vergebens; ihre Qual wuchs mit jeder Minute. — Taub gegen alles Bitten beantwortete Lübbe keine derſelben, wiederholte immer nur die Frage: „Nun, wie iſt's, wollt Ihr nicht freiwillig Dienſt nehmen?“ wozu ſich dann die Gefragten eben ſo wenig verſtehen mochten, als die Werber zum Darreichen eines Trunkes Waſſer.

Der Morgen dämmerte bereits herein. Schlimmer und unerträglicher wurde mit jedem Augenblicke die Lage der drei Raubgenoſſen, bis dann der Dicke zuerſt der Qual nicht länger widerſtehen konnte, und nun den Werbe-Contract mit der Beſcheinigung: er nehme freiwillig Dienſt, unterſchrieb. Eine Flaſche köſtlichen Bieres ward ihm danach ſogleich gereicht, das er in Gegenwart ſeiner beiden ſchmachtenden Diebesbrüder gierig hinunterſtürzte. Der Falſchmünzer folgte bald ſeinem Beiſpiel, zuletzt ergab ſich auch der Bückeburger ſeinem Schickſal, unterſchrieb, und erhielt gleichfalls eine Flaſche Bier. Am lichten Morgen wurden alle Drei als Freiwillige nach Minden abgeführt, und in die Regimentsuniform geſteckt. —

Daß Lübbe und Fretſch nicht unterließen, den Pachter zu beſuchen, bedarf keiner Verſicherung; es geſchah dann mehrmals, da ſich der Pachter Meſſer als Verehrer Friedrich des Zweiten auswieß, auch gar gern zuhörte, wenn Lübbe von ſeinen mancherlei Abenteuern erzählte. Beſonders gab der zweite Weihnachtsfeiertag des Jahres 1757 dem alten Werb-Unteroffizier allerlei Anlaß zu Erinnerungen. Der Pachter hatte diesmal mehrere Gäſte, unter ihnen einen noch jungen Schwaben, der auf Reiſen war, um für eine Lederhandlung Einkäufe zu machen, die ſich auf Thierhäute ausdehnten, wodurch auch der Pachter mit ihm zufällig ein kleines Handelsgeſchäftchen abſchließen konnte. Dieſer junge Schwabe, angeblich in Augsburg wohnhaft, verrieth ſich, als der kürzlich, am 5. December 1757 von Friedrich dem Zweiten erfochtene Sieg beſprochen wurde, anhänglich für Oeſtreich, ſo daß hin und her geſtritten wurde.

„Ei", ſagte endlich Lübbe, „wer zweifelt daran, daß die Oeſtreicher ebenfalls tapfere Soldaten ſind, und den Feldmarſchall Daun wird auch Niemand mit Recht einen ſchlechten Feldherrn nennen; ich könnte mit Fäuſten drein ſchlagen, wenn man ihn verkleinern wollte. Ihr Schwaben aber ergreift ſtracks jede Gelegenheit, um mehr als geziemend mit Preußen zu hadern, das hab' ich Anno 55 ſelber erlebt." — „Na, was hat's denn derzeit gehabt?" fragte der Schwabe, der Pachter rief: „Laßt hören, laßt hören!" und Lübbe war ſogleich bereit.

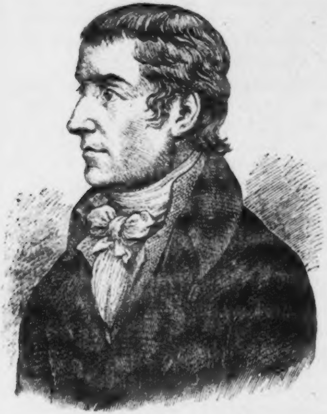
„Damals, im Jahre 1755" — ſo begann ſein Bericht — „hatte der kluge Preußenkönig Wind davon bekommen, daß ein Bündniß gegen ihn im Werke ſey, und er ließ werben, wo es irgend thunlich wurde. So hatte er den Lieutenant von Heyden in das Reich geſchickt, dort die Werbung zu betreiben. Er hielt ſich eben in Ulm auf, wo man auch wohl Wind hatte von den kommenden Dingen, und der Magiſtrat, gut kaiſerlich geſinnt, ließ den Heyden insgeheim beobachten. Nun begab ſich's, daß ihm ein angeworbener Rekrut deſertirte; der Lieutenant hatte ihn eingeholt und in ſeinen Wagen geſchoben. Der Burſche ſaß anfangs ſtill und ſchien ſich in ſein Schickſal zu finden, gewahrte aber kaum einen Trupp Bauern neben der Landſtraße, da ſchrie er aus Leibeskräften um Hülfe. Heyden erkannte das Gefährliche ſeiner Lage; ſich nicht lange beſinnend warf er den Schreier auf den Boden des Wagens und ſtopfte ihm ſein Taſchentuch in den Mund, welches Experiment aber ſehr unglücklich ablief. Verrath mußte auch im Spiel ſeyn, denn am Thor wurde der Wagen von einer Schaar Stadtſoldaten angehalten, Heyden zum Ausſteigen gezwungen, und den Rekruten zog man leblos heraus. Der Magiſtrat decretirte ſogleich Kerkerhaft für Heyden, ließ ihm als Mörder eines katholiſchen Studenten, wie man ſagte, den Prozeß machen, und es war von nichts Geringerem die Rede, als ihn, deſſen Geſchäft ruchbar geworden, zu enthaupten. So weit mochte und durfte es König Friedrich nicht kommen laſſen, und da alle Bemühung, ſeinen Lieutenant durch Schreiberei zu retten, fruchtlos blieb, der Magiſtrat immer kecker antwortete, ſo beſchloß er, vermöge der Liſt ſich zu verſchaffen, was man den Bitten und Drohungen verweigerte, und übertrug die Ausführung ſeines Planes einem Offizier vom Ziethenſchen Huſarenregiment. Er heißt von Seelen, und iſt ein eben ſo tapferer als ſchlauer Mann. Unter gefälſchtem Namen, umgeben von zahlreicher Dienerſchaft, wozu auch ich kommandirt und in eine Livrey geſteckt wurde, langte er in Ulm an, wo er ſich fürſtlich einrichtete, glänzenden Aufwand zeigte, ſo daß die Reichsſtädter glauben mußten, ein gar vornehmer Herr ſey bei ihnen eingekehrt, weshalb ſie ſich trotz ihres reichsbürgerlichen Hochmuths beeilten, ihm alle möglichen Honneurs zu machen. Niemand ahnte unſer Vorhaben, während Seelen mit gewandter, aber zugleich äußerſt vorſichtiger Klugheit das erworbene Anſehen benutzte, ſich von dem Prozeß und der Lage Heyden's zu unterrichten. Deſſen Gefängniß war ein hoher Thurm unfern der Donau, und der ihn umfaſſende Hof durch eine ſtarke Ringmauer verſperrt. Oben an den verſchloſſenen Kerkerthüren hielten zwei Stadtſoldaten die Wacht, zwei andere ſtanden unten an der ſchmalen Stiege, ein fünfter patrouillirte beſtändig auf dem Hofe, und von je zwei zu zwei Stunden wurde dieſe Mannſchaft durch eine gleiche Anzahl abgelöſt. Alle Stadtſoldaten zu beſtechen war unausführbar, ſelbſt bei mehreren wäre der Verſuch ein zu gewagter geweſen, und Seelen meinte, es ſey hinlänglich, wenn nur ein einziger Feldwebel ſich von der Macht des Goldes blenden laſſe. Ein Solcher fand ſich, und ward vorläufig gebraucht, um dem Gefangenen Kunde zu geben und ihm Allerlei, auch Scheidewaſſer zuzuſtecken, damit, ſo weit es erforderlich, die eiſernen Fenſtergitter zu beſtreichen; auch lieferte der Feldwebel einen Wachsabdruck vom Schlüſſel zur Hofpforte, wonach Diener Seelen's durch einen andern Schlüſſel den für uns zu formen wußten. Eine ſeidene Strickleiter war ſchon bereit, auf der Donau auch ein Kahn, um Heyden bis zu einem Wäldchen vor der Stadt zu bringen, wo er einen Reiſewagen beſteigen ſollte. — Finſter mußte die Nacht ſeyn, und rechtſchaffen finſter war die Nacht, in der Seelen ſein Wageſtück auszuführen beſchloß. Er öffnete behutſam die Hofpforte, ſchlich unbemerkt unter das Thurmfenſter, wo Heyden, mit Herzklopfen die Befreier erwartend, bereits einen Bindfaden heruntergelaſſen hatte, die Strickleiter zu holen. Jetzt zuckt der Faden, ſchnell iſt die Leiter oben befeſtigt, die durch Scheidewaſſer mürbe gewordenen Eiſenſtäbe am Fenſter ſind zerbrochen, und Heyden ſchwingt ſich heraus. Doch in dieſem Augenblick ruft eine Stimme: „Wer da?“ — als keine Antwort folgte, fällt ein Schuß, die Kugel pfeift dicht an Seelen's Kopf vorbei. Dieſer, von dem Patrouilleur auf dem Hofe entdeckt, verliert die Geiſtesgegenwart nicht; er ſtürzt dem Stadtſoldaten entgegen, ſchleudert ihn mit der angeſpannteſten Kraft in eine Kloake, und ehe noch die allarmirte Wache, die der Feldwebel innerhalb des Thurms mit Geſchwätz beſchäftigte, herbeikommen konnte, hoben er und Heyden die Hofpforte, vor der ich lauerte, glücklich hinter ſich. Man eilt uns Flüchtigen nach, aber wir ſpringen behende über eine Gartenhecke und ſind in der Finſterniß verſchwunden. — Wir hatten uns ſchon vorher genaue Kenntniß von dem Terrain verſchafft, fanden jetzt auch den richtigen Weg nach dem Donau-Ufer. Hier aber fehlte der Rettungskahn, denn die paar vertrauten Diener Seelen's waren geflohen, als ſie den Schuß vernahmen und glauben mußten, Alles ſey verloren. „Wagen gewinnt!“ ſagte Seelen; er zog den ängſtlichen Heyden kühn nach der Stadt zurück, obſchon man dort gewaltig tumultirte und um Hülfe ſchrie, beſonders die aufgeſchreckten Stadtſoldaten rathlos durch die Straßen liefen. Eben dieſer Wirrwarr begünſtigte uns; denn weil wir die Oberkleider abwarfen und ſo, ebenfalls nach Hülfe rufend, vorwärts rannten, hielt man uns für Bürger, die der allgemeine Allarm aus dem Bett getrieben hatte. Durch eine Hinterthür ſchlüpfte Seelen in ſeine Wohnung, und hier verbarg er ſeinen Kameraden fürerſt in einem Kleiderſchrank. — Vergebens forſchte der Ulmer Magiſtrat nach dem entflohenen Gefangenen, vergeblich durchſtöberte man nicht nur das ganze Stadtgebiet, man beſetzte auch die Thore mit vermehrter Mannſchaft, examinirte umſtändlichſt jeden Fremden, viſitirte jeden Wagen auf das Allerſtrengſte, und ſpürte ſorgfältig in allen Häuſern nach. Auch Seelen's Quartier ſollte viſitirt werden, ausnahmsweiſe von dazu beauftragten Rathsmitgliedern; aber der unerſchrockene Mann nahm das ſo übel, ſprach über ſolche Zumuthung und verletzte Achtung in ſo hitziger Entrüſtung, daß die Perückenherren beſchämt und verblüfft ohne weiteres Einſchreiten umkehrten. Mehrere Tage nachher machte Seelen Abſchiedsviſiten, wobei er deutlich zu verſtehen gab, die Unmanierlichkeit des Magiſtrats, auch ſeine Wohnung durchſuchen, auch ihn verdächtigen zu wollen verſcheuche ihn aus der ihm eigentlich liebgewordenen Stadt. Dann verſchloß er ſeinen Schützling in einen großen, mit Luftlöchern verſehenen Koffer, ließ dieſen oberhalb auf ſeinem Reiſewagen befeſtigen, und entfernte ſich aus Ulm. — Kaum war er fort, da eilte ein Mädchen nach dem Rathhauſe und verlangte, der Magiſtrat ſolle dem abgereiſten fremden Herrn nachſetzen laſſen, und ſich eines ſeiner Diener bemächtigen, der ihr die Ehe verſprochen, nun aber ſich treulos davon gemacht habe. Dieſer Antrag erregte Gelächter, die Stadtregenten wurden aber plötzlich ernſteren Sinnes, als das aufgebrachte Mägdlein erzählte: in ſchwacher Stunde habe ihr der betrügeriſche Bräutigam unter Anderem vertraut, ſein Herr ſey ein verkleideter Huſaren-Offizier, der zaubern könne, und täglich Abends mit dem völlig unſichtbaren Herrn von Heyden zu Abend ſpeiſe. Durch den Hauswirth kam der große Koffer mit den Luftlöchern auch in Erwähnung, und nun betrieb man eifrigſt das Nachſetzen. Weil jedoch Seelen von der Landſtraße abgelenkt und Nebenwege benutzt hatte, verloren ſeine Verfolger die Spur, er und Heyden kamen glücklich über die Grenze, und ſie wurden in Potsdam vom König Friedrich ſehr huldreich empfangen. Ich ſelbſt wurde Unteroffizier, beſtimmt, das Werbegeſchäft in der Reichsgegend fortzuſetzen, und in neuer Verkleidung befand ich mich noch ein paar Mal in Ulm, wo das Gerede ging, jener Rekrut, den Heyden im Wagen hatte, ſey gar nicht todt geweſen: man habe ihn nach dem Spital und dort durch einen Aderlaß wieder zur Beſinnung gebracht, was ich natürlich als albernes Gerede gar nicht beachtete.“

Der alte Lübbe hatte ſich mit Hülfe des Weins und der Erinnerung immer wärmer geredet, und ſein Auditorium vertiefte ſich dabei in ſo theilnehmende Aufmerkſamkeit, daß Niemand bemerkte, wie ſacht ſich der Schwabe zu entfernen wußte. Jetzt aber vermißte man ihn, fragte, ſuchte: er war aber fort, was ſehr auffiel. Im Hin- und Herreden über dies ſonderbare Ereigniß rief Lübbe plötzlich aus: „Pulver und Donnerwetter! am Ende war doch 'was an dem Gerede in Ulm, und wir ſaßen mit dem ehemaligen Rekruten beiſammen.“

Das hat ſich freilich nicht ausmitteln laſſen, denn jener Reiſende ward niemals wieder in der Gegend von Minden geſehen. Sein Verſchwinden aus des Pachters Hauſe blieb räthſelhaft, unentdeckt ſein Aufenthalt, obgleich der von dem Vorfall unterrichtete Heyden es nicht an Erkundigungen, bis nach Ulm und Augsburg hin, fehlen ließ. Doch hegte er zur Beruhigung gern den Gedanken, daß ſein damaliger Rekrut durch ihn doch wohl nicht ſein Leben verlor, und der Glaube mag dazu helfen, hierin mehr als einen täuſchenden Troſt zu ahnen.

Guſtav Kolbe.

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein.



Meine Erlebniſſe mit dieſem in aller Hinſicht ſchätzenswerth volksthümlichen Dichter, als Erinnerung an ihn, unſerm Volksbuche mitzugeben, ſchaute ich zurück auf das Blatt des „Geſellſchafter“, in welchem ich des mir Befreundeten Tod anzeigte. Da las ich:

„Berlin. Am 2. Januar (1835) ſtarb, 77 Jahr alt, der Dichter A. F. E. Langbein, der ſich in der literariſchen Welt vollen Anſpruch auf den Dank der Deutſchen erworben hat und im Leben ſelbſt der höchſten Achtung ſich würdig machte. Wir ſagten, er hatte vollen Anſpruch auf Dank; mit Wehmuth müſſen wir aber hinzuſetzen, daß er ihm nur ſehr karg zugetheilt wurde. Er kann in unſerer Literargeſchichte als einer der neueſten Märtyrer gelten, inſofern er in der Blüthe ſeines Talents allgemeinen Rufes ſich erfreute, dieſer Ruf ſich auch in dem kleinen

Kreiſe Derer bewahrte, die das Verdienſt im Gedächtniß behalten, im Allgemeinen ihm aber ſehr verkümmert wurde. Mühſam mußte er bis an das irdiſche Ziel ſeine ſehr anſpruchsloſen Bedürfniſſe erwerben, da er es doch in jedem Betracht verdient hatte, dem Kampfe mit Sorgen wenigſtens im Greiſesalter ſich entrückt zu ſehen. Von ſeinen Gedichten dauern gewiß viele in der Literatur, leider wird man ſie auch ferner oft ſingen oder ſprechen, ohne daß man des Dichters gebührend denkt! — Er war mehrere Jahre und bis zu ſeinem Hinſcheiden Cenſor, und das iſt, der Schriftſtellerei gegenüber, immer ein bedenkliches Amt; zu nicht geringem Ruhm wird es mithin dem Verewigten, daß nicht ein Literat — man darf es offen behaupten — Grund hatte, mit ihm unzufrieden zu ſeyn, obwohl ihm bei aller gerechten Milde die gerechte Kraft nicht fehlte, wovon er mehrmals Zeugniß gab; die den Memoiren unſerer Zeit nicht verloren gehen dürfen. Er ruht in Frieden aus von ſeiner Arbeit, ſeinem Dulden, und die Erde wird ſtets nur Wenige ſeines Werthes haben.“

Was dieſer kurze Nachruf andeutet, das denke und fühle ich noch jetzt als treue, ich könnte ſagen, als ſehr gemäßigte Wahrheit, und ich ſchaue noch heut mit Wehmuth zurück auf eines deutſchen Dichters Armſeligkeit. Es iſt das rechte Wort, denn man wird in der Folge dieſer Mittheilung bemerken, daß die Wörter „arm“ und „ſelig“ ſich nicht zu ſcheiden brauchen, bei des genannten Dichters Anſpruchsloſigkeit auch ihm oft vereint bleiben konnten. — Es kann etwa im Jahre 1805 geweſen ſeyn, als ich, damals Candidat der Theologie und nun kurz vorher zum Lehrer der Holzſchneidekunſt nach Berlin berufen, in der Leihbibliothek Kralowsky's zum erſten Mal Langbein ſah. Ich bin ein kleiner Mann, nur fünf Fuß drei Zoll hoch — ein paar Striche mehr ſind auf die Schuhſohlen zu rechnen — dennoch überragte ich körperlich den Dichter Langbein faſt um eine Kopflänge. In ſeinem Weſen ſchüchtern und ſcheu, war ſeine Sprache wohl eben dadurch in ruhiger Aeußerung faſt ſtotternd, bei Erwärmung der Gedanken und des Empfindens ward ſie jedoch flüſſig und gelenk. Doch ließ ſich auch dann der ſächſiſche Anklang vernehmen, was der Gewohnheit nach nicht anders ſeyn konnte, denn er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum vierundvierzigſten Jahre in Sachſen gelebt. Bei unſerm erſten Begegnen war er nahe daran, ein Funfziger zu ſeyn, und daß er nicht beſonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir ſchon der die Rührung erregende Ausdruck ſeines Antlitzes. — Kralowsky nannte ihn, nannte mich; begreiflich war ich Neunzehnjähriger für Langbein ein Unbekannter.

daß er es mir nicht war, erfuhr er aus unſerm Geſpräch, indem ich mit ihm ging bis nach der Kronenſtraße, wo er in einem dritten Stockwerk wohnte. — Die Bauluſt veränderte in Berlin beinah alle Häuſer, zu denen ſich meinerſeits Erinnerungen hinwenden; die kleinen Fenſter der Wohnung Langbein's in einem ſchlichten, völlig unveränderten Hauſe könnten mir aber die Phantaſie vorſpiegeln: die Vergangenheit wäre nur ein Traum, und ich ſey noch im Ehedem, dürfe nur die zwei Treppen hinaufſteigen, um wieder, unberührt von widerwärtiger Erkenntniß, in paradieſiſcher Genügſamkeit nichts zu wiſſen von Lebenstäuſchungen.

Zum zweiten Male kamen Langbein und ich in Näherung als Gäſte des Buchhändlers Maurer bei einem Feſt in der Loge „Zu den drei Weltkugeln“. Wir blieben nebeneinander, unterhielten uns über literariſche Zuſtände, und als ich ſein gemüthliches Gedicht: „Stationen des Lebens“ erwähnte, veranlaßte unſer Bewirther, der „Meiſter vom Stuhl“ und Verleger des „Geſangbuch für Freimaurer“ war, daß es von anweſenden Sängern vorgetragen wurde. Durch den Inhalt jenes Liedes innig berührt, und in erhöhter Stimmung, geſtanden Langbein und ich uns gegenſeitig, daß uns ärmliche Verhältniſſe bedrückten, und er rief bewegt aus: „Dann hab' ich den Muth, Sie zum Abendtiſch einzuladen auf ſchmale Dichterkoſt, nicht auf Nectar und Ambroſia, die nur ideal in der Phantaſie ſättigen!“

An dem mir beſtimmten Abend trat ich ein in die nur dürftig ausgeſtattete Dichter-Wohnung, aber Alles war ſo reinlich und ſauber, daß es, da zumal ich aus ſtrenger Winterluft in ein mäßig erwärmtes Zimmer kam, freundlichſt anheimelte. Langbein's Frau, faſt mehr noch als ich ihm über den Kopf gewachſen, war ſogleich in ſächſiſcher Höflichkeit und Behäbigkeit dabei, mich von Hut und Ueberrock zu befreien, und bald waren wir Drei in traulichem Geſpräch: bei der Frau ſogleich glücklich eingeleitet vermöge der von Langbein ausgehenden Hindeutung, daß ich von Geburt ebenfalls ein Sachſe ſey. Wir ſaßen da in ernſtem Geſpräch und heiterem Geſchwätz ſeelenvergnügt bis eine Stunde nach Mitternacht bei einer Flaſche Wein, einem Teller mit Schnitten vom Braten, Brod und Butter — daheim hatt' ich an Feiertagen auch nicht mehr. — Solch Zuſammenkommen wurde allmälig in kürzeren Friſten wiederholt, und ich erkannte die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß ſich die Koſten des, wenn auch ſtets ſo einfachen Mahls theilten. Mühſam eroberte ich die Erlaubniß zum Beſchaffen des Weins; immer hatte ich eine Weile zu ſparen, ehe ich den Gulden erübrigte, der damals für eine Flaſche leichten franzöſiſchen Weins zu zahlen war, und dieſe Flaſche wurde von mir im Dunkel des Abends mitgebracht. So knapp der Wein war, er half doch zu manchem luſtigen Spaß. Unter Anderem mußte der Flaſchen-Inhalt, auf ſieben Glas geſchätzt, zu zehn Glas — zwei für die Frau gerechnet — reichen: denn Apoll und die neun Muſen ſollten einzeln ihr Lebehoch empfangen. Das wurde rundum ausgeführt, und Jeder von unſerer Dreiheit, Frau Langbein nicht ausgenommen, hatte dazu ein zeitgemäßes Reimſprüchlein zu erſinnen. Im Zwiſt darüber: ob auch die Tanzmuſe unſre Weihe verdiene, war eines Abends das letzte Glas unwillkürlich geleert, und ich rief muthwillig aus:

„Kein Wunder, ſehen wir das Glas ſchon leer:
Versfüße geben nicht zum Tanz ſich her!“

Dieſes flüchtigen Scherzes wurde ſpäter zuweilen gedacht, wenn wir den Spaß erneuerten und uns dann auch der Tanzmuſe erbarmten. O wie oft gedenk' ich in Freud' und Leid jenes Tiſchchens, an dem ſich Genügſamkeit mit geiſtiger Ermunterung vereinte! — überhaupt aber jener Zeit, wo mir die Phantaſie alle Lebensverhältniſſe idylliſch malte.

Obwohl Langbein nicht beredſam war über ſeine Schickſale, erfuhr ich doch Einzelnes aus ſeinem Jugendleben, von der Fürſtenſchule in Meißen und dem Studiren in Leipzig an bis zum Kanzeliſten-Amt in Dresden, erfuhr nächſtdem, daß nicht nur Mißſtimmung über die ihm auferlegte juriſtiſche Thätigkeit ihn von Dresden vertrieben habe. Die Verwandten ſeiner Frau wollten die Heirath hindern, er ſah ſich gezwungen, die Geliebte zu entführen, und entführte ſich zugleich ſelber der Juriſterei, die ſeinem Sinn und natürlichen Weſen nicht zuſagte. Mit vollſtem Behagen ſprach er aus dem Gedächtniß ſein Gedicht: „Das Abbild der Gerechtigkeit“, das die ihm erwünſchte Trennung vom ſonſtigen Aktengeſchäft erklärt, weshalb es hier eingefügt ſey:

„Du dort mit der Augenbinde
Spieleſt ehrbarlich die Blinde
Mit bekannter Weiberliſt;
Denn wie kannſt Du blind errathen:
Ob des Klägers Schöpſenbraten
Feiſter als Beklagtens iſt!

Doch Du weißt es auf ein Härchen,
Alſo iſt es auch kein Mährchen,
Was von Dir manch Vöglein ſingt:

Daß Du Deine Binde rückeſt,
Wägend nach den Spenden blickeſt,
Wie Dir Hinz und Kunz ſie bringt.

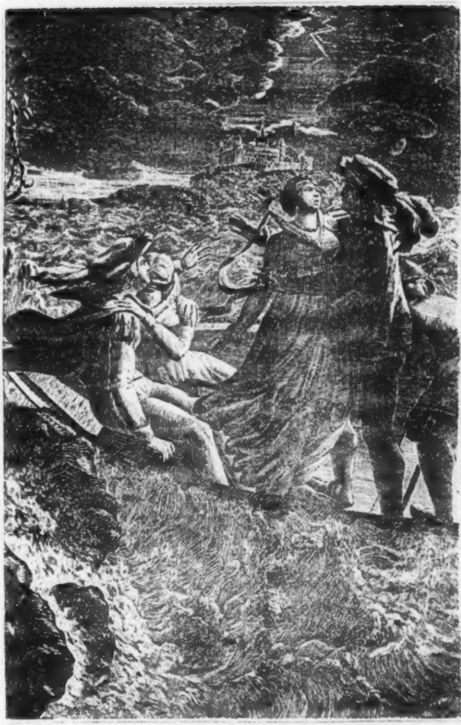
Aber lüfteſt, feine Dirne,
Du gleich manchmal Dir die Stirne,
Auf den Ohren bleibt Dein Tuch;
Denn Du ſcheinſt oft taub und höreſt,
Wenn Du X in U verkehreſt,
Nicht der Unterdrückten Fluch.

Hörſt nicht Sprache deutſcher Leute,
Deine Red' iſt d'rum noch heute
Solch ein kauderwälſcher Ton,
Als wär'ſt Du mit Hark' und Beſen
Tagelöhnerin geweſen
Bei dem Thurm zu Babylon.

Tändle nicht gleich einem Kinde!
Wirf nur vollends weg die Binde:
Denn Dein Ohr ſoll offen ſeyn!
Höre zu, wie Männer ſprechen,
Die ihr Deutſch nicht radebrechen,
Und wie ſie ſprich deutſch und rein!"

Die Schluß-Aufforderung wäre noch heut zu beherzigen, denn gar oft müſſen Viele ſich richterliche Urtheile erſt in's Verſtändliche übertragen laſſen.

Mit ſeiner Entführten lebte Langbein in glücklicher, doch kinderloſer Ehe, und dieſen Mangel beklagte er nicht: er war ihm ſogar beruhigend, je höher ſein Alter ſtieg, denn die Anſprüche der Erziehung und der Jugend ſteigerten ſich immer ſchneller. Die Frau, antheilsvoll für ſeine Dichtungen, befleißigte ſich der achtſamſten Pflege für den herzlich von ihr geachteten Mann; die ſorglichſte Sparſamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren. Romane, die Langbein ſchrieb, halfen mit dem mäßigen Honorar nicht allzeit aus, auch zeigte während des Jahrzehends nach 1806 der Buchhandel wenig Unternehmungsluſt. Da war es mir nun ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer den Antrag machte: daß Langbein Balladen dichten und ich Holzſchnitte dazu geben möge. Zur Ausführung dieſes Plans vollendete Langbein nur drei Gedichte und erhielt für jedes das beſtimmte Honorar von drei Friedrichsd'or. Nur zu der erſten Ballade: „Der Gewitterſturm", den Untergang zweier Brautpaare an ihrem Hochzeitstage bei einer Luſtfahrt auf dem plötzlich wildſtürmenden See ſchildernd, entſtand auch das Bild,



weil Maurer nachher doch das Unternehmen als zu gewagt betrachtete. Jene Jugendarbeit blieb bisher unbenutzt; ich will davon bei dieſer Gelegenheit mit Hinweiſung auf das Gedicht wenigſtens ein Bruchſtück ſchauen laſſen, nur ein Bruchſtück, denn das Ganze iſt größer als der Seiten-Raum unſres Büchleins.

Weil nun bei den Verhältniſſen Langbein's die Dürftigkeit empfindlicher wurde, bemühten ſich mehrere Perſonen um ein Aemtchen für ihn. Nach mißlungenen Verſuchen bot man ihm endlich im Jahre 1820 die Stelle eines Cenſors ſchönwiſſenſchaftlichen Bereichs, und wie erſchreckend dies ſeyn mußte, ſich und ſeine Frau von der ſchweren Sorge um das tägliche Brod zu befreien war die Annahme unerläßlich. Neben dem geringen Gehalt hatte Langbein für jeden geleſenen Druckbogen drei Groſchen amtliche Gebühren zu fordern von den Schriftſtellern oder Verlegern, und die ſchöne Handſchrift ſeiner Quittungen verrieth nichts von den Seufzern dabei. — Wer aus Erfahrung weiß, was es heißt, nach den Cenſur-Beſtimmungen von 1819 und deren peinlicher Auslegung zu handeln, der hatte es zu bewundern, wie Langbein ohne ehrenwidrige Unterthänigkeit der Macht gegenüber ſich bei dienſtlichen Anfechtungen benahm. Was durch ſein „Imprimatur" freigegeben war, das vertheidigte der ſonſt ſo friedliche und ſcheue kleine Mann mit dem eifrigſten Muth, der zähſten Ausdauer, und wenn die Schriftſteller dies rühmten, hat man doch auch den Behörden nachzuſagen, daß ſie Langbein's kräftiger Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Doppelpflichten meiſtens ihr Recht ſchweigend zuerkannten.

Langbein hatte nun eine etwas räumlichere Wohnung im oberſten Stockwerk eines Hauſes unter den Linden, ich hatte mich zu minder entbehrungsvollen Zuſtänden durchgearbeitet, und wenn wir jezt zuſammenkamen, brauchten wir nicht mehr ſo ſtrenge karggemeſſen haushälteriſch zu ſeyn; doch haben wir einmal das ſonſtige Verfahren in einem Lebehoch für Apoll und die Muſen jubelnd nachgeahmt.

Eine Geſammt-Ausgabe ſeiner Schriften ward nun Langbein's lezter Wunſch, ein Verleger wurde aber vergeblich geſucht, und daß ich es ſelbſt werden konnte, dazu reichten damals meine Mittel nicht. Als er mir nun eines Abends eine ohne Unterſchrift des Abſenders ihm zugeſchickte Anmahnung zeigte, ſchrieb er auf der Frau und mein Zureden die von mir durch den „Geſellſchafter" (1823. Bl. 73) verbreitete Anzeige:

„Antwort auf eine namenloſe Zuſchrift.

Von ungenannten Freunden ward ich heute ſchriftlich aufgefordert, eine Geſammt-Ausgabe meiner Schriften zu veranſtalten. Ich bin gern bereit, ſobald ich eine rechtliche Buchhandlung zur Uebernahme des Verlags bereit finde.

Berlin, den 27. April 1833. A. F. E. Langbein.'‘

Auch dieſe Aufforderung blieb ohne Wirkung, und erſt nach Langbein's Tode fand ſich der Verleger (Scheible in Stuttgart), wodurch jedenfalls Langbein's Wittwe ſich eines namhaften Vermächtniſſes erfreuen durfte. Auf jene Geſammt-Ausgabe von Langbein's Schriften zeige ich hin, will nur, um ſeine Geſinnnung deutlich werden zu laſſen, zwei ſeiner Lieder hier anſchließen.

Freiheit.

1792.

„Die Freiheit lebe!“ hört man jetzt
Von einem Pol zum andern tönen,
Und Dolch und Schwerter ſind gewetzt
Um übermüth'gem Wahn zu fröhnen. —

Wohl Dem, den nicht ſein Schickſal zwang,
Im Drang des Truggewühls zu beben,
Der ſich das Himmelsglück errang
In eig'ner Freiheit ſtill zu leben.

Der, fern von Sorgenquälerei,
Den innern Freudenquell entdecket,
Den nie des Hahnes Frühgeſchrei
Zum Kampf der Ehrſucht auferwecket.

Der ohne Grillenfang und Neid,
Dem eitlen Trachten nie verbündet,
Sich ſelber durch Zufriedenheit
Ein Königreich des Geiſtes gründet.

Der ohne Knechtesſinn das thut,
Was recht iſt, der vor Niemand zittert,
Und deſſen treuen Wahrheitsmuth
Sogar nicht Todesfurcht erſchüttert. —

Wer ſich ſo frei weiß, gönnt es ganz
Den Fürſten, daß ſie Fürſten bleiben,
Und ſich bei Kron' und Scepterglanz
Von Gottes Gnaden ferner ſchreiben.

Von Gottes Gnaden iſt auch Er,
Ein Mann, der ohne kriechend Neigen
Es wagen darf, ſich feſt und hehr
Vor jedem Fürſtenthron zu zeigen.

Den Zufriedenen.

Das einz'ge Wort: zuſrieden,
Spricht unſre Weisheit aus:
Wir ſeufzen doch hienieden
Vom Glück nicht viel heraus.
Es führt nur ſchwere Karren,
Von Gold- und Silberbarren
Dem Dummkopf oder Narren,
Indem er ſchläft, in's Haus.

Laßt dieſe Wagen rollen
Und treibt darüber Scherz!
Man ſieht ſie oft verzollen
Mit namenloſem Schmerz.
Schön iſt es, ſolche Frachten
Mit Hochſinn zu verachten:
Für alles Gold der Schachten
Kauft man kein frohes Herz.

Zu ſchwacher Seelen Schrecken
Stürzt manches Luftſchloß hin,
Doch ſolche Trümmer decken
Nie unſern heitern Sinn.
Frei von des Kleinmuths Zügel,
Erhebt mit leichtem Flügel
Er ſich auf Blumenhügel
Der Lieb' und Freundſchaft hin.

Dort laßt uns Hütten bauen,
Fern von der Wünſche Strand;
Beſeligend Vertrauen
Iſt dort uns Felſenwand,
Und innig Herzgekoſe
Macht unter'm Dache von Mooſe
Zum Edelſtein die Roſe
Aus treuer Liebe Hand.

Drum, Prunk, ſind wir geſchieden,
Gieb, wo Du willſt, Beſuch;
Das einz'ge Wort: zuſrieden!
Bleibt unſer Sittenſpruch.
Nur klein ſey unſre Habe,
Doch folg' uns einſt zum Grabe
Der Liebe Thränengabe
Und keines Menſchen Fluch!

Die Erfüllung ſeines letzten Wunſches hatte Langbein alſo nicht erlebt, was mit zu ſeinem ungünſtigen Schickſal gehört, das er in Fleiß und Entſagung ungebeugt ertrug. Wer jedoch wie ich faſt dreiſzig Jahre ihm in Freundſchaft verbunden war, dem mußte in ſeinen Geſichtszügen das Weh aus Sorgen und Gram immer deutlicher werden. — Für ſein Grab haben Freunde ein ſchlichtes Denkmal vermittelt, aber ſicherer ſollte dem Mann, der in ſehr ernſten Zeiten Vielen die Hoffnung und den Frohſinn ſtärkte, ein geſegnet Andenken durch ſeine Werke bleiben. In ſeiner Weiſe iſt er durch manche Gabe noch immer ein unübertroffener Dichter, immer zugleich der liebenswürdigſte Menſch voll herzlichen Gemüths. Sein Einfluß auf Familienkreiſe war zu Anfang dieſes Jahrhunderts bedeutend, und vielleicht wird er wieder mächtiger, wenn wieder mehr Bindung und Innigkeit einkehrt in häusliche Verhältniſſe, die vorzugsweiſe uns reinſte und hülfreichſte Freudigkeit gewähren. Mög' es ſo geſchehen! — und dieſen Ausruf zu bekräftigen, füge ich nur noch einen Vers von Langbein an:

„Mag uns des Lebens Sturm umwüthen,
Uns Glück und Heil zu Boden weh'n,
Soll doch des Friedens Baum voll Blüthen
Im Reiche des Gemüthes ſteh'n.
Je mehr der Wohlfahrt Säulen ſchwanken,
Je feſter ſoll zum Bund der Noth
Sich Herz an Herz mit Liebe ranken,
Und nichts ſie trennen als der Tod.“

Gz.

Die Buſchmühle.

Wahrhafte Criminalgeſchichte.

In einem Dorfe nicht weit von Copenhagen lebte vor etwa ſechzig Jahren eine Bauersfrau von mittlerem Alter, die, bei einem anſehnlichen Vermögen, von ihren Nachbarn wegen ihres heftigen Charakters nicht wohl gelitten war. Ihren Mann, der ſie als Wittwe geheirathet hatte, behandelte Martha mit der größten Herabſetzung; weit mehr galt bei ihr Lorenz, ihr Knecht, ein roher, dem Trunk ergebener Menſch, der es verſtand, durch Schlauheit und Augendienſt die Hausfrau zu gewinnen.

Martha hatte nur ein Kind, einen Sohn aus ihrer erſten Ehe, der Peter hieß. Es war ein guter, arbeitſamer Burſche von zwanzig Jahren, aber etwas ſchwach am Verſtande. Auch er mußte von den Launen der Mutter viel ausſtehen, um ſo mehr, als ihr Vertrauter ihm nicht wohl wollte. Beſonders reizte Peter den mütterlichen Unwillen dadurch, daß er zu einer armen Waiſe, Namens

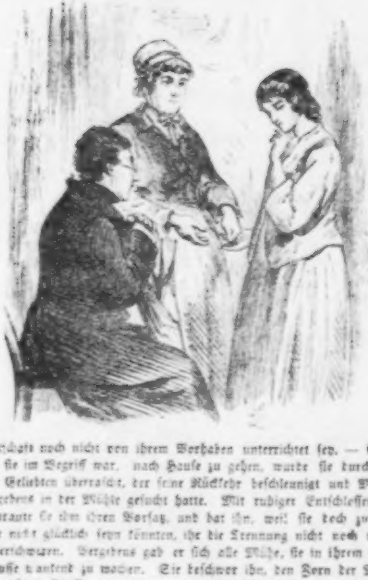
Maria, heimliche Neigung gefaßt und ihr die Ehe verſprochen hatte. Dies arme Mädchen diente in der Buſchmühle, eine halbe Meile von Martha's Wohnort. Das hochmüthige Weib hielt ſich durch eine ſolche Verbindung für entehrt und alle Bemühungen, ihre Zuſtimmung zu erlangen, waren bei ihrem Eigenſinn fruchtlos. Unzählige Male verwünſchte ſie laut die Verführerin ihres Sohnes vor allen Nachbarn, drohte, wenn dieſer nicht von ihr ablieſze, ihn zu enterben, und das ehrloſe Geſchöpf ſo lange zu verfolgen, bis ſie der Teufel hole. Bei dieſen Ausdrücken ihres Haſſes mochte vielleicht kein beſtimmter Vorſatz zum Grunde liegen; auch wäre es ihr nicht möglich geweſen, die Heirath zu hintertreiben, weil das Mädchen rechtſchaffen und unbeſcholten war, und Armuth keinen Einwand darbot, den die Geſetze in Schutz genommen hätten.

Peter hatte der Mutter oft verſichert, daß er nach ihrem Tode ſeine Maria unfehlbar heirathen würde. Um ihren Zorn nicht zu mehren, beſuchte er jedoch die Geliebte nur heimlich, was aber dem Müller zuwider war, und durch deſſen Hausgenoſſen das Mädchen in übles Gerede brachte. Maria entſchloß ſich nun zu einem entſcheidenden Schritt. Sie ging, als ſie wußte, daß Peter auf ein paar Tage nicht zu Hauſe ſeyn würde, zur Mutter, geſtand ihr Alles, und ſagte zuletzt: wenn die Heirath unmöglich ſey, wolle ſie dieſe Gegend verlaſſen, und ihren Aufenthalt verheimlichen, wozu ihr aber eine Hülfeleiſtung nothwendig ſey. Die Hoffnung, auf dieſe Weiſe ihre Abſicht zu erreichen, bewog die hartnäckige Mutter, Beiſtand zu verſprechen. Sie beſtellte Maria auf Morgen, einen Sonntag, zu ſich, und ſchickte ſie, gut bewirthet, in Begleitung des Lorenz nach der Buſchmühle zurück; dem Knecht trug Martha zugleich auf, der Müllerin in ihrem Namen zu ſagen, daß ſie Maria gut verſorgen würde.

Lorenz, etwas angetrunken, erlaubte ſich unterweges Unanſtändigkeiten, die Maria erſt gutmüthig, nachher mit bitterem Ernſt zurückwies. Dies veranlaßte zwiſchen Beiden eine Uneinigkeit, welche ſich ſo entſpann, daß ſie bei lautem Wortwechſel in der Mühle anlangten. Lorenz beſtellte mit ſichtbarem Verdruß ſeinen Auftrag und entfernte ſich, nachdem er im Beiſeyn des Müllers und ſeiner Frau der Maria ſchimpfend zugerufen hatte: „Solch ein' Menſch iſt ein Satansgezücht!“ — In den folgenden Tagen gab er ſich Mühe, der Hausfrau ihr Mitleid unter der Verſpiegelung auszureden, daß Maria ſie nur täuſchen wolle und gar nicht daran denke, ſich von ihrem Geliebten zu trennen. „Seyd keine Thörin!“ — ſprach er zu dem hochmüthigen Weibe — „und vertraut nicht den leeren Worten einer verlaufenen Dirne! Helft ihr nur erſt aus der Noth, nachher wird ſie Euch auslachen. und jeder Vernünftige muß glauben, daß Ihr im Herzen geneigt ſeyd, dem ſauberen Paare nachzugeben!“

Die böſe Saat war nicht vergebens ausgeſtreut, vielmehr erſtickte ſie bei der Hartherzigen ſchnell den Keim des beſſeren Gefühls, den Maria's Thränen hervorgelockt hatten. Die Furcht, ſchwach zu ſcheinen, verleitet oft zur Grauſamkeit. Schon bereute Martha ihr Verſprechen, und ſie würde ohne Bedenken ihr Wort gebrochen haben, wenn ſie nicht dem Müller und ſeiner Frau ſelbſt davon hätte Nachricht geben laſſen. Um nun nicht wortbrüchig zu werden, gab Lorenz ihr den Rath, Maria, unter der Bedingung, ſich ſchnell aus der Gegend zu entfernen, mit einer hinreichenden Summe zu unterſtützen. Martha billigte den Vorſchlag, und erklärte, daß ſie gleich bei der nächſten Unterredung mit Maria ihn in's Werk ſetzen wolle. — „Und wie viel“ — fragte Lorenz — „wäret Ihr denn willens, daran zu wenden? Peter kehrt Dienſtag von der Reiſe zurück, und ſehen ſie einander wieder, ſo begreift Ihr, daß aus der Trennung nichts wird, wenn er hört, daß Ihr Euch des Mädchens angenommen habt. Bezahlen müßt Ihr nun einmal Euer thörigtes Verſprechen, und wenn Ihr nicht knickern wollt, ſo kann ſie wohl ſchon Montag abfahren.“ — Martha verſtand ſich endlich dazu, funfzig Thaler zu zahlen, wenn Maria ihr nie wieder vor die Augen käme und im Beiſeyn des Predigers verſpräche, allen Umgang mit Peter aufzugeben. — „Wohlan!“ erwiederte Lorenz, „um ſolchen Preis iſt es leicht, die Feindin Eurer Ruhe auf die Seite zu bringen.“ — Dieſe Unterredungen wurden in der Folge von Martha ſelbſt mit allen Umſtänden erzählt, und Lorenz konnte ſie nicht beſtreiten.

Am Sonntag fand ſich Maria in Martha's Hauſe ein. Sie wurde hier gut aufgenommen, und im Beiſeyn des Dorfſchulzen machte ihr die Mutter den erwähnten Antrag. Nicht ohne Thränen nahm ſie den Vorſchlag an, und verſprach, ihre Verbindung mit Peter gänzlich abzubrechen. Sie wiederholte dieſe Erklärung vor dem Prediger des Orts, und nun zahlte ihr Martha die angebotene Summe aus. Das Mädchen beſuchte noch einige Bekannte im Dorfe, denen ſie auch ihren Entſchluß, am folgenden Morgen die Gegend zu verlaſſen, unaufgefordert mittheilte. Es war ein kalter, nebeligter Herbſttag; der Abend nahte heran, und es hatte abwechſelnd geregnet. Eine Bauersfrau redete ihr zu, die Nacht bei ihr im Dorfe zu bleiben, was ſie aber mit der Bemerkung ablehnte, daß ihre Brod-



herrſchaft noch nicht von ihrem Vorhaben unterrichtet ſey. — Eben als ſie im Begriff war, nach Hauſe zu gehen, wurde ſie durch ihren Geliebten überraſcht, der ſeine Rückkehr beſchleunigt und Maria vergebens in der Mühle geſucht hatte. Mit ruhiger Entſchloſſenheit vertraute ſie ihm ihren Vorſatz, und bat ihn, weil ſie doch zuſammen nicht glücklich ſeyn könnten, ihr die Trennung nicht noch mehr zu erſchweren. Vergebens gab er ſich alle Mühe, ſie in ihrem Entſchluſſe wankend zu machen. Sie beſchwor ihn, den Zorn der Mutter nicht auf's Neue zu erregen, und es dieſer lieber zu verbergen, daß ſie einander nochmals geſprochen hätten. Er drang darauf, ſie, da es ſchon dunkel geworden war, bis zur Mühle zu begleiten; ſie geſtattete dies, nach langem Widerſtreben, erſt dann, als er verſicherte, daß er denſelben Abend nicht zu den Eltern zurückkehren wolle, da ſie ihn noch nicht erwarteten.

Peter betheuerte in der Folge, daß unterweges das Geſpräch mit Maria keine andere Wendung genommen, ſie vielmehr auf ſeine Bitten und Schwüre mit vollkommener Faſſung erklärt habe: Sie wolle und dürfe nicht länger den Frieden zwiſchen ihm und ſeiner Mutter ſtören, da ſich kein Mittel habe finden laſſen, dieſe zu verſöhnen, als indem ſie je eher, je lieber ſich in die Fremde begebe. Sein erneuertes Verſprechen, keiner Andern jemals ſeine Hand zu reichen, habe ſie abgelehnt, und auf das Begehren, ihm ihren künftigen Aufenthalt anzuzeigen, nur erwiedert: „Gott kennt ihn, ich kenn' ihn noch nicht!“ So wären ſie an den Fußſteig gelangt, welcher von der Landſtraße durch ein Gebüſch zu der ſogenannten Buſchmühle führte, wo Maria mit einer liebevollen Umarmung und den heißeſten Wünſchen für ſein künftiges Glück von ihm geſchieden ſey.

Lorenz war an dieſem Sonntage, noch vor Maria's Ankunft, unter dem Vorgeben ausgegangen, daß er in einem Dorfe, unweit der Buſchmühle, einen alten Kameraden beſuchen wolle. Kurz vorher hatte er von einem Nachbar ein Beil geliehen und es ſorgfältig geſchärft. — Der Müller und ſeine Frau hatten denſelben Sonntag bei einer Kindtaufe zugebracht und den Mühlburſchen allein zu Hauſe gelaſſen. Bei ihrer ſpäten Rückkehr wunderten ſie ſich, ihre Magd, wider Gewohnheit, abweſend zu finden. Sie beruhigten ſich jedoch durch die Vorſtellung, daß ſie wegen des ſchlechten Wetters über Nacht im Dorfe geblieben ſey. Als ſie aber auch am folgenden Morgen ſich nicht wieder einfand, und man erfuhr, daß ſie ſchon am Abend ſich nach Hauſe begeben, glaubte der Müller, Maria habe in ihrem Liebesgram ſich ſelbſt ein Leids angethan. Er ſtellte daher überall Nachforſchungen an, und noch an demſelben Vormittag ward die Vermißte gefunden. Ihr entſeelter Körper lag, unweit der Mühle, unter einem Haufen abgefallener Blätter, welche, wie man deutlich ſah, in der Eile zuſammengerafft waren. An der Schläfe zeigte ſich eine einzige Quetſchung, die, nach dem Ermeſſen der Sachverſtändigen bei Unterſuchung der Leiche, von einem ſtumpfen Werkzeuge, zum Beiſpiel einem Hammer, herrührte und den Tod unbedingt zur Folge haben mußte. Das von Martha empfangene Geld wurde bei der Entſeelten nicht gefunden. Dieſer Umſtand begründete den Verdacht, ſie ſey erſchlagen worden, um ſie zu berauben. Auch den Thäter glaubte man entdeckt zu haben, als man in einem Graben neben dem zur Buſchmühle führenden Fußſteig ein Beil fand, deſſen Heft unverkennbar zeigte, daß es Blutflecken gehabt, die mit den Händen verwiſcht waren. Dieſes Beil wurde nämlich vom Eigenthümer und deſſen Hausgenoſſen für daſſelbe anerkannt, welches Lorenz am Sonntag mitgenommen, als er angeblich einen Beſuch in dem Dorfe bei der Buſchmühle abſtatten wollte. Auch ward einſtimmig bekundet, daß, als Lorenz das Beil empfangen, kein Blut daran geweſen ſey, und dies hatte alle Wahrſcheinlichkeit, da das Heft ganz neu war.

Zufolge dieſer Umſtände wurden Lorenz, Martha und ihr Sohn wegen des vorgefallenen Mordes zur Unterſuchung gezogen. Nach der Anſicht des öffentlichen Anklägers war Lorenz durch das gefundene Beil der That überwieſen; Martha, die erklärte Feindin der Erſchlagenen, ſchien die Urheberin des Verbrechens, und gegen Peter ſprachen manche Thatſachen, über welche es dem beſtürzten Jüngling unmöglich war, ſich genügend zu rechtfertigen: Er war früher zurückgekehrt, als man ihn erwartete; er hatte, ungeachtet ſeines Verhältniſſes zu Maria, die letzte Unterredung ſchon am Eingang des Gebüſches abgebrochen, ſie nicht bis in die Mühle begleitet, und ſelbſt ſeine eigene Ausſage nahm gegen ihn ein. — „Als ich Maria verließ“ — ſagte er im Verhör — „waren wir auf dem Fußſteige, kaum zwanzig Schritte von der Landſtraße. Sie wollte nicht zugeben, daß ich weiter mit ihr ginge, und ſie hatte nur noch etwa hundert Schritte bis zu ihrer Wohnung. Ich war ſehr betrübt, weil ich ſie nicht wiederſehen ſollte, und blieb ſtehen, um ſie noch vor Augen zu behalten. Gleich darauf hörte ich ein Mal laut aufſchreien und glaubte, es ſey Maria's Stimme. Ich ging deshalb etwas näher; als ich aber weiter nicht das Geringſte hörte, meinte ich, der Mühlburſche hatte vielleicht das Mädchen im Scherz erſchreckt, und kehrte, da es regnete, ſchnell wieder um. Kaum hatte ich die Landſtraße erreicht, ſo hörte ich Jemand auf dem Fußſteige aus dem Gebüſch laufen; es war zu dunkel, um ihn genau zu erkennen, doch kam es mir vor, es wäre Lorenz. Indem er neben mir vorbei rannte, rief ich ihn an, er aber antwortete nicht, und eilte aus allen Kräften unſerm Dorfe zu, ſo daß ich ihn nicht einholen konnte. Es war mir unheimlich bei dem Gedanken, daß Lorenz der Maria allein im Gebüſch begegnet ſey; denn ich wußte, daß er ſo wenig, wie meine Mutter, gute Geſinnung gegen ſie hatte. Doch konnte ich nicht an einen Todtſchlag denken; auch traue ich dem Lorenz, obſchon er mein Feind iſt, kein ſolches Verbrechen zu, noch weniger aber meiner Mutter.“

Lorenz leugnete nicht, in dem entſcheidenden Augenblick im Gebüſch geweſen und auf das Zurufen eines Unbekannten, ohne dieſem Rede zu ſtehen, ſchnell nach Hauſe gelaufen zu ſeyn; dies ſey aber nicht aus Angſt geſchehen, ſondern weil es regnete und ſchon ſpät war. Ein Geſchrei wollte er nicht vernommen haben. Das ihm vorgewieſene Beil erkannte er ſogleich und ohne Verlegenheit für das ſeinige, welches er, da er etwas berauſcht geweſen, indem er auf dem ſchlüpfrigen Fußſteig gefallen ſey, verloren und nachher vergebens geſucht habe. Es ſey von ihm in der Abſicht mitgenommen worden, ſeinem Kameraden, den er beſuchte, bei der Verfertigung eines Pfluges zu helfen. Da aber hiervon unter ihnen niemals die Rede geweſen war, galt dies nur für eine leere Ausflucht. Man hielt ihm vor, daß er eine beſondere Veranlaſſung gehabt haben müſſe, um des Abends im Finſtern ſich in das Gebüſch zu begeben. Anfangs verſtummte er, dann gab er die Antwort: daß, weil er betrunken geweſen, er darüber nichts wiſſe; er könne ſich vielleicht im Dunkeln verirrt haben. Dies ſchien aber unglaublich, weil aus dem Dorfe, das er vor Abend verlaſſen, ein breiter Fahrweg, welcher nicht durch den Buſch führte, der nächſte war, den er nach Hauſe einſchlagen konnte. Wovon das Blut am Beil herrühre, wollte er auch nicht wiſſen; zuletzt behauptete er, daß er vom Naſenbluten befallen worden ſey. Mit der Verſicherung, am Sonntage Maria nicht geſehen zu haben, und nicht das Geringſte von der Urſach ihres Todes zu wiſſen, betheuerte er fortwährend ſeine Unſchuld. Aber ſeine vielfachen Ausreden und Widerſprüche, ſein rohes und ungeſtümes Betragen in den Verhören, und ſein früheres Leben, da er ſchon einmal wegen Diebſtahls Strafe erlitten, waren nicht geeignet, ihm Glaubhaftigkeit zu gewinnen.

Martha zeigte während der ganzen Unterſuchung ein ſo auffallendes Benehmen, daß es ſchwer zu errathen war, ob ihre Ruhe erkünſtelt oder die Folge eines guten Gewiſſens ſey. Sonſt ſo heftig und hochmüthig, blieb ſie jetzt bei jedem Verhör in der größten Kaltblütigkeit, und war ganz unbekümmert darüber, daß Jemand ſie für die Anſtifterin einer Mordthat halten könne. Sie meinte im Gegentheil, daß, nachdem ſie Maria abgefunden, und dieſe bereit geweſen, die Gegend zu verlaſſen, keine Urſache vorhanden ſey, einer Perſon den Tod zu wünſchen, mit der ſie nur wegen des Verhältniſſes mit ihrem Sohne unzufrieden geworden wäre. Indeß verwickelte auch Martha ſich in Widerſprüche und vermehrte dadurch den Argwohn, daß ſie den Knecht, der ihr ganzes [illegible] beſaß, veranlaßt hätte, die Unglückliche [illegible] eine [illegible] wegzubringen, und daß die erzählte [illegible] nur ein [illegible] geweſen ſey, Maria ſicher zu machen [illegible] aus dem Hauſe zu locken, und den Verdacht von der Urheberin abzuwälzen.

Dem öffentlichen Ankläger war es, wenn man den bei jeder Criminal-Unterſuchung gewöhnlichen Gang kennt, wohl zu verzeihen, daß er ſich nicht ganz frei hielt von dichteriſcher Schlußfolge, zu welcher alle Ausmittelungen ſo viel Stoff gaben. Lorenz und Martha hatten durch ihre Ausſagen die Ueberzeugung veranlaßt, daß ſie die Wahrheit in Hartnäckigkeit verleugneten. Der Richter ließ ſie daher bei Waſſer und Brod ſtreng einſperren, um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Das däniſche Geſetz legt das größte Gewicht auf das Bekenntniß eines Angeklagten, ſetzt aber anderer Seits voraus, daß dieſes ungezwungen und mit ruhiger Ueberlegung abgegeben ſeyn müſſe. Ein ſogenanntes freiwilliges Geſtändniß, durch Hunger oder Peitſchenhiebe veranlaßt, iſt mit der dortigen öffentlichen Rechtspflege, die jeden Angeklagten vor Gewaltthätigkeiten ſchützt, ganz unverträglich. In dieſem Fall war übrigens der Mißbrauch auch ohne Erfolg; denn die beiden Angeklagten verſicherten fortwährend ihre Unſchuld, und ihr Vertheidiger, welcher in Dänemark von Anfang der Sache bei allen Verhören zugegen geweſen ſeyn muß, bemerkte ſehr richtig, daß es von keinem Angeſchuldigten verlangt werden könne, alle Räthſel und Zweifel zu löſen, die nur daraus entſtänden, daß man eine Schuld vorausſetze, ſtatt ſie zu beweiſen.

Dieſe Rechtsſache hatte natürlich die höchſte Aufmerkſamkeit erregt, und war mit einer Ausführlichkeit erörtert worden, die man in ähnlichen Fällen für Genauigkeit hält. Niemand bezweifelte dabei, daß Lorenz die unglückliche Maria ermordet habe, entweder auf Zureden der ihm ſo ergebenen Martha, oder ſich in den Beſitz des Geldes zu ſetzen, welches, wie er wußte, an dem verhängnißvollen Tage der Erſteren ausbezahlt war, und ſo wird Jedem das Urtheil in erſter Inſtanz von ſelbſt einleuchten.

Hat einmal eine vorgefaßte Meinung Glauben gefunden, ſo gehört faſt ein Wunder dazu, ſie zu widerlegen. Jeder ſpricht dann von ſeiner innern Ueberzeugung und will nicht anders überzeugt ſeyn; ſtützt ſich aber das allgemeine Urtheil auf zweckwidrige oder übereilte Handlungen öffentlicher Beamteten, ſo iſt das Uebel mehrentheils unheilbar, weil dieſe, um folgerecht zu erſcheinen, Alles daran ſetzen, ihrer Unbeſonnenheit den Anſchein ſtrenger Gerechtigkeit zu verſchaffen. — Um ähnlichen Menſchlichkeiten oder Unmenſchlichkeiten vorzubeugen, enthält die däniſche Strafgerichts-Pflege eine weiſe Anordnung. So wie in allen wichtigen Fällen in erſter Inſtanz die Unterſuchung von einer andern Behörde geführt wird, als die, welche das Verhafts-Dekret erlaſſen hat, ſo iſt auch das Geſchäft des Richterſtuhls, wo man das erſte Erkenntniß fällte, in der Sache zu Ende, ſobald letzteres bekannt gemacht iſt. Vor dem höchſten Gerichtshofe, dem die endliche Entſcheidung zukommt, wird jedesmal ein neuer Ankläger und ein neuer Vertheidiger beſtellt. Dieſem liegt nun die Pflicht ob, die früheren Verhandlungen nach den Vorſchriften der Geſetze und der unbefangenen Auffaſſung genau zu prüfen, und bei der öffentlichen Darſtellung der Sache jeden Mißgriff nachzuweiſen. Dänemarks Geſetzgeber glaubten, daß Beamtete als Menſchen leicht irren, daß es aber dem Staate zukomme, allen unſeligen Folgen ihrer Irrthümer bei Zeiten vorzubeugen. Der Ankläger der Beſchuldigten vor dem höchſten Gerichtshofe iſt alſo in der That Ankläger gegen jeden Beamteten, welcher in der vorigen Inſtanz zu viel oder zu wenig in der Sache gethan, oder die Erörterung irgend einer Thatſache unvollkommen gelaſſen hat. Findet aber der Vertheidiger ſich zu ähnlichen Rügen veranlaßt, ſo iſt es des Anklägers Sache, aus den Akten anzuführen, was für die früheren Maaßregeln ſpricht.

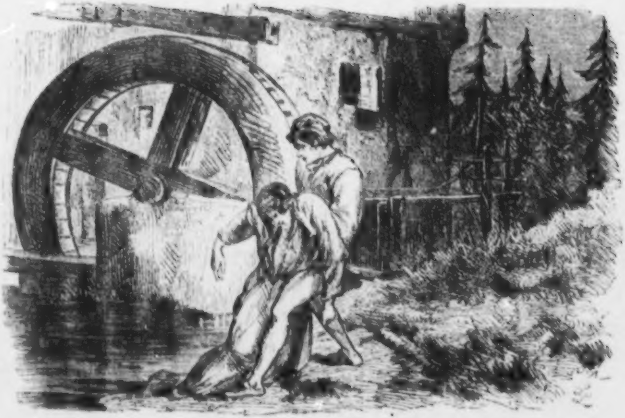
Die Vertheidigung der Angeklagten ſtützte ſich hier auf zwei Hauptgründe, von welcher jeder in Dänemark genügt, alle Strafe zu verwerfen. Der Thatbeſtand war erſtens ganz unerwieſen, und demnächſt wurden die Beweisgründe gegen die Beſchuldigten unzulänglich. Nach dem Befundſcheine ſollte der Tod aus dem einzigen Schlage an der Schläfe entſtanden ſeyn, deſſen Spur ſich durch die vorgefundene Quetſchung verrieth; andere Verletzungen hatte man am Leichnam nicht entdeckt. Aber die Anſicht und Größe dieſer Quetſchung ließen wahrnehmen, daß ſie nicht mit einem Schlage von dem vorgewieſenen Beile hervor gebracht ſeyn könne. Eben ſo gegründet und bedeutend war die Bemerkung, daß, weil die Haut am Kopfe unverletzt war, das am Beile klebende Blut nicht von der Erſchlagenen ſey. Hiermit ſtimmte auch die Ausſage des Lorenz in den letzteren Verhören überein, nach welcher er in der Abſicht, Birkenholz im Gebüſch zu entwenden, Abends mit dem Beile hingegangen ſey, und ſich dabei in den Finger gehauen habe. Die nicht ungegründete Furcht, für dies Vergehen hart beſtraft zu werden, hätte ihn bewogen, als er Maria ſchreien hörte, unverrichteter Sache davon zu laufen. Aus dieſem Geſichtspunkte konnte der Umſtand, daß Lorenz vorher im Dorfe das geliehene Beil geſchärft hatte, eher für als gegen ihn zeugen, weil dieſe Bemühung für ſeinen wirklichen Zweck nützlich, für den ihm untergelegten aber überflüſſig ſchien.

Der Vertheidiger zeigte ferner, daß alle aufgeſtellten Anzeichen nur deshalb überwiegend wären, weil man ſie mit einander willkürlich nach einer angenommenen Meinung zu verbinden ſuche. Er bewies zur Genüge, daß eine ſolche Zuſammenſtellung, die nicht unbedingt in den Umſtänden liegt, ſondern nur eine ausgeſprochene Meinung rechtfertigen ſoll, nicht geeignet ſey, die Wahrheit zu finden, und daß faſt alle Juſtiz-Morde aus einer ähnlichen falſchen Schlußfolge entſtanden wären.

Der höchſte Gerichtshof ſprach in Folge der Verhandlungen die drei Angeklagten von der Mordthat frei, weil da, wo es nicht erwieſen iſt, daß ein Mord vorgefallen, vernünftiger Weiſe auch kein Menſch als Mörder büßen darf. — Peter ward aber, weil er auf Maria's Geſchrei ihr nicht zu Hülfe gekommen, zur Erlegung der Geldſtrafe verurtheilt, welche das Geſetz in Dänemark über Jeden verhängt, der es unterläßt, eine augenſcheinliche Todesgefahr von einem Andern abzuwenden, wenn dieſer dabei umkommt. Zur Würdigung der däniſchen Rechtspflege verdient es hier noch erwähnt zu werden, daß dem Inſtruktions-Richter für die angewendeten Tortur-Mittel, durch daſſelbe Erkenntniß, eine bedeutende Geldſtrafe auferlegt ward.

Allgemein ſchrieb man die Freiſprechung der Angeklagten nicht ihrer Unſchuld, ſondern dem Scharfſinn und der Beredſamkeit ihres Vertheidigers zu. — Wenn das Vorurtheil eine Volksmenge einmal ergreift, ſo darf man ſie mit einem aufgerührten See vergleichen, von dem der Aberglaube meint, er könne nur durch ein ſchuldloſes Opfer zur Ruhe gebracht werden. Juriſten und Nicht-Juriſten ſträuben ſich nicht ſelten gegen die unleugbare Wahrheit, daß tauſend Scheingründe das wirkſame Daſeyn einer That nicht darthun. Dieſer Rechtsſatz kann auch zur Würdigung des Lieblingsſatzes dienen, daß, bei ausgemittelter Wahrſcheinlichkeit eines Verbrechens, die Anwendung der Strafe unbedenklich ſey, wenn der Angeſchuldigte durch ſeinen Charakter oder ſein Benehmen den Verdacht rechtfertigt. Aus Karls V Halsgerichts-Ordnung hat ſich dieſe Lehre in viele Strafgerichts-Ordnungen eingedrängt. Doch kann wohl unleugbar der ſchlechteſte Menſch, der eines Verbrechens bezichtigt wird, das er nicht verübt hat, geſetzlichen Schutz anſprechen, ſo wie umgekehrt der Ueberwieſene mit Recht verurtheilt wird, obgleich man ihm früher nichts Böſes zugetraut hat.

Eine geraume Zeit verſtrich; Martha war todt, Lorenz entfernt und die Sache vergeſſen, als ein Zufall, der öffentlich nicht zur



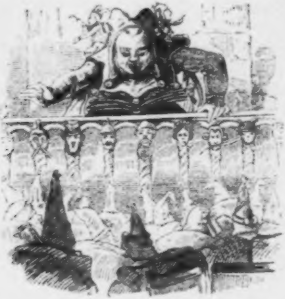
Sprache kam, das Räthſel löſete und die Gerechtigkeit der Freiſprechung erwies. — Es iſt bereits erwähnt worden, daß in der Buſchmühle an jenem merkwürdigen Sonntags-Abend nur ein Menſch zu Hauſe war, nämlich der Müllerburſche. Dieſem hatte ſein Herr bei dem Weggehen eingeſchärft — was ihm auch früher oft geſagt war — ein Brett, welches dicht am Mühlrade über dem Graben lag, vor Abend wegzunehmen, damit Niemand auf dieſem Wege in den Hof gelangen oder unglücklich ſeyn möchte. Der Burſche hatte dies vergeſſen; Maria war auf dem ſchlüpfrigen Brette ausgeglitten, und mit der Schläfe auf den Kopf eines großen Nagels ſo heftig herabgeſtürzt, daß ſie gleich nach dem erſten Angſtgeſchrei ſtarb. Um nicht Verdruß zu haben, hatte der erſchrockene Jüngling die Entſeelte aus dem Waſſer in das Gebüſch geſchleppt und in Angſt und Eile mit abgefallenem Laub zu bedecken geſucht. Als er dabei ihr Mieder aufgeriſſen, fiel ihm das Geld, das ſie hineingeſteckt hatte, nämlich ein Beutelchen mit Goldſtücken, in die Hände. Da nun ſein Geſtändniß ihm Strafe zugezogen haben würde, das Schweigen ihm hingegen eine Summe von funfzig Thalern eintrug, ſo entſchied er ſich für Letzteres und verbarg den Leichnam. So hatte alſo die Juſtiz in einem Fall, wo gar kein Verbrechen ſtatt fand, durch Verfolgung zweier Unſchuldigen die Entdeckung der Wahrheit, welcher ſie nachſtrebte, ſelber erſchwert.

Merkwürdig war das Ereigniß, durch welches die Verſehung den Einzigen, der den Hergang der Sache wußte, dahin brachte, das Unergründliche zu offenbaren. Der Müllerburſche war erkrankt nach dem Genuß giftiger Pilze, die von ihm nicht weit von der Stelle geſammelt waren, wohin er, mehrere Jahre zuvor, Maria's Leichnam gebracht hatte. In der Todesangſt betrachtete er ſein Unglück als eine Strafe des Himmels und ſuchte ſein Gewiſſen dadurch zu erleichtern, daß er, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, Alles entdeckte. Er betheuerte, daß, wenn einer von den Angeklagten verurtheilt worden wäre, er durch ein freimüthiges Bekenntniß dieſen gerettet haben würde. Zuverläſſiger als dies ſcheint es, daß der eigentliche Zuſammenhang ewig räthſelhaft blieb, wenn nicht die Pilze an jener Stelle geſammelt, oder ihm nicht übel bekommen wären. — An welchen zarten Fäden hängt die Wahrheit, und doch wagt es oft der Eigendünkel, allen Erfahrungen zum Trotz, ſeine Muthmaßungen und die Frucht unreiner Einbildung zum Urtheil zu erheben, im Wahne, dadurch Gerechtigkeit und Sicherheit zu fördern!

H. Wilſer.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)



Vorſichtige Widerlegung der verwegenen Anſicht, daß der Erdball zum Irrenhauſe der Welt beſtimmt ſey.

Hunderttauſend und noch etliche Bildniſſe von Leuten, die gern Spitzbuben werden möchten, aber dazu nicht die hinlänglich vortheilhafte Gelegenheit finden können.

Prozeß der Erfahrung gegen Einſicht und Vernunft, weil dieſe gewöhnlich erſt zu Leichtſinnigen kommen, wenn Hülfe nicht mehr möglich iſt.

Empfehlungs-Zeugniſſe für mehrere Zeitungen, auf Grund der Wahrnehmung: daß ſie jedenfalls unparteiiſch lügen.

Landkarte von der verkehrten Welt, zum Beweiſe, daß dieſe ganz und gar aus dem Reich der politiſchen und ſocialen Moden beſteht.

Neue Theaterpoſſen als Marterwerkzeuge für Geiſt und Sittlichkeit. Mit frechen Couplets von Schmachwucherern. Aus dem Hebräiſchen übertragen.

Galvanoplaſtiſches Meiſterſtück des Zeitgeiſtes im Vergolden des Windes und Schwindels.

Ueber die ſeit Jahrtauſenden offene Frage: Ob man wegen Fortſchritts hinſichtlich der Verſtändig- und Vernünftigkeit, genannt „Intelligenz", dem Staatswagen die Zugkraft vorn oder hinten anſpannen muß? Nicht klüglich aber kläglich unbeantwortet vertagt auch vom neunzehnten Jahrhundert nach dem Heiland.

Beſchreibung eines Erdtheils, wo ſich für Dummes die Begeiſterung und für Geiſtiges die Begeiferung angeſiedelt hat.

Schuldig gebliebene Antwort auf die Frage eines Mutterwitzlings: Ob es nicht beſſer ſey, nichts zu wiſſen, als nur ſo viel zu wiſſen wie manche Stubengelehrte?

Hülfloſe Heilungsmittel gegen den Erbwahn der Stockgläubigen: mit dem Teufel müſſe Gott gerettet werden.

Plan zu einer Anleihe von Geduld, deren Mittel gänzlich erſchöpft ſind in Betracht geiſtloſer und doch beliebter Vergnügungen.

Photographie einer Verſammlung ſolcher politiſchen Schulmeiſter, die ſich wie Schulbuben benehmen.

Redneriſche Begeiſterung für das Rechte und Gute, bei der nichts vom Geiſte bleibt, der das Rechte und Gute zu Stande bringen kann.

Fingerzeige auf hoher Herren Ueberſchätzung der Theaterſpieler, als Beweiſe einer Schwachmannheit, unfähig, Verdienſte, die ohne Prunk eindringlich wirken, zu erkennen und zu würdigen.

Eine Wage, die das Gewicht des Extremen in Vielrednerei und Vielkritik hinſichtlich der Wirkung beſtimmt, mit dem ſteten Ergebniß: Extreme berühren ſich, demnach iſt das Zuviel genau ſo viel wie Garnichts.

Staatskundlicher Beweis, daß unſre Gegenwart tauſendmal mehr Wert- als Geld-Millionaire hat.

Anhang zur zeitgemäßen Sprachlehre über das Ich, wonach es kein Für- ſondern ein Vorwort iſt, immer vorweg bezeugend: das majeſtätiſche Ich habe die Geſammtheit des Du, Er, Wir, Ihr und Sie nur als dienſtpflichtige Untergebene zu betrachten.

Ruhebänke für Solche, die ſich matt geredet und müde gelaufen haben auf dem endloſen Wege zur deutſchen Einigkeit.

Funfzigtauſend Partei-Reden aus der neueſten Zeit mit dem Titelſpruch von Goethe: „Sucht nur die Menſchen zu verwirren, ſie zu befriedigen iſt ſchwer."

Weltgeſchichtlicher Beweis durch „Friedensſchlüſſe auf ewige Zeit“, daß die Ewigkeit kürzer iſt als zehn Jahre.

Die Häßlichkeiten der „ſchönen Literatur“ in photographiſchen Nach- und Nachtbildern.

Maasſtab der Vernunft hinſichtlich ihres Wachsthums bei der Menſchheit. Mit dem Sinnſpruch: „Ich fühle meine Kleinheit in ihrer ganzen Größe.“

Zeugniſſe, daß an Denen, die durch „Reclame“ — zu deutſch: Dunſtprahlerei — in geiſtiger und leiblicher Hinſicht Hoff-Narren werden, Hopfen und Malz verloren iſt.

Till Eulenſpiegel's Forſchungen über ein kleines e zufolge des Ueblichen: daß die deutſche Einigkeit bei dem Vereinbaren ſtets zum Verneinbaren kommt.

Milliarden von Belegen zu dem vorſündfluthlichen und immer forterbenden Belieben einer Menſchenmenge, wonach ihre Schulzeit bei der Erfahrung faſt nur aus Ferien beſteht.

Lobrede über das Wirkſame mancher heutigen Weisheit zur Erziehung untüchtiger Narren.

Bildniſſe vieler Zukunft-Schneider, die das Gewand der Gegenwart völlig in „kleine Zuthaten“ für eigenen Vortheil verwandeln und verrechnen möchten.

Sehr heilſam klingende Reden, bei denen die Hoffnung wach, dann aber, unaufhörlich wiederholt, immer wieder eingeſchläfert wird, bis ein neuer Puff gleichen Erfolg hat.

Ein Bündel geheimer Gedanken, die man bei der gewährteſten Freiheit noch immer nicht aus der Zwangsjacke der Vorſicht entlaſſen darf.

Die Tretmühle, in welcher Männer, die gradaus redlich und offenherzig ohne Gunſtverknüpfungen durch die Verhältniſſe wollen. an dieſen ihre Kräfte in Entbehrung erfolglos abarbeiten.

Ausführliche Anweiſung zu einer zwangsweiſen Hungerkur für die über-dinirten und über-ſoupirten Magen der Hartherzigen unter den reichen Leuten.

Ein Wechſelſpiel politiſcher Götzen aus unſerer Zeit der Uebertreibungen. Mit einem Katechismus, bei dem nur alljährlich die Namen der Götzen zu verändern ſind.

Ein Thermometer, der den Unterſchied angiebt zwiſchen Kühle der Eigenſucht und Kühle der Erfahrung, in Bezug auf den Wirrwarrsbrei der Forderungs- und Genußſucht unſerer Tage.

Abbildungen einer Menge von verzerrten Antlitzen bei dem Vorſchlage, in geiſtiger Beziehung bei mancherlei Anläſſen rechts und links das Wort Mündigkeit in Mäuligkeit zu verwandeln.

Ein Heer von Paradeleuten, deren Thaten, nach dem Sprüchwort, wohl Hand und Fuß, aber nicht Kopf und Herz haben.

Naturgeſchichte der Dachs-Geſchöpfe, die eine Hälfte des Lebens verſchlafen, und in der andern Hälfte nur allerlei Fett ſammeln, um ſich im Schlafe zu nähren.

Das Einmal-Eins, welches lehrt, daß gar oft die Majorität noch lange keine Generalität iſt.

Eine in der nothwendigen Bewegung ſichere und gelinde Staatsmaſchine, die nicht durch Reiberei zur Räuberei wird an der Wohlfahrt der Völker.

Verſchiedene ſehr edle Hirngeſpinſte, die durch ihre Ueberſpanntheit bei der Ausbreitung unter die Volksmenge doch ſehr unedel wirken.

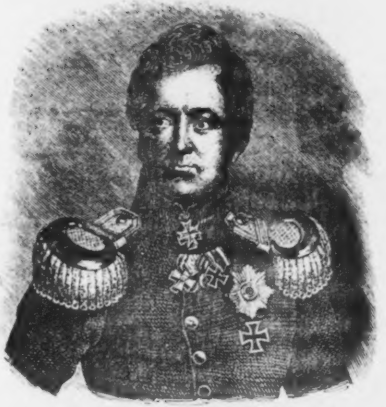
Beſchreibung eines maaßloſen Maasſtabes, aus einem Luftſchloß gefallen. Gewidmet den Despoten von Gottes und von Volkes Gnaden mit dem Ausruf des Geſchichtſchreibers Johannes Müller: „Fürſten von Staub, Völker von Staub, ſeyd mäßig!“ Gz.

Zwei Tage Lebens mit Gneiſenau.

Rückblick einer Greiſin.

Einen bedeutenden Mann kennen zu lernen in menſchlichen Verhältniſſen, die ſich Jedem auf die eine oder andere Weiſe darbieten, iſt gewiß nicht ohne Reiz, und es darf wohl geſagt werden, dieſer Reiz erhöht ſich bei einem Kriegshelden. Deshalb hoffe ich, man werde es freundlich geſtatten, wenn ich die Erlebniſſe zweier Tage, die mich mit der näheren Bekanntſchaft des Feldmarſchalls v. **Gneiſenau** beglückten, zu ſchildern ſuche, ſo gut ich dies vermag, und eigentlich gebe ich nur Blätter meines Tagebuchs.

Ich hatte den ruhmgekrönten Mann in Berlin und Breslau zuweilen in Geſellſchaft geſehen, und er hatte mich, derzeit noch ein junges Mädchen — jetzt bin ich eine alte Frau — wenig oder gar nicht beachtet, deſto mehr ich ihn. Mein Vetter, ein etwas ſchwärmeriſcher, alſo auch etwas ſeltſamer Lieutenant, war für Gneiſenau begeiſtert, und erzählte mir manchen hübſchen Zug von ihm, erzählte mir, wie dies bei begeiſterten Leuten in der Ordnung zu ſeyn ſcheint, Alles zehn Mal, auch wohl noch öfter; da iſt's begreiflich, daß es mir unvergeßlich wurde. — Einsmals berichtete der Vetter: „Geſtern ſagte ein alter Herr zum Feldmarſchall: „Es iſt doch das herrlichſte Zuſammentreffen, daß eben Sie dem Fürſten Blücher beigeſellt waren.“ Sehr ernſt antwortete Gneiſenau: „Ich denke nicht daß Sie zu Denen gehören, die ſich einreden ließen, ich hätte unſerm Blücher Feldzugs-Entwürfe gemacht: das wär' uns wahrſcheinlich weniger gut bekommen. Blücher hatte raſche Lichtgedanken, die man durch gelehrtes Militairweſen nur verderben konnte. Mit unſern Kunſtausdrücken war ihm nicht beizukommen, da würde er geantwortet haben: Nun, ſo ordnet Ihr in's Teufels Namen mit Eurer Weisheit die Dinge an; ich werde wie ein rechtſchaffener alter Huſar die Truppen gegen den Feind führen, ob ich aber dann nach Eurem Papier operire, das ſteht in der Macht Gottes und des Augenblicks. Sehen Sie“, fuhr Gneiſenau fort, „ich hatte die Gabe, Blücher's Lichtgedanken zu verſtehen, zu erfaſſen, ja ſie zu übertragen aus ſeinen faſt hieroglyphiſch zu nennenden Andeutungen in das Verſtändniß für all' die Andern, und das rechne ich mir zum groſſen Glück auf meinem Lebensgange.“ — Dieſe Aeußerung Gneiſenau's, ein ſchönes Zeugniß ſeiner Gerechtigkeit und Beſcheidenheit zugleich, brauchte ich aber gar nicht aus dem Gedächtniß zu entnehmen: ich ſchrieb ſie ohne Säumen genau ſo, wie ich ſie vom Vetter empfing, raſch in mein Tagebuch. Damit man mich aber nicht vorweg eine ſchwatzhafte Alte nenne, will ich lieber eine junge Schwatzhafte genannt ſeyn, denn das trifft doch nur meine Vergangenheit — ach, wäre ſie nochmals Gegenwart! Habe ich doch auch nur im Sinn, die Aufzeichnungen über zwei Freudentage mitzutheilen, und ich muß mir, ehe ich dies thue, noch eine kurze Vorrede erlauben.



Ich war in Schleſien zum Beſuch auf dem Schloß einer liebenswürdigen Familie, deren Gut an Groß-Erdmannsdorf, an das Beſitzthum Gneiſenau's grenzte. Ohne ihn hatte ich im Verein Mehrerer zweimal die Rieſenkoppe beſtiegen, aber das Schickſal beſtürmte uns mit ſo entſetzlich ſchlechtem Wetter, daß wir nach vielen Beſchwerden nichts ſahen als eiskalten Nebel. Der Wirth in der Hempelsbaude, der gehört hatte, daß wir die Mährchen vom Rübezahl belachten, erklärte uns nach der zweiten Rückkehr: wir trügen allein die Schuld des Unheils; Rübezahl habe ſich gerächt, denn es ſey irrig, wenn man glaube, er wäre nicht nach wie vor Herr in ſeinem Reich; er habe nur den Undank der Menſchen ſattſam erfahren, wolle Keinem mehr begegnen, herrſche aber unſichtbar. — Wir ließen in unſerer Ermüdung ohne Weiteres ſolchem Glauben ſeine Macht.

O wie gern — ſo mag man mit mir in meinem Tagebuch leſen — o wie gern hätte ich von irgend einer Höhe Preußens Paradies im ſchleſiſchen Lande überſchaut! — und ſiehe, die Güte des nachbarlichen Helden, des Feldmarſchalls v. Gneiſenau, gewährte mir durch die freundliche Einladung zu einem ländlichen Mittagsmahl auf der, im Mittelgebirge liegenden Sanct-Annen-Kapelle die Erfüllung dieſes Wunſches.

So ging es denn abermals, vom heiterſten Wetter begünſtigt, durch das lachende, weithin gedehnte Schmiedeberger Thal. Wir ließen die Wagen bald zurück; auf ſteilem Fußpfad emporklimmend, nahm uns der Wald in ſeine kühlenden Schatten auf, und mit neuem Athem zogen wir die köſtliche Bergluft ein.

Allmälig wurde das Gebüſch lichter, und plötzlich lag das reizendſte Landſchafts-Gemälde vor unſern überraſchten Blicken. Im Vordergrunde dunkel-beſchattete, breitſtämmige Eichen, deren ſeltſam in einander verſchlungene Aeſte gleichſam einen natürlichen Rahmen für die ferneren Gegenſtände bildeten; unter dieſen, auf ſonnigem Abhang ſanft an den dunkeln Berg-Waldrücken gelehnt, die alterthümliche, aus grauem Stein erbaute Kapelle, rings von üppigem Gebüſch umgeben; weiterhin das anmuthige Thal, aus deſſen Tiefe grünende Hügel, heitre Dorfſchaften, ſtattliche Landhäuſer und helle Seen heraufſchimmerten; vor der Kapelle endlich, in einzelnen Gruppen, die ſchon verſammelte Geſellſchaft, deren buntfarbige Gewänder gar friſch und lieblich gegen das Grün des Raſens und den bläulichen Duft der Ferne abſtachen.

Unſer edler Wirth, mit ſeiner Familie und den andern Gäſten, kam freundlich grüßend in gewohnter Stattlichkeit herbei, uns ſogleich auf die entgegengeſetzte Seite der Kapelle zu führen, wo ſich im Schatten ehrwürdiger Linden eine reichbeſetzte Tafel zeigte.

Mein gutes Glück verlieh mir den herrlichſten Platz, denn ich ſah an meiner Seite den Helden unſerer Zeit, und mir gegenüber den ehrwürdigen Kynaſt, den Fels-Heros der Vorzeit! — So ſtreiften auch hier, wie öfter im Leben, Gegenwart und Vergangenheit nah an einander und ſtimmten das Herz zu wehmüthig freudigen Empfindungen. Der mittägliche Sonnenſchein ruhte auf dem verfallenen Geſtein des Kynaſts, gleichſam als wolle er an den Sonnenſchein des Glücks und der Ehre erinnern, der ehemals ſeine, jetzt ſo oeden Mauern umſtrahlte. Wie oft mochten wohl einſt da drüben fröhliche Menſchen bei heiterem Mahle und lautem Becherklang geſcherzt, und ſich, wie wir, des hellen Sommertags, des ſchönen Lebens gefreut haben! — Wer aber dächte lange an Grab und Zerſtörung, wenn das reiche, blühende Leben in ſeiner ganzen Fülle ſich vor ihm entfaltet? Auch ich überließ mich gleich wieder dem Zauber des Augenblicks. Eine lange nicht empfundene, faſt kindiſche Fröhlichkeit erfüllte mein Herz, trug es wie auf Flügeln der Freude über Zeit und Räume empor. — Plötzlich, von inniger Luſt ergriffen, rief ich unwillkürlich aus: „Ach, heute auf der Rieſen-Koppe, welch ein Erſatz für die jüngſt durch Rübezahls Tücke verunglückte Wallfahrt!“ — „Er kann Ihnen werden“, entgegnete mir unſer Wirth. „Wie aber, fürchten Sie ſich denn gar nicht vor den abermaligen Streichen des neckenden Koboldes?“ — „Wer hätte wohl in der Nähe eines ritterlichen Helden ihn zu fürchten!“ erwiederte ich eben ſo ſcherzhaft. — „Nun denn, auf glückliche Koppen-Reiſe!“ rief er, den vollen Becher leerend und ſich dann raſch zur Geſellſchaft wendend: „Verehrte Gäſte! Meine Nachbarin hier iſt muthig genug, trotz allen auf früherer Koppenfahrt beſtandenen Ungemachs jenen bezauberten Gipfel noch einmal erklimmen zu wollen. So ſchönes Vertrauen muß billig Rübezahls Groll verſöhnen und durchaus Belohnung finden. Möchten Sie allerſeits dies kühne Unternehmen theilen und mir vergönnen, dort wie hier Ihr Wirth zu ſeyn, ſo ſind wir in einer halben Stunde auf dem Wege, bis es dunkelt auf dem Rücken des Gebirgs, und bei dem erſten Strahl des wiederkehrenden Morgens auf der Rieſen-Koppe ſelbſt!“

Ein lauter Schrei des Entzückens entfuhr mir, während die Uebrigen in der ſichern Ueberzeugung, daß hier nur von einem Scherze die Rede ſeyn könne, mich anlächelten und damit jeden Gedanken möglicher Ausführung bald wieder in mir vernichteten, ja mich ſelbſt zum Lächeln über meine Leichtgläubigkeit zwangen. Sechs volle Stunden bis zur Hempelsbaude, und jetzt ſchon vier Uhr Nachmittags! überdies völliger Mangel an Allem, was eine ſolche Gebirgsreiſe erfordert! — und doch ſchien mein Nachbar ſie nicht aufgeben zu wollen. Ja, es war faſt, als wenn die aufſteigenden Schwierigkeiten ihn erſt recht dazu reizten und ſtachelten. In kräftiger Redekunſt ſuchte er bald rechts, bald links das romantiſch Abenteuerliche des Gedankens den Zunächſtſitzenden anſchaulich zu machen, und ſo allmälig die ganze Geſellſchaft mehr oder minder für ſeinen ſeltſamen Plan zu gewinnen. Nicht ohne Herzklopfen ſah ich dieſem Beginnen zu, obſchon ich mich ſelbſt zu überreden ſuchte, daß er ja nur Scherz mit uns treibe. Denke man ſich daher das Erſtaunen, die Freude, die mit einem Mal in mir aufjauchzte, als unſer Wirth die größte Beſtimmtheit in Wort und Handlung legte, als er, die ſcherzhaft gegebene Einwilligung ſeiner Gäſte benutzend, mit allem Ernſt die nöthigen Anſtalten zum Aufbruch traf. — Jäger und Diener flogen hin und her, Befehle wurden ertheilt, Nachrichten eingezogen, Boten herbeigeholt, bepackt vorausgeſendet, Tragſeſſel für die Müden herbeigeſchafft, Marſchrouten entworfen, Reiſeſtäbe dem nahen Forſte entwendet; kurz, wie der Held ſonſt in den entſchiedenen Momenten großer Welt Ereigniſſe aus ſeinem Kriegezelte die wohl berechneten Dispoſitionen einer Schlacht entworfen haben mag, ſo ordnete er auch hier raſch, entſchieden, bringend, Alles im luſtigen Spiel an.

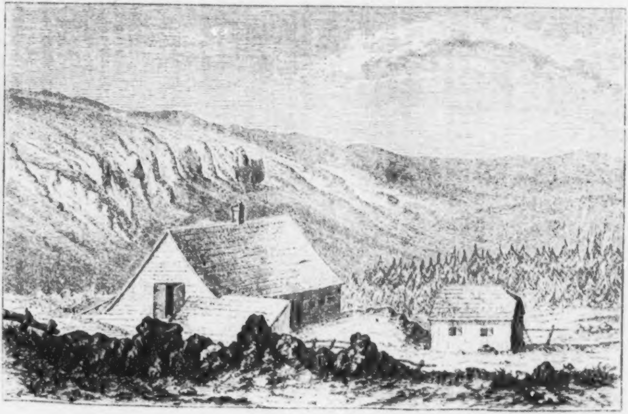
Wie ſehr ſich auch Dieſer und Jener aus unſerm Kreiſe um die daheim gebliebenen, auf längere Abweſenheit Unvorbereiteten ängſtigen mochte, Andere wieder um eigene Geſundheit, um allzugroße Anſtrengung; wie manches ſchöne Auge zagend auf den zierlichen Florhut, den leichtgewebten Shwal, auf die dünnen Schuhe oder das Mouſſelin-Kleid blickte, was Alles ſo wenig den Bedürfniſſen der kecken Fahrt entſprach — die kühnen Ueberredungen unſers Anführers ſchlugen jede bange Beſorgniß nieder, und bald wagte keine Widerrede mehr laut zu werden.

Wo ein entſchiedener Mann an die Spitze tritt, da fügt ſich

Alles willig und ſchnell dem gebietenden Winke. Die Größe beherrſcht jedes Menſchenherz und ruft die in ihm ſchlummernden Kräfte an's Licht. Auch mochte wohl am Ende die fröhliche Reiſeluſt, die meiſt an heitern, ſonnigen Tagen die Menſchen zu ergreifen pflegt, über unſere Geſellſchaft ihre Macht ausüben: genug, nach Verlauf eines Stündchens ſetzten wir uns in Bewegung. Unſer edler Wirth als doppelter Heerführer voran, die aus achtundzwanzig Perſonen beſtehende Karavane in verſchiedenen Abtheilungen zu Fuße, auf Eſeln und Tragſeſſeln, folgte ihm nach. Das Ganze trug den Charakter einer muntern Völkerwanderung, die dem erſehnten Ziele entgegeneilt, und erfreulich war es mir zu ſehen, wie ſich auf dieſem mühſamen Wege der ſeltene Mann nun auch als zärtlicher Vater bewies. Liebevoll hob er den neben ihm herhüpfenden ſechsjährigen Knaben über Felstrümmer und Gießbäche; ſorgfältig ſpähte ſein Auge umher, wenn ein Gebüſch, eine Felſen-Ecke die, auf Tragſeſſeln folgenden ältern Töchter verbarg, und abwechſelnd tadelte, lobte oder belehrte er die Kleineren. — Wie herrlich, wenn die Kräfte einer mächtigen Seele ſich nicht nur nach außenhin thatenreich verbreiten, wenn die innigſten Beziehungen reiner Familien-Verhältniſſe einem Heldenherzen nicht fremd geblieben ſind, und dieſe Bande es nur noch enger mit dem Vaterland, mit Welt und Menſchen verknüpfen!

Nach unzähligen Hinderniſſen, Mühſeligkeiten, Aufenthalt und Störungen, die jedoch in ſo traulicher Umgebung kaum beachtet, oder durch das Machtwort unſeres Führers beſeitigt wurden, erreichten wir nach ſechsſtündigem, ununterbrochenem Marſch, bei ſchon gänzlich herein brechender Nacht, den Rücken des Gebirgs und mit ihm das Ziel unſerer heutigen Wallfahrt: die Hempelsbaude. Hier, wo uns vor ſechs Tagen die winterlichſten Stürme umſauſten, ſpielten jetzt laue, milde Sommerlüftchen um Stirn und Wangen der Pilger; ja ohne das dringende Bedürfniß nach Ruhe, hätten wir uns kaum entſchloſſen, aus dem Reiche der Natur in die niedere Hütte, die man bildlich wenigſtens von außen betrachten mag, zu kriechen. Erſt lange nach Mitternacht war an's Nachtlager zu denken.

Könnt' ich doch einen recht anſchaulichen Begriff unſeres damaligen Zuſtandes geben! Zwölf Damen, ich ſage zwölf, alle in den zierlichſten Gewändern von geſticktem Batiſt, Flor und Seide, in dem engen Raume wie in einem Vogelbauer auf Heu und Strohbündel dicht, unbeweglich neben und übereinander geſchichtet; rühren durfte ſich Keine, wenn ſie nicht irgend ein Glied ihrer Nachbarin verletzen wollte. Draußen, im etwas größeren Raume, die Herren wie am jüngſten Tage: unter Tagelöhnern, Handwerksburſchen, Bedienten und Hirten, ſanft auf dem Fußboden gebettet; dazu das verſchiedenartige Athmen und Schnarchen der ſchon Schlafenden, das unruhige Umherwerfen und Schelten der zum Schlafe ſich zurecht Rückenden, die immer zunehmende Ofenhitze; endlich eine dicht an unſerm Kämmerchen in den benachbarten Kuhſtall gehende Klappe, aus welcher ununterbrochen das harmoniſche Geblöke des Viehs in holdſeliger Nachbarſchaft zu uns hereindrang: dies Alles konnte nicht dazu



geeignet ſeyn, den Schlaf herbeizuführen. Auch brachen wir Punkt zwei Uhr wieder auf. Eben ſo ungeduldig, dem Ziel unſerer Wallfahrt zuzuſteuern, als aus der Stickluft dieſes beklemmenden Erdſchachts hinweg zu kommen, zog und drängte Eins das Andere mit ſich hinaus, unter den hellfunkelnden Sternen-Himmel, in das noch waltende Zauberreich der Nacht. — Wie erweiterte ſich da plötzlich die eng zuſammengepreßte Bruſt — wie ward das in ihr wohnende Herz ſo voll und groß; wie erquickend ſpielte die friſche Luft um unſere heißen Schläfe! Uns war, als ſchüttelten wir die ſchwere Erde ab und bewegten uns frei im leichten Aether. — Wohl wandert es ſich anmuthiger im heitern Thal, auf ebenem Boden, wo man an freundlichen Blumen, rauſchenden Bäumen und ſchützenden Bergen vorüber zieht; feierlicher aber war es in dieſer hohen Wildniß, in welcher nichts glühte und ſchimmerte, als einzig Gottes Sterne.

Endlich verkündete ein licht-aufdämmernder roſiger Streif im fernen Oſten den kommenden Tag. Mit verdoppelten Kräften klemmen wir an dem, aus lauter loſe über einander geſchichteten Felsſtücken hoch in die Luft ragenden Berghaupte empor, und wirklich ſchien die Sorge, daß die Sonne früher als wir dort erſcheinen möchte, uns Flügel zu leihen. Mit gemſenartiger Behendigkeit ſchwangen wir uns von Stein zu Stein, von Felsſtück zu Felsſtück, und legten ſo den letzten, beſchwerlichſten Theil des Weges, worauf man drei Stunden zu rechnen pflegt, in weniger als ſechs Viertelſtunden zurück. — Auch war es die höchſte Zeit! Schon wurde es heller und immer heller um uns, der dunkle Mantel der Nacht ward von allen Seiten gelüftet und gehoben, nur einzelne bleiche Sterne ſchienen noch durch ſeine Falten in den kommenden Tag herein, ein warmer Wind wehte dem heiterſten Morgen voran. Das immer wachſende Morgenroth, ſich als glühender Flammenſtreif am Horizont hindehnend, und ſich in leicht fortſchwebenden Wolken wiederſpiegelnd, ließ die ungetrübte Erſcheinung der Königin des Himmels hoffen, und kaum hatten wir die oberſte Spitze der Schnee-Koppe erreicht — ſiehe, da blitzte ſie auch ſchon am äußerſten Rande der fernſten Gebirge, wie ein langſam ſich öffnendes Weltenauge zwiſchen Erd' und Himmel ſchwebend, zu uns herüber. Welch ein Augenblick! — Die tiefſte Stille herrſchte in uns, um uns her; aber die Seele wurde zum Auge, und das Auge zur Seele. Kein Wort, kein Gedanke, kein Athemzug wagte laut zu werden, unſer Gefühl wurde zum ſtummen Gebet: denn ſelbſt die Natur feierte in ſtiller Andacht die Größe Gottes! Nun kam auch ein, wahrſcheinlich nicht ganz abſichtslos aus unſerm Zuge zurückgebliebenes Brautpaar zur umglänzten Höhe uns nah. Aus Beider Augen ſtrahlte und lächelte das reinſte Entzücken der Liebe, und verklärt vom innern Sonnenſchein traten ſie Hand in Hand dem äußern entgegen, der wie das Lächeln des Ewigen ihren Bund ſegnete. Es muß göttlich ſchön ſeyn, an einem ſolchen Morgen, auf einer ſolchen Länder-beherrſchenden Höhe im Angeſicht der aufgehenden Sonne das theuerſte Weſen umfaſſen und mit überſtrömendem Auge ihm ſagen zu dürfen: Du biſt mein!

Uns ward jetzt der weiteſte Blick über Thäler, Fluren und Felder gegönnt. Nah aneinander gereiht leuchteten blühende Dörfer und Städte, dunkle Waldungen und ſilberhelle Seen aus der Tiefe zu uns herauf; entzückt irrte der Blick von Schönheit zu Schönheit, ſich bald in die rieſenhaft über einander geſchichteten Bergmaſſen, in die dunkeln Schauer einſamer Felsklüfte verlierend, bald wieder zu der lachenden Ebene, zu den von grünenden Wieſen und ſchimmernden Flüſſen reich überfüllten Schleſiſchen Thälern zurückkehrend, bis tief hinein, wo die nordöſtlichen Gebirgsketten im Dufte des Morgens zerfloſſen. Welche Größe und Klarheit der Umriſſe, welcher Glanz der Nähe und welcher Schmelz der Ferne! — wer ſchildert den Zauber des herrlichſten Panorama's und jener Stunde!

Auf der nämlichen Stelle, wo wir bei unſerer frühern Koppen-Reiſe mit dem furchtbarſten Sturme zu kämpfen hatten, wo wir damals faſt erſtarrt, tief in ſchützende Pelze eingehüllt, von Schneeflocken umwirbelt am Boden lagen, um von dem wüthenden Orkan nicht in die Lüfte gehoben, oder in die Tiefe geſchleudert zu werden, ſaßen wir jetzt leicht gekleidet in ſo wohlthuender Sonnenwärme, von ſo milden Luftzügen umwogt, als nur der herrlichſte Maitag zu geben vermag. Alles war auf dieſer Reiſe Ueberraſchung und Wunder! — Längſt ſchon ſtand die Sonne hoch und klar am blauen Himmelszelt, und immer noch konnten wir uns nicht von dem erhabenen Schauſpiel losreißen, immer noch ſaßen wir ſchwelgend in der rings uns umgebenden Herrlichkeit, dem mächtigen Rübezahl für ſo große Begünſtigung dankend, bis die immer heißern Sonnenſtrahlen endlich zu dem ſchattenloſen und höchſt beſchwerlichen Rückweg drängten.

Eben ſo wehmüthig, als müßten wir einem neuerworbenen theuern Freunde Lebewohl ſagen, ſchlichen wir leiſe und wortarm den ſteilen Abhang wieder hinab, den wir ſo fröhlich erſtiegen. Hier aber ward uns auch die faſt unvermeidliche Todesgefahr, an der wir zwei Mal ſchon ahnungslos im Zwielicht vorübergeſtreift waren, bei hellem Tageslicht in ihrem ganzen gräßlichen Umfange ſichtbar. Wie abgelöſt von der Erde hingen wir an den hoch in die Lüfte gethürmten Felſenmaſſen, über dem zu beiden Seiten dunkel gähnenden Abgrund, wie über geöffneten Gräbern. Ein einziger Fehltritt, ein leichter Schwindel, und rettungslos wäre der kräftige Wanderer, noch ehe er die furchtbare Tiefe erreicht, an den zackigen, hervorragenden Seiten zerſchellt.

Schon wollte der Vortrab unſerer Karavane eilenden Fußes den nächſten, bergabwärts führenden Steg in's Schmiedeberger Thal hinunter, als Gneiſenau ihm denſelben vertrat, und dann, gleichſam wie entſchuldigend ſich gegen uns Alle neigend, ſagte: „Erlauben Sie! das iſt gegen die getroffene Uebereinkunft. Erinnern Sie ſich, daß mir die Nutzanwendung dieſes Tages überlaſſen worden, und daß ich Ihre Wege folglich zu beſtimmen habe. Jetzt ſchon in die Heimath zurück, der wir kaum erſt entlaufen? das wäre erbaulich! Nein! wie die Schmetterlinge wollen wir von Blume zu Blume plan- und zwecklos umherſchwärmen, und den unvergleichlichen Tag und das Leben genießen, ſo lange es geht. — Wie, wenn ſie nun in Rübezahls Hände gefallen wären? wenn er Sie in dem magiſchen Zauberkreiſe ſeines Reichs gefangen hielte und nicht wieder frei gäbe? Was dann? und wer ſteht Ihnen dafür, daß ich nicht wirklich ſein Gehülfe bin? Verſuchen Sie einmal, den Kreiſen zu entkommen, die ich um Sie gezogen?" — damit kommandirte er: „Rechts kehrt Euch — Marſch!" und der ganze lange Zug folgte wirklich ohne Widerrede ſeinem gebietenden Feldherrn-Rufe in vollkommen militairiſcher Haltung.

Herunter gekommen von den ſteilen unfruchtbaren Höhen, auf denen nur nackte Felswände, braunes Moos und Geſtrüppe dem Auge begegnen, ſog die Seele nun doppelte Labung aus dem Pflanzenwuchs, der uns von allen Seiten in den Senkungen des Gebirgs umgab. Oft zog ſich unſer mühſamer, bisher von Waldwaſſern, Steingerölle und Felsklippen gehemmter Pfad in eine dunkle Laubbedachung hinein; dann plötzlich wieder über anmuthige Hügel und blumige Wieſenflächen hin, an Waldungen und netten Gruppen ländlicher Wohnungen vorüber einem Thale zu, in welchem ſich alle dieſe einzelnen Schönheiten zu einem großen Bilde vereinten. — Da rief Gneiſenau, der Vater jener glücklichen Braut: „O wer doch auch hier achtzehn Jahr alt ſeyn, und die erſte Neigung in die alternde Bruſt zurückzaubern könnte! Wahrhaftig, einen reizenderen Aufenthalt für ihre ſeligen Träumereien und Täuſchungen vermöchte ſelbſt die fruchtbarſte Einbildungskraft nicht zu entwerfen! Aber auch ohnedies, dächt' ich, könnten wir immer hier ein wenig verweilen!" — Man ſchien nur auf ſeinen Wink gewartet zu haben; denn augenblicklich gelagert, ſahen die holden Mädchen-Geſtalten mit ihren Roſenwangen und ſchimmernden Augen ſchon aus dem hohen Graſe wie Blumen hervor, während die Herren als leichtbeflügelte Schmetterlinge ſie umkreiſten.

Da trat aus einem nahegelegenen, zwiſchen Fruchtgärten und Hofräumen hübſch und bequem erbauten Häuschen ein flinkes Bauermädchen. Das freundlich grüßende Kind ſchien auf uns gewartet zu haben; denn in die Thür zurückſpringend, kam es gleich darauf mit köſtlicher Milch und aufgehäuften Tellern voll Erdbeeren zurück, in emſiger Geſchäftigkeit uns bedienend. Verwundert ſahen wir die raſche Dirne an, deren munteres Köpfchen mit den krauſen Locken und dem buntbebänderten Mützchen ohnehin alle Blicke auf ſich gezogen haben würde. Allein das knapp anſchließende rothe Mieder, die blendend weißen über den vollen Armen aufgeſchürzten Hemde-Aermel, eine in friſche Falten gelegte Schürze, und endlich die ſilbernen Haken am Bruſtlatz: Alles verkündete den Sonntagsputz, der uns an ihr doppelt überraſchte. Als wir ſie darüber zur Rede ſtellten, gab ſie nur durch ein ſchalkhaftes Blinzen der Augen Antwort. Deſto mehr erzählte ſie uns von Rübezahl, wie er ſich dieſes Thal zu ſeinem Lieblings-Aufenthalt gewählt, weshalb es ſich denn auch ganz beſonderer Fruchtbarkeit erfreue; wie er ſeine Bewohner beglückt und oft wochenlang unter ihnen geweilt habe. „Seht, dort auf jenem Felſenvorſprung", ſagte ſie, „juſt an der dunkeln Waldecke pflegt er noch jetzt öfters bei Sonnen-Untergang zu ſitzen und mit ſeltſamen Geberden in die Abendwolken zu ſchauen."

„Und gerade dahin geht unſer Weg", rief Gneiſenau, den Fluß ihrer Mittheilung unterbrechend. „Was meinen Sie, meine Damen, wenn er jetzt eben dort ſäße, und mit ſeinen glühenden Augen Sie anblickte?" — „O das wäre herrlich!" entgegnete ich, „hab' ich mir's doch immer gewünſcht und höchſt erfreulich gedacht, dem Berggeiſt in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt zu begegnen; auch gehörte billig zu ſolchem Tage ſolche Erſcheinung." — „Nun", erwiederte er ſcherzend, „die Sonne iſt ja noch nicht hinab, wer weiß, was wir bis dahin erleben."

Unter dieſen Geſprächen ſetzten wir unſere ſchöne Reiſe weiter fort. Auf dem oben erwähnten Felſen-Vorſprung ſtehend, erblickten wir weder Rübezahl noch irgend etwas Beſonderes als eine neue Krümmung des Thals, die aber völlig im Widerſpruch mit der bisherigen Anmuth und Lieblichkeit der Gegend ſtand. Immer mühſamer wand ſich unſer Pfad an ſteilen Felswänden hin; plötzlich brauſete es ganz nahe bei uns, wie ein wildtoſendes Meer, und als wir neugierig nordwärts eilten, traten wir in den gewölbten Eingang einer Felſenhöhle, in welcher vom gegenüberliegenden ſteilen Bergrücken ein ungeheurer Waſſerfall, wie ein freigelaſſener Strom, ſchäumend und jauchzend in den dunkeln Abgrund hinab ſtürzte. Es war der berühmte Hainfall. — Daß wir dieſen ſeltſamen Anblick nicht dem Zufall verdankten, daß ſein Erſcheinen mit in den Plan dieſes Freudentages gehörte, ward uns bald klar; denn als wir endlich, von Erſtaunen und Müdigkeit erſchöpft, auf den kalten Steinen ausruhen wollten, flogen auf einen Wink unſers Anführers die künſtlich verflochtenen Zweige vor einer dunkeln Felſenſpalte aus einander, und uns ward nicht nur die freie Ausſicht auf die im Abendlicht herrlich ſchimmernde Gegend, ſondern auch die erfreulichſte Gewißheit der nöthigen Erquickung zu Theil. — Hier, wo nur noch die letzten Sonnenlichter das dunkle Moos in den Felsſchluchten beleuchteten, ſchien ſich das mittägliche Feſt der Sanct-Annen-Kapelle, und zwar noch wunderbarer, erneuern zu wollen. Auf einem runden, von weißen Birkenſtämmen wie von Säulen umſchloſſenen Platze prangte abermals die reichgeſchmückte Tafel. Dieſelben fröhlichen Waldhorn-Klänge riefen wieder das im Walde ſchlummernde Echo wach, Diener und Jäger ſtanden zu unſerm Winke bereit; kurz Alles, was wir ſahen und hörten, deutete auf die waltende Macht eines erhabenen Geiſtes, und es war kein Wunder, daß der Freudenrauſch die überraſchten Gäſte von Neuem ergriff.

Die Stunde des Aufbruchs kam indeß heran; die immer rieſenhafteren Schatten mahnten dringend an die Rückkehr, und als wir ängſtlich nach Wagen und Leuten ausſenden wollten, ſtanden auch dieſe ſchon, unſres Winkes gewärtig, hinter den nächſten Bäumen. Nun galt kein Zaudern mehr, die Geſellſchaft flog auf und davon.

Eben rollte unſer Wagen mit vier, im heitern Nachtgenuß ſchwelgenden Menſchen dem Ausgang des Thals zu, da ſprengte Gneiſenau noch einmal auf ſeinem ſtolzen Schimmel zu uns heran, von ferne ſchon rufend, daß ein Wirth ſeine Gäſte nothwendig bis an die Schwelle ſeines Hauſes begleiten müſſe. Noch einmal ſahen wir die edle Heldengeſtalt, hörten ihren freundlichen Abſchiedsgruß, und dann war ſie im ſchnellſten Roſſesfluge unſern Blicken verſchwunden.

Monate waren ſeit jenem Abende vergangen. Des alltäglichen Lebens gleichförmiges Getriebe drängte die Erinnerung an jene fabelhaften Stunden in den Hintergrund meiner Seele zurück, und nur in ſtillen Augenblicken gedachte ich ihrer noch wie eines anmuthigen Traumes. Da bringt man mir eines Morgens ein wohlverwahrtes Kiſtchen — ich öffne es und finde, welche Ueberraſchung! im kleinſten Raum auf lichtem Goldgrunde mit den glänzendſten Farben treu und zierlich dargeſtellt, mehrere Zauberpunkte des Rieſengebirges, die das nachfolgende Gedicht begleitete:

„Kennſt Du das Land, wo Dein Gedächtniß blüht,
Durch dunkles Laub die Abendſonne glüht? —
Ein kühler Wind vom hohen Joche weht,
Der Kynaſt tief und hoch die Koppe ſteht?
Kennſt Du es wohl — dahin, dahin,
O möchte Dich dahin Dein Schuzgeiſt zieh'n!

Kennſt Du das Haus mit ſeinem Schindeldach?
Da glänzt kein Saal, da ſchimmert kein Gemach,
Nur freundliche Geſichter ſeh'n Dich an —
Durch Zauber haſt Du's ihnen angethan;
Kennſt Du es wohl — dahin, dahin,
Willſt Du dahin nicht aus der Ferne zieh'n?

Kennſt Du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Dort ſuchteſt Du im Dunkel Deinen Weg,
Dort ſchlummert Rüb'zahls fabelhafte Brut,
Dort ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth —
Kennſt Du es wohl? — dahin, dahin,
Willſt Du dahin nicht bald ſelbander zieh'n?“

„Erwiederung.

An den Feldmarſchall, Grafen von Gneiſenau.

Wohl kenn' ich es, das Berg-umkränzte Land,
Wo einſt die Zeit im heitern Fluge ſchwand,
Manch lieber Wunſch ſich endlich mir erfüllt,
Ein Paradies dem frohen Blick enthüllt! —
Wohl kenn' ich es, — und mag ſo gern dahin
Auf der Erinn'rung leichten Schwingen zieh'n.

Und jenes Haus, im ſtillen Thal erbaut,
Deß Zinne rings die Fluren überſchaut,
Wo Eich' und Lorbeer innig ſich verſchlingt,
Dem Haupt des Helden kühlen Schatten bringt,
Wohl kenn' ich es — aus gaſtlichem Gemach
Folgt ſchöner Stunden holdes Bild mir nach.

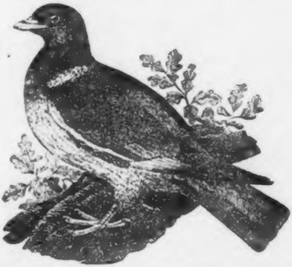
Durch Wolk' und Nebel zu den kühnen Höh'n
Muſt' ich geneckt von böſen Geiſtern geh'n;
Der Tag erſchien, wo freundlicher geneigt
Sich Erd' und Himmel glänzend mir gezeigt;
Wohl kenn' ich ihn — den Meiſter, deſſen Macht
Die Geiſter uns zur Dienſtbarkeit gebracht.

Aus goldnem Grund hebt ſich das heit're Bild,
Winkt mir der Berg, umſtrahlt mich das Gefild,
Und lockt auf's neu' den froherregten Sinn
Durch Fluß und Thal zu jenen Fernen hin —
Wohl kenn' ich ſie — des tapfern Helden Hand,
Die ſolche Gabe freundlich mir geſandt."

So weit mein Tagebuch, das den Helden auch als Dichter zeigt. Und nun —? Vergebens iſt der Wunſch: O wäre doch die Vergangenheit nochmals Gegenwart! — Alſo nichts mehr, denn Thränen zwingen mir die Feder aus der Hand. Thereſe ***

Die Hausvögel in weltgeſchichtlicher Beziehung.

1. Die Haustaube.



Die Haustaube iſt durch ihre einnehmende Geſtalt, durch ihr knapp anliegendes weiches Gefieder, das bei den meiſten Arten metalliſch glänzt und an Hals und Bruſt in allerlei Farben ſchillert, mehr aber noch durch ſanftes Weſen und Verträglichkeit, durch ihre treue Gatten- und Elternliebe ſeit den älteſten Zeiten den Menſchen werth. Sie iſt uns ein Sinnbild der Unſchuld geworden. Vater Noah ließ, als der Rabe, weil er auf der vom Waſſer verlaſſenen Erde Nahrung genug fand an dem ertrunkenen Gethier, nicht in die Arche zurückkam, eine Taube fliegen, und ſie brachte ihm einen Oelzweig, das Zeichen des Friedens. Die Tauben gehörten zu den Opfergaben, welche die Geſetze des alten Bundes vorſchrieben, und im Tempel zu Jeruſalem wurden unzählige Tauben geopfert. Am Oelberge ſah man ein Taubenhaus, der Taubenfels genannt, worin fünftauſend Tauben gehalten wurden. — Die Taube, Sinnbild der Unſchuld und Liebe, wurde auch als Sinnbild des Werkes aufgeſtellt, das der Meſſias ausführen ſollte, eines Werkes der Barmherzigkeit, des Friedens, der Reinigung und Liebe. Als Chriſtus von Johannes getauft wurde, ſchwebte nach bibliſcher Angabe der heilige Geiſt ſichtbar in Geſtalt einer Taube über ihn herab, und blieb über ihm während der Taufe.

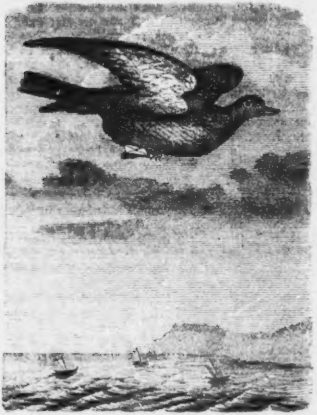
Bei den alten Römern und Griechen ſtand die Taube ebenfalls in Ehren. Man achtete dieſe unſchuldigen Vögel ſo ſehr, daß man ihnen erlaubte, in die Tempel ihre Neſter zu bauen, und ſtrafbar war, wer ſie beunruhigte oder gar tödtete. Vielfach kommen in den Mythen der Griechen Tauben vor. Eine Taube, ſagten die Prieſter des Dodonaiſchen Zeus, habe ſich zu Dodona auf einer Eiche niedergelaſſen und habe, mit menſchlicher Stimme zu ihnen redend, ihnen geboten, dort ein Orakel des Zeus zu errichten. — Auch waren die Tauben der Venus, der Göttin der Schönheit und Anmuth, heilig.

In neuerer Zeit haben die Tauben durch ihren ſchnellen Flug eine geſchichtliche Bedeutung erlangt, indem man ſich ihrer als ſchneller Briefboten bediente, durch welche man über Land und Meer, ſelbſt aus belagerten Städten hinaus Nachrichten gab. Eine Taube fliegt in einer Stunde etwa zehn deutſche Meilen. Will man eine Taube als Briefbotin benutzen, muß ſie dazu vorher beſonders und zwar für einen beſtimmten Weg abgerichtet werden. — Wohnt Jemand — zum Beiſpiel — in einer Feſtung und will während einer Belagerung Nachricht von einem zwanzig Meilen entlegenen Orte haben, ſo macht er es ſo: Er nimmt junge Feldtauben und trägt ſie in einem mit Leinwand bedeckten und mit großen Gucklöchern verſehenen Korbe auf eben dem Wege, welchen ſie künftig fliegen ſollen, erſt eine halbe Stunde weit und läßt ſie los; ſie fliegen ſogleich nach Hauſe: darauf trägt er ſie eine Stunde weit, und ſo immer weiter, oder läßt ſie, mit dem Korbe auf einen Wagen gebunden, fahren, und wiederholt das, bis ſie zuletzt den zwanzig Meilen weiten Weg genau kennen, und, losgelaſſen, ſchnell nach Hauſe eilen. Sie müſſen ſtets hungrig losgelaſſen und zu Hauſe tüchtig mit ihrem Lieblingsfutter genährt werden. Können ſie nun den ganzen Weg machen, ſo ſchickt man ſie wieder an jenen Ort, läßt ſie hier einen Tag einſperren und ihnen nur Hafer geben, den ſie nicht gern mögen, dann läßt man ſie fliegen. Sie eilen nach Hauſe, wo ſie Weizen in Wicken bekommen. Man ſchickt ſie wieder zurück und läßt ſie immer länger daſelbſt einſperren. Endlich, wenn man ſchnell eine wichtige Nachricht von dorther haben will, ſchickt man ſie wieder hin. Sollen ſie nun als Boten entſendet werden, ſo wird ein Briefchen auf ein möglichſt kleines Stückchen feines Papier geſchrieben und der Taube um den Fuß genäht. Um es gegen Näſſe zu ſchützen, kann man es in Oel tauchen und mit feiner Leinwand überziehen.

Die Benutzung der Tauben als Briefboten iſt ſchon Jahrtauſende alt und wahrſcheinlich im Morgenlande erfunden werden. Der Reiſende in Aegypten und Kleinaſien, der gern Nachrichten an den Ort ſeiner Abreiſe ſenden will, nimmt eine oder mehrere Tauben mit und läßt ſie dann mit einem Briefchen in die Heimath zurück fliegen. Ehe er ſie aber abſchickt, füttert er ſie auf's reichlichſte, damit ſie nicht, um Futter zu ſuchen, unterweges verweilen. Damit ſie das Baden im Waſſer unterlaſſen, wäſcht er ihnen die Füße in Eſſig. Wo möglich werden zwei gleichlautende Briefe geſchrieben und zwei Tauben zugleich mitgegeben, falls ja eine verunglücken ſollte. Gern nimmt man zu ſolchen Boten Täuberiche, deren Weibchen eben brüten, weil jene deſto geſchwinder nach der Heimath zurück eilen.

Auch die Römer bedienten ſich dieſer Briefträger. Als Marcus Brutus im Jahre 44 vor unſerer Zeitrechnung von Antonius zu Mutina belagert wurde, ſchickte er durch Tauben Berichte an ſeine Freunde. In den Kreuzzügen verſandte man oft Nachrichten in ſolcher Art und Weiſe. Den Weg von Konſtantinopel nach Alexandrien legte eine ſolche Taube in weniger als einem Tage zurück, während man ſonſt wohl acht Tage zu dieſer Reiſe brauchte.

Eine förmliche Brieftaubenpoſt legte der Sultan Nureddin Mahmud († 1174) an. Der Kalif Ahmed von Bagdad († 1225) brachte die Sache in noch größere Aufnahme. Ein gut abgerichtetes Taubenpaar koſtete damals tauſend Ducaten. In Aegypten gab es im Jahre 1450 eigene von Strecke zu Strecke errichtete Thürme, die der Brieftaubenpoſt gewidmet waren. — In Europa hat man am meiſten in Holland und Belgien Tauben als Briefboten benutzt. Während des ſogenannten niederländiſchen Krieges bedienten ſich die Belagerten zu Harlem im Jahre 1573 und zu Leyden 1574 der Taubenpoſten. In neuerer Zeit gab es die meiſten und berühmteſten Brieftauben in Antwerpen. Manche Leute betrieben die Sache, welche ſehr koſtſpielig iſt, nur aus Liebhaberei; bei den meiſten lag aber noch der Hauptzweck zu Grunde, von der Börſe entfernter großer Städte wichtige Nachrichten um ganze Tage eher zu erfahren, als es durch die gewöhnliche Poſt geſchehen konnte. Die meiſten Antwerpener Brieftauben waren auf die Wege von Paris, Amſterdam und London abgerichtet. Von Amſterdam (15 deutſche Meilen von Antwerpen) kommt die Brieftaube in anderthalb Stunden zurück; von Paris (35 Meilen) in drei Stunden, und von London ebenfalls in drei Stunden. Alſo auch über den Canal fliegen die Brieftauben. Man wählte dazu eine Art türkiſcher Tauben, die von der Größe eines Rebhuhns ſind und ſich durch einen raſchen, kräftigen Flug auszeichnen. Beigefügt ſey hier ein Bild von der Taubenpoſt



über den Canal zwiſchen Frankreich und England. Das Brieſchen iſt der Taube um den linken Fuß gewickelt.

In unſern Tagen giebt man viel ſchneller Nachrichten durch die Telegraphen, und die Benachrichtigungen durch Tauben werden bald mehr und mehr außer Gebrauch kommen.

II. Das Haushuhn.

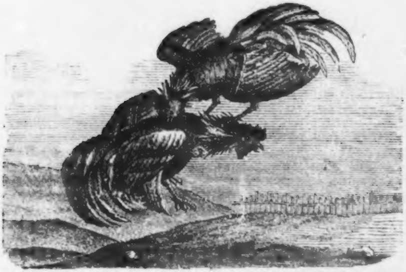
Das Haushuhn (Henne und Hahn), aus dem ſüdöſtlichen Aſien ſtammend, bewohnt jetzt als treuer Hausgenoſſe des Menſchen alle Länder von den eiſigen Fluren Grönlands, Islands, Kamtſchatkas bis zu den glühenden Gefilden Aſiens, Afrikas, Amerikas und Neuhollands. Faſt bei allen Völkern des Alterthums galt der Hahn als Sinnbild der Wachſamkeit und der kriegeriſchen Kampfluſt, weshalb er bei den Griechen und Römern auch dem Kriegsgotte **Ares** oder **Mars** geheiligt ward. Weil er den Tag verkündet, mehr noch, weil er durch vieles Krähen Luft- und Wetterveränderung andeutet, ſo gehörte er zu den Wahrſagevögeln und war als ſolcher dem Apollo heilig. In Rom hatte man einen eigenen Wärter. Pullarius genannt, für die heiligen Hühner. Man warf ihnen bei beſonderen Veranlaſſungen geweihte Gerſte vor, und aus der Art und Weiſe des Verzehrens oder Nichtverzehrens wurde geweiſſagt. Der Conſul P. Claudius Pulcher (im Jahr 249) ließ die heiligen zu Rathe gezogenen Hühner, da ſie nicht freſſen wollten, in's Meer werfen, indem er ſpöttiſch ſagte: „Weil ſie nicht freſſen wollen, mögen ſie ſaufen." Er verlor im Kampfe gegen die Karthager ſeine Flotte, und die Römer ſahen das für eine Strafe der Götter an, weil er ſich gegen die heiligen Hühner vergangen hatte.

Auch dem Aeskulap, dem Gott der Heilkunde, war der Hahn heilig. Bei der Geneſung eines Kranken opferten ihm die Griechen einen Hahn. In Beziehung auf dieſe Sitte ſagte Sokrates, der das Leben als eine Krankheit betrachtete, von welcher er durch den Tod befreit wurde, nachdem das Gift, das er hatte trinken müſſen, zu wirken anfing: „Freunde, ich bin dem Aeskulap einen Hahn ſchuldig, opfert ihn doch ja!"

Die neueren Juden opfern in Folge der Erzählungen bei den Rabbinen am Abende vor dem langen Verſöhnungstage einen Hahn. Nach orientaliſchen Sagen ſingt im Paradieſe Muhameds jeden Morgen ein heiliger Hahn von ungeheurer Größe einen Lobgeſang Gottes, und das Krähen der Hähne auf Erden am frühen Morgen ſey die Wiederholung jenes Krahens. Erſt wenn der Tag des allgemeinen Gerichtes naht, wird er verſtummen.

Seit 1830 iſt der Hahn bei den Franzoſen ſtatt des Adlers zum Feldzeichen geworden. — Im neuen Teſtament heißt Hahnenſchrei die Zeit zwiſchen Mitternacht und Morgenröthe.

Der Hahn iſt ein ſtolzer, muthiger Vogel. Hoch trägt er ſein gekröntes Haupt, nach allen Seiten ſpähen ſeine feurigen Augen. Kein Nebenbuhler darf es wagen, ſich unter ſeine Hühner zu miſchen. Erblickt er einen fremden Hahn auf dem Gehöft, dann ſchreitet er ihm muthig entgegen. Die Halsfedern Beider ſträuben ſich empor, die Augen ſprühen Feuer; jeder ſucht, mit aller Macht anſpringend, den Gegner niederzuſchmettern: ſiehe das umſtehende Bild. Lange währt die Schlacht: die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein. Jetzt kräht der eine mit ſchwankender Stimme, und ſogleich ſtürzt ſich der andere wieder auf ihn los. Der Kampf entbrennt von Neuem. Füße und Flügel ermatten. Nun fallen hageldicht Schnabelhiebe, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Der Schwächere wankt und flieht. Der Sieger ſchlägt mit den Flügeln, kräht und macht ſich auf zum Verfolgen des Feindes, der ſich nicht mehr zur Wehre ſetzt. — Dieſe Kampfluſt der Hähne iſt ſchon in alten Zeiten zur Beluſtigung ſchauluſtiger Menſchen benutzt worden. Schon die Griechen und Römer hielten Hahnenkämpfe zur Beluſtigung; in neuerer Zeit ſind ſie beſonders in England noch gebräuchlich, wir glauben aber, auch dort hält man ſie für ein Zeichen von Rohheit. — Vor dem Kampfe ſchneidet man dem Hahne Schwanz und Flügelfedern kurz ab, damit er recht elend ausſieht und der Gegner deſto mehr Muth bekommt. Zuweilen ſtattet man die zum Kampf beſtimmten



Hähne ſogar noch mit ſtählernen Sporen aus, um ihnen die Wehrkraft zu ſchärfen.

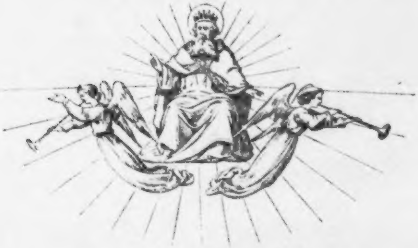
Auch in Südaſien ſind in vielen Gegenden öffentliche Hahnenkämpfe üblich, namentlich in Kochinchina. Auf der Inſel Sumatra gehen immer Männer umher, unter dem Arme Hähne tragend, und laſſen ſie kämpfen, wobei Wetten gemacht werden, die in's Unglaubliche gehen. Das einzige Vergnügen der Bewohner der Inſel Luzon iſt nach Kotzebue der Hahnenkampf. In jedem Dorfe iſt ein von der Regierung erbautes Haus, in welchem allein die Hähne und zwar nur an Sonn- und Feſttagen kämpfen dürfen. Die Bühne iſt mit zwei Reihen Logen umgeben. Vor Beginn des Kampfes wird die Summe der Wette bei Seite gelegt. Jeder Theilnehmer ſetzt ſeinen Hahn, der mit zwei Zoll langen Meſſern an den Füßen verſehen iſt, auf das Theater. Der Kampf iſt kurz und oft ſchon bei dem erſten, gewöhnlich aber bei dem dritten oder vierten Sprunge zu Ende. Der beſiegte Hahn wird von dem Eigenthümer grauſam beſtraft, indem er ihm alle Federn ausrupft. Bei dieſen Kämpfen werden oft große Summen verſpielt, weil auch die Zuſchauer wetten, und wenn Einer das Kleid vom Leibe verliert, das Schauſpielhaus verläßt er doch ſo vergnügt, als er es betrat. Die zu Kämpfen auserwählten Hähne werden gewöhnlich in ihres Herrn Wohnung an einem Beine angebunden und dürfen keinen Verkehr mit Hennen haben.

In Amerika finden Hahnenkämpfe ebenfalls Liebhaber. Mancher vornehme Herr in Begota hält ſich ein Dutzend und mehr Kampfhähne. Die Stahlſporen läßt man aus England kommen. In Lima wird der königliche Kampfplatz mit Ausnahme des Sonntags täglich beſucht, und ſelten vergeht ein Nachmittag, an dem ſich nicht vier oder fünf Paar Hähne miteinander meſſen. Ein bezahlter Kampfrichter führt dabei den Vorſitz. Im Jahre 1862 fand nach dem Courier des Etats-Unis in Mexico ein großartiger Hahnenkampf ſtatt. Der Gouverneur von Guadalajara ließ in einem eigens dafür errichteten Amphitheater ſechstauſend mit Stahlſporen bewaffnete Hähne ſich gegenſeitig bekämpfen. Es entſtand ein fürchterliches Gemetzel, 4897 der Streiter blieben todt auf dem Platze, 903 wurden ſo ſchwer verwundet, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte, 199 wurden mehr oder weniger leicht verletzt, und nur ein einziger kam mit ganz heilem Gefieder davon. Er wurde unter unbeſchreiblichem Jubel der Zuſchauermenge als Sieger ausgerufen. Der gewaltige Kämpe heißt Lindo und gehört dem Sennor Don Rafael Lampurdos y Granadino y Ramirez y Cabrero y Herrera. — Gott ſtärke dem Manne das Gedächtniß, ſonſt könnt' er ſeinen ausſchweifenden Namen vergeſſen! — In Folge jener Schlacht finden ſich beinahe keine Hähne mehr in Guadalajara und es muß vorläufig Lindo das einzige Oberhaupt der zahlloſen verwittweten Hennen werden.

Auch auf den kanariſchen Inſeln gehören die Hahnenkämpfe zu den öffentlichen Luſtbarkeiten. Gegen Ende des Juni 1827 — ſo erzählt ein Augenzeuge — feierte man in Guimar auf Teneriffa ein großes Feſt zu Ehren des heiligen Petrus. Die Nacht hindurch wurde getanzt, am Morgen eine feierliche Prozeſſion gehalten, dann wieder getanzt, geſpielt, gerungen; endlich verfügte man ſich in den Hof eines Gebäudes, das man Hahnenhaus nannte. Der Kampfplatz war mit einem zierlichen Geländer umgeben; die Zuſchauer nahmen rings auf Galerien Platz, die Hähne befanden ſich in bedeckten Käfigen. Ein Mann mit einem Hahn auf der Fauſt trat herbei, ſah ſich mit ſtolzem Blicke um und rief: „Das iſt ein Philippinenhahn; er wiegt vier Pfund vier Loth. Ich wette um zehn Dublonen." — „Ich nehme die Wette an", rief ſogleich ein Marquis von Orotava, ſeinen Hahn von inländiſcher Race hervorholend. Man brachte eine Wage herbei. Die Hähne wurden gewogen; es ergab ſich, daß der des Marquis ſechs Loth mehr wog. Der Beſitzer des Philippinenhahns erklärte, er wolle dieſen Vortheil ſeines Gegners nicht in Rechnung bringen. Man nahm den Hähnen die Lederſcheiden von den Sporen und ließ ſie los. Der Kampf begann von beiden Seiten mit gleichem Muthe. Bald nahm der Philippine Reißaus: doch es war nur eine Kriegsliſt; er wollte ſeinen Gegner, der ſchon verwundet war, nur ermüden. Plötzlich kehrte er um, hieb den Hahn des Marquis nieder, ſprang auf die Leiche und verkündete, mit den Flügeln ſchlagend, durch lautes Krähen ſeinen Sieg. Die zehn Goldſtücke waren gewonnen. Der Sieger, der ein Auge eingebüßt hatte, wurde vom Kampfplatz geſchafft und am blutigen Kopfe mit Waſſer und Eſſig gewaſchen.

Die folgenden Kämpfe wurden mit blanken Waffen geführt, indem die kurzgefeilten Sporen der Hähne mit ſpitzen, ſcharfen Stahlklingen bewehrt waren. Zuerſt maß ſich ein Philippinenhahn mit einem kanariſchen, der einem Domherren gehörte. Dieſer ſtreichelte ihn lange, bevor er ihn losließ. Der Philippine begann die Schlacht mit einem Sprunge, der Kanarier wich aus; darauf ſprang er gegen den Feind und durchbohrte ihn. Der Domherr war ganz außer ſich vor Freude und ſchlug eine abermalige Wette vor. Bald war ein neuer Gegner auf dem Platze. Muthig ſprangen die neuen Kämpfer gegen einander und trafen ſich zu gleicher Zeit; der neue Hahn lag gleich todt auf dem Wahlplatze, der des Domherrn war ſchwer verwundet, lief ängſtlich ſchreiend davon und ſteckte den Kopf zwiſchen das Geländer. Dies galt für ein Zeichen der Niederlage. Der auf dem Felde der Ehre gefallene Hahn wurde laut als Sieger ausgerufen. Der Domherr, blaß vor Aerger, nahm in Eile ſeinen Hahn und rief den Barbier, welcher immer zugegen war, um verwundeten Hähnen zur Ader zu laſſen; allein er verendete, bevor dieſes Mittel in Anwendung kommen konnte. (Wird fortgeſetzt.) K. A. Schönke.

Die Schöpfung.



Als Gott einſt ſprach: „Es werde Licht!“
Ward finſtre Wüſte hell in Pflicht:
Durchbrochen ward das Reich der Nacht,
Gebahnt der Sieg für Schöpfungsmacht;
Und Gott dem Herrn gar wohlgefiel
Des Lichtes wechſelnd Zauberſpiel:
Er ſah ja offenbar und klar
Daß gut es war.

Gott ſprach nun: „Erde, Luft und Meer
Sammt Himmelswölbung d'rüber her!“
Bald hob der Wolken Nebelflor
Aus Erdgewäſſern ſich empor;

Und Gott der Herr der ſchaute dann
Behaglich ſein Vollbringen an:
Er ſah ja offenbar und klar
Daß gut es war.

Gott ſprach nun: „Gras und Kraut und Baum
Bedecke rings des Bodens Raum!“
Erlabend ſtieg der Pflanzen Duft
Aus Laub und Blüthen in die Luft,
Und ſolch ein würzig Farbenkleid
Grüßt Gott der Herr mit Freudigkeit:
Er ſah ja offenbar und klar
Daß gut es war.

Gott ſprach nun: „Sonne ſey geſellt
Mit Mond und Sternen aller Welt!“
Sie zogen Kreiſe um ſein Haupt,
Geordnet ſo, wie er's erlaubt,
Bewegten nahe ſich und fern,
Gefällig ihrem Gott und Herrn:
Er ſah ja offenbar und klar
Daß gut es war.

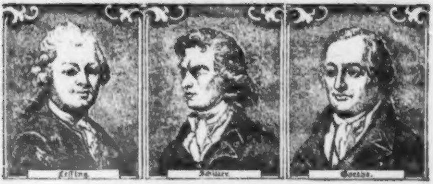
Gott ſprach nun: „Mancherlei Gethier
Zu Schreck und Luſt, zu Nutz und Zier!“
Das jauchzte, liebte, trieb Geſchwärm,
Und Gott der Herr vernahm viel Lärm,
Doch machte dies ihm nicht Verdruß,
Da Leben überall ſeyn muß:
Er ſah ja offenbar und klar
Daß gut es war.

Gott ſprach zuletzt: „Ein Paar geſchafft
Von Menſchen für die Geiſteskraft;
Seyd fruchtbar und mir möglichſt gleich
Zum Heil für Erd' und Himmelreich!“ —
Und Gott der Herr, da dies gethan,
Fand Alles treu nach rechtem Plan:
Er ſah ja offenbar und klar
Daß gut es war.

Und wie nun Gott der Herr ſich ruht,
Da ſprach er: „Wirklich ſchön und gut,
Gar lieb und nützlich, was mein Ruf
Für Hab' und Glück der Menſchen ſchuf!“ —
Und wen vor Gott nicht Dünkel bläht,
Der dankt ihm heiter früh und ſpät:
Denn gut iſt offenbar und klar
Was gut ſtets war!

H. Rino.

Für das Leſſings-Standbild in Berlin.



In unſres Volksbüchleins Jahrgange für 1861 haben die lieben Leſer einen Aufſatz gefunden mit der Ueberſchrift: „Goethe- und Schiller-Denkmale.“ Er berührt nebenher den Zwiſt mit Denen, die vor dem Hauſe der „Königlichen Schauſpiele“ in Berlin nur das Standbild Schiller's beabſichtigten, das unſres Goethe dort nicht dulden wollten. — Was ſeitdem geſchehen, ſpricht nicht nur Berlin, nicht nur Preußen, es ſpricht ganz Deutſchland und die Deutſchen überall an, weshalb hier das Thatſächliche in Kürze vorangeſchickt ſey.

Zuerſt gründete ſich ein für das Standbild Goethe's bemühter Verein, der durch lebhafte Betheiligung ſchnell ſeinem Zweck ſich näherte, indem die erforderliche Summe für das Denkmal beinahe zuſammengebracht wurde. Beinahe — ſagten wir — und dies eine Wort mag die bittende Aufforderung enthalten, die den Begüterten gefällige Mithülfe zur Ergänzung der Koſten empfiehlt. — Der im Leben friedliebende Goethe hatte aber in den Erinnerungen an ihn nicht die Macht, den Platz neben ſeinem Freunde Schiller ſich zu erwerben, indem man die Mitte vor dem Hauſe entſchieden für Schiller's Standbild in Anſpruch nahm, ſchon deswegen, weil in feierlicher Weiſe dort bereits der Grundſtein gelegt ſey. Das hat etwas Räumliches oder Einräumliches für ſich, und wir laſſen es durch Einfluß der Billigkeit gelten. — Da trat der Ober-Tribunalsrath Bloemer mit einer Schrift hervor, die aus vollſtem Recht darlegte: ſtellt ihr Goethe und Schiller auf, ſo fehlt uns noch Leſſing, der es verdient hat, dieſem geiſtigen Drei- und Treubund anzugehören. Nehmt ihr ihn hinzu, kann der Grundſtein ſeine Lage behalten, Schiller bleibt in der Mitte, und ob von ihr, ob von rechts oder links die Rangordnung zu beſtimmen ſey, das erwäge Jeder nach ſeiner Anſicht. — Leſſing wurde in dem Zwiſt gleichſam Obmann;

— Er, bei ſeinem Leben Kampfesheld im Seelenreiche, wäre nach ſeinem Tode zum Friedensſtifter geworden. So weit ſind wir aber noch nicht. Einigkeit halten Einige ſogar in dieſer Angelegenheit für undeutſch, und wollen auch die drei Vereinigten getrennt haben. Beſtimmt ſehen wir nur voraus, daß Berlin dereinſt die drei Standbilder haben wird, wiſſen aber nicht, ob dereinſt vor dem Hauſe der „Königlichen Schauſpiele“ in Erz ſtehen werden:

Goethe. Schiller. Leſſing.

Wir hoffen! — — und wie in Bezug auf die beiden andern Größen unſerer Schriftwelt, ſo hat auch ein für das Standbild Leſſing's wirkſamer Verein ſich an das deutſche Volk gewendet mit einer Anſprache, der wir Folgendes entnehmen:

„Wie die freudigſten Opfer des Dankes für Schiller längſt geſammelt ſind, und für Goethe in hoffentlich naher Friſt geſammelt ſein werden, ſo dürfen wir ſie nun auch für den Verfaſſer des „Laokoon“ und der „Hamburgiſchen Dramaturgie“, für den Schöpfer der „Minna von Barnhelm, der „Emilia Galotti“, des „Nathan“, vereinigen; — für ihn, der in Sprache und Kritik bahnbrechend und geſtaltend voranging, daß Schiller und Goethe mit ihren Siegen folgen konnten, der unſere Kunſt von den falſchen Regeln des Auslandes entfeſſelte und ihr den verlorenen Adel der Natur zurückgab, deſſen ganzes Leben ein raſtloſer Kampf für Wahrheit und Recht, für Licht und Schönheit war, der, nur auf ſich und ſeine Pflicht geſtützt, die Ueberzeugungen ſeines deutſchen Herzens unüberwindlich vertheidigte und für immer unverlierbar machte. — Die Zeitgenoſſen haben den Lohn dieſes Kampfes nicht geſpendet, und auch dem Vollendeten iſt ſeither nur dort, wo er die Stätte ſeines unſtörbaren Friedens fand, ein würdiges Denkmal geſetzt worden. — Jetzt der Unvergänglichkeit ſeiner Verdienſte den ſchuldigen Tribut der gemeinſamen Huldigung darzubringen, und ſein Andenken, mit den theuerſten Erinnerungen unſeres nationalen Ruhmes vereinigt, in ſichtlicher Erkennbarkeit den kommenden Geſchlechtern zu überliefern, iſt das vaterländiſche Unternehmen, woran in wetteifernder Treue Theil zu nehmen wir Alle, die in Leſſing den großen Schriftſteller und Charakter verehren, Alle, die ſich ihm verpflichtet fühlen, Alle, die das Bild des edlen Mannes in ihrem Herzen tragen, mit feſter Zuverſicht aufrufen. — Für Preußen, das ihm ſo werth war, und von deſſen Friedrich er in bewundernder Liebe ſang:

„Er iſt der Fürſten Fürſt, er iſt der Held der Helden,
Er füllt die Welt und meine Bruſt!“

für Preußen iſt unſere Zuverſicht Gewißheit.“

Den hier theilweiſe benutzten Aufruf hat der Herausgeber dieſes Volksbuchs mit unterſchrieben (wie früher auch den hinſichtlich des Standbildes für Goethe); die Mitwirkung möglichſt zu fördern, ſo weit er in die Oeffentlichkeit hineinreichen kann, iſt ihm Pflicht, und die lieben Leſer werden ihn dabei gütigſt unterſtützen. — Da das Standbild Leſſing's in Preuſſens Hauptſtadt ſtehen ſoll — und ſtehen wird! — ſo iſt es der Beſcheidenheit wie der Erwartung gemäß, auf den berührigſten Antrieb bei den Bewohnern Preußens zu zählen. Wir vertrauen aber nicht weniger den Deutſchen insgeſammt; ſie werden unzweifelhaft je nach ihrem irdiſchen Gut mehr oder minder beitragen, daß neben zwei Männern, die nach Selbſtgeſtändniſſen ihrem Vorgänger Leſſing Manches verdanken, Dieſem ein würdiges Denkmal entſtehe. Es iſt Ihm geweiht, der in vielſeitiger Thätigkeit bei nicht ſelten drückenden Entbehrungen Siege errungen hat gegen franzöſiſche Unnatur, der die Freiheit des Gedankens, die Erleuchtung der Seelenzuſtände zugleich mit der Duldung und Menſchenliebe eingänglicher und umfaſſender ausbreitete, der bei ausdauernder Unermüdlichkeit in jeder Richtung ein Vorbild deutſcher Eigenthümlichkeit ward mit Erfüllung ſeines Ausſpruchs: „Für die Menſchheit freimüthig ſeyn iſt Pflicht!“

Wenn wir überzeugt ſeyn dürfen, man empfinde es in den gebildeten Kreiſen unſres Volks, daß ſichtliche Verehrung Leſſing's uns ehrt, ſo ſind es noch beſonders die Bühnen, von denen ein deutliches Zeugniß dafür gewiß erfolgt. Alle Theater-Vorſteher werden in der Erkenntniß, Leſſing habe mit ſeinen dramatiſchen Gaben, die jetzt vielleicht noch ergiebiger ſind als ehemals, nur ein erſchreckend Geringes erworben, beeifert ſeyn, zu ſeinem Gedächtniß das, was man ihm während ſeiner Lebenszeit ſchuldig blieb, in Etwas auszugleichen durch den Ertrag einer Darſtellung für das Erforderniß zu ſeinem Standbilde. Es wird da keiner Andringlichkeit bedürfen, die wir überhaupt ſchon deshalb nicht anwendbar finden, weil wir damit gegen den Charakter Leſſing's ſündigen würden. *)

Dies ſey genug, um die in ſich ſelber begründete Angelegenheit auch unſrerſeits der Beherzigung zu empfehlen! — Vielleicht verſtärkt es ſolchen Erfolg, wenn wir eine Seltſamkeit mittheilen, einen angeblich von Leſſing herſtammenden, ſo nicht in ſeinen Schriften befindlichen Aufſatz über Staatsverfaſſungen. Die Urſchrift ſoll im Beſitz des Johann Anton Leiſewitz geweſen und abſchriftlich an Johann Jakob Engel in Berlin gekommen ſeyn. Da weder durch den Inhalt noch durch den Wortausdruck dem Sinne und Weſen Leſſing's widerſprochen, der Gegenſtand der Abhandlung auch ein zeitgemäßer zu nennen iſt, könnte wohl der Aufſatz an ſich zu beachten ſeyn, und er möge ſich hier ohne verlängerte Vorrede einfügen.

Ueber] Staatsverfaſſungen.

„Verzeihen Sie, liebſter Freund, daß ich ſo lange zögerte, meine Gedanken über Staatsverfaſſungen aus unſerm Geſpräch nur einigermaßen beſtimmter in den Begriff zu bringen, obwohl es doch immer nur im Abriß geſchehen wird.

Wenn jeder Menſch ſich ſelbſt beherrſchen und beſtens regieren

---

*) Etwaige Beiträge für dieſen Zweck des Volksdanks ſind auch von mir erbeten und an mich einzuſenden.

Berlin. F. W. Gubitz.

könnte, dann ließe ſich meinen, es ſey möglich, ohne Staat und Regierung zu beſtehen. Daß es eine ſolche Menſchheit niemals gab noch der Erfahrung von Jahrtauſenden niemals geben wird, lehrt die Weltgeſchichte. Staat und Regierung ſind demnach ſo nothwendig wie gegenſeitige Hülfe der Eltern den Kindern.

Man darf jedoch nicht vorausſetzen noch glauben, daß die Menſchen da ſind für den Staat und die Regierung: dieſe ſind da für die Menſchen, für das Volk, und wo ſich dieſer Wahrheit gegenüber Machthaber und Regierung für wichtiger halten als das Volk, da iſt verkehrte Welt, da iſt jedenfalls immer ein Zuſatz vom Gewaltſamen, von Tyrannei.

Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder Einzelne ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer gewirken könne. Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats, auſſer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Richtung des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt eine Bemäntelung der Tyrannei.

Das bürgerliche Leben der Menſchen und alle Staatsverfaſſungen ſind alſo Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit, Mittel menſchlicher Erfindung; die Natur hat aber Alles ſo eingerichtet, daß dieſe Erfindung unvermeidlich war, weshalb Mancher die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten hat. Weil Alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, weil Alles darauf führe, ſey folglich die bürgerliche Geſellſchaft das Letzte, worauf die Natur führe. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hätte hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und Dergleichen — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen Einzelnweſens zur Abſicht gehabt hätte!

Sind nun Staatsverfaſſungen Mittel menſchlicher Erfindungen, ſollten ſie allein ausgenommen ſeyn von dem Schickſal menſchlicher Mittel? Gewiß nicht! Sie unterſcheiden ſich von den unfehlbaren göttlichen, in ihrer Natur geſicherten Mittel; das heißt: ſie ſind nicht unfehlbar, entſprechen oft nicht ihrer Abſicht, bewirken nicht ſelten das Gegentheil von Dem, was ſie bewirken ſollten und wollten, ſo daß die Menſchen an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Daß man der Staatsverfaſſungen mehrere hatte, keine der Wandelbarkeit entkommen konnte, beweiſt uns, die ſelbſt als beſte angenommene Staatsverfaſſung ſtreite noch mit ihrer Abſicht. Wahrſcheinlich iſt alſo die beſte noch gar nicht erfunden.

Denken wir uns aber, die beſte Staatsverfaſſung ſey ſchon erfunden, ſetzen wir voraus, ſie ſey von allen Menſchen in der Welt angenommen, immer werden auch dann noch aus dieſer beſten Staatsverfaſſung Dinge entſpringen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ganz und gar nichts gewußt hätte. Bei dieſer beſten Staatsverfaſſung wäre demnach noch eine beſſere möglich; bleiben wir aber dabei, die beſte ſey erfunden, würde deswegen die ganze Menſchheit nur einen Staat ausmachen können? Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn, die Menſchen hießen auch dann noch Deutſche, Engländer, Franzoſen, Spanier, Ruſſen, Schweden, und ſo weiter. Jedes dieſer Völker hätte ſein eigenes Intereſſe, das Intereſſe ſeines Staats, und dieſe verſchiedenen Intereſſen würden, wie jetzt, öfters in Colliſion kommen: zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet. Nicht mehr begegnet da der Menſch einem Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur zu einander hingezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz nach ſich bewußt ſind, was ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das Geringſte miteinander zu ſchaffen oder zu theilen haben. Dies iſt wahr, alſo iſt es auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennt. — Gehen wir nun einen Schritt weiter. Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, ganz verſchiedene Sittenlehren und Religionen haben: die Menſchen würden auch dann noch Juden, Chriſten, Türken und noch viel Anderes ſeyn. Sie möchten heißen wie es ihnen gefällig, unter einander würden ſie ſich ebenſo verhalten, wie ſich unſre Chriſten, Juden und Türken von je her verhalten haben: nicht nur als Menſchen gegen Menſchen, ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen niemals einfallen könnten. — Nun wäre zu denken, wenn alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, könnten ſie auch wohl einerlei Religion haben. Aber eines iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich als das andere; folglich werden wir annehmen müſſen: kein ungeheurer Staat: mehrere Staaten; mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen; mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Dies iſt das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ihrer Abſicht völlig entgegen, verurſacht: ſie kann eben die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ſie zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hinzuziehen. Und nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilt und trennt: ein Staat läßt ſich auch nicht ohne Verſchiedenheit von Ständen denken. Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich daſſelbe Verhältniß haben. Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben, es kann nicht gleicher, nicht unmittelbarer Antheil ſeyn: es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. Wenn anfangs auch alle Beſitzungen des Staats gleich vertheilt worden wären, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung nicht zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen als der Andere; Einer wird ſein ſchlechter benutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben als der Andere: es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben. — Man überlege nun, wie viel Uebel man in unſerer Welt hat, die nicht in dieſer Verſchiedenheit der Stände ihren Grund haben?

Iſt es nun richtig, daß die Menſchen nur durch Trennung gewiſſermaßen in einer Art von Vereinigung zu erhalten ſind, ſo ſegne ich doch bei allen Uebeln die bürgerliche Geſellſchaft ſchon deshalb, weil allein in ihr die menſchliche Vernunft angebaut werden kann. Wenn aber die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden könnten, werden ſie dadurch gut dieſe Trennungen — werden ſie heilig? Nein! Es muß beabſichtigt ſeyn, ſie nicht mehr eingreifen zu laſſen, als es die Nothwendigkeit erfordert und ihre Folgen möglichſt unſchädlich zu machen. Aber wie? Bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Grenzen ihres Staats, das Vereinigen der Völker liegt außer den Grenzen des einzelnen Staats, es erheiſcht Freiwilligkeit, und alſo wäre ſehr zu wünſchen, daß in jedem Staate Männer wirken möchten, die über Vorurtheile der Völkerſchaften hinweg ſind, die genau wüßten, wo der Patriotismus aufhört, Tugend zu ſeyn. Ich meine ſolche Männer, die dem Vorurtheil ihrer Religion und ihres Standes nicht unterliegen, die nicht glauben, es müſſe nothwendig Alles gut und wahr ſeyn, was ſie für gut und wahr halten. Ich meine ſolche Männer, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, bürgerliche Geringfügigkeit nicht anwidert: in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt und der Geringe ſich dreiſt erhebt. Es ſollen Männer ſeyn, die es freiwillig übernommen haben, die unvermeidlichen Uebel des Staats zu mildern; ſie ſollen ihnen entgegen arbeiten? Dies Wort ſagt wohl etwas zu viel! Entgegen arbeiten! — um die Uebel völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn, denn man würde mit ihnen zugleich den Staat ſelbſt vernichten. Solche Uebel müſſen ſogar Denen, die noch keine Empfindung davon haben, nicht mit eins merklich gemacht werden. Dieſe Empfindung veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, nur das kann hier entgegen arbeiten heißen, und Männer, die ſich ſolchen Beſtrebungen unterziehen, müſſen alles Gewaltſame vermeiden, und doch nicht daran verzweifeln, wenn ſie ſich etwa überzeugen, daß noch Jahrhunderte vergehen werden, ehe das auf ihrem Wege Erreichbare auch wirklich erreicht ſeyn wird. Und was zu erreichen möglich iſt durch Staatsverfaſſungen, darf man ſich nicht als Vollkommenheit denken, denn die gehört Gott allein!"

So endet die Abhandlung über Staatsverfaſſung, jedenfalls Ueberlieferung aus einer Vergangenheit, die noch nicht wie unſre Gegenwart in vielfachen Kämpfen war mit der ſchwer zu löſenden Aufgabe, deren leidenſchaftlicher Betrieb bisjetzt mehr verwirrte als ſchlichtete. — Wir aber wollen unſern Aufſatz ſchließen mit dem Ausſpruch Leſſing's: „Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt oder zu ſeyn vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, um zur Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen." Gz.

Nachlaß von Daniel Leßmann.

I.

Bildungsſtufen des Menſchengeſchlechts.

In hülfloſer Schwäche kommt der Menſch zur Welt; ihn leitet nicht der dem Thiere angeborene Naturtrieb, der zur Erlangung der Bedürfniſſe verhilft, und vor ſchädlichen Einflüſſen warnt. Sorgſame Eltern müſſen Pfleger der Kinderjahre des Menſchen werden, und ohne ihren Arm wär' er unter allen lebenden Geſchöpfen das verlaſſenſte; ſelbſt unter dem mildeſten Himmel würde er, eine Beute der Verwaiſung, aus Mangel an Nahrung ſein kaum begonnenes Daſeyn verkümmernd enden. Unter den pflegenden Händen der Eltern aber wird er das Meiſterſtück der Schöpfung, die Krone der vorhandenen Weſen, der irdiſche König der Natur. Ihn ſchmückt die Vernunft: ein köſtlicheres Geſchenk als alle bewundernswürdigen Naturtriebe der Thiere, weiterblickend als das Auge des Habichts, mächtiger als die gewaltige Kraft des Löwen. Mit der Vernunft begabt, ahmt er den Erwachſenen als ſeinen Vorbildern nach; auf ſie blickend, lernt er jede nöthige Bewegung ſeiner Glieder, lernt er die Laute nachſprechen, welche die Zeichen der Begriffe und die Verſtändigungsmittel ſind im Umgange. Der Aermſte und Hülfloſeſte in der Schöpfung geboren, wird er durch die Erziehung der Reichſte und Begabteſte. Denn mit ihrer Entſtehung iſt den Thieren ihre Grenze angewieſen; der Wohnungsbau des Bibers ſey noch ſo künſtlich, er verräth keine Spur der Vervollkommnung — wie er vor mehreren tauſend Jahren geweſen, iſt er noch heute. Das kunſtvolle Thier iſt, gegen das Sprüchwort, ein geborener Meiſter, aber in dieſer Meiſterſchaft giebt es keine Stufen. Anders der Menſch. Ihn erleuchtet das Licht der Vernunft, und der Strahlenkreis dieſes Lichtes iſt nicht zu berechnen; unter allen Umſtänden iſt der Menſch des Fortſchreitens fähig, ein höheres Streben iſt ihm in die Seele gepflanzt; die Wege des Guten und des Böſen ſtehen zur Wahl ihm offen, er nähert ſich durch edle Bildung der Gottheit, oder weilt, von viehiſchen Begierden geleitet, in der Nachbarſchaft des Thieres.

Sich den Menſchen ganz und gar ohne Bildung zu denken, fällt ſchwer; ſelbſt in den ödeſten Landſtrichen unſerer Erde wird kein wildes Volk in dieſem Zuſtande angetroffen. Ein Menſchenhaufe, der unter freiem Himmel nackt und ſtumpfſinnig lebt, und, ohne einen denkenden Schritt für ſeine Erhaltung zu thun, die Pflanzen genießt, die vor ſeinen Augen wachſen, und die Thiere verzehrt, die er lebendig oder todt auf dem Boden trifft, gäbe das Jammerbild der unmündigſten Kulturſtufe, wofern dieſer Ausdruck hier gebraucht werden darf. — Sobald aber der Menſch nur einen denkenden Schritt zur Erlangung ſeines Unterhaltes thut, ſteht er auch ſchon auf einer zweiten Stufe der Bildung. Um die Beute der Wälder lebend oder todt in ſeine Gewalt zu bekommen, bedarf der roheſte Wilde eines Werkzeuges: eine Keule ſey noch ſo einfach, ſie iſt deſſenungeachtet das Zeichen eines denkenden Weſens. Pfeile und Bogen müſſen erfunden werden, Gruben wollen gehöhlt und Netze geflochten ſeyn. Jagdzüge fordern mehrere Arme, ein gemeinſchaftliches Unternehmen verbindet bereits die Menſchen, und gegen die Feinde, die man mit einander angreift, muß man ſich auch mit einander zu ſchützen ſuchen. Hütten, ſo elend ſie auch gerathen mögen, werden erbaut, und Wachſamkeit iſt ein Bedürfniß des Lebensbetriebs. Weiter aber verſteigt ſich dieſer Zuſtand eines wilden Jäger- und Fiſchervolkes nicht. Verbeſſerung der Werkzeuge, die zur Erhaltung des Lebens nöthig geworden, iſt denkbar, aber ein ſeltener Schritt; die Religion erſcheint in ihrer gröbſten Unförmlichkeit als Verehrung des Feuers oder eines Thieres; die Idee eines Eigenthums iſt noch nicht geboren, das Wild der Wälder iſt das bewegliche Gut Aller, und giebt es ein Beſitzthum, ſo könnt' es höchſtens das Fell des Thieres ſeyn, worin der Jäger ſich gekleidet.

Ein Anderes iſt's, wenn der Menſch auf den Gedanken gekommen, die Thiere, bisher als Feinde verfolgt und als erlegte Beute benutzt, lebendig zu pflegen, und, für ſie ſorgend, ſie zu ſeinem Unterhalte zu verwenden. Nun geht er ſolchen Bewohnern des Waldes nicht mehr grauſam mit blutigen Geſchoſſen entgegen; das Thier iſt ſein Hausgenoß geworden, unter Einem Dache lebt es mit ihm; er ſorgt für das Wohlſeyn deſſelben, er ſchützt es gegen Menſchen und Thiere, er nimmt es mit ſich, wohin er auch wandre. Er trinkt das Blut des kaum erſchlagenen Wildes nicht mehr, er reißt das rauchende Fleiſch nicht mehr in Stücke, um es gierig zu verſchlingen; die Milch iſt ſeine milde Nahrung geworden, und genießt er das Fleiſch eines Thieres, ſo geht eine Zubereitung vorher: mit den Seinigen ſitzt er zum Mahle nieder. Der Begriff eines Eigenthums iſt gegeben; die Heerden, welche der Menſch mit Sorgfalt und Liebe pflegt, gehören ihm, und kein Anderer hat ein Recht auf den Gegenſtand ſeiner Bemühung. Es bildet ſich ein Hausſtand; der Mann allein iſt nicht im Stande, über das Seine zu wachen; eine Gattin verſchwiſtert ihr Schickſal mit ihm, erleichtert ihm Sorgen und Geſchäfte, hilft ſein Beſitzthum mit frommer Treue hüten, und theilt mit ihm den Segen ſeiner Arbeit. Die Sorgfalt für die Thiere giebt dem Blicke des Menſchen einen weiteren Umkreis; er muß die nützlichen von den ſchädlichen Pflanzen unterſcheiden, beobachten muß er den Wechſel der Jahreszeiten, und auf Heilmittel für ſein erkranktes Vieh denken; er baut Hürden und Ställe, wie ſie den Heerden am dienſtlichſten, und ſucht die Erzeugniſſe ſeiner Wirthſchaft am räthlichſten zu verwenden. In der Zahl des Viehes beſteht ſein Reichthum; die erwachſenen Söhne erhalten ihren Antheil, den Töchtern wird bei dem Abſchiede aus dem Vaterhauſe ihre Ausſteuer gegeben. Da auf ſolche Weiſe Alles vom Vater ausgeht, iſt er der Herr und Herrſcher unter den Seinigen; ſein Wille gebietet, ſein Rath muß befolgt werden: ein patriarchaliſches Familienleben hat ſich gebildet, ein häusliches Königthum, Frauen, Kinder und Enkel ſind die Unterthanen. Wo ein Beſitzthum, werden auch Feinde und Räuber gefürchtet: Verbindung mit Andern iſt nothwendig, man kommt überein, gemeinſchaftlich ſeine Wanderungen zu unternehmen, und damit der Zug ſich in heilſichernder Ordnung bewege, werden die Aelteſten, die Weiſeſten zu Führern und Anordnern gewählt; ihnen verſprechen die Uebrigen Gehorſam, und das Bild eines wandernden Staates iſt geſchaffen. Feſte Wohnſitze aber kennt das Hirtenvolk nicht; es ſchlägt heute ſeine Zelte auf, und verläßt morgen mit gleichgültigem Sinne die abgeweidete Stelle. Von einem Vaterlande weiß der Menſch noch nichts. Wohl aber iſt in ſeinem Herzen bereits die Religion emporgekeimt; im Strahle der Sonne ergrünen die Weiden, der Regen des Himmels erquickt das Gras; — es muß Mächte geben, welche ihre Geſchenke dem Menſchen ſpenden, und über ſein Wohl wachen. Da werden Sonne und Geſtirne verehrt, den waltenden Geiſtern werden Milch und Thiere geopfert, und heilige Sagen wandern ſchon in Geſängen vom Vater auf den Sohn viele Geſchlechter hindurch. Aber einfach wie das Leben des Hirten iſt auch ſein Glaube; die geſtaltenreiche Mythologie der Griechen wie der vielſinnige Prieſterkultus der Aegypter hätte nimmermehr unter einem Hirtenvolke ſich ausbilden können.

Zur vierten Kulturſtufe erhebt ſich unſer Geſchlecht durch den Ackerbau. Die Erde, welcher der Menſch mit Schweiß und Anſtrengung ſeine Nahrung abgewinnt, iſt ihm ein heiliger lieber Boden, darauf er ſich heimiſch und glücklich fühlt. Mitten auf ſeinen Feldern ſteht ſeine Hütte, er zieht nicht mehr wanderflüchtig von einem Himmelsſtrich zum andern, gefeſſelt iſt er an die Stätte, wo er emporgewachſen; der Pflug erzeugt ein Vaterland, und mit dem Vaterlande alle die Bande, durch welche der Menſch ſo traulich ſich umwunden ſieht. Indeſſen haben ſich die Bedürfniſſe vermehrt, eine Menge von Werkzeugen will angefertigt ſeyn; die Aecker der Nachbaren ſtoßen zuſammen, und eine feſtgeſetzte Grenze, eine heilige unantaſtbare Scheide wird nöthig. Die Idee eines Eigenthums vervollſtändigt ſich, die Verhältniſſe zum Oberhaupte werden beſtimmter, das allgemeine Wohl erzeugt das Verlangen nach Richtern und feſtſtehenden Geſetzen, und war dort ein heimathloſer Wanderſtaat, ſo begegnen wir hier einem bleibenden Volke, deſſen Weſen und Wirken die ordnungsvolle Geſchäftigkeit iſt. Die gegenſeitigen Pflichten runden ſich ausgeſprochener ab. Kenntniſſe fangen an, Bedürfniß zu werden. Der Erfahrene unterrichtet den Unerfahrenen, die Erfindungen mehren ſich, die Anſtalten zur Vertheidigung des Staates gegen Feinde von außen werden nach geſetzmäßiger Regel ausgebildet, Niemand kann mehr ohne Theilnahme für ſich allein leben; zur

Erhaltung des Ganzen trägt der Einzelne nach ſeinen Kräften bei, und den himmliſchen Mächten, die das Saatkorn ſo unbegreiflich wunderbar reifen laſſen in der Furche, wird nicht mehr auf eiliger Wanderung ein Altar errichtet, ein feſtſtehender Tempel erhebt ſich zu ihrer Verehrung, und gemeinſchaftlich begiebt ſich das Volk hinein, um andächtig verſammelt ihren Segen zu erflehen oder für ihren Segen zu danken.

Ein Hirtenvolk kann ein halbwildes genannt werden, ein ackerbauendes nicht mehr; höher als Beide ſteht ein ſolches, welches mit andern ſich in Verbindung geſetzt hat, und die Erzeugniſſe ſeines Bodens oder Fleißes mit den Erzeugniſſen eines fremden vertauſcht, ein Handelsvolk. Wo die Natur nicht für Weiden geſorgt, um den Mühſeligkeiten der Viehzucht zu lohnen, oder ein dürrer ſteiniger Boden den Schweiß des Landbauers fruchtlos machen würde, da richtet der Menſch ſeine Blicke nach andern Hülfsquellen. Was ſein Vaterland oder ſeine Betriebſamkeit an ſchätzbaren Bedürfniſſen überflüſſig hervorbringt, nimmt er zuſammen, und führt es entfernten Nationen zu, um ſolcherart durch Austauſch zu erlangen, was in ſeiner Heimath ihm die Natur verſagte. Was ein ſolches Volk in Hinſicht der Kultur über die vorigen ſtellt, ſind nicht nur die Erfindungen, welche im Betrieb des Handels ſich erzeugen müſſen, nicht nur die Kunſtſchritte bei dem Fortſchaffen der Waaren, das Bauen der Fuhrwerke, die Behandlung des Zugviehes, das Zimmern der Schiffe, das Kämpfen gegen das unſichere Meer, die Beobachtung des Himmels und ſeiner Geſtirne, ſelbſt die Vervollkommnung der heimiſchen Erzeugniſſe nicht, ſondern der lebendige Verkehr mit entfernten Nationen und das wechſelvolle Treiben ſeines Lebens: die Mannigfaltigkeit, welche bei dieſem Treiben in ſeinen Begriffen entſteht. Die Gewandtheit im Umgange, die Schlauheit im Verfolgen der Geſchäfte, der Scharfſinn, der dieſe Geſchäfte ſo vortheilhaft als möglich zu machen ſucht, dieſe nur bei einem Handelsvolke ſich einſtellenden Momente geben ihm einen geſchmeidigeren, lebhafteren Charakter, ſcharfen ſeinen Verſtand und beflügeln ſeine Thätigkeit. Wie der Wind den Blüthenſtaub von einer Blume zur andern führt, ſetzt der Handel die verſchiedenſten Nationen auf Erden in Verbindung, der Saame der Bildung wird weit hinaus über die Meere geführt und von fernen Küſten wieder mit zurückgebracht. Eine wohlthätige Gemeinſchaft der Menſchen verbreitet ſich über alle Himmelsſtriche, die Entfernteſten verſtehen ſich, die Fremdeſten verkehren mit einander nach den Geſetzen des Rechtes oder der Gewohnheit; die Landſtraße und das Schiff, das Kameel und das Maulthier werden die Bande der geſchiedenſten Völker und Länder; was die Sprachenverwirrung bei dem Bau des Babelthurmes plötzlich geſondert, bringt der Handel wieder allmälig zuſammen. Der Hirt und der Kaufmann, ſie haben, ſtreng genommen, beide kein Vaterland; aber jener iſt nirgends, dieſer überall zu Hauſe.

Hat der Handel oder der Ackerbau ein Volk bereichert, dann entſteht die Fülle des Ueberfluſſes, und ſeine Wirkungen verſpüren ſich bald. Der Menſch beſitzt mehr als er bedarf. Für das Unnöthige will er ſich Bequemlichkeiten und Vergnügungen verſchaffen. Hier iſt der Urſprung der Kultur, welche man die höhere nennt, die aber oft zum Niedrigen führt. Das Geld, nach Uebereinkunft als Zeichen des Werths geſchaffen, überragt dann den geiſtigen und innigen Werth, Beſitz irdiſchen Guts wird zum Hauptbeſtreben. Man greift wohl auch zu den Waffen, nicht wie ehemals ſich gegen Angriffe von Feinden zu ſichern, was recht und unerläßich iſt, ſondern um in eigenſüchtig falſcher Kultur die Herrſchbegier zu befriedigen, über ein unterjochtes Volk mit eitlem Ruhm und Vortheil zu gebieten. Im ſich zweckmäßig bildenden und entwickelnden Staat werden dagegen die Geſetze geordnet, die Staatsämter den Tüchtigſten übertragen. Die Stände ſondern ſich, der Reiche hat durch ſeine Güter immer ein Uebergewicht, der Erhabene durch die Verdienſte ſeiner Ahnen, der tüchtige Kopf durch ſeine Fähigkeiten. In Städten und Dörfern wohnen die Menſchen zuſammen. Vorrechte finden ſich, Anſprüche miſchen ſich ein, machen ſich geltend durch Zeit und Gewohnheit; zum Theil nach ſolcher Maaßgabe werden Pflichten und Steuern feſtgeſetzt. Der Arme gewinnt ſeinen Unterhalt, indem er für den Reichen arbeitet, der Geringe dient dem Hohen und genießt dafür Schutz und Sold. Handwerke und Künſte haben ſich gebildet, gemeinſchaftliche Anſtalten leiſten ihre Dienſte, Lehrer und Schüler ſind einander verpflichtet; der Soldat und der Bürger, der Kaufmann und der Landbauer beſtehen neben einander, die verſchiedenartigſte Geſchäftigkeit erhält ſich wechſelſeitig in Athem, und die wunderbare Staatsmaſchine mit unzähligen Rädern und Walzen bewegt ſich, durch die Hände der wachſamen Ordnung geleitet, auch bei Mängeln zur Sicherheit jedes Einzelnen Tag für Tag in geläufiger Weiſe. Aber der Reichthum ſteigt, die Ueppigkeit verlangt auch in beſſerem Staatsgange nach ihrer Nahrung, der Aufwand ſucht ſeine Pracht zu entfalten, der Stolz und die Eitelkeit erheben ſich mit prunkendem Gefieder, mit ihnen zugleich aber auch die Wiſſenſchaften und die Künſte, welche, richtig benutzt, das Leben ſchmücken und den menſchlichen Geiſt veredeln. Eltern und Staat ſind auf die Erziehung der Jugend bedacht. Erfindungen und Entdeckungen bereichern das Leben, und das Menſchengeſchlecht ſchreitet der höchſten Stufe geiſtiger Bildung entgegen. Neben dem Guten entwickelt ſich jedoch wie immer, das Böſe; die Leidenſchaften ſiegen gar oft über die Vernunft, die Gewalt zerbricht die ehernen Tafeln des Geſetzes, gegen die beſtehende Ordnung lehnt ſich in Empörungen der Uebermuth oder die Unzufriedenheit auf, dem kindlichen Glauben entwöhnt verfällt die Zügelloſigkeit in den troſtarmen Unglauben, die grauenvollſten Verbrechen geſchehen neben den preiswürdigſten Thaten einer tugendhaften Seelengröße, und erfreut ſich der Genius der Menſchheit ſchöner Sonnentage, muß er auch oft das Geſicht verhüllen, wenn der Böſewicht mit ſeinen Netzen die Unſchuld umſtrickt, oder ein ganzes Volk, von unſeliger Wuth verblendet, die Gebote der Natur wahnſinnigſchwindelnd verhöhnt. — So iſt auch die Bildung immer in Gefahr, von der Rohheit wieder verdrängt zu werden, und wie es rathſam iſt, daß jeder Einzelne für ſich die Selbſterkenntniß fördert, ſo hat auch das Geſammtvolk ſich möglichſt in Selbſterkenntniß zu erhalten, denn Ueberſchätzung und Anmaßung locken immer wieder zur Barbarei.

II.

Kreisgänge der Weltgeſchichte.

Viele Jahrhunderte hat unſere Erde erlebt, ehe das Menſchengeſchlecht zum Bewußtſeyn gekommen, und um die Ereigniſſe der Vorzeit ſich zu kümmern begann; viele andre zogen vorüber, ehe man auf den Gedanken gerieth, das Geſchehene zur Erhaltung für die Nachwelt aufzuzeichnen. Das unmündige Zeitalter der Geſchichte ſchöpft alſo ſeine Nahrung aus Mittheilungen, die von Ahnherren ſich auf den Enkel vererbten, aus Volksliedern, dem Nachhall verklungener Tage, worin bei allem Schmucke die Wirklichkeit doch immer als der Grundlaut hervorzutönen pflegt, aus Erzählungen über berühmte Geſchlechter unter den Menſchen, aus den Sagen, durch die man das Andenken der Fürſten und Helden zu erhalten ſuchte. Aber auch ſtumme Denkmäler ſprechen den Forſcher an: die Trümmer untergegangener Städte, die Säulen und Pyramiden, mittelſt derer ſich die alten Völker verewigen wollten, die Zeichnungen und Malereien, in denen die Vorwelt ſo Räthſelhaftes und Geheimnißvolles uns zuflüſtert; ſelbſt die Spuren unſres verwandelten Erdballes, vom vulkaniſchen Durchbruch eines ehemals zuſammenhangenden Landes an bis zu den verſteinerten Seethieren im Gebirge, ſind nutzbar zur Verbindung der Zeitengeſchichte.

Mit der Schrift aber hört das mythiſche Zeitalter auf, die mündig gewordene Geſchichte giebt ſich nicht mehr durch ſtumme

Zeichen zu verſtehen, in lesbaren Zügen belehrt ſie die Nachwelt. Die Inſchriften der Denkmäler, die Angaben auf den Münzen eröffnen uns ſchätzbare Quellen, geſchriebene Urkunden erweitern unſere Kenntniſſe, und die Werke der Geſchichtſchreiber werden unſere Führer. Um ſie richtig zu würdigen, müſſen wir aber das Wahre und das Fabelhafte bei ihnen unterſcheiden lernen, wir müſſen die Gültigkeit ihrer Zeugniſſe prüfen, ihre widerſprechenden Berichte vergleichen, nach ihrem Zeitalter und ihrem Geburtslande ſie beurtheilen, die Verſtümmelungen ihrer Schriften berichtigen, und aus den einzelnen Ueberlieferungen ein Ganzes zu erbauen verſtehen. Nothwendig iſt es daher, von dem Leben und den Sitten der Völker, deren Begebenheiten ſie erzählen, Kunde zu haben; wir müſſen die Länder dieſer Völker kennen, mit der Zeitrechnung uns vertraut machen, und, um das Erzählte nicht ſchief zu beurtheilen, aus unſeren Verhältniſſen heraustretend in die vergangenen Jahrhunderte uns anſchaulich verſetzen. — Ihr männliches Alter erreichte die Geſchichte mit der Buchdruckerkunſt. Von dieſem lichterhaltenden, für die Bildung des Menſchengeſchlechts ſo bedeutenden Augenblick an vervielfältigen ſich die Zeugniſſe der Geſchichte, ihre Mittheilungen ſind dem Untergange und der Verſtümmelung nicht mehr unterworfen; die Geſchichte hat nun einen Tempel, dem weder Feuer noch Waſſer Verderben droht.

Um unſer Geſchlecht auf ſeinem Wege durch die Vergangenheit zu begleiten, giebt es verſchiedene Verfahrungsarten. Wir betrachten entweder die Völker neben einander, und laſſen ſie, den fortſchreitenden Zeiten folgend, zuſammen auftreten, bis wir am Schluſſe ſie alle hinſtellen, wie ſie gemeinſchaftlich in der Gegenwart erſcheinen, oder wir führen ſie einzeln vor, begleiten jedes Volk von ſeinem Beginne bis zum Ende, und machen mit dem einen den Anfang, wenn wir das andere beſchloſſen. Jenes iſt der ſynchroniſtiſche, der mitzeitige, umfaſſende, dieſes der ethnographiſche, der einzeln geſchichtliche Lehrgang. Beide haben ihren Nutzen wie ihren Nachtheil. Dort behalten wir beſtändig den Ueberblick des Ganzen, in allen ſeinen Theilen ſichtbar zieht es, gleich einem Panorama, vor uns hin; aber die Fäden werden jeden Augenblick unterbrochen, und die Anſchauung des Einzelnen muß darunter leiden; — hier wird die Darſtellung jedes einzelnen Volkes ein deutlicher gerundeter Theil, aber der Ueberblick der Geſammtgeſchichte geht verloren. Daher die fleißigere Wißbegier am beſten verfährt, Weltgeſchichten zu leſen, von denen die eine aus jenem, die andre aus dieſem Sinne entſtanden iſt.

Als ein weites, ſchwer zu überſehendes Feld bedarf die Weltgeſchichte einer Sonderung ihrer Hauptmaſſen. Wo aber ein Zeittheil endigen, ein neuer beginnen ſoll, muß das Menſchengeſchlecht wirkungsreiche Veränderungen erlebt haben. Nur wo eine allgemeine Umgeſtaltung in Denkungsart und Sitte, in Verfaſſung und Bildung auffallend ſich verräth, da allein rechtfertigt der Verſtand eine ſolche Scheide. Indem nun die Geſchichte wirklich drei ganz verſchiedene Felder eröffnet, läßt ſich die Eintheilung in die alte, mittlere und neuere Geſchichte unter jeder Bedingung beibehalten.

Die alte Geſchichte, das Alterthum, in der dunklen Kindheit unſeres Geſchlechtes mit ſeinen Quellen ſich verlierend, umfaßt die Völker des alten Aſiens, die vom Erdboden verſchwunden, die Hebräer, die Griechen- und Römerwelt. In allen ſeinen Erſcheinungen bewährt das Alterthum ſeinen eigenen Charakter; mit ſeinem Untergange ſind nicht nur die alten Völker verſchwunden und ihre Thaten verhallt, auch ihr Leben und ihr Geiſt iſt erſtorben; mit dem Zuſammenſtürzen des Römerreiches ſcheint ein anderer Genius der Menſchheit ſich eingefunden zu haben.

Die mittlere Geſchichte, das Mittelalter, beginnt mit dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches, und erhält ſeinen Beſchluß mit der Entdeckung (oder Wieder-Entdeckung) von Amerika und der bald darauf folgenden Reformation durch Luther. Das Römerthum iſt verſchollen, neue Geſchlechter erſcheinen auf dem Schauplatz; alle Völker der Erde ſind auf der Wanderung begriffen: andere Sitten, ein anderer Glaube, andere Verfaſſungen; das Feudalſyſtem erzeugt neue Verhältniſſe, die Völker des Weſtens und des Oſten treffen in Religionskriegen zuſammen; mit dem Ritterweſen entſteht ein neuer Geiſt, das zweite Geſchlecht tritt als die Blume der Menſchheit hervor, um das Schöne ſchlingt ſich die Romantik. So geht es fort bis zu den Zeiten Luthers. Da erwachen die Wiſſenſchaften aus ihrem langen Schlafe, die Buchdruckerkunſt beflügelt die menſchliche Bildung, das Schießpulver verwandelt die Kriege, ein unbekannter Erdtheil iſt entdeckt, der aufgefundene Weg nach Oſtindien eröffnet neue Verbindungen, die Schifffahrt, der Handelsverkehr regt alle geiſtigen und körperlichen Kräfte der Menſchen auf, und faſt gleichzeitig befreit die Reformation, die Vernunft des Nordens der Phantaſie des Südens gegenüberſtellend, eben ſo wohl Wirkung als Urſache, die Menſchheit von geiſtigen Feſſeln.

Die neuere Geſchichte umfaßt die Begebenheiten der drei letzten Jahrhunderte, mit der Reformation durch Luther und dem feſtgeſtellten Gleichgewicht in Europa beginnend.

Indem aber die Zeit, welche wir ſelbſt erlebt, das Außerordentlichſte geſehen, und thatenreich wie keine andere die Geſchichte bereichert, möcht' es ſich zweckmäßig erweiſen, neben den drei angegebenen Hauptmaſſen eine vierte, die neueſte Zeit aufzuſtellen: das geſtaltenvolle Schauergemälde der franzöſiſchen Revolution. Die Univerſalmonarchie eines herrſchſüchtigen Emporkömmlings, der große Befreiungskrieg, der neben den glänzendſten Folgethaten des Alterthums ſeine Lichtkraft nicht verliert — in einem ſo beſchränkten Zeitraum läßt ſich kaum eine größere Fülle einflußvoller Erſcheinungen denken; eine ſolche Zeit mag immerhin eine eigene Hauptmaſſe der Geſchichte bilden.

Um indeſſen auch die ſämmtlichen großen Hauptmaſſen mit bequemeren Blick überſchauen zu können, erleichtert ſich das Studium der Geſchichte, wenn man neben den angegebenen wichtigeren Wendepunkten kleinere feſtſetzt, und untergeordnete Zeitwandlungen gelten läßt, welche jedoch durch ähnliche Veranderungen im Leben des Menſchengeſchlechts bedingt ſeyn müſſen. Solcher Wendepunkte mögen hier folgende aufgeſtellt ſeyn.

I. Die Urzeit bis Cyrus (— 560 vor Chriſtus). Aſien faſt allein iſt während dieſes Zeitraums das Land der Geſchichte; hier bildet ſich das erſte geſellſchaftliche Verhältniß unter den Menſchen, die erſte Bildung erwacht, die erſten Reiche entſtehen. Indier und Chineſen leben in zweien großen geordneten Reichen. Mehrere Staaten ſteigen empor und gehen unter, während in Aegypten ſeltſame Prieſterſtaaten zu finden, Europa aber noch im Nebel der Unbekanntheit verborgen liegt. Vorder- und Mittelaſien gerathen endlich unter die Herrſchaft eines Einzigen, der erſte unvollkommene Verſuch eines Großreiches geſchieht, nach einem und demſelben Geſetze werden viele Völkerſchaften gemeinſchaftlich regiert, und mit der Einnahme Babylons durch den perſiſchen Eroberer gewinnt Aſien eine verwandelte Geſtaltung.

II. Von Cyrus bis zu Alexander dem Mazedonier (560 — 323 v. C.) Das Großreich im Aſien erhält ſich in kränkelnder Hinfälligkeit; in Europa bildet ſich das griechiſche Staatsſyſtem. Wiſſenſchaften erleuchten den menſchlichen Verſtand, die Künſte erleben ihre erfreulichſte Blüthe. Philipp's Sohn, Alexander, faßt den Entſchluß zur Zerſtörung des Perſerreiche, und während in Italien der Freiſtaat der Römer ſich erhebt, ſtürzt das gewaltige Perſerthum vor einem Häuflein griechiſcher Krieger danieder. Alexander wird der Mittelpunkt der Geſchichte; zum zweiten Male werden die Völker unter einem gemeinſchaftlichen Herrſcher verbunden, doch in einem edleren Sinne, für einen wohlthätigeren Zweck. Der Tod des Helden vereitelt dieſen Zweck: ſein Reich zerſplittert, und eine neue Ordnung der Dinge beginnt.

III. Von Alexander bis Auguſtus (323 bis 30 vor Chriſtus.) Alexanders Feldherrn beherrſchen die getrennten Glieder ſeiner Monarchie; aber Rom geht mit raſchen Schritten ſeiner Herrlichkeit entgegen. Karthago ſinkt unter ſeinen Streichen, Aſien muß ihm erliegen, von den Säulen des Herkules bis zum Euphrat neigt ſich Alles ſeinen Geboten. Von blutigen Bürgerkriegen zerriſſen, behauptet es dennoch ſein gewalthaberiſches Uebergewicht. Drei Männer ringen um den erſten Platz in der Menſchheit, und endlich trägt Auguſtus den ungeheuern Freiſtatt, als Beute ſeiner kalten Schlauheit, davon. Zum dritten Male finden ſich die Völker unter einem einzigen Zepter verſammelt; kluge Ordnung hält das Ganze zuſammen, aber keine Liebe verſchwiſtert die einzelnen Glieder, und Rom bleibt der Tyrann ſeiner Unterthanen.

IV. Von Auguſtus bis zur Auflöſung des römiſchen Weſtreichs (30 vor bis 476 nach Chriſtus.) Unter Auguſtus trifft die politiſche Größe der Römer mit dem goldenen Zeitalter ihrer Bildung zuſammen. Das ſtaunenswürdige Reich aber geht ſeinem Untergang entgegen; Sittenverderbniß und Prunkſucht erſchöpfen ſeine Kräfte; elende Cäſaren verwüſten es, die wenigen guten Herrſcher können den ſtürzenden Koloß nicht aufhalten. Das Chriſtenthum verdrängt die alte Götterwelt, die Kultur aber verarmt und friſtet ihr Leben mit den Schätzen der Vorzeit; aus den Wüſten des Nordens ſtrömen barbariſche Krieger herbei, und heben den kränkelnden Staatskörper aus ſeinen Angeln; die Völkerwanderung erzeugt neue Geſchlechter, die Römerwelt zerfällt in zwei große Hälften, die Glieder löſen ſich, und endlich entthront ein Heruler den letzten römiſchen Cäſar.

V. Von der Auflöſung des römiſchen Weſtreichs bis auf Karl den Großen (476 bis 768.) Der germaniſche Volksſtamm hat das Uebergewicht, aber ein Geſchlecht verdrängt das andre, die Menſchheit bleibt in wogendem Schwanken. Die Sieger werden von den Beſiegten entwildert, das Chriſtenthum verbreitet ſich, das Lehnsſyſtem entſteht, aber das Licht der Kultur flammt immer kärglicher, und die Klöſter werden die Rettungskammern der Wiſſenſchaften, wo ſie mumienähnlich ſich ſtarrend erhalten. Die Oſtgothen überſchwemmen Italien, die Longobarden verdrängen ſie; im Weſten Europas weicht ein germaniſcher Stamm dem andern, im Oſten ſetzen ſich die Slaven feſt, in Afrika entſteht ein vandaliſches Reich, unter dem Namen eines griechiſchen Kaiſerthums erhält ſich nothdürftig das römiſche Oſtreich. In Aſien entſtehen neue Völkerſchaften, und plötzlich auch ein neuer Glaube, der mit dem Schwerte des Fanatismus ſich reißend über das ganze Weſtaſien, über die Nordküſte Afrikas und ſelbſt über Spanien verbreitet. Die Araber werden die Pfleger der Wiſſenſchaften. Bagdad und Cordova ſind die Bildungsſchulen der Menſchheit. Indeſſen hat ſich die fränkiſche Monarchie gebildet, und Karl der Franke ſteht als Univerſalmonarch an der Spitze. Zweimal finden wir in dieſer Periode die Völker um einen Thron gelagert: die Moslem um die erſten Kaliphen, die Chriſten um Karl den Großen; hier wie dort iſt die Religion das gemeinſchaftliche Band. Neben der weltlichen Frankenmacht erhebt ſich die geiſtliche; beide unterſtützen einander, und ein Biſchof zu Rom krönt den Frankenfürſten zum römiſchen Kaiſer.

VI. Von Karl dem Großen bis auf die Entdeckung von Amerika (768 — 1492). Die fränkiſche Monarchie zerfällt, ebenſo die Rieſenmaſſe des Kaliphats, nur im Kriege berühren ſich dieſe Staaten. Das Verhältniß zwiſchen Lehnsherrn uud Vaſallen ſpricht ſich geſetzmäßiger aus, das Chriſtenthum verliert durch ſeine Prieſter die einfache Hoheit, der Biſchof von Rom trägt über die weltlichen Mächte den Sieg davon, nur einzelne erleuchtete Männer ragen in der bildungsarmen Zeit hervor, und während in Spanien die chriſtlichen Staaten mit den mauriſchen im Kampfe liegen, ſtrömt die gewaffnete Chriſtenheit nach dem Morgenlande, aus den Händen der Sarazenen das Grab des Erlöſers mit dem Schwert zu gewinnen. — Im Sturme der Kreuzzüge bildet ſich neben Lehnsherrn und Vaſallen der dritte Stand; die arabiſche Kultur, im Orient und in Spanien geſchöpft, fließt mit dem Chriſtenthume als Rittergeiſt und Romantik zuſammen: das Fauſtrecht ſichert dem Stärkern ſein Uebergewicht, die Verehrung der Frauen erhebt ſich zu einer Art von

Kultus, Gaſtgelage und Waffenſpiele werden die Unterhaltung der Helden: die rohausbrechende Kraft tritt mit der zarten Empfindung in wunderbarer Miſchung zuſammen. Der Handel erwacht, die Städte bevölkern ſich, und ein reiches kräftiges Leben bewegt ſich in ihren Mauern; es bilden ſich Zünfte, es blühen die Freiſtaaten Italiens, die widerſprechendſten Formen beſtehen in ihrer Schroffheit neben einander, nur in der Reibung der Kräfte erkennt ſich das Leben. Die Türken erobern die Hauptſtadt der Griechen, das römiſche Recht erſteht aus ſeinem Grabe, die Hierarchie hat ihre Blüthe überlebt, die Wiſſenſchaften aber treten aus den Klöſtern, die Univerſitäten werden die Werkſtätten der Bildung, an den Bruchſtücken des Alterthums belehrt ſich die Wißbegier, die Künſte erleben ein goldenes Zeitalter, Erfindungen und Entdeckungen erweitern den menſchlichen Blick, das Leben wird mannigfaltiger und umſichtiger. Der kühne Mönch in Wittenberg fordert die Rechte der Vernunft zurück, und ſeine kraftreichen Reden entfeſſeln die wach gewordene Geiſtesfreiheit. —

VII. Von der Entdeckung Amerika's bis zur franzöſiſchen Revolution (1492 — 1789). Die Zeit des Ritterthums und der Romantik iſt vorüber; an die Stelle der jugendlichen Phantaſie tritt die ernſte Vernunft; bei dem Donner des Geſchützes erhält die Tapferkeit eine andre Geſtalt, die Politik beherrſcht den Muth, die Kunſt der Kabinette ſetzt ihre verborgenen Triebfedern in Bewegung. Die Chriſtenheit ringt mit den Türken, in Deutſchland wüthet ein langer Religionskrieg, in Frankreich morden ſich Katholiken und Hugenotten. England erhält unter ſeiner Eliſabeth Seemacht und Kolonien, Spanien herrſcht in Amerika und zündet Scheiterhaufen an. Die Künſte ſchreiten bereits wieder rückwärts, die Wiſſenſchaften aber treiben fruchtbar fort; die Verehrung der Frauen hat von der Schwärmerei ſich geſchieden, Streben nach Geſittung aber wird der Charakter geſelliger Verhältniſſe. Die ſchauderhaften Verbrechen werden ſeltener, zugleich aber auch die glänzenden Beweiſe des Muthes nnd der Seelengröße; der Einzelne tritt in ſeiner Perſönlichkeit nicht mehr hervor, er verliert ſich in der Maſſe des Ganzen.

Mit dem Weſtphäliſchen Frieden iſt das Band des deutſchen Reiches gelöſt und Oeſtreichs Macht geſchwächt; Franzoſen und Schweden erhalten das Uebergewicht. Ludwig's Hof beherrſcht die andern fürſtlichen Höfe, franzöſiſches Weſen und Sprache verbreiten ſich über Europa, und die Franzoſen glauben, ein goldenes Zeitalter der Kultur zu erleben. Im Oſten Europas erhebt ſich Rußland, und kluge Miniſter ſind die Seele des europäiſchen Staatenſyſtems.

Durch die Beendigung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges geht das Uebergewicht in Europa von den Franzoſen auf die Engländer über, welche durch ihre Flotten es behaupten. Schweden, unter ſeinem Karl XII ſchnell emporflammend, erliſcht wieder eben ſo ſchnell; Rußland ſteigt und erlangt ſeinen Glanz unter Katharina. Friedrich's und Joſeph's merkwürdige Regierungen, die Theilung Polens, die Losreißung der nordamerikaniſchen Staaten von ihrem Mutterlande, die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien, die furchtbaren Gährungen in Frankreich, das Entſtehen der deutſchen, von allen übrigen verſchiedenen Literatur, ſind die hauptſächlichſten Tiefen und Höhen dieſer Periode.

VIII. Vom Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Zeit. Die neueſte, aber gewiß noch mannichfach ſich umgeſtaltende Periode, bezeichnet durch demokratiſche Raterei, durch die Gewaltherrſchaft des erſten Napoleon, durch einen allgemeinen Befreiungskrieg, durch eine neue franzöſiſche Revolution (1830).

Zuſatz.

So weit iſt dies Mittheilung deſſen, was Leßmann ſchrieb. — Seitdem wurde dieſe jüngſte Periode noch bezeichnet durch abermalige Revolution (1848) und abermaligen napoleoniſtiſchen Machtwerber, der auf Umwegen gewinnen möchte, was ſein Vorfahr mit dem Glück und Ruhm ſeiner Waffen erſtürmen wollte. Die Völker der Erde ſind beinahe ſämmtlich in unruhiger, eilender und übereilender Bewegung, und ſelbſt der Erfahrenſte wird ſich nicht für fähig erachten, eine Vorausſicht der nächſten Zukunft zu haben. — Mit Beſonnenheit, mit klarer Einſicht und Kraft, die in feſtem Geleiſe anmaßliche Zerrüttung abwehren, ohne den Völkern die geiſtigen Bahnen zu beſchränken und die geſchäftlichen Beſtrebungen übermäßig zu belaſten, dürften wir jedoch dem ewigen Weltregierer vertrauen. Wir wünſchen aus Seele und Herzen, daß jene Eigenſchaften, deren Thätigkeit ſehr nothwendig iſt, ſich nicht im Tageſchwindel unbewußt verkümmern, und endlich auch in unklugem Hader nur dem Steigern der Verwirrung zu Gunſten habſüchtiger Schlauheit dienen.

Halten wir unſere geſchichtlichen Erinnerungen feſt und laſſen ſie lebendiger, für die einige Kraft der deutſchen Volksſtämme erhebender werden durch das Jahr

1863.

Es mahnt uns nicht nur an den Hubertsburger Frieden und an deſſen von uns in dieſem Büchlein ſchon beachtete „Jahrhundert-Feier“, es mahnt zugleich an die

Völkerſchlacht bei Leipzig.

Ein Halb Jahrhundert iſt vergangen ſeit dieſer glorreichen Entſcheidung über das Schickſal Deutſchlands, eine Entſcheidung, bei der unverkennbar die allmächtige Fügung hülfreich war. Napoleon mußte in Rußland ſeine große Armee vernichtet ſehen durch die Gewalt der Elemente, durch Feuer und Eis; Kaiſer Alexander I ſich entſchließen zum Mitkampfe für die Befreiung Deutſchlands; Friedrich Wilhelm III. noch umdrängt von feindlichen Machthabern, mit dem kriegeriſchen Aufruf an ſein Volk allgemein begeiſtern. Endlich mußte das Unerwartete geſchehen: der Anſchluß Franz II, der ſeinen Schwiegerſohn Napoleon verließ, obwohl ihm dieſer die lockendſten Ausſichten zu Ländergewinn eröffnete. Ein ſolcher Verein, den England mit

Er war mit uns, Er ſtand uns bei
An manchem ſchweren Tag,
Bis dankesvoll der Deutſche frei
Am Bruderherzen lag.

Er war mit uns, Er ſtand uns bei
An manchem blut'gen Tag,
Bis ſieggekrönt der Deutſche frei
In freier Erde lag. —

Doch ewig lebt die Ruhmeszeit,
Wo Volksgeiſt ſich erhob,
Zu ſo gewalt'ger Kraft geweiht,
Daß rings der Feind zerſtob! —

Wir feiern deutſchen Siegeslauf
Und treuer Liebe Schwung; —
So ſchlägt das Herz uns mächtig auf
Und bleibt zu Thaten jung! Gz.

Der Geſetzgeber im Hauſe.

Die Menſchen ſind immer geneigt, gegen den Staat und deſſen Regierung tadelnd aufzutreten und ihm — nach einem nicht ſehr edeln Ausdrucke — etwas am Zeug zu flicken, wo es wohl auch, wie an jedem Geſchirr, welches täglich gebraucht wird, oft, wo nicht immer, etwas zu beſſern und zu flicken giebt. Da nun aber dieſe Aburtheiler am Biertiſche oder in der Weinſtube gewöhnlich nicht ſelbſt fahren nnd zum Zugreifen meiſt auch ſich nicht für berufen halten, ſondern nur zuſehen und hadern, ſo bleibt's dabei dennoch meiſt bei dem Alten, und die Beſcheidneren finden und geſtehen, daß Tadeln allerdings leichter als Beſſermachen ſey. Freilich, wer ſelbſt ſo mit im Wagen, in der Staatskarrete ſitzt, und, wenn umgeworfen würde, ſelbſt mindeſtens blaue Flecke zu befürchten hat, dem kann man es kaum verdenken, wenn er bei ſchlechtem, nicht hinlänglich gebeſſertem Wege etwas laut wird; der Fahrkundige möchte dann auch ſelbſt lieber abſpringen nnd die Pferde kurz faſſen. Nur iſt bei dem Allen oft viel Einbildung und die Lauteſten ſind nicht immer die Erfahrenſten. — Zuvörderſt zu Hauſe und im eigenen Geſchäfte mag Jeder — um im Gleichniſſe zu bleiben — im Fahren ſich üben; und ſchon ein mit Dung beladener Karren will regelrecht behandelt ſeyn. Aber eben mit ſolchen eigenen Haus- oder Feldgeſchäften geht es nicht immer am Beſten: und woran fehlt's da wohl? — Ein Hausvater ſoll in ſeinem Hauſe Herr, das heißt verſtändiger Selbſtherrſcher, nicht aller Reußen, wohl aber von Frau, Kindern und Geſinde ſeyn. Auch von der Frau? höre ich manche junge und alte Frau, der dieſe bedenkliche Stelle vorgeleſen wird, betroffen oder auch erbittert rufen. — Ja, auch ſie muß ſich in die Geſetzgebung fügen, wenn dieſe einmal central, das heißt allſeitig wirkend und durchgreifend ſeyn ſoll: was zur Wirkſamkeit, und um Erfolge zu ſehen, meiſt ganz unentbehrlich iſt. Daß ſie, die liebe Frau, verſtändig, gut geſinnt, und demnach geeignet mit im Rathe ſitze, dagegen läßt ſich nicht das Mindeſte ſagen, und ſo bekommt ſie ja auch ihren gebührenden und nicht zu verachtenden Theil von der ausübenden Macht mit ab. — Aber du, Wagenlenker, ja nur nicht zu viel rechts oder links, und nicht zu viel mit der Peitſche geknallt! das macht die Zugkraft verwirrt oder träge. Wenige Vorſchriften, Anordnungen, Befehle, aber dieſe feſt gehalten! Sagte man es doch ſonſt, dies ſcharf vermerkend, der öffentlichen Wirthſchaft nach, daß die Geſetze der Nagel am beſten halte. Das iſt nun wohl jetzt etwas Anderes, und doch könnte man im Einzelnen auch wohl noch manchmal zu ſolchem Scherze verſucht werden. Ja, lieber keine Geſetze gegeben, als ſie nicht halten oder nicht halten laſſen! Das ganze Haus- oder auch Staatsweſen wird zum durchlöcherten Siebe, mit dem gute Ordnung und häusliches oder auch des Gemeinweſens Gedeihen vergeblich oder doch nicht genügend geſchöpft wird. Klarer, ordnender Sinn muß dem Hausvater und der Hausmutter — um bei dieſer wieder gut zu machen, was der Verfaſſer dieſer Zeilen oben verſchüttet haben könnte — innewohnen; Feſtigkeit, um bei Frau, Kindern und Hausleuten das ruhig Ueberlegte als unabänderlich und als Regel gelten zu laſſen, nach welcher ſich Jeder im Hauſe zu richten hat und weiß. Ein Wörtchen giebt es, welches Wunder thut, der beſte Hebebaum, die unentbehrlichſte Winde iſt bei jederlei Fahrgeſchirr, öffentlichem und häuslichem; — es heißt conſequent, folgerecht ſeyn. Macht ihr, was ihr wollt, es geht nicht von Statten, wenn nicht jeder Haus- oder Staatsgenoſſe an den Gang, der ſich immer gleich bleibt, gewöhnt wird. Nicht aber immer zu befehlen und zu rufen, ſondern, wo es nöthig, ſelbſt nach dem Geſchirre zu ſehen, ſelbſt ſchnell und raſch nachzuhelfen, bleibt eine Hauptſache bei dem häuslichen Regiment, was freilich gelernt und geübt ſeyn will. Deshalb iſt auch kein Meiſter und Hausherr — und wohl auch keine Staatsregierung — vom Himmel gefallen, und ehe man befiehlt oder Geſetze giebt, muß man gehorchen und Geſetzen folgen gelernt haben. Dazu ſind die Schulen gut, eben die, in denen man — freilich nicht ohne Mühe und nicht in einem Tage — ſich unterrichten und belehren läßt, was man ſoll und muß; denn eben das, was man eigentlich will, wiſſen ſehr Viele nicht, wenigſtens nicht in gutem Zuſammenhange nnd ſich ſelbſt klar werdend. Die beſte Schule aber iſt — die anderen tüchtigen ja nicht zu verachten, oder, wie wohl geſchieht, zu verſäumen, weil die Weisheit vom Himmel fällt — die Schule der Erfahrung. Sie lehrt auch, daß ein Geſellenſtück noch kein Meiſterſtück iſt, und daß zwiſchen trotzig und verzagt ſeyn gar ſchön die Beſcheidenheit in goldner Mitte liegt.

Wer mir wegen meiner Aufrichtigkeit nicht böſe, ſondern mehr oder minder meiner Meinung iſt, der halte ſeinem Selbſtdenken und Gedächtniß den Spruch feſt:

Sollen Stützen Dir gedeih'n
Auf des Lebens rauher Bahn,
Mußt Dein eig'ner Herr Du ſeyn,
Und Dein erſter Unterthan.

C. Kienitz.

Natur und Unnatur.

Einſt — in jenen Jahrhunderten, die man das „goldene Zeitalter" nennt — war die Natur die von allen Menſchen mütterlich verehrte Königin, und ſie verwaltete ihr hohes Amt vortrefflich, denn man war beglückt durch ihre Herrſchaft; Einfachheit, Fleiß und Zufriedenheit, die Kinder der Königin, lebten mitten unter ihren Unterthanen, die ihr auf allen Wegen in Treue folgten. Damals fand man keine Wunderkinder, aber es war auch kein Wunder, kindlichen Sinn zu finden, der im allmächtigen Schöpfer den Vater, in der Natur die Mutter erkennt. Schade, daß die Natur flüchten mußte, theils vor langweiligen Schmeicheleien, theils vor Uebertreibungen. Sie liebte die Dichter und Naturforſcher, vernahm es gern, wenn man in der beſcheidenen Weiſe Haller's ſang:

„In's Inn're der Natur dringt kein erſchaff'ner Geiſt,
Zu glücklich, wenn ſie noch die äuſſ're Schaale weiſt;
Du haſt nach reifer Müh', und nach durchwachten Jahren,
Erſt ſelbſt, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt, erfahren."

Aber ſo demüthige Dichter, die nicht nur Dichter, ſondern auch Amtsthätige waren, wurden ſelten, zünftig aber zu einem Babels-Thurmbau der Begriffe ſehr Viele, die über alle Wirklichkeit hinaus wollten mit ſchmeichelnder Wortſchweiferei. Der vernünftigen Natur, die gar wohl ihre Grenzen kennt, iſt aber Uebertreibung eben ſo widerwärtig als Schmeichelei. Nun kamen grillenſüchtige Naturforſcher, erhoben mit ihrer Theorie, die oft nicht Erkenntnißlehre, ſondern Erkenntnißdünkel iſt, die Natur zu Gott und Göttin der Welt, duldeten nichts Höheres, verleugneten einen Urſprünglichen, der doch die Natur muß erſchaffen haben. Sie fabelten mit ihrem künſtelnd erzogenen Viel- und Nichtwiſſen ſich ſelber zu Allwiſſenden, ſo daß der Lehrſpruch aus dem „Fauſt" Goethe's: „Grau iſt alle Theorie", nicht mehr paßte, denn die Theorie war naſeweiß geworden. Da nun allmälig die Gottesfurcht verſchwindet, hält man den irdiſchen Boden für einen Freiſtaat der Genüſſe, wo der Natur bald keine Freiſtatt blieb. Die ſinnlichen Künſte nur wurden gefeiert, bei denen feiert jedoch die Kunſt: denn ſie iſt ohne Natur nichtig, iſt es auch, wenn wir ſie ſinnbildlich mit den Lebensverhältniſſen vergleichen.

Da iſt die Baukunſt ſehr geübt, denn Jeder möchte ein Haus machen; ohne Theilnahme der Natur fehlt aber allem Bau der feſte Grund, und bei der ſinnlichen Wirthſchaft drinnen ſtürzt es bald über den Köpfen der Bewohner in ſich zuſammen.

Die Bildner unſerer Zuſtände ſind keine Pygmalions, die ihre Galatheen beleben und beſeelen wollen, ſie wählen gleich nur Fleiſch und — Mitgift; nach kurzer Zeit haben ſie dann Wünſche, denen des Pygmalion entgegengeſetzt, denn es wäre ihnen bequem, wenn die überläſtigen Geſchöpfe zu Statüen würden.

Die Malerei iſt äuſſerſt verbreitet, denn Unzählige malen ſich ſelber aus der Einbildung und dem Dünkel zu Glanz- und Ruhmes-Bildern; da man aber ohne Natur iſt, merkt Keiner der ſo Gemalten, daß ihm ſein Selbſtbildniß nicht gleicht.

Da mußte ſchon die Dichtung aushelfen, ſie verſchwiſterte ſich jedoch nicht, wie bei Goethe's Jugendbilde, mit der Wahrheit, ſondern, dem Tageslauf gemäß, mit Schein und Prunk zu allerlei Abſicht. Durch die Schnelligkeit auf der Eiſenbahn ging für Leute, die das Laufen gern verlernen, weil ſie auf ſchwachen Füßen ſtehen, die Romantik des Reiſens, durch die Schnelligkeit der Verlebung die Romantik des Daſeyns überhaupt verloren. Im Rauſch des ſogenannten Vergnügens lechzt man nach Vergnügen, deſſen Geiſt, die Poeſie, iſt aber entflohen, ſeit ſogar die Versfüße vorzugsweiſe für äuſſeren Reichthum in Bewegung ſind, ehe der innere Reichthum von tiefer Bedeutung war. Wenn ſich ſonſt die Dichter bei Armuth glücklich träumten, mehrere der heutigen verwünſchen die Armuth, ſind aber auch bei Reichthum nur ſehr ärmliche Dichter.

Die Muſik der Gegenwart hat es beſonders mit veranlaßt, daß die Natur flüchtete; denn ſie, an Melodie und ſchlichte Harmonie gewöhnt, würde bei verſtimmendem Lärm, der jetzt mitunter Muſik heißt, um ſich ſelber kommen; die Natur that alſo jedenfalls recht, ſich der Verzweiflung und den gegen ſie bezweckten Mordverſuchen der begünſtigten Componiſten zu entziehen. Sie überließ die taſten- und ſtreichberührigen Wunderkinder und alle beliebten Kinderwunder des Tonſpiels jenem Menſchengeſchlecht, das nun einmal durchaus nur von dunkeln Notenköpfen beherrſcht und für das einfach gemüthliche Lied ſo herzlos ſeyn wollte, wie das modiſche Muſikgeſchwirr.

Obwohl man nur künſtlich den Tanz zu den Künſten zählen kann, was dadurch bewirkt wurde, daß die Natur jetztbeliebtem Tanz ganz fremd iſt, hält man ihn doch für die vorzüglichſte der Künſte, und ſogar im Treiben der Wirklichkeit haben, wegen der Bälle, die Mädchen den Winter lieber als den Frühling und Sommer; nicht Wenige tanzen ſich auch über dieſe Jahreszeiten ihres Lebens eifrig raſch hinweg. Die Natur einer Menge der jungen Herren iſt untergegangen in dem Betrieb durch Bälle und Schwindel-Bewegungen reich zu werden, und ſie führen unermüdet die Tanzreihen an, um eine reiche Schöne oder Nichtſchöne heim- und anzuführen. Eine Bühnentänzerin aber hat die Kunſt, reich zu werden, ganz in ihrer Gewalt, und je gewiſſer, je mehr ſie die Natur von ſich zu entfernen wußte. Sämmtliche Weiſe der Weltgeſchichte, könnte man ſie erwecken, würden nicht im Stande ſeyn, alle die Leute zu heilen, die eine einzige Tänzerin zu Narren machte, ſo zu Narren, daß ſie ſich zuweilen dadurch geehrt glaubten, Pferdegeſchäfte an ihrem Triumphwagen zu übernehmen, was beweiſt, daß ſich die verherrlichte Tänzerin einen Stall junger und alter Stutzer verſchaffen könnte. Das wäre gerechte Folge, eine beſſere noch, als ſolche hirnloſe Stutzer, die ſich jauchzend behaglich fühlen in der Brüderſchaft mit Vierfüßlern, verdienen; denn ſie hätten noch immer die mit Menſchenfreundlichkeit gleißneriſch behafteten Vereine gegen Thierquälerei als Schutz macht, während die Natur- und Geiſtquälerei der wirkſamen Hinderung verluſtig iſt.

Die Schauſpielkunſt kann ſich unter ſolchen Zuſtänden auf der Bühne nicht hervorthun; denn was will ſie, die auf ihren Brettern die Welt bedeuten ſoll, wenn die Welt zu dieſen Brettern geworden. Alles iſt verlarvt, das Leben ſelbſt durch und durch Komödie, und bei ſo ungeheuer verbreiteter Mitbewerbung die Bühne ohne Leben und Einfluß auf das Leben. Die Welt ſpielt ſich ab nach den Ariſtoteliſchen Regeln der Dreieinheit, indem Zeit, Ort und Handlung darüber einig ſind, daß man zu allen Stunden, an jeder Stätte und mit jeder Abſicht und That zu täuſchen habe. Der Schaffungstrieb der Natur vermag nichts mehr, wenn man das Klaſſiſche einer fremden Vergangenheit nur dazu gebraucht, die Menſchheit vergeſſen zu laſſen, was ſie von der heimiſchen Gegenwart begehren müßte; wenn man dieſe Mehrheit eifrigſt in Verzerrungs- und Poſſenliebe verſtrickt, daneben dann in Muſik-, Tanz- und Prachtüberfülle dem Geiſt vollends den Kehraus aufzwingt, bis er vor den bretternen Stirnen entweicht und mit der Natur zugleich den einſamen Schlupfwinkel ſucht. Da hat der Beſonnene nichts Anderes zu thun, als ſich die Vernunft des Geiſtes und der Natur zu bewahren, was jetzt die ſchwerſte Kunſt iſt, deren erſter Grundſatz ſeyn muß, von der Menge und dem anſteckenden Gift ihrer Luſtſeuche ſich möglichſt zu entfernen.

Nachdem wir die Künſte des Lebens mit deſſen Zuſtänden verglichen, ihnen Natur und Geiſt entkommen ſehen, wollen wir nur noch ausrufen:

„Sind abgeblüht die Reize der Natur,
Herz und Gemüth in ſteter Hungerkur —
Verglüht der echte Geiſt faſt ohne Spur,
Und herrſchen wird Gebrüt der Fäulniß nur!“

Fr. Rochlitz.

Die Höhlen unſeres Erdballs.

Von den Höhlen oder unterirdiſchen Grotten, welche in mehreren Gegenden, vorzüglich in Gebirgen, am meiſten in Kalk- und Gypsgebirgen, ſich befinden, ſind manche höchſt merkwürdig. Meiſtens haben ſie Gänge von verſchiedener Höhe und Richtung, und dieſe Gänge führen gewöhnlich in größere mit Tropfſtein-Pfeilern und allerlei Tropfſtein-Figuren ausgeſchmückte, die, wie die Höhlen überhaupt, entweder leer, oder mit Waſſer verſehen ſind. Oft findet man in ihnen Verſteinerungen, Knochen, Zähne und Gerippe von Thieren aus der Vorwelt, und andere Merkwürdigkeiten. — In Deutſchland ſind drei Höhlen auf dem Harz ſehr berühmt, nämlich die Baumannshöhle, die Bielshöhle und die Scharzfelder Höhle. Zu der Baumannshöhle führt ein natürliches Gewölbe in den Berg hinein; ſie beſteht aus mehreren Räumen und Gängen, und überall iſt ſie mit Tropfſtein ausgeziert, welcher mancherlei, oft gar ſeltſame Figuren bildet. Waſſer, welches durch die Decke der Höhlen ſickert, iſt überhaupt die Urſache der Tropfſtein-Erzeugung. Es enthält nämlich wegen ſeiner Kohlenſäure etwas Kalkerde in ſich aufgelöſt; nach dem Verluſte jener Säure läßt das Waſſer Kalktheilchen fallen oder an Stellen zurück, an denen es herunter rinnt, zwar in geringer Quantität, aber doch ſo viel, daß es in Tauſenden von Jahren jene ſonderbaren, oft rieſenmäßigen Gebilde wohl erzeugen kann. Oft wird das Waſſer bei dem Hindurchſickern durch die Decke von Kohle, die unter der Dammerde befindlich iſt, oder durch andere darin befindliche Pigmente gefärbt, und eben davon wird dann auch der Tropfſtein farbig, was ihm nicht ſelten ein buntes marmorartiges Anſehen giebt. — Auch die erſt im Jahr 1788 durch Zufall entdeckte Vielshöhle oder Vielſteinshöhle hat herrliche Tropfſteingebilde, aber keine Verſteinerungen, wie ſie ſich früher in der Baumannshöhle in großer Menge fanden, wie ſie aber nach und nach daraus immer mehr und mehr hinweggeſchleppt wurden. Die der Baumannshöhle ſehr ähnliche Scharzfelder Höhle enthielt ehedem ſehr viele Knochen von verſchiedenen wilden Thieren.

Die Gailenreuther Höhle im Baireuthiſchen iſt merkwürdig. Sie beſteht aus ſechs, durch enge Oeffnungen miteinander verbundenen, natürlichen Gewölben von Kalkſtein, welche voller Tropfſtein ſind und, wie auch die Roſenmüllers-Höhle, eine Menge Bärenknochen und noch andere Thierknochen enthalten. In der Grafſchaft Mark befindet ſich die Prinzenhöhle (Sündwichhöhle) und die Kluterthöhle. Jene hat ſchöne Tropfſteingebilde und Petrefakten; man hat in ihr auch eine zum Blaſen brauchbare Muſchel gefunden, wie ſich deren die Maron-Neger als Kriegstrompeten bedienten. In der Kluterthöhle hört man das ferne Rauſchen eines Waſſerfalls. Eine ſehr ſchöne Höhle mit herrlichem Tropfſtein iſt auch die Nebelhöhle bei Pfullingen im Würtembergiſchen, in deren Nähe zugleich noch andere intereſſante Höhlen geſehen werden können.

Die Adlersberger Höhle in einem Kalkgebirge bei Trieſt hält man für die größte aller bekannten Höhlen. Sie iſt mit ſehr vielen zum Theil rieſenartigen Tropfſteingebilden geziert. In ihr fließt auch ein Bach, der Piuka, hin, welcher an einer gewiſſen Stelle in der Höhle verſinkt und bei Planina unter dem Namen Laibach wieder zum Vorſchein kommt. Auch hier hat die Höhle einen Eingang. Noch ein anderer Bach fließt in ihr, über welchem in ſehr großer Höhe natürliche Tropfſtein-Brücken ſich gebildet haben. Sie enthält überhaupt ſehr große Räume, tiefe Abgründe und viele Verſteinerungen. Mit mehreren anderen Höhlen dieſer Gegend hängt ſie zuſammen.

Berühmt iſt die Veteraniſche Höhle im Temeswarer Bannat, am linken Donau-Ufer, ohnweit Orſowa. Sie faßt 700 Mann und beherrſcht die Donau. Ihren Namen erhielt ſie von einem öſterreichiſchen Grafen Veterani, welcher ſie gegen die Türken vertheidigte. Daſſelbe that im Jahre 1788 der öſterreichiſche Major Stein. Unter den verſchiedenen anderen Höhlen im öſterreichiſchen Staate, welche es noch giebt, iſt die von Antiparos beſonders dadurch merkwürdig, daß ſie von Tropfſteingebilden einen Altar enthält, vor welchem wenigſtens 500 Menſchen Platz haben. Den Eingang zu dieſer Höhle bildet ein 20 Schritte breites Gewölbe; er führt zu einer dunklen Oeffnung, durch welche man mit vieler Schwierigkeit, mittelſt enger Gänge, ſchmaler Treppen und Leitern gelangt, und zwar über ſteilen Abhängen bis zu einer Tiefe von mehr als 300 Klaftern. Der Boden der Höhle, in welche man dann kommt, iſt mit vielen Tropfſtein-Figuren bedeckt. Seitengänge, wovon der größte 1200 Schritte lang iſt, führen zu zwei großen natürlichen Sälen. Zuweilen iſt der Weg dahin ſo enge, daß man kriechen muß.

Auch in Frankreich und in der Schweiz trifft man viele Höhlen an. Eine der ſonderbarſten in Frankreich iſt die von Arcy in der Nähe von Auxerre. Sie hat eine Länge von 1500 Fuß und beſteht aus mehreren Abtheilungen oder Sälen, welche voll von ſchönen Tropfſteingebilden ſind. Obgleich die Höhle in einem Kalkgebirge iſt, ſo bemerkt man doch in ihr an mehreren Stellen zwiſchen den Felſenſtücken eine 2 Fuß dicke Lage von grobem Kieſelſande, welcher mit einer Menge Glimmer und Granit vermiſcht iſt. Dieſer Sand iſt da wahrſcheinlich von einem kleinen Fluſſe, Eure, hineingebracht worden, welcher, von den Granitbergen bei Chateau Chion herkommend, ziemlich nahe an der Höhle vorbeiläuft. Die Höhle de la Balme bei Cluſe in Savoyen iſt über 1600 Fuß lang; in der Mitte hat ſie eine ſehr tiefe Grube; Steine, die man in dieſelbe wirft, gebrauchen viele Zeit, ehe ſie auf den Boden kommen. Deutlich ſieht man hier das Waſſer, welches zur Entſtehung des Tropfſteingebildes Veranlaſſung giebt, an den Wänden der Höhle herabfließen.

England hat gleichfalls eine Menge Höhlen. Unter ihnen ſind beſonders die Caſtletons-Höhle und die Wokey-Höhle, beide in Derbyſhire, bemerkenswerth. Die erſtere hat im Eingange einen See, und weiterhin einen Bach, welcher ſich in einen Abgrund ſtürzt. Die letztere beſteht aus vielen, an Höhe und Breite ſehr verſchiedenen Gangen; in ihr fließt ein Bach, der ſehr viele Aale enthält. In neueren Zeiten ſind noch manche intereſſante Höhlen mit vielen darin befindlichen Verſteinerungen in Großbrittanien entdeckt worden. Eben ſo in Italien, in Deutſchland und in andern Ländern Europa's, ſowie in Amerika.

Unter den Baſalthöhlen iſt die ſogenannte Fingalshöhle auf der Hebridiſchen Inſel Staffa ſehr berühmt. Sie liegt unmittelbar über dem Meere. In die Höhle hinein geht ein Arm des Meeres, welcher vorn 18, hinten 9 Fuß Tiefe hat: der von herrlichen Baſaltſäulen eingeſchloſſene Raum aber iſt 250 Fuß lang, vorn 117 Fuß hoch und 53 Fuß breit, hinten 70 Fuß hoch und 20 Fuß breit. Reiſende, welche die Höhlen beſuchten, wurden überraſcht durch ihre Großartigkeit, die das Brauſen des Meeres noch impoſanter machte. Auch eigentliche vulkaniſche Höhlen oder Lavahöhlen giebt es,

z. B. die Surthöhle auf Island. Sie iſt durch einen großen Raum gebildet worden, den eine Lavadecke einſchloß.

Die mittlere Temperatur der Gegend, wo eine Höhle ſich befindet, iſt auch in der Regel die Temperatur der Höhlen. Sind die Höhlen wärmer, ſo iſt wohl eine vulkaniſche Wirkung die Urſache. Manche Höhlen enthalten aber auch viel Schnee und Eis; dieſe nennt man Eishöhlen. Sie finden ſich in Rußland, in der Schweiz, in Steyermark, in Ungarn ꝛc. Unter ihnen iſt die bei Scelicze in Ungarn beſonders merkwürdig. Sie hat eine nach Süden liegende, 18 Fuß lange und 9 Fuß breite Oeffnung, und einen kleinen Bach, welcher aus dem von der Decke herabtröpfelnden Waſſer gebildet wird. Im Sommer gefriert dies Waſſer zu viele Zoll dicken Eiszapfen; im Winter aber iſt es darin ſo warm, daß ſie nicht das mindeſte Eis mehr enthält, und Thiere, der Wärme wegen, ſich hineinziehen. Die Urſache von dieſer Erſcheinung iſt folgende: Der vordere Theil der Höhle ſteht mit andern großen und tiefen Räumen in Verbindung, aus welchen im Sommer ein kalter, im Winter ein warmer Luftſtrom dringt; jener iſt ſo kalt, daß er ein Gefrieren des Waſſers erzeugt.

In Italien giebt es mehrere Grotten, welche im Sommer kalte Luftſtrömungen haben; dieſe Grotten ſind oft noch mit künſtlichen Anlagen verſehen, um von der Kühlung gegen die Hitze einen höchſt wohlthuenden Gebrauch zu machen. Man nennt dieſe Höhlen Aeolushöhlen oder Ventaroles. Die Luftſtrömung in der Höhle am Monte Aeole bei Terni im Kirchenſtaate iſt ſo ſtark, daß ſie die Fackeln auslöſcht. In einer ähnlichen Höhle am Monte Teſtaceo bei Rom wurde im Juli die Temperatur zwiſchen 5 und 8 Grad Reaumür gefunden. Wahrſcheinlich rührt dieſe Erſcheinung davon her, daß die Luft an einer Stelle der Höhle einſtrömt, an der andern wieder herausdringt; im Winter die des Sommers eingedrungene wärmere Luft aus den erwärmten Räumen, im Sommer die des Winters erkaltete Luft aus den ſtark abgekühlten Räumen.

Die Luftart, welche aus einigen Höhlen ausſtrömt, iſt unathembar, mehr oder weniger ſchnell tödtlich, z. B. die der Hundsgrotte (Grotta del Cane) bei Puzzullo, wo namentlich Hunde, die hineinkommen, ſchnell ſterben. Sie enthält nämlich viele auf den Boden gelagerte kohlenſaute Luft (fixe Luft), die wohl noch mit andern erſtickenden Luftarten vermiſcht iſt. Auch bei Ribar in Ungarn, bei Pyrmont und noch anderwärts kommt ſo etwas vor. In manchen Höhlen iſt dieſe Erſcheinung vulkaniſcher Art; daſelbſt entſteht durch ein Verbrennen des Schwefels die ſchwefelichtſaure Luft, die ſehr erſtickend iſt. Man hat auch mehrere Beiſpiele davon, daß, wie z. B. am See Palius auf Sicilien, bei Feslau in Baden ꝛc. viele Luft aus der Erde aufſteigt.

Im Allgemeinen erklärt man ſich die Entſtehung der Höhlen auf folgende Art. Die Berge ſelbſt, worin Höhlen ſich befinden, waren früher da, als letztere. Die Schichten in den Bergen müſſen nämlich eine feſte Unterlage gehabt haben, worauf ſie ſich ſtützen konnten; weil nun alle Berge, welche Höhlen enthalten, aus Schichten beſtehen, ſo konnten die Höhlen zu der Zeit, wo jene Schichten ſich abſetzten, noch nicht exiſtiren. An denjenigen Stellen aber, wo jetzt die Höhlen ſind, waren die Lagen nicht ſo feſt, als an den übrigen Stellen; ſie beſtanden entweder aus Erde, oder aus einem zarten Geſtein. Als nun Waſſer ankamen, ſo ſchwemmten dieſe die Erde und das zarte Geſtein hinweg, und durch weitere Einwirkung des Waſſers wurden die Höhlen immer größer. Auch dringt das Waſſer von großen und kleinen Flüſſen in die Erde und verläuft ſich im Innern derſelben; ſelbſt als Bäche läuft ſolches Waſſer durch manche Höhlen. Da iſt es denn wohl erklärbar, daß die Höhlen mit der Zeit länger und weiter werden mußten.

Man denke ſich in einem Berge eine Höhlung, welche von Waſſer ausgefüllt wird. Steht nun dieſe Höhle mit natürlichen Röhren oder Waſſeradern, die von einer Höhe herabkommen, in Verbindung, ſo kann der Druck des Waſſers in dieſen Adern leicht ſo ſtark werden, daß die Decke der Höhlung zerſprengt wird. Alsdann giebt es einen ſogenannten Erdfall, wie man dies an vielen Bergen ſieht, nicht ſelten von einer bedeutenden Tiefe.

Daß ſich in vulkaniſchen Gebirgen viele und oft ſehr große Höhlen befinden müſſen — das Feuer mag darin noch brennen, oder erloſchen ſeyn — iſt aus der Wirkung der Vulkane leicht zu erklären.

J. P — e.

Reichthum.

Ohngefähr vor dreißig Jahren erſchien ein Büchlein, betitelt: „Die Kunſt reich zu werden." Es wurden mehrere Auflagen nöthig, ob ſie aber ſonderlich viel bewirkt haben, iſt zweifelhaft. Der Verfaſſer gab ehrliche Beſtrebungen an, dieſe führen mehr und allmälig zur erſparenden Zufriedenheit als zu raſchem Erwerben. Die in jenem Büchlein empfohlenen Mittel ſind jedenfalls ſo langwierig, daß dabei manches Menſchenleben nicht ausreicht, wie dies der Verfaſſer ſelbſt bewieſen hat, denn er ſtarb in hohem Alter arm. — Auf gradem Wege iſt Reichwerden wirklich eine Kunſt, zu erlernen durch anhaltenden Fleiß, umſichtige Betriebſamkeit und ſehr viel Entſagung, die jedoch auch zur Freude werden kann. Auf krummen Wegen macht ſich das Reichwerden nicht ſelten leichter, da iſt's aber ein garſtig Handwerk, bei deſſen Einübung man vorweg Seele und Herz hinter den Geldkaſten werfen muß. In dieſer Hinſicht ſcheint uns eine Verwahrung, um äuſſeren Reichthums willen nicht innen bettelarm zu werden durch Mangel nützlicher That und rechten Empfindens, eine für unſere Zeit viel geeignetere und edlere Aufgabe, als die gangbare Kunſt, unter jeder Bedingung nach Reichthum zu trachten. — Der Dichter Simonides antwortete vor länger als vierundzwanzig Jahrhunderten auf die Frage: „Jſt's beſſer reich oder weiſe ſeyn?“ äuſſerſt undichteriſch und unweiſe: „Reich!“ — er iſt aber auch ebenſo berüchtigt durch ſeinen Geiz wie durch Feilheit ſeiner Geſinnung, und hat er noch im achtzigſten Altersjahre einen Dichterpreis gewonnen, geſchah es gewiß nur mit Schmeicheleien für die Menge. Der Antwort „Reich!“ ſetzte er freilich hinzu: „Denn ich ſehe die Weiſen vor den Thüren der Reichen, nicht aber umgekehrt.“ — Jhm, der ſich vor den Thüren der Reichen ſehen ließ, war es mit ſeiner Bemerkung muthmaßlich darum zu thun, als Weiſer zu gelten; Derjenige aber, der ſich zu den Reichen drängte, fordert eine Benennung heraus, die das Gegentheil von einem Weiſen bezeichnet. Giebt's ihrer ſo Viele, die das goldene Kalb anbeten, nicht nur unter Denen, die nach Ausweis der Weltgeſchichte ſtets dies Geſchäft betrieben, iſt es unzweifelhaft erlaubt, von dieſem Gott auf ſie ſelber zu ſchließen und ihnen den richtigen Namen nicht vorzuenthalten.

Der Reichthnm iſt wünſchenswerth, wer aber nichts weiter iſt, als reich, nichts weiter ſeyn und erſtreben will als was ſich mit dem Reichthum allein erſtreben läßt — Glanz, Anſehen und Genuß — der hat, was er hat, unverdient; die wahre Achtung wird er entbehren müſſen, wenn es ihm auch in ſeiner Selbſtſucht nicht ſo ſcheint. — Der Bildung des Geiſtes, ſo wie dem beglückenden und beglückten Herzen wird Reichthnm entbehrlich, der Reichthum ohne Bildung des Geiſtes, ohne das Vermögen des Herzens, entbehrt aber alles Schätzenswerthe. Die Anzahl Derer, die reich zu ſeyn verſtehen, iſt nur ſehr gering, doch gebührt ihnen erhöhte Achtung, denn der Reichthum droht dem Guten mit Gefahren, und wer ſie überwindet, gewinnt einen edlen Sieg. Er weiß, der Reichthum iſt da, um ſeinem Beſitzer wohlzuthun, beſonders dadurch, daß er Andern wohlthut, und es war ein echter Weiſer, der zuerſt ſagte: „Das Geld iſt ein guter Diener, aber ein ſchlechter Herr! — Liebe und Begierde zum Reichthum ſind ebenſo der Beginn aller Laſter, als Uneigennützigkeit der Grund jeder Tugend und der rechte Gebrauch von Schätzen eine ſchwierige Pflicht iſt. Es bedarf der Güte des Herzens, um Dankbarkeit zu wecken, der Urtheilskraft, Die zu wählen, die dankbar ſeyn möchten, des Geſchmacks, um nicht durch geiſtloſe, nur der Sinnlichkeit fröhnende Vergnügung der allverbreiteten Nachahmungsſucht ein verſchlimmerndes Beiſpiel zu werden. Sehen wir uns jetzt um, ſo läßt ſich ein ſolcher Maaßſtab, der einzige, der dem Reichthum zur Ehre gereicht, nur an ſehr Vereinzelte anlegen; denn Güte, Urtheilskraft und ſinniger Geſchmack ſind meiſt abſterbende Eigenſchaften, im Verein zur Seltenheit geworden. Das kann nicht anders ſeyn bei Leuten, die mit Geld nur immer mehr Geld kaufen wollen, theils aus Gewinnwuth oder Geiz, theils zur Mehrung der Prunkerei und ſolcher Genüſſe, womit man den Mangel an geiſtiger Bildung und die Leere des Herzens verhüllt, ſich darüber täuſcht, ohne Urtheilsfähige täuſchen zn können. Der jetzige ſeuchenhafte Drang nach ſolchem Reichthum, der nichts ſchafft und doch erwirbt, bei dem das Geld der Pfiffigen nur das Hetzmittel iſt, um die weniger pfiffige Habſucht in's Garn zu locken, iſt ein entſetzliches Verderbniß der Maſſenzuſtände. Wollen jene Pfiffigen erwerben, müſſen ſie nach ſtetem Verändern und Verwandeln trachten, nnd je nach ihrem wechſelnden Plänen die Gelegenheit dazu herbeiziehen und fördern. Da ſie, um den einträglichen Zwieſpalt unaufhörlich zu machen, keinen Behelf ſcheuen, nicht die Maklerlügen und die Verfälſchung der ebenfalls vielfach beſtechbaren öffentlichen Stimme — die vermöge mannigfachſten windvollen Geſchwätzes drehgelenker wurde als Wetterfahnen — nähren ſie dauernd Aufregung und Umſturzſucht, die von kleinen Kreiſen zu immer größeren ſich hinwälzen. Der Umtrieb des Geldpapier-Spiels iſt der allgegenwärtige Teufel der Gegenwart, die umlaufenden Schuldbriefe ſind die Pakte, zu deren Bekräftigung zuweilen Tauſende ihr Blut opfern müſſen in Kriegen, die durch Handelskniffe veranlaßt werden. Dieſer Teufel iſt in alle Stände gefahren und um ſo weniger Beſſerung zu hoffen, da die Verbreitung des Satansweſens ſchon ſo weit in die Nothwendigkeit und in das Wucherſpiel mit den unentbehrlichſten Bedürfniſſen vorrückte, daß Alle faſt gezwungen ſind, demſelben Wege zu folgen, auf dem indeß nur Diejenigen zu reichen Wegelagerern werden, die am geſchickteſten die Geſetze umgingen, während durch die Beſſeren, aber minder Schlauen, oder gradhin Dummen, die Menge Verarmter noch ausgedehnter wird. Wir müſſen offenbar immer klarer Pope's derben Ausſpruch gerechtfertigt finden: „Aus der Vertheilung des Reichthums wird es ſchon deutlich, wie wenigen Werth ihm Gott ertheilt, denn wer erlangt ihn? — der Wucherer, der Schmachgeſell und mancher Schuft mit dickem Fell!" — Wenn aber der gierige und ſchamloſe Erwerbes- und Genußdrang die Völker völlig durchdringt, ſtetes Verändern, Umſtürzen und Verarmen mit ſich führt, wie ſoll es enden? — Wie? Viele werden ſich die Kehle zuſchnüren, weil ſie nicht nach Gefallen in Reichthum leben können; andere Viele werden Tauſende, deren

Arbeit auszubeuten, zum Hungerleiden verurtheilen, um in geiſttödtender und herzverhärtender Sinnenluſt des Reichthums zu ſchwelgen. Und das Ende? Je nun, einſtweilen hilft man ſich in allen Uebelſtänden mit wetterwendiſcher Höflichkeit, ſpricht von Uebergang, wo es in der Zukunft Untergang heißen könnte, und denkt dabei: für uns die Geld- und Genußfülle, nach uns immerhin die Sündfluth!

H. Stahl.

Schlußfolge.

Wenn Demokraten euch Ariſtokraten ſchelten,
Ariſtokraten euch zu Demokraten ſtellten,
Seyd orthodoxen Prieſtern ihr zu weltgeneigt,
Den Frömmlern noch zu viel mit Lebensluſt verzweigt,
Den Gottesleugnern nicht hinlänglich glaubensarm,
Zu froſtig hitzig Warmen, Froſt'gen gar zu warm,
Verfeinerten zu derb, den Groben allzufein,
Dienſtunterthänig nicht den feilen Schmeichelei'n,
In allzugradem Gang für gier'ge Krümmlingsbrut,
Dem Knechtsgeſindel Männer mit zu keckem Muth,
Den Alten noch zu jung, den Jungen ſchon zu alt,
So habt in rechtem Maaß ihr echten Werthgehalt;
Iſt euer Lebensloos dann nicht das allerbeſte —
Denn aus dem Wege ſtößt man gern Charakterfeſte —
Euch ſchützet innen doch des Rechts Naturgewalt.

Stets wahres Wort iſt Jahres-Hort!

Anzeigen.

In der **Nicolaiſchen Verlagsbuchhandlung** in Berlin ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

☞ **Beſte, billigſte und vollſtändigſte Volks = Ausgabe** von

Theodor Körner's ſämmtlichen Werken.

Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben von **Karl** Streckfuß. **Einzig rechtmäßige und vollſtändige Geſammt-Ausgabe in Einem Bande.** Mit dem Bildniß des Dichters, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Abbildung ſeiner Grabſtätte. Geheftet 1 Thlr. — Fein gebunden, mit reicher Deckel- und Rückenverzierung in Golddruck. 1 Thlr. 10 Sgr. — Dieſelben — **Sechſte vollſtändige Claſſiker-Ausgabe in 4 Bänden.** Geheftet 1 Thlr 18 Sgr. — In 2 engliſchen Kattunbänden mit reicher Deckel u. Rückenverzierung in Golddruck. 2 Thlr. 5 Sgr.

☞ Für Baumeiſter, Forſtmänner, Gutsbeſitzer, Holzhändler, Jäger und Jagdfreunde ſind nachfolgende Werke unentbehrlich! ☜

G. L. Hartig's, Kgl. Preuß. Staatsraths u. Ob. Landforſtmeiſters

Kubiktabellen für geſchnittene, beſchlagene und runde Hölzer, nebſt Geld- und Potenz-Tabellen. **Achte**, durch Tabellen für die **oeſterreichiſche Währung** vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Th. Hartig, Herzogl. braunſchweig. Forſtrathe ꝛc. Mit Holzſchnitten und einer concentrirten Kubik-Tabelle. Dauerhaft in Leinwand geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Kurze Belehrung über die Behandlung und Kultur des Waldes. Für Privat-Waldbeſitzer und Gemeindevorſteher, die ihren Wald ſelbſt bewirthſchaften, ſowie für Privatförſter und Revierjäger, die kleine Walddiſtrikte zu adminiſtriren haben. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Th. Hartig. Geb. 1 Thlr 7½ Sgr.

Lexikon für Jäger und Jagdfreunde, oder **waidmänniſches Converſations-Lexikon.** Zweite gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Th. Hartig, Herzogl. braunſchweig. Forſtrathe ꝛc. Mit 7 ſauber lithographirten Tafeln in gr. Quarto, nach der Natur gezeichnet von Robert Hartig. Eleg. geb. 3½ Thlr.

☞ **Nützlichſtes Buch für Frauen und Mädchen!** ☜

Clara Troſchel, Leitfaden für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten. Zum Gebrauch für Lehrerinnen ſowie zum Selbſtunterricht. Mit 107 Abbild. in Kupferſtich. 1 Thlr.

Zur Kenntniss des Preussischen Landes und Volkes.

Die Preussiche Monarchie

nach den zuverlässigsten Quellen geographisch, statistisch, topographisch und historisch, ausführlich und übersichtlich dargestellt. Ein Handbuch für Staats- und Kommunal-Behörden so wie zum Privatgebrauch herausgegeben von Dr. F. H. Ungewitter. Mit einem vollständigen alphabetischen Register über alle in dem Werke beschriebenen Oerter, Naturmerkwürdigkeiten etc. Preis 3½ Thlr. ☞ **Se. Majestät der König Wilhelm haben die Dedication des Werkes Allergnädigst anzunehmen geruht.** ☜

Soll die Arzneiheilkunſt die Menſchen noch länger wie gedanken- und willenloſe Maſchinen behandeln?

Allen, welche die Geſundheit zu ſchätzen wiſſen, denen ihr und ihrer Mitmenſchen leibliches Wohl und Wehe am Herzen liegt und die Selbſterhaltung als eine moraliſch ernſte Pflicht erſcheint, ſey hiermit eindringlichſt das nachſtehende, ſo eben binnen anderthalb Jahren in zwölfter Auflage gedruckte Werk empfohlen:

Dr. Moritz Kypke, Kgl. Pr. Apotheker erſter Klaſſe,

Die diätetiſche Heilmethode ohne Arznei und ohne Waſſerkur, ausführlich beſchrieben nach dem Verfahren des Naturarztes Schroth.

Erſter Theil: Heilung der chroniſchen oder langwierigen (Unterleibs- und Haut-) Krankheiten, unter Herſtellung eines geſunden Magens und einer kräftigen Verdauung, mit einer faßlichen Darlegung der Nutzloſigkeit und Gefährlichkeit der Arzneikuren. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Heilung der akuten oder hitzigen Fieber- und Entzündungs-Krankheiten, nebſt den zweckmäßigſten Verhaltungsregeln bei Vergiftungen. 15 Sgr.

(Verlag von Theobald Grieben in Berlin.)

Von dieſem, wegen ſeines belehrenden und unſtreitig die wichtigſte Lebensfrage erörternden Buche, das ſo großes Aufſehen erregt und in vielen namhaften Recenſionen ſo gerechte Anerkennung gefunden, ſind ſeit ſeinem erſten Erſcheinen im Frühjahr 1861 bereits **23,000 Exemplare** in elf Auflagen abgeſetzt und nicht blos in Deutſchland, ſondern nach allen europäiſchen, auch überſeeiſchen Ländern, nach Schweden, Ruß-

land, England, Frankreich, Italien, der Türkei, Amerika und Auſtralien verſendet worden, was deſſen Werth hinreichend conſtatirt.

Der ungewöhnlich ſchnelle Abſatz des Werkes iſt namentlich dem Umſtande zuzuſchreiben, daß die ganze Heil-Methode darin ausführlich mitgetheilt und Jedermann in den Stand geſetzt wird, dieſelbe **ohne Hilfe eines Arztes**, ohne weſentliche Unkoſten, zu jeder Jahreszeit, in jeder **Wohnung** und **mit unzweifelhaftem Erfolge** in Anwendung zu bringen. Grade hierin liegt der Schwerpunkt des an ſich höchſt einfachen und reinlichen Heilverfahrens, welches allen Charlatanerien, Medizin- und Brunnenkuren Trotz bietet, die **vollſtändige Wiederherſtellung der Geſundheit** verbürgt und von jedem Unparteiiſchen nach eigener Prüfung als die naturgemäßeſte, ſicherſte und gründlichſte aller Heilarten anerkannt werden wird. — Zu haben in allen Buchhandlungen. —

In dem Verlage von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen erschien soeben:

Tschudi's Schweizerführer.

4. Auflage 1862.

Elegant Gebunden. Preis 28 Ngr. 1 fl. 36 kr. 3 Fr. 60 Ct. (Nicht zu verwechseln mit Reisehandbüchern mit imitirtem Titel.)

Großes Lager
von
Oeldruck-Bildern.

Von den jeder Zeit zu Geſchenken ſehr geeigneten Oeldruck-Bildern, welche wirkliche Oelgemälde erſetzen, haben wir in großer Auswahl eingerahmt und uneingerahmt zum Preiſe von 1 bis 20 Thlr. vorräthig: religiöſe Blätter, Landſchaften, Genre-Bilder, Pferde-Stücke. 2c. 2c. Das Verzeichniß derſelben wird gratis abgegeben.

Fr. Schulze's Buch- und Kunſthandlung
in Berlin. Leipzigerſtraße 68a.

☞ Unentbehrliches Hilfsbuch! ☜

In allen Buchhandlungen zu haben: **Deutſcher Hausſchatz für Jedermann**, oder allverſtändliches erklärendes Sprachbuch für den Nährſtand und das Geſchäftsleben, zur Vermeidung des Fehlerhaften, beſonders des **„Mir und Mich"** und zur Verdeutſchung der Fremd- und Kunſtwörter im Sprechen und Schreiben. Von Theod. Heinſius. 4. Aufl. geb. Preis nur 20 Sgr. Nicolaiſche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Neue Verlagswerke der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

In der erſten Hälfte des Jahres 1862 ſind bei uns erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutſche Volksbücher. Nach den ächteſten Ausgaben hergeſtellt von Dr. K. Simrock. Wohlfeilſte Ausgabe. Mit mehr als 100 ſchönen Holzſchnitten, nach Zeichnungen von Holbein. 27 Sgr. (Das „wohlfeilſt“ iſt gewiß gerechtfertigt bei einem Bande von 38 Bogen in ſolcher Ausſtattung.)

An und auf dem Meere. Aus dem Schiffsbuch des Matroſen Harry Hood von Dr. H. Stahl. Mit 18 Holzſchnitten. 3 Sgr. (Dieſe nach dem echten Tagebuch eines Matroſen herausgegebene Schrift iſt beiſpiellos wohlfeil, und wir meinen, der Reiz des Werkchens, zum Theil wahrhafte Robinſonade, werd' es in jede Familie bringen, wo es namentlich der Jugend willkommen ſeyn wird.)

Des Nachbars Roſentage. Feſtgabe für Familien von F. W. Gubitz. Mit zwölf (trefflichen) Holzſchnitten in Doppelfarbe. 10 Sgr. (Eine Erzählung, das ganze Menſchenleben umfaſſend, und der Name des erfahrungsreichen Verfaſſers wird hinlängliche Empfehlung ſeyn.)

In der zweiten Hälfte des Jahres 1862 werden bei uns erſcheinen und ſind durch alle Buchhandlungen zu beſtellen:

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1863. Inhalt: „Fürſtengunſt. Schauſpiel in zwei Akten von Anton Gubitz. (Aus deſſen handſchriftlichem Nachlaß.) — Dorf und Stadt. Schauſpiel in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Erzählung: „Die Frau Profeſſorin“.) — Clementine von Aubigny. Schauſpiel in fünf Akten von J. C. Erhardi. — Tauſend Aengſte um Nichts. Luſtſpiel in vier Aufzügen von Friedrich Adami. — Die Ritterprobe. Schwank in einem Akt von J. C. Kleebus. 1 Thlr. 20 Sgr. (Die Hinderniſſe, welche bisher dem Abdruck von „Dorf und Stadt“ entgegen waren, ſind in Bezug auf das „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele“ beſeitigt, und ſo erſcheint nun das beliebte Schauſpiel für die Leſewelt. Auch die andern Gaben ſind bedeutſame.)

Das „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele für 1862“

hat folgenden Inhalt: Das geſtörte Winzerfeſt. Liederſpiel in zwei Aufzügen von Agnes Franz. (Aus dem Nachlaß der geſchätzten Dichterin.) — Schwächen und Ränke. Schauſpiel in fünf Akten (nach einer wahren Begebenheit). Von J. C. Erhardi. — Sappho. Melodrama von F. W. Gubitz. (Die Muſik, von B. A. Weber, befindet ſich in der Bibliothek des Berliner Königlichen Theaters.) — Prinz und Apotheker, oder: der letzte Stuart. Luſtſpiel in vier Aufzügen von Friedrich Adami. — Ein Kind des Glücks. Original-Charakter-Luſtſpiel in fünf Akten. Von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Die Abgeordneten auf der Bühne. Zeitbildlich Vorſpiel von F. W. Gubitz.

Das Paradies der Kalender-Bilder. Feſtgabe für Familien von F. W. Gubitz. Mit zwölf (trefflichen) Holzſchnitten in Doppelfarbe. 10 Sgr. (Eine idylliſche Erzählung, nicht in Verſen, die ſich unter dem Hirtenvolk Appenzells bewegt, und in ihrer gemüthlichen Einfachheit die lieblichſte Romantik hat.)

Schriften von F. W. Gubitz.

Nachdem der Herausgeber des „Volks-Kalender“ ſeine

„Gedichte“

(Zwei Bände. Preis 2⅓ Thlr.)

und ſeine humoriſtiſchen und ſatiriſchen Aufſätze unter dem Titel:

„Lachender Ernſt und Stacheln der Laune“

(Preis: 1⅓ Thlr.)

vereint hat, geſchah daſſelbe mit ſeinen, allſeitig das Leben und deſſen Zuſtände umfaſſenden Erzählungen.

Der erſten Ausgabe in zwei Bänden (Preis: 3⅓ Thlr.) iſt jetzt eine zweite gefolgt, welche dieſe beiden Bände in vier Bändchen giebt, jedes zu 22½ Sgr. Sie haben den Titel:

Wirklichkeit und Phantaſie.

Erzählungen
von
F. W. Gubitz.

Gleich den Gedichten und humoriſtiſchen Gaben ſind auch dieſe Erzählungen überall von den öffentlichen Urtheilen als inhaltvoll und geiſtig kernhaft anerkannt worden. Wir wollen nur eines dieſer Urtheile („Voßiſche Zeitung 1861. Nr. 301) beifügen: „Es iſt uns eine angenehme Pflicht, nachdem wir den erſten Band dieſer Erzählungen als ein echtes und rechtes Volksbuch empfohlen haben, das gleiche Lob auf den vorliegenden übertragen zu können. Der würdige Verfaſſer hat ſich ſeit langen Jahren durch ſeinen trefflichen wahrhaft populären Volkskalender in allen Kreiſen der Geſellſchaft als ein ſo treuer und wohlwollender Freund eingeführt, als einer, der ſo begeiſtert für alles Gute und Tüchtige in die Schranken trat, wie er freimüthig dem Unrecht und der Scheinheiligkeit die Larve abzog — daß die Gewähr für Alles, was er bringt, ſelbſtredend vorliegt. Aufrichtige Liebe und ehrenhafte Geſinnung prägen ſich ganz von ſelbſt dem Stoff ein, wie auch die Phantaſie ihm mannichfach die Form giebt. Wir haben alſo in Bezug auf den vorliegenden Band nur nöthig, auf den Reichthum ſeines Inhalts hinzuweiſen. Derſelbe zerfällt in fünf Abtheilungen: In buntem Wechſel. Dorfgeſchichten. Sagen und Mährchen. Nach Chroniken und Handſchriften. Nach vorgelegten Bildern. (Mit achtzehn eingedruckten Holzſchnitten). Es wird uns ſchwer, aus den fünfundzwanzig unterhaltenden, friſchen und gemüthlichen Erzählungen eine Wahl zu treffen; um aber wenigſtens ein paar namhaft zu machen, bemerken wir, daß die Hausreiſen (von der Dachkammer und wieder zurück, vom Bodenverſchlag zum erſten Stock) und der Dorfgeiger im Harz das volksthümliche Talent des Verfaſſers ſo recht in beſter eigenſter Weiſe bekunden. 6.“

Von unſern andern Verlagswerken erwähnen wir folgend nur ſo viele, als der beſchränkte Raum geſtattet.

Haus-Bibliothek.

Der praktiſche Hausarzt. Von Dr. W. Andreſſe, praktiſcher Arzt in Berlin. Drei Abtheilungen. 1⅓ Thlr.

Hausbuch für Frauen. Mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. W. Andreſſe. Mit zwölf Abbildungen. 1⅓ Thlr.

Aerztliches Gemälde des weiblichen Lebens im geſunden und krankhaften Zuſtande. Lehrbuch für Frauen von Dr. J. Sachs. 1⅙ Thlr.

Allgemeine Geſundheitslehre für alle Stände und alle Klaſſen der Geſellſchaft. Von Dr. Sobernheim. 15 Sgr.

Am Himmel und auf der Erde. Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen. Unter Beihülfe von Dr. Heros, Dr. Mädler, Fr. v. Schönholz, Dr. Stollé und Anderen herausgegeben von Anton Gubitz. Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen. 1⅓ Thlr.

Handbuch aller Wiſſenſchaften in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und ihrem Zuſammenhange. Zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung. Von Fr. v. Schönholz. 2 Thlr.

Der Dorfgelehrte. Unterrichtsbuch für Jeden, der ſich über die Natur und ihre Erſcheinungen die nothwendigſten Kenntniſſe erwerben will. Von einem vieljährigen Landwirth. 5 Sgr.

Die deutſchen Pflanzennamen. Geſammelt und geſichtet von W. v. Waldbrühl. 10 Sgr.

Religions-, Staats- und Literatur-Geſchichte.

Das Leben unſers Heilandes Jeſus Chriſtus. Treu geſchildert nach den heiligen Büchern und Ueberlieferungen der Zeitgenoſſen. Von Dr. H. Herrmann. 15 Sgr.

Geſchichte der chriſtlichen Feſte. Entwickelung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung. Von Dr. J. G. Müller. 12 Sgr.
Luther's Leben, Sterben, vollſtändige Geſchichte der Reformation und Lebensgeſchichte der Mitgehülfen Luther's. Von mehreren Predigern. Mit 11 Bildniſſen, Darſtellungen und der echten Handſchrift Luther's. Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 6 Sgr.
Chronologiſches Handbuch der allgemeinen Weltgeſchichte von den älteſten bis auf unſere Zeiten. Von Profeſſor Karl Stein. In ſiebzehn Heften, mit Bildniſſen. 2 Thlr. (Bis zum Schluß des Jahres 1862 gegen den bisherigen Preis von 4 Thlr. zu 2 Thlr ermäßigt.)
Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates, bis auf die neueſte Zeit. Zum Vortrage und Selbſtunterricht. Von Dr. K. Roſenberg. Zwei Bände. 1⅓ Thlr. (In mehrere Schulen eingeführt.)
Geſchichte Friedrich des Großen. Volksbuch von Franz Becker. Mit 12 Holzſchnitten. 12½ Sgr. (Vollſtändigſt und merkwürdig wohlfeil.)
Tagebuch der Belagerung von Colberg und Tagebuch der Geſchichte des Schill'ſchen Corps. Nach Handſchriften von mitthätigen Offizieren. 10 Sgr.
Die Polen. Beitrag zur Charakteriſtik dieſes Volkes. Von Einem, der dreißig Jahre Beamteter in Polen war. 10 Sgr.
Maſtino II della Scala. Beitrag zur Geſchichte der oberitalieniſchen Staaten im Mittelalter. Von Daniel Leßmann. 1⅓ Thlr.
Der Aberglaube als weltgeſchichtliche Macht. Von Dr. E. Raupach. 6 Sgr.
Die Nibelungen und die Klage. Von F. H. v. d. Hagen. Mit 60 Holzſchnitten. Altdeutſch: 1 Thlr. 25 Sgr. Neudeutſch: 1 Thlr. 20 Sgr. (Die einzige Ausgabe mit der „Klage" vereint.)
Goethe in Briefen und Geſprächen. 1 Thlr 10 Sgr — Schiller in Briefen und Geſprächen. 1 Thlr. (Nur ſolche Ausſprüche, welche in den Werken Beider nicht enthalten ſind.)
Theaterbriefe von Goethe. 22½ Sgr.
Berühmte Schriftſteller der Deutſchen. Schilderung nach Selbſtanſchauung theils auch berühmter Zeitgenoſſen. Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände. 2 Thlr. (Es fehlt keiner der vorzüglich Berühmten, und wir haben bis zum Schluß des Jahres 1862 den Preis von 4 Thlr. auf 2 Thlr. ermäßigt.)
Geiſtige Feldzüge. Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von berühmten Schriftſtellern. 1 Thlr. (Ermäßigter Preis bis Ende 1862.)

Vorzügliche Romane und Erzählungen.

Marguerite. Von Dr. Birch. In drei Bänden. 3⅓ Thlr.
Geſchichte vom braven Kasperl und ſchönen Annerl. Von Clemens Brentano. Zweite Auflage. 10 Sgr.
Die mehreren Wehmüller und ungariſchen National-Geſichter. Von Clemens Brentano. Zweite Auflage. 10 Sgr.
Die drei Nüſſe. Von Clemens Brentano. 10 Sgr.
Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Sieben Novellen von Bertram, E. Karoli, A. Sartorius ꝛc. Zweite Aufl. 1⅓ Thl.

Jeſuiten und Jeſuitereien. **Wirkliche Begebenheiten und geſchichtliche Thatſachen.** Von ***. 1 Thlr.

Die Verlobten. Von Aleſſandro Manzoni. Ueberſetzt von Daniel Leßmann. Drei Bände. 3 Thlr. (Nach Goethe's Zeugniß die ausgezeichnetſte Ueberſetzung.)

Die Nonne von Monza. Fortſetzung der „Verlobten" Manzoni's von Giovanni Roſini. Ueberſetzt von Daniel Leßmann. 2 Bde. 2 Thlr.

Novellen-Mappe. Von L. M. Fouqué, Friedrichſen, L. Haliriſch, Moltek, Schiff ꝛc. 1½ Thlr.

Novellen aus dem modernen Leben. Von Fr. Paolo. (A. Gubitz.) 1 Thlr.

Nachlaß von Ludwig Robert: Der Väter Schuld. (15 Sgr) — Die Wahrſagung. (15 Sgr.) — Das ſchwarze Käſtchen. Das Töpferhaus. (1 Thlr.)

Gundlingen. Johann Fauſt in Paris. Alban und Alba. Der Cryſtall. Zwei Fliegen mit einer Klappe. Von Dr. Schiff. 20 Sgr.

Seemanns-Sagen und Schiffer-Mährchen. Von Heinrich Smidt. Zweite vollſtändige Ausgabe. 1 Thlr.

Die Sterner und die Pſitticher. Von Varnhagen v. Enſe. 15 Sgr.

Der Weltprieſter und „Förſter's Lieschen." Zeit-Roman aus voller Wahrheit. Von K. Gruenz. 1⅓ Thlr.

Eine gemiſchte Ehe. Wirklichkeit u. Wahrheit. Von K. Gruenz. 1 Thlr.

Novellen aus der Theaterwelt. Von Dr. Schiff, Adalbert vom Thale, A. Naumann, und Julius Curtius. 18 Sgr.

Geſchichtliches, Novelliſtiſches und Humoriſtiſches. Lebensbilder und Erfahrungen von Fr. v. Schönholz. 1⅓ Thlr.

Vorzügliche Jugendſchriften.

Neues Schatzkäſtlein der Jugend. Von Fr. Becker. Mit 11 Abbildungen. 15 Sgr.

Fleiß bringt's weiter als Gewinnſucht. Von Fr. Bertram. Mit 10 Holzſchnitten. Zweite Auflage. 12½ Sgr.

Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch. Von Fr. Bertram. Mit 60 Holzſchnitten. Zweite Auflage. 15 Sgr.

Drei gefährliche Tage. Der Jugend zur Warnung. Von Roſalie Koch. 7½ Sgr.

Das Gewiſſen. Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Von A. v. Möller. Mit 8 Holzſchnitten. Zweite Auflage. 10 Sgr.

Der Bergknabe. Von A. v. Möller. Mit 6 Holzſchnitten in Buntdruck. Zweite Auflage. 15 Sgr.

Das nette Jugendbüchlein. Kindesbetrachtungen von A. v. Möller. Mit 18 Bildchen. 7½ Sgr.

(Außerdem erſchienen bei uns von A. v. Möller: Erziehung thut noth. — Hans und Käthchen. — Schön und häßlich. — Die Schweſtern, oder Kern und Schale. Jede zu 7½ Sgr. — Nächſtdem: Die Mennoniten. 15 Sgr.)

Das Fiſchermädchen von Helgoland. Von Guſtav Nieritz. Dritte Auflage. 10 Sgr.

Pilger und Lindwurm, oder die Erfindung des Schießpulvers. Von Guſtav Nieritz. Dritte Auflage. 10 Sgr.

Der ſtille Heinrich. Von Guſtav Nieritz. Dritte Auflage. 10 Sgr.

Das Pommeranzenbäumchen. Der goldne Knopf. Das wilde Schwein. Drei hiſtoriſche Erzählungen für die Jugend von **Guſtav Nieritz.** Zweite Auflage. 22½ Sgr.

Alles in Liebe. Der reiferen Jugend gewidmet von **Mary Oſten.** 7½ Sgr.

Ehrlich währt am längſten. Von G. Nieritz. 7½ Sgr.

Der Leibeigene. Nips Brauch-Alles. Von G. Nieritz. 7½ Sgr.

Wie die Thaten, ſo der Lohn. Von G. Nieritz. 7½ Sgr.

Thätig und genügſam. Von G. Nieritz. 7½ Sgr.

Robinſon und deſſen Colonie. Das Vollſtändigſte über Robinſons Abenteuer, Schickſale und Erfolge. Von einem Zeitgenoſſen. 5 Sgr. (In 20,000 Exemplaren gedruckt, deshalb bei ſolchem Umfang ſo wohlfeil.)

Erzähle liebes Großmütterchen! Von J. Satori. 15 Sgr.

Die heiligen zehn Gebote. Erzählung von J. Satori 7½ Sgr.

Die Kinderfreundin. Von J. Satori 22½ Sgr.

Der kleine Fiſcherknabe. Von J. Satori Zweite Auflage. 5 Sgr.

Engliſch, franzöſiſch und italieniſch ſo wie Stenographie

erlernt man leicht und gründlich, ohne Lehrer und ohne Vorkenntniſſe, auf die angenehmſte und billigſte Weiſe, durch die rühmlichſt bekannten, vielfach nachgeahmten **Jacobiſchen Unterrichtsbriefe** revidirt durch Herrn Fabio Fabrucci, Profeſſor an der Königl. Univerſität und Dr. Aug. Boltz, Profeſſor an der Königl. Kriegsacademie zu Berlin. — Honorar pro Monat 15 Sgr. = öſtr. Fl. 1.

Näheres beſagt der Proſpekt:

„Die Lehrmethode der Jacobiſchen Unterrichtsbriefe"

dem auch die außerordentlich günſtigen Zeugniſſe bisheriger Schüler und der geſammten Preſſe, die mit ſeltener Einſtimmigkeit dieſe Methode empfiehlt, beigefügt ſind. Derſelbe iſt in allen Buchhandlungen für 2½ Sgr. oder 20 Nkr. vorräthig, oder von der unterzeichneten Expedition auf portofreie Briefe gratis zu erhalten.

Man kann die Jacobiſchen Unterrichtsbriefe direct von der unterzeichneten Expedition, oder durch jede Buchhandlung beziehen, und erhält man für obiges Honorar monatlich 4 Briefe franco zugeſandt.

„Adreſſe": Expedition der Jacobi'ſchen Unterrichtsbriefe in Berlin.

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender".

Abgüſſe der Holzſchnitt-Platten zu den früheren Jahrgängen dieſes „Volks-Kalender" ſind von dem Herausgeber (Profeſſor F. W. Gubitz) zu beziehen; die Octav-Platte 4 Thlr., Halb-Octav 2 Thlr., kleinere bis zu 15 Sgr. herab. Freie Einſendung des Geldbetrages iſt bedingt. — Man hat nicht nur in Deutſchland, ſondern auch bis zu fernen Welttheilen auf Abgüſſe dieſer Platten und Ueberſetzung der Aufſätze neue Unternehmungen mit dem beſten Erfolg gegründet, was den dauernden Werth dieſes Volksbuchs bezeugt und deſſen weitere Verbreitung und Benutzung erklärt.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

r. 63^{b} Jahrbuch

Deutſcher
Volks-Kalender
1864.

1863 ff.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern.

Dreißigſter Jahrgang.

Nütze!

„Dreißig Jahr ein Mann!“ — Kalender,
Heiter nimm dies Sprüchlein an;
War'ſt ja niemals Sinneswender,
Zeigteſt: ſelber iſt der Mann!
Laſſ' es wohlgemuth uns bleiben —
Buhlend nicht um Flitterſchein,
Wird dann, fern von wirrem Treiben,
Schaltjahr uns nicht Scheltjahr ſeyn.

Schütze!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.
Expedition für das Ausland: Leipzig.

1 8 6 4.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈	Widder.	♋	Krebs.	♎	Wage.	♑	Steinbock.
♉	Stier.	♌	Löwe.	♏	Skorpion.	♒	Waſſermann.
♊	Zwillinge.	♍	Jungfrau.	♐	Schütze.	♓	Fiſche.

Die Mondviertel.

●	Der neue Mond.	○	Der volle Mond.
☽	Das erſte Viertel.	☾	Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉	Sonne.	☿	Merkur.	♂	Mars.	♄	Saturn.
☾	Mond.	♀	Venus.	♃	Jupiter.	♅	Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1864ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das	5813 te
Seit Chriſti Tode	—	1831 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	—	1791 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	—	1909 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	—	283 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	—	165 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	—	484 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	—	424 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	—	373 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	—	256 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	—	207 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	—	164 —
Seit Einführung der Schutzblattern	—	69 —
Seit **Wilhelm's, Königs von Preußen, Geburt**	—	68 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	—	4 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ● bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Januar 1864. Alter **Dez. 1863.**

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Freit.	1	**Neujahr**	♎	☾ ☿ iſt in dieſ. **Mon.** nur	20	Julius
Sonn.	2	Odilo	♎	8. 7′ V. wenig zur Zeit	21	Thom. A.

2. Von Chriſti Flucht nach Egypten, Matth. 2 Ep. 1 Petri 4.

Sonnt.	3	**S. n. Neuj.**	♎	Genofeva. d. größt. öſtl.	22	**4. Advent**
Mont.	4	Titus	♏	**Ausw. d. 9. am Abendh.** zu	23	Dagobert
Dienſt.	5	Eduard.	♏	☾☊. ſehen u. geht dann zur	24	Adam E.†
Mittw.	6	**H. 3 K. Ep.**	♐	unt. Conj. ♀ ſteht zu Anf. d.	25	**H. Chriſtf.**
Donn.	7	Reinhold	♐	Jahr. in ♍ u. glänzt 3 St.	26	**Stephan**
Freit.	8	Gudula	♑	● am **Morgenh. Ende** d.	27	**Joh. Ev.***
Sonn.	9	Julian	♑	8, 13′ V. ☿ gr. öſtl. A.	28	**Unſch. K.**

3. Jeſus lehret 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	10	**1. n. Ep.**	♒	Paul. Einſ. ☾Erdn. **Mon.**	29	n. **Chriſt**
Mont.	11	Hygyn	♒	nimmt ihre **Sichtb.** ab. ♂ iſt	30	David
Dienſt.	12	Ernſt	♓	im **Anf.** des **Jahres** zu den	31	**Sylveſter**
Mittw.	13	Hilarius	♓	**Füßen** des **Schlangenträ-**	1	**J 1864 N.**
Donn.	14	Felix	♈	**gers**, geht um 6 **Uhr Mrg.**	2	Odilo
Freit.	15	Maurus	♈	☽ 11. 34′ N. auf und iſt	3	Genefeva
Sonn.	16	Marcellus	♉	etwa 1 **St.** im **Süd-**	4	Titus

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	17	**2. Ep. HC.**	♉	Anton **Eſt.** ſichtb. ♃ geht	5	**Sonnt. n. N.**
Mont.	18	**Krön.-C.**	♉	Prisca. ☾☋. a. 1. **Jan.** um	6	**H. 3 K. Ep.**
Dienſt.	19	Marius.	♊	4 **U. Morg.** auf u. bleibt	7	Reinhold
Mittw.	20	Fab. Seb.	♊	3 **St.** bis zum **Anfang** der	8	Gudula
Donn.	21	Agnes	♋	**Morgend.** ſichtb. ♄ geht	9	Julian
Freit.	22	Vincenz	♋	○ im **Anfang** des **Jan.**	10	Paul. Einſ.
Sonn.	23	Mar. Ver.	♋	10. 30′ **N**, gegen 1 **U.**	11	Hygin

5. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1 Cor. 9.

Sonnt.	24	**Septuag.**	♌	Bertram. ☾Erdf. Pu. ☌☉.	12	1. n. **Ep.**
Mont.	25	Pauli Bek.	♌	**Nachts auf,** am 30. **wird er**	13	Hilarius
Dienſt.	26	Polykarp.	♍	**rückg.**, **wo er um** 4½ **U.** im	14	Felix
Mittw.	27	Chriſoſt.	♍	**Süd. ſteht.** ♅ **geht am** 1. **bei**	15	**Maurus**
Donn.	28	Karl d. G.	♍	**Tage auf; ſteht um** 10½ **U.**	16	Marcellus
Freit.	29	Franz S.	♎	**Abds. im Süden und geht**	17	Anton
Sonn.	30	Adelgunde	♎	**zurück. um 7 Uhr Morg.**	18	Prisca

6. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2 Cor. 11.

Sonnt.	31	**Sexageſ.**	♏	Lud. Alb. unter; er iſt rückg.	19	2. n. **Ep.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 2. Januar nach 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 9. Januar kurz vor 1 Viert. auf 9 Uhr Vormitt. der neue Mond.
Freitag den 15. Januar bald nach halb 12 Uhr Mitternachts das erſte Viertel.
Sonnabend den 23. Januar um halb 11 Uhr Nachts der volle Mond.

	Tageslänge		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge	
Den 1	7 St.	57 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	2 M.	16 St.	3 M.
11	8	12	8	3	4	15	15	48
21	8	35	7	54	4	30	15	25

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.		[illegible]		1
12	11	[illegible]		2
				●
1	19	[illegible]		3
2	20	[illegible]		4
3	40	[illegible]		5
4	51	[illegible]		6
5	57			7
6	54	Abds.		8
7	42	4	53	9
				●
8	21	6	17	10
		7	41	11
[illegible]		8	3	12
[illegible]		10	23	13
[illegible]		11	39	14
		Morg.		15
[illegible]		12	54	16
				●
[illegible]		2	5	17
[illegible]		3	11	18
[illegible]		4	12	19
		5	6	20
		5	53	21
Abds.		6	32	22
4	30	7	4	23
				●
5	42	7	32	24
6	46	7	56	25
7	50	[illegible]		26
8	54	[illegible]		27
9	59	[illegible]		28
11	5	[illegible]		29
Morg.		[illegible]		30
				●
12	13			31

1864.

1 Eins mußt Du ſtets vor Allem thun! —
8 Acht' auf des Hausherrn und Ernährers Pflichten:
6 Sechs Tag' in Arbeit, Sonntags ruh'n,
4 Vier Temp'ramente ſind danach zu richten.

*

„Gott ſieht das Herz nur an!" —
D'rum ſorge Tag für Tag
Mit jedem Herzensſchlag,
Daß Gott es gern thun kann.

Nichts für ungut.

Die Deutſchen überſchätzen in Vergleich mit ſich die Franzoſen und Engländer in allem Bereich der Thätigkeit, erheben Fremdes ſtets über Heimiſches. Sie ahmen Franzoſen und Britten nach, nur darin, daß dieſe ihrem Volksthümlichen den Vorzug geben, das wird von den Deutſchen nur in ſeltnen Ausnahmen nachgeahmt, und aus ſolchem Hochgefühl entwickelt ſich doch die mächtigſte Volkskraft.

*

Weiſ' iſt, wer Lehr' in Allem findet,
Stark, wer Begierden überwindet,
Reich, wer den Ueberfluß nicht liebt,
Geehrt, wer ſelbſt ſich Ehre giebt.

Staat und Familie.

Der Staat ſoll ein Abbild der Familie im Großen ſeyn, man nannte deshalb die Fürſten ſonſt Landesväter. Das ſind ſie freilich nicht alle und nicht in aller Zeit, oder nicht immer im beſten Begriff, jedoch wurden die Kinder auch durch mancherlei Aufregungen und Gelüſte viel begehrlicher als ſonſt, fordern täglich Anderes, bald Gutes bald Schlimmes. Da muß man warnend zuweilen dem Volke ſagen: „Dem wird nie wohl, der immer Beſſ'res ſucht!" — Iſt aber von gerechten und heilſamen

Februar 1864.				Alter **Januar.**
Mont.	1 Brigitta	♏	🌗 12.45'V. ☿ iſt auch in	20 Fab. S.
Dienſt.	2 **Mar. R. F.**	♐	☾☊. d. M. unſichtb.,	21 Agnes
Mittw.	3 Blaſius	♐	ſelbſt nicht zur Zeit ſeiner	22 Vincenz.
Donn.	4 Veronica	♐	gröſst. weſtl. Ausw. am 18.	23 Maria V.
Freit.	5 Agatha	♑	Die Dauer d. Sichtb. d. ♀	24 Bertram
Sonn.	6 Dorothea	♑	nimmt fortw. ab; zu Anf. d.	25 Paul. Bk.

7. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 2. Cor. 13.

Sonnt.	7 **Eſtomihi**	♒	🌑 6.38' Rembert. ☾Erdn.	26 3. n. **Ep.**
Mont.	8 Anſchar.	♒	M. war ſie noch 2 St.;	27 Chryſoſt.
Dienſt.	9 **Faſtnacht**	♓	Apollonia. am Ende weni-	28 Karl d. Gr.
Mittw.	10 **Aſcherm.**	♓	Scholaſtica. ger als 1 St	29 Franz S.
Donn.	11 Deſiderius	♈	ſichtb. ♂ iſt zu Anf. 1¼ St.,	30 Adelgunde
Freit.	12 Eulalia.	♈	zuletzt 1 St. vor Aufg. d. ☉	31 Lud. Alb.
Sonn.	13 Gilbert	♉	ſichtb. ♄ der jetzt um 2½ U.	1 **Februar**

8. Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 1 Cor. 6.

Sonnt.	14 1 **Invoc.**	♉	🌓 1.52'N. Valentin ☾☋.	2. n. Ep. **M. R. F.**
Mont.	15 Fauſtin	♊	Morg. aufgeht, iſt bis	3 Blaſius
Dienſt.	16 Juliane	♊	nach 6½ Uhr zu ſehen. Am	4 Veronika
Mittw.	17 **Quat.** †	♋	Benignus. Ende d. M. geht	5 Agatha
Donn.	18 Simeon	♋	☿ gr. weſtl. Ausw. er ſchon	6 Dorothea
Freit.	19 Leontius †	♋	um 1 U. aufg. bleibt bis 6 U.	7 Rembertus
Sonn.	20 Euchar. †	♌	☾Erdf. ſichtb. ♄, der Anf.	8 Anſcharius

9. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	21 2. **Remin**	♌	Felix B. um 11 Uhr. Ab.	9 5. n. **Ep.**
Mont.	22 Petr. Stbf.	♍	🌕 5.29'M. aufg. u. nach	10 Scholaſt.
Dienſt.	23 Serenus	♍	4½ U. Morg. im Süd.	11 Deſiderius
Mittw.	24 **Schalttag**	♍	ſteht, geht zuletzt nach 9½ U.	12 Eulalia
Donn.	25 Matth. Ap.	♎	Ab. auf, u. iſt d. Nachts ſichtb.	13 Gilbert
Freit.	26 Mechthil.	♎	♃ der zu Ende rechtl. wird	14 Valentin
Sonn.	27 Neſter	♏	u. um 7 U. im Süd ſteht.	15 Fauſtin

10. Jeſus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	28 3 **Oculi**	♏	Juſtus. ♃ rechtl. geht um	16 **Septuag.**
Mont.	29 **Romanus**	♏	☾☊ 3 Uhr Morg. unter.	17 Benign.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Februar um 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 7. Februar gegen 3 Viertel auf 7 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonntag den 14. Februar nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Montag den 22. Februar um halb 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben Klein-Purim am 21. Februar.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	8 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	49 M.	14 St.	52 M.
11	9	42	7	21	5	7	14	18
21	10	19	7	6	5	25	13	41

☾ Afg. U.	M.	Untg. U.	M.	T.
Morg.				
1	21	Bei Tage		1
2	30			2
3	[illegible]			3
4	36			4
5	20			5
6	12	Abds.		6
				●
6	49	5	7	7
7	20	6	31	8
		7	55	9
		9	16	10
		10	36	11
Bei Tage		11	49	12
		Morg.		13
				◐
		1	0	14
		2	4	15
		3	1	16
		3	50	17
		4	31	18
		5	6	19
		5	36	20
				○
Abds.		6	1	21
5	41	6	24	22
6	45	6	45	23
7	50	7	5	24
8	56			25
10	3			26
11	11	Bei Tage		27
				◑
Morg.				28
12	18			29

Sind viel Freunde Dir beſchieden,
An die Herz und Geiſt Du bandeſt,
Sey zuletzt auch noch zufrieden,
Wenn nur Einen echt Du fandeſt.

Berühmte einem Berühmten.

Aus des berühmten Schauſpielers und Bühnendichters F. L. Schröder's Stammbuch entnehmen wir drei Ausſprüche Berühmter:

Leſſing.

„Daß Beifall Dich nicht ſtolz, nicht Tadel furchtſam mache!
Des Künſtlers Schätzung iſt nicht jedes Fühlers Sache;
Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer Dich fühlte, Freund, verſtand Dich drum noch nicht."

Klopſtock.

„Man dürfte ſagen: Schröder ſpielte keine Rolle gut: er war immer der Mann ſelbſt."

Iffland.

„Verächtlich iſt Ruf auf Unterdrückung keimenden Talents gebaut, Größe mit Flitter und Kleinheit erjagt. Was wahr und edel, iſt klaſſiſch. Der beſſere Menſch iſt der beſſere Künſtler."

Nicht ohne Ausnahme.

Du, ſelbſt kein Engel, träume nicht von Engeln;
Doch lern, wer ohne Eigennutz treu liebt:
Die Menſchen ſind ſogar bei allen Mängeln
Das Allerliebenswertheſte, was es giebt.

Dingen die Rede, die das Volk begehrt oder auch nur wünſcht, dann muß man den Landesvätern zurufen:

„Zwiefach giebt, wer eilend giebt; —
Eile macht da ſehr beliebt!"

Reaction und Reactionair.

Das ſind Wörter, die man ſeit Jahren ſehr oft hört, immer als Verachtung, und wir geſtehen offen, daß ſie mitunter verſchuldet, dagegen

März 1864. Alter **Februar**

Dienſt.	1	Switbertus	♐	☾ 1.39′ N. ☿ iſt in d. M.	18	Simeon
Mittw.	2	**Mittfaſt.**	♐	Simplicius. unſichtb.	19	Leontius
Donn.	3	Kunegunde	♑	Er geht zu ſeiner ober. Conj.	20	Eucharius
Freit.	4	Caſimir.	♑	mit der ☉ im Anf. d. April	21	Felix B.
Sonn.	5	Friedrich	♒	♀ i. bei fortwähr. Abnahme	22	Pet. Stblf.

11. Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	6	4. **Lätare**	♒	Perpetua. d. Sichtbark. in	23	**Sexageſ.**
Mont.	7	Thom. v. A.	♓	☾ Erdn. den letzten Tagen	24	**Schalttag**
Dienſt.	8	Joh. de Deo	♓	● 4. 27′ V. d. M. nur	25	Matth. A.
Mittw.	9	Franziska	♈	noch einige Minuten	26	Mechthil.
Donn.	10	40 Märt.	♈	♂ in ♑. hindurch ſichtb.	27	Neſtor
Freit.	11	Roſina	♉	♂ iſt auf. noch ¼ St. vor ☉	28	Juſtus
Sonn.	12	Gregor	♉	☾☋. Aufg. ſichtbar, zuletzt	29	Romanus

12. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	13	5. **Judica**	♊	Ernſt. ♃ rückg. nur ¼ St.	1	**März Eſt.**
Mont.	14	Mathilde	♊	♃ geht a. 1. ſchon um 12¼ U.	2	Simplicius
Dienſt.	15	Longin	♊	☽ 6.35′ V. d. Nachts auf u.	3	**Faſtnacht**
Mittw.	16	Heribert	♋	iſt b. 5¾ U. ſichtb.; Ende	4	**Aſchermit.**
Donn.	17	Gertrud	♋	d. M. geht er ſchon vor 11 U.	5	Friedrich
Freit.	18	Cyrillus	♌	auf, u. iſt bis 4½ U. ſichtb.	6	Perpetua
Sonn.	19	Joſeph	♌	☾ Erdf. ♄ geht am Anf. des	7	Thom. v. A.

13. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	20	6. **Palm.**	♌	Joachim. F.A., T.u.N.g. ☉ i ♈.	8	1 **Invoc.**
Mont.	21	Benedikt.	♍	März gegen 9 Uhr Abds.	9	Franziska
Dienſt.	22	**Kön. Geb**	♍	Oktavian. auf, ſteht dann	10	40 Märt.
Mittw.	23	Otto	♎	○ 10.52′ V. um 2¼ Uhr	11	**Quat.** †
Donn.	24	**Gründon.**	♎	Gabriel. im Süden,	12	Gregor
Freit.	25	**Charfreit.**	♎	und bleibt die Nacht über	13	Ernſt †
Sonn.	26	Ludgerus	♏	ſichtbar. ♅ ſteht Mitte des	14	Mathilde†

14. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	27	**H. Oſterf.**	♏	Rupertus. ☾☊. Mon. bei	15	2 **Remin.**
Mont.	28	**Oſterm.**	♐	Felix P. Tage im Süden	16	Heribert
Dienſt.	29	Euſtach.	♐	und geht um 2½ U. Mor-	17	Gertrud
Mittw.	30	Quirinus	♑	☾ 10. 48′ M. gens unter	18	Cyrillus
Donn.	31	Balbina.	♑	Einzug. in Paris 1814.	19	Joſeph

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 1. März gegen 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Dienſtag den 8. März kurz vor halb 5 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 15. März bald nach halb 7 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.
Mittwoch den 23. März nach 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags der volle Mond.
Mittwoch den 30. März gleich nach 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 21., ihr Purim-Feſt am 22. u. 23. März.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	10 St.	53 M.	6 Uhr	47 M.	5 Uhr	40 M.	13 St.	7 M.
11	11	30	6	26	5	57	12	29
21	12	11	6	3	6	14	11	49

☾ Aufg.		☾ Unterg.		T.
U.	M.	U.	M.	—
Morg.				
1	23	Bei Tag		1
2	24			2
3	17			3
4	3			4
4	42			5
				●
5	15			6
5	44	Abds.		7
6	12	6	46	8
6	39	8	6	9
		9	26	10
		10	40	11
		11	46	12
Bei Tage				●
		Morg.		13
		12	50	14
		1	43	15
		2	26	16
		3	6	17
		3	37	18
		4	4	19
				●
		4	29	20
		4	50	21
Abds.		5	10	22
6	47	5	31	23
7	54	5	54	24
9	1	Bei Tage		25
10	9			26
				●
11	15			27
Morg.				28
12	17			29
1	13			30
1	59			31

Wo Schadenfreude
Für Freude gilt,
Da fehlt dem Edlen
Bald Schutz und Schild.

Sproſſen und Gloſſen.

Wirken die alten Erfahrungen nicht mehr, dann vertreiben die neuen Erfahrungen gewiß die Hülfe völlig.

Wenig Bedürfen ſichert, viel Begehren vernichtet Charakter und ehrenwerthe Geſinnung.

Man wird nie ſo abſtoßend durch Eigenſchaften, die man hat, als durch ſolche, die zu haben man ſich irrthümlich anmaßt.

Im Staatenleben iſt das Gewaltſame zu vermeiden, auch wenn es Verbeſſerungen gilt; jeder Sturm reißt nicht nur ſchlechte Früchte vom Stamm, er nimmt auch gute mit. Glück iſt im Sturm noch immer das Schlimme, wenn es nicht das Allerſchlimmſte iſt.

Der Mitarbeiter.

Einer der Zeitungs-Redakteure in Paris fuhr in einem Fiacre und dieſer ſtürzte um. „Kerl, was machſt Du?“ ſchrie in Heftigkeit der Redacteur den Kutſcher an, ohne ſich von ſelbſt erheben zu können. Dem Gefallenen auf die Beine helfend, erwiederte der Kutſcher mit Gleichmuth: „Einen Artikel für Ihre Zeitung!“

aber auch nicht immer gerechtfertigt iſt. Nur muß man ſich überall deutlich werden, und das geſchieht, wenn man jene Wörter aus dem unklaren Fremden in das klare Deutſch überſetzt, wenn man ſagt: Zurückſchaffung und Zurückſchaffer. Danach wird es nicht zu leugnen ſeyn, daß man oft mit Ehren Reactionair ſeyn kann, es in verſchiedenen Lebenslagen, theils aus Vernunft, theils aus Pflicht ſeyn muß. Verſtändigen wir uns mit einigen Beiſpielen! — Wenn ich mein Vermögen verloren habe durch irriges Handeln (Action), und ich arbeite dann auf feſterem Wege fleißigſt, mir wieder Vermögen zu erwerben, ſo bin ich in der Reac-

April 1864 | Alter **März**.

Freit.	1 Hugo B.	♒	☿ iſt in der letzten Hälfte d.	20 Joachim.
Sonn.	2 Franz de P.	♒	M. am Abendh. ſehr gut zu	21 Benedikt

15 Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	3 **1 Quaſ.**	♓	Richard. ☿ ob. ☌ ⊙. ſehen.	22 **3 Oculi**
Mont.	4 **Mar. Verk.**	♓	☾ Erdn. ♄☍⊙. Am 16. d.	23 Otto
Dienſt.	5 Vincenz.	♈	M. geht er 1¼ St. nach d. ⊙	24 Gabriel
Mittw.	6 Sixtus P.	♈	🌑 2.17′ N. unt., am 26.	25 Mittfaſt. M V.
Donn.	7 Hermann	♉	ſchon 2 St. u. a. Ende	26 Ludgerus
Freit.	8 Dionyſius	♉	☾☋. ſchon 2¼ St. ♀ die	27 Rupertus
Sonn.	9 Maria El.	♉	i. Anf. d. M. kaum noch auf	28 Felix. P.

16 Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	10 **2 Miſ. D.**	♊	Ezechiel. wenige Minuten	29 **4. Lätare**
Mont.	11 Leo d. G	♊	ſichtbar iſt, wird im Laufe	30 Quirinus
Dienſt.	12 Julius.	♋	♂ in ♓. deſſelb. völlig v. d.	31 Balbina
Mittw.	13 Mar. v. E.	♋	Sonnenſtr. verdeckt. Die	1 April
Donn.	14 Tiburtius	♌	🌓 12.37′ B. Sichtbarkeit	2 Franz i. P.
Freit.	15 Olympius	♌	d. ♂ nimmt mehr ab. ſo	3 Richard
Sonn.	16 Drogo	♌	☾ Erdf. daſs er nur ¼ St.	4 Iſidor B.

17. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.

Sonnt.	17 **3 Jubil.**	♍	Rudolph. ſichtb. iſt. Der	5 **5. Judica**
Mont.	18 Eleuther.	♍	Aufg. des ♃ findet immer	6 Sixtus P.
Dienſt.	19 Timotheus	♎	früher ſtatt. Ende d. M.	7 Herrmann
Mittw.	20 **Bettag**	♎	Viktor. um 9 U.; er iſt d.	8 Dionyſius
Donn.	21 Anſelm	♎	Nacht hind. ſichtb. ♄ kommt	9 Mar. El.
Freit.	22 Soter	♏	🌕 1. 47′ V. am 4. in ☍	10 Ezechiel
Sonn.	23 Georg	♏	☾☊ mit d. ⊙. wo er	11 Leo d. G.

18 Von Chriſti Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	24 **4 Cantate.**	♐	Albert. um Mittern. i. S.	12 **6. Palm.**
Mont.	25 Marc. Ev.	♐	ihr gerade gegenüb. ſteht, u.	13 Tiburtius.
Dienſt.	26 Ferdinand.	♑	am hellſt. in d. J. iſt. ♑ d. bei	14 Olympius.
Mittw.	27 Anaſtaſius.	♑	Tage i. S. ſteht, iſt in d. M.	15 Drago.
Donn.	28 Vitalis.	♑	anf. noch 4 St., zuletzt noch	16 **Gründon.**
Freit.	29 Pet. v. M.	♒	🌗 5.2′ V. ☿ größt. öſtl. A.	17 **Charfreit.**
Sonn.	30 Cath. v. S.	♒	2 St. a. Abendh. ſichtb.	18 Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. April gleich nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachm. der neue Mond.
Donnerſtag den 14. April nach halb 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 22. April gleich nach 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens der volle Mond.
Freitag den 29. April gleich nach 5 Uhr Morgens das letzte Viertel

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 21., 22., 27., 28. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 54 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M	11 St. 6 M.
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 9	4 55	7 4	9 51

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Morg. 2 39	Bei Tage.	1
3 13		2
3 43		3
4 10		4
4 37	Abds.	5
5 4	6 56	6
5 33	8 13	7
Bei Tage.	9 27	8
	10 33	9
	11 32	10
	Morg.	11
	12 22	12
	1 3	13
	1 37	14
	2 5	15
	2 30	16
	2 53	17
	3 14	18
	3 35	19
Abds.	3 57	20
6 40	4 21	21
7 58	4 48	22
9 6	Bei Tage.	23
10 10		24
11 8		25
11 58		26
Morg.		27
12 30		28
1 15		29
1 45		30

Flieg' aus als Adler, doch fehlt Dir Glück,
So kommſt Du endlich als Krebs zurück.

Das entſetzliche Land.

Im erſten Viertel unſers Jahrhunderts füllte der Buchhändler Fürſt in Nordhauſen die Leihbüchereien mit Räuber- und Mörder-Geſchichten. Das verführte einen franzöſiſchen Zeitſchriftler durch den Namen Fürſt, ſeinen Leſern zu berichten: „In Deutſchland lebt ein Fürſt (Prince) von Nordhauſen, in deſſen Lande Räuber und Mörder entſetzlich wüthen."

Sicherheit im Geſchäft.

Ein Handelsdiener gebildeten Weſens, der in Kriegszeit Soldat werden ſollte, zeigte ſich ſtörrig, und der Feldprediger ſollte ihn geſchmeidiger machen. Er hielt dem Widerſtrebenden eine Rede, die damit ſchloß: „Und endlich, gedenken Sie deſſen, daß Ihnen im Kampf und Ruhm Unſterblichkeit zu Theil werden kann." — „Das klingt recht ſchön", entgegnete der Rekrut, „aber, nehmen Sie's mir nicht übel, um ſicher zu gehen, bitte ich mir die Unſterblichkeit vorher aus!"

•

Zur Zukunft ſchaue betriebſam hinaus,
Eh' Noth ſich und Gram dir geſelle;
Dem Fleiß'gen kommt auch wohl Hunger an's Haus,
Doch nimmer über die Schwelle.!

tion, bin Reactionair, um wieder vorwärts zu kommen. Wenn ich mich beſtehlen ließ, weil ich aus Unvorſichtigkeit übel that, und nun thätig danach trachte, mir mein Eigenthum wieder zu ſchaffen, bin ich Reactionair. Wenn ich in der Heftigkeit oder im Wahn vom Vernünftigen mich entfernte, dann wieder zum Geſcheidten umkehre, bin ich Reactionair. Wenn ich durch irgend einen unbedachten Rath einen

Mai 1864. **Alter April.**

19. Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	1 5. **Rogate**	♓	Phil. Jak. ☾ Erdn. Die	19 H. Oſterf.
Mont.	2 Athanaſius	♓	Sichtb. des ☿ währt auf. des	20 Oſtermont.
Dienſt.	3 † Erfind.	♈	M. fort, da er am 10. noch	21 Oſterd.
Mittw.	4 Monica	♈	1½ Stunde ſpäter als die ☉	22 Soter
Donn.	5 **Him. Chr.**	♉	Pius V. unterg. ♀ iſt in d.	23 Georg
Freit.	6 Joh. v. d. Pf.	♉	● 12. 42′ V. U. ☉ F. ☾ ☋.	24 Albert
Sonn.	7 Stanislaus	♊	ganz. Mond völlig i. d.	25 Marc. Ev.

20. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonnt.	8 6. **Exaudi.**	♊	Mich. Erſch. Sonnenſt.	26 1. Quaſ.
Mont.	9 Gregor N.	♋	verborgen. Die Dauer der	27 Anaſtaſius
Dienſt.	10 Gordian	♋	Sichtbark. des ♂ nimmt	28 Vitalis
Mittw.	11 Beatrix.	♋	immer mehr ab; und kann	29 Pet. v. M.
Donn.	12 Pankrat.	♌	kaum ¼ Stunde v. Anfg. d. ☉	30 Cath. v. S.
Freit.	13 Servatius	♌	☽ 6.48′ N. ☾ Erdf. ♃ ☍ ☉.	1 Mai
Sonn.	14 Chriſtian †	♍	geſeh. werd. ♃ kommt	2 Athanaſius

21 Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	15 **Pfingſtſ.**	♍	Sophia. am 13. Mai in ☍	3 2. Miſ. D.
Mont.	16 **Pfingſtm.**	♍	Joh. v. N. mit der ☉, wo er	4 Monica
Dienſt.	17 Jdokus	♎	um Mitternacht ihr gerade	5 Pius V.
Mittw.	18 **Quat.** †	♎	Liborius. gegenüb. im S.	6 Joh. v. d. Pf.
Donn.	19 Prudent	♏	ſteht u. am hellſten in d. J.	7 Stanislaus
Freit.	20 Baſilla †	♏	○ ☾ ☊. erſcheint. ♄ geht	8 Mich. Erſch.
Sonn.	21 Conſtant. †	♏	1.52′ N. im Mai bei	9 Gregor N.

22. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	22 **Trinitatis**	♐	Julian Tage auf, ſteht	10 3. Jubil.
Mont.	23 Deſider.	♐	☿ unt. ☌ ☉ zwiſchen 10 u.	11 Beatrix
Dienſt.	24 Johanna	♑	8 U. Abds. i. Süd. u. geht	12 Pankrat.
Mittw.	25 Urban	♑	am Ende mit dem Beginne	13 Servatius.
Donn.	26 **Frohnl.**	♒	Philipp N. ☾ Erdn. ♀ in ♉	14 Chriſtian.
Freit.	27 Luciana	♒	☾ der Morgend unter.	15 Sophia.
Sonn.	28 Wilhelm	♓	9.49′ V. ♅ verſchwin-	16 Joh. v. N.

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	29 1. n. **Trin.**	♓	Maximin. det in dieſem	17 4. Cantate.
Mont.	30 Felix.	♈	Mon. als Stern ſechſter	18 Liborius
Dienſt.	31 Petronella.	♈	Gr. in den Sonnenſtrahl.	19 Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 6. Mai kurz vor 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond, nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Freitag den 13. Mai gleich nach 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonnabend den 21. Mai nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmit. der volle Mond.
Sonnabend d. 28. Mai bald nach 3 Viert. auf 10 Uhr Vormitt. der letzte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 24. Mai.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	45 M.	4 Uhr	35 M.	7 Uhr	20 M.	9 St.	15 M.
11	15	17	4	18	7	35	8	43
21	15	46	4	4	7	51	8	14

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.		[illegible]		
2	12	2.		1
2	38	[illegible]		2
3	4			3
3	32			4
4	2	Abds.		5
4	37	8	15	6
		9	18	7
				●
		10	12	8
[illegible]		10	37	9
		11	35	10
		Morg.		11
		12	6	12
		12	31	13
		12	56	14
				●
		1	18	15
		1	39	16
		2	0	17
		2	23	18
		2	48	19
Abds.		3	19	20
7	58	3	56	21
				●
9	0			22
9	54	[illegible]		23
10	38			24
11	17			25
11	40			26
Morg.				27
12	17			28
				●
12	43			29
1	8			30
1	34			31

Wer das Reich der heil'gen Liebe
Nur durchſchweift im Rauſch der Sinne,
Der zertritt des Lebens Roſen,
Daß er Giftkraut ſich gewinne.

Er half ſich.

Ein Dichter erhielt in geſellſchaftlichem Kreiſe die Aufgabe, für ein Mädchen in vier Zeilen die empfindlichſte Beleidigung auszuſprechen, doch ſo, daß ſie zuletzt Verehrung werde. Er half ſich mit Folgendem:

„Mögt ihr als Jungfrau ſtets Eliſen preiſen,
Noch unvermählt war doch ſchon Mutter ſie;
Verrath bleibt immer wach, ſchweigt nie:
Ja, Mutter iſt den Armen ſie und Waiſen."

Blicke in das Seelenleben.

Glaubensgefühle ſind das Bedürfniß des Menſchen, ſich mit der ihn umgebenden Natur und mit den ihm unbekannten Kräften, die dieſe Natur beleben, in Verbindung zu ſetzen.

Es giebt jetzt Manche, die Natur und Gemüth, Anhänglichkeit an Familie und Vaterland verloren haben; es ſind Geſpenſter im Menſchenthum, aber eben ſie halten ſich für die erhabenſten Geiſter.

Die Ahnung eines höheren Daſeyns iſt gleichſam der Mondſchein für unſer Seelenleben, ſo auch zugleich ein Zeugniß von dem Sonnenlicht, zu dem einſt die Ahnung uns erheben wird.

Was man Feinheit des Verſtandes nennt, iſt nicht ſelten die Unfähigkeit, gründlich zu denken.

Freund oder eine Menſchenſchaar über ihr Ziel hinaus in die Irre oder an den Abgrund trieb, und nun mich wende, um Unheil zu verhüten, aus der Gefahr zu erretten, bin ich Reactionair. In den bezeichneten un-

Junius 1864. **Alter Mai.**

Mittw.	1 Simeon.	♉	☿ der von der unt. Conj. mit	20 Baſilla
Donn.	2 Erasmus	♉	☾☋. der ☉ herkommt, iſt	21 Conſtant.
Freit.	3 Clothil.	♊	🌑 ♀ ☌ ☾. in d. **M.** nicht	22 Julian
Sonn.	4 Florian	♊	12.8′N. ſichtb. ♀ die	23 Deſiderius

24 Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	5 2. n. **Trin.**	♊	Bonifacius. ſich der obern	24 5. **Rogate**
Mont.	6 Norbertus.	♋	Conj. mit der ☉ nähert, iſt	25 Urban
Dienſt.	7 Robertus	♋	in d. **M.** auch unſichtb. ♂	26 Philipp N.
Mittw.	8 Medardus	♌	der jetzt ſchon um 1½ Uhr	27 Luciana
Donn.	9 Primus	♌	aufg., iſt jetzt längere Zeit	28 **Him. Chr.**
Freit.	10 Maurin.	♌	☾ Erdf. ſichtb.; **Anf.** ¼ St.	29 Maximin.
Sonn.	11 Barnab.	♍	**Ende** d. **M.** über 1 St.	30 Felix P.

25 Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt	12 3. n. **Trin.**	♍	🌓 12.16′N. Baſilides.	31 6. **Exaudi**
Mont.	13 Ant. v. P.	♎	♃ ſteht jetzt am Ende d.	1 **Juni**
Dienſt.	14 Baſilius	♎	**M.** bei Tage im **S.** u. fängt	2 Erasmus
Mittw.	15 Vitus	♎	♄ rechtl. ♅☌☉. dann an,	3 Clothildis
Donn.	16 Benno	♏	noch vor Tagesanbr. ſchon	4 Florian
Freit.	17 Adolph	♏	unterzugehen. ♄ wird in	5 Bonifacius
Sonn.	18 Marcellus	♐	☾☊. ☿ größte weſtl. Ausw.	6 Norbertus †
			Schlacht b. B.-All. 1815.	

26 Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	19 4. n. **Trin.**	♐	🌕 11.22′U. Gervaſius.	7 **H. Pfingſtſ.**
Mont.	20 Silverius	♑	d. **Mitte** d. **M.** rechtl.	8 **Pfingſtm.**
Dienſt.	21 Albanus	♑	☉ in ♋ S.-Anf., l. Tag.	9 **Pfingſtd.**
Mittw.	22 Albinus	♒	☾ Erdn. er geht bei Tage	10 **Quat.** †
Donn.	23 Walram	♒	auf, ſteht zwiſch. 8 u. 6½ U.	11 Barnabas
Freit.	24 Joh. d. T.	♓	Abds. im Süd. u. geht um	12 Baſilides †
Sonn.	25 Elogius	♓	1 Uhr **Morg.** unt. ♅ kommt	13 Ant. v. P. †

27. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	26 5. n. **Trin.**	♈	🌗 2.43′U. Pelagius. in	14 **Trinitatis**
Mont.	27 7 Schläf.	♈	d. **M.** in den Strahlen	15 Vitus.
Dienſt.	28 Leo P.	♉	d. Abenddämm. nicht zum	16 Benno
Mittw.	29 **Petri Paul**	♉	☾☋ Vorſch.; **Mitte** d. **M.**	17 Adolph
Donn.	30 Pauli Ged.	♉	war er in Conj. mit der ☉.	18 **Frohnl.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Juni gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmit. der neue Mond.
Sonntag den 12 Juni um 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Sonntag den 19. Juni nach 1 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.
Sonntag den 26. Juni kurz vor 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmitt. das letzte Viertel.

Die Juden haben ihr Wochenfeſt am 10. u. 11. Juni.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 10 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 3 M.	7 St. 50 M.
11	16 24	3 48	8 11	7 36
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.	[illegible]	
2 3		1
2 36		2
3 13	Abds.	3
3 54	8 3	4
		●
	8 52	5
	9 30	6
	10 6	7
	10 35	8
[illegible]	10 59	9
	11 22	10
	11 43	11
		☽
	Morg.	12
	12 4	13
	12 25	14
	12 49	15
	1 17	16
	1 50	17
	2 31	18
		○
Abds.	3 23	19
8 34		20
9 16		21
9 51		22
10 21	[illegible]	23
10 48		24
11 14		25
		☾
11 40		26
Morg.		27
12 7		28
12 39		29
1 13		30

Geſcheidte und Thoren,
Leicht lebt ſich's mit Beiden;
Von jedem das Halbe,
Giebt ſchrecklich zu leiden.

Zur Beherzigung.

Frommſeyn iſt ein weicher Seſſel den Müden, eine Stütze der Kraft, eine Waffe in der Gefahr. Frommſeyn wird das Mittel zu guten Thaten, und durch das gereinigte Gemüth Mittel zur höchſten edlen Bildung:

Doch fromm ſeyn nur mit Mienen,
Nach äuß'rem Gut nur trachten,
Kann Achtung nie verdienen,
Und ſtirbt am Selbſtverachten.

Auffaſſungen.

Die in unſern Tagen eitelſüchtig treibend eingeblaſene Bildung hat im Wiſſen üppigen Wuchs, oft aber eine mißrathene Erndte in Geſinnung und Sitte.

Wer eifrig Thorheit kennen lernt, der wird allmählig weiſe.

Sind die Guten klug, werden ſie von den immer verbündeten Böſen verdrängt; ſind die Guten eben nur gutmüthig, dienen ſie den Böſen unbewußt zu Werkzeugen. — Beides zu verhüten, bedarf das Geſetz Kraft und die Regierung Macht.

Die geſichertſte Vernunft hat, wer friedlich zu leben weiß mit Denen, die keine Vernunft haben.

---

noch vielen andern Verhältniſſen muß ich Reactionair ſeyn, oder mir wirklich unangenehme Benennungen gefallen laſſen. — Die gegebene Anſchauung ſoll nur darauf hinweiſen, daß Fremdwörter ſehr verfänglich ſind, ſehr verfänglich benutzt werden können. Wie hier erläutert iſt, daß man den Sinnumfang eines fälſchlich nur zum Verdammen gebräuchlichen unvolksthümlichen Ausdrucks erſt gehörig zu erkennen hat, eben ſo iſt es mit manchem andern Fremdwort, das paradieſiſche Glück.

Julius 1864. Alter **Junius.**

Freit.	1 Rembold	♊	☿ der am 17. d. M in der	19 Gervaſius
Sonn.	2 M. Heimſ.*	♊	⊙ Erdf. oberen Conj. mit d.	20 Silverius

28. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	3 6. n. Trin.	♋	Hyacinth ⊙ ſich befindet,	21 1. n. Trin.
Mont.	4 Ulrich	♋	🌑 12.52' V. kommt in	22 Albinus
Dienſt.	5 Anſelm	♌	d. M. wie i. d. vorig.	23 Walram
Mittw.	6 Jſaias	♌	nicht z. Vorſchein. ♀ iſt am	24 Joh. d. T.
Donn.	7 Wilibald	♌	18. d. Mon. in ihrer obern	25 Elogius
Freit.	8 Kilian	♍	☾ Erdf. Conj. mit d. ⊙ u.	26 Pelagius
Sonn.	9 Agilolph	♍	bleibt dem unbewaffn. Auge	27 7 Schläf. †

29. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	10 7. n. Tr.	♎	7 Brüder. unſichtb. ♂ der	28 2. n. Trin.
Mont.	11 Pius P.	♎	♂ in ♉. an Heiligkeit zu-	29 Petr. Paul
Dienſt.	12 Nabor	♎	🌓 4.19' V. nimmt, und	30 Pauli Ged.
Mittw.	13 Margar.	♏	ſchon um Mittern. auf:	1 Juli.
Donn.	14 Bonavent.	♏	☾☊ geht, iſt auf 1½ St.,	2 Mar. H.*
Freit.	15 Ap. Theil.	♐	♃ rechtl. zul. 4½ St. ſichtb.	3 Hyacinth
Sonn.	16 Skap. Feſt	♐	♃ iſt nur noch am Abendh.	4 Ulrich

30. Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	17 8. n. Trin.	♑	Alexius ☿ ob. ☌⊙ ſichtb.	5 3. n. Tr.
Mont.	18 Arnold	♑	♀ ob. ☌⊙. bis zu ſeinem	6 Jſaias
Dienſt.	19 Arſenius	♒	🌕 7.4' V. Unterg. um	7 Wilibald
Mittw.	20 Elias.	♒	☾ Erdn. Mittern.; er	8 Kilian
Donn.	21 Daniel.	♓	wird in der Mitte des M.	9 Agilolph
Freit.	22 M. Magd.	♓	wieder rechtl. ♄ ſteht jetzt	10 7 Brüder
Sonn.	23 Apollinar	♓	ſchon um 6 Uhr Abends im	11 Pius P.

31. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	24 9. n. Tr.	♈	Chriſtine. Süden u. geht	12 4. n. Tr.
Mont.	25 Jakob	♈	🌗 9. 14' N. um 11 Uhr	13 Margar.
Dienſt.	26 Anna	♉	☾☋ Abends unter, er	14 Bonavent.
Mittw.	27 Pantaleon.	♉	iſt nur noch am Abendhim-	15 Ap. Theil
Donn.	28 Jnnocenz	♊	mel zu ſehen. ♅ bleibt in	16 Skap. F.
Freit.	29 Martha	♊	dieſem Mon. ebenfalls in	17 Alexius
Sonn.	30 Abdon	♋	den Strahlen der Dämme-	18 Arnold

32. Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	31 10. n. Tr.	♋	Jgn. Loj. rung verborgen.	19 5. n. Trin.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4 Juli nach 3 Viert. auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 12. Juli kurz vor 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Dienſtag den 19. Juli gleich nach 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 25. Juli um 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 21 Juli.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	21 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	16 M.	7 St.	36 M.
11	16	9	4	0	8	9	7	51
21	15	46	4	12	8	0	8	12

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
1	54			1
2	43			2
				●
3	36	Abds.		3
		8	7	4
		8	38	5
		9	4	6
		9	27	7
		9	48	8
		10	9	9
				●
		10	30	10
		10	52	11
		11	18	12
		11	37	13
		Morg.		14
		12	24	15
		1	9	16
				●
		2	5	17
Abds.		3	12	18
7	48	4	27	19
8	21			20
8	50			21
9	19			22
9	45			23
				●
10	13			24
10	42			25
11	16			26
11	56			27
Morg.				28
12	40			29
1	31			30
				●
2	28			31

Das Glück verdient ſich einen Kranz
Von uns, iſt's nicht ſtets groß;
Denn würd' uns Glück vollauf und ganz,
Wir wären — hoffnungelos.

Aus Erfahrungen.

Gleich dem Naturſchaffen führt allmälige Bildung des Volksgeiſtes zum Erblühen und Fruchten, überſtürzte Bildung zum Verwelken und Verweſen.

Der Eigennutz herrſcht unumſchränkt, aber ſehr verſchieden. Der Geſell des Niedrigen will für Alles handgreiflichen Genuß und ſinnliche Vergeltung; die Edleren wollen für ihre Thaten Ruhm, die Edelſten begnügen ſich mit dem Bewußtſeyn des Guten und Tüchtigen; Wohlbehagen iſt aber immer der Zweck.

Es giebt Menſchen, die alle Tage eine andere Meinung haben, und doch niemals die rechte.

Nicht Jeder kann das höher Geiſtige empfinden und erkennen, aber Vernünftiges wollen, das vermögen Alle.

Die erſte Univerſität.

Bei einem Studenten-Commers wurde gefragt: „Wo war die erſte Univerſitat?" und ein luſtiger Burſche antwortete: „Im Paradies, da ging es flott zu, und das Flottleben endigte mit Relegation."

ſeligkeit vorſpiegelt; — die Schlange ſteckt lauernd dahinter, und man wird ſehr wohl thun, auch jedes Wort ſolcher Art ſich möglichſt beſtimmt in unſere Sprache zu übertragen: für dieſe iſt es zugleich eine ſich lohnende Gerechtigkeit.

Was iſt jetzt Witz?

Es gab eine Zeit in Deutſchland, wo die Bezeichnung „Genie" durch ſchriftſtelleriſche Verſchrobenheiten ſo verrufen war, daß Leſſing ſagte:

August 1864. **Alter Julius.**

Mont.	1 Petri Kett.	♋	☿ iſt in d. M. nicht mit un-	20 Elias
Dienſt.	2 **Portiunc.**	♌	🌑 3.1'N. bewaffn. Auge	21 Daniel
Mittw.	3 Steph. Erf.	♌	aufzufind., ſelbſt nicht	22 Mar. Mgd
Donn.	4 Dominicus	♍	☾ Erdf. z. Zeit ſeiner gröſst.	23 Apollinar
Freit.	5 Mar. Schn.	♍	öſtl. Ausw. am 28. d. M.	24 Chriſtine
Sonn.	6 Verkl. Chr.	♍	♀ die von der obern Conj.	25 Jakob

33. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	7 11. n. **Tr.**	♎	Gottſchalk. mit der ⊙ her-	26 6. n. **Tr.**
Mont.	8 Cyriacus	♎	kommt, bleibt immer noch	27 Pantaleon
Dienſt.	9 Romanus	♏	in d. Sonnſtr. verborgen.	28 Innocenz
Mittw.	10 Laurenz	♏	🌓 6.25' N. ☾☊. ♃☌⊙.	29 Martha
Donn.	11 Hermann.	♏	♂ geht ſchon um 11 U.	30 Abdon
Freit.	12 Clara	♐	Abds., zul. um 10 Uhr auf.	31 Ign. Loj.
Sonn.	13 Hippolyt †	♐	er ſteht noch bei Tage im S.	1 **Auguſt.**

34. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	14 12. n. **Tr.**	♑	Euſebius † u. iſt zwiſchen	2 7. n. **Tr. P.**
Mont.	15 **M. Him.**	♑	4 u. 4½ U. zu ſehen. Bei	3 Steph. Erf.
Dienſt.	16 Rochus	♒	dem ♃ fällt d. Unterg. ſchon	4 **Dominic.**
Mittw.	17 Sybilla	♒	🌕 2.4'N. ☾ Erdn. 1¾ St.	5 Maria Sch.
Donn.	18 Helena	♓	nach d. Ende d. Abend-	6 Verk. Chr.
Freit.	19 Sebald	♓	dämm. i. Anf. d. M., am	7 Gottſchalk
Sonn.	20 Bernhard	♉	Ende deſſelb. bleibt er nur	8 Cyriakus

35. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	21 13. n. **Tr.**	♈	Anaſtaſius. 1 St. ſichtb.	9 8. n. **Trin.**
Mont.	22 Timotheus	♉	☾☋ am Abendh. ♄ ſteht	10 Laurenz
Dienſt.	23 Zacharias	♉	♂☌☾. bei d. Aufhören der	11 Herrmann
Mittw.	24 Barthol.	♊	🌗 6.32' V. Abenddämm.	12 Clara
Donn.	25 Ludwig	♊	am Weſthimm. u. wird	13 Hippolt.
Freit.	26 Samuel	♊	nur kurze Zeit ſichtbar ſein;	14 Euſebius†
Sonn.	27 Joſeph C.	♋	am Ende d. M. geht er mit	15 **M. Himm.**

36. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	28 14. n. **Tr.**	♋	Auguſtin. ☿ gr. öſtl. Ausw.	16 9. n. **Tr.**
Mont.	29 Joh. Enth	♌	Ende d. Abenddämm. unt.	17 Sybilla
Dienſt.	30 Roſa	♌	♅ in ♊. ♅ geht zuerſt ½ St.,	18 Helena
Mittw.	31 Paulin	♏	zul. 3 St. v. Tagesanb. auf.	19 Sebald

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 2. Aug. um 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Mittwoch den 10. Auguſt kurz vor halb 7 Uhr Abends das erſte Viertel.
Mittwoch den 17. Auguſt gleich nach 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Mittwoch den 24. Auguſt gleich nach halb 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Verbrennung am 11. Auguſt

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtläng.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 44	4 42	7 27	9 16
21	14 9	4 58	7 7	9 51

Iſt einmal Donnerwetters-Zeit,
Das drückt den Kopf nicht nieder;
Uns kam ja ſeit der Ewigkeit
Der Sonnenſchein ſtets wieder:
Ob's aus dem Dunkel tobt und kracht,
Das Licht hat immer Uebermacht.

Spott gegen Zeitungs: „Enten.“

Durch mehrere Blätter wurde die Nachricht verbreitet: „In Wien ſind auf einmal 22 Jungfrauen von 22 Liebesrittern geraubt und entführt worden.“ — Man fand dies unwahrſcheinlich. Die „Dorfzeitung“ bewies jedoch, daß es volle Richtigkeit habe, in folgender Weiſe: Der Jungfrauenraub iſt nicht in Wien, ſondern in Peſth vorgefallen; ferner ſind es nicht 22, ſondern nur Eine, dieſe aber iſt keine Jungfrau, ſondern eine Lüderliche, auch nicht geraubt worden, ſondern freiwillig mitgegangen.“ — Das heißt Richtigkeit in Nichtigkeit verwandeln!

Es kann treffen!

Eine prunkvoll gekleidete Schöne trat in den Ballſaal; ein Stutzer fragte nun einen ernſten Mann: „Was ſagen Sie zu dieſer reizend blühenden Erſcheinung?“ und ihm wurde geantwortet: „Die reichfarbigſten Blumen ſind nicht die von gutem Geruch!“

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Morg.				
3	28	U. A.		1
4	31	Abds		2
		7	32	3
		7	56	4
		8	15	5
		8	36	6
bei Tage				●
		8	58	7
		9	22	8
		9	49	9
		10	21	10
		11	1	11
		11	50	12
		Morg.		13
				●
		12	50	14
		2	0	15
		3	18	16
Abds.		4	40	17
7	18	6	4	18
7	46			19
8	14			20
		bei Tage		●
8	45			21
9	18			22
9	57			23
10	38			24
11	29			25
Morg.				26
12	24			27
				●
1	23			28
2	34			29
3	27			30
4	30			31

„Wer mich Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken ſoll, es ſind vier!“ — Das Wort „Genie“ mag damals eine ähnliche Bedeutung gehabt haben, wie in heutiger Zeit nicht ſelten das Wort Witz, das mitunter, namentlich in den Schmutzwinkeln der Zerrbilderei, von Beſchimpfung gar nicht zu unterſcheiden iſt. Man wird bei manchen Schriftſtellern an Käſtner's Urtheil erinnert: „So lange nicht aus ſolchen Lumpen ſelbſt Papier gemacht werden kann, ſollten ſie kein's verderben!“

September 1864. Alter **Auguſt.**

Donn.	1 Aegidius	♍	🌑 6.36′V. ☾ Erdf. ☿ iſt	20 Bernhard
Freit.	2 Raphael	♍	fortw. in d. Sonnen-	21 Anaſtaſius
Sonn.	3 Manſuetus	♎	ſtrahl. verborg.. er geht zu	22 Timotheus

37. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	4 15. n. Trin.	♎	Roſalia. ſeiner unt. Conj.	23 10. n. Tr.
Mont.	5 Herkulan	♎	mit der ☉. ♀ iſt anf. d. M.	24 Barthol.
Dienſt.	6 Magnus	♏	☾☊. noch in d. Sonnenſtr.	26 Ludwig
Mittw.	7 Regina	♏	verborgen; gegen Ende wird	26 Samuel
Donn.	8 **Mar. Geb.**	♐	ſie als Abendſtr. nur wenige	27 Joſeph.C.
Freit.	9 Audomar	♐	🌓 6.18′V. Minut. lang	28 Auguſtin
Sonn.	10 Nicol.v.T.	♑	ſichtb. ♂ geht anf. um	29 Joh.Enth.

38. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	11 16. n. Tr.	♑	Protus. 9½ Uhr. auf, zuletzt	30 11. n. Tr.
Mont.	12 Winand	♒	bald nach 8 Uhr; man ſieht	31 Paulin
Dienſt.	13 Maternus	♒	ihn bald nach ☉ Unterg.;	1 **September.**
Mittw.	14 † Erhöh.	♓	er bleibt die Nacht hindurch	2 Raphael
Donn.	15 Ludmilla	♓	🌕 9.37′N. ☾ Erdn. über	3 Manſuetus
Freit.	16 Cornel	♈	dem Horizont. ♃ iſt	4 Roſalia
Sonn.	17 Lampert	♈	anf. d. M. nur noch 1 St.	5 Herkulan

39. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	18 17. n. Tr.	♉	Richard. nach der Abend-	6 12. n. Tr.
Mont.	19 Nicleta	♉	☾☋. dämmer. am Weſt-	7 Regina
Dienſt.	20 Euſtachius	♊	himmel ſichtb.; Ende d. M.	8 **Mar. Geb.**
Mittw.	21 **Quat.** †	♊	Matth. Ev. nur noch ½ St.	9 Audomar
Donn.	22 Moritz	♊	🌗 7.22′N. ☉ i. ♎. H.:	10 Nic.v.T.
Freit.	23 Thekla †	♋	A. T. u. N. gl. ♃ der	11 Protus
Sonn.	24 J.Empf. †	♋	☿ unt. ☌☉. zur Conj. m. d.	12 Winand

40. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	25 18. n. Tr.	♌	Cleophas. ☉ geht. verſchw.	13 13. n. Tr.
Mont.	26 Cyprian	♌	jetzt ganz in d. Sonnenſtr.	14 † Erhöh.
Dienſt.	27 Coſm. u D.	♌	♅ der zwiſch. 10½ U. anf. u.	15 Ludmilla
Mittw.	28 Wenzel	♍	☾ Erdf. ſpät. 9½ Uhr aufg..	16 **Quat.** †
Donn.	29 Michael	♍	🌑 wird b. z. Tagesbanbr.	17 Lambert
Freit.	30 Hieronym.	♎	11.11′N. ſichtb. ſein.	18 Richard †

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Septem. nach halb 7 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 9. Sept. gleich nach 1 Viert. auf 7 Uhr Morg. das erſte Viertel
Donnerſtag den 15. Sept. kurz nach halb 10 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 22. Sept. nach 1 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 30. Septbr. kurz vor 1 Viertel auf 12 Uhr Abends der neue Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 28 M.	5 Uhr 15 M.	6 Uhr 43 M.	10 St. 32 M
11	12 51	5 30	6 21	11 9
21	12 13	5 46	5 59	11 47

Der Schmähſucht Witz verachte,
Weil Sitte dabei litt,
Und jubeln ihm Verlachte,
Verachte ſie gleich mit.

Vergleich.

Das Volksleben iſt jetzt ſo voll Wortgedränge, daß es ſich vergleichen läßt mit einem großen „Converſations-Lexicon", worin aber für „Herz, Gemüth, Zufriedenheit" — kurz geſagt für das Behagliche der Innerlichkeit — nur ein zuſammengeſchrumpfter Raum übrig blieb.

Sinnhabende Druckfehler.

Die ſündliche (ſtatt ſüdliche) Halbkugel der Erde. — Das ſechspfündige (ſtatt ſechsſtündige) Examen. — Der regulirte (ſtatt relegirte) Student. — Die Theilnahme an den Laſtern (ſtatt Laſten) des Staats. — Paſſionsweſen (ſtatt Penſionsweſen) der Lehrer. — Die berüchtigte (ſtatt berichtigte) Geſetzvorlage. —

Handwerkerlich.

Zu einem jungen Handwerker, der in eine eitle Putzſüchtige verliebt war, ſagte ein alter: „Nimmſt Du von Der am Altar die Patſche, ſo kommſt Du in die Patſche!"

☾ Afg. U. M.	☾ Unte U. M.	T.
Morg.		
5 32	A. 6.	1
6 36	6 43	2
	7 4	3
		*
	7 28	4
[illegible]	7 54	5
	8 24	6
	9 1	7
	9 44	8
	10 37	9
	11 41	10
		*
	Morg.	11
	12 52	12
	2 10	13
	3 32	14
Abds.	4 56	15
6 12		16
6 42		17
		*
7 15		18
7 53	[illegible]	19
8 36		20
9 24		21
10 18		22
11 16		23
Morg.		24
		*
12 16		25
1 19		26
2 22		27
3 25		28
4 27		29
5 31		30

Werdet nicht mitſchuldig!

Zur Aufrechthaltung der Ehrenhaftigkeit eines Volks mitzuwirken iſt die Pflicht jedes Staatsbürgers. Nun ſind durch Schändung der Preßfreiheit viele Nichtswürdigkeiten entſtanden in Schrift und Bild — abſcheuliche, eben ſo alberne als freche Theaterpoſſen mit eingerechnet — finden auch zahlreiche Abnehmer und Begünſtiger. Kennen dieſe Abnehmer und Begünſtiger ihre Pflicht als Staatsbürger? — Wir wiſſen es nicht! — Ließen ſie dieſe Pflicht unverletzt? Nein! — Wer die Freiheit

Oktober 1864. Alter **September.**

Sonn.	1	Remigius	♎	☿ iſt als Morgenſt. ſichtb.	19	Nicleta †

41. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ev. Ephes 4.

Sonnt.	2	**19. Tr. Ertf.**	♎	Leodegar. in d. erſt. Tag.	20	**14. n. Tr.**
Mont.	3	Ewald	♏	☾☊. ♅ rückg. etwa ¼ St. vor	21	Matth. E.
Dienſt.	4	Franz	♏	d. Morgend., gegen Mitte	22	Moritz.
Mittw.	5	Placidus	♐	d. M. faſt ½ St.; nach der	23	Thekla
Donn.	6	Bruno	♐	Mitte iſt er zul. nur ¼ St.	24	Joh. Emp.
Freit.	7	Sergius	♑	🌓 ſichtb. ♀ d. als Abendſt.	25	Cleophas
Sonn.	8	Brigitta	♑	4.5′ N. zum Vorſchein	26	Cyprian

42. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ev., Ephes. 5.

Sonnt.	9	**20. n. Tr.**	♑	Dyoniſius. ☿ gr. weſtl. A.	27	**15. n. Tr.**
Mont.	10	Gereon	♒	kommt, iſt Anf. d. M. wenige	28	Wenzel
Dienſt.	11	Wimmar.	♒	Min., zu Ende ſchon ½ St.	29	Michael.
Mittw.	12	Maximil.	♓	ſichtb. ♂ geht immer früher	30	Hieron.
Donn.	13	Tilmann	♓	☾Erdn u. früher auf; auf	1	**Oktober**
Freit.	14	Calixtus	♈	🌕 ♄☌☉. um 8 U., zul.	2	Leodegar
Sonn.	15	Thereſia	♈	6.43′ V. um 6 Uhr.	3	Ewald

43. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ev. Ephes. 6.

Sonnt.	16	**21. n. Tr.**	♉	Gallus. ☾☋. Abds. u. iſt die	4	**16. n. Tr.**
Mont.	17	Florentin	♉	Nacht über ſichtb.; zu Ende	5	Placidus
Dienſt.	18	Luc. Ev.	♊	Schlacht bei Leipzig 1813.	6	Bruno
Mittw.	19	Ferdinand	♊	d. M. wird er rückg. Die	7	Sergius
Donn.	20	Wendelin	♋	kurze Sichtb. d. ♃ nimmt ab,	8	Brigitta
Freit.	21	**Urſula**	♋	🌗 ſo daſz er in dem letzten	9	Dionyſius
Sonn.	22	Cordula	♋	11.55′ V. Drittheil d.	10	Gereon

44. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ev. Phil. 1.

Sonnt.	23	**22. n. Tr.**	♌	Severin. M. in d. Strahl.	11	**17. n. Tr.**
Mont.	24	Evergislus	♌	d. Abendd. verſchw. ♄ der d.	12	Maximil.
Dienſt.	25	Raphael	♍	☾Erdf. ♂ rückg. 14. in Conj.	13	Tilmann
Mittw.	26	Amandus	♍	mit d. ☉ kommt, iſt d. M.	14	Calixtus
Donn.	27	Sabina.	♍	unſichtb. ♅ wird rückg. u.	15	Thereſia
Freit.	28	Sim. J.	♎	iſt v. 9. ſpäter v. 7 U. Ab.	16	Gallus
Sonn.	29	Narciſſus	♎	die Nacht bis 1½ Uhr., zul	17	Florentin

45. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ev. Phil. 3.

Sonnt.	30	**23. n. Tr.**	♏	🌑 3.56′ N. Theon. U. ☉F.	18	**18. n. Tr.**
Mont.	31	Wolfgang	♏	☾☊ n. b. Mittr. ſichtb.	19	Ferdinand

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 8. Oktober bald nach 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Sonnabend den 15. Okt. kurz vor 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 22. Oktober kurz vor 12 Uhr Mittags das letzte Viertel.
Sonntag den 30. Oktober kurz vor 4 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben Neujahrsfeſt am 1. u. 2. Oktober, am 3. Oktober Faſten Gedaljah, am 10. Verſöhnungsfeſt, am 15. u. 16. ihr Laubhüttenfeſt, am 21. und 22. ihr Palmfeſt u. Verſamml. od. Laubhütten-Ende, am 23. Geſetzfreunde.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 35 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 36 M.	12 St. 25 M.
11	10 57	6 17	5 14	13 3
21	10 19	6 34	4 54	13 41

☾ Afg. U.	☾ Afg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
		Abds.		
		5	33	1
				✱
		5	58	2
bei Tage		6	28	3
		7	3	4
		7	43	5
		8	33	6
		9	31	7
		10	37	8
				✱
		11	49	9
		Morg.		10
		1	7	11
		2	26	12
		3	48	13
Abds.		5	9	14
5	9	6	31	15
				✱
5	46			16
6	26			17
7	14	bei Tage		18
8	7			19
9	5			20
10	6			21
11	9			22
				✱
Morg.				23
12	12			24
1	14			25
2	18			26
3	20			27
4	24			28
5	29	Abds.		29
				✱
6	34	4	30	30
B. T.		5	3	31

Wenn im Entſtehen ſchon Vergehen keimt,
Hat deutſche Sprach' uns tröſtend angeheimt,
Da auf Verweſung ſich Geneſung reimt.

Gegen Scheinleben.

Die echte Gottgläubigkeit erſetzt nicht nur, ſie übertrifft die jetzt zeitgemäße Bildung.

Wo Ueberreiz des Verſtandes herrſcht, wo der Geiſt nicht mehr nach dem Echten und Wahren, ſondern nur nach dem augenblicklichen Vortheil und Zeitvertreib trachtet, da iſt immer ein Verbrauch und Tödten der Sittlichkeit vorhergegangen.

Menſchen, die in aller Geſchwindigkeit etwas ſeyn wollen, können niemals etwas Tüchtiges werden.

Nur dem Rechten und dem Maaßhalten angehören, iſt ſtets der höchſte Zweck; es mit keiner Partei zu verderben, iſt jetzt die geübteſte Klugheit des Lebens, wobei man den Lebenszweck aufgeben muß, um — den Narren klug zu ſcheinen.

Beſcheid.

In Bezug auf einen Weintrinker im Uebermaaß, fragte Jemand: „Was thut er denn des Morgens?" — „Er ſchläft den Rauſch aus!" — „Und des Abends?" — „Da weiß er nicht was er thut!"

---

will, muß ſie auch mit gutem Beiſpiel beſchirmen, thut er es nicht, dann begünſtigt er das Verderbliche und wird dadurch ſündhaft. — Daſſelbe hat ſich Jeder ſehr begreiflich auch zu ſagen zur Aufrechthaltung der von

November 1864. Alter **Oktober.**

Dienſt.	1 **All. Heil.**	♐	☿ der zu der ober. Conj. mit	20 **Wendelin.**
Mittw.	2 All. Seel.	♐	♄ in ♐. der ☉ ſich befind.,	21 Urſula
Donn.	3 Hubert	♐	iſt in d. M. unſichtb. ♀ iſt	22 Cordula
Freit.	4 Carl Bor.	♑	anf. d. M. ½ St. lang am	23 Severin
Sonn.	5 Zacharias	♑	Abendh. ſichtb,, am Ende	24 Evergiſl.

46. Von Jairi Töchterlein. Matth. 19. Ep. Col. 1.

Sonnt.	6 24. n. Tr.	♒	Leonhard. ſchon 1½ St. ♂	25 19. n. Tr.
Mont.	7 Engelbert	♒	🌓 12.21′ V. bleibt fort-	26 Amandus
Dienſt.	8 Gottfried	♓	während rückläufig, da	27 Sabina
Mittw.	9 Theodor	♓	er zu ſeinem ☍ mit der ☉	28 Simon J.
Donn.	10 Martin P.	♈	☾ Erdn. ☿ ob. ☌ ☉. eilt; er	29 Narciſſus
Freit.	11 Martin B.	♈	entwickelt ein immer ſchön.	30 Theoneſt
Sonn.	12 Kunibert	♉	☾☋. Licht u. bleibt d. ganze	31 Wolfgang †

47. Vom Gräuel der Verwüſtung. Matth. 24. Ep. 1 Theſſ. 4.

Sonnt.	13 25. n. Tr.	♉	🌕 6.1′ N. 13 Stanislaus.	1 **Nov. 20 n. Tr.**
Mont.	14 Levin	♊	Nacht ſichtb. ♃ iſt in	2 All. Seel.
Dienſt.	15 Leopald	♊	den Sonnenſtrahl. verbor-	3 Hubert
Mittw.	16 Edmund	♊	gen u. nicht ſichtb.; er tritt	4 Carl Bor
Donn.	17 Gertrud	♋	am Ende d. M. in Conj. mit	5 Zacharias
Freit.	18 Maximus	♋	der ☉. ♃ geht in d. Mon.	6 Leonhard
Sonn.	19 Eliſabeth	♌	früher als die ☉ auf; anf.	7 Engelbert

48. Vom jüngſten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petri 3.

Sonnt.	20 26. n. Tr.	♌	Simplicius. F. 3. G. d. Geſt.	8 21. n. Tr.
Mont.	21 **M. Opf.**	♍	🌗 7.44′ V. ½ St. früher,	9 Theodor
Dienſt.	22 Cäcilia	♏	☾ Erdf. am Ende iſt er	10 Martin P.
Mittw.	23 Clemens	♍	3 St. lang vor Anfang der	11 Martin B.
Donn.	24 Joh. v. Kr.	♎	Morgendäm. zu ſehen. ♅	12 Kunibert
Freit.	25 Katharina	♎	der zum ☍ mit der Sonne	13 Staniſl.
Sonn.	26 Konrad	♏	geht, iſt die Nacht hindurch	14 Levin

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	27 1. **Advent**	♏	Bilhildis. ☾♌. zu ſehen;	15 22. n. Tr.
Mont.	28 Günther	♏	Mitte des Mon. ſteht er	16 Edmund
Dienſt.	29 Saturnin	♐	🌑 7.45′ V. um 2½ Uhr	17 Gertrud
Mittw.	30 Andr. Ap.	♐	♃ ☌ ☉. Morg. in S.	18 Maximus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 7. Nov. bald nach 1 Viert. auf 1 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 13. November um 6 Uhr Nachmit. der volle Mond.
Montag den 21. Nov. um 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.
Dienſtag den 29. Nov. um 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 39 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 21 M.
11	9 5	7 11	4 16	14 55
21	8 36	7 27	4 4	15 24

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
		5	42	1
■		6	30	2
•		7	26	3
		8	29	4
—		9	39	5
„				●
		10	53	6
•		Morg.		7
		12	9	8
•		1	27	9
•		2	45	10
		4	4	11
Abds.		5	23	12
				■
4	16	6	30	13
5	1	7	51	14
5	52			15
6	49			16
7	50			17
8	54	●		18
9	58	-		19
		—		✱
11	1			20
Morg.		„		21
12	4	-		22
1	7	-		23
2	10	-		24
3	14			25
4	19			26
				✱
5	25	Abds.		27
6	31	3	38	28
7	34	4	23	29
W. Z.		5	17	30

Die Selbſtſucht wollt' um reichlich Gut
Für künft'ge Zeit dem Teufel ſich verſchreiben,
Doch mußte dies Geſchäftchen unterbleiben:
Sie hatte Eiter nur ſtatt Blut.

Gleichniß.

Glaubenslehre und Gottesdienſt durch Befehle aufrecht erhalten wollen, heißt: einen Leichnam nicht als todt zu betrachten, weil er nicht begraben werden ſoll.

Vom Herrſchen.

Als der berühmte Kardinal Alberoni Ungnade zu erleiden hatte, verließ er Spanien, kaufte ſich ein Landgut in Italien, wo ihn der franzöſiſche Kardinal Polignac beſuchte, und ihn mit vorgebundener Schürze im Garten traf, als er eben Krautpflanzen einſenkte. Dem erſtaunten Polignac ſagte Alberoni lachend: „Weshalb wundern Sie ſich? Ich bin eines Gärtners Sohn, geboren, entweder Reiche zu regieren, oder Kohl zu pflanzen, und begriff, daß es viel angenehmer iſt, Krautköpfe zu erndten als Strohköpfe zu beherrſchen."

•

Wie allen Lebenszwiſt
Du in dir ſelber ſtillſt? —
Wenn, was du willſt, du thuſt,
Doch was du ſollſt, nur willſt.

Freiheit unzertrennlichen Sittlichkeit. Ueberhaupt was verdient der Mann, der ſich durch Mißbrauch der Freiheit und Verderbniß der Sitten ernähren will? Verachtung! Was verdient der Käufer oder Beifallſpender ſolcher, die Freiheit mißhandelnden, das ſittliche Gefühl tödtenden Schriften, Bilder und Poſſen? Verachtung! — Dieſe möge man überall der Unverſchämtheit und Frechheit als gerechte Strafe zu Theil werden und in keiner Weiſe ſich zu Mitſchuldigen machen laſſen!

Was Gott gab.

Gott gab den Menſchen Verſtand, da jauchzten Sonne, Mond

Dezember 1864. Alter **November.**

Donn.	1 Eligius	♑	♂☍⊙. ☿ iſt in den Strahlen	19 Eliſabeth
Freit.	2 Balbina	♑	der Abendd. verborgen, zur	20 Simplic.
Sonn.	3 Franz Xav.	♒	Zeit d. gröſzt. Ausw. iſt er	21 **Mar. Opf.**

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	4 **2. Advent**	♒	Barbara kurze Zeit d. 22.	22 **23. n. Tr.**
Mont.	5 Criſpina	♓	als Abendſtern ſichtb. ♀ die	23 Clemens
Dienſt.	6 Nicolaus	♓	🌓 8.2' V. ☾ Erdn. an Hel-	24 Joh. v. Kr.
Mittw.	7 Ambroſius	♈	ligk. zunimmt, iſt anf.	25 Katharina
Donn.	8 **Mar. E.**	♈	♀ gr. ſüdl. Breite. 1½ St.,	26 Konrad
Freit.	9 Leocadia	♈	z. Ende 2¼ St. am Abendh.	27 Bilhildis
Sonn.	10 Judith	♉	☾☋. ſichtb. ♂ kommt am 1.	28 Günther

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	11 **3. Advent**	♉	Damaſus. in ☍ mit der ⊙,	29 **1. Advent**
Mont.	12 Epimachus	♊	wo er um Mittern. ihr ge-	30 Andr. Ap.
Dienſt.	13 Lucia	♊	🌕 7.40' V. genüb. im S.	1 **December**
Mittw.	14 **Quat.** †	♋	Nicaſius. ſteht, in d.	2 Balbina
Donn.	15 Euſebius	♋	J. am hellſt. glänzt u. fortw.	3 Franz X.
Freit.	16 Adelheid †	♌	rückl. bleibt. ♃ der immer	4 Barbara
Sonn.	17 Lazarus †	♌	früher u. früher aufgeht, iſt	5 Criſpina

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	18 **4. Advent**	♌	Wunibald. a. Weſth. nicht	6 **2. Advent**
Mont.	19 Nemeſius	♍	☾ Erdf. ♅☍⊙, zu ſehen;	7 Ambroſius.
Dienſt.	20 Julius.	♍	auch am Morgenh. iſt er in	8 **Mar. Empf.**
Mittw.	21 Thom. Ap.	♎	🌗 5 31' V. ⊙. in ♑. W.	9 Leocadia
Donn.	22 **Greg. S.**	♎	A., k. T. ☿ gr. öſtl. A.	10 Judith
Freit.	23 Dagobert	♎	der Morgend. unſichtb. ♄	11 Damaſus
Son[illegible]	[illegible] Adam E. †	♍	☾☊ geht immer früher u.	12 Epimach.

[illegible] 53. Von Chriſti Geburt. Luc. 2. Ep. Titus 2.

Sonnt.	25 **n. Chriſtf.**	♍	früher vor d. ⊙ auf. anf. iſt	13 **3. Advent.**
Mont.	26 **Stephan.**	♐	er 3 St., zu Ende 5 St. am	14 Nicaſius
Dienſt.	27 **Joh. Ev.**	♐	Morgenh. ſichtb. ♅ kommt	15 Euſebius
Mittw.	28 Unſch. K.	♑	🌑 9.49' N. d. 19. in ☍	16 **Quat.** †
Donn.	29 Thomas C.	♑	mit d. ⊙, wo er ihr um	17 Lazarus
Freit.	30 David	♒	Mittern. gegenüb. i. Süd.	18 Wunibald †
Sonn.	31 Sylveſter	♒	ſteht u. am hellſt. in d. J. iſt.	19 Nemeſius †

Mond- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 6. Dezbr. gleich nach 8 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.
Dienſtag den 13. Dezem. kurz vor 3 Viertel auf 8 Uhr Vormitt. der volle Mond.
Mittwoch den 21. Dezember um halb 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Mittwoch den 28. Dez. bald nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Tempelweihe am 24. Dezember.

Den	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 47 M.
11	7 57	7 55	3 52	16 3
21	7 52	8 2	3 54	16 8

☾Aufg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
		6	20	1
		7	29	2
		8	43	3
		9	58	4
		11	15	5
		Morg.		6
		12	31	7
		1	49	8
		3	5	9
		4	20	10
Abds.		5	32	11
3	30	6	38	12
4	33	7	37	13
5	31			14
6	36			15
7	41			16
8	46			17
9	49			18
10	52			19
11	55			20
Morg.				21
12	5			22
2	2			23
3	7			24
4	13			25
5	17			26
6	18	Abds.		27
7	10	4	4	28
8	3	5	11	29
		6	26	30
		7	41	31

Gewißlich iſt Duldung ein lieblich Wort,
Doch Recht und Wahrheit fordern mehr als Dulden;
Stets muß für ſie kämpfen als Lebenshort
Der Mann, ſonſt trifft ihn ein ſchweres Verſchulden.

Zum Merkbuch.

Wer ſich nie von Menſchen verlaſſen gefühlt hat, kann ſich ſchwerlich recht feſt und innigſt auf Gott verlaſſen.

Mit Thorheiten erobert man leicht eine kurze Gegenwart, verliert aber die lange Zukunft.

Die Lebenswege ſind nur für genügſame **Gradheit** ohne Krümmungen, für **Genußſüchtige** ſind ſie durch den Reiz feiler Gnade Schleich- und Kriechwege.

Was den Blinden ſchwarz iſt, macht ihnen kein Maler weiß.

Auf Erden iſt nichts uns ſo ſicher wie der Tod, für ihn mit reinem Gewiſſen beſtens zu ſorgen demnach ſehr rathſam.

1864.

Wenn wir pflicht-treu thätig ſind:
Blüthen-Jahr und Frucht-Jahr;
Streng' uns, Andern gern gelind:
Friedens-Jahr und Heils-Jahr; —
Glaubt's, daß Jeder ſo gewinnt
Freudens-Jahr und **Glücks**-Jahr!

und Sterne, begeiſtert und im Echo ertönte es im Reich ewiger Erleuchtung: „Der Menſch wird ſich zum Licht, er wird ſich zu uns erheben!“ — Gott gab den Menſchen **Gemüth**, da jauchzten die Engel und riefen freudigſt: „Gewiß und wahrhaftig, der Menſch wird unter uns wohnen!“ — Wer alſo die höchſte Beförderung erreichen will, der vereinigt in ſich **Verſtand** und **Gemüth**.

Zeitrechnung des Jahres 1864.

Das gegenwärtige 1864ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und zwei Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1863 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 27. März, und in dem alten fünf Wochen ſpäter, nämlich auf ſeinen 18. April, welcher im neuen Kalender der 1. Mai iſt, ſo daß in dieſem Jahre die vom Oſterfeſte abhängigen Feſte um fünf Woche ſpäter fallen, als nach dem neuen.

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling den 20. März um 8 Uhr 25 Minuten Morgens nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer den 21. Juni um 5 Uhr 11 Minuten Morgens. Der Herbſt den 22. September um 7 Uhr 36 Minuten Nachmitt. Der Winter den 21. Dezember um 1 Uhr 23 Minuten Nachmittags.

Von den Finſterniſſen. Wir haben in dieſem Jahre zwei Finſterniſſe, nämlich zwei an der Sonne und keine am Monde. Von den beiden Sonnenfinſterniſſen wird aber in unſern Gegenden nichts wahrzunehmen ſein.

Die erſte Sonnenfinſterniß trifft auf die Mitternachtsſtunden vom 5. auf den 6. Mai. Sie iſt eine centrale Finſterniß und wird im ſüdöſtlichen Theile von Aſien, im Norden von Auſtralien und im Weſten von Nord-Amerika ſichtbar ſein.

Die zweite Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und trifft am 30. October in den Nachmittagsſtunden ein. Sie iſt eine ringförmige und wird in Süd- und Mittel-Amerika ſowie in einem kleinen ſüdweſtlichen Theile von Afrika ſichtbar ſein. In unſern Gegenden ſieht man nichts davon.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1864.

Neptun.

Der Standpunkt dieſes Planeten wurde im Voraus von Herrn Leverrier in Paris berechnet und darnach wurde er zuerſt am 22. Sept. 1846 von Herrn Prof. Galle in Berlin aufgefunden. Er erſcheint als Stern achter Größe und iſt deshalb dem bloßem Auge nicht ſichtbar. Seinen Ort ändert er im ganzen Jahr nur ſehr wenig, am 22. März iſt er in Conjunction mit der Sonne und am 25. Sept. in Oppoſition mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er bleibt das ganze Jahr hindurch in dem Zeichen der Zwillinge. Im Anfange des Jahres, wo er rückgängig iſt, ſteht er des Abends um halb 11 Uhr im Süden und bleibt die ganze Nacht ſichtbar. Gegen Anfang März wird er rechtläufig, ſteht dann kurz vor 7 Uhr Abends im Süden und geht um 3 Uhr Morgens unter. Ende April geht er ſchon um 11 Uhr Abends unter, ſo daß er dann nur noch eine Stunde am Abendhimmel geſehen werden kann. In den erſten Tagen des Mai verſchwindet er als ein Stern 5. bis 6. Größe in den Sonnenſtrahlen und bleibt dem bloßen Auge während des Monats Juni und Juli verborgen. Am 15. Juni iſt er in Zuſammenkunft mit der Sonne und entfernt ſich alsdann von derſelben, doch wird er erſt im Anfang des Auguſt am Morgenhimmel ſichtbar. Im Anfange dieſes Monats geht er um Mitternacht auf, im Anfange des Sept., um halb 11 Uhr Abends. Anfang October um halb 9 Uhr Abends und ſteht dann um 5 Uhr Morgens im Süden. Anfang November geht er um halb 7 Uhr auf und ſteht um 3 Uhr Morgens im Süden. Anfang Oct. ſcheint er ſtill zu ſtehen und wird dann rückgängig. Am 19 Decbr. kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 27. Grade des Zeichens der Zwillinge ihr um Mitternacht gerade gegenüber im Süden ſteht und am beſten in dieſem Jahre zu ſehen iſt. Er bleibt rückgängig, bis zum Ende des Jahres, wo er ſchon um 11 Uhr Abends im Süden ſteht.

Saturn.

Saturn geht im Anfange des Jahres, wo er im 11. Grade des Zeichens der Waage ſteht, um halb 1 Uhr Nachts auf und iſt rechtläufig, doch nur kurze Zeit, indem er ſchon gegen Ende Januar rückläufig wird. Anfang Februar geht er um halb 11, Anfang März um halb 9 Uhr Abends auf und ſteht dann um halb 3 Uhr Nachts im Süden. Am 3. April kommt er in Gegenſchein mit der Sonne, wo er im 14. Grade des Zeichens der Waage um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht.

Jupiter.

Jupiter ſteht zu Anfang des Jahres im 13. Grade des Zeichens des Scorpions und iſt rechtläufig. Am 12 März wird er rückgängig und kommt am 12. Mai in Gegenſchein mit der Sonne, wo er um Mitternacht ihr gerade gegenüber im Süden ſteht, und am hellſten in dieſem Jahre erſcheint.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope,
Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia.
Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona,
Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante,
Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Iſis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia,
Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemauſa, Europa, Calypſo, Alexandra, Pandora,
Melete, Mnemoſyne, Concordia, Olympia, Danae, Echo, (Titania,) Erato, Auſonia, Angelina, Cybele, Maja, Aſia, Leto, Heſperia, Panoea, Niobepa, Feronia,
Clytia, Galatea, Freia.

Dieſe 77 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen dem Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt und die letzten 73 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars.

Mars ſteht im Anfange des Jahres im Zeichen des Schützen und iſt rechtläufig. Er geht Morgens um 6 Uhr auf und kurz vor 2 Uhr Nachmittags unter. Er bleibt unſichtbar bis Anfang Mai, wo er gegen halb 3 Uhr Morgens aufgeht und kurze Zeit in der Dämmerung ſichtbar wird. Anfang Juli geht er um Mitternacht auf, Anfang Auguſt um halb 11 Uhr, Anfang September um halb 10 Uhr, Anfang October um halb 8 Uhr Abends und ſteht dann um 4 Uhr Morgens im Süden. Ende October wird er rückläufig und tritt am 30. November in Gegenſchein mit der Sonne, wo er ihr um Mitternacht gerade gegenüber im Süden ſteht. Er geht dann um halb 4 Uhr Nachmittags auf und um 8 Uhr Morgens unter und ſteht ziemlich hoch am Himmel. Er bleibt dann rückläufig bis Ende des Jahres, wo er um 1 Uhr Mittags auf- und um halb 6 Uhr Morgens untergeht, und um 9 Uhr Abends im Süden ſteht. Zur Zeit des Gegenſcheins ſteht er im 8. Grade des Zeichens der Zwillinge und im Sternbilde des Stieres.

Venus.

Venus iſt im Anfange des Jahres am Morgenhimmel ſichtbar, geht Morgens um halb 5 Uhr auf und iſt rechtläufig. Anfang Februar geht ſie um halb 6 Uhr, Anfang März ebenfalls um halb 6 Uhr, Anfang April um 5 Uhr, Anfang Mai um 4 Uhr Morgens auf. Indeſſen nähert ſie ſich der obern Conjunction und die Dauer der Sichtbarkeit nimmt ab. Anfang Mai geht ſie nur eine halbe Stunde vor der Sonne auf. Am 18. Juli erreicht die obere Zuſammenkunft mit der Sonne, welche im 28. Grade des Krebſes ſtattfindet. Die erneuerte Sichtbarkeit beginnt alsdann Ende October, wo Venus etwa eine Stunde nach der Sonne untergeht. Anfang December geht ſie um 6 Uhr, am Ende des Jahres um halb 8 Uhr Abends unter. Sie iſt alsdann über 3 Stunden ſichtbar. Venus bleibt bis Ende des Jahres rechtläufig.

Merkur.

Merkur iſt ſelten und immer nur wenige Tage hintereinander aufzufinden. In dieſem Jahre nur zweimal, zuerſt als Abendſtern am 30. April, wo er faſt eine Stunde nach Sonnenuntergang am Weſthimmel zu ſehen ſein wird, dann auch als Morgenſtern am 11. October, wo er faſt dreiviertel Stunden lang vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel geſehen werden kann. Kurz vor Ende des Jahres tritt er noch einmal als Abendſtern hervor, aber nur wenige Minuten.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig, (Wilhelm I.) König, geb. 22. März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. in der Regierung am 2. Januar 1861, vermählt den 11. Juni 1829 mit Marie Luiſe Auguſta Katharina, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen Weimar, geb. 30. Sept. 1811.

Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, Kronprinz, geb. 18 Okt. 1831, General-Lieutenant, Inſpector der erſten Armee-Abtheilung und Commandeur der erſten Garde-Infanterie-Diviſion, erſter Commandeur im zweiten Garde-Landwehr-Regiment zu Fuß ꝛc., vermählt am 25. Jan 1858 mit Victoria Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840, Kinder: Friedrich Wilhelm Victor Albert, geboren 27. Jan 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte Charlotte, geb. 24. Juli 1860. 3) Albert Wilhelm Heinrich geb 14. Aug. 1862. 2] Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Karl Alexander, geb. 29 Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie ꝛc., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des verſtorb. Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3 Febr. 1808. Kinder 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General-Lieutenant, Commandeur der erſten Garde-Diviſion ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837. Tochter. 1] Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb 14 Sept. 1855. 2] Eliſabeth Anna, geb. 8. Febr. 1857. 3] Luiſe Margarethe Alexandra Victoria Agnes, geb. 25. Juli 1860. 2) Marie Luiſe Anna, Gemahlin des Landgrafen von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anna Friederike, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel, geb 17 Mai 1836. — 2) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 3) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luiſe Auguſte Wilhelmine Amalie, geb. 1 Febr. 1808. — 4) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4 Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., geſchieden am 28. März 1849 von Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb 8 Mai 1837, Premier-Lieutenant im erſten Garde-Regiment ꝛc. 2] Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig, geb 30 Okt. 1794, General der Cavallerie ꝛc., verm. 21 Nov. 1817 mit Luiſe, Schweſter des verſt. Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30. Okt. 1799, geſt. 26 Juli 1863. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant ꝛc., 2] Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12 Febr. 1826, General-Lieutenant.

Des am 28 Sept. 1851 verſtorbenen Vater-Bruders des Königs, Friedrich Wilhelm Karl, Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktober 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2] Marie Eliſabeth Caroline Victorie, geb. 18 Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Die Königin von Bayern.

Wittwe des am 2 Januar 1861 verſtorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. Eliſabeth Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt-Bernburg. Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30 Okt. 1834 mit Friederike, Caroline, Juliane, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg, geb. 9 Okt. 1811. Mitregentin ſeit 8. Oktober 1855.

Anhalt-Deſſau. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Königs von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Maximilian Joſeph II. König, geb. 28. Nov. 1811, reg. 21. März 1848, verm. 12 Okt. 1842 mit Friederike Franziska Auguſte Maria Hedwig, jüngſten Tochter des

verſtorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. 15. Okt. 1823. — Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, Kronprinz, geb. 25. Aug. 1845.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790 reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835, verm. 22 Auguſt 1853 mit Maria Henrica Anna von Oeſtreich.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Schweſter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. Tochter: Iſabella, geb. 29 Juli 1846. Thronfolgerin.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Friedrich VII Karl Chriſtian, König, geb. 6. Okt. 1808, reg. 20. Jan. 1848, zum zweitenmal verm. 11. Juni 1841 mit Caroline Charlotte Mariane, Tochter des Großherzogs von Meklenburg-Strelitz, geb. 10. Jan. 1821, von derſelben geſchieden 30. Sept. 1846.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 6. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Griechenland. Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 5. Okt 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit ſeit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, Schweſter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, Wittwe ſeit 14. Decbr. 1861 von Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales und Graf von Cheſter, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger, verm. 10. März 1863 mit Alexandra Caroline Marie Charlotte Louiſe Julie, Tochter des Prinzen Chriſtian zu Dänemark, geb. 1. Dec. 1844.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April, 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802. reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III, Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, verm. 26. Dez. 1833 mit Mathilde Caroline Friederike Tochter Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813. (geſt. 25 Mai 1862.)

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Holſtein-Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Febr. 1853, verm. 10. Febr. 1852 mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826, Tochter des Herzogs Joſeph Georg Friedrich Ernſt Karl von Sachſen-Altenburg. — Friedrich Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 16. Nov. 1852.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Feretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Italien. Victor Emanuel, König, geb. 14. März 1820. reg. 23 März 1849, Wittwer ſeit 19. Januar 1855 von Adelheid Franciska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Liechtenſtein. Johann Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840 ſucc. ſeinem Vater Alois Joſeph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821 reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Adolph Georg geboren 1. Aug. 1817 folgte ſeinem Vater Georg Wilhelm, 21. Nov. 1860. verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzeſſin Hermine geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verſt. Fürſten Georg von Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, Wittwer ſeit 3. März 1862 von Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Großherzog, geb. 17. Okt. 1819. reg. 6 Sept. 1860, verm. 28. Juni, 1843 mit Auguſte Karoline Charlotte Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Herzogs Adolph von Cambridge. Georg Adolph Friedrich, Erbgroßherzog, geb. 22. Juli 1848.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz V Ferdinand Geminian, Herzog, geb 1 Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30 März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24 Juli 1817, reg. 20 Aug 1839, zum zweitenmal vermählt 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander Erbprinz, geb. 22 April 1852.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17 März 1849, verm. 18 Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des Königs von Württemberg. Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2 Dez 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Witwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Louis Philipp Maria Ferdinand, geb. 31 Okt. 1838, reg 11. November 1861, verm. am 27. Sept. 1862 in Turin durch Prokuration und am 6. Okt. 1862 in Liſſabon perſönlich mit Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847, Tochter des Königs Viktor Emanuel von Italien.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX. am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20 Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV. Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2 März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12 Dez. 1801, reg. 9 Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Schweſter des Königs Ludwig von Bayern, geb. 13. Nov. 1801. Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24 Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Schweſter des Kurfürſten von Heſſen-Caſſel, geb. 6. Sept. 1804. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852 — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7 Aug 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Schweſter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 1855 mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV, König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19 Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, geb. 5 Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Marie Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830 ſuccedirt 29 Sept.

1831, verm. 10. Okt 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Alphons Franz ꝛc. Prinz von Aſturien, geb. 28 Nov. 1857, Kronprinz.

Toskana. Ferdinand IV Salvator Maria Joſeph Johann, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1835, folgte ſeinem Vater Leopold II durch die Thronentſagung deſſelben am 21. Juli 1859.

Türkei. Abdul-Aziz, Großſultan, folgte in der Regierung ſeinem 1861 verſtorbenen Bruder Abdul-Medſchid.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12 Aug. 1831.

Württemberg. Wilhelm I Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenm. verm. 15. April 1820 mit Pauline Thereſe Luiſe, Tochter des verſtorb. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1864.

Tage.	Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	37	mehr.	13	49	mehr.	12	29	mehr.	3	50	weniger.	3	8	weniger.	2	26
6		5	55		14	21		11	23		2	21		3	34		1	35
11		8	2		14	32		10	6		0	58		3	49		0	37
16		9	55		14	24		8	42	weniger.	0	18		3	51	mehr.	0	25
21		11	29		13	57		7	13		1	25		3	38		1	29
26		12	45		13	14		5	40		2	21		3	13		2	33
31		13	40		12	17		4	8		3	5		2	35		3	31

	Juli.			August.			September.			Oktober.			November.			Dezember.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr	3	33	mehr	6	1	weniger.	0	16	weniger.	10	28	weniger.	16	18	weniger.	10	36
6		4	28		5	35		1	53		11	59		16	12		8	33
11		5	13		4	54		3	36		13	19		15	46		6	19
16		5	46		3	50		5	22		14	28		14	59		3	55
21		6	6		2	51		7	7		15	22		13	51		1	27
26		6	12		1	31		8	50		15	50		12	23	mehr	1	3
31		6	4		0	3		10	28		16	17		10	36		3	30

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr zu Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgang der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblicke des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterſchiede der wahren, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Allerlei.

Lebens-Anſicht.

Zu Dank hat Keiner ſich gelebt
In Wünſchen ohn' Ermeſſen.
Wer nie in Gier Beſitz erſtrebt,
Hat ſtets genug beſeſſen;
Er ſchaut in Ruh' auf Seyn und Schein,
Zufrieden, iſt er ſelbſt nur ſeyn.

Der Zerleger und Ausleger.

Ein Edelmann im Breisgau hatte einſt ſeinen Beichtvater zum Oſterkuchen gebeten, bei dem Mahl befanden ſich der Herr des Hauſes, ſeine Gemahlin, zwei Junker und zwei Fräulein. Als nun nach mehreren wohlſchmeckenden Gerichten ein feiſter gebratener Kapaun auf die Tafel gebracht wurde, ſchob ihn der Edelmann dem Geiſtlichen hin und bat: den Vogel in rechter Weiſe zu zerlegen. — „Gnädiger Herr“, ſagte der Vater, „ich muß zuvor bekennen, daß ich ſolchen Braten nicht anders zu zerlegen verſtehe, als man es vor alten Zeiten gelernt hat.“ — Da ſprach die Edelfrau: „Thut's, ehrwürdiger Vater, wie Ihr es gelernt habt.“ — Darauf ſchnitt der Vater zuerſt dem Kapaun den Kopf ab, den legte er dem Hausherren auf den Teller; dann legte er der Edelfrau den Hals vor, die beiden Flügel verehrte er den beiden Fräulein und den zwei Junkern wurden die Füße zu Theil, wonach er für ſich ſelbſt den Ueberreſt mit der fetten Bruſt behielt und verzehrte. — Da ſchüttelte der Edelmann den Kopf und fragte: auf welcher hohen Schule er das Zerlegen erlernt habe? und der Pater entgegnete: „Gnädigſter, ich habe Euch den Kopf verehrt, weil Ihr das Haupt des Hauſes ſeyd und es gar weislich zu regieren verſteht; den Hals legte ich der edlen Frau vor, weil ſie nach Euch das Regiment im Hauſe führt, Haus und Küche verſteht und für Alles ſorgt, was den Hals füllen ſoll; die beiden Füße hab' ich den Junkern dargereicht, da auf deren Füßen Euer ganzer Stamm und Geſchlecht, Wappen, Schild und Helm beruht; dann ſchnitt ich die Flügel ab, ſie den beiden Fräulein anzubieten, weil die Fittige Sinnbild des Liebesgottes ſind, dieſe zwei holden Jungfrauen dereinſt zwei wackere Ritter mit Wonnen der Liebe beglücken werden. Mir ſelber iſt von dieſem Kapaun nur der verſtümmelte Rumpf übrig geblieben, deſſen ich mich erbarmt, weil er gar viele Aehnlichkeit mit mir und meines Gleichen hat. Denn ſo ungeſtaltet wie er, bin ich auch ein Vogel und habe doch keine Flügel; ich gehe, ſeit ich dem Orden angehöre, barfuß wie eine Gans, bin geſchoren am Haupt, mit dem Stricke gegürtet, wie ein gefangen Weſen — ſehe faſt aus wie ein Kapaun, dem Kopf, Hals, Flügel und Füße abgeſchnitten ſind." — Da lachten Alle über die ſinnreichen Bemerkungen des Paters, und der Edelmann lud ihn doch wieder zum Mittagsmahl, ließ aber nichts mehr von ihm zerlegen.

J. Büſching.

Vom Zeitgeiſt.

Bei den Teutſchen thun gute Sitten mehr,
als gute Geſetze. Tacitus.

Sonſt war der Zeitgeiſt — ehe dieſe Benennung maaßlos gebräuchlich wurde — durch das Familienband beſonnen, nach Kräften erwägend, dabei jedoch in allen Verhältniſſen beſcheiden; er war eine allmälig günſtig zur Eintracht wirkende Macht. Jetzt iſt der Zeitgeiſt meiſt eine, von ſich überſtürzender Parteiherrſchaft nach Rechts oder Links gegängelte wandelhafte Macht, die ſich, je nach ihrem Vortheil und Zweck, der vom Tagestriebe erregten Geſinnung des vorhandenen Menſchengeſchlechts bemeiſtert ſie mit allerlei plandienlichen Vorſpiegelungen zu zerrüttender Widerſinnigkeit treibt. Wie von Rechtswegen werden da alle Suchten und Trotzigkeiten aufgewiegelt, um Jeden, der dieſem unnatürlich hervorgerufenen Zeitgeiſt nicht unbedingt anhängig werden will, zu verdrängen und zu vernichten. Der ſelbſtſüchtige Zeitgeiſt hat demnach ſeine eigenthümliche Begriffslehre, wonach ſämmtliche bisherigen Begriffe Gebrechen ſind; er hat auch ſein eigenthümliches Geſetzbuch, deſſen ganzer Inhalt ſich zurückweiſen läßt auf den einzigen Satz: alle bisherigen Geſetze behagen mir deshalb nicht, weil mein Wille Geſetz iſt; er hat auch ſeine eigenthümliche Sprache, indem er mit Worten, die Jeder anders verſteht, die Einheit und Einigkeit des Volks ganz gewiß zu erreichen verſpricht. Der neueſte Zeitgeiſt bildet vermöge ſeiner, durch verführeriſch Geſchwätz vorgeſchobenen Geſandten, die alle Unzurechnungsfähigen im Netze lockenden Verheißungen fangen, einen eigenen Staat, der in den Maſſen fürchterlich, in den Einzelnen überklug, und im Ganzen eben ſo verworren als verderblich iſt. Ein eigen Ding, der jetzige Zeitgeiſt! Mit dem Herzen und Gemüth ſpielte er ſo lange, bis er Beides verlor, und den Verſtand hat er in eine Sparbüchſe gelegt, die er nicht wiederfinden kann. — Zu dieſer Richtung leitete und trieb man den jetzigen, der Macht- und Gewinnſucht dienſtbaren Zeitgeiſt nun beinahe ſeit einem Jahrhundert; denn wir finden ſeine Herrſchaft ſchon bezeichnet von dem durch ſeine geſunde Anſicht und Thätigkeit hochgeſchätzten Benjamin Franklin, der in einem Briefe, überſchrieben „Paſſy, den 26. Juli 1784" unter Anderem ſagt: „Sonderbar iſt's, daß die Angelegenheiten dieſer Welt mit ſo vieler Ungereimtheit geführt werden. Wir rufen Räthe und Rede-Verſammlungen herbei, um von der Vereinigung ihrer Kenntniſſe erleuchtet zu werden; wir haben jedoch zugleich unvermeidlich gegen die Vereinigung ihrer Leidenſchaften, ihrer Vorurtheile und ihres perſönlichen Eigennutzes zu kämpfen. Die ränkevollen Menſchen beherrſchen die Weiſen durch die Gewalt der Liſt. Wenn wir die Verhandlungen, Beſchlüſſe und Urtheile, welche zur Grundlage dienten bei Verordnungen, näher durchſchauen, ſo iſt gar oft eine Verſammlung von weiſen Männern die tollſte Vereinigung von der Welt." — Leſen wir nun das unſerer Betrachtung voranſtehende, faſt zweitauſend Jahr alte Urtheil des Tacitus, und vergleichen es mit der aus dem neunzehnten Jahrhundert hervorgegangenen Wahrnehmung Goethe's: „Die neueſte Kultur iſt ſo angethan, daß, je mehr Jemand darin reift, je ungenießbarer wird er für den Rechtlichen und Wohlwollenden!" — dann dürfte ſich Anregung finden, darüber nachzudenken, was uns gefährlicher Fortſchritt, was uns heilſamer Rückſchritt ſeyn könnte.

C. Rienitz.

Rath.

Sey Mann! Dein hergeſchlepptes Leid,
Verſchenk' es an Vergangenheit.
Zu That und muth'gem Hoffen
Iſt alle Zukunft offen —
So trenn' in Sonſt und Jetzt die Zeit!

Commödie in der Wirklichkeit.

Chamfort, ein Mann, eben ſo redlich als erfahren, äußerte im Jahre 1793 ſchriftlich: „Es iſt unmöglich, in der Welt zu leben, ohne von Zeit zu Zeit Comödie zu ſpielen; der rechtſchaffene Mann unterſcheidet ſich von dem Schurken nur dadurch, daß er ſie nur im Nothfall ſpielt, und um der Gefahr zu entgehen, während Letzterer die Gelegenheiten aufſucht." — Wenn es, wie wir glauben, auch jetzt viel rechtſchaffene Männer giebt, muß es, wollen wir die heutige Zeit nach Chamfort's Anſicht prüfen, noch überwiegend mehr Nothfälle geben; denn heut zu

Tage wird allſeitig dermaßen Comödie geſpielt, daß fürerſt die Tagesgeſchichte der Gegenwart nur von Comödien, und beſtimmter nur von verderblich poſſenhaften Trauerſpielen und kläglichen Poſſen wird zu melden wiſſen. Das Allerſchlimmſte iſt: Die Herren Comödianten rühmen und freuen ſich am meiſten, wenn ſie Verwickelungen fördern, bei denen das Ende einer Verwirrung nur den Anfang zu größerer Verwirrung mitbringt, während man in der Comödie ſchließlich erfährt: nun beginne mit der Einſicht auch die Ordnung. Dabei läßt ſich nur in unangenehmer Verwunderung zuſchauen und mit dem „Prediger Salomo" ſagen: „Ich habe gefunden, daß Gott die Menſchen hat aufrichtig gemacht, aber ſie ſuchen viele Künſte!"

F. Becker.

Die vier G.

Siehſt du die drei G beſchieden:
Geſundheit, Geld, Gewiſſensfrieden,
Dann bleibt das vierte nicht zurück:
Im Schooße ſitzeſt du dem Glück.

Brauchbare Antwort.

In einer Verſammlung war von dem überſchwenglichen Plan zur allgemeinen Umſchaffung der Handwerker-Verhältniſſe die Rede, da meinte ein Anweſender: man thäte wohl am beſten, wenn man es der, alle Manneskraft ſtärkenden Selbſthülfe überließe, daß Jeder oder jeder Gewerbskreis für ſich ſein Heil gründe. Ein Schwärmer für jenes Ueberſchwengliche rief hitzig aus: „Taugt unſer Plan nichts, iſt die ganze Weisheit der Welt nichts nutz!" und der Nichtſchwärmer antwortete ruhig: „Das ſagt ohngefähr ſo viel, als wollte Jemand behaupten: wenn der Grüneberger nicht das vortrefflichſte Getränk iſt, ſo taugt aller Wein nichts!"

[illegible]

Erfahrung.

Iſt Fortſchritt oft das Sturmeswort,
Nicht gleich ruft ihm Triumph:
Es reißt von ſich'rer Bahn uns fort
In Irrlicht und in Sumpf:
Den Fortſchritt durch das Brauſende
Verneinen uns Jahrtauſende!

Gewiſs.

Gewiß können Lügen
Gefahrvoll ſich zeigen,
Doch ärger im Trügen
Iſt oft das Verſchweigen.

Einem Ueberſchätzer des Franzoſenthums.

Du lobſt der Franzen feinen Ton,
Doch fürcht' auch ihre Mucken;
Man hört's an ihrer Sprache ſchon,
Daß ſie gern viel verſchlucken.

Die neue Macht.

Der König Georg der Dritte von England begegnete dem berühmten Bolton, als dieſer ſich kurz zuvor mit Watt zur Vervollkommnung der Dampfgetriebe verbunden hatte. — „Womit beſchäftigen Sie ſich jetzt?" fragte der König. — „Sire, mit einem neuen Gegenſtand, der den Königen überaus angenehm iſt." — „So? und dieſer iſt?" — „Die Macht und Gewalt." — „Nun ja, wir lieben Beides. Wie verſtehen Sie aber dieſe Worte?" — „Sire, ich meine die Gewalt der Dünſte, die Macht und Kraft eines neuen Triebwerks, einer neuen Schnellbewegung." — Der König lachte, und wünſchte ihm glücklichen Erfolg, der jedenfalls für die Dampfmacht nicht ausgeblieben iſt.

Schlimme Verwandlung.

Bei Betrachtung ſchlichter Dinge
Thun gar Manche hochgelehrt;
Durch Licht-, Irr- und Richterlinge
Wird dann ſchlicht in dumm verkehrt.

Es klingt, aber —!

In einer Pariſer Geſellſchaft behauptete Jemand: ein Staats-Miniſter könne ſich unmöglich auf den Gebrauch rechtmäßiger Mittel beſchränken. Die anweſende Frau v. Stael antwortete: „Je nun, wer Genie hat, wird nie des Unrechtmäßigen, des Unſittlichen bedürfen, und wer kein Genie hat, muß ſchwierige Aemter nicht annehmen." — Das klingt, trifft aber leider nicht, denn wo ließe ſich ein Staatsbeamteter bis zum Staatsminiſter finden, der nicht glaubte, er habe Genie zu ſeinem Amt!

D.

Hegt's im Herzen.

In der Fremde ſucht ihr Glück,
Findet nicht es dort!
Kommt zur Heimath ihr zurück,
Iſt das heim'ſche fort! —
Soll ſich Zukunft klar euch halten,
Müßt in euch ihr heimliſch walten:
Eig'nes Herz iſt einz'ger Hort!

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von

F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung.

Dreiſsigſter Jahrgang.

Jung noch
weiſs ich

Dreiſsig Jahr ein Mann! — ſo meint
Des Alters alte Stufenleiter;
Unſerm Büchlein ſind vereint
Viel geiſt'ge Kräfte, ernſt und heiter,
Daſs nicht Trug die Hoffnung ſcheint:
Es wird mannhaft ſeyn auch weiter.

Mich mit
Dreiſsig.

1864.
Berlin, Vereins-Buchhandlung.
(C. v. Ehrenfeldt.)

Erinnerung.

Meiner Kindheit Armuthswege
Waren doch an Hoffnung reich:
Was von dort ich innen hege,
Lebt in Friſche, nichts ward bleich.

Als mich dann des Jünglings Glühen
Zum Gebiet des Forſchens trieb,
War erleuchtend mein Bemühen,
Ob auch viel mir Räthſel blieb.

Zu dem Kampf in Mannesjahren
Blickt' im Leid ich freudig hin;
Mochte Nachtgewölk ſich ſchaaren,
Hell durchbrach's mein muth'ger Sinn.

Furchtlos ward ich nun zum Greiſe,
Frühling, nie der Bruſt erſtarrt,
Wahret im Erinn'rungskreiſe
Blüthen noch der Gegenwart. —

Ob ſie Früchte mir getragen,
Ob gereift ſie hat die Zeit? —
Fragt mich nicht, denn ſolche Fragen
Send' ich in die Ewigkeit!

Hoffnungstroſt.

Wenn wir nicht vom Himmel ſtammen,
Wo ſind her die ſeel'gen Wonnen:
Freundſchaft, Lieb' und Freiheitsflammen,
Inn'rer Mächte ſtarke Sonnen?!

Wenn wir nicht zum Himmel ſchreiten,
Wo dann ſollen wir ſie finden,
Dieſe Drei, die himmliſch leiten,
Oft uns grauſam dann entſchwinden?!

Ja, die Freundſchaft ſtrebt hinüber,
Lieb' und Freiheit dauern droben,
Das macht ird'ſchen Blick nicht trüber,
Doch es dient, den Tod zu loben.

Denn wir dürfen nicht beklagen
Traute, die das Grab entriſſen,
Da wir ſie, entfernt von Plagen,
Ewig reich an Freuden wiſſen.

Die Roſe und das Herz.

Die Roſe läßt die Stacheln ſehen,
Sie warnet dich vor Schmerz,
Willſt nah' zu ihrem Reize gehen —
So nicht des Menſchen Herz.

Das läßt nicht leicht den Stachel ſchauen,
Der künftig Weh verbürgt,
An dem in Gram ſo manch' Vertrauen
Sich heimlich ſelbſt erwürgt. —

Oft will ſich Herz am Herzen wärmen,
Der Argwohn wird zur Pein;
Doch ſoll dein Leben nicht verhärmen,
Laß Vorſicht wach dir ſeyn. —

Denn kein Verſtand ward noch gefunden,
Der ſo verletzend trügt,
Wie ſolch ein Herz dich kann verwunden,
Dem Stachel nur genügt!

Sprüche der Erfahrung.

Willſt du überall dich irren,
Studire Menſchen nur;
Vertiefen in Natur
Hilft am beſten aus Verwirren.

*

Was uns im Alter iſt geblieben,
Entbehrt die Hoffnung künft'ger Zeit;
D'rum laßt den Greis Vergang'nes lieben,
Ihm wird's geſchloſſ'ne Wirklichkeit.

*

Sey immer fromm genug,
Dich nie mit Sünd'gem zu einen,
Zu ſtolz für Heuchlertrug,
Um Blinden heilig zu ſcheinen.

Nicht leicht zu finden iſt der wahre Weiſe,
Die Menge kann ihn nie erkennen;
Den falſchen wird man raſch dir nennen,
Denn Der iſt Götze jedem Narrenkreiſe.

*

Die Demuth kennt nur reinen Gang
Und iſt der Ehre Schutz;
Erniedrigung treibt lebenslang
Bei Glanz ſogar in Schmutz.

*

Willſt du mit Wiſſen
Den Glauben bezwingen,
Wirſt du nur tiefer
In's Nichtswiſſen dringen.

*

Bei Blutsverwandten denke dir,
Jetzt ſagt faſt Jeder ſich:
Der nächſte Blutsverwandte mir
Bin immer doch nur Ich!

*

Dem Weltgewühl mußt du entrinnen,
Da herrſcht nach Wahn nur and'rer Wahn;
Ermächt'ge deine Welt von innen,
Dann wird die Äuß're unterthan.

*

Geduld iſt eine ſchöne Kunſt der Pflicht,
Zum Lebensfrieden nimmer zu entbehren;
Erlernen ſolche Kunſt gar Viele nicht,
Juſt Dieſe können meiſterhaft ſie lehren.

*

Ein wicht'ger Mann! — gewiß klingt's wichtig;
Doch Mancher, ſo genannt, verhindert nicht
Zu glauben, es ſey folgerichtig,
Daß wichtig Adjectivum ſey von Wicht.

*

Sey im Liebesgetreib
Nicht Glückes-Vertreiber,
Suche forſchend ein Weib,
Doch meide die Weiber.

*

Was halbe Maßregeln ſind
Iſt Allen nützlich zu wiſſen:
Es ſind ſtets Dinge, wobei
Wir Maaß und Regel vermiſſen.

Anruf.

Lied und Ton, ihr könnt nicht heilen
Wunden, die das Schickſal ſchlägt,
Doch in Wehmuth Weh zertheilen,
Bis es ſtiller ſich erträgt.

Rauſchet d'rum, Geſangeswellen,
Dränget an mein einſam Herz
Lindernd mir der Seele Quellen,
Schwingt die Sehnſucht himmelwärts.

Kalte Welt laß Gluthen fliehen,
Die des Herzens enges Haus
Mit Vernichtung mir durchziehen,
Löſchen Thränen ſie nicht aus. —

Dank dir, Lied! — in ſanftem Strome
Iſt der Troſt der Thränen da;
Inn're Oede wird zum Dome,
Denn ich fühle: Gott iſt nah!

Du, mein Lied, haſt ihn gerufen,
Daß der Muth mir auferſteht —
Wie an eines Altars Stufen
Beugt mein Gram ſich im Gebet.

Originalitäts- — Urſprungs-Irrthum.

Nichts klingt wie nichts, doch ward es unſer Alles! —
Allſammtes ließ entſteh'n aus Nichts einſt Gott,
Urſprünglichkeit im Raum des Erdenballes
Prunk iſt ſie und der ew'gen Allmacht Spott.
Irdiſch wie geiſtig — im Zuſammenhange
Iſt Strahl es nur des erſten Geiſteslichtes;
Originalwahn zeugt von eitlem Drange:
Urſprünglich iſt der Menſchheit nichts als Nichts.

Einem Gewaltherrſcher.

Dein Hofſtaat läßt nichts gelten außer Dich,
Du ſelbſt ſagſt: Keinen höret außer Mich,
Denn Nichts und Niemand gelte außer Ich —
Begreiflich kommt das Volk dann außer Sich.

Nach Unten und Oben.

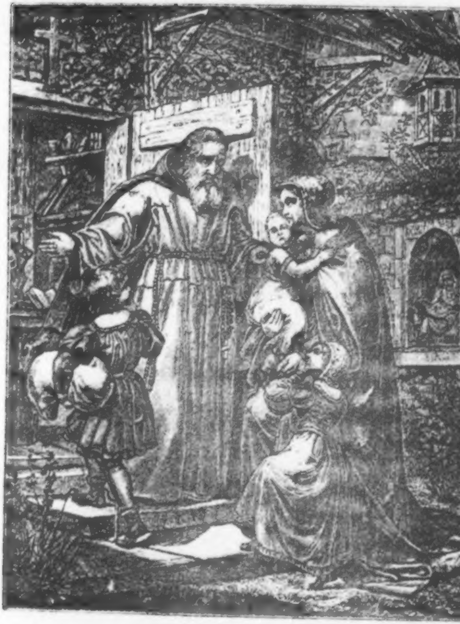
Vernunft iſt immer Freiheit,
Die Freiheit ſtets Vernunft,
Und Beide ſind uns denkbar
Nur in Zuſammenkunft:
Denn nie fehlt Eins von Beiden,
Weil nur vereint ſie ſcheiden.

Der Doktor- und Sultans-Affe.

Ein Aff' ergötzte ſeinen Herrn,
Der war geſcheidt, trieb Späße gern,
Und ließ nun einſt, um oft zu lachen,
Ein Doktor-Kleid dem Affen machen;
Doch glich das Aefflein kaum Doktoren,
Da dünkt es ſich gelehrt geboren,
Entlief, und trug den ſtolzen Wahn
Zur Affen-Heimath Tetuan.
Wie ſtaunte da der Brüder Menge! —
„Ein Wunderthäter, Affen ſchaut!“
So plärrten rings die Lobgeſänge;
„Heil Affen-Sultan!“ ſchrie man laut.
Der Ankömmling, dem dies behagte,
War im Verheißen gar nicht faul,
Nie fehlten Worte, wenn man fragte,
Bis Futter fordert jedes Maul.
Der Doktor-Sultan lief verwegen
Als kecker Herr die Kreuz und Quer,
Doch war er irr' auf allen Stegen,
Und alle Magen blieben leer.
Das ging durch Wüſten und Moräſte,
Und nirgends fand ſich ein Erwerb;
Da brachen Affen tücht'ge Aeſte,
Geprügelt ward der Sultan derb,
Denn ſie erkannten nun im Leid:
Ein Doktorhut, ein Herrſcherkleid,
Macht Affenvolk doch nie geſcheidt!

Vergnügen.

Bittend ſagt' ich zum Vergnügen:
„Holder, eile nicht ſo ſehr;
Ehe du mir kannſt genügen,
Ach, dann weißt du ſchon nicht mehr!“ —
„Ei“, ſo ſprach der Feſſelloſe,
„Laß mich flüchten, denn hätt' ich
Läng're Dauer als die Roſe,
Nicht ſo ſehnend riefſt du mich!“ F. W. Gubitz.



Heilig und ewig.

Wir beſchauten an einem Winterabend in eines reichen Mannes Familien- und Freundeskreiſe — alſo in zahlreicher Geſellſchaft — ſeine Sammlung von Kupferſtichen und Holzſchnitten. [illegible] der Bilder mit der Unterſchrift: „Die heilige Eliſabeth“ veranlaßte lebhaftes Geſpräch, nachdem eine muntere ſechszehnjährige Eliſabeth ſagte: „Wer belehrt mich, wie man auf Erden heilig wird?“ — „Dies Wort müſſen wir beſcheidener nehmen, als es klingt“, bemerkte nach Hin- und Herreden der Hauslehrer Menſing, „etwa ſo, wie es in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums gebräuchlich war, nämlich als ehrwürdig, dem Gottesdienſt geheiligt. So bezog ſich dieſes Eigenſchaftliche mehr auf das Ueberirdiſche, auf Gott, minder auf Menſchen.“

„Das iſt mir nicht hinlänglich“, antwortete das lebhafte Mädchen; „vielleicht erkläre ich mir meine Frage ſelbſt, wenn ich erfahre, was dies Bild darſtellt, und weshalb man dieſe Eliſabeth als Heilige betrachtet.“

Der junge Menſing, Candidat der lutheriſchen Glaubensrichtung, ſchien etwas verlegen, wie er die geforderte Erklärung einleiten ſolle, denn es war der katholiſche Probſt Klant zugegen, und Jener ſcheute ſich wohl etwas vor einem erweiterten Geſpräch, bei dem die Heiligſprechung überhaupt in Rede kommen könnte. Lächelnd ſagte der in aller Hinſicht wahrhaft chriſtliche Klant: „Herr Candidat, es ſey mir erlaubt, den Wunſch des werthen Fräuleins zu erfüllen, da ich neulich bei einer Reiſe durch den Thüringer Wald ſogar jene Stätte beſuchte, an die wahrſcheinlich das vor uns liegende Bild erinnert.“ — Es erfolgte ringsum Zuſtimmung, und Klant erzählte:

„Zwiſchen Weimar und Jena kam ich durch Kapellendorf, und erblickte dort Getrümmer, das ich näher beſchaute. Ein alter Landmann berichtete mir: hier hätten ehemals die Burggrafen von Kirchberg gewohnt, und von dem verwitterten mit Schiefer gedeckten Thurm werde behauptet, es befinde ſich darin, ſeltſam verborgen, die Bibliothek eines ehemaligen Abts Onuphrius; wer nun von der Dämmerungszeit an bis in die Nacht hinein den Thurm zu nahe komme, der werde mit Büchern geworfen, um ihn abzuwehren. — Beiläufig geſagt, ich hätte ſolche Püffe gern ertragen, wenn ich dadurch meine Bibliothek mit gewiß Wichtigem vermehren konnte; ich ſtieg auch am

Abend die Thurmſtufen hinan, empfing aber weder Bücher noch Püffe, und nur Fledermäuſe flogen mir um die Ohren. — Der alte Landmann wieß auch auf einen umfänglichen Bau hin, nannte ihn das Rentamt, früher ſey er jedoch als Nonnenkloſter des Ciſtercienſer-Ordens der heiligen Maria und dem heiligen Bartholomäus geweiht, einſt auch Schutzort der heiligen Eliſabeth geweſen bei ihrer Flucht vor Heinrich Raspe. Daß ich darüber von dem Rentamtmann Urlau Näheres erfahren könne, war ebenfalls eine Mittheilung des Alten. Ich blieb bis zum andern Morgen in Kapellendorf, um mir von Urlau über das ehemalige Nonnenkloſter ſagen zu laſſen, was er von ihm wußte, und haben wir beſonders unſer Bild in Beziehung zu bringen, iſt nun doch erſt ein Blick auf Vorhergegangenes nöthig. — Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, war eine Tochter des Königs von Ungarn II und ſeiner Gemahlin Gertrud, geborenen Herzogin von Meran, kam ſchon als Kind nach der Wartburg und wurde dort erzogen zur Braut des Landgrafen Ludwig, dem auch die Heiligkeit zugetheilt iſt. Da ein jüngerer Bruder, Konrad, nachmals Hochmeiſter des deutſchen Ordens, nicht minder zur Heiligkeit hintrachtete, der Beichtvater, Konrad von Marburg, den ſtrengſten Weg zum Himmel begünſtigte, war Eliſabeth in harter Glaubensſchule mit dem Grundſatz: „Auf Erden Leiden hier und dorten, erſchließt des Paradieſes Pforten.“ In Selbſtpeinigungen, die ihr Konrad von Marburg freventlicher Weiſe auferlegte, ja ſie ſogar thätlich mißhandelte, fand ſie ihr Heil, war aber zugleich nach allen Seiten hin mit unbegrenzten Anſtrengungen wohlthätig, wodurch ſie unzweifelhaft einen edlen Beinamen ſich erworben hat. Ihr Gemahl, vom Kaiſer Friedrich II zum Kreuzzuge entboten, ſtarb 1227 auf dieſer Ritterfahrt in Otranto, und Eliſabeth war nun, kaum zwanzig Jahr alt, Wittwe mit drei Kindern. Ihr Schwager Heinrich Raspe, der ſich der Herrſchaft bemächtigte, brachte ſie lügneriſch in üblen Ruf und vertrieb ſie mit den Kindern aus der Wartburg; ſie irrte im Winter bittend und bettelnd von Ort zu Ort, fand in Eiſenach eine bleibende Stätte, wurde jedoch hier abermals von Heinrich Raspe verjagt. Wiederum mußte ſie flüchten, und im Frühling des Jahres 1228 kam ſie nach Kapellendorf, wo zwei Grafen Dietrich von Kirchberg das Nonnenkloſter hatten erbauen laſſen. Auf dem Bilde ſehen wir Eliſabeth mit ihren drei Kindern vor der Thür einer Hütte, außerhalb des Kloſters bewohnt von dem Propſt Onuphrius. Muthmaßlich iſt es derſelbe nachmalige Abt, der vom Schießthurm in Kapellendorf den Zudringlichen, der Sage nach, Bücher an die Köpfe wirft, vielleicht weil ihm der Bücherdruck ein

Greuel war. Eliſabeth wurde im Kloſter aufgenommen, verweilte dort bei Selbſtmartern, bis ſie, nachdem eine Verſöhnung mit Heinrich Raspe nur eine neue Falle geweſen, durch ihre Anverwandte, die Aebtiſſin von Ketzingen, einen Zufluchtsort fand, endlich aber zu ihrem Beichtvater nach Marburg mußte, wo ſie mit Allem, was ſie hatte, die Armen unterſtützte, ſich täglich blutig geißelte, und dort am 19. November 1231 ſtarb, eben erſt vierundzwanzig Jahr alt. Heilig geſprochen wurde ſie vom Papſt Gregor IX im Jahre 1235, und mag man ſie heilig oder ehrwürdig nennen, gewiß iſt, ſie wollte im Sinne jener Zeit das Diesſeits völlig dem Jenſeits opfern."

Hiemit ſchloß Klant, das Fräulein bezeugte herzliche Freude über den Bericht, und ihr Vater erſuchte ſeinen Hausarzt, Doctor und Profeſſor Formey, um ſeine Meinung über den angeregten Gegenſtand, beſonders in Hinſicht deſſen, wie von Klant das Diesſeits und Jenſeits erwähnt worden. „Aerzte ſollten eigentlich mehr als Andere davon wiſſen", ſetzte er etwas zweideutig der Bitte hinzu.

„Diesſeits und Jenſeits", begann Formey, „es ſind eben Worte, für ihren Inhalt weiß der höhere Begriff weder Anfang noch Ende zu finden. Irdiſch und Ueberirdiſch iſt mir gleichbedeutend, Jenes wie Dieſes mit dem Göttlichen im Zuſammenhange; demnach läßt ſich Beides nicht nur heilig, auch ewig nennen, wie ſich auch ſagen läßt, daß ſogenannt Vergängliches nichts als Verändertes, Alles Dauer und Fortdauer ſey."

„Da iſt wieder Ihr Sonderlingsglaube!" rief ein Geheimer-Rath; der freimüthige Doctor erwiederte: „Wo Licht fehlt, ſind die beſten Augen nutzlos, und wer nicht in ſich Gotteszeichen ſieht, dem fehlt der geiſtige Blick. Bei ſo ſehnendem Verlangen nach Fortdauer wird es aber Jedem angenehm ſeyn zu hören, daß auch im Diesſeits der Menſch in der Ewigkeit lebt. Wir bekommen nicht erſt die Unſterblichkeit, wir haben ſie ſchon, können gar nicht ohne ſie ſeyn, gleichviel ob wir dabei von Jetzt oder Künftig reden. Meine Behauptung bedingt aber eine umſtändliche Darlegung, und ich will nicht langweilig werden."

„Das können Sie uns gar nicht werden!" ſo ließ ſich die Hausfrau hören, „und verlange ich nicht zu viel, möchte ich wohl die Gründe Ihrer Anſicht kennen." — Noch von Mehreren aufgefordert, ſprach Formey weiter:

„Nun denn! Der Menſch lebt und ſtrebt in das Weite, und mit Recht gilt hier der Spruch: Ich bin, denn ich denke. Dies bezeichnet ein anderes, ein höheres Seyn: es iſt Seelenleben, ein Leben in die Ewigkeit, und es hat's nicht nur, wer daran glaubt, ſondern auch Jeder, der daran zweifelt oder ſich im Wegleugnen übt. Begreifen kann der Menſch nur innerhalb eines ſpärlichen Raums, aber das Gewöhnlichſte, das Gegenwärtigſte ſchon kann er nicht berühren, ohne von der Ewigkeit Beſitz zu nehmen. Denn der Menſch denkt bei Dem, was er thut, er handelt, weil er denkt, und der Gedanke ſchließt ihn der Ewigkeit an. Selbſt das handwerklichſt geläufige Thun iſt nicht von ſolchem Gedanken frei. Oder glaubt Ihr, daß der Zimmermann auf dem Dache nur an den Abendſchmaus denkt, daß ihm nicht die kommenden Geſchlechter einfallen, die das Haus bewohnen werden? Wie käme er denn dazu, von oben herab eine Rede zu halten, und dieſe Rede — was ſagt ſie anders, als daß nicht ſeine Hand allein, daß auch ſein Geiſt hier gehandelt hat über die Sterblichkeit des Lebens hinaus? Wer den Kern einer Frucht in die Erde legt, denkt er nur an Früchte für ſich ſelbſt? Wer würde die Ausſaat machen zu einem Walde, wenn er den Wald nicht wirklich ſchon im Geiſte vor ſich ſähe? Gelähmt würde er ſeyn, käme nicht die Zukunft ermunternd, mithelfend über ihn. Er lebt, er genießt ſchon mit den Tauſenden, die Jahrhunderte hindurch aus den Städten, aus den Dörfern heranziehen, den Rieſenbau der Eichen, den ſchlanken Wuchs der hohen Tannen bewundern, hier Paläſte und Hütten, auch Schutz gegen Winterkälte ſich holen werden. — Verſucht es einmal, bei Allem, was Ihr thut, hört und ſeht, nichts zu denken als: nur das Nächſte iſt für mich, was über dreißig, vierzig Jahre hinaus liegt, das geht mich nichts mehr an, das muß mir gleichgültig ſeyn. Verſucht es, ob es Euch gelingen wird! — Gewiß wäre man bald aller Zeitungen überdrüſſig, wollte man ſich ſtets ſagen: Dies und Das erlebſt du doch nicht! Wir ſehen vielmehr in jeder Gegenwart nur den Anfang einer größeren Zukunft, und um ſo werther iſt uns eine Erſcheinung, als ſie auf entferntere Zeiten hinweiſt, uns das Werden der Dinge lange voraus verkündigt. Der Gedanke ergreift uns am mächtigſten, der am meiſten umfaßt. Dies geht ſo weit, daß wir nach Erfahrungen alle Zukunft belehren, Dinge unternehmen und feſtſtellen wollen für alle Zeiten, Dinge, deren Ewigkeit wir mit dem rüſtigſten Eifer verfechten. So entſtehen Wiſſenſchaften und Staatsverfaſſungen: Gedachtes wird Erlebtes, Neuerlebtes wiederum Weitergedachtes. Ja, das Leben ſelbſt dient nur dazu, um die denkende Kraft zu entwickeln, den Blick des Geiſtes ſo zu ſchärfen, daß er durch ſämmtliche Möglichkeiten hindurch reicht. Dahin will wenigſtens unſer Streben, was nicht ſeyn würde, wenn wir voraus das Hinfällige unſeres Willens fühlten, wenn wir den Gedanken an Vernichtung unſerer Gedanken herrſchen ließen, die denkende Lebensflamme nicht ihre Nahrung aus dem ewigen Leben ſchöpfte. Mit dieſem Streben ſtellt ſich der Menſch der Natur gegenüber, wiederholt in ſich die Verbindung der Kräfte, den Gang der Gottheit. So Großes kann der Einzelne in der Zeit nicht erreichen; alle Zeitalter, alle Menſchengeſchlechter bauen an dieſem Werk — dem Werk des Wiſſens, der Einheit in dem Zuſammenhange des Werdens, des Wechſels und der Wiederkehr. Es iſt ein wachſendes Geflecht, das ſich durch die geſammte Menſchheit, durch alle Völkerſchaften hindurchzieht. Hier gewinnen, hier beſitzen wir noch mehr, als wir im Glauben an Fortdauer uns verſtellen: denn wir geben auch nichts von der Vorzeit auf, wir eben uns denkend mit der reinſten Seelenhelle bis dorthin, wo die Allmacht ſprach: Es werde Licht! — Nicht nur ein Volk hat dem andern das, was war, überliefert, auch die Steine, Klüfte, die Berge in ihren Lagerungen erzählen, was vor uns geſchah, und der Geiſt des Menſchen forſcht mit Eifer nach dieſen Belehrungen. — Genug, der Menſch iſt Sohn der Ewigkeit, er lebt ſich über alle Zeiten hinaus, und nur in der Ewigkeit kann ſein Leben beſtehen. Alle Gedanken müßten in ihm erlöſchen, wenn er davon ablaſſen ſollte. Vernichtung iſt ein Nichts, das er nicht zu denken vermag, das alſo ſeine Gedanken nicht unterbrechen oder unterdrücken kann. Als ein ausgebreitet Ganzes liegt vor ihm da das Geſammtleben, über dem der Geiſt hinſchwebt, ohne Grenzen zu erreichen. Was ihn erregt iſt alſo Endloſes, das fordert der Beruf ſeiner Aufgabe. Je weiter er thatkräftig und eindringlich hinan- und hinausſtrebt, je mehr belohnt ihn das entferntere Lichtreich, der hellere Aufgang des Weltzweckes, ein mächtigeres geiſtiges Beſitzthum, und von Stufe zu Stufe beſeligendes Anſchauen unendlicher Herrlichkeit. So iſt es unleugbar auch ſchon erwieſen in Dem, was man Diesſeits nennt: Der Menſch lebt in der Ewigkeit, und heilig iſt Alles, was ſich in das Ewige einlebt!"

„Verzeihen Sie", — ſo wendete Formey jetzt ſeine Rede — „daß ich Ihnen einen Vortrag gehalten habe wie vom Lehrſtuhl —"

„Nichts von Verzeihung!" — unterbrach ihn der Hausherr. „Wir haben innigſt zu danken für die tapfere Sicherung des Unſterblichen in uns. Der Geiſt ſoll leben, der Geiſt wird leben!"

Dieſen Ruf wiederholend, erhob ſich die ganze Geſellſchaft. — „Und die heilige Eliſabeth?" fragte die Hausfrau, indem ſie zur Tafel winkte. Klant antwortete: „Sie ſuchte das Heilige und Ewige im Wohlthun für Andere, im Gewinn der Dornenkrone für ſich, dazu war ihr kein Weg zu weit, zu rauh, und was ſie erreicht hat —"

„Darüber entſcheide Gott!" rief Formey. „Der Geburtstag aus dem Ewigen in das Irdiſche ſteht nicht in unſerer Macht, den Geburtstag aus dem Irdiſchen in das Ewige haben wir uns ſelbſt zu ſchaffen. Daß es der Eliſabeth von Thüringen gelungen ſey, wollen wir wünſchen, wollen das Ewige in ihr und uns leben laſſen; dazu" — bemerkte er lächelnd — „dazu taugt nicht das ſinnliche Zeichen des Gläſerklangs, nicht der dennoch ewig angenehme und auch ſeelig machende Wein."

H. Kino.

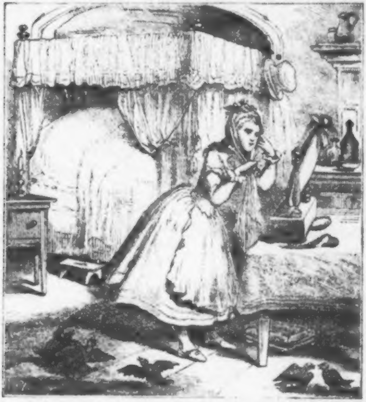
Aus Dorf und Stadt.

„Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt."
Goethe

1.

Da Leonhard der einzige Sohn des Müllers Lamprecht war, konnte er die Mühle ſeines ſchon ſeit drei Jahren verſtorbenen Vaters mit Recht als ſein Erbe anſehen. Für eine junge Frau Müllerin — ſeine Mutter lebte noch — hatte er ſchon geſorgt, indem er ſich mit der einzigen Tochter des Schulmeiſters Luſſan, mit der ſchönen Lisbeth verlobte. Sie hatte früh ihre Mutter und Geſchwiſter verloren, ſich deshalb um ſo mehr dem ſtets freundlich guten Leonhard angeſchloſſen, und dieſer liebte ſie ſchon als kleines Mädchen über Alles. Seine Mutter und Lisbeth's Vater waren ganz zufrieden über die Zuneigung ihrer Kinder, ganz gleichen Sinnes darüber, ſie dereinſt zu vereinigen.

Die wohlbehäbige Frau Müllerin, die den Verluſt ihres Mannes mit der Zeit meiſt verſchmerzt hatte, was ſie um ſo eher konnte, weil der Sohn ihr bereits hülfreich zur Seite ſtand, war ſtolz darauf, das ſchönſte Mädchen im Dorfe ſchon jetzt ihre Schwiegertochter nennen zu dürfen; ſie verargte es der kleinen Lisbeth ſchon als Kind niemals, wenn ſie nichts ſo gern that, als ſich recht zierlich putzen; ſie lächelte wohl gar dazu und ſagte: ein Mädchen muß 'was auf ſich halten, muß gewiſſermaßen eitel ſeyn. Als Lisbeth dann ſpäter immer als die Geputzteſte erſchien, wurde die künftige Schwiegermutter wohl zuweilen etwas ängſtlich, ſobald aber Andere darauf hinwieſen, ſagte ſie lächelnd mit der Miene der Selbſtgefälligkeit: „Sie hat es ja dazu, ſie beſitzt ein gut Stück Muttertheil, iſt das einzige Kind; laßt ſie ſich putzen!" Schön Lisbeth, anders nannte



bald Keiner das Mädchen im Dorfe, hätte ſich von ihrer Art und Weiſe auch von Niemand leicht abbringen laſſen.

Wie geſagt, Lisbeth putzte ſich gern, ließ ſich auch, unbeachtend, daß ſie ſchon ſo lange verſprochen war, von jedem Burſchen gern bewundern; wenn ſie aber Leonhard erwartete, vergaß ſie alle Anderen, putzte ſich für ihn am ſchönſten. Dieſem aber that ſie keinen Gefallen damit, in ihrem einfachſten Anzuge gefiel ſie ihm am beſten: ſie merkte aber nicht darauf. Hätte er es ihr in rechtem Ernſte beigebracht, würde ſie ſich vielleicht ſeinen Wünſchen gefügt haben, zu ſolcher Entſchiedenheit konnte er ſich jedoch nicht entſchließen: kein hartes, kein empfindliches Wort mochte er ſeiner Lisbeth ſagen. Er war ſanft und nachgiebig gegen Alle, und nun vollends gegen Sie, die er ſo innig liebte. Der Lisbeth aber wurde mit der Zeit der ſo ſehr gute, nachgiebige Leonhard, überhaupt das einförmige Leben im kleinen Heimathsdorfe zum Ueberdruß langweilig.

Wenn Lisbeth an ihre nun immer näher heranrückende Verbindung mit dem ſanften, ſtillen Bräutigam dachte, überlief es ſie eiskalt bei der Ausſicht, ihr ganzes, langes Leben in der engen Mühle hinbringen zu müſſen: ein Tag immer wie der andere. Für wen ſollte ſie ſich denn auch noch putzen? Ach, auf dem Lande wird eine Verheirathete nicht mehr bewundert; ſie iſt nun eine Zurückhaltung einflößende Perſon, und die will ſie noch lange nicht ſeyn. Wenn ſie ſo behandelt wird, dann hört die Hauptſache, das Vergnügen für ſie hört auf. —

Schön Lisbeth ſehnt ſich ſehr nach der Stadt, und der Wunſch, vor ihrer Verheirathung wenigſtens einige Zeit das Stadtleben kennen zu lernen, wird immer regſamer in ihr. „Ach", ſeufzte ſie, „wie Einerlei iſt's hier im Dorfe, ich hab's längſt ſatt, mich von den dummen Dorfburſchen ſchön nennen zu laſſen, denn daß ich's bin, weiß ich. Sie können das ewig gleiche Wort ganz für ſich behalten; kein Städter würd' ſo unbeholfen ſeyn, immer daſſelbe zu ſagen. Ach, in der Stadt, da giebt's Herren, die ſind gebildet! Wie würden ſie ſtaunen, wenn ich durch die Straßen einhergehe, recht ſo, wie ich gehört habe, daß die vornehmen Damen es thun. Und gefällt mir Einer beſonders, ſchau' ich ihn freundlich an, und grüßt er mich wohl gar, — o dann erhält er auch einen Gruß, ich mach' ihm einen tiefen Knix, reich' ihm die Hand; — nein, nein, das thu' ich doch nicht, denn es fällt mir gewiß mein Leonhard ein; haſtig wend' ich mich ab, und gehe, ohne mich auch nur ein einzig Mal umzuſehen, die ganze lange Straße hinab. Die jungen Herren ſehen ſich alle vergeblich die Augen nach mir aus. Das iſt eine Spröde vom Lande, werden ſie ſagen, ſeh! Einer 'mal an, die hält 'was auf ſich, das iſt eine Stolze; und ja, das bin ich auch! Ich will mich in der großen Stadt nur ein wenig amüſiren, dann komm' ich wieder heim. Die Welt muß man kennen lernen, eh' man für immer in eine Mühle eingeſperrt wird. Hu, ſchrecklicher Gedanke! ſtets daſſelbe Geklapper, ſtets dieſelben mit Mehl bedeckten Geſichter! — und Leonhard erlaubt mir dann vielleicht nicht mehr, meine ſchönen Sonntagskleider anzuziehen. Ach nein, ich weiß es ſchon, mein beſtes Kleid muß von grauer Leinwand ſeyn, mit ſteifem Schnitt, bis hoch an den Hals herauf. Du lieber Himmel, weshalb ſind wir Mädchen jung und ſchön, wenn Keiner eine Freude an uns haben ſoll! Nein, nein, nein, ich bleib' nicht länger im Dorfe! Ach, warum bin ich nicht in einer Stadt geboren, dann wär' ich nun mitten im Glück. Jetzt, wer weiß, wie ſie damit zufrieden ſeyn werden, wenn ich ihnen ſage, daß ich nach der Stadt will — der arme Vater, die Muhme Müllerin, und dann gar Leonhard! Der wird gewiß vor Schreck ganz blaß. Nein, das ſoll er nicht, der Gute; ich bleibe hier. Ja, ſchön iſt's in der Stadt! — aber um Leonhard zu verlaſſen nicht ſchön genug."

Dieſe letzten Worte ſprach ſie laut, ohne daran zu denken, daß ſie halb zum offenen Fenſter hinausgeſprochen wurden. Das Fenſter war nur niedrig und ſie ſaß dicht daran, während ihre Arbeit ſchon lange unberührt in ihrem Schooße lag. — Höhniſch ſchaute des Schmieds älteſter Sohn Ruprecht in's Fenſter und lachte ihr in's Geſicht.

„He, Jungfer!" rief er, „die Stadt iſt ſchön! das hat ſie wahr geſprochen, und ich an ihrer Stell' würde mich nicht erſt beſinnen. Das Stückchen Jugend hat der Menſch nur einmal, und das will genoſſen ſeyn. Sich als Müllerfrau begraben zu laſſen, dazu bekommt ſie noch immer Zeit genug." Bei dieſen Worten trat er der anfangs ſich ganz erſchreckt zurückziehenden Lisbeth näher, lehnte ſich mit ſeinen beiden Ellbogen von außen auf das ſehr niedrige Fenſterbrett, und erzählte der nun ſchon aufmerkſam Horchenden von der Stadt und dem Leben darin. „Jungfer", fuhr er fort, „das muß ich Ihr ſagen, ich bin wohl an drei Jahre in der Stadt geweſen, aber ein ſo ſchönes Mädel, wie Sie eins iſt, hab' ich mein Lebtag nicht darin geſehen. Potz, Jungfer, Sie würd' Aufſeh'n machen mit Ihrem Lärvchen. Die ſtattlichſten Herren würden es ſich zur Ehre rechnen, von Ihr einen Gruß zu erhalten, und die Städterinnen würden vor Neid berſten. Das ſag' ich, wenn ich ein Mädchen wär', und ſolch ein fein Geſicht hätte, nicht einen Tag länger blieb ich im Dorf, wo ſie kaum wiſſen, weshalb unſer Herrgott die Mädels gar ſo ſchön erſchaffen hat. He, Jungfer, iſt's nicht ſo?" —

Lisbeth hatte ihm ſchweigend und aufmerkſam zugehört; dann ſagte ſie langſam und zögernd: „Ruprecht, es iſt nicht recht von Euch, daß Ihr ſo zu mir ſprecht; ich hätt' Euch gar nicht anhören ſollen, denn Eure Worte fallen wie feurige Kohlen in mein Inneres, und ſetzen Alles in Feuer. Und nun möcht' ich fort, fort, nur ſchnell fort, ehe die Gluth mich aufgezehrt hat, und es zu ſpät iſt. — Ja, wenn ich nicht nach der Stadt ziehen darf, dann werden ſie mich bald begraben, denn hier kann ich vor Unruh nicht länger leben."

Ruprecht ſah ſie wieder höhniſch lachend an, Lisbeth erſchrickt und ſagt: „Ha, Ruprecht, Ihr ſeyd ſchlecht, Ihr wollt mich zu etwas Böſem verführen, denn ſolch ein Geſicht macht Ihr; es ſteckt Sünde dahinter, bei Allem, was Ihr geſchwatzt habt, ich fühl' es: mein Blut läuft wie Feuer durch meine Adern, und mein Herz ſchlägt, als wollte es zerſpringen. Lacht nicht immer ſo höhniſch, wenn ich ſpreche, und ſeht mich nicht ſo eigen an; ich mag gar nichts mehr von Euch wiſſen, ſo häßlich ſeht Ihr aus." —

Ruprecht empfahl ſich kurz, und mit dem Zuruf: „Gehabt Euch wohl, Jungfer!" kehrte er ſich um. Lisbeth hörte ihn noch im Fortgehen die Worte murmeln: „Ja, ſchön iſt's in der Stadt!" — „Der böſe Ruprecht!" ſagte das Mädchen, als er fort war. „Aber wenn es Sünde wäre, das anzuhören, was er mir erzählt, ſo iſt die Sünde ſehr hübſch, und die Tugend, die darin beſteht, ſich lebenslang in eine enge Mühle einzuſperren, die iſt garſtig genug. Wer nur darauf gekommen iſt, das Sünde zu nennen, bei deſſen bloßer Erwähnung man ſchon vor Freude und Luſt an allen Gliedern bebt; und das heißt Tugend, was ſo ſchrecklich widerwärtig und häßlich iſt. Ich ſage: Es giebt keine Sünde; was die Menſchen ſo nennen, iſt meiſt Vergnügen, und wieder, was ſie Tugend nennen, iſt Grämlichkeit und Ueberdruß. — Ich kann es nur nicht begreifen, allzeit iſt's mir ſo, als wenn ich Unrecht thue, denk' ich daran, nach der Stadt zu ziehen; am liebſten möcht' ich es heimlich thun, ungeſehen von allen Leuten im Dorfe möcht' ich mich fortſchleichen. Hab' ich doch ſchon zweimal den Vater fragen gewollt, ob er mich auf einige Zeit entbehren könne? Soll ich ja zum Herbſt auf immer von ihm fort. wenn auch nicht zum Dorfe hinaus, doch aus ſeinem Hauſe, und das iſt für ihn Ein's wie's Andere, ihm kann das ganz gleich ſeyn; aber ſobald ich hab' fragen wollen, ſind mir jedesmal die Worte hinter der Zunge abgeriſſen und blieben ſtecken. Unſer guter, ſeeliger Herr Paſtor hat uns Kindern bei der Confirmation geſagt: wenn uns etwas in den Sinn käme, das wir nicht ausſprechen können, es gern heimlich thun möchten, da treibe der Teufel ſein böſ' Spiel mit uns. Juſt im Heimlichthun lägen ſeine Fallſtricke, ſonſt könnte ſein Werk ihm nicht ſo leicht gelingen, und wir ſollten dann beſonders auf unſrer Huth ſeyn, uns nicht vom Böſen verlocken laſſen. Ja, wär' der alte Herr noch am Leben, da lief ich gleich zu ihm, und holt' mir ſeinen Rath, würd' ihn auch befolgen, denn er hat's allenthalben mit uns Kindern gut gemeint; aber ich weiß auch, was Der geſagt haben würd', wenn ich mit einer ſolchen Frage gekommen wär'. Er hätt' mich freundlich ermahnt, daheim zu bleiben, und den langweiligen — ach nein, ſo will ich ihn nicht nennen — und den guten wackern Leonhard zu heirathen. Das will ich auch, nur eben nicht ſo ſchnell; ſie ſind gar zu eilig damit. Wenn der Herr Paſtor noch lebte, ihm könnt' ich nicht widerſprechen, außer ihm aber der ganzen Welt. — Und nun will ich zum Vater, der ſoll keine ruhige Stunde mehr haben, wenn er nicht zugiebt, daß ich meinen Willen durchführe."

II.

Lisbeth's Vater, ob auch Dorfſchulmeiſter, beſtellte doch ſein Stückchen Land allein. Er ging eben langſam einher hinter dem Pflug, der von zwei rüſtigen Kühen gezogen wurde; denn Ochſen, die gewöhnlich zu dieſer Feldarbeit gebraucht werden, beſaß er nicht, trotzdem, daß er, zufolge der Mitgabe ſeiner verſtorbenen Frau, einer der wohlhabenden Schulmeiſter war. Die beiden Kühe verſahen den Dienſt auch zu ſeiner vollkommenen Genugthuung; ſie verſorgten ihn dabei ſo reichlich mit Milch und Butter, daß er in ſeinem kleinen Haushalte nicht nur Ueberfluß daran hatte, es wurde ſogar ein Erwerb daraus erzielt.

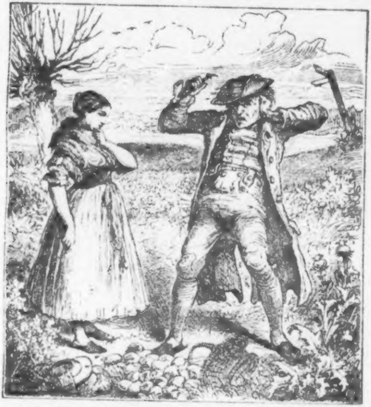
Tief ſenkte ſich die blanke Pflugſchaar in das harte Feld ein, von beiden Seiten die ſchwarze Erde aufwerfend. Der Schulmeiſter ſchmauchte dabei vergnügt ſein Pfeifchen, und ſchlenderte wohlgefällig nebenher, indem ihm ja nur die leichte Mühe blieb, den Pflug zu lenken. Ihm war jedenfalls ſolche Arbeit lieber, als die heilloſe Plage mit den ungezogenen Jungen der ganzen Umgegend, und zur Zeit der Feldbeſtellung blieb er befreit von jener ſchwerſten Laſt ſeines Lebens. —

Die ſtechende Frühlingsſonne brannte jedoch allmälig heiß auf des Schulmeiſters Kopf, auch bis zum Herzen drang ſteigende Wärme. Den Rock hatte er ſchon ausgezogen, und ihn auf den Acker gelegt, nun ging er in Hemdärmeln weiter, aber es half nichts. Vielleicht auch gerieth er mit dadurch in Hitze, weil er bei der nur wenig angreifenden Arbeit ſich Nebengedanken machte. „Die Wittwe Anna“, denkt er, „die hat blanke Augen, wie Eine, und ich meine“ — man muß wiſſen, der Schulmeiſter war erſt in den vierziger Jahren — „und ich meine“, fährt er fort — „nun ja, ich ſehe ſtattlich genug aus für eine Wittwe.“ — Freilich, ſehr groß war er, dabei aber ſehr mager, und ſtattlich kam nur er ſelbſt ſich vor. — „Die Anna thut jedoch ſpröde, wenn ich anfange mit ihr zu ſprechen; ſo gradezu rathſam will's mir auch nicht dünken, der Lisbeth wegen. Soll ich wohl gar mit meiner Tochter zuſammen zur Kirche? — Nein, das ſcheint mir nicht ſehr ſchicklich, wird der Anna auch nicht genehm ſeyn. Deshalb ſie aufgeben! Bewahre! das thu' ich nicht. Warum das dumme Ding, die Lisbeth, auch ſchon an's Heirathen denkt! Beſſer wär's wir ſchieben die Hochzeit noch auf; — eine erwachſene Tochter im Hauſ' will mir nur auch nicht paſſen.“ — Der Schulmeiſter kratzte ſich in ſeiner Verzweiflung hinter den Ohren, als wollte er dort Rath finden. — Wahr iſt's, die Augen der Wittwe Anna ſind ſehr glänzend; ihr Mann, der nur Arbeiter bei Bauern geweſen iſt, ruht ſchon ſeit einem Jahr unter der Erde, und ſie iſt noch ſo jung. Im Dorfe wohnt ſie dicht neben dem Schulmeiſter, hat keine Kinder, auch ſonſt keine Angehörigen; ſie ernährt ſich theils damit, daß ſie für reiche Bauern Eier und Butter in die nahe gelegenen Beſitzungen verkauft, theils mit Spinnen.

Sieh, da geht ſie eben auf der Landſtraße, die nach dem Kirchdorf führt, einen ſchweren Korb tragend. Kein häßlicher Geräth konnte ſich der Schulmeiſter am Arm der Wittwe denken, er rief ihr daher von ferne zu: „Frau Nachbarin, ſetz' Sie doch 'mal den Korb auf den ebnen Raſen am Wege, und komm' ſie zu mir herüber, wir wollen ein wenig ſchwätzen.“ — „Wenn der Herr Schulmeiſter das wollen“, fiel kurz angebunden die Wittwe ein, „ſo iſt ja der Weg zu mir nicht weiter, als den ich zu Euch habe.“ Dabei wurde der Korb aber ſchon zur Erde geſtellt, und die Arme übereinander ſchlagend blieb die ſchmucke Frau ſtehen. Der Schulmeiſter ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ruck! hob er den Pflug aus der Erde, ließ ihn mit den Rüben mitten auf dem Acker ſtehen, und ging, ſein Pfeifchen im Munde, quer über das Feld der Landſtraße zu.

Hübſch ſieht die Anna aus; der kurz geſchürzte Rock, das knappe dunkle Mieder und oben die weiße Krauſe um den Hals: das ſteht Alles ganz vortrefflich zu dem braunen, glatten Geſicht, und zu den blanken, ſchwarzen Augen, mit denen ſie den Schulmeiſter von weitem recht liſtig betrachtet hat. Jetzt bleiben ſie aber wie angewurzelt haften auf dem Boden, und bei den Worten: „Macht's kurz, was Ihr zu ſagen habt!“ wand ſie halb und halb dem verliebten Schulmeiſter den Rücken zu. Dieſer ſtand verlegen da, denn er wußte ihr Nichts deutlich zu ſagen. Was ſollt' er kurz machen? ein wenig ſchwatzen, weiter hat er eben nichts im Sinne, jetzt fehlt ihm der Anfang. — Sich etwas umwendend und mit der einen Hand ſchon nach dem Korb greifend, ſpricht zürnend die Wittwe: „Nun, Ihr hättet mich eben nicht aufhalten ſollen, wenn Ihr nicht wißt, was Ihr wollt!“ Raſch greift der Schulmeiſter nach der Hand, die den Korb faſſen wollte, und ſie feſthaltend ſagt er: „Ja, ich wüßte wohl“—! — „Macht's kurz!“ entgegnet wieder die Wittwe, ihre Hand losmachend aus der ſeinen. Nun, etwas muß er hierauf antworten, wenn er nicht ſein Anſehen in den Augen der ſchönen Anna völlig verlieren will. In Gedanken trägt er nur das Eine, das ihm vorhin, mit der Sonnengluth vereint, ſo heiß gemacht; aber das will er noch lange nicht verrathen, denn er iſt in dieſer Angelegenheit vorſichtig wie mancher Großſtädter. Da hat er noch viel zu überlegen und zu erwägen vorher. Etwas muß er aber mit der Sprache heraus, denn die hübſche Wittwe langt ſchon wieder mit der Hand nach dem verhängnißvollen Korbe.

„So hört mich doch erſt!“ ruft der Schulmeiſter, all ſeinen Muth zuſammennehmend, „ſo hört mich doch erſt, und greift nicht immer nach dem verhaßten Dinge.“ — Der Schulmeiſter war abergläubig, das Wort Korb wollte er in dieſem Augenblicke nicht ausſprechen, der verfänglichen Bedeutung wegen. — „Soll man, um Euch zu hören, erſt einen halben Tag warten, iſt's am beſten, man läßt's bleiben!“ fiel die junge Frau ihm in's Wort, und nimmt nun allen Ernſtes den Korb in die Hand. Pratſch, knak! da lag er mit dem ſämmtlichen Inhalt in dem dicht am Wege ſich hinziehenden zwei Fuß breiten, aber völlig trockenen Graben, und der Schulmeiſter ſtand in Beſtürzung wie verſteinert daneben; er hatte mit einem diesmal ſehr ungeſchickten Griffe abermals die Hand vom Korbe befreien wollen, und dies ſo heftig gethan, wie er gewohnt war, die Knaben im Dorfe von einem dummen Streich zurückzuhalten. Dabei war nun der Korb bis zum Graben gefallen, und hatte ſeinen In-



halt hier- und dorthin ausgeſchüttet. — „Wär' ich doch nicht ſo thöricht geweſen, auf Euer Geſchwätz zu warten!“ eiferte die Wittwe, ſchnell in den Graben hinab ſteigend, und ſich umſchauend nach ihren zerſchlagenen Eiern; denn faſt keins war noch ganz, und die Butter lag drei Schuh weit davon, der irdene Teller, auf dem ſie vorhin gelegen, obenauf, ſie recht ins Gras preſſend.

Jetzt gab es für den Schulmeiſter nur zwei Auswege: davon ſpringen, zurück zu ſeinen Kühen, nie im Leben wieder einen Heirathsgedanken aufkommen laſſen, oder: ſchnell das Ziel erreicht, die Braut gewinnen. Alſo ein kühner Entſchluß, oder ſein Lebtag einſam bleiben im Schulhauſe und hinter dem Pflug. Er wählt den letzteren Ausweg, ſteigt zu dieſem Zweck auch in den Graben hinab, nöthigt die Wittwe mit feſter Stimme zum Sitzen, wozu ſich der Rand des niedrigen Grabens ganz gut eignet, und ſetzt ſich ihr zur Seite, als Anna bereitwillig den Platz eingenommen hat.

So, nun wirds gelingen, im Stehen iſt er nur gewohnt mit der Dorfjugend zu ſprechen, darum wollt's ihm auch nicht glücken.

„Hört, Anna“ beginnt er, „Ihr habt gewollt, ich ſoll's kurz machen, was ich zu ſagen hab', ja das will ich!“ ruft er laut, ſich ſelbſt Muth einſprechend. Die Wittwe hat ſeufzend auf die Butter zu ihren Füßen geſehen, und im Stillen überlegt: ob ſich die wohl wird wieder herrichten laſſen. Es wird zur Noth noch gehen, tröſtet ſie ſich; aber über die Hälfte ſind die Eier entzwei, macht fünf und einen halben Groſchen — rechnet ſie vor ſich hin. Sie hat nur die letzten Worte des Schulmeiſters vernommen: „ja das will ich“ — Euch erſetzen, ahnt ſie, wird folgen, und nun eifert ſie ſchnell, den Schulmeiſter unterbrechend, dazwiſchen: „Das habt Ihr nicht nöthig, auf ein paar Tage kommt's mir nicht an!“ ſie meint: durch Spinnen iſt's dann erſetzt.

Der Schulmeiſter denkt: erſt ſoll ich's kurz machen, und nun kommt's ihr auf ein paar Tage nicht an; der Schreck hat ſie nachgiebiger gemacht: alſo ſchnell darauf zu. „Na, Anna“, ſagt er, „ich will Euch nicht noch viel zu rathen geben, ich vertrau's euch gleich gradzu: ich will mich wieder verheirathen.“ —„Ihr ſeyd wohl nicht bei Sinnen, Nachbar!“ ruft ſchnell die Wittwe, Eier, Butter und Alles darüber vergeſſend; „nun wird der Spaß groß; Ihr Euch verheirathen?“ — Der Schulmeiſter, hätte er nicht ſchon im Graben geſeſſen, wäre bei dieſen Worten ſicher durch ſein Erſchrecken hineingefallen. Anna ſetzt mit weit aufgeriſſenen Augen hinzu: „Da hat Euch doch eine von den heilloſen Dirnen den Kopf verdreht. Schämt

Euch 'was. in Eurem Alter laßt Ihr Euch ſo hinter's Licht führen! Euch nimmt Jede nur, um verſorgt zu werden, und Ihr ſeyd närriſch genug, Euch einzubilden, daß ſich Eine in Euch verſehen wird. Nein, glaubt mir, das geſchieht Euch heut zu Tag' nicht mehr; wer ſchon eine erwachſene Tochter hat, dem laufen die Dirnen nur des eigenen Herdes wegen nach, und hinter Eurem Rücken lachen ſie Euch aus."

So hatte die Wittwe gezankt, aber nicht, weil ſie mit ihren Worten einverſtanden war: o nein, ſie hatte nur im Sinne, ſelbſt Frau Schulmeiſterin zu werden; daß Sie gemeint ſeyn konnte, fiel ihr gar nicht ein, und nur die Eiferſucht trieb ihr die zornigen Reden in den Mund. Die Augen glänzten dabei noch mächtiger wie ſonſt: funkelnd und herausfordernd waren ſie auf den Schulmeiſter gerichtet. — „O mein Gott" ſtöhnt er, mehr als bisher geblendet von den Augen, die ihn ſchon immer beſtochen hatten, „wenn Ihr ſo denkt, dann hab' ich Euch weiter nichts zu ſagen, ich will mir die Heirathsgedanken ſchon wieder vergehen laſſen, ſo ſchwer es mir auch wird." — Geſchmeichelt davon, daß ihr Urtheil maaßgebend für ihn, auch ergriffen von einer plötzlichen Ahnung des Wahren, entgegnet Anna: „Was, Ihr habt Euch erſt bei mir Rath holen wollen, habt noch Keine feſt im Sinne?" — „Euch hatt' ich im Sinne!" ruft der Schulmeiſter unwirſch aus, „will mich aber nicht auslachen laſſen, alſo gehabt Euch wohl!"

Jetzt war es an der Wittwe, den ſich ſchon erhebenden Schulmeiſter zum Sitzen zu nöthigen; haſtig ergriff ſie ſeine Hand, und rief: „Bleibt doch noch ein wenig, Herr Luſſan, Ihr ſeyd zu klug, um zu glauben, ich hätt' im Ernſt ſo geſprochen: Scherz muß ſeyn! Wer wird denn darüber lachen, daß ihr ſolch' vernünftige Gedanken habt; es kommt Euch ſehr wohl zu, an's Heirathen zu denken; denn ihr ſeyd juſt der Mann, von jeder Frauensperſon gern geſehen zu werden. Aber nun ſagt mir aufrichtig: wen habt Ihr eigentlich im Sinne? Denn daß ich es bin", — flüſterte die hübſche Frau, zweimal ihre Schürze auf und zu bindend und die Augen verſchämt auf den Boden heftend — „das iſt ja doch nur Euer Scherz?" — „Gar nicht, gar nicht!" ruft der ſchnell erheiterte Schulmeiſter aus, ſein Pfeifchen, das er bis dahin feſt hielt, vor Vergnügen von ſich ſchleudernd und die Verlegene umfaſſend; „nun bin ich ja ſo froh, wie ein Dorfſchulmeiſter es irgend ſeyn kann." —

„Muh, muh!" ertönte es dicht bei dem glücklichen Paar, und dies mahnte den Schulmeiſter an ſeine Pflichten. Seine beiden

Kühe wollten nicht länger müßig im Acker ſtehen, und der Hunger hatte ſie bis an den Raſen geführt. —

Die Wittwe nahm ihren Korb mit den Trümmern, und ging anſtatt nach dem nahe gelegenen Kirchdorfe nach ihrer eigenen Behauſung zurück, auch ſo ſtolz an allen Leuten vorüber, als ſetzte ſie voraus, Jeder müſſe ihr die in Ausſicht ſtehende Frau Schulmeiſterin ſchon anſehen. — Der Schulmeiſter aber trabte wieder langſam hinter ſeinem Pflug einher, und die erwachſene Tochter, mit der er nun zuſammen zur Kirche müßte, erhitzt ihm doch von Neuem die im Hirn ſchwirrenden Gedanken.

III.

Frau Hopf, die in der Stadt wohnende Schwägerin des Schulmeiſters, iſt eine gewiſſenhafte Frau und hält 'was auf ihren Stand. Sie wurde ſchon vor zehn Jahren Wittwe; ihr Mann hatte einen Krämerladen hinterlaſſen, zu deſſen Beſchaffung einſt ihr ganzes Erbtheil verwendet worden war. Vor einem halben Jahr nun iſt es ihr gelungen, den kleinen Laden unter günſtigen Umſtänden zu verkaufen. Sie beſitzt jetzt ungefähr die Hälfte von Dem, was ſie ihrem verſtorbenen Manne mitgebracht hatte, und ſie nennt es noch ein Glück, ſo davon gekommen zu ſeyn: denn, wie Viele ihrer Bekanntſchaft haben Alles verloren! Sehr ſchwer iſt es in einer großen Stadt, ein kleines Geſchäft zu betreiben; ſie mußte tüchtig mitarbeiten, um das Ganze im Gange zu behalten: ſie hat nach ihres Mannes Tode das Geſchäft unter eigner Führung, nur mit geringer Beihülfe, noch über neun Jahre fortgeſetzt. Dafür war ſie nun auch eine angeſehene Frau, ließ ſich Frau Rentiere nennen, wohl mit demſelben Recht, wie Viele, denn ſie lebte von den wenn auch nur ſehr mäßigen Zinſen ihres Geldes. Kinder hatte ſie nicht, nahm aber gar gern zuweilen Kinder ihrer Verwandten bei ſich auf. Schon oft wollte ſie Gleiches thun mit Lisbeth, der Tochter ihrer einzigen, ach, ſchon ſo früh verſtorbenen Schweſter und Frau des Schulmeiſters; es war ihr aber ſtets vom Schwager abgeſchlagen worden, weil dieſer ſein einzig Kind nicht entbehren mochte. Um ſo mehr erſtaunte ſie, als auf ihren letzten Brief, in welchem ſie ihres Wunſches nicht gedachte, weil ſie wußte: Lisbeth werde bald heirathen — der Schwager freundlich bei ihr anfragt: ob ſie noch geſonnen ſey, auf einige Monate ſeine Tochter zu ſich zu nehmen, indem das Mädchen große Sehnſucht nach der Muhme und der Stadt habe. Frau Hopf wußte ſich dies zwar nicht zu erklären, war aber ſehr gern damit einverſtanden, und antwortete umgehend: ſie erwarte von nun an täglich ihr liebes Schweſterkind, das ſie ſeit vier Jahren nicht geſehen habe.

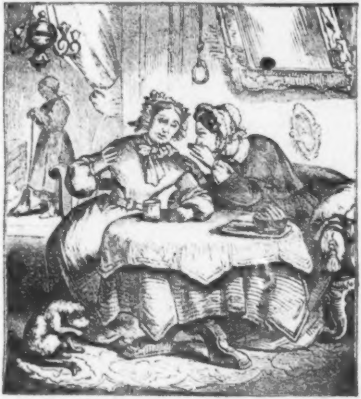
Heute Abend wird Lisbeth ankommen; ſie ſoll ganz das Ebenbild ihrer Mutter ſeyn, deshalb beſonders iſt Frau Hopf ſo ſehr ungeduldig, ſo geſpannt auf ihr Erſcheinen. Die Stunden ſchleichen heut ſo langſam: ſie wird ſelbſt nach dem Bahnhof gehen, um die Nichte abzuholen, er iſt nur zehn Minuten von ihrer Wohnung entfernt. Es ſind aber noch fünf volle Stunden, bevor der Zug, der Lisbeth mitbringen ſoll, eintrifft; fürerſt muß ſich die Frau Rentiere noch in der Geduld üben. — Dem dicken, grauen Kater, der ſich quer über die Stubendielen legte, dort, wo die Sonne am breiteſten durch das Fenſter ſcheint, hat ſie ſchon mehrmals zugerufen: „Peter, wir bekommen heut Beſuch!“ Schnurrend hat dieſer ſich immer zurechtgerückt, um ſich mit halb geſchloſſenen Augen dem erquickenden Schlafe in der Sonnenwärme wieder hinzugeben. — „Katzen verſchlafen meiſt das ganze Leben“, ſagt achſelzuckend Frau Hopf, und wendet ſich von dem ſchlafenden Kater ab.

Beſonders für eine alte Frau, um nicht zu ſagen, für die meiſten Menſchen, iſt es ſehr ſchwer, etwas allein auf dem Herzen herum zu tragen. Frau Hopf möchte gern viel und breit über das Bevorſtehende reden, leider iſt nun Niemand in ihrer Nähe. Mit ihrem Dienſtmädchen, der alten Dore, hat ſie ſchon zu oft den Beſuch beſprochen, da blieb nichts mehr zu ſagen übrig, und doch würde das nahe Ereigniß wohl abermals Anklang finden, wenn nur Frau Hopf Luſt hätte, noch länger in der Küche zu ſtehen, wo die alte Dore ausgezeichnet emſig mit der Arbeit beſchäftigt iſt. Die hat nicht im Sinne, ſich von der Jungfer, die in's Haus eintreten wird, ſagen zu laſſen: daß hier Alles im Schmutz umkomme. Gemäß der Wahrheit iſt zu geſtehen, daß die alte Dore in letzter Zeit ſehr mit dem Reinhalten nachließ: die Spinnweben hingen ihr ſelbſt ſchon bis auf ihre ſchwach gewordenen Augen herab. Eine junge, naſeweiſe Perſon darf ſich aber darüber kein Urtheil erlauben; um jedoch etwaigem Uebermuth und Vorwitz die Gelegenheit zu vertreiben, putzt und ſcheuert die alte Dore heute mehr, als im ganzen halben Jahr zuvor. Kein Wunder alſo, daß es der Frau Hopf zu ſtaubig wurde in der Küche, auch zu warm. Sie hat ſich ſchnell die Haubenbänder aufgeknüpft, und in die Stube zurück geflüchtet. Beſonders konnte ſie nicht füglich länger am Herd verweilen bei der letzten Aeußerung ihrer alten zungengeübten Dore; die hatte ſich unterſtanden zu fragen: ob wohl ſo'n Dorfkind auch verſtehen wird, ſich anſtändig in der Stadt zu benehmen: denn wo wird die wohl Manier und Bildung herhaben? Frau Hopf ging abſichtlich dieſer Frage aus dem Wege: ihr ſelber fehlt die Antwort darauf. Im Stillen hatte ſie über dieſen Punkt ſchon oft nachgedacht: mit der Bildung wird es nicht weit her ſeyn, meinte ſie. Was nur ihre Bekannten dazu ſagen werden: in ſo naher Verwandtſchaft eine ſolche Ungebildete! — es machte ihr Angſt. „Daß die Schweſter, — Gott hab' ſie ſelig! — einen armen Dorfſchulmeiſter heirathete, das bleibt auch wirklich unüberlegt; ſie war ſo hübſch, dabei nicht unvermögend — es läßt ſich aber nichts mehr dagegen ſagen: ruht doch die Selige ſchon ſo lange in der kühlen Erde!“

Ein leiſes Klopfen an der Stubenthür unterbricht Frau Hopf in ihren laut gewordenen Gedanken. „Herein!“ ruft ſie, und geht ſelbſt, um die Thür zu öffnen.

„Ach, Frau Räthin, ſchön, daß Sie kommen, hab' Ihnen ja was Neues zu erzählen!“ ruft ſie der Hereintretenden entgegen.

„I, was Sie ſagen, Frau Hopf! Darf ich gratuliren, haben Sie endlich den Wittwenſtand überdrüſſig, werden ſich wieder verehelichen? — na, hab's wohl gleich errathen?“ — „Ach, liebe Frau Räthin, wer wird doch einer alten, ehrbaren Frau ſpotten, ſo 'was können Sie doch nicht im Ernſt von mir denken?“ — „Ei, hören Sie, mein Alter, der liebe Gute, er ſagt immer: ſollte mich Wunder nehmen, wenn die Frau Hopf ſich nicht noch 'mal verheirathet; die kann eine beſſere Partie machen, als manches junge unbemittelte Mädchen, wenn es noch ſo roſige Backen und feurige Augen hat, ja, der liebe Gute, ſo ſagt er.“ — „Ein ſchätzenswerther Mann, der Ihrige, das iſt wahr, und er mag auch recht haben, aber mich verlangt's nach keinem Mann mehr. Behüte! es könnte ſonſt wohl noch die andre Hälfte meines Vermögens draufgehen. Mein lieber Mann — Gott hab' ihn ſelig! — konnte aber gewiß nichts dafür!“ bekräftigte ſie gleichzeitig; „ein Verſchwender war er nicht, nur 's Glück fehlte ihm, und wer kann vorher wiſſen, ob's dem zweiten nicht auch fehlen würde. Aber, Frau Räthin, ſetzen wir uns; ſind Sie denn gar nicht begierig auf meine Neuigkeit?“ — „Ach ja! ich wollte Sie nur nicht unterbrechen, als Sie ſo ſchön von ihrem verſtorbenen Mann ſprachen. Nun, laſſen Sie hören, was giebt's denn?“ — „Meine Nichte kommt heute Abend, denken Sie ſich nur, das einzige Kind meiner verſtorbenen Schweſter; die werd' ich ſo bald nicht wieder fortlaſſen.“ — „I, was Sie ſa-



gen! — das liebe gute Mädchen! Da wollen wir nur ſorgen, daß ſie recht bald einen Mann bekommt.“ —

Die Frau Räthin war nämlich immer bereit, Ehen zu ſtiften; erſt hat ſie ſich ſelbſt ſo ſchnell als möglich, ſchon im ſechzehnten Jahre, mit einem Schreiber verheirathet, und mußte dann in der erſten Zeit ihrer Ehe durch Putzmachen die ſpärlichen Einnahmen ihres Mannes für den kleinen Haushalt unterſtützen. Die Liebe vermag Alles, hatte ſie damals geſagt, und es ging auch wirklich leidlich genug. Jetzt war ihr lieber Guter, wie ſie ihren Mann gewöhnlich zu nennen pflegte, Kanzleirath außer Dienſt, ſie aber, als Frau Räthin, jedenfalls eine angeſehene Perſon. Sechs Mädchen waren dieſer glücklichen Ehe entſproſſen, und alle ſechs hatte ſie ſchon, nach ihrer Ausſage, „glücklich an den Mann gebracht.“ Für ſich ſelbſt und ihre Familie war in dieſer Beziehung nichts mehr zu thun, ſie ſorgte alſo eifrigſt in der Bekanntſchaft rundum. Nun gab es ja wieder eine Ausſicht, wo ſie ihren Einfluß geltend machen kann; und das iſt ihr Beſtreben. Um ſo niederſchlagender wirkten aber die Worte der Frau Hopf, die eilig erzählte: daß Liſbeth ſchon Braut ſey, und die Hochzeit zum Herbſt feſtgeſetzt wäre. — „Ah“ — bemerkte die Räthin, — „dann wär's beſſer gethan, das Mädchen nicht hierher zu ſchicken, das wird nimmermehr was Geſcheidtes. Wer das Stadtleben gekoſtet, dem ſchmeckt das Landleben nicht mehr.“

„Ja, liebe Frau Räthin, daran hab' ich auch ſchon gedacht!“ wurde ihr entgegnet; „aber das gute Kind ſoll es auch ganz haben, wie auf dem Lande. Es iſt ja hier ſo frei, ſie wird die Veränderung gar nicht merken.“

Frau Hopf wohnte in einer Vorſtadt; die Straße führte auf das freie Feld. Hinter dem Hauſe war ein großer Garten; vorn ein Blumengehege, nur durch einen niedrigen Zaun von der Straße getrennt. Dieſe iſt mit ſchönen, großen, Schatten gebenden Pappeln und Eichen bepflanzt, wodurch ſie wirklich ein ländliches Ausſehen hat.

Die Frau Räthin blieb hartnäckig bei ihrer Meinung, und ſetzte noch hinzu: eben dieſer Theil der Stadt wäre viel verführeriſcher, denn er zeige nur die Vorzüge, die Mängel einer großen Stadt blieben den hier Wohnenden verdeckt. — Die Frauen trennten ſich endlich mit verſchiedenen Anſichten, und nachdem ſie noch über Manches geſtritten hatten. Die Frau Räthin ging zu ihrem lieben Guten, und Frau Hopf bereitete ſich nun zu ihrem Gange nach dem Bahnhofe.

IV.

Als Lisbeth bei dem Vater um Erlaubniß gebeten, auf einige Zeit die Muhme beſuchen zu dürfen, hatte er eher freudig als betrübt eingewilligt, den Grund dieſer Stimmung aber wohlweislich einſtweilen verſchwiegen. Seine Heirathsabſicht macht ihn verlegen ſeiner Tochter gegenüber; iſt ſie aber Meilen weit von ihm entfernt, dann mag ſie es immerhin erfahren; dann macht's ihm kein Herzdrücken mehr, wie bei ihr die Neuigkeit wirkte.

Leonhards Mutter wollte anfangs nicht zu der Reiſe einwilligen, ſo kurz vor der Hochzeit mit ihrem Sohne fand ſie auch die einſtweilige Trennung nicht rathſam; endlich hatte ſie doch den ſchmeichelnden Bitten Lisbeths nachgegeben. Sie tröſtete ſich mit dem Glauben, daß Trennung immer noch die Liebe vergrößere, und freute ſich dann ſchon auf das frohe Wiederſehen ihrer Kinder, die nachher den ganzen Reſt ihres Lebens vereint bei ihr bleiben werden. Außerdem: was wird Lisbeth Alles zu erzählen wiſſen, wenn ſie die Stadt mit ihren Herrlichkeiten kennen lernte! Zugleich kam ihr noch ein Nebengedanke, der eigennützig war. Sie weiß, Lisbeths Muhme beſitzt ein kleines Vermögen und keine Kinder: da wird ſie dereinſt das Erbthum der Verwandtſchaft gönnen. Wenn ſie nun Lisbeth liebgewinnt — und das verſteht ſich von ſelbſt, denn Alle, die Lisbeth ſehen, haben ſie ja lieb — wird ſie wohl die alleinige Erbin werden. Dieſe richtige Folgerung macht die Müllerin, und denkt weiter: hat auch Leonhard genug zum Leben, Lisbeth ſelbſt ein eigen Erbtheil zu hoffen, der Menſch kann doch nie zu viel haben; Reichthum allein verſchafft Anſehen bei den Allerweltsleuten.

Leonhard nun? — Als Lisbeth ihm ihren Entſchluß verkündigte, da war ſchon Alles mit ihrem Vater und ſeiner Mutter verabredet, und was die gut heißen, dazu ſagt er nicht Nein. Er hätte auch am allerwenigſten Nein geſagt: denn will Lisbeth aus eigenem Antriebe von ihm fort, dann mag ſie nur gehen; er kann und wird ſie nicht zurück halten, nicht mit Worten, nicht mit Bitten oder Thränen: er verabſcheut jeden Zwang. Wenn ihr Herz nicht gebietet, daß ſie bleibe, wie kann ein anderes da Macht über ſie haben. Er zweifelt zum erſten Mal an der Echtheit ihrer Liebe; aber Zweifel hat noch immer eine verſteckte Hoffnung in ſich, und ein Zweifelnder iſt noch kein ganz Unglücklicher, kein Verzweifelnder. Leonhard hält bei ſich noch feſt den Glauben an eine heilige, reine, von Gott geſandte Liebe, die niemals, unter keinen Umſtänden wanken kann. Eine ſolche Liebe trägt er im Herzen, eine ſolche Liebe war die ihm bis jetzt allein denkbare in dem Herzen ſeines Mädchens. Nun ſteigen Bedenken in ihm auf, und belaſten ſeine innerſten und innigſten Gefühle.

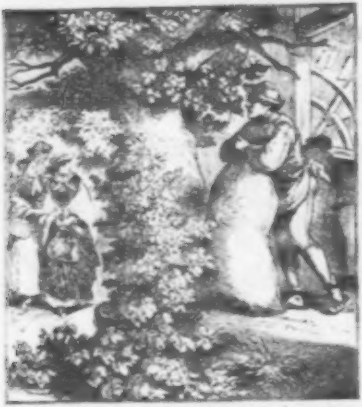
Leonhard zwingt ſich, ein gleichgültiges Gebahren anzunehmen: den Abend vor Lisbeths Abreiſe iſt er ſogar der Vergnügteſte. Er wird ſo luſtig, daß er alle Andern damit aufheitert, und lacht ſo laut, wie nie zuvor. — Es giebt ein Lachen, deſſen ſich Jeder erbarmen mag, der es verſteht; es iſt ein Lachen, wodurch ſich der Gram Luft machen muß, ſoll ſich nicht vor Weh das Herz zerſprengen. Zu ſolchem Lachen zwingt ſich Leonhard; von der Umgebung wird es meiſt nie verſtanden: damit kann ſich jedes Leid völlig verbergen, es müßte denn im Geſellſchaftskreiſe noch ein Unglücklicher ſeyn, der würde verſtehen, was es bedeutet. —

Leonhard kann Lisbeth am andern Morgen nicht einmal das Geleit zum Dorfe hinaus geben; er entſchuldigt ſich wegen zu vieler Geſchäfte in der Mühle. Lisbeth meint: „Leonhard hat mich gar nicht ſo lieb, wie ich bis jetzt gedacht. Geſtern, am letzten Abend vor meiner Abreiſe, war er der Luſtigſte von Allen, heute nimmt er ſich nicht einmal Zeit, mich zum Dorfe hinaus zu geleiten, und ich hab' mir noch ein Gewiſſen daraus gemacht, ihn auf kurze Zeit zu verlaſſen. Es kommt ihm am Ende ganz gelegen, daß ich fortgeh', er hat ja ſo viel zu thun, und keine Zeit für mich übrig." — Sie verſteht ihn eben nicht, denn nur wahre Liebe verſteht ſolche Stimmung. — In letzter Zeit hatte aber Lisbeths Liebe zu Leonhard immer mehr und mehr abgenommen, ſie hatte ſich ſchon ſo viele Gedanken mit dem Leben in der Stadt gemacht, worin beſonders Ruprecht ſie fortwährend unterſtützte. Er ließ nicht ab, ihr das ſtädtiſche Weſen immer angenehmer und verführeriſcher auszumalen, und wie ſehr ſie das erſte Mal über ſolche Vorſtellungen äußerlich erzürnt ſchien, eben ſo ſehr ſind ihr mit der Zeit dergleichen Unterhaltungen Bedürfniß und einzige Zerſtreuung geworden.

Ruprecht lachte heimlich darüber, daß ihm ſein Plan ſo gut gelungen; er hegte ſelbſt eine glühende Neigung zu dem ſchönen Mädchen, und wie Liebe Alles veredelt und erhebt im Gemüth eines guten Menſchen: bei einem ſchlechten zieht ſie Alles in den Staub. Ruprecht ſpielte Jedem, wo er nur konnte, einen böſen Streich. Am wenigſten aber mochte er ruhig zugeben, daß der ernſte, ſtille Leonhard, den er ſchon als Knaben gehaßt, die ſchöne Lisbeth zur Frau bekommen ſollte; der beſaß in ſeinen Augen keinen ſelbſtverdienten Vorzug. Warum war Leonhard Einer der Wohlhabendſten im Dorfe, und hatte dabei eine Geſtalt, die jedem Mädchen wohlgefiel? — und warum war er nur armer Taglöhner, dabei häßlich von Geſtalt? Die Mädchen kicherten und flüſterten, wenn ſie ihn von weitem ſahen, ſich leiſe zu: „Da kommt der ſtrupphaarige tückiſche Griesgram, nehmt Euch in Acht! der Böſe geht hinter ihm drein.“ Den Spitznamen: „Der Strupphaarige“ gab man ihm wegen ſeines aufgeſträubten Haares; er ärgerte ihn bis zur giftigſten Wuth! Den Nachſatz aber ließ er ſich gefallen: denn war er nicht beliebt, ſo wollte er wenigſtens gefürchtet ſeyn, und das zu erreichen, that er Böſes, ſo viel er vermochte, ohne Gefahr für ſich ſelber. Liesbeth war die Einzige im Dorfe, der er ſich in letzter Zeit hatte nähern dürfen.

Das argloſe Mädchen heißen Blutes lief ihm bereitwillig in die Schlingen. Er triumphirte ſchon in ſeinem Innern: „Iſt Die nur erſt in der Stadt, an ein Zurückkehren hierher iſt dann nicht zu denken; ſie weiß, was ſie will und lernt gar bald, ſich zu amüſiren. Wird ſie nicht mein, Leonhard bekommt ſie eben auch nicht, — und am Ende, wenn's 'mal ſo ſteht, daß ſie Keinem mehr gut genug iſt — ein armer Taglöhner ſieht über Manches hinweg; aber Leonhard, nein, wie ſoll Leonhard ſie haben!“ —

Als Liesbeth mit ihrem Vater, der Müllerin und noch Andern, die ihr das Geleit bis zur nächſten Eiſenbahn-Station gaben, an der Mühle vorbeikam, da ſpähte ſie wohl mit ſchwerem Herzen: ob Leonhard ſich nirgends blicken laſſe; er war aber nicht zu erſchauen, und ſie ſprach zu ſich ſelbſt: „Er iſt der gemüthsloſeſte Menſch von der Welt. Dem iſt's wohl gar bequem und gelegen, daß er mich los wird; gut, daß ich doch einmal Gelegenheit habe, die Kälte ſeiner Liebe deutlich zu erkennen!“ Dabei wurde ihr innen wieder weh', ſie zerdrückte heimlich eine Thräne; es war ihr auf einmal ſo, als nähme ſie Abſchied für's Leben von dem Beſten, das ſie je beſeſſen. — Ja, käme jetzt Leonhard, und würde ſagen: bleib' bei mir, geh' nicht fort! ſie wäre ihm an die Bruſt geſunken und hätte ihn nicht verlaſſen können. — Ihre Nachbarin, ein kleines blondes Mädchen, mag ihr die Rührung wohl angeſehen haben; ſie fragte deshalb theilnehmend: „Ach, Liesbeth, es wird Euch gewiß ſehr ſchwer, daß Leonhard kein Lebewohl für Euch hat!“ Da zuckte es Liesbeth in allen Adern: „Ha“ — zürnt ſie in ſich — „Die werden meinen, ich geh' nur davon, weil mich Leonhard vernachläſſigt hat; ſie denken: ich mach' mir gar ſo viel aus ſeiner verlornen Liebe. ſo ſieht's auch aus, es ſoll aber nicht ſo ausſehen! — nein!“



Sie waren jetzt dicht an der Mühle. Haſtig wendet ſich Lisbeth zu ihrer Nachbarin und ſagt, mit den Achſeln zuckend: „Ich verachte Leonhard, und ein Lebewohl von ihm iſt mir gleichgültig.“ — Ach, ſie erſchrack ſelbſt, als dieſe Worte ausgeſprochen waren; ſo hart hätte ſie nicht ſprechen ſollen, das hatte Leonhard nicht um ſie verdient. Doch zurücknehmen, was ſie einmal geſagt, das will ſie auch nicht. Die junge Nachbarin ſah ſie erſchreckt an nach dieſer heftigen Antwort. — Der „Strupphaarige“ ging eben auf der anderen Seite der Landſtraße vorüber und rief Lisbeth zu: „Guten Morgen, Jungfer!“ — Es war, als ob eine Schlange ihr Herz ſtach und ſie wandte ſich entſetzt ab, ohne den Gruß zu erwiedern. —

Leonhard ſah doch mit an, wie Lisbeth durch das Dorf geleitet wurde, obgleich er ihr kein Lebewohl ſagen wollte. Er ſtand verſteckt hinter einem großen Jasminbuſch, der dicht bei der Mühle blühte, und an dem ſie vorbei mußte. Da ſtand er und fürchtete nur, die Schläge ſeines Herzens könnten ihn verrathen, ſo laut pochte es in ſeiner Bruſt. — Endlich naht Lisbeth inmitten der Andern, ſo ruhig und ſtill einherſchreitend, wie er es an ihr nicht gewohnt war, und als er ihr in das Geſicht ſah, das ihm ſonſt nur Fröhlichkeit zeigte, heut jedoch Traurigkeit und Wehmuth zu verrathen ſchien, da dünkte es ihn faſt, er allein ſey ſchuld, daß ſie von dannen ging. Er war gewiß nicht ſo geweſen, wie er hätte ſeyn ſollen; wäre er's geweſen, ſie ginge nicht fort. Wie eine unſchuldig Verbannte kam ſie ihm vor, wie eine von ihm Verſtoßene. Als ſie den Blick aufſchlug, und an der Mühle herumſpähte, ob er nirgend zu entdecken, da wußte er wohl, wen ſie ſuche; als ſie dann heimlich eine Thräne zerdrückte, hielt es ihn kaum länger: er wollte hervorſtürzen und ſie beſchwören, zu bleiben. Er will Alles, Alles ihr zu Liebe thun, er will auch nach der Stadt ziehen, wenn ſie es wünſcht — er will ihretwegen ein Anderer werden. Er wird ſie auf ſeinen Händen durch's Leben tragen, ſie mit Allem ſchmücken, was die Welt Schönes biete; aber bleiben, bei ihm bleiben ſollte ſie! — Schon war er im Begriff, hervorzutreten — da hörte er die Frage ihrer Nachbarin: geſpannt lauſchte er der Antwort. Erſt zauderte Lisbeth, dann hörte er von ihr die ihn verdammenden Worte. — Leonhard blieb erſtarrt ſtehen. Alles, Alles hätte er mit Faſſung ertragen können, aber Verachtung! Weshalb verachtet ſie ihn? Was hat er ihr gethan — womit hat er ſie je gekränkt oder beleidigt? gäbe er nicht für ſie ſein Leben hin, und war es nicht ſchon ſo eng mit dem ihren verkettet, daß er ſich kein Glück denken konnte ohne ſie, das ſie nicht mit ihm theilte? — Beide Hände vor die Augen gedeckt, ſtand er da wie erſtarrt. Wenn ſich die Erde doch öffnen möchte und ihn aufnehmen in ihr dunkles, kühles Reich; nun hat das Leben keinen Werth für ihn. Die Mühle mit Allem was darin, ſein ganzes Erbe könnte abbrennen, ihn berührte es nicht; ſeine Mutter könnte hinüber gehen in die Ewigkeit, in dieſem Augenblick würde er keine Thräne des Schmerzes für ſie haben. Er denkt: wenn dann alle Menſchen dich verſtoßen würden? — und ſein Schmerz antwortet: was wäre daran gelegen! — Er iſt plötzlich für Alles unempfindlich geworden; es iſt, als wenn etwas in ihm vernichtet ſey, was früher in ihm gelebt. — Ach, er empfand unbewußt auch die Wahrheit der Worte, die ein Dichter ausgeſprochen: Der eine Schmerz gab allen Schmerzen den Todesſtoß.

Was ihm das Leben auch bringen wird, glücklich kann er nie mehr werden: ſeine Liebe hält er verloren für Zeit und Ewigkeit. —

V.

In großen Städten giebt es Vergnügungsorte, die zu mannichfachen Zwecken ausgebeutet werden. Man findet unter Anderem die vorzüglichſten Symphonien- und Inſtrumental-Conzerte, jedoch von den anweſenden Zuhörern ſind nicht die Hälfte Muſik-Liebhaber, noch weniger Muſik-Kenner. — Dieſe Conzerte werden von verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft beſucht; Stabsoffiziere, Geheimräthe, wirkliche oder nur ſo betitelte, und andere hohe Beamte mit ihren Familien können ſich, unbeſchadet ihrer ſich abſondernden Geſinnung, hier ſehen laſſen, können höchſtens in die geringe Verlegenheit kommen — wenn es überhaupt eine zu nennen iſt — am Nebentiſche ihren Schneider oder Schuhmacher mit ſeiner Familie in harmloſer Fröhlichkeit zu beobachten, auch von ihm beobachtet zu werden. Dieſe Leute ſind aber in der Regel ſo beſcheiden und anſpruchslos, daß, wenn der Zufall ein ſo nahes Zuſammentreffen veranlaßt mit Familien, die ihnen Arbeit geben, ſie ſich gern einen weiter entfernten Platz ſuchen. Immer geſchieht dies freilich nicht einzig aus Beſcheidenheit, ſondern mit deshalb, um ſich ungeſtörter, oder vielmehr rückſichtsloſer einer heitern Luſtbarkeit zu überlaſſen. Welcher Grund hier einwirken mag, die ſich vornehmer Stellenden können ſich jedenfalls unbeläſtigt der anregenden Kunſtgenüſſe erfreuen, ſey es, je nach Gunſt oder Ungunſt des Wetters, unter beſchattenden Bäumen oder im glänzend erleuchteten Saale. Sie können auch mit einander ein paar Stunden verplaudern, was freilich bei Symphonien Haydn's, Beethoven's, Mozart's und Anderer von Kennern und Liebhabern der Muſik ſehr getadelt wird: zuweilen wohl nicht mit Unrecht, wenn die Zartheit harmoniſcher Töne durch ein nicht länger zu unterdrückendes Lachen oder gar durch den Ruf nach dem Kellner überherrſcht wird. Solche und ähnliche kleine Ruheſtörungen muß ſich Jeder ohne Murren gefallen laſſen, will er ſie nicht durch ſeinen zur Schau getragenen Aerger noch vermehren.

Wenn man aber ſeinen Blick tiefer in dieſe Kunſt- und Geſellſchafts-Vergnügungen hinein ſenkt, wird man gewahr, daß die größere Hälfte der Verſammelten dem Bürgerſtande zugehört, und dieſer iſt es, der hauptſächlich noch einen andern Zweck im Auge hat. Die erwachſenen Töchter werden, mit ihren zum Theil ganz niedlichen Geſichtchen, hieher geführt, um eine feſſelnde Lockung für irgend einen heranblühenden Bürger zu ſeyn und ſich einen Mann nebſt eigener Wirthſchaft zu erobern. Damit ſind die reichen Bürger oder Bürgerſöhne, auch aus Nebenabſichten wohl noch manche andere junge Männer, ganz zufrieden. Sie haben hier Gelegenheit, Bekanntſchaften bequem und in Gemüthlichkeit oder Vortheilſucherei anzuknüpfen bei brennender Cigarre und dampfendem Kaffee.

Leicht könnte man verleitet werden zu dem Glauben, die Muſik werde bei ſolchen Richtungen völlig Nebenſache: im Gegentheil, ſie ſpielt noch eine Hauptrolle, macht die leiſe einander zugeflüſterten Worte Denen, die bedenkliche Mitwiſſer ſeyn würden, unhörbar, bringt — im entſcheidenden Augenblick einer, die Sinne aufregenden Melodie — von roſigen Lippen das „Ja", wo es ohne dieſe Muſik vielleicht nie dem Herzen abgerungen wäre. Dieſelbe Melodie kann einem Andern das „Nein" eingebracht haben; vielleicht weil ſie eine Erinnerung erweckte, eine Vergangenheit herbeirief, wo ein, ach! jetzt in weiter Ferne Weilender bei denſelben Tönen ſeine Hingebung der Geliebten mit glühenden Farben geſchildert. So iſt's! — dieſelbe Veranlaſſung, derſelbe reine ſich zum Himmel aufſchwingende Ton gereicht dem Einen zum Glück, dem Andern zum Leid, Bande werden geknüpft und gelöſt, ob zum Unheil oder Segen der Betreffenden — das kann erſt die Zeit lehren.

Die ſchön geſchmückten, jungen Mädchen lenken aber auch Blicke auf ſich, die nicht ausgeſandt werden von, mit Heirathsanträgen gerüſteten Herumwandelnden; ſolche Blicke wirken gefährlich auf die eben herangereifte, ihre Reize anbietende weibliche Jugend. Jene, die ſolche Blicke ausſenden, können wohl nicht allein verantwortlich genannt werden für die Folgen; es darf doch Niemand von ihnen verlangen, daß ſie mit verbundenen Augen durch die Welt gehen, und eben ſo wenig halten ſie ſelber ſich verantwortlich dafür, daß ſie heißes Blut und leicht erregte Sinne haben. Machen doch nicht wenige junge Mädchen kein Geheimniß aus ihren Reizen, ſo weit es nur die Herkömmlichkeit des Anſtandes und die Schranken der Sitte erlauben. Ihren Augen iſt es nicht ſelten auch anzuſehen, daß ſie eben hierin keine ſtrengen Richterinnen der Männer ſeyn mögen, denn ſie nehmen bereitwillig die durchdringend zärtlich ſchmachtenden Blicke an, ſo viel ihnen zugeſandt werden. — Wem kann hier der begründetſte Vorwurf gemacht werden, dem weiblichen oder dem männlichen Geſchlecht? Die Antwort bleibt am beſten der Einſicht eines Jeden überlaſſen, ſchwierig iſt ſie nicht, — und wir ſprechen nur mit Entſchiedenheit aus, daß beide Theile auch in dieſer Hinſicht zum Ehren- und Gewiſſenhaften verpflichtet ſind.

Es iſt im Mai-Monat, die Conzerte im Freien locken ſchon zahlreiche Verſammlungen herbei. Wenn auch erſt um ſieben Uhr die Muſik-Aufführungen beginnen, um fünf Uhr ſind bereits über die Hälfte der Stühle beſetzt; ſo eifrig ſind Großſtädter bezeichneter Art, ſich der beſten Plätze zu bemächtigen, und da ſitzen ſie mit Staunen erregender Langmuth zwei volle Stunden. Zu dieſen Geduldigen, oder eigentlich doch wohl Ungeduldigen, gehören auch die Frau Räthin mit ihrem lieben Guten, der es für Berufspflicht hält, ſeine noch immer zärtlich geliebte Gattin auf allen ſolchen Spaziergängen begleitend zu führen. Zwei von ihren verheiratheten Töchtern haben ſich ihnen mit drei unverheiratheten Freundinnen angeſchloſſen, zuletzt auch Frau Hopf mit Lisbeth: ſie muß doch das Leben in der großen Stadt kennen lernen, und beſonders nie Langeweile haben. — Frau Hopf fühlte ſich ſehr zufrieden mit ihrer Nichte, die nun ſchon ſeit einigen Tagen bei ihr war; hauptſächlich gefiel es der Muhme, daß man der Lisbeth gar nicht die Herkunft vom Dorfe anmerken könnte, nach Anſicht der Frau Rentiere nicht im Geringſten. Sie hat auch äußerlich dafür geſorgt, daß die Angekommene in ihrer Kleidung den Stadtdamen gleiche; was daran noch fehlte, iſt ſchnell herbeigeſchafft worden, und mit einem glückſeligen, herausfordernden Lächeln betritt Lisbeth heute den Conzert-Garten. — Als ſie ſich etwas ſpäter mit Frau Hopf dem faſt ganz beſetzten Tiſche der Kanzleiraths-Familie näherte, bei der aber doch zwei Plätze ſorgfältig, der eine mit einem Shwaltuch, der andere mit einem Sonnenſchirm, für die Erwarteten belegt waren, zupften die drei unverheiratheten Freundinnen, einander

aufmerkſam machend, an den Kleidern und flüſterten ſich zu: „Paßt ſich doch gar nicht, in ſolchem Staat zu kommen, beſonders für ein Landmädchen!“ — Sie waren begreiflich ſchon genau von allen bezüglichen Verhältniſſen unterrichtet. — „Wie auffallend, ſieh nur, Nanette, wie auffallend!“ Aehnlich äußerten ſich alle Drei zu einander; die ausgeſprochene Meinung ſtimmte darin überein, der Anzug der Neuhinzugekommenen ſey zu elegant; innerlich theilten ſie ebenfalls eine Anſicht: ſie hätten Lisbeths Putz gern mit dem Ihrigen vertauſcht.

Lisbeth muſterte die Geſellſchaft, nickte den Damen, auch dem alten Herrn Kanzleirath einen freundlichen „guten Tag“ zu, der von den drei Freundinnen aber nur mit abſtoßender Steifheit erwiedert wurde. „Sind Die ſchon alle verheirathet?“ fragte, an die Muhme ſich wendend, flüſternd die Nichte. „Nein, Kind“, wurde ihr geantwortet, „die drei Blonden am andern Ende des Tiſches ſind unverheirathet.“ — „Warum haben ſie ſolch' große Hüte auf, wie Landmädchen ſie tragen, wenn ſie zur Feldarbeit gehen, und warum ſehen ſie mich immer ſo einfältig lächelnd an?“ fragte Lisbeth weiter. — In dieſem Augenblick nahm die Muſik ihren Anfang und Frau Hopf, die Antwort ſchuldig bleibend, legte den Finger auf den Mund, ein Zeichen, das von Lisbeth auch ſehr wohl verſtanden wurde. Um ſo größer aber war ihr Erſtaunen, als ſie bemerkte, daß eben jetzt zwiſchen den drei blonden Freundinnen eine zwar leiſe, aber um ſo lebhaftere Unterhaltung angeknüpft wurde, ſo lebhaft geführt, als hätten ſie ſich in Jahren nicht geſehen.

Der alte, liebe Gute ſaß mit übereinander geſchlagenen Armen angelehnt auf ſeinem Stuhl, und hatte bereits die Augen geſchloſſen: das beſte Zeichen von großem Muſik-Verſtändniß, wenn nicht das Hin- und Herſchwanken mit dem Kopfe, das öftere, haſtige Auffahren und ſchnelle Aufreißen der Augen einen andern Gedanken zuließ. Dies muß aber Jeder, will er es nicht mit dem Herrn Kanzleirath verderben, für ſich behalten, denn wie ſanftmüthig er ſonſt ſeyn mag, hier offenbart ſich eine ſeiner ſchwächſten Seiten.

Das wußte nun freilich Lisbeth nicht, die außerdem auch eben ſo wenig der dahin rauſchenden Muſik gefolgt war: ſie hatte bis jetzt vollauf zu thun, die Geſellſchaft am Tiſche zu beobachten. Eine Ouvertüre hatte eben ihr Ende erreicht, der alte Herr hatte noch die Augen geſchloſſen, wankte hin und her; Lisbeth, daran nicht gewöhnt, wie die Andern, fürchtete, ihn nächſtens vom Stuhl ſinken zu ſehen, und zupfte ihn ſacht am Arme. Haſtig aufgeſchreckt aus einem vielleicht ſehr ſüßen Traume, ärgerlich, daß man ihn ſchlafend gewähnt, fuhr der liebe Gute plötzlich empor, und ſtieß dabei ſo heftig an ſein erſt zur Hälfte geleertes Seidel Bier, daß dieſes, quer über den ganzen Tiſch fliegend, ſeinen Inhalt über die drei blonden Freundinnen ausſchüttete.

Welch ein Aufſtand! Die drei Schickſalsgenoſſinnen, keineswegs zarter Natur, zögerten nicht, ihre Zornfluth zu ergießen über Lisbeth, die bei ihrer Unbefangenheit in einem ihr ſo geringen Unfall nur eine Aufforderung zum Lachen gefunden hatte. Als ſie nun wahrnahm, daß böſer Ernſt daraus entſtand, entſchuldigte ſie ſich faſt bittend bei den drei Blonden, wurde aber doch als die allein ſchuldige Urſache des Vorfalls geſcholten. Hervorbrechende Thränen ſuchte ſie zu verbergen, und als ſie nachher aufſchaute, gewahrte ſie, daß der Tiſch von mehreren Herren umgeben war. Das machte ſie noch verlegener, beſonders weil einer von ihnen unaufgefordert ihre Vertheidigung übernahm, dann, zu dem Kanzleirath gewendet, ſich Dieſem vorſtellte und ihn bat, ſich der Geſellſchaft anſchließen zu dürfen. Der alte Gute ſtutzte, als er aber den vornehmen Namen des Herrn hörte, außerdem von ſeiner eben jetzt hauptſächlich in Bezug auf die drei Blonden an alle möglichen Heirathen denkenden Ehehälfte kräftig am Arme gedrückt wurde, willigte er freundlich in den Vorſchlag ein und ſtellte Herrn von Möllen der ganzen Geſellſchaft vor. Seine Begleiter hatten ſich allmälig zurückgezogen, und lächelnd einander zugewinkt.

Herr von Möllen beobachtete ſchon zuvor die Geſellſchaft, und vermochte ſich nicht zu erklären, wie das eine, ſo ganz anders und dabei ſehr gutmüthig ausſehende Mädchen mit zu dieſer Familie gehören könne, die er hier ſchon früher ohne dieſe ihm Fremde geſehen zu haben ſich entſann. „Ich muß erfahren, wer ſie iſt“, hatte er wiederholt zu ſeinen Freunden geſagt; „ich will noch heute mit ihr ſprechen, mich mit ihr bekannt machen: ſie gefällt mir unbeſchreiblich!“ Man hatte ihn verlacht und geäußert, das werde doch nur Scherz ſeyn, es ließe ſich Dergleichen nicht vom Zaun brechen, und ſie wüßten auch nicht, wohin es führen könne. Herr von Möllen lachte ebenfalls und meinte: er würde wiſſen, was er wolle, verſteh' es auch zu vollbringen. — Dann war der Anlaß zur Verwirrung gekommen, er hatte ſie mit raſchem Entſchluß benutzt, und ſich auf ungezwungene Art ſchnell der Geſellſchaft vereint. Die Frau Räthin ſah in ihm ſchon einen ſehr wünſchenswerthen Heiraths-Candidaten für eine der drei Blonden; denn was! ſind ſie freilich nicht vornehm und reich —

man hat ſchon ganz andere Beiſpiele erlebt; er iſt noch lange kein Prinz und vorkommen kann Alles!" — Frau Hopf dachte auch: „Unmöglich iſt nichts! nur ſchade, ſchade, daß ihre Nichte ſich ſchon auf dem Lande verlobt hat: das geht nun ſo ſtufenweiſe herunter mit ihrer Familie; zuletzt verbauert das, und ach! was wär' Die für eine vornehme, ſtattliche Dame geworden!" Sie hätte es dem guten Kinde ſo ſehr gewünſcht: „Na, wer weiß, wie's noch ändert, denn aus Lisbeth wird doch 'mal was Großes, das ſteht feſt!"

VI.

Lisbeth iſt bereits über drei Monate in der großen Stadt. Anders, als ſie gedacht, fügte ſich Alles; wie hatte ſie ſich vorgenommen, ſchön zu thun mit den jungen Herren, ſich auf die möglichſte Art zu „amüſiren", das Leben und ihre Jugend zu genießen — und jetzt? — Wie gleichgültig iſt ihr die große Stadt, wie gleichgültig jedes Vergnügen darin.

Sie hat nur *eine* Sehnſucht, kennt nur ein Verlangen: ſie iſt verwandelt, ſich ſelbſt ein Räthſel, jede Eitelkeit iſt aus ihrer Seele entſchwunden. Sie iſt nichts und will nichts ſeyn, als ein liebendes Weib, und das iſt ſie im vollſten Maaße.

Wilhelm von Röllen iſt ihr einziger Gedanke. Dieſer junge Mann hatte auf die empfänglichen Gefühle des nach dem vollen Leben trachtenden Mädchens ſo tiefen Eindruck gemacht, daß ihr das Leben ohne ihn unerträglich erſchien. — Er war von jenem Tage an, als er ſie kennen gelernt und ſpäter am Abend nach Hauſe geleitet hatte, öfter mit ihr zuſammen gekommen. Bald wurde er vertrauter mit Frau Hopf, ſo daß dieſe es ſchon gern ſah, wenn er ihr dann und wann ein Stündchen widmete; nun war es ſchon eine gewohnte Sache, daß er allwöchentlich zweimal einen längern Beſuch bei ihr machte, und im Stillen hatte ſie ihre eigenen Betrachtungen nebſt Plänen dabei.

Lisbeth liebt ihn mit jedem Male, daß ſie ihn ſieht, mehr; dies war kein Wunder, denn er hatte ja unzweifelhaft die Bekanntſchaft des ſchönen Mädchens nur geſucht, um ſie in ſich verliebt zu machen. Ohne die Folgen zu berechnen, war er ſich ſeines Strebens völlig bewußt; ſein Herz verſtand ſich ſchon trefflich auf wechſelnde Liebe, und was dadurch aus einem andern Herzen werden kann? — pah! das kümmerte ihn nicht. —

Lisbeth ſitzt allein am offnen Fenſter und ſchaut in die ſchwüle Nachtluft hinaus. — Frau Hopf ſchläft ſchon ſeit einer Stunde und wähnt ihre Nichte auch im erquickendſten Schlafe. Dieſe aber denkt nur an Ihn, von dem ſie in auffallender Weiſe in den letzten acht Tagen nichts ſah noch hörte. Heut erhielt ſie einen Brief von ihm, einen Brief, der ſie zum Nachſinnen über ſich ſelbſt, und zur Verzweiflung brachte. Sie hält das Blatt in der Hand, zerdrückt; ſie möchte es in Stücke reißen, aber ſie hält es immer feſter. — Selig in ihrer Liebe, füllte dieſe allein ihr Gedächtniß; nicht an ihr Verhältniß zu Leonhard hatte ſie gedacht, auch nicht daran, was werden ſollte aus ihrer Liebe, was ſie davon zu hoffen habe. Es gab nur Gegenwart für ſie, keine Vergangenheit, keine Zukunft; ihr Herz war ja überſchwenglich reich bei ſeinem gewonnenen Glück. Doch nun, nachdem ſie Tage und Stunden gezählt hat, ſeit ſie den geliebten Mann nicht geſehen, empfängt ſie einen Brief von ihm, der ihr das Glück der Gegenwart raubt, die Vergangenheit vor die Seele führt und die Zukunft vernichtet. Einen Brief, ganz kurz — nur wenige Zeilen; ſie las:

> „Geliebte Lisbeth, das Leben ohne Dich iſt mir ſchrecklicher als der Tod. O, nur daran zu denken, bringt mich an den Abgrund der Verzweiflung; — und dennoch, ich darf Dich nicht mehr aufſuchen: Verhältniſſe verbieten es mir. Ich muß in drei Tagen die Stadt verlaſſen. Bin ich Dir mehr als Heimath und Verwandte? Haſt Du Muth, kannſt Du Dich aus den Verhältniſſen dieſer Welt herausreißen? O komm mit mir, ich will Dir eine neue Heimath, einen Himmel auf Erden ſchaffen. Geht Dir unſere Liebe nicht über Alles? Rette mich vor Wahnſinn! Ich erwarte Dich am dritten Tage, Abends zehn Uhr, am Ende der Straße mit meinem Wagen. Dein bis in den Tod ergebener W. von Röſſen.“ —

Lisbeth war im Dorfe nur bei einfacher Erziehung aufgewachſen, ſie hatte aber doch natürlichen Verſtand genug, und vor Allem das richtige Gefühl, das mehr oder minder jedes weibliche Weſen ſtärkt, wenn es gilt die eigene Ehre zu ſchützen. In der erſten Aufwallung wollte ſie den Brief zerreißen und wegwerfen; dann aber drängte ſich bei all ihrem Einſehen von Recht und Unrecht das Herz, das glühende, ſich ganz hingebende, jedes Opfers bereite Herz dazwiſchen, und ſie preßte den Brief feſt in die Hand.

So ſaß ſie ſtumm, verſtört da; es fehlte etwas in dieſem Briefe — ein einzig kleines Wort. — Warum ſtand nicht darin: Du ſollſt

meine Frau werden? Dies Eine hätte ſie ohne Bedenken dazu bewegt, ihm bis an der Welt Ende zu folgen; Alles, Alles würde ſie darüber vergeſſen, ohne einen Gedanken an Eigennutz: er hätte der Letzte in der Welt ſeyn können, ſie wäre ihm gefolgt; ſie wünſchte faſt, er wär' es, damit ſie ihm gleicher ſtände; — nun ſteht er ſo hoch, ſie ſo niedrig, und nun fehlt das eine Wort. So ſehr ſie danach ſucht, ſo emſig ſie ſich bemüht, eine Hindeutung zu finden: nein, im Gegentheil, es ſteht da ganz klar: „kannſt Du Dich aus den Verhältniſſen dieſer Welt herausreißen“, das heißt: den Verhältniſſen dieſer Welt zuwider handeln, das verlangt er von ihr. O mein Gott! wie hat ſie ihn geliebt, wie liebt ſie ihn noch — und was ihr zumeiſt fürchterlich iſt: ſie muß Ihn anſchuldigen, Ihn, den ſie ſo hoch, ſo heilig gehalten. Um ihn nicht zu verdammen, fällt ihr ein: er will ſie vielleicht nur prüfen, will wiſſen, ob ſie ihn wirklich ſo liebt, wie vielmals ſie ihm geſagt; — und ſie iſt keines Opfers fähig, alſo ſeiner nicht werth. Dann tröſtet ſie ſich auch: was ſoll er ihr das noch ſchreiben, was ſich von ſelbſt verſteht; er hat oft verſichert: das Leben hat nur Werth für ihn, ſo lange ſie in ſeiner Nähe iſt. Soll ſie ihm ſein Glück für alle Zeit entziehen? — und was iſt ihr armes, geringes Leben gegen das Seine? und wenn ſie ihm nur eine Stunde auf Erden verſüßen kann, hat nicht ihr Leben erſt dadurch einen Werth? „Gewiß, ich werde ihm folgen bis in den Tod!“ —

Doch Leonhard? Gehört ſie ihm nicht an, nach ihrem eigenen Ausſpruch, nach dem Willen ihres Vaters? — Das war ehedem, da kannte ſie noch gar keine Liebe, deshalb gab ſie ihre Zuſage; aber nun kann ſie doch nimmermehr Leonhards Frau werden; das iſt vorbei für ewig. — Leonhard iſt ihr werth, wenn ſie an ihn zurückdenkt; aber ſo mag man etwa einen Bruder gern haben; geliebt hat ſie ihn nie; das fühlt ſie deutlich klar. Hätte ihr Leonhard geſagt: folge mir, ungefähr ſo, wie es heute da im Briefe ſteht — ſie hätte ihn verachtet, ja gehaßt. Aber Leonhard liebt zu gleichgültig, wohl gar nicht; er hat noch nicht ein einzig Mal an ſie geſchrieben, ſo lange ſie fort iſt: ſie freilich auch nicht an ihn. Was hätte ſie ihm auch ſchreiben ſollen!“ — aber ſeinetwegen iſt ſie ganz ruhig. Menſchen wie Leonhard ſind keiner Leidenſchaft fähig. — Ja, ſie wird Dem folgen, der ſie ſo ſehr liebt; o, es wird himmliſch Leben ſeyn bei ihm — immer nur bei ihm — kein Aufhören dieſer Seligkeit — außer ihm keine Welt — er ihr mehr als die ganze Welt! —

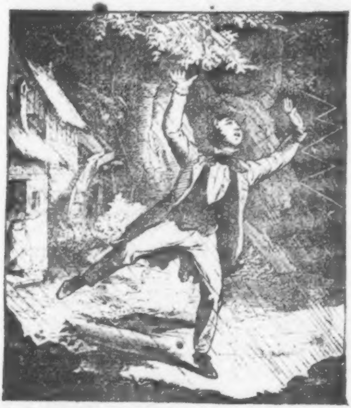
Plötzlich fällt ihr ein: was würde Ruprecht ſagen, wenn er wüßte, was ſie vor hat? Ha! es überläuft ſie eiskalt; — er wird ſagen: recht ſo, Jungfer! ſie hat nicht umſonſt ein hübſch Geſicht; luſtig, luſtig, ſo lang es geht! — Wenn Ruprecht lachte, dann hat ſie ſtets etwas Böſes in Gedanken gehabt, und iſt er auch nicht da, ſie weiß beſtimmt, er würde boshaft lachen, wenn er wüßte, was ſie vor hat. — Er ſoll nicht lachen, ſie iſt anders, als er gedacht; ſie wird jeder Verſuchung widerſtehen, wird ſo leben, daß ſie vor Gott und den Menſchen Rechenſchaft ablegen kann von all ihrem Thun. — Sie folgt ihm nicht — „er kann allein reiſen — er allein, ſie allein — er kommt nie wieder — nie! — „Rette mich vor Wahnſinn!“ das ſind ſeine letzten Worte. Er kommt nie wieder — und warum nicht? Er wird's wiſſen; — und wenn ich ihm nicht folge, nun, eine Andere wird ihn tröſten. Die wird nicht ſo ſchwankend ſeyn, wird ihm vertrauen, nicht zweifeln — ihm ihr ganzes Leben opfern, ihr Glück, Alles, Alles, was ſie beſitzt: — und er wird ſie lieben bis in den Tod. — „Nein, nein! — eine Andere? ich wäre verloren! — Niemand ſoll mich übertreffen in Glauben und Hingebung, Niemand mich verhindern, ihm zu folgen bis in den Tod!“

VII.

Es iſt ſchon gegen Abend. Der Schulmeiſter ſteht keuchend am Fenſter, ſtopft ſich in großer Aufregung ſeine Pfeife; er drückt immer mit dem Daumen den Taback nach, trotz dem, daß der Kopf ſchon überfüllt iſt; dann ſtößt er mit der Pfeife hart auf das Fenſterbrett und ruft: „Die verdammten Jungens!“

Die Frau Schulmeiſterin ſitzt am andern Fenſter mit einem großen Wocken vor ſich und ſpinnt; es iſt die ehemalige Wittwe Anna: vor vier Wochen wurde die Hochzeit gefeiert. Dem Schulmeiſter war ſie nicht eilig genug gekommen; Anna aber wollte doch wenigſtens einige Monate Braut ſeyn. Sie fühlte ſich in dieſer Zeit wieder ſo jung und mädchenhaft, ſchlug immer verſchämt die Augen zur Erde, wenn Einer von ihrer nahen Verbindung ſprach. Ihren Anzug hatte ſie völlig umgeändert; anſtatt des kurz geſchürzten Rockes und knappen Mieders trug ſie ein längeres Kleid, dazu eine große unkleidſame Haube; aber ſie hielt dieſen Anzug für ſchicklicher, ſeit ſie eines Schulmeiſters Frau war: denn ſie gehört ja jetzt mit zu den Erſten im Dorfe; ſie fühlt ſich auch in ſolcher Würde.

Als ſie die Pfeife ſo hart aufſtampfen hörte, hob ſie haſtig den Blick, der Faden, den ſie ſpinnt, reißt mitten durch, das ſtimmt ſie mißmuthig. Der Faden darf nie reißen, ſie ſieht ſich immer ſo vor.



Sie ruft im Aerger: „Was giebt's denn ſchon wieder, was thut Dir die Pfeif', daß die ſolchen Stoß bekommt?“ — „Kümmert's Dich?“ fragt der Schulmeiſter kurz angebunden, und kehrt ſich ab. — „Na, das iſt wahr,“ eifert Anna, „das iſt wahr; ich glaub' dem Kuhhirten ſeine Frau hat einen freundlicheren Mann; das hätt' ich nicht gedacht, wenn ich früher Euer verliebtes Blinzeln ſah, daß Ihr gleich werd't ſolche Miene aufſetzen, grad' ſo, als wenn ich 'was verbrochen hätt'!“ — „Ei, Anna, ich hab's nicht böſ' gemeint; die Jungen, die verdammten Jungen, die ſind dran ſchuld!“ Er trat auf ſie zu, und ihr die Backen ſtreichelnd, erzählte er: „Heut früh iſt der Verwalter vom Gut bei mir geweſen und hat mir geſagt: ich ſoll die Jungen ſtrenger halten, ſoll ſie beſtrafen: an zehn ſind heut in den Kirſchgärten der Herrſchaft geweſen und haben geplündert. Na nun wußt' ich doch nicht, welche von den Jungen da geweſen, alſo hab' ich ſie heute nach der Schul' alle tüchtig durchgeprügelt; dann, dacht' ich, trifft's doch auch jedenfalls die Rechten. Nun ſind die Jungen im Heulen nach Hauſe gelaufen, haben ſich bei den Eltern beklagt, die ſind faſt alle heut' am Nachmittag hier geweſen, haben ein Zetergeſchrei gemacht: wie ich ihre Jungen unnütz beſchuldigen, ohn' Urſach' ſchlagen dürfe, und ſie wollten mich verklagen bei'm Schulzen. Siehſt du, Anna, nun verwunderſt Du Dich wohl nicht mehr, wenn ich nicht gleich freundlich zu Dir war.“ — „Nu ja,“ erwiedert ſie, „das iſt Anlaß zu Verdruß; aber Alle hätt'ſt ſie auch nicht prügeln ſollen, das war Unrecht von Dir.“ — „Fängſt Du auch noch an!“ antwortete er. „Was hätt'ſt Du an meiner Stelle gethan?“ — „Ich hätt' ſie zur Red' geſtellt, hätt' ihnen ins Gewiſſen geſprochen.“ — „Ach, Anna,“ entgegnete der Schulmeiſter, „wenn Du glaubſt, ſolche Jungen haben ein Gewiſſen, da biſt Du irrig; je mehr Schelmenſtücke ſie ausführen, um ſo leichter wird ihnen um's Herz. Die legen das Weltgeſchrei von Freiheit nur in der Art aus, daß ihnen jede Unart erlaubt iſt.“

„Ach, ſieh,“ ruft Anna, und zeigt mit dem Finger zum Fenſter hinaus auf die Straße, „ſieh, da kommt Leonhard; nein, er ſtürzt vorüber. Aber Der hat's eilig, er läuft ja wie toll, hat nicht 'mal einen Hut auf, und es regnet bereits. Wo will das hinaus! Höre, ich glaub', es iſt nicht richtig mit Leonhard. Seit Lisbeth fort iſt, hat er ein ganz verändert Weſen, ſo unſtät und zerſtreut; er ſieht immer aus, als wollt' er ſich geraden Wegs ein Leids anthun. Na, wenn Dem Lisbeth nicht treu bleibt, dann ſteh' ich für nichts.“ — „Anna! — was ihr Frauen Euch immer für Gedanken macht; iſt denn nicht die Lisbeth meine Tochter, und iſt ſie nicht ein gutes Kind von jeher?“ — „Ja, und ſchön!“ fällt ihm Anna ins Wort. — „Biſt Du nicht auch ſchön“, will der Schulmeiſter eben ſagen, hat es auch ſchon geſagt; aber er ſieht ſich verlegen um, ob es Niemand gehört hat, denn Anna ſieht in der veränderten Tracht gar nicht ſchön aus: das bemerkt er auch, und ſchön iſt ſie eigentlich nie geweſen, aber früher kam ſie ihm ſo vor. — Sie lächelte verſchämt und ſagte: „Schön und ſchön iſt zweierlei; ich bin nur eine einfache Schönheit, aber Lisbeth fällt groß auf, Jedem, der ſie anſieht.“ — Und nun, als ſie anfing, über verſchiedene Schönheiten nachzudenken, über die letzte Aeußerung ihres Mannes auch vollſtändig mit ihm ausgeſöhnt war, begann ſie wieder zu ſpinnen.

Der Schulmeiſter macht es ſich auf dem Sopha bequem; er war heute über Mittag noch auf dem Felde geweſen, nun pflegte er der Ruhe und rauchte ſeine im Zorn geſtopfte Pfeife ganz vergnügt.

Die Fenſter ſtanden weit offen, ein Gewitter ſchien heraufzuziehen; der Tag war ſchwül, in der ermattenden Luft ſehnte ſich Alles nach Regen, der auch kam. — Einzelne ferne Donnerſchläge wurden ſchon früher hörbar; jetzt ſchmetterten ſie heftiger. Anna ſteht auf und ſtellt leiſe ihren Wocken bei Seite; während des Gewitters darf man nicht arbeiten, ſo iſt es Sitte auf dem Lande. Dann geht ſie an ihre Kommode und nimmt das Geſangbuch heraus: wenn das Gewitter ſehr ſtark wird, lieſt ſie darin. Sie ſchreitet in der Stube auf und ab, und ſieht zuweilen zum Fenſter hinaus; das Geſangbuch legt ſie auf den Tiſch. — „Die brennende Pfeif' zieht den Blitz an, ſtell' ſie lieber fort!“ ſagt Anna; — doch kaum hat ſie ausgeſprochen, da fliegt die Thür auf und leichenblaß ſtürzt die Müllerin in die Stube. „Leonhard!“ ruft ſie, „Leonhard! iſt Leonhard nicht hier?“ — „J, du mein Gott, der iſt vor einer halben Stunde hier vorüber gegangen“, ſagt Anna, „aber habt Euch doch nicht ſo, was ſoll denn mit Dem geſchehen?“ —

„Er geht fort“, jammerte die Müllerin, „Der kommt nicht wieder; oft ſchon hat er geſagt: das Leben ſey nicht mehr zu ertragen. Ach, ſchon gleich, als Lisbeth fortzog, war er ſo verzweifelt, daß ich nicht glaub', der Abſchied allein iſt daran ſchuld; Der muß ein Geſicht gehabt haben, oder ſonſt was, und nun, wenn Lisbeth ihm untreu iſt, dann — ja, Luſſan, Ihr wißt auch noch nicht, was geſchehen. Sie haben es mir geſchrieben, damit Euch nicht der Schlag rührt, wenn Ihr's ſo plötzlich erfahrt. Und nun, Ihr wißt ja, ich kann nicht gut leſen, und da hab' ich Leonhard den Brief gegeben, der hat ihn denn allein für ſich geleſen, laut aufgeſchrieen, mir aber kein Wort geſagt. Der Brief fiel ihm aus der Hand und er iſt auf und davon gelaufen. Des Nachbars Grethe hat ihn mir vorgeleſen; hu, wie gräßlich! Armer Mann, wißt Ihr, zu was Ihr Eure Tochter erzogen habt? Eure Tochter iſt eine — na, Gott ſteh' mir in Gnaden bei! — über meine Lippen wird ſolch ein Wort nie kommen. Doch hört nur, Euer Kind iſt fort, an einem Abend ſpät verſchwunden und bis zum andern Abend noch nicht zurück geweſen. Frau Hopf hat es mir geſchrieben, die Räthin, ihre gute Freundin, hat auch noch einen Zettel hineingelegt, wegen ihrer Vermuthungen, und daraus erſieht man erſt, wie die Sachen ſtehen.“

So erzählte die Müllerin in einem Athem, unter Weinen und Händeringen. Der Schulmeiſter ſaß wie verſteinert; den Brief warf die Müllerin auf den Tiſch und ſagte: „Da leſ't ſelbſt!“ Er nahm ihn nicht, die Pfeife war ihm aus dem Munde gefallen, ſie lag am Boden, die glühende Aſche herum geſtreut; er hielt ſich mit beiden Händen den Kopf feſt und ſtöhnte laut. Anna ſtand am Fenſter und weinte leiſe vor ſich hin; ſie hatte ein gutes Herz, es that ihr weh, das Unglück dieſer Menſchen. Da plötzlich fuhr ein heller Blitzſtrahl an ihren Augen vorüber, und faſt zu gleicher Zeit hörte ſie einen furchtbaren Donnerſchlag; ſie lief angſtvoll vom Fenſter zurück. Ruprecht ſtand draußen: gerade ſo hatte ſie ſich immer den Böſen gedacht, ſo entſtellt grinſend und ſchadenfroh ſah ſein Geſicht aus. Er wandte ſich um, und lief laut lachend von dannen.

„Nun, ſtolzer Leonhard“, murmelte er zwiſchen den Zähnen, „wie gefällt dir deine Braut? es iſt die Schönſte aus dem ganzen Dorfe, aber auch die“ — Er konnte ſeinen Satz nicht vollenden; dicht vor ihm fuhr ein Blitz in die Erde: er blieb vor Schreck wie angefeſſelt ſtehen.

VIII.

Lisbeth war wirklich an einem Abend gegen acht Uhr heimlich fort gegangen. Frau Hopf vermuthete: ſie iſt bei der Räthin; da kommen die jungen, verheiratheten Töchter öfter zum Beſuch, auch die unverheiratheten Freundinnen. Mit denen hat ſich zwar Lisbeth nie ſehr gut geſtanden, was ſeine verſchiedenen, ſehr begreiflichen Urſachen gehabt; aber doch: ein junges Mädchen will ſich auch einmal mit Seinesgleichen ausſprechen. Bis Zehn, — halb Elf — bis Elf hatte ſie gewartet, Liebeth blieb noch immer aus. Die alte Dore war hereingekommen und hatte gemeint: daß Die Unheil in's Haus bringen würde, habe ſie längſt gewußt: „nun wär' es ſo weit.“ — Frau Hopf erwiederte unwillig: „Was wäre ſo weit?“ — ſie werde jetzt zur Räthin gehen und Liebeth abholen; dabei ſchlug ihr ſelbſt das Herz vor Angſt. Die alte Dore ſchwieg nicht, erdreiſtete ſich ſogar zu der Rede: „Wenn Die bei der Frau Räthin iſt, will ich von Stund' an in die Erde verſinken.“ — Die erſchrockene Muhme ruft aus: „Um Gotteswillen, verſündige Dich nicht!“ und geht dann haſtig.

Sie hat nicht weit bis zur Räthin, war bald dort, klingelte — Niemand öffnete die Thür. Sie ging von außen am Hauſe herum, ſpähte, ob noch Licht zu ſehen: es war ſchon überall dunkel. Sie eilte nochmals an die Thür, zog die Glocke fünf bis ſechs Mal. Endlich kam die Räthin ſelbſt und rief ärgerlich zur Thür heraus: „Wer iſt da?“ — „Ach, du mein Himmel! iſt denn Liebeth nicht hier?“ fragt keuchend und zweifelnd Frau Hopf. — „Herr Je, Frau Rentiere, Sie ſind's, und ſo ſpät in der Nacht? Aber was ſagen Sie! Liebeth ſoll hier ſeyn? und ſie iſt fort? Hab' ich ſie doch ſchon acht Tage nicht geſehen; ſchienen doch meine Töchter und deren Bekanntſchaft dem feinen Fräulein nicht vornehm genug zum Umgang.“ — „Ach, beſte Frau Räthin, jetzt nur keine Vorwürfe, ſehen Sie mir nicht meine Herzensangſt an? Liebeth iſt ja ſchon um acht Uhr weggegangen. Mein Himmel! ich ſtörte Sie wohl aus dem Schlafe, ich bitte um Verzeihung. Was werd' ich aber nun anfangen! — vielleicht iſt ſie auch in der Zeit nach Hauſe gekommen.“

Sich nochmals entſchuldigend, empfahl ſie ſich in Haſt der Frau Räthin, die ſich kopfſchüttelnd und ſehr aufgeregt zurückzog.

Ihr lieber Guter wurde ſogleich eingeweiht in das Begebniß; dieſer aber ſagte murrend: „Wird ſich ein Leid's angethan haben, iſt heut zu Tag kein Wunder.“ — „J, bewahre!“ rief die Räthin, „ich habe ganz andere Vermuthungen“, und nun wollte ſie ſich recht breit über die Sache ausſprechen. Bald wurde ſie aber gewahr, daß ihr lieber Guter ſchon wieder laut ſchnarchte; mit einem Seufzer, der indeß nur den abgeſchnittenen Reden galt, verſuchte ſie auch wieder einzuſchlafen, konnte aber nicht die Augen ſchließen. Immer fiel ihr ein, wie ihre Töchter ſo ehrbare Frauen wären, und wie viele lüderliche Dirnen es in der Welt gebe. —

Am andern Morgen, als ſie kaum ihr kleines Hausweſen beſtellt hatte, war ihr erſter Gang zu Frau Hopf hin; dieſe fand ſie in

Verzweiflung und Rathloſigkeit. Liebeth war noch nicht da. „Frau Räthin, erbarmen Sie ſich, was fang' ich an?“ — „Ohne Säumen auf die Polizei ſchicken und den Vorfall melden, das iſt das Beſte!“ rief die Räthin. Aber nein, daran war nicht zu denken, darauf ging Frau Hopf nicht ein. Das iſt Schande für Liebeth und auch für ſie ſelbſt: eine fortgelaufene Dirne will ſie nicht in ihrem Hauſe gehabt haben, und außerdem hofft ſie jeden Augenblick, Liebeth werde noch kommen: ſie hat ſich gewiß nur verirrt, aber die Nacht liegt dazwiſchen, wenn ihr nur kein Leid geſchehen! — Die Räthin behauptet: Die kommt nicht wieder; wer weiß mit wem ſie auf und davon gegangen. Wer nicht blind geweſen, der hätte längſt was merken können. Mit ſolchen vornehmen Herren müſſe ſich ein einfaches Mädchen nie einlaſſen. Das führt zu keinem guten Ende. Ihren Töchtern hätte ſo etwas nie einfallen dürfen; die wären vernünftig erzogen. Aber doch hatte ſie anfangs geglaubt — wollte es ſich ſelbſt freilich jetzt kaum geſtehen — eine von den drei, ganz beſonders unter ihren Schutz geſtellten blonden Mädchen hätte den vornehmen Herrn feſſeln und eine glänzende Partie machen können, wenn nur nicht Liebeth dazwiſchen geweſen wäre. Wer kann wiſſen, ob ſie nicht Eine beſtens verſorgt hätte; aber, das iſt 'mal ſo, ſie ſind ſittlich erzogen und eine Kokette zieht jeder Mann vor. Wäre Liebeth nur nicht Braut geweſen, dann hätte ſie ihn ihr auch gern gegönnt, aber nur nicht auf ſolchem Wege; bei Nacht und Nebel einem Mann nachzulaufen — das ſey doch gar zu abſcheulich und anders iſt's nicht; das wird man ſeh'n. Dies Alles äußert die Räthin und fügt hinzu: ſie ſey nicht mehr jung, habe Welterfahrung genug, und ſolche Dinge wären heut zu Tage nicht ſelten. Anſtatt Frau Hopf zu beruhigen, ſchilderte ſie ihr immer ſchrecklichere Unglücksfälle, zu denen meiſtens ſolche Begebenheiten führen.

Die Räthin hatte ſich endlich entfernt, kam aber nach dem Eſſen wieder. Unterwegs war ſie einer der drei blonden Freundinnen begegnet, der wurde das Ereigniß mitgetheilt; dieſe hatten dann nichts Eiligeres zu thun, als ſo viel wie möglich allen ihren Freundinnen und Bekannten das Entſetzliche zu erzählen, ſtets mit dem Zuſatz: „Es ließ ſich nicht anders erwarten, wir haben es vorausgeſehen. Sie verdient, was kommen wird; wenn man einmal Braut iſt, ſoll man bleiben, wo man hingehört. Aber da kommt ſolch' einfälige Schulmeiſter-Tochter nach der Stadt, möcht' am liebſten alle Männer in ſich verliebt machen und keiner andern einen gönnen; das war ſo recht ihre Art: nun ſtraft ſie ſich ſelber.“ — So wurde über Lisbeth geurtheilt. —

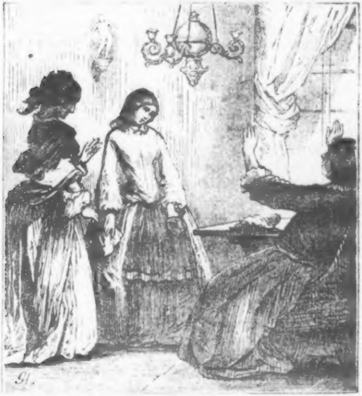
Die Räthin beſtand nun ernſtlich darauf: der Polizei müſſe Anzeige gemacht werden. Frau Hopf aber erwiederte: das wäre ihr Tod, das könnte ſie nicht überſtehen. Sie hatte ſich jetzt eingeredet: Lisbeth habe das Heimweh bekommen, ſey nach Hauſe gefahren; ihr habe ſie gewiß nichts von dem plötzlichen Entſchluß ſagen, allen möglichen Hinderniſſen vorbeugen wollen. Sie wird deshalb an den Vater ſchreiben und anfragen, ob Lisbeth bei ihm iſt; wenn nicht, dann möge er rathen, was geſchehen ſolle. Die Räthin war damit nicht einverſtanden; erſtens wär' es für den armen Mann ein zu großer Schreck, und zweitens läge auch ein ſolches Unternehmen Lisbeth ſehr fern. Beide Frauen kamen dann überein, an Leonhards Mutter zu ſchreiben.

Frau Hopf fragte nur ganz kurz an: ob ihre Nichte, von der ſie ohne Abſchied verlaſſen worden, daheim angekommen ſey. Die Räthin fand dies nicht genügend, fühlte ſich berufen, ihre eigenen Gedanken und Vermuthungen mitzutheilen, ſo ausführlich, wie es in der Kürze der Zeit thunlich war. Während Frau Hopf nur einige Zeilen mit bebender Hand geſchrieben hatte, ließ ſich die Räthin ſo viel Zeit, zwei volle Seiten zu füllen über Lisbeths That. Daß dieſe nicht geſchont wurde, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Brief war kaum ſeit einer Stunde zur Poſt befördert, es fing ſchon an zu dunkeln, und die red- und ſchreibſelige Freundin wollte ſich eben empfehlen, da wurde ſacht an der Hausklingel gezogen. Frau Hopf erſchrack, die Räthin ging ſelbſt, die Thür zu öffnen und ſie erſchrickt nun auch und heftiger: Lisbeth ſteht leichenblaß vor ihr.

Faſt ſcheint es, als nähme für ſonſt ganz harmloſe Menſchen ein Unheil oft gar zu ſchnell ein Ende, weil ihnen die Gelegenheit entflieht, Schlimmes zu verbreiten über Ereigniſſe, bei denen ſie betheiligt waren. Das iſt eine Schwäche Vieler, und der Räthin war jetzt ſo zu Muth nach dem Ausruf: „Herr Gott, iſt's möglich!“ Faſt mit Unwillen ſah ſie auf Lisbeths Heimkehr; ſie hatte ſchon ſo viele gehäſſige Vermuthungen ausgeſtreut, ſie nun gar ſchriftlich den Angehörigen Lisbeths mitgetheilt, daß es ihr ſehr unangenehm empfindlich war, ſich der Wahrſcheinlichkeit nach geirrt nub damit ſich ſelbſt lächerlich gemacht zu haben.

Aeußerlich zeigt ſie große, aber nur bis auf den einen Punkt wahr zu nennende Freude. Innerlich nimmt ſie ſich feſter vor, es


Gl.

mag nun geweſen ſeyn, was und wie es will, ſie bleibt ihrer erſten Ausſage getreu: ſie verdammt die Schulmeiſter-Tochter in ſo weit, um wenigſtens ihre Neuigkeiten zu rechtfertigen.

„Lisbeth, geliebtes Kind, da biſt Du ja! Was haſt Du uns für Angſt bereitet!“ — mit dieſen Worten umfaßte ſie zärtlich Lisbeth und führte ſie in die Stube. Die Zurückgekehrte folgte ruhig ohne ein Wort des Grußes zu erwiedern. — „Nun, Frau Hopf, wen bring' ich hier?“ rief die Räthin, die Thür öffnend.

Die alte Frau ſaß ſtill auf ihrem Stuhle und weinte heftig, endlich konnte ſie ihren lange unterdrückten Gefühlen Luft machen. Sie hatte geſpannt aufgehorcht, und vernommen, wem der Bewillkommungsgruß galt, aber ihr mangelte die Kraft, ſich zu erheben und Lisbeth entgegen zu gehen; die Angſt der Nacht und des darauf folgenden Tages lag noch zu ſchwer in allen ihren Gliedern: ſie hatte nichts als Thränen und dieſen ließ ſie freien Lauf. —

„O mein Gott, hier laß mich ſterben!“ — das waren die einzigen Worte, die Lisbeth ſtammelte, dann ſank ſie leiſe neben dem Stuhl der alten Frau nieder, barg ihr Haupt in deren Schoos und ſchluchzte laut. —

Die Räthin dachte: ſterben will ſie, ſcheint auch ganz zerknirſcht von Reue, die muß eine ſchwere Schuld auf ihrem Herzen haben. Sie thut mir doch leid, aber es war unausbleiblich: Schlimmes mußte dahinter ſtecken. — So ſehr ſie ſich nun bemühte, Frau Hopf zu beruhigen und Lisbeth zum Sprechen zu bewegen, es gelang ihr Eins ſo wenig, als das Andere; völlig unbeachtet, ſah ſie ſich zum Weggehen genöthigt.

„Das iſt ſo, in der Noth war ich zu brauchen, aber nun bin ich übrig!“ ſagte ſie unterwegs zu ſich ſelber. „Na, ich mag das nicht auf meiner Seele haben, was die junge Frauensperſon verbrochen hat!“ — Und nun, da ſie zu ihrem Leid nichts weiter hatte erfahren können, fing ſie an, ſich eine Geſchichte zu erſinnen: denn etwas muß doch geſchehen ſeyn, und ſie will es wiſſen. Sie hat eine rege Phantaſie, ſie bildet ſich bald ſelbſt ein, ihre erdachte Geſchichte ſey Wahrheit; um ſo mehr hält ſie es für ihre Pflicht, allen jungen Mädchen und Frauen ihrer Bekanntſchaft Lisbeth, die Schulmeiſter-Tochter, ſtets als warnendes Beiſpiel vorzuhalten.

IX.

Ein Jahr liegt hinter uns. Frau Anna wiegt einen kleinen, derben Jungen, der ſie ſchon mit blanken Augen anſieht. Der Schulmeiſter iſt ſo vergnügt darüber, daß er auf einige Augenblicke ſogar vergeſſen hat, wie er immer traurigere Nachrichten bekam über Lisbeth, die noch in der Stadt weilt, auch noch nichts von ihrer Heimkunft hat hören laſſen. —

Die Jungen haben heute vom Schulmeiſter die Erlaubniß, in ſeinem eignen kleinen Garten alle Kirſchbäume zu plündern: es iſt heute der Namenstag ſeines Sohnes. — Zu des Schulmeiſters Ehre muß geſtanden werden, daß er jetzt Frau Anna noch viel zärtlicher behandelte als vordem; ſein Glück, einen Erben begrüßen zu können, hatte ihn fügſamer geſtimmt.

Um ſo düſterer iſt das Leben in der Mühle. Seit vor länger als einem Jahr Lisbeth das Dorf verließ, iſt Leonhard wie verwandelt. Er hatte zwar alle ſeine Geſchäfte beſorgt, aber er ſprach mit Niemand, ſogar nicht mit ſeiner Mutter, kaum, daß er ihr noch Antwort gab. Fing dieſe an von Lisbeth zu ſprechen, ſo entwich er haſtig und war am ſelben Tage nicht mehr zu ſehen: die alte Frau verging im Schmerz um ihn. —

Leonhard eilte dann hinaus in die Einſamkeit des Waldes, lag da oft ſtundenlang auf ſeinen Knieen und wollte von Gott Rechenſchaft fordern über den, ſein Leben belaſtenden Gram. „Warum muß er verachtet ſeyn von Der, die er ſo tief in ſein Herz geſchloſſen, daß nur mit ſeinem Tode ihr Bild darin erlöſchen wird?“ — Als er dann den Brief der Räthin geleſen, und daraus erſehen hatte, daß Sie, die ihm am wertheſten geweſen, nun ſo tief geſunken ſey, trieb ihn der Gram zu Todesgedanken. Darüber grübelnd und rathlos flüchtete er bis in das wildeſte Dickicht des Waldes und rief: „Herr, nimm mein Leben!“ Er bot ſeine Bruſt dem Wetterſtrahl entgegen — die Blitze trafen ihn nicht, der Donner rollte machtlos an ihm vorüber. Jetzt brach ſeine überſpannte Aufregung; nach Monaten des innerſt gehegten Schmerzes entſtürzten zum erſten Male wieder Thränen ſeinen Augen: Er weint wie ein Kind. Der Trotz über ſein Schickſal war gewichen und reuig bat er Gott, ihm ſeine Schuld zu verzeihen. Auch erwachte der Stolz der Mannheit: er wird wegen einer Geſunkenen nicht ſelber ſinken, wird ſich von ihr wenden, ſie verachten — nein, das nicht. Er denkt an die Wonneſtunden, an das erſte himmelvolle Glück ſeiner Liebe, denkt ſich noch weiter in die Vergangenheit hinein. Er ſieht ein kleines ganz ſchwarz gekleidetes Mädchen auf ſich zueilen — er war damals ſelbſt noch ſehr jung — das Kind breitet ſeine Aermchen aus und ruft: „Leonhard, komm' du zu mir; meine Mutter haben ſie hinaus getragen, die kommt nie, nie mehr wieder, und nun bin ich ganz allein!“ Alsbald hat er die Kleine auf ſeine Arme genommen, ſie getröſtet, ihr von dieſer Zeit an jede freie Stunde gewidmet. — Die innigſte Wehmuth durchdringt ſeine Seele — Gott allein ſey Richter, ihr ſey vergeben, nur will er ſie nicht wieder ſehen, nie — nie mehr! — Er geht zurück in die Mühle, dort findet er ſeine Mutter nicht, aber ſie naht bald, noch voll bitterer Sorg' und Angſt. Er geht ihr entgegen, umfaßt ſie und preßt ſie heftig an ſein Herz, nach ſo langer Zeit wieder zum erſtenmal. „Mutter,“ ſagt er zu der Erſtaunten, der Hocherfreuten: „Mutter, hier haſt Du Deinen Sohn wieder; Gott ſchickt ihn Dir, von ſelbſt wär' er nimmer gekommen. Jetzt trennt mich nichts mehr von Dir; ſprich, von was Du willſt, ich bleibe Dir keine Antwort mehr ſchuldig, werde nie mehr von Dir gehen.“ Still ſelig ſchaute die alte Frau ihrem Sohne in das Geſicht; ſie dankte Gott tauſendmal dafür, daß er ihn endlich erlöſt hatte aus des Unheils Bann: denn anders konnte ſie ſich die Verwandlung nicht erklären.

Ueber Lisbeth war nach und nach die erſonnene Geſchichte der Frau Räthin bis in das Dorf gedrungen. Erſt hatte man's leiſe ſich zugeflüſtert, allmälig war es eine allgemein bekannte, öffentlich beſprochene Sache. Man erzählte ſich: daß Lisbeth, des Schulmeiſters ſchöne Tochter, eines Abends heimlich das Haus ihrer Muhme verlaſſen habe, erſt nach einigen Tagen weinend und händeringend wieder heim gekommen wäre, und ſich durchaus hätte das Leben nehmen wollen, wovon ſie nur mit größter Gewalt zurück gehalten, durch die ſtrengſte Aufmerkſamkeit verhindert worden ſey. Man wußte noch mehr: ſie hat die Wohnung eines vornehmen Herrn aufgeſucht, ſich bei dieſem heimlich aufgehalten; da ſey aber plötzlich deſſen Vater erſchienen, habe der Sache ein Ende gemacht, und zwar damit, daß er den Sohn mit ſich genommen. Da wäre Lisbeth nichts anders übrig geblieben, als wieder zur Muhme zurückzukehren. Zufolge dieſer erfundenen Wendungen wurde Lisbeth im ganzen Dorfe als eine Geſunkene betrachtet und verdammt.

Selbſt bei Frau Hopf hätte ſich Niemand wahre Auskunft holen können, denn die konnte gar keine geben, weil ſie ſelbſt nichts wußte. Da ſie nun niemals Fragen über Lisbeth beantwortet hatte, ſo nahm man allgemein an, was ſie wiſſe, ſey der Art, daß ſie es eben nicht verbreiten wollte, um dem Rufe Lisbeths nicht zu ſchaden. Ach, da war bereits nichts mehr zu verſchlimmern! — das blieb ihr freilich unbekannt.

Lisbeth hatte gleich am ſelben Abend, als ſie zurückgekehrt, die Muhme unter heftigen Ausbrüchen des Schmerzes gebeten, ſie über ihr Ausbleiben nie zu befragen: eine Enthüllung des Vorganges würde ſie zur Verzweiflung bringen. Die Muhme hatte ſelbſt ſolche Furcht, den Schmerz ihrer Nichte zu verſtärken, daß ſie alles bezügliche Fragen vermied, beſonders auch deshalb, weil Lisbeth von da an kränkelte und immer leidender wurde. —

So iſt nun beinahe ein Jahr nach jener Begebenheit verfloſſen. Eines Tages, man war ſchon mitten im Auguſt — ſteht Lisbeth plötzlich von ihrem Platz am Fenſter auf und tritt auf Frau Hopf zu. „Muhme", ſagt ſie, „ich werde ſterben, ich habe den Tod gefühlt; hier im Herzen ſitzt er, nun kann ich ihn nicht mehr los werden, das weiß ich. Einmal hab' ich ihn überwunden, zum zweiten Mal kann ich's nicht. Laß mich fort, ich muß daheim ſterben. Zu Leonhard will ich. denn ohne mit ihm verſöhnt zu ſeyn, mag ich nicht aus der Welt."

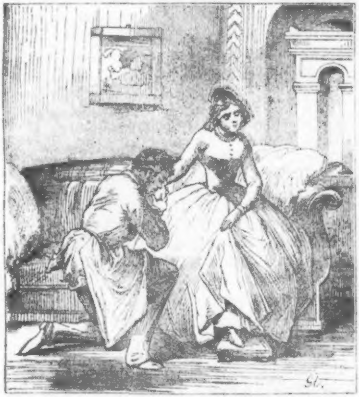
Frau Hopf ſieht ſie erſchreckt an, ja, ſie zweifelt ſelbſt nicht länger: Lisbeth überlebt den Herbſt nicht mehr. Sie ſieht ſchon aus wie eine Todte: leichenblaß, mit großen durchſichtigen Augen, daß ſie ſich daran entſetzt. Ihr Entſchluß iſt bald gefaßt: Lisbeth ſoll reiſen, aber nicht allein, in ihrer Begleitung. Raſch werden alle Vorkehrungen getroffen.

Lisbeth iſt wieder im Dorfe; die ſchöne, einſt ſo gefeierte Lisbeth ruht todtenbleich, ſterbend in der Mühle.

Leonhard, als er hört: Lisbeth ſei heimgekehrt, nicht aber nach ihres Vaters Haus, ſondern gleich nach der Mühle gefahren. worden, wollte ſogleich das Dorf, die ganze Gegend verlaſſen; da er aber hörte, daß ſie krank zum Sterben ſey, trieb es ihn eiligſt nach der Mühle. — Er öffnete die Stubenthür: da liegt Lisbeth, wie ſchlafend, auf dem Sopha; ſeine Mutter und Frau Hopf ſtehen daneben. — Stumm, mit gefalteten Händen bleibt er an der Thür ſtehen. Das iſt Lisbeth — ſeine einſt und noch immer heiß geliebte Lisbeth. Eine ſterbende Sünderin — ach, wie ſchön auch jetzt noch! Sie hat Gott gerichtet, ſie büßt ihre Schuld mit dem Tode — da hat kein Menſch mit Vorwurf einzugreifen.

Langſam erhebt ſich Lisbeth, und ſteht hoch aufgerichtet da; ihre Blicke ſind feſt auf Leonhard gerichtet.

„Zu Dir bin ich gekommen," ſagt ſie; „mit Dir hab' ich zu ſprechen, Dir nur Rechenſchaft abzulegen, denn Dich hab' ich um


Gl.

das Glück Deines Lebens gebracht.“ Sich zu den Frauen wendend, bat ſie, mit Leonhard ſie allein zu laſſen: ſtumm entfernten ſich Beide.

Leonhard drückte Lisbeth ſanft auf das Sopha nieder, und ſetzte ſich daneben, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Leonhard“, beginnt Lisbeth, „Leonhard, in Deinen Augen leſe ich keinen Vorwurf, ſprich: Du hältſt mich nicht für eine Sünderin?“ — er erwiedert: „Gott allein iſt Richter, und ich bitte ihn, daß er Dir vergeben möge.“

„Alſo auch Du! — Nun höre, Du darfſt mich nicht ſo verachten, wie die Andern. Ich weiß, ſeit einem Jahre ſehen mich die Menſchen für eine Verworfene an: ich hab’ es gleich erkannt an ihren mißtrauiſchen Mienen; aber ſteh’, ſo ſchlecht, wie Alle mich glauben, bin ich nicht. Gott hat mich vor der größten Sünde bewahrt, hat mir Kraft verliehen, ſie zu überwinden. Aber der Wille zur Sünde verdient auch Strafe; ich habe ſie getragen; doch jetzt, da ich fühle, daß ich ſterben werde, ſollſt Du Alles erfahren.“

Sie erzählte ihm nun mit Anſtrengung Alles, vom Entſtehen ihrer unheilvollen Liebe bis zum Empfang des Briefes und zu ihrem Entſchluß. — Leonhard hielt die Zitternde krampfhaft mit ſeinem Arm umfaßt, als wollte er ſie zurückhalten vom Böſen. Leiſe fuhr ſie fort: „Als ich ſchon um acht Uhr das Haus meiner Muhme verließ, damit ich nicht ſpäter am Ausgehen verhindert würde, ſuchte ich mir die einſamſten Straßen auf, um nicht von Bekannten geſehen zu werden; mit Gewalt verdrängte ich in mir die Gedanken an mein Vorhaben: ſie peinigten mich. Leonhard, Deiner mußt’ ich auch denken, aber Deine Liebe erſchien mir ſo kalt — ich wollte anders geliebt ſeyn, ſo heiß, ſo feurig, wie der fremde Mann es mich gelehrt hatte. Ach, heute weiß ich, es iſt nur Täuſchung geweſen, aber ich kann ihn doch nicht vergeſſen!“ — Thränen erſtickten ihre Stimme. Leonhard hielt ſie noch immer bebend in ſeinem Arm, und Vorwürfe gegen ſich ſelbſt erwachten in ſeinem Innern: weh’, warum hat er ihr die ganze Gluth ſeiner Leidenſchaft nie eröffnet, warum verſchloß er ſie immer in der Tiefe ſeines Herzens!

Kaum mehr vernehmbar erzählte Lisbeth weiter: „Endlich ſchlug die Uhr zehn, ich eilte, ſo ſchnell ich vermochte, in die von ihm bezeichnete Straße und dachte: wenn ich ihn dort nicht finde, ſterbe ich vor Schmerz und Sehnſucht. Die hohen Bäume an dieſer Straße warfen lange Schatten, denn der Mond ſtand hoch am

Himmel; — er erſchien mir wie Gottes Auge, als ſehe der Ewige aus der Höhe zu auf der Menſchen ſündhaft Treiben: mich überfiel eine nicht auszuſprechende Seelenqual. — Langſam fuhr ein prunkender Wagen in der Straße; — ich ſah eine dunkle Geſtalt auf dem Seitenwege bei den Häuſern, immer im Schatten der Bäume verſteckt, in einiger Entfernung hinter dem Wagen gehen. Das war Er, es blieb kein Zweifel; da plötzlich erwachte mein Gewiſſen, es rief: Du ſtehſt an einem tiefen Abgrunde, noch einen Schritt vorwärts und du biſt rettungslos verloren! — Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, zog ich flüchtend mich zurück, und preßte mich tief in den Vorraum einer Hausflur, die von Gebüſch ſo dicht umgeben war, daß ich für Niemand ſichtbar ſeyn konnte. Wilhelm kam immer näher — ich fürchtete: er würde die Schläge meines Herzens hören, ſo laut fühlte ich das Klopfen in der Bruſt. Jetzt ſtand er mir gegenüber — er überſchaute nach allen Seiten die Straße — nun war es der Augenblick, wo ich mich ihm nahen konnte, um ewig ſein zu werden, da — ich hatte Gott ſo innig gebeten, er möchte ſich über mich erbarmen, und mich vor Sünde ſchützen — da — ich kann es nicht begreifen, wenn ich mich deſſen erinnere — erwachte ich wie neugeboren aus einem langen Wahn; mein Herz ward kalt und wünſchelos — die Liebe war darin erſtorben. — Es wurde mir gar nicht ſchwer, verborgen zu bleiben, im Gegentheil, es war auf einmal in mir Alles verwandelt — mir bangte nur noch, daß er mich hier entdecken könnte. Ich fürchtete mich vor ihm; — ich erkannte mich ſelbſt nicht wieder; ich nahm meine ganze Einbildungskraft zur Hülfe, ſagte mir: ich lieb' ihn ja ſo ſehr. Nein! — antwortete eine Stimme in mir; dennoch hätte ich kurz zuvor, wenn er nicht gekommen wäre, mein Leben darum gegeben, ihn hier zu ſehen; — jetzt ſprach plötzlich kein Gefühl mehr für ihn. Er ſchritt fortwährend die Straße auf und ab — bis Elf — bis Zwölf — ich wünſchte nichts, gar nichts, als: er möchte ſich entfernen, damit ich nach Hauſe eilen könnte. Endlich — die Uhr ſchlug Eins — eilte er nach ſeinem Wagen, ſtieg ein, rief dem Kutſcher ein paar Worte zu und fort ging es, daß ich nach einer Minute nichts mehr ſehen konnte. — O, dieſen Augenblick hab' ich vergeſſen wollen — es iſt der ſchwerſte meines ganzen Lebens; denn als ich den Wagen verſchwinden ſah, und die Gewißheit ſich meiner Seele bemächtigte, daß ich jetzt geſchieden ſey, auf ewig geſchieden von ihm — da erwachte mit überfluthender Gewalt von Neuem die ganze Leidenſchaft für ihn in meinem Herzen; gleichſam als wäre es nur ſo lange von einer unſichtbaren Macht gehalten worden. Er war fort — verloren für mich — durch meine Schuld — ich fühlte einen Schmerz, der meine Bruſt zu zerreißen drohte — ein entſetzlich Weh durchzuckte meine Seele — vor den Augen verſchwand mir Alles in die ſchwärzeſte Nacht — meine Beſinnung verließ mich. — Ich fand mich erſt wieder, als der Morgen bereits dämmerte; ich war nur leicht gekleidet, mich fror; — ich erſchrack, als ich mich ſo allein erblickte, am Boden liegend; mir war, wie wenn man aus einem ſchweren Traum in einen andern fällt, in einen gleich ſchweren. Dann traten die Erlebniſſe des geſtrigen Abends vor meine Seele — ich war vernichtet — das Leben mir werthlos; — ich wollte Niemand mehr vor Augen kommen — fort, fort aus der Nähe der Menſchen! — Ich erhob mich, ſchwankte die Straße entlang, dann ging ich immer haſtiger weiter zur Stadt hinaus; kein Menſch war mir begegnet. Schon hatte ich den Landweg erreicht: nun belebte ſich die Straße; Landleute kamen mit ihren zu verkaufenden Vorräthen nach der Stadt. Sie ſahen mich ſo ſeltſam an — das marterte mich; faſt unwillkürlich ſchlug ich einen Seitenweg ein, und erreichte darauf ein nahe gelegenes Gehölz. Hier kauerte ich mich im Schatten einiger Bäume zur Erde, und verlor mich in zerrüttende Gedanken. Was wirrig in meiner Seele vorging — laß mich darüber ſchweigen — ich haderte mit der Vorſehung und mit den Menſchen, erwartete den Tod als einzige Erlöſung aus dieſer innerſten Marter. Aber der Tod kam nicht, auch keine Erlöſung — nur geſteigerter Zwieſpalt mit mir ſelbſt. So verweilte ich lange in der Oede, wußte nicht, was es an der Zeit; ich ſchaute auf, und ſah die Sonne im Sinken: einen ganzen Tag hatte ich hier verlebt. Mir graute, die Nacht dort allein zu bleiben; brennender Durſt peinigte mich: ich erhob mich mühſam, und ging denſelben Weg wieder zurück nach der Stadt, erreichte im Trieb der Gewohnheit das Haus meiner Muhme. Ich habe ſie gebeten, mich nie über das während meiner Abweſenheit Geſchehene zu befragen, ſie hat es auch nicht gethan; Du aber rechtfertige mich in den Augen der Menſchen, deinetwegen. Von jenen Schreckenstagen an weißt Du, wie es mir ergangen. Aber, Leonhard, ich will Dir auch ſagen, warum ich jetzt ſterben muß; ſieh, ich konnte leben, ſo lange ich glaubte, daß er mein gedenkt — nur ſo lange. Er denkt nicht mehr an mich, — hat mich vergeſſen; — ich habe ihn wiedergeſehen, ſah ihn wieder in Glück und Freude. O Leonhard, was iſt der Tod gegen ſolch' einen Schmerz!" — Wie völlig überwältigt von dem Rückblick, mit hochgerötheten Wangen ſprach ſie weiter: „Ich ſtand am Fenſter: er fuhr vorüber — neben ihm ſaß eine junge, ſchöne Frau — o, wie er auf ſie hinſchaute mit demſelben Ausdruck im Geſicht, mit dem bezaubernden Lächeln, das früher mir gegolten, und nun — ſie, die Fremde, lauſchte ſeinen Worten. — Leonhard, Die waren Beide glücklich — das Auge der Liebe täuſcht ſich nicht. — Da durchzuckte der von ſeiner Dumpfheit ſich losreißende Schmerz jach meine Bruſt, allgewaltiger als je, und diesmal war er tödtlich. — O du Richter droben, das war derſelbe Mann, der geſagt hatte: er könne nicht leben ohne mich, und all' meine Selbſtqual, meine Verzweiflung, ihm nicht gefolgt zu ſeyn, war unnoth, — ſeine beſchworene Liebe für mich eine Täuſchung, Einbildung meiner Eitelkeit! Siehſt Du, dieſe Erkenntniß hat mir den Tod gegeben: ich kann nicht leben, wenn eine Andere ſein Herz beſitzt.“

Lisbeth ſank jetzt mit geſchloſſenen Augen zurück; Leonhard ſprang auf, er wollte Hülfe holen: er glaubte ſie ſterbend. Sie aber ſchlug die Augen auf und ſagte: „Leonhard, kannſt Du mir vergeben?“ — Er hatte keine Worte, er küßte ihre bleichen Hände, Thränen drängten ſich aus ſeinen Augen: ſie verſtand ihn. Dann flüſterte ſie: „Laß meinen Vater holen, ich muß auch von ihm Abſchied nehmen.“ — —

Wenige Tage ſpäter ſah man einen einfachen, ſchwarzen Sarg, auf dem ein friſcher Myrthenkranz lag, langſam zum Dorfe hinaus tragen; ein kleiner Zug Trauernder geleitete ihn. Als ſie den Kirchhof erreicht hatten, der Sarg in die Gruft verſenkt worden, die letzten Blumen der Heimgegangenen nachgeſtreut waren, und der Prediger mit den Worten endete: „Selig ſind die in dem Herrn Entſchlafenen, denn ſie werden in Gott ruhen!“ — da rief plötzlich eine Stimme wild dazwiſchen: „Fluch aber den Schuldtragenden, ſie ſollen nie Ruhe finden auf Erden!“ — Alle ſahen ſich entſetzt um: Ruprecht lief mit hoch auf dem Haupte geſträubtem Haar und gräßlichem Ausdruck im Geſicht, wie gejagt, vorüber. Niemand hatte ihn vorher bemerkt, und von dieſem Tage an war er aus dem Dorfe verſchwunden, wohin, das erfuhr Keiner. —

Leonhard hat nach drei Jahren dem Wunſche ſeiner alten Mutter nachgegeben und ſich eine Frau aus den Töchtern des Dorfes, oder vielmehr die ihm von ſeiner Mutter Beſtimmte gewählt. Sie iſt gutgeſinnt und beſcheiden, Leonhard kann mit ihr zuſammen das Andenken Lisbeths bewahren und heilig halten. Er wird „der ſtille Müller“ genannt, denn niemals ſah man ihn nach Lisbeths Tode in lautgewordener Heiterkeit.

Baron Wilhelm von Röllen lebt mit ſeiner jungen Gattin in ſtolzer Zufriedenheit auf ſeinen Gütern; er erzählt ihr von einem kleinen Liebesabenteuer, das er einſt mit einem recht hübſchen Landmädchen gehabt, und wie er die Dorfſchöne dann raſch verlaſſen habe, als er ſie, ſeine jetzige Frau, kennen lernte. Wohlweislich aber verſchwieg er ihr, daß er drei volle Stunden in einer Nacht auf das Landmädchen wartete, und hätte er nicht vergebens gewartet, dann wäre das Abenteuer wohl nie zur Kenntniß ſeiner Gemahlin gekommen. Die junge Frau hatte über dieſes Ereigniß gelacht und im Scherz die Worte hingeworfen: „Das arme Ding wird ſich darüber zu Tode gegrämt haben.“ Daß es wirklich ſo geweſen, davon hatten wohl Beide keine Ahnung, denn ſie kannten die Liebe nur von einer ſehr leichtfertigen Seite.

Der Schulmeiſter mit ſeiner Anna waren die Glücklichſten. Das Leid um Lisbeth wurde auch bald gemildert, und Beide hoffen noch auf eine kleine Liebeth. Denn darüber ſind ſie gleichen Entſchluſſes: ein ankommendes Mädchen würde Liebeth getauft. — Trifft es ein, dann werde ſie mit Gottes Hülfe eine glücklichere Liebeth als die Dahingeſchiedene!

A. v. Michalowska.

Vom Lachen.

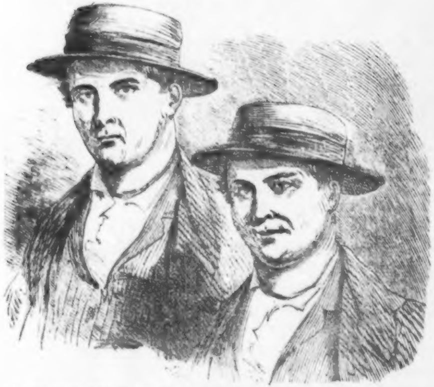
Das Glückskind ſchreitet lachend her —
Es iſt ihm gern zu gönnen;
Zu lachen noch im Leid iſt ſchwer,
Doch muß der Mann es können:
Wie vor uns wird man nach uns lachen,
Und Gram iſt Zögling nur der Schwachen.

Jeder Menſch hat ſeine Zeit, wo er unbewußt die bunte Narrenkappe trägt, und wer dieſe Erfahrung an ſich verneint, deſſen Narrenkappe hat die längſten Ohren. Iſt es ſo, dann wird es immer beſſer ſeyn, über Thorheit und Widerwärtiges zu lachen als zu weinen, eher dem fröhlichen Kinde zu gleichen, das bei der Chriſtbeſcherung lacht, als jenem trotzigen, das weint, weil es hinter den Weihnachtsgaben den Knecht Ruprecht mit der Ruthe fürchtet. — Die nicht kalte, nicht warme, aber hochmüthige Schulfuchs-Lehre ſagt freilich: ein vernünftiges Weſen ſoll weder lachen noch weinen, es muß ſich mit geziemendem Ernſt betragen. Aber dieſem Soll und Muß ſchlägt des Menſchen Sinnlichkeit alle Augenblicke Schnippchen unter hochgetragene Naſen; denn es iſt nicht ſelten, daß der eitle Verſtand gegen wohlthuende Gefühle ſich breit macht und — wie gegen ſeine zitternden Dienſtleute der übermüthige Gutsverwalter — gleichſam an Allem mäkelt, was nicht zu ſeiner Dreifelder-Wirthſchaft der Selbſtſucht, des Stolzes und der Trägheit paßt. — Nennt der Trübſinn die Erde ein Jammerthal, der Gleichgültige ein Wirthshaus, wo man nur für kurze Zeit einkehrt, glaubt der Menſchenverachter, ſie ſey allezeit ein Zuchthaus, der Heitere und Gleichmüthige hält ſie, auch wenn er ſie für ein Tollhaus anſieht, doch zugleich für einen Luſtort, wo man bei den unzähligen Widerſprüchen unzähligen Stoff hat zum Lachen, das ſogar zum Klären und Läutern der Anſichten dienen kann.

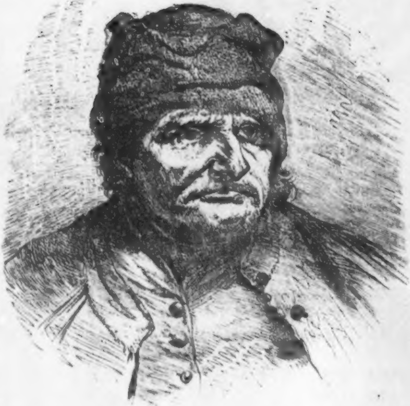
Wenn ich dem vornehm ſteifen oder verfinſterten Ernſt gegenüber das Lachen beſchütze, ſo geſchieht es, weil ich meine, am rechten Lachen erkenne man nicht den Narren, ſondern die Fähigkeit, die Narrheit von der Weisheit zu unterſcheiden. Will aber ein Kopfhänger mir ſeinen Verſtand damit einleuchtend machen, daß er nicht lacht, ſo werde ich, ohne Ueberzeugung von ſeiner Weisheit, nicht umhin können, über ihn zu lachen. — Mein Zweck iſt jedoch weder eine Verherrlichung noch eine Begriffslehre des Lachens, ich möchte nur einige Hülfsgriffe bezeichnen, wodurch wir ungünſtige Umſtände, und den oft verkehrten Ernſt in den An- und Abſichtskämpfen unſerer Tage mit den leichten Waffen des Lächerlichen durchbrechen können. Dabei iſt zwar das Lachen kein reines, ſondern ein gemiſchtes Vergnügen, ein empfindlicher Nachhall oft unvermeidlich: denn es kann für die betrachtende Vernunft, die als Kampfrichterin in den Schranken ſitzt, den Wettkämpfen zuſchauend, kein ganz angenehmes Ergebniß ſeyn, daß ſo viele durch Studien- und Examens Qual, ſowie durch vieles Sitzen geiſtig verſtopfte und doch ſtolze Buchſtaben- und Wortritter ihre Zungenlanzen zerſplittern und in den Staub fallen. Iſt aber der Menſch, ſo lange er auf dem dünkelreichen und ſinnarmen, Schwindel erregenden Erdenrund weilt, keines völlig reinen Vergnügens fähig, kennt er die Luſt nur durch den Gegenſatz des Schmerzes, das Licht nur durch die Gegenfüßlerin Finſterniß, ſo iſt auch ein nicht ganz und gar ſelbſtſtändiges Wohlgefühl des Lachens willkommen, und ich würde es gern billigen, wenn die Komik mit einem redlichen Satir-Gefolge öfter über das Welttheater ſchritte, die Frage des Dichters: „Warum ſind der Thränen unter'm Mond ſo viel?" ſich mit Grund abweiſen ließe durch die ſpöttiſche Gegenfrage: „Warum iſt des Lachens rings umher ſo viel?"

Gewiß läßt ſich der Mißſtimmung eine fröhlich tönende Schelle und dem traurigen Ernſt ein Fuchsſchwanz anhängen: unſre Phantaſie verſteht ſich auf geſchickte Verwandlung, wirft leicht Sterne in das Gemüthsdunkel, und nach der Erhellung nützt ſie wohl ſogar den Thränenzins zum Erwerb der Erheiterung für die Schmollwinkel in uns, deren wir auch in unſern Wohnungen mehr als Lach-Winkel haben. Dieſe mindern ſich hauptſächlich deshalb, weil wir gar zu viel nur auf unſern nächſten Vortheil beziehen, uns den beſten Spaß in die Flucht jagen, wenn er, nur in der Bruſt, nicht im Beutel, nur das Herz, nicht den Magen füllt. Erlaubt ſich einmal der werkthätige Verſtand einen Bocksſprung und läßt dabei einen Milchtopf fallen, dann ziehen wir, ſtatt zu lachen, die Geſichtslarve grämlich, weil wir nun unſern Kaffee ſchwarz trinken müſſen, und dieſe Farbe ſich ſogleich auf dem Antlitz wiederſpiegelt. Das beſte Luſt- oder Poſſenſpiel verliert ſeine Wirkung bei dem Zuſchauer, der an ſein Eintrittsgeld denkt, das er dafür bezahlen mußte. Statt der Phantaſie zu ihrem Zauber Freiheit zu geben, löſt der zergliedernde Werkeltags-Verſtand die ſchönſten Friedensbogen der Iris in trübes Waſſer auf und erblickt im witzſprudelndſten Kasperle nur ein Stück Holz, womit man klüglicher den Ofen erwärmen könnte, um dahinter über das Vergangene oder Vergängliche zu ſeufzen. Nur kindiſches Weſen kann außer ſich ſeyn, zerplatzen die ſchönen Seifenblaſen, womit es ſpielt, zerbricht das Steckenpferd, auf dem es reitet. Ueber alles Zertrümmerte, Schiefe, Eckige und Verſchrobene im Menſchenleben muß man ſich erheben, um aus erweitertem Geſichtskreiſe für das verwickelte und verkniffene Eitelkeitsgewühl des irdiſchen Strebens bei der Weltanſicht lachende Mienen zeigen zu können. — Die Veredlung des Gemüths und der ſittlichen Geſinnung wird hier Bedingung des Vergnügens am Lächerlichen; iſt jene von uns abhängig, dieſes wird auch in unſerer Macht ſeyn, wenn unſre Phantaſie nur nicht unter den Bleidächern des Trübſinns gefangen liegt, oder Fußblöcke der Selbſtquälerei zu ſchleppen hat. Um lachende Stimmung zu erhalten und zu bewahren, iſt die beſchränkte perſönliche Betrachtung des Erdentreibens in allgemein ſachliche zu leiten, damit wir nicht mit unſerm Vortheil ſtets vorweg fahren wollen, bei gemeinſchaftlicher Fahrt erſt dann unſere Selbſtfürſorge ausſteigen laſſen, wenn blinde Thorheit die Pferde hinter den Wagen ſpannt. Solchen Schildbürgerſtreich dann zu belachen, dürfen wir aber nicht ebenfalls Schildbürger ſeyn; nur mit einem offenen Fenſter im Herzen für die Sonnenſtrahlen der Freude werden wir es belachenswerth finden, ſehen wir Andere ſich abmühen, ſolche Sonnenſtrahlen in einem Sack aufzufangen und zu ſich hineinzutragen. Dies Schauſpiel können wir oft genug haben, da gar Viele ihren Geldſack immer offen zeigen, um, wenn nicht wahre Freude, doch ihren vermeintlichen Stellvertreter — das Geld — einzufangen.

Aber die Warnung chriſtlicher Liebe wird der ehrliche Lacher nie vergeſſen: er wird nicht, wie man zu ſagen pflegt, „in's Fäuſtchen lachen", nicht, aufgeblaſen vom luftigen Wahn, glauben, er ſey viel klüger als die Thörigen. Der Unterſchied iſt oft nur der, daß die eigene Narrenkappe hinſichtlich der fremden einen abweichenden Zuſchnitt hat, und man thut wohl, ſich zuweilen ſelbſt auszulachen. Zu dieſem Zweck ſetze ich, mit Fichte, mein Ich mir gegenüber, nicht, um als Fichte'ſcher Mitarbeiter mich an Verſchönerung des nur im Wandelhaften Beſtändigkeit erweiſenden Wirklichen zu betheiligen, ſondern das Wirkliche an mir zu beſchauen. Ohne ſcharfe Unterſuchungs-Brille erblicke ich dann nicht wenig des Fratzenhaften, und erblicke deſſen immer mehr, wenn ich als Zuſchauer meines Lebens Trauer-, Schau- und Luſtſpiel mit etwas Beurtheilungskraft an mir vorüber ziehen laſſe, von den Eulenſpiegeleien der Jugend



bis zur gebrechlichen Weisheit des Mannes. Da lach' ich nun aus hinlänglichen Gründen über mein Ich, und werde überzeugt, daß jeder Menſch, der ſich keiner ſchlechten, nur dummer Streiche bewußt iſt, ſeinen eigenen Hofnarren und luſtigen Rath haben kann, nämlich ſich ſelber. Ein Unheil iſt es, daß nicht Jeder bei ſich zeitweiſe eine ſolche Anſtellung findet, wodurch er ſeine düſtre Langeweile in heitere Stimmung umſchaffen kann, obwohl dies durch ein leichtes Mittel thunlich iſt. — Wer auch nur in einer Klippſchule der Seelenlehre war, der hat wenigſtens gelernt, daß Leib und Geiſt des Menſchen ſich zu einander verhalten, wie eine Nachtmütze zum Kopf, den ſie zu gegenſeitiger Erwärmung bedeckt. Der innere Kummer macht das Geſicht zum Aushängeſchilde, und Verſtopfung des Unterleibs verſtopft zugleich die Quellen der Heiterkeit. Warum ſollte bei den Wirkungen von innen nach auſſen nicht auch von auſſen nach innen zu wirken ſeyn? — warum ſollte körperliches Lachen oder Lächeln nicht Aehnliches erwecken bei den Geiſteszügen? Man hat alſo nur von den erſten Grämelfalten gleich in der Jugend — wie obiges Doppelbild zeigt — das Geſicht auszuglätten, dann werden die darin geſammelten Strahlen der Freude auch im Gemüth wiederſtrahlen. Wer deſſen Verdrußzeichen frühzeitig ausgleichen will, der beginne damit, ſeinen Mund in das Freundliche zu ziehen, alle Theile des



Geſichts fügen ſich ſolchem Ausdruck, und der innere Menſch kann bald nicht widerſtehen. Er wird anfangs vielleicht nur wie im Spaße den äuſſeren nachahmen, und endlich wird aus dem Schein Wahrheit, das heißt: wirkliche Heiterkeit, die ſich gewiß verſtärkt, wenn der Spiegel ein vorher grämlich faltiges Geſicht nun geebneter zeigt. Man mache mir nicht den Vorwurf, ich wollte die falſche Freundlichkeit begünſtigen, denn durch die ſcheinbare ſoll die echte entſtehen, wie — nach Kant's Behauptung — falſche Höflichkeit endlich die wahre zur Folge hat. Ich kann mein Mittel allen Grübel- und Grillenkranken gewiſſenhaft empfehlen; die gute Wirkung wird reichlicher, je mehr Vorbereitungen erforderlich ſind, und eine lebhafte Phantaſie thut da Wunder für den Inhaber. — Wenn man aber im Antlitz die ſauren Mienen vom innern Murrſinn mehr und mehr einätzen läßt, dann könnten ſich jene nur erſt leicht vergrämelten Züge ſo verwandeln, daß ſie im Alter dem Pudelmützchen da oben ähnlich wären.

Ihr lieben Menſchenkinder, verzerrt euch nicht eigenmächtig das Antlitz, und laßt nicht im Hader mit euch den Luſtgehülfen des Daſeyns, den ſtets bereiten Lachgeiſt, machtlos werden; ihr könnt es meiner wiederholten Verſicherung glauben, ſchon im Umgange mit euch findet er Stoff in Fülle zu eurer Ergötzung, die auch den Ernſt fördert und ihn im Werth erhöht. — Wenn aber ſchon der Umgang mit uns ſelbſt ſo beluſtigend werden kann, wie ſehr vermehrt ſich der dazu dienliche Stoff im Verkehr mit den ſich überall kreuzenden Beſtrebungen des wühleriſch eitlen Erdentreibens, haben wir uns nur ſo weit geiſtig erhoben, um den Mitſpielern auf der Lebensbühne ein wenig über die Köpfe ſehen zu können. Da gleichen gar Viele dem dummen Jungen, der auf die Frage: weshalb er ſeine Strümpfe links anziehe, antwortete: „weil ſie auf der rechten Seite Löcher haben." Ja, ja, ihr hochweiſen und ſauerblickenden Staats- und Volks-Verbeſſerer, ihr dreht und wendet eure durchlöcherten Pläne und Beutel ebenſo vergeblich nach allen Seiten, und eure Klugſucht wendet den Geſtaltungen, die leidlich auf ihren Füßen ſtehen, nicht nur die Strümpfe um, ſondern ihr ganzes Gewand, und zerreißt es dabei, ohne ein haltbar neues anzuſchaffen. Statt einmal etliche Faden der Weisheit als Zwirn zu gebrauchen, um ein Loch zu beſeitigen, müſſen vorher arge Wühlen und Verluſte entſtehen, und ſoll es endlich zum Flicken kommen, wird die Nadel erſt ſo vielſeitig geſchliffen, daß ſie zerbricht. Da müßte man unzweifelhaft ein Schildbürger ſeyn, wenn man nicht lachte, doch iſt dabei an meine Bemerkung über das gemiſchte Vergnügen des Lachens zu erinnern.

Gott ſey Dank! Spaß giebt's genug im Erdball, nicht nur in den niedern, auch in den vornehmen Kreiſen, wo das Wachsthum natürlichen Vergnügens aufhört, wo man es nur in Treibhäuſern aufzieht; iſt da Alles hinfällig, die Thorheit bleibt doch aufrecht wie überall, ſie gewährt alſo überall Vergnügen, und das Lachen thut nicht allein dies, es dient auch als Heilmittel der Zeitwirren, was ich ſogleich beweiſen werde.

Das Lachen iſt — nach Krug — „eine eigenthümliche Erſchütterung des Körpers, ein Kitzel, wobei Geſicht, Kehle und Bruſt vorzüglich thätig ſind, ſo daß auch mehr oder weniger ein gellendes Getön hörbar wird." Nun frage ich jeden Homöopathen, das heißt Jeden, der den Grundſatz anerkennt: Krankheiten ſind zu heilen durch Aehnliches, wodurch ſie erzeugt wurden, ob ſich ein beſſeres Heilmittel finden läßt gegen unſre Jahrhunderts-Krankheit, die ſich ebenfalls offenbart durch Erſchütterung, verbunden mit dem kitzelnden Triebe nach Neuerungen, verzerrten Geſichtern, thätigen Kehlen, ſtolzem Sichbrüſten und gellendem Getön. Auch aus der Kant'ſchen Erklärung des Lachens, „als eines Affekts, der aus plötzlicher Verwandlung einer geſpannten Erwartung in Nichts entſteht", erzeugt ſich die homöopathiſche Wirkſamkeit des Lachens gegen die Weltſeuche des fortdauernden Lärmmachens. Deſſen Zweck zerfließt ebenfalls in Nichts, da nach der mehr als tauſendjährigen Erfahrung der bewährteſten Weiſſagerin — ich meine die Weltgeſchichte — das Heil der Menſchheit zwar nicht durch Stillſtehen, aber auch nicht im Sprunge oder im Wettlaufen mit Heucheln und Greinen erreicht wird; „im Weltgang giebt es keinen

Zerung", das beweiſt jeder Weltweiſe vorweg. Deshalb vermuthe ich auch, daß unſere ſprungſtürmiſchen Weltverbeſſerer einſt nicht lachen, ſondern weinen werden, was Andern ein gemiſchtes Vergnügen des Lachens geſtattet. Es verſcheucht wenigſtens theilweiſe die üble Laune, und wer dieſe mäßigt, faßt die Dinge — alſo das Beſtehende — von angenehmer Seite, überſieht manches Tadelnswerthe, und wenn er darüber ſpöttelt, thut er es mehr mit gutmüthig erkennendem als boshaft verwundendem Witz. „Der leicht geflügelte Scherz zerreißt die Geſpinnſte des Haſſes mit kräftigem Flügel und verwehrt ihm den Eingang", das hat uns Jean Paul geſagt. — Wenn übrigens Cicero's Bemerkung: „daß er durch Lachen faſt in ſeinen Gegner verwandelt werden", richtig wäre, dann dürfte ein für Althergebrachtes Ueberſpannter ſich nur von einem überſpannten Neuerungs-Kämpfer tüchtig auslachen laſſen, um ihn für ſeine Thorheit zu gewinnen. Aber das Lachen erfreut ſich an ſeinem Gegenſtande, ſucht ihn keineswegs zu vernichten; es läßt ihn bedingt gelten, und wenn es ihn etwas erniedrigt, ſo ſchließt das einen Grad von Achtung und Nachgiebigkeit nicht aus.

Bringen die Thorheiten eine Volksmenge nicht immer zum Lachen, dann iſt ſie entweder zu wenig oder zu ſtark davon berührt. So ſind — zum Beiſpiel — die Verkehrtheiten ſogenannter Gelehrten der Menſchheit nicht faßlich genug, ſie bleibt unempfindlich. Die Lächerlichkeiten der Vornehmen und Reichen haben dagegen zuweilen einen zu ſcharfen Stachel, der nicht nur kitzelt, auch verwundet: es iſt kein Frei-Schauſpiel, was dieſe Herren geben. Da wird das Lachen leicht zu Seufzen, das Seufzen zu Trotz, der Trotz zur Miſſethat. Das Thörichte darf demnach, ſoll es Lachen erregen und dadurch eine Ableitung des Zornes werden, nicht ſchmerzend und offenbar verderblich ſeyn. Läßt etwa ein Schildbürger Verſtand ein Regendach über die Sonnenuhr bauen, um dieſe dauernder zu erhalten, ſo iſt das zwar in Fülle lächerlich, das Volk bleibt aber doch ernſthaft und murrt, weil es die Baukoſten tragen und den Vortheil entbehren muß, ſeine Uhren nach der Sonne zu ſtellen. — Verſteht man die Sonne als Licht der Wahrheit, dann ſind die Schildbürger weitum ſehr vervielfältigt.

Hiermit ende ich meine Rede, deren Zweck auch dann nicht verfehlt iſt, wenn man ſie als Erzeugniß der ſich jetzt zuweilen ſehr breit machenden ſchriftſtelleriſchen Thorheit belacht. Immerhin lache, lieber Leſer, ſollte es auch auf meine Gefahr des Auslachens geſchehen. Ich würde dann ergebenſt meinen:

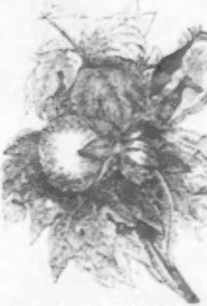
Man ſpüret dennoch wohl
Guten Willen und Sinn,
Und wäre Manches hohl,
Körnchen von Wahrheit ſind d'rin.

C. Kienitz.

Ausländiſche Handelspflanzen.

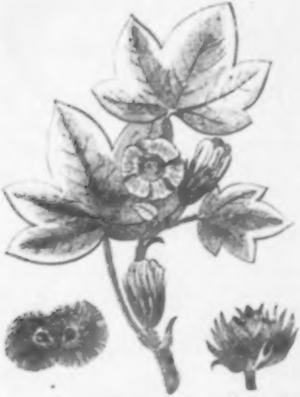
VII. Baumwollen-Pflanzen.

Die Baumwolle, im Handel vorkommend theils als Watte, theils



zu Garn geſponnen, theils zu zahlreichen Zeugen verwebt, hat in neuerer Zeit für die Induſtrie eine Wichtigkeit erlangt, wie kaum irgend ein anderes Erzeugniß des Pflanzenreichs. Man gewinnt ſie von zwei verſchiedenen Pflanzen, der krautartigen Baumwollenſtaude und dem Nanking-Baumwollenſtrauch, von denen es aber, wie bei allen Kulturgewächſen, eine Menge verſchiedener Formen giebt, ohne daß es ausgemacht iſt, ob ſie beſondere Arten oder nur bloße Abarten ſind. Wir geben hier zunächſt eine Beſchreibung der obigen botaniſch genau beſtimmten Arten, dann im Allgemeinen den Bericht über die Kultur, den Handel und die Verwendung der Baumwolle.

1. Die krautartige oder weiße Baumwollenſtaude, **Gossypium herbaceum**, franzöſiſch cotonnier, engliſch cotton, iſt meiſt ein Sommergewächs, das im Frühling geſaet und im Herbſt abgeſchnitten wird; doch kann ſie auch zu einem zwei- und mehrjährigen Gewächs gezogen werden. Danach iſt auch die Größe ſehr verſchieden. Die einjährige Pflanze wird 2 bis 3 Fuß hoch und hat einen krautartigen, etwa ½ Zoll dicken äſtigen Stengel; die mehrjährige erreicht eine Höhe von 10 bis 12 Fuß und hat einen holzigen ſchenkelsdicken Stamm. Die Blätter, den Ahornblättern ſehr ähnlich, ſind langgeſtielt, meiſt fünflappig, auf der obern Seite dunkel-, auf der untern hellgrün und, wie Stengel und Blüthenſtiele, mit feinen Haaren beſetzt. Am Grunde der Blattſtiele befinden ſich kleine einfache, lanzettförmige, leicht abfallende Nebenblättchen. Aus den Winkeln derſelben kommen einzeln oder zu zweien auf nicht zu langen Stielen große ſchwefelgelbe fünfblätterige Blüthen mit bräunlichrothen Nägeln zum Vorſchein. Nur ſelten entfalten ſich die Blüthen ganz

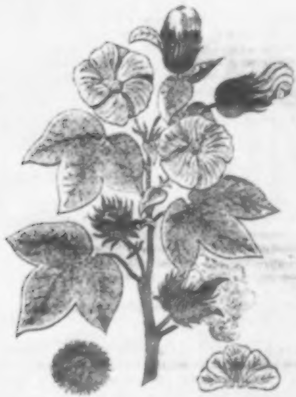


und ſind ſtets mit einem großen dreiblätterigen, in viele Zipfel getheilten Hüllkelche umſchloſſen. Die zahlreichen Staubgefäße ſind am Grunde in eine Röhre verwachſen, aus deren Mitte die drei- bis fünftheilige Narbe des dreifächerigen Stempels hervorragt. Demnach gehört die Pflanze zur ſechszehnten Klaſſe und ſechſten Ordnung der Linné'ſchen und zur Ordnung der Säulenfrüchtler und der Familie der Malvaceen des natürlichen Syſtems. Die Frucht iſt eine eiförmige lederartige Kapſel von der Größe einer Wallnuß. Sie ſpringt bei der Reife mit vier Klappen auf und hat vier Fächer, welche viele eiförmige erbſengroße Samen einſchließen, die mit kurzem, weißem feſt anhängenden Flaume bedeckt und von langen weißen Haaren, der in den Gewerben gebrauchten Baumwolle, umgeben werden.

Die urſprüngliche Heimath dieſer Baumwollenſtaude iſt Aſien — Hindoſtan, Bengalen und beſonders die Küſte Coromandel — wo ſie wild wächſt und ſeit den älteſten Zeiten angebaut worden iſt. Jetzt wird dieſe Art, da ſie die feinſte Baumwolle liefert, in ganz Süd-Europa, beſonders auf den griechiſchen Inſeln, auf Malta, Sicilien, in Italien, Spanien und Frankreich, wie auch in Weſtindien, Surinam und den ſüdlichen Freiſtaaten Nordamerikas angebaut.

Die Baumwollenſtaude gedeiht auf unfruchtbarſtem Boden, der kein anderes Gewächs nährt — und bedarf nur wenig Näſſe. Im Monat April und Mai werden die Samenkörner in einen gut bearbeiteten Boden geſäet; nach vierzehn Tagen kommen die jungen Pflanzen zum Vorſchein. Dieſe müſſen ſorgfältig vom Unkraut gereinigt und öfter behackt werden. Die ſchwächeren Pflanzen zieht man nach und nach aus und läßt nur die kräftigeren ſtehen. Dieſe werden ein- oder mehreremal an der Spitze des Stammes, auch an den einzelnen Zweigen abgeſchnitten, damit die Pflanzen eine Menge Aeſte und Zweige treiben und nicht über fünf Fuß hoch werden. Nach 5 bis 6 Monaten entfaltet ſich die Blüthe, im Auguſt und September die Pflanze zierend. Nach dem ſiebenten Monat iſt die Frucht reif und die Kapſeln ſpringen mit einem hörbaren Knall auf. Alsdann darf mit dem Einſammeln nicht geſäumt werden, ſonſt fallen die Samen auf die Erde, und die Wolle wird unſauber oder vom Winde und den Vögeln weggeführt. Darum gehen in den Baumwollenpflanzungen zur Erntezeit Tag und Nacht Leute auf und ab, die platzenden Kapſeln einſammelnd. — Nach der Einſammlung beginnt die Hauptarbeit: die Herausnahme der Wolle aus den Kapſeln und die Befreiung und Reinigung derſelben von den Samenkörnern. Erſteres geſchieht mit den Fingern, letzteres jetzt faſt allgemein durch Maſchinen. Die letztere Reinigungsart geht zwar viel ſchneller, hat aber den Nachtheil, daß die Wolle verworren wird, während die durch Menſchenhände gereinigte Baumwolle gleichmäßigere und feſtere Fäden liefert. Die angewendeten Maſchinen heißen Baumwollen-Mühlen oder Egrenir (Auskörne)-Maſchinen. Eine ſolche Mühle iſt entweder einer Walzenpreſſe ähnlich, bei welcher zwei glatte oder geriffelte Walzen von geringem Durchmeſſer die Faſern ergreifen und durchziehen, dabei die Körner fallen laſſen, oder ſie beſteht aus einer Anzahl kreisförmiger Sägen, deren Zähne die Faſern der in einem Trichter dargebotenen Baumwolle ergreifen, durch ein Drahtgitter ziehen, — durch welches die Samenkörner nicht mit hindurchgleiten können — und auf der andern Seite an eine cylinderförmige Bürſte übertragen. Nach dieſer Reinigung der Baumwolle folgt die Verpackung, welche man in den verſchiedenen Gegenden auf verſchiedene Weiſe bewerkſtelligt. In Amerika und Weſtindien wird ſie in innerlich befeuchteten Säcken durch Anwendung hydrauliſcher Preſſen ſo ſtark zuſammengepreßt, daß ſie die Dichtigkeit weichen Holzes erhält und in einen Raum von 12 bis 13 Kubikfuß bis zu einem Gewicht von 500 bis 600 Pfund zuſammengedrückt iſt. In der Levante und Macedonien wird ſie mit den Füßen in Haarſäcke getreten, und mit einer Keule in feſteſter Weiſe eingeſtampft. Die Spanier in Südamerika verpacken ſie ſo geſchickt und feſt, daß ihr ſelbſt bei dem Leckwerden der Schiffe die Näſſe nicht ſchadet.

Die meiſte Baumwolle wird in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewonnen, wo ſchon 1834 die Baumwollen-Erndte auf 376 Millionen Pfund geſchätzt ward. Wie ungemein wichtig der Handel mit Baumwolle iſt, davon zeugen folgende Angaben eines öffentlichen Blattes. Großbritanien und Frankreich zuſammen er-



halten jährlich 208 Millionen Pfund Baumwolle. Um dieſe zu erzeugen ſind wenigſtens 1604 Millionen Baumwollenſtauden nöthig, die eine Fläche von 152 geographiſchen Quadratmeilen einnehmen würden. Die 800,000 Ballen, in welche jene 208 Millionen Pfund mittelſt der ſtärkſten Compreſſion verpackt werden, geben wenigſtens 161,000 Tonnen Ladung, deren Transport eine Flotte von 1600 Schiffen erfordert. Jetzt verbrauchen aber die beiden genannten Länder noch bei weitem mehr Baumwolle.

2. Der Nanking- oder gelbe Baumwollenſtrauch, Gossypium religiosum, franzöſiſch Cotonnier à trois pointes, engliſch Nankin, erreicht eine mäßige Höhe von 6 bis 8 Fuß, iſt in viele Aeſte getheilt und immer grün. Die Blätter ſind weniger langgeſtielt, am Grunde deutlich herzförmig und meiſtens in drei Lappen getheilt. Beſonders zeichnet ſich der Strauch durch die ſchwarzen Drüſenpunkte an Aeſten, Stielen und Blumenblättern aus. Die Blüthen, ebenfalls ſchwefelgelb, aber am Grunde nicht dunkelroth wie bei der krautartigen, ſondern ganz gleichfarbig, entſpringen in den Blattwinkeln, unter welchen gewöhnlich ein kleines herzförmiges Nebenblatt ſitzt. Die Frucht iſt eine faſt kugelige, lederartige und ziemlich dicke Kapſel mit drei Klappen und drei Fächern. Die acht-

zehn Samenkörner ſind mit feiner gelblicher Wolle umgeben, welche bei dem Aufſpringen der Kapſel vermöge ihrer Elaſticität herausquillt, wie es an der Zeichnung dargeſtellt iſt.

Dieſe Baumwollenpflanze ſoll urſprünglich in Oſtindien, nach Andern in China zu Hauſe ſeyn, wo ſie am häufigſten angebaut wird. Jetzt wird dieſe, wie auch andere Baumwollenpflanzen, gebaut in allen Ländern, die eine mittlere Temperatur von 20 bis 28 Grad haben.

Ueber den Urſprung und die Verbreitung der Baumwollenkultur ſind die Nachrichten ſehr unbeſtimmt und widerſprechend; ſo viel aber iſt gewiß, daß ſie ſeit den älteſten Zeiten in Indien und Perſien betrieben worden iſt, ſich von hier aus verbreitet hat.

Die Baumwolle iſt ein äuſſerſt bedeutender Handelsartikel und für das Gedeihen ganzer Staaten höchſt wichtig. Der Verbrauch iſt ſo groß, daß in Deutſchland jährlich etwa durchſchnittlich für fünf Millionen Thaler rohe und für einundzwanzig Millionen verarbeitete Baumwolle eingeführt wird. Ein großer Theil Baumwolle wird ſchon im rohen Zuſtande zum Ausſtopfen, Polſtern, Wattiren und Verpacken gebraucht; der bei weitem größere Theil aber wird auf Maſchinen geſponnen, dann entweder als Garn oder zum Weben verſchiedenartiger Zeuge verwendet, welche unter den Namen Cattun, Indiennes, Calicos, Nanking, Perkal, Muſſelin, Jaconne, Gingan, Tüll, Barchent, Piqué, Mancheſter u. ſ. w. bekannt ſind und vorzüglich dem weiblichen Geſchlecht in der ganzen Welt zur Kleidung und zum Schmucke dienen. Man darf aber nicht glauben, daß die verſchiedenen Namen auch wirklich andere Gewebe bezeichnen. Das gleiche Gewebe oder nur unbedeutend abweichende Abänderungen erhielten von Fabrikanten verſchiedene Namen, von denen mehrere der jetzt gebräuchlichſten ſich auf den Bezugsort, andere auf die Fabrikationsart beziehen. Manche der Namen laſſen die Bemühung erkennen, durch ſie mit einem wohlfeilen Stoffe die verſchiedenen leinenen, wollenen und ſeidenen Zeuge nachzuahmen und zu verdrängen.

Es giebt jetzt in Europa ſehr viele Fabriken, in denen die Baumwolle durch Maſchinen geſponnen wird und dann einen wohlfeileren Faden liefert als Flachs, den man nicht im Großen auf Maſchinen ſpinnt. Die Baumwollen-Manufakturen ſind in unſerer Zeit, beſonders in England, als die Krone aller Induſtrie zu einem ſolchen Umfang gediehen, daß die Engländer mit dieſem Fabrikat nicht nur ganz Europa überſchwemmen, ſondern auch eine Menge baumwollener Zeuge ſogar nach dem urſprünglichen Vaterlande der Baumwolle, nach Indien und China, ausführen, wo man die Spinnmaſchine nicht hat, welche 1775 von Crompton erfunden ward. Durch dieſelbe iſt in vierzig Jahren der Preis des Garns auf ein Zehntel herabgeſunken, und die jährliche Einfuhr der Baumwolle in England von fünf auf ſechszig Millionen Pfund geſtiegen. Aber auch in Sachſen und der preußiſchen Rheinprovinz wird viel Baumwolle geſponnen und zu dem feinſten Baumwollenzeuge verarbeitet. Man hat berechnet, daß die Baumwollenweberei auf dem geſammten Erdkreiſe mit ihren Nebenzweigen, Druckerei und Färberei, zwölf Millionen Arbeiter und fünftauſend Millionen Gulden Capital beſchäftige, ihr jährliches Erzeugniß aber einen Werth von 9500 Millionen Gulden repräſentire. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Baumwollenzeuge beruht zunächſt auf der Willkürlichkeit herrſchender Moden und dem bis ins Unglaubliche geſteigerten Verbrauch, iſt aber hauptſächlich aus der Wohlfeilheit und Leichtigkeit herzuleiten, mit der die Baumwollenfaſer in Geſpinnſt jeder Art verwandelt werden kann. Dazu kommt noch, daß die Baumwollen-Faſer leicht und dauerhaft die Farbe annimmt, weicher iſt und die Wärme länger hält, als die übrigen webbaren Stoffe, wodurch ſie ſich in kalten und heißen Klimaten gleich vortheilhaft zu einer wohlthuenden und geſunden Kleidung eignet.

In neuerer Zeit wird auch eine Menge von Zeugen aus Baumwolle und Flachs, Seide oder Wolle verfertigt und dieſe Stoffe ſind oft ſo täuſchend verwebt, daß man die Baumwolle darin nur mit Mühe erkennt. Das zuverläſſigſte Kennzeichen aber beſteht darin, daß unter dem Mikroſkop die Baumwollen-Faſern wie flache, ſchraubenförmig gewundene Fäden ausſehen, während die des Flachſes gerade und cylinderförmig erſcheinen. Auch läßt ſich die Beimiſchung der Baumwolle in leinenen und ſeidenen Zeugen durch Behandlung mit mäßig ſtarker Kalilauge erkennen, welche die Baumwolle auflöſt, ohne die andern Stoffe anzugreifen. Von Wolle läßt ſie ſich leicht dadurch unterſcheiden, daß ſie bei dem Verbrennen nicht einen ſtinkenden Geruch giebt. Ein erprobtes Mittel, Baumwolle in Leinen-Geweben zu erkennen, iſt auch folgendes: Man nehme einen Quadratfuß des weißen Stoffes und bringe dieſes Stück in eine heftig ſiedende Aetzlauge (⅓ Kali-Hydrat, ⅔ Waſſer), laſſe es hier zwei Minuten liegen, nehme es mit einem Glasſtäbchen aus der Porzellan-Schaale heraus, drücke es oberflächlich leicht zwiſchen doppelt zuſammengelegtem Fließpapier aus und zupfe nur, ſowohl auf der Kette als Einſchußſeite, einige Fäden heraus, dann werden die dunkelgelben Leinen-, die weißen oder hellgelben Baumwollen-Fäden ſeyn.

Außer dem Angegebenen wird von der Baumwolle noch vielfältig auf andere Weiſe Gebrauch gemacht. In Nordamerika macht man daraus Seile, welche die aus Hanf und Flachs an Dauerhaftigkeit übertreffen, auch größere Leichtigkeit und Elaſticität zeigen ſollen. Zu Baltimore werden Segeltücher daraus verfertigt, die man ſehr rühmt. Baumwolle, mit Oel getränkt, entzündet ſich ſehr leicht, darum wird ſie allgemein zu Lampendochten benutzt. Die neuerdings ſo berühmte von Böttcher und Schönbein 1846 entdeckte Schießbaumwolle, die bis jetzt noch keine allgemeine Anwendung gefunden hat, iſt leicht verbrennliche Baumwollenfaſer, welche mit concentrirter Salpeterſäure behandelt iſt. Dadurch gewinnt ſie die Eigenſchaft, ſowohl bei dem raſchen Erwärmen als auch durch einen Schlag ſich mit Heftigkeit zu zerſetzen, ſo daß ſie als Treibkraft zum Schießen und Sprengen benutzt werden kann. Zu bereiten iſt ſie, indem Baumwolle 4 bis 5 Minuten lang in ein Gemenge von einem Gewichtstheil rauchender Salpeterſäure mit 1½ bis 2 Gewichtstheilen Schwefelſäure getaucht, hierauf vollkommen ausgewaſchen und unter 60 Grad Reaumur getrocknet wird.

Bei dem Verbrennen und Verbrühen iſt das ſchnelle Umwickeln der Wunde mit roher Baumwolle ſehr hülfreich. Zu Schnupftüchern, beſonders während des Schnupfens, taugen baumwollene Zeuge nicht, auch zur Charpie ſollen ſie unverwendbar ſeyn. Die in Waſſer eingeweichten Samen gebraucht man als Futter für Rinder, Pferde und Eſel; auf den amerikaniſchen Inſeln wird auch Oel daraus bereitet, das man eben ſo wohl als Heilmittel als zum Brennen anwendet. In Aegypten werden die Samenkörner von armen Leuten gegeſſen. Auch in der Medicin wird die Baumwolle verſchiedentlich benutzt. Man verfertigt daraus — zum Beiſpiel — die ſogenannten Brennkegel (moxa), legt ſie, beſonders in Nordamerika, auf die durch Blaſenpflaſter aufgezogenen wunden Stellen, um dieſelben ſchneller zu heilen. Man legt auch rohe Baumwolle auf die Brüſte der Frauen, nachdem dieſe zu ſaugen aufgehört haben, benutzt ſie auch noch anderweitig. Die ſchleimig oeligen Samen waren ſonſt gegen Bruſtbeſchwerden gebräuchlich, ſind es aber jetzt nicht mehr, da man ſie ſelten friſch bekommen kann. Wo dies aber möglich iſt, ſind ſie noch im Gebrauch. Auch Wurzel, Blätter und Blüthen werden in vielen Gegenden als ſchleimige, einhüllende und reizmindernde Mittel angewendet, ähnlich wie bei uns Eibiſch.

Das Eigenſchaftliche roher Baumwolle iſt ſehr verſchieden. Sie wird nach der Länge, Feinheit, Elaſticität, Gleichförmigkeit, Stärke und Weichheit der Faſer beſtimmt, iſt abhängig von der Pflanzen-Verſchiedenheit, der Art des Reinigens, dem Boden, der Witterung während der Erndte und dem Klima. Für die vorzüglichſte Sorte gilt im Allgemeinen diejenige, deren Haar lang, zart, ſeidenartig und doch kräftig iſt. Auf dem geeignetſten, mit der erforderlichen Sorgfalt behandelten Boden erzeugt, iſt ſie das Ergebniß der erſten Einſammlung, welche erfolgt, wenn die Kapſeln von ſelbſt aufplatzen. Sie zeigt ſich frei von Samen, Schalen und Unreinigkeiten, hat ein geſundes kräftiges Haar und gleichmäßiges Anſehen. Alle Baumwollen geringeren Werthes werden aus den zum Theil gewaltſam geöffneten Kapſeln gewonnen, die nicht zur gehörigen Reife gelangt ſind, oder ſind auf Feldern erzeugt, deren natürliche oder klimatiſche Beſchaffenheit ihr Gedeihen nicht begünſtigen konnte. Daher unterſcheidet man im Handel die Sorten nach den Ländern, giebt aber immer der weichen, lang- und feinhaarigen den Vorzug vor der kurzen und harten. Es laſſen ſich ſieben Hauptklaſſen unterſcheiden: nordamerikaniſche, ſüdamerikaniſche, weſtindiſche, levantiſche, oſtindiſche, afrikaniſche und europäiſche.

1. Die nordamerikaniſche, wenigſtens in ſieben Sorten vorkommend, wird aus den Vereinigten Staaten und Mexiko gebracht, im Allgemeinen wegen ihrer Länge, Feinheit und Reinheit ſehr geſchätzt, und nur von der braſilianiſchen übertroffen.

2. Die ſüdamerikaniſche zerfällt in braſilianiſche, Guyana-Baumwolle, columbiſche, peruaniſche; von jeder derſelben giebt es

wieder verſchiedene Sorten. — Die braſilianiſche zeichnet ſich durch ihre ſeidenartige Feinheit vor allen andern Sorten der Erde aus und kann zu den feinſten Geſpinnſten verwendet werden.

Die Guyana-Baumwolle wird in den niederländiſchen, britiſchen und franzöſiſchen Colonien Guyanas gebaut; ſie kommt in vier Sorten im Handel vor. Die columbiſche Baumwolle, welche im nördlichen Südamerika gewonnen wird, iſt wegen der vorhandenen Unreinigkeiten weniger geſchätzt und kommt in drei Sorten in den Handel.

Die peruaniſche Baumwolle hat man in zwei Sorten, welche von ungleicher Länge, fein, trocken, hart, rauh und oft ſehr unrein ſind.

3. Die weſtindiſche Baumwolle wird in fünf Sorten auf den weſtindiſchen Inſeln erzeugt, zeichnet ſich durch ihr langes Haar aus, iſt aber immer unrein, wodurch ſie ſehr an Werth verliert.

4. Die levantiſche Baumwolle, welche alle in dem europäiſchen und aſiatiſchen Beſitzungen des türkiſchen Sultans, ſo wie die auf Morea und den griechiſchen Inſeln erzielten Sorten des europäiſchen Handels einſchließt, beſteht aus kurzen, leichten, trockenen und ziemlich unreinen Haaren, wird aber wegen ihrer blendend weißen Farbe und großen Feinheit ſehr geſchätzt.

5. Die oſtindiſche Baumwolle kommt in großer Menge nach Europa und wird in vier Sorten unterſchieden, welche im Allgemeinen geringer ſind als die amerikaniſchen.

6. Die afrikaniſche Baumwolle wird in Aegypten, auf der Inſel Bourbon und auf den Sechellen gebaut und als mindern Werthes bezeichnet.

7. Die europäiſche Baumwolle zerfällt in ſpaniſche, neapolitaniſche, ſicilianiſche und malteſer Baumwolle, von denen die ſpaniſche die gerühmteſte iſt.

Es giebt mehrere andere Pflanzen, deren Samen-Wolle hie und da als Erſatz oder als Verfälſchung der Baumwolle dient. Vorzugsweiſe gehört hieher die Gattung Wollbaum (Bombax) in Oſt-Afrika und Amerika. Ihre Wolle iſt aber zum Verſpinnen zu kurz und wird daher entweder mit echter Baumwolle vermiſcht oder nur zum Ausſtopfen von Polſtern und Betten verwendet. Auch mehrere Weiden- und Pappelarten, ſo wie das bekannte Wollgras bei uns liefern eine ähnliche Wolle, welche ſich, mit Baumwolle vermiſcht, verſpinnen läßt, gewöhnlich aber nur zum Ausſtopfen benutzt wird. Die ſogenannte ſchleſiſche oder ſächſiſche Baumwolle kommt von der Samenwolle der Lorbeerweide (Salix pentandra) her, welche deshalb auch Baumwollenweide heißt. Dieſe Samenwolle iſt ſehr lang und fein, kann auch, mit einem Drittel oder Viertel Baum- oder Schafwolle vermiſcht, zu Strümpfen, geringeren Zeugen, Hüten und als Watte verarbeitet werden.

K. A. Schönke.

Herb und derb.

„Kein Anderer als Doctor Goertz hat die abſcheulichen Blumentöpfe mit den impertinenten Pflanzen geſchickt!“ ſagte der Patrimonial-Juſtitiar Kaddel zu Chriſtianen, der bei nicht unbedeutender Baarſchaft ſehr geizigen Schweſter des reichen Amtmanns Bachner, der vor fünf Monaten die beiden hübſchen Töchter, Clara und Agnes, aus der Stadt, wo ſie im Hauſe einer Verwandten erzogen wurden, zurückkommen ließ. Chriſtianen, der alternden Jungfer — das Zwitterwort „Fräulein“ hatte ſich damals noch nicht bis zu jedem Küchenherd eingewohnt — waren die Nichten ſehr widerwärtig; denn neben zwei blühenden Mädchen ward es ihr ſchwer, ihren Taufſchein mindeſtens funfzehn Jahr, die er wider ihren Wunſch und Willen nicht vergaß, abzuleugnen. — In vergangener Woche hatte ſie den dreiundvierzigſten — nach ihrer Rechnung den achtundzwanzigſten — Geburtstag erlebt, und dazu von einem Unbekannten ſeltſame Gewächſe, benebſt einem ſehr überſchwenglichen Sonett empfangen; erfolglos blieben aber alle Beſtrebungen, dieſen bereits geliebten Unbekannten als erwünſchten Liebenden zu entdecken. Sie dehnte ihre Forſchungen auch auf den Juſtitiar Kaddel aus, dem ſie das ihr ſtets auf der Zunge ſchwebende „Ja!“ am Altar ebenfalls nicht verweigert hätte; Der aber erklärte: die ganze Blumengabe ſey eine ſchmachvolle Bosheit. Er bewies ſeine Behauptung mit Hülfe eines botaniſchen Lehrbuchs, wonach ihr gehegter und gepflegter Fenſtergarten nichts mehr und nichts weniger enthalte als:

Drachenkopf (Dracocephalum),
Kreuzkraut (Senecio),
Stechapfel (Datura),
Wucherblume (Chrysanthemum),
Filzkraut (Phlomis fructicosa),
Schminkwurz (Convallaria polygonata),
Trompetenblume (Bignonia caprealata),
Zwangsblume oder Neſſelkraut (Catananche coerulea),

und hinſichtlich des ihm vorgezeigten Sonetts wollte er, ſichtlich beſtürzt, jede Meinung unterdrücken; er wurde jedoch von der unbeherrſchten Heftigkeit der Beſungenen beſtürmt, und bat dann, ſie möge es ſelbſt nochmals leſen, vielleicht enthülle ſie ſich allein, was er gern verſchweige. Chriſtiane, trotz des Aergers noch ungläubig, las dann mit prunkhafteſtem Ausdruck:

„Du, meines Daſeyns meerestiefſtes Bangen
Und meines Herzens felſenſchwerſtes Zagen,
Als Scheuer bin ich ſtets von Dir gegangen;
Längſt hätt' ich Dir mich ſelber angetragen,
Träf' ich nicht Scham auf meinen blaſſen Wangen.
Eh' ein Geſtändniß ich vermag zu wagen:
Treu würd' ich Dich mit Inbrunſt wohl umfangen,
Hätt' allen Muth Dein Anſchau'n nicht zerſchlagen! —
O daß ich könnte, wie im Sturm ich wollte,
Ein Heer von Freiern trieb' ich in's Verderben!
Richt' auf mich endlich — der ich froh Dir zollte
Im Hinwurf, was ſich jemals ließe erben —
Nach langer Pein den Blick; wie Zeit entrollte:
Noch zwanzig Jahre muß ich um dich werben!“

Nachdem Kaddel ein ſchweigender Zuhörer geweſen, ſtrich er mit dem Finger an dem Sonett entlang und ſagte: „Stellen Sie ſich, Demoiſelle Wachner, die Anfangs-Buchſtaben von oben herunter zuſammen, dann wird Ihnen die gräßliche Beleidigung offenbar ſeyn!“ — Mit Entſetzen las dann Chriſtiane: „DU ALTE THOERINN“, und in Wuth wußte ſie keine Worte zu finden. Ihre Geſichtszüge verzerrten ſich aber ſo, daß, konnte ſie ſogleich in einen Spiegel ſehen, ſie ſelbſt ſich für häßlich hätte erkennen müſſen, wodurch zum erſten Male ihre Augen mit denen Anderer in Uebereinſtimmung gekommen wären. — Ihre Zornbeklemmung benutzte Kaddel eiligſt, um ſeine Anſicht zu erhärten, daß nur Doctor Goertz, der ſtets bereite Spötter, „der wiſſenseitle Botaniker und haderfertige Reimler“, Spender ſolcher anrüchigen Gewächſe ſeyn könne, einzig um für Clara, die Goertz heimzuführen hoffe, ein Lachfeſt zu bereiten. Dabei ließ es Kaddel nicht an Schmeicheleien fehlen, die faſt wie ein Heirathsantrag klangen. Der erboßten Chriſtiane, vorweg ſchon unzufrieden mit Jedem, der ihr nicht zum Brautſtande helfen wollte, waren die Hinweiſungen ſo glaubhaft, daß ſie keinen Augenblick an dem Verbrechen des Doctor Goertz zweifelte, und wer nicht wußte, wo die Hölle iſt, der konnte erfahren: ſie ſey jetzt in Wachner's Familienkreiſe.

Wie wenig der gutmüthige, immer vielbeſchäftigte Amtmann ſeiner Schweſter mehr Recht gab, als ſie ſich nahm, die Begebenheit mit dem Sonett und den Blumentöpfen fand er aus hinlänglichem

Grunde nichtswürdig. Dem Doktor Goertz wurde, ohne den Antrieb zu verrathen, das Haus verboten, innen aber herrſchten Hader und Verwirrung. Der Amtmann war verdrüßlich, Chriſtiane zankte, Clara weinte, und nur Agnes hatte ihr hübſches Köpfchen noch in rechtem Stande.

Sie legte den Zeigefinger an ihr Näschen und ſprach leiſe zu ſich ſelbſt: „Der kleine, dicke, in ſich verſteckte und nur dann, wenn es ſeiner Habſucht nutzt, aus ſeiner zugeknöpften Weisheit hervorkommende Herr Juſtitiarius will der Clara gefallen; der Doctor iſt ihm im Wege, und da, der Sage nach, die Rechtswiſſenſchaft hauptſächlich darin beſteht, das Recht wiſſentlich aus dem Wege zu ſchaffen, ſo möchte er wahrſcheinlich hier ſeine Pfiffigkeit eintreiben. Dich, werthgeſchätzte Agnes, hat er bisher immer noch wie ein Kind behandelt, um ſo unbemerkter kannſt du ihm beweiſen, daß ſechzehn Mädchenjahre zuweilen vierzig Mannesjahre an Liſt überbieten.“ — Vor ſich hinſchauend machte Agnes dann ihre Gedanken zur Raths-Verſammlung, und bald mit ihr zufrieden, ſchlug ſie lächelnd ein Schnippchen, klatſchte ſich auch ſelber Beifall mit Händchen, die ſich zu den ſchönſten zählen durften.

Nach einigen Tagen geſchah es, daß Chriſtiane ſchon auf Bachner einredete: der Juſtitiar ſey doch wohl für ſie annehmlich genug zur Ehe; der Amtmann antwortete aber kurzweg: „Höre, ich will Dir nicht mehr voreilig gratuliren, gleich nach der Trauung ſoll es recht herzlich geſchehen, baſta!“

Agneschen ließ ſich davon nicht irre machen, auch dann nicht, als einſt am früheſten Morgen aus dem, anderthalb Meilen entfernten herrſchaftlichen Dorfe, wo Kaddel wohnte, ein Bauer viele gar zierliche Blumen heranfuhr, je zur Hälfte für Chriſtiane und Clara, gewiß mit ebenfalls zierlichen Schreiben des Herrn Juſtitiar. Sie huſchte raſch in einen Mantel, dann ſtill hinab zu dem Boten, ihn zu fragen: wo er die Blumen abgeholt habe, und ſie erfuhr: bei dem Schloßgärtner des Herrn Baron von Ebertsburg, der auch Beſitzer des vom Amtmann Bachner bewirthſchafteten Bereichs war. Der redſelige Bauer meinte auch zu wiſſen, daß er dieſe Blumen wohl eigentlich beſonders der Braut des Herrn Juſtitiarius, der Mamſell Amtmanns-Tochter Clara Bachner bringe. „Hm!“ äußerte Agnes flüchtig, „eine wünſchenswerthe Verbindung; meine Schweſter bekommt zwanzigtauſend Thaler mit.“ — „Das hat der Herr Juſtitiarius auch geſagt zu dem Schloßgärtner!“ ſchwatzte der Bauer. — „Ganz gut!“

liſpelte Agnes, und kaum hatte ſie ihren Theil des Hausweſens beſorgt, auſſerdem ihrer Schweſter erſpartes Taſchengeld ſich zu dem ihrigen erbeten, da ging ſie fort unter dem Vorwande, heute zum nahen Feſte der Weinleſe ſpaßhafte Anordnungen einleiten zu wollen. Eigentlich aber eilte ſie heimlich zu Oberförſters, um den Sohn Adolph zu bitten, daß er mit ihr nach Ebertsburg fahre, und Oberförſters Sohn ſchlug Agneschen nie etwas ab.

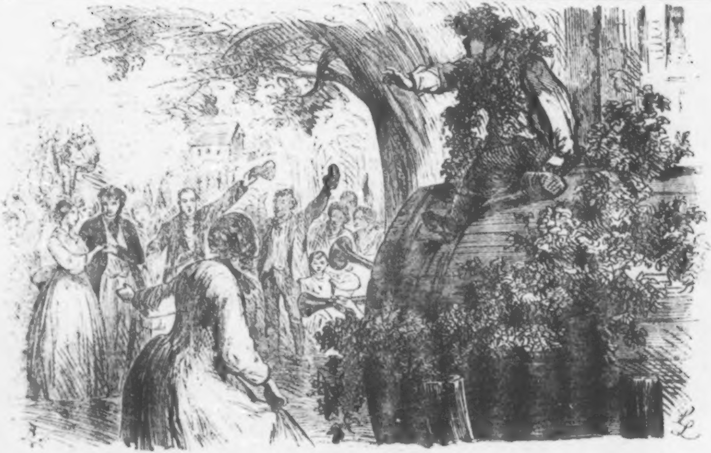
„Wer nichts wagt, gewinnt nichts!“ ſagte Adolph unterwegs, als er in die Umſtände etwas eingeweiht war; „ich weiß, der Herr Kaddel hat bei allen Kniffen doch niemals Geld, er verſchluckt's in theuren Weinen, und muß aus vergangener Zeit noch allmonatliche Zahlungen leiſten, von denen ich nicht reden mag; es gilt einen kecken Streich!“ — Agnes hatte ſchon dieſelbe Meinung gehegt; deshalb traten Beide zu dem Schloßgärtner in Ebertsburg, der auch Manches zu ſeinem Vortheil benutzen durfte, und erzählten ihm vertraulich: der Amtmann Bachner habe den Scherz vor, am Verlobungstage dem Herrn Juſtitiarus Kaddel, wenn es möglich ſey, alle Schuld-Rechnungen quittirt unter die Serviette zu legen, und da man wiſſe, des Herrn Schloßgärtners Forderung wäre auch zu erledigen, ſo wollten ſie jetzt bezahlen, erbäten aber genaue Angaben, außerdem einſtweilig unverbrüchliches Schweigen. — Der Schloßgärtner, der mitunter noch Allerlei verkaufte, bei dem er vergaß, daß es ſeinem Herrn gehöre, hatte etwas Furcht gehabt, den Herrn Juſtitiar hinſichtlich der Bezahlung zu drängen, freute ſich alſo über die Güte des muthmaßlich künftigen Schwiegerpapa's, gab das Verlangte, empfing Geld, und innen jubelnd fuhren die Liſtigen heim: denn die Hader-Gewächſe waren ſämmtlich auf der Rechnung benannt.

Unterdeß vollführte Kaddel nach ſeiner Meinung auch wieder eine Muſterſchwenkung. Wahrnehmend, daß Clara ſich mehr noch von ihm entfernte als ſonſt, benutzte er einen Abſcheu, den ſie vor Betrunkenen hatte. Er mußte den in Drang und Kampf ſeiner Liebe umher irrenden Doctor zu einem Winzerfeſt zu ziehen, und trank ihm, mit Vorſicht ſeinerſeits, ſo zu, daß den argloſen Goertz — der mit eiferndem Geſpräch über die unglückliche Herzensneigung den Plan des Gegners begünſtigte — endlich ein halber Rauſch befiel. Jetzt überredete ihn Jener, zum Amtmann zu gehen, um über die ihm unbegreifliche Verweiſung aus deſſen Hauſe Genugthuung zu fordern. Dies geſchah, und der Juſtitiar gab an: der Doctor habe mit der Aeußerung, er fühle ſich zum Selbſtmorde getrieben, ſeine Begleitung erzwungen. Dies beſtärkte den Groll des Amtmanns, da zumal durch den Gang zu ihm der Rauſch des aufgeregten Goertz nur vermehrt, Erklärendes alſo nicht möglich war. Zu dem unangenehmen Begegniß kam Agnes, und, die Tücke des Juſtitiars ahnend, ſorgte ſie nur, daß der Doctor, deſſen Aufbrauſen den innigſten Schmerz kundgab, geſichert zum Oberförſter gebracht wurde; denn ſein Wohnort, das nächſte Städtchen, war zu entfernt.

Noch an demſelben Abend, als die Familie ohne fremde Zeugen war, entdeckte Agnes ihre Geheimniſſe; Alle wurden empört gegen die Schändlichkeit des Juſtitiar, von der auch Chriſtiane ſich überzeugen mußte, nachdem Bachner mittheilte: der Schuft habe bereits um Clara angehalten. Goertz, der am folgenden Morgen bleich, mit ſich im quälenden Zwiſt das Dorf verließ, erhielt Botſchaft, und bald ſank er aus der Verzweiflung in Clara's Arme, als ihr Vater ſeinen Segen ausſprach. — Für Kaddel aber wurde, auch im Namen des mißbrauchten Bacchus, Züchtigung verabredet, und begreiflich iſt's, daß beſonders Chriſtiane die Gluth ſchürte; von der ganzen deutſchen Sprache ſchien ihr einſtweilen Rache das anmuthigſte Wort.

Vier Tage ſpäter war das Feſt der Weinleſe bei Bachner, und Alles ſo eingeleitet, daß der Juſtitiar die Verlarvung zum Bacchus übernahm. Er wurde, überſchwenglich mit Weinlaub und Trauben behängt, auf ein großes nur durch Leitern zu erſteigendes Faß geſetzt, und wollte, wenn die Geſellſchaft im Zuge heranſchritt, eine mühſam einſtudirte Rede halten, wozu dann Muſikanten, die in dem großen inneren Raum des Faſſes verborgen waren, mit Zwiſchenſpielen Mehrer der Luſt ſeyn ſollten. Der Bacchus des neunzehnten Jahrhunderts verhieß ſich ſelbſtgefällig eine mächtige Wirkung und erkletterte, ohne darauf zu achten, daß die Leiter ſogleich weggezogen wurde, mit vielem Behagen das Faß zur angegebenen Stunde. Dort oben ſaß er nun lange und immer länger, nur zuweilen auf einen Augenblick von der herbeiſpringenden Agnes mit zweideutigem Lachen getröſtet. Da fragte der Juſtitiar Bacchus: welcher Lohn ihm für ſolche Geduldübung werde? — und Agnes warf ihm ein Körbchen zu mit den Worten: „Seyn Sie gefaßt auf Lohn nach Verdienſt!“

Heran zogen endlich in voller Fröhlichkeit die zahlreich Verſammelten; wie aber ward dem Herrn Juſtitiar, als er den Doctor Goertz an Clara's Seite erblickte, und Alle, ſich um das Faß ſtellend, hell auf den Ruf erſchallen ließen: „Hoch lebe das junge Ehepaar Doctor Goertz und Clara Bachner!“ — Hervor trat nun der Amtmann, die Bosheit des hier zur Schau hingeſetzten Bacchus aufzudecken, und



kaum hatte er ausgeſprochen, da ſtimmten die Muſikanten im Faſſe die Melodie des Rheinwein-Liedes an und die ganze Geſellſchaft ſang:

„Man ſoll, mein Herr, nicht Andern Gruben graben,
Man fällt leicht ſelbſt hinein;
Und wenn nun Sie dies Haus verlaſſen haben,
Dann iſt's von Schelmen rein!"

Schmetterndes Gelächter folgte dem Geſang, und da man die Leiter wieder herbeibrachte, ergriff der, vor Aerger zigeunerbraune Kaddel die Gelegenheit, ſich von dannen zu ſchleppen. Mit geballten Fäuſten empfahl er ſich fluchend und läſternd den ihn Umringenden, und als er fort war, ſprach Bachner:

„Behüte mich Gott vor einem Prozeß, den würde ich wahrſcheinlich bei dem beſten Recht verlieren; wenn aber der heutige Tag meiner Tochter Fried' und Freude ſichert, könnt' ich's mir wohl gefallen laſſen!"

Einen der erſten Becher Moſt mußte aber Agnes trinken, wobei alle Stimmen erklangen in den Wunſch: „Auf baldige Nachfolge!" und Agneschen blickte dabei verſtohlen zu Adolph hin.

Fr. **Bertram.**

Irrthum und Irrgang.

Nach Geſprächen mit einem Arzt.

„Was der Menſch **fühlt und denkt**,
Davon wird ſtets er gelenkt —
In Schlimmes ſeyd nie verſenkt."

Zu den Erfahrungen, die das Bemühen eines Arztes erſchweren, zähle ich, nach dem Beobachten an Krankenlagern, auch eine Eigenthümlichkeit, die ſich im Palaſt der Vornehmen bis zur Hütte des Aermſten geltend macht. Es iſt der Glaube an Vorherbeſtimmung, an Ohnmacht gegen Schickſale, ein Glaube, der mehr oder minder auf das innere und äußere Leben der Menſchen einwirkt, ſo daß deren Stellung in den Verhältniſſen großentheils abhängig iſt von ihren Anſichten darüber. Während der allmäligen Entwickelungen auf dem Lebensgange gewöhnt ſich faſt Jeder an den Gedanken: er ſtehe mit ſeinen Wünſchen und Wollen, mit ſeiner Thätigkeit und ihrem Erfolg unter dem Einfluß einer höheren Macht, die ihn gebietend führe bei den Wandlungen ſeines Daſeyns, ihm ſtets den Standpunkt anweiſe, den er zu andern Betheiligten im Erdengetriebe haben könne. Dieſe Abhängigkeit der Ereigniſſe kommt nach den verſchiedenen Bildungsſtufen auf verſchiedene Weiſe zum Bewußtſeyn. Die leitende Macht nennen die Einen aus dem Gemüth — als Vorſehung und Allgegenwart — Gott, der mit überall durchdringenden Kräften die Welt regiert. Er iſt es, der den Menſchen dieſelben Tage gut und ſchlimm vertheilt, nach allwiſſender Kenntniß ihrer Pläne und Zwecke ſeine Geſchöpfe in Irren und Wirren begleitet, der vermöge milder und ſchwerer Schickungen Erziehung und Läuterung der Einzelnen wie Aller fördern, ſie zur Selbſtſtändigkeit in ihrem göttlichen Antheil erheben, den allgemeinen edlen Geiſt dereinſt dann um ſich verſammeln will. Andere, die, nicht durch ſolche chriſtliche Gläubigkeit geſtärkt, im Unheil der Meinung ſind: „Aus dem Regen in die Traufe, ſo ergeht's mir ſeit der Taufe!“ ſprechen beliebig von Gunſt und Ungunſt einer Fortuna, von Stern und Unſtern, zumeiſt vom blinden Ungefähr, weil ſie, voll ungemeſſener Wünſche, mehr hoffen von einem launenhaften Erdgetriebe als von ewig waltender Gerechtigkeit eines einzig Allmächtigen, der die Herzen prüft und auch die Leiden zum Wohlthun ausgerüſtet hat.

Mit keiner dieſer Anſichten iſt es in Wahrheit zu vereinen, daß Jedem ſeine Lebensaufgabe und Beſtimmung im Voraus ſo feſtgeſtellt ſey, um ſogar die geringſten Ereigniſſe nicht ſelbſt lenken zu können. Das iſt die gefährlichſte Auffaſſung der Dinge, und von Beweiſen, die ich dafür auf meinem Berufswege fand, werde ich einen mittheilen.

Bei meinem Beſtreben, die Denk- und Sinnesart der Volksmehrheit zu erkennen, unterließ ich es auch in Frankreich nicht, in Gefängniſſe hinabzuſteigen, wo die Strafe nicht nur Verſöhnung mit dem zerfahrenen Leben bewirken, ſondern auch Beſſerungsmittel ſeyn ſoll. Dieſer Zweck wird jedoch meiſt verfehlt, beſonders bei den Franzoſen, denen oft der Verbrecher eben nur Einer iſt, den Unglück allein zu Handlungen trieb, die ihn für die menſchliche Geſellſchaft ſchädlich machen.

Einen Beitrag zu meiner hier bezüglichen Menſchenkenntniß erhielt ich bei einer Criminal-Verhandlung in Paris. Der Gerichtsdiener, nachdem er verſchiedene Angeklagte genannt, rief nun mit ſeiner durchdringenden Stimme: „Alfred Merlon!“ Der Genannte trat ein, verbeugte ſich zierlich leicht, und zwiſchen zwei Gensd'armen wurde ihm ein Sitz angewieſen.

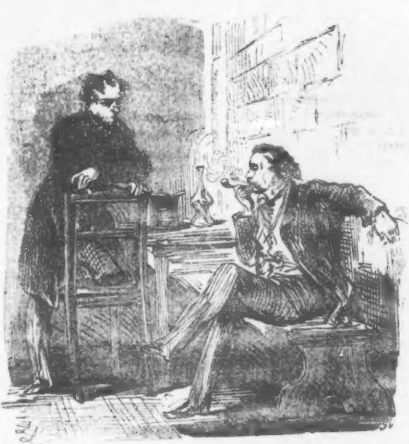
Mit einer mir ſelbſt unerklärbaren Neugier betrachtete ich von den mehreren Verhafteten dieſen Alfred Merlon, der mit überſchlagenen Armen ſeine, die völligſte Unempfindlichkeit zeigenden Blicke an der Decke des Saales haften ließ. Seine Geſichtszüge waren nicht ohne Ausdruck; die ſchwarzen, unter ſchön geformten Brauen breit geſpaltenen Augen und die zwar ſchon auf Verlebtheit hindeutende Stirn würden einen Maler angeſprochen haben. Das Haar fiel in ſtarken Locken auf die Schultern herab, und der dunkle Bart erhob noch die Wirkung des anmuthigen Geſichts.

Merlon, der wahrſcheinlich den Ort, wo er war, zu vergeſſen begann, zog aus der Taſche ſeines langen, gelblichen Ueberrockes eine kurze, nicht ſchmuckloſe Pfeife, die er ohne Zweifel ſchon mit Wohlgefallen in den Dampfwolken der Tabaksgeſellſchaften hatte ſehen laſſen. Er kam aber bald zum Beſinnen, und verbarg ſorgfältig dies troſtreiche Kleinod, das ſpäter die Langeweile ſeiner Gefangenſchaft mildern ſollte.

Endlich kam das Verhör an ihn, und die Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich: faſt zauberartig war für den Angeklagten die lebhafteſte Theilnahme erregt. Alfred Merlon hatte eine ſilberne Doſe entwendet, er geſtand die That und dankte, als ein Rechtsanwalt ihn vertheidigen wollte, mit einer Beſtimmtheit, die jeden Verſuch zu Milderungsgründen überflüſſig machte. Einer der Richter fragte mit kühlem Ton: welcher Familie er angehöre. Mit etwas zitternder Stimme antwortete Merlon: „Mein Vater war Oberſt der Cavallerie, er verlor das Leben bei Waterloo —". — „Ein Glück für ihn, daß er dieſen Tag nicht erlebt hat!" fiel der Richter ein. — „Das iſt richtig, mein Herr", entgegnete der Angeklagte; „vielleicht würde dies nicht erfolgt ſeyn, vielleicht — doch wozu bin ich verurtheilt, wenn's gefällig wäre?" fragte er dann, und ein bitterer Spott blitzte über ſein Geſicht.

Nachdem die Richter ſich berathen hatten, ſagte der Präſident: „Zu acht Monaten Gefängniß." — „Gut, meine Herren, auf Wiederſehen!" — Dabei erhob er ſich, ſetzte ſeinen Hut auf und fuhr mit der Hand über ſeinen ſtarken Schnurrbart.

Das ganze Betragen Merlon's verſtärkte meine Aufmerkſamkeit; ich beſchloß, ihn näher kennen zu lernen. — „Mein Herr", fragte ich, „würde es ſich thun laſſen, daß ich ein paar Stunden mit Ihnen zubringe? — ich bitte, meine Zudringlichkeit nicht übel zu nehmen!" — „Uebel nehmen?" erwiederte er; — „o nein! Sie ſind vielleicht Redacteur irgend einer Gerichts-Zeitung, oder Vaudeville-Schreiber; immerhin, nur zur Sache! Man will mich, wie ich höre, nach dem Parlaments-Gefängniß führen, ich erwartete Bicêtre, oder Poiſſy, doch das iſt gleich. Verſchaffen Sie ſich nur" — ſetzte er lächelnd hinzu, „die Erlaubniß und kommen Sie!" — „Gewiß, ich danke Ihnen!"



— „Noch Eins! Ein Gläschen Cognac würde der Unterhaltung nicht ſchaden, meine ich.“ — „Es ſoll bereit ſeyn!“

Ich erhielt die Erlaubniß, ließ mir ein Fläſchchen Cognac holen, und war bald wieder an Merlon's Seite. Seine Pfeife hatte er ſchon angezündet und dampfte, an eine Bank gelehnt, den Tabak in ſtarken Zügen.

„Setzen Sie ſich“, ſagte er, „damit ich als Wirth meines Zimmers Sie begrüße. Vor wenigen Monaten noch würde ich Sie anders aufgenommen haben in meiner hübſchen Wohnung; dort ſaß ich etwas weicher als dies eichene Brett vergönnt, — doch die Dinge wechſeln, und der Menſch iſt ihnen unterworfen, er iſt ſelbſt nur ein Ding, das ſich abnutzt und verbraucht nach unverſtändlicher Willkür.“ — „Sie werden es entſchuldigen, daß ich Sie um eine Stunde der Unterhaltung erſuchte; frei heraus geſprochen, Sie wurden mir ein

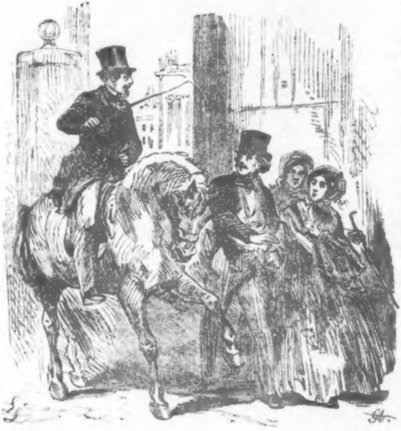
Gegenſtand meines Beobachtens, ohne daß ich noch ſelbſt deutlich weiß, weshalb, und eben ſo wenig weiß ich, was in mir den Wunſch erregte, Sie näher zu kennen." — „Ich will Ihr Verfahren nicht als Beleidigung betrachten; man gewöhnt ſich an Alles, und das Schickſal zähmt uns allmälig bis zur äußerſten Gleichgültigkeit. Wohl möglich, wenn Sie ehedem ſo, wie da oben im Gerichtsſaal, zu mir gekommen wären, ich würde Ihnen als ſolcher Narr, wie ich einſt war, raſchen Entſchluß gezeigt haben, das heißt: ich hätte Sie eingeladen zu einem Waffenſpiel im Gehölz von Boulogne. Doch die Erfahrung iſt eine gewaltige, wenn auch oft ſehr unhöfliche Lehrmeiſterin, und das Glück — bah! das Schickſal wollt' ich ſagen, ja, das Schickſal! Mein Herr, wenn Sie jemals ein Buch herausgeben — und wer ſchriebe jetzt nicht oder iſt wenigſtens im Begriff zu ſchreiben — kommen Sie zu mir: ich werde Ihnen Anleitung geben, wo Sie Stoff finden an verwickelten und erſchütternden Ereigniſſen, an den wunderlichſten Menſchenlarven. O wie viel Peſt lauert in den Verhältniſſen! Verzeihung, wend' ich mich erſt zu dem Fläſchchen, das ich Ihnen verdanke; dies Getränk, das mich abſtumpft und tödtet, iſt mir Seligkeit, wenn es zum zerrütteten Magen geht durch dieſen Schlund, der kein jubelndes Trinklied mehr anſtimmen wird."

„In Ihre Vergangenheit" — bemerkte ich — „muß viel Sturm und Verwirrung eingedrungen ſeyn."

„Im Ueberfluß! Die Kreuz- und Quergänge, die hinter mir liegen, ſind voll ſchlimmer Zeichen, vielleicht auch nicht der ſchlechteſte Roman. Wollen Sie etwas davon wiſſen —". — „Um wahr zu ſeyn: deshalb kam ich zu Ihnen." — „Hab's vermuthet! Bearbeiten Sie, was ich Ihnen flüchtig mittheilen werde; ſchauen Sie in mein Leben, das mir viel zu lang ſcheint, obgleich ich kaum dreißig Jahre zähle: brauchen Sie meine Abenteuer zum Vaudeville oder zum Trauerſpiel, zu luſtigem oder jammervollem Ausgang. Von mir haben Sie kein Hinderniß zu fürchten, ich überlaſſe Ihnen das Ganze für ein Pfund Tabak, das Sie mir ſchicken mögen: aber gut muß er ſeyn!"

Er lachte, gezwungen, wie es mir ſchien, ſah ein paar Augenblicke vor ſich nieder, rief aus: „Alſo meine Geſchichte!" — und fing an zu erzählen:

„Ich war dreiundzwanzig Jahr alt und befand mich ſeit etwa ſechs Monaten in Paris mit einem damals achtbaren Namen" — Merlen hielt inne, ſeine Augenbrauen zogen ſich krampfhaft zuſammen — „ja und mit einer Rente von funfzehntauſend Francs, die meine, wir auch früh hinweggeſtorbene Mutter auf mich vererbte. Sie ſehen, daß meine Zukunft nur Ausſicht zu Glück und Ruhe war. Doch unumgängliches Verhängniß hat es anders gewollt. Das Verhängniß! Beiläufig geſagt: bei dieſem Worte bin ich erinnert an eine meiner Thorheiten, die nicht wenig dazu beigetragen hat, mich hieher zu führen. Als ich noch ſehr jung, noch in der erſten Schule war, quälte mich ein Gedanke, den ich nie los werden konnte, der Gedanke, daß ich durchaus unglücklich enden müſſe. Kennen Sie, mein Herr, die ganze Gewalt eines Denkens, das von Geweben der Einbildungsmacht beherrſcht wird? Davor das Hirn zu bewahren, wäre eben ſo nothwendig als das Suchen nach Hülfsmitteln für eine erkrankte Bruſt! Ich war, gewiß ſchon durch einen geheimen Einfluß, ſo ſehr des Glaubens an ein unabwendbares Schickſal, daß meine Lehrer vergeblich Zeit und Mühe opferten, um das, was ſie meine glücklichen Anlagen nannten, ſiegen zu laſſen. Hartnäckig ſetzte ſich in mir dieſe mohamedaniſche Richtung feſt, ich war und bin ihr ſo beharrlich hingegeben wie Andere der Entdeckung des Steins der Weiſen oder eines durch ſich ſelber immerwährenden Triebwerks. Bei jedem angenehmen oder unangenehmen Ereigniß, bei jedem üblen oder löblichen Benehmen ſagte ich mir: eben ſo nur mußt' es kommen! Ich verſichere Sie, daß dies ein unverwüſtliches Mittel iſt, die offenbarſten Frevelthaten ohne Gewiſſenszweifel zu begehen. Dabei wird die Reue unmöglich, man vollbringt das Aergſte ſorglos, man fällt wie ein Pferd auf Glatteis, ohne zu fragen, warum? — Ich war alſo in Paris, dreiundzwanzig Jahr alt, mit funfzehntauſend Francs Renten. Meine Tage ſchlichen friedlich genug hin; einige nicht rein unſchuldige Vergnügungen abgerechnet, konnte ich vielleicht für eben ſo vernünftig gelten als irgend ein franzöſiſcher Kleinkrämer. Offen geſtanden: noch kannte ich keine Leidenſchaft, fühlte mich aber zu jeder geneigt. — Nun können Sie ſehen, von welchen unbedeutenden Einflüſſen unſer Schickſal abhängig iſt! Eines Sonnabends ging ich ſpazieren mit meiner Tante und Couſine; dieſe, eine hübſche, ſiebzehnjährige Brünette, ſollte in wenigen Wochen aus der Penſion ſcheiden, um meine Frau zu werden. Wir ſprachen vom anmuthigen Schatten der Bäume, vom Regen geſtern und vom ſchönen Wetter heute, vom Theater und zu hoffenden Winterbällen und einſtweiligen Dorferholungen; — nun, wir unterhielten uns in einer ſolchen, etwas vornehm thuenden Oberflächlichkeit, die noch ein wenig an das Idylliſche ſtreifte. In dem Augenblick, als wir in eine Straße einbiegen wollten, hielt plötzlich ein junger Mann das ausgezeichnet ſchöne Pferd,



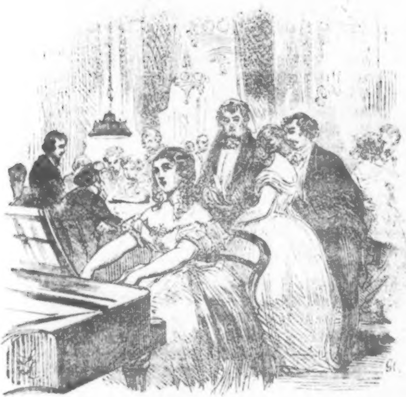
auf dem er ſaß, dicht vor uns in geſchickter Weiſe feſt, und berührte mich leicht mit ſeiner Reitgerte. „Guten Tag, Alfred!“ ſagte er; „finde ich Dich doch endlich, eine halbe Lebenszeit hab’ ich vergeblich geſucht!“ — Es war Victor Souchet, ein Schulkamerad. — Ich werde, wenn Sie erlauben, ein Gläschen auf ſeine Geſundheit leeren, man hat ihn geſtern nach dem Irrenhaus Bicêtre gebracht. — Mit Victor wurde verabredet, daß wir folgenden Tages in einem Kaffeehauſe bei dem Mittagsmahl zuſammentreffen wollten. Es geſchah, und ich fand unter mehreren Genoſſen ihn, der bei meinem Eintreten rief: „Da iſt ja unſer Philoſoph!“ und mir dann ſeine Freunde vorſtellte. Einer erregte zuerſt meine Aufmerkſamkeit, es war ein ſehr kleiner Mann mit lebhaften, faſt rohen Bewegungen, der Sprachart nach aus der Provence, eine lebendige Sammlung ſchmähſüchtiger und unſauberer Tagesgeſchichtchen, ein völlig in ſich verſunkener

Lebemann, nur an Genuß glaubend, und in dieſer Richtung geiſtreich genug freigebig mit Lehren, die mich noch heut erröthen laſſen. Dieſer kleine Provencale hatte unter ſeinen vielen Fehlern auch noch den, Advocat zu ſeyn.

Man ſpeiſte, wie man in einem Pariſer Kaffeehauſe erſten Ranges zu ſpeiſen pflegt; das heißt: nachdem man mit allen Künſten der Feinſchmeckerei geſättigt war, endete Schwelgerei und Champagner das Mahl. Der kleine Provencale erfriſchte ſeine Zunge an dieſer ſprudelnden Quelle und verdammte Die, deren ſchwerfälliges Daſeyn ſie von ſtürmiſchen Leidenſchaften fern hielt, mit ſo ſtachlichtem Witz, mit ſo beluſtigender Läſterung, daß ich innerlichſt wünſchte, außerhalb dieſes mit Fluch und Spott verkehrenden Kreiſes zu ſeyn. Und doch — ach, mein Herr, die Furcht vor Verſpottung hat ſchon manchen jungen Mann, der ein ehrſamer Bürger geworden wäre, zu Verbrechen hingeriſſen!

Wo ſollten ſie ihren Abend zubringen, jene Narren, die in ſolchem Kaffeehauſe zu Mittag gegeſſen haben? Meinen Sie, es werde verlaſſen, um in einem Buche zu blättern, um Einnahme und Ausgabe des Tages zu ordnen, um Boſton zu ſpielen mit der künftigen Schwiegermutter? Ich hütete mich, an Dergleichen zu denken, folgte mit den Andern dem kleinen Provencalen in das Haus einer Vorſtadt. — Wir ſtiegen eine Treppe hinauf und kamen in einen Saal, erleuchtet wie der eines Börſengeſchäftlers an einem Ball-Abend, wenn die abgerichtete Wirthin mit feinem Benehmen Leute begrüßt, die ihr Gemahl am nächſten Tage durch politiſche Lügen zu prellen hofft. Reizende Frauen zwiſchen Zwanzig und Dreißig, anſtändig wie Gräfinnen, junge Mädchen, wie man ſie in erwerbgierigen Penſions-Anſtalten zerſtreut findet, waren da verſammelt. Man tanzte, eine Dame, die Königin des Feſtes, ſpielte das Pianoforte: ein Kopf, wie geſtohlen aus wunderſchönem Phantaſie-Gemälde. Und eine Hand bewegte ſie auf den Taſten, eine Hand, die allein ſchon die Sinnesluſt weckte. Arme Malwine! — man hat mir geſagt, daß ſie jetzt unter den abſcheulichen Bogen einer berüchtigten Straße umherirrt in einem engen, ihr von der Polizei angewieſenen Raum.

Sie werden leicht begreifen, daß ich, trotz der Champagner-Dünſte in meinem Kopf, bald erkannte, in welche Geſellſchaft ich eingeführt war. Wir befanden uns bei der ehemals Erkohrnen eines reichen Mannes, der ſich den Freuden des Familienlebens bei Gattin und Kindern entzog um ſich in abſtumpfenden Lüſten noch weiter zu zerrütten.“



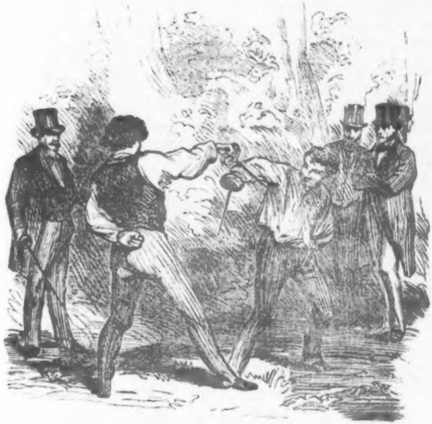
„Bemerken Sie“ — ſo durchbrach Merlon ſelbſt ſeine Bekenntniſſe — „daß ich auch ſittenrichtern kann.“ Er fügte mit dem Lachen des Grolls hinzu: „Erlauben Sie mir die Pfeiſe anzuzünden!“ und erzählte dann weiter:

„Man bat mich, Karten zu ſpielen; der mir Gegenüberſitzende war ein Mann mit ſchon gebleichtem Haar, deſſen Geſicht aber die Friſche nicht verloren hatte. Er ſprach in gewähltem Ton, benahm ſich wie ein Jüngling, was ihm nicht übel ſtand, gewann mir mit vieler Liebenswürdigkeit tauſend Francs ab, und ich war überraſcht, daß ich, nachdem er ſo angenehm geweſen, bald darauf ihn mit dem kleinen Advocaten in einem Winkel des Saales in faſt gemeinem Ausdruck ſtreiten hörte; der betriebſame Provencale behauptete: wenn er nur ein Drittel des Gewinns erhielte, wäre er weder gerecht noch kameradlich behandelt.

Die Nacht rückte mehr und mehr heran, der Punſch vertrieb allen Zwang; dem früheren feineren, ſchauſpieleriſch eingelernten Ton folgte meiſt der natürlich rohe, ein faſt allgemeines Dutzen. Die bisher in den Schranken des Anſtandes gebliebenen Tänze wurden zu ſchamloſen Bewegungen, und dann — nein, nein, einen Vorhang dieſem Anblick, dieſen Folgen: nur Zuchtloſigkeit ſchildert ſich den Reſt. Ueber mein bisheriges Leben war der Stab gebrochen. Noch zwei oder drei Beſuche machte ich meiner Couſine, die mir langweilig, meiner Tante, die mir erſchreckend ſittenſprüchlich erſchien, und bald waren alle Erinnerungen an meine Vergangenheit durch Malwinens Reizfeſſeln, durch die gleißneriſch vernünftigen Weltanſichten des kleinen Provencalen verdrängt. — Wer würde Mahnungen des Gewiſſens empfinden, wenn er wie fliegend in einem ſchmucken Cabriolet fährt, wenn eine hübſche und leichtfertig luſtige Buhlerin ihn durch die Blumen ihres Geheimſtübchens, durch die Ergötzlichkeiten, mit denen Paris bezaubernd überfüllt iſt, zum Abgrund führt! Immer aber nenn' ich es hart, vor ſolchen Ausſichten in die Zukunft wie jetzt ſtehen zu müſſen mit dieſer Pfeife, der es bald an Füllung fehlen wird. Doch das Alles iſt Beſtimmung! —

Was ſoll ich Ihnen noch ſagen! In weniger als zwei Jahren hatt' ich die funfzehntauſend Francs Rente in lüderlichem Treiben verſchwendet, und war in der Geſinnung ſo herunter gekommen, daß ich mich würde für entehrt gehalten haben, wenn ich der Sucht nach den koſtſpieligſten und doch wenig Genuß gewährenden Ausſchweifungen hätte widerſtehen können. Alles verkettet ſich, Eins entwickelt ſich aus dem Andern, mit toll gewordener Haſt ſteigt man zu den tiefſten Stufen des Laſters hinab. — Malwine hatte bald Nebenbuhlerinnen, die von der Sittenfäulniß noch viel mehr ergriffen waren, und ohne Vorwürfe zu hegen begab ich mich in ſolche Höhlen, wo man von Geſchöpfen umringt iſt, die am Tage nie auf öffentlicher Straße zu erblicken ſind. Das böſe Verhängniß hielt mich offenbar umfangen: wie hätte ich ſonſt ſo in Greuel verſinken können! Es iſt nicht zu leugnen: ich folgte dem Wege zum Abſcheu und Elend mit einer Standhaftigkeit, die, zu tüchtigen Thaten benutzt, mich zum Helden erhoben hätte. Dennoch ſchlief ich trotz meiner Nichtswürdigkeit ruhig, und war lachend in meiner Taumeljagd glücklich. Gewiß, mein Herr, luſtiger als ich ſank Niemand in ſein Verderben!

Als meine Börſe leerer wurde, ſuchte der kleine Provencale mich in Streit zu verwickeln, um ſich möglichſt raſch von mir zu trennen. Es kam zum Duell, und ich zeichnete ihn mit einer Wunde, die er in der Juli-Revolution empfangen haben will. Victor Gouchet blieb



mir treu, denn er wurde mit mir zugleich arm. Unſere Liebſchaften verließen uns unter dem Schutz ſolcher Ränkevollen, die ſich des Morgens an beſtimmten Orten treffen, um die Unternehmungen des Tages zu berathen und zu vertheilen. Ich war ſo weit, daß ich mich jedes Hülfsmittels bedienen mußte, um nicht zu verhungern. Jene Schufte verſtehen es meiſterlich, aus den Taſchen Anderer zu leben, die ihrigen mit Geld zu füllen; folglich ſind ſie ſo gekleidet, daß man ſie für Leute von guter Familie halten würde. Ich ließ mich aufnehmen unter dieſe wandernde Rotte, die von der Polizei mitten in allen Bewegungen der großen Stadt mit Argusaugen bewacht wird als eine Zunft, von der jedes Mitglied ſchon im Unterſuchungsfeuer ſtand, und die allerlei Schlupfwinkel hat. Provinz-Bewohner und Fremde, die bei den Schaufenſtern ſtehen bleiben, Neugierige, die jedem der in Paris unzähligen Hader-Aufläufe zueilen, ankommende Reiſeluſtige, die ihr Gepäck nicht ſorgſam verbergen, Theaterbeſucher im Gedränge, Handlungsdiener, die, Waaren tragend, nach Straße und Nummer fragen, das ſind vorzugsweiſe die Beiſteuernden zum Budget dieſer vornehmthuenden Freibeuter. Iſt deren Börſe bei einem Gelage, bei dem Billard, wo man um den Meiſterſtoß wettet oder nach dem Ritt in das Gehölz von Boulogne bis auf den Grund geleert, was thun dann dieſe Herren? Sie ziehen am Spätabend eines der Mädchen, die mit liſpelnder Stimme und zweifelhaften Verheißungen die Vorübergehenden locken, an einen dunkeln Ort. Da wird ein Bündniß geſchloſſen, man begleitet die Erwählte, ausgerüſtet mit ſchwer beſchlagenen Stöcken, auf einen Ball der Arbeiter, und zum Dank verpflichtet ſie ſich zur Theilung der auf mancherlei Art ergriffenen Beute. Was da Alles betrieben und gewagt wird, das geht in das Niedrigſte und Schauerlichſte! — eilen wir darüber hinweg!“

„Aber Ihr, Alfred Merlon“ — rief ich unwillkürlich aus — „Ihr habt Euch ſo weit nicht mißhandelt; Ihr hattet Herzensregung, etwas von Rückerinnerung an ſorgliche Erziehung; gewiß, Ihr ſeyd ſo tief nicht geſunken!“

„Ich, mein Herr? — ſechs Jahre lang hab' ich in ſolcher Gemeinſchaft gelebt, ohne dabei die Tage zu zählen.“

„Und Ihr habt nicht die Augen geöffnet? Nicht mit Anſtrengung einen Verſuch gemacht, Euch aus dem Abgrunde zu erheben, ein neues Leben zu beginnen?“

„Bah! Würden Sie mich ſtufenweiſe die verſchiedenen Grade, innerhalb deren mein Hinabfall vollendet war, zurückgeführt haben? Würden Sie ſiegreich eine edle Leidenſchaft in mich eingeimpft haben an die Stelle jener, die mehr und mehr mich allen Laſtern unterworfen hat? Konnten Sie mich wieder hinbringen zu dem Sommertage, wo ich mit Tante und Couſine den Boulevard entlang ging? Ich würde Sie allein gelaſſen haben, um zur Spielbank zu flüchten oder nach den entlegenen Winkeln, wo die entartetſten Weiber zum Eintritt in ihre Zufluchtsgemächer einladen. Und übrigens, was vermochte ich Anderes zu thun? — mußte ich nicht meiner Beſtimmung folgen?“

Merlon hielt inne, indem er haſtig dampfendere Züge aus ſeiner Pfeife jagte. Dies war, nach meiner Anſicht, eines der ohnmächtigen Mittel, wodurch er dem Nagen des Gewiſſens entkommen wollte. Bald ſprach er dann:

„Aufrichtig will ich geſtehen, daß, ſo ſehr ich vorbereitet war, der erſte Diebſtahl, den ich begehen wollte und wirklich beging, mich doch etwas erſchreckte. Zwiſchen böſem Gedankenverkehr und der

Neigung zu ſchlechter That giebt es keinen langen Zeitraum! Dies erklärt Ihnen, wie ich von der Anfechtung des Gedankens raſch zur Ausführung kam. Wäre ich jedoch von meinem Schickſals-Teufel nicht kurz zuvor durch unwiderſtehliche Verſuchung gereizt worden, ſo hätte ich vielleicht mein Einſchreiben in die Diebes-Liſte noch um ein paar Tage verzögert, hätte die beißenden Reden meiner in Sünd' und Schmach abgehärteten Freunde verſchluckt. Jetzt bitte ich Sie, überzeugt zu ſeyn, daß ich nach dem erſten glücklich vollbrachten Raubgriff meinen Genoſſen in Nichts nachſtand, was ich ihren, von mir ſehr anſtellig benutzten Lehren verdankte, und wir beeiferten uns gegenſeitig in Ausübung eines geſchickten Verfahrens, das ſiebente Gebot beſonders nicht für hinderlich zu halten."

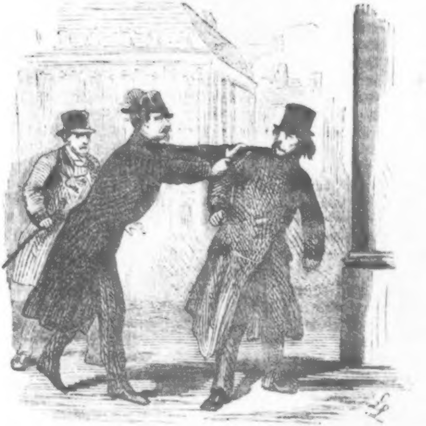
„Wenn Ihnen nun einer Ihrer früheren Bekannten begegnete, mit denen Sie Umgang hatten in den Tagen, als Sie noch —?"

„Als ich noch war, was man einen ehrlichen Mann nennt — nicht wahr? — Glauben Sie, daß man jemals errieth, was ich that? Dieſer meinte, daß ich vom Reſt meines Vermögens lebe; Jener, daß ich irgendwo angeſtellt wurde. Fragten mich aber Zudringliche, hatte ich immer eine Antwort. Dem Einen ſagte ich: Hauptmann ſey ich in belgiſchen Dienſten und auf unbeſtimmten Urlaub, dem Andern, daß ich bei den Saint-Simoniſten, ohne ihre Tracht anzunehmen, ein Kapital niedergelegt habe, und dann, beachten Sie gefälligſt, ich kleidete mich ſtets nach der neueſten Mode. Außerdem ſind Freunde aus vergangener Zeit in der Regel mäßig und kühl im Fragen, vorausgeſetzt, daß ſie nichts zurückfordern von damaligen Dienſtleiſtungen. Doch, um auf meine Geſchichte einzulenken, ſehr bald gewöhnte ich mich an dies zwiſchen Faulenzen und Verbrechen getheilte Leben, wobei ich mir niemals Muße zum Nachdenken geſtattete. Ich hatte mir ſogar eine dichteriſche Aushülfe gebildet, eine angenehme Rechtfertigung für die Wendungen meines Daſeyns. Freibeuter bei jeder Gelegenheit hatte ich auch den Stolz ſolcher Abenteurer, wie Byron ſie mit beliebter Kräftigkeit ſchilderte. Wenn ich mich in meiner Weiſe nach Genuß und Beute umhertrieb, erſchien ich mir ſelbſt als ein des Beifalls werther Don Juan oder Giaur, und die Verherrlichung der Lüderlichkeit in der franzöſiſchen Schriftſtellerei war ebenfalls dienſtlich genug, um mich vor mir ſelbſt zu entſündigen. Ich war äußerſt gewandt, Beiſpiele, die mich vor meinen Augen erhöhten, auf mich zu beziehen, und weil dem Verhängniß nicht zu entrinnen iſt, glaubte ich mir die ungeſtörteſte Nachſicht ſchuldig zu ſeyn. — Vieles hatte allmälig für mich den Reiz verloren, auch der Wechſel in Liebſchaften, und dieſe überhaupt. Aber das Spiel! Oft überraſchte es mich freilich, durch Karten, die den ganzen Abend auf dem immer grünen Tiſch hin- und hergezogen wurden, mich ermüdet zu ſehen. Zuweilen fühlte ich jedoch wieder lebhafte Aufregung, wenn ich — zum Beiſpiel — mit Hülfe unſerer gelenken Finger einen ergiebigen Sieg über die Unerfahrenheit eines Anfängers im Spiel davon trug, und noch geſteigert, wenn ſich hitzige Händel entſpannen mit den in der Betrügerei uns übermächtigen Glücksrittern. Da wurde es nothwendig, es wurde zum Verdienſt, eine gleichgültige Haltung anzunehmen fernſtehenden Beobachtern gegenüber, während krankhaftes Fröſteln und Glühen den Körper durchbebte und erſchütterte. Fürchterlich iſt es, ſucht ein Hauſe empörter Menſchen mit ſpähenden Blicken den Dieb oder Betrüger, bereit, ihn zu zermalmen, nicht minder ſchauerlich, wenn uns ein geheimer Polizei-Wächter in der Nacht, oder, was noch ſchlimmer iſt, am hellen Tage mit dem Stock berührt, nach ſeiner Laune gebietend: man ſolle dieſen Ort, jenen Umgang meiden. Lächelnd wie Mephiſtopheles, mit giftiger Verachtung, wirft er Worte hin, die Einem doch das Blut in Aufruhr bringen. Dann, nur dann erwachte für einen Augenblick in mir die Erinnerung an den alten Soldaten, der, wie der Richter ſagte, zu rechter Zeit ſtarb.“

„Dachten Sie denn nicht daran, dieſe Regung von ſittlicher Kraft in Ihrem Innern zur Umkehr, zum Heilſamen benutzen zu wollen?“

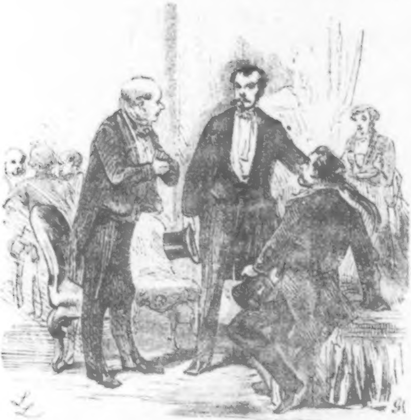
„Ich, mein Herr? Wenn ich einen Schritt zurück gethan hätte, bei dem zweiten wär' ich ausgeglitten. Wer kann ſeiner Beſtimmung entgehen! Bah! -- den Lauf der Dinge hab' ich kennen gelernt. — Laſſen Sie mich dies mit einem Gläschen beſtätigen!“ Er trank, unterbrach einen Verſuch, zu lachen, und gab nun weiteren Bericht.

„Einmal ſchien es mir doch, als wollte ich von ſolcher Kameradſchaft ſcheiden, die Hölle hätte aber dabei nichts verloren. Eines Abends verabredete ich mit Victor Souchet bei einem Trinkgelage einen Streich für den nächſten Tag. Es kam darauf an, in glänzendem Anzuge mitten auf einen Ball im Hôtel d'Antin, derzeit Verſammlungsort der höheren Stände, einzudringen; beiläufig geſagt: das Vorhaben wurde mit vollſtändigem Erfolg ausgeführt. Wir traten ſtattlich wie Banquiers-Söhne in den lichtprunkenden Saal, zahlreich waren die Anweſenden. Der Unternehmer wollte ſich liebenswürdig zeigen, er reichte uns höflichſt die Hand; wir begaben uns nach dem Contretanz an einen entlegenen Tiſch, und unſre Schlau-



heit machte einen reichen Fang im Spiel. Victor und ich waren einig, unſer Glück noch zu verfolgen, als ein friſch und kräftig ausſehender Greis, der einige Schritte fern ſaß, ſich erhob, und ohne Umſtände zu uns herantrat, dabei dem Garçon zurufend: „Punſch hieher!“ — „Kinderchen“, ſagte er, „Ihr ſprecht ſo laut, als ſtände Euer Handwerk unter dem Schutze der Regierung, zu meiner Zeit waren wir vorſichtiger!“ — „Sie haben alſo —?“ fiel ich ein. — „Ich rühme mich deſſen, als Unerfahrener käme ich nicht ſo dreiſt zu Euch; ich bin in ſolchen Künſten bewandert, trieb ſie nicht kleinlich.“ — „Sie haben größere Anſchläge gut ausgeführt?“ fragte Victor. — „So gut, daß mir der ſchlaueſte Polizei-Chef in geheimer Unterredung die Wahl ließ, lebenslang in Bicêtre zu wohnen, oder ein Korſarenſchiff der in Krieg verwickelten Regierung zu beſteigen. Wohlgemuth wählte ich den zweiten Vorſchlag und war bald der Hahn im Korbe bei meinen Kameraden, denn ich lehrte ihnen angenehme

Betrügereien. Durch ihr Lob und Zuthun wurde ich ruhmgeiziger, und als unſer Kapitain eines Abends nach den Sternen blickte, ſtieß ich ihn wie zufällig an, und da lag er im Meer. Den Matroſen hielt ich eine rührende Rede, ſie ernannten mich zu ihrem Kapitain, und vom Korſaren bis zum Seeräuber iſt's nicht weit. Begünſtigt durch franzöſiſche Schiffe, auf denen man von meinen Abenteuern keine Ahnung hatte, ſteuerten wir den Indien zu, und nun, Schiff, diene meinem Vortheil! Fünfzehn Jahre habe ich gelebt wie Einer, der alljährlich in der Lotterie das große Loos gewinnt; ich hatte Geld in Fülle, die beſten Weine im Ueberfluß, Pfeifen, die des türkiſchen Sultans Neid erregen könnten, und wie er hätte ich einen Harem von Frauen haben können. Jetzt will ich mich alt fühlen; noch zwei oder drei Abſtecher an die Küſten von Neapel und in die Umgebungen von Algier, dann werd' ich hieher zurückkehren. Meine Brigg erwartet mich an geſicherter Stelle. Wollen ſie auf zwei Jahre mit mir kommen? Sie ſind jung, manierlich, Sie können mir nützlich ſeyn, und ich will ſie reich machen. In Neapel werde ich Sie zu Brüder-Almoſenſammlern einkleiden, in Spanien mögen Sie den braunen Andaluſierinnen gefallen, bei Ihren Beſuchen aber ſorgen, daß die Liebe Sie nicht die kleinen ſilbernen Madonnen und die Halsſchnüre von echten Perlen vergeſſen läßt. Sie werden ja betriebſam ſeyn in Ihrem Fach — wollen ſehen! Möglich, daß ich Ihnen meine Brigg überlaſſe; falls Sie es vorziehen, können Sie ja auch nach Paris zurückkehren. Wer weiß, vielleicht enden Sie damit, wahlfähiger Eigenthümer Ihres Arondiſſements zu ſeyn. Auf ihr Wohl!" — Wir dankten dem Greiſe, deſſen weißes Haar ihm den beſten Platz im Theater oder im Omnibus-Wagen geſichert hätte; wir waren für ſein Anerbieten von Erkenntlichkeit durchdrungen, und die geſchäftliche Zuſammenkunft wurde auf zwei Tage ſpäter feſtgeſetzt in einem Hôtel, wo er prachtvolle Zimmer bewohnte. Damals, mein Herr, erinnerte ich mich des von Byron begeiſtert geſchilderten Helden, gelobte mir, als Korſar die von des Dichters Korſaren bewohnte Inſel zu beſuchen. — Betrachten Sie aber nun das zwingende Schickſal und die Macht der Gewohnheiten! Als wir den alten Seemann treffen wollten, war er ausgegangen auf eine Stunde, und hatte hinterlaſſen, wir möchten dann wiederkommen. Womit ſollten wir uns während dieſer Zeit beſchäftigen? Victor, der ſich langweilte, trat, ich weiß nicht unter welchem Vorwande, in den Laden eines Wechslers; man ergriff ihn, nachdem er ſich ein paar Goldſtücke, die verführeriſch glänzten, zugeeignet hatte. Während ich auf ihn wartete, machte ich mir das



Vergnügen, einem dicken Manne, der eine Siegesſäule anſtaunte, durch Entfernung ſeiner ſilbernen Doſe die Taſche zu erleichtern, wurde ebenfalls ergriffen, und das Uebrige wiſſen Sie. — Wir Beide wurden Gefangene in dem Augenblick, wo wir meinten, einen freien Ausgang zu haben für unſer Treiben im Großen; — es war eine Bosheit des unwiderſtehlichen Schickſals."

„Das will ich nicht beſtätigen", bemerkte ich; „vielleicht würden Sie aber in dem bewegten und gefahrvollen Leben eines Korſaren Anlaß gefunden haben ſich ſelbſt zu läutern."

„Oder vielleicht hätte eine geſegnete Kugel an den Küſten von Sicilien und Calabrien meinen Kopf getroffen, oder mein Herz. Sie ſehen, ich habe auch jetzt beſondere Gelüſte. Seit ich mich in der Haft befinde, denk' ich's mir herrlich und entzückend, auf dem Schlachtfelde zu fallen, oder auf einer von Kugeln zerſtörten Fregatte in den Meeresgrund hinab zu ſinken. Doch es geht nicht Alles nach Wunſch;

die Zukunft weiß wie ich enden werde, jedenfalls möcht' ich vor hohem Alter und Mangel an Taback bewahrt ſeyn."

„Alfred Merlon!" rief eine kräftige Stimme aus der Tiefe des Flurganges; „vorwärts ohne Verzug!" und raſſelnd drehte ſich der Schlüſſel im Thürſchloß. — „Hier habt Ihr mich!" ſagte der Gerufene; „laßt mir nur noch Zeit, meine Halsbinde zu ordnen und mir den Rock auszuſtäuben! — Mein Herr, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!' — „Sie ſind noch jung", ſagte ich mit ſchmerzlichem Ausdruck, als wir die Treppe hinab ſtiegen; „kehren Sie aus dieſem Elend, das Sie ſich ſelbſt zugezogen, beſonnener zurück!" — und er antwortete: „Ich dank' Ihnen, aber ich habe nicht die geringſte Hoffnung; rechnen Sie nicht zu ſehr darauf, ich bin in der Gewalt eines ſataniſchen Schickſals!" — Leicht und pfeifend ſprang er in den Wagen.

Alfred Merlon iſt keine erdachte Perſon, und ſeines Lebens Irrgang habe ich ihm treu nacherzählt. Durch den Wahn, er ſey der Vorbeſtimmung des Schickſals unterworfen, wurde er unfehlbar ſein eigener Verführer und Verderber, und ihm allein ſind ſeine Frevelthaten als Schuld, die Strafe als ihm gebührend anzurechnen. Er war ſelbſt der Dieb an ſeinen glücklichen Verhältniſſen, war ſich ſelbſt Betrüger mit der Meinung: Es ſey eben nur eine geheime Macht, die ihn auf dem Wege des Böſen feſthalte, wobei er es ſich verheimlichte, daß dieſe Macht einzig aus ſeinen ungezügelten Lüſten und Antrieben hervorging. — Wenn auch, und wie ſehr mannigfache Zuſtände einwirkend ſeyn mögen, an jedem Unheil, was den Menſchen trifft, iſt er jedenfalls durch den Mangel an Vorſicht gewiß mitſchuldig, und die dabei gewonnene Erfahrung ſoll ihm gedeihen zu dem Beweiſe, daß er ſogar in den mißlichſten Verwickelungen des ſogenannten Schickſals Herr werden kann. Der verkehrte Glaube: das Schickſal ſey Herr, dient nur dazu, innen und äußerlich das Zerſtörende zu vermehren. Muth im Unglück, Beſonnenheit in den Hülfsmitteln und Bedächtigkeit in der Ausführung ſchaffen uns ſo wehrhaft, daß wir niemals Dem unterliegen, was die Gedankenloſen Schickſal, Verhängniß und Vorbeſtimmung nennen, und es giebt keinen beſſern Rath für das Leben als den Erbſpruch:

„Glück mit Umſicht leiten,
Unglück überwinden:
Läßt zu allen Zeiten
Günſtig Schickſal finden."

St.

Catharina II.

Bevor ich die Feder bewegte zu Dem, was hier gedruckt erſcheint, ſann ich ein Weilchen darüber nach, ob es nicht eigentlich zu überſchreiben wäre:

Polyxena Büſching,

die im nachher Folgenden, neben Anderem, über die Kaiſerin Catharina die Zweite ſpricht. Bei dieſer wird Niemand für nöthig erachten, zu fragen, wer ſie war; ihr Name lebt rühmlich in der Geſchichte, obwohl ſie ihre Schwächen auch nicht verſchweigt, wie das von einer ehrlichen Geſchichte zu verlangen iſt. Muthmaßlich werden aber Viele nichts wiſſen von Polyxena Büſching, gebornen Dilthey. Denen ſey geſagt: ſie war die Gattin des beſonders durch ſeine geographiſchen Werke verdienſtvollen Anton Friedrich Büſching, der als Director zweier Gymnaſien Berlins im Jahre 1793 ſtarb und vor dem Scheiden vom Dieſſeits bewirkt hatte, daß man ihn in ſeinem Garten beerdige, neben dem Grabe ſeiner Frau, die ihm ſchon im Jahre 1777 zur ewigen Heimath voranging. Polyxena war auch — gleich ihrer Freundin Johanna Charlotte Unzer, gebornen Ziegler — „kaiſerliche gekrönte Dichterin"; ſie begleitete ihren Gatten von Göttingen aus nach Petersburg, wo er von 1761 bis 1765 als Paſtor der lutheriſchen Peters-Gemeinde und Begründer ihrer Schul-Anſtalten ſich auszeichnete, dann aber, durch Hinderniſſe mißmuthig, nach Deutſchland zurückkehrte, und in Altona bei der Familie Unzer verweilte, bis er (1766) den Ruf nach Berlin erhielt.

Dies mag genug ſeyn zum Verſtändniß der hier angefügten Briefe, die über die Kaiſerin Catharina (geboren 1729, geſtorben 1797) Manches enthalten, was den Geſchichtswerken nicht nahe liegt, und doch zur Schilderung dieſer Selbſtherrſcherin beitragen könnte. Nach dem Leſen wäre vielleicht Niemand dagegen, wenn ich die Ueberſchrift in

Kaiſerin Catharina II. und Polyxena Büſching

verwandelt hätte, was ich Jedem zur Entſcheidung überlaſſe, und nun ohne weitere Vorrede die beiden Briefe anreihe.

1.

„Der Frau Doctorin Unzerin in Altona

Meine ſchatzwerthe Freundin!

Was helfen Klagen! — Du könnteſt mir vielmals öfter ſchreiben, als ich Dir, denn ich zage, Briefe von hier abzuſchicken, doch iſt es mir ſehr vergnüglich, daß ich Dir ſonder Furcht durch einen vertrauten Collegen Büſchings etliche Blättchen zufördern kann. Zur Freude gedeihlicher wäre freilich unſer Converſiren bei einander; ach! wie köſtlich plauderten wir in Helmſtädt, als wir mitſammen in Feld, Wald und Verſen ſchwärmten und Du liebevoll mir einen Buchhändler in Halle nachwieſeſt, der meine Uebungsergüſſe in der Dichtung drucken ließ, ohne daß ich Koſten davon hatte. Aber was ſchwatzt meine Dinte von Vergangenheit; die Zeiten verwandeln ſich und wir verwandeln uns mit ihnen. Wäre ich mein Mann, ſagte ich Dir das Lateiniſch, da klingt es pompös, mir aber nicht ſo verſtändlich, freilich auch nicht ſo wehmüthig, und Deutſch iſt es mir antönender im Gemüth.

Du willſt wiſſen von uns und der Kaiſerin Catharina. Uns anbelangend, da antworte ich: wer den Heiland in deutſchen Landen nicht findet, der ſoll ihn anderswo gar nicht ſuchen. Zur Nothdurft mangelt uns nichts, aber unſern Herzen mangelt Seele der Heimath, obgleich die Kaiſerin im Offenbaren ſehr mitſorglich iſt für uns, mich auch jeweilen befragt über Dinge, die ich nicht faſſe. Sie hatte gehört, daß ich eine gekrönte Dichterin ſey und händigte mir eine morgenländiſche Erzählung ein, betitelt Obidjah, demnächſt zween Luſtſpiele, die wider Phantaſterei und ſtockgläubige Verblendung eifern. Es erſchreckte mich, als ſie verlangte, ich ſolle ihr nach der Lectüre ſagen, was ich davon halte. Etliche Wochen vergingen, da wurde ich zu ihr beſtellt, des Abends, wo ſie ganz allein war. Ich verſchwieg es nicht, daß, wenn ich auch gebührend die Schriften honorabel fände, ich dennoch in Begriffen nicht ſo feſt ſtände, um mit der eigenen Meinung hellköpfig zu werden. Sie lachte und fragte: weshalb ich eine gekrönte Dichterin ſey? Ich antwortete ihr ohne Hehl: meine Freundin, die geſchätzte Unzerin in Altona, habe durch Vermittelung des Prorector Häberlin von der Univerſität zu Helmſtädt die Dichterkrone erlangt, und da hätteſt Du ſie mir ebenfalls beſchafft, mehr aus Deiner Liebe als aus meinem Werth. Daß mich Büſching in den Frühlingstagen unſrer Bekanntſchaft ſogar zum Ehrenmitgliede der Göttingiſchen gelehrten Geſellſchaft einregiſtriren ließ, habe ich der Kaiſerin wohlbedächtig verheimlicht; denn fiele es ihr ein, mich in der Gelehrſamkeit zu examiniren, hätte ich mich vor ihr zu verkriechen. — Ich mußte aber den Abend da bleiben, und ihr, was ſie aufſchlug, aus den Luſtſpielen vorleſen. Zufolge deſſen gab ſie mir ermunternde Worte, ward überhaupt ſehr beredſam. Sie erzählte von ihrer Jugend in Stettin, wo ſie als arme Prinzeſſin von Anheit in einem Bürgerhauſe gewohnt habe, ſprach ſehr wohlwollend von dieſer Handelsſtadt, hatte ihr auch noch kürzlich namhafte Geſchenke an Medaillen zugefertigt, bei welcher Erwähnung ſie mir auch zween verehrte. Noch freute ſie ſich über den ſchwarzen Adlerorden, den ſie zu Weihnachten verwichenen Jahres vom König von Preußen erhalten hat.

Als Braut iſt ſie auch mit ihrer Mutter in Berlin geweſen, da wurde ſie von Friedrich dem Zweiten, der ihre Vermählung mit dem damaligen Prinzen Peter eingefädelt hatte, mit Feſtlichkeiten ſalutirt. Bei einem dieſer Feſte hat benannter König ſogar die Flöte geblaſen, hat alſo gleichſam den Arkadien-Schäfer gemacht, was man ſich jetzt zufolge ſeiner vielen Schlachten kaum vorzuſtellen vermöchte. Nach dem Donner der Kanonen, dem Knattern der Musketen und allem Kriegsgetöſe zuſammt wird er wohl die Zephyriſche Flöte gar nicht mehr vernehmen können. Die Kaiſerin ſagte, der König von Preußen verdiene große Achtung; er ſey zwar Stifter ihrer gramvollen Vermählung, habe ſich aber in ſeiner Gerechtigkeit Zeugniſſe verſchafft, wonach er wiſſe, daß ſie an dem, was im verwichenen Jahre mit ihrem Gemahl geſchehen, nicht Schuld trage. Wer etwa darüber ſchriebe, ſolle ſich erſt getreulich berathen, oder ſothanes werde unterlaſſen; die bibliſchen Weiſen oder Propheten hätten oft über Zukunft das Wahrhafte gekündet, die heutigen Weiſen und Autoren meldeten oft genug das Erlogene über die Vergangenheit. — Von ihrer Anweſenheit in Berlin erwähnte ſie noch, ſie ſey außerhalb der Stadtmauer zu einem Schuhmacher geführt worden, der ſich als Wahrſager einen Anhang erworben und auch ihr allerhand vorausgeſagt habe, wovon Etwelches wirklich eingetroffen ſey, was aber nichts bedeute; denn unter ſolchem Mannichfaltigen, das er geſchwatzt, hätte wohl des Wenigen zutreffen müſſen, und ſonder Zweifel habe er geredet, wie man ihm eingeblaſen: ſie hege die Pflicht, auch derley Trug zu vertreiben, dürfe ihn alſo zuerſt in ihrem Kopf nicht einniſten. Ob die aus wunderlichen Faceſſen zuſammengeholte Behauptung: ſie würde große Siege über die Türken erleben, eintrifft, wolle ſie der Obmacht des Himmels anheim ſtellen, denn Gott wiſſe, daß Rußland nächſt der polniſchen Wirthſchaft am nagendſten von den unchriſtlichen Türken cujonirt werde. Jetzt habe ihr der König von Preußen in einer Allianz Beiſtand zugeſagt, und ſie ſelber wolle ihre Truppen enthuſiasmiren, wolle ſich auf dieſe, nicht auf ausländiſches Miethheer verlaſſen, werde dann ſehen, ob ſich durch liebende Fürſorge nicht auch die Barbarei allmälig beſänftige.

Ihr Sohn, der Großfürſt, zählt neun oder zehn Jahre, und wie man hin und wieder bisweilen hört, wird er in ſtrenger Zucht gehalten; doch kenne ich darüber nichts Genaues: bei der Kaiſerin war kein Wort über ihren Sohn zu vernehmen. Von ihr ſelbſt habe ich Dir nun mitgetheilt, weſſen ich mich erinnerte; hat mein Gedächtniß etwas dabei verloren, muß ich es mir vergeben, und Du wirſt es leicht ebenfalls thun können, denn ſchwer wiegen kann das Vergeſſene nicht, ſonſt hätte es feſter gehaftet. Bei den zwei Kindern, die wir nach acht Jahren unſeres Altarbundes haben, läuft mir ſo viel durch den Kopf, daß manches Andere hinaus muß, es mag wollen oder nicht. Für die beiden penetranten und lieben Schreihälſe muß ich doch Raum ſchaffen in den Gedanken. Wie es hier mit uns kommen wird, weiß ich nicht; mein Eheherr hat viel Verdruß mit Kirche und Schule, und Du kennſt ihn als heftigen, als felſenſtändigen Lutheriſchen. Mußte ich doch des geliebten herzinnigen Bräutigams wegen zur lutheriſchen werden, wobei ich eigentlich den Unterſchied wenig ſonderlich erachte. Ich nehme das Abendmahl zum Andächtniß des Erlöſers und meiner Sünden; ſo bin ich nicht im Zwieſpalt mit mir, und habe es nicht verweigert, vom Calvin zum Luther überzugehen; umgekehrt hätte ich es auch gethan, ohne mich irgend einer chriſtlichen Gemeinde zu verfeinden. Ich war ein armes Mädchen, da ich nach Göttingen kam. Büſching hat mir aus der Bedrückung als Gouvernante zu Wohl und Ehren verholfen, und ich ertrage gern ſeine übermäßige Gelehrſamkeit benebſt ſo zuweiliger Sprudelhitze, weil immer bald wieder die Gemüthsgüte herausguckt.

Nun Adieu! — und laſſe mir bald etwas, ach nein! recht viel aus Deiner Dinte zufließen, ja, recht viel aus der Heimath. Ich ſchließe, damit mir nicht überweh wird, aber ſchreibe, ſchreibe an

Polyxena.

Deine Dich treu hochliebende

St. Petersburg, am Pfingſttage.*)

(Im Datum wird man hier ganz confuſe.)

Poſtſkriptum. Schreibe mir zumal von den drei Städten, von Helmſtädt, Göttingen und Altona. Du ſiehſt, ich habe ein weites Herz, hilf es füllen!"

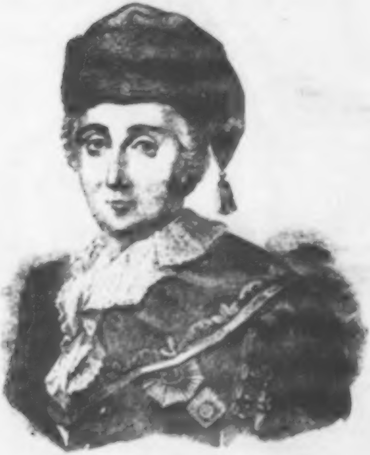
II.

St. Petersburg, 15. März 1763.

Hoſianna! — hilf Gott, daß es ſonder Gefährde ſo geſchehe! Ja, liebe Freundin, uns wird die Hoffnung nahe, bald bei Dir zu ſeyn. Mein Eheherr iſt der Laſten ſatt und des Zornes müde. Bei der Kirche und Schule hat er unzählbare Plackereien, wenn auch bei einſichtigen Leuten des Ruhms genug; aber mit den Popen, ſo heißen hier die Geiſtlichen, muß er ſich tagtäglich herumbeißen; Du lieber Himmel, die Religion ſoll Frieden ſtiften und treibt es am ärgſten mit dem Unfrieden, dieſſeits macht der Glaube unſelig ſtatt ſelig. Bislang war in allem Thun und Wirrſal der Graf Münnich meinem Manne zur Seite, war ihm ein Gönner; der zweiundachtzigjährige Greis, den ſchon viel Unheil betroffen hat, zog ſich aber mehr und mehr zurück, und je zaghafter er ſich benahm, je trotziger wurden die Widerſacher des unbeugſamen Büſching, der bei jeglicher Beſſerung des lutheriſchen Schulweſens einen Schwarm von Kläffern abwehren mußte. Zu Anfang dieſes Jahres forderte er ſeine Entlaſſung. Die Kaiſerin, die noch im vorigen Jahre wider allerlei Empörung wegen anderer Thronbeſetzung zu kämpfen hatte, ſchlug ſein Geſuch ab, Büſching blieb hartnäckig, und da ließ ſie mich zum dritten Male holen, denn ein zweites Mal mußte ich ihr meine Liedchen für Feld- und Wieſenblumen vorleſen, und jetzt vermeinte ſie, ich könne meinen Mann bereden, daß er ausharre bis zu beruhigter Zeit, was mir doch ſelber den Sinn beklemmte. Aufrichtig geſtand die Kaiſerin: bei den Aemtern, die Büſching habe, könne ſie ſich jetzt um ſo weniger harſch einmengen, weil ſie der Popen bedürfe, und obſchon ſie dem Glaubenswuſt Reinigung wünſche, die Schulen mit Vernunft grundiren möchte, könne ſie doch kaum behutſam genug verfahren, denn in den Schwächen eines Volks läge oft ſeine gefährlichſte Stärke. Ich ſolle ihr alſo behülflich ſeyn, daß Büſching ſich einſtweilen der Kirche und Schule völlig entſchlage und ſeine venerable Gelehrſamkeit der Petersburger Akademie widme, ſie wolle ihm dann das Jahrgeld bewilligen ganz nach ſeinem Ermeſſen, „wie ihm auch ſchon offerirt worden ſey.“ — Ich bekannte mein Unvermögen, meinem Mann in ſeiner amtlichen, ihm gemäßen Betriebſamkeit zu rathen, oder mir gar Mißbilligung zu geſtatten. — Ei, ſagte die Kaiſerin, ich möchte es nur verſuchen, dieſe freundliche oder ſchmeichelnde Abmahnung alle Tage zu wiederholen, und da ſetzte ſie hinzu: Helf mir, den Mann mit Kränzen zu binden, mit Ketten kann ich es nicht thun, und es nutzte auch nichts, die Hände laſſen ſich binden, Herzen und Seelen nicht. — Da wurde ich bewegt, mir ſchoſſen Thränen in die Augen, und als es die Kaiſerin merkte, rief ſie aus: Geht nur, geht, Ihr ſeyd Beide im Complott und Du biſt ſo angenagelten Eigenwillens als Er. — Jetzt mußte ich ſchließlich weinen, und da ſagte ſie, mir die Hand reichend: Nun, ſo geht, Ihr ſollt es nicht ohne Gnade, und ich

---

*) Wahrſcheinlich 1762.



wäre wohl auch lieber dort, wo ich in den Kinderſchuhen ſteckte. — Bekümmert empfahl ich mich ſprachlos, da rief ſie mir nach: Noch Eins, laſſe mir etwas von Deinen Liedern, die ſollen ſich bei mir nicht fremd fühlen. — Ich mußte mich umwenden, ihre Hand ergreifen, ſie küſſen, dann wankte ich thränenreich davon, und zu Haus mußte ich mich erſt ausweinen, bevor ich zu den Kindern ging; denn auch wo man willig ſcheidet, giebt es immer Dies und Jenes, was man gern mitnähme, und eine Kaiſerin wird mich wohl nirgends wieder ſo gern haben. — Ich lege Dir ein Portrait von ihr bei in der Tracht, wie man ſie erblickt, wenn die Garden vor ihr paradieren; da ſieht ſie ſehr martialiſch aus und Du kannſt ſie Dir als ruſſiſche Pallas denken. Ich möchte dieſe Tracht nicht, möchte aber auch weder martialiſch noch Pallas ſeyn, was ſie ſeyn muß, will ſie dieſem Volke Landesmutter bleiben! — Ihre Zuſage hat die Kaiſerin überaus reichlichſt erfüllt, und lautet ein ruſſiſches Sprüchwort: der Gelehrte hat oft viel im Kopf und wenig in der Scheune, diesmal trifft es nicht ein; denn Büſching erfreut ſich durch die Großmuth der Kaiſerin einer geſegneten Erndte. Er hat von ihr ſo viele Ducaten empfangen, daß wir die Reiſe beſtreiten und im Mindeſten zwei Jahre ſorgenfrei durchkommen, dann hat ſich gewiß für Büſching eine Ausſicht gezeigt. Mir verehrte die Kaiſerin für zwanzig Liedchen einen prächtigen Zobelpelz, in Deutſchland denke ich aber gar nicht zu frieren, und will es in Ueberlegung nehmen, was damit zu machen iſt.

Glück auf! in zwei Monaten, ſo Gott uns beiſteht, ſind wir in Altona, hoffen auch dort zu verweilen, bis Gott der Herr weiterhin über uns verfügt. Grüße von uns die Deinen bis Hamburg und ferner hinein, und empfange mit Deiner ſchatzvollen Liebe die in Fülle der Liebe zu Dir wiederkehrende

Polyxena.

P. S. Suche uns ein Logis aus, wenn es erreichbar iſt mit dem Ausblicke auf Feld und Wieſe; ich habe Sehnſucht nach deutſcher Flur!“

Was Leſer und Leſerinnen bei dieſen, im Nachlaß einer Verwandtin der Unzer'ſchen Familie gefundenen Briefen meinen und denken, will ich nicht bevormunden, hoffe jedoch, man werde mit mir darüber einig ſeyn, die gekrönte Herrſcherin erſcheine hier eben ſo achtungswerth als die gekrönte Dichterin, und das wäre mir hinreichend, um mich hinſichtlich der Veröffentlichung für gerechtfertigt zu halten. Angenehmer iſt's mir aber, wenn mich nebenher Niemand beſchuldigte, Langeweile veranlaßt zu haben; — mir fällt bei dieſer ſchrecklichen Möglichkeit ſogleich die Feder aus der Hand. H. Ackermann.

Anhang.

Da aus den Briefen der Polyxena Büſching die Sehnſucht nach deutſcher Heimath unverkennbar iſt, ſey gewünſcht, man möge dies überall beherzigen wenigſtens durch Einheit der Geſinnung; man möge verhindern helfen, daß der reiſeluſtige Gerſtäcker im Recht bleibt mit ſeiner Aeußerung: „Der einzige Platz, wo ich die Deutſchen immer einig gefunden habe, iſt Tahiti; dort war aber auch nur Einer.“ — Gerſtäcker und ſein Witz könnten ſich ſogar darin irren; iſt doch ſchon früher von Seume geſagt worden: „Wenn ein Deutſcher auf einer wüſten Inſel wäre, wo er mit Niemand uneinig zu ſeyn vermöchte, ſo würde er es gewiß mit ſich ſelber ſeyn.“ — Nun, wer den Schaden und — den Spott hat, dem darf man Selbſthülfe zutrauen!

—

Was uns die Vergangenheit ſagt.

„Der Deutſche ſoll gründlich
Viel Nützliches wiſſen,
Doch läßt er uns ſündlich
Den Deutſchen vermiſſen,
So zeigt er allſtündlich
Sich geiſtig zerriſſen.“

Liebt der Menſch auf Erden, als ſelbſt im Verwandeln, offenbar nicht das Unwandelbare, am Beſtehenden nicht das Dauernde, ſo iſt es auch unvermeidlich, daß er im Drange nach Bewegung nicht immer weiß, ob er im Wenden und Winden vor- oder rückwärts kommt, und wie der Einzelne, ſo thut oft auch ein ganzes Volk.

Betrachten wir unſere öffentlichen, auf die häuslichen einwirkenden Zuſtände, ſo wird es einleuchtend, daß Unfälle und Mißverſtand, Selbſtſucht und Dünkel Vieles, was Jahrhunderte ſich erhielt, in kurzer Zeit aufgelöſt und erſchüttert haben. Weil beſonders da, wo wegen zu beſchränkter Einſicht Unterordnung und Gehorſam nothwendig ſind, dieſe Eigenſchaften abfällig wurden, macht nicht ſelten nur noch die Gewalt — zu der auch die, durch ſtete Wiederholungen den Nachſchwätzern eingekeilte Meinung gehört — die Volksmenge dem Rechten — oder Thörigen — unterwürfig. Selbſt dann, wenn ſich die Schwäche einer ordnungsgemäßen, aber nicht mehr anerkannten Macht fügen muß, thut ſie es nur, um mit den Waffen der Schwäche, Liſt und Täuſchung, ſich durchzuhelfen.

Den Bau der früheren bürgerlichen und ſtändiſchen Verhältniſſe unterhöhlten und zermürbten geſteigerte Begierden und genußſüchtige Leidenſchaften: Habgier, die auf Koſten der Unerfahrenen und des geſchäftigen Mittelſtandes ſich bereichern will; Anſpruchsdrang der Niederen, die ſich nach Prunk und Einfluß der Höheren ſehnen; überall anſäſſig gemachte Unzufriedenheit mit jeder Regierung, die Der, den ſie beſtraft, ſey's auch geſetzlich, hart und feindlich, Der, den ſie nicht nach Wunſch und eigenem Ermeſſen belohnt, ungerecht ſchilt; endlich das Sichüberheben auf Grund des Gefährlichſten, der halben Aufklärung, die nichts feſter glaubt, als daß ſie Alles beſſer wiſſe, beſſer vermöge, und nun mit dem Aufblaſen ſolcher Halbheit oft ein Ganzes zerſprengen hilft. Wir wollen aber auch nicht das zum Entzügeln der Ordnung Anreizende vergeſſen: das Hochfahrende, die eitelſtolze Herablaſſung geſpielter Auſſenhoheit der Gebietenden und ſogenannten Vornehmen. Sie ſind gefeſſelt von der anmaßlichen Einbildung, durch Abgetrenntheit an Würde und Anſehen zu gewinnen; verſchanzt mittelſt ihrer Umgebung haben ſie niemals von den Volkszuſtänden richtige Anſicht und klaren Begriff, können demnach nur zufällig und theilweiſe heilſam eingreifen. Ohne den erforderlichen hellen Einblick in des Volkes Stellung und Stimmung iſt aber angebliches Verbeſſern wohl gar ein Verſchlimmern, und ſo verliert ſelbſt bei gutem Willen ein Herrſcher die allgemeine Liebe der Unterthanen, von denen er in ſeiner Einengung meiſt nur unbedingt Dienſtbereite, Schmeichler und Heuchler unerkannt um ſich hat. Da vertraut der Oberherr beſonders manchen Leuten, die ihm durch ſchauſpieleriſchen Trug allgemeine Liebe nud Zufriedenheit vorſpiegeln, wenn ſie, längſt vertrieben, in Furcht und Argwohn verkehrt wurden. Man meint ſich dann in der Nothwehr wider Fürſt und Obrigkeit, erdrückt das Gewiſſen in Bezug auf die ſehr veränderlich gewordenen oder ſehr verſchiedentlich zu deutelnden Geſetze. — Liebe, Achtung, Verehrung ſind, wie das Gewiſſen, gern allgegenwärtig thätig; Furcht und Argwohn ziehen ſich aber zurück, hüten ſich nur vor Entdeckung und Strafe, wenn ſie das ihnen Mißfällige vortheilhaft auſſer Kraft und Wirkung ſetzen können. Solcher Widerſtand, ob nicht immer entdeckt, aber immer heraus zu fühlen, veranlaßt das Unmaaß der die Steuerbedürfniſſe mehrenden bewaffneten, bewachenden und verwaltenden Macht; Spaltung der Regierten verjagt die Eintracht, und nur durch erbitternden Zwang läßt ſich kärglicher Gehorſam erringen, der jederzeit ſchwankend und hinfällig iſt, weil ihm die Bereitwilligkeit fehlt.

Die von der franzöſiſchen Revolution eindringenden Erſchütterungen, Europa durchziehend, brachten überall den deutſchen Staatsbau in Sturz oder Umſchaffung: ſie bezeugten mehr oder minder ſtets den Verluſt des Gleichgewichtes im Regieren und Gehorſam. Neue Staatseinrichtungen ſtrebten, dies Gleichgewicht wieder herzuſtellen, aber der Zwieſpalt führte zu Parteikämpfen, die höchſtens eine vorübergehende Uebereinkunft bewirkten. Neue, meiſt aus alten Ueberlieferungen vergangener oder uns fremdliegender Zuſtände zuſammengeholte Verfaſſungen, die das vieldeutige Wort Freiheit voranſchickten, ſie mit glaubensloſer Aufklärung paarten, ſollten helfen. In Frankreich wurden bei mannichfachen Stürmen des Aufruhrs alle Staatsformen erſchöpft, in andern Staaten folgten unter Zwiſt Nachahmungen. Doch was man ſelbſt bei anſcheinender Bedächtigkeit mit jenem vorangeſchickten Freiheits- und Aufklärungsdrange auf dem Papier als geordnet erachtete, das ſpringt, ungezügelt in ſich und ungezügelten Kräften hingegeben, widerſpenſtig auseinander durch unerſättliches Verlangen, das endlich ſogar in Frankreich willkürliche, mit Blendſchein umgebene Gewalt herausforderte, die man wenigſtens als augenblickliche Rettung begrüßte. Man wußte durch Erfahrung, daß viele Wortführer der Freiheit und Aufklärung getroffen ſind von dem Urtheil des Apoſtels Petrus: „Sie verheißen Freiheit, ſo ſie ſelbſt Knechte des Verderbens ſind.“

Das papierne Wort iſt nicht That und nicht Leben, der geſchulte Weisheitsbau einer Landesverfaſſung — die allerdings unerläßlich iſt — nicht dauernder Schutzort auch für zukünftige Dinge, der Staat kein Kloſter, worin ſogenannte Paragraphen als Gelübde ſtreng binden können. Strebt ein Volk mit Recht nach Freiheit, mit Recht gebühret ſie auch der Regierung, und der Zeitengang wird da unvermeidlich zu Ausgleichungen nöthigen. Den beſten und reinſten Willen vorausſetzend bei Verfaſſungs-Verfaſſern, immer hatten ſie in Bezug auf Freiheit und Aufklärung einen Hauptmangel auſſer Acht gelaſſen oder ihn irrthümlich als überwunden betrachtet. Wie will man wahrhaft frei, wahrhaft zufrieden, glücklich und aufgeklärt machen eine Menge, die wahre Freiheit und Maaßhalten des Aufklärens nicht kennt? Um mit Erfolg zu geben, muß Der, dem gegeben wird, in zureichender Weiſe für die Gabe empfänglich ſeyn.

Die gute, aus geſchichtlicher Volkseigenthümlichkeit hervorgeborene Verfaſſung iſt unentbehrlich; ſie muß Freiheit, muß Aufklärung wollen. Um aber hier mit nützlichem Erfolg zu wirken, hat man den Grundwurzeln eines Volksſtammes ihre Urſprünglichkeit auch in der Weiterbildung zu bewahren. Wie man auf dem Wege der Vergangenheit zur Gegenwart kam, ebenſo kommt man auch nur zum Weiter- und Höherſtreben, zum natürlichen Fortſchritt. Nur in ſolcher Weiſe iſt mit dem inneren Frieden auch der äuſſere, die beide dem deutſchen Weſen verloren gingen, wiederherzuſtellen, nur in ſolcher Weiſe wäre echte Freiheit, die in der Uebereinſtimmung des Willens mit dem Geſetz und der Pflicht beſteht, ſicher zu begründen. Gewiß iſt es: eine freie Verfaſſung macht an ſich ein Volk ſo wenig frei, als eine unbeſchränkte Herrſchaft an ſich ein Volk gradhin knechtet. Herkömmlich geſittigte Völker entbehrten ohne Nachtheil günſtige Verfaſſungen, machten ſogar widerwärtige unſchädlich, und in ſich verderbte Völker mißbrauchten die beſten Verfaſſungen. Wird mit ihnen bezweckt, daß der Menſch will, was er darf und ſoll, ſorgt die Regierung, daß er darf und kann, was er ſoll und will, dann iſt hinſichtlich ſeiner Wohlfahrt und Freiheit geſchehen, was Andere dafür zu thun vermögen: denn dieſe wie jene geben wir uns bei weitem mehr, als ſie uns jemals von auſſen zu geben ſind. — Wo man bei verſtändiger Anſchauung eigene Beherrſchung hat, da wirkt man für ſich und das fruchtbare Beiſpiel mächtig, und iſt Ordnung — die im Hauſe und Staat gutes Gebieten und gutes Gehorchen erfordert — halbe Arbeit. Mäßigung ſchon iſt halbe Weisheit, und vereint machen ſie auch Zerfahrenes wieder zum Ganzen.

Verfahrenheit wurde das breiteſte Uebel unſerer jetzigen Zuſtände, und die hauptſächlichſte Hülfe iſt nicht in den Spitzen, ſondern im Grundwuchs der Verhältniſſe zu ſuchen. Da ſind Freiheit und Aufklärung mit der Schwindelſucht behaftet, die den heimiſchen Zuſammenhalt deutſchen Weſens in Schwindſucht treibt gleich von den Schulbänken her, wo mehr des Ueberflüſſigen als des Brauchbaren dem Volksleben eingeimpft wird. Aus dem Unterricht trägt die Jugend noch immer viel Lebloſes von den hingeſchwundenen Griechen und Römern nach Hauſe, wo es entweder gar nicht oder nur irrig anzuwenden iſt, und auſſerdem drängt man in die Kindesgehirne ſo viel hinein, daß für Selbſtdenken und läuternde Begriffe nicht Raum noch Zeit bleibt. Die gelehrten Schulmeiſter, die in ihren Vorderſätzen und Nachentwickelungen aus dem abgeſchiedenen Alterthum ſchlußfolgernden Wortführer, kennen ſämmtlich den Ariſtipp und ſündigen doch gegen ſeine vortreffliche Aeußerung: „Wie ſich nicht Die am beſten befinden, welche am meiſten eſſen und trinken, ſo können auch nur Die für unterrichtet gelten, welche nicht das Meiſte, ſondern das Nothwendige und Nützliche gelernt haben.“ Da dieſe Hinweiſung Ariſtipp's unbeliebt ſcheint, wird wohl hinſichtlich unſeres Jahrhunderts der durch geſunde Erfahrung berühmte Hufeland recht haben mit ſeiner Bemerkung: „Sonſt wußten die Menſchen weniger und waren mehr; jetzt wiſſen ſie mehr und ſind weniger.“

Wer Unfruchtbares lernt, pflügt einen Boden, der ihm nichts trägt, und kommt dabei unzweifelhaft in Verſäumniß bei Dem, was fruchtet. Deshalb ſoll Jeder vom richtigen Standpunkt des Volksthümlichen aus für dieſen Standpunkt belehrt und zu ihm hin erzogen werden. Dem Nöthigſten, dem heimiſch Erforderlichſten, was Deutſche geiſtig, umſichtlich und geſchäftlich zu Deutſchen bildet, gebührt die verwaltende Sorge. Unſre Sprache, unſer Vaterland, unſre Gegenwart beanſpruchen vorzugsweiſe den Unterricht, und wo Volkszuſtände in Betracht kommen, bedürfen ſie im chriſtlichen Staat auch der chriſtlichen Grundlage und Richtung. Wenn dieſer Wirkungskreis ausgefüllt iſt, wenn mit dem lebendigen Wiſſen Deutſches und Chriſtliches befeſtigt ſind, dann mag man, iſt noch Zeit übrig und Trieb zur Gelehrſamkeit offenbar, immerhin alles Fernen und Vergangenen gedenken. Hören und leſen wir aber — um voran die Sprache zu prüfen — was man in wiſſenſchaftlichen bis zu den nur Unterhaltung bezweckenden Schriften Deutſch nennt, dann hat man oft mehrere Sprachen nöthig, um ſich aus dieſer Miſchung mit dem Unheimiſchen herauszuwickeln. Das wird ſelbſt einer Mehrheit von Denen, die ihr Theil von Schulbildung haben, nicht möglich, weshalb manche der Menge unverſtändliche Wörter manche unverſtändige Erregung veranlaſſten. Einſichtige Hörer und Leſer werden Lehrer, Redner und Schriftſteller finden, die ſelber kein reines und klares Deutſch ſprechen und ſchreiben; wer jedoch nicht ganz ſeiner Sprache mächtig iſt, kann auch nie völlig ſeines Begriffs mächtig ſeyn, er begünſtigt alſo unwillkürlich Mißdeutungen in allen Gegenſtänden des Lehrens und Lernens. Man leſe — zum Beiſpiel — deutſche Zeitblätter, da wird man leicht überzeugt, es ſey ſtets ein Hülfsbuch für an ſich oft verſchieden zu wendende Fremdwörter herbeizuholen, um ſich bei den Streifzügen in fremde Sprachen vor falſchem Gedankengange zu hüten. Daß dadurch wirriger Einfluß auf alles Lernen und Begreifen entſteht, wer will es ableugnen? — und doch iſt man tief verſunken in ſolchen angeſchulten Miſchmaſch, der dem Volk nicht nur die Auffaſſung des Unterrichts und der Tagesmeinungen erſchwert, ſondern dieſe Auffaſſung gar oft in Verkehrtes leitet.

Das Vaterland! — wie beſchränkt, kümmerlich und kühl wird deſſen gedacht, wenn nicht eben Anſichtskämpfe erhitzen und das Unfriedliche noch ſchärfer trennen! Die Freiſtaaten des verſtorbenen Griechenlands, die Regierungswandlungen und Gewaltherrſchaft der in Genußlüſten untergegangenen Römer, die Vielgötterei und der Glaube an den in Macht, Gemüth und Geiſt dreieinigen Chriſtengott, der heidniſche Olymp mit ſeiner Lüderlichkeit und das chriſtliche Jenſeits mit ſeiner Engelsreine nehmen zu gleicher Zeit das Gedächtniß der Jugend in Anſpruch. Unterſchieden ſind dieſe Gegenſätze aber dadurch, daß man dem Vergangenen, dem geſchichtlich Beſtandloſen die beſtehende Gegenwart unterordnet, die vielmals durch Hader ſich ſelbſt vernichtende Vielheits-Regierung der uns ſtammhaft ererbten patriarchaliſchen, der haus- und landesväterlichen vorzieht.

Daß nun bei der mit dem Unheimiſchen ſträflich verputzten Sprache, bei der Bevorzugung des Alterthümlichen und Fremdweſens die deutſche Gegenwart nicht im heilbringenden Vorgrunde iſt, ergiebt ſich von ſelbſt. Wenn man in Rede und Schrift Alles mit Undeutſchem durchzieht, in den Lehrgegenſtänden dem Jetzigen das Untergegangene, überhaupt das uns Unwirkliche den Deutſchen voranſtellt, wie ſoll es ihnen erreichbar ſeyn, ſich volksthümlich gerecht in die Wirklichkeit hineinzuleben!

Weil die deutſche Sprache eine Urſprache, und weil ſie reicher iſt als jede andere Sprache, hat man die Verpflichtung, ſie rein, ſie ſelbſtſtändig zu erhalten, ſie zu befreien von Dem, was ihr unverſchuldet ein Armuths-Zeugniß aufdrängt.

Weil man für das Vaterland und die Gegenwart das Alterthum und Vergangene benutzen kann, thue man dies im Schonen und Fördern des uns eigenen Volksthums. Die Mythologie der Griechen und Römer war ihr Glaubensinhalt, ihre Geſchichtswerke behandelten mit Vorliebe die Schickſale ihres Vaterlandes, in ihren Helden- und Bühnengedichten feierten ſie ihre Götter und ihre ruhmwürdigen Vorfahren. Was ihnen damit im Zuſammenhange war und ſie mit ihrer Eigenthümlichkeit im Zuſammenhange erhielten, das iſt uns vorherrſchend nur Stoff zu Sprachforſchung, zu gelehrter und für unſere Lebensrichtungen großentheils müßige Schulwiſſenſchaft über abgelebte Vergangenheit. Will man Griechen und Römer als Vorbild betrachten, geſchehe es darin, daß wir gleich ihnen grundſätzlich unſern Glauben, unſere vaterländiſchen Ueberlieferungen in That, Geſchichte und Gedicht im Zuſammenhang erhalten mit unſerer Gegenwart und unſerer Eigenthümlichkeit, die bei allſeitiger Fremdſucht zur Verſchollenheit getrieben wird. Wir haben dieſe Fremdſucht in Regierungs-Wendungen, im Kirchenweſen, im Bücher- und Bühnengetriebe, und während man prunken will mit Dem, was nur äuſſerlich, nur Schaale ſeyn kann, verletzt ſich mehr und mehr das Innerliche, der Kern unſerer Volksthümlichkeit.

Das Allumfaſſende, den Deutſchen natürlich und anerzogen, mag ſich ausbreiten, wir ſind keinesweges dagegen; nur ſoll man das Ueberlebte und Fremde nicht zu Grundlagen des Wiſſens und Denkens machen, nicht damit Gegenwärtiges und Heimiſches ſo durchflechten und beſchweren, daß in Sprache, in Anſicht, Geſinnung und Streben unſer eigentliches Weſen verdrängt und erdrückt wird, aus dem Zuviel aber nirgends das Hinlängliche für deutſche Richtungen hervorgeht. — Iſt es doch faſt, als ſuchten wir die Wiſſenſchaft alles Gedachten, Geſagten und Geſchehenen nur deshalb, um nicht zu wiſſen, was wir ſelbſt zu unſerm Heil denken, ſagen und thun ſollen!

Was man jetzt Fortſchritt der Bildung nennt, das hat ſeit der franzöſiſchen Revolution zu ſtetem Lockern und Zerreiſſen der aus unſerer Vorzeit überkommenen Bindungen geführt, von der Familie bis hinauf zur oberſten Verwaltung, und dort, in der Familie, war im Kleinen der Grundzug der vom Bürger- bis zum Fürſtenhauſe ſich gleich ſeyn ſollte in der väterlichen Herrſchaft. Durch Verwandlungen, die, der Nachahmungsſucht willkommen, aus der Fremde herbeigezogen wurden, ſind jene Verhältniſſe von der Hütte bis zur Hofburg geſtört, ſind vorantretend geſtört durch Schaaren der Wortführer, die, wie ſchon geſagt, auf der Schulbank ihre Gedanken und Abſichten beſonders aus Fernen der Zeit und aus den Bewegungen wühlſüchtiger Nachbarn holten. Dieſe für Deutſche wurzelloſe Bildung iſt Zerfahrenheit, iſt hinfällig; verſchmäht man die Mittel zur Heilung der Krankheit, erzeugt durch genußgierige Verfeinerungen und ſtörrig ſpitzfindigen Drang zu Freiheiten, die von edler, dem chriſtlichen Staat gemäßer Freiheit zu unterſcheiden ſind, dann werden die Uebel ſich ſteigern, der ſogenannte Fortſchritt wird in die dunkelſte Verwirrung der Zwietracht locken, und wie der bejahrte Menſch nicht wieder zur Kindheit, jedoch zu kindiſchem Alter kommen kann, ſo könnte es auch einem bejahrten, mit Schwindel und Wirbel beſchenkten Volk ergehen. —

Man erzählt von Wilden, daß ſie für den Genuß eines Rauſches am Morgen vergnügt ihre Lagerſtätte verkauften, und am Abend über den Verluſt weinten, weil ſie, nun ermüdet, wieder ruhen und ihren Rauſch verſchlafen wollten. — Möge die Gewalt von unten und oben im Rauſch ihres Willens nicht Gleiches thun, dadurch verlierend, was der Ermüdung Ruhe ſichert, in Entkräftung und Gefahr erhebt und ſchützt!

Genug der Andeutungen! — Ihr Wortführer in den vielen un- und überzähligen Verſammlungen der Zeitvertreibſucher redet beſonders in Länge und Breite von der Einheit und Einigkeit für Deutſchland, aber ihr ſelbſt ſolltet euch erſt befleiſſigt haben, für Sprache, Vaterland und Gegenwart einheitliche und einige Deutſche zu werden. Seyd ihr Lehrer, ihr Rechts- und Links-Redner das nicht, dann pfropft, ſtopft und ſtickt in Jung und Alt hinein, ſo viel ihr mögt, euch fehlt der Beſitz deſſen, was ihr geben wollt: ihr macht alſo den Mangel an Einſicht, Kraft und Selbſtbeherrſchung noch mangelhafter, und nur mit dieſer Dreieinigkeit kommt man zu des Volkes Einheit, die ſtets aus deſſen Urgrunde erwachſen und befeſtigt ſeyn muß. Solchen Schulgelehrten aber, die ſich einbilden, aus dem Verkehr mit abgeſtorbenem Ehemals und aus fernen Zuſtänden unſre Gegenwart in Wohlfahrt hineinreden zu können, rufen wir zu:

Wenn eifrigſt euer Steckenpferd ihr melkt,
Mit Wortſtrom für uns Fremdes euch bemüht,
Bewäſſert ihr doch nur, was längſt verwelkt:
D'rum ſorgt für Deutſches, daß es fruchtend blüht!

Gz.

Alles mit Maaß!

„Daheim und draußen konnteſt Du
Sonſt Stille Dir gewinnen,
Jetzt läßt Muſik Dir nirgends Ruh',
Ihr iſt nicht zu entrinnen; —
Im Tonrauſch treiben Geiſt und Sinn
Des Volkes ſich zum Schwindel hin.“

Mehr und mehr, auch immer öfter, immer mahnender, vernimmt man die Klage, daß die, alle Volkskreiſe durchſtrömende Muſikſucht an der Zerfloſſenheit und Auflöſung der wahrhaften Manneskraft, der feſten grundſätzlichen Geſinnung und Thatſicherung mitſchuldig ſey. Eine ſolche Behauptung ſtützt ſich beſonders auf die neuere Muſik, auf deren Beſtreben, die Gedankenwelt zu erreichen, wobei ſie ſelber doch ſchon gedankenlos wurde, indem ſie ihr eigenſtes Reich, die Gefühlswelt, verläßt und dadurch ihren gemüthlich heimiſchen Boden veräuſſert für einen andern, auf dem ſie ſich eben nur von ſich ſelber trennt. Für die Sinnigen, deren Zahl ſich in unſerer Zeit ſehr minderte, macht ſie dort eben nur Lärm, der wohl nicht der widerwärtigſte, aber doch nur von Denen über Gebühr geprieſen iſt, die nicht viel wiſſen von der graden Mannesbahn und nun auf ſinnlichen Abwegen umher taumeln. Heinrich v. Kleiſt ſagte: „Die Muſik iſt eine geheimnißvolle Kunſt und weiblicher Geſchlechtsart“; dieſe wenigen Worte deuten darauf hin, daß die Mannhaftigkeit durch die Muſik geſchwacht und verloren werden kann. Daß **Heinrich v. Kleiſt** ſie verloren hatte, bezeugt ſein gewaltſames Ende, und er hatte nicht das jetzige vielſeitig Ueberſchwengliche der Muſik, nicht die mithelfend von ihr mehr angereizte Genußſucht erlebt. In unſerer Gegenwart, wo die Folgen einer verirrten und verirrenden Muſik deutlicher werden, äuſſerte **Bulwer**: „Sehr dumme Leute werden oft ſehr muſikaliſch, es iſt dies eine Art von Anſpruch auf Geiſt, wie er ihren beſchränkten Fähigkeiten entſpricht.“ Was aus dieſer Bemerkung hervorgeht, möge Jeder für ſich beurtheilen, billigend oder ſcheltend; unſre Meinung wollen wir nicht aufdrängen, leugnen aber nicht, daß faſt in jedem Hauſe die Muſik ſtörenfriedlich wurde. Jedenfalls iſt ſie von den Künſten die anmaßlichſte, denn ohne ſich taub zu machen iſt ihr nicht zu entgehen, während die anderen Künſte ſich in Demuth gedulden, bis man zu ihnen kommt. — Was wir über die offenbarte Wirkung der Muſik andeuteten, wird weder von dem oft benutzten Spruche **Luther's** noch von einem Ausruf **Shakſpeare's** widerlegt; Beide haben die Muſik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Gewaltherrſchaft nicht gekannt, haben ſich nicht ſagen können, daß ein Uebergipfeln der Harmonie überall dieſe ermattet und vernichtet; **Leſſing** aber hatte ſchon eine Ahnung davon, denn er warnte kräftig gegen die übermächtige Herrſchaft der Muſik, die den Geiſt aus ſeiner Erhebung in den Schwindel unklarer Gefühle hineinlocke und ebenſo das Ernſte des Denkens wie der Sittlichkeit verſcheuche. — Was hier zu leſen iſt, betrifft übrigens keineswegs die Muſik und ihren natürlichen Werth, dagegen verwahren wir uns feierlichſt; wir ſprechen nur gegen das Uebermaaß, möchten nicht, daß man ſich von dem Rauſchen jetziger Muſik ſo berauſchen laſſe, um in den Verhältniſſen unſres Daſeyns immer mehr in ungewiſſe Zukunft hinein zu taumeln und immer weniger ſelbſtſtändig zu werden in Mannhaftigkeit und Geſinnung. — Das **Zuviel** giebt anderſeits immer ein **Zuwenig**, und wer ſich alltäglich mit Aufopferung eines zu großen Theils der werthvollen Zeit in dunklen Gefühlen ergeht, verdunkelt ſein Denken, das iſt unvermeidliche Folge.

Fr. Rochlitz.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)

Eine Connexions-Brille, durch welche das ehemals blinde, jetzt ſchielende Glück durch Mithülfe blinder Gunſt an Vielen Vorzüge ſieht, die ſie nicht haben.

Vollſtändiges Inhalts-Verzeichniß aller Sünden, beſtehend aus dem einzigen Wort: Selbſtſucht.

Eine Denkmals-Anſtalt, um ſich ſo ſchnell als möglich durch Standbilder mit dem lebendigen Geiſt und den Thaten berühmter Vorfahren abzufinden.

Predigt über Fortſchritte des Volksglücks mit dem Vorderſatz: „Selig ſind, die da glauben und nicht ſehen", und dem Schlußſatz: „Selig ſind, die da ſehen und nicht glauben."

Ein Spiegel, der die Frauen bis in das ungewiſſeſte Alter hin ſo jung und ſchön zeigt, wie ſie ſich ſehen wollen — was übrigens viele Frauen vor jedem Spiegel möglich machen.

Das ſpitzfindige redneriſche EinmalEins, wonach es Zehntens So, Hundertſtens So, Tauſendſtens So, das Ganze aber Null iſt.

Ein Stimm-Hämmerchen, die Stimme des Herzens mit der Stimme der Vernunft in Einklang zu erhalten.

Ein fürſtliches Gebetbuch mit der gründlichen Selbſtwidmung:

Ein frommer Spruch: „von Gottes Gnaden",
Doch prunk' er nicht mit ſtolzem Schalle;
Sein echter Sinn kann nirgend ſchaden:
Von Gottes Gnaden ſind wir Alle!

Bauplan zu einem meilenlangen Schoppen zum Verſchluß der fünften Räder am Staatswagen.

Kriegserklärung gegen alte Wahrheiten, um ſie zu zwingen, ſich verkrüppelt als neu anzuerkennen.

Unnaturgeſchichte der Wiederkäuer bei dem Menſchengeſchlecht während des Zeitraums vom blutgierigen Pariſer National-Convent bis zur jetzigen Biſſigkeit mehrheitsgieriger Mundhelden.

Preis-Aufgabe über die Frage, ob der Ausſpruch: die Extreme berühren ſich, auch auf die höchſte Weisheit und die höchſte Dummheit anwendbar iſt?

Ein Senkblei ohne Schnur, beſonders geeignet, um die Tiefe der politiſchen Tagesſtrömungen zu meſſen.

Sammlung von Bildniſſen aller Komödianten, mit Einſchluß ihrer Kollegen unter den hohen Herren.

Lebensgeſchichte eines Geheimen Raths, der ſtets übermäßig beſchäftigt war nur dadurch, daß er errathen ſollte, weshalb er Rath geworden iſt.

Der Stein der Weiſen, unſichtbar, und mit nicht ſichtbarem Golde eingefaßt.

Viele leere Herzens-Schatzkammern, in denen ehemals die Kleinode der deutſchen Gemüthlichkeit aufbewahrt wurden.

Eine Ruhebank für den in ſteter Umwandlungs-Jagd abgehetzten Zeitgeiſt; kann zugleich als Schlafſtelle dienen für Solche, die ſich auf dem Wege zum Fortſchritt vielfach verirrt und übermüdet haben.

Ein Pudelpelz, der knechtiſche Unterwürfigkeit und Vorliebe für ſinnloſe Poſſen warm hält.

Börſen-Beſchluß zeitgemäßer Händler und Wechsler im Regierungs-Betrieb: bei Beſetzung der Staatsämter auch die Gewerbefreiheit und den Freihandel einzuführen.

Eine Anzahl neueſter Trauerſpiele, bei denen die Verfaſſer ſelbſt den Geiſt aufgeben.

Taſchenſpieler-Künſte der durchſchnittlichen Statiſtik, wonach der Arme ſeine leere Schüſſel für eine volle zu halten hat.

Schutzforderung des Guten, um nicht durch die Sucht des Verbeſſerns völlig unterdrückt zu werden.

Entwurf zu einem Ehrendenkmal für Krebſe als Muſterbild feinſter Diplomaten, die ſich, von den Krebſen belehrt, nie dorthin wenden, wohin ſie eigentlich wollen, um nicht mit dem Kopf anzuſtoßen, und zugleich jedem Fortſchritt auszuweichen.

Eine Menge von Puppenſpiel-Seelen, die mit dem Faden zu leiten ſind, allen Parteimännern zu empfehlen, die nach nichts als nach der Mehrheit trachten.

Aetz-Laugen zur Vertreibung des Zeitvertreibs, der Luſtſeuche Aller, deren Zeit zu nichts nutz iſt.

Bildniß eines Gebietenden, der nach ganz eigenen Regeln zu beurtheilen iſt, nach Regeln, die einzig von ihm ausgehen, und die er täglich ändert.

Heilungs-Brillen für ſtaatsmänniſche Blindheit, mit beigefügten Erläuterungen über kurz-, weit-, nach- und überſichtig, ein- und blödſichtig, vor- und umſichtig, nebſt Anhang über Unterſchiede der Kaſten-, Bücher- und Weltanſchauung.

Verſchiedene an gedankenloſem Hinausdenken in Wirklichkeit des Unmöglichen vertrocknete Menſchengehirne; mit einer Anleitung zum Tollwerden.

Unbeſtreitbare Widerlegung der mathematiſchen Lehre: „die Summe der einzelnen Theile iſt gleich dem Ganzen“; denn unzweifelhaft wären die achtunddreißig einzelnen Theile Deutſchlands als einheitlich Ganzes eine viel bedeutendere Größe.

Wärmſtoffe für das deutſche Gemüth, um es vor dem Erfrieren zu ſchützen.

Einſpruch mehrerer Zeit Redner gegen die Verpflichtung, daß ſie wegen Wortweberei und Raſchmacherei Gewerbeſteuer bezahlen ſollen.

Rangliſte der Amtsbeſetzungen durch Sipp-, Baſen-, Vetter-, Gönner-, Kamerad- und Buhlſchaften zur Mißwirthſchaft als hintere Anſpannung am Staatswagen.

Antwort eines redlichen Abgeordneten auf eine ruhmpoſaunende Lobrede eitler Partei-Gegängelten, mit dem Titelſpruch:

„Widrig Zeug gabt Ihr zu leſen,
Denn ich nenne Lobſalm plump
Weil in Pflicht ich Mann geweſen,
Nicht ſeyn wollte feiler Lump.“

Vortrag über die Frage: ob die Verwandlung des Wortes „Loyalität“ in „Loyolität“ Druckberichtigung oder Druckfehler iſt?!

Löſung aller Räthſel des Lebens und der Ewigkeit, von Jedem zu finden, der ohne Spiegel mit ſeinen Augen ſeine Augen ſehen kann.

Gq.

Vor einem halben Jahrtauſend.

1364.

Im Jahre 1864 haben wir die fünfhundert- die halbtauſendjährige Erinnerung und Mahnung an die erſte, förmlich ausgearbeitete Bundes-Feſtſtellung der Hanſa, und gewiß iſt dies gedenkenswerth für unſre Zeit, in der man ſich in Deutſchland vergeblich um eine gemeinſame Flotte bemühte, in der es Preußen verſucht, ſie für ſich allein zu beſchaffen, um ſich die Handelsverbindungen zu erweitern. Was daraus wird? — in die Zukunft können wir nicht weit hinſchauen, wir wollen alſo zurückblicken in die Vergangenheit, wollen es dem Gedächtniß erneuern, was vereinte Kräfte kleiner Gebiete an großartiger Macht zu erreichen wußten.

Eine urkundliche Verpflichtung der Lübecker und Hamburger, „gegenſeitig ſich wider ihre Feinde beizuſtehen, über beider Städte Handel und Emporkommen gemeinſchaftlich Raths zu pflegen“, ward im Jahre 1241 — nachdem Hamburg ſchon 1239 mit den Dittmarſen in ähnlicher Weiſe übereinkömmlich war — der Keim zu der Verbündung, die man ſpäter Hanſa und Hanſeeſtädte nannte; ihre Glieder hießen Hanſen oder Hanſemänner. Ueber den Urſprung des Namens ſind uns ſehr verſchiedene Meinungen überliefert. Einige behaupten, man hätte zuerſt geſagt: Bündniß der Anſeeſtädte, und dies Wort habe ſich durch die Ausſprache verderbt; Andere urtheilten: Hanſa ſey ein uraltdeutſches Wort für Bund. Widerſtreitende erklärten: der Name ſey entſtanden aus „Hand zur See", weil die Städte beſonders mit dem Kampf gegen Seeräuber zu thun hatten. Auch von Hans wollte man ihn herleiten; dies Wort bedeute Größe, Reichthum, und der Volksausdruck „große Hanſen" könnte dafür ſprechen. „Beide Erklärungen ſind richtig" — ſagt Dr. C. W. Reinhold in ſeiner „Hamburgiſchen Chronik" — „Hand zur See wie zu Land reichten ſich die Städte, mächtig, groß, reich, angeſehen, ja gefürchtet war der Bund, denn ſchon hundert Jahre nach 1241 hatten ſich bereits ſechsundfunfzig Städte angeſchloſſen." — Ja, im Jahre 1364 wurde die erſte allgemeine Urkunde von fünfundachtzig Städten unterzeichnet. Der däniſche König Waldemar III wollte nur ſiebenundſiebzig anerkennen, als er Fehdebriefe von der Hanſa empfing und dabei äuſſerte: „Sävenunſäventig Hänſe und ſävenunſäventig Gänſe; bieten ſe mi nicht de Gänſe, ſo frag' ick nich na de Hänſe." Er hat die Gänſe nicht bekommen, aber vor den Hänſen ſich ſehr beugen müſſen!

Durch die außerordentlichen beurkundeten und verbrieften Zugeſtändniſſe, die den verbündeten Städten von faſt allen Fürſten zutheil wurden, ſich auch auf perſönliche Schutzrechte ausdehnten, war ſehr bald der Großhandel Europa's in den Händen der Hanſemänner. Viele Handelshöfe mit Waarenvorräthen — die bedeutendſten in London, Brügge, Nowogrod und Bergen — unterſtützten die Verzweigung des umfaſſendſten Geſchäftsbetriebs. — Zu der vielfachen Anerkennung und dem Segen, deſſen ſich die hanſeatiſchen Kaufherrn damals erfreuten, legten die unerſchütterliche Rechtlichkeit und ſorgſame Vorſicht, mit der ſie ihren Handelsumſchwung ſicherten, den würdigſten Grund. Es wurde — zum Beiſpiel — in keiner Hanſeſtadt erlaubt, Kaufverträge abzuſchlieſſen, wenn nicht wenigſtens ein hanſeatiſcher Bürger Theilnehmer war. Kein hanſeatiſcher Kaufherr durfte ein Schiff an Ausländer verkaufen, oder er mußte eine Buße von drei Mark löthigen Goldes erlegen. Fremde durften ſich des Handels wegen nie länger als drei Monate in einer und derſelben Hanſeſtadt aufhalten, und es mußten ſich in ſolcher Stadt der Kaufherren Lehrlinge und Geſellen — die franzöſelnden „Commis" ſind Einſchwärzung der neuzeitigen ſogenannt deutſchen Bildung — eidlich verpflichten, nie Kriegsdienſte gegen die Hanſa zu leiſten. Wenn Einer der hanſeatiſchen Handelsherren nicht mehr zahlte, und ihm nur im Mindeſten bewieſen werden konnte, er habe dies durch Ueppigkeit und Aufwand herbeigeführt, oder gar für ſich ein Vermögen in Sicherheit gebracht, ſo ward er „von Rechtswegen“ als Dieb betrachtet und zum Galgen verurtheilt.

Ihre Mächtigkeit bewieſen die Hanſeaten ſchon im Jahre 12[illegible] dem König Olaf III von Norwegen. Wie in allen Seehäfen Europa's, ſo hatte der Bund auch für die Häfen Norwegens Vorrechte erworben. Dieſe theils zu entziehen, theils zu ſchmälern beabſichtigte jener König. Die Hanſa ſperrte ſogleich allen Verkehr mit Norwegen, verwehrte jede Zufuhr, und Olaf mußte nicht nur nachgeben, ſondern auch alle Kriegskoſten bezahlen.

Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ſtand die Hanſa in ihrer vollſten Blüthe. Weit verzweigt waren ihre Verbindungen, ihre Selbſtſtändigkeit und Erfolge vom höchſten Einfluß. Bedrängte Fürſten ſtellten ſich unter den Schutz des Bundes, bedrückte Unterthanen erbaten ſich deſſen Hülfe. Meiſt kehrten der Hanſa Flotten ſiegreich, mit Beute beladen in die Heimaths-Häfen zurück, oft flohen zu Lande königliche Söldner vor hanſeatiſchen Reiſigen, zuweilen wurden ganze Länder Eroberung der Hanſeſtädte, und die bedeutendſten haben in ihren Kirchen Siegeszeichen. — Aber ſtrenge Gerechtigkeit war zugleich Stütze des Bundes: das hat unter Anderem Braunſchweig erfahren im Jahre 1375. Dort hatten die Bürger Zwiſt mit ihrer obrigkeitlichen Behörde, und in Leidenſchaft der Widerſetzlichkeit kam es zur Hinrichtung und Verjagung mehrerer Rathsmänner; deren Güter wurden zum Beſten der Aufwiegler eingezogen und Amtsſüchtige zum Vorſtand erwählt. Als die Hanſa über ſo frevelhaftes Verfahren Rechenſchaft forderte, wollten ſich die Machträuber mit Ausflüchten helfen, irrten ſich aber. Der Bund ſtieß die Stadt Braunſchweig durch einſtimmig richterlichen Spruch aus dem Städteverein mit Verluſt aller hanſeatiſchen Rechte. Viele Erſuchen und Bemühungen um Wiederaufnahme waren vergeblich, erſt im Jahre 1380 ward ſie gewährt auf Fürbitte Kaiſer Carl's IV, und auch da nur unter ſehr empfindlichen Bedingungen. Dem Religionsweſen damaliger Zeit gemäß mußten erſt Seelenmeſſen für die ermordeten Rathmänner geſtiftet werden, man mußte ſich der Kirchenbuße unterwerfen, eine Kapelle erbauen, in der ſtets zwei Geiſtliche „bis zu ewigen Zeiten“ für die Hingerichteten beten ſollten. Ein Bürgermeiſter und acht der angeſehenſten Bürger hatten barfuß und entblößten Hauptes, mit geweihten brennenden Kerzen in der Hand, von der Liebfrauen-Kirche in Lübeck bis zum Rathhauſe zu gehen;

vor den verſammelten Geſandten der Hanſa mußten ſie dort erſcheinen, die begangenen Uebelthaten der Stadt Braunſchweig bekennen, demüthig um Vergebung bitten und feierlich angeloben, nie wieder ſolch gott- und ehrvergeſſenes Unrecht zu begehen. — Genaueſte Erfüllung der von der Hanſa ihren Bürgern auferlegten Pflichten war heilige Forderung an jeden Einzelnen, und mehrere Beiſpiele bezeugen, daß man Verſäumniß ſolcher Pflichten — ſey ſie aus Vorſatz oder allgemein ſchädlicher Untauglichkeit begangen — nicht ſelten mit dem Tode beſtrafte. —

So lange im Frieden und Kampf bei der Mehrheit der Hanſeſtädte Einigkeit herrſchte, ging auch Alles vortrefflich; der Samen des Zwieſpalts wurde aber allmälig von Bundes-Mitgliedern ſelbſt ausgeſtreut. Dies geſchah namentlich in den Fehden der ruhmwürdigen Königin Margarethe von Dänemark, Tochter Waldemar's III — in der Geſchichte die nordiſche Semiramis genannt — wobei ſich die Hanſeaten für den Gegner der Königin bethätigten, für Albert, Herzog von Mecklenburg, der von ſeinem Anhang im Jahre 1385 zum König von Schweden ausgerufen, im Kampf aber der Ueberwundene wurde. Aus dieſer Begebenheit, obwohl überwiegend zur Geſchichte der nordiſchen Reiche gehörend, entwickelten ſich für den blühenden Handel der vereinigten Städte höchſt nachtheilige Ereigniſſe. In dem Kriege mit Margarethen hatte die Hanſa Kaperſchiffe ausgerüſtet, theils um die Befreundeten mit Lebensmitteln zu verſorgen, mehr aber noch um die norwegiſchen Küſten zu beläſtigen, wobei Plünderungen nicht ausblieben. Dies rächte ſich; die Kaperſchiffe, deren Mannſchaften Freibeuter hießen, wurden zuletzt Denen gefährlich, die ihre Flagge zu ſolcher Gefährdung und Verwüſtung hingegeben hatten. Die Freibeuter ſagten ſich los von den Pflichten gegen die Hanſa, nannten ſich Victualienbrüder und wurden zu Seeräubern auf offenem Meere und an den Küſten, geſchützt durch die Häfen der Frieſen und die feſten Burgen der Raubritter, unter denen ſich auch der berüchtigte Claus Stortebecker befand, der, als Seeräuber gefangen, mit Vielen ſeiner Rotte in Hamburg hingerichtet wurde.

Aus den verſchiedenen, nach und nach nicht allerwegen rechtlichen Kämpfen gingen mancherlei Mißhelligkeiten hervor, in den Ländern außerhalb Deutſchland kamen allmälig die Vorrechte der Hanſa in Abnahme, und ſchon um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts begann ſie in ihren Grundfeſten zu wanken. Nicht nur neidiſche Einwirkungen von auſſen, ſondern die Eigenſucht und Zwietracht im Innern waren hauptſächlich die Veranlaſſung, daß der Bund an

Werth und Kraft verlor, ſtatt ſich, neuen Zuſtänden gegenüber, zeitgemäß umzuſchaffen. Zwar wurde im Jahre 1447 in Lübeck ein glänzender Hanſa-Tag gefeiert, das Grundgeſetz von 1364 zum Theil verändert, ergänzt und von Neuem beſchworen, aber der ſich einſchleichende Verfall ließ ein ſachtes Weiterſchreiten bemerken. Der Städte Macht, Reichthum und die durch Fleiß und Anſtrengung erworbene Handelsbeherrſchung, über die ganze damals bekannte Welt ausgebreitet, erweckten Anfeindung, die immer übermüthiger gewordene Selbſtgier der Handelsherren war aber doch mitſchuldig. In Einzelhändeln erhob ſich zuweilen noch der entſcheidende Bund, indem er aber die Umgeſtaltung der Verhältniſſe nicht durchgreifend benutzte, verlor er, hauptſächlich durch die Handels-Eiferſucht England's, faſt überall die Rechte, die man der Hanſa zugeſtanden hatte, und bald ſtellte jede Stadt für ſich mehr und mehr ihren Vortheil dem des Städtebundes voran. Ein betriebſamer Gegner wurde ihm Kaiſer Karl V, und ſo geſchah es dann, daß nach mannichfachem ſich hinſchleppendem Zerwürfniß im Jahre 1630 bei dem letzten Geſammt-Hanſatag in Lübeck die Losſagung faſt aller Städte erfolgte. Nur Lübeck, Hamburg und Bremen blieben vereint, und ſtehen — nach kurzer Trennung durch die Gewaltherrſchaft Napoleon I — noch jetzt als freie hanſeatiſche Städte treu neben einander.

Wir bezweckten nicht eine umſtändliche Geſchichte der Hanſa, wir wollten nur in Bezug auf 1864 daran erinnern, daß in dieſem Jahre die halbtauſendjährige Feſtſtellung des Hanſabundes zu feiern wäre; wollten es zu berathen geben, was in Deutſchland vereinte Kräfte vermochten und gewiß noch vermögen, wenn man die kleinlichen Zwiſte zu vermeiden und die unüberwindliche Hülfe der Eintracht herbeizuführen wüßte. Einer der umfaſſendſten Erfolge wäre die Deutſche Flotte, an die man in Sturmjahren dachte, und dann in Friedensjahren die Grundlagen dazu verfeilſchte. — Ueber die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes können wir den Raum ſparen, können hinweiſen auf den 1847 von Anton Gubitz geſchriebenen, in unſerm Volksbüchlein für 1848 (Seite 9 bis 13) abgedruckten Aufſatz: „Die deutſche Flotte“, die einſt von der Hanſa ſchon geſchaffen war und die Großartigkeit dieſes Bundes eine lange Zeit hindurch glänzen ließ. — Vielleicht — o daß wir keinen beſtimmteren Ausdruck wagen dürfen! — vielleicht hilft im Jahre 1864 der fünfte Jahrhunderts-Tag der Feſtſtellung des Hanſabundes, der eine deutſche Feier verdient hat, zu lebhaftem, zu geſammtem Antrieb der wichtigen Volksangelegenheit einer wehrhaften heimiſchen Flotte, und indem wir den erwähnten Aufſatz von **Anton Gubitz** der Beherzigung empfehlen, ſchließen wir ganz ebenſo unſre Wünſche, wie der früh von uns Geſchiedene die ſeinigen ſchloß:

Prägt es Euch ein, Ihr Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen! Zum Vortheil des deutſchen Gewerbes, des deutſchen Handels, zum Vortheil deutſcher Selbſtſtändigkeit und Macht, zum Vortheil menſchlicher Bildung rufen wir nach einer deutſchen Flotte! — mit wenig Worten: damit wir wirklich und in aller Wahrhaftigkeit ein kräftig mächtiges, ein von ewigen Rechts wegen überall mitſprechendes und theilnehmend mitwirkendes Volk werden und es dauernd bleiben können, rufen wir nach einer deutſchen Flotte!

H. Gräve.

Einige Blumenkünſte.

Jede Blume iſt glücklicher Einfall der Liebe.
Calderon.

Denen, die ſich gern mit Blumen und überhaupt mit der Pflanzenwelt beſchäftigen, wollen wir einige Beluſtigungen mittheilen, die zuweilen ſelbſt für tiefere Kenntniß der Natur anregen können.

Die **Farbenveränderungen** ſtehen billig voran. Da wird entweder die Umänderung augenblicklich hervorgebracht, wo ſie meiſt eben ſo ſchnell wieder zu entfernen iſt, oder man läßt die Blumen gleich mit anderer Farbe wachſen. Erſteres iſt zu bewirken durch Bedampfen oder auch Eintauchen in gewiſſe Flüſſigkeiten, und zwar bleichen die meiſten rothen, blauen und violetten Blumen in Schwefeldampf oder durch Eintauchen in verdünnte Schwefelſäure; grün werden ſie in Tabaksdampf, in Aſchenlauge, in Dampf, der ſich aus einer Flaſche ätzendem Salmiakgeiſt entwickelt, und in der Flüſſigkeit ſelbſt. Eine hohe Röthe nehmen dieſelben Blumen an, wenn man ſie in Citronenſaft, Eſſig oder ſehr verdünnte Salz-, Salpeter- oder Schwefelſäure eintaucht. Die durch Schwefeldampf veränderte Farbe ſtellt ſich an der Luft nach einigen Stunden ſelbſt wieder her, Eintauchen in heißes Waſſer beſchleunigt dies. Die Verſuche laſſen ſich an Roſen und Veilchen machen. Um von innen heraus weiße Blumen (Nelken und andere) in grüne, himmelblaue und ſchwarze zu verwandeln, giebt es zwei Mittel, die jedoch nicht verbürgt ſind. Entweder ſoll man die gewählte Farbe mit dem doppelten Gewicht Schaafdünger und etwas Salz durch Anfeuchten mit Weineſſig zu einem Teige kneten und den Teig um die Blumenzwiebel legen, welche man ſo eingehüllt in einem unglaſirten Gefäß in Erde ſetzt; das Begießen geſchieht auch mit einem Abſud von dieſer Miſchung. Zur ſchwarzen Farbe ſoll man gepulverte Erlenfrüchte nehmen, zur blauen gepulverte Kornblumen, zu Grün Rautenſaft. Oder man nimmt zu Roth einen Abſud von Fernambuk, zu Grün einen Abſud von reifen Kreuzbeeren, zu Gelb Desgleichen von unreifen Kreuzbeeren oder Safran, wobei Regenwaſſer am beſten iſt; in dieſes Farbenwaſſer legt man die Blumenzwiebel eine Nacht und ſetzt ſie dann in getrocknete fette Erde, die man mit ebenſo gefärbtem Waſſer begießt. Den Topf ſtellt man an die Luft, ſo daß weder Thau noch Regen dazu kommt: eine bei dem erſtern Mittel ebenfalls anzuwendende Vorſicht.

Auch den Geruch einer übelriechenden Blume hat man zu beſſern und willkürlich zu ändern verſucht; dazu giebt man folgende Anweiſung: Man zerreibe etwas Moſchus in Roſenwaſſer, weiche den Samen drei Tage darin ein und trockne ihn vor dem Säen wieder. Die gezogenen Blumen riechen ſchon beſſer. Den Samen derſelben behandelt man auf gleiche Weiſe, und ſoll die Blume wie Roſe und Jasmin riechen, zum dritten Mal. —

Daß der Blumenwuchs durch negative Elektrizität ſehr befördert wird, iſt bewieſen. Man ſtellt in ein Gefäß mit Salzwaſſer vier gleiche Hyazinthenzwiebeln: zwei auf eine Glasſcheibe, die dritte auf Zink, die vierte auf Kupfer. Kupfer und Zink werden ſich mittheilend durch einen Draht. Am meiſten wächſt die Zwiebel auf der Kupferplatte, weniger die auf Glas, am geringſten die auf Zink.

Ein ſchwimmendes Blumenbeet auf einem Teiche ſtellt man dadurch her, daß man in jede Oeffnung eines lockern Weidengeflechts eine Blumenzwiebel legt, und das Geflecht auf den Teich bringt.

Um Blumenzwiebeln einfach in Gläſern zu treiben, ſetze man dieſelben anfangs November in die Mündung eines Glaſes, daß ſie halb hineingehen, und fülle das Glas bis einen Finger breit unter der Zwiebel mit Regenwaſſer, das zuweilen erneuert werden muß. Dann ſetze man das Glas hinter das Fenſter, wo es etwas Luft und Sonne erhält; höchſtens nach vier Wochen ſind die Knospen da und die Wurzeln füllen das Glas aus. Will man zwei Hyazinthenzwiebeln ſo entwickeln, daß die eine über, die andere unter ſich in das Waſſer blüht, ſo nimmt man ein cylindriſches Glas, das vier Zoll weit, etwa achtzehn Zoll lang und oben offen iſt, ſetzt oben einen hölzernen Rand ohne Boden ein. Nun lege man in einen Blumentopf zwei Zwiebeln, eine nach oben, die andere nach unten gekehrt, und ſetze den Topf ſo in den Rand, daß er unten unmittelbar das Waſſer berührt, mit welchem man das Glas gefüllt hat. Erneuert man nun das Waſſer ſehr vorſichtig und bringt die Zwiebeln nur behutſam in die Wärme, ſo wird die untere Hyazinthe durch die Oeffnung des Topfes in das Waſſer hinein blühen. Freilich muß das Loch darin die gehörige Weite haben, den Keim durchzulaſſen.

Das einfachſte Verfahren, ſich frühe Blumen zu verſchaffen, beſteht in Folgendem: Man füllt Eierſchalen, in denen unten ein kleines Loch iſt, mit guter Erde, legt in jede Schale ein Samenkorn und bewahrt alle in der Stube oder in einem Miſtbeete, wobei man ſie vorſichtig begießt. Giebt es keine Nachtfröſte mehr, ſo ſetzt man die Schalen hinaus in die Erde und zerdrückt ſie, damit die ausgehenden Wurzeln keinen Widerſtand finden.

Hat man die friſchen aufgeblühten Blumen und wünſcht ſie auch abgeſchnitten noch lange friſch zu erhalten, ſo kann man das auf viererlei Weiſe. Man bricht ſie einmal mit langen Stielen und ſetzt ſie in Waſſer, das man täglich erneut, wobei man mit einem ſcharfen Meſſer das Stiel Ende unten um ein Weniges kürzt und alſo erneut, daß auch nicht das geringſte Fäſerchen überſteht; bei dem Begießen beſprenge man zugleich die Blätter (nicht die Blume ſelbſt). Auch kann man etwas Sand in das Gefäß thun, der feucht allein ſchon

Blumen länger friſch und beſſer erhält als Waſſer. Nachts ſtellt man ſolche Blumen in's Freie, bei Tage kühl, ſo daß ſie nicht von der Sonne beſchienen werden.

Sträuße und Kränze erhält man dadurch länger, daß man ſie auf gekreuzten Stäben über eine Schüſſel Waſſer legt. Will man ſie verſchicken, ſo ſtecke man die Stiele in feuchten Sand und hülle die Blumen ganz in Moos ein, ſie bewahren dann, ſelbſt mehrere Tage eingepackt, Geruch und Friſche. Oder man ſchneidet noch nicht ganz aufgeblühte Blumen ab, verklebt den Schnitt mit Baumwachs, hüllt ſie in Papier, ſteckt ſie ganz in eine Schachtel mit feuchtem Sand und ſtellt ſie kühl. Blumen, welche ſo aufbewahrt wurden, können im Winter zum Blühen gebracht werden, wenn man das Wachs wegnimmt und ſie in Waſſer ſtellt, worin Salz und Salpeter aufgelöſt iſt. Bezweckt man nur, den Blumen das friſche Anſehen zu erhalten, ſo werden ſie auf folgende Weiſe *eingemacht*. Man ſchneidet ſie, nachdem der Thau abgetrocknet iſt, überzieht ſie mittelſt eines weichen Pinſelchens mit geſchlagenem Eiweiß, beſtreut ſie mit geſtoßenem und geſiebtem Zucker ganz und gar und ſetzt ſie in einem Topfe an einem kühlen Orte in Sand. Den Ueberzug ſchafft man ſpäter mit friſchem Waſſer weg. Oder man ſtreut Salz in einen Krug, legt die aufgehenden Knospen eine an die andere hinein, dann wieder eine Schicht Salz, wieder Knospen, und ſo weiter; darauf gießt man guten Wein oder Branntwein, deckt das Gefäß feſt zu und ſetzt es in friſchen Sand in den Keller. Wünſcht man abgeſchnittene *verwelkte Blumen wieder zu beleben*, ſchneidet man unten ein friſches Ende am Stiel, taucht den Stengel auf ein Drittel ſeiner Länge in kochendes Waſſer, und wie das Waſſer nach und nach erkaltet, lebt die Blume wieder auf. Iſt das geſchehen, ſo ſchneidet man abermals ein neues Ende und ſtellt die Blume in friſches Waſſer.

Blumenuhr nennt man ein Beet, auf welchem kreisförmig mehrere Pflanzen gezogen ſind, nach der Ordnung, wie in der Natur ſie ſich öffnen und ſchließen. Wir ſetzen ſie, um Irrungen zu meiden, mit ihren botaniſchen Namen her. — Es öffnen ſich Morgens um drei Uhr: Tragopogon luteum (gelber Bocksbart); um vier Uhr: Crepis tectorum; um fünf Uhr: Sonchus agrestis (Felddiſtel), Leontodon taraxacum, Hemerocallis fulva, Crepis alpina; zwiſchen fünf und ſechs Uhr: Hieracium rubrum; um ſechs Uhr: Hypocharis pratenses; um halb ſieben Uhr: Crepis rubra; um ſieben Uhr: Nymphaea alba und Anthericum album; zwiſchen ſieben und acht Uhr: Mesembrianthemum linguiforme; um acht

Uhr: Mesembrianthemum barbatum. Zwiſchen acht und neun Uhr ſchließt ſich: Leontodon taraxacum; um neun Uhr: Tragopogon luteum. Um neun Uhr öffnen ſich: Calendula arvensis, Hieracium pilosella und die rothe Nelke; um zehn Uhr: Avenaria rubra, Mesembr. crystall. Vormittags um elf Uhr ſchließen ſich: Crepis tectorum und Crepis alpina; um zwölf: Sonchus arvensis. Nachmittags um Eins ſchließen ſich: Crepis rubra, die rothe Nelke; um zwei: Mesembr. barb. und Hieracium pilosella; um drei Uhr: Avenaria rubra, Calendula arvensis, Mesembr. linguiforme; um vier Uhr: Mesembr. crystall. Anthericum alb.; um fünf Uhr: Hypocharis arv.; um ſechs Uhr: Nymphaea alba; um ſieben Uhr: Papaver nudi.; um acht Uhr: Hemerocallis fulva. Der bekannte Pater Kircher gründet auf die bekannte Eigenſchaft der Sonnenblume eine Blumenuhr, indem er die Blume auf einen Schwimmer von Kork ſetzt, an welchem ein eiſerner Zeiger auf Zahlen am Rande des Waſſergefäßes zeigt. Die Stunden werden nach der Polhöhe verzeichnet und der Stengel durch wollene Bänder befeuchtet, welche in das Waſſer hinabgehen.

Da manche Pflanzen auf ähnliche Weiſe gegen die Veränderung der Witterung empfindlich ſind, ſo hat man darauf ein Blumenbarometer gegründet. Denn der ſogenannte Hühnerdarm (Alsine media) hebt bei heiterem Wetter gegen neun Uhr Morgens ſeine Blumen auf, entfaltet die Blätter und wacht den ganzen Tag; will Regen kommen, bleibt er geſchloſſen. Sonchus sibir. (nach Linné) hält die Blätter Nachts offen, wenn es den andern Tag regnet; folgt heiteres Wetter, iſt ſie verſchloſſen. Lapsana communis (L.) bleibt wach in der Nacht, wenn es am folgenden Tage regnet; verändert ſich das Wetter nicht, ſo legt ſie Abends die Blätter zuſammen und ſchläft die ganze Nacht. Calendula african. pluvialis öffnet ihre Blätter zwiſchen ſechs und ſieben Uhr und wacht bis vier Uhr Nachmittags; ſchläft ſie noch nach ſieben Uhr, ſo kommt Regen vor Nacht. Die Wunderblume ſchläft bei gutem Wetter den ganzen Tag und thut ihre Blätter erſt Abends auf, wo ſie dann bis zum Aufgang der Sonne wacht; bei naſſem und trübem Wetter bleibt ſie den ganzen Tag offen. Trientalis Europaea läßt bei bevorſtehendem Regen ihre Blätter abwärts hangen, ſo beugt auch Draba verna ihre Blätter vor der Nacht und vor Regen nieder. Der gemeine Sauerklee (Oxalis acetosella L.) zieht bei kühler Luft, bei Regen und Gewittern ſeine dreizähligen Blätter zuſammen.

Fr. Adrian.

Das unheilvolle Landgericht.

Althamburgische Geſchichte von Heinrich Smidt.

Um das Jahr 1660 war es und im Vorſommer. Er ſchaute ſo luſtig und ſonnig darein, daß man nimmer hätte glauben können, er werde ein ſolches Herzeleid über die Stadt und über zwei ihrer edelſten Familien insbeſondere bringen.

Die Häuſer aber, die von ſolchem Unfall betroffen wurden, von welchem ſie ſich nimmer erholten, waren die Rentzel's und von der Fechte's.

Herr Nicolaus von der Fechte war Kaufmann und iſt nach landesüblichem Ausdrucke ein großer Seidenkrämer geweſen. Zum Beſten der Vaterſtadt hat er redlich gewirkt und ihr zunächſt als Oberalter, dann aber als Rathmann, treu gedient.

Herr Peter Rentzel war Licentiat der Rechte und nahm denſelben Sitz im hohen Rathe ein, den ſeine Vorfahren vom Urgroßvater ab inne gehabt hatten.

Zwiſchen den beiden Familien, die ſich zu den Geſchlechtern zählten, war ſeit unverdenklichen Zeiten einiger Zwieſpalt geweſen. Konnte Niemand ermitteln, von woher jener Zwieſpalt ſich eigentlich ſchrieb; allein er war verhanden und in beiden Familien ſo ſehr heimiſch, daß die Weiber und die Kinder zitterten, wenn der Name des Gegners in ihrem Beiſein genannt wurde, das junge Mannsvolk aber die Hände ballte und mit den Zähnen knirſchte. Es war auf dem Jungfernſtiege und da herum faſt wie zu den Zeiten der Capuleti und Montecchi zu Verona, als die wüthenden Tybalts durch die heißen Straßen tobten.

Nur zwei von ihnen dachten nicht ſo, das war die Jungfrau Urſula von der Fechte, eine Tochter des wohlberufenen Seidenkrämers, und Herr Herrmann Rentzel, der jüngere Bruder des Licentiaten. Beide trafen ſich von Zeit zu Zeit bei einer entfernten Verwandtin, die eine Averdiek war, und hatten nach und nach eine ſo innige Liebe zu einander gefaßt, daß Muhme Averdiek, wenn ſie Beide ſah, Auge in Auge, Hand in Hand, nichts ſagend und an nichts denkend, als an das Glück, beieinander zu ſein, der Thränen ſich nicht wehren konnte und zu ſich ſelbſt ſagte:

„Gott vergebe es den beiden Eiſenköpfen! Wie könnten wir zwei Familien ein Herz und eine Seele ſein und müſſen nun in Hader und Zwietracht leben, uns zur Schande und allen ehrbaren Chriſtenmenſchen zum Geſpötte.“

Das bekümmerte die beiden jungen Leute, die den Stoßſeufzer der Muhme hörten, ſehr. Urſula warf ſich ſchluchzend in die Arme der Matrone und Herrmann Rentzel ſagte:

„Daß Gott erbarm, Ihr ſpracht ein wahres Wort! Aber ich laſſe nicht nach, bis ich die Sache zum Guten gewendet habe und lebe der Hoffnung, es kommt ein Tag, da die von der Fechte's und die Rentzels mit einander ſich vertragen."

„Dann will ich alte Frau gern meine Augen ſchließen und mit meinem letzten Athemzuge ſagen: „Herr, nun läſſeſt du deine Magd in Frieden fahren". Aber jetzt geht, Vetter Herrmann, und denkt darüber nach, wie Ihr es wahr machen wollt, was Ihr eben ſagtet. Gleich muß die Magd hier ſeyn, welche die Urſula abholt, und es iſt nicht gut, das Hausgeſinde zu Vertrauten der Herzensangelegenheiten ihrer Herrſchaften machen."

Herrmann Rentzel gab ſeine Zuſtimmung und ſagte bei'm Scheiden zu der Geliebten:

„Habe guten Muth, Urſula. Das Wort, das ich geſprochen, mache ich wahr, darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

Urſula verließ ſich auf die Verheißung des Geliebten und ſie iſt auch in Erfüllung gegangen, aber erſt, als ein großes, jammervolles Familienleid voran ging.

Und dieſes Unglück begab ſich am einundzwanzigſten Juni des Jahres ſechszehnhundertundſechzig.

Zwei harte Steine mahlen nicht, ſagt das Sprüchwort, und zwei Eiſenköpfe geben einander nicht nach. Darin waren die beiden Familienhäupter Eins, während es ſonſt kaum zwei verſchiedenere Männer geben konnte. Da war der Nicolaus von der Fechte, derbe und geradezu, Einer von Denen, die kein Blatt vor den Mund nehmen, ſondern mit dem Maule dazwiſchen fahren, ſo hart und ſchwer treffend, als ſei es ein zweiſchneidig Schwert. Herr Peter-Rentzel dagegen war ein feiner, witziger Kopf, deſſen Einfälle leuchteten wie Blitze. Sie trafen ſicher, tief in das Herz hinein, und die Widerhaken litten nicht, daß man den Pfeil, der einmal in der Wunde ſtak, wieder heraus zöge. Und dieſe beiden Rathmänner, ſo verſchieden in ihrer Sinnesart, und ſich nur darin ähnlich, daß ſie die beiden größten Hitzköpfe ihrer Zeit waren, ſaßen als Prätoren dem Landgerichte vor und ſollten richten und ſchlichten in den Marſchlanden, ſo an der Elbe, als an der Bille. Es ſollten die Männer, die ſelbſt in ſtetem Hader lebten, in den Gemeinden zur Sühne rathen und ſchlichten und ausgleichen, wie ſie konnten und wußten. Da mußte es einmal biegen oder brechen.

Am Ende des Ausſchlägerweges lag die Bullerſchleuſe, mittelſt welcher man den Waſſerſtand der Bille regelte, und daneben ſtand das Schleuſenhaus, ein ſtattlicher eigenthümlicher Bau. Die Schleuſe iſt längſt verſchwunden und hat der grünen Brücke Platz gemacht, die nach dem Billwerder hinüber führt. Aber das Schleuſenhaus ſteht noch bis zur gegenwärtigen Stunde und iſt eine gemüthliche Wirthſchaft, woſelbſt man ſich nach langer Wanderung ausruhen und erfriſchen und dabei ſich des unheilvollen Landgerichts erinnern kann.

In dieſem Schleuſenhauſe wurden alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt. Hier wurden Grundſtücke gekauft und wieder verkauft und Auctionen gehalten, hier verſammelten ſich die Bauernvoigte und die Höftleute des Bill- und Ochſenwerders zu gemeinſamen öffentlichen Beſprechungen; hier ward auch das Landgericht gehalten, deſſen Prätoren die beiden genannten Rathsherrn waren.

Der verhängnißvolle einundzwanzigſte Juni des Jahres ſechszehnhundertundſechszig brach an und an dieſem Tage wurde das Landgericht gehegt. Der Himmel war ſo blau, die Luft ſo milde und die Erde ſo duft- und blüthenreich, daß man nimmer geglaubt hätte, der Tag würde mit einem ſolchen ſchweren Gewitterſturme enden.

Die Bauernvoigte und Höftleute waren ſchon früh an Ort und Stelle. Sie begrüßten ſich wechſelweiſe und beſprachen die Geſchäfte des Tages. Dazwiſchen tranken ſie ihren Krug Einbeker Bier und ſtießen herzhaft mit einander an. Es ſchien Alles gemeinſam und nur wenn Zwei zuſammen trafen, die als Gegner mit einander haderten, ſchlichen ſie brummend zur Seite.

Nun wurde die Ankunft der Herren Prätoren verkündet. Von der Stadtſeite her fuhr Herr Licentiat Rentzel vor und Herr von der Fechte kam von ſeinem Landhauſe im Billwerder. Beide langten zu gleicher Zeit vor dem Schleuſenhauſe an.

Die Voigte und Höftleute ſteckten die Köpfe zuſammen und ziſchelten ſich zu: „Was wird nun werden? Wenn die beiden geſtrengen Herren ſich vor der Treppe um den Vortritt das Wort gönnen, kann es ſchon hier draußen einen rechtſchaffenen Zank geben. Wackere Herren, aber verdammt heißblütig, wie es heißt.“

Allein der erwartete Sturm brach nicht los. Herr Licentiat Rentzel, leichter und behäbiger als ſein Kollege, that gar nicht, als ob dieſer gegenwärtig war, behielt den Hut auf dem Kopf und ſchob dicht an ihm vorüber, in das Haus hinein, wobei ein ſpöttiſches Lächeln über ſein Geſicht flog. Nicolaus von der Fechte, im Begriff loszubrechen, bezwang ſich noch zur rechten Zeit und ſtieg ſchweigend die Treppe zum Landgericht hinauf. Aber er behielt es im Gedächtniß und ſchwur, es dem Licentiaten alsbald heimzugeben.

Während der Verhandlungen waren die beiden Prätoren oftmals verſchiedener Meinung, ſie ſahen ſich mit giftigen Blicken an und nur die Furcht, die Würde des Amtes zu verletzen, verhinderte einen offenen Ausbruch. Endlich wurde das Zeichen zum Schluſſe des Gerichtes gegeben und Alle athmeten auf, als wäre ihnen ein Stein vom Herzen gefallen. Dieſes aber war der Moment, wo das heraufbeſchworne Gewitter ſich plötzlich und unerwartet entladen ſollte.

Der Wirth erſchien und verkündete, daß in Küche und Keller Alles vorbereitet ſei und der feſtliche Schmaus, der dem Landgerichte zu folgen pflege, alsbald beginnen könne. Dieſe Botſchaft brach[illegible] eine frohe Bewegung unter den Anweſenden hervor, und die Aelteſten der verſammelten Voigte beeiferten ſich, die beiden Herren Prätoren an die für ſie beſtimmten Ehrenplätze zu geleiten. Steif und ſtumm ſaßen die geſtrengen Herren ſich gegenüber.

Raſch entſchwanden die Suppennäpfe, die Flaſchen liefen leer, und nicht nur die Bauern geriethen in eine lautere Stimmung. Auch die Zungen der Herren Prätoren löſeten ſich und Beide unterhielten ſich lebhaft mit ihren Nachbarn.

Da flog ein ſcharfes Wort von den Lippen des Licentiaten Rentzel. Es handelte von Ellenreitern und Spitzenjunkern und war auf den kaufmänniſchen Kollegen gemünzt. Dieſer wurde hart davon betroffen: die Farbe wich aus ſeinem Geſicht und er blieb ſeiner Sinne nicht mächtig; dann aber brannten ihm die Backen wie Feuer, die Augen rollten im Kopfe, und mit ſeiner Donnerſtimme ſchleuderte er dem Licentiaten ein Wort entgegen, das nur Götz von Berlichingen dem Hauptmann der Reichsarmee ungeſtraft zurufen konnte.

Ein Sturm brach los, ſo gewaltig, wie dieſe Mauern noch nie hörten. Bisher wußten die Bauern es nur vom Hörenſagen, daß ihre Prätoren die größten Hitzköpfe wären, welche die Stadt Hamburg innerhalb ihrer Wälle berge, jetzt erhielten ſie dafür den augenſcheinlichſten Beweis. Die Meiſten ſtanden da mit offenem Maule und konnten ſich nicht darin finden, daß die Männer, die dazu berufen waren, Frieden und Einigkeit zu wahren, ſelbſt im hellen Zorn ſich gegenüber ſtanden. Andere wollten friedlich ſchlichten und zur Sühne reden, das hieß aber Oel in's Feuer gießen und es brannte ärger als zuvor.

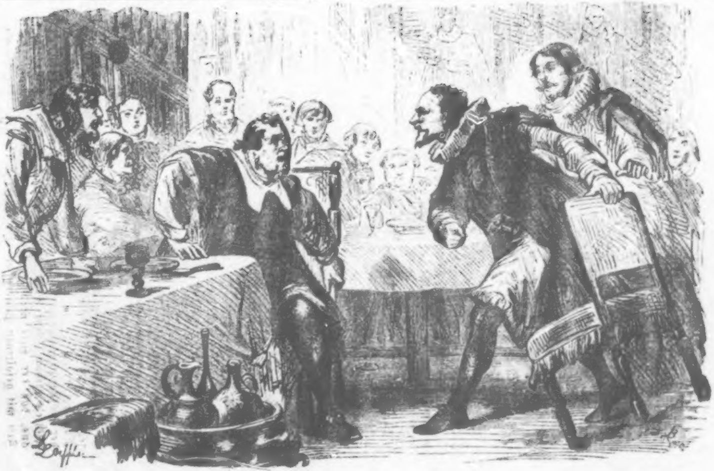
Nicolaus von der Fechte war wiederum mit einem jener niederſchmetternden Worte zur Hand, die eine bombengleiche Wirkung hatten, aber Peter Rentzel that es ihm zuvor, indem er ausrief: „Das gebührt dem dummen Krämerjungen und nichts weiter!“ Zugleich verabreichte er dem Kollegen eine ſo derbe Ohrfeige, daß dieſem Hören und Sehen verging und er nur ein dumpfes Geheul ausſtieß.

Nun legten ſich Voigte und Hofsleute dazwiſchen. Die Herren wurden mit Gewalt auseinander gebracht, Jeder in ſeinen Wagen geſchoben, und dieſe rollten hierhin und dorthin. Die Inſaſſen aber waren vor Aerger und Verdruß taub und blind.

„Gottlob!“ ſagte der Wirth, als die Wagen ihm aus dem Geſicht waren. „Gottlob, das Unwetter iſt vorüber!“ ſagten einige Andere. Der Voigt vom Ochſenwerder aber, der ein alter, vielerfahrner Mann war, ſagte kopfſchüttelnd: „Will es wünſchen, aber ich glaube es nicht. Scheint mir vielmehr, als würde es jetzt erſt ein rechtes Donnerwetter geben.“

Die Kunde von dem Unglück, das ſich in dem Schleuſenhauſe begeben, war ſchon den Wagen vorangeeilt, und klagend und weinend kamen dem Nicolaus von der Fechte ſein Weib und ſeine Töchter entgegen. Sie entſetzten ſich bei dem Anblick des Mannes, der mit ganz entſtelltem Geſicht ihnen entgegen trat. Sie beſtürmten ihn mit tauſend Fragen, allein kein Wort ging aus ſeinem Munde, und als er in ſeiner Stube anlangte, ſank er mit einem tiefen Seufzer in ſeinen Lehnſeſſel.

Der Doktor ward gerufen und ordnete an, was ihm dienlich ſchien. Die rührendſte Liebe und Sorgfalt der Seinigen umgab ihn. Regungslos ſaß er in ſeinem Seſſel, Tag und Nacht. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen; das Geſicht war bleich, wie der Kalk an der Wand.



So waren drei lange Tage und noch längere Nächte vergangen. Endlich, am vierten, hatte ſich Nicolaus von der Fechte ſoweit erholt, daß er ſich mit einem ſtummen Kopfnicken bereit erklärte, ſein Amtskleid anzulegen und der Sitzung eines edlen Rathes beizuwohnen, wo ſeine Gegenwart durchaus nöthig ſei.

Als er im Rathsſaal erſchien, kamen ihm ſeine Kollegen mit theilnehmendem Gruße entgegen. Er hatte nur ein ſtummes Kopfnicken zur Antwort und verfügte ſich an ſeinen Platz. Als aber, wie es die Reihenfolge gebot, der Licentiat Rentzel, der kurz vor ihm in den Rath gewählt wurde, an ſeiner Seite Platz nahm, veränderte ſich ſein Geſicht und ſein Herz begann laut zu ſchlagen. Es war mehr, als er zu ertragen vermochte, und mit einem dumpfen Schrei ſank er von dem Rathsſtuhl herab zu Boden.

Aerzte waren zur Hand. Die größte Sorgfalt gab ſich kund. Herr Licentiat Rentzel entfernte ſich ſchweigend.

Das Gerücht von dem unſeeligen Ereigniß verbreitete ſich durch die ganze Stadt und über dieſelbe hinaus bis in das Landgerichtshaus an der Bullerſchleuſe. Als der Wagen kam, der den todtkranken Mann nach ſeinem Landhauſe brachte, ſtürzten Frau und Töchter demſelben lautſchreiend entgegen.

Tiefe Stille herrſchte in dem halbdunklen Zimmer, wo der Kranke auf einem Bette lag und der befreundete Hausarzt um den Kranken beſchäftigt war. Jetzt erhob Herr Nicolaus von der Fechte mühſam das Haupt und ſah ſich überall um. Auf einen Wink des Arztes traten die Seinen nahe heran.

„Ich muß ſterben!“ ſagte Herr Nicolaus mit leiſer Stimme. „Er hat mich getödtet. Keine Verſöhnung mit ihm.“

Die tieferſchütterte Gattin ſchluchzte laut und ſank in die Knie. Urſula erbleichte und wiederholte unwillkürlich des Vaters letzte Worte:

„Keine Verſöhnung.“

Herr Nicolaus hörte es. Hatte er eine Ahnung von dem Verhältniß ſeiner Urſula zu dem jüngeren Rentzel? Oder hatte eine dienſtfertige Zunge ihm auf dem letzten Gange hierher das gefährliche Geheimniß ſeines Kindes zugeflüſtert? Der Sterbende erhob die Hand und ſagte:

„Nein! So lange der Thurm von Sanct Katharinen nicht in Feuersgluth aufleuchtet und doch unverſehrt bleibt! Niemals!“

Und nachdem er dieſe Worte in mehreren Abſätzen und mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte geſprochen hatte, ſchloß er ſeine [illegible]gen für immer.

Das Begräbniß fand nach wenigen Tagen ſtatt. Alle Verwandten und Freunde ſammelten ſich um die gebeugte Familie. Ein Edler Rath folgte insgeſammt und gab dem Verſtorbenen das Geleite nach der Katharinenkirche, woſelbſt ſich das Erbbegräbniß der von der Fechte's befand. Nur Peter Rentzel fehlte. Aber der Küſter ſagte aus, daß der Herr Senator ſpät Abends erſchienen ſey und lange Zeit mit gefalteten Händen an dem Grabe geſtanden habe. Er war am Tage vorher in dem Hauſe des Mannes geweſen, den er ſo tödtlich beleidigte, um die Hand zur Sühne zu bieten, allein er wurde nicht angenommen.

Am Morgen nach der feierlichen Beſtattung ſaß Herr Peter Mentzel in ſeiner Arbeitsſtube und ſann vergeblich nach, wie er den ſchweren Stein von ſich wälze, der ſein Gewiſſen belaſte, als der Diener haſtig die Thür aufriß, die nach der Vordiele führte. Der Mann war ſo erſchrocken, daß ihm das Wort auf der Lippe ſtockte, und es nur mit der Hand andeutete, daß ihm Jemand auf dem Fuße folge. Herr Mentzel erhob ſich und gewahrte zu ſeinem Schrecken die Wittwe des Nicolaus von der Fechte in tiefer Trauer.

Sie ſah ihn einen Augenblick mit ihren von Thränen umflorten Augen an und ſagte darauf:

„Er hat nun Seinen Willen und ſich gerächt für ein im Zorne Ihm hingeſchleudertes Wort. Der Schlag, den Er dem Verſtorbenen gab, iſt zum Todesſtoß geworden. Unſer Haus, bis dahin eines der glücklichſten in der Stadt, iſt durch Ihn verwaiſet. Er hat mich zur trauernden Wittwe und meine Kinder vaterlos gemacht.“

Der Blick der tiefgebeugten Frau drang wie ein zweiſchneidiges Meſſer in die Bruſt des Rathsherrn. Er ſuchte nach einigen Worten des Friedens, allein er konnte ſie nicht finden, und Frau von der Fechte ſprach:

„Keine Verſöhnung, hat mein Eheherr in der Sterbeſtunde geſagt; keine Verſöhnung, bis der Sanct Katharinenthurm im Feuerſchein aufleuchtet und doch unverſehrt aufrecht ſtehen bleibt. Ich werde dem Todten gehorſam ſein und bin gekommen, Ihm dies zu verkündigen. Gott wird mein brünſtiges Gebet erhören und mir vergönnen, daß ich bald an der Seite meines Mannes zur ewigen Ruhe eingehe. Sein böſes Wort hat auch mein Herz gebrochen und bald werde ich meine Augen ſchließen und mit dem letzten Athemzuge ſtammeln: „Keine Verſöhnung!“

Frau Anna von der Fechte entfernte ſich. Die drohenden Worte, womit ſie ſchied, gingen in Erfüllung. Nach wenigen Tagen bewegte ſich ein zweiter Trauerzug von dem vielgeprüften Sterbehauſe nach dem Erbbegräbniß in Sanct Katharinen.

Als die Freunde und Verwandten von dieſem Trauerzuge heimkamen und ſich von den verwaiſeten Töchtern verabſchiedeten, warf ſich Urſula an die vertraute Schweſterbruſt und ſagte mit überſtrömenden Augen:

„Nun iſt Alles hin!“

Die Schweſter, aus einem härteren Stoffe geformt, als die weiche Urſula, küßte ihr die Stirn und ſprach:

„Alles! Keine Verſöhnung, hat der Vater geſagt, und die Mutter ſprach es ihm nach. Wir ſind die Vollſtreckerinnen ihres Willens. Wenn das Trauerjahr vorüber iſt, wirſt Du nach dem Gebot des Vaters mit unſerm jungen Vetter von Sprekelſen in den Stand der Ehe treten.“

Und nachdem das Trauerjahr verfloſſen war, trat Urſula mit dem ihr anverlobten Manne an den Altar und zog in deſſen Haus, wo ſie als geliebte Herrin mit Jubel empfangen wurde. Luſt und Freude herrſchten überall, fanden aber in Sinn und Gemüth der jungen Frau keinen Wiederhall. Willig und gehorſam ihrem Gatten, aber ſtets voll ernſter Trauer, ging ſie ihren Weg, bis nach Jahresfriſt durch einen jähen Tod des Mannes dies Bündniß, das nicht die Herzen knüpften, gelöſt wurde, und Urſula in der Einſamkeit des Hauſes ihrer Trauer und der Erinnerung lebte.

So war nun der Becher des Leidens für die von der Fechte's bis zum Rande gefüllt und wieder geleert. Aber auch den Rentzels wurde kein Honigwein kredenzt. Unter allen Mitgliedern des Rathes war Herr Peter der fleißigſte und ausdauerndſte, der ſich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe gönnte. Aber Niemand hat ihn ſeit jenem unheilvollen Landgericht je wieder lächeln geſehen. Kein ſcherzhaftes Wort kam über die Lippen, die ſonſt von Geiſt und Laune überſprudelten. Eine unendliche Weichheit ergriff ihn, wenn er zu den Seinen ſprach. Es war ein dunkles Vorgefühl, daß er den Hingeſchiedenen nicht lange überleben werde. Bange aber ſchlug ſein Herz, wenn ſein jüngerer Bruder, der Herrmann, in ſeine Nähe kam, denn er kannte deſſen geheime Neigung und wußte, daß er für immer jeder Hoffnung Valet geſagt habe.

Der Licentiat war als Rechtskundiger von den Mängeln und Gebrechen ſeiner Vaterſtadt gründlicher als Andere unterrichtet. Es gab darin mancherlei Verbrecher, die mit einer Züchtigung geſtraft und dann von dem Büttel aus der Stadt gebracht wurden, mit der Verwarnung: nie wieder dahin zurückzukehren. Aber ſie kehrten ſich nicht an dies Verbot, ſondern kamen wieder, oder niſteten ſich an anderen Orten ein, wo ſie ihr Laſterleben fortſetzten. Nun hielt es Herr Peter Rentzel für ein Werk der Sühne, wenn er dieſem vorzubeugen ſuchte, indem er danach trachtete, den Verirrten ein Aſyl zu bereiten, ſie daſelbſt durch Gebet und Arbeit auf den Weg der Beſſerung zu führen, und ſie zu hindern, Andere zu verderben und ſelbſt immer größere Verbrecher zu werden.

Die Rathskammer bewilligte einen Platz am ehemaligen Alſterthor, und Herr Rentzel ließ durch den berühmten Stadtbaumeiſter Hans Hamelow daſelbſt ein Gebäude aufführen, worin jene Unglücklichen untergebracht wurden. So entſtand das Spinnhaus (dem nachher eine andere Beſtimmung ward) als eine Stiftung der Sühne, und hat mancherlei Seegen gebracht. Ihr Gründer hat die Vollendung derſelben indeſſen nicht erlebt, ſondern dieſelbe ſeinem Bruder Herrmann überlaſſen müſſen, der ſie dann auch in Treuen zu Ende führte.

Als nun aber das gute Werk nach Kräften gefördert war und Herrmann Rentzel ſich den Glückwünſchen und Lobpreiſungen ſeiner Freunde entzog, wurde ihm wunderſam um das Herz. Er gedachte ſeiner jungen Liebe und der Jungfrau, die gegen die Neigung ihres Herzens ſich hatte vermählen müſſen und jetzt im Wittwenſtande trauerte. Er ſah ſie vor ſich in Gedanken mit der ſtillen Leidensmiene, und ihm war es, als höre er die verhängnißvollen Worte des ſterbenden Vaters: „Niemals, bevor nicht die Spitze des Katharinenthurms in Feuer glüht.“ In ſelbigem Augenblicke gewahrte er den Thurm, der in den dämmernden Abend hinausragte, als der Wächter des Erbbegräbniſſes der von der Fechte's, das in den unterſten Gewölben lag.

Und wie er den Thurm in ſtiller Wehmuth betrachtete, des unheilvollen Landgerichtes gedenkend, an welchem das dräuende Unwetter zum Ausbruch kam, wurde es mit einem Male in ihm lebendig und ein Strahl der Freude flog über das verdüſterte Geſicht. Sein Herz begann heftig zu ſchlagen. Von einem großen Gedanken ganz und gar erfüllt, ſchlug er die Straße ein, welche zunächſt nach der Katharinenkirche führte, und betrat das Paſtorenhaus, woſelbſt der Herr Paſtor primarius Roodt ihn mit einem Ausrufe der Verwunderung empfing.

Das Geſpräch, welches ſich zwiſchen den beiden Herren entſpann, dauerte ungewöhnlich lange; nach der Beendigung deſſelben trennten ſie ſich in großer Zufriedenheit. Am andern Morgen war in dem Hauſe des Herrmann Rentzel ein großer Zuſammenfluß von Handwerkern verſchiedener Art, die mit dem Hausherrn eine ernſte Berathung pflegten. Darauf war Alles ſtill. Niemand konnte vermuthen, was vorgefallen ſei und die Neugierigen erſchöpften ſich umſonſt in Vermuthungen. Nach mehreren Wochen aber, als die oberſte Spitze des Thurmes von Sanct Katharinen mit einem Gerüſte umgeben ward, ſteckten die Leute erſt recht die Köpfe zuſammen, und die Straßen in der Nähe der Kirche wurden nicht leer von Gaffenden, die nicht wichen und wankten, es ſage ihnen denn Jemand, was hier vorgehe. Allein es wußte Keiner etwas, denn die Handwerker von damals hatten ſchweigen gelernt.

Allein nach abermals zweien Monaten wurde Alles offenbar, als die Hülle fiel, die das Gerüſte des Thurmes umgab. Die Morgenſonne beleuchtete die Spitze deſſelben, und alle Leute, die auf der Straße waren, ſchrieen laut auf, denn ſie glaubten nicht anders, als die Thurmſpitze ſtehe in vollen Flammen. Es ward ein arges Halloh, und der Sturm legte ſich erſt, als die Beſonnenen näher hinſchauten und gewahrten, daß das Feuer nichts Anderes ſey, als eine aus Eiſen geſchmiedete Krone, welche drei Mal im Feuer vergoldet worden. Dies Kunſtwerk hatte Herrmann Rentzel der Kirche verehrt, als eine bildliche Auslegung, wie ſich der Fluch des Nicolaus von der Fechte in Seegen wandle.

Zur ſelbigen Stunde begab ſich der Paſtor primarius Roodt von Sanct Katharinen in das Haus der verwittweten Frau Urſula von Sprekelſen, die eine geborne von der Fechte war, und ſtellte ihr mit gar beweglichen Worten vor, wie Gott nicht den Fluch wolle, ſondern den Segen, und wie es ein geiſtliches Werk ſey, wenn man den Haß in Liebe zu verwandeln trachte. Und als Frau Urſula nicht wußte, was ſie vor Verwunderung ob dieſer Ermahnung ſagen ſollte,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06993/017

lud der würdige Herr ſie ein, mit ihm nach dem Paſtorat zu gehen und das Wunder zu betrachten, was ſich daſelbſt begab. Frau Urſula folgte der Ladung mit nicht geringer Spannung.

Als ſie nun an Ort und Stelle kamen, deutete der Paſtor auf die Thurmſpitze und ſagte:

„Eiſen und Gold härten ſich nur im Feuer. Das Feuer hat geglüht und geleuchtet, aber zündete nicht, und ſomit iſt der Fluch gelöſt und aller Zwieſpalt hat ein Ende. Selig ſind, die das erkennen, denn ſie wandeln im Lichte.“

Frau Urſula hörte dieſe Worte mit einem ſüßen Schauer an. Als gleich darauf Herrmann Nentzel an ſie heran trat und ihr die Hand entgegenſtreckte, ergriff ſie dieſelbe in großer Bewegung.

Somit war die Zwietracht abgethan und der Verſöhnung beider Familien ward die Krone aufgeſetzt, als Frau Urſula und Herr Herrmann, nachdem die erforderlichen Abkündigungen geſchehen waren, an den Altar traten und ſich zum Bunde für das Leben vereinigten.

Von beiden Familien iſt heutigen Tages Niemand mehr übrig, aber ihr Andenken lebt in Ehren fort.

Wie iſt die Weltgeſchichte aufzufaſſen.

Nachlaß

von

Daniel Leßmann.

Eine kleine Welt nannten die alten Philoſophen den Menſchen; ſo wählten ſie eine treffende Bezeichnung; das Ungleichartigſte, welches einander gegenüber gedacht werden kann, das Schönſte und Würdigſte, das Großſinnigſte und Kleinlichſte, das Erhabenſte und Gemeinſte, im Menſchen findet es ſich neben einander. Gegenſätze dieſer Art können in unendlicher Mannigfaltigkeit zuſammenfließen, und darum iſt jeder einzelne Menſch eine neue Erſcheinung, jeder Charakter ein neues Gemälde; in einer unüberſehlichen Menge läßt ſich auf kein Paar deuten, welches durch beſtimmte Züge ſich nicht ſonderte, und bei gleicher Erziehung, bei gleichen Meinungen und

Verhältniſſen ſind die Aehnlichſten von einander verſchieden. Daher der unbegrenzte Reichthum, mit dem ein Gemälde der Menſchheit den Beobachter überraſcht und ergötzt: unzählige Farben und Schatten, unzählige Gegenſätze und Verſchmelzungen. Wo das Auge weilt, wird es durch eine andere Lichtgebung unterhalten, und die Geſchichte, die dieſes Gemälde durch alle Felder der Vergangenheit hindurchführt, wird zum unerſchöpflichen Strom, deſſen Fluth ſich in den dunklen Kammern des Berges täglich und ſtündlich erneut. Jedes Jahrhundert hat mit einem Eroberer gewetterleuchtet, und deſſenungeachtet gewährt jedes ein anderes Schauſpiel. Unter der Uebermacht des zermalmenden Schickſals ſtürzen die Eroberer von ihrer furchtbaren Höhe, und deſſenungeachtet donnert ein Sturz mit anderem Getöſe als der vorhergehende. Wenn Völker zum Gipfel ihres Glanzes emporſteigen, und von dieſem Gipfel verwitternd wieder niederſinken, ſpiegelt dieſe wiederkehrende Erſcheinung jedesmal ſich dennoch in neuer Geſtaltung ab, immer anziehend und belehrend, immer bewundernswürdig oder grauenerweckend, und wenn auch unter der Sonne nichts Neues geſchieht, das Alte kehrt doch niemals in gleichförmiger Wiederholung zurück.

Jede einzelne Handlung eines Menſchen iſt ein Glied ſeines Lebens; kein Zug ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit ſo unbedeutend, daß er nicht ein Beitrag würde zur Darſtellung ſeines Geſammtcharakters. Wie bei einzelnen Menſchen, ſo bei ganzen Völkern. Keine Begebenheit kann ſo bedeutungslos vorüberziehen, daß ſie in ein Gewebe der Zeitſchilderung ſich nicht beitragend mit einweben ließe; das Geringfügigſte wird wirkſam, wenn es unter ſchicklicher Verbindung im Bau des Ganzen ſeine Stelle erhält, und wer von unwichtigen Begebenheiten ſpricht, hat keine Ahnung vom Geiſte der Geſchichte. Aber bei dem Einzelnen darf die Geſchichte nicht ſtehen bleiben; wenn ſie in den beſchränkten Grenzen der Unmündigkeit ſich nicht kurzſichtig bewegen will, muß ſie, einen reicheren Standpunkt erſtrebend, durch die einzelnen Begebenheiten, wie auf Stufen, den möglichſt hohen Geſichtskreis zu erreichen ſuchen, wo nur die Entfernung oder die Unbegreiflichkeit ihrer Wißbegier Schranken ſetzt. Ihr Ziel iſt die Umſpannung des Ganzen: aus den einzelnen Erſcheinungen den Geſammtgeiſt eines Jahrhunderts ſo anſchaulich aufzufaſſen, daß man es endlich in jeder einzelnen Erſcheinung wieder erkennt. Aus den einzelnen Handlungen vom Charakter eines Volkes eine ſo gerundete Vorſtellung zu erlangen, daß es in jeder einzelnen Handlung wieder, wie es lebt und athmet, kenntlich vor ſie hintritt, das iſt die Aufgabe, welche die Geſchichte ſich ſtellt, wenn ſie, ihres Adels ſich bewußt, ihren Beruf nicht verleugnet, nicht unter einem dürren Gerüſte von unzuſammenhängenden Einzelnheiten verkümmern will. Der Menſch bleibt ihre Hauptbeachtung; der Menſch aber ſtellt ſich nur in ſeinem Geſchlechte dar, nur im wechſelvollen Gemälde dieſes Geſchlechts, wie es im Zeitenlaufe ſich erweitert und zuſammenzieht, erblaßt und Farbe gewinnt, ſteigt die geiſtige Geſtalt des Menſchen lebendig vor dem Auge des Beobachters empor. Das Leben und die Sinnesweiſe der Völker und Zeiten hat die Geſchichte darzuſtellen, die fortſchreitende Erziehung und das Zurückſinken des Menſchengeſchlechts ſind die beiden Pole ihrer Axe. Die Fürſten, die an der Menſchheit Spitze geſtanden, die Helden, deren Schwert ihrem Volke einen glänzenden Namen erkämpft hat, die großen Männer, die auf der Bahn zur Entwicklung ſeine Schritte beſchwingt, die Ungeheuer, deren Leidenſchaften es in Elend und Jammer geſtürzt haben, ſteigen als die Säulen ihres Jahrhunderts in die Höhe, ihr Jahrhundert aber ſind ſie nicht; wie Rieſen des Verhängniſſes ſtehen ſie unter ihrem Volke da, den Gang ſeines Schickſals und Geiſtes beſtimmend, ihr Volk aber ſind ſie nicht; nur als die Führer, nicht als die Repräſentanten der Menſchheit dürfen Könige, Helden und Weiſe einer ſinnigen Geſchichte gelten. — Die Sterne der erſten Größe ſchmücken das Firmament, aber daß der Mantel der Nacht ſeine Herrlichkeit erhalte, flimmern noch unzählige andere aus dem dunklen Blau, und aus unendlich vielen Sternchen zuſammengefloſſen zieht ſich die Milchſtraße, der prachtvolle Schimmergürtel, durch den ſchweigenden Himmel. Nur wer den Geiſt und das Weſen der verſchiedenen Zeitalter, das Leben und den Charakter der verſchiedenen Völker ſich zum Ziele ſetzt, darf ſich als Geſchichtſchreiber ſeines Fleißes rühmen, und nur ein ſolcher iſt es werth, ſich auch am holden Farbenſpiel der einzelnen Züge zu ergötzen; der Biograph iſt nur ein Gönner der Geſchichte, und der Notizenſammler nur ihr Handlanger.

Wie aber jedes Studium nur gedeiht, wenn es mit einem frommen Eifer und mit Heiligkeit des Willens ergriffen werden, ſo auch die Geſchichte. Die Wärme iſt der Grundzug alles Lebens, nur die Begeiſterung leiht jedem menſchlichen Beſtreben die Schwingen, ohne welche keine Anſtrengung ſich emporhebt über die Grenzen der Alltäglichkeit. Die unerſchütterliche Ruhe, die zwei Völker mit beſonnenem Richterblicke um ihr Daſeyn ringen ſieht, brüſtet ſich mit zweideutigem Lobe, und die warme Vorliebe, welche zu jugendlich ſich ihrer Neigung überläßt, hat in geſchichtlicher Würdigung noch immer mehr für ſich als die geprieſene Unparteilichkeit, die ihren Gegenſtand mit vernünftiger Kälte behandelt, als wäre das Geſchäft von einem Andern ihr aufgetragen worden. Unparteilichkeit bei warmem Mitgefühl iſt das Erbtheil eines höheren Geiſtes; nur Ungerechtigkeit iſt's, die der Geſchichtſchreiber zu vermeiden hat.

Iſt der Gegenſtand der Geſchichte der Menſch, wie er in ſeinem Wirken ſich giebt, ſo ſtellt ſie ihn von allen Seiten dar. In ſeiner göttergleichſten Höhe, in ſeiner empörendſten Verworfenheit tritt er auf; wir ſehen ihn durch weiſe Bruderliebe die Seinigen beglücken, und mit tigerartigem Blutdurſt gegen ſein Geſchlecht wüthen; in dunkler Ahnung eines Höheren ſich bewußt, ringt er nach einem leuchtenden Ziel, und weiß thöricht das errungene Gut nicht zu benutzen; die Bahn ſeines Lebens führt ihn vor belehrenden Erfahrungen vorüber, er ſieht in ſeinem Fluge nicht nach ihnen zurück, achtet nicht auf die Winke des Schickſals; er glaubt die Zügel des Verhängniſſes in gewaltiger Hand zu führen, und iſt das bewegte Spiel der kleinlichſten Ereigniſſe. Erhabene Tugenden und lichtſcheue Leidenſchaften, Seelengröße und kleinliche Bosheit, beſcheidener Klugſinn und eitle Thorheit, frommes Gemüth und Heuchelei, Rieſenkraft und Gebrechlichkeit, ein König, der ſeines Blutes letzte Tropfen freudig für ſein Volk vergießt, und ein Höfling, der nach den Launen ſeines Herrn ſich zu denken anſtrengt, ein gekrönter Held, wie Kaiſer Barbaroſſa, und ein Ungeheuer, wie Domitian, Furius Kamillus und Cäſar Borgia — ſie ſchreiten in bunter Reihe unſeren Blicken vorüber. Mit Staunen und Spannung betrachten wir den Schauplatz in immer wechſelnder Bewegung; Völker ſteigen völkerbezwingend empor, und ſinken entkräftet wieder zuſammen; von den Gebirgen ſtrömen Barbaren herab, und vertilgen ein gebildetes Geſchlecht vom Erdkreiſe; in einer allgemeinen Wanderung wogt mehrere Jahrhunderte hindurch die ganze Menſchheit ſchwankend, wie die Wellen des Meeres; der Weſten zieht in gewaffneten Schwärmen nach dem Morgenlande, ſich die Geburtsſtätte ſeines Glaubens zu erkämpfen; ein kühner Mönch bricht die Feſſeln des menſchlichen Geiſtes, und ein gebildetes Volk, mit dem Blute ſeines Königs ſich ſättigend, alle Bande der Menſchennatur zerreißend, zerſtört ſich in tobender Raſerei, und will die Gottheit von ihrem Weltthrone ſtürzen. Aber auch vor Räthſeln ſtehen wir befremdet ſtill, und können die Wege des Ewigen nicht begreifen; die ungeheuerſten Wirkungen entſprießen einem winzigen Keime, und in kümmerliche Bedeutungsloſigkeit löſt ſich das ſtolzeſte Beginnen auf; — die Völker des Nordens zertrümmern das gewaltige Rom, und ein römiſcher Prieſter beherrſcht mit dem Schlüſſel die Völker des Nordens; der unbedeutende Gehülfe einer Kaufmannswittwe wird der Stifter eines neuen Glaubens, und Millionen Zungen ſprechen andachtsvoll ſeinen Namen aus; der mächtigſte Herrſcher in der Chriſtenheit legt ſeine Kronen alle nieder, und lebt ein verſchollenes Alter in der dumpfen Zelle eines Kloſters. Wie unbegreiflich aber auch immer die Fäden der Geſchichte ſich kreuzen, wie oft wir auch der klügelnden Vernunft uns begeben müſſen: die Hand des Weltenlenkers iſt überall ſichtbar, und in dem ungeheuren Rade dreht ſich keine Speiche, ohne daß ſein Wille ihr die Bewegung vorſchriebe. Den Völkern wie den Menſchen iſt das Ihrige zugewogen, und mit der ſtolz triumphirenden Bosheit ſitzt die verſchleierte Nemeſis auf dem Siegeswagen. Der Vergelter waltet über den Sternen, und wie entmuthigend uns zuweilen der kalte Hauch des Zweifels entgegenwehe, auf jedem Blatte ſagt uns die Geſchichte: der ewige Vater, der uns mit ſo vielfachen Kräften ausgerüſtet, hat uns nicht nur für dieſes ſchnellverhallende Leben, noch für dieſe kleine beſchränkte Erdſcholle aus dem Nichts hervorgerufen.

Vom Regen.

„Macht Regen naß
Sich allerwegen,
Ohn' Unterlaß
Dank' ihm für Segen!"
(Eucharius Eyring, † 1601.)

Es regnet — ſo ſagen wir, fällt das in der Luft befindliche Waſſer aus der Höhe in Tropfen hernieder. Nebel und Dünſte, die zu Wolken wurden, verwandeln ſich in Regen, in größere oder kleinere Waſſertropfen, wenn die Luft ſich von ſo viel Waſſertropfen trennt, daß ſich die Dünſte zu nahe an einander drängen, ſich zu ſehr verdichten, oder wenn die Dünſte ihren Wärmeſtoff auf irgend eine Art abgeben müſſen.

Bei kühler Witterung ſind die Regentropfen fein und zart, bei heißer Witterung größer. Fein und zart ſind ſie, wenn ſie von keiner großen Höhe herabkommen, wenn nämlich die dichte kalte Luft den Dünſten das Steigen auf eine bedeutende Höhe verwehrte und die Dünſte ſelbſt zu einem ſolchen Hochſteigen nicht Leichtigkeit genug hatten. Kommen die Tropfen nicht von hoch herunter, dann können ſie auch unterwegs nicht viele andere Tropfen treffen, mit denen ſie, zuſammenfließen und wodurch ſie ſich vergrößern. Einen ſo feinen Regen nennt man Staubregen; er iſt am feinſten, wenn ein auf der Erde ſelbſt liegender Nebel ſich in Tropfen verwandelt. Bei großer Hitze ſteigen die Dünſte höher; wenn demnach die daraus entſtandenen Regentropfen von einer größeren Höhe herabfallen, treffen ſie unterweges, während ihres Falles, viele wäſſerige Theile an, womit ſie ſich vereinigen. So nehmen ſie, ehe die Oberfläche der Erde erreicht iſt, oft bedeutend an Größe zu. Größere Tropfen bei heißer Witterung können aber auch mit davon herrühren, daß die Wärme eine Vereinigung des Wäſſerigen mehr befördert, die Kälte ſie eher verhindert.

Die Regentropfen fallen, wie alle Körper, mit beſchleunigter Bewegung. Daher ſteigert ſich ihre Geſchwindigkeit, von einer je bedeutenderen Höhe ſie herabfallen. Sie machen dann, obgleich ihre dadurch erzeugte Gewalt durch den Widerſtand der Luft vermindert wird, auf Dächern und Straßenpflaſtern ein praſſelndes Geräuſch, wodurch ein ſolcher Regen den Namen Platzregen erhielt. Je heißer die Tage, deſto heftiger ſind dieſe Platzregen. Bei Gewittern, wo Blitze eine ſehr ſchnelle Zerſetzung der Dünſte bewirken, ſind die Tropfen noch beſonders groß. Doch iſt bei uns ein Regentropfen ſelten über den ſechſten Theil eines Zolles dick. Nahe am Aequator — am Erdgleicher — an der Mittel-Linie der Erdkugel — oder in ſehr heißen Ländern überhaupt, ſind dagegen die Regentropfen oft einen Zoll dick, folglich ſo groß als Taubeneier.

Derjenige Regen, welcher aus einzelnen vorüberziehenden Wolken herabfällt, wird gewöhnlich Strichregen genannt, während derjenige Landregen heißt, welcher ſich aus einer Wolke herab ergießt, die das ganze ſichtbare Gewölbe des Himmels einnimmt. Die Strichregen treffen zuweilen nur einige Quadrat- (Geviert-) Ruthen des Erdbodens, dauern oft nur wenige Minuten. Doch halten ſie ſich zuweilen auch viertel, halbe und ganze Stunden, dann verbreiten ſie ſich natürlich über einen größeren Raum. Wegen des Fortziehens der Wolken erſtrecken ſie ſich meiſtens mehr in die Länge, als in die Breite. Die anhaltendſten Landregen dauern ſelten länger als 36 bis 48 Stunden ohne Unterbrechung. Am ſtärkſten und anhaltendſten ſind die regelzeitigen Regen, welche vorzüglich der heißen Zone angehören. Doch erſtrecken ſie ſich auch mehr oder weniger weit über dieſe hinaus und wechſeln nach der Lage der Oerter einmal oder zweimal des Jahres mit der Trockenheit. Letztere herrſcht nämlich in der Zeit, wo die aus höheren Breiten dem Aequator zuſtrömenden Luftſchichten trockner und kälter ſind; wenn aber dieſe Luftſchichten durch die ſteigende Wärme mit Feuchtigkeit überladen werden, dann folgt die Regenzeit. Hiebei iſt dann zugleich die Nähe des Meeres und die darauf Bezug habende Richtung der herrſchenden Winde von vielem Einfluß. Einen ganzen Tag ohne Unterbrechung dauern ſie ſelten; ſie beſtehen vielmehr aus einzelnen ſtarken, täglich mehrmals zurückkehrenden Gewittern, die eine außerordentliche Menge Waſſer auf die Erde herabſchütten. Die Landregen ſind es übrigens, welche ein gutes Barometer durch ſein Sinken eben ſo wohl, als die darauf folgende heitere Witterung durch ſein Steigen anzeigt.

Furchtbar verwüſtend und Schrecken erregend ſind im Sommer, zur Gewitterszeit, diejenigen Regen, welche man einen Wolkenbruch nennt. Nicht tropfenweiſe, ſondern ſtromweiſe ergießt ſich ein ſolcher Regen herab, gewöhnlich aus ganz niedrigen Wolken. Wegen gar zu plötzlichem und großem Verluſt des Wärmeſtoffs oder gar zu plötzlicher Schwächung der Ziehkraft der Luft wird der Wolkenbruch durch eine ſo äußerſt raſche und gewaltſame Zerſetzung der Waſſerdünſte gebildet, daß die Waſſermaſſe eben ſo ſchnell zuſammenfließt und dann auch nicht minder plötzlich von der Höhe herabſtürzt.

Wenn ſich die Waſſerdünſte oder Nebel in Regen verwandeln, dann entſtehen luftverdünnte Räume, in welche, zur Herſtellung des Gleichgewichts, die benachbarten Luftmaſſen hineinſtrömen. So vermehrt ſich die Stärke des Regens im Verhältniß ihrer Sättigung mit Waſſerdampf. Daher ſind Luftſtrömungen, deren Heftigkeit mit der Stärke des Regens verhältnißmäßig zu ſeyn pflegt, beſtändige Begleiter deſſelben. Die Winde laſſen ſich jedoch keinesweges als zufällige Begleiter des Regens anſehen; es iſt nachgewieſen, daß der Regen hauptſächlich durch die Richtungen der Winde bedingt wird. Denn die mit Feuchtigkeit überladenen Luftſchichten werden ſich entweder in ihrem Fortgange abkühlen und verdichten, oder ſie werden kälteren begegnen und dadurch verdichtet; zuweilen mußten ſie aber auch anderen entgegenkommenden weichen, ſo, daß ſie dann erſt ihre Feuchtigkeit abgeben. Daher iſt auch die Richtung der Winde, welche den meiſten Regen bringen, ſelbſt an nicht weit von einander entfernten Orten merklich verſchieden.

Ausgezeichnete Naturforſcher haben in der neuern Zeit nachgewieſen, daß für den größten Theil von Deutſchland und ſelbſt für Europa die Regenwolken ihren Urſprung meiſtens dem Atlantiſchen Meere verdanken; nur in den ſüdlicheren Ländern iſt hauptſächlich der Einfluß der vom Mittelländiſchen Meere herkommenden Luftſtrömungen unverkennbar.

Unter den Witterungsmachern waren bis in die neueſte Zeit auch ſolche, die ſtockgläubig ſich einbildeten, ſie könnten, je nachdem es in einer Gegend erforderlich würde, Regen verſchaffen oder vertreiben. Es waren Leute, wo möglich noch kopfloſer als Jene, die ſich immer wiederkehrend hinſichtlich der Witterung die Siebenjahrs-Poſſe des ſogenannt hundertjährigen Kalenders gefallen und ſich zu Narren ſtempeln laſſen von ſolchen Kalender-Verkäufern, die zu ihrem Vortheil hauptſächlich den Einſichtsloſen dienen wollen, weil ſie meinen, das ſey die größere Menge. — Die Witterung hängt von vielen, uns noch völlig geheimen, zum Theil wahrſcheinlich geheim bleibenden Bezüglichkeiten ab. Wären ſie aber alle durchſchaut, Menſchenmacht iſt zu gering, um in dieſem Bereich Herrſcherin oder auf weit hinaus nur Vorherkünderin werden zu können, obwohl wir übrigens jeden wahrhaft wiſſenſchaftlichen Verſuch auch nach dieſer Richtung hin zu ehren haben. Vorläufig wäre jedoch, iſt man einmal — zum Beiſpiel — mit dem Regen unzufrieden, ein Troſt zu empfangen von dem Landmann, der behauptete: „Es regnet, wenn ich will!“ Gefragt: „Wie ſo?“ gab er zur Antwort: „Ich mache Gottes Willen zu meinem Willen, ſo regnet's dann immer, wenn ich will!“ — Eine anwendbare Fügſamkeit auch für die innere Welt, die jedenfalls im Vertrauen auf Gott und eigenen Muth ſich dem Wetterwendiſchen entziehen, alſo ſtets heiteren Himmel haben kann für Kopf und Bruſt

K. John.

Dort wie überall!

Der alte Klempnermeiſter Erdmann Müller ging unwirſch in ſeiner Stube hin und her, indeß die Geſellen und Lehrjungen luſtig in der Werkſtatt den Hammer und das Löthеiſen handhabten. Es lag dem Alten gar Mancherlei auf dem Herzen, das nicht recht für ſeinen Kram paßte, von dem er noch nicht wußte, in welche Bruſtkammer er es niederlegen ſollte.

Es ſpiegelt ſich nun einmal, nicht allein im Auge des Menſchen, Erd' und Himmel im Kleinen ab; auch in jeder Stadt, in jedem Dorf finden Welthändel, Fragen, welche die Gemüther erregen und bewegen, ihren Wiederhall. Es wechſeln überall Krieg und Frieden, Sturm und Sonnenſchein!

Der Klempnermeiſter Erdmann Müller hatte ſeit zwölf Jahren ununterbrochen das Ehrenamt eines Stadtverordneten verwaltet, zur Ruhe und Zufriedenheit ſeiner Mitbürger und Wähler, von denen leider nur die wenigſten zur Wahl ſich einfanden. Bei der neuen Wahl hatte man ihn dieſer Ehre ebenfalls für würdig erachtet, dennoch war Etwas faul im Staate Dänemark, wie man zu ſagen pflegt.

Auch in dem kleinen, höchſt unſcheinbaren Landſtädtchen, das ſo abgeſondert von allen bedeutenden Straßen des Landes, tief verſteckt zwiſchen den Fichtenwaldungen lag, gährte es ſeit einiger Zeit bedeutend. Man hatte ſich bisher kümmerlich genährt, hatte Gott und einen guten Mann ſorgen laſſen; und wenn es ja einmal von Oben herab, vom grünen Tiſche her, Etwas zu rügen oder zu erinnern gab, war man erregt zur Bierſtube gegangen, hatte kräftig auf Geſetz und Regierung geſcholten, der Polizei und der Wohllöblichen Ortsbehörde Alles in den Schuh geſchoben, mit Prozeß und Fürſt gedroht — und hinterher ſchweigend gethan, was von Oben herab angeordnet und befohlen war.

Jetzt aber war es plötzlich anders geworden, und mit dem Frieden und der Ruhe des Städtchens ſchien es vorbei zu ſeyn. Es ſtanden ſehr bedeutende Streitigkeiten und Mißverhältniſſe der oberſten Behörde in Ausſicht; das ganze Grundweſen des Städtchens ſchien gefährdet. Von augenblicklicher Angſt und Erregung erfaßt, hatte daher die geſammte Bürgerſchaft ſich aufgerafft — und bei der neuen Wahl von Stadtverordneten alle bisher Gewählten übergangen, mit Ausnahme des alten Müller, der durch ſeinen Wohlſtand und ſein ernſtes, gemeſſenes Weſen ſich noch immer einen bedeutenden Anhang in der Stadt zu erhalten gewußt hatte. Es waren zumeiſt jüngere Männer gewählt, in Hoffnung, daß ſie nicht ſo gutwillig die Gerechtſame der Stadt würden aufgeben und ſich nehmen laſſen, als es ihre Vorgänger jetzt nun mit einem Mal ſollten gethan haben.

Die Regierung ließ bisher der Stadt aus milden Stiftungen und anderen Fonds ſehr bedeutende Unterſtützungen jährlich zufließen; es war, als habe ſie ſich dazu für verpflichtet erachtet. Jetzt, durch die Verfaſſung und durch andere Vorgänge gedrängt, kam ſie plötzlich und verlangte zu wiſſen, inwiefern der Ort geſetzlich dieſe Unterſtützungen zu beanſpruchen habe, wo die Privilegien ſeyen, die Vermächtniſſe, die ſie zu dieſen Wohlthaten berechtige. — Das war eine böſe Frage, aber ſie mußte unterſucht und beantwortet werden.

Nun ergab es ſich aber nach vielem Reden, daß von allen, als bisher für gewiß zu beſitzend erachteten Privilegien, Schenkungen und Vermächtniſſen, ſchriftlich ſich ſo gut wie Nichts vorfand, und daß die Rechnungen und Bücher der Stadt, in Bezug auf das Recht der Verjährung, nicht genügenden Nachweis enthielten, vielmehr die Vollſtändigkeit und Genauigkeit derſelben Manches zu wünſchen übrig ließ. — Hatten unter ſolchen Umſtänden die Bürger nicht gewiſſermaaßen die Verpflichtung, ſich neue Väter der Stadt zu wählen, wenn dieſelben auch zumeiſt noch kein graues Haar zeigten? Der alte Erdmann Müller, der ja am Beſten noch Beſcheid wußte, wie es ehedem geweſen, hatte genug für alle die andern Gewählten mit; ſein Haar war ſeit Jahren bereits weiß geworden. Und zu dieſen, ſchon genannten Unheilsdingen trat nun noch hinzu, daß die Forſtverwaltung der Stadt deren alte, immer beſeſſene Hütungs-Gerechtſame im Walde abzulöſen Willens war, auch bereits einen ſehr bedeutenden Abfindungs-Bauſchbetrag an Land und Wieſen geboten hatte.

War dies Alles nicht Grund genug, daß der alte Erdmann Müller den Kopf voll Sorgen hatte, und das Sammetkäppel bald von einem Ohr nach dem andern rücken mußte? Die Frau tanzte dabei auch nicht auf Roſen, und die Emma, das einzige Töchterlein, die auf dem Tritt am Fenſter ſaß, verhielt ſich mäuschenſtill, wobei ſie freilich nicht unterließ, bald einen Blick nach dem Vater, oder auf die Häkelarbeit, oder wieder, bangend und verlangend, einen zweiten die Straße hinab zu werfen, gleichſam als erwarte ſie Jemand, den ihr Herz herbei ſehne, indeß der Verſtand ihr zu ſagen ſchien: es wird kaum gut thun!

Jetzt aber glühte ſie auf, ſchaute noch einmal zum Fenſter hinaus, gleichſam als wolle ſie ſich überzeugen, daß ſie recht geſehen — und ſagte dann in Haſt, doch zugleich ein wenig ſtockend: „Vater, ich glaube, Herr Meißner kommt!“

Der Alte horchte auf. Er ſchob das Käppel ſofort mit einem Rucke zum andern Ohre hin, und ſagte brummend, ſeinen Schritt, mit dem er das Zimmer gemeſſen, mäßigend: „Auch ſo ein Klugwitz! Konnt' mir nicht ungelegener kommen!“

Doch es war nicht Zeit, dem Unmuth, der Verſtimmung Raum zu geben. Der Genannte trat ſchon ein, und Greis und Tochter begrüßend, ſagte er zu Erſterem ernſt und bedeutſam: „Komme mit einer ſchlimmen Nachricht, mein lieber Herr Müller; fürchte, wenn Sie nicht Ihren ganzen Einfluß bei der Gemeinde anwenden und die Sache hintertreiben, wird unſre Ablöſungsgeſchichte eine ſehr klägliche werden, der Stadt mehr zum Schaden, als zum Nutzen gereichen.“

Der alte Meiſter ſchob ſein Sammtkäpplein nach dem andern Ohr und ſagte, nicht ohne einen Anflug von Spott und Bitterkeit: „Wüßte doch nicht, daß mein Einfluß bei der Gilde oder der geſammten Bürgerſchaft ſollte bedeutender ſeyn, als der Ihrige, mein lieber junger Herr Kaufmann Meißner! Wiſſen ja, das Alter wird der Jugend meiſt unbequem, beſonders, wo es Neuerungen betrifft!“ — Meißner verſchluckte mit ſichtbarer Anſtrengung den Unmuth, der bei den Worten des alten Mannes in ihm aufſtieg und ſagte: „Laſſen wir das Perſönliche, wo es ſich um das Wohl der Stadt handelt. Man hat mich der Ehre gewürdigt, Stadtverordneter zu ſeyn; ich halte es alſo für Pflicht und Recht, dahin zu wirken und zu ſtreben, daß der von der Regierung gebotene Abfindungsbetrag an Land von der Gemeinde in Bauſch und Bogen angenommen wird.“

„Und dann?“ fragte der alte Müller, dabei dem Kaufmann liſtig, lauernd in das Auge ſchauend. Doch Der ließ ſich nicht irre machen, ſondern rief erregt: „Und dann wird das Land nach jedes Einzelnen Anſprüchen und Gerechtſame vermeſſen und eingetheilt. Zufolge meiner feſten Ueberzeugung und gemachten Berechnung kommt ein Jeder von uns nicht zu kurz; es wird vielmehr noch ein bedeutendes Stück Land übrig bleiben als Kämmereigut, woran es der Stadt bis jetzt gänzlich gefehlt hat. Denken Sie, welch ein Segen dies für uns ſeyn wird. Es iſt damit der Grund gelegt zu einem Fond für Schule und Kirche, wie wir ihn bisher ſo ſchmerzlich entbehrt haben.“

„Ja! ja!“ fiel der alte Müller ein und ſchob ſein Sammetkäpplein nach dem andern Ohr hinüber: „Sie haben ſich das Alles recht hübſch zurecht gelegt, und auf dem Papier gewiß fein ſäuberlich ausgearbeitet; nur ſchade, daß mir bei Ihren Worten die bekannte Fabel von der jungen Bauerfrau nicht aus dem Sinn will, die bekanntlich zuerſt: „kauft Milch!“ in der Stadt ſchreien wollte, wobei ſie im Geiſte zugleich berechnete, was ſie Alles für das Milchgeld kaufen werde, bis ſie in der Freude einen tüchtigen Hopps machte, wobei der volle Milchtopf ihr vom Kopfe fiel — und die Milch, mit

Allem, was ſie zu kaufen gedachte, im Sande lag! — Es iſt ein hübſch Stück Land, das uns die Behörde geboten — aber — aber, dem Einzelnen iſt es dennoch nicht genug. Jeder glaubt beſſer fort zu kommen, wenn er ſich mit der Regierung allein abfindet, wobei er ſeinen Nachbar noch zu überliſten gedenkt. — „Und das iſt eben ſo betrübend, ſo traurig bei der ganzen Sache“, fiel der Kaufmann ein, „daß ſo wenig Gemeinſinn im Orte herrſcht, Niemand zum allgemeinen Wohl, zum allgemeinen Beſten, von ſeinen vermeintlichen Rechten Etwas aufzugeben vermag!“

„So werden Sie alſo, mein verehrter Herr Meißner, ſich nicht mit der Regierung einzeln abzufinden ſuchen?“ ſagte ſpöttiſch der Klempnermeiſter. „Denke doch, daß wenn jeder Einzelne ſeine privilegirten Forderungen auf's Höchſte ſteigert, die Herren droben am grünen Tiſch ein Bedeutendes an Land zu dem Gebotnen noch werden zulegen müſſen.“ — „Privilegirte Forderungen?!“ eiferte Meißner. „Wo ſind ſie denn? Wer hat ſie klar faßlich, Schwarz auf Weiß, daß kein Gericht daran deuteln kann? Noch wiſſen die Behörden droben nicht, daß es in unſrer Stadtlade etwas windig ausſieht, und daß die Mäuſe, mit der Zeit im Bunde, manch ein Privilegium zernagt haben. Darum iſt ein raſches, gütliches Abkommen wünſchenswerth. Laſſen Sie die Herren droben einen Wink bekommen, wie hier die Sachen ſtehen — und wir erhalten nicht ein Viertel von dem, was jetzt geboten wurde!“

„Alſo faſſe jeder Einzelne ſo raſch als möglich zu!“ ſchrie lachend der alte Müller. „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und wer zuletzt kommt ſehe wo er bleibe!“

Der junge Kaufmann kämpfte, man ſahe es, bei dieſen Worten einen tiefen, innern Kampf mit ſich ſelbſt; er wollte heftig werden, doch einen Blick auf die ängſtlich ſtill am Fenſter ſitzende Emma werfend, ſagte er, ſcheinbar ruhig und gelaſſen: „Auf Ihren Beiſtand habe ich alſo nicht zu hoffen! Möchten Ihre Prophezeiungen die richtigen ſeyn und ich mich geirrt haben. Ich bin, im Vergleich zu Ihnen, noch jung und werde Erfahrungen ſammeln müſſen; aber ich habe gemeint, und meine es noch: im Dienſte der Stadt müſſe das eigene Intereſſe ſchweigen. Mir iſt das Amt eines Stadtverordneten ein heiliges, ehrenwerthes Amt, in dem jede eigene perſönliche Rückſicht in den Hintergrund tritt. Ich kann fehlen, und werde hie und da fehlen, denn ich bin ein Menſch; — aber ſtets das Rechte wollen, ohne Rückſicht auf ſelbſtliebiege Meinungen und politiſche Anſichten, das ſoll mein Wahlſpruch ſeyn, wie er es bisher geweſen!“

Das Auge des jungen Mannes glühte; man ſah, er war von der Wahrheit ſeiner Worte tief durchdrungen. Emma erkannte und fühlte es — und ihr Herz ſchlug in doppelter Liebe für den jungen Mann, während ſie doch auch zugleich ängſtlich nach dem Vater ſpähte, um zu erkunden, welchen Eindruck dieſe Worte auf ihn gemacht hätten.

Es war kein erfreulicher. Emma ſah es, und um einer etwaigen böſen Rede, die ihrer Meinung nach nicht ausbleiben konnte, vorzubeugen, ſtand ſie auf, legte ihre Hand ſanft auf die Schulter des Vaters und ſagte liebreich, freundlich: „Willſt Du Dich nicht ſetzen? — Herr Meißner ſteht auch noch immer!“

Sie hatte es gut gemeint; doch der Alte ſchien froh, einen Gegenſtand zu finden, an dem er ſeinen Unmuth und ſeinen Aerger auslaſſen könne. Heftig ſagte er: „Was willſt du hier, warum biſt du nicht bei der Mutter? — wo du hingehörſt! Aber biſt auch ſo ein Klugwitz, der Alles beſſer wiſſen will, wie denn die Jugend überhaupt ſich einbildet die Weisheit mit Löffeln gegeſſen zu haben. — Und daß Du es nur weißt!“ ſprach er weiter, ſich mehr und mehr in Zorn redend, wobei ſein Auge zugleich den Kaufmann und die Tochter anblickte — „es wird mir lieb ſeyn, wenn Du Deine Naſe auf Deine Arbeit richteteſt, Dein Auge nicht etwa ſpatzieren gehen ließeſt nach Männern, die mir durch ihre Ueberklugheit, nachdem ſie kaum trocken im Orte geworden ſind, ſo zuwider werden, — daß — daß —“

Emma ließ den Vater nicht weiter reden; ſie fiel ihm in die Arme und hielt ihm den Mund mit ihrer Hand zu; ſie bemerkte es, wie der Kaufmann bereits nach ſeinem Hut gegriffen hatte, um das Zimmer zu verlaſſen, und ſagte: „Aber Vater! wie iſt es nur möglich! Herr Meißner, der ſo freundlich —“ Doch der Alte, der ſich nun einmal feſtgeredet hatte, und ſeinem Herzen unter allen Umſtänden Luft machen wollte, drängte die Tochter unſanft zurück und rief, mit gewaltigem Schritt zur Thür hinauseilend: „Nun, da Du und andere Leute das Feld nicht räumen wollen, ſo thue ich's, in Hoffnung, daß ich für künftige Zeiten wenigſtens frei und Herr in meinen vier Pfählen ſeyn werde!“

Meißner, der ſchon im Abgehen begriffen war, blieb, wie gefeſſelt, erſtaunt zurück. Der junge Mann bebte vor tiefer innerer Erregung. Doch auf die am Tiſch bleich und weinenden Auges lehnende Emma hinſchauend, ſagte er, ihr näher tretend und ihre Hand erfaſſend: „Lebe wohl, Emma! Dein Vater hat unſere Liebe, die wir am Anfange offen und frei ihm zeigten, nicht gern geſehen. Drum wurde aus der offenen Bewerbung eine ſtille, herzinnige Liebe. Ich bin Deinem Vater ein zu unbedeutender junger Kaufmann. In kleinen Städten herrſcht nun einmal ein größerer Kaſtengeiſt als anderswo, und ſolch ein Gewerbtreibender hegt in ſeiner Art einen größeren Stolz, als ihn der eingefleiſchteſte Ariſtokrat irgend haben kann. Ich glaubte, die Alles lindernde Zeit würde dieſe ſeine Abneigung gegen mich verſcheuchen. Es iſt nicht geſchehen! Die heutige Stunde, in der ſein Zorn ſelbſt ſein beſſeres Ich in den Hintergrund drängte, wo der eigene Vortheil ihm mehr galt, als das allgemeine Beſte, zumal er zugleich mir entgegentreten konnte — ſie hat es mir bewieſen, daß für den Augenblick mein Naheſeyn, mein Kommen, unſere Liebe nicht fördern kann. Um unſerer Liebe willen alſo, laß uns ſcheiden!" —

Das junge Mädchen blickte auf. Es lag wie ein Vorwurf in ihren Augen, indem ſie ſprach: „Du ſagſt das ſo kalt, ſo ruhig. Wird Dir das Scheiden ſo leicht? Und beurtheilſt Du den Vater nicht zu hart?" Der Kaufmann ſchüttelte, wie verneinend, das Haupt, ergriff ihre Hand, ſchaute ſie an, lieb und ſanft, dann ſagte er voll Wehmuth und Schmerz: „Emma! Hab' ich Dir nicht ſo eben den größten Beweis meiner Liebe gegeben? Würde ich eine Kränkung, wie hier ſie mir zu Theil wurde, ſo ruhig ertragen haben, wenn mein Herz nicht dein eigen wäre, und bleiben wird? Halte feſt und treu zu mir, wie ich es thun werde, und der Himmel wird uns den Sieg gewähren. Lebe wohl, Emma — geb' Gott! nicht für lange Zeit. — Und nun Ade! mein Mädchen! — Ade!" Und ſie noch einmal raſch umfangend und den Mund ihr küſſend, eilte er dann zur Thür hinaus.

Drinnen in der Werkſtatt aber ſagte der Altgeſell zum Herrn: „Nichts für ungut, Meiſter! aber es will mir ſcheinen, wenn der Kaufmann, der Meißner, ſey vorn geweſen, wehe für uns hier in der Werkſtatt eine ſchlechte Zeit. Seyd doch ſonſt Mann, der ſich's Recht nicht nehmen läßt, und nun ſollt' ein ſo junger Neuling im Ort es klüger und beſſer wiſſen, als Sie, der vordem als die beſte Urkunde der Stadt gegolten hat. Gelt! ſo iſt's am Ende doch wahr, was die Leute ſagen und meine Augen nicht glauben wollen: daß die Baarſchaft in Eurer Truhe dem windigen Patron aufhelfen wird, damit Eure Emma als junge Kaufmannsfrau Roſinen zum Feſtkuchen hat. Und —"

„Und nun, Altgeſell, denke ich", fiel Meiſter Müller ein, der bisher in ſichtbarem Verdruſſe an der Werkbank geſtanden hatte, „es wär' des Redens genug. Wißt, wie ich über den Meißner denke, und wie mir ein Tochtermann aus meinem Gewerk lieber iſt, als ſolch Dütendreher, der höchſtens Steine zwiſchen den Kaffee zu mengen hat, aber kein Geld im Kaſten. Ihr habt ein Auge auf mein Mädel — und damit Baſta! — War Euch bislang nicht entgegen; aber die Dirne Euch auf dem Präſentirteller darbringen, das erwartet nicht!"

„Ho! ho! Meiſter!" lachte der Geſell. „Denk', bin ſelbſt Mann's genug, um von der Jungfer Emma das Jawort zu erhalten, wenn der Meiſter und die Frau Meiſterin eine ehrſame Freiwerbung geſtatten. Aber nichts für ungut, Meiſter! Das iſt es nicht, was Euch wurmt. Hab' ſo ein ander Vöglein ſingen hören; und jetzt, wo Burſch und Mitgeſellen nicht anweſend ſind, wo wir allein in der Werkſtatt — laſſen's mich mein Stücklein immer pfeifen. Denk, Ihr kennt mich, Meiſter, und wißt, wie ich's meine, und daß ich für Euch durch's Feuer gehe. Es iſt die Geſchicht' wegen der Hütungsablöſungs-Gerechtſame. — Wüßt', was ich thäte, ſo ich an Eurer Stelle wär'!"

Und als der Geſell ſah, wie der Meiſter ihn lauernd, fragend anſah, lachte er gezwungen auf und rief: „Würd' zum Commiſſarius gehen, die Hand ihm geben und ſagen: Herr, hier bin ich: ich, der Stadtverordneten-Vorſteher Erdmann Müller — und hier iſt meine Hand! Topp! Ein echter Bürger geht Andern mit gutem Beiſpiel vor; ich lieb' den Frieden, und denk': ein magerer Vergleich iſt beſſer als ein fetter Prozeß. Drum, Herr — ich finde mich ab — allein für mich, damit die Uebrigen folgen. Wie viel bietet Ihr mir und gebt Ihr mir? Seht, Herr, ſo ſpräch' ich! Und Ha! ha! ha! — es müßt mit dem Kuckuck zugehen, wenn Ihr nicht den beſten Fiſch aus dem Teiche zögt. Ihr bekommt, was Ihr wollt, das Fett, die Andern die Brühe, und die zuletzt kommen, haben das Nachſehen!"

Der Meiſter, der bei dieſer Rede ſein Käppel gedankenvoll von einem Ohr zum andern geſchoben hatte, und der, ob er ſchon vernahm, was er ſelbſt bereits gedacht und bei ſich erwogen, wollte doch nicht ſo ſelbſtſüchtig dem Altgeſellen gegenüber erſcheinen; er ſagte daher gedehnt: „Schon gut! Ganz gut! wenn man nicht Pflichten gegen die Stadt hätte! Freilich, freilich — es kann wohl und wird auch wohl zum Beſten des Ganzen ausſchlagen, aber ehe dies entſchieden! — Das Gerede! — Der Meißner freilich, der, denk' ich, kommt mir ſo leicht nicht wieder, aber — aber — ich weiß doch nicht —!"

Er vollendete den Satz nicht, denn der Altgeſell trat dicht zu ihm hinan, ſah liſtig auf und ſagte leiſe: „Und wozu wär' ich? der ich auf der Herberge und im Waldhaus, wo der meiſte Verkehr iſt, doch auch eine Stimme hab', wenn ich's nicht drehen ſollt', daß der

Meiſter den Sieg davon trüg', und der Meißner die Suppe auseſſen müßt'. Alle Welt weiß, daß er gern das große Wort hat, Euch oft entgegen iſt — alſo —. Na, Meiſter! um der Emma willen thu' ich ein Uebriges, und auf ein paar Seidel mehr oder weniger im Wirthshaus kommt es mir nicht an. Ob, was ich rede, wahr oder nicht, gilt gleich! Die Menge glaubt, was man, feſt und beſtimmt, für wahr ausgiebt. Und was man nicht ſagt, läßt man errathen! denke alſo —!“

Er mußte abbrechen, denn der Burſche trat ein. Schweigend verließ der Meiſter die Werkſtatt, im Vorzimmer aber, das Emma längſt verlaſſen, um draußen im Garten bei der Mutter ihr Herz auszuſchütten, ging er ſinnend auf und nieder, dachte des Gehörten nach. Der Geſell hatte einen wunden Fleck in ſeiner Bruſt getroffen: es galt hier ſein Grundſtück durch ein Leichtes bedeutend zu verbeſſern.

„O!“ — überlegte berechnend der Meiſter — „ich meine ſelbſt, es iſt beſſer, zuzugreifen, als zu warten, was die Menge beſchließt, die am Ende doch nicht einig wird. — Oder ſoll ein Anderer mir das Beſte vorwegnehmen? Vielleicht wohl gar der Meißner? Calculire: ſo er recht hätte mit der Windigkeit unſerer Privilegien, wär's gut, vor Thoresſchluß ſein Schäfchen in's Trockene gebracht zu haben; abgeſehen davon, daß ich dann zugleich auch meiner Mitbürger Beſtes, ſo ſie mir folgen, gefördert habe. — Calculire: raſch gehandelt iſt halb gewonnen!“ —

Und die Thür öffnend, rief er laut: „He, Frau! meinen Rock!“

Der Altgeſell lachte vor ſich hin, als er den Ruf vernahm: er merkte, daß ſeine Worte auf guten Grund gefallen waren. Er wußte die Meiſterin im Garten, und hieß deshalb den Burſchen hinlaufen und des Herrn Wunſch anſagen. Bald darauf verließ der Meiſter das Haus.

Der von der Regierung geſendete Commiſſarius, ein noch junger Mann, der „Carriere“ machen wollte, ſaß in ſeinem Zimmer, rauchte wohlgefällig, und doch zugleich etwas mißmuthig, ſeine Cigarre. Er war nun bereits ſeit drei Tagen im Ort und hatte, er mußte es ſich ſelbſt geſtehen, wenig oder nichts erreicht. Er wußte, daß ſeiner vorgeſetzten Behörde an dieſer Ablöſung, beſonders an einer raſchen, baldigen Abfindung lag.

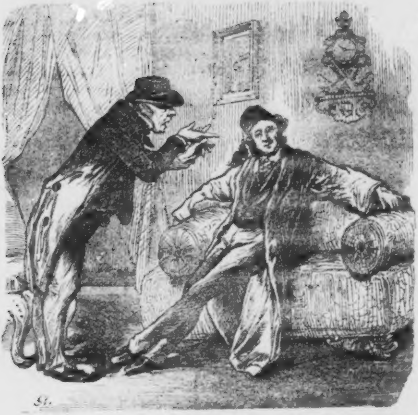
Das Hütungsbereich der Gemeinde war zugleich Jagdrevier des Fürſten; zur Schonung des zahlreich vorhandenen Wildes, wie zur leichteren Abwehr frecher Holz- und Wilddiebe mußte die Abfindung der Berechtigten, von denen Viele Axt und Büchſe gut zu brauchen wußten, im höchſten Grade, namentlich auch dem Fürſten, erwünſcht ſeyn. Welch ein Sporn alſo lag für einen jungen Beamten, der vorwärts will, in dieſem Auftrage! — Und dennoch hatte er bis jetzt nichts erreicht. Sein Wiſſen, ſein Wollen, ſein Handeln, ſein Grobſeyn, ſeine Herablaſſung, Alles ſcheiterte an der Liebe zum Hergebrachten, und an dem Mangel klarer Einſicht. Ueberdies war das Mißtrauen: trotz des ſcheinbaren Gewinnſtes doch zuletzt übervortheilt zu werden, in einigen Gemüthern noch beſonders ſtark. Es war der alte Kampf zwiſchen Fiskus und Gemeinde, ein Kampf, der ſelten zu gutem Ergebniß führt, ehe vorher die Gemüther ſich nicht gegenſeitig in Erbitterung und Gährung verſetzt haben. Genug, der Commiſſarius ſaß in ſeinem Zimmer, rauchte, und ſah nicht wenig verwundert auf, als er den Stadtverordneten-Aelteſten, den Meiſter Müller, eintreten ſah, um, wie er merkte, zu ſehen und zu hören: wie die Glocken lauten und nach welchem Winde er den Mantel zu drehen habe. —

Der alte Mann ſagte dies freilich nicht; er kam ja nur, um zu ſagen, daß er gern Frieden ſtiften, das allgemeine Beſte im Auge habe, und ſich nur erkundigen wolle, was jeder Einzelne wohl als Entſchädigung für das Aufgeben ſeiner Gerechtſame erhalten würde im Fall die Gemeinde „in Corpore“ den Bauſchbetrag zurückweiſen ſollte.

Der Commiſſarius lächelte nicht, als er die verblümten Worte des Klempnermeiſters vernahm, und zugleich erkannte, daß er dadurch einen Keil in der Hand hatte, der das ganze ſtädtiſche Gebäude nach ſeinem Wunſche ſpalten mußte; — er wiegte vielmehr ſcheinbar ernſt, ſinnend das Haupt und ſagte endlich: „Mein lieber Herr Müller! geht die Gemeinde nicht auf das Anerbieten der Behörde ein, ſo bleibt nichts übrig als zu verſuchen, ſich mit jedem Einzelnen nach ſeiner Gerechtſame, nach ſeinem jetzigen Viehſtande — und ſo weiter — abzufinden. Sie, Herr Müller, Würden, nach ungefährer Schätzung, was ich ſagen kann, da mir Ihre Verhätniſſe zufällig ſchon bekannt ſind, wohl erhalten — —“

Und ſcheinbar begann er zu rechnen, bis er endlich eine ziemlich bedeutende Summe Morgen an Land und Wieſen als Abfindung nannte.

Müller horchte verwundert zu; er konnte es nicht unterdrücken, daß ſeine Augen freudig aufleuchteten. Durch dies Land, wenn er es bekam, mußte ſeine Wirthſchaft ſich überaus verbeſſern. Haſtiger daher, als er wohl wollte, rief er: „Würde dies beſtimmt ſeyn? Würde ich mich feſt darauf verlaſſen können?“



Der Commiſſarius ſtand auf, trat dem alten Mann einen Schritt näher, ſah ihn an und entgegnete mit ſtolzer Herablaſſung: „Von meiner Behörde mit vollſtändiger Vollmacht verſehen, denke ich, wird Ihnen mein Wort genügen. Uebrigens ſteht es Ihnen ja frei, Ihre Angelegenheit hier ſofort in Richtigkeit zu bringen. Sie würden zugleich dadurch der ganzen Gemeinde mit gutem Beiſpiel vorangehen. Daß der Ort auf meinen erſten Vorſchlag noch eingehen wird, bezweifle ich jetzt ſelber, um ſo mehr ſollten Gutgeſinnte ſtreben, dies Zweite in Ordnung zu bringen. Mit dem Einzelnen läßt ſich leichter und beſſer verhandeln, als mit der Maſſe. — Die Gemeinde wird heut noch Verſammlung halten, wie ich gehört; ſagen Sie, Herr Müller, was wir hier verhandelt — und ich denke mein Geſchäft wird ſich dann raſch zum Guten enden. — Ich werde zur Verſammlung kommen, ſpäter, nachdem Sie geredet — und das Uebrige wird ſich finden!“

Der alte Mann merkte, ſein Geſchäft war hier eigentlich beendet: er war entlaſſen. Dennoch zögerte er. Das Ganze war ſo raſch gekommen, ihm ſo leicht geworden, daß ihn unwillkürlich ein geheimes Mißtrauen beſchlich, als werde doch wohl nicht Alles ſo glatt, ſo gerade ſeyn, als er es ſich denke. Zögernd ſagte er daher: „Ein Mann, ein Wort! Ich betrachte alſo meine Ablöſung als abgemacht, und wenn Sie mir meine Beſitzurkunde bis zur Verſammlung ausfertigen wollen, wird es mir lieb ſeyn. Freilich glaube ich: es wird gut ſeyn, vor der Gemeinde die Sache nicht als beſtimmt abgemacht hinzuſtellen. Es ſchiene dann, als hätte ich vorweg mir ein Recht genommen, was doch die Geſammtheit erſt zu beſtimmen habe. Und Sie wiſſen, ſo Etwas iſt einer Sache nicht förderlich. Vielleicht aber laſſen Sie unter der Hand fallen, was ich, der Einzelne und Andere, als Abfindung erhalten würden, wenn — wenn — —. Nun, Sie verſtehen mich und ich will Ihre Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen! — Auf Wiederſehen, Herr! Tritt uns der Stadtverordnete, der Meißner nicht entgegen, ſo — ſo —“

„So, denke ich, werden wir den Sieg davon tragen!“ fiel lächelnd der Commiſſarius ein. „Aber was auch geſchehe, Ihr Wort, weiß ich, gilt mehr bei der Gemeinde. — Ich werde auch nicht ermangeln, höheren Ortes dies zu erwähnen, was Sie im Intereſſe der Sache gethan. Sie verſtehen mich; und wer weiß, was darauf Gutes erfolgt! Doch die Zeit drängt! — Auf Wiederſehen, Herr Müller!“ — Und dem Alten die Hand zum Abſchiede reichend, geleitete er ihn leutſelig, herablaſſend zur Thür hinaus.

Als dies geſchehen, er wieder allein in ſeinem Zimmer war, rieb er ſich vergnügt die Hände, lachte und ſagte vor ſich hin: „Der hat angebiſſen — und ich denke, ich habe gewonnen; — meine Carriere iſt geſichert!“

Es war das alte Spiel im Menſchenleben. Einer ſuchte den Andern zu übervortheilen, zu überliſten, und wem es gelungen, der freute ſich ſeines Sieges. Der alte Erdmann Müller ſchmunzelte ebenfalls bei ſeinem Heimgange, auch er glaubte einen guten Zug gethan, und ſein Schäfchen ins Trockne gebracht zu haben.

Hatte dies ſein Altgeſell auch? Als der Meiſter das Haus verlaſſen hatte, war er zum Garten geſchlichen, er wußte, Emma war dort. Der Meiſter und die Meiſterin waren, wie er geſehen, ſeiner Bewerbung nicht entgegen; warum ſollte er nicht endlich auch Glück bei dem Mädel haben? — Emma ſtand am Blumenbeet und zerpflückte gedankenvoll eine Roſe. Sie mochte mit den einzelnen Blättern wohl das allbekannte Spiel treiben: Er liebt mich; Er liebt mich nicht! Wenigſtens nahm dies der Altgeſell an, denn er ſagte, ſüßlich lächelnd bei ſeinem Nahetreten: „Hat Fräulein Emma bei ihrem Frageſpiel mich im Sinn, ſo iſt's mir deutlich, was das letzte Blatt für eine Antwort giebt!“

Die Jungfrau ſchaute bei dieſen Worten aufſchreckend erglühend den Sprecher an, und ſagte dann, wie aus einem ſchönen Traum erwachend: „Daß ich an Sie nicht dachte, glaube ich, wiſſen Sie. Und wenn es geſchehen, könnte es nur im Unmuth ſeyn!“

Der Geſell hatte eine Antwort der Art nicht erwartet; denn war auch die Jungfrau ihm bisher nicht beſonders freundlich entgegen gekommen, ſo war ſie ihm doch niemals ſo unfreundlich begegnet, wie es jetzt geſchehen. Er vermuthete daher nicht mit Unrecht, daß etwas Beſonderes vorgefallen ſeyn müſſe, und ſagte daher, ſeinen Zorn bezwingend, aufhorchend, lauernd: „Sie ſind verſtimmt! Und ſo muß ich entgelten, was Andere verſchuldet!“ — Emma jedoch, ſeine Abſicht errathend, antwortete entſchieden: „Altgeſell, wozu der Worte! Sie denken, weil Sie bei den Eltern einen Stein im Brette haben, müſſe es auch bei mir ſeyn. Sie irren! — Und wenn Sie glauben, es ſey Beſonderes vorgefallen, ſo iſt es doch Nichts, was Ihnen zum Vortheil gereichen könnte. Warum alſo das alte Spiel immer wieder von Neuem beginnen?“

Der Geſell antwortete nicht ſogleich; mühſam brachte er endlich die Worte heraus: „So würde alſo ſelbſt das Wort, der Wunſch, die Bitte der Eltern nichts über Sie vermögen?“

Emma ſchaute verwundert, faſt ſpöttiſch auf, indem ſie antwortete: „Altgeſell! — wär' ich zum Scherzen aufgelegt, würde ich ſagen: Schad', daß die Mutter nicht ein jung Mädel iſt, denn auf die geht doch Euer Wort beſonders; mir iſt aber das Scherzen bereits vergangen, und ſo laßt es mit dieſer Rede ein für alle Mal abgethan ſeyn. Die Eltern wollen ihr Kind glücklich wiſſen, und ich würd's nicht, ſchenkte ich Euren Worten Gehör. Darum ade! Geſell! Gott ſchaff' Euch ein Mädel zur Frau, das Euch liebt; die Emma Müller kann's nicht!“

Mit dieſen Worten wendete ſie ſich ab — und ging einige Schritte ſeitwärts nach einem andern Beete.

Der Altgeſell ſagte nichts. Seine Wangen waren bleich geworden, er ſtarrte dumpf brütend vor ſich nieder. Plötzlich jedoch ſchrak er auf, wie aus böſem Traume erwachend, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, und murmelte vor ſich hin: „Den Korb ſoll er mir entgelten!‘ Dann verließ er ſchweigend den Garten.

In der Werkſtatt traf er mit dem eben heimkommenden Meiſter zuſammen. Ein Wort deſſelben genügte, um zu wiſſen, daß der beabſichtigte Zweck erreicht ſey. Auch der Geſell gedachte den ſeinigen zu erreichen, erbat ſich Urlaub, zog ſeinen Sonntagsrock an — und ging zum Waldhaus, wo er zahlreiche Geſellſchaft wußte.

Das Tagesgeſpräch dort war die Ablöſungsgeſchichte — und die Verſammlung, die deshalb für den Abend bevorſtand. Der Altgeſell, ſeit Jahren im Ort, von allen Anweſenden gekannt und gern geſehen, zumal er Jedem zu Munde zu reden verſtand, hatte bald ein bedeutendes Wort in der Geſellſchaft. Er, der bei der Sache nicht betheiligt war, mußte am unparteiiſchen ſprechen: ſo dachte man. Es konnte demnach nicht fehlen, daß alle Anweſenden bald ſeiner Meinung waren, zumal er nicht unterlaſſen hatte, im Geheimen, als unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, darauf hinzudeuten, was dem Meiſter Müller bereits angeboten ſey — und wie derſelbe das vortheilhafte Anerbieten nur noch zurückgewieſen habe, um dem Entſchluß ſeiner Mitbürger nicht vorzugreifen. — Genug: Kaufmann Meißner war mit einem Mal der ſchlechteſte Vertreter der Stadt, der nur ſtets mit ſeinem Kopf durch die Wand wolle, während Meiſter Müller noch ein Mann ſey, den man achten und ehren müſſe! — In dieſer Ueberzeugung verließ man das Waldhaus und kehrte nach der Stadt zurück, dort bemüht, auch Andere zu gleicher Meinung zu bereden. Der Geſell hatte ſeinen erſten Zweck erreicht.

Am Abend aber war die geſammte Bürgerſchaft verſammelt. Es galt den eignen greifbaren Vortheil wahrnehmen — und da bleibt ſelten Jemand zurück. — Es ging wild und ſtürmiſch zu. Die Mehrzahl der Anweſenden neigte ſich bereits der Einzeln-Abfindung zu und wollte von dem Bauſch-Erbieten nichts wiſſen. Der Antrag, den Meiſter Müller erhalten, reizte zu mächtig — und Jeder glaubte, wenn nicht mehr, ſo doch wenigſtens eben ſo viel als dieſer zu erhalten.

Als nun der Kaufmann Meißner dieſer Anſicht, dieſem gehegten Glauben entſchieden widerſprach, wurden ſeine Worte für Neid und Mißgunſt ausgelegt. Ja, es fehlte bereits nicht an einzelnen Stimmen, die ihm eine böſe Abſicht unterſchoben, meinend: er wolle gewiß im Trüben fiſchen, und bei dem Bauſch-Betrage als unbedeutender Kaufmann, der kein Vieh beſäße, ſich ein Erkleckliches erſchleichen. Es war ein Glück für ihn, daß jetzt der Commiſſarius eintrat, und durch ſein Erſcheinen wieder etwas Ruhe in die Verſammlung brachte. Er, der Commiſſarius, hatte es jetzt leicht, die Menge auf ſeine Seite zu ziehen, und als er endlich ſogar dem Meiſter Müller ſeinen neuen Beſitztitel in Bezug der, durch ſeine Ablöſung erworbenen Ländereien einhändigte, erklärte ſich die Mehrzahl, ohne nähere Ueberlegung, ſofort bereit, in die Einzeln-Ablöſung zu willigen. Der Commiſſarius trug die Namen der Betreffenden, nach dem kurz aufgenommenen Protokoll, in ſein Buch ein, hieß Jeden, der damit einverſtanden, ſeinen Namen unterſchreiben — und erklärte ſein heutiges Geſchäft hiermit für beendet. Faſt Alle unterſchrieben — und verließen den Saal. —

Meißner blieb zurück. Er war der Letzte: er hatte nicht unterſchrieben. Voll Schmerz bewegt, lehnte er am Fenſter. — Der Commiſſarius, dies bemerkend, trat hin zu dem jungen Mann, der durch ſein ganzes Weſen, durch ſeinen Ernſt, ſeine biedere Rechtlichkeit und den Freimuth, mit dem er ſeine Anſicht vertheidigte, ihm Achtung eingeflößt hatte, ſagte, wie bedauernd: „Sie ſind mit dem Ganzen nicht zufrieden?“

„Kann ich es?“ entgegnete Meißner. „Ich fürchte, die heutige Stunde wird der Stadt zu großem Nachtheil gereichen.“ Und die Hand des Commiſſarius ergreifend, ſetzte er weich, faſt bittend, hinzu: „Herr! machen Sie es glimpflich mit den Irregeleiteten: der Ort iſt arm!“

Der Commiſſarius wurde bei dieſer Bitte, die ihm gänzlich unerwartet kam, ein wenig verwirrt; leiſe ſprach er: „Ich muß den Vortheil meiner Behörde wahrnehmen!“ — „Gewiß, das ſollen Sie, das mögen Sie!“ fiel der Kaufmann haſtig ein. „Aber Sie haben es hier in der Hand, Sie können Gutes wirken — und bedenken Sie, daß, was Ihrer Behörde vielleicht zum Vortheil dient, dem Geſammtſtaat ein Nachtheil wird. Iſt der Ort in ſeinen Verhältniſſen blühend, fließen auch alle Abgaben den Kaſſen prompt und pünktlich zu; verarmt der Ort, muß der Staat einſchreiten, und hat doch nur, trotz ſeiner bedeutenden Unterſtützungen und Opfer — eine verarmte Stadt!“

Der Commiſſarius ſchwieg einen Augenblick, er konnte und mochte gradaus nicht darauf antworten; wie, um von dem angeregten Gegenſtande loszukommen, ſagte er: „So werden Sie ſich alſo nicht nach dem eben gefaßten Beſchluſſe der Majorität richten? Sie würden, ſo Sie es thäten, gewiß mit mir zufrieden ſeyn!“

Meißner jedoch erwiederte dieſen Worten haſtig: „Bitte, was mich betrifft, ſo bin ich wohl Einer, der am wenigſten Anſprüche zu machen hat. Ich möchte um Alles in der Welt nicht dem Geringſten vorgezogen werden. Bitte! — nehmen Sie auf mich keine Rückſicht!“ Er ſchwieg und der Commiſſarius drückte ihm die Hand, indem er ſagte: ‚Wollte Gott, ich könnte ganz in Ihrem Sinne handeln; doch in dem Auftrage, der mir geworden, liegt das Glück meiner Zukunft.“ — Raſch brach er ab — und verließ in Haſt den Saal —.

Der Kaufmann ſchaute ihm ſinnend nach, vor ſich hin ſprechend: „So ſind die Menſchen! Sie ſprechen Alle von Recht, Güte und Barmherzigkeit — und haben doch immer nur den eigenen Vortheil im Auge!“

Andern Tages Vormittag ſtand er in der Thür ſeines Ladens. Es war die Zeit, in der die Betreffenden wegen ihrer Ablöſung zum Commiſſarius zu gehen hatten. Meißner wollte doch ſehen, wer vorüberging. Ueberdies war die Klingel ſeines Ladens heut, wider Gewohnheit und Erwarten, faſt niemals in Bewegung geſetzt worden; von ſeinen gewohnten Kunden war keiner gekommen, um den Bedarf an Waaren von ihm zu entnehmen; es war, als habe er ſeinen Laden bereits geſchloſſen. Er fühlte und ſah ein, daß dies eine Folge ſeines Verhaltens in Sachen der Ablöſung war. Er hatte mit der Menge nicht geſtimmt, und war von der Mehrheit daher gleichſam in den Bann gethan worden. Daß auch der Altgeſell ſein Mögliches gethan, ihn zu verdächtigen und zu verkleinern, wußte er nicht. Wohl aber ſah und empfand er, daß er von ſeinen Mitbürgern nicht mehr geſucht, ſondern gemieden wurde. O, ſie gingen Alle vorüber, die ihn ſonſt ſo gut gekannt, die gekommen waren, ihm die Hand gedrückt, von Freundſchaft und Vertrauen geredet hatten. Heute ſahen ſie ihn nicht; ſie gingen zumeiſt auf der andern Seite der Straße, mußten auch ſo eifrig mit einander ſprechen, oder ſich gerade umſehen, oder ſonſt eine Verrichtung thun, ſo daß es unmöglich ward, nur einen Blick nach der Ladenthür werfen zu können. — Genug, Meißner erkannte, daß er das Vertrauen ſeiner Mitbürger verloren habe. Er lächelte vor ſich hin und dachte: wie leicht ändert ſich die Meinung der Menge. Ich bin mir nichts Unrechtes bewußt, habe nach meiner Ueberzeugung gehandelt. Freiheit wollen ſie Alle — und wollen doch auch zugleich die Meinung eines Andersdenkenden geknechtet wiſſen. Wie reimt ſich das?

Ein recht bitteres Gefühl überfiel ihn. Er war im Begriff, in das Haus zurückzutreten, als er Emma die Straße herabkommen ſah. Da konnte er doch nicht weichen! Da mußte er bleiben! — Und ſiehe! — die ſonſt ſo ſchüchtern, ſo verſchämt gebeugten Hauptes vorüberging, kam heut ſo feſt, ſo freien, offenen Auges daher, und grüßte, als ſie nahe kam, ſo ſiegesfroh, ſo muthig — als wollte ſie ſagen: Schau auf! Alle meiden Dich, aber ich komme, grüße Dich, um Dir zu zeigen, daß ich die Meinung der Menge nicht theile, daß ich Dich um ſo mehr achte und liebe, nun Du um Deiner Ueberzeugung willen leiden mußt. — Ich kann, ich darf Dir nicht die Hand reichen, um dem Geklatſch der Leute keine Nahrung zu geben; aber vorübergehen kann ich, kann Dich grüßen! Und ſie ging vorüber — und grüßte. — Der junge Kaufmann aber ſah ihr nach, ſo lange er konnte; als der letzte Zipfel ihres Tuches verſchwunden war, ging er ſtill, ruhig, zufrieden, voll neuen Muthes in ſein Zimmer zurück. Der Gruß hatte ihn entſchädigt für allen Schmerz, den er geſtern und heut erfahren — und in dem Gefühl, ihre Liebe, ihre Achtung nicht verloren zu haben, blickte er voll Vertrauen in die Zukunft.

Die Ablöſung der Hütungsgerechtigkeit hatte bald ihren Anfang und Fortgang genommen; aber die ſiegesfrohe Hoffnung der Einzelnen begann bereits einer gelinden Mißſtimmung Platz zu machen. Es war doch nicht alles Gold, was man dafür gehalten; der Herr Commiſſarius verlangte doch gar eigenthümliche Nachweiſungen, und wenn er ſie erhielt, waren ſie doch ſelten der Art angethan, um bedeutende Anforderungen geltend machen zu können. Genug, es zeigte ſich, die Wenigſten der Betheiligten erhielten, was ſie erwartet hatten, während ſie zugleich auch noch ſchweigend zu der Ueberzeugung gelangten, daß es nur durch langwierige Prozeſſe möglich ſeyn werde, mehr als das Gebotene zu erreichen. Es mußte alſo wohl oder übel in den ſauern Apfel gebiſſen werden. Die ärmeren Einwohner dagegen, die ſchon ſeit Jahren kein Vieh gehabt hatten, und nun doch, als Abfindung für ihre nie benutzte Gerechtſame, ein Stückchen Land als Eigenthum erhielten, waren glücklich und zufrieden.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß die Meinung und Anſicht der Gemüther ſich ſpalteten und die Ueberzeugung um ſich griff, Meißner müſſe doch das Richtige gewollt haben, wogegen der alte Müller wohl nur allein ſeinem Eigennutz gefolgt ſey. — Dieſe Ueberzeugung würde bereits allgemein geweſen ſeyn, nachdem der größte Theil der Einwohner abgefunden war, und man zu überſehen begann, daß die Summe der einzelnen Abfindungen den zuerſt gebotenen Bauſch-Betrag höchſtens zur Hälfte erreichen werde — wenn ſich nicht Jeder noch geſcheut hätte, ſeine frühere Schwäche einzugeſtehen.

Auch Meißner wäre wohl ſchon wieder in Gnaden angenommen worden, hätte nicht der Altgeſell noch immer das Feuer der Schmähſucht zu ſchüren verſtanden. Die Welt glaubt nun einmal lieber das Schlechte von einem Nebenmenſchen, als das Gute.

Aber Tage, Wochen gingen dahin — und immer mehr und mehr kam die Gemeinde zu der Einſicht, daß ſie ſich ſelber im Lichte geſtanden und ſich des eignen Vortheils begeben habe. — Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht fehlen, die öffentliche Meinung mußte umſchlagen, und der erſt gegen den Kaufmann Meißner geäußerte Haß ſich gegen Erdmann Müller wenden, in noch größerem Grade. Ein bedeutender Sturm bereitete ſich vor; der Altgeſell fühlte und ahnte bereits, was kommen würde, und um vor dem Losbruche am Ziele zu ſeyn, drang er bei der Meiſterin darauf, ſeine Sache bei Emma durchzuſetzen. — Der Mutter Wort fand jedoch bei der Tochter kein Gehör. Ruhig, ernſt, beſtimmt ſagte dieſe: „Du ſprichſt von Glück, und meinſt es für mich zu finden, indem ich hier in der Wirthſchaft als Frau bleibe. Es mag dem Vater lieb ſeyn, einen Schwiegerſohn zu haben, der ſein Geſchäft fortſetzt; für mich iſt das kein Grund, einem ungeliebten Manne meine Hand zu reichen. Du meinſt, ich fände hier Alles, was ich mir wünſchen könne, während ich dort mit Mangel und Sorgen würde zu kämpfen haben. Kann ſeyn! Aber was ich beſitze, was mir gegeben wurde, erfreut niemals ſo, als was ich mir durch Anſtrengung, durch Arbeit erwerben mußte. Der Reiche kauft ſich, was er haben will der Arme erarbeitet es ſich, und hat dadurch doppelten Gewinn, doppelte Freude. — Laß uns nicht weiter reden; der Kaufmann Meißner hat mein Wort. Ihm halte ich's — und —"

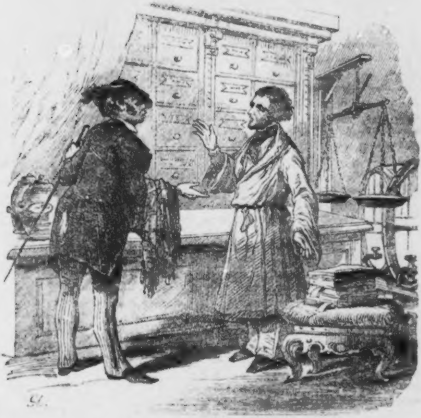
Sie vermochte nicht weiter zu reden, denn die Straße herauf wogte und todte es. Man vernahm das rauhe toſende Geſchrei einer nahenden aufgeregten Menge. Die Mutter lief erſchrocken zum Fenſter, ſah hinaus — und fuhr, bleich werdend, zurück. Eine kräftige, markige Fauſt ſchlug ihr das Fenſter zu, während zugleich rohe, heiſere Stimmen nach ihrem Manne riefen. Ein Blick hatte ſie überzeugt, daß eine aufgebrachte wilde Rotte ſich vor dem Hauſe verſammelt hatte, um Rache zu nehmen, Rache zu üben an ihrem Gatten, der ja nun plötzlich alles Unglück der Stadt verſchuldet, und der mit dem Commiſſarius unter einer Decke geſteckt haben ſollte!

Schreiend, voll Angſt lief die Frau zur Werkſtatt, wo der alte Müller mit ſeinen Geſellen und Burſchen arbeitete. — Guter Rath war theuer! — Immer drohender, immer ſtürmiſcher wurde die Menge vor der Thür. Die Straßenjungen pfiffen ſchrillend dazwiſchen, und begannen bereits einige Steine aus dem Pflaſter zu reißen.

Es war ein bedenklicher, gefährlicher Augenblick. Der Kaufmann Meißner hatte in dieſer Zeit eifrig in ſeinem Stübchen geſeſſen und gearbeitet.

Die üble Meinung, die ſeine Mitbürger von ihm gefaßt, hatte ihn geſchmerzt, aber in ſeinem Streben, zum Beſten der Stadt zu wirken, nicht irre gemacht. Auch jetzt war er mit dem Wohl der Geſammtheit beſchäftigt. — In Bezug auf Kirche und Schule hatte die Regierung mit Entziehung bisher gewährleiſteter Unterſtützungen gedroht, wenn nicht der Nachweis unantaſtbar rechtlicher Forderung von Seiten der Stadt geliefert werde.

Dieſen Nachweis zu finden war Meißner bemüht geweſen — und jetzt, nach anſtrengender Arbeit, ſah er ſich am Ziel. — Das Recht der Forderung von Seiten der Stadt war geſichert, mehr als er erwartet! Freudig ſtand er auf, das Beweismittel in der Hand. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür — und der Commiſſarius trat ein. Er reichte dem Kaufmann freundlich die Hand und ſagte: „Ich möchte nicht abreiſen, ohne Ihnen noch ein Ade! geſagt zu haben. Mein hieſiges Einwirken iſt beendet; ich bin mit mir zufrieden — und ich denke, meine Vorgeſetzten werden es auch ſeyn. Wir haben ein gutes Geſchäft gemacht!" — „Und die Stadt?" entgegnete der Kaufmann ernſt, und ſchaute dabei ſeinem Gaſt wie prüfend



in das Auge. Der lachte und antwortete: „Ich weiß, was Sie ſagen wollen; wenn Sie's recht betrachten, müſſen auch Sie mit mir zufrieden ſeyn. Ihnen konnte und durfte ich nicht mehr geben, als das niedrigſte Maaß, denn Sie hätten mir das Mehr doch vor die Füße geworfen; aber, daß ich den gänzlich Armen und den nahe daran Stehenden mehr zufließen ließ, als Sie erwartet hatten, kommt nicht allein den Betreſſenden ſelbſt, ſondern der Stadt zu gut. Ich habe ihre Armen-Anzahl dadurch für lange Zeit verringert. Möchten Sie dies Verdienſt mir ſchmälern?“

Der Kaufmann reichte dem Commiſſarius die Hand und ſagte freundlich: „Gewiß nicht! — und ich danke es Ihnen. Der Menſch iſt nun einmal meiſt ſein eigener gefährlichſter Feind, und ſo hat auch hier die Stadt zumeiſt Schuld an ihrem eigenen Verluſt. — Heut tragen Sie den Sieg davon, im nächſten Kampf hoffe ich Sieger zu bleiben. Hier, in dieſem aufgefundenen Dokument, das ich ſofort dem Magiſtrat übergeben werde, liegt unſer Recht. — Hier bleiben wir die Gewinnenden! — Auf Wiederſehen, Herr!“

Der Commiſſarius, dem der Kaufmann früher ſchon Hochachtung abgerungen hatte, was in dieſem Augenblicke in noch erhöhtem Maaße der Fall war, blickte auf. Wie ſtand der junge Mann, den ſeine Mitbürger in den letzten Wochen ſo tief verletzt, ſo geſchmäht und geläſtert hatten, ſo ernſt, ſo freudig vor ihm. Wie hatte er, trotz aller Anfeindung, nicht einen Augenblick geruht, für das Beſte der Stadt zu ſorgen, und wie glücklich fühlte er ſich, alles Trübe vergeſſend, nun er Neues, Gutes geſchaffen. — Unwillkürlich mußte er ihm nochmals die Hand reichen, und mit ihm zur Thür hinaus ſchreitend, ſagte er: „Auf Wiederſehen! Der Himmel gebe der Stadt immer Vertreter, wie Sie es ſind und waren, und mir ſtets ſo offne ehrliche Gegner!“

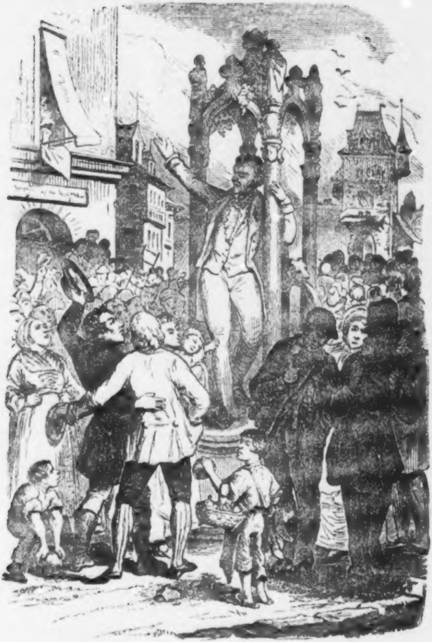
So ſchieden ſie.

Der Kaufmann eilte die Straße hinab. Er wollte zum Bürgermeiſter, aber ein kleiner Umweg am Fenſter der Geliebten vorbei, der kann nicht ſchaden. Ein Blick von ihr, ein freundliches, grüßendes Neigen des Hauptes thut ja ſo wohl, ſtärkt Herz und Gewiſſen, giebt Kraft und Muth.

Solch leiſes, ſtilles Grüßen:
Solch Lächeln um den Mund,
Iſt, als ob Veilchen ſprießen
In tiefem Herzens-Grund.
Glück blühet auf den Wegen,
Hat freundlich ſie genickt —
Es iſt ein Abendſegen,
Den uns die Liebe ſchickt!

Und er eilte dahin. — Jetzt iſt er in der Straße — ſieht und vernimmt den Tumult vor dem Hauſe. Wohl hat er durch einzelne Andeutungen ſchon gefürchtet, daß der Unwille gegen den Vater der Geliebten ſich Luft machen werde, doch nicht geglaubt, daß dieſer Unwille ſich bis zur thatſächlichen Rache ſteigern würde. Aber an ein Zaudern, an ein Ueberlegen, ſollte nicht großes Unglück von dem Hauſe und der ganzen Stadt abgewendet werden, war nicht zu denken. Raſch, unaufhaltſam brach er ſich Bahn durch die tobende ſchreiende Menge; ehe noch Jemand eine Ahnung hatte, was geſchehen, oder wer ihnen entgegen ſey, ſtand er auf der vor dem Hauſe, an dem Brunnen ſtehenden Feuertine und rief den Tobenden ein donnerndes gebieteriſches: „Ruhe!“ zu.

Als die Menge, durch das Unerwartete ſtutzig gemacht, einen Augenblick ſchwieg, begann er zu ſprechen, ſo klar, ſo feſt, ſo ſicher beſtimmt, das ein Mund nach dem andern verſtummte, und die Steine, die hie und da ſchon gehoben waren, leiſe zur Erde fielen. Er ſagte ihnen, wie die größte Freiheit, das größte Glück, allein im Geſetz ſich begründe. Er zeigte ihnen, wie ſehr ihr Beginnen ungeſetzlich ſey, und wie es in ſeinem Weiterſchreiten nur Unglück und Schmach über den Einzelnen wie über die ganze Stadt bringen könne. Er bewies ihnen, nicht Der oder Jener ſey an dem ſchlechten Ergebniß der Ablöſung ſchuld, ſondern jeder Einzelne. Er ſprach ſo beſonnen, ſo klar und gemeſſen — bis Einer nach dem Andern wie beſchämt davon ſchlich, und er



allein ſtand, ganz allein, ſo einſam, ſo ſtill, als wäre das Ganze nur ein Traum geweſen, ein böſer Traum. —

Es war Abend geworden. Freundlich, gleich einem Friedenszeichen, trat die Mondſichel hinter Wolken hervor. Keine Polizei ließ ſich ſehen, kein Bürger: er war allein. Langſam, ſinnend ſtieg er herab, um den Heimweg anzutreten. Jetzt mochte er nicht zum Bürgermeiſter gehen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür des Hauſes, Meiſter Müller trat heraus. — Der alte Mann war bleich, noch lag ihm der Schreck in den Gliedern. Zitternd erfaßte er Meißner's Hand und ſagte, ihn ſanft in's Haus hineinziehend: „Kommen Sie! Gehen Sie mir nicht vorüber!“

Mehr ſagte er nicht. —

Und ich denke, es war genug. Es lag ja in den wenigen Worten Dank und Abbitte zugleich. Drinnen, im Stübchen aber ſtand Emma freudig, mit hochgerötheten Wangen. Sie ſagte nichts, ſie konnte nicht ſprechen vor innerer Glückſeligkeit. Sie lehnte nur ſtill ihr Haupt ſanft an die Bruſt des Gekommenen und ſah ihn an, ſo herzinnig zufrieden, wie nur die Liebe aufblicken und ſchauen kann.

Der Vater und die Mutter hatten das Zimmer verlaſſen; ſie dachten wohl, der Dank, den ihm die Emma ſpendet, iſt ihm gewiß der liebſte.

Und ſo wirds auch wohl geweſen ſeyn!

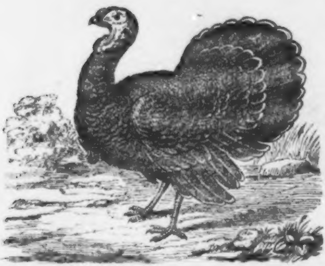
Der Altgeſell aber fand es für gut, ſein Ränzel zu ſchnüren, er fühlte ſich nicht wohl in ſeiner Haut. Vielleicht fürchtete er auch, daß ihm als Gaſt der Emma Hochzeitskuchen nicht ſchmecken werde! Oder zweifelt vielleicht Einer, daß die Hochzeit mit der Tochter des reichen Erdmann Müller und dem Kaufmann Meißner Statt finden werde? Die Leute im Orte glauben es — und ich denke, dieſer Glaube wird zur Wahrheit werden, — wie ja das Erzählte nur auf wahre Thatſachen gegründet iſt! F. Brunold.

Die Hausvögel in weltgeſchichtlicher Beziehung.

III. Der Truthahn.

(Meleagris gallopavo.)

Wer kennt nicht den ſtolzen, beſonders im Zorn aufgeblaſenen großen Vogel, der eine Zierde unſerer Hühnerhöfe iſt. Den Alten war der Truthahn noch nicht bekannt; weder griechiſche noch römiſche Schriftſteller erwähnen ſeiner: er iſt ein Charaktervogel der neuen Welt. Das nördliche Amerika iſt ſeine Heimath; dort lebt er truppweiſe in den großen Wäldern noch wild, und zwar in allen Landſtrichen von Mexico bis Canada. Erſt ſeit 1542 iſt er als Hausvogel verbreitet über ganz Europa, wohin er unter dem Namen des (weſt-) indiſchen Hahnes gekommen iſt. Sein polniſcher Name: **Indyk**, der Indier, bezeichnet ſeine Heimath am einfachſten, inſofern damit



Weſtindien gemeint ſeyn ſoll. Er heißt auch calcuttiſcher Hahn, weil das Schiff, welches die erſten Truthühner nach Europa brachte, von Amerika nach Oſtindien, und zwar nach Calcutta fuhr, dann nach Europa zurückſegelte. Unſerm Deutſchland kam er wahrſcheinlich aus Spanien oder Italien, weshalb er bei uns auch welſcher Hahn genannt wird. Es iſt alſo ganz falſch, Oſtindien für die Heimath des Truthahns zu halten, wozu der Name calcuttiſcher Hahn leicht verleiten kann, und in der That auch ſchon ſelbſt gelehrte Männer verleitet hat. In Europa hielt man dieſe Vögel Anfangs für die numidiſchen Hühner der Alten, und die Naturforſcher haben deshalb den Artnamen derſelben (Meleagris) zum Gattungsnamen des Truthahns gemacht. Sein Artname (Gallopavo) erinnert an den Stolz des Pfaues, an das prächtige Gefieder des Truthahns im wilden Zuſtande, und an das Vermögen, gleich dem Pfau den Schwanz zu einem Rade entfalten zu können. Für Amerika iſt der Truthahn von hoher Wichtigkeit und Bedeutung. Die Nordamerikaner nennen den September, in welchem die Truthähne beſonders fett und wohlſchmeckend ſind, den Truthahn-Monat, und Franklin wollte dieſen Vogel zum Wappenbilde der nordamerikaniſchen Staaten gewählt wiſſen. Dazu, meinen wir, hätte er ſich auch ganz vorzüglich geeignet. Gleicht er nicht, wenn er gereizt und beleidigt wird und dann ſeine ſtraffen Flügel zur Erde niederſpreizt, Hals und Stirnadern roth anlaufen läßt, oft in ſeiner Wuth Thiere und Menſchen anfällt, gleicht er nicht dem ſeiner Freiheit übermüthig ſich bewußten, keine Schranken kennenden Republikaner, der für alle Fälle den geſpannten Revolver in Bereitſchaft hat?! — Der Truthahn iſt der wirklich eingeborne Nationalvogel der nordamerikaniſchen Freiſtaaten; jenſeits der Grenzen derſelben findet er ſich nirgends wild. Für den europäiſchen Anſiedler iſt er der Verkündiger des Morgens in den tiefen Waldungen Louiſiana's. Der Reiſende Bartram ſagt: „Ich wurde früh am

Morgen gewöhnlich durch das fröhliche Kaudern oder Kollern der wilden Truthähne geweckt, die von den Wipfeln der hohen Cypreſſen und Magnolien, auf welche die erſten Strahlen der Morgenſonne fielen, einander begrüßten. Sie beginnen damit bei dem erſten Grauen des Tages und fahren fort bis zum Sonnenuntergange. Die hohen Wälder ertönen dann von dem Lärme dieſer geſelligen Wachen, deren eine der andern die Parole viele Meilen in der Runde nachruft, ſo daß das ganze Land eine Stunde lang und noch länger von einem einzigen Jubelgeſchrei erfüllt iſt.“

Der wilde Truthahn, größer und ſchwerer als der zahme, iſt ein überaus ſchöner Vogel, zumal in ſeinem Hochzeitkleide kurz vor der Brütezeit. Dann flimmert ſein Federſchmuck in der glänzendſten Goldbronce mit wechſelndem Farbenſpiele von Blau, Violett oder Grün. Der prächtige Vogel bildet in den großen Waldeinöden der nordamerikaniſchen Freiſtaaten einen wichtigen Theil des Unterhaltes für Jäger und Reiſende. Der vorſchreitenden Kultur weicht der wilde Truthahn allgemach, indem er ſich ſeiner Freiheit begiebt, wie der Haushahn in der alten Welt.

Das Leben der Truthühner in der Wildniß hat viel Eigenthümliches; wir berichten nach den genauen Beobachtungen des Prinzen Carl Bonaparte und Audubon's: „Die Hähne, welche gewöhnlich Kollerer genannt werden, halten ſich in Geſellſchaft von 10 bis 100 zuſammen und ſuchen ihre Nahrung abgeſondert von den Hühnern, während dieſe entweder allein mit ihren Jungen oder mit andern Weibchen und Familien herumgehen, ſo daß ſie zuweilen Heerden von 70 bis 80 Stück bilden, die alle ängſtlich darauf bedacht ſind, den alten Hähnen auszuweichen, weil dieſe bei jeder Gelegenheit die Jungen anfallen und ſie durch Schnabelhiebe auf den Kopf umbringen. Alle Partien ziehen in einer und derſelben Richtung hin und zwar gehend, ſo lange ſie nicht genöthigt werden, ihrer Sicherheit wegen vor dem Hunde des Jägers und ſonſtigen Feinden ſich auf die Flügel zu erheben, oder bis ein breiter Fluß ſie aufhält. Wollen ſie über einen Fluß hinüber, ſo ſuchen ſie ſich die höchſten Anhöhen aus, damit ihr Flug um ſo ſicherer ſey, und hier bleiben ſie oft einen ganzen Tag und noch länger, als hielten ſie Rath, oder wollten ſich zu einem ſo gefährlichen Unternehmen vorbereiten. Während dieſer Zeit kollern die Hähne laut und ſchreiten außerordentlich wichtigthuend umher, als ob ſie ihre Gefährten zu dem Unternehmen ermuthigen wollten. Auch die Hühner ahmen die Wichtigthuerei der Hähne nach: ſie breiten ihre Schwänze aus und gehen im Schweigen umher, ſich auf Ungewöhnliches vorbereitend. Endlich erhebt ſich die Geſellſchaft auf die Gipfel der höchſten Bäume, und nach einem Zeichen des Anführers fliegen alle auf das entgegengeſetzte Ufer hinüber. Die Alten und Fetten erreichen gewöhnlich das Ziel ohne Schwierigkeit, wenn auch der Fluß eine engliſche Meile breit iſt; aber die Jungen, Magern und Schwachen fallen oft auf den Fluß nieder, müſſen dann ihr Leben durch Schwimmen zu retten ſuchen. Dabei benehmen ſie ſich geſchickt genug, indem ſie den

Schwanz zur Beihülfe ausbreiten, die Flügel dagegen dicht dem Körper anlegen, den Hals vorwärts ſtrecken und mit den Beinen ſchnell und kräftig rudern. Wenn ſie bei dieſem Verſuche, das Land zu erreichen, an ein hohes und unzugängliches Ufer gelangen, ſo unterbrechen ſie ihre Anſtrengung, überlaſſen ſich eine Zeitlang der Strömung, um neue Kräfte zu gewinnen, und erheben ſich nun mit kräftigem Bemühen über das Waſſer. Freilich ſind nicht alle bei dieſem Verſuche glücklich; die Schwächeren, die ſich nicht hoch genug in die Luft ſchwingen können, um über das Ufer zu gelangen, fallen immer und immer wieder in das Waſſer zurück und müſſen endlich umkommen; von denen aber, die hinüber gelangen, werden viele von den ſchon auf ſie harrenden Jägern erlegt, obgleich ſie bei ſolchen Wanderungen am wenigſten werth ſind." — Nüſſe und Eicheln ſind vorzugsweiſe die Nahrung der wilden Truthühner, und ſie werden davon am ſchnellſten fett. Daher finden ſich gewöhnlich auch große Schaaren von Truthühnern dort ein, wo die Eicheln gut gedeihen. Sind die Vögel in dem Lande des Ueberfluſſes angekommen, zerſtreuen ſie ſich in kleinen Abtheilungen, aus Männchen, Weibchen und Jungen beſtehend, die alle Eicheln auf ihrem Marſche verzehren. Nach dieſen Wanderungen ſind ſie ſo wenig ſchüchtern, daß ſie ſich in die Pflanzungen wagen und ſogar in den Meierhöfen in Ställen und Krippen Futter ſuchen. Auf ſolche Weiſe helfen ſie ſich über den Herbſt und einen Theil des Winters, in welcher Zeit eine große Anzahl derſelben von den Einwohnern erlegt wird. Man bewahrt ſie gefroren, um ſie nach New-York und andern großen Städten auf den Markt zu bringen. Die Truthähne haben alſo auf den Erwerb und geſelligen Verkehr der dortigen Bewohner nicht geringen Einfluß.

Der wilde Truthahn wird faſt überall eine leichte Beute des Menſchen und läßt ſich leicht zähmen. Sein Fleiſch iſt außerordentlich wohlſchmeckend; die Indianer halten einen wilden Truthahn ſo hoch, daß ſie ihn „das Gericht der Weiſen" nennen und ihn den Fremden als das Beſte vorſetzen, was ſie haben. Im gezähmten Zuſtande artet der Truthahn nicht nur in Europa und Aſien, ſondern auch in ſeinem Vaterlande ſo aus, daß der zahme Truthahn in Amerika, auch wenn er frei auf den Feldern und in den Wäldern herumſtreifen kann, nicht größer und beſſer iſt als der auf den europäiſchen Hühnerhöfen. Während alſo andere Thiere — zum Beiſpiel das Pferd — durch die Pflege des Menſchen gewinnen, größer und ſchöner werden, zeigt ſich bei dem Truthahn das Gegentheil.

Noch wollen wir der in Amerika über den Truthahn gebräuchlichen Aeußerung gedenken, die ſprüchwörtlich gebraucht wird, wenn Jemand etwas nicht angeboten oder gegeben hat; nämlich: „Er ſagte niemals Truthahn zu mir". Ueber den Urſprung dieſer Redensart wird erzählt: Ein Weißer und eine Rothhaut waren zuſammen auf der Jagd geweſen und hatten ein Rebhuhn und einen Truthahn erlegt. Als es nun zur Beutetheilung kam, ſagte der ſchlaue Weiße: ‚Du nimmſt das Rebhuhn und ich den Truthahn; oder ich nehme den Truthahn und du das Rebhuhn". — Der Wilde aber merkte die Liſt und erwiederte: „Wehe! Du haſt ja niemals Truthahn zu mir geſagt!" A. R. Schönke.

William Shakeſpeare.

„April gab ihn und nahm ihn auch:
War doch von je April ſtets launenhaft:
Nun ſaget: gleicht dem Kind der Gauch,
Dem eitlen Weib, gleicht er der Vornehmſchaft?"
(Aus dem Engliſchen.)

Am 23. April 1864 wird man ein Dreijahrhunderts-Feſt feiern, den Geburtstag Shakeſpeare's; wir laſſen dieſen Tag den richtigen ſeyn, denn von England aus iſt er zur Feier beſtimmt. Eine Angabe Backer's: Shakeſpeare ſey am 16. April geboren, widerlegt man damit, daß ſein Tauftag, zufolge kirchlicher Forſchungen im Geburtsort Stratford, der 26. April iſt; demnach leite die Berechnung auf den 23. zurück, der unbeſtritten für das Jahr 1616 als Shakeſpeare's Todestag, Geburt und Sterben alſo jedenfalls für den Monat April feſtſteht.

Da unſer Büchlein für 1835 und 1848 ſchon das Lebensgeſchichtliche und etwas mehr von Shakeſpeare enthält, mit Bildniſſen, widmen wir dieſe Zeilen hauptſächlich nur der verkündigten Feier, die ſich gewiß weitum ausbreitet, gedenken weder umſtändlich ſeiner wenigen Gegner, noch ſeiner vielen Lobredner. Wir kennen, um nur Berühmte zu erwähnen, was Voltaire, Byron und Walter Scott gegen Shakeſpeare äuſſerten, er iſt und bleibt aber ein urkräftiger Geiſt, bei ſeinem zugeſtandenen oftmaligen Formloſen doch eine reichthumsvolle Ganzheit in Naturtreue und Schilderung des Seelenlebens. — Haben wir aber ſchon zwei Mal über Shakeſpeare berichtet, was geben wir, um ein drittes Mal mit der Hinweiſung auf das Dreijahrhunderts-Feſt hier etwas Neues zu bringen? Eine Seltenheit, ein Brief von ihm an eine Verwandte ſeiner Frau, ein Brief, der bei aller Einfachheit doch über eines der bedeutſamſten Werke Shakeſpeare's ſpricht, ſey in der Ueberſetzung unſre Hülfe, und er füge ſich an ohne Mehrung der Verwerte.

„An Miſtreß Judith Hathaway mit meinen herzlichen Grüßen."

„Gute Muhme Judith! — Die Nothwendigkeit zwingt mich, die Geſchäfte eines Schreibers bei meiner Frau zu übernehmen, bis ſie ſelbſt wieder die Feder führen kann. Sie hat ſich bei dem Verſuch, ein Rothkehlchen aus dem Tigerrachen unſerer Katze zu retten, das rechte Handgelenk ausgerenkt, und ſo viel Schmerzen daran gelitten, daß ihre zarte Geſtalt ganz matt und ſchwach wurde. Ich zog deshalb auf's Land und nahm eine Wohnung nahe bei dem Thiergarten Sir Walter Raleigh's zu Iſelinton, wo der große Mann ſich oft einſchließt, um ſich einen ganzen Morgen lang an einer Pfeiſe voll des neuen Krautes zu laben, welches man Tibacco nennt. Die Welt iſt zu engherzig für ſeine Einfälle, doch höre ich, das Rauchen ſoll ſie befördern, und möchte es nun als Wahrheit gelten laſſen, daß der Menſch fähig ſey, Licht aus Rauch zu ziehen. Abends kommt er bisweilen zu mir herab, meine ländliche Laube zu beräuchern, und erſinnt zwiſchen jedem Mund voll Rauch weitere Vorzüge der Pfeife auf meinem geringen Gebiet. — Mein neues Stück „Romeo und Julie“, meiſt ein Kind von Euch, das Ihr in der Wiege als Euren Liebling gepflegt und erzogen habt, iſt nun aus den Laufbändern in die Welt hinein gelaufen und wird nächſtens Eure ſchöne Hand küſſen. Ich denke, meine „Amme“ wird Euch an die alte Deborah in Charlecot erinnern; ich geſtehe, daß ſie mein Model war. In meinem „Apotheker“ will ich Euch den alten Gabtrel zeigen, der in Stratford nahe bei der Kirche wohnt; um ihn für die Bühne zu borgen, hab' ich ihm noch einige getrocknete Schlangen, ausgeſtopfte Vögel und andere ſeltene Thiere der Fremde beigegeben, wie man ſie von Seefahrern zu erhalten pflegt. — So iſt denn auch der arme Burton, mein Schulmeiſter, dahin „an die Grenze gegangen, woher kein Reiſender zurückkehrt.“ Ich ſtelle ihn mir immer noch vor, wenn er jeden Montag Morgens ſeine Birkenreiſer zuſpitzte, die durch den Dienſt in der vergangenen Woche ſtumpf geworden waren, ein Geſchäft, deſſen Wirkung die ganze Schulbande von Kopf bis zu Fuß empfand. — Sehet zu, daß Ihr bald etwas von Eurer verkrüppelten Verwandten vernehmt, deren Schaden durch die Pflaſter Sir Chriſtopher Hatten's ſehr gebeſſert worden iſt. Lebt wohl und laßt uns in Eurem Gedächtniß leben, wie Ihr ſicher lebt im Herzen Eures aufrichtigen und zärtlichen Vetters William Shakeſpeare.

Aus meiner Wohnung zu Iſelinton den 12. Juni.“

Mag man in der Mittheilung dieſes Schreibens von Shakeſpeare nichts ſehen als den Willen, ſeine Traulichkeit im Familienkreiſe anzudeuten, und in ſolcher Hinſicht hat der Brief bedingten Werth, da uns nach dieſer Richtung hin ſehr wenig über Shakeſpeare erhalten blieb.

Guſtav Kolbe.

Vers-Drechſelei.

Gottlob Wilhelm Burmann war ein Dichter zur Zeit des vorigen Jahrhunderts, ein ſolcher Dichter, der ſich und ſeinen Leſern zuweilen allerlei Spaß machte. Unter Anderem gab er heraus: „Poetiſchen Mißwachs“ (1774 bis 1776) und „Gedichte ohne den Buchſtaben R.“ — Das war in einer Geſellſchaft erwähnt worden, und bei dem Gerede von ungeheurer Schwierigkeit verpflichtete ſich der Unterzeichnete auch zu einer Vers-Künſtelei, die ebenfalls „poetiſcher Mißwachs“ zu nennen iſt. Er verſprach Verszeilen, in denen alle Wörter nach der ganzen A-B-C-Reihe mit demſelben Buchſtaben anfangen ſollten, und war unbedächtig genug, C, Q, X und Y nicht in Ausnahme zu ſtellen. Was er zu Stande brachte, gab bei dem Vorleſen luſtig Hin- und Herreden; auf Begehren verſucht er nun, ob ſich dies in weiteren Kreiſen verſchiedener Weiſe wiederholt, und indem er meint, daß neben der Vers-Drechſelei doch mancher annehmliche Sinn ſich einmiſchte, mag hier die Buchſtaben-Reihe folgen:

Alle Abend ausgegangen,
Auswärts Arges angefangen,
Arbeitszwang auf Augenblicke:
Anwartſchaft an Angſtgeſchicke.

Blumen, bisher bläulichtreu,
Blühen Bräuten blaß; —
Bittet blöde Bräutigam,
Baldigſt brummet Baß.

Chriſtenthum
Confirmirt,
Chriſtenruhm
Civiliſirt.

Drohen Dumme dämiſch derb,
Donnre derber dann,
Daß der Dummen Dunſterwerb
Denke doch daran.

Etwas ehrlich eingenommen:
Ehrſam erſt entbehren! —
Eigne Eitelkeit entzügelt:
Eindringt ein Entleeren!

Furchtlos fliehe Furchtſamkeit,
Fröhlich feire Friedenszeit,
Fleißig förd're Freundſchaftsbund,
Friſcher fühlend Frühlingsgrund.

Grillen glauben gramerfüllt
Gern gekränkte Größe,
Geben, greulich grau gehüllt,
Garſt'ge Geiſtesblöße.

Heirath hüte Herzlichkeit,
Hader heget Herzeleid —;
Hänget hinter Hochzeitsglanz
Hülfreich hellen Hoffnungskranz.

Ichſucht iſt immerwährend
Indächt'ge Inſonderheit,
Inſiegel ihres Inhalts:
Inwend'ge Irrigkeit.

Kitzeln Kunſtgenüſſe
Kecken Knechtesſinns,
Kränkeln Kraftergüſſe
Kühnen Kunſtgewinns.

Lieblich löſen Lyratöne
Lebensmattes Leid,
Locken leiſe lindernd labend
Lichte Lebenszeit.

Matte macht Muſiklärm munter,
Mannheit machet mangelhaft
Melodieenloſes Mengſel,
Mindert Manchem Mutheskraft.

Neues nennen Narren nur
Namhaft, naht nicht Nutzen; —
Naſeweiſeſte Natur
Neigt nach Neidbeſchmutzen.

Ordnung ohne Oberhaupt:
Oertlichkeit, obdachsberaubt,
Oberird'ſche Oedungstage,
Offenkund'ge Ohnmachtslage.

Parteien-Propheten
Poltern Prunkworte,
Planloſem Pacht-Eden
Putzend Prachtorte.

Quackſalbers Qualm-Quatſchelei:
Qualgeſchrei, Quark-Querlerei!

Reichthum rüſte redlich
Rettung: Ruhmesthat
Reichet raſtlos Roſen
Recht regiertem Rath.

Strebend ſchaffet, ſanfte Schönen,
Sorgenloſe Schickſalszeit;
Selten ſichert Seufzen, Stöhnen,
Siegesband ſpinnt Sittſamkeit.

Tauſendfache Teufelei
Trüget traute Träume,
Tapfer tröſten Traurigkeit
Tücht'ge Thatenräume.

Ueberall Unbeſtand,
Unvernunft, Unſinnstand,
Unter Umſchaffungswuth
Uebelthuns Uebermuth!

Volksſittlich Vaterland
Vielfach verwöhnen,
Vertreibt Vermittlungspfand
Beſtem Verſöhnen.

Wohlthun wecket Wonnen
Weltenkampfes Wunden,
Wirket wunderſamlich
Wider Wehmuthsſtunden.

Xantippen:
Xenien-Lippen,
X-U-Klippen!

Ypſilons-Spur:
Yſop-Flut,
Ypſilons-J-Natur.

Zank zum Zechen,
Zorn zur Zucht,
Zwietrachtszungen:
Zielesflucht!

So bin ich durch von A bis Z — und iſt der Scherz mehr flach als nett: ich bin doch meines Wortes wett! Gy.

Schluß.

Achtzehnhundertvierundſechzig
Sey uns immer wohlgeſinnt,
Daß nicht wirrevoll Geflecht ſich
In des Lebens Weben ſpinnt. —
Daß nicht kräft'ger Schutz des Rechts wich,
Fried' uns bleibt, ſey Ziel für Jeden,
D'rum aus allem Thun und Reden
Wünſche Flucht des Wortgefechts ich,
Dann macht frei von Groll und Fehden
Achtzehnhundertvierundſechzig!

* * *

Anzeigen.

Geſchenk für Frauen.

Frank, Cl., Blicke und Winke in die Kinderſtube. Treuen Müttern wohlmeinend dargeboten. gr. 16. 1863. geh. **Preis** 10 Sgr.

(Verlag von **A. Büchting** in **Nordhauſen.**)

⁂

Für dies Kalender-Jahr erſcheint der dreiundvierzigſte Band vom

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. 1864.

Inhalt: Die Ritterprobe. Schwank in einem Akt von J. C. Kleebus. — Der Sohn des Wucherers. Drama in vier Aufzügen von A. E. Brachvogel. — Alles Maske! Schwank in einem Aufzuge von Heinrich Smidt. — Der Herr Inſpector. Luſtſpiel in vier Akten von Fr. Tietz. — Der Brautkranz. Dramatiſche Romanze von F. W. Gubitz.

Preis: 1⅓ Thlr.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Erſtes und großes Lager nebſt Ausſtellung von

Gemälden in Oelfarbendruck,

beſtehend aus **Landſchaften, See-, Thier-, Jagd-, Blumen- und Fruchtſtücken, Genrebildern und religiöſen Blättern,** welche ſich vorzüglich zu Geſchenken bei allen Gelegenheiten eignen, eingerahmt und uneingerahmt im Preiſe von 10 Sgr. bis 20 Thalern. Kataloge gratis und franco.

Friedr. Schulze's Buch- und Kunſthandlung, Verlag und Haupt-Debit in Berlin, **Leipzigerſtraße 89** an der Markgrafenſtraße (alte Nummer 68*).

⁂

Politiſchen Inhalts iſt bei uns erſchienen:

Ueber den Geiſt
des
Hauſes Hohenzollern
und die weltgeſchichtliche Bedeutung des
Preußiſchen Staats.

Preis: 10 Sgr.

Dieſes Werkchen iſt parteilos, vom Standpunkt reinen Patriotismus verfaßt und macht, gegenüber den vielfach von Parteien ausgehenden gehäſſigen Artikeln, den wohlthuendſten Eindruck.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Neulich ſind bei uns erſchienen:

Des Nachbars Roſentage.

Feſtgabe für Familien
von
F. W. Gubitz.
Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe.
Zweite Auflage.
Preis: ½ Thlr.

Dies ſchmucke Büchlein ſchildert das Leben eines Mannes, der durch ſich ſelber alle ſeine Zwecke in freudigſter Weiſe mit redlichſter That erreichte, in allen Bezüglichkeiten der Familienverhältniſſe bei friſcher Kraft und heiterem Sinn blieb. Er bewährt es in Wahrheit:

„Roſen auf den Weg geſtreut
Und des Harms vergeſſen“ —
Dieſes Sprüchlein, hier erneut,
Lehret uns ermeſſen:
Was die Lebensbahn verlangt,
Um im Wandlungsdrang der Zeiten,
Wenn dem Schwachen grämelnd bangt,
Frohen Muths uns ſelbſt zu leiten.

Gelobtes Land der Kalender-Bilder.

Feſtgabe für Familien
von
F. W. Gubitz.
Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe.
Zweite Auflage.
Preis: ½ Thlr.

Dies anmuthig ausgeſtattete Werkchen löſt die Aufgabe, die bildlichen Bezeichnungen der Monate: Schlittenfahrt, Faſtnachtſcherz, Baumpflanzung, Schafſchur, Feld-, Wald- und Wieſenſchmuck, Kirſchenreiſe, Kornmath, Erndtefeſt, Aepfel- und Weinleſe, Jagdluſt und Weihnachtsfreude in eine Dorfgeſchichte zu verweben, an einem Ort fern vom Weltgetoſe. Dem Leſer iſt wohl dabei und er wird ſich ſagen:

„Kennſt Du ein Herz auf Erden,
Das treu und wahr Dir ſchlägt,
So ſprich nicht von Beſchwerden,
Die Schickſal auferlegt;
Sey dann auch Sturm und Welle
Auf Deinem Pfad im Streit:
Du kennſt die heil'ge Stelle
Für liebe Sicherheit!“

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Methode Toussaint-Langenscheidt.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbstudium Erwachsener.

Achte vervollk. Auflage.

Englisch von Dr. van Dalen, Oberlehrer im königl. Kadettenkorps zu Berlin, Mitgl. der kgl. Acad. gemeinnütz. Wissensch., Prof. Henry Lloyd, Mitgl. d. Universität zu Cambridge, u. G. Langenscheidt, Literat, Mitgl. d. Gesellsch. für neuere Sprachen in Berlin.

Französisch von Charles Toussaint, Prof. de langue française, und C. Langenscheidt.

Wöchentl. 1 Lect. à 5 Sgr. — Komplette Kurs 5⅔ Rthlr.

☞ Um Jedem Gelegenheit zu geben, die Methode vor dem definitiven Beitritt näher kennen zu lernen u. Vergleiche mit ähnlichen Werken zu machen, ist der 1. Brief als Probe nebst ausführlichem Prospekt á 5 Sgr. in allen Buchhandl. vorräthig, wird auch gegen Franco-Einsendung von 5 Sgr. für je eine Sprache (in beliebigen Briefmarken) portofrei versandt durch die Expedition. Adresse: G. Langenscheidt in Berlin.

Empfehlenswerth.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Amor. Briefſteller für Liebende. Eine Sammlung der beſten und ſchönſten Liebesbriefe nebſt Liebesgedichte und Blumenſprache. 12½ Sgr.
Stammbuchsverſe nebſt Blumenſprache. 5 Sgr.

Dr. Gatt. Der perfecte Franzose. III. Aufl. 7½ Sgr.
Der perfecte Engländer. II. Aufl. 7½ Sgr.
Beide Werkchen sind vortreffliche Anleitungen ohne Hülfe eines Lehrers binnen kurzer Zeit die neuen Sprachen sprechen zu lernen.

Dr. Geist. Der Wein. Ueber die Entstehung und das Wesen des Weines, sowie über seine Prüfung und Verbesserung. 10 Sgr.

Lichtfers. Vademecum des Bauhandwerkers: enthaltend die für die Baupraxis unentbehrlichen Notizen, Berechnungen, Tabellen etc. 20 Sgr.

Lichtfers. Beantwortung der Fragen, welche den Maurern und Zimmerleuten bei ihrer Meisterprüfung vorgelegt werden. II. Aufl. 10 Sgr..

Schuberth. Anleitung ohne Hülfe eines Musiklehrers binnen 8 Stunden die Guitarre spielen und die schönsten Volkslieder begleiten zu lernen. 10 Sgr.

Verlag von **J. H. Heuser** in Neuwied.

Erklärende Bekanntmachung.

Den oftmaligen Anfragen über

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender",
ſchon nahe an 3000, wiederhole ich die bereits früher gedruckte, hier erweiterte Antwort, um gefälliges Beachten bittend.

Abgüſſe der Holzſchnitt-Platten zu den Jahrgängen dieſes Volksbuches, fürjetzt bis 1862, ſind von dem unterzeichneten Herausgeber zu beziehen: Die Octav-Platte 4 Thlr., Halb-Octav 2 Thlr., kleinere bis zu ½ Thlr. herab. Der „Volks-Kalender" iſt überall leicht zu haben, oder von der „Vereins-Buchhandlung" zu beziehen. — Auch kann die vollſtändige „Sammlung von Verzierungen ꝛc. ꝛc. für die Buchdruckerpreſſe (acht Hefte mit 2532 Bild-Gegenſtänden) durch freie Einſendung von drei Thalern erlangt, und dieſer Betrag bei einer Abguß-Beſtellung von zehn Thalern an in Abzug gebracht werden.

Für Abgüſſe iſt ebenfalls die freie Einſendung des Geldbetrags nach deſſen Feſtſtellen bedingt, und der größeren oder vereinzelten Beſtellung gemäß werden die Preiſe gemindert, vermöge der höheren oder geringeren Koſten.

Man hat nicht nur in Deutſchland, ſondern bis zu fernen Welttheilen auf Abgüſſe dieſer Platten und Uebertragung der Aufſätze neue Unternehmungen mit gutem Erfolg gegründet; aus jüngſter Zeit erwähne ich den bei E. und H. Laemmert in Rio de Janeiro mit meinem Namen bezeichneten „Deutſch-Braſilianiſchen Volks-Kalender", und den in Szkalitz (Ungarn) für 1864 erſcheinenden „Slaviſchen Volks-Kalender."

Meine ganze Zeit dem Artiſtiſchen und Literariſchen widmen zu können, habe ich meine Anſtalten anderer Verwaltung überlaſſen, behalte nur die Stereotypie, als amtlich der Holzſchneidekunſt und dem Erzeugen der Abgüſſe angehörend. — Die jetzt geſchloſſene Schriftgieſſerei in ihrem ganzen Beſtande von 103 Schriften maſſiver Matrizen (28 mit den Stahlſtempeln), zweierlei Muſik-Noten (ebenfalls mit den Stahlſtempeln), vielen Verzierungen, mannichfachen Zeichen ꝛc. ꝛc. ſammt Betriebs-Geräth habe ich noch zu verkaufen. Sie koſtete 16,000 Thlr., ich ſtelle den Preis auf 3000 Thlr. und nehme ſpäteſtens am 31. Dezember 1863 das Meiſtgebot an. Näheres laſſe ich auf poſtfreie Briefe etwaigen Anfragen ertheilen, darf aber voraus verſichern, daß eine ſolche Schriftgieſſerei nie ſo wohlfeil zu erwerben war.

Berlin, im Auguſt 1863.

F. W. Gubitz.

Profeſſor der Königl. Academie der Künſte ꝛc. ꝛc.

Druck von H. Blumenbach (C. Paſewaldt) in Berlin, Kochſtr. 70.

Per. 63 l Jahrbuch

Deutſcher
Volks-Kalender
1865.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſ[illegible] Leitung nach Zeichnung
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern

Einunddreißigſter Jahrgang.

Zum neuen Jahr nun wieder da,
Hoff' ich, es werde mir gelingen,
So wie bisher es ſtets geſchah,
Den lieben Leſern Das zu bringen,
Was deutſchem Geiſt und Herzen nah':
Und wie ich's freudig oft vernommen,
Heißt jetzt man mich wohl auch willkommen.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.
Expedition für das Ausland: Leipzig.

1865.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈	Widder.	♋	Krebs.	♎	Wage.	♑	Steinbock
♉	Stier.	♌	Löwe.	♏	Skorpion.	♒	Waſſermann.
♊	Zwillinge	♍	Jungfrau.	♐	Schütze.	♓	Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑	Der neue Mond.	🌕	Der volle Mond.
🌓	Das erſte Viertel	🌗	Das letzte Viertel

Sonne und Planeten.

☉	Sonne	☿	Merkur.	♂	Mars	♄	Saturn.
☾	Mond.	♀	Venus.	♃	Jupiter.	♅	Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1865ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5814 te
Seit Chriſti Tode	— 1832 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1792 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1910 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders . . .	— 284 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders . . .	— 166 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers . . .	— 485 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 425 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 374 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 256 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 208 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 165 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 70 —
Seit **Wilhelm's**, Königs von Preußen, Geburt . .	— 69 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 5 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✱ bezeichnet. Das Zeichen ✝ bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Januar 1865. Alter Dez. 1864.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3						
Sonnt.	1	**Neujahr**	♒	☾ Erdn. ☿ ſteht in d. **Mon.**	20	**4. Advent**
Mont.	2	Odilo	♓	zu nahe bei der Sonne, um	21	Thom. A.
Dienſt.	3	Geneſeva	♓	auch nach deren Unterg. mit	22	Gregor S
Mittw.	4	Titus	♈	☽ 4. 10′ N. bloſſem Auge	23	Dagobert
Donn.	5	Eduard.	♈	geſehen zu werden. ♀	24	Adam Ev.
Freit.	6	**H. 3 K. Ep.**	♉	☾☋. erſcheint in d. **Mon.**	25	**H. Chriſtf.**
Sonn.	7	Reinhold	♉	als Abendſtern, anfangs	26	**Stephan**
2. Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	8	**1. n. Ep.**	♊	Gudula. Junt. ☌☉. etwa	27	S n.Ch J.Ev
Mont.	9	Julian	♊	3 St., zuletzt faſt 4 St.	28	Unſch. K.
Dienſt.	10	Paul. Einſ.	♋	ſichtbar. ♂ iſt im Anfange	29	Thom C.
Mittw.	11	Hygin	♋	🌕 11. 28′ N. des **Mon.**	30	David
Donn.	12	Ernſt	♋	von 5 Uhr Abends an,	31	Sylveſter
Freit.	13	Hilarius	♌	zuletzt von 6 Uhr ab, bis	1	J 1865 **N.**
Sonn.	14	Felix	♌	zum Unterg. ſichtbar. ♃ iſt	2	Odilo
3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	15	**2. n. Ep.**	♍	Maurus. anfangs d. **M.**	3	Sonnt. n. **N.**
Mont.	16	Marcellus	♍	etwa 1 St., zuletzt faſt	4	Titus
Dienſt.	17	Anton	♍	☾ Erdf. 2 St. **Morgens**	5	Eduard
Mittw.	18	**Krön.-C.**	♎	Priſca. ſichtbar ♄ geht	6	**H. 3 K. Ep.**
Donn.	19	Marius.	♎	anfangs um 2 Uhr **Morg**	7	Reinhold
Freit.	20	Fab. Seb.	♏	☾ 3. 4′ V. ☾☊. ſpäter	8	Gudula
Sonn.	21	Agnes	♏	früher und zuletzt um	9	Julian
4. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen Matth. 8. Ep. Röm. 12.						
Sonnt.	22	**3. n. Ep.**	♏	Vincenz. **Mitternacht** auf	10	**1. n. Ep.**
Mont.	23	Mar. Verk.	♐	und iſt während der Zeit	11	Hygin
Dienſt.	24	Bertram.	♐	von 5 bis über 6 **Stunden**	12	Ernſt
Mittw.	25	Paul Bek.	♑	ſichtbar. ♅ kann anfangs	13	Hilarius
Donn.	26	Polykarp.	♑	von 6 Uhr, zuletzt von	14	Felix
Freit.	27	Chriſoſt.	♒	🌑 9. 58′ V. 6½ Uhr	15	**Maurus**
Sonn.	28	Karl d. G.	♒	Abends an bis 6 Uhr	16	Marcellus
5. Vom Schifflein Chriſti, Matth. 8. Ep. Röm. 13.						
Sonnt.	29	**4. n. Ep.**	♓	Franz Saleſius. ☾ Erdn.	17	**2. n. Ep.**
Mont.	30	Adelgunde	♓	♀ ☌☾. **Morgens geſehen**	18	Priſca
Dienſt.	31	Lud. Alb.	♈	☿ gr. weſtl. Ausw. **werden.**	19	Marius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 4. Januar gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Vierte
Mittwoch den 11. Januar um halb 12 Uhr Abends der volle Mond.
Freitag den 20 Januar kurz nach 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Freitag den 27. Januar kurz vor 10 Uhr Vormittags der neue Mond.

Die Juden haben Faſten. Belagerung Jeruſalems. am 8 Januar.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 37	7 54	4 31	15 23

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds		—
[illegible]		9	2	1
		10	21	2
		11	35	3
		Morg.		4
		12	53	5
		2	8	6
		3	20	7
				●
		4	27	8
		5	28	9
		6	21	10
Abds.		7	5	11
5	25			12
6	30			13
7	35			14
				●
8	38	[illegible]		15
9	41			16
10	44			17
11	47			18
Morg				19
12	51			20
1	55			21
				●
2	56			22
4	0			23
4	58			24
5	50	Abds.		25
6	36	4	1	26
[illegible]		5	19	27
		6	39	28
				●
		8	0	29
		9	21	30
		10	40	31

1 Einheit im Streben fruchtet immerdar.
8 Achtſamkeit iſt Bürgſchaft für Gewinn.
5 Sechs Monat Fleiß iſt halb nur Schutz dem Jahr.
5 Fünf Sinne zügle ſtets mit Einheitsſinn.

Anzuwenden.

Der berühmte Parlaments-Kämpfer Edmund Burke wurde von einem Neuling gefragt: was er von deſſen erſten Rede halte, und Burke antwortete: „In drei Klaſſen werden die Parlaments-Mitglieder eingetheilt; zur erſten gehören Die, welche gar nicht ſprechen, zur zweiten Jene, die ſchlecht ſprechen, zur dritten Solche, die gut ſprechen; Ihr ſeyd bereits zur zweiten Klaſſe vorgerückt.“

Ein Muſter-Unterthan.

In einem Dorfe ſtritten Bauern über die Klaſſenſteuer. „Tragt Ihr die gern?“ fragte ein Reiſender, und ein Bauer antwortete wie beleidigt: „Dat brucken wie nich, dat duht de Schulte, de mut ſe alle Monat na de Krieskaſſe dreagen!“ („Das brauchen wir nicht, das thut der Schulze, der muß ſie alle Monat nach der Kreiskaſſe tragen!“)

Zur Nutzanwendung.

Ein Trupp reitender Araber wollte während der Ebbe des rothen Meeres von der Küſte Syriens nach der Aegyptens. Sie glaubten dies, berechneter Zeit nach, ohne Gefahr vollbringen zu können, wurden aber von dem Dunkel überraſcht, auch ſchon bedroht durch die ſteigende Fluth, während man mit Entſetzen bemerkte, man ſei von der Furth, die am Meerbuſen beide Ufer verbindet, abgekommen. Da war guter

Februar 1865. Alter **Januar.**

Mittw.	1 Brigitta	♈	**☿ wird vom 7. ab kurze Zeit**	20	Fab. S.
Donn.	2 **Mar. R. L.**	♉	☾☋. vor Aufg. der ☉ ge-	21	Agnes
Freit.	3 Blaſius	♉	🌓1. 37′ V. ſehen wer-	22	Vincenz.
Sonn.	4 Veronica	♊	den können. ♀ iſt auch in	23	Maria V.

6. Vom Unkraut unter dem Waizen Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	5 **5. n. Ep.**	♊	Agatha. dieſem **Mon.** als	24	3. n. **Ep.**
Mont.	6 Dorothea	♋	Abendſtrn. zul. über 4 St.	25	Pauli Bek.
Dienſt.	7 Rembert.	♋	ſichtbar. ♂ iſt anfangs von	26	Polykarp
Mittw.	8 Anſchar.	♋	6 Uhr Abends, ſpäter von	27	Chryſoſt.
Donn.	9 Apollonia	♌	6½ Uhr an bis zum Unter-	28	Karl d. Gr.
Freit.	10 Scholaſt.	♌	🌕4. 55′ N. gange ſicht-	29	Franz S.
Sonn.	11 Deſider.	♍	bar. ♃ iſt Morgens	30	Adelgunde

7. Von den Arbeiten im Weinberge Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	12 **Septuag.**	♍	Eulalia. ſichtbar, u. zwar	31	**Septuag.**
Mont.	13 Gilbert	♍	☾Erdſ. ſteigt die Dauer	1	**Februar.**
Dienſt.	14 Valentin	♎	der Sichtbarkeit von 2 bis	2	**M. R. L.**
Mittw.	15 Fauſtin	♎	über 2½ Stunden. ♄ geht	3	Blaſius
Donn.	16 Juliane	♏	☾☊. immer früher, zuletzt	4	Veronika
Freit.	17 Benignus	♏	🌗um 10 Uhr Abends	5	Agatha
Sonn.	18 Simeon	♏	10. 6′ N. auf und kann	6	Dorothea

8. Von vielerlei Acker. Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	19 **Sexageſ.**	♐	Leontius. bis 6 Uhr Mor-	7	**Sexageſ.**
Mont.	20 Euchar.	♐	gens mit unbewaffnetem	8	Anſcharius
Dienſt.	21 Felix B.	♑	Auge geſehen werden. ♅	9	Apollonia
Mittw.	22 Petr. Stbſ.	♑	kann im Anfange von 6¾,	10	Scholaſt.
Donn.	23 Serenus	♒	am Ende nur von 7½ Uhr	11	Deſiderius
Freit.	24 Matth. Ap.	♒	🌑Abds. an bis zu ſei-	12	Eulalia
Sonn.	25 Mechthil.	♓	8. 30′ N. nem Unter-	13	Gilbert

9. Jeſus verkündigt ſein Leiden. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	26 **Eſtomihi**	♓	Neſtor. ☾Erdn. gange um	14	**Eſtomihi**
Mont.	27 Juſtus	♈	5 bis 3 U. mit bloſzem Auge	15	Fauſtin
Dienſt.	28 **Faſtnacht**	♈	Romanus. geſehen werden.	16	**Feſtnacht**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 3. Februar nach halb 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 10 Februar kurz vor 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Sonnabend den 18. Februar kurz nach 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Sonnabend den 25. Februar um halb 9 Uhr Abends der neue Mond.

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtläng.	
Den 1	9 St.	10 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	50 M.	14 St.	50 M.
11	9	44	7	23	5	7	14	16
21	10	21	7	4	5	25	13	39

☾ Afg. U.	M.	Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
Bei Tage		11	56	1
		Morg.		2
		1	10	3
		2	19	4
				●
		3	22	5
		4	16	6
		5	3	7
		5	43	8
		6	16	9
Abds.		6	44	10
6	26	7	9	11
				●
7	30			12
8	33			13
9	35			14
10	38			15
11	41	Bei Tage		16
Morg.				17
12	43			18
				●
1	44			19
2	43			20
3	36			21
4	24			22
5	7			23
5	44			24
6	17			25
		Abds.		●
6	47	6	53	26
[illegible]		8	15	27
		9	36	28

Hilft's einem Parteizweck allein,
Zu mehren die Schaar vom Narrenorden,
Dann bildet Urtheilsloſen ein:
Sie wären ſeit geſtern klug geworden.

Aſchermittwochs-Bemerkungen.

Nach einer alten Sage wird unſer Theil der Schöpfungswelt untergehen, wenn ſich Himmel und Erde ausgeglichen haben. Danach hat unzweifelhaft jetzt mehr als jemals die Erde Ausſicht auf ewigen Beſtand.

Die ſtreitſüchtige Gegenwart giebt ſich nicht ſelten Aehnlichkeit mit jener hirnverdrehten Frau, die ihre linke Hand für die Feindin der rechten hielt, und immerwährend mit der einen auf die andere losſchlug.

Des Menſchenkörpers Natur nennt man Conſtitution; es wäre angenehm, wenn jede Conſtitution des Staatskörpers auch Natur genannt werden könnte.

Das Unglück der Prophezeiungen iſt, daß man mit Sicherheit wohl Lügen, das Wahre aber nur mit größter Unſicherheit vorherſagen kann; der Wahrheit geht es demnach im Wahn ebenſo ſchlecht wie in der Wirklichkeit.

Seit der verbotenen Frucht im Paradieſe glauben Viele, das Paradies ſei dort, wo verbotener Genuß reizt.

Rath theuer! Einer jedoch blieb in der Beſtürzung bei Beſonnenheit. Alle mußten ſich in Reihe ordnen, deren Mitte durch einen erhobenen weißen Mantel bezeichnet wurde, und nun befahl er, getroſt vorwärts zu reiten. Jeder, der den Grund verlor, kehrte ſchleunigſt nach der Mitte zurück; ſo folgten endlich Alle Dem, der, da er den Grund nicht verloren, offenbar den richtigen Weg — die Furth — getroffen und nun die Rettung ermöglicht hatte. — Sind die Völker nicht zuweilen in der Lage jener Araber? — ſind ſie nicht zuweilen in der

März 1865. Alter **Februar**

Mittw.	1 **Ascherm.**	♉	Switbertus. ☾☋. ☿ kann	17 **Ascherm.**
Donn.	2 Simplicius	♉	gegen Ende d. M. wenige	18 Simeon
Freit.	3 **Kunigunde**	♊	🌗 Minuten hindurch am	19 Leontius
Sonn.	4 Casimir.	♊	12. 47′ N. Abendh.	20 Eucharius

10 Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	5 **1. Invoc.**	♊	Friedrich. gesehen werden.	21 1 Invoc.
Mont.	6 Perpetua	♋	♀ erscheint als Abendstr. am	22 Petr. St.
Dienst.	7 Thom. v. A.	♋	16. d. M. im größt. Glanz	23 Serenus
Mittw.	8 **Quat.** †	♌	Joh. de Deo. und ist am	24 Quat. †
Donn.	9 **Franziska**	♌	Ende d. M. fast 3 St. lang	25 Mechthil.
Freit.	10 40 Märt. †	♌	sichtb. ♂ ist anf. von 6¾,	26 Nestor †
Sonn.	11 Rosina †	♍	Ende d. M. nur noch von	27 Justus †

11. Vom Cananäischen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Thess. 4.

Sonnt.	12 **2 Remin.**	♍	🌕 11. 10′ V. Gregor.	28 2. Remin.
Mont.	13 Ernst	♎	☾ Erdf. 7¾ U. Abds.	1 März
Dienst.	14 Mathilde	♎	an bis zu seinem Unterg.	2 Simplicius
Mittw.	15 Longin	♎	☾☊. sichtb. ♃ ist von seinem	3 Kunigunde
Donn.	16 Heribert	♏	♀ i. größt. Glanz Aufg. um	4 Casimir
Freit.	17 Gertrud	♏	3 Uhr Morg. über 2 St. am	5 Friedrich
Sonn.	18 Cyrillus	♐	☿ ob. ☌ ☉. Anf., geg. Ende	6 Perpetua

12. Jesus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Ephes. 5.

Sonnt.	19 **3. Oculi**	♐	Joseph. etwa 3 St. sichtb.	7 3. Oculi
Mont.	20 Joachim	♐	🌓 1.4′ N. ☉ i. ♈. Fr.-A.,	8 Joh. de Deo
Dienst.	21 Benedikt.	♑	T. u. N. gl. ♄ geht an-	9 Franziska
Mittw.	22 **Mittfast.**	♑	Kön.-Geb. ♂☍♅. fangs um	10 Mittfast.
Donn.	23 **Otto**	♒	10 Uhr, gegen das Ende	11 Rosina
Freit.	24 Gabriel	♒	um 8 Uhr Abds. auf u. ist	12 Gregor
Sonn.	25 **Mar. Ver.**	♓	durchschnittlich 4 St. lang	13 Ernst

13. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	26 **4 Lätare**	♓	Ludgerus. sichtb. ♅ ist auf	14 4 Lätare
Mont.	27 Rupertus	♈	🌑 5.56′ N. ☾ Erdn. ☿☌☾.	15 Longin
Dienst.	28 Felix P.	♈	☾☋. von 7¼ Uhr Abds.	16 Heribert
Mittw.	29 Eustach	♉	b. 3½ U. Morg., zul. v. 8¼ U.	17 Gertrud
Donn.	30 Quirinus	♉	♀ gr. N. Abds. b. 1¼ U. Mrg.	18 Cyrillus
Freit.	31 Balbina.	♊	Einz. in Paris 1814 sichtb.	19 Joseph

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. März um 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel
Sonntag den 12. März kurz vor 1 Viertel auf 12 Uhr Vormitt. der volle Mond.
Montag den 20 März kurz nach 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Montag den 27. März kurz vor 6 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Faſten Eſther am 9., ihr Purim-Feſt am 12. u. 13. März.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	10 St.	53 M.	6 Uhr	47 M.	5 Uhr	40 M.	13 St.	7 M.
11	11	32	6	25	5	57	12	28
21	12	10	6	3	6	13	11	50

„Das Volk, das ganz jetzt hinter uns ſteht“ —!
Solch Schwätzen iſt Schweif vom alten Zopf:
Was euch voran vom Volke noch geht,
Das iſt nicht Schweif, das iſt der Kopf.

Zum Frieden.

Bisher ungedruckt iſt die einfach richtige Bemerkung Wieland's: „Wir haben in Beſonnenheit Manches neben uns zu dulden; denn was wir nicht neben uns dulden; haben wir bald verderblicher gegen uns.“

Zwei Antworten.

Als ein genußſüchtiger Speiſekenner gefragt wurde: „Verſtehen Sie etwas von Naturwiſſenſchaft?“ antwortete er: „Gewiß, und nach der kürzeſten Lehrordnung; ich theile Alles ein in das, was man eſſen, und in das, was man nicht eſſen kann.“

Ein Vormund, der ſeinem Mündel kärglich zu eſſen gab, fragte: „Heinrich, was willſt Du werden?„ und erhielt die Antwort: „Satt!“

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
Bei Tage		10	54	1
		Morg.		2
		12	7	3
		1	13	4
				*
		2	11	5
		3	1	6
		3	43	7
		4	17	8
		4	47	9
		5	13	10
		5	37	11
Abds.				*
6	21	6	0	12
7	26			13
8	29			14
9	32			15
10	34			16
11	34	Bei Tage		17
Morg.				18
				*
12	31			19
1	27			20
2	16			21
2	59			22
3	37			23
4	11			24
4	42			25
				*
5	12	Abds.		26
5	42	7	5	27
		8	26	28
		9	45	29
B.	T.	10	57	30
		Morg.		31

Gefahr, bei dem Uebergange von einer alten in eine neue Zeit von der Fluth des Verfaſſungsloſen oder des Gewaltherrſchens — von „Anarchie“ oder „Despotismus“ — verſchlungen zu werden? — und wär' es nicht heilſam, in ſolcher Gefahr ſich Einem, der den Kopf nicht verloren hat, anzuſchließen und ihm zu folgen, bis der feſte Weg zur Rettung erreicht iſt! — Gebe der Weltgeiſt in den andringlichen Wogen der Zeit immer den Einen!

April 1865 Alter **März.**

Sonn.	1	Hugo B.	♊	☿ kann bis geg. Ende d. M.	20	Joachim.

14. Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.

Sonnt.	2	5. **Judica.**	♋	Franz in P. am Abendh.	21	5. **Judica**
Mont.	3	Richard	♋	☽ 1. 47′ V. einige Zeit	22	Octavian
Dienſt.	4	Iſidor. B.	♌	hindurch geſehen wer-	23	Otto
Mittw.	5	Vincenz.	♌	den. ♀ iſt als Abendſtr. nur	24	Gabriel
Donn.	6	Sixtus P.	♌	noch kürzere Zeit ſichtbar,	25	M. Verk.
Freit.	7	Hermann	♍	Ende d M nur wenig über	26	Ludgerus
Sonn.	8	Dionyſius	♍	1 St. ♂ die Sichtbarkeit am	27	Rupertus

15. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	9	6. **Palm.**	♎	Mar. Cl. ☾ Erdf. Abend	28	6. **Palm.**
Mont.	10	Ezechiel	♎	nimmt weit. ab, ſie beginnt	29	Euſtachius
Dienſt.	11	Leo d. Gr.	♎	○ 4. 55′ V. ☾ ☊. S. ☾ F.	30	Quirinus
Mittw.	12	Julius.	♏	☿ gr. öſtl. Ausw. Ende	31	Balbina
Donn.	13	**Gründon.**	♏	Maria v. E. d. M. um 8¾ U.	1	**Ap. Gründ.**
Freit.	14	**Charfreit**	♐	Tiburtius. u. dauert b. zum	2	**Charfreit.**
Sonn.	15	Olympius	♐	Untergange. ♃ geht auf um	3	Richard

16. Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	16	**H. Oſterf**	♐	Drago. 1½, gegen Ende um	4	**H. Oſterf.**
Mont.	17	**Oſterm.**	♑	Rudolph. ♄ ☍ ☉. Mittern.	5	**Oſtermon.**
Dienſt.	18	Eleuther.	♑	☾ 11. 48′ U. auf u. iſt über	6	Sixtus P.
Mittw.	19	Timotheus	♒	3 St. lang ſichtb. ♄ der	7	Herrmann
Donn.	20	Victor	♒	Aufg. rückt weiter vor, der	8	Dionyſius
Freit.	21	Anſelm	♓	Anf. der Sichtb. am Abd. iſt	9	Mar. Cl.
Sonn.	22	Soter	♓	auf. d. M. 8 U., zul. 8¾ U.	10	Ezechiel

17. Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	23	1. **Quaſ.**	♈	Georg. u. währt durchſchn.	11	1. **Quaſ.**
Mont.	24	Albert	♈	☾ Erdn. b. 4 U. Morg. Am 17.	12	Julius
Dienſt.	25	Marc. Ev.	♉	● 2. 41′ N. U. ☉ F. ☾ U.	13	Mar. v. E.
Mittw.	26	Ferdin.	♉	hat er d. größte Helligk.	14	Tiburtius.
Donn.	27	Anaſtaſ.	♊	in d. J. ♂ iſt auf. von 8½ U.	15	Olympius.
Freit.	28	Vitalis.	♊	Abds. b. 1½ U. Morg., zul.	16	Drago.
Sonn.	29	Pet. v. M.	♋	nur von 10 b. 11½ U. Abds.	17	Rudolph

18. Vom guten Hirten. Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	30	2. **Miſ. D**	♋	Catharina v. S. ſichtbar.	18	**Miſ. D.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. April um 3 Viertel auf 2 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Dienſtag den 11. April um 5 Uhr Morgens der volle Mond mit einer zum Theil ſichtbaren Mondfinſterniß.

Dienſtag den 18. April nach 3 Viertel auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel

Dienſtag den 25. April kurz vor 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der neue Mond mit einer unſichtbaren totalen Sonnenfinſterniß.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 11., 12., 17., 18. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 53 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 32 M	11 St. 7 M.
11	13 31	5 16	6 47	10 29
21	14 8	4 55	7 3	9 52

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
Bei Tage.	12 1	1
		*
	12 56	2
	1 42	3
	2 19	4
	2 51	5
	3 18	6
	3 43	7
	4 6	8
		*
	4 28	9
Abds.	4 50	10
7 34		11
8 26		12
9 28		13
10 27		14
11 23	Bei Tage.	15
		*
Morg.		16
12 12		17
12 56		18
1 35		19
2 9		20
2 40		21
3 9		22
		*
3 36		23
4 8	Abds.	24
4 41	7 16	25
Bei Tage.	8 32	26
	9 42	27
	10 43	28
	11 34	29
		*
	Morg.	30

Seid der Partei, die herrſcht, Verneinung,
Dann heißt ihr unfrei, Feind dem Recht;
Doch ſeid ihr dienſtſam ihrer Meinung,
Dann heißt ihr Freie, als ihr — Knecht.

Wetter und Menſchen.

Es wird oft beſpöttelt, in den geſellſchaftlichen Unterhaltungen das Wetter bevorzugt zu ſehen; mit Unrecht! Wetter und Menſchen ſind übereinſtimmend in Veränderlichem, alſo verwandt, und von Verwandten zu ſprechen, iſt ja wohl in der Ordnung.

Trübe Dünſte bilden den Hof um den Mond und bilden den Hof um die Mächtigen.

Sonderbarkeit.

Bei uns Deutſchen finden es die Frauen der vornehmeren Geſellſchaft nicht ſchicklich, in ihrer Gegenwart die Cigarre dampfen zu laſſen. Da möchte vielleicht mancher leidenſchaftliche Raucher ſich nach Kolumbien wünſchen, wo auf Bällen jede Schöne erſcheint mit einem Stirnreif, beſtehend aus Cigarren, die von den Stutzern herausgenommen und geraucht werden; daß keine übrig bleibt, gilt als Beweis von feiner Sitte. Wir berichten dies als Seltſamkeit, nicht zur Nachahmung, obwohl dieſe ſich auch vor dem Tollſten nicht ſcheut.

Gegenſätze.

Daß Gegenſätze heilend und fördernd ſind, beweiſen uns Natur und Erfahrung. Wir wiſſen zum Beiſpiel — daß die Pocken wieder durch Pocken, Erfrierung durch Schnee, krankhafter Schweiß durch

Mai	1865.			Alter	**April.**
Mont.	1 Phil. Jak.	♋	☿ kommt in d. M. in ☌ ☉ u.	19	Timoth.
Dienſt.	2 Athanaſius	♌	☽ 4. 32′ M. kann deshalb	20	Victor
Mittw.	3 † Erfind.	♌	☿ unt. ☌ ☉. nicht geſeh.	21	Anſelm
Donn.	4 Monica	♍	werden. ♀ iſt in den erſten	22	Soter
Freit.	5 Pius V.	♍	Tagen d. M. kurze Zeit am	23	Georg
Sonn.	6 Joh. v. d. Pf.	♍	☾ Erdf. Abendh. ſichtb., in	24	Albert

19 Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	7 3. **Jubil.**	♎	Stanislaus. den letzten er-	25	3. **Jubil.**
Mont.	8 Mich. Erſch.	♎	♀ unt. ☌ ☉. ſcheint ſie auf	26	Ferdin.
Dienſt.	9 Gregor N.	♏	☾ ☊. kurze Zeit als Mor-	27	Anaſtaſius
Mittw.	10 **Bettag**	♏	○ 8. 51′ A. Gordian.	28	Vitalis
Donn.	11 Beatrix.	♏	genſtr. ♂ iſt anf. d. M.	29	Pet. v. M.
Freit.	12 Pankrat.	♐	von etwa 9 Uhr Abends bis	30	Cath. v. S.
Sonn.	13 Servatius	♐	1 U. Morg., zul. von 10 U.	1	Mai

20. Von Chriſti Heimgange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	14 4. **Cantate**	♑	Chriſtian. bis Mitternacht	2	4. **Cantate**
Mont.	15 Sophia	♑	ſichtb. ♃ geht immer früher	3	† Erfind.
Dienſt.	16 Joh. v N.	♒	am Abend auf, iſt anf. über	4	Monica
Mittw.	17 Jodokus	♒	3 Stund. zuletzt 5 Stund.	5	Pius V.
Donn.	18 Liborius	♓	☾ 7. 7′ V. hindurch ſicht-	6	Joh. v. d. Pf.
Freit.	19 Prudent	♓	bar. ♄ wird anf. von	7	Stanislaus
Sonn.	20 Baſilla	♓	9 U., zul. von 10 U. Abds.	8	Mich. Erſch.

21. Von der rechten Betkunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	21 5. **Rogate**	♈	Conſtantin. an ſichtb. ſein,	9	2. **Rogate**
Mont.	22 Julian	♈	☾ Erdn. ☾ ☋. und zwar im	10	Gordian
Dienſt.	23 Deſider.	♉	erſteren Falle bis 3 Uhr,	11	Beatrix
Mittw.	24 Johanna	♉	● 11. 17′ N. im letzte-	12	Pankrat.
Donn.	25 **Chr. Him.**	♊	Urban. ren bis 2 Uhr	13	**Chr. Him.**
Freit.	26 Philipp N.	♊	Morgens. ♄ bleibt nur noch	14	Chriſtian
Sonn.	27 Luciana	♋	kurze Zeit ſichtbar, anfangs	15	Sophia.

22. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4

Sonnt.	28 6. **Exaudi**	♋	Wilhelm. von 10 Uhr bis	16	6. **Exaudi**
Mont.	29 Maximin	♌	11½ Uhr Abends; um den	17	Jodokus
Dienſt.	30 Felix	♌	☿ gr. weſtl. Ausw. 12. Mai	18	Liborius
Mittw.	31 Petronella.	♍	hört ſeine Sichtbarkeit auf.	19	Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 2. Mai gleich nach halb 5 Uhr Nachm. das erſte Viertel.
Mittwoch den 10. Mai nach 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 18 Mai nach 7 Uhr Morgens das lezte Viertel.
Mittwoch den 24. Mai nach 1 Viertel auf 1 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Lag Beomer am 14., ihr Wochenfeſt am 31. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 18	4 18	7 36	8 42
21	15 47	4 3	7 50	8 13

☾ Aufg. u. M.	☾ Untg. u. M.	T.
	Morg.	
bei Tage	12 16	1
	12 51	2
	1 20	3
	1 46	4
	2 9	5
	2 31	6
		✱
	2 54	7
	3 17	8
	3 43	9
	4 11	10
Abds.		
8 21		11
9 18		12
10 10		13
	bei Tage	✱
10 56		14
11 37		15
Morg.		16
12 12		17
12 43		18
1 12		19
1 39		20
		✱
2 7		21
2 38		22
3 12		23
3 51	Abds.	24
	8 26	25
	9 21	26
bei Tage	10 10	27
		✱
	10 49	28
	11 21	29
	11 49	30
	Morg.	31

Der Fürſt iſt erſter Diener ſeinem Staat,
Und kennt er ſeines Amtes Bahn,
Dann wird er durch der Selbſtbeherrſchung Rath
Zugleich ſein erſter Unterthan.

Von Redensarten.

„Der Perſon Freund, der Sache Feind!“ — dies Sprüchwort würde umgekehrt in „Der Perſon Feind, der Sache Freund!“ auch Sinn haben, wohl gar einen beſtimmteren. Denn „Sache“ ohne ſchlimmen Beiſaz darf man als gute betrachten. Da es jedoch mit der Freundſchaft übel ſteht, wäre jezt oft zu ſagen: „Der Perſon und der Sache Feind!“

Die Regel: „Keine Regel ohne Ausnahme“ iſt wenigſtens durch ſich ſelber widerlegt, denn ſie iſt unbeſtreitbar Regel ohne Ausnahme.

Witz aus einem Lehrbuch der Pflanzenkunde.

„Delphineum Ajacis iſt ein Garten-Ritterſporn, den man zu Deutſch „Hochmuth“ nennt. In den Gärten wächſt er in den Monaten Juni bis September, unter den Menſchen findet er ſich zu jeder Zeit; in den Gärten hat er gar keinen, bei den Menſchen aber unangenehmen Geruch.“

ſchweißtreibende Mittel, Säuren durch Säuren, Ausſchlag durch Ausſchlag erzeugendes Gewäſſer zu vertreiben ſind. Brennbare Körper entzünden ſich leichter, wenn ſie mit unverbrennbaren verbunden werden;

Junius 1865. **Alter Mai.**

Donn.	1 Simeon.	♍	☽ 8. 50′ V. ☿ kann auch	20 Baſilla
Freit.	2 Erasmus	♍	in dieſ. **Mon.** nicht ge-	21 Conſtant.
Sonn.	3 Clothil. †	♎	☾ Erdſ. ſehen werden. ♀	22 Julian †

23. Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	4 **H. Pfingſtf.**	♎	Florian. wird als **Morgen-**	23 **H. Pfgſtf.**
Mont.	5 **Pfingſtm.**	♏	Bonifacius. ☾☊. ſtern län-	24 **Pfingſtm.**
Dienſt.	6 Norbertus.	♏	ger ſichtbar, zuletzt etwa	25 Urban
Mittw.	7 **Quat.** †	♏	Robertus. 1½ **Stunde** hin-	26 **Quat.** †
Donn.	8 Medardus	♐	durch. ♂ wird immer kür-	27 Luciana
Freit.	9 Primus †	♐	🌕 10. 9′ V. zere Zeit	28 Wilhelm †
Sonn.	10 Maurin †	♑	ſichtbar, anf. 2 St.,	29 Marim. †

24. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt	11 **Trinitat.**	♑	Barnabas. um die **Mitte**	30 **Trinitat.**
Mont.	12 Baſilides	♑	nur noch 1 Stunde. ♃	31 Petron.
Dienſt.	13 Ant v. P.	♒	wird noch länger ſichtbar,	1 Juni
Mittw.	14 Baſilius	♒	♃☍☉. kommt am 14. d.	2 Erasmus
Donn.	15 **Frohnl.**	♓	Vitus. **Monats** in ☍ mit	3 Frohnl.
Freit.	16 Benno	♓	☾ 12. 21′ N. der Sonne	4 Florian
Sonn.	17 Adelph	♈	und erſcheint alsdann	5 Bonifacius

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep 1. Joh. 4.

Sonnt.	18 1. n. T.	♈	Marcell. ☾ Erdn. ☾☋. Schl.	6 1 n. Trin.
Mont.	19 Gervaſius	♉	bei Belle - Alliance 1815.	7 Robertus
Dienſt.	20 Silverius	♉	um **Mitternacht** am glän-	8 Medardus
Mittw.	21 Albanus	♊	☉ i. ♋. S.-A., l. T. ♅☌☉.	9 Primus
Donn.	22 Albinus	♊	zendſten im ganzen Jahre.	10 Maurin.
Freit.	23 Walram	♋	🌑 8. 25′ V. ♄ wird nach	11 Barnabas
Sonn.	24 Joh. d. T.	♋	10 Uhr Abends ſicht-	12 Baſilides

26. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	25 2. n **Trin.**	♌	Elegius. bar und zwar bis	13 2. n. **Trin.**
Mont.	26 Pelagius	♌	♅ i. ♋ rechtl. gegen 2 Uhr	14 Baſilius
Dienſt.	27 7 Schläf.	♌	♀ im größt. Glanz. **Mor-**	15 Vitus.
Mittw.	28 Leo P. †	♍	gens. ♅ bleibt in d. **M.**	16 Benno
Donn.	29 **Petri Paul**	♍	wegen der ununterbroche-	17 Adolph
Freit.	30 Pauli Ged.	♎	nen **Dämmerung** unſichtb.	18 Marcell.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Juni nach 3 Viertel auf 9 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 9. Juni gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Vormit. der volle Mond.
Freitag den 16. Juni nach 1 Viertel auf 1 Uhr Mittags das letzte Viertel.
Freitag den 23. Juni gegen halb 9 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden haben ihr Wochenfeſt am 1. Juni. (Zweit. Feſt.)

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 8 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 52 M.
11	16 23	3 48	8 11	7 37
21	16 28	3 47	8 [illegible]	7 32

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
		12	14	1
		12	36	2
		12	58	3
				*
		1	21	4
		1	45	5
		2	12	6
		2	44	7
		3	21	8
Abds.				9
8	53			10
				*
9	38			11
10	15			12
10	48			13
11	17			14
11	44			15
Morg.				16
12	12			17
				*
12	40			18
1	11			19
1	47			20
2	29			21
3	18			22
		Abds.		23
		8	45	24
				*
		9	21	25
		9	50	26
		10	17	27
		10	40	28
		11	3	29
		11	25	30

Durch beifallsſücht'ge Wortesfehden
Geht oft verloren, was uns frommt,
Verbraucht wird ſo viel Zeit zum Reden,
Daß nichts in recht Bedenken kommt.

Getrennter Begriff.

In einer Geſellſchaft klagten Frauen darüber, daß ihr Leben ſich in engem Kreiſe bewege, da entgegnete ein umſichtiger deutſcher Bürger: „Dankt Ihr doch Gott, daß Ihr noch etwas von der Anſpruchloſigkeit des Naturſtandes habet, daß Ihr noch Menſchen ſein könnt, während wir Männer alle Politiker ſein ſollen!"

„Libell." „Caricatur."

Das erſte Wort hat man mit „Verdrehſchrift", das andre mit „Zerrbild" oder „Hohnbild" gedeutſcht; das wären die mäßigſten Ueberſetzungen, „und nach ihrer Eigenſchaft" — ſagt Jean Paul — „ſind es gefälſchte Umriſſe, mit Galle ausgemalt."

ſchmelzbare Metalle ſchmelzen leichter im Verein mit unſchmelzbaren Stoffen. Die Macht der Gegenſätze läßt ſich ſogar bis in das Geheimſte der Chemie, der Scheidekunſt verfolgen. — Gleiches iſt auch in der lebendigen, in der ſittlichen Welt erſichtlich. Da finden wir ebenfalls Gegenſätze von erkennbar gutem Einfluß, wenn ihre Einwirkung die natürlichen und gebildeten Verhältniſſe nicht einſeitig überwältigt, ſondern gleichgewichtig Maaß hält; wenn der Zuſatz des Widerſtändigen

Julius 1865. **Alter Junius.**

Sonn.	1 Rembold	♎	☽ 2. 8' V. ☾ Erdf. ☿ ob. ☌ ☉	19 Gervaſius

27. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	2. 3. n. **Trin.**	♎	**Mar. Heimſ.** ☾ ☊. ☿ kann	20 3 n. **Tr.**
Mont.	3 Hyacinth	♏	♄ rechtl. in dieſem **Monat**	21 Albanus
Dienſt.	4 Ulrich	♏	nicht geſehen werden. ♀	22 Albinus
Mittw.	5 Anſelm	♐	wird immer länger als	23 Walram
Donn.	6 Jſaias	♐	**Morgenſtern** ſichtbar, am	24 Joh. d. T.
Freit.	7 Wilibald	♐	○ Ende faſt 3 **Stunden**	25 Elogius
Sonn.	8 Kilian	♑	8. 55' N. ♂ in ♍.	26 Pelagius

28. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	9 4. n. **Tr.**	♑	Agilolph. hindurch. ♂ iſt	27 4. n. **Trin.**
Mont.	10 7 Brüder	♒	im **Anfange** nur noch we-	28 Leo P. †
Dienſt.	11 Pius P.	♒	nige **Minuten** vor ſeinem	29 Petr. Paul
Mittw.	12 Nabor	♓	**Untergange** nach 10 Uhr	30 Pauli Ged.
Donn.	13 Margar.	♓	☾ Erdn. **Abends** ſichtbar.	1 Juli.
Freit.	14 Bonavent.	♈	☾ ♃ iſt anfangs von 10	2 **Mar. H.**°
Sonn.	15 Ap. Theil.	♈	4. 54' N. ☾ ☋. Uhr	3 Hyacinth

29. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	16 5. n. **Trin.**	♉	Skapulir-Feſt. **Abends** ab	4 3. n. **Tr.**
Mont.	17 Alexius	♉	♀ gr. weſtl. Ausweichung	5 Anſelm
Dienſt.	18 Arnold	♊	bis nach 2 Uhr **Morgens**	6 Jſaias
Mittw.	19 Arſenius	♊	♀ ☌ ☾. zuletzt von 9 Uhr	7 Wilibald
Donn.	20 Elias.	♊	bis **Mitternacht** ſichtbar.	8 Kilian
Freit.	21 Daniel.	♋	● ♄ iſt von 10 Uhr	9 Agilolph
Sonn.	22 M. Magd.	♋	6. 57' N. **Abends** bis	10 7 Brüder

30. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	23 6. n. **Tr.**	♌	Apollinar. **Mitternacht** im	11 6. n. **Tr.**
Mont.	24 Chriſtine	♌	**Anfange**, am Ende hin	12 Nabor
Dienſt.	25 Jakob	♍	gegen nur 1 Stunde von	13 Margar.
Mittw.	26 Anna	♍	9½ bis 10½ Uhr ſichtbar.	14 Bonavent.
Donn.	27 Pantaleon.	♍	♅ bleibt auch in dieſem	15 Ap. Theil
Freit.	28 Innocenz	♎	☾ Erdf. **Monat** wegen der	16 Skap. F.
Sonn.	29 Martha	♎	☾ ☊. ſtarken **Dämme-**	17 Alexius

31. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	30 7. n. **Tr.**	♏	☽ 7. 37' N. Abdon.	18 7. n. **Trin.**
Mont.	31 Jgn. Loj.	♏	rung unſichtbar.	19 Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 1. Juli gegen 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonnabend den 8. Juli kurz vor 9 Uhr Abends der volle Mond.
Sonnabend den 15. Juli kurz vor 5 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Sonnabend den 22. Juli kurz vor 7 Uhr Abends der neue Mond.
Sonntag den 30. Juli bald nach halb 8 Uhr Abends das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 11 Juli.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 51 M	8 Uhr 16 M.	7 St. 35 M
11	16 9	4 0	8 9	7 51
21	15 49	4 11	8 0	8 11

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds. 11 40	1
		●
	Morg.	2
	12 14	3
	12 43	4
	1 17	5
	1 58	6
	2 47	7
	3 44	8
		●
Abds.		9
8 50		10
9 21		11
9 50		12
10 17		13
10 46		14
11 16		15
		●
11 49		16
Morg.		17
12 28		18
1 12		19
2 4		20
3 3		21
4 6		22
		●
	Abds.	23
	8 19	24
	8 44	25
	9 8	26
	9 30	27
	9 53	28
	10 17	29
		●
	10 45	30
	11 16	31

Lebt den Pflichten! — dann geduldet
Euch in Hoffnung ſtill und gern,
Und was Zeitenwahn verſchuldet,
Gebt anheim dem Herrn der Herrn.

Veränderte Anſicht.

„Mein Vater iſt Reactionair!“ ſagte ein viel verbrauchender Sohn hitzig zum Hausfreunde, und dieſer entgegnete: „Sonderbar! — bisjetzt hielten Sie ihn für den Liberalſten, denn Sie konnten nie genug kriegen.“

Erde. Erdball. Erdkugel.

Das ſind die drei Namen, womit man das von uns bewohnte Theilchen des Weltalls bezeichnete. — Die Erde — daß ſie weiblichen Geſchlechts iſt, entſchuldigt das allgemein Veränderliche, und den Frauen kann ſie zur Rechtfertigung dienen, wenn ſie, gleich der Erde, ihr Alter verbergen. — Der Erdball — nun ja, er ſpielt mit dem Menſchenwerth: er ſteigt und fällt. — Die Erdkugel — ob ſie in ihrem Drehen ein Jenſeits erreicht, oder ſich um die Sonne dreht, um ſtets im Dieſſeits zu bleiben? darauf hat alle Weisheit keine Antwort als die zweite Frage eines alten Dichters:

„Der Leib, von Erde her, iſt wieder ihr beſtimmt;
Die Seele iſt von Gott, ob er ſie wieder nimmt?“

---

nach Entwickelung, wo möglich nach Vereinbaren, nicht nach Abtrennen ſtrebt, wodurch mehr vernichtet als erworben wird, was höchſt thörig iſt und bleibt, auch wenn es eine Mehrheit für ſich hätte.

Macht der Frauen.

Wenn eine Frau von „Emancipation“, von Gleichſtellung ſpricht, wenn ſie klagt, daß die Männer herrſchen, den Frauen nicht ihre Rechte

August 1865. Alter Julius.

Dienſt.	1 Petri Kett.	♏	☿ kann auch in dieſem	20 Elias
Mittw.	2 **Portiunc.**	♐	M. nicht geſehen werden,	21 Daniel
Donn.	3 Steph. Erf.	♐	obgleich er am 10. ſich	22 Mar. Mgd
Freit.	4 Dominicus	♑	in der größten öſtlichen	23 Apollinar
Sonn.	5 Mar. Schn.	♑	Ausweichung befindet. ♀	24 Chriſtine

32 Von den falſchen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	6 8. n. Tr.	♒	Verkl. Chr. die Dauer	25 8. n. Tr.
Mont.	7 Gottſchalk	♒	🌕 5. 57′ V. der Sicht-	26 Anna
Dienſt.	8 Cyriacus	♓	barkeit wächſt auch in	27 Pantaleon
Mittw.	9 Romanus	♓	☾ Erdn. dieſem Monat	28 Innocenz
Donn.	10 Laurenz	♈	☿ gr. öſtl. Ausw. bis über	29 Martha
Freit.	11 Hermann.	♈	☾☋. 3 Stunden. ♂ bleibt	30 Abdon
Sonn.	12 Clara	♉	in dieſem Monate un-	31 Jgn. Loj.

33 Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	13 9. n. Tr.	♉	🌗 10. 10′ N. Hippolyt	1 **Aug. 9. n. Tr.**
Mont.	14 Euſebius†	♉	ſichtbar, er nähert ſich	2 **Portiunc.**
Dienſt.	15 **M. Him.**	♊	der Zuſammenkunft mit	3 Steph. Erf.
Mittw.	16 Rochus	♊	♃ rechtl. der Sonne. ♃	4 Dominic.
Donn.	17 Sybilla	♋	wird immer kürzere Zeit	5 Maria Sch.
Freit.	18 Helena	♋	ſichtbar, zuletzt nur noch	6 Verk. Chr.
Sonn.	19 Sebald	♌	2½ Stunde hindurch von	7 Gottſchalk

34 Von der Zerſtörung Jeruſalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	20 10. n. Tr.	♌	Bernhard. 8 Uhr Abends	8 10 n. Tr.
Mont.	21 Anaſtaſ.	♍	🌑 7. 44′ V. an. ♄ wird	9 Romanus
Dienſt.	22 Timotheus	♍	immer kürzere Zeit	10 Laurenz
Mittw.	23 Zacharias	♍	☿ ☌ ☽. ſichtbar, zuletzt	11 Herrmann
Donn.	24 Barthol.	♎	weniger als ½ Stunde.	12 Clara
Freit.	25 Ludwig	♎	☾ Erdf. ☾☊. ♅ wird in	13 Hippolyt.
Sonn.	26 Samuel	♏	dieſem Monate gegen	14 Euſebius†

35 Vom Phariſäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	27 11. n. Tr.	♏	Joſeph C. Mitternacht	15 11 n. Tr. M. H.
Mont.	28 Auguſtin	♏	ſichtbar, anfangs wenige	16 Rochus
Dienſt.	29 Joh. Enth	♐	🌓 14. 12′ N. Minuten	17 Sybilla
Mittw.	30 Roſa	♐	♂ i. ♎. am Ende des	18 Helena
Donn.	31 Paulin	♑	Mon. etwa 3 Stund. lang.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 13. Auguſt gegen 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 7. Auguſt kurz vor 6 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 21. Aug. um 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 29. Auguſt 1 Viertel auf 1 Uhr Mittags das erſte Viertel

Die Juden haben Faſten, Tempel-Verbrennung am 1. Auguſt.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtläng.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 26 M.	7 Uhr 45 M.	8 St. 41 M.
11	14 45	4 43	7 27	9 15
21	14 10	4 57	7 7	9 50

Die Gottheit hat's gefügt,
Was frag' ich noch: warum?! —
Spricht ſo im Leid dein Herz,
Iſt Tröſtung nie dir ſtumm.

Schickſal der Wahrheit.

Noch immer ſoll die Wahrheit nicht unverhüllt erſcheinen, ſondern, wie jede Lüge, erſt vom Schneider ausgeſtattet ſein. Deſſen Scheere iſt aber in Bezug auf Wahrheit nur Scheererei, die Näherei nur Entfernen von der Sache, überhaupt die Schneiderei an der Wahrheit nur Abſchneiderei an der Wirkung.

Man muß unterſcheiden.

Wenn ſich in einem Lande Gift und Mitgift der Zwietracht verbreiten, meint und beſchuldigt nicht gleich das Geſammtvolk. Alles Gift der Natur iſt noch lange nicht die Natur ſelbſt, nur ein geringer Theil von ihr; alle Verbiſſenheiten und Uebergriffe Derer, die ſich als Auserwählte betrachten, ſind nicht Geſinnung und That eines Volks, ſondern der von Jenen erweckten Schreier, die folgerichtig von ihren Verführern verlangen, auch weiter im Geſchrei unterſtützt zu werden.

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds.	
[illegible]	11 53	1
	Morg.	2
	12 37	3
	1 29	4
	2 31	5
		●
	3 30	6
Abds.		7
7 52		8
8 21		9
8 50		10
9 20	[illegible]	11
9 53		12
		●
10 30		13
11 12		14
Morg.		15
12 2		16
12 57		17
1 57		18
3 1		19
		●
4 6		20
	Abds.	21
	7 12	22
[illegible]	7 35	23
	7 58	24
	8 22	25
	8 48	26
		●
	9 17	27
	9 51	28
	10 31	29
	11 18	30
	Morg.	31

zugeſtehen, ſo ſpricht dies verurtheilend — gegen die Sprechende. Unzweifelhaft iſt die Herrſchaft der Männer ſehr getheilt, oft mit Uebergewicht für Frauen, und dennoch zugleich mit Gewinn für Männer. Nur muß die Frau das Regieren verſtehen, muß es verſtehen, Zügel und Feſſel unſichtbar wirken zu laſſen. Ein Schleier verleiht dazu den Zauber, ein Schleier, der durch Anmuth den Reiz zur Hingebung verbirgt, und ihn durch ſolch Verbergen eben ſo ſteigert als unwiderſtehlich macht. Um nach dem Maaß der Gebühr zu regieren,

September 1865. Alter **Auguſt.**

Freit.	1 Aegidius	♑	☿ wird von der Mitte	20 Bernhard
Sonn.	2 Raphael	♑	dieſ. Mon. an Morgens	21 Anaſtaſius

36. Vom Taubſtummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	3 **12. n. Trin.**	♒	Manſuetus. nach 4 Uhr	22 **12. n. Tr.**
Mont.	4 Roſalia	♒	auf einige Zeit ſichtbar.	23 Zacharias
Dienſt.	5 Herkulan	♓	🌕 2. 20' N. ♀ wird wäh-	24 Barthol.
Mittw.	6 Magnus	♓	☾ Erdn. rend des gan-	26 Ludwig
Donn.	7 Regina	♈	☿ unt. ☌ ☉. zen Monats	26 Samuel
Freit.	8 **Mar. Geb.**	♈	☾☋. etwa 3 Stunden hin-	27 Joſeph.C.
Sonn.	9 Audomar	♉	durch als Morgenſtr. ſicht-	28 Auguſtin

37. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	10 **13. n. Tr.**	♉	Nicol.v.T. bar ſein. ♂ iſt in	29 **13. n. Tr.**
Mont.	11 Protus	♊	dieſem Monate der Sonne	30 Roſa
Dienſt.	12 Winand	♊	🌗 5. 25' V. noch zu nahe,	31 Paulin
Mittw.	13 Maternus	♋	um geſehen werden zu	1 **September.**
Donn.	14 † Erhöh.	♋	können. ♃ kann im An-	2 Raphael
Freit.	15 Ludmilla	♌	fange dieſes Monats von	3 Manſuetus
Sonn.	16 Cornel	♌	8 Uhr Abds. bis 10½ Uhr,	4 Roſalia

38. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	17 **14. n. Tr.**	♌	Lambert. zuletzt von 7 Uhr	5 **14. n. Tr.**
Mont.	18 Richard	♍	etwa bis gegen 9 Uhr ge-	6 Magnus
Dienſt.	19 Nicleta	♍	🌑 11. 14' N ſehen wer-	7 Regina
Mittw.	20 **Quat.** †	♎	Euſtachius. den. ♄	8 **Mar. Geb.**
Donn.	21 Matth. Ev.	♎	♂☌☾. kann im Anfange	9 Audomar
Freit.	22 Moritz †	♎	☾ Erdf. ☾☊. von 8 Uhr	10 Nic.v.T.
Sonn.	23 Thekla †	♏	☿ gr. weſtl. Ausw. ☉ in ♎.	11 Protus
			Herbſt-Anf., T. u. N. gl.	

39. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	24 **15. n. Tr.**	♏	Joh. Empf. Abds. ab kurze	12 **15. n. Tr.**
Mont.	25 Cleophas	♐	Zeit geſehen werden, er	13 Maternus
Dienſt.	26 Cyprian	♐	nähert ſich der ☌☉. ⛢ geht	14 † Erhöh.
Mittw.	27 Cosm. u D.	♐	in d. M. immer früher auf,	15 **Quat.** †
Donn.	28 Wenzel	♑	🌓 3. 15' V. u. kann anf.	16 Cornel
Freit.	29 Michael	♑	bis 3 Uhr, zul. bis 4 U.	17 Lambert †
Sonn.	30 Hieronym.	♒	Morgens geſehen werden.	18 Richard †

Monds- und Zeit-Wechſel.

Dienſtag den 5. Sept. nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Dienſtag den 12. Sept. kurz vor halb 6 Uhr Morgens das letzte Viertel
Dienſtag den 19. Septbr. um 1 Viertel auf 12 Uhr Abends der neue Mond.
Donnerſtag den 28. Sept. um 1 Viert. auf 4 Uhr Morg. das erſte Viertel.

Die Juden haben ihr Neujahrsfeſt (5626) am 21. u. 22., Faſten-Gedaljah am 24., u das Verſöhnungsfeſt am 30 Auguſt.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 30 M.	5 Uhr 14 M.	6 Uhr 44 M.	10 St. 30 M
11	12 52	5 30	6 22	11 8
21	12 14	5 45	5 59	11 46

Der Dünkel auf allgemeinen Begriff
Wird nimmer die Dunkel erhellen:
Die Maſſen ſind ein gewaltiges Riff,
An dem die Begriffe zerſchellen.

Ein Wort böſe und lieb.

Auf die Frage: woher für Thronherren die Anrede „Sire" entſtand? läßt ſich ſcherzend antworten: „Bei Fürſten, die zumeiſt nach Kriegsruhm trachten, ſcheint es das rückwärts geleſene Wort „Eris" zu ſein, denn mit der Zankgöttin — Schweſter des Kriegsgottes — ſind ſie vertraut. Hier könnte es zugleich das Mannsgeſchlechtliche von „Sirene" ſein; wie bei dieſer gehen dort lockende Verkündigungen dem Verderben voraus. Bei guten Fürſten iſt es gleichbedeutend mit Vater, und dieſen Sinn hat auch das Wort „Sire" im Altengliſchen.

Neue Vornehmheit.

Von mehreren Staatsrednern, die ſtubengelehrt mit prunkhafter Einſeitigkeit die Menge zu beſtechen wiſſen, ſagte neulich ein erfahrungstüchtiger Mann: „Sie haben viel vornehme Unbrauchbarkeit!"

T.	☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.
1	Bei Tage.	Morg. 12 14
2		1 17
●		
3		2 28
4		3 44
5	Abds.	5 3
6	6 49	
7	7 20	
8	7 53	
9	8 30	Bei Tage.
●		
10	9 12	
11	9 59	
12	10 53	
13	11 52	
14	Morg.	
15	12 54	
16	1 59	
●		
17	3 3	
18	4 7	
19	5 10	
20		Abds.
21		6 26
22		6 51
23	Bei Tage.	7 19
●		
24		7 51
25		8 29
26		9 12
27		10 3
28		11 1
29		Morg.
30		12 7

---

läßt ſich die geiſtſinnige Frau ſcheinbar willig beherrſchen, der Schleier der Anmuth bringt meiſt immer Vortheil und Erfolg auf ihre Seite, ohne auf der andern Unmuth zu erwecken. Den Zauberſchleier der Anmuth können Frauen bis in ihr höchſtes Alter bewahren, ſich alſo ihr reichliches Theil von Gleichſtellung im Herrſchen, und dabei obendrein die Dankbarkeit der Männer ſichern.

Oktober 1865. Alter **September.**

40. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	1 16. Tr. Erntf.	♒	Remigius. ☿ iſt anfangs	19 16. n. Tr.
Mont.	2 Leodegar	♓	des Mon. ½ Stunde hin-	20 Euſtach.
Dienſt.	3 Ewald	♓	durch am Morgen ſichtbar,	21 Matth. E.
Mittw.	4 Franz	♈	🌕 10. 59' U. S. ☾ F.	22 Moritz.
Donn.	5 Placidus	♈	☾ Erdn. ☾ ☋. jedoch	23 Thekla
Freit.	6 Bruno	♉	nimmt die Dauer der	24 Joh. Emp.
Sonn.	7 Sergius	♉	Sichtbarkeit ſchnell ab. ♀	25 Cleophas

41. Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	8 17. n. Tr.	♊	Brigitta. wird in d. Mon.	26 17. n. Tr.
Mont.	9 Dionyſius	♊	nach u. nach kürzere Zeit	27 Cosm. u. D.
Dienſt.	10 Gereon	♋	hindurch ſichtb. ſein, gegen	28 Wenzel
Mittw.	11 Wimmar.	♋	🌗 3. 50' U. das Ende nur	29 Michael.
Donn.	12 Maximil.	♋	♅ in ♊ rechtl. ♃ in ♋ rückg.	30 Hieron.
Freit.	13 Tilmann	♌	noch etwa 2 Stunden. ♂	1 Oktober
Sonn.	14 Calixtus	♌	kann auch in d. Mon. noch	2 Leodegar

42. Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1

Sonnt.	15 18. n. Tr.	♍	Thereſia. nicht mit unbe-	3 18. n. Tr.
Mont.	16 Gallus	♍	waffnetem Auge geſehen	4 Franz
Dienſt.	17 Florentin	♎	werden. ♃ wird immer kür-	5 Placidus
Mittw.	18 Luc. Ev.	♎	Schlacht bei Leipzig 1813.	6 Bruno
Donn.	19 Ferdinand	♎	🌑 4 55' M. ☾ Erdf. ☾ ☊ ☿ ☌ ☾. ♂ ☌ ♄. ♂ ☌ ☾. S. ☉ F.	7 Sergius
Freit.	20 Wendelin	♏	zere Zeit hindurch am	8 Brigitta
Sonn.	21 Urſula	♏	☿ ob. ☌ ☉. Abend ſicht-	9 Dionyſius

43. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	22 19. n. Tr.	♐	Cordula. bar, zuletzt von	10 19. n. Tr.
Mont.	23 Severin.	♐	etwa 5 Uhr ab 1 Stunde	11 Wimmar.
Dienſt.	24 Evergislus	♐	lang. ♄ kommt am 26. in	12 Maximil.
Mittw.	25 Raphael	♑	☌ mit der ☉ u. iſt daher in	13 Tilmann
Donn.	26 Amandus	♑	♄ ☌ ☉. d. M. unſichtbar.	14 Calixtus
Freit.	27 Sabina.	♒	🌓 4. 18' N. ♅ iſt im	15 Thereſia
Sonn.	28 Sim. J.	♒	Anf. von 9 Uhr Abds.	16 Gallus

44. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Eph. 5.

Sonnt.	29 20. n. Tr.	♒	Narciſſus. bis 4 Uhr Mor-	17 20. n. Tr.
Mont.	30 Theoneſt	♓	gens, zul. von 7 Uhr Abds.	18 Luc. Ev.
Dienſt.	31 Wolfgang	♓	bis 5 Uhr Morg. ſichtbar.	19 Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 4. Oktober kurz vor 11 Uhr Abends der volle Mond mit einer ſichtbaren partiellen Mondfinſterniß.

Mittwoch den 11. Oktober nach 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Donnerſtag den 19. Oktober kurz vor 5 Uhr Nachmittags der neue Mond nebſt einer theilweiſe ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Freitag den 27. Oktober nach 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden haben am 5. u. 6. ihr Laubhüttenfeſt, am 11. ihr Palmenfeſt, am 12 Verſamml. od. Laubhütten-Ende, am 13. Geſetzfreude.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 35 M	6 Uhr 2 M.	5 Uhr 37 M.	12 St. 25 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

☾ Afg. U. M.	☾ Untg U. M.	T.
	Morg.	
[illegible]	1 [illegible]	1
	2 4	2
	3 5	3
Abds.	5 1	4
5 46		5
6 24		6
7 5		7
		●
7 52		8
8 46	[illegible]	9
9 45		10
10 47		11
11 51		12
Morg.		13
12 56		14
		●
2 0		15
3 3		16
4 5		17
5 8		18
6 10	Abds.	19
	5 22	20
	5 53	21
		●
[illegible]	6 28	22
	7 10	23
	7 58	24
	8 52	25
	9 53	26
	11 0	27
	Morg.	28
		●
	12 11	29
	1 26	30
	2 44	31

Vereine dienen oft zum Spiele! —
Ob ſie nach Einigkeit ſich nennen,
Vereine hat man jetzt ſo viele,
Daß ſie recht eigentlich nur trennen.

Kaum zu läugnen.

Barthélémy hat in ſeiner 1830 erſchienenen „Satire politique“ zwei bemerkenswerthe Reimzeilen, die wir hiermit deutſch geben:
„Daß Ihr Miniſter ſtürzt, iſt eitler Zeitvertreib;
Es kommen And're nun, — doch iſt's nur and'rer Leib!“

Völker und Elemente.

Der Papſt Clemens XIV. hat die vier in dem geſchichtlichen Bildungsgange bedeutendſten Völker Europa's mit den Elementen verglichen. Danach iſt der Italiener das Feuer, immer in Regung, entzündend und ſprühend; der Deutſche die Erde, die bei ihrer Dichtigkeit dennoch gute Kräuter nnd treffliche Früchte trägt; der Franzoſe die Luft, deren Feinheit ſich ausbreitet, aber keinen Halt hat; der Engländer das Waſſer, ſehr beweglich, aber ſtets raſch verändert. — Wir meinen, die Deutſchen könnten damit am zufriedenſten ſein.

Vom Gemüth.

Oft ſchon wurde geſagt: der Ausdruck „Gemüth“ ſei nur den Deutſchen ſinnheimiſch, nur ſie verſtänden ihn mit ſeinem vollen Inhalt, für andre Völker bedinge er ſprachliche Umwege, ohne daß ſie ein richtiges Geleiſe entdecken. Das Wort bezeichnet für uns ein zu-

November 1865. **Alter Oktober.**

Mittw.	1	**All. Heil.**	♈	☿ bleibt in dieſem Monate	20	Wendelin.
Donn.	2	All. Seel.	♈	☾ Erdn. ☾ ☋. dem unbe-	21	Urſula
Freit.	3	Hubert	♉	🌕 8. 31′ V. waffneten	22	Cordula
Sonn.	4	Carl Bor.	♉	Ange verborgen. ♀	23	Severin

45. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonnt.	5	21. n. Tr.	♊	Zacharias. wird als Mor-	24	21. n. Tr.
Mont.	6	Leonhard	♊	genſtern immer kürzere	25	Raphael
Dienſt.	7	Engelbert	♋	Zeit ſichtbar, am Ende	26	Amandus
Mittw.	8	Gottfried	♋	etwas über 1 Stunde.	27	Sabina
Donn.	9	Theodor	♌	♂ kommt am 11. dieſes	28	Simon J.
Freit.	10	Martin P.	♌	🌗 6. 12′ V. ♀ gr. nörd. Br. ♂ ☌ ☉.	29	Narciſſus
Sonn.	11	Martin B.	♍	Monats in Zuſam-	30	Theoneſt †

46. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	12	22. n. Tr.	♍	Kunibert menkunft mit	31	22. n. Tr.
Mont.	13	Staniſl.	♍	der Sonne, und kann nicht	1	**Nov. A. H.**
Dienſt.	14	Levin	♎	geſehen werden. ♃ iſt im	2	All. Seel.
Mittw.	15	Leopold	♎	☾ Erdf. ☾ ☊. ♃ in ♑.	3	Hubert
Donn.	16	Edmund	♏	♀ ☌ ☾. ♄ ☌ ☾. Anfang etwa	4	Carl Bor
Freit.	17	Gertrud	♏	🌑 1 Stunde hindurch,	5	Zacharias
Sonn.	18	Maximus	♏	11. 28′ V. am Ende	6	Leonhard

47. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	19	23. n. Tr.	♐	Eliſabeth. nur noch einige	7	24. n. Tr.
Mont.	20	Simplic.	♐	Minuten ſichtbar. ♄ wird	8	Gottfried
Dienſt.	21	**M. Opf.**	♑	♀ ☌ ♄ im Laufe dieſes Mo-	9	Theodor
Mittw.	22	Cäcilia	♑	nats wieder am Morgen	10	Martin P.
Donn.	23	Clemens	♑	ſichtbar, am 11. bereits	11	Martin B.
Freit.	24	Joh. v. Kr.	♒	15 Minuten, am Ende	12	Kunibert
Sonn.	25	Katharina	♒	1¾ Stunde. ♅ kann in	13	Staniſl.

48. Von Jairi Töchterlein. Matth. 19 Ep. Col. 1.

Sonnt.	26	24. n. Tr.	♓	🌓 3. 27′ V. Konrad. F. 3.	14	24. n. Tr.
Mont.	27	Bilhildis	♓	Gedächtn. der Geſtorb.	15	Leopold
Dienſt.	28	Günther	♈	d. M. von ſeinem Aufgange	16	Edmund
Mittw.	29	Saturnin	♈	☾ ☋. an bis 6 Uhr Mor-	17	Gertrud
Donn.	30	Andr. Ap.	♉	gens geſehen werden.	18	Maximus

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 3. November nach halb 9 Uhr Vormitt. der volle Mond.
Freitag den 10. Nov. kurz vor 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 18. Nov. kurz vor halb 12 Uhr Mitternachts der neue Mond.
Sonntag den 26. Nov. kurz vor halb 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	40 M.	6 Uhr	53 M.	4 Uhr	33 M.	14 St.	20 M.
11	9	6	7	10	4	16	14	54
21	8	37	7	27	4	4	15	23

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
•		Morg.		
•		4	3	1
Abds.		5	25	2
4	51	6	46	3
5	39			4
				●
6	31			5
7	29	•		6
8	33	–		7
9	39	—		8
10	45			9
11	50	•		10
Morg.		•		11
		–		●
12	51	•		12
1	57			13
3	0			14
4	2			15
5	3			16
6	5	Abds.		17
7	5	4	28	18
				●
		5	8	19
•		5	54	20
		6	47	21
–		7	46	22
–		8	50	23
		9	50	24
•		11	10	25
				●
–		Morg.		26
–		12	24	27
		1	39	28
•		2	57	29
		4	16	30

Willſt ſchützen Du der Wahrheit Recht,
Thu's einfach deutſch mit Klarheit;
Man wird durch prunkend Schulgeflecht
Verdreher nur der Wahrheit.

Streifblicke in das Leben.

Die Zeit in ihrer Wirklichkeit iſt die durchdringende Rathgeberin; ſie zwingt endlich zu den Anſichten, die ältere Leute der Jugend in den Kopf zu bringen ſich vergebens abmühten.

Bei der begehrungsreichen und gemüthsarmen Aufklärung unſerer Tage gehört ſchon unter die Edlen, wer's verzeiht, daß ſich Der und Jener beſſer ſteht und befindet als Er.

Alles, was wir wahrhaft lieben, iſt unerſetzlich, und Alles, wofür uns Erſatz denkbar iſt, haben wir niemals wahrhaft geliebt.

Selbſt gute Grundſätze, die nicht auf dem Wege des Herzens und Gewiſſens in den Kopf kamen, nur der Schärfe des Verſtandes angehören, werden ſtets mehr verwirren als ſchlichten.

gleiches Wirken von Seele und Herz, ohne Beimiſchung eines ſelbſtſüchtigen Verſtandes, und daß unſre Vorfahren ihr Gemüth ſehr werth hielten, beweiſt uns eine Menge ihrer Sprüchwörter, von denen wir — als der guten Dinge drei — nur folgende in Erinnerung bringen: „Das Gemüth ſieht man in der Rede wie den Leib im Spiegel.“ — „Das Gemüth iſt reich und arm, nicht die Kiſte.“ — „Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.“ — Gewiß, in dieſen drei Sätzen deutet ſich beinah Alles an, was inneres Leben nicht nur ſtützt, auch erhebt, und iſt's nicht baares, es iſt doch achtbares Vermögen, was ein echtes Gemüth ſich bewahrt.

1 SGR. 3 PF.

Dezember 1865. Alter **November.**

Freit.	1 Eligius	♉	🌕 ☾ Erdn. ☿ **kann gegen**	19 Eliſabeth
Sonn.	2 Balbina	♊	7. 12′ N. **das Ende**	20 Simplic.

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	3 **1. Advent**	♊	Franz Xav. **des Monats**	21 25.Tr.M.O.
Mont.	4 Barbara	♋	**kurze Zeit hindurch nach**	22 Cäcilia
Dienſt.	5 Criſpina	♋	☿ gr. öſtl. Ausw. ☿ ☌ ♃.	23 Clemens
Mittw.	6 Nicolaus	♌	**ſeinem Aufgange geſehen**	24 Joh. v. Kr.
Donn.	7 Ambroſius	♌	**weeden. Die Sichtbarkeit**	25 Katharina
Freit.	8 **Mar. E.**	♌	**der Venus als Morgen-**	26 Konrad
Sonn.	9 Leocadia	♍	**ſtern wird kleiner, beträgt**	27 Bilhildis

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	10 **2. Advent**	♍	🌗 12. 41′ **V.** Judith. am	28 **1. Advent**
Mont.	11 Damaſus	♎	**Ende des Mon. keine**	29 Saturnin
Dienſt.	12 Epimachus	♎	☾ ☊. halbe **Stunde** mehr	30 Andr. Ap.
Mittw.	13 Lucia	♎	☾ Erdf. ♂ **kann auch in**	1 **December**
Donn.	14 Nicaſius	♏	☿ ☌ ☾. **dieſ. Monate nicht**	2 Balbina
Freit.	15 Euſebius	♏	**geſehen werden.** ♃ **kommt**	3 Franz X.
Sonn.	16 Adelheid	♐	am 31. in ☌ **mt der** ☉, u.	4 Barbara

51. Von Johannis Geſandtſchaft. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	17 **3. Advent**	♐	Lazarus. **kann im Laufe**	5 **2. Advent**
Mont.	18 Wunibald	♑	🌑 5. 13′ V. **dieſ. Mon.**	6 Nicolaus
Dienſt.	19 Remeſius	♑	**nicht geſehen werden.**	7 Ambroſius.
Mittw.	20 **Quat.** †	♑	Julius. ♄ **wird länger**	8 **Mar. Empf.**
Donn.	21 Thom. Ap.	♒	☉ in ♑. W.-Anf., k. Tag.	9 Leocadia
Freit.	22 Greg. S.	♒	**ſichtbar nach ſeinem Auf-**	10 Judith
Sonn.	23 Dagobert†	♓	☿ unt. ☌ ☉. ♅ ☍ ☉ **gange**	11 Damaſus

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	24 **4. Advent.**	♓	Adam u. Eva. **am Morgen,**	12 **3. Advent.**
Mont.	25 **u. Chriſtf.**	♈	🌓 12. 59′ N. **zuletzt faſt**	13 Lucia
Dienſt.	26 **Stephan.**	♈	☾ ☋. 4 **Stunden lang.**	14 Nicaſius
Mittw.	27 **Joh.** Ev.*	♉	♅ **kommt am** 23. in ☍ **mit**	15 **Quat.** †
Donn	28 Unſch. K.	♉	**der** ☉ **u. erſcheint dann um**	16 Adelheid
Freit.	29 Thomas C.	♊	☾ Erdn. ♀ ☌ ♂. **Mittern.**	17 **Lazarus**
Sonn.	30 David	♊	☿ ☌ ♀. ☿ ☌ ♂. **amglänzendſt.**	18 Wunibald

53. Von Simon und Hanna. Luc. 2 Ep. Gal. 4.

Sonnt.	31 **S. n. Chr.**	♊	Sylveſter. ♃ ☌ ☉ **in d. J.**	19 **4. Advent**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 2. Dez. kurz vor 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.
Sonntag den 10. Dez. kurz vor 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Montag den 18. Dez. kurz vor 1 Viertel auf 6 Uhr Morg. der neue Mond.
Montag den 25. Dez. gegen 1 Uhr Nachm. das erſte Viertel.

Die Juden haben Tempelweihe d. 13. und Faſten, Belagerung Jeruſalems d. 28. December.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge
Den 1	8 St. 14 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 46 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 53	8 2	3 54	16 8

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
	Morg. 5 35	1
Abds. 4 13	6 50	2
5 9		3
6 11		4
7 18		5
8 26		6
9 34		7
10 40		8
11 45		9
		10
Morg. 12 48		11
1 51		12
2 53		13
3 54		14
4 56		15
5 55		16
6 52	Abds.	17
7 44	4 40	18
	5 30	19
	6 41	20
	7 49	21
	9 0	22
	10 12	23
	11 26	24
	Morg.	25
	12 41	26
	1 57	27
	3 13	28
	4 28	29
	5 38	30
	6 41	31

Laßt den Heiland ſtets euch Heiland ſein:
Wunder iſt und bleibt er ſonder Klauben;
Doch wär' je ein Menſch wie er ſo rein,
Gottes Sohn auch wär' er dann dem Glauben.

Drei Ausſprüche.

„Es iſt nicht genug, ein großer Mann ſein, man muß auch zu rechter Zeit kommen." Goethe.

„Keine Nation iſt ſo kritiſch wie wir, keiner wird von ihren Vorſchreiern die Meinung, die ſie haben ſoll, ſo vorgekaut, aber auch keine hat ſo wenig eigene Meinung wie die unſere." Merk.

„Im längſten Frieden wird nicht ſo viel Unſinn und Unwahrheit geſprochen als im kürzeſten Kriege." Jean Paul.

Abſchluß.

Lieber Zeitgeiſt,
Sei vernünftig —
Wenn du gern ſchrei'ſt,
Thu' es künftig
Nicht mehr zu dreiſt,
Und nicht zünftig!

Jedem Leſer und jeder Leſerin.

Stets im Glück zu Freudezügen
ſiegen;
Federleicht aus Grameszügen
fliegen;
Spät erſt in den letzten Zügen
liegen;
So in langen Jahreszügen
Mag Dein Loos ſich ohne Trügen
ſchmiegen.

Zeitrechnung des Jahres 1865.

Das gegenwärtige 1865ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1864 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 16. April, und in dem alten auf den 4. April, welcher dem 16. April im neuen Kalender entſpricht. Die von Oſtern abhängigen Feſte fallen daher in beiden Kalendern auf denſelben Tag.

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling den 20. März um 2 Uhr 25 Minuten Abends nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer den 21. Juni um 11 Uhr 5 Minuten Morgens. Der Herbſt den 23. September um 1 Uhr 19 Minuten Morgens. Der Winter den 21. Dezember um 7 Uhr 9 Minuten Abends.

Von den Finſterniſſen. Wir haben in dieſem Jahre vier Finſterniſſe, nämlich zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen die erſte Mondfinſterniß theilweiſe, die zweite während ihres ganzen Verlaufes ſichtbar ſein wird, während man von beiden Sonnenfinſterniſſen nichts ſehen kann.

Die erſte Mondfinſterniß tritt in der Nacht vom 10. zum 11. April ein, ſie beginnt am 11. April um 4 Uhr 13 Minuten Morgens, ihre größte Verfinſterung von 3,2 Zoll tritt um 5 Uhr 6 Minuten Morgens ein. Ihr Ende wird nach dem Untergange des Mondes ſtattfinden

Die erſte Sonnenfinſterniß, eine totale, wird am 25. April Nachmittags eintreten und im Süden von Afrika und Süd-Amerika ſichtbar ſein.

Die zweite Mondfinſterniß, eine partiale von 4,1 Zoll, wird in Europa und Afrika, ihr Anfang in Aſien und ihr Ende in Amerika ſichtbar ſein. Sie beginnt am 4. October um 10 Uhr 7 Minuten Abends, ihre Mitte wird um 11 Uhr 8 Minuten Abends, ihr Ende am 5. Oct. um 12 Uhr 9 Min. Morgens ſtattfinden.

Die zweite Sonnenfinſterniß, eine ringförmige, wird am Nachmittage des 19. October ſtattfinden, und in Nord-Amerika, dem Norden von Süd-Amerika, im Weſten von Europa und Afrika ſichtbar ſein.

In Cöln wird der Anfang kurz vor dem Untergange der Sonne ſtattfinden.

Lauf und Erſcheinung der Planeten im Jahr 1865.

Neptun.

Der Standpunkt dieſes Planeten wurde im Voraus von Herrn Leverrier in Paris berechnet und darnach wurde er zuerſt am 22. Sept. 1846 von Herrn Prof. Galle in Berlin aufgefunden. Er erſcheint als Stern achter Größe und iſt daher dem bloßen Auge unſichtbar. Er verweilt während des ganzen Jahres im Zeichen des Widders, iſt bis zur Mitte des Juli rechtläufig und wird nach einem kurzen ſcheinbaren Stillſtand rückgängig. Ende März iſt er in Conjunction mit der Sonne und am 25. Sept. in Oppoſition mit der Sonne, wo er um Mitternacht ſich im Süden zeigt.

Uranus.

Uranus iſt am 13. März 1781 von Herſchel dem Vater entdeckt. Er ſteht beim Anfange des Jahres im Zeichen der Zwillinge, und bewegt ſich rückgängig bis zum Anfange des März, wo er nach einem ſcheinbaren Stillſtande eine rechtläufige Bewegung annimmt, und indem er dieſe beibehält, Ende Juni in das Zeichen des Krebſes übertritt, in welchem er bis zum Ende des Jahres bleibt. Seine rechtläufige Bewegung ſetzt er bis zum Anfange des October fort, worauf er nach einem ſcheinbaren Stillſtande wieder eine rückgängige Bewegung annimmt. Derſelbe ſteht am 21. Juni in Conjunction mit der Sonne, wo er am Ende des Zeichens der Zwillinge ſich befindet, und iſt alsdann unſichtbar; am 24. Dec. kommt er im 2. Grade des Zeichens des Krebſes in Oppoſition mit der Sonne, wo er um Mitternacht am höchſten im Süden ſteht und am glänzendſten in dieſem Jahre erſcheint.

Saturn.

Saturn geht beim Anfange des Jahres mit rechtläufiger Bewegung aus dem Zeichen der Wage in das Zeichen des Skorpions über, und behält dieſe rechtläufige Bewegung bis zum Anfange des Februar bei, wo er im 1. Grade des Skorpions kurze Zeit ſtillſteht und dann rückgängig in das Zeichen der Wage zurückgeht. Dieſe rückgängige Bewegung behält der Planet bis Ende Juni bei, ſteht dann im 24. Grade der Wage kurze Zeit ſtill und nimmt hierauf wieder eine rechtläufige Bewegung an, welche er bis zu Ende des Jahres beibehält und ſo bis zum 11. Grade des Skorpions gelangt. Am 17. April befindet er ſich in Oppoſition mit der Sonne und ſteht um Mitternacht an der höchſten Stelle des Himmels, wobei er zugleich den größten Glanz in dieſem Jahre hat. Dagegen ſteht er am 26. Oct. im 6. Grade des Skorpions, in Conjunction mit der Sonne und iſt unſichtbar. Sein Ring erſcheint Ende Juli und Anfang Auguſt am ſchmalſten.

Jupiter.

Jupiter ſteht beim Anfange des Jahres im Zeichen des Schützen und bewegt ſich innerhalb deſſelben rechtläufig bis zur Mitte des April, wo er beim 20. Grade dieſes Zeichens ſtillzuſtehen ſcheint, hierauf eine rückgängige Bewegung annimmt, welche er bis zur Mitte des Auguſt beibehält. Nach kurzem Stillſtande beim 18. Grade des Schützen wird ſeine Bewegung wieder rechtläufig, dieſelbe währet bis Ende des Jahres fort und vermöge derſelben tritt der Planet um die Mitte des November in das Zeichen des Steinbocks. Am 15. Juni ſteht Jupiter mit der Sonne in Oppoſition, nimmt um Mitternacht den höchſten Stand am Himmel ein und hat den größten Glanz in dieſem Jahre. In der letzten Nacht dieſes Jahres kommt er hingegen mit der Sonne in Conjunction und iſt unſichtbar.

Ceres, Pallas, Juno, Veſta, Aſträa, Hebe, Iris, Flora, Metis, Hygiea, Parthenope, Victoria, Egeria, Irene, Eunomia, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſalia, Lutetia, Calliope, Thalia, Themis, Phocaea, Proſerpina, Euterpe, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia, Circe, Leukothea, Atalante, Fides, Leda, Laetitia, Harmonia, Daphne, Iſis, Ariadne, Nyſa, Eugenia, Heſtia, Aglaja, Doris, Pales, Virginia, Nemauſa, Europa, Calypſo, Alexandra, Pandora, Melete, Mnemoſyne, Concordia, Olympia, Danae, Echo, (Titania.) Erato, Auſonia, Angelina, Cybele, Maja, Aſia, Leto, Heſperia, Panopaea, Niobe, Feronia, Clytia, Galatea, Euridike, Freia, Frigga, Diana. (78.)

Dieſe 78 Planeten bewegen ſich in dem Raume zwiſchen dem Jupiter und Mars, in welchem längſt ſchon Planeten vermuthet waren. Sie ſind ſämmtlich in dieſem Jahrhundert entdeckt und die letzten 67 erſt ſeit dem Ende von 1845. Nur mit Hülfe guter Ephemeriden ſind dieſe ſämmtlichen kleinen Planeten aufzufinden und nur mit guten Fernröhren zu beobachten.

Mars.

Mars erſcheint beim Anfange des Jahres im Zeichen der Zwillinge, und bewegt ſich während des ganzen Jahres rechtläufig, ſo daß er Ende April in das Zeichen des Krebſes, Ende Mai in das Zeichen des Löwen, in der Mitte des Juli in das Zeichen der Jungfrau, Ende Auguſt in das Zeichen der Wage, um die Mitte des October in das Zeichen des Skorpion, Ende November in das Zeichen des Schützen tritt, in welchem er bis zum Ende des Jahres verweilt. Er erreicht am 26. April ſeine größte nördliche Breite und kommt am 11. November in Conjunction mit der Sonne, wo er unſichtbar iſt.

Venus.

Venus ſteht im Anfange des Jahres im Zeichen des Waſſermanns und bewegt ſich bis zur Mitte des April rechtläufig, während welcher Zeit ſie die Zeichen der Fiſche, des Widders durchläuft und nahe bis zum Ende des Zeichen des Stieres gelangt. Nach einigem Stillſtande nimmt ſie eine rückgängige Bewegung an, welche ſie bis Ende Mai beibehält und bis zum Anfange des Zeichens des Stieres zurückweicht. Nach kurzem Stillſtande bewegt ſie ſich wieder rechtläufig bis zum Ende des Jahres, und durchwandert die Zeichen des Stiers, der Zwillinge, des Krebſes, des Löwen, der Jungfrau, der Wage und des Skorpions, bis ſie gegen das Ende des Zeichens des Schützen gelangt. Am 25. Februar ſteht ſie am weiteſten öſtlich von der Sonne, nämlich über 46°, am 16 März hat ſie den größten Glanz, am 30. März die größte nördliche Breite, am 27. Juni hat ſie zum zweiten Male in dieſem Jahre den größten Glanz, am 17. Juli iſt ſie am weiteſten weſtlich von der Sonne, faſt 46° entfernt, am 31 Juli die größte ſüdliche Breite, am 10. November die größte nördliche Breite.

Merkur.

Merkur ſteht im Anfange des Jahres am Ende des Zeichens des Steinbockes und bewegt ſich bis nach der Mitte des Januar rückgängig, wodurch er bis zum Anfange dieſes Zeichens gelangt. Nach kurzem Stillſtande wird er rechtläufig bis zum Ende April, wobei er die Zeichen des Steinbockes, Waſſermannes, der Fiſche, des Widders und das halbe Zeichen des Stieres durchwandert. Nach einem kurzen Stillſtande nimmt er eine rückgängige Bewegung bis zur Mitte des Mai an, vermöge deren er bis zum 9. Grade des letztgenannten Zeichens zurückweicht. Nachdem er wieder kurze Zeit ſtillgeſtanden hat, nimmt er eine rechtläufige Bewegung an, welche er bis Ende Auguſt beibehält und vermöge deren er bis zum 21. Grade im Zeichen der Jungfrau gelangt. Es folgt nun, nach einem Stillſtande, eine kurze rückgängige Bewegung bis zur Mitte des September, während welcher er um 13 Grade zurückweicht. Es folgt, nach kurzem Stillſtande, eine bis gegen die Mitte des December anhaltende rechtläufige Bewegung, welche ihn bis zum 9. Grade des Zeichens des Steinbockes bringt. Nun folgt ein kurzer Stillſtand und dann bis zum Ende des Jahres eine rückgängige Bewegung, welche ihn bis zum 24. Grade des Schützen zurückbringt.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten
nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig, (**Wilhelm I.**) König, geb. 22. März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV in der Regierung am 2 Januar 1861, vermählt den 11. Juni 1829 mit

Marie Luiſe Auguſta Katharina, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811.

Kinder:

1) **Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl,** Kronprinz, geb. 18. Okt. 1831, General-Lieutenant, Inſpecteur der erſten Armee-Abtheilung und commandirender General des zweiten Armee-Corps, Chef des erſten Oſtpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 1 (Kronprinz,) à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und des zweiten Schleſiſchen Grenadier-Regiments Nr. 11, erſter Commandeur des erſten Bataillons im zweiten Garde-Landwehr-Regiment, vermählt am 25. Jan. 1858 mit Victoria Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840.

Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27. Januar 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte Charlotte, geb. 24. Juli 1860. 3) Albert Wilhelm Heinrich geb. 14. Aug. 1862.

2) Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, Chef des zweiten Oſtpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 12, (Prinz Carl von Preußen), à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und erſter Commandeur des zweiten Bataillons im erſten Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, vermählt den 26. Mai 1827 mit

Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808.

Kinder:

1) Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General der Cavallerie und commandirender General des dritten Armee-Corps rc., verm. 29. Nov. 1854 mit

Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837.

Töchter: 1) Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2) Eliſabeth Anna, geb. 8. Febr. 1857. 3) Louiſe Margarethe Alexandra Victoria Agnes, geb. 25. Juli 1860.

2) Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829.

3) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel.

2. Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

3) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande.

4. Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie rc., vermählt 14. Sept. 1830 mit

Wilhelmine Friederike Luiſe Marianne, geb. 9 Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande und von derſelben geſchieden ſeit 28. März 1849.

Kinder:

1) Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, Oberſt und Commandeur des erſten Garde-Dragoner-Regiments rc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 27 Juli 1863 verſtorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, Vetter des Königs, Wittwe.

Wilhelmine Luiſe, des verſtorbenen Herzogs Alexius Friedrich Chriſtian zu Anhalt-Bernburg Tochter, geb. 30. Okt. 1799.

Söhne:

1) Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General-Lieutenant rc. 2) Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Lieutenant.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm Karl, Vater-Bruders des Königs.

Kinder: 1) Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral der preußiſchen Küſten und Oberbefehlshaber der Marine rc. 2) Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die verwittwete Königin von Bayern.

Wittwe des am 2. Januar 1861 verſtorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV., Eliſabeth Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt. **Leopold Friedrich**, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von **Friederike** Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Bruders des Königs von Preußen. — **Leopold Friedrich** Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. **Friedrich** Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit **Luiſe** Marie Eliſabeth, Tochter des Königs Wilhelm I. von Preußen geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. **Ludwig II.** Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Auguſt 1845, ſucc. ſeinem am 10. März 1864 verſtorbenen Vater **Maximilian II.**

Belgien. **Leopold I** Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850. **Leopold** Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835, verm. 22. Auguſt 1853 mit Maria Henriette Anna von Oeſtreich.

Braſilien. **Dom Pedro II** de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit **Thereſe** Chriſtine Marie, Schweſter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. Tochter: Iſabella, geb. 29. Juli 1846, Thronfolgerin.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. **Auguſt Wilhelm** Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Frankreich. **Louis Napoleon**, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit **Eugenie**, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Großbritannien und Irland. **Victoria** Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, Wittwe ſeit 14. Decbr. 1861 von **Albert** Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — **Albert Eduard**, Prinz von Wales geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger, verm. 10. März 1863 mit **Alexandra** Caroline Marie Charlotte Louiſe Julie, Tochter des Königs Chriſtian zu Dänemark, geb. 1. Dec. 1844.

Hannover. **Georg** Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit **Marie** Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — **Ernſt Auguſt**, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. **Friedrich Wilhelm**, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). **Ludwig III.** Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, Wittwer ſeit 25. Mai 1862 von **Mathilde** Caroline Friederike, Tochter Königs Ludwig von Bayern, geb. 30. Auguſt 1813.

Heſſen-Homburg. **Ferdinand** Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Kirchenſtaat. **Pius IX** (Maſtai Feretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Italien. **Victor Emanuel**, König, geb. 14. März 1820, reg. 23. März 1849, Wittwer ſeit 16. Januar 1855 von **Adelheid** Franciske Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — **Humbert** Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Liechtenſtein. **Johann** Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840, ſucc. ſeinem Vater **Aloys** Joſeph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. **Friedrich Emil Leopold**, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. **Lippe-Schaumburg.** **Adolph** Georg, geboren 1. Aug. 1817, folgte ſeinem Vater **Georg** Wilhelm, 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzeſſin Hermine geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verſt. Fürſten Georg von Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. **Friedrich Franz** Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, Wittwer ſeit 3. März 1862 von Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz. Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. **Friedrich** Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Großherzog, geb. 17. Okt. 1819, reg. 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit **Auguſte** Karoline Charlotte Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Herzogs Adolph von Cambridge. Georg Adolph **Friedrich**, Erbgroßherzog, geb. 22. Juli 1848.

Modena-Reggio und Guaſtalla. **Franz V** Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit **Adelgunde** Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig I. von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. **Adolph** Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal verm. 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des

Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 23. April 1852.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des verſt. Königs von Württemberg. Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Regentſchaft ſeiner Mutter Luiſe Marie Thereſe von Artois, geb. 21. Sept. 1819, Tochter des verſtorb. Herzogs von Berry, Wittwe des ermord. Herzogs Ferdinand Karl III Maria Joſeph Victor Balthaſar von Parma und Piacenza.

Portugal. Louis Philipp Maria Ferdinand, geb. 31. Okt. 1838, reg. 11. November 1861, verm. am 27. Sept. 1862 in Turin durch Prokuration und am 6. Okt. 1862 in Liſſabon perſönlich mit Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847, Tochter des Königs Victor Emanuel von Italien. — Karl Ferdinand, Thronerbe, geb. 28. September 1863.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX. am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV. Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Schweſter des Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Nikolaus Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 20. (8.) Sept. 1843.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian I. von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie. 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Schweſter des Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des verſtorbenen Kurfürſten Wilhelm II. von Heſſen, geb. 6. Sept. 1804. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Schweſter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Tochter des verſtorbenen Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 1855 mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV, König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, geb. 5. Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Marie Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Alphons Franz ꝛc., Prinz von Aſturien, geb. 28. Nov. 1857, Kronprinz.

Toskana. Ferdinand IV Salvator Maria Joſeph Johann, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1835, ſucc. ſeinem Vater Leopold II durch die Thronentſagung desſelben am 21. Juli 1859.

Türkei. Abdul-Aziz, Großſultan, folgte in der Regierung ſeinem 1861 verſtorbenen Bruder Abdul-Medſchid.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Schweſter des Herzogs von Naſſau, geb. 12 Aug. 1831.

Württemberg. Karl, König, geb. 6. März 1823, reg. 25. Juni 1864, verm. ſeit 13. Juli 1846 mit der Großfürſtin Olga, Schweſter des ruſſiſchen Kaiſers, geb. 11. Sept. 1822. —

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1865.

Tage.	Januar.	M.	S.	Februar.	M.	S.	März.	M.	S.	April.	M.	S.	Mai.	M.	S.	Juni.	M.	S.
1	mehr	3	50	mehr	13	56	mehr	12	33	mehr	3	55	weniger	3	3	weniger	2	28
6		6	15		14	24		11	27		2	26		3	33		1	38
11		8	31		14	31		10	10		1	1		3	50		0	43
16		10	9		14	20		8	46	weniger	0	16		3	52	mehr	0	21
21		11	41		13	51		7	16		1	23		3	40		1	26
26		12	50		13	6		5	45		2	19		3	14		2	30
31		13	48		12	8		4	13		3	3		2	37		3	31

Tage.	Juli.	M.	S.	Auguſt.	M.	S.	September.	M.	S.	Oktober.	M.	S.	November.	M.	S.	Dezember.	M.	S.
1	mehr	3	31	mehr	6	2	weniger	0	11	weniger	10	23	weniger	16	17	weniger	10	41
6		4	25		5	37		1	48		11	54		16	13		8	40
11		5	10		4	56		3	31		13	16		15	48		6	26
16		5	44		4	1		5	16		14	25		15	2		4	2
21		6	5		2	55		7	1		15	19		13	54		1	33
26		6	13		1	36		8	44		15	56		12	26	mehr	0	57
31		6	6		0	8		10	23		16	16		10	41		3	33

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr am Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgang der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblick des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterſchiede der wahren, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Das neue (Zoll-) Gewicht in Preußen.

(Eingeführt am 1. Juli 1858.)

Unſer neues Gewicht iſt folgendermaßen eingetheilt:

1 Laſt	=	40 Centner.	1 Loth	=	10 Quentchen.
1 Centner	=	100 Pfund.	1 Quentch.	=	10 Cent.
1 Pfund	=	30 Loth.	1 Cent	=	10 Korn.

Verwandlung des alten Preußiſchen Gewichts in neues Gewicht.

Alt-Gewicht	macht in Neu-Gewicht:				Alt-Gewicht	macht in Neu-Gewicht:		
1 Laſt	— Laſt	37 Ctr.	41 Pfd.	21 Lth.	1 Ctr.	1 Ctr.	2 Pfd.	27 Loth.
2 „	1 „	34 „	83 „	11 „	2 „	2 „	5 „	24 „
3 „	2 „	32 „	25 „	2 „	3 „	3 „	8 „	21 „
4 „	3 „	29 „	66 „	23 „	4 „	4 „	11 „	18 „
5 „	4 „	27 „	8 „	13 „	5 „	5 „	14 „	14 „
6 „	5 „	24 „	50 „	4 „	6 „	6 „	17 „	11 „
7 „	6 „	21 „	91 „	25 „	7 „	7 „	20 „	8 „
8 „	7 „	19 „	33 „	15 „	8 „	8 „	23 „	5 „
9 „	8 „	16 „	75 „	6 „	9 „	9 „	26 „	2 „
10 „	9 „	14 „	16 „	26 „	10 „	10 „	28 „	29 „

1 Pfund Alt-Gewicht macht in Neu-Gewicht:

1 Pfd.	— Pfd.	28 Loth.	— Qtch.	6 Cent.	3 Korn.
2 „	1 „	26 „	1 „	2 „	5 „
3 „	2 „	24 „	1 „	8 „	8 „
4 „	3 „	22 „	2 „	5 „	1 „
5 „	4 „	20 „	3 „	1 „	3 „
6 „	5 „	18 „	3 „	7 „	6 „
7 „	6 „	16 „	4 „	3 „	9 „
8 „	7 „	14 „	5 „	— „	1 „
9 „	8 „	12 „	5 „	6 „	4 „
10 „	9 „	10 „	6 „	2 „	7 „

Alt-Gewicht	macht in Neu-Gewicht:				Alt-Gewicht	macht in Neu-Gewicht:			
1 Loth	— Lth.	8 Qtch.	7 Cent.	7 Korn.	6 Loth	5 Lth.	2 Q.	6 Cent.	2 Korn.
2 „	1 „	7 „	5 „	4 „	7 „	6 „	1 „	3 „	9 „
3 „	2 „	6 „	3 „	1 „	8 „	7 „	— „	1 „	6 „
4 „	3 „	5 „	— „	8 „	9 „	7 „	9 „	9 „	3 „
5 „	4 „	3 „	8 „	5 „	10 „	8 „	7 „	7 „	— „

Verwandlung der üblichſten Theile in neues Gewicht.

$\frac{1}{2}$ Ctr. Alt-Gew. machen 51 Pfd. 13 Lth. 4 Q. 4 Cent. $6\frac{3}{16}$ Korn Neu-Gew

$\frac{1}{4}$ „ „ „ 25 „ 21 „ 7 „ 2 „ $3\frac{3}{16}$ „ „

$\frac{1}{8}$ „ „ „ 12 „ 25 „ 8 „ 6 „ $1\frac{6}{16}$ „ „

$\frac{1}{16}$ „ „ „ 6 „ 12 „ 9 „ 3 „ $\frac{6}{16}$ „ „

$\frac{1}{2}$ Pfd. Alt-Gew. machen 14 Lth. — Q. 3 Cent. $1\frac{3}{16}$ Korn Neu-Gew.

$\frac{1}{4}$ „ „ „ 7 „ — „ 1 „ $5\frac{7}{16}$ „ „

$\frac{1}{8}$ „ „ „ 3 „ 5 „ — „ $7\frac{3}{16}$ „ „

Kalender-Allerlei.

So mag es ſein!

Der Glaube werde nicht zum Irrlichtsglauben,
Die Frömmigkeit nicht Frömmelei;
Die Liebe halt' in Zwiſt mit Eigenliebe
Die Treue von der Reue frei;
Das Recht ſoll Unrecht nicht und Vorrecht dulden,
Der Freiheit ſtehe Freiſinn bei;
Der Muth mag ſtets den Uebermuth verjagen
Und Offenheit die Heuchelei:
Daß nicht der Troſt von künft'gen Friedenstagen
Ein Narrenſpiel der Hoffnung ſei!

Bäder und Lebensquellen.

Der Beſuch der Bäder iſt zur Mode geworden, **doch gebührt hierin** der Mode keine Ode, die ihr allerdings ſelten gebührt. Die höheren Stände haben Mittel dazu, obwohl auch da zuweilen die Sparſamkeit zu empfehlen wäre, um nicht nach Unten hin mit Abgaben und Anforderungen zu bedrücken. Dem Mittelſtand aber, der meiſt weniger Mittel hat, trotz ſeiner Benennung, iſt zu rathen, den Vorfahren bis zu unſern Großvätern heran nachzuahmen, die ohne „Bade-Saiſon" — ohne Geſchäfts-Verſäumniß — geſunder und wohlhabender, züchtiger und froher waren, es als Ehrenpflicht betrachteten, etwas Vermögen, ja keine Schulden zu hinterlaſſen. Faſt jede Familie vom ſogenannten „guten Ton" — Schulden zu bezahlen gehört nicht mehr recht zum guten Ton — glaubt jährlich eine Badefahrt nothwendig. Die Weiſe der Väter, in heißer Jahreszeit etwas zu faſten — das heißt: in der Mäßigkeit noch mehr Maaß anzuwenden — hat ſich umgewandelt in vierzig Tage baden, ſich dabei mit allerlei Fremdgewäſſern innerlich auszuſpülen, dann allenfalls nach der Rückkehr zum Schadenerſatz nothgedrungen etwas zu faſten, wenn man überhaupt noch in der Hausrechnung „Soll" und „Haben" in Uebereinſtimmung halten will. — Daheim vernünftig leben, ſich täglich der Luft und Bewegung auf kurze Zeit wenigſtens erfreuen, ſeine Angelegenheiten in Ordnung bewahren, das erhält die Quelle der Kraft und Heiterkeit im Gange; eine Quelle, die heilſamer iſt als jede andere: ſie giebt das Weihwaſſer zur Geſundheit, das milde Blut des Herzens und die Friſche des Geiſtes.

Geſpräch über einen Günſtling.

Ein Günſtling herrſcht, wie fing er's an,
Iſt Schelm er, iſt er Biedermann?
„Ein's von Beiden!"
Erzielt er Einfluß, will er Gold,
Iſt dieſem, iſt er jenem hold?
„Sicher Beiden!"
Nun ſagt mir, Freund, da Ihr ihn kennt,
Ob Geiſt er hat, und ob Talent?
„Kein's von Beiden!"

Der Vortheilstrieb.

Ein franzöſiſcher Staatsmann äußerte im Jahre 1817: „Die wenigſten Menſchen laſſen ſich durch Grundſätze leiten, das Intereſſe, der Vortheilstrieb, beherrſcht uns Alle. Unter dem Namen der Ehre wollen die Hochgeſtellten noch höher, ſie wollen den Vorrang; unter dem Namen Freiheit wollen die Untergeordneten die Gleichheit. Dieſe Leidenſchaften ſind ſo wenig zu verbannen als der Wind aus der Luft; aber man thut auch unrecht, ſie verbannen zu wollen. Ohne Wind iſt nicht zu ſchiffen; der Staat bedarf Leidenſchaften, wie das Schiff den Wind. Der geſchickte Steuermann dreht ſeine Segel und hält weiſe ſein Steuerruder ſo, daß ſelbſt der entgegengeſetzteſte Wind ihn forttreibt. — Nur thut der Wind allein doch auch nicht ſo große Dinge, ſonſt könnte die franzöſiſche Regierung mit ihren Unterthanen am zufriedenſten ſein: ſie liefern einen Windſchatz, der zum Forttreiben weit über den Bedarf reicht." — Nun, ſeit 1817 hatten die Franzoſen mehr und mehr Windabnehmer unter Hochgeſtellten und Untergeordneten, obſchon trotzdem nicht zu behaupten iſt, in Frankreich ſei der Windſchatz vermindert; es prägte ſich nur überall tiefer die Erfahrung ein: das Wind-Capital ſchafft die höchſten Intereſſen.

Viel „Nahm.“

Im Kaffeehaus nahm Buff Gelegenheit
Von einem halben Wort zum Streit
Mit Baff; der nahm es übel auf.
Buff nahm ein vornehm Weſen an,
Auf Degen fordernd ſeinen Mann;
Der nahm den Fehdehandſchuh auf —
Jetzt nahm die Sache ihren Lauf.
Buff nahm den Degen in die Hand,
Baff nahm den Stock nur in die Hände;
Da nahm nun Buff Reißaus, verſchwand,
Und Beider Streit nahm nun ein Ende.

Weisheitsſchule eines Selbſtlings.

Der hübſche Franz Radoff wollte, wie er ſagte, ſein Daſein genießen, und da er gehört hatte: im Leben ſelbſt lerne man Alles am beſten, ging er vorläufig „hinter die Schule“, hat jedoch nachmals faſt von allen Wiſſenſchaften etwas weggekriegt. Da ſein Taſchengeld nirgends zureichte, brachte er, was aufzutreiben war, in die Pfandleihe, und hier lernte er Arithmetik, lernte das Rechnen bis dahin, wo Null mit Null aufgeht. — Dann trieb er Geometrie, die Raumgrößen-Lehre, indem er bei Gaſtwirthen den Inhalt ihrer Weinfäſſer möglichſt bis auf den Grund ausmaaß. — Aſtronomie, Sternkunde, gewann er ſich aus den Augenſternen hübſcher Mädchen, und Phyſik, Naturforſchung, bei ihren Umarmungen. — Von der Mechanik, der Triebwerkskraft, verſchafften ihm Nebenbuhler Begriff, indem ſie ihm durch ihre Degen die Lehre vom Hebel beibrachten; den freien Fall der Körper lernte er kennen, wenn er Mahner die Treppe hinabwarf. — Mit der Theologie, der Glaubenslehre, befleißigte er ſich bei ſeinen Gläubigern, die er wegen der Zahlung auf das Jenſeits anwieß. Jura, die Wiſſenſchaft der Rechte, holte er ſich bei einem jungen Eheweibe, das mit einem alten Mann verheirathet war, und nun Mehreren einleuchtend machte, er ſei nach allem Recht zu betrügen. — Der einſt hübſche Franz Radoff war aber in ſeinem Weisheitserwerb zu eifrig geweſen, er mußte deshalb an ſich ſelber Mediciner, Heilkünſtler werden, wodurch er ſich auch glücklich frühzeitig umbrachte. Dabei iſt er alſo nicht bis zur Anatomie, zur Zergliederungskunſt gekommen; in dieſer diente er dann nur Andern zur Uebung, und hatte demnach jedenfalls ein nützliches Ende.

Auch ein Troſt.

Einem armen Künſtler träumte einmal: ihm wäre eine große Summe Geld geſtohlen; höchſt angſtvoll erregt ſchrie er im Schlaf, wachte auf, kam zu ſich, und das Erſte, was er ſagte, war: „Gott ſei Dank, daß ich nichts habe!“

Das Mädchen dem Schmeichler.

Deine Sonne nennt mich dein Gedicht,
Freund, das hat mich ſehr verdroſſen!
Komm mir mit der ärgſten Feindin nicht,
Die mich quält durch Sommerſproſſen!

Zur Prüfung.

Jeder Schriftſteller und Redner, der ſich mit dem Zeitgeſchichtlichen beſchäftigt, mit gegenwärtigen Zuſtänden des Volkes, dem er angeboren, ſoll aus lebendig edler Empfindung und Theilnahme die Verhältniſſe beleuchten, ſich dabei beſonders vor der Einſeitigkeit hüten, die oft „Conſequenz“ und „Farbehalten“ genannt wird von geſchloſſenen Mehrheitsbünden, wodurch ſie dann ſtarr und ſchroff den ſtets beweglichen Ereigniſſen auch ſtets nicht nur nutzlos, ſondern ſchädlich gegenüber ſtehen. Dergleichen Schriftſteller und Redner ſollen auf gefahrvollem Wege das Volk bei allen Schritten begleiten, wie der Freund den Freund, mit gerechtem und treuem Maaße nach links und rechts, das heißt: mit vernünftiger Liebe, die hier und dort eben ſo warnend als ſchonend iſt, aus der niemals Groll und Haß entſtehen können und dürfen. Denn die wirkliche, die vernünftige Liebe iſt immer ausgleichend, Groll und Haß ſind immer trennend, in ihren Folgen zerrüttend, und bei Ausdauer vernichtend. — Auf Grund dieſer Wahrheit mag Jeder in ihrem Thun und Treiben diejenigen Schriftſteller und Redner prüfen, deren Aeußerungen er beiſtimmt und danach handelt.

Leitzeilen.

Kommt uns nicht Alles in Pfunden herein,
Muß man mit Lothen zufrieden ſein.

Für Beutel und Magen nur Fülle begehren,
Wird Leerheit des Geiſtes und Herzens vermehren.

Frei ſei lieber bei mag'rer Suppe,
Als bei Hoffchmaus eingezwängte Puppe.

Laß den Teufel Machthaber ſein,
Dann giebt man ihm den Heil'genſchein.

Willſt du die reinſte Freiheit erlangen,
Gieb deinen Pflichten dich freudig gefangen.

Eine gute Bemerkung.

Der mit Recht geſchätzte, in der Menſchenkenntniß heimiſche Schweizer Ulrich Hegner ſagt: „Es iſt eben die ſchlimmſte Folge einer Revolution, daß den Leuten dadurch die Augen nicht auf- ſondern zugehen, Freunde und Feinde derſelben, wie Pharao bei der Revolution Moſis, anſtatt ſich zu nähern, immer verſtockter werden. Die Einen wollen lieber alle zehn Plagen Egyptens ausſtehen, als ſich in die Zeichen der Zeit ſchicken, die Andern aber legen es darauf an, vierzig Jahre in einer Wüſte zu leben.“

Wahrnehmung.

Der Menſchen Wohl ward ſtets zumeiſt
Von ſolchen Herrn begraben,
Die minder Bretter vor dem Kopf,
Als vor dem Herzen haben.

Paſtor Gründel.

Auch Friedrich der Große wünſchte ſchon, daß die Landleute ſich zur Aneinanderlegung ihrer Aecker entſchließen möchten, weil dadurch manche beträchtliche Bodenſtrecke gewonnen und bei der Bearbeitung viel Zeit erſpart werden könne. Man widerſtrebte jedoch faſt überall aus Vorurtheil oder Eigennutz dieſer wohlthätigen Abſicht. Der König gab aber ſeinen Plan nicht auf, ſondern verſuchte jedes geeignete Mittel, ihn durchzuſetzen. — Bei einer ſeiner jährlichen Bereiſungen Schleſiens kam der Monarch auf dem Wege von Neiße nach Brieg durch das eine Meile von letztgenannter Stadt gelegene Dorf Kreiſewitz. Hier mußte er verweilen, da einem Pferde augenblicklich ein Hufbeſchlag nöthig war. Er ließ vor die Schmiede fahren und blieb im Wagen ſitzen. Von hier aus richtete er an den Grundherrn des Dorfes nur einige Worte; denn da er den Ortsgeiſtlichen, den Paſtor Gründel erblickte, wendete er ſich ſogleich an dieſen mit folgender Anrede: „Er iſt der Geiſtliche des Orts: komm' Er doch näher! Hör' Er 'mal, ich wünſche ſo ſehr, daß die Bauern ihre Aecker aneinander legen, aber die Leute folgen mir nicht. Ich dächte, Er predigte über die Sache, das könnte Eindruck machen. Aber weiß Er auch einen Text? Nun, ich will Ihm einen ſagen.“ — Der König, in der Bibelkenntniß ſehr ſtark, beſtimmte einen Bibelvers zu der befohlenen Predigt; der Paſtor verſprach, ſchon an einem der nächſten Sonntage dieſen Text zu benutzen, und der Monarch entließ ihn mit freundlichſter Zufriedenheit. Paſtor Gründel hielt die Predigt ganz im Sinne des Königs, und ſchickte dieſem eine Abſchrift derſelben nach Potsdam. Wenige Wochen nachher empfing Gründel von dem ſchleſiſchen Provinzial-Miniſter, Grafen von Hoym, ein Schreiben des Inhalts: „Seine Majeſtät der König haben befohlen, daß Ihnen die in Schleſien zunächſt erledigte Pfarre königlichen Patronats, wenn Sie ſich dadurch bedeutend verbeſſern, conſeirt werden ſoll. Es wird Ihnen deshalb aufgegeben, ſobald Sie von einer ſolchen Erledigung hören, ſich ſofort zu melden.“ — Auf dieſe Zuſchrift entgegnete Paſtor Gründel:

„Sehr beglückt fühle ich mich durch die außerordentliche Gnade meines großen Königs. Allein, da ich der Meinung bin, das zwiſchen einer Gemeinde und ihrem Seelſorger einmal geknüpfte Band ſoll ein unauflösliches ſein, beſonders wenn, wie dies bei uns der Fall iſt, zwiſchen der Gemeinde und dem Geiſtlichen volle Harmonie beſteht, darf ein ſolches Band am wenigſten wegen einer äußeren Verbeſſerung zerriſſen werden. So danke ich denn unterthänig für das mir zu Theil gewordene huldvolle Anerbieten, werde aber nie davon Gebrauch machen.“

Dieſes wahrhaft geiſtliche Benehmen erwarb dem Paſter Gründel doppelte Liebe und Verehrung bei ſeiner Gemeinde; er lebte, obſchon ſein Einkommen nicht bedeutend war, doch ſehr glücklich in ihrer Mitte, und erreichte das fünfundachtzigſte Lebensjahr, immer heiter zurückblickend auf den damaligen Entſchluß. — Daß ſein Andenken erneuert werde, hat er gewiß auch verdient!

Nahrungsſtoff.

Nach mehreren übereinſtimmenden Verſuchen der Chemiker, von Percy und Vauquelin an bis auf die jüngſte Zeit, ſind unter den Hülſenfrüchten Linſen das kräftigſte Gemüſe, 100 Pfund enthalten 94 Pfund Nährtheile; dann folgen die Erbſen mit 93, die Bohnen mit 92 auf 100 Pfund; Küchenkräuter und Rüben geben nur 8, Mohrrüben 14, und Kartoffeln, der verbreitetſten Meinung nach ſo ſehr nahrhaft, auch nur 25 Pfund auf 100; gleiches Gewicht des beſten Brodes liefert 70 Pfund Nährtheile. — Demnach hätte man — zum Beiſpiel — 100 Pfund Brod und eben ſo viel an Kartoffeln zu genießen — mit einem Pfunde Unterſchied — um mit den Linſen in's Gleichgewicht zu kommen.

Rede- und Fehderei.

Streitgeſchwätz vom Volkeswohle
Zeigt oft ſtumpfen Geiſtesblick;
Endlos Reden treibt in's Hohle:
Keck thut dann die Hohlheit dick.

Der fürſtliche Feldarbeiter.

Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg beſorgte, waren ſeine Regierungs-Geſchäfte gethan, mehrere häusliche Angelegenheiten in eigner Perſon, und ſchrieb dieſe Verrichtungen in ſein Tagebuch ein. Das vom Jahr 1586 enthält am 9. Auguſt Folgendes: „Heute bin ich mit meiner lieben Gemahlin nach Hardisfelde gereiſt und habe laſſen Korn einführen, auch zur Luſt, ſowohl Vor- als Nachmittags, das Getreide helfen auf- und abladen.“ — Es war eine Zeit des Friedens in Deutſchland, und es wäre wünſchenswerth, daß die Fürſten zu allen Zeiten ſich „zur Luſt“ auf den Aehren-, ſtatt auf Schlachtfeldern beſchäftigen könnten.

Keine Verſtimmung!

Gute Laune und die Fähigkeit, Alles von der lachenden Seite zu betrachten, dieſe beiden Eigenſchaften gehören zu den mitwirkendſten Urſachen der Geſundheit und des Lebensmuths. Schon der weiſe Salomo ſagt: „Ein fröhlich Herz wirkt wie Arznei, aber ein niedergeſchlagen Gemüth trocknet das Mark aus in den Knochen.“ — „Lache, wenn du weiſe biſt!“ — „Lache und gedeihe!“ das ſind alte Sprüchwörter, und der geiſtvolle Irländer Lorenz Sterne verſichert: „Jedesmal, wenn ein Menſch aus voller Luſt lacht, verlängere er ſein Leben um ein paar Tage.“ — Allerdings bleibt die volle Luſt nicht unter allen Umſtänden bei uns heimiſch; wenn es aber unbeſtreitbar iſt, daß die Sonne auch hinter Gewitterwolken ſtrahlt, dieſe öfter Segen als Hagelwetter bringen, ſo läßt ſich auch bei umdüſterter Ausſicht in die Zukunft die gern lachende Hoffnung leicht herbeiwinken, um die Freudigkeit aufrecht zu halten. Nur muß man dieſe hauptſächlich von ſich ſelbſt erkaufen, dann ſtärkt ſie ihr eigenes Vermögen, während, will man ſie von Andern erhandeln, gar oft der Verdruß die überwiegende Zugabe iſt.

Fingerzeig.

Die eitelſtolz ſelbſtſüchtig Waltenden,
In Uebermuth herriſch ſtets Schaltenden,
Mit Unrecht ſich Vorrecht' Erhaltenden —
Der Volksliebe ſind's die Erkaltenden.

Bedenkenswerth.

Die Schönheit gleicht einem Empfehlungsſchreiben, deſſen Wirkung nicht von langer Dauer iſt.

Das Putzgemach der Mädchen und Frauen iſt die Uebungsſchule für die Gefallſucht.

Die Schminke iſt ein Mittel, das alte Frauen unzweifelhaft etwas häßlicher und die jungen nur in ihrem Glauben etwas hübſcher macht.

Die Ehre der Männer wächſt im Lichte der Oeffentlichkeit, die Ehre der Frauen blüht in der Häuslichkeit.

Mit Vorbehalt und Hinterhalt bringt man auch das Gehaltvollſte, außer Halt.

Wenn man ſich gegen Menſchenkenntniß wehrt, fehlt ſie noch nicht; es fehlt aber jetzt ſehr oft viel Dem, der ſich die Menſchenkenntniß nicht mehr abwehren kann.

Das Weſen der Dinge.

Der Menſchen Treiben ändert nie! —
Wenn wir es klar erkannten,
So iſt's die alte Comödie
Mit neuen Comödianten.

Weit verbreitet.

Das bekannte Volkslied „God save the King“, deſſen Melodie ſich in ganz Europa faſt für alle Sprachen muß brauchen laſſen, hat den Dichter Ben Johnſon zum Verfaſſer. Es hieß damals: „God save great James, the King“, und es entſtand nach der Pulver-Verſchwörung im Jahr 1607.

Ein Titel-Zuſatz.

Auf den Titel einer Streitſchrift gegen ein übermächtig reiches Handelshaus, das ſich die Herrſchaft über Staatsſchulden erzielt hat, ſchrieb ein Leſer:

„Worte ſind ein leerer Schall,
Geld und Gunſt ein voller;
Loſung ſind ſie überall,
Hemmen wird's kein Schmoller,
Bis einmal Fortuna's Ball
Kommt zu and'rem Koller.“

Ueber Redegeläufigkeit.

Der geiſtreiche Engländer Jonathan Swift bemerkt: „Die große Redegeläufigkeit hat ihren Grund eben ſo ſehr in einem Mangel an Gedanken als in einem Mangel an Wörtern. Wer ſeine Sprache meiſterhaft behandelt, ſeinen richtigen Gedanken ſtets den richtigen Ausdruck geben will, kann leicht für den Augenblick in Bedachtſamkeit unſchlüſſig werden, indeß gewöhnliche Sprecher zu einer Gewohnheitsfolge von Gedanken auch eine Gewohnheitsfolge von Worten haben, die ihnen ſtets dienſtbar ſind, aber mehr Leere und Armuth als Fülle und Reichthum des Denkens bezeugen.“

Familien-Sprüchlein.

Ringsum im Allervollſten,
Alltags dem Glück im Schooß,
Wär' Unglück uns am tollſten:
Wir wären — hoffnungslos,
Und würden, ſolchem Glück inmitten,
Gewiß um etwas Unglück bitten.

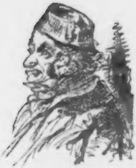
Jahrbuch
des
Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.
Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung.

Einunddreißigſter Jahrgang.

Neu Liedlein ſingen Viele gern,
Hätt' auch manch altes beſſ'ren Kern;
So wird, wenn neue Thorheit keimt,
Gleich alte Weisheit ungereimt,
Und Wahrheit, ſonnenklar und ſchlicht,
Vertreibt mit Dunſt der ſchlaue Wicht.

1865.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)



Nicht ſauertöpfig
Zieht euch den Mund,
Nicht wirbelköpfig
Seht eckt das Rund;
Ob Stürme heulen
In Staat und Haus,
Mit Donnerkeilen
Treibt Gott ſie aus.

(Am 1. Januar 1864.)

Unterweges.

Den Weg macht Zeit uns ſchwerer,
Sie raubet uns Vertrau'n,
Und läßt die Zukunft leerer
An Licht der Hoffnung ſchau'n.

Doch alte Sorgen ſtreuen
Wir in Vergeſſenheit,
Und ſeelenvoll dem Neuen
Sei friſche Kraft geweiht.

Ob rings wir oft vermiſſen
Den Segen im Bemüh'n,
Der Ew'ge wird ſchon wiſſen,
Wo Frucht und Dank uns blüh'n. —

Wär's Troſt nur aus der Ferne:
Manch Herz ſei für uns da —
Sind fern doch auch die Sterne,
Und ſtets mit Troſt uns nah!

Vom echten Humor.

Mit Frohſinn bei Gemüth
Uns trüben Sinn erheitern,
Mit Witz, aus Lieb' erglüht,
Die Einſicht uns erweitern:
Das iſt's, was ſich Humor
In edel freiem Walten
Zu Zweck und Ziel erkor; —
Dem Nied'ren fern gehalten,
Läßt er, von Bosheit rein,
Sich nie auf Frechheit ein.

Was iſt nicht Wunder?

Wunder ſind das Allgemeinſte
Rings umher, wohin wir gehen,
Denn ein Wunder iſt das Kleinſte,
Was wir vom Erſchaff'nen ſehen;
Wie Verſtand und Forſchung treiben,
Dennoch wird uns immerdar
Nichts im Tiefſten offenbar,
Da wir ſelbſt uns Räthſel bleiben.

Im Glauben feſt!

Ich hab' oft wunderſchön geträumt,
Und manchmal träum' ich noch,
Da hat mir Zukunft weggeräumt
Der Menſchen Leid und Joch.

Da iſt's, als wär' im Weltgewühl
An Seligkeit gedacht,
Als bringe Wärm' ans Mitgefühl,
Und Licht zu inn'rer Nacht.

Dann wach' ich nur mit Sträuben auf,
Und ſinne gläubig fort,
Bis feiler Trug im Zeitenlauf
Der Hoffnung naht mit Mord. —

Ich bin, wenn jetzt ich ſchön geträumt,
Viel früher noch erwacht;
Stets hat der Sonnenſtrahl geſäumt,
Und Siegerin blieb Nacht.

Doch bring' ich wider ſolchen Feind
Voll muth'gen Glaubens ein:
Es muß, was himmliſch hier erſcheint,
Auch Dieſſeits Wahrheit ſein.

Ob rings es drohe, drängt und treibt,
Ich weich' und wanke nicht;
Verbürgt, daß Recht im Siege bleibt,
Ward ſtets vom Weltgericht.

Ja, ewig iſt, was mir geträumt,
Und ob des Truges Macht
Im Trotz ſich immer bäumt und ſchäumt,
Ihr Werk ſtürzt Gott in Nacht!

Sprüche der Erfahrung.

Im Leben mag Gemüth
Sich weit und breit ergießen,
Gedanken und Begriff
Sind feſt in ſich zu ſchließen.

*

In jüngſter Zeit wächſt Selbſtſucht noch peinlicher,
Und trotz des Wachſens wird ſie doch kleinlicher.

*

Man ſieht die Göttin hoher Gerichte
Stets mit der Wage — ohne Gewichte;
Laßt ihr ſie ſo gewichtlos ſitzen,
Was ſoll ihr dann die Wage nützen?!

*

Wer oft den Mund aufreißt
Recht weit, der wähne
Nicht, daß er uns beweiſ't
Die Weisheitszähne.

*

Verſprechen Tagsparteien
Der Volksmeng' ein Eden,
Wird blindlings ſie zum Kreiſel,
Gepeitſcht mit Prunkesreden.

*

Wo erſt die Leiter nöthig,
Bevor man ſich erhoben,
Sind Thoren nur erbötig
Zum Stufengang gleich oben;
Doch manche Zeit thut ſo uns kund:
Ihr fehlt zum Fortſchritt Stuf' und Grund.

*

Beſorgt nicht eiligſt Freiheitsmützen
Im Klügeln!
Der Einzelmann mag oft wohl nützen
Mit Flügeln,
Doch läßt die Menge ſich nur ſchützen
Durch Zügeln!

Daß allermeiſt du wirſt zur Laſt
Im Parteien-Walten,
Bedarf's nur, daß den Ruf du haſt
Immer Maaß zu halten.

*

Die Welt der Bretter zeigt jetzt oft ſich niedrig,
Geſunken iſt die Kunſt durch Gier nach Geld;
Doch macht es mehr uns noch die Bretter widrig,
Wird in und vor den Köpfen Bretterwelt.

*

Nimmt man mit zu barſcher Strenge
Wünſche in zu ſtraffe Zügel,
Treibt Gehorſam man in Enge,
Giebt nur Mißgeſchicken Flügel.

*

Erkenne dich! — ein ſehr gewichtiger Rath,
Doch mag nicht Jeder ſich damit befaſſen;
Erkennte ſich mancher Parteimann im Staat:
Er würde mit Schrecken ſich ſelber verlaſſen.

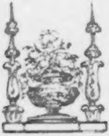
*

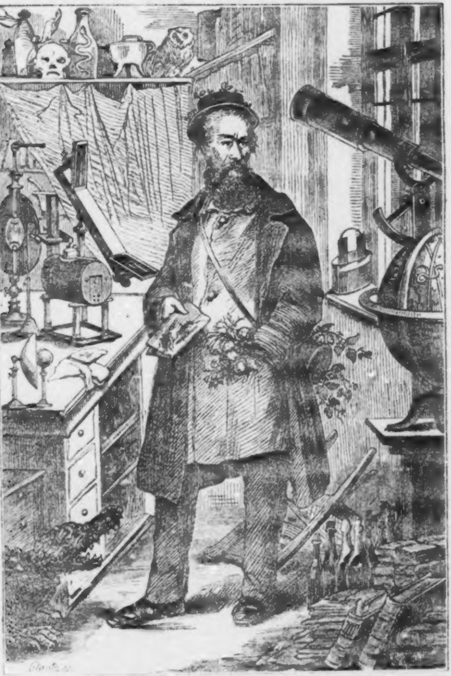
„Urtheilen gelingt ihr miſerabel“,
Goethe ſagt es von der Maſſe;
Wer's nicht merkt in Haus und Gaſſe,
Kommt erſt jetzt vom Thurm zu Babel.

*

Man nennt gar oft das deutſche Land
„Europa's Herz“ — doch ſpielt's Verſteck; —
In Zukunft zeige Mund und Hand
Das deutſche Herz auf rechtem Fleck.

F. W. Gubitz.





Zwecke der Naturforſchung.

„Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.“
Schiller.

Der kunſtbegabte Maler Holbein zeichnete uns das Bild eines offenbar ſehr fleißig beobachtenden und einſammelnden Naturforſchers in ſeiner möglichſt mit Hülfsmitteln ausgerüſteten Werkſtätte. Das hat uns bei mancherlei, in dieſem Bereich richterlichen Streitſchriften voll Tief- und Flachweſens zu folgendem Betrachten angeregt.

Durch Erforſchen der Natur will man dem Menſchengeiſt den ganzen Reichthum der äußern Welt enthüllen, um ihn auf ſein Inneres zurückzuführen, dies durch Uebereinſtimmung mit dem Schaffen und Umſchaffen des Aeußeren zu kräftigen. Das Erforſchen der Natur ſoll das Sinnliche mit dem Geiſtigen in erhellende Verbindung und vertraulichen Einklang bringen, dunkle Gefühle und Meinungen ſoll es lichten, als geordnete, begriffsklare Kenntniß zur möglichſten Wahrheit und Zuverläſſigkeit erheben, um allſeitig fördernd einzuwirken.

Das Erforſchen der Natur iſt nothwendig, weil wir Menſchen, wir Bewohner der Erde, mit dieſer in engſtem Bezuge ſtehen durch eine große Anzahl von Bedürfniſſen. Bei deren Vermehrung, die beſonders in neuerer Zeit fortwährend im Steigen blieb, wächſt die Naturerforſchung in gleichem Maaße — auch mitunter in gleichem Unmaaße — um ſtets neue Hülfsquellen für Leibes- und Seelennahrung zu gewinnen. Je zunehmender dieſer gegenſeitige Drang, um ſo deutlicher iſt auch der ſachbetreffende Nutzen der Naturerforſchung beſtätigt. Ihre Anwendung auf Bodenpflege, Schifffahrt, Handel, Kunſt- und Gewerbeweſen, auf Heilkunde und überhaupt auf allen Betrieb iſt ſo allgemein und vielfach, daß eine Erläuterung durch Beiſpiele Jedem überlaſſen ſein kann.

Außer dieſem ſachbetreffenden Nutzen der Naturerforſchung iſt aber auch ein ſelbſteigener Werth an ihr ſchätzbar durch Schärfung des Nachdenkens; denn es giebt keine Wiſſenſchaft, die als Uebung des Verſtandes und der Denkfolgerung, als Schutz gegen Irrthum und Aberglauben, ſowie zum Befeſtigen der heiligſten Empfindungen, der

Naturerforſchung vorzuziehen wäre. Das All in Zeit und Raum umfaſſend, iſt ſie ein Bild der Schöpfung im Spiegel des Menſchengeiſtes, ein Bild, das ungetrübt aufgenommen, ohne unheimiſch eingezwängten Zuſatz dem Seelendenken überliefert werden muß; das aus dem Gebiet des Wahrnehmbaren Höheres geſtaltet, aus den Erſcheinungen des Wechſelnden und Veränderlichen die Geſetze des Ewigen entwickelt. — Wie nun auch in dieſer Richtung das Einleben in Naturwiſſenſchaft ſchon durch das Bedingen dauernden Beobachtens die Aufmerkſamkeit hinzieht auf Alles, was im Erſchaffenen und Schaffenden bemerklich wird: oftmalige Täuſchung im Ergebniß vermeintlicher Erfahrung macht ſtets angeſtrengtere Behutſamkeit und Vorſicht unerläßlich. Die immer neuen Schwierigkeiten, verbunden mit unfehlbar erhaltenen oder noch zu erzielenden Gewinnen, erhöhen jedoch den Reiz und beeifern die Mitbewaltung.

Voran ſteht aber der Naturwiſſenſchaft erhabener Nutzen in ſittlicher Hinſicht. Nichts dient ſo wohlthuend, um uns Beſcheidenheit in Eintracht mit vernunftgemäßen Empfindungen zu bewahren, unſer Verhältniß zur Außenwelt und zu ihrem Urheber richtig zu würdigen, als erkenntnißfähige Bekanntſchaft mit der Natur und ihren Geſetzen. Da findet der menſchliche Verſtand im Großen und Kleinen die Unendlichkeit, die er zwar nicht völlig zu durchſchauen und zu erklären vermag, ſtets aber überzeugt werden kann, daß auch er dem Unendlichen angereiht iſt. — Deshalb haben die Stifter der verſchiedenſten Glaubenslehren, von den Anbetern der Sonne, des Mondes, des Feuers und anderer Erſcheinungen, bis auf den Begründer der Heilands Botſchaften, zu denen wir uns bekennen, die Natur ſelbſt als vorzüglichſte Erweckung der Gottverehrung empfohlen. Fürwahr, wer in das Weltganze blickt, dabei die Kraft aller Kräfte, den unendlich großen Schöpfer in der Anſchauung ſeiner geoffenbarten erhaben heiligen Natur nicht fühlt und ſieht, der findet ihn nimmer, kann auch von ſeiner Allmacht der Liebe nie heilſam rettend ergriffen, durchdrungen und geſtärkt werden in den oft ſchmerzlichen, zur Läuterung berufenen Wendungen des irdiſchen Daſeins.

Was in dem Kreiſe von Urſache und Wirkung entdeckbar und zu löſen, gehört der Natur an; was aber dem Begriff nach außer ſeiner Macht und Herrſchaft liegt, iſt das Ewige, iſt nach unſerer Benennung Gott; denn der Begriff trennt ſich vom nur Erſonnenen oder überſinnlich Geahnten. Dadurch haben wir Natur- und Glaubenskunde wohl zu unterſcheiden, doch nicht ſchroff zu trennen; denn indem die Naturkunde im Grundſatze von der Glaubenskunde das Weſen, dieſe von jener bezügliche Form hat, ſind beide in wechſelſeitiger Berührung. Die Natur hat aber zu ermittelnde Verhältniſſe, die Gottheit nur geheimnißreiche Wahrzeichen, wenn wir nach der Erkenntniß Beider fragen; mit unſerm Verſtande kommen wir höchſtens bis an die Begrenzung der Natur, und da werden wir nur inne, daß wir Gott nahe ſind, ohne jedoch irgend Sinnliches von ihm auffaſſen zu können.

So iſt unzweifelhaft das hervorleuchtend Menſchliche: die Empfindung der Gottesmacht; denn von Allem, was ſonſt noch an uns bemerklich wird, läßt ſich bei vielen oder allen Thieren etwas nachweiſen oder ſpüren, nur nicht vom Goſttempfinden. Der rohe Naturmenſch kommt auch, ſelbſt im geſellſchaftlichen Verbande, nicht zuerſt durch ſeinen Verſtand auf eine Bildlichkeit ſeines Gottes; ihm dämmert hinter der Naturwirkung das Urſachliche, dies verkörpert er, denn es drängt ihn irgend Etwas, das ihm acht- oder furchtbar wird, und er will ſich darüber beruhigen, ſich mit dem Drange ausgleichen. Er verkörpert nun dieſe Urſachlichkeit, und es entſteht irgend ein Wahnbild als der Welt und des Lebens Gebieter, der aber, weil nur von Menſchen erſonnen, nicht ewig war, iſt und ſein wird; denn was über allem Irdiſchen unſichtbar waltet, iſt allem bildlichen Begriff unerreichbar. Hier treffen überhaupt Glaubens- und Naturforſcher zuſammen; dieſer entwickelt aus der Natur die Verhältniſſe, der Glaubensforſcher aber nimmt aus der Natur Geſtalten, um ſinnbildlich von den Wirkungen und Erhabenheiten des Göttlichen zu Andern eindrücklich ſprechen zu können. So iſt es bei allen Glaubensrichtungen, und mögen ſie gegeneinander abweichen: in Bezug auf Sinnbildliches, ſei es auch verſchieden, roh oder geläutert, ſind ſie im Zweck einverſtanden.

Das Alter der Naturwiſſenſchaft wollte man bis auf die erſten uns bekannt gewordenen Spuren des Menſchengeſchlechts zurückführen; dies läßt ſich zugeben, wenn nur die Rede iſt von einer Kenntniß deſſen, was die Befriedigung der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe betrifft. Verlangt man aber gebührend haltbare Urſprünglichkeit, dann muß man ſeit Moſes unſrer Zeit viel näher gehen, um von der beſchränkteſten Auffaſſung über viele wurzelloſe Grübeleien hinwegzukommen, bis die Ausbildung der Naturwiſſenſchaften von ſachtreffenden Beobachtungen und ſachreifen Schlußannahmen geleitet wurde. In weiterer Leitung war und iſt aber immer die Aeußerung des bedeutſamen Baco von Verulam zu beachten: „Der Menſch, als Diener und Erdentlicher der Natur, verſteht und wirkt nur ſo viel, als er von ihrer Ordnung entweder durch angeſtellte Verſuche oder durch Beobachtung erkannt hat, hierüber hinaus weiß er nichts und vermag nichts.“ — Auf ein Namens-Verzeichniß der geſchichtlichen Naturforſcher wollen wir uns nicht einlaſſen, es iſt eine lange Reihe etwa von Pythagoras, Hyppocrates und Ariſtoteles an bis zu dem jüngſten, der auszuwählen wäre. —

Wir wenden uns überhaupt nicht zum Perſönlichen, ſondern zum Geiſt, und wurde unzweifelhaft ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Naturwiſſenſchaft immer nicht nur verbreiteter, auch vertiefter, unſre Betrachtung lenkt ſich auf keine Einzelnheit, ſie lenkt ſich zu Ergebniſſen, die neben dem wohlthätigen Einfluß auf das Sinnliche vornehmlich das Eingreifen in das Ueberſinnliche beanſpruchen. Wir beſcheiden uns auch, die Natur als lebendiges Ganze anzuſchauen und verehrend zu bewundern; wir betrachten ſie aber als ein Geiſtiges, das ſich immer wieder auf den allumfaſſenden Weltgeiſt zurückzieht. Durch ſolche Ableitung, wenn ſie alle Verhältniſſe des Begriffsvermögens und Begriffsmangels unterſucht und zu durchdringen ſtrebt, entſteht eine echte, ſich treu bleibende Naturwiſſenſchaft, die da, wo unzweifelhaft ihre Grenze iſt, über die noch Niemand hinauskam, und über die Niemand hinaus kann, demüthig endlich mit der Glaubensforſchung verſöhnt iſt, inſoweit Beide die Schöpfung als ein durch den Willen ihres Schöpfers hervorgerufenes Werk anſehen. — Die unterſuchende Macht der Naturwiſſenſchaft iſt würdig und rühmenswerth genug, wenn es ihr immer umfänglicher gelingt, im Geſchaffenen, Schaffenden und Umſchaffenden das Sichtbare alles Einzelnen aus dem Geſammten, das Wirkliche aus dem auffindbaren Urſprunge in klarer Gedankenfolge begreiflich zu machen. Die vollkommene Bemeiſterung hierin iſt an ſich eine wahrſcheinlich nie ganz zu durchdringende Aufgabe, und die Geſchichte der Naturerforſchung bezeugt, daß ſich vermeintlich Zuſammengeordnetes, mitunter in der Schlußfolge nur Zuſammengezwängtes faſt mit jeder Menſchenjugend verändert.

Wenn nun doch der irdiſche Verſtand ſich ſogar weigert, ſein Unvermögen, Unendliches in Endliches zu bannen, offen zu bekennen, dann artet das begrenzte Wiſſen, weil es über ſeine Grenze hinweg jeden Boden verliert, dermaßen aus, daß es gleichſam Spreu in grund- und deckenloſen Nebel wirft. Der wahrhafte Naturforſcher wird ſich nicht neben der Abweiſung alles auf den Glauben Bezügliche doch den Glauben über den Kopf wachſen laſſen, daß man die Räthſel und Geheimniſſe des Ueberſinnlichen aus ſinnlichem Stoff entſchieden zu erhellen vermag, indem man Mährchenhaftes mit Trugſchein vermiſcht, ähnlich den Reiſebeſchreibern, die, ohne unbekannte Länder zu entdecken, ohne ſie alſo ſehen zu können, dennoch durch die abenteuerlichſten Erdichtungen zu täuſchen verſuchen.

Gewiß iſt die Regſamkeit des menſchlichen Geiſtes im Recht, wenn ſie mit deſſen Eifer ſich kühn in die Reiche der Naturkräfte wagt, ihr Walten und Weben im Weiteſten und Geheimſten verfolgt, um jede Verhüllung zu entſchleiern. Nur muß ſich dies Streben geſund erhalten, ſich nicht verwirren durch den Glaubenswahn: was nicht ſichtlich und mit dem irdiſchen Geiſt zu ergreifen ſei, gehöre unbedingt zum Unmöglichen. Seitdem aber der Ausdruck „Naturphiloſophie“ — Naturweisheit — in überſchwenglichem Gerede umſchweift, hat ſich Mancher befleißigt, alle Kraft und That der Schöpfung einzig dem Naturwalten anzudichten; das iſt jedoch Natur der Anmaßung, nicht der Weisheit. „Das Weltall hat ſich in ſich ſelber geſetzt“, heißt es nach der eigenthümlich verkünſtelten Sprache der Schöpfungsbeenger, und jene Behauptung, wenn ſie Sinn hätte, könnte nur den haben: die Welt entſtand aus dem Nichts, würde alſo mit der bibliſchen Ueberlieferung: „aus Nichts ſchuf Gott die Welt“ ziemlich zuſammentreffen. Es ergiebt ſich jedoch ein ſehr kernhafter Unterſchied; denn ließ die Weisheit des Ewigen aus dem Nichts die Welt hervorgehen, die Gottbezweifler und Vergrübler der Naturerforſchung arbeiten mit ihrer „ſich ſelbſt geſetzten“ Natur, mit ihrer Welt, die ſich ſelber geſchaffen hat, an einem Nebelbau, der ſich ſelbſt auflöſt in Nichts. Sie gleichen im Verdämmern und Verdunkeln ihrer Einſicht dem Klügling, der den Mond über die Sonne erhob, „weil jener in der Nacht leuchte, dieſe aber, wenn es ohnehin ſchon Tag iſt.“ — Mögen ſich nun fortan die Bezüglichen mehr und mehr bei ihren eulenſpiegelnden Spitzfindigkeiten abſtumpfen, mit ihrem Lärmen nur ſich betäuben; der echte Naturforſcher wird Den, „der ſich ſelbſt erſchuf von Ewigkeit in ſchaffendem Beruf“, wie Goethe ſagt, nicht verleugnen, und bei dem undurchdringlich Geheimnißvollen ſeinem in Raum und Zeit begrenzten Verſtande zuflüſtern: Bis hieher und nicht weiter! Denn nun ſtehen wir vor Dem, was eben ſo wunderbar als unerforſchlich iſt, wollen alſo das unzulängliche Wiſſen zur Beſcheidenheit und Demuth hinweiſen, damit man uns nicht zurufen kann: „Eitle Weisheit, die den Glauben ärmer, und die Wahrheit doch nicht reicher macht!“ H. Rino.

Wahre Liebe muß edeln!

I.

„Wipfelrauſchen, Blumendüfte
Sprechen Seel' und Herz mir an,
Flüſternd bringen laue Lüfte,
Was mein Geiſt verſtehen kann.

Bäche, die melodiſch gleiten,
Wecken mir wie heilig Lied
Innen, aus verwandten Saiten,
Echo, das den Sinn durchzieht. —

Paradies iſt mir entriegelt,
Durch die Kraft der Liebe nur;
Seit ich liebe, iſt entſiegelt
Deine Sprache mir, Natur!“ —

Marie von Merbach ſenkte die Laute, nachdem ſie dies Lied aus tiefer Empfindung geſungen hatte. Das Gefühl beglückter Liebe erfüllte ihre Töne mit dem Zauber, der Herzen verbindet.

Sie ſaß am offenen Fenſter und ſtützte nun den ſchönen blonden Lockenkopf auf die Hand, hob die leuchtenden Augen zum Himmel empor. — Es war ein warmer, anmuthiger Sommermorgen, lind ſäuſelnd die Luft. Schwäne kräuſelten die Fläche des See's, leiſer Windeshauch ſpielte mit dem Laube der Bäume und bewegte wie neckend die Blumen. Marie ſchaute ſinnend hinaus in die Natur, die man oft frevelnd die todte nennt, obwohl ſie mahnend, tröſtend und erſchütternd ſpricht zu Denen, die mit ihr vertraut werden. Wen verderbliche Leidenſchaft und Lockung zum Böſen die Bruſt bewegen, dem erregt ſie freilich in der Bruſt Ruheloſigkeit, die nicht in Eintracht zu kommen vermag mit dem Verſtändniß, das uns den Lebensmuth ſtärkt aus Wald, Flur und Feld, aus Strom und Luft.

Marie wurde aus ihren heiteren Träumereien erweckt durch ihre Freundin Adelheid, verwittwete Gräfin von Sengen, in deren Schloß jene Verwaiſ'te eine Freiſtätte gefunden hatte. Adelheid war eine der ſchönſten Frauen von hoher Geſtalt, jetzt vom einfachen aber ſehr kleidſamen Morgenanzug umſchloſſen. Das reiche braune Haar erhob den

Glanz der edel geformten Stirn; die dunklen Augen ſprühten Feuer und zeugten zugleich von milder Weiblichkeit, deren Reiz durch einen Anflug von Schwermuth in den Geſichtszügen noch mächtiger wurde.

„Ich bringe Dir gute Botſchaft“, ſagte Adelheid — „Baron Solten iſt vielleicht ſchon in einer Stunde hier.“ — Marie umarmte die Freundin mit Heftigkeit. „Dank Dir, tauſend Dank!“ rief die Schwärmeriſche; „doch Du biſt kalt und ſtumm, Du theilſt nicht mein Glück, und mich freut es nicht mit ganzer Seele, wenn es ſich nicht in theilnehmenden Augen ſpiegelt. Mein Entzücken dringt nicht in Deine Bruſt; Du ſtehſt da wie der Fels, der die Woge zurückſtößt, die ihn liebend umfaſſen will!“

„Du wirſt ja zur Dichterin“, entgegnete Adelheid mit einem Lächeln, das die Beſorgniß ausdrückenden Mienen nur überflog und gleich verſchwand. „Wenn ich“ — fuhr ſie fort — „ein Glück mit ſolcher Heftigkeit ergreifen ſehe, kann ich mich der Bedenklichkeit für die Zukunft nicht erwehren. Sei ruhiger, liebe Marie; man muß bei allen Ereigniſſen das Gemüth im Gleichgewicht zu erhalten ſuchen.“

„Ruhig ſein und lieben, Adelheid! — Du haſt nie geliebt.“ —

Ein halb unterdrückter Seufzer war die Antwort auf Mariens Aeußerung; nach ſichtlicher Ueberwindung im Schweigen ſprach Adelheid weiter: „Ich verzögerte wohl ſchon zu lange dieſe Unterredung; die ſchwerſte Pflicht iſt, dem Freunde oder der Freundin wehe thun zu müſſen, und ich fürchte, es iſt mir jetzt nicht mehr erlaſſen.“ — „Du machſt mir ernſtlich bange, Adelheid!“ fiel Marie ein. — „Vielleicht — und Gott geb' es! — ſind meine Beſorgniſſe ungegründet“, entgegnete Adelheid, und nach kurzem Zögern fügte ſie hinzu: „Ich bin wirklich um den Eingang meiner Rede verlegen, und Du wirſt meine vorherige Frage ſonderbar finden. Du ſahſt in der vorigen Woche zum erſtenmale die Oper „Don Juan“, wie hat dieſer Dir gefallen?“ — „Wozu dies jetzt?“ — „Antworte mir nur, Marie!“ — Sie erwiederte lebhaft: „O! Mozart hat geliebt, ſonſt hätte er dieſe Töne nicht zaubern können; ich rufe ſie noch immer mit Wonne mir zurück.“ — „Ich meine nicht die Muſik, ich meine den Don Juan ſelbſt.“ — „O! der iſt abſcheulich, unnatürlich.“ — „Und doch, liebe Marie, muß ich, auch auf die Gefahr, daß es Dein Herz verwunde, Dir ſagen: Baron Solten iſt dem Don Juan nicht völlig unähnlich.“ — Bei unterdrückten Thränen erwiederte Marie: „Du verwundeſt mich wirklich, liebe Adelheid; wie kann mein Solten auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit mit ſolch einem Wüſtling haben? Der Prozeß, den Du gegen ihn fühlſt, macht Dich ungerecht.“ — „Ich war auf dieſen Vorwurf gefaßt“, ſprach Adelheid ernſt doch freundlich; „Du mußteſt mir ihn machen. Wiſſe denn, daß Baron Solten ſich in dieſem Rechtsſtreite höchſt uneigennützig und großmüthig benimmt; wenn der beabſichtigte Vergleich nicht zu Stande kommt, geſchieht es nur, weil mein Gegner mir mehr bewilligt, als das Zartgefühl anzunehmen geſtattet.“ — „Wie unbegreiflich Du biſt, liebe Adelheid, Du verwickelſt Dich in Widerſpruch. Dieſer Uneigennützige und Großmüthige ſoll einem Don Juan gleichen!“

„Höre mich ruhig, höre mich aufmerkſam an, Marie! Das Heil Deiner Zukunft iſt vielleicht abhängig von dem Eindruck meiner Worte. Ich muß fürerſt unſre verſchiedene Vergangenheit betrachten, ſonſt würde Dir Manches nicht deutlich ſein. Du haſt bis vor einem Jahre in der Abgeſchiedenheit gelebt, und biſt jetzt im Getriebe von Verhältniſſen, die Du nicht kennſt. Ich bin in der ſogenannten großen Welt geboren und erzogen; an Jahren bin ich Dir wenig, an Erfahrung mehr voraus. — Kaum erwachſen, und keines Willens fähig, gab ich auf Zureden meines Vaters einem Manne die Hand, den ich Anfangs nicht kannte, und ſpäter weder lieben noch achten konnte. Nach einer kurzen aber leidvollen Ehe ward ich Wittwe; das Unglück war mein Lehrmeiſter und gab meinem Geiſte eine Reife, die ſich der Glückliche kaum überhaupt erwirbt. Mein bedeutendes Vermögen machte es nöthig, daß ich mich den Geſchäften hingab, und dieſe brachten mich in Berührung mit vielen Menſchen, deren Charakter zu ermitteln mir nothwendig wurde. Ich ſuchte Erfahrungen zu ſammeln, wo ich konnte, denn ich dachte ſtets an meine Tochter, der ſie nützlich werden ſollten. O, beſte Marie, wie wird ein junges reines Weſen verletzt, wenn es in das Lebensgewirr hinauskommt, erfüllt von Lehren der Tugend und des Glaubens an Gott, dann aber ſehen muß, wie oft die Menſchen von der Bahn des Rechten und Guten abweichen! Das Vorurtheil heiligt das Unheiligſte! Den Eintritt in die große Welt hat ein unerfahrenes Gemüth richtig aufzufaſſen, um neben Denen leben zu können, mit Denen man leben muß, ohne dabei in den Strudel der Verderbniß hineingeriſſen zu werden. In dieſem Augenblick faſſe man den feſten Entſchluß, die Strenge gegen ſich und die Nachſicht für Andere zu verdoppeln. Das einzige Mittel, dem Beſſeren und Beſten Anhänger zu gewinnen, iſt das Beiſpiel ohne Anmaßung; Herkömmliches, Gewohntes und Geduldetes zwingen uns oft, Laſterhaften den Abſcheu zu verbergen, den ihre Handlungen aufregen. Zeigte man ſtets Verachtung den Eigenſchaften, die verächtlich ſind, man wäre bald als unerträglich verrufen und vermieden, und Jeder hielte ſich für befugt, Tugenden gering zu ſchätzen, die ſich freimüthig äußern. Von den Abſcheulichkeiten, die das Vorurtheil wo nicht heiligt, jedoch zu dulden gebietet, nenne ich Dir jetzt das Spiel mit dem erhabenſten der Gefühle, mit der Liebe. Sie wird in unſern Tagen meiſt als Geſchäft behandelt, und viele eitle Männer ſehen eine Ehre darin, Mädchen und Frauen zu Opfern eines grauſamen Spiels zu machen. Wären es immer nur gewöhnliche, geiſtloſe Männer, ſo würde das von ihnen verſchuldete Unheil nicht ſo ausgebreitet ſein; leider ſind es nicht ſelten die Bedeutendſten ihres Geſchlechts. Ich darf es Dir, werthe Freundin, nicht verhehlen, der ſonſt mit Recht las ehrenhaft bekannte Solten iſt in jener Hinſicht ſehr tadelnswerth. Er beſitzt in hohem Grade die Gabe, zu gefallen, iſt eben ſo fähig als geübt, dieſe Gabe geltend zu machen, und mißbraucht ſie leider; er hat manchen weiblichen Augen Thränen des Kummers und der Reue entlockt."

Marie brach in lautes Weinen aus. Adelheid zog ſie an ihre Bruſt und ſprach:

„Ich konnte Dir dieſen Schmerz nicht erſparen, ich mußte Dich aufmerkſam machen für die umſichtige Klugheit, die bei der Ehe mit einem ſolchen Manne erforderlich iſt. Vielleicht hat er jedoch eine wahrhafte ihn unwandelnde Neigung zu Dir gefaßt, und das hoffe ich; es wäre gar zu unwürdig, ein Herz wie das Deine betrügen zu wollen."

„O gewiß liebt er mich! — hätteſt Du nur das ehrliche Auge geſehen, als er es mir ſagte." — „Leichtgläubiges Kind!" dachte Adelheid — und Thränen der Rührung wollten ihr Auge feuchten. Sie faßte ſich und ſagte: „Er wird bald hier ſein, es iſt Zeit, dich anzukleiden." — „Du haſt recht, Adelheid, ich eile; ich werde das blaue Kleid anziehen, in ihm ſieht er mich ſo gern!" —

Marie hüpfte fröhlich fort. Der Eindruck von Adelheids Andeutungen war verſchwunden, keine Spur von Thränen mehr in den Augen. Der Gedanke, ſich dem Geliebten zu zeigen in dem Kleide, das ihm ſehr gefiel, trug das unbefangene Mädchen über jede Bedenklichkeit hinaus.

Adelheid bereitete Alles zum Empfang ihrer Gäſte, mit der Gewandtheit des Anordnens, die an deutſchen Hausfrauen ſo gemüthsbehaglich iſt. Sie ging dann, ihre kleine Antonie anzukleiden, offen geſagt: das liebliche Kind zu putzen. Die mütterliche Eitelkeit, die einzige, verzeihliche, ja in billigem Maaß wohlthuende, führte den Vorſitz bei dieſem Geſchäft. Adelheid ſorgte auch für ihren Anzug, der geſchmackvoll, doch nicht prächtig war, und ging nun raſch hinunter in den Saal zum Empfang ihrer Gäſte, die der in den Hof rollende Wagen verkündete.

II.

Marie hatte in einer ruſſiſchen Provinzial Stadt gelebt mit ihrer Mutter, Frau von Merbach genannt, die dort eine Verwandte hohen Alters bis zu deren Tode pflegte. Als auch Frau von Merbach, ſeit Jahren ſchon oft von Krankheit befallen, ſich ihrem Ende nahe fühlte, ſagte ſie zu der geliebten Tochter, die der Mutter Rede oft durch ein heftiges Weinen unterbrach: „Ja, Kind, ich muß bald von Dir ſcheiden und gern gehorchte ich dem Rufe des Allmächtigen, müßte ich Dich nicht ohne Rath und Beiſtand zurücklaſſen. Was mich jedoch tröſtet, iſt der Gedanke, daß die Keime der Redlichkeit und Religion, die ich in Dein Herz gepflanzt, dort geſichert ſind. Mit dieſer Ueberzeugung verlaſſe ich das Irdiſche, um Dich, wenn dereinſt Gott auch über Dich entſcheidet, im Jenſeits zu empfangen. An zeitlichen Gütern verbleibt Dir nicht viel, doch genug, um bei mäßigen Wünſchen unabhängig leben zu können, auch nachdem wir durch einen Brand allerlei Verluſte erlitten; vielleicht iſt Dir jedoch ein glänzenderes Loos beſtimmt, denn wiſſe, Dein Vater lebt noch als ein angeſehener und reicher Mann in Schleſien. Deine Jugend, auch Verhältniſſe und Rückſichten, weshalb ich hier den Geſchlechtsnamen meiner Familie wieder annahm, haben mich bis jetzt beſtimmt, Dir manche Härte meines Schickſals zu verſchweigen. Mein Gemahl — Dein Vater — ich war —"

Hier ward die ſich anſtrengende Kranke durch krampfhaften Huſten unterbrochen, — die Sprache kam ihr nicht wieder, und bald ſtarb ſie in den Armen ihrer Tochter, deren Schmerz und Leid grenzenlos waren, bis die Macht der Zeit auch bei ihr einwirkte. Da gedachte ſie der letzten Worte ihrer Mutter, und obwohl ſie in dem Nachlaß keine leitende Spur fand, ſich nur erinnerte, daß bei dem erwähnten Brande Papiere verloren gingen, beſchloß ſie dennoch, dem Vater in Schleſien nachzuforſchen. Der Vorſchlag der Fürſtin Soltewka, die Trauernde nach dem Badeorte Landeck mitzunehmen, ward demnach von Marie gern angenommen. Dort lernte ſie den ſehr liebenswürdigen Baron Solten kennen, der in ihr ſchnell eine unwiderſtehliche Zuneigung erregte; dennoch hätte ſie ſeinen Heirathsanträgen nicht ſo leicht Gehör gegeben, wäre ihr der Aufenthalt bei der Fürſtin nicht zuwider geworden. Dieſe war herriſch und würde gern ihrem Schützling die Rolle einer vornehmen Kammerjungfer übertragen haben. Frau von Merbach hatte ihrer Tochter aber das Gefühl für Selbſtſtändigkeit genährt, wozu ſich bei Marie die äußerſte Zartheit geſellte, die ſich jeder Demüthigung entzog. — So war das Verhältniß der Bedrängten, als Adelheid, Gräfin von Sangen, in Landeck ankam; ſie wurde mit Marie bekannt, und das Begegnen zweier ſo edlen Seelen knüpfte unzertrennliche Freundſchaft. Die erſte Folge davon war, daß Marie ſogleich die Fürſtin verließ, und mit der neuen Freundin zuſammenzog.

Baron Solten hatte von ſeinem erſt vor wenigen Monaten verſtorbenen Vater einen Prozeß gegen Adelheid geerbt, der, da Jener ſich nicht viel um Geſchäfte bekümmerte, ſeinem Sachwalter Raum ließ, den Rechtsſtreit nach allen Regeln der Schlauheit zu führen. Solten ſah in Landeck die Gräfin zum erſtenmal, und bei den vielſeitigen Vorzügen dieſer Frau, die ſich neben all ihrer Beſcheidenheit ſogleich offenbarten, fand er ſich ſehr beſchämt, ihr gewiſſermaßen feindlich gegenüber zu ſtehen. Er war galant, wie man zu ſagen pflegt, doch äußerte er dies nicht nach der ſelbſtſüchtigen Art gewöhnlicher Modeherren; ſeine Galanterie trug den Stempel echter Ritterlichkeit, und ſein Benehmen in Bezug auf das andere Geſchlecht ſchien aus dem Wahlſpruch: „Alles für die Damen!“ hervorzugehen. Seine Selbſt-Anklage in der Unterhaltung mit Adelheid hatte den Zauber redlicher Aufrichtigkeit, und ſchloß mit den ausſchweifendſten Vergleichungs-Vorſchlägen. Die Gräfin nahm dieſe nicht an, weil ſie ihr zu vortheilhaft waren, und es wurde vereinbart, daß Solten nach beendigter Badezeit Jene beſuchen werde auf ihrem Schloß, wo man den Vergleich durch Vermittlung eines gemeinſchaftlichen Freundes, des Geheimen Juſtizrath Warden, zu Stande bringen wollte.

III.

Solten und Warden waren die Gäſte, welche in den Schloßhof fuhren. — Ehe wir ſie dort beobachten, müſſen wir das Geſpräch der Beiden im Wagen mittheilen.

Solten verſtand es nicht nur, den Frauen zu gefallen, auch den

Männern war er angenehm durch ſeine von mannichfacher Bildung bereicherte Unterhaltungsgabe. Sie ſchien ihm aber jetzt entkommen; er ſaß faſt ſtumm dem Juſtizrath zur Seite. — Nicht mehr weit von Adelheid's Schloß waren ſie entfernt, als Solten, ſichtbar nicht ohne Kampf mit ſich ſelber, zu ſprechen begann; es war, als hätte er gleichſam berechnet, daß es eben noch Zeit ſei, dem Freunde Warden das zu bekennen, was dieſer noch vor ihrer Ankunft am Ziel der Reiſe erfahren mußte.

„Sie ſind“, ſagte Solten, „meinem Vater ein wahrer Freund geweſen; ich hoffe, Sie nehmen deshalb Antheil an dem Sohne.“ — „Wozu dieſer ſeltſame Eingang?“ entgegnete Warden; „was ich Ihrem Vater war und was ich Ihnen bin, das wiſſen Sie. Reden Sie ohne Umſchweiſe, ich habe gemerkt, daß ein Geheimniß Sie drückt; vertrauen Sie mir, wo ich kann, da helfe ich, und wo ich nicht helfen kann, da, denke ich, iſt der Rath eines erfahrenen alten Mannes nicht ohne Nutzen.“ — Nach ſichtlichem Kampf mit ſich ſelbſt rief Solten aus: „Sie ſehen den unglücklichſten aller Menſchen in mir!“ — „Hoho! Dann ſind Sie mit Ihrem Gewiſſen zerfallen“, entgegnete Warden, „oder wollen mit ihm zerfallen; jedes andere Unglück iſt zu ertragen.“ — „Vielleicht haben Sie recht, Warden, und um ſo mehr, da ich in der Lage bin, nur ſchlecht handeln zu können.“ — „Welcher Irrthum, Solten! Doch ſprechen Sie nur weiter.“ — „Sie wiſſen, daß ich Marie von Merbach im Bade Landeck kennen lernte; ihre Liebenswürdigkeit feſſelte mich, ich warb um ihre Hand und erhielt das Jawort. Bald darauf kam Adelheid — die Gräfin Sangen; o hätte ich ſie nie gekannt! Ihr Anblick überzeugte mich, daß ich früher einer Täuſchung mich hingegeben hatte: ſie lehrte mich erſt, was Liebe ſei. Als ich mit dem Zwieſpalt in mir rechten wollte, war es zu ſpät, zu fliehen; mein Loos war für die Lebenszeit, ja für die Ewigkeit geworfen. Von nun an gerieth ich mit mir in ein fürchterliches Zerwürfniß; zwei ſich widerſtrebende Gefühle nehmen meine Seele ein, Liebe für Adelheid und Abſcheu gegen mich. O wären Sie Zeuge geweſen von dem marternden Zwieſpalt, in dem ich unterlag, Sie würden mich gewiß nicht verdammen. Obgleich mein Verbrechen gegen Marie unwillkürlich iſt, peinigt mich doch deſſen ſchwere Laſt. Ich muß dies herrliche Weſen, deſſen ganzen Werth ich erkenne, verrathen, ich mag meine Schwüre halten oder brechen. Und — o Gott! Adelheid liebt mich.“ — „Hat ſie es Ihnen geſtanden?“ fragte Warden ſehr ernſt. — „Nein! Aber tauſend anſcheinend geringe Wahrnehmungen haben es mir enthüllt. Zu Ihnen darf ich offen ſprechen, Sie werden mich nicht falſch beurtheilen. Ich kann nicht umhin, hier von meinem Glück bei den Frauen zu reden: meine Abenteuer ſind ja ohnedies kein Geheimniß. Mein Umgang mit Vielen vom ſchönen Geſchlecht hat mir eine ſehr genaue Kenntniß des weiblichen Herzens verſchafft; ſobald meine Neigung einer gleichen begegnet, bleibt es mir nicht verborgen, ſollte auch der Gegenſtand meines Beſtrebens ſich ſelbſt noch ein Räthſel ſein. Dies iſt auch ſo mit Adelheid. Sie liebt mich, ich bin deſſen gewiß, und ob ich ſie liebe, werden Sie ermeſſen, wenn ich Ihnen ſage, daß ihr Anblick in mir Empfindungen erregt hat, die ich bei keiner früheren Neigung gehabt habe. Seit ich ſie ſah, iſt es mir klar geworden, welchen Frevel ich trieb, als die Liebe zur Sättigung meiner Eitelkeit dienen mußte. Adelheid hat mich gelehrt, mich zu haſſen, und dennoch bin ich durch dieſe Liebe auf ewig für die beſſere, ehrſame Richtung gewonnen! Sie liebt mich, gewiß, ſie muß mich lieben oder — ich werde der Ausſchweifendſte, der Zerrüttetſte aller Menſchen!“

Die geſteigerte Leidenſchaftlichkeit, mit der Solten ſprach, vielleicht auch das Gefühl, was ihn ſo ganz beherrſchte, hatte ſeine Kraft erſchöpft, ſeiner glühenden Bruſt mangelte der Athem.

„Und was verlangen Sie von mir?“ fragte Warden nach kurzem Schweigen.

„Sie müſſen rathen, helfen, Warden! In der Stimmung, in der ich bin, kann ich Marie nicht zuerſt ſehn, ich muß Adelheid vorher ſprechen. Sobald wir ankommen, nehmen Sie einen Vorwand, zu Marie zu gehen; — ſie wünſcht ja ohnehin Ihren Rath über die Wege, von ihrem Vater Kunde zu erhalten. Ich benutze die Friſt für Adelheid; mein Schickſal muß ſich entſcheiden, ich muß befreit werden von meinem inneren Aufruhr.“

Warden öffnete das Wagenfenſter und rief dem Kutſcher zu, langſam zu fahren. — „Ehe wir ausſteigen, ſollen Sie meinen Entſchluß wiſſen,“ ſagte er dann. „Es ſind kaum noch zwei Tauſend Schritt nach dem Schloſſe; wir müſſen auf dem Wege zögern, denn die Zuſtände fordern Ueberlegung.“

Warden fand, daß Solten zu gereizt ſei, um auf den Rath zu hören, den er ihm glaubte geben zu müſſen. Adelheid mag nun die unglückliche Neigung erwiedern oder nicht, dachte er, ſo wird ſie doch nur der Stimme der Ehre folgen. Solten muß durch die Gräfin ſelbſt auf die pflichtgemäße Bahn geleitet werden. Wie gefährlich auch dies Mittel ſchien, Warden glaubte doch und mit Recht, es ſei das einzig mögliche. Er trug die wahre Bürgſchaft für ſeinen eignen Werth in ſich: er achtete die Frauen. Nichts iſt natürlicher, als dieſe Empfindung, und doch mangelt ſie nicht ſelten! Wenn aber ein Mann ſich dieſer Achtung entäußert, fordert er ſein Verdammungsurtheil heraus. Man darf den ſchwachen Geſchöpfen, wie man die Weiber in Thörigkeit nennt, nur Tugend zutrauen, um ſie tugendhaft zu finden. Warden konnte ſich bei Adelheid um ſo weniger irren, da ſie den Beſten ihres Geſchlechts angehörte.

Als der Wagen vor dem Schloß hielt, ſagte Warden: „Ich werde mit Fräulein Merbach ſprechen.“ Solten antwortete durch einen Händedruck. — Gleich nach dem Ausſteigen beider Männer eilte der Juſtizrath zu Marie, um ſie auf ihrem Zimmer zu finden, und Solten blieb mit der Gräfin allein.

IV.

Beide ſaßen nach der Begrüßung in verlegenem Schweigen einander gegenüber. Die Gräfin wußte, daß Solten ſie liebe, denn Frauen haben ein eben ſo ſicheres Fühlen als Schauen, die Männer in dieſer Hinſicht zu errathen. Nächſtdem hatte Solten es Adelheid nicht ſchwer gemacht, denn im Bade zu Landeck benutzte er jede Gelegenheit, ſeine Leidenſchaft zu offenbaren. Marie hierin zu täuſchen, ward ihm nicht ſchwer, denn wer in der vornehmen Welt lebt, wird befähigt, eine Unterhaltung ſo zu leiten, daß ein nicht Eingeweihter ſtets etwas Anderes vernimmt, als eigentlich bezweckt wird. Adelheid ſuchte ſich zu überreden, Solten's Aufmerkſamkeiten und Beziehungen in dem Geſpräche wären nur Formen der Galanterie, deren Gegenſtand jede andere anweſende Dame auch geweſen ſein würde. Bei der Reinheit ihres Gemüths und der ſchwärmeriſchen Freundſchaft für Marie entfernte ſie den Gedanken, daß Solten es mit ſeiner Wärme wahrhaft meine, um ſo eifriger, als ſie vielleicht unbewußt oder ohne Selbſtgeſtändniß des Barons Empfindungen theilte. — Solten's Verlegenheit war erklärlicher, denn wollte er auch glauben, daß Adelheid nicht gleichgültig gegen ihn ſey: ſo durfte er doch von dem Schritte, den er zu thun gedachte, nur den aller ungünſtigſten Erfolg erwarten. Er war aber entſchloſſen, und was geſchehen ſollte, mußte raſch geſchehen; denn ſo ſehr er auch darauf baute, Warden werde der Unterredung mit Marie die möglichſte Ausdehnung geben, mußte er doch befürchten, die Liebende werde eilen, Den zu ſehen, deſſen ganzes Herz ſie zu erfüllen meinte. — Solten ſtürzte endlich die Worte hervor: „Verehrte Gräfin, ich habe Ihnen etwas zu offenbaren, was meine Zukunft, mein Schickſal beſtimmt; ich bin in dem Falle, durch Ihren Ausſpruch mich in der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens lenken zu laſſen.“ — Adelheid erwiederte nicht ohne Beklemmung: „Sie meinen unſern Prozeß.“

„Gräfin!“ ſtotterte Solten — durch dieſe unerwartete Wendung außer Faſſung gebracht — „Nein, der bleibe jetzt gänzlich fern. Schenken Sie mir gütigſt ein ungetheiltes Gehör, denn der Augenblick drängt. — Gezwungen bin ich, von meinem früheren Leichtſinn zu ſprechen, ob es auch mit der größten Beſchämung geſchieht. Strafbare Eitelkeit hat mich verführt, allen Damen, denen ich anſcheinend gefiel, die Cour zu machen, wie man es nennt. Nie habe ich dabei die Mahnungen des Gewiſſens geſpürt, nur ſeitdem ich wirklich liebe erkenne ich mein Treiben als verächtlich und ſtrafbar. Mich zermalmt der Gedanke, des geliebten Gegenſtandes unwerth zu ſein.“ — „Sie ſind es ja nicht mehr; Marie's Liebe hat Sie aufgerichtet, hat Ihnen den Werth wiedergegeben.“ — „O Gräfin — wie ſoll ich nach dieſer Aeußerung Muth faſſen, Ihnen mehr zu ſagen — und doch iſt es unerläßlich, ich kann, ich darf nicht ſchweigen. Es iſt wahr, Marie's Vorzüge haben mir Achtung eingeflößt, auch Neigung; doch iſt dieſe gleichſam nur eine brüderliche, die wahre Liebe hat mich ein anderer Gegenſtand kennen gelehrt.“ —

„Nicht weiter, entſetzlicher Menſch! Sie wollen Marie verlaſſen, verrathen? — Unglückliche Freundin!“

„Verrathen würde ich Marie, wenn ich ihr meine Hand reichte, da eine Andere mein Herz hat!“ —

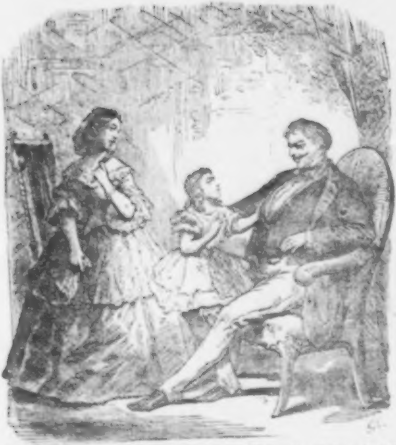
„Entfernen Sie ſich, Baron“, ſagte Adelheid mit faſt erſtickter Stimme; „ich beſchwöre Sie, ſich zu entfernen!“ Sie winkte mit der Hand und wandte das Haupt ab, als könne ſie ſeinen Anblick nicht ertragen. —

Solten ward heftiger. „So mögen Sie es hören, was Marie in Kurzem erfahren ſoll und muß: Adelheid, ich liebe Sie, ich bete Sie an; noch kein Weib ward ſo geliebt, Adelheid, Sie ſind der Liebe unfähig, ſonſt würden Sie mitleidsvoll einem Schiffbrüchigen die Hand reichen, ihn zu retten.“

Adelheid war außer ſich, Zorn, Verlegenheit und Verwirrung machten es ihr unmöglich, mit Bewußtſein zu handeln. — Sie griff nach der Klingel, rührte ſie, und die Kammerjungfer trat herein. Solten, der unterdeß wieder Geiſtesgegenwart gewonnen, wollte durchaus jede Störung beſeitigen. „Ein Glas Waſſer!“ rief er, „der Frau Gräfin iſt nicht wohl.“ — Die Kammerjungfer wandte ſich zurück; Adelheid hatte nicht die Kraft, etwas zu entgegnen. Das Geforderte kam; Solten ergriff es und ſagte: „Der Frau Gräfin iſt ſchon wieder beſſer!“ Die Jungfer ging, er war mit Adelheid wieder allein und rief aus: „O laſſen ſie mich vollenden, Adelheid! ich muß mit Hoffnung oder Verzweiflung von hier ſcheiden. Die Macht meiner Liebe ſagt mir, daß ſie nicht unerwiedert iſt; ich kann nicht im Irrthum ſein, oder alle Innigkeit iſt Irrthum!“

Adelheid warf ſich ſchluchzend in einen Seſſel. Eben jetzt kam die kleine Antonie und rief freudig: „Onkel Carl“ — ſo nannte ſie Solten — „Onkel Carl iſt da! Haſt Du mir wieder eine hübſche Puppe mitgebracht? Aber die Mutter weint; Onkel Carl, biſt gewiß unartig geweſen. Küß' ihr nur die Hand und ſage: nicht mehr thun, und ſie iſt gleich wieder gut.“ — Solten gehorchte der lieben Kleinen, und Adelheid, ſei es aus Abſpannung oder aus einem andern Grunde, entzog ihm die Hand nur mit ſanftem Widerſtreben, nachdem er ſie mit heißen Küßen bedeckt hatte. — „Nun, Mutter“, ſchwatzte Antonie, „ſag's dem Onkel, daß Du nicht mehr böſe biſt!“ — Solten nahm das Kind auf den Schoß, es liebkoſend, und er ſah es an mit einem Blicke, worin ſich die ganze Liebe zu der Mutter offenbarte. Dies gab Solten's männlich ſchönen Geſichtszügen eindrucksvolleren Reiz, der durch Mitwirkung der Leidenſchaft, den die eben gehabte Scene ihnen angeprägt hatte, verſtärkt wurde. In dieſem gefährlichen Augenblick begegneten Adelheid's Augen den ſeinigen; ſie verriethen deutlicher als bisher ein Geheimniß, das ſie gern ſich ſelbſt verborgen hätte.

Nach einem Aufathmen ſagte ſie mit ſehr bewegter Stimme, wunderſam gemäßigt gegen ihre vorherige Aufregung: „Solten, es iſt jetzt nicht Zeit, mich meinen wohlverdienten eigenen Vorwürfen zu überlaſſen; es muß gehandelt werden. Wir ſind ſchon ſehr zu tadeln, und müſſen dennoch ein neues Unrecht begehen. Ich beſchwöre Sie, Marie zu ſchonen, die Wahrheit würde ſie wahnſinnig machen. Beherrſchen Sie ſich nur auf ein paar Stunden, nachher ſpreche ich mit Ihnen; aber — nun entfernen Sie ſich.“ — Adelheids Stimme



wurde gegen das Ende ihrer Rede immer feſter; ihr Geſicht ſtrahlte Hoheit; ſie hatte einen erhebenden Entſchluß gefaßt. Der vorher ſo leidenſchaftliche Solten gehorchte ohne Widerſtreben, er verließ das Zimmer.

V.

Marie's und Solten's Wiederſehen war peinlich: ein liebenswerthes, edles Mädchen wurde Opfer einer grauſamen Täuſchung. Zu Solten's Ehre dürfen wir glauben, die Verſtellung war ihm ſchwer und zuwider. Sein fieberiſcher Zuſtand ward etwas gemildert, als man zu Tiſche ging.

Adelheid ließ, was ſonſt nie geſchah, wenn ſie Gäſte hatte, Antonie bei Tiſche. Die Abſicht, durch die Aufmerkſamkeit für das Kind ſich und Solten die nöthige Faſſung zu gewinnen, oder doch deren Mangel zu verbergen, ward erreicht, und die Erfahrung, daß ein anmuthiges Kind einer Geſellſchaft dauernd Stoff zur Unterhaltung geben kann, beſtätigte ſich auch hier. Die unbefangene Marie ahnte wenigſtens nichts, und über Warden's Forſchensblicke beruhigte ſich Adelheid, denn ſie hoffte durch ihren Entſchluß den würdigen Mann zu befriedigen.

Nach dem Mittagsmahl fanden ſich der Prediger des Orts, einige benachbarte Amtleute und Gutsbeſitzer ein; man trank gemeinſchaftlich Kaffee, dann wurde ein Spaziergang beſchloſſen.

Solten, mit Adelheid im Geſpräch, ſuchte ſich von der übrigen Geſellſchaft unbemerkt zu trennen, was ihm auch gelang, da die Gräfin gleichen Zweck hatte.

Bald waren ſie allein, da ſagte Adelheid: „Nach dem, was ſich heute zwiſchen uns ereignete, wäre es vergebens, wollte ich mich verſtellen.“ — „O Adelheid! ſo iſt es wahr, mein Entzücken iſt unermeßlich!“ rief er aus. — „Solten, beantworten ſie mir eine Frage: Was iſt's, das Sie an mir lieben?“ — „Welche Frage?! Ihre wunderbare Eigenthümlichkeit, Ihren regen Geiſt, den Zauber Ihrer Geſtalt, Ihre Tugend!“ — „Laſſen Sie uns darauf eingehen! Ich glaube, meine Geſtalt iſt nicht übel; aber ich hoffe, daß unvergänglichere Eigenſchaften mir Ihr Herz zugewandt haben. Sollte ich mich dieſer entäußern, ſo müßten Sie natürlich aufhören, mich zu lieben. Wollte ich Ihrer Leidenſchaft Gehör geben, würden heilige Rechte gekränkt, unverletzliche Schwüre gebrochen; ich beginge ſchmachvollen Verrath an der Freundin, die ſich mir mit vollſtem Vertrauen hingiebt. Wie könnte dies beſtehen mit Tugend, die Ihnen Grund der Liebe zu mir iſt?“

„O Grauſame, dieſe Wendung hatte ich nicht erwartet!“

„Dann haben Sie mich nie geliebt!“

„Verzeihung, Adelheid, doch wie kann ich eine Leidenſchaft bekämpfen, wie dieſe, ohne zu erliegen!“ — „Sie ſollen ſie auch nicht bekämpfen, dies wäre ein Irrthum. Die Liebe, das einzige Gefühl, das unſer irdiſch Daſein unmittelbar mit dem Jenſeits verbindet, weil es auf Erden nicht erſchöpft werden kann, ſoll man nicht bekämpfen wollen. Wer aber in der Liebe nicht die Kraft findet, recht zu handeln, der hat ihr Weſen, ihren Inhalt nicht begriffen. Das darf, das wird bei Ihnen nicht ſo ſein!“ — Solten bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und konnte nichts entgegnen; die Gräfin ſprach weiter: „Ich zweiſle nicht daran, Sie haben die Eigenthümlichkeit echter Liebe begriffen, Sie wiſſen, was der echten Liebe Beruf und Pflicht iſt, danach haben wir uns Beide zu beurtheilen, danach zu thun!“ —

Solten liebte wahrhaft, und mächtiger wurde das Edle in ihm. Tief bewegt fehlten ihm Worte, endlich ſagte er: „Ich bin unfähig, allein zu handeln, ſein Sie mein Schutzgeiſt, Adelheid. Was muß ich thun?! Kann ich Marie meine Hand reichen? — es iſt nicht möglich — ich würde mich der größten Heuchelei ſchuldig machen.“

„Freilich müſſen Sie Marie Ihre Hand reichen, doch zuvor innere Sicherheit gewinnen. Einſtweilige Trennung, zu der Sie eine Urſache finden werden, iſt das Rathſamſte; verreiſen Sie auf ſechs Monat, ich nehme es auf mich, Marie zu tröſten. Es wird mir um ſo eher gelingen, wenn Sie jetzt die Verbindung mit ihr, die erſt in Jahresfriſt ſtatt finden ſollte, unmittelbar nach Ihrer Zurückkunft feſtſetzen. Ich werde Ihre Abweſenheit benutzen, Marie für unſere Welt mehr auszubilden; ſie hat ſo treffliche Anlagen. Der Gedanke, lieber Solten, dadurch zu Ihrem Wohl beizutragen, iſt für mich beglückend, und gewiß, Marie hat ſo viel vor mir voraus, Sie werden, Sie müſſen ſie mit ganzer Seele lieben. Das, was Ihnen vielleicht an mir gefällt, werden Sie bei Ihrer Zurückkunft auch an ihr nicht mehr vermiſſen; es ſei meine Sorge, Ihnen Marie und mich in einer Perſon zu übergeben.“

„O Adelheid, jede Aeußerung entfaltet einen neuen ſchönen Zug Ihrer edeln Seele; Sie machen mir mein Opfer zu ſchwer!“

„Wir wollen uns einander nicht erweichen, es taugt nicht. Laſſen Sie uns zur Geſellſchaft zurückkehren, ich werde mit Warden ſprechen und ihm Alles vertrauen. Er wird Ihnen rathen, wie Sie Ihren Entſchluß am beſten ausführen können.“

„Nun dann, Adelheid, ich ſoll der Geliebten auf ewig Lebewohl ſagen, wird mir eine Schweſter bleiben?“

Sie legte als Antwort ihre Hand in die ſeine, das Wort „Schweſter“ nicht ohne Beben der Stimme wiederholend. Solten wollte ſie umarmen: „Nein“, ſagte Adelheid, „ich bin ein ſchwaches Weib, und“ — fügte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu — „ich bin auch eifrig, Marie's Rechte zu bewahren.“

Solten erndtete die Frucht ſeines Entſchluſſes: er hatte ihn mit ſich in Uebereinſtimmung gebracht. Die Aufmerkſamkeiten, die er den Tag über Marie erwieß, waren nun nicht mehr Heuchelei; ſie floſſen aus dem ernſten Beſtreben, dem Weſen, das er ſich erwählt hatte, auch ganz angehören zu wollen.

VI.

Warden und Solten fanden ſich am Spätabend zuſammen. Der Seelenfriede in den Geſichtszügen Warden's hatte ſich mit der Freude gemiſcht. Adelheid, die ihm zum Theil ihre Bildung verdankte, die von dem alten Manne mit väterlicher Zuneigung geliebt ward, hatte ihm Alles vertraut, und er ſchäzte Adelheid's Ueberwindung nach ihrem ganzen Werth. Auch er mußte in ſeiner Jugend den Muth zur Entſagung erwerben und fand in reiner Liebe die Kraft, recht zu handeln; ſein langer Lebenslauf, dem Wohle ſeiner Mitmenſchen geweiht, belohnte ihn mit innerem Frieden. — Für heute aber ſtimmte ihm ſeines jungen Freundes Leid die Freude herab; er wandte Alles an, ihn zu tröſten.

Solten erfuhr durch Warden, daß Adelheid, als wäre ihr dazu der Auftrag geworden, Marie auf des Barons Morgen erfolgende Abreiſe vorbereiten würde.

„Alſo ſchon Morgen!“ ſeufzte er. — „Es iſt nöthig, lieber Solten!“ ſagte Warden. — „So bleibt mir ja wenig Zeit übrig, meine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.“ — „Ei, ei, Sie haben Jura ſtudirt“, entgegnete Warden, „und wie ich weiß aus dem Grunde, dennoch ſind Ihre Geſchäfte nicht geordnet. Ein guter Juriſt hat ſein Haus immer beſtellt.“ — „Hören Sie, Warden, ich muß Ihnen noch Wichtiges mittheilen. Sie wiſſen nicht anders, als daß ein früher Tod mich der Mutter beraubte, und doch iſt dem nicht ſo: vielleicht lebt ſie noch. Erfahren Sie, was mir mein Vater kurz vor ſeinem Hinſcheiden entdeckte. — Bei der Geburt einer Tochter hatte er gegen die Treue meiner Mutter einen empörenden Verdacht gefaßt, der durch die Umſtände einen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhielt. Er wollte ſich demnach von ihr trennen, aber ohne Aufſehen, um ſeinen Namen nicht zu beflecken. Er reiſete mit ihr und dem Kinde nach entfernter Gegend und ließ Beide dort mit einer anſehnlichen Summe Geldes zurück. Bei ſeiner Zurückkunſt beweinte ich irrthümlich den Tod der Mutter und Schweſter. Kurz vor ſeinem Ende erhielt mein Vater die überzeugendſten Beweiſe von der Unſchuld der Gattin; das Gewiſſen hatte einen verſchmähten Liebhaber auf dem Krankenlager vermocht, ein Gewebe von Schändlichkeiten, deren Opfer meine unglückliche Mutter geworden, zu enthüllen. Die letzten Lebensſtunden meines Vaters waren durch Vorwürfe und Selbſtanklage ſchrecklich. Er beſchwor mich, Alles anzuwenden, den Aufenthalt der Verſtoßenen zu erforſchen; ich ſollte indeß darüber ſchweigen, damit, wie es kommen möge, der Familienname geſchont werde. Bisher habe ich geſchwiegen, doch nun glaube ich des dem Vater gegebenen Verſprechens mindeſtens in Bezug auf Sie, meinen Rechtsbeiſtand, entbunden zu ſein. Meine Nachforſchungen ſind alle fruchtlos geweſen; jetzt will ich meine Entfernung benutzen, ſelbſt irgend eine Spur aufzuſuchen. Die Dokumente des meiner Mutter und Schweſter gehörigen Vermögens werde ich Ihnen einhändigen."

Warden billigte Soltens Vorhaben; die Freunde arbeiteten einige Stunden hindurch, die Geſchäfte Solten's zu ordnen, und als dies geſchehen, verging die Nacht in Unruhe.

Am Morgen begaben ſich Beide in den Gartenſaal, wo die Frauen mit dem Frühſtück ihrer ſchon warteten. Die Freundinnen ſaßen da mit verweinten Augen.

Solten bat Marie, zu geſtatten, daß ihre Verbindung unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft vollzogen werden dürfte. Sie willigte gern ein, und der Gedanke, dem Ziel ihrer Wünſche um mehrere Monate näher zu ſein, wirkte tröſtend, wie Adelheid richtig vorausgeſehen hatte.

Das Rollen des Reiſewagens, der vorfuhr, mahnte zum Abſchied. Solten zog ein Käſtchen hervor und überreichte es ſeiner Braut. „Sie werden", ſagte er, „Geſchenke meiner Liebe darin finden; unter Anderen das Gemälde meiner theuern, unvergeßlichen Mutter." — Marie würde das Käſtchen jetzt nicht geöffnet haben, aber dem Verlangen, deren Züge zu ſehen, der ihr Geliebter das Leben verdankte, konnte ſie nicht widerſtehen. Kaum hatte ſie jedoch das Gemälde erblickt, als ſie beſinnungslos in den Seſſel zurückſank. Alles eilte, ihr beizuſtehen; Adelheid öffnete das Oberkleid, damit Marie freier zu athmen vermöge; ein Miniatur-Bild fiel ihr entgegen. Solten hob es auf, und wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er fand, daß unzweifelhaft zu beiden Gemälden daſſelbe Vorbild geſeſſen hatte.

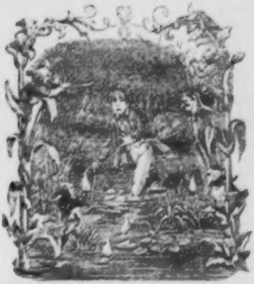
Marie erholte ſich; in das neue Verhältniß konnte ſie ſich aber nicht ſogleich finden; ſie hatte den Geliebten verloren und einen Bruder gefunden. — Was aber nun den geſchilderten Verhältniſſen folgt, iſt leicht errathen. —

Zwei Jahre ſpäter wurde Marie die Braut eines Verwandten der Gräfin, und nachdem Adelheid und Solten ſchon zehn Jahre verbunden waren, rief er bei der Feier des Vermählungstages voll treuer Dankbarkeit in Frohſinn aus: „Wie glücklich bin ich durch Dich! Das Beiſpiel der Ehrenhaftigkeit, das Du mir ſo eindringlich in eigenem Weh gabſt, hat Segen über unſere Ehe gebracht. Wie mächtig empfinde ich die Wahrheit, daß es ohne reinen Sinn und Selbſtüberwindung weder echte Liebe noch echtes Glück giebt. Hätte ich mich nicht vermöge Deiner Stärke zum Kampf mit mir gerüſtet, mich nicht von meinen Verirrungen losgeriſſen, würde ich jetzt nicht mit Seligkeit und Selbſtbefriedigung das für mich beſte Weib an mein Herz drücken können. Wie tief und wohlthuend habe ich erkannt, daß wahre Liebe auch wahrhaft ſtärkt und erhöht im Edlen!"

Fr. Rochlitz.

Irrlicht — Irrwiſch.

Das Irrlicht, auch Irrwiſch genannt, iſt ein hüpfendes Flämmchen, das ſich in ſommerlichen Abenden und Nächten über Sumpfboden, auf Begräbnißplätzen, überhaupt dort zeigt, wo pflänzliche und thieriſche Theile von der Fäulniß zerſtört werden. Daß die Irrlichter ſich aus den Sumpfdünſten, aus der leucht- und brennfähigen Waſſerſtoffluft entwickeln, iſt die allerdings noch nicht durchweg zureichende wiſſenſchaftliche Erklärung, unterſtützt davon, daß dieſe Luft im Dunkeln nicht nur leuchtet, ſondern ſich bei Wärmeſteigerung auch entzündet. Leichter als die im Dunſtkreis der Erde herrſchende Luft, wird in dieſer jene gleichſam ſchwimmend, iſt ein Spiel des leiſeſten Windes, und deswegen keines der Irrlichter zu erhaſchen, weil ſie von dem Luftzug unſres Hinzuſchreitens raſcher noch fortgetrieben werden. — In der Vorzeit machten Mangel an Naturkenntniß und Aberglaube die Irrlichter zu allerlei Spuk und Voranſchritt des Unheils Seitens böſer Geiſter, und in Bezug darauf gab man ihnen verſchiedene Namen. Als „Feuermännchen" ſollten die Irrlichter Brandverkündiger ſein, als „Tückeboten" und „Hexentanz" Unglück anregen, als „Alplichter" Nachtplage des Schlafes werden. Doch hatte der Aberglaube, wie nicht ſelten, auch freundliche oder warnende Beimiſchung hinſicht-



lich der Irrwiſche. Als „Elfenlichter" beſorgten ſie freundliche Träume, als „Fuchtelmännchen" verfolgten ſie von Grabſtätten aus Fühlloſe, die mit Quälereien Andern das Leben verkürzten, oder flüchteten in lockender Geſtalt vor Solchen, die ſich des Fluchens befleißigten, um dergleichen Sünder in den Sumpf zu führen, was eben ſehr natürlich geſchehen kann.

Gewöhnlich haben Irrlichter die Größe einer Lichtflamme, in Italien und Spanien erreichen ſie aber — angeblich — zuweilen die Höhe bis zu zwölf Fuß. — Chladni berichtet, daß er doch ausnahmsweiſe in einer Gegend, wo eine Menge von Irrlichtern ſich umtrieben, deren auf der Hand erhaſchte. Er will dann Gallertartiges wie Froſchlaich darin gefunden haben, ohne Geſchmack und Geruch.

Daß über Irrlichter noch nicht die volle Klarheit gewonnen wurde, bezeugen mehrere Naturforſcher. — Hube vermuthet, ſie entſtänden wie das Leuchten faulender Fiſche aus faulenden Dämpfen, die ſich in die Luft erheben und ohne Wärme leuchten; er meint: ſie dauerten zu lange, um ſie für brennend zu halten. — Volta dagegen nennt ſie brennbare Sumpfluft, die durch Vermiſchung mit der Luft um uns her entzündet werden könne. Wenn man brennbare Sumpfluft durch einen brennfähigen (elektriſchen) Funken entzündet — ſagt Volta — ſo hat man eine bläuliche Flamme, die dem Irrlichtſchein ſehr ähnlich iſt. **Poppe** bemerkt jedoch hiezu: es ſei nicht leicht einzuſehen, woher ein ſolcher Funken, der die aus den Sümpfen aufſteigende Luft zu entzünden vermöchte, kommen ſolle.

Der Berghauptmann v. **Trebra** ſah am 5. September 1783 Abends in der Stunde von Zehn bis Elf in Zellerfeld am Harz eine Gluth am Himmel, jetzt ſtärker, dann ſchwächer und blaſſer, nach kurzer Zeit war ſie verſchwunden. Nicht lange darauf ſchoſſen wieder von Weſten her matte Flammen, wie bei dem Nordlicht, nur tiefer, im Lichtkreiſe empor; ſie wurden immer heller, näherten ſich dem Beobachter immer mehr und mehr, bis plötzlich das ganze Haus **Trebra's** erleuchtet war. So flammte dies Lichtbild während einiger Minuten feſtſtehend wie ein gefeſſelter Blitz, und entfernte ſich dann allmälig bis auf ein paar hundert Schritte, wo es abermals verweilte und deutlich zu betrachten war. Das meiſte Licht dieſer merkwürdigen Erſcheinung befand ſich nah an der Erde, hatte Orangefarbe; ſein Umfang konnte etwa zwanzig Schritte betragen, und es leuchtete ſo ſcharf, um die geringſten Kleinigkeiten zu erkennen. Die Farbe wandelte ſich langſam vom Gelben zum Weißen, und der Umfang erweiterte ſich bogenförmig. Nach minutenlangem Stillſtand ſchwebte die Lichtmaſſe ſich trennend etwas nach Süden, zog nun dorthin zurück, wo ſie zuerſt als Schein einer rothen Gluth ſichtbar wurde; dann blieb ſie eine Weile verſchwunden, erhob ſich abermals, und jetzt dauerte dies Naturſeltſame bis eine Stunde nach Mitternacht. Am Tage vorher und auch während der Erſcheinung hat es geregnet, und der Wind wehte kaum fühlbar.

Wir erneuerten den Bericht **Trebra's**, weil mehrere Naturforſcher dies Luftſchauſpiel als großes Irrlicht auffaßten; ihre Gegner erklärten: „es ſei elektriſcher Art geweſen“, und ſo hatte man auch nur ein Ergebniß ohne Löſung. — Bekannt iſt, daß man Klumpen von Johanniswürmchen und andern leuchtenden Inſekten von fern zuweilen für Irrlichter hält; dieſe necken aber noch immer die Wiſſenſchaft mit ihrem räthſelhaften Weſen. —

Mit den Irrlichtern und dem Irrwiſch-waſch in ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtänden ſteht es wenigſtens inſoweit beſſer, daß man ſie ſich erklären kann, inſofern aber auch ſchlechter, als eine Menge von Leuten für die Erläuterung theils widerſetzlich, theils unfähig iſt, die Widerſetzlichen nun den Unfähigen blauen Dunſt vormachen, alſo auch, dieſer Färbung nach, das Erzeugen von Irrlichtern ge- und erwerblich betreiben. Dies Verfahren — gewöhnlich Beſtätigung für den Ausſpruch eines Berühmten: „Die Weltgeſchichte iſt nur deshalb vorhanden, damit man nichts von ihr lerne“ — hat uns das Zeitwort „irrlichteriren“ hervorgerufen, wozu wir nebenher bemerken: irrlichtern wäre für das Deutſche ſprachgemäßer. Nicht nebenher rathen wir aber ſchließlich Jedem, wenn er im Verein mit ſolchen Irrlichterziehern ſumpfigen Grund wittert, ſich des Sprüchworts zu erinnern: „Wer auf halbem Wege umkehrt, irrt nur zur Hälfte.“

H. Stahl.

Nicht Alles iſt für Geld zu haben.

I.

Die lebendigſte Rüſtigkeit herrſcht auf dem Lande, wenn im Herbſt die Früchte der Felder eingeheimſet werden. — Breit geöffnet ſtehen die weiten Scheunenthore; ſchwer beladene Wagen fahren knarrend die ſteilen Rampen empor und halten an mitten in der Scheune. Mädchen, die ganz verſteckt in den Aehrenbündeln ſaßen, erheben ſich, geben flink an die Arbeit, und behende werden die Garben in die oberen Räume der Scheune hinaufgeſchafft. Mancher muntere Scherz miſcht ſich dabei in das Geſpräch, und helles Lachen erſchallt von dem Getreide-Boden herab.

Der Herbſt bringt eine ſchöne Zeit; da ſind Alle voll regſamer Luſt. Die Knechte faſſen bei der eigenen ſchweren Arbeit noch immer vergnügt ein, um den Mädchen zu helfen, und wie ſich das ſonderlich trifft! Jeder hilft einer Beſtimmten, als wenn ſie es untereinander verabredet hätten; — nie kommen Zwei zu der Einen, und wie verſchieden in ihren Geſtalten und Ausſehen die Mädchen ſein mögen, Jeder glaubt der Schönſten zu helfen. Jede glaubt aber auch, des hübſcheſten Burſchen Herz erobert zu haben: dabei ſind nun Alle zufrieden und glücklich. —

Eine nur nicht! — ſie geht ſtill und einſam ihrer Arbeit nach, verlangt Keinen, der mit ihr ſcherzt und ihr hülfreiche Hand bietet. Es verſucht's auch Keiner, obgleich noch zwei Knechte da ſind, für die ſich kein Mädchen mehr gefunden hat, und Marie, die einſame Magd, iſt hübſcher als die Andern, nur ſehr ſtill und blaß, dabei jedoch arbeitſam wie Keine.

Scheu und verſtohlen ſehen die andern Mädchen auf ſie hin, wenn ſie ihr ſich nähern während der Arbeit, und nur ſelten wagt ſich Eine mit Scherz oder Neckerei an Marie. Die Knechte thun's gar nicht, die gehen ihr aus dem Wege, und keiner richtet eine Frage an ſie.

Da, ehe man es beachtet, iſt der Wagen ſchon abgeladen; eilig ſetzen ſich die Mädchen wieder hinein, zwiſchen die breiten Spalten der Leitern, die zu beiden Seiten des Wagens liegen; mit ihren Füßen berühren ſie faſt den Erdboden, über den der leere Wagen nun mit lautem Geklapper raſch dahinrollt.

Auf dem Felde ſteht der Eigenthümer der Beſitzung, zu der die Knechte und Mägde gehören; ein wohlbehäbiger, übermüthig um ſich blickender Bauer, mit rother Weſte und vielen blanken Knöpfen auf dem blauen Rock: immer im Sonntagsſtaat. Die Hände hat er zu beiden Seiten in den Taſchen des langen Rockes geborgen, und einen Marſch pfeifend, ſieht er prüfend der Arbeit ſeiner Untergebenen zu.

„Ha, ha, ha!" unterbricht er, ſich in die Bruſt werfend, lachend ſein Pfeifen. „Die Nachbarn werden wieder ſagen: der Herr Bautze hat die beſte Erndte, der Segen mehrt ſich bei ihm, und ſie haben recht, das verſteht ſich! Potz tauſend, ſieh' 'mal Einer die vollen Aehren an, auf das ſechzigſte Korn kann ich ſicher rechnen. Und das ſchöne Wetter dabei zum Auſt! — Ja, nicht Jeder hat ſolche Erndte, iſt auch nicht Jeder wie ich ein Glückskind, dem Alles nach Wunſch geht. Und mein Bub', ein prächtiger Junge, der Wilhelm! Darum hab' ich ihn auch nach der Stadt gegeben zum Studiren: die ganze Gelehrſamkeit der Herren in ſchwarzen Röcken ſoll vor meinem Buben die Hüte abziehen. Ha, ha, kann's ja beſchaffen! ihm fehlt's nicht: für Geld iſt Alles zu haben! Und meine Tochter, mein Miliken? Mir lacht's Herz im Leibe, wenn die Burſchen mit verliebten Augen das Dirnel anſchauen. Aber — behüt's Gott! iſt nicht für euch; hab' mein einzig Mädel nicht erzogen, daß ſie eines Bauern Frau wird. — Na, man ſoll's 'mal ſehen, wie ich für Die ſorgen werd'! Die kriegt einen Stadtmann, und einen vornehmen dazu. Soll mich wenig wundern, wenn die Nachbarn ſich darüber ärgern, ſollen alle Urſach haben zum Neid. Unter einem Herrn Baron oder Grafen geht's nicht ab! Für Geld iſt Alles zu haben, Baſta! Mein Miliken wird eine vornehme Frau, die braucht keinen Finger in's kalte Waſſer zu tauchen!" —

So vertrieb ſich im behaglichen Selbſtgeſpräch der reiche Bauer

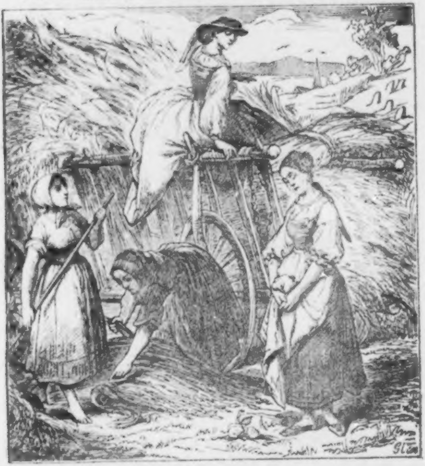
Bautze die Zeit, während er noch immer dem Arbeiten ſeiner Knechte und Mägde zuſah. Dieſe rührten dann rüſtiger die Arme, denn der dicke Bauer ſah gern Alles flink abgemacht, gab auch hie und da ein belohnend Wert oder wohl gar ein Geſchenk an die Fleißigſten. —

Auch Marie iſt jetzt unter Denen, die mit dem Ausladen beſchäftigt ſind; erſchreckt weicht ſie zurück, als der dicke Bauer langſam heran geſchritten kommt; ſo ſehr als möglich verbirgt ſie ſich hinter den andern Mädchen. Bautze hat ſie dennoch ſchon geſehen, und der Verdruß zieht auf ſeine Stirne tiefe Falten.

„Hätt' ich ſie nur gleich auslohnen können“, murmelt er vor ſich hin; „aber ihrer Eltern wegen ging's nicht an. Das ſind brave und rechtſchaffene Leute, haben mir ſchon manches liebe Jahr treu gedient, würden ſich das Leben abkürzen, wenn ihr einzig Kind fortgetrieben wäre von Haus und Hof; mögen auch nicht wiſſen, daß die Marie ſich dumm betragen hat, und ich werd' ihnen nichts davon ſagen, will mich nicht erniedrigen. Thu' am beſten, als ob's nichts wär', ſetz' meinen Willen doch durch! Der Wilhelm kriegt ſie jetzt nimmer vor Geſicht.“ — Haſtiger ſchritt er auf die Knechte zu und gab in kurzen Worten ſeine Befehle.

Marie ſtand mit naſſen Augen und reichte Grethel, die oben im Wagen zugriff, die vollen Kornbündel hinauf. „Mußt nicht weinen,“ rief dieſe herab, „es darf Dir Niemand Leids thun. Daß der Wilhelm Dir gut iſt, kannſt Dir nicht zur Laſt legen; das iſt nicht Deine Schuld.“ — „Aber es iſt ihre Schuld“, rief vorlaut Schulzens Anna, daß ſie ihm wieder gut iſt.“ — „Kränkt's Dich“, rief Jene, „oder biſt gar neidiſch, daß der hübſche Stephan nicht Dir den Vorzug gegeben hat?“ — „Ach, ſchweig' nur, ſchweig' nur, Grethel, mein Hans iſt mir zehnmal lieber; das weiſt lange. Ich hab' mein Herz halt an meinesgleichen verſchenkt, da hab' ich nachher nicht nöthig, das Nasrümpfen mit anzuſehen und keine Vorwürfe zu hören. Halt' Dich an Deinesgleichen! iſt mein Wahlſpruch: hoch hinaus wollen bringt Keinem Glück, paſſ' auf!“ —

Marie konnte unterdrücktes Schluchzen länger nicht verbergen, und Grethel ward nun ernſtlich böſe, daß Anna es ſo weit gebracht. „Marie“, rief ſie wieder herab, „Marie, gelt, Du wirſt ſehen, der Wilhelm bleibt Dir treu, der wird noch Dein Mann!“ — „Ach, wer verlangt denn das!“ ſchluchzte Marie; „aber daß ich unglücklich bin, kann mir Niemand wehren.“ — „Nein, gewiß nicht!“ eiferte Grethe



weiter; „arme Marie, traurig genug, daß es ſo iſt; aber auf Regen folgt Sonnenſchein, glaub's gewiß.“ —

Das Geſpräch endete, indem einige von den Knechten herbei kamen und die Ladung des Wagens nun gemeinſchaftlich vollbracht wurde.

Marie ſaß mit auf dem Wagen; die Andern ſcherzten unter einander; nur ſie blieb ſtill in ſich gekehrt und ſah dem Untergehen der Sonne zu. — Glühendroth ſenkte ſie ſich allmälig hinter dem dunklen Fichtenwalde, vergoldete noch mit ihren ſchwindenden Strahlen die Spitzen der hohen Bäume, die ſo ernſt und feierlich ihre Häupter erheben, als lauſchten ſie Offenbarungen, die im Glanze des Abendſcheines die Wipfel umflüſtern.

II.

Daheim bei dem reichen Bauer Bautze ſieht es aus wie in einer ſchmucken Stadtwohnung. — Das Stubengeräth iſt von Mahagoni, Sopha und Stühle ſind gepolſtert und mit rothem Plüſch bezogen; große Goldrahmſpiegel und ein Fortepiano nach neueſtem Muſter fehlen auch nicht. Alles iſt untadelich ſtädtiſch eingerichtet.

Die Frau des reichen Bauern nimmt ſich eigen aus inmitten dieſer Zierlichkeit: faſt ſcheint es als kann ſie noch immer ein Unbehagen nicht los werden, ja, als hätte ſie die längſte Zeit ihres Lebens in einfacher ausgeſtatteten Räumen hingebracht. — Aengſtlich trippelt ſie in der Stube herum, und wenn ſie hie oder da etwas an dem blank polirten Geräth entdeckt, nimmt ſie einen Zipfel ihrer breiten weißen Schürze und fährt behutſam damit über die ſtäubige Stelle. Auf dem ſchönen, weichen Sopha Platz zu nehmen, dünkt ihr ein Unrecht; wird ſie aber einmal durch die Umſtände dazu gezwungen, dann geſchieht dies meiſt ſo beſcheiden und knapp, daß Alle, die zugegen ſind, ſtets fürchten, die ſtattliche Bäuerin ſinke nächſtens zu Boden. — Es iſt ihr, als wäre ſie aus Gnad' und Barmherzigkeit bei vornehmen Verwandten zur Zeit aufgenommen. — Von je an hat ſie es auch nicht ſo gehabt, aber doch ſchon beinah zehn Jahre. Seit ihr Mann an irdiſchen Gütern immer reicher geworden, iſt es ihm in den Kopf gefahren: ein vornehmer Herr zu werden, hat deshalb nothwendig befunden, den alten heimathlichen Hausgeräthen, den Erbſtücken von Vater und Großvater, einen Platz in der Rumpelkammer anzuweiſen, und Alles neu und neumodiſch aus der großen Stadt kommen zu laſſen. —

Dabei war der alte Bauer nicht ſtehen geblieben: er hatte große Pläne. Seinen Sohn Wilhelm wollte er zu etwas ganz Beſonderem erziehen laſſen; er war zu dieſem Zwecke nach der Hauptſtadt in Koſt und Unterricht gegeben worden. Bautze zahlte unmäßig viel für ihn, und er wurde zuerſt in eine Vorſchule geſchickt; als er ſpäter das Gymnaſium ein halbes Jahr beſucht hatte, kam ein langer Brief von dem Penſionats-Vorſteher Kreßler an, der mittheilte, daß der Direktor des Gymnaſiums gerathen habe, dem Wilhelm daheim eine ländliche Erziehung angedeihen zu laſſen, die offenbar ſeinen Anlagen entſprechender wäre. Er, der Penſionats-Vorſteher, halte es aber für geeigneter, es noch in einer Real-Schule mit ihm zu verſuchen, und ihn vorläufig ſeiner Obhut noch anzuvertrauen. — Dieſer Brief war richtig dem Vater eingehändigt, blieb aber dem Empfänger ein Räthſel, bis er ihm mit Hülfe des Schulzen deutlich wurde. Der Schulze beſorgt überhaupt Bautze's Schriftlichkeiten, iſt alſo auch der Eingeweihte in all ſeine Geheimniſſe. Es war ein großer Schreck für den ſtolzen Bauer, als er erfuhr, daß ſein Sohn nicht tauge, das zu erreichen, wozu ihn des Vaters Hochmuth beſtimmt hatte. Doch er faßte ſich ſchnell: das hat einen andern Haken, ſchloß er; an dem Jungen liegt's nicht, der iſt kreuzbrav; ſie wollen es ihm nur nicht vergeben, daß er eines Bauern Sohn iſt. „Ha, ha, ha, will doch ſehen, was man ſagt, wenn ich doppelt für ihn bezahle; dann wird er plötzlich wohl zur Stadtgelehrſamkeit paſſen, kenne das! Oho, für Geld iſt Alles zu haben!" — Der Schulz mußte ſich ſofort daran machen, die Antwort aufzuſetzen, und dem Penſionats-Vorſteher mitzutheilen, daß Herr Bautze willens ſei, das Doppelte für ſeinen Sohn Wilhelm zu zahlen, er möchte ihn nur in irgend einer Schule unterbringen, gleichviel, wie ſie ſich nenne; das gelehrte Zeug werde ja wohl überall daſſelbe ſein. —

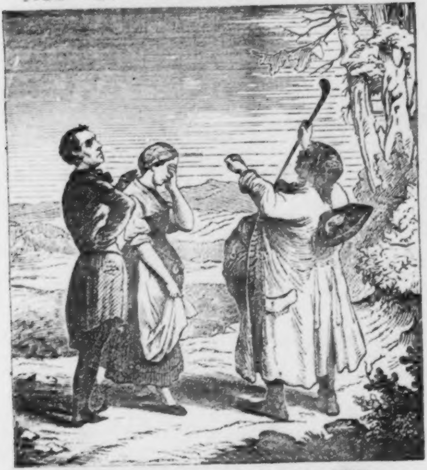
Von dieſer Zeit an erhielt der unerfahrene Bautze nur erwünſchte Nachrichten über ſeinen Sohn. Es hieß: er lerne nach Kräften, werde es gewiß noch zu etwas Rechtem bringen. Der Bauer lachte vergnügt dazu und rieb ſich die dicken Hände. „Wußt' ich's doch gleich," hat er geſagt, „daß mein Wilhelm ſich zu Allem ſchickt; der kann eben ſo gut, wie Andere, Geheimrath oder Profeſſor oder Präſident werden, was mir Alles einerlei gilt, wenn's nur gar vornehm klingt. Mich führt man nicht in die Irre, für Geld iſt Alles zu haben!" —

Der Hochmüthige ahnte nicht, welchem Grunde er die guten Zeugniße über ſeinen Sohn zu verdanken habe; ahnte nicht, daß der Herr Penſionats-Vorſteher aus eigennützigen Abſichten ſeinem Gewiſſen weite Schranken geöffnet hatte, und dem Alten nie Wahrheit berichtete, weil er den ungewöhnlich einträglichen Penſionair nicht verlieren wollte. Die Wahrheit lautete nicht nach dem Sinne des Bauern: die Fortſchritte blieben unbedeutend und mangelhaft, des Sohnes Betragen aber war muſterhaft.

Herr Kreßler tröſtete ſich mit der Entſchuldigung: wenn ich das ſchöne Geld nicht nehme, wird ein Anderer ſich den Vortheil zu Nutze machen; der Alte beharrt doch in dem Starrſinn, aus ſeinem Sohn einen ſtudirenden Herrn zu machen. Gehen ihm ſpäter die Augen auf — ich waſche meine Hände in Unſchuld; für leibliches Wohl ſeines Sohnes hab' ich möglichſt geſorgt. —

Kam der Sohn in der Ferienzeit heim und brachte einige ſtädtiſche Manieren mit, dann war der hochmüthige Bautze froh, und dachte: es geht vorwärts, man merkt ja ſchon die Gelehrſamkeit. Wilhelm aber war aufrichtig genug, er ſagte: „Vater, es wird gewiß nichts aus meinem Studiren, die kleinen Knaben kommen mir zuſammt vor.“ — Das iſt ſeine Beſcheidenheit, meinte der Bauer, um ſo ſtolzer wird er dereinſt dreinſchauen, wenn all' die vornehmen Herren die Hüte vor ihm abziehen. Bat der Wilhelm: „Vater, laß mich im Dorf, weißt gar nicht, wie wohl mir iſt, wenn ich auf das Feld fahren und mit den Knechten die Arbeit beſchicken kann!“ wurde ihm geantwortet: „Zeig', daß Du ein ganzer Mann wirſt; hab' nichts dagegen, wenn Du Dich die Ferienzeit über um die Landwirthſchaft bekümmerſt; aber muckſe mir nicht, nach der Stadt mußt Du wieder!“

Im vorigen Jahre hat der alte Bautze eine Entdeckung gemacht: der Wilhelm that ſchön mit Marie, eines zwar braven aber armen Arbeiters Tochter. Als der Vater die Beiden einſt an einem ſchönen Herbſtabend zuſammen hinter dem Roßgarten im traulichen Liebesgekoſe überraſchte, hat er dem Wilhelm lachend zugerufen: „Na, Junge, hätt's kaum geglaubt, daß Du auch ſo ein lockerer Zeiſig geworden biſt!“ — der Wilhelm aber trat, Marie an der Hand, vor ihn hin und ſagte: „Nein, Vater, ſo Einer bin ich nicht, und da wir eben von Dir betroffen ſind, ſo magſt Du's gleich erfahren: die Marie wird meine Frau, keine Andere!“ — „Hoho!“ hat der Uebermüthige wüthend gerufen, und Marie iſt leichenblaß geworden vor Schreck



über die Dreiſtigkeit Wilhelms und ſeinen ſchnellen Ausſpruch, an den ſie noch nie dachte. — Der Alte aber, kirſchroth im Geſicht, hat häßliche Worte ausgeſtoßen, auch dem Wilhelm ſtreng verboten, jemals an eine ſolche Heirath zu denken, und hinzugefügt: „Ob er etwa darum ſein ſchön Geld des Sohnes wegen ſolle verſchwendet haben, daß ihm, dem Vater, der ſich ſchwer heraufgearbeitet, ein ſo lumpig arm Dirnel in's Haus geſchleppt werde!“ — Alsbald hat ſich der Sohn hoch aufgerichtet, und gefragt: ob es ſeine Schuld ſei, daß ſolch Geld gezahlt worden, er nun dieſen Vorwurf hören müſſe, und gar oft und immer wünſche, es wäre nicht geſchehen, ſein Wille hätte dabei gemangelt. — Wilhelm bereute jedoch ſogleich ſeine Widerrede, denn der Vater hat geſchrien: „Hoho! das wär' juſt der rechte Dank, den Eltern von ihren Kindern zu erwarten hätten; in die Grube würd' er ihn bringen mit ſeinem Undank und ſeiner Widerſetzlichkeit.“ — Der Wilhelm iſt ganz bleich und ſtill geworden, aber die Marie hat geantwortet: man möge ſich ihretwegen nicht ſtreiten; was Wilhelm wollte, dazu hätte ſie ſelbſt noch nicht ihr Ja gegeben, und nun ſage ſie ein für alle Mal: Nein. Sie werde kein Unfried ſtiften zwiſchen Vater und Sohn; lieber ſterben als jetzt noch d'ran denken, Wilhelms Frau zu werden.“ — Da ſtutzte der aufgeblaſene Bauer, gab ſich auch damit zufrieden; der Wilhelm aber durfte nimmer auf's Feld in die Arbeit, wenn er wieder im Dorfe war.

III.

Die Bäuerin erwartete jedesmal ihren Sohn mit Sehnſucht, hätte ihn am liebſten immer bei ſich gehabt; ſie ſtimmte mehr mit ihm als mit der Tochter überein. Dieſe war auch mehrere Jahre in einem Penſionat geweſen, um eine Bildung gleich der erſten Stadtdame zu erhalten, wie der hoffährtige Vater wollte. — Nun war ſie ſeit Monaten zurückgekehrt, aber die Heimath iſt ihr fremd geworden; vor fünf Jahren war ſie ihr anders. Damals hatte ſie ſich viel im Garten oder auf Feld und Wieſen mit Kindern ihres Alters herumgetummelt, dann in dieſer Gemeinſchaft nebenher bei dem Dorfſchulmeiſter ein wenig gelernt. — Im Hauſe ihrer Eltern kam es ihr gar prächtig vor: nur noch bei einigen Bauern im Dorfe ſah es ähnlich ſo aus. Das Prunkzimmer hatte ſie nur ſelten, mit Erlaubniß der Mutter, betreten dürfen, das war ihr recht; denn um ſich nach Herzensluſt zu vergnügen, gab es draußen viel mehr Anlaß. Im Winter, im langen, kalten Winter, fand ſie es bei den Mägden in der Küche oder Spinnſtube viel ſchöner. Da wurden wundervolle Geſchichten erzählt: ſie lauſchte und lauſchte, erſtaunte immer mehr über all die Herrlichkeit, die ſich in der Welt zugetragen; denn daß Alles, was ſie zu hören hatte, wahr und gewiß geſchehen, davon ließ ſie ſich nichts abdingen. Unzählig oft vernahm ſie, daß aus einem hübſchen Bauerdirnel eine vornehme, gebietende Dame geworden, wohl gar eine Prinzeſſin. Es erſchien unausbleiblich ein verſteckter Prinz, im Pilgergewande, als Keſſelflicker, meiſt als Bettler. Das geſchah ſo, um das Mädchen zu prüfen; die er gut und beſcheiden gefunden, die ward dann zu ſeiner Gemahlin erhoben, und ſie zog mit ihm in ſein Reich voll Glanz und Herrlichkeit. — So ward nach und nach der Gedanke in ihr wach, auch eine ſolche Verwandlung erleben zu können. — Kam ein Bettler des Weges und bat um ein Almoſen, flog ſie eilig nach der Küche, ſammelte einige Ueberbleibſel vom Mahle, bat die Mutter, noch eine kleine Münze beizugeben, ſprang nun hurtig mit ihrem Reichthum dem armen Manne entgegen, der dann geſättigt und dankerfüllt mit Segenswünſchen ſie verließ. —

Wohl ſchaute ſie oft verwundert und etwas enttäuſcht hinterdrein: die alten Lumpen wollten nimmer herabfallen, und anſtatt der gebeugten Geſtalt mit eingefallenem bleichen Geſicht und matten Augen ſtand kein ſchmucker, ſchöner Rittersmann mit leuchtenden Augen und friſchem Antlitz vor ihr. Die Hoffnung ſchwand, blieb aber doch nicht aus, wenn eine auffallend ſeltſam ärmliche Jammergeſtalt ſich blicken ließ. — Plötzlich wurde ſie dann ihren reichen Wunderträumen und Spielereien entriſſen und nach der großen Stadt in ein Töchter-Penſionat geſchickt: auch mit ſeinem Milchen wollte Bautze Staat machen.

Nun wurden ihrer Lebhaftigkeit bald andere Offenbarungen und Eindrücke geboten. — Sie lernte leicht und begriff noch leichter, daß aus ihren kindiſchen Träumereien doch einſt Wahrheit werden könnte, wenn auch auf andre Art, als ſie früher gedacht. — Sie meinte, daß ſie wohl Anſprüche habe auf Vornehmheit, denn Reichthum und Beſitz ſind dazu mächtige Förderung. Den andern Mädchen im Penſionat ließ ſie merken, daß ſie reicher Eltern Kind ſei, aber ihre Familien-Verhältniſſe berührte ſie nicht. Da ſie nun viel vom Landleben zu erzählen wußte, hielten die andern Mädchen ſie für die Tochter eines Gutsbeſitzers höheren Standes, und freundliches Entgegenkommen ward ihr von Allen. Die Jahre vergingen ſchnell wie ein Traum, ſie kam nun wieder und für immer in das Haus der Eltern. —

Der Vater empfing ſie wie ein Wunderkind. „Ei, mein Miliken“, rief er wiederholt, „wie biſt Du ſchön und groß geworden, ſo prächtig ſchmuck! — na, Du giebſt eine vornehme Frau ab wie Eine; an Dir erleb' ich meine Freude.“ — Von der Mutter wurde ſie minder freudig begrüßt: der Tochter vornehmes Ausſehen war ihrem Sinne nicht zuſagend. Scheu wich ſie ihr aus dem Wege, ähnlich wie ihrem blankpolirten Stubengeräth, das ihrer Einfachheit unbehaglich blieb. — Es ging ihr faſt wie den armen Grasmücken, denen der Kuckuk heimlich oft ein Ei in's Neſt legt; wenn ſie es dann ſelbſt ausgebrütet haben, wiſſen ſie nicht, was ſie beginnen ſollen mit dem großen, ſo fremd ausſehenden Vogel, der aber doch in ihrem Neſt das Licht der Welt zuerſt erblickt hat. Sie laſſen ihn gern unbehindert davon fliegen, iſt er nur endlich ſo weit, daß er allein fliegen kann.

Auch Emilie wußte nicht, verſtand es nicht, mit der Mutter vertraulich umzugehen; ſie war ihr noch lieb, aber wie ſollte ſie ſich über ihr Wünſchen und Hoffen mit der Anſpruchsloſen ausſprechen! — Für den Vater, deſſen Anſichten ſo übereinſtimmend waren mit den ihren, hatte ſie dennoch nur ſchüchterne Zurückhaltung. Sein ſtürmiſch lautes Weſen, ſeine hochmüthige Derbheit ſchreckte ſie ab. — Nie hatte ſie den Muth, auch nur ein einzig Wort zu entgegnen, wenn er verlangte, was ihr mißfiel. Wie zärtlich er ſie ſeiner unzarten Natur nach behandelte, ſie hatte nur Furcht vor ihm. —

Wenn die Sonne ſich dem fernen Weſten zuneigte, allmälig ihre Strahlen im Dämmerlichte mehr und mehr verſchwanden, die ermüdeten Arbeiter und Arbeiterinnen vom Felde zurückkehrten, dann kam der alte Bauer erſchöpft nach Hauſe, war er auch nur in Anordnungen beſchäftigt geweſen. Ihm bot das weich gepolſterte Sopha eine wohlthuende Erholung; er that dabei auch nicht ängſtlich, wie ſeine beſcheidene Frau, gönnte ſeinen Gliedern ohne Scheu der Länge nach die behäbige Ruhe. — „Miliken“, rief er dann gewöhnlich mit der doch zärtlich ſein ſollenden Donnerſtimme der Tochter zu, „Miliken, komm, ſpiel' mir eins!“ — Erſchreckt vom überlauten Ruf — den ſie ſchon lange kannte und ſich dennoch nicht daran gewöhnt hatte — ließ ſie Geibel's Gedichte zu Boden ſinken, als ſie eben noch bei dem Dämmerlichte des Abends geleſen hatte: „Ach, die Schranken ſo eng und die Welt ſo weit und ſo flüchtig die Zeit.“ Sie eilte, ohne das Buch aufzunehmen, in die andere Stube zum Inſtrument. Haſtig, ohne ein Wort zu erwiedern, ward es geöffnet und eine rauſchende Sonate begonnen. Der Vater lauſchte nun mit halbgeſchloſſenen Augen bei dampfender Pfeiſe vergnüglich dem Spiele ſeiner Tochter; — draußen aber ſtand die Bäuerin am praſſelnden Feuer und beſorgte das Abendeſſen. Zuweilen ging ſie der Stubenthür etwas näher, um beſſer hören zu können; „denn das“ — dachte ſie für ſich — „klingt ja grad' wie eine Hochzeitsmuſik, oder als wenn zu einem Kindtaufſchmauſe die Stadtmuſikanten 'was aufſpielen.“ Wenn ſie das Eſſen in der Nebenſtube angerichtet hatte, dann ſtand ſie gern erſt einige Augenblicke an der weit geöffneten Stubenthür und ſah zu, wie flink die Finger ihrer Tochter über die Taſten fuhren. „Das iſt nun ein ganzes Wunder!“ ſagte ſie ſich; denn die Bäuerin hatte in der erſten Zeit, als ſie dem Spiel ſo zugeſehen, gemeint: „I, kein ſonderlich Kunſtſtück wird's ſein; das Ding iſt halt ſo eingericht't wie ein Leierkaſten, nur daß man an dem drehen und hier drauf zu ſchlagen muß.“ In ſolchem Glauben wollte ſie einmal, als ſie allein war, den Verſuch machen, ein Muſikſtückchen herauszubringen. Verſtohlen hatte ſie das Inſtrument geöffnet — immer in großer Furcht, dabei betroffen zu werden — und dann haſtig mit beiden Händen d'rauf geſchlagen. Hu! was hat ſie für einen Schreck gehabt, als ſolch ein verwirrt dröhnender Schall heraus kam. Schnell verſuchte die Bäuerin noch einmal mit den einzelnen Fingern, als jedoch wieder nur ſchrille Töne durcheinander fuhren, gab ſie den Verſuch auf, noch mit dem heimlichen Gedanken: das Ding könnte wohl verdorben ſein, darum klinge es ſo ſchlecht. Sie wußte, es kommt zuweilen ein feiner Herr aus der Stadt, der klimpere und drehe eine gute Weile daran und darauf herum, und die Tochter habe dann geſagt: „Nun iſt es wieder ſchön geſtimmt.“ — Na, diesmal iſt es auch „braſtig“ verſtimmt. — Als am nächſten Tage die Tochter ſich wieder zum Spiel anſchickte, die Bäuerin von fern ſtand und gar neugierig aufſchaute: wie dieſe erſchrecken würde, wenn das Ding ſo garſtig aufbrummt, kam es ihr faſt wie ein Zauber vor, daß es wieder ſchön klang, und ſie betrachtete ſeitdem der Tochter Spiel mit mehr Schätzung. — Hatte ſie ein Weilchen zugehört und zugeſehen, dann rief ſie: „Vater, es iſt angericht't.“ — Dem Bauer ging ein gutes Mahl noch über das Spiel ſeiner Tochter, ſich erhebend rief er: „Miliken, für heut' iſt's genug, und ſchön Dank ooch!“ Haſtig, mitten im angefangenen Takt, hörte die Tochter auf und ſchloß das

Inſtrument. Sie kannte den Vater: ſeinen Worten mußte unverzögert Gehorſam folgen. —

Wenn ſie dann am Tiſche ſaß bei den ſchweigſamen Eltern, ſie ſelbſt kein Wort zu ſprechen wagte, und ihr Herz doch ſo übervoll ſchlug, fielen ihr wieder Geibel's Worte ein: „Vertraure die Jugend."

IV.

Allmälig näherte ſich Emilie wieder ihren Geſpielinnen aus der Kinderzeit; deren Erziehung war aber meiſtens im Dorfe vollendet worden, ſtimmte wenig mit der ihrigen. Wohl kamen ſie ihr freundlich und zutraulich entgegen, aber was ſie mitzutheilen hatten, war die Eroberung dieſes oder jenes reichen oder armen Bauernſohnes, worin un Jede ihre Glückſeligkeit fand.

Emilie erröthete ſchon vor Unwillen bei dem Gedanken: es könnte ſich ein Bauer, und wäre er noch ſo reich. auch nur träumen laſſen, ihr Herz zu gewinnen. Freilich, ihr eigener Vater iſt ebenfalls ein Bauer — aber das ſtellt ſich ja ganz anders — und er will ja ſelbſt nicht haben, daß ſeine Kinder im Bauernſtande bleiben. —

Ramke, der Nachbar ihres Vaters im Nebengehöſt, hat ſeine älteſte Tochter auch in einem Penſionat erziehen laſſen, und Luiſe, mit Emilien in gleichem Alter, war eine ihrer liebſten Jugendgefährtinnen geweſen. Die hatte aber im Winter, bald nach ihrem Wiedereintritt in das Vaterhaus, ihre Mutter verloren, deshalb ſehr ſtill und zurückgezogen gelebt; ſo war es gekommen, daß Emilie ſie noch nicht aufgeſucht hatte. Plötzlich fällt ihr ein: es iſt Unrecht, Luiſe noch nicht wieder geſehen zu haben, eben jetzt, wo dieſe noch in Trauer und Herzeleid iſt um den ſchweren Verluſt. — Sie holte eilig das Verſäumte ein, und es währte nicht lange, da war das Freundſchaftsbündniß nicht nur erneuert, ſondern noch inniger geſchloßen als in den Kinderjahren. — Mit Luiſe war doch zu ſprechen, der ſchenkte ſie willig ihr ganzes Vertrauen; ihr geſtand Emilie, daß ſie ſich gar nicht glücklich fühle in der Heimath, die ihren Wünſchen keine Befriedigung gewähre, ihr einziges Sinnen und Trachten treibe ſie hinaus in das bunte Leben der Stadt. Ach, und ſo hoffnungslos! — wie ſollte ſie je hineinkommen in dieſe Welt, die eigentlich mehr durch Schilderungen ihr vorſchwebte, als daß ſie viel davon geſehen hatte. In dem Penſionat wäre es gar zu ſtill und einförmig geweſen, wenn die ſo verſchiedenartigen jungen Mädchen ſich nicht Alles — zum Theil wohl nur mit ihrer lebhaften Phantaſie — anders geſtaltet hätten. Die wußten ſämmtlich viel zu erzählen, beſonders jene, die in Städten ihre Heimath hatten. Emilie wollte all die Herrlichkeiten, die ihr ſo oft geſchildert waren, kennen lernen; doch hier — in dieſer Einſamkeit, als die Tochter eines Bauern, was hatte ſie da für Ausſichten, je die große Welt kennen zu lernen! —

Luiſe hörte verwundert auf Emiliens Vertraulichkeiten. Sie hegte beſcheidnere Anſprüche für ihre Zukunft, tröſtete die Nachbarin, und meinte ſchließlich: die Heirath eines Vornehmen könnte ſie wohl am leichteſten der Erfüllung ihrer Wünſche näher bringen; da ſie hübſch und reich ſei, wär' es auch möglich. — Das war ſo recht aus der Seele Emiliens geſprochen, ja, Luiſe verſtand ſie! Täglich ging ſie zu ihr, und in des Gartens dunkler Hopfenlaube wurde nun ſo manche Stunde von den Mädchen verplaudert. Aber die Troſtgründe hielten nicht lange vor; wie konnte ſie an die Heirath mit einem Vornehmen denken: es müßte ja grade ein Mann nach ihrem Sinne aus den Wolken fallen, ſonſt bekäme ſie im Dorfe keiner zu Geſicht. — „Was hilft mir all mein Blühen, blüh' ich für mich allein“ — ſo ſang ſie ſehnſüchtig vor ſich hin des Morgens, wenn ihre Augen ſich öffneten, und Abends, ehe ſie in ihrem einſamen Kämmerlein einſchlief.

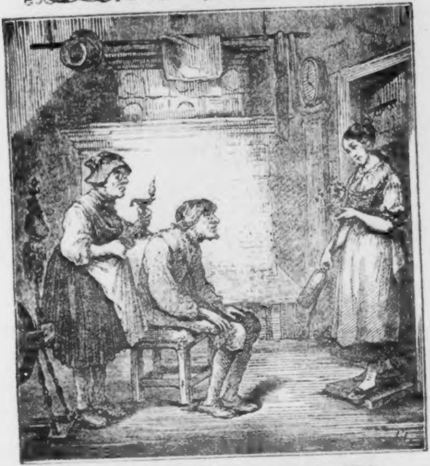
„Aber, Luiſe, wie Du nur ſo zufrieden ſein kannſt!“ hatte ſie oft zur Freundin geſagt; „Du haſt nichts als Arbeit im Leben, und Deine Jugend ſchwindet dahin, ohne daß Du ſie genoſſen haſt.“ — „O, wenn ich nur immer die Wirthſchaft behielte, mein Vater nicht noch einmal heirathete, dann wär' ich ſchon zufrieden. Denn ſieh', Emilie, wie hat meine Mutter geſorgt und geſpart! — Alles möcht' ich gern ſo nach ihrem Sinne weiter führen. Ach, wäre das ſchrecklich, wenn uns der Vater eine Fremde in's Haus brächte, und ich ſollt' es mit anſehen, wie verwirthſchaftet würde, was meine Mutter ſo mühſam zuſammengeſpart!“ — Für Emilien blieb es unbegreiflich, an ſo gleichgültigen Dingen zu hängen: das Wirthſchaften müſſe doch auch ſehr langweilig ſein, und wenn man ihr die Arbeit abnähme, könne Luiſe noch von Glück ſagen. Dieſe erwiederte darauf: „Das eben mache ihr den Aufenthalt im Dorfe angenehm, ſie wünſche es nie beſſer.“ — Emilie ſeufzte; die Unbeſchäftigte konnte kein Wohlgefallen finden an ſolchem Vertrauern der Jugend, wie ſie es nannte.

„Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel, nach den Bergen zög' ich hin!“ — ſo ſchrieb ſie in ihr Tagebuch. —

V.

Ganz am Ende des Dorfes ſteht ein kleines Haus, von armen Leuten bewohnt; das zeigt ſeine innere Einrichtung, die bei aller Sauberkeit und wohnlichem Ausſehen doch gar kein Zeichen von Wohlhabenheit aufzuweiſen hat. — Die beiden alten Leute, die da in der Stube ſitzen, auf einfach hölzernen Stühlen, ſehen zufrieden und heiter aus. — Der alte Mann, nur Arbeiter bei einem reichen Bauer, ſcheint ſichtlich auch kein Verlangen nach eigenem Beſitz zu haben.

„Vater“, ſagt die Frau, indem ſie fleißig das Rad ſchnurren läßt, „haſt nicht geſehen, ob Marie bald heim kommt? — ich ſah die andern Mägde längſt vorüberziehn.“ — „Ja, gewiß“, erwiedert der Bauer; „ſie war mit auf dem erſten Wagen, der zurück fuhr.“ — „Will mir nicht gefallen, daß ſie immer ſo ſpät nach Hauſe kommt“, ſpricht die Frau weiter; „ein Mädchen muß nichts geheim halten; was treibt ſie draußen allein in der Dämmerung, und weshalb macht ſie zuweilen ein gar traurig Geſicht?“ — „Na“, meint der Mann, „wüßt's halt nicht; hat ſie doch meiſt immer einen Scherz auf der Zunge, daß man jedesmal lachen muß, wenn ſie 'was ſagt.“ — „Ach, Vater, das iſt nichts vom Innern, ſchaut gut aus und klingt doch beklommen! Der Marie hab' ich ſo 'was angemerkt, aber ſie will nichts wiſſen laſſen, darum thut ſie heiter vor uns.“ — „Wer kann ſein eigen Kind behüten!“ ſagt der Alte; „bitten wir zum lieben Herrgott, daß Er es thut, dann können wir uns Tag für Tag ruhig ſchlafen legen. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, — weißt auch, Mutter, wie's weiter geht?“ — „Und hoffet auf ihn alle Zeit“ — fiel da ſchnell die Frau ein. — Indem klinkte die Hausthür auf und Marie kam eilig mit freundlicher Miene in die Stube geſchritten. „Gott zum Gruß, Vater, Gott zum Gruß, Mutter!“ erſchallte es munter von ihren Lippen, und ſelbſt die Bäuerin konnte es ihr heute nicht anſehen, daß ſie ſchon Kränkunger und bittere Spöttereien hatte anhören müßen: ihre ſtill vergoſſenen Thränen waren aus ten Augen gewaſchen. — Der Bauer wurde vergnügt: er ließ ſich das in der Eile von der Tochter bereitete Abendbrod ſchmecken; die Mutter ſchaute auch wieder beruhigt darein, verſchmerzte leicht den leiſen Vorwurf aus den Augen ihres Mannes, der dem Zweifel über der Toch-



ter Betragen galt; ſie war's recht zufrieden, daß ſie ſich unnütz gefürchtet, und ſchwätzte gar froh noch eine Weile fort. —

Wenn die Abendmahlzeit beendet, der Segen geſprochen iſt, hat der Tag des Bauern ſein Ende erreicht; die müde gearbeiteten Glieder bedürfen der Ruhe, und der Schlaf kommt dann von ſelbſt. —

Nur Marie konnte ihn noch lange nicht finden. Einſam ſaß ſie in ihrer Kammer, überdachte, was ſie heute hat Alles ertragen müſſen. Die Anne hat geſagt: das zu hoch hinaus bringt keinen Segen, lauter Unheil! ſie ſieht's deutlich ein. Aber gut iſt ſie dem Wilhelm nicht deshalb, weil er der Sohn des reichſten Bauern im Dorfe iſt; nein, da hat ſie ſich ſchon oft in ihren Gedanken geprüft. Früher war ihr ſein Reichthum gleichgültig, ſeit ſie aber darin ein unüberwindliches Hinderniß gefunden hat, auf ein Glück zu hoffen, iſt ihr der Reichthum wie ein Unglück erſchienen. Ach, wäre der Wilhelm armer Eltern Kind, wie gar lieb würd' es ſein, mit ihm ein beſcheiden Loos zu theilen! — Sie iſt mit ihm aufgewachſen, weiß ſich keine Zeit zu erinnern, wo ſie ihm nicht herzlich zugethan geweſen. Einſt hat er geſagt: „Marie, merk' auf, ich weiß' was!" — „Was denn?" hat ſie drauf erwiedert. Und der Wilhelm hat lachend geantwortet: „Gelt, das möch'ſt wohl gern hören, aber wirſt's nimmer erfahren, bis ich groß bin und du auch." — Lange hat es nicht gewährt, da hat der Wilhelm nach der Stadt gemußt, und ſie hat darüber geweint, als er es ihr erzählt; dann aber hat er ihr verſprochen, wiederzukommen, und nach alter Art mit ihr zu ſcherzen; da iſt ſie wieder fröhlich geworden, hat ſich ſchon im Voraus auf das Wiederſehen gefreut. Als der Wilhelm wirklich fortgeweſen, iſt's ihr zuerſt ganz unheimlich vorgekommen im Dorfe, ſie hat immer denken müſſen: wenn er nur erſt wieder hier wär'! Danach iſt viel Zeit vergangen, ſie iſt derweile aus dem Kind ein erwachſen Mädchen geworden, hat müßen mit in das Feld, in die Arbeit, bei Vater und Mutter auch noch die Wirthſchaft beſorgen helfen. Wenn die Arme immer ſo flink gearbeitet haben, ſind auch die Gedanken leicht geblieben: immer froh und heiter war ſie, und ſang ſich gern ein Lied zur Arbeit.

Zweimal im Jahr kam der Wilhelm zum Beſuch, dann thaten ſie nach alter Weiſe miteinander. — Als ſie im vorigen Jahr an einem ſchönen Nachmittage die Aehren auf dem Felde zuſammen gebunden, da hat ſie unverhofft Jemand umfaßt, ihr einen ſchönen guten Tag geboten: ſie konnte vor Schreck nicht antworten. Aber der Wilhelm iſt's geweſen, kein Andrer, und hat verlangt: „Marie, komm' nur gleich mit mir, laß die Arbeit ruhen, ich hab' Dir 'was zu ſagen." Sie iſt ihm aber nicht gefolgt, die Arbeit geht vor. Er hat ſie überreden wollen und verſprochen, ſie bei ſeinem Vater zu entſchuldigen, das wär' aber gewiß nicht gut abgelaufen; ſie arbeitete fleißig bis zum Sonnenuntergang, bis alle Andern auch in's Dorf gingen. Dann folgte ſie ihm hin zum anmuthigen Plätzchen unter den drei großen Birken hinter dem Roßgarten. Kaum zu Worte konnte er kommen vor der ſorglichen Erwartung, was ſie für ein Geſicht machen würd', wenn ſie hört, was er vorbringt. Endlich hat er heraus geſtottert: „Marie, es wird mir immer unleidlicher in der Stadt, ich will den Vater bitten, daß er mich dahier behält; ich will auch auf dem Felde arbeiten, wie meiſt die Bauernſöhne, und Du, Du wirſt meine Frau!" — Nun weiß ſie gar nicht mehr, was ſie darauf antwortete, aber es folgten glückliche Augenblicke. Noch manchen Abend hatten ſie ſich auf demſelben Platze getroffen, manch trauter Plan für die Zukunft war entworfen worden, bis einſt — o mein Gott! ſie mag nicht daran denken — Wilhelms Vater dazu gekommen und ihr ganzes Glück zerſtört hatte. — Nun hegte ſie keine Hoffnung mehr, aber das Plätzchen, wo ſie einſt ſo glücklich geweſen, das bleibt ihr lieb und werth. Wenn ſie irgend kann, geht ſie jeden Abend auf Augenblicke dorthin, weiht der ſüßen und traurigen Erinnerung ihre Thränen. —

Nun war es ſtill rings umher; die Grillen zirpten noch, ſie lauſchte den leiſen, klagenden Tönen, und ſah bei dem hellen Mondſcheine, wie allmälig Blatt um Blatt welk vom Baume fiel; ſie ſah es und dachte an ihr eigen Schickſal. Aber ohne Murren, ohne Klagen nahm ſie aus der Hand ihres himmliſchen Vaters ihr Loos: den armen alternden Eltern, ihnen wollte ſie das Leben ſo angenehm machen wie möglich. —

VI.

Die Bäuerin ſchreitet emſig in ihrem Prunkzimmer auf und ab, reibt und ſäubert mehr denn je an dem prächtigen Geräth herum. — Der Wilhelm wird heut' zu den Ferien erwartet, aber nicht ſeinetwegen bemüht ſie ſich in ſolcher Weiſe: Den kümmert wenig die äußere Herrlichkeit. Innere Unruhe treibt die Frau, an Allem herum zu putzen und zu ordnen. Sie kann ſich nicht genug freuen über des

Sohnes Heimkehr, und dennoch iſt's ihr zu Muth, als zöge damit wieder ein Unwetter für ihren häuslichen Frieden heran. —

Dem Bauer iſt's deſto behaglicher; er iſt ausſchauend bald an dieſem bald an jenem Fenſter, und ruft wiederholt: „Der Wilhelm kommt diesmal als Student, glaub's beſtimmt; ich hab' ſeit Monaten keine Nachricht von ihm, der will mich überraſchen. Das wird ein Jubel und Aufſehen ſein; hoho, für Geld iſt Alles zu haben!“ —

Die Frau zittert, wenn ſie den Mann ſo ſprechen hört; ſie fürchtet bei weitem mehr als ſie hofft, kann ſich's nimmer denken, daß aus ihrem Sohn ein Gelehrter wird, obgleich ſie ſelbſt nicht weiß, was das eigentlich zu bedeuten hat. Sie kennt den Wilhelm beſſer, wie jeder Andere; ihr hat er immer ſein Herz ausgeſchüttet, ihr oft geſagt: wie ſo glücklich er ſich auf dem Lande fühle, und wie unbehülflich und fremd in der Stadt, wo man von ihm ſo viel ſchwierige Dinge verlange und ihm davon doch nichts recht in den Kopf hinein wolle. Ja, das Alles war der Mutter anvertraut worden. Die hatte getröſtet und gemeint: der Vater wird endlich nachgeben; eben ſo, wie ihm die Sach' einmal in's Hirn gefahren, könn' er ſie auch wieder los werden und zur Vernunft, kommen. Denn ſie wüßt' nicht, weshalb grad' ihr Wilhelm, der doch einſtig genug hätt' auch auf dem Lande, ſo geplagt werden ſollt'. Er braucht juſt nicht zu arbeiten mit den Tagelöhnern um die Wett', er kann ſein eigen Gut bekommen, und wie ein Herr ganz nach ſeinem Hang leben. — So hatte ſie den Sohn getröſtet, aber ihr ſelbſt war doch recht bange, was das für ein End' nehmen würde. Der Wilhelm hat ihr auch von der Marie geſprochen: wie er ihr ſo ſehr gut, und der Vater ſo böſe darüber ſei, und wie er gegen den Vater ſchweigen wollt' davon, aber Marie im Herzen behalten und niemals eine Andre freien werde. Dazu hatte die Mutter auch bedenklich den Kopf geſchüttelt, denn Marie war das ärmſte Mädchen aus dem ganzen Dorfe. Die Bäuerin war nicht nach Ueberfluß und Vornehmheit, aber Reichthum hielt auch ſie für das Begehrungswertheſte im Leben. Lachen hat ſie doch müßen, daß der Wilhelm vom Heirathen geſprochen, das ſchien ihr gar in weiter Ferne zu liegen: damit iſt's fürerſt noch nichts. Junge Leut' hätten meiſt leichten Sinn in dieſem Punkt, ein Mädel iſt bald vergeſſen. Sie hat ihm aber nie entgegengeſprochen, wenn er von der Marie erzählte, nur lächelnd dazwiſchen geredet: das führt noch lange Wege, da liegt noch ein gut Stück Zeit zwiſchen: das hat ſich nun der Wilhelm zu Gunſten ausgelegt und für Zuſtimmung angenommen. Er ſieht gläubig in die Zukunft; denn obſchon er nach des Vaters Verbot noch nicht gewagt hatte, wieder ein Wort mit Marie zu wechſeln, ſie auch nie aufgeſucht, weiß er doch am beſten, daß ſie ſein nicht vergeſſen wird.

Seitdem iſt wieder ein Jahr vorüber. Die Bäuerin ſtellt ſich auch an das Fenſter und ſchaut hin auf den Landweg. Wie nun der Wilhelm ausſehen wird! — ſie drückt ſich mit der Schürze ein paar Thränen aus den Augen: es iſt doch hart von ihrem Mann, ſie immer ſo ohn' Urſach von dem einzigen Sohn zu trennen. Faſt wünſcht ſie ſchon: die Lehrer wieſen ihn aus ihrer Schul', dann müßt' doch des Vaters Eiſenſinn gebrochen werden. Aber der arme Wilhelm, wie ſoll er ihm dann vor die Augen kommen!

Der Bauer guckt ihr über die Schulter hinweg und ruft plötzlich: „Da kommt ſchon der Wilhelm, und alle ſeine ſieben Sachen ſcheint er mitzubringen. Das iſt ein gut Zeichen: wir werden ihn neu ausſtatten müßen, er iſt ſicher Student geworden. Der ſoll Alles neu haben, das verſteht ſich!“ — Die Bäuerin trocknet ſich die Augen, um klarer ſehen zu können. Richtig, da kommt's kleine Wägelchen, das der Vater ihm bis zur Stadt entgegen ſchickte, des Weges einher, gerad um die Biegung fährt's, wo die Lindenbäume ein End' haben. „Ja, ja!“ — ſie eilt hinaus: „Er iſt es!“ — Der Bauer ruft noch aus einem Fenſter, wo man nach dem Garten blickt, die Tochter draußen ihre Luftſchlöſſer baut, zu dieſer hin: „Miliken, Miliken, komm' flugs, der Bruder Wilhelm fährt eben vor!“ — Erfreut eilt nun auch Emilie dem Wiederkehrenden entgegen. —

Ach ja, das wär' ein rechter Jubel, wäre nur der Wilhelm ſelbſt nicht ſo ſehr ſtill und betroffen geweſen. Mehrmals war's, als wollte auch er in die allgemeine Freude einſtimmen, aber immer zog ſich ſein Geſicht wieder in grämliche Beklommenheit. — Der Vater merkt das gar nicht, die Schweſter wundert ſich über den hübſchen, ſchmucken Studenten, wie der Bauer ſeinen Sohn nennt, und ſtreicht ihm das krauslockige Haar von der glatten Stirn, lehrt ihm, wie er das anders tragen ſoll. Die Mutter aber zupſt ihm leiſe und unbemerkt am Rockärmel und flüſtert ihm zu: „Wilhelm, was haſt? gelt, Du ſiehſt nicht aus, wie Einer, der nach langer Zeit die Heimath wieder ſieht. Du machſt ein arm Sündergeſicht, kann's nicht begreifen: warum?“ —

Der Sohn ſeufzt, und anſtatt aller Antwort zieht er einen großen Brief aus der Rocktaſche und reicht ihn dem Vater mit den Worten:

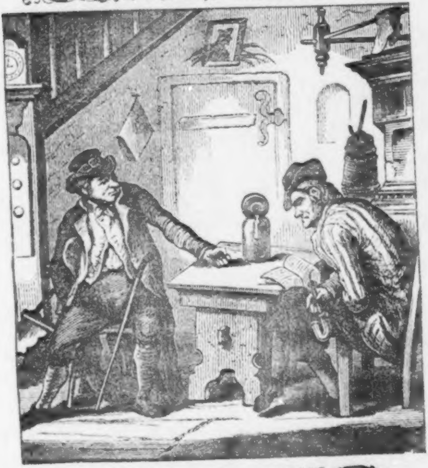
„Einen ſchönen Gruß vom Herrn Direktor, und da in dem Schreiben hat er mir ein Zeugniß ausgeſtellt.“ — Die Schweſter ſchaut neugierig hinüber und wagt nicht drein zu reden. Die Bäuerin macht ein zaghaft Geſicht; ſolch geſchrieben Zeugniß hat immer einen Sturm zur Folge gehabt: ſie traut auch dieſem nichts Gutes zu.

Der alte Bautze hat das Schreiben in ſeine weite Rocktaſche gleiten laſſen. „Es hat noch gut' Weil' mit dem Hineingucken“, hat er der neugierigen Tochter geſagt: „weiß ſchon, was drinn ſteht.“ — Es iſt aber nicht wahr, der Brief läßt ihn nicht ſo ruhig; er hat's nur bisher vor dem Sohn zu verbergen geglaubt, daß er nicht Geſchriebenes leſen kann. Das Papier ſchien ihm in der Taſche zu brennen, er faßt alle Augenblick vorſorglich hin, ob er's noch hat. Dann ſchlich er ſich, ſobald es anging, zur Stube und zum Hauſe hinaus.

Wer ihm hätte nachſchauen mögen, konnte ſehen, wie er in aller Haſt ſeine Schritte nach des Schulzen Häuschen hinlenkte.

VII.

Der Schulz las zaghaft das lange Schreiben des Direktors vor; zaghaft, denn dazwiſchen ſchlug mehrmals des Bauern Fauſt kräftigſt auf den Tiſch. Der Direktor gab nun in ſeinem Schreiben aus triſtigen Gründen dem Bauer Bautze doch den wohlgemeinten Rath: ſeinen Sohn im Dorfe zu behalten, da es ſich endlich offenbart habe, daß er ſich für kein Studien-Fach eigne. — Der Schulz wollte Troſt hinzufügen, wurde aber mit ſtolzer Verachtung zurückgewieſen. „Hat mir Keiner 'was zu ſagen über meinen Sohn!“ rief Bautze aus, „er hat ſich brav gehalten.“ — „Das geht Alles von den verdammten Halunken in der Stadt aus; die dünken ſich zu vornehm, meinen Sohn neben ſich zu haben, darum wollen ſie ihn nicht klug machen. Hoho, mein Wilhelm würd' ſie Alle ausſtechen, das verſteht ſich! Aber er hat nicht nöthig, ſich zu beugen; ich kauf' ihm ein Gut, hab's ja dazu. Ob er den Kopf voll gelehrten Krimskrams hat oder nicht, meinetwegen! bin auch ohne gelehrten Kram ein reicher Mann geworden, bin zu allem Anſeh'n gekommen, ohne ein Buch in die Hand zu nehmen. Geb' den Wilhelm noch dies Jahr unter's Militair, kann da auch ſein Glück machen; dienen muß er ſo wie ſo, iſt ein ſtämmig großer, ſchöner Burſche, den laſſen ſie nicht frei. Aber er ſoll's zum Offizier bringen, das verſteht ſich. Dann mag er ſeinen Abſchied fordern und auf's Gut ziehen. Ein Titel iſt nutz, den muß



er ſich holen, der hebt im Reſpekt!" — So hat der Hochmüthige ſich ſelbſt beſchwichtigt, und der Schulz hörte ihm verwundert zu, in ſich denkend: „Der nimmt's klug, wenn's ihm ſchlecht geht; thut gar als wende ſich Alles nach ſeinem Gefallen." — Ein Wort hinein zu reden, getraute er ſich nicht, zumal er ohne Koſten ſo manchen guten Schoppen mit dem Bauer trank.

Der Bautze hat doch anders geſprochen, als er gedacht. Es ging ihm hart an, daß der Sohn nicht Student geworden; es kränkte ihn bis in's Tiefſte, daß davon weiter nicht die Rede ſein könne. Er hätte vor Wuth um ſich ſchlagen mögen, aber er darf der Leute wegen ſeinen Zorn nicht laut werden laſſen, ſonſt verlachen und verſpotten ſie ihn noch obendrein. — Der Wilhelm ſoll alſo Soldat werden, aber nicht, wie der Sohn eines verarmten Bauern, auf dreijährige Dienſtzeit. Bewahre! Er iſt reicher Eltern Kind; er dient ſich zum „Litnant" hin, das verſteht ſich! — Schlau war doch der alte Bauer, um ſeinen Aerger mit neuem Dünkel zu verjagen.

Daheim gerieth die Frau in große Aufregung über das lange Ausbleiben ihres Mannes. „Das iſt nichts Gutes, Wilhelm, was in dem Schreiben ſteht", ſagte ſie wiederholt; „vertrau' mir's nur, ich hab' 'ne Heidenangſt." — Der Wilhelm wollte gar nicht mit der Sprache heraus, fortwährend bedrängt geſtand er endlich: „Na, Mutter, es iſt halt nichts; ich eigne mich nimmer zum Gelehrten." — „O du mein Gott", rief die Mutter erſchreckt, „das macht den Vater wild und wüſt! Ja, Wilhelm, ich bin's ſchon zufrieden", wandte ſie beſänftigend ein; „aber der Vater läßt's nimmer zu, daß Du vom Studiren abgehſt, hätt'ſt ihm das Schreiben nicht gleich zeigen ſollen, das weckt einen Sturm!" — „Aber, Mutter, einmal brauſt er doch aus", fügt' Wilhelm kleinlaut hinzu; „der Vater muß es erfahren, ich hab' den Direktor ſelbſt gebeten, ſeine volle Ueberzeugung zu ſchreiben. Mir iſt ſolch ein Leben gänzlich zum Ueberdruß. Arbeiten will ich gern, aber nicht in den vier Wänden eingeſperrt, einen großen Stoß Bücher vor mir, für deren Inhalt mir Sinn und Luſt fehlt. Meine Arme will ich gebrauchen, ich bin jung und kräftig; mag mir der Vater immerhin die ſchwerſte Arbeit auferlegen, ich will ſie gern vollführen, ja, ich will allen Knechten vorarbeiten. Wollen 'mal ſehen, ob er nicht mit mir zufrieden ſein wird." — Das war der Mutter ſo recht nach ihrem Wunſche und Einſehen, aber was hilft's? — „Meinſt, Wilhelm, der Vater wird das recht heißen, dann biſt du auf dem falſchen Weg; der hält feſt, was er einmal will. Ich fürcht', es wird nimmer gut zwiſchen Euch. Auf meine Zufriedenheit kannſt Dich gradwegs verlaſſen, ich bin allermeiſt damit einverſtanden.“ — Die Schweſter aber ſprach eifrigſt: „Wenn Wilhelm einmal angefangen mit dem Studiren, müſſe er es auch vollenden, ſchon des Nachredens wegen; es wäre ja doch große Schande, jetzt zurück zu treten.“ — Der Wilhelm meint: „Das wollt' er ſchon überwinden, es drück' ihn wenig. Des Vaters Zorn wäre ihm das einzig Bedenkliche geweſen, und er hätte ſich doch entſchloſſen, auch dieſen über ſich ergehen zu laſſen.“ —

Die Schweſter zuckte ſtatt aller Antwort nur etwas verächtlich mit den Schultern. Warum traf ſie nicht ein ähnliches Loos, wie der Bruder es von ſich wies? Ihm hat die Welt ſich geöffnet, er zieht ſich zurück; ſie ſtrebt mit heißer Sehnſucht danach, ihr bleibt ſie verſchloſſen. — Was ſie Welt nennt, iſt aber freilich nur das Leben im Getümmel der Stadt und ihrer Vergnügungsreize.

VIII.

Auf den Feldern ſind nur noch die Stoppeln zu ſehen; eine verſpätete Grille läßt zuweilen ihren eintönigen Geſang hören, und das Heimchen zirpt in gewohnter Weiſe. Die Schwalben ſind auch noch da; ſie ſpähen herum nach den verloren gegangenen Körnchen. — Die Sonne wirft ihre Strahlen immer ſenkrechter zur Erde, das Laub der Bäume verliert ſeine friſche, grüne Farbe: aber der Herbſt bleibt noch anmuthig ſchön. —

Das Getreide iſt in den Scheunen, und wo dieſe nicht ausgereicht haben, ſteht es berghoch aufgerichtet: es iſt ein ſegensreiches Jahr.

Der Wilhelm iſt auf der Tenne, wo das friſche Korn ſchon gedroſchen wird. Er arbeitet wacker, der Vater verwehrt es ihm nicht mehr, beſonders da die Mägde jetzt fern ſind. Die haben zu thun mit dem Flachs, beginnen ſchon mit Spinnen, ſpäterhin geht's an's Wirken. Da kann der Wilhelm nimmer mit Marie zuſammen treffen, und ſie aufzuſuchen iſt ihm verboten. — Er iſt aber doch froh, daß Alles ſo gut vorübergegangen: viel beſſer als er's hat erwarten können. Recht iſt's ihm ſchon, daß er Soldat werden ſoll, er iſt ja ſtark und kräftig; aber unmerklich hat er den Kopf geſchüttelt, verſchiedene Zweifel ſind in ihm aufgeſtiegen bei des Vaters beſtimmter Zuverſicht, wegen des Offizierranges. Er hat zwar dazu geſchwiegen und gedacht: kommt Zeit, kommt Rath! — überzeugt war er aber doch, daraus würde nichts werden. —

Die Mutter war's herzlich zufrieden, daß bei der Wiederkehr des Sohnes Alles ſo gut ablief, der Vater gar nicht zornig that. Sie hat ihren Mann ganz verwundert anſchauen müßen und immer gefürchtet, es kommt hinterher; wie er aber den ganzen Tag ſtill und gut geblieben, und am Abend endlich ſeinen neuen Plan mitgetheilt hat, da iſt ihr die Schwere vom Herzen gefallen: „Gott ſei Dank, daß ſich ein Ausweg gefunden!“ — Die Schweſter iſt allmeiſt zufrieden mit des Vaters Entſchluß; ſie ſah den Bruder jetzt mit ganz andern Augen an: „Der wird ſtattlich und ſchön ausſehen in der Uniform, und wenn er's gar bis zum Offizier bringt — das wird Ehre und Freude.“ —

Plötzlich iſt es geräuſchvoll in dem ſonſt ſtillen Dorfe. — Geſtern haben die Fourier-Offiziere Einquartierung auf mehrere Tage angemeldet: das diesjährige große Manöver wird nächſtens in dieſer Gegend ſtattfinden. — Es iſt der Stolz der Bauern, einen Offizier in's Quartier zu bekommen. — Wollte es nun der Zufall, oder geſchah es abſichtlich, Bautze hatte nur einen Feldwebel und Gemeine. Das kränkte ihn bitter, er wußt' es aber zu verbergen. Willſt ihnen zeigen, dacht' er, daß es bei dir der Feldwebel beſſer hat, als bei jedem Andern ein Offizier. — Er hätte dieſe Zurückſetzung noch eher verſchmerzt, — wenn nicht ſein Nachbar im Nebengehöft einen Offizier bei ſich hätte. Das wurmte, das konnt' er gar nicht verwinden.

Die Frau ließ voraus ſchlachten, backen und kochen, ihr blieb es gleichgültig, wer bei ihnen einquartiert war, ja ſie meint: ein Feldwebel iſt ihr bequemer, mit dem kann man unbehindert etwas ſchwätzen: Offiziere ſind nicht zugänglich für ſie. —

Emilie war eben ſo unzufrieden, wie der Vater; romantiſch ſchön wär' es geweſen, einen jungen, vornehmen Mann in ihrer Behauſung aufzunehmen. Was hätte das für Folgen haben können! — und Luiſe? Die verſteht das Glück gar nicht zu ſchätzen; die hat nur geſagt: ach, ihr wäre ſchon Alles recht, wenn ſie nicht jetzt ſo in Angſt wäre, daß doch ihre Befürchtung wahr würde, der Vater ſich nochmals verheirathe, ſogar mit Einer aus der Stadt, mit einer Vergnügungsſüchtigen, der Niemand Gutes nachſage: wie wird die Wirthſchaft herunter kommen! — Das hat ſie erwiedert, und Emilie ſagte zu ſich ſelbſt: „Die Wirthſchaft iſt ihr einziger Gedanke, es lohnt ſich nicht, ein vernünftig Wort mit Luiſen zu ſprechen, die iſt für alles Romantiſche unempfindlich.“ —

„Wie wirſt Du den jungen Offizier empfangen?“ fragte ſie aber doch, und Luiſe antwortete: „Das wird mein Vater beſorgen, nicht ich.“ — „So!“ forſchte dann Emilie; „ich glaubte, Du wirſt Kranzgewinde an die Thüren anbringen und das Zimmer mit Blumen ſchmücken.“ Da aber hatte Luiſe laut aufgelacht und ausgerufen: „Warum nicht gar! Ein Glas mit friſchen Blumen will ich wohl in die Stube ſtellen, aber damit iſt auch das Zureichendſte gethan!“ — Emilie hatte ſchon bei den Kranzgewinden ihre Hülfe anbieten wollen, und fühlte ſich nun ſchwer gekränkt, als ſie von Luiſen ausgelacht wurde. Sie hätte mehr Umſtände gemacht, das iſt gewiß!

IX.

Marie ſpinnt daheim fleißig mit der Mutter um die Wette; — einen feineren Faden als ſie ſpinnt kein Mädchen im ganzen Dorfe. Den Wilhelm hat ſie aufgeben wollen, nie mehr an ihn denken, weder mit Luſt noch mit Schmerz: „Verbot'ne Liebe hegen, zerſtöret ihren Segen.“ — Nun ward's doch anders als ſie gedacht; Wilhelm iſt daheim, ſie ſieht ihn faſt täglich, kann's nicht ändern. — Mit ihrem Spinnrocken muß ſie ſich in die Nähe des Fenſters ſetzen, denn ohne das liebe Tageslicht läßt ſich nicht ſehen, ob der Faden fein oder glatt gedeiht. Nun trifft es ſich, daß Wihelm mehrere Mal des Tages vorübergeht: — da wird ſie ihre Augen nicht ſchließen: das kann ihr Niemand verdenken. Dem Wilhelm könnte man's eher zur Laſt legen, daß er vorübergeht: der hat's gar nicht nöthig, er macht ſich noch einen Umweg damit. Aber immerhin! wenn's ihm Einer wehren will — ſie wird's nicht ſein. — Sie empfängt einen Gruß von ihm, der iſt ſo lieb! — nein, nein, ſie geht nicht vom Fenſter, nun ſchon gar nicht, da ſie weiß, wer vorüber kommt. — Wilhelm's Vater iſt ein harter Mann! er fühlt's nicht, wie gar böſ' es iſt, ſolch junge ſchöne Liebe verderben wollen. — Hat er denn nie geliebt? Er war doch jung — aber mir ahnt's, ſolche Liebe trägt man hinein bis ins ſpäteſte Alter. — Er weiß es wohl nicht, wie glücklich es macht, einem Menſchen ſo tief in die Augen ſchauen, wenn man etwas darin leſen kann, und einen lieben Gruß erwiedern darf. Nein, der kennt das nicht, ſonſt wär' er nicht ſo hart!

Der Wilhelm machte ihr neulich einen gar verſtändlichen Wink, wieder einmal hinaus in's Freie zu kommen. Ach, er hatte ihr gewiß etwas zu ſagen! Aber nimmermehr hätt' ſie gewagt, dem Wink zu folgen. Das Herz hat ihr geſchlagen, als wollt's davon ſpringen; ſie hat die Hand darauf legen müßen und vor den Augen iſt's ihr flammig geworden. Still ſitzen iſt ſie doch geblieben, wie angenagelt. Nein, nein! der Vater Wilhelm's hat ihr damals ein gar zu grauslich Geſicht gezeigt; lieber verläßt ſie das kleine Haus ihrer Eltern nie mehr, als nochmals vor ſo glühzornigem Geſicht zu erſchrecken.

Die Mutter hat's noch nicht gemerkt, daß ſie ausſchaut nach dem Wilhelm; ſie kann's ihr auch nicht ſagen, obſchon die Mutter ſtets gut zu ihr iſt. Als müßt' Alles, was den Wihelm und ſie betrifft, ein Geheimniß für alle Welt bleiben: ſo iſt's ihr im Gemüth. Fürchtet ſie eben nur, die Mutter blicke ſie darauf an, ob ſie nach dem Wilhelm ausſchaut, iſt ihr gleich alles Blut nach dem Geſicht geſtiegen; ſie hat's gefühlt und ſich abwenden müſſen. — Der Vater weilt nur auf kurze Friſt zuhauſ', ſie hat's nicht zu ſcheuen, daß er ihr Geheimniß entdeckt. — Am Morgen geht er früh in die Arbeit; Mittags kehrt er zurück, macht ein gar vergnügt Geſicht, wenn 'was Gut's auf dem Tiſch ſteht; nach der Mahlzeit ruht er oft ein wenig, dann eilt er wieder zur Arbeit, und Abends kommt er gar ſo müd' an, daß ihn nach dem Eſſen nichts beſſer anheimſelt als der Schlaf. —

Sie und die Mutter bleiben noch gut ein paar Stunden länger auf; dann kommt wohl eine oder die andere von den Nachbarsfrauen, und man ſchwatzt viel mit einander; je mehr ſie Spaßiges zu erzählen haben, um ſo ſchneller ſchnurrt der Faden, fliegt das Rad. — Zuweilen tritt auch Grethel ein, mit der iſt Marie am liebſten zuſammen; von den Mädchen iſt's die Einzige, die ſich zu ihr hält; ſie iſt auch armer Eltern Kind, wie Marie, und für dieſe nimmt ſie oft das Wort.

Die Mädchen wiſſen's längſt, daß Wilhelm und Marie ſich gut ſind, aber ſie haben abfällige Meinungen darüber und ſchelten untereinander auf das Gethue. Grethel meint's neidlos anders: ſie möchte die Beiden gern zuſammen bringen; Marie aber ſchweigt, wenn Grethel davon anfängt.

„Weißt auch ſchon“, hat Grethel 'letzt zu ihr geſagt, „der Wilhelm geht unter die Soldaten. Schulzens Anne hat's mir erzählt, die hat's wieder von ihrem Vater. Es iſt aus mit dem Studiren, ſie wußt' einen dummen Grund zu ſagen; aber die ſchwätzt, was nicht ſo iſt. Sie ſagt noch mehr: der Wilhelm ſoll nun, da nichts geworden iſt aus dem Geheimraths-Titel, ſich einen Oberſt-Titel, oder ich weiß nicht was für einen erwerben; und die Anne hat ſich darüber luſtig gemacht. Aber hör's nicht; wenn ſie's auch zu Dir ſagt, es iſt doch nicht jedes Wort wahr daran, und nicht werth, daß Du Dich deshalb kränkſt. Brauchſt Dich auch nicht zu fürchten bei dem Wilhelm für's General werden; glaub' nur, der thut Dir das nicht zu Leide. — Der dient ſeine drei Jahre ab, wie Einer, und dann iſt er wieder gern heim. — Unſer lieber Herrgott wird's geben, daß es Dir noch gut geht, Marie.“ —

Da hatte dieſe doch eine Freude, daß es ein Ende genommen mit Wilhelm's Studiren; ſie hat's gewußt, wie ganz und gar es gegen ſeinen Willen geweſen. — Aber über das General werden mußte ſie herzlich lachen, meinend: das könne ja Wilhelm's Vater doch nicht denken: „Der Wilhelm General!“ und wieder mußte ſie lachen. — Daß er bald wird fort ſein, das nur war ihr betrübend, ſonſt nichts. Gewiß hat er's ihr noch ſagen gewollt, gewiß! Der Grethel vertraut ſie's aber nicht, auch nicht, daß der Wilhelm täglich vorüber gekommen, und ihr einen Gruß geſendet. — Behüte! das iſt ihr Geheimniß; ſie behält's für ſich allein.

X.

Emilie geht im Garten herum und ſchmollt; mit wem? mit dem Schickſal. — Da hat ihr Vater nun den ſteifen Feldwebel und Gemeine; daneben bei Luiſens Vater iſt ein Offizier, und was für einer! — ſo recht nach ihrem Wunſche. Sie hat vorgeſtern, als die Soldaten herein zogen, am Fenſter aufgepaßt, wer nach dem Nachbarhäuschen ſeine Schritte lenken würde. Da hat ſie beobachtet, wie ein ſchlanker, großer Offizier in's Haus gegangen, aller Wahrſcheinlichkeit nach ein hübſcher — das läßt ſich gar nicht anders erwarten; obgleich ſie ihm nicht genau ins Geſicht hat ſehen können, ſie zweifelt nicht daran. Dieſer ſchöne Mann iſt nun mit Luiſen ſchon zwei Tage zuſammen, während ſie in ihrer Einſamkeit vor langer Weile und Sehnſucht bald umkommen wird. Das iſt nicht zum Aushalten, und immer ſchwerer iſt ihr um's Herz geworden. — Ihres Vaters Garten trennt ſich von dem des Nachbars nur durch eine grüne Hecke; jetzt hört ſie von drüben Stimmen. Verdenken thut's ihr Niemand, wenn ſie hinlauſcht, und immer näher tritt.

Ja, die eine iſt Luiſens Stimme, ſie erkennt es deutlich; die andere? o, die gehört Keinem als ihm, dem jungen Offizier. — Sie ſchleicht dichter an die Hecke, denn was die Beiden mit einander haben, das möchte ſie gar zu gern wiſſen. — Jetzt kann ſie vernehmen, was im Nachbars-Garten geſprochen wird — wenn nicht jedes Wort, doch deutlich genug den Sinn der Unterredung. Wie muß ſie ſich wundern und entſetzen! — Luiſe klagt nun gar dem jungen Offizier: wie traurig es für ſie wäre, daß der Vater ſich noch einmal verheirathen wolle; leider glaube ſie nicht mehr, daß er noch davon abzubringen ſei. Eine Stiefmutter im Hauſe: da würden die jüngern Geſchwiſter und die Wirthſchaft hart zu leiden haben!" Der junge Offizier ſchien theilnehmend zu antworten: vielleicht war er mit ſeinen Gedanken doch nicht immer dabei. — Endlich, als das Geſpräch eine andere Wendung genommen, fragte er: ob man hier nicht irgendwie eine Zerſtreuung, eine Abwechſelung finden könnte. — Emilien war es ſehr begreiflich, daß ihm die Zeit lang wurde, beſonders mit Luiſen. Geſpannt horchte ſie auf, was dieſe antworten würde, und heiß ſtieg ihr das Blut zu Geſicht, als ſie hörte, was ihr eben ſo überraſchend als erfreuend kam. Luiſe erwiederte: ſie wüßte nichts weiter, als einmal in's Nebengehöft zu gehen; da wohne ein ſehr reicher Bauer, der einen gar prächtigen Garten habe. Gewiß hat Luiſe dabei auch ein wenig an Emilie gedacht; genug, der Vorſchlag wurde bereitwillig aufgenommen und ſollte ſogleich ausgeführt werden. — Haſtig eilte Emilie davon, um nicht bei dem Lauſchen überraſcht zu werden: denn einige Schritte weiter nach dem Hofe zu war die Verbindungsthür.

Als die Beiden in Bautze's Garten eintraten, ſaß Emilie bereits am andern Ende in der großen Hopfenlaube, ziemlich verſteckt; man mußte ſich erſt Mühe geben, ſie aufzufinden. — So gar leicht war ihr nicht zu Muth, als ſie nun den ſchmucken, jungen Offizier vor ſich ſtehen ſah. Der Erſte war es nicht, den ſie zu Geſicht bekommen; in der Penſion wurden die jungen Mädchen von ihren durchreiſenden Verwandten beſucht, unter denen befanden ſich auch öfters Offiziere, und ſie war bei derartigen Beſuchen zugegen. Diesmal war es aber etwas Anderes, der Beſuch galt ihr, und ihre Einbildung hatte ſchon vorher ſo viel vorausgeſetzt, was ihr Alles noch begegnen würde. — Da ſie nun ſelbſt fühlte, wie gar unbeholfen und befangen ſie ſich anfangs benahm, mithin befürchten mußte, dadurch ihren ſo erſehnten Beſuch zu verſcheuchen, bot ſie ihre ganze Beredſamkeit auf, um ſich liebenswürdig zu zeigen. Mit des jungen Offiziers gewandtem Dazuthun war auch bald eine geläufige Unterhaltung eingeleitet. Emilie wurde allmälig dreiſter, erzählte auch von ihren Erlebnißen, und vor

der Einſamkeit, die ſo drückend ſei. — Das waren endlich ein paar Stunden ganz nach ihrem Wunſch; ſie dachte nur nach, wie ſie ſich ausdehnen und wiederholen ließen.

XI.

Zu derſelben Stunde ging der Bautze-Bauer, wie er gewöhnlich von den Nachbarn genannt wurde, unruhig in der Stube herum, und grübelte darüber, wem er die Schuld geben ſolle, daß er keinen Offizier bekommen habe. Wenn das nur nicht mit Abſicht geſchehen! — Der Schulz hat ihn gewiß nicht vorgeſchlagen; Der iſt ihm nicht ſehr grün, glaubt er. Freundlich thut er wohl immer, nur zu freundlich: das geſchieht um unentgeltlich einen guten Schoppen mit ihm zu trinken. „Das ſoll dem Ränkeſchmidt künftig nicht gut gedeihen!“

Es iſt ſchon nach der Mittagsmahlzeit; er hat heute keine Luſt verſpürt, nach den Arbeitern zu ſehen. Schon gelegen iſt's ihm, immer Einen zu haben, auf den er ſich verlaſſen kann. — Der Wilhelm iſt doch zu brauchen, hat er ſich ſchmunzelnd eingeſtanden. Aber heut iſt er verſtimmt; er ſchaut ſich nach der Tochter um, die ſoll ihm wieder 'mal eins aufſpielen.

„Frau, wo iſt Milliken?“ fragt er, die Küchenthür öffnend, denn die Bäuerin iſt eben in der Küche beſchäftigt. — „Wo wird ſie ſein?“ entgegnet dieſe, ſich in ihrer Arbeit nicht unterbrechend, „gewiß im Garten bei'm Nichtsthun! Hab' ich ihr geſagt, ſie ſoll wenigſtens die Bohnen an längere Stöcke binden. Denkſt, ſie thut's?“ — Bautze ſchlug die Küchenthür heftig zu und dachte: das Letzte hätte die Frau für ſich behalten können; er nennt's ganz recht, wenn die Tochter nichts mit anfaßt: er will eine Dame aus ihr machen. — Dann geht er in die andere Stube an's Fenſter — von hier aus kann er den Garten überſehen.

„Potz tauſend! was iſt denn das?“ — da ſpaziert ſein Milliken mit einem ſtattlichen Herrn Offizier herum. Ei ja, die und Bohnen an Stangen binden. „Iſt ein verteufelt Mädel!“ dacht' er. „Da trau 'mal Einer! Hat die Wetterdirn' hinter meinem Rücken ſchon Freundſchaft geſchloſſen, und der alte Bautze-Bauer hat's nicht gemerkt. Aber hübſch iſt ſie auch, das verſteht ſich! ſo ein Litnant weiß gleich Alles auf's Korn zu nehmen. Der weiß wo Luchs Bier holt! Na, verdenk's ihm nimmer, iſt ein ganzer Soldat: das verſteht ſich! — Und es gefällt mir von ihm, daß er ſo ſcharmant drauf zugeht.

Hoho, das wird der Einquartierte von neben an ſein; die Luiſe ſtreicht ja auch beiher: Der läuft mein Miliken noch zehnmal den Rang ab.“ —

Immer heitrer wurde der Bautze-Bauer; das iſt Sonnenſchein nach langem trüben Wetter. „Das verſteht ſich, der will mein Miliken, Geld iſt die Loſung im Leben. Ein ſchmucker Tochtermann, das! — wird nur nicht wiſſen, wie er's bei mir anzufangen hat; weiß auch noch nicht, ob er mir paßt, — will ihn erſt kennen lernen. — „Na, wie denn?“ dacht' er nach. „Hoho, was iſt da zu überlegen, friſch d'rauf zu! Mein Reichthum wiegt zehnmal ſeinen Stand auf!“ — Er nahm all ſein Anſehen zuſammen, ging, ſich brüſtend, zur Stube und zum Hauſe hinaus in den Garten.

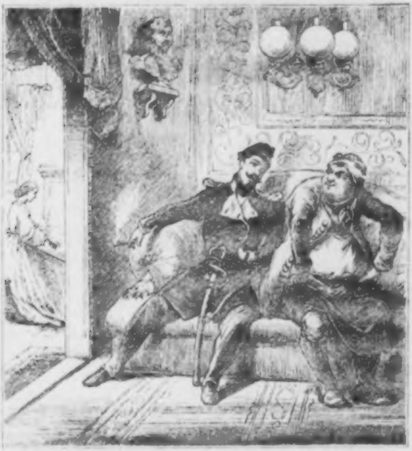
„Geſegnete Mahlzeit, Herr Litnant!“ rief er dieſem ſeinen Gruß entgegen. „Freut mich, daß Sie mir einen Beſuch zugedacht haben.“ Jetzt reicht er ihm die Hand, drückt herzhaft die ihm dargebotene. „Treten ſie näher, Herr Litnant; das verſteht ſich!“ —

Der junge Offizier war etwas betroffen von dieſem vertraulichen Empfang, jedoch, was iſt zu machen? „Ländlich, ſittlich!“ dachte er, und ließ ſich in die Stube führen.

„Emilie“, ſagte Luiſe, „ich muß wieder hinüber; amüſire Dich derweile ſchön!“ und nun ging ſie wieder ihren Geſchäften nach.

„Herr Litnant“, fuhr Bautze fort, die Stubenthür öffnend, „auf dem Lande iſt es ganz plaiſirlich, he? Na, man immer näher, Herr Litnant, immer näher!“ Dabei ſchob er dieſen in die Stube hinein; Emilie folgte langſam.

Der glückliche Bautze-Bauer umfaßte nun den Lieutenant, den er kaum zu Worte kommen ließ, und drückte ihn nieder auf das Sopha, daß es krachte. „So, Herr Litnant, können's ja haben, machen Sie ſich's bequem!“ — Er ſetzte ſich daneben, ſchlug ſich vergnüglich in die Hände. „Mein Miliken iſt in der großen Stadt erzogen; na, das hat der Herr Litnant wohl gleich gemerkt!“ — und nun ergoß er ſich in einen Strom von Lobeserhebungen über Emilien, die nach der andern Stube gegangen war. Als ſie wieder in das Zimmer trat, hatte der Bautze-Bauer es „ſchon weg“, daß der junge Offizier ihm als Tochtermann paſſe. — „Miliken“, rief er der Tochter zu, „ſpiel' uns eins, und vom beſten; das verſteht ſich! unſerm Gaſt zu Ehren.“ Der Lieutenant fügte eine Bitte hinzu, und Emilie war gewohnt, des Vaters Worten unbedingt zu gehorchen. — Im Stillen für ſich überlegte ſie, ob des Vaters derbe Weiſe nicht dem feingebil-



deren jungen Mann abſchrecken würde. Aber ändern konnte ſie nichts, das ſtand feſt; geduldig ſetzte ſie ſich an das Fortepiano und begann eine rauſchende Sonate vorzutragen. Dem Bautze-Bauer wurde immer wohliger, dem Lieutenant immer unheimlicher.

„Herr Litnant," ſprach der Alte weiter, „wie gefällt's Ihnen denn auf dem Lande?" — „Nun, ganz gut!" wurde erwiedert. „Na, Herr Litnant", ſchmunzelte Jener, „Sie blieben wohl am liebſten für immer auf dem Lande?" — Der Lieutenant meinte aber: wenn man einmal Offizier wäre, könnte man ganz zufrieden ſein; er hätte auch nicht zu wählen, da er kein Gut beſäße. — „I, der Herr Litnant muß ſich eins kaufen!" rief Bautze in vollem Eifer. — „Ja, kaufen ohne Geld!" rief Der. — „Na na, Herr Litnant, hören Sie, ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Ich geb' Ihnen ja das Geld, verſteht ſich!" — denn, dachte er für ſich, der ſcheint mir gar zu beſcheiden, rückt nicht heraus mit der Sprach', und zum Kuckuk, wenn er nicht nach meinem Milliken gekommen iſt, nach wem denn? gelt, ich muß es ihm leicht machen. — Die Sonate wurde während dem — war es Zufall oder Abſicht — immer rauſchender.

Der Einquartierte von neben an erſtaunte nicht wenig über das Anerbieten des Alten, nahm es jedoch ſchließlich für Scherz, und ging auf den Scherz ein. Lachend ſagte er: „Botztauſend, Alter, das iſt wirklich Eure Abſicht? Nun, ich bin ganz einverſtanden. Alſo, Ihr wollt mir ein Gut kaufen?" — „Das verſteht ſich, Herr Litnant! und mein Milliken, Herr Litnant, mein Milliken iſt das reichſte Mädel im ganzen Dorf; i, was ſag' ich: im Dorf, nein, in der Stadt wird ihr auch ſo bald Keine gleich kommen. Na, Herr Litnant, was meinen Sie dazu, was ſagen Sie zu meinem Milliken?"

Die Sonate hatte ihren Höhepunkt erreicht; der Spielerin entging doch nicht Alles, was man da verhandelte: ihr ward heiß und bange.

Dem Lieutnant ſchien jetzt erſt klar zu werden, wo das hinaus wollte. — „Eure Tochter macht Euch gewiß viel Freude!" erwiederte er. — „Na, Herr Litnant, mich freut's, daß Sie ſo denken über mein Milliken, und das iſt noch nicht Alles, was Milliken hat. Ich geb' ihr dreißig tauſend Thaler baar mit, was 'mal folgt, iſt noch mehr, und dann erbt ſie auch von ihrer Baſe, der reichen Bauernwittwe Otten. Ja, mein Milliken iſt 'ne reiche Partie, wie der Herr Litnant wohl auch vermuthet haben, das verſteht ſich!" —

Durch des Bauers Zudringlichkeit immer mehr beläſtigt, kam der

Lieutenant auf ein Mittel, ſich davon zu befreien; denn ſein Anerbieten zu beachten, kam ihm gar nicht in den Sinn. Das Mädchen war angenehm von Antlitz und Geſtalt, konnte mit ſo mancher Andern, die er kennen gelernt, zu ihrem Vortheil verglichen werden, hinſichtlich ihrer Bildung mit mancher Kleinſtädterin ſeines Garniſon-Orts wetteifern. Außerdem das Geld! — heut zu Tage und vielleicht ſeit ſeiner Entſtehung eine Hauptſache; — es wäre allerdings in Erwägung zu ziehen. Dennoch war er keinen Augenblick ſchwankend in ſeinem Entſchluß; Grundſätze und höhere Bildung trugen wohl das Ihrige dazu bei. Aber den Antrag raſch und entſchieden abweiſen? Durch des Bauern eingenthümlich derbe und auffällige Art wurde der Lieutenant immer wieder zu dem Gedanken verführt, er treibe doch nur ſchlechten Scherz. Der Alte ließ indeß nicht nach, der bearbeitete ihn immer gründlicher, bis er ſich endlich daran erinnerte: daß auf einen Schlag kein Baum fällt. — „Na, Herr Litnant,“ rief er, „überſchlafen Sie ſich die Sache; das Geld geb' ich Ihnen, mein Miliken dazu, das verſteht ſich! und Morgen können Sie mir Beſcheid ſagen, ob Sie wollen oder nicht!“ — Ein kräftiger Handſchlag folgte dieſen Worten. — das rauſchende Spiel war beendet, der Lieutenant verabſchiedete ſich, und bald war Bautze wieder allein und höchſt aufgeregt von der Ausſicht auf einen vornehmen Tochtermann.

„Ho, ho!“ ſagt er zu ſich ſelbſt, „mein Miliken kommt dem jungen Litnant wie gefunden, ſchien gar nicht recht daran glauben zu wollen, daß es mein Ernſt ſei. — Aber — na, wenn er mir doch nein ſagt, hoho, nicht zu denken! Die Litnants brauchen alle Geld, viel Geld, das iſt landkundig; wird ſich's Goldfiſchchen gern einfangen, das verſteht ſich; es iſt Alles für Geld zu haben, auch ein Litnant. Und na nu, wie werden ſich die Nachbarn ärgern, daß ich mein Miliken ſo vornehm verheirathe!“

Emilien aber war das Herz ſchwer geworden, ſie hatte ſich ſtill zur Stube hinausgeſchlichen, wieder in den Garten hinein. — „Der kommt nie wieder!“ ſprach es in ihr. „Nie!“ — „und er war ſo freundlich, ſo zutraulich geweſen: wer weiß? — wenn der Vater nicht dazwiſchen kam — aber nun iſt's vorbei für immer!“ — Iſt ſie auch nur die Tochter eines Bauern, der weibliche Stolz erwachte doch in ihrem Herzen. Sie mußte bitter leiden, als der Vater ſie ſo an- und ausgeboten hatte, und ſie ſich nicht getrauen durfte, auch nur ein Wort hinein zu ſprechen: ſie kannte ja den Vater; wenn es ſie trieb, aufzuſpringen und davon zu eilen, ſo wagte ſie auch dies nicht. Das kränkende Unrecht, das ihr geſchehen, durfte ſie nur ausklagen in den immer mächtiger rauſchenden Accorden auf dem geduldig ausharrenden Inſtrument. — Jetzt überdachte ſie Alles noch einmal: ihr ſteter Wunſch, durch einen recht vornehmen Mann in die erſten Kreiſe einer großen Stadt eingeführt zu werden, erſchreckte ſie faſt, da ſie überlegte, welche Stellung ihr aller Wahrſcheinlichkeit nach dort zugetheilt würde. Das ſcheue Zurücktreten des jungen Mannes war ihr nicht entgangen; ſie überlegte, wie ſtets fremd ſie ſich unter ſeines Gleichen fühlen, als Eindringling in andere Umgebungen nur aus Mitleid geduldet ſeyn würde. Nein, das will ſie nicht! Der Stand ihres Vaters iſt ein ehrenhafter, ſie iſt frei und unabhängig als ſeine Tochter. Weshalb ſoll ſie eine ſo demüthigende Stellung einnehmen, als die ſein müßte, wenn ſie einem Manne die Hand reichen ſollte, dem ſie, — ja, es wäre ſo! — dem ſie aufgedrungen worden. — Wenn der Vater nur nicht noch weiter geht! — aber ſie fürchtet, er wird nicht all ſeine Pläne vereitelt ſehen wollen, und dieſer wird ihm vereitelt. Ließe ſich der Fremde — deſſen Namen ſie kaum behalten hat — durch ihre reiche Mitgift beſtimmen, obgleich es ihr unmöglich ſcheint ſo würde ſie, trotz des Vaters Zornausbrüchen, die zweifellos darauf folgten, niemals einwilligen.

XII.

Der nächſte Morgen bringt einen ſchwülen, nebeligen Tag, kaum iſt von einem Gehöft zum andern zu ſehen.

Die Soldaten ſind rührig vor den Häuſern beſchäftigt. Es iſt heute Ruhetag; da werden die Helme, die Knöpfe und wie ſonſt all' die Dinge heißen mögen, einmal wieder zum Glanze aufgeputzt. — Die Feldwebel und Unteroffiziere ſtolziren wie Herren der Welt herum, beaufſichtigen und bekrakehlen die Gemeinen. — Die Mädchen des Dorfes halten ſich immer in der Nähe auf, denn es bleibt doch einmal ausgemachte Sache bei ihnen: die Soldaten ſind ſchmucke Leute, ſie verſtehen ſchneller ein Herz zu rühren; was ſie im Fluge erobern, dazu braucht ſo Mancher Monate und Jahre. — Unter den jungen Männern iſt eine wahre Heidenangſt ausgebrochen: Jeder fürchtet, ſein Schatz wird ihm untreu, und wer weiß, wenn die Soldaten nicht bald — in einigen Tagen — das Dorf wieder verlaſſen müßten, wer weiß, was für Unheil ſie dann noch angeſtiftet hätten. Außerhalb des Dienſtes hat die Mannszucht mehr loſen, als ſtrengen Zügel! —

Die Herren Offiziere ſind in ihren verſchiedenen Quartieren hie und da verſammelt, ſitzen gemüthlich bei dem Kartenſpiel oder machen allerlei andere Verſuche gegen die Langeweile, meiſtens ohne zureichenden Erfolg.

Der Bautze-Bauer geht ruhelos in ſeiner Stube auf und ab, und wartet auf den Lietnant. Die Tochter überwacht ihn in beklemmender Angſt. — Als das Mittagsmahl mit Haſt beendet iſt, zieht er ſich ſeinen neueſten blauen Sonntagsrock mit den großen blanken Knöpfen an, ohne die dazu gehörige gelbe Weſte zu vergeſſen, nimmt ſeinen Hut und will davon gehen. — „Vater, wohin denn?“ wagt die Tochter nun doch mit Herzklopfen zu fragen. — „Wo's keinen Zweiten was angeht!“ ruft er ihr zu und trollt ab. — Der junge Offizier ſaß mit ſeinen Kameraden bei einer Partie Whiſt. Das geſtrige Ereigniß war wie ein ſcherzhaftes Zwiſchenſpiel ſchon ſeinem Gedächtniß faſt entſchwunden. Er miſcht die Karten und läßt von ſeinem Nachbar zur Rechten abheben; da klopft es vernehmlich an die Thür. „Herein!“ rufen mehrere Stimmen; der wohlbeleibte Bautze-Bauer öffnet die Thür, ſchreitet in die Stube, neugierig von allen Anweſenden betrachtet, und ruft: „Guten Tag, Herr Litnant, befinden ſich munter?“ — „O gewiß!“ erwiedert der Erſtaunte. — „Na, haben wohl einen Augenblick Zeit? ich hätt' ein paar Worte mit dem Herrn Litnant allein zu ſprechen. —“

Keiner der anweſenden Herren war mit dem geſtrigen Erlebniß betraut, die Verwunderung alſo nicht gering darüber, was der dicke Bauer bei dem Herrn Kameraden zu ſuchen habe. Dieſem aber wurde mit nicht beſonderem Behagen klar, das geſtrige Abenteuer ſey noch nicht beendet; er begab ſich mit dem Alten in die Nebenſtube.

„Nun, was giebt's denn?“ fragt er, und es wird geantwortet: „Na, Herr Litnant, ich komm' man fragen, ob Sie ſich's überlegt haben von wegen mein Miliken.“ — „Ja, das hab' ich!“ war die kurze Entgegnung. — „Sie ſagen alſo ja, Herr Litnant? na ja!“ — „Nein!“ — ſo ertönt es wie Hohn des Schickſals dem hochmüthigen Bauer entgegen. — Er wurde kreideweiß im Geſicht, aber ſchnell genug gefaßt, wie immer, ruft er mit Donnerſtimme: „Denn nicht!“ und trollt ſich mit Geräuſch von dannen. Die Thür fliegt in's Schloß, daß es praſſelt und dröhnt, der Hauswirth nicht begreift, was ſeinem Nachbar ſo plötzlich widerfahren, ihm erſtaunt nachſchaut, und zu ſich ſelbſt ſagt: „Alle Hagel, was fehlt denn Dem?“ —

Der Lieutenant, wieder bei ſeinen Kameraden, die unterdeß in verſchiedenen Vermuthungen über das Räthſelhafte ſich ergangen hatten — erzählte nun das Seltſame ſeit Geſtern, was allgemeine Heiterkeit und manchen harmloſen Scherz veranlaßte. — Der Lieutenant fand das Erlebniß für ſein Tagebuch geeignet, und damit war es ſeinerſeits abgeſchloſſen. —

* * *

Drei Jahre ſind ſeitdem vorüber; drei lange Jahre können viel ändern, auch die Anſichten, Geſinnungen und Pläne eines Hochmüthigen, die Wünſche und das Sehnen eines Mädchenherzens.

Dem alten Bautze-Bauer ward nach und nach ſein Hochmuthsſchwindel geheilt. Das Schickſal traf ihn ſchwer, Schlag auf Schlag bei ſeinen Plänen und Hoffnungen; es hat ihm der guten Lehren viele gegeben, eine durchgreifende, als anmaßlich Bewußtſein und Selbſtüberheben ihn ſo weit getrieben, ſeine Tochter wie ein Gnadengeſchenk anzubieten. — Er äußerte damals keine Sylbe darüber, auch nicht zu ſeiner Frau und Tochter; es war ſeine Hülfsart, Demüthigungen zu verſchweigen. — Der Tochter ging er fürerſt ſcheu aus dem Wege, als hätte er das Einſehen: gegen ſie hab' er ein Unrecht begangen. Sie ſah ihn anfangs zuweilen erwartungsvoll, in Bangigkeit an, als verlange ſie eine Mittheilung. Allmälig ward ihr aber das Zuſammentreffen mit dem — ihr nicht ganz gleichgültig gebliebenen — jungen Offizier zum kurzen Traum, den ſie am liebſten vergeſſen möchte. Dennoch hatte auch ſie eine heilſame Lehre darin gefunden; wie weit ihr Herz dabei betheiligt geweſen, behielt ſie für ſich. — Jedenfalls war ſie nicht des Lebens überdrüſſig, denn ſie hat ſich bereits nach einem Jahr verheirathet mit einem wohlhabenden Beſitzer im Nachbarsdorfe, der ihr verſprechen mußte, in jedem Winter einige Wochen mit ihr in der großen Stadt zu verleben. — Der Bautze-Bauer willigte brummig in dieſe Heirath; nur im Rückblick auf ſeine einſtige Niederlage gab er ſein Jawort. — Luiſe hatte mit echter Freude den Myrtenkranz für Emilie geflochten; ihr ſelbſt war es auch wieder nach Wunſch gegangen. Aus des Vaters zweiter Heirath iſt nichts geworden, ſie konnte in Frieden nach eignem Willen und beſter Einſicht weiter wirthſchaften, und es wird ihr nächſtens ein eignes Hausweſen zu Theil. Geibel's „Gedichte" hatte Emilie nicht mehr ſo oft in der Hand, und auch Schiller's „Sehnſucht" kam ihr ſeltener in die Gedanken

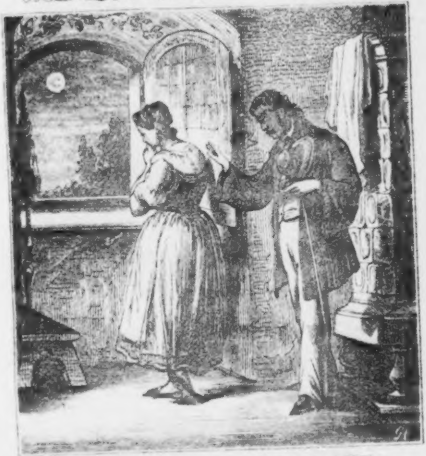
Die Mutter hatte die Hochzeit mit ſo viel Aufwand und Sorge wie nur immer möglich ausgerichtet, und den Ehrenplatz dabei gehabt. — Zum erſten Mal ſaß ſie feſt und ſicher auf ihrem prächtigen Sopha, denn ſie fühlte ihre Würde als Brautmutter, beſonders da die Tochter ganz nach ihrem Sinn gethan hatte. — „Gelt, mein Kind, du wirſt ſicher glücklich; du haſt einen gar ſtattlichen, ſchönen Mann!“ — Dies ſagte ſie der Tochter zum Abſchied. — Der alte Bauer aber, als der Wagen mit ſeiner Tochter zum Dorfe hinaus polterte, ſah verdrießlich hinterdrein und ſeufzte: „Ein reicher Mann, aber ohne Rang und Titel!“ —

Wilhelm war bei der Hochzeit nicht zugegen geweſen. Er hatte damals im Herbſt nach ſeinem Wunſche die dreijährige Dienſtzeit begonnen. Kein Zureden, kein Zürnen des Vaters konnte ihn bewegen, ſich je wieder einem Examen zu unterwerfen. Freilich ging's nicht anders: von Marie mußte er ſich drei lange Jahre trennen, aber er tröſtete ſich: es folgt ein Wiederſehen, wir ſind Beide noch jung: die Zeit ändert viel, wohl auch des Vaters harten Sinn. — Der Soldatenſtand hat ihm, der von Hauſe vor Sorg' und Mangel geſchützt war, gut genug gefallen, und die drei Jahre der Dienſtzeit mußten endlich auch bis auf die letzte Stunde ihren Abſchied nehmen. —

Der Wilhelm wird jeden Tag zurück erwartet, nicht nur vom Vater und der Mutter, die mit vollſter Herzensfreude ſich auf das Wiederſehen vorbereitet. Nein, nicht nur von Dieſen; auch dort in dem kleinen Häuschen, bei ärmlicher und doch ſauberer Einrichtung, auch dort hat ein Herz Freude über Wilhelm's baldige Heimkehr, und welche Freude! — Doch Niemand hat die arme Marie, dem ſie ihre wonnige und bange Erwartung mitzutheilen, das Geheimniß ihres Gefühls anzuvertrauen wagt.

Es iſt Abend. Marie ſteht am offenen Fenſter, lauſcht wieder dem Wehmuth erweckenden Zirpen der Heimchen. Die Bäume beginnen, dem Herbſt zu geben, was ihm gebührt; das welke Laub raſchelt ſchon unter den Füßen der Wanderer, der Wind ſingt mit ſeinen leiſen Schlummerliedern die Natur zur Ruhe, und die Nacht läßt ſich mit mildem Hauche auf die Erde hernieder.

Es iſt friedlich und ſchön im Herbſt! — Der Marie kommt's auch ſo vor, und wenn's immer ſo bliebe, ſie ihr ganzes Leben in dieſem kleinen Häuschen zubringen müßte, ohne Hoffnung auf ein ander Glück, ſie würde nimmer klagen. — Gott ſchuf die Welt ſo ſchön, da muß ein Menſchenkind zufrieden ſeyn, und ſie — mehr wohl, als ſie verdient,



bietet ihr ſchon die herrliche Natur mit ihrem heiligen Frieden, den ſie über Alles ergießt. —

Wie ſie noch ſo denkt und ſinnt, da ſteht plötzlich der Wilhelm vor ihr und ruft: „Marie, ich hab's gedacht, daß Du noch wach biſt, und da hat's mich nicht gehalten, ich mußt' Dir noch guten Abend wünſchen.“ — Als ſie vor Erſtaunen und Freude nichts zu antworten vermochte, hat er ihr noch ſchnell geſagt: „Marie, weißt? ich bin ſchon den ganzen Nachmittag daheim, aber ich hab' Dich nicht eher wiederſehen wollen, als bis ich ſagen konnt': Marie, der Vater hat eingewilligt, Du biſt meine Braut!“ —

Da war das Glück größer, als es ſich beſchreiben läßt, und trennten ſich die Beiden an dieſem Abend noch bald, es folgte ja nun eine Zukunft, die für immer Glück und Segen bringen ſollte. —

Der hochmüthige Bautze-Bauer mußte all' ſeinen ſtolzen Wahn verſchwinden laſſen. Jetzt hat er ſelbſt geſagt: „er wolle auch einmal erfahren, was es heißt, ein paar Menſchen glücklich gemacht zu haben; er hat es zu ſeiner großen Genugthuung erfahren: für Liebe iſt mehr, als für Geld zu haben. — Beſonders wie neu belebt war die Mutter, ſie hätte mit keiner andern Schwiegertochter zufriedener ſein können, als mit der Marie, und ſie fand, daß wackere Geſinnung und wirthſchaftlich tüchtige Eigenſchaften auch ein Reichthum ſind. Die Marie war recht durch und durch ihres Weſens: der war auch Alles zu prächtig und zu ſchade, und ſie ſäuberte und putzte bald um die Wette mit der alten Bäuerin, die jetzt erſt empfand, was es heißt: eine Tochter nach eigenem Sinn haben. Das war zur Beſchämung für Emilien, die einſehen lernte, was ſie Alles im Elternhauſe verſäumt, wie leider ſie nicht gethan, was ſich geziemt hätte. —

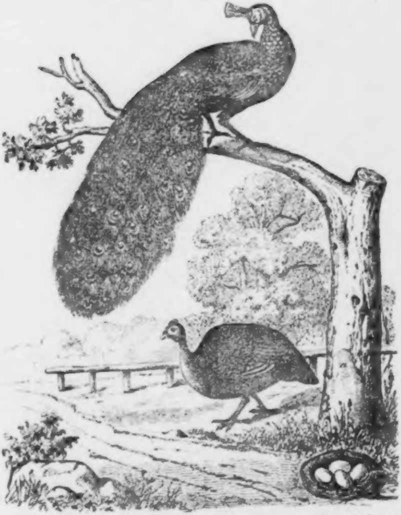
Die Eltern der Marie haben nimmer an ein ſo groß Glück gedacht, deſto mächtiger war nun das Behagen. — „Siehſt, Alte“, ſagt der Mann, „Deine Furcht der Marie wegen iſt immer unnütz geweſen; das wußt' ich wohl: die iſt kreuzbrav!“ — Die Frau meint aber: „Nun iſt leicht ſchwätzen, da ſich Alles zum Guten gewendet!“ — „Ja, ja,“ erwiedert der Mann, haſt recht. Gewiß bleibt es aber doch: Wer nur den lieben Gott läßt walten und auf ihn bauet alle Zeit!“ —

Angelika v. Michalowska.

Die Hausvögel in weltgeſchichtlicher Beziehung.

IV. Das Perlhuhn.

(Numida Meleagris.)



Auf unſern Hühnerhöfen wird, nächſt dem im vorigen Jahrgange beſprochenen Truthahn, noch ein Vogel aus der Ordnung der hühnerartigen Vögel gehalten: es iſt das Perlhuhn, deſſen lateiniſcher Name an ſeine Abſtammung aus Afrika (Numidien) und an eine Sage des römiſchen Dichters Ovidius erinnert, wonach das Perlhuhn ſchon im Alterthume bekannt war. Jene Sage knüpft ſich an die beleidigte Diana und den Königsſohn Meleager, den bei ſeinem Tode die Schweſtern tief betrauerten. Als die theure Leiche verbrannt worden war, ſammelten ſie die Aſche und drückten ſie an ihr Herz. Nach der Beſtattung warfen ſie ſich auf das Grab, umfaßten den Grabſtein und benetzten den eingegrabenen Namen des Bruders mit Thränen. — Endlich erbarmte ſich Diana, durch gar viel Unglück der königlichen Familie gerührt und verſöhnt, der Schweſtern, und verwandelte ſie in — Perlhühner, deren Gefieder mit perlförmigen Thränentropfen beſprengt zu ſein ſcheint. Deshalb geben bis auf den heutigen Tag, ſagt Ovidius, dieſe Vögel ſtets nur klagende Töne von ſich.

Die alten Römer erhielten das Perlhuhn aus Afrika. Es iſt etwas größer als das gewöhnliche Haushuhn, leicht zu erkennen an ſeiner ſchiefergrauen, mit unzähligen weißen perlartigen Tropfen geſchmückten Farbe und ſeinem kurzen herabhängenden Schwanze. Der Kopf iſt nackt, mit einem Knochenkamme, am Unterkiefer mit fleiſchigen Bartklappen verſehen, und der Körper hat gewölbte Geſtalt. — Die Perlhühner haben ein ſchmackhaftes Fleiſch und legen viele vortreffliche Eier. Darum hält man ſie auf Hühnerhöfen. Ihr klagendes Geſchrei, das ſie oft hören laſſen, iſt nicht angenehm; gegen anderes Geflügel zeigen ſie ſich zänkiſch, und ſelbſt gegen den Menſchen zumal zur Brützeit biſſig. Darum ſind ſie nicht auf allen Hühnerhöfen zu finden. Das beigegebene Pfauenbild zeigt auch ein Bild vom Perlhuhn.

V Der Pfau. (Pavo cristatus.)

Meiſt auf den Hühnerhöfen vornehmer und reicher Perſonen wird ein anſpruchsvoll einherſchreitender Fremdling gehalten, der ſcheinbar ſtolz thut auf prunkendes Gefieder, und ausländiſche Herkunft. Es iſt der Pfau (Pavo cristatus), eins der prächtigſten Geſchöpfe in der ganzen Natur. An Kopf, Hals und Bruſt laſurblau, am Rücken prächtig goldgrün mit Purpurſchimmer, ſtrahlt er, zumal im Glanze der Sonne, wie mit Smaragden, Sapphiren und Rubinen geſchmückt. Den auf dem Kopfe befindlichen Federbuſch kann er nach Belieben aufrichten und niederlegen. Beſonders glanzſchimmernd ſind die drei Fuß langen Schwanzfedern, deren Fahnen mit den herrlichſten Augenflecken geziert ſind; er kann ſie lang nachſchleppen oder auch zu dem glanzvollen Rade entfalten. Der Pracht ſeines Geſieders angemeſſen iſt der Anſtand und das ganze Betragen des Pfaues. Er ſcheint es zu wiſſen, wie ſchön er iſt, da er ſich gern in ſeinem Schmuckweſen dem unanſehnlichen Weibchen und dem bewundernden Menſchen zeigt: ſein Stolz und ſeine Eitelkeit ſind ja zum Sprüchwort geworden!

Die urſprüngliche Heimath des Pfau's iſt das an vielen andern herrlichen Naturerzeugniſſen ſo reiche Oſtindien, in deſſen Wäldern er wild meiſt in Heerden von 40 bis 50 Stück lebt, und ſo häufig vorkommt, daß ein Beobachter von einer Stelle, auf der er ungefähr eine Stunde lang ſtand, nicht weniger als 1200 — 1500 Pfauen ſah.

Durch die Pracht ſeines Geſieders mußte der Pfau frühzeitig die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich ziehen. Zuerſt findet man ihn in der heiligen Schrift des alten Teſtaments erwähnt. Es iſt erzählt, daß die Seeleute des Königs Salomo von ihrem ſüdlichen Zuge aus Ophir, unter verſchiedenen Seltenheiten, ihrem königlichen Herrn auch dieſen Vogel mitbrachten. Darauf wird er weder in der Bibel, noch anderswo von Schriftſtellern erwähnt, bis er durch die Kriegszüge Alexander's, der ihn beſonders bewunderte und zu tödten verbot, nach Griechenland kam, wo man ihn anfangs in Athen nur am Neumonde als große Merkwürdigkeit ſehen ließ. Von Griechenland aus verbreitete er ſich nach Rom und dem übrigen Europa. In der Sagengeſchichte der Griechen und Römer iſt der Pfau, als Sinnbild und Zeichen der Pracht, der ſtolzeſten der Göttinnen, der Juno zugetheilt. Die prächtigen Augenflecke in ſeinem Schwanze, heißt es, habe ihm die Göttin ſelber verliehen. Die eiferſüchtige Juno ließ die von ihrem Gatten Jupiter geliebte, und in eine ſchöne Kuh verwandelte Königstochter Io von dem hundertäugigen Argos bewachen. Jupiter ließ ihn durch den Götterboten Merkur tödten. Da nahm Juno die hundert Augen aus dem Kopfe des erſchlagenen Argos, und zierte damit den Schweif des ihr geweihten Pfaues, worin ſie fortan als funkelnde Juwelen glänzten.

Das Fleiſch der wilden Pfauen ſoll vortrefflich ſchmecken, das der zahmen iſt trocken und wird ſelten gegeſſen. Vor Zeiten waren gebratene Pfauen ein vornehmes Schaugericht bei Hochzeiten; ſie wurden ſo zubereitet, daß ſie ſich mehrere Monate hielten. Man trug den Pfauenbraten, mit der abgezogenen und beſonders zubereiteten Haut überdeckt, in vollem Federſchmucke auf die Tafel. Den alten Römern galten Zunge und Gehirn des Pfaues als die feinſten Leckerbiſſen. Nach dem römiſchen Naturforſcher Plinius war der Redner Hortenſius der Erſte, der bei ſeiner Aufnahme unter die Prieſter die Tafel mit Pfauenbraten beſetzen ließ. Bei den unſinnigen und üppigen Gaſtmahlen eines Vitellius und Heliogabalus wurden öfter große Schüſſeln voll Pfauenzungen und Pfauengehirn auf die Tafeln gebracht; die Pfauen müſſen alſo damals in ungeheurer Menge in Rom gehalten und geſchlachtet worden ſein. Aufidias Lurcon erwarb ſich durch Mäſtung der Pfauen ein jährliches Einkommen von 60,000 Seſterzien (3180 Thlr.). In Europa findet ſich der Pfau gezähmt bis nach Schweden hinauf. Auch nach Afrika und Amerika iſt er durch Europäer verpflanzt worden. Trotz ſeiner Abſtammung aus ſüdlichen Gegenden, verträgt er unſere Winter doch ſehr gut. Der Pfauhahn, der, um ſeinen ſchönen Schwanz zu ſchonen, ſehr enge Ställe meidet und gern hoch ſitzt (ſiehe die Abbildung), ſchläft ſelbſtbei Schneegeſtöber und ſtarkem Froſte, wenn man ihn nicht mit Gewalt in den Stall treibt, draußen auf dem Dach oder auf ſtarken Baumäſten, und iſt am Morgen oft dick mit Schnee belegt.

Die Federn des Pfaues werden zu allerlei Schmuck gebraucht; namentlich webte man früher ſehr ſchöne Zeuge zu Mänteln daraus, in denen der Zettel aus Gold und Seide, der Einſchlag aus Pfauenfedern beſtand. Auf den polniſchen Edelhöfen ſchmücken die Bauern ihre großen Pelzmützen mit den ſchön geaugten Schwanzfedern.

K. A. Schönke.

Gleich und Gleich.

*

Es war bitter kalt; der fußhohe Schnee hatte ſich als wärmende Decke über die Erde gebreitet, und am tiefblauen Himmel leuchteten die Sterne, den Menſchen Zeugniß gebend von der Allmacht Gottes.

In dem kleinen, doch warmen und ſauberen Zimmer der Schulmeiſters-Wittwe Gönrich ſtand deren Tochter Gertrud am Fenſter, bemüht, durch den Hauch ihres Mundes ſich die Ausſicht nach der Straße frei zu erhalten. Wohin blickte ſie ſo eifrig? Nach dem mit Sternen beſäeten Himmel, gedenkend der Allmacht und Güte deſſen, der ihn erſchaffen? Ach, nein! — ihre Gedanken waren irdiſcher. Nach dem hell erleuchteten Eckhauſe ſchaute ſie hinüber, wo der Präſident von Sellbach heut den Geburtstag ſeines einzigen Sohnes durch einen glänzenden Ball feierte.

„Nun, Gertrud", ſagte die Mutter, die am Ofen beſchäftigt war, das einfache Abendeſſen, Kartoffeln zu kochen; „nun, dächte ich, hätteſt Du lange genug die Schummerſtunde gefeiert. Du weißt, daß Du verſprochen haſt, morgen die Arbeit abzuliefern, zu ihrer Vollendung iſt aber noch mancher Stich nöthig."

Leiſe ſeufzend gehorchte Gertrud. Sie zündete die kleine Arbeitslampe an, rückte den Tiſch zurecht, nahm ihre Arbeit zur Hand, und fing wieder an zu nähen: doch, brannte die Lampe ſchlecht, oder waren Augen und Finger ermüdet, es wollte nicht vorwärts. Da endlich gab ſie den Verſuch auf, die Arbeit heut noch zu vollenden.

„Mich ſchmerzt der Kopf!" ſagte ſie zur Mutter, lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen. Wer ſie genau betrachtet hätte, würde bemerkt haben, wie ſich langſam Thräne um Thräne unter den geſchloſſenen Augenlidern hervorſtahl, die Bruſt ſich angſtvoll hob und ſenkte.

„Erkältet wirſt Du Dich haben!" ſagte die Mutter. „So oft und lange am Fenſter zu ſtehen, und in die Nacht hinausſtarren, das taugt nicht. Aber die Alten ſollen nun einmal nicht mehr recht haben in der Welt. Nun, ich würde mich auch gern beſcheiden, wenn nur mein einzig Kind nicht meinen Rath verachten wollte."

Gertrud richtete ſich auf, ſuchte die Thränenſpuren weg zu lächeln, und fragte: „Aber, liebe Mutter, worin bin ich Dir denn zuwider? Bin ich nicht fleißig von früh bis ſpät? Daß ich zuweilen gern ein gutes Buch leſe, wirſt Du mir doch nicht zum Vorwurf machen."

„Ein gutes Buch", erwiederte Frau Gönrich, „nein, das gewiß nicht. Aber ſind es gute Bücher, die das Unterſte zu Oberſt kehren? Ich habe in meiner Jugend auch Bücher geleſen, ſogar Romane; ich verwehre es auch Dir nicht, aber wenn Du ehrlich unterſuchen willſt, ſo wirſt Du mir zugeſtehen, daß die Romane von Heute und die aus meiner Zeit ſehr verſchieden ſind, für einfaches, natürliches Weſen und deſſen Maaß nicht zum Vortheil der neuen."

„Das will ich auch durchaus nicht beſtreiten!" ſagte Gertrud, doch am Ton konnte man hören, das Urtheil der Mutter habe ſie gereizt. — Dieſe hatte inzwiſchen den Tiſch gedeckt, die Schüſſel mit den dampfenden Kartoffeln aufgeſetzt; Mutter und Tochter ſaßen ſich nun gegenüber.

„Ich weiß ſehr wohl“, fuhr Frau Gönrich fort, „wie Du es meinſt. Nicht ſo weit weg liegt aber meine Jugend, daß etwa Spott gerechtfertigt wäre. Es lebten große Männer in allen Fächern der Kunſt und Wiſſenſchaft zu meiner Zeit, und wenn ich der Deinigen gewiß den Geiſt nicht abſprechen will, ſo kannſt Du doch nicht leugnen, daß die Meinige die Vorbilder ſchuf. Und es waren tüchtige Vorbilder! Auch tadle ich es nicht, wenn man etwas weiter greift, wenn die heutige Jugend ſich lostrennt von dem Gefühlsüberſchwang; will ſie aber mit der Schärfe und Spitzfindigkeit des Gedankens Alles zerſetzen, was der Glaube, was das Herz uns fühlen lehrt, ſo ſchmerzt es mich, und drängt mir oft die Frage auf: Was wollen ſie uns denn geben ſtatt des Geraubten? Das hat noch Keiner entdeckt und wahrhaft tröſtend geſagt; doch ich denke und empfinde: Gott lebt noch! Er läßt es gehen, ſo lange Er will, wenn Er aber ſpricht: „Bis hierher und nicht weiter!“ dann werden die armen ohnmächtigen Menſchen-Geſchöpfe ſich fügen, ſie mögen wollen oder nicht. Geſegnete Mahlzeit!“ — Sie ſchob den Stuhl zurück, bewahrte den Ueberreſt der Speiſe dort, wo er hingehörte, nahm ihr Strickzeug und ſetzte ſich aufſeufzend ſeitwärts.

Gertrud ſaß noch immer am Tiſche, und ſchaute trüben Gemüths vor ſich nieder. Da erklangen von drüben die gedämpften Töne der Tanzmuſik. Aus ihrem Sinnen aufgeſchreckt, richtete ſie ſich empor, wieder dem Fenſter zu. Doch ſehen konnte ſie nichts; lange ſchon hatte die kalte Luft jene kleinen Fenſterſcheiben, die ihr Athem frei erhalten, wieder gefrieren laſſen. Mißmuthig ſetzte ſie ſich, und den Kopf auf die Hand ſtützend, verfiel ſie wieder in ihr voriges Grübeln.

„Was giebt's denn heut da drüben, Gertrud? Der Herr Präſident läßt es anſtehen, ehe er ſich dazu bequemt, ein koſtſpieliges Feſt zu geben.“

„Ich glaube, Robert's Geburtstag iſt heut!“ erwiederte die Tochter.

„Robert?“ fragte die Mutter, und an dem Ton, womit dieſer Name genannt wurde, hörte man das mißbilligende Erſtaunen heraus. „Wer iſt dieſer Herr Robert, und wo oder wie biſt Du zu ſolcher Bekanntſchaft gekommen, daß Du Dich einer ſo vertraulichen Erwähnung ſeiner bedienſt?“

Gertrud war leiſe zuſammen gebebt, hohe Röthe flammte auf ihren Wangen. Mühſam ſuchte ſie ihre Verlegenheit zu verbergen, indem ſie emſig die vorhin leicht hingeworfene Arbeit ordentlich zuſammenlegte. — „Der Sohn des Präſidenten heißt Robert; Anna, die Jungfer der gnädigen Frau, nennt ihn ſo, wenn ſie von der Herrſchaft ſpricht. Meine Bekanntſchaft mit ihm verdanke ich der Höflichkeit des jungen gebildeten Mannes, der mich immer ſehr ehrerbietig grüßt, wenn wir uns ab und zu begegnen, er auch wohl ein paar artige Worte zu mir ſpricht.“

„So, ſo! Nun Gertrud, ich will Dir ſagen, weil nun doch mit dieſem Capitel der Anfang begann, wollen wir uns auch ein- für allemal gründlich darüber ausſprechen. Was Du mir da erwiedert haſt, iſt mir nicht neu; nur thut es mir leid, Dich einiger Unrichtigkeiten zeihen zu müſſen. Nicht ab und zu begegneſt Du ihm, ſondern täglich, und die paar artigen Worte, deren Du ſo obenhin erwähnſt, zu langen eifrigen Unterredungen ſind ſie bereits geworden. Du ſiehſt mich fragend an? Ja, mein Kind, eine ordentliche Mutter, der das Wohl ihres Kindes am Herzen liegt, entdeckt gar leicht des Kindes Irregehen. Was, meinſt Du, ſollen die Leute davon denken? wohin, glaubſt Du ſelbſt, ſoll dieſe ungleiche Bekanntſchaft führen?“

„Ungleich?“ entgegnete Gertrud; „gleiche Bildung giebt gleichen Rang! Robert's Geſinnung iſt ehrenwerth, er hat Kraft und Muth, die Wahl ſeines Herzens gegen jede Anfechtung, ſei dieſe auch unterſtützt durch Elternrechte, zu ſchützen.“

„Nun ja, das ſagt er Dir, mag auch jetzt wohl glauben, daß er es durchführen könne. Inzwiſchen geht Dein guter Ruf verloren, ſeiner Laufbahn gemäß wird er anderweitig verſetzt, und iſt er ſo weit, eine Frau ſtandesgerecht ernähren zu können, ſo findet er das einſt junge, frohe und hübſche Mädchen vergrämt und verblüht. Ob dann der Herr und die Frau Präſidentin noch viel Mühe haben, den Sohn von einer Heirath mit einer armen Nätherin abzuwenden, möchte ich bezweifeln. Und wollte er ſelbſt als Ehrenmann ſein Dir gegebnes Wort halten, Du würdeſt ſolch ein Opfer oft zu bereuen haben. Gleiche Bildung, meinſt Du, giebt gleichen Rang. Ich fürchte, mein Kind, auch hierin irrſt Du. Brächteſt Du neben Deiner angenehmen Geiſtes- und Körperbildung dem hochwohlgebornen, doch armen Präſidenten, der, wie alle Welt weiß, nur von ſeinem Gehalt lebt, den Reichthum mit in das Haus, dann möchte er Dich vielleicht, ich ſage vielleicht, als Schwiegertochter annehmen. Der ſtreng geſchloſſene Kreis der vornehmen Welt iſt ſchwer zu durchbrechen und ich würde zu ſtolz ſein, mich da eindrängen zu wollen, wo meine Geburt, meine Stellung im Leben mich nicht hin haben wollte. Du kannſt auf jedem Platz Tüchtiges leiſten, das hat Gott Keinem verſagt, wie er auch dem kleinen Baume geſtattet, erquickenden Schatten zu geben. Doch nur eine hoch begabte, reich ausgeſtattete Natur vermag durch glänzende Thaten ausnahmsweiſe ſich mit Glück empor zu ſchwingen, und ſich Denen beizugeſellen, oder ſie hinter ſich zu laſſen, die durch Geburt höher geſtellt ſind als wir.“

Gertrud ſtand bleich, wie im Traum befangen, der Mutter gegenüber. Langſam ſtrich ſie die Locken von der Stirn zurück, dann ſenkte ſie den Kopf und ließ ihn ſchwer auf die Bruſt der Mutter fallen.

Frau Gönrich umfaßte liebevoll die Leidende, ſtreichelte ſanft ihre Wange, hob den kummervollen Blick zu Dem empor, dem ſie gewohnt war, ihren Kummer zu vertrauen, und ſprach dann: „Komm, mein liebes Kind, laß uns zur Ruhe gehen, und Gott bitten, ſie uns zu ſenden. Gertrud, laß uns beten; die Kraft des Gebets kennt zumeiſt, wer in ſchweren, dunkeln Stunden Troſt geſucht, und ihn fand. Deine Mutter hat erfahren, was Beten iſt; Deine Mutter wird Dich wieder leiten, wie als Kind ſie Dich geleitet hat; der ewige Vater Aller wird mich dazu ſtärken; Er weiſ't Die nicht zurück, die Seine Hülfe vertrauensvoll anrufen, er wird auch uns erhören!“

*

Die Morgenſonne ſtand bereits hoch, als Frau Gönrich, ſorgſam die glatten Fahrgleiſe im hohen Schnee vermeidend, dem Hauſe des Präſidenten zuſchritt. — Verwundert ſchaute die noch ſchlaftrunkene Dienerſchaft ſie dort an, nachdem ſie ihr Begehren, den Herrn Präſidenten zu ſprechen, kund gab. „Herr von Sellbach iſt weder jetzt noch überhaupt heut zu ſprechen!“ erwiederte ein großer, in ſeiner bunten Dienertracht ſich brüſtender Mann, an der offenen Thür eines Saales lehnend, zuſchauend, wie ſeine Kameraden bemüht waren, die Spuren des geſtrigen Feſtes fortzuſchaffen, und die frühere Ordnung herzuſtellen.

„Meine Angelegenheit iſt eine dringende“, ſagte Frau Gönrich, „und ich bin überzeugt, daß, wenn Sie die Güte haben wollten, dies dem Herrn Präſidenten zu ſagen, Derſelbe freundlich meine Bitte erhören würde“

„Das wird er auch“, antwortete ein alter, fein und ſauber gekleideter Herr, der hinzugekommen war. „Johann, ich fürchte, der Herr Präſident wird wenig zufrieden ſein, wenn ich ihm Ihr unfreundliches Betragen mittheile; Sie wiſſen, daß er es nicht duldet, wenn Untergeordnete ſich ein Recht über ſeine Entſchließungen anmaßen.“ — Er reichte hierauf Frau Gönrich die Hand, und führte ſie durch den Saal in ein freundlich eingerichtetes Zimmer.

„Ich werde Sie melden, und hoffe, wenn nicht dringende Geſchäfte ihn verhindern, der Herr Präſident wird Ihren Wunſch erfüllen“, äußerte der Herr, rückte ihr einen Stuhl hin, und entfernte ſich.

Noch nicht fünf Minuten hatte Frau Gönrich gewartet, als die Seitenthür ſich öffnete, und ein großer, hagerer Herr eintrat. Seine Erſcheinung war eindrucksvoll; die feinen Züge des Geſichts wurden durch geiſtreiche graue Augen, über die ſich tief ſchwarze Brauen wölbten, belebt. Er trug ſich ſelbſtbewußt, jedoch ohne Anmaßung, und mußte bei jedem Unbefangenen Hochachtung und Vertrauen erregen. Er nahte ſich der Frau Gönrich, die aufgeſtanden war, ihr andeutend, ſich wieder zu ſetzen, nahm dann ſelbſt einen Stuhl, ließ ſich darauf nieder, und nun erſt begann er: „Sie haben mich zu ſprechen verlangt, was wünſchen Sie? Es ſoll mich freuen, wenn ich Ihnen irgend wie dienen kann“

Frau Gönrich athmete erleichtert auf. Dadurch, daß er ſich ſetzte, benahm er der Bittſtellerin das beklemmende Gefühl, zu ſtören; die gleichſam ſtumme Aufforderung eines Stehenbleibenden, ſich zu beeilen, verwirrte ſie nicht, und im Gefühl ihrer gerechten Bitte hob ſie muthig an:

„Ich bin die Wittwe des vor zehn Jahren geſtorbenen Schullehrers Gönrich. Mein kleiner Wittwengehalt, und meiner Tochter gute Arbeit reichen aus, uns unſerem Stande angemeſſen zu ernähren. Die Sorge um das tägliche Brod führt mich nicht zu Ihnen, Herr Präſident, wohl aber die Sorge um die einſtige Wohlfahrt meines einzigen lieben Kindes.“ — Sie hielt inne, denn ſie glaubte, eine Frage des bisher aufmerkſamen Zuhörers werde ihr die Fortſetzung ihrer Rede erleichtern, doch hierin irrte ſie. Ohne eine Bewegung der Unruhe verharrte Herr von Sellbach im Schweigen, nur ſein forſchender Blick ſchien ſie zu Weiterem aufzufordern. Sie folgte denn auch der ſtumm an ſie ergehenden Mahnung, und fuhr fort:

„Meine Gertrud iſt neunzehn Jahr, geſund und wohlgebildet; wir wohnen hier gegenüber in dem kleinen grauen Hauſe. So fand es ſich, daß der junge Herr von Sellbach und Gertrud ſich öfter geſehen und auch, was mir peinlich genug iſt, öfter geſprochen haben. Herr Präſident, ich gehöre nicht zu den Müttern, die auf jede Weiſe den Zufall, der zuweilen Ungleiches zuſammenführt, benutzen, die bemüht ſind, ihr Kind, gleichviel um welchen Preis, in eine Stellung hineinzudrängen, für welche ſie nicht geboren wurde. Noch weniger aber gehöre ich zu Denen, die, aller Scham entledigt, wohl gar hochmüthig ſich eines Verhältniſſes rühmen, das ihr Kind erniedrigt. Meine Tochter ſteht zu tief, um die von Ihnen anerkannte Frau Ihres Herrn Sohnes ſein zu können, und viel zu hoch, um zu einer Liebelei zu dienen. Ich habe ihr dies vorgeſtellt, jedoch, wie ich auch ſonſt nicht über Ungehorſam meines Kindes zu klagen habe, ſo ſcheint mir doch hier das Herz ſchon mehr zu hegen, als flüchtiges Wohlgefallen, und das könnte, würde nicht von Seiten des jungen Herrn von Sellbach uns zu Hülfe gekommen, für mein Kind und mich zu traurigem Ausgang führen. Herr Präſident, ich erkenne in der Ordnung der Welt den Willen Gottes, achte und befolge nach Kräften die Geſetze, und weiß, daß hier auf Erden ein Unterſchied nothwendig iſt. Aber in unſern Gefühlen hat Gott uns gleich geſchaffen, da liebt und haßt der Hohe und Reiche nicht tiefer und mächtiger als der Arme, und eine Mutter aus dem niedrigſten Volke darf ſich in der Liebe zu ihrem Kinde getroſt einer Königin zur Seite ſtellen. Sie werden eben immer nur zwei Mütter finden. Darum komme ich zu Ihnen, komme Sie zu bitten, Ihrem Sohne vorzuſtellen, daß er abläßt, einen Weg zu verfolgen, den er, iſt er ein Ehrenmann, einſt bereuen müßte. Er vermeide es, meine Tochter finden zu wollen, dann wird ſie ihn nicht ſuchen. Wollen Sie, Herr Präſident, das Ihrem Herrn Sohne ſagen?“

Der Präſident hatte aufmerkſam zugehört, doch kein Zug im Geſicht verrieth die Wirkung, welche die Worte der Frau Gönrich auf ihn hervorgebracht haben könnten. Nach kurzem Schweigen ſtand er auf, ging einigemal im Zimmer nachdenkend auf und nieder, und blieb dann ſtehen vor Frau Gönrich, die unterdeß auch aufgeſtanden war.

„Meine liebe Frau Gönrich, ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches Sie zu mir gehabt, und an mir ſoll es nicht liegen, wenn unſere Wünſche nicht in Erfüllung gehen. Mein Sohn ſollte zu Oſtern nach der Reſidenz, es wird ſich thun laſſen, daß ſeine Abreiſe ſchon in den nächſten Tagen möglich wird. Wollen ſie nun meinen Rath hören?“

„Nicht nur hören, Herr Präſident, ſondern auch befolgen“, erwiederte Frau Gönrich, und brachte verſtohlen das Taſchentuch zum Auge.

„Nun wohl, ſo merken Sie auf! Ich weiß nicht, wie weit mein Sohn ſich Ihrer Tochter gegenüber durch ſein Wort verpflichtet hat; aber ich weiß, daß ein hoher Charakter, ein ſeltner Muth dazu gehört, wenn ein zweiundzwanzigjähriger Mann, dem bisher das Leben in der großen Welt fremd blieb, noch nach Jahren der weiteren Erfahrung ſeiner erſten Jugendliebe treu gedenkt. Iſt mein Sohn dieſer ſeltne Charakter, vermag das zerſtreuende glänzende Leben der Reſidenz nicht, den Eindruck zu verwiſchen, den er von hier mit fort nimmt, und hat er den Muth, als Aſſeſſor oder Rath von ſeinem Gehalt mit Frau und Kind leben zu wollen, dann ſoll Ihre Tochter mir als Braut meines Sohnes willkommen ſein. Ich habe vor Allem, was ein Menſch ernſtlich will, was er mit der vollen Kraft ſeiner Seele erſtrebt, hohe Achtung, und fern ſei es von mir, das Glück meines Sohnes, wenn er ſicher weiß, wo dies Glück zu finden iſt, hindern zu wollen.“

Frau Gönrich war mit zunehmendem Erſtaunen der Rede des Präſidenten gefolgt, und als er ſo ruhig, als verſtehe ſich dies von ſelbſt, ſeine Einwilligung ausſprach, fehlte wenig, daß ſie nicht in ihrer Mutterfreude die Arme ausbreitete, und den Präſidenten an ihr Herz ſchloß. Alles was ſie ſelbſt noch vor wenigen Minuten ſo vernünftig der ungleichen Verbindung entgegenzuſtellen hatte, war vor dem ſie beglückenden Ausſpruche des Präſidenten verſchwunden und vergeſſen. Vergeblich ſuchte ſie nach Worten, um ihre Freude auszudrücken, und nur „Herr Präſident!“ vermochte ſie zu ſtammeln.

Herr von Sellbach hatte ſich zur vollen Höhe empor gerichtet, die ſchmalen weißen Hände ſpielten leicht mit der Doſe, und ein feines Lächeln kräuſelte die feſt geſchloſſenen Lippen. Nachdem er Frau Gönrich Zeit gegönnt, ſich von ihrem Glücksrauſch einigermaßen zu erholen, fuhr er fort: „Sehen dürfen die jungen Leutchen ſich nicht mehr: Ich werde dieſe Fürſorge übernehmen. Doch alle Nahrung dürfen wir dieſer jugendlichen Liebe nicht entziehen: ſie mögen ſich ſchreiben, ſo oft und ſo viel ſie wollen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen einzuwenden, Frau Gönrich?“

Was war es nur, was mit einemmale die hoch geſtimmte Freude der Frau Gönrich dämpfte? Der Präſident hatte ja nichts von dem Vorhergeſagten widerrufen; er genehmigte nur nicht, daß die jungen Leute ſich wiederſehen ſollten. — War das nicht ihr eigener Wunſch, ihre Bitte geweſen? — und dennoch: ſie wußte nicht, was ſo erkältend ſie anwehte. — Frau Gönrich war eine verſtändige Frau, und wenn ſie auch, von ihrem Muttergefühl verführt, ſich einen Augenblick geſchmeichelt: der Präſident meine, was er ſage, ſo fühlte ſie doch jetzt, an der Art und Weiſe des Herrn von Sellbach, daß die Vornehmen bei aller Höflichkeit die Schranke um ſich aufrecht zu halten wiſſen. Kurze Zeit genügte, und ſie hatte ſich ſelbſt wiedergefunden; feſt und klar antwortete ſie auf die Frage des Präſidenten: „Ganz wie Sie wünſchen, Herr Präſident! Ich habe die volle Zuverſicht, daß Sie, der erfahrene und vieler Mittel mächtige Mann Alles anwenden werden, Ihren Herrn Sohn von einer Neigung zu befreien, die doch zuletzt Keinen der dabei Betheiligten befriedigen könnte. Wenn meine Tochter und ich auch wohl auf einige Bildung Anſpruch machen dürfen, ſo fehlt uns doch jene angeborene oder anerzogene Glätte, die in vornehmen Kreiſen die Stelle des Gefühls vertritt. Wie leicht könnte es meiner warmherzigen Gertrud geſchehen, daß ſie bei irgend einer Gefühlsäußerung als thörig übertrieben beſpöttelt würde, und dann nicht Selbſtſtändigkeit genug hätte, ſich darüber zu beruhigen. Darum wollen wir Sorge tragen, daß ſie einander fern bleiben. Sie mögen ſich ſchreiben, ich hoffe die Correſpondenz wird kurz ſein. Nehmen Sie meinen Dank gütig an für die Bereitwilligkeit, mir zu dienen.“

Sie war während der letzten Worte zur Thür gelangt, und ohne dem Präſidenten Zeit zu einer Antwort zu laſſen, mit einer kurzen Verbeugung hinweggeeilt. — Herr von Sellbach ſchaute ihr anfangs etwas betroffen nach, dann ging er abermals auf und ab, blieb endlich ſtehen, und indem er, nach wiederholtem Gebrauch, die Doſe ſchloß, ſagte er, ſich entfernend: „Sie ſcheint mich verſtanden zu haben, das iſt gut für ſie und uns!“

*

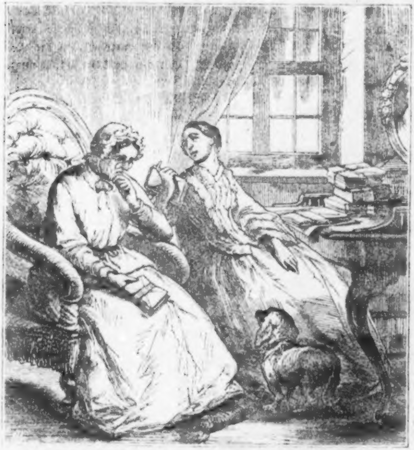
Es wollte Frühling werden. Schnee, Sturm und Sonnenſchein kämpften um ihr Recht, doch jene mußten dieſem weichen, der zu oft die weißen Flocken zerrinnen ließ, als daß ſie noch ihre alte Macht üben konnten. Auch der Sturm ward zu milderem Wehen, und endlich zu lauer warmer Luft. So war's denn Frühling; die erſten Blumen blühten und dufteten, grüner Raſen deckte die Erde, und die Vögel ſangen, ſich ihres Daſeins freuend.

Nicht ſo Gertrud; ſie ſaß am Fenſter, ſah nach dem Hauſe des Präſidenten hinüber, wo die Reihe der Fenſter geſchloſſen, die Dienerſchaft beſchäftigt war, den letzten Wagen mit Kiſten und Koffer zu belaſten. Die Herrſchaft war auf ihr kleines, nicht einträgliches Gut gereiſt.

In dieſem Hinſchauen ward ſie von der Mutter geſtört. „Aus der Reſidenz!“ ſagte Frau Gönrich, und reichte Gertrud ein Briefchen. Ja, ein Briefchen, dünn und klein, und man konnte ihm die Eile, in der es geſchrieben war, ſo zu ſagen anfühlen. Auch langte Gertrud nicht mehr ſo eifrig danach, wie vor drei Monaten. Langſam ſtreckte ſie ihre Hand aus, ſah den Brief flüchtig an, und legte ihn unerbrochen auf ein Tiſchchen, das vor ihr ſtand. Dann öffnete ſie ein auf dem Tiſche befindliches Käſtchen, und entnahm drei Päckchen, jedes umſchloſſen mit einem Streifchen Papier, auf dem der Monatsname zu leſen war.

„Sieh, gute Mutter“, ſagte ſie, und reichte Frau Gönrich das größte Packet; „das ſind die Briefe, die mir Herr von Sellbach im erſten Monat nach ſeiner Abreiſe ſandte. Er beſchrieb mir ſeine Reiſe, ſeine Ankunft, ſeinen Empfang in der Reſidenz, kurz Alles, damit, wie er ſagte, ich in Gedanken immer bei ihm ſein könne. „Hier!“ — indem ſie der Mutter das zweite kleinere Päckchen hinhielt, „hier der zweite Monat iſt ſchon weniger ausgiebig; Herr von Sellbach hatte ſchon mehr zu thun, und — ward ſchon mehr geſucht.“ — Ihr Ton war kalt geworden, doch keine Wimper zuckte, als ſie das dritte Päckchen gleichſam in der Hand wog. „Der dritte Monat iſt ſehr unwichtig; Klagen über theures Leben, viel Geſchäfte und geſellſchaftliche Pflichten. Ich wollte Dich um Rath fragen, ob es wohl der Mühe lohnt“, — hier umſpielte ein geringſchätziges Lächeln ihre Lippen — „einen vierten Monatsgang anzulegen, da der Monat bald zu Ende, und — ſie hob den letzt empfangenen Brief empor — „dieſer ſeinen Vorgängern doch zu unähnlich wird, um ſich ihnen anzureihen.“ — Sie ſtand auf und wollte das Zimmer verlaſſen, doch Frau Gönrich hielt ſie zurück. Mitleidig ruhte ihr Auge auf der Tochter bleicher gewordene Wangen, doch Gertrud ſchlug das Auge nicht auf, und kein Zug im Geſicht geſtand ihr herbes Gefühl; kalt, ruhig ſtand ſie der Mutter gegenüber.

Frau Gönrich ſchüttelte den Kopf. „Mein liebes Kind,“ ſagte ſie beklommen, „hier vermag ich nicht zu rathen, Dein weibliches Gefühl, Dein Herz muß Dir rathen. Nicht ſtolzem Zorn darfſt Du



das Richteramt überlaſſen, Du würdeſt ihm und Dir Unrecht thun. Sein Vater, der Herr Präſident, kannte das Leben und die Menſchen beſſer, als Du und ich, darum war ſein Handeln weiſe, und fordert unſeren Dank. Du darfſt ſeinen Sohn, der ſich ſelbſt nicht kannte, nicht verdammen; er glaubte Dich zu lieben, er wollte Dich gewiß nicht belügen oder betrügen, doch irrte er in dem Gefühl zu Dir. Weine, liebe Tochter, erleichtere die angſtvolle Bruſt durch Thränen, dann wirſt Du ihn milder beurtheilen. Weißt Du denn ſo gewiß, ob Du, mit einemmale den gewohnten Kreiſen entzogen, in die Reſidenz verſetzt, von Glanz und Flitter, von anregenden Zerſtreuungen umgeben, ihm die Liebe bewahrt hätteſt?!“

Gertrud richtete ſich empor, und ſah die Mutter flammenden Auges an bei dem einzigen Worte: „Ewig!“

„Das glaubſt Du, doch die Prüfung blieb Dir erſpart. Er hat Dich lieb gehabt, geliebt hat er Dich nicht. War oder iſt Deine Liebe beſſer als die Seine, ſo erhebe Dich — und vergieb ihm. Wahre echte Liebe, wenn ſie nicht mißbraucht ward, kann und darf verzeihen. Ich hätte dem mich verlaſſenden Manne meiner Liebe nicht grollen können, ich würde, mußte ſie auch nach und nach erſterben, ihm doch eine freundliche Erinnerung bewahrt haben als dem Erwecker des in uns Göttlichen. Das nenne ich Liebe!“

Jetzt endlich ſiegte das Herz über den Stolz. Gertrud fiel der Mutter weinend um den Hals. „Wie aber“, ſchluchzte ſie, „wie ſoll und kann ich ihn vergeſſen?“

„Mit Gottes Hülfe, mit der Zeit wirſt Du ruhig des Jugendfreundes gedenken, vergeſſen ſollſt und wirſt Du ihn nicht können.“

„Noch heute gebe ich ihm ſein Wort zurück!“ erwiederte Gertrud.

„Morgen, mein Kind, in acht Tagen; Du mußt erſt daran glauben lernen, daß Du ihm nicht zürnſt. Vor mir, der Mutter, darfſt Du Dich nicht ſcheuen; ich will Dich nicht drängen, Du ſollſt Zeit zur Geneſung haben. Jetzt lies den letzten Brief.“ —

Gertrud wollte das Brieſchen öffnen, da pochte es an der Thür, und nachdem die Mutter „Herein!“ gerufen, erſchien ein junger Mann, der ſich ſchüchtern verbeugte, und mit leiſer Stimme „guten Morgen“ wünſchte.

„Ei, guten Morgen, Meiſter Keßler,“ antwortete Frau Gönrich, und Gertrud, in gleicher Weiſe erwiedernd, blickte ihn doch überraſcht und fragend an.

„Sie [illegible] wohl, daß [illegible] Sie zu [illegible] ſagte

Keßler; „die von Ihnen, Fräulein Gönrich, beſtellten Schuhe waren während meiner Abweſenheit vergeſſen worden, ich bringe ſie nun ſelbſt, und bitte, mir die Verſäumniß nicht zuzurechnen; ich darf wohl verſprechen, daß Aehnliches nicht wieder vorkommen wird.“ — Während dieſer Worte ſetzte er ein paar zierliche Schuhe auf den ihm nächſtſtehenden Stuhl.

„Bitte, Herr Keßler, ich brauchte ſie nicht ſo nöthig, und in einem ſo großen Geſchäft, wie das Ihrige, iſt dergleichen Vergeſſenheit leicht begreiflich.“ Dabei rückte Gertrud ihm einen Stuhl hin, weiter ſprechend: „Wollen Sie ſich nicht ſetzen?“

„Alſo Sie waren abweſend?“ bemerkte Frau Gönrich; „ich fürchtete ſchon, Sie wären krank; denn es war mir aufgefallen, daß unſer lieber Nachbar ſich gar nicht mehr ſehen ließ.“

„Sie ſind ſehr gütig! Ich mußte in die Reſidenz, größere Einkäufe machten dieſe Reiſe nothwendig. Daher kam es auch, daß die Arbeit für Fräulein Gönrich verſäumt ward. Seitdem mir die liebe Mutter nicht mehr den Hausſtand führt, ihr wachſames Auge überall fehlt, giebt's in meiner Abweſenheit immer Ungehörigkeiten.“

„Nun, nun, Meiſter, das wird ſich beſſern, wenn Sie dem verwaiſten Hausſtande die Meiſterin zuführen!“ tröſtete Frau Gönrich lächelnd.

Keßler erröthete, drehte verlegen den Hut in den Händen. „Damit, verehrte Frau, hat es Zeit; ich glaube — ich fürchte — das wird ſich nicht fügen.“

Verwundert ſah Frau Gönrich ihn an, wußte nicht ſogleich, was ſie darauf erwiedern ſollte. Gertrud, die unterdeſſen die Briefe wieder in das Käſtchen legte, hatte nur das Wort „Reſidenz“ gehört, und ſaß wieder am Fenſter. Indem ſie das Auge auf der Arbeit ruhen ließ, warf ſie leicht hin: „Waren Sie zum erſtenmale in der Reſidenz, Herr Keßler?“

„O nein, Fräulein Gönrich, ich bin nicht ſelten gezwungen, dieſe Reiſe zu unternehmen.“

„So haben Sie dort auch wohl ſchon viel Bekannte, oder Freunde?“ fragte Gertrud weiter.

„Geſchäftsfreunde, ſonſt bin ich ziemlich fremd. In einer ſo großen Stadt, wo der Nachbar kaum vom Nachbar weiß, iſt es nicht leicht, bekannt zu werden. Diesmal jedoch hatte ich die Freude, einen Gönner aus früherer Zeit dort zu begrüßen.“

Er hatte die letzten Worte ſtärker betont, und ſchaute ſich ängſtlich prüfend zu Gertrud hinüber. Auch vermochte ſeine Rede, daß ſie zu ihm auſſah.

„Den jungen Herrn von Sellbach, deſſen ſo eilige Abreiſe es behinderte, die beſtellte Arbeit hier abzuliefern, ſuchte ich auf, war auch ſo glücklich, mit ihm zu ſprechen.“

Gertrud's bleiche Wangen erglühten im Purpur, ſie ſenkte wieder das Auge, und die Nadel fuhr eilig auf und nieder.

„Ach, unſer ehemaliges Gegenüber“, ſagte Frau Gönrich; „nun, wie geht es dem jungen gnädigen Herrn? Er hat die kleine Provinzſtadt wohl längſt vergeſſen?“

„Das vermag ich nicht zu ſagen, verehrte Frau Gönrich. Doch ſcheint es ihm im Hauſe des Miniſters, wohin er ſeit einigen Tagen gezogen war, ſehr wohl zu gehen. Ich fand ihn heiter und vergnügt. Der Herr Miniſter, ſo ſagte er mir ſelbſt, habe ihn bewogen, die diplomatiſche Carriere zu wählen, habe ihn vorläufig zu ſeinem Secretair ernannt, und in einem Jahre könne er wohl hoffen, bei einer auswärtigen Geſandtſchaft angeſtellt zu werden.“

„Ja, ja! bei den vornehmen Leuten findet ſich Dergleichen leicht; Miniſter und Präſidenten, da hilft Einer dem Andern! Nun, wir Bürgerliche thun überall Desgleichen, Jeder hält ſich zu ſeiner Art; die Ausnahmen ſind ſelten, und fallen nicht immer zum Segen aus.“

Jetzt ſtand Frau Gönrich auf und wollte, ſich entſchuldigend, das Zimmer verlaſſen; doch Keßler, gleichfalls aufgeſtanden, nahm ihre Hand und ſagte: „Bitte, Frau Gönrich, meine Zeit iſt auch abgelaufen; doch hätte ich noch eine große Bitte an Sie und das Fräulein.“

Mutter und Tochter ſahen ihn erwartend an. Keßler ſtand verwirrt, und ſein Muth ſchien nicht hinlänglich zu Dem, was er ausſprechen möchte.

„Ei, Meiſter Keßler“, half Frau Gönrich ein, „laſſen Sie nur hören; ein ſo anerkannter Ehrenmann wird keine unbeſcheidene Bitte thun, darf demnach auch der Gewährung gewiß ſein.“

„Sie haben wohl ſchon vernommen, daß meiner Mutter Schweſter auf kurze Zeit bei mir iſt; Sie wiſſen auch, daß hinter meinem Hauſe der große, und ich darf wohl ſagen ſorgſam gepflegte Garten befindlich iſt, wo jetzt grade Alles blühet und duftet. Da meinte ich denn, ob Sie es mir wohl nicht übel deuten würden, wenn ich Sie Beide erſuchte, meiner Baſe und mir das Glück zu gewähren, heut Nachmittag bei uns im Garten den Kaffee zu trinken.“

Dieſe Einladung veranlaßte eine augenblickliche Stille. Durch

Frau Gönrich's Mienen zuckte ein frohes Lächeln, das jedoch vor der Beſorgniß wich, was die Leute davon denken möchten; bald aber gewann ihr Geſicht wieder den gewohnten Ausdruck der Ruhe, und indem ſie dem jungen Mann freundlich die Hand reichte, ſagte ſie: „Meiſter Keßler, ich freue mich, Ihre Baſe kennen zu lernen, und nehme für mich die Einladung dankbar an. Gertrud klagte heute über Kopfweh, ich habe daher kein Recht über ihre Entſchließung, ſie wird wiſſen, was ihr gut iſt. Ihr jungen Leute", ſetzte ſie etwas ſpöttiſch hinzu, „beſteht neuerdings gar weit auf Eure Menſchenrechte, ſo beliebt Ihr ja mitunter auch Euern Eigenſinn zu nennen. Nun wohl, mein Kind ſoll in allem Thun und Laſſen freie Wahl haben, ſie mag auch hierin für ſich entſcheiden. Mich aber entſchuldigen Sie für jetzt, mich rufen häusliche Geſchäfte." — Sie ging freundlich grüßend zur Thür hinaus, und ließ die jungen Leute allein.

Gertrud ſah der Mutter ängſtlich nach, ſtand ſchnell vom Stuhl auf, als wolle ſie ihr folgen; dann blieb ſie plötzlich vor Keßler ſtehen, und indem ſie den Blick völlig auf ihn richtete, ſagte ſie mit feſter Stimme: „Lieber Meiſter, darf ich mir wohl eine Frage erlauben?"

„Gewiß, Fräulein Gertrud, fragen Sie, und ich werde antworten ſo wahr und ehrlich, als ſtände ich vor dem Allwiſſenden."

„Hat Herr von Sellbach weiter nichts zu Ihnen geäußert, als was Sie uns mitgetheilt? — Keine Frage nach irgend Jemand aus ſeiner einſtigen Heimath an Sie gerichtet?"

Keßler ſah ſie theilnehmend an, und ſagte mäßig laut, doch bedeutſam die Worte betonend: „Nein! Hätte er es gethan, ich würde es ſogleich erwähnt haben; wußte ich doch, welche Freude ich dadurch hervorrufen konnte. Fräulein Gertrud, glauben Sie mir, ich gäbe gern meine ganze Habe dahin, könnte ich Sie wieder lächeln ſehen wie ehemals!"

Gertrud's Augen wurden bei ſeinen letzten Worten feucht, und zwei große Tropfen rannen über ihre Wangen, als ſie ſprach: „Ich will Gott bitten, daß ich noch einmal im Leben lächeln kann. Haben Sie Dank, Meiſter Keßler, für Ihre mir werthe Theilnahme, ich werde die Mutter heut begleiten."

„Ich danke Ihnen!" — Mehr ſagte er nicht; doch nie vielleicht waren dieſe Worte gemüthvoller, inhaltreicher geſprochen worden, als jetzt von dem ſchlichten Handwerksmann. Mit dieſem: „Ich danke Ihnen!" hatte er Gertrud ſeine ewig treue Liebe geſtanden, an dies:

„Ich danke Ihnen!“ durfte ſie glauben. Was bei dieſen Worten aus ſeinem Herzen zur Sprache kam, verſicherte ſie ſo feſt ſeiner innigſten Ergebenheit, wie hundert Schwüre es nicht vermocht hätten. Gertrud ſah ihm auch wie aus einem Traume erwachend nach, als er ſchon lange die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte.

*

Neben dem kleinen grauen Hauſe, in welchem Frau Gönrich den unteren Stock bewohnte, ſtand das große zweiſtöckige, dem Schuhmachermeiſter Keßler von ſeinen Eltern vererbt. Eine ſchöne breite Vorderſeite kennzeichnete es als eins der ſchönſten der kleinen Stadt. In der Mitte der breite Thorweg, durch Meſſingknöpfe, Schloß und Klopfer geziert. Oeffnete man dieſen Thorweg, ſo trat man in einen großen, mit farbigen Marmorflieſen geflaſterten Hausflur, der an die Patrizierhäuſer erinnerte. Ihn erhellte ein Fenſter auf jeder Seite des Thorweges zur Genüge; rechts und links führten bequeme eichene Treppen zu dem Oberſtock; ſie endigten mit einer Gallerie, die über den Flur führte, von der herab man das Innere des Vorhauſes überſehen konnte. Dieſe Gallerie ward wieder durch zwei Fenſter nach dem Hofe hin erhellt, und das Ganze bildete, da die Fenſter mit Vorhängen verſehen waren, Tiſch und Stühle zwiſchen ihnen ſtanden, gleichſam einen Saal. Nicht minder gediegen war der untere Raum ausgeſtattet. Auf beiden Seiten führten Thüren, am Fuße der Treppen gelegen, in die Seitenzimmer; rechts hatte der junge Keßler ſein Geſchäfts- und Wohngemach, links die Werkſtatt und Schlafzimmer für Geſellen und Lehrburſche. Der große Platz zwiſchen den beiden Treppen diente zum gemeinſchaftlichen Mittagsmahle. Der dauerhafte von gewundenen Füßen getragene, länglich runde Eichentiſch ſtand ſeitwärts an der rechten Treppenwand, ihm gegenüber der Schenktiſch mit Krügen und Gläſern. An der Hinterwand, unter der Gallerie, ſah man mächtige Eichenſchränke zur Aufbewahrung des Porzellans, des Linnenzeugs, und die dunkler werdenden Flurgänge unter den Treppen führten zu den Hinterzimmern, zu der Küche und dem geräumigen Hofe, der von allerlei geflügelten Geſchöpfen belebt ward, und von dem aus in den wohl gehegten und gepflegten Garten hineinzuſchauen war. Wenn man dies Haus betrat, hatte man das wohlthuende Gefühl des Daheimſeins; man war überzeugt, hier hatten Viele eine Friedensſtätte, hier wurden Viele ſatt. Es war geſammelt worden, um Andern mitzutheilen, und der junge Meiſter, der dieſe Räume bewohnte — man empfand es — war ſo feſt und treu, wie ſeine Mauern und Geräthe.

Hier trat nun Keßler ſinnend aus ſeinem Zimmer, Alles überblickend: ob das Haus, das zum Erſtenmal die geliebte Gertrud, ſein Kleinod — freilich nur in Gedanken ſein — empfangen ſollte, auch feierlich geſchmückt, jedes Stäubchen entfernt, jeder Stuhl an ſeinem Platze ſei.

Er hegte für Gertrud lange ſchon ſtille Liebe; er hatte ihr Begegnen mit Sellbach geſehen, krampfhaft hatte ſich ſein Herz zuſammengezogen, doch war er ſtill ſeinem Geſchäft nachgegangen. Vergeblich mahnte die Mutter ihn, die Frau in's Haus zu führen, vergeblich kamen die hübſcheſten Mädchen in der Stadt, beſtellten bald Schuhe, bald Stiefel, und wußten es immer abzupaſſen, daß der Meiſter, nicht der Werkführer, ihnen das Maas nahm. Für Franz Keßler gab es nur ein Mädchen, und das war Gertrud. Seine Mutter ſtarb; da lebte er nun wie verwaist in dem ſchönen großen Hauſe, unnütz ſchienen ihm die von Eltern und Voreltern aufgeſpeicherten Schätze, die jedes Frauenauge entzückt hätten; nur die Eine, der er gern Alles zu Füßen legen würde, ſah weder ihn, noch den Segen, der ihn umgab.

Franz wollte nur Gertrud's Glück! Er dachte nicht eigenſüchtig an ſeine Herzenswünſche; als man aber in der Stadt zu flüſtern begann, ward er ungeduldig und ging in ſchlafloſen Nächten mit ſich zu Rathe, was er thun könne, um Gertruds Ruf zu retten. Da kam ihm, wie wir wiſſen, Frau Gönrich zu Hülfe; ſie war die Frau nicht, die bei ſolcher Gefahr das Auge ſchloß: Robert von Sellbach verließ plötzlich die Stadt, und Franz Keßler athmete auf.

Er hatte mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, den jungen Sellbach in der Reſidenz aufſuchen zu können, er wollte hören und ſehen, und keinen eifrigeren Freund hätte Gertrud abſchicken können, den Geliebten auszuforſchen, als Keßler von ſelbſt es that, ihrer Ruhe, ihrer Zukunft wegen. Fand er auch nur noch einen Funken der alten Liebe in Robert's Herzen glühen, er würde, wenn auch unter tiefem Schmerz, es Gertrud nicht verheimlicht haben. Aber er fand einen jungen Mann, der ſich in den neuen Lebensgenüſſen wonnig herumtummelte; der Präſident hatte Worte des Vertrauens an ſeinen ehemaligen Studiengenoſſen, an den Miniſter gerichtet, und die Saat war herrlich aufgegangen. Man konnte dem jungen Mann nicht einmal zürnen; Geburt, Gewohnheit und anerzogener Stolz übten ihr Recht.

In der Provinz, ermüdet von Studien, gelangweilt im Hauſe der Eltern, ihren gealterten Freunden gegenüber, erſchien ihm die roſig blühende, gebildete und beſcheidene Gertrud freilich als Ziel ſeiner Lebenswünſche. Doch in der Reſidenz, vom Miniſter gleich anfangs in die glänzendſten Kreiſe gezogen, mit der Erlaubniß des Vaters, das arme bürgerliche Mädchen heimführen zu dürfen, dann aber auch muthig die ſeinem Stande zwar zukommenden, doch nun zu entbehrenden Freuden der Welt zu meiden — Dem feſtzuſtehen war Robert zu ſchwach, und Gertrud's Bild erbleichte vor den ſtrahlenden Erſcheinungen in der Reſidenz.

Keßler kehrte aus der Hauptſtadt heim mit der Gewißheit, daß Gertrud vergeſſen ſei. Zwar wußte er nicht, wie weit ihr gegenſeitiges Verhältniß gediehen, doch hielt er es für rathſam, Gertrud nicht in Zweifel zu laſſen, ſie vielmehr durch treue Schilderung deſſen, was ſich ihm dargeſtellt, zu überzeugen, daß ſie wenigſtens nicht vorherrſchend in Sellbach's Erinnerung lebte. Sie hatte, was Thatſachen ſchon ahnen ließen, jetzt vollkommen verſtanden. Sie war zu gebildet, um nicht einzuſehen, daß, da Sellbach die diplomatiſche Laufbahn erwählt, ſie nicht mehr die ihm paſſende Gattin ſein konnte. Gegen ſolche Erkenntniß vermochte auch die romantiſche glaubensfeſte Liebe ſie nicht zu ſchützen. — Es war ein ſchwerer Kampf, aber der Frauenſtolz, der jedem edlen weiblichen Gemüth eigen iſt, forderte den Brief heraus, den ſie einige Tage ſpäter an Sellbach ſchrieb, und der ihn wiſſen ließ, das Mädchen, das er ſo ſchnell vergeſſen, wenn auch bürgerlicher Herkunft, ſtehe ihm doch an Adel der Geſinnung nicht nach. — Aber Weltluſt, hergebrachte Sitte und Gebrauch halfen ihm über das anfängliche Bedauern und Erröthen hinweg. Er hatte Anlage zum Diplomaten, lebte in einer Zeit, wo die Feder mehr als das Schwert mit Ordnung der Staaten zu thun hatte, ſah alſo einer glänzenden Zukunft entgegen. —

Gertrud kränkelte; Frühling und Sommer waren vorbei, und noch immer erbebte ſie leiſe, wenn, was nicht überall zu vermeiden war, der Name des einſt ſo heiß Geliebten genannt ward. Aber wo keine Nahrung iſt, ſtirbt auch das kräftigſte Gefühl; zudem empfand ſie die zarte, ſo ſchonende Liebe des einfach gebildeten Handwerkers, der, weil ſein Beruf nicht den Geiſt zu ſtets neuer Thatkraft anſpornte, die edlen Kräfte des Menſchen dem Gemüth zuwandte. Keßler war mehr ein Mann von Herz als von Geiſt; ob aber der feinſte Geiſt, der klarſte Verſtand es vermocht hätten, eine arme gebeugte Seele ſo liebend zu ſtützen und zu heben, als der beſcheidene Gefühlsmenſch mit der Fülle ſeines Herzens — das iſt zu bezweifeln. Zart, ſorgſam machte er ſich der Leidenden bemerkbar, immer wußte er ſie zu umgeben mit Allem, was ſein geſegneter Hausſtand ihm bot, doch nie trat das Wort Liebe über ſeine Lippen.

So war der Herbſt gekommen, Keßler gab im Garten ein ſogenanntes Herbſtfeſt. Alle Honoratioren der Stadt waren geladen, und der Einladung auch freudig gefolgt; denn Meiſter Keßler nahm nicht nur ſeines Wohlſtandes, ſondern mehr wegen ſeines beſcheide[illegible] werthen Betragens, eine bemerkbare Stellung ein. Alles war froh und heiter, der Wein öffnete die Herzen, Tanz und Scherz hatten dem Ernſt des Lebens die Herrſchaft entwandt. Man zerſtreute ſich in den vom Abendgolde der Sonne erleuchteten Gartenwegen. Keßler traf Gertrud einſam an des Gartens Grenze, die den Blick auf das freie Feld und das nahegelegene Gebirge eröffnete.

„Fräulein Gertrud, Sie weinen?“ ſagte er betroffen. — „Ich weine nicht aus Schmerz, lieber Freund, ich danke dem Allmächtigen für ſeine gnädige Führung. Mein Herz beugt ſich in Demuth vor Dem, der ſeine Kinder liebt und leitet, wenn ſie Ihm vertrauen. Als ich nun dachte, daß ich auf dem Boden deſſen ſtehe, der mir ſo treu geholfen, mich wiederzufinden, da flehte ich um das Glück des beſten Mannes. Die Innigkeit des Wunſches machte mir das Auge feucht.“

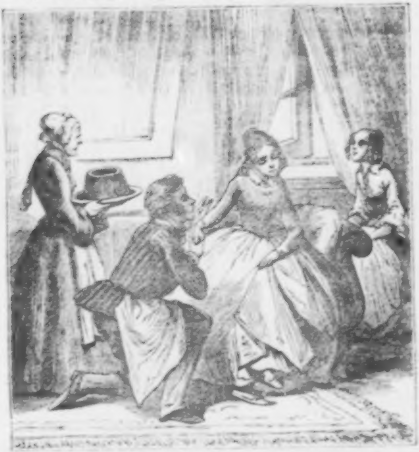
„Gertrud!“ bebte es von Keßler's bleich gewordenen Lippen.

„Ja, liebſter Freund, ich ſprach die Wahrheit!“ Sie reichte ihm erröthend die Hand hin, und als Keßler ſie ergriff, ſein Haupt darauf niederſenkte, ſagte ſie zaghaft und leiſe: „Wenn ich es vermöchte, Etwas zu Ihrer Freude — zu ihrem Glücke beizutragen — ſo zählen Sie auf mich.“

Keßler richtete ſich freudeglühend empor, und legte ſanft den Arm um ſie, ſchüchtern fragend: „Könnteſt, wollteſt Du mein Weib ſein?“

„Von ganzem Herzen, und aus vollſter Seele!“ antwortete Gertrud, und ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken. —

Wieder war's Winter. Im Stübchen der Frau Gönrich ward emſig genäht, und Gertrud hatte keinen Augenblick Zeit, das Auge nach der Straße zu richten, bis Abends der Bräutigam dem Fleiße ein Ziel ſetzte. Und als abermals die Veilchen dufteten, da führte der Meiſter Keßler die Braut zum Altare. Am Hochzeitmorgen brachte er ſelbſt ſeiner Gertrud die Brautſchuhe, und obwohl innigſt bewegt,



fragte er doch wie im Scherz: ob ſie auch paßten? Da beugte Gertrud ſich zu ihm nieder, küßte ihn, und ſagte: „An deiner Seite, Du herzlich guter und geliebter Mann, kann nie der Schuh mich drücken!“

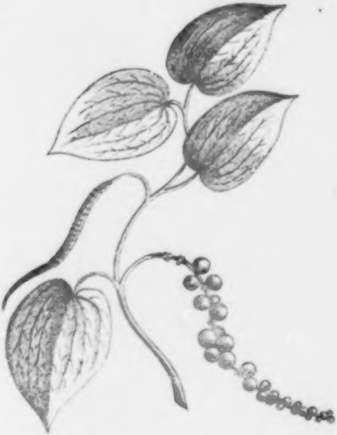
A. P.

Ausländiſche Handelspflanzen.

VIII. Pfeffergewächſe.

Die Pfeffergewächſe, der Linne'ſchen Gattung Piper in der zweiten Klaſſe und der Familie Piperaceae im natürlichen Syſteme angehörig, ſind ſehr zahlreich und wachſen nur in der heißen Zone. Die Blüthen haben 2 oder 3 Staubgefäße, mit kurzem verdeckten Träger und zweifächerigen Staubbeuteln. Die Frucht iſt eine Beere mit ſpärlichem Fleiſche, der Same kugelig, mit dünner Schale und feſtem, im Innern mit einer Höhle verſehenen Eiweiß. Die Familie dieſer Gewächſe zeichnet ſich durch den Gehalt an ſcharfem Harze und ätheriſchem Oele aus, und enthält mancherlei Gewürz- und Arzeneipflanzen. Die vorzüglichſten Handelsgegenſtände liefernden Arten ſind: Der ſchwarze Pfeffer, der lange Pfefferſtrauch, der Cubeben- oder Schwanzpfefferſtrauch, der Betelpfefferſtrauch, der berauſchende Pfefferſtrauch.

1. Der ſchwarze Pfefferſtrauch (Piper nigrum L.), iſt ein fingerdicker, hin- und hergewundener, 12 bis 14, aber auch an 20 Fuß hoher Strauch, der wie Epheu oder Hopfen an benachbarten Gegenſtänden in die Höhe klimmt, oder auch auf der Erde liegt und ſich in viele Aeſte und Zweige theilt. An den verdickten Gelenken der ſtielrunden Aeſte treibt er hin und wieder Wurzeln, mit denen er ſich anklammert. Seine Blätter, ſchiefherzförmig, oben zugeſpitzt, 3 bis 5 Zoll lang, faſt zwei Zoll breit und ſiebennervig, ſtehen abwechſelnd an mittellangen rinnenförmigen Stielen. Sie ſind auf der oberen Fläche dunkelgrün, auf der unteren meergrün, und haben einen ſtarken aromatiſchen Geruch. Jedem Blatte gegenüber kommen in langen ſchnurförmigen Kätzchen kleine, grünliche, ſitzende Blüthen zum Vorſchein, nach dem Verblühen Beerentrauben von 6 bis 8 Zoll Länge bildend, an denen ſich je 20 bis 30 Beeren befinden von der Größe einer Erbſe; ſie ſind Anfangs grün, bei der Reife aber rothbraun.



Ueberläßt man die Pfefferrebe dem wilden Zuſtande, ſo ſchlagen ihre kriechenden Ranken wieder in den Erdboden ein und treiben Wurzeln, bringen aber keine Früchte. Will man dieſe erzielen, muß ſich die Pflanze erſt an Bäumen oder anderen Stützen erheben; in's Freie treiben ſich dann die kurzen Zweige, deren kleine weiße Blüthen zu Trauben zeitigen.

Die Beeren reifen nicht alle zu gleicher Zeit, es ſitzen an einer Traube gewöhnlich reife und unreife. Da die reifen leicht abfallen und nun verderben, darf mit dem Pflücken nicht gezögert werden; man pflückt reife und unreife gleichzeitig ab, ſondert ſie und trocknet die unreifen ſchnell an der Sonne auf Matten oder auf einer freien Tenne.

Vor dem Verpacken befreit man ſie noch durch Sieben und Ausſchwingen von der Kätzchenſpindel und anderen fremden Theilen.

Auf ſolche Weiſe erhält man den im Handel vorkommenden ſchwarzen Pfeffer von der Größe einer kleinen Erbſe, äußerlich runzelig und von ſchwarzer oder graubrauner Farbe. Unter der Oberhaut hat er eine feſte, graue Umrindung und im Innern einen weißen hohlen Kern, der unter dem Vergrößerungsglaſe eine Menge glänzender Punkte zeigt. Bei dem ihm eigenthümlichen Geruch ſchmeckt er ſehr ſcharf und brennend, aber zugleich gewürzhaft. Im Handel unterſcheidet man zwei Sorten ſchwarzen Pfeffer, ſchweren und leichten; jener ſinkt unter, dieſer ſchwimmt im Waſſer.

Die reifen Beeren werden vierzehn Tage lang in Meerwaſſer eingeweicht, wodurch ſie aufquellen und ihre äußere Hülle ſprengen. Hienach trocknet man ſie an der Sonne und reibt ſie zwiſchen den Händen, bis die Haut abgeht. Dies iſt der echte weiße Pfeffer des Handels; er hat, eben weil die Beeren reif ſind, nicht die Schärfe des ſchwarzen, wird deshalb dieſem vorgezogen. Nicht ſo groß als der unreife, hat er eine glatte Oberfläche und einen weniger ſtarken Geruch. Seine Farbe iſt grauweiß oder gelblich. Der meiſte im Handel vorkommende weiße Pfeffer wird aber in England aus dem ſchwarzen Pfeffer gemacht, indem man dieſen entweder mit Waſſer kocht, oder ihn in Seewaſſer und Urin einweicht, ihn dann einige Tage in der Sonnenhitze ſtehen läßt. Sobald ſich auf die eine oder die andere Weiſe die Haut der Beeren löſt, werden ſie getrocknet und zwiſchen den Händen gerieben. Damit ſie eine recht ſchöne Farbe erhalten, bleicht man ſie mit Schwefeldampf oder Chlorkalk. Dieſe Sorte nennt man im Handel gemeinen weißen Pfeffer. Die abfallende Schale, getrocknet und gemahlen, wird als ſchwarzer Pfeffer verkauft oder mit anderem gemahlenen Pfeffer vermengt.

Die einzelnen Früchte des Pfefferſtrauchs ſind rund und, wie bereits angedeutet, erbſengroß; ſie ſchließen unter dem äußern, friſch ſaftigen Theil einen runden, glatten, gelblich weißen dichten Samen ein. Sie haben eigenthümlichen, ſtark gewürzhaften Geruch und brennend ſcharfen Geſchmack. Der in die Naſe dringende Staub erregt Nieſen und Thränen.

Die urſprüngliche Heimath des ſchwarzen Pfefferſtrauchs iſt Oſtindien, vorzüglich die Küſte Malabar, die deshalb auch Pfefferküſte heißt. Dort wächſt er nicht nur wild, er wird auch in großer Menge angebaut. Von hier wurde er nach Hinterindien, Ceylon und Malakka, auch nach den oſtindiſchen Inſeln verpflanzt, von denen Java, Sumatra, Borneo und Celebes den Pfefferbau im Großen treiben.

Auch die afrikaniſchen Inſeln Bourbon und Isle de France bauen ziemlich viel Pfeffer. Jetzt iſt dieſer Strauch, der nur in den heißeſten Ländern gedeiht, auch nach Südamerika verpflanzt worden und fruchtet beſonders in Cayenne ſehr gut. „Für den Weltenverkehr", ſagt Ritter, „iſt dieſes Gewürz von merkwürdigſter Bedeutung, weil es, ähnlich dem Zimmt, in ſeiner geographiſchen Verbreitungsſphäre nur auf einen ſehr engen Raum eingeſchränkt iſt, der ſich aus ſeiner gegenwärtigen Kulturſphäre faſt nur auf einen Punkt concentrirt, wenn man auf das Land ſeiner urſprünglichen wilden Heimath, Malabar, zurückgeht, deſſen Klima dadurch charakteriſirt wird. Da der Raum ſeines Vorkommens gegenwärtig zwiſchen 90° bis 135° ö. L. von Ferro (von Malabar bis Oſt-Borneo) und vom 5° ſüdlicher bis höchſtens 15° nördlicher Breite (von Java bis zum Golf von Siam und bis zur Nordgrenze von Canara) beſchloſſen iſt, ſo muß dieſer den Pfeffer ausſchließlich liefern, der in allen Erdtheilen nebſt Salz auf jeder Tafel ſteht und die meiſten Speiſen würzt, bei Armen und Reichen, in allen Ständen civiliſirter und halbbarbariſcher Völker."

Sich ſelbſt überlaſſen kriecht der Pfefferſtrauch, wie ſchon geſagt, auf der Erde hin, und die Kultur muß dafür ſorgen, daß er empor klettern kann. Ihm das Ranken möglich zu machen, pflanzt man dieſes Schlinggewächs in der Nähe verſchiedener baumartiger Gewächſe an — zum Beiſpiel der Arekapalme des Betelnußbaums, des ganzblättrigen Brodbaums, — oder man hilft ihm, wie dem Hopfen, mit eigenen Stangen. „Die Pfefferrebe mit ihren Ranken und Gabeln", berichtet Ritter, „umrankt die Stämme der Bäume bis zur Höhe von 20 bis 25 Fuß und ſchmückt mit ihren Feſtons gleich der Weinrebe Italiens in dem oben bezeichneten Gebiete jede Pflanzung, jeden Garten. Von den kurzen, ſpröden Zweigen hängen die Trauben mit 20 bis 30 Früchten nach Art der Johannisbeeren herab, aber etwas größer, maſſiger, härter, erſt grün, beim Reifen dunkelroth, zuletzt ſchwarz und gerunzelt."

Ein einziger Strauch kann, wenn er ſein gehöriges Alter erreicht hat, 3 bis 5 Pfund Beeren liefern. Die Fruchtbarkeit nimmt nur bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre zu, dann allmälig wieder ab, und hört im zwanzigſten Jahre faſt gänzlich auf, wonach der Strauch nach und nach abſtirbt. Die Beeren brauchen vier Monate zu ihrer Reife. In Sumatra erndtet man zweimal im Jahre; die erſte Erndte findet zwiſchen October und März, die zweite zwiſchen April und September ſtatt.

Die Pfefferkörner dienen zur beſſeren Verdauung fetter und ſchleimiger Speiſen, indem der Pfeffer reizend, erhitzend und magenſtärkend wirkt. Von allen Gewürzen, die das reiche Oſtindien liefert, bildet der Pfeffer den bedeutendſten Handelsartikel. Auch als eigentliches Arzneimittel ſteht er in großem Anſehen; vorzüglich wird er als Volksmittel bei Unthätigkeit der Verdauungsorgane gebraucht. Morgens nüchtern 10 bis 12 Körner mit einem Schluck Waſſer genommen, gilt als einfaches Mittel, den Magen zu ſtärken. Desgleichen wird er bei Wechſelfiebern in der fieberfreien Zeit beſonders bei herbſtlichen, weniger bei frühjährigen Wechſelfiebern angewendet. Die indiſchen Aerzte gebrauchen den Pfeffer in hitzigen Fiebern als kühlendes Mittel. Mit Branntwein angerührt wird Pfefferpulver in manchen Gegenden als Präſervativmittel gegen epidemiſche Wechſelfieber vom Volke benutzt, auch äußerlich angewandt als Kaumittel bei Zungenlähmungen, oder bei Erſchlaffung des Zäpfchens zu Gurgelwaſſern und als ſchärfender Zuſatz zu Senfpflaſtern.

Der weiße Pfeffer wirkt milder als der ſchwarze. Durch Deſtillation erhält man aus beiden Pfefferſorten ein mildes ätheriſches Oel von ambragelber oder röthlicher Farbe, das leichter iſt als Waſſer. Vermittelſt des Weingeiſtes gewinnen die Chemiker vorzugsweiſe aus den ſchwarzen Pfefferkörnern Piperin, einen eigenthümlichen, den Harzen ſehr nahe verwandten, gegen Wechſelfieber zu gebrauchenden Stoff, von welchem ſich aber in dem weißen Pfeffer nur wenig Spuren finden. — Die knotig gegliederten Stengel des Pfefferſtrauches werden zu Spazierſtöcken verarbeitet. Zu den ſogenannten Pfefferkuchen oder Pfeffernüſſen wird nicht Pfeffer genommen, ſondern überhaupt Gewürz.

Außer den vier durch die Bereitungsweiſe entſtehenden Pfefferſorten unterſcheidet man im europäiſchen Handel den Pfeffer theils nach den erſten, theils nach den zweiten Beziehungsorten. Danach ergeben ſich folgende Sorten als die wichtigſten:

1) Der holländiſche, der aus gut genährten, das heißt aus wenig runzeligen ſchweren Beeren beſteht, die nur mäßig mit zerbrochenen Körnern und Abfällen vermiſcht ſind. Er wird über Amſterdam und Rotterdam in Packtuchballen eingeführt, die mit Matten umgeben ſind.

2) Der engliſche Pfeffer, dick, wohlgenährt, ſchwer und gewöhnlich ohne Abfall, kommt nur über England zu uns in Ballen, die mit grauem, leichten Tuch und mit einer oder zwei Matten überzogen ſind.

3) Der Goa-Pfeffer, der ebenfalls dick, wohlgenährt, ſchwer und mit wenig Abfall gemengt, aber auf der Oberfläche grauweiß, unter der Haut etwas grünlich iſt, und deshalb früher weniger geſchätzt wurde, weil man meinte, geſtoßen könnte er den Verdacht erregen, er ſei mit Senfmehl vermiſcht. Er kommt über Liſſabon aus dem portugieſiſchen Gebiet Goa, auf der Weſtküſte von Dekan, in kleinen runden Baumwollſäcken in den Handel.

4) Der indiſche Pfeffer, der kleinkörnig, ſehr runzelig, wenig gewürzhaft und leicht iſt, indem er oft nur aus dem getrockneten Fleiſche ohne Kern beſteht und, mit den Händen gerieben, 25 bis 50 Procent Abfall giebt. Wir erhalten ihn erſt ſeit dem Anfange unſeres Jahrhunderts von Isle de France, jetzt meiſtens durch die Amerikaner in Baſtſäcken.

Für die beſte aller Sorten gilt der Pfeffer aus Cochinchina, der aber ſelten nach Europa kommt.

Es ſollen jährlich 50 Millionen Pfund Pfeffer in Aſien gebaut werden, wovon etwa ein Drittel in Europa verbraucht wird. In den heißen Ländern Aſiens iſt der Verbrauch des Pfeffers viel bedeutender als in Europa; er wird dort ſogar roh gegeſſen, und die barbariſchen Völker ſollen ihn eben ſo wie die Hülſenfrüchte verſpeiſen.

„Der Pfefferhandel“ — leſen wir bei Ritter — „hat alle Völker, die ſich ſeiner zu bemächtigen wußten, namentlich die Venetianer und Genueſer im Mittelalter, die Portugieſen, Holländer und Engländer in ſpäteren Jahrhunderten, reich gemacht. Nach der neueſten, genaueſten Reviſion der geſammten Pfefferproduction, welche für den Engländer J. Crawfurd ein vieljähriges Studium geworden war, beträgt dieſelbe in runder Summe jetzt ungefähr 50 Millionen Pfund, wovon ungefähr der dritte Theil nach Europa geht. Sie iſt ſchon ſeit Jahrhunderten fortwährend im Steigen, ſo daß den Pfefferpflanzungen noch ein ſehr großes Feld der Erweiterung und der Thätigkeit übrig iſt, da der Pfeffer ſeit der Römer Zeiten Lieblingsgewürz der civiliſirten Menſchheit geblieben und ſelbſt dem Gothenkönige Alarich ſo ſehr mundete, daß er bei der Capitulation Roms im Jahr 409 außer ungeheuern Geldſummen und Koſtbarkeiten auch dreitauſend Pfund Pfeffer als Contribution verlangte und erhielt; — zugleich ein intereſſanter Beweis, wie bedeutend ſchon damals die Vorräthe waren, die davon aus Indien nach Europa kamen.“

Weil ſo viel Pfeffer verbraucht wird, ſo erfährt derſelbe mancherlei Verfälſchungen, die um ſo tadelnswerther ſind, da manche verſelben höchſt gefährlich wirken können. Um ihn ſchöner und ſchwerer zu machen, überzieht man ihn — zum Beiſpiel — mit Mehl und Bleiweiß. Dieſer Betrug läßt ſich aber leicht durch Verbrennen in einem Tiegel entdecken, indem dann Blei in dem Gefäße zurückbleibt. In Frankreich wird ſogar ein künſtlicher Pfeffer bereitet, indem man Gips, Mehl, Gummiwaſſer und etwas geſtoßenen Pfeffer oder Nelkenpfeffer zu einem Teig macht, und dann körnt. In England und Nordamerika bereitet man aus den Früchten der Beißbeere (Capsicum annuum) ein beißendes Gewürz, das unter dem Namen Cayennepfeffer in den Handel kommt.

Den Alten wurde der ſchwarze Pfeffer erſt durch Alexanders Zug nach Indien bekannt. Sie verſtehen darunter indeß oft auch andere Früchte von beißendem Geſchmack.

II. Der lange Pfefferſtrauch (Piper longum), auch Lämmchenpfefferſtrauch genannt, hat eine holzige ausdauernde Wurzel, die gewöhnlich mehrere krautartige, ſtielrunde, hin- und hergebogene Stengel treibt, entweder auf dem Boden kriechend oder an anderen Pflanzen in die Höhe klimmend. Die herzförmigen, zugeſpitzten Blätter ſtehen abwechſelnd auf langen Stielen, ſind glatt, ganzrandig, mit fünf oder ſieben Nerven durchzogen, vom Blattſtiele ausgehend. Sie haben eine Länge von 3 bis 4 Zoll, eine Breite von zwei Zoll; die oberen zeigen ſich meiſt größer als die unteren, welche oft ſtengelumfaſſend ſind. Die Blüthen erſcheinen wie bei der vorigen Art in Kätzchen oder Kolben, ſind aber eingeſchlechtig, ſo daß auf einem Stamme nur Staubgefäßblüthen, auf dem andern nur Stempelblüthen vorkommen. Die Früchte bilden ein bis anderthalb Zoll lange Fruchtkolben, welche einige Aehnlichkeit mit Birkenzapfen haben; getrocknet ſind ſie von gelbgraubrauner Farbe und etwas beſtäubt. Die Samenkörner liegen in dem markigen Stoff des Kolbens regelmäßig zu acht um eine Achſe eingeſenkt. Sie ſind klein, eirundlich, etwas zuſammengedrückt und haben eine glänzende, ziemlich harte Oberhaut von brauner, und einen hornartigen Eiweißkörper von weißlicher Farbe. Wegen ihrer getrennten Blüthen gehört dieſe Pflanze in die zweiundzwanzigſte Linne'ſche Klaſſe.

Die Heimath des langen Pfefferſtrauches iſt ebenfalls Oſtindien mit ſeinen Inſeln, wo er wild wächst und angebaut wird. In den erſten zwei Jahren liefert er noch wenig Früchte, aber im dritten Jahre iſt der Ertrag ſo reichlich, daß man von einem engliſchen Morgen 1400 Pfund Pfeffer gewinnt. Die Früchte werden noch grün gepflückt und an der Sonne getrocknet, wodurch ſie eine ſchmutziggelbbraune Farbe erhalten. Ihr Geruch iſt angenehm gewürzhaft, ihr Geſchmack ſcharf, aber immer viel milder als der des gemeinen Pfeffers. Ihre chemiſchen Beſtandtheile haben große Verwandtſchaft mit denen des ſchwarzen Pfeffers.

Bei uns macht man von dem langen Pfeffer denſelben Gebrauch wie vom ſchwarzen, da er aber dem Wurmfraße ſehr unterworfen iſt, ſo kommt er jetzt weniger im Handel vor als früher. Geſchmack und Geruch des langen Pfeffers ſind milder und die Wirkung auf den Magen vortheilhafter. Daher findet dieſer Pfeffer eher Anwendung als der ſchwarze. In Oſtindien verbraucht man ihn theils als Gewürz in großer Menge, theils bereitet man daraus eine Art Eſſig, und durch Gährung ein geiſtiges Getränk.

III. **Der Cubeben-, Stiel- oder Schwanzpfefferſtrauch** (Piper Cubeba) iſt ebenfalls ein kletterndes Gewächs Oſtindiens. Der ſtielrunde, verſchiedentlich gebogene Stengel iſt ziemlich deutlich gegliedert und an den Gelenken, ſtets in der Nähe eines Blattes, mit faſerigen Luftwurzeln verſehen, welche ihm dazu dienen, ſich bei dem Klettern an Pflanzen oder andern Gegenſtänden feſtzuhalten. Die Blätter, länglicheirund, am Grunde abgerundet oder ſchiefherzförmig, oben zugeſpitzt, ſind 2 bis 8 Zoll lang und etwa einen Zoll breit, und ſtehen auf langen Stielen, regelmäßig abwechſelnd. Ihrem Stoff nach lederartig, haben auch ſie oberſeits eine dunkel-, unten eine meergrüne Farbe. Die Blüthen ſitzen an bis anderthalb Zoll langen, in den Blattwinkeln entſtehenden Kolben, und ſind wie die der vorigen Art zweigehäuſig. Die Früchte, in ihrer Verbindung kleine Trauben bildend, ſind fleiſchige Beeren von länglich eiförmiger Geſtalt, anfangs grün, ſpäter roth. Der Cubebenſtrauch wächſt urſprünglich in den warmen, feuchten Wäldern Oſtindiens. Am häufigſten wird er auf Java angebaut, aber auch auf einigen afrikaniſchen Inſeln unter gleichem Breitengrade.

Man ſammelt die Beeren wie die des ſchwarzen Pfefferſtrauches vor der Reife, breitet ſie auf feſter Erde oder auf Matten aus, und läßt ſie an der Sonne trocknen. Sie ſind faſt kugelrund, von der Größe einer kleinen Erbſe, netzförmig-runzelig, von graubrauner Farbe und mit einem kurzen dünnen Stiele verſehen. Die äußere Schale iſt dünn, ſehr ſpröde, leicht zerbrechlich, hat einen angenehmen gewürzhaften Geruch und brennend ſcharfen Geſchmack; der Kern jedoch ſchmeckt weniger ſcharf, kampferartig und bittergewürzhaft. Im

Ganzen iſt der Cubebenpfeffer weniger ſcharf, aber mehr balſamiſch-gewürzhaft als der ſchwarze Pfeffer. Obgleich vielfach empfohlen, findet er als Gewürz in der Haushaltung nur noch geringe Anwendung. Dagegen wird er in neuerer Zeit in der Arzeneikunde mehrfach verwendet. So leiſtet er als erwärmendes Mittel bei Verdauungsbeſchwerden und zur Stärkung der Nerven und Eingeweide gute Dienſte. Doch verurſacht übermäßiger Genuß desſelben leicht Schwindel, weshalb man die Beeren auch wohl Schwindelkörner nennt. — Man benutzt ihn auch zur Bereitung von Confituren, durch deren Genuß man den übeln Geruch des Mundes zu verbeſſern ſucht.

Der Cubebenpfeffer kommt über Hamburg, Holland und England zu uns in den Handel. Die beſte Sorte erhalten wir von den oſtindiſchen Inſeln, namentlich von Java. Die Cubeben ſind groß, langgeſtielt, ſchwer, wohlgenährt, das heißt wenig runzelig und von ausgezeichnetem Geruch und Geſchmack.

Nach dieſer Sorte gilt die von Guinea für die beſte, während die von Bourbon und Isle de France kommende nicht viel größer iſt als ein Hirſekorn, eine ſehr runzelige Schale und weniger Geruch und Geſchmack hat.

Zuweilen ſollen die Cubeben mit den Beeren des gemeinen Wegdorns verfälſcht werden, die unter dem Namen Gelbbeeren bekannt ſind. Dieſe Fälſchung iſt jedoch leicht daran zu erkennen, daß die Gelbbeeren vier Samenkörner enthalten und einen längeren Stiel haben, der abgebrochen werden kann, ohne daß die Beeren verletzt werden, was bei den Cubeben ſtets geſchieht.

IV. Der Betel- oder Kaupfeffer (Piper betle), ebenfalls ein Schlingſtrauch, wird in Oſtindien ſeiner aromatiſchen Blätter wegen in Gärten und auf Feldern häufig angebaut. Die Blätter ſchmecken angenehm ſcharf und ſind erwärmend. Sie werden daher in Oſtindien allgemein gekaut, um einen wohlriechenden Athem und rothgefärbte Lippen zu bekommen. Außerdem hält man das Betelkauen des feuchten und heißen Klimas wegen für ein gutes Verdauungsmittel. Da aber die Betelblätter an ſich zu ſcharf ſind, wickelt man die unreifen zerſchnittenen Früchte oder die Kerne der reifen Areka-Palme in friſche Betelblätter, welche man auf einer Seite mit angefeuchtetem gebrannten Muſchelkalk beſtreicht, und ſo eine Art Teig daraus macht, Pinang genannt. Es gehört in Oſtindien zum Anſtande, dieſen Pinang zu kauen, ſelbſt in Geſellſchaften. Darum tragen Reiche und Arme, Männer und Weiber, ja ſogar Kinder, dies ſo zubereitete

Modekaumittel in beſondern Büchſen überall bei ſich; man reicht es auch Freunden und Gäſten, wie bei uns die Tabaksdoſe. Betelbüchſen gehören deshalb auch, wie bei uns Tabaksdoſen, zu den koſtbarſten Kleinodien und Geſchenken. Europäern erſcheint das beſtändige Kauen des Pinangs ekelhaft, weil es Lippen, Zahnfleiſch und Speichel blutroth färbt (was man dort für ſchön hält), das Blut erwärmt und in's Geſicht treibt. Dieſes Betelkauen iſt aber ſchädlich für die Zähne, ſo daß oft Leute von 20 bis 30 Jahren ſie ſchon verlieren.

Die Blüthenkätzchen dieſer Pfefferart werden nicht gebraucht, weil ſie wenig Geſchmack haben.

Noch verdient Erwähnung:

V. Der Awa oder Rauſchpfefferſtrauch (Piper methysticum Forst.), aus deſſen geſtoßenen Wurzeln die Bewohner der Geſellſchafts- und Sandwichsinſeln ſich mit Waſſer oder Kokosmilch ein beliebtes berauſchendes Getränk, Awa genannt, bereiten, das allmälig den Körper verzehrt. —

Außer dieſen wirklichen Pfefferarten erhalten auch noch die beißend und pfefferartig ſchmeckenden Früchte und Blätter mehrerer anderen Pflanzen den Namen Pfeffer. Beſondere Erwähnung verdienen:

1. Der ſpaniſche Pfeffer oder die Beißbeere (Capsicum annuum), eine bekannte Topfpflanze mit eilanzettlichen Blättern, weißlichen Blüthen und großen länglichen ſcharlachrothen Beeren. Sie iſt aus Südamerika in unſere Gärten gekommen. Die Frucht beſitzt eine außerordentliche Schärfe, ſo daß ſie auf den weichen Stellen der Haut Blaſen zieht und beſonders im Munde und Halſe Entzündungen verurſacht. Trotzdem wird ſie in Spanien und andern wärmeren Ländern Europas als Gewürz benutzt. In der Arzneikunde wird ſie gegen Verdauungsfehler, Lähmungen, Faulfieber und veraltete Wechſelfieber angewendet. Eſſigfabrikanten machen ſchlechten Eſſig damit ſchärfer. — Die Beeren einer andern Art (Capsicum baccatum L.) ſind unter dem Namen Cayennepfeffer im Handel bekannt.

2. Der Mohrenpfeffer (Habzelia aethiopica), auch äthiopiſcher Pfeffer und Selimskörner genannt, iſt die Frucht von einem zu den Anonaceen gehörenden Strauche Aethiopiens. Deſſen ovalängliche, röthliche Samen, von der Größe der Sauwicken, ſitzen in zwei Zoll langen Beeren, werden von den Negern wegen ihres gewürzhaft beißenden Geſchmackes als Gewürz benutzt. Früher waren ſie

als Piper aethiopicum in den Apotheken, und ſchon bei den Alten als Pfeffer im Gebrauch.

3. **Der Mauerpfeffer** (Sedum acre) iſt ein kleines Kraut mit dicken fleiſchigen Blättern, das überall, auf dürren Plätzen, ſelbſt auf Mauern wächst, und im Juni und Juli blüht. Der Geſchmack des friſchen Krautes iſt pfefferartig, erregt im Schlunde einen höchſt unangenehmen Reiz und Erbrechen, auf der Haut aber Brennen und Blaſen. Dies Kraut iſt auch mit günſtigem Erfolge gegen Fallſucht angewendet worden, und der friſch ausgepreßte Saft wird äußerlich zu Umſchlägen auf hartnäckige Geſchwüre verwendet.

4. **Rother Waſſerpfeffer** oder Sumpfſchlangenkraut (Calla palustris) hat herzförmige geſtielte Blätter, der braunen fleiſchigen Wurzel entſpringend. Aus derſelben erheben ſich auch einige Blüthenſtiele, mit einer flachen, länglichrunden und in eine feine Spitze ausgezogenen Blüthenſcheide geziert, die innen weiß, außen aber grünlich iſt, deren Rand hin und wieder umgeſchlagen erſcheint und den walzigen gelblichgrünen Blüthenkolben umſchließt. — Das Sumpfſchlangenkraut blüht bei uns im Juni und Juli, und die rothen Beeren erlangen im Auguſt und September ihre Reiſe. — Sümpfe und Moore ſind der Standort dieſer Pflanze. Die dicke kriechende Wurzel und die ſcharlachrothen Beeren ſind von beißendem Geſchmack, auch ſchädlich. Durch Trocknen verliert ſich die Schärfe, und der Wurzelſtock wird in nahrungsarmen Gegenden, wie Schweden und Lappland, unter das Mehl gemiſcht, und zu Brod verbacken. Früher war der Wurzelſtock auch gegen Schlangenbiß gebräuchlich. — Eine andere Art der Gattung Calla mit großen, pfeilförmigen Blättern und weißen tütenförmigen Blüthen, die im Winter erſcheinen, zwei Wochen und darüber ausdauern, iſt vom Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Aethiopien als eine beliebte Zierpflanze in unſere Zimmer gekommen. Sie vergilt durch ihre ſchöne langdauernde Blüthe und den milden Duft die auf ſie verwandte Pflege reichlich. Gärtner nennen ſie Calla aethiopica.

5. **Der gemeine Waſſerpfeffer** (Polygonum hydropiper) iſt ein 1 bis 3 Fuß hohes krautartiges Gewächs, deſſen rothe Blüthen in lockerer überhängender Aehre ſtehen. Es wächst bei uns auf naſſen Stellen. Das Kraut iſt ſehr ſcharf, röthet die Haut; es wird nur noch in der Thierarzneikunde gebraucht.

6. **Das Pfefferkraut** (Satureja hortensis) hat einen kaum fußhohen, ſehr äſtigen Stengel und lanzettliche ſpitze Blätter; beide

ſind mit gegliederten Haaren beſetzt. Die Blüthen ſind röthlich und ſtehen zu 1 bis 5 in den Blattwinkeln. — Die Heimath des Pfefferkrauts iſt Südeuropa; bei uns wird es häufig in Gärten angebaut, weil man es als Gewürz zu Bohnen und Würſten gebraucht.

7. Der Nelken-, Wunder-, oder Jamaikapfefferbaum (Myrtus pimenta) iſt ein immer grüner Baum, von dem wir im künftigen Jahrgange eine Abbildung und genauere Beſchreibung zu geben gedenken.

K. A. Schönke.

Die ſeltſamen Freibillets.

Die Mitglieder der „Eintrachts-Erholung", die ſich nicht ſelten in Zwiſtigkeiten erhitzten, waren an einem Abende des Jahres 1816 faſt vollſtändig verſammelt, und zu Ende ging allmälig das unvermeidliche Geſpräch: „Wie befinden Sie ſich?" — „Ich dank' Ihnen, ſo ziemlich!" — Auf der einen Seite hörte man nun bald: „Grande Misère!" — „Acht Stich!" — „Ich paſſe!" — und ſo weiter; auf der andern ſuchte man in Tabakswolken Unterhaltung, die ſich anſchaulich ſchon deshalb beſſerte, weil nach kurzer Zeit der Qualm Keinen mehr ſehen ließ, wie man ſich gegenſeitig langweilte.

Jetzt ſtürzten plötzlich ein paar der jüngſten Mitglieder in das Zimmer mit der ſtürmiſchen Freudenkunde:

„Die Catalani iſt angekommen!"

„Die Catalani?" kreiſchten und krächzten mehrere Stimmen, geſpenſtiſch regten ſich in dem Dampf Geſtalten und verdichteten ſich im Hervortreten.

„Gewiß, wir hörten es eben; Sonntag iſt ihr erſtes Concert, ſogleich eilen wir nach Billets!" ſo wurde geantwortet, und Aufträge folgten Seitens Derer, die ſich vom Boſtonſpiel nicht trennen wollten. Selbſt der durch Geiz berüchtigte Makler S.... rief aus: „Auch ich muß haben ein Billet!" und als ringsum Verwunderung darüber laut wurde, wie Er doch Drei Thaler für Ein Concert zahlen wolle, ſagte er ſchmunzelnd: „Geſcheh'n ſoll's aus Sparſamkeit! Warum? Iſt die Madam Catalani würdig ihres Ruhm's, mach' ich ein Geſchäftchen; weil man nach ihr Niemand wird hören wollen ſingen, bleib' ich künftig weg aus jede Oper, jedes Concert, da rechnen Sie aus, wie viel ich werde ſparen, wenn ich jetzt wage drei Thaler!"

Grund und Ergebniß waren triſtig. Einer ſtöhnte aber dazwiſchen: „Verdammt, wenn nur der Miethzins nicht ſo ſtiege, gönnte man ſich das Wunder auch!“ — Doch kam ihm Hülfe. Sein Nachbar wurde mit ihm einig, er wolle den erſten Theil des Concerts hören, Jenem den zweiten Theil überlaſſen, da hätten ſie's für das halbe Geld, und der Kaufmann Alrad, der ſich bisher noch nicht aus dem Seſſel erhob, klopfte ſeine Meerſchaum-Pfeife aus und murmelte:

„Das wird wieder ein Elend ſein, wenn Frau und Tochter da heraus bleiben müſſen! Zur Unterſtützung guten Haushaltens ſollte eine vernünftige Polizei nicht erlauben, daß Sänger, Tänzer, Pferdequäler, Luftfahrer und andre Gaukler hier den Leuten das Geld in den Taſchen locker machten; 's iſt aber weder Einſicht noch Ausſicht.“

„Sie ſind ja ein reicher Mann!“ wurde ihm zugeſchrieen, und Alrad grollte: „In Opern und Concerten bin ich es wahrhaftig nicht geworden, wenn's wahr wäre! Drei Mal Drei iſt Neun; neun Thaler klingen beſſer, als ſo ein ganzes Concert.“ — Dabei ſtopfte er ſich ſeinen meerſchaumnen Tabaksdampf-Kopf aus der Blechdoſe von Neuem.

Mehrere der jüngeren Leute haſteten ſich lärmend fort, um die Billets zu holen, kamen auch bald zurück. Die Unterhaltung ward allgemeiner, faſt Jeder klagte über Mangel an Verdienſt — nämlich in Geld betreffender Hinſicht — wobei Madame Catalani höchlichſt beneidet wurde. — Herr Alrad meinte: eine Note von ihr würde gleich zur Bank-Note; in Hannover habe Jemand ausgerechnet, daß ſie für jeden Ton drittehalb Thaler bekommen habe; ein junger Muſikentflammter entgegnete: es ſei doch ſehr übel, bei ſolchem göttlichen Talent an dem Courſe zu mäkeln, wonach Herr Alrad ſehr wild wurde, ſo wild, daß er beinah ſeine Tabaksdoſe vergeſſen hätte, als er, wie immer, bei dem Glockenſchlag Zehn, diesmal mitten im Grimme, aufſtand, um ſich heim zu ſchieben.

Herr Alrad war überzeugt, daß man in ſeiner Behauſung von dem Concert noch nichts wußte, hielt auch das Verbreiten der Neuigkeit für unerſprießlich. Wie gewöhnlich ließ er ſich, während er bedachtſam die Hauskleidung anzog, vom Töchterlein die Schlummer-Pfeife ſtopfen. Als nun das anmuthige Idchen ihre letzte Arbeit jedes Abends beginnen wollte, ſah ſie in der Doſe bedruckte Streifen liegen und las:

„Carte d'Entrée du premier Concert
de
Madame Catalani.“

Es waren beſagter Concert-Anweiſungen drei, und begreifend, daß die längſt verheißene Sängerin nun ankam, flog es ihr in das Köpfchen, ſich eine Neckerei zu gönnen. Sie wiſperte mit der Mutter über die unerhört gefällige Zuvorkommenheit des Vaters, Mütterchen nickte zu dem bezweckten Spaß, und Idchen verſteckte ſchnell die Billets, ſchon mit der Vorfreude, wie ſehr ſie lachen wollten, wenn der Vater die Karten ſuchte.

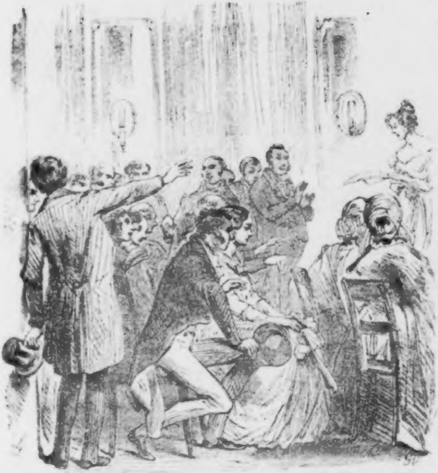
Aber Herr Alrad fragte gar nicht danach, obwohl ſchon am nächſten Morgen von dem für die Zerſtreuungsſucht überaus merkwürdigen Ereigniß des von Vielen ſehnlichſt erwarteten Sonntags überall lebhaft geſprochen wurde. Den Sonnabend durchlebten Frau Alrad und Idchen in unſchlüſſiger Spannung; — endlich fand ſich Jene veranlaßt, die angenehme Ueberraſchung zu erwähnen. Der Herr Gemahl zeigte ſich, nachdem die Angelegenheit zum Verſtändniß gedieh, in Steigerung verwunderter und grilliger, verhehlte auch in heftiger Erregung nicht den Argwohn: „Ihr luſtgierigen Weiber habt die unverſchämt theuern Billets gekauft!“ Mutter und Tochter ſchwuren mit den heiligſten Worten, ſie wären aus ſeiner Blechdoſe genommen, und ſein Unglaube wurde nicht eher zum Nachgeben gezwungen, bis er die Spargelder der beiden Beſchuldigten nachgezählt und nicht nur richtig gefunden, ſondern auch etwas vermehrten Beſtand ermittelt hatte. Erklärlich iſt es, daß Frau Alrad und Idchen dem Concert nicht entſagen wollten, da Billets bereit lagen; alſo mußte der wohlbeleibte Papa, den ganzen Tag murrend darüber, wenn er ſich in die Kunſtliebhaber-Preſſe am Saaleingange hinein dachte, ſchließlich doch zu dem ihm aufgedrungenen Vergnügen einwilligen.

Faſt eine Stunde hatten ſich alle Drei ſchon nach Möglichkeit ſchmächtiger drängen laſſen, was Herrn Alrad um ſo peinlicher wurde, als ihm erſt jetzt einfiel: Die neun Thaler für die ihm auf wunderlichen Wege eingeſchmuggelten Billets würden ihm wohl gar nachträglich abgefordert. Jetzt aber athmete er etwas auf, indem er den jungen Stillheim erblickte, den Buchhalter eines Stettiner Handelshauſes, und ihn freudig anjammerte: „I guten Abend, werther Herr Stillheim! könnten Sie uns hier nicht ein Bischen behülflich ſeyn, und wann kommt denn Ihr junger Herr Principal?“ — „Der, denk' ich, wird hier ſein!“ ſagte der Angerufene, und ſpreizte ſich gewaltſam aus, Herrn Alrad Luſt zu verſchaffen, um mit ihm ſeinem weiblichen Gefolge durchzuhelfen. So gehörten ſie ſämmtlich nach ein paar Minuten zu Denen, die bei Verklärung ihrer bisher verdüſterten Geſichtszüge ſich im Saale nach Plätzen umſahen. Stillheim erlugte noch leere Sitze, zog ſeine Beſchützten raſch dorthin, und ordnete es klüglich ſo, daß er die Ecke neben Idchen hatte, obſchon ihn Herr Alrad zu ſich wünſchte, Allerlei zu erfahren über das Handelshaus Kruſe, mit dem er in naher Verbindung ſtand, und eben noch nähere beabſichtigte. Deshalb hätte er viel zu fragen gewußt, denn weil Gaſtmahle, die er geben ſollte, von ihm gern in das Hinhältliche bis zum Vermeidlichen gefördert wurden, konnte er Herrn Stillheim erſt bei einem einzigen Thee ausforſchen.

Manches weibliche Antlitz ſah bald auf Stillheim mit fragenden Mienen: ob er nicht den Sitz aus Höflichkeit von ſich ſelber befreien wollte; Der war jedoch diesmal ganz gegen ſein nach der Schicklichkeit geregeltes Benehmen neuzeitig grob, denn er ſuchte Gelegenheit, unbelauſcht mit Idchen zu ſprechen. Unaufmerkſam, auch verlegen war und blieb er im Geſpräch mit der Mutter, kurz abbrechend bei der kaufmänniſchen Nachſpähung des Vaters, und war froh, als das beginnende Concert ihn ſich ſelber überließ. Als nun aber der rauſchende Beifall eine vertrauliche Rede begünſtigte, flüſterte er Idchen zu: „Ich bin nicht Stillheim, bin Robert Kruſe. Sie werden wiſſen, daß Ihr und mein Vater eine Verbindung für uns Beide verabredeten —;“ doch Madame Catalani ſtörte das Weitere durch Wiederholung von „Nel cor più non mi sento.“ Idchen hörte erſchrocken auf keinen Ton, und nur im Lärmen nach „God save the King“ war es thunlich, daß der Nachbar ſein Bekenntniß in folgender Weiſe fortſetzte: „Ich kann dies nicht gutheißen, ehe ich zuvor Ihr Herz befragte, würde mich ſchon an Sie gewendet haben, wenn es mir in Ihrem Vaterhauſe möglich geweſen wäre. Darum verſuchte ich, es hier zu veranlaſſen, weil ich erfahren habe, daß —“

Madame Catalani ſang eben wieder; Kruſe mußte ſchweigen, und konnte nur im Hinausgehen ſagen:

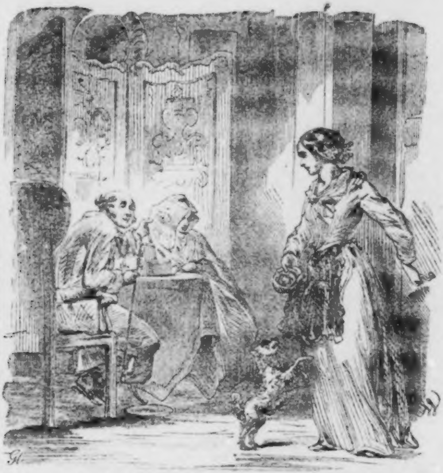
„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit mit den Umſtänden, ich erlaube es mir, ein Briefchen in ihr Körbchen zu werfen!“ — Dies geſchah im Hinausdrängen, Idchen konnte nicht einmal ausſprechen, daß ſie kein Körbchen bei ſich habe, denn man hörte eben auf die ſehr laute Bemerkung eines moſaiſchen Jünglings: „Was, Du findeſt Dreitauſend Thaler Erwerb zu viel?- Madame Catalani ſetzt Zweitauſend



Thaler zu, denn ſie hat wenigſtens für Fünftauſend Thaler Geſang geliefert.“

Idchen war wegen des Briefchens in Angſt, wußte ſich aber nicht zu helfen, denn draußen verabſchiedete ſich Kruſe ohne Zögern. Herr Alrad hatte ſeinen Hut ſchnell auf ſeinen Glatzkopf geſetzt, und bat, der Erhitzung wegen es nicht übel zu nehmen, wenn er ihn aufbehalte; Kruſe ſagte nur: „Bitte, bitte!“ und verſchwand augenblicklich.

Auf dem Heimwege antwortete Idchen ſehr einſylbig, hatte Vorwürfe zu ertragen, weil ſie nicht von Entzücken ſpreche. Verſtört eilte ſie nach ihrem Zimmer, ſich umzukleiden; das Schickſal des Briefchens, wohin es gekommen, was Schlimmes daraus entſtehen



könne — es preßte ihr eine Thräne aus, indem ſie daran denken mußte. — Als ſie dann ſchwer befangen in die Wohnſtube eintrat, hörte ſie den Vater aus voller Bruſt lachen, und ſah in ſeiner Hand ein Papier.

„Idchen" — rief er ihr zu — „ein köſtlicher Spaß! — Das hat Herr Stillheim" — Idchen wurde roth und bleich — „wahrſcheinlich mit dem Schnupftuch aus der Taſche gezogen und es iſt in meinen Hut gefallen; — Der hat hier ein Liebchen, dem dies offene Billet zugeſteckt werden ſollte: er wird gar nicht wiſſen, wo's geblieben iſt!" — Er lachte abermals laut auf, und Idchen erholte ſich.

Der Falſchnamige hatte in der Haſt des Vaters Hut für Ida's Körbchen gehalten, und da Herr Alrad zu Hauſe ſeine Kopfbedeckung bedächtig abnahm, wollte es herausfallen; es war ohne Aufſchrift, auch unverſiegelt, der Finder hielt das Leſen für erlaubt, und ſo erlauſchte Idchen dieſen Inhalt:

„Ihre Gefühle haben ſich, wie ich hörte, für einen Andern entſchieden; vertrauen Sie mir, ehe ich einem Verhältniſſe mich hingebe, das für uns Beide Unheil herbeiführen könnte. Aber Ihr Vertrauen bedarf ich, Sie ſind es mir ſchuldig; Sie werden an mir einen Mann finden, der zu ſchweigen und zu handeln weiß. Ehrerbietigſt grüßt

Stillheim."

„Was lebt das leichtſinnig in die Welt hinein!" ſittenrichterte jetzt Herr Alrad; „wenn die Perſon" —. „Schade, daß dem Billet ihr Name fehlt!" fiel Frau Alrad ein, und zuſtimmend kopfnickend äußerte er verſtärkt: „Ja, wenn die Perſon den Stillheim nimmt, wovon will ſo ein Buchhalter ſie anſtändig ernähren? Aus des Principals Kaſſe! Eigentlich müßt' ich das dem alten Freund Kruſe in Anzeige bringen; der Stillheim ſoll ſich aber doch jedenfalls ärgern, wenn ich ihm Morgen den ſaubern Fund überreiche."

Am nächſten Vormittag vor der Börſenſtunde ging Herr Alrad wirklich zu Stillheim, beläſtigte ihn ſtrafpredigend darüber, daß er mit Papieren ſo nachläſſig umgehe, außerdem als unetablirter Menſch ſich ſchon in Liebeshändel verwickle. Aber — Kruſe lächelte in ſich hinein, denn ihm ward bereits Antwort auf ſeine Zeilen.

Idchen vertraute noch am Concert-Abend des Abenteuers Löſung der Mutter, die der Tochter Liebe zu Salring, dem Buchhalter Alrad's, unterſtützte. Man fand es rathſam, ohne Verzug den jungen Kruſe von den Herzensumſtänden zu unterrichten, und Frau Alrad, die früher den Schlaf verſcheuchte als der Gemahl, überließ diesmal die erſten Tagesordnungen dem Oberbefehl Idchens, um perſönlich zu ſchlichten, denn ſchriftliche Antwort erachtete man für gefährlich.

Kruſe reiſte ab, ohne ſeine Namens-Verwandlung weiter zu beſchädigen, und Herr Alrad wartete auf ſeine Ankunft ſo lange wie auf Zahlung einer böſen Schuld. Endlich meldete ihm der alte Kruſe: Verhältniſſe, deren Offenbarung er ihm erlaſſen möge, gäben das Facit: daß zwiſchen ihren Kindern eine Scheidung vor der Ehe erfolgen müſſe.

Wüthend über das mißlungene Geſchäft ſicherte Papachen ohne Säumen den Ruf ſeiner Tochter in der Verlobung mit dem, durch „et Compagnie" einbildlich ſtandeserhöhten Buchhalter Salring, und Abends hörte man in der „Eintrachts-Erholung" Herrn Alrad oft ſagen:

„Wenn ich nur wüßte, wer damals ſo generös war, mir die drei Catalani-Billets in die Tabaksdoſe zu praktiziren!!"

Niemand antwortete, aber nach Idchens Hochzeit hat er's erfahren, und als ſolider Handelsherr der Firma „Kruſe und Sohn" ohne nachträglichen Groll Neun Thaler gut geſchrieben, was jedoch von dieſen als „weder pro noch contra zu notiren" freundlichſt abgelehnt wurde.

Gy.

Geſundheit und Menſchenverſtand.

Gott im Gemüth, im Herzen Liebe,
Vernunft im Haupt —
Wer's hat, der glaubt,
Daß nichts ihm noch zu wünſchen bliebe.

Recht ſchwer ſoll es ſein, die Geſundheit des Leibes zu erklären, aber doch wohl kaum ſo ſchwer, als beſtimmte Entſcheidung über Geſundheit der Seele, obwohl ſie mit den zwei Worten: klarer Menſchenverſtand, den aber Niemand bei ſich ſelber immer daheim findet, auszuſprechen wäre. — Wenn man geſagt hat: „Der Verſtand beſtehe im Gleichgewicht aller Seelenkräfte neben- und gegeneinander“, ſo klingt das zwar wie eine Erklärung, es iſt aber doch nur ein Ausſpruch, mehr gelehrt als belehrend, mehr geheim, als offen: es führt nicht zu unverwickeltem, nicht zu zweifelloſem Frieden. — Der Sache in Einfachheit näher zu kommen, wollen wir einmal fragen: warum iſt man in den thätigſten Schichten eines Volks, bei dem wackeren Bürger und Bauer, wenig oder gar nicht über den Menſchenverſtand in Zwieſpalt? Weil ſie den Schatz, ſo weit er ihnen erforderlich, beſitzen, grübeln und graben ſie nicht danach, völlig ebenſo, wie Einer, der Geiſt beſitzt, ihn nicht erſt im Zwiſt darüber ſucht. — Ruhige Unbefangenheit wird dort und hier das Merkmal des Beſitzes, und wo dies Merkmal zu finden, da iſt ſtrebende Arbeitſamkeit bei dem Kernvolk nicht minder gewiſſer Lohn für den Leib, als Befriedigung für die Seele. Dem gemüthlichen Fleiße werden Bettler, Narren und Schwätzer ſinnverwandt, und mit Recht, denn nicht ſelten ſtecken alle Drei in Einem. — Mit dem Gefühl, aber ohne Ueberſchätzung ſeines Werths, arbeitet der tüchtige Bauer und Bürger bis zum Künſtler hin treu in ſeinem Beruf; ohne viel Zeit zu verſchwenden bei Zergliederung des allgemeinen Beſten, halten ſie es mit aufrecht durch ihren Beitrag zum allgemeinen Beſten, und ſagen ſich ſelber: „Hausverſtand mit Hand und Band, iſt gen Unheil Felſenwand.“ — Dazu haben wir ſchon eine andeutende Richtung von Tacitus, der ſeinem Schwiegervater Agricola nachrühmt: „Beginnend von ſich und den Seinen, beſchränkte er zuerſt ſein eigenes Haus, das den Meiſten nicht minder ſchwer zu verwalten iſt, als eine ganze Provinz.“

Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und Andern, Mäßigung in Umwandlungstrieben für ſich und die Geſammtheit, Nutzung der Zeit nur zum Nützlichen, was ſelbſt in der Erholung und dem Vergnügen noch beachtet ſein muß, das iſt Geſundheit des Menſchenverſtandes in Bezug auf Leib und Seele. — Dabei wäre eben vor Allem zu glauben, daß man erſtens beſonders für die Familie und ſeinen Beruf, nicht für Alle und die ganze Welt da ſei; daß zweitens Jeder Bedeutendes in ſeinem Kreiſe vermag, während in Zerfahrenheit und Zerſtreuung gewiß nichts Bedeutendes zu erreichen iſt, weder für den Einzelnen, noch für Alle.

Die Beſchränkung im erwählten oder uns amtlich überwieſenen Bereich iſt jedenfalls ein hinlängliches Zeugniß für klaren, den allein echten Menſchenverſtand, und bei dem Gegenſatz, ſich über das Geſammte auszubreiten, läßt ſich wohl oft äußern:

„Unterlaſſen, was Er kann,
Treiben, was Er nicht verſteht: —
Klagt ihn einzig ſelber an,
Wenn Er nun zu Grunde geht.“

Zum Schluß wollen wir es aber noch betonen: daß der Menſchenverſtand, der geſunde Begriff, auch in Ueberzeugung verbündet iſt mit dem Sprüchwort: „Streiten ſich Herz und Kopf, wird der Verſtand zum Tropf!“ — denn wo Herz und Kopf nicht einig ſind, da iſt auch der Verſtand in ſich und mit ſich völlig uneinig und rathlos.

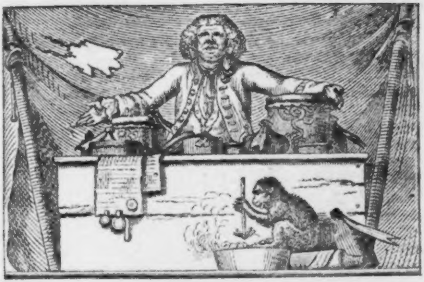
Paul Schelling.

Marktſchreier.

„Viel Ankünd'gen ſchwächt das Vertrau'n, wenn mehr als gerecht iſt
Man lobpreiſ't die Waar', um ſchnell zu verkaufen das Marktgut.“

Horaz.

Umſtehend haben wir ein Bildchen, genau nach einer Zeichnung von Johann Wilhelm Meil, der 1805 ſtarb, und nach Dem, was er that, auch noch jetzt in Achtung iſt. Als wir dieſen Quackſalber hinter ſeinen Büchſen und Fläſchchen ſahen, ſchien er uns herauszufordern, etwas rüſtig zu werden gegen Marktſchreier der Neuzeit. Da dürfte man



nicht ſelten das Wort umkehren, von einem Schreiermarkt ſprechen, wo Latwergen aus Windmalz, Gallenkraut und Schaumſaft nicht zum Verſcheuchen, ſondern zum Ausbreiten von Veränderungsfiebern feil geboten werden. Der Schreier dort unter der Stutzperücke ſchreit auch, jedoch einzig zur Heilung der Leerheit ſeines Geldbeutels, weshalb die Fülle der Geſundheit ihm das Widerwärtigſte iſt an allen Menſchenkindern, er alſo verſucht, Jedem Krankheiten einzureden, damit ſie kaufen von ſeinem Faulbaumgebräu und Krautſuſel, die er ſelber als Aſſe der wahren Heilkunſt zuſammenquirlte, oder dies einem ähnlichen Stellvertreter übertrug.

Wie man früher über dergleichen Dunſtmacher urtheilte, das wiſſen wir ſchon durch den Dr. Johann Heinrich **Zinken**, der in dem bereits über ein Jahrhundert alten „Handlungs-Lexicon“ erklärt:

„Marktſchreier (Charlatans) ſind die im Lande herumziehenden Aerzte, Quackſalber, Oculiſten, Zahnärzte, Stein- und Bruchſchneider, auch Schlangenfänger, Kräutermänner und Zigeuner, ſo auf öffentlichen Märkten auftreten und von ihren Arzeneien und Curen ein großes Geſchrei machen. Man pflegt auch andere Betrüger und Großſprecher, die viel Prahlerei treiben, ſo zu nennen.“

Als **Meil** ſein Bildchen zeichnete, was vor ſechs oder ſieben Jahrzehnden geſchah, da war die Marktſchreierei noch nicht ſo weit umfaſſend als jetzt; Viele halten ſie bereits für unzertrennlich vom „Induſtriellen", und die von dieſem Worte herſtammende Bezeichnung „Induſtrie-Ritter" — vollſtändig deutſch ausgedrückt ſagt man Gauner — wird anſcheinend zum Rühmlichen. Ein ſolcher „Induſtrie-Ritter" ſucht im Lebensverkehr nach irgend einem Blendmittel für die Einfalt, um darauf ſeine Vortheilsberechnung zu gründen; nun ſetzt er zu ſeinem Tauſchungszweck alle Hebel in Thätigkeit, und dabei iſt der Fortſchritt verſchmitzter Behelfe unleugbar. Der ſonſtige Marktſchreier mußte in ſeinem Leinwandzelt hauptſächlich mit ſeinem Mundwerk die Leute begimpeln, höchſtens unterſtützten ihn etliche Zeugniſſe von alten Weibern beiderlei Geſchlechts, und doch reichte ſein Erwerb nicht immer aus, um ſein zerriſſenes Zelt flicken zu laſſen. Dem heutigen vielſeitigen Umſchwunge der Anſichten und Meinungen dienen die öffentlichen Blätter ſämmtlicher Welttheile; es erheben ſich mitunter Marktſchreier, die jährlich Tauſende von Thalern für „Reclame", für Anlockungslärm bezahlen. Herbei tummeln, trommeln und poſaunen ſie ſo ungeheuerlich viel Zahlende, in deren Köpfen es nicht geheuer iſt, daß die Marktſchreierei, trotz des ungeheuern Koſtenaufwandes, noch ungeheuern Reichthum zuſammenrafft, fortwährend auch Beſcheinigungen über Wundereinfluß von Dingen, die längſt in ihrem beſchränkten Werth gekannt und im Gebrauch waren, ohne Wunder zu bewirken.

„Dein Glaube hat dir geholfen!" ſprach der Heiland zu Kranken und Gebrechlichen, denen er Hülfe zuſicherte; der Glaube an die Macht der in uns ſtrebſam waltenden Natur thut ſehr viel, und wir laſſen ihn gern als Beiſtand gelten. Es iſt eine altkundige Erfahrung, daß Kranke, durch ein angeblich neues Mittel Linderung ſpürend, wortreich ſind in deſſen Lobe, willig zum Beſtätigen über die feſte Grenze der Dinge hinweg; eine eben ſo altkundige Erfahrung iſt es aber auch, daß ſolche geworbene Anpreiſer, wenn ſie ihre Uebereilung merkten, in Scham und Aerger ihr Schweigen für das Beſte erachten. Weil es indeß auch den Aerzten zur Bequemlichkeit nützt, wenn ihre Kranken für dies oder jenes eben nicht Schädliche eingenommen ſind, ſuchen ſie dergleichen Zutrauen eher zu ſtärken als zu ſchwächen, und ſind froh, wenn ein Glaube lange ausdauert. Sie geſtehen ſich zuweilen, daß er angenehm iſt im Hinblick auf ihre Kunſt überhaupt, wenn es ihnen einleuchtet, der berühmte Hufeland ſei ein zu empfehlender Vorgänger mit ſeiner Aeuſſerung: „Ich ordne meine Kranken in drei Abtheilungen: die Einen würde die Natur ſchneller geheilt haben, als ich; die Andern würde ſie eben ſo gut geheilt haben als ich, und bei den Dritten habe ich der Natur nachgeholfen.“ — Hufeland's Anſicht iſt alſo: bei den Erſten und Andern wirke der Glaube an den Arzt bereits nur nebenher; daß aber bezüglich auf Geheimmittel — ein bei der Höhe des Wiſſenſchaftlichen in ſich haltloſes Wort — der Glaube ſchon ſelber und allein die Macht werden kann, davon weiß man zu erzählen. Wir erinnern — zum Beiſpiel — an jene Frau, die im Krankenhauſe zwiſchen Krücken ging, von einem fernen Geſundbrunnen hörte, und nach deſſen Waſſer heiße Sehnſucht in ſich nährte. Man brachte ihr gefüllte Flaſchen abweichender Art: ſie warf nach kurzer Zeit die Krücken weg; als man ihr dann geſtand, es ſey nur das gewöhnliche Waſſer geweſen, griff ſie bald wieder nach ihren Krücken, in Folge deſſen ein geſcheidter Arzt ihr den Kopf zurecht rückte, ihr beweiſend: daß ihr bewieſen ſey, es bedürfe eben nur ihres Willens, um ſich kräftiger und wohler zu fühlen, was ſich auch durch die zu ſich ſelber kommende Vernunft der Frau bewährte. — Um ein zweites Beiſpiel beizubringen, berichten wir von glücklichen Heilungen durch eine Dorf-Gaſtwirthin, die wegen ihres unerlaubten Einmiſchens in ärztliches Geſchäft richterlich befragt wurde. Sie hatte Krankheiten vertrieben mit einem den Leidenden auf die Bruſt gelegten Papier, angeblich bedeckt mit Zauberzeichen: von einem Studenten, der ſein Beherbergen nicht völlig bezahlen konnte, waren ſie ihr zur Ausgleichung als Mittel gegen alle Krankheiten angeſchwatzt. Bei der Unterſuchung fand man neun Zeilen Griechiſch aus einem Trauerſpiel des Euripides; daß ſie manchen Kranken zur Geſundheit halfen, erwieſen die Zeugniſſe, und die Richter konnten zu jedem Zeugen ſagen: Dein Glaube hat Dir geholfen!

Wir möchten den treuen Glauben an die Naturkraft, unterſtützt von der Mithülfe des ſtandhaften Willens, mehr fördern als hindern; nur ſoll man ſich nicht von Marktſchreiern am Narrenſeil führen laſſen, nicht meinen, daß papierne Belege in ſolcher Hinſicht mehr ſind als Zugeſtändniſſe, die nach kurzer Zeit nicht ſelten Dem, der ſie ſich abſchmeicheln ließ, Reue einflößen. Es iſt ja im Geſammten handgreiflich: Alle, die unermüdet in öffentlichen Blättern die Lärmtrommel ſchlagen — wofür es ſei! — wiſſen es ſehr genau, ihre Waare werde unverdientes Vertrauen bald verlieren; demnach muß dieſe Waare mit Geſchwindigkeit des Taſchenſpielers den Leichtbethörten aufgedrungen werden. Zu ſolchem Vorhaben ſind Griffe und Kniffe ſeit mannichfachen Umwälzungen im gewandteſten Betrieb des Ergrübelns und

Nachahmens; denn „das Jahrhundert der Krämer und Meiſter im Rechnen iſt angebrochen", ſagte ſchon der weitſchauende Burke; ſetzte er hinzu: „und Europa's Glanz wird verlöſcht", ſei das dem allgemeinen Bedenken empfohlen.

Denen, die von der vielſeitigen Marktſchreierei verführt und geprellt werden, geſchieht übrigens, was ſie verſchulden, weil es gar zu geringe Einſicht verräth, ſteter Wortblaſerei nicht auf den Grund ſehen zu können; nur iſt zu beklagen, daß Tüchtiges dabei leidet. Der echt Tüchtige hat immer graden Weg und Ehrgefühl, hofft beſcheiden auf Theilnahme: darin irrt er ſich aber nicht ſelten, und muß darben, während der unverſchämte Verbreiter von Schwalmlob und Dunſtruhm Schätze ſammelt. Das iſt eine Wahrheit, die kein Geſundheitszeugniß braucht; daß man ſie aber zum Vortheil leicht erkennbarer Windmacherei oft verleugnet, bezeugt eine geiſtige Ungeſundheit, die der beſte Arzt nicht zu heilen, der Marktſchreier dagegen klüglich zu benutzen weiß. Dies Unheil werden wir keineswegs überwältigen, ſchließen alſo mit dem Ausruf des Homer: „O wie geht es ſo übel zu, wo Frevel die Trommel ſchlägt und Hoffarth die Fahne trägt!"

C. Rienitz.

Gemüth und Amtszwang.

I.

Frau Kreisgerichtsräthin Lemming ging geſchäftig von einer Stube zur andern, wodurch die Haubenbänder bedeutend nach rechts und links flogen. Ihr Gatte, beſchäftigt an ſeinem Actentiſch, ſah ihr lachend nach und ſagte endlich bei neuem nochmaligen Durchrauſchen ſpöttiſch: „Jettchen, halt' an! Du wirbelſt mir den Staub von meinen Acten auf, daß mir die Augen weh thun." — „Laß den Staub nicht liegen!" rief die Angeredete, die etwas in Unordnung gerathene Haube wieder gerade rückend. „Arbeite, Mann, damit der Actenſtoß abnehme — und die Ordnungsſtrafen — —"

„Halt, Frau!" rief der Gatte einfallend, ſich mühſam zum Lachen zwingend: „keine Sottiſen! Jeder in ſeinem Departement. Du ſiehſt es, wie ich arbeite, um dieſen Pferdeprozeß, der nun bereits ein ganzes Jahr ſchwebt, zum Schlußtermin zu bringen. Warum vertragen ſich die Leute nicht, wie ich es ihnen zu Anfang angerathen! Laß ſie reden und ſchimpfen. Geld muß es ihnen koſten — und lange dauern, damit ſie klüger werden. Wäre ſolch Prozeſſiren nicht mit Koſten, und anſtändigen Koſten verbunden — Herr, Du mein Himmel! ich behielt nicht eine Stunde übrig, jemals eine Karte anzufaſſen, oder ſo wie heute die Honneurs auf Deiner Fete machen zu können! Aber, Scherz bei Seite, oder vielmehr die verdammten Pferdeacten bei Seite! Komm, Jettchen, ſetz' Dich einen Augenblick her, und ſage mir, wie weit Du biſt. Wanda übt ſich, wie ich höre, bereits ihre Bravour-Arie zu heut Abend ein. Sie ſingt wie eine Nachtigall, oder, wenn Du willſt, wie eine Lerche! — Hör' nur die gottvollen Triller! Sie iſt eine Zweite, nun, wer denn gleich? — Lind, oder Sontag, — und es müßte mit dem Affen zugehen, wenn der Kerl, dieſer neue, ſeit acht Tagen angezogene Kreisrichter nicht angezogen würde. — Der Menſch ſpielt nicht, rührt keine Karte an, trinkt nicht, raucht wie ein angehender Ladendiener; wofür ſoll und kann er alſo Intereſſe haben als für Kunſt, Muſik, Poeſie! Und wer iſt bewanderter in allen dieſen Dingen, als unſere Wanda, das reizende Kind, die man lieben muß, wenn man, wie dieſer Kreisrichter, unverheirathet, — unverlobt iſt!“

Man wußte nicht recht, ob der Vater der genannten reizenden Wanda dieſe Worte mehr ernſt oder höhnend ſagte; die Gattin ſchien Letzteres anzunehmen und entgegnete: „Es iſt ein Unglück, daß Du in allen Angelegenheiten Deinen Spott nicht unterdrücken kannſt. Unſere Stellung, unſer Stand erfordert, daß wir dem jungen Mann, dem Kreisrichter, die erſte Geſellſchaft geben, und je wohler, je angenehmer berührt ſich dieſer Gaſt in unſerm Hauſe fühlt, deſto beſſer. Wanda iſt bereits Vierundzwanzig — Vermögen haben wir nicht, dafür haſt Du geſorgt — alſo —“

„Alſo iſt es Pflicht“, fiel der Gatte wieder ſpöttiſch ein, „unſer Licht nicht unter den Scheffel zu ſtellen.“ — Ernſter ſetzte er hinzu, ſein Ohr näher zu dem der Gattin neigend: „Und es würde mir lieb ſein, wenn die Sache in Richtigkeit käme. Kann freilich nicht behaupten, daß mir dieſer Kreisrichter, der Herr Antro, abſonderlich behagte. Der Mann iſt mir, mit einem Wort, zu peinlich gewiſſenhaft; ſolche Leute kann ich nicht leiden. Man muß leben — und leben laſſen!“

Die Frau ſchwieg; ſie mochte bei dieſem ausgeſprochenen Grundſatze des Gatten ihre eigenen Gedanken haben. Still erhob ſie ſich, und eilte zur Küche, um noch einige Anordnungen für den Abend zu treffen.

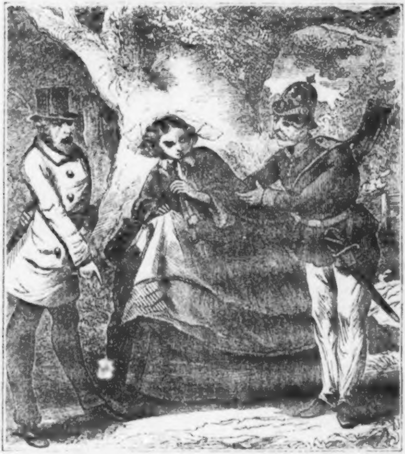
Der aber, dem alle dieſe Zubereitungen, dieſe Worte galten, ſchritt ſo eben, ſeiner Gewohnheit nach, zur Stadt hinaus, dem nahgelegenen Walde zu. Er liebte dieſe Gänge, wie ſich vom erſten Tage ſeines Hierſeins an herausgeſtellt hatte; es ſchienen ſeine einzigen Erholungen nach angeſtrengtem Arbeiten zu ſein. Auch heute ſchritt er wieder dem Walde zu, und je näher ihm, je mehr ſeine Bruſt die reine Luft einathmete, deſto freier blickte er um ſich, deſto ſchwunghafter wurde ſein Schritt. Raſcher, freudiger bog er in den Wald, wo er bald die gebahnten Wege verließ, tiefer in das Dickicht eindringend. Wie lange er dort verweilt, wie lange umhergewandelt, er hatte deſſen ſelber nicht Acht. Mit einigem Widerſtreben ſich zum Heimgange anſchickend und dem Saum des Waldes ſich wieder zuwendend, vernahm er eine rauhe, militairiſch-männliche Anrede, der von Seiten einer weiblichen Stimme einzelne Worte entgegnet wurden. Der Kreisrichter ſchritt näher und hörte jetzt, hinter einem Wachholderſtrauche verborgen, wie der Gensd'arm des Orts, den er bereits kannte, zu einer weiblichen Perſon, die auf dem Moos des Grundes ſich niedergekauert hatte, nach gewohnter barſcher Weiſe ſagte: „Aber wer iſt man? Daß man von weither kommt, zeigt das Schuhwerk, und die Taſche am Arm iſt eine Reiſetaſche. Ueberdies iſt dieſer Weg hier ein abgelegener Fußweg. Man iſt von der Landſtraße abgebogen; alſo nochmals: wer iſt man, wohin will man?“

Es dauerte einige Augenblicke, ehe eine Antwort erfolgte; als es geſchah, fühlte man die tiefe, innere Erregtheit, mit der ſie geſprochen wurde. Die Perſon hatte ſich erhoben, und ſagte: „Aber, um des Himmels willen, iſt es einem weiblichen Weſen nicht einmal erlaubt, wenige Meilen unbeläſtigt reiſen zu können? — Man hat mir auf der letzten Eiſenbahnſtation meine Börſe entwendet —!“

Der Kreisrichter konnte der Sprechenden nicht in das Geſicht ſchauen, aber Geſtalt und Klang der Rede ließen ein noch junges, nicht ungebildetes Mädchen vermuthen.

Den Gensd'armen konnte nichts von ſeinem Pflichteifer abbringen; er lachte roh, und erwiederte: „Ha! ha! ha! Börſe entwendet! Warum hat man nicht ſofort Anzeige gemacht? Ausreden, kenne das! Kurz und gut! Wer iſt man? — Hat man keine Papiere — ſo —“.

Er vollendete nicht; die Angeredete ſchien jedoch den Sinn des Fehlenden ſich zu ergänzen, — und rief, von ſichtbarer Angſt und Verzweiflung getrieben: „Aber mein Gott! mein Gott! was wollen Sie von mir? Laſſen Sie mich doch in Ruhe und Frieden ziehen;



Sie ſehen es ja, daß ich nichts Unrechtes, nichts Unerlaubtes that!" — Der Aufrechthalter polizeilicher Ordnung wollte von dem Allen nichts wiſſen; er hatte es ſich nun einmal feſt in den Kopf geſetzt, in der vor ihm Stehenden nur eine Landſtreicherin ſehen zu wollen, und gebieteriſch ſeinen Arm nach ihr ausſtreckend, erwiederte er: „So klingt's immer! Nur die Taſche aufgenommen, und dann mit. Hat man keine Papiere, wird man für freies Nachtquartier ſorgen!"

Die Fremde ſchrie laut und gellend auf, es war, als ob ſie im Erſchrecken ihr Heil in wilder Flucht ſuchen wollte, und es nicht vermochte. Weinend, händeringend jammerte ſie: „Wohin bin ich gerathen, in welches Unglück bin ich gekommen!" —

Der Kreisrichter trat vor, und ſich zu dem Gensd'armen wendend, ſagte er freundlich, aber dennoch zugleich mit fühlbarem Ernſt: „Was haben Sie denn hier, mein lieber Feldheim? Immer im ſchweren Dienſt?"

Der Ueberraſchte, ſich militairiſch ſtraff aufrichtend, entgegnete, ſichtlich nicht ſonderlich von dieſer Zwiſchenkunft erbaut: „Zu Befehl! denke eine Landſtreicherin —".

Der Zuſatz blieb aus; das junge Mädchen, denn das war die Gemeinte, wie ein Blick auf ſie bezeugte, hatte ſich dem Kreisrichter zu Füßen geworfen — und rief, aus angſterfülltem, thränenfeuchtem Antlitz zu ihm aufſchauend: „Retten Sie mich aus dieſer mich grenzenlos beſchämenden Situation!"

Mehr ſagte ſie nicht. Aber es lag ſo tiefe überzeugende Wahrheit in dieſen Worten, daß ſie allein ſchon den jungen Mann zu ihren Gunſten geſtimmt haben würden, wenn nicht bereits das ganze Weſen der vor ihm Knieenden ihm die Gebildete kund gethan hätte. Er empfand es, daß nur ſie überſtürzende widerwärtige Verhältniſſe ſie in eine ſolche, für ſie unglückliche und beſchämende Lage gebracht haben konnten — und nun die junge Dame erhebend, wendete er ſich zu dem Gensd'armen, der das Begebniß mit ſichtbarem Erſtaunen und Unwillen betrachtet hatte, und ſagte: „Feldheim, ich denke, wir können die Sache auf ſich beruhen laſſen."

„Wenn der Herr Kreisrichter das Verfängliche auf ſeine Verantwortung nehmen!" entgegnete der Polizeimann, wobei er noch immer durchbohrende Blicke auf ſeinem erhofften Opfer haften ließ, als könne er es ſo leicht noch nicht aus ſeiner Wachſamkeit laſſen. — Antro, der dieſe Blicke bemerkte und zugleich ſah, wie das junge Mädchen heftig zitterte und bleicher und bleicher zu werden begann, antwortete mit ſcharfem Anſchauen und Ausdruck: „Auf meine Verantwortung alſo — wenn anders von Verantwortung hier die Rede ſein kann. — Wir ſprechen noch darüber!"

Feldheim hielt mühſam ſeinen Aerger zurück; endlich ſagte er tückiſch: „Denke, meinen Dienſt und meine Inſtruction zu verſtehen. Excüſe, Herr! Will nicht länger ſtören. Denke, der Herr Kreisrichter werden das Weitere kennen und veranlaſſen!"

Der ſo Angeredete zuckte empfindlich zuſammen; ſich aber ſofort wieder faſſend, trat er einen Schritt näher zu dem Widerſacher, und die Hand auf ſeine Schulter legend, ſprach er mit Ruhe und Würde: „Sie ſind nach der Verordnung im Recht; aber auch das Recht kann für den Einzelnen ein unverdientes Unglück werden. Laſſen Sie uns menſchlich handeln!" Leiſer ſetzte er hinzu: „Es wird mir leichter werden — wenn Sie ſchweigen können!" —

Der Gensd'arm ſchien die Worte kalt an ſich vorübergleiten zu laſſen. Dienſtmäßig legte er die Hand an den Helm und äußerte, ſich zum Abgehen anſchickend, nur noch: „Obligirt! — Excüſe!"

Das junge Mädchen hatte in fieberhafter Angſt und Erregung dieſer Unterredung zugehört; jetzt, nach dem Abgehen des Gefürchteten, blieb ſie tief befangen einen Augenblick mit geſenktem Angeſicht ſtehen, dann aber hob ſie das Auge groß und glänzend auf und ſagte, lieblich erröthend: „Wie vermag ich Ihnen zu danken? Und warum kann ich Ihre Wohlthat nicht durch ein offenes, unbegrenztes Vertrauen in Etwas vergelten! — Fragen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht, wodurch und wie ich in dieſe Lage gekommen bin. Mein Geld hat man mir entwendet, das iſt Wahrheit. Ich würde auch dies verſchweigen, wenn nicht die Angſt vorhin mir die Worte entriſſen hätte. Laſſen Sie mich unbefragt, ungehindert weiter ziehen! — Darf ich?" Bei dieſer Frage ſah ſie dem jungen Mann ſo klar, ſo vertrauensvoll in das Auge, daß er fühlte: jede Bedenklichkeit, jeder Zweifel ſchwinde. Faſt verwirrt, faſt ſchüchtern antwortete er: „Es ſteht Ihrer Weiterreiſe nicht das Geringſte im Wege. Aber erlauben Sie auch mir eine Frage. Sie ſind ermüdet; die ſtattgehabte Scene hat Sie angegriffen. Werden Sie das Ziel Ihrer Reiſe noch heute erreichen?" — „Nein!" ſprach ſie leiſe und faſt beſchämt. „Ich habe gehört, ein Dorf ſei hier in der Nähe; dort gedachte ich zu übernachten. Ich beſitze noch einiges Silbergeld!"

Sie ſagte dies Alles ſo ſanft, aber auch ſo zaghaft und unſicher, daß man es jedem Worte anmerkte, ſie müſſe in völliger Unkenntniß von der Welt, ihren Wirrniſſen und Anforderungen, die Reiſe in plötzlichem Drangſal begonnen haben, mehr in Flucht als in Ueberlegung. Dies ahnend, entgegnete nun der Kreisrichter, ſelbſt bereits von dem Ereigniß befangen, aber von innigem Mitleid und dem Beſtreben zu helfen getrieben: „Eine einzelne zu Fuß reiſende Dame erregt überall Aufſehen, erweckt falſche Meinungen, und findet nicht leicht ohne Beläſtigung ein Unterkommen. Wollen Sie mir Vertrauen ſchenken, ſo möchte ich anrathen und Sie bitten, ſich es dieſe Nacht gefallen zu laſſen bei einer einfachen, achtbaren Frau, der Sie auch den Namen der nächſten Stadt, wohin Sie zu reiſen gedenken, angeben wollen, damit ſie Ihnen das Nöthige auf der Poſt beſorgen kann. Wollen Sie dieſe Hülfe annehmen?"

Die Fremde ſchien eine Weile mit ſich ſelber zu kämpfen, endlich ſagte ſie, ihre Hand dem jungen Mann hinreichend: „Ich will Ihnen folgen! Bitte, führen Sie mich!"

Es war eine feine, weiche Hand, die ihm gereicht worden war. Man merkte es ihr an, ſie hatte noch nie viel und ſchwer gearbeitet. Er hielt dieſe Hand einen Augenblick wie ſinnend in der ſeinen, dann ſagte er, nicht ohne einen Ueberfall von Beklommenheit: „Bitte! Wollen Sie mir nach einigen Minuten folgen? Ich werde das Nöthige bei meiner Wirthin, der Wittwe Neumann, für Sie veranlaſſen!" Und raſch, als fürchte er ſchon zu viel geſagt zu haben, oder als könne noch ein Ablehnen ſeines Antrags erfolgen, eilte er in raſchen Schritten der Stadt zu.

Die Zurückbleibende blickte dem jungen Mann nicht ohne einen Anflug von Lächeln nach; ſeine ſichtbare Verlegenheit und Haſt ſchien für einen Augenblick ſie ihrer Lage vergeſſen gemacht zu haben. Doch bald wie aus einem Traum erwachend, fuhr ſie ſich mit der Hand über die Stirn, und flüſterte hochaufſeufzend: „In welch' eine Lage bin ich gekommen! Was ſoll der Mann, was müſſen die Leute von mir denken! — Wie wird dies enden — wie verſtört, wie rathlos bin ich!"

Die Augen wurden ihr feucht; doch mit Gewalt allen Schmerz, alle Rührung zurückdrängend, ordnete und glättete ſie ſo viel als möglich ihren Anzug, ſäuberte den Staub von ihren Schuhen, und ſchritt dann, nicht ohne Herzklopfen, dem Stadtrichter in einiger Entfernung nach.

Die Wohnung der Wittwe Neumann, die nicht weit ab von dem Thore lag, war bald erreicht. Sie trat ein — und fand ſich bereits von der Frau erwartet.

II.

Die Geſellſchaft bei dem Kreisgerichtsrath Lemming war diesmal überaus zahlreich. Man hatte, dem neuen Gaſte zu Ehren, mehr Per- onen als gewöhnlich eingeladen; ſie waren auch alle gekommen, ſchon m den neuen Kreisrichter näher kennen zu lernen, der ſich bis jetzt uf die allernothwendigſten Anſtandsbeſuche beſchränkt hatte, der über- aupt mehr die Einſamkeit als die Geſelligkeit zu lieben ſchien. Das eß man freilich fürjetzt noch mehr als Stolz, als Mangel an Lebens- rt gelten.

In einer kleinen Stadt wird nun einmal Jeder, der als Neuling ch nicht den althergebrachten Formen fügt, als Sonderling erachtet, en zu bekritteln für ein allgemeines Recht gilt. Bei dem Kreisrichter ürde dies in erhöhtem Grade ſchon geſchehen ſein — wäre er nicht nverheirathet geweſen. So aber hielt jede Mutter, jede jugendliche Schöne, ſonſt immer fertig mit dem Wort, in ihrem Urtheil zurück. Der junge Mann war, wie man wußte, noch nicht verlobt; er nahm ereits eine amtliche Stellung ein, die es ihm möglich machte, ein auswesen zu gründen; jedes Haus mit einer heirathsfähigen Tochter atte nun ſonnige Hoffnungen — und Wanda, die einzige Tochter es Gaſtgebers, war vierundzwanzig Jahr alt, noch nicht verſprochen — wie hätte alſo da Jemand von der Geſellſchaft zurückbleiben können. — Nein, nein! man war ungemein aufgeräumt, liebenswürdig; die räulein hatten ihren ſchönſten, beſten Putz hervorgeſucht; an Blumen n Haar war Ueberfluß, und auf den alten und jungen Geſichtern g das roſigſte Lächeln, wobei freilich Alle bemüht waren, jede Miene s neuen Gaſtes und der Tochter des Hauſes zu beobachten. Man nnte doch zu entdecken ſuchen: ob nicht vielleicht ein unbewußter lick ein gegenſeitiges Verſtändniß, oder regeres Annähern verrieth; nicht dies oder jenes Wort Stoff zu Bemerkungen oder Anſpielun- n gab. Wozu geht man denn zumeiſt in Geſellſchaften, wenn es cht eben geſchähe, die Schwächen ſeines Nebenmenſchen zu belauſchen, beſchwatzen, und unter ſüßlichem Lächeln das Gegentheil von Dem ſagen, was man in ſich hegt und denkt.

Die Geſellſchaft bei dem Kreisgerichtsrath Lemming war äußerſt iter, äußerſt froh. Thee und Backwerk waren „ſüperbe"; die alten

Herren ſo derb witzig an ihrem Whiſttiſche, und das junge Volk erging ſich in einem Meer von Glückſeligkeitsphraſen. Jetzt aber wurde Wanda gebeten, zu ſingen. Einzelne der anweſenden jungen Mädchen wollten nun zwar den Mund zum Lächeln verziehen, aber ein ernſter verweiſender Blick der Mütter verſcheuchte den Spott ſofort, um zu einer lärmenden, überaus geſchäftigen Aufforderung und Unterſtützung des ausgeſprochenen Wunſches allſeitig beiſteuern zu können.

Der Kreisrichter hatte bisher in Ruhe und gemeſſenem Anſtande des Benehmens jede auffällige Bemerkung oder Bevorzugung irgend Einer der Anweſenden vermieden; jetzt wurde er mit einigem Geräuſch und lautem Erſuchen näher zum Inſtrument geführt, um ja keinen Ton von dem Geſange zu verlieren. Auf eine Anfrage hatte er ja geäußert: daß er ſelbſt zwar nicht muſikaliſch ſei, aber Kunſt und Geſang verehre, gern dem Vortrage eines guten Liedes lauſche. Was war einfacher, was war natürlicher, als daß Wanda, deren Stimme die Mutter für überaus prächtig und voll erklärt hatte, nach kurzem mädchenhaften Sträuben Platz nahm, einige Akkorde anſchlug — und zu ſingen anhub: „Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein“. — Die junge Dame konnte gewiß nicht über eine ſchwache Bruſt klagen, heut beſonders that ſie ein Uebriges, ſtieß die Worte: „Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben!“ mit einer Macht und Stärke heraus, daß ſelbſt die alten Herren am Whiſttiſche für einen Augenblick die Karten ruhen ließen, die Fenſter auch ein Weniges zu klirren begannen.

Frau Kreisgerichtsräthin Lemming, die während des Geſanges ſchon Lobſprüche über das ſchöne Talent der Tochter von guten Freundinnen empfing, ſchien jedoch heut dieſes Lobes kaum zu achten. Ihr Auge hing fragend, erwartungsvoll an dem ihres neuen Gaſtes, und hier wohl nicht den Eindruck gewahrend, den ſie von dem Geſange der Tochter erwartet hatte, zog ihr Geſicht ſich in tiefere Falten; raſcher, unmuthiger, als ſie wohl beabſichtigt hatte, verließ ſie ihren Sitz, um zur Tochter zu eilen, die ſo eben das Lied beendete. Die Mutter wollte hören und ſehen, ob und wie der Kreisrichter ſein Lob ausſprechen und darbringen würde; aber hier ſchien ſie ſich in ihren Erwartungen ebenfalls zu täuſchen. Antro, der nicht umhin konnte, einige Worte über den Geſang zu äuſſern, that dies in ruhig höflicher Art; auch nicht das ſchärfſte Ohr und Auge konnte das geringſte tiefere oder theilnehmende Gefühl für die Sängerin und deren Geſang bemerken. Ziemlich verſtimmt und einſylbig begab ſich Frau Kreisgerichtsräthin in ein entfernteres Zimmer zu den Obliegenheiten der geſchäftigen Wirthin. — Sie hielt bereits die heutige Geſellſchaft für ein verfehltes Unternehmen; alle Anſtrengungen, alle Koſten waren nutzlos vergeudet. Dieſe Ueberzeugung machte ſie mißmüthig für den ganzen Abend, und mit der Tochter war es nicht anders. Auch ihre Hoffnungen ſchienen bedeutend geſunken — und der neue Herr Kreisrichter war in ihren Augen lange nicht mehr ſo liebenswürdig, als er es bisher geweſen: ihre gute Laune nahm alſo auch die Flucht.

Um ſo lauter, fröhlicher wurde die übrige Geſellſchaft, namentlich die jüngere Welt. Hoffnungen waren geſcheitert, das ſah und fühlte man — und die kleinen prickelnden Herzen, für die jedes Mißlingen der Wünſche Anderer eine Freude war, ließen ihren ſpöttiſchen Bemerkungen ſchon mehr Freiheit. Auf dem Heimwege und andern Tages bei traulichem Beiſammenſein ſind ſie gewiß in lautes jubelndes Lachen ausgebrochen. Es iſt eine Gewöhnlichkeit in der Welt: jedes Mißgeſchick, jede Geſellſchaft iſt ein dankbarer Stoff für die Unterhaltung der nächſten Tage.

Antro kam ſpät Abends gelangweilt und ermüdet in ſeine Wohnung zurück. Für ihn war bei dem Kreisgerichtsrath keine Freude, keine Unterhaltung geweſen; hier in ſeinem Zimmer langſam auf und ab ſchreitend, gingen die Erlebniſſe des Tages noch einmal an ſeinem Geiſte vorüber. Er mußte mehr als zuvor ſeines Schützlings gedenken, deſſen Angeſicht jetzt klarer, beſtimmter in ſeinem Innern auftauchte. — Er hatte das junge Mädchen, ſeitdem er es im Walde verlaſſen, nicht wieder geſehen, und zu ſeiner Wirthin, der er das Nöthige mitgetheilt und das Zweckdienliche angeordnet, mochte er nicht gehen: es kam ihm vor wie Neugier und Aufdringlichkeit. Jetzt aber, wo er aus langweiliger ermüdender Geſellſchaft heimgekehrt, war es ihm, als habe er unrecht gethan, ohne ſich doch klar ſagen zu können, worin dies Unrecht eigentlich beſtehe. Immer deutlicher, immer eindringlicher tauchten die Züge der Jungfrau vor ſeinem Geiſte auf, und wie in jenem bekannten ſagenhaften Gebilde des Dichters ſich aus der entzauberten Roſe der blühend ſchöne Leib eines jungen Mädchens entwickelt, wie aus duftender Roſenknoſpe ſich ein glückſeliges, lächelndes Angeſicht formt: ſo auch war es, als ob in ihm aus Nebelflor und Waldesſchatten ſich der Beſchützten Augen- und Wangenpaar immer klarer darſtellte. Nein! dieſer Blick konnte nicht trügen: dieſes Auge gehörte nur einem reinen, unverdorbenen Weſen an; nur durch unvorhergeſehene, unverſchuldete Unfälle konnte dies junge Mädchen in eine

Lage verſetzt ſein, aus der zu ziehen es jedes Mannes Pflicht und Ehre verlangt hätte. —

Dies ſagte er ſich, zu dieſer Ueberzeugung war er gekommen, und ihrer ſicher begab er ſich zur Ruhe. — Früh vor Tage erwachte er; raſch und ſchnell ſich ankleidend, war es ihm, als könne es nicht anders ſein, er müſſe noch dieſe oder jene Nachricht erfahren; es werde ſeine Wirthin kommen — oder vielleicht wohl gar ſie ſelber — um — um —; er wußte wohl überhaupt nicht recht, was er erwartete, noch zu erwarten berechtigt war. Er zürnte ſich wegen ſeiner Unruhe, und ſchalt ſich ſelber einen Thoren. Was hatte er denn Großes und Beſonderes gethan? Er hatte ein junges, fremdes, unbekanntes Mädchen, das auch unbekannt bleiben wollte, aus unangenehmer Begebniß befreit. Was war da viel auf Dank und Annäherung zu rechnen, zumal wohl Jeder an ſeiner Stelle ſo gehandelt hätte! Was wollte er mit ſeiner Unruhe, mit ſeinen Hoffnungen und Gedanken! —

Eben raſſelte die Poſt daher, fröhlich blies der Poſtillion in den Morgen hinein. — Antro erſchrak, er hatte ſich die Abfahrt der Poſt nicht ſo früh vorgeſtellt. Fuhr ſein Schützling jetzt ſchon fort von hier? — entſtand dadurch die räthſelhafte Stille in den Zimmern ſeiner Wirthin? — Unwillkürlich trat er zum Fenſter; der Wagen rollte vorüber, und gewiß, er täuſchte ſich nicht: aus dem offenen Wagenfenſter ſchaute zu ihm herauf ein erglühendes Mädchenangeſicht, das wie beſchämt ſich abwenden wollte — und dennoch wie unbewußt durch leiſes Neigen des Hauptes einen raſchen, flüchtigen Gruß ihm ſenden mußte.

Der Wagen war bald nicht mehr zu ſehen, luſtig ſchmetterte der Poſtillion ſein Lied in den Morgen hinein.

Wie träumend lehnte Antro am Fenſter; er hörte es kaum, daß die Wirthin eintrat, ihm noch einen Gruß und Dank von der Geſchiedenen überbrachte. Er entgegnete nichts, fragte nicht weiter, wollte durch neugieriges Ausforſchen nicht ein Geheimniß entweihen, das ihm vielleicht für immer ein Geheimniß bleiben ſollte. — Schweigend ging er zu ſeinen Acten.

III.

Im Hauſe des Kreisgerichtsrath Lemming war man nicht ſo ruhig, ſo zufrieden aufgeſtanden; der geſtrige Abend hatte die Gemüther mehr oder weniger verſtimmt: Niemand fühlte ſich befriedigt.

Die Frau Räthin, deren eben nicht ſaubere Morgenhaube bedeutend ſchief hing, ſaß an der Seite ihres Mannes, der ſich wieder mit ſeinen Pferdeacten beſchäftigen wollte. Sie gab ihrem Unmuth beflügelte Worte: der Kreisrichter hatte ihre Gunſt gänzlich verloren, war ein Menſch, den ſie aufgab! — was gleichbedeutend war mit ihrem Haſſe. Der Gatte hörte anſcheinend geduldig zu,„auch nicht in beſonders anmuthiger Laune: denn er gewann geſtern keinen Robber. Plötzlich lachte er in gewohnter Weiſe, und ſagte ſpöttiſch, ſich und die Welt verhöhnend: „Denkſt, daß er mir beſonders zuſagt, daß ich ihm meine Wanda auf goldenem Präſentirteller entgegen bringen möchte? Was iſt er mir anders, oder was ſoll er mir anders ſein, als ein läſtiger Mahner und gieriger Aufpaſſer? Die Herren dort Oben gönnen uns alten, früheren Patrimonialrichtern nicht das Daſein: wir arbeiten nicht Alles nach der neuen Schablone. Man hat mir den Titel Rath angeklext, obſchon ich in Wahrheit nichts weiter bin, als ein einfacher, alleinſtehender Kreisrichter, dem man jetzt in dieſem Antro einen Subſtituten, oder, wenn Du willſt, einen Herkules gegeben hat, damit er meinen Augiasſtall von alten, verſchleppten Acten aufräume. Ich haſſe den Kerl ſchon wegen ſeiner pedantiſchen Gewiſſenhaftigkeit, die ich täglich anſchauen muß, mich ſelber wie verzerrt in einem Spiegel erblickend. — Nun kommſt Du mir noch und ſagſt, der Menſch habe bei dem gottvollen Geſang unſerer Wanda den Mund zum Lachen verzogen. Die Peſt über den Schmarotzer! — Ha! wüßte ich nur, wie ich ihn faſſen könnte, ich thät's, und wenn er mit allen zehn Fingern nach unſerm Mädel griff. — Aber ſprich, Frau, wie erträgt unſere eheliche Blüthe dieſen Schlag getäuſchter Hoffnungen?"

„Du biſt und bleibſt immer der Alte!" rief entrüſtet die Gattin, ſchob die Mütze ſich nach dem andern Ohr und ſtand auf. „Ginge es nach Dir, würde unſer Kind für immer ſitzen bleiben. Du thuſt nichts, denkſt nur an Deine Karten. Aber eine Mutter muß es verſtehen, dahin zu wirken, daß eine Tochter nicht ledig bleibe, und ich werde es verſtehen!" —

„Gewiß, Jettchen!" lachte der Rath; „mach's wie Deine Mutter!" — Mehr ſagte er nicht, brauchte nicht mehr zu ſagen: ſeine Frau war bereits zur Thür hinaus, die ſie nicht eben ſanft zugeworfen hatte. —

Es klopfte. Feldheim, der Gensd'arme trat ein, um einen Gruß des regierenden Herrn Bürgermeiſters zu überbringen, mit der Nachricht: daß Derſelbe zur beſagten Kegelpartie ſich Nachmittags einfinden werde. Lemming, froh, einen Augenblick Grund zu haben, ſich von ſeinen Acten wenden zu können, drehte ſich auf ſeinen Stuhl herum und fragte: „Immer im Dienſt, Feldheim! Nichts Neues? — Kein Mord, kein Brand, kein durchgebrannter Spitzbube, oder 'ne Mädel-Affaire? — woran es ja ſelten fehlt!"

Feldheim blickte bei dieſen Worten martialiſch ergrimmt auf, und ſagte, ſich den Schnurrbart ſtreichend: „Sehe, der Herr Kreisgerichtsrath wiſſen bereits. Nun, der Herr Kreisrichter meinte zwar, ich ſollte ſchweigen, aber Sie ſind ja mit dem Herrn eine Hand, ſo hat er alſo wohl nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Geſchichte ſelber zu erzählen. Der Herr Kreisgerichtsrath werden alſo ſchon mehr wiſſen, als ich ſelber weiß — und ob die Sache ſo klar iſt, als der junge Herr Antre meinte."

Lemming hatte hoch aufgehorcht, immer größer, immer fragender wurde ſein Auge. Endlich platzte er mit den Worten heraus: „Den Teufel weiß ich! aber nun ſprecht! — Der Kreisrichter mit einem Mädel? — Ha! ha! ha! Erzählt!"

Der Gensd'arme, jetzt merkend, daß er in ſeiner Vorausſetzung ſich geirrt, aber noch immer etwas gereizt, wegen der Einmiſchung in ſeine Amtsthätigkeit, zugleich auch froh, die Sache an den Mann bringen zu können, erzählte, was geſchehen. — Zum Schluß ſagte er: „Wunderbar iſt die Sache, und ob der Herr Kreisrichter gut gethan, die Dirne in ſein Haus zu führen, oder ob er ganz im Rechte geweſen, mir das Frauenzimmer aus den Fingern zu nehmen, werden der Herr Kreisgerichtsrath ſelber am Beſten erkennen und beurtheilen!"

„Oh!" rief der Genannte, und vergaß ganz ſein gewohntes Lachen, ſo hatte ihn die Nachricht ergriffen. „Im Rechte, Feldheim! im Rechte?" ſagte er aufſtehend; „Ihr wißt ſo gut, als ich, was hier Rechtens iſt." Und wie zu ſich ſelber ſprach er: „Aber kennt denn der Menſch die Geſetze nicht? Paragraph 315 des Strafgeſetzbuches, der da ſagt: daß ein Beamter ſeine Amtsgewalt nicht mißbrauchen darf, um Jemand zu einer Unterlaſſung widerrechtlich zu nöthigen? Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern iſt die Folge. Hm! hm! aber ſtille Waſſer ſind tief! Auch das Disciplinargeſetz hat einige nette Beſtimmungen!" — Als entſinne er ſich erſt jetzt wieder der Anweſenheit des Gensd'armen, nahm er deſſen Hand, und ſagte wie begütigend: „Leichtſinn, jugendlicher Leichtſinn, Feldheim! das Mädel war gewiß hübſch. Nun, Sie ſind ein Mann, Sie werden ſchweigen. Möchte nicht gern, daß die Sache anhängig gemacht würde. Man muß leben — und leben laſſen. Freilich, freilich, hat die Sache böſe Folgen, und wird ſie ruchbar, dann werden Sie reden müſſen. — Bis dahin —“

„Obligirt! Herr Kreisgerichtsrath!“ fiel der Gensd'arme ein, und ſchickte ſich an zum Abgehen. Lemming hinderte ihn nicht; er war zu voll von der Geſchichte, als daß es in ihm nicht gebrannt haben ſollte, ehe er ſie ſeiner Frau brühwarm mittheilen konnte.

Mutter und Tochter — die auch an der Berathung Theil nahm — waren natürlich ganz entrüſtet über ſolch' einen unſittlichen Lebenswandel, fanden es nun ganz in der Ordnung, daß ſolch' ein Mann in ihrer Geſellſchaft ſich nicht wohl fühlen konnte, daß er dem unſchuldigen Kinde, der Wanda, keine Hinneigung zu zeigen wußte. Man war ordentlich glücklich, daß Letzteres nicht geſchehen, man ſuchte es ſich wenigſtens einzureden, und nahm ſich vor, ihn vor allen Dingen nicht mehr einzuladen, ihn gar nicht mehr zu beachten, wie man hoffte, Gleiches bei Bekannten und Freunden zu vermitteln.

Lemming konnte nun die Zeit kaum erwarten, bis der Mittag vorüber war; ihm ſchienen die Stunden heut Schneckenfüße zu haben. Als aber die Zeit gekommen, wo der Kreisrichter ſeinen Spaziergang anzutreten pflegte, er ihn endlich auch wirklich vorüberſchreiten ſah — das heißt, unbemerkt von der Mitte ſeines Zimmers aus, wo er gleichſam Wache geſtanden — da hielt es ihn nicht länger, da lief er mehr, als daß er ging, zur Wohnung ſeines Collegen, den er nicht zu Hauſe wußte. Nun angekommen, wie tief, wie ernſt bedauerte er, ſeinen lieben, guten Freund Antro nicht daheim zu treffen, und wie war es ſo ungeſucht, und machte ſich ſo natürlich, daß er ſich im Zimmer der Wirthin ein wenig ausruhte, und, um doch Etwas zu ſagen, wie zufällig nach ihrem geſtrigen Beſuche fragte, nach jenem jungen Mädchen, das er zufällig in's Haus gehen ſah, das ihm ſo anſtändig, ſo hübſch, ſo manierlich erſchienen ſei. Es war ja ſo einfach die Annahme daß es wohl eine Verwandte, eine liebe Nichte von der Wirthin geweſen, bis dieſe, durch ausforſchende Kreuz- und Querfragen verwirrt, und nichts Böſes ahnend, mehr laut werden ließ, als ihrem jungen Miethsherren lieb ſein konnte, oder ſie überhaupt nach ſtrenger Wahrheit zu ſagen befugt war. „Ach nein!“ ſagte ſie geſchmeichelt, „keine Verwandte von mir, wie ich denn gar nicht weiß, was ich davon denken ſoll. Guten Herkommens mußte ſie wohl ſein, und als ich ihr das Poſtbillet brachte, und das übrige Geld von dem Zehnthalerſchein, den

Herr Antro als ihr gehörig mir übergeben hatte, mich zur Poſt ſendend, da merkte ich wohl an ihrem Erröthen, daß die Sache einen Haken haben müſſe, und daß der Herr Kreisrichter ihr das Geld geſchenkt oder geliehen habe. — Es ſchien ſie das Geld ordentlich zu peinigen, denn, wie geſagt, ſie mußte anſtändiger Leute Kind ſein. Auch die Worte, die ich dem Herrn Kreisrichter als Dank am Morgen zu überbringen hatte, waren ſo hübſch; ſelber hineingehen wollte ſie nicht!“

„So! ſo!“ rief der Kreisgerichtsrath und ſtand auf; „alſo geſprochen haben ſich die Leutchen nicht mehr? — Das iſt hübſch. Die Welt freilich wird es nicht glauben! Sie kennen ja, meine liebe Frau Neumann, die böſe Welt. Alles wird verdreht, auch dieſe Sache wird verdreht werden, und ich fürchte, mein guter College könnte noch mannigfachen Verdruß davon haben. Er würde vielleicht auch über mich mißtrauiſch, wenn er hörte, ich ſei hier geweſen, und habe Sie gefragt. Es iſt drum wohl am Beſten, wir ſchweigen gänzlich über mein Hierſein, wie über die ganze Angelegenheit. — Auf Wiederſehen, Frau Neumann! — ich weiß, Sie ſind eine verſtändige Frau!“

Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Stock, und eilte zur Thür hinaus, einem ferngelegenen Garten zu, wo er ſeine alten Freunde bereits bei den Kegeln fand.

IV.

Antro, der nach gewohnter Gewiſſenhaftigkeit den Pflichten ſeines Amtes oblag, hatte keine Ahnung von der Argliſt, die gegen ihn thätig war, von dem Gerede, das über ihn umlief. Er ſah und gewahrte es wohl, daß man im Hauſe des Kreisgerichtsraths nicht mehr ſo zuvorkommend ſich gegen ihn erwieß, als früher; aber ihm war dies mehr wohlthuend, als daß er ſich darüber beängſtigt gefühlt hätte. Er durchſchaute ja die Abſichten, die man mit ihm und der Tochter vom Hauſe gehegt hatte — und ſo fand er es natürlich, daß man ſich zurückhaltender, kälter zeigte, als den genährten Hoffnungen die Ausſicht zur Erfüllung verſchwand. Er kannte in dieſer Hinſicht den Lauf der Welt, und lächelte im Stillen dazu. Wanda war kein Mädchen, das vermocht hätte, ihm zu gefallen; mit der ganzen Familie ſtand es eben ſo. Der Kreisgerichtsrath war ein Mann, der vor den Leuten mit ſeinem Amtseifer, mit ſeiner Arbeitſamkeit und ſeiner Pflichttreue prahlte, um unter dem Schein gewiſſenhafter Amtsführung die größten Nachläſſigkeiten zu begehen. Kriechend demüthig den höhern

Vorgeſetzten gegenüber, war er übermüthig, anmaßend gegen Untergeordnete. Wehe dem minder Hochgeſtellten, wenn er Miene machte, Lemming's Fahrläſſigkeiten zu rügen; er ſuchte ihn durch Grobheiten zu beherrſchen, mit Beweisſtellen aus den Geſetzen, die ſein Recht darthun ſollten, zu überſchütten und einzuſchüchtern.

Autro, der in dies Gebahren hineinſah, und von ſeiner Behörde vorzugsweiſe darauf angewieſen war, dieſem läſſigen Treiben, das ſchon zu vielfachen Rügen und Ordnungsſtrafen Veranlaſſung gegeben, ein Ende zu machen, mußte über kurz oder lang mit dem Kreisgerichtsrath in harten Zwiſt gerathen. Der junge Mann hatte es erwartet; als es nun geſchehen, nahm er es auf, wie ein Uebel, dem man frei die Stirne bieten muß, ſoll es möglich ſein, als Sieger daraus hervorzugehen: beſonnen blieb er bei ſeinem gewohnten Gang. In andere Häuſer und Familien war er wenig oder gar nicht gekommen; Geſellſchaften hatte man ſeinetwegen nicht wieder veranſtaltet, man vermied ihn mehr, als das man ihn ſuchte — mit Ausnahme der Armen und Klagenden, die ſeine Pflichttreue und Leutſeligkeit bald erkannt hatten.

Zuweilen, wenn er einſam durch den Wald ſtrich, und jener Stelle nahte, wo er die Unbekannte gefunden, tauchte wohl ihr Bildniß in ſeinem Herzen auf; er fragte ſich wieder: wer mag Sie ſein? — aber es war nur für Augenblicke, und gleich darauf die Erinnerung entwichen. Freilich, nachdem er eines Tages durch die Poſt mit ein paar Zeilen des innigſten Dankes ſein ihr geliehenes Geld zurückerhielt, und dieſen Zeilen eine Namensunterſchrift und der Ort der Abſendung fehlte — da hat er wohl das Couvert um und um betrachtet, und die feine, zierliche Handſchrift bewundert; da hat er wohl inniger, heißer, ungeſtümer als ſonſt gefragt: wer iſt Sie, — wo mag Sie ſein? — Als er am Abend dann, der mächtigen Mahnung und Frage ſeines Herzens ein Ende zu machen, das Couvert und die Dankeszeile langſam am Lichte verbrennen und verkohlen ließ — da war es ihm doch, als thue er Unrecht — als vergehe ihm mit dem Papiere zugleich ein lieber Traum, eine Blüthe von dem Baume ſeines Lebens würde geknickt und zu Staub. Er konnte auch nicht mit der engliſchen Dichterin ſagen:

„Ich hielt die Blätter an das Licht,
Ich ſah die Flamme lodern ſchnell,
In Aſche ſchaut' ich ſinken jetzt
Die Gluth — wie war mein Trauern groß;
So hell zuerſt, ſo trüb zuletzt, —
Mir bangt, dies iſt der Liebe Loos!"

Er konnte dies nicht ſagen, denn er liebte ja die Fremde nicht, doch war es ihm eigen um's Herz, — und er mußte mehr denn je der Verſchwundenen gedenken.

So trat er denn ernſter als gewöhnlich eines Tages zum Kreisgerichtsrath ein. Ein Actenſtück fehlte; Antro, der ſeit längerer Zeit auf die Herbeiſchaffung deſſelben gedrungen hatte, wurde ungeduldiger, dringender. Ein ernſteres Wort als ſonſt flog aus ſeinem Munde. Der Spott, die Nichtachtung, mit der er behandelt wurde, hatte ihn gereizt: man ſchien auf einen Grund, auf einen Anſtoß zur Reibung gewartet zu haben. Der Kreisgerichtsrath war aufgeſtanden, er trat dem jungen Mann einen Schritt näher und ſagte höhniſch, mit funkelndem Auge: „Glauben Sie mich zu meiner Pflicht anweiſen und ermahnen zu müſſen? Denken Sie wirklich, Ihr Weben und Treiben ſei vor der Welt nicht enthüllt? Hat die Nichtachtung, die man Ihnen bewieſen, dies Ihr Alleinſtehen, dies Gemiedenſein Sie nicht belehrt, man wiſſe, daß Sie ſich nicht entblödet haben, hergelaufenen Dirnen des Nachts —!"

Der junge Mann, der bei den erſteren Worten vor tiefer Entrüſtung bleich geworden war, aber um des Anſtandes willen ſeiner Zunge Schweigen gebot, zumal er noch immer nicht ahnte und wußte, weſſen man ihn beſchuldigte, erhielt durch die letzteren Worte eine klare Ueberſicht. Sogleich ſeine Ruhe und Mutheskraft wiedergewinnend, ließ er ſein Auge feſt, durchdringend auf dem vor ihm Stehenden ruhen, und ſagte entſchieden: „O über die prüde, ſcheinheilige Welt! Alſo daher dies Thun und fremdartige Benehmen, deſſen Erbärmlichkeit mir nun mit einemmale offenbar wird. Dies iſt der Fluch dieſer laſterhaften, klatſchhaſigen Geſellſchaft, daß ſie in jedem guten Werk den Schmutz ihrer Gemeinheit wittern muß, daß Sie Jeden hinter der Thür ſucht, wo ſie ſelber unzählig oft geſtanden. Sie erlauben mir wohl, daß ich über dieſe Sache, die ich jederzeit zu vertreten wiſſen werde, ſchweige. Man muß das Gute dem Geifer der Bosheit entziehen, damit es den Blüthenſtaub der Schönheit nicht verliere. — Ihnen, Herr, danke ich, daß Sie nicht unbeabſichtigt mir die Augen geöffnet; unſer Verkehr wird natürlich von jetzt ab nur ein durchweg geſchäftlicher ſein können!"

Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Hut, um zu gehen, während der Kreisgerichtsrath giftig ſpöttiſch rief: „Denke nicht mehr lange das Vergnügen Ihrer werthen Nähe zu haben. Die Sache iſt wohl bereits eingeleitet. Suspenſion, Disciplinargericht, wo nicht gar —. Ha! ha! ha! Habe die Ehre, Herr Kreisrichter Antro, Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen!“

Danach war Lemming zur Nebenthür hinaus, ehe der junge Mann von ſeinem jähen Erſtaunen, in das die Rede ihn verſetzt hatte, ſich erholen konnte. Das hatte er nicht erwartet, bis zu dem Höhengrade das Gewebe tückiſcher Ränke nicht für möglich gehalten. — Tief erbittert verließ er das Haus; er fühlte, er wußte es, der Kreisgerichtsrath war Anſtifter der ganzen Nichtswürdigkeit; Frau und Tochter hatten muthmaßlich dabei nicht geringen Antheil, hervorgerufen, um ein Verſchmähtſein zu rächen, und um eiligſt ſeine Entfernung zu veranlaſſen, damit er nicht tiefere Blicke in die Amtsgeheimniſſe thue, deren Unterdrückung man auf jede mögliche Weiſe herbei zu führen bemüht ſein mußte. Er fühlte ſich rein — aber ſein Herz pochte dennoch in heißeren raſcheren Schlägen, zumal er ſich für jetzt als ohnmächtig erkennen mußte, gegen dieſes Truggeſpinnſt, gegen dieſen Stadtklatſch anzukämpfen. Unwillkürlich, ungefordert tauchte das Bild des jungen Mädchens wieder in ihm auf, und ſich ihres freien, ſchönen Blickes erinnernd, war es ihm, als rufe eine Stimme in ſeiner Bruſt: „Sie war der Hülfe werth! Dulde und trage — um einer guten, gerechten Sache willen!“

Er ſollte nicht lange in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, oder in Ungewißheit über ſeine Lage und Zukunft ſein. Schon andern Tages erhielt er ein amtliches Schreiben ſeines Chefpräſidenten, in welchem ihm angezeigt wurde, zu ſeiner Vernehmung wegen einer wider ihn anhängig gemachten Denunciation an dem und dem Tage vor demſelben zu erſcheinen.

Er wußte, was gegen ihn vorlag, und dankte es nun dem Kreisgerichtsrath, daß er in ſeinem wüthigen Aerger ihn bereits mit der Sachlage, wenn auch widerwillig, bekannt gemacht habe. Gefaßter, als dies ſonſt geſchehen ſein möchte, trat er ſeine Reiſe an, und begab ſich zur feſtgeſetzten Stunde zu dem, ihm bisher wohlgeſinnten Präſidenten.

V.

Langſam in das Haus tretend, ſah er vor ſich eine junge Dame die Treppe hinaufſteigen. Droben wendete ſie ſich, um zu ſehen, wer ihr folge — und Antro, die ſich Umſchauende betrachtend, ſchrak zuſammen und mußte unwillkürlich einen Augenblick ſich ruhen, ſich ſtützen, während die junge Dame ſchon davon geeilt und verſchwunden war. Er meinte, ſich nicht geirrt zu haben, und hielt es doch wieder für unmöglich, daß es ſein könne; aber ſie war das Mädchen, derentwegen er hier als Angeklagter eintrat; — Sie war es! Nur erſchien ſie ihm friſcher, lieblicher, beſonders auch vornehmer, als ſein Schützling jemals in ſeinen Träumen und Gedanken vor ihm ſtand. Er wußte nicht, was er zu denken habe, noch was er denken ſollte. Sinnend, verwirrt, wie in einem Wahn befangen, kam er in das Vorzimmer, wo der Diener ihn empfing, und dann ſeine Ankunft meldete.

Er mußte lange, für ihn in ſeiner Aufregung ſchmerzlich lange warten. Endlich wurde er zu dem Präſidenten beſchieden. Sein Chef empfing ihn ernſt, aber mit Güte und ſichtlichem Wohlwollen. Ihm die gegen ihn erhobene Denunciation vorlegend, ſprach er: „Wir haben Sie bisher als einen zuverläſſigen jungen Mann kennen gelernt, und da gegen Sie niemals Etwas vorlag, ſo hätten wir dieſer anonymen Anklage keine Folge gegeben, wenn dieſelbe nicht eben zu deutlich und beſtimmt abgefaßt, und die Thatſache durch die Ausſagen von Zeugen und Betheiligten erhärtet wäre. Es iſt nicht ſchwer, aus der Schrift den geheimen Ankläger zu erkennen, mit aus dieſem Grunde ſchon mußten wir die Unterſuchung anordnen. Um ſie einzuleiten, es ohne Aufſehen thun zu können, ſo weit das Geſetz es zuließ, habe ich, mit Rückſicht auf Ihr früheres Verhalten, erſt Ihre einfache, mündliche Ausſage hören wollen. — Was haben Sie mir zu ſagen?“

Antro, der in dieſen Aeußerungen für ſich Vertrauen und Wohlwollen erkannte, hob den Blick und ſagte, die ſchriftliche Denunciation zurückſchiebend: „Ich weiß, was gegen mich geſchehen, und eben weil ich dies weiß, geſtatten Sie mir, die Anklage nicht zu leſen. Es wird da Mancher Etwas gegen mich ausgeſagt haben, zu dem er theilweiſe gezwungen worden iſt, der nun vielleicht entrüſtet ſein würde, wenn er ſähe, wie man ſeine Worte gemodelt und gedeutelt, wozu man ſie benutzt hat. Ich mag ſie nicht kennen, um nicht ſpäterhin vielleicht in amtlicher Beziehung ein bitteres Gefühl unterdrücken zu müſſen. Es iſt beſſer, die Schattenſeiten ſeines Nebenmenſchen nicht zu ergründen, wenn dies ohne Gefahr für Ruhe und Glück geſchehen kann. Ich fühle mich unſchuldig, und nichts ſoll und wird mich hindern, in ähnlichen Fällen zu handeln, wie ich gehandelt habe!“ — In einfacher Wahrheit, aber voll Ueberzeugung, erzählte er dann die Begebenheit bis zu ihrem Verlauf.

Der Präſident, der ſein Auge auf dem des jungen Mannes ruhen ließ, hörte in ſichtbarer Zufriedenheit und ernſter Freude zu. Mit einem Anflug von Güte und Rührung ſagte er, nachdem er Alles gehört: „Man ſieht's hier wieder einmal, wie im kleinen Unrecht, im ſcheinbaren Vergehen ein ſchönes, ein billiges Recht liegen kann. — Haben Sie dem ſtrengen, ſtarren Wortlaute des Geſetzes nach gefehlt, und will dies die Denunciation auf die Spitze treiben, zu einem Verbrechen ſtempeln, ſo ſpricht der Geiſt der Verordnung, das Gefühl, das Herz Sie frei!" — Und wie, als habe er bereits zu viel geſagt, und ſich auch von ſeinem Herzen zu weit treiben laſſen, ſagte er faſt ſtreng: „Und Sie haben das junge Mädchen nicht wieder geſehen? — wiſſen nicht wer es iſt, oder ſein könnte? Wollen Sie auch hierin mir die lautere Wahrheit berichten?"

Der junge Mann glühte auf. Mit ſich ſelber zu Rathe gehend, ſchwieg er einen Augenblick, dann aber entgegnete er, nicht ohne Haſt und Befangenheit: „Gewiß, Excellenz! ich weiß bis heute nicht, wer die Dame geweſen!" — „Haben ſie auch nicht wiedergeſehen?" fragte lächelnd, faſt ſchalkhaft der Präſident, wobei es freilich zweifelhaft blieb, ob dieſes Lächeln mehr Gutmüthigkeit oder ſpöttiſche Neckerei ſein ſollte.

Der Kreisrichter jedoch, durch dieſes Lächeln und durch die ſcharfen Blicke des Fragenden mehr und mehr verwirrt, lächelte gezwungen auch, und ſagte endlich, wie in einem raſchen Entſchluſſe, und gleichſam als wolle und müſſe er ſeine Verwirrung muthigſt überwinden: „Excellenz! ich ſtehe eben ſelbſt vor einem Räthſel, deſſen Löſung ich nicht zu finden weiß. Die Annahme iſt zu gewagt — und dennoch, dennoch möchte ich behaupten, daß jenes junge Mädchen, dem einen geringen Dienſt zu leiſten mir vergönnt war, vorhin hier im Hauſe als Dame mir begegnet wäre. Aber wie geſagt, wie ſollte dies möglich ſein? Eine frappante Aehnlichkeit muß mich getäuſcht haben!"

Der Präſident ſtand auf, und ſeine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend, erwiederte er, ſichtbar bewegt: „Und wer ſagt Ihnen, daß Sie ſich getäuſcht? Was Ihnen bis vor einer Stunde noch ein Räthſel dünkte, war mir bis dahin ein Geheimniß. Ihr Erſcheinen und Ihr Begegnen hat dem Munde eines Mädchens erſt die Lippen geöffnet. Kommen Sie, meiner Nichte haben Sie einen Dienſt erwieſen. Mag ſie Ihnen jetzt dafür danken, wie ich es hiemit gethan haben will. Kommen Sie! — es ehrt den Mann zumeiſt nicht, was er thut — ſondern wie er es thut!"

Mit dieſen Worten führte er den Kreisrichter zum Nebenzimmer, wo er ihn der jungen, tieferröthenden Dame vorſtellte mit den Worten: „Hier, Eveline, bringe ich Dir Deinen Ritter, für den auch Du vorhin geſprochen. Sieh', ob er Deine Vertheidigung gelten läßt — und ob ſie ihm ſeinen gehabten Verdruß aufwiegt. — Auf Wiederſehen!“

Gegenſeitig befangen ſtanden ſich Beide einige Zeit gegenüber, ungewiß über das erſte Wort, und wer es ſprechen würde. Endlich ſagte er, als müſſe doch etwas geſagt werden: „Verzeihung! Ich dachte, ich ahnte nicht“ —! Mehr war nicht von ihm zu hören; aber Eveline, ihre gewohnte Sicherheit gewinnend, lächelte, noch immer ein wenig erröthend, und ſprach ſchüchtern: „Sie wollen ſagen, Sie ahnten nicht, in einer Vagabundin — die Nichte Ihres Präſidenten wieder zu finden! Doch ich preiſe den Zufall, der mich Sie vorhin ſehen ließ, wodurch mir Gewißheit wurde, daß Sie es ſeien, den der Onkel erwartete, der um meinetwillen bereits gelitten, ohne meine Zwiſchenkunft vielleicht noch zu leiden hatte. Jetzt bin ich Ihnen eine Aufklärung ſchuldig, mein Incognito, das ich damals ſo ängſtlich zu bewahren ſtrebte, muß nun Ihnen gegenüber für immer ſchwinden, mein damaliges Geheimniß für Sie nicht länger verborgen ſein.

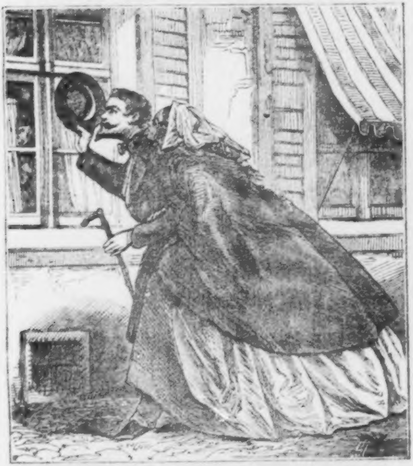
Ich habe Vater und Mutter früh verloren, und bei Verwandten und Freunden der Geſtorbenen kein Glück gefunden. Im Hauſe einer Tante aber wurde mir das Leben zur bitterſten Qual, es wurde mir zur Hölle, als die eigene Tochter Braut geworden, und der Verlobte nach kurz vorher erfolgtem Wechſeln der Ringe zu bemerken meinte, ich ſei für ihn wohl paſſender als ſeine Braut. Soll ich Ihnen dies genauer ausmalen? Soll ich Ihnen darthun, wie der Bräutigam, der mir völlig gleichgültig war, mit ſeinen Anträgen und Aufmerkſamkeiten mich verfolgte und peinigte? Und wie dies, nachdem es von der Braut und ihrer Mutter erkannt worden, mir zur Quelle der bitterſten Leiden und Demüthigungen wurde? Soll ich Ihnen darthun, wie dieſe Zuſtände für mich zum Unerträglichen wurden, nachdem alle Schritte, aus dem Hauſe zu kommen, mißlungen waren, und der Bräutigam ſein Verhältniß zu löſen erklärte? Auf der einen Seite die Anträge eines Mannes, zu dem ich keine Neigung hatte, und der doch nur um wankelhafter Liebe willen eine Braut vernachläſſigte, die mir, gleich der Mutter, jedes Wort mit Gift tränkte, während andererſeits nur geholfen werden konnte durch meine Entfernung, die offen auszuführen nicht möglich war. In dieſem Drangſal von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nach meinem Entweichen die

Verlobten ſich wieder vereinigen würden — wie es auch geſchehen iſt — gedachte ich in einer durchweinten Nacht einer lieben, treuen Jugendfreundin, die, ſeit Kurzem glücklich verheirathet, mir einen Aufenthalt gewähren würde — bis mir die Ueberſiedelung zu meinem Oheim, der in Geſchäften auf Monate verreiſt war, möglich geworden. Der Freundin vertrauend, und nun den Entſchluß faſſend, heimlich zu entfliehen, um Allem aus dem Wege zu gehen — das war Eins. Vor Tagesanbruch ſchnürte ich mein Bündelchen, und meinen Verwandten in einem Briefe, den ich offen zurückließ, meine Flucht und die Gründe dazu anzeigend, ſchlich ich vorſichtig zum Hauſe hinaus, und fuhr mit dem nächſten Zuge, der in früher Morgendämmerung abging, meinem Ziele entgegen. Wie es mir ergangen, wiſſen ſie zum Theil. Auf einer der nächſten Stationen wurde mir mein Geld entwendet, und ohne Ihre Hülfe —“.

„Reden wir nicht davon!“ rief der Kreisrichter erregt; „ich habe mich glücklich zu preiſen! Reden wir auch nicht von den Erbärmlichkeiten, die mir bereitet wurden, ſie ſind mir jetzt tauſendfach aufgewogen. O gewiß — das Leben hat uns auf eigene Weiſe nahe gebracht, und ſo laſſen Sie ſich geſtehen, daß der Gedanke an Sie mir nicht aus dem Gedächtniß wollte, Ihr Bild mir oft im Wachen und Traum vor der Seele ſtand. Nie iſt ein Zweifel an der Wahrheit Ihrer Worte in meinem Herzen laut geworden; ich dachte Ihrer wie einer Geſchiedenen, deren Angedenken uns heilig iſt!“

Eveline hatte ihn bei dieſen Worten immer froher, immer freudiger angeblickt; ihre Wangen hatten ſich anmuthig lieblich geröthet. Er ſah es und eine Ahnung unendlicher Glückſeligkeit ging durch ſeine Seele. Sie ſagte nichts, aber ſie ließ es geſchehen, daß er, wie unbewußt, ihre Hand nahm, und ſie in der ſeinen ruhen ließ. Sie wußte es nicht, wie es kam, ſie vermochte es nicht, ihm ihre Hand zu entziehen, und als er aufſchaute, mit leuchtendem Blicke ſie fragte: „Eveline! haben auch Sie wohl meiner gedacht?“ — da fand ſie es nicht auffällig, daß er ihren Namen ſo traut, ſo bekannt ausſprach, als ſei er dazu berechtigt, als könne es nicht anders ſein. Wie von innerer Gewalt getrieben, ſchlug auch ſie das Auge groß und leuchtend auf, und ſagte, nun doch wie erſchreckt und beſchämt raſch die Blicke ſenkend: „Ich müßte mich ja ſelbſt für undankbar erachten, hätte ich Ihrer vergeſſen können!“

Er aber rief, ihre Hand feſter, ſtürmiſcher an ſich ziehend: „O nicht die Dankbarkeit ſollte mein Gedächtniß wach rufen! Jetzt weiß



ich es klar und beſtimmt: es war ein innigeres Gefühl, das Ihr Bild in meinem Herzen unvergänglich machte. Eveline! Es war mehr als Erinnerung — es war Liebe, herzinnige Liebe!“

Sie ſchwieg, hatte ſich genähert, und ließ ihre Augen in die ſeinen ſich verſenken. — Es war, als ob die Herzen in einander übergehen wollten. — Leiſe ſagte ſie: „Ich liebte Dich, als ich am Hauſe vorüberfuhr, und Dich grüßen mußte.“ Mehr ſagte ſie nicht; — ſie ſchmiegte ſich nur feſter an ihn.

Bald darauf trat der Präſident ein. „Ich komme“, ſagte er, ſich zu Antro wendend, „um Ihnen zu ſagen, morgen wird ein Schreiben dem Kreisgerichtsrath Lemming anzeigen, daß Sie und Ihr Thun und Handeln in jeder Hinſicht gerechtfertigt ſind. Wir ſind dies Ihnen — und dem Lemming ſchuldig, der in dem Schreiben zugleich einen Spiegel für ſein Verhalten erblicken möge. Der Mann ſteht längſt bei mir übel angeſchrieben, und durch dieſe anonyme Denunciation iſt er mir verhaßt geworden. Der Dieb iſt ſchändlich, der Verleumder noch viel ſchändlicher. — Sie können und ſollen dorthin nicht zurück; ein Anderer, weniger mild, wird am rechten Platze ſein. Acht Tage Urlaub wird Ihnen gut thun, und bis dahin ein anderer Wirkungskreis Ihnen überwieſen werden!“

Sollen wir noch weiter ſprechen und erzählen? — Ein halbes Jahr iſt vergangen. Kreisrichter Antro reiſt mit ſeiner jungen Frau durch den Ort, — wo der Kreisgerichtsrath Lemming jetzt einen ſtrengen Vorgeſetzten hat — um eine neue Stellung in einer größeren Stadt anzutreten. Er konnte es nicht laſſen, ſich hier einige Stunden Aufenthalt zu gönnen, vielleicht auch —; jeder Menſch kann es ja nicht laſſen, einmal ein wenig ſchadenfroh zu ſein. Antro ſchreitet mit ſeiner heiter lächelnden, glücklich zufriedenen Gattin nach ſeiner ehemaligen Wohnung. Er muß ſeine Wirthin beſuchen, ihr ſeine Frau vorſtellen; dann geht er an dem Hauſe des Kreisgerichtsraths vorüber, wo man ihn ſchon hat kommen ſehen — nun hinter den Gardinen lauſcht, und dabei nicht bemerkt zu werden wünſchte. Die Reiſenden ſind verſtändig genug, dies nicht zu beachten — und dennoch recht tief und höflich zu grüßen. — Nun gingen ſie nach dem Gaſthofe, und fuhren fröhlich, lachend ab, während Gensd'arme Feldheim Beiden ſtaunend, verwundert nachſchaute.

Am Abend ging die Wittwe Neumann am Hauſe des Kreisgerichtsraths vorüber. Frau Räthin mit Fräulein Wanda konnten dem Drange, ſie heranzurufen, nicht widerſtehen: ſie mußten nach dem Beſuche fragen, den ſie gehabt, und was dabei zu erfahren geweſen.

Die Neumann lächelte und ſagte endlich: „Nein, denken Sie ſich, Herr Kreisrichter Antro fragte gleich nach Ihnen, Fräulein, und ob Sie ſchon verheirathet ſeien oder einen Bräutigam hätten, während ſeine liebe charmante junge Frau mir ein recht hübſches Geſchenk überreichte, und dabei ſagte: Nehmen Sie dies als Dank, und wenn Sie Jemand fragt, von wem Sie es hätten, dann ſagen Sie: ich ſei die Landſtreicherin, Nichte des Präſidenten, die der Kreisrichter ſich nun zur Frau genommen habe!“

F. Brunold.

Fortgeſetzte Verſteigerung

von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)

Gründliches Lehrbuch für die Schule des Zeitgeiſtes, um jede Vermittelung zur Verwickelung zu machen.

Das Krankenlager der Gegenwart, umgeben von Tauſenden ſich widerſprechender Aerzte.

Ueber der Menſchen Augenſchwäche, in deren Folge ſie das Anſehen mit Verehrung anſehen, und das Einſehen ohne Anſehen iſt.

Eine vernünftige Rede, die nicht gehalten werden konnte, weil man die Vernunft nicht zu Worte kommen läßt.

Der Strohhalm, der oft fehlt, wenn ſich eine Hoffnung daran halten will.

Ein Schleifſtein für Bildung, der das Stumpfe glatt, und zugleich noch ſtumpfer macht.

Unterthänig Geſuch der Stimmungs-Wetterfahnen um Ruheſtand, wegen Ermüdung durch Drehwechſel bis zum Schwindel.

Ueber doppelte Buchhalterei der Geſelligkeit zwiſchen Neid und Wohlwollen, wonach der Neid ſtets im Vorſchuß iſt.

Sparbüchſe voll ſolchen guten Raths, der nur ausgegeben werden darf, wenn man Luſt hat zum Gefängniß.

Gutachten über die Behauptung: das europäiſche Gleichgewicht beſtehe einzig darin, daß alle Staaten gleichgewichtig werdende Schulden haben.

Gründliche Unterſuchung: ob ein neuzeitiger Lehrſtuhls-Beherrſcher die Welt erſchaffen hat, oder ob ſie noch gar nicht erſchaffen iſt?

Concurs-Anzeige der Gerechtigkeit, wonach ſie als Kleinkrämerin Geſchäfte machte, und im Großhandel fallirte.

Tuſchfarben-Gemälde der Verlegenheit des Zeitgeiſtes, den Mantel nach dem Winde zu hängen, weil von allen Seiten Wind kommt.

Ueber leichte Verbeſſerung der Druckfehler in Büchern, und ſchwere Verbeſſerung der Druckfehler in Staaten.

Einladungsbericht zu der Preisfrage: „Wie lange muß die deutſche Einigkeit im Fegefeuer bleiben, ehe ſie im Paradieſe wieder Zwietracht wird?

Unumgänglicher Beweis vom immerwährenden Fortſchritt des Menſchenthümlichen, weil die Reden über dieſen Fortſchritt täglich bis in die Dunkelheit hinein immer länger werden.

Der Gipfel des Gewerbeweſens: durch das Mehrheits-Triebwerk die Zukunft und ihre Weltgeſchichte vorräthig zu verfertigen.

Rechtsgutachten über die Vorlage: ob, wenn ein längſt loſer, vom Dach herabfallender Ziegel einen Menſchen verwundet, der Ziegel oder das Dach zu beſtrafen iſt?

Gemälde des Gaſtmahls eines ſchulgelehrten Vielwiſſers, der die Gäſte an ein Weizenfeld führt, und ſie einladet, ſich allhier zu ſättigen.

Sehr triſtige Gründe zu dem Minderheits-Beſchluß, daß die Redensart: „Er iſt von Geburt“, abzuſchaffen, aber dem dafür beantragten Ausdruck: „Er iſt von Geſinnung“, die Anwendbarkeit abzuſprechen ſei.

Gradmeſſer geſellſchaftlicher Gefühlswärme, die anſcheinend zu ſehen, doch nicht zu empfinden iſt.

Sprachliche Staatslehre über „Freiheit“ und „Freiheiten“, als unumſtößlicher Beweis, eine Einheit könne mehr ſein als die Mehrheit.

Von dem Hinfälligen der „gerechten Mitte“, wonach ihr oft das „gerechte“, und der „Mitte“ der Anfang, aber nicht das Ende fehlt.

Erörterung der bedenklichen Wahlfrage: ob es beſſer, nur zu glauben, was man weiß, oder nur zu wiſſen, was man glaubt?

Unzählige Beweiſe, daß Einer, der Nichts für Nichts und wieder Nichts thut, auch nur ein Nichts ſei.

Ein neuerfundener Katheter, zu Deutſch Abzapfer, um den vom Katheder her vielen Köpfen eingeflößten Weltweisheits-Dünſten Abzug zu verſchaffen.

Ueber die Fortſchritte der Homöopathie in Nordamerika, wo die ſogenannte Civiliſation die Barbarei durch ärgere Barbarei heilen will.

Anſichten vieler Erfahrenen über die immer heftiger um ſich greifende Seuche der Begeiſterung für das Undeutliche und Unbegreifliche.

Acten des Hochverraths-Prozeßes gegen den Wiederhall, weil er auf ein zu gebieteriſches „Nimmer!" geantwortet hatte: „Immer!"

Weltgeſchichtliche Kunde über die allerzahlreichſte Partei unter allen Parteien mit dem Wahl- und Wahrſpruch: „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte."

G. h.

Das Mutterherz.

Wohl Manchem wird weh in der Bruſt, wenn er vom Fortſchritt der Bildung hört, und ſich geſtehen muß, dies ließe ſich nur in Leichtgläubigkeit, nicht mit der Erfahrung beſtätigen. Wiſſen und Erfinden können im Fortſchritt ſein, ohne daß es die Bildung iſt; ihr Aufſchwung wäre einzig bewieſen durch Erſtarkung des Sittlichen, von dem ſchon Euripides ſagte: es ſey ſichernder als das Geſetz. Legen wir aber nun den Maaßſtab des Sittlichen an die Erſcheinungen unſrer Tage, dann wird der Einſichtige ſehr abfällige Ergebniſſe ſich nicht wegzuleugnen vermögen. Eine Reihenaufſtellung von Fäulniſſen und Widrigkeiten beabſichtigen wir übrigens nicht, wir wollen eben nur auf Eines hinweiſen und fragen: Erregt es nicht ſchauerliche Empfindung, leſen wir jetzt oft in den Zeitungen, daß Frauen und „anſtändige Mädchen" ihre Kinder zum Geſchenk ausbieten? — Wir enthalten uns des weiteren Enthüllens in Dergleichen und Aehnlichem, was auch an frevelhafte Geheimanſtalten erinnert, die wir nicht näher bezeichnen; erzählen jedoch zur Vergleichung ehemaliger und heutiger Zuſtände das folgende wahre und anmuthige Geſchichtchen, das wir in einer faſt dreißig Jahr alten Handſchrift gefunden haben.

Die Wittwe eines Gutsbeſitzers hatte ihr Beſitzthum verpachtet und war nach der kleinen Stadt Gardelegen gezogen mit dem einzigen Kinde, einer etwa elfjährigen Tochter. — Dieſe ſtarb im Jahr 1836, und die Mutter fühlte ſich ſo vereinſamt, daß ſie ihrem Arzt, dem Kreis-Phyſikus Dr. Leue den Wunſch ausſprach: ſie möchte ein Kind in Pflege nehmen, und ihn bat, dies zu vermitteln. Leue entſann ſich, daß in dem Dorfe Letzlingen die Wittwe eines Pottaſchenſieders wohne, die fünf Kinder habe, geſunde, hübſche Kinder, und da ſie ihr Hausweſen als Tagelöhnerin nur kümmerlich zu erhalten vermochte, zweifelte er nicht, daß ſie willig ſein würde, einem der Kinder das Glück, wohlhabend zu werden, ſichern zu können.

An einem Sonntag Nachmittags kam nun Leue nach Letzlingen und war bald an der von Zeit und Wetter arg behandelten Hütte zu Ende des Dorfes, vor der die Kinder auf einem Grasplätzchen unter einer Linde ſich tummelten. Die Mutter, für den Sonntagsabend einen Grützenbrei bereitend, ſtand am Thürpfoſten der engen Küche, und ſchwang unter neckiſchen Geberden den langſtieligen hölzernen Löffel nach dem Kleinſten, der ſich im Graſe herumkugelte, dabei nun hell auflachte über die Späße bei dem Wackeln und ſolcher Beweglichkeit der Mutter, als wolle ſie immer herauskommen. Des Doctors anſichtig werdend, trug ſie ſogleich einen Schemel vor die Thür, und indem Leue jedem Kinde einen Apfel ſpendete, hatte ſich die Schaar der Kleinen, deren Vornamen er kannte, bald um ihn verſammelt. Von ihnen war die Aelteſte ein Mädchen von acht Jahren, und ſo ſtiegen die Andern im Alter abwärts bis zum anderthalbjährigen Jüngſten. Wie ſie nun alle munter einbiſſen und ſelbſt der Kleinſte an einem Apfelſchnittchen nagte, rief Leue der Mutter zu: „Frau Weilbeck, Ihr müßt doch ſehr viel Sorge haben mit den fünf Mäulern und den zehn unruhigen Beinen!“

„Gewiß, Herr Doctor!“ antwortete die Frau; „wenigſtens hat's ſeine volle Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann ich die Bälge nicht, und bei Fremden ſind ſie oft ſo wenig gut aufgehoben als gern geſehen, habe mir alſo die Arbeit möglichſt in der Nähe zu ſuchen.“

„Wenn ſie wenigſtens ſchon älter und größer wären!“ ſagt Leue, um ſeinen Zweck vorzubereiten.

Die Frau ſchüttelte den Kopf und entgegnete: „Ach Herr, mit den Kindern erwachſen ja auch die Sorgen; nicht die Mühen und die Furcht der Mutter, nur ihre Kräfte nehmen ab. Zudem nimmt ſich unſer Herrgott der Kleinen allzeit mehr an als der Erwachſenen. Ich meine, es geht dem Herrgott wie den Großvätern, die gewöhnlich die kleinſten Enkel am liebſten hätſcheln. Sie werden's gewiß auch oft genug bemerkt haben, daß die Unmündigen viel weniger zu Schaden kommen als die Großen; die Kleinen haben noch ihre Schutzengel, die herangewachſenen Schlingel und Dirnen verderben's aber mit den Schutzgeiſtern und werden von ihnen im Stich gelaſſen.“

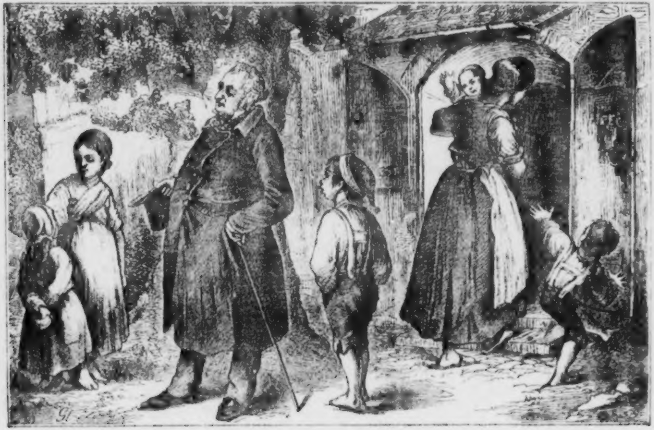
Lene freute ſich über das in ihrer Stellung lebendig vernünftige Weſen und Urtheilen der Frau: offenbar hatte ſie den Glaubens- und Schulunterricht aufmerkſam erfaßt, hielt die Begriffe von dort feſt, miſchte und verwebte ſie aber mit ihren Beobachtungen und Erfahrungen, hatte bei natürlichem Verſtande auch eigenthümliche Gedanken und Ausdrücke. — Allmälig rückte nun der Beauftragte ſeinem Anliegen näher mit den Worten:

„Jedenfalls habt Ihr ſchwere Laſt, Frau Weilbeck, und ſchon manchmal hab' ich Eurer gedacht. Wäre auch die Erleichterung um eines von fünf Kindern nicht grade ſehr bedeutend, es könnte doch allen zum Glück gereichen, weil vielleicht dadurch erzielt würde, daß dies Eine künftig im Stande ſei, den Geſchwiſtern kräftig beizuſtehen, ihnen einen Weg durch's Leben zu bahnen, wenn ſich eine reiche und menſchenfreundliche Pflegemutter erbiete, für tüchtige und gottgefällige Erziehung das Möglichſte zu thun.“

Die Frau war von der Andeutung überraſcht, doch, dem Schein nach, nicht unangenehm; ſie nickte dem Doctor wie beiſtimmend zu, und fiel endlich munter ein: „O, ich kenne das! Vor meiner Verheirathung diente ich drüben in Gardelegen als Hausmädchen bei der Frau Landräthin; die war ſolch ein angenommenes Kind geweſen, hatte aus ihrer Pflegemutter Hauſe die glückliche Heirath gethan, beſuchte in jedem Sommer ihre alten Eltern und nahm die ſchönſten Geſchenke mit dahin. Ach, das war ein Engel von Frau, hat droben gewiß die Seligkeit! Man giebt ſeine Kinder gewiß nicht gerne her, wenn ſie aber ſo in's Heil kommen, ja dann —!“

Sie wurde jetzt von dem durch ihre Freudigkeit befriedigten Lene unterbrochen: „Liebes Mütterchen, da ich eine ſehr annehmbare Ausſicht für ein Pflegekind habe, käm' es nur darauf an, welches von Euern Kindern wie für die vortreffliche und ſehr begüterte Dame beſtimmten?“ — und da die Frau etwas erblaßte, milderte er ſeine Aeußerung mit dem Nachſatz: „Das Kind bliebe dann noch bei Euch, bis ich meine Freundin herbringe, Ihr Euch dann ſelbſt überzeugen dürftet, was es für eine herzliche Frau iſt. Ich ſollte meinen, Eure Aelteſte, ſie iſt ein hübſches Mädchen, ſie würde ſich prächtig in die langen Stadtkleider hineinwachſen. Wie?“

„Die Dörtel, Herr Doctor!“ erwiederte Frau Weilbeck kleinlaut, „die kann ich doch am wenigſten entbehren. Die muß das Haus



hüten, wenn ich auswärts arbeite; auch kann ſie mir ſchon in Allerlei zur Hand geben, die Dörtel.“

„Da habt Ihr nicht unrecht“, antwortete Leue, „und ein Bube iſt wohl gar meiner Freundin noch lieber. Alſo Der da, Chriſtoph. Komm' 'mal her, Chriſtophchen, gieb mir die Patſchhand; willſt Du mit mir in die Stadt, alle Tage ſchönen Braten eſſen?“

Der Bube lachte verlegen nach ſeiner Mutter hin, die unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte. „Nein, Herr Doctor, Toffelchen muß ich behalten“, verſicherte ſie; „Der holt's Waſſer vom Brunnen, weither, drunten vor dem Backhaus, und das macht er auch ſchon recht geſchickt, nicht wahr, Toffel? Waſſer, wiſſen Sie ja, Herr Doctor, Waſſer kann man keine Stunde entbehren, und der Toffel holt's.“

Lächelnd erwiederte Leue: „Je nun, der Dritte iſt ja auch ein Bub'; Joſeph heißt er?“ — „Ja, Sephchen!“ antwortete die Gefragte, „und hilft dem Toffel Waſſer holen; die Buben ſind gar zu gering noch an Kräften, es muß einer dem andern behülflich ſein, lieber Herr Doctor!“ — „Alſo der wäre ebenfalls nicht zu entbehren?“ forſchte Leue mit zurückgehaltenem Lachen. — „Nein, Sephchen nicht. Hat mir auch von jeher die wenigſte Schererei gemacht, gehorcht mir ſtets am beſten; gelt, Sephchen?“

„Je nun, dann werden wir uns doch wohl zu einem Mädchen bequemen müſſen“, meinte der faſt ſchon rathloſe, aber doch erheiterte Leue; „wie heißt Die da, die vierte, ich vergaß den Namen.“ — „Lippchen rufen wir ſie; ihre Pathin hieß Philippine, das klingt für uns niedere Leute zu vornehm und zu gedehnt: aber Lippchen, das gefiel uns. Sie hat auf unſern kleinen Dicken zu achten, der rutſcht noch, und ſie nimmt ihn fortwährend in Obhut, ſpielt mit ihm Ball trulen und Rupfnäschen, führt ihn unter den Aermchen, ſchleppt ihn hin und her, wendet's Auge nie von ihm ab. Ich wäre ſehr geſchlagen mit dem Purzel, wenn ich mich nicht völlig auf Lippchen verlaſſen könnte.“ —

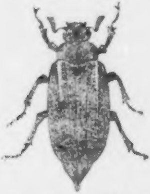
„Um die darf ich mich alſo weiter nicht bemühen?“ fragte mit verſtellter Strenge der Abgewieſene. — „Es geht nicht, Herr Doctor, von wegen des Kleinſten geht's nicht!“ und dabei wiſchte ſich Frau Weitbeck mit der Schürze den Angſtſchweiß von der Stirn. — „So müſſen wir Euch freilich nur die kleinſte Laſt abnehmen“, ſprach Leue, ſich ſchwer den Ernſt bewahrend. „Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind; ſo jung kann ſie es aber deſto eher ſich aneignen, und gewinnt es lieber durch die größere Laſt, die hier nicht zu vermeiden iſt. Nicht wahr?“ — „Meinen Dicken? Ach, allerbeſter Herr Doctor, nein! den Dicken nicht!“ — „Aber das Kind iſt Euch ja nichts, gar nichts als Sorge, liebe Frau!“ — „Ach, du lieber Gott, es iſt doch mein Dicker, Herr Doctor! Nein, nein, meinen Dicken muß ich behalten, meinen Dicken geb' ich nicht her!“ — Sie ſprang nach dem Kinde, nahm es haſtig küſſend und herzend auf, lief dann in's Haus, als ob ſie es vor der größten Gefahr zu ſchützen habe.

Der gemüthswarme Doctor Lene ſah ihr nach und ſagte ſich freudig bewegt: „Was ich hier ſuchte, hab' ich nicht gefunden; ich fand aber Erhebung in dem Beweiſe, daß bei Armuth und Mangel die Fülle der Liebe Vertrauen und Zufriedenheit in die Hütte einwohnen kann, während ſie in Palläſten oft fehlen. Ach, welch ein Schatz iſt ein wackeres Mutterherz! — der Allmächtige, der in alles Gute und Rechtſchaffene den Keim des Wohlſeins legt, wird ihn in dieſer Hütte erwachſen laſſen.“ Franz Reuſcher.

Maikäfer's Lebenslauf.

Ein Bild aus dem Leben und Weben in der Natur.

Von Karl Ruß.



Noch iſt rings Alles öde und grau. Zwar haben die ſiegenden Sonnenſtrahlen bereits die weiße Todesdecke abgeräumt, nur hier und da, an Abhängen und in den Schluchten blicken uns noch dicke, graue Schneelager trübſelig entgegen — tief in der Erde ſteckt aber noch ſtarrer, tödtender Froſt, und in jeder Nacht bedeckt ſich auch die Oberfläche wieder mit neuen Eisplatten. Selbſt wenn in der Mittagsſonne ſtellenweiſe die durchwärmte ſchwarze Ackerkrume dampft, am Quellenrand ſich friſch grüne Hälmchen, an der Gartenmauer ſogar Schneeglöckchens herzige Köpfchen erheben — ſo ſind das ja erſt einſame Frühlingsboten, denn noch immer hält die harte Wintersnacht rings Alles in ihrem Bann. Noch lange, lange Zeit hindurch darf das liebe warme Leben ſich kaum regen, denn immer bedrohen es die Nachtfröſte mit Verderben, tödten unbarmherzig die zarten Knoſpen und Keime — gleich dem rauhen Schickſal, das nur zu oft die ſüßen Hoffnungen und glänzenden Ideale der jugendlichen Menſchenbruſt ſo grauſam entreißt.

Endlich aber bringt ein milder Weſtwind warmen Regen. Ja, das iſt der wahrſte Himmelsbote und Friedensverkündiger. Er bringt tief in den Schooß der Mutter Erde, und löſt, wie oben, ſo auch hier unten den letzten ſtarren Bann des Winters. Wie er die Erde und Luft in gleicher Weiſe erfriſcht und erwärmt, ſo bringt er auch neue Lebenskraft, neue freudige und friſche Regſamkeit allüberall, an Pflanzen und Thieren. Da heben ſich die Hälmchen, da ſchwellen die Knoſpen, die Winterſchläfer erwachen allenthalben, kriechen hervor und empor, aus den Winkeln, Ritzen und engen Klauſen tief in der dunkeln Erde. Auch die befiederten Wandrer kehren mehr und mehr in die traute Heimath zurück.

„Ho! ho! hiho!“ hören wir bereits am nächſten Morgen den Landmann hinter'm Pfluge die Ochſen antreiben, um den Acker für die Sommerſaat zu bereiten, und während eine Lerche hoch in der klaren, blauen Luft ihm ihre erſten, freudigſten Frühlingsgrüße zutrillert, verſammeln ſich in ſeiner Nähe noch einige andere Luftbewohner. Eine Schaar luſtiger Staare trippelt flink über das Land hin und her, eine Krähe nach der anderen kommt langſam und ſchwerfällig aus dem Walde drüben herangezogen. Bald ſammeln ſie alle ſich in den Furchen hinter dem Pflüger, und ſuchen auf das Emſigſte in der friſchen, feuchten Erde umher. Alle dieſe Vögel ſind ziemlich dreiſt; wenn wir ſie nur nicht ſcheuchen, können wir ſie oft ganz in der Nähe beobachten. Sie leſen hier Würmer, Schnecken, Maden — und ſo weiter — auf, für ſie Leckerbiſſen; vor allem Andern ſind ſie aber am meiſten hinter den weißen Larven her, welche man Engerlinge, Gliemen oder auch Quatten nennt.

Dies ſind bekanntlich Maikäfer im Jugendkleide, und um dieſe, für den Haushalt der Natur äußerſt ſchädlichen Geſellen auch unter der Erde ein wenig näher kennen zu lernen, iſt ein Rückblick in das vergangene Jahr nöthig.

Sobald im beginnenden Sommer die Maikäfer genugſam in dem zarten, ſüßen Grün der Blätter geſchwelgt haben, graben ſich die Weibchen etwa vier bis acht Zoll tief in lockern Sand oder Kalkboden hinab, und legen hier in verſchiedene Löcher im Ganzen gegen vierzig Eier. Zuweilen kommt ein oder das andere der Weibchen dann nocheinmal an die Oberfläche empor, frißt ſich noch einmal tüchtig ſatt, und ſtirbt dann nach kurzer Zeit; die meiſten erliegen aber der Anſtrengung, und bleiben gleich in der Erde todt zurück. Nach vier bis ſechs Wochen ſchlüpfen aus den Eiern die Larven — eben unſere Engerlinge. Dieſe bedürfen zu ihrer vollen Entwickelung bis zum Käfer drei oder vier Jahre; in dieſer langen Zeit ſind ſie dieſelben verheerenden Feinde der Pflanzenwelt an deren Wurzeln, wie die Käfer am oberen Grün, und ſie hauſen noch in verderblicherer Weiſe. Nach dem Ausſchlüpfen aus den Eiern, wenn ſie noch ganz klein ſind, nähren ſie ſich ſogleich von den zarten Würzelchen des Getreides, der Kohlarten und Gemüſe, Erdbeeren und anderer Gewächſe, ſchonen ſelbſt die Wurzeln der Kartoffeln nicht. Größer geworden, vermögen ſie ganze Wieſenflächen zu verderben, und zuletzt freſſen ſie nicht nur die fingersdicken Wurzeln der Bäume, zernagen ſogar deren Pfähle in der Erde. Weder irgend welche menſchliche Kunſt, noch das Walten der Natur, das ſonſt doch oft dem Ueberhandnehmen ſchädlicher Geſchöpfe Einhalt gebietet, weiß ihnen Schranken zu ſetzen. Große Ueberſchwemmungen tödten ſie keineswegs, ſelbſt wenn ſie ſteif und hart gefroren waren, leben ſie nach dem Aufthauen wieder munter fort. In der frühen Jugend halten ſie ſich geſellig beiſammen, ſpäter geht jeder einzeln ſeiner unerſättlichen Gefräßigkeit nach. Bei dem Beginn des Winters kriechen ſie wohl bis vier Fuß tief in die Erde hinab; ſobald aber im Frühling ein warmer Regen den Froſt herausgeſchmolzen, und die Sonnenſtrahlen das Erdreich wieder erwärmt haben, dann regen ſich auch die Engerlinge zuerſt unter allem erwachenden Leben, und kommen nach und nach bis dicht an die Oberfläche empor.

Hier ſehen wir nun, wie ſie bei dem Beackern des Feldes häufig herausgepflügt, und von den hinter dem Landmann herſchreitenden Vögeln ſorgſam aufgeleſen werden. Ihre übrigen Feinde ſind, außer unſerem Hausgeflügel, den Hühnern, Enten und Schweinen, vor allem der Maulwurf, ferner das kleinſte Raub-Säugethier, die Spitzmaus, der Stacheligel, der Iltis, das kleine Wieſel und die Rebhühner. Als die eifrigen Verfolger des Maikäfers wollen wir ſelbſt außerdem noch folgende aufzählen: Eichelhäher, alle Eulen — mit Ausnahme des ſehr ſchädlichen Uhu, — Thurmfalken, Kornweihen, Buſſarde, Fledermäuſe, und beſonders die Sperlinge. Die Schonung und Hegung aller dieſer Thiere kann daher nicht dringend genug empfohlen werden.

Verfolgen wir nun den Entwickelungsgang des Maikäfers bis zu Ende. Nach mehrmaliger Häutung ſpinnt ſich die Larve — eben der Engerling — ein, nachdem ſie ſich irgendwo in der Erde ein ſäuberlich geglättetes, und mit ihrem eigenen Kothe ausgemauertes Kämmerchen bereitet hat, und verpuppt ſich. Dies geſchieht im September, und im November verwandelt ſich die Puppe zum Maikäfer. Der iſt anfangs weiß, weich und zart; er bleibt daher bis zum Frühjahr ruhig in ſeiner Klauſe, und dann erſt, nachdem er erhärtet, ſtark und dunkel geworden, bohrt er ſich durch die drei bis vier Fuß dicke Erdſchicht mühſam hinauf an das goldene Tageslicht.

Dies iſt wahrlich keine leichte Arbeit, und voll Bewunderung müſſen wir auf das kleine Geſchöpf ſchauen, dem es möglich iſt, eine im Verhältniß ſo ungeheure, und oft ſehr harte Erdſchicht in ſo kurzer Zeit zu durchbohren. Wollen wir uns einen Begriff machen, wie zweckmäßig ihn dazu die Natur ausgerüſtet hat, dürfen wir nur einen Maikäfer in die hohle Hand nehmen; — da werden wir es fühlen, mit welcher Kraft und Ausdauer das kleine Geſchöpf ſich aus dem Kerker zu arbeiten ſucht. Deshalb würden wir ihm auch gewiß ſein kurzes Daſein gern gönnen — wenn er nicht eben ein ſo übler Kunde wäre.

Im wundervollen Mai, wenn alle Knoſpen ſich öffnen, alles Thier- und Pflanzenleben in gleich üppiger Fülle ſich entwickelt, dann kommt auch der Maikäfer hervor, und deshalb hat er auch nach jenem Monat ſeinen Namen. Da giebt's dann unter der deutſchen Jugend, in der Stadt und auf dem Lande, überall, wo nur ein Bäumchen ſeine ſaftig grünen Blätter entfaltet hat, einen Jubel: das Maikäferfeſt. Beſonders in der Dämmerſtunde, wenn die Thiere munter werden, zu ſummen und zu brummen und zu fliegen beginnen, dann ertönt auf allen Gaſſen das frohe, und doch ſo ſchwermüthig durch den Abend dahin klingende Liedchen:

Maikäfer fliege,
Vater iſt im Kriege,
Mutter iſt in Pommerland,
Pommerland iſt abgebrannt.

Allabendlich geht dann die wilde Hetzjagd der rothwangigen Buben, mit ihnen auch wohl der wildeſten unter den kleinen Evastöchtern, hinter den Brummern her, und wer einen „Kaiſer“ oder „König“, einen „Müller“ oder „Rothtürker.“ erwiſchen kann, der dünkt ſich reich und ſtolz: denn die Beute iſt ſtatt des ſonſt üblichen Preiſes von vier Stecknadeln, oder zwei Knöpfen, oder zehn Bohnen, der wohl überall bei derartigen Geſchäften geltenden Münzen, mindeſtens das Doppelte werth.

Da ſoll denn wohl mancher Junge die von ihm zum luſtigen Spiel eingefangenen Maikäfer ſchließlich mit großem Behagen verzehren, indem er ſchmunzelnd verſichert, ſie ſchmecken wie Nußkern. Auch werden ſie hier und da, nach Art der gebrannten Mandeln, in Zucker geſotten, und als Leckerei gegeſſen. In neueſter Zeit bereitet man aus ihnen auch eine Suppe, welche beſonders für entkräftete Kranke von großem Werth ſein, krebsähnlich ſchmecken und ſehr angenehm duften ſoll. Sodann werden die Maikäfer zur Maſt für Schweine, Enten und Hühner, auch zur Herſtellung eines vorzüglichen Düngers benutzt. Den maſſenhafteſten Gebrauch macht man jedoch von ihnen zur Gewinnung eines als Wagenſchmiere, Brennmaterial, und ſogar als Speiſe-Oel geſchätzten Oeles, das man in erhitzten Pfannen aus ihnen preßt. Auch bereitet man aus ihnen eine braune Farbe, und ſchließlich werden ſie durch Zuſammenglühen mit Eiſenhammerſchlag und Pottaſche zu dem in der Färberei und Schloſſerei — zum Härten des Stahls — ſehr nutzbaren Blutlaugenſalz verarbeitet. Den größten Vortheil gewinnt man jedoch von ihnen, wenn man ſie zur rechten Zeit für dieſe oder andere Zwecke einſammeln läßt — bevor ſie Baum und Strauch, Gras und Kraut kahlgefreſſen haben. Als die beſte Verwendung der von den Knaben eingefangenen oder erhandelten Maikäfer iſt ihnen jedenfalls das Füttern der Bewohner des Hühnerhofes mit denſelben vorzuſchlagen — je eher, je beſſer; denn: „quäle nie ein Thier zum Scherz, es fühlt ja wie Du den Schmerz!“ und ebenſo die Qual und Marter der Gefangenſchaft. —

Wir finden den Maikäfer — Melolontha vulgaris, Linn. — im zweiten Kreiſe des Thierreichs: Ringel- oder Gliederthiere — Arthrozoa — in der achten Klaſſe: Kerbthiere — Insecta — wo er zur erſten Ordnung: Käfer — Coleoptera — gehört, in deren dritter Familie: Blatthörnige — Lamellicornia — er zu der elften Gattung: Laubkäfer — Melolontha — zählt.

Man hat beobachtet, daß alle drei oder vier Jahr ein Maikäfer-Jahr kommt, in dem dieſe ſchädlichen Kerbthiere dann in außergewöhnlicher Menge hervorbringen. Dies iſt auch ganz natürlich in ihrer, eben einen vierjährigen Zeitraum umfaſſenden Entwickelung begründet. Hierauf läßt ſich aber auch der Plan einer erfolgreichen Bekämpfung dieſer böſen Gäſte begründen. Es ſteht nämlich nach ſorgfältigen und gewiſſenhaften Beobachtungen feſt, daß das Maikäferweibchen zum Eierlegen regelmäßig auf den Schauplatz ſeiner eigenen Jugend zurückkehrt, keineswegs ſeine Brut in fremde Gegenden verſchleppt. Hiernach ließe ſich durch äußerſt ſorgfältiges Einſammeln der Käfer, beſonders in den ihnen günſtigen Jahren, ein Landſtrich, oder auch nur eine Feldmark in ihren engen Grenzen, nach und nach von dieſer Plage gänzlich befreien. Das Einſammeln der Maikäfer geſchieht am reichlichſten Morgens vor neun Uhr. Sie ſind dann noch von der Kühle der Nacht erſtarrt, und laſſen ſich leicht von den Bäumen herabſchütteln, beſonders wenn dies plötzlich, und in kurz abgebrochenen Stößen geſchieht. Man ſammelt ſie dann am beſten auf untergebreiteten Tüchern. Dienlich iſt es auch, wenn man das Geflügel, beſonders die Enten, ſo gewöhnt, daß ſie an jedem Morgen bereits früh ſehnſüchtig harrend an der Gartenthür ſtehen, dann ſchnell nach den ſüßen Biſſen herbeigelaufen kommen, und nach der Maikäfer-Erndte ſogleich wieder hinausgejagt werden, bevor ſie in dem ihnen ſonſt verbotenen Raum eine verderbliche Thätigkeit beginnen können. Sie dürfen nur zwei- bis dreimal für dieſen Zweck eingelaſſen, und nachher ſchnell wieder hinausgetrieben werden — ſo haben ſie es ſich bereits gemerkt, um was es ſich handelt; ſie thun dann haſtig und emſig ihre Schuldigkeit, und laſſen ſich ohne vielen Widerſtand leicht entfernen.

Kometen-Abenteuer.

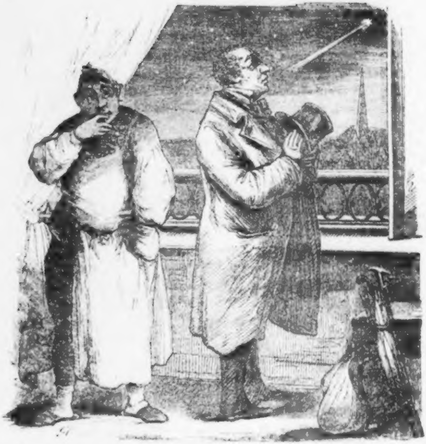
Der verkündigte Komet des Jahres 1811 war bereits ſichtbar, und da ihm der üble Ruf voran ging, er werde im Vorbeigehen mit ſolchem Prallſtoß die Erdkugel begrüßen, daß dieſe ihr Gleichgewicht verliere und dorthin zurücktaumele, wo ſie vor der Schöpfung war, ſahen viele Menſchenkinder angſtvoll empor zu dem Schweifſtern. Von den Vielen befanden ſich nicht Wenige unter den etwa dreitauſend Bewohnern eines Städtchens dicht am Rhein. Gelehrte Freigeiſter, die auch der frommſten Gemeinde nicht fehlen, lachten, die fromme Mehrheit aber zitterte zufolge jener Weiſſagung, ohne zu bedenken, daß dieſe ſtets vertrauter iſt mit Wahn und Lüge, als mit der Wahrheit; genug, die damals anſteckende Furcht war auch am Rhein heimiſch geworden.

An einem nicht angenehmen Abend verkündigte das Horn des Nachtwächters den Glockenſchlag Zehn, was man jedoch voraus gewußt hatte, denn die Kleinſtädter ſtreckten ſich bereits faſt ſämmtlich in den Betten, und ringsum war es ſo finſter, daß man nichts weiter ſah als Finſterniß; nur die Fenſter im Gaſthofe waren noch matt erleuchtet. Da rollte ein Wagen vom Thore her bis dorthin, und der Lohnkutſcher forderte Einlaß mit Peitſchenknall. — Der Wirth empfing den Fremden, der nach Angabe ſeines faltenbrüchigen Reiſepaßes **Jacob Wolff** benannt und in Handelsgeſchäften auf dem Wege nach Polen war. Dem Kellner befahl nun der Wirth, ein Zimmer zu ordnen für den Herrn; dieſer, ein Mann mit ernſtem und düſtrem Blick, verweilte aber noch, und fragte: „Was haben Sie Neues? Spricht man auch hier vom nahen Untergang der Erde durch den Kometen?“ — Gaſtwirthe wollen in der Regel witzig ſein, wiſſen auch immer Aufgeſchnapptes wiederholt zu benutzen, und indem der Befragte ſich obenein als ſtarker Geiſt geltend zu machen hoffte, entgegnete er: „Allerdings, beſonders das ſchwache ſchöne Geſchlecht! Mädchen und Frauen fürchten, ſie könnten im verheißenen wahrſcheinlich doch ewig ſommerlichen Paradieſe die ſchon beſtellten neuen Muffen und Winterpelze nicht zur Anſchau bringen.“

Der Fremde ſeufzte ſchwer und tief, dann ſprach er bei gefalteten Händen mit ſeltſam gepreßtem Ton, indem er zum Fenſter ſchritt, wo plötzlich der Schweifſtern zu erblicken war: „Und wenn die Furcht doch gegründet wäre? — wenn die innere Mahnung mit Recht riefe: mache dich fertig zum Ende?!“ — Es lag etwas ſo Wunderbares in dem Weſen des Ankömmlings während dieſer Rede und Bewegung, daß dem Wirth unheimlich ward, und als nun eben der Kellner zurückkehrte, wünſchte Jener eiligſt dem Reiſenden gute Nacht und entfernte ſich haſtig.

Grabesſtill war es im Gaſthofe wie im Städtchen, nur das Horn des Nachtwächters ertönte zuweilen ſchauerlich; da klopfte und klingelte es zwiſchen Zwölf und Eins oben bei Herrn **Jacob Wolff** in lärmendſter Heftigkeit. Der Kellner mußte hinauf, fand den Gaſt am Boden liegend, und er ſtarb am Schlagfluß, ehe der gerufene Arzt erſchien.

Der Wirth, dem des Fremden Aeußerungen noch im Kopf ſpukten, ſchüttelte ihn bedeutend über den wahrſagenden Schluß. Pflichtmäßig



zeigte er den Vorfall umſtändlich der Behörde an, und war nun um die Beerdigung des Verſtorbenen bemüht; doch hier fand ſich eine Schwierigkeit. Der Pfarrer war abweſend, und den Kapellan, der die Erlaubniß für die Grabſtätte ertheilen ſollte, überfiel bei dem Namen Jakob Wolff das erklärliche Bedenken: ob der Abgeſchiedene altteſtamentariſchen oder chriſtlichen Glaubens geweſen ſei, worüber auch der Reiſepaß ohne Aufſchluß ließ, da die Stelle, die ſeine Religion hätte bezeichnen können, in der Falte völlig zerrieben war. Im erſteren Falle durfte die Leiche auf einem Kirchhofe der Chriſtenheit nicht eingeſenkt werden, meinte der Kapellan, und man gab ihm recht. Aber wohin dann mit dem Todten?

Das Gerücht von jenem Zweifel und dem Ergebniß verbreitete ſich windſchnell von Haus zu Haus, erregte lebhafte Unruhe, theilte die Bürger in Conſervative und Progreſſive, in Beibehaltende und Vorrücker, die ſich bekämpften ohne Frieden; denn veranlaßte die Streitfrage Rechts in langer Rede das Nein, ſo erfolgte Links eine noch längere für Ja. Die Verwaltung ſah ſich genöthigt zu möglichſt genauer Unterſuchung, und man half ſich in der Bedrängniß mit der Entſcheidung: es wäre chriſtlich, anzunehmen, bezüglicher Jakob Wolff ſei chriſtlich getauft, demnach auf dem Friedhof der Gemeinde zu begraben. Nachträglich entwickelte jedoch Einer: es ließe ſich keinesweges ermitteln, ob der Verſtorbene, auch wenn er die Taufe empfangen, nicht Diſſenter, Hinzügler zu den vielen Zünften der nur Meinungsgläubigen geworden, weshalb er vorſchlage, dem ohne Weihe Verblichenen nur eine Nothſtelle an der Friedhofsmauer zu bewilligen. Dieſe Anſicht eroberte ſich die Stimmenmehrheit, und die Leiche kam nun nach Vorſchrift in die Erde.

Jakob Wolff war alſo zur Ruhe gebracht, aber die von ihm angeregte Unruhe durchkreiſte noch in anderer Hinſicht das Geſpräch. Er hatte ſeinen Tod gewiſſermaßen voraus verkündet, und man folgerte hieraus ſeine Seherfähigkeit, womit erſtens die Furcht vor dem Erduntergange gerechtfertigt, zweitens offenbar der Erduntergang geweiſſagt ſei, und drittens hatte ſich am Abend des Begräbniſſes der Komet am hellſten und ausſchweifendſten gezeigt, wodurch von Etlichen das Auffällige noch als auffälliger geſchildert wurde. Es ſchien auch wirklich höhere Beſtimmung, daß die durch Jacob Wolff in Umlauf gekommene Aufregung und Unruhe kein Ende gewinnen, ſich nur noch ſteigern ſollten. — Am frühen Morgen, der ſich dem Begräbnißabend anreihte und einen Sonntag begann, erhob ſich ein wuthwilder Sturm, begleitet vom vermögendſten Regen, ein Unwetter, wie man noch gar nicht erlebte, der Sage nach; denn die Menſchen empfinden begreiflich das gegenwärtige Unheil gar oft als nie dageweſenes. Aber leugnen läßt ſich nicht, die wohllöbliche Bürgerſchaft wurde aus dem Schlafe erweckt von ſchrecklichem Toſen, Brauſen und Krachen, Raſſeln und Heulen. Alle ſtanden auf voll Seelenangſt, gedenkend der Weiſſagung, deren Erfüllung man zu gewahren glaubte im Aufruhr der Natur, im Beben und Klirren der Fenſter bei dem gewaltigen Donnern, den ächzenden Dächern, an den fliegenden Ziegeln und Scheiben, die ringsumher niederſtürzten.

Um dieſe Zeit, genau geſagt um vier Uhr, war der Kirchendiener durch ſein Amt verpflichtet, die Frühglocke zu läuten; er mußte mit aller Kraft ſich anſtemmen gegen den Sturm, ehe er den Kirchhof erreichte. Endlich hatte er die Pforte hinter ſich, da erblickt er beſtürzt mit ſinnraubendem Entſetzen ein Wunder. Bei dem Tagesdämmern und dem Schimmer ſeiner Laterne ſieht er den friſchen Grabhügel an der Mauer geöffnet, den Sargdeckel daneben, und aufgerichtet ſitzt der Fremdling in ſeinem Sarge, anſcheinend bemüht, dem Grabe zu entſteigen. Mächtiger noch wird des Kirchendieners Grauſen, denn ihn durchfährt der Gedanke an die Weiſſagung vom Erduntergang; der tobende Sturm, das aufgeſprengte Grab: kein Zweifel, die Welt geht unter und das jüngſte Gericht iſt im Anzuge. „Gott ſei mir Sünder gnädig!“ flüſterte er mit Zähneklappern, indem er rückwärts zur Pforte wankt und ſie zuwirft, als könne er ſicher ſein, wenn er das Schrecken nicht mehr vor Augen hat. Er eilt, ſo ſehr es die ſchlotternden Gebeine vermögen, nach dem Pfarrhauſe zum Caplan; unterwegs ſchreit er aber faſt unbewußt immer wiederholt: „Der Wahrſager ſteht auf, verkündigt das Weltgericht!“ Furcht und Angſt breiten ſich aus, wie zermalmt ſinken Viele unwillkürlich zu Boden, und noch nie iſt in dem Städtchen ſo andächtig und inbrünſtig gebetet worden. — Zwar ſprach der Kaplan Denen, die bei ihm Troſt ſuchten, Muth ein, aber erſt als der Sturm beſänftigt war, der Tag im Sonnenlicht glänzte, und das liebe Städtchen noch feſt ſtand, erſt da wich die Höllenqual der Beſonnenheit. Die zahlreichen Beſucher des Kirchhofes wurden überzeugt, daß hier kein Wunder geſchehen, der Todte nicht auferſtanden, ſondern ausgegraben und beraubt ſei; denn man vermißte zwei Ringe und ſeine Wäſche, die man ihm in der Scheu vor dem ſeltſam wirkenden Ereigniß gelaſſen hatte. — Jetzt wurde beſchloſſen, die Räuber zu ermitteln, allerlei Nachforſchungen verliefen ſich aber ſämmtlich in vergebliches Bemühen; denn das Einzige, die Ausſage des Nachtwächters, war zu unbeſtimmt, um einen Weg zur Entdeckung bahnen zu können. Er berichtete: „Ich ſuchte unter der Kapellenthür Schutz vor dem Unwetter, da hörte ich vom Kirchhof her Geräuſch, ſtieß in mein Horn, und ſah, als es blitzte, einen Mann auf der Mauer, der jedoch bald verſchwunden, oder im erſten Dämmern des Morgens unkenntlich war. Der Blitz hatte aber das Geſicht dieſes Mannes ſo ſcharf beleuchtet, daß ich, wenn er mir begegnete, ſogleich ausrufen würde: Der muß es ſein! Aus unſerer Stadt iſt's Keiner, denn hier kenne ich alle Leute!“

Dieſem Bericht fehlte gänzlich das Ergreifbare; der Gerichtsſchreiber konnte die Feder bald beiſeite legen in Sachen des Mannes auf der Mauer. Dem Nachtwächter, den man etwas ausgelacht hatte, ſaß er aber ſo gefeſſelt im Gedächtniß, daß er nach mehr als Jahresfriſt heimlich meldete: er habe ihn geſehen; es ſei der geſtern angekommene Verwandte des Kellners in dem Gaſthofe, wo einſt Jacob Wolff einkehrte und jählings ſtarb. Er blieb ſo beharrlich in ſeiner Anzeige, daß man ohne Zögern den Bezeichneten verhaftete, wodurch der Kellner ſich ebenſo gereizt als beleidigt fühlte, und nach Cöln eilte, dort bei einer höheren Behörde klagbar zu werden. Vor dem Gericht im Städtchen zeigte ſich der Verwandte höchſt empört über das Verfahren gegen ihn, deutete Beweiſe an, wonach er gar nicht hier geweſen ſein könne zur Zeit des Raubes; dennoch erachtete man ihn für verdächtig, er wurde den Cölner Aſſiſen zugeführt.

An dem zur Verhandlung beſtimmten Tage erſchien in einem Gaſthofe Cöln's ein dem Aeußeren nach begüterter Herr, der ſich auf der Reiſe nach Paris nur einen Tag in Cöln aufhalten wollte. Er fragte den Wirth: was hier eben in dieſer Zeit merkwürdig wäre; es wurde ihm Mancherlei genannt, unter Anderem auch das Aſſiſengericht, und der Wirth machte den Vorſchlag: der Gaſt möge dorthin gehen, es ſei eine Unterhaltung ſeltener Art. Der Fremde hatte nicht Luſt dazu, ließ ſich aber endlich bereden, und ein Lohndiener begleitete ihn nach dem Sitzungsſaal, wo er einen Platz fand auf der zweiten Bank im Zuſchauer-Raum.

Schon hatten ihn, zufolge eines öfteren Gähnens, ein paar Verhöre und Urtheile gelangweilt, da wurde der Verwandte gerufen; der Kellner war Entlaſtungs-, der Nachtwächter Belaſtungs-Zeuge. Mit voller Ruhe trat der Verwandte vor, betrachtete die Zuſchauer, und als er den Fremden gewahrte, ſank er mit dem Schrei: „O mein gnädiger Himmel!“ ohnmächtig nieder. Man war alsbald bemüht, ihn wieder zu ſich zu bringen, und jetzt hatte ſein Geſicht unverkennbar den vollſten Ausdruck der Freude. Er faltete die Hände, bewegte die Lippen, und jeder Anweſende mußte ſich ſagen: Der dankt Gott für Errettung aus drohender Gefahr. Dann trat er vor den Präſidenten des Gerichts und bat, ihm einige Fragen an den Fremden zu geſtatten; das werde genügen, ſeine Schuldloſigkeit darzuthun an einem abſcheulichen Verbrechen, von dem er nur durch ſeine ſtrafbare Verhaftung etwas wiſſe.

„Waren Sie nicht“ — ſo redete der Verwandte nach erhaltener Erlaubniß den Fremden an — „waren Sie nicht im Jahre 1811 an dem und dem Tage in Calais?“ — Der Fremde, ſichtlich im Verdruß, hier ſo widerlich verwickelt zu werden, antwortete barſch: daß er allerdings damals in Calais geweſen, aber nicht im Stande ſei, augenblicklich den einen oder andern Tag genau anzugeben.

„Ließen Sie nicht“ — fragte der Angeklagte weiter — „als Sie gelandet waren, Ihre Sachen durch einen Laſtträger in grauer Jacke und blauen Pantalons nach dem Gaſthofe bringen?“

„Das wohl“, entgegnete der Fremde; „doch faſt alle Arbeiter am Ufer waren in ähnlicher Art bekleidet.“

„Erinnern Sie ſich nicht, daß der Träger Ihnen unterwegs erzählte, er ſei aus dem Seedienſt unverſchuldet verabſchiedet worden, und zeigte er Ihnen nicht eine Narbe wie dieſe?“ — Dabei ſtrich er das Haar von ſeiner Stirn zurück und zeigte die Narbe.

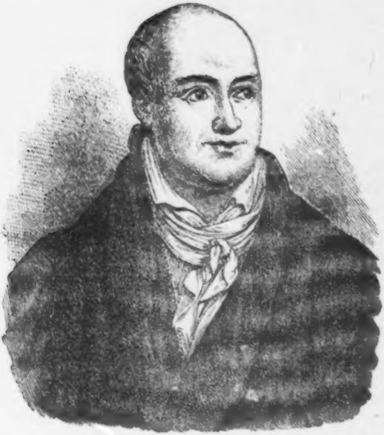
Der Fremde bejahte dieſe Fragen mit merklichem Erſtaunen, und erklärte dann dem Präſidenten: es wäre ihm doch vielleicht möglich, beſtimmt den Tag zu bezeichnen. Er zog ſeine Brieftaſche hervor, blätterte darin, und ließ ſie, auf die offenen Seiten hinweiſend, dem Präſidenten zureichen, der erſt las, und dann die Brieftaſche den Geſchwornen gab. Das Alibi — das Anderswo — war durch ein ſolches Zeugniß erwieſen, der Angeklagte war unzweifelhaft in der Nacht, wo der Raub geſchehen, weit von dem Orte des Verbrechens entfernt, das „Nicht-Schuldig“ wurde über ihn ausgeſprochen und er ſogleich ſeiner Haft entlaſſen. Mit dem innigſten, dem lauteſten Dank für ſeinen Retter ſchwankte er aus dem Saal, der Fremde zog ſich unter Beifallsjubel der Zuſchauer nach dem Gaſthof zurück, und wenige Stunden darauf war er abgereiſt. —

Drittehalb Monate ſpäter wurde in der Umgegend wieder ein Raub durch Einbruch in ein Schloß bezweckt, man war aber ſo glücklich, die Verbrecher während der That zu überwältigen. Und wer waren ſie? Der Kellner, der Verwandte und — der Fremde aus dem Cölner Gaſthofe. Jetzt, da alle Drei vor Gericht ſtanden, Einer dem Andern immer mehr als ſich ſelber Schuld zuſchieben wollte, kam es nebenher zu dem Geſtändniß: daß ſie mit einem Vierten auch den Raub in jener Sturmnacht begingen, ſogar ſchon vorher der Nachlaß des Jacob Wolff beſtohlen wurde, wodurch der Nachtwächter des Städtchens dicht am Rhein wegen des Auslachens volle Genugthuung erhielt.

Dan. Leßmann. (Nachlaß.)

Salomon Geßner.

„Nur Eintracht und Frieden
Sind Glücksmacht hienieden."



Nicht nur die Geſchichte der Thaten eines Volks, auch die Geſchichte ſeiner Empfindungen und der davon nicht nur geleiteten, oft auch beherrſchten Gedanken iſt merkwürdig, hier vielleicht minder als dort der Ausſpruch anwendbar: „Alles ſchon dageweſen!" — Blicken wir einmal nach einer Vergangenheit, die mit dem ſcheinbaren Ziel ihrer anſteckenden Sehnſucht uns kaum noch als Gegenwart denkbar, der Zukunft vielleicht zeitloſe Schriftſage eines Ueberſpannten iſt. Im Rückblick nach dem vorigen Jahrhundert wird uns zur Wahrheit die, alle der Bildung zugerechneten Völker durchziehende Zaubergewalt jener verzückenden Stimmung, deren Anklang von Salomon Geßner ſich ausbreitete. Wir haben in ihm den Mann redlich erzväterlicher Geſinnung, noch voll von Paradiesträumen der durch Einfachheit geſicherten Unſchuld, wie der wahnmächtigſte Rückſchrittler ſie ſich nicht als möglich vorzuſtellen vermöchte, zumal nach dem durch nachgeahmte franzöſiſche Umwälzungen begünſtigten Fortſchritt der Genußſucht.

Geßner's Strebens- und Schickſalsgang findet man in allen Sammlungen des Lebensgeſchichtlichen bedeutſamer Perſonen; da es uns vorzüglich darum zu thun iſt, ſeine Herzens- und Seelenrichtung in ihrem ehedem unwiderſtehlichen Einfluß zu betrachten, ſo genügt es zu bemerken, daß ſein irdiſches Daſein ſich in die Jahre von 1730 bis 1787 einſchließt. Sein Geburtsland iſt die Schweiz, wo er nicht nur dichtete, auch belobter Landſchaftsmaler, daneben Vorſtand ſeiner ererbten Buchhandlung und Beamter war.

Mit ſeinem Eigenweſen iſt Geßner vertieft in Empfindſamkeit und engräumliches Behagen; bei reichſter Freude am Schönen der Natur und gewiſſensreinem Stillwalten über geringes Gut findet er den gründlichſten Schutz für Zufriedenheit, bei ihr den beſeligenden Inhalt des irdiſchen Daſeins. In ſeinen „Idyllen“, ſeinen Schäfergedichten ohne Versbindung, womit er vorzüglich den allverbreiteten überſchwenglichen Ruhm gewann, hat er ſich eine Hirtenwelt erſchaffen, die gleichſam ein Gemälde des Menſchenweſens giebt vor der erſten Sünde, ein Gemälde unverletzter Sittenreinheit von der Wiege bis zum Grabe. Lichtbilder wollte Geßner zeigen dem dunkel- und dünkelhaften Kampfleben um Schein und Schimmer in bürgerlichen und täuſchend geſelligen Verhältniſſen. Seine Einbildung ſchuf nun Geſtalten, die faſt ohne Ausnahme den Spruch verſinnlichen: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nimmer in's Himmelreich kommen.“ Dabei waren Geßner's edle Seele und ſanftmüthiges Herz von Güte ſo überfließend, daß er das Himmelreich zur Erde herab dichtete für ſeine Geſchöpfe, die ſämmtlich von ſo gleicher Liebenswürdigkeit ſind, um kaum zweifeln zu können, man würde ſich in ſtetem Umgange mit ihnen ausgezeichnet langweilen. Einer fühlt wie der Andere, Einer denkt nicht weiter als der Andere, und in den verſchiedenen Anregungen der Innerlichkeiten glaubt man immer nur Denſelben oder Dieſelbe zu hören und zu ſehen. Dennoch laſſen ſich die „Idyllen“ nicht der Einerleiheit beſchuldigen; das Einfache leidet nicht an auffälligen Wiederholungen, in den einheitlichen Zuſtänden fehlt es nicht an Verwandeltem, und durchgeiſtigt iſt das Ganze von erwärmender Naturliebe, die uns ſogar in Schilderung des Winterlichen anweht wie nahender Frühling. Wenige Zeilen aus Geßner's Vorrede zu den „Idyllen" deuten ſeinen Standpunkt zur Wirklichkeit an, indem wir leſen: „Scenen, die der Dichter aus der unverdorbenen Natur herholt, gefallen uns um ſo viel mehr, weil ſie oft mit den ſeligſten Stunden, die wir durchlebt, Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Oft reiß' ich mich aus der Stadt los, fliehe in einſame Gegenden; dann entreißt die Schönheit der Natur mein Gemüth allem Ekel und allen widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verfolgt hatten; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit bin ich dann glücklicher wie ein Hirt im goldenen Weltalter und reicher als ein König." — Mit dieſem Drange, verkünſtelten Zuſtänden zu entkommen, verirrte ſich Geßner als Dichter in Einſeitigkeit, nahm ſeine Zuflucht zu einer Malerei, die der Menſchheit eine Ueberfülle des Herzigen verlieh, und die Beſchränkung des Geiſtigen mehr heilſam als ſtörend betrachten läßt. Fern von ſtaatlichen Verwebungen, nicht trachtend nach Wiſſenſchaft und Kunſt über den alltäglichen Bedarf hinaus, bildet er ſeinen Geſegneten mit bewahrter Unſchuld ein Wonneloos im Genügen an Hütte und Ziegenheerde bei Liebeslabung und Hirtenflöte.

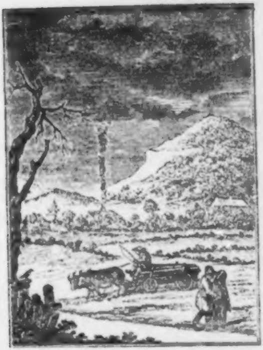
Woher nun aber der Reiz, deſſen Macht die Verehrung Geßner's bis zum Vergöttern erhob? Es war die Wirkung des Gegenſätzlichen; man fand ſich in dem die Lebensluſt oft erdrückenden Kreislauf des herkömmlich Bedingten und Gebundenen, der Hab- und Genußgier ſo unwohl, daß man ſich einredete, man werde gern alle Güter des Strebens und Gewinns opfern für Weniges in voller gemüthlicher Freiheit, die im Ueberdrange oft auch anderweitig in das Haltloſe, in Verwirrung, bis zuweilen in das Wüſte hinein verlockt. In ſolcher Richtung vergißt man viel Vernunft, unter Anderem vergaß man auch in Verzückung, daß Geßner, der wider Verkünſtelung Urbilder aufſtellen wollte, in ſeiner Hirtenwelt eigentlich nur die Einfachheit verkünſtelte.

Ob ein Gefühls-Eden, wie es Geßner ſich dichteriſch erträumte, noch jetzt einen anſteckenden Rauſch des Herzblutes erregen könnte? — ob dann auch darüber zu ſagen wäre: Alles ſchon dageweſen? — Wir wollen nicht abſprechend urtheilen, doch iſt jedenfalls die Zurückführung einer verhundertjährigen Zaubermacht der Empfindſamkeit mindeſtens unſerer Gegenwart mit ihrer Zerſtreuungs- und Vergnügungsjagd nicht nahe. — Der Unterzeichnete bekennt jedoch, daß er in ſeiner Jugend bis anderthalb Jahrzehnde nach Geßner's Scheiden zum Dorthin, wo ihm ein Himmels-Eden zu gönnen iſt, noch andächtig mit ihm geſchwärmt habe. In heiligem Schauer betrachtete er die kleinen Chodowiecki'ſchen Aetzbildchen zu den „Idyllen“, beſonders zwei Darſtellungen mit den Unterſchriften: „Dort, wo der Rauch aus den Bäumen wallt, dort wohnt meine Phillis“, und: „Vielleicht, wenn du wiederkommſt, ſchöner Herbſt, vielleicht ſeh' ich dich dann nicht mehr.“ — Wer einem Streifzug in das Dichtungsland Geßner's nicht abhold iſt, dem könnten die beiden „Idyllen“, denen dieſe Unterſchriften angehören, eine geiſtige Auswahl ſein, weil ſie Geßner's Natur-Auffaſſung in beſchränkter Anſicht doch umfaſſend, ſein Tändeln mit den Gefühlen am ungeſchminkteſten, ſeinen Werth alſo am beſten einleuchten laſſen. Möge demnach der etwa mit der Wortmalerei Geßner's unbekannte Leſer freundlich verſuchen, ob er aus Folgendem einen Stimmungs-Anhauch empfindet.

I.

Daphnis.

An einem hellen Wintermorgen ſaß Daphnis in ſeiner Hütte; die lodernden Flammen angebrannter dürrer Reiſer ſtreuten angenehme Wärme in der Hütte umher, indeß der herbe Winter ſein Strohdach mit tiefem Schnee bedeckt hielt; er ſah vergnügt durch das enge Fenſter über die wintrichte Gegend hin. Du herber Winter! ſo ſprach er: du biſt doch ſchön. Lieblich lächelt izt die Sonne durch die dünn benebelte Luft über die ſchneebedeckten Hügel hin; flimmernder Schneeſtaub flattert umher, wie in Sommertagen über dem Teich kleine Mücken im Sonnenſchein tanzen. Lieblich iſt's, wie aus dem Weißen empor die ſchwarzen Stämme der Bäume zerſtreut ſtehn, mit ihren krumm geſchlungenen unbelaubten Aeſten, oder eine braune Hütte mit dem beſchneiten Dach; oder wenn die ſchwarzen Zäune von Dornſtauden die weiße Ebene durchkreuzen. Schön iſt's, wie die grüne Saat dort über das Feld hin die zarten Spitzen aus dem Schnee empor hebt, und das Weiß mit ſanftem Grün vermiſchet. Schön glänzen die nahen Sträuche; mit Duft geſchmückt ſind ihre dünnen Aeſte, und die dünnen umherflatternden Fäden. Zwar iſt die Gegend öde, die Heerden ruhen eingeſchloſſen im wärmenden Stroh, nur ſelten ſieht man den Fußtritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das ſein Hirt im nahen Hain gefällt hat. Die Vögel haben die Gebüſche verlaſſen; nur die einſame Meiſe ſin-



get ihr Lied, nur der kleine Zaunſchlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kommt freundlich zu der Hütte, und picket die hingeſtreuten Körner. Dort, wo der Rauch aus den Bäumen in die Luft empor wallt, dort wohnt meine Phillis. Vielleicht ſitzeſt du izt beim wärmenden Feuer, das ſchöne Geſicht auf der unterſtützenden Hand, und wünſcheſt den Frühling. Ach Phillis! wie ſchön biſt du! Aber, nicht blos deine Schönheit hat mich zur Liebe gereizt. O wie liebt' ich dich ſeit jenem Tag, da dem jungen Alexis zwei Ziegen von der Felſenwand ſtürzten! Er weinte, der junge Hirt. Ich bin arm, ſprach er, und habe zwei Ziegen verloren; die eine war trächtig. Ach! ich darf nicht zu meinem armen Vater in die Hütte zurückkehren. So ſprach er weinend; du ſaheſt ihn weinen, Phillis, und wiſchteſt die mitleidigen Thränen vom Auge, und nahmeſt aus deiner kleinen Heerde zwei der beſten Ziegen. Da, Alexis, ſprachſt du, nimm dieſe Ziegen; die eine iſt trächtig. Und wie er vor Freude weinte, da weinteſt du auch vor Freude, weil du ihm geholfen hatteſt. O! ſei immer unfreundlich, Winter; meine Flöte ſoll doch nicht beſtaubt in der Hütte hangen, ich will dennoch von meiner Phillis ein frohes Lied ſingen. Zwar haſt du Alles entlaubt, zwar haſt du die Blumen von den Wieſen genommen: aber du ſollſt es nicht hindern, daß ich einen Kranz flechte; Epheu und das ſchlanke Immergrün mit den blauen Blumen will ich durch einander flechten. Und dieſe Meiſe, die ich geſtern fing, ſoll in ihrer Hütte ſingen. Ja, ich will dich ihr heute bringen und den Kranz; ſing' ihr dann dein frohes Lied, ſie wird freundlich lächelnd dich anreden, und in ihrer kleinen Hand die Speiſe dir reichen. O wie wird ſie dich pflegen, weil du von mir kommſt!

II.

Tityrus. Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas, am mildern Sonnenſtrahl, und ſah durch die herbſtliche Gegend hin, ſanft ſtaunend, als Tityrus, ſein jüngſter Sohn, unbemerkt ſchon lang' an ſeiner Seite ſtand; voll ſanften Entzückens ſeufzte der Greis, und der Sohn ſah lang' mit ſtiller Freude auf den Vater herunter. Vater, ſprach er izt mit ſanften Worten, wie ſüß muß dein Entzücken ſein! Lange ſchon ſeh' ich's, wie dein Blick die herbſtliche Gegend durchwandelt, und höre dein Seufzen. Vater, gewähre mir izt eine Bitte.

Menalkas. Sage deine Bitte, mein Lieber, und ſetze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küſſe. Und Tityrus ſetzte ſich an ſeine Seite, und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne.

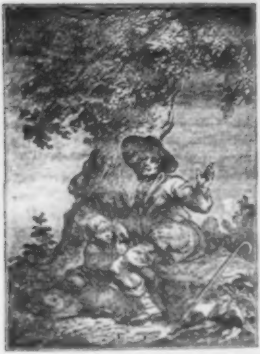
Vater, ſo fuhr der Jüngling fort: mir erzählte mein älteſter Bruder — denn oft, wenn wir im Schatten bei der Heerde ſitzen, dann reden wir von dir, und dann fließen uns Thränen von den Augen, Freudenthränen — Er hat mir erzählt, dich habe vordem die Gegend den beſten Sänger genannt, und manche Ziege habeſt du im Wettgeſange gewonnen. O wollteſt du es verſuchen, mir izt ein Lied zu ſingen, izt, da die herbſtliche Gegend dich entzückt? Gewähre mir, Vater! gewähre mir dieſe Bitte.

Sanft lächelnd ſprach izt Menalkas: Ich will es verſuchen, ob mich die Muſen noch lieben, die ſo oft den Preis mir erſingen halfen; ich will ein Lied dir ſingen.

Izt durchlief ſein Blick noch einmal die Gegend, und nun hub er an:

Höret mich, Muſen! höret mein heiſeres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauſchenden Bächen und ſtillen Hainen nie unerhört mich gelaſſen. Laßt mir dies Lied gelingen, mir grauem Greiſe.

Was für ein ſanftes Entzücken fließt aus dir izt mir zu, herbſtliche Gegend! Wie ſchmückt ſich das ſterbende Jahr! Gelb ſtehn die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her, gelb ſtehn die Aepfel- und die Birnbäume auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirſchenbaums durchkreuzt. Der herbſtliche Hain iſt bunt, wie im Frühling die Wieſe, wenn ſie voll Blumen ſteht. Ein röthliches Gemiſche zieht von dem Berg ſich ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauſchet ge-



ſunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen, ernſthaft irren die Heerden an welkem, blumenloſem Gras, nur ſteht die röthliche Zeitloſe da, der einſame Bote des Winters. Izt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume, die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde. O, ſo gehe Keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn ſüße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden geſtreut. Denn, Sohn, der Segen ruhet bei der Hütte des Redlichen und bei ſeiner Scheune. O Sohn! wer redlich iſt, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trügendem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann ſteigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören ſegnend ſeinen Dank und ſein Flehn. Ihm ſinget die Eule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnet ſicher, und ruhet unter ſeinem friedlichen Dach, die freundlichen Hausgötter ſehen des Redlichen Geſchäfte, und hören ſeine freundlichen Reden, und ſegnen ihn. Zwar kommen trübe Tag' im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im ſegenvollen Sommer, aber, Sohn, murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden miſchet. Vergiß nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet, ihr Sturmwinde, ſchonet des herbſtlichen Schmuckes; laßt ſanftere Winde ſpielend das ſterbende Laub langſam den Bäumen rauben, ſo kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht wenn du wiederkommſt, ſchöner Herbſt, vielleicht ſeh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entſinkt dann das ſterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So ſang der Greis, und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an ſeine Wangen. —

Selten hat Geßner ſeine Gefühlsmalerei in den „Idyllen“ bis zum Zürnen erweitert, es geſchieht aber zuweilen, und dann fliegt der Pfeil nur zu ſeines Eden's Jenſeits, wie — zum Beiſpiel — in dem Geſpräch zwiſchen „Daphnis und Mycon.“ Da lieſt man, als von dem „im Sumpf verſchütteten“ Denkmal eines Eroberers die Rede iſt:

„Ein Unmenſch war er. Fruchtbare Felder hat er verwüſtet und freie Menſchen zu Sclaven gemacht. Die Hufe ſeiner Reiter ſtampften die Saaten zu Boden, und mit den Leichen unſerer Voreltern hat er die öden Felder überſäet. Wie wüthende Wölfe die Heerden überfallen, ſo überfiel er mit bewaffneten Schaaren die Unſchuldigen, die ihm kein Leid gethan. So dachte er ſich in ſeiner Bosheit groß, brüſtete ſich in marmornen Paläſten, ſchwelgte in dem Raub unglücklicher Länder, und da hat er dies Denkmal ſeiner Bosheit ſelbſt hierher gebaut.“ — „Ein Unmenſch war Der, aber wie einfältig! Seinen Greuelthaten baut er ein Denkmal, daß auch die ſpäten Nachkommen ſie nie vergeſſen, nie vergeſſen, wenn ſie hier vorübergehen, ſeinem Andenken zu fluchen!“

Das iſt kräftig und anwendbar genug! — es bezeichnet den friedvollen Geßner in umfaſſender Liebe, in ſolcher, die auch für Freiheit glüht, aber nur als Freiheit anerkennt, was zugleich Menſchlichkeit iſt. Ueberhaupt haben wir ihm nachzurühmen, daß er ein Muſter ſein kann im Bewahren des Schlichten, Rechtſchaffenen und zugleich Milden. Verbindet man mit ſeinen Dichtungen ſeinen Lebenswerth, läßt ſich jedenfalls an eine beglückende Nachbarſchaft edler Geſinnung und uns anheimelnder Einfachheit denken, was wohl begeiſterte Sehnſucht nach inniger Stille erwecken könnte im Wirbelſpiel kampf- und umſturzſüchtiger Leidenſchaften unſeres Jahrhunderts.

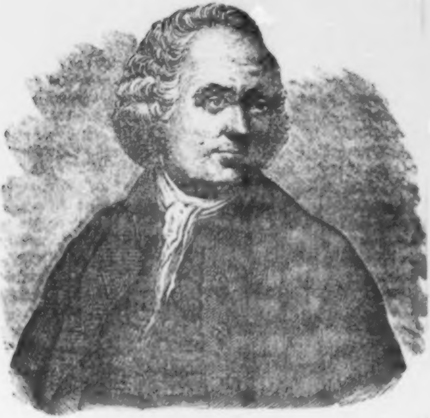
Gh.

Ein Jahrhundert der Amerikaner.

Am 24. Auguſt 1765 ereignete ſich die erſte That der Amerikaner gegen die Gewaltſchritte der engliſchen Regierung; man verbrannte in

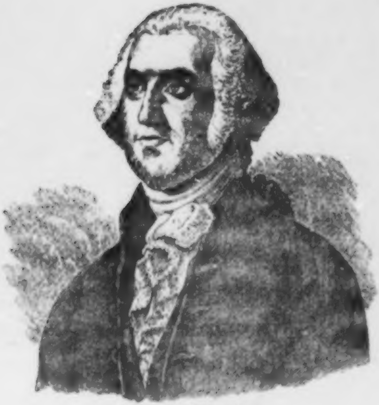
New-York ſämmtliche Ballen voll Stempelpapier, das durch einen Londoner Parlamentsbeſchluß in Amerika eingeführt werden ſollte. Von dort bezweckte man noch andere Abgaben, während die durch Uebereinkommen berechtigte Selbſtbeſteuerung beanſprucht wurde von den eingewanderten Vorfahren der jetzigen Amerikaner. Dieſe, und wir mit ihnen, haben alſo im Jahr 1865 zurückzublicken auf ein Jahrhundert, in welchem ſich bei jenem Volke die heutigen Zuſtände entwickelten. — Wir wünſchen, daß auch die Deutſchen das Ergebniß von 1765 bis 1865 ſich anſchaulich machen möchten; da werden ſie eben ſo leicht als freudig ſagen, daß die urſprünglichen Anfänge des dortigen Kampfes um Unabhängigkeit von der Willkür achtungswerth ſind, beſonders durch Einfluß zweier Männer. Deren Einer, Franklin, begann den tüchtigſten Grundbau geiſtiger Bildung, im Verein dann mit dem Andern, Waſhington, hat er die ſtaatliche und geſetzliche Ordnung in edler Weiſe feſtgeſtellt; Beide verdienen ein ewig dankbares Beachten. — Der bis zum Jahre 1783 fortgeſetzte Unabhängigkeits-Kampf gehört zu den ſchönſten Zügen ehrenwerthen Volksſinnes; die Verfaſſung, will man Volksherrſchaft bedingen, iſt eine vorzügliche, und was hat ſie in dem einen Jahrhundert, oder beſtimmter ſeit noch nicht achtzig Jahren, ſeit 1789 bewirkt? Wir brauchen nicht umſtändlich hinzuweiſen auf die gegenwärtigen Wirren Amerika's, Jeder hat darüber Widerwärtiges, Entſetzliches und Tieferſchütterndes in jüngſter Zeit leſen können. Wir ſehen ein Volk, das ſeinen Freiheitskampf bewunderswürdig gemäßigt durchfocht, ihn mit vollſtem Glück endigte, das für Neigung zur Vielherrſchaft die beſte Verfaſſung empfing, dann aber durch Handelsanreize, durch die Sucht, ſchnell und möglichſt bequem reich zu werden, ſich verführen ließ, die ſchlimmſten Mittel nicht zu ſcheuen. Wir ſehen es im Norden und Süden gegenſeitig im verheerendſten und mörderlichſten Kriege, ſehen den Norden — der Sage nach — aus Menſchlichkeit unmenſchlich, den Süden ebenſo unmenſchlich — der Sage nach zum Schutze unentbehrlicher Verhältniſſe. Während man dort angeblich gegen die Sclaverei kämpft, ſie hier angeblich als nothwendig, als unerläßlich ſchildert, treibt man auf beiden Seiten Heere von Geknechteten zum Schlachtfelde, auf dem Tauſende verbluten; — es iſt ein Geflecht aus babyloniſcher Verwirrung!

Wir wollen, wie ſchon geſagt, nicht umſtändlich erörtern: der eitle, grenzenloſe Uebermuth iſt handgreiflich; wir zeigen nur andeutend hin auf das Geſammte des Umwandelns und Umwälzens innerhalb eines



Benjamin Franklin.

einzigen Jahrhunderts, das in der Meinung und im Begünſtigen die „neue Welt“ redſelig und hinſtrömend bevorzugte. Durch Franklin und Waſhington hatten die Amerikaner für ihre Volksherrſchaft das möglichſt Gute; die von beiden Männern gegebenen Grundlagen waren tüchtig und würdig. Wenn jedoch die Amerikaner bald nach erlangtem Frieden von 1783 Europa meiſterten, wenn in Europa Ueberſpannte ſogleich als durchgängig volksgemäßes Muſter dies junge, hinſichtlich der Zukunft noch völlig ungeprüfte Amerika verherrlichten, wird man ſich unzweifelhaft bekennen müſſen, daß es nur geſchehen konnte, weil das richtige Bedenken, die klare Einſicht mangelte. Dies beſtätigt ſehr offenbar, daß leider gar Viele nicht befähigt ſind, aus der Weltgeſchichte, bevor ſie Lärm anregen, ſich ein Weltgelichte zu erwerben, in ihren dunkeln Begriffen ſich aber trotzdem einbilden,



Georg Waſhington.

hr Wille und Streben reiche aus, ein beliebig neues Volksſchickſal herauszufordern. — Gewiß, die von Franklin und Waſhington gegebenen Grundlagen waren tüchtig und würdig; ehe man aber mit der Vielköpfigkeit die Schule des Streits und Widerſtreits durchgemacht, ehe man in der Wirklichkeit erfahren hat, daß die lebendigen Leidenſchaften herrſchen, keinesweges die todten Buchſtaben, ſoll man nicht vorausſetzen, daß bei ihnen alles Heil zu finden ſei. Bemächtigte man ſich jener Erfahrungen, dann erſt folgt die Ueberzeugung, daß die Altdeutſchen ſehr vernünftig urtheilten mit ihrem Sprüchwort: „Hält der Buchſtab' dich gefangen, kannſt du nicht zum Geiſt gelangen.“

Nein, ihr Amerikaner, ihr habt nicht bewieſen, daß ihr Europa meiſtern durftet! Ihr habt eure falſche Adelsmacht durch Gelddünkel in niedrigſter Art, habt den bewaffneten Gewaltſinn, habt umfänglichen Nachbarshader: dieſe Auswüchſe ſind ſeit achtzig Jahren nicht gemindert, ſie ſind vermehrt worden, und euer Präſident wie ſeine von euch auserwählten Beiſitzer betreiben nicht ſelten Zwangsherrſchaft bei ſtetem Zwiſt. Das iſt der Lauf der Dinge, wir beſcheiden uns damit, immer nach Beſſerem trachtend, was aber nicht im Zwieſpalt, was nur auf dem Wege des beſonnenen Ausgleichens erreicht werden kann. — Ihr Amerikaner habt mit Knabenwitz die aus Jahrhunderten hervorgewachſenen Erfahrungen Europa's beſpöttelt, aber nicht beſiegt, und hat die Ueberſchätzung des Eurigen bei Schwärmern eine Unterſchätzung des Unſrigen bewirkt, es iſt kein Gewinn für Euch, denn der Veränderungstrieb brachte euch in gleiche Mißlichkeiten und Gefahren; daß ſie dort und hier im Frieden gebeſſert und überwunden werden, haben wir uns wechſelſeitig von Herzen zu wünſchen.

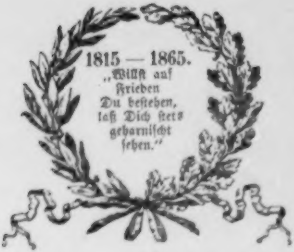
Der Streit der Regierungsarten iſt ein ſehr ſchwieriger, die Weltgeſchichte hat ihn bisher eben ſo wenig entſcheiden als ſchlichten können; klar genug belehrt ſie uns darüber, daß Vielherrſchaft die goldene Zeit nicht ſchuf. Kein Volk ſoll ſich demnach im Aufregungstaumel raſche Veränderungen herbeitoben, ſich nicht von Schmeichelreden verleiten laſſen, ſondern den ruhigen Fortſchritt im Allmäligen ſich aneignen. Selbſt dem ſogenannt großen Alexander iſt das Zerhauen des Knotens ſehr übel bekommen! —

Die Menſchen ſind überall unbeſtändig, ſind überall nahebei dieſelben, werden es bleiben; man wird in der neuen und in der alten Welt das ſtaatliche Wunderland eben ſo wenig entdecken, als die Stockgläubigen im Irdiſchen ihr tauſendjähriges Seligkeitsreich. War jedoch den Ueberſpannten Amerika ein Land der Verheißung, es könnte ſich fügen, daß es völlig ein Land der Abſchreckung wird, was Gott verhüte! Nicht befallen von der Luſt, uns im Schwarz- und Weiſſagen zu überheben, wollen wir lieber hoffen, als fürchten, und bitten die Zukunft, in Zeiten der Noth für uns ſolche Männer wie Franklin und Waſhington bereit zu haben. — Wir Deutſche könnten daran glauben; denn ſagten einſt hochmüthige Yankee's von Lafayette, der ihnen im Unabhängigkeits-Kampfe hülfreich diente: „Er wäre es werth, Amerikaner zu ſein!“ wollen wir, in den beiden Männern Spuren der Verwandtſchaft erkennend, beſcheiden ſagen: „Erwecke die Vorſehung den Deutſchen ſtets ſo Erleuchtete wie Franklin und Waſhington!“ — denn ſie ſind unſchuldig an Verunſtaltung deſſen, was nach den Volkszuſtänden Amerika's eben ſo rechtſchaffen als weiſe war, und bei Eintracht in der Benutzung auch die Dauer des erſiegten Segens ſicherte.

Gz.

Zur Friedensfeier im Jahr

1865.



Das in dem Kranzraum benutzte altdeutſche Sprüchwort iſt leider noch ſehr gültig, denn es fehlen nicht Anzeichen, daß die Nothwehr unvermeidlich werden kann, was allein den Krieg, der gegen Bildung und Chriſtenthum zeugt, zu rechtfertigen vermag. Gewiß nennt es Niemand Bildung, verübt Volk gegen Volk tauſendfachen Todſchlag, da doch der einzelne mit dem Tode beſtraft wird, und damit gar nicht in Verbindung bringen läßt ſich das Chriſtenthum, deſſen Stifter uns ſagt: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.“ (Ev. Matthäi Cap. 5, Vers 9.) — Die Bildung macht ſich aber ſehr oft zweifelhaft, und wäre bei jedem Verleugnen des Chriſtlichen ein Hahnſchrei zu hören, die Menſchheit verlöre alles Gehör durch immerwährend ſchmetterndes Hahngekrähe von ſämmtlichen Stätten des Erdbodens. — Sei jedoch der Dinge Lauf kein lichter und grader, es iſt jedenfalls, wie wir 1863 das Halbjahrhundert des erſten Friedens im Befreiungskriege aus vollem Herzen begrüßten, 1865 auch dem zweiten, am 20. November 1815 erfolgten Frieden feſtlich und innigſt zu danken.

Im Jahr 1813 wurde die Schlacht bei Leipzig die entſcheidende, im Jahr 1815 war es die Schlacht bei Belle-Alliance. Die Ehre des Sieges und Nachruhms theilen Blücher und Wellington, obwohl zugleich über beiderſeitige Heere, von Freund und Feind, das Außerordentlichſte in Ausdauer der Tapferkeit und des Opfermuthes zu berichten iſt. Wir haben dies in unſerm Volksbüchlein für 1840 gethan, wollen jetzt nur des Friedens gedenken, der durch damalige Eintracht der Deutſchen und Treue ihrer Verbündeten eine erhebende Erinnerung bleibt für uns und alle Zeit. Halten wir dieſe Erinnerung feſt in der Geſinnung, ſtreben wir immer danach, Eintracht unter uns und mit andern Völkern zu bewahren, und wäre, unbeſchadet der unerläßlichen volkspflichtigen Selbſtachtung, zwiſchen Frieden und Hader zu wählen, mag man auf Grund der chriſtlichen Bildung getroſt mit Abraham a Santa Clara ſagen: „Beſſer ein Friederich als ein Hadrian!“ — Mit ſolchem Entſchluß wollen wir eben ſo muthig als verträglich in die Zukunft hineinſchauen, und für die Halbjahrhundertfeier des Friedens von 1815 wünſchen:

Seit Bell' Alliance funfzig Jahr,
In denen Schein des Friedens war;
Bring' uns mit Fried' und Einigkeit
Nun wahrhaft Bell' Alliance die Zeit!

A. Wilhelmi.

„Stiefmütterchen.“

Eines der Veilchen ward neidiſch über die Pracht der Blumen, die auf der Flur emporragten, es klagte und murrte immer lauter in ſeiner Umhüllung. Da ſprach der Schöpfer: „Mag dein Wunſch ſich erfüllen! Wachſe höher und ſei glänzender geziert als deine Geſchwiſter!“ — Das Veilchen erhob ſich, und zu dem Veilchenblau aus Roth und Blau — den Sinnbilds-Farben für Liebe und Treue im Bunde — geſellte ſich das ſchimmernde Gelb, des Neides Andeutung; doch war auch — den vielen Blumen der Pracht nun gleichend — der erquickende Duft entwichen. So ward die Umgeſchaffene die Mutter eines neuen Geſchlechts der Blumen; doch waren dieſe von den Menſchen minder geachtet, als die in Anſpruchsloſigkeit ihren Duft verbreitenden Veilchen. Weil nun den neuen Blumen die Tugend der Demuth, auch die beſſere Liebe der Menſchen genommen war durch der Erzeugerin eitlen Drang nach Glanz und Erhöhung, nannten ihre Kinder ſelbſt ſie „Stiefmütterchen“, vererbten ſelbſt dieſen Namen zum Gedächtniß der unliebſamen Verwandlung.

Schluß-Gloſſe.

„Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.“ **Goethe.**

Wahn und Rauſch ſind Herr'n der Erde! —
Da wird machtlos edles Träumen,
Und Verdampfen wird nicht ſäumen,
Wie ſich Gluth für Recht geberde.
Ob es klinge, ob verhalle,
Was als Glück die Menſchen preiſen,
Mannhaft iſt's oft abzuweiſen:
Eines ſchickt ſich nicht für Alle.

Nicht im Hoffen, nicht im Schwärmen
Iſt die ſich're Bahn gefunden;
Doch ſind flüchtig alle Stunden,
Ob im Jauchzen, ob im Härmen!
Daß die Sorg' uns nicht zerreibe,
Lehrt uns Zeit, die Wünſche ſtillen;
Dienſtbar ſchrankenloſem Willen,
Sehe Jeder, wie er's treibe.

In uns ſelber blühet Leben,
Draußen wirbelt nur Verwirrung,
Da zerſpaltet ſich in Irrung
Alles Friedens heit'res Streben.
Wenn dem Geiſt mehr als dem Leibe
Wir die Luſt zuſammentragen,
Können wüſtem Troß wir ſagen:
Sehe Jeder, wo er bleibe.

Feſter Stand iſt zu erringen
Uns im Innern; — wenn dann ſchwanken
Zu Gefühlen noch Gedanken:
Nie zum Sinken kann es zwingen.
D'rum, wie ſich im bunten Schwalle
Blinder Sinnesdrang mag drehen,
Strebe Jeder, feſt zu ſtehen,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Gh.

Anzeigen.

Bitte.

Ein Univerſitäts-Lehrer der Geſchichte, für dieſe bisher auch ſchon als Schriftſteller beſchäftigt, hat den, durch ihn ſchon vielfach angebahnten, zum Theil auch bereits in der Handſchrift ausgeführten Zweck, eine

„Geſchichte der deutſchen Städte aller Gauen“

herauszugeben. — Gewiß iſt ein umfaſſendes, treues Gemälde deſſen, wie unſere deutſchen Städte hinſichtlich ihrer Verfaſſung und Verwaltung allmälig das wurden, was ſie jetzt ſind, und was ſie zum Werden der heutigen Zuſtände beigetragen haben, für Mitdenkende der Unterſtützung wohl werth, und ſie wäre bedeutend, wenn man von dort, wo eine gedruckte

Stadt-Chronik

vorhanden iſt, davon dem Verfaſſer ein Exemplar zukommen ließe, was er, wird es verlangt, nach der Benutzung zurückbeſorgen würde.

Um geneigte Zuſendungen erſucht er auf dem buchhändleriſchen Wege entweder unmittelbar durch die **Vereins-Buchhandlung in Berlin**, oder mittelbar an dieſe durch **J. G. Mittler's Buchhandlung in Leipzig.**

Für jede Gewährung dieſer angelegentlichen Bitte ſagt der Verfaſſer herzlichen Dank, ebenſo für die hiermit angeſprochene Gefälligkeit, wenn öffentliche Blätter durch weiteres Verbreiten oder Hinweiſen auf dieſe Anzeige das Unternehmen fördern.

Im Verlage von **R. Gaertner** in Berlin erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wredow's Gartenfreund.

Eine Anleitung zur Erziehung und Behandlung der Gewächſe im Gemüſe-, Obſt- und Blumengarten, in Wohnzimmern, Gewächshäuſern und Miſtbeeten, ſowie der Bäume und Zierſträucher im freien Lande.

Elfte Auflage.

Nach den neueſten Erfahrungen vermehrt von

H. Gaerdt,
Obergärtner des Herrn Borſig
zu Moabit.

und

E. Neide,
Königl. Obergärtner
in Berlin.

gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr.; dauerhaft geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Brandt's homöopathiſcher Hausarzt,
bereits in 8ter Auflage erſchienen, iſt fortwährend in allen Buchhandlungen zu haben. Preis 20 Sgr.

Fabrikanten, Gewerbtreibenden, Künstlern, Gärtnern, Oekonomen, sowie allen **Haushaltungen** empfohlen:

Allgemeines chemisch, technisch-ökonomisches Recept-Lexikon. Eine Sammlung praktischer Erfahrungen, ganz neuer Entdeckungen und Beobachtungen in der technischen Chemie, Gewerbskunde, Gärtnerei, Land- und Hauswirthschaft etc. von **Dr. A. R. Percy. Zweite** vollständig umgearbeitete, verbesserte und vermehrte **Auflage.** gr. 8. geh. 75 Bogen in 1 Bde. Thlr. 3. oder fl. 5. Verlag der **Friedr. Korn**'schen Buchhadlung in Nürnberg. ☞ Zur leichtern Anschaffung auch in 15 Lieferungen à 6 Sgr. oder 20 kr. in beliebigen Zwischenräumen zu beziehen. — **Es ist ein treuer Rathgeber in der Werkstätte, im Hause, Garten und Feld, dessen Anschaffung reichen Gewinn und zahlreiche Ersparungen bringen wird.**

Bei **Eduard Kummer** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen:

Die phyſiſche Lebenskunſt

oder

praktiſche Anwendung der Naturwiſſenſchaft

auf

Förderung des perſönlichen Daſeins.

Ein Familienbuch

von

Dr. med. H. Klencke.

Vollſtändig in 30 Druckbogen in 8⁰, welche in 5 Lieferungen ausgegeben wurden. Subſcriptionspreis jeder Lieferung nur 9 Ngr.

Inhaltsverzeichniß. 1. Der Selbſterhaltungstrieb und die Wiſſenſchaft (Einleitung). — 2. Zu langſames und zu geſchwindes Leben. —

3. Wachen und Schlaf. — 4. Luft, Licht und Waſſer und das Leben. — 5. Der Stoffwechſel und deſſen Erſatz. — 6. Die Kunſt richtig zu eſſen und zu trinken. — 7. Das Salz des Lebens. — 8. Die Verdauungsfertigkeit. — 9. Die Krankheitsanlage. — 10. Arbeit und Beruf. — 11. Die Cultur des Leibes und Geiſtes. — 12. Klima, Kleidung und Wohnung. — 13. Die Gewohnheiten. — 14. Die Medicamente und Curen. — 15. Die Geſelligkeit und das Wiſſen. — 16. Das Gleichgewicht im Geiſte und Gemüthe. — 17. Die Vorſicht in Gefahr. — 18. Liebe und Ehe. — 19. Kind- und Jugendleben. — 20. Das glückliche Greiſenalter. — 21. Der ſanfte Tod.

Allen Denen, welche ihr phyſiſches Wohl ſyſtematiſch conſerviren wollen, kann dieſes Buch als ein in jeder Hinſicht zuverläſſiger Rathgeber angelegentlich empfohlen werden.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

„Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele."

Der Jahrgang für 1865 (Vierundvierzigſter) wird enthalten:

Täuſchung auf Täuſchung. Luſtſpiel in drei Aufzügen (nach einer wahren Begebenheit) von H. Rino. — Nur nicht ängſtlich. Poſſe in vier Akten von Fr. Tietz. — Ali und Sirrah. Komödie in vier Aufzügen von A. E. Brachvogel. — Gegenüber. Schauſpiel in zwei Aufzügen von A. P. (Die beiden Buchſtaben ſind nicht mehr Geheimſchrift zu nennen.) — Der Freigeiſt. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von G. E. Leſſing. Bearbeitet von * * *. (Preis wie immer 1⅓ Thlr.)

Der Jahrgang für 1864 (Dreiundvierzigſter) enthält:

Die Ritterprobe. Schwank in einem Akt von J. C. Kleebus. — Der Sohn des Wucherers. Drama in vier Aufzügen von A. E. Brachvogel. — Alles Maske! Schwank in einem Akt von Heinrich Smidt. — Der Herr Inſpektor. Luſtſpiel in vier Akten von Friedrich Tietz. — Der Brautkranz. Dramatiſirte Romanze von F. W. Gubitz. — Der Kammerdiener. Poſſe in vier Aufzügen von P. A. Wolff. (Zweite Auflage.)

So weit es der Raum erlaubt, bezeichnen wir noch als Schriften unſeres Verlags:

Dr. **W. Andreſſe** (unter Mitwirkung erfahrener wirthſchaftlicher Hausfrauen). Hausbuch für Frauen. Enthaltend alles Wirthſchaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumengarten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäſche, Bleich- und Färbekunſt für den häuslichen Bedarf, mit beſonderer Rückſicht auf Erſparniſſe. $1^2/_3$ Thlr. (Gewinn für jede Familie.)

Dr. **W. Andreſſe.** Der praktiſche Hausarzt. $1^1/_3$ Thlr. (Der Verfaſſer, neben umfangreicher Praxis auch Armenarzt, zeigt den graden Hülfsweg.)

* * * Die Auferweckung des Lazarus. Eine Erzählung. Mit ſechs Holzſchnitten im Buntdruck. 15 Sgr. (Die drei Sternchen ſind Verhüllung eines berühmten Schriftſtellers.)

Franz Becker. Neues Schatzkäſtlein für die Jugend. Mit elf Abbildungen. 15 Sgr. (Sehr mannichfaltig in Nützlich- und Ergötzlichkeit.)

Fr. Bertram. Der erzählende Freund. Belehrendes und unterhaltendes Geſchenk für die Jugend. $1^1/_6$ Thlr. (Enthält neben vielem Anderen den vollſtändigſten „Robinſon“, bedeutend weiter berichtend als das Buch von Campe.)

Fr. Bertram. Lehre und Erholung. Bilder des Lebens. Für die wißbegierige Jugend geſammelt. $22^1/_2$ Sgr. (Reichhaltig.)

Fr. Bertram. Fleiß bringt's weiter als Gewinnſucht. Jugend- und Volksbuch. Mit zehn Holzſchnitten. Zweite Auflage. $12^1/_2$ Sgr. (Ebenſo!)

Fr. Bertram. Was ſoll ich aus meinem Sohne machen? — Was ſoll ich aus meiner Tochter machen? Andeutungen für Eltern und Erzieher. Zweite Auflage. 5 Sgr. (Ein Leitſtern!)

Dr. **Chr. Birch.** Marguerite. Roman in drei Bänden. 3 Thlr. (Geiſtreich im Seelenleben!)

Blätter der Erinnerung an Friedrich Wilhelm III. Mit Bildniß. 6 Sgr. (Von ſeiner Geburt bis zum Tode.)

Clemens Brentano. Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Annerl. Zweite Auflage. 10 Sgr. (Klaſſiſch!)

Clemens Brentano. Die mehreren Wehmüller und ungariſchen National-Geſichter. Erzählung. Zweite Auflage. 10 Sgr. (Ebenſo!)

Aug. Ellrich. Die Ungarn, wie ſie ſind. Charakter-Schilderungen dieſes Volks in ſeinen Verhältniſſen und Geſinnungen. Zweite Auflage. $1^1/_4$ Thlr. (Umfaſſend und treu.)

Fr. v. Elsholtz. Politiſche Novellen. 1 Thlr. (Vor 1848!)

G. H. F. Flothow, Gymnaſial-Rektor. Kurzgefaßte Orthographie, die wichtigſten Schreibregeln zur leichteren Erlernung derſelben gereimt. 5 Sgr. (Sehr brauchbar als Nachhülfe zu richtigem Deutſch.)

G. Freudenberg. Gründliche Hülfe für Blinde in geiſtiger und leiblicher Beziehung. Mit Vorrede von Dr. Zeune, Direktor der Blinden-Anſtalt in Berlin. 10 Sgr. (Hat ſchon viel genützt!)

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in Novellen von Bertram, E. Karoli, A. Satorius u. A. Zweite Auflage. $1^1/_2$ Thlr. (Reizend!)

Geiſtige Feldzüge. Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von Achim v. Arnim, Helmine v. Chezy, J. Ellendorf, E. Gantzer, F. W. Gubitz, Th. Heinſius, H. Herrmann, F. L. Jahn, Verus Momus, Wilhelm Müller, A. Müllner, **K. Roſenberg, F. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilhelm Waiblinger und Ernſt Woldemar.** 1½ Thlr. (Sehr unterhaltende Beiträge zur Zeitgeſchichte.)

Glaubensweisheit. Geiſt der drei Hauptreligionen Europa's. 5 Sgr. (Für wenig Geld viel Gründlichkeit, ohne die Confeſſionen zu verletzen.)

Goethe in Briefen und Geſprächen. Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen Goethe's über Welt und Menſchen, Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt. Supplement zu den Werken des Dichters. 1⅓ Thlr. (Enthält nur ſolche Ausſprüche Goethe's, die in ſeinen Werken nicht zu finden ſind.)

A. Gruenz. Der Weltprieſter und „Förſters Lieschen." Zeit-Roman aus voller Wahrheit. 1⅓ Thlr.

A. Gruenz. Eine gemiſchte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde. 1 Thlr. (Wer dieſe beiden ſinnigen und erſchütternden Lebensgemälde kennt, dem iſt durch des Verfaſſers Schickſale ſein ſchauerliches Ende erklärt.)

Anton Gubitz. Am Himmel und auf der Erde. Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen. Mit Beiträgen von Dr. L. Heros, Profeſſor Dr. Mädler, Fr. v. Schönholz, Dr. E. Stollé u. A. Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. 1½ Thlr. (Vielſeitig wiſſenſchaftlich.)

F. W. Gubitz. Wirklichkeit und Phantaſie. Erzählungen. Vier Bändchen, jedes 22½ Sgr.

F. W. Gubitz. Gedichte. Zwei Bände. 2 Thlr.

F. W. Gubitz. Des Nachbars Roſentage. Feſtgabe für Familien. Mit 12 Holzſchnitten in Doppelfarbe. Zweite Auflage. 10 Sgr.

F. W. Gubitz. Gelobtes Land der Kalender-Bilder. Feſtgabe für Familien. Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe. Zweite Auflage. 10 Sgr. (Der Verfaſſer dieſer vier Schriften hofft, die Theilnahme der Deutſchen erworben zu haben.)

Dr. **Ludwig Heros.** Im Felde und Walde. Wiſſenſchaftliches Volksbuch der Gewächſe des Feldes und Waldes. Mit ſechzig Holzſchnitten. Zweite Auflage. 15 Sgr. (Ueberall willkommen!)

Roſa Koch. Drei gefährliche Tage. — Das blinde Kind. Zwei Volks-Erzählungen für Alt und Jung. 7½ Sgr. (Sehr anſprechend!)

Daniel Leßmann. Luiſe von Halling. Zwei Bände. 2 Thlr. (Für Mädchen und Frauen ein ſinniger Schatz.)

Liederbuch für deutſche Künſtler. Mit vielen Melodien und Vignetten. 1⅓ Thlr. (Herausgegeben von Franz Kugler.)

Luther's Leben, Sterben und vollſtändige Geſchichte der Reformation. Nebſt noch gar Vielem, was zu wiſſen Jedem noth, von welcher Confeſſion er ſei. Mit elf Bildniſſen und Darſtellungen und der echten Handſchrift Luthers. Zuſammengeſtellt von Mehreren. Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 6 Sgr. (Dies Volksbuch iſt ſo wohlfeil, daß jede Auflage von 5000 Exemplaren bei der ſchönen Ausſtattung nur die Koſten deckte: ein Beweis, daß hier nur die Nützlichkeit Zweck iſt, nicht der Erwerb.)

A. v. Möller. Erziehung thut noth. Hinweiſung und Beiſpiel für die Jugend. 7½ Sgr.

A. v. Möller. Hans und Käthchen. Für die Jugend. 7½ Sgr.

A. v. Möller. Schön und häßlich. Erzählung für die Jugend. 7½ Sgr.

A. v. Möller. Die ungleichen Schweſtern, oder: Kern und Schale. Charakterbild für die Jugend. 7½ Sgr.

A. v. Möller. Das Gewiſſen. Gabe für die Jugend auf Lebenszeit. Mit acht Holzſchnitten. Zweite Auflage. 10 Sgr.

A. v. Möller. Der Bergknabe, oder: „Mir iſt's nicht um's Geld, ſondern um's Wort halten.“ Erzählung für die Jugend. Zweite Auflage. Mit ſechs Holzſchnitten im Buntdruck. 15 Sgr.

A. v. Möller. Das nette Jugendbüchlein. Kinderbetrachtungen. Mit achtzehn Bildchen. 7½ Sgr.

(Dieſe ſieben Jugendſchriften gehören zu den vorzüglichſten, die in ſolchem ſchriftſtelleriſchen Bereich auszuzeichnen ſind.)

Der Nibelungen Lied. In der Urſprache. Herausgegeben von Fr. Heinrich v. d. Hagen. Mit funfzig Holzſchnitten. 1⅓ Thlr. Dazu:

Die Klage. In der Urſprache. Mit zehn Holzſchnitten. 15 Sgr.

Das Nibelungen-Lied als Volksbuch in neuer Verdeutſchung. Herausgegeben von Fr. Heinrich v. d. Hagen. Mit funfzig Holzſchnitten. 1⅓ Thlr. — Auch dazu:

Die Klage. In neuer Verdeutſchung. Mit zehn Holzſchnitten. 12 Sgr. (Schöne und zugleich die vollſtändigſten Ausgaben.)

Guſtav Nieritz. Die Pilger, oder: Die Erfindung des Schießpulvers. Dritte Auflage. 10 Sgr. (Eine der beſten Erzählungen des geſchätzten Verfaſſers.)

Mary Oſten. Alles in Liebe. Der reiferen Jugend gewidmet. 7½ Sgr. (Da iſt Geiſt und Herz im Einklange!)

Ernſt Raupach. Mirabeau. Hiſtoriſches Drama in fünf Akten und einem Vorſpiel. 15 Sgr. (Tiefdringende Einblicke auf die Bewegungen, die noch jetzt mitwirken.)

Ernſt Raupach. Der Aberglaube als weltgeſchichtliche Macht. Mit dem Bildniſſe Raupach's. 6 Sgr. (Das Letzte ſeiner Werke, bei Gedrängtheit doch wiſſenſchaftlich gediegen.)

C. Nieritz. Thätig und genügſam. Geſchichte des Gaudens Kornthaler. Für die Jugend. 7½ Sgr. (Ein Lebensbild, ſehr der Betrachtung werth!)

J. Satori. Die Kinderfreundin. Für die Jugend zur Stärkung des Geiſtes und Gemüths. 22½ Sgr.

J. Satori. Die heiligen zehn Gebote. Eine Sage, für die Jugend erzählt. 7½ Sgr.

(Beide Erzählungen der anerkannten Lehrerin ſind Stärkung für Sittlichkeit.)

Dr. **Schiff.** Agnes Bernauerin. Dialogiſirte hiſtoriſche Novelle. 15 Sgr. (Eigenthümliche Auffaſſung der geſchichtlichen Ueberlieferung.)

Schiller in Briefen und Geſprächen. Sammlung der brieflichen und mündlichen Bemerkungen Schiller's über Werke und Erſcheinungen der Wiſſenſchaft und Kunſt, des Lebens und der Menſchenſeele. Supplement zu den Werken des Dichters. 1 Thlr. (Enthält nur ſolche Ausſprüche Schiller's, die in ſeinen Werken nicht zu finden ſind.)

Fr. v. Schönholz. Streitende Gegenſätze. Satiriſche Zeitblicke in Reimen. Mit zwölf Holzſchnitten. 10 Sgr. (Kurz und treffend in altdeutſcher Weiſe.)

Fr. v. Schönholz. Geſchichtliches, Novelliſtiſches und Humoriſtiſches. Lebensbilder und Erfahrungen. 1½ Thlr. (Wahrhaft aus dem Drange der Zuſtände.)

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen. Schilderungen nach Selbſtanſchauungen auch berühmter Zeitgenoſſen von Goethe, Schiller, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Matthiſſon, Gleim, Z. Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, L. Tieck, Oehlenſchläger, H. Steffens, Fouqué, Chamiſſo, Johanna Schopenhauer u. A. Bisher in keiner Sammlung. Zwei Bände. 4 Thlr. (Für die geheimere Bekanntſchaft mit unſerer Literatur ſehr dienlich.)

Heinrich Smidt. Altonaer Bilder. 1 Thlr. (Unbefangene Anſichten!)

Dr. **Stahl.** An und auf dem Meere. Aus dem Schiffsbuche des Matroſen Harry Hood. Mit achtzehn Holzſchnitten. 3 Sgr. (Mehr werth!)

Dr. **K. Simrock.** Deutſche Volksbücher. Nach den ächteſten Ausgaben. (Salomon und Morolf. Biſchof Gregorius. Die ſieben weiſen Meiſter. Till Eulenſpiegel. Die Schildbürger.) Mit 108 Holzſchnitten. 1 Thlr. 7½ Sgr. (Das Beſte in beſter Ausſtattung.)

Wilhelm v. Waldbrühl. Die deutſchen Pflanzen-Namen, geſammelt und geſichtet. 10 Sgr. (Jungen Botanikern gewiß eine erwünſchte Gabe.)

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender".

Abgüſſe der Holzſchnitt-Platten zu den früheren Jahrgängen dieſes „Volks-Kalender" ſind von dem Herausgeber (Profeſſor F. W. Gubitz) zu beziehen: die Octav-Platte 4 Thlr., Halb-Octav 2 Thlr., kleinere bis zu 15 Sgr. herab. Freie Einſendung des Geldbetrages iſt bedingt. — Man hat nicht nur in Deutſchland, ſondern auch bis zu fernen Welttheilen auf Abgüſſe dieſer Platten und Ueberſetzung der Aufſätze neue Unternehmungen mit dem beſten Erfolg gegründet, was den dauernden Werth dieſes Volksbuchs bezeugt und deſſen weitere Verbreitung und Benutzung erklärt.

Druck von Hugo Blumenbach in Berlin.

63$^{\underline{l}}$ Jahrbuch

Deutſcher
Volks-Kalender
1866.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von demſelben und unter deſſen Leitung nach Zeichnungen
von L. Burger, Holbein, L. Löffler und Andern.

Zweiunddreißigſter Jahrgang.

Jahresgruß.

Für Seufzen hat die Sprache keinen Reim,
Als ungereimt iſt's demnach zu betrachten,
Selbſt heilſam manches Bitt're zu erachten:
Denn widrig nur wirkt ſteter Honigſeim.
Auch Grämler, fürchten, ſtörrig, das ſind Worte,
Die uns der reine Sprachklang reimlos ließ;
D'rum glaubt mit mir, ſtets dien' es uns zum Horte,
Daß, zeigt kein Erdſtrich uns ein Paradies,
Wir all ſolch Ungereimtes muthig meiden,
Geſtärkt vom reinſten Reime: Leiden ſcheiden!

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1 8 6 6.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel	🌗 Das letzte Viertel

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ **Saturn.**
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ **Uranus.**

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	B. Vormittag.
Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	**N. Nachmittag.**
☾ in Erdf., Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn., Mond in ſeiner Erdnähe.		**U. Untergang.**

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1866ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius . .	das 5815 te
Seit Chriſti Tode	— **1833** —
Seit Zerſtörung Jeruſalems	— 1793 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— **1911** —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 285 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— **167** —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— **486** —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt .	— **426** —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 375 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— **257** —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— **209** —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 166 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 71 —
Seit **Wilhelm's, Königs von Preußen, Geburt** . .	— 70 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 6 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem * bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die **Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein** und den **Meridian von Köln** aufgeſtellt.

Janner 1866. Alter **Dez.**1865.

1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Mont.	1 **Neujahr**	♋	🌕 7. 16′ V. ☿ kann	20 Julius
Dienst.	2 Odilo	♋	bis zur Mitte des	21 Thom. A.
Mittw.	3 Genofeva	♌	Monats etwa 1 Viertel	22 Gregor S
Donn.	4 Titus	♌	Stunde hindurch des	23 Dagobert
Freit.	5 Eduard.	♍	Morgens gesehen werden.	24 Adam Ev.
Sonn.	6 H. 3 K. Ep.	♍	♀ ist im Anfange dieses	25 H. Christf.

2. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	7 **1. n. Ep.**	♎	Reinhold. Monats kurze	26 **Stephan**
Mont.	8 Gudula	♎	🌗 10. 5′ A. ☾☊. Zeit	27 **Joh. Ev.***
Dienst.	9 Julian	♎	☾ Erdf. nach ihrem	28 Unsch. K.
Mittw.	10 Paul. Eins.	♏	☿ ☌ ☾. Aufgange als	29. Thom. C.
Donn.	11 Hygin	♏	Morgenstern sichtbar. ♂	30 David
Freit.	12 Ernst	♐	ist in diesem Monate	31 Sylvester
Sonn.	13 Hilarius	♐	☿ größte westliche Ausw.	1 J 1866 **N.**

3. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	14 2. **n. Ep.**	♐	Felix. ♀ ☌ ♃. unsicht-	2 **Sonnt. n. N.**
Mont.	15 Maurus	♑	bar. ♃ kann in diesem	3 Genovefa
Dienst.	16 Marcellus	♑	🌑 9. 4′ N. Monate	4 Titus
Mittw.	17 Anton	♒	nicht gesehen wer-	5 Eduard
Donn.	18 **Krön.-A.**	♒	Prisca. den. ♄ ist an-	6 **H. 3 K. Ep.**
Freit.	19 Marius.	♓	fangs in diesem Monate	7 Reinhold
Sonn.	20 Fab. Seb.	♓	von seinem Aufgange um	8 Gudula

4. Von dem Aussätzigen und Gichtbrüchigen Matth 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	21 3. **n. Ep.**	♈	Agnes. 3 Uhr Morgens	9 1. n. **Ep.**
Mont.	22 Vincenz	♈	☿ ☋. bis gegen 7 Uhr	10 Pauli Eins
Dienst.	23 Mar. Verl.	♈	🌓 9. 22 N. ☾ Erdn.	11 Hygin
Mittw.	24 Bertram.	♉	zuletzt von 1 Uhr bis	12 Ernst
Donn.	25 Paul Bek.	♉	☿☌♂. 6¼ Uhr sichtbar.	13 Hilarius
Freit.	26 Polykarp.	♊	♅ ist anfangs von 6 Uhr	14 Felix
Sonn.	27 Chrisost.	♊	☿☌♃. Abends bis 6 Uhr	15 **Maurus**

5. Von den Arbeiten im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.

Sonnt.	28 **Septuag.**	♋	Karl d. Gr. Morgens,	16 2. n. **Ep.**
Mont	29 Franz S.	♋	♂ ☌ ♃. später nur von	17 Anton
Dienst.	30 Adelgunde	♌	🌕 8. 57′ A. 6½ Uhr	18 Prisca
Mittw.	31 Lud. Alb.	♌	bis 5¾ Uhr sichtbar.	19 Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Januar nach 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 8. Januar nach 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Dienſtag den 16. Januar nach 9 Uhr Abends der neue Mond.
Dienſtag den 23. Januar nach 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Dienſtag den 30. Januar vor 9 Uhr Abends der volle Mond.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 36	7 54	4 30	15 24

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.		
4 55		1
5 53		2
7 12		3
8 21	[illegible]	4
9 28	[illegible]	5
10 33	[illegible]	6
		*
11 37	[illegible]	7
Morg.	[illegible]	8
12 39	[illegible]	9
1 41	[illegible]	10
2 42		11
3 43		12
4 40		13
		*
5 35		14
6 25	Abds.	15
7 9	4 28	16
	5 36	17
	6 48	18
	8 1	19
[illegible]	9 15	20
		*
[illegible]	10 31	21
[illegible]	11 46	22
[illegible]	Morg.	23
[illegible]	1 1	24
[illegible]	2 14	25
[illegible]	3 24	26
[illegible]	4 29	27
		*
	5 25	28
	6 13	29
Abds.	6 54	30
6 2	B. T.	31

Dieſes Volksbuchs Beſitzern.

Der Jahre viel und Glücksgeſchick
Mag Zeit Euch weben
Aus Roſenglanz und Silberblick
Für's ganze Leben!

Sprechfreiheit.

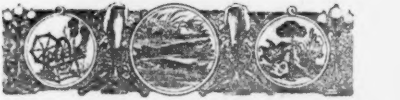
Sehr rathſam iſt es, nicht zu glauben, es ſey ſchon genug, das Sprechen bei dem Volke nicht zu hindern; man beſtrebe ſich vielmehr, aus den öffentlichen Aeußerungen die herrſchenden Wünſche des Volks und das Gebot der Umſtände zu erkennen, ſonſt wird das Sprechen zum Fordern; — ein bedeutſames und bedenkliches Zeichen, weil es das Hauptverhältniß zwiſchen Regierung und Volk vertauſcht.

Vier G und vier H.

Habt Gefühl im Herzen, Gedanken im Haupt, Geſchicklichkeit in der Hand — und nicht nach Geld nur Hang.

Kindheit und Natur.

So recht eigentlich gehören Kindheit und Natur zuſammen, denn durch die Natur muß das Kind zu dem Geiſte, zu dem Geiſte in der Natur, im Menſchenleben und in ſich, daß heißt: zum ſelbſtſtändigen Bewußtſeyn kommen. Die erſte Schule ſollte bis zum achten, neunten Jahre als eine Spiel- und Naturſchule geordnet ſeyn, nicht erzwungenes, unnatürliches, geiſtermattendes Hinlernen auf Schulbänken in dunſtigem



Februar 1866. Alter **Januar.**

Donn.	1 Brigitta	♍	☿ ſteht in dieſem Monate	20 Fab. S.
Freit.	2 **Mar. R. L.**	♍	zu nahe bei der Sonne,	21 Agnes
Sonn.	3 Blaſius	♍	um geſehen werden zu	22 Vincenz.

6. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.

Sonnt.	4 **Sexageſ.**	♎	Veronica. ☾☊. können.	23 **Septuag.**
Mont.	5 **Agatha**	♎	♀ iſt in dieſem Monate	24 Bertram
Dienſt.	6 Dorothea	♏	☾Erdf. unſichtbar. ♂ kann	25 Pauli Bek.
Mittw.	7 Rembert	♏	🌗 8. 7' A. auch in	26 Polykarp
Donn.	8 Anſchar	♏	dieſem Monate nicht	27 Chryſoſt.
Freit.	9 Apollonia	♐	geſehen werden. ♃ wird	28 Karl d. Gr.
Sonn.	10 Scholaſt.	♐	in dieſem Monate nach	29 Franz S.

7. Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.

Sonnt.	11 **Eſtomihi**	♑	Deſiderius. ſeinem Auf-	30 **Sexageſ.**
Mont.	12 Eulalia	♑	gange ſichtbar, anfangs	31 Lud. Alb.
Dienſt.	13 **Faſtnacht**	♒	Gilbert. nur einige Mi-	1 **Februar.**
Mittw.	14 **Aſcherm.**	♒	Valentin. nuten, zuletzt	2 **M. R. L.**
Donn.	15 Fauſtin	♒	🌑 10. 41' B. faſt	3 Blaſius
Freit.	16 Juliane	♓	3 Viertel Stunden	4 Veronika
Sonn.	17 Benignus	♓	♄ wird in dieſem Mo-	5 Agatha

8. Von Chriſti Verſuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonnt.	18 **1. Invoc.**	♈	Simeon. ☾☋. ☾ Erdn.	6 **Eſtomihi**
Mont.	19 Leontius	♈	nate längere Zeit ſicht-	7 Rembertus
Dienſt.	20 Euchar.	♉	bar, zuletzt von 11 Uhr	8 **Faſtnacht**
Mittw.	21 **Quat.** †	♉	Felix B. Abends bis ge-	9 **Aſcherm.**
Donn.	22 Petr. Stbf.	♊	🌓 5. 16' B. ☿ gr. ſüdl. Br.	10 Scholaſt.
Freit.	23 Serenus †	♊	gen 6 Uhr Morgens	11 Deſiderius
Sonn.	24 Matt. Ap. †	♋	⛢ die Sichtbarkeit nimmt	12 Eulalia

9. Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſ. 4.

Sonnt.	25 **2. Remin.**	♋	Mechthildis. in dieſem	13 **1. Invoc.**
Mont.	26 Neſtor	♌	♀ob. ☌ ☉. Monate weiter	14 Valentin
Dienſt.	27 Juſtus	♌	ab, zul. von 7½ Uhr Abds.	15 Fauſtin
Mittw.	28 Romanus	♌	bis 4 Uhr Morgens.	16 **Quat.** †

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 7. Februar nach 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Donnerſtag den 15. Februar vor 3 Viertel auf 11 Uhr Morgens der neue **Mond**.
Donnerſtag den 22. Februar nach 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten Eſther am 28. Februar.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtläng.	
Den 1	9 St.	11 M.	7 Uhr	39 M.	4 Uhr	50 M.	14 St.	49 M.
11	9	45	7	23	5	8	14	15
21	10	21	7	4	5	25	13	39

☾ Afg. U. M.		Untg. U. M.		T.
Abds.				
7	10			1
8	16			2
9	21			3
				●
10	26	[illegible]		4
11	27			5
Morg.				6
12	29			7
1	20			8
2	27			9
3	23			10
				●
4	14			11
5	1			12
5	43			13
6	20	Abds.		14
6	53	5	41	15
		6	58	16
		8	15	17
				●
[illegible]		9	32	18
		10	49	19
		Abds.		20
		12	4	21
		1	16	22
		2	26	23
		3	19	24
				●
		4	9	25
		4	51	26
		5	27	27
		5	58	28

Erſt Schmeichler, feiler Liebling dann,
Bald völlig Herr und Ruhedieb,
Das iſt, nimmſt Du ihn denklos an,
Im Geiſt und Herzen — böſer Trieb.

Auf das Kleinſte achte!

Benjamin Franklin gab einſt zu dieſer Regel folgende ſinnbildliche Hinweiſung: „Weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeiſen verloren; weil das Hufeiſen fehlte, ging das Pferd verloren; weil das Pferd hinfällig war, ging der Reiter verloren, da der Feind ihn einholte und erſchlug.“

Merkſprüche.

Der Sieg über Leidenſchaften beſiegt zugleich viel Leiden.

Die wahrhaft echte Liebe buhlt nicht und rechtet nicht um Dankbarkeit; ſie iſt ſich ſelbſt Dank genug.

Die Klage über ſchlechte Zeit hat ihren Grund meiſt darin: daß der Klagende heut mehr verlangt als ihm geſtern genug war.

Zeitvertreib im Unſinn iſt die Sucht Aller, deren Zeit überhaupt zu nichts nutz iſt.

Zu rechter Zeit Stolz, zu rechter Zeit Demuth, dann fehlt uns weder Ehre noch Tugend.

Raum von den erſt keimenden Kräften verlangt werden. In ſonniger labender Natur, aus Farbe, Licht, Luft, Vögeln, Käfern, Kräutern, aus dem Leben zwiſchen Himmel und Erde entſtehe die Grundlage des Wiſſenſchaftlichen in den Kindern: ihr beſtes A-B-C-Buch iſt die eröffnete Natur.

Grundlage der Freiheit.

Die alle Zuſtände durchdringende Freiheit kann nur Erzeugniß ſittlicher Freiheit ſeyn; Verſuche, ſie auf einer andern Grundlage her-

März 1866. **Alter Februar**

Donn.	1	Switbert.	♍	🌕 12, 20′ **N.** ☿ ☌ ☉.	17	Benignus
Freit.	2	Simplicius	♍	☿☌♀. ☿ wird von der	18	Simeon †
Sonn.	3	**Kunigunde**	♎	Mitte dieses Monats an	19	Leontius †
10. Jesus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Ephes. 5.						
Sonnt.	4	**3. Oculi**	♎	Casimir. ☾☊. als Abend-	20	**2. Remin.**
Mont.	5	Friedrich	♎	stern kurze Zeit sichtbar.	21	Felix B.
Dienst.	6	Perpetua	♏	♄☌☾. ☾ Erdf. ♀ ist Ende	22	Petr. St.
Mittw.	7	**Mittfast.**	♏	Thom. v. A. des Monats	23	Serenus
Donn.	8	Joh. de Deo.	♐	kurze Zeit als Abendstern	24	Matth. Ap.
Freit.	9	Franziska	♐	🌗 4. 21′ **N.** sichtbar	25	Mechthil.
Sonn.	10	40 Märt.	♐	♂ ist noch immer un-	26	Nestor
11. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.						
Sonnt.	11	**4. Lätare**	♑	Rosina. sichtbar. ♃ die	27	**3. Oculi**
Mont.	12	Gregor	♑	Dauer der Sichtbarkeit	28	**Romanus**
Dienst.	13	Ernst	♒	nach dem Aufgange nimmt	1	**März**
Mittw.	14	Mathilde	♒	☿☊. zu, beträgt zuletzt	2	**Mittfast.**
Donn.	15	Longin	♓	über 1 Stunde. ♄ ist um	3	Kunigunde
Freit.	16	Heribert	♓	🌑 10. 5′ N. U. ☉ F.	4	Casimir
Sonn.	17	Gertrud	♈	die Mitte des Mo-	5	Friedrich
12. Von Christi Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.						
Sonnt.	18	**Judica**	♈	Cyrillus. ☿☌☾. ☾ Erdn. ☾☋	6	**4. Lätare**
Mont.	19	Joseph	♉	nats von 10 Uhr Abends	7	Thom. v. A.
Dienst.	20	Joachim	♉	☉ i. ♈. Fr.-A., T. u. N. gl.	8	Joh. de Deo
Mittw.	21	Benedikt.	♊	bis 5 Uhr Morgens, zu-	9	Franziska
Donn.	22	**Kön.-Ob.**	♊	Octavian. letzt von 9 Uhr	10	40 Märt.
Freit.	23	Otto	♋	🌓 1. 30′ N. bis 4½ Uhr	11	Rosina
Sonn.	24	Gabriel	♋	sichtbar. ♅ ist anfangs	12	Gregor
13. Von Christi Einzuge in Jerusalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.						
Sonnt.	25	**6. Palm.**	♋	**Mar. Verk.** von 7½ Uhr	13	**5. Judica**
Mont.	26	Ludgerus	♌	☿ gr. östl. Ausw. Abends	14	Mathilde
Dienst.	27	Rupertus	♌	an etwa 8 Stunden lang,	15	Longin
Mittw.	28	Felix P.	♍	zuletzt von 8½ U. an etwa	16	Heribert
Donn.	29	**Gründon.**	♍	Eustachius. 5 St. lang	17	Gertrud
Freit.	30	**Charfreit.**	♎	🌕 Quirinus. sichtbar	18	Cyrillus
Sonn.	31	Balbina.	♎	4. 59′ **V. S.** ☾ F. ☾ ☊.	19	Joseph
				Einzug in Paris 1814.		

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. März nach 1 Viertel auf 1 Uhr Mittags der volle Mond.
Freitag den 9. März nach 1 Viertel auf 5 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 16. März nach 10 Uhr Abends der neue Mond mit einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Freitag den 23. März um halb 2 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Sonnabend den 31. März vor 5 Uhr Morgens der volle Mond mit einer theilweiſe ſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden haben ihr Purim-Feſt am 1. u. 2., Paſſah Anfang am 31. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 51 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 30	6 26	5 56	12 30
21	12 10	6 3	6 13	11 50

„Der Menſch kennt ſelbſt ſich nicht“,
Iſt dies ganz wahr zu nennen? —
O nein! — ſein Inn'res ſpricht:
Du willſt Dich oft nicht kennen!

Verfänglicher Beweis.

„Es läßt ſich beweiſen, daß der Verſtand nur deshalb da iſt, um nicht zu nutzen!“ ſagte ein Spötter, und auf die Gegenrede: „Eine tolle Behauptung!“ erfolgte die Antwort: „O nein, ſie iſt geſund genug; denn der Verſtand hat zu keiner Zeit gefehlt, und wär' er da, um zu nutzen, müßt' er ſchon lange mehr genutzt haben.“

Zweiſeitig.

In einer Geſellſchaft, zu der auch Gellert gehörte, wurde bei der Nachricht von einer viele Menſchen-Aufopferung koſtenden Schlacht der ſiegende Feldherr ſehr gerühmt. Gellert ſchwieg, und als man ihn fragte: ob er nicht in das Lob einſtimme? antwortete er bei Achſelzucken:

„O ja, — ich hab' in mir gedacht:
Er hat das Schlechte gut vollbracht!“

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.	Morg.	
6 0	6 25	1
7 6		2
8 10		3
		*
9 13		4
10 15	Bei Tage	5
11 16		6
Morg.		7
12 14		8
1 10		9
2 3		10
		*
2 51		11
3 33		12
4 13		13
4 48		14
5 20		15
5 51	Abds.	16
	7 9	17
		*
	8 29	18
Bei Tage	9 47	19
	11 3	20
	Morg.	21
	12 13	22
	1 15	23
	2 8	24
		*
	2 51	25
	3 29	26
	4 1	27
	4 29	28
	4 54	29
Abds.	5 18	30
7 2	M. F.	31

zuſtellen, werden in ſich zerfallen. Alles Gut, das für den Menſchen wahren Werth haben ſoll, muß er ſich ſittlich erringen; wenn man ſich dieſes Ziels bewußt iſt und dahin ſtrebt, dann wird auch die allſeitige

April 1866 Alter **März**

14. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	1 **H. Oſterſ.**	♎	Hugo B. ☿ kann nur **noch**	20 **7. Palm.**
Mont.	2 **Oſterm.**	♏	Franz i. P. ♄ ☌ ☾. kurze	21 Benedikt
Dienſt.	3 Richard	♏	☾ Erdf. Zeit am **Abend**	22 Octavian
Mittw.	4 Iſidor. B.	♐	geſehen werden. ♀ wird	23 Otto
Donn.	5 Vincenz.	♐	längere Zeit als **Abend-**	24 **Gründon.**
Freit.	6 Sixtus P.	♐	☿☌♀. ſtern ſichtbar, von	25 **Charfreit.**
Sonn.	7 Hermann	♑	20 **Minuten** im **Anfange**	26 Ludgerus

15. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	8 1. **Quaſ.**	♑	🌗 9. 10' **V.** Dionyſius.	27 H.Oſterſ.
Mont.	9 Mar. El	♒	d. **M.** bis über 1 St	28 Oſterm.
Dienſt.	10 Ezechiel	♒	am Ende. ♂ kann nicht	29 Euſtachius
Mittw.	11 Leo d. Gr.	♒	geſehen werden, weil er	30 Quirinus
Donn.	12 Julius.	♓	noch zu nahe bei der ☉ ſteht	31 Balbina
Freit.	13 Mar.v.E.	♓	♃ kann immer längere	1 April
Sonn.	14 Tiburtius	♈	☾☊ ☿u.☌☉ Zeit nach ſei-	2 Franz i. P.

16. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2

Sonnt	15 2. **Miſ. D.**	♈	🌑 7. 31' V. Olymp. U. ☉ Finſtern. ☾ Erdn.	3 1. Quaſ.
Mont	16 Drogo	♉	nem Aufg. geſehen werden,	4 **M. Verk.**
Dienſt.	17 Rudolph	♉	anfangs von 3½ b. 4½ **Uhr**	5 Vincenz
Mittw.	18 Eleuther.	♊	zul. von 1½ bis 3¼ **Uhr**	6 Sixtus P.
Donn	19 Timotheus	♊	**Morg.** ♄ wird kürzere **Zeit**	7 Herrmann
Freit.	20 Victor	♋	🌓 ſichtb., um die **Mitte**	8 Dionyſius
Sonn	21 Anſelm	♋	10 59' N. ☿☊. noch	9 Mar. El.

17. Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines. Joh 16. Ep. 1 Petri 2

Sonnt.	22 3. **Jubil.**	♌	Soter. v. 8 **Uhr Abds.** bis	10 2. **Miſ. D.**
Mont.	23 Georg	♌	gegen 4 **U. Morg.**, zul. nur	11 Leo d. Gr.
Dienſt.	24 Albert	♍	v. 9 bis 3 **U.** ♅ kann anf.	12 Julius
Mittw.	25 **Bettag**	♍	Marc. Ev. von 8½ **Uhr**	13 Mar.v.E.
Donn.	26 Ferdin.	♍	**Abends** bis 1½ **Uhr Mor-**	14 Tiburtius.
Freit.	27 Anaſtaſ.	♎	gens. zuletzt von 10 **Uhr**	15 Olympius.
Sonn.	28 Vitalis.	♎	**Abends** bis **Mitternacht**	16 Drogo.

18. Vo. Chriſti Heimgange zum Vater. Joh 16. Ep. Jac. 1.

Sonnt.	29 4. **Cantate**	♏	🌕 9. 51' **U** Pet. v. M. ♄ ☍ ☉. ♄ ☌ ☾.	17 3. **Jubil.**
Mont.	30 Kath v. S.	♏	☾ Erdf. geſehen **werden.**	18 Eleuther.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 8. April vor 1 Viertel auf 10 Uhr Morgens das letzte Viertel
Sonntag den 15. April nach halb 8 Uhr Morgens der neue Mond mit einer
unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Sonnabend den 21. April vor 11 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 29. April nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends der volle Mond.

Die Juden feiern ihr Paſſahfeſt am 1., 6., 7. April.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 32 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8 M.
11	13 30	5 17	6 47	10 30
21	14 8	4 56	7 4	9 52

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
8	8			1
				■
9	6			2
10	5			3
11	2	[illegible]		4
11	56			5
Morg.				6
12	45			7
				*
1	29			8
2	9			9
2	44			10
3	17			11
3	47			12
4	18			13
4	46	Abds.		14
				●
		7	20	15
		8	39	16
		9	56	17
[illegible]		11	3	18
		Morg.		19
		12	1	20
		12	50	21
				*
		1	30	22
		2	4	23
		2	33	24
		2	59	25
		3	24	26
		3	47	27
		4	11	28
				☼
Abds.		4	37	29
7	58	M.	A.	30

Geſinnung iſt das Seelenmark im Leben,
Geſinnung iſt die Fülle edler Saat,
Die Flügelkraft in allem Aufwärtsſtreben,
Wo immerdar erleuchtet Gottes Rath,
Und läßt die Macht es an Geſinnung fehlen,
Wird ſie das Wohl der Menſchheit nur beſtehlen.

Gloſſen und Spitzen.

Die gelehrte Weltweisheit unſerer Tage iſt nicht ſelten eben nur eine Peitſche, welche die Vernunft als Kreiſel behandelt.

Papier wird aus Lumpen gemacht, und was man auf Papier ſchreibt oder druckt, iſt nicht ſelten Plunder.

Zehn Mal beſcheiden bringt leider in den ſelbſtſüchtiger gewordenen Richtungen des Lebensbetriebs auch zehn Mal ſo viel Nachtheil, als oft ein einzig Mal unverſchämt Vortheil bringt.

Die oberſte Würde hat — wenn auch ohne ererbten oder übereinkommlichen Rang — wer mit Geiſt und Gemüth redlich iſt.

Ein Weib, nur ſchön, innen aber geiſtig hohl, gleicht einem ärmlichen Kaufmannsladen, wo immer die Waaren alle an's Fenſter geſtellt ſind.

Freiheit geſichert ſeyn. Dies ermöglicht ſich aber nur durch Läuterung des Geiſtigen und Sinnlichen, durch die unwandelbar feſte Einſicht: Schlimmes und Böſes wirke überall — nach ſämmtlichen Richtungen hin — verderblich, zumeiſt in Bezug auf den Vollbringer, wenn für

Mai 1866.				Alter **April.**
Dienſt.	1 Phil. Jak.	♏	☿ iſt in dieſem **Monat**	19 Timoth.
Mittw.	2 Athanaſius	♐	unſichtbar. ♀ wird **Abends**	20 Victor
Donn.	3 † Erfind.	♐	länger ſichtbar, anfangs	21 Anſelm
Freit.	4 Monica	♑	von etwa 8 bis 9 **Uhr,**	22 Soter
Sonn.	5 Pius V.	♑	zuletzt von 8¾ bis nach	23 Georg

19 Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.

Sonnt.	6 5. **Rogate**	♑	Joh. v. d. Pf. 10 **Uhr.**	24 4. **Cantate**
Mont	7 Staniſl.	♒	☾ 10. 10′ **U.** ♂ bleibt	25 Marc. Ev.
Dienſt.	8 Mich. Erſch.	♒	noch unſichtbar. ♃ iſt	26 Ferdin.
Mittw.	9 Gregor N.	♓	anfangs von 1½ b. 3 **Uhr**	27 Anaſtaſius
Donn.	10 **Bettag**	♓	Gordian. **Morg.,** zuletzt	28 Vitalis
Freit	11 **Beatrix.**	♈	☾☋. v. 11½ **Uhr Abds.** bis	29 Pet. v. M.
Sonn.	12 **Pankrat.**	♈	☿ gr. weſtl. Ausw. 2 **Uhr**	30 Cath. v. S.

20. Von Verheißung des heiligen Geiſtes, Joh. 15. 16. Ep. 1. Petr. 4

Sonnt.	13 6. **Exaudi**	♉	Servatius. **Morg.** ſichtb.	1 **Mai 5. Rog.**
Mont.	14 Chriſtian	♉	● 3. 26′ N. ☾ Erdn.	2 Athanaſ.
Dienſt.	15 Sophia	♊	♄ d. **Dauer** der **Sicht-**	3 † Erfind.
Mittw.	16 Joh. v N.	♊	bark. nimmt ferner ab, um	4 Monica
Donn	17 Jodokus	♋	die **Mitte** von 9 **U. Abds.**	5 **Chr. Him.**
Freit.	18 Liborius	♋	3 **St.** hindurch, am Ende d.	6 Joh. v. d. Pf.
Sonn	19 Prudent	♌	**Mon.** von 10 **Uhr Abds.**	7 Stanislaus

21 Von der Sendung des heiligen Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt	20 **H. Pfingſt.**	♌	Baſilla. 4 **Stunden** lang	8 6. Exaudi
Mont.	21 **Pfingſtm.**	♍	☽ 10. 26′ V. Conſtantin.	9 Gregor N.
Dienſt	22 Julian	♍	☿ größte ſüdl. Breite.	10 Gordian
Mittw.	23 **Quat.** †	♍	Deſiderius. ♃ kann im **An-**	11 Beatrix
Donn.	24 Johanna	♎	☾☊. lange noch von 10 U.	12 Pankrat.
Freit	25 **Urban** †	♎	ab 2 **Stunden** lang ge-	13 Servati.
Sonn	26 Philipp N.	♏	ſehen werden, die **Dauer**	14 Chriſtian†

22. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep Röm. 11.

Sonnt.	27 **Trinitatis**	♏	Luciana. ☾ Erdf. ♄ ☌ ☾.	15 **H. Pfgſtf.**
Mont	28 **Wilhelm**	♏	der **Sichtbarkeit** nimmt	16 **Pfingſtm.**
Dienſt.	29 Maximin	♐	○ 1. 46′ **M.** aber ſehr	17 Jodocus
Mittw	30 Felix P.	♐	♀ ☌ ⛢. ſchnell ab.	18 **Quat.** †
Donn.	31 **Frohnl.**	♑	Petronella. ♀ Erdn.	19 **Prudent.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 7. Mai vor 1 Viertel auf 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 14. Mai vor halb 4 Uhr Nachm. der neue Mond.
Montag den 21. Mai vor halb 11 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.
Dienſtag den 29. Mai nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben Lag-Beomer am 3., ihr Wochenfeſt am 20. u. 21. Mai.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	43 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	19 M.	9 St.	17 M.
11	15	16	4	19	7	35	8	44
21	15	44	4	5	7	49	8	16

☾ Aufg. U. M.		☾ Unterg. U. M.		T.
Abds.				
8	56			1
9	51			2
10	42			3
11	27	[illegible]		4
Morg.				5
				☾
12	8			6
12	44			7
1	16			8
1	46			9
2	15			10
2	44			11
3	14			12
				●
3	47			13
		Abds.		14
		8	42	15
		9	58	16
		10	43	17
[illegible]		11	28	18
		Morg.		19
				☽
		12	8	20
		12	37	21
		1	4	22
		1	29	23
		1	52	24
		2	17	25
		2	41	26
				○
		3	8	27
		3	38	28
Abds.		[illegible]		29
8	30			30
9	27			31

Die Welt iſt Luſtſpiel Dem,
Der ſich nach Vortheil ſchwenkt,
Iſt eitles Schauſpiel Dem,
Der ſich in ſich verſenkt,
Und wird Dem Trauerſpiel,
Den ſein Gefühl nur lenkt.

Kurze Antwort im Vorübergehen.

Ein Verzückter.

Das neue Ballet, himmliſch! Um es zu ſehen, ſtrömt Alles herbei, von zehn Stunden im Umkreiſe —.

Ein Ruhiger (einfallend).

Wie es ſcheint, wohnen alſo die Vernünftigen elf Stunden von hier!

Die Geburt der Oper.

Ein Dichter im achtzehnten Jahrhundert, M. G. E. Müller, beſchreibt (1742) in einer Beurtheilung die Entſtehung der Oper ſo:

„Man ſagt, die Poeſie hab' aus verwöhntem Triebe
Einſt die Muſik geliebt; die Frucht von dieſer Liebe
Kam endlich an das Licht: doch da man's recht beſah,
War's eine Mißgeburt, man hieß ſie — Opera.“

ihn nicht nach außen, doch nach innen. — Zufolge dieſer Ueberzeugung möge man prüfen: wie weit in unſrer Zeit, wie weit auf Grund der Sittlichkeit die allſeitige Freiheit zu beanſpruchen iſt!

Junius 1866. **Alter Mai.**

Freit.	1	Simeon.	♑	☿ kann in dieſem **Mon.**	20	Baſilla †
Sonn.	2	Erasmus	♑	nicht geſehen werden. ♀iſt	21	Conſtant.†

23. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	3	1. n. Tr.	♒	Clothildis. Anfangs von	22	**Trinitatis**
Mont.	4	Florian	♒	8¾ bis 10¼ Uhr, zuletzt	23	Deſider.
Dienſt.	5	Bonifacius	♓	nur noch von 9 bis 10 Uhr	24	Johanna
Mittw.	6	Norbertus.	♓	🌗 7. 40′ V. Abends	25	Urban
Donn.	7	Robertus	♈	ſichtbar ♂ wird vom	26	**Frohnl.**
Freit.	8	Medardus	♈	☾☋. 9. d. **M.** ab **Morg.**	27	Luciana
Sonn.	9	Primus	♉	♂☌☾. um 1¾ Uhr ſicht-	28	Wilhelm †

24. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt	10	2. n. Tr.	♉	Maurinus. ☿☊, bar, zu-	29	1. n. **Tr.**
Mont.	11	Barnab.	♊	☾ Erdn. erſt wenige **Mi-**	30	Felix P.
Dienſt.	12	Baſilides	♊	🌑 10. 35′ N. nuten,	31	Petron.
Mittw.	13	Ant. v. P.	♋	zul. von 12¾ U. **Mor-**	1	**Juni**
Donn.	14	Baſilius	♋	gens 1 Stunde hindurch.	2	Erasmus
Freit.	15	Vitus	♋	♃ geht früher ſichtbar	3	Clothildis
Sonn.	16	Benno	♌	Ob.☿☌☉. auf, iſt um die	4	Florian

25. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonnt.	17	3. n. T.	♌	Adolph. **Mitte** v. 10½ U.	5	2. n. **Trin.**
Mont.	18	Marcellus	♍	Schl. b. Belle-Alliance 1815.	6	Norbertus
Dienſt.	19	Gervaſius	♍	Abds. bis 2 U. **Morg.**, zul.	7	Robertus
Mittw.	20	Silverius	♎	🌓 12. 13′ V. ☾☊. ☿☌♅.	8	Medardus
Donn.	21	Albanus	♎	☉ i. ♋. S.-Anf., l. T.	9	Primus
Freit.	22	Albinus	♎	von 10 Uhr Abds. an ſichtb.	10	Maurin.
Sonn.	23	Wairam	♏	♄☌☾. ♄ iſt in d. **M.** von	11	Barnabas

26. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	24	4. n. Trin.	♏	Joh. d. T. ☾ Erdf. 10 Uhr	12	3. n. **Trin.**
Mont.	25	Elogius	♐	Abds. an etwa 2 St. lang	13	Ant. v. P.
Dienſt.	26	Pelagius	♐	♅☌☉. mit unbewaffnetem	14	Baſilius
Mittw.	27	7 Schläf.	♐	Auge ſichtbar,. ♅ kann	15	Vitus.
Donn.	28	Leo P. †	♑	🌕 4. 3′ V. wegen der	16	Benno
Freit.	29	**Petri Paul**	♑	nächtlichen Dämme-	17	Adolph
Sonn.	30	Pauli Ged.	♒	rung nicht geſehen werden.	18	Marcell.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. Juni vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Dienſtag den 12. Juni nach halb 11 Uhr Abends der neue Mond.
Mittwoch den 20. Juni vor 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Donnerſtag den 28. Juni nach 4 Uhr Morgens der volle Mond.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 9 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 51 M.
11	16 23	3 48	8 11	7 37
21	16 28	3 47	8 15	7 32

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Abds.		
10 10		1
10 47		2
11 20		3
11 50		4
Morg.		5
12 18		6
12 46		7
1 14		8
1 41		9
2 10		10
2 [illegible]		11
3 45	Abds.	12
	8 29	13
	9 2[illegible]	14
	10 3	15
	10 37	16
	11 7	17
	11 34	18
	11 [illegible]	19
	Morg.	20
	12 22	21
	12 46	22
	1 12	23
	1 41	24
	2 13	25
	2 50	26
	3 34	27
Abds.		28
8 49		29
9 24		30

Wo ſich nicht Herz zum Herzen drängt,
Giebt Liebesflamme bald nur Aſche,
Und abgekühlte Bindung hängt
Dann nur noch an der vollen Taſche.

Alte Sprüche.

Dem Mauleſel nur kann Stolz nicht geneſen
Darob, daß ſein Vorfahr ein Pferd geweſen.

*

Dem Ich und Mich, dem Mir und Mein
Wird Weltherrſchaft wohl dauernd ſeyn.

*

Blinden kann's nicht zum Vortheil taugen,
Hatten all' ihre Vorfahren ſcharfe Augen.

*

Jeder nur zu oft vergißt,
Daß er allein nicht Jeder iſt.

*

Werthvoll iſt Ahnen-Ruhm, doch keinem Stande erblich,
Ruhm iſt als Eigenthum nur eig'ner That erwerblich.

Menſchenkenntniß.

Gar Viele, die ſich und Andere überreden wollen, ſie wären Menſchenkenner, verrathen gleich durch die Art ihrer Auffaſſung den ſtärkſten Irrthum. Sie begannen ihr Bemühen um Menſchenkenntniß bei Andern, nicht bei ſich ſelber; wer aber nicht durch Selbſtbetrachten und Selbſtüberwinden in ſich für Menſchenkenntniß ſorgte, bleibt darin lebenslang Stümper.

Julius 1866. Alter Junius.

27. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	1 5. n. Trin.	♒	Rembold. ☿ kann in die-	19 4. n. Tr.
Mont.	2 M. Heimſ.*	♓	ſem Monate nicht geſe-	20 Silverius
Dienſt.	3 Hyacinth	♓	hen werden. ♀ kann An-	21 Albanns
Mittw.	4 Ulrich	♓	☉ in Erdf. langs Juli	22 Albinus
Donn.	5 Anſelm	♈	🌗 2. 31′ M. ☾☿. von	23 Walram
Freit.	6 Jſaias	♈	9 bis 10 Uhr Abends.	24 Joh. d. T.
Sonn.	7 Wilibald	♉	zu Ende von 8½ bis	25 Elogius

28. Von der Phariſäer Gerechtigkeit. Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	8 6. n. Tr.	♉	Kilian. nach 9 Uhr ge-	26 5. n. Trin.
Mont.	9 Agilolph	♊	☾ Erdn. ſehen werden.	27 7 Schläfer
Dienſt.	10 7 Bruder	♊	♂ geht in dieſem Mo-	28 Leo P. †
Mittw.	11 Pius P.	♋	nate früher ſichtbar auf,	29 Petr. Paul
Donn.	12 Nabor	♋	🌑 6. 3′ B. iſt zuletzt	30 Pauli Ged.
Freit.	13 Margar.	♌	über 2 Stunden ſicht-	1 Juli.
Sonn.	14 Bonavent.	♌	bar. ♃ kann Anfangs von	2 Mar. H.°

29. Jeſus ſpeiſet 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	15 7. n. Trin.	♍	Ap. Theil. 10 Uhr Abends	3 6. n. Tr.
Mont.	16 Skap. F.	♍	bis 2 Uhr Morgens, zu-	4 Ulrich
Dienſt.	17 Alexius	♎	☾ ☊. letzt von 9 bis	5 Anſelm
Mittw.	18 Arnold	♎	3 Uhr geſehen werden.	6 Jſaias
Donn.	19 Arſenius	♎	🌓 4. 11′ N. ♄ wird in	7 Wilibald
Freit.	20 Elias.	♏	♃ ☍ ☉. ♄ ☌ ☾.	8 Kilian
Sonn.	21 Daniel.	♏	☾ Erdf. dieſem Monate	9 Agilolph

30. Von den falſchen Propheten. Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	22 8. n. Tr.	♐	Mar. Magd. immer kür-	10 7. n. Tr.
Mont.	23 Apollinar	♐	zere Zeit ſichtbar, von	11 Pius P.
Dienſt.	24 Chriſtine	♐	☿ größte öſtliche Ausw.	12 Nabor
Mittw.	25 Jakob	♑	etwas mehr als 2 Stun-	13 Margar.
Donn.	26 Anna	♑	den im Anf., bis 1 Stunde	14 Bonavent.
Freit.	27 Pantaleon.	♒	🌕 4. 41′ N. am Ende.	15 Ap. Thei
Sonn.	28 Innocenz	♒	♅ bleibt auch in	16 Skap. F.

31. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonnt.	29 9. n. Tr.	♒	Martha. dieſem Monate	17 8. n. Trin.
Mont.	30 Abdon	♓	dem unbewaffneten Auge	18 Arnold
Dienſt.	31 Ign. Loj.	♓	verborgen.	19 Arſenius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. Juli nach halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Donnerſtag den 12. Juli nach 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Donnerſtag den 19. Juli vor 1 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Freitag den 27. Juli vor 3 Viertel auf 5 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 1., Faſten, Tempel-Verbrennung am 22. Juli.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 51 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 35 M.
11	16 9	4 0	8 9	7 51
21	15 49	4 11	8 0	8 11

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Abds.		
9 56	[illegible]	1
10 24		2
10 51	[illegible]	3
11 18	[illegible]	4
11 47		5
Morg.	[illegible]	6
12 18		7
	[illegible]	●
12 53	[illegible]	8
1 36		9
2 26	[illegible]	10
3 24		11
	Abds.	12
	8 34	13
	9 7	14
		●
	9 36	15
[illegible]	10 2	16
[illegible]	10 26	17
[illegible]	10 50	18
	11 16	19
[illegible]	11 43	20
[illegible]	Morg.	21
[illegible]		●
[illegible]	12 14	22
	12 49	23
	1 30	24
	2 17	25
	3 11	26
Abds.	4 11	27
7 50	[illegible]	28
		●
8 28	[illegible]	29
8 57		30
9 24		31

Weißt Du nicht voll Muth in dem Schatten
Der Sorg' und Ungunſt zu leben,
Darfſt Du wider Mächt'ger Geſtatten
Nach Recht der Wahrheit nicht ſtreben.

Menſchen- und Chriſtenthum.

Menſch iſt der Name des Menſchen, Chriſt wird ſein Zuname. Menſchenthum iſt das ewig Allgemeine, nicht die Oberfläche, ſondern das Tiefſte, der Grund; deshalb hat das Chriſtenthum ſich ſtets auf Menſchenthum zu begründen, ſoll es nicht beherrſchen wollen.

Anzuwenden.

Die Verfaſſung iſt das innere Leben eines Volks, die Verwaltung deſſen inneres Vermögen; ſchwankt das Leben, hat das Vermögen auch keinen ſicheren Werth.

Aus dem Herzen.

Je mehr wir uns aufgeopfert haben für einen Andern, um ihn glücklich zu wiſſen, um deſto werther wird er uns, und ſein Tod raubt uns dann mehr als unſer Glück — er raubt uns das ſeinige.

Anerkennung.

Anerkennung iſt der Thau, der die Früchte des Geiſtes ſtärkt und mehrt; dennoch muß ein kräftiger Sinn ſie entbehren können. Für das Erhabenſte einer, ſich mit Beruf dem Wohl der Menſchheit weihenden Seele iſt gewöhnlich die Zeit erſt dann reif, wenn Dem, der ihren

August 1866. Alter Julius.

Mittw.	1 Petri Kett.	♈	☾☊. ☿ bleibt in diesem	20 Elias
Donn.	2 Portiunc.	♈	Monate noch unsichtbar.	21 Daniel
Freit.	3 Steph. Erf.	♉	☾ 7. 44' N. ♀ wird im	22 Mar. Mgd
Sonn.	4 Dominicus	♉	Anfange kürzere Zeit	23 Apollinar

32. Von der Zerstörung Jerusalems. Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonnt.	5 10. n. Tr.	♊	Mar. Schn. als Abend-	24 9. n. Tr.
Mont.	6 Verkl. Chr.	♊	☾ Erdn. stern sichtbar sein,	25 Jakob
Dienst.	7 Gottschalk	♋	zu Ende nur ¼ Stunde	26 Anna
Mittw.	8 Cyriacus	♋	lang. ♂ kann Anfangs	27 Pantaleon
Donn.	9 Romanus	♌	August von 11½ Uhr	28 Innocenz
Freit.	10 Laurenz	♌	● 3. 4' N. Abends bis	29 Martha
Sonn.	11 Hermann.	♌	3 Uhr Morgens,	30 Abdon

33. Vom Pharisäer und Zöllner. Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	12 11. n. Tr.	♍	Clara. am Ende von 10½	31 10. n. Tr.
Mont.	13 Hippolyt.		☾ ♌. bis 4 Uhr gesehen	1 August
Dienst.	14 Eusebius	♎	♀☍☾. werden. ♃ ist fer-	2 Portiunc.
Mittw.	15 M. Him.	♎	ner sichtbar, am Ende des	3 Steph. Erf.
Donn.	16 Rochus	♏	♄☍☾. Monats von 8 Uhr	4 Dominic.
Freit.	17 Sybilla	♏	☽ Abends bis 1 Uhr	5 Maria Sch.
Sonn.	18 Helena	♏	9. 44' V. ☾ Erdf. Mor-	6 Verk. Chr.

34. Vom Taubstummen. Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	19 12. n. Tr.	♐	Sebald. gens ♄ ist im	7 11. n. Tr.
Mont.	20 Bernhard	♐	Anfange dieses Monats	8 Cyriacus
Dienst.	21 Anastas.	♑	☿ unt. ☌ ☉. von 9½ bis	9 Romanus
Mittw.	22 Timotheus	♑	10½ Uhr Abends, am	10 Laurenz
Donn.	23 Zacharias	♑	Ende von 8 bis 8½ Uhr	11 Herrmann
Freit.	24 Barthol.	♒	sichtbar. ♅ kann in die-	12 Clara
Sonn.	25 Ludwig	♒	sem Monate nach seinem	13 Hippolyt.

35. Vom Samariter und Leviten. Luc. 10. Ep. Gal. 2.

Sonnt.	26 13. n. Tr.	♓	○ 4. 1' V. Samuel.	14 12. n. Tr.
Mont.	27 Joseph C.	♓	Aufgange gesehen	15 M. Himm.
Dienst.	28 Augustin	♈	☾☋. werden, am Ende ist	16 Rochus
Mittw.	29 Joh. Enth.	♈	er bereits schon von 11½ U.	17 Sybilla
Donn.	30 Rosa	♉	Abends bis 3 Uhr Mor-	18 Helena
Freit.	31 Paulin	♉	☾ Erdn. gens sichtbar.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 3. Auguſt vor 3 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 10. Auguſt nach 3 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 18. Auguſt vor 3 Viertel auf 10 Uhr Vormitt. das erſte Viertel.
Sonntag den 26. Auguſt nach 4 Uhr Morgens der volle Mond.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtläng.	
Den 1	15 St.	18 M.	4 Uhr	26 M.	7 Uhr	44 M.	8 St.	42 M.
11	14	47	4	41	7	28	9	13
21	14	11	4	57	7	8	9	49

☾ Aufg. u.	M.	☾ Unterg. u.	M.	T.
Abds.				
9	[illegible]			1
10	[illegible]	[illegible]		2
10	[illegible]			3
11	36			4
				●
Morg.				5
12	1?			6
1	13			7
2	14			8
3	[illegible]			9
4	[illegible]	Abds.		10
		7	36	11
				●
		8	3	12
		8	[illegible]	13
		8	53	14
		9	19	15
[illegible]		9	45	16
		10	14	17
		10	47	18
				●
		11	26	19
		Morg.		20
		12	10	21
		1	0	22
		1	57	23
		3	0	24
		4	7	25
				●
Abds.		[illegible]		26
7	27			27
7	[illegible]			28
8	26			29
8	59			30
9	36			31

Mit Macht allein herrſcht nur der Wicht,
Und kämpft mit gift'gen Waffen;
Gewaltthat überzeugt uns nicht,
Sie kann nur Heuchler ſchaffen.

Der Phönix.

Ein morgenländiſcher Fürſt fragte einen neunzigjährigen Natur- und Lebensbetrachter: „Wo iſt der Phönix zu ſuchen?“ — „Auf dem Thron.“ — „Auf welchem?“ — „Da, wo ein Fürſt herrſcht, der die Schmeichelei zu entbehren weiß!“

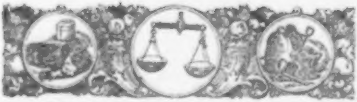
Geſpräch.

„Freund, der Hofrath * * iſt doch ein höchſt unterhaltender Mann!“ — „Kann ſeyn; mir aber ſcheint er ſehr unwiſſend.“ — „Ei, wie ſo?“ — „Er weiß auf jede Frage zu antworten.“ — „Das ſpricht ja offenbar für ihn!“ — „Keineswegs; wenn er mehr wüßte, würde er gewiß zuweilen ſagen: das weiß ich nicht!“

Dank verdient, längſt das Grab deckt; deshalb iſt es der klarſte Beweis eines reinen und rechten Strebens, wenn es auf Anerkennung verzichtet, ſeine Thaten als freies Vermächtniß für Gegenwart und Zukunft betrachtet.

Kraft und Geſinnung.

Gar oft hört man gegen Männer von Kraft und feſt redlicher Geſinnung den Vorwurf, daß ihre Ausdrucksweiſe — von höfiſcher



September 1866. **Alter Auguſt.**

Sonn.	1 Aegidius	♊	☿ kann Morg. nach ſeinem	20 Bernhard

36. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	2 14. n. Trin.	♊	🌗 12. 36′ V Raphael.	21 13. n. Tr.
Mont.	3 Manſuetus	♋	Aufg. etwa 20 Min.	22 Timotheus
Dienſt.	4 Roſalia	♋	bis nach der Mitte d. M.	23 Zacharias
Mittw.	5 Herkulan	♋	geſehen werden. ♀ bleibt	24 Barthol.
Donn.	6 Magnus	♌	☿ ♌. ☿ gr. weſtl. Ausw.	26 Ludwig
Freit.	7 Regina	♌	Abds. etwa ½ bis ¾ Stunde	26 Samuel
Sonn.	8 **Mar. Geb.**	♍	hindurch ſichtb. ♂ wird nach	27 Joſeph. C.

37. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	9 15. n. Tr.	♍	🌑 2. 42′ B. Audomar.	28 14. n. Tr.
Mont.	10 Nik. v. T.	♎	☾ ♌. ♂ ♌. dem Auf-	29 Joh. Enth.
Dienſt.	11 Protus	♎	gange länger ſichtb., Anf.	30 Roſa
Mittw.	12 Winand	♎	von 10½ Uhr Abends bis	31 Paulin
Donn.	13 Maternus	♏	♄ ☌ ☾. 4 Uhr Morg., zul.	1 September.
Freit.	14 † Erhöh.	♏	von 10 bis 5 Uhr. ♃ iſt	2 Raphael
Sonn.	15 Ludmilla	♐	☾ Erdf. Anf. von 8 Uhr	3 Manſuetus

38. Vom Jüngling zu Nain. Luc. 7. Ep. Epheſ. 3.

Sonnt.	16 16. n. Tr.	♐	Cornel. Abds. bis 1 Uhr	4 15. n. Tr.
Mont.	17 Lambert	♐	🌓 3. 56′ V. Morg., zul.	5 Herkulan
Dienſt.	18 Richard	♑	von 6½ bis 11 Uhr	6 Magnus
Mittw.	19 **Quat.** †	♑	Nicleta. Abends ſichtbar.	7 Regina
Donn.	20 Euſtachius	♒	♄ wird in d. M. immer	8 **Mar. Geb.**
Freit.	21 Matth. Ev.	♒	Zgr. N. kürzere Zeit ſichtb.	9 Audomar
Sonn.	22 Moritz †	♓	u. zuletzt unſichtb. ⛢ wird	10 Nic. v. T.

39. Vom Waſſerſüchtigen. Luc. 14. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	23 17. n. Tr.	♓	Thekla. ☉ i. ♎ [illegible]	11 16. n. Tr.
Mont.	24 Joh. Empf.	♓	🌕 2. 33′ V. U. ☾ ♄. ☾ ☋. ♂ ☌ ⛢.	12 Winand
Dienſt.	25 Cleophas	♈	beim Aufgange am Abd.	13 Maternus
Mittw.	26 Cyprian	♈	immer früher ſichtbar.,	14 † Erhöh.
Donn.	27 Cosm. u. D.	♉	☾ Erdn. von 11¼ Uhr an-	15 Ludmilla
Freit.	28 Wenzel	♉	fangs bis 9¾ U. am Ende	16 Cornel
Sonn.	29 Michael	♊	und zwar 3 bis 5 Stun-	17 Lambert

40. Vom vornehmſten Gebot. Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonnt.	30 18. Tr. Erntf.	♊	Hieronymus. den lang.	18 17. n. Tr.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 2. Sept. nach halb 1 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 9. Sept. vor 3 Viertel auf 3 Uhr Morg. der neue Mond.
Montag den 17. Septbr. vor 4 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 24. Sept. nach halb 3 Uhr Morgens der volle Mond mit einer unſichtbaren Mondfinſterniß.

Die Juden haben ihr Neujahrsfeſt (5627) am 10. u. 11., Faſten-Gedaljah am 12., das Verſöhnungsfeſt am 19., Laubhüttenfeſt am 24. u. 25., Palmenfeſt am 30. Sept.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 29 M.	5 Uhr 15 M.	6 Uhr 44 M.	10 St. 31 M.
11	12 53	5 30	6 23	11 7
21	12 15	5 46	6 1	11 45

☾ Aufg. St. M.	☾ Unt. St. M.	T.
Abds.		
10 19	[illegible]	1
		●
11 9		2
Morg.		3
12 6		4
1 10		5
2 17		6
3 27		7
4 36	Abds.	8
		●
	6 30	9
	6 56	10
	7 20	11
	7 47	12
[illegible]	8 15	13
	8 47	14
	9 22	15
		●
	10 3	16
	10 50	17
	11 44	18
	Morg.	19
	12 43	20
	1 49	21
	2 57	22
		●
Abds.	4 9	23
5 55	5 25	24
6 24	[illegible]	25
6 53		26
7 35		27
8 17		28
9 5		29
		●
10 1		30

Was als Begeiſterung
Parteiſinn preiſ't,
Iſt oft nur Wühlgelärm
Ganz ohne Geiſt.

Der Preß-Pfropf.

Ein Redner, der bei einem „Zweckeſſen" ſich hören ließ, ſagte, als er vom Wein ſprach: „Wenn nach alter und junger Behauptung im Wein Wahrheit iſt, dann hat man jeden Pfropfen als unterdrückende Preß-Maaßregel zu betrachten; auf denn, die Flaſchen geöffnet, damit die Wahrheit frei wird!" — Der Redner hatte an dieſem Tage noch keinen Wein getrunken, man weiß alſo nicht, ob er Wahrheit ſprach; ſeinem Aufruf folgte aber der willigſte Gehorſam.

Eine alte Gleichniß-Rede.

„Geſchenke ſind gemeiniglich ein Leihen auf Wucher. Der Schenker iſt vergleichſam dem Bauer, welcher dem Erdreich eine Hand voll Samens giebt, um Garben dafür zu empfangen, wo er das nicht hofft, ſpendirt er dem Erdreich nichts. So aber Einer ſtets aus Liebe giebt, wie doch ein und das andre Mal geſchieht, ſo iſt er dem Seidenwurm ähnlich: er müht ſich zur Gabe, bis er ſtirbt."

Abgeſchliffenheit und Nichtsſagerei Ton genannt — in der Geſellſchaft zu abſprechend ſeyn. Wer aber als Mann zu denken, zu fühlen und zu handeln weiß, der ſchämt ſich zu reden wie Memmen, wenn er nun einmal reden muß; denn bei manchem Anlaß lehrt ihn die Einſicht, daß es recht und vernünftig iſt, vor ſolchen Leuten, die mit jenem

Oktober 1866. **Alter September.**

Mont.	1 Remigius	♋	☾ 6. 37′ V. ♀ g.w.Ausw.	19 Niceta
Dienſt.	2 Leodegar	♋	☿ iſt in dieſem Mo-	20 Euſtach.
Mittw.	3 Ewald	♌	☿ ob. ☌ ☉. nate unſichtbar.	21 Quat.
Donn.	4 Franz	♌	♀ iſt Abends vor ihrem	22 Moritz.
Freit.	5 Placidus	♍	Untergange über ½ Stunde	23 Thekla
Sonn.	6 Bruno	♍	lang zu ſehen. ♂ iſt	24 Joh.Emp.

41. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Epheſ. 4.

Sonnt.	7 19. n. Tr.	♎	Sergius. ☾☊. Anfangs	25 18. n. Tr.
Mont.	8 Brigitta	♎	🌑 5. 26′ N. S. ☉ F.	26 Cyprian
Dienſt.	9 Dionyſius	♎	☿ ☌ ☾. 7 Stunden	27 Cosm.u.D.
Mittw.	10 Gereon	♏	♄ ☌ ☾. hindurch nach ſei-	28 Wenzel
Donn.	11 Wimmar.	♏	nem Aufgange, zuletzt	29 Michael.
Freit.	12 Maximil.	♐	9 Stunden lang ſichtbar.	30 Hieron.
Sonn.	13 Tilmann	♐	☾ Erdf. ♀ gr. N. ♃ wird	1 Oktober

42. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Eph. 5.

Sonnt.	14 20. n. Tr.	♐	Calixtus. ☿ ☋. kürzere	2 19. n. Tr.
Mont.	15 Thereſia	♑	Zeit ſichtbar, zuletzt von	3 Ewald
Dienſt.	16 Gallus	♑	☽ 9. 52′ N. 5½ bis nach	4 Franz
Mittw.	17 Florentin	♒	9 Uhr Abends. ♄ iſt	5 Placidus
Donn.	18 Luc. Ev.	♒	Schlacht bei Leipzig 1813.	6 Bruno
Freit.	19 Ferdinand	♒	in dieſ. Mon. am Tage	7 Sergius
Sonn.	20 Wendelin	♓	über dem Horizonte, und	8 Brigitta

43. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Epheſ. 6.

Sonnt.	21 21. n. Tr.	♓	Urſula. daher unſichtbar.	9 20. n. Tr.
Mont.	22 Cordula	♈	☾☋. ♀ im größten Glanz.	10 Gereon
Dienſt.	23 Severin.	♈	♅ iſt anfangs dieſes Mo-	11 Wimma.
Mittw.	24 Evergislus	♉	🌕 12. 40′ V. ☿ ☌ ♄.	12 Maximil.
Donn.	25 Raphael	♉	☾ Erdn. nats von	13 Tilmann
Freit.	26 Amandus	♊	9½, zuletzt von 7½ Uhr	14 Calixtus
Sonn.	27 Sabina.	♊	Abends an ſichtbar, im	15 Thereſia

44. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	28 22. n. Tr.	♋	Simon Juda. erſteren	16 21. n. Tr.
Mont.	29 Narciſſus	♋	Falle bis 4 Uhr, im	17 Florentin
Dienſt	30 Theoneſt	♌	☾ 3. 13′ M. letzteren	18 Luc. Ev.
Mittw.	31 Wolfgang	♌	bis 5 Uhr Morgens.	19 Ferdinand

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Oktober nach halb 7 Uhr Morg. das letzte Viertel.
Montag den 8. Oktober vor halb 6 Uhr Abends der neue Mond mit einer theilweiſe ſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Dienſtag den 16. Oktober nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das erſte Viertel.
Mittwoch den 24. Oktober vor 3 Viertel auf 1 Uhr Nachts der volle Mond.
Dienſtag den 30. Oktober vor 1 Viertel auf 4 Uhr Nachm. das letzte Viertel.

Die Juden haben Verſamml. oder Laubhütten-Ende am 1., Geſetzfreude am 2. Oktober.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 35 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 36 M.	12 St. 25 M.
11	10 59	6 17	5 16	13 1
21	10 22	6 33	4 55	13 38

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Abds.				
11	2	[illegible]		1
Morg.		[illegible]		2
12	9	[illegible]		3
1	17	[illegible]		4
2	25	[illegible]		5
3	33	[illegible]		6
		[illegible]		●
4	40			7
5	46	Abds.		8
		5	40	9
		6	16	10
[illegible]		6	46	11
		7	20	12
[illegible]		7	59	13
[illegible]				●
		8	43	14
[illegible]		9	33	15
		10	30	16
[illegible]		11	30	17
[illegible]		Morg.		18
		12	36	19
[illegible]		1	46	20
				●
		2	54	21
Abds.		4	13	22
4	53	5	32	23
5	26			24
6	[illegible]	[illegible]		25
6	36	[illegible]		26
7	51	[illegible]		27
				●
8	53	[illegible]		28
10	6	[illegible]		29
11	8	[illegible]		30
Morg.		[illegible]		31

Der Zeitgeiſt weiß jetzt ſehr gelehrt
Nach ſchulgeſteiften Schemen
Zu zeigen: wie man ſchnell vermehrt
Den Reichthum an — Problemen.

Ein paar Bemerkungen von Jonathan Swift.

Die Zeit iſt das einzige Lehrmittel für die meiſten Menſchen, ſie beſtätigt ihnen endlich dieſelben Anſichten, die ältere Leute vorher den Köpfen einzuprägen ſich vergebens bemühten.

Wenn ein wahrhaft geiſtvoller und wohlmeinender Lebensführer einem Volke erſcheint, iſt er daran zu erkennen, daß die eitlen Dummköpfe ſich gegen ihn verbünden, und durch ihre Menge es dann bewirken, den guten Rath den verlorenen Dingen beizählen zu müſſen.

Der gefragte Greis.

„So nah' an Hundert,
Und jung noch bliebſt Du, ſag' wie?“
„Geärgert hab' ich mich nie,
Stets nur gewundert!“

Vorwurf freigebig ſind, mehr zu ſchweigen als zu reden, um dann meiſt doch nicht verſtanden oder mißverſtanden zu werden.

Beweis von A bis Z.

Als zu Anfange unſres Jahrhunderts unzählige Schriften erſchienen über die franzöſiſche Revolution, ihr in jeder dieſer Schriften

November 1866. **Alter Oktober.**

Donn.	1	**All. Heil.**	♍	☿ kann nicht geſehen wer-	20	Wendelin.
Freit.	2	All. Seel.	♍	den. ♀ bleibt Abends vor	21	Urſula
Sonn.	3	Hubert	♍	☾ ☊. ihrem Untergange	22	Cordula

45. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	4	23. n. Tr.	♎	Carl Bor. ſichtbar, jedoch	23	22. n. Tr.
Mont.	5	Zacharias	♎	nimmt die Dauer der	24	Evergisl.
Dienſt.	6	Leonhard	♏	Sichtbarkeit ab. ♂ iſt	25	Raphael
Mittw.	7	Engelbert	♏	● 10.53′ V. ♄☌☾. ♄☌☉.	26	Amandus
Donn.	8	Gottfried	♏	Anfangs d. M. von	27	Sabina
Freit.	9	Theodor	♐	☾ Erdf. 8¾ Uhr Abds. bis	28	Simon J.
Sonn.	10	Martin P.	♐	5¼ Uhr Morg., zul. von	29	Narciſſus

46. Von Jairi Töchterlein. Matth. 19. Ep. Col. 1.

Sonnt.	11	24. n. Tr.	♑	Martin B. 7½ U. Abds.	30	23. n. Tr.
Mont.	12	Kunibert	♑	bis 6½ Morg. ſichtb. ♃ iſt	31	Wolfg. †
Dienſt.	13	Stanisl.	♑	Auf. von 5½ Uhr Abds.	1	**Nov. A. H.**
Mittw.	14	Levin	♒	☿ gr. ſüdl. Br. bis zu ſei-	2	All. Seel.
Donn.	15	Leopold	♒	☽ 2. 33′ N. nem Unter-	3	Hubert
Freit.	16	Edmund	♓	gange, zul. von 5 bis	4	Carl Bor.
Sonn.	17	Gertrud	♓	6½ U. Morg. ſichtb. ♃ bleibt	5	Zacharias

47. Vom Greuel der Verwüſtung, Matth. 24. Ep. Theſſ. 4.

Sonnt.	18	25. n. Tr.	♈	Maximus. ☾☋. ☿ gr. öſtl. A.	6	24. n. Tr.
Mont.	19	Eliſabeth	♈	auch in d. M. größten-	7	Engelbert
Dienſt.	20	Simplic.	♉	theils für das unbewaffnete	8	Gottfried
Mittw.	21	**M. Opf.**	♉	Auge unſichtb., er iſt am 7.	9	Theodor
Donn.	22	Cäcilia	♊	○ 10. 43′ V. ☾ Erdn. in	10	Martin P.
Freit.	23	Clemens	♊	☌☉, geg. Ende d. M.	11	Martin B.
Sonn.	24	Joh. v. Kr.	♋	wird er nach ſeinem Aufg.	12	Kunibert

48. Vom jüngſten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.

Sonnt.	25	26. n. Tr.	♋	Katharina. Feier z. Ged.	13	25. n. Tr.
Mont.	26	Konrad	♌	d. Geſt. kurze Zeit ſicht-	14	Levin
Dienſt.	27	Bilhildis	♌	bar. ♄ wird immer län-	15	Leopold
Mittw.	28	Günther	♌	gere Zeit ſichtbar, anfangs	16	Edmund
Donn.	29	Saturnin	♍	☾ 3. 33′ V. faſt 10 St.,	17	Gertrud
Freit.	30	Andr. Ap.	♍	zul. 12 Stunden lang.	18	Maxim.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 7. Nov. vor 11 Uhr Morgens der neue Mond.
Donnerſtag den 15. November nach halb 3 Uhr Nachmit. das erſte Viertel.
Donnerſtag den 22. Nov. vor 3 Viertel auf 11 Uhr Vormitt. der volle Mond.
Donnerſtag den 29. Nov. nach halb 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 41 M.	6 Uhr 52 M.	4 Uhr 34 M.	14 St. 18 M
11	9 7	7 10	4 17	14 [illegible]
21	8 36	7 26	4 4	15 23

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
12	17			1
1	25			2
2	31			3
				●
3	37			4
4	40			5
5	44	Abds.		6
6	46	4	47	7
		5	20	8
		5	57	9
		6	39	10
				●
		7	27	11
		8	30	12
		9	18	13
		10	20	14
		11	26	15
		Morg.		16
		12	35	17
				●
		1	47	18
		3	3	19
		4	19	20
Abds.		5	30	21
4	41	6	56	22
5	34			23
6	36			24
				●
7	43			25
8	53			26
10	4			27
11	14			28
Morg.				29
12	22			30

„Träume“ — ſagt man — „ſind nur Schäume!“
Meide doch zu ſtreng Verſcheuchen:
Denn das Herz wird ohne Träume
Schwerer unter Laſten keuchen.

Erfahrungslehre.

Die Freiheit iſt ein edles Feld,
Doch oft erzeugt es Neſſeln,
Und Dem, der's deshalb nur beſtellt,
Muß man den Wahnwitz feſſeln;
Zu gift'ger Erndte hilft und jagt
Der Dünkelſucht Geraufe,
Und Volkswohl kommt dann abgenagt
Vom Regen in die Traufe.

Einem heutlichen Naturforſcher.

Leugnen kannſt Du Gott ſtets dreiſter,
Fragt nur kein Studentenfuchs:
„Sagt mir doch, Naturforſch-Meiſter,
Wie der erſte Grashalm wuchs?“

---

eine andere Urſache zugetheilt wurde, äußerte ein Witzling: „Wäre Eva nicht geweſen, gab es keine Menſchen; gab es keine Menſchen, wäre keine Geſchichte denkbar; ohne Geſchichte wüßten wir nichts von einer franzöſiſchen Revolution; — demnach iſt Eva die Grund-Urſache der franzöſiſchen Revolution.“ — Auch in jüngſter Zeit verſteht man es, eine ſolche Schlußleiter aufzuſtellen, was neulich ein „Feuilleton“ mit Folgendem darlegte: „Ein junger Menſch hatte einen Hund geſchlagen; zum Unglück gehörte dieſer Hund einer Schildwache. Der junge Menſch ward deshalb verhaftet und beſtraft vermöge der

Dezember 1866. Alter **November.**

Sonn.	1	Eligius	♎	☾☊. ☿ wird geg. d. **Mitte**	19	Eliſabeth

49. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Röm. 13.

Sonnt.	2	1. **Advent**	♎	Balbina. d. **M.** nach ſei-	20	26. n. **Tr.**
Mont.	3	Franz Xav.	♏	☿☊. nem Aufg. ſichtb. ♀ iſt	21	**Mar. Opf.**
Dienſt.	4	Barbara	♏	bis zur Mitte d. **M.** unſicht-	22	Cäcilia
Mittw.	5	Criſpina	♏	bar, wird dann als Mor-	23	Clemens
Donn.	6	Nicolaus	♐	☾ Erdf. ♄☌☾. genſtr. län-	24	Joh. v. Kr.
Freit.	7	Ambroſius	♐	🌑 5. 53′ B. ☿ unt. ☌☉.	25	Katharina
Sonn.	8	**Mar. E.**	♑	ger ſichtb. ♂ iſt Auf.	26	Konrad

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages. Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	9	2. **Advent**	♑	Leocadia. ♀☊. vom Aufg.	27	1. **Advent**
Mont.	10	Judith	♑	an 11 St. hindurch, zul. von	28	Günther
Dienſt.	11	Damaſus	♒	♀ unt. ☌☉. 5 U. Abds. bis	29	Saturnin
Mittw.	12	Epimachus	♒	7 Uhr Morg. ſichtb. ♃ iſt	30	Andr. Ap.
Donn.	13	Lucia	♓	Auf. von 5 Uhr Abds. an	1	**December**
Freit.	14	Nicaſius	♓	🌓 während 11½ St., zul.	2	Balbina
Sonn.	15	Euſebius	♓	5. 11′ B. ☾☋. von 5 U.	3	Franz X.

51. Von Johannis im Gefängniß. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	16	3. **Advent**	♈	Adelheid. Abds. bis 6 Uhr	4	2. **Advent**
Mont.	17	Lazarus	♈	Morg. ſichtb. ♃ wird in d.	5	Criſpina
Dienſt.	18	Wunibald	♉	Gr. nördl. Br. **Mon.** nach	6	Nicolaus
Mittw.	19	**Quat.** †	♉	Nemeſius. ſeinem Aufg.	7	Ambroſius.
Donn.	20	Julius	♊	läng. ſichtb. von etwa ½ St.	8	**Mar. Empf.**
Freit.	21	Thom. Ap.	♊	🌕 11. 2′ V. ☾ Erdn. im	9	Leocadia
Sonn.	22	Greg. S. †	♋	☉ i. ♑. W.-A., k. T.	10	Judith

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	23	4. **Advent.**	♋	Dagobert. Anf., bis über	11	3. **Advent.**
Mont.	24	Adam E. †	♌	2 Stunden am Ende. ♅	12	Epimach.
Dienſt.	25	**H. Chriſtf.**	♌	nähert ſich dem Gegenſchein	13	Lucia
Mittw.	26	**Stephan.**	♍	☿☌♀. mit der Sonne, und	14	**Quat.** †
Donn.	27	**Joh.** Ev.	♍	Gr. weſtl. Ausw. iſt daher	15	Euſebius
Freit.	28	Unſch. K.	♎	🌗 7. 51. N. ☾☊. ♅☍☉.	16	Adelheid †
Sonn.	29	Thomas E.	♎	während der ganzen	17	Lazarus †

53. Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	30	**S. n. Chr.**	♎	David. Nacht 12 St. hin-	18	4. **Advent**
Mont.	31	Sylveſter	♏	☉ Erdn. durch ſichtbar.	19	Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 7. Dez. vor 6 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonnabend den 15. Dez. vor 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Freitag den 21. Dez. nach 9 Uhr Abends der volle Mond.
Freitag den 28 Dez. nach 3 Viertel auf 8 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden haben Tempelweihe am 3. und Faſten, Belagerung Jeruſalems am 18. December.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 14 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 46 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 52	8 2	3 54	16 8

☾Afg. U.	☾Afg. M.	☾Untg. U.	☾Untg. M.	T.
Morg.				
1	28	Bei Tage.		1
				●
2	27			2
3	28			3
4	30			4
5	30			5
6	30	Abds.		6
7	33	4	37	7
		5	22	8
				●
Bei Tage.		6	14	9
		7	10	10
		8	11	11
		9	14	12
		10	21	13
		11	29	14
		Morg.		15
				●
		12	40	16
		1	54	17
		3	10	18
		4	25	19
Abds.		5	44	20
4	13	6	56	21
5	16	8	0	22
				●
6	29	Bei Tage.		23
7	41			24
8	55			25
10	6			26
11	16			27
Morg.				28
12	22			29
				●
1	37			30
2	37			31

Du bring'ſt beſchönigt Uebel klar zu Tag,
Auf dich wird Schaden fallen! —
„Daß man ſich ſelber niemals ſchaden mag,
Bringt Schaden oftmals Allen!"

Handels-Fortſchritt.

Ein engliſcher Volksvertreter war von einer Meinungs-Genoſſenſchaft zur andern übergegangen, hatte mit dieſer geſtimmt, und erhielt von einem ſeiner Wähler heftige Vorwürfe, wonach Jener antwortete: „Mein Herr, ich erſtaune über ihre Keckheit! — Sie wiſſen ja, daß ich Sie erkauft habe, darauf gründet ſich das Recht eines Wiederverkaufs."

Steigerung.

Alles ſteigert ſich auf Erden,
So das Gute wie das Schlimme;
Keimt dies, erndtet ihr Beſchwerden,
Hört dann raſch der Warnung Stimme:
Denn das Wachſen und das Werden,
Unaufhaltſam hier auf Erden,
Fördert oft zumeiſt das Schlimme.

Grundentwickelung: „Er ſchlug den Hund einer Schildwache, demnach hat er auch die Schildwache beleidigt, alſo auch das Regiment, wozu die Schildwache gehört, in dieſem Theil der Armee die ganze Armee, und dadurch ihren Oberherrn, in welchem nun offenbar das ganze Volk beleidigt iſt; er hat alſo, mit einem Wort, gegen Regierung und Regierte ſtraffällig gehandelt." — Ob dieſe Späße gut oder ſchlecht ſind, mag Jeder ſelbſt entſcheiden.

Zeitrechnung des Jahres 1866.

Das gegenwärtige 1866ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1865 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 1. April, und in dem alten eine Woche ſpäter, nämlich auf ſeinen 27. März, dem 8. April im neuen Kalender entſprechend. Die von Oſtern abhängigen Feſte fallen daher im alten Kalender um eine Woche ſpäter, als im neuen.

Die griechiſche Kirche zählt ihre Jahre ſeit Erſchaffung der Welt und es beginnt ihr 7374ſtes Jahr am 1. September alten oder 13. September neuen Stils unſeres 1865ſten Jahres. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen ſich die Ruſſen unſerer Jahreszahl, rechnen aber ſonſt, wie ſchon bemerkt worden, noch nach dem alten Kalender.

Die Juden zählen ihre Jahre gleichfalls ſeit Erſchaffung der Welt und beginnen ihr 5626ſtes Jahr am 21. Sept. 1865; daſſelbe iſt ein mittleres Gemeinjahr von 354 Tagen. Ihr Purim fällt auf den 1. März 1866.

Die Araber, Perſer, Türken und die andern Bekenner des muhamedaniſchen Glaubens zählen ihre Jahre ſeit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, die von ihnen Hidſchret genannt wird. Sie beginnen am 27. Mai 1865 ihr 1282ſtes und am 16. Mai 1866 ihr 1283ſtes Jahr.

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling den 20. März um 8 Uhr 14 Minuten Abends nach mittlerer Cölner Zeit. Der Sommer den 21. Juni um 5 Uhr 52 Minuten Nachmittags. Der Herbſt den 23. September um 7 Uhr 10 Minuten Morgens. Der Winter den 22. Dezember um 1 Uhr 9 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen. Wir haben in dieſem Jahre fünf Finſterniſſe, nämlich drei an der Sonne und zwei am Monde, von denen aber nur etwa die erſte Hälfte der erſten Mondfinſterniß in unſerer Gegend ſichtbar ſein wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß, eine partiale von 2,7 Zoll, wird am 16. März Abends eintreten, und im nordöſtlichen Theile von Aſien, ſo wie in einem kleinen nordweſtlichen Theile von Nord-Amerika ſichtbar ſein.

Die erſte Mondfinſterniß, eine totale, wird am 31. März Morgens eintreten und während eines Theiles ihrer Dauer in Europa, Afrika und dem weſtlichen Aſien, während ihres ganzen Verlaufes in Amerika ſichtbar ſein. Sie beginnt überhaupt am 31. März um 3 Uhr 5 Minuten Morgens, die totale um 4 Uhr 12 Minuten, die Mitte findet um 5 Uhr 1 Minute ſtatt und 23 Minuten ſpäter geht der Mond unter und die Sonne auf. Dieſe Momente ſind in mittlerer Cölner Zeit zu verſtehen.

Die zweite Sonnenfinſterniß, eine partiale von 8,0 Zoll, wird am 15. April Morgens eintreten, im Süden von Auſtralien und in den ſüdlichen Meeren ſichtbar ſein.

Die zweite Mondfinſterniß, eine totale, wird am 24. Sept. Nachmittags eintreten, während ihres ganzen Verlaufes im Süden von Aſien und Auſtralien, beim Anfange im weſtlichen Theile von Nord-Amerika, ſo wie gegen das Ende im öſtlichen Theile von Europa und in Afrika ſichtbar ſein.

Die dritte Sonnenfinſterniß, eine partiale von 6,6 Zoll, wird am Nachmittage des 8. October eintreten und im weſtlichen Theile von Europa, nämlich Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Theilen von Italien, Deutſchland und Skandinavien, im Nordweſten von Afrika und im Norden von Nord-Amerika ſichtbar ſein. Sie beginnt in Cöln am 8. October um 4 Uhr 59 Minuten Nachmittag kurz vor Sonnen-Untergang.

Genealogie des Königl. Preuſsiſchen Hauſes

und die jetzigen Regenten nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig. (**Wilhelm I.**) König, geb. 22. März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV in der Regierung am 2 Januar 1861, vermählt den 11. Juni 1829 mit

Marie Luiſe Auguſta Katharina, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811.

Kinder:

1) **Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl**, Kronprinz, geb. 18. Okt. 1831, General-Lieutenant, commandirender General des zweiten Armee-Corps, Chef des erſten Oſtpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 1 (Kronprinz.) und des fünften Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 53, à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und des zweiten Schleſiſchen Grenadier-Regiments Nr. 11, erſter Commandeur des erſten Bataillons im zweiten Garde-Landwehr-Regiment; vermählt am 25. Jan. 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Luiſe**, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840.

Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27. Januar 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte **Charlotte**, geb. 24. Juli 1860. 3) Albert Wilhelm Heinrich geb. 14. Aug. 1862. 4) Franz Friedrich Siegismund, geb. 15. Sept. 1864.

2) Die Gemahlin des Großherzogs **Friedrich** von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Karl Alexander**, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz, Chef des zweiten Brandenb. Grenadier-Regiments Nr. 12. (Prinz Carl von Preußen), à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und erſter Commandeur des zweiten Bataillons im erſten Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, vermählt den 26. Mai 1827 mit

Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des verſtorbenen Großherzogs **Karl** Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808.

Kinder:

1) **Friedrich** Karl Nikolaus, geb 20. März 1828, General der Cavallerie und commandirender General des dritten Armee-Corps ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit

Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837.

Töchter: 1) **Marie** Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2) **Eliſabeth** Anna, geb. 8. Febr. 1857. 3) **Louiſe** Margarethe Alexandra Victoria Agnes, geb. 25. Juli 1860

2) **Marie Luiſe** Anna, geb. 1. März 1829.

3) Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel.

2. Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

3. Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande.

4. Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., vermählt 14. Sept. 1830 mit

Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande und von derſelben geſchieden ſeit 28. März 1849.

Kinder:

1) Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht**, geb. 8. Mai 1837, Oberſt und Commandeur des erſten Garde-Dragoner-Regiments ꝛc. 2) Friederike Wilhelmine Luiſe Eliſabeth **Alexandrine**, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 27. Juli 1863 verſtorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm **Ludwig**, Vetter des Königs, Wittwe.

Wilhelmine **Luiſe**, des verſtorbenen Herzogs **Alexius** Friedrich Chriſtian zu Anhalt-Bernburg Tochter, geb. 30. Okt. 1799.

Söhne:

1) Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21. Juni 1820, General d. Infanterie. 2) Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Lieutenant.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Prinzen Friedrich **Wilhelm** Karl, Vater-Bruders des Königs, Kinder.

1) Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2) Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3) Die verwittwete Königin von Bayern.

Wittwe des am 2. Januar 1861 verſtorbenen Königs **Friedrich Wilhelm IV.**, **Eliſabeth** Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Königs Wilhelm I. von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt, Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Ludwig II. Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Auguſt 1845, ſucc. ſeinem am 10. März 1864 verſtorbenen Vater Maximilian II.

Belgien. Leopold I Georg Chriſtian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, Wittwer ſeit 11. Okt. 1850. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 9. April 1835, verm. 22. Auguſt 1853 mit Maria Henrica Anna von Oeſtreich.

Braſilien. Dom Pedro II de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Tochter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. Tochter: Iſabella, geb. 29 Juli 1846. Thronfolgerin.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Chriſtian IX. geb. 8. April 1818, reg. 15. Nov. 1863. — Chriſtian Friedrich Wilhelm Karl, Kronprinz, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20 April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20 Juni 1837, Wittwe ſeit 14. Decbr. 1861 von Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Edward, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger, verm. 10. März 1863 mit Alexandra Caroline Marie Charlotte Louiſe Julie, Tochter des Königs Chriſtian zu Dänemark, geb. 1 Dec. 1844.

Hannover. Georg Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20 Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III. Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, Wittwer ſeit 25. Mai 1862 von Mathilde Caroline Friederike, Tochter Königs Ludwig von Bayern.

Heſſen-Homburg. Ferdinand Heinrich Friedrich, Landgraf, geb. 26. April 1783, reg. 8. Sept. 1848.

Italien. Victor Emanuel, König, geb. 14. März 1820, reg. 3. April 1849, Wittwer ſeit 19. Januar 1855 von Adelheid Franciska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Feretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16 Juni 1846.

Lichtenſtein. Johann Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840, ſucc. ſeinem Vater Alois Joſeph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821 reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Adolph Georg, geboren 1. Aug. 1817, folgte ſeinem Vater Georg Wilhelm 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzeſſin Hermine geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verſt. Fürſten Georg von Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, Wittwer ſeit 3. März 1862 von Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, und ſeit 16 April 1865 von Marie Anna Wilhelmine Eliſabeth, Tochter des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog, geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Großherzog, geb. 17. Okt. 1819, reg. 6 Sept. 18[illegible], verm. 28. Juni 1843 mit Auguſte Karoline Charlotte Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Herzogs Adolph von Cambridge. Georg Adolph Friedrich, Erbgroßherzog, geb. 22. Juli 1848.

Mexico. Ferdinand Maximilian I, geb. 6. Juli 1832, verm. mit Marie Charlotte Amalie, geb. 7. Juni 1840, Tochter des Königs von Belgien.

Modena-Reggio und Guaſtalla. Franz V Ferdinand Geminian, Herzog, geb. 1. Juni 1819, reg. 21. Jan. 1846, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde Auguſte Charlotte, Tochter des Königs Ludwig I. von Bayern, geb. 19. März 1823.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, zum zweitenmal verm. 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des verſt. Königs von Württemberg. Wilhelm Nikolas Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph in Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Februar 1853, verm. mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. — Friedrich Auguſt, geb. 16. Novbr. 1852.

Parma und Piacenza. Robert, Herzog von Parma, Fürſt von Piacenza, geb. 9. Juli 1848, folgte ſeinem Vater 27. März 1854 unter Vormundſchaft ſeiner Mutter.

Portugal. Louis Philipp Maria Ferdinand, geb. 31 Okt. 1838, reg. 11. November 1861, verm. am 27. Sept. 1862 in Turin durch Prokuration und am 6. Okt. 1862 in Liſſabon perſönlich mit Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847, Tochter des Königs Viktor Emanuel von Italien. — Carl Ferdinand, Thronerbe, geb. 28. September 1863.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX, am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20 Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie Marie), Tochter des verſt. Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt Wladimir Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 22. (10.) April 1847.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12 Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian I. von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Tochter des verſt. Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

2. Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtine, Tochter des verſtorbenen Kurfürſten Wilhelm II. von Heſſen, geb. 6. Sept. 1804. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II. Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des verſt. Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Sept. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7 Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Tochter des verſtorbenen Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 1855 mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, geb. 5. Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Marie Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830 ſuccedirt 29. Sept 1833, verm. 10. Okt 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Alphons Franz ꝛc. Prinz von Aſturien, geb. 28 Nov. 1857, Kronprinz.

Toskana. Ferdinand IV Salvator Maria Joſeph Johann, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 10. Juni 1835, ſucc. ſeinem Vater Leopold II durch die Thronentſagung desſelben am 21. Juli 1859.

Türkei. Abdul-Aziz, Großſultan, folgte in der Regierung ſeinem 1861 verſtorbenen Bruder Abdul-Medſchid.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Tochter des verſt. Herzogs von Naſſau, geb. 12 Aug. 1831.

Würtemberg. Karl Friedrich Alexander, König, geb. 6. März 1823, reg. 25. Juni 1864, verm. ſeit 13. Juli 1846 mit der Großfürſtin Olga, zweite Tochter des verſtorbenen ruſſiſchen Kaiſers, geb. 11. Sept. 1822. —

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1866.

Tage.		Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.	
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	51	mehr.	13	51	mehr.	12	35	mehr	3	58	weniger.	3	2	weniger.	2	31
6		6	8		14	22		11	29		2	29		3	33		1	42
11		8	13		14	31		10	13		1	5		3	50		0	45
16		10	4		14	21		8	50	weniger.	0	12		3	52	mehr.	0	18
21		11	39		13	51		7	21		1	20		3	41		1	23
26		12	51		13	9		5	49		2	17		3	16		2	27
31		13	43		12	10		4	17		3	2		2	40		3	27

		Juli.			August.			September			Oktober			November.			Dezember.	
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr	3	[illegible]	mehr	6	3	weniger.	0	7	weniger.	10	19	weniger.	16	18	weniger.	10	48
6		4	22		5	38		1	41		11	59		16	13		8	47
11		5	8		4	59		3	25		13	12		15	50		6	33
16		5	43		4	5		5	10		14	21		15	5		4	10
21		6	5		2	59		6	56		15	16		13	59		1	42
26		6	13		1	40		8	40		15	56		12	33	mehr	0	47
31		6	6		0	12		10	19		16	16		10	48		3	14

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr am Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgang der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblick des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterſchiede der wahren, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Die Kalender-Feſttage bis zum Jahre 1900.

Jahr.	Neujahrstag.	Aſchermittwoch.	Oſtertag.	Himmelfahrt.	Pfingſt-Sonntag.	Heil. Dreifaltigkeit.	Frohnleichnamsfeſt.
1867	Dienſt.	6. März.	21. April.	30. Mai.	9. Juni.	16. Juni.	20. Juni.
1868	Mittw.	26. Febr.	12. April.	21. Mai.	31. Mai.	7. Juni.	11. Juni.
1869	Freit.	10. Febr.	28. März.	6. Mai.	16. Mai.	23. Mai.	27. Mai.
1870	Sonnab.	2. März.	17. April.	26. Mai.	5. Juni.	12. Juni.	16. Juni.
1871	Sonnt.	22. Febr.	9. April.	18. Mai.	28. Mai.	4. Juni.	8. Juni.
1872	Mont.	14. Febr.	31. März.	9. Mai.	19. Mai.	26. Mai.	30. Mai.
1873	Mittw.	26. Febr.	13. April.	22. Mai.	1. Juni.	8. Juni.	12. Juni.
1874	Donn.	18. Febr.	5. April.	14. Mai.	24. Mai.	31. Mai.	4. Juni.
1875	Freit.	10. Febr.	28. März.	6. Mai.	16. Mai.	23. Mai.	27. Mai.
1876	Sonnab.	1. März.	16. April.	25. Mai.	4. Juni.	11. Juni.	15. Juni.
1877	Mont.	14. Febr.	1. April.	10. Mai.	20. Mai.	27. Mai.	31. Mai.
1878	Dienſt.	6. März.	21. April.	30. Mai.	9. Juni.	16. Juni.	20. Juni.
1879	Mittw.	26. Febr.	13. April.	22. Mai.	1. Juni.	8. Juni.	12. Juni.
1880	Donn.	11. Febr.	28. März.	6. Mai.	16. Mai.	23. Mai.	27. Mai.
1881	Sonnab.	2. März.	17. April.	26. Mai.	5. Juni.	12. Juni.	16. Juni,
1882	Sonnt.	22. Febr.	9. April.	18. Mai.	28. Mai.	4. Juni.	8. Juni
1883	Mont.	7. Febr.	25. März.	3. Mai.	13. Mai.	20. Mai.	24. Mai.

Jahr.	Neujahrstag.	Aſchermittwoch.	Oſtertag.	Himmelfahrt.	Pfingſt-Sonntag.	Heil. Dreifaltigkeit.	Frohnleichnamsfeſt.
1884	Dienſt.	26. Febr.	13. April.	22. Mai.	1. Juni.	8. Juni.	12. Juni.
1885	Donn.	18. Febr.	5. April.	14. Mai.	24. Mai.	31. Mai.	4. Juni.
1886	Freit.	10. Febr.	25. April.	3. Juni.	13. Juni.	20. Juni.	24. Juni.
1887	Sonnab.	23. Febr.	10. April.	19. Mai.	29. Mai.	5. Juni.	9. Juni.
1888	Sonnt.	15. Febr.	1. April.	10. Mai.	20. Mai.	27. Mai.	31. Mai.
1889	Dienſt.	6. März.	21. April.	30. Mai.	9. Juni.	16. Juni.	20. Juni.
1890	Mittw.	19. Febr.	6. April.	15. Mai.	25. Mai.	1. Juni.	5. Juni.
1891	Donn.	11. Febr.	29. März.	7. Mai.	17. Mai.	24. Mai.	28. Mai.
1892	Freit.	2. März.	17. April.	26. Mai.	5. Juni.	12. Juni.	16. Juni.
1893	Sonnt.	15. Febr.	2. April.	11. Mai.	21. Mai.	28. Mai.	1. Juni.
1894	Mont.	7. Febr.	25. März.	3. Mai.	13. Mai.	20. Mai.	24. Mai.
1895	Dienſt.	27. Febr.	14. April.	23. Mai.	2. Juni.	9. Juni.	13. Juni.
1896	Mittw.	19. Febr.	5. April.	14. Mai.	24. Mai.	31. Mai.	4. Juni.
1897	Freit.	3. März.	18. April.	27. Mai.	6. Juni.	13. Juni.	17. Juni.
1898	Sonnab.	23. Febr.	10. April.	19. Mai.	29. Mai.	5. Juni.	9. Juni.
1899	Sonnt.	15. Febr.	2. April.	11. Mai.	21. Mai.	28. Mai.	1. Juni.
1900	Mont.	28. Febr.	15. April.	24. Mai.	3. Juni.	10. Juni.	14. Juni.

Kalender-Allerlei.

Bahn in Zeitſtürmen.

Stets in zwietrachtvollen Jahren,
Die Gedankenwirbel ſchafft,
Mag Gewiſſensfriede wahren
Edlen Sieg der eig'nen Kraft.

Hoffnung du, und du, Vertrauen,
Die ihr uns ſchon oft betrogt,
Doch laßt licht uns Zukunft ſchauen,
Wenn's jetzt dunkelt, ſtürmt und wegt.

Scheint manch Ziel uns zu verſchwinden,
Mehrt im Lebensweg nicht Scheu;
Blüth' und Frucht iſt rings zu finden,
Bleibt uns Herzensfrühling treu. —

Lebt den Pflichten, dann geduldet
Euch im Glauben ſtill und gern,
Und was Zeitenwahn verſchuldet,
Gebt anheim dem Herrn der Herr'n!

Die drei Töchter Gretry's.

Der berühmte Componiſt Gretry — noch jetzt unübertroffen im Volksliede — erzählt in ſeiner Lebensgeſchichte: „Meine drei Töchter, damals in ihrem funfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Jahre, befanden ſich an einem Winterabend bei einer mir befreundeten Dame. Als ich nach beendigter Theatervorſtellung in den Geſellſchaftskreis trat, um die Töchter abzuholen, ſah ich ſie tanzend, durch das Anmuthige ihrer Bewegung Aller Blicke auf ſich ziehend, und ihre Mutter war berauſcht von den ihnen gewidmeten Huldigungen. Nicht fern von mir an einer Wand des Saales ſtand ein Mann mit ſchwermüthig düſterem Angeſicht; er ſchaute ſtarr hin auf meine Kinder. Die durch den Reiz ihres Weſens ringsum erweckte Aufmerkſamkeit ſchien ihn nicht zu berühren, er blieb finſteren Ernſtes, und ſich plötzlich zu mir wendend fragte er: „Kennen Sie die drei hübſchen jungen Mädchen?“ — Obwohl ich hinreichend Grund hatte, als ihren Vater mich erkennen zu laſſen, es unterblieb, ich weiß nicht weshalb, und ich antwortete nur: „Es ſind Schweſtern!“ — „So mein' ich auch“, ſagte er; „ſchon lange ſeh' ich ihnen zu. Es ſind jetzt faſt zwei Stunden vergangen, ſeit ſie unaufhörlich tanzen, ſeit ich bemerke, daß ihnen von allen Seiten Beifall gezollt wird, ſie in Jugendglanz und Lieblichkeit ſtrahlen.“ — Mein Vaterherz klopfte bei dieſen Worten im Entzücken, ich war im Begriff, mich zu verrathen, als der Unbekannte mit eiſiger Kälte hinzufügte: „In drei Jahren wird keines dieſer Mädchen noch lebend ſeyn!“ — Der weiſſagende Ton in dieſer Aeußerung machte mich erbeben: der Fremde entfernte ſich, ich wollte ihm folgen, aber wie angebannt war ich, konnte nicht ſogleich von der Stelle. Später erſt vermochte ich, nach jenem mir Unbekannten zu forſchen; ich erfuhr: er ſey ein Schweizer, Schüler Lavater's. — Wahr ſprach der Entſetzliche: drei Jahre nachher wurde meine letzte Tochter begraben: keines meiner Kinder blieb mir!“

Möge man dies erſchütternde Ereigniß beherzigen!

Lebensfragen.

Was beſchützt uns gegen Narrheiten?
„Tüchtig arbeiten!“
Was läßt nie beneiden reich Gut?
„Fleiß bei Gleichmuth!“
Was bewahrt vor Herz- und Bruſtleiden?
„Schwelgerluſt meiden!“
Was vermehret uns die Herz-Pein?
„Schuld am Schmerz ſeyn!“
Was hat ſteis der Pein entriſſen?
„Rein Gewiſſen!“
Was klärt trüben Sinn hienieden?
„Innen Frieden!“ —
Wenn dann Glückeswahn uns ſcheitert,
Bleibt die Lebensbahn erheitert; —
Und fehlt Dunkel nicht dem Daſeyn,
Stets wird Himmelslicht auch nah' ſeyn!

Muth lehrt Gutes — begreift's und thut es!

In unſern Tagen mehren ſich gegen Sonſt die Selbſtmorde, es iſt, als ob das Menſchenleben werthloſer geworden ſey, was aber ein ſchlechtes Zeugniß iſt für den Inhalt der angeblich vorgeſchrittenen Bildung; denn deren Würde erfordert, die Täuſchungen, Drangſale und Schmerzen des Irdiſchen zu ertragen und ſie möglichſt zu beſiegen. Das Leben von ſich werfen kann jeder Lump, der in verzweifelnder Feigheit augenblicklich den Muth des Wahnſinns gewinnt. Gemeinheit, Trug und Liſt umzingeln uns überall, und mit der jetzt geprieſenen, durch ihr Selbſtlob ſchon als falſch zu erkennenden Bildung hat Pöbelhaftes, das in jedem Stande ſich einwohnt, verſchmitztere Ausklügelei erlernt: doch des Mannes Pflicht iſt es, dieſem Unheil tapferen Widerſtand zu bieten. Wir ſollen nicht verzagen oder Wunder erwarten, wo noch die eigene Thatkraft, die Jeder haben ſoll und haben muß, genügt, das Leben zu ſtützen und zu erheitern. Iſt die Zeit eine ſchlechte, um ſo anmahnender wird es Beruf jedes Einzelnen, der nicht als werthlos betrachtet ſeyn will, die Beſſerung zu bezwecken, indem er bei ſich ſelber die Beſſerung beginnt. — Wir ſchließen mit einer Bemerkung von Pascal: „Leben iſt die Bedingung des Lebens; wer dieſe Bedingung aufgeben konnte, war ein Geſpenſt, hatte als Geiſtigtodter unter den Lebendigen nur Schein des Wirklichen."

H. Rino.

Leitzeilen.

Dich vor den Menſchen nie zu ſcheuen,
Gehöre zu den Gottgetreuen.

Iſt die Selbſtſucht überwunden,
Iſt auch alle Furcht verſchwunden.

Bei feſtem Sinn wohnt Glück an jedem Ort,
Doch wandelhaft, dann jagſt das Glück du fort.

Je mehr du And'rer Fehler ſuchſt zu kennen,
Je wen'ger wirſt du dich von deinen trennen.

Nur Dünkel zeiget uns in vollſter Blöße,
Wer im Verkleinern And'rer ſtrebt nach Größe.

Wem Leben Traum iſt, Der kann kein Erwachen denken,
Unmöglich iſt's dann auch, ein Jenſeits ihm zu ſchenken.

Sylveſter-Klage eines Zeitungs-Redacteurs.

Schon wieder flüchtet ein Jahr, ein anderes beginnt, und wiederum iſt meine Einſicht ohne Ausſicht, wie man den Beſchwerden entkommen ſoll. Am Leit-Artikel — oft Leid-Artikel dem Redacteur, wenn ein warm gewordener Red'-Acteur für gemeinſam Leid ſich nicht bedanken, ſondern es mit Abhülfe bedenken will — am Leit-Artikel ſtreif' ich vorbei, laſſe überhaupt die zeitläufige Staatskunſt des Staats entbehren, will nur, neben officiellem und officiöſem Elend im Großen, über kleines, nergelnd wirkendes im Innern eines Zeitungsweſens mein Herz erleichtern. — Vertrauend auf den telegraphiſchen Bericht „aus ſicherer Hand“ hatte ich ein gewaltiges Erdbeben angezeigt: Berge waren verſunken, Häuſer und Bäume umgeſtürzt; ein paar Tage nachher mußte ich Alles wieder aufrichten: der Correſpondent hatte den Schwindel gehabt, war auf den Kopf gefallen, und ſah nun in ſeiner Verſtörung muthmaßlich die ganze Schöpfung umgewälzt, was er haſtig, eh' er zu ſich ſelber kam, einem Erdbeben zuſchrieb. — Man meldete mir den Tod eines berühmten Mannes, ich veröffentlichte die Nachricht, und von ihm ſelber empfing ich die ebenfalls zu veröffentlichende, ſehr ſtachlicht gehaltene Mittheilung: er befinde ſich eben wohler als jemals. — Man muthete mir zu: leſen ſollte ich eine noch ſehr namhafte Anzahl von Büchern, zu denen die Verfaſſer nicht gleich die Lobreden beigefügt hatten; tagelang ſollte ich mich langweilen bei Dutzend-Romanen, um nachher drucken zu laſſen: ich hätte mich bei erſter Sorte von geiſtigem Genuß äußerſt ergötzt. — Verantwortlich ſollt' ich ſeyn, wenn eines der vielen, gegen Einrückungs-Gebühren belobpoſauntes Marktſchreier-Heilmittel Unheil veranlaßt hatte. — In einem grimmigen Schreiben ohne Rechtſchreiben mußte ich mir beträchtliche Grobheiten gefallen laſſen von einer, zufolge der Vergangenheits-Berechnung unzweifelhaft faſt vierzigjährigen Tänzerin, die ein Beurtheiler dreißigjährig genannt hatte, obwohl ihr dazu, nach ihrer Behauptung, noch ſieben Monate fehlten. — Anderweitig kamen die Grobheiten auch nicht unbeträchtlich, wenn ein Mitarbeiter dieſen oder jenen Schauſpieler merken ließ: er habe vermöge ſeines Nichtvielvermögens viel mehr baaren als wahren Gehalt, oder wenn Einem, der ſich Dichter nennt, geſagt werden mußte: er ſey eigentlich ein Zerfahrener. — Das ſind nur etliche Einzelheiten, von verſchiedenen Theilen der vielzähligen Geſammtheit mußte ich aber in bitteren Vorwürfen hören: meine Zeitung ſey nicht genug an- und aufregend, weil ich ſie gar zu wenig ausfüllte mit Todten und Verwundeten, mit vollſtändigen Siegen Derer — je nachdem man dies „Derer“ bezüglich haben wollte — mit geheimen und entdeckten Mordthaten, Raubanfällen, Diebeskniffen, Brandſtiftungen, Katzbalgereien aller Unart, und ſo weiter. Nach meiner Erfahrung iſt es vorzugsweiſe wahr: was wahr iſt, genügt den Leuten gar nicht mehr; ich ſoll immer unſäglich mehr wiſſen als das Wahre, und iſt, was ich und meine Mitarbeiter angeblich wiſſen, nicht zu glauben, ſo ſagt ſich die Leſerwelt: Höher als Wiſſen ſteht Glauben, denn es macht ſeelig. — Unter ſolchen Umſtänden wird mir nicht ſelten die Feder in der Hand ſo glühend, daß ich ſie wegſchleudere, um zu überlegen, ob ich nicht künftig dem türkiſchen Sprüchwort gehorchen ſoll: „Schickt ſich die Zeit nicht in dich, ſchicke du dich in die Zeit!“ und wenn Thales, der älteſte Weltweiſe Griechenlands, auf die Frage: was iſt für das Weiſeſte zu halten? antwortete: „Die Zeit, ſie hat Alles erfunden!“ ſo werde ich mir auf die Frage: was iſt für das Weiſeſte zu halten in Bezug meines Geſchäfts? endlich antworten müſſen: Eine Zeitung, die Alles erfunden hat! —

die demnach über Einzelnes ſich gar nicht mehr zu verwahren braucht. — Mir dieſes Glück vorzulügen, bitt' ich die Träume, denn es iſt Mitternacht, und ich ſuche mir angenehmere Federn!

Ausſpruch des Scipio.

Nur um Ruhm ein Menſchenwürger:
Da müßt' ich in Scham erröthen! —
Beſſer: retten einen Bürger
Als zehntauſend ihrer tödten.

Aus dem Briefe eines jungen Mädchens an ihre Freundin.

„Bei dem neulichen Ausfluge hatte ich Gelegenheit, meine Couſine Amalia Beyrich kennen zu lernen, und ich muß ſagen: es iſt ein wunderliches Geſchöpf. Du kannſt mir glauben: ſie hat eine eben ſo entſchiedene Vorliebe zum Trinken wie ihr Vater, der Amtmann; kein Zureden, keine Vorſtellung hilft, man muß ſie ihrer Neigung überlaſſen. Ihr Weſen und ihre Lebensart haben ganz die Gewohnheiten einer arbeitſcheuen, nur ſich pflegenden Hofdame: ſie verſchläft den größten Theil des Tages, faßt kein Geſchäft an. Sagt man ihr das Ernſteſte: ſie lacht, und bald nachher weint ſie wegen einer Kleinigkeit, möchte auch nicht ein Viertelſtündchen ihres Lebens dem bedürftigſten Freundſchaftsdienſt opfern. Dabei weiß ſie nichts von Rückſichten, beträgt ſich oft ſo unanſtändig, daß mir die Schicklichkeit Schweigen gebietet, und nie würde ſie einmal darüber erröthen, wenn man ſie auch noch ſo ſehr aufmerkſam machen will: ſogar im Beiſeyn Fremder ſchämt ſie ſich nicht im geringſten. Bei Alledem iſt noch Hoffnung, denn ſie hat auch gute Eigenſchaften: ſie iſt weder kokett noch verſtellſüchtig, nicht putzliebend noch ehrgeizig; ihre Keuſchheit iſt ſo tadellos wie das Sonnenlicht: das ganze Männergeſchlecht läßt ſie ſo ruhig als wär' es nicht da. Weiß ſie nichts von Beſcheidenheit, von Furcht weiß ſie auch nichts, bleibt bei Lob und Tadel völlig gleichgültig, lügt aber niemals, mag Niemand hintergehen, Niemand verrathen. Ihr Wandel iſt ſchuldlos und unbefangen: ſie kann heiter einſchlafen und ebenſo erwachen. Sie erkennt Menſchen und Dinge; Griechiſch, Latein, ja ſelbſt Hebräiſch, die neueren Sprachen mit eingeſchloſſen, ſind in ihr ebenſo heimiſch als das Deutſche. Aber — wenn ſich ihr Geſchmack nicht ändert, was ſollte daraus werden? — Nächſtens mehr von ihr!"

„Nachſchrift. Ich mußte den Brief wieder öffnen, weil ich zu ſagen vergaß, daß Amalia Morgen gerade ein halbes Jahr alt wird."

Antwort auf eines deutſchen Schriftſtellers Klage.

Viel Reichthum hab' ich mir erworben
In Wortruhm, doch That ward geſchont!
„O ſey du nur endlich geſtorben,
Dann wirſt du von Deutſchen belohnt."

Die Naſe.

Von jeher hat die Naſe ihre Bedeutſamkeit, obwohl dies Werkzeug des Geruchs dabei nicht immer ſelbſt in guten Geruch kam. Schon die alten Römer ſagten: „Nicht Jedem iſt's gegeben, eine Naſe zu haben.“ Wie gewichtig ſie Lavater und die ganze Zunft der Geſichtsforſcher erachten, iſt bekannt. Ueber das Naſenrecht hat der geſetzkundige Mylius im Jahre 1735 eine eigene Streitſchrift drucken laſſen. Danach dürfen Brautleute ihre Verbindung löſen, wenn Er oder Sie die Naſe verliert; Eheleuten iſt aber gleiche Vergünſtigung verſagt, die müſſen ſich bei ſolchem Schickſal mit einer ehelichen Naſe in der Wirthſchaft behelfen. Das Stumpfnäschen, die Breit-, Platt- oder Habichtsnaſe ſollen angeblich, wie der Naſeweis, die ganze Eigenthümlichkeit der Inhaber bezeichnen, da wird aber die Entſchuldigung: „Irren iſt menſchlich!“ ſehr oft nöthig ſeyn. — Sogar zum Ausdruck der Liebe iſt die Naſe erhoben: ſtatt des Kuſſes behagt den Tſchuktſchen das Gegeneinander-Reiben der Naſen, wenn dieſe auch dabei erröthen. — Merkwürdig iſt nebenher, wie gleichklingend die römiſche Benennung mit der deutſchen iſt. Daß die deutſche „Naſe“ Tochter des römiſchen „Nasus“ ſey, iſt eine abweisbare Verwandtſchaft; denn unzweifelhaft hatten die alten Germanen ſchon Naſen, mithin auch ihre Bezeichnung, ehe ſie mit den Römern im Zuſammenſtoß ſich gegenſeitig blutige Naſen holten. Man hat mehrere Gleichklänge in faſt allen Sprachen, was hinſichtlich ihrer Herkunft auf einheitlichen Urſprung, auf eine Urſprache — angeblich von Perſien aus — ſchließen läßt. — Daß die Sprüchwörter die Naſe ſehr benutzten, davon zeugt zumeiſt das wenigſtens in dieſem Betracht einige Deutſchland. Ich will nicht behaupten, daß die Franzoſen nur in „compter avec le nez“ die Naſe ſinnbildlich gebrauchen, indem ſie von Etwas, das faſt nur einzig vorhanden, ſich gleichnißweiſe ſagen: es iſt an oder mit der Naſe abzuzählen. Schwerlich aber werden die Deutſchen ihren Reichthum an Naſen in ihren Sprüchwörtern bei irgend einem Volke übertroffen finden, was durch nachfolgende Ueberlieferung, ohne ſie für vollſtändig zu halten, muthmaßlich einleuchten wird.

Voran mache ſich breit die hinfällige Andeutung: „Naſe lang und ſpitzes Kinn, da ſitzt der Teufel drinn.“ Nun ſind wir den Teufel los und reihen an: „Wer ſich die Naſe abſchneidet, ſchändet ſein Angeſicht. Zieh' dich bei deiner Naſe. Wer ſich zu ſehr ſchneutzt, dem blutet die Naſe. Einem eine Naſe drehen. Er kriegt Naſen. Er holt ſich eine Naſe. Er zieht ab mit langer Naſe. Man muß es ihm unter die Naſe reiben. Er führt uns bei der Naſe herum. Er will's mir auf die Naſe binden. Er hat ſich die Naſe begoſſen. Man ſieht's ihm an der Naſe an. Er trägt die Naſe hoch. Seine Naſeweisheit macht Andre ſchwarz. Seine Naſe riecht den Braten meilenweit. Geh' der Naſe nach. Es iſt ihm in die Naſe gefahren. Er wird ſich die Naſe verbrennen. Wär' ihm die Naſe nicht angewachſen, er vergäße ſie.“

Doch jetzt eil' ich zum Schluß, damit man mir nicht nachſage:
„Er ſteckt in Alles ſeine Naſe!“
— denn ohne Brille auf der meinigen iſt mir, als zöge Langeweile herbei — alſo Baſta!

Franz Porta.

Immer obenauf.

Von Unheil errettet die Schwinge
Aus innerer Kräfte Gluth,
Je drückender Sorg' uns durchdringe,
Erhebender ſtets ſey der Muth.

Vereine.

Seit den Mäßigkeits-Vereinen — faſt verblichenen Andenkens! — haben ſich die Vereine unmäßig vermehrt, und hierin iſt das Blümchen Maaßliebe den Leuten in Unmaßliebe verwandelt. Zuletzt wird kein Menſch unvereint, als Vereinter jedoch für eigenthümliches Denken und Trachten Keiner viel werthvoller als Keiner ſeyn, Jeder ſich auf den Andern ſtützen wollen, weil ihm die Sinnigkeit wacklig oder ſchwindelnd wurde. Wo bleibt da das Selbſtſtändige? — der Grundwuchs in und aus dem eigenen Weſen? — Vereine mit „Vorträgen“, die ſind gewiß heilſam! mag man antworten. O Glaube ohne Wiſſenswurzel! Der nach wahrer Erkenntniß ſtrebende Wiſſensdrang kann durch eine Vorleſung fünf Viertelſtunden lang über irgend eine Wiſſenſchaft, deren Erfaſſung oft ein tüchtig Stück des fleißigſten Lebens in Anſpruch nimmt, nicht befriedigt werden. Das abgeriſſene Blättchen, was man in Vereinen vom Baum der Wiſſenſchaft erhaſcht, dient höchſtens dazu, in die Geſellſchaft bei Thee oder Bier einen Geruch von Gelehrſamkeit mitzubringen. Zum Wiſſensvermögen hilft nur Selbſtdenken und Selbſtvertiefen, „und in den Vereinen herrſcht Prunken und Scheinen, ſtreitſüchtig Meinen im Wichtigmachen zum Lachen; — doch der Zeiten Thörigkeit leidet an Harthörigkeit!“

Bedenkliche Wandlung.

Iſt nicht für Heim'ſches erſter Grund gelegt,
Unheimiſch wird's im ganzen Land;
Und wenn an Fortſchritt nun ihr Glauben hegt,
Ward Unverſtand nur Mißverſtand.

Noch übertriebener!

Das übertrieben Sprachmaleriſche in Romanen hat folgende Spottneckerei veranlaßt: „Ich ſaß oben auf der Decke der Schnellpoſt, der Poſtillion reitet, macht luſtig klitſch! klatſch! Der Wagen rollt dahin: Urrrrer! Da vernehm' ich plötzlich: Krach! „Halt!“ ruf' ich dem Conducteur zu, „wir werfen um!“ — „Dumme Angſt!“ ſchreit er; das macht mich hitzig, ich rufe „Brr!“ behaupte, es nahe ein Unheil, er will recht behalten, wird ausfälliger, und ſchwapp! geb' ich ihm eine Ohrfeige. „Hui!“ will er mir das Gleiche thun, ritſch, ratſch! fangen wir an uns zu balgen. Wupp! ſo ſtoß' ich ihn, er torkelt; paff! hab' ich eins von ihm, partauz! fall' ich mit ihm um, und pratſch liegen wir Beide da in aller Breite. Wir ſtehen wieder auf, rutſch! gleitet ihm ein Fuß aus, er ſtürzt, rappelt ſich wieder in die Höhe, ritſch! ſetz' ich ihm ein Bein. Unterdeß rollt der Wagen immer fort, aber holterdepolter, da bricht die Achſe, rullerdebuller wälzt ſich Alles untereinander, und — quatſch! — da liegt der ganze Braſſen: — ich hatt's ja vorhergeſagt!

Rechtshitziger und Rechtsanwalt.

Rechtshitziger (auf eine Zeitung weiſend). Iſt das nicht Gewalt der Willkür?

Rechtsanwalt. Ja!

Rechtshitziger. Und das ſollten wir dulden?

Rechtsanwalt. Ja!

Rechtshitziger. Warum?

Rechtsanwalt. Wo Gewalt und Willkür einſchreiten, iſt vorläufig kein Recht zu hoffen, aber ſchärfere Gewalt, ärgere Willkür zu fürchten.

Rechtshitziger. Und Sie, als Vertheidiger des Rechts, können —?

Rechtsanwalt. St! Wo die Macht die Stimme des Rechts nicht hören will, kann ich nur den Rath des Freundes geben, bis —.

Rechtshitziger. Sehr bequeme Grundſätze! Trennen wir uns, Adieu!

Rechtsanwalt. Noch einen Augenblick! Meine Grundſätze ſind nicht ſo bequem, als Sie ſich einbilden, junger Mann! Nicht ſo hitzig, wie Sie, ſchmerzt mich gewiß ein Unrecht nicht minder. Ich halt' es aber für recht und klug zugleich, meine Kräfte nicht unnütz zu vergeuden, harre der günſtigen Stunde, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, eine ſchlimme Sache noch ſchlimmer gemacht zu haben.

Das Ewige.

Wie ſich Zeitentriebe wandeln,
Schaue ſie dir an mit Klarheit,
Um danach auch klar zu handeln:
Frei und froh macht nur die Wahrheit; —
Sie, die Vielen wenig gilt,
Bleibt doch ewig Schutz und Schild.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

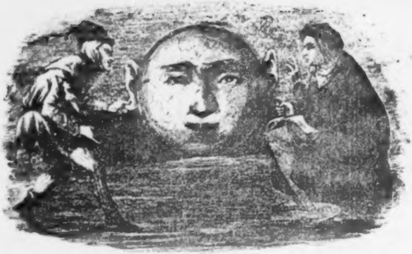
Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von Demſelben und unter deſſen Leitung.

Zweiunddreißigſter Jahrgang.

Die Tagsgeſchichte rühmt noch Schlachtſieg gern,
Die Menſchlichkeit nur Sieg auf Friedenswegen,
Sie bleibt entflammten Leidenſchaften fern,
Hat nur für geiſtig Vorwärts Ruhm und Segen;
Ihr widert an das Grollen und Vernichten,
Denn Edles wird erdrückt durch rohe Macht,
Und was nicht Sittenbahnen weiß zu lichten,
Sind niemals Thaten ihr mit Gott vollbracht.

1866.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)



Spricht Vernunſt zum Erdenball,
Klingt's ihm nur wie leerer Schall;
Oeffnet Narrheit ſich ſein Ohr,
Wird es gleich zum weiten Thor:
Was dann Einſicht lehrt und ſchafft,
Wendet Blödſinn poſſenhaft.

Geſellſchaftslied für Männer.

Befreit die Bruſt von dunklem Wühlen,
Die Freude ſonnet ihr Gebiet! —
Was innen wir als Wahrheit fühlen,
Verkünd' in Kraft ein traulich Lied.
Hier weilen nicht der Habſucht Knechte,
Wir buhlen nicht um Gold und Amt,
Uns waffnet Muth für Menſchenrechte,
Der Trug und Lüge kühn verdammt.

Der Wahrheit Gruß gilt wack'ren Frauen! —
Wohin der Liebe Gluth gebot,
Wo ſel'ge Blicke uns vertrauen,
Hält deutſcher Sinn bis in den Tod.
Der erſte Kuß theilt ohne Reue
Für's ganze Leben Freud' und Schmerz:
Der deutſche Mann eint Lieb' und Treue,
Er bricht kein Wort, er bricht kein Herz.

Mit Freundſchaft ward im Bann der Erde
Die hellſte Tröſtung uns geſchenkt,
Daß ſie bei Unheil Strahl uns werde,
Der durch die Seelenſtürme lenkt.
Das Mißgeſchick wird Keinen meiden,
Und Jedem kommt ſein düſt'rer Tag;
Vereinſamt ſoll kein Freund dann leiden,
Traf ihn des Schickſals Wetterſchlag.

Gerechtigkeit lehrt nimmer haſſen;
Wo wir die Biederkeit erkannt,
Die Menſchen ſich mit Lieb' umfaſſen,
Da iſt der Herzen Vaterland.
Ringsum laßt uns den Freund erwählen,
Und feſt ihn halten in Gefahr:
Wir wollen ihn zu Deutſchen zählen,
Welch fremdes Land ihn uns gebar.

Nie darf ſich edle Freiheit ſchwächen,
Sie iſt der Kern vom Menſchenwerth;
D'rum laßt uns jede Feſſel brechen,
Die unſ're Geiſtesmacht entehrt.
Nur Der ſinkt vor Tyrannen nieder,
Der ſich den Himmel längſt entzweit;
Dem Staube giebt der Knecht ſich wieder,
Der Freie ringt nach Göttlichkeit.

So laßt uns ew'ger Wahrheit ſchwören,
Für Lieb' und Treue liebend glüh'n;
Laßt uns den Ruf der Freundſchaft hören,
Und helft der Freiheit zum Erblüh'n;
Gerechtigkeit laßt uns nicht rauben
Vom Höflingstroß und feilen Wicht,
Und droht Gefahr, laßt ſtets uns glauben
An Gottes Sieg und Weltgericht!

Sprüche der Erfahrung.

Das Wiſſen mag den Glauben dir
Im Bunde mit Vernunft erhellen,
Doch darfſt du Wiſſen und Vernunft
Auf Glauben nur an dich nicht ſtellen.

*

Wenn mit Schulweiſen Streit du haſt,
Empfängſt du X für U;
Was nicht auf ihren Leiſten paßt,
Iſt ihnen gleich kein Schuh.

*

Iſt's unmöglich, durch Geſcheidt'res
Klare Wahrheit wegzuſchicken,
Läßt man jetzt ſie ohne Weit'res
Durch viel Redequalm erſticken.

*

Die Fabel liebt man jetzt nicht mehr
Im Sprachgewirr von Babel;
Mit Schluß-Moral zog ſonſt ſie her,
Jetzt iſt Moral ſelbſt Fabel.

Soll ſich dein Schickſal nicht nächtigen,
Halte dich mit den Bedächtigen
Fern von den Launen der Mächtigen.

*

Weshalb die Kindheit noch geſellt
Der „gold'nen Zeit" man nennt? —
Die gold'ne Zeit hat in der Welt
Nur, wer die Welt nicht kennt.

*

Mit Schlauheit bringt man in Verbreitung
Feſtlichkeiten immer mehr,
Sonſt wird's zu klar, der Menſchenleitung
Fehlen Feſtigkeiten ſehr.

*

Den Schwäch'ren, wird ihr Eigenthum
Von Uebermacht bekriegt,
Bringt tapf'rer Muth den beſſ'ren Ruhm,
Auch wenn der Stärk're ſiegt.

*

Wenn Jeder ſo entſchiede:
Ich bin nicht mehr als Du,
Uns ähnelt Er dazu —
Bei Menſchen wäre Friede.

*

Eifrigſt ſpricht ſich in Erhitzung
Täglich manche Rednerſchaar,
Und nach mitternächt'ger Sitzung
Iſt die Satzung — unfruchtbar.

*

Faſt jede Kriegserklärung ſpricht,
Wenn wir den Schwulſt in Kürze faſſen:
Das fürchterliche Lamm will nicht
Mich edlen Wolf in Ruhe laſſen.

*

Wenn Kecke Macht gewinnen wollen,
Reichlichſt zum Entgelt ſind ſie erbötig;
Wenn's Thaten nun beweiſen ſollen,
Sind verſproch'ne Centner kaum noch löthig.

*

Ob in Trunkſucht oder Prunkſucht
Du zum Rauſch gekommen biſt,
Immer wird's ein deutlich Zeichen,
Daß Vernunft entſchwunden iſt.

Politiſch ſeyn iſt ſehr
witz-üblich,
Doch meiſtens nebenher
ſpitzbüblich.

*

Für Fortſchritt ſchlägt oft Ordnung todt
Der Zungenhelden Modebrauch,
Doch iſt ein recht Gebieten noth,
Ein recht Gehorchen iſt es auch!

Winterſegen.

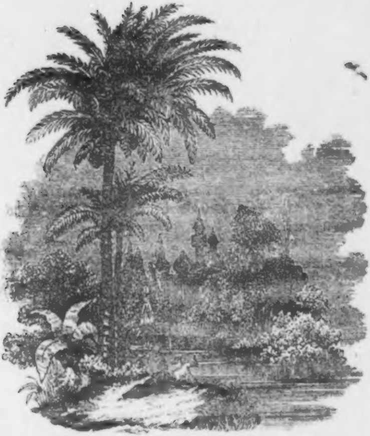
Oft hör' ich den Winter ſchelten,
Doch wenn ihr ihn recht beſchaut,
Kann als Blüthenzeit er gelten,
Denn er ſagt uns, ſtill vertraut:
Wollt ihr mich und euch verſtehen,
Müßt in euch hinein ihr gehen.

Juſt im Winter könnt ihr zeigen,
Ob ihr Wärm' im Herzen habt,
Ob ein Geiſt euch wahrhaft eigen,
Der ſich ſelbſt und Andre labt;
Wer dann ſo ſich kennen lernte,
Hat im Winter Geiſteserndte. —

Wie es drauſſen dunkel werde,
Aeuſſ're Nacht weckt inn'res Licht,
Das uns leuchtet von der Erde
In der Gottheit Angeſicht,
Das ein Jenſeits uns läßt ſehen,
Um das Dieſſeits zu verſtehen!

F. W. Gubitz.

Die Palme.



Wenn man durch die langen Straßen einer Weltſtadt geht, vorüber an den unzähligen Läden der für die Nahrung ſorgenden Verkaufs-Geſchäftigen aller Art, vom Bäcker bis zum Anpreiſer der „Delicateſſen“, nun auf den Markt kommt, wo noch eine Menge des Genießbaren feil geboten wird, dann ſagt ſich wohl der Denkende: „Wie viele und wie vielerlei Dinge ſind zum Bedürfniß geworden, um unſer Daſeyn zu friſten!“ — Nicht nur alle Reiche der uns umgebenden Natur, alle Erdtheile müſſen ihre Güter ſpenden, und das Leben durch vermehrte Genüſſe reizender, — der Armuth die Entbehrung empfindlicher zu machen, indeß noch Volkſchaften zu finden ſind, die vorzugsweiſe einer Einzelnheit ihren Haushalt verdanken-

Ich weiß nicht, ob Claudius Aelianus, ein Römer, der im zweiten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung lebte, mit Grund und geſchichtlicher Wahrheit berichten durfte: „Als die Menſchen noch kein Feuer hatten, vom Kochen alſo nicht die Rede ſeyn konnte, da nährten ſich die Arkadier hauptſächlich von Eicheln, die Athenienſer von Feigen, die Tirynthier von Holzäpfeln, die Indier von Rohr, die Caramanen von allerlei Halmen, die Möotier und Sauromaten von Hirſe.“ Wie geſagt, ich weiß nicht, ob der Ueberlieferung des Aelianus völlig zu trauen iſt, behaupten läßt ſich aber, daß noch jetzt mancher Volksſtamm — zum Beiſpiel in dem noch urwüchſigen Theil Südamerika's — meiſt ihr ganzes Leben und Weſen ſtützen auf den Palmbaum, der gewiß hier auch einmal ſeine Stelle und Beachtung redlich verdiente. — In erwähnter Wildniß ſpannen die Bewohner Hängematten, ans den Blattſtielen der Fächer-Palme gewebt, von Stamm zu Stamm, um, während in der Regenzeit das Land überſchwemmt iſt, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Aber nicht nur ſchirmende Wohnung, auch verſchiedene Speiſe gewährt dieſer reichbegabte Baum. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenſcheide aufbricht, enthält das Mark des Stammes ein ſagoähnliches Mehl, welches, in dürren Scheiben gedörrt, wie unſer Brod benutzt wird. Die friſch-ſchuppigen Früchte, röthlichen Tannenzapfen gleichend, geben, wie Piſang und faſt alle Früchte der Tropenwelt, mehrfache Nahrung, je nachdem man ſie früher in mehlreichem Zuſtande oder ſpäter nach völliger Entwickelung ihres Zuckerſtoffes genießt. Ein Oel ſpendet dieſer Baum auch, und durch Aufritzen des Stammes gewinnt man, was wir Palmen-Wein nennen. Noch mehr: die Palmen liefern ſogar einen Braten, den ſich vom Mark dieſer Bäume nährenden Palmbohrer (Curculio Palmarum), der in bezüglichen Ländern des Südens Feinſchmeckern als Leckerbiſſen gilt.

So iſt der Lebensunterhalt einer noch nicht von der Sucht des Begehrens beherrſchten Volkſchaft größtentheils durch einen einzigen Baum vorhanden. Dies bezeugt vollſtändig, daß die ewig ſchaffende Macht, wo ſie das Leben hervorruft, auch die Mittel zu deſſen Ernährung bereit hat, und unter den Palmen herrſcht bei bewußtloſer Beſchränkung unzweifelhaft mindeſtens nicht weniger Heiterkeit und Frohſinn, als bei dem Uebereiz der geſteigerten, Vielen bewußten, Vielen wünſchenswerthen, ihnen aber unerreichbaren Genüſſe.

Dem ſo wohlthätigen Baum iſt die ihm gebühren[illegible]chtung geweiht, indem bei bildlicher Verſinnlichung der chriſtlichen [illegible]eligion die

weibliche Geſtalt, neben dem Kreuz, den Palmenzweig empfing, den man auch zum Sinnbilde des Friedens machte. Daraus geht hervor, daß der Palm-Sonntag, an welchem von den Kanzeln her daran erinnert wird: man habe dem Heiland während ſeines Hinzuges nach Jeruſalem grüne Zweige auf den Weg geſtreut, ein Feſt des Friedens ſeyn ſoll. Bis auf unſre Tage feiert man deshalb benannten Sonntag in mehreren Ländern durch feierliche Proceſſionen, denen man zum Verſchenken beſtimmte Palmenzweige — in deren Ermangelung Weidenzweige — voran trägt, was ſchon Gebrauch war bei den alten Griechen.

Auf Blätter der Palme läßt ſich auch mit einem ſpitzigen Griffel ſchreiben, und es dürfte angenehm ſeyn, wenn man, um auf einen grünen Zweig zu kommen, oder zu bleiben, jedem Blatte als Geheimſchrift das Sprüchlein unſerer Vorfahren entnehmen könnte:

„Es bauten Fried' und Einigkeit
So Dörfer uns als Städte,
D'rum wünſchen wir zu aller Zeit
Statt Kriegs- nur Friedensräthe.“ C. Rienitz.

Schickſale eines Ringes.

Im Hauſe des Kaufmanns Günther Steinbeck war eines Morgens ſein Bruder, der Rentier Clemens Steinbeck — Beide Wittwer ohne Kinder — mit Jenem in Streitigkeit, die zur Erhitzung wurde. Endlich eiferte Herr Clemens: „Ich frage Dich zum letztenmale, Günther, ob Du mir den Ring überlaſſen willſt?“ — „Nein, ſag' ich Dir, und werd' ich in Ewigkeit Nein ſagen!“ — „Du bleibſt alſo bei Deinem Starrſinn, giebſt den Ring nicht heraus?“ — „Er iſt mein, und ſoll mein bleiben!“ — „Nun, behalten ſollſt Du ihn nicht, und wenn ich Haus und Hof daran wenden müßte!“ — mit dieſem heftigen Ausruf entfernte ſich Clemens.

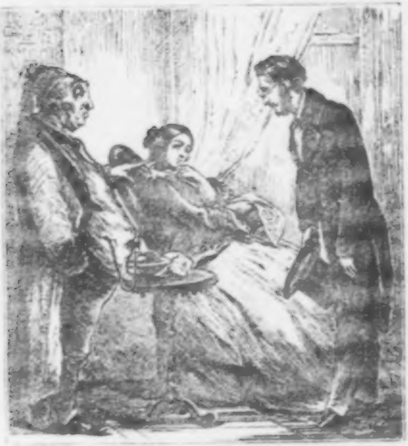
Danach eilte er zornglühend ſogleich zu einem ihm empfohlenen Rathgeber, zum Gerichts-Aſſeſſor Mohnike, der anfangs nichts von der Angelegenheit begriff; denn die Wuth des Herrn Rentiers erlaubte ihm keinen zuſammenhängenden Vortrag. Er ſprach ſo viel vom Ringe, vom Miniatur-Portrait der Großmutter auf Elfenbein gemalt, vom Teſtament der Großmutter, daß der Aſſeſſor einſah, es ſey am beſten, dieſen verworrenen Knäuel durch Fragen abzuwickeln.

„Herr Günther Steinbeck verweigert Ihnen alſo den Ring?“ — „Ja, Herr Aſſeſſor.“ — „Warum?“ — „Weil er ein ſchlechter Bruder iſt.“ — „Das ſcheint mir keine Antwort auf meine Frage, ich will wiſſen, aus welchen Gründen?“ — „Er behauptet, die Stelle im Teſtament ſpreche für ihn.“ — „Wie lautet dieſe Stelle?“ — „Günther ſolle mir den Diamant-Ring mit dem Portrait der Großmutter, oder von der Erbſchaft tauſend Thaler mehr überlaſſen.“ — „Und er verweigert Beides?“ — „Das nicht, Herr Aſſeſſor; die tauſend Thaler kann ich bekommen, ich beſtehe aber auf den Ring: das Andenken meiner Großmutter iſt mir zu lieb und werth.“ — „Es wird doch ein Vergleich zu treffen ſeyn. Bedenken Sie, Herr Steinbeck, ein paar Brüder!“ — „Was Vergleich! Hier iſt keiner möglich, ich verlange den Ring!“ — „Das Teſtament müßte doch näher darlegen, wem die Wahl zugetheilt iſt?“ — „Mir, Herr Aſſeſſor, mir, es läßt ſich aus allen Beſtimmungen vermuthen.“ — „Das iſt leicht geſagt, auf Vermuthungen iſt jedoch kein Urtheil zu fällen; bringen Sie mir das Teſtament.“ — Damit ſchob er den fortdauernd Aufgebrachten in höflicher Art zur Thür hinaus.

Die Urkunde kam an; der ſtreitige Punkt war nicht vollkommen deutlich im Ausdruck, doch ging aus dem Vergleichen mit weiteren Verfügungen der Verſtorbenen Abſicht hervor, daß nicht Günther, ſondern Clemens, der ältere Bruder, die Wahl haben ſolle. Der Aſſeſſor ward von dem Rechte des Klägers überzeugt, erinnerte ſich aber der alten Rechtsregel, daß man auch die andere Partei hören müſſe, und ſchritt am Nachmittage in die Wohnung des Verklagten. Dies that er um ſo angelegentlicher, weil er eine heimliche Neigung in ſich trug zu Franziska Thilo, Nichte des Kaufmanns von Seiten ſeiner hingeſchiedenen Frau.

Herr Günther Steinbeck hatte die Gewohnheit, des Mittags ſich bei dem Hochheimer in Fülle gütlich zu thun, verlor nach dieſem Halsgericht auch allemal ſeinen Kopf, und taumelte dann in das Nebengemach, um dort ſeine großen Spekulutionen und den kleinen Rauſch zu verſchlafen. Als der Aſſeſſor in das ihm angewieſene Zimmer trat, fand er zwar nicht den Hausherrn, jedoch etwas unzweifelhaft Angenehmeres. Franziska ſaß am Stickrahmen, und hoch erröthend nöthigte ſie ihn, ihr gegenüber ſich zu ſetzen. Bald hatte er im Anſchauen der großen blauen Augen ſeiner Nachbarin vergeſſen, weshalb er hergekommen war, und als er ſich deſſen erinnerte, ſenkten ſich zum Unglück ſeine Blicke auf die kleine weiße Hand, welche ſo nett die Nadel bewegte, und an dieſer zarten Hand ſah er den Ring flimmern, den er fordern ſollte. Es war der ſtreitige Ring: eine geheime Ahnung leitete ihn zu dieſem Glauben, obwohl die Platte auf der Oberfläche ein männliches Miniatur-Portrait umfaßte. Jedes Machtwort, das er auszuſprechen gedachte, verflüchtigte ſich ihm auf der Zunge, und wenn ſein Richteramt, ja ſein Alles der Preis geweſen wäre, er hätte nicht ſo grauſam ſeyn können, das Kleinod von dieſem niedlichen Finger abziehen zu wollen. — Emſig an ihrer Stickerei arbeitete Franziska, dennoch entging ihr nichts von der Verwirrung des Herrn Aſſeſſors, deſſen bisherige Aufmerkſamkeit ſie ohnehin ſchon bei Spaziergängen bemerkt, und — mit Wohlgefallen bemerkt hatte. Mädchen und Frauen haben ſo feine Spürung des Eindrucks, den ein Mann ihnen gegenüber empfindet, daß ſie eben dann am ſchärfſten beobachten, wenn ſie nichts wahrzunehmen ſcheinen. Selten von ihrer Nadel ſah Franziska auf, weil ſie wußte, das Auge des jungen Mannes ruhe auf ihrer Geſtalt; nur dann, wenn es ihr fühlbar wurde, das Geſpräch könne ſtocken, lächelte ſie ihm ihre ſchönen Zähne ſichtlich. Der Aſſeſſor wünſchte innerſt, ewig hier ſitzen zu können, und dann wäre er, in Bezug auf die Mahnung an den Zweck ſeines Hierſeyns, gern weit, ſehr weit hinweg geweſen. Endlich öffnete ſich eine Seitenthür, und Herr Günther Steinbeck, der gähnend hereinſchwankte, durchbrach die Verlegenheit des unſchlüſſigen Aſſeſſors.

„Was iſt zu Ihren Dienſten?“ murrte der Kaufherr ihn an, und das ſollte eigentlich ſagen: „Was bringen Sie mir?“ — denn der noch Schlaftrunkene meinte, einen Schuldner vor ſich zu ſehen, von dem er ſchon oft das Rückſtändige vergebens gefordert hatte. Der junge Mann, weder für ſich etwas verlangend noch etwas bringend, wußte wohl, daß er ſich hier kräftig zu äußern habe, aber ein Blick auf die ſtickende Franziska ſchwächte und lähmte ſeine Rede. Freilich trug er ſein Anliegen vor, aber äußerſt zaghaft; er verwickelte ſeine Gründe mit ſo vielen Zweifeln, hörte die Widerlegungen des Widerſprechenden ſo billigend an, daß er zuletzt ſelbſt nicht mehr zu entdecken vermochte, wer ſachlich im Rechte ſey. Der ſtolzſinnige Günther, immer davon durchdrungen, daß ein reicher Kaufherr niemals Unrecht haben könne, maß den Unwillkommenen mit ſcheelen Blicken, zeigte ihm nicht das geringſte Behagen; deſto mehr gewann er in den Augen der theilnehmenden Franziska, die jetzt Muße hatte, die Roſen der Jugend neben dem Schnee eines übervollen halben Jahr-



hunderts zu betrachten, und der Vergleich ließ ihre ſchon ſeit Monaten gehegte Hinneigung zu dem Aſſeſſor bedeutend wachſen.

„Mit kurzen Worten“, erklärte ſchließlich Herr **Günther Steinbeck**, „gutwillig gebe ich den Ring durchaus nicht her, und Den will ich ſehen, der ihn mir abſtreiten wird. Meine Nichte trägt ihn jetzt mit meinem Portrait, und ich bin verſichert, daß er ihr um keinen Preis feil iſt.“ — „Sie ſind jetzt nicht in der ruhigen Stimmung, um auf meine Vorſtellungen zu hören; erlauben Sie, daß ich in einigen Tagen wiederkomme“, ſagte nun der Aſſeſſor, verbeugte ſich und verſchwand. Als er dem Zauberkreiſe der ihn Verlockenden entwichen und im Freien war, fiel es ihm wie Schuppen von der Einſicht; er begriff gar nicht, wie er an der gerechten Sache des Rentiers **Clemens Steinbeck** auch nur einen Augenblick habe zweifeln können, und beſchloß, dieſen Streitpunkt ſogleich wieder in richtiges Licht zu bringen. Die Berathung mit ſich ſelber führte zu dem Ergebniß: ein zweiter, ſchnell folgender Beſuch, alſo morgen, ſey Pflicht der Menſchenliebe, um den bitteren Vorwurf wegen ſeines ungenügenden Verfahrens zu mildern. Aber — o Schwäche des Verſtandes gegen das Herz! — weshalb wählte nur ſeine Menſchenliebe wieder die Nachmittagsſtunde zu dem zweiten Beſuch?

Der Herr Aſſeſſor **Mehnike** wurde angemeldet, und erlauſchte durch die nicht feſt zugeklinkte Thür von angenehmſter Stimme die zwar gebräuchlichen, ihn aber doch entzückenden Worte: „Sehr willkommen!“ — Herr **Günther Steinbeck** träumte, wie geſtern, von ſeinen Geldſäcken, und **Franziska** ſaß — diesmal ohne den Ring — vor ihrem Arbeitstiſchchen. Man ſprach vom neueſten Schauſpiel, mit Verdruß darüber, daß die General-Intendanten ſich nicht ſcheuen, das Schlechteſte aus dem Franzöſiſchen für vortrefflich zu halten, beſpöttelte die Bereitwilligkeit der Leſewelt, oft das handwerklich Klappernde aus den Gewerbs-Federn als gediegene geiſtige Münze ſich einſchwärzen zu laſſen; — mit keinem Laute wurde in dem geiſtig unterhaltenden Wortaustauſch des Ringes erwähnt. Die ſchöne Nichte war heute unbefangener, ihr feuchtes Auge ſchwamm in Mitleid bei der Wendung des Geſpräches zu den friedloſen Zerwürfniſſen in unſern Tagen, und dies Auge begegnete auch oft den beſeelten Blicken des jungen Mannes. Seine Sinne waren aufrühreriſch: in dieſer Stunde hätte er gewiß der jetzigen ſchönen Beſitzerin den Ring zugeſprochen. — Wer ihn deshalb raſch verdammen möchte, der denke an das graue Alterthum, an des Areopag's bejahrte Richter, die eine Verurtheilung der Phryne nicht wagten, als Hyperides ihre Schönheit entſchleiert hatte; — obwohl übrigens weder ein Areopag noch ein Aſſeſſor in Schutz zu nehmen iſt, wenn Augenluſt taub macht für den Ruf nach Recht.

Diesmal erwartete der Aſſeſſor die Ankunft des Herrn Günther Steinbeck nicht; nach keinesweges grundloſem Bedünken fand es der Beſuchende nicht rathſam, einen Streit zu erneuern, den er für ſich ſchon als halb verloren erachtete. Sein Gewinnſt war für jetzt die erbetene Gewährung, der ſchönen Franziska Hand zu küſſen, und verwegen drückte er ſeine Lippen auch auf den Arm, was ſich dieſer durch ſein anerkennenswerthes Geſundbrund zugezogen hatte. — Verrathener Rentier, die Wage der geblendeten Themis ſchwankt ſehr zu Deinem Nachtheil! Was hilft es Dir, daß Du Teſtament, Geſetze, Rechtsgründe, das Corpus juris mit ſeiner ganzen Laſt in Deiner Wagſchale aufthürmſt: ein ſchönes Mädchen wirft ihre Blicke in die andere Schale, und ſiehe, die Deinige ſchnellt federleicht in die Höhe!

Herr Günther Steinbeck mußte eine Geſchäftsreiſe unternehmen, denn böſe, dem Verluſt nahe Schuld war einzutreiben, und der ſchonungsloſe Gläubiger erreichte meiſt ſeinen Zweck: er kam heim mit gefülltem Säckel. Franziska war unterdeß für ihn und ſich beſorglich geweſen; ſie hatte den Aſſeſſor am Fädchen, und ihm vertraut: eine Heirath mit dem, nur mit ſeinem Amts-Einkommen Begabten würde der Oheim nie genehmigen, wenn der Ring verloren ginge durch den Prozeß, wie auch darüber zu denken ſey. Alle Macht ihrer Reize, alle Künſte ihrer klangvollen Sprache hatte ſie angewendet — und was iſt die Beredſamkeit des Mannes, gleiche er auch dem Demoſthenes, gegen die Liebkoſungen einer ſchönen, anmuthig Bittenden? Vermöge ſchriftlicher Einwirkungen hier und dort, auch bei des Rentiers, dem Aſſeſſor befreundeten Rechtsanwalt, wurde der Spruch des Richters zu Gunſten des Kaufherrn gelenkt mit der gummiartigen Dehnbarkeit der Geſetze, und Herr Günther Steinbeck, als er nach ſeiner Rückkehr zum Erſtenmale wieder an ſeinem Eßtiſch ſaß, fand das erwünſchte Urtheil unter ſeiner Serviette. — „Victoria!“ rief er aus, indem er ſein Glas mit Hochheimer füllte: „Es lebe der Verſtand! Da kannſt Du merken, Franziska, welches Gewicht meine Gründe hatten; nicht wahr, Du hielteſt den Ring auch ſchon für verloren? — Daß Du ihn behältſt, haſt Du meinem Kopf zu verdanken!“ — Vom Einflüſtern ihres Gewiſſens etwas betroffen, lächelte Franziska nicht ohne Zwang, und ſagte ausweichend: „Ja, lieber Oheim, wer ſelbſt einen Kopf hat, braucht keinen zu borgen.“

Herr Clemens Steinbeck ſchalt und tobte nach allen Verhältniſſen hin, was jedoch an der Sachlage nichts änderte. — Wo iſt ein Teſtament, das nicht zu Verdrehungen benutzt werden könnte? Welche Schrift wäre bündig genug, um den Pfiffen der falſchen Ausleger jeden Schlupfwinkel zu verſchließen? Der Ring blieb an dem Finger der ſchönen und klugen Franziska, doch ihr Plänchen war damit noch nicht zu Ende, auch nicht, als der Rentier die Tauſend Thaler dem Kaufherrn zurückſandte, und dieſer ſie ſchmunzelnd annahm mit den Worten: „Wenn er das Geld nicht mag, mir kann's recht ſeyn!"

Der erſte Mai, der ſo viele Blumen und Blüthen weckt und ausbreitet, hatte dem Aſſeſſor den Frühling der Ehe, die Verlobungs-Zeit herbeigeführt, nachdem der Kaufherr wegen der kargen Beſoldung des Bewerbers, ohne baare Summen und ohne zinstragende Papiere, den grämlichen Widerſtand nicht hatte mangeln laſſen. Begreiflich war der zum Bräutigam Vorgerückte in Wonnigkeit, die am Morgen des Glückstages zu noch höherem Grade ſtieg. Mit dem vollen Reiz ihrer leuchtenden Augen ſah Franziska den Geliebten an, zog den Ring von ihrem Finger und ſteckte ihn an den ſeinigen. Freudige Ueberraſchung! — das Bild der geliebten Braut lächelte ihm entgegen. — Einige Sekunden ſtand er, erkennbar innerſt bewegt, in Nachdenken tief verſenkt, dann rief er glühend lebhaft aus: „Hinweg mit dieſen Brillanten, das Bild iſt zu ſchön, als daß kalter, an Streit erinnernder Schmuck es zieren könnte: Unſchätzbares muß für ſich allein bleiben! — Das Gemälde leg' ich an mein Herz, aber dieſe Brillanten —"

In raſcher, faſt jubelnder Erregung ſprach Franziska in ſeine Rede hinein: „Ich errathe Deine Abſicht, würde um keinen Preis wünſchen, ſie nicht errathen zu haben!"

Vor Abend noch zu einem Maler eilte der Aſſeſſor, beſtellte ſein Portrait; nach deſſen Empfang legte er es in den Ring, und ging dann zu Clemens Steinbeck. — „Einen Augenblick ruhiges Gehör!" begann er; „ich komme, Sie mit mir auszuſöhnen. Hier iſt Ihr Ring, zwar fehlt ihm noch das für Sie Werthvollere, aber ich hoffe, auch deſſen Beſitz Ihnen zu verſchaffen. Bis ſich dieſes Verſprechen erfüllt, nehmen Sie gütigſt als Bürgſchaft das Bildniß eines Mannes an, der mit dem Geſtändniß ſeines Verirrens Ihre Verzeihung erbittet, der untröſtlich ſeyn würde, wenn ein Verweigern ſeine Schuld unvertilgbar machte."

Herr Clemens Steinbeck war einer von den manchmal polternden, im Grunde aber gutherzigen Alten, die leichter vergeben, als ſich rächen können. „Ich nehme den Ring an", entgegnete er, „aber — deuten Sie meine Offenheit nicht übel! — er iſt mir ein Nichts ohne das Bild der Großmutter, und ſo lange ich dies nicht habe, werde ich ihn keines Blickes würdigen."

Vier Wochen ſpäter wurde Hochzeit gefeiert; das junge Ehepaar wohnte im Hauſe des Kaufherrn und Franziska leitete noch jetzt das Wirthſchaftliche. Als Herr Günther Steinbeck einmal den Ring an ihrer Hand vermißte, bemerkte ſie: auch ſonſt habe ich ihn abgelegt, wenn er bei der Arbeit hinderlich wyrde. — Eines Mittags erſchien ſie aber mit einem einfachen Goldringe, deſſen Platte das Bildniß ihres Mannes umrandete. Herr Günther Steinbeck, der für Alles, was Gold heißt, oder Geldeswerth in ſich trägt, Falkenblicke hatte, entdeckte ſogleich dieſe Verwandlung; es bedarf aber kaum des Erwähnens, daß die Schlaue mit folgender Ausrede und Selbſthülfe bereit war: „Ich konnte nicht länger den quälenden Gedanken ertragen, eigentlich ſey wohl meine Eitelkeit und Glanzſucht ſchuld, daß zwei ehrenwerthe Brüder in Hader und Trennung verharren. Oheim Clemens hat durch Vermittelung meines Mannes die Einfaſſung erhalten, und es kommt nun einzig auf den lieben Oheim Günther an, durch Auslieferung des Bildes der Großmutter mit der Verſöhnung den Frieden in unſern Familienkreis zurückzuführen."

Herr Günther Steinbeck ſchob ungnädig ſeine Mütze von einem Ohr zum andern, wollte nichts hören von der Herausgabe des angeblich durch ſeine kluge Bemühung erſtrittenen Bildes. War es Verdruß, Eigenſinn und Stolz, oder dieſe Dreiheit zuſammen, er blieb fortwährend bei dem Verweigern. Jedoch — „was eine geſcheidte Frau will, das will Gott", meint ein Sprüchwort; Franziska ſchmollte heut, ſchmeichelte morgen, war übermorgen wie völlig ſtumm, und ehe die vierte Woche zu ihrem Sonntag kam, befand ſich die gemalte Großmutter in Gewahrſam der Aſſeſſorin. Nun ſandte ſie zum Oheim Clemens, ließ ihn zu ſich einladen, und obwohl der Alte geſchworen hatte, das Haus des Kaufherrn nicht wieder zu betreten, es ſchien ihm Vernunftſchluß, die eigene Wohnung der geliebten Schweſter-Tochter dürfe als neutral zu betrachten, könne von dem Schwur ausgenommen ſeyn; genug, er kam. Freilich, das Poltern und Toben hatte ſein Zorn noch nicht verlernt, die ſchöne und ruhige Nichte ließ ihn aber ſeinen Athem verbrauchen, dann ſtimmte ſie den Klang ihrer

Worte möglichſt zum Zauber, überreichte ihm das in einer kleinen Kapſel geborgene Bildniß der Großmutter, bat ſo rührend, das Vergangene aus dem Gedächtniß zu verjagen, beſiegelte Alles mit herzlichem Kuß, und erweichte endlich Herrn Clemens Steinbeck ſo völlig zur Milde, daß er kaum den Augenblick erwarten konnte, wo er ſeinen Bruder umarmen würde.

Die Ausſöhnung erfolgte, der Friede ward geſchloſſen, und mit einigen Flaſchen Johannisberger das Gelöbniß bekräftigt: Alles ſolle vergeben und vergeſſen ſeyn.

In dieſer glücklichen Eintracht war der Sommer vergangen, da erfreute die Frau Aſſeſſorin ihren Mann mit der Nachricht, daß hoffentlich ſein Name nicht ausſterben werde, und der nächſte Mai legte dem Ehepärchen einen niedlichen Knaben in die Wiege. Ein neues Siegel mußte auf den neuen Bund gedrückt werden: Clemens ſoll der Neugeborene heißen, und zum Hauptpathen wurde der alte Clemens eingeladen. — Der gute Alte wußte nicht gleich, wie er dieſen abermaligen Beweis verwandtſchaftlicher Theilnahme wett machen ſolle, doch plötzlich geht es ihm hell auf in den Gedanken. Er ſucht den Ring hervor, aber nicht trennen kann und mag er ſich von dem Bilde der Großmutter. Ehe der Tauftag herankam, war ſein Portrait in dem Ringe; er ward zum Pathengeſchenk für den jungen Clemens, und hatte nun zum fünften Mal ſein Gemälde gewechſelt. — Der erſte Spruch bei dem Tauf-Gaſtmahl war: „So Gott will trägt einſt Clemens Mohnike den Ring am Finger, wird ihn bewahren, ihn werth halten als wirkſames Erbtheil zur Befeſtigung des Familien-Friedens!“ Daß dieſem Spruch bei vollſtem Gläſerklang der vollſtändigſte Jubel nachtönte, Jeder wird es denken und fühlen; demnach iſt die Geſchichte dieſes Ringes zu enden mit dem Wunſche: daß jene Verkündigung ſich erfüllen möge!

Fr. Rochlitz.

Der Regenſchirm.

Gegenſätzliche Anſichten.

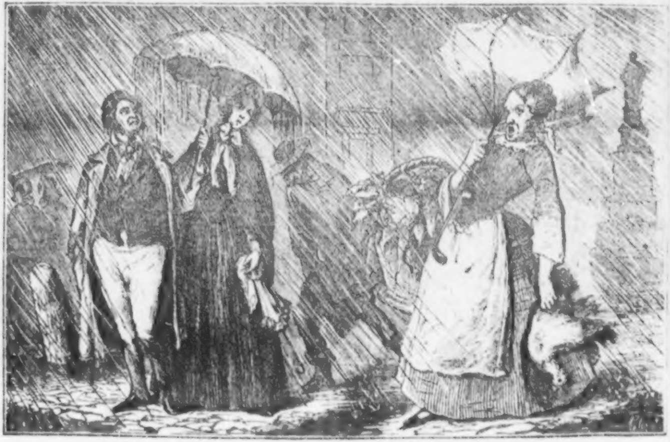
Noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts waren ein Regenſchirm und eine — nur ſilberne — Taſchenuhr Seltenheiten, jetzt ſind ſie Beſitzthum bis hin zu den kärglich bemittelten Volksſchichten. Geht man bei Regenwetter durch die Straßen einer großen oder kleinen Stadt, ſo könnte man glauben, ein wanderndes Zelt vor ſich zu ſehen,

und gar Viele ſetzen nie ihre Füße außer dem Hauſe in Bewegung, ohne den Regenſchirm bei ſich zu haben. Die Queckſilberſäule mag noch ſo hoch ſtehen über der Schönheits-Linie des Wetterglaſes, jene Vielen denken: das Wetter iſt aus der Sippſchaft des Aprils. — „Ja" — ſagte neulich während eines geſellſchaftlichen Herumſchlenderns in Feld und Wald Oheim Theden — „mein Regenſchirm muß mich überall begleiten, und ich kann ſagen: immer bin ich dabei gut gefahren oder beſſer gegangen. Bei gefälligem Wetter diente er mir ſtets zum Wanderſtabe; wurde er mir anfänglich in heißen Tagen läſtig, ſo lernte ich daran Geduld und Kräfte üben, etwas Beſchwerde mit Gleichmuth ertragen, und blendete mich die Sonne, ſchaffte ich mir Schatten unter meinem breiten Schirm. Schnee, Regen und Schloſſen dringen nicht durch einen wohlüberzogenen, unten gefütterten Regenſchirm, und ich erkenne immer mehr das Schätzenswerthe dieſer Erfindung, die uns Erdbewohner mit Wohlthaten überhäuft, uns auch wichtige Anläſſe zum Nachdenken giebt. Wahrhaftig, wenn ein abgeſtumpfter Beſenſtiel den Engländer Swift zu erhabenen Gedanken ſtimmte, mit wie viel erbaulicheren Betrachtungen muß der Regenſchirm die Seele des Menſchen erfüllen! So einfach, ſo anſpruchslos dieſer grünſeidene Regenſchirm ausſieht" — er hob ihn jetzt in die Höhe — „es mußten ſich doch drei Reiche der Natur vereinigen, es mußte ein fürchterliches Seeungeheuer und ein kleines, kunſtvoll geſchäftiges Würmchen geboren werden, um dieſes wunderſame Werkzeug hervorzubringen. Das Pflanzenreich gab den Schaft, das Thierreich die Decke und Querſtäbe, das Mineralreich bewirkte die Aufſpannung, verſchönte den Griff, bewaffnete die Spitze des Schafts und bekleidete die Enden der Stäbe. Des Wallfiſches rieſigen Kiefern entnahm man die Stäbe, der unvergleichlichen Thätigkeit des Seidenwurms verdankt er die Decke. Wie viel Mühe, wie viel Kenntniß und Fleiß gehörte dazu, um dieſe Stoffe aus weit entfernten und verſchiedenen Räumen herbei zu holen, ſie dann zu einem nützlichen Ganzen zu verbinden! Welch ein machtvolles Bild der Entwickelung des Menſchengeiſtes ſtellt ſich unſern Umblicken dar, wenn wir ſinnig die Wege durchmeſſen, auf denen die Betriebſamkeit des Menſchen zur Herrſchaft über dieſe mannigfachen Stoffe gelangte, ſie zu unzählbaren förderlichen Zwecken zu verwenden lernte! Doch, was brauchen wir im Erdkreiſe herumzuſchweifen, um durch die Entſtehung des Regenſchirmes unſere Gedanken zu erheben! Halten wir uns auch nur an ihn ſelbſt, um uns zu überzeugen, daß beredſame Tugenden in ſeine

Falten zu entdecken ſind. Iſt er nicht ein wahrer Freund, ein Helfer in der Noth? Und wie lehrt er den Menſchen die Verträglichkeit! Mit Freuden ſah ich die haderſüchtigſten Eheleute unter ihrem Wetterdache ſich zärtlich aneinander ſchmiegen; mit Verwunderung gewahrte ich, wie wildfremde Menſchen ſich plötzlich unter einem Regenſchirm traulich vereinigten! Ich konnte mich gleichſam zurückfinden in jene urväterliche Zeit, wo der vollzählige Hausſtand unter einem Zelte beiſammen lebte, wenn ich bei einem Gewittterguſſe eine ganze Familie, Mann, Weib und Kinder, ſich unter ſolchem ſchutzbietenden Wetterdache zuſammendrängen ſah. Gewiß, es vergeht kein Tag, der mir nicht neue Beziehungen des Regenſchirms zur ſittlichen Welt klar macht, und wär' ich ein hoher Herr mit hohem Vermögen, ich würde wegen ſittlicher Beihilfe, die der Regenſchirm in ſich trägt, für ihn mit goldenem Preiſe ein Lehr- und Lobgedicht herausfordern, ohne Scheu vor der Erfahrung, daß gar Manche die Sittlichkeit jetzt für „„Reaction““ halten.“

„Laſſen Sie uns“ — ſo kam ich nun zu Wort — „ohne Säumniß Eichenlaub ſammeln, um an Ihrem Regenſchirm ſinnbildlich den Erfinder dieſes vielſeitigen Schutzgeleiters zu bekränzen!“

„Dazu“ — fiel der Grämling Wachler ein — „ſchickten ſich eher Diſteln und Dornen, denn dieſe Erfindung — beiläufig geſagt einem Laubholzbaum abgeſtohlen — hat uns Ungemach und Verdruß in Menge aufgebürdet. Sagen Sie ſich doch, wie viel Geld wird jährlich zugeſetzt an verlorenen oder abhanden gekommenen Regenſchirmen und wohl noch vergeblichem Aufwande für Zeitungsgebühren, wobei man alſo den Aerger nicht einmal koſtenfrei hat! Wie oft zerklemmt und zerquetſcht man ſich die Finger bei dem Auf- und Abſpannen des Regenſchirms, wie leicht ſtößt man bei dieſer Verrichtung Jemand ein Auge aus, beſchwert alſo ſein Gewiſſen mit gräßlicher That. Nehmen wir dies Unheil als ſelten an, nicht ſelten iſt es, daß man ſich ſelber oder Andern den Hut vom Kopf ſtößt, Laternen zerſchmettert, ſchmale Straßen verengt, Brückenſtege unzugänglich oder gar Pferde ſcheu macht, was in der Regel ſchauderhafte Folgen hat. Der Vorredner Theben äußerte Gemüthliches für den Regenſchirm, es iſt nichts dahinter; ſelbſtſüchtig, ungeſellig, lieblos macht der große ſeidene Pilz die Menſchen! Geben Sie nur gehörig Acht, wenn es regnet, wie mit ihren bunten Lappenſtöcken die Leute ſtolz, ja ſchadenfroh vorübergehen an Denen, die irgendwo untertreten, oder in Geſchäftseile ſich dem Unwetter preisgeben müſſen; wie Jene geräuſchvoll



ſich auch nicht ſehen zu laſſen von Bekannten, die einen Theil ihres Regenſchirms beanſpruchen könnten. Wenn aber dieſe Abgünſtigen nothgedrungen ihr Regendach über ein noch ſich angefundenes Haupt empor halten, beobachtet doch, ihr wahnſeligen Tugendſpürer, wie ängſtlich ſie ihren Schirm nach den eigenen Schultern herüberziehen, damit möglichſt jeder Faden an ihnen trocken bleibe. Wehe dem unwillkommen Angehängſelten, der ſich unter ſolch eine bewegliche Nothdecke drängte: es geſchieht ihm Schlimmeres, als wenn er muthig den Regen über ſich ergießen läßt. Da kann er im Trabe laufen, um an ſein Ziel zu kommen; hier bewegt er ſich nur langſam vom Fleck, muß ſich bücken und krümmen, hat aber dennoch zu gewärtigen, daß der abtropfende Regen eine Rinne aus ſeinem Hute bilde, oder ein Sturzbächlein über ſeinen Rücken ſtröme, und dann, wenn der Schirm nicht farbenfeſt iſt, eine Hanswurſt-Färbung ſeinen Rock überzieht. — Nächſtdem verſchwemmen die Regenſchirme Gewäſſer in die Zimmer, zum Leidweſen reinlicher Hausfrauen, verſperren die Vorgemächer in ſo ungeſchicktem Spreizen, daß man leicht darüber wegſtolpert, an ſeinen Gliedern Schmerz und Verluſt zu gefährden hat. Und wie entſtellen ſie den Menſchen! Ein häßlicher Anblick: Mann oder Frau, mit ſolchem Stockzelt über ſich! — eine Gruppe iſt nun gar chineſiſch! Welchen abſonderlichen Schein wirft dies Takelzeug über die Geſichter! Wer unter einem neumodiſchen blauſeidenen Schirme geht, der iſt wie mit Leichenbläſſe überzogen, und der Schimmer des rothen ſchadet dem Auge. Welche Anſtrengung iſt erforderlich, dies bewegliche Dach aufrecht zu halten gegen Wind und Sturm, und wenn dieſer gewaltſam zwiſchen die Stäbe bläſt, das gebrechliche Wetterding umkehrt, welche Verlegenheit und Angſt entſteht? Ebenfalls wenn man um eine Ecke biegt und nun gegen einen andern Dachträger ſo anprallt, daß aller Schutz dabei zum Teufel geht, noch von Glück zu reden iſt, ſind nur die Rippen des Schirms, nicht die eigenen zerbrochen durch den Ueber- und Hinfall! — Wie ſind auch die armen Dienſtboten zu beklagen, die bei Strömen aus den Wolken und bei allen Lärmlaunen der Windsbraut hinausgejagt werden, um ihrer jungen oder alten Herrſchaft die vertrackten Dinger nachzutragen, ohne ſich ihrer unterwegs bedienen zu dürfen! — ruhig könnten ſie im Trocknen ſitzen bleiben, wären nicht zur Qual der Menſchheit die Regenſchirme erfunden worden!“

„Sie haben nun mit aller Liebe für Ihren Haß der Regenſchirme wortreich geeifert!“ begann ich, doch der alte Wachler verkürzte mir ſchnell die Rede mit der Entgegnung: „Oho, ich habe dieſen Haß auch mit der That bewieſen. Sie wiſſen, ich ward freiwillig Soldat und bin Soldat geblieben, weil man es unter dem Waffenrock verſchmäht, einen Regenſchirm zu tragen; meinem Groll gegen dieſen habe ich alſo ſchwere Opfer gebracht und laſſe ihn mir nicht nehmen!"

Sämmtliche Zuhörer mußten lachen, der Feind des Regenſchirms konnte es aber doch nicht hindern, daß wir nach der Einkehr in ein Wirthshaus bei dem vollen Glaſe dem Andenken des Regenſchirm-Erfinders einen Dankſpruch weihten, und ihn ſchloſſen mit dem Reim:

Willſt du das Große im Kleinen erachten,
Lerne im Kleinen das Große betrachten.

A. Wilhelmi.

Die Hausvögel
in weltgeſchichtlicher Beziehung.

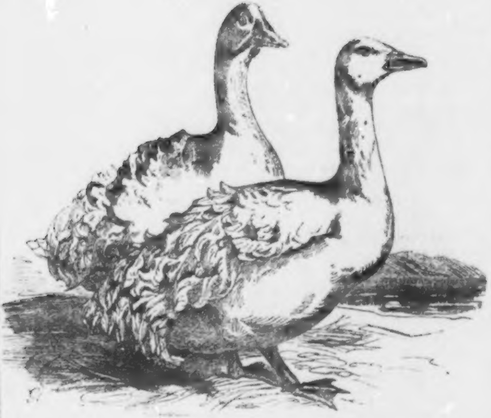
(Fortſetzung.)

Nachdem in den vorhergehenden Jahrgängen unſeres Volksbuches die tauben- und hühnerartigen Hausvögel in Betrachtung kamen, laſſen wir die aus der Ordnung der Schwimmvögel folgen, nämlich **Gans**, **Ente** und **Schwan**, zur Familie der Entenvögel gehörend. Alle drei Gattungen werden ſeit den älteſten Zeiten von dem Menſchen als Hausthiere gepflegt und vielfach in alten Schriften erwähnt; am wenigſten geſchieht das mit der **Ente**, obwohl die ſchwelgeriſchen Römer einen guten Entenbraten auch nicht werden verſchmäht haben. Betrachten wir zuerſt:

Die Hausgans.

Anser domesticus.

Die Hausgans hat wohl ſeit den älteſten Zeiten bei allen Völkern wegen des großen Nutzens, den ſie durch Fleiſch, Eier, Blut, Fett, Leber und Federn gewährt, in großer Achtung geſtanden. Bei den Römern und Griechen wird ihrer in der Geſchichte und Mythe öfter Erwähnung gethan. Am bekannteſten geworden iſt die Gans eines armen phrygiſchen Ehepaars, das die Götter fürchtend in der Mitte gottloſer Nachbarn lebte. Um die Gaſtfreundſchaft dieſer Menſchen zu prüfen, machte Jupiter einſt in Begleitung Merkurs in menſchlicher



Geſtalt und Kleidung eine Reiſe nach Phrygien. Ueberall wurden ihnen die Thüren geſchloſſen, nur ein armes Ehepaar nahm ſie gaſtfreundlich auf und bewirthete ſie mit dem Beſten, das ihre Armuth bieten konnte; ja, ſie wollten ſogar, als ſie merkten, ihr einfaches Hüttchen beherberge Götter, ihnen ihre einzige Gans opfern. Aber das kluge Thier entfloh und rettete ſich unter Zeus Stuhl, der nun die Opferung verhinderte. Unſer Dichter Voß hat dieſe Mythe ſehr ſchön nach dem römiſchen Dichter Ovid beſungen. — Durch ihre Wachſamkeit retteten im Jahre 390 vor unſerer Zeitrechnung Gänſe in Rom das Kapitol gegen den Ueberfall der Gallier. Dieſe hatten Rom eingenommen und verbrannt; nur das Kapitol, dieſe Hauptburg der Stadt, war noch nicht in Feindes Gewalt. In einer dunkeln Nacht verſuchten einige Gallier, die Felſen zu erklimmen, und hatten ſchon die Zinne der Mauern erreicht. Die Wachen waren eingeſchlafen; ſelbſt die Hunde rührten ſich nicht. Nur die geheiligten Gänſe der Juno wachten und erhoben ein lautes Geſchnatter, das den Senator Mantius erweckte, der herbeieilte, den erſten Gallier niederhieb, und einen zweiten vom Felſen hinabſtürzte. Auf ſein Geſchrei eilten mehrere Römer ihm zur Hülfe und vereitelten den Sturm. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wurde eine Schaar Gänſe auf dem Kapitol gepflegt und jährlich eine Gans feierlich in einer Sänfte durch die Stadt getragen, während man Hunde für die Nachläſſigkeit ihrer Vorfahren ſtrafte.

Bei Homer wird der Gans öfter Erwähnung gethan, ſo „Odyſſee“ 15,161. 174; 19,536. 543 und „Iliade“ 2,460; 15,692.

In antiken Bildwerken erſcheinen oft Knaben mit einer Gans ſpielend, worin man, da die Gans dem Priapus und der Proſerpina heilig war, priapeiſche und bacchiſche Anſpielungen erkennen will.

Die germaniſchen Gänſe, beſonders aus dem Gebiete der Moriner und Frieſen an der Nordſee, waren im alten Rom ein geſuchter Handelsartikel; beſonders liebten die römiſchen Frauen die weichen Flaumfedern der nordiſchen Gänſe.

Im Mittelalter hielt man die Gänſe beſonders am Martinstage in Ehren; es gab in Deutſchland nicht leicht eine Bürgersfamilie, welche an dieſem Tage nicht ihre gebratene „Martinsgans“ auf dem Tiſche hatte.

In welcher Beziehung der heilige Martin zu der Gans ſteht, wird alſo erzählt: Der Ruf von ſeiner großen Frömmigkeit veranlaßte, daß er zum Biſchof von Tours in Frankreich ernannt wurde. Der beſcheidene Mann wollte dieſe hohe Würde aber nicht annehmen und flüchtete in ein Verſteck. Zufällig befanden ſich an dem Orte, wo er ſich verborgen hielt, Gänſe, die ein ſo lautes Geſchnatter erhoben, daß die nach ihm Suchenden herbeigezogen wurden und ihn fanden. Zur Erinnerung an dieſe Begebenheit, die ſich im Jahre 376 ereignete, feierte man fortan den Vorabend des Martinstages durch Schmauſereien, bei denen das Haupteſſen eine gebratene Gans war.

Zur Zeit der Kreuzzüge wählte einmal eine fanatiſche Schaar, die nach dem gelobten Lande ziehen wollte, aber des Weges unkundig war, zu ihren Führern eine Ziege und eine Gans. Wohin dieſe Thiere, welche ſie für gottbegeiſtert hielten, gingen, dahin folgte der tolle Schwarm nach.

In China gilt die Gans als Symbol ehelicher Treue.

Die Engländer, ſelbſt bei ihren Kriegsunternehmungen den Handelsgewinn beachtend, führten aus der Krim nach der Zerſtörung Sebaſtopols in England Gänſe ein, die nicht nur beſſer geſtaltet ſind als andere Gänſe, ſondern auch ein durchaus ſchneeweißes Gefieder haben, das auf dem Rücken, an den Flügeln und am Steiß ſchön gekräuſelt iſt. Da dieſe Gänſe bei uns weniger bekannt ſind, ſo gaben wir voran eine Abbildung.

In der Bibel kommen nach der gewöhnlichen Ueberſetzung Gans und Ente nicht vor, wiewohl eine Menge wilder Enten, Gänſe und Schwäne die beiden Seen des galileiſchen Landes belebten. Vielleicht waren jedoch die Barburim, welche auf Salomons Tiſch kamen, gemäſtete Gänſe. Die alten Aegypter hielten viel auf die Gänſemäſtung, und ſchon in uralten Zeiten fand dort ein Unterſchied ſtatt zwiſchen zahmen und wilden Gänſen.

Daß die Gänſe jetzt durch Einrichtung der Schienenwege für den Handel von der größten Wichtigkeit ſind, ſieht man an den Schaaren von Gänſen, die alljährlich im Herbſt auf der Eiſenbahn aus gänſereichen Gegenden, wie — zum Beiſpiel — aus dem Großherzogthum Poſen, nach den Hauptſtädten Deutſchlands ausgeführt werden.

Gänſefleiſch als Speiſe iſt eben ſo wohlſchmeckend als nahrhaft und wird meiſt friſch gegeſſen; jedoch Bruſt und Keulen werden auch geräuchert und weit verſchickt. Vorzugsweiſe beliebt und ein beſonderer Handelsartikel ſind die geräucherten Gänſebrüſte oder Spickgänſe aus Pommern und Weſtphalen und aus der Umgegend von Toulouſe und Bayonne in Frankreich.

Von Werth iſt auch das Gänſefett, Schmalz, das nicht nur gegeſſen, ſondern auch als adeps anseris in mediziniſcher Hinſicht oft zum Beſtreichen der Hände bei geburtshelflichen Verrichtungen gebraucht wird, weil es ſehr mild iſt und nicht leicht gerinnt.

Die Gänſeleber gilt als Leckerbiſſen. In der Umgegend von Straßburg benutzt man die durch künſtliche Fütterung hervorgebrachte große fette Leber zu den berühmten theuern Gänſeleber-Paſteten, welche die feinſte Speiſe auf den Tafeln der Reichen bilden.

Bei weitem den größten Nutzen und wichtigſten Handelsartikel gewähren die Federn, von denen man in Rückſicht auf ihre Verwendung Bett- und Schreibfedern unterſcheidet. Die Bettfedern werden am häufigſten in Weſtphalen, Hannover, Oldenburg, Holſtein, Mecklenburg, Pommern, Preußen, Thüringen und Böhmen gewonnen, und von dieſen Ländern aus nach allen Gegenden Europa's in großer

Menge dem Handel zugeführt. — Die Schreibfedern werden zuerſt gezogen und zwar in heißer Aſche oder in heißem Waſſer. Die meiſten gezogenen Federn liefern Düſſeldorf, Hamburg, Wien, wo ſie fabrikmäßig zubereitet werden. — Die Kunſt des Federziehens iſt alt und wurde vorzüglich durch Carſtanjens in Düſſeldorf und Philipp Scholz in Wien weſentlich vervollkommnet. Seitdem aber die Metallfedern in Gebrauch ſind, hat die Benutzung der Gänſekiele zum Schreiben ſehr abgenommen.

Der Gänſekoth iſt ein ziemlich guter Dünger dem naſſen Boden und den Stoppelfeldern, auf welche die Gänſe im Herbſt getrieben werden. Auch gebraucht man mit Erfolg Gänſekoth bei der Gallenruhr der Schafe.

Beſtreiten wird es uns alſo wohl Niemand, daß die Gänſe auch in handels- und kulturgeſchichtlicher Hinſicht eine wichtige Bedeutung haben.

K. A. Schönke.

Aus dem unteren Volkskreiſe Berlins.

Vor der Kellerthür.

„Ah. Frau Ilmer, ſchon ſo früh aus der Wäſche?" — „Früh? Frau Heidling, das nennen Sie früh? J du meine Güte, wenn ſoll denn ein Arbeitstag endigen? Iſt doch ſchon acht Uhr, und den ganzen Tag wie ein Vieh gearbeitet. Nein, ich ſag' Ihnen, ich geh' nicht mehr zu Geheimraths in die Wäſche; is das ein Volk!"

„J, man fragt doch woll! Was haben Se denn, Frau Ilmer? Sie ſind ja ſo in Rage!" ſagte die rundliche Frau Heidling, indem ſie ſich die Schürze über die bloßen, hinlänglich vollen Arme ſchlug und aus ihrer Kellerthür heraustrat. — „Na, hören Se 'mal un wundern Se ſich. Sie wiſſen ja, auf zwanzig Groſchen geh' ich in die Wäſche, un des Eſſen dabei. Nu, ich will nur wenig ſagen! bekomm' ich des Morgens meinen ziemlich großen Topf mit Kaffee; des heeßt: den Kaffee mag er wohl kaum gerochen haben. Ach, du liebe Geduld! nein, nach Kaffee ſchmeckt er nich, gar nich; aber es war immer eine Flüſſigkeit. Dazu kriegt' ich zwei Dreierſchrippen; ja, für's Erſte is es genug, wenn man zu Hauſe ſchon ſeinen richtigen Kaffee getrunken hat. — Nu ging es an die Wäſche; haſt du nich geſehen! ganze Berge wurden 'rangeſchleppt. Na, hören Se, Frau Heidling, ich ſcheu' mich vor keene Arbeit nich, darin kennen Se mich; aber mir wurd' doch eklig, wie ich des ſah. Wiſſen Se, die Wäſche von meine Kinder ſieht nie ſo aus; na, die zieh' ich auch die Woche zwee bis drei Mal friſch an. Das kann nich Jeder! — Alſo, es ging an de Arbeet, un wie! — ſehen Se meine Finger, die ſin nich geſchont: da, da un da durchgewaſchen“ — ſie zeigte die wunden Stellen — „darüber klag' ich nich, des geht'mal nich anders. — Zum zweeten Frühſtück gab es eine Butterſtulle; zu früh kam ſie mir nich; läßt ſich ſonſt nichts davon ſagen. Nanu aber wollt' ich aufpaſſen, was es wird zu Mittag geben. Wir wuſchen im Waſchkeller, ich un des Hausmädchen; die Köchin kam auch nebenbei herunter gepreſcht; mitreden dhat ſi woll, un des Zuſehn verſtand ſi och. — Ich war manchmal heraufgewutſcht, um Seife zu holen. — Dabei ſchult' ich, ſo wie von ungefähr, in die Kochtöpfe; es ſchien Etwas ſehr Wohlriechendes drinn zu beißeln; ich denke, das wird ſchmecken! Da ſeh' ich ganz nach hinten noch eenen Topf ſtehen: ich ſeh' auch da 'rin; — puh, da kochen Erbſen! Das iſt nu ſchon 'mal nich mein Gericht; aber ich denke: ſo nebenher wird's ſeyn, da läßt man's aus. Na, ich wieder 'runter in den Waſchkeller. Endlich wird zu Mittag gerufen, ich ſoll 'rauf; ich komm' in die Küche, da is die Frau juſt ſelber draußen, ſieht ſich nach mir um, ſtellt eine Schüſſel mit Erbſen hin und geht wieder nach der Stube, wo ſchon anjericht't zu ſeyn ſchien, denn es ſtieg mir ein angenehmer Dampf in die Naſe. Na, denk' ich, zu was bloß die Krüllerbſen ſeyn mögen, gewiß for'n Hofhund, auf 'nen andern Jedanken kam ich nich. Ich wart' alſo, bis mir wird mein Theil beſchieden werden. Endlich ſagt die Köchin: „Waſchfrau, eſſen Se doch!“ Ich ſag': was denn? und ſeh' ſe groß dabei an. „Ei, hier ſteht ja ihr Eſſen!“ ſagt ſie, und zeigt auf die Erbſen. Was! ruf' ich, für mich? ich dacht', das kriegt der Hofhund — was lachen Se, Frau Heidling?“

„Na“, erwiedert dieſe, „daß Sie ſo dreiſt ſind, ſo was zu ſagen.“

„Was ſoll ich nich ſagen! Ich nehm' kein Blatt vor'n Mund, wo es drauf ankommt, für mich zu reden, gelogen war's och nich. Ich hatt' die Erbſenſchüſſel ſchon in der Hand un wollt' damit draußen nach dem Hundsloch; aber na, ich dacht', verſuch's! Die Köchin kicherte un ſagte: „Schön ſchmecken wird's nich.“ Ich nehm' ein paar Löffel, nee, mehr will nich rutſchen, mir wurd' ganz ſchlecht. Ich ſagt': laß die Frau Geheimräthin ihr Eſſen für ſich behalten, ich dank' davor; damit hob ich die Tafel auf und ging wieder in den Waſchkeller. Nu immer fleißig bei de Arbeit, un dazu 'nen leeren Magen. Da geht der Menſch in die Brüche! Zu Vesper kam wieder ein großer Topf mit dem bewußten Kaffee an un zwee Schrippen. Ich hab' mich aber geſput't mit de Wäſche; bis zum Abend war ſie ſchon alle geſpült. Ich dacht': nu wird's 'n gut Abenbrod geben; ja, paſſe d'ruf! Was gab's? eine Butterſtulle! nijcht weiter; keenen Schluck Bier, nichts nich, un was koſt't denn ſo 'ne Weiße? Iſt des ein Geiz!"

„Ja, das iſt ein Geiz!" wiederholte zur Bekräftigung Frau Heidling.

„Morgen wird getrocknet un denn geht's an de Rolle. Ich aber ſag': einmal un nich wieder. Künftig keen Eſſen un den Tag 'nen Thaler, das will mir beſſer ſchmecken; ich dank' ganz für ihr Eſſen, un unter'n Thaler geh' ich nich mehr."

Endlich hatten ſie ſich über die Wäſche ausgeſprochen und Frau Heidling fragte: „Was werden Se denn Sonntag unternehmen?"

„Erſtens in de Kirche gehen, mit meine Juſte, der Aeltſten."

„Ja, das iſt wahr, Frau Illmer, immer was recht iſt! Sie ſind 'ne fromme Frau, und die Kinder halten Se auch ſchon früh dazu an."

„Na ja", ſagt Jene, „das muß ich ſchon, denn ſeh'n Se 'mal: ſie paſſen mir ſo auf. Da iſt den Prediger ſeine Frau, un die andern Damen alle, die Vorſteherinnen ſin von Denen, die de Armen unterſtutzen. Wenn die mich nich alle Sonntag wenigſtens eenmal in de Kirche ſehen, denn heeßt et gleich: brauchſt du die Kirche nich, ſo hilf dir ſelber. Ich helf' mir doch alleene genug, aber acht Kinder, des will ſatt gemacht ſeyn."

„Ja", antwortete Frau Heidling, „das verſteht ſich, und geſtorben iſt auch noch Keiner von in de Kirche gehen."

„Hören Se, des in de Kirche gehen hat ſein Gutes, aber auch ſein nich Gutes. Ja, geht man aus eigenem Willen, ſo wie ich früher ging, wenn's mir ſo recht danach verlangte: ich weeß nich, ich hatt' manchmal ſo ein Begehr danach, ich konnt' gar nicht den Sonntag erwarten. Aber jetzt — na, gern geh' ich nich mehr. Früher hab' ich mich ſo recht ausweinen können in der Kirche, da kam ich denn mit ganz leichtem Herzen nach Hauſ'; nu iſt des anders. Ich weeß nich: ſpricht der Prediger nich mehr ſo rührend, oder woran liegt's? — ach Gott doch man, können Se ſich's denken, ich bin etliche Mal eingeſchlafen."

Die Frau Heidling lachte und meinte: „J, wenn man nur dageweſen, dann iſt's ja ſchon gut."

„Ach doch man", entgegnete die Frau Ilmer, „es is nur der Kinder wegen ſchlimm. Letzt ſagt die Guſte: na, Mutter, wenn ihr ſchlafen wollt, könnt ihr auch zu Hauſ' bleiben, da ſchläft ſich's noch beſſer, obenein hat ſie greulich gelacht."

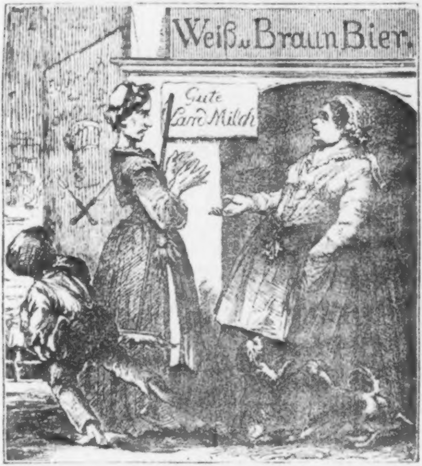
„Ei, Frau Ilmer, Ihr habt ſie doch gehörig abgetrumpft?"

„J das woll, ja, ich hab' ihr Eins auf den naſeweiſen Mund gegeben un geſagt: darum hätt' ſie ſich gar nicht zu kümmern; wenn man die ganze Woche gearbeit't wie ein Pferd, wär's gerad' kein Wunder nich, wenn man Sonntags müd' is. Die dumme Liſe wird noch 'mal drüber reden, daß es 'n Wiederklatſcher hört. — Herrje, da kommen ja meine Gehren; nu muß ich man geh'n, Frau Heidling, denn die werden hungrig ſin."

„Ja, Frau Ilmer, was ich noch ſagen wollte", rief Frau Heidling, „kommen Sie nich morgen mit nach Krolls? — es giebt ein großes Zauberfeſt und nachher italieniſche Nacht."

„Geht, geht!" fiel Frau Ilmer ein, die Kinder abwehrend, und ſich wieder zu Frau Heidling wendend, ſagte ſie zu dieſer: „Ich hab' mir man noch keenen Sommerhut gekauft, morgen hab' ich keene Zeit derzu, un — na, denn is es zu ſpät. Ja aber Frau Heidling, wegen des Huts wollt' ich Se noch fragen — ſo geh' doch fort, dumme Gehre!" — ſchalt ſie inzwiſchen ihrer zweijährigen Tochter zu, die unaufhörlich an den Kleidern der Mutter zerrte und fortwährend rief: eſſen will ich! — „'n weißſeidener is am beſten, denk' ich, ſteht fein aus, is nobel un paßt zu allen Kleidern. — Dumme Gehre, da haſt 'nen Dreier, geh', kauf' Dir was dafür. Heinrich!" ruft ſie ihrem älteſten Sohne zu, der auch in der Nähe ſtand, „da haſt für Dich 'nen Dreier, un da is eener für die Guſte, un eener für die Hanne und für die Uebrigen; na, nu geht ooch. — So, jetzt bin ich ſie für's Erſte eine Weile los!"

„Ja, mit den Kindern, das iſt ſchon nicht anders", urtheilte Frau Heidling ſelbſtbewußt; „aber mit dem Hut — i ja, kaufen Sie ſich man einen weißen, ich halt' das für's Beſte. Und das Geld dazu? — iſt auch für's Frommſeyn; hi, hi, hi, nich wahr?"


Weiß u. Braun Bier.
Gute
Land Milch

„Na“, ſagt Jene lachend, „man muß ſeh'n, wie man ſich durchſchlägt.“

Dieſe beiden Frauen waren dem Aeußern nach ſehr verſchieden, auch ſehr verſchieden geſtellt mit ihren Verhältniſſen. Frau Heidling war fett und rund, ſie beſaß eine Victualienhandlung im Keller, wobei ſie ſich ſehr gut ernährte. Der Mann verdiente ebenfalls ein gut Stück Geld: er hatte bei der Eiſenbahn zu thun; die Nachbarsleute ſagten: Die legen ein Kapital an. Dabei hatten ſie nur eine Tochter, aber ſo gut alles Andere ging, dieſe Tochter war ihr Sorgenpäckchen; weil jedoch meiſt jeder Menſch eines hat, ſo ſahen ſie dies als Nothwendigkeit an, ſetzten ſich ziemlich leicht darüber hinweg, lebten dabei in aller Behaglichkeit weiter. Die Tochter, leichtſinnig und lüderlich, war verheirathet, ihrem ſehr ordentlichen Manne aber entlaufen, und nun wieder bei den Eltern. Die Mutter hatte zwar geäußert: „Na, das giebt nichts Gutes; ich bin ſo alt geworden, aber meinem Manne fortgelaufen, das wär' ich nie; am beſten, Du gehſt wieder zurück zu Deinem Manne.“ — „Nein“, hatte die Tochter geantwortet, „das thu' ich nicht, er läßt mich nicht einmal des Abends tanzen gehen, und Ihr wißt, Mutter, ich tanz' gern.“ — „Hm“, erwiederte die Alte dann, „ich tanz' auch noch gern ein Bischen.“ — Dabei ſchmunzelte ſie und war ſchwach genug, des Abends mit der Tochter ganz vergnügt nach dem Mehlhauſe zum Tanz zu wandern. — Einige Tage ſpäter kam der Mann, dem, ſo abgetrennt, zu Hauſe die Zeit lang wurde, daneben auch die Wirthſchaft in Unordnung gerieth, ſeine Frau wieder zu holen. — „Geh', geh' mit!“ ſagte die Alte; die Tochter ging auch mit, aber nicht auf lange: ſo lebten ſie immer weiter. Da der alte Heidling ſeiner Arbeit an der Eiſenbahn wegen meiſt den ganzen Tag fern war, blieb ſeine Frau faſt immer auf ſich angewieſen; ſie war jedoch zum Alleinbleiben viel zu lebhaft, und ſo ſchloß ſie Freundſchaft mit der ganzen Keller-Nachbarſchaft, gleichfalls noch mit Andern. Auch hatten Alle ſie gern, die zuthuliche Frau Heidling; vor ihrer Kellerthür war daher Sammelplatz der Nachbarſchaft. Wer etwas Neues erfahren hatte, der trug es zur Frau Heidling; Jeder, dem etwas das Herz bedrückte, wollte es ſich bei ihr erleichtern und ſie um Rath fragen. So war ſie Eingeweihte in die Verhältniſſe faſt aller Bewohner der Umgegend. Man munkelte ſogar in der Nachbarſchaft: ſie ſey auch Vermittlerin einer Ehe in den bevorzugten Ständen geweſen, und habe dabei erklecklichen baaren Dank empfangen. — Ja, ſie iſt Mitwiſſerin und

Mitſpielerin eines kleinen Romans geweſen, den zu verrathen man aber nicht berechtigt iſt; jedoch ſo viel iſt klar: ihr Leben war nicht einförmig.

Ihr regſames, ſtets der Mittheilung bedürftiges Gemüthsweſen hatte hieran noch nicht genug; ſie mußte auch etwas um ſich haben, was ſie jeden Augenblick bemuttern konnte, für das ſie ſorgen mußte. Zu dieſem Zweck ſchaffte ſie ſich Meerſchweinchen an; für dieſe ließ ſie ein eigenes Häuschen bauen, das wurde in dem kleinen Vorgarten angebracht, der ihr vom Wirth des Hauſes zur Verfügung überlaſſen war. Hier konnten nun die Meerſchweinchen in Luſt und Freiheit leben, und das thaten ſie auch. Frau Heidling hatte dafür die Genugthuung, daß jeder Vorübergehende ſtehen blieb, um ihre Lieblinge zu bewundern. Namen hatte ſie allen gegeben; Nutten war das allerſchönſte Schweinchen nächſt dem kleinen Baier, den ſie beſonders hätſchelte. — Frau Heidling ernährte auch zwei Hunde: die hielt ſie eigentlich am feſteſten in ihrer Zuneigung; ſie waren ihre Begleiter auf allen Spaziergängen, ausgenommen wenn ſie zum Tanz ging mit der vergnügungsſüchtigen Tochter. Dann wurde das Hunde-Paar und der alte Heidling zuſammen eingeſchloſſen, wonach ſtets ein unmäßiges Heulen erfolgte, ſo daß ſich ſämmtliche Hausbewohner ſchon hatten beklagen wollen, es aber immer noch unterließen aus Freundlichkeit für die alte, muntere Keller-Nachbarin.

Frau Ilmer war in jeder Beziehung ganz anderer Art, auffallend ſchon in ihrem Aeußern: ſie war groß und hager. Vor ungefähr einem Jahre hatte ſie ihren Mann verloren; er war auch Arbeiter an der Eiſenbahn geweſen, und obgleich die Kinder ſich bis zu ſieben vermehrten, fehlte ihnen doch nie ihr täglich Brod. Sie hatten die andere Kellerwohnung in demſelben Hauſe inne, und Niemand konnte ihnen irgend Schlechtes nachſagen. Da nahte das Unglück: der Mann unterlag plötzlich einer ſchweren Krankheit; in dem kurzen Zeitraum von vierzehn Tagen war er geſund, krank und todt. Frau Ilmer blieb in einer ſehr traurigen Lage zurück, war jedoch eine von den wenigen Bevorzugten, denen ſogleich Unterſtützung gewährt wird, ſo reichlich, daß ſie nicht Noth leiden durfte. Das war nun gut, beſonders da die arme Frau nach fünf Monaten noch ein achtes Kind bekam, alſo um ſo hülfsbedürftiger wurde. Die Unterſtützung blieb auch dann noch ausreichend, und da ſie ihr ſpäterhin nicht verkürzt wurde, hatte die Frau, als ihr eigner Erwerb mithalf, bald Ueberfluß, was leider bei ihr, wie bei ihren Kindern, nicht von löblicher Wirkung war. Sie ſagte oft: „Hab' ich doch von meinem achtzehnten Jahr an kein Vergnügen mehr gehabt; kaum verheirathet, hieß es: in die Arbeit gehen, mit verdienen; na, ich ſag', das war ein ſchönes Vergnügen. Und dann kamen gleich die Kinder, immer Eins nach dem Andern ganz haſtig. Weiß Gott, das Leben genoſſen hab' ich nich; dafür aber will ich mich jetzt entſchädigen und das ordentlich!“ — Indeß ging es noch immer erträglich mit ihrem Getreibe; ſie war ſo an Fleiß gewöhnt, daß ſie faſt gar nicht ohne Arbeit beſtehen konnte. Ihr älteſter Sohn hatte auch eignen kleinen Erwerb: er beſaß einen Handwagen, noch ein Erbſtück vom Vater. Mit dieſem Wagen ſchaffte er fort und holte herbei für viele Leute allerlei Sachen; in der Nachbarſchaft benutzten nicht Wenige dies Fuhrwerkchen, und Heinrich gewann ſich dadurch manchen Groſchen, der Mutter gab er aber nichts. Dieſe hatte oft geſagt: „Na, Heinrich, Du verdienſt ſo viel, giebſt denn Deiner Mutter niſcht ab?“ — „Oho, Mutter“, wurde dann erwiedert: „wer Euch noch geben ſollt'! Ihr kriegt doch genug.“ — „Von Dir vielleicht?“ fragte die Frau. — „Kann mir ja gleich ſeyn von wem, aber ich behalt' mein Geld.“ — „Na wart', Du ſchlechter Junge, ich werd' Dich anzeigen, daß Du ſo oft die Schul' verſäumſt; dann wird Dir das Geld verdienen ſchon gelegt werden.“ — „J, Mutter, das werd't Ihr nich thun, dann jagen ſie mich ganz fort; ich geh' ja man in die Armenſchul', und das wollt Ihr Euch doch nich verderben.“ — „Junge, Du biſt ein ganz durchtrieb'ner Schlingel!“ hatte ſie dann geſagt, und dazu gelacht; nun blieben ſie wieder in leidlicher Verträglichkeit für die nächſten Tage.

Die älteſte Tochter konnte auch mit ihr machen, was ſie wollte. „Da!“ ſagte die Frau Ilmer, ihr ein Strickzeug in die Hand gebend; „da, kannſt auch ſchon außer der Schul' eine Arbeit vornehmen, biſt groß genug dazu.“ — „Ja“, ſagte die Kleine, „gieb man her; aber dann muß ich 'ne Crinoline bekommen wie Nachbar's Lieſe; och' nen runden Hut mit hübſchen blauen Band und Federn drauf!“ — „Potz!“ rief die Frau Ilmer, „wo ſoll das Alles hin? Denk'ſt denn, das Geld wäch'ſt in die Taſche?“ — „Ach, Mutter, Du ſprich man nich, willſt gar noch geizig ſeyn; bei Dir wird's Geld ja nie all.“ — Die Mutter lachte, und Guſte's Wunſch wurde erfüllt. — Die andern Kinder waren noch alle zu jung, um die Schule zu beſuchen; aber etwas Beſonderes wollten ſie täglich zum

Naſchen haben. „Die Nachbarskinder bekommen immer die erſten Erdbeeren und Kirſchen, die es giebt.“ Frau Ilmer ſtellte ihnen vor: daß die Nachbarskinder noch einen lebenden Vater haben„ der Geld verdient. — „Na, Mutter“, rieſen die ältern Kinder dazwiſchen, „wie kannſt ſo reden, Du haſt jetzt mehr, als wie der Vater lebte; da haben wir manchmal des Abends müſſen hungrig ſchlaſen geh'n, und jetzt giebt's immer vollauf.“ — „Na, ſeyd man ſtill und kauſt Euch Kirſchen; aber zeigt ſie nich immer vor den andern Leuten, un erzählt ihnen nicht gleich All's wieder; zuletzt kommt's noch an die Unrechten, un denn iſt's aus mit dem ſchönen Geld!“

Wir ſchauen ſpäter wieder hinein in das Familienweſen der Frauen Ilmer und Heidling, haben auch davon zu erzählen.

Eine arme Familie.

In demſelben Stadttheil wohnte eine arme Frau, die auch ihren Mann verloren hatte: ach, ſchon vor langer Zeit. Sechs Jahre ſind darüber hingegangen, aber noch ward ihr keine Unterſtützung gewährt. Sie hatte nur vier Kinder, wegen deren Erhaltung jedoch viel Plage, um ſo mehr, weil ſie oft kränklich war. — Als ſie ihren Mann, einen Maurer, durch einen plötzlichen Unfall verlor, ſorgte man zwar für das Begräbniß, um die Wittwe bekümmerte ſich aber Niemand. Sie hatte ſich einſt ermuthigt, war zu Vorſteherinnen eines Hülfsvereins für Arme gegangen, um, wie ſchwer es ihr wurde, Unterſtützung zu erbitten. Die Antwort lautete: man werde ſich nach ihrem Wandel erkundigen laſſen, und nachdem dies geſchehen, erhielt ſie den Beſcheid: wer nicht einmal die Kirche beſuche, könne auf Unterſtützung keinen Anſpruch machen. Frau Reiſig hatte darauf geantwortet: mir fehlt die Zeit, nach der Kirche zu gehen. Wer wird dann meine Kinder beaufſichtigen und ihnen Brod ſchaffen: die wollen Sonntags geſättigt ſeyn wie alle andern Tage. Du mein Gott! es reicht ſogar nicht immer der Ertrag meiner Arbeit für einen Tag aus, und dabei iſt noch die hohe Miethe zu erſchwingen. — Gleichviel, ohne Kirchengänge iſt an Unterſtützung nicht zu denken; ſo war ſie abgefunden worden. — Abends in ihrer Kammer, nachdem die Kinder zu Bett gebracht waren, überfiel tiefe Traurigkeit die arme Frau. Sie lag auf ihren Knieen, weinte und betete: „Mein Herr, mein Herr und Gott! warum läßt Du mich ſo verlaſſen und unglücklich ſeyn? — erbarme

Dich über mein Elend! Du wirſt es mir verzeihen, daß ich auch Sonntags arbeite; Du, Allvater, weißt es gewiß, wie einer Mutter zu Muth iſt, wenn ihre Kinder ſie um Brod bitten, und ſie keins hat, ihren Hunger zu ſtillen. Wende mir nur Arbeit zu, mein gütiger Vater Aller, verleih' es meinen Kräften, ſtets arbeiten zu können, dann will ich nie mehr bitten gehen zu Menſchen, die es mir zum Vorwurf machen, daß ich für meine Kinder arbeite. Großer Gott! als wenn ich die Kirche nicht gern beſuchte; aber nun ſoll ich hinein, die ganze Zeit in Angſt ſitzen, daß meine Kinder draußen darben oder verunglücken, ſoll immer denken: harr' aus, es wird dir bezahlt. Da kann ich nicht anders, mir ſagt mein innerſtes Gefühl: das iſt die größte Sünde, die ich begehen kann; ich werde dadurch zur Heuchlerin. Ich würde nicht gehen, wie ſonſt, um zu beten, nein, nur um unterſtützt zu werden: ich müßte mich ſchämen vor Gott und Menſchen.“ — Sie weinte bitterlich, weinte ſich aus, und am andern Tage half ſie ſich wieder allein weiter, wie ſauer es ihr wurde. — Freie Schule erhielt ſie allerdings für ihre Kinder; damit war's aber abgethan.

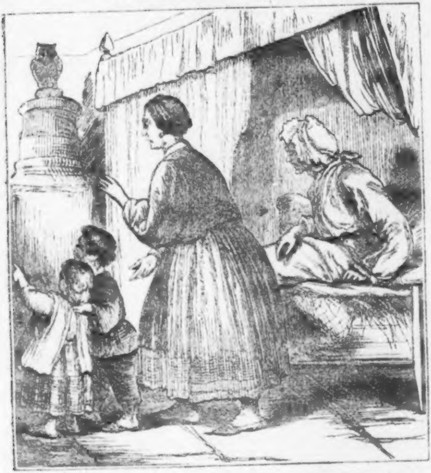
Eine ſchwierige Aufgabe iſt es, im Wohlthun nie zu irren, Jedem das rechte Maß zuzutheilen. Darüber kann ſich Niemand das rechte Urtheil zutrauen, Niemand für ſich ſelbſt einſtehen: ob er nicht bei ſolchem Amt vielleicht noch mehr Mißgriffe machen würde. Die Abſicht iſt meiſt immer eine gute, auch da, wo die Gedanken beſchränkt ſind. Wer darunter leiden muß, den trifft es hart, und man darf es ihm nicht verargen, wenn es ihn empfindlich berührt. —

Die arme Frau Reiſig hatte ſich allmälig in ihr Schickſal ergeben, hielt ihr Gottvertrauen aufrecht, war aber doch zuweilen mißmüthig darüber, daß man ihr eigentlich die Kirche verleidete. Konnte ſie ſich nun wirklich einmal Sonntags die Zeit nehmen, hinzugehen, dann geſchah es in Angſt, weil ſie ſich ſagte, nun wird's heißen: jetzt thut ſie's doch nur, um Unterſtützung zu erlangen. — Herr Gott! — und ſie wird auch in ſich mißtrauiſch; am Ende, denkt ſie, geh' ich wohl wirklich nur hin, um geſehen zu werden. Lieber ließ ſie es ganz, oder wagte es höchſtens — jedoch nur ſelten — des Abends, ſaß dann im verſteckteſten Winkel der Kirche, um ja nicht geſehen zu werden, vor ſich ſelbſt aber gerechtfertigt zu ſeyn.

„Was iſt doch mein Leben ſchwer!“ hatte ſie oft geſeufzt; „aber der Kinder wegen muß ich noch Gott danken, wenn er es mir erhält.“ — Sie hatte von ihrem verſtorbenen Mann eine an ſich nicht bedeutende Hinterlaſſenſchaft, es war aber doch etwas Eigenthum; daran wurde nicht gerührt. Was ſollte ſonſt wohl aus den Kindern werden? — an die mußte ſie denken: in der Welt iſt kein Fortkommen, wenn man nicht zum Anfang wenigſtens einige Mittel beſitzt. —

Es war gut, daß ſie daran gedacht hatte. Ihr älteſter Sohn wurde ſchon confirmirt und dann ſogleich in die Lehre gegeben: er ſollte daſſelbe Handwerk erlernen, wie ſein Vater. Das erforderte fürerſt nicht wenig: ſie mußte den Sohn vollſtändig ausſtatten, und merkwürdig! — das Vorhandene reichte doch immer, wenn auch knapp, zu Allem, was unerläßlich gebraucht wurde. — Es fanden ſich aber nächſtdem mitleidige Menſchen, denen ſie näher bekannt geworden, die ſich dann zuweilen ihrer annahmen, ja Viele, die ihr Arbeit zutheilten: ſie ſtanden der unermüdlich fleißigen Frau Reiſig oft mit Rath und That zur Seite. Ihre älteſte Tochter, ein Mädchen von zwölf Jahren, arbeitete fleißig mit, und war ſtolz darauf, ihrer Mutter das tägliche Brod verdienen zu helfen. —

So weit war Alles gut im Zuge, Frau Reiſig ſollte aber noch ſtrenger geprüft werden durch gefährliche Krankheit. Jetzt war's freilich noth, tröſtend auszurufen: „Ertrag's mit Geduld, kommt Leiden ohn' eigne Schuld!“ — Das iſt nun ſchnell ausgeſprochen, doch ſehr langſam durchzuführen in der Peinlichkeit: ſterbenskrank danieder liegen, und noch unverſorgte, noch ſo unbehülfliche Kinder um ſich haben, wie das Mädchen von ſieben und den Knaben von ſechs Jahren. — Der Kleine, ſchwach und in der Geſundheit ſchwankend, ſetzte ſich oft zu ſeiner Mutter auf das Bett, ſtreichelte ihr ſanft die Hände und ſagte: „Ach, Mutter, wenn uns doch der liebe Gott von der Erde nehmen möchte: wie gern wollt' ich doch mit Dir ſterben! — nicht wahr, das iſt das Beſte für uns Beide?“ — „Ach ja, Heinrich, ja, das ſcheint's zu ſeyn!“ ſtöhnte die Mutter. „Aber was ſollte dann aus Deinen Schweſtern werden?“ — „Weißt Du, Mutter, die laſſen wir auch ſterben; es iſt gar nicht ſo ſchön in der Welt, daß wir ſie drinn zurücklaſſen ſollten. Aber erſt wollen wir Beide zuſammen ſterben, zuſammen in ein Grab kommen, und wenn ſie uns hinausbringen, dann muß mit allen Glocken geläutet werden, auch ein langer Zug von Menſchen folgen bis auf den Kirchhof. Ach, das wird gewiß herrlich, ich freu' mich ſchon d'rauf; ja, ſterben iſt das Beſte!“



Die älteſte Tochter ſchritt herbei und nahm den Knaben fort von dem Bett der Mutter: er ſtimmte ſie mit ſeinem unbedachten Kindergeſchwätz immer gar zu traurig; denn vom Tode zu ſprechen, das war ſtets ſeine liebſte Unterhaltung. — Er ſchien auf Erden ein kleiner Fremdling, der ſich nach ſeiner Heimath zurückſehnt.

„Anna“, ſagte die kranke Frau, „nimm mir den Heinrich nicht weg, ich bin ſo gewöhnt an ſein Erzählen, und Du verſäumſt Dich nur mit ihm!“ — „Nein, Mutter, mich verſäumt er nicht“, entgegnete Anna; „ich mach' Feierſtunde, und Grethchen auch, die heute ſo fleißig geſtrickt hat, wie kaum jemals. Die Kinder mögen vor der Thür zuſammen ſpielen, während ich in der Küche das Abendbrod beſorge.“ — Draußen konnten nun ihre Thränen frei werden, auch ihr Herz, das ſich von des Brüderchens Rede erſchüttert und belaſtet fühlte. Der Mutter Tod war ihr von allem Unglück das ſchrecklichſte, darum wollte ſie davon auch gar nicht ſprechen hören.

Wie viel der äußern Güter des Lebens die arme Frau zu entbehren gewohnt war, um ſo mehr Liebe wurde ihr von ihren Kindern zu Theil, und in der feſten Zuverſicht, daß ihr und den Ihrigen kein Leid geſchehe, ohne den Willen des Höchſten, ertrug ſie ihr Schickſal mit Geduld, mit frommer Ergebung, in der gläubigen Hoffnung auf eine ewige Heimath des Friedens und Segens.

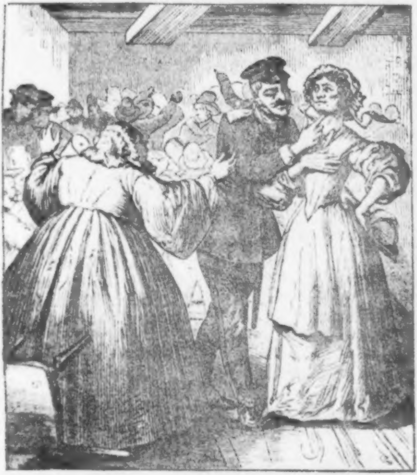
Verſäumen werden wir es nicht, mit Theilnahme dieſer Familie weiter in die Jahre hinein zu folgen.

Ein Volksfeſt.

Vermehrt ſind jetzt überall, ſo auch in Berlin, die mannichfachſten Vergnügungsorte, beſonders die Tanzwirthſchaften. Die Keller müſſen ebenfalls oft ihre dumpfen Räume öffnen für eine tanzluſtige Geſellſchaft, und Alle, die ſich entſchließen, dieſe engen Räume aufzuſuchen, ſcheinen ſich durch die äußere Beſchränkung wenigſtens nicht in ihrem Vergnügen beſchränkt zu fühlen. Wenn auch nur die Töne einer alten, von einem erblindeten Krüppel gedrehte Leier die Tanzluſtigen locken: ſie ſind's zufrieden, und ergötzen ſich nach Herzensluſt.

Gleich am Eingange des Kellers, rechts an einem der aufgeſtellten Tiſche, ſitzen die uns bekannten Frauen des Victualienkellers mit ihren Befreundeten, und aus derſelben oder ähnlicher Volksſchicht ſind auch meiſt die hier Verſammelten.

Frau Heidling hat zum dritten Mal Kaffe kommen laſſen und gießt ihn noch dampfend in die herumſtehenden Taſſen. Dabei ſingt ſie die Melodie einer eben vorgetragenen Polka nach; unter dem Tiſche ſchlagen ihre Füße den Takt dazu, nicht unbemerkt von dem ihr gegenüberſitzenden gefreiten Jäger. Dieſer wendet ſich an ein neben ihm ſitzendes junges Mädchen, Nichte der Frau Heidling, mit den Worten: „Komm, Lieſel, wir tanzen Einen; ſieh', Mutter kann nicht 'mal die Füße feſthalten“ — dabei zeigt er nach den taktſchlagenden Füßen der Alten — „einer Jungen hüpft ſicher das Herz im Leibe vor Luſt bei ſolch prächtiger Tanzmuſik.“ Zur Bekräftigung deſſen, was er geſagt, faßt er des Mädchens rundes Kinn mit ſeiner breiten Bauernhand: denn ſeine Herkunft verleugnete ſich trotz des ſchmucken Soldatenrocks noch immer nicht. Mit zornfunkelnden Augen ſah das Mädchen dem Kecken in das Geſicht und verwies ihm mit erhobener Stimme ſeine Dreiſtigkeit. Der junge Jäger ſah ſie erſtaunt, halb erſchreckt an. Na, Scherz muß ſeyn! hatte er gedacht; doch jetzt meint er: Die ſcheint heut keinen Scherz zu verſtehen. Die Urſel, ſeine Braut daheim im Dorfe, was iſt das für ein Mädel dagegen. Gelt, die hat ihn nie zurückgewieſen; die iſt aber auch von anderm Schlag und Kern wie ſolch zierliche Stadtdirne, bei der man nie weiß, ob man grad gelegen kommt mit 'ner Anſprache, und ein ander Mal thut ſie wieder ſchön nach Herzensluſt. Na, die ſoll mir wieder kommen, der will ich's derb anſtreichen. Eine Andre find' ich bald, darum keinen Kummer! — Freilich, die Urſel würd' ſich, wenn ſie wäßt', wie ich's in der Stadt treibe, vor Schreck und Bosheit das Leben nehmen wollen, aber die weiß nicht, wie's hier Gebrauch iſt, und ein Glück, daß ſie's nicht weiß; die ſoll mir nicht werden wie ein Stadtdirnel, ſo leichtſinnig, ſo keck und wandelhaft das iſt nur zum Zeitvertreib. Aber ſolch Eine wird nimmer meine Frau. Urſel iſt beſſer wie Alle zuſammen, nie ſo ausverſchämt, wie eben die Lieſel, die ihn doch früher ſchon ſo oft mit heimlichem Lächeln und ſchalkhaften, gar anlockenden Blicken zu ſpaßhaftem Getreibe aufgefordert hatte. — Nun glaubte er ſich mit ſeiner Zudringlichkeit ſicher in Gunſt zu ſetzen, konnte daher um ſo ſchwerer den Grund ſeiner Niederlage entdecken. Auch Menſchenkenntniß hatte er nach ſeinem Ermeſſen in der großen Stadt ſchon eingeſammelt, und daß ſeine Nachbarin nicht abſonderlich der Sprödigkeit zugethan, das machte ſie ihm ja längſt deutlich; weßhalb ſie ihn alſo heut ſchnöde behandelte, das blieb ihm ein Räthſel. Beleidigt zog er ſich zurück, ohne wahrzunehmen, daß dicht hinter ihnen am Nebentiſche eine Ge-



ſellſchaft aus dem unteren Handwerkskreiſe ſeiner Schönen von fern huldigende Aufmerkſamkeit bewieſen, die heut der ſeinen vorgezogen wurde, auch ſchon eine Weile verſtohlen, aber um ſo eindringlicher, erwiedert war.

Sein Nachbar zur Rechten, zugleich ſein Waffengefährte, bezeugte eine auffallend andere Richtung, indem er ſich mit zuvorkommender Höflichkeit der uns wohlbekannten Frau Ilmer näherte. Sie hatte ihre Anſprüche auf Jugend und Schönheit früh eingebüßt, in ſeinen Augen ſchien ſie jedoch alle Vorzüge der Weiblichkeit vereint zu beſitzen. Er machte ihr deßhalb auch gleich in ſeiner Unbefangenheit und ehrlichen Weiſe einen Heirathsantrag, bei dem ſie aber die Ausſicht hatte, noch eine Reihe von Jahren ſeine Braut zu bleiben. — „Herrje, ſich eine ſo lange Zeit vorher verſprechen, das könnt' mir nich gefallen", meinte Frau Ilmer; „am End' find't ſich noch 'was Annehmbareres, und dann iſt man gebunden." — Frau Heidling kicherte vergnüglich dazu und meinte: „Bewerber könnten wohl der Frau Nachbarin nie fehlen; ſie hätte ſchon drei Anträge abgelehnt, aber endlich werde ſie ſich wohl entſchließen müſſen, Einem ihr Jawort zu geben: eine noch hübſche Frau habe ſonſt keine Ruhe vor den Männern." — Das nahm Frau Ilmer als ganz einleuchtend an, und erlangte dadurch ein ſicheres Selbſtbewußtſeyn. Wodurch ſie ſo begehrenswerth wurde zur Hausfrau, das konnte ſich der weibliche Theil ihrer Bekanntſchaft nicht erklären, und Männer ſind danach nicht befragt worden. Genug, es war ſo. — Ungeachtet alles Zuredens blieb ſie aber bei ihrem erſten Ausſpruch: ihr Jawort noch nicht zu geben; ſie fühlte ſich behaglich genug in ihrem Wittwenſtande, und die reichliche Unterſtützung wollte ſie ſich noch lange nicht entgehen laſſen. Bei abermaliger Verheirathung wird ſie ihr entzogen, das weiß ſie; der Kinder wegen muß ſie ledig bleiben. Ein Opfer iſt's freilich, was ſie ihnen damit bringt: das verſchweigt ſie nicht, läßt aber den mit ihr tanzenden Jäger doch nicht ohne Hoffnung auf Aenderung ihres Sinnes.

Unterdeß iſt es ſpät geworden; ſchon ſteht der Mond hoch am Himmel und übergießt mit ſeinem milden Licht die blendende Gasbeleuchtung. — Lieſel ſchwebt am Arm einer der Herren vom Nebentiſche dahin; ſie entſchädigt ſich jetzt hinlänglich für ihre vorhin dem ſchmucken Jäger gegenüber geheuchelte Sprödigkeit, die wohl ihren triftigen Grund haben kann. — Auch Emilie, die Tochter der Frau Heidling, feiert wieder einmal eine Nacht der Freiheit für ihre walzerluſtigen Füße. — Dort tanzt auch jener verſchmähte Jäger, der längſt eine ihm Geneigtere gefunden und mit dieſer hohnlächelnd vorbei ſtürmt an Lieſel, üble Nachrede über dieſe flüſternd in das Ohr ſeiner Gefährtin, die ſelbſt darüber lacht und nun wetteifert, ihre Vorgängerin mit zweideutigen Bemerkungen herabzuwürdigen in den Augen ihres ſo ſchnell Eroberten. Dem hängt ſie nun aber feſt und unzertrennlich in einem Theilchen der Zukunft an, bis ihr das Schickſal, oder eigentlich ihr buhleriſcher Anreiz, einen noch Erwünſchteren zuführt, und ſo weiter bis zu der Zeit, wo ſich Keiner mehr naht, der noch einen Reſt ehemaliger Schönheit an ihr zu finden glaubt. — Heut tummelt ſich ihre übermüthige Eitelkeit und Gefallſucht bis über die Mitternacht hinaus.

Höher und höher zog der Mond ſeine Himmelsbahn, heller ward ſein Licht, mit dem er das Dunkel durchdringt: nur nicht bis in die wirrensvolle Menſchenbruſt, die ſich bei Vielen nicht beherrſchen läßt von der Ueberzeugung: das Bild eines ewig glänzenden Lichtes ſolle die Seele erheben, um als Aufgabe des irdiſchen Daſeyns ſich ewigem Lichte zuzuwenden. —

„Wir warten auf den Engel."

Wieder ſchweifen unſere Blicke einem andern Orte zu, einem Orte, dem man ſich leiſe und andächtig nähert. Wir ſchauen in ein kleines ärmliches Zimmer, das in wenigen Minuten eine Stätte des Sterbens oder einer Offenbarung der unermeßlichen Gnade Gottes ſeyn kann.

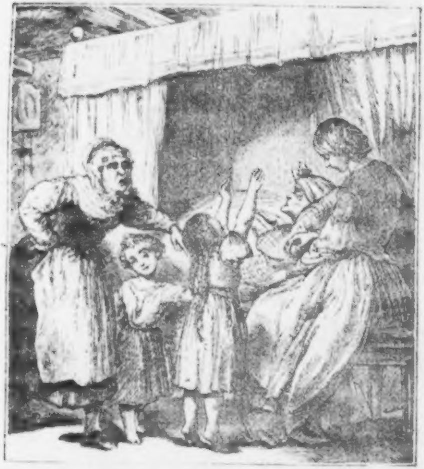
Das Zimmer iſt eng und niedrig, rings herum wird man nur Zeichen der Entbehrung gewahr; links an der Wand ſteht ein ärmliches Lager, auf dem eine Sterbende liegt. —

„Weg von dieſem Anblick!" ruft der nach Genuß Jagende; für ihn hat der Ort des Todes nur Schrecken, nur ein Mahnen an Vernichtung, an das Getrenntwerden vom Freudenrauſch. Anders empfinden Jene, denen das Irdiſche nicht das Geſammte, denen der Tod nicht mehr ein ſchreckliches Geheimniß iſt, ein ewiger Schlaf ohne Erwachen, ein Vermodern auch der Seele. Ja, anders iſt dem zu Muth, der die feſte Zuverſicht hat, die Todesſtunde erlöſt von Laſt und Weh, mit dem Leben verbunden, und uns auferlegt, damit wir Erdgeſchaffene uns läuternd ſtärken zum Uebergange in das Allverſöhnende und Allverklärende.

Die dem Anſchein nach ſterbende Frau liegt bleich auf ihrem Lager; der Arzt hat Martha, ihrer älteſten Tochter, heut geſagt: Mitternacht würde die entſcheidende Stunde ſeyn, ſie brächte Geneſung oder Tod. Martha, im Tiefſten erſchreckt, war noch Abends zu einer ihrer Mutter Befreundeten geeilt, unter Thränen ſie zu bewegen, dieſe Nacht bei ihnen zuzubringen, und die alte Frau war bereitwillig mitgegangen. Nun kauert ſie auf einer kleinen Bank, in der dunkelſten Ecke der Stube, den Kopf auf beide Hände geſtützt, und ſchon vom Schlummer überwältigt. — Martha ſitzt am Bette, beobachtet ängſtlich mit leiſem Weinen die kranke Mutter; dieſe, muthmaßlich ahnend, was zu erwarten, liegt mit halb geſchloſſenen Augen und mit gefalteten Händen, als bereite ſie ſich vor, bald vor dem ewigen Richter zu erſcheinen. Zuweilen öffnet ſie die Augen, ſieht ſich nach ihren Kindern um; leiſe Worte bewegen ihre Lippen, bis ſich dieſe und die Augen allmälig ganz ſchließen, nun ein ruhigeres Athmen ihre Bruſt bewegt. — Martha fährt ängſtlich zuſammen, ſieht haſtig nach der großen Uhr, dem Bette gegenüber; die Beleuchtung durch die kleine Lampe iſt aber ſo matt, daß die Zahlen nicht zu erkennen ſind. In demſelben Augenblick giebt die Uhr an und läßt zwölf laute Schläge vernehmen. Martha bebt in ſchauerlicher Furcht: wenn nur die Mutter nicht ſtirbt, ſie rührt ſich ja gar nicht mehr. Ein bisher nur mühſam unterdrücktes Schluchzen wird laut; der jüngſte Knabe erwacht, ſpringt haſtig aus ſeinem Bettchen und läuft zur Kranken hin. Schnell zieht ihn Martha auf ihren Schooß, um ihn zu beruhigen.

„Schweſter“, ſagt er, „ſtirbt unſre Mutter jetzt? ſo laß mich nur zu ihr, ich muß ja mit.“

„Nein“, erwiedert Martha, „vielleicht ſtirbt ſie noch nicht; aber wenn ſie auch nicht mehr aufwachen würde, Du kannſt doch nicht mit.“ — „O ja!“ verſichert Heinrich, „wenn der Engel kommt, der die Seele unſrer Mutter holt, dann bitt' ich ihn ſo lange, bis er auch meine mitnimmt. Du kannſt nichts dagegen thun, ich ſtieg' auch auf zum lieben Gott.“ — „Aber, Heinrich, wer ſagt Dir denn, daß ein Engel kommen wird, um die Mutter abzuholen?“ — „Ach“, antwortete der Knabe, „das mußt Du auch wiſſen. Als unſer jüngſtes Schweſterchen ſtarb, da hat uns die Mutter ſelbſt geſagt: die Englein haben ſie in den Himmel getragen.“ — Sinnend ſtand jetzt der Kleine in ſeinem weißen Nachtkleidchen, die blonden Locken legten ſich loſe um ſein bleiches Geſichtchen, und dann ſprach er: „Ja,



der liebe Gott hat Engelein; glaubſt Du wohl, wir könnten den Weg in den Himmel finden, wenn er uns nicht gezeigt würde? noch dazu in der Nacht! Schau' nur zum Fenſ[illegible] hinaus, wie finſter es iſt; denkſt Du nicht auch, daß wir in einen Abgrund fallen müßten ohne einen Engel, der uns hilft?"

„Was macht denn der Kleine da?" fragt plötzlich eine flüſternde Stimme aus dem entfernteſten Winkel der Stube; „weßhalb iſt das Kind aufgeſtanden?" — „Wir warten auf den Engel!" erwiedert Heinrich ganz freundlich, „auf den Engel, der unſre Mutter holen wird." —

„Ach, Kindergeſchwätz!" murmelt die alte Frau, ſich aus ihrem Winkel erhebend und näher herantretend; dann fragt ſie das älteſte Mädchen leiſe: „Iſt denn die Mutter todt?" — „Ach", ſeufzt Martha, „ſie athmet noch, aber faſt unhörbar: gewiß ſtirbt ſie gleich."

Die alte Frau beugte ſich leiſe und prüfend über die Kranke, dann ſagte ſie freundlich lächelnd mit gedämpfter Stimme: „Ruhig, ruhig, Kinder! und dankt Gott, Eure Mutter bleibt leben: die ſchläft ſo feſt wie ein Geſunder; ſtört ſie nur nicht, ſonſt kann es wieder ſchlimmer werden!" — Sich nun hier überflüſſig dünkend, ſchlich ſie zur Stubenthür hinaus.

Grethchen war aber auch durch Rede und Bewegung der Alten erwacht und näher heran getreten; weinend vor Freude lagen ſich jetzt die beiden Schweſtern in den Armen — dann knieten ſie nieder an dem Bett der Kranken und dankten Gott aus dem Innerſten ihrer reinen Kinderſeelen für die Rettung ihrer Mutter.

Sanft breitete die Morgenröthe des erwachenden Tages ihren purpurfarbenen Glanz über die Aermlichkeit des kleinen Zimmers aus, und mit den Strahlen der Morgenſonne kehrt neue Hoffnung und neues Leben in den Kreis der bekümmerten Familie ein. Aber der Knabe ſpricht leiſe vor ſich hin: „Wieder iſt es Tag geworden und der Engel iſt doch nicht gekommen; nun weiß ich's, der liebe Gott will uns noch nicht haben. Ach, wie lange werden wir noch warten müſſen!" —

Abſchluß.

Jahre ſind ſeitdem vergangen. — Das Schickſal hat gewaltet, oder eigentlicher: ſchon auf Erden entwickelte ſich eine Vergeltung.

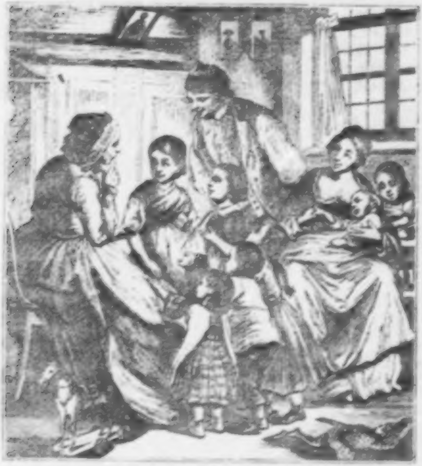
Von der einſt ſo reichlich unterſtützten Familie, die mit ſo viel

Schutz in die Zukunft zu ſchauen glaubte, hat kein Mitglied bis jetzt einen geſicherten Lebensunterhalt. — Frau Ilmer hatte ſich, obgleich ſie es ſelbſt nicht für rathſam gehalten, wieder verheirathet. Da verſchwanden die Unterſtützungen; mit all ihren unausbleiblichen Folgen ſiedelte ſich die Armuth bei ihr an, und die Luſt zum Arbeiten verlor ſie, als der Kinder noch mehr kamen. Sie ließ jetzt Alles gehen, wie es gehen wollte, ſuchte nur die älteſten ihr immer unbequemer werdenden Kinder ſo ſchnell als möglich aus dem Hauſe zu ſchaffen. — Die Mädchen erhielten ſchlechte Dienſtſtellen, der Grund war der, daß ſie nicht viel leiſten konnten; die Söhne wurden zu verſchiedener Handlangerei gebraucht, da ſie kein Handwerk gründlich erlernt hatten.

„Daß die Mutter noch an Heirathen denkt, das wird unſer Unglück ſeyn!" hatte die Guſte geſagt; ſo war es auch gekommen, beſonders wohl, weil die ganze Familie bei der ſchönen reichlichen Unterſtützung immer arbeitsſcheuer geworden war. Die kurze Zeit des Wohllebens hatte nur die Anforderungen und die Trägheit begünſtigt.

Die alte Frau Heidling lebt noch immer in ihrer harmloſen Weiſe weiter: die Meerſchweinchen, die Hunde und die Erlebniſſe in der Nachbarſchaft bleiben ihre Unterhaltung. In vergangener Woche fand im Nebenhauſe eine Hochzeit ſtatt; die alte Frau lag krank, der Arzt verbot ihr, das Bett zu verlaſſen. Aber es trieb ſie ein groß Verlangen, ſich die Braut und alle Andern zu beſchauen, und da hat es ſie nicht länger gehalten: ſie verließ das Bett, warf ſich einen Mantel um und humpelte vor die Thür. Die ganze Hochzeitsgeſellſchaft ſah ſie in die Wagen einſteigen und vorbeifahren, um nachher noch lange davon berichten zu können. Auch iſt es ihr ganz gut bekommen, und ſie behauptet: mußte ſie derweile im Bette bleiben, dann hätte ihre Krankheit gefährlich werden können; die Sehnſucht, nach alter Gewohnheit die Erlebniſſe der Nachbarſchaft wenigſtens aus der Ferne mit zu erleben, nicht befriedigen zu dürfen, das wäre für ſie zu unerträglich geweſen. — Ihre Tochter ward natürlich auch älter, jedoch nicht zufriedener; es will kein Segen ſich ihrer Häuslichkeit nahen. Sie tanzt noch immer gern; wenigſtens doch ein paar Mal in der Woche; „das wär' juſt das Allermindeſte!" ſagt ſie. So hat denn auch das Zanken und Schelten mit ihrem Manne noch kein Ende erreicht, und die Ausſicht dazu fehlt.

Am beſten erging es der anſcheinend ſo verlaſſenen Familie.



Der älteſte Sohn war nun ein fleißiger Maurergeſelle, der ſich ſein täglich Brod reichlich verdiente. — Martha iſt, ihrem Stande gemäß, gut verheirathet, und nahm ihre alte Mutter zu ſich. — Die jüngere Schweſter dient zuerſt bei einer guten Herrſchaft, und ſollte es ihr zwiſcheninne einmal nicht nach Wunſch gehen: ſie iſt ein ſtets gern geſehener Gaſt bei ihrer Schweſter. Der kleine Heinrich, kräftiger geworden, und auch ſchon ein ſtattlicher Burſche, erlernt die Gürtlerei und fühlt ſich in der Arbeit ſehr glücklich.

Die alte Frau Reiſig aber ſchaut dankerfüllt zum Herrn auf, der ihr einen ſo ſchönen Lebensabend bereitet hat; ſie hört nicht auf, ihren Kindern und Enkeln die Gottesfurcht und das Gottvertrauen als die einzig haltbaren Stützen im Leben anzuempfehlen.

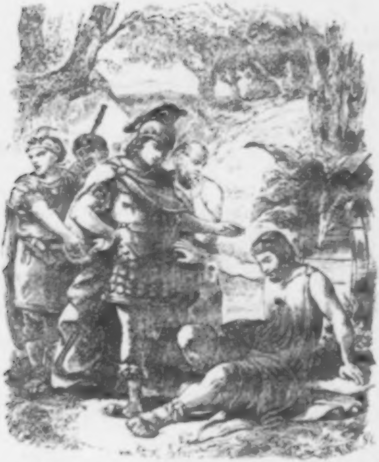
Angelika v. Michalowska.

Will Einer ein Anderer ſeyn?

„Wär' ich nicht Alexander, möcht' ich Diogenes ſeyn!" ſagte der vom Heldendünkel aufgeblaſene Verwüſter aus Macedonien, der mißbräuchlich den übrigens oft mißbrauchten Beinamen „der Große" erhielt, weil er Alles für ſein erachtete, was er den rechtlichen Beſitzern gewaltſam zu nehmen wußte. Diogenes, der von Weisheitsdünkel aufgeblaſene Bewohner der Tonne, hätte füglich antworten können: „Ich würde Alexander ſeyn wollen, wenn ich nicht Diogenes wäre!" — Das „Ich" iſt — bewußt oder unbewußt — allgemeine Ausnahme, unwandelbarer Vorbehalt unſerer Eigenliebe, wenn wir bei der höchſten Bewunderung oder Beneidung Anderer wünſchen, Andere zu ſeyn. In Wahrheit wünſcht Niemand ein Anderer zu ſeyn, anſtatt ſeiner ſelbſt.

Wir können den Wunſch haben, unſre Stellung in den zuſtändlichen Verhältniſſen mit denen Anderer zu verbeſſern, die geſunde Kraftfülle, Geſchicklichkeit, Gelehrſamkeit, oder irgend welche Vorzüge Mitlebender zu beſitzen, wollen aber immer wir ſelbſt bleiben, möchten nur daneben alle die fremden angenehmen Eigenſchaften uns gewinnen. Sonſt wären es ja nicht wir, ſondern Andere, die den Vortheil davon hätten, denn unſer Selbſt hätten wir verloren.

Der elendeſte, nicht hirnloſe Bettler, wenn man ihm den Glanz,



Reichthum und Ueberfluß, den er beneidet, anböte, mit der Bedingung, alles Bewußtſeyn des vorigen Zuſtandes, wie erbärmlich dieſer ſeyn mochte, völlig aufzuopfern — er würde im Ueberdenken dies Anerbieten von ſich weiſen. Wohl ließe er ſich einen Tauſch des Zuſtandes behagen, beſtehen würde er aber darauf, ſeine eigenen Erinnerungen und Gedanken zu behalten, Vergleiche zwiſchen dem Vorigen und Jetzigen anſtellen, und des angenehmen Unterſchieds ſich erfreuen zu können. Bei keinem Umſchwung der Dinge möchte er ſeinen eigenen Glückwunſch zu dem unverhofften Schickſalswechſel und der Befreiung von den bisherigen Leiden miſſen wollen. — Alles, was in ihm Habſucht, Neid, Aerger und Murren erregt, bezieht ſich auf irgend ein werthreiches, für ihn daraus erwachſendes Gut; wenn nun, um es zu erlangen, ſein eigenes Weſen verſchwinden ſoll, um ganz und gar ein anderes anzunehmen, ſo kann dies für ihn keinen Reiz mehr haben: er wendet ſich, wenn er den wahren Inhalt ſeines Wunſches begreift, unzweifelhaft gern davon ab. — Das iſt Ergebniß der Selbſtliebe und der Vernunft.

So geht — zum Beiſpiel — Einer, der ſich in Ehrlichkeit ſorgenvoll ernährt, an dem ſchmuckſten Landhauſe vorüber, denkt des Beſitzers und ſpricht nach innen: „Wäre das Haus mit ſeinen Gärten, ſeiner wundervollen Ausſicht und noch vielem Zubehör mein, wie wollt' ich beglückt zufrieden leben, während ich ein mühſames Daſeyn hinter und vor mir habe, ohne zu wiſſen, wo ich trotz aller Umſicht morgen eine Mahlzeit finden, oder mein Haupt zur Ruhe legen werde." — Jetzt erfährt er, der Eigenthümer des erſehnten Beſitzthums ſey ein engherziger Wucherer, mitleidloſer Geizhals, Mißhandler ſeiner Untergebenen, oder ein übermüthiger Narr, der ſich in die Kreiſe der ſogenannten Vornehmen drängt, Tauſende verſchwendet, um ein Lächeln der Gnade und Gunſt, um ein eitles Prunkzeichen im Knopfloch zu erhaſchen, indeß er dort, wo er ſich heuchelnd und ſchmeichelnd knechtiſch beugt, verſpottet wird; — wenn dies der ſich an ſeine Stelle Wünſchende erfährt, alsbald wird jener, in ſeiner Armuth doch Selbſtachtung bewahrende Mann ausrufen: „Lieber ein Bettelarmer als ſolch ein verächtlicher Millionair!"

Mancher mag ſich wünſchen, er wäre Fürſt oder Graf; der Hoheitſchein mit Flimmer und Schimmer, all die in der Einbildung muthmaßliche Glücksfülle der Rangs-Leute, kann ein ſchwaches Gehirn etwas verblüffen. Aber geſetzt, dieſer Schwachhirnige wäre als ſolch Einer geboren, würde er die Dinge mit gleichen Augen betrachten? Sind es nicht die weite Entfernung, der Schwindel im Ausblicken zu einer Nebelhöhe, das geheimnißvoll Abgetrennte, welche wie unüberſteiglich zwiſchen uns und den mit Rang und Titeln Geborenen in Schwachen die dunſtige Idee von zauberhaftem Weſen erzeugen? — Iſt es nicht ſogar beſſer für den Schwachen, dieſe Idee lebenslang zu haben, ſich in träumeriſchen Gedanken daran märchenhaft zu ergötzen, als ein ſo von Herkömmlichkeiten Auserwählter zu ſeyn mit zehn oder noch mehr Zeitverſchwendern um und hinter ſich, aus dem Grunde, weil er gehoben wurde von Leuten vor ihm, von Ahnen, die zu ehren ſind, wenn ſie es verdienten, die aber keinem Menſchen fehlen, wenn er auch nicht ihre Namen auf Pergament geſchrieben an die Wände hängt. — Es iſt der Neid auf Vorrechte, es ſind Entbehrungen, die wir zu leiden, einſchneibende Vernachläſſigung, die wir aus Mangel an ſogenannter „Geburt“ zu dulden haben — obſchon wir mit uns ſelber ſämmtlich die Geburt unzweifelhaft beweiſen — die das Verlangen nach jener Auszeichnung einflößen: das Beneidete mag an und in ſich ſelber immerhin keine überwiegende Glückſeligkeit gewähren.

Die Gebieter der Erde wurden ſo ſehr daran gewöhnt, ſtolz auf die untergeordneten Sterblichen herabzuſchauen, daß ſie menſchliche Zuſtände, unausgeſchmückt vom Prunk, für unerträglich erachten, und Etliche würden vielleicht mit einem bekannten Eroberer ausrufen: „Die Krone oder das Grab!“ Es könnte auch ſcheinen, als ob Jedermann, wenn man es ihm anböte, mit dem erſten beſten Gekrönten tauſchen, oder daß ihn nur der Gedanke an Unfähigkeit hindern würde, den Vorſchlag anzunehmen. Vielleicht findet ſich jedoch in der Welt kein Thron, der nicht leer bliebe, könnte er nur durch Aufopferung alles eigenthümlich Perſönlichen, durch eine ſolche Art von Seelenwanderung beſetzt werden. Gewiß fänden ſich nicht Wenige, denen es ſehr anmuthig wäre, Alleinherrſcher, gefürchtet und unterthänigſt verehrt zu werden; wenn es aber hieße: Du ſollſt dieſer oder jener Reichsgebieter ſeyn, Dich aber in unbeſchränkter Hinſicht ſelber verlieren, würde er nicht lieber ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichts eſſen, wobei er ſtets dem Gebot Gottes gehorſam iſt? —

Man hat bemerkt, daß, wenn wir ungehindert wären, nach Gefallen in unſern Zuſtänden zu wechſeln, Hochgeborene öfter im geſelligen Verhältniß lieber nieder- als aufſteigen möchten. Seinen Grund wird dies darin haben, daß Letzteres thunlicher in unſerer Macht und Uebereinkömmlichkeit ſteht als Erſteres, was nun anlockend wird. Außerdem miſcht ſich dabei der Wunſch ein, uns den Sorgen zu entziehen, Ruhe zu gewinnen auf der Erde vor der in der Erde, wozu noch in Betracht kommt, daß, je tiefer man den Verhältniſſen nachforſcht, bei den niederen Schichten des Volks Luſt und Vergnügen einfacher, und deshalb in Folge der geringeren Bedürfniſſe auch dauernder werden. — Von den verſchiedenen Richtungen der Zuſtände iſt nie eine mehr mit innerer Erregung und Behaglichkeit angeſchaut worden als die des ſogenannten goldenen Zeitalters, obwohl eigentlich Zeitjugend gemeint iſt. Da ſoll angeblich Jeder gleichſam Herr der Schöpfung geweſen ſeyn, nur ſich ſelbſt unterthan; das iſt in denkbarem Grade der Genügſame immer: denn nur das Erreichbare wollend, ſchafft er ſich ſeine Glückswelt, die der bei Freiheit geſund und zufrieden durch Felder, Wälder und Wieſen zu ſeiner Hütte wandernde Arme oft näher hat als der Gekrönte auf dem Thron. — Leider aber muß man ſich eingeſtehen, daß unſere Hochgier ſich jetzt viel angelegentlicher als ſonſt bereitwillig zeigt, Glanz, Reichthum und Anmaßlichkeit dem wahrhaften Glück des Anſpruchloſen und Genügſamen vorzuziehen. Leidenſchaften und Genußſüchteleien laſſen uns öfter große Laſter als große Tugenden beneiden, und manche Weltgeſchichtler unter den Schriftſtellern begünſtigen dies noch immer zuweilen durch ihre ſchrägen Auffaſſungen, die nicht ſelten auch das Unrühmliche des Staats- und Heldenthümlichen über das Menſchenthümliche erheben.

Um nun aber dem Anfang dieſes Aufſatzes einen folgerichtigen Schluß anzuhängen, iſt das Ergebniß: es will Keiner ein Anderer ſeyn, Viele möchten nur von Andern haben, was ſie ſich ſelbſt zumeiſt gönnen würden. — Der Inbegriff ſolchen Trachtens erlaubt alſo zu ſagen: „Trotz Aber, Oder und Entweder: mehr als Alle liebt ſich Jeder!“ und geſchieht's in rechter Weiſe, iſt mitſorgendes Wohlwollen für Andere ſtets damit verbunden.

Gz.

Die Wanderſchaft der Handwerker und noch Eine.

Ueber die zu Anfange unſeres Jahrhunderts in Haſt erreichte Beſeitigung des Zunftzwanges bei den Handwerkern und die Entwurzelung ihrer Gebräuche iſt neulich wieder viel geſchrieben, mehr noch geredet worden; die Verſuche zu Wiedergewinn von Bindungen beweiſen, daß man jener Haſt minder unbedingt beiſtimmt als damals So ſind es unter Anderem beſonders die der mittelalterlichen Zunftverfaſſung eigenthümlichen, auf die bildende Erziehung der Handwerks-Geſellen hinzielenden Einrichtungen, die wir zum Theil vermiſſen, und dazu gehört die Verpflichtung des Wanderns nach den überſtandenen Lehrjahren. — Obwohl wir nicht nach der Unmöglichkeit trachten, eine ſolche Anordnung aus der Vergangenheit erneuert zu ſehen, wir uns nur dem Zweckdienlichen zuwenden wollen, mag es doch nicht unnütz ſeyn, jenes Gebräuchliche der Vorzeit etwas eingänglich zu ſchildern, da ihr Geſchichtliches wahr-

Geſellen hießen bei den Handwerkern Diejenigen, welche ihre Lehrjahre „ehrlich ausgeſtanden“, von den Meiſtern losgeſprochen wurden auf Grund der von den „Gülde-Aelteſten“ herſtammenden Erklärung: „Es macht einen [illegible] nicht die Zeit, ſondern ſeine Arbeit zum Geſellen, und ſollen dann dieſe in der Welt umher wandern, um in ihrem Gewerk geſchickter zu werden bei den Meiſtern, die ihrer nöthig haben.“ — Ein nach ſolcher Anſicht als geprüft Losgeſprochener war nun ein „wandermüſſiger Geſell“, der die Wanderſchaft anzutreten hatte. Dabei gaben ihm einige „Wandernsfertige“ das Geleit zum Thor hinaus, oft bis zum erſten Flecken, und ſind zuvor auf der Herberge die „Formalien“ folgende: „So mit Gunſt, ſo thue ich fragen, ob Einer oder der Andere wandermüſſig ſey und begehre Geleit zum Thor hinaus und über Feld, ſo ſoll es ihm von mir und ehrlichen Geſellen widerfahren.“ — Bei dem „Fortſchreiten“ mußte der Herbergsjunge dem Wandergeſellen das Bündel tragen „bis zum Geſcheide“, und der „Valet“, ſo ihm für die Fremde mitgegeben wird, lautet: „Grüße mir Meiſter und Geſellen, ſo weit das Handwerk redlich iſt; iſt es aber nicht redlich, ſo thue was werth, hilf es redlich machen, und ſo dies nicht zu erlangen, nimm Dein Bündel auf den Nacken, und laß Schelme und Diebe ſitzen.“ — Bei ſeiner Ankunft in anderer Stadt, wenn er ſich auf der Herberge angemeldet, wurde der mitgebrachte Gruß dermaßen abgefordert: „So thue ich Euch fragen, ob Einer hierher gewandert, und wäre ihm von Meiſtern und Geſellen ein freundlicher Gruß befohlen worden?“ wonach der „Eingekehrte“ antwortete: „So mit Gunſt, ihr günſtigen Geſellen und Jüngeren, ſo bin ich kurz vor dieſem Tag anhero gekommen, iſt mir von Meiſtern, Geſellen und Jüngeren ein freundlicher Gruß befohlen worden; ich ſoll ein ganzes ehrſames Handwerk ganz freundlich grüßen, ſo hab' ich Ihnen anſtatt Eurer gedankt. Wären mit Reverenz die Schuhe geflickt, der Beutel voll mit Gelde geſpickt, und ich hätt' des Danks vergeſſen, müßt' den Weg zurück ich meſſen; doch ich kann hier ehrlich ſteh'n, da nach Fug und Recht geſcheh'n.“ — „So nun aber in ſelbigem Ort zur Zeit kein Meiſter zu finden für den eingewanderten Geſellen, iſt er etliche Tage frei zu halten, ihm auch ein Wanderpfennig zu reichen, damit er ſeinen Fuß mit Gott fürbaß ſetzen und anderswo den Meiſter ſuchen möge.“

Dieſe zuſammengedrängte Mittheilung läßt uns des deutſch biederen Sinns gedenken, und in unſerem Bilde haben wir einen

Wandergeſellen vor uns, der augenſcheinlich noch mittelalterlichen Zuſtänden angehörte, unzweifelhaft in Wehmuth Abſchied nimmt von der Heimath, und — wie der Roſenkranz, die Gebets-Kugelſchnur bezeugt — frommen Gemü[illegible] ſeinem Schickſal vertraut, gewiß auch vom ſogenannten „Fechtengehen“ fern bleibt.

Die damaligen Handwerker ſchufen für ihre Zuſtände Bedeutſames, nach verſchiedenen Seiten hin Manches, was noch heut unübertroffen iſt. Das entſtand Alles aus natürlicher, unverlarvter Auffaſſung, vermöge der durch die Rundſchau während des Arbeitens und Betrachtens innerhalb der Wanderjahre geſammelten Eindrücke und Erfahrungen. Jezt, da erfundene Triebwerke, die überall eingreifenden Maſchinen, den Menſchenhänden viel Geſchäftigkeit entziehen, iſt in allen Dingen mehr als je das wiſſenſchaftliche Eindringen, eine Weitſicht in Bezug auf die geiſtigen Fortſchritte bei den in der Erkenntniß nicht zurückgebliebenen Völkern unerläßlich. Da wäre nach dem Zweck des Mitarbeitens, wo dies thunlich, das Wandern noch immer eine wirkungsvolle Hülfe, heilſam zugleich der ſich ſteigernden körperlichen Krankhaftigkeit. Statt dies zu beachten, ſcheut aber eine Mehrzahl der Handwerker — auch ſolcher, die ſich in ererbter Herkömmlichkeit ohne mitererbte Begründung Künſtler nennen — die Mühſale der Wanderſchaft, bleibt träge an demſelben Ort, oder macht es den Füßen auf der Eiſenbahn bequem, von Einblicken in den Betriebseifer der Umgegenden fern zu bleiben. Dadurch iſt für Denken und Fühlen nichts erworben als die Gewohnheit des Eilens und Uebereilens in allen Lebensverhältniſſen. Sizt ein derartiger Pfleger der Umſichtsloſigkeit irgendwo feſt — oft nur in der auch übereilend gewordenen Einbildung — alsbald wird aus Dem, der eigentlich noch Lehrling ſeyn ſollte, ein ſogenannter Meiſter, einzig zufolge der Zahlung von Gewerbeſteuer, dann ebenſo alsbald Ehemann und Hausvater, wobei dann Hinfälligkeit des Geſchäfts und Verarmung ſehr erklärlich ſind.

In einzelnen Erſcheinungen mag das ſonſtige Wandern Lungerer und Taugenichtſe erzeugt haben, ſie ſind aber jezt ohne Wandern viel zahlhafter, und jedenfalls läßt ſich nicht ableugnen, daß allſeitige Wanderſchaft zur förderlichen Vermittelung zwiſchen Lehr-, Lern- und Meiſterjahren wurde. Nur in der Fremde wird der Jüngling ſich ſeiner Kräfte und Mängel klar bewußt, nur in der Fremde gewinnt er ſich jenes Gleichgewicht von Selbſtvertrauen und Beſcheidenheit, das den Selbſtſtändigen und Meiſter bezeichnet. Die Wanderſchaft war für den Geſellen die Schule der Welt- und Menſchenkenntniß; das Wechſelnde der Begegniſſe und Anſchauungen erhöhte die Regſamkeit des Geiſtes, erkräftigte den Charakter; der junge Mann lernte das Beſſere und Beſte im Leben überhaupt, zunächſt in ſeinem Arbeitsberuf kennen, lieben und erſtreben. Mannhaftigkeit alſo und Meiſterſchaft, Reife und Tüchtigkeit zum Familien- und Bürgerthum, alle Weihe, die den Menſchen vor dem Abſtumpfen bewahrt, ihm eine heitere Beherrſchung der Verhältniſſe, einen Schatz des Mannichfaltigen von der Vergangenheit ausbreitet über das Alltagsleben, mit Muth, Troſt und Erhebung, das waren die Früchte einer den Geſellen zur Pflicht gemachten und von ihnen pflichtgemäß wohlbenutzten Wanderſchaft.

Damit iſt's aber vorbei! Selbſt die ärmlichſten Handwerksburſchen laſſen ſich auf den Eiſenſchienen von Ort zu Ort ſchleudern, und ſachgemäß iſt dies zu billigen: denn ſie ſparen vielleicht mehr als den Fahrpreis an Zeit und Zehrungskoſten; in Bezug auf dieſe eine ſehr nothwendige Verſicht, weil Gülden und Zünfte, die im Mittelalter ihre Fürſorge bis zu den kleinſten Städten erſtreckten, verſchwunden, Zehrpfennige alſo nur ſelten einzuholen ſind. — Die meiſten Vortheile und für das Familienleben inhaltswerthen Folgen des Wanderns entwichen nun mit ihm, und die möglichſte Ausgleichung iſt rathſam, um ſo angelegentlicher, da vieles Gewerk in unſern anſpruchsvollen Richtungen gegen ſonſt erhöhte geiſtige Grundlagen und eines verſtärkten Antriebs bedarf. — Eine wiſſenſchaftliche Wanderung hat demnach die einſtmalige mit zu erſetzen, und dies haben die Bürgerſchulen zu beſorgen. Von deren Aufſchwung war ſeit Jahrzehnden überſchwenglich poſaunentönig die Rede; ſie iſt auch noch langathmig, aber in den Wortſchalen ſteckt nicht der reife Kern, ſchwerfällige Oberflächlichkeit verhindert ſein rechtes Gedeihen. — Von den ſogenannten „gelehrten Schulen" ſprechen wir nicht, ſie verharren noch zu ſehr im einſeitigen Zweck, ſind dieſer Einſeitigkeit noch immer näher als dem vielſeitigen Beruf der in dieſen Anſtalten zu erziehenden Lehrer. Mit dieſen haben wir es allerdings zu thun, denn ſie ſollen nicht nur geeignet ſeyn für die Univerſität, ſondern, was jetzt bei weitem erforderlicher, ausgebreiteter für das Volksthum. Wer aber Gelegenheit hatte, in den handwerklichen Geſchäftskreiſen, und in Betracht der tieferen Arbeiterſchicht, Erfahrungen zu ſammeln, der erſtaunt über die mit dem Vereins-Wortſtrom nicht wegzuſchwemmende Beſchränktheit, die bei einer Mehrheit noch verwaltet; eine ſolche Beſchränktheit, daß — um nur die mäßigſte Forderung zu erwähnen — Vierzig- und Dreißigjährige, die ſich ihre Fähigkeit aus Bürgerſchulen holten, bei oft ſchlechter Handſchrift keinen Geſchäftsbrief zu Stande bringen, der denkgemäß klar zuſammenhangend und ſprachrichtig wäre. Ja, durch Gerichtsverhandlungen wird man ſich überzeugen, daß ſtatt der Namens-Unterſchrift noch oft die drei Kreuze gelten müſſen. Iſt nun nicht einmal hierin überall der Antrieb erweckt, wie ſoll es ſeyn mit Bedeutſamerem, was auf Gewerksthätigkeit den, ſich aus der Nothwendigkeit ſteigernden Einfluß hat? Da wären alſo der Trägheit die Anreize mächtiger auszuſtatten, da wäre die wiſſenſchaftliche Wanderung herausgefordert, und ſie kann vollbracht werden durch Schulen. — Wie es geſchehen kann, iſt das etwa neu und unerhört? Bewahre! Erinnern wir in dieſer Hinſicht an einen Mann des vorigen Jahrhunderts, an Friedrich Nicolai und an ſeine Schrift: „Ueber meine gelehrte Bildung.“ (Berlin, 1799.)

Nachdem der Genannte auf zwei Gymnaſien, zuletzt in den oberen Klaſſen, ihm aber „unbegreiflich war, was er mit der, für die Gegenwart nicht lebensfähigen Gelehrſamkeit anfangen ſollte“, verleideten ſich ihm die Gedanken an das Univerſitätsweſen; den Wünſchen ſeines Vaters folgend, dereinſt deſſen Buchhandlung leiten zu können, wandte er ſich nach dem vermittelnden Wege dazu, und erzählt dann weiter: „Da es nun ausgemacht war, daß ich nicht ſtudiren ſollte, ſo hielt man für unnütz, mich ferner in der gelehrten Schule zu laſſen, welche meinem Vater ſchon ſo viel Geld gekoſtet hatte. Damals war eben (in Berlin) die Realſchule errichtet worden, ausdrücklich für Solche, die nicht ſtudiren wollten. Weil noch kein Ort aufgefunden war, wo ich die Handlung erlernen könnte, ſo brachte man mich inzwiſchen in die neue Schule in Penſion, in der Meinung, was andere künftige Ungelehrte dort lernen könnten, würde mir auch nicht ſchaden. Das Schickſal hat gewollt, daß ich in dem Einen Jahre, welches ich in dieſer nicht gelehrten Schule zubrachte, weit mehr erweckt werden ſollte zu Dem, was mich nachher während meines ganzen Lebens nicht verlaſſen hat. — Ich kam in der Realſchule in eine ganz neue Welt. So unintereſſant und unbedeutend mir Alles auf den vorigen gelehrten Schulen war, ſo intereſſant und mannichfaltig erſchien mir Alles, was ich hier lernte, ſo daß ich mich ſchon im erſten Monat vor Freude nicht zu laſſen wußte. — Die Botanik ward uns gelehrt, und vom Frühling bis zum Herbſt wurden botaniſche Spaziergänge gemacht, die Kräuter, Blüthen und Blätter der Bäume nach Hauſe getragen, getrocknet in Herbarien verwahrt und botaniſch benannt. — Die Anatomie lernten wir an Skeletten und durch Kupferſtiche, wurden auch im Winter ein paarmal auf das Anatomiſche Theater geführt, um an Kadavern von der Lage der Eingeweide und der Subſtanz des Gehirns einen allgemeinen und anſchauenden Begriff zu bekommen. — Oekonomie lehrte uns ein ehemaliger Verwalter, welcher uns einen ganz neuen Begriff von Feldarbeiten machte, auch einigemal uns nach benachbarten Dörfern führte, wo wir die Ackergeräthſchaften und ihren Gebrauch ſahen und die Ställe durchwanderten. — Von der Naturlehre ward ein allgemeiner Begriff gegeben und viele Verſuche wurden hinzugefügt. Es waren da eine Luftpumpe, Vorrichtungen, um das Steigen und Fallen des Waſſers in Röhren von verſchiedener Weite und Höhe zu zeigen, desgleichen Barometer und Thermometer, nebſt andern phyſikaliſchen Inſtrumenten. Die Electricität war damals noch etwas Neues, doch wurden wir an Orte geführt, wo eine electriſche Maſchine war, und ſahen die vornehmſten damals bekannten Verſuche. — Wir lernten menſchliche Figuren zeichnen nach Kupferſtichen, nach Gips, und zuletzt einen Monat lang (im Jahr) nach dem Leben. Wir wurden angewieſen, architektoniſche Zeichnungen aller Art zu machen, mußten das ziemlich große Gebäude der Realſchule ausmeſſen, daſſelbe nach ſeinen einzelnen Theilen und im Ganzen in Grundriß und Aufriß bringen und in's Reine zeichnen. — Vom Feldmeſſen ward ein guter Begriff gegeben, und verſchiedenemale wurden auf dem Felde ſelbſt Meſſungen angeſtellt. — Die Aſtrognoſie ward gelehrt nach Zimmermann's Koniglobien, und im Winter gingen wir an ſternhellen Abenden aus, um die Sternbilder am Himmel zu finden. Wir wurden einigemal auf das Obſervatorium der Akademie geführt, um einen Begriff zu bekommen von aſtronomiſchen Inſtrumenten und von Obſervationen. Das Himmelsſyſtem lernten wir aus Fontenelle's Geſprächen kennen, und obſervirten nach unſerer Art die totale Sonnenfinſterniß im Jahre 1748 nebſt einigen Mondfinſterniſſen. — Die Hauptprincipien der Mechanik wurden ſchon im erſten Anfange der Naturlehre gelehrt, und ſie wurden uns noch ferner auseinandergeſetzt, inſofern ſie zu den vornehmſten Ge-

Lehrer ihn gebührend auszufüllen vermögen — was nicht hinlänglich erreicht wird nur durch Gymnaſial-, ſammt Univerſitäts-Bildung — dann dürfen ſie verlangen, in ihrer Häuslichkeit vor Nahrungsſorgen geſchützt zu ſeyn. — Nach fleißigſter Bemühung, nach mancherlei Opfer und Entſagung endlich zum Amt vorgerückt, laſſe man ſie nicht wahrnehmen, daß hier und dort der Hohlkopf bei Geſchäften, nahe verwandt mit dem Müßiggange, reichlichſt beſoldet iſt, die oft verderblich wirkenden Vergnügungsdiener ſolche Löhnung empfangen, wie kaum an Gehalt zehn Schulmänner, dieſe ſich alſo bei ſteter Anſtrengung kärglich durchplagen müſſen. Man ſoll den Lehrer nicht für ein Kameel halten, das lange hungern, dabei doch vollwichtige Laſt tragen kann, und muß ein Lehrer auch in der Geduld geübt ſeyn, dieſe Uebung iſt ihm hinſichtlich ſeiner Bedürftigkeit doch nicht ſo lange aufzuerlegen, bis er, nach Verbrauch der Kräfte angeblich in Ruhe geſetzt, durch nun verkürzteren ſogenannten Gnadengehalt noch ungnädiger und bedauernswerther behandelt iſt als zuvor. Bei Gehaltszulagen ſind die Lehrer immer wenig beachtet worden, ſie waren meiſt ausgenommen; eine ſolche Ausnahme dürfte aber von Gott und Rechtswegen als arger Druckfehler erkannt werden in des Himmels und geſunder Staaten Sprach- und Ordnungslehre. Vernünftigerweiſe kann nicht darin ſtehen, daß man Denen, die des Wiſſens ſüße Frucht erzielen, das Leben ſauer zu machen habe; es wird darin feſtzuſtellen ſeyn: wer Volkswohl anbauen will, darf ſolche Kräfte, die amtlich jenem Anbau Grundlagen vermitteln, nicht in Verkümmerniß ſenden. Iſt die Gabe kaum ellenbreit, darf man vom Erfolg nicht Meilen verlangen! Gewiß iſt's aber begreiflich: ſind die Lehrer — wie man zu ſagen pflegt — vom Schuh gedrückt, dann wird auch der Umfang aller wiſſenſchaftlichen Wanderſchaft einſchrumpfen, während bei dem Anwachſen und Erweitern der Weltbetriebſamkeit in allen Bereichen der Thätigkeit auch das Lernen der Lehrer ſich täglich erweitern ſoll: quod bene notandum, was hier, in's Deutſche übertragen, heißen könnte: ſchaut Euch im Nothſtand um!

C. Rienitz.

Gabriel Sedlick's Reiſe-Abenteuer.

Daß die Wirklichkeit mitunter an und bei ſich ſelber dichteriſch iſt, wird wohl nicht bezweifelt; doch mag die Meinung: im Reiſen

— zum Beiſpiel — ſey das dichteriſche Begegniß durch die Eiſenbahnen geſchwächt, ſich begründen laſſen. Jedenfalls iſt ein Abenteuer, das Gabriel Sedlick erlebte während einer Wanderung, bei der ihm nur die Füße forthalfen, bei der Fahrt auf Eiſenſchienen nicht zu verlangen. — Wer war Gabriel Sedlick? Das hat uns ein Herr von Khevenhüller, der im Jahre 1801 in der Nähe von Regensburg einen Verwandten beſuchte, ſchriftlich erzählt. Er fand dort den ehemals bei einem Theater Angeſtellten, und die bezügliche Handſchrift, die wir nun dem Inhalt nach unverändert drucken ließen, führt den Gabriel Sedlick ſelbſtberichtend ſo ein, wie dies hier folgt.

Bei Johann Carl Stadtler, der unter dem Schutze des Fürſten Eſterhazy in Freiſtadt ein Theater dirigirte, war ich bis zum Jahre 1798 eigentlich Theater-Friſeur, nebenher aber zugleich Comödiant als zweiter Liebhaber im Luſtſpiel und dritter Held im Schau- und Trauerſpiel. Stadtler benahm ſich aber wie faſt alle Mimen, die nach jedem oft beſtellten Applaus eine neue Forderung bereit haben, mit ſo rand- und bandloſer Prätenſion, daß der Fürſt endlich die Unterſtützung verſagte, was plötzlich unſre Bretterwelt ſchloß und dem ganzen Perſonal die weite Welt öffnete. — Als ſich nun trennte, was nicht traulich beiſammen geweſen, mußte ich mir, um leidlich bedeckt zu ſeyn, einen bunten Schlafrock aus der faſt leeren Garderobe zueignen, und dann mein Bündel, das leichter war, als mein Herz, eilend ſchnüren, um anderwärts Brod zu ſuchen mit der Gewißheit, daß ich vorläufig meinem Magen ſehr zureden müſſe, damit er nicht gar zu unerträglich knurrte. Es ſah in Deutſchland Anno 1798 wieder ſehr unfriedlich aus, verſteht ſich durch die Franzoſen und inländiſche Beihülfe; irgendwohin mußte ich aber, und wandte mich gen Regensburg. Dort angelangt, bot ich Jedem meine Dienſte als Friſeur an, aber das Schickſal wüthete damals gegen die anſtändigen Zöpfe und brachte den unanſtändigen Strudelkopf in die Mode, die zu verbreiten jede bönhaſige Scheere hinreichte. Dennoch ſchien mir eines Tages Fortuna wohlgewogen; ein Reichstags-Geſandter ſuchte einen Kammerdiener, und kraft meiner Bildung und Fähigkeit meldete ich mich zu dieſem Amt. Die leiblich ſehr gewichtige Excellenz begehrte: ich ſolle einmal zur Probe ihr Haupt in Ordnung bringen, und meine Hoffnung ſtieg, denn dieſen gepuderten Kopf zierte noch ein anſehnlicher Haarbeutel. Willigſt der Vorausbedingung mich fügend, begann ich am nächſten Morgen mit allem mir auf der Bühne erworbenen Anſtande, bei künſtleriſchem Selbſtgefühl, meiſterhafter Fertigkeit im Gebrauch von Kamm, Scheere, Brenneiſen und Puderquaſte das Werk, den verwickelten Haarbau zu ordnen, ihm die gefällige Form anzueignen. Arbeitend mit der ſicheren Ein- und Eilübung, die des Theater-Friſeurs Triumph iſt, war ich in einer Viertelſtunde vorgerückt bis zum Pudern. Mit tiefſtem Bückling zeigte ich dies dem Herrn Reichstags-Geſandten an; doch der war ſanft eingeſchlummert, und als ich ihn nun lispelnd und ſacht zupfend weckte, er, die Augen reibend nach der Uhr ſchaute, ſchnarrte er mich in ſehr unadlichem Zorn an. „Wie?“ rief er wüthend, „ſchon beendet? — in fünfzehn Minuten? Was läßt ſich Gutes ſchaffen ohne gehörige Zeit? Mein ſeliger Kammerdiener brauchte dazu eine volle Stunde, in der ich ruhig ſchlafen konnte. Man iſt offenbar ein Brauſewind, ein revolutionairer Ueberſtürzer, folglich kein Subject für mich. Als echter Deutſcher lieb' ich überall die Bedächtigkeit, das Raſten, nicht das Haſten!“ — Bei dieſen Worten warf mir die Excellenz einen Gulden hin und zeigte auf die Thür. Mich ſchmerzte die zerſtörte Hoffnung, überwiegend erbitterte mich jedoch der Tadel meines Talents; mit ſtolzem Schweigen entfernte ich mich von dem Verehrer der Langſamkeit, am ſelben Tage auch von Regensburg.

Anſäßigkeit und Geſchäft ſuchend wanderte ich von einem deutſchen Gau in den andern, nährte mich einſtweilen damit, dem Landadel das Haar zu kürzen nach dem Modeſchnitt, Paſtoren und Küſtern die ihnen noch zur Ehrwürdigkeit nöthigen Perrücken auszubeſſern; doch das Vagabondenhafte ſolcher Lebensweiſe, das Ungewiſſe meines Erwerbs mißfiel mir, ich ſehnte mich nach feſter Wohnſtätte und Schutz vor dem Hunger. — Eines Vormittags traf ich in einer Gegend am Rhein mit zwei vornehm ausſehenden Jägern zuſammen, die auf dem Raſen des Waldes hingeſtreckt ſich ausruhten. Höflich und geſchmeidig wie immer fragt' ich nach dem Wege, und ob ich nicht bald ein Dorf finden würde, wo es etwas zu thun gäbe für einen Friſeur. Meinen Fragen folgten gefällige Antworten, auch Erkundigungen nach meinem Herkommen und Hinwollen, wonach ich ohne Hehl ſprach über die mich überfallenen unheilſamen und mir widrigen Zuſtände. Einer der Jäger hatte mich unterdeß ſehr aufmerkſam betrachtet, und flüſterte dann dem andern, der ein junger, ſchöner, hochgewachſener Mann war, etwas in's Ohr. Dieſer ſah mich hierauf lächelnd an, und entgegnete Jenem halblaut: „Vielleicht;

wollen ſehen!“ — Nun wandte er ſich an mich und ſagte: „Es wäre möglich, daß Sie bei mir Aufnahme fänden: mein Kammerdiener heirathet ſich in das Geld und Gut eines reichen Bauernmädchens, ſein Platz iſt noch unbeſetzt. Jedenfalls könnten Sie mir aber heut einen Dienſt leiſten, einen leichten, den ich gern beſtens bezahlen will. Das Gelingen oder Mißlingen dieſes Dienſtes wird entſcheiden: ob wir beiſammen bleiben. Sind Sie geneigt, den Vorſchlag anzunehmen?“ — Die Ausſicht auf die unbeſetzte Stelle erhob meine Stimmung in die Bretterwelts-Extaſe, ich rief aus: „Aufzuwarten, Gnädigſter! Mit überſchwenglicher Freude weih' ich Ihnen meine Kräfte; einen vormaligen Theater-Friſeur und Schauſpieler macht die Erfahrung zu Allem gewandt und brauchbar; gebieten Sie!“ — „Wie iſt Ihr Name?“ fragte aufſtehend der ſchöne Braunköpfige. — „Gabriel Sedlick!“ erwiederte ich, mich tief verbeugend. — „Wohlan, Herr Gabriel Sedlick, begleiten Sie uns!“ riefen Beide in heiterſter Laune.

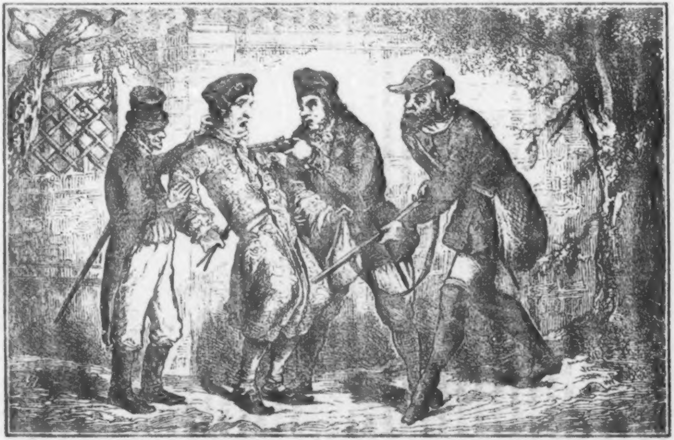
Sie gingen und ich ſchritt hinter ihnen her mit blühenden Gedanken; bald wendeten ſich die Herren zu einem Feldwege, der nach einem Edelhofe führte, wo wir eintraten. — „Hier werden Sie ſich fürerſt gütlich thun“, äußerte der Schöne, den ſein Begleiter Herr Baron nannte, „dann eine Beſtellung in meinen Angelegenheiten übernehmen.“ — „Mit aller Pünktlichkeit, aufzuwarten!“ antwortete ich ſeelenvergnügt, denn ich ſah einen gedeckten Tiſch, auf dem volle Weinflaſchen zum Genuß winkten, ſog ſchon würzigen Geruch von Speiſen ein: labende Verheißung für einen reiſenden Haarſchneide-Künſtler, der ſich ſonſt, als er nebenbei noch ſchauſpielte, auch nur kärglich und mager bedienen mußte.

Der Baron, an deſſen Tiſch ich ihm gegenüber ſchwelgte, war ein Muſter humaner und behaglichſter Geſprächigkeit; ich aß und trank, nicht als wenn ich bei mir wäre, denn da blieb ſtets Knapphans mit zu Hauſe, ſondern als ſey mir das Schlaraffenland aufgethan. Nachher wurde mir dichtan ein Kanapee gezeigt, wo ich einſtweilen meine müden Glieder ermuthigen ſolle, was ich mir nicht zwei Mal ſagen ließ, ſondern mich raſch in das Feenreich träumte. — Nach ein paar Stunden wurde ich geweckt, der Baron trat in das mir angewieſene Gemach und ſprach: „Herr Gabriel Sedlick, dieſes Briefchen nehmen Sie und verbergen es ſorgfältig; verſtanden?“ — Ich nickte, noch etwas ſchlaftrunken. — „Gehen Sie damit“, fuhr er fort, „rechts nach dem nächſten Dorf, deſſen Name iſt

Killburg. Im dortigen Schloſſe, deſſen jetziger Beſitzer Freiherr von Merl heißt, fragen Sie überall an: ob ſich nicht Der und Jener wolle das Haar ſchneiden laſſen? Wahrſcheinlich finden Sie Gelegenheit, das Fräulein Mathilde zu ſehen oder deren Kammerjungfer; Einer von Beiden geben Sie insgeheim — aber ja insgeheim! — dies Brieſchen. Vielleicht erhalten Sie Antwort, die bringen Sie mir; aber auch wenn Sie kein Rückſchreiben empfangen, eilen Sie, ſobald Sie ſich überall ſpähend umgeſchaut haben, wieder hierher, mir Bericht zu erſtatten von Dem, was Sie ſahen, hörten und erlebten. Geſchieht, was ich wünſche, ſind Sie mein Kammerdiener; mißlingt Ihre Sendung, gebe ich Ihnen dennoch fünf Ducaten; verſtehen Sie?“ — Mit wiederholtem Nicken und berauſchter Hoffnung jauchzte ich: „O, wer könnte die Anwartſchaft auf ſo goldne Großmuth nicht verſtehen!“

Dankbar für ſo unerwartete Huld und in holdeſter Erwartung des Weiteren rüſtete ich mich zum Probedienſt, ging aus dem Edelhofe rechts der Landſtraße zu, und ſtand nach nicht viel mehr als einer halben Stunde vor Killburg, wo in den Schloßfenſtern die untergehende Sonne ſich purpurfeurig ſpiegelte. An der Mauer des Schloßgartens ſetzte ich mich, zog nach meiner Gewohnheit den Taſchenſpiegel hervor, beſah mich darin, rieb die Spuren des Schweißes von der Stirn, ordnete das Haar, entſtäubte Schuhe und Strümpfe, bürſtete Rock und Hut, um nun reinlich in der freiherrlichen Wohnung zu erſcheinen. — Eben war meine Säuberung beendigt, und ich, aufgeſtanden, wollte nun fürbaß gehen, als plötzlich drei Männer, mit Schießgewehr über den Schultern und Seitengewehr an den linken Hüften, auf mich zuſchritten.

„Er iſt's!“ hört' ich den Einen flüſternd ſagen; „ich kenn' ihn, hab' ihn oft genug geſehen, nur in anderer Kleidung.“ — „So wären die zehn Ducaten leicht verdient!“ meinte der Zweite. — „Ja, wenn er's iſt, müſſen wir ihn feſthalten!“ ſprach der Dritte. — Jetzt waren ſie mir ganz nah, verbeugten ſich, doch wurden zugleich meine Arme ergriffen. „Euer Gnaden werden es nicht übel nehmen: wir haben Sie in das Schloß zu bringen.“ — „Ei, ihr lieben Leute, bin ich hier ſchon bekannt?“ entgegnete ich; „will man ſich das Haar ſchneiden laſſen?“ — „Ja, ja!“ antwortete der Zweite und winkte lachend den Andern; „kommen Sie nur mit!“ — „Hört“, murmelte der Dritte, „er iſt's doch wohl nicht; fragen wir ihn.“ Sehr vernehmlich erwiederte nun der Erſte: „Merkſt



Du nicht, daß er ſich wieder verſtellt? Ich habe ſcharfes Auge und kann behaupten: er iſt's!" — Kopfſchüttelnd ließ nun Jener mich los, fragend: „Wie heißen Sie, woher des Weges, und was iſt Ihr Geſchäft?" — „Aufzuwarten!" entgegnete ich; „Gabriel Sedlick heiß' ich, bin Friſeur, und komme von Regensburg, wo ich eine Excellenz zu geſchwind friſirte, ſonſt wär' ich noch dort." — „Keine Umſtände gemacht!" rief brummig der Erſte, ein gewaltiger Vierſchrötiger; „Sie ſind der Jagdmeiſter von Warbach und wollen Fräulein Mathilde entführen." — „Mit nichten!" ſtammelte ich, nicht ohne Zittern; „ich bin Friſeur, und trachte nur nach der Ehre, das Fräulein zu friſiren." — „Donner und Hagel!" tobte der Rieſenſohn mit kirſchbraunem Antlitz, und drehte die Mündung ſeiner Büchſe gegen meine Bruſt; „heraus mit der Sprache, oder ich drücke ab. Sind Sie nicht der Jagdmeiſter von drüben?" — „Himmel, ja, ich bin's!" ſchrie ich in Todesangſt, und meine Kniee ſchlotterten; „ich bin der Jagdjunker, der Warbach und Alles, was Ihr wollt, Alles! Nur die Büchſe weg!" — „Hab's richtig gewußt!" rief mit grinſendem Lachen der Gewaltmenſch und hängte ſein Gewehr wieder über die Achſel. — „Er iſt's alſo doch; freilich, freilich!" murmelten die Andern; „nun ohne Widerſtand in das Schloß, gnädiger Herr!"

Als Gefangener ging ich inmitten meiner Wächter der Schloßpforte zu, und jetzt fiel mir ein: das Briefchen des Barons könne mir gefährlich werden. Voll Furcht ballte und knitterte ich es in der Taſche zuſammen, ſchob es mir dann unvermerkt in den Mund, um es zerkauen und verſchlucken zu können, wenn etwa Unheil im Anzuge ſey. Was aber thun bei dem Freiherrn von Merl? überlegte ich. Wenn er mich für den Baron nimmt, laſſ' ich ihm ſeinen Irrthum; daß er mit einem Jagdmeiſter ſäuberlicher verfahren wird als mit einem Haarſchneider, das ſpringt in die Einſicht. Aber ich ſoll das Fräulein entführen wollen? Das leugne ich der Wahrheit gemäß, und handle übrigens nach den Umſtänden, bis die Angelegenheit ſich lichtet. „Man hat Dich mit der Büchſe auf der Bruſt zum Baron gepreßt, jetzt, Gabriel Sedlick, ſpiele möglichſt den Fuchs in der Löwenhaut!" — ſo monologte ich bei geſchloſſenen Lippen in mich hinein.

Von meinen drei Begleitern rannte bald einer voran, um ihrem Befehlshaber im Schloß Botſchaft zu bringen. Der Freiherr, ein junger Mann von dorfjunkerlichem Aeußern, trat mir am Eingange entgegen, als ich eben dem gefaßten Entſchluß in meinem Hirn das Punktum gab, und nun all' jenen Anſtand, all' jene Würde aufbot, womit ich einſt Leſſing's „Emilia Galotti“ als „Graf Appiani“ unterſtützte, bei lautloſer Anerkennung Seitens eines verehrten Publikums.

„Willkommen, Herr Baron von Warbach!“ ſprach der Freiherr mit höflicher Verbeugung, mir die Hand reichend, was eine Zulage war für meinen kärglichen Muth. „Verzeihen Sie“, ſo ließ der Dorfmonarch ſich weiter vernehmen — „verzeihen Sie, daß ich mir auf ungewöhnliche Weiſe zur Ehre Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft verhelfe, daß ich Nothwehr übe: es iſt Ihre, nicht meine Schuld!“ — Der Kluge ſchweigt! dachte ich, verbeugte mich kurzab, und warf ihm einen möglichſt adlichen Blick zu; ſtumm mußte ich übrigens ſchon ſeyn wegen des Briefchens im Munde.

Nachdem er mit [illegible]ger Miene meinen Begleitern den Lohn für den Fang zugethe[illegible]e, führte er mich mit vieler Artigkeit in ein Gemach, wo [illegible] ganz allein waren. — „Fürchten Sie nichts“, ſagte er nun; „wir wollen die Sache ruhig unterſuchen.“ — Unterſuchen, vielleicht auch Durchſuchen, das fuhr mir durch den Sinn; ahnt man, was ſich hinter meinem Stummſeyn verbirgt, dann iſt's aus mit dem Baron, und man behandelt mich als ſtraffälligen Helfershelfer. Verſtohlen fing ich an, den Brief zu zerkauen. — „Zwar haben Sie mich ſchwer beleidigt“, behauptete nun der Zwingherr, „aber ich werde meine Angelegenheit mit Ihnen als Mann von Ehre ſchlichten!“ verſicherte er, woneben ſich ſeine Augen auf Piſtolen richteten, die an der Wand hingen. Mich überfiel gelindes Zittern; eifriger biß ich in das widerſtändige Papier. — Der Gleichmüthige ſprach indeß ungeſtört: „Sie lieben meine Braut; das verarg' ich Ihnen nicht, denn Mathilde iſt liebenswürdig. Aber in dieſer Nacht ſollte ſie mir entriſſen werden: das mußt' ich verhindern. Sie wiſſen, daß mein Vater, der eben im Badeort vEms verweilt, Mathildens Vormund iſt, und mit des Fräuleins ſeligen Vater darüber einig wurde, ſie ſolle meine Gemahlin werden. Während Mathilde in Penſion war, Sie bei Hofe fungirten, machte ſich die Bekanntſchaft, und ſeit Sie auf Ihrem Gute angekommen ſind, haben Sie in mancherlei Verkleidungen, ihres Standes unwürdig, ſich hier eingeſchlichen. Aehnliches wollten Sie heut wieder thun, um Mathilden zu entführen; das kam zu meiner Kenntniß, und ich vereitelte Ihren Plan. Sie werden dieſe Nacht mein Gaſt ſeyn, und ſich morgen in der Frühe erklären: ob Sie meiner Braut nicht mehr nachtrachten, oder ſich mit mir ſchießen wollen.“

„Schießen!“ rief ich bei Nervenzucken, verſchluckte das von mir allmälig zu Teig gebiſſene Brieſchen im Schreck ganz und gar, wonach mich ein heftiger Huſten befiel: nicht unwillkommen, denn ich gewann dadurch Zeit, um eine verträgliche Antwort zu finden. „Ich hoffe“ — huſtete und ſtotterte ich heraus — „unter uns wird Alles gut und geſittet gehen, will aber auch gleich jetzt vorläufig feſtſtellen, daß nichts wird aus der Schießerei. Ihr Gaſt bleibe ich bis Morgen mit Vergnügen, und an mir ſoll's nicht liegen, wenn wir uns unfriedlich trennen.“ — „Iſt mir angenehm zu hören!“ entgegnete er, und rief erheitert zur Thür hinaus: „Eine Flaſche Wein und zwei Gläſer!“ was mir von ſeinen bisher entwickelten Charakterzügen am beſten gefiel.

Als der Diener den Wein gebracht hatte, ſagte der Freiherr zu ihm: „Für heut können die Wächter abziehen; will Fräulein Mathilde mit der Kammerjungfer im Garten die Abendluft genießen, ſo ſteht Dem nichts entgegen!“ Der Diener erwiederte bei dem Abgange: „Zu Befehl! werde Alles ausrichten!“ — und nun plauderte mein Wirth ſehr freundlich mit mir. Meine Furcht war im Schwinden, und hätte ich nur nicht glauben müſſen, der Abſender des Brieſchens werde mich zur Kammerdienerſchaft unfähig erachten, wär' ich wohl ermuntert worden von der Bemühung des Freiherrn, mir Fröhlichkeit einzublaſen. Das Weitere dieſer Begebenheit konnte jedoch in meinen Gedanken für mich unmöglich tröſtend ſeyn, ihren Lauf mußte ich aber den Dingen laſſen. — Das nachherige Abendeſſen war verzehrt, und hatte mir eben ſo wohl geſchmeckt wie der köſtliche Wein. Eine Abendpfeiſe, in Geſellſchaft des eigentlich gutmüthigen Schloßherrn geraucht, behagte mir auch, und dann wurde ich von zwei Dienern nach einem hübſchen Zimmer geführt, wo man mir das weichſte, zierlichſte Bett zur Nachtruhe anwies. Alles vortrefflich! — nur Eines nicht. Ich bemerkte, daß ein Wächter vor der Thür auf und ab ſchritt; ich hatte an Flucht gedacht, bei dieſer Vorſicht draußen flüchtete nur mein Verſtand, und mir blieb der nichtsnutzige neutrale Rath, das Ende — das muthmaßliche abſcheuliche Ende — in Geduld oder Ungeduld abzuwarten.

Kaum hatte ich mich denkensmüde unausgekleidet auf das Bett geworfen, als ich ein lebhaftes Rennen, Rufen und Thürſchlagen vernahm. „Aha!“ ſagte ich mir, mich mit Herzklopfen wieder erhebend — „die Kataſtrophe drängt ſich ein, der letzte Aufzug beginnt: der Himmel ſtehe mir bei! O hätt' ich des gehörnten Siegfried's Rücken, der doch meiſt auch gehörnt war!“ — Der Lärm näherte ſich, die Thür wurde aufgeriſſen, der Freiherr von Merl, ſprühfeurigen Geſichts, trat ein, Diener mit Lichtern hinter ſich, was er aber vor ſich ausſtreckte, war das Entſetzlichſte: ich ſah zwei blitzende Piſtolen. Außer Beſinnung ſagte ich der Welt Valet, und ſprach, während ich zurückwich, zähneklappernd Gebete, die ich als Kind gelernt hatte. — Der Schloßgebieter ſtand jetzt vor mir und rief mit ſchrecklicher, jedem Couliſſen-Helden gewiß beneidenswerther Stimme: „Wer ſind Sie, mein Herr? Daß ich es nicht mit dem Baron von Warbach zu thun habe, weiß ich leider, aber zum Teufel, Herr, wer ſind Sie?“ — „Unterthänigſt aufzuwarten!“ rief ich mit weinerlichem Ton; „Gabriel Sedlick, ehemals Theater-Friſeur und Schauſpieler, jetzt Artiste pour coupe de cheveux.“ — „Und warum nannten Sie ſich Baron?“ fragte er bebend vor Wuth. — Aus ganz andern Gründen bebend, entgegnete ich: „Nie nannte ich mich ſo; der Rieſe aber drohte, mich zu füſiliren, wenn ich nicht baroniſirt ſeyn und ihn um das Fanglohn bringen wolle.“ — „Weshalb geſtanden Sie mir das nicht bei Ihrer Ankunft im Schloß?“ — „Weil ich als Baron auf gute Behandlung rechnete.“ — „Sie kamen hierher?“ forſchte er weiter. — „Um Haare zu ſchneiden!“ — „Doch, wer ſandte Sie?“ fragte er barſch. — Wer nun noch die Wahrheit ſagte, wäre zu dumm, dacht' ich, und erwiederte keck: „Niemand; ich war in gleicher Abſicht auf allen Edelhöfen von Regensburg bis hierher.“ — „So bin ich vom Zufall ſchändlich betrogen!“ rief er in Grimm. „Wiſſe, Elender, Deine Ergreifung machte mich ſicher: ich entließ die Wächter, aus unzeitigem Mitleid gab ich zu, daß Mathilde im Garten luſtwandeln möge: an der Mauer ſtand der Baron bereit, er flüchtete mit ihr nach ſeinem Gut, und dort wird ſogleich die Trauung erfolgt ſeyn.“ — Völlig außer ſich rannte er im Zimmer hin und her.

Heil dem neuen Kammerdiener! jauchzte ich in mir, denn nun waren mir Leuchtkugeln aufgegangen für mein nächtiges Schickſal. Der Baron ſandte mich, der ich Spuren von Aehnlichkeit mit ihm hatte, zum Freiherrn, um als Baron ergriffen und feſtgehalten zu werden. Das Brieſchen ſollte nur auch mich täuſchen, und ich war in die Falle gegangen, wie dann der Freiherr ebenfalls. Während

Dieſer den falſchen Baron bewachte, holte der ächte die liebende Geliebte zum Altar.

„Kannſt Du Deine Ausſage beweiſen?“ ſo drang jetzt der Gewalthaber grollend auf mich ein. — „Unwiderleglich!“ antwortete ich muthvoll, denn das Abenteuer ſchien ſich günſtiger zu wenden, als ich erwartet hatte. Flugs reichte ich dem Fragenden mein Futteral mit Kamm und Scheere, meine Brieftaſche mit Kundſchaft, Zeugniſſen und Reiſepaß. Er ſah Alles an, knirſchte mit den Zähnen, warf mir dann Sämmtliches vor die Füße mit den Worten: „Zum Teufel geh' Er, ſchuftiger Haarkräusler!“ — Großmüthig verzieh' ich dem Leidenſchaftlichen die Verbal-Injurie, raffte meine Habe zuſammen, war mit zwei Sprüngen aus dem Zimmer, und mit zwanzig anderen aus dem Schloß.

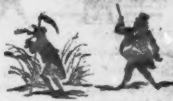
Auf Umwegen leitete ich meine Sohlen nach Warbach's Edelhofe, denn die gewiß nachträglich auch nicht gnädig behandelten Wächter machten mir noch Bedenken. Dort angelangt, ſchallte mir Hochzeits-Jubel entgegen, und lachend rief mir der Baron zu: „Willkommen, Theater-Friſeur, Schauſpieler und nun wohlbeſtallter Kammerdiener! Die Diverſion hat zu meinem Glück geholfen und ich halte Dir Wort!“

So hatte ich ebenfalls ein vorläufiges Glück, und bald ein vollſtändiges. Die Zoſe der Baronin war ein Mädel ganz, wie es meiner Einbildung vorſchwebte; ich kam, ſah und liebte, wurde wieder geliebt, und mit Genehmigung meines Herrn flocht ich meinem ſchönen Bräutchen die Myrthe in das dunkle Haar. — Gott ſegne die Excellenz in Regensburg und Alle, die durch mein Reiſe-Abenteuer dazu mitwirkten, mich in Ruhe und Sorgloſigkeit zu führen, zu Amt, Brod, Weib und Kind! Gabriel Seblick.

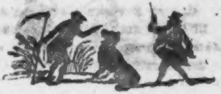
„Der Herr, der ſchickt den Jochen aus.“

Urſprung, Verbreitung und Verwandlung dieſes Spaßes bei mehreren Völkern.

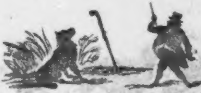
Was im Volk von Mund zu Mund ſich forterbt, das hat oft ſeine Geſchichte, die weit zurückführt, und dies zeigt ſich unter Anderem auch ſo bei dem Schwank: „Der Herr der ſchickt den Jochen aus.“ Es iſt ein Spaß, der unſern Vorfahren in der Geſelligkeit zur Kurzweil und Gedächtnißübung diente. Jetzt iſt er ſelten zu hören. Indem wir von ihm ſprechen wollen, mag es alſo nöthig ſeyn, ihn in Erinnerung zu bringen, was wir ohne längere Vorrede thun.



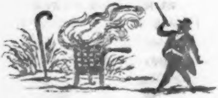
„Der Herr, der ſchickt den Jochen aus,
Der ſoll den Hafer mähen.
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.



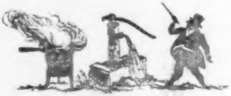
Da ſchickt der Herr den Pudel aus,
Der ſoll den Jochen beißen.
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.



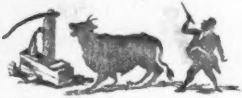
Da ſchickt der Herr den Knittel aus,
Der ſoll den Pudel ſchlagen.
Der Knittel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.



Da ſchickt der Herr das Feuer aus,
Das ſoll den Knittel brennen.
Das Feuer brennt den Knittel nicht,
Der Knittel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.

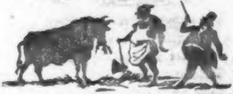


Da ſchickt der Herr das Waſſer aus,
Das ſoll das Feuer löſchen.
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Knittel nicht,
Der Knittel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.

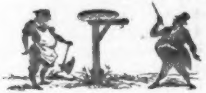


Da ſchickt der Herr den Ochſen aus,
Der ſoll das Waſſer ſaufen.
Der Ochſe ſäuft das Waſſer nicht,
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Knittel nicht,

Der Knittel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.



Da ſchickt der Herr den Schlächter aus,
Der ſoll den Ochſen ſchlachten.
Der Schlächter ſchlachtet den Ochſen nicht,
Der Ochſe ſäuft das Waſſer nicht,
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Knittel nicht,
Der Knittel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.



Da ſchickt der Herr den Galgen aus,
Der ſoll den Schlächter hängen.
Der Galgen hängt den Schlächter nicht,
Der Schlächter ſchlachtet den Ochſen nicht,
Der Ochſe ſäuft das Waſſer nicht,
Das Waſſer löſcht das Feuer nicht,
Das Feuer brennt den Knittel nicht,
Der Knittel ſchlägt den Pudel nicht,
Der Pudel beißt den Jochen nicht,
Der Jochen mäht den Hafer nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.

Da wird der Herr von Zorn erfüllt,
Geht ſelber nun hinaus.
Da hängt der Galgen den Schlächter,
Der Schlächter ſchlachtet den Ochſen,
Der Ochſe ſäuft das Waſſer,
Das Waſſer löſcht das Feuer,
Das Feuer brennt den Knittel,
Der Knittel ſchlägt den Pudel,
Der Pudel beißt den Jochen,
Der Jochen mäht den Haſer,
Und kommt geſchwind nach Haus.“

Dieſes ſeltſame Hirngeſpinnſt hat bei verſchiedenen Völkern auch verſchieden Herkömmliches; ſo weit die Unterſuchung in die Vorzeit reicht, kam es von den Hebräern, und für urſprüngliches Muſter hält man die hier folgende Ueberlieferung:

„Eine Ziege, eine Ziege,
Die mein Vater kaufte
Für zwei Stücke Geldes:
Eine Zieg', eine Ziege.
Da kam die Katz' und aß die Zieg',
Die mein Vater kaufte
Für zwei Stücke Geldes:
Eine Zieg', eine Ziege.
Da kam der Hund und biß die Katz' ꝛc.
Da kam der Stock und ſchlug den Hund ꝛc.
Da kam das Feuer, brennt den Stock ꝛc.
Da kam das Waſſer, löſcht das Feuer ꝛc.
Da kam der Ochs und trank das Waſſer ꝛc.
Da kam der Schlächter, ſchlug den Ochſen ꝛc.
Da kam der Todesengel, tödtete den Schlächter ꝛc.

Das dehnt ſich mit den ſteten Wiederholungen in obiger Weiſe, bis das Ganze ſo ſchließt:

Da kam der Heilig-Eine — geſegnet ſey Er! —
Und tödtete den Todesengel,
Der tödtete den Schlächter,
Der ſchlug den Ochſen,
Der trank das Waſſer,
Das löſchte das Feuer,
Das brennt den Stock,
Der ſchlug den Hund,
Der biß die Katz',
Die aß die Zieg',
Die mein Vater kaufte
Für zwei Stücke Geldes:
Eine Zieg', eine Ziege."

Nach einer alten geſchichtlichen Auslegung bezeichnet die Ziege, als eines der reinen Thiere, die Hebräer; der Vater, der ſie kaufte, iſt Jehovah, die beiden Geldſtücke ſind Moſes und Aaron, die Katze die Aſſyrer, der Hund die Babylonier, der Stock die Perſer, das Feuer die Griechen, das Waſſer die Römer, der Ochſe die Sarazenen, der Schlächter die Kreuzritter, der Todesengel die Türken.

Wir finden auch noch eine künſtlichere Verwebung erwähnt, mit mehreren Reimen, beginnend:

„Dies iſt das Haus, das Jacob baute"

und andrerſeits zwei nicht gereimte in näherer Uebereinſtimmung mit dem Obigen; eine dieſer Umbildungen wollen wir anfügen:

Ihr Haus kehrte eine alte Frau und fand ein kleines Geldſtück. Was, ſagte ſie, ſoll ich damit thun? Ich will zu Markt, ein Schweinchen kaufen. Als ſie wieder heimging kam ſie an einen Kreuzſteg, Schweinchen wollte nicht darüber hinweg. Sie ging ein wenig weiter, begegnet einem Hunde und ſagt zu ihm: Beiß das Schweinchen, es will nicht über den Kreuzſteg: ich werde nicht vor Nacht nach Hauſe kommen. Der Hund wollte nicht, und die Alte läuft hin und her nach Hülfe. Sie gewahrt nacheinander den Stock, das Feuer, das Waſſer, den Ochſen, den Schlächter, die ſämmtlich das Zugemuthete abweiſen. Nun fand ſie einen Strick, und ſagte: Strick, hänge den Schlächter, er wollte den Ochſen nicht tödten, und ſo geht das Wortgewebe immer wieder rückwärts, denn der Strick war auch nicht willig. Dann ſoll die Ratte den Strick zernagen, die Katze die widerſpenſtige Ratte tödten. Die Katze ſpricht nun zu der

Alten: Wenn Du zur Kuh geh'ſt und mir Milch hol'ſt, will ich die Ratte tödten; die Kuh entgegnet: Hole mir erſt Heu von jenem Heuhauſen, erſt dann geb' ich Dir Milch. Das geſchieht; ſobald die Kuh das Heu genoſſen hatte, erhielt die Alte Milch, ſie wird in einer Schüſſel der Katze gebracht; dieſe geſättigt, tödtet die Ratte, und nun lös't ſich Alles bis zum Anfang, das Schweinchen ſpringt in Angſt über den Kreuzſteg, und die alte Frau kommt endlich nach Hauſe. — Daß hierin die Lehre liegt: umſonſt hat man nichts zu erwarten, iſt wohl außer Zweifel.

Ernſter aufgefaßt ließe ſich die Ueberlieferung in folgender Weiſe benutzen:

Die Sündfluth hatte wohl geſtraft,
Doch nicht getilgt das Uebel. —
Da ſchickt der Herr die Unſchuld aus,
Sie ſoll die Selbſtſucht läutern;
Die Unſchuld läutert Selbſtſucht nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.

Da ſchickt der Herr die Liebe aus,
Sie ſoll die Unſchuld ſtärken;
Die Liebe ſtärkt die Unſchuld nicht,
Die Unſchuld läutert Selbſtſucht nicht,
Die Selbſtſucht hört auf Liebe nicht,
Und die kommt nicht nach Haus.

Der Herr ſchickt inn'ren Mahnruf aus,
Daß ſich Erkenntniß rüſte;
Erkenntniß achtet Mahnruf nicht,
Der Liebe hilft Erkenntniß nicht,
Die Liebe ſtärkt die Unſchuld nicht,
Die Unſchuld läutert Selbſtſucht nicht,
Und kommt auch nicht nach Haus.

Da ſchickt der Herr die Reue aus,
Daß ſie den Trotz zernage;
Wie Reue dann den Trotz zernagt,
Daß nun der Menſch nach Gnade fragt,
Da ſchickt der Herr die Demuth aus,
Die führt allein zum Herrn nach Haus.

Gz.

Selbſtüberhebung.

Pfingſten iſt ein Feſt des Frühlings und der Freude, aber nicht immer des ſchönen Wetters; ein verregnetes Pfingſtvergnügen gab alſo ſchon manchem heiteren Geſicht düſtere Züge. Auch Roſalie Suhr blickte heute durch die geöffnete Thür ihres Saals in den naſſen Garten und dachte: „Das hätt' ich wiſſen ſollen! Anſtatt mich hier zu langweilen, wär' ich geduldig in der Stadt bei fröhlicher Geſellſchaft geblieben. Wer hätte nach den ſchönen Maitagen aber noch ſo unangemeſſenes Aprilwetter erwarten können! Papa hat dies Gut Heimthal nur auf Speculation erworben, und verkauft es, gegen guten Vortheil, vielleicht bald einem Andern. Beeilen mußt' ich mich, wollt' ich das ſtolze Gefühl kennen lernen, Gutsherrin zu ſeyn, den Fuß auf die eigne Scholle Landes zu ſetzen, den Blick über eigne Felder ſchweifen zu laſſen, ſo viele Untergebene mir dienſtbar zu wiſſen. Angeſpannt ſoll werden, ich will ſpazieren fahren."

Roſalie klingelte. Ein einfach gekleidetes Kammermädchen, aus der Stadt mitgekommen, erſchien, empfing den Befehl, verſchwand, und meldete dann bald, der Wagen ſey vorgefahren. Doch nun strömte der Regen ſtärker als zuvor, es war unmöglich ſich hinaus zu begeben. Rückſichtslos, ob Kutſcher und Pferde durchnäßten, ließ Roſalie dieſe eine halbe Stunde warten, ſtörte vergeblich die Feſtruhe und Feſtfreude der Leute, und mußte dann doch wieder ausſpannen laſſen: dem Wetter war nicht zu befehlen.

Unmuthig dehnte die junge Dame ſich auf dem Sopha, muſterte dann die ſchmuckreiche Zimmereinrichtung, und ſagte ſich: „Es iſt doch ſchön, ſo reich zu ſeyn!" Um dies Schöne aber vollſtändig zu genießen, durfte es ihr an Bewunderern nicht fehlen, und daran ſchien es freilich in der ländlichen Einſamkeit zu mangeln. Nur des Ortes Prediger-Familie bot ſich in der Nähe zum Umgange, und von ihr wurden eine Tochter und ein Sohn heute erwartet. Sie waren gleichen Alters mit Roſalien und deren Bruder Alfred; dieſe mußten heute ihre Gäſte allein empfangen: denn der Vater war in wichtigen Geſchäften verreiſt.

Unmuthig trat Roſalie in die geöffnete Thür des Gartens.

Der Regen hatte aufgehört, eben leuchtete ein Sonnenblick und übergoß die Blüthenpracht des Frühlings mit freundlichem Lichte, das ſich ſtrahlend brach in den zahlloſen Tropfen, die in Blättern und Halmen hingen. Roſaliens Bruder kam eilig die Wege des Parkes daher geſchritten und rief ſchon aus der Ferne:

„Roſalie, das Regenwetter hat auf dem Lande auch ſeine Reize: ich möchte mit den Schwänen und Enten im Teiche um die Wette plätſchern. Den ſtärkſten Guß hab' ich im Gewächshauſe abgewartet. Komm' auch heraus; in den Sandwegen läßt ſich ſchon gehen.“ — „Danke ſehr, meine Toilette würde darunter leiden. Die Locken vertragen feuchte Luft nicht. Ich möchte Dir auch rathen die Kleidung zu wechſeln.“ — „Iſt nicht nöthig! Der Regen iſt nichts als reines Waſſer, das ja bald wieder trocknet.“ — „Bedenke doch, wir erwarten ja Geſellſchaft!“ — „Landkinder, die wiſſen, wie es bei Regenwetter zugeht. Doch Dir zu Gefallen. Adieu!“

Alfred verſchwand, um durch eine Seitenpforte in das Haus einzutreten. Roſalie ſtellte ſich vor den Spiegel, um wohlgefällig ihre geputzte Geſtalt zu muſtern. Sie ſtrich ſich das Haar: die Locken waren wirklich etwas fahrläſſig geworden. „Ei“, meinte ſie, „auch das ſieht intereſſant aus: Schmachtlocken, wie eine langgelockte ſehnſüchtige Engländerin. Ich könnte dafür gelten, habe überhaupt wohl viel vom engliſchen Typus; werde mir einen Scherz machen, einen Witz, der die ländliche Langweiligkeit etwas verkürzen ſoll, auch ſpäter als Anekdote in der Stadtgeſellſchaft prachtvoll zu verwerthen iſt. Dem Landgänschen von Pfarrerstöchterlein, das wohl noch nie weit von ſeinem Butterfaſſe weggekommen, wird man ſo etwas leicht weiß machen können. Was fängt man auch ſonſt damit an? Und doch that das Mädchen bei unſerer erſten Begrüßung in ihrem Benehmen ſehr ſicher, durchaus nicht ſo, als ſey ſie ſich des Unterſchiedes zwiſchen ihrer Aermlichkeit und unſerm Reichthum bewußt. Ich werd' es ihr begreiflich machen; durch äußere Mittel gelingt dies bei ihr wohl weniger als durch geiſtige Waffen. Sie ſoll erkennen, welche Bildungsmittel und hohe Genüſſe den Reichbemittelten zu Gebote ſtehen, ich werd' ihr zeigen, was ich bin, weiß und vermag, werd' ihr einen Blick eröffnen in die Sphären vornehmer Geſellſchaftskreiſe. Ihr zu imponiren und mir zum Spaß will ich heute die Engländerin ſpielen. Engliſche Verhältniſſe, Comfort, engliſche Sprache, ſind dem Fräulein Minna gewiß böhmiſche Dörfer. Zur Sache!“ — Roſalie ſchellte. Marianne, das

Kammermädchen trat ein, und erhielt für die Wirthſchafterin den Auftrag:

„Beſtelle der Frau Wolter, daß ſie, anſtatt Kaffee, uns recht ſtarken, echt engliſchen Thee in dem Service von Brittania-Metall ſerviren möge, mit geröſteten Semmelſcheiben dazu, und als Kuchen engliſche Schnitte. Dann bringe mir die rotheingebundenen Bücher, engliſche Poeſieen, aus meinem Zimmer hieher.“

Marianne that, wie ihr befohlen, brachte auch die Bücher. Roſalie, die inzwiſchen einen langen Shawl umgethan und vor dem Spiegel von den Schultern hatte gleiten laſſen, die ihre Locken noch länger gezogen, und nun, ſchmachtend auf dem Canapee hingegoſſen, ſich im Byron vertiefte, war plötzlich der Anſicht, daß es geeignet und förderlich ſeyn könne, der Marianne ebenfalls eine Rolle in der beabſichtigten Comödie zu übertragen. Sie ſagte deßhalb: „Mary, Du ſollſt heute für eine Engländerin gelten, darfſt in Gegenwart unſerer Gäſte kein Wort Deutſch ſprechen.“ — „Aber, Fräulein, das iſt ja doch meine Mutterſprache, nnd ich verſtehe nichts Anderes.“ — „Thut nichts! Auf Alles, was ich ſage, antworteſt Du abwechſelnd: Yes mylady! oder: allright! Dieſe zwei Sätze wirſt Du Deinem Gedächtniß wohl einprägen können.“

Marianne mußte, wie ein Papagey, die Sprachübung ſo lange wiederholen, bis ihr jene Wörter geläufig waren. Für die gute Ausführung ihrer Engländerin verſprach ihr Roſalie einen Thaler als Belohnung, und Marianne, wie lächerlich ſie ſich auch ſelber vorkam, verſprach doch, zu gehorchen. Im Stillen dachte ſie freilich: „Was reiche Leute doch Alles von uns fordern, zu welcher Faſelei wir uns ihnen verdingen müſſen!“

Es klopfte an der Thür, und herein trat Frau Wolter, die hier lange heimiſche bejahrte Gutsverwalterin. Mit in die Seite geſtemmten Armen und in mühſam unterdrückter Erregung fragte ſie:

„Fräulein, iſt es wirklich an dem, daß ich heute, am heiligen zweiten Pfingſtnachmittage, noch engliſchen Schnitt backen ſoll, während mein ſchöner Königskuchen, den ich bereit gehalten, verſchmäht wird?“

Kräftigkeit, Recht und Vernunft üben eine unwillkürliche Gewalt, ſelbſt über die ſprödeſte Sinnesart, und Roſalie fühlte, ſie dürfte hier die Saiten nicht zu ſtraff ſpannen. Ueberdies war es ihr ja auch nur um den engliſchen Namen zu thun; ſie beſchloß, den Königskuchen Kings-cake zu nennen und erwiederte: „Wenn Sie ſo ſehr die Umſtände bei dem neuen Gebäck ſcheuen, ſo mag es unterbleiben!“

„Und“ — ſprach Frau Wolter weiter — „iſt es wahr, daß Sie jetzt, in der Kaffeeſtunde, Thee trinken wollen?“

„Gewiß! Dabei bleibt es auch, und zu den geröſteten Semmelſchnitten wünſche ich noch gebratenen und rohen Speck, denn ſo iſt es engliſche Sitte.“

„Engliſchen Plumppudding kenne ich wohl, der brennt lichterloh, wie wenn es Einen vor Zorn ſiedend überrieſelt; ich hörte auch von engliſchen Wettrennern, die davon laufen, wenn man ſie zu ſehr ſpornt, engliſche Buldoggen giebt es auch, — aber engliſche Sitten — hier — hier bei uns zu Lande? Nun, ich kann mir ja ein engliſches Pflaſter auf den Mund legen!“

Damit ging Frau Wolter hinaus, und Marianne konnte ſich des Lachens kaum erwehren. Roſalie war betroffen; ſie begriff, daß mit der entſchloſſenen, ſo lange ſelbſtſtändig waltenden Frau bedachtiger umzugehen ſey. Um ſo mehr wollte ſie jedoch, was ſie auf einer Seite nachgeben mußte, auf der anderen feſthalten; Marianne vernahm alſo die geſchärfteſten Befehle, ihre Aufgabe beſtens durchzuführen.

Jetzt kam der Bruder Alfred, und Roſalie vertraute ihm, welchen Scherz ſie erſonnen, um die Langeweile des Nachmittages zu überwinden. Alfred erwiederte:

„Unſinn, Affectation, nur um die Leute zu myſtificiren! Nimm Dich in Acht! ſie ſind wohl klüger, als Du denkſt, und der Erfolg könnte Dich unangenehm überraſchen. Der Pfarrer iſt ein gelehrter Mann, ſeine Frau unverkennbar nicht ohne Bildung; ſie haben vielleicht ihrer Tochter mehr beigebracht, als Ihr Stadtmädel Euch erwerbt und in geprieſenen Schulen Euch eintrichtert.“

„Nun, was bon ton betrifft, überſehen wir ſie doch jedenfalls, und die übrige Bildung — da ſteht man auf dem Lande auch wohl ziemlich vis-a-vis au rien.“

„Mit der Bildung iſt es für euch Mädchen ein eigen Ding. Alle auswendig gelernte Kultur verſchafft ſie nicht, wenn das Gemüth dabei verwaiſt geblieben, und Deine gelehrt ſchwatzenden Freundinnen ſind mir gerade die unausſtehlichſten. Die Beſcheidenheit iſt für mich anſprechender, gegen alle Prunkblumen gebe ich dem Veilchen den Vorzug.“

„Weshalb nicht lieber gar dem Gänſeblümchen?“

„Auch das iſt anmuthig in ſeiner Scheinloſigkeit!“

„Etwa wie des Pfarrers Töchterlein?“

„Wie dieſes! Mir hat das Mädchen gefallen, auch der durchaus gebildete Bruder. Die Leute ſind einfach, natürlich, haben Verſtand und empfinden mit Seele: das leitet ſtets zum Richtigen.“

„Aber noch keineswegs zum Eleganten, zum Schönen, wodurch ſich unſere höheren Kreiſe auszeichnen. Das iſt der Nimbus der Vornehmen, nur zu gewinnen in ſeinem Umgang, der uns ſo wohlthätig berührt!“

„Auch er findet ſeine wahrhafte Begründung und Sicherheit hauptſächlich im Innern des Menſchen: alles Aeußere iſt Katzengold, iſt unecht, hält nicht Probe. Engliſch und Franzöſiſch ſprechen, das thut's nicht, nur der Geiſt macht lebendig.“

„Der in und bei dem Waſſer iſt — ich meine bei dem kölniſchen Waſſer!“ fiel Roſalie lachend ein.

„Witzle nicht! Dies einfache Landkind hat etwas ſehr Angenehmes in der Erſcheinung, etwas Melodiſches gleichſam, das mich harmoniſcher anſpricht als die ſchönſte Bethovenſche Sonate, von kunſtfertiger Hand geſpielt, wenn dieſer doch das Verſtändniß, die Seele der Muſik fehlt.“

„Ei, Du machſt es mir ja faſt zur Ehrenſache, Dir zu beweiſen, wie trivial ein beſchränkter Geſichtskreis iſt, wie gar nicht zu vergleichen dem unſrigen. Die Unterhaltung wird ſich, gieb Acht, nicht über die einfachſten Gegenſtände hinaus erheben.“

„Alsdann bliebe noch immer fraglich, durch weſſen Schuld.“

„Böſer Spötter! — Du ſollſt mich nicht umſonſt gereizt haben.“

Die erwarteten Gäſte erſchienen in der Gartenthür: Fräulein Minna war ſorgſam verhüllt, geſchützt mit Ueberſchuhen und Regentuch, wie man ſich auf dem Lande anſpruchslos zu bewahren pflegt. Man begrüßte ſich artig, ohne herzlich zu werden, und Roſalie erſtaunte, weshalb die Herrſchaften es nicht vorgezogen, bei dem ſchlechten Wetter zu fahren.

„Weil unſer Vater die Pferde anderweitig gebrauchte und eigentlich keine Equipage zu unſerer Verfügung ſteht“, entgegnete Minna.

„Reiten Sie denn nicht?“ fragte Roſalie.

„Nein; der Gedanke, ein Pferd zu beſteigen, iſt mir noch nie gekommen.“

„O, in England reiten alle Damen, faſt mehr als ſie fahren. Ich gedenke es hier auf dem Lande noch viel zu üben.“

„Da rathe ich aber doch zu einem recht ſicheren Pferde!“ fiel Paul ein, Minna's Bruder, ein junger Oekonom.

„Ah, ich bin ſehr muthig! Wollen wir einſt steeple chase reiten? Sind Sie ein paſſionirter sport'sman?“

„Freilich, ich reite ſehr gern.“

„Jeder man of fashion muß ſolchen noblen Paſſionen huldigen, oder er iſt kein Dandy.“

Man ſetzte ſich. Marianne brachte den Thee.

„Iſt Ihnen von dieſem Kings-cake gefällig?“ fragte Roſalie, die bemüht war, möglichſt oft engliſche Worte anzubringen; Minna nahm etwas von dem Kuchen. Roſalie ſprach weiter:

„Man iſt hier auf dem Lande mit Dergleichen ſchlecht verſehen, ich vermiſſe ſehr viel von meinem ſonſtigen häuslichen comfort. Gern nehme ich meine engliſchen Gewohnheiten überall mit mir, muß Sie nun aber doch bitten, mit dieſem Kings-cake fürlieb zu nehmen.“

„Er ſchmeckt ganz wie unſer gewöhnlicher Königskuchen, von dem ich kürzlich das Recept der Frau Welter gegeben habe“, antwortete Minna, „ich finde ihn ſehr gut gerathen.“

Roſalie warf lächelnd ihrem Bruder einen triumphirenden Blick zu, und erwiederte dann:

„Ei, Sie kennen alſo Miß Welter, ſie gehört wohl zu Ihrem Umgangskreiſe? Es iſt eine etwas altfränkiſche, etwas eigenſinnige Perſon. Faſt weigerte ſie ſich, mir den Speck zum Thee zu bringen, wie es doch entſchieden engliſche Gewohnheit iſt.“

„Ländlich, ſittlich!“ bemerkte Paul. „Uebrigens ein eigenthümlicher Geſchmack, von dem ich bisher glaubte, daß ſelbſt die Engländer ihm nur bei dem Frühthee huldigten. Für Männer auf der Jagd, zum Beiſpiel, bietet Speck eine ſehr ſolide Grundlage, und ich ſelbſt finde auf dem Felde, bei der Arbeit, nichts wohlſchmeckender als ein Stück Speck und Brod.“

Roſalie lächelte wieder ihrem Bruder bedeutungsvoll zu, Alfred ſagte:

„Doch hier, bei uns Leuten aus der Stadt, hätten Sie wohl andere [illegible] [illegible] erwartet!“

„De gustu non est disputandum. Ueber Geſchmacksſachen iſt nicht zu ſtreiten.“

„Ei, Sie ſind wohl ein tüchtiger Lateiner?“ fragte Alfred.

„Auf dem Lande greift man in ſtillen Winterabenden nach ſo mancher Unterhaltung. Aus Virgil's „Georgica“ kann ja auch der Landmann lernen.“

„Vor ſolchen Studien und Beſtrebungen muß ich die Segel ſtreichen.“

„Mein Bruder war auf der Handelsſchule“, ſprach jetzt Roſalie; „da werden wohl weniger die todten als die lebenden Sprachen getrieben. Sie bieten für den Verkehr in der großen Welt ſo außerordentliche Vortheile, daß ich keinen Tag ohne eine Uebung darin vergehen laſſe. Ich halte mir deßhalb zur Bedienung auch eine engliſche Jungfer, leſe viel engliſche und franzöſiſche Zeitungen. Fräulein Minna, ſchwärmen Sie auch für engliſche Literatur?“

„Da mir dieſe nur aus Ueberſetzungen zugänglich geworden, ſo kann mein Urtheil darüber nur ſehr beſchränkt ſeyn.“

„Schade! — aber freilich, auf dem Lande fehlt wohl die Gelegenheit, Dergleichen zu kultiviren, und doch iſt es, um fashionable zu werden, unerläßlich. Eine english Lady ahnt nichts von den Arbeiten, ja Dienſten, zu denen ſich deutſche Damen verſtehen; ihre geiſtige Ausbildung wird aber natürlich dadurch beeinträchtigt.“

„Wir Deutſche“, entgegnete Paul, „haben ja in ſolchem Bezuge ein alt bewährtes Sprüchwort: „Nichts gefällt ſo ſehr dem Mann, als wenn die Frau gut kochen kann.“

„Horrible! Ja, ja, den comfort lernt man nur vom Englisman. Die häuslichen Einrichtungen England's übertreffen die unſrigen bei weitem. Wie ſchlecht iſt man hier mit Allem verſehen! Weibliche Dienſtleiſtungen, um nur Eines zu erwähnen: gute Köchinnen, gute Schneiderinnen ſind bei den Deutſchen gar nicht zu haben. Für die Küche fehlt die feine geübte Zunge; die culinary science will ſtudirt ſeyn, und für das elegant Kleidſame fehlen Geſchmack und Phantaſie, jede äſthetiſche Entwicklung.“

Paul lachte und meinte: die Damen thäten alſo wohl, ſich auf ſich ſelber zu verlaſſen.

„Das iſt aber nicht überall thunlich, und wozu hält man ſich Leute! Frau Wolter, zum Beiſpiel, die ſeit Wochen von unſerem Kommen unterrichtet war, und ſich mit nichts vorbereitet zu haben ſcheint, was nützt ſie denn, wenn ſie ihre Pflicht nicht erfüllt!“

„Aber“, fiel Minna begütigend ein, „ich dächte doch, die umſichtige Frau hielte Küche und Keller gefüllt, ſie iſt ja unabläſſig thätig.“

„Den Beweis ſollen Sie haben! Ich mag fordern was ich will, nichts hat ſie bereit. Die Herren trinken vielleicht anſtatt Thee lieber Bier; ich werd' es fordern, muß aber, da meine Dienerin nicht Deutſch verſteht, Alles aufſchreiben, was ich durch dieſe beſtellen laſſe.“

Roſalie ſchrieb einige Worte und klingelte; Marianne erſchien und empfing den Zettel mit der Weiſung: „For Miss Wolter.“ Ein bedeutungsvoller Blick forderte zur Antwort heraus; Marianne ſtotterte erröthend: „Yees Mylady!“ Alfred kämpfte mit dem Lachen; Paul und Minna blickten ſich ſtaunend an. Bald kam Marianne wieder, ſtand aber ſtumm und verlegen da.

„Was ſoll das?“ fragte Roſalie, ſich vergeſſend. — „All's Ritsch!“ lautete des Mädchens Antwort, die leiſes Gelächter erregte. Roſalie wollte eben erklären, daß ſie engliſches Bier, Ale od Porter beſtellt habe, plötzlich aber trat Frau Wolter ein, grüß höflich, ſagte aber ſehr entſchieden: „Bitte um Vergebung, we ich ſtöre; da ich aber wußte, daß nur die mir wohlbekann Paſtorskinder als Gäſte hier ſind, ſo hielt ich es für das ſelber nachzufragen, was zu Befehl ſtehe? Geſchriebene Schrift kann ich zwar leſen, aber ſolche Gerichte, wie dieſer Zettel ſie verlangt, ſind mir neu, kenne Aleporter gar nicht. Bitte alſo: Fräulein Roſalie, was wollen Sie eigentlich?“ — Dieſe fühlte ſich verletzt, empört, hielt es für das Rathſamſte, gar nicht zu antworten, ſondern ſich von der Sprecherin abzuwenden. Minna wollte vermitteln und ſagte:

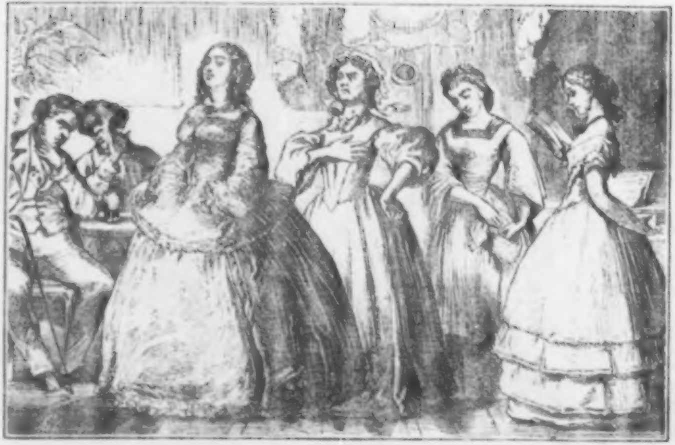
„Ei, Frau Wolter, das ſind ja nur Namen aus fremder Sprache, die anders ausgeſprochen werden und Anderes bedeuten.“

„Larifari! Sehen Sie hier dies Kochbuch, das mir die Marianne geliehen, darin ſtehen alle Gerichte der Welt, aber von Aleporter iſt nichts zu finden.“

Minna blickte unwillkürlich auf den Titel des ihr hingehaltenen Buches und erſtaunte. Sie fand den Namenszug ihrer Mutter darin, die einſt einer Freundin das Buch ſchenkte, und fragte haſtig: „Wie kommt jenes Mädchen, die Engländerin, zu dieſem Buche?“

„Es iſt ein Erbſtück ihrer Mutter!“ ſagte Frau Wolter.

„Hier ſpielt ein wunderbarer Zufall. Meine Mutter hatte immer



Sehnſucht, von dem Schickſal ihrer Jugendfreundin wieder zu hören. Wie kommt aber dieſe nach England?"

„Sie wird ausgewandert ſeyn", entgegnete Roſalie ſchnell. Doch nun ſprach Marianne dazwiſchen:

„Nein, Fräulein Roſalie, ſo weit geht der Scherz, geht Ihr Recht nicht. Meine Eltern waren und blieben redliche Deutſche, ich bin auch nichts Anderes, und Ihre Komödie muß nun ihr Ende haben. Meine ſelige Mutter hat mir ſo oft von ihrer theuren Freundin geſprochen, daß ich die Gelegenheit, dieſer bekannt zu werden, nicht verlieren darf. Es kann mir ein Troſt und ein Rath in meiner Verlaſſenheit werden."

Des Mädchens Augen füllten Thränen. Minna reichte ihr die Hand und bat mit herzlicher Freundlichkeit um einen baldigen Beſuch.

„Ei", rief Frau Wolter, „da bin ich ja noch die Veranlaſſung eines Wiederfindens. Unſere Frau Paſtorin iſt eine vortreffliche Frau, ſo klug und gebildet dabei, doch ſo gemüthlich mit Jedermann. Die würde nie Andere lächerlich machen wollen."

„Es war ja nur ein Scherz", fiel Roſalie ſchnell ein, „ein fröhliches Faſtnachtsſpiel! Das iſt ſo meine Weiſe, Frau Wolter, und Sie werden ſich wohl noch daran gewöhnen müſſen."

„Wird wohl nicht nöthig ſeyn! Ihr Herr Vater, höre ich, verkauft Heimthal heute ſchon wieder. Ja, ja, es bleibt nichts verborgen! Vor drei Wochen ſchon war der neue Käufer hier, beſah ſich Alles und hat mich vorläufig ſchon für die folgende Zeit in Dienſt genommen. Wer weiß, ob Sie, Fräulein Roſalie, jetzt noch auf eignem Grund und Boden ſtehen; Kaufleute verhandeln ſchnell, ſchneller, als man die engliſche Sprache lernt. Ich ſeh' es in meinem Wirkungskreiſe ſo oft, daß der Kluge den Dummen beherrſchen muß, der Verſtand den Unverſtand beſiegt; aber alles Wiſſen iſt nichts, wo das Können fehlt. Was Ihr Gelehrte für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt. Wer das Ehrgefühl, die Wahrheitsliebe bei ſeinen Mitmenſchen nicht ehrt und ſchätzt, der beweiſt, daß er ſelber ſehr wenig davon hat, und die größte Klugheit ſah man ſchon oft in's Gegentheil umſchlagen."

Damit entfernte ſich Frau Wolter, Marianne mit ſich nehmend. Paul und Minna nahmen dann auch alsbald Gelegenheit, ſich zu empfehlen. — Noch an demſelben Tage wurde Marianne ihres

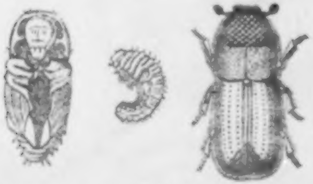
Dienſtes entlaſſen; ſie fand in der Pfarre freundliche Aufnahme und ſpäter günſtigere Lebensverhältniſſe.

Das Gut Heimthal ward verkauft, und Roſalie kehrte mit einer beſchämenden, hoffentlich heilſamen Erinnerung von dort nach der Stadt zurück.

Bertha Alredi.

Der Buchdrucker und ſeine Genoſſen.

Ein Bildchen aus dem Naturleben. Von Karl Ruß.



Frühlingsſonne und Frühlingshauch rufen uns hinaus — hinaus in den dunkel-wundervollen Wald. Hier tummelt und regt ſich's, lebt und webt rings Alles um uns her in Jubel und Feſt, in Freude und Wonne. Der Finkmeiſe ſilbernes Glöckchen läutet unaufhörlich, ruft alle Freunde herbei, herbei zum fröhlichen Reigen, zum Sing und Sang und hellem, luſtigem Liederklang in den hehren, prächtigen Hallen des rauſchenden Walddomes. Sie eilen und kommen von allen Seiten, lauter und volltöniger wird das Waldkonzert, denn immer neue Schaaren der herzigen befiederten Sängerwelt kehren zurück von der weiten, weiten Reiſe; der Sonne Strahlen erwecken immer neue Muſikanten, die in der Erde Schooß ſchlummerten und jetzt ſelbſt mit ihren winzigen Stimmchen einfallen in die große, wundervolle Mannigfaltigkeit der Frühlingslaute. Dazu weht die reine, belebende Luft ſo warm und wohlig, duften rings viel Tauſende von Blüthen ſo ſüß und wunderlieblich — Menſch, Thier und Pflanze ſchwelgen im Entzücken der ſchönen Zeit der Liebe und Wonne.

Dennoch geht ein Mann ſtill und betrübt dahin, kalt und theilnahmlos vorüber an all dieſem Jubel. Es iſt der Förſter, der Herr und Gebieter des Waldes — er, der an der Pracht und Herrlichkeit rings um ſich her den regſten Antheil nehmen ſollte. Was fehlt Dir, Du armer Menſch, daß Du nicht Dich freuen kannſt, wie alle übrigen Weſen, drückt Dich eigene Schuld oder hat Jemand Dir ein Leids gethan? Ja, ein Leid iſt ihm geſchehen, ein ſchweres, arges Weh ihm bereitet. Tauſende von den herrlichen, ſchlanken Stämmen ſeines Waldes ſind nämlich dem Verderben anheimgefallen, ſind unwiederbringlich verloren — durch das arge Treiben eines winzigen Käferchens.

Wie, wird man verwundert fragen, was hat denn dies Alles mit dem Träger jenes herrlichen, Licht, Wahrheit und Segen verbreitenden Gewerbes zu thun, deſſen Namen die Ueberſchrift dieſer Schilderung zeigt —? Nur Geduld, wir werden jetzt in eine geheimnißvolle ſtille Werkſtätte gelangen, in der wir die Thätigkeit eines Thieres beobachten wollen, das — doch wir wollen nicht vorgreifen.

Um den Stamm einer Kiefer ſchwärmt im geräuſchloſen aber winzigen Fluge ein kleiner Käfer. Wir fangen ihn leicht mit der Hand, und finden bei näherer Betrachtung, daß es ein walzenförmiges, blaß ſtrohgelbes, etwa 2 bis 2½ Linien großes Inſekt iſt, deſſen ganzer Körper fein und glänzend braun behaart erſcheint. Es iſt jener berüchtigte Käfer, benannt ſchon von Linné: der Buchdrucker (Bostrichus Typographus) — aus dem Lateiniſchen überſetzt, denn wir wollen hier ſtets die deutſchen Namen gebrauchen. Er gehört zur argen Käferfamilie der Holzfreſſer, zur erſten Abtheilung: Echte Holzfreſſer; er und ſeine vielen, ſämmtlich mehr oder minder ſchädlichen Verwandten bilden die erſte Gattung: Borkenkäfer.

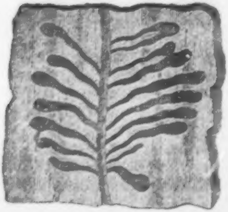
Im Weitergehen finden wir nun ihrer noch viele, von denen einige in der Farbe bis zum tiefſten Dunkelbraun abwechſeln. Bald aber bleiben wir faſt erſtarrt ſtehen, vor Staunen, Bedauern und Schmerz zugleich, über den Anblick, der ſich uns bietet. So weit das Auge zu reichen vermag, erſcheinen uns die noch vor kurzer Zeit ſo prächtigen, alten Fichten in äußerſt kläglicher Verwandlung. Von oben, den Wipfeln herab erſterbend, beginnen die Nadeln dort fahl und roth zu werden, bis nach und nach der ganze Baum von der Krankheit ergriffen wird, das dunkle, friſche Grün immer mehr verſchwindet und er zuletzt nur noch als häßliche, modernde Leiche uns entgegenſtarrt. Von einer ſolchen, zum größten Theile bis unten herunter bereits ertödteten Fichte brechen wir jetzt ein großes Stück der ſchon loſe gewordenen Rinde ab — und da finden wir die Beſcheerung: an der inneren Wand der Rinde eine große Menge wunderlicher Figuren, mehr oder minder tiefe Rillen, welche, je von einer größeren ausgehend, nach den Seiten laufen und auf den erſten Blick wirklich als Schriftzeichen oder Hieroglyphen erſcheinen können: eben durch ſie erhielt der Käfer den Namen Buchdrucker. Je ſolch ein Muttergang mit ſeinen Seitenrillen bildet die Wohnung und Brutſtätte einer dieſer Käfer, und da man deren 80,000 Stück in einem mittleren Stamme gefunden hat, ſo iſt es kein Wunder, daß ſelbſt der geſundeſte und kräftigſte Baum der unheilvollen Thätigkeit dieſer winzigen, aber in wahrhaſt unermeßlichen Legionen anſtürmenden Feinde nur zu bald erliegt. Wie ungeheuer aber eigentlich die Vermehrung dieſes entſetzlichen Ungeziefers werden kann, geht daraus hervor, daß ihr in manchen Forſten bereits Millionen Bäume in wenigen Jahren zum Opfer gefallen ſind. Bedenken wir nun dazu, daß dieſe Verheerungen, abwechſelnd in den verſchiedenſten Gegenden ſich zeigen, ſo wird man es erklärlich finden, wenn die Forſtwirthe und Naturforſcher mit äußerſter Emſigkeit und Ausdauer daran gingen, die ganze Lebensweiſe dieſer Käfer genau kennen zu lernen — weil die rechte Kenntniß eines Feindes meiſtens ſchon ſeiner halben Beſiegung gleichkommt. Ermeſſen wir nun aber die unendliche Wichtigkeit, welche der Wald für unzählige Verhältniſſe des Menſchenlebens, ja, ohnſtreitig für die geſammte Menſchenwohlfahrt hat — dann müſſen wir gewiß das hohe Intereſſe und den bedeutſamen Werth erkennen, an der Erforſchung dieſer kleinen Wald-, bezüglich Menſchenfeinde und nicht nur für jenen Kreis der forſtlichen und wiſſenſchaftlichen Fachmänner, ſondern auch für die Geſammtheit aller Gebildeten. Dieſe Einſicht iſt es, die es uns geſtattet, mit einem ſolchen Gegenſtande auch vor dieſen Leſerkreis zu treten.

Unſchwer wurde von vornherein feſtgeſtellt, daß mit dem Buchdrucker auch alle übrigen, zur Familie der Holzfreſſer gehörenden Käfer, wie zu den intereſſanteſten für den Forſtmann, ſo aber auch zu den für die Waldungen allerſchädlichſten Kerbthieren gehören. Ein heftiger, viele Jahre hindurch währender Streit erhob ſich dann darüber: ob dieſe Käfer nur, aus anderen Urſachen, bereits krankhafte Bäume befallen oder auch ganz geſunde. Unermüdliche langjährige Beobachtungen und Forſchungen ergaben ſodann: daß ſie allerdings am liebſten ſich in ſchon kränkelnden Bäumen anſiedeln, daß ſie aber, wo dieſe fehlen, auch das geſunde Holz nimmer ſchonen. Im Uebrigen wurde feſtgeſtellt, daß ihnen liegende, vom Sturm gebrochene oder friſch gefällte Bäume lieber als ſtehende, ſie die alten den jüngeren vorziehen, ſich lieber in die freiſtehenden, von der Sonne beſchienenen Stämme einniſten, als in die, welche dichte, finſtere Waldungen bilden, daß altes, ſtarkes Holz ihnen günſtiger iſt, als junger Aufwuchs, und daß ſie, wenn es thunlich, ſtets die Gipfel der Bäume zuerſt angreifen und allmälig tiefer hinabrücken. Jede der verſchiedenen, mannigfachen Gattungen dieſer Käfer führt eine beſondere Lebensart; wir wollen zunächſt die unſeres Buchdruckers kurz verfolgen.

Etwa im April, je nach der Witterung, oft aber auch erſt im Mai, bis ſpäteſtens zur Mitte dieſes Monats, entſchlüpfen unſere Käfer der Winterruhe, und die Weibchen ſuchen ſich nun geeignete Brutplätze. An einer den eben erwähnten Anforderungen entſprechenden, außerdem noch vor Zugluft und rauhem Wind geſchützten, möglichſt wenig Saft und Harz enthaltenden Stelle wird nun ein kreisrundes Loch eingebohrt, das ein wenig ſchräg nach oben läuft und gerade genau für den Käfer groß genug iſt. Wo die Käfer in Menge hauſen, iſt ein hierbei hervorgebrachtes Geräuſch deutlich zu hören. Je nach der Witterung, oder auch nach Beſchaffenheit der Borke, geht dieſe Arbeit ſchneller oder langſamer von ſtatten, und iſt die kleine Meiſterin bis auf den Baſt gelangt, wird zwiſchen dieſem und der äußeren Borke, alſo in der inneren Rindenſchicht, eine größere Höhlung ausgearbeitet. Hier finden ſich dann die Käfer paarweiſe oder je ein Männchen mit zwei bis drei Weibchen zu einer wohl zwanzig Köpfe zählenden Geſellſchaft zuſammen, feiern hier ihre luſtigen Hochzeitsfeſte, und jedes einzelne Weibchen gräbt ſich nun von hieraus einen Muttergang. Sobald ein ſolcher, etwa von vier bis ſechs Linien Länge, hergeſtellt iſt, wählt das Thierchen zu beiden Seiten des Ganges, in ziemlich regelmäßigen Zwiſchenräumen, kleine Grübchen, legt je ein Ei hinein, und bedeckt es mit dem Abfall der Arbeit, dem ſogenannten Wurmmehl. Jedes Weibchen legt etwa 40 bis 60 Eier und verlängert ſeinen Muttergang dazu wohl bis auf ſechs Zoll. Das ſich dabei immer mehr anhäufende Wurmmehl wird rückwärts aus dem Eingangsloch hinausgeſchoben. Hier und da werden in dem Muttergange auch geradezu nach der Oberfläche der Rinde führende Luftlöcher angelegt, welche aber die oberſte Schicht der Borke niemals ganz durchbrechen, ſondern zum Schutze gegen etwa eindringendes Waſſer oder gegen Feinde ſtets noch eine dünne Decke behalten. Nicht minder merkwürdig iſt es, daß die verſchieden, neben einander angelegten Muttergänge ſich niemals zu nahe kommen oder gar kreuzen, die Thierchen ſich ſtets in geſchickteſter Weiſe auszuweichen wiſſen.

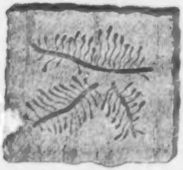
Nach etwa zwei Wochen kriechen aus den Eiern ſchmutzig weiße, fußloſe Larven, mit braunen Köpfen (Holzmaden), welche ſich nun ſeitwärts nach beiden Seiten hin weiter freſſen, bis ſie ſich ſchließlich verpuppen. Ihre Gänge erſcheinen als zierlich geſchlängelte, je nach ihrem Wachsthum immer breiter werdende Rillen, die häufig ſich durch einander ſchlängeln und jene wunderbaren Zeichen und Figuren bilden. Sie bleiben auch nicht in der Rinde oder dem Baſt allein, ſondern freſſen ſich auch oft ein wenig in den Splint fort. In dieſer Weiſe entwickeln ſich, bei ſehr günſtiger Witterung, im Jahre zwei, ſonſt regelmäßig nur eine Brut dieſes Käfers. Weibchen und Männchen ſterben, wie ja faſt ſämmtliche Kerbthiere, bald nach der Verſorgung ihrer Nachkommenſchaft; nur die in demſelben Jahre den Puppen entſchlüpften Käfer überwintern, entweder noch in ihren Gängen, oder, bereits hervorgekrochen, in den Ritzen der Borke und anderen Schlupfwinkeln. Die ſpäteren Bruten überwintern im Larven- oder Puppenzuſtande. —

Unter allen unſern Holzfreſſern unterſcheidet man, nach ihrer Lebensweiſe, ſehr verſchiedenartige: Borkenkäfer, die ihre Höhlungen nur in die äußere Rinde freſſen; Rindenkäfer, gleicher Weiſe in der eigentlichen Rinde lebend; Baſtkäfer, die nur im Baſte ihr Weſen treiben, und Holzkäfer, die ſich gar bis tief in das Holz ſelbſt hineinbohren. Alle die Gänge, Neſter und Wohnungen dieſer Käfer ſind wiederum, je nach der Art, mannigfach verſchieden geſtaltet. Im Allgemeinen theilt man ſie in Wage-, Loth- und Sterngänge, je nachdem dieſelben wagerecht, lothrecht oder ſternförmig verlaufen. Merkwürdiger Weiſe iſt die genaue Kenntniß dieſer, einer jeden Gattung eigenthümliche Form ihrer Gänge, und für den Forſtmann äußerſt wichtig — denn er vermag nach derſelben ſogleich beſtimmt und ſicher zu unterſcheiden, wen



von den kleinen Uebelthätern er vor ſich hat. In Folgendem ſtimmen ſie jedoch ſämmtlich überein: unter dem Muttergang verſteht man die fortlaufende große Rille, von welcher alle übrigen Gänge ſich abzweigen, weil ſie urſprünglich von dem Mutterkäfer gebohrt worden iſt; die von der Brut ſeitwärts gefreſſenen Larvengänge haben an ihrem äußerſten Ende jedesmal eine länglich runde, geräumige Erweiterung, die ſogenannte Wiege, in welcher eben die Verpuppung und Verwandlung des Inſekts vor ſich geht.

Unſer Buchdrucker iſt der einzige Borkenkäfer mit Lothgängen in der Fichte. Sein nächſter Verwandter, der Groß-Kiefern-Borkenkäfer — Bostrychus stenographus — (alſo der Stenograph unter dieſer kunſtfertigen Sippſchaft) iſt der größte von allen, denn er erreicht bis 3½ Linie Länge. Er wird der Kiefer äußerſt verderblich und iſt der einzige in ihr mit breiten, geraden Lothgängen. Der Lärchen-Borkenkäfer iſt ebenfalls ein äußerſt ſchädlicher Kunde, nicht blos an der Lärche allein, ſondern an allen Nadelhölzern überhaupt, ebenſo an ganz jungen Bäumchen, wie an alten Stämmen. Es würde ermüden, die Namen aller Glieder dieſer leider nur zu reichen Familie einzuſchalten; nur einige der bemerkenswertheſten und beſonders die, welche die Forſcher ſehr wunderlich benannt haben, wollen wir noch erwähnen. Nächſt dem Buchdrucker und Stenographen lernen wir noch einen Kupferſtecher-Borkenkäfer kennen; der einzige von ihnen mit Sterngängen in der Fichte. Ihm folgt ein Autograph, ein Selbſtſchreiber, der Zottige Fichten-Borkenkäfer; ein Alleinſchreiber, der Höckerige Eichenholz-Käfer; ein Verborgen Freſſer; ferner der Krummzähnige Tannen-



Borkenkäfer, Hauptverderber der Weißtanne, der an ſeinen wagerechten, doppelgängigen Muttergängen ſogleich zu erkennen iſt; der Zweizähnige Kiefern-Borkenkäfer. Sehr ſchädlich iſt in der Kiefer, und der einzige mit Sterngängen in derſelben, ausſchließlich noch der Liniirte Nadelholzkäfer oder Nutzholz-Borkenkäfer, in allen Nadelhölzern, auch in Birken, und daran zu erkennen, daß er mehrere Zoll tief in's Holz bohrt und leiterförmige Gänge anlegt. (In Betreff aller dieſer charakteriſtiſchen Merkmale ſiehe Lennis treffliches Buch: „Synopſis der Naturgeſchichte des Thierreichs", zweite Auflage, Seite 427 u. ſ. w.)

Dieſen Borkenkäfern ſchließen ſich die, meiſtens nicht minder ſchädlichen übrigen Gattungen der Familie der Holzfreſſer an. Aus deren Reichen müſſen wir ebenfalls noch einige beſonders bemerkenswerthe herzählen. Zu ganz außerordentlicher Berühmtheit oder vielmehr Anrüchigkeit hat es der Kiefernzweig-Baſtkäfer (Kiefernmark-Käfer) gebracht. Es iſt ein höchſtens 2 Linien großer, pechſchwarzer oder dunkelbrauner, kurz und weich behaarter Käfer, mit geſtreift-gepunkteten Flügeln und lebhaft rothen Fühlhörnern. Er lebt nur in den Kiefern, in deren jungen Zweigſpitzen und Schößlingen er ſeine Lothgänge anlegt. Wo er ſein Unweſen treibt, dort findet man den ganzen Boden mit den noch grünen Trieben der Kiefern überſtreut, und um dies und damit ſeine äußerſt ſchädliche Thätigkeit zugleich anzuzeigen, hat man ihm den Beinamen „der Waldgärtner" gegeben. Vielſchreiber nennt man den außer im Nadelholz auch in Kirſchbäumen vorkommednen Doppeläugigen Baſtkäfer, und ein dritter Baſtkäfer, der Holzverderber, iſt dadurch merkwürdig, daß ſeine Larven nicht, wie bei den übrigen, jede einzeln für ſich, ſondern alle zuſammen einen großen Familiengang freſſen. Unter den Splintkäfern iſt einer der böſeſten der Eichen-Splintkäfer — Eccoptogaster intricatus —, welcher öſter in Eichenhainen und Ulmenalleen, beſonders in Frankreich unbeſchreibliche Verwüſtungen angerichtet hat.

Von den Borkenkäfern ſind bis jetzt vierzig Arten in Europa bekannt und ſyſtematiſch feſtgeſtellt; dazu kommen noch dreißig aus der Gattung Baſtkäfer, elf aus der Gattung Splintkäfer und zwei aus der Gattung Kernholzkäfer. Danach können wir nun die Mannigfaltigkeit und ungeheure Fülle aller dieſer Waldverderber ermeſſen, welche nur in der einen Familie Holzfreſſer zu finden ſind — deren zweite Abtheilung, die Unechten Holzfreſſer, wir noch ganz unberückſichtigt laſſen wollen.

Gegen dieſe winzigen, aber in Legionen auf eines unſerer wichtigſten Lebensbedürfniſſe anſtürmenden Feinde, ſteht der Menſch, mit all ſeiner Macht und Weisheit, eigentlich völlig hülflos da. Einer ſeiner Fußtritte könnte ihrer Hunderte vernichten — und doch iſt er gegen ihre Geſammtheit nur zu ohnmächtig. Dies zeigte ſich recht ſprechend in den Hülfsmitteln, die man zu ihrer Vertilgung vorgeſchlagen und verſucht hat: Nicht einmal das Abſammeln — wie bei den Maikäfern und Raupen — war hier ausführbar, und wenn man ja bekanntlich überhaupt gegen ſämmtliche unſerer winzigſten Widerſacher gerade am wenigſten auszurichten vermag, ſo ſcheint dies gegen dieſe im Verborgenen hauſenden Bruten vorzugsweiſe der Fall zu ſeyn. Schon die Erforſchung ihrer Lebensweiſe, die naturgeſchichtliche Beſtimmung und Beobachtung war mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Der einzige Weg, auf dem der Naturforſcher bei den kleineren Kerbthieren zu einem befriedigenden Ergebniß gelangen kann, iſt das Einſammeln ihrer Brut aus den von ihnen bewohnten Pflanzen, und die unſäglich mühſelige, ſorgſame Beobachtung der Entwickelung derſelben in eigens dazu vorgerichteten Glaskäſten. Dieſer Weg hat denn auch zu der Erkenntniß geführt, die man bis jetzt über dieſe Thierchen gewonnen hat, und die wir im Weſentlichen dargelegt haben. Niemand kann es aber ſich verhehlen — daß dieſelbe leider eine nur noch zu unvollkommene iſt, daß noch eine Menge der wichtigſten Punkte aufzuhellen bleiben, bevor man darauf eine, auch nur annähernd ſichere Bekämpfung dieſer kleinen Erzfeinde bauen könnte.

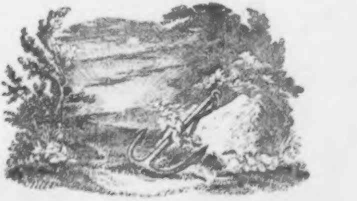
Dennoch hat ſie bereits ſehr viel geboten. Die große erhabene Mutter Natur weiß in ihrem unermeßlichen Reiche ſtets durch eigenes Walten am allerbeſten Alles zu regeln. Wo ſie nicht durch Thun und Beginnen der Menſchen geſtört wird, da weiß ſie wohlthätig das nothwendige Gleichgewicht zu erhalten, oder das zeitweiſe geſtörte ſelbſt wieder herzuſtellen. Und nur wenn der Menſch einſichtsvoll ihre ewig unerſchütterliche Ordnung befolgt, zugleich ihre Mittel und Werkzeuge kennen lernt — nur dann wird er zu hohen Zielen und unerwarteten glänzenden Erfolgen gelangen. Dieſe Wahrheit lernte man immer mehr einſehen, und in dieſer Einſicht ſchauen auch wir uns zunächſt um nach den natürlichen Feinden unſerer Käfer.

Unter ihnen finden wir zunächſt die inſektenfreſſenden Vögel, von denen beſonders Spechte, Meiſen die arge Brut bedeutend vermindern. Eine dringende Mahnung zu ihrem Schutze dürfte daher auch hier nicht überflüſſig ſeyn —! Dann kommen die Mitkämpfer gegen dieſe unſere Feinde aus den Reihen der Kerbthiere ſelbſt. Es ſind die Libellen (Waſſer- oder Spinnjungfern), Raubkäfer, Raubfliegen u. ſ. w. — die wir ſämmtlich noch zu wenig kennen und zu ſchätzen wiſſen. Ein dieſe Erkenntniß in den Volksſchulen bietender Unterricht wäre von ganzem Herzen zu wünſchen! Als die allerwirkſamſten Vertilger der Holzkäferbruten müſſen wir aber die, in den Larven und Puppen (Raupen, Maden u. ſ. w.) faſt ſämmtlicher Inſekten ihre Brut abſetzenden, und jene dadurch ertödtenden Schlupfwespen oder Ichneumonen anſehen — welche ſelbſt den Forſchern nur noch zum geringſten Theil erſt bekannt ſind, und die der größere Kreis ſelbſt der Gebildeten kaum ſchon dem Namen nach zu unterſcheiden weiß. Sie recht kennen und ſchätzen zu lernen und in den weiteſten Kreiſen zu lehren, das ſollte als eine Hauptaufgabe der neueren Naturforſchung betrachtet werden —! Schon aus dieſen Andeutungen iſt erſichtlich: was und wieviel auch in der Macht des verſtändigen Menſchen liegt zur Regelung des Gleichgewichts in der Natur — um damit wahrlich zu eigener Wohlfahrt das Seinige beizutragen. —

Von den künſtlichen Mitteln, welche man zur Bekämpfung des Käferſchadens im Walde in Anwendung bringt, verſprechen eigentlich nur zwei Erfolg: die Anwendung von Fangbäumen und die Vorbauung. Für den erſteren Zweck werden ſchlechte, bereits krankhafte, vom Winde geknickte oder dergleichen Bäume vor dem beginnenden Frühlinge gefällt, und man läßt ſie mit vollen Aeſten für die Käfer liegen. Bekanntlich niſten ſie in ſolchen Bäumen ſich am liebſten ein, und ſind ſie recht mit der Brut angefüllt, dann wird ihre Rinde losgeſchält und verbrannt. Uebrigens tödtet das bloße Abſchälen, das Bloslegen an Luft und Sonne, die im Finſtern hauſenden Larven ſchon allein. Die Vorbauung dagegen beſteht darin, daß man ſämmtliche im Walde befindliche, für die Käferbrut günſtigen Hölzer, gefällte Stämme, Klafter- und Lagerholz, überhaupt Alles, was die etwa vorüberziehenden Käferſchwärme anlocken oder ihre Entwickelung begünſtigen könnte, bei Zeiten ſorgfältig aus dem Walde entfernt.

Auch dieſe Maßnahme hat der denkende Menſch der ewig ſchaffenden Natur abgelauſcht — und wahrlich, bei all ſeinem Thun und Laſſen wird er ſtets am weiteſten kommen, ſich ſtets der herrlichſten Erfolge erfreuen, wenn er den erhabenen Geſetzen der Natur nimmer wiederſtrebt, ſondern ihr ganzes Walten recht zu kennen und zu beherzigen ſucht!

„Humanität" — das Edelmenſchliche.



Wer danach ſtrebt, ſich „Humanität" — das Edelmenſchliche — durch ſittliche und geiſtige Bildung anzueignen, der weiß, er ſuche und finde Zufriedenheit im Recht- und Wohlthun, was zur Achtung und Erhebung des Reinmenſchlichen die innerſte Selbſtgenugthuung iſt. Von dieſem Standpunkt aus fördert man im Bereich ſeines Wirkungskreiſes das *Wahre*, *Gute*, und *Rechte* in möglichſter Milde ohne Beimiſchung eigennütziger Gedanken. Man freut ſich über etwaige Anerkenntniß, wird dadurch geſtärkt, erwartet ſie aber nicht, und wenn ſie ausbleibt, muß auch dies den heiteren Gleichmuth ungeſtört laſſen.

In Bezug auf Würdigmenſchliches haben Religions-, Volks- und Rangs-Unterſchiede keinen Einfluß; es iſt hier das Höchſte bezweckt, übereinkömmliche oder ſtreitige Verhältniſſe werden als irdiſches Nebenweſen betrachtet, will man ein Erſchaffener ſeyn „nach dem Bilde Gottes“, wie uns die urſprüngliche Mitgabe zu unſerm Lebenszwecke in Worten ausgeſprochen wurde. — Dies bedingt eine Stellung, die mit der faſt allgemeinen nicht übereinſtimmt, und eben deshalb muß man auf dem Standpunkt des Würdig- des Edelmenſchlichen mit ſich ſelber im Einklange, ſich geiſtig ſelber genug ſeyn im Wirken für das *Wahre*, *Gute* und *Rechte*.

Das *Wahre*! — ſeine ſchönſte Blüthe und Spitze iſt die *Erkenntniß Gottes*, die ſich vorzüglich durch Hülfe des *Gemüths* entwickelt. Das Gemüth trägt die Menſchenſeele aus der für unſere Sinne unermeßlichen Entfernung in die Nähe Gottes, an das Vaterherz für Alle: das Gemüth hat das innere Auge der Erkenntniß, ein Auge, das die Menſchenſeele in zu empfindende Verbindung bringt mit der ewigen Seele, aus der geſammtes Leben, Walten und Fruchten hervorging. So wird das Gemüth uns Gewähr für eine Wahrheit, die ſich durch den Glauben zur Gewißheit ſteigert hinſichtlich des Daſeyns über Irdiſches hinweg.

Das *Gute*! — Von einer göttlichen Weltregierung ſoll die Menſchheit gläubig durchdrungen ſeyn, ſoll beweiſen, ſie reife im Vergänglichen zum Ewigen, was jeder Einzelne für ſich vermag durch ein Heimiſchwerden im Würdig- und Edelmenſchlichen: dazu iſt Allen die Freiheit des Willens gegeben. Beſtimmt aber dieſer Wille unbedingt Schickſale und Zukunft? Nein! — Auch dem Mächtigſten auf Erden gehört immer nur der Augenblick für ſeinen Willen, ihn zum Erfolge und deſſen Dauer zu beſeelen iſt das Werk Gottes. Aus ſeiner Allmacht vertheilt ſich das Maaß des Gedankenwerthes, der Einſicht, der Thatkraft und Entſchlüſſe; dieſe Allmacht lenkt geheim die Beſtrebungen zur Durchführung des Weltenplans, bei Verkehrtheiten übermüthiger Anmaßung den Erdbewohnern gebietend: Bis hieher und nicht weiter! Wehe der Menſchheit, wenn dem nicht ſo wäre: das Böſe hätte längſt die

Alleinherrſchaft. — Man könnte fragen: was bleibt denn nun noch übrig für die Freiheit des Willens? aber gewiß reichlich genügend iſt die Antwort: es bleibt ihr das ganze große und heilige Gebiet des Sittlichen bei der den Menſchen völlig freigelaſſenen Wahl zwiſchen dem Guten und Böſen: ein Gebiet, wo er bei richtiger Selbſtführung innerhalb dieſes Thatenraums auch ſtets unumſchränkter Selbſtrichter iſt. Dazu empfing der Menſch zum Leitſtern als weltväterliche Fürſorge das Gewiſſen, deſſen ernſte Mahnungen, iſt man ihnen gehorſam, zurückhalten vom Böſen, und, hat man ſich von ihm verlocken laſſen, uns zu Reue, Sühne und Beſſerung aufrufen.

Das Rechte! — Wir befinden uns in einer Zeit, wo gar Vielen, auch neben kirchlichem Scheindienſt, das Gottesbewußtſeyn ſchwindet, wo auf Standeshöhen im Stolz auf eitel gegängelte rohe Kraft, wo von oben bis zu den untergeordnetſten Schichten des Volkes durch Gier nach Geld, nach Macht und Genuß die Stimme des Gewiſſens betäubt, in Frevelmuth erſtickt wird. Solche Zuſtände fördern — mit aller Achtung für echte Ergründung ſey es geſagt — zeitgemäß vorlaute Naturforſcher, indem ſie über die Grenzen menſchlichen Wiſſens hinaus wollen, und die Stützen des Gottglaubens zermürben durch die zerrüttendſte aller Lehren: es gebe kein Leben über dem Vergänglichen, keine ausgleichende Wiedervergeltung. — Schnöde Gewaltherrſchaft und der von ihrer Uebertreibung als Gegenſatz herausgeforderte Freiheitsrauſch einerſeits, anderſeits eitle Forſchungsklügeleien haben das Rechtsgefühl abgeſtumpft, ſo daß nicht Wenige der Zeitgenoſſen in ſämmtlichen Ständen vermöge Verleugnens und Verneinens des Gottglaubens für das wahrhaft Rechte Sinn und Begriff verloren. — Alle unſre Erkenntniß beginnt aber mit dem Glauben, endigt auch mit ihm; das iſt bei der uns nicht möglichen Einſichtlichkeit zum vollen Umfaſſen des Weltalls und ſeiner Ziele eine geiſtig allgemeine Satzung. Sollte dieſe Satzung — was manche, aus Ueberſpannung der Vernunft unvernünftig gewordene Streitkünſtler behaupten — nichts ſeyn als ein uns hinhaltender Troſt, um uns Zweifel und Bangen erträglich zu machen, bis der glimmende Funken, den wir Geiſt oder Seele nennen, verlöſcht, und endlich die ganze Menſchheit in Moder zerfällt? Zu ſolcher Meinung gehört freilich ein Dünkel, der ſich durch allerlei Wortdreherei zu einer irdiſchen Gottheit ſchwindeln möchte in Tagesverhältniſſen, die allem Schwindel ſehr geneigt und zugänglich ſind.

Eine der gewöhnlichſten Waffen, die zu Verſuchen der Ausrottung des Glaubens an ein Höheres und Ueberirdiſches gebraucht werden, iſt die zuweilen mit blendendem Schimmer der Rede vertheidigte Hinweiſung: Das ſey doch eben nichts als ein Verleugnen des Verſtandes, ein vor den Gedanken Zerfallendes, deshalb nur Erbtheil der Schwachköpfe. All die ſchöne und reiche Hoffnung, all die gegenſeitige Liebe, die ſich auf den Glauben an ein Unentdeckbares gründet, erklären jene Ausrotter für Schwärmerei und Nebelgebilde. — Wir haben jedoch ſchon im Erdendaſeyn zu dem Unentdeckbaren ein entdeckbares Ahnungsgefühl, was nicht wegzugrübeln und verwandt iſt der unſerm Geiſte mit inwohnenden Verheißung eines beſeligten Zuſtandes; wir haben nämlich das innigſte Wohlbefinden, wenn wir die Dreieinigkeit des Wahren, Guten und Rechten in Dem, was wir thun und meiden, uns möglichſt aneignen. Dieſe Dreieinigkeit iſt Grundlage und Quelle des Würdig-, des Edelmenſchlichen, — der Humanität. Ihre gewünſchten Erfolge ſucht ſie in dem Beſtreben, Ewigſittliches vorzugsweiſe in ſich und Andern zu ermächtigen, es zu verſtärken — ohne die Mehrung des geſicherten Wiſſens außer Acht zu laſſen — um ſo dem Menſchenthum in Glauben, Liebe und Hoffnung die Stützen zu befeſtigen, die dem Leben der Geſammtheit Frieden und Freudigkeit verbürgen. Dies iſt nur zu erreichen durch ein kräftiges, gottbegeiſtertes Gemüth und reinerhaltenes Gewiſſen; in ſich treu verbunden erfüllen ſie theilhaftig ſchon unſer Erdenleben mit einer Seligkeit, die ſich im Weltganzen des geiſtigen Allſtoffes und Urlichts ſteigern und erweitern kann, was aber die aus jener Dreieinigkeit auch hervorblühende Demuth nicht fordert, ſondern ſich Dem unterwirft, der das Ewige hat und will.

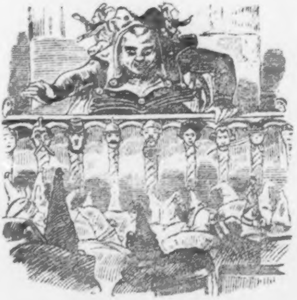
Möge man nach unſrer Anſicht über den Beruf der „Humanität“ Vielerlei, was man noch heut irrig als rühmliche Thaten bezeichnet, genau betrachten, und ſich dabei des Ausſpruches unſerer deutſchen Ahnen erinnern:

„Willſt Du für Wahres, Gutes, Rechtes
Mit Wort und Thaten ſtehen ein,
So mußt Du in Dir ſelbſt ein echtes
Und rechtes Werkzeug Gottes ſeyn.“

Daniel Leßmann (Nachlaß).

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)



Schutzſchrift für reichbeſoldete Amtsträger ohne Beſchäftigung, mit dem Titelſpruch: „Viel verdienſtlicher, gar nichts als Uebles thun.“

Geſammeltes Verzeichniß deſſen, was nach Vernunftſchlüſſen unfehlbar ſich ereignen muß, und ſich zufällig niemals ereignet.

Eine Gehirns-Waage, die genau angiebt, daß Jedem ſo viel an Einſicht mangelt, als er an Eitelkeit Ueberfluß hat.

Verſuchte Widerlegung des Gerüchts: je mehr Räthe, je mehr Ungerathenes, je mehr Orden, je mehr Unordentliches.

Prüfung des Vorſchlags: man ſolle die Leute nicht mehr nach den verſchiedenen Ständen, ſondern nach den verſchiedenen Eitelkeiten abtheilen.

Welt- und lebensgeſchichtlicher Beweis: man habe das oft für

„Schickſal“ gebrauchte doppelſinnige Wort „Geſchick“ meiſt in Ungeſchick zu verwandeln.

In Betracht der Zeitrichtungen unberechtigt ſcheinende Klagen gegen die ſeuchenhafte Muſikſucht, weil dadurch die Volksvernunft ſich wenigſtens in Beluſtigung umbringt.

Neue Anregung der von den Mehrheiten vermiedenen Frage: Ob bei der jetzigen Menge von Reformatoren dieß Wort mit „Verbeſſerer“ oder nur mit „Umgeſtalter“ zu überſetzen ſey?

Austauſch-Geſchäft der Gedanken in Vereinen von Parteien, wobei jede ihre eigene Meinung wieder mit heim nimmt.

Vorrechtlicher Hof-Malz-Saft, der die Wahrheit ſtumm, das Innere zwar gallengährend, das Aeußerliche aber ehrfurchtsvoll macht.

Bittſchrift mehrerer Arbeiter-Vereine an ihre verführeriſchen Prunkredner: es möge Dieſen gefallen, in den Vereins-Stunden zu Hauſe oder irgend wo anders zu bleiben.

Thatſächlicher Beweis der jüngſten Weisheitslehrer: daß man in einer kranken Zeit geſunde Denker nicht zu verlangen hat.

Eherne Ueberzeugung höher begag'ter als begabter Schauſpieler, daß ihrer unvergänglichen Unnatur die Natur ihre Unvergänglichkeit verdankt.

Reinigungs-Mittel für Köpfe, deren Augen und Ohren durch den Schutt zerfallener Vorrechts-Mauern ſo voll Staub ſind, daß ſie Gegenwärtiges nicht ſehen und nahende Gewitter nicht hören.

Denklehre ſtaatsmänniſcher Stock- und Starrweisheit, durch Vergängliches das Beſtändige, durch Thorheit das Verſtändige, und durch Falſches das Rechte zu erheben.

Weiſſagung von der Sündfluth vermöge grundloſer ſogenannter Fortſchritte, die unſre Sittenſtützen umſtoßen und im Winde befeſtigen wollen.

Neueſte Erfahrungslehre über die Anarchie der deutſchen Maaßſtäbe und die Monarchie der franzöſiſchen Muſter, Ellen und Schneiderſcheeren.

Leitfaden zum Wohlleben in der einzigen Wahrnehmung: daß es unendlich vortheilhafter iſt, Pfleger dummer Machthaberei und herrſchender Zerfahrenheit zu ſeyn als ihr Arzt.

Bildniß eines Naturforſchers, der ſo tief eingedrungen iſt in der Natur Geheimniſſe, daß er im Geheimniß ſtecken blieb.

Eine Schaar beblechter Gliedermännchen, äußerſt gelenk und zu lenken bei Schauſpiel, Oper und Qualm-Reden, um ſtets an unrechter Stelle Beifall zu klatſchen.

Steckbriefe gegen die jüngſt entwichene Zeit zufolge vielen Trugs und Fälſchens; Kennzeichen fehlen wegen ſteter Umgeſtaltung.

Ein Haufen von Riegeln, die von der Noth zerbrochen, und verſchiedene Schranken, die von der Gewalt übermüthigen Dünkels zertrümmert wurden.

Schickſals-Geſchichte vieler, durch ein paar Mehrſtimmen erzeugter Geſetze, oder: über Lebensende ohne Lebensanfang.

Rechtsgutachten der Muſen, wonach deutſche Schauſpiel-Dichter, um franzöſiſchen gleichgeſtellt zu werden, nicht mehr an Fähigkeit bedürften, ſondern nur keine Scheu und Scham vor Unſitte und Unnatur.

Beweis, daß es jetzt mit dem Börſenſchwindel nicht ſo arg iſt als ehemals, ſondern ärger.

Neueſte Entdeckung des jüngſten Zeitgeiſtes, wonach die Weisheit nicht die höchſte Wiſſenſchaft, ſondern unſer Bischen Wiſſen die höchſte Weisheit ſey.

Verzeichniß vieler neueſten Vorfälle, die ſämmtlich Rückfälle ſind in Staatskrankheiten.

Abhandlung über das Alter der Eitelkeit, wonach ſie ſchon eine Minute nach der Erſchaffung des Adam entſtand und von der Eva genährt wurde.

Ergebniſſe der Unterſuchung: ob wirklich die Dampfmaſchinen daran ſchuld ſind, daß man auch im Reiche des Geiſtes überall die Gewalt der Dünſte erkennt?

Staatsrathliche Verordnung, wonach man, da Alles in der Welt vergänglich iſt, bei den Geſetzen gleich für die Vergänglichkeit zu ſorgen habe.

Lebensgeſchichte ſolcher Männer, die den Scheinglanz der Ehre gewannen durch den Muth der Schande.

Beſchreibung verſchiedener Zweckeſſen, bei denen zum Unterhalt vortrefflich Gekochtes und zur Unterhaltung ſehr viel Rohes dargeboten wird.

Warnungen vor der Gefährlichkeit, wahrhaften Charakter zu haben, wenn er eben als ganz verſchollene Eigenſchaft gar nicht mehr für die Zuſtände paßt.

Gt.

Zum Lebensgange.

(Aus der Mappe eines Erfahrenen.)

Mitgetheilt von J. C. Erhardt.

Erziehung.

Wie viele Bücher haben wir über Erziehung, grundgelehrte, und doch bei weitem mehr ungezogene oder — deutlicheren Ausdrucks — unerzogene Kinder! Die Lehren zur Erziehung ſind meiſtens lang, aber eine der kürzeſten iſt eigentlich die beſte; ſie ſoll hier folgen in ihrer Einfachheit, mit dem Wunſche, daß ſie überall Beachtung finde. — Das Kind hat Affen-Natur: es ahmt nur nach; man gebe ihm Rechtes und Gutes zum Vorbilde, dann gedeiht es zum rechten und guten Menſchen; man gebe ihm das Gegentheil zum Vorbilde, dann darf man ſich nicht wundern, iſt es einſt auch das Gegentheil vom Rechten und Guten. Man werfe uns nicht viel Worte ein über Angeborenes: jenes iſt die Grundregel, und Ausnahmen verhalten ſich wie Eins zu Tauſend. — Woran erkennt man nun ſogleich ein artig, woran ein unartig gebildetes Kind? Das artige Kind lernte von den Eltern, ſich zu beherrſchen, das unartige lernte von den Eltern das Ungezügelte. Sehr bedeutſam wohlerzogener werden Kinder, deren Eltern ſich in ihrem Thun und Treiben möglichſt mäßigen und beherrſchen, nicht meinen: ſie ſeyen ja zu Hauſe, und zu Hauſe bedürfe man nicht der Selbſtbeachtung, da könne man den Launen und Aufwallungen, der Witterung im Gehirn oder Herzen freien Willen laſſen. Vor den Kindern ſoll man in dieſem Betracht ſich am wenigſten zu Hauſe meinen, denn nirgends findet man aufmerkſamere, ſchärſere und gefährlichere Beobachter als bei den Kindern: ſie geben das Geſehene und Gehörte ſehr bald wieder. Woher kämen die Untugenden, ſähe ſie das Kind nicht täglich vor Augen, würde unwillkürlich durch das Beiſpiel gleichſam verpflichtet, ſie nachzuahmen, und was iſt ſpäter zu erwarten? „Sammeln die Eltern Wolken, kommt das Gewitter über die Kinder!“ — Das liegt im natürlichen Lauf der Dinge. — Was wäre nun demnach das Vorzüglichſte bei der Erziehung, etwa der geregeltere Unterricht? Sehr rathſam, aber keineswegs das Hauptſächlichſte! Das Vorzüglichſte iſt: beſonders im Hauſe unter den Seinen mit beſter Ueberwindung ſich zu benehmen, in der Selbſtbeherrſchung, dieſer edlen Tugend, den Kindern ein muſterhaft leitendes Vorbild zu ſeyn. Es iſt eine ſchwere, kaum ſtets zu bewältigende Aufgabe, aber:

Täglich wohlerwogen
Und geübt,
Laſſen Kinder, wohlerzogen,
Unbetrübt!

Der Verſtand.

Zweideutig im Begriff iſt der Verſtand, den echten zu erkennen, wollen wir verſuchen. Der echte Verſtand lebt mit dem Gemüth in Vertraulichkeit, um für Beides mit der Vernunft Dreieiniges zu gewinnen. Der Verſtand allein erkaltet und verwirrt Gemüth und Vernunft, aber der Irrfahrt wird dann auch der Verſtand nicht entkommen; je weniger er an ſolchen Erfolg glaubt, je mehr wird er davon zu ertragen haben, und nur einem verdorbenen Verſtande iſt dies nicht einleuchtend. Der richtige ſtärkt vor Allem die Vernunft und macht dieſe reichhaltiger; er läßt das Gemüth, das Herz, nicht erkalten, er bringt nur deſſen übereiltes oder ſtürmiſches Aufwallen in Zügelung mit Hülfe der Vernunft. — Immer iſt der richtige Verſtand Herr ſeiner ſelbſt, er denkt nur an Veredlung ſolcher Eigenſchaften, wodurch die Menſchheit der Offenbarung ihres innen Geheimgöttlichen ſich nähert. Da mangelt dem Verſtande nicht die Begeiſterung, wenn er ihrer bedarf: da werden ſolche Regungen des Herzens, die einen Schimmer himmliſcher Seligkeit in das irdiſche Daſeyn zaubern, nicht unterdrückt. — In das Leben der Thätigkeiten und Leidenſchaften hineinblickend, wird der echte, in ſich begründete Verſtand die Ehr- und Glanzſucht nicht fördern; ſein Richtiges hält ihn beſcheiden, und ſeine Tiefe die Beſcheidenheit für nothwendig zum Frieden mit ſich ſelber. — In Wünſchen des Glücks und Erdenguts hat der richtige Verſtand das natürliche, von den Umſtänden bedingte Maaß: eitles Glück iſt ihm Schattenbild, und Reichthum ſieht er vorzugsweiſe in der Veredlung ſeines eignen Weſens.

Das wäre Streben und Wirken des echten Verſtandes; aber freilich, bei dem beſten Willen und Beachten iſt er zuweilen nicht in ſich daheim, beſonders, wenn Herz und Verſtand ſtreitig wurden. Soll dieſer nicht überwunden werden, dann iſt deſſen ganze Kraft aufzurufen, um vermöge der Vernunft, wenn nicht zu ſiegen, doch mindeſtens zu vermitteln bei dem, meiſt die Uebermacht beanſpruchenden Herzen, und nicht ohne Wahrheit ſagt ein Sprüchwort der Chineſen: „Sey der Verſtand ein gut Stück Weges dem Herzen voraus, ſo weit wie dies kommt er doch nicht!“ — Nun, ſind ein Mal Verſtand und Vernunft nicht ganz im Gleichgewicht, dann mögen ſie ſich auch ein Mal vom Herzen etwas raſcher leiten laſſen: es iſt unzweifelhaft verzeihlicher, als wenn der kalte Verſtand — der ohne Vernunft — das Herzige zurückdrängt und unterjocht!

Verſchiedene Zufriedenheit.

Iſt der meiſt ernſte oder der meiſt lächelnde Zufriedene der beglückteſte? — Dies iſt eine Frage höheren Bezugs als Mancher vielleicht meint. Der immer Heitere thut ſelten mehr als bei guter Laune zu ſeyn und ſie Andern mitzutheilen; er findet oft Stoff zum Lachen, wobei der Sinnige nicht mit einſtimmen kann. Der ernſte Zufriedene glaubt, das Leben und deſſen Beruf ſey kein Poſſenſpiel, der Trieb zu ſeichter Beluſtigung ſey ebenſo widerwärtig als verderblich, und iſt's ihm geſtattet, beweiſt er dies auch, was jeder Denkende ſelber vermag, und dies hauptſächlich durch ſich als Vorbild thun wird. Wenn ſich alſo der ſtete Lächler die geſellſchaftliche Menge aneignet, der Ernſte gewinnt für ſich die ſittlich Würdigeren, und es iſt nun zu fragen: ob edle, tiefe Gedanken, die erheben, rühren und erſchüttern, nicht wohlthuender wirken, als oberflächliche Luſtigkeit, womit man ſich und Andere nur kitzelt.

Wünſche eines Mündiggewordenen.

Heut bin ich fünfundzwanzig Jahr alt, bin mündig, und will nun mein eigener Vormund ſeyn in Wünſchen für die Zukunft.

Herr meines Schickſals, Dich und Deine Allmacht ruf' ich bittend an! — Hab' ich einen Trieb, mich in geſchlängelte Regierungshändel zu miſchen, treib' ihn mir aus; denn ich habe mein Bischen Verſtand ſehr nöthig, um über mich ſelber zu regieren.

Bewahre mich nicht nur vor den Unarten, ſondern auch überhaupt vor allen Arten der Verliebtheit: denn ſie machen ſämmtlich blind und mitunter toll; gieb mir aber offene Augen für echte Liebe, und wo ſie gegenſeitig erkannt iſt, lenke mich mit treuem Herzen zum treuen Herzen.

Laß mich nicht überſchwenglich viel vom Glück hoffen, und laß mir beſcheidene Hoffnung nicht ohne Glück.

Mache mich nicht reich, ohne daß ich der Armuth mit heilſamer Hülfe gedenke; mache mich nicht arm, ohne die Kraft, des Reichthums entbehren zu können.

Laß mein Wiſſen und Thun ohne den Dünkel, als fange mit mir erſt die Weisheit an, zugleich ohne den Zweifel, mir in Irrthum und Noth ſelbſt rathen und helfen zu können.

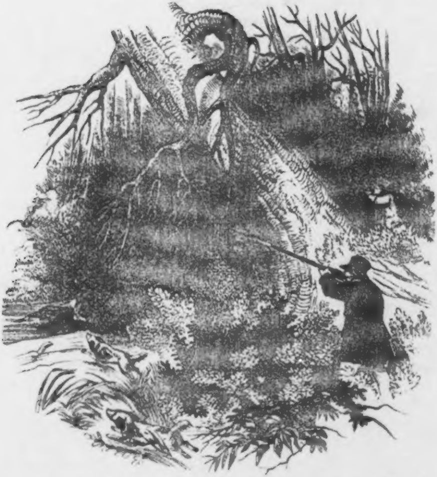
Befeſtige mir den Glauben, daß Alles in der Schöpfung natürlich begründet, der irdiſche Verſtand aber natürlich zu beſchränkt iſt, um eine höhere, uns nicht ſichtbare Allnatur zu begreifen.

In Bezug auf die Zeit meines diesſeitigen Daſeyns bitt' ich: gewähre mir das Leben ſo lange, als ich es mit Vernunft für mich und Andere gut zu benutzen weiß, und rufſt Du mich in ein Jenſeits, dann ſchenke mir die Seligkeit, alles Schlechte und Schlimme zu vergeſſen, alles Edle, Wahre und Schöne ewig im Gedächtniß zu behalten.

Warnung.

Uns iſt ein böſer Wanderer bekannt geworden! — er kommt ſchmeichelnd mit dem Wunſche um Beherbergung auf eine Nacht; am nächſten Morgen thut er bereits heimiſch als täglicher **Gaſt**, und wird bald zum unwiderſtehlichen Gebieter. Seyd gewarnt vor dieſem Wanderer! — er heißt Genußtrieb.

Eine noble Paſſion.



Wer kennt ſie nicht die Sonntagsjäger, die gewaltigen Nimrode, die in überſchmücktem Jagdanzuge, des Waidmanns Sprache nachäffend, jedem Haſen den Tod geſchworen haben und ihr Pulver meiſtens nutzlos verpuffen?

Rentier Blattke war unter dieſen Verpuffern einer der Eifrigſten. Seitdem er ſich von den Geſchäften zurückgezogen hatte, nicht mehr Oel und Kaffe wog, ſondern auf ſeinen Lorbeeren ruhte, das heißt: von den beſcheidenen Zinſen ſeines nicht großen Kapitals lebte, ſang er in ſich oft überſchlagendem Fiſtelton:

„Dir bleib' ich treu mein Leben lang,
Beglücktes Jägerleben!“

Er machte ſich viel zu thun mit Pulverhorn, Jagdtaſche und Büchſe; wenn er doch zuweilen in ein Buch oder eine Zeitung blickte, ſo konnte man ſicher ſeyn, daß ein Bezug auf die edle Jägerei ihn dazu reizte. Es war nun einmal ſeine „Paſſion“, und er geſtand es ſich und allen Bekannten unzählig oft: er begreiſe noch immer nicht, wie er jemals habe Gefallen finden können an Gewürz und Roſinen, nicht ein Jäger geworden ſey, wozu er doch geboren, wie Jedermann ſehen und finden müſſe.

Auch heut war ſein Thun und Treiben nur auf ſeine Liebhaberei gerichtet. Die Büchſe wurde mit gewichtiger Miene aus dem Schranke genommen, Pulverhorn und Kugeltaſche der genaueſten Beſichtigung unterworfen, die Jagdmütze zur Fürſorge bereits auf das nur noch ſpärlich mit Haar bedeckte Haupt geſetzt, während der im neueſten Zuſchnitt für den Beſitzer viel zu jugendlich ausgefallene Jagdrock noch am Nagel hing. Jetzt aber wurde auch er in geſchäftiger Eile angezogen, die Büchſe umgehangen — und Rentier Blattke ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen, um ſeiner „noblen Paſſion“ nachzuhängen. In dieſem Augenblick kam Emma, ſeine Tochter, die nach dem Tode ſeiner Frau ſeinem Hausweſen vorſtand, und das Beginnen des Vaters ſofort erkennend, rief ſie, nicht ohne einen Anflug von Unmuth und Schmerz: „Schon wieder zur Jagd? O Vater! könnteſt Du nicht heute hier bleiben? Nachbar Neumann's wollen uns beſuchen; auch Kaufmann Walter's kommen vielleicht — und Du biſt wieder nicht zu Hauſe. Du entfremdeſt Dir alle Deine alten Bekannten, ohne durch Deine Liebhaberei andere, beſſere zu gewinnen. Iſt mir doch, als wär'ſt Du jetzt immer unruhiger, weniger zufrieden, als ehedem; und Deine neuen Freunde, fürchte ich, kennen Dich nur ſo lange, als ſie eben Dich und Deine Liebhaberei brauchen und nutzen. Es iſt gewiß nicht gut, daß Du ſo ganz aus Deinem alten, gewohnten Kreiſe herausgetreten biſt; — der Himmel gebe, daß nicht noch ein Unglück geſchehe!“

Der Rentier ſchien ob der gehörten Worte im erſten Augenblick unwillig werden zu wollen; doch gleich darauf ſich eines Beſſeren beſinnend, auch bedenkend, daß ein Mädchen unmöglich die edle

Jägerei in ihrer ganzen Tiefe und Erhabenheit erkannt haben könne, ſagte er, faſt mitleidig bedauernd: „Das verſtehſt Du nicht, Kind! Wär'ſt Du ein hochgebornes Edelfräulein, wie Du es nicht biſt, Du würdeſt mit mir, auf milchweißem Zelter ſitzend, hinausziehen nach des Waldes tiefſten Gründen. Du weißt nicht, welche Zeit jetzt iſt; himmelſchreiende Sünde wär's, wollte ich heut zu Hauſe bleiben. Herrn von Hillborn's Murrdachs hat ein Volk Rebhuhn geſpürt, und Lampe, oder wie Du unverſtändiges Frauenzimmer ſagen würdeſt: Haſe, iſt auch da. — Und ich ſage Dir, Kind, meine Lichter, wollte ſagen: Augen, ſind jetzt ſo ſicher und meine Hand ſo feſt, daß Lampe nur die Spitze ſeiner Löffel, das heißt Ohren, braucht einen Zoll breit über dem Kohl ſichtbar werden zu laſſen, ſo iſt er meiner Kugel gewiß.

Nichts iſt dem Jägerglücke gleich,
Das unſern Geiſt erheitert!"

Emma mußte, obwohl es ihr nicht ſo um das Herz war, doch ſelber lächeln über die ſichtbare Fröhlichkeit und Freudigkeit des Vaters, doch gleich wieder ihre gewohnte Ruhe annehmend, ſagte ſie: „Schon gut, Vater, die Jagd iſt Deine Paſſion. Mir aber ſcheint's doch, Du wär'ſt ſonſt bei Deinem Kegelſpiel froher geweſen, als ſeitdem Herr von Hillborn Dein faſt täglicher Begleiter iſt. Der Herr iſt bereits ein ſehr alter Referendarius, was doch auch wohl ſeinen Grund in ſeiner Jagdleidenſchaft haben wird. Was aber Dein Glück betrifft, ſo —."

„Halt, Mädchen! keine Sottiſen!" fiel der Vater ein. „Das verſtehſt Du nicht! Auch der beſte Jäger ſchießt einmal in's Blaue. Heut aber, heut, ſag' ich Dir, ſchaffe ich Dir einen Braten in Deine Küche, daran Du Deine Freude haben ſollſt, womit Du alle die loſen und neidiſchen Mäuler Deiner und meiner Bekannten in Lob triefen machen wirſt, wenn Du ſie zu Tiſche ladeſt, was wir thun wollen. Ich ſage Dir, ſo ein Wildbraten verwandelt die giftigſten Spötter in die beredteſten Lobredner; ein gutes Mittageſſen thut Wunder: alle Menſchen werden Brüder! Laß mich ein wenig aus der Schule plaudern! Höre: ein Kapital-Hirſch wechſelt auf meinem Revier: Hillborn hat ſeine Fährte aufgenommen; ſorge nicht, wenn ich länger ausbleibe. Wir gehen auf den Anſtand, da läßt ſich Stunde und Minute nicht wägen. Alſo, auf Wiederſehen! — Auf Wiederſehn, Mädchen!"

Mit dieſen Worten tänzelte der Rentier zur Thür hinaus, bedann ſich aber auf der Schwelle ſtehend noch, drehte ſich um, und ſagte, ſchelmiſch mit dem Finger drohend: „Und Du, Mädel, ſchilt mir die Jägerei nicht. Denkſt, Schelmenauge, daß ich's nicht wüßt', daß Du die Grünröcke gern haſt, vor Allen einen ſchmucken Jägersmann, einen Andres mit Namen? — Gelt, Mädel! ſieh', wie Du roth wirſt. — Ha! ha! ha! Da hab' ich gradwegs in's Schwarze geſchoſſen!"

Emma war wirklich tief erglüht; ſie wollte ſprechen, trat dem Vater nahe; doch der wich, wie entſetzt, einen Schritt zurück und ſagte lachend: „Bei Leibe keine Liebesgeſchichte, das brächte Unglück!

Glück in der Liebe,
Macht's Auge dem Jäger trübe.

Ich muß fort! Herr von Hillborn biegt ſo eben ungeduldig um die Ecke: er hat gewiß ſchon gewartet. Ade, Kind! Ade!"

Ohne noch eine Antwort abzuwarten, eilte er zum Zimmer, zum Hauſe hinaus, und ſang dem daherkommenden Jagdgenoſſen entgegen, fröhlich die Mütze ſchwenkend:

„Friſch auf zum fröhlichen Jagen,
Es iſt nun an der Zeit."

„Hohe Zeit!" ſchrie Hillborn; „Ihre Uhr ſcheint nicht richtig zu gehen!"

Emma ſchaute dem Vater nach, und ein Zug von bitterer Wehmuth überflog ihr Geſicht, als ſie bemerkte, wie Herr von Hillborn, ſich unbeobachtet glaubend, verächtlich den ſo fröhlichen Rentier anſchaute, wobei er gewiß nicht unterließ, ihm Schmeichelhaftes über ſeinen Anzug und ſeine Heiterkeit zu ſagen. O, ſie fühlte es tief, daß Hillborn in ſeinen Gedanken den Vater beſpöttelte, aber deſſen Liebhaberei zu ſeinen Zwecken und Vergnügungen ausbeutete. Sie wußte es, wie alle Welt es wußte, daß Hillborn als leidenſchaftlicher Jäger die Jagd auf den Feldmarken der Stadt und den dazu gehörigen Waldungen ſehr gern für eigene Rechnung gepachtet hätte, wenn ſeine Kaſſe und andere Verhältniſſe dies fürjetzt zugelaſſen hätten. Er lebte mit dem nahe wohnenden königlichen Oberförſter in keinem guten Einverſtändniß; die Bürgerſchaft, die es für wünſchenswerth halten mußte, anderer Gerechtſame wegen mit dem königlichen Beamten in Frieden zu leben, würde an den Referendar wahrſcheinlich gar nicht verpachtet haben. Deswegen war Blattke von Hillborn beredet worden, die Jagd zu übernehmen, wobei die Bürger und mit ihnen die Tochter der irrigen Anſicht lebten, daß er auch den größten Theil der Pacht zahle. Der Referendar hatte jedoch die Schwächen des gutmüthig eitlen Rentiers nur zu bald erkannt, um ſie mehrſeitig zu ſeinem Nutzen und Vortheil ausbeuten zu können. Emma ſah es ein, daß in der Hand ſeines Begleiters der Vater nur Spielball ſey; ſie fürchtete, er werde früher oder ſpäter einmal mit der Forſtverwaltung oder den ſtädtiſchen Behörden in Zwieſpalt gerathen. Sein ganzes Trachten war ja jetzt nur auf dies Vergnügen gerichtet: wie leicht konnte da ein Unglück geſchehen! Herr von Hillborn war kein paſſender Umgang für den Vater: das fürchtete ſie in Bangigkeit. Mißgeſtimmt ſaß ſie auch eben wieder, dem Vater lange genug nachſehend, den Kopf geſtützt, in ſich verloren. Sie gewahrte es nicht, wie der Schatten eines Mannes ihr Fenſter verdunkelte, bis die Thür des Zimmers ſich leiſe öffnete, ein friſches, mit leichtem Bart beſchattetes männliches Geſicht ſich zeigte und ihr Auge aufleuchten machte.

„Andres!“ rief ſie aufſtehend, und über ihr Geſicht flog ein ſonniges Lächeln. Doch ſchnell ernſt werdend, als wäre ſie ſich eines Unrechts bewußt, ſagte ſie, während ihr Fuß, der ſchon zu ſeinem Empfange gehoben war, ſich wieder ſenkte: „Aber iſt das recht? Du hätteſt es nicht thun ſollen. Der Vater iſt nicht zu Hauſ'. Was ſollen die Nachbarn von Dir und mir denken?“

„Nun!“ entgegnete Andres, der längſt im Zimmer vorgerückt war, und ſeine Büchſe, als wohlangeſtellter Königlicher Jäger, in die Ecke geſtellt hatte — „ſie mögen weiter reden, was ſie ſchon lange gethan haben werden, ſie mögen ſprechen und ſagen, wie es die Wahrheit iſt, daß wir uns lieb haben!“ Und ſein Mädchen leicht, aber herzinnig umfaſſend, ſie an ſich ziehend, ſagte er: „Emma, iſt es nicht beſſer, ich komme von nun an frei und offen zu Dir in's Haus? — Wohl iſt es ſchön, verſtohlen zum Liebchen zu ſchleichen: auf Wegen am Bach, im Wald ſein Mädchen zu ſuchen, heimliche Blicke zu tauſchen, Worte der Liebe zu flüſtern; ja, es iſt labend, der keimenden, erſten Neigung ſüß Geheimniß verſchwiegen in der Bruſt zu tragen, meinend und glaubend: Niemand ahne und wiſſe um dieſe Seligkeit der Bruſt, während ſchon Wald, Feld, Blume, Vogel und Wind, wie der geſchäftigen Menge läſternde Zunge, das Geheimniß der Welt verkünden. O gewiß, dies Geheimnißvolle, ſüß Verſtohlene einer jungen Liebe iſt Seligkeit und Glück! — wenn es aber weiter gekommen, innige Gegenliebe uns bewußt iſt, wenn der Mund geſprochen, was das Herz längſt geglaubt und gehofft — dann iſt es Zeit, der Welt entgegen zu jubeln: Kommt und ſeht: das iſt mein Lieb, mein Glück! Das hab' ich mir errungen! — Heut, Emma, wußte ich Deinen Vater nicht daheim — und ich kam hieher. Mit Dir allein hab' ich zu reden, bevor ich auch mit Deinem Vater rede. Ich denke immer: ein Mann, der erſt bei dem Vater oder der Mutter wirbt, ehe er ſein Mädchen fragt, hat nicht die rechte volle Liebe. Und dann, wer weiß, ob ich Euch Beiden gegenüber den Muth faſſen könnte, den ich eben hatte. Jetzt aber iſt's gewagt, frei und offen, an hellem Tage bin ich gekommen. Morgen ſpreche ich mit Deinem Vater und will ihn fragen, ob —."

Er konnte den Satz nicht beenden, denn Emma hatte ſich an ihn geſchmiegt, lieb und ſüß; ihre Wange an der ſeinigen fühlend, mußte er ſich zur Seite wenden und zwei roſige Lippen küſſen, ſo daß er nicht weiter ſprechen konnte.

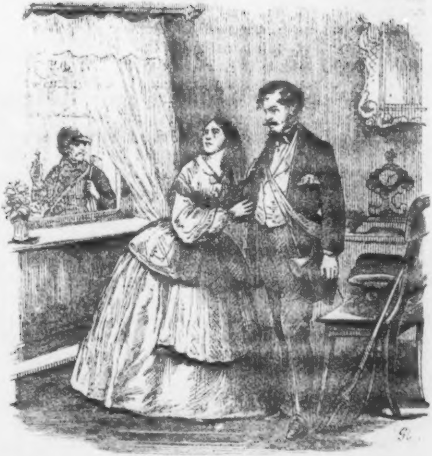
Emma machte verſchämt ſich los und flüchtete einige Schritte zurück, indem ſie hocherröthend, aber unendlich glücklich rief: „O, nicht doch! wenn Du ungeſtüm wirſt, dann geh' nur lieber gleich!"

Als Andres jedoch, wie gekränkt, ſich umwendete, als wolle er ſofort das Haus verlaſſen, war ſie auch ſchon wieder an ſeiner Seite, umfing ihn mit ihren Armen und ſagte, lachend und ſcheltend zugleich: „Du garſtiger Menſch! Gleich will er fort!" — Aber ſcheuer, ſinnender ſetzte ſie hinzu: „Weißt, Andres! nun geh' dennoch lieber! Die Nachbarn ſitzen gewiß alle hinter den Fenſtern, um zu erſpähen, wie lange Du bleibſt. — Geh'! — es giebt des Geredes zu viel. Aber morgen, nicht wahr morgen, dann kommſt Du wieder?"

„Um dem Vater zu ſagen, daß ich Dich lieb hab'!" fiel Andres ein, ſich zu ſeinem Mädchen nieder beugend, während er zugleich ihr ins Ohr flüſterte: „Emma! Drunten im Waldgrund, die neu zu errichtende Förſterſtelle iſt mir gewiß. Heut hab' ich's erfahren: das gab mir Muth zu kommen!" — Und leiſer fragte er, ſie inniger an ſich ziehend: „Emma! wann ſoll unſre Hochzeit ſeyn?"

Sie konnte nicht antworten; — es klopfte leiſe, doch haſtig an das Fenſter.

Die Liebenden fuhren erſchreckt auseinander. Ein Jäger ſtand am Fenſter; Andres erkannte ſeinen Kameraden, und fragte unwillig: „Was giebt's? Was willſt?" — Doch der Gekommene legte, zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund,



winkte mit der Hand nach einer beſtimmten Richtung zu, und ſchritt dann in Eil davon. Andres war bei der Mahnung des Genoſſen bleich geworden, er fuhr ſich, wie erſchreckt, mit der Hand über die Stirn, als wolle er trübe Gedanken von dort verſcheuchen, und ſagte dann, ſeine Büchſe umhängend und ſich zum Abgehen anſchickend: „Ich muß fort; Ade, liebe Emma! Der Himmel beſchütze uns und unſere Liebe!"

Emma, die des Geliebten Bleichwerden bemerkt hatte, erfaßte ihn bei der Hand und ſagte in Angſt und Furcht, zumal ſie keine Urſach fand, die ein Erſchrecken des Geliebten veranlaßt haben könne: „Was iſt es nur, was haſt Du?" — Da er mit der Antwort zögerte, länger als ſie meinte, daß er es thun müſſe, rief ſie heſtiger, von plötzlich trüber, beſtimmter Ahnung erfaßt: „Andres, um Gott! betrifft's den Vater?“ — aber der Gefragte hatte nicht Zeit, konnte und wollte, oder durfte nicht antworten; er öffnete die Thür und ſagte nur, raſch hinausſchreitend: „Ich denke nicht! — Ade! Es ruft der Dienſt.“ — Als habe er ſchon zu viel geſagt, eilte er davon, und Emma blieb in namenloſer Angſt zurück: für den Vater zagte ſie, an ihn dachte ſie. — In der Hitze der Jagd, von leidenſchaftlicher Uebereilung getrieben, konnte ein Jagdfrevel ſo leicht, ſo unbeabſichtigt vollführt werden. Es war eigentlich ſchon zu verwundern, daß ſo etwas noch nicht geſchehen, zumal bei dem Antreiben des Herrn von Hillborn, bei der Unerfahrenheit und Sorgloſigkeit ihres Vaters. In Qual und Sorge ging ſie umher.

Der Abend war ſchön, recht wie zu einem Jagdausfluge gemacht. Herr von Hillborn und Blattke hatten die Felder durchſtreift: der Rentier fühlte ſich völlig entzückt vom Vergnügen, merkte es nicht, daß Hillborn mehr zerſtreut als aufmerkſam der Jagd ſich zuwandte. Dieſer ließ ſogar ein Volk Rebhühner unbeachtet nieder fallen, während doch der Rentier richtig ſein Pulver erfolglos dabei verſchwendete; ja, nicht einmal ſeine ſpitzigen Bemerkungen wegen des Fehlſchuſſes hatte Hillborn bereit, während er doch ſonſt ſeiner Zunge keine Feſſel anlegte. Nur als es über einige Gräben zu ſetzen galt, ein Moor mit einzelnem Fichtenſtrüppig zu durchwaten war, ſchien ſeine Spottluſt wieder zu erwachen; denn er führte ſeinen Begleiter nicht durch die am leichteſten zu durchwatenden Stellen, ſondern ſchien mit Abſicht die tieferen und unzugänglicheren zu ſuchen; wäre es auch nur geweſen, um der geckenhaften, unvortheilhaften Kleidung ſeines Begleiters den neuen Anſtrich zu benehmen. Er lachte höhniſch, als einige Fetzen des Rockes am Strauche hängen blieben und die moorige Erde recht nette Landkarten auf die Beinkleider gezeichnet hatte. „Ja, ja, Blattke!“ ſagte er, den Jagdgenoſſen einer ſchadenfrohen Muſterung unterwerfend, „noch einige Suchen der Art, wie die heutige, und Euer Anzug iſt zur Vogelſcheuche reif! Aber Geduld, die heutige Beute deckt den Schaden doppelt; nur noch wenige Schritte, und wir ſind am Ziel. Ein kapitaler Acht-Ender wechſelt hier: ich bin meiner Sache gewiß. Laſſen Sie uns hier bei dieſer Eiche nieder ſitzen und ausruhen; ich denke, wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, ehe das Thier ſich zeigt. Seit zwei Tagen hab' ich's geſpürt, und bis heute haben die verdammten Grünröcke, mitſammt ihrem Herrn an der Spitze, noch keine Witterung. Hätt' ich geſtern Zeit gehabt, dann wäre der Hirſch ſchon unſer; aber es ging nicht, ich mußte Termin abhalten!"

„Herrendienſt!" ſagte Blattke und fing an, ungeduldig die Füße zu bewegen. Hillborn bemerkte es und ſagte, halb lachend, halb unwillig: „Aber, Herr, wollen Sie ſtill ſtehen! Hier, trinken Sie, und dann laſſen Sie uns in Ruhe der Dinge harren, die da kommen müſſen." — Bei dieſen Worten reichte er ſeine Flaſche dem Rentier, und dieſer, ſich geſchmeichelt und geehrt fühlend, in der Einbildung auch den Hirſch ſehend und treffend, that einen herzhaften Zug, der ſeine Erregtheit mehr ſteigerte, als es der Stunde angemeſſen war. „Ein Acht-Ender, ein Kapitalhirſch!" murmelte er laut vor ſich hin, und hob das Bein, als müſſe er eilen, um dem, in der Hoffnung ſchon von ſeiner Kugel Getroffenen den letzten Genickfang zu geben. Hillborn warf einen zürnenden Blick auf den Erregten, und ſagte im Anflug von Verdruß und Aerger; „Ruhig, Herr! Nochmals ſag' ich, ruhig! Meinen Sie, das Thier werde wie ein Laternenpfahl ſtehen und warten, bis Sie ihm den Lauf auf's Blatt ſetzen? Ich rathe Ihnen, Ihr Pulver nicht zu früh aufblitzen zu laſſen und lieber erfahrneren Leuten einen Schuß zu gönnen. Es wäre doch verdammt, wenn es auch hier ginge, wie vorhin mit den Hühnern!"

Blattke verſchluckte die Pille, die inden Worten lag, und ſoleg ſchweigend ſeinem Gefährten, der ſich jetzt zum Saum der Schonung wendete, wo Beide an einem Hügel, hinter dem Stamm einer knorrigen Eiche Poſto faßten. Hillborn ſchien diesmal ſeinen Begleiter ganz beſonders im Auge behalten zu wollen; er gab noch mannigfache Rathſchläge und traf einzelne Anordnungen. Man hatte von dem Orte aus, ſelbſt geſchützt, einen ziemlich weiten Umblick: rechts nach dem hochholzigen Walde der königlichen Forſt, links nach der Lichtung, mit unbedeutender, weit auseinander ſtehender Fichtenſchonung und den grünbedeckten Ufern einer hell und klar dahin plätſchernden Quelle, zu der das Wild Abends gern den Fuß ſetzte.

Es dämmerte bereits, ein leichter Wind kräuſelte die Blattſpitzen der Bäume; Kröhenzüge ſchwirrten vom Felde dem Walde zu, ein Volk Maiſen huſchte vorüber, ein leichter Nebel ſenkte ſich auf die Erde. Die beiden paſſionirten Jäger ſtanden lautlos auf dem Anſtand, und harrten in Spannung des Wildes.

Blattke hätte ſeiner Ungeduld gern durch Worte Luft gemacht; der eherne Blick ſeines Gefährten hielt ſeine Zunge im Zaum, aber ganz und gar konnte er äußere Zeichen der fieberiſchen Erwartung doch nicht verbergen.

Jetzt — jetzt — wie war dieß möglich, wie war das Thier ſo unbemerkt dahin gekommen? Der erſehnte Acht-Ender ſtand am Waſſer, im Begriff ſeinen Durſt zu löſchen. Das Thier mußte von der entgegengeſetzten Seite, als die Tage zuvor, zur Quelle gekommen ſeyn.

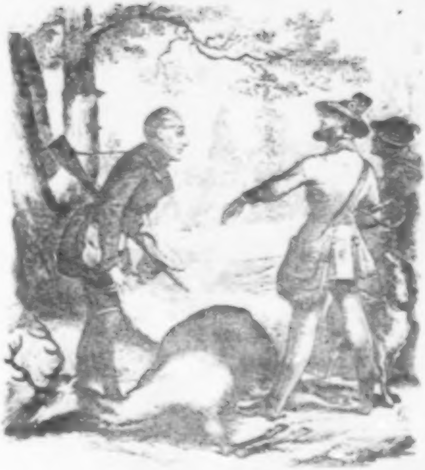
Gleichſam wie königlich herrſchend ſtand das Thier und äugte umher; ſeine Lichter — Augen — glänzten durch die aufſteigenden leichten Nebel. Es war ein prächtig-ſchöner Anblick! Hillborn ſtand wie aus Erz gegoſſen, die Büchſe zum Schuſſe bereit. Noch zögerte er; doch — eben ſtutzte das Thier — es hebt den Kopf und windet. — Blattke hatte in der Erregtheit unwillkürlich einen ihm zur Seite liegenden dürren Zweig mit dem Fuße zertreten: der Laut hatte das Thier ſtutzen gemacht. Es äugte ſtärker umher, und hob — Hillborn täuſchte ſich nicht — die Läufe zum Rückweg in den Hochwald hinein. Der entſcheidende Augenblick war gekommen: es mußte gehandelt werden. Das Thier richtete, ſtolz gebäumt, ſeinen Lauf dem Walde zu. Zwei Schüſſe fielen, raſch hinter einander, faſt zur ſelben Zeit: der Hirſch war getroffen. Er ſchweißte ſtark und eilte, zum Tode verwundet, dem dichteren Hochwalde zu. Es geſchah dies Alles ſo raſch, raſcher als es ſich ſagen und beſchreiben läßt.

Hillborn überſah ſofort das ganze Sachverhältniß, er kannte das Terrain zu genau. Einen Fluch auf den Lippen, ſtampfte er zugleich mit dem Fuße, als er ſah, das Thier ſey bereits auf königlichem Revier, wurde wohl eigentlich dort erſt getroffen: denn jene Quelle floß nur wenige Schritte von der Grenzſcheit. Aber jetzt bemerkend, daß ſchon nach wenigen Schritten das Thier zuſammenbrach, und ſehend, wie haſtig ſein Gefährte dem Wilde zulief, um es abzufangen, ohne zu ahnen oder zu beachten, wo, auf welchem Revier der Hirſch niedergeſunken, lachte er wild und rief, boshaft launig dem Davoneilenden nachäffend: „Ein Kapitalſchuß, Blattke! Ihr ſeyd ein Meiſter. Hubertus lebe! Geht, waidet es aus; ich eile zur Stadt, Leute zu holen, um es heimbringen zu laſſen!" Leiſe, zu ſich ſelber ſprechend, ſetzte er hinzu: „Ein Narr hat

Glück; kommen die Grünröcke nicht, iſt das Thier unſer. Wenn nicht? Pah! laßt ihn ſeine Haut zu Markte tragen!“

Blattke, von dem glücklichen Ereigniß ganz hingenommen, hatte der lauten Worte nicht Acht; an eine klare Ueberſicht der Sachlage war von ſeiner Seite nicht zu denken. In der Verblendung durch ſeine Freude ſah und überlegte er nicht, wo ſein Recht aufhörte, oder das eines Mächtigeren begann. Er wußte nichts von einer Grenze, nicht, ob er auf ſeinem, oder auf königlichem Revier ſich befinde. Die Jagdbeute vor ſich, durchflog ihn nur die Wonne: wie er nun alle ſeine Spötter und mißgünſtigen Neider zu Boden ſchlagen könne. Er fühlte ſich zu glücklich! — wie beſeſſen rannte er dem gefallenen Wilde zu, kniete, als er es erreicht, darauf nieder, erblickte in ſeinem Außerſichſeyn ſchon das prächtige Geweih oberhalb ſeiner Thür prangen. O, es war ein wonniges Gefühl, das ihn in dieſem Augenblick beſeelte! Der Gedanke, daß nicht ſeine Kugel, ſondern, wie gewöhnlich, die des Referendar das Thier jagdrecht getroffen haben könne, kam ihm auch nicht entfernt in den Sinn. Diesmal war er zu feſt von ſeiner Meiſterſchaft überzeugt, die ja auch Hillborn nicht anerkannt haben würde, wenn es anders geſchehen, wenn er noch hätte zweifeln können. Glänzenden Angeſichts, wie der Sieger auf den Wällen einer eroberten Stadt, kniete er auf der erlegten Beute, vernahm nicht das Nahen beflügelter Schritte, bis plötzlich eine Hand ſich auf ſeine Schulter legte, und des Andres markige Stimme in ſein Ohr ſchlug.

„Um Gott, Herr Blattke, muß ich es ſeyn, der Sie ſo findet?“ ſagte der junge Jäger, und ſeine Worte erklangen ſo ſchmerzlich bewegt, als ob ihn das ſchwerſte Unheil getroffen hätte. Indem er nun wahrnahm, daß der Rentier ganz verwundert aufſchaute, gar nicht begreife, was dieſe Anrede zu bedeuten habe, ſetzte er raſch hinzu, ſeine Stimme dämpfend, als ſollte Niemand ſie weiter hören: „Wiſſen Sie denn nicht, daß Sie auf königlichem Revier gejagt?“ und noch leiſer ſetzte er hinzu: „Nicht wahr, Hillborn traf das Thier?“ Aber mit dieſen Worten, die der junge Mann unzweifelhaft in günſtiger Abſicht gethan, hatte er mehr geſchadet, als Gutes gewirkt; der Rentier fühlte ſich in ſeiner Ehre gekränkt, und noch immer das Gefährliche ſeiner Lage nicht erkennend, ſprang er auf und rief laut, ſo daß der jetzt herzutretende Oberförſter und der mit dem Andres gekommene Jäger es vernehmen mußten: „Was, ich das Thier nicht geſchoſſen? Andres, das ſpricht nur der Neid aus



Ihnen! Kapital-Hirſch! Acht-Ender! O, wir nicht gelernten Jäger verſtehen uns auch auf einen guten Schuß! Das Thier hab' ich erlegt! —“

„Nach dieſem offenen Geſtändniß, mein lieber Herr Blattke“, fiel der Oberförſter jetzt ernſt, entſchieden ein, „bedauere ich, Sie als Wilddieb zur Unterſuchung ziehen zu müſſen. Das Thier wurde auf königlichem Revier erlegt!“

„Auf königlichem Revier!“ ſtotterte Blattke verwirrt und ſtarrte wie geiſtesabweſend in's Leere. „Ich glaube, es geſchah auf dem meinigen!“ Der Oberförſter lächelte bei dieſen Worten des Rentier etwas verfänglich, gutmüthiger entgegnete er dann aber doch: „Ich wollte, Sie hätten auf Ihrem Revier gejagt, oder vielmehr auf dem des Herrn von Hillborn, für den Sie doch wohl nur den Deckmantel abgeben mußten. Aber kommen Sie, überführen Sie ſich ſelbſt, daß wir uns auf meinem Revier befinden.“

Mit dieſen Worten eilte er einige Schritte zurück und zeigte dem mehr und mehr zu ſeinem Unglück erwachenden Blattke auf dem Erdboden die Stelle, an der das Thier bei erhaltenem Schuß geweſen war, ſtärker die Läufe in den Sand eingeſetzt, auch von hier ab, bis zur Stelle, wo es lag, geſchweißt hatte.

Der Augenſchein beſtätigte Alles: es blieb kein Zweifel möglich. Das Thier war auf königlichem Jagdgrund erlegt — und Blattke war der überführte Jagdfrevler.

Der beſorgte Mann, jetzt die Größe ſeines Unglücks erkennend und es ſich in ſeiner Angſt über die Gebühr vergrößernd, hob das Auge wie bittend zum Oberförſter auf. Dieſer kam jedoch ſeinem Anliegen zuvor und ſagte: „Weiß, was Sie wollen, laſſen Sie das, es nutzt nichts! Pflicht und Gewiſſen ſchreiben mir meine Handlungsweiſe vor: das werden Sie ſelber fühlen und einſehen. Uebrigens will ich es Ihnen offen geſtehen, wenn dies Ihnen einigen Troſt gewähren kann, daß es mir lieber wäre, wenn ich nicht Sie, ſondern in Ihrer Stelle den Herrn gefunden hätte, von dem Ihnen die unſägliche Jagdluſt eingetrieben wurde, und der in ſeiner blinden Leidenſchaftlichkeit nur zu gern die Grenze der Sitte, des Anſtandes, ja ſelbſt des Geſetzes übertritt, wär' es auch nur, um für einen Augenblick ſeinem Vergnügen fröhnen zu können. — Sie werden dies Alles zu büßen haben. Wozu aber auch einer Jagdluſt nachhängen, die doch, offen geſagt, ſo gänzlich außerhalb Ihrer Sphäre liegt. Jedem das Seine: dem Jäger die Jagd, dem Herrn das Wild — dem Kaufmann die Waare. Und damit wir Alles in Allem ſagen: jungen Herren vom Jus ein gutes Bündel Akten, damit ſie nicht —. Doch wozu weiter ſprechen! Ade! — Auf Wiederſehen vor dem Gericht!“ — Nach dieſer Rede wendete er ſich ſeinen Untergebenen zu, gab ihnen die nöthigen Verhaltungsregeln und ſchritt dann tiefer in den Wald hinein.

Lautlos ſah ihn Blattke gehen: er wußte nicht recht, was er thun ſollte. Gern hätte er einige Fragen an die zurück gebliebenen Jäger gerichtet, aber er fürchtete, keine genügende Antwort zu bekommen; — er ſchwieg, zauderte noch, dann raffte er ſich auf und ſchritt ſchwankend, tief geſenkten Hauptes, der Stadt zu. Es war ihm lieb, daß der Nebel dicker und ſtärker wurde; er hoffte in tiefer Dunkelheit nach Hauſe zu kommen, ſo daß Niemand ihn ſehen, Niemand ihn erkennen würde. Er war gänzlich nüchtern geworden, hätte in die Erde ſinken mögen, fühlte ſich grenzenlos elend, beſchimpft, entehrt; er verwünſchte von ganzem Herzen die Jägerei und gelobte es ſich, nie wieder ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Langſam, wie in einem böſen Traum befangen, ſchritt er weiter.

Drunten am Wege, der rechts zur Feldmark und links zur Stadt führte, dort, wo die Schleedornhecke war, trat Hillborn ihm entgegen, und ſchien von der Stadt zu kommen, während er in Wahrheit hier den Nahenden längſt erwartet hatte. Er wußte, was geſchehen war, that aber unbefangen, und gleich darauf im höchſten Grade erſtaunt und verwundert, als er von dem Rentier das Ereigniß erfuhr, und ſogleich erkannte, wie glücklich die Angelegenheit ſich für ihn gefügt hatte. Er hörte, daß ſeine Anweſenheit von den Jägern nicht als feſtſtehend betrachtet worden war, nahm ſofort ſeinen althergebrachten übermüthigen Ton wieder an und ſagte: „Das iſt Jägerunglück! Mich kränkt's nur, daß uns das Thier verloren ging. Was will man Ihnen thun? Auf Roſen habt Ihr Euch freilich nicht gebettet, aber laßt es gut ſeyn. Die Sache macht ſich nicht ſchlimm, vertraut darauf; etwas Aerger und Verdruß iſt nicht zu vermeiden, im Uebrigen wird die Geſchichte mit Geld allein auszugleichen ſeyn. Nun, da werd' ich nicht knauſern, zumal wenn ich gänzlich aus dem Spiele bleibe. Für Unſereinen iſt es immer bedenklicher, mit den Gerichten zu thun zu haben, als es der Fall iſt mit Ihnen, der unabhängig daſteht; nebenher kann ich auch beſſer eingreifen, wenn ich als bei der Sache unbetheiligt erachtet werde. Sollte es doch ſchief gehen wollen, Blattke, dann verliert nicht den Muth. Wozu hätten wir denn unſere Connexionen, wenn wir ſie nicht für unſere Freunde in Bewegung ſetzen ſollten? — Alſo nochmals: nicht den Muth verloren! — Doch es wird Zeit, daß wir uns trennen; man darf uns jetzt nicht zuſammenſtehend finden. — Ade, Blattke! — und ein Kapitalſchuß von Euch bleibt es doch! — Gute Nacht!“ — Raſch bog er jetzt vom Wege ab und verſchwand in der Dunkelheit des immer ſtärker gewordenen Nebels.

Gebeugt und ſtill ſchlich der Rentier ſeiner Wohnung zu. Die Rede Hillborn's hatte ihn nicht ſonderlich umgeſtimmt: er zagte, ſeiner Tochter vor die Augen zu treten, und doch mußt' es erfolgen. Es war ein ſehr trauriges, ſchmerzhaftes Wiederſehen, und wieviel der ſchlimmen Stunden folgten darauf! Der Prozeß wurde anhängig gemacht, das Ende war voraus zu ſehen: Der Angeklagte mußte ſchuldig befunden werden, ſein Unrecht machte ſich vollkommen klar.

Er wurde verurtheilt trotz der geſchickten Rede ſeines Vertheidigers, trotz der Milderungsgründe, die der Richter hier gern walten ließ. Das Geſetz ſprach deutlich und beſtimmt: Rentier Blattke hatte zweimonatliche Gefängnißſtrafe zu erleiden.

Wo war und blieb nun die gewichtige Connexion? Selbſt das eingereichte Gnadengeſuch hatte an höchſter Stelle keinen Erfolg; es waren in letzter Zeit der Jagdfrevel zu viele verübt worden, als daß von Nachſicht noch die Rede ſeyn konnte: es mußte der Gerechtigkeit ihr Lauf gelaſſen werden.

Blattke ſchlich wie ein Schatten umher. Jetzt, als ſein Geſchick entſchieden war, empfand er die ganze Schwere ſeines Unglücks. Er, der früher nie mit den Gerichten zu thun gehabt, mußte ſich nun zu ſolcher Strafe verurtheilt ſehen. Wo waren denn alle die hochgeſtellten Freunde, die es früher nicht verſchmäht hatten, ſich herabzulaſſen und mit ihm zur Jagd zu gehen? Niemand meldete ſich. Er durchſchaute es jetzt, daß man ihn damals doch nur ſo von Oben herab duldete, während man ihm Schmeicheleien zuwarf. — Seinen alten früheren Bekannten und Freunden hatte er ſich durch ſeine Jagdliebhaberei, die man ihm als Stolz und Hochmuth auslegte, entfremdet: er ſah ſich einſam und verlaſſen.

Und Emma? O, für die war es, als ob mit dem verhängnißvollen Schuß, den der Vater, wie es hieß, gethan, ihr ganzes Lebensglück zerſtört und untergraben ſey. Iſt es ihr doch, als wären nun auch für ſie alle Blumen und Blüthen des Lebens dahin, als würde nie wieder der Liebe Nachtigall, der Freude Lerche in ihrer Bruſt ſchlagen.

Der Andres iſt gekommen; drunten am Gartenzaun hat er die Geliebte endlich, wider ihren Willen, zum Verweilen beredet und gezwungen. Seit Wochen hat er das Haus umgangen, im Verſuch, die Geliebte nur einmal, nur ein einziges Mal zu ſehen und zu ſprechen. Er mußte es erkennen und empfinden: Emma vermied ſeine Nähe; ihre verweinten Augen bezeugten aber deutlicher als die verſtändlichſten Worte, daß ſie ihn als den Urheber des ganzen Unglücks betrachtete, ihn beſchuldigte, dem Vater gleichſam nachgeſchlichen zu ſeyn, ſo ihn in das Verderben ſtürzend.

„Emma!“ rief er jetzt und ſeine Hand erfaßte die Fliehende.

„Emma!" wiederholte er, und aus ſeinen Augen leuchtete der Liebe Gluth, „darf ich nicht ſprechen? Willſt Du mich ungehört verdammen? Sieh', ich bin im Amt, und mein Amt verpflichtete mich, dem Befehle meines Oberen Folge zu leiſten. Würdeſt Du wollen, daß ich meiner Pflicht untreu geworden wäre? Würdeſt Du ruhig ſeyn, wenn ich wegen einer Pflichtwidrigkeit um Amt und Brod kam? — und hätte ſelbſt dies Deinem Vater genützt? Mir folgten Andere, die vielleicht weniger Schonung geübt hätten, als ich zu thun mir erlaubt. Dein Vater war der eigene Schmied ſeines Unglücks! — Willſt Du mich tadeln?"

„Nein!" erwiederte Emma entſchieden, und ihr Auge leuchtete auf; „ich tadle Dich nicht. Du thateſt, was Deines Amtes iſt! — Aber ich vermag Dem nicht die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, der den Vater in's Elend brachte! O, hätteſt Du mir damals nur einen Wink gegeben, hätte ein Wort von Deiner Seite mich das Unglück ahnen laſſen, als Du mir Liebe heuchelteſt, als Dein Mund in Liebe und Glück überzufließen ſchien — ich, ich wäre ohne Zögern dem Vater nachgeeilt, wäre ſeiner Spur gefolgt, bis ich ihn fand, ihn zur Umkehr bewegte. — O, alles Leid, alles Unheil, das uns jetzt traf, ließ ſich ableiten! Dem Vater wären die Augen geöffnet worden, er hätte erkannt, an welchem Abgrund er ſteht, wäre zurückgekommen von ſeiner gefährlichen Leidenſchaft zu ſeinen alten Freunden, ſeinen früheren Vergnügungen — und der Friede des Hauſes war dann wieder gewonnen. — Du haſt es nicht gewollt; Dein übergroßer Amtseifer ließ Dich das Nahe vergeſſen; um Deines Amtes, Deiner Beförderung willen gabſt Du unſere Liebe preis; — ich kann nicht die Deine werden! Unrecht haſt Du nicht gethan — aber auch nicht recht. Es giebt eine Grenzſcheit, wo Pflicht, Amt und Geſetz mit der Menſchlichkeit, mit dem Gefühl, mit dem Herzen in Widerſpruch gerathen. Ein Wort von Dir würde Deiner Pflicht nicht zuwider geweſen ſeyn! Du haſt es nicht geſprochen — und mich dadurch verloren! — Laß uns ſcheiden, laß ſich unſere Wege hier trennen!"

Andres war innigſt erſchrocken, war bleich geworden; der ſtarke Mann mußte ſich ſtützen. Heftig ergriffen ſagte er, anfangs faſt athemlos: „Emma! wird es Dir ſo leicht, mich aufzugeben? Iſt Dir die Liebe ſo wenig, daß Du mich aufgeben willſt eines Wortes wegen, das ich hätte ſprechen ſollen, und nicht ſprechen konnte, da mein Befehl mir erſt ſpäter gegeben wurde, und das Ganze nicht Deinem Vater galt, ſondern einem Andern? Emma, willſt Du mich wirklich verlaſſen? Iſt dies Dein feſter Entſchluß?“ — Er reichte ihr die Hand; ſie verweigerte die ihrige, wendete ſich ab — und ſagte bebend: „Ich kann nicht anders! Wollte ich froh in Deinem Hauſe ſeyn: jeder traurige Zug im Geſicht meines, auch in ſeiner Schwäche ſo lieb guten Vaters würde das Glück mir in Schmerz verwandeln. Und Du, auch Du wäreſt nicht glücklich mit mir. O Gott, mein Gott! Der Name meines Vaters iſt geſchändet; — er muß, dem Verbrecher gleich, im Gefängniß ſitzen — und Du, ich muß es wiederholen, Du hätteſt dies verhindern können, Du biſt der Mitſchuldige ſeines Unglücks. — Ich kann, ich kann nicht die Deine werden! Leb' wohl! Leb' wohl! — der Himmel ſegne Dich!“ Raſch, als fürchte ſie, daß ſeine Worte ſie dennoch zu einer Aenderung ihres Sinnes veranlaſſen könnten, riß ſie ſich los, und eilte, da Andres ſie halten wollte, in das Haus hinein. Stumm ſchlich Andres von dannen.

Drinnen im Hauſe aber ſollte ihr Herz noch tiefer verwundet werden. Als ſie kam, bemerkte ſie, daß der Vater ſich anſchickte, ſeine Gefängnißſtrafe anzutreten. Er hatte nur gewartet, um von der Tochter Abſchied zu nehmen.

Es waren bittere, ſchmerzvolle Augenblicke. Emma war außer ſich, wollte verzweifeln. Laut jammernd ſchrie ſie auf, doch der Vater tröſtete ſie. Er, der ſonſt leicht aus der Faſſung gebracht wurde, war jetzt ſtark und feſt. Entſchieden ſagte er; „Emma! mache mir das Herz nicht ſchwerer. Glaube mir, ich werde ruhiger, zufriedener werden, wenn ich durch die erlittene Strafe mein Unrecht, meine Leichtgläubigkeit, meine Hoffahrt und Eitelkeit geſühnt habe. Jedes Heraustreten aus gewohnter Lebensbahn — das prägte ſich mir ein — iſt mehr oder weniger Thorheit; beſonders wo Kraft und Thatfülle fehlen, ein ganz neues Leben zu beginnen. Sey überzeugt, Kind, nicht die eitle Jägerei allein hat mich in's Unglück geſtürzt; den erſten Schritt dazu that ich bereits, als ich mein Geſchäft aufgab, um als Rentier, vermeintlich ſorglos, meine Tage hinzubringen. — Rentier, auch ſo ein Hochmuthstitel, den Eitelkeit und Trägheit erfunden haben! Wäre ich im Geſchäft geblieben, hätte gearbeitet, wie es dem Manne zukommt, bis der liebe Gott ſagte: Mache Feierabend, ſchließ Deine Fenſterladen: ich wäre nie darauf verfallen, des Haſen Augen Lichter zu nennen, und ſeine Ohren Löffel. Es iſt Alles Thorheit, und mir geſchieht ganz recht, daß ich beſtraft werde. — Und noch Eins, Kind! Den Jagdort habe

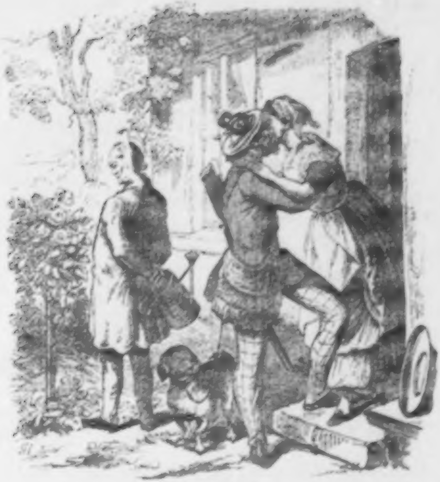
Im Garten aber außerhalb der Stadt, den ich im vergangenen Jahr gekauft, jetzt erſt baar bezahlt habe, dort, Kind, dort wohnen wir künftig. Hillborn wußte, daß mein Auge nach jenem Garten ſtand, er lieh mir das Geld dazu, was ich damals nicht hatte, und ich mußte zum Dank, ſtatt ſeiner, die Jagd pachten. Jetzt, jetzt hat er anderwärts ein Jagdrecht gekauft, nun — nun — laß mich ſchweigen: es iſt verſetzt, wie Du weißt. Es war das Beſte für ihn. Ade, Kind! Es hilft uns nichts, das Wimmern; man muß tragen, was man ſich ſelber aufgebürdet!“

Emma umfaßte den Vater und ſchien ihn nicht laſſen zu wollen. Doch Der machte ſich los, nahm ſeine Büchſe aus dem Wandſchrank, reichte ſie der Tochter und ſagte: „Gieb dieſe Büchſe dem Andres; er möge ſie von mir zum Andenken nehmen.“

Emma ſtarrte den Vater an, ſtreckte die Hände aus und wies das Gewehr zurück. „Nimmer, nimmer kann ich das!“ rief ſie, und auf's Neue ſich an die Bruſt des Vaters werfend, erzählte ſie ihm, wie ſie ſich von Andres gänzlich getrennt habe. Sie ſprach raſch und erregt, während die Thränen ihr von der Wange rollten.

Erſchreckt ſchwieg der Vater eine Weile, endlich ſagte er, bekümmerter denn je: „War das Maaß meines Leidens noch nicht zur Genüge voll? Muß ich mich auch nun noch als den Zerſtörer des Glückes meines einzigen Kindes anſehen? — Der Gedanke, daß Dein Herz dem Andres zugethan, daß Du an ſeiner Seite einſt durch dies Leben gehen würdeſt, brachte in die Nacht meiner Trauer wieder Licht und Hoffnung: Deine Worte tragen auch dies Glück zu Grabe. Ich kann und darf dem Andres nicht ſo Unrecht geben, als Du ihm giebſt. Doch hier hat das Herz zu reden, zu wägen und zu entſcheiden: ich will nicht Richter ſeyn. Stelle die Büchſe wieder an ihren Ort. Ich fürchte, Deine Tage werden noch trauriger, oeder Dir vergehen, als mir die meinigen in der Gefangenſchaft!“ — Tief erſchüttert die Tochter auf den Seſſel niederdrückend, ſchritt er ſchweigend und mit geſenkten Blicken zum Hauſe hinaus, dem Gefängniſſe zu. — Die Nachbarn, die ihn gehen ſahen, ſchüttelten den Kopf und ſagten: „Die Geſchichte hat den Blattke doch arg mitgenommen, er hängt nur noch in ſeinen Kleidern. Das iſt's Ende vom Liede: Hochmuth kommt vor dem Fall. Warum iſt er nicht bei ſeinen Fäſſern und Düten geblieben!“

Ob Emma's Auge noch einmal wieder lächeln wird, ob ſie und der Andres ſich wieder finden werden, wer kann es wiſſen! — „Die Lieb' iſt gleich dem Roſenhauch, im Luftzug naht und flieht er auch!“



Nachſchrift.

Acht Monate ſind vergangen; Vater und Tochter zogen hinaus nach dem Garten. — Aber Andres? Ich ſah ihn, wie er ſchon aus der Stadtwohnung Blattke's Büchſe forttrug, und jetzt? — Er iſt eines Gärtners Sohn; von ihm lernt der Rentier Blumen züchten, Schoten, Bohnen und Kohl pflanzen. Da hat er bei erſprießlicher Arbeit, ſammt Freude, durch Maulwurf und Raupen auch den zur Abwechſelung nöthigen Verdruß. — Sobald jetzt in ſeinem Treibhäuschen die erſte Myrte blüht zum Brautkranz für Emma, wird der Schwiegerſohn Andres, zu Neujahr Unter-Förſter im nahen Waldgebiet, einſtweilen bei dem Rentier wohnen; — ſey's ihnen nun vereint zur Gründung von Heil und Frieden! F. Brunold.

Zwei Briefe
über
Ehe-Verhältniſſe.

(Mitgetheilt von einer jungen Frau.)

Wenige Vorworte.

Niemand möchte glauben, dieſes Ehepaar, das ſo traulich heimkehrt in die anheimelnde Wohnung, konnte jemals von Zerwürfniß bedroht ſeyn; dennoch iſt es ſo, und kaum ſind ſeitdem anderthalb Jahre vergangen. Wir brauchen darüber keine umſtändliche Einleitung, haben nur zwei Briefe mitzutheilen, und die angefügte Nachſchrift, um hoffentlich für ähnliche Mißverſtändniſſe ſehr empfehlenswerthe Ueberlegung anzuregen.

Eugenie an ihre Mutter.

„Meine liebe, meine innigſt geliebte Mutter!

Oft und ſchwer habe ich geſonnen, ehe ich heut die Feder ergriff, denn nichts Gutes habe ich Dir zu enthüllen. Wäre ich minder bedrückt, ſo würde ich es über mich gewinnen, Dir meinen Kummer zu verſchweigen, weil Du, beſte, gemüthvollſte Mutter, die Freuden und Leiden Deiner Kinder doppelt empfindeſt; dieſe Laſt allein zu tragen, vermag ich aber nicht, werde mich erleichtert fühlen, wenn ich Dir mein Herz geöffnet habe. — Es iſt zwiſchen mir und meinem Manne nicht mehr wie ehedem, nicht mehr, wie es ſeyn ſollte; ach, ich fürchte, es iſt ſchlimmer, als ich es jetzt glauben will. Die erneuerte Bekanntſchaft mit Univerſitätsfreunden, die zum Theil rohe, unſtete Vortheilsſucher geworden ſind, während mein Mann durch Kenntniſſe und Strebenseifer zu dem ehrenvollen Gerichtsamt gelangte, haben zuerſt ſeine öfteren Abweſenheiten vom Hauſe bewirkt. Die ſich einſchleichenden Vernachläſſigungen, die ich ſeit einiger Zeit erduldete, wurden bei ihm allmälig faſt zum völligen Ueberdruß aller Häuslichkeit, ſeit den letzten zwei Wochen habe ich ſogar Geringſchätzung und achtungsloſe Behandlung zu ertragen. Soll ich Dir Alles offenbaren, meine liebe Mutter? — ſoll dadurch meinem Herzen, dem ſonſt ſo bereitwilligen Sachwalter meines

Gatten, im Tiefſten weh thun? Ich fürchte, bei einer mir verrathenen Bekanntſchaft, die jene Leichtſinnigen ſollen vermittelt haben, ſind die Liebe und Treue, auf die ich mein ganzes Lebensglück gründete, ſie ſind mir gebrochen: nur ein freudenleeres, hoffnungsloſes Daſeyn ſehe ich vor mir, von widerwärtig kämpfenden Empfindungen und leidvollem Zurückſchauen durchſtürmt! Ich fühle die Unmöglichkeit, ein ſo hart getäuſchtes Vertrauen jemals wieder zu erwecken, und meine Angſt erhöht ſich durch jeden Blick in die Zukunft. Das Beiſpiel des Zwieſpalts in unſerer Ehe wird nachtheiligen Einfluß haben auf die Eintracht und Erziehung unſerer beiden Kinder, wenn ſie älter werden, als Augenzeugen in die Jahre kommen, wo ſie unterſcheiden lernen: unmöglich iſt es dann in meiner Macht, dem Vater die Achtung zu erhalten. Von meinem peinlichen Gram, den Qualen meines Herzens ſage ich Dir weiter nichts, gute Mutter, es ſind unausſprechliche Martern; zu innig habe ich meinen Mann geliebt, um gefaßter mein Unglück ertragen zu können. Alles, was ich für ſeine Freiheit und meine Ruhe zu thun vermag, einzig ſuche ich es darin, mich an den Gedanken einer geſetzlichen Trennung zu gewöhnen: das ſcheint mir der einzige Ausweg für unſer Verhältniß. Deinen Rath, Deinen Troſt rufe ich an, meine geliebte Mutter! Ich Arme bin zu zermalmt, um etwas deutlich zu empfinden, als daß ich nie aufhören werde zu ſeyn Deine Dich kindlich verehrende Tochter Eugenie."

Antwort.

„Meine herzlich geliebte Tochter!

Dein Kummer hat mich ſehr erſchüttert, doch haſt Du wohl gethan, ihn der Mutter zu vertrauen. Das Uebel, was Dich beugt, hat ſchnelle Fortſchritte gemacht, deſto eher wolle der Allmächtige es wenden! — deſto näher liegt Dir vielleicht die Beruhigung. Vergiß in den Tagen der Bedrängniß nicht, daß Du dem Allgütigen oft dankteſt für überſchwengliche Segnungen; ſey jetzt überzeugt, daß er auch Deinem Leiden nicht fern iſt, Du wirſt dann umſichtiger werden, wirſt mit weniger Leidenſchaft urtheilen und handeln. — So ſehr auch Dein Mann gegen Dich und ſich ſelbſt gefehlt hat — ich will darüber auf Deine, wie es mir ſcheint, etwas krankhafte Anſicht eingehen — glauben kann ich doch nicht, daß ſeine Liebe zu Dir erloſchen, für immer erloſchen ſeyn ſollte. Bereits jahrelange Zuneigung und Eure beiden Kinderchen ſind ſtarke Bande der Natur, die augenblickliche Verirrung nicht ſo raſch zu zerreißen vermag; ſogar die Geringſchätzung, die Du erlitten, ſtatt der Achtung, die Dein Gatte nach der mir gewordenen Erfahrung Deinem wahren Werthe nie verſagte, zeigt an, daß er befangen, mit ſich nicht in Uebereinſtimmung iſt. Um wie viel werther würdeſt Du ihm, wenn Du ihn durch Klugheit und Sanftmuth aus der Selbſttäuſchung befreiteſt, ſtatt daß Du vielleicht unbewußt Deiner Erregtheit mehr erlaubſt, als zur Eintracht dient. Nachgiebige Klugheit und ausdauernde Sanftmuth ſind die natürliche Schutzleitung der Weiblichkeit. — Von ſeiner Untreue — wenn ſie erwieſen, nicht etwa durch Aufſchwätzerei und Deine Gereiztheit übertrieben wäre — kann ich Dir voraus verſichern: eine ſolche Lebensweiſe führt den denkenden und fühlenden Mann, was der Deinige iſt, viel früher zum Ueberdruß als häusliche Behaglichkeit. Die lockeren Geſellen, die durch Einfluß ihrer Zerfahrenheit Deinem Manne Reue bereiten, Dir gerechte Thränen veranlaſſen, ſie ſind es, deren Entfernung ich ſehnlich wünſche: weil damit die Wiederkehr Deines Eheglücks verbunden iſt. — Den Gedanken an Eheſcheidung wirf ganz aus dem Sinn — Gott behüte Dich davor! Wie oft ſolche Trennungen ſich ereignen, ſie helfen nicht zum Frieden: das Mittel wird in der Regel ſchlimmer als das Uebel. Abgerechnet, daß öffentlicher Zwieſpalt der Eltern den Tadel der Kinder herausfordert, ſie vater- oder mutterlos werden; abgerechnet, daß bei getheiltem Hausweſen Du in höchſter Einſchränkung Dir manchen erhebenden Lebensgenuß verſagen müßteſt, Du würdeſt erkennen: daß bald, wo Liebe ſchwindet, Schonungsloſigkeit, wenn nicht gar Haß ſich aufdrängt. Da, wo ein geheiligtes Band aufgelöſt wird, rauſchen — wie ein überfluthender Strom — Gerüchte, Verunglimpfungen, geſchäftige Zwiſchenträgerei daher, und all dies feindliche Umſtrömen treibt für die Getrennten immer neuen Stoff des Haders in Blüthe und Frucht. Dich zu rechtfertigen, wirſt Du zuweilen in ſittlicher Empörung die Milde edler Weiblichkeit verletzen müſſen, und was Deine Duldung in der Wage des Allwiſſenden Dir zum Segen geweiht hätte, bedeckt vor dem Richterſtuhl der Welt den Vater Deiner Kinder mit Schmach, umgiebt Dich mit Verdächtigung, Zweifel und Schadenfreude. Ach, unzählig Kränkendes und Nagendes entſteigt dem unheilbaren Bruch zweier Gemüther! — wie würdeſt Du ſtaunen über die Klippen in dem vermeinten Hafen Deiner geträumten Ruhe! Wie viel Selbſtſtändigkeit, Vorſicht und ſtrenge Wahl bei den unbedeutendſten Handlungen ſind erforderlich), willſt Du bei jeder Verlockung für Dich bürgen, und Dir einen unzweideutigen Ruf ſichern! — Ja, es giebt achtungswerthe Frauen, deren ernſtes Beſtreben dies erreicht; es giebt auch Verhältniſſe, die zur Eheſcheidung unerläßlich nöthigen, aber wie weit iſt es — Gott ſey Dank! — von den erſten Wolken, die Deinen Himmel trüben, zu dem unſäglichen Weh, das einen ſolchen Schritt entſündigt! — Und dann, wie wollteſt Du Dein Herz beſchwichtigen, das ſo voll innigſt treuer Liebe für Deinen Gatten ſchlägt! O, meine Eugenie läßt gewiß dieſer heiligen Macht im Vertrauen auf höhere Leitung ein freies Walten, und heitere Zukunft wird ſich Dir unzweifelhaft daraus entſchleiern. Baue feſt auf Deines Mannes bisher gewohnte ſittliche Lebensweiſe; ſie iſt ein Grund, auf den man bauen darf, wie ich es thue, während ich, wenn von ſonſtigen Ausſchweifungen die Rede ſeyn könnte, ſchwerlich an eine dauernde Wohlfahrt glauben würde. — Ich eile in wenigen Tagen zu Dir, mein geliebtes Kind! — unterdeß laß Dich nicht von Ungerechtigkeit oder Ungeſtüm überfallen: erkenne Deine Hülfe in dem unfehlbaren Mittel: Deinen verirrten Gatten wieder in rechte Bahn zu lenken durch unwandelbare Sanftmuth; verdopple die Zartheit in der Art, ihn zu behandeln, verberge ihm behutſam den Anblick Deiner Thränen, und — ſchuldig oder nicht! — meide die Vorwürfe, damit ſein beſſerer Sinn nicht mehr noch verſcheucht wird. Vorwürfe führen faſt immer zur völligen Entzweiung; je gerechter Deine Klagen ſind, deſto reichlicher erfordern ſie Klugheit und Erwägen im Ausdruck. Die meiſten Männer ſehen und empfinden es ſehr ungern, wenn ſie ſelber an ihrem Unrecht nicht mehr zweifeln dürfen; die *beleidigte* Gattin gewinnt aber unſtreitig Vortheile über ihren Gatten. Das iſt, läßt ſie es bemerken, ein Umſtand, den er nicht leicht erträgt, ſchwer verzeiht; ſeine Eigenliebe iſt mit ſolcher Demüthigung zu feſt verwebt, und vergiß es ja nicht: beleidigte Selbſtliebe gehört zum Unverſöhnlichſten auf Erden. Folge meinem Rath, geliebte Tochter, übe Klugheit und Sanftmuth, und *beharre* dabei. Unmöglich iſt es, daß Dein Gatte ſolchen Waffen widerſteht: ja, es würde auf dieſem Wege der ungeliebteſten Frau gelingen, die entſchiedenſte Abneigung zu überwinden. — Der Himmel ſenke Troſt und Ruhe in Dein bedrängtes Herz! Unaufhörlich fleht darum Deine tief bekümmerte treue Mutter.“

* * *

Dieſem Briefe, der ein wahrer Schatz iſt aus Erkenntniß und Herzigkeit, gab Eugenie die Nachſchrift:

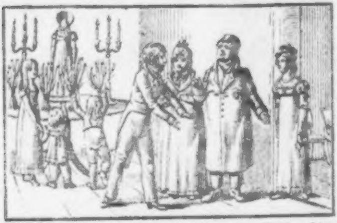
„Mein ſchöner, heiterer Himmel war getrübt, meiner guten, verſtändigen Mutter allein danke ich di[illegible]neuerung meines Lebensglücks. Ach! hätte ich damals den Abweg gewählt, den ich im Taumel meiner Schmerzen als Zuflucht anſah, und der doch nur ein Irrweg ſeyn konnte, wie viel Thränen und Trauer hätte ich unbedachtſam an allen meinen Lieben verſchuldet!“

* * *

Wir aber [illegible]ſſen nur noch folgen, was ſchon Euripides ſagte: „Deß Herz h[illegible] nie geliebt, der nicht für immer liebt!“ — und ſchließen den [illegible]uſatz an:

„Nie Verſöhnung entbehrt
Liebe, die wiederkehrt.“

Der Großvater meiner Frau.



Auch im vorigen Jahr feierten wir unſre Weihnacht ganz ſo, wie wir es bereits vierzig Mal gethan hatten ſeit jenem heiligen Abend, der mir meine Lebensgefährtin als Braut zuführte, und das Erlebniß jenes Augenblicks verlor nimmer an ſeinem Eindruck.

„Sie iſt noch ſehr jung, meine Enkelin“, antwortete der Großvater, Rendant Wredow, auf meine Werbung, „zählt kaum ſiebzehn Jahre; Sie haben noch Zeit genug, ſich gegenſeitig möglichſt vollſtändigſt genau kennen zu lernen, und danach Ihren Entſchluß zu prüfen. Ich weiß, Sie ſind nicht reich im Irdiſchen, haben aber ſo viel, um auszukommen bei Wirthſchaftlichkeit, und die fehlt der Agnes nicht, dafür hat meine Alte, die — Gott ſey Dank! — noch neben mir ſteht, rechtſchaffen geſorgt. Erklären muß ich aber gleich, daß Agnes keine wohlhabende Erbin iſt, Sie bei unſern beſchränkten Mitteln auch nur eine ſchlichte Ausſteuer erwarten dürfen.“

Geld und Gut hatte ich bei meinem Antrag nicht im Sinn, Agnes war mir Alles, und blieb mir Alles, ſeitdem zwei Jahre ſpäter wir ein Ehepaar wurden. — Aber, wie geſagt, die Erinnerung an jenes Weihnachtsfeſt, — mir auch durch flüchtige Zeichnung bewahrt, die mir das Kindliche der jungfräulich ſcheuen Braut darſtellt in damaliger, nicht ſchön kleidſamer Tracht — hilft immer die Chriſtfreude ſteigern. Zu dieſer Erinnerung gehört ſtets noch die wiederholte Vorleſung einer kurzen Lebensbetrachtung, die wir im Pult des Großvaters fanden, auch wohl von Andern mit Theilnahme geleſen wird. Gemäß dieſer Hoffnung folgt ſie hier wörtlich nach der uns vorliegenden Urſchrift:

Glück und Unglück.

Einſt war ich ein eifriger Börſenbeſucher, hatte manchen Treffer, ward reich, und machte, um mehr Bekanntſchaften zu haben, und das Vertrauen auf mein Vermögen zu ſtärken, ein großes Haus, wie man zu ſagen pflegt. Da wollt' ich im Fluge Milionair werden, übernahm eine große Summe in Obligationen einer Staats-Anleihe; ſie zogen nicht, ich kam zu Falle, gab hin, was ich hatte, mir den Namen eines ehrlichen Mannes zu retten, und bin nun — glücklich, ſeit man mich unglücklich nennt.

Ein Gönner verſchaffte mir bei der Staats-Bank ein Amt, das mir nicht übermäßig zu thun giebt. — Vordem hatte meine hübſche und gutmüthige Frau Wagen und Pferde; das wirkte wie alles Neue: ich konnte ſie ſelten ſehen, denn ſie war faſt immer außer dem Hauſe. Die Gläubiger haben ſich des Fuhrweſens bemächtigt, und jetzt bleibt ſie gern bei mir in unſerer ſchlichten Wohnung. — Höchſt empfindlich war ſie geworden hinſichtlich der Küche: nie war etwas ſo recht völlig nach ihrem Geſchmack. Obſchon unſere Tafel eines großen Aufwandes bedurfte, aßen wir ſelbſt wenig; unſre ſogenannten Freunde — wir hatten deren in verſchiedenen Volksſchichten — kamen bei der Mittagsmahlzeit uns meiſt überraſchend am meiſten zur Hülfe, und einladen mußten wir auch. Jetzt kocht meine Frau ſelbſt, kocht unübertrefflich, und was wir haben, verzehren wir auch ſelber, rufen nur zuweilen liebe Gäſte herbei. Aus Ueberbleibſeln bereitet mein Weibchen ein Ragout, eine Miſchſpeiſe, die jene unſerer Stadt-Köche weit übertrifft, und mein Riekchen, das ſonſt Alles zu tadeln wußte, bringt jetzt auf unſern Tiſch Gerichte, an denen nichts zu tadeln iſt, wobei nun ihre Freude zur köſtlichſten Würze gedeiht. — Meine Frau iſt umſchauend, mit ſich in Ordnung, ſorgfältig, zählt und bucht genau die Stücke der Wäſche, ehe die gebrauchten dem Waſchfaß überliefert werden. — Sie dankt mir ſogar für den Muth, den ich nach unſern verwandelten Zuſtänden zeige. Meine Gemüthlichkeit rühmt ſie, verſichert: nun erſt kenne ſie mich! — und wirklich hätten wir uns vor der Heirath wenig Mühe gegeben, uns kennen zu lernen. Jetzt ſprechen wir uns miteinander aus: wir wägen unſre gegenſeitigen Eigenſchaften, und ſind Eines vom Andern in Zufriedenheit wie bezaubert: das iſt doch eine unvergleichlich angenehme Neuigkeit! — Ich kränkelte oft, und hatte einen Arzt, der mit ſeinem Rath faſt täglich bei uns heranfuhr. Er war mir Vormund in Betreff der Wahl meiner Speiſen und meiner Weine, auch ſo zärtlich für mich beſorgt, daß er immer ſehr liebte und mit Wohlbehagen genoß, was er mir zu lieben anrieth. Bei langen Mahlzeiten wollte er mir ein Muſter ſeyn: er häufte und leerte die Teller, als hätte er für uns Beide zu eſſen, trank viel auf meine Geſundheit, und jedesmal blickte ich ihn dabei an mit neidiſchen Augen. Seitdem mir das Geld knapp iſt, hat mich der Menſchenfreund — dem Himmel ſey Dank! — verlaſſen. Als er Gerichtsdiener an meiner Thür bemerkte, befühlte er mir noch einmal den Puls, erklärte mir: ich ſey vollkommen geneſen, und das wurde freilich erſt wahr, als ich einſah, daß ihm zu ſeinem Vortheil meine Kränklichkeit beſſer diente als meine Geſundheit. — Während der wenigen Jahre, die man meine Glückszeit nannte, hatte ich ſtets Angſt und Furcht vor Unglück; es iſt gekommen, und ich finde, daß es auch ſeine Reize hat. Damals dachte ich: jetzt biſt du des Reichthums gewohnt, wenn du bei deſſen Verluſt deine glänzende Umgebung, deine Gemälde, deine Pferde, deine vornehmen Bekanntſchaften, und ſo weiter, verlieren ſollteſt, nur eine Kugel durch den Kopf bliebe dir übrig. Das Alles hab' ich verloren, und niemals ſpürte ich mehr Luſt zum Leben als jetzt. Ich bin frei, faſt unabhängig, fürchte mich nicht mehr vor Verluſten, am wenigſten vor Dieben. Von allen Koſtbarkeiten blieben uns nur die Trauringe; wir ſind beinahe ſo arm, aber völlig ſo glücklich wie vor Jahrhunderten Philemon und Baucis!“ —

„Philemon und Baucis!“ — darin ſind wir den Großeltern ähnlich, denn ich bin Lehrer an einem Gymnaſium: meine Einnahme muß alſo, nächſt der Sparſamkeit, beſonders noch unterſtützt werden von der Zufriedenheit. — Wenn aber Kaiſer Nero ſchon im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung einhundertachtundachtzig Meinungen über die Frage: was iſt Glück? zählte, dieſe Meinungen bis heut ſich gewiß ſehr vermehrten, ſo mag man ihnen gefälligſt noch die des Großvaters meiner Agnes hinzuzählen. H. F—s.

Geſchichtliches vom Neujahrstage.

Man hat die Zeit verglichen mit einem Gange, von dem wir nur einen Theil überſehen: dem Anfang können wir nur erfolglos nachſpüren, und die Unmöglichkeit eines entdeckbaren Endes macht uns ſchwindeln. Der Menſch hat keinen Begriff für das Unbegrenzte; deshalb ſtellte er ſich, nachfolgend den alten Egyptern, die Zeit als einen Kreis vor, wo weder Anfang noch Ende zu entdecken iſt: als eine ringsförmige Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Den Egyptern war dies Kneph, der allwaltende Weltgeiſt als verborgene Gottheit, die ſich in der Zeit, im lebendigen Schlangenringe bewegt. Dies Ewigdageweſene und Nieendende verſinnlichten die alten Egypter zuweilen geflügelt: denn mit raſchem Flügelſchwunge eilt die Zeit. — Wir Menſchen, nur im Beſchränkten und Vergänglichen heimiſch, müſſen uns den Kreis wieder in Theile zerlegen: die Sternendreiheit der

Erde, des Mondes und der Sonne giebt uns dazu das Maaß, und wie verſchieden haben wir das Zeitmaaß anzulegen im Weltall! Während ein irdiſcher Greis ſich achtzig Mal ſeines Wiegenfeſtes freuen konnte, würde er auf dem Uranus, dem entfernteſten Planeten unſres Sonnenſyſtems, noch ſeiner erſten Geburtsfeier entgegenſehen; ein uraniſcher Jüngling von achtzehn Jahren hätte eine irdiſche Geſchichte von mehr als tauſend Jahren erreicht.

Für unſre Jahre müſſen wir einen Anfang haben: dies iſt unſer Neujahrstag. War dieſer im Jahreskreiſe ſtets der gleichzeitige? Iſt dieſer Tag allen Zeitgenoſſen der erſte im Jahr?

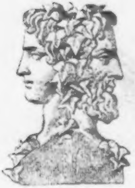
Zur Jahresberechnung gebraucht man entweder eine wichtige Naturanordnung, vorzugsweiſe den Kreislauf der Sterne, oder ein in der Geſchichte der Menſchheit merkwürdiges Ereigniß, das gleichſam als Zeitſcheide betrachtet wurde.

Die Egypter begannen urſprünglich ihr Jahr mit dem Aufgange des Hundsſternes, gegen Ende unſeres Juli; da veranlaßte das Steigen des befruchtenden Nil ein allgemeines Freudenfeſt. Sie zählten 365 Tage im Jahr, aber deſſen Anfang rückte immer weiter, weil ſie keine Schaltjahre hatten, und der Unterſchied betrug zur Zeit des Auguſtus, wo man das Neujahr auf den 29. Auguſt nach dem Julianiſchen Kalender feſtſetzte, bereits elf Monate. Der Egypter großes Jahr aber, Jahr der Gottheit benannt, war ein aſtronomiſcher Zeitlauf von 1461 Erdjahren, und in dieſer Zeit mußte der Schaltfehler ein ganzes Jahr betragen, ſo daß der Neujahrstag durch alle Tage des Kalenderjahres gegangen war.

Die Chaldäer und Syrer fingen das Jahr mit dem Herbſt an. Sie hegten die im Morgenlande durchgängig verbreitete Meinung, die Welt ſey im Herbſt erſchaffen. Dieſer Meinung folgten ebenfalls die Juden, und feierten den Neujahrstag des bürgerlichen Jahres an dem viel früher eingeſetzten Erinnerungstage, dem erſten des ſiebenten Monats, unſerm September. Das kirchliche Jahr begann aber bei ihnen, ohne beſondere Auszeichnung des erſten Tages, im Frühling: mit ihm auch die Reihenfolge der Monate.

Unter den Griechen waren ſehr verſchiedene Jahresanfänge im Gebrauch. Hier rechnete man nach Naturerſcheinungen, nach Sonnenwende, Tag- und Nachtgleiche, oder dem jährlichen Auf- und Niedergange der Fixſterne; dort nach den heiligen Spielen, den Frühjahrs-Zeiträumen der Olympiaden, nach den zwei- und vierjährigen der Nemeiſchen Kampfſpiele, beſonders nach den erſten, die ſich im Juli ereigneten. In manchen Landſtrichen wurden die Jahre nach gewiſſen obrigkeitlichen Aemtern gerechnet. Die Athener, früher das Jahr mit der Winter-Sonnenwende abtheilend, begannen es ſpäter mit dem Neumond, deſſen Vollmond zunächſt nach dem Sommer-Anfange war. — Die Geſchichtſchreiber wählten wieder einen andern Weg, wahrſcheinlich um etwas durchweg Gültiges zu ermitteln: Herodot rechnete nach Geſchlechtsfolgen von etwa dreiunddreißig Jahren, Thukydides nach Jahren des Peloponeſiſchen Krieges.

Die Römer fingen eine lange Zeit hindurch ihr Jahr, das bei ihnen urſprünglich nur aus zehn Monaten beſtand, mit dem erſten März an. Dieſer Monat, ihrem Schutzgötzen Mars geweiht, war ihnen der erſte, December zehnter und letzter. Numa, der noch zwei Monate hinzufügte, weihete einen, unſern Januar, dem Janus, dem Rück und Vorwärtsblicker. Er wurde, als ſinnliche Bezeichnung des Jahres und der Sonne, abgebildet mit Schlüſſeln, den Eröffner anzudeuten, nächſtdem mit einem gealterten und einem jugendlichen Kopf, als Hinweiſung zum Schauen in Vergangenheit und Zukunft. Den erſten Januar weihte man ihm durch ein Feſtgeſchenk, Janual genannt, beſtehend aus Wein, Früchten, hauptſächlich noch aus einem Kuchen von Mehl, Milch und Honig, beſtreut mit geröſtetem Korn und Salz. Alle Thüren waren an dieſem Tage bekränzt, und der Conſul ritt auf einem weißen Roſſe



— Sinnzeichen der Sonne — in feierlichem Aufzuge nach dem Capitol, wo er dem Janus opferte. Dennoch war der erſte Januar kein Ruhetag, man ſaß zu Gericht, dachte überall an Beginn neuer Thätigkeit, wie dies noch jetzt in mehreren Ländern Arbeitſame beibehalten haben.

Um dieſelbe Zeit, nach dem Eintreffen der Winter-Sonnenwende, feierten die alten Deutſchen und andere nordiſche Völker das Julfeſt als Jahresanfang. Der Sonnenwagen, ſagte man, hätte ſich umgedreht, die Sonne kehre zurück, und Hera oder Hertha — die Erde — fliege umher mit Geſchenken. Da die heilige Eiche in dieſer Jahreszeit kein Laub hatte, wurde ſtatt deſſen die Miſtel gebraucht. Die Druiden — Prieſter — zogen in den Gauen umher, riefen: „Miſtel zum neuen Jahre!“ — und feierliche Umzüge ehrten die Eiche, an der die Miſtel wuchs. Die weißgekleideten Waffenherolde trugen Zweige, mit Schlangen umwunden, die Druiden opferten zwei weiße, noch von keinem Joche bedrückte Stiere, und ein Schwein, als Julgabe, zufolge des Glaubens: der Sonnenwagen werde von Schweinen gezogen. Der Altar- und Bergfeuer viele loderten auf, die Barden, die Dichter und Sänger, ließen heilige Lieder ertönen, Gaſtmahle mit Geſängen und Tänzen ſchloſſen ſich an. — Dieſes Feſt blieb bei den nordiſchen Völkern nicht ohne Einfluß auf die Weihnachtsfeier.

Im ganzen chriſtlichen Europa iſt jetzt die römiſche Jahres-Anordnung geltend, auch wenn die Ruſſen nach altem Kalender ihr Neujahr erſt am 13. Januar feiern. Ein Irrthum wäre jedoch der Glaube, wollte man dieſe Uebereinſtimmung vom Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung herleiten: dazu fehlten in der alten Kirche Ein-

verſtändniß und Willigkeit. Die Kirchenlehrer, beſonders der heilige Chryſoſtomus, eiferten gegen die abgöttiſchen Gebräuche, die unſittlichen Luſtbarkeiten und geräuſchvollen Vergnügungen, mit denen die Egypter, Griechen und Römer das Jahr begannen, verboten die Theilnahme als ſündlich. Sie wurde auf Concilien (692) ſtrenge verboten, und als Gegenmittel waren Faſten und Litaneien für dieſen Tag angeordnet. Noch im achten Jahrhundert mußte ſich der erſte Januar gefallen laſſen, in Betracht der heidniſchen Feier, auf den Kanzeln ein Feſt des Satans und der Hölle genannt zu werden. Man ging ſogar noch weiter, führte aus widerſtrebender Verachtung des Heidenthums ein Spott- und Hohnfeſt ein: „Festum stultorum." Dies „Narrenfeſt" wurde faſt das ganze Mittelalter hindurch — vorherrſchend bei den Franzoſen — in anſtößigſter Weiſe gefeiert. Die Prieſter ſpielten mit Würfeln auf den Altären, die verlarvten Unter-Pfarrhelfer ſangen unfläthige Lieder; in den Kirchen wurden unzüchtige Tänze aufgeführt, und Uebelriechendes dampfte aus dem geweihten Räuchergefäß. Einzelne Verbote ſolcher Greuel vermochten nichts dagegen, und erſt im Jahre 1444 beſeitigte die Sorbonne, die Hochſchule für Geiſtliche, von Paris aus dies frevelhafte Narrenfeſt. — Später genöthigt, der Weltſitte ſich zu fügen, nannte man den Neujahrstag, da es der achte Tag nach dem Geburtsfeſte Chriſti, nach dem 25. December war, das Feſt der Beſchneidung und des Namens Jeſu, wodurch man dem erſten Januar die kirchliche Weihe gab. Dennoch betrachteten nicht alle chriſtlichen Völker dieſen Tag als erſten des neuen Jahres: ſie wählten verſchiedene Feſte, die ihnen vorwaltend heilig ſchienen.

Die Engländer rechneten von Oſtern an, in öffentlichen **Verhandlungen** ſogar **bis** 1752; ebenſo geſchah es bei den Franzoſen. Andere rechneten noch von Weihnachten, die Florentiner und Piſaner vom 25. März, dem Tage der Verkündigung. Die Venetianer fingen das Jahr, gleich den alten Römern und Franken, mit dem erſten März an, und dieſer „venetianiſche Styl“ wurde in Urkunden bis auf neuere Zeit gebraucht. — Im Byzantiniſchen Kaiſerthum und im ganzen Orient ſetzte man den Anfang des bürgerlichen Jahres auf den erſten September, und ſelbſt Geſchichtſchreiber unterwarfen ſich dieſer Verordnung. — Die Päpſte bedienten ſich in ihren Bullen und Breven, ihren Urkunden und Amtsſchreiben, aller Arten der genannten Jahr-Anfänge, und erſt Innocenz XII. der 1691 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, beſtimmte: das Jahr ſolle mit dem erſten Januar angefangen werden, was ſeitdem ſo geblieben iſt. — Die franzöſiſche Neujahrs-Aenderung, die am 22. September 1792 als Zeitrechnung der Republik befohlen wurde, und dieſen Tag zu dem des Neujahrs erhob, dauerte nur bis zum 1. Januar 1806, wo der Gregorianiſche Kalender wieder zur Gültigkeit kam.

Die Bekenner des Islam fangen ihre Zeitfolge der Flucht Mahomet's von Mecca nach Medina, der Hegira, mit dem 16. — genauer mit dem 15. Juni an. Da ſie aber nach Mondjahren rechnen und viel Schwankendes in ihrer Zeitkunde haben, iſt ihr Neujahrstag ſehr beweglich, er zieht ſich allmälig durch alle Monate.

Die Perſer hatten im Mittelalter eine ſo genaue Zeitrechnung, Düdſchelaleddiniſche genannt, daß ihr Neuruz, ihr Neujahrstag, immer auf den Tag der Frühlings-Nachtgleiche feſtſtand. Bei den jetzigen Perſern dauert die Feier des Neujahrs eine ganze Woche, die heilige genannt. Am Morgen des ſiebenten Tages, der das Feſt beſchließt — er heißt Naurus — tritt ein ſchöner junger Mann, bildlich zum Engel geſtaltet, in das Zimmer des Schach. Dieſer fragt: „Wer biſt Du, wo kommſt Du her, und was bringſt Du?“ Der Gefragte antwortet: „Ich bin der Vermehrer der Tage, mein Name iſt: der Geſegnete, ich bringe das Neujahr!“ Jetzt treten die Häupter des Volks ein; der Schach empfängt mit Glückwünſchen Geſchenke. Dann wird ein Brod gebracht, der Schach ißt etwas davon, ladet die Verſammelten ein, ſeinem Beiſpiel zu folgen, und giebt ihnen, eh' er ſie entläßt, den Segen als Statthalter der Himmelsmacht.

Höchſt und fratzenhaft ſeltſam iſt die Neujahrsfeier bei den Tibetanern. In den Tempeln werden die abenteuerlichſten Vorſtellungen veranſtaltet; Prieſter vermummen ſich — zum Beiſpiel — als Hunde, Hirſche, Widder, und verſinnlichen damit allerlei fabelhafte Handlungen, die ſämmtlich den roheſten Aberglauben bezeugen.

Bei den Chineſen iſt die Feier des Neujahrs, die ungefähr mit dem Anfang unſres Februars zuſammentrifft, viel anmuthiger. Man verſammelt ſich Abends vorher bei verſchloſſenen Thüren zu Gaſtereien, um — Abſchied zu nehmen von dem ſich abſchließenden Jahr; Fremde werden nicht zugelaſſen. Am folgenden Tage wird aber Jeder freundlich empfangen; Feuerwerke glühen, ſprühen und glänzen nach allen Richtungen hin, und mit Fackeln in den Händen durchläuft man die Straßen.

Mit der Neujahrsfeier waren bei allen Völkern nicht nur glaubensverehrende Handlungen, ſondern ſeit den älteſten Zeiten auch allerlei Geſchenke verbunden. Bei den Römern hießen ſie Strenae. Von ihren Eigenſchaften hatte die Göttin der Geſundheit und Stärke den Namen Strena oder Strenua; aus ihrem Haine holte man urſprünglich grüne Zweige, um ſie ſich gegenſeitig als Zeichen der Wünſche des Wohlbefindens zu überreichen am Neujahrstage. Dabei wurden dann mancherlei Spenden gebräuchlich, und dies hat zu unſern Weihnachtsgaben geführt, weil man nicht mit ihnen, wie heidniſche Römer, den Janus-Tag feiern wollte. Doch ſind Geſchenke bei manchen chriſtlichen Völkern noch am Neujahrstage in der Gewohnheit, und die Franzoſen nennen ſie „Etrennes“, was unzweifelhaft von „Strenae“ herſtammt. — Bei den Neugriechen ſind am erſten Januar, dem Namenstage des heiligen Baſilios, die Beſuchs-Geſchenke unerläßlich. Die Jugend vereinigt ſich in Schaaren, um in die Häuſer zu gehen und die Gaben zu empfangen, wobei — nach dem Weiheliede für Baſilius — Geſänge vorgetragen werden, die in jedem Bezirk andere ſind. In ihrer Reihe gilt der erſte dem Herrn, der zweite der Frau vom Hauſe; dann folgen an Geſängen ſo viele, als man Perſonen in der Familie zu begrüßen hat. Alles, was dieſer überhaupt werth ſeyn kann, wird mit Gefühlen und Wünſchen des Wohlwollens beſungen.

Daß der Menſch bei dem Wechſel des Jahres auch an den Schickſalswechſel denkt, iſt natürlich. Der Eingang in eine neue Zeit, in ein neues Verhältniß bringt uns die Frage auf: wird uns Segen erblühen? Leid erwachſen? Unſer Vorausforſchen bringt uns aber nicht weit, und obwohl die Umſicht rathſam iſt, ſie muß ſich doch helfen mit Gottvertrauen, im Druck der Sorgen mit Gebet, dem Aufathmen der Seele. Das redliche Streben, der arbeitſam rüſtigſte Fleiß für eigenes und Anderer Wohl ſind unſere Macht; das Gedeihen erwarten wir in Demuth von der Allmacht Gottes, deſſen unbeſchränkter Vorſehung wir unſre beſchränkte zu unterwerfen, dieſe niemals außer Acht zu laſſen, in bitterſter Noth aber immer noch die Ueberzeugung zu bewahren haben: „Jahresplagen und Jahreswunden, heilet Gott gar oft in Stunden!“ Gz.

Ausländiſche Handelspflanzen.

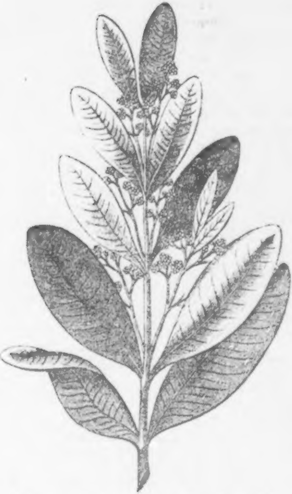
IX. Der Nelkenpfefferbaum.

Der Nelkenpfefferbaum, Myrtus Pimerta L. oder Eugenia Pimerta Dec., iſt ein ſchöner immergrüner Baum, welcher eine Höhe von 20 bis 30 Fuß, eine Dicke von 6 bis 10 Zoll erreicht und ſich in zahlreiche Aeſte zertheilt, die eine dichte Krone bilden. Die Rinde iſt ganz glatt und hat eine bräunlich graue Farbe. Die Blätter, öfter 5 Zoll lang, befinden ſich mit ihren ſehr kurzen Stielen an den oberen Theilen der Zweige einander gegenüber, an den unteren Theilen mehr abwechſelnd, und haben eine längliche, faſt elliptiſche Form. Sie ſind lederartig, kahl, auf der obern Seite glänzend dunkelgrün, auf der untern blaſſer. Die ſehr kleinen weißen Blüthen wachſen in wiederholt dreigabeligen Trugdolden in den Blattwinkeln und haben zahlreiche, auf dem Kelchrande befeſtigte Staubgefäße, zwiſchen denen ſich ein einfacher, fein behaarter Griffel mit keulenförmiger Narbe zeigt. Aus dem eiförmigen zweifächerigen Fruchtknoten bildet ſich bei der Fruchtreife eine kugelrunde, ſchwarze, erbſengroße Beere, die ſaftig iſt und zwei dunkelbraune rundliche Samenkörner enthält.

Der Nelkenpfeffer ſteht bei Linné in der zwölften Klaſſe; im natürlichen Syſteme gehört er zur Ordnung der myrtenblüthigen Pflanzen und zur Familie der Myrtaceen.

Die Heimath des Nelkenpfeffers iſt Mittelamerika, namentlich die Inſel Jamaika, wo er wild wächſt, auch angebaut wird. Vorzüglich geſchieht dies in großer Menge auf der genannten Inſel, auch wird er jetzt in Oſtindien kultivirt.

Der Nelkenpfefferbaum liefert eines der feinſten Gewürze für



die Küche, nämlich den Jamaika- oder Nelkenpfeffer, oder den Piment, auch engliſches Gewürz und Neugewürz genannt.

Der Baum gedeiht am beſten in hügeligen Gegenden, blüht im Juli und Auguſt, erzeugt dann hauptſächlich zu dieſer Zeit jene reichen Wohlgerüche, von denen alle Reiſenden mit dem größten Entzücken ſprechen. Im September ſchon ſind die Früchte einzuſammeln.

Da ſie bei der Reiſe ihr Aroma gänzlich verlieren, nimmt man ſie ſchon ab, wenn ſie noch grün ſind, trocknet ſie an der Sonne unter öfterem Umwenden, wodurch ſich die grüne Farbe in eine braune oder graubraune verwandelt und ihre Oberfläche runzelig wird, wie im Handel die Früchte vorkommen.

Erſt vom ſiebenten Jahre an tragen die Bäume und geben nur alle fünf Jahre eine reichliche Ernte, dann aber oft ſo reichlich, daß man von einem einzigen Baum über hundert Pfund Früchte erhält. Sie ſind ſo groß wie eine Erbſe, runzlich, von ſchmutzigbrauner Farbe, und meiſt noch mit dem vertrockneten Kelche gekrönt. Ihr Geſchmack iſt feurig, der Geruch angenehm aromatiſch; er rührt her von einem in den Beeren enthaltenen ätheriſchen Oele gelblicher Farbe und einem grünen öligen Stoffe. Den aromatiſchen Geruch und ſcharfen Geſchmack, dem des Pfeffers und der Nelken ähnlich, haben nicht nur die unreifen Früchte, ſondern alle Theile des Baumes, namentlich die Blätter und die Rinde.

Man benutzt die Rinde des Nelkenpfefferbaums vorzugsweiſe als ein feines Gewürz unter Speiſen; ſie werden aber auch in der Arzneikunde angewendet als ein magenſtärkendes Mittel, das den Nelken ähnlich wirkt. Man gebraucht es beſonders in England häufig bei Magenſchwäche und anhaltenden Durchfällen. — Durch Deſtillation gewinnt man von den Früchten ein Oel, das eine große Aehnlichkeit mit dem Nelkenöl hat, zuweilen auch als ſolches verkauft wird.

Der bedeutendſte Handel mit Nelkenpfeffer wird in England getrieben. Dort bezog man im Jahre 1829 allein aus Jamaika 3½ Million Pfund, wovon 350,000 Pfund im Lande ſelbſt verbraucht wurden. Auch in Amſterdam, Hamburg, Havre, Bordeaux, Marſeille und Trieſt findet ein ſtarker Handel mit Nelkenpfeffer ſtatt.

Hauptſächlich werden nach den Orten, aus denen der Nelkenpfeffer kommt, drei Sorten im Handel unterſchieden.

1. Jamaikapfeffer oder engliſch Piment. Er wird vorzugsweiſe in Jamaika gewonnen, iſt mattbraun, runzelig, zum Theil gefärbt, von der Größe der Wachholderbeeren, und hat den feinſten Geruch und Geſchmack. Von allen Sorten wird er am höchſten geſchätzt, und es kommen durchſchnittlich 400,000 Pfund jährlich in den Handel; im Jahre 1812 lieferte die Inſel Jamaika zwei Millionen Pfund Piment.

2. Der gekrönte Piment, etwas kleiner als der engliſche, kommt aus dem franzöſiſchen Weſtindien, doch nur ſelten zu uns. Er iſt glatt, kaſtanienbraun, von ſcharfem, reizendem Geſchmack, von nelkenartigem Geruch, und ſitzt auf einem gekrönten Stiel.

3. Der ſpaniſche Piment. Er kommt aus den mexikaniſchen Staaten Tabasko und Papantla, und ſtammt wahrſcheinlich von einer andern Art ab. Die Beeren ſind größer, weniger wohlriechend, haben dickere Schalen und größere Samenkörner. Der Geſchmack iſt etwas rohgewürzhaft.

Alter, hohler, wenig riechender Piment iſt zu verwerfen. Der Piment ſoll häufig mit Fiſch- oder Kockelskörnern, dem Samen eines windenden Strauches auf den oſtindiſchen Inſeln, verfälſcht werden. Doch ſind dieſe Körner bei dem ganzen Pfeffer leicht an der Form und der bedeutenderen Größe zu erkennen. Bei geſtoßenem Pfeffer iſt die Verfälſchung zu entdecken, wenn man ihn mit acht Theilen Waſſer auszieht. Iſt er unverfälſcht, ſo hat der Auszug die Farbe des Franzweins, ſetzt bei dem Erkalten graue Flecke ab und wird durch Galläpfeltinktur getrübt, während der verfälſchte dunkler iſt und bei Trübung durch die genannte Tinktur ſtarke weiße Flecke zeigt.

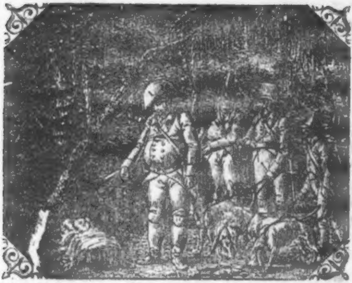
Eine andere Art der Gattung Myrtus iſt Myrtus communis, die allbekannte Myrte, welche in Süddeutſchland, am Littorale, überhaupt in den Ländern um das Mittelmeer als 3–8 Fuß hoher Strauch wild wächſt und wegen ihres aromatiſchen Geruches und ihrer immergrünen Blätter bei uns in Töpfen gezogen wird. Die Zweige dieſer Myrte werden bekanntlich zu Brautkränzen benutzt, vielleicht, weil die Myrte als Sinnbild der Jugend und Schönheit im Alterthum der Venus heilig war.

Die mit Wein übergoſſenen Beeren ſind ein vortrefflich magenſtärkendes Mittel; ſie werden in Griechenland, wo dieſe Myrte häufig wächſt, als beliebtes Mittel gebraucht gegen Durchfall, beſonders bei kleinen Kindern. K. A. Schönke.

Schickſale eines Kindes.

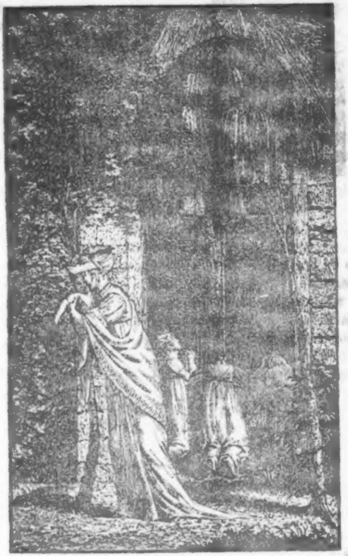
I.

Alfred Lehon, Weinhändler in Strasburg, hatte das Unglück, von der Treuloſigkeit ſeiner Gattin überzeugt zu werden: es erfolgte eine Trennung ſeiner Ehe ſchon nach vierzehn Monaten ihrer Dauer. — Ein Töchterchen war da, und die Mutter, Helene, beſtand darauf, es mit ſich zu nehmen, erlangte auch bei dem zweifelvollen



Manne die Einwilligung. Da jedoch die Leichtſinnige Willens wurde, zu ihrem Verführer, der in Bordeaux anſäſſig war, zu reiſen, ſchien ihr das Kind hinderlich für ihre Abſichten, und ihr kam der Einfall, es weitab unterzubringen. Sie brachte das Kind in Pflege bei armen Bauersleuten im Württemberg'ſchen, mit Aushändigung des Taufſcheins und einer Anweiſung an ein Handelshaus in Stuttgart, das monatlich fünf Gulden Verpflegungskoſten zahlen werde. Dies beſtätigte ſich aber nur ein paar Mal, das Handelshaus machte Bankerott, und der Mann der Bäuerin fand es rathſam, des Kindes an einem ferngelegenen Orte ſich zu entledigen. Dies wurde ausgeführt in einem Walde auf dem Wege nach Raſtatt, als der Bauer erſpäht hatte, daß der Förſter eben nach der Gegend ſich wenden müſſe, wo er den alten und ſchadhaften Korb, in welchem das Kind und der Taufſchein zu finden war, hinſtellte, und dann ſchnell zu ſeinem Wägelchen zurücklief. — Langſam ſchritt der Förſter in ſeiner Aufmerkſamkeit für den Wald herbei, erblickte die ihm zugedachte Gabe, und der mitleidige Greis erbarmte ſich des Kindes, das, wie der Taufſchein bezeugte, in Strasburg katholiſch getauft war auf den Namen Emerentia, und der Vater, Alfred Lehon, war auch im Taufſchein genannt, was jene Bauersleute, die nicht leſen konnten, begreiflich gar nicht entdeckt hatten.

Der Förſter Weilheim, ein Wittwer, bereits über die Sechzig hinaus, nahm das Findelkind in ſein Häuschen, gab ihm ein junges



Mädchen katholiſchen Glaubens zur Wärterin, und bemühte ſich, durch ſeinen Schwiegerſohn, der Schreib-Beamteter war auf einem Edelhofe, etwa eine halbe Meile von der Förſter-Wohnung, den Vater Alfred Lehon zu benachrichtigen; der hatte jedoch Strasburg, das ihm vermöge der früheren Erlebniſſe zur unangenehmen Heimath geworden, verlaſſen, und es hieß nun, er ſey nach der Champagne gezogen, ohne daß man den Ort erfahren habe. — Der Förſter zeigte ſich dem Kinde immer mehr und mehr zugethan, und der Schwiegerſohn fürchtete, die Liebe zu der Kleinen könne dazu verleiten, daß dereinſt die Erbſchaft getheilt oder doch geſchmälert würde. Seine Frau mußte deshalb viel ausſtehen, und dies machte ſie endlich nachgiebig für den Vorſchlag, die Eingedrängte zu entführen.

Nun geſchah es, daß die Wärterin eines Tages in einer Waldkapelle zum Gebet einkehrte, und die kleine Emerentia vor dem Eingange auf einen Grasplatz hinſetzte. Des Förſters Tochter, die in der Nähe war und ihren Mann in der Nähe wußte, benutzte dieſen Augenblick, ergriff das Kind und übergab es dem ſogleich haſtig davon eilenden Manne. Der hatte erkundſchaftet, daß ein fünf Meilen von dort in einem Marktflecken wohnender begüterter Schneider, in ſeiner Ehe ohne Kinder, jetzt ein Pflegekind ſuche. Zu ihm brachte des Förſters Schwiegerſohn die ihm nach ſeiner Meinung nachtheilige Emerentia. Der Schneidermeiſter Kreiſing nahm ſie auf, verpflichtete ſich auch, Erkundigungen, woher ſie ſtamme, nicht vorzunehmen als etwa auf Grund des Taufſcheins. Sogar dies vermied Kreiſing, denn ſeine Frau fühlte ſich glücklich in der mütterlichen Sorge für Emerentia. — Bis dahin ſind wir im Jahr 1807, und es wird ſich ſpäter entwickeln, auf welche Weiſe dieſe vorausgeſchickten Ereigniſſe erforſcht wurden.

II.

Wir finden die elfjährige Emerentia in dem Marktflecken zwiſchen Raſtatt und Tübingen noch bei dem Schneidermeiſter Kreiſing. — In ſeinem verfallenen Häuschen dort, von der Hinterſeite aus beſchattet durch einen Holunderbaum, wohnte nicht mehr der Friede, die alleinige Schutzmacht des häuslichen Glücks. Das Kriegsunheil jener Zeit verringerte Kreiſing's Eigenthum, und da ihm ſeine Frau nach ſchwerer Krankheit geſtorben war, verheirathete er ſich wieder mit einer Wohlhabenden, deren Herzloſigkeit ihm nun das Leben verbitterte, beſonders auch durch ihren Groll gegen die arme

Emerentia, von der ſie nur wußte, daß ſie ein Findelkind ſey, und darüber allerlei Gedanken mit ſich herumtrug.

Wir ſchauten in das Häuschen hinein! — Ein ſchmächtiges bleiches Männchen ſaß auf einem Werktiſche, der die halbe Stube einnahm, und nähte an einem grünflanellenen Weiberrock. Ein Zug des Leidens lag in ſeinen ſchmalen Lippen, Gutmüthigkeit ſprach mit aus Worten und Blicken: ſein ganzes Behaben jedoch verrieth Scheu und Mangel an Männlichkeit. — Sehr ſchlimme Worte mußte er eben vernommen haben, denn er hielt mit der Arbeit inne, und ſprach zu ſeinem ſtämmigen Weibe, deſſen zornentflammtes Geſicht, ſprudelnder Mund und ein ſtraff gehobener Arm von neuem Hader zeugten, in bittendem Tone:

„Aber, Marthe, beruhige Dich doch, ſey nachſichtig! Emerentia giebt ſich ja alle Mühe, Dir es nach Deinem Kopfe zu machen, möchte jeden Wunſch Dir aus den Augen leſen. Es iſt ja noch ein Kind; wird es älter, wird es auch klüger, und macht Dir gewiß noch Freude!“

„Gar nichts haſt Du in meine Wirthſchaft zu reden, nur zu ſchweigen!“ rief, wegen der väterlichen Schutzrede auf's Neue erbittert, das Weib und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Schneider zuſammenfuhr. „Sie ſoll wohl werden wie Deine erſte Frau? Man ſieht, wie weit Du es mit ihr gebracht haſt! Hätteſt dieſe Hütte verlaſſen und im Hirtenhaus wohnen müſſen, wenn ich nicht zur rechten Zeit gekommen wäre. Ich habe dieſes Haus von Schulden befreit, Dir Bettelarmen Acker und Garten zugebracht, und nun ſtützeſt und ſteifſt Du jeder Zeit dieſes mir fremde Früchtlein! Aber ich bin Herrin im Hauſe und will's bleiben!“ Kreiſing ſchwieg auf Vorwürfe, die das loſe Weib ihm täglich zu verſchlucken gab, und ſchielte ſeufzend auf das Mädchen hin, das zitternd am Ofen ſtand.

„Mutter“, ſagte weinend das Kind, „ſeyd doch gut, ich will ja Alles thun, wie Ihr wollt. Weil heut Dienſtag und Holztag iſt, hatte ich verſtanden und gemeint, ich ſollte draußen im Forſt dürres Reiſig mit der Hippe brechen, und ich habe, wie Ihr ſeht, ein ſchönes Bund heimgebracht. Aber nun will ich gleich hinaus in den Garten und die Runkeln für die Kuh holen!“

„Daß Du's weißt“, entgegnete Martha, und hielt die geballte Fauſt unter die Naſe des Mädchens, „Du bekommſt jetzt kein Veſperbrod und im Bette kannſt Du über das Abendeſſen nachdenken.

Aber was iſt denn hier? Du haſt ja den Hembärmel aufgeſchlitzt!“

„Ach, ein Aſt brach unverſehens auf mich herein“, klagte Emerentia, „und riß mir mit einer Spitze das Hemd auf und den Arm blutig.“

„Wie!“ rief wüthend das Weib. „So nimmſt Du, leichtſinniges Ding, Deine Sachen in Acht? Hier haſt Du einen Denkzettel!“

Schon hatte ſie zum Schlagen die Hand gehoben, als Kreiſing mit angeſtrengtem Sprunge zwiſchen Beiden ſtand und entrüſtet rief: „Um Gott, Frau, ſchlage nicht ſchon wieder! ich will mich eher von Dir ſcheiden laſſen, als Solches dulden. Tag und Nacht ſchimpfſt und ſchmähſt Du auf das Kind, und Niemand weiß, weshalb; Du entziehſt ihm das tägliche Brod und überhäufſt es mit Arbeiten, die ſeine Kräfte überſteigen. Ich ſchwacher Mann duldete es bisher; aber jetzt dem Kinde keinen Schlag mehr! Meine ſelige brave Frau müßte ſich im Grabe umwenden, wenn ich dies ferner noch duldete. Bei Gott, es iſt mein voller Ernſt, ehe will ich mich von Dir ſcheiden laſſen; beſſer einſam wohnen im Winkel auf einem Dache, als mit einem ſo zänkiſchen Weibe beiſammen!“

Der Mann zitterte an allen Gliedern, als er dieſe erſten kühnen Worte geſprochen, und die Frau antwortete ſpöttiſch: „Nun gut, wir wollen ſchon ſehen! Einſt kommt noch der Tag, wo ich Dich, den leinenen Zwerchſack über die Achſel, wieder in die Fremde wandern ſehe als erbärmliches Schneiderlein.“

Sie verließ die Stube und Kreiſing, dem es jetzt nach langer Zeit wieder friſch und froh um das Herz geworden, trat zu Emerentia, ſtreichelte ihr über die geſcheitelten braunen Haare, dabei ſagend: „Weine nicht, Kindchen! Sie iſt eben hitzig, Deine Mutter, und wird ſich wieder beſinnen. Freilich, ein gütiges Herz iſt des Leibes Leben! — Du aber, mein Kind, geh' jetzt hinaus in den Garten! — bleibe fromm und gut, dann wirſt Du langes Leben und friedliche Zukunft haben.“

Emerentia huckte den Tragkorb auf und erreichte bald den nur nach dem Häuschen zu mit Stacken eingezäunten Garten, der aus Beeten und einem jenſeits offenen Wieſenplatz beſtand. Die Pfaffenhütlein ſchimmerten im ſchönſten Karmin unter dem ſich gilbenden Laubwerk hervor: es war da ein anmuthig Plätzchen. Das hungernde Mädchen ſetzte ſich unter einen Apfelbaum, es konnte nicht arbeiten, bevor es ſich nicht erſt recht, ſo recht ausgeweint hatte. Es war Abend geworden; die untergehende Sonne röthete mit Purpurglanz den Horizont und verſprach einen morgendlichen ſchönen Tag. Emerentia ſah thränenden Blickes in das herrliche Abendroth, das ihr zartes Geſichtchen ebenfalls überflog; die kalten Händchen gefaltet liſpelte ſie des Pſalmes Gebetesworte: „Mein Geiſt iſt mir geängſtigt, mein Herz iſt mir in meinem Leibe verzehrt. Ich breite meine Hände aus zu Dir, meine Seele dürſtet nach Dir, wie ein dürres Land. Errette mich, mein Gott, von meinen Feinden: zu Dir habe ich Zuflucht.“

Da ſtand plötzlich ein alter Mann, der Arzt und Botaniker Doctor Wiebe vor dem Kinde, und ſprach: „Erſchrick nicht, Emerentia, ich meine es gut mit Dir, kenne all Deinen Harm, und wie ſchlecht es Dir ergeht bei jenem gierigen harten Weibe. Bewahre Dir, wie Du bisher gethan, Geduld und Folgſamkeit, vielleicht ermüdeſt Du ihre Bosheit. Mißhandelt ſie Dich wieder, dann begieb Dich zu mir, dem Doctor Wiebe: Du weißt, wo ich wohne, und kannſt verſichert ſeyn, ich werde Dir beiſtehen. Jetzt aber nimm dieſes Sträußchen, es iſt Reseda dolores, zu Deutſch: Stillungsblüthe der Schmerzen. Es hat geheime Kräfte“ — bemerkte er noch mit zu deutendem Lächeln — „und wird Dir ſeltſame Ruhe in die Bruſt gießen. Verlaß Dich darauf, ich werde öfter ſchützend in Deiner Nähe ſeyn!“

Nach dieſen Schlußworten ging der wackere alte Herr, der ſeit dem Hinſterben ſeiner Frau und Tochter in einem Landhauſe wiſſenſchaftliche Studien betrieb, über den Wieſenplatz heim; Emerentia aber, gar nicht erſchrocken, ſteckte das lieblich duftende Sträußchen in das Bruſttüchlein. Kummer und Herzeleid waren vergangen, rüſtige Kraft und Zuverſicht erfüllten ihr Herz. Bald war der Korb voll Runkeln an den dazu beſtimmten Ort getragen, und obgleich ſie kein Abendbrod empfing, Hunger fühlte ſie nicht: es war ihr, als ſey das Sträußchen ein Zauberſchatz.

Aber je freudiger das Mädchen um ſich blickte, je geduldiger, aufmerkſamer und fleißiger es war, deſto wüthiger wurde die hartnäckige Martha. Eines Abends, der Pflegevater war nicht zugegen, mißhandelte ſie das Kind thätlich, riß ihm das Tüchlein mit dem verborgenen Reſeda-Sträußchen von der Bruſt und zermalmte dies in äußerſter und gewaltſamſter Wuth. Da auf Einmal ſtand Martha ſtarr, wie vom Blitz getroffen. Der rechte Arm, mit deſſen Hand ſie das Sträußchen zerſtäubte, war ſo gelähmt und fühllos geworden, daß ſie ihn kaum zu rühren, nicht zu biegen vermochte. Sie ſtieß entſetzliche Verwünſchungen aus über ihr Unglück, und war im Begriff, mit der linken Hand auf das Mädchen, als Urſache des Unheils, loszuſchlagen, was jedoch der eben dazu kommende Kreiſing abwehrte.

„Abſcheulich zänkiſches Weib“, ſprach er, nachdem er das Vorgefallene erfahren, „laß endlich das Kind in Ruhe und rechne Dir ſelbſt die gerechte Züchtigung zu. Wer ein unſchuldiges Kinderherz betrüben kann, wie Du, der hat keinen Theil an Gottes Gnade, und noch ſchrecklich wird es ihm ergehen!“

Einige Tage waren vergangen, aber kein Heilmittel vermochte den ſiechen Arm wieder geſund zu machen, vielmehr ſchien er von Stunde zu Stunde einzuſchwinden. Die mitleidige Emerentia konnte dies nicht länger ertragen, und als die Tagesarbeit gethan, machte ſie ſich geheim haſtigen Schrittes auf den Weg zum Landhauſe des Doctor Wiebe, der, als ſie keuchend vor ihm ſtand, liebevoll fragte: „Emerentia, was willſt Du?“

„Guter alter Herr“, bat ſie und hob gefaltet ihre Händchen, „Das Reſeda-Sträuslein, das Du mir gegeben, hat mir die Mutter gern. Jetzt, ihr Arm iſt nun lahm geworden, daß ſie ihn nicht regen kann. Hilf ihr! Ach, ſie iſt elend geworden zum Erbarmen!“

„Mädchen“, entgegnete Wiebe, „Du forderſt von mir Beiſtand für die, welche Dich täglich ſo arg mißhandelt? Die Strafe, an der wahrſcheinlich nur ſie durch ihre heftige und krampfhafte Bewegung ſchuld iſt, hat das bitterböſe Weib eigentlich verdient!“ —

„Ach, gütigſter Mann“, flehte wärmer und dringender Emerentia, „man ſoll ja nicht Böſes mit Böſem vergelten, denn vielleicht führt dieſe Strafe ſie zum Gutwerden; dazu iſt ſie ja durch den Vater meine Mutter 'worden.“

„Nun, Deinetwegen ſey es, mein Kind,“ ſagte endlich nach einigem Ueberlegen Doctor Wiebe; „aber ich zweifle faſt, ob es bei dem Weibe fruchten wird. Streiche mit dieſem Magnetſtein den Arm der Frau, bis Du ihn dadurch erwärmſt, und es iſt möglich, daß er wunderſam heil und wieder kräftig wird.“

Voll freudigen Dankes nahm Emerentia die Gabe und eilte zurück, in der Beſorgniß, vermißt und ausgeſcholten zu werden. Und ſo geſchah es. 'Schon von Weitem hörte das Kind die Mutter mit dem Vater lärmend zanken, und in der Stube ſtrömte ein Schwall von Schimpfreden und Drohungen ihr entgegen. Sie aber trat zum zürnenden Weibe und ſprach: „Mutter, verzeiht, daß ich nicht zur rechten Zeit zu Hauſe war; aber Freude und Glück bringe ich Euch. Reicht mir den Arm und Ihr ſollt Wunderdinge erfahren."

„Willſt Du mich noch verſpotten in meinem Unglück?" fuhr die Frau auf.

„O nicht doch, nicht doch, Mutter", beſänftigte das Kind; „Ihr ſollt gewiß finden, daß ich Euch helfe." — Nach dieſen Worten bemächtigte ſie ſich des widerſtrebenden Armes und ſtrich lange mit dem Magnet von oben herunter bis auf die Handwurzel, und ſiehe da: das Auge der Frau ward hell, eine belebende Wärme durchzog allmälig den Arm: er war wieder geſund und kräftig. — Aber nicht nur der Arm kam in Geneſung, eine weit köſtlichere Umwandlung war zum Gemüth der Martha eingedrungen. Was die Sanftmuth und Nachgiebigkeit des Mannes, was Emerentia's Geduld und Wohlgezogenheit, was der gelähmte Arm nicht vermocht hatten, das bewirkte die wunderſame Heilung durch das Kind, dem ſie bisher unhold war in Wort und That. Am ganzen Körper zitternd ſtand ſie da, Thränen, die ihr bisher fremd geweſen, brachen aus ihren Augen, und mit bebenden Lippen ſprach ſie: „Mein Gott, mein Gott, was hab' ich bisher Uebles gethan! Kann mir bei Gott und Menſchen verziehen werden?!"

Sie hatte das Kind, das entzückt vor ihr ſtand, in ihre Arme geſchloſſen und dem Vater war in freudiger Wehmuth die Nadel entſunken; er ſah feuchten Blickes auf Frau und Kind und ſagte: „Marthe, nie zu ſpät kommt die Beſſerung!"

Ein alter Mann ſchaute jetzt durch das offene Fenſter herein: es war Doctor Wiebe, der ſagte: „Alles, was Dir widerfährt, das leide, und ſey geduldig in allerlei Trübſal, denn es kommt die Zeit des Segens nnd Friedens, iſt nur das Gewiſſen von Laſt befreit."

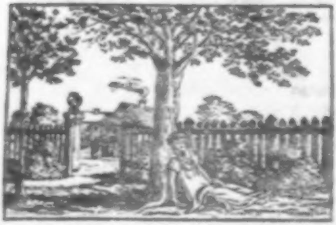
Das Wort Gewiſſen ſchlug dem Kreiſing bei der innerſten Bewegung gewaltig an's Herz; er lief hinaus zu Wiebe, dem Emerentia jubelnden Dank zurief, und bat den alten Herrn, daß er ihn anhören möge. Dann berichtete er, wie es hinſichtlich der Emerentia ſey, ſo weit er ſelbſt die Umſtände kenne. Wiebe war ſehr aufmerkſam geworden, wünſchte den Taufſchein zu ſehen, und bei dem Namen Alfred Lehon äußerte er nachdenklich: „Iſt mir doch, als hätte ich vor ein paar Jahren im „Reichsanzeiger" eine Aufforderung vor mir gehabt, worin einer Emerentia Lehon nachgeforſcht wurde; ich will mein Gedächtniß fragen, vielleicht zeigt es mir einen Leitfaden!" — und ſinnend ſchritt er ſeinem Landhauſe zu, nachdem er verſprochen hatte, vorläufig der Emerentia nichts über ihre Herkunft zu verrathen.

III.

Nicht aufzufinden waren in jener Gegend alte Jahrgänge vom „Reichsanzeiger“ — einſt, und nach Auflöſung des deutſchen Reichs unter etwas verändertem Titel eine bis zu Ende der Vierziger unſres Jahrhunderts für deutſche Zuſtände ſehr nützliche Zeitſchrift des ehrenwerthen Rudolph Zacharias Becker. — Der menſchenfreundliche Doctor mußte ſich alſo auf Selbſtſuchen anderer Spuren einlaſſen, und that dies unermüdlich. Kreiſſing hatte wenigſtens den Aufenthalt jenes Schwiegerſohns des nun verſtorbenen Förſters entdeckt, und Wiebe ſtellte ihn ſo muthig zur Rede, daß er in Angſt bekannte, was er wußte. Um weiter in die Vergangenheit blicken zu können, wurde in die Cotta'ſche „Allgemeine Zeitung“ eine Anfrage eingerückt, die freilich ſehr unklar bleiben mußte, aber doch die Namen Alfred Lehon und Strasburg kund machte, und Wiebe war nun in Erwartung einer irgendwie die Angelegenheit erhellenden Folge. Unterdeß nahm er ſich der wißbegierigen und verſtandesfähigen Emerentia durch Unterricht an, und ſie ward ihm lieb wie eine eigene Tochter.

Eines Morgens jauchzte Wiebe laut auf! — Der Advocat Claude Remuſat in Troyes erklärte in der „Allgemeinen Zeitung“ dem ungenannten Verfaſſer jener Anfrage: Alfred Lehon ſey am 17 November 1816 geſtorben und habe teſtamentlich angeordnet: ſein Capital, in Summa von 211,000 Francs, ſolle ſeiner Tochter zufallen, ihrer Mutter, geborenen Mounier, aber erſt dann, wenn ſie ihre Tochter überlebe. Der Advocat Claude Remuſat erneuerte nächſtdem das Angebot von 3000 Francs Belohnung für Den, der in Bezug auf Emerentia Lehon, deren Ableben bis jetzt nur gerüchtsweiſe in Erfahrung gebracht worden, den amtlich beglaubigten Todtenſchein herbeiſchaffe.

Ohne Verzug ſchrieb Wiebe an den Advocaten, und legte eine gerichtlich beſiegelte Abſchrift des Taufſcheins zu der Benachrichtigung: daß Emerentia Lehon lebe. Wenige Wochen nachher kam Claude Remuſat ſelber bei Wiebe an, um ſich die unbeſtreitbare Ueberzeugung zu gewinnen. Zufolge der Sachlage auf Grund vorgelegter Akten war die Mutter, erſt von Paris, dann von Troyes aus, ſchon mehrmals nach deutſchen Oſten gereiſt, um für den Tod der Tochter



entſcheidende Zeugniſſe zu erlangen. Die Bauersleute im Württembergiſchen hatten ihr geſagt: das Kind ſey plötzlich geſtorben, und weil ſie in ihrer Armuth die Koſten des Begräbniſſes ſcheuten, wär' es im Walde eingeſenkt worden an einer Stelle, die genau anzugeben ihnen jetzt unmöglich ſey; auch die mehrmaligen Verſuche, von dortigen Behörden Auskunft zu erhalten, waren mißlungen.

Claude Remuſat konnte nicht zweifeln, daß Emerentia Lebon lebend aufgefunden ſey; er vermittelte die Aushändigung des Capitals, empfing begreiflich eine namhafte Summe für ſeine Bemühungen, und äußerte: da er einmal in Deutſchland ſey, wolle er auf Reiſen deſſen Hauptſtädte kennen lernen, werde alſo noch etwa zwei Monate fern bleiben von der Heimath.

Jetzt erſt hatte die nun faſt vierzehnjährige Emerentia die ſeltſamen Schickſale ihrer früheſten Kindheit erfahren, war tief erſchüttert von dem Walten der Verſehung und den Ausſichten in ihre Zukunft. Wiede ſagte ihr: „Ich werde für eine Erzieherin ſorgen, und iſt ſie da, ſollt ihr Beide in meinem Landhauſe wohnen; es hat noch Raum für ein paar Genügſame, und an dem Nothwendigen zu Deiner Ausbildung fehlt es nicht.“

Die Erzieherin ſtellte ſich ein, und obwohl Emerentia in der Nähe blieb, dennoch konnte ſie ſich nicht ohne Wehmuth trennen von den Stätten, die ihr durch Freud' und Leid werth waren: ſie mußte ihnen einen Scheidegruß zurufen. Da ging ſie nun auch nach dem Garten, wo der herzige Doctor Wiede ihr zuerſt ſeine Theilnahme offenbarte, und als ſie ſich zu dem Apfelbaum wandte, wo es geſchehen, erblickte ſie, hingeſunken an deſſen Stamm, eine ärmlich gekleidete Frau, wie eine Lebloſe daliegend. Erſchreckt rief Emerentia die Pflegeeltern herbei, mit deren Beihülfe die Ohnmächtige erweckt wurde. — Es war Emerentia's Mutter!

Sie hatte gebüßt, ſchwer gebüßt! — Den Mann, der ſie durch Schönheit, ſchmeichleriſche Rede und ein Eheverſprechen verführte, fand ſie in Bordeaux verheirathet, flüchtete nach Paris in ein zerrüttendes und wüſtes Leben der Schmach, bis ſie jeden Reiz für die Sinnlichkeit entſittlichter Lüſtlinge verlor. — Als ihr das Teſtament des Alfred Lehon bekannt wurde, hatte ſie durch Hingabe ihrer letzten Schmuckſachen an ein Leihhaus die Reiſen ermöglicht, um den von ihr nicht bezweifelten Tod ihrer Tochter rechtsgültig beurkunden zu können. Jetzt kam ſie, gänzlich verarmt, von Troyes, wo ſie im Büreau des Claude Remuſat erfuhr, daß und wo die Tochter lebe, ſich dann, zernagt von mit Reue erfüllten Erinnerungen, fieberhaft entſchloß, bei Emerentia um Verzeihung und Hülfe anzuſprechen.

Ihrem Elend gegenüber waren Milde und Erbarmen bereit; reichlichſt wurde ſie unterſtützt, um nach ihrem Wunſche in einem Kloſter leben und ſterben zu können: der ewige Richter hat ſie auch bald gerufen.

Doctor Wiebe ruht längſt neben den Gräbern ſeiner Lieben, ſeiner Frau und Tochter; Kreiſing und Martha wurden bis an ihr Ende kindlich geehrt, ſorglos erhalten von Emerentia, die ſich mit einem Gutsbeſitzer vermählte, auch noch lebt als glückliche Gattin und Mutter.

Paul Schelling.

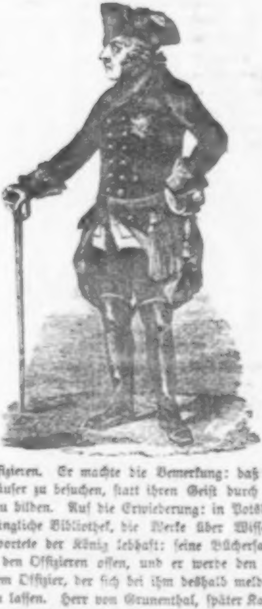
Von Friedrich dem Großen.

In den zahlreichen Werken über den Unvergeßlichen iſt viel Einzelnes von ihm und über ihn nicht aufgenommen oder nur nebenher darauf hingewieſen, und doch ſind ſolche Züge von Werth, wenn ſie Eigenthümlichkeiten des Charakters und ſeines Eindrucks hervorheben. Dies zu beglaubigen mögen hier geſammelte Mittheilungen folgen, die meiſt durch ſich ſelbſt deutlich machen, daß ſie dem engeren Lebenskreiſe angehören, alſo dem Geſchichtsſchreiber entgehen, oder für ſeine Zwecke fern bleiben konnten.

Emil Faber.

Förderung des Wiſſenſchaftlichen.

Friedrich II. äußerte ſich einſt bei der Mittagstafel in Potsdam gegen einige Stabs-Offiziere ſeiner Garde unzufrieden mit de



Subaltern-Offizieren. Er machte die Bemerkung: daß ſie es verzögen, Kaffehäuſer zu beſuchen, ſtatt ihren Geiſt durch wiſſenſchaftliche Bücher zu bilden. Auf die Erwiederung: in Potsdam befände ſich keine zugängliche Bibliothek, die Werke über Wiſſenſchaftliches enthalte, antwortete der König lebhaft: ſeine Bücherſammlung im Schloſſe ſtehe den Offizieren offen, und er werde den Bibliothekar anweiſen, jedem Offizier, der ſich bei ihm deshalb melde, ein Buch verabfolgen zu laſſen. Herr von Grunenthal, ſpäter Kammer-Direktor in Berlin, hatte damals die Bücher des Königs unter ſeiner Aufſicht. Noch an demſelben Tage ging der König nach dem Bibliothek-Zimmer und ſagte zu Grunenthal: „Er kann den Offizieren von der Garde Bücher verabfolgen laſſen, wenn ſie ſolche verlangen. Dann ſchreibt er aber den Titel des Buchs auf einen Zeddel, und den Namen des Offiziers, der das Buch bekommen hat, darunter, und legt den Zeddel an die Stelle des Buches." — In der nächſten Woche kam der König wieder in das Bibliothek-Zimmer und bezeigte ſein Mißfallen darüber, daß er keinen Zettel in den Bücherſchränken fände. Die Bemerkung Grunenthals: es habe ſich bis jetzt noch Niemand bei ihm gemeldet, brachte den König in heftige Aufregung. Tages darauf trat er ärgerlich in den Vorſaal des Tafelzimmers, wo ſich die ein- für allemal zur Tafel befohlenen Stabs-Officiere vom Bataillon Leibgarde eingefunden hatten, den Befehl, in das Speiſezimmer einzutreten, erwartend. Der König durchſchritt haſtig den Vorſaal, ging in das Tafelzimmer, dem Kammerhuſaren zurufend: er wolle allein ſpeiſen. Er blieb nur kurze Zeit an der Tafel, und zeigte ſich dann wieder, nur um die wartenden Herren zu entlaſſen. Verwundert über des Königs Unwillen und ſeine ſo auffallende Mißſtimmung, erkundigten ſie ſich möglichſt, erfuhren auch die Veranlaſſung; nun meldeten ſich raſch viele Offiziere bei Grunenthal und erbaten ſich Bücher. Des Königs Befehl wegen der „Zeddel" wurde ſorgfältig ausgeführt, und das gute Vernehmen mit ſeinen Offizieren war wieder hergeſtellt; doch unterließ der König nicht, von Zeit zu Zeit die Zettel ſelbſt anzuſehen; — er wußte: ſelber ſey der Mann, und nur die eigene Einſicht gebe wahre Ueberzeugung.

Des Königs „Treſorier".

Buchholz, ehemals Feldwebel der Garde von rieſenhafter Geſtalt, war als Invalide noch lange Zeit des Königs Treſorier. In ſeinem hohen Alter ſtand er einſt vor dem Monarchen, um von dem Privatſchatz Rechnung abzulegen. Der ſchwache Greis, früher des Kronprinzen Exercirmeiſter, zitterte, und ließ ein Blatt auf die Erde fallen; als er es möglichſt raſch aufheben wollte, fiel er und warf ein Tiſchchen um, auf welchem des Königs liebſtes Porzellan ſtand. Wieder aufzuſtehen gelang ihm nicht, der Schreck lähmte ihm die Glieder. Ohne ein Wort zu ſagen, verſuchte Friedrich ihn aufzurichten, er konnte es nicht und mußte Leute aus dem Vorzimmer rufen. Lautlos, ſchwankend und noch heftiger zitternd ſtand nun Buchholz vor dem König. Dieſer nahm eine goldene Doſe, füllte ſie mit Goldſtücken und reichte ſie dem Greiſe mit den Worten: „Da hat Er etwas für den Schreck; wir werden Alle alt und ſchwach!"

Auf ſonderbare Weiſe war Buchholz Treſorier geworden. Anfangs der Regierung verwaltete dies Amt der Kriegsrath Neubauer, ein äußerſt rechtſchaffener, bei ſeiner Geſchäftsführung ſtreng ordentlicher Mann; in ſeinem Weſen hatte er aber Befangenheit und Peinlichkeit, wodurch er dem jungen und feurigen Monarchen unbequem wurde. Eines Tages traf er den König in verdrießlicher Laune, und nachdem Einiges von dem Betroffenen eben nicht mit Gewandtheit abgethan war, erhielt er den Auftrag, für die Königin und andere Frauen des Hofes Weihnachtsgeſchenke einkaufen zu laſſen, größtentheils Gegenſtände des vornehmſten Luxus und der Mode. Wie ergrimmte Fluthen brauſeten die fremdartigen Benennungen über den erſchrockenen Kriegsrath her; betäubt ſah er den König an, bis dieſer im Aerger ihn mit den Worten aufdonnerte: „Aber was gafft Er mich an? hat Er keine Schreibtafel bei ſich?“ Faſſungslos wollte Neubauer in die Taſchen greifen, ach! ſie waren der damaligen enganſchließenden Hofkleidung verſagt, und der König gewährte keine Zeit, ſondern befahl: die eben ertheilten Aufträge ihm zu wiederholen. Daß der vor Angſt beinah Halbtodte es nur mangelhaft und verkehrt zu thun vermochte, iſt natürlich, und daß der Unwille des jungen Fürſten dadurch immer mehr geſteigert wurde, ebenſo begreiflich. „Lern' Er auf den Dienſt paſſen, dann will ich ihn anderswo verſorgen; hier kann ich ihn nicht brauchen! Pack' er ſich zum Teufel!“ Dies war der Schluß des Zornausbruchs, und dieſe letzte Weiſung dem Neubauer, der bisher ganz regungslos Alles mit angehört hatte, doch ſo verſtändlich, daß er geiſterbleich zur Thür hinaus, an Buchholz, dem Garde-Feldwebel von der Leib-Compagnie, der eben dem König den gewöhnlichen Morgen-Rapport abſtatten wollte, vorbei ſchritt. Die Schreckensgeſtalt Neubauer's weiſſagte nichts Gutes für Buchholz, auch vernahm er noch deutlich den Nachhall des ſchweren Gewitters; doch weil Umkehr nicht zuläſſig, ging er als guter Kriegsmann muthig vorwärts, begleitete die feſtſtehenden Worte ſeiner Meldung mit den Geberden des ſtrengen Dienſtes, beantwortete klar und beſonnen alle Fragen, die der mürriſche König an ihn richtete. — „Hat Er ſeine Schreibtafel bei ſich?“ fragte der König endlich. Der Feldwebel zog mit der Bejahung ſogleich die Schreibtafel hervor und ſtand alsbald in ſchreibfertiger Stellung. — „Die Königin erhält eine goldgeſtickte draps-d'argent-Robe, die Prinzeſſin Amalie desgleichen ohne Goldſtickerei, mit Purpur durchwirkt“ — und ſo fuhr der Monarch fort, nach und nach die Namen der hohen Frauen des königlichen Hauſes denen ſeiner ehrlichen Gardiſten zuzugeſellen, die bisher in ungefährdeter Alleinherrſchaft in der Schreibtafel des Buchholz Raum gefunden hatten. Während des haſtigen Auf- und Abſchreitens war Friedrichs Zorn verlodert, und er ergötzte ſich nun höchlichſt an ſeinem ehemaligen Exercirmeiſter, der ſich zwar mit allem Dienſteifer bemühte, die fremdartigen Klänge auf dem Papier feſtzuhalten, aber doch, wenn es ohne Verletzung des militairiſchen Anſtandes thunlich war, ſich nicht hindern konnte, beſorgliche Blicke auf den verehrten ehemaligen Schüler zu richten. Dieſer, nachdem er ſich genugſam an des Feldwebels Verlegenheit erheitert, ließ ſich das Geſchriebene reichen, überlas es beifällig und ſagte dann heiter: „Na, Er hat's auf ſeine Art gemacht, aber ſchon gut! Jetzt geh' Er damit heute noch zu Boden, meinem Miniſter, und laſſ' Er ſich von Dem weitere Anweiſung geben. Ich weiß, er hat ſchon lange einen ruhigen Dienſt gewünſcht, ich ernenne Ihn zu meinem Schatz-Rentmeiſter; dien' Er mir wie bisher, ordentlich und treu, und nun mach' er, daß er fort kommt!" — In nicht viel geringerer Betäubung als vorher der Kriegsrath Neubauer, kam der neue Schatz-Rentmeiſter durch die Thür, doch froheren Herzens als Jener zum Miniſter von Boden, der die Troſtloſigkeit des armen, ſonſt ſehr verdienſtvollen Kriegsraths durch anderweitige vortheilhafte Anſtellung zu mildern wußte. Buchholz trat ſogleich ſein Amt an und verwaltete es bis zu ſeinem Tode zur völligen Zufriedenheit des Königs, der ſich niemals entſchließen konnte, den Hochbetagten in den gewünſchten Stand gänzlicher Ruhe zu verſetzen, ſondern ihm lieber junge Männer zugeſellte, die unter ſeiner Anleitung und Aufſicht die Geſchäfte beſorgten. Der bewährte Buchholz mußte aber jedesmal bei der Rechnungs-Abnahme zugegen ſeyn, wobei ihm dann in der letzten Zeit eine ſeltene Vergünſtigung bei Friedrich, das Niederſitzen vor dem Monarchen, verſtattet ward. Die Rechnungs-Abnahme war von Seiten des Königs ſehr einfach und bald abgethan. Er empfing vom Schatz-Rentmeiſter ein genaues Verzeichniß der angewieſenen Summen, wie der Beſtände; dann zog er gewöhnlich aus dem Aufſchlag ſeines Rockärmels ein zuſammengelegtes Quartblatt, verglich ſeine eigenen Notizen mit dem Erhaltenen, ſchrieb unter dieſes: „Geſehen und richtig befunden. Friedrich", und gab es dann dem Buchholz zurück. Als dieſer in ſpäterer Zeit einen Gehülfen mitbringen mußte, der die allenfalls geforderte Nachweiſung genauer zu ertheilen vermochte, unterließ der König nie, die jungen Männer zur Ordnung und Treue in der Dienſtführung zu ermahnen, und ihnen in Buchholz das Muſter und den Lohn vorzuhalten.

Der Schatz-Miniſter von Boden.

Schon als Kronprinz verſäumte Friedrich II. nicht, ſich zu ſeinem hohen Berufe vorzubereiten, beſonders auch, um die Kräfte und Mittel des Staates kennen zu lernen, den er künftig regieren ſollte. In dieſem Sinne fragte er einſt den Geheimen Rath, nachmaligen Schatzminiſter von Boden: „wie hoch ſich der Schatz anſchlagen laſſe?“ In aller, dem Thronerben ſeines Monarchen ſchuldigen Ehrerbietung wies Boden dieſe Anfrage des Prinzen zurück mit den Worten: „Königliche Hoheit, das weiß ich nicht!“ — wobei ſich wahrſcheinlich etwas Ironie hinzog über das Geſicht des bereits alten Staatsdieners, welcher der Frage des Prinzen einen ganz anderen Sinn unterlegte. Der königliche Jüngling wandte dem trockenen Abfertiger hocherglühend den Rücken und vernachläſſigte ihn von der Zeit an mit auffallendem Widerwillen. — Unter ſolchen Verhältniſſen ſah Herr von Boden nach dem Hinſcheiden König Friedrich Wilhelm I. ſeiner Entlaſſung entgegen, und traf alle Veranſtaltungen, um ſich gleich nach der erſten Cour auf ſein, nahe bei Berlin belegenes Landgut zu begeben. Sich der ſtrengſten Rechtſchaffenheit in ſeiner Dienſtverwaltung bewußt, hatte er allerdings keine Verantwortung zu ſcheuen, doch wegen des Vorhergegangenen ein unangenehmes Zuſammentreffen zu befürchten. — Würdevoll empfing der junge König die Beileidsbezeigungen und Glückwünſche ſeiner Miniſter, und äußerte nur im Allgemeinen: daß auch er den ſeinem Vater bewieſenen Dienſteifer erwarte. So beurlaubt entfernten ſie ſich; da rief der König den Schatz-Miniſter zurück, der nun nichts gewiſſer vermuthete, als das volle Ungewitter des Zorns über ſich ausbrechen zu ſehen, beſonders da der junge Monarch ſogleich ernſt und finſter begann: „Nun, Her von Boden, werde ich doch erfahren können, wie hoch ſich der Schatz meines Vaters beläuft?“ — Boden zog ruhig ein Papier hervor, auf dem die vorhandenen Summen genau und nach dem Verſchiedenartigen beſtimmt angegeben waren, und ſprach, als der König das Blatt flüchtig überſah: „Für die Richtigkeit dieſer Angaben, wie überhaupt meiner Rechnungsführung, hafte ich Ew. Majeſtät mit meinem Kopfe. Der Herr Vater hatten befohlen: daß außer ihm und mir Niemand von dem Betrag des Schatzes Kunde erlange, und mir hinſichtlich Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen keine Ausnahme geſtattet!“ — „Und ich“, entgegnete der König, „muß Ihm das Zeugniß geben, daß Er dieſen Befehl pünktlich befolgt hat. Diene Er mir mit derſelben Treue, über alles Weitere ſprechen wir ein ander Mal!“ — Unter huldvollem Bezeigen entließ nun der Monarch ſeinen freudig betroffenen Miniſter, gab ihm ferner bei jeder Gelegenheit Beweiſe des ehrenden Zutrauens, ſchenkte ihm auch ein neuerbautes, ausgezeichnet ſchönes, völlig möblirtes Haus.

Paſtor Gründel.

Auch Friedrich der Große wünſchte ſchon, daß die Landleute ſich zur Aneinanderlegung ihrer Aecker entſchließen möchten, weil dadurch manche beträchtliche Bodenſtrecke gewonnen und bei der Bearbeitung viel Zeit erſpart werden könne. Man widerſtrebte jedoch faſt überall aus Vorurtheil oder Eigennutz dieſer wohlthätigen Abſicht. Der König gab aber ſeinen Plan nicht auf, ſondern verſuchte jedes geeignete Mittel, ihn durchzuſetzen. — Bei einer ſeiner jährlichen Bereiſungen Schleſiens kam der Monarch auf dem Wege von Neiße nach Brieg durch das eine Meile von letztgenannter Stadt gelegene Dorf Kreiſewitz. Hier mußte er verweilen, da einem Pferde augenblicklich ein Hufbeſchlag nöthig war. Er ließ vor die Schmiede fahren und blieb im Wagen ſitzen. Von hier aus richtete er an den Grundherren des Dorfes nur einige Worte, denn da er den Ortsgeiſtlichen, den Paſtor Gründel erblickte, wendete er ſich ſogleich an dieſen mit folgender Anrede: „Er iſt der Geiſtliche des Orts. Komm' Er doch näher! Hör' Er 'mal, ich wünſche ſo ſehr, daß die Bauern ihre Aecker aneinander legen, aber die Leute folgen mir nicht. Ich dächte, Er predigte über die Sache, das könnte Eindruck machen. Aber weiß Er auch einen Text? Nun, ich will Ihm einen ſagen.“ — Der König, in der Bibelkenntniß ſehr ſtark, beſtimmte einen Bibelvers zu der befohlenen Predigt; der Paſtor verſprach, ſchon an einem der nächſten Sonntage dieſen Text zu benutzen, und der Monarch entließ ihn mit freundlichſter Zufriedenheit. Paſtor Gründel hielt die Predigt ganz im Sinne des Königs, und ſchickte dieſem eine Abſchrift derſelben nach Potsdam. Wenige Wochen nachher empfing Gründel von dem ſchleſiſchen Provinzial-Miniſter, Grafen von Hoym, ein Schreiben des Inhalts: Seine Majeſtät der König haben befohlen, daß Ihnen die in Schleſien zunächſt erledigte Pfarre Königlichen Patronats, wenn Sie ſich dadurch bedeutend verbeſſern, conferirt werden ſoll. Es wird Ihnen deshalb aufgegeben, ſobald ſie von einer ſolchen Erledigung hören, ſich ſofort zu melden." — Auf dieſe Zuſchrift entgegnete Paſtor Gründel:

„Sehr beglückt fühle ich mich durch die außerordentliche Gnade meines großen Königs. Allein, da ich der Meinung bin, das zwiſchen einer Gemeinde und ihrem Seelſorger einmal geknüpfte Band ſoll ein unauflösliches ſeyn, beſonders wenn, wie dies bei uns der Fall iſt, zwiſchen der Gemeinde und dem Geiſtlichen volle Harmonie beſteht, darf ein ſolches Band am wenigſten wegen einer äußeren Verbeſſerung zerriſſen werden. So danke ich denn unterthänig für das mir zu Theil gewordene huldvolle Anerbieten, werde aber nie davon Gebrauch machen."

Dieſes wahrhaft geiſtliche Benehmen erwarb dem Paſtor Gründel doppelte Liebe und Verehrung bei ſeiner Gemeinde; er lebte, obſchon ſein Einkommen nicht bedeutend war, doch ſehr glücklich in ihrer Mitte, und erreichte das fünfundachtzigſte Lebensjahr, immer heiter zurückblickend auf den damaligen Entſchluß. — Daß ſein Andenken erneuert werde, hat er gewiß auch verdient!

Sorge für einen Offizier.

Der Jude Emanuel Marcus in Bockum hatte ſich an den Ingenieur-Major von Enders gewendet mit der Bitte, ihm ein Privilegium zu verſchaffen, und verſprach hundert Ducaten für die Gewährung. Enders war ein verdienſtvoller Offizier, aber nicht wohlhabend; er entſchloß ſich, ein Geſuch an den König zu richten, und geſtand dabei ganz offen, daß ihm die Bewilligung hundert Ducaten „Douceur" einbringen würde. Der König bewilligte nicht nur das Privilegium, ſondern fand auch das „Douceur" nicht hoch genug, wie ſich dies aus der Kabinets-Verfügung ergiebt:

„Mein lieber Major von Enders. Ich habe Euch auf Euer Geſuch vom 27. July das Privilegium vor den Juden Emanuel Marcus zu Bochum accordiret, und deshalb die abſchriftlich angeſchloſſene Ordre an das General-Directorium ergehen laſſen. Ich ſollte aber meinen, daß Ihr dafür wohl mehr als 100 Ducaten wuchert erhalten können. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam den 3. Aug. 1748. Friedrich."

Die „Dehors“.

Sehr empfindlich konnte der König werden, wenn — beſonders im Dienſt — Dehors unterlaſſen wurden, die ſeiner Perſon zu bezeigen waren, und hier änderte das Anſehen der Perſon nichts. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand, ſeine Brüder, waren jeder Chef eines Infanterie-Regiments; das des Erſteren (Füſiliere nach alter Art) ſtand in Spandau, und die Grenadiere deſſelben (damals hatte jedes Regiment Infanterie zwei Compagnien Grenadiere) garniſonirten in Nauen. Des Prinzen Heinrich Regiment hatte keinen ſogenannten Kanton, es enthielt nur Angeworbene, meiſt Ausländer. Das Regiment des Prinzen Ferdinand ſtand in Ruppin. Dieſe Regimenter wurden alljährlich zum großen Manövre nach Berlin gezogen; zuvor hielt der König auf dem Plane bei Spandau über beide Special-Revue, weshalb das Regiment aus Ruppin einen Tag früher in genannter Stadt ankam. Der König fuhr von Sansſouci nach dem Plane und ſtieg dort zu Pferde. Das Regiment Prinz Heinrich, das ältere, bildete den rechten Flügel. Dienſtgemäß mußte bei einer Special-Revue der Chef ſeines Regiments, ohne Rückſicht auf ſonſtigen Rang und Stand, zu Fuß am rechten Flügel des Regiments ſtehen, in Kamaſchen, nicht in Stiefeln, ein kurzes Esponton in der Hand, und in Stulphandſchuhen. So hatten es beide Prinzen alljährlich gehalten, und ſo den König erwartet, der an der Fronte des Regiments dann entlang ritt. Im Jahre 1779 oder 1780 war aber der Prinz Heinrich in Paris geweſen; er hatte die dortige adlige Hofetiquette kennen gelernt, und gefunden, daß die Prinzen von Geblüt, namentlich der Comte Artois, des Königs Bruder (ſpäter Karl X.) und der Herzog von Orleans (in der Revolution Egalité) mit dem König Ludwig XVI. im Umgange wenig „Façon“ machten. Dies mochte ihm mehr zuſagen, und er verſuchte nun, ſich von der dieſſeitigen Etiquette zu befreien: er erſchien bei der Special-Revue zu Pferde, und ritt dem König etwa funfzehn Schritte entgegen. Dieſer, des Prinzen Begrüßung kaum erwiedernd, redete ihn nicht an, nahm dem Regiment die Revue ab, äußerte auch manchen Tadel. Am linken Flügel des Regiments überreichte ihm dienſtgemäß der Commandeur, Oberſt von Kallſtein, die Regimentsliſten; der König ſah ſie an, und bezeigte ſein Mißfallen über die vielen Deſertionen

Der Obriſt bemerkte: das Regiment habe nur angeworbene Leute, keine Inländer; in Nauen, der Mecklenburger Grenze ſo nahe, ſey beſonders die Deſertion ſchwer zu behindern, und man habe dort nicht einmal eine Lärmkanone. Er ſchloß mit der ehrerbietigen Bitte: Seine Majeſtät möchte dem General Alkner von der Berliner Artillerie den Befehl ertheilen, eine Kanone nach Nauen zu kommandiren. Auf dieſen Vorſchlag erwiederte der König: „Herr, was will Er mit dem Geſchütz in Nauen? will Er das Neſt in Brand ſtecken?“ — Er wendete ſich nun zur Abnahme der Revue über das Regiment des Prinzen Ferdinand, der zu Fuße am rechten Flügel ſtand, und hier war dem König Alles in guter Ordnung. — Prinz Heinrich hielt ſich in Spandau ein Abſteige-Quartier, und nach beendigter Special-Revue hatte der König dort alljährlich mit ſeinen Brüdern geſpeiſt. Auch diesmal brachte nun Prinz Heinrich die gewöhnliche Einladung: Seine Majeſtät würden die Gnade haben, bei ihm eine Suppe zu eſſen. Der König erwiederte aber mit Kälte: „Für mein Mittagseſſen iſt geſorgt!“ — Er ritt vom Plane ab nach Charlottenburg, wo er im Schloß Niemand antraf, als den Kaſtellan, der ihm Kaffee beſorgen mußte. — Bei der Revue des folgenden Jahres erſchien Prinz Heinrich wieder in Kamaſchen und zu Fuß, und der König nahm auch die Einladung wieder an.

Der Name Friedrich II. weit gekannt und geehrt.

Im Jahre 1779 ſcheiterte der Capitain Klock, der aus Emden mit preußiſcher Flagge abgeſegelt war, an der marockaniſchen Küſte. Kümmerlich rettete er ſich mit ſeiner Mannſchaft an's Land; Alle aber wurden von den wilden Mauren ſogleich aufgegriffen und gekettet in ein Gefängniß geworfen, wo ſie bei Waſſer und Maiskörnern in ſteter Angſt ihr Schickſal erwarteten. — Die Anzeige von ihrer Gefangennehmung war, nebſt der preußiſchen Schiffsflagge, nach Marokko geſandt worden. Am zehnten Tage öffnete ſich ihr Kerker; man nahm ihnen die Ketten ab, ſetzte Jeden auf einen Eſel: wohin es ging? das erfuhren ſie nicht. Endlich ſahen ſie eine große Stadt vor ſich — Marokko. Ein deutſcher Jude geſellte ſich zu ihnen als Dollmetſcher und führte ſie vor den Sultan Mulay Ismael. — Erſt kamen einige gleichgültige Fragen, dann die: ob ſie Unterthanen des preußiſchen Königs wären? Auf die Bejahung erfolgte der merkwürdige Beſcheid: „Von Eurem Monarchen, ſeiner Weisheit und ſeinen Kriegen ſind ſo viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung für ihn erfüllt hat. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angeſehen werden ſollt; vielmehr habe ich beſchloſſen, Euch frei in Euer Vaterland zu ſchicken.“ — Und ſo geſchah es. Am andern Tage wurden ſie gekleidet und in eine anſtändige Wohnung gebracht. Der Sultan ließ den Capitain Klock faſt täglich zu ſich kommen, um ihn über Mancherlei, Friedrich II betreffend, zu befragen. Unter Anderem wollte er wiſſen: wie groß er ſey, wie viel Soldaten er habe, wie lange er ſchlafe, wie viel Weiber und Kinder er habe: alle Tage hatte der Sultan neue Fragen. Erſt in der dritten Woche brachte man ſie Alle, wieder auf Eſeln, unter ſicherer Bedeckung nach dem Hafen St. Croix, wo der mauriſche Befehlshaber die Weiſung hatte, ſie für Rechnung Ismael's auf das erſte europäiſche Schiff zu verdingen und mit Lebensmitteln für einen Monat zu verſorgen. Sie kamen glücklich in ihre Heimath und prieſen die Güte Ismael's, der ſie aus Achtung und Bewunderung für ihren König ſo menſchenfreundlich behandelt hatte.

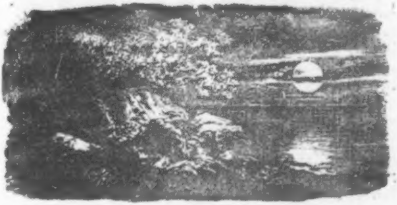
Eine Inſchrift bei Prag.

Im Jahr 1820, ſo erzählt ein Reiſender, war ich in Prag und fand da eine Erinnerung an Friedrich den Großen. Der „Stern“, auf der Spitze des Weiſſenbergs bei Prag, war ehemals ein königlicher Thiergarten mit einem Jagdſchloß, das jetzt zu einem Pulvermagazin dient, und die Geſtalt des Gebäudes gab dem Ort ſeinen Namen. Was aber macht ihn berühmt? Der in der Nähe befindliche Königsſitz, wo früher ein Sandſteinbruch war, der jetzt terraſſenförmig ausgehauen iſt, und wo Friedrich II. als er 1757 Prag belagerte, vorzüglich gern verweilt haben ſoll, um von da Stadt und Gegend zu überſchauen. Folgende Inſchrift bewahrt dort ſein Andenken:

„Hier an dem Stein, von Stahl und Kugeln frei,
Saß Friedrich, Preußens kühnſter Held,
Und maß von hier der Hauptſtadt Fall! —
Nun dient der Platz im grünen Mai
Nur ſanfter Ruh', fern vom Geräuſch der Welt,
Und Schatten deckt ihn überall.“

Die beiden letzten Züge beweiſen, daß die Macht wahrhafter Fürſtlichkeit auch von Barbaren bewundert, und ſelbſt da anerkannt wurde, wo man gewohnt war, in Friedrich II. den Feind zu ſehen!

Erklärte Witterungs-Vorzeichen.



„In Wetterkunde auszulernen,
Das liegt uns noch in weiten Fernen,
Doch hat ſich Manches ſchon begründet
Durch das, was uns Natur verkündet."

Rotten ſich im Weſten bei Sonnen-Untergang die Wolken purpurfarbig, verklärt, ſagt man: Morgen wird gut Wetter. Daß dies immer eintrifft, wollen wir nicht behaupten; die Urſache dieſer Färbung läßt ſich aber wiſſenſchaftlich andeuten. Die Luft, iſt ſie ausgetrocknet, bricht rothe oder erhitzende Strahlen ſtärker, und da trockene Luft nicht völlig durchſichtig iſt, werden dieſe Strahlen wieder in den Horizont zurückgeworfen. Geht die Sonne unter mit kupferigem oder gelbem Glanze, ſo zeigt dies gewöhnlich Regen an; von herannahendem naſſen Wetter iſt jedoch das ſicherſte Zeichen der Ring um den Mond, der durch das niederſinkende Waſſer entſteht; je größer der Ring, deſto näher ſind die Wolken, kommen demnach leichter zur Erde. — Nicht verwerflich wäre demnach der alte Spruch:

„Ein Regenbogen am Morgen
Macht dem Hirten Sorgen,
Ein Regenbogen am Abend
Iſt ihm ſtets erlabend."

Der Regenbogen kann ſich nur zeigen, wenn Wolken, die den Regen enthalten, der Sonne gegenüber ſtehen; Abends ſteht der Regenbogen im Oſten, Morgens im Weſten. Da nun in unſerm Himmels- und Erdſtrich Regen meiſt vom Weſtwinde herbeigeführt werden, ſo zeigt ein Regenbogen im Weſten: ſchlechtes Wetter ſey durch den Wind auf dem Wege zu uns, der Regenbogen im Oſten: der Regen in dieſen Wolken ziehe von uns hinweg. — Iſt der Flug der Schwalben hoch in der Luft, dann bleibt entweder ſchönes Wetter dauernd, oder es iſt ſchönes Wetter zu erwarten; hält ſich aber ihr Flug niedrig und dicht am Erdboden, dann läßt ſich faſt beſtimmt annehmen, Regen ſey nahe. Dies wird dadurch erklärlich: Schwalben verfolgen Fliegen und Mücken, die ſich in warmer Luft vergnügen; da nun warme Luft leichter und gewöhnlich auch feuchter iſt als kalte, ſo hat man, da die warme Luft hoch iſt, weniger zu erwarten, daß durch Miſchung derſelben mit kalter Luft Feuchtigkeit zu Boden falle; iſt aber die warme und feuchte Luft der Erd-Oberfläche nahe, ſo wird, da die kalte Luft doch in die warme einſtrömt, ein Waſſer-Abſatz ſtattfinden. — Verſammeln ſich See-Möven auf dem Lande, ſo nähern ſich faſt immer Sturm und Regen; die Urſache könnte man darin ſuchen, daß dieſe Vögel, indem ſie einen vom Meere kommenden Luftſtrom fühlen, nach dem Lande flüchten, um ſich vor dem Sturm zu ſchützen: das wäre jedoch ein irriger Schluß. Der Sturm iſt ihre Lebensluft und Lebensluſt, der kleine Sturmvogel erfreut ſich des heftigſten Windes: er nährt ſich von den kleineren See-Inſecten, iſt ſicher, ſie im Schaum einer hoch aufgewälzten Woge leichter zu erhaſchen, und man ſieht ihn auch über dem Rande der höchſten Brandung flattern. Möven und andere Seevögel ziehen nach dem Lande, weil ſie dort der Nahrung gewiß ſind; man wird bemerken, wie gierig ſie dann Regenwürmer und Larven verſchlucken, die bei ſtarken Fluthen aus der Erde in die Höhe getrieben werden; der Fiſch aber, den ſie bei ſchönem Wetter auf der See zu erbeuten ſuchen, verläßt bei Sturmwind die Oberfläche, geht tiefer unter Waſſer. — Das Streben nach Nahrung iſt der Hauptdrang, weshalb Thiere ihre Wohnorte wechſeln; die verſchiedenen Arten der Zugvögel wandern immer, wenn in einer Gegend der Naturtrieb ſie belehrt, daß ſie Mangel zu fürchten haben. Der Geier folgt, nach demſelben Naturtriebe, den Schwärmen anderer Vögel, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Wahrſagereien der Alten aus dem Fluge der Vögel ſich großentheils auf die Beobachtung jenes Naturtriebs gründeten. — Gar mancher Volks-Aberglaube hat ſein Entſtehen aus ähnlicher Quelle. Für den Fiſchangler im Frühling iſt es immer ein Unglückszeichen, wenn er eine einzelne Elſter ſieht; gewahrt er aber zwei, ſo kann er dies vielleicht als günſtige Vorbedeutung betrachten. Bei kaltem und ſtürmiſchem Wetter verläßt nur eine Elſter das Neſt, um Nahrung zu ſuchen, die andere bleibt ſitzen auf den Eiern oder den Jungen; zwei zuſammen fliegen nur aus, wenn das Wetter warm und milde, dem Fiſchfang alſo günſtig iſt oder wird. — Für feſtſtehend darf freilich Niemand ſeine Wetterwiſſenſchaft halten, — auch hierin iſt der Menſch reich an Schwachheiten; ſage alſo Jeder in ſolchem Betracht ebenfalls zu ſich ſelbſt:

„Im Glauben und im Aberglauben
Bewegt ſich Alles, was Du weißt,
Und willſt Dein Hirn Du nicht verſchrauben,
Vertraue ſtets dem Gottesgeiſt.“ Ein Landmann.

Lang und kurz.

„Kürze iſt Würze
Für Red' und Vergnügen,
Länge-Gepränge
Giebt ſelten Genügen:
Kurz iſt die Wahrheit,
Und lang ſind die Lügen.“

„Haſt Du ſchon daran gedacht, daß heut der kürzeſte Tag iſt?“ fragte mich mein Oheim, der Naturkundige, an dem bezüglichen December-Abend, und ich antwortete: „Jedenfalls konnte man das merken am Morgen, es wollte gar nicht Tag werden.“ — Zugleich hielt ich aber des Oheims Frage für eine Mahnung, nicht lange zu verweilen, war alſo bereit, mich ohne Zögern zu entfernen; der alte Herr rief aber aus: „Bleib'! Meine Frage hat keinen Hinterhalt; Du weißt, daß ich auf lügneriſche Verkünſtelei des Anſtändigen mich nicht einlaſſe. Iſt mir Deine Anweſenheit einmal nicht gelegen, ſag' ich's frei heraus; denn nichts iſt thöriger, als aus falſcher Höflichkeit daran ſchuld ſeyn, daß Jemand etwas thut, was er nicht thun würde, wenn er wüßte, was wir eben zu wünſchen haben." — Durch dieſe Aeußerung beruhigt, legte ich meinen Hut aus der Hand, und die uns angewöhnte Unzufriedenheit mit der Kürze unſrer December-Tage leitete meinerſeits ein weiteres Geſpräch ein.

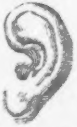
„Je kürzer der Tag, je beſſer muß man ihn gebrauchen!" entgegnete der Oheim. „Möchten wir doch nie klagen über Erſcheinungen im großartigen Gange der Natur, deren ewiger Ordnung der Menſch ſo leichthin das Weſen ſeines flüchtigen Treibens entgegenſetzt. Dieſe Tage, die wir zu kurz nennen, würden uns viel zu lang dünken, wenn wir in Lappland lebten, wo die Sonne — nach der Beobachtung von Skjöldebrand — neunundvierzig Tage im Sommer nicht unter-, aber auch eben ſo lange im Winter nicht aufgeht, die trübe Witterung von der kurzen Dauer des Sonnenlichts dann noch etwas raubt, indem ſich die Zahl der Tage mit Regen und Schnee zu den hellen verhält wie Zwei zu Drei. Nach der Gewohnheit ſind die Klagen verſchieden!"

„In der That", ſagte ich, „es müßte für uns, wenn wir plötzlich nach jenen Gegenden kämen, ein erſchreckender Zuſtand ſeyn, gleichſam in eine ewige Nacht und Dämmerung begraben zu werden. Aber ein nicht minder ſeltſames Gefühl müßte uns durchdringen in einem Lande, wo es eine Zeitſtrecke hindurch nicht Nacht wird, wo die Sonne nur ſteigt und fällt ohne Untergang: es muß einen höchſt eigenthümlichen Reiz haben."

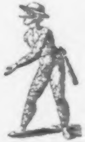
„Herr von Buch", erwiederte der Oheim, „ſchildert uns eine ſolche Nacht, die er auf Tromſöe in Norwegen bewunderte. Die immer klare und heitere Sonne — ſagt er — giebt dieſen erſten Julius-Tagen etwas unbeſchreiblich Reizendes. Wenn ſie um Mitternacht gegen Norden am Himmel fortwandelt, dann empfindet die Gegend, wie in ſüdlichen Breiten, die Abendruhe; wenn ſie ſich wieder erhebt, wie dort, das Erwachen des Morgens. Das iſt eine ungetrübt frohe Empfindung, denn das traurig ſehnſuchtsvolle Gefühl, wenn die Sonne ſich unter dem Horizont in's Meer ſenkt, verbittert ſie nicht. Steigt die Sonne wieder, ergießt ſie auch ſogleich neue Wärme über das Land, und kaum iſt zu ahnen, daß der Abend nahte, ſo belehrt uns das Thermometer: die Mitternacht ſey ſchon vorüber. Langſam beginnt nun Alles, ſich wieder zu bewegen; Wolken ſteigen auf vom Lande, treiben ein mannigfaltiges Spiel in der Luft und über den Bergen. Kleine Wellen auf dem Waſſer des Sundes zeigen, wie von Norden her die Luft mehr und mehr anfängt, ſich herunter zu drängen; die Sonne ſteigt höher, ihre Strahlen wirken ſtark auf den Boden, Bäche rieſeln aus dem Schnee, der noch überall ſichtbar iſt. Da hat ſich nun auch der Nordwind völlig erhoben, und nicht mehr ſtoßweiſe, ſondern gleichmäßig weht er den Sund herab. Gegen acht Uhr Abends iſt Alles wieder beruhigt: keine Wolken am Himmel, kein Nordwind über dem Sund: man fühlt nur die ſanft erwärmende Kraft der Sonne die Nacht hindurch.“

Betet ihn an, den Schöpfer und Erhalter der Weltordnung, geheimnißvoll erhaben und herrlich umgiebt uns in Allem ſeine Nähe! H. Rino.

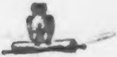
Bildliches.



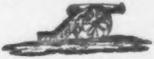
Schade, daß nicht offnes Ohr dortenhin zu ſenden iſt, wo man für gerechte Klage, Hülfe bei der Macht vermißt.



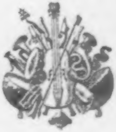
Die Narrheit wird jetzt ſehr erweckt, die Pritſche doch zu ſehr verſteckt.



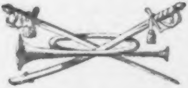
Die Eule iſt lichtſcheu, und Lichtſcheu nach Erfahrung, hat Krallen zum Verſchluß der Geiſtesnahrung.



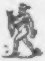
Am ſchnellſten ſtumm macht, zweifelsohne, des Rechtes Stimme — die Kanone.



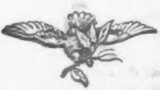
In Muſikſucht geht recht munter aller Trieb zum Denken unter.



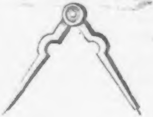
Müſſen denn im Redethum prunkesvoll Apologeten immer noch den Schlachtenruhm als den höchſten austrompeten?



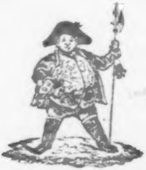
Merkur, Schirmherr des Handels und der Diebe, zeigt durch Flügel an der Mütze, daß er raſch im Gierbetriebe Pfiffen für die Börſe nütze.



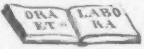
Ihr hohen Herr'n! — bleibt eurer Zwietracht Sündfluth die Taube mit dem Oelzweig für immer fern?



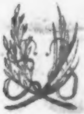
Der Zirkel zieht uns Kreiſe und — im Leben iſt uns viel zu rund!



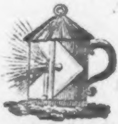
Nachtwächter hüten jede Nacht, — Lichtwächter ſind meiſt ohne Macht.



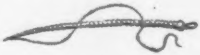
Ora et labora — echt befleißt! — wenn mit Recht den Spruch ihr preiſt, denkt doch ſtets auch an den Geiſt!



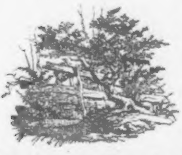
Lorbeer und Palme! — für den Ruhm hienieden ſind ſie vereinbar mächt'ger That — zum Frieden.



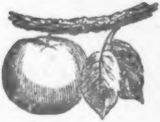
Diogenes ſuchte Menſchen mit ſeiner Laterne, gefunden hat er da freilich mehr Schalen als Kerne.



Sehr gut, daß ſich mit Peitſche ſehr ſchlecht nur reimt das Deutſche!



Gar wenig iſt Denen zu trau'n, die Lebenskenntniß erſchau'n — vom Hof oder hinter dem Zaun.



Warum durch einen Apfel war das Paradies uns zu verlieren? — Reichsapfel war's dem erſten Menſchenpaar, um ſich das Weltall zu „annectiren".

Mannes-Einheit.

Von allen Dingen lieb' ich Ein's,
Und nirgends Ueberfluß;
Wer nicht ſo denkt, liebt ſicher Kein's,
Und lebt ſich zum Verdruß.

Den einen Gott verehr' ich tief,
Der uns den Erdenball
Hervor aus Unbegriff'nem rief,
Wie rings ſein Weltenall.

Ein edler Fürſt, von Gott geweiht,
Ein Heimathland ſey mein,
Und rufen Beid' in Noth und Leid,
Will raſch zur Stell' ich ſeyn.

Ein Mädchen nur verehrt mein Herz
Die mir für Alle gilt;
Was uns dann werd' in Wonn' und Schmerz,
Die Lieb' iſt Schutz und Schild.

Ein Freund nur iſt's, der ganz mich kennt,
Der mein Geheimſtes weiß;
Mit dieſem bleib' ich ungetrennt
Vertraut um jeden Preis.

Nur eine Tugend prägt uns treu
Den Werth der Thaten echt:
D'rum wahrt mein Ziel mir ohne Scheu
Beſtändigkeit im Recht.

Die eine Freude wünſch' ich nur:
Der Meinen Wohl und Glück;
In Schickſalsnacht kommt ſtets dann Spur
Vom Troſteslicht zurück.

Nur einen Feind haſſ' ich von Grund
Der Seele immer mehr,
Ihn, deſſen That im Menſchenbund
An Treu' und Milde leer. —

Ein's hoff' ich nach des Daſeyns Schluß:
Ein Friedensplätzchen mir,
Und leb' und ſterb' im Dankerguß
Mein Gott und Vater, Dir!

Gz.

Anzeigen
der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Wir ſuchen
im Tauſch gegen andere unſerer Verlags-Artikel:

Bellegno, Reiſe-Novellen. 2 Bde.
Bertram, Mußeſtunden.
— —, Der erzählende Freund.
Brentano, Die drei Nüſſe und Varinka.
Der Dorfgelehrte.
Ellrich, Genre-Bilder aus Oeſtreich.
Gubitz, Volks-Geſellſchafter. 12 Bdchn. Vollſtändig.
— —, „ „ „ Einzeln Bändchen I. und III.
— —, Volks-Kalender. Jahrgänge 1835, 1836, 1837, 1838, 1839, 1840, 1841, 1844, 1845, 1852, 1859, 1861.
Anton Gubitz, Novellen aus dem modernen Leben.
Hagen, „Nibelungen“ und „Klage.“ Neuhochdeutſch.
Jeſuiten und Jeſuitereien.
Kretſchmer, Deutſche Volkslieder mit ihren Originalweiſen. 2 Bde. (18 Hefte.) Vollſtändig.
Leßmann, Die Heidenmühle. 2 Bde.
— —, Wanderbuch eines Schwermüthigen. 2 Bde.
Müller, Geſchichte der chriſtlichen Feſte.
Novellen aus der Theaterwelt.
Nieritz, Ehrlich währt am längſten.
— —, Wie die Thaten, ſo der Lohn.
— —, Neue Volksbücher. 9 Bdchn. Vollſtändig.
— —, „ „ „ Einzelne Bändchen 3, 4, 6, 7, 9.
Robert, Kaſſius und Phantaſus.
— —, Der Väter Fluch.
— —, Die Wahrſagung. } Nachlaß.
— —, Schwarzes Käſtchen.
Roſini, Die Nonne von Monza. 2 Bde.
Satorius, Aus der Geſchichte und dem Familienleben.
Volks-Bildergallerie, 28 Lieferungen. Vollſtändig.
Wedekind, Zwei Novellen.
— —, Der Sträfling.

Wir bieten für die Jugend die Schriften von G. Nieritz:

Das Fiſchermädchen. Dritte Auflage. 10 Sgr.
Der Pilger und der **Lindwurm.** Dritte Auflage. 10 Sgr.

Der ſtille Heinrich. Dritte Auflage. 10 Sgr.
Das Pomeranzenbäumchen. Der goldne Knopf. Das wilde Schwein. Drei hiſtoriſche Erzählungen. Zweite Auflage. 22½ Sgr.

Für die Leſewelt überhaupt.

Der Druckfehler. Eine Erzählung von Guſtav Nieritz. 20 Sgr.
Marguerite. Roman in drei Bänden von Dr. Chr. Birch. 3 Thlr. (Charlotte Birch-Pfeiffer fand in dieſem inhaltreichen Werke den Stoff zu ihrem Schauſpiel mit gleichem Titel.)

Ja, wer ſie hat!
Gedichte
von
F. W. Gubitz.
2 Bände, 2 Thaler.
Sie ſind gerühmt in manchem Blatt,
Entſcheiden möge, wer — ſie hat.

Die
Auferweckung des Lazarus.
Erzählung
von
*
* *
Mit ſchönen Holzſchnitten.
Preis: 15 Sgr.
Ein Werkchen von einem Meiſter,
Jetzt fragt man nicht mehr: wie heißt er?!

Liederbuch für deutſche Künſtler.
Mit den Noten und vielen Vignetten.
(Herausgegeben von Franz Kugler.)
1⅓ Thlr.
„Aus Gemüth
erblüht
zu Luſt
aus voller Bruſt!“

Nur ⅓ Thlr.
Blätter der Erinnerung
an
Preußen's König
Friedrich Wilhelm III.
Mit Bildniß.
„Ein König, deſſen Angedenken
Zum Danke die Gedanken lenken.“

Nur 1/6 Thlr.

Zum Erſtenmal iſt Auguſt Zeune genannt als Verfaſſer von:

Glaubensweisheit.

Geiſt der drei Hauptreligionen Europa's.

„Geheimniß oder Offenbarung,
Im Geiſte nur iſt Allbewahrung."

Nur 3 Sgr.

An und auf dem Meere.

Von Dr. H. Stahl.

Vorſicht bewahrt ſtets gute Fahrt!

* * *

Nächſtdem empfehlen wir beſonders die beiden folgend benannten Schriften als:

Aufſchlüſſe von Sonſt zu Jetzt.

Dazu dienen in Treue, Offenheit und Freimuth die beiden Werke:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staats

von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Vom Profeſſor Dr. **Carl Roſenberg.**

(Zwei Bände. 1 Thlr. 5 Sgr.)

und

Geſchichte Friedrich des Großen.

Von Franz **Becker.**

(Mit zwölf Holzſchnitten. 12 Sgr. 6 Pf.)

Wer mit der Geſchichte Preußens bekannt ſeyn will, bedarf für das Geſammte nur das Werk von Roſenberg; wer jedoch recht umſtändlich, nach allen Seiten hin das Leben und Wirken Friedrich des Großen in ſehr unterhaltender Weiſe kennen lernen möchte, dem giebt das Wer von Franz Becker das beſte Hülfsmittel, und durch die geringe Preiſe iſt hier wie dort für leichte Erwerbung durch jede Buchhandlun geſorgt.

Ein höchſt eigenthümliches Werkchen iſt:

Das

Bettler-Büchlein.

Mittheilungen von Fr. Bertram, H. Beta, F. W. **Gubitz,**
E. Langrehr, A. Naumann und **C. Nienitz.**

Mit vielen Holzſchnitten.

Inhalt.

Bettler-Bilder. (Gubitz.) — Bettler-Lieder. (Langrehr.) — Bettel
[illegible] (Beta.) — Der Bettelmönch (Bertram.) — Lebens-Anſich

eines Landſtreichers. (Naumann.) Die Bettler verſchiedener Völk
Rienitz.) — Schlaraffen-Bettelei. (Gubitz.) — Anmuth bei An
(Naumann.) — Schluß-Gleichniß von den drei Bettlern. (Ungen

Preis: 1/2 Thlr.

Unzweifelhaft! — für den geringen Preis giebt dies Volksbü
einen bedeutſamen Werth im Ernſt und heilſamen Humor.
ſinnige, dem Menſchenwohl zuthuliche Leſer wird ſich daran nich
ein Mal, ſondern öfter gemüthlich erfreuen, es bei ſich bewahren,
ſich Dank erwerben bei Allen, die es durch ſeine Hinweiſung
lernen.

Verlag von **Scheitlin & Zollikofer** in St.-Gallen.

TSCHUDI:

GUIDE SUISSE.

Avec 1 carte, 6 plans de villes et 9 panoramas de monta

Nouvelle édition. 1864.

Elég. relié. Prix 5 francs.

☞ **Le plus nouveau, le plus substantiel et le moins cher de tous les Gui
voyageur en Suisse.**

TSCHUDI'S

SCHWEIZERFÜHRER.

Mit 1 Uebersichtskärtchen, 6 Städteplänen und 9 Ge
panoramen.

Fünfte Auflage.

Berichtigt und ergänzt bis Juli 1864.

Eleg. geb. 1 Thlr. 6 Ngr. 2 fl. 6 kr. 4 Fr. 50 Ct.

☞ **Von der Kritik einstimmig als der zuverlässigste, billigste
reichhaltigste Reiseführer durch die Schweiz anerkannt.**

SCHWEIZERKARTE

für

REISENDE.

Cartonnirt 12 Ngr. 36 kr. 1 Fr. 90 Ct.
Elegant geb. mit Tabellen 21 Ngr. 1 fl. 12 kr. 2 Fr. 70 Ct.

**Es ist dieses Kärtchen ein ungemein bequemes Vademecum für Eisenb
Postreisende. (Neue Züricher Zeitung.)**

Von uns zu beziehen iſt:

Turnlieder-Buch
für die deutſche Jugend.

Herausgegeben
von
H. Hauer und F. Schmidt.

Dichter: E. M. Arndt. C. F. Auguſt. M. Claudius. Cotta. J. M. Firmenich. K. Follen. E. Geibel. H. Harries. W. Hauff. Hoffmann v. Fallersleben. K. v. Holtey. H. Jäde. Juſtinus Kerner. C. G. Kramer. Th. Körner. Gh. Lautenſchläger. H. F. Maßmann. K. Nonne. M. v. Schenkendorf. F. Schmidt.

Componiſten: H. Carey. J. Gersbach. C. Groos. H. Hauer. J. Haydn. Methfeſſel. Mozart. H. G. Nägeli. Stunz. C. M. v. Weber. C. Zöllner.

Dieſe Namen zeugen hinlänglich für die doppelte Reichhaltigkeit!

Preis: 3 Sgr.

Berlin. **Vereins Buchhandlung.**

Wir verſenden in nächſter Zeit das

„Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele“

(Fünfundvierzigſter Jahrgang)
für
1866.

Inhalt.

Der Freigeiſt. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Gotthold Ephraim Leſſing. (**Für die Darſtellung neu bearbeitet von F. W. Gubitz.**) — Die Hütte am See. Schauſpiel in einem Aufzug von K. Tenner. — Bianca Cenci. Schauſpiel in vier Aufzügen von A. E. Brachvogel — Der Lotterie-Berechner. Luſtſpiel in drei Aufzügen von J. C. Erhardt. — Die Preisaufgabe. Luſtſpiel in drei Aufzügen von G. F. Nahrd.

Preis 1⅓ Thlr.

Der „vierundvierzigſte Jahrgang
für
1865“

enthält: Täuſchung auf Täuſchung. Luſtſpiel in drei Aufzügen von H. Rino. — Nur nicht ängſtlich! Poſſe in vier Akten von Fr. Tietz. — Der Trödler. Schauſpiel in fünf Akten von A. E. Brachvogel. — Lieb' und Friede. Schauſpiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Eine einfache Geſchichte. Schauſpiel in zwei Akten von A. P. (Nicht mehr unbekannte Bezeichnung.)

Preis 1⅓ Thlr.

Zwei der vorzüglichſten Jahrgänge! — und, wie es von jeher in Beachtung geweſen, ſo ſind ſie mit ihrem deutſch-ſelbſtſtändigen — nicht aus der Fremde herbeigeholten, eilfertigſt überſetzten — Werken aller-

dings für die Bühnen, zugleich aber für Leſer beſtimmt, die f
dabei gewiß geiſtiger unterhalten, als bei manchen Theater-D
ſtellungen. Aber eben, weil dem ſo iſt, findet man dies „Jahrbu
auch in jeder guten Leihbibliothek; denn jede ſolche — das hei
jede wirklich gute Leihbibliothek — hat ſich grundſätzlich das „J
buch deutſcher Bühnenſpiele“ angeſchafft.

Zur
Grundlegung
in der Naturkunde.
Nur 15 Sgr.

Im Felde und Walde.

Wiſſenſchaftliches Volks-Buch
der
Gewächſe des Feldes und Waldes.
Von Dr. Ludwig Heros.
Zweite Auflage.
Mit ſechzig Holzſchnitten.

Junge Naturforſcher fänden
Hier mehr als in theuren Bänden!

Antwort auf viele Erkundigungen.

Veranlaßt durch die oftmalige briefliche Anfrage: welche Werke d

„Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele“

von **Charlotte Birch-Pfeiffer** und **E. Raupach** enthält, geben w
nachfolgend das Verzeichniß, in der eingeſchalteten Zahl den bezü
lichen Jahrgang bezeichnend.

Birch-Pfeiffer.

Hinko. Drama in 5 Aufzügen (15).
Der Glöckner von Notre-Dame. Drama in 6 Tableaus (16).
Die Engländer in Paris. Poſſe in 4 Aufzügen (17).
Die Günſtlinge. Original-Schauſpiel in 5 Aufzügen (19).
Der beſte Arzt. Schauſpiel in 4 Akten (23).
Der Scheiben-Toni. National-Schauſpiel in 4 Akten (24).
Mutter und Sohn. Schauſpiel in 5 Akten (25).
Thomas Thyrnau. Schauſpiel in 5 Aufzügen (26).
Steffen Langer aus Glogau. Original-Luſtſpiel in 4 Akten (27
Eine Familie. Original-Schauſpiel in 5 Akten (28).
Anna von Oeſtreich. Intriguenſpiel in 5 Akten (29).
Ein Billet. Original-Schauſpiel in 5 Akten (30).
Mazarin. Hiſtoriſches Original-Schauſpiel in 5 Akten (31).

Das Forſthaus. Original-Schauſpiel in 4 Akten (32).
Wie man Häuſer baut. Zeitgemälde in 4 Akten (33).
Im Walde. Ländliches Charakter-Gemälde in 4 Akten (34).
Die Waiſe von Lowood. Schauſpiel in 4 Akten (35).
Marguerite, oder: Macht des Zufalls. Schauſpiel in 5 Akten (36).
Roſe und Röschen. Original-Schauſpiel in 4 Akten (37).
Ein Ring. Original-Intriguenſtück in 5 Akten (38).
Die Grille. Ländliches Charakterbild in 5 Akten (39).
Ein alter Muſikant. Drama in 1 Akt (39).
Edith. Schauſpiel in 4 Akten (40).
Ein Kind des Glücks. Luſtſpiel in 5 Akten (41).
Dorf und Stadt. Schauſpiel in 5 Akten (42).

Ernſt Raupach.

Der geraubte Kuß. Luſtſpiel in 2 Akten (6).
Mulier taceat in ecclesia. Tragikomödie in 3 Aufzügen (15).
Die alte und die junge Gräfin. Luſtſpiel in 3 Aufzügen (17).
Ein theurer Spaß. Dramatiſche Anekdote in 2 Aufzügen (18).
Hahn und Hektor. Luſtſpiel in 3 Aufzügen (19).
Die Brautführer. Poſſe in 3 Aufzügen (20).
Das Harfenmädchen. Schauſpiel in 3 Aufzügen (21).
Der Gliedermann. Schwank in 1 Aufzug (21).
Das Luſtſpiel ohne Titel. In 3 Aufzügen (22).
Die Verſucherin. Luſtſpiel in 3 Aufzügen (23).
Die gewagte Kur. Luſtſpiel in 3 Aufzügen (24).
Die Geſchwiſter. Schauſpiel in 5 Akten. (25).
Ideal und Leben. Drama in 5 Aufzügen (26).
Vor hundert Jahren. Sittengemälde in 4 Aufzügen (27).
Die Lebensmüden. Luſtſpiel in 5 Aufzügen (28).
Eliſabeth Farneſe. Hiſtoriſches Luſtſpiel in 4 Aufzügen (29).
Adelheid von Burgund. Hiſtoriſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen (30).
Jakobine von Holland. Hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Aufzügen (31).
Der Kegelſpieler. Märchen in 5 Akten (32).
Saat und Frucht, Drama in 5 Akten (33).
Maria, Königin von Schottland. Hiſtoriſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen (37).

Nächſtdem iſt noch einzeln bei uns erſchienen: **Mirabeau.** Hiſtoriſches Drama in 5 Akten. (Preis: 15 Sgr.)

Man hat nicht gewagt, dies gedankenvolle Werk auf die Bühne zu bringen; um ſo mehr und angelegentlicher wird es jeden Leſer anregen.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Druck von Hugo Blumenbach in Berlin, Kochſtr. 70.

Per. 63 V Jahrbuch

Deutſcher
Volks-Kalender
1867.

1SGR.3PF.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von Demſelben und unter deſſen Leitung.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Im Lebenslauf nie rückwärts wir können,
  Vergangenheit bleibt uns genommen,
D'rum möge Zukunft freundlichſt uns gönnen,
  Daß vorwärts wir im Glücke kommen,
Und wenn das Alter vorwärts ſchreitet,
Uns dauernd jede Kraft begleitet.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1867.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmliſchen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Waſſermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fiſche.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erſte Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1867ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5816 te.
Seit Chriſti Tode	— 1834 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems.	— 1794 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1912 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 286 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 168 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 487 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 427 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 376 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 258 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 210 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 167 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 72 —
Seit Wilhelms, Königs von Preußen, Geburt . . .	— 71 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 7 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ⊕ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von Köln aufgeſtellt.

Jenner 1867. Alter Dez. 1866.

1. Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.

Dienſt.	1 **Neujahr**	♏	☿ iſt im Anfange d. M.	20 Julius
Mittw.	2 Odilo	♐	☾ Erdf. etwa 40 Minuten	21 Thom. A.
Donn.	3 Genovefa	♐	♀ ☌ ☾. nach ſeinem Auf-	22 Gregor S.
Freit.	4 Titus	♐	gange ſichtbar, die Dauer	23 Dagobert
Sonn.	5 Eduard	♑	dieſer Sichtbarkeit nimmt	24 Adam E.†

2. Von den Weiſen aus dem Morgenlande, Matth. 2. Ep. Jeſaia 60.

Sonnt.	6 **H. 3 K. Ep.**	♑	🌑 12. 58′ Vorm. aber	25 **H. Chriſtf.**
Mont.	7 Reinold	♒	ſchnell ab. ♀ iſt in d.	26 Stephan
Dienſt.	8 Gudula	♒	Mon. durchſchnittl. 2½ St.	27 Joh. Ev.*
Mittw.	9 Julian	♒	hindurch als Morgenſtern	28 Unſch. K.
Donn.	10 Paul. Einſ.	♓	☿☋. ♂☍☉. ſichtbar. ♂ iſt	29. Thom. C.
Freit.	11 Hygin	♓	☾☋. während d. M. an-	30 David
Sonn.	12 Ernſt	♈	fangs faſt 14 St. lang, zul.	31 Sylveſter

3. Jeſus lehret 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	13 1. n. **Ep.**	♈	🌓 5. 2′ N. Hilarius. nur	1 J. 1867 **N.**
Mont.	14 Felix	♉	noch etwas über 12 St.	2 Odilo
Dienſt.	15 Maurus	♉	ſichtb. ♃ kann im Anfange	3 Genovefa
Mittw.	16 Marcellus	♊	d. M. von 5 bis 6 U. Abds.	4 Titus
Donn.	17 Anton	♊	geſehen werden, ſpäter geht	5 Eduard
Freit.	18 **Krön.-F.**	♋	Prisca. ☾ Erdn. er zu früh	6 **H. 3 K. Ep.**
Sonn.	19 Marius	♋	unter, um geſehen werden	7 Reinhold

4. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	20 2. n. **Ep.**	♌	🌕 8. 4′ Vorm. Fab. Seb.	8 1. n. **Ep.**
Mont.	21 Agnes	♌	zu können. ♄ iſt anf.	9 Julian
Dienſt.	22 Vincenz	♍	d. M. beinahe 3 St. lang	10 Pauli Einſ.
Mittw.	23 Mar. Vrk.	♍	nach ſeinem Aufgange, zu-	11 Hygin
Donn.	24 Bertram	♍	☾☊. letzt über 3½ Stund.	12 Ernſt
Freit.	25 Pauli Bek.	♎	hindurch ſichtbar. ♅ kann	13 Hilarius
Sonn.	26 Polykarp	♎	im Anfange dieſes Mon.	14 Felix

5. Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen Matth. 8. Ep. Röm. 12.

Sonnt.	27 3. n. **Ep.**	♏	🌗 3. 15′ N. Chryſoſtomus.	15 2. n. **Ep.**
Mont.	28 Karl d. Gr.	♏	12 Stunden hindurch	16 Marcellus
Dienſt.	29 Franz S.	♏	am Ende nur noch 1½ St.	17 Anton
Mittw.	30 Adelgunde	♐	☾ Erdf. lang geſehen wer-	18 Prisca
Donn.	31 Lud. Alb.	♐	♀ i. gr. Glanz. ♀☌☾. den.	19 Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 6. Januar vor 1 Uhr Morgens der neue Mond.
Sonntag den 13. Januar nach 5 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 20 Januar nach 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonntag den 27. Januar um 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 58 M.	8 Uhr 5 M.	4 Uhr 3 M.	16 St. 2 M.
11	8 13	8 2	4 15	15 47
21	8 36	7 54	4 30	15 24

☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.	T.
Morg.		[illegible]		
3	32			1
4	31			2
5	27			3
6	20	Abds.		4
7	9	4	8	5
				●
		5	4	6
		6	3	7
		7	6	8
[illegible]		8	12	9
		9	20	10
		10	29	11
		11	40	12
				✱
		Morg.		13
		12	33	14
		2	6	15
		3	20	16
		4	33	17
		5	36	18
Abds.		6	35	19
				✱
5	13	7	28	20
6	27			21
7	42	[illegible]		22
8	56			23
10	5			24
11	11			25
Morg.				26
				●
12	16			27
1	19			28
2	20			29
3	18			30
4	12			31

Lebenswunſch für Dich und mich.

Montag Hoffnung, Dienſtag Glück,
Mittwoch rüſt'ges Gunſtgeſchick,
Und am linden Donnerſtag
Alles, was uns ſtärken mag;
Freitag blühe Muthigkeit,
Die dem Samſtag Früchte weiht,
Sonntag dann, am Tag der Ruh',
Eil' in Wonnen ſie herzu! —
Dieſem Gang im Luſterguß
Sollſt Du nie entrinnen,
Und an jedem Montag muß
Stets er neu beginnen!

Vorſchläge zu Sprüchwörtern.

Je länger die Rede, je kürzer das Recht. — Auch nicht von Kaiſern und Königen läßt Gott die Weltuhr ſtellen. — Zu einem Tedeum für Schlachten verweigert Gott ſein Amen. — Wohin wir blicken, da grüßt Gott, aber nur Wenige danken ihm. — Auf Recht ſtehen hält aufrecht. — Ehrſucht wird oft Schwindſucht der Ehre. — Vornehm hat ſelten Nachruhm. — Obmacht und Ohnmacht ſind nahe verwandt.

Natürliche Vorzüge des ſchönen Geſchlechts.

Nach Dr. Albrecht v. **Haller**, wegen ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe der **Große** genannt, können Weiber den Hunger länger ertragen als Männer; nach **Plutarch** ſich ſchwerer berauſchen; nach Dr. **Unzer** werden ſie älter und bekommen niemals ein kahles Haupt; nach de la **Porte** haben ſie die Seekrankheit ſchwächer; ſchwimmen, nach **Agrippa**, länger oben, und werden, nach **Plinius**, ſelten von Raubthieren angefallen. — Faſt ſcheint es, der Schöpfer habe das „Fräulein" lieber gehabt als das „Männlein".

Februar 1867. Alter **Januar.**

Freit.	1 Brigitta	♑	☿ ist in diesem **Mon.** für	20 Fab. Seb.
Sonn.	2 **Mar. R. L.**	♑	♀ gr. N. das unbewaffnete	21 Agnes

6 Vom Schifflein Christi, Matth. 8, Ep. Röm. 13.

Sonnt.	3 4. n. **Ep.**	♑	Blasius. ♃ ☌ ☉. **Auge**	22 3. n. **Ep.**
Mont.	4 Veronica	♒	● 6. 44' M. **nicht** sicht-	23 Mar. Verl.
Dienst.	5 Agatha	♒	bar. ♀ bleibt in dies.	24 Bertram
Mittw	6 Dorothea	♓	**Monate als Morgenstern**	25 Pauli Bek.
Donn.	7 Rembert	♓	☾ ☋ ☿ ☌ ♃. sichtbar,	26 Polykarp
Freit.	8 Anschar.	♈	die Dauer der Sichtbarkeit	27 Chrysost.
Sonn.	9 Apollonia	♈	nimmt aber ab. ♂ wird	28 Karl d. Gr.

7. Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13. Ep. Col. 3.

Sonnt.	10 5. n. **Ep.**	♉	Scholastica. ☿ gr. S. fer-	29 4. n. **Ep.**
Mont.	11 Desiderius	♉	☿ obere ☌ ☉. ner kürzere	30 Adelgunde
Dienst.	12 Eulalia	♉	☽ 2. 8' V. **Zeit hindurch**	31 Lud. Alb.
Mittw.	13 Gilbert	♊	sichtbar, von 12 Stun-	1 **Februar.**
Donn.	14 Valentin	♊	den 23 **Minuten im An-**	2 **M. R. L.**
Freit.	15 Faustin	♋	☾ Erdn. fange bis über	3 Blasius
Sonn.	16 Juliane	♋	11 Stunden am Ende.	4 Veronika

8 Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep. 1 Cor. 9.

Sonnt.	17 **Septuag.**	♌	Benignus. ♃ kann auch	5 5. n. **Ep.**
Mont.	18 Simeon	♌	○ 8. 9' N. in den Näch-	6 Dorothea
Dienst.	19 Leontius	♍	ten dies. **Mon.** nicht	7 Rembertus
Mittw.	20 Eucharius	♍	☾ ☊. ♀ gr. westl. Ausw.	8 Anscharius
Donn.	21 Felix B.	♎	gesehen werden. ♄ wird in	9 Apollonia
Freit.	22 Petri Stbl.	♎	diesem **Monate** auf nach	10 Scholast.
Sonn.	23 Serenus	♏	längere Zeit sichtbar, am	11 Desiderius

9 Vom viererlei Acker. Luc. 8. Ep. 2 Cor. 11.

Sonnt.	24 **Sexages.**	♏	Matthias Ap. **Ende** fast	12 **Septuag.**
Mont.	25 Mechtild.	♏	5 **Stunden lang.** ♅ wird	13 Gilbert
Dienst.	26 Nestor	♐	☾ 12. 0' N. kürzere Zeit	14 Valentin
Mittw.	27 Justus	♐	☾ Erdf. sichtbar, am	15 Faustin
Donn.	28 Romanus	♑	**Ende etwa** 9½ **St. hindurch.**	16 Juliane

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4. Februar vor 3 Viertel auf 7 Uhr Abends der neue Mond.
Dienſtag den 12. Febr. vor 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 18. Februar vor 1 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.
Dienſtag den 26. Febr. um Mittag das letzte Viertel.

Die Juden haben Klein-Purim am 13. Februar.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	9 M.	7 Uhr	40 M.	4 Uhr	49 M.	14 St.	51 M.
11	9	44	7	23	5	7	14	16
21	10	20	7	5	5	25	13	40

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
5 3	●	1
5 45	—	2
	—	●
6 25	Abds.	3
7 4	4 56	4
	6 2	5
	7 10	6
	8 20	7
	9 29	8
	10 44	9
●		●
—	11 55	10
—	Morg.	11
—	1 7	12
—	2 18	13
—	3 25	14
—	4 21	15
	5 17	16
		●
	6 1	17
Abds.	6 39	18
6 30		19
7 42		20
8 54	●	21
9 59	—	22
11 6	—	23
		●
Morg.		24
12 7	—	25
1 7	—	26
2 2	—	27
2 50	—	28

Das halbe Wiſſen iſt uns oft gefährlich,
Doch alle Macht im Streben zum Ergänzen
Läßt unſer Wiſſen doch an Weisheit ſpärlich,
Und nur der Narr vermeint damit zu glänzen.

Gegenſatz.

Ein berühmter Arzt hat geäußert: „Es giebt nur zweierlei Krankheiten, die, woran man ſtirbt, und die, woran man nicht ſtirbt.“ Auf Urſachen und Gründe ließ er ſich nicht ein, was hier freilich eben ſo ſchwierig als bequem iſt. Ein vermittelnder Gegenſatz läßt ſich aber beifügen: Es giebt zweierlei Lebensweiſen, den angenehmen mit einem geſunden Magen, und den grämlichen mit einem verdorbenen; zu jenem hilft die Beſchränkung der Genußſucht, und deren Nichtbeſchränkung beſchleunigt natürlich die Krankheit, an der man ſtirbt, ehe die Natur es gewollt hat, auch wenn man, um ſprüchwörtlich zu reden, den Doctor zum Schwager und den Apotheker zum Vetter hat.

Rath.

Wenn uns die Gegenwart
Auf allen Wegen narrt,
Hoffet durch Künftiges
Nur nicht Vernünftiges.

Juſt nicht!

Ein Reiſender ſagte zu einem Bauer, der ihm an einem Scheidewege begegnete: „Hier müßte doch eigentlich ein Wegweiſer ſtehen!“ und der Bauer antwortete: „Nee, da muß juſt keener ſteh'n, denn es ſtund noch nie eener da!“ — Das könnte gelten als unbewußte Anerkennung der Hegel'ſchen Gleichheits-Weisheit in dem Ausſpruch: „Was iſt, iſt gut, und muß ſo ſeyn, weil es iſt.“

März 1867. **Alter Februar.**

Freit.	1	Switbert.	♑	☿ iſt im Anfange d. Mon.	17	Benignus
Sonn.	2	Simplicius	♑	etwa 20 Minuten lang vor	18	Simeon †
10.		Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 13.				
Sonnt.	3	**Eſtomihi**	♒	Kunigunde. ſeinem Unter-	19	**Serapeſ.**
Mont.	4	Caſimir	♒	gange ſichtbar, bleibt aber	20	Eucharius
Dienſt.	5	**Faſtnacht**	♓	Friedrich. nur bis z. Mitte	21	Felix B.
Mittw.	6	**Aſcherm.**	♓	● 10. 6′ V. Perpetua. Sichtb. ☉ Finſterniß.	22	Petri St.
Donn.	7	Thom. v. A.	♈	☾♄. dieſ. Mon. ſichtbar.	23	Serenus
Freit.	8	Joh. de Deo	♈	♀ iſt als Morgenſtern ſicht-	24	Matth. Ap.
Sonn.	9	Franziska	♈	☿ gr. öſtl. Ausw. bar von	25	Mechthild.
11.		Von Chriſti Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.				
Sonnt.	10	**1. Invoc.**	♉	40 Märtyrer. 1½ Stund.	26	Eſtomihi
Mont.	11	Roſina	♉	im Anfange bis 50 Min.	27	Juſtus
Dienſt.	12	Gregor	♊	☾ Erdn. am Ende d. Mon.	28	**Faſtnacht**
Mittw.	13	**Quat.** †	♊	☽ 9. 15′ V. Ernſt. ♂ die	1	**Mz Aſchm.**
Donn.	14	Mathilde	♋	♂ gr. N. Dauer der	2	Simplicius
Freit.	15	Longin †	♋	Sichtbarkeit nimmt weiter	3	Kunigunde
Sonn.	16	Heribert †	♌	☿ gr. N. ab bis etwa 8 St.	4	Caſimir
12.		Vom Cananäiſchen Weibe. Matth. 15. Ep. 1. Theſſal. 4.				
Sonnt.	17	**2. Remin.**	♌	Gertrud. am Ende d. M.	5	**1. Invoc.**
Mont.	18	Cyrillus	♍	♃ kann auch in d. M. nicht	6	Perpetua
Dienſt.	19	Joſeph	♍	☾☊. geſehen werden. ♄ iſt	7	Thom. v. A.
Mittw.	20	Joachim	♎	○ 9. 23′ V. Unſ. ☾ Finſt.	8	**Quat.** †
Donn.	21	Benedikt	♎	☉ 4. ♈. Frühl. A. T. u. N. gl.	9	Franziska
Freit.	22	**Kön. Ob.**	♎	Octavian. anfangs bis 5¾	10	40 Märt. †
Sonn.	23	Otto	♏	Uhr Morgens, am Ende	11	Roſina †
13.		Jeſus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Epheſ. 5.				
Sonnt.	24	**3. Oculi**	♏	Gabriel. bis 4½ Uhr über	12	**2. Remin.**
Mont.	25	**Mar. Vk.**	♐	3 Stunden lang ſichtbar.	13	Ernſt
Dienſt.	26	Ludgerus	♐	☿ unt. ☌ ☉. ♄ kann auf.	14	Mathilde
Mittw.	27	**Mittfaſt.**	♐	Rupertus. ☾ Erdf. von	15	Longin
Donn.	28	Felix P.	♑	☾ 8. 14′ N. 7¼ Uhr Abds.	16	Heribert
Freit.	29	Euſtachius	♑	bis 4 U. Mrg., zul. von	17	Gertrud
Sonn.	30	Quirinus	♒	♀♄. 8½ b. 2¼ geſeh. werd.	18	Cyrillus
14.		Jeſus ſpeiſet 5000 Mann. Joh. 6. Ep. Gal. 4.				
Sonnt.	31	**4. Lätare**	♒	Bald. **Einz. i. Paris** ♀☌♃. 1814.	19	**3. Oculi**

Monds- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 6. März nach 10 Uhr Morgens der neue Mond mit einer sichtbaren Sonnenfinsterniß.
Mittwoch den 13. März um 1 Viertel auf 10 Uhr Morgens das erste Viertel.
Mittwoch den 20. März vor halb 10 Uhr Morgens der volle Mond mit einer unsichtbaren Mondfinsterniß.
Donnerstag den 28. März vor 1 Viertel auf 9 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben Fasten-Esther am 20., ihr Purimfest am 21. und 22. März.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	10 St.	51 M.	6 Uhr	48 M.	5 Uhr	39 M.	13 St.	9 M.
11	11	30	6	26	5	56	12	30
21	12	9	6	4	6	13	11	51

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
3	42	●		1
4	24			2
				●
5	2			3
5	36			4
6	6	Abds.		5
6	34	6	5	6
		7	17	7
		8	31	8
		9	44	9
●				●
		10	56	10
		Morg.		11
		12	10	12
		1	17	13
		2	19	14
		3	11	15
		3	46	16
				●
		4	37	17
		5	10	18
Abds.		5	40	19
6	38			20
7	40			21
8	47			22
9	52	●		23
				●
10	53			24
11	54			25
Morg.				26
12	46			27
1	35			28
2	19			29
2	50			30
3	32			31

Zur Habsucht benutzen das Ein-Mal-Eins,
Ist ringsum der Eifer des Trug's und Schein's,
Und in dem Begehren: das Seine sey Mein's,
Sind alle Parteien am öftesten eins.

Einblicke.

Wenn in einer Volksmenge der Begehrungstrieb herrschend wird, dann erschöpft Jeder seine selbstsüchtigen Wünsche in dem Gebet: „Herr, gieb mir immer zuviel!“

Vertraut nicht zu sehr auf das Gewissen Anderer und euer eigenes, denn auch das Gewissen ist der Abstumpfung und dem Irrthum sehr unterworfen.

Die klarste Aussicht zum Wohlbefinden giebt dir die klarste Einsicht in dich selber.

Neues Actien-Volkstheater.

„Gesichert zehn Procent — da muß man eilen,
Mit Vielen nicht den Hochgewinn zu theilen!“
Und wird hier nichts von echter Kunst gelitten,
Man drängt nach Actien sich zum Wohl der schlechten Sitten.

Empfehlenswerth.

Ein mit Familiensorgen reichlich begabter Mann von gereifter Erfahrung hat über seiner Stubenthür die Worte: „Haushalten und Aushalten.“

Ein lichter Unterschied.

Es wurde über zwei streitende deutsche „Philosophen“ gestritten, hauptsächlich darüber: was sie unterscheide. Da bemerkte ein Theilnehmer am Gespräch: „Der ganze Unterschied zwischen Beiden besteht darin, daß der Eine sehr dunkel, der Andere dagegen noch dunkler ist.“

April 1867.						**Alter März.**
Mont.	1	Hugo B.	♒	☿ wird in dieſem Monate	20	Joachim
Dienſt.	2	Franz de P.	♓	nicht geſehen werden kön-	21	Benedikt
Mittw.	3	Richard	♓	☾☊. nen. ♀ iſt anfangs	22	**Mittfaſt.**
Donn.	4	Iſidor B.	♈	🌑 10. 32′ Nachm. noch	23	Otto
Freit.	5	Vincenz	♈	1 halbe Stunde hindurch	24	Gabriel
Sonn.	6	Sixtus P.	♉	als Morgenſtern ſichtbar,	25	**Mar. Vk.**
15.				Von Chriſti Steinigung. Joh. 8. Ep. Hebr. 9.		
Sonnt.	7	5. **Judica**	♉	Hermann. ſpäter aber un-	26	4. **Lätare**
Mont.	8	Dionyſius	♊	☾Erdn. ♀☊. ſichtb. ♂ iſt	27	Rupertus
Dienſt.	9	Mar. Cl.	♊	Abends von 8 Uhr an	28	Felix P.
Mittw.	10	Ezechiel	♋	ſichtbar, im Anfange über	29	Euſtachius
Donn.	11	Leo d. Gr.	♋	🌓 3. 37′ N. 8 Stunden,	30	Quirinus
Freit.	12	Julius	♌	ſpäter nur etwa 6 St.	31	Balbina
Sonn.	13	Mar v. E.	♌	lang. ♃ wird in dieſem	1	April
16.				Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem. Matth. 21. Ep. Phil. 2.		
Sonnt.	14	6. **Palm.**	♍	Tiburtius. Monat noch	2	5. **Judica**
Mont.	15	Olympius	♍	nicht mit unbewaffneten	3	Richard
Dienſt.	16	Drogo	♍	Augen geſehen werden.	4	Iſidor B.
Mittw.	17	Rudolph	♎	♄ wird im Anfange dieſes	5	Vincenz
Donn.	18	**Gründon.**	♎	🌕 11. 34′ N. Eleutherius.	6	Sixtus P.
				Erſtrm. v. Düppel 1864.		
Freit.	19	**Charfreit.**	♏	Timotheus. Monats von	7	Herrmann
Sonn.	20	Victor	♏	8 Uhr Abends bis 4 Uhr	8	Dionyſius
17.				Von Chriſti Auferſtehung. Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.		
Sonnt.	21	**H. Oſterf.**	♏	Anſelm. Morgens, zuletzt	9	6. **Palm.**
Mont.	22	**Oſterm.**	♐	Soter. von 9 Uhr bis	10	Ezechiel
Dienſt.	23	Georg	♐	☾ Erdf. ☿ gr. weſtl. Ausw.	11	Leo d. Gr.
Mittw.	24	Albert	♑	3 Uhr geſehen werden.	12	Julius
Donn.	25	Marc. Ev.	♑	♅ iſt anfangs dieſes Mo-	13	**Gründon.**
Freit.	26	Ferdinand	♑	🌗 nats von halb 9 Uhr	14	**Charfreit.**
Sonn.	27	Anaſtaſius	♒	2. 29′ V. Abends bis	15	Olympius
18.				Vom ungläubigen Thomas. Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.		
Sonnt.	28	1. **Quaſ.**	♒	Vitalis. 2 Uhr Morgens,	16	**H. Oſterf.**
Mont.	29	Pet. v. M.	♓	zuletzt von 10 Uhr bis	17	**Oſterm.**
Dienſt.	30	Kath. v. S.	♓	☾☊. 1 Uhr zu ſehen.	18	Eleuther.

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag, den 4. April nach halb 11 Uhr Abends der neue Mond.
Donnerſtag, den 11. April nach halb 4 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Donnerſtag, den 18. April nach halb 12 Uhr Nachts der volle Mond.
Sonnabend den 27. April vor halb 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben ihr Paſſahfeſt am 20. u. 21., ihr Sieben-Feſt am 26. und Paſſah Ende am 27. April.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 50 M.	5 Uhr 40 M.	6 Uhr 30 M.	11 St. 10 M.
11	13 30	5 17	6 47	10 30
21	14 7	4 56	7 3	9 53

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Morg.		
4 4	[illegible]	1
4 33		2
5 2		3
5 29	Abds.	4
	7 26	5
	8 43	6
		●
[illegible]	9 57	7
	11 9	8
	Morg.	9
	12 13	10
	1 10	11
	1 8	12
	2 29	13
		●
	3 13	14
	3 43	15
	4 10	16
	4 28	17
Abds.		18
7 29		19
8 41		20
		●
9 43	[illegible]	21
10 28		22
11 29		23
Morg.		24
12 18		25
12 56		26
1 33		27
		●
2 4		28
2 33		29
3 1		30

Von der Volksgunſt Cypreſſen
Wird genährt die Wandelſucht,
Und viel heutiges Verbeſſern
Trieb viel Beſſ'res in die Flucht.

Ein Inbegriff.

Jeder Vernünftige verſchmäht überall den Schein, unzweifelhaft alſo auch Aufgeblaſenheit der Anmaßung, Eitelkeit und Pracht. Er liebt die Einfachheit in Geſinnung, Sitten und Künſten; das modiſch Gemachte und Erkünſtelte erkennt er nirgends als Bedürfniß oder Fortſchritt, und dagegen grundſätzlich an: was ſich im Leben, in Wiſſenſchaft und Kunſt für Menſchenthum nicht förderlicher und nützlicher macht, das iſt Laſt für Sitte, Verſtand und Gedächtniß.

Des berühmten Boerhave Geſundheitsrath.

Die Füße warm, den Kopf ſtets kalt,
Und off'nen Leib — darüber wachen,
Das iſt und bleibt Geſundheitsgehalt,
Läßt Wahngebräu des Heils verlachen.

Mann und Weib.

Die alten Egypter, indem ſie Mann und Weib im Vergleich und Gleichniß ſchildern wollten, haben uns die Aeußerung überliefert: „Der Mann iſt Orkan, brennend Feuer, Fels, Gebirg' und Meer, das Weib Zephyr, leuchtend Feuer, fruchtbar Feld und ſüßes Waſſer.“ — In Bezug auf dieſe bildliche Anſicht werden viele Frauen wohl öfter den Alten geneigter ſeyn, als manchem Jünglingsweſen der Neuzeit.

Mai 1867. Alter **April.**

Mittw.	1 **Phil. Jak.**	♈	♀☌☾. ☿ **wird gegen Ende**	19 Timotheus
Donn.	2 Athanaſius	♈	☿☌☾. d. **M. von 6 Uhr**	20 Victor
Freit.	3 † Erfind.	♉	**Abends an auf kurze**	21 Anſelm
Sonn.	4 Monica	♉	🌑 8. 8′ Vm. **Zeit ſicht-**	22 Soter
19	Vom guten Hirten. Joh. 10. Ev. 1. Petri 2			
Sonnt.	5 2. **Miſ. D.**	♊	Pius V. ☾ Erdn. **bar.**	23 **1. Quaſ.**
Mont.	6 Joh. v. d. Pf.	♊	♀ **iſt Morgens einige Mi-**	24 Albert
Dienſt.	7 Stanislaus	♋	**nuten hindurch zu ſehen.**	25 Marc. Ev.
Mittw.	8 Mich. Erſch.	♋	♂ **iſt im Anfange dieſes**	26 Ferdinand
Donn.	9 Gregor N.	♋	☿ gr. S. **Mon. von 9 Uhr**	27 Anaſtaſius
Freit.	10 Gordian	♌	🌓 10. 32′ Nm. **Abends**	28 Vitalis
Sonn.	11 Beatrix	♌	**bis 3 Uhr Morgens,**	29 Pet. v. M.
20.	Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines. Joh. 16. Ev. 1. Petri 2.			
Sonnt.	12 3. **Jubil.**	♍	Pankratius. ♄☍⊙. **am**	30 2. **Miſ. D.**
Mont.	13 Servatius	♍	☾☊. **Ende von 10 Uhr bis**	1 **Mai**
Dienſt.	14 Chriſtian	♎	**1 Uhr ſichtbar.** ♃ **wird im**	2 Athanaſius
Mittw.	15 **Bettag**	♎	Sophia. **Anfange beinahe**	3 † Erfind.
Donn.	16 Joh. v. N.	♏	**½ Stunde lang von 2½ Uhr**	4 Monica
Freit.	17 Jodokus	♏	🌕 **Morgens an, zuletzt**	5 Pius V.
Sonn.	18 Liborius	♏	2. 20′ N. **von 1 Uhr**	6 Joh. v. d. Pf.
21	Von Chriſti Heimgange zum Vater. Joh. 16. Ev. Jak. 1.			
Sonnt.	19 **4. Cantate**	♐	Prudentiana. **bis nach 2 U.**	7 3. **Jubil.**
Mont.	20 Baſilla	♐	**ſichtbar ſein.** ♄ **iſt anfangs**	8 Mich. Erſch.
Dienſt.	21 Conſtantin	♑	☾ Erdf. **d. M. von 9 Uhr**	9 Gregor N.
Mittw.	22 Julian	♑	**Abends, zuletzt von 10 Uhr**	10 Gordian
Donn.	23 Deſiderius	♑	**an ſichtbar, im erſtern Falle**	11 Beatrix
Freit.	24 Johanna	♒	6, **im letztern 4 Stunden**	12 Pankrat.
Sonn.	25 Urban	♒	**lang.** ♅ **iſt anfangs von**	13 Servatius
22	Von der rechten Betekunſt. Joh. 16. Ev. Jak. 1.			
Sonnt.	26 5. **Rogate**	♓	🌗 5. 50′ N. Pollier N. ♀ gr. S.	14 **4. Cantate**
Mont.	27 Luciana	♓	☾☋. **10 Uhr Abends**	15 Sophia
Dienſt.	28 **Wilhelm**	♓	♅☊. **bis nach Mitternacht**	16 Joh. v. N.
Mittw.	29 Maximin	♈	**ſichtb., ſpäter wird er wegen**	17 Jodokus
Donn.	30 **Chr. Him.**	♈	Felix P. **der Dämmerung**	18 Liborius
Freit.	31 Petronella	♉	☿ obere ☌ ⊙. **unſichtbar.**	19 Prudent.

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Mai vor 1 Viertel auf 9 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 10. Mai nach halb 11 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonnabend den 18. Mai nach 1 Viertel auf 3 Uhr Nachm. der volle Mond.
Sonntag den 26. Mai nach 3 Viertel auf 6 Uhr Abends das letzte Viertel.

Die Juden haben Lag Beomer am 23. Mai.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	14 St.	43 M.	4 Uhr	36 M.	7 Uhr	19 M.	9 St.	17 M.
11	15	15	4	19	7	34	8	45
21	15	43	4	5	7	48	8	17

☾ Aufg. U. M.	☾ Unterg. U. M.	T.
Morg.		
3 28	W. Z.	1
3 56		2
4 25	Abds.	3
	7 31	4
		●
	9 51	5
B	10 2	6
e	11 4	7
i	11 16	8
	Morg.	9
T	12 40	10
a	1 16	11
g		●
e	1 47	12
	2 16	13
	2 41	14
	3 6	15
	3 31	16
	3 50	17
Abds.		18
		●
8 31		19
9 25		20
10 12	B	21
10 55	e	22
11 32	i	23
Morg.		24
12 6	T	25
	a	●
12 31	g	26
1 2	e	27
1 29		28
1 55		29
2 22		30
2 54		31

Was die Augen ſehen, glaubt das Herz? O nein!
Der Spruch wird umgekehrt viel beſſer taugen;
Immer deutlich wird's der Selbſterkenntniß ſeyn:
Was glaubt dein Herz, das ſehen deine Augen.

Ausſprüche von Raynal.

Der Gewaltſtaat ſchützt ſich mit Soldaten, und geht auch durch ſie unter. Ein Löwe in ſeiner Entſtehung, verbirgt er die Krallen nur, damit ſie wachſen: in ſeiner Kraft iſt er ein Raſender, der den eigenen Körper zerfleiſcht, im Alter ein Saturn, der die Kinder verſchlungen hat und endlich ſeine eigenen Kräfte verſtümmelt.

Verſteht es ein Regierender, nur gerechte und geſcheidte Leute zu lieben, wird auch er vom Volke geliebt ſeyn; gewinnt er aber nicht auf ſolche Weiſe Zuneigung, hat er ſie gar nicht: ſein Mangel an Einſicht iſt aber ſehr geneigt, ſich darüber täuſchen zu laſſen.

Alle Geſetze gegen das Betteln ſind unnütz und wirkungslos, wenn es an Erwerbsmitteln mangelt. Wer nicht leben kann von Dem, was er erwirbt, muß leben von Dem, was man ihm ſchenkt, oder er lebt von Dem, was er ſtiehlt.

Wo man die Menſchen nicht nach den Geſetzen der Vernunft bildet, da wird es nie ein Volk geben, ſondern nur Pöbel.

Jugendliches Alter.

Der innere Menſch altert nie, wenn nur Verſtand und Herz ſich nicht trennen, dabei im Bedenklichen und Zweifelhaften auch die Milde des Gemüths noch mitſprechen laſſen.

Junius 1867. Alter **Mai**

Sonn.	1 Simeon	♉	☿ kann in dieſem Monate	20 Baſilla

23 Von der Verheißung des h. Geiſtes, Joh. 15 u. 16. Ep. 1. Petri 4.

Sonnt.	2 6. **Exaudi**	♊	🌑 3. 42′ Nm. Erasmus.	21 5. **Rogate**
Mont.	3 Clothildis	♊	☾ Erdn. nicht geſe-	22 Julian
Dienſt.	4 Florian	♋	hen werden. ♀ wird als	23 Deſiderius
Mittw.	5 Bonifacius	♋	Morgenſtern 19 bis 40	24 Johanna
Donn.	6 Norbertus	♌	Minuten hindurch ſicht-	25 Chr. Him.
Freit.	7 Robertus	♌	bar ſein. ♂ kann anfangs	26 Philipp N.
Sonn.	8 Medardus	♍	des Monats von 10 Uhr	27 Luciana

24 Von der Sendung des h. Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap. Geſch. 2.

Sonnt.	9 **H. Pfingſt.**	♍	🌓 7. 5′ V. Primus. ☾☊.	28 6. **Exaudi**
Mont.	10 **Pfingſtm.**	♎	Maurinus. Abends	29 Maximin
Dienſt.	11 Barnabas	♎	☿ gr. N. bis nach Mitter-	30 Felix P.
Mittw.	12 **Quat.** †	♎	Baſilides. nacht, zuletzt	31 Petronella
Donn.	13 Ant. v. P.	♏	von 10½ bis 11 Uhr ge-	1 **Juni**
Freit.	14 Baſilius †	♏	ſehen werden. ♃ wird	2 Erasmus
Sonn.	15 Vitus †	♐	anfangs von 1 Uhr bis	3 Clothildis

25 Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	16 **Trinitatis**	♐	Benno. 2 Uhr Morg., zul.	4 **H. Pfingſt.**
Mont.	17 Adolph	♐	🌕 5. 22′ Vorm. ☾ Erdf.	5 **Pfingſtm.**
Dienſt.	18 Marcellus	♑	Schl. b. Belle-All. 1815.	6 Norbertus
Mittw.	19 Gervaſius	♑	von 11 Uhr Abds. bis nach	7 **Quat.** †
Donn.	20 **Frohnl.**	♒	Silverius. 2 Uhr Morg.	8 Medardus
Freit.	21 Albanus	♒	☉ im ♋. Som. Anf., l. T.	9 Primus †
Sonn.	22 Albinus	♒	ſichtbar. ♄ iſt im Anf. von	10 Maurin. †

26. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	23 1. n. **Trin.**	♓	Walram. 10 Uhr Abends	11 **Trinitatis**
Mont.	24 Joh. d. T.	♓	☾☋. faſt 4 St. lang, zul.	12 Baſilides
Dienſt	25 Elogius	♈	🌗 5. 56′ V. von 10½ Uhr	13 Ant. v. P.
Mittw.	26 Pelagius	♈	bis 2 Uhr Morg. ſicht-	14 Baſilius
Donn.	27 7 Schläfer	♉	bar. ♅ iſt wegen der un-	15 **Frohnl.**
Freit.	28 Leo P. †	♉	unterbrochenen Dämmerung	16 Benno
Sonn.	29 **Petri Paul**	♊	Eroberung v. Alſen 1864.	17 Adolph

27. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	30 2. n. **Trin.**	♊	Pauli Gedchtn. unſichtbar.	18 1. n. **Tr.**

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 2. Juni vor 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmitt. der neue Mond.
Sonntag den 9. Juni nach 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 17. Juni nach 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienſtag den 25. Juni vor 6 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Die Juden haben ihr Wochenfeſt am 9. u. 10 Juni.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 7 M.	3 Uhr 53 M.	8 Uhr 2 M.	7 St. 53 M.
11	16 21	3 48	8 11	7 37
21	16 29	3 47	8 16	7 31

☾ Aufg. U.	M.	☾ Unterg. U.	M.	T.
Morg.				
3	29	N.	M.	1
				●
		Abds.		2
		8	48	3
		9	46	4
		10	37	5
[illegible]		11	18	6
		11	51	7
		Morg.		8
				☽
		12	20	9
		12	47	10
		1	12	11
		1	37	12
		2	3	13
		2	31	14
		3	3	15
				○
		3	30	16
Abds.				17
8	55			18
9	34			19
10	9	[illegible]		20
10	40			21
11	7			22
				☾
11	33			23
11	50			24
Morg.				25
12	25			26
12	53			27
1	24			28
2	2			29
				◎
2	45			30

Manches, was die Weiſen eilig
Uns als Aberglauben rauben,
Kann ſich ird'ſche Kraft oft freilich
Nicht beweiſen, — aber glauben.

Dehnbarkeit.

Als der franzöſiſche Dichter Piron einen dicken Wucherer erblickte, ſagte er: „Nichts iſt ſo elaſtiſch wie des Menſchen Haut: Dieſer hat in der ſeinigen den Wohlſtand von Zehntauſenden!“

Vom Ton.

Einem Donnerer auf der Rednerbühne bemerkte ein Bekannter: „Etwas milderen Ton könnten Sie doch anſtimmen!“ erhielt die Antwort: „Ein Volksredner iſt keine Flöte!“ und Jener rief aus: „Aber auch kein Brummeiſen!“

Dann freilich!

Zur Eintracht Kopf und Herz zu bringen,
Der heut'gen Zeit wird's nicht gelingen,
Weil wir, um Beides zu verbinden,
Nicht Lehrer und nicht Schüler finden.

Vortheil.

In einer Abendgeſellſchaft wurde eine „moraliſche Abhandlung“ von Gellert vorgeleſen; vorlaut rief ein Jüngling mitteninne dem Vorleſer zu: „Was hören wir daran? Das iſt ja lauter abgedroſchenes Zeug!“ und ein anderer Zuhörer erwiederte ihm: „Deſto beſſer, ſo können wir dabei den Flegel entbehren!“

Julius 1867. **Alter Junius.**

Mont.	1 Rembold	♋	🌑 10. 16′ Nm. ☾ Erdn.	19 Gervaſius
Dienſt.	2 M. Heimſ.*	♋	☉ Erdf. ☿ bleibt in d.	20 Silverius
Mittw.	3 Hyacinth	♌	M. unſichtb. ♀ wird län-	21 Albanus
Donn.	4 Ulrich	♌	ger als Morgenſtern ſicht-	22 Albinus
Freit.	5 Anſelm	♍	☿☋. bar, von 50 Minut.	23 Walram
Sonn.	6 Iſaias	♍	☾☊. ☿ größte öſtl. Ausw.	24 Joh. d. T.

28. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petri 5.

Sonnt.	7 3. n. Trin.	♎	Wilibald. im Anfange bis	25 2. n. Tr.
Mont.	8 Kilian	♎	🌓 5. 59′ N. über 1 St.	26 Pelagius
Dienſt.	9 Agilolph	♎	am Ende dieſes Mo-	27 7 Schläfer
Mittw.	10 7 Brüder	♏	nats. ♂ die Sichtbarkeit	28 Leo P. †
Donn.	11 Pius P.	♏	nimmt in dieſem Monate	29 Petr. Paul
Freit.	12 Nabor	♐	weiter ab von 37 Minuten	30 Pauli Ged.
Sonn.	13 Margar.	♐	im Anfange bis 20 Mi-	1 Juli

29. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	14 4 n. Tr.	♐	Bonavent. ☾ Erdf. nuten	2 3. n. Tr. M. H.*
Mont.	15 Ap. Theil.	♑	am Ende. ♃ wird an-	3 Hyacinth
Dienſt.	16 Skap.-F.	♑	🌕 8. 24′ Nachm. fangs	4 Ulrich
Mittw.	17 Alexius	♒	dieſes Monats von	5 Anſelm
Donn.	18 Arnold	♒	11 Uhr Abends bis 2 Uhr	6 Iſaias
Freit.	19 Arſenius	♒	Morgens, zuletzt von halb	7 Wilibald
Sonn.	20 Elias	♓	10 Uhr bis 3 Uhr ſicht-	8 Kilian

30. Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonnt.	21 5. n. Trin.	♓	Daniel. ☾☋. ♀♂⛢. ♀☊.	9 4. n. Trin.
Mont.	22 Mar. M.	♈	bar ſein. ♄ wird im An-	10 7 Brüder
Dienſt.	23 Apollinar	♈	fange dieſes Monats von	11 Pius P.
Mittw.	24 Chriſtine	♈	🌗 3. 0′ Nachm. 10 Uhr	12 Nabor
Donn.	25 Jakob	♉	Abends-bis nach 1 Uhr	13 Margar.
Freit.	26 Anna	♉	Morgens, am Ende von	14 Bonavent.
Sonn.	27 Pantaleon	♊	9½ bis 11½ Uhr ſichtbar	15 Ap. Theil.

31. Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonnt.	28 6. n. Tr.	♊	Innocenz. ſein. ⛢ bleibt	16 5. n. Trin.
Mont.	29 Martha	♋	auch in dieſem Monate	17 Alexius
Dienſt.	30 Abdon	♋	☾ Erdnähe. noch un-	18 Arnold
Mittw.	31 Ign. Loj.	♌	🌑 5. 11′ Vorm. ſichtbar.	19 Arſenius

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 1. Juli nach 1 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.
Montag den 8. Juli vor 6 Uhr Abends das erſte Viertel.
Dienſtag den 16. Juli vor halb 9 Uhr Abends der volle Mond.
Mittwoch den 24. Juli um 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.
Mittwoch den 31. Juli vor 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.

Die Juden haben Faſten, Tempel-Eroberung am 21 Juli.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 25 M.	3 Uhr 50 M.	8 Uhr 15 M.	7 St. 35 M.
11	16 11	3 59	8 10	7 49
21	15 49	4 11	8 0	8 11

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
Morg.		
3 40	Abds.	1
	8 26	2
	9 12	3
	9 50	4
	10 23	5
Neumond	10 51	6
		☽
	11 17	7
	11 43	8
	Morg.	9
	12 9	10
	12 36	11
	1 7	12
	1 41	13
		●
	2 19	14
	3 3	15
Abds.	3 53	16
8 12		17
8 45		18
9 13		19
9 40		20
	Vollmond	●
10 4		21
10 29		22
10 57		23
11 25		24
11 56		25
Morg.		26
12 38		27
		☾
1 26		28
2 23		29
3 31		30
N. M.		31

Ob Nam' und Macht oft höher ſtellten
In unſerm eitlen Staatenthum:
Nur was als inn'rer Werth kann gelten,
Das giebt uns echten Stand und Ruhm.

Fromme Mahnung.

Matthias Claudius — der „Wandsbecker Bote", genannt „Asmus" — hatte eine ihm werthe Jugendfreundin, die ihren Gatten und ihr einziges Kind verlor. Ihr Schmerz milderte ſich nicht, ſteigerte ſich in Jahren faſt bis zum Wahnſinn, und kein Troſt griff ein. Da ſagte Claudius einſt mit ſanftem Vorwurf: „Ich ſehe, Freundin, Du haſt dem Allmächtigen und Allwiſſenden noch immer nicht vergeben!" — wodurch die heftig Trauernde ſo erſchüttert wurde, daß ihr wilder Schmerz plötzlich wich und ſich bald in demüthiges Gebet verwandelte.

Spitze Antwort.

Ein reich gewordener, als hart und geizig bekannter Wucherer bewarb ſich um die Gunſt einer ſchönen Künſtlerin, und äußerte in ſeinen Schmeicheleien: einzig ihr Name ſey von Amor in ſein Herz geſchrieben, wonach die Schöne lächelnd entgegnete: „Ja, ich weiß, Amor's Pfeil ſchrieb auf und in Stein!"

Nicht möglich!

In einem Zimmer für Zeitungsbegierige las Jemand eine drollige Anekdote vor. — „Iſt ſie aber auch wahr?" fragte ein Anderer, und Jener entgegnete: „Welche Frage! Alle Tage verlangt Ihr Neues, und dann ſoll's auch noch wahr ſeyn!"

August 1867. Alter Julius.

Donn.	1 Petri Kett.	♌	☿ anfangs d. **M.** noch un-	20 Elias
Freit.	2 **Portiunc.**	♍	☾ ☊. sichtbar, wird von	21 Daniel
Sonn.	3 Steph. Erf.	♍	☿ unt. ☌ ☉. ♂ ☌ ☾. der	22 Mar. M.
32.	Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.			
Sonnt.	4 7. n. **Trin.**	♎	Dominicus. **Mitte ab als**	23 6. n. **Tr.**
Mont.	5 Mar. Schn.	♎	☿ gr. südl. Br. **Morgen-**	24 Christine
Dienst.	6 Verkl. Chr.	♏	**stern gesehen werden.** ♀ ist	25 Jakob
Mittw.	7 Gottschalk	♏	☽ 7. 37′ Vm. **als Mor-**	26 Anna
Donn.	8 Cyriacus	♏	**genstern anfangs fast**	27 Pantaleon
Freit.	9 Romanus	♐	1 **Stunde, später kürzere**	28 Innocenz
Sonn.	10 Laurenz	♐	**Zeit hindurch sichtbar.** ♂	29 Martha
33	Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8			
Sonnt.	11 8. n. **Tr.**	♑	Hermann. ☾ Erdf. wird in	30 7. n. **Trin.**
Mont.	12 Clara	♑	diesem **Monate nicht mehr**	31 Ign. Loj.
Dienst.	13 Hippolyt	♑	**gesehen werden können.** ♃	1 **August**
Mittw.	14 Eusebius ¦	♒	ist anfangs dieses **Monats**	2 **Portiunc.**
Donn.	15 **M. Him.**	♒	🌕 11. 5′ V. **von 9 Uhr**	3 Steph. Erf.
Freit.	16 Rochus	♓	**Abends bis** 3 **Uhr**	4 Dominicus
Sonn.	17 Sibylla	♓	☾ ☋. **Morgens, zuletzt**	5 Mar. Schn.
34	Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.			
Sonnt.	18 9. n. **Tr.**	♈	Helena. **von 8 bis 4 Uhr**	6 8. n. **Trin.**
Mont.	19 Sebald	♈	**sichtbar.** ♄ **kann anfangs**	7 Gottschalk
Dienst.	20 Bernhard	♈	**von 9 bis 11 Uhr Abends**	8 Cyriacus
Mittw.	21 Anastasius	♉	☿ gr. westl. Ausw. **gesehen**	9 Romanus
Donn.	22 Timotheus	♉	☾ 9. 50′ N. **werden, am**	10 Laurenz
Freit.	23 Zacharias	♊	**Ende nur von 8 bis**	11 Herrmann
Sonn.	24 Barthol.	♊	☿ ☊. **gegen 10 Uhr.** ♅	12 Clara
35.	Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.			
Sonnt.	25 10 n. **Tr.**	♋	Ludwig. · **wird in diesem**	13 9. n. **Tr.**
Mont.	26 Samuel	♋	♃. ☍ ☉. **Monate etwa**	14 Eusebius ¦
Dienst.	27 Joseph C.	♌	☾ Erdn. **am 6ten sichtbar,**	15 **M. Himm.**
Mittw.	28 Augustin	♌	**anfangs wenige Minuten,**	16 Rochus
Donn.	29 Joh. Enth.	♍	🌑 1. 33′ Nm. Uns. ☉ F.	17 Sibylla
Freit.	30 Rosa	♍	☾ ☊. **zuletzt bereits**	18 Helena
Sonn.	31 Paulin	♎	**über 2 Stunden.**	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 7. Auguſt nach halb 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 15. Auguſt nach 11 Uhr Vormittags der volle Mond.
Donnerſtag den 22. Auguſt nach 3 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Donnerſtag den 29. Auguſt nach halb 2 Uhr Nachmitt. der neue Mond mit einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.

Die Juden haben Faſten. Tempel-Verbrennung am 11. Auguſt.

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	15 St.	19 M.	4 Uhr	26 M.	7 Uhr	45 M.	8 St.	41 M.
11	14	47	4	41	7	28	9	13
21	14	11	4	57	7	8	9	49

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
		8	20	1
		8	51	2
		9	20	3
				●
[illegible]		9	46	4
		10	13	5
		10	39	6
		11	5	7
		11	41	8
		Morg.		9
		12	13	10
				●
		1	0	11
		1	48	12
		2	42	13
		3	30	14
Abds.		4	41	15
7	4[illegible]			16
8	10			17
				●
8	36			18
9	1	[illegible]		19
9	29			20
10	1			21
10	37			22
11	19			23
Morg.				24
				●
12	11			25
1	12			26
2	21			27
3	35			28
4	52	Abds.		29
N.	M.	7	18	30
		7	46	31

Die Menſchen meinen oft im Rauſche:
Bei neuem Rauſche wird uns wohler;
So nagen, nur mit Rauſch im Tauſche,
Sie Herz und Seele hohl und hohler.

Zum Nachdenken empfohlen!

Das chriſtliche Sprüchwort: „Herr, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!" iſt ſchätzenswerth; der Vergebung müßte aber doch bei allen Sündern die Erkenntniß deſſen, was ſie Uebles gethan, vorangehen, ſonſt verewigt jenes Sprüchwort die Miſſethaten.

Eine Bemerkung von Montesquieu.

„Entſtehen Zeiten, wo, um nicht in Gefahr zu kommen, zurückhaltend werden muß, wer das Wohl der Geſammtheit bezweckt, dann ging der Menſchheit wieder einmal die Hoffnung verloren."

Ein Ausſpruch Leſſing's.

„Den Philoſophen das „Chriſtenthum der Vernunft", dem Volk die „Religion Chriſti", Jedem nach ſeiner Erkenntniß und ſeinem Bedarf." — Es wäre dem ſtolzen Wiſſen eine Beherzigung dieſes Ausſpruches zu empfehlen.

Zu weiter Weg.

Das „goldene Zeitalter" iſt eine Vergangenheit, wohin der Rückſchritt, wäre er überhaupt möglich, die rüſtigſten Fortſchrittsmänner unſerer Tage vor dem tauſendſten Theil der Wegelänge völlig lahm machen würde.

Rd. II.

September 1867. **Alter Auguſt.**

36. Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.

Sonnt.	1	**11. n. Tr.**	♎	Aegidius. ☿ kann in d. M.	20	**10. n. Tr.**
Mont.	2	Raphael	♎	als Morgenſtern einige	21	Anaſtaſius
Dienſt.	3	Manſuetus	♏	Zeit hindurch geſehen wer-	22	Timotheus
Mittw.	4	Roſalia	♏	den, anfangs 22 Minuten	23	Zacharias
Donn.	5	Herkulan	♐	☽ 11. 59′ N. lang, ſpä-	24	Barthol.
Freit.	6	Magnus	♐	ter nicht mehr. ♀ iſt	25	Ludwig
Sonn.	7	Regina	♑	☾ Erdf. ☿ gr. N. anfangs	26	Samuel

37. Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.

Sonnt.	8	**12. n. Tr.**	♑	Mar. Geb. etwa 15 Min.	27	**11. n. Tr.**
Mont.	9	Audomar	♑	lang nach ihrem Aufgange	28	Auguſtin
Dienſt.	10	Nik. v. T.	♒	☿ ☌ ♀. ſichtbar, wird aber	29	Joh. Enth.
Mittw.	11	Protus	♒	bald unſichtbar. ♂ bleibt	30	Roſa
Donn.	12	Winand	♓	in dieſem Monate un-	31	Paulin
Freit.	13	Maternus	♓	○ ☾☋. ſichtbar. ♃ iſt	1	**September**
Sonn.	14	† Erhöh.	♓	1. 1′ V. Sichtb. ☾ Finſt.	2	Raphael

38. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.

Sonnt.	15	**15. n. Tr.**	♈	Ludmilla. ♀ gr. N. ☿ ob. ☌ ☉.	3	**12. n. Tr.**
Mont.	16	Cornel	♈	anfangs von 8 Uhr Abends	4	Roſalia
Dienſt.	17	Lambert	♉	bis 4 Uhr Morgens, zu-	5	Herkulan
Mittw.	18	**Quat.** †	♉	Richard. letzt nur von 6½	6	Magnus
Donn.	19	Nicleta	♊	bis 3 Uhr ſichtbar. ♄ die	7	Regina
Freit.	20	Euſtach. †	♊	☾ Dauer der Sichtbar-	8	**Mar. Geb.**
Sonn.	21	Mtth. Ev. †	♋	3. 37′ Vm. keit, an-	9	Audomar

39. Von den zehn Ausſätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	22	**14. n. Tr.**	♋	Moriz. fangs von 8 bis	10	**13. n. Tr.**
Mont.	23	Thekla	♌	☉ i. ♎. H.-A., T. u. N. gl. ☾ Erdn.	11	Protus
Dienſt.	24	Joh. Empf.	♌	9 Uhr Abds., nimmt weiter	12	Winand
Mittw.	25	Cleophas	♌	♀ ob. ☌ ☉. ab. ♅ iſt anf.	13	Maternus
Donn.	26	Cyprian	♍	☾☊. von ſeinem Aufgange	14	† Erhöh.
Freit.	27	Cſm. u. D.	♍	● bis 3 Uhr Morgens,	15	Ludmilla
Sonn.	28	Wenzel	♎	12. 10′ V. zuletzt von	16	Cornel

40. Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ep. Gal. 5.

Sonnt.	29	**15. n. Tr.**	♎	Michael. 10 Uhr Abends	17	**14. n. Tr.**
Mont.	30	Hieronym.	♏	bis gegen 4 Uhr ſichtbar.	18	Richard

Mond- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 5. September kurz vor Mitternacht das erſte Viertel.
Sonnabend den 14. September nach 1 Uhr Nachts der volle Mond mit einer ſichtbaren partialen Mondfinſterniß.
Sonnabend den 21. September nach halb 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonnabend den 28. September vor 1 Viertel auf 1 Uhr Nachts der neue Mond.

Die Juden haben ihr [erſtes] Neujahrsfeſt (5628) am 30. September.

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 32 M.	5 Uhr 13 M.	6 Uhr 45 M.	10 St. 28 M.
11	12 54	5 29	6 23	11 6
21	12 16	5 44	6 0	11 44

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abds.	
	8 13	1
	8 40	2
Bei Tage	9 9	3
	9 41	4
	10 16	5
	10 56	6
	11 42	7
		☽
	Morg.	8
	12 33	9
	1 29	10
	2 30	11
	3 32	12
Abds.	4 38	13
6 39		14
		○
7 6		15
7 33	Bei Tage	16
8 3		17
8 37		18
9 18		19
10 7		20
11 3		21
		☾
Morg.		22
12 6		23
1 18		24
2 31		25
3 46		26
5 0	Abds.	27
[illegible]	6 12	28
		●
	6 30	29
	7 7	30

Zeiten, wo auf allen Wegen
Unheil dringt verwüſtend ein,
Sind oft Zeichen, nah' ſey Segen:
Denn nun herrſcht Gott ganz allein.

Unverlierbares Eigenthum.

Sammle Dir Schätze, die kein Sturm entführt, die kein Feuer verzehrt, kein Meer verſchlingt, die auch auf dem Todeslager Dir bleiben. Nicht was Schickſale wechſelnd geben und rauben, nur was frei durch Kraft des feſten und reinen Willens Deine Seele im Innern bewahrt, iſt Dir ſicher und des Beſtrebens würdig. Nütze den Augenblick, er iſt Same zu ewig dauernder Frucht; die Erkenntniß ſegne Deinen Geiſt, die Tugend Dein Herz: nur dieſe Gaben bleiben Dir unzerſtörbar eigen.

Kecke Behauptung.

Ueber die vielen Feſteſſen in unſerer Zeit bemerkte Jemand: „Es ſcheint, man macht jetzt die wichtigſten Geſchäfte bei Eſſen und Trinken ab!“ und ein Zuhörer antwortete: „Dafür wird aber auch die allgemeine Wohlfahrt gleich mit verzehrt!“

Zu beachten.

Verſtand und Vernunft müßten ſo einig ſeyn wie ein gutes Ehepaar, aber leider offenbaren ſich allzeit unzählige Scheidungen bei Verſtand und Vernunft in allen Verhältniſſen des Lebens.

Der Adel iſt ein Sohn der Tugend, aber ein **Sohn**, der oft ſeine Mutter umbringt.

Auch der Gelehrteſte kann ſich ſagen: **Gott allein weiß Alles**, und nur des Uebrigen darf ich mich rühmen.

Oktober 1867. Alter **September.**

Dienſt.	1	Remigius	♏	☿☋. ☿ iſt in dieſem Mo-	19	Nicleta
Mittw.	2	Leodegar	♐	nate unſichtbar. ♀ iſt wäh-	20	Quat. †
Donn.	3	Ewald	♐	rend dieſes Monats am	21	Matth. Ev.
Freit.	4	Franz	♐	☽ Tage über dem Hori-	22	Moriz †
Sonn.	5	Placidus	♑	4. 45′ Nachm ☾ Erdf.	23	Thekla †

41. Vom Jüngling zu Nain, Luc 7 Ep. Ephes. 3.

Sonnt.	6	16. n. Tr.	♑	Bruno. Erntefeſt. zont	24	15. n. Tr.
Mont.	7	Sergius	♒	und daher für das un-	25	Kleophas
Dienſt.	8	Brigitta	♒	bewaffnete Auge unſicht-	26	Cyprian
Mittw.	9	Dionyſius	♒	bar. ♂ bleibt auch in	27	Coſm. u. D.
Donn.	10	Gereon	♓	☾☋. dieſem Monate noch	28	Wenzel
Freit.	11	Wimmar.	♓	unſichtbar. ♃ iſt anfangs	29	Michael
Sonn.	12	Maximil.	♈	des Monats von 6½ Uhr	30	Hieronym.

42. Vom Waſſerſüchtigen, Luc 14. Ep. Ephes. 4

Sonnt.	13	17. n. Tr.	♈	🌕 1. 52′ Nm. Tilmann.	1	Okt 16. Tr.
Mont.	14	Calixtus	♉	Abends bis nach	2	Leodegar
Dienſt.	15	Thereſia	♉	2 Uhr Morgens, zuletzt	3	Ewald
Mittw.	16	Gallus	♊	von 5¼ bis 1 Uhr ſicht-	4	Franz
Donn.	17	Florentin	♊	bar ♄ iſt anfangs dieſes	5	Placidus
Freit.	18	Luc. Ev.	♊	☾ Erdn. Schlacht bei Leip-	6	Bruno
Sonn.	19	Ferdinand	♋	☿☌♂. zig 1813. Monats	7	Sergius

43. Vom vornehmſten Gebot. Matth. 22. Ep. 1. Cor 1

Sonnt.	20	18. n. Tr.	♋	☾ 9. 44′ V. Wendelin.	8	17. n. Tr.
Mont.	21	Urſula	♌	etwa eine halbe Stun-	9	Dionyſius
Dienſt.	22	Cordula	♌	de lang Abends ſichtbar,	10	Gereon
Mittw.	23	Severin	♍	☾☊. zuletzt nur noch	11	Wimmar.
Donn.	24	Evergislus	♍	wenige Minuten. ♅ kann	12	Maximil.
Freit.	25	Raphael	♎	im Anfange des Oktober	13	Tilmann
Sonn.	26	Amandus	♎	♃ ☌ ♄. von 10 Uhr	14	Calixtus

44. Vom Gichtbrüchigen, Matth 9. Ep Ephes. 4

Sonnt.	27	19. n. Tr.	♏	🌑 1. 31′ N.m. Sabina	15	18. n. Tr.
Mont.	28	Simon J.	♏	Abends bis 4 Uhr	16	Gallus
Dienſt	29	Narciſſus	♏	Morgens, am Ende von	17	Florentin
Mittw.	30	Theoneſt	♐	4 bis 5 Uhr geſehen	18	Luc. Ev.
Donn.	31	Wolfgang †	♐	☿ gr. öſtl. Ausw. werden.	19	Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 5. Oktober um 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonntag den 13. Oktober nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachm. der volle Mond.
Sonntag den 20. Oktober vor 3 Viertel auf 10 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Sonntag den 27. Oktober nach halb 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.

Die Juden haben ihr [zweites] Neujahrsfeſt am 1., Faſten-Gedaljah am 2., Verſöhnungsfeſt am 10., Laubhüttenfeſt am 15. und 16., Palmenfeſt am 20., Verſammlung oder Laubhütten-Ende am 21. und Geſetzfreude am 22. Oktober.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St 37 M.	6 St. 1 M.	5 St 38 M.	12 St 23 M.
11	11 0	6 16	5 16	13 0
21	10 22	6 33	4 55	13 38

☾Afg. U.	M.	☾Untg. U.	M.	T.
		Abds.		
Bei Tage		7	38	1
		8	12	2
		8	51	3
		9	34	4
		10	23	5
				☽
		11	18	6
		Mrgs.		7
		12	15	8
		1	17	9
		2	22	10
		3	29	11
		4	38	12
				○
Abds.		5	50	13
6	4	Bei Tage		14
6	37			15
7	16			16
8	3			17
8	57			18
9	59			19
				☾
11	7			20
Morg.				21
12	19			22
1	32			23
2	44			24
3	57			25
5	8	Abds.		26
				●
6	16	5	7	27
Bei Tage		5	36	28
		6	8	29
		6	45	30
		7	27	31

Begriffe im Schwebeln
Und oben hinaus,
Die bringen vor Nebeln
Vernunft nie in's Haus.

Troſt iſt's nicht!

„Na, ſo kann ich's auch!" hört man oft ſagen, wenn Dieſer oder Jener durch ſein Thun zum Uebel führte. Derlei Leute, die ein ſolches „auch können" ſich nicht nur zutrauen, ſo gern es bei Gelegenheit vollauf beweiſen, vermehren ſich in unſern Tagen zum Erſtaunen und Erſchrecken.

Nicht ſeltener Diebſtahl.

Stets wird ſich ſelber ſtehlen
Den Ehrennamen Mann,
Wer weder recht befehlen,
Noch recht gehorchen kann.

Winke.

Diogenes ließ einſt einen gerupften Hahn als Menſchen gelten. Von der Geburt her iſt der Menſch kein gerupfter Hahn, dieſem wird aber der Menſch oft genug dadurch ähnlich, daß man ihn rupft.

Das Weinglas will auch ſeine Ruhe haben, deshalb wirft es Den, der es zu oft erhebt, im Ueberdruß zu Boden.

Wer im Ueberſinnlichen an nichts mehr glaubt, dem wird doch oft von der politiſchen Habſucht zugemuthet, an das Unglaublichſte zu glauben, weil er dafür Opfer bringen ſoll.

November 1867. Alter Oktober.

Freit.	1 **All. Heil.**	♑	☿ gr. Z. ♂ ☌ ♄. ☿ bleibt	20 Wendelin
Sonn.	2 All. Seelen	♑	☾ Erdf. in dieſem Mo-	21 Urſula

45. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Eph. 5.

Sonnt.	3 20. n. Tr.	♑	Hubert. nate unſichtbar.	22 19. n. Tr.
Mont.	4 Carl Bor.	♒	🌓 2. 55′ N. ♀ ſteht noch	23 Severin
Dienſt.	5 Zacharias	♒	zu nahe bei der Sonne,	24 Evergislus
Mittw.	6 Leonhard	♓	um geſehen werden zu kön-	25 Raphael
Donn.	7 Engelbert	♓	☾ ☋. ♀ ☌ ♄. nen. ♂ iſt	26 Amandus
Freit.	8 Gottfried	♈	am Tage über dem Ho-	27 Sabina
Sonn.	9 Theodor	♈	rizonte und dem unbewaff-	28 Simon J.

46. Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.

Sonnt.	10 21. n. Tr.	♈	Martin P. neten Auge	29 20. n. Tr.
Mont.	11 Martin B.	♉	unſichtb. ♃ iſt von 5½ Uhr	30 Theoneſt
Dienſt.	12 Kunibert	♉	🌕 1. 37′ V. Abends	31 Wolfg. †
Mittw.	13 Staniel.	♊	bis Mitternacht an-	1 **Nov. A. H.**
Donn.	14 Levin	♊	☾ Erdn. fangs, von 5 bis	2 All. Seel.
Freit.	15 Leopold	♋	♀ ☌ ♂. ☿ ☌ ♀. 11 Uhr	3 Hubert
Sonn.	16 Edmund	♋	☿ ☌ ♂. Abends am Ende	4 Carl Bor.

47. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.

Sonnt.	17 22. n. Tr.	♌	Gertrud. d. M. ſichtbar.	5 21. n. Tr.
Mont.	18 Maximus	♌	🌗 5. 34′ N. ♄ ſteht zu	6 Leonhard
Dienſt.	19 Eliſabeth	♍	☾ ☊. ♄ ☌ ☉. nahe bei	7 Engelbert
Mittw.	20 Simplic.	♍	☿ ☊. der Sonne, um ge-	8 Gottfried
Donn.	21 **M. Opf.**	♎	ſehen werden zu können.	9 Theodor
Freit.	22 Cäcilia	♎	☿ unt. ☌ ☉. ⛢ kann an-	10 Martin P.
Sonn.	23 Clemens	♎	☿ ☌ ♄. fangs dieſes Mo-	11 Martin B.

48. Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.

Sonnt.	24 23. n. Tr.	♏	Joh. v. Kr. Feierz. Ged.	12 22. n. Tr.
Mont.	25 Katharina	♏	d. Geſtorbenen. nats von	13 Staniel.
Dienſt.	26 Konrad	♐	🌑 5. 39′ Vorm. ſeinem	14 Levin
Mittw.	27 Bilhildis	♐	Aufgange um 8 Uhr	15 Leopold
Donn.	28 Günther	♑	Abends bis 5 Uhr Morg.,	16 Edmund
Freit.	29 Saturnin	♑	ſpäter von 6 bis 5½ Uhr	17 Gertrud
Sonn.	30 Andr. Ap.	♑	☾ Erdf. geſehen werden.	18 Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 4. November vor 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.
Dienſtag den 12. November nach halb 2 Uhr Morgens der volle Mond.
Montag den 18. November nach halb 6 Uhr Abends das letzte Viertel.
Dienſtag den 26. November vor 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond.

	Tageslänge.		⊙Aufgang		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	42 M.	6 Uhr	52 M.	4 Uhr	34 M.	14 St.	18 M.
11	9	7	7	10	4	17	14	53
21	8	38	7	26	4	4	15	22

☾ Afg.		☾ Untg.		T.
U.	M.	U.	M.	
		Abds.		
		8	14	1
Bei Tage		9	6	2
				✱
		10	2	3
		11	1	4
		Morg.		5
		12	4	6
		1	9	7
		2	17	8
		3	27	9
				✱
Abds.		4	39	10
4	32	5	54	11
5	10	7	10	12
5	54			13
6	47			14
7	48	Bei Tage		15
8	56			16
				✱
10	8			17
11	22			18
Morg.				19
12	35			20
1	46			21
2	56			22
4	5			23
				✱
5	13	Abds.		24
6	18	4	8	25
7	21	4	43	26
Bei Tage		5	22	27
		6	6	28
		6	56	29
		7	51	30

Schwer wird oft noch heut begriffen:
Wo der Unterſchied und Halt
Zwiſchen Geiſt und klugen Kniffen,
Zwiſchen Rechtsmacht und Gewalt.

Zum Stammbuch.

Recht iſt's, wenn ſchulgemäß Du biſt
Denkend im Beſtreben,
Schulmeiſters Meiſter aber iſt
Immerdar das Leben; —*
Auch wird ſich nie, wer dies vergißt,
Zum Begriff erheben.

Nach Oben und Unten.

Die echte Ehre wohnt uns innen,
Will Glanz und Gnaden nicht gewinnen;
Wer herrſcht und prunkt mit ſeinem Ich,
Der hat von Ehre nichts in Sich.

Gleichniß.

Vom Menſchenwerth im Erdenlauf
Giebt das Meer im Gleichniß Kunde:
Den Schaum hat's immer obenauf,
Perlen nur im tiefen Grunde.

Begreiflicher Schreck.

Aus Paris kam nach Cambray eine Verwandte zu Leuten, die eine ſechsjährige Tochter hatten; mit dieſem Kinde ſollte die Angekommene ſich in demſelben Zimmer betten. Aus jener Hauptſtadt des Putzes und Scheins brachte die Verwandte manche falſche Schönheit mit; bei dem Entkleiden legte ſie erſt ihr Haar, dann zwei Reihen falſcher Zähne, zuletzt auch ein falſches Auge ab. Das Kind hatte neugierig zugeſehen, jetzt ſprang es entſetzt aus dem Bette, eiligſt zur Mutter, ihr ängſtlich zurufend: „Mama, mit einer Frau, die ſich auseinander nehmen kann, ſchlaf' ich nicht zuſammen!“

Dezember 1867. Alter **November.**

49.	Von Christi Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.			
Sonnt.	1 **1. Advent**	♒	Eligius. ☿ **wird in dieſem**	19 **23. n. Tr.**
Mont.	2 Balbina	♒	**Mon.** **des Morgens nach**	20 Simplic.
Dienſt.	3 Franz Xav.	♓	**ſeinem Aufgange auf etwa**	21 **Mar. Opf.**
Mittw.	4 Barbara	♓	🌓 10. 49′ V. ☾☋. ☿gr. N.	22 Cäcilia
Donn.	5 Crispina	♓	**eine halbe Stunde ge-**	23 Clemens
Freit.	6 Nicolaus	♈	**ſehen werden.** ♀ **wird als**	24 Joh. v. Kr.
Sonn.	7 Ambroſius	♈	**Abendſtern ſichtbar von**	25 Katharina
50.	Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.			
Sonnt.	8 **2. Advent**	♉	**Mar. Empf. 20 Minu-**	26 **24. n. Tr.**
Mont	9 Leocadia	♉	**ten im Anfange bis etwa**	27 Bilhildis
Dienſt.	10 Judith	♊	☿ gr. weſtl. Ausweichung.	28 Günther
Mittw	11 Damaſus	♊	🌕 12. 38′ N. **1 Stunde**	29 Saturnin
Donn.	12 Epimachus	♋	☾ Erdn. ♅ ☌ ♄. **am**	30 Andr. Ap.
Freit.	13 Lucia	♋	**Ende.** ♂ **bleibt in dieſem**	1 **December**
Sonn.	14 Nicaſius	♌	**Mon. unſichtbar.** ♃ **kann**	2 Balbina
51.	Von Johannes im Gefängniß. Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.			
Sonnt.	15 **3. Advent**	♌	Euſebius. **in dieſ. M. des**	3 **1. Advent**
Mont.	16 Adelheid	♍	☾♌. **Abends von 5 bis**	4 Barbara
Dienſt.	17 Lazarus	♍	**10½ Uhr, ſpäter nur bis**	5 Crispina
Mittw.	18 **Quat.** †	♎	🌗 4. 2′ Vorm. Wunibald.	6 Nicolaus
Donn.	19 Remeſius	♎	**halb 10 Uhr geſehen**	7 Ambroſius
Freit.	20 Julius †	♎	**werden.** ♄ **bleibt in die-**	8 **Mar. Empf.**
Sonn.	21 Thm. Ap.	♏	**ſem Monate unſichtbar.**	9 Leocadia
52.	Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.			
Sonnt.	22 **4. Advent**	♏	Gregor Sp. ☉ i. ♑. Win-	10 **2. Advent**
Mont.	23 Dagobert	♐	ter-Anfang, kürzeſter Tag.	11 Damaſus
Dienſt.	24 Adam E. †	♐	♅ **kann im Anfange des**	12 Epimach.
Mittw.	25 **H. Chriſtf.**	♐	**Monats December von**	13 Lucia
Donn.	26 **Stephan**	♑	🌑 12. 7′ Vorm. **6 Uhr**	14 Nicaſius
Freit.	27 **Joh. Ev.***	♑	☾ Erdf. **Abends bis**	15 Euſebius
Sonn.	28 **Unſch. K.**	♒	☿ ☋. 5¾ **Uhr Morgens,**	16 Adelheid
53.	Von Simeon und Hanna. Luc. 2. Ep. Gal. 4.			
Sonnt.	29 **S. n. Chr.**	♒	Thomas E. **ſpäter von**	17 **3. Advent**
Mont.	30 David	♒	**6 bis 6 Uhr geſehen**	18 Wunibald
Dienſt.	31 Sylveſter	♓	☾ ☋. ♃ ☌ ☾. **werden.**	19 Nemeſius

Mond- und Zeit-Wechsel.

Mittwoch den 4. Dezbr. vor 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Mittwoch den 11. Dezember vor 3 Viertel auf 1 Uhr Nachmitt. der volle Mond.
Mittwoch den 18. Dezember nach 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Donnerſtag den 26. Dezember nach Mitternacht der neue Mond.

Die Juden haben Tempelweihe am 22. Dezember.

	Tageslänge.	☉Aufgang	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 15 M.	7 Uhr 41 M.	3 Uhr 56 M.	15 St. 45 M.
11	7 58	7 54	3 52	16 2
21	7 52	8 2	3 54	16 8

☾Afg. U. M.	☾Untg. U. M.	T.
	Abds.	
	8 49	1
Bei Tage.	9 50	2
	10 53	3
	11 58	4
	Morg.	5
	1 4	6
	2 14	7
		*
	3 27	8
	4 41	9
Abds.	5 57	10
4 31	7 12	11
5 29		12
6 37		13
7 51		14
		*
9 7	Bei Tage.	15
10 22		16
11 36		17
Morg.		18
12 47		19
1 56		20
3 4		21
		*
4 9		22
5 12		23
6 12	Abds.	24
7 8	4 2	25
7 57	4 50	26
	5 43	27
	6 40	28
Bei Tage.		*
	7 40	29
	8 42	30
	9 45	31

Daß Einſicht voll guter Gedanken iſt,
Oft möchte ſie deutlich dies zeigen;
Sie hat nur, ob keinen ſie je vergißt,
Die beſten noch ſtets zu verſchweigen.

Fragen und Antworten.

Was iſt Ewigkeit? — Daſeyn ohne Geſtern und Heut, Leben ohne Jugend und Alter, ohne Geburt und Tod.

Was iſt eine Schwierigkeit? — Möglichkeit mit Hinderniß.

Was iſt Hoffnung? — Eine Blüthe des Glücks, die zur Frucht reifen oder verwelken kann.

Was iſt Dankbarkeit? — Das Gedächtniß des Herzens.

Was iſt Neid? — Die Strafe, die man ſich ſelbſt auferlegt, wenn man ſich Andern untergeordnet fühlt.

Erneuerung.

Das „Morgenblatt" hat in Nummer 1 vom Jahre 1820 ein Gedicht von Guſtav Schwab mit folgendem noch ſehr empfehlenswerthen Schluß:

„Bei Allen, die im Lande wohnen,
Sey es in dieſem Jahre Licht,
Licht in den Hütten, auf den Thronen,
Hinauf, o Wunſch, und ſäume nicht!"

Es ſcheint klar!

Die Gegenwart wird unſelbſtſtändig, wenn ſie nicht vertraulich bleibt mit der Vorzeit, und das Unſelbſtſtändige darf ſich nicht wundern, wenn es zu allſeitig unangenehmen Vormundſchaften kommt.

Zeitrechnung des Jahres 1867.

Das gegenwärtige 1867ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1866 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 21. April, und in dem alten eine Woche ſpäter, nämlich auf ſeinen 16. April, dem 28. April im neuen Kalender entſprechend. Die von Oſtern abhängigen Feſte fallen daher im alten Kalender um eine Woche ſpäter, als im neuen.

Die griechiſche Kirche zählt ihre Jahre ſeit Erſchaffung der Welt und es beginnt ihr 7376ſtes Jahr am 1. September alten oder 13 September neuen Stils unſeres 1866ſten Jahres. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen ſich die Ruſſen unſerer Jahreszahl, rechnen aber ſonſt, wie ſchon bemerkt worden, noch nach dem alten Kalender.

Die Juden zählen ihre Jahre gleichfalls ſeit Erſchaffung der Welt und beginnen ihr 5627ſtes Jahr am 10. Sept. 1866; daſſelbe iſt ein verlängertes Schaltjahr von 385 Tagen. Ihr Klein-Purim fällt auf den 19. Febr. 1867, ihr Purim auf den 21. März, das Paſſahfeſt am 15. Niſan u. ſ. w.

Die Araber, Perſer, Türken und die andern Bekenner des muhamedaniſchen Glaubens zählen ihre Jahre ſeit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, die von ihnen Hidſchret genannt wird. Sie beginnen am 16. Mai 1866 ihr 1283ſtes und am 5. Mai 1867 ihr 1284ſtes Jahr.

Die vier Jahreszeiten. Es nimmt ſeinen Anfang: Der Frühling den 21. März um 2 Uhr 6 Minuten Morgens nach mittlerer Berliner Zeit. Der Sommer den 21. Juni um 10 Uhr 39 Minuten Abends. Der Herbſt den 23. September um 1 Uhr 2 Minuten Nachmittags. Der Winter den 23. Dezember um 7 Uhr 6 Minuten Morgens.

Von den Finſterniſſen. Es werden in dieſem Jahre zwei Sonnen- und zwei Mondfinſterniſſe eintreten, von denen die erſte Sonnen- und die zweite Mondfinſterniß in unſerer Gegend ſichtbar ſein wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine ringförmige und wird am 6. März Vormittags eintreten. Sie wird im Allgemeinen in ganz Europa, dem Norden von Afrika und dem Weſten von Aſien ſichtbar ſein. Sie beginnt in Köln am 6. März um 8 Uhr 49 Minuten Vormittags, ihre größte Verfinſterung von 9,2 Zoll wird um 10 Uhr 10 Minuten, ihr Ende um 11 Uhr 31 Minuten ſtattfinden.

Die erſte Mondfinſterniß, eine partiale von 9.7 Zoll, wird am Vormittage des 20. März eintreten, in Amerika und gegen das Ende auch in Auſtralien ſichtbar ſein.

Die zweite Sonnenfinſterniß, eine totale, wird am 29. Auguſt um Mittag eintreten, in Süd-Amerika und einem kleinen ſüdlichen Theile von Afrika ſichtbar ſein.

Die zweite Mondfinſterniß, eine partiale von 8,4 Zoll, wird in der Nacht vom 13. zum 14. Sept. eintreten, während ihres ganzen Verlaufes in Europa und Afrika und während eines Theiles ihrer Dauer in Amerika ſichtbar ſein. Ihr Anfang findet in Köln am 13. Sept. um 11 Uhr 25 Minuten Abends, ihre Mitte am 14. Sept. um 12 Uhr 54 Minuten Morgens, ihr Ende um 2 Uhr 23 Minuten ſtatt.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten
nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig, (**Wilhelm I.**) König, geb. 22. März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV in der Regierung am 2. Januar 1861, vermählt den 11. Juni 1829 mit

Marie Luiſe Auguſta Katharina, Tochter des verſtorbenen Großherzogs **Karl Friedrich** von Sachſen-Weimar, geb. 30. Sept. 1811.

Kinder:

1] **Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl**, Kronprinz, geb. 18. Okt. 1831, General-Lieutenant, commandirender General des zweiten Armee-Corps, Chef des erſten Oſtpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 1 (Kronprinz), und des fünften Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 53, à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und des zweiten Schleſiſchen Grenadier-Regiments Nr. 11, erſter Commandeur des erſten Bataillons im zweiten Garde-Landwehr-Regiment; vermählt am 25. Jan. 1858 mit **Victoria** Adelheid Marie Luiſe, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840.

Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27. Januar 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte **Charlotte**, geb. 24. Juli 1860. 3) Albert Wilhelm Heinrich geb. 14. Aug. 1862. 4) Franz Friedrich **Sigismund**, geb. 15. Sept. 1864. 5) Friderike Amalie Wilhelmine **Victoria**, geb. 12. April 1866.

2] Die Gemahlin des Großherzogs **Friedrich** von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) Friedrich **Karl** Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz, Chef des zweiten Brandenb. Grenadier-Regiments No. 12. (Prinz Karl von Preußen), à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und erſter Commandeur des zweiten Bataillons im erſten Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, vermählt den 26. Mai 1827 mit

Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des verſtorbenen Großherzogs **Karl** Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808.

Kinder: 1] **Friedrich** Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, General der Cavallerie und commandirender General des dritten Armee-Corps ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit

Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837.

Kinder: 1] **Marie** Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2] **Eliſabeth** Anna, geb. 8. Febr. 1857. 3] **Louiſe** Margarethe Alexandra Victoria Agnes, geb. 25. Juli 1860. 4) Joachim Carl Wilhelm Friedrich Leopold, geb. 14. November 1865.

2] **Marie Luiſe** Anna, geb. 1. März 1829.

3] Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel.

2. Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

3. Die Gemahlin des Prinzen **Friedrich** der Niederlande.

4. Friedrich Heinrich **Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., vermählt 14. Sept. 1830 mit

Wilhelmine Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande und von derſelben geſchieden ſeit 28. März 1849.

Kinder:

1] Friedrich Wilhelm Nikolaus **Albrecht**, geb. 8. Mai 1837, General-Major und Commandeur des erſten Garde-Dragoner-Regiments ꝛc. 2] Die Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm Nicolaus zu Mecklenburg-Schwerin.

Des am 27. Juli 1863 verſt. Prinzen Friedrich Wilhelm **Ludwig**, Vetter des Königs, Wittwe,

Wilhelmine **Luiſe**, des verſtorbenen Herzogs **Alexius** Friedrich Chriſtian zu Anhalt-Bernburg Tochter, geb. 30. Okt. 1799.

Söhne:

1] Friedrich Wilhelm Ludwig **Alexander**, geb. 21. Juni 1820, General d. Infanterie. 2] Friedrich Wilhelm **Georg** Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Lieutenant.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Prinzen Friedrich **Wilhelm** Karl, Vater-Bruder des Königs, Kinder.

1] Heinrich Wilhelm **Adalbert**, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2] Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Die verwittwete Königin von Bayern.

Wittwe des am 2. Januar 1861 verſtorbenen Königs **Friedrich Wilhelm IV.**, **Eliſabeth** Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Königs Wilhelm I. von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Ludwig II. Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Auguſt 1845, ſucc. ſeinem am 10. März 1864 verſtorbenen Vater Maximilian II.

Belgien. Leopold II, Ludwig Philipp Maria Victor, geb. 9. April 1835, folgt ſeinem am 10. December 1865 verſt. Vater Leopold I. in der Regierung; verm. 22. Auguſt 1853 mit Maria Henrica Anna von Oeſtreich geb. 23. Auguſt 1836, Tochter des verſtorb. Erzherzogs Joſeph Anton Johann von Oeſtreich.

Braſilien. Dom Pedro II. de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Tochter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. Tochter: Iſabella, geb. 29. Juli 1846, Thronfolgerin.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Chriſtian IX., geb. 8. April 1818, reg. 15. Nov. 1863. — Chriſtian Friedrich Wilhelm Karl, Kronprinz, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, Wittwe ſeit 14. Decbr. 1861 von Albert Franz Karl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger, verm. 10. März 1863 mit Alexandra Caroline Marie Charlotte Louiſe Julie, Tochter des Königs Chriſtian IX. zu Dänemark, geb. 1. Dec. 1844.

Hannover. Georg V. Friedrich Alexander Karl Ernſt Auguſt, König, geb. 27. Mai 1819, ſucc. den 18. Nov. 1851, verm. 18. Februar 1843 mit Marie Wilhelmine Katharine Luiſe Thereſe Henriette, Tochter des Herzogs Joſeph von Sachſen-Altenburg, geb. 14. April 1818. — Ernſt Auguſt, Kronprinz, geb. 21. Sept. 1845.

Heſſen-Caſſel. Friedrich Wilhelm, Kurfürſt, geb. 20. Aug. 1802, reg. 20. Nov. 1847.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III. Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, Wittwer ſeit 25. Mai 1862 von Mathilde Caroline Friederike, Tochter Königs Ludwig I. von Bayern.

Italien. Victor Emanuel II. König, geb. 14. März 1820, reg. 3 April 1849, Wittwer ſeit 20. Januar 1855 von Adelheid Franciska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Kirchenſtaat. Pius IX (Maſtai Ferretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Liechtenſtein. Johann Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840, ſucc. ſeinem Vater Alois Joſeph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821 reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. Lippe-Schaumburg. Adolph Georg, geboren 1. Aug. 1817, folgte ſeinem Vater Georg Wilhelm 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzeſſin Hermine geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verſt. Fürſten Georg zu Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, Wittwer ſeit 3. März 1862 von Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, und ſeit 16. April 1865 von Marie Anna Wilhelmine Eliſabeth, Tochter des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Großherzog, geb. 17. Oktober 1819, reg. 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Auguſte Caroline Charlotte Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Herzogs Adolph von Cambridge. Georg Adolph Friedrich, Erbgroßherzog, geb. 22. Juli 1848.

Mexico. Ferdinand Maximilian I. geb. 6. Juli 1832, verm. mit Marie Charlotte Amalie, geb. 7. Juni 1840, Tochter des Königs von Belgien.

Naſſau. Adolph Wilhelm Karl Auguſt Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839. zum zweitenmal verm. 23. April 1851 mit Adelheid Marie, Tochter des Prinzen Friedrich Auguſt von Anhalt-Deſſau, geb. 25. Dez. 1833. — Wilhelm Alexander, Erbprinz, geb. 22. April 1852.

Niederlande. Wilhelm III Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817. König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des verſt. Königs von Württemberg. Wilhelm Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. Franz Joſeph I Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830. reg. 2. Dez. 1848 verm. 24. April 1854 mit Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph von Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Februar 1853, verm. mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. — Friedrich Auguſt, geb. 16. Novbr. 1852.

Portugal. Louis Philipp Maria Ferdinand, geb. 31 Okt. 1838, reg. 11. November 1861, verm. am 27. Sept. 1862 in Turin durch Procuration und am 6. Okt. 1862 in Liſſabon perſönlich mit Maria Pia, geb. 16. Okt. 1847, Tochter des Königs Viktor Emanuel von Italien. — Carl Ferdinand, Thronerbe, geb. 28. September 1863.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX. am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20 Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie Adelheid Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV. Erbprinz. geb. 28. Mai 1832.

Rußland. Alexander II Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Au[illegible]e Sophie Marie), Tochter des verſt. Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Augu[illegible] (27. Juli) 1824. — Großfürſt Wladimir Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 22. (10.) April 1847.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. Johann I Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854. verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguſte, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian I. von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt Albert, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. Karl Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luiſe, Tochter des verſt. Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — Karl Auguſt Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. verm. 2[illegible]ärz 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Chriſtiane, Tochter des verſtorbenen Ku[illegible]ten Wilhelm II. von Heſſen, geb. 6. Sept. 1804. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachſen-Altenburg. Ernſt Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie Agnes, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. Auguſt Ernſt II. Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des verſt. Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. Günther Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Septbr. 1801, reg. 19. Aug. 1835 zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike Mathilde Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich Günther, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Tochter des verſt. Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 18[illegible] mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. Karl XV König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juni 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Louiſe, geb. 5. Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande.

Spanien. Marie Iſabella Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt 1846 mit Franz d'Aſſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Alphons Franz ꝛc. Prinz von Aſturien, geb. 28 Nov. 1857, Kronprinz.

Türkei. Abdul-Aziz, Großſultan, folgte in der Regierung ſeinem 1861 verſtorbenen Bruder Abdul-Medſchid.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Tochter des verſt. Herzogs von Naſſau, geb. 12 Aug. 1831.

Württemberg. Karl Friedrich Alexander, König, geb. 6. März 1823, reg. 25. Juni 1864, verm. ſeit 13. Juli 1846 mit der Großfürſtin Olga, zweiten Tochter des verſtorbenen ruſſiſchen Kaiſers, geb. 11. Sept. 1822. —

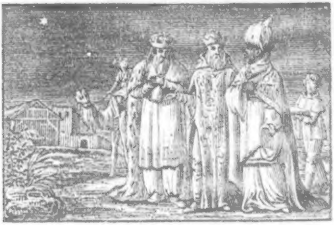
Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1867.

Tage.	Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	43	mehr.	13	50	mehr.	12	37	mehr.	4	3	weniger.	2	59	weniger.	2	31
6		6	1		14	20		11	33		2	34		3	30		1	42
11		8	7		14	31		10	18		1	10		3	47		0	45
16		9	58		14	21		8	54	weniger.	0	7		3	51	mehr.	0	17
21		11	32		13	54		7	25		1	16		3	41		1	21
26		12	46		13	10		5	53		2	14		3	17		2	25
31		13	41		12	13		4	21		2	59		2	40		3	26

Tage.	Juli.			August.			September.			Oktober.			November.			Dezember.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr	3	26	mehr	6	5	weniger.	0	1	weniger.	10	13	weniger.	16	17	weniger.	10	54
6		4	33		5	41		1	38		11	45		16	15		8	54
11		5	8		5	2		3	20		13	8		15	52		6	41
16		5	43		4	9		5	5		14	19		15	9		4	19
21		6	5		3	2		6	51		15	15		14	3		1	51
26		6	14		1	45		8	33		15	54		12	38	mehr	0	40
31		6	8		0	18		10	13		16	15		10	54		3	7

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr am Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgang der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblick des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die *mittlere Sonnenzeit* genannt, zum Unterſchiede der *wahren*, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die *Zeitgleichung*. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Kalender-Monats- und Tages-Merkmale.



Januar.

Warum wir als heilig
Drei Könige haben? —
Sie nahmen nicht eilig,
Sie brachten einſt Gaben.

Februar.

Aſchermittwochs Liebesdrang
Will mit Aſche uns beſtreuen,
Weil nun vierzig Tage lang
Uns das Faſten ſoll erfreuen.

März.

Er zeigt gar wenig Spur,
Daß Nachtgewalt entweiche,
Sein Zeitgebot bringt nur
Uns Tag und Nacht in's Gleiche.

April.

Obwohl ein Heiland oft
Der Menſchheit nahen will,
Aus Täuſchung wird gehofft! —
Man ſchickt ihn in April.

Mai.

Ein Maienleben bringe
Uns einſt die Himmelfahrt,
Doch iſt die Cherub-Schwinge
Noch fern der Erdenart.

Juni.

Kaum wirket im Geringſten,
Was heil'ger Geiſt erkannt —
Der Weltgeſchichte Pfingſten
Bleibt immerdar verbannt.

Juli.

Hundstage regen Tollheit auf,
Wie manches Beiſpiel lehrt,
Doch hat ſie auch im Zeitenlauf
Hundsjahre uns vermehrt.

Auguſt.

Bartholomäus kocht guten Moſt,
Der Trunkenheit niemals uns giebt,
Doch nur zu ſo erwünſchter Koſt
Iſt Auspreſſen noch uns beliebt.

September.

Daß von der Habe Du vererbſt,
Meid' Ueberreiz zum Wein;
Du ſorgſt für heit'ren Lebensherbſt,
Schenkſt nicht zu viel Du ein.

October.

Simon Juda, der Erhörte
Und Geprieſ'ne, deutſch geſagt,
Bring' in's Gleiche, wenn empörte,
Was ein Hochgeprieſ'ner wagt.

November.

Zu Allerſeelen-Heil ſey Manns
In aller Friſche,
Und hilf auch zu der Martins-Gans
Auf Aller Tiſche.

Dezember.

Dezember-Wärme haucht noch nicht
Uns Frühling in die Bruſt,
Doch uns erneut das Weihnachtslicht
Die wärmſte Kindheitsluſt. G. y.

]

Kalender-Allerlei.

Zuvor!

Treu ſey in Wahrheit
Gewiſſensklarheit
  Zur That befragt,
Daß niemals Reue,
Die gramgetreue,
  In Pein dich jagt.

Verſchiedene Anſichten.

Der im ſiebzehnten Jahrhundert lebende Johann Michael Moſcheroſch — bekannter mit ſeinem Schriftſtellernamen Philander von Sittewald — ſchrieb, als am Rhein ein bedeutender Schatz von alten Münzen aus der Erde wieder zum Lichte kam: „Bei dem Anblick wird der Geizige ſagen: Ihr wolltet Ruhe haben, man hat ſie Euch nun geraubt, bei mir könntet ihr ſie finden; der Verſchwender: Ei, ihr hohen Herren, im Gepräge von Gold wär't ihr mein, ich ſchafft' euch freien Lauf, und ließ' euch im Glanze ſeh'n; der Handelsmann: Hätt' ich euch! Zehn zu Zehn giebt Hundert, Andere bringen nur Zwanzig heraus, ſie haben zu ſchlecht rechnen gelernt; der Münzſammler: Weisheit, Großthat, das iſt mir nichts, der Aelteſte von euch iſt mir der Vortrefflichſte; der Dichter: Getrennt bleiben ich und der Reichthum, ihn beſingt aber auch nie ein begeiſtertes Herz; der Wohlthäter: Kommt in deſſen Hand, der Armuth und Elend erbarmt, der Wunden des Grams und der Noth heilt, dann erſt habt ihr Werth und ſeyd des Segens werth."

Weiter anwendbar.

Ein Dorfſchullehrer ſchickte am 1. Januar 1864 den Verheiratheten der Gemeinde das folgende gute Neujahrs-Wünſchlein:

„Euch möge ſchenken das Geſchick
Nur lauter gute Kinder;
Das wünſch' ich ſtets zu Eurem Glück,
Zu meinem auch nicht minder."

Machtvollkommene Köchinnen.

Gewohnheit macht unterthänig! — Das wollen wir — ohne ſolche Gewohnheit unbedingt zu billigen! — nebenher beweiſen durch zwei geſchichtlich gewordene Köchinnen, die ihre gelehrten Herren beherrſchten.

Der Prediger und Profeſſor Abauzit in Genf, ein gründlicher Glaubensforſcher, hatte bei ſeinem Hausgeräth eine ſolche Hausräthin, die Gewalthaberin war. Abauzit gewann ſich den Ruf, daß er durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen ſey, und ſeine Köchin hatte ihn vierzig Jahre hindurch keinen Tag anders als am vorigen geſehen. Dies beſchäftigte oft ſeine Freunde mit der Abſicht, ihn bei jeder Gelegenheit aufzuregen, ohne ſtrenge Wahl der Mittel — vergebens! Endlich wendeten ſie ſich an ſeine alte Köchin: „Iſt denn nichts in der Welt, was Deinen Herrn zur Unzufriedenheit und zur Klage reizen könnte? Denke nach, es ſoll Dein Schade nicht ſeyn. Giebt's denn gar nichts, was ihm am Herzen liegt, was ihm Freude macht, deſſen Entbehrung er wenigſtens empfinden würde? Iſt ihm Alles, Eſſen, Trinken, Stille oder Geräuſch gleichgültig?" — „Ich hab's!" ſagte die Köchin; „ich habe ihn ein Mal und noch ein Mal ſich über ſein friſch gemachtes Bett freuen hören." — „Gut, mach's ihm nicht, laß es eine Weile unberührt, bis er ſich darüber äußert." — Sie that's; innerhalb acht Tagen erfolgte kein Laut der Klage, länger hielt es die Köchin nicht aus. „Aber, Herr Abauzit, merkten Sie denn gar nicht, daß ich Sie in Ihrem ungemachten Bette liegen laſſe?" — „O ja, anfangs!" erwiederte er; „doch ich dachte, es müſſe jetzt ſo ſeyn, es wäre ſo beſſer, und ich fing ſchon an, mich daran zu gewöhnen."

Voltaire hatte eine alte Köchin, genannt Babett; von ihr ließ er ſich Alles gefallen: gebieten, verbieten, ſchelten, lange Strafreden, und geduldig ertrug er ihre wandelbaren Launen. — Eines Morgens, als er im Bette ſeinen geliebten Kaffee trank, rief er, höchſt kläglich wimmernd: „Babett! Babett!" — „Was giebt's, was ſoll's?" — „Ach, Babett!" — „Nun, was ſoll Babett?" —

„Ach, liebe Babett!“ — „Gewiß wieder 'was Tolles!“ — „Ach, ach! ich habe koſten wollen, wie Roſenwaſſer zu Kaffee ſchmeckt, und nun iſt mir ſo übel, hilf, hilf mir, liebe Babett!“ — „Wieder ein dummer Streich! Na, ich will gleich Thee machen, aber was ſind die gelehrten Leute unverſtändig!“ — „Du haſt recht, Babett, haſt es bei mir immer, obwohl Du übrigens nirgends recht haſt!“ — ſo rief Voltaire ihr nach.

Der Wetterprophet.

Als der Profeſſor Dittmar in Berlin in einer ſehr umſtändlichen Schrift prophezeit hatte, der Winter von 1822 bis 1823 werde ungewöhnlich gelind, dieſer Winter aber im Gegentheil ungewöhnliche Kälte brachte, erſchienen folgende Stachelreime:

„Die Kälte ſtieg zum höchſten Grad,
Sein Wiſſen fiel auf Null! —
Wahr iſt's, doch wer entgeht dem Pfad
Im Irrland ohne Bull?!

Drum nehmt auch ſein Gelindes lind,
Und denkt, ward Er genarrt:
Daß Euch auch dieſe Zeit entrinnt,
Ihm bleibt ſie dauernd hart.

Doch necket, wie Er's kann und weiß,
Ihn Jeder, nehm' Er's an;
Macht jetzt Ihn Spott und Aerger heiß,
Iſt Er am beſten d'ran.

Nur möge, wird im Prophezei'n
Ein neues Werklein jung,
Ihm beſſ're Witterung gedeih'n
Von künſt'ger Witterung!“

Welch ein Glück!

Ein Fremder kam in das franzöſiſche Städtchen Saſſenage, das wegen kleiner, ſehr ſchmackhafter Käſe berühmt iſt. Mit Erſtaunen hörte er, daß eine Schauſpieler-Geſellſchaft anweſend ſey, die ſich allgemeinen Beifalls erfreue, und dies lockte ihn zur Anſchauung. Am Eingange einer Scheune ſaß der Director ſelbſt in einem hohen Kaſten und ſtreckte dem Kommenden die geöffnete Hand entgegen. Der Fremde, da er kleine Münze nicht hatte, reichte einen Thaler hin, den Jener ſehr bereitwillig empfing, ſich dankend verneigte, und aus ſeiner Hauptkaſſe mehrere Dutzende kleiner Käſe hervorholte, die er dem Fremden zuzählte. Erſchrocken wich dieſer zurück, ausrufend: „Morbleu! was wollen Sie?“ und der Director antwortete ſehr höflich: „Ich nehme hier kein baares Geld ein, ſämmtliche Theaterfreunde bezahlen mit ſelbſtverfertigten

Käſen, das erſte Parterre zehn, das zweite fünf; folglich werden Sie es begreiflich finden, daß ich baar Geld nicht zurückgeben kann." Laut auflachend tröſtete ſich der Fremde mit dem Ausruf: „Welch ein Glück, daß es kein Doppel-Louisd'or war!"

Liebkoſung.

Den Wunſch ſeiner Geliebten erfüllend, ſchickte ihr ein Dichterfreund „Werther's Leiden" mit der ſchriftlichen Aeußerung:

„Solch ein Werther ſchießt ſich todt,
Weil ihn Liebchen nicht will küſſen;
Trieb'ſt Du mich in gleiche Noth,
Hätt' ich auch ihm gleichen müſſen."

Das Jetzt und Sonſt.

Bei manchen Handwerken vereinigen ſich, die Geſellen zu der Forderung: täglich etwas mehr Lohn und eine Arbeitſtunde weniger. Darauf käm' es eigentlich nicht an, wenn die Leute nur in den Arbeitſtunden fleißig thäten, was ſie thun ſollen. Das geſchieht von Einzelnen, und wir achten ſie in Ausnahmen als wacker; aber gar manche Geſellen erinnern an Grübel's Gedicht: „Der Schloſſer" mit den Anfangs-Zeilen: „'N Schloſſer hat a Geſell'n gehabt, der hat ſo langſam g'feilt." Solchen Geſellen ſind Meſſer und Gabeln, nebſt gefülltem Glaſe, das handlichſte Werkzeug, und wenn zu anderem gegriffen wird, üben ſie ſich nur weiter in der Fertigkeit, aus einem ſtündlichen Geſchäft ein Tagewerk zu machen — wenn ſie nämlich gewiſſen Lohn empfangen für beſtimmte Arbeitſtunden. Deshalb thun die Meiſter am beſten, ſich leiten zu laſſen von dem alten Gewerks-Verslein:

„Zahl' Arbeit nicht nach Stunden baar,
Sonſt geh'ſt du d'rauf mit Haut und Haar;
Bezahlt den Mann, wie weit er's 'bracht,
Macht flink bei Tag', legt feſt bei Nacht."

Aus der Lebensſchule.

Die zwei größten und gewöhnlichſten Fehler der Menſchen ſind Trägheit und Einbildung. Die Einen verſinken in der Unwiſſenheit, die Andern halten Irrthümer der Klügelei für Weisheit, und in ihrer Eitelkeit wollen ſie ihre Irrthümer Allen als tiefſte Erforſchung aufdrängen. Wer mit ſich ſelbſt ſtreng umgeht, der weiß, daß ſein Verſtand ſogar nicht zureicht, ſich ſelbſt zu erkennen, und je verſtändiger, je beſcheidener wird er ſeyn.

Schmeichelei an der Heilquelle.

Liebchen, wer Dich trinken ſieht
An dem Quell, der macht den Schluß,
Daß es morgen regnen muß,
Weil die Sonne Waſſer zieht.

Weshalb golden?

Das goldene Zeitalter oder vielmehr die goldene Zeitjugend ſoll ſich beſonders dadurch vollſten Ruhm erworben haben, daß es damals keine Neuweisheitsforſcher, keine Verfechter des verſchiedenen Stockglaubens und weder rück- noch fortſchrittliche Staatsumwälzer gab.

Aus der Vorzeit.

Im Jahr 591 ſollen viele Menſchen geſtorben ſeyn an unaufhörlichem Gähnen und Nieſen; eine gereimte Straßburger Chronik, gedruckt im Jahre 1625, macht zu dieſer Angabe die Bemerkung:

„Daher kommt, wenn man nieſ't, der Brauch,
Daß man ſagt: Helf' Gott! — ſo wie auch,
Wenn etliche Leute gähnen jetzund,
Machen ſie ein Kreuz vor den Mund."

Offenheit.

Ein deutſcher, in Erfahrung gereifter Schriftſteller, oftmals gerühmt, weil er muthig wirkt für Wahrheit aus Geiſt und Gemüth, weder nach Oben oder Unten, nach Rechts oder Links ſich beugt, ſagte neulich, als ihm Einer darüber Prunkworte äußerte: „Danke! Pflichtgemäß bezeug' ich in meinem Beruf ehrliche Geſinnung, aber den Ruhm, einmal von dieſer, einmal von jener Seite, möchte ich gern vertauſchen gegen einen Ertrag, der es mir bei meiner parteiloſen Aufrichtigkeit ermöglichte, minder ſorgenvoll meine Familie zu ernähren."

Zu beherzigen.

Von Gott iſt, was Natur
Und was wir Weltall nennen,
Von Gott auf aller Spur
Des Geiſtes nichts zu trennen,
Und wer's nicht glaubt, pflegt nur
Gebrechen am Erkennen.

Volksthümliche Liebe.

An der Folge, die ein ſogenannter „Korb“ der Geliebten hat, ſoll angeblich die Verſchiedenheit des Volksthümlichen zu erkennen ſeyn. Der ſtolze Britte fühlt ſich ſchwer beleidigt, der Italiener ſinnt auf Rache, der hochmüthige Spanier ruft vielmals aus: „Unglaublich, unerhört!“, der Deutſche ſucht Troſt bei dem Becher, im Fluß, zumeiſt in ſchmerzlicher Entſagung, der Franzoſe geht zum Schmaus, trällert ein Liedchen, lacht rechts den Britten und Italiener, links den Spanier und Deutſchen aus, ſeine Geliebte obenein — und hat morgen eine andere.

Gleichniß.

Vom Blinden ward ein Lahmer gefragt:
„Sprich, wie geht's mit Deinem Leben?“
Gebräuchlich hat der Lahme geſagt:
„Wie Du ſiehſt, ſo geht es eben!“ —
Derlei hat Vernunft erfahren,
Wenn bei geiſt'gem Weiterſtreben
Blind' und Lahm' im Weg' ihr waren.

Die Heilskraft in uns.

Bei dem noch immer allſeitig trennenden Glaubenshader ſey an folgende hülfreiche Aeußerung Goethe's erinnert: „Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz eines jeden lebenden Weſens ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann, und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders als tauſendfache Aeußerungen dieſer Heilungskraft. Mein Pflaſter ſchlägt bei Jenem nicht an, ſeines nicht bei mir; in unſers Vaters Apotheke ſind viele Recepte.“

Richtiger Schluß.

Mit ſich kommt in Zerwürfniß,
Wer ſtets den Rath vermieden:
Je weniger Bedürfniß,
Je mehr vom Glück und Frieden!

Schattenriſſe.

Ein Marktſchreier iſt ein Mann, der von leichtgläubigen Käufern das halbe Geld für nichts einſteckt, und ihnen für die andere Hälfte ſchlechte Waare giebt. Er kaufte angeblich für 100 Thaler Waare, verkauft ſie für 20 Thaler, und lebt glänzend von dem Gewinn.

Ein Bankerottmacher erſten Ranges iſt ein Mann, der ſich rechtzeitig geheim mit Vorſicht ein Landgut, daneben Wagen und Pferde anſchaffte, um bequem ſeinen Gläubigern, die zu Fuß vorübergehen, vornehm zunicken zu können.

Materialiſt iſt nicht nur jeder Handelsmann, der Gewürz und anderes Genießbare echt oder gefälſcht verkauft, Materialiſt iſt auch ein Mann, der ſich eitelſt bemüht, alles Geiſtige aus der Allnatur wegzulehren; der dann, weil ihm der Geiſt entſchwindet, ſteif und ſtockſtarr glaubt, Geiſt ſey in der ganzen Schöpfung nie dageweſen, ſey nicht da, ſondern nur Stoffliches vorhanden, wie er ſelbſt es nun freilich durch und durch geworden iſt bei ſeinen Beſtrebungen.

Was iſt ein Stockgelehrter? Ein Weſen, das wegen ſeines überhäuft eingetrichterten Wiſſens gar nicht Raum hat für eigene Gedanken, und nun in der Zerſtreuung das Dunkle für Weisheit, Irrwiſche für Wahrheitslicht, Unnützes für Unentbehrliches, daneben ſich ſelber in ſeiner verſtockten ſtockſteifen Gelahrtheit für den unübertrefflichſten Geiſtförderer hält.

Drei Zeit-Reime.

Frage und Antwort.

Was hilft im Doppel-Staatenhaus
Unlösbar Wortgeſitz? —
Die Wahrheit ſprechet rund heraus,
Und ſey ſie dann auch ſpitz.

Eins und Drei.

Das Recht an ſich iſt Eins doch nur;
Hat's nun von Dreien ganz nicht Einer,
Dann hat es nach des Rechts Natur
Von allen Dreien deutlichſt Keiner.

Schlußfolge.

Thu' alſo Keiner der Geſtrengen,
Als hätt' er's Recht alleinig;
Die Straffheit kann ſehr viel zerſprengen,
Doch Milde macht dreieinig.

Zu bedenken!

Der Hauptfehler des Menſchen iſt, daß er ſo viele kleine Fehler hat. Jean Paul.

Leidenſchaftliche Rede iſt wirkungslos; nie überzeugt ein Mund, den der Haß verzerrt. Fontenelle.

Fürſten-Verſprechungen ſind Vorausbezahlungs-Scheine auf Bücher, die nicht herauskommen. Lichtenberg.

Nach Wahrheit forſchen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beſte thun. Mendelsſohn.

Das Menſchenleben findet für ſich Erlöſung in der That, in der ausdauernden aufſtrebenden Thätigkeit, die auch über ſein Irdiſches hinaus ihm Fortdauer ſichern kann. Dies Ergebniß iſt klar und läßt ſich erreichen, ohne ſich, wie Fauſt, dem Teufel zu ergeben, der eben über den Fauſt die Herrſchaft zu gewinnen hofft, weil er ihn der geiſtigen Thätigkeit entreißt und ihn in das ſinnliche Weltgewühl hineintreibt. Fichte.

Rath.

Redner finden allen Segen
Im Verwandeln,
Daß ſie ſelbſt ſich widerlegen:
Laßt ſie handeln!

Das zerriſſene Blatt.

Der perſiſche Dichter Zaby entwarf zum Lobe des grauſamen Sultans Nadir ſchmeichleriſche Verſe; die erſten Zeilen gefielen ihm nicht, er zerriß das beſchriebene Blatt und warf es weg. Ein Stück davon wurde gefunden; es deutete unzweifelhaft auf Schmähreden gegen den Machthaber. Zaby wurde verhaftet und war verloren, wenn nicht — zum Glück — die andere Hälfte des Blattes auch wäre gefunden worden. Die Zeilen ergänzten ſich nun — nach hier verſuchter Ueberſetzung — etwa in folgender Weiſe:

Durch Frevelthat — ſah ich das Reich in Noth,
Auf ſich'rem Thron — der Sultan ihr gebot;
Doch Ruh' entflieht, — denn Amor ſchafft uns Streit:
Er iſt der einz'ge Feind, — der uns entzweit.

Ausſicht.

Als ein nicht unberühmter Schriftſteller Deutſchlands über geiſtige Taubheit im jetzigen Volke ſich empfindlich äußerte, entgegnete eine klarſehende Frau gutmüthig fein: „Ei, werther Freund, ſoll man Sie denn ſchon jetzt behandeln, als ob Sie todt wären?“

Schlußfolge.

Cogito ergo sum —
Ich denke, alſo bin ich —
Dies macht den Zweifel ſtumm,
Doch weder matt noch dumm;
Prägt Denken nicht Begriff dir ein,
Wie fern du ſtehſt vom wahren Seyn.

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzschnitten von Demselben und unter dessen Leitung.

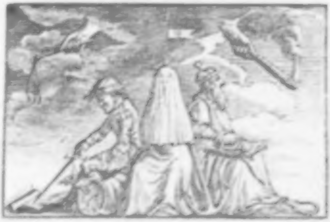
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Zum Jahresgruß.

Keine Arbeitsmühe scheut,
[illegible] Ihr noch durch Kraft [illegible];
Wer sich heut den [illegible] gefreut,
[illegible] noch [illegible] [illegible] [illegible].
Der ist reich, und [illegible] [illegible]
Er [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible]
[illegible] im [illegible].

1867.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)



Verhüllt iſt die Zukunft, doch fruchtvoll dem Tücht'gen
Im Kampf gegen Frevel verblendeter Macht;
Ob Zeit will erleuchten, ob ſtreng ſie will zücht'gen,
Von Gott kommt uns Lichtung, ſtets Hoffnung in Nacht.

Mannes-Beruf.

Sey pflichtgetreu! — ob Unheil komm' in Fluth:
Die Pflicht giebt Muth!
Rings thürme nun Gefahr ſich rieſenhaft:
Die Pflicht giebt Kraft!
Dann ſey in Schickſalsnacht kein Strahl in Sicht:
Die Pflicht giebt Licht! —
Und mit dreiein'ger Hülfe ſo im Bunde,
Giebt Gott von ſich dir all'zeit heil'ge Kunde.

Iſt es mehr als Sage?

Die Sage nennt ein Land, bewohnet nur von Blinden,
Doch ließ man Luſt an Lüſten dort nicht ſchwinden;
Sie aßen, tranken, jauchzten auch und ſangen,
Sie paarten ſich: das war ihr Allverlangen.

Da wurde Einer ſehend und erkennend,
In Liebe für die Seinen nun entbrennend,
Verkündet Er Erleuchtung nah' und ferne
Als Geiſtesbote von dem Herrn der Sterne.

Die Blinden horchten anfangs auf das Neue,
Doch trieb beliebtes Dunkel ſie in Reue;
Man höre, meinten ſie, nur Unſinn ſprechen,
Und nur der Seher litte an Gebrechen.

Der Sternenbote ſcheute nicht Beſchwerden,
Er hoffte, Alle ſollten ſehend werden;
Doch nichts als Taubheit fanden ſeine Worte,
Und Eigenſucht drängt' ihn von jeder Pforte.

In Pflichten des Berufs nichts zu verſchulden,
Blieb gleich geſchäftig Er, bei hartem Dulden
Sich ſagend: Auch mein Muth iſt Himmelsgabe,
Und danken wird man mir auf meinem Grabe.

Wie Er vorausgeſagt, ſo iſt's geſchehen,
Jetzt ſah man, ſah auch bald ſein Denkmal ſtehen,
Um raſch ſich mit dem Seher abzufinden,
Und dann gemächlich — wieder zu erblinden.

Geſinnungs-Bahn.

Vereint ſey nie mit Höflings-Affen,
Die Gnaden ſuchen, nicht das Recht; —
Der Mann iſt frei zur That erſchaffen,
Nie wird dem Glanzgelüſt er Knecht.

Zum Weltherr'n muß den Blick er wenden,
Feſt auf allmächt'ge Hülfe bau'n;
Will irdiſch Glück dann für ihn enden,
Es endet nie ſein Gottvertrau'n.

Das Leben woge, dräng' und treibe,
Um Edles hält er Kampf für Pflicht;
Daß ewig Recht im Siege bleibe,
Iſt Woff' er, thut auf Huld Verzicht. —

Wohl iſt er ſeiner Gluth auch Meiſter,
Nicht Alle können raſch ihm nach,
Doch bleibt ihm Loſungswort der Geiſter:
„Es werde Licht!“ — wie Gott einſt ſprach.

Gleichniß.

Was als die Seele wir von Gott erhalten,
Erfriſcht uns ſtets ein fruchtbar edles Walten,
Wie Himmelsthau, — wo reinen Quell er trifft;
Doch wenn der Geiſt durch Sinnlichkeit ſich ſtumpfte,
Vermehrt er auch, da er in ſich verſumpfte,
Wie Himmelsthau in Sümpfen, noch das Gift.

Denken und Glauben.

Der Geiſt iſt nirgends eingebannt
In irdiſch enge Denkenskreiſe:
Bei dieſes Daſeyns Pilgerreiſe
Sind für ein ew'ges Vaterland,
Und unſres Geiſtes Fortbeſtand,
Uns auch Gefühle noch Beweiſe.

Sprüche der Erfahrung.

Wenn viel von neuer Zeit ihr hofft,
Um ihre Weisheit werbt,
Gewinnt ihr alte Narrheit oft,
Nur höchſtens neu gefärbt.

•

Nicht ſuche Weltgewühl in Haſt,
Es wird dich bald erfaſſen,
Und biſt du willig ihm, dann haſt
Du ſelber dich verlaſſen.

•

Herrſchensgier'ge Begriffe
Nach der Menge Belieben,
Gleichen meiſtens dem Schiffe
Nur von Winden getrieben.

•

Ob ihr am Throne fröhnet um Gunſt
Rückengelenkig mit Schmeichelei,
Ob bei der Menge in Redekunſt,
Ein's wie das And're iſt Kriecherei.

•

Den Fürſten wird es ſchwer, zu wiſſen,
Daß ſie des Volkes Noth nicht kennen;
Doch iſt es ihre Pflicht zu nennen,
Bald dieſe Einſicht zu vermiſſen,
Und ſich von Schmeichlerbrut zu trennen.

•

Wie ſchlimm, daß oft bei Wortgefunkel
Vom Rednerſtuhl die Wahrheit ſpricht:
Vernunft, vordem verirrt im Dunkel,
Iſt jetzt verirrt im Blendelicht.

•

Nach tagspolitiſcher Witterung
Mag jegliche Zeitung ſich kleiden,
Doch iſt dabei in der Wandelung
An Hitz' oder Kälte zu leiden.

•

In dem Lebensdrang erwäge
Jede That, wie man ſie meint;
Lieber nimm vom Freund die Schläge,
Als den Judaskuß vom Feind.

•

Dient Einer im Anſchwärzen raſch und gern,
Leugnet am Himmel er jeden Stern;
Für Günſtlinge holt er den Ruhm aus der Luft,
Lüget zum Heil'gen den ärgſten Schuft.

Alt iſt Band und Halt,
Neu nicht Pfand für treu;
Eh' uns Alt verſchallt,
Prüft mit Scheu erſt Neu.

*

Nach Rockesprunk und Vorrang ſtreben,
Iſt widerſinnig Truggeniſt;
Zu mehr kann Keiner dich erheben,
Als was du werth im Innern biſt.

*

„Die Vorſicht iſt der Weisheit Mutter",
Dies Sprüchwort leuchtet ein;
Jedoch, wie ehrbar Mutter Vorſicht,
Verſtand muß Vater ſeyn.

*

Meiſt wird der Sorgenlaſt Soll und Muß
Härter noch hart,
Weil uns ſo überviel Ueberfluß
Nothwendig ward.

*

Wie arg ſich Zeitlauf wendet,
Voll Muth's ſagt ſtets der Mann:
Wo lange Hoffnung endet,
Fängt beſſ're Hoffnung an.

Mein Trinkſpruch.

Gern viermal füll' ich mir das Glas mit Wein! —
Für mich erſt Eines, feſt im Recht zu ſteh'n,
Das Zweite gilt der Freunde Wohlergeh'n,
Das Dritte nun der Zukunft Heiterkeit,
Und aus der vollen Bruſt ſey dann geweiht
Für meine Feinde noch ein viertes Glas:
Denn Mannesmuth kennt weder Furcht noch Haß.

Abſchluß.

Was wahr und Pflicht,
Das ſage;
Nach Wirkung nicht
Viel frage:
Dies hält Dir licht
Die Tage.

F. W. Gubitz.

Volle Liebe, volle Kraft!

1.

Blüht der weiße Flieder, der Holunder, dann liegt der Schlaf den Landleuten mächtig in den Gliedern; die Arbeit drückt doppelt ſchwer: ob der Flieder wirklich die Urſache iſt, wiſſen ſie ſelber nicht. Wenn ſie aber gähnend und träge ſich „Guten Morgen!“ wünſchen, dann deuten ſie darauf hin, ſprechen: „Der Flieder blüht, es iſt halt eine milde Zeit, der Schlaf kommt ungerufen!“ —

„Zu Dir allermeiſt!“ ruft Matinka ſchnell dem Lehm-Michel zu, der, die Augen ſich reibend, langſam den breiten Weg zum Dorfe herabkommt, und eben das Sprüchwort vom Flieder ihr zugerufen hat. — „Und weißt“, ſpricht ſie lachend weiter: „ich wachte die halbe Nacht, habe leiſe mir Lieder vorgeſummt, habe mir Mühe geben müſſen, um endlich einſchlafen zu können, und als kaum die Sonne über den Schafſtall herübergeguckt, lacht' ich hell auf vor Freude, daß der ſchöne Tag wieder da, ich hinaus gehuſcht in's Feld und in den luſtigen grünen Wald. Denn weißt, Michel, ich muß des Vaters beide Ziegen am frühen Morgen nach dem Wald treiben; Geſellſchaft brauchen ſie nicht, ich binde ſie an einen Baumſtamm, und dann haſte ich mich wieder heim zum Vater: es giebt genug in der Wirthſchaft zu beſchicken. Na ſiehſt, Michel, da vergeht der Schlaf, da weiß ich nichts von Müdigkeit; — aber was ſoll's, was ſiehſt auf einmal, als wenn Du nicht Drei zählen kannſt, haſt 'was?“

„Ich hab' 'was“, ſagt Michel gedehnt; „ich weiß jetzt, weshalb Du keinen Schlaf haſt, und ich weiß jetzt, weshalb Du ſo gerne nach dem Walde gehſt! Sprich nur nicht darein, Matinka, ich hab' Dich mehrmals laufen ſehen, nicht nur des Morgens, wenn Du die Ziegen hinaustreibſt, und des Abends, um ſie heimzuholen, ſondern auch vier-, fünf-, ſechsmal am Tage biſt Du im Walde, und kommſt ſtets im Singen heim. O ich weiß 'was! Wenn ich drüben den Lehm tragen muß zu dem neuen Wohnhaus, das auf dem Herrenhofe gebaut wird, dann hab' ich Dich hinten am Gartenzaun warten ſehen, bis der junge Gärtner gekommen, um den ſich alle Mädchen im Dorfe haben, und haſt mit ihm geſchwätzt, oft halbe Stunden lang. Rede nichts dawider, ich weiß es; ſonſt glaubt' ich, das wär' juſt zufällig geſcheh'n, aber nun wird's mir klar, Du haſt eine Liebſchaft mit dem Gärtner: daher Deine Luſtigkeit, daher willſt Du von keinem Schlaf mehr wiſſen. Und wenn es ſo iſt, Matinka, dann ſag' es mir nur gleich; haſt ja Deinen freien Willen, ich halt' Dich nicht! Weißt noch, was Du Deiner Mutter vor zwei Jahren, als ſie damals ſo ſchwer erkrankt war, verſprochen haſt? Bin ich nicht ihr Pflegekind, und haſt nicht Ja geantwortet, als ſie gefragt: ob Du mir angehören wollteſt, und keinem Andern?“ —

„Ja, Michel, das weiß ich noch, ich weiß aber auch, daß Du verſprochen haſt, drei Jahre darüber zu ſchweigen; wir waren Beide noch zu jung. Was platz't nun vor der Zeit damit heraus, und machſt mir Vorwürfe? haſt obenein keine Urſach dazu. Komm, Michel, ich weiß auch 'was, und da Du angefangen haſt zu reden, ſollſt Du mein Vertrauen haben.“

Schnell führte ſie den noch Zögernden mit ſich fort, von der breiten Dorfſtraße, auf der ſich ſchon einzelne Landbewohner blicken ließen, hinweg hinter die kleinen Häuſer, den nahe gelegenen Gemüſegärten zu, die von beiden Seiten mit breiten, ihre Aeſte bis zur Erde herabhängenden Kirſchbäumen eingefaßt ſind. Hier können die Augen Anderer ſie nicht erreichen, und die Dorfbewohner werden es nicht erfahren, daß heute früh des Tagelöhners Kappelbauer einzige Tochter Matinka mit dem Lehm-Michel faſt eine halbe Stunde allein herumgeſchritten iſt; kein Nachbar wird erlauſchen, was ſie ſich erzählt haben.

Die Matinka verſtand es, mit dem Michel umzugehen; wenn ſie mit ihm ſprach, wußte er auch von keiner Müdigkeit, vergaß den weißen Flieder, den Schlaf und Alles, Alles, außer Matinka und ihre ſchönen, ſchwarzen Augen, die den einfachen Michel völlig gefangen hatten. Was ſie ihm nun ſagt, er glaubt ihr Wort für Wort! — ſie ſpricht ſo wahr, ſo überzeugend, ſo beredt, dabei doch ſo neckiſch und herausfordernd, daß er bald lachen muß, und bald wieder wird ihm ſo warm um's Herz: er begreift nun gar nicht, wie er daran denken konnte, die Matinka zu beſchuldigen.

„Und Michel, daß mein Vater arm iſt, das weißt lange, und nun paſſ' auf: ein armer Tagelöhner hat kein eigen Stück Land, und wenn die reichen Bauern nicht erlauben würden, unſre beiden Ziegen nachzutreiben, wo ihre Kühe alles Gras und alle Blumen abgeweidet, dann müßten ſie des Hungers ſterben. Aber betracht' es, Michel, viel giebt es eben nicht, wo die gierigen Kühe ihre Mahlzeit Tages vorher gehalten, und da kann's nicht anders ſeyn, ich muß das arme Vieh zu öftern Malen des Tages weiter treiben; die übrig gebliebenen ſehr ſpärlichen Halme ſind bald abgeſucht, deßwegen bind' ich ſie immer von einer Strecke zur andern feſt. Ueber Mittag hol' ich dann die Milch heim, und zwei Ziegen zu beſchicken, will ſeine Zeit haben! Was ich da im Vorübergehn am Gartenzaun zu ſprechen gehabt mit dem Gärtner Stephan" — und Matinka konnte einen Augenblick dem Michel nicht frei in die Augen ſchauen — „das kannſt wiſſen, das iſt nichts Böſes: er hat verſprochen, mir einen Roſenſtock zu geben, will ihn ſelbſt auf meiner Mutter Grab pflanzen; da hab' ich ein paar Mal danach gefragt, und heut Abend bringt er ihn. Wenn Du willſt, komm' mit hinauf nach dem Kirchhof, wir heben den Stock noch heute ein. Aber Du läßt Dir nichts merken, Michel, das thuſt Du meiner verſtorbenen Mutter nicht zu Leide!" —

Der Michel ſchämt ſich innerſt, daß er über Matinka ungewiß geworden, er muß ihr beweiſen, daß ſie bei ihm wieder im alten Anſehen ſteht, darum lehnt er es entſchieden ab, ſie heute Abend nach dem Grabe ihrer Mutter zu begleiten. Pfui! wie muß ſie über ihn denken, wenn er ihr gar ſo wenig Vertrauen ſchenkt; nein, er wird ihr nie mehr auf ihren einſamen Wegen nachſchleichen: das hat ſie nicht verſchuldet, und ihm ſteht es ſchlecht an, ſich ſo zu entwürdigen mit dem niedrigen Verdacht über ſeine ihm verſprochene Braut. — „Lebwohl, Matinka, und ſey mir nicht bös', daß ich hab' zweifeln können an deiner Redlichkeit!" rief er der Fortgehenden noch zu, und beeilte ſich dann, den Herrenhof zu erreichen: denn die Andern ſind gewiß ſchon längſt bei der Arbeit, und haben auf ihn gewartet.

Als er an des Schulzen Aſſemann Wohnung vorbeikommt, ruft freundlich eine Stimme: „Guten Morgen, armer Michel!" und vom Fenſter verſchwindet ſchnell die kleine Hanna, das Waiſenkind, das der Schulze und ſeine Frau neben ihren eignen Kindern aufziehen: freilich auf gemeinſchaftliche Koſten der reichen Bauern im Dorfe, aber die Schulzenleute geben ihr nebenher noch die elterliche Liebe dazu, die nicht für Geld zu haben iſt. Obgleich die kleine Hanna ſchon vierzehn Jahre zählt, hat ſie doch erſt das Ausſehen von einem zehnjährigen Kinde, wird im Dorfe auch überall noch wie ein Kind behandelt. Dumm iſt aber die kleine Hanna nicht; ſie hat es längſt gemerkt, wie man den Michel im Dorfe zurückſetzt, hinter ſeinem Rücken über ihn ſpottet, ihn den einfältigen Michel nennt; wie er zu Allem gebraucht wird, was kein Andrer gern anfaßt, wie er handlangen muß hier, dort, überhaupt um kargen Lohn ſchwer zu arbeiten hat, und ihm Niemand recht dankt dafür, weil von ſeiner Arbeit nichts abgeſondert zu ſehen iſt. Jetzt trägt er den Lehm den Maurern zu, und darum nennen ihn die andern Burſchen ſpottend den Lehm-Michel.

Aber die Hanna weiß, woran es liegt, daß es dem Michel ſo geht: er iſt auch ein Waiſenkind, und nur aus Barmherzigkeit erzogen worden. So lange ſeine Frau Pathe noch gelebt, die Kappelbäurin, da hat er noch gute Tage gehabt, die hat für ihn geſorgt, wie eine eigne Mutter nur hätte ſorgen können; aber ſeit die heimgegangen zu Gottes Frieden, da iſt er vereinſamt geblieben. Früher ſprachen die Dorfbewohner davon, die Marinka ſey von der verſtorbenen Kappelbäurin dem Michel zur Frau verſprochen, jetzt glaubt lange Keiner mehr daran, denn ſie geht ihren Weg, er den ſeinen, zuſammen ſieht man ſie faſt nie. Und der alte Kappelbauer, es iſt ein grundehrlicher Mann, auf ſeine ſchöne Tochter iſt er aber eitel; gern giebt er ſie dem Michel ſicher nicht zur Frau: er ſieht ihn lieber gehen als kommen. — Die kleine Hanna hat den Michel ſchon lange in ihr Herz geſchloſſen; da ſie beide Waiſenkinder ſind, ſo meint ſie beinahe, ſie habe ein Recht, ihn lieb zu haben wie einen älteren Bruder; ſie iſt jedoch ſcheu und blöde, läßt es ihn nicht merken, und Niemand. Insgeheim hat ſie indeß manche Thräne ſchon zerdrückt, wenn dem armen Michel Leides geſchah. —

II.

Die Kirche liegt auf der öſtlichen Seite des Dorfes, ringsherum der ſtille Friedhof, gleich einer ernſten Mahnung für Alle, die den graden, hellen Sandweg zwiſchen den Schlummerſtätten der Vorangegangenen zu dem Gotteshauſe hinaufwandern. Die hier ruhen, ſie haben einſt dieſen Weg beſchritten; Viele von ihnen haben es wohl kaum geahnt, wie bald ihnen hier eine letzte Ruheſtätte beſtimmt war.

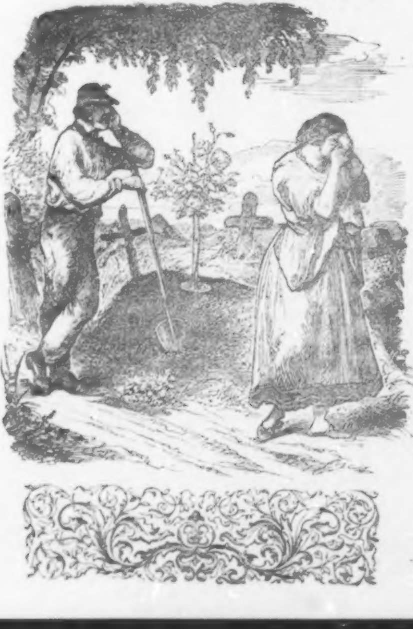
Die Dorfkirche und des Dorfes Friedhof bewahren und begraben die Lebensgeſchichten der Menſchen; hier vereinigt ſich der Eingang und Ausgang des Lebens, und alle Erinnerungen wachen friſch auf: aber ſie werden hier auch wieder zu Grabe getragen. — So manche alte Großmutter erzählt noch, wie das erſte Mal ſie hier zum Tiſche des Herrn gegangen, ſie ihr ganzes, volles Herz in die kleine Kirche hineingetragen, und wie heilig ihr ſtets jenes Gelübde geblieben, das ſie an geweihter Stelle dem Herrn dargebracht hat. Dann weiß ſie von noch einem Tage zu erzählen — und das alte Mütterlein ſitzt da mit gerötheten Wangen, die Augen glänzen noch ein Mal hell, und ſie lächelt in ſich hinein: denn es war ein lieber, ſonniger Tag. Sie war wieder in der Kirche, iſt aber nicht allein den hellen, graden Sandweg hinaufgegangen: an ihrer Seite ging ein ſtattlicher, ſchöner Bauer — ſie meint der ſchönſte aus dem ganzen Dorfe, und der Beſte gewiß! O, welch ein lieber, ſonniger Tag! — da waren ſie in der Kirche angelangt — ſie hat ſich gefürchtet, der Herr Pfarrer wird ihr Herz ſchlagen hören, ſo laut hat es ihr im Buſen gepocht: den Tag wird ſie nie vergeſſen! Und dann kam noch einer — da hat man ein Kind über die Taufe gehalten, und das Kind iſt ihr Kind geweſen; ſie ſelbſt hat noch ganz matt im Kirchſtuhl geſeſſen, hat noch immer zu träumen geglaubt: denn das Glück war doch zu groß, daß ihr Kind, ihr eigenes Kind in das Gottesreich aufgenommen, ſo auch wahres und rechtes Kind des allmächtigen Vaters wurde. Und dann folgten noch viele heitre Tage, traurige fehlten ebenfalls nicht: manches ſtille Grab mahnt laut daran. — Die Kirche hat die Erinnerungen an alle Lebensereigniſſe für ſie treu bewahrt, bis ſie ſelbſt auf dem Friedhofe zur ewigen, ſtillen Ruhe eingeſenkt wird.

Zu beiden Seiten des graden, hellen Sandweges ſtehen dicht, und noch dichter der Höhe zu, die hölzernen Kreuze auf den Gräbern. Ach, wie viele ſchmückt ſchon lange keine Herzensgabe mehr: die Nachkommen der Verſtorbenen ſind wohl weit über Land gezogen; Andere waren die Letzten einer Familie. Nur kurze Zeit geben Befreundete noch einige Wahrzeichen der Liebe kund, dann fällt das Grab und mit ihm das Andenken des darunter Ruhenden in Vergeſſenheit. — Auf manchen Gräbern jedoch prangen friſche, ſchöne Blumen: ſie ſind Zeugniſſe der Gefühlsblüthen, die in treuer Anhänglichkeit noch in Gemüthvollen dauernd blieben.

„So! Nun halte ein wenig die Roſe, Matinka, ich grabe den Topf in die Erde ein, dann ſteht er ſicherer, und die Roſe gedeiht auch beſſer.“ — „Wie gut Du biſt, Stephan, daß Du mir dies prächtige Roſenbäumchen ſchenkſt! Und welche Menge der Knoſpen! Nun wird das Grab meiner Mutter ſchöner ausſehen, wie gar viele Gräber. Aber höre jetzt, Stephan, ich muß Dir 'was ſagen: komm die nächſten Tage nicht mehr an den Gartenzaun, wenn ich vorübergehe. Die Leute machen ein Gerede darüber, und das taugt nicht.“ —

„Ei, Matinka, was ſchadet's? Warum ſollen es die Leute nicht wiſſen, daß wir uns gut ſind! Iſt mein Probejahr herum, und der Gutsherr hat mich feſt angeſtellt, dann geh' ich zu Deinem Vater, hole mir ſein Jawort, und Du biſt's zufrieden, nicht wahr?“ —

„Ach, das iſt noch weit hin!“ ſpricht ſeufzend Matinka; „man weiß ſchon wie ihr Männer ſeyd. Da gefällt Dir in der langen Zeit noch manche Andre beſſer, und die arme Matinka wird bald vergeſſen. Nein, nein! laſſ' es Niemand merken; es darf Niemand wiſſen, daß wir uns gut ſind, bevor nicht Alles in Richtigkeit iſt. Denn ſiehſt Du, Stephan, es wäre entſetzlich, wenn ſie mit Fingern zeigen möchten



nach der armen, verlaſſenen Matinka, ich ſpottend und mitleidig lächelnd meinen Namen nennen hörte. Nein, nein, Stephan, das wäre mein Tod!“ — Und nun ſchluchzend, in beiden Händen ihr Geſicht bergend, eilte ſie den graden Sandweg hinab.

Der Gärtner ſah ihr verwundert nach. Weshalb mißtraut ſie ihm: dazu hat er ihr noch keine Veranlaſſung gegeben. Dann dachte er wieder: es ſey nur ihre heiße Liebe zu ihm, und die Beſorgniß, ſeine Liebe zu verlieren. Daß ſie noch mehr Furcht vor der ſpottenden Nachrede gehabt, entging ſeiner Ueberlegung: ſein ſehnſüchtig Herz dachte nicht daran, daß Eigenliebe und Liebe oft ſo nahe bei einander wohnen, um ſie ſchwer unterſcheiden zu können. — Bald eilte er Matinka nach, um ſie mit den heiligſten Betheuerungen ſeiner Aufrichtigkeit wieder zu beruhigen. Unten am Kirchhofe trennten ſie ſich, und kaum war Stephan hinter dem grünen Geſträuch am Wege verſchwunden, Matinka bis zum Mühlenteich gekommen, da hörten die Müllerburſche ſie ſchon luſtig ſingen: „Zwei Entlein im Waſſer, zwei Fiſchlein im See, meine Liebſchaft geht unter, kommt nimmer in die Höh'!“

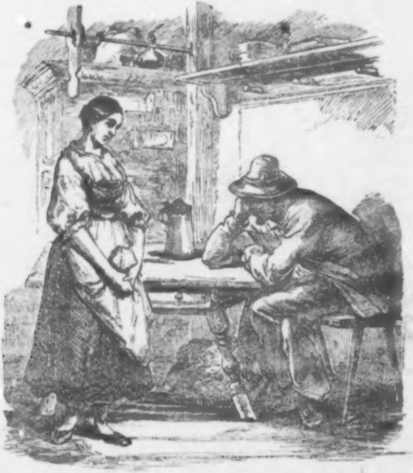
„Ach, wie ſoll ich es anfangen!“ ſprach ſie dann leiſe vor ſich hin. „Laſſ' ich den Michel frei, ſag' ihm die ganze Wahrheit, indeß ich den Stephan noch nicht ſicher hab', dann kann's mir gehen, wie der armen Müllers-Lotte, die ſitzt und weint ſich faſt die Augen aus; die hat auch dem Günther zu voreilig geſagt, daß ſie ihn nicht möge, und der Gottfried, um den ſie's geſagt, iſt auf und davon mit der häßlichen Grethe, weil ihr Vater die meiſten harten Thaler aufzuzählen gehabt. Jetzt gäbe die Müllers-Lotte gleich etwas darum, wenn der Günther noch einmal anfragen möchte; aber behüt' Gott! der thut das nicht, der hat auch ſeinen Stolz. Zum zweiten Mal geht kein Bauernſohn nach demſelben Mädel aus, wenn ihm auch im Herzen der Wurm nagt ſein ganzes Leben hindurch. Alſo behalt' ich den Michel noch ein wenig am Bündel; es wird ihm auch gerad nicht eilen, zu erfahren, daß ich nicht ſein eigen werden kann. Aber verdenken wird es mir Keiner, daß der ſchöne, ſchmucke Gärtner ihm mein Herz geraubt, und meine verſtorbene Mutter würde ſagen: Matinka, Den nimm flugs, und nicht lange beſonnen, der paßt für dich! — Nein, das wird ſie doch nicht ſagen, die hatte ein Herz, ein ſo weiches Herz, viel zu weich für's Leben, konnt's darum auch nie zu 'was Geſcheitem bringen. Wahr iſt es, lieb hatten ſie Alle, und wer immer im Dorfe ihrer erwähnt, der ſpricht mit ſolcher Achtung von ihr, als wär' ihm ſelber eine Mutter an der Kappelbäurin verloren. Die Matinka haben die Leute auch lieb!“ ſpricht ſie weiter, ihr Spiegelbild im klaren Teiche wohlgefällig betrachtend. Dann lachte ſie plötzlich hell auf, luſtig ausrufend: „Schlank und groß, der Michel dick und klein, wie paßt das zuſammen!“ und wieder ſang ſie: „Zwei Entlein im Teiche, zwei Fiſchlein im See, leb’ wohl, lieber Michel, ich ſag’ dir Ade!“ — Damit lief ſie über den Mühlenſteg nach dem Walde an der gegenüberliegenden Seite des Teiches, und „gelt, Nicky, und gelt, Betty, ihr habt auf mich gewartet?“ — ſo ſprechend nickte ſie von weitem den Ziegen zu. Nun löſte ſie haſtig die lange Schnur, mit der ſie am Baumſtamme befeſtigt geweſen, und eilte ſich dann neben ihren Schützlingen auf kürzeſtem Wege — heute nicht am Garten des Herrenhauſes vorüber — zum letzten kleinen Inſthauſe des Dorfes, worin ſie und ihr Vater mit den beiden Ziegen zuſammen zwei kleine Räume bewohnten.

III.

Nach drei Jahren hat das Dorf ſein Ausſehen verändert. Ein hübſches kleines Haus iſt hinter dem großen Garten des Herrenhauſes dicht am Walde erbaut; drinnen wohnt ſeit zwei Jahren der Gärtner Stephan, der gleichzeitig auch die Aufſicht über den Wald hat. — Matinka, ſeit anderthalb Jahren ſeine Frau, iſt in den Gemüſegarten gegangen, um die ſchon gereiften Bohnen abzuſchneiden; aber die Arbeit geht ihr nicht gut von der Hand, ſie ſieht Alles wie im Nebel: das iſt Folge von den heißen Thränen, die ihr ſchwer in den Wimpern hängen. Sie merkt es auch nicht einmal, daß Stephan, ihr Mann, genaht iſt, dicht bis an ſie heran.

„Matinka“, ruft er laut, „ſchon wieder in Thränen?“ — „Ach Du, Stephan!“ ſagt die Frau, erſchreckt ſich wendend, und ſchnell die nun in Strömen herabrinnenden Thränen mit der Schürze trocknend, ſpricht ſie: „Haſt Du mich denn auch lieb, Stephan? — ſiehſt, wenn Du ſo gleichgültig fortgehſt, ohne mir auch nur ein freundlich Wort zu gönnen, dann muß ich doch wieder denken, daß Du mich nicht lieb haſt. Ach, Stephan, das iſt mein Tod; zu Allen biſt Du freundlich und lieb, nur zu mir immer ſo kalt und gleichgültig; wie ſoll ich mir das auslegen?“ — „Mein Gott, ſchon wieder das alte Lied!“ ſagt ſeufzend Stephan, und kehrt ſchnell um; dem Hauſe zuſchreitend, bleibt er ihr die Antwort ſchuldig.

„O ich unglückliche Frau!“ ſchluchzt Matinka in ſich hinein. „Entſetzlich, einen ſo kalten, gleichgültigen Mann zu haben! Der kann ſeine Frau im Schmerze umkommen ſehen, er ſpricht nicht ein freund-



lich Wort, um ſie zu tröſten!“ — und weinend geht ſie ihrem Manne langſam in das Haus nach. — In der Stube findet ſie Stephan aufgeſtützt am Tiſche ſitzend, die Augen ſtarr auf den Boden gerichtet. Wieder beginnt Matinka leiſe: „Stephan, haſt Du denn kein Wort mehr für mich; kannſt Du Dich nicht verantworten?“

„Frau“, — entgegnet er — „wozu ſoll's führen, daß ich immer wieder mich verantworte, Dir immer wieder verſichere, daß Du mir allein lieb biſt; wozu ſoll's führen, wenn Du ſtets von Neuem Argwohn hegſt, Du mir nicht weiter vertrauen kannſt oder willſt, als ſo weit, wie Du mich ſiehſt.“

„Ja, und wer kann dafür, als Du allein“, ſchluchzt Matinka weiter: „hab' ich Dir nicht ſo viele Opfer gebracht? ſogar meinen alten Vater, deſſen einzig Glück ich geweſen, habe ich verlaſſen, bin nur Deinetwegen von ihm gegangen; habe nicht gethan, was meine ſelige Mutter wollte, aber für alle Liebesbeweiſe, die ich Dir gegeben, was hab' ich da für Dank?“ — „O Matinka, wenn Du wüßteſt, wie Du mir ſo nutzlos das Leben verleidigſt, mich peinigſt!“ — „Großer Gott! ich Dich peinigen? — giebt es noch eine Frau, die mehr für ihren Mann thut, wie ich? hab' ich Dir nicht mein Weſen völlig hingegeben, folg' ich Dir nicht auf's Wort? Hab' ich ſchon jemals widerſprochen, wenn Du 'was willſt? ſtimme ich nicht in all' Deine Anſichten ein? Und wenn Du heute ſagen möchteſt: wir wollen in das Ausland ziehen, würd' ich nicht alle meine Freunde, ja ſelbſt meinen alten Vater gern für immer meiden, um nur bei Dir zu ſeyn? Sprich, Stephan, kannſt Du mir einen Vorwurf machen, daß ich jemals eine Liebespflicht gegen Dich verſäumt habe? — und nun ſagſt Du mir, daß ich Dir das Leben verleide, Dich peinige; das iſt hart, grauſam hart! O Stephan, iſt das der Dank für meine aufopfernde Liebe? Iſt's doch eben mein größter Schmerz, daß Du meine Liebe nicht anerkennſt, ſie nicht erwiederſt, wie Dir ſie geboten wird, und daß ich immer fürchten muß, Du liebſt eine Andre mehr als mich.“

„Und Welche wäre denn das?“ fragte der Mann zerſtreut und wie gedankenlos.

„O ſiehſt Du, nun fragſt Du noch!“ eiferte Matinka weiter; „ſtellſt Dich gerad ſo an, als wüßteſt Du kein Sterbenswörtchen davon, während man doch im Dorf ſchon lange darüber ſpricht, lange weiß, daß ich eine vernachläſſigte Frau bin, und daß Du — ja, einmal muß es doch heraus! — daß Du gern mit der Waiſenhanne ſchwatzeſt! Wo ſie Dir irgend nahe kommt, da habt ihr 'was miteinander. Du liebſt ſie! ſag' es nur gerade heraus; ſie iſt Dir alzeit nachgelaufen, und die Männer! ja, die Männer ſind alle wandelhaft. Nein, nein, man darf keinem Mann trauen!“ ſtieß ſie hervor, abermals in Thränen ſchluchzend.

„Frau!“ rief aufſpringend Stephan heftig aus, „Frau, das iſt zu viel!“ Mit erhobener Stimme fügte er dann hinzu: „Nimm alsbald Deine Beſchuldigung zurück, hörſt Du?! ich duld' es nicht, daß Du die arme Hanne verleumdeſt, ihr Herz iſt rein wie Gold. Sag', Du haſt Dich übereilt, Matinka, hörſt Du, ſag's gleich; es gereut mich ſchon, daß ich ſo lange wie ein dummer Schulbube vor Dir geſtanden, all Deine Schmähungen angehört habe. Die Hanne iſt unſchuldig, Du weißt es, nicht wahr? —

Der Frau zuckte es um den Mund, ſie nahm eine Miene an, als wäre ſie auf das Bitterſte gekränkt und beleidigt, ihre Lippen blieben feſt geſchloſſen, ſie antwortete nicht.

Stephan war leichenblaß geworden, nur mühſam brachte er die Worte heraus: „Matinka, es gilt die Ehre des guten Mädchens: Hanne iſt brav. Weib“, rief er dann gepreßt, „es gilt meine Ehre, Du haſt ſie mit Schmach verdächtigt. Matinka, haſt Du mir nichts zu ſagen?“

„Nein!“ trotzt die Frau. Da hört man eilende Schritte, die Thür wird aufgeriſſen, und heftig in's Schloß zurückgeworfen.

Matinka ſchaut auf — Stephan iſt ſchon hinaus; ſie tritt an das niedere Fenſter — dort eilt er in den Wald hinein, ohne Mütze, die hat er in der Aufregung verloren.

Es überläuft ſie kalt; — wenn er ſich nur nicht ein Leides anthut: ſo zornig war er noch niemals. Sie läuft nach der andern Stube, doch die Flinte hängt an ihrem Platz; dieſe Angſt war unnütz: ein Leides wird er ſich nicht anthun. „Aber — und ſie wird im Schreck wieder aufgeregt — er läuft zur Waiſenhanne; ja er iſt ſündig, ſonſt wär' er nicht ſo in Grimm, ſein bös Gewiſſen hat ihn verrathen: ein Unſchuldiger bleibt ruhig. So ſind die Männer, treu iſt keiner! und nun gar der Stephan, ich hab' es immer gefürchtet. O ich arme unglückliche Frau, daß ich dieſen Tag erleben muß! Das iſt der Dank für meine Liebe: nichts als Verrath! — Hab' ich um ihn nicht den Michels aufgegeben, den armen, vom Dorf fernen Michel? Ei, der weiß noch nicht einmal, daß ich ſchon achtzehn Monat verheirathet bin; na, immer erfährt er das zu früh! Und wie hat mich der Michel geliebt, der bleibt mir treu bis an ſein Lebensende! Noch heut Abend werd' ich meinem Mann ſagen, welch ein treues Herz ich Seinetwegen verſchmäht habe, vielleicht rührt ihn das, und führt ihn zu mir zurück. Die Waiſenhanne iſt an Allem ſchuld;

die Männer ſind ſo leicht verführt: wir armen Frauen! — Wenn nur erſt Stephan wieder käme: er muß noch heute hören, was ich für ein begehrtes Mädchen geweſen bin: dann wird er einſehen, wie er mir Unrecht gethan!“ — So im Geſpräch mit ſich ſelber ſchmeichelte die Eigenliebe der eitlen Frau.

IV.

Der grade, breite Fahrdamm führt mitten in den Wald hinein; wenn man den kürzeſten Weg nach dem Kirchdorfe einſchlagen will, muß man hier abbiegen und den ſchmalen Fußſteg links durch den Wald verfolgen, dann iſt in einer guten Viertelſtunde das Dorf erreicht.

Dem jungen Burſchen, der eben den Fahrdamm entlang ſchreitet, ſcheint das bekannt zu ſeyn, denn er biegt, ohne ſich umzuſehen, von der breiten Fahrſtraße ab und in den ſchmalen Fußſteg ein. Es dunkelt bereits: die Herbſtſonne verſchwindet früh hinter den hohen dunklen Baumwipfeln des Waldes. Anzuſehen iſt es dem Heimwandernden, daß er eben ſeine Militair-Dienſtzeit beendet hat; es bezeugt dies ſein abgemeſſener, kurzer Schritt, ſeine ſteife grade Haltung, nächſtdem auch noch die alte Soldatenmütze, die ihm wahrſcheinlich ihres verbrauchten Ausſehens halber nicht abgenommen wurde. Im Uebrigen iſt er wieder bekleidet wie vor drei Jahren, als er ſchweren Herzens das Heimathdorf hat verlaſſen müſſen. — „Der arme Michel!“ ſo hatte die Waiſenhanne oft geſagt; und ſeufzend hatte ſie's geſagt, als ſie vernahm, daß er nicht frei blieb vom Militair, wie er lange gehofft hat. War er doch ſo klein und butzig, daß alle Dorfbewohner gemeint hatten: „Michel, Dich werden ſie nimmer unter die Soldaten ſtecken, ſie können Dich halt da nicht brauchen!“ — aber ſie haben ihn doch brauchen können, der Beweis iſt nun da. Er wurde trotz alles Verwunderns und Kopfſchüttelns der Dorfleute zum Militairdienſt ausgehoben, und am Morgen, als der Michel hinausgezogen in die fremde, weite Welt, da iſt die Waiſenhanne auf die kleine Anhöhe geſtiegen, die noch weit hinter dem Wald hinaus liegt, hat dem Michel das Geleit mit den Augen gegeben; anders hatte ſie es nicht gewagt: von dort aus hat ſie ihn aber ſehen können, lange, lange. Sie war damals noch ein Kind geweſen, und als ſie den Michel nicht mehr hat ſehen können, hat ſie auch geweint wie ein Kind, laut und ſchluchzend: es war ihr zu Muth, als ginge der nun in das Verderben. Im Dorfe ließ ſie Niemand ihren Kummer merken, erkundigte ſich nur bei ihrem Pflegevater: wie lange wohl der Michel Soldat bleiben müſſe, und der erwiederte darauf: in drei Jahren wäre die Dienſtzeit abgelaufen. Nun hat ſie zu thun gehabt: erſt zählte ſie die Tage, die Wochen, dann die Monate und zuletzt die Jahre.

Wie Alles auf Erden, ſo müſſen auch drei Jahre ihr Ende haben. In dieſer Zeit iſt Hanna groß und ſtattlich herangewachſen, im vorigen Sommer auch konfirmirt, und nun arbeitet ſie ſchon mit den andern Mädchen zuſammen auf dem Felde. — Sie war die Einzige, die nicht vergeſſen hatte, alltäglich an den Michel zu denken; ſie war auch die Einzige, die es wußte, daß nun ſeine Heimkehr zu erwarten ſey, wenn ihm kein Unglück zugeſtoßen, was der liebe himmliſche Vater wohl wird verhütet haben; denn ſie behielt es im Gedächtniß, was der Herr Pfarrer den Kindern geſagt: daß die Waiſen auf Erden einen um ſo liebevolleren Vater im Himmel haben, deſſen Augen für ſie wachſam offen ſind. Aber nicht weiß Hanna, daß ſie, obgleich nur eine arme Waiſe, dennoch ein Schutzengel iſt für alle Kranken und Armen im Dorfe; ſie rechnet es ſich nicht zu gut, daß ſie kein thränendes Auge ſehen kann, ohne zu tröſten, zu helfen, ſo weit es in ihren Kräften ſteht. Sie denkt auch nicht daran, wie oft ſie lange, einſame Nächte hindurch an dem Krankenlager ſo manches armen Leidenden gewacht und gebetet hat. Kommt es ihr doch zuweilen in den Sinn, iſt es ihr kaum, als hätte ſie auch nur die geringſte Schuldigkeit hinlänglich vollbracht. Daß es die andern Mädchen nicht eben ſo halten, das hat ihre Unbefangenheit gar nicht beachtet; ſie fühlt nur: überall möglichſt mit Rath und That zu helfen, gehöre zu ihres Herzens Frieden.

Der junge Burſche, der da heimſchreitet, das iſt eben der Michel, dem Hanna die Tage bis zu den Jahren ſeiner Abweſenheit nachgerechnet hat. Der Soldat Michel aber ſieht anders aus, als früher der arme Lehm-Michel: ganz ſtramm und hübſch; die Gedanken jedoch ſcheinen ſich ihm ſchwer im Kopfe herum zu werfen. Als er fort gemußt, iſt das ſo ſchnell gekommen, daß er der Matinka nicht einmal ein traulich Lebewohl ſagen, kein „bleib' mir treu!“ ihr zurufen konnte; war es Zufall, war es Abſicht: er traf ſie nicht mehr allein. Im Beiſeyn ihres Vaters und mehrerer Dorfbewohner hatte er geſagt: „Leb' wohl, Matinka!“ — ſie antwortete: „Leb' wohl, Michel!“ — und weiter war nichts thunlich geweſen. Wie oft fällt ihm jetzt wieder der Gärtner Stephan ein, er hat gar viel ſeiner gedenken müſſen, und immer iſt ihm dann Beſorgniß hart auf das Herz gefallen. Beſonders wenn er in einſamer Nachtſtunde vor dem kleinen Schilderhauſe auf- und abgeſchritten: ach, wie weh iſt ihm dann manchmal geworden, und wie hat er ſich oft geſehnt, nur einen Tag, nur eine Stunde im kleinen Dorfe zu ſeyn. Wäre er daheim geblieben, er hätte längſt um Matinka bei dem Vater anhalten können, die verabredete Friſt war ja vorüber. Dann hatte die arme, einſame Schildwache die Hand auf die fieberhaft athmende Bruſt legen, ſich wieder zur Ruhe begeben müſſen mit allem Hoffen und Wünſchen. — Jetzt drängt ſich die heiße Sehnſucht ungeſtüm in dem ſo lange überwältigten Herzen hervor: „Matinka!“ ruft er laut in die ſtille Dunkelheit des Waldes hinein. Da — was iſt es? Ein Hülferuf dringt an ſein Ohr, noch einmal lauter, dann leiſe klagend und verhallend. Michel eilt ſogleich in das Gebüſch nach der leitenden Richtung durch den Schall, indem er laut nach gewohnter Art ſein „Wer da!“ ertönen läßt, diesmal in den öden Wald hinein. Plötzlich ſieht er zwei Männer ſeitwärts entſpringen. „Halt!“ ruft er noch lauter als zuvor; Jene aber, bei dem wiederholten militairiſchen Rufe wahrſcheinlich einen oder wohl gar mehrere Soldaten vermuthend, entfliehen durch das dichte Geſträuch; Michel, einen Ueberfall, einen Mord ahnend, verfolgt ſie nicht, um erſt Den aufzufinden, deſſen Angſtrufe ihn aus ſeinen Gedanken erweckten. — Jetzt war wieder ringsum tiefe Stille; mit Haſt durchſuchte der junge Soldat die einſamen Stege des Waldes in höchſter Aufregung: denn gewiß iſt ein Menſchenleben zu retten. Endlich gewahrt er, daß er der Fahrſtraße wieder näher kam, hört deutlich einen Wagen herbeirollen, und ruft die Straße hinauf: „Hülfe! zu Hülfe!“ Der Wagen hält, ein ſchlichter Landmann ſteigt ab und ſchreitet herbei: es iſt ein heimkehrender Bauer aus dem Dorfe, und Michel hat ſich bald mit ihm verſtändigt. Der Bauer ruft ſeinem, noch auf dem Wagen befindlichen Sohne zu, derweile die Pferde zu zügeln, dann ſuchen die Beiden gemeinſchaftlich nach dem möglicherweiſe Verunglückten.

V.

Matinka iſt noch immer allein. Gott, wie oft entſtand ſchon ſolcher Hader zwiſchen ihnen: der Mann iſt ſonſt immer verſöhnlicher geweſen. Freilich, ſie hat bisher noch niemals ihre Beſchuldigungen ſo gradezu ausgeſprochen, hat ihm nur oft vorgeworfen: er habe ſie nicht ſo lieb, als ſie ihn, begreife nicht ihr aufopferndes Herz, und es finde bei ihm keine Anerkennung. Solche Aeußerungen machten den Stephan immer trübe und verſtimmt: er glaubte ihr doch den ſicherſten Beweis damit gegeben zu haben, daß er ſie und keine Andere zur Frau begehrt. Allmälig hatten ihn ihre Thränen dann wieder gerührt; ſie floſſen ja Seinetwegen, aus großer Liebe für ihn, ſo tröſtete er ſich. Dann hatte er ihr von Neuem verſichert: er habe ſie lieb, ſehr lieb; dieſe faſt täglich wiederkehrenden Aufforderungen, ſeine Liebe zu betheuern, hatten aber doch nicht verfehlt, Sie in etwas abzukühlen, demnach gerade das Entgegengeſetzte von Matinka's Zweck bewirkt. Seine Häuslichkeit gewährte ihm keinen Friedenshafen, um dort nach vollbrachter Tagesarbeit fröhlich auszuruhen: es kam jedesmal Unmuth über ihn, wenn er in ſeine Wohnung trat. Anſtatt daß die Frau ihren Mann mit dem ſteten Mißtrauen, den ſtürmiſchen Ausbrüchen von Eiferſucht an ſich feſſelte, war ſie es allein, die ihn unbewußt in kühle, abgemeſſene Schranken trieb. Mahnte ihn das volle Herz dennoch, hätte er, erfüllt vom wahrſten Gefühl, gern recht warm mit ihr ſprechen mögen, dann legte er ſich ſchnell Zwang auf, um nicht den falſchen Schein auf ſich zu laden, zufolge ihrer Ermahnungen ein zärtlicher Ehemann geworden zu ſeyn. Andrerſeits gab er ſich ihr zu Gefallen zuweilen Mühe, zärtlicher zu ſeyn, als es ſeiner Empfindung eben gemäß war, und dann kam es mitunter ſo linkiſch heraus, daß die Frau bei all ihrer Eitelkeit ſich dennoch ſagen konnte: es iſt nicht aufrichtig gemeint, es kommt ihm nicht aus dem Innerſt. So lebten ſie — er mißvergnügt, ſie unglücklich — neben einander fort. Wie traulich und geſegnet hatte ſich Stephan das Leben mit ſeiner Matinka gedacht, und wie wurde es ihm nun bedrückend durch ihre Schuld! — ſie ſah nicht ein, erkannte nicht, daß Eigenliebe ſie ſtärker beherrſchte, als Liebe zu ihrem Mann. Sie verſtand nur, in Gedanken ſich alle ihre Vorzüge zu ſchildern, des Mannes Vorzüge nie; dazu hat ſie noch gar keine Zeit gehabt. Sie iſt ja, nach ihrem Dünkel, ſo ſehr vollkommen, daß er daneben in ihren Grübeleien ganz verſchwindet: anerkennen, durchaus und durchum anerkennen ſoll er aber, daß er eine Frau hat, ſo vortrefflich, wie ſich keine zweite finden läßt.

Als ſie ihren Mann nach dem jüngſten Zwiſt ſo ſtürmiſch davoneilen ſah, war ſie anfangs empört über ſeine Heftigkeit, hatte eben darin den überſchwenglichen Grad ſeines Schuldbewußtſeyns zu ermeſſen geglaubt; dann hat ſie ſich wieder im Nachſinnen all die Opfer vorgerechnet, Dem zu Liebe gebracht, der ſie ſo ſchnöde hintergangen, immer und immer vernachläſſigte. Als ſie ihre Thränen endlich getrocknet, da bemerkte ſie, daß aus der Vesper- ſchon Abendzeit geworden war; die Sonne neigte ſich bereits im Weſten zum Untergange — der Mann kam noch immer nicht. Da ward ihr doch bange in der Ueberlegung, wohin er gegangen ſey? — daß er zur Waiſenhanne lief, glaubte ſie nun wohl ſelbſt nicht mehr. Immer dunkler ward es, unmuthig ſchritt ſie in der kleinen Stube umher; ſie dachte daran, ihren Mann zu ſuchen, aber wo? — Außerdem hat das Häuschen zwei Ausgänge; macht ſie ſich durch die vordere Thür auf den Weg, kommt vielleicht der Mann unterdeß von der andern Seite heim. Alſo ſicherer iſt es, ſie bleibt im Hauſe, geht nur aus einer Stube in die andere, um aus allen Fenſtern zu ſchauen. — Jetzt ſieht ſie, ihr Vater, der Kappelbauer, ſchreitet vom Felde her und naht ſich nach ihrer Wohnung. Er pflegt Abends, wenn die Arbeit beendet iſt, ſeine Pfeiſe in den Mund zu nehmen, und hinüber zu wandern, um bei den Gärtnersleuten einzuſprechen, und eine Stunde, auch wohl noch eine mit ihnen zu ſchwätzen.

„Grüß' Dich Gott, Matinka! wo haſt Deinen Mann?“ ruft der Alte, in die Stube eintretend, und ſeine Mütze auf den Tiſch werfend. — „Je, Vater“, antwortete ſie unwirrſch — „da fragt Ihr zuviel; Frauen wiſſen nie, wo ihre Männer ſtecken. Forſcht bei der Hanna danach, wo Stephan iſt, die weiß ſicher Auskunft zu geben.“

„Ei, Kind, Du wirſt wohl nicht ſo unklug ſeyn, um zu glauben, der Stephan meint's nicht ehrlich mit Dir. Das ſchlag' Dir aus dem Kopf; einen rechtſchaffenen Mann haſt, wie Einer.“

„Meinſt, — Vater? kannſt dich auch irren.“

„Kann mich auch irren, wenn ich behaupte, daß der Thurm noch auf dem Kirchendach ſitzt, he? Mich irren? — biſt zwar mein einzig Kind, und der liebe Herrgott weiß, daß ich Dir gut bin, wie ſich geziemt; aber das muß ich Dir ſagen: ſtets dem Mann mit Mißtrauen nachſchielen, das will mir überall nicht gefallen, paßt ſich nicht für eine chriſtliche Ehefrau, paßt ſich am wenigſten für mein eigen Kind. — Weißt ja, Matinka, was das Sprüchwort ſagt: „Selber treu macht trauſam, ſelber leicht macht grauſam.“ Und wenn ich nicht wüßte, daß Du rechtſchaffen biſt, weil Du mein eigen Kind, ſo würd' ich denken, Du treibſt ein leicht Leben, darum läßt Du Deinen Mann nicht in Ruh' mit Deinem ewigen Gewäſch, und peinigſt ihn bis zum Verzweifeln.“

Der Alte warf ſich auf das kleine Sopha, daß es knackte; Matinka ſtand vor ihm und ſah ihn groß und verwunderungsvoll an.

„Ich meinen Mann peinigen, Vater! So lieb, wie ich, hat ſelten Eine ihren Mann, wie ich thut Keine ihrem Mann Alles zu Gefallen.“

„Ja, einmal muß es doch heraus! Kind, ich bin zwar nur ein ſchlichter Tagelöhner, aber das merk' ich doch: ſo kann's nicht dauern mit Euch; es muß halten oder brechen. Weißt, Matinka, eine Lieb', wie Du ſie für Deinen Mann haſt, die bringt keinen Segen, die hetzt den Mann aus dem Hauſe. Das iſt keine wahre Liebe, die ſich ſo ſehr erhebt, den Mann dabei in den Staub wirft. Wer zu rechnen beginnt, was er Alles aus Liebe für einen Andern gethan hat, der weiß noch gar nicht, was es heißt, Einen lieb haben aus rechtem Herzensgrund; denn wahre Liebe rechnet nicht, die giebt Alles freudig hin, nicht um Dank und Anerkennung, ſondern weil ſie glücklich wird durch's Geben. Siehſt, Kind, wenn meine ſelige Frau mir jemals geſagt hätte: Dies und Dies und Dies that ich aus Lieb' für dich — wenn ſie mir ſo am Schnürchen vorgerechnet hätt', wie lieb ſie mich habe, dann — verzeih' mir's Gott, ſie war eine brave Frau, hat's unterlaſſen! — dann hätt' ich nichts wiſſen mögen vom ganzen Kram ihrer Liebe. Merken muß es der Mann, daß die Frau ihn lieb hat, ohne daß ſie ein Wort dazu ſagt, und verſteht ſie das nicht ſo einzurichten, dann iſt ihre ganze Liebe nichts werth. Weißt noch ein Sprüchwort: „Wo viel Rede, wenig Treu!" — und hätt' mich meine ſelige Frau einmal mit mißtrauiſchen Augen angeſchielt — verzeih' mir's Gott, ſie war eine brave Frau, hat's unterlaſſen! — dann hätt' ich geſagt: Kathrine, da geht Dein Weg, und hier der meine, aber zuſammen bleiben wir keine Stunde länger. Ja, das hätt' ich geſagt!" polterte der alte Kappelbauer, und warf ſich in die Bruſt. —

Matinka ſtand da wie zur Bildſäule verſteinert, dann fragte ſie kleinlaut: „Ei, Vater, wenn ſie Euch geſagt hätte: Ihr habt eine Liebſchaft mit Dieſer oder Jener, was hättet Ihr dann erwiedert?"

„'Naus mit Dir, freches Weib, da iſt die Thür!" zürnte der alte Kappelbauer höchſt aufgereizt — „das hätt' ich erwiedert. Aber Gott verzeih' es mir! meine Kathrine war eine Brave, ich hatt's nicht nöthig!" ſprach er weiter, ſich ſelbſt beſänftigend; „und Du wirſt Dich auch nicht ſo arg gegen Deinen Mann vergeſſen. Denn höre, Matinka, meint eine Frau, ſie habe Urſach, ihrem Manne zu mißtrauen, und ſie ſagt ihm das, macht ihren Verdacht redſelig, dann handelt ſie unklug und beſudelt ihre Sittſamkeit; denn ſündlich iſt es, auf bloßen Verdacht den Mann für ſtraffällig zu halten. Das thut ein reines und geſcheidtes Weib nicht, denn helfen wird ſie ſich damit keineswegs, ſie öffnet nur ihrem Manne, wenn er wirklich abtrünnig iſt, Thür und Thor zur Ausſchweifung, und was er zu thun ſo lange geſcheut hätte, das begeht er nun unverhohlen: denn die Frau iſt ja darin ſchon eingeweiht, die hat er nicht mehr zu fürchten. — Sagſt Du es aber einem Unſchuldigen, ſo fällt die ganze Sündenlaſt auf Dich ſelber zurück, weil Du das Schlechte in Gedanken getragen, in Gedanken ausgeſponnen haſt. That dies aber ein Andrer für Dich und Du hörſt auf Verleumdung, ſo iſt es doch eine große Schande für eine Frau, einem böſen Menſchen — denn gute Menſchen thun auch Keinem wehe mit der Zunge — mehr Vertrauen zu ſchenken, als dem Ehemann, der ihr in der Welt das Liebſte ſeyn ſoll. — Hörſt, Matinka, alſo ich ſag' Dir, treib' es nicht zu aufſeſſig, ſonſt kannſt machen, daß Du einen braven Mann darüber verlierſt. Und nun gehab' dich wohl, ich muß weiter! — aber was haſt?" — und der alte Kappelbauer, der eben Matinka die Hand zum Abſchied gereicht, ſah ſie beſtürzt an; — „biſt ja weiß geworden, wie der Kalk an der Wand, zitterſt, und die Hand iſt Dir eiſigkalt.“ — „Laßt's nur gut ſeyn, Vater, es thut nichts; es iſt der Nachtwind, der mich anbläſt, ich hab' das Fenſter offen!“ — ſo antwortete ſie in Beklommenheit.

Der Kappelbauer ging und Matinka blieb allein: zum erſten Mal mit ihrem eignen Innern allein. Bisher betrachtete ſie ſich nur im Spiegel der Eitelkeit, der alte, ehrliche Vater aber hatte ihn in Stücke zerbrochen. Wie ſchrak die junge Frau zuſammen, als ſie, dieſes Hülfsmittels beraubt, ihr eigenes Weſen in ſeiner grellen Wirklichkeit betrachtete! Sie iſt nicht eine überaus gute Frau, wie ſo lange ſie ſich eingebildet hat; immer ſtellte ſie ihren Werth voran, der Mann ſollte eben nur ſie glücklich machen. Sie ihn? — darüber waren ihr Betrachtungen niemals im Wege. Wahr iſt es, — Alles, was ſie geglaubt hat, aus Liebe zu thun, ſie hat es gethan, um immer mehr gelobt zu werden, beſonders noch von ihrem Mann: Der ſollte für nichts Augen haben, als für ſie. Dazu kam dann noch das Mißtrauen ihm gegenüber: er würde ſie wohl ihren Anſprüchen gemäß verehren, wenn ihr nicht in ſeinen Gedanken eine Andre hinderlich wäre; ſo hatte ſie ſich in ihre Eigenliebe mehr und mehr eingewohnt. — Was jedoch der Vater ihr warnend abgerathen, das war ſchon geſchehen: ſie ſoll ſich hüten, Das zu ſagen, was ſie ſchon geſagt hat. Jetzt wird es ihr auch klar, daß ſie ihren Mann unnütz beſchuldigte, ſie ahnt nur: eben weil er ſo heftig geworden, ſey er ſchuldlos. An Stephan's Stelle wäre der Vater eben ſo heftig geworden, und daß der ein guter Ehemann geweſen, das weiß ſie, daran hat ſie noch nie gezweifelt. Und weiter hat der Vater geſagt: eine falſche Anklage fällt auf Den zurück, der ſie erſonnen; verleumdet hat ihn Niemand, ſie allein hat es gethan. Mag ſie ſinnen und grübeln, alles Böſe, was ſie ihm zugetraut, nur ihre Vermuthungen ſind es geweſen. Er hatte bei dem Schulzen öfters Geſchäfte, da ſprach er ſtets mit der Hanna, länger als wohl nöthig, meint ſie; aber — ja, Schlechtes ſagt kein Menſch der Hanna nach. Und Matinka, in ſich ſelber dunkel fühlend, ſie habe Mißtrauen verdient, hat eben aus dieſem Grunde ſchon dem Stephan mißtraut; an Hanna konnte ſie da noch nicht denken, die iſt noch ein halb Kind geweſen. — Und plötzlich kommt über ſie wieder eine Angſt: ihr Mann iſt fort! ſie ſieht ihn nie, nie wieder!

Was im Verluſt für eine Macht liegt! — was man verloren glaubt, wie das nun ſo feſt in das Herz hineinwächſt! Alle Eigenliebe, alle Eitelkeit ſchwindet jetzt aus dem Herzen Matinka's, ſie ahnt zum erſten Mal, wie wahre Liebe empfindet.

Es ward ſchon Nacht — er kommt noch nicht! — ſie iſt ganz allein in dem kleinen Hauſe: die mit einwohnende Frau ging nach der Stadt, bleibt ein paar Tage dort. — Gott, wie gräßlich! in der ſtillen, dunklen Nacht allein mit der entſetzlichen Selbſtanklage! — die zwölfte Stunde faſt vorüber — er kommt nicht! — Ihre Thränen ſind verſiegt, ſie geht im ſtummen, die Beſinnung zerſtörenden Schmerz von einem Fenſter zum andern. Die Müdigkeit wird überwältigend: ſie hat ſich auf das Sopha geſetzt, die Augen ſinken ihr zu, aber alle Augenblicke ſchaut ſie zaghaft empor und ſeufzt: „Er kommt nicht! er kommt nie wieder!“ — Nun lauſcht ſie immerwährend nach jedem Geräuſch: über jede einſame Grille, die ihr letztes Liedchen flüſtert, ſchreckt ſie zuſammen. — Jetzt hört ſie geſpannt auf — langſam fährt ein Wagen herbei; — aber das Haus liegt an keiner Fahrſtraße — ihr ſteht faſt das Herz ſtill vor Erwartung und Angſt; da — der Wagen hält am Hauſe. Sie ſchaut hinaus, als hänge ihr ganzes Leben in dieſem einen Blick. Es iſt ſo dunkel, rabenſchwarz draußen — da — jetzt kann ſie etwas erkennen — zwei Männer ſteigen ab und heben einen Todten vom Wagen — nun ſchwindelt Alles im Kreiſe vor Matinka's Augen — ſie ſieht und empfindet nichts mehr. —

VI.

Am nächſten Tage erzählt man ſich im Dorfe: Gärtner Stephan, der gleichzeitig auch Waldhüter iſt, ſey von Wilddieben ſchwer verwundet, — ja wohl ſchon todt; der ehemalige Lehm-Michel, bis zum Spätabend heimgewandert, habe ihn im Walde gefunden, und mit Hülfe des Bauer Emmerich, der des Weges zu fahren hatte, in das Dorf gebracht; Stephans Frau, als ſie ihren Mann ſo hereintragen ſah, ſey gleich vor Schreck geſtorben. — Das verhielt ſich aber nicht Alles ſo: des Stephans Frau war wohl vor Schreck umgeſunken, als ſie ihren Mann anſcheinend todt geſehen, aber geſtorben war ſie nicht, ſondern hatte ſich bald wieder erholt. Ihr iſt noch immer wie im Traum geweſen; der Bauer Emmerich und Michel verſicherten ihr, Stephan ſey nicht todt, aber ſie hat Beide ſtarr angeſehen, und ſich wiederholt angeklagt, ihren Mann umgebracht zu haben. Daß Michel plötzlich erſchienen war, hatte ſie kaum beachtet; ſie weiß nur von einem Gedanken: Stephan, der ſtill und leblos auf dem Bette liegt, aus deſſen Verband am Kopfe noch immer das Blut tropft, der ſoll die Augen aufſchlagen, der ſoll auch wieder hören, wenn ſie ſprechen wird: denn ſie hat ihm etwas zu ſagen, o etwas ſo Nöthiges! — Immer wiederholt man ihr: todt iſt er nicht! aber ſie bemerkt noch kein Lebenszeichen an ihm: ſie ſtarrt und ſtarrt immer in das bleiche Angeſicht.

Michel hat ſich ſtill entfernt, um der Frau Mitſorgende aus dem Dorfe herbei zu rufen: die verhängnißvollen Begegniſſe, ihn überſtürzend, haben aus dem an Hoffnung reichen Jüngling wie unwillkürlich einen entſagenden Mann gemacht. Als er mit dem Bauer zuſammen endlich Den fand, deſſen Nothruf ihn zum Beiſtand herbeitrieb, in dieſem den einſt gefürchteten Nebenbuhler, den Gärtner Stephan erkannte, der Bauer Emmerich äußerte: wir wollen ihn eiligſt heimfahren, da hat er noch nicht einmal gewußt, daß der Gärtner verheirathet ſey. Erſt als ſie ihn ſpäter in die Stube hineingetragen, er die zu Boden Gefallene erblickte, erſt da hat er die Verhältniſſe begriffen. Er wollte der Frau beiſtehen, und iſt ſelbſt faſt vor Schreck umgeſunken, als er nun in der Ohnmächtigen Mainka, ſeine, ihm einſt zugeſagte Braut erkannte. Das war ein ſchmerzliches Wiederfinden! — voll des tiefſten Wehgefühls hat er nur in ſich hinein geſprochen: wie es hier ſich wende, getrennt für immer! Er gewahrte noch die Angſt Matinka's und ihre Noth um den ſterbenden Mann; — zürnen konnte er da nicht mehr. Lautlos und ſchwankend ging er fort, um ihr Beiſtand zu holen: des Schulzen Frau verſtand, Verbände anzulegen, die hat ſchon Manchen vom Tode gerettet. — Michel ging, die Augen mehrmals trocknend, nach dem Schulzenhauſe; — ach, was hat er für Glück erwartet von der Heimath, und was gab ſie ihm nun? —

Es war mitten in der Nacht, demnach viel Klopfens nöthig, um Irgendwen aus dem Schlaf zu wecken. Endlich kam der Schulze mit ſeiner Frau zugleich an das Fenſter, und kaum hatte ſich Michel mit ihnen verſtändigt, da waren auch Beide bereit, nach dem Gärtnerhauſe zu eilen. Michel wartete draußen, ſah Mann und Frau herauskommen, ein ſchlankes Mädchen noch mit ihnen, die eine Laterne trug. Nun kann er getroſt weiter gehen, für Natinka fehlt Hülfe nicht. Einen Augenblick ſah er den Dreien theilnahmlos nach, dann ging er, den alten Hirten des Dorfes aufzuſuchen: der giebt ihm ſicher noch ein Nachtlager, bei Dem hat er früher ſchon gewohnt. —

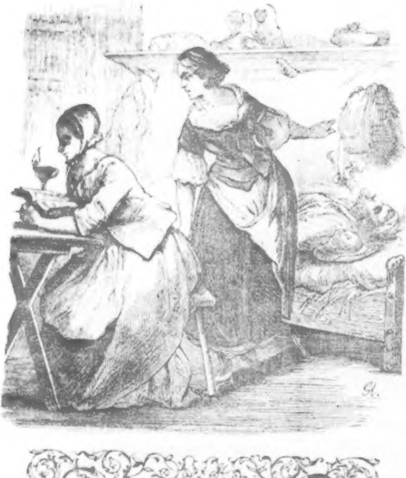
„Wer, Vater“, ſagte Hanna, als ſie hinauf nach dem Gärtnerhaus ſtiegen, „wer hat Euch geſagt, daß der Gärtner Stephan verunglückte?“ — „Haſt denn nicht den Michel geſehn?“ fragte der Alte verwundert; „er ſtand ja nur zwei Schritt von uns, als wir 'nauskamen.“ — „Der Michel!“ rief Hanna, für die Nacht faſt zu laut, „und der iſt heim?“ — „Gewiß, heut Abend muß er gekommen ſeyn!“ betheuerte der alte Schulze. —

„Großer Gott, das war der Michel!“ ſagte Hanna noch leiſe im Weitergehen. Wie viel und oft hat ſie an Den gedacht! — wie hat ſie ſich geſehnt nach dem Tage, wenn er heimkehren wird wie wollte ſie ihn ſo freundlich begrüßen, und da hat er nun neben ihr geſtanden, ſie wußt' es nicht einmal: Keiner hat ſich über den Andern gefreut. —

Als ſie in das Gärtnerhaus kamen, fanden ſie mit dem anſcheinend zum Tode verwundeten Mann die Frau allein. Der Bauer Emmerich war auf ihre dringenden Bitten noch in der Nacht nach der Stadt gefahren, um einen Arzt zu holen. Matinka ſtand jetzt ſchluchzend und händeringend vor Stephan, der ſich noch immer nicht bewegte. Die Schulzin war ſchnell in voller Thätigkeit; die Wunde wurde gewaſchen und friſch verbunden; Hanna war ihr geſchäftig zur Hand. Alles ließ Matinka geſchehen, fragte nur immer: Wird er leben bleiben? ſagt mir um Gotteswillen, ob er leben bleibt? — Der Schulze tröſtete ſie, ſo gut er konnte; aber er wollte auch gern erfahren, wie das Unglück entſtanden, was Stephan vorgehabt. Matinka konnte ihm wenig Auskunft geben, ſie ſagte nur: „Noch vor dem Mittag iſt er gegangen, und nun in der Nacht haben ſie ihn mir todt heimgebracht, weiter weiß ich nichts; aber wird er denn wieder leben? ſagt mir doch, ob er leben kann!“ — Der Schulze antwortete beſänftigend: „Bald wird der Herr Doctor kommen, der kann's Euch am ſicherſten ſagen: nach meinem Verſtand bleibt er leben.“

Kaum hatte er das geſagt, da wandte er ſich ab: denn es war nicht ſeine Art, die Wahrheit zu verhehlen; hier aber hatte er es aus Mitleid gethan, der jungen Frau gegenüber: denn eigentlich hielt er den Stephan ſchon für todt. Die Schulzin war jedoch beſſeren Glaubens, ſie äußerte: „Matinka, Der iſt Euch bald wieder heil! Die Hanna laſſ' ich Euch zur Unterſtützung, und gebt Eurem Mann zu trinken, wenn er erwacht; ich hab' Euch hier einen Trank hingeſtellt, der wird ihn erquicken. Und Ihr, Frau, genießt auch etwas, und legt Euch ein wenig nieder: die Hanna wird wachen. Ihr ſeht aus, als hättet Ihr ſchon im Grabe gelegen.“ — Dann ging die Schulzin mit ihrem Mann heim. —

Hanna redete nun Matinka zu, ein wenig Milch und Brod zu genießen, ſich danach niederzulegen, und ihr die Wache bei dem Manne zu überlaſſen: ſo wie er ſeine Augen aufſchlägt, wird ſie ihr zurufen. Matinka that Alles, was ihr geſagt wurde; ſie legte ſich auch auf das Bett, konnte aber die Augen nicht ſchließen: ſie ſah unabläſſig ſtarr nach ihrem Manne hin. Endlich fiel ihr wieder Hanna ein — was thut denn Die? — Jetzt ſah ſie, daß Hanna ſich an den kleinen Ecktiſch geſetzt hatte, dort ſteht die matte Lampe; — vor ihr aufgeſchlagen liegt die Bibel: ſie lieſt andächtig. Matinka ſeufzt leiſe; — ſie hat nicht daran gedacht, aus Gottes Wort ſich Troſt zu holen, hat es lange ſchon verſäumt, das heilige Buch zu beachten. In den erſten Wochen



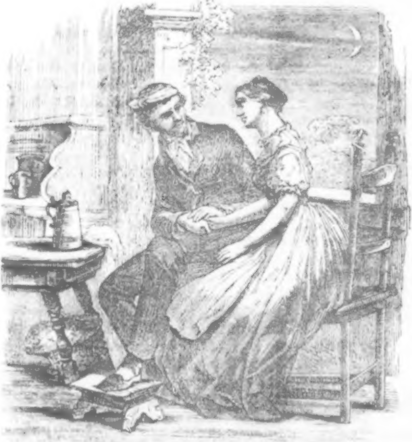
ihrer Verheirathung las ſie ihrem Manne jeden Abend ein Kapitel daraus vor; allmälig vergaß ſie es bei den vielen Beſchuldigungen über ſeine vermeinte Liebloſigkeit. Zuweilen erinnerte er noch daran, ſie las aber dann ſo haſtig und verdrießlich, daß er es bald lieber für ſich allein that, und die Frau gar nicht mehr dazu aufforderte. — Wie das jetzt Alles lebhaft vor ihrer Seele ſteht! — ſie erhebt ſich ſacht von ihrem Lager, geht und beugt ſich über Hanna's Schulter, um einzuſehen, welch Kapitel Die lieſt; da fällt ihr Auge auf die Worte: „Die Liebe duldet Alles, die Liebe trägt Alles, die Liebe hofft Alles“, und mit kleiner Schrift ſteht am Rande geſchrieben: „Wo viel Liebe, da iſt auch viel Vertrauen, wo aber kein Vertrauen, da iſt wenig Liebe! — oder keine?“ — Sie kennt die Handſchrift: das hat ihr Mann hinzugefügt. — Sacht, wie ſie genaht, geht ſie zurück. — Das war eine Nacht! — aber wie heiß und ſchrecklich, eben auch ſo lehrreich für ſie. —

Endlich kam der Bauer Emmerich mit dem Doctor an: wieder ein Augenblick der Angſt! — Der ſoll ihr ja Gewißheit geben, wie es ſteht; ihre Augen ſchauen forſchend auf ſeine Züge, endlich — nachdem er unterſucht — ſpricht er: „Starker Blutverluſt, große Schwäche, aber keine Gefahr!“ — Matinka hat wieder Thränen, ſie ſinkt auf die Knie und weint heiß und heftig. Der Doctor hat Wein mitgebracht, er läßt ſich von Hanna einen Löffel geben, und flößt dem Verwundeten etwas davon ein; dabei hält er ihm ein Fläſchchen mit belebendem Aether vor: Stephan ſchlägt die Augen auf. —

VII.

Vier Tage ſind ſeitdem vergangen. Die milde Herbſtſonne ſpielt luſtig durch die windbewegten Zweige der tief herabhängenden Baumäſte in das geöffnete Fenſter hinein, ſpielt auf dem weißgeſcheuerten Fußboden und dem Geräth herum.

Stephan ſitzt bleich, mit verbundenem Kopfe neben Matinka am Fenſter: ſie iſt tief bewegt, kaum wagend, laut zu athmen. Es iſt den Beiden anzuſehen, ſie haben ſeit dem letzten Unglücksfall noch kein ernſtes Geſpräch gemeinſam geführt. — Endlich ſpricht der Mann: „Matinka, als ich letzt von Dir gegangen, da hab' ich nicht mehr zurück kommen wollen, nie, nie wieder! Mein Entſchluß hat ſich auch nicht geändert, ich will von Dir ſcheiden, und dann iſt Alles aus!“ ſetzte er ſeufzend hinzu. Matinka wandte ſich leichenblaß um nach ihrem Manne; der blickte jetzt gar nicht auf, äußerte aber weiter: „Ich war noch denſelben Abend, als ich Dich verlaſſen, die anderthalb Meilen bis zu meinen Eltern gegangen. Ich hab' ihnen geſagt, ich müſſe mich von Dir



trennen, weil Liebe ohne gegenſeitiges Vertrauen kein Glück bringt, hab' ihnen geſagt, Deine Eiferſucht — Deiner letzten Beſchuldigung gedachte ich nicht — treibe mich fort von Dir, und ich wolle Dich nicht wiederſehen. Die Eltern wünſchten, ich möchte Dir Lebewohl ſagen; die fromme Mutter hofft noch, ich werd' mich wieder mit Dir ausſöhnen, aber ſie weiß nicht, was vorgefallen; ſie weiß nicht, wie ſehr Du mir mißtrauſt, ſonſt würde Hoffnung ſie nicht täuſchen.“ — Matinka verſuchte, dazwiſchen zu reden, er ſprach jedoch raſch und nun noch raſcher: „Dann hab' ich nach Ihrem Wunſch Dich noch einmal wiederſehen wollen; ich machte mich daher auf, um heimzugehen, hatte ſelbſt noch keinen Plan, wie Alles werden könne: ob ich gleich fort, oder ob ich mich erſt nach einer andern Stelle umthun müßte. Jedenfalls aber wollte ich Dich bitten, zu Deinem Vater zu ziehen: es muß Dir ja eine Qual ſeyn, mit dem untreuen Manne länger zuſammen zu leben.“ —

Matinka hatte die Hände ineinander gefaltet und hörte tief gebeugt bei fliegendem Athem zu.

„Als ich in den Wald hinein geſchritten, gewahrte ich einige Schritte vor mir die beiden Wilddiebe, die mir letzt entkommen waren; ich vergaß, daß ich ohne Waffen war, holte ſie ein, da — da waren ſie ſtärker als ich — das Weitere wird Dir Michel und der Bauer Emmerich erzählt haben, ich weiß nichts mehr. Und nun, Matinka, nun wollen wir uns trennen.“

Da ſtand ſeine Frau neben ihm, ſehr blaß, aber gefaßt. „Ja, Stephan“, ſagte ſie, „Du haſt recht, daß Du mich gehen heißt, ich verdiente es ſchon lange nicht, bei Dir zu ſeyn. Siehſt Du, Stephan, jetzt weiß ich, daß ich ſchlecht zu Dir geweſen bin, ich Dir das Leben verleidet habe; ja, jetzt weiß ich's, und es geſchieht mir nach meinem Verſchulden, weil ich es zu ſpät einſehe: Du haſt mir ſo oft vergeben, ich habe Dir immer mit Undank gelohnt. Leb' wohl! — leb' wohl!“

Stephan ſchaute nur vor ſich hin, er fürchtete ſich, in Matinka's Augen zu ſehen, und dann traute er ſich nicht mehr den Muth zu, ſie ziehen zu laſſen. Schon war Matinka an der Thür, da kehrte ſie noch einmal um: „Stephan, ich hab' eine Bitte, es ſoll die letzte ſeyn, willſt Du ſie mir erfüllen?“ — „Ja“, rief Stephan, wie froh, daß ſie noch nicht fort war, „ich will ſie erfüllen, was Du auch fordern magſt.“ — „Siehſt“, ſagte Matinka, und ſtand tief erröthend vor ihm, „ſiehſt, Stephan, wenn Du allein biſt — Stephan, wer ſoll Dir die Wirthſchaft beſorgen! Da denk' ich — wenn Du mir erlauben möchteſt“ — und noch tiefer erröthend fügte ſie dann haſtig hinzu — „täglich ein paar Mal einzuſehen; wo's fehlt, helf' ich dann aus.“ — Stephan trat zum Fenſter, er konnte ſeine innere Bewegung kaum länger bewältigen; aber er hatte es ſich ſo feſt vorgenommen, nie mehr nachzugeben: wozu ſoll's führen? Frieden kehrt doch nicht mehr in ihre Häuslichkeit ein. — „Stephan“, ſagt Matinka ängſtlich leiſe. „Du biſt noch ſo ſchwach; wenn Du ganz allein biſt, wer hilft Dir?“ — Stephan ſchwieg eine Weile in tiefer Erſchütterung, es war eine Stille, daß man zwei Herzen konnte pochen hören; dann wendete er ſich, reichte der Frau die Hand, und die ihre feſt haltend ſagte er mit bebender Stimme: „Matinka, bleib', bleib', Du bleibſt!“ — Sie ſah ihn flehend an. „Iſt es wahr, Stephan, ich darf? Eine ſchlechte Frau giebt oft eine rüſtige Magd ab: verſuch's einmal mit mir; ich will dabei gut machen, was ich als Frau verbrach.“ —

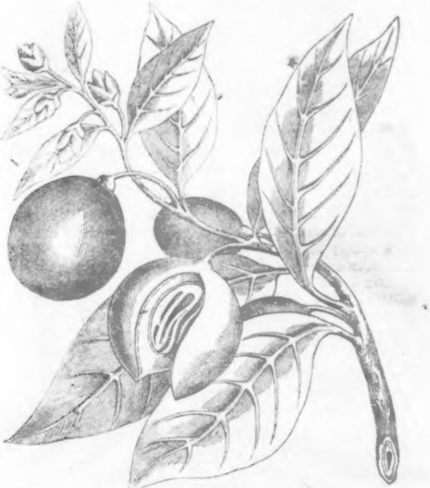
„Nein, Matinka, ſo geht es nicht, das darf nicht ſeyn; Du bleibſt als meine Frau, nach wie vor, und immer. Wir trennen uns nicht: Gott waltet über uns, Er läßt's nicht zu, denn ich fühle, mein Herz läßt's nicht zu!“ und verſöhnt reichte er ihr die Hand.

Es war heiligeres Finden, als das erſte geweſen; ein innig feſterer Bund ward geſchloſſen: jetzt von beiden Seiten in wahrer Liebe. Eitelkeit und Eigenliebe ſchwanden aus Matinka's Betrachtungen, reine, vertrauensvolle, hingebende Liebe war in ihr erwacht: ſolche Liebe, die Glück austheilen, nicht Glück empfangen will. Matinka's heißes Beſtreben iſt: vergeſſen zu machen, was ſie verſäumt; erſt als ſie den Mann verloren geglaubt, da hat ſie erkannt, was er ihr, und was er überhaupt werth, und daß ſie allein Urſach war an ihrem unglücklichen Leben. — Stephan hatte am Ausdruck in Matinka's Worten empfunden, daß eine Umwandlung in ihr vorgegangen; bisher hatte ſie immer nur ihn angeklagt, zum erſten Male gab ſie ſich unterwürfigen Weſens ſelbſt die Schuld an den Mißverhältniſſen in ihrer Ehe; zum erſten Mal war ſie demüthig und bereuend ihm gegenüber. Er wußte nicht, wie es geſchehen; als er ſie darum befragte, geſtand ſie offen und freudig: „Erſt hat der Vater ſo auf mich eingeredet; dann führte die Angſt um Dich, die Einſamkeit der Nacht mein Gewiſſen auf den rechten Weg; erkräftigt ward ich dann durch das heilige Gotteswort, und nun ſoll die Bibel nimmer wieder vergeſſen auf dem Ofenbrett liegen: ich weiß ja nun erſt deutlich, welch ein Segen aus ihr zu erwerben iſt!“

A. v. Michalowska.

Ausländiſche Handelspflanzen.

X. Der echte Muskatnußbaum.



Der echte Muskatnußbaum (Myristica off. L. oder myristica moschala Thunberg) iſt im Aeußeren unſerm Birnbaum zu vergleichen, erreicht aber eine Höhe von 30 bis 40 Fuß. Der Stamm dieſes hübſchen Baumes, von aufrechtem ſchlanken Wuchs, wird ein bis zwei Fuß dick. Seine Rinde iſt glatt und weich, von außen aſchgrau mit Grün gemiſcht, inwendig aber roth und ſaftig. Um den Stamm ſtehen faſt wagerecht und beinahe quirlförmig ziemlich ſtarke Aeſte, deren Zweige bei der Fruchtreife bogenförmig herabhängen. Die Blätter ſind den Citronenblättern ähnlich, oben dunkel, unten bläulichgrün. Drei bis ſechs Zoll lang und ein bis zwei Zoll breit, ſitzen ſie vermittelſt ziemlich kurzer Stiele an den Zweigen und verleihen dem Baume ein friſches, kräftiges Ausſehen. Zerrieben riechen ſie ſehr angenehm aromatiſch. Die Blüthen ſind klein und getrennten Geſchlechts. Das Gewächs iſt alſo zweihäuſig, d. h. manche dieſer Bäume tragen ausſchließlich Staubgefäßblüthen und bringen nie Früchte; andere dagegen haben nur Stempelblüthen, und zum Fruchttragen kommend, wenn ſie durch den Blüthenſtaub der erſteren dazu befähigt werden. Man läßt daher bei der Kultur auf hundert Bäume mit Stempelblüthen ungefähr 5 bis 6 Bäume mit Staubgefäßblüthen in entſprechender Vertheilung ſtehen, die übrigen haut man um. Die geruchloſen männlichen oder Staubgefäßblüthen von gelblichweißer Farbe erſcheinen in wenigblüthiger Traube an den Enden der Zweige. Sie haben eine glockenförmige, tiefdreitheilige Blüthenhülle und 9 bis 12 linienförmige verwachſene Staubbeutel. Die weiblichen oder Stempelblüthen ſtehen einzeln. Sie beſtehen aus einer mehr aufgeblaſenen, faſt krugförmigen Blüthenhülle, worin ein feiner verkehrt birnförmiger Fruchtknoten mit zwei ſpitzigen verwachſenen Narbenzipfeln ſitzt.

Die Frucht iſt eine länglichrunde Steinfrucht, die in Größe und Geſtalt viel Aehnlichkeit hat mit einer Aprikoſe. Nach dem Stiele zu aber iſt ſie zugeſpitzt wie eine Birne, der Länge nach wie ein Pfirſich durch eine Vertiefung getheilt, anfangs blaßgrün, bei völliger Reife blaßgelb und fettglatt. In neun Monaten gelangt ſie zur Reife; während dieſer Zeit ſieht man auf einem und demſelben Baume Knospen, Blüthen und Früchte. Die auswendige fleiſchige Bekleidung der Frucht iſt ungefähr einen halben Zoll dick, alſo etwa, wie bei’m Pfirſich, ſaftig und von ſehr zuſammenziehendem Geſchmack. Bei der Reife ſpringt dieſe Fruchthülle in zwei Klappen auf und läßt den Samen fallen, der groß, nußartig und unter dem Namen Muskatnuß bekannt iſt. Ueber der Schale derſelben, glänzend ſchwarz, dünn, nicht ſo hart wie die einer Haſelnuß, liegt eine fleiſchige vielfach zerſchlitzte Samendecke, Macis oder fälſchlich Muskatblüthe genannt, welche friſch eine ſchöne carmoiſinrothe, trocken eine ſafrangelbe Farbe hat. Der länglich runde Kern der Nuß, den man durch die Zwiſchenräume der Samendecke hervorſchimmern ſieht, iſt äußerlich netzartig gefurcht, inwendig marmorirt braungelblich und enthält viel Oel.

Bei Linné ſteht der Muskatnußbaum in der 22ſten Klaſſe, 13te Ordnung; in dem Syſtem von Juſſieu gehört er zur Familie der Laurineen, nach Robert Brown zu den Myriſticeen.

Die urſprüngliche Heimath des Muskatnußbaumes ſind die Molukken; jetzt wird er aber auch in andern Tropenländern angebaut. Beſondere Pflege genießt er auf den Banda-Inſeln, wo er häufig unter dem Schutze der hohen Kanarienbäume gedeiht, die ihn gegen die hier gewöhnlich heftigen Windſtöße ſichern. Die Banda-Inſeln, zwiſchen den Molukken und Sunda-Inſeln liegend und großentheils beſtehend aus Korallen-Kalkfelſen, die durch vulkaniſche Kräfte über den Meeresſpiegel gehoben worden, ſind der Mittelpunkt der Gewürzkultur. Als die Holländer Herren dieſer Inſeln wurden, ließen ſie auf allen die Bäume ausrotten und legten nur auf den Inſeln Pulo-Ay, Banda und Nero Muskatpflanzungen an, um ſich auf dieſe Weiſe den Alleinhandel zu ſichern, den ſie auch längere Zeit behielten. Um aus dem Gewürzhandel den möglichſt größten Nutzen zu ziehen, nahmen ſie zu Zeiten zwölfhundert Procent, d. h. ſie verkauften eine Quantität Nüſſe, welche ihnen einen Thaler zu ſtehen kam, in Europa für zwölf Thaler, und ſuchten darum den Anbau jener Bäume auf den kleinſten Raum zu beſchränken und zu verhindern, daß an andern Orten Anpflanzungen entſtanden. Allein trotz ihrer Anſtrengungen iſt dies dennoch geſchehen. Im Jahre 1772 verpflanzte Poivre den Baum nach Isle de France und Bourbon, ſpäter nach Cayenne und einigen weſtindiſchen Inſeln mit dem günſtigſten Erfolge. Auch die Engländer verpflanzten ihn nach Bengalen, wo im Jahre 1820 ſchon über 100,000 Bäume gezogen wurden. Im Jahre 1803 kam er nach Sumatra, wo man ſchon im Jahre 1814 allein um das Fort Marlborough 101,911 Stämme zählte. In neuerer Zeit ſuchte man ihn auch in Sierra-Leona, Trinidad und Surinam anzupflanzen. Ueberall liebt der Baum feuchte, ſchattige Orte, welche man daher zu Anpflanzungen auswählen muß. Der Muskatnußbaum iſt ſehr empfindlich; wenn er verletzt wird, bringt aus der Wunde ein rother Saft, der auf Leinwand unverlöſchbare Flecke macht. Nach einer ſolchen Verletzung trägt er nicht mehr und geht zuletzt ganz ein. Wird er aber auf die rechte Weiſe geſchont, dann trägt er vom neunten bis in ſein achtzigſtes, ja oft bis in ſein hundertſtes Jahr. Ein guter Baum trägt jährlich 10 bis 14 Pfund Nüſſe und Macis zuſammen. Gute Muskatnüſſe ſind ſchwer, lichtgrau, unregelmäßig geſurcht, auf dem Querſchnitte braun und ſchön marmorirt; durch einen Nadelſtich in die Oberfläche müſſen Oeltropfen hervortreten.

Das Einſammeln der Früchte iſt einfach und bequem. Die reifen werden täglich abgepflückt, und die von ſelbſt abfallenden aufgeleſen. Bei langem Warten vertrocknet die Macisblüthe, und der Kern verliert ſein Oel. Wenn auch der Baum das ganze Jahr hin-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51019-5
GOBITZ,F.W. FN. 06994/018

durch Früchte hat, ſo ſind zum Einſammeln derſelben doch beſonders vier Zeiträume feſtgeſetzt, und zwar die Monate April, Juli, Auguſt und November. Die erſte Ernte giebt die beſten, die zweite die meiſten, die letzte die ſchlechteſten Früchte. Sobald ſie eingebracht ſind, befreit man ſie von der äußern Schale und nimmt vorſichtig die Muskatblüthe (Macis) ab, die man in platten Körben an der Sonne trocknen läßt. Das äußere Fleiſch der reifen Früchte iſt herb und widrig von Geſchmack, es wird als ungenießbar weggeworfen; doch geben die unreifen Muskatnüſſe, in Zucker eingemacht, ein höchſt angenehm ſchmeckendes Konfekt, das aber, in Menge genoſſen, betäubende Wirkungen hat. Mehr Mühe als die Macis macht die Behandlung der Muskatnüſſe ſelbſt, da ſie der Beſchädigung und dem Verderben mehr ausgeſetzt ſind als irgend ein anderes Gewürz, und weil Mißgunſt und Habſucht eine eigenthümliche Verfahrungsart dabei bedingen. Zuerſt werden ſie drei Tage in der Sonne getrocknet, währenddeß man ſie vor dem Abendthau zu hüten hat. Hierauf legt man ſie auf Hürden und ſetzt ſie drei Monate hindurch dem Rauche eines gelinden Feuers aus. Darauf befreit man vermittelſt einer Steinwalze die Nüſſe von der ſie noch umgebenden harten ſchwarzen Samenſchale und weicht den auf dieſe Weiſe erhaltenen eigentlichen Kern zwei- bis dreimal in einem dicken Gemiſch von Seewaſſer und Kalk, theils um die Keimkraft zu zerſtören, theils um den ſchädlichen Nußwurm zu tödten, der tief in die Nuß eindringt und ohne dies Vertilgungsmittel in kurzer Zeit ihr Inneres verzehrt. Endlich wirft man ſie noch auf Haufen, wonach ſie bald anfangen, ſich zu erhitzen, dadurch nicht nur ihre Keimkraft verlieren, ſondern auch feſter werden und ihren Geſchmack beſſer beibehalten. Ein neuerer ſachverſtändiger Beobachter meint, daß die Arbeiter ſich ihr Geſchäft dadurch ſehr erſchweren, daß ſie die Hürden zu hoch über dem Feuer anbringen, wodurch nur der Rauch an die Nüſſe gelangt. Würden die Hürden niedriger angebracht, ſo würde die Hitze mehr das Austrocknen der feuchten Nüſſe befördern. Die Holländer haben von Alters her ein Verfahren beibehalten, das ihnen viel Mühe und Koſten verurſacht, dabei ganz unnütz iſt, indem es das Verderben der Waare eher befördert als verhindert. Aus Furcht, es könnte einem andern Handelsvolke gelingen, Muskatnüſſe zu pflanzen und zum Keimen zu bringen, bemühte man ſich, die Keimkraft derſelben möglichſt zu zerſtören. Darum wurden die Nüſſe eben durch ſchwere ſteinerne Walzen von der ſpröden Samenſchale befreit und dann ſchichtweiſe in einen Kalkbrei gelegt. Dadurch ward der Keim freilich getödtet, die Nüſſe zogen aber bei dem Kalken und bei dem folgenden Abwaſchen in Seewaſſer wieder viel Feuchtigkeit an, die durch das abermalige Trocknen doch nicht immer völlig fortgeſchafft wurde. Um die Keimfähigkeit zu zerſtören, würde es genügen, die Nüſſe, die noch in der harten Schale ſtecken, nur etwa acht Tage lang in die Sonne zu legen; denn die Muskatnuß verliert die Keimkraft ſehr leicht. Wenn die zu neuen Anlagen beſtimmten Nüſſe nur wenige Tage lang unterweges bleiben ſollen, müſſen ſie in feuchte Erde gepackt werden, um die Keimfähigkeit zu bewahren.

Die Nüſſe fühlen ſich fettig an. Ihr Geruch iſt ſtark, eigenthümlich aromatiſch, und ein wenig moſchusartig, ihr Geſchmack etwas fettig, bitterlich, erwärmend. — Nüſſe und Samendecke werden als ein köſtliches Gewürz benutzt, das, wenn nicht in Menge und allzu häufig genoſſen, die Verdauung unterſtützt. Auch finden ſie in der Arzeneikunde Anwendung; doch muß man bei dem Gebrauch vorſichtig ſeyn; denn zu reichlich und zu oft verwendet, werden ſie nachtheilig. Verzehrt Jemand eine ganze Muskatnuß, würde er bald Schwindel und ſtarke Benommenheit des Kopfes verſpüren und längere Zeit mit Schlafſucht zu kämpfen haben. Schwächere Naturen würden von einer ſtarken Gabe ſogar das Bewußtſeyn verlieren, von Fieberphantaſien und Wahnſinns-Erſcheinungen heimgeſucht werden, die ſogar den Tod veranlaſſen können.

Aus den Muskatnüſſen, wie aus der Muskatblüthe, wird ein theures butterartiges Pflanzenfett, die Muskatbutter, gewonnen, und zu ſtärkenden Arzeneien und wohlriechenden Salben verwendet. Dazu benutzt man die kleineren und ſchlechteren Nüſſe. Mit Alkalien giebt jenes Fett eine hübſche und beliebte Seife.

Um die Muskatbutter oder den Muskatbalſam zu gewinnen, zerſtößt man die Nüſſe, ſetzt ſie dem Dampfe von ſiedendem Waſſer aus, preßt ſie, und läßt die dadurch erhaltene Flüſſigkeit hart werden. Sie bildet dann eine feſte Maſſe, welche aus einem talgartigen, einem fetten und einem ätheriſchen Oel zuſammengeſetzt iſt. Mit Waſſer deſtillirt, erhält man das Muskatnußöl, das anfangs ganz farblos iſt, allmälich aber ſtrohgelb wird. Es beſteht aus zwei verſchiedenen Oelen von ungleicher Dichtigkeit. Durch Schütteln mit Waſſer können ſie getrennt werden; das ſchwerere, dickflüſſigere ſinkt im Waſſer zu Boden, während das leichtere obenauf ſchwimmt. — Das Muskatblüthen- oder Macis-Oel entſteht, wenn man die Muskatblüthen mit Waſſer deſtillirt. Dazu verwendet man gewöhnlich nur den Abfall oder die zerbrochenen Theile. Dies Oel iſt auch farblos, wird nach und nach gelb, hat einen ſtarken Muskatgeruch und ſetzt in der Ruhe glänzend weiße, blättrige Kryſtalle ab.

Die Muskatbutter, die auf den Banda-Inſeln ſowohl aus den Nüſſen als auch aus den Macis auf die angegebene Weiſe gewonnen wird, iſt von talgartiger Feſtigkeit und von röthlichgelber Farbe. Sie kommt in kuchenförmigen ¾ Pfund ſchweren Stücken, die mit Piſangblättern umwickelt ſind, in den Handel, und hat den Geruch und Geſchmack der Muskatnüſſe. Die in Holland durch Auspreſſen gewonnene Muskatbutter beſteht aus 1¼ bis 1½ Pfund ſchweren eckigen Stücken, die heller von Farbe, grobkörniger im Bruch, in Papier eingewickelt ſind, und einen weniger ſtarken Geruch und Geſchmack haben. Die Muskatbutter wird öfter mit Kakaobutter, Palmöl, Wachs und dergleichen verfälſcht, was ſich aber leicht dadurch entdecken läßt, daß ſich dieſes Erzeugniß nicht wie die echte Muskatbutter mit dem vierfachen Gewichte kochenden Alkohols auflöſen läßt. Von der Muskatbutter iſt alſo zu unterſcheiden das flüchtige Muskatblüth-Oel und das Muskatnuß-Oel. Beide ſind, wie geſagt, durch Deſtillation zu gewinnen, das erſte aus den Macis, das zweite aus den Muskatnüſſen.

In Europa unterſcheidet man gewöhnlich zwei Hauptſorten von Muskatnüſſen:

1. Solche, die nur nach vollkommener Reife abgepflückt werden. Sie haben den meiſten Werth und ſind gewöhnlich zur Verſendung nach Europa beſtimmt.

2. Solche, die von ſelbſt abgefallen und häufig durch das Liegen auf dem feuchten Boden beſchädigt werden. Sie ſind ſchlechter und werden meiſt nach Indien verſandt.

Seit dem Jahre 1623 ſind mit ſehr kurzer Unterbrechung die Holländer im Beſitze der Molukken oder Gewürz-Inſeln geweſen, haben den Handel mit Muskatnüſſen und Gewürznelken zum Monopole gemacht. Ihr Beſtreben war, einen möglichſt großen Gewinn aus einem kleinen Handel zu ziehen. Crawfurd, der genaue Kenner der aſiatiſchen Inſelwelt, hat gezeigt, daß der Verkaufspreis der Spezereien in Holland die Productionspreiſe an Ort und Stelle um mehr als 2000 Procent überſteigt. Er ſchätzt die jährlichen Erzeugniſſe der Banda-Inſeln auf 600,000 Pfund Muskatnüſſe, auf 150,000 Pfund Macis, und meint, daß außerdem noch etwa 60,000 Pfund Nüſſe und 15,000 Pfund Macis heimlich ausgeführt werden, trotz der Todesſtrafe, die den Schleichhändler aus niederen Ständen, und der Verbannung, die den aus höheren Ständen trifft. (Siehe: Berghaus, Länder- und Völkerkunde III, S. 220.) K. A. Schönke.

Hoch droben am Thurm!

Von F. Brunold.

Die allgemeine Gewerbe- und Induſtrie-Ausſtellung war ſehr zahlreich beſucht, beſonders der Platz, auf dem die landwirthſchaftlichen Maſchinen ſtanden und in Betrieb waren, wurde von Schau- und Kaufluſtigen nicht leer. Die Erndte rückte heran, und obſchon ſie keinen vorzüglich ergiebigen Ertrag verſprach, der mehr und mehr fühlbar werdende Mangel an Arbeitern machte doch den Ankauf von Dreſch- und anderweitigen landwirthſchaftlichen Maſchinen wünſchenswerth. Demnach war es erklärlich, daß die Herren Gutsbeſitzer und Ackerbaubefliſſenen dieſem Theile der Ausſtellung zumeiſt ihre Aufmerkſamkeit widmeten. Bei dieſer Beſichtigung fehlten die Frauen und Töchter genannter Herren nicht; es gab ja auch für ſie ſo Mannigfaches zu ſchauen und zu betrachten, daß ſchon deßhalb eine Reiſe hierher ihren Anreiz hatte, abgeſehen davon, daß man zugleich Bekannte und Freunde traf, die wiederzuſehen angenehm war.

Banquier Mangold, der die Ausſtellung flüchtig durchwandert hatte, nun die Säle verlaſſen wollte, traf am Haupteingange zuſammen mit dem Gutsbeſitzer Wanfried, der mit ſeiner Tochter Laura ſo eben eintrat. Das Begegniß war gegenſeitig erfreulich; ſie kannten ſich ſeit längerer Zeit, und die Männer ſtanden in geſchäftlichen Beziehungen zu einander. Die Tochter ſah der Banquier heut zum erſten Mal — und der Eindruck ihrer Schönheit war augenblicklich zündend. Mangold, dem Gutsbeſitzer die Hand zum Gruße reichend, ſagte lachend: „Ha, willkommen! hat meine Hoffnung, Sie zu treffen, mich doch nicht betrogen. Sie werden Viel und Mannigfaches finden, das Sie intereſſirt. Die Ausſtellung iſt gut.“

„Und doch wollen Sie ſchon fort, wie ich ſehe!“ entgegnete Wanfried, wobei ein leichter Zug des Spottes um ſeine Lippen ſpielte. „Aber allerdings finden Sie hier Nichts, das auf Ihren Courszettel von Einfluß ſeyn könnte, und —“.

„O, ſagen Sie das nicht!“ fiel der Banquier mehr als erregt ein. „Was hier unſeren Augen ſichtlich iſt, hat einen gar tiefen Einfluß auf das Fallen oder Steigen der Papiere; ſchon aus dieſem Grunde darf ich nicht verabſäumen, einen Blick hieher zu werfen. Mich ärgert nur, wenn Sie doch den Grund meiner Mißſtimmung wiſſen wollen, die Ruhe, Sicherheit und Feſtigkeit, mit der dieſe Maſchiniſten, dieſe Arbeiter bei ihren Werken ſtehen. Sie treten mit einer Nonchalance auf, als wären ſie im Stande, die Welt aus ihren Angeln zu heben. Freilich, freilich, wie kann dies anders ſeyn: dieſe Leute ſtehen immer auf ihren eigenen Füßen. Wovon iſt nicht unſer Eins abhängig? — und nun erſt ein Beamter — welche Anforderung von Rückſichten! Nein, nein! die Unabhängigſten auf dieſer ſchönen Erde ſind und bleiben doch immer die Herren Gutsbeſitzer — und dieſe Inhaber der Fabriken!“

Manfried erwiederte neckend: „Da nimmt es mich Wunder, daß ich Sie nicht ſchon längſt zum Gutsnachbar habe, zumal jetzt in meiner Nähe mehrere Güter zu Kauf ſtehen. Wollen Sie ſich einmal verändern, werden Sie doch wahrſcheinlich nicht zu Hammer und Feile greifen.“

„Ha! ha! ha!“ rief in lachender Laune der Banquier aus, „Sie ſind ein beharrlicher Spötter. Aber zur Strafe Ihres Scherzes, werde ich mir erlauben, wenn Sie es geſtatten“ — und jetzt ſchaute ſein Auge beſonders auf die Tochter — „binnen wenigen Wochen Sie mit meiner unintereſſanten Gegenwart zu behelligen. Darf ich kommen?“

Manfried verbeugte ſich und entgegnete ernſt höflich: „Das bedarf wohl meinerſeits keines Wortes. Sie wiſſen, wie lieb Ihr Kommen mir ſtets ſeyn wird. Ich bitte nur, diesmal mehr und beſſer an Ihrem Verſprechen zu halten, als es zeither geſchah.“

„O, diesmal ſollen Sie zu ſolchem Vorwurf keinen Anlaß haben! Aber, wie iſt es mit Ihnen, Fräulein, darf ich es wagen?“

Bei dieſen Worten wendete Mangold ſich der Tochter zu; Laura lächelte und antwortete, ſanft erröthend, während ſie zugleich mit dem Vater zum Abgehen ſich anſchickte: „Des Vaters gern geſehener Gaſt wird auch mir ein willkommener ſeyn. Alſo auf Wiederſehen!“ und den lieblichen Kopf noch einmal rückwärts dem Scheidenden anmuthig zeigend, ſchritt ſie langſam den aufgeſtellten Maſchinen zu.

Der Banquier ſchaute einen Augenblick der reizvollen Erſcheinung nach, und ſagte, ſich gedankenvoll über die Stirne ſtreichend: „Eine Prachtgeſtalt! — und dazu das einzige Kind! — Ich will jedenfalls nicht lange mit meinem Beſuche zögern!“

Weiterhin ſtanden hier und dort bei ihren Maſchinen die ernſten markigen Geſtalten der Maſchiniſten, der einſichtvollen Ingenieure mit einzelnen Arbeitern und Werkleuten: es blitzte ein eigenthümliches Feuer in den Augen dieſer Leute. Mit welchem ernſt prüfenden Blick ſchauten ſie auf die Erzeugniſſe ihrer Mitbewerber und Nacheiferer; wie klar, wie entſchieden erkannten ſie das Beſſere in dem Fabrikat des Gegners an, während ein verächtliches Lächeln in den gebräunten Zügen bemerklich wurde, wenn ſich Veraltetes, Fehlerhaftes zeigte, wobei treffende Stachelreden nicht fehlten. Man ſah es, dieſe Leute waren hier, um zu lernen, indeß eigene Arbeiten, die von ihrem Geiſte erfunden, oder von ihrer Hand ausgeführt, ſich hier vorfanden, ihnen ein Selbſtbewußtſeyn gab, das ihrem Gebahren etwas Feſtes beimiſchte, dem zuweilen bei Einzelnen ein Stolz nicht fehlte.

Wanfried, durch die Worte des Banquiers aufmerkſam gemacht, empfand dies ſogleich. Er wußte im erſten Augenblicke nicht, ſollte er ſich durch dieſe Wahrnehmung mehr abgeſtoßen, als hingezogen fühlen; doch eigene Theilnahme an der Sache ließ ihn über die Leute hinwegſehen, und ſeine Gedanken für die Maſchinen ſammeln.

Dort aber, dort, nicht fern von jener einfachen Wolfenbütteler Weizenſchäl-Maſchine, mit der Landauer Butter-Maſchine zur Seite, die der Tochter eine kurze Betrachtung abnöthigte, iſt ein Lokomobil in Thätigkeit, deſſen Riemſcheide eine auffallende Dreſch-Maſchine in Bewegung ſetzt. Ein junger Mann lehnte, die Arme verſchränkt auf der Bruſt, am Maſchinenkaſten, und ob der Gutsbeſitzer auch von den Menſchen abzuſehen ſich vorgenommen, er mußte hier immer wieder nach Dem hinſchauen, der ruhig, ernſt an ſeiner Maſchine lehnte, und doch den Blick ſo leuchtend über ſeine Umgebung hinſchweifen ließ. Sein Werk ſchien bei Zierlichkeit ſehr gediegen gebaut; der Gang der Maſchine war gleichmäßig ſicher, und Wanfried fühlte ſich von dem Werk ebenſo wie von dem Dabeiſtehenden überraſcht. Eben wollte er näher treten, da zumal die Firma, die das Werk ausgeſtellt, eine ihm wohlbekannte war, als er von der Seite her einen Engländer bemerkte, der in ſeinem gebrochenen Deutſch dem jungen Manne ſchon von Weitem zurief: „Nix reindreſchen! Meine Maſchine beſſer! Wetten! Hier — leg' zwanzig Pfund. Wetten? — He! — 'Mal dreſchen! Nix ſchlägt mein Maſchin!“

Der junge Mann kam nicht im Geringſten außer Faſſung, über ſein Geſicht zuckte es wie Freude und Stolz, ſein Benehmen hielt ſich aber beſonnen. Er kehrte ſich hin zu ſeinem Untergebenen, der am Kohlenbecken ſtand, und ſagte freundlich, doch zugleich feſt und beſtimmt: „Feuern!“ Nun erſt dem Engländer zugewendet, der näher getreten war, rief er, zugleich beſchäftigt mit ſeiner Maſchine, die raſcher zu arbeiten begann: „Angenommen! Eine Stunde Gang: wer am meiſten und am reinſten driſcht. — Gilt's?“

Nach dieſen Worten war er droben auf ſeiner Maſchine, ſtand dort ſo feſt, ſo ſiegesgewiß, als gälte es den ernſteſten Kampf. Viele der Umſtehenden, die das Anerbieten des Engländers vernommen, waren herangetreten, begierig auf den Ausgang der Wette; auch

Wanfried und ſeine Tochter fühlten ſich unwillkürlich an den Kampfplatz gebannt."

Der Engländer, durch die raſche, ſichere Annahme ſeines Erbietens ſtutzig gemacht, trat heran, griff mit der Hand in den Sack, der das gereinigte Getreide aufgenommen; eine Handvoll herausnehmend und genau betrachtend, ſchien er Korn für Korn zählen zu wollen, indeß ſein Ohr doch zugleich voll Spannung und in ſichtbarem Erſtaunen dem Gange der Maſchine lauſchte. — Immer raſcher, immer gewaltiger wurde die Bewegung der Maſchine, ohne daß dadurch der gleichförmige, ſichere Gang ein anderer geworden wäre. — Und droben auf ſeinem Kunſtgetriebe ſtand der junge Mann, die Garben einlegend, zuweilen jedoch auf den Engländer erwartungsvoll hinſchauend. — „Nun! gilt's?" rief er nochmals, wobei er zugleich für ſeinen Feuermann mit einem bedeutungsvollen Wink die weitere zweckmäßige Kraftverſtärkung anordnete.

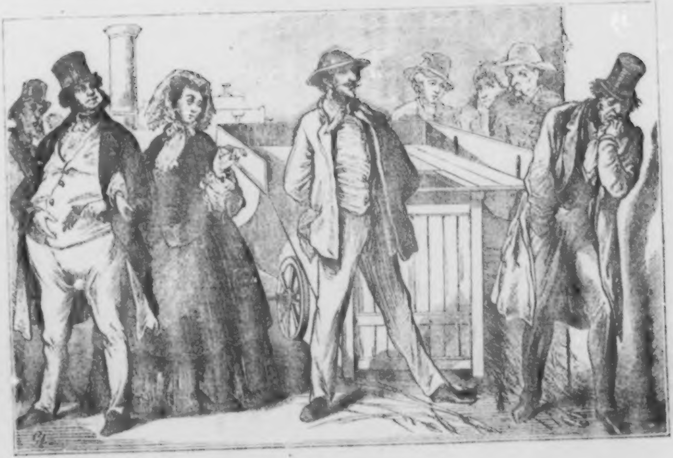
Der Engländer, den Gang der Maſchine und das gereinigte Korn beobachtend, ſchien mit der Antwort zu zögern, endlich rief er: „Maſchine gut! Zwanzig Pfund!"

Jetzt rief der junge Mann ungeduldig: „Ich frage: gilt's? — Pfund! Zwanzig! — Eine Stunde! — Angefangen! — hier die Uhr!"

Der Kreis der Umſtehenden, mehr und mehr vergrößert, jubelte. „Hurrah! es gilt!" riefen Viele; „Deutſchland hoch!" dann Andere. Die Ernſteren und Ruhigeren beobachteten erwartungsvoll den Anfechter, der noch immer mit ſeiner letzten, entſcheidenden Antwort zögerte. Plötzlich jedoch, als Einzelne der Arbeiter bereits Garbe auf Garbe herzutrugen, der junge Mann droben unabläſſig zu arbeiten begann, ſtreifte der Engländer ſich raſch mit der Hand über ſein Geſicht, drückte den Hut tief ins Genick, nahm die zwanzig Pfund zurück, durchbrach raſch die ſich drängende Menge, und ſchrie, ſeiner Maſchine zueilend: „No! No! Nix! Muß ſeyn über acht Tag mit meiner Maſchin!" —

Mehr vernahm man nicht, denn ſein Gang war immer haſtiger geworden: ihn jagte das laute, wilde, ſpottende Gelächter ringsum, gemiſcht von dem verſtärkten Jubelrufe: „Deutſchland hoch!"

Der junge Mann hatte das Feuern ſeiner Maſchine dämpfen laſſen. Langſam ſtieg er herab, ſeinen Freunden und Bekannten die Hand reichend, die von Jedem jubelnd genommen wurde. Wanfried, durch dies Ereigniß ſehr angeregt, fühlte ſich überzeugt, daß, wenn er eine Maſchine der Art zu kaufen gedächte, keine beſſere als die vor ihm ſtehende zu finden wäre, und er äußerte nun die Abſicht, das Werk zu kaufen. — Verſchwunden aus dem Geſicht des jungen



G.L.

Mannes war alsbald jede Spur der Aufwallung; mit beſtimmter Genauigkeit ſetzte er die Vorzüge ſeiner Maſchine auseinander. Nachdem jedoch der Gutsbeſitzer von dem Vorgefallenen ſprach, und ſein Erſtaunen nicht unterdrücken konnte, daß er als junger Mann, dem die Maſchine doch nicht zu eigen gehöre, ohne ausdrückliche Erlaubniß ſeines Herrn auf die Wette eingegangen ſey, antwortete er lächelnd: „Hier hatt' ich nicht Zeit zu fragen, außerdem war ich meiner Sache ziemlich gewiß; ich weiß, was ich unſerm Werke bieten darf. Auch ſtand unſere Ehre auf dem Spiel — und da wagt man ſchon Etwas!“

„Wie aber, wenn an der Maſchine etwas gebrochen wäre? Sie konnten verunglücken, Schaden nehmen!“ — ſo miſchte ſich Laura mit dem Ton theilnehmender Empfindung in das Geſpräch.

Der Angeredete ſchaute auf, — und wohl jetzt erſt die Schönheit der Sprechenden bemerkend, zuckte er flüchtig, wie erſtaunt, in ſich hinein, und ſagte, anfangs befangen, aber dann mehr und mehr ſein Auge erhebend: „Wir dürfen und können an Gefahr nicht denken, und wer ſtände nicht in Gefahr? Eine feſte Hand, ein ſicherer Blick läßt Vieles überwinden, was im Beginn unmöglich erſcheint. Hier, denke ich, hat der Engländer heut eine kleine Lehre erhalten: das Prahlen wird ihm vergangen ſeyn. Was daraus erfolgen mochte, wagen mußt' ich den Kampf, — England durfte nicht ſiegen!“

„Sie haben recht!“ fiel der Gutsbeſitzer ein, „und ich denke, von dieſer Seite betrachtet, wird auch Ihr Herr den Kampf billigen.“

Laura hatte voll ſichtbarer Bewunderung dem jungen Mann zugehört; da er jedoch bei den letzten Worten des Vaters faſt beleidigt ſchien, als hätte er es nicht gern, daß man immer von den Befehlen und den Anſichten der Herren ſpreche, gab ſie dem Geſpräch raſch eine andere Richtung und ſagte, ſich dem Vater zuneigend: „Du wollteſt ja an Deiner Brennerei einige Veränderungen vornehmen laſſen; vielleicht könnte die Angelegenheit gleich hier beſprochen und in Ordnung gebracht werden!“

„Sieh! ſieh!“ rief Wanfried erfreut, „da bringſt Du mich wirklich auf einen guten Gedanken!“ — und ſich abermals zu dem jungen Manne wendend, fragte er, zugleich den Kauf der Maſchine endgültig abſchließend: „Ich weiß noch immer nicht, wie ich Sie nennen ſoll; darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Schott! — Wilhelm Schott, Zeichner und Monteur bei Vanhub und Compagnie“, ſagte der junge Mann, dann bittend um nähere Auskunft in Bezug der neuen Beſtellungen und Veränderungen an der Brennerei.

Der Gutsherr entwickelte ſeine Anſichten, und Schott wußte die Vorzüge und Mängel an Brennereien ſo deutlich und überſichtlich darzulegen, daß bald eine gegenſeitige Eintracht und Zufriedenheit hergeſtellt war. Raſch und ſicher hatte der junge Mann an dem Tiſche, der neben der Maſchine ſtand, Papier und Stift zur Hand genommen und die nöthigen Zeichnungen mit flüchtigen Umriſſen entworfen. In Wanfried, der entzückt war von der Umſicht, mit der ſeine Ideen erfaßt und ausgeführt wurden, ſteigerte ſich die Hochachtung vor dem jungen Mann, und auch Laura erkannte und empfand es, daß in dem Arbeiter doch mehr innerer Gehalt verborgen lag, als ſchon ſein gewinnendes Aeußere erwarten und ahnen ließ. Sie mußte es daher natürlich finden, es erfreute ſie ſogar, daß der Vater die ganze Angelegenheit ſchleunig in Ausführung gebracht wiſſen wollte, und den Monteur mit den nöthigen ſchriftlichen Vollmachten verſah, zugleich dabei den Wunſch ausſprechend und die Erfüllung deſſelben erwartend: daß Schott ſelber nicht nur die heut gekaufte Maſchine überbringen, ſondern auch die nöthigen Einrichtungen zur Brennerei auf dem Gute perſönlich leiten und ausführen werde.

Schott verſprach es, wenn ſeine Herren nicht anderweitig bereits über ihn und ſeine Zeit verfügt hätten, und nach dem jetzigen Scheiden erwartete man gegenſeitig ein baldiges Wiederſehen.

Der Gutsherr konnte es nicht unterlaſſen, ſich noch weiter lobend über den jungen Mann zur Tochter auszuſprechen, aber es waren ihm auch ſolche Aeußerungen, wie er ſie vorhin von dem Banquier vernommen, ſehr erklärlich. Er ſagte: „Die Ruhe, das ſich ſelbſt vertrauende Benehmen dieſer einſichtsfähigen und geſchickten Fabrikherren und Fabrikarbeiter hat etwas Gewinnendes, obwohl man freilich bei Einzelnen mitunter Stolz und Rauhheit ſich ſoll gefallen laſſen!“ — Die Tochter ſchwieg nachdenklich, es verdroß ſie faſt, daß ſie im Herzen dem Vater recht gab; ihr Unwille lehnte ſich auf gegen den Gedanken, gegen ein nicht abzuweiſendes Gefühl: der junge Mann, dieſer Fabrikarbeiter, ſey ihr ſo geltend geworden, daß ſie ſich ordentlich darauf freue, ihn wiederzuſehen, wobei unwillkürlich ein Vergleich mit dem Banquier und dem Arbeiter mehr zu deſſen Gunſten ſich ausbilden wollte. Zuletzt ward es für Laura lächerlich: der reiche Banquier, jung, unverheirathet — und der Arbeiter, nächſtens in unſauberer Blouſe, mit rußigen Händen: es war zum Lachen — und dennoch! —

Der junge Mann, der Gegenſtand dieſer Betrachtungen, lehnte noch eine Weile an ſeiner Maſchine, den Dahinſchreitenden nachſchauend, wobei er die Hand ſo bewegte, als müſſe er aufſteigende Bilder und Träume wegwiſchen; — dann ſchritt er zu ſeinem Tiſche, und begann die für Wanfried flüchtig entworfenen Zeichnungen genauer auszuführen. — Bald jedoch kamen Bekannte und nähere Freunde, ihn jubelnd und lachend vom Arbeitstiſche zu entführen. Sein Kampf mit dem Engländer hatte Alle höchlichſt erfreut: er hatte ja gleichſam ihrer Aller Ehre gerettet — und ſo mußte ein Glas auf ſein Wohl, auf die Fabrik, auf das deutſche Maſchinenweſen getrunken werden: Dem konnte und durfte ſich Schott nicht entziehen. War er bei ſeiner Maſchine ein ernſter, umſichtiger junger Mann, im Kreiſe der Freunde und Genoſſen ward er ein heiterer lebensluſtiger Geſell, der mit Maaß zu trinken wußte, und dem ein heiteres Lied aus der Seele drang.

Wenige Wochen ſpäter, als die Ausſtellung längſt geſchloſſen, ſeine Maſchine den erſten und beſten Preis davon getragen hatte, fuhr Schott dem Gute Wanfried's zu, um die ihm übertragenen Arbeiten dort in Ausführung zu bringen. In ſeiner Bruſt begann es unwillkürlich raſcher zu ſchlagen, wenn er des Wiederſehens gedachte. Mehr und mehr tauchte in ihm auf das Bild der anmuthig ſchönen Laura, das er bisher mit ſeinen Gedanken wohl zurück drängte, aber doch nicht verbannen konnte. Indem er ſie nun wiederſah, ihre Hand zum Gruße ſich ihm entgegen ſtreckte, war ſie noch reizender, lieblicher, als ſein geiſtiges Auge ſie ſich gedacht und die Erinnerung ſie ihm vorgeſtellt hatte. Es lag ein ſüßer Wohllaut in ihrem Wort, mit dem ſie ihm entgegen kam: alle Bedenken wurden überwältigt. Er wollte es nicht glauben, und mußte es ſich dennoch geſtehen, Liebe zu der Tochter des reichen Gutsbeſitzers erfülle ſein Herz. Unbeſonnenheit war es, Thorheit, er ſagte ſich dies täglich, ſtündlich ſeit ſeiner Anweſenheit auf dem Gute, aber:

Was fragt die Liebe nach Gütern und Geld,
Was fragt ſie nach dem Gerede der Welt,
  Die Lieb' iſt eben die Liebe;
Und thürmten ſich Berge und Waſſer zu Hauf,
Die Liebe ſucht Wege und findet ſie auf —
  Denn Lieb' iſt eben die Liebe!

Er arbeitete raſch, arbeitete viel; er wollte durch Arbeit ſein Herz zum Schweigen bringen — aber wenn er die ihm Gefährliche ſah, wenn ihres Kleides Saum ihn ſtreifte, dann waren alle Vorſätze dahin. Seine Worte hielt er im Zügel, ſeinen Blicken konnte er jedoch nicht immer gebieten. Und Laura? O, ſie wollte es ſich verſchweigen, daß der junge Mann ſelbſt in der Blouſe, den Hammer, die Feile in der Hand, einen beſſeren Eindruck mache, als ſie erwartet und gedacht habe: es ließ ſich aber innen nicht verſchweigen. Wie männlich feſt, wie beſtimmt war er in und bei ſeinen Arbeiten! — und wenn er Abends mit ihr und dem Vater durch den Garten oder die Felder ſchritt, wie beredt war ſein Mund, wie freudig leuchtete ſein Auge! Er hatte viel geſehen, ſprach gut, ſelbſt über Sachen, wo ſie es nicht erwartete; er bezeugte tiefe, gediegene Kenntniſſe, ſelbſt unſere beſſeren und beſten Dichter und Schriftſteller waren ihm nicht fremd: mit Verſtändniß hatte er ſie geleſen. War es nicht ein natürlicher Erfolg, daß Laura ſeiner Rede gern lauſchte?

Und die Träume, Wünſche des jungen Mannes, die in ſeiner Bruſt, trotz aller Bekämpfung, herrſchender wurden, waren es denn wirklich nur Phantaſien und Hirngeſpinnſte, die aller Ausſicht auf Verwirklichung entbehrten? Waren nicht viele, die meiſten jetzt angeſehenen Fabrikherren ehedem Arbeiter geweſen gleich ihm? Konnte nicht auch ihn das Glück begünſtigen? — Die Liebe hat ſtets reiches Hoffen und Erwarten! —

Seit ein paar Wochen iſt er bereits auf dem Gute, ſeine Beſchäftigung ſchreitet rüſtig vorwärts. — Es iſt Abend geworden, er wandert allein durch das Feld; Laura iſt mit dem Vater zum nächſten Gutsnachbar gefahren: ſie verſprachen, Abends wieder heim zu ſeyn. Voll Sehnſucht geht er ihnen entgegen; droben am Berge, von wo ab man die Ausſicht über den See und die dort anliegenden Dörfer hat, ſteht der Pfarrer des Orts, gedankenſchwer über die Gegend hinſtarrend: ein Mann erſt den Fünfzigern nahe, ſein Haupt trug aber ſchon ergrautes Haar.

Schott kannte ihn, hatte einigemal mit ihm geſprochen, er wendete ſich auch jetzt zu ihm. Der Pfarrer jedoch hatte ſein Nahen nicht bemerkt, er ſchien tief im Sinnen geweſen, denn ſichtbarlich erſchrak er bei dem Gruß des Herangekommenen, und ſchaute ihn an wie geiſtesabweſend. Endlich ſagte er, tief aufſeufzend und ſeine Gedanken mit Gewalt ſammelnd: „Ach! Sie ſind es!“ Leiſer ſetzte er hinzu: „Ich hatte Ihren Schritt auf dem Moos des Bodens nicht vernommen, und doch ſo eben noch Ihrer gedacht. Sie blicken mich fragend, erſtaunt an; — ja, ich gedachte Ihrer — und meiner eigenen Jugendjahre. Wie viel Städte, ſelbſt Länder haben Sie bereits geſehen! — mir wurde meine Sehnſucht nach der Ferne nie befriedigt. Die Nothwendigkeit, ſo raſch als möglich ein Amt zu erhalten, ließ mir keine Wahl; ich nahm die erſte, die nächſte Pfarre, in Hoffnung, die Zeit wird eine beſſere bringen. — Mein Haar iſt vor der Zeit erbleicht, und wie Moſes einſt nach Canaan ſchauete, ſo ſchaue ich noch täglich hinaus nach dem Lande meiner Sehnſucht, nach den Zauberbildern meiner Jugend. In jedem Herbſt, wenn die Blätter fielen, empfand ich's, daß auch von meinem Lebensbaume wieder Blätter verwelkt herabgeſunken waren. Wie anders iſt es mit Ihnen! Sie ſtehen freier in eigener Kraft und Macht, die unausgeſetzte Arbeit ſtählt Sie, läßt trübe Gedanken nicht aufkommen. Ihr Geſchäft regt durch das immer Neue immer wieder auch den Geiſt an: Sie ſehen Erfolge, ich nicht! — Geiſt und Hand ſind mir oft gebunden, und ich muß in Unthätigkeit verharren, wo ich regſam thätig ſeyn möchte. Das lähmt Geiſt, Herz und Hand!"

Schott, überraſcht von den Klagen des Pfarrers, fand ſich veranlaßt zu dem Einſpruch: „Sie unterſchätzen wohl Ihre Erfolge und Ihre Wirkſamkeit, Herr Pfarrer! Liegt nicht ſchon in dem Namen Seelſorger ein Unendliches ausgedrückt?"

„Ja! ja!" erwiederte der Pfarrer, der ſich ſeiner jetzigen Muthloſigkeit dem jungen Manne gegenüber zu ſchämen begann, einer beſſeren Stimmung aber noch nicht mächtig werden konnte: „Ich weiß, was Sie ſagen wollen, und im Ganzen mögen Sie recht haben. In meiner Stellung und Lage bleiben jedoch der Schatten zu viele, um ſo mehr, wenn man nicht ſelten mit ſeiner Herzens- und Geiſtesanſicht uneins iſt bei Dem, was man amtlich thun, und ſich dann ſagen muß, man habe ein verfehltes Leben hinter ſich und vor ſich. Stolz meiner Eltern hieß mich ſtudiren und ihre Armuth zwang mich, Theologie als Brotſtudium zu wählen: ſo nur konnte ich auf Unterſtützungen rechnen. Meiner Neigung nach wäre ich am liebſten Baumeiſter geworden, und demnach werden Sie ſich auch die Vorliebe für Ihr Fach erklären. — Wenn doch die Eltern mehr die Neigungen und Anlagen ihrer Kinder beachten wollten: es gäbe weniger Klagen und verfehlte Leben! — Und nun heute" — rief er ärgerlich lachend — „heut hab' ich beſondere Urſache, mißmuthig meiner Liebe zum Bauweſen zu gedenken. Sie haben geſehen und gehört, mit welchem Eifer und welcher Ausdauer ich unſeren neuen Kirchenbau betrieb. Jetzt ſteht nach jahrelangen Mühen das Gotteshaus fertig im Rohbau da, die eiſerne Thurmſpitze ſollte morgen aufgeſetzt werden, das Kreuz, die Zierde der höchſten Spitze, iſt angekommen — und nun erklärt mir der Schmied oder Schloſſer, was er iſt: er ſey nicht im Stande, das Kreuz auf zu richten, er leide am Schwindel. Meine morgende Freude iſt mir alſo wieder verdorben! Wär' ich nicht Pfarrer, ich glaube, ſelber griff' ich zu und richtete das Kreuz auf. Schwindel! — in unſern Tagen iſt Alles Schwindel!" Und dabei trat der alte zürnende Herr ordentlich mannhaft derb auf.

Schott mußte lachen, indem er äußerte: „Daher alſo Ihr Aerger? Nun, nun! wenn die Erfüllung dieſes Wunſches Sie glücklich macht, ſo will ich dies Kreuz auf mich nehmen — ich werd' es morgen aufrichten!"

Der Pfarrer ſtarrte den Sprecher einen Augenblick groß an, bald aber ergriff er deſſen Hand und ſagte ſichtbarlich erfreut und zufrieden geſtellt: „Das wollen Sie? — Ei, daran konnt' ich auch früher denken! Weiß ich doch, daß Sie ſich vor keiner Arbeit ſcheuen — und den kleinſten Deut zur Ausſchmückung eines Gotteshauſes beigetragen zu haben, kann dem eigenen Herzen nur zur Freude gereichen. Ich nehme Ihr Erbieten mit beſtem Dank an, überzeugt, nun wird das Werk gut und dauerhaft vollbracht. — Sie haben meinen Kummer, meine Mißſtimmung wirklich in Freude verwandelt. Nochmals Dank!"

Sich zum Heimgehen wendend, ſchweifte nun ein Blick auf den See und den Weg daneben; den ankommenden Wagen des Gutsherrn bemerkend, ſagte er noch, raſch vorwärts ſchreitend: „Dort kommt Herr Wanfried mit ſeiner Tochter nach Hauſe; laſſen Sie uns ihnen entgegen gehen! — ſie ſollen durch mich Ihren Entſchluß zu der Hülfsthat für die Kirche erfahren!"

Ohne eine Antwort oder Gegenrede abzuwarten, eilte der Pfarrer dem Wege zu, um ſeine Freude dem Gutsherrn ſchon von Weitem zu verkündigen. Wanfried, der mit Laura vom Wagen ſtieg, wurde durch die Nachricht offenbar erfreut; dem jungen Manne die Hand ſchüttelnd, rief er herzlich aus: „Das iſt brav!" — Die Tochter jedoch hob unwillkürlich ihr Geſicht nach dem neu erbauten Thurm; bangend deſſen Höhe ermeſſend, rief ſie, bleich werdend: „Um Gott! Sie werden doch nicht?" — und ſchwieg dann beſtürzt, wie in der Ahnung, ihr Gefühl habe ſie zu weit getrieben, ſo daß nun eine verrätheriſche Röthe ihre Wangen überflog. — Schott glaubte dies zu bemerken, und ſagte mit äußerlich unterdrückter Freude: „Es iſt nicht ſo gefährlich, als es ſcheint; eine feſte Hand und ein ruhiger Blick vermögen viel. Auch meine ich, ein ſolches Unternehmen gehöre noch in mein Fach; wie könnte ich mich alſo ihm entziehen, beſonders wenn ein anderer Arbeiter ſich davor fürchtet!"

„Aber ich dächte doch, Sie hätten es diesmal nicht nöthig, ſich in Gefahr zu begeben?" fiel Laura ein, wie mit einem Ton des Zürnens, und der junge Mann antwortete: „Wir ſtehen überall in Gottes Hand! Laſſen Sie mich dem Herrn Pfarrer dieſe Freude bereiten; daß er ihrer wenig habe, entdeckte mir obenein vorhin ſeine Klage."

Der Pfarrer wurde verlegen, und wollte Etwas entgegnen zu ſeiner Entſchuldigung, doch der Gutsherr half ihm darüber hinweg, indem er zu der Tochter ſagte: „Kind, ich verſtehe Dich nicht, zumal Du doch ſchon Gelegenheit hatteſt zu bemerken, daß Herr Schott, was er unternimmt, auch auszuführen vermag. Jedenfalls wird es aber gut ſeyn, wenn Du Dich morgen fern hältſt von dem Ort ſeiner Thätigkeit; denn ſonſt könnte Deine Beſorgniß und Unruhe unſerm jungen Freunde ſchädlich werden.“

Am andern Morgen ging die Sonne hell und klar auf. Schott und der Geſell, der bisher bei ſeinen Arbeiten ihm zur Hand gegangen, waren früh beſchäftigt. Sie hatten alle Vorkehrungen zum Vollbringen des Werks beendet, und in der neunten Stunde des Tages begann Schott den gefährlichen ſchweren Gang zur Kirchthurmſpitze. Den Pfarrer ließ die Unruhe nicht daheim, auch Herr Manfried und viele Einwohner des Orts hatten ſich eingefunden. Innerlich tief bewegt ergriff der Pfarrer beide Hände des jungen Mannes, und ſprach nur, wie ſegnend: „Gott ſchütze Sie!“

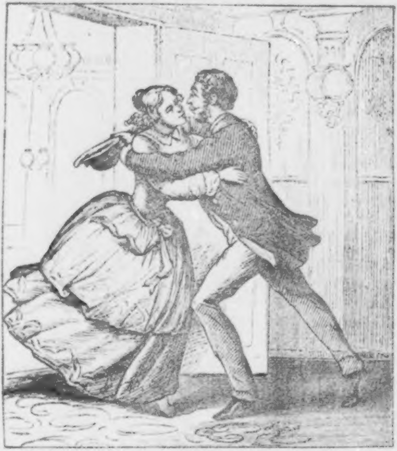
Schott ſtieg ernſt den Thurm hinan. Bald war er droben, bald ſtand er draußen in ſchwindelnder Höhe, auf ſchwankendem Gerüſt, und ſchwang den Hammer, wie zu einem freudigen Gruße.

Und drüben im Herrenhauſe weilte Laura am bogigen Fenſter, ſchwer beklommen zum Kirchthurm hinüberſchauend. Auf dem Platze dort konnte und mochte ſie nicht ſeyn, hier aber ließ die Angſt ſie nicht ruhen; ſie wollte nicht, konnte es jedoch nicht unterlaſſen, am Fenſter zu lehnen, wie zum Gebet die Hände zu falten, und voll Herzklopfen die Augen nach dem Thurme zu lenken. Sie hatte es in langer ſchlafloſer Nacht tief erkannt, daß der junge Mann ihr mehr war, als er ihr hätte ſeyn ſollen, und ob ſie bei wägendem Verſtande ſich für thöricht erklären wollte, die geſchäftige Phantaſie, die Alles beſiegende, jede Bahn ebnende Liebe machte ſämmtliche Schranken, ſämmtliche Hemmniſſe hinfällig. — Konnte nicht auch Schott, wie ſchon andere Arbeiter, nach wenigen Jahren Herr und Eigenthümer einer Fabrik ſeyn? Würde er bei ſeinen Kenntniſſen, bei ſeiner Umſicht nicht bald hoch empor kommen, zumal wenn der Vater, hoffentlich dieſer Liebe und Verbindung nicht abgeneigt, ihn zu Anfang mit einigen Kapitalien unterſtützte? — O, gewiß, dieſe Liebe, ſo ſiegreich in ihrer Bruſt, war nicht ſo ausſichtslos, als ſie, den Verhältniſſen nach, anfangs zu ſeyn ſchien: die Erfüllung ihrer Wünſche lag nicht im Reich der Unmöglichkeiten. — So hatte Laura ſelbſt ſich überredet, jetzt aber dachte ſie der Zukunft nicht, — die

Gegenwart nahm all ihre Sinne gefangen. Sie lehnte am Fenſter, und bangte um den Geliebten.

Der zeigte ſich droben auf ſchwankendem Brett ſo feſt und ſicher wie auf ebener Erde: kein Gedanke an Gefahr kam in ſeine Bruſt, ihn bewegte vielmehr ein frohes Gefühl: der Muth erkräftigte ſeinen Arm und ſchärfte ſein Auge. Mit wuchtiger Macht fiel der Hammer auf das Eiſen; der Fuß des Kreuzes wurde in die dazu vorhandene Oeffnung eingelaſſen, die Schrauben wurden angezogen — und endlich, endlich nach angeſtrengter, mehrſtündiger Arbeit war das Werk vollendet: das Kreuz ſtand feſt, dem Winde, dem Sturme trotzend, auf der Spitze des Thurms. — Es war geſchehen! — Der junge Mann, an das Kreuz gelehnt, blickte nun, nach vollendeter Arbeit, auf den Platz hinab, dann weit umſchauend in die Lande hinaus. Wie ſchön, wie reich entzückend lag da Gottes Welt vor ſeinen Blicken ausgebreitet! — hier war er wie erhaben und enthoben über des Erdenlebens Drang und Leid. Der ſonnig beleuchtete Spiegel der See, die Waldgipfel drüben, die näher oder ferner liegenden Dörfer und Flecken — es war eine köſtliche Umſchau. Die Menſchen drunten auf dem Platze erſchienen ſo klein, ſo unbedeutend, wie all ihr Treiben von hier aus erſcheinen mochte. Wolken zogen, als ob ihm näher gebracht, vom Winde getrieben ſegelnden Booten ähnlich durch die Lüfte; Schwalben umkreiſten ihn, wandernde Strichvögel ſchwebten über ihn hin. Er ſah Alles, empfand innigſt heilige Andacht, fühlte ſich gleichſam ſeinem Gott näher. — Und jetzt, jetzt traf ſein Blick auf das Herrenhaus — er täuſchte ſich nicht: am Fenſter ſtand eine Frauengeſtalt, ſein Herz ſagte ihm, daß es Laura ſey. Geöffnet ward das Fenſter, eine Hand winkte mit dem Tuche grüßend herüber. Er ſchwenkte den Hammer rings um ſein Haupt, zum Zeichen eines freudigen Gegengrußes, — und ſtieg dann raſch, vom Gerüſte nieder, in den Thurm. Es war die rechte Zeit, dies zu thun, denn nun erſt drohte ihm Gefahr; nicht die Höhe machte ihn ſchwindeln, aber ſein Herz voll Liebe, die unaufhaltſam übermächtig in ſeiner Bruſt erwacht war.

Stürmiſch durchbebt ſtieg er hinab, und als ihn drunten der Pfarrer feierlich anredete, der Gutsherr ſich lebhaft dankend genaht hatte, entwich Schott allem Empfang, entwehrte ſich der Menge, und eilte nach dem Herrenhauſe. — Laura ſah ihn ſich nahen mit beflügeltem Schritt, zum Hauſe hinein; dann hörte ſie dieſen Schritt von dem Gange her, dem Zimmer zu, in welchem er ſie geſehen; die Thür wurde geöffnet, und ſie, von ihrer Aufwallung getrieben, einzig die Liebe walten laſſend, flog ihm entgegen, umarmte und küßte ihn. —



Es war geſchehen: der Augenblick hatte Beide überwältigt. Hoch erglühend lag ſie an ſeiner Bruſt, von ſeinen Armen umfangen; dann aber, dann, nach einer ſeligen Minute, die ein ganzes Leben in ſich ſchloß, riß ſie ſich los, und flüchtete zurück in das Zimmer.

Es war ein Rauſch, ein wunderhafter Rauſch; Schott wußte nicht, war er auf Erden oder im Himmel. Langſam, in ſich verſunken und ſich nicht begreifend, ging er, einem Träumenden gleich, zu ſeiner Arbeit. —

Wenige Stunden nachher fuhr eine Extrapoſt in den Hof. Banquier Mangold kam, ſeinem Verſprechen gemäß längſt erwartet, heut aber unerwartet; dennoch wurde er überaus freundlich und zuvorkommend empfangen. — Man wollte eben zu Tiſch gehen, als der Wagen vorfuhr; Laura erſchien etwas ſpäter, und nahm an der Seite des Banquiers ihren Platz ein. — Schott fühlte ſich ſehr beklommen; zum erſtenmale ſeit ſeinem Hierſeyn wurde ihm die Kluft bemerkbar, die ihn von dem Gutsherrn trennte. Wie ſo ganz anders war das Benehmen in Bezug auf den Banquier, — welche ſiegende Macht hat das Geld! — Und Laura? — Warum kamen denn plötzlich dem jungen Manne die Worte des Dichters Max Waldau in den Sinn:

„Dieſelbe, die eben vorüber gegangen,
Und die mich nicht zu kennen ſcheint,
Sie hat an meinem Halſe gehangen,
Und hat an meinem Herzen geweint.“

Er wußte und ahnte nicht, was ſeit wenigen Stunden in der Bruſt des jungen Mädchens geſchehen war: der Stolz hatte ſich empört und drückte mit Gewalt die Liebe nieder. Sie zürnte mit ſich ſelbſt, daß ſie zu ſolchem Uebermaaß ſich hinreißen ließ; gewiß, ſie hätte es vermeiden ſollen. Jetzt mußte die Uebereilung ausgeglichen werden — und die Gelegenheit zur Ausgleichung griff ein.

Die Gründe. die den Banquier zur Reiſe hieher beſtimmten, entwickelten ſich bald ſo deutlich, daß Schott darüber nicht im Zweifel ſeyn konnte. Banquier Mangold war unverheirathet und reich, Wanfried galt dafür — Laura war alſo „eine paſſende Partie.“ —

Wir wiſſen ja, wie es heut zu Tage im Leben geht: Geld macht Alles möglich. Laura, mit ihrem Herzen im Zwieſpalt, dem Stolz und der Meinung des Vaters nachgebend, unterdrückte ihr Empfinden, und warf ſich, in Hoffnung, ihre für ſie irrige Liebe mit der Wurzel auszurotten, um ſo haſtiger in ein anderes Verhältniß, das des Glanzes und der Freuden dieſer Welt ſo viel zu bieten ſchien. Banquier Mangold kam, bat um ihre Hand — und erhielt ihr Jawort. Die

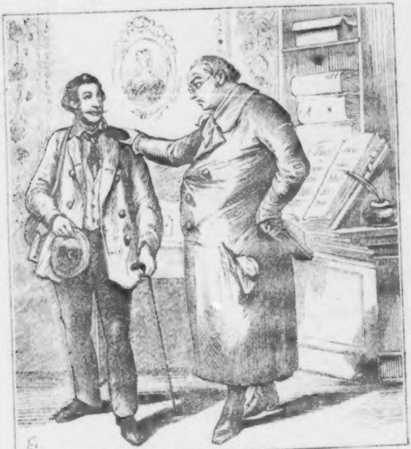
Verlobung ward gefeiert: was kümmert ſich die Braut um den Schmerz, den ſie bereitet hat. Schott verläßt in wenigen Tagen das Gut, ſeine Arbeiten ſind beendet — dann iſt Alles vorüber und vergeſſen. — Wie glücklich gedenkt ſie zu ſeyn, und noch mehr zu werden! —

Die wenigen Tage ſind vergangen; der Abſchied war gegenſeitig kalt, förmlich, raſch vorübergehend. Schott hat das Herrenhaus verlaſſen, ohne ein Wort der Klage; Niemand ſchien ſeinen Schmerz zu ahnen, — und ſie, die ihn kannte, wollte ihn nicht kennen.

Sein Weg führt ihn am Pfarrhauſe vorüber, dort war er erwartet, und der ältliche Mann, der den jungen Mann ſo lieb gewonnen, die Schmerzen in deſſen Bruſt längſt geahnt und mitgefühlt hatte, nimmt Schott's Hand, ſieht ihm voll und warm in das Angeſicht, und ſpricht väterlich, gütig, liebevoll: „Sie nannten mich einen Seelſorger, laſſen Sie mich zugleich ein Herzenskundiger ſeyn. Muth, junger Freund, Muth! Ich weiß, was in Ihnen lebt und wogt, ich habe Sie beobachtet, und ſo ſage ich nochmals: Muth, junger Freund! Wären Sie, wie ich, an der Scholle gebunden, müßten Sie halb unthätig Ihrem Schmerze nachhängen, ohne Macht, eine Aenderung erwirken zu können — Sie würden einſt auch über ein verfehltes Leben klagen. Wie es aber mit Ihnen iſt — gewiß, der jetzt gebeugte Stamm erſtarkt wieder in der Arbeit, treibt neue Knospen und Blüthen!"

Der junge Mann entgegnete wehmüthig: „Es mag vielleicht, oder wirklich ſo ſeyn! Aber wird eine Zerriſſenheit des Vertrauens auf Menſchenwerth auch wieder geknüpft, es iſt doch nicht recht mehr das Ganze. Eine verlorene Liebe raubt uns den ſchönſten Inhalt des Lebens, und eine verrathene Liebe wirft in der Bruſt des Mannes einen düſteren Schatten über alle weiblichen Weſen. Verſchwunden iſt nun der Reiz, die Macht des Glaubens, während eine ſiegreiche Liebe das Schwerſte leicht vollbringen läßt. Ich werde arbeiten, jedoch ſtets die überirdiſchen Schwingen vermiſſen, werde niemals erreichen, was ich erreicht hätte! Leben Sie wohl! Unſterblich iſt immer wahre Liebe! — in meiner Bruſt wird die heutige nie erkalten, meine Kräfte aber nicht erhöhen!" — Ohne weitere Worte umarmte Schott den Pfarrer und entfernte ſich raſch.

Drüben im Gutsgarten ging unterdeß Laura an der Seite des Bräutigams. Schott's Geſell, am Zaun vorüber ſeine Heimreiſe antretend, ſang:



Geh' Du nur hin, halt's für Gewinn,
Daß ich nicht mehr Dein Liebſter bin,
Daß Du mein Herz zerriſſen;
Laß ein, zwei Jahr in's Land nur ſeh'n,
Wird Dir das Wort vom Munde geh'n,
Weinſt Nachts Du naß die Kiſſen:

„Wie gerne wollt' ich Alles thun,
Könnt' ich an ſeiner Bruſt nur ruh'n,
Ihm einen Wunſch erfüllen.
Wohl ſind die Truhen alle ſchwer,
Mein Herz, mein Haus iſt liebeleer,
Wer kann den Jammer ſtillen?

Ich hatte nicht der Liebe Acht,
Nun hat die Lieb' mich krank gemacht,
Die Lieb', die ich vernichtet.
Wein' ich auch ohne Unterlaß,
Wein' ich auch Nachts mein Kiſſen naß —
Ich bin hier doch gerichtet!"

Der Banquier, der bei dem Geſange unwillkürlich ſeine Schritte gehemmt hatte, ſo daß Laura die Worte des Liedes vernehmen mußte, ſagte lachend: „Was ſolch ein Volk für Sachen ſingt! Ein altes garſtiges Lied!" — Die Braut erwiederte Nichts, aber ihr Auge war unbewußt feucht geworden; — in trüber Ahnung preßte ihre Hand das wogende Herz.

* * *

Jahre ſind vergangen. Der Dampfer „Mathilde", vom Bremerhafen kommend und nach Buenos-Ayres ſteuernd, wiegte ſich auf den Fluthen des Oceans. Er war ſeinem Ziele nahe, die Reiſenden und armen Auswanderer auf und in ihm zählten bereits die Stunden, nach welchen ſie das Land zu erreichen hofften. Der noch immer junge, aber über ſeine Jahre weit hinaus ernſte Schott lehnte am Radkaſten und ſtarrte nach Weſten, wo die Sonne ſich bereits zum Untergange neigte. Er war jetzt als erſter Ingenieur einer der bedeutendſten Fabriken des deutſchen Vaterlandes auf der Reiſe nach Amerika, um dort im Auftrage große Fabrikanlagen zu fördern. Sinnend blickte er auf das Meer hinaus, dabei doch einzelnen lauten Stimmen von der Kajüte her lauſchend.

Dort ſaßen Banquier Mangold und ſeine Frau; das Schickſal hatte ſie mit Wilhelm Schott zuſammen geführt: der Banquier eilte auch nach Amerika. In ſeinem Geſchäft war nicht Alles, wie es ſeyn ſollte: er hatte verwegen ſpeculirt, das Glück blieb ihm aber nicht immer zur Seite. Der Schwiegervater war vor Jahren geſtorben, das hinterlaſſene Vermögen nicht ſo anſehnlich, als man ſich eingebildet hatte, und das Gut mußte verkauft werden. Jetzt, um einem ſchimpflichen Bankerott zu entgehen, mußte der Banquier in Haſt dieſe Fahrt unternehmen, die mehr einer Flucht als einer Reiſe glich. Schott hatte Alles erfahren, und Laura, die junge Frau, war ihm bleich, gedrückt erſchienen: ſie ſah nicht aus wie eine Glückliche.

Der Dampfer ſtrebte dem Hafen zu, die Bay von Barragan konnte nicht fern, die Reiſe bald beendet ſeyn. Untergegangen war die Sonne, die Nacht brach ein; da, plötzlich, überraſchend — noch ſtand Schott an derſelben Stelle — wurde es viel berühriger unter dem Schiffsvolk: ein ſeltſames, raſches Laufen und Rennen machte ſich auffallend, ein ungewöhnlicher Geruch zog vorüber, den der Ingenieur erkannte, und nun auch wußte, was geſchehen war. Mit gewaltigem Sprunge war er in dem Maſchinenraum; ſeine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht: das Schiff hatte Feuer gefangen, doch hoffte man, der Flamme Herr zu werden.

Schott trat mit Unerſchrockenheit und Umſicht dem verheerenden Element entgegen; ſelbſt der Capitain rühmte ſeine Kenntniß, ſeine Beſonnenheit und Willenskraft: Alle folgten ſeinen Befehlen. Die Macht des Feuers war jedoch ſchon zu weit gediehen, man mußte auf Rettung des Lebens Bedacht nehmen. Welch eine Wirrniß entſtand! — dennoch bewährte ſich auch hier die anordnende Ruhe des jungen Ingenieurs in Unerſchütterlichkeit: kurz und beſtimmt ertheilte er ſeine Befehle. Die Boote wurden hinabgelaſſen; — das Feuer ſchlug indeß mehr und mehr aus dem unteren Raume auf, machte die Paſſagiere und Auswanderer faſſungs- und feſſellos. Alles drängte und eilte den Booten zu, ſie mit unnöthigem Ballaſt beſchwerend, da Jeder noch zu retten gedachte, was ſich ergreifen ließ. —

Auch Mangold, von raſender Angſt und Furcht erfüllt, trieb in ungemeſſenen Ausdrücken zur Haſt. Laura jedoch trat zu dem Ingenieur — zum erſtenmal ſeit ihrer gemeinſamen Reiſe ihm näher — und ſagte entſchieden, bei Frieden und milder Ergebung auf ihrem Geſicht: „Hier will ich bleiben, ſo lange Herr Schott das Schiff nicht verläßt; an ſeiner Seite iſt die wenigſte Gefahr.“ — Ihr Gatte ſchrie und wüthete: die Rohheit ſeines Weſens brach immer derber hervor; er nahm das aus ſeinem Bankerott gerettete

Geld, ſprang in das Boot hinab, nur auf ſeine Rettung bedacht, und es fuhr ab, trotz aller Abmahnung, in Bezug darauf, daß es zu ſehr überladen war. — Eine überfluthende Woge kam, wieder eine, und es ward zum Grunde geriſſen: ein entſetzlicher Jammer der Verſinkenden drang durch die düſtere Nacht. — Der Wind war ſtärker und ſtärker geworden; höher und höher ſchlugen die Flammen aus allen Theilen des Schiffes hervor: wenige Minuten noch, und es mußte zuſammenbrechen, um Alles zu verſchlingen, was auf ihm war und lebte.

Zum Glück trieb der Wind das brennende Schiff dem Lande zu; — Schott ſtand noch immer auf ſeinem Platz, wich nur Schritt für Schritt dem Feuer. Laura, die bleiche, junge Frau, hielt ſich an ſeiner Seite; er hatte den Arm um ſie geſchlungen, zum Zeichen, daß er ſie nicht verlaſſen, daß er mit ihr leben oder ſterben wolle. Sie lag nun an ſeiner Bruſt; feſter umfaßte er ſie, blickte ſtarr auf das Meer: ſeine Augen ſchienen das nahe Lande herbei rufen zu wollen. Höher, höher loderte die Flamme, unerträglicher wurde der Rauch, die Hitze. Da — da — erbebte das Schiff, es ächzte, ſtöhnte, und „jetzt, jetzt!“ rief Schott, erfaßte Laura mit ſeinen Armen, „jetzt ſey der Himmel uns gnädig!“ — und ohne Verzug ſprang er mit ſeiner Laſt in das Meer hinab. Er war ein geübter, kühner Schwimmer, den auch in der größten Noth ſein Muth nicht verließ; er hatte für Laura eine Planke erfaßt, — und ſteuerte ſo, ihr zur Seite ſchwimmend, dem Strande zu. Wind und Wetter waren günſtig: ſie trieben nach dem Ufer. Rieſige Wogen hoben ſie, warfen ſie wieder in die Tiefe hinab. Jetzt — die Brandung ſchlug an ihr Ohr — die Kräfte der jungen Frau erlagen, eine Ohnmacht umfing ſie, ihre Hände konnten die Planke nicht mehr halten. Schott ſah es — er umfing die Sinkende, die Verſinkende. Mit dem Aufbieten ſeiner letzten Kraft ſtürzte er in die Brandung hinein, theilte den Schaum der brodelnden Wogen — und fühlte endlich, endlich Land, Land unter den Füßen: eine mildthätige Woge hatte ihn auf den Strand geſchleudert, er ruhte mit ſeiner ſüßen Laſt, gerettet, geborgen auf feſtem Boden.

Das Frühroth dämmerte auf im fernen Oſten; einſam öde war es am Strande. Die junge Frau öffnete ihre Augen: die Ohnmacht war gewichen, aber es war die letzte Kraft, die das Leben ihr noch gegönnt. Mit ſich verklärendem Blick ſah ſie auf den jungen Mann, an deſſen Bruſt ſie ruhte, und als er ſie mit dem innigſten Wohllaut ſeiner Stimme rief, als er bat und flehte: „Laura, Laura, geh' nicht von mir!“ — da ſchlug ſie noch einmal das Auge voll

und warm auf, und vielleicht noch im Geiſte des Liedes gedenkend, das der ſcheidende Geſell geſungen, hauchte ſie leiſe: „Mein Stolz hat mich elend gemacht! — wie ſüß, wie ſüß iſt der Tod!“ —

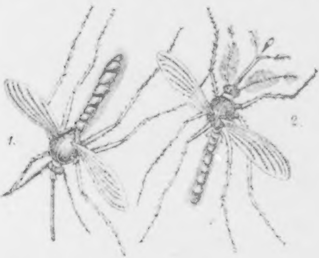
Ein Windhauch zog vorüber; zwei Schwäne ſtiegen vom Strande auf — flogen dem Meere zu. Schott ſah ſie fliegen und ſteigend fliegen, der Sonne zu — bis ſie dem Blicke verſchwanden, wie in Sonnenlicht vergehend.

Die Todte ruhte an ſeiner Bruſt! — Wie glücklich hätte Sie und Er ſeyn können, wenn Herzenstreue und Genügſamkeit nicht von Laura's Flatterſinn und Luſt am Scheinleben mißachtet wurden!

Wilhelm Schott blieb in dem Welttheil, wo er doch das Grab der Geliebten ſein nennen darf!

Die Stechmücke.

Ein Lebensbild aus der Thierwelt. Von Karl Ruß.



Lau und mild iſt der Frühſommer-Abend herabgedämmert; er folgte einem bereits recht heißen Tage. In ſeinem wonnigen Düften, in ſeinem Singen und Klingen, ſeiner Harmonie des großen Liebe- und Wonne-Concerts der Natur — da iſt es jetzt vornehmlich eine Thierart, deren Laute uns am meiſten auffallen, die gleichſam die erſte Geige in der Abendmuſik ſpielt. — Das ſind die Myriaden der über dem Waſſerſpiegel tanzenden Mücken mit ihrem pfeifenden Geſumme, in welchem alle übrigen Töne und Stimmen der Thierwelt jetzt verſchwimmen, erſt dadurch die liebliche Harmonie der ganzen Töne-Mannigfaltigkeit bildend.

Man ſollte glauben, daß dies Mückenſummen als eins der allergrößten Wunder der Natur erſcheinen müßte, und doch geht man gleichgültig und theilnahmlos daran vorüber, weil es ſo alltäglich iſt. Aus Millionen Stimmchen wird, verſchmelzend, eine Stimme, die, laut und vernehmlich genug, uns heute gemahnen ſoll, ihren winzigen Urheberinnen einmal unſere volle Aufmerkſamkeit zu ſchenken, — um auch im Kleinſten und Unſcheinbarſten die hohe Vollkommenheit und Größe der Natur kennen, ſchätzen und lieben zu lernen.

Am Rande eines kleinen ſtehenden Gewäſſers ſitzen wir auf ſchwellendem Moospolſter. Gar nicht lange, da ziehen einzelne pfeifende Stimmchen vom Waſſerſpiegel daher, umſchwärmen uns im lebhaften Tanze. Es ſind eben jene kleinen Quälgeiſter der Menſchen und Thiere, hungrige oder vielmehr blutdürſtige Stechmücken. Zum Nutzen unſerer Beobachtungen laſſen wir einer von ihnen an unſerer Hand den Willen. Nach einigem Suchen, ſcheuem Hin- und Herfliegen hat ſie eine paſſende Stelle gefunden: aus der langen Scheide ihres Stachels ſtößt ſie nun dieſen in unſere Haut. Der eigentliche Stachel beſteht aus vier bis ſechs — je nach der Art — ſteifen und ſehr ſcharfen Spitzen, von denen zwei noch mit Widerhäckchen verſehen ſind. Dieſe Spitzen dringen faſt eine Linie tief in die Haut, und die Hülle derſelben bildet, um die Wunde ſich legend, den Schlauch, durch welchen das Blut eingeſogen wird.

Jagen wir nun die Mücke, nachdem ſie geſtochen, fort oder tödten ſie, ſo brechen jene widerhakigen Spitzchen ab, bleiben in der Wunde ſtecken, und dieſe juckt und brennt deſto ärger. Ueberwinden wir jedoch den kleinen Schmerz des Mückenſtichs, um zu ſehen, wie das Ungeheuerchen gierig in unſerm Blute ſchwelgt! Der durchſichtige Leib füllt ſich mehr und mehr mit der rothen Flüſſigkeit; wie faſt alle an uns ſaugenden oder uns ſtechenden Kerbthiere läßt nun auch die Mücke etwas von einer ihr innewohnenden Schärfe — meiſtens Ameiſenſäure — in die Wunde fließen, und dieſe verurſacht dann ſpäter das entzündliche Anſchwellen und Brennen, die ſogenannte Beule des Mückenſtichs.

Endlich hat ſie ihren Hunger und Durſt vollſtändig geſtillt; ſie zieht vorſichtig ihr Stachel-Werkzeug aus der Wunde, und jetzt wäre es Zeit, durch einen hurtigen Schlag das Leben des kleinen Unholds zu vernichten; der Beobachtung wegen laſſen wir aber die Mücke auch jetzt entwiſchen. Schwerfällig fliegt ſie davon, wieder dem Waſſer zu, wo ſie, an ein Hälmchen geklemmt, ſich zur Ruhe begiebt, und am nächſten Morgen finden wir ſie dort noch ſtill und regungslos ſitzend. Doch kaum erhebt ſich die Sonne über die Höhen und ſendet ihre erſten wärmenden Stralen herüber, da beginnt auch unſere Mücke ſich zu rühren. Sie regt die Füße und Flügel, als wolle ſie verſuchen, ob ſie nach dem unmäßigen Genuſſe ſich noch in die lichte Höhe hinaufzuſchwingen vermöchte. Jetzt hat ſie den Entſchluß gefaßt: ſie erhebt ſich, doch nur leiſe und langſam ſchwebt ſie dahin, dicht über dem Waſſerſpiegel, bis ſie ein ſchwimmendes Blatt oder Hälmchen findet, auf dem ſie behutſam ſich niederläßt. Hier ruht ſie wieder einige Augenblicke, dann tritt ſie dicht an den Rand des Waſſers und beginnt hier das Legen ihrer Eier, die ſehr eigenthümlich geſtaltet ſind, etwa in der Form einer Birne. Mit dem dickeren Ende nach unten ſetzt nun das kleine Geſchöpf ein Ei dicht neben das andere auf den Waſſerſpiegel, hält ſie mit den Hinterfüßen feſt, bis die zuſammenklebenden Eierchen gleichſam eine ſchwimmende Batterie bilden. In dieſer Weiſe legt die Mücke wohl dreihundert Eier; dann ſtirbt ſie, und ſchon nach zwei Tagen ſchlüpfen aus den Eiern die Maden oder Larven. Dies ſind ganz wunderlich geſtaltete Geſchöpfchen, welche man in jedem ſtehenden, fauligen Gewäſſer, namentlich in den bereitſtehenden Bottichen und Waſſerbehältern der Feuerlöſch-Anſtalten bequem beobachten kann.

Vermittelſt einer Röhre hängt ſich das Geſchöpfchen an die Oberfläche des Waſſers, und verharrt hier anſcheinend ganz regungslos. Bei aufmerkſamer Betrachtung ſehen wir aber, daß an dem rundlichen nach abwärts gerichteten Kopfe zwei mit Wimpern beſetzte Arme — oder vielmehr Kinnbacken — fortwährend zitternd ſich hin und her bewegen, um nämlich die im Waſſer ſchwimmenden kleinſten pflanzlichen oder thieriſchen Stoffe dem Munde zuzuführen. So hängen ſie ſtundenlang da, und es iſt der Mühe werth, das Spiel dieſer ſcheußlich geſtalteten kleinen Weſen zu beobachten. Bei der geringſten Bewegung oder Erſchütterung ſchnellen ſie ſich ſchleunigſt in ſonderbaren Windungen in's Waſſer hinab, um gegen die etwaige Gefahr in der Tiefe Schutz zu ſuchen; eines nach dem andern kommt dann aber wieder herauf, hier und da gerathen auch wohl ein Paar kämpfend an einander, bald aber iſt rings Alles wieder ruhig, anſcheinend bewegungslos. Jene Röhre, mit der ſie an den Waſſerſpiegel ſich hängen, dient zum Luftholen, und deshalb müſſen ſie ſtets bald wieder aus der Tiefe hervorkommen.

Nachdem dieſe Larven ſich dreimal gehäutet und bis dahin eine

Größe von ungefähr vier Linien erreicht haben, geht ihre Verwandelung zur Puppe vor ſich. Dieſe hat einen größeren, runderen Kopf und hängt, mit demſelben nach oben gerichtet, durch zwei Athemröhrchen an der Waſſeroberfläche. Im Uebrigen regen und bewegen ſie ſich ganz wie die Larven im Waſſer umher, indem ſie, den Krebſen ähnlich, ſich mit ihren Schwänzen fortſchnellen, nehmen aber keine Nahrung mehr zu ſich. — In acht Tagen etwa begiebt ſich eine Puppe nach der andern an die Oberfläche des Waſſers, hier verharrt ſie einige Augenblicke regungslos; dann entſteht in ihrer Oberhaut plötzlich ein gewaltiger Riß, aus dem ſich mühſelig, doch kräftig wieder ein ganz neues Weſen hervorarbeitet, das vollendete Kerbthier oder Inſekt: die Mücke. Nur kurze Friſt ruht ſie auf der ſoeben verlaſſenen, auf dem Waſſer ſchwimmenden Hülle aus; dann erhebt ſie ſich in die warme wohlige Luft, um bald, luſtig mit einſtimmend in den luſtigen Singſang, ſich umzutreiben im wilden Reigen der ausgelaſſenen Mückenſchwärme.

Dieſer ganze Kreislauf vollendet ſich in etwa vier bis fünf Wochen, vom Ei bis zur vollendeten Mücke an gerechnet; in günſtigen Sommern iſt alſo mindeſtens vier- ja wohl fünffache Mücken-Nachkommenſchaft zu erwarten, und demnach wird man ſich nicht mehr über die wahrhaft ungeheuerlichen Schwärme dieſer kleinen Quälgeiſter wundern.

Die Weibchen der letzten Brut überwintern an mäßig warmen Orten, zum Beiſpiel in Kellern, wo ſie oft in großer Menge an den Wänden ſitzen. Mit den erſten Sonnenſtrahlen des Frühlings kommen ſie dann hervor und beginnen ſogleich ihr Fortpflanzungsgeſchäft. Nur unſern kerbthierfreſſenden Vögeln, namentlich den Schwalben, haben wir es zu danken, daß dieſe blutdürſtigen Thierchen ſich nicht in wirklich bedrohlicher Weiſe vermehren; der aufmerkſame Naturfreund wird nun leicht die Urſache auffinden, weshalb die Schwalben ſich ſo häufig über dem Waſſerſpiegel umhertummeln.

Eine große Anzahl von Mücken findet auch ihren Untergang bei windiſchem Wetter im Waſſer. Wie ſonderbar, das Element, welches allein ihr die Möglichkeit des Entſtehens und der Entwickelung bieten kann, tritt der Mücke vom Augenblick der Vollendung an durchaus verderbendrohend gegenüber. Bei ſtiller und namentlich warmer Witterung fliegen jedoch die Mücken ungefährdet davon, und dann eben wird ihre Vermehrung eine ſo ſchnell um ſich greifende, daß man ſie zuweilen wie Wolken die Luft erfüllen ſieht.

Unſere einheimiſchen Mücken, wenn auch freilich oft läſtig geung. erreichen doch niemals die Bedeutung, daß ſie, gleich denen ferner Zonen, zur wahren Landplage werden, was namentlich ſo iſt mit den Stechmücken ſüdlicher Gegenden, deren verſchiedene Arten man unter dem Namen Mesquitos zuſammenfaßt. Vor ihnen, beſonders in Braſilien, am Amazonenſtrom, am Orinoko u. ſ. w. können ſich oft weder Menſchen noch Thiere retten. Auch am aſowiſchen Meere iſt ſolche Plage ſehr arg, und ſonderbarer Weiſe ebenſo, nach den Berichten der Reiſenden, im hohen Norden, wo ſie oft ſo zahlreich ſind, „daß ihre Leiber bei ungünſtigem Wetter bis an die Ferſen den Boden bedecken.“ —

Noch einmal ſehen wir uns im Freien um, wählen wieder einen milden Abend der ſchönſten Jahreszeit. Traute, feierliche Stille herrſcht rings um uns her, nicht geſtört oder unterbrochen, ſondern nur gehoben von den Lauten und Tönen der Thierwelt. In ſtummes Anſchauen verſunken ſtehen wir da; die herrlich-wundervolle Landſchaft vor uns, übergoſſen von den purpurnen Strahlen der eben verſinkenden Sonne, dünkt uns ſo überirdiſch ſchön, daß unſere Herzen unwillkürlich vor Entzücken erſchauern über die Pracht und Herrlichkeit der Natur. Aus der Ferne ſchwimmen die Stimmen des Abends zu uns herüber: die ſchwärmeriſche Klage der Schwarzdroſſel aus dem dunkeln Kieferngebüſch dünkt uns in dem Wald-Abendconcert die der Prieſterin und Vorſängerin, indem deren Stimme uns, ſanft und mild, aber doch mächtig und unwiderſtehlich zum Innern dringt.

Da aber werden wir aufgerüttelt aus unſerer ſinnigen Ruhe, aus unſerer Andächtigkeit. Gleich einer Meute gieriger Raubthiere ſtürzt ſich ein Mückenſchwarm auf uns los; bald ſticht uns hier, bald kitzelt uns dort eine, uns hilft weder Schlagen noch Scheuchen, ja kaum Tabaksrauch: die argen Quälgeiſter können uns nun faſt zur Verzweiflung bringen. Aehnlich iſt es bei jedem Spaziergange oder Aufenthalt im Freien und ſogar, bei Abends geöffneten Fenſtern, in den Zimmern. — Deshalb dürfte es wohl nicht überflüſſig erſcheinen, wenn wir ſämmtliche Bekämpfungs- und Vertilgungsmittel der Mücken einmal zuſammenfaſſen. Zunächſt ſeyen Citronenſaft oder Ammoniak (Salmiakgeiſt), dünn aufgeſtrichen, als die zur Linderung der Mückenſtiche empfohlenen Mittel genannt. Bei heftiger Entzündung wäre ein in kaltes Waſſer getauchtes Läppchen aufzulegen, und oft zu erneuern, noch rathſamer. — Dann ſey auf möglichſte Schonung und Hegung der Schwalben und anderer Singvögel auch bei dieſer Gelegenheit recht dringend hingewieſen; deren endlich allgemein durchgeführter naturgemäßer Schutz kann uns allein von den mannigfachen Plagen der allerkleinſten Thierwelt wirkſam befreien.

Für die Vermehrung der Mücken insbeſondere iſt das Austrocknen oder, wo dies nicht angeht, das Bevölkern mit Fiſchen aller ſtehenden Gewäſſer von Bedeutung. Durch das Austrocknen werden den Mückenſchwärmen die Brutorte entzogen, und die Fiſche verzehren mindeſtens die größten Maſſen ihrer Brut. Am geeignetſten für ſtehende, ſchmutzige und ſumpfige Gewäſſer ſind bekanntlich die Karauſchen und allenfalls die Schleihen.

Ferner wolle man zur Winterszeit in den Kellern und dergleichen Räumen ſtets recht ſorgſam nachforſchen; man wird dort, namentlich in der Nähe von ſumpfigen Gewäſſern, zahlreiche überwinternde Mückenweibchen finden. Um dieſe gründlich zu vertilgen und damit zugleich die zahlreiche erſte Brut möglichſt zu vernichten, bediene man ſich eines befeuchteten Staubbeſens, mit dem man an den Balken entlang fährt und die dort ſitzenden, mindeſtens halberſtarrten Mückenmütter maſſenweiſe zermalmt.

Wenn man an kühlen Sommer- und Herbſtabenden die Fenſter öffnet, um ſchwüle Luft hinaus- und friſche hereinzulaſſen, da folgen die Mücken oft in Schaaren dem Scheine des Lichts oder der Wärme, und dringen ein in die Wohn- und Schlafzimmer. Oft verhalten ſie ſich hier anfangs ganz ruhig, kommen erſt hervor, angelockt von den menſchlichen Ausdünſtungen, nun die Schlafenden zu überfallen. Um ſich dann gegen ſie zu ſchützen, giebt es verſchiedene Mittel. Ein frei brennendes Licht in der Stube thut gute Dienſte. Noch beſſer iſt Zugluft, ſie verjagt die Mücken, und andere Kerbthiere. Oeffnet man Thüren und Fenſter, kommen die Mücken zwar herein, ziehen jedoch nebſt Fliegen u. ſ. w. ſogleich wieder davon. Ein wirkſames Mittel gegen Mücken und Fliegen iſt es auch, wenn man in der Dämmerung alle Läden ſchließt, oder die Fenſter verhängt, bis auf eines; in der nun dunkelen Stube fühlt ſich dieſe geſammte kleine Thierwelt bald unheimlich, ſummt und brummt nach dem einzigen hellen Punkte, dem einen offenen Fenſterflügel, und dort hinaus. — Auch in ähnlicher Art hat die Benutzung von Dunkel und Hell den bezweckten Erfolg. Kurz vor dem Schlafengehen wird in der Schlafſtube das Licht ausgelöſcht, ſo daß es Innen dunkeler iſt, als Draußen. In Verlauf von kaum einer halben Stunde ſind ſämmtliche Mücken des Zimmers an den helleren Fenſtern, wo ſie, ganz ſtill ſitzend, vermittelſt eines Tuches leicht eine nach der andern todtgedrückt werden können. Begreiflicher Weiſe kann man dies Verfahren auch in der Dämmerſtunde, nachdem man die Fenſter geſchloſſen und bevor man Licht angezündet, vornehmen. Bei möglichſter Aufmerkſamkeit und Sorgfalt wird man die Schlafzimmer in dieſer Weiſe ſtets vollſtändig von dieſen Plagegeiſtern befreien. — Daß zu den wirkſamſten Vertilgern der Mücken die Fledermäuſe gehören, iſt bekannt, mithin der Schutz auch dieſer nützlichen Thiere angelegentlich zu empfehlen.

In Betreff der Nahrungsart der Stechmücken ſey noch bemerkt, daß ſie auch, außer von dem Blut der Thiere, vom Honigſaft der Pflanzen leben, und hauptſächlich nur die Weibchen blutdurſtig zu Leibe gehen, während die Männchen mit Pflanzenſäften und andern Feuchtigkeiten fürlieb nehmen. Wenn ſie alle thäten wie dieſe beſcheidenen Männlein — wie gern möchten wir dann den kleinen luſtigen Sängern und Tänzern der lauen Abendluft ihr kurzes Daſeyn gönnen, zumal das Summen der Mückenſchwärme am trauten Frühlingsabend für jeden Gemüthvollen unzweifelhaft in die wonnige Harmonie der Natur hineingehört und nimmer im hehren Waldabend-Concert fehlen dürfte.

Kunibert Stoppe.

Die Schriftſtellerei hat ſich im neunzehnten chriſtlichen, mit noch viel Unchriſtlichkeit erfüllten Jahrhundert weit und breit ausgedehnt und verzerrt, iſt beliebt geworden in den Hauptſtädten, auch in denen, die das Haupt nicht voran haben, in Flecken und Ritterſitzen bis zum Bauernſtande. Wer die Worte etwas geläufig und geleiſig auf Papier zu bringen vermag, der glaubt aus der Tinte ſeinen Ruhmesglanz holen zu können, beſonders ſeit die Federn ſtählern, alſo nicht mehr bezüglich ſind auf das Sprüchwort: „Wenn die Federn den Autor machten, wären Gänſeriche viel mehr zu achten!“ — Sey es vergönnt, unter Vielen Einen auszuwählen, der ungereimt und gereimt Lorbeerkränze im Leben, und nach ſeiner Vereinigung mit dem Staube Denkmale in Marmor oder Erz für ſich erhoffte.

Kunibert Stoppe war der einzige Sohn eines Buchbinders, und deſſen Wohnort ein Städtchen, wo das Bürgerliche und Bäuerliche, das Hand- und Ackerwerk noch mehr Einheit und Einigkeit in ſich hatten als unſer ganzes Deutſchland. Der Vater, **Erasmus Stoppe**, erbte neben der Buchbinde- auch eine Leihbücherei, beſtehend aus beinahe achthundert Romanen, zuſammengeholt von jenen Tagen an, als die Leſer herzlich litten mit „Werther“ und „Siegwart“, bei den Ritter- und Räuber-Abenteuern ſich geiſtig erkräftigten durch das Fauſtrecht, ſich zugleich in Wonne anfiebernd durch die Schauer aus der Unheimlichkeit des Geſpenſtiſchen, wonach

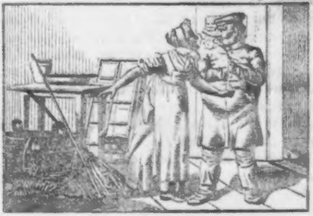
Auguſt Lafontaine Alles wohlwollend in Liebe zur Liebe zu vermitteln ſuchte. Nur bis an die Jugendwerke dieſes ehemaligen Landpredigers reichte jene Leihbücherei, denn darin, nichts Neues anzuſchaffen, war der Vater Stoppe für die Mehrheit der Leihbücherei-Verweſer ein unübertroffenes Muſter. — Der Großvater Sebaldus Stoppe hatte ſich während ſeines irdiſchen Daſeyns in die ritterliche Romanwelt ſo innigſt vertieft, daß er über ſein Hirn hinaus darin untergegangen, und befliſſen war, ſchon mit dem Taufnamen Kunibert ſeinem Enkel den Antrieb zu geben, die gleiche Ritterlichkeit in der Leihbücherei aufrecht zu halten.

Kunibert's Vater, — auch deſſen Vorname Erasmus erinnert an gebuchte Kreuz- und Querzüge — wich durch die franzöſiſche Revolution aus der ihm angewieſenen Bildungsbahn. Er hatte die Staatshändel im Gemüth, man darf nicht ſagen im Kopf; denn deſſen Mitgabe wurde mehr und mehr verringert, weil er bei mäßiger Arbeit viel weniger mäßig war bei dem Eſſen, ſich auch gern mit ſtarken Getränken ſchwächte. Dennoch zeichnete er ſich ſchriftſtelleriſch aus mit Räthſeln und Charaden, eingeſandt für das ſtädtiſche Wochenblättchen, Abends im Wirthshauſe „Zur blechernen Mütze“ auch mit Salbaderei während und nach Vorleſung der Zeitung, wobei ihm durch die Schuld der Wärme für das Völkerwohl die Tabakspfeife erkaltete, ausnahmsweiſe, denn es geſchah übrigens ſonſt am ganzen Tage ebenfalls nur, wenn ſich der Mund anderweitig beſchäftigte. Vermittelſt jenes Vorleſens der Zeitung wurde er aber wirklich ſo ſtaatsklug, daß er immer mehr begriff, als ſich begreifen ließ, und immer mehr wußte als die Wahrheit.

Kunibert's Mutter durfte man eine gute Frau nennen; ſie war haushälteriſch und die Verwalterin der Leihbücherei, auf deren Einnahme und den Ertrag der Landwirthſchaft Erasmus Stoppe ihr Kaſſenweſen anwies. Hinſichtlich ihrer Ehe hatte ſie ſich, weil ſie eifrig gern „Geſchichten“ las, mehr in die Leihbücherei als in den Bräutigam verliebt, und ihr Vater, Meierhofs-Beſitzer, der am reichlichſten von der Wolle ſeiner Schafe lebte, vermochte durch dieſe für ſeine Tochter auch eine Ausſteuer an Baarſchaft zu erſparen, die jedoch bald keinen Kaſten mehr brauchte; denn konnte Erasmus Stoppe für ſein Flottleben Geld aus dem Hauſe tragen, dann wurde ſeine Trägheit unmerklich.

Frau Mathilde Stoppe hatte durch die Heirath nicht nur die baare Ausſteuer, ſondern auch den angenehmer klingenden Namen ihres Vaters eingebüßt. Sie war eine geborene Milden, und dieſe Mehrheit des Worts Milde ſchien von Einfluß geweſen auf die Nachgiebigkeit, mit der ſie ihren Kunibert weichlichſt behandelte, und bei ſeiner Verziehung ſtets für ſich Verzeihung zu finden wußte. Nach dem mütterlichen Wunſche ſollte das Söhnlein mehr zur Feldwirthſchaft als zur Buchbinderei angeleitet werden, weil der Vater Milden für Acker- und Wieſenbenutzung der Mithülfe bedurfte, da ſein einziger Sohn in der Hauptſtadt den Wollenhandel betrieb, um die Schafſchur der Meierei möglichſt zu verwerthen, und durch die Wollenmaſſe zur vollen Kaſſe dienlich zu ſeyn. Kunibert empfand ſich aber von der Leihbücherei ſo angereizt, daß bei ihm ziemlich alles Andere verleſen war. Bereits zur Führung des Pflugs beſtimmt, koppelte er Verdrießliches und Verſüßliches, indem er dem Brettgerüſt des Pflugs eine Art Leſepult anfügte, um ſo für leibliche und geiſtige Frucht gemeinſchaftlich zu ſorgen. Dieſe Erfindung war bewundernswürdig; eines Nachmittags vergaß jedoch Kunibert im Entzücken über „Hasper a Spada", dieſen damals bis zum Zerreißen reißend geleſenen Roman vom Forſtrath Carl Gottlob Cramer, ſich und die ganze Umgegend, und die Pferde waren nun ſo frei, einen halben Morgen junger Saat des ſchlächterlichen Nachbars in Sturzacker zu verwandeln, in Folge deſſen der Vater Stoppe eine Entſchädigung ausbeuteln mußte. Kunibert vernahm nun den mit der Stockeinmiſchung geſchärften Befehl, ſich ein- und ausſchließlich der Buchbinderei zu widmen, fühlte ſich jetzt aber ſelber ſo gebunden, daß er aufſeſſig angelegentlichſt danach ſtrebte, außer Rand und Band zu kommen. Falzbrett, Heftlade, Beſchneidepreſſe, Schnitthobel und Borſtenpinſel widerten ihn an, zumal er ſich berufen fand, ſein Glück zu machen durch einen begonnenen, faſt bis zur Hälfte gediehenen Roman, einer Hälfte, die bereits in hübſcher Handſchrift — das Einzige, womit Kunibert prunken konnte — vor ihm lag, und betitelt war: „Leichen und Geſpenſter". Die Mutter begünſtigte ſein Unternehmen, und er empfing von ihr ſchon jetzt ein Schreiben an den Oheim Heinrich Milden in der Hauptſtadt, denn ihr Bruder ſollte Kunibert's Ruhmbeförderer werden. Leider kränkelte aber die Mutter, und ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich derart, daß ſie heimging in das Reich des Friedens. Dies verzögerte das handſchriftliche Ende des Romans und den Anfang des für die Erwartungen Kunibert's handgreiflichen Ruhms: er mußte noch über anderthalb Jahre im Joch verharren, und ſich einſtweilen allein an der Vortrefflichkeit ſeines Werks laben.

Erasmus Stoppe hatte ſich unterdeß die zweite Frau zugezogen, eine ſolche, mit der man ſich öfter entzweien konnte als mit der erſten. Schönheit hatte er nicht beanſprucht, auch nicht Jugend, dies Zeugniß trug Frau Juſtine Stoppe in eigener Perſon offenkundig mit ſich herum. Der jungen Juſtine war unter den bei ihr Anfragenden bis zu ihrer abfallenden Blüthe Keiner, nun wäre ihr ziemlich Jeder recht geweſen, und ſie ſagte Ja zu dem gealterten Buchbinder, der ſich klüglich erſt überzeugte, daß die neue eheliche Paarſchaft durch Baarſchaft vortheilhaft ſey, und die volle Lade der Braut reizender einlade zum Hochzeitsfeſt als ſie ſelbſt. Vorher wendete ſie auch immer ihre anmuthigſten Seiten in das Helle, ohne Angrenzung von Hölle, und zu ihrem Anmuthigſten gehörten beſonders das Raſchberührige und ausgezeichnete Reinlichkeit. Dieſe



war aber noch vor dem Ablauf der Flitterwochen zu einem ſolchen Waſchluſtfieber ausgeartet, daß im ganzen Hauſe faſt täglich nichts ungewaſchen blieb, auch nicht des Eheherrn Kopf, wobei dann berührige Streitſucht die Reinlichkeit zur Peinlichkeit umſchuf. Durchdringenden Groll äußerte ſie vorzugsweiſe gegen den Tabaksqualm, und dieſen mußte Erasmus Stoppe meiſt nach der Hausflur ableiten. Doch auch dort trat ſie ihm bald entgegen, und auf die Frage: „Soll ich denn nicht einmal vor der Stubenthür ſtehen mit der Pfeiſe?“ antwortete Juſtine in vollblütigem Ausdruck: „Ei was! Reinlichkeit iſt überall am rechten Ort, und es thäte noth, ich ſtände immer hier in der Sorge, daß ſich die Leute Stiefel und Schuh am Eiſen abſtreichen; den großen Zettel dort an der Thür, der ſie darum bittet, lieſt ja kein Menſch!“ — und ſogleich mußte nun der Abgetrumpfte hinaus in die friſche Winterluſt.

Mit Kunibert konnte ſich Juſtine und er ſich mit ihr nur unverträglich ſtellen, da ſich jedoch die Hoffnungen auf ſeinen Roman bis in das Unendbare ſteigerten, entſchloß er ſich, mit dem Briefe ſeiner Mutter und geringer Habe heimlich von dannen zu entweichen, und in der Hauptſtadt den Oheim Heinrich Milden aufzuſuchen. — Wie er, ſo entfernt ſich auch die Feder des Geſchichtſchreibers von Erasmus Stoppe und ſeiner Juſtine, denn nun ſind nur Bahn und Wahn des Kunibert Stoppe zu beachten.

Er war jetzt ein langgewachſener, ſchon etwas überreifer Jüngling im Alter von ſechsundzwanzig Jahren, und der kleinſtädtiſche, dem Pariſer Modezuſchnitt nirgends gerechte Anzug machte ihn nicht ſonderlich anziehend; ſein Vertrauen auf inneren Werth erlitt aber dadurch keine Entkräftung. Weil er ſich freute, ſeinen Oheim zu ſehen, zweifelte er natürlich nicht im Mindeſten daran, daß deſſen Freude, ihn, den Neffen zu ſehen, der ſeinigen beſtens gleichen würde. In der Hauptſtadt als müder Fußwanderer angekommen, zeigte er ſich dennoch, wie beſtaubt er war, nachdem er ſein Ränzel in einer Herberge ablegte, ohne Verzug an der Eingangsthür zur Wohnung ſeines Verwandten, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß er ſeinen Roman mitbrachte.

Herr Heinrich Milden, der umſichtige Wollenhändler, war erweislich ein Mann des Fortſchritts in ſeinem Thun und Trachten, denn er verhalf ſich noch vor ſeinem vierzigſten Jahr zur Gicht und zur Würde eines unbeſoldeten Stadtkämmerers. Sehr entſchiedene Neigung hegte er zu allen behaglichen Getränken, zu denen er Halbbier und Waſſer nicht zählte; gelernt hatte er ſo viel, um das Brauchbare von dem ihm Unbrauchbaren abzuſondern, und vergeſſen oder bemeſſen konnte er, was nicht zu ändern und deshalb zu ertragen war.

„Iſt Herr Milden zu Hauſe?" fragte Kunibert das hübſche, die Thür öffnende Dienſtmädchen.

„Den Herren Stadtkämmerer meinen Sie?" entgegnete zurechtweiſend die etwas Schnippiſche; „der Herr Stadtkämmerer ſind zu Hauſe, kann aber Niemand vor ſich laſſen."

„O, das bedaure ich ſehr!" ſagte beſtürzt der Eingewanderte; „iſt er ſo krank?"

„Krank? Nein!" antwortete das Mädchen; „aber ich muß es Ihnen wiederholen, Sie können ihn jetzt nicht ſehen, er ſpeiſt eben."

„Speiſt er denn im Finſtern?" fragte Kunibert verlegen oder ohne Ueberlegen.

„Das nicht!" erwiederte ſpitz die nun ſchon Ungeduldige; „aber der Herr Stadtkämmerer hat's nicht gern, daß man ihn bei'm Eſſen ſtört, will dann Niemand ſehen."

„Niemand iſt ſo blind, als Diejenigen, die nicht ſehen wollen!"

rief danach der Aufgeregte; „aber ſagen Sie ihm, ſein Neffe Kunibert Stoppe ſtände hier, und würde höchlichſt erfreut ſeyn, wenn er mit dem Herrn Oheim ſprechen könne.“

Das Mädchen wandte ſich zurück, und zugleich folgte ihr Kunibert, der ihre Andeutung, im Vorzimmer zu warten, bis ſie wiederkomme, nicht recht verſtanden, und dadurch das Vergnügen und Genügen hatte, ſeinen Auftrag mit etwas unwilliger Beimeldung genau berichten zu hören. Das plötzliche Entweichen des bei dem Hageſtolz Heinrich Milden unzweifelhaft beliebten Mädchens, deſſen auffällige Mißmiene den Angewanderten jetzt deutlich genug als zu überraſchend raſche Nachkommenſchaft betrachtete, war nicht geeignet, um ſeine Erwartung eines erwünſchten Empfanges Seitens des Oheims ganz bei Kräften zu laſſen. — Der Herr Stadtkämmerer wurde von der Gicht geplagt während der letzten ſechs Wochen, und genau ſo lange hatten ſeine Füße wie ſein Kopf auf Kiſſen gelegen. Nachdem er endlich aus dieſer ſchwächenden Niederlage wieder zum Aufrechtſtehen befähigt war, wollte er ſich eben an einem Lieblingsgericht erlaben, er hatte nun erſt den erſten Biſſen auf der Gabel, da klingelte und klopfte draußen Kunibert, was jenen erſten Biſſen unterweges aufhielt.

Den Zudringlichen beſchaute ſich jetzt der Geſtörte eine Weile mit Blicken, worin ſich Erſtaunen und Unzufriedenheit paarten, bis ihm einfiel, daß er deutſch zu ſprechen verſtehe, und er dann ausrief: „Nun junger Herr Ungeſtüm, von welcher dringlichen Nothwendigkeit iſt denn Ihr Geſchäft mit mir, daß es nicht auf den nächſten Morgen vertagt werden konnte?“

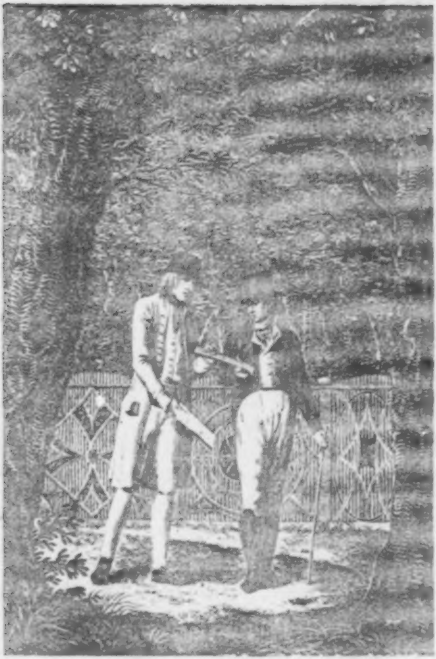
Kunibert erklärte alsbald nicht ohne hochtrabende Redensart den Zweck ſeiner Anweſenheit in der Hauptſtadt, der Oheim durchbrach aber den eingeübten Vortrag mit den Worten: „Ein Roman treibt Sie hieher? — und das iſt Alles? Ich glaubte ſchon, nicht nur die Buchbinderei, auch die Meierei ſammt Scheunen, Speichern und Ställen wäre in Flammen aufgegangen, oder durch Sturmwuth vernichtet! Ich bitte, Herr Ankömmling, mir zu erlauben, das erſte, ſeit ſechs Faſtenswochen erreichte Mittagseſſen in Ruhe zu genießen, und da Sie hoffentlich bemerken, daß die Huhnſuppe kalt wird, ſo erſuche ich Sie, im Nebenzimmer ſchriftlich Ihre Wohnung anzuzeigen; ich werde Ihnen dagegen melden laſſen, wann es mir genehm ſeyn wird, Sie für Weiteres anzuhören.“

Kunibert verlor ſeinen Muth in der Wuth; ihm blieb nur noch eine Spur von Beſinnung, ſo daß er den Brief ſeiner Mutter aus der Taſche zog, ihn auf das Tiſchtuch hinwarf, und nun ſeine

Kehrſeite dem Oheim zeigte. Ehe er jedoch das Haus verließ, wurde er nach ſchnell vom Herren Kämmerer dem herbeigeklingelten Mädchen eingeprägter Anordnung hinlänglich mit Brod, Käſe und Halbbier bewirthet: ein Aufwand, gutem Rath vergleichbar, der reichlich Andern gegeben wird, ohne die leiſeſte Abſicht, ſich ſeiner ſelbſt zu bedienen.

Nicht mehr in Freudigkeit über ſeinen hauptſtädtiſchen Verwandten, überlegte Kunibert in der Herberge, was zu thun ſey, und die verwelkte Hoffnung grünte ihm wieder vermöge ſonniger Hinblicke auf die Buchhändler. Am nächſten Morgen machte er mit ſeiner zierlichen Handſchrift kreuz- und querzüglich die große Runde, und ſammelte viel Höflichkeit ein; denn die Herren Verleger ſind die höflichſten Leute, beſonders bei abſchlägigen Antworten. Da es aber ſehr ſchwierig iſt, einen Geſchäftsmann zu finden, der etwas kauft trotz der Ueberzeugung, es niemals verkaufen oder verwerthen zu können, mußte der Müdgebeugte nach der Herberge zurück, ohne jedoch die Ausſicht zu ſeiner Ruhmeshöhe ſich völlig entſchwinden zu laſſen. Denn bei einem der Buchhändler war ein berühmter Dichterrichter, deſſen empfehlendes Urtheil ſtets wirkſam ſey, genannt worden: ein neuer Leitſtern für Kunibert! — Nachmittags ſuchte er auch ihn, den Doctor Kelmer, in ſeiner Wohnung außerhalb der Stadt; er war wenige Minuten zuvor ausgegangen, ein Nachbar aber fingerzeigte nach der Ferne, wo der Erfragte eben im Garten eines Durchlauchtigen luſtwandeln, dort mit ſeinen Gedanken allein, folglich ungeſtört ſeyn wollte. Der ihm nachlaufende Kunibert Stoppe kam ihm nun begreiflich mit ſeinem Anliegen ſehr zur Unzeit; Doctor Kelmer ließ aber zuhörend den, ihm über den Kopf gewachſenen, durch den Fleckenſchneider veraltet ausgeſtatteten Andringling reden, bis ihm Kunibert das Titelblatt ſeiner Handſchrift zur Anſchau hinreichte. Bedächtig las Jener laut: „Leichen und Geſpenſter, Roman aus der Vorzeit für die Nachzeit.“ und laut auflachend rief der Doctor mit kräftigſter Bruſtſtimme: „Schund, nichts als Schund! das bezeugt ſchon der Titel; befreien Sie mich gefälligſt nicht nur von Ihrer Vor- und Nachzeit, ſondern auch von Ihrer Gegenwart!“ — Das war voll Nachdruck vor dem Druck des bezüglichen Romans, und verblüfft blieb der faſſungsloſe Verfaſſer eine Weile Nachſeher, indem der unnachſichtliche Doctor Kelmer eilend ſich in einen Nebengang flüchtete.

Als nun Kunibert in der Herberge über ſeine niedergeſchlagenen Ruhmeshirnbilder brütete, benachrichtigte ihn ſein Oheim durch ein paar Zeilen, daß er ihn Morgen Nachmittags in genau beſtimmter Stunde zu ſprechen wünſche. Fühlte der Neffe für den geſtrigen



Empfang ſich dem Herrn Kämmerer allerdings nicht dankbar geneigt, auch die Möglichkeit irgend einer Unterſtützung wollte er nicht abweiſen: er gehorchte deßhalb der Einladung.

Bei dem Eintritt in die Wohnung des Oheims wurde er durch den kräftigſten Bratengeruch erquickt, und das Verwandtſchaftliche machte ſich anſcheinend ebenfalls erquicklicher. Der Herr Kämmerer erhob ſich aus ſeinem Polſterſtuhl, mit Beihülfe einer Krücke ſtand er nun etwas ſchief aufrecht, ſchüttelte dem Neffen die Hand, lobte ihn wegen ſeiner Pünktlichkeit, hinzufügend: „Das Eſſen wird eben aufgetragen: was zwiſchen uns zu verhandeln iſt, wollen wir in's Klare bringen, wenn wir uns erſt mit Suppe und Rindfleiſch ſammt Nachfolge abgefunden haben.“

Nachdem das Tiſchtuch weggenommen war, fragte der Oheim in Folge der Vorbemerkung, der Brief ſeiner ſeligen Schweſter ſey von ihm mit Andacht geleſen, vollſten Ernſtes, welche Koſt Kunibert verziehe: Brod, Käſe und Halbbier, womit er vorgeſtern bewirthet wurde, oder den Braten und die lieblich gewürzte Mehlſpeiſe von heute? — Der Neffe antwortete: er gebe unbedingt der heutigen Mahlzeit den Vorzug.

„Jetzt wollen wir Ihren Roman — ſo nannte Ihrer Mutter Brief das Ding — in das rechte Licht bringen!“ ſagte der Kämmerer, und als der Neffe ſein Werk ausbreiten wollte, rief Jener ſchnell aus: „Bemühen Sie ſich nicht, ich habe an der erſten Seite genug! Meiner Treu, ſehr hübſche geläufige Hand!“

Während Kunibert in Unruhe darüber nachdachte, was nun des Oheims Erklärung und Abſicht ſeyn könne, äußerte der Herr Kämmerer weiter:

„Wie ich aus der mir überbrachten Zuſchrift der Seligen, Ihrer Mutter und meiner Schweſter, erkenne, ſo hatte ſie Vertrauen zu meiner Dienſtfertigkeit, und mit Recht durfte ſie es haben. Denn als ich das derzeit noch ſehr der Sparſamkeit bedürftige Meiereiweſen unſeres Vaters verließ, verdoppelte die herzensgute Mathilde mein Vermögen, indem ſie mir drei Thaler in die Hand drückte. Jetzt trifft es ſich für Sie günſtig, daß ich zufällig meinen Buchführer verlor, und wenn es Ihnen nicht zuwider iſt, ſeine Stelle einzunehmen, dann werden Sie nach meiner Lebenskenntniß dieß vortheilhafter finden als die Beſchäftigung mit Romanſchreiben.“

Kunibert erſchrak, dankte ſtotternd für dieß freundliche Anerbieten, zweifelte jedoch, wie es ſchien aus Beſcheidenheit, an ſeiner Brauchbarkeit zu ſolchem bücherlichen Amt.

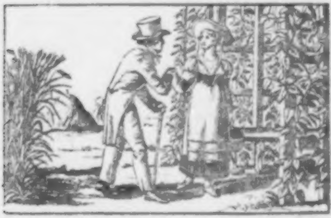
„Was kleinen Umſtand anbetrifft“, entgegnete der Kämmerer,

„da können Sie außer Sorge ſeyn! Sie ſchreiben deutlich mit geübter Hand, und nach dem Brieſe Ihrer Mutter haben Sie auch etwas von Kenntniß der Zahlen; in Allem, was außerdem an Wiſſen erforderlich, kann ich Sie genügend unterrichten.“

Da der Oheim jetzt wahrnahm, daß der Neffe beſorglich auf den unpariſiſchen, alſo deutſchhauptſtädtlich angewieſenen Zuſchnitt ſeines Anzugs blickte, ſprach der alte Herr tröſtend: „In Betracht Ihrer Tracht ſtehen Sie allerdings mit Frankreich auf geſpanntem Fuß, aber wenn Sie ſich entſchließen, Ihre Romanbahn zu verlaſſen, will ich Ihre Handſchrift für Funfzig Thaler eintauſchen, und ich fürchte, einen vortheilhafteren Handel können Sie niemals abſchließen. Jetzt mögen Sie raſch wählen zwiſchen Brotrinden in der Dachſtube, oder Rindsbraten in meinem Wohnhauſe.“

Nicht ohne Entſetzen für Romantiker iſt zu melden: Kunibert willigte ein; der Kämmerer kaufte und verbrannte die Handſchrift, und die Ausſicht zu zeitunglichem Mitwelts- und marmornem oder erzlichem Nachweltsruhm war plötzlich durch Rindsbraten und Mehlklöße verſperrt! —

Rückfälle in die ſchwindliche Tintenſucht fanden ſich aber doch zuweilen ein, beſonders als Kunibert Stoppe von der Verliebtheit gefoltert wurde. Da beflügelte der Herzenstrieb gleichſam die Ferſen und entzügelte einen Strom von Verſen, denen nachzuſagen iſt, daß ſie, obwohl ſchlecht gereimt, durch Ungereimtheit ſich auszeichneten. Wo eine ihn entzündende Schöne ihm begegnete, ſuchte er zur Bekanntſchaft Pfade durch fade Verszeilen in den „Anzeigen vermiſchten Inhalts“ verſchiedener Zeitungen. Bei manchem Mägd-



lein kommt's durch ſolch Beſingen zum Gelingen, und er hatte Erfolg, beſſer als er ihn verdiente, ward als Reimſchmied ſeines Glückes Schmied auf dieſem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege.“ Verholfen hat er ihm zur Näherung an Fränzchen, die hübſche Tochter eines Gutsverwalters, bei der ſich die Liebe durch Reimleim ſo befeſtigte, daß Kunibert endlich, als er ihr, vor einer Laube ſtehend, auf Versfüßen ſein Herz überbrachte, und dann zu ihren Füßen lag, wirklich mit einer Braut vertraut wurde. Ehe die Ehe — jetzt ſchon bis über den Silberkranz hinaus eine friedſame — nachfolgte, ward durch den Tod des Oheims der Neffe Erbe des Geſchäfts, ſaß nun vollauf in der Wolle, erinnerte alſo feinſeitig an das Sprüchwort:

„Schon Mancher ging nach Wolle aus,
Kam aber ſelbſt geſchoren nach Haus“,

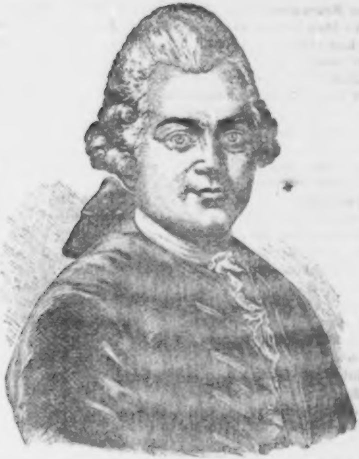
und da unter den Suchten auch die Reimſucht ſich anhaftet, ſey hier geſchloſſen mit dem Nachſatz:

Ihm ſelbſt ward ſein Roman zum Graus,
Doch Reimgeklingel zum Ohrenſchmaus. C. Rienitz.

Jahrhunderts-Feier für Leſſing.

Wir haben in dieſem Volksbuch ſchon zwei Mal — in den Bändchen für 1855 und 1851 — durch Erinnerung an Gotthold Ephraim Leſſing ſeinem Werthe herzliche Verehrung bezeugt; das Jahr 1867 fordert uns auf, ihm nochmals unſere Dankbarkeit auszuſprechen. Anlaß dazu iſt das geiſt- und gemüthvolle Luſtſpiel „Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück“, deſſen erſte Darſtellung im Jahre 1767 uns anregt, darüber etwas Geſchichtliches mitzutheilen.

Während der Zeit, als Leſſing in Breslau Geheimſchreiber des preußiſchen Generals v. Tauenzien war (1760 bis 1764), entwarf er den Plan und beſchäftigte ſich mit der Ausführung in heiteren Frühlings-Morgenſtunden bis zum Jahre 1763. Sein Freund Karl Wilhelm Ramler erhielt allmälig Akt für Akt, und von ihm nahm Leſſing gern Hindeutungen zum Verbeſſern an, doch änderte er nur da, wo er in Ramler's Urtheil einſtimmen konnte. — Gedruckt wurde dies Luſtſpiel erſt ſpäter (Berlin, bei Chriſtian Friedrich Voß), und die Darſtellung verzögerte ſich; ſie erfolgte dann 1767 in Berlin, und in mehreren von Schauſpieler-Geſellſchaften beſuchten Städten. Anfangs — in demſelben Jahre —



wurde dem Director Döbbelin die Wiederholung des Luſtſpiels „Minna von Barnhelm“ für Berlin und den preußiſchen Staat verboten. Leſſing's „Promemoria“ und mehrere Rechtsgeſuche bei dem Miniſter v. Finkenſtein halfen nichts, und man wirkte ſogar von Berlin aus durch den preußiſchen Reſidenten v. Hecht auf den Magiſtrat von Hamburg, wo Leſſing ſelbſt damals war, um dies Luſtſpiel von der Bühne fern zu halten, was jedoch mißglückte: auch für Hamburg kam es im Jahre 1767 zur Anſchau.

In Preußen fand man dies Bühnengemälde zu Sächſiſch, in Sachſen zu Preußiſch, und Leſſing äußert darüber in einem Briefe an Friedrich Nicolai: „Um die Minna zu ſchreiben, mußte ich weder ein Erzpreuße noch ein Erzſachſe ſeyn“. Er hat recht; denn nicht die Neigungen und Abneigungen der Landsmannſchaften leiteten ihn, er wollte ſie vermitteln: das Vereintmenſchliche war daß es mir bei ſolchen Umſtänden gleichgültig ſeyn könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder in Anſehung der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum ich arbeite. Ich habe meine „Beiträge“ bloß darum angefangen, weil dieſe Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch nach dem andern in die Druckerei ſchikken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben“. (Geſchrieben am 8. April 1773.)

„Das deutſche Theater iſt mir immer fatal; ich kann mich nie mit ihm, es ſey auch noch ſo wenig, bemengen, ohne Verdruß und Unkoſten davon zu haben“. (Geſchrieben am 20. März 1777.)

„Mit dem deutſchen Nationaltheater iſt es lauter Wind! Auch die Schauſpieler halten nur das für ein wahres National-Theater, das ihnen auf Lebenslang reichlich Unterhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen ihnen ja doch genug in's Maul“. (Geſchrieben am 25. Mai 1777.)

Dieſe kurzen Auszüge werden hinreichen zu der Ueberzeugung, daß es unſerm Leſſing, der mit ſeiner edelgeiſtvollen Kraft unſer Buchſchriftweſen in vieler Hinſicht aus dem Wuſt zu Bahnen der Klarheit erhob, vermöge der Nahrungsſorgen nicht vergönnt war, ſeine ſchöpferiſche Macht nach ihrem ganzen Inhalt zu offenbaren. Gewiß iſt dies ein großer Verluſt, unzweifelhaft dadurch geſteigert, daß Leſſing ſchon in ſeinem noch nicht vollendeten zweiundfunfzigſten Lebensjahre (1781) ſtarb, nachdem er uns noch ſein bedeutſamſtes Werk für die Bühne gegeben hatte, ſein „dramatiſches Gedicht: Nathan der Weiſe“. — Mit dieſem Glück für uns Deutſche bezeichnete er großartig ſein Scheiden aus irdiſcher Bedrängniß. —

Daß wir ihm zu Dank verpflichtet ſind, wird Niemand bezweifeln, im Jahr 1867 bietet ſich Gelegenheit, dieſer Pflicht zu genügen. — Man wird ſich mahnen an das Vorhaben in Berlin — wo das hundertjährige Bühnenalter der „Minna von Barnhelm“ vorzugsberuflich zu feiern iſt — ein Denkmal für Leſſing errichten zu wollen, was faſt vergeſſen ſcheint, aber nicht vergeſſen werden darf. — Für Goethe's und auch für Schiller's Denkmal vor dem Schauſpielhauſe Berlin's ward das Nöthige beſchafft; im Mittelraum zwiſchen Goethe und Schiller wäre in gerechter Erkenntniß das Denkmal für Leſſing aufzuſtellen: denn von ihm lernten jene Beiden. — Wahrſcheinlich wird man das Luſtſpiel „Minna von Barnhelm“ im Jahr 1867 auf allen deutſchen Bühnen zu einem Jahrhundertsfeſt benutzen, mit dem Zweck, Leſſing's Denkmal in der Hauptſtadt Preußens, dem Vaterlande des „Tellheim“, ſolle zugleich ein Denkmal der Bereitwilligkeit werden zu dem ſichtlichen Zeugniß: die jetzigen Bühnen-Oberen haben in Verehrung der geiſtigen Hoheit Leſſing's nach dem in unſern Tagen noch Möglichen ausgeglichen, was im vergangenen Jahrhundert von den Bühnen her gegen ihn geſündigt wurde. — Wir wünſchen bittend eine ſolche Ausgleichung und hoffen mit voller Zuverſicht, daß im nächſten Jahr darüber Angenehmes zu berichten iſt. **Gz.**

Der ſchöne Grenadier.

Nah bei der Pomeranzen-Brücke*) in Berlin ſtand an einem Auguſtmorgen des Jahres 1786 eine ſchon etwas bleichhaarige Frau, vor ihr ein bildſchöner Grenadier vom Möllendorf'ſchen Regiment. Sie ſprachen nur halblaut mit einander. Rikchen, die jugendliche Inhaberin einer kleinen gebrechlichen Bude, in der Fleiſchwaare zu Kauf lag, konnte nur wenig davon erlauſchen; doch verriethen Mienen, heftige Geberde und einzelne Ausrufungen: die Alte ſchelte ſehr lebhaft und der Soldat vertheidige ſich. Endlich ſagte jene vernehmlicher:

„Deinem böſen Treiben werd' ich einen Riegel vorſchieben; gleich geh' ich zum Hauptmann und ſag' ihm Alles!“

„Oho, Mutter“ — wurde ihr entgegnet — „das wär' Ihr eigener Schade; „denn angenommen, der Hauptmann ſey heut nicht vom Dienſtſatan beſeſſen, er wirft doch eine Perſon wie Euch ohne Weiteres die Treppe 'runter. Außerdem müßt' ich verrathen, daß Sie allein mir die Ausſicht auf Commißbrot und Heldentod eröffnet hat, um mich mit ſchnellſter Manier los zu werden und das ſchöne blanke Handgeld zu profitiren. Der Vater iſt nicht ſchuld; der ähnelte auch jenem Dorfſchulzen, der neulich unſern General aufforderte: er möge allen Soldaten abſolut befehlen, bei'm Deſertiren nicht durch das hohe Korn zu laufen. Ihr habt Euern Eheherrn in's luſtige Leben gegängelt, ewig ſchade, daß der gute Mann uns ſterbenshalber verlaſſen mußte!“

„Sag' doch ſelber, was ſollt' ich damals mit Dir anfangen? Du warſt immer unbändig, mochteſt nirgends arbeiten. Da fiel ich auf den Gedanken, Dich unter die Soldaten zu geben, und das Kunſtſtück gelang. In der erſten Zeit ging's herrlich und in Freuden, nun aber iſt das Sprüchwort wahr geworden: laß den Teufel in die Kirche, dann will er auch an den Altar und Meſſe leſen. Ich ſage Dir, Du treibſt es zu arg, wenigſtens das Branntweintrinken ſollteſt Du bleiben laſſen."

---

*) Jetzt Friedrichs-Brücke.

„Mutter, das verſteht Sie nicht! Jeder Grenadier muß ſich geſchäftswegen mit Branntwein anfeuern; denn hör' Sie: je mehr Schnaps, je mehr Courage. Hätten unſre Landsleute draußen, die Reichstruppen, im ſiebenjährigen Kriege mehr zu trinken, ſie würden ſich vor den preußiſchen Kugeln nicht ſo geduckt haben, als wollten ſie des Papſtes Pantoffel küſſen, hätten ſich nicht untereinander blutig geſchlagen wegen des Platzes zum Fortlaufen. Unſre Landsleute ſind ſo brav wie alle hieſigen volksmelirten Regimenter, aber der Mangel an Schnaps war Urſache, daß die Unſrigen ihre Musketen wegwarfen und zum Herzog von Zweibrücken ſagten: „Durchlaucht, wir müſſen unſer Leben retten, wir haben nur eins, und das gehört daheim unſeren Frauen und Kindern!" — was ganz vernünftig klingt."

„Du kommſt aber in's Verderben durch Deine Paſſion, und es iſt ein Wunder, daß ſie Dich noch nicht in eine Straf-Compagnie, noch nicht zu den „Dreimalblauen" geſchickt haben."

„Hm, freilich klopfen ſie mir mitunter die Montirung aus, wenn ich grade d'rin ſtecke; was iſt's denn mehr? Dafür giebt's Erholung und größere Luſt bei Pfiffen, die zu Schnaps, Semmel und Speck verhelfen."

„Du armes Kind haſt heut gewiß noch nichts gefrühſtückt!" wisperte die von dem Taugenichts und ihrem eigenen Gewiſſen eingeſchüchterte Alte, und an die Bude tretend, erhandelte ſie kalten Imbiß für den Begehrlichen, der ſich nun damit an einen Pfoſten lehnte, während ein zerlumpter Knabe ſich begierig um ihn hin- und herkollerte.

„Das iſt kaum halb geſcheidt, Frau Bilſen, Sie hätte Ihrem Sohne ganz anders die Leviten leſen ſollen!" ſchmälte das Mädchen in der Bude. „Solch ein hübſcher junger Mann könnte hier in Berlin ein unerhörtes Glück machen und —".

„Sich mit Ihr vercopuliren, um einen Bücklingshandel anzulegen!" fiel der bildſchöne Schnurrbärtige lachend ein. „O ja doch, ich weiß ſchon, ſie giebt uns ihre Waare etwas wohlfeiler, betrachtet mich als einen Gänſerich, den man nudelt der Leber wegen, Sie aber nudelt mich wegen des Traurings!"

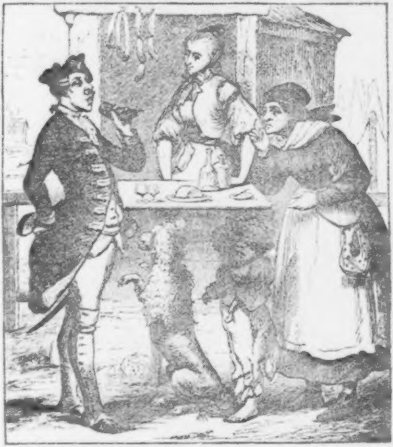
„J, allerliebſter Bilſen, ſpaß' er doch nicht ſo unartig!“ rief die Verſchämte.

„So? Hab' ich etwa Unrecht? Hat Sie ſich nicht ſchon tauſendmal verrathen? — will Sie mich nicht partout heirathen? Aber ſeh' Sie, das geht nun ſchon gar nicht an, aus drei Haupturſachen nicht. Denn erſtens, werthes Rikchen, will ich Ihr nur geſtehen, zum Ehemann fehlt mir alle Anlage; zweitens klemme ich mir den falſchen Schnurrbart mit Drath in die Zähne, wie alle blutjungen Grenadiere thun, kann alſo keinen Kuß geben, und endlich drittens ſchmeckt Ihre Wurſt miſerabel ſchlecht, um auch deshalb zur Heirath den Appetit zu verlieren.“

„Ach, lieber Herr Soldat, ſchenken Sie mir die Pelle!“ erſcholl es plötzlich zu Bilſen's Füßen, und der zerlumpte Knabe blickte ſo flehend zu dem jungen Grenadier empor, daß dieſer, in ſeiner Scherzrede innehaltend, großmüthig ein Stück Wurſt hinabreichte. Aber — o Jammer! — nicht nur der Betteljunge greift, auch ein kühner Pudel ſchnappt danach, beide Gierige kämpfen um den Beſitz bis unter den Tiſch, der immer vom Muthwillen beherrſchte Bilſen giebt der Bude einen Stoß, und krach! — das morſche Gebäude fällt zuſammen, in den Schmutz rollen Fleiſch und Semmeln, zerſchlagen ſind Gläſer und Töpfe.

Es heulte der Pudel, wimmerte der Betteljunge, kreiſchte die Höckerin, die mühſam aus den Trümmern ihrer Habe ſich hervorarbeitete. Jetzt den Umfang ihres Unglücks überſchauend, vergaß ſie ſogleich ihre unglückliche Liebe zu dem ſpröden Grenadier, und ließ eine Fluth von Läſterungen gegen ihn ausſtrömen mit geübteſter Geläufigkeit einer Berliner Zunge. Die Mutter Bilſen's entfloh, als neugieriges Volk zuſammenlief, er ſelbſt aber konnte nicht von der Stelle in ſich ſteigerndem Lachen, wodurch Rikchen's Wuth bis auf den höchſten Grad zum Ausbruch gedieh. Bald nahm der gaffende Pöbel Partei nach der einen und andern Seite, es entſtand gewaltiges Lärmgewirr, Polizei miſchte ſich ein, bemächtigte ſich des Grenadiers, und es wurde erſt ein Unterſuchungs-Arreſt, dann ein förmlicher Prozeß über ihn verfügt.

Der Mutter Worte nahten ſich der Erfüllung: die böſen Streiche des Zügelloſen mußten zu einem ſchlimmen Ende führen. Die klagende Höckerin enthüllte jetzt noch Vieles, was bisher unter dem Mantel der Liebe verborgen blieb, ſo daß Bilſen's Hauptmann ſich auch nicht für den Arreſtanten, wie ſonſt, verwenden mochte, obſchon er ungern den „ſchönſten Kerl“ verlor, der eine Zierde ſeiner Compagnie, die Augenluſt ſeiner Vorgeſetzten, und die heiße Sehn-



ſucht liebereicher Mädchen war. Auguſt Bilſen konnte noch von Glück ſagen, daß er den Spießruthen entging, aus der „Elite“ des Regiments wurde er jedoch verbannt. Eingereiht ſollte er werden in ein Garniſon-Bataillon, das in Neuſtadt-Eberswalde deshalb unter beſonders ſcharfer Strenge ſtand, weil es, zufolge ſeiner Errichtung, meiſt vollzählig gehalten werden mußte durch Taugenichtſe, bei denen die verſchiedenen Zuchtmittel der Feldregimenter nicht ausreichten.

Ein Unteroffizier leitete den ſchönen Bilſen nach dem Ort ſeiner neuen Beſtimmung. Als ſie das anmuthig gelegene Städtchen vor ſich ſahen, erregte Trommelgeraſſel ihre Aufmerkſamkeit, und bald erblickten ſie das Bataillon, glänzend im Schmuck der Waffen, ein Viereck um die Fahne und den Oberſt geſtaltend.

„Aha, die Burſchen ſollen ſchwören, denn vorgeſtern iſt der alte Fritz im Herrn entſchlafen, und alle Regimenter haben dem Prinzen von Preußen zu huldigen, der nun unſer allergnädigſter König iſt!“ — erklärte der Unteroffizier dem Bilſen, und ſchritt auf das Bataillon zu. Er hatte recht, der Oberſt verkündigte ſeinen Leuten, Friedrich der Zweite ſei todt, und dem Thronfolger ein Eid der Treue zu leiſten.

„Paßt auf, und hebt die rechte Hand hoch!“ ſchloß der Oberſt die Vorrede. „Ich werde Euch den Schwur laut vorſagen, und Ihr Alle ſprecht ihn mit Euerm Namen nach, oder ein Kreuzdonnerwetter ſoll Euch auf den Kopf fahren. Achtung! — Ich fange nun an:

Ich Hans Chriſtoph von Bredow —“

„Ich Hans Chriſtoph von Bredow“, brüllte die ganze Schaar; aber der Oberſt ſtand ſtarr und ſtumm, ſchaute mit funkenſprühenden Augen im Kreiſe umher, und riß vor Aerger an den Knöpfen ſeiner gelben Weſte. Nach einer Weile polterte er: „Kerls, ein Jeder ſoll ſeinen Namen ſagen, laut und deutlich! Jetzt fang' ich wieder von vorn an, und wer mir nicht wörtlich nachſpricht, dem ſoll's wahr und wahrhaftig eingetränkt werden aus dem Pfeffer! Alſo: Ich Hans Chriſtoph von Bredow —“

„Ich Hans Chriſtoph von Bredow“, brüllte abermals das ganze Bataillon, und nun war der Grimm des Oberſten außer Zügel. „Unteroffiziers, Stöcke los!“ ſo donnerte er, und während einer Viertelſtunde fielen Hiebe in Menge, ſämmtlich mit ſtandhafter Gelaſſenheit in Empfang genommen.

„Nach hülfreichem Anklopfen der Art wird der Verſtandskaſten wohl aufgehen!“ verſicherte Bilſen's Unteroffizier. Recht hatte er auch darin, denn das Bataillon ſchwur, wie der Oberſt ſich verſtanden wiſſen wollte, und erwarb ſich bei dem Ceremonialmarſch ſo ſehr die Gunſt des Gebieters, daß er verkündigte: er habe ſeine Musketiers im Amtsbericht zu rühmen.

Nachdem dies geſchehen, marſchirte der Möllendorf'ſche Unteroffizier mit kerzengrade feſtgehaltenem Sponton auf den Gewaltherrn zu, rapportirte, und überreichte ein Schreiben. Kaum hatte der Oberſt bis zu Ende geleſen, da winkte er einem Unteroffizier von der Leib-Compagnie und ſagte trocken, auf Bilſen zeigend: „Zwanzig!“

Bilſen wurde vom Schauer der Unheimlichkeit durchrieſelt, denn ihm nahte ein Veteran des ſiebenjährigen Krieges, löſte das Stockband vom ſechſten Knopfe der ſcharlachenen Rabatte, und flüſterte zwar gerührt: „Jung'chen, man gewöhnt ſich an Alles, auch an Fuchtel!“ — aber: „Zopf weg!“ hieß es dann mit machthaberiſcher Stimme, und nun war bis zu zwanzig Hieben kein Haltens mehr. Am Schluß zog Bilſen die wunden Schultern, und blickte keck in ſein Trübſal.

„Mein Söhnchen, ſo geht's Dir, wenn Du vorläufig hier noch nichts Uebles gethan haſt; daraus kannſt Du füglich entnehmen, was paſſirt, wenn Du in abermaliger Sünde ſteckſt! Uebrigens ließ ich nur Zwanzig aufhauen, zum klaren Beweiſe, man fuchtle in Neuſtadt nicht eben mit Vorliebe. Nun Marſch zur Leib-Compagnie!“ — ſo erläuterte und kommandirte der Oberſt, dabei wohlgefällig dem muſterhaft ſchönen Rekruten nachſchauend, der alsbald ſeine neue, ſogenannt „dreimal blaue“ Uniform erhielt, und in der Front erſter Reihe des Garniſon-Bataillons ſo eindrucksvoll wirkte, wie in den Herzen liebeſüchtiger Mädchen in Neuſtadt-Eberswalde. — Daraus entſtand ihm viel Vortheil, denn als der Oberſt erkannt hatte, Bilſen wolle weder dem wirbelnden Kalbfelle entrinnen, noch beſchäftige er ſich mit Stehlen, da übte er Nachſicht bei ſchelmiſchen Streichen, ſo weit dies die angeordnete ſtrenge Zucht irgend erlaubte.

Gar manches Mädchen liebäugelte mit dem reizend ſchönen Soldaten, dann wurde die Beſtechung verſucht durch allerlei Geſchenktes, wozu beſonders erſparte Groſchen und wohlſchmeckende Biſſen gehörten. Bilſen that und genoß überall wie ein Kluger, lebte dabei wie ein Glücklicher, und machte man ihm daneben gelegentlich fühlbar, daß er ein Sträfling ſey, ſo war er nicht gewohnt, irgend einen Schmerz lange bei ſich zu dulden, oder wußte ſeinen Gegner mit dem beliebten Getränk zu verſcheuchen.

Die ſo anmuthig beſſeren Verhältniſſe des Kameraden erweckten aber allmälig mehr und mehr den Neid vieler andern Soldaten, die nicht eher ruhten, bis ſich die Hauptquellen verſtopften, aus denen die Behaglichkeit Desjenigen hervorging, den ſie das „roſenrothe Bilſen-Kraut“ nannten. Zuerſt wurde ihm der Geldmangel drückend, und da die Mutter auf Briefe nur leere Antwort ſchickte, klagte ihr Sprößling einſt ſein Leid dem Juden Gumpel. Dies war ein alter luſtiger Kauz, der mit Bilſen allerlei Anlockung wegen enge Freundſchaft geſchloſſen hatte, auch ſogleich Rath wußte.

„Als Er süll leben lange Jahre!“ ſprach Gumpel mit ſchlau blinzelnden Augen. „Er muß doch nehme ä reiche Frau, und as Er mir gibt ai Preſentche, ſchaff' ich ai Engelche mit angenehme Manieren; die werd ſeyn äne Frau für ihn, die zore Perſon hat doch gewonnen in de Lott'rie an di fünfzenhundert Dahler, un is geworden ä neier Menſch!“

Nicht ſogleich wendete ſich Bilſen zu dieſem Auswege, allerlei Gründe wurden aufgeſucht, weshalb er niemals heirathen möge; Gumpel aber widerlegte jede Bedenklichkeit, beſchwor ſeinen Freund, nicht aus der Hand zu laſſen ein Glück, das ihm zum zweiten Male ſo leicht gewiß niemals geboten werde: er entwarf ſo verführeriſche Bilder, daß der Leichtſinnige ſich nicht länger ſträubte. Jetzt erklärte Gumpel: in der Stadt wohne eine Schneider-Mamſell Namens Martha Reibeke, die habe in der Zahlen-Lotterie eine Terne gewonnen, kenne aber ihr Glück noch nicht, ſolle es auch erſt dann erfahren, wenn Bilſen ihr Jawort errungen habe. Hierzu gebe er, der Lotterie-Collecteur Gumpel, dem Heiraths-Candidaten freilich nur drei Tage Zeit, Mamſell Reibeke ſehne ſich aber offenbar ſehr nach dem Ehrenſchmuck einer Frauenhaube, und einem Weiberliebling wie dem bewunderten Bilſen werde ſie nicht widerſtehen.

Der Geprieſene lachte wie ein Unſinniger, baute jedoch die prächtigſten Luftſchlöſſer auf ſeine eheliche Theilnahme an den fünfzehnhundert Thalern, machte ſich auch ſofort an's Werk, das Herz der ihm zugewieſenen Braut mit Sturm zu erobern. Dazu bedurfte es keiner umſtändlichen Vorkehrungen; die gutmüthige Martha Reibeke war in dem Alter, um von Neunundzwanzig an eine Weile nicht weiter zu zählen, nächſtdem ſtand ſie vereinzelt im Erdenleben, und jetzt ſchmachtete der ſchönſte Soldat, den ihr Auge jemals erſchaute, zu ihren Füßen mit dem wiederholten Ausruf: „Ich liebe Sie!“ ſammt den möglichſten Zuſätzen. Solchen Erfolgs konnte ſich kein Mädchen in Neuſtadt-Eberswalde rühmen, obſchon es ihrer viele gefliſſentlich darauf angelegt hatten.

„Er liebt mich? Das iſt recht hübſch von Ihm! Will er mich auch heirathen?“ wisperte die Verſchämte, und ahnte nicht das Geringſte von dem Eigennutz des vor ihr Knieenden, den ſie mit freudigem Beben erhob.

„Nicht zu bezweifeln, mein Herzblatt!“ verſicherte nun Bilſen in den weichſten Tönen, und noch ſelben Tages ward nicht nur die Verlobung gefeiert, ſondern auch die Heiraths-Genehmigung des Oberſten herbeigeſchafft, der, aus Gumpel's Papieren ſich überzeugend, Grenadier Bilſen könne eines bedeutenden Lottogewinnſtes theilhaftig werden, deſſen Wünſche um ſo mehr billigte, weil man Verheirathungen von angeworbenen Ausländern damals überhaupt ſehr begünſtigte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete es ſich in der Stadt: Bilſen heirathe Mamſell Martha Reibeke. Niemand ahnte, was dieſes ungleiche Paar zuſammengeführt; man lachte, ſpottete, und die Mädchen blieben ungläubig bis zum erſten, mit verdrußvollem Staunen angehörten erſten Aufgebot in der Kirche.

Abends ſaß Bilſen im Stübchen der Braut, hielt ſie zärtlich umarmt, und ſchlürfte vergnüglich eine Taſſe Chocolade nach der andern. Da ſtürzte verabredetermaßen Gumpel athemlos in das Gemach, das Mädchen ſprang erſchreckt auf.

„Ach, die Fraid, die grauße Fraid!“ jauchzte er; — „das Mamſellche is worden ä raiche Mamſell, denn hören Se ſhu, in Berlin is geſhogen die Lott'rie, und Mamſelchen hat gewunnen aine Terne!“

„Wie? Was? Verdammter Mauſchel, Du lügſt!“ ſchrie Bilſen.

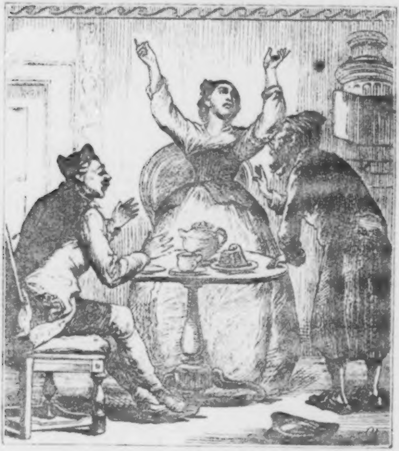
„Wai geſchrie'n, der Mann ſchimpft mir! Aber ſoll mir Abraham helfen, 's is wohr, ſoll mir wachſen Gras vor meine Thür, will ich doch ſeyn ä Hünd, wenn ich ſchwäre falſch!“

Martha Reibeke erbleichte, und ehe der Bräutigam ihr zu Hülfe kommen konnte, lag ſie in Ohnmacht.

„Nü? Was fall's Se in de Ohnmacht vor lauter Fraid? Is de Kalle denn geweſen krank?“

Nein! — krank geweſen war Martha Reibeke nicht, aber krank werden konnte ſie jetzt, aus Kummer, aus jammervollem Unheil. — „Ach, ach, ach!“ ſtöhnte ſie, „ach, Auguſt, meine einzige Seligkeit auf Erden, Du wirſt mir doch bleiben, Du ewig Geliebter!“

Auguſt Bilſen ſtrömte über in Zuſagen unwandelbarer Zärtlichkeit, erfuhr nun aber bei grenzenloſem Schreck: Martha habe ſchon vor acht Tagen ihren Lotteriezettel für wenig mehr als den verhältnißmäßig hohen Einſatz an den Schuhmacher-Meiſter Klupp verkauft, und die eben genoſſene Chocolade ſey mit dem letzten



Achtgroſchenſtück erworben. — Ein Donnerſchlag für den auf üppiges Leben hoffenden Bilſen, ein Strich durch Gumpel's Rechnung! Leiſe, leiſe ſchlich der Jude von dannen, mit Geſchicklichkeit ſtreifte ſich der Soldat das weinende Mädchen ab, und entwich. —

Er kam nicht wieder, ließ die Braut in ihren Nöthen, was ihr unbegreiflich war. Eine volle Woche harrte ſie in Geduld, als aber auch dann Bilſen ſich nicht einfand, entſchloß ſie ſich zum Muth der Verzweiflung, und klagte bei dem Oberſten, der den Zuſammenhang dieſer Angelegenheit ſehr bald ergründete.

„Ich kann nicht helfen, warum hat Sie dummer Weiſe Ihren Lotteriewiſch verkauft!“ brummte er, und Martha wurde ohne Troſt entlaſſen; mit ihrem Reſt von Dreiſtigkeit drehte ſie ſich aber ſogleich nach dem Zimmer der Oberſtin. Hier brachte ſie es ſo weit, daß Bilſen in's Verhör mußte, um Aufſchluß darüber zu geben, weshalb er die Braut ſitzen laſſe, nachdem ſie Seinetwegen eine Menge Koſten gehabt und, im Vertrauen auf ſein Eheverſprechen, ihr Bischen Erſparniß zur Einrichtung verwendet habe.

Bilſen wagte es noch, die Verlaſſene bei Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen lächerlich machen zu wollen; das verdroß den Oberſten, denn er fand nicht mit Unrecht in ſolcher Frechheit Mangel an Unterwürfigkeit, und rief ihm nun zu:

„Kerl, antwort' er ordentlich in ernſter Sache, oder es wird ihm derb angeſtrichen! Aus welcher Urſache macht er die Braut nicht zur Frau?“

„Ganz wohl, mein Herr Oberſt, wenn ich aber juſt nur meinem Willen folge, zwingen können Sie mich in keinem Fall, das Mädchen zu heirathen.“

„Ei, das wäre! — ſchriftliche Bewilligung und Aufgebot haben ihre Kraft!“

„Kann ſeyn, doch iſt's eher möglich, daß der Herr Oberſt die Gnade haben, mich zu heirathen, als daß ich die Mamſell Reibeke ehelichе!“ — ſagte lächelnd der Soldat, und dieſe ſpöttiſch trotzige Entgegnung reizte den ſchon ſehr aufgeregten Oberſt zum Aeußerſten.

„Seinen ſchlechten Spaß ſoll er zeitig genug bereuen!“ tobte der Ergrimmte, und Bilſen wurde verhaftet, wenige Tage nachher dann zur Strafe des Gaſſenlaufens verurtheilt. Kaltblütig hörte er den Richterſpruch vorleſen, und bemerkte nur: „Noch niemals hab' ich Spießruthen gelaufen, werd' es auch wahrſcheinlich niemals thun!“

Mit unweichbarer Ruhe betrat er drei Tage nachher den Executions-Platz, ſtellte ſich vor eine Doppelreihe ſchadenfroher Kameraden, die, ſchlanke Gerten in der Hand, das „roſenrothe Bilſenkraut“ nicht zu ſchonen gedachten.

Trommeln wirbelten, ein Profoß nahte, den Miſſethäter zu entkleiden und ſeinen Zopf in die Höhe zu binden. Mit kräftiger Raſchheit ſtieß Bilſen den Dienſtfertigen von ſich, warf die Montirung mit der angenähten Weſte ſelbſt ab, entblößte die Schultern, die Bruſt — ha, der Oberſt traut ſeinen Augen nicht, die Soldaten ſind plötzlich vor Erſtaunen außer Rand und Band. Jener flucht, Dieſe ſchreien verwirrt Allerlei hin und her, aber es läßt ſich nicht bezweifeln: Grenadier Auguſt Bilſen iſt eine Leibhaftige vom Frauengeſchlecht.

Die in ihrem ganzen Weſen Entartete ſtand lachend da, bis der Oberſt ihr einen Mantel umhängen und ſie nach dem Arreſthauſe bringen ließ, wo der Auditeur ihre Geſtändniſſe zu Protokoll nehmen mußte. Sie war Tochter eines durch Leichtſinn und Dummheit vermögenslos gewordenen Krämers in Nürnberg, verhätſchelt durch den Vater, verderbt durch die laſterhafte Mutter, und von dieſer nach ihres Gatten Tode in Mannskleider geſteckt, in der Abſicht, bequemer einem Criminal-Prozeß zu entkommen. Geſtalt und Geberden, tonmächtige Sprache und keckes Betragen machten die Mummerei ausführbar, und dem Anerbieten eines getäuſchten Werbers, ſehr bedeutendes Handgeld für den ſchlanken, blühenden Jüngling zu zahlen, widerſtand weder die Mutter noch der ſogenannte Auguſt Bilſen. Er wurde Soldat und blieb es faſt anderthalb Jahre, bis der betrügeriſche Streich hinſichtlich der Schneider-Mamſell die Entdeckung herbeiführte. Im Zuchthauſe mußte die Schuldbeladene büßen, nachher wurde ſie über die Grenze gebracht und iſt dann wahrſcheinlich im Elend verſchollen.

Seltſam genug hat es ſich aber ereignet, daß die arme Martha Reibeke durch ihr verkauftes Lotteriebillet doch zum Glücke kam. — Der Oberſt empfing genaue Kunde von des Juden Gumpel Mitwirkung bei dem Truggewebe, und dieſem wurde mit verſchiedenen Hinweiſungen ſo ſcharf gedroht, daß er die Betrogene für ihre Ausgaben entſchädigte, auch den Schuhmacher-Meiſter Klupp beredete, ihr einen Theil des Gewinnſtes zu gönnen. Klupp, ein gemüthlicher Wittwer, war nachgiebig, in der Unterhandlung mit Martha gefiel ihm ihr uneigennützig redliches Benehmen, auch das Nette ihrer Wirthſchaftlichkeit, und die klüglich nur wie obenhin ausgeſprochene Andeutung Gumpel's: durch eine Ehe könne der Gewinnſt beiſammen bleiben, machte ſchließlich die in ihrer Sittlichkeit ſtets Unbeſcholtene zur Frau Meiſterin. Als ſolche erwies ſie ſich ſo thätig, ohne Kargheit ſo haushälteriſch, daß der Lottogewinnſt für Beide zum Doppelſegen wurde bis zum ſeligen Ende, und für Martha bewährte ſich demnach ihr Glaube: Treu ſeyn dem Gebot von Gott, hilft uns über Noth und Spott!

K. Tenner.

Zeitgeiſt und Bildung.

I.

Die Steckenpferde ſind nicht mehr ſo vielzählig als ſonſt, der neueſte Fortſchritt will es, daß man hauptſächlich ein Flügelroß beſteige, genannt Zeitgeiſt; auf ihm wiegte man ſich reichlichſt in Hoffnungen ein zum Aufſchwunge, zum Herabholen des Himmels: ein Sturz nach Rückwärts auf irdiſchen Boden iſt dann unausbleiblich. So verkehrte Werkthätigkeit entſteht, weil die allzu mündig gewordene Selbſtliebe ihre Anſichten für den Zeitgeiſt, für den erhabenen Fackelträger im Lebensdunkel hält und verkündigt, bis es ſich ausweiſt, er ſey eigentlich die tagesbeliebte Richtung zum Sinnlichen, was Vielen durch allerlei Schönſcheiniges eine Weile verborgen bleibt.

Im Strom der Meinungen herrſcht Ebbe und Fluth wie in Meerſtrömen. Die Wahrheit hat meiſt Ebbe und bemüht ſich dann vergebens um ein Vordringen; neuſüchtig anlockende Uebertreibung wird dagegen ſchnell weit und breit zur Fluth, die Allerlei zuſammenwirbelt, was man Zeitgeiſt nennt, wonach es darauf ankommt, in welche Zuſtände er einbricht. Wo das Gute noch vorherrſcht, kann es dämmend und läuternd gegen die dunkle und dünkelsmächtige Fluth wirken, wo das Schlimme vorherrſcht, wird die Fluth auch leicht dem Beſten verderblich, und das Schlimme gedeiht im Zunehmen bis zum Aeußerſten. Jene, die dann dem Zeitgeiſt am lauteſten huldigen, kennen ihn in der Mehrheit entweder am wenigſten, oder wollen ihn nicht kennen, um durch ihn ihr Eigennütziges zu fördern. Wäre Dem nicht ſo, dann kam — zum Beiſpiel — Chriſtus nicht an das Kreuz durch einen Zeitgeiſt voll Vortheilsgier und ohne Erkenntniß, und nicht Mancher bis zu unſerm Jahrhundert durch Täuſchungs- und Trugsgewalt zu Kronbeſitzthum, mitunter bis nah zur Alleinherrſchaft.

Ein offenkundig in Macht ſich ausbreitendes Meinungsgebilde nennt man Geiſt der Zeit, auch wenn ihm mitunter der Geiſt widerwärtigſt fehlt, es nur in Bezug auf Vergänglichkeit der Zeit ähnlich wäre. Iſt jedoch in einer fluthenden Meinung für das menſchenthümliche Allheil wahrhaft geiſtiger Grundbegriff, der nachtheilig ſeyn würde hinſichtlich irdiſcher Hoheit, dann hält man ihn wendeklüglich in der Schwebe, wobei er nie feſten Boden gewinnt, und das Umdrehen ſich etwa ſo beſchreiben läßt:

Der Zeitgeiſt bietet viel mit Wenn und Wann,
Scheint dies genaht, verſchieben Ob und Aber;
Nun ſichern ſchmeichelnd noch — nächſt Denn und Dann —
Zwar und Jedoch Zurückzug dem Begaber.

Unſer jüngſter Zeitgeiſt liebt das Vielreden, und mit ihm das Aufdrängen der Belehrung: im Vielreden vergißt er aber oft, was weſentlichſt nach dem Zuſtandsmaaße der Gegenwart zu thun wäre für die Eintracht; er ſchwatzt ſich in überſchwengliche Hoffnungen, zu deren ſteiler Höhe der Stufenweg fehlt, die man als gefährlich ſprachlos macht, und der zur Stummheit verurtheilte Zeitgeiſt hofft dann wieder einmal auf der Dinge Veränderſucht, die fieberhaft mit Sinn und Unſinn abwechſelt.

Volles Erhellen — Enthüllung der Verhältniſſe in klarer Einſicht nach Vernunftgründen — würde von dort an, wo zu beginnen wäre, erſt ſein Verſagen und endlich ſein Verjagen empfinden müſſen. Das ſtolzirende Sprüchlein: „Der Geiſt ſteht höher als die Macht!“ iſt umgekehrt immer noch treffender, wogegen ein anderes Sprüchlein: „Je aufgeklärter ein Volk, je freier!“ durchaus nicht richtiger iſt, wenn man umgekehrt ſagt: „Je freier, je aufgeklärter!“ Es läßt ſich beweiſen, daß die Freiheit oft nicht minder blindgläubig unduldſam macht als jede Unduldſamkeit: die Weltgeſchichte hat uns darüber neulichſt ſeit den franzöſiſchen Umwälzungen vielſeitig belehrt, wie durchdringend man alle Vernunft zu knechten verſteht durch Freiheit, was erklärlich wird, wenn man dies weibliche Wort allzu herriſch auffaßt.

Die Fähigkeit des Verſtandes im unerläßlichen Bündniß mit der Vernunft iſt nicht überall heimiſch, ſelten der edle Muth, eine ſolche Fähigkeit unbedingt thätig werden zu laſſen. Auch giebt es Umſtände, bei denen die Vernunft dem Verſtande mit vollwichtigem Anſpruch zu rathen hat: Spare deinen Muth für Freiheit und Menſchenwerth bis dahin, wo er dem Geſammtwohl eher förderſam als handgreiflich Allen, ſo wie dir ſelbſt, unheilbringend iſt. — Beſtimmt und feſt hat man es ſich einzuprägen: ohne die Eigenſchaft der Selbſtbeherrſchung wirkt alle Freiheit verderblich, und ſie beſteht keinesweges darin, daß wir nichts über unſerm Willen anerkennen, ſondern Etwas verehren, was über unſerm Willen iſt, und dieſem Höheren muß der Gebietende eben ſo unterwürfig ſeyn wie der Gehorchende. —

Wir zweifeln nicht im Geringſten daran, daß wir noch Männer haben, mit den drei Eigenſchaften: Verſtand, Vernunft und Muth; wir wünſchen ihnen dazu volle Selbſtſtändigkeit im Lebensverhältniß, um jener Dreieinigkeit ſich gänzlich hingeben zu können. Anderen Achtungswerthen aber, die wegen des zerfahrenen, man dürfte faſt ſagen heimathloſen Begriffs vom geſammtſamen Naturrecht des Menſchenthums ſich überſpannen, und dann — zum Beiſpiel — Eltern, Frau und Kinder vergeſſen, fehlt von jenen drei Eigenſchaften die Vernunft. Sie dienen unbewußt nur Denen, die zu Gunſten ihrer Raubzwecke dem Zeitgeiſt des Tages ſchmeicheln, ihm ſeine wirrnißreichen Begehrlichkeiten ſtarrſinniger einprägen, um dann entgegengeſetzte Herrſcherziele zu erreichen, indem das Ueberſteigern des Beanſpruchten die Rückſchrittlerei einleitet. — Da dreht und verdreht ſich nun Alles ſo wenig zum Rechten, daß es kaum nennenswerth iſt, und dies Wenige ſchiebt ſich bei nächſter anfaßlicher Gelegenheit ſo, daß eine Wegesverlängerung dazwiſchen liegt, wenn man bei dem Neuentſtandenen gern wieder hin möchte zu den alten, ob auch mangelhaften, doch beſſeren Zuſtänden. Der Kreis, in welchem Aufregerei ſelbſt zum Guten die Maſſen in eine Schwindelkrankheit führt, hat Aehnlichkeit mit der Wandlung des Runds in ein Viereck; — Mehreckiges entſteht, wenn nun der Kreis zerfällt: das Rund iſt verloren, das Gradlinige nicht gefunden, und jeder ſogenannte Zeitgeiſt, der ſich außerhalb des Erfahrungskreiſes in Zwietracht umhertummelt, befördert gewöhnlich ein ſolches Ergebniß in die Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Der Trieb und Betrieb des Umſchaffens in unſern Tagen veranlaßte ein meiſt hitziges Redeflußfieber des Vorlauten, und der immer mit Wortſchwall überfüllte Mund bezeugt Unmündigkeit: denn die wirklich geiſtig mündige, das heißt ſelbſtſtändig ſich beherrſchende Urtheilskraft wird nicht anreizend, dient nicht dem Leidenſchaftlichen der Mengen. Iſt bei ihnen das Beruhigen nicht ausreichend, dann wird der Beſonnene einſtweilen ſchweigſam in der Durchſchauung, dem Unverſtande gegenüber ſey jetzt — gefährlicher noch — ein Mißverſtändniß das Wahrſcheinlichſte. Der Zeitgeiſt, wie er eben ſchaltet und waltet, hat wenig Bedächtigkeit; er hält nicht ſelten Vorträge für Träge im Denken über die ſchwierigſten Unklarheiten vor Verſammlungen, bei denen eine Mehrheit kaum reif iſt zum Begriff einfacher Wahrheit. Statt nun Gefährliches — deſſen gar viel dem Geſchwätz des Zeitgeiſtes entſtrömt — dem Mißverſtändniß eiligſt anheim zu geben, thut man beſſer, das Selbſtdenken einer ſolchen Mehrheit auf dem Wege der Dämmerung zu laſſen, bis ſie endlich durch eigene An- und Umſicht den Aufgang der Begriffshelle findet. Dazu gehört aber immer ſchon ein ſtetig Beſtreben, ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß Irrlichterei und Sinnlichtung, Aufklärerei und haltbare Aufklärung ſehr unterſchieden ſind.

Der fluthhaft die Dämme durchbrechende und das Flachweſen unſeres Jahrhunderts überſchwemmende Zeitgeiſt offenbart nur ausnahmsweiſe Seeleninhalt, iſt gemeinhin Geſpenſt aus dem Gebiet des Hirndunkels und Hirndünkels, ein Geſpenſt, das eine mehr dunſtende als erhellende Fackel ſchwingt, um damit — die Sonne zu entdecken und zu erleuchten. Es wäre demnach ſehr wünſchenswerth, die Verſchollenheit der Geiſter- und Geſpenſterſeherei auch auf den Zeitgeiſt auszudehnen, was mit Erfolg geſchehen würde, wenn man ihn überall enthüllte, und nun entweder einen Eulenſpiegel oder Marktſchreier vor ſich ſähe, was mit dem theils ſchwebelwitzigen theils windblaſenden Zeitgeiſt ſich ereignen könnte.

Wir meinten im Anfange dieſer Betrachtung, und meinen es noch, die Steckenpferde wären jetzt minder zahlreich als ſonſt: ſie blieben ehedem meiſt zu gemüthlicher Unterhaltung in den vier Pfählen; jetzt tummeln ſie ſich breitſpurig in der Oeffentlichkeit, und des Zeitgeiſtes Flügelroß iſt zum Heerführer geworden. Faſt Jeder beſteigt es, ein Reiter nach dem andern wird abgeworfen, und in Folge vieler Aenderung der Wendungen im Vor- und Rückwärts iſt auch immer nur auf Abſturz zu rechnen. — Denn ſündhaft zerrüttend benimmt ſich dies Flügelroß im Sturmjagen und Straffzügeln; es wäre alſo erforderlich, unſern irr vor und hinter ſich ausſchweifenden Zeitgeiſt, etwa mit Vorlage der zehn Gebote, einer Prüfung zu unterwerfen. Das würde entſcheidend beweiſen: er verſtehe nicht auf Grund der Jeden verpflichtenden Grundſätze zu herrſchen, wodurch auch die Verpflichtung zum Gehorſam den Grund verliert. —

Sehr wohl wiſſen wir, daß Mancher aus wackerer Geſinnung die jetzigen Beſtrebungen ſchönfarbiger, aber auch überirdiſch in ſich aufnimmt; in ſolchem Gegenſatz bezeichnen wir — zum Beiſpiel — die Anſchauung des Dr. Karl Frenzel („National-Zeitung" 1866 Nr. 2.) voll ſehr liebenswürdiger Zukunft-Hoffnungen. Wir empfehlen dieſe eben ſo herzige als beſeelte Vorausandeutung eines Heilfortſchrittes, und wünſchen der unſrigen keine ſolche Bewährung, wonach man zu folgern hätte:

Dem Zeitgeiſt fehlt, ob gern er ſelbſt ſich preiſt,
Die echte Zeit und auch der echte Geiſt.

II.

Wir dürfen aber noch nicht enden! Haben wir, nach unſerer Erfahrung, das An- und Abſtreben des Begriffs oder Unbegriffs, genannt Zeitgeiſt, beſprochen, wollen wir ihm ein Gemälde des Wirklichen entgegenhalten, und man möge dann beurtheilen, ob er die Wege zu heilfruchtiger Bildung ſicherer gebahnt hat.

Unzweifelhaft brauchen wir zur Bildung Seele und Herz in geläutertem Verſtande und geſunder Vernunft, dabei Fleiß, Geduld und Ausdauer, Wohlwollen und treuſittliche Neigungen. Wo dies Bedingte ſich nicht vereint und einigt, mag man umfangreiches Wiſſen, auch den Anſtrich des Frommſeyns haben: dadurch erzielt ſich noch nicht die echte Bildung. Sie beanſprucht zu allem Wiſſen, Streben und Wirken auch gewiſſenhaft begründetes Gefühl, Beharrlichkeit im Redlichen, in Gedanken- und Zielsreinheit. Iſt man bei ſolchen Beziehungen je nach den wandelhaften Umſtänden abweichend, dann können die Einen gelehrt und ſcharfſinnig, Andere umſichtsvoll werkthätig ſeyn, ohne jenes Eigenthümliche ſind ſie doch nur Falſch- oder Halbgebildete und minder ſchätzenswerth als in ſeiner Einfachheit der kräftig gemüthsvolle Naturmenſch, gleichwie ein Marmorblock ſchätzenswerther iſt als eine mißlungene Bildgeſtalt.

Die Macht des mit ſich kämpfenden Gewühls unſerer Tage treibt unabläſſig in Zerfahrenheiten, alle Bindungen, die das Wiſſen und Rechte im Herzenskern zuſammenhalten ſollen, verlieren die ſittlichen Wege, und unſre Gegenwart verſchlimmert ſich ſelber, indem ſie nicht ſich, ſondern anmaßlich ohne wahren Beruf die Zukunft beſſern will. Was nicht Wenige der jetzigen marktſchreieriſchen Leute Bildung nennen, iſt nicht ſelten gewandte Fähigkeit zum ſchlauverdeckten Betrug; ſie überlaſſen ihren Verſtand dem Meiſtbietenden, und vom Gefühl hegen ſie kaum ſo viel, als dem Mindeſtforbernden genügen kann. Im Lebensverkehr ſolcher Leute herrſcht die doppelte Buchhaltung: das Haben für ſie, das Sollen für Andere, und im Nothfall beweiſen ſie ihre Bekanntſchaft mit Schiller einzig durch raſch vollbrachte Benutzung der Verszeile: „Unſer Schuldbuch ſey vernichtet!“ Beweiſe ſind die alltäglich gewordenen „Bankerotte“ und „Concurſe“, deren man ſich nicht mehr ſchämt, ſondern ſie, nachdem eine Weile das Eigenthum Anderer luſtig verwirthſchaftet wurde, als Hülfsmittel betrachtet zum Neubeginn des ſich untummelnden Wohlbehagens. — „Das Jahrhundert der Krämer und Meiſter im Rechnen iſt angebrochen, und Europa's Glanz verlöſcht!“ ſagte Edmond Burke nah' am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und das neunzehnte würde ſich aus manigfacher Verderbniß zu retten haben, wollte man verhindern, daß Burke als wahrſagender Zukunftſeher anerkannt bleiben müßte. —

Die Ausbreitung der ſelbſtſüchtig trugvollen Schlauheit, ſo wie das Schwinden des Ehr- und Schamgefühls enthüllt ſich aber nicht nur im ſeuchenhaft gewordenen Handels- und Krämerbetrieb; wir gewahren einen Strom des Verſchlimmerns in geſteigerter Verſchmitztheit bei allen erwerblichen Schwenkungen zum Nachtheil des Sittlichen. Die Ablöſung von dieſem wird auch beſonders auffällig durch die ſich häufenden ſelbſtlobſprudelnden, meiſtens von erkauften oder erfundenen Zeugniſſen begleiteten Zeitungs-Anzeigen, bis zu denen, womit wahrſcheinlich der Verführung ſich leichtſinnig hingebende Mädchen ihre Kinder ausbieten. Seitdem die Anrede „Fräulein“ bis in die unterſten Volksſchichten gedrungen iſt, ſcheint dies Wort einen Standpunkt zwiſchen Jungfrau und Frau durch die vielen Geburten ohne Ehe zu vermitteln. „Ein Mädchen, auch wenn es liebt, ſoll mehr bewahren als es giebt!“ iſt ein vortrefflicher Rath aus der Vorzeit, und wo er mit Umſicht geſchätzt und befolgt wird, können aus Fräuleins glückliche Frauen werden, gewiß aber nur ſehr ſelten, wenn man jenen Rath vergißt. — Von den vielen Lügen nebſt krummen Wegen im Geſchäfts- und Sittenverkehr mögen wir übrigens gar nicht weiter reden; ihre Zahl iſt eine unendliche, unendlich auch ſind die Beweiſe von ſchuftiger Anwendung der leicht zu irrdeutelnden Gewohnheitsrede: „Alle Mittel gelten!“ —

Im geiſtigen Bereich wollen wir uns nun umſchauen, zuerſt bei dem Büchermarkt. Da freuen wir uns gewiß ſehr gern über den erkennbaren Zweck, auch die Mehrheit für Wiſſenſchaftliches näher heranzuziehen, was jedoch begreiflich ſo geſchehen muß, daß die Erkenntniß vertieft, nicht verflacht wird. — Auch noch neben der Ueberfülle von Zeitungen wird viel geleſen, aber „Leſen und nichts verſtehen, iſt ein halbes Müßiggehen!“ Dies Sprüchwort wäre um ſo achtbarer, weil ein zweites ſich anreiht: „Wer viel lieſt und in ſich feſt nichts hängt, gleicht Dem, der viel jagt und nie 'was fängt.“ — Man lieſt, wie geſagt, viel, aber Viele thun's nur überſchläglich blätternd, und nicht Weniges wird wahrſcheinlich nur genau geleſen vom Schriftſetzer, dem es geſchäftlich nothwendig iſt, ohne die Abſicht, genau auch alles Geſetzte zu verſtehen, was mitunter Keinem anzumuthen iſt. Einerſeits hat man Bücher, die es zu beſtätigen ſuchen, daß Schreiben und Drucken die wahre ſchwarze Kunſt ſind, denn ſie bringen zuweilen Teufeleien zum Vorſchein; andrerſeits mehren ſich zahlreich ſolche Bücher, deren Verfaſſer etwa nur auszuzeichnen wären auf Grund folgender Entſcheidung: Aus Nichts wurde die Welt erſchaffen, wir Menſchen werden wieder zu Nichts, auf ewiges Leben hoffend; wer nun aus Nichts ein Buch macht, darf ſich für einen Schöpfer halten, und wenn es zu Nichts wird, erſt recht an deſſen Verewigung glauben. So könnten die Nichtſe in der Schriftſtellerei bei ſich ſelber erhaben werden, um ſo ſicherer, weil Bücher mit Gedankenabgang oft den gehäufteſten Abgang finden, während manches vortreffliche Buch den Verleger ſo lieb hat, daß es nicht von ihm will, und als treubewährter Ladenhüter dennoch Vermögensmittel entwendet.

Vor drei Jahrhunderten wurde der wiſſenſchaftliche, überhaupt der gedankliche Fortſchritt gehindert durch die Seltenheit der Bücher; jetzt geſchieht es durch ihre Uebermenge, beſonders ſolcher, die das eigene Denken hemmen oder verwirren, bei denen, hat man die Anzeige der Druckfehler erreicht, zu ſagen wäre: eigentlich iſt das Ganze ein Schreibfehler. — Wenn ſogar Leſſing äußerte: „Für meinen

Verſtand habe ich viel zu viel geleſen!“ ſo wird es wohl annehmbar ſeyn, daß Vielleſerei — bei der man vergißt, „legere“, das Urwort vom leſen, heiße auch auswählen — einen Rauſch verurſacht, der nicht immer zu ſich kommen läßt. Unzweifelhaft ſehen wir Leute, die mit Tagesblättern und Dutzend-Romanen ſo gedrängt ſich den Kopf vollfüllten, daß ſie ſelber in ihm nirgends Raum haben. Immer aber beſtätigt ſich, was der Grieche Pindar ſchon als Erfahrung ausſprach: „Nur Der iſt weiſe, der Einſicht hat von Natur; die nur von Andern lernen wollen, bereichern ſich auch nur an nichtsbedeutendem Geſchwätz.“

Man leſe! — aber bei der Auswahl ſchon muß möglichſt der Grundſatz gelten: „Was nicht werth iſt, mehr als ein Mal geleſen zu werden, hat es auch nicht dies eine Mal verdient!“ — Demnach wäre ſolcher Bücherankauf ein unnützer, ein Mangel an Vorſicht; es läßt ſich durch Bücher Rath einholen, der jedoch am ſeltenſten zu finden iſt in ſolchen Büchern, bei denen man ſich lobpoſaunlicher Ankündigungen nicht ſchämt: die ſind eher verdächtigend als empfehlend. — Werthvolles aber im Schriftenthum, was verdient, mehrmals geleſen zu werden, das kauft nicht nur, leſt es auch oft, zur Erinnerung von Zeit zu Zeit, denkt und fühlt euch hinein zur Stärkung für Willen und That. Aus den Verkehrtheiten und Stürmen der Gegenwart flüchtet zu der Klärung und Geiſtesleitung ſolcher Bücher: ſie tröſten, erkräftigen, edeln, verbürgen mit ihrem Eindruck gewiſſenhafte Anhänglichkeit und Ausdauer in allem Umfange der Pflichten und im Wirken.

Nächſt der Bücherwelt ſoll die Bretterwelt für die Bildungsfelder befruchtende Heilquellen pflegen, ſie vermiſchen ſich aber mit der Verſumpfung. Es fehlt noch nicht an dichteriſchen Kräften, deren Inhaber wiſſen, die Macht der Bühne ſoll mitkämpfen gegen den ſchlimmen, das Rechte und Gute abſchwächenden Inhalt der Gegenwart. Ihr mißleiteter Sinn und ihr beliebter Unſinn ſoll vom Bühnengebiet, das „die Welt bedeuten will“, überherrſcht werden zu dem Zweck, in ſpiegelnder Schilderung aus niedrigem Treiben zu reinerem, ſittlich höherem Willen zu erheben. Nachgiebigkeit für den Begehrungsdrang der Unbildung, die gedankenlos nur der Schau- und Lachluſt fröhnt, iſt Frevel gegen Einſicht und Vernunft, und Schreiblinge, die der durch ſich ſelbſt verwahrloſten Menge in ihren Gelüſten der Rohheit ſchmeichelnd förderſamſt werden, ſind Lohndiener des vornehmen und niedernen Pöbels, keine Dichter. Dieſe müſſen Volksführer ſeyn, nicht Verführer zu Irrwegen als Miethlinge wüſter Schwachköpfe, die, zum richtigen Urtheil untauglich, mit ihrem lärmenden Unverſtande doch auch die wenigen, zu ihren geiſtigen Pflichten geeigneten Theaterverwalter beſtimmen, ihre Erkenntniß zu unterjochen, in Bezug auf die nun leichter zu füllende Kaſſe. Wie mehr und mehr ringsum, ſo ſind es auch hier überwiegend die Silberlinge, um derentwillen Mancher, der des Unheils Heiland ſeyn wollte, zum Leiden verurtheilt wurde, wenn er gegen Unfähigkeit und Gemeinheit kämpfte, ohne ſich abſchrecken zu laſſen von der Erfahrung, daß jene beiden begriffsloſen Eigenſchaften ſich unter allen Umſtänden großartig dünkeln. So geſchah es, und ſo geſchieht es, daß man ſeit Jahren auf den Bühnen geſchäftig war und iſt mit dem Trauerſpiel, die Poſſen möglichſt unbeſchränkt in Dumm- und Tummelei zu bringen; demnach wurde der Hanswurſt ſcheinbar nur deshalb abgeſchafft, um deckmäntelich die Hanswürſte zu vermehren auf den Brettern und unter den Zuſchauern, was zu Schauern treibt, wenn man die im Widrigen der Steigerung überlaſſenen Folgen grundſam vorausſichtlich bedenkt.

Mit den Poſſen zugleich wurde dem Seelenhaften auch die Prunk- und Getöſe-Oper immer nachtheiliger; ſie iſt das Loſungswort der oberleitenden und nachäffenden Oberflächlichkeit, die minder der Aus als der Einbildung huldigt. Schon Goethe äußerte darüber in einem Briefe an Zelter: „Es iſt wunderlich, wohin die auf's Höchſte geſteigerte Technik und Mechanik die neueſten Componiſten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Muſik mehr, ſie gehen über das Niveau der menſchlichen Empfindungen hinaus, und man kann ſolchen Sachen aus eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen: mir bleibt Alles in den Ohren hängen.“ — Wir ſind übereinſtimmend mit der uralten Weiſung: „Geheimes liegt in der Muſik verſteckt, was von Tauſenden kaum Einer entdeckt!“ — wir ſind gemüthsempfänglich für den ſchwärmeriſchen Ausruf des Paul Flemming: „Auch die Götter ſind betrübt, wenn Muſik nicht Freude giebt!“ Die neueſte Muſik hat jedoch für die Seeleninnigkeit des Gefühls wenig oder nichts von dem gemeinten Geheimwirken; ſie will offenbar prunktönend ſeyn, was vielleicht auch unter Vielen kaum Einer entdeckt, weil der Prunk zum „Ton“ gehört bei Denen, die mit dem Gold- und Silberklange dieſen „Ton“ macht herriſch begünſtigen können. Paul Flemming würde aber nicht Freude, eher Mißbehagen empfinden bei der heutigen Muſik; ſie will nicht — was ſie ſoll! — das Geheimnißvolle in uns ſo berühren und bewegen, daß Herz und Seele für Augenblicke gleichſam dem Irdiſchen entnommen, dem Sehnſuchtsreiche ewig friedlichen

Beglückens näher ſind. Das will die heutige Muſik nicht: ſie vergeudet ihren höchſten Werth in der Notenſchwelgerei!

Ehemals drangen aus dem Singſpiel von der Bühne her Lieder dorthin in das Volk, wo man ſie ſingen hörte ganz ohne oder ohne viel Tonwerkzeug; ein ſo entzückendes Ziel vernebeln ſich die Maſſenklänge der Notenhäuſer für die Gegenwartsmuſik. Sie beabſichtigen meiſt ein brauſendes, vom allſeitig prahleriſchen Zeitgeiſt wunderſam ſchön genanntes Tonwühlen, durch deſſen Eindringen in das Hausweſen die ſonſtigen ſanften Claviere nicht in Pianoſorte ſondern in Forteſorte verwandelt und gezwungen wurden zum Getöſe von Hammerwerken, womit die geiſtig beſchäftigten Nachbaren bei der ſeuchenhaft umſichgreiſenden Muſikſucht ſo folterhaft gequält werden, um den Ausſpruch Kant's gerechtfertigt zu finden: „Die Muſik iſt eine Kunſt, der die Urbanität mangelt, indem ſie ſich nicht ſelten hören läßt, wo man ſie nicht hören mag.“ — In vielen Familienkreiſen iſt die Muſik nicht mehr Erholung nach den Tagesmühen, ſie iſt an ſich ein Geſchäft, eine anſtrengende, der Erwerbspflicht mitunter ſchädliche Arbeit, wenn man die fingerverrenkende Fertigkeit und die halsgefährliche Geſangsverziererei erreichen will. An der im Umſchwunge ſich mehrenden Hirn- und Nervenſchwäche hat die in jedem Hauſe unvermeidliche Tonſchwirrerei eine Mitſchuld, und wir wären nicht abgeneigt, dem in der Berliner „Spenerſchen Zeitung“ befindlichen Noth- und Rettungsruf an die Behörde, um eine Vorſchrift zur Eindämmung des wogenden Tonmeers, beifällig aufzunehmen, erwecken aber lieber Selbſt- als Befehlshülfe.

Wir wollen uns hier über den Einfluß der Gegenwartsmuſik nicht ſo weit ausbreiten, wie Plato's Urtheil: „Es läßt ſich keine Veränderung in die Volksmuſik bringen, ohne zugleich eine Veränderung in der Staatsverfaſſung zu bewirken.“ Sey dies nur Hinweis auf das Umfängliche jenes Einfluſſes, mit der einzigen Andeutung, daß Wohl- und Einklang (Melodie und Harmonie) nicht als Eigenthümlichkeit unſerer Verfaſſungszuſtände zu bezeichnen iſt, wonach Jeder verſuchen möge, umſchaulich bei ſich ſelber die Behauptung Plato's zu prüfen, nebenher auch das Geſtändniß Leſſing's: „Lange dauernde Muſik ſtärkt nicht, ſie ermattet.“

In Bezug auf die Bühne dürfte man aber Erſtens die weiſſagende Warnung Iffland's bewahrheitet finden: „Wir müſſen uns hüten, der Oper zu viel einzuräumen; ſie vertreibt das Schauſpiel, ſo daß ſich zuletzt gegen die Oper nichts mehr halten kann, als die Farce.“ — Zweitens wäre zu beherzigen, was Heinrich v. Gagern in uns noch näherer Vergangenheit ſagte: „Die unbeſtimmteſte und gedankenloſeſte Kunſt, die Muſik, iſt die Kunſt der Zeit, dahin flüchtet man ſich vor den Reflexionen, da löſt ſich die Seele in vage Empfindungen auf.“ — Drittens ſey Zelter erwähnt mit ſeinem Ausſpruch über die Zukunft: „Man wird dahin kommen, die einfachen Gemüthstöne der Muſik unſerer Vorzeit als Rettungsruf zu betrachten!“ — Viertens wollen wir unſerm zuweilen etwas derb kundwerdenden Mißbilligen der Ueberſchwenglichkeiten in der Muſik Thibaut's ſchon vor funfzehn Jahren veröffentlichte Erkenntniß anfügen: „Das Zurückführen zur Einfachheit und Natürlichkeit wird für uns in aller Hinſicht von Tage zu Tag größeres Bedürfniß, und die Tonkunſt kann wahrlich am wenigſten von ſich rühmen, an der jetzigen Verbildung keinen Theil gehabt zu haben.“ — Schließlich ſind aber dieſe Zeugniſſe noch zu bekräftigen durch eine zum Nachdenken anmahnende Hindeutung aus der werthvollen ſchon vor fünfunddreißig Jahren erſchienenen Schrift: „Ludwig Anthom. Fragment einer Biographie.“ (Leipzig. J. A. Barth. 1831.) Da leſen wir: „Alle Vorzüge, welche die Muſik ihrer Natur nach hat, zugeſtanden, ſcheint mir die einſeitige Vorliebe eines Zeitalters für dieſe Kunſt allemal ein ſchlimmes Zeichen. Sie erregt immer nur Empfindungen auf die unbeſtimmteſte Weiſe, durch die ſinnlichſten Mittel, in der unwillkürlichſten Aufeinanderfolge; alles Urſachen, welche bei der Beſchäftigung mit ihr die Grenzen des Ernſtes und der Spielerei ineinander fließen laſſen. Die Künſtler nehme ich aus, denn dieſe macht die Natur ſelbſt zu Ausnahmen; aber die Menge, welche die Kunſt immer mehr oder weniger als Zeitvertreib betrachtet, hat nirgends einen beſſeren Vorwand, ihre Neigung zum Leeren und Nichtswürdigen unter dem Namen einer Kunſt zu verbergen, als hier; es verräth einen Mangel an echtem geiſtigen Bedürfniß, eine Schlaffheit der denkenden Kräfte und eine gefährliche Neigung, ins Unbeſtimmte zu zerfließen, wenn ſie ihr Streben nach Kultur und poetiſcher Erhebung durch Muſiciren an den Tag legt. Man möchte ſich nur fragen, ob nicht erſt ſeit der Zeit, wo unter uns das gründliche, in die Kreiſe des wirklichen Lebens eingreifende Intereſſe an würdiger Literatur und an vernünftiger Ausbildung abzunehmen anfange, die Verehrung der Muſik ſo ungeheuer um ſich gegriffen habe, daß man die Zeit nicht mehr ganz fern halten könne, wo man die Tonkunſt den Mittelpunkt, und ein Adagio die Summe von der Weltgeſchichte des menſchlichen Herzens nennen wird.“

Genug und übergenug! — Wir haben die Tummel-, Bücher- und Bühnenwelt im vorwaltenden Geſammtſtreben betrachtet, haben freimüthig erklärt, wie nach dieſer Betrachtung der ſogenannte Zeitgeiſt ſich unſerem Inneren vorſtellte. Vermöge des Ergebniſſes bringt er, wie wir glaubhaft meinen, das wahrhaft Edle nicht in Blüthe und Frucht, er entwurzelt es vielmehr, und iſt bemüht, bei dem beſchönigenden Fremdwort modern die Betonung mit deutſchem Ausdruck auf die erſte Sylbe zu bringen. — Wem jedoch die Augen der Seele fehlen, der lebt mit den ſchärfſten leiblichen Augen in Blindheit, und dann begreifen wir, weshalb er in dem, was man als Bildung preiſt, die echte nicht vermißt.

Bei den ſchwindligen Zuſtänden ſcheint es das Beſte, wenn Jeder ſein eigener geheimer Rath iſt, und ſich oft den Grundinhalt der gebildeten Ueberlegung wiederholt: Die Glückſeligkeit beſteht hauptſächlich darin, daß man zur Bewahrung des Friedens mit ſich ſelber die Seinen ſtärkt und redlich beglückt, müßte es auch mit Entbehrungen geſchehen, die in Bezug auf geliebte Perſonen zur Freude werden; daß man auch nach Thunlichkeit Andern nützt und hilft, überall dem Rechten und Guten Theilnahme bezeugt, Falſchheit und Verkehrtes nach Kräften abwehrt. — Das iſt Beruf und Inhalt einer ſolchen Bildung, deren Ausbreitung wir erſehnen, und dann dem Zeitgeiſt unſern vollſten Dank widmen würden.

Zum Abſchluß ſey bemerkt: Um in allen Tagen für Alles das Wahre zu wünſchen, ſollte es bei unſern Staats- und Volksfeſtlichkeiten nicht heißen „Glück auf!“ ſondern „Sinn auf!“ — nicht „Lebe hoch!“ ſondern „Lebe mit Maaß!“ — und jeder Familie wäre zur Eingangsthür ihrer Wohnung die Aufſchrift zu empfehlen:

„Gott, laß' über dieſe Schwelle
Schlimme Triebe niemals ein,
Innen laß' es rein und helle
Stets im Geiſt und Herzen ſeyn.“

Gh.

Kurze Geſpräche.

Zwei Hausväter auf der Straße.

Erſter.

Sieh' dies mit franzöſiſchem Putzprunk behangene deutſche Mädchen! All der Flitter muß ein hölliſches Geld koſten!

Zweiter.

Ja! — ſie könnte ſich jedenfalls viel wohlfeiler als Närrin zeigen!

Erſter.

Und das andre Mädchen dort: wie entblößend iſt ihr Anzug!

Zweiter.

Das iſt kein Anzug, das iſt ein Abzug, um anziehend zu ſeyn!

Theaterpracht in Uebermacht.

Ein Zuſchauer.

Es iſt ein wundervoller, ein entzückender Anblick!

Ein Durchſchauender.

Ja für Den, der durch das Auge den Kopf verloren hat!

Weltſtadt.

Ein Zeitungsleſer.

Da leſ' ich eben: „Aus unſrer Hauptſtadt iſt eine Weltſtadt geworden“, wo liegt denn da der Unterſchied?

Ein Umſichblicker.

Wenn eine ſolche Stadt das Haupt der Welt opfert, dann verſchwinden Mauern und Thore, damit es die Herumtreiber, Schelme und Diebe bequemer haben, gegen ſonſt überzähliger zu werden.

Zwei Zeitungsleſer.

Erſter.

„Freie Hand“ — was bedeutet denn dieſer jetzt oft in Bezug auf allerlei Händel gebrauchte Ausdruck?

Zweiter.

In der Regel iſt es eine Selbſtfreiſprechung von Erfüllung des ſiebenten Gebots.

Nachbarn im Opernhauſe.

Erſter.

Der Text zu der neuen Oper iſt auch wieder ein ſehr ſchlechtes Machwerk, ſchauderhaft ſinnlos!

Zweiter.

Ja, ich habe ſchon längſt gemerkt, was zum Sprechen zu ſchlecht iſt, das wird jetzt geſungen.

Zwei Ordensbrüder bei dem Eßfeſt.

Der Jüngere.

Ja, werther Bruder, ich empfing jetzt den zweiten Weihegrad, und bin begierig, wie ich nun zu wirken habe!

Der Aeltere.

Werther junger Bruder, ergreifen Sie Ihr Glas zum Anſtoß! Bisher haben Sie nichts gethan, für die Folge aber haben Sie angelegentlichſt ganz — daſſelbe zu thun.

Bei einer neuen Oper.

Ein Zuhörer.

Wüthender Lärm! Die Stimmen können nicht durch, Sänger und Sängerinnen verderben durch ſolche Opern!

Der Nachbar.

Zum Troſt verderben ſie uns das Gehör gleich mit, da können Sänger und Sängerinnen ſich verſchlechtern, wir merken's nicht!

Frager und Erklärer.

Frager.

Sag' einmal, wenn Du's weißt: weßhalb haben die Kammerherr'n ihren goldenen Schlüſſel auf dem Rock hinten, auf dem Rükken hängen?

Erklärer.

Sie ſollen immer nur die Pforten nach Rückwärts aufſchließen.

Zwei Diebe.

Ein Neuling.

Das wäre glücklich gelungen, aber hätte man uns ertappt —!

Ein Ausgelernter.

Bah! Seit ſie uns nicht mehr ſchlagen dürfen, iſt Alles gut! Werden wir nicht ertappt, haben wir durch freie Hand flottes Leben, und werden wir ertappt, immer noch ein leidliches Unterkommen!

Zwei Politiker.

Schelle.

Nimmerſatt — ſo heißt ein Grenzort; ſehr ſeltſam!

Till.

Ganz und gar nicht! — ſo 'was und Dergleichen fehlt keiner Grenze.

Nach dem erſten Aufzug in einem ſogenannten Volkstheater.

Ein Zuſchauer (forteilend, zum Kaſſendiener):

Schlafen Sie wohl!

Kaſſendiener.

Ei! Sie wollen ſchon fort? Sie haben ja ein Freibillet!

Zuſchauer (im Laufen):

Dieſen Genuß hält man auch umſonſt nicht aus!

Schlußfolge.

Ein Aufgebrachter.

Es iſt uns viel verſprochen und wenig erfüllt worden!

Ein Ruhiger.

Beſänftigen Sie ſich! Wenn im Daſeyn ſo viel erfüllt werden ſollte, als verſprochen wird, nichts reichte zu!

Paul Schelling.

Vor ſieben Jahrhunderten.

Gen Abend eines der erſten Frühlingstage des Jahres Chriſti 1167, jetzt alſo vor ſieben Jahrhunderten, ſchritt Clemens **Bleichrodt**, genannt Salzmann, auf der Waldſtraße von Weimar aus neben einem mit Fäſſern beladenen Wagen ſchwerſinnig daher. Sein Blick war tief zur Erde und in ſich hinein geſenkt; die Zügel hingen ſchlaff von ſeiner Hand herab, ohne Zuruf leiteten die Pferde ſich ſelber, denn nur angſtbeſchwerte Athemzüge drängten ſich aus der Bruſt ihres Herrn, bis er endlich mit durch unterdrückte Thränen bebendem Tone eines Volksliedes Klage ausrief:

„Der Sturm riß jede Blüthe
Von meinem Lebensbaum,
Und Gram läßt im Gemüthe
Zu keiner Hoffnung Raum!“

„Eya! — Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ ſo grüßte ihn der Köhler Stephan Warbe an, der ſchon eine Weile unbemerkt dem Düſterſinnigen gefolgt war, und erſchrocken entgegnete Bleichrodt: „In Ewigkeit Amen!“

„Sagt, Salzmann, was hegt Ihr des Weh's unter den frohlebigen Thüringern, in ihrem wundervollen Waldgebiet, was ſoll hier Euer Jammerlaut?“ ſo fragte der kraftrüſtige Warbe, und wie vor ſich hin erwiederte Jener: „Habt nur ſolch bös Schickſal, ſolch Elend daheim, wie ich, da wird Euch auch mein Harm befallen!“

„Geſchieht nicht!“ widerſprach Warbe; „glaubt's, ich hab' der Laſten ebenfalls, aber ich ſenke das Auge nicht ſcheu zu Boden, halt's nicht in der Enge; ringsum ſchau' ich, in die Höh', und bleib' aufrecht. Doch ſagt, wo drückt's Euch?“

Mit tiefem Athemzug entgegnete Bleichrodt nur: „Laßt's! laßt's!“

„Geſchieht auch nicht!“ antwortete lachend und wie endgültig der andringliche Begleiter. „Wir ſind ja ſchon weit genug mit einander befreundet, obwohl Ihr Eure Jahre nicht viel über Zwanzig zählt, und ich Euch Vater ſeyn könnte, was mir nicht zuwider wäre, denn ich kenn' Euch ſtattlich hübſchen Burſchen als wackeren Geſellen —“

„Habt Dank!“ äußerte der Wortkarge dazwiſchen.

„Nichts von Dank, wenn Ihr das Vertrauen zu mir ſo gefeſſelt habt! Mir iſt's, als müßt' ich Euch 'was Liebes erweiſen, aber fang's Einer an, wenn Ihr ſo ſchweigſam ſeyd, ſchweigſam verharren wollt ſogar hier im Wald, wo Alles beredſam iſt, ſelbſt abgeſtorbene Gefühle ihre Auferſtehung feiern wie durch himmliſche Anmahnung.“

„Mit meinem Schickſal ſteh' ich vor verſchloſſenen Pforten!“ klagte Bleichrodt.

„O klammert Euch nicht an Unheil! Die Macht der Natur erweckt den Muth, der Verſchloſſenes aufſprengt!“ rief Warbe in geſteigerter Selbſterregung. „Wenn ich bei Schickſalsdunkel zweifelsvoll aus der Seele, aus der Mitgabe vom Unvergänglichen für das Irdiſche, Umblick halte in der Waldesdämmerung, bei den altkräftig gehärteten, Jahrhunderte überdauernden Eichen neben den immer jugendgleich leuchtender Birken, da wird mir friedlich wohl, Innenlicht kommt mir mit der Erinnerung, daß manch altersgrau Leid belehrte und ſtärkte, manch abgeblichene Hoffnung ſich verjüngte. Das ſchwatzt mir in's Gemüth der Staar aus luftiger Höhe, wobei die Elſter zuhilft, und wird mir Grämliches zudringlich, dann miſcht leiſe der Dompfaff ſeine Weisheit ein; die Droſſel gaukelt mir vom ſchwankenden Schilf Bewegung in die Gedanken, die Amſel pfeift mir von der Erle Spott über mein Zagen, das nur Willen und That lähmt, in mir wühlt, wie Schnepfen im Moor. Bald iſt nun jedes Rabengekrächz aus meiner Bruſt entwichen, all meine Sorge verflattert mit Fink, Hänfling und Zeiſig in Himmelsluft. Alsbald ſchau' ich dann wieder furchtlos hinein in die Zukunft, habe immer lange Hoffnung nach kurzem Zweifel, und mir iſt, als würde jedes Flüſtern der Zweige Gotteswort, jedes Reigen der Blumen in Wald und Feld ein demüthig Verehren des allheiligen Weltſchöpfers."

Von der heiteren und frommen Zuverſicht Warbe's, deſſen Vertrautſeyn mit dem Naturweſen ſich eindrücklich verſtärkte durch den erſten Abendgeſang der Nachtigall, ward Bleichrodt mehr und mehr überwältigt; es war ihm, als ſey die ganze Schöpfung voll Mitgefühl, ſeine Herzenslaſt erleichterte ſich in Thränen, und nach des zuthulich Biedern Hand greifend, ſprach er lebhaft: „Ihr ſollt's erfahren, ſollt's prüfen, was mich drückt! Kommt's mir doch plötzlich zu Sinn, als könnte mir Ungelenken in Welthändeln durch Euch eine Wegrichtung offenbar werden!"

„Grad' und friſch heraus mit der Rede!" ſo trieb ihn Warbe an; „was Ihr mir von Euerm Kummer zutheilt, in treuem Hülfstrachten werd' ich's bewahren!"

„So wißt denn, mir iſt kurz vor letztem Sylveſter der Vater geſtorben, und daheim zagen in Angſt mein gut Mutterlein und meine liebe Schweſter Cordele wegen mißlichen Nachweh's. Am Rammelsberge bei Goslar haben wir ein Häuschen, ſammt Ackerland und Wieſe; indem nun der Vater und ich, mit dem Fuhrweſen umherziehend, von dort an Salz verkauften bei Aufnahme neuen Vorraths von Halle an der Saale bis Kitzingen in Franken, ernährten wir uns nicht im Ueberfluß, jedoch nach meinem Ermeſſen für Zufriedenheit genügend. — Als nun der Vater auf dem Siechbett danieder lag, beſuchte ihn ein Kloſterbruder, der ſprach tröſtend, auch von Vergeltung im Jenſeits, je deſſen, was der Menſch auf Erden gethan habe, und der Vater hörte ſorglich, doch lautlos zu. Nachdem nun der Kloſterbruder von dannen, ich allein bei dem Kranken war, ſah ich, daß gewaltige Unruhe ſich Seiner bemächtigte; er warf ſich hin und her, dabei mehrmals ausrufend: „Ach, mein Gott und Heiland, die Wieſe, die Wieſe!“ Das berührte mich auffällig in Rückſchau auf einen Rechtshandel, von dem ich nur Ruchbares kannte. Wir wirthſchaften in der Hälfte eines vordem vereinten, nachmals getheilten Beſitzthums, und dem Nachbar, einem armen Bergmann, wurde auf Betrieb meines Vaters eine Wieſe vom Richter abgeſprochen, worüber allerlei Zweifel im Geſchwätz waren ohne mein Ergründen. Bei dem Wirrigen des Kranken erfüllten mich aber Bedenken und Bangigkeit, und da fuhr's mir heraus, daß ich ſagte: „Vater, ich werd' Euch Frieden ſchaffen, ich hol' uns den Nachbar, wir bringen Alles in's gerecht Klare!“ und ſchon war ich an der Thür, vernahm aber den Zuruf: „Weile noch, Clemens, das Bedrohliche überſtürzt mich, mir iſt Ueberlegung noth.“ — So ſtand ich nun im Erwarten, gewahrte, daß der Vater ſinnend und ruhſamer wurde, und nach langem Zögern ſagte er: „Clemens, wenn die Wieſe dem Gehöft mangelt, gebricht ihm von ſeinem Wenigen das Beſte; ſie liegt mitten zwiſchen unſerm geringen Feld, und Andere vertragen es auch nicht, daß Der oder Jener einen Anſpruch einwirft, um Zuſammengehöriges zu trennen; die Wieſe muß Euch alſo eigen verbleiben. Wie haben große Herren ihre Ländereien oft mit mordſüchtigem Schwertgewüth in Vergrößerung ausgerundet, müſſen's verantworten, ſo auch ich das Meine!“ — Was etwa dagegen zu denken wäre, blieb mir augenblicks und bis auf dieſen Tag voll Nebel, denn vom Vater ließ ſich mehr nicht erkunden: er lag am nächſten Morgen im Todeskampf.“

„Da iſt muthmaßlich eine verdunkelte Gerechtſame bei Eurem Erbthum“, urtheilte einredend Warbe; „habt Ihr denn nicht zur Aufhellung umgefragt?“ — wonach ihm Bleichrodt berichtete:

„Ueber das rechte Geleiſe dazu in mir ohne Spur, ging ich zum Beichtiger, ihm nichts verhehlend; er gab mir Abſolution mit den Worten: „Zufolge Gottes Gebot haſt Du den Vater zu ehren; trachteſt Du in dieſem Wirrſal jetzt des Zweifels nach, könnte ſchon dies Trachten durch erweckten böſen Leumund über dem Grabe Deines Vaters ihm Unehre bereiten; mag alſo ſein Ausſpruch Dir genügen, und Weiteres iſt dem ewigen Richter zu überlaſſen.“

„Nun, das hört ſich ja wohl an wie Troſt?!“ ſagte Warbe, ſich ſelber noch undeutlich.

„Iſt's ein Troſt, er langt nicht aus zum Frieden an unſerm Herd, im Häuschen ward's gar unſtät für uns!" klagte Bleichrodt, und Warbe meinte die Sache gangbar zu machen mit der Aeußerung:

„Ich an Eurer Stelle möchte das ganze Gehöft für zu geringen Preis an den Nachbar verkaufen, da kann's zum Vertrag gedeihen mit Frieden und Gewiſſen."

„Ach, der Nachbar iſt bitter arm, und wenn wir das ohnehin noch verſchuldete Gehöft preisgeben, ſind wir mehr im Elend als je zuvor. Nächſtdem iſt da noch ein ander Häuschen —" Bleichrodt hielt wie verſchämt inne.

„Eia, ich merk's!" ſprach Warbe neckiſch, „da lockt ein Augenpaar —".

„O wohl! — es leuchtet in keuſcher Zucht bei Fleiß und Dürftigkeit. Elſe liebt mich, ich liebe ſie, und das wär' in Ewigkeit unſer Wille; aber wie Sonne und Mond können wir im Leben nicht zuſammenkommen, wenn nicht ein Wunder geſchieht!" ſo jammerte Bleichrodt, und fügte hinzu: „Nun wird's Euch faßlich ſeyn, weßhalb Ihr mich zuvor völlig in Gram und ſchwermüthig antrafet."

„Hab's nun beim Henkel!" beſtätigte Warbe; „aus Euerm Gefühlshaber fließt nirgends ein naher Hülfsquell, aber den Kopf haben wir oben, ihn oben zu halten, er darf auch im Herzen nicht untergehen. Was Euch betrifft, ſo iſt unzweifelhaft Eure Habe und Euer Umblick überall zu kurz, Ihr müßt ſorgſamer ſeyn zum Erwerb, und dazu hilft's vielleicht, wenn Ihr einem Anreiz folgen wollt."

„O wie gern!" rief Bleichrodt aus, und Jener ſprach nun:

„Vernehmt's, ſchon manchmal ſchien's mir handgreiflich, Ihr könntet Euer Gefährt erklecklicher benutzen, als Ihr's thut. Da fahrt Ihr gemeinhin um dieſe Zeit, wenn Ihr den kargen Vortheil bei Euerm Salz im Beutel habt, und nun zur Feldarbeit heim wollt, ohne Ladung dorthin, und ich dachte unterweilen: er könnt's doch mal verſuchen mit einer Rückfracht von Wein, wär's auch fürerſt nur von der Moſel und von Franken aus —".

„Ach, Warbe, dazu bedarf's zureichender Baarſchaft!" unterbrach ihn Bleichrodt, und ihm wurde entgegnet:

„Laßt mich ausreden! Da iſt mein Sohn Günther, der Burſch hat keinen rechten Griff zur Kohlenharke und Kohlenkrücke, will in den Handel hinein, und es liegt mir nicht im Blut, ihn mit dem Schürbaum zu zwingen, käm' auch mit meiner Alten in

Zwiſt. Merkt's, der Günther ſpricht vom Weinvertrieb, und ich möcht' erfahren, wie's dabei ergeht. Eine Anzahl Gulden hab' ich in der Lade, mir unnütz; feilſcht mit dem Günther Wein auf Euer Gefährt, und verſucht's für die Strecke bis Goslar, ob's einträglich iſt. Das könnte mir dienen bezüglich des Günther, den Ihr mitnehmt; er ſähe ein Stück Welt, wozu 's ihn drängt, und Euch hilft's vielleicht, daß Euer eckig Schickſal rund wird."

Bleichrodt hörte dem Antrag aufmerkſam zu, und immer eifriger ſprach ſich Warbe in das Wohlwollen für den Schwerbetrübten wie für ſeinen Günther. Da die Sonne nun ſchon im Niedergange war, nahm der Fuhrmann das Erbieten, ihn nächtig im Meilergebiet des Köhlers zu beherbergen, dankbar an, und bei dem Abendimbiß ward mit Nachhülfe der Frau Sabine Warbe und Günther's das bezweckte Unternehmen zu raſcher Förderung vorbereitet. —

Wenige Wochen nachher zogen Bleichrodt und Günther, das Gefährt voll von Fäſſern der Weinladung, durch die nächſten Lande, im Zickzack oft auf Nebenwege einbiegend, um in Burgen, Klöſtern und Städten Kundſchaft anzuwerben, immer aber wendeten ſie ſich wieder zur Straße nach Goslar. Dort hätte Bleichrodt früher eintreffen ſollen, was ſich um ſo weniger thun ließ, weil der Winter mit hemmendem Schneefall wiedergekehrt ſchien. — Eines Tages waren ſie in der Nähe von Freiberg, als ein ſchreckengrauſiges Gewitter im waldigem Hohlwege ſie überfiel. Blitzträchtig jagten die donnergebärenden Wolken Nachtdunkel in den Nachmittag; die Wipfel der Berge bebten, ſtarkes Geäſt der Eichen und Buchen brach, Tannen ſtürzten durch die Gewalt der ſchwarzwogig rauſchenden Fluth eines wühlenden, vom Waſſer und Geröll des Schnees plötzlich höher anſchwellenden Bergſtroms. Um dem Hohlwege ſchleunigſt zu entkommen, wurden die ſcheuen Roſſe hart angereizt, während Bleichrodt und Günther dazwiſchen angſtvoll beteten; bald aber ſtand der Wagen völlig feſt, eingeſunken in dem aufgeweichten Boden. Die Roſſe vermochten es nicht, ihn weiter zu ſchleppen, wie keuchend und ſtampfend ſie an den Strängen zogen, und jetzt jählings brach und öffnete ſich die Erde, das Gefährt ſtürzte in eine Grube, aus der das ſich bäumende Geſpann heraufſtrebte. Noch zum Glück hatte ſich der Wagen ſchief gelegt, ihn erleichternd kollerte ein Theil der Fäſſer zur Seite, und der erſchreckte Bleichrodt gewann ſoviel Faſſung, die Roſſe raſch zu entſträngen, wonach ſie ſich ſelbſt emporhalfen. Mit ihrem Umſpannen hier und dort mußte dann das Gefährt faſt ſtückweiſe in ſtundenlangem

Bemühen zur Höhe gehoben werden, und es wirkte erſprießlich, daß der Wagen die Grube geſchützt hatte vor dem Zufluß des Gewitterregens. — Deſſen Macht war vorüber, die Sonne glänzte wieder ſtrahlend am Himmel, und als Bleichrodt nun müdgebeugt in die Vertiefung ſchaute, blinkte, ſchimmerte und flimmerte es von da unten zu ihm her. Seine Mattigkeit wich vor der Ueberraſchung; bei Bergwerken aufgewachſen kannte er ſolch Glimmern: es kam von Silbererz, ſich in erdgemiſchten Stufen ausbreitend. Freudig ſagte er dies dem Günther, und mit allem zur Hand habenden Werkzeug befreiten ſie Bruchſtücke, damit ihre Ladung mehrend. — „Gott hilft wunderſam, Anbetung ihm, der heiligen Jungfrau und dem Erlöſer!“ rief Bleichrodt oft aus während der mit dem nicht genügend tüchtigen Werkzeug ſehr beſchwerlichen Arbeit; „zunächſt weiß ich nun auch den Meinen und mir zu helfen, der Allerbarmer im Himmelreich hat uns ſeine Engel geſandt!“

Günther war minder aufgeregt und erwies die Anlage, das Sprüchwort zu bewähren: „Zum Handel gehört ein doppelter Verſtand!“ mit der Rede: „Solch Glück hat auch ſeine trügeriſche Seite; es könnte ſich zutragen, daß unſer Fund, wenn er ruchbar wird, uns nicht verbliebe, und geſchäh' keine Einſprache von einem gebietenden Gernhaber mit überlangem Arm, Vorbedacht läßt nichts außer Acht. So mein' ich, wir thäten recht, hier erwerbſüchtiger zu ſeyn, indem wir der Stücke noch etwelche uns aneignen, und ſie als Schatz vergraben, hätten wir nur ſchärfer Werkzeug!“ — Dazu wußte Bleichrodt Rath; er kannte unfern eine Herberge, und holte dort Hacken und Spaten, ſo daß Günther's Meinung bei beginnender Dämmerung vollauf werkſtellig, auch nicht verſäumt wurde, die Grube mit Erdwurf zu bedecken. Unterdeß hatten ſich die Roſſe erholt, im Hohlwege aber noch Qual zu überwinden, ehe ſie ſich in der Herberge ausruhen konnten.

Nach ergiebigem Geſchäft erreichten ſie ohne ſonderlich Seltſames das Beſitzthum bei Goslar, wo das Feldweſen nur kümmerlich beſorgt, vom Nachbar aber der Streit um die Wieſe obenein erneut war. Im Schönburg'ſchen, wo der Ritter Heinrich von Kroppen Bergleute in Anſiedlung und ſelbſt eine Erzgrube hatte, ließ Bleichrodt den Erdfund ſchätzen, und Jener zahlte dafür eine anſehnliche Summe, wodurch Bleichrodt vermöglich genug wurde, um nicht allein die Wieſe, daneben ſogar das ganze Gehöft hinzugeben vermittelſt ſolchen Ausgleichens, in deſſen Folge der Nachbar als Kaufpreis nur die geringe darauf haftende Schuld übernahm. Bleichrodt kannte für ſich, durch die Erfahrung bei dem Weinhandel und im Säckel den Antheil am Erzfunde, eine nahrhaftere Zukunftsbahn; er warb um ſeine geliebte Elſe, empfing die Zuſage, und Günther wurde durch Cordele Bleichrodt mit der Liebe Freud' und Leid bekannt: doch auch ihn beglückte das gewichtigſte Jawort für irdiſche Seligkeit.

Zufriedener Sinnes waren Beide ſchon im September des Jahres 1167 auf dem Wege zu Vater und Mutter Warbe, nachdem ſie ihren zweiten Schatz ungefährdet mitgenommen hatten. Auch dieſe Silberſtufen wurden zu Gelde, und als Bleichrodt mit Günther zum Weinkauf die Angrenzungen durchſtreifte, fanden ſie in Frankenhauſen ein Haus im Verſteigern, wurden in ihrer Eheluſt die Meiſtbietenden, ſo daß bald Alles bereit war zum Himmel auf Erden.

Bei ihrer zweiten Geſchäftsfahrt holten ſie ſich die Mutter Bleichrodt ſammt den Bräuten, begründeten eine Weinhandlung in Frankenhauſen, benannt „Salzmann und Warbe", zugleich auch den anmuthigen Familienverein. Von dort wurde im Jahr 1168 nach Freiberg berichtet, was in jenem Hohlwege geſchehen, und dies iſt die Geſchichte des Auffindens der Bergwerke bei Freiberg, die man ein Jahr danach feierlich taufte.

Von Clemens Bleichrodt, genannt Salzmann, leben angeblich noch Nachkommen in Thüringſchen Landen, und wir ſchließen mit dem Wunſche, es möge ihnen dauernd wohlergehen, niemals Dieſer oder Jener, wie einſt ihr Vorfahr, auszurufen haben:

„Der Sturm riß jede Blüthe
Von meinem Lebensbaum,
Und Gram läßt im Gemüthe
Zu keiner Hoffnung Raum!"

Gß.

Fortgeſetzte Verſteigerung von Gegenſtänden aus dem Tagesbeſitz.

(Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitſchwindels.)

Bisher unverkäufliche Spiegel, die jedem Hineinſchauer ſeinen ſelbſtſüchtigen Dünkel zeigen.

Verſchiedene Zeitungs-Trompeten, als Blaſir-Inſtrumente dienlich, um den Sinn für das Wahre und Rechte zu betauben.

Urkunden über Anſprüche des Menſchenthums, die zu Unkunden geworden ſind.

Eine Drehrolle zum Glätten des Sudelgewäſches nicht zu reinigender Politik.

Geſtickte Vor- und geſchminkte Fremdwelts-Larven zur Verhüllung der verbleichenden deutſchen Eigenthümlichkeit.

Abgeſtumpfte Weisheitszähne ſolcher Naturphiloſophen, die erfolglos biſſig waren an der harten hohlen Nuß, aus deren Kern das Weltall ſich ſelbſt erſchaffen haben ſollte.

Unzulänglicher Maaßſtab für die himmelweite und erdballtiefe Kluft zwiſchen erhabenen Verheißungsworten und niedrigen Erfolgsthaten der Staatsklugheit.

Gelehrtſame Traum-Bücher, die durch ihre Klärungen dem Schlafleben der Vernunft dauerhaftere Dunkelheit ſichern.

Allerlei äußerlich putzhafte Entſchädigungszeichen für Solche, die Geſinnung und Mannesmuth verloren haben.

Dickbändige Weltgeſchichte deſſen, was Menſchlichkeit im Rechten und Guten gewollt, aber immer verfehlt hat.

Unbegrenzter Weltweisheitsbau, wodurch das Nichts doch Alles iſt, mit Beweisgründen, die ſämmtlich wieder zu Nichts werden.

Fackeldunſt für Mißverhältniſſe, die Jedem gefallen ſollen, wenn er nicht ſelber ſtraf-mißfällig werden will.

Stoßwaffen gegen die Schlafſucht verſchiedener Geſammtrechte.

Lehrvorträge über die Cours-Berichte der Börſen, zur Erhärtung der Thatſache, daß die „ſpekulative Philoſophie“ jede andere umgebracht hat.

Sammlung ſolcher Philoſophieen, die ihre Erkenntnißlehre auf Erkenntnißleere gründen.

Ein Bündel erfolgloſer Steckbriefe zum Ergreifen und Feſthalten der echten Mannesgeſinnung.

Sprachforſchliche Entſcheidung darüber: daß dem doppelſinnigen Wort „kriegen“, mit Waffen verkehren, und „kriegen“, an ſich nehmen, wirklich Sinngleichheit geſchichtlich nachzuweiſen iſt.

Staatsräthliche Leitfaden zur Wortverſchwendung und Gedankenknickerei in Leitartikeln der unterthänigſt unzeitigen Zeitungen.

Klagen der Weltgeſchichte über die Thatſache, daß im Erdball die Menſchheit ſtets wieder im Staube verſinkt, ehe ſie den Aufgang zum Gottesgeiſt findet.

Staatswirthſchaftliche Beweiſe, daß die Tinte der Menſchheit noch gefährlicher iſt, als das Schießpulver. Sendſchreiben des Mönchs Barthold *Schwarz*.

Unvergängliche Erfahrungen aus Jahrhunderten, die zeitweiſe durch Zeit-Weiſe Ver- und Zerfahrungen werden.

Unveraltete Zeugniſſe, wonach die Schlange auch dem Paradieſe entwich, um durch die, mit ihrer Doppelzunge begabten Diplomatie und Politik der Menſchheit das Wiederfinden des Paradieſes unmöglich zu machen.

Geheim-Mittel, um jede anders gefärbte Narrheit ſcheinreich als Weisheit geltend zu machen.

Neuveränderte Tret-Mühle für den Fortſchritt zu Recht und Wahrheit, um vom raſcheren Umtrieb ſchneller ſchwindelfähig zu werden.

Preisſchriften zu Gunſten der Muſikſucht, weil dadurch die Volksvernunft ſo angenehm in Luſtigkeit untergeht.

Nicht ſichtbarer Nagel *im* Kopf, durch den die jüngſte Weltweisheit den Nagel nirgends *auf* den Kopf trifft.

Druckfehler-Verzeichniß zu mehreren verdunkelnden Tagesblättchen: ſtatt Flugſchrift: Lugſchrift; ſtatt Elogen: Erlogen; ſtatt Hoheit: Hohlheit; ſtatt vorleſen: verleſen; ſtatt ſiegreich: ſiechreich, und ſo weiter.

Enthüllungen über kniffige Stehlerei durch Papierſchwindel an der Börſe und pfiffige Hehlerei durch Schwindelpapier knechtiſcher Schriftſteller ohne Börſe.

Antrag, daß man bei den Vier Facultäten der hohen Schule bis Fünf als Grade zählen lerne durch Stiftung einer Facultät, die der Vortheilsſucht lehrt, Hirnſchwächen der Gegenwart noch ſcheinheiliger auszubeuten.

Miſchmaſch ſolcher ſogenannten Heiltränke, die nichts nützen, wenig ſchaden, und viel Silberlinge einbringen.

Weltgeſchichtlicher Beweis, man habe das oft für „Schickſal" gebrauchte zweideutige Wort „Geſchick" meiſt in Ungeſchick zu verwandeln

Verſchiedene Feſſeln der Einſicht, wodurch ſie in der Klemme iſt, nicht zu dürfen, was ſie kann, und nicht zu können, was ſie darf.

Bildniſſe ſolcher Neuweiſen, die den ewigen Allgeiſt verleugnen, und gleich vorweg an ſich und durch ihre Werke die Sterblichkeit ihres Geiſtes bewieſen haben.

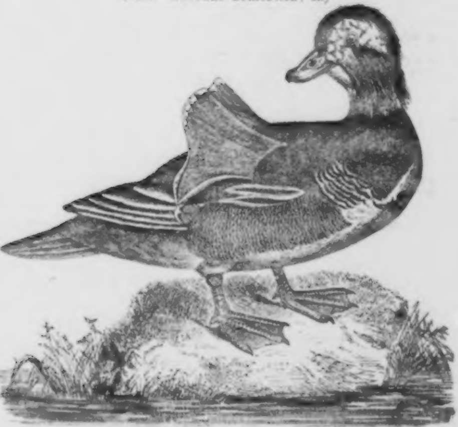
Hundert Bände voll Reden der Politik, die ſehr einleuchtend verhindern, daß man wiſſe, wovon die Rede iſt. Gz.

Die Hausvögel in weltgeſchichtlicher Beziehung.

(Fortſetzung.)

Die Ente.

(Anas Boschas domestica; L.)



Die Ente iſt, gleich der Gans, ſeit undenklichen Zeiten zum Hausthier gemacht worden, ſowohl ihres Fleiſches als auch ihrer Eier und Federn wegen. Zwar wird die Ente, dieſe Verwandte der Gans, von mehreren alten Schriftſtellern nicht ſelten erwähnt, zum Beiſpiel von Cicero in ſeiner Schrift über das Weſen der Gottheit, wo zu leſen iſt, daß ſchon die Römer — wie unſere Landleute — zum Brüten den Hühnern Enteneier unterlegten. Doch findet ſich keine einzige Sage, keine einzige geſchichtliche Erzählung, worin die Ente eine Rolle ſpielt; bei Homer kommt nicht einmal ihr Name vor. Dieſe Nichtachtung der Ente iſt vielleicht begründet durch den Mangel geiſtiger Fähigkeit, der ſich bei ihr kund giebt. Sie gehört zu den ſtumpfſinnigſten, dümmſten Vögeln: ſchon ihr Gang und ihr ganzes Weſen ſcheint das zu verrathen. Sie geht bekanntlich ſehr langſam und watſchelnd, die Füße immer einwärts ſtellend, dabei gähnt ſie unaufhörlich, ſchlägt die Flügel auseinander, legt ſie wieder zuſammen und ſchüttelt ihren fleiſchigen Körper.

Bei den Chineſen wird die Entenzucht ſehr in's Große getrieben, und iſt ein Erwerbzweig vieler Tauſend Menſchen. „In der Provinz Kang Tong“, erzählt Du Halde, „giebt es eine ungeheure Menge zahmer Enten. Man läßt die Eier in Brutöfen oder Miſtbeeten auskriechen, und ſchifft dann mit ihnen am Meeresſtrande entlang, wo ſie bei der Ebbe Ueberfluß an kleinen Seethierchen finden. Es ſind da eine Menge Fahrzeuge beiſammen, und die Entenſchaaren treiben ſich in buntem Gemiſch am Ufer herum. Sobald aber auf ein Becken geſchlagen wird, kehrt jede Schaar zu ihrem Herrn zurück. Auch in Kochinchina hat John Crawfurd im Jahr 1821 zahme Enten in Heerden von mehr als tauſend Stück geſehen.“

Die Mandarin- oder chineſiſche Ente, die unter den Schwimmvögeln einer der ſchönſten und am ſonderbarſten gebauten iſt, ſteht bei den Chineſen in hohem Werthe, und dient ihnen als Sinnbild ehelicher Treue, weil ein Männchen das einmal gewählte Weibchen nicht wieder verläßt. — Am Morgen der Hochzeit erhält die junge Gattin von ihren Freundinnen ein Paar von dieſen Enten, mit Bändern geſchmückt, zum Geſchenk. Es iſt aber auch in Wahrheit ein prächtiger, durch Federzierden an Kopf und Flügeln und durch Farben geſchmückter Vogel, von dem zu wünſchen wäre, daß er auch bei uns eingeführt würde. In dem zoologiſchen Garten zu Dresden befindet ſich eine Mandarin-Ente. Wir gaben voran eine Abbildung.

Die Federn der Ente werden, da ſie ſich zuſammenballen, weniger geſchätzt als die der Gänſe. Man macht ſie jedoch elaſtiſcher, beſſer riechend, auch minder geneigt, ſich zuſammen zu ballen, wenn man in einem Keſſel voll kochenden Waſſers ein wenig Kalk löſcht.

in dieſer ſchwachen Lauge die Federn ein paarmal aufwallen läßt, ſie dann herausnimmt, abtrocknet, mit reinem Waſſer gut auswäſcht, und zuletzt unter öfterem Aufrühren auf dem Ofen trocknet.

Viel mehr geſchätzt als die Federn der zahmen und aller Enten-Arten ſind die von der Eider-Ente, die im höchſten Norden von Europa, Aſien und Amerika wild und auch gezähmt lebt. Ihre Federbekleidung iſt außerordentlich reich, pelzartig, dick, ſehr weich, mit vielen grauen Daunen dicht an der Haut untermiſcht.

Die Eider-Ente iſt einer der nützlichſten Vögel des Nordens. Die Flaumfedern, Eiderdaunen genannt, ſind unter allen Flaumfeder-Arten die feinſten, leichteſten und zumeiſt elaſtiſchen. Sie kommen in feſtgeballten Klumpen von Island, Grönland, Lappland, Norwegen, den Ferödern u. ſ. w. in den Handel; die graubraunen vom Weibchen werden mehr geſchätzt als die weißen vom Männchen. Betten mit Federdaunen laſſen ſich in einen ſehr engen Raum zuſammenpacken, und ſind daher zu Reiſebetten ſehr geeignet.

Der Handel mit Eiderdaunen war von jeher für die nördlichen Gegenden ſehr wichtig; eigene Handelsgeſellſchaften haben ſich dazu vereint, von denen die isländiſche Compagnie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts jährlich für 40,000 Thaler zuſammenbrachte. — Die Grönländer benutzen die Haut mit den darauf ſitzenden Daunen, nachdem ſie gegerbt wurde, zu Hemden, und tragen dieſe mit der Daunenſeite auf der bloßen Haut. Es läßt ſich leicht denken, daß ein ſolches Hemd dem Grönländer der Wärme wegen höchſt ſchätzbar ſeyn muß. — Die Eier der Enten geben ihm ein wohlſchmeckendes Gericht, und ihr Fleiſch iſt ſeine vorzüglichſte Fleiſchſpeiſe.

Die Neſter der Eider-Enten enthalten die koſtbarſten Daunen, von denen jährlich über 50 Centner an den verſchiedenen Brutplätzen geſammelt, und deßhalb die Neſter auf Island polizeilich geſchützt werden.

K. A. Schönke.

Zahlen-Betrachtung.

Von den älteſten Zeiten her läßt es ſich beweiſen, daß im Glauben und Aberglauben die Zahlen theils für geheiligt, theils für gefährlich und verderblich gehalten, auch im Geſchichtlichen als einwirkend erachtet wurden.

Aus der Ein- und Zweiheit, aus 1 und 2 entwickelten Ariſtoteles, Plato und Pythagoras, in neuer Zeit auch Leibnitz, Weisheitsverſuche. Wir wollen ihr Denken ehren, doch

auch ſelbſt denken nach der Lehre des Apoſtels Matthäus: „Man muß das Eine thun, das Andere nicht laſſen", um Eins zu ſeyn mit ſich ſelber, und zu zeigen, daß nicht Alles Eins, Vieles aber beſſer als uneins iſt.

Die 2 ſoll auch Eins ſeyn in der Ehe und Freundſchaft, und gewiß verdient vor dem einen Sprüchwort: „Wo Zwei Streit haben, gewinnen die Dritten", ein zweites den Vorzug: „Wo Zwei ſich vertragen, hat der Dritte nichts zu ſagen."

Die 3 hat man im Beliebten und Gefürchteten mit Vornehmheit ausgeſtattet: Grazien, Parzen, Sirenen, Furien, Gorgonen, Höllenrichter und des Cerberus Köpfe, Alles dies bildete man dreizählig, wie ſpäter die Papſtkrone. — „Tres faciunt collegium", deutſch: Drei müſſen ſeyn im Amtsverein, oder: Drei Weiſe zum Amtskreiſe. Wir haben 3 Inſtanzen, 3 Termine, 3 Kanzel-Aufgebote, 3 Taufzeugen, 3 Mal Geläut zur Kirche, und nach vorjährlichem Gebrauch gebührt einer Jungfrau das Recht, ſich drei Mal die Aufforderung eines ihr nicht angenehmen Tanzluſtigen abzuwehren. — Apollo hatte ſeinen Dreifuß, Neptun ſeinen Dreizack, und ein Leichnam wurde bei den Alt-Römern 3 Mal befragt: ob er Gründe habe gegen ſein Begräbniß. Dem Hades, der Unterwelt gab man 3 Flüſſe und 3 Bezirke: Erebus, Tartarus und Elyſium; von ihnen herſtammend ſind unſre 3 Jenſeits-Abtheilungen: Hölle, Fegefeuer und Himmel. Zur Verwahrung vor dem Teufel dienten 3 Kreuze, die höchſte Weihe der 3 iſt die Dreieinigkeit, nicht 3 zählen können die Schilderung des unüberwindlichſten Dümmlings. Nun ſchließen wir mit der 3 ab durch die 3 Sprüchwörter: „Was 3 wiſſen, erfahren bald 30;“ — „wo 3 ſind, muß Einer allweg der Narr ſeyn“, und „3 leben friedlich, wenn Zwei nicht daheim ſind.“

Die 4 erwarb ſich vorweg geheimwirkenden Einfluß: der Inbegriff Gott, dies Bezeichnungswort im Deutſchen, hat mit anderem Klang, wie von den Sprachgelehrteſten verſichert wird, in ſämmtlichen Sprachen nur 4 Buchſtaben. — Uns blieben von mehr als funfzig Evangelien der Chriſtusjünger nur 4 bewahrt; wir haben 4 Elemente, 4 Weltgegenden, 4 Winde, 4 Temperamente, 4 Menſchenalter, 4 Lehr-Facultäten, und ehemals hatten wir auch nur vier Zeitalter: das goldene, ſilberne, eherne und eiſerne. Jetzt hat ſich jedoch offenbar ein fünftes angereiht: das papierne, aus dem ſich Schlaurechner und Schlauwechsler das goldene erneuen. Vor den Umtrieben bei derlei Eingreifen in die Schwindelgeſchäfte hüte ſich aber Jeder, von Dem zu ſagen iſt: „Er kann nicht bis Fünf zählen“; ein Solcher laſſe lieber „Fünf grade ſeyn“, um ſeine Habe nicht auf Null zu bringen.

Dagegen muß man bedächtigſt die 5 ſchützen durch die 5 Sinne, die unſere 5 Finger an jeder Hand mit erwerblichem Arbeitsfleiß nutzbar machen können. Wir zählen auch 5 Zehen an jedem der Füße; damit ſind die ſpäter von 4 auf 5 gezählten Weltgegenden in den 5 Zonen, den Gürtelſtrichen der Erde, zu durchwandern, wenn Zeit, Luft und Baarſchaft nicht mangeln. — Wir haben 5 Bücher von Moſes und 5 Hauptſtücke des Katechismus; mit 5 Broten ſpeiſete der Heiland 5000 Hungrige, und das pythagoreiſche Fünfeck ſollte ein Bildzeichen der Geſundheit ſeyn, was nur glaublich wird in einer Fünfſinnsecke, die einen Sparren zu viel hat.

Bei der 6 denken wir zuerſt an: „Sechs Tage ſollſt Du arbeiten und am ſiebenten ruhen.“ Gewiß, Ruhe iſt der Arbeit Sonntagslohn; die beſte Vermittelung zwiſchen dieſer 6 und 7 iſt aber, wenn man immer thätig wirkt zu der Erkenntniß, daß manche geiſtige Geſchäftigkeit dem innern Sonntag die heiterſte und ſtärkendſte Ruhe giebt. — Joſeph Görres erſah im Bündniß der Zeit mit Ewigkeit für den Beruf unſres Erdballs 6 Werkeltage der Jahrtauſende, wonach der Sabbath folgt: die Verbindung mit dem geheiligt Unvergänglichen. — Eine abſonderlich ſeltſame 6 darf man wohl für verſchollen erachten, erwähnt ſey jedoch, daß man ehemals in Bezug auf Schatzgräberei zu den fünf Büchern Moſis ein ſechſtes ſuchte als Zauberhülfe, und zu ähnlich Wunderlichem gehört auch, daß in der Vorzeit ein Sechseck an Gebäuden Bewahrungsmacht gegen Feuersgefahr haben ſollte.

Die 7 greift in Vielerlei ein, und wir wollen voraus wünſchen, daß jeder Familie die ſogenannte „böſe Sieben“ fern bleibe. — Wie ſchon bei der 6 einzufügen war, ruhte nach den bibliſchen Ueberlieferungen der Schöpfer des Weltalls im Anſchauen am ſiebenten Tage. 7 Jahre diente Jacob um die ſchöne Rahel, der Traum Pharao's dreht ſich um die 7, in Egypten verwandelten ſich die Ströme 7 Tage in Blut, Noah nahm von allem Gethier 7 Paar in die Arche, und nach 7 Tagen ergoß ſich das Sündfluths-Gewäſſer. Die Offenbarung Johannis ſpricht von 7 Sternen, 7 goldenen Leuchtern, vom Buch mit 7 Siegeln, vom Lamm mit 7 Hörnern und 7 Augen, von 7 Engeln mit 7 Poſaunen, und von 7 Donnern. Wir haben 7 Bußpſalme, 7 Bitten, 7 Todſünden, nach Hippokrates 7 Geſundheits-Veränderungen bei dem Menſchenleben, je nach 7 Jahren. Im Alterthum, das man klaſſiſch nennt, erzählte man ſich von 7 Weltwundern und 7 freien Künſten, 7 Saiten klangen an der Lyra. Man hatte 7 Weiſe, 7 Helden kämpften vor Theben, dieſer Stadt mit 7 Thoren; 7 Städte ſtritten ſich wegen der Ehre, Homer's Geburtsort zu ſeyn; 7 Perſer wetteten um die Königskrone, und Rom wird die Siebenhügelſtadt genannt. Am Himmel, der vor noch nicht langer Zeit nur 7 Planeten haben ſollte, leuchtet ein Siebengeſtirn, der Regenbogen zeigt 7 Farben; auf unſerer Erde haben wir ein Siebengebirg, ein Siebenbürgen, nnd im Thierleben einen Siebenſchläfer. Der ſogenannte hundertjährige Kalender belügt uns mit 7 Witterungsklaſſen, wodurch das Sprüchwort entſtand: „Wer von Sieben ſpricht, der lügt“, und die 7 wird ſogar Galgenzahl benannt. — Wir wollen der abenteuerlichen 7 nicht in all ihren Verwickelungen nachforſchen, laſſen ſie alſo abziehen mit den deutſchen 7 Kurfürſten — von denen in Deutſchland nur noch den Heſſen die Einheit blieb — mit dem ſiebenjährigen Krieg, Samiel's „Freiſchütz“-Sage: „Sechſe treffen, 7 äffen“, und fügen nur noch hinzu, daß die 7te Stunde des 7ten Tages im 7ten Monate mancherlei Schwärmern wichtig war, auch wohl noch iſt und ſeyn wird wegen ihrer — Verrechnungen.

Die 8 bietet uns wenig für unſere Umſchau, doch iſt ſie bei der gebräuchlichen Redensart in „acht Tagen“ ein ungenaues Anhängſel, indem man oft eine Woche, alſo 7 Tage meint, oder wohl gar eine völlig unbeſtimmte Zeit, um einer Beläſtigung möglichſt für immer zu entgehen. — Wir würden nun von der 8 ſcheiden müſſen, dächten wir nicht an den kampfrüſtigen Markgrafen Albrecht den Jüngeren von Brandenburg, der, als Acht- und Aber-Acht über ihn verhängt werden ſollte, lachend ausrief: „Das jagt mich nicht in Sorge; Acht und Aber-Acht macht Sechzehn, mit Denen werd' ich fertig!“ — Jedenfalls bezeugt dieſe Rede auch die „fertige Zunge“ jenes Markgrafen, der ſein Sprüchwort bewährte: „Kecker Muth der beſte Harniſch!“ — obwohl wir den kecken Muth nicht durchweg den guten nennen dürfen.

Einflußreicher zeigt ſich die Zahl 9, die als 3 Mal 3 geheiligt und dreifach ermächtigt genannt wurde, auch bei den Chineſen. Ihre Mandarinen, die Vornehmſten, ſind in 9 Klaſſen getheilt, haben vom Volksmann 9 Verbeugungen zu verlangen, die der Mandarin auch dem Kaiſer zu erweiſen hat. Die chineſiſchen Thürme haben 9 Stockwerke, die Verwandten eines Verbrechers ſind in China bis zum 9ten Grade entehrt, und vor der Zahl 9 haben die Chineſen überhaupt ſo große Ehrfurcht, daß ſie, wenn die 9 mehrmals nebeneinander ſteht, einen Zahlenſprung eingeführt haben, und — zum Beiſpiel — von 9999 ſogleich auf 10001 vorrücken. — Mit der 9 wird dem Menſchenleben gedroht; den Zahlenfürchtern, die ſich ſchon bei 7 Mal 7 ängſtigen, ſind die Stufenjahre mit 7 Mal 9 bis 9 Mal 9 die bedenklichſten, was in letzterer Vervielfältigung beſonders nicht ohne Zeitgrund iſt. Wir rathen aber Jedem, ſich deshalb nicht zu früh graue Haare wachſen und bei ordnungsgemäßem Leben Gott in Demuth über unſer Daſeyn beſtimmen zu laſſen.

Bei der 10 benutzen wir das Sprüchwort: „Der Zehnte weiß nicht, wovon der Elfte lebt,“ und wer dies überall wiſſen wollte, würde offenbar unerlaubter Neugier ſchuldig. — Die Zehn-Herrſcher, Zehnten-Abgaben und die Zehnten-Ausloſung als Beſtrafung, ſchon bei den Alt-Römern gebräuchlich, haben die 10 nicht ſo beliebt gemacht als die 10 Gebote; dagegen kann es ihr noch günſtig angerechnet werden, wenn ſie mehr und mehr mit dem Zehntheiligen in Maaß und Münze Zwölftheiliges beſeitigt. — Das X, als einſtiges römiſches Zahlzeichen für 10, bezeichnet uns jetzt eine unbekannte noch zu entdeckende Größe, und in Bezug darauf macht ſich bei vielem vergeblichen Suchen nach wahrhaften Größen auch der Kreuz- und Querſtrich des X in unſerer Zeit ſehr ſinnbildlich.

Die 11 iſt nicht ſehr ausgiebig mit Ueberlieferungen, obwohl wir bei dem Umſuchen in den Erinnerungen uns zurückwenden bis zur bibliſchen Aeußerung: „Da trat Petrus auf mit den Elfen“ — um die Juden Jeruſalem's zu belehren. Wir können dann der vielen elfſylbigen Verſe gedenken und des vortrefflichen Rheinweins, genannt Elfer, aber auch noch eines Aberglaubens bäuerlicher Frauen. In ihnen iſt die Meinung vom Nützlichen der Zahl 11 ſo ſtark, daß ſie der Gans, die bei dem Brüten 12 Eier bedecken kann, doch nur 11 unterlegen, was dieſer Zahl einen Inhalt von guter Hoffnung giebt.

Die 12 muß zwar, wie ſchon erwähnt, bei Maaß und Münze der 10 weichen, ſie glänzt aber durch die 12 Himmelszeichen, behält auch ihre Herrſchaft in unſerer Zeiteintheilung, in den 12 Monaten, der Mittags- und Mitternachts-Stunde. Der 12te Tag nach der Weihnacht ſchließt die 12 heiligen Nächte, denen die Macht des Aberglaubens viel Unheiliges beifügt, nächſt dem Wahn: in jenen Nächten fließe Wein aus geweihten Brunnen, und die Witterung dieſer 12 Tage verkünde die Witterung der 12 Monate des neuen Jahres. — Der letzte Tag des 12ten Monats, der Sylveſter, muß ſich auch viel Zeichendeuterei gefallen laſſen, zum Beiſpiel das Bleigießen und das Flachsfliegen: zwei in die Höhe geblaſene Flachsfäden, die ſich entweder vereinen oder trennen. Beide Verſuche ſollen meiſt verkünden, ob Grethe und Hans ſich trennen oder vereinen. — Vor etwa vierzig Jahren gab der Naturforſcher Lacepède der Erdnatur von ihrem Entſtehen bis auf unſere Zeitberechnung 12 Altersſtufen ohne Weiſſagungen und ohne Schwarzfärberei. — Erinnern kann uns dieſe Zahl noch an die 12 elfenbeinernen Geſetzestafeln des alten Rom's, an die 12 Stämme Iſrael's, an die Zwölf-Boten, eine Benennung der zwölf Jünger des Heilands, an Zwölfer in den ſonſtigen Schöppengerichten, an die Bergbau-Arbeit der Zwölfſtundner. Ungern aber laſſen wir uns an die Zwölfpfünder Kanone erinnern, denn wir wünſchen dem fünften Gebot von Gottes Gnaden ſein unbeſchränktes Recht.

Verhängnißvoll hat man die Zahl 13 gefunden, ſeit Chriſten entſtanden. Denn weil der Heiland an dem Abendmahls-Tiſch neben ſeinen zwölf Jüngern der Dreizehnte, und Einer unter ihnen den Mordſüchtigen behülflich war, verurtheilt dies angeblich bei jedem Dreizehner-Mahl Einen zu baldigem Tode; man duldet alſo nur zwölf oder mehr als dreizehn Eſſer, wenn nicht aus Selbſtgläubigkeit, doch aus Rückſicht auf dieſen ſehr eingewurzelten Aberglauben. — Auch der 13te Tag jeden Monats iſt Manchem verdächtig, und die ehemaligen Dreizehner-Herren in Baſel und Strasburg haben den üblen Ruf der 13 nicht ſonderlich vermindert, denn man ſagte: „ſie wären der Stadtpflege ſo überflüſſig wie dem Dutzend die 13.“

Indem wir uns bei dieſem gefürchteten Zahlzeichen von deren Reihenfolge trennen, deuten wir noch darauf hin, daß dem Mahomed die 70 heilig war, doch hat er ſie im Alter nicht erreicht. — Die dunkle Offenbarung Johannis hat auch Zahlenſpuk veranlaßt durch die Verheißung: „Wenn tauſend Jahre vollendet ſind, ſo wird der Satanas los werden aus ſeinem Gefängniß; der Engel mit der Hand gen Himmel und einer Stimme von 7 Donnern ſchwur bei dem Ewigen, daß hinführo keine Zeit mehr ſeyn ſoll.“ — Die ganze Chriſtenheit zitterte nun ein Menſchenalter hindurch vor dem Jahr 1000; man war Einerſeits in Angſt vor der Hölle mit Thorheiten jammervoll bußnärriſch, Andrerſeits wurde in Saus und Braus die Habe verjubelt: überall herrſchte das Begriffsloſe. — Dies wiederholte ſich im Jahr 1533, daß der verſchrobene Paſtor Stiefel mit genauer Tagesangabe zum Weltuntergange oder zu neuer Sündfluth beſtimmte. — Da flüchteten Viele nach den höchſten Bergen, man baute auch Archen, und als nun die Verkündigung unterging und zu Waſſer wurde, hätte das Volk dieſen Stiefel ſchauderlich zerriſſen, wenn ihn Luther nicht errettete. — Gleiches begab ſich im Jahre 1613, weil ein Zahlenklügling entdeckt hatte, das Wort „Judicium“ (Gerichtsurtheil) beſtehe aus römiſchen Zahlzeichen, die insgeſammt auf 1613 hinwieſen. Paſtor Ziehen berechnete das Jahr 1784, der Geiſterſeher Jung die Zeit zwiſchen 1800 bis 1836 als Einbruch des Welt-Unterganges, und der offenbarungsſüchtige Bengel in Tübingen nannte nach genauen Ermittelungen 1836 als Zertrümmerungs-Jahr des Erdballs. — Glücklich überſtand er auch den 18. Juli 1836, den die Vorherſeher vermöge des Geheimwirkens der 9 in jenen Zahlen zum Tage des Weltgerichts erwählt meinten. Man muß es miterlebt haben, welche Unſinnigkeiten die Furcht, verſtärkt durch ein vorheriges, faſt zwei Monate andauerndes Wetterwüthen, in Aufregung brachte, um Dergleichen hinſichtlich des bildungseitlen neunzehnten Jahrhunderts nicht erlogen zu nennen. Manche vergeudeten vor jenem Tage maaßlos das Ihrige, weil es bald keine Zukunft mehr geben würde, Manche bezahlten ſogar — in Gewiſſensqual vor dem Jenſeits zitternd! — ihre Schulden, und in einer Stadt Deutſchlands, wo an jenem 18. Juli 1836 unter Trompetenſchall eine Reiterſchaar einrückte, fand man alle Einwohner auf den Knieen, weil ſie ſich einbildeten, den Poſaunenſtoß vom Weltgericht zu hören.

Da in jedem Jahrhundert die 77 beſonders zum Verfänglichen geſchwindelt ward, ſollen neue Staatspfifflinge beabſichtigen, dem Jahr 1877 vorläufig einen namhaften Weltgerichts-Schwatz- und Schwarzſager zu finden, um die Furcht, dieſes inhaltreichſte Beherrſchungsmittel, wegen des nahen Jenſeits, ſo ungeheuerlich zu ſteigern, daß man im Diesſeits alles Andere vergißt, ſich demüthig dem unbeſchränkten Machtbelieben unterwirft. Man hat ſogar vermuthet, dieſe Schreck- und Angſtſeuche ſey ſchon bezüglich auf jenen 18. Juli 1836 in Bewegung getrieben worden, und zu bedenken iſt dieſe Vermuthung unzweifelhaft, weil ja jeder Aberglaube ſein Aber hat. — Er iſt ſchon für viele Zwecke benutzt worden, und leugnen läßt es ſich nicht, zuweilen mit günſtiger Wirkung; er nutzt auch wohl noch bei Solchen, die im Lebenslauf des Gängelbandes bedürfen, nur muß er nicht angewendet werden zum Beweiſe des Sprüchworts: „Der Dampf des Aberglaubens treibt die Windmühlen der Habgierigen.“ Entſteht einmal irgendwo Hader über Macht, Beſitz oder Geſammtanſprüche des Menſchenthums, dann ſage man ſich ſelber allſeitig:

„Iſt eine Sache gut, dann hilft ſie zum Vergleiche,
Wenn ſchlimm ſie iſt, wird oftmals falſch gerechtet,
Und doch bleibt's wahr, daß man durch Fechterſtreiche
Nur Dummheit ſtets, den freien Geiſt nie knechtet.“

Gp.

Altmann und Neumann.

Von Heinrich Smidt.

I.

Daß Schönau ein lieblicher Ort iſt, wiſſen alle Leute. Es liegt am fließenden Waſſer und hat den ſchönſten Buchenwald ganz in der Nähe. Die Häuſer ſind nicht dicht zuſammen gedrängt, ſie ſtehen vereinzelt, jedes mit einem Garten umgeben. In ihrem lichten Farbenſchmuck ſind ſie lieblich anzuſchauen, und in den meiſten wohnen auch zufriedene Leute; nur in jenem gelb angeſtrichenen Hauſe nicht. Vor der Thür ſteht deſſen Beſitzer, der bei mäßiger Arbeit ſein beſcheidenes Auskommen hat. Er ſieht verdrießlich auf

ſeinen Nachbar gegenüber, der gemüthlich ſein Pfeiſchen raucht und ruſt ihm zu:

„Guten Abend, Altmann.“

„Guten Abend, Neumann“, ruſt dieſer zurück und nickt mit dem Kopfe dazu. „Kommt doch herüber, laßt uns Eins plaudern. Haben ja ſo eine Reiſe vor.“

„Eine rechte Reiſe!“ brummte Neumann, der mit einer neumodiſchen Zigarren-Pfeiſe anrückte. „Zeitig des Morgens abgefahren —“ —.

„Und zeitig Abends wieder heim!“ fiel Altmann ein, „ſo iſt's mir lieb. Wäre es nicht um die Erneuerung der Police, ich bliebe davon.“

„Recht ſo!“ ſpottete Neumann. „Immer ein Bischen mehr verbauern. Es iſt kein Trieb in Euch, ſonſt müßtet Ihr bei Eurem Gelde —“.

„Was Geld! Was Trieb!“ ſagte Altmann ernſt. „Das iſt wie Schwarz und Roth auf dem Jahrmarkt in der Würfelbude. Laßt Eure Großmannsſucht endlich ſchwinden, ſeyd zufrieden mit Dem, was Euch der liebe Gott beſcherte.“

Ein helles Lachen tönte zu ihnen herüber.

„Hört Ihr das?“ fuhr Altmann fort. „Das iſt Euer Ludwig und meine Chriſtine. Beide haben ihre Aeltern früh verloren und von dem Tage ab, da wir die Waiſen zu uns nahmen, datirt ſich unſere Freundſchaft. Seht nur wie ſie von einem Beet zum andern eilen und einander zu haſchen trachten. Sollen wir ihnen beiſteh'n? Was meint Ihr, wenn die Beiden künftig aus den zwei Wirthſchaften eine machen und wir beiden alten Knaben ſitzen bei ihnen auf dem Altentheil? Süße Ruhe der letzten Tage nach einem in ehrenvoller Arbeit hingebrachten Leben. Was wollt Ihr mehr?“

Neumann ſchwieg mürriſch. — Die Kinder kamen herbei. Sie brachten den Alten friſche Blumen, ließen ſich von Altmann hätſcheln und liefen in's Haus. Altmann ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte:

„Das iſt nicht hübſch von Euch, daß Ihr Euern Unmuth den Kindern zeigt. Was wiſſen die von Euern Phantaſtereien? die gehen fröhlich zu Bette und ſtehen fröhlich wieder auf. Ich will mich auch rüſten, denn Punkt ſechs Uhr iſt angeſpannt. Euer Glimmſtengel iſt ausgebrannt und den Reſt werft Ihr fort, während ich meine Pfeife morgen neu ſtopfe. Gute Nacht, Nachbar, und ſucht auf andere Gedanken zu kommen. Es iſt um Eurer ſelbſt willen. Nochmals, gute Nacht!“

Sie trennten ſich, um am andern Morgen ſich einander zu treffen. Nach wenigen gleichgültigen Worten fuhren ſie der Stadt zu, die zwei Meilen von Schönau entfernt war.

Beide Männer blieben ſich ſelbſt überlaſſen, da ein begonnenes Geſpräch keinen Fortgang hatte. Altmann ſah freudig angeregt auf die grünenden Saaten und die blühenden Bäume, die reichen Gottesſegen verſprachen für Scheuer und Haus. Neumann zuckte mit den Achſeln und überlegte, daß das Kapital, welches hier zu geringen Zinſen angelegt ſey, zehnfachen Ertrag bei richtiger Verwendung hätte geben können, und die Stirn legte ſich in Falten. Als in der Nähe der Stadt die langen Fabrikgebäude mit den hohen Schornſteinen zu beiden Seiten des Weges ſichtbar wurden, begann ſein Herz zu ſchlagen und er dachte bei ſich:

„So gut könnteſt Du es auch haben, wenn Dein Vermögen zur Anlage ausreichte, oder wenn der Eſel, der Altmann, nicht ſo eigenſinnig wäre und mit Dir eine Compagnieſchaft errichtete. Aber nicht rühren! Es iſt zum Teufel holen!"

Der Wagen hielt vor dem Gaſthofe, wo ſie in der Regel abzuſteigen pflegten. Nachdem ſie flüchtig verabredet hatten, wann ſie ſich hier wieder treffen wollten, ging Jeder ſeinen Geſchäften nach. Es waren nur kleine Geſchäfte, ſie wickelten ſich ohne Schwierigkeiten ab, und der beſcheidene Vortheil floß ohne Widerſtand in ihre Börſen.

So kam die Mittagszeit heran. — Die Freunde, die ſich verabredeter Maßen zuſammen fanden, ließen ſich die Mahlzeit ſchmecken, und Altmann mahnte bereits zur Heimkehr, als eine dritte Perſon auf dem Schauplatz erſchien: dies war der Handelsjude Löbel Groſchenmacher. Er ging von einem Gaſte zum andern, ſeine Waaren anpreiſend, zuckte die Achſeln, wenn ſie ihn ſchimpften, lachte am lauteſten, wenn ſie ihn beſpöttelten, und wurde dabei ſeine Waaren für den doppelten Preis los. — So kam er auch an die beiden Männer aus Schönau. Altmann kaufte ein ſeidenes Tuch für die Chriſtine und bat ſeinen Nachbar, den Ludwig nicht zu vergeſſen. Dafür hatte Neumann keine Ohren und wollte den Juden barſch anfahren, als dieſer ein Papier aus der Taſche zog und es den Männern dicht unter die Augen hielt. Es war ein Loos zur großen Herzoglichen Geldlotterie und die Ziehung ſtand nahe bevor.

„Es iſt das letzte", ſagte Löbel Groſchenmacher, „und hat die Zahl viertauſend. Eine runde Nummer bringt auch runden Gewinn. Nehmen es die Herren, ich ſchlagen los, bin Handelsmann, bin zufrieden mit einer Kleinigkeit, wenn es ſpringt aus dem Glücksrade. Und es ſpringt gewiß, darauf können ſich verlaſſen die Herren."

„Wenn ich das ſo gewiß wüßte", ſagte Altmann, „würd' ich es doch für mich behalten."

„Nein, was kann ein armer Mann?" ſagte achſelzuckend der Jude. „Will ich's behalten, muß ich erſt zahlen den Einſatz, und wenn ich auch Groſchenmacher heiße, kann ich ſie doch nicht machen. Sie aber ſtoßen das Glück von ſich, wenn es Ihnen entgeht."

Von dem Augenblick an, da ihm das Loos vor Augen kam, war Neumann wie verwandelt. Die ſtattliche Vier mit den drei Nullen dahinter nahm ſeine Sinne gefangen, und er forderte ſeinen Nachbar auf, mit ihm gemeinſchaftlich das Loos zu kaufen. Dieſer ſperrte ſich Anfangs, ſagte dann aber:

„Sey es darum! Ich war in letzter Zeit oft Euer Widerſacher, muß Euch auch einmal etwas zu Willen thun, wenn gleich meine Ueberzeugung nicht dabei iſt."

Das Geld wurde aufgezählt und während Neumann das Loos in ſeine Brieftaſche legte, ſtrich Löbel Groſchenmacher die blanken Thaler ein und ſagte:

„Spare Sie Gott geſund und laſſe es dienen den Herren zum Glücke! Habe vorhin ſchon den Kellner gefragt und weiß, was für ſtattliche Kunden mir heute zugelaufen ſind. Nichts für ungut, von wegen des Laufens! Sobald heraus iſt die Nummer, komme ich nach Schönau mit einem blaſenden Poſtillon voraus, der das Glück die Landſtraße entlang trompetet. Wer ſoll denn haben das Geld, wenn nicht ein Paar ſo ſchmucke Herren, bei denen es ſich ſoll vertauſendfachen."

Der Jude entfernte ſich und Altmann rief nach dem Kutſcher. Als dieſer vorfuhr, mußte er den Nachbar erſt aus ſeinen Träumereien wecken; Neumann ließ ſich den gutmüthigen Spott gefallen und ſagte bei'm Einſteigen:

„Haltet es mir zu Gute, Nachbar! Mir war zu Sinnen, wie Einem, der zu einem Rauſche gekommen iſt, er weiß nicht wie. Aber nun iſt es ſchon vorüber."

Im vollen Trabe ging es zum Thore hinaus und in den dämmernden Abend hinein, dem lieben Schönau entgegen.

II.

Die Heuerndte war vorüber und in allen Häuſern von Schönau große Freude, denn die Schober waren breit und hoch aufgethürmt. Die beiden Nachbarn ſtanden friedlich beiſammen, als es plötzlich die Straße entlang trompetete, ſo gellend und ſchmetternd, daß alle Leute aus den Häuſern ſtürzten und riefen: „Was is los?"

Der Jude Löbel Groſchenmacher war los. Er hatte einen abgedankten Poſtillon aufgetrieben, der vor ſeinem Wagen her trompetete. Er winkte ſchon von ferne und ſchrie ſo laut, daß die Verwunderung der Einwohner im Wachſen war.

„Sie ſind's! Sie ſind's!" rief der Jude, als er beide Männer erblickte. „Das Glück kommt zu Hauſen! die runden Nullen bringen die runden Thaler in Maſſe und es wird fehlen an Kiſten und Kaſten, um ſie unterzubringen. Haltet mir die Nullen in Ehren!"

Während deſſen war Löbel Groſchenmacher von ſeinem Fuhrwerk herabgeklettert. Neumann war bei unerwarteter Nachricht außer Rand und Band, ſelbſt der beſonnene Altmann konnte ſich einer fieberhaften Aufregung nicht erwehren. Doch bezwang er ſich und veranlaßte den Juden, in das Haus zu treten, denn das Gedränge vor der Thür wurde immer dichter.

Die Künſtler zeichnen das Gerücht als ein Weibsbild, deren Gewand mit tauſend Zungen bemalt iſt. Tauſend Zungen ſchwatzen etwas zuſammen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die Kunde vom großen Looſe, das die beiden Nachbarn am Südende Schönau's gewonnen haben ſollten, von Mund zu Mund ging, ringsum ſchon in dreimaligem Umlauf anſehnlich vergrößert, als der Jude mit anſcheinend ganz vergnügtem Geſicht nach der Stadt zurückfuhr.

Kein Sturm wüthet ſo arg, der nicht endlich verſtummte; keine Welle rauſcht ſo gewaltig, die nicht zuletzt das brandende Haupt ermüdet ſinken läßt. Auch die Bewohner von Schönau fanden ſich darein, daß Zwei der Ihrigen beſſer vom Glücke bedacht wurden, als alle Uebrigen, zumal es ſich bald herausſtellte, daß ſie nicht das große Loos eingefangen hatten, ſondern, wie der karg beſoldete Schulmeiſter zuerſt herausbekam, nur lumpige Zwanzig Tauſend. Davon mußten ſie noch die raſenden Abzüge miſſen und der Reſt ging in zwei Theile.

Das Geld ward ausbezahlt und jetzt begann eine neue Qual. Was macht man mit dem Gelde? Die Nachbarn waren öfter nicht derſelben Meinung, jedoch gingen ihre Anſichten nie ſo weit auseinander, als in dieſem Falle. Altmann wollte ſein Geld auf eine ſichere Hypothek unterbringen, damit es der Chriſtine als Erbe verbleibe, ſonſt aber in ſeiner Lage nichts geändert wiſſen; Neumann dagegen baute ſeine Luftſchlöſſer immer weiter aus und dieſe erreichten endlich eine ſo ſchwindelnde Höhe, daß Altmann halb lachend, halb zürnend ausrief:

„Nun laßt mich mit Euern Narrenspoſſen zufrieden; ich will ein für alle Mal nichts mehr davon hören und ſehen."

„Das ſollt Ihr auch nicht!" entgegnete Jener erboſt. „Aber wenn ich obenauf bin und Ihr hockt noch immer da unten, klein, ganz klein, dann will ich Euch auslachen, und Ihr ſollt Euch ein Gallenfieber an den Hals ärgern."

„Wer zuletzt lacht —!" . . ſagte Altmann in ſich hinein, und ließ den Polterer laufen.

Als er am andern Morgen von ſeinem Frühgange vom Felde heimkehrte, vernahm er in der Nähe des Hauſes Pferdegetrappel; Neumann ritt dicht an ihn heran und rief ihm zu:

„Guten Morgen, Nachbar! Ich habe etwas Wichtiges vor; ſeyd doch ſo gut und ſeht ein Bischen nach Feuer und Licht, wenn ich vielleicht genöthigt bin, über Nacht auszubleiben."

Kopfſchüttelnd ſah Altmann dem Fortreitenden nach. Als dieſer aber am Abend wirklich nicht heim kam und auch andern Tages bis gegen Mittag noch nicht ſichtbar wurde, rief er den Ludwig zu ſich und fragte, was es gegeben habe?

Der Ludwig war ein tüchtiger, verſtändiger Burſche, über ſeine Jahre hinaus. Er ſah traurig darein und antwortete:

„Seitdem die großen Geldſäcke in's Haus gekommen ſind, iſt es nicht mehr bei uns, wie früher. Der Onkel brummte wohl mitunter, aber im Ganzen war doch ein Auskommen mit ihm. Jetzt aber iſt ihm Alles nicht recht und die Worte „Lumperei" oder „Bettelkram" hat er fortdauernd im Munde."

„Gott ſey's geklagt!" bemerkte Altmann. „Aber dies plötzliche Wegreiten, dies ungewöhnliche Ausbleiben muß doch etwas Beſonderes bedeuten."

„Ich will es dem Herrn Pathen wohl ſagen", ſprach Ludwig mit gedämpfter Stimme, als fürchte er, etwas Unrechtes zu thun, wenn er des Onkels Geheimniſſe ausplaudere. „Zwei Mal ſchon iſt der Jude, der das Lotteriegeld brachte, hier geweſen, verſteht ſich, ſo zu ſagen, bei Nacht und Nebel, und mir iſt verboten, von dieſem Beſuche mit irgend Jemand zu ſprechen. Ehegeſtern Abend nun, als der Herr Pathe ſchon zu Bette war, iſt der Kerl zum dritten Male gekommen und geſtern Morgen ritt der Onkel ihm nach. Wer weiß, wann er wiederkommt!"

„Er iſt ſogar ſchon da!" fiel Neumann dem erſchrockenen Ludwig in's Wort, und trat geſtiefelt und geſpornt mitten in die Stube. „Was ſchaut Ihr mich denn ſo verdutzt an, wie die Kuh das neue Stallthor? Bin ich nicht mehr Derſelbe? Nun ja, etwas verändert mag ich wohl ſeyn, aber gottlob nicht zum Schlimmern, und wenn es irgendwie Gerechtigkeit giebt, muß es noch beſſer kommen.“

„Wenn es nicht gegen den Reſpect wäre, weil der Ludwig dabei iſt, hätte ich große Luſt zu fragen, ob es bei Euch rappelt?“ ſagte Altmann, der bereits merkte, woher der Wind wehte. „Sollte es aber möglich ſeyn, daß Ihr Euch ſo weit bezwingen könntet, einen einfachen Mann ein paar Minuten anzuhören, wollte ich wohl ein ernſtes Wort mit Euch reden.“

Ludwig war zu gut erzogen, um nicht zu wiſſen, daß ſeine Gegenwart jetzt überflüſſig ſey, er entfernte ſich in der Stille. Neumann ſtand groß und breit da, beide Hände in den Taſchen, klimperte er mit dem Gelde. Sein Nachbar ſah ihn einen Augenblick an und ſagte kopfſchüttelnd:

„Ich muthete mir doch zu viel zu, wie ich wahrnehme, und ſtehe davon ab, Euch Vernunft zu predigen, denn es wären nur verlorne Worte.“

„Darin habt Ihr recht“, fiel ihm Jener in die Rede. „Was könntet Ihr auch ſagen? So wenig es mir gelingen würde, Euch zu meiner Anſicht zu bekehren, eben ſo wenig mögt Ihr Eurer Beredſamkeit zutrauen, meinen Entſchluß ändern zu können.“

„Der verdammte Lotteriejude!“ platzte Altmann heraus, doch Jener unterbrach ihn:

„Laßt mir den Löbel Groſchenmacher in Frieden! Das iſt ein Pfiffikus, der es verſteht, den Groſchen in einen Thaler zu verwandeln. Da ich aus Euerm Ausruf merke, daß mein Geheimniß theilweiſe verrathen iſt, mag es immerhin vollends an den Tag kommen. Ja, ich trete mit dem Löbel Groſchenmacher in Compagnie, das heißt, wir bringen ſo viel Geld zuſammen, als nur möglich, und dann beginnen unſere Operationen. Wir begründen eine Creditgeſellſchaft, oder eine Hypothekenbank, oder Beides zugleich. Das ſoll ein Leben werden! Die Papiere werden ſteigen! Die Actien gehen zwanzig, dreißig Procent über pari —“.

„Warum nicht gleich funfzig oder ſechzig!“ ſpottete Altmann. „Es hört ſich voller an und läuft am Ende auf Eins hinaus.“

„Spottet nur!“ ſagte Neumann achſelzuckend. „Es bleibt doch dabei, und bin ich erſt am Ziel, werdet Ihr den Hut ziehen und klein beigeben. Aber dann iſt es zu ſpät! Indeſſen, um der langjährigen Nachbarſchaft willen, und weil wir ſchon auf der Schulbank zuſammen ſaßen, ſoll Euch die Glückspforte offen gehalten werden, wenn Ihr Euch bereit erklärt, in die Compagnieſchaft mit Hab' und Gut einzutreten.“

„Nun und in Ewigkeit nicht!“ rief Altmann entſchieden.

„Dann iſt Euch nicht zu helfen!“ ſagte Neumann abbrechend. „Mit uns Beiden iſt es am Ende, und ich kann nur wünſchen, daß Ihr einen ſo friedfertigen Nachbar findet, als ich es geweſen bin.“

„Einen andern Nachbar? Und einen friedfertigeren? Was wollt Ihr damit ſagen?“ fragte Altmann haſtig und gerieth etwas in Aufregung.

„Nun, klar wie die Sonne iſt es doch wohl, daß ich nicht hier wohnen bleiben kann, wenn ich in der Reſidenz ein großes Geſchäft begründe“, meinte Neumann. „In Schönau gedeihen die Millionaire nicht; ich ziehe fort und Haus und Garten wird cum pertinentiis verkauft.“

„Verkauft?“ ſchrie Altmann und das Wort erſtarb ihm vor Schreck auf der Zunge.

„Nun freilich! Ich habe dem Löbel Groſchenmacher Vollmacht gegeben, einen Käufer aufzutreiben, verſteht ſich, nur gegen Baar, denn baar Geld lacht. Er hat es auch verſprochen, doch viel würde es nicht abwerfen, meint er.“

„So? Meint er?“

„Im Grunde hat er nicht unrecht! Wer wird ſein Geld an einem abgelegenen Orte in die Erde buddeln, wenn er auf dem Hauptmarkt des Lebens jede Summe verzehnfachen kann. Verlieren werde ich müſſen, das begreift ſich, ſchadet aber nicht: es iſt bald wieder eingebracht.“

Damit gab ſich Neumann zufrieden; dem Altmann jedoch floß das Blut in's Geſicht und er rief:

„Menſch, ich laſſe Euch von Gerichtswegen für toll erklären. Ihr müßt unter Curatel geſtellt werden, wenn Ihr ſolche unverantwortliche Streiche macht. Noch glaube ich aber nicht daran und hoffe, daß Ihr in dem entſcheidenden Augenblicke zur Erkenntniß kommen werdet.“

Dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht; ſchon nach wenigen Tagen kam der Jude angefahren und brachte einen zweiten mit, der den Käufer vorſtellte. Ludwig kam zum Nachbar gelaufen und berichtete mit Thränen in den Augen, daß der entſetzliche Augenblick gekommen ſey. Der arme Junge war außer ſich, daß er von Haus und Hof, von der Chriſtine ſcheiden ſollte, und wußte ſich nicht zu faſſen.

Das arme Mädchen war faſt eben ſo erſchrocken, als ihr junger Freund. Sie nahm ſeine Hand und ſuchte ihn zu tröſten, ſo viel ſie vermochte; ſie hatte jedoch ſelbſt allen Muth verloren und klammerte ſich mit beiden Armen an den Geſpielen ihrer Jugend.

„Nun ſoll aber doch gleich!" rief Altmann, und eine ſchwere Verwünſchung trat faſt über ſeine Lippen; er bezwang ſich aber und ſagte:

„Beruhigt Euch nur, Kinder. So ſchlimm, als Ihr es macht, iſt es noch nicht, und wenn das Aergſte zum Aergſten kommt, bin ich auch noch da. Wir wollen einmal ſehen, was drüben los iſt."

Dort waren die Unterhandlungen bereits im vollen Gange. Löbel Groſchenmacher ſaß am Tiſche, mit der Feder in der Hand, um den Kaufcontract, den er fertig mitgebracht hatte, unterſchreiben zu laſſen, und Neumann rief:

„Sey es darum! Ich laſſe noch fünfhundert Thaler ſchwinden. Nun auch Lied am Ende!"

Er griff nach der Feder, die der Jude ihm darreichte, als ſein Arm gehalten wurde, und er Altmann mit feuerrothem Geſichte vor ſich ſtehen ſah.

„Was wollt Ihr hier?" fragte Neumann unwirſch.

„Das ſollt Ihr bald gewahr werden!" war die entſchieden klingende Antwort. „Hindern will ich einen unbeſonnenen Mann, ſein Hab und Gut auf eine unverantwortliche Weiſe zu verſchleudern, und das geſchieht auf dieſe Art."

Er bemächtigte ſich des Contracts, und ehe ihn Jemand daran hindern konnte, riß er ihn mitten durch.

Neumann war von dieſer That ſo überraſcht, daß er unfähig war, etwas zu ſagen und zu thun. Deſto ärgeres Geſchrei erhob der Jude und drohte mit den Gerichten. Altmann aber, dem dies unerwartete Ereigniß doppelte Kraftfülle verliehen hatte, wies den Juden kurz ab, und ſagte zu dem Nachbar, mit dem er bisher ſo leidlich auskam:

„Niemals hätte ich glauben können, daß es dahin mit Euch kommen werde; da ich aber den vollen Ernſt ſehe, will ich nicht länger verſuchen, Euch davon abzubringen. Und muß hier Haus und Hof verkauft werden, ſo werde es verkauft, aber dann bin ich der Käufer."

Dieſe Erklärung gab der Angelegenheit eine ganz andere Wendung. Ludwig, der ſeinem Pathen gefolgt war, jauchzte laut auf, und dieſer fuhr fort:

„Ich glaube das Geld, das mir der Zufall in der Geſtalt eines Lotterie-Gewinnſtes zuwarf, nicht beſſer benutzen zu können, als wenn ich es zu dieſem Zwecke verwende. Möge es denn geſchehen, Nachbar, wenn Ihr es nicht anders haben wollt. Macht mit jenen ſpitzbärtigen Herren, was Ihr wollt, mich ſoll es nicht kümmern;

ich aber kann ihrer bei meinen Geſchäften recht gut entbehren. Verſtanden?“

Die letzten Worte waren an Löbel Groſchenmacher und ſeinen Begleiter gerichtet, die ſich nach einigen nichtsſagenden Redensarten entfernten. Noch im Laufe des Tages kam das Kaufgeſchäft zwiſchen den beiden Nachbarn zu Stande, und Neumann hatte ſeinen Willen.

Ludwig hatte ſich bei der ganzen Angelegenheit ſtill verhalten. Erſt als Neumann ſich zur Abreiſe rüſtete und Ludwig aufforderte, ihn zu begleiten, weigerte ſich dieſer entſchieden und Altmann ſagte:

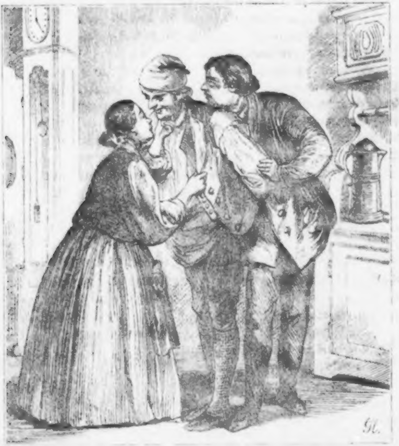
„Laßt ihn bei mir und den andern Bauern. Er paßt nicht für Eure hochfliegenden Plane, will lieber auf der Erde bleiben. Dort würde er verwildern und verkommen, während hier ein braver Kerl aus ihm werden kann.“

Unwillig gab Neumann ſeinen Conſens, nicht ohne einige anzügliche Redensarten fallen zu laſſen, und fuhr mit dem vollen Seckel nach der Stadt, wo er von klugen Speculanten und Maklern mit offenen Armen empfangen wurde.

III.

Stunden und Tage, Wochen und Monate kommen und gehen, mit ihnen wechſeln die Ereigniſſe. Zwei Grundſtücke ſind mühſamer zu bewirthſchaften als eines, aber Altmann hält ſich tüchtig heran und findet in Ludwig einen zuverläſſigen Helfer. Der junge Mann iſt mit Leib und Seele Landwirth; Alles gedeiht ſichtlich unter ſeinen Händen, und Jeder hat Freude daran, wie es ſproßt und keimt, grünt und blüht.

Aber auch von fern her kommen Nachrichten, die recht erbaulich klingen. Der Schultheiß von Schönau, der zum Landtage in die Hauptſtadt mußte, kommt nach beendigten Geſchäften von dort zurück, und kann nicht genug erzählen von dem großen Glücke des ehrenwerthen Herrn Neumann. Der Jude hat doch richtig ſpeculirt. Ein Kohlenbergwerk, das ſie an ſich brachten, liefert einen reichlichen Ertrag, und es verbreitete ſich zur Zeit, als der Schultheiß anweſend war, das Gerücht, man ſey unvermuthet einer Silberader auf die Spur gekommen, die möglicherweiſe einen fabelhaften Ertrag verſpreche. Im guten Glauben, daß ſich dieſe Hoffnungen erfüllen würden, habe Neumann ſofort beſchloſſen, ein lockendes Anerbieten nicht zurück zu weiſen, welches ihm von einigen amerikaniſchen Speculanten gemacht worden, und die mercantiliſche Welt ſolle über Das erſtaunen, was die nächſte Zeit bringe.


Gl.

Altmann hörte dieſe Kunde mit Gleichmuth an, ebenſo manche andere, die im Laufe der Zeit laut wurde und ſagte zu den Seinen:

„Wir wollen Jedem gönnen, was ihm beſchieden iſt, auch dem ehemaligen Nachbarn und Freunde; mag ihm ſein Reichthum zum Segen gereichen. Beneiden wir ihn nicht darum, ſondern finden uns in unſerer beſcheidenen Häuslichkeit glücklich und zufrieden. Mit mir wenigſtens iſt es ſo, und es würde mein Glück noch ſteigern, wenn ich von Euch Beiden Gleiches hörte.“

Da ſtimmten Ludwig und Chriſtine aus vollem Herzen bei, und Altmann, der ſie mit väterlicher Zärtlichkeit betrachtete, ſagte in überwallender Freude:

„Gott ſey geprieſen für und für! Er hat Eure Herzen gelenkt, daß ſie Eins geworden ſind, und es wäre unrecht, wollte ich der ſehnlichſt gewünſchten Vereinigung in den Weg treten. Was meint Ihr, wenn ich das Aufgebot beſtellte?“

Auf dieſe Frage folgte keine Antwort, aber die jungen Leute umarmten ihn ſo feſt, daß er lachend ausrief:

„Ihr werdet mich erdrücken, und dann fällt die ganze Hochzeit in's Waſſer. Gebt mich frei, Ihr Unbändigen, und Ihr ſollt Euern Willen haben. Aber Deinem Vetter gehört dabei das erſte Wort; ich will deßhalb noch heute an ihn ſchreiben, und Du wirſt ein Gleiches thun. Ehre, dem Ehre gebührt!“

Noch nie im Leben hatte Ludwig ſo eifrig zur Feder gegriffen, als in dieſer Stunde. Er ſchrieb vom Herzen herunter, was er nur konnte, und ehe er es ſich dachte, waren die vier Seiten des Briefbogens voll. Während der Zeit hatte auch Altmann in dieſer Sache die Feder geführt, Chriſtine fügte einige Zeilen hinzu, und als der blaſende Poſtillon Abends davon ritt, hatte er die ganze Hochzeits-Correſpondenz im Mantelſack.

Die Antwort ließ nicht auf ſich warten, enthielt auch das Gewünſchte. Neumann willigte ein, und dieſe Nachricht verbreitete eine ſo große Freude, daß man auf die ſpitzen Redensarten, womit ſie begleitet war, nicht ſonderlich achtete. Wie ſollte es, ſchrieb er, ihm in den Sinn kommen, ſtörend einzugreifen? Wer in ſolchen Verhältniſſen glücklich ſeyn könne, dem ſolle man ein ſolches Glück gönnen. Wer nicht den Reichthum zu erwerben und zu genießen wiſſe, den dürfe man auch nicht zu einem Verſuche anleiten und zu ſich empor zu heben ſuchen. Man hätte von ſolchen Bemühungen nichts als Verdruß, erndtete im glücklichſten Falle Achſelzucken ſtatt Dank. Uebrigens wünſche er zum Eheſtande alles mögliche Glück und werde ſeine Theilnahme auf jede Weiſe bethätigen.

Auch wolle er, wenn es thunlich, bei der feierlichen Einſegnung anweſend ſeyn. Der Arzt ſchicke ihn in's Bad, und da der Weg dahin durch Schönau führe, könnte er es leicht ſo einrichten, daß er zu dem beſtimmten Tage eintreffe und ein hoffentlich willkommenes Hochzeitsgeſchenk mitbringe; man möge nur früh genug Tag und Stunde beſtimmen. Er halte es an der Zeit, ſich ſeinen ehemaligen Mitbürgern zu zeigen, mit ihnen über vergangene Tage ſich zu unterhalten. Sein guter Rath könne vielleicht Manchem dienen, wäre er geneigt, darauf zu hören und ihn zu befolgen, was er aber bezweifle. — In dieſem Tone ging es noch einige Zeilen fort, und die lange Epiſtel ſchloß mit der Bemerkung: Sein Schäfchen habe er im Trocknen und lache Alle aus, die unter der Trauſe ſtänden und ſich ſchüttelten.

„Wer zuletzt lacht, lacht am beſten!“ ſagte Altmann gelaſſen, indem er den Brief zuſammenfaltete und in ſein Schreibſpinde legte. „Wir wollen unbeirrt an unſer Tagewerk gehen und den lieben Gott da oben weiter ſorgen laſſen.“

Der erſehnte Tag kam. Die Trauung ſollte in der Kirche ſtattfinden, und ein beſcheidenes Mahl in Altmann's Behauſung das Feſt beſchließen. Die Poſt traf ſchon früh um ſieben Uhr ein: Neumann war alſo rechtzeitig an Ort und Stelle zu erwarten. Ludwig hatte den Poſtmeiſter gebeten, ihm ſofort einen Boten zu ſenden; der Bote erſchien mit der Nachricht: die Poſt ſey angekommen, Herr Neumann ſitze nicht darin.

Ludwig bekümmerte ſich darüber und ſagte zu Altmann: „Nun kommt er doch nicht!“ Dieſer aber entgegnete kurz ab: „Wer weiß?“ und lachte ſtill vor ſich hin; denn er konnte ſich leicht denken, daß ein Millionair in Gedanken ſich nicht in den ordinairen Poſtwagen ſetzen werde.

Er hatte richtig gedacht. Als die Glocken läuteten, welche das Brautpaar ſammt ihren Zeugen und Freunden an den Altar riefen, miſchten ſich mit den feierlichen Klängen die ſchmetternden Töne des Poſthorns, und eine mit vier Pferden beſpannte Poſtchaiſe, in deren Fonds Herr Neumann feſtlich gekleidet ſaß, raſſelte daher. Der Hochzeitszug verlor dadurch etwas an ſeiner feierlichen Würde, doch brachte der beſonnene Altmann Alles wieder in das rechte Geleiſe, und Ludwig und Chriſtine wurden durch die Hand des Prieſters vereinigt.

Am Hochzeitstage ſelbſt blieb immer noch das Brautpaar die Hauptſache, Neumann konnte ſich alſo nicht in ſeiner Glorie zeigen; nur durch koſtbares Silbergeſchirr, das er vor den Vermählten aufſtellte, gewann er für einige Zeit Oberwaſſer. Doch galt das dadurch hervorgerufene Aufſehen nicht ſo ſehr ſeiner Perſon, als der eleganten Form und dem gediegenen Gewicht der Verehrung. Achſelzuckend wandte Neumann ſich ab und dachte: „Was läßt ſich von Bauern anders verlangen? — aber ich werde ihnen doch noch imponiren!“

Nach zweien Tagen mußte er ſich aber ſelbſt geſtehen, daß hier nicht der Boden ſey, auf welchem er auch nur vorübergehend heimiſch werden könne. Seine Mittheilungen fanden hier keinen Glauben, und dort, wo man ſie glaubte, erregten ſie den Neid, nicht die gehoffte Bewunderung. Er wurde mit jeder Stunde verſtimmter, und am Schluſſe des dritten Tages erklärte er, als die Abendmahlzeit aufgetragen wurde, er werde gleich nach dem Eſſen abreiſen: die Poſt ſey beſtellt und die Koffer hätte er in aller Stille gepackt. Dadurch wurden die Freunde ſo überraſcht, daß ſie nicht gleich Worte fanden, und als ſie endlich verſuchten, ihn zum längeren Bleiben zu bewegen, ließ ſich der Poſtillon bereits vernehmen, was allen weiteren Verhandlungen ein Ende machte. — Herr Neumann war auf und davon.

Am andern Morgen ſagte Altmann zu den jungen Leuten:

„Die Feſte und Schmauſereien haben nun ein Ende: die Arbeit fordert ihr Recht. Zeigt jetzt, daß Ihr der doppelten Wirthſchaft gewachſen ſeyd, die ich auf Euch übertrage. Haltet gut Haus und bleibt der Väter Sitte treu, die ſich dem beſſern Neuen nicht verſchließt, aber ſich nicht blindlings in den ſchimmernden Strudel ſtürzt. Wenn Ihr des Rathes bedürft, bin ich jede Stunde bereit, ſonſt aber gönnt mir die wohlverdiente Ruhe und die Freude, zu ſehen, daß meine Lehre und mein Beiſpiel geſegnete Früchte getragen haben.“

Mit ſolchen Worten ſetzte ſich Altmann freiwillig auf das Altentheil, das ſeine Lieben ihm ſo bequem machten, als es irgend möglich war.

IV.

Jahr und Tag gingen vorüber; Ludwigs Wirthſchaft kam immer mehr in Flor: des Himmels Segen ruhte ſichtlich auf Wieſen und Feldern. Der umſichtige Landwirth verſtand es nicht nur, zu ſäen und zu erndten; er war auch beſtens befähigt, die Erzeugniſſe des Bodens in günſtiger Zeit an den Markt zu bringen, und zu dem höchſten Preiſe zu verwerthen. Eben jetzt war er mit einer großen Ladung von Korn und Hülſenfrüchten nach der Stadt, und

Chriſtine konnte die Rückkehr des lieben Freundes, der ſchon zwei Tage fern von ihr zugebracht hatte, kaum erwarten, wie ſehr auch Altmann zur Geduld ermahnte und ihr bewies, daß bei den kurzen Tagen und bei den ſchlechten Wegen die Reiſe ſich verzögern müſſe, demnach vor morgen Mittag an eine Heimkehr nicht zu denken ſey.

Da raſſelte es auf dem Steinpflaſter laut und vernehmlich, und dicht vor der Thür hielt es an.

„Nun kommt er doch!“ rief Chriſtine aufſpringend, und eilte auf den Flur hinaus. Der Knecht hatte ſchon geöffnet, Chriſtine eilte dem Manne, der aus dem Wagen ſprang, mit ausgebreiteten Armen und mit dem Ausrufe: „Ludwig! Willkommen, Ludwig!“ entgegen, wich aber erſchreckt zurück, als eine Stimme ſagte: „Ich bin nicht der Ludwig!“

Altmann war auch herausgetreten, und der Fremde im Mantel entpuppte ſich als Nachbar Neumann. Er rief dem harrenden Poſtillon zu: „In zwei Stunden mit friſchen Pferden wieder vorfahren!“ und ſagte dann zu dem erſtaunten Altmann:

„Ihr habt wohl eine Stunde für mich übrig? Ich habe etwas mit Euch zu beſprechen, was keinen Aufſchub duldet.“

„So kommt doch nur herein!“ ſagte der noch immer ſtaunende Altmann und zog den Freund in die Stube. „Hier auf dem zugigen Flur iſt nicht gut ſeyn.“

Sie traten in das behaglich erwärmte Zimmer. Chriſtine brachte Wein und einen Imbiß, dann entfernte ſie ſich. Altmann ſah den Freund forſchend an und ſagte nach einer Pauſe:

„Eine Stunde iſt bald verſtrichen, und die von Euch beſtellten Pferde ſind da, ehe wir es denken. Wollt Ihr nicht zur Sache kommen?“

Neumann ſtürzte in aller Haſt ein Glas Wein hinunter und blickte dann ſtarr vor ſich hin. Die laut geſprochenen Worte des Gaſtfreundes ſchreckten ihn aus ſeinem Brüten auf und er ſagte in fiebernder Eile:

„Ihr mahnt mich zur rechten Zeit! Ein Courier aus Hamburg brachte mir eine überraſchende Nachricht. Tauſende ſind mit einem Schlage zu gewinnen, wenn ich zur rechten Zeit an Ort und Stelle wäre. Schnell entſchloſſen ſprang ich in den Wagen, leider zu ſchnell, denn ich vergaß, mich vorzuſehen, und da ich unterweges bin, auf der Landſtraße, wo mich Niemand kennt, entdecke ich zu meinem Schrecken, daß ich nicht ausreichend bei Gelde bin.“

Als er in das verwunderte Geſicht des Freundes ſah, ſtockte er und ſetzte nach einigen Augenblicken zögernd hinzu:

„Das heißt, als Bedarf für unterweges. In Hamburg ſteht mir ſoviel zur Verfügung, als ich nur wünſchen mag. Ihr ſeyd auf dieſer Route der Einzige, an den ich mich wenden kann und ich thue es, wenn es auch mit Widerſtreben geſchieht —".

„Das laſſe ich gelten; es mag einem Manne, der nahezu ein Millionair iſt, oder vielleicht ſchon gar darüber hinaus, hart ankommen, ſich um Geld an einen kleinen Mann zu wenden, der von dem Ertrage ſeiner Kohl- und Rübenpflanzen lebt. Wieviel ſteht Euch zu Dienſten?"

„Gebt mir, was Ihr im Hauſe habt, oder was Ihr ſonſt in aller Eile herbeiſchaffen könnt; je mehr, je beſſer. Es ſoll Euch in möglichſt kurzer Friſt wieder zugehen und ich zahle noble Zinſen."

Die Stimme zitterte bei dieſen Worten; Altmann ſtutzte und ſagte:

„Soviel ich habe? Was ich nur herbeiſchaffen kann? Und das Alles, um den Vorſpann bis Hamburg zu decken? Kurios!"

„Ihr wollt mir nicht helfen?" fragte Neumann auffahrend.

„Habe ich das geſagt? Ich meine nur, wenn Jemand Hülfe fordert, er doch mindeſtens ſagen muß, zu welchem Zweck."

„Ich ſagte es Euch. Verliert keine Zeit, die Minuten ſind koſtbar."

„Neumann, Ihr geht nicht ehrlich mit mir um. Es liegt Euch etwas Anderes im Sinne, meine ich, und ich ärgere mich, daß Ihr Winkelzüge macht, um mich zu täuſchen."

Der Mann der Million ſchlug eine Lache auf, aber es war eine erkünſtelte. Plötzlich warf er einen Blick auf die Uhr und ſchrie:

„Schon wieder iſt eine Viertelſtunde verſtrichen! Eilt Euch, wenn Ihr überhaupt helfen wollt. Wo nicht, dann ſagt es und ſchlagt die Thür hinter mir zu, wenn ich in's Elend wandere."

Kaum hatte Neumann in ſeiner Aufgeregtheit dieſe Worte herausgeſtoßen, als er ſie gern wieder zurückgenommen hätte. Er ſpottete über ſich ſelbſt und ſprach verworrenes Zeug durcheinander. Altmann aber war ganz ernſthaft geworden; ſeine Augen blickten kummervoll auf den Mann, dem er mehr Freund geweſen war, als er je laut ausſprach, und er mußte eine Thräne zurückdrängen. Ohne weiter etwas zu ſagen, öffnete er ſein Schreibſpinde, zog einen Beutel heraus und ſetzte ihn vor dem Freunde auf den Tiſch:

„In dieſem Beutel ſind zweihundert Louisdor, wohlgezählt. Ich habe ſie nach und nach geſammelt und auf eine Gelegenheit gewartet, um ſie zum Wohl der Menſchheit nützlich zu verwenden.

Faſt muß ich es als ein Glück anerkennen, daß ſich eine ſolche Gelegenheit nicht finden wollte, da dies Geld jetzt vielleicht dazu dienen kann, einen langjährigen Freund vom Verderben zu retten. — Ja, vom Verderben!“ fuhr Altmann mit erhöhter Stimme fort, als Jener etwas einwenden wollte; „ich ſehe in Euer Inneres tiefer als Ihr denkt. Nehmt dies Geld und möge es Euch von dem böſen Alp befreien, der auf Euch liegt, ſeitdem der Jude uns das gewonnene Geld in das Haus brachte —“.

„Löbel Groſchenmacher!“ rief Neumann unwillkürlich; ſeine Augen flammten und die Hände ballten ſich krampfhaft. —

„Ich dachte es!“ ſagte Altmann, mehr vor ſich hin, als zu dem Freunde gewendet.

Die Töne eines Poſthorns klangen die Straßen entlang. Gleich darauf trat der Knecht ein und ſagte: „Der Poſtillon iſt mit dem Vorſpann da.“

„Ich nehme Euer Darlehn an und will es erſtatten, ſobald ich heimkomme“, ſagte Neumann, den Beutel mit dem Gelde ergreifend, und ſich in den Mantel hüllend. „Ich werde Euch dieſen Dienſt nicht vergeſſen, wenn ich auch jetzt nicht —“.

Er ging, wie er kam, in der höchſten Aufregung. Altmann hatte ihn bis an den Kutſchenſchlag begleitet: der Poſtillon fuhr davon, daß die Roſſe ſchnoben und die Funken ſtoben.

„Der Aermſte!“ ſprach Altmann vor ſich hin. „Er iſt nahe daran, aus einer langen Betäubung zu erwachen.“

Am andern Tage kam Ludwig aus der Stadt zurück: auch er befand ſich in ungewöhnlicher Aufregung. Altmann bemerkte es, er ſagte nichts, doch Chriſtine hatte nicht ſo viel Selbſtbeherrſchung, ſondern ſagte bekümmert:

„Ludwig, Dir iſt etwas, und du willſt es uns verſchweigen; das dulde ich nicht, denn mir gehört die Hälfte Deines Grames.“

„Was hülfe auch mein Schweigen“, entgegnete Ludwig. „Der Erſte, der nach mir aus der Stadt kommt, würde Euch die traurige Botſchaft bringen. So hört denn, daß Neumann —“.

„Bankerott!“ rief Altmann unwillkürlich.

„Noch iſt er nicht ausgeſprochen, doch ſoll er unvermeidlich ſeyn!“ ſprach Ludwig weiter. Die Stadt iſt im furchtbarſten Gelärm. Der Jude hat den Mann, der ihm blindlings glaubte, auf das Unerhörteſte betrogen, er und ſeine Helfeshelfer. Als Alles verloren war, hat der Jude zuſammengerafft, was er zu erraffen im Stande war, und iſt entflohen. Man meint, daß Neumann ihm gefolgt iſt, doch hat Jener einen großen Vorſprung —“.

„Darum alſo!“ ſagte Altmann, und Chriſtine, die ſich an Ludwig ſchmiegte, erzählte dieſem, was ſich in der letzten Nacht in ihrem ſonſt ſo ſtillen Hauſe begab.

V.

Schönau, das ſtille, friedliche Schönau, war wie verwandelt. Nicht nur in den Straßen und in dem Wirthshauſe, auch in den kleinen und großen Wohnungen, bei Jung und Alt, gab ſich eine ungewöhnliche Rührigkeit kund. Neumann war zu lange ein bekannter und geachteter Einwohner des Ortes geweſen, als daß ſeine Schickſale nicht die lebhafteſte Theilnahme erwecken ſollten, wurde dieſe auch nicht immer durch die lauterſten Regungen hervorgerufen. Ein Stück Schadenfreude iſt in jedem Menſchen verſteckt: der Wackere weiß es mitunter ſelbſt nicht, ſo verborgen ſitzt ſie unter andern guten und böſen Eigenſchaften.

Die Nachrichten wechſelten mit einer zauberähnlichen Geſchwindigkeit, und eine hob die andere auf. Jeder, der aus der Stadt kam, brachte abweichende Nachrichten, die ſich ſchnurſtracks widerſprachen. Alle aber ſtimmten darin überein, daß Neumann total ruinirt ſey, er ſich niemals wieder empor bringen werde, und daß es für ein Wunder angeſehen werden müßte, wenn er der Schuldhaft entrinne.

Es konnte nicht anders ſeyn, dieſe Nachrichten mußten in dem Hauſe, das am meiſten davon berührt wurde, auch den tiefſten Eindruck machen. Ludwig grämte ſich wegen des Unglücks, das ſeinen Verwandten traf, wenn auch nicht ohne Schuld; Chriſtine härmte ſich um ihren Mann, der um all' ſeine Freudigkeit gekommen war, und Altmann ſchien völlig nicht mehr derſelbe. Er hörte nicht, daß man mit ihm ſprach, und wenn es doch geſchah, gab er gewiß auf jede Frage eine verkehrte Antwort.

„So kann es nicht bleiben!“ ſagte er eines Abends zu den Kindern, als er aus der Wohnſtube in ſeine Schlafkammer ging, und Chriſtine, die ihre Augen und Ohren überall hatte, wußte genau, daß der Onkel keineswegs gleich zu Bette gegangen, ſondern bis über Mitternacht hinaus auf- und abgegangen ſey, und laut mit ſich geſprochen habe. Sie erzählte das ihrem Manne mit geſchäftiger Wichtigkeit, als ſie am andern Morgen den Kaffetiſch bereitete und ſetzte dann hinzu:

„Das iſt nicht umſonſt geſchehen! — Du wirſt ſehen, das hat etwas zu bedeuten.“

Und als wären Chriſtinens Worte eine Weiſſagung geweſen, trat nach wenigen Augenblicken Vater Altmann mit einem lauten „Guten Morgen!“ in die Stube. Sie ſchrieen vor Verwunderung auf, denn ſein Erſcheinen war anders, wie es ſonſt zu ſeyn pflegte. Nicht im bequemen Schlafrock mit der Pfeife in der Hand ſchritt er einher, ſondern geſtiefelt und im Reiſerock. Er ließ den Kindern nicht Zeit, ihre Verwunderung auszuſprechen, ſondern ſagte:

„Tienchen, eile Dich mit dem Kaffe, damit ich etwas für das Nüchterne bekomme, ehe der Poſtillon mich zum Hauſe heraustutet. Es iſt ſpäter, als ich dachte.“

Chriſtine eilte, ſo ſchnell ſie konnte, und Ludwig fragte faſt beſtürzt:

„Was will das bedeuten? Wenn es etwas zu beſorgen giebt, konnteſt Du mich nicht ſchicken, ſtatt Dich der böſen Witterung auszuſetzen, die ſeit einigen Tagen herrſcht?“

„Nein, mein Junge“, antwortete Jener. „Du hätteſt vielleicht im geltenden Augenblick nicht die nöthige Courage gehabt und erſt Rückfrage halten wollen, bevor es zum Handeln ging. Darüber wäre Zeit verloren gegangen, und das iſt das Koſtbarſte, was zu verlieren war. Darum entſchloß ich mich kurz und ließ mich geſtern Abend noch einſchreiben. Da kommt auch der Wagenmeiſter, der mich abrufen und den Mantelſack holen will. Adjes; laßt Euch die Zeit nicht lang währen und bittet Gott, daß er Alles gut gehen läßt.“

Mit dieſen Worten nahm er flüchtigen Abſchied, ohne ſich auf eine weitere Erklärung einzulaſſen. Aber auch ohne dieſe konnten die Zurückbleibenden leicht denken, was es geben werde. Die Poſt fuhr ja geradesweges dem Orte zu, den Neumann ſich zum Aufenthalt wählte, und von woher ſeit einiger Zeit die fabelhafteſten Gerüchte nach Schönau gekommen waren.

Altmann hatte genug zu hören. Schon unterwegs wurde im Poſtwagen Manches geſprochen, unter Anderem, daß die Polizei den betrügeriſchen Juden verfolgen laſſe. Was dem Manne, der von ihm hinter's Licht geführt wurde, mißlang, werde ſie erreichen; die zuverläſſige Spur ſey ſchon gefunden. Als er nun aber gar, an Ort und Stelle angelangt, in die Paſſagierſtube trat und einen Boten rief, der das Gepäck nach dem Gaſthofe tragen ſollte, wurde er im Gedränge ſchier aufgehalten.

Die im Poſtwagen ausgeſprochene Vermuthung hatte ſich erfüllt: ein pfiffiger Gensdarm hatte den flüchtigen Juden eingefangen und eingebracht. Man fand bei ihm faſt Alles, was er diebiſcher Weiſe mit ſich nahm; die mehrfach Beſchädigten kamen wenigſtens theilweiſe zu ihrem Rechte, und die böſe Stimmung, welche gegen Neumann herrſchte, wurde milder, verſöhnlicher.

Aber dieſen ſelbſt aufzufinden, das wurde dem aus der ländlichen Einſamkeit herbeieilenden Nachbar nicht leicht. Neumann hatte ſeine bisherige Prachtwohnung verlaſſen, die koſtbare Einrichtung ſeinen Gläubigern überwieſen, und in einer der entlegenen Vorſtädte ein vorläufiges Unterkommen geſucht, um ſeine verworrenen Angelegenheiten möglichſt zu ordnen. Als er ſich an dem Abgrund ſtehen ſah, der ſich ſo plötzlich vor ihm aufthat, kam er zur Erkenntniß ſeines Leichtſinns, und eine tiefe Trauer bemächtigte ſich ſeiner. Er hätte wer weiß was gethan oder gegeben, konnte er damit Geſchehenes ungeſchehen machen. So aber mußte er vorwärts und den Berg hinan zu klimmen ſuchen, der ſteil und glatt vor ihm aus dem Boden aufſtieg. Dazu blieb ihm nicht einmal die nöthige Muße. Zwei ſeiner Gläubiger, die keine vollſtändige Deckung erhielten, fanden ihn auf und begannen ihm tüchtig einzuheizen. Sie verlangten vollſtändige Befriedigung, oder drohten mit dem Verluſte der perſönlichen Freiheit. Dann war er vollſtändig verloren, da ihm alle Möglichkeit abgeſchnitten wurde, mit den Leuten zu verkehren und zu verhandeln.

„Gönnt mir doch nur Zeit!“ brach er endlich los. „Alle Gläubiger ſind zufrieden mit dem Accord, den ich ihnen anbot; nur Ihr Beiden quält mich bis auf's Blut. Was gewinnt Ihr, wenn ich zwiſchen vier Mauern ſitze? Nichts! Ihr geht vollends leer aus.“

„Aber wir hindern Euch, das alte Spiel von Neuem zu beginnen!“ rief der am meiſten Erbitterte; „Das iſt auch etwas werth. Fangt nur Eure vorhin unterbrochene Predigt nicht wieder von vorne an, bei uns richtet Ihr damit nichts aus. Große Worte thun es nicht; ein Kerl in Eurer Lage muß klein, ganz klein, muß zum Nichts werden!“

Von dieſen Worten wurde der ſchwer Betroffene noch tiefer gebeugt. Er ſaß da, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und ſuchte ein krampfhaftes Schluchzen zu unterdrücken. — Der hartherzige Gläubiger ſah ihn mit einem verächtlichen Achſelzucken an und ſagte:

„Nun ſitzt Ihr da, wie ein ſtummer Oelgötze. Was wäre auch zu ſagen, wenn man vollſtändig ruinirt iſt und auf dem Trocknen ſitzt, wer weiß wie ſehr.“

„Das iſt nicht wahr!“ rief eine Stimme, und die beiden auf dieſe Weiſe unterbrochenen Grobiane fuhren auseinander. Der Eifrigſte von ihnen ſtellte ſich breit gegen den Eintretenden und ſchrie ihn an:

„Was wollt Ihr und warum ſtört Ihr uns in unſern Geſchäften? Wer Ihr ſeyd, hab' ich gefragt!“

„Das geht Euch nichts an!“ war die Antwort des Gefragten, der gerade auf Neumann zuſchritt und ſagte:

„Wenn es Euch recht iſt, hätte ich wohl ein paar Worte mit Euch zu ſprechen, Nachbar!“

Jach fuhr dieſer in die Höhe und ſah in das Geſicht des alten Freundes. Er machte eine Bewegung, als wollte er ihn umfaſſen, die Arme ſanken jedoch herab, und er brachte nur einige unverſtändliche Worte hervor.

„Ihr müßt Euch ſammeln, Nachbar“, ſagte Altmann mit herzgewinnendem Tone. „Es ſind gute Nachrichten, die ich bringe; Dergleichen muß man ſtets fröhlichen Herzens empfangen.“

Neumann ſchüttelte unmerklich das Haupt; die beiden Gläubiger aber ſpitzten die Ohren.

„Ihr habt mir Euern Grund und Boden überlaſſen“, fuhr Altmann fort; „Ihr meintet, ihn mir zu verkaufen, ich aber wollte ihn nur für eine beſtimmte Zeit pachten und zahlte Euch den Pachtſchilling auf einem Brett für die ganze Dauer. Dieſe Friſt iſt nun abgelaufen, und Haus und Hof ſind wieder Euer.“

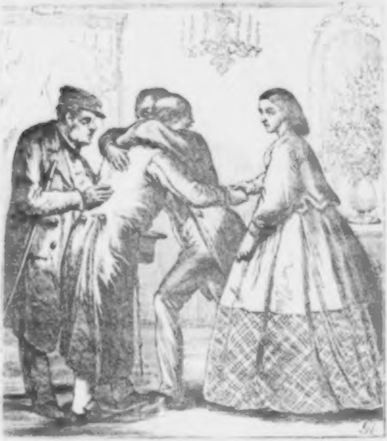
Die Gläubiger ſchrieen laut auf; Neumann wußte nicht, was er ſagen ſollte.

„Iſt Euer Eigenthum, ſagte ich“, ſprach Altmann weiter. „Weil Euch aber in dieſem Augenblicke mehr mit einer Summe Geldes gedient iſt, als mit kahlen Wieſen und nackten Feldern, bin ich bereit, das Geweſen nochmals für einen gleichen Zeitraum zu pachten und dieſelbe Pacht in einer Summe dafür zu geben, als damals. Habt Ihr mich nun verſtanden, Nachbar?“

Da fiel es Dieſem wie Schuppen von den Augen, und er wäre umgeſunken, wenn ihn der Freund nicht mit ſtarken Armen gehalten hätte. Altmann ſprach ihm freundlich zu und ſagte dann zu den beiden grob mahnenden Männern, die nun ganz verſtummt waren:

„Wenn die Herren heute Nachmittag in meinen Gaſthof kommen wollen — Blauer Helm, Stube Nummer Fünf — werde ich dieſe Angelegenheit mit Ihnen in Ordnung bringen. Bis dahin Gott befohlen!“

Ohne etwas zu erwiedern ließen jene Beiden die Freunde allein.



VI.

Ludwig trat mit ungewohnter Haſt und mit ſtrahlendem Geſicht zu der Chriſtine in die Stube und ſagte:

„Hier iſt ein Brief vom Vater Altmann! Sie kommen heute Abend; das Schlimme iſt vorüber, der Onkel ſteht frei da, und der Jude ſitzt. Die hochfliegenden Speculationen ſind für immer abgethan: wir werden alle Vier beiſammen bleiben und glücklich ſeyn.“

Chriſtine beeilte ſich, zum Empfange des Wiedergefundenen das Nöthige vorzubereiten. Als dann der Abend hereindämmerte, hielten die Freunde ihren Einzug in Schönau; ſie wurden mit herzlichen Worten empfangen und in die blumengeſchmückte Wohnung eingeführt. Die Kerzen brannten hell, aber noch heller lachten die Augen der vier Glücklichen. —

Der Herbſt kam in's Land und der Segen der Felder war in den Scheuern untergebracht. Das Laub begann ſich zu färben, und die ſcheidende Sonne goß ihr ſtrahlendes Licht darüber hin. Die alten Freunde kehrten von einem Spaziergange heim und Neumann ſagte mit herzlichem Tone:

„Als ich vor einigen Monaten meinen Einzug bei Dir hielt, glaubte ich trotz der lauten Freude nicht an ihre aufrichtige Dauer. Es ſtürmte noch gewaltig in mir, und die böſen Truggeſtalten ſprangen im Traume wie im Wachen um mich her. Aber die Zeit übt einen mächtigen Zauber auf das menſchliche Herz und leitet es zum Frieden. Ich habe ihn gefunden!“

„Das walte Gott!“ ſagte Altmann, und Beide gingen Hand in Hand zu den Ihrigen.

Irrwegs-Forſchungen.

I.

Wir haben und bewahren die vollſte Hochachtung der wahrhaften Gelehrſamkeit; wenn man jedoch bei einzelnen Erſcheinungen der Gedankenfolge mancher Schulgelehrten nachforſcht, könnte man verleitet werden zu der Meinung: ſie hätten eigentlich das Ihrige nicht auf ſicherem Grunde gelernt, weil anzunehmen iſt, daß Lernen auch eigentlich vernünftiger Fortſchritt ſeyn müſſe. Nun haben wir eben ein neues Buch vor uns, betitelt: „Ueber den Materialismus und die realen philoſophiſchen Fragen der Gegenwart.“

Der Verfaſſer — er bleibe ungenannt! — will uns über das Weltall aufklären; er ſprach poſaunend: „Es werde Licht!“ aber es ward nicht. Das Langwirrige aus dem Langweiligen in Kürze treu feſtgeſtellt, läßt er uns leſen:

„Der Stoff iſt die Mutter alles Beſtehenden, die Kraft iſt die Eigenſchaft des Stoffes. Der Stoff beſteht aus Atomen, und die Welt regiert ſich ſelber nach uns bekannten Naturgeſetzen. Der Ausdruck Schöpfung iſt alſo in der Naturwiſſenſchaft unanwendbar, und demnach der Zweckmäßigkeits-Begriff aus der Naturwiſſenſchaft zu verbannen.“

Dieſe Folgerungen aus dem Stoff, der ſprachverlehrt zur Mutter gemacht iſt ohne Vater, regieren ſich auch ſelber, aber mit ſehr aus verjährtem Moder hervorgewühlter Willkür, und in ihr iſt unzweifelhaft nirgends „Schöpfung“ oder „Zweckmäßigkeits-Begriff“ zu entdecken, ſondern nur ein längſt verſtaubtes Dunkel. —

Demokritos wollte bereits vor etwa zweitauſend vierhundert Jahren ganz daſſelbe lehren, wie Jener, und wir bitten, genau mit vergleichendem Sinn zu beachten, was wir über dieſen Griechen, als ſachlichen Inhalt ſeiner hinfälligen Weisheitsgrübelei, nun auch in Folgendem zuſammendrängen:

„Das Weltall iſt unendlich, alſo in ſich ſelbſt geſchaffen und ſchaffend; es iſt erfüllt mit einer unendlichen Fülle von Welten und Durchkreiſungen, welche unaufhörlich entſtehen, untergehen und wieder erſtehen. Dies Weltall hat ſich gebildet nach natürlichen Geſetzen durch eine unendliche Menge ewiger, untheilbarer, unveränderlicher Atome von mancherlei Geſtalt, mancherlei Größe. Eine ungeſehene Kraft treibt ſie um im unermeßlichen Raum, doch Alles, Erde, Waſſer, Luft und Feuer kann durch die Macht und den Zuſammenfluß dieſer unendlichen Bewegung der Atome ohne Dazwiſchenkunft einer geiſtigen Welturſache erklärt werden.“

Nachweislich iſt alſo die Anſicht manches neuzeitigen Schulgelehrten, der ſich zum Naturforſcher erheben möchte — wie zum Beiſpiel in unſern Tagen der von uns Nichtbenannte — ohne Selbſtforſchung. Man behilft ſich in Nachſchwatzerei mit Dem, was Demokritos vor beinahe drittehalbtauſend Jahren aus der Scharfſeherei ſeiner Einbildung als ermittelt vermeint haben wollte. Aber ſelbſt damals war dieſer Gottverdränger ohne Urſprünglichkeit ſeines Scheinwiſſens, denn noch ein Jahrhundert früher hatte Xenophanes — ebenfalls nur Anhänger einer noch älteren Sage von der Weltentſtehung — kurzweg geäußert:

„Aus Nichts wird Nichts! Demnach muß, was iſt, auch ewig ſeyn, ohne Anfang und Ende, und was unendlich iſt, iſt einzig und unveränderlich. Erlitte es die geringſte Veränderung, ſo entſtände Etwas, das vorher nicht da war, und das würde dem Hauptgrundſatz entgegen ſeyn: Aus Nichts wird Nichts."

Wir beſtreiten keineswegs den Vorder- und Nachſatz: „Aus Nichts wird Nichts!" obwohl bei manchen übergelehrten Bücherſchreibern aus dem Nichts ihrer ſich nur vorgeſchwindelten Weisheit viel Unſinn wird. Hiezu gehört unter Anderem auch die gelehrt klingende Folgerungskette der von vor Xenophanes an bis heut die Natur verkünſtelnden Naturforſcher. Sie reden von Stoff und Atomen, ohne für Beides einen Schöpfer für nöthig zu halten, während die Umwendung ihres Folgeſchluſſes faßlicher wäre. Eben weil aus Nichts unbeſtreitbar Nichts wird, das Weltall aber Daſeyn hat, iſt es ſehr begreiflich, über dem Nichts mußte eine Kraft walten; denn ſogar Atome, die von der Schwindelweisheit gnädigſt anerkannt ſind, würden ohne eine ſolche herrſchende Kraft völlig unmöglich, was nur dort unbegreiflich ſeyn könnte, wo jedes Atom, jedes Spürchen von Begriff fehlt.

Die Schulgelehrten weiſen unabläſſig hin auf unerläßliche Bildung durch die Klaſſiker, deshalb erinnern wir die bezüglichen Naturforſchlinge an Plato's Hinweiſungen und empfehlen ihnen zur Ueberlegung ſeine ſich hier anreihende Erkenntniß:

„Gott, das Höchſtgute, kann nur Gutes hervorbringen und bezwecken. Ihm zu gefallen iſt Reinigkeit des Herzens erforderlich; nur die Schönheit der Seele iſt wahre Schönheit, und der Gerechteſte ſteht Gott am nächſten. Danach trachten giebt Freuden dem Leben und beſeligende Hoffnung in der Stunde des Todes. Gott beſteht durch ſich ſelbſt, und die Menſchen beſtehen durch Gott; es geziemt ſich nicht, den gebrechlichen Körper einem Weſen vorzuziehen, das, göttlichen Urſprungs, ewige Dauer hat."

Sämmtlichen Naturſchmeichlern und Hinwegklüglern des von uns Gott genannten Urgeiſtes, deſſen Willensmacht Welten und Leben hervorrief, ſagen wir nun aber: Gott verläßt wohl beweislich zuweilen den Kopf ſeiner Verleugner, niemals aber Bruſt und Herz irgend eines Menſchen, auch wenn er dies nicht zu durchſchauen vermag. Für manchen Kopf iſt es erſichtlich leicht, den Glauben an Gott zu verlieren, ſo leicht, daß es einen ſolchen Kopf in den Verdacht bringt, er ſey einer, der ſich ſelbſt nicht verſteht, dennoch daneben verwundert iſt, wenn Andere ihn nicht als Inhaber des erhabenſten Verſtandes anerkennen, ſondern ſich das hier abſchließende Sprüchlein erneuen:

„An Wiſſensperlen bleibt ſtets leer
Ein Menſchenhirn voll Nebelmeer."

II.

Von jeher ſeit ſeiner Erweckung bis jetzt wurde das Chriſtenthum von ſeinen Glaubensgenoſſen nach der Verſchiedenheit in forſchlicher Anſicht und herzlicher Macht auch verſchieden aufgefaßt und in ſich aufgenommen. Während Diejenigen, denen der Erkenntnißdrang überwiegend ausgebildet iſt, ſich vorzugsweiſe an die ſittlich rechtſchaffenen Lehrſätze der Heilandsbotſchaft halten, erachten es tief empfindende, gemüthreiche Naturfromme für unſtatthaft und ſündlich, Göttliches dem menſchlichen Verſtande zu unterwerfen, die im Geſammten wunderbare Erſcheinung des Erlöſers aus dem Menſchengehirn deutelnd ergründen zu wollen. Dieſe Naturfrommen bewahren nun dem Gemüth höheres Zutrauen, höheren Einfluß: ſie leben im Glauben — über deſſen irdiſches Vermögen hinaus — voll Demuth vor einer in Allmacht erleuchteten und überirdiſchen Einſicht.

Indem jedoch das Chriſtenthum unendlich iſt gleich der Weltſchöpfung, allen Erdgebornen ein unermeßlicher Schatz der Liebe, des Troſtes und der Hoffnung; indem das Chriſtenthum ohne Gefahr für ſeine Innerlichkeit zur verſchiedenen, mehr begriffskühlen oder mehr gemüthswärmenden Erfaſſung geeignet iſt, entſteht aus jenem Unterſchiede in der Aufnahme des uns Chriſtlichwahren keine Verwirrung. Denn von Unredlichen im Glauben, von Frommthuern, die mit dem Jenſeits und der künftigen Seligkeit nur liebäugeln, um ſich diesſeits Glanz und Wohlleben zu erheucheln, ſprechen wir nicht; Naturfromme, die wir den Begriffſuchern entgegenſtellen, ſind uns ſolche Gläubige, die zur Beruhigung ihres Gefühls Maaß halten mit dem Begriff, ihn nicht ſo voranſchreiten laſſen, als ſey er allein ſtark genug, um den Glauben an Ueberſinnliches völlig entbehren zu können.

Das ehrliche Streben nach Lehrklarheit und die geheimnißehrende, ſelbſt bis zum Ueberſchwenglichen der Schwärmerei hinleitende Gemüthsfülle gleichen zwei, aus verſchiedenen Quellen herſtammenden Strömen, die friedlich nebeneinander fließen, ſich jedoch in Wirkung und Ziel vereinigen können. An den vertrockneten Ufern wandeln aber Uebertiefforſcher und Einſichtsbegrenzer; Jene dünkeln ſich ihre Schulbankweisheit, dieſe ihre frommkünſtleriſche Einſchrauberei zu neuen Entdeckungen, und mit ſelbſtſüchtiger Willkür, die man dort gelehrtes Eindringen, hier Erleuchten von Oben nennt, ſpreizen ſie ſich, die Einen zu hochſtehenden Lichtträgern auf Erden, die Andern zu vorzugsweiſe erwählten Wegzeigern zum Himmel. Solche Weisheits- oder Glaubensgrille fördern im Chriſtenthum, das endlich nach mannigfachen Kämpfen durch und in ſich ſelbſt einmüthige Verſöhnung erreichen würde, allerlei Hirngeſpinnſte, die weder vor dem echten Verſtande, noch vor dem geſunden Gemüth zu rechtfertigen ſind: denn in allem Ueberſinnlichen muß die Vernunft Vermittlerin ſeyn zwiſchen der kalten Strenge auch des ſchärfſten Verſtandes und der liebeswarmen Milde des kindlich gefügigen und begnügſamen Gemüths.

Jene Herren von der Schulbank und dem Rednerſtuhl, die uns das Chriſtenthum verdunſten und hinfällig machen wollen, ſollten erſt begreifen, daß ſein innerſter Grund kraftvolle Demuth iſt; was ſie am Chriſtenthum hinwegſchriſteln wollen, bezeugt hochmüthige Beſchränktheit in der Meinung, allein zu wiſſen, was jeder Denkende weiß, ſich aber doch den Heilandsglauben nicht nehmen läßt. — In der Glaubenslehre, welche es ſey, muß man vorſichtig und duldſam urtheilen; denn was ſich auch dabei eingemiſcht haben mag, immer iſt Eintracht nach Innen und Außen der Zweck: ſo beſcheidet ſich das einfache Gemüth, über dem ein klarer, oder doch zugleich auch beſcheidener Geiſt waltet. Die Gemüthsmächtigen ſagen ſich mit Salomo: „Gott hat den Menſchen ſchlicht und recht erſchaffen, aber er hat ſich ſelbſt viel unnütze Fragen eingemengt", und ſetzen dann hinzu:

„Der iſt weiſ' und wohlgelehrt,
Der alle Dinge zum Beſten kehrt."

Wir haben jetzt wirklich wieder etliche Wiſſenſchaftler, die das Sprüchwort: „Von den Gelehrten leidet Chriſtus am meiſten!" zur Anwendung herausfordern; denn die Etlichen beſtreben ſich, dem Erhabenen die Leiden nachträglich zu vermehren. Sie unterwühlen mit ihren Federn ſein Himmelswerk der Rechts- und Sittenreinigung auf lichter Bahn der Gleichſtellung in der Berufspflicht: durch allumfaſſende Menſchenliebe ſich Gott zu nähern. Solche Kleinlichkeitsrichter werden jedoch durch ihre papierne Spitzfindigkeit die uralt-geſchichtliche, in den ungeheuerſten Stürmen und Kämpfen Siegerin gebliebene, zur Weltreligion beſtimmte Befreiungslehre nicht unter dem Schutt ihrer Weisheit begraben. — Jenen Herren beſtreiten wir keineswegs ihr Wiſſen, auch nicht die Ehrlichkeit ihrer Forſchungstriebe; wir bezweifeln aber ihre Einſicht in die menſchlichen Verhältniſſe, und erlauben uns zu bemerken, daß ihnen der Begriff fehlt vom Glaubensbedürfniß einer Volksmenge, die befeſtigter mit dem Herzen als mit dem Kopfe, treuer mit dem Empfinden als dem Gedanken die Anregung zum Sittlichen und Heilſamen ſich bewahrt.

Was die Gelahrtheit über den Chriſtusglauben jetzt wieder einmal ſagt, iſt ebenfalls längſt Verjährtes, und immer wieder zeigt es ſich für die Anwendbarkeit untauglich und ohnmächtig. Vorherrſchend im geſunden Volk iſt allzeit der Gemüthseinfluß, bei ihm entſcheidender als Tiefgrübelei fühlloſer Begriffe, die in den Kreiſen der Erbgläubigen den Gewohnheitsverſtand nur in die Irre führen, die nur Herzen und Gewiſſen beunruhigen können. Ihr ſpähenden Splitterrichter werdet mit dem ſogenannten Vernunftglauben, der nicht ſelten den Glauben an eure Vernunft ſehr ſchwächt, keine Religion ſchaffen, die den faſt zweitauſendjährigen Chriſtusglauben überwindet, und es iſt nichts als eine, durchaus nicht neue gelehrte Thorheit, ihn in dickbeleibten Büchern an Einzelheiten zu bemäkeln, um mit der Vernunft unvernünftig zu prunken.

Der Bildungsfortſchritt der Menſchheit wird durch das echte, reine Chriſtenthum — das Heuchelei und Gleisnerei kräftigſt abwehrt — weder unterbrochen noch zerſtört; es widerſpricht nirgends der Entwickelung des truglos Staatsgeſellſchaftlichen, es erzieht gute Menſchen, erzieht mit ſeiner Kernwahrheit, die man freilich auch kernhaft, nicht nur ſcheinhülflich behandeln muß, gute Fürſten und gute Bürger; das Chriſtenthum ſänftigt, ſittlicht, tröſtet, erhebt, mit wenig Worten: es macht ſchon auf Erden das innerſte Bewußtſeyn ſelig. — Laßt alſo, ihr bezüglichen Herren von der Schulbank und dem Rednerſtuhl, den Menſchen ihren Chriſtusglauben, wie er ihnen fruchtend eingewachſen iſt von der Taufe an. Wenn ihr zeigen wollt, daß euch Papier, Feder und Tinte nicht fehlen, dann ſey euer Vorſatz die Ueberzeugung: daß ihr jedenfalls Ehrwürdiges nicht mißbrauchen ſollt zum Deckmantel von Anmaßungen, die euch vorſchmeicheln, ihr könntet euch mit ewigem Ruhm aufſchwingen zum Thron der Weisheit durch ſchon mehrmals verſchollene Mäkeleien. Dickbeleibte Bücher ſolchen Inhalts haben noch den beſten Erfolg darin, daß Jeder, der ſie leſen muß, um ſich die verquerte Gelahrtheit zu erdeutlichen, bedauernde Theilnahme verdient wegen unvermeidlichen Verluſtes an Zeit. — Den Verfaſſern empfehlen wir nun noch ein Vorbild in Goethe, der von Frömmlern fälſchlich „Antichriſt“ benannt wurde, dem wir aber bei ſeiner Vergleichung aller Glaubenslehren den Abſchluß verdanken:

„Der chriſtlichen Religion gebührt das höchſte Lob, deren reiner edler Urſprung ſich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verwirrungen, in welche ſie der dunkle Menſch hineinzog, ehe man ſich's verſieht, ſie in ihrer erſten lieblichen Erſcheinung, als Miſſion, als Hausgenoſſen- und Brüderſchaft, zu Erquickung des ſittlichen Menſchenbedürfniſſes immer wieder hervortritt.“

Dies Bekenntniß Goethe's hat mehr Inhalt und Werth, als ſämmtliche Verkenntniß aus geleertem Scharfſinn gelehrter Abſtumpfung.

Ihr aber, Natur- und Gemüthsfromme, laßt euch nicht entwenden oder ſchmälern die Liebe zum Heiland; begrüßt ſeine Lehren ſtets als Himmelsbotſchaft, für deren unerſchütterliche Wahrheit er

ſich verbürgte, ſich ihr im Leben voll Entſagungen und im marterleidenden Sterben zum Opfer hingab. Dieſe Lehren innigſt als geheiligt anzuerkennen, dazu bedarf es ja nur der geſicherten und wohlthuenden Erfahrung, daß nun faſt zwei Jahrtauſende hindurch Samen und Frucht des Chriſtusglaubens friſchkräftig blieben gegen alle Sturmangriffe und Meinungsfluthen übermüthiger Streitſucht. Dieſer Erfolg iſt nicht wegzuzweifeln von Jenen, die den höchſten Schatz des Menſchenthums, das Erhabenſte, was im Irdiſchen vom Himmliſchen offenbart wurde, mit kleinmeiſternder Gelahrtheit überſchütten und erſticken wollen. Vollauf durchſchaulich wird es alſo auch, daß die Anfechtungen der Heilands-Urkunden ſtets von Denen betrieben werden, die im Tagesleben nicht anders eitlen Ruhm zu erjagen vermögen als durch den Wiederhall verjährten Wortlärms, deſſen Gewirr bei keinem einzigen Familienvater den Chriſtusruf übertönen wird: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!“

III.

Jene Schriftſteller, die wir meinen, jene Beweiskünſtler, die aus ſich ſelber da ſind, nicht — wie einſt Vanini — an einem Strohhalm das Daſeyn Gottes zu beweiſen verſtehen, ſondern des Heilands wunderwirkſame Einfachheit mit kleinkrämeriſch gelehrter Ueppigkeit, überſättigtem Verſtande und vermagertem Gemüth bekritteln, wurden klaſſiſch gebildet, aber wenig über die Schulklaſſen hinaus. Das heißt: ſie wurden bei den Griechen und Römern der Vorzeit heimiſcher als bei uns und in ſich ſelber. Wir wollen aber auch nach ihrer heimathlichen Fremde noch etwas zurückblicken, und da werden wir entdecken, daß jene Herren ihre Gottesleugnerei nicht aus dem edleren Alterthümlichen, vielmehr aus angeerbtem Erneuerungstrieb zum Unhaltbaren haben. Von ſolchem Zeugniß iſt bereits voran ein Weniges eingewebt, und dieſe Hinweiſung ſey noch erweitert durch Aeußerungen von Klaſſikern.

Ariſtoteles. Gott iſt, was weder Anfang noch Ende hat, er iſt der höchſte unwandelbare Geiſt. — Gott iſt beglückt und beglückend durch die Anſchau ſeiner Beſeligung; bedingt iſt alſo, daß er dieſes Selige mittheilen will.

Theognis. Die Weisheit beſteht in der Erkenntniß Gottes.

Aeſchylus. Nicht unſere Handlungen und nicht unſere Gedanken können wir Gott verheimlichen.

Bias. Alles, was Du thuſt, iſt auf Gott zu beziehen.

Plato. Je mehr gute That, je mehr Gottes Kind und Freund.

Solon. Der Tod iſt der letzte Kampf des Menſchen, worin ſich in ihm Göttliches mit dem Allgemeingöttlichen verbindet.

Dieſe Ausſprüche beweiſen, daß die alterthümlichen Muſter von den heutigen Gottesleugnern ebenfalls verleugnet werden, ihre Schulgelehrſamkeit demnach in angewöhnter Einſeitigkeit verfährt. Da wollen wir Ihnen durch ihre Vorbilder auch gute Anmahnung in Erinnerung, und — wenn es möglich iſt — ihre Naturforſchung zur Natürlichkeit, ihren Eifer gegen das Ueberſinnliche zur Beſinnung bringen. Die gemeinten Herren,-deren unvorſichtige Irrklugheit die Richtſchnur der Verhältniſſe zerreißt, mögen ſie wieder ausbeſſern in thatſächlicher Benutzung der Grundwahrheiten:

Plautus. Maaß iſt das Beſte, und nur vom Zuviel werden die Menſchen gehudelt.

Terenz. In Allem Ziel und Maaß iſt Weisheit.

Euripides. Gerechtigkeit flieht Wortgekünſtel. — Fort mit Schulgelehrſamkeit, die Mutterwitz ertödtet!

Solche Erfriſchungen enden wir nun damit, daß wir an der Erfahrung des Cicero: „Nichts iſt ſo albern, das nicht irgend ein Philoſoph behauptet hätte", vorbeiſtreifen in Milde für Neuwüſte, die ſich hochſtellen auf alten Wuſt. Jenen Herren aber, die Hirngeſpinnſte über das Heiligſte als Hirngewinnſte ſchriftſtelleriſch vertrödeln, die uns Gott wegklügeln, unſern Glaubensſtifter und ſeine Sendboten bekritteln, müſſen wir ſagen: Auch wenn Ihr Recht hättet — was Ihr über Unerforſchliches nicht haben könnt! — iſt es ein Mangel an Vernunft, laßt Ihr Euch nicht beherrſchen von Leſſing's inhaltvollem Grundſatz: „Wenn an das Gute, das ich zu thun meine, allzunah Schlimmes grenzt, thu' ich lieber das Gute nicht." —

Opfern wir nicht Denen, die ſich auch mit Leſſing nicht meſſen können, weder unſern Glauben an Gott noch an den Heiland, der uns auf den Weg zu Gott hinwendet, ihn ebnet und heilſam fruchten läßt durch Zuſicherung der Ewigkeit des Geiſtigen. — Und warum nicht ewig?! — Der das All erſchaffen hat, bezeugt uns Allmacht, und er ſollte die Seelenkräfte ſeines Werkes zum Vergänglichen, zum Verfall beſtimmt haben?! Ringt doch der irdiſche Menſch danach, ſeinen Schöpfungen Ewigkeit zu geben! — und endete Alles mit dem Tode, wo bliebe die ausgleichende Gerechtigkeit gegen Gewaltſünder und ſchuldloſe Leidensdulder, die ihr Elend ertragen in demüthiger Hoffnung auf den allwiſſenden Herrſcher und Richter?! Hätten wir bei ſolcher Mißhelligkeit nicht Löſung und Licht durch einen überirdiſchen Abſchluß zu erwarten, würde der Glaube an *Gerechtigkeit* ganz und gar hinfällig: denn wäre ſie nicht als unſterblich, als ewig zu denken und zu empfinden, dann wäre die Gerechtigkeit in ſich völlig vernichtet. Ueberhaupt aber: weshalb ſollte, und wie könnte den Menſchen ein ſo innerlicher Drang zur ausgleichenden Unſterblichkeit gegeben ſeyn ohne mögliche Befriedigung?! Die Menſchenbruſt hat in allen anderen Gefühlen keines, was ſich nicht verwirklichen könnte, warum ſollte dies *Eine* davon abgetrennt ſeyn?! Wenn ihm die Bewährung durchaus fehlte, wenn dieſer innerliche Drang im Staube zerfiele, dann zerfiele nicht nur die ewige Gerechtigkeit gleich mit, ſondern nur die Vergänglichkeit wäre das Ewige, was in ſich ſelber ein Widerſpruch iſt. — Geſtaltungen können verſinken, der ewige Urſtoff nie, alſo auch nicht der im Geiſte des Menſchen! Dort aber, wo ihn das Unerforſchliche begrenzt, wird er ahnen: die Weltklugheit *ſucht*, der Naturverſtand *findet*, der Glaube an Gott *ſichert* deſſen Alldaſeyn im Wahrhaften.

Damit wollen wir uns das Vertrauen auf den Geſammtſchöpfer und Geſammtbeherrſcher alles Sichtbaren wie alles Undurchdringlichen befeſtigen, nächſtdem das Wunderſame der geiſtig ſittlichen Hoheit im Begründer des Chriſtenthums unangetaſtet laſſen. Wir wollen ihn in Ehrfurcht betrachten als Vermittler, der uns zu Gottes Ziel für das Menſchenthum leitet, alſo fürerſt zur dieſſeitigen Seligkeit, zum inneren Frieden, der allen Glaubenszwiſt meidet, indem er die drei kirchlichen Richtungen der Chriſtlichkeit mit Sinn und Herzen auch zur Dreieinigkeit hinlenkt. — Amen! Gz.

Sühneverſuch durch Widerſpruch.

Einem ſächſiſchen Ehepaar, das in zu fieberhitziger Verliebtheit vor dem Eheſegen ſich gar nicht bekümmert hatte um das Sprüchwort: „Liebe kann zwei Einſichten blind machen!“ ſollte die Scheidung helfen. Der erſte Sühneverſuch vor dem Pfarrer Hütters ſchien geglückt, nach wenigen Monaten wurde jedoch andringlicher die Scheidung verlangt, und der Pfarrer ſollte zum zweiten Mal die Sühne vermitteln.

Der Ehemann war ein junger Förſter, deſſen Einnahme ſich durch das Heirathsgut ſeiner Frau, der hübſchen Tochter eines wohlhabenden hauptſtädtiſchen Kaufmanns, erhöht hatte. Ihre Hinneigung zu Vergnügungen ihrer Geburtsſtadt hielt er aber, das Geld mitunter überſchätzend, für unausſtehlich, und benahm ſich zu wenig nachgebend; der zuweilen durch harte Worte verletzten Frau ſteifte ſich der Eigenſinn, und ſo war im Hausweſen mehr Donnerstag als Sonntag. —

Jetzt wieder in das Studirzimmer des amtlich mit dem nochmaligen Sühneverſuch beauftragten Pfarrers eintretend, rief ihm der wildliche Jägersmann ſogleich zu:

„Geben Sie ſich keine Mühe, ich werde mich niemals wieder mit dieſem Weibe vertragen!“ — Die Frau war ſichtlich ebenſo erregt als verlegen: ſie blickte nur ſcheu auf, doch um den Mund zuckte ein trotziges Lächeln.

„Selig ſind die Sanftmüthigen!“ ſagte der Pfarrer, nach der Bibel hinzeigend. „Wenn ich nicht irre, ſo ſind Sie zwei Jahre verheirathet?“

„Faſt drittehalb!“ berichtete der Mann kurz und ſtraff.

„Haben keine Kinder?“

„Eine Tochter“, flüſterte die Frau.

„Die bleibt nach der Scheidung der Mutter.“

„Was?“ rief der Mann aufbrauſend; „da werd' ich ſehr mitzureden haben!“

„Ruhig, Herr Förſter! — Ich muß Sie jetzt Beide fragen: aus welchen Urſachen ſind Sie zur Trennung entſchloſſen?“

„Wir paſſen nicht zu einander; es iſt unmöglich, daß wir uns vertragen können!“ antwortete der Mann barſch.

„Das kann ſeyn, nur wird es muthmaßlich nicht ausreichen zu Ihrer Abſicht. Sie dürfen mir die eigentlichen Gründe nicht verſchweigen, und ich wende mich deshalb zu Ihnen, Frau Förſterin.“

„Ich wüßte nicht!“ entgegnete die Frau etwas höhniſch, doch entfloſſen ihren Augen Thränen, und in ſtrenger Würde urtheilte danach der Pfarrer:

„Sie haben ſich alſo offenbar von je an und bis heut über nichts gebührend verſtändigt; demnach wäre es freilich geſcheidter geweſen, Sie hätten ſich niemals miteinander verehelicht. Da jedoch Ihrerſeits dieſe Thorheit eingeſehen und nun die Rede davon iſt, durch Scheidung jene Thorheit überwältigen zu wollen, ſind mir die dazu drängenden Veranlaſſungen als Beihülfe zum Schlichtungsverſuch deutlich zu enthüllen.“

„Thorheit?“ fragte der Förſter aufſeſſig, ſchaute dabei verwundert hin auf die Frau, und ſprach weiter: „Herr Pfarrer, Thorheit? — das iſt ſtark! Wie können Sie uns Thorheit vorwerfen?“

Die Frau hat die Thränen getrocknet, und betrachtet nun auch unwillig verwundert den Pfarrer, der ſchnell erwiederte:

„Streiten wir nicht über ein Wort, deſſen Beſtätigung thatſächlich wird durch Ihren jetzigen Begriff, daß es unmöglich ſey, ſich mit dieſer Frau zu vertragen.“

„Und warum denn nicht?“ polterte der Förſter ſtürmiſch heraus.

„Sie paſſen nicht für einander!“

„Wer kann das ſo genau wiſſen, wer hat's Ihnen geſagt?“ wüthete der Außerſichgerathene.

„Sie ſelber haben es mir geſagt!“

„Und wenn? — ja wenn! Man könnte ſich's immer noch einmal überlegen, zu Hauſe könnte man das!“ ſtotterte zornzitternd der Mann, die Frau erhob ihr Köpfchen, und der Pfarrer wurde lauter in den Worten: „Ei, was iſt da noch zu überlegen! Hat der erſte Sühneverſuch keine dauernde Einigkeit bewirkt, mit dem jetzigen wird es unzweifelhaft nicht anders ſeyn: kommt Dies in's Klare, dann ſteht vielleicht nein, dann ſteht wahrſcheinlich der

Scheidung nichts mehr entgegen, und bei Ihrem noch eingeſchärfteren Vorſatz muß es doch heißen: je eher, je beſſer!“

„Aber, Herr Pfarrer, Sie haben ja noch gar nicht verſucht, mich mit meiner Frau zu verſöhnen!“ bemerkte der Förſter gedämpfter.

„Iſt auch nicht rathſam, nicht nöthig, junger Mann! Sie haben mir ja vorweg zugerufen, ich ſolle mir damit keine erfolgloſe Mühe geben; außerdem verarge ich unter bedrückenden Umſtänden Niemand die Scheidung. Die Frauen taugen meiſt nichts, und die Ihrige mag keine der beſten ſeyn.“

Mit Ungeſtüm begann der Förſter: „Hoho! — meine Frau iſt übrigens eine ganz gute Frau, wenn“ — der Pfarrer ließ ihn nicht ausreden, ſondern ſprach ſehr betont dazwiſchen:

„Ach, eigentlich gut iſt keine!“

Die Frau war erbleicht, ſie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, und der entzündete Mann ſchrie lebhaft:

„Zuviel ſoll und darf jedenfalls meiner Margarethe nicht geſchehen! Sie reden zu ſchlimm von ihr, Herr Pfarrer!“

„Wozu noch unnütze Reden? Enden wir! Sie ſind zur Scheidung entſchloſſen —“

„Und jetzt juſt denk' ich nicht d'ran!“ verſicherte eifrigſt der Eheherr; das Geſicht der Frau klärte ſich auf, lächelnd ſprach der Pfarrer:

„Nun, das iſt doch ſehr wunderlich, Herr Förſter!“
und ihm wurde entgegnet:

„Meinethalben ſey's wunderlich! — Gretchen, vergieb mir meine verdammte Haſtigkeit: ich kann mich nicht von Dir trennen, Gott weiß, ich kann's nicht! — ſieh mich nur wieder freundlich an!“

„Ach, wie gern, wie gern, lieber Berthold!“ ſtammelte ſie freudeweinend, und lag an ſeiner Bruſt.

„Amen!“ ſprach der Pfarrer aus vollem Gemüth; „das nur wollt' ich erreichen. Erkennt und fühlt: der Herr ſegnet Euch zum zweiten Mal, bewahrt ſeinen Segen nun tiefer und feſter in Euern Herzen!“

Den Mann aber führte er ſacht beiſeite und ſagte ihm leiſe: „Ihnen will ich noch vertrauen, daß geſtern Ihr Schwiegervater mir äußerte: ſobald meine Tochter dem Förſter wieder Anlaß giebt zu Klagen, werde ich dieſe Tochter enterben!“ —

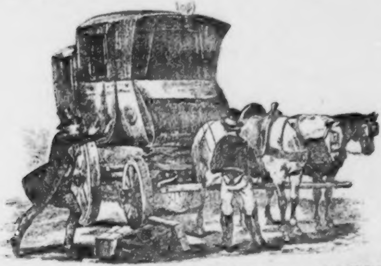
Der hier geſchilderte Sühneverſuch ereignete ſich im Jahre 1841, und das ſeitdem friedvoll glückliche Ehepaar feierte im Jahre 1866 bei kräftig heiterem Muth die ſilberne Hochzeit.

* * *

Sich gegenſeitig zu verſtändigen, ſind Eigenſuchten zu bändigen!

H. Rino.

Vor hundert Jahren in Schleſien.



Bernardin de Saint-Pierre, berühmt als Schriftſteller, beſonders durch die in alle Sprachen überſetzte Dichtung „Paul und Virginie", auch hochgeachtet durch ſeinen Menſchenwerth, gab kurz vor ſeinem Tode im Pariſer Lyceum einen Bericht über eine flüchtige Reiſe durch Schleſien im Jahre 1767. Wir glauben, die Erneuerung dieſes Berichts, ſchon in der Urſchrift ſelten, dürfte theilnehmend empfangen werden, laſſen aber ohne weitere Vorrede Bernardin de Saint-Pierre ſelber erzählen:

„Auf meiner Rückkehr von Rußland nach Frankreich befand ich mich mit einer nicht geringen Anzahl Reiſender von verſchiedenen Nationen auf dem Poſtwagen, der von Riga nach Breslau fährt. Zwei und zwei Perſonen nebeneinander auf hölzernen Stühlen ſitzend, unſre Koffer unter den Füßen, über uns oft den freien Himmel, fuhren wir Tag und Nacht, ohne in den Wirthshäuſern andere Erfriſchung zu finden, als Schwarzbrot, Kornbranntwein, oder höchſtens ſchlechten Kaffee. Dies iſt die Art, wie man faſt allgemein in Rußland, Polen, Preußen und dem größten Theil des Nordens reiſet. Nachdem wir große Fichten- und Birkenwälder, gedehnte Sandflächen hinter uns hatten, erreichten wir die mit Buchen und Eichen bedeckten Höhen, welche Polen von Schleſien trennen.

Obgleich meine Reiſegefährten mehr oder minder geläufig Franzöſiſch ſprachen, an ihrer Unterhaltung konnte ich mich dennoch ſelten betheiligen: denn nur zuweilen wurde ſie für Alle anſprechend.

Eines Tages befanden wir uns bei dem Anbruche der Morgenröthe auf einem Hügel, in deſſen Nähe die maleriſche Lage eines Edelhofs den reizendſten Anblick darbot. Klare Bäche ſchlängelten ſich durch lange Lindenreihen, bildeten ringsum in lieblichen Wieſen kleine mit Obſtbäumen bepflanzte Inſeln. So weit das Auge in die Ferne reichte, ſah man eine der fruchtbarſten Ebenen Schleſiens, in buntem Gemiſch Saatfelder, Dörfer und einzelne ſchöne Landhäuſer, durchwunden von der Oder bläulichen Silberfläche.

„Welche göttliche Ausſicht!“ rief ein italieniſcher Maler, der nach Dresden wollte, dort in der Gemäldegallerie Studien zu holen; „man könnte glauben, mitten in Mailand zu ſeyn!“

Ein Aſtronom und Mathematiker von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften bemerkte: „Dieſe Ebene wäre vortrefflich geeignet zu Vermeſſungen, die vielen Kirchthürme ließen ein großes Netz von Triangeln bilden.“

„Wiſſen Sie, mein Herr“, fiel ein öſterreichiſcher Baron verächtlich lächelnd dem Geometer in die Rede, „wiſſen Sie, daß dies eines der erſten adelichen Güter Deutſchlands iſt? Alle die Kirchen, die zu ſehen, ſind von dem Lehnsherrn abhängig, ſämmtliche Landleute ſind ihm unterthänig!“

„Wenn Dem ſo iſt“, erwiederte ein Handelsherr aus der Schweiz, „dann ſind hier die Bewohner wahrſcheinlich Leibeigene und gewiß ſehr zu bedauern.“

„Niemand iſt hier Lehnsherr als mein König!“ ſprach barſch ein preußiſcher Huſarenoffizier, der bisher ſchweigend ſeine uns mit Rauch ſehr umnebelnde Pfeife dampfen ließ; „mit dem Druck des hieſigen Adels iſt's aus für Schleſien, unſer Friedrich hat es davon befreit. Noch vor vier Jahren ſtand ich hier im Lager; auf Ehre, ich kenne kein beſſeres Terrain, eine Schlacht zu liefern! Der Edelhof liegt höchſt bequem, Magazine anzulegen; meine Artillerie würde ich auf dieſe Hügel ſtellen, meine Infanterie ſollte ſich längs dem Fluſſe ausdehnen, dort rechts und links auf den Flügeln würde meine Cavallerie herrlich gedeckt ſeyn. Ha, nur 30,000 Mann in dieſer Stellung, und ich nehm' es mit dreifacher Uebermacht auf!“

Kaum hatte der Preuße wieder angefangen zu rauchen, da nahm ein ruſſiſcher Offizier das Wort. „Ich möchte“, ſagte er, „in einem Lande, das allen Armeen ſo offen daliegt, wie Schleſien, nicht leben. Unſere Koſacken haben hier im letzten Kriege garſtig gewirthſchaftet, und ohne unſre Linientruppen, die ſchützend eingriffen, blieb keine Hütte unzerſtört. Aber heut zu Tage iſt's auch arg in dieſem Lande, wo der Bauer gegen ſeinen Gutsherrn Prozeſſe führen kann, und wo man dem Bürger ſo viel Rechte zugeſtanden hat; nein, die Gegenden von Moskau ſind mir lieber!"

„Aber, meine Herren", begann jetzt ein Leipziger Student, „erinnern wollen wir uns nicht an Krieg, Koſacken und Prozeſſe in dieſen himmliſchen Gefilden, himmliſch ſchon benannt; denn ich erlaube mir, Ihnen zu ſagen, daß Schleſien von Campi elysei ſeinen Namen herleitet, und ſtatt Hütten zu zerſtören, möchte man ausrufen: Hier laſſet uns Hütten bauen, und elyſeiſch, das heißt ſchleſiſch leben!"

Bei dieſen Worten, mit voller Wärme geſprochen, öffnete eine hübſche Pariſer Putzhändlerin, die bisher ſchlief, ihre Augen, und erblickte nun auch die vor uns ausgebreitete ſchöne Landſchaft: „Ah, allerliebſt, reizend, entzückend!" jubelte ſie; „dieſer Gegend fehlt nichts, als daß ſie nur von Franzoſen bewohnt wäre! Aber, weshalb ſeufzen Sie ſo tief?" fragte ſie einen jungen Rabbiner, der neben ihr ſaß, und er antwortete:

„Sehen Sie dort drüben den Gipfel des Berges? — gleicht er doch dem Berge Sinai, freilich gleicht er ihm!"

Unterdeß kamen wir in Breslau an. Bis das Mittagseſſen bereit war, wurde das Geſpräch wieder eifrig über den Beſitzer des Landgutes, deſſen Lage wir ſo einſtimmend bewundert hatten. Ein ſächſiſcher Geiſtlicher, Lutheraner, nannte ihn einen Frevler, einen Erzböſewicht. „Er commandirte", berichtete er, „bei der Belagerung von Dresden, und zertrümmerte mit ſeinen Bomben dieſe unglückliche Stadt; die Hälfte der eingeäſcherten Häuſer iſt noch jetzt nur Schutt. Sein Landgut hat er mit den in Sachſen erpreßten Contributionen bezahlt."

„Mit nichten!" erwiederte der Baron; „er verdankt dieſes Gut ſeiner Verheirathung mit einer öſterreichiſchen Gräfin, die ſich mesalliirte, und jetzt ſehr zu beklagen iſt; leider können ihre Kinder nie in den deutſchen Ritterorden aufgenommen werden, weil ihr Vater nur ein Offizier bürgerlicher Abkunft iſt."

„Nun wahrhaftig", ſprach der preußiſche Huſarenoffizier haſtig dazwiſchen, „das empfiehlt ihn. Wenn er im Dienſt geblieben wäre, man hätte ihn überhäuft mit Ehren; er hat ſie verloren, als er bei'm Frieden ſeinen Abſchied nahm, und jetzt darf er ſich bei uns nicht mehr ſehen laſſen: es geſchieht ihm recht!"

„Man hört wohl, meine Herren", ſo miſchte ſich der Wirth ein, der eben den Tiſch decken ließ, „daß Sie den Edelmann, von dem Sie ſprechen, nicht kennen. Er iſt überall gern geſehen, Jeder liebt und ſchätzt ihn, und in ſeinem ganzen Gebiet finden Sie keinen Bettler. Er iſt Katholik, unterſtützt aber alle vorbei reiſende Arme, zu welcher Religion ſie ſich bekennen, aus welchem Lande ſie kommen mögen. Sind es Sachſen, dann bewirthet er ſie drei Tage lang, des Schadens wegen, den er ihnen im letzten Kriege zuzufügen gezwungen war. Von Frau und Kindern wird er angebetet!“

„Das kann möglich ſeyn, und ich mag darüber nicht ſtreiten“, entgegnete der ſächſiſche Paſtor; „ſeine Handlungen ſind aber nicht Werke chriſtlicher Liebe, wahrer Tugend; ſie ſind Heuchelei, gleich dem Thun der Heiden, ſollen die Sünden der Vergangenheit nur beſchönigen.“

Mehrere Katholiken in der vermehrten Geſellſchaft wollten ſich eben gegen dieſen Ausſpruch in Harniſch zeigen, als die erſten Schüſſeln auf den Tiſch geſetzt wurden, und der Wirth, nach deutſchem Gebrauch, am oberen Ende ſeinen Platz einnahm. Jetzt herrſchte plötzlich Stille, denn Jeder aß und trank nach dem Maße des Hungers auf Reiſen, da zumal Alles, was wir bekamen, ſchmackhaft war: denn in Schleſien iſt man geübt in beſter Sorge für den Magen. Dem Nachtiſch fehlten nicht Pfirſichen, Melonen und Weintrauben, auch kam der Wirth auf den angenehmen Einfall, bis zur Ankunft des Kaffee's etliche Flaſchen vom Champagner zu befreien, zu Ehren des Edelmanns, von dem die Rede war: aus Dankbarkeit, wie uns der Wirth ſagte, denn ihm habe jener Edelmann Gutes erwieſen. Der Wein wurde gebracht, und die franzöſiſche Dame erſucht, ihn auszuſpenden. Die Freude belebte raſch alle Geſichter, und bald auch die Unterhaltung. Meine Landsmännin reichte dem Wirth von ſeinem Weine das erſte volle Glas mit der Verſicherung: hier ſey es ſo behaglich wie im beſten Gaſthofe von Paris, und ſie kenne keinen Franzoſen, der ihn an Artigkeit überträfe. — Der ruſſiſche Offizier geſtand, daß man in Schleſien beſſere Früchte hätte als in Moskau, und verglich hinſichtlich der Fruchtbarkeit Schleſien mit Liefland; er hielt es ſogar für glaublich, daß freie Bauern ihre Felder ergiebiger und die Gutsherren ſorgenfreier machen könnten. — Der aſtronomiſche Geometer bemerkte, Moskau läge beinah unter demſelben Himmelsſtrich wie Breslau, folglich ſey die dortige Gegend fähig, die nämlichen Früchte hervorzubringen. — „Auf Ehre!“ ſagte der preußiſche Huſarenoffizier, „ich finde, daß der Edelmann, durch deſſen Gebiet wir gekommen ſind, ſehr wohl gethan hat, die Kriegsdienſte zu verlaſſen; verwendet doch unſer großer Friedrich, nach ruhmvoll beendetem Kriege, einen Theil ſeiner Zeit dazu, ſeinen Garten zu pflegen und in Sansſouci Melonen zu pflanzen.“ — Alle waren der Meinung des Huſarenoffiziers; ſelbſt der ſächſiſche Kanzelherr nannte Schleſien eine ſchöne

Provinz, bedauerte nur, daß die Einwohner auf dem Irrwege wären, jedoch mit dem Schlußſatz: „Es iſt aber zu hoffen, daß die in den Staaten des Königs von Preußen herrſchende Gewiſſensfreiheit die Unterthanen, beſonders den Edelmann des benachbarten Gutes, allmälig das wahre Heil werde erkennen laſſen.“

Der kluge Wirth trug jetzt darauf an, ein Glas auf die Geſundheit des braven Edelmanns zu leeren; „zugleich auf die Geſundheit der Toleranz!“ rief der Student, „bis nach Italien hin!“ der Maler. Die ganze Geſellſchaft nahm den Vorſchlag des Wirthes wie des Studenten mit Beifall an, und in den Gaſtreihen ließ man die Gläſer hell erklingen. Auch der junge Rabbiner, der nach Sitte reiſender Juden in einem Winkel des Saales ſeine mitgebrachten Nahrungsmittel verzehrte, wollte mit anſtoßen; er reichte ſeine große lederne Taſſe der Franzöſin dar: ſie wurde ganz gefüllt, und nach einem Segenszeichen war die Taſſe in einem Zuge geleert.

„Nun, was halten Sie von dieſem Weine? Das Land, was ihn hervorbringt, iſt es nicht ſo lockend, wie das Ihnen verheißene Land?“ fragte ihn die ſchalkhafte Pariſerin. — „Ohne Zweifel, Madame!“ antwortete lächelnd der Jude; „beſonders wenn ein ſo köſtlicher Wein von ſo ſchönen Händen eingeſchenkt wird.“ — „Nun, dann mögen Sie wünſchen, daß Ihr Meſſias in Frankreich erſcheine, dort Ihre Stämme aus allen Weltgegenden verſammle!“ dieß erwiederte die Dame, und ſeufzend antwortete der Israelit: „Das wolle Gott! Aber erſt müßte ein neuer Cyrus erſcheinen, um die ſämmtlichen Völker zu zwingen, untereinander und mit dem ganzen Menſchengeſchlecht in Frieden zu leben!“ — „Möchte dieſer Wunſch erhört werden, Amen, Amen!“ ſo tönte es faſt volleinſtimmig in dem erheiterten Geſellſchaftskreiſe. —

Auffallend war mir die Verſchiedenheit der Anſichten und Meinungen ſo vieler Perſonen, die ſich ſtritten, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzten, und völlig in Eintracht waren, als ſie vom Mahl aufſtanden. Ich ſchloß daraus, daß der Menſch im Mißbehagen, vom Hunger oder durch ſonſtigen Nothdrang veranlaßt, boshaft, dagegen bei und nach der Sättigung oder Gewährung der Abhülfe gutmüthig iſt, ſich dann, wie Rouſſeau's Wilder, mit aller Welt im Frieden fühlt. Eine andere, wichtigere Folgerung ermittelte ich mir noch, die nämlich: alle dieſe abweichenden Anſichten und Meinungen gründen ſich auf die verſchiedene Erziehung meiner Reiſegefährten, und obwohl ſie jetzt einverſtanden waren, ich zweifelte keinen Augenblick, bei kälterem Blute werde Jeder zu ſeiner vorigen Auffaſſung der Verhältniſſe zurückkehren. Mein Urtheil hierüber zu läutern, wandte ich mich an einen Gaſt, der bisher beſtändig ſchweigſam und in ruhiger Laune blieb.

„Sie ſcheinen hier heimiſch“, redete ich ihn an; „wie urtheilen denn Sie über Schleſien und den Edelmann, auf deſſen Geſundheit wir getrunken haben?“

„Ei, mein Herr“, antwortete er, „Schleſien iſt ein Land der Frucht und des Segens überall, reich an Schätzen auf und unter der Erde; die Bewohner ſind arbeitſam, treuherzig und mitleidig. Schleſien könnte an ein Paradies erinnern, wenn nicht immer böſe Nachbarſchaft eingedrungen wäre. Jener Gutsherr aber iſt ein vortrefflicher Mann voll edlen Willens, ſtets bereit, das Familienwohl zu fördern und es auszubreiten unter den Hülfsbedürftigen. Hinſichtlich der Art, darüber zu urtheilen, ſo iſt dieſe mannigfaltig nach eines Jeden Religion, nach Nationalität, Stand, Temperament, Geſchlecht, Alter, wohl auch nach Jahres- und Tageszeit, hauptſächlich jedoch Folge der Jugendanleitung, die unſerm Weſen das eigentliche Gepräge aufdrückt. Haben wir bei unſerm Urtheil immer das Menſchenglück vor Augen, dann handeln wir nach unſres Daſeyns Zweck. Wir ſollten fortwährend die ewige Weisheit der unſrigen zur Richtſchnur dienen laſſen, ſo wie wir unſre Uhren nach der Sonne richten“. —

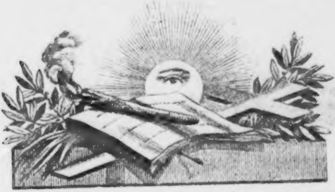
Jetzt ſtand er auf und entfernte ſich; wir mußten nun ebenfalls weiter, ich hätt' ihm aber gern länger zugehört, erkundigte mich in der Eile nur noch nach ſeinem Namen, und erfuhr: er heiße Schönaich*), ſey ein Poet und lebe in der Nähe von Breslau bei einem Fürſten. — Unvergeßlich iſt mir die heilige Wahrheit in ſeinen letzten Worten! Mög' es ihm wohl ſeyn in dem von ihm geprieſenen Schleſien, das ich nun in einer bequemeren Fahrt verließ.“

---

*) v. Schönaich, geboren 1725, geſtorben 1807 in Carolath-Beuthen.

Die Anſprüche des Menſchenthums.

Kurzgefaßte Denk- und Zielrichtung.



„Ein guter Anfang iſt's, wenn Mängel wahrgenommen werden", ſagt uns Herder; mehr Inhalt hat jedoch ſchon der Ausſpruch des Horaz: „Des Lebens Weisheit fängt an vom Erkennen und Begreifen der Fehler." Dies nutzt aber ebenfalls noch ſehr wenig, denn Erkanntes und Begriffenes werkthätig werden zu laſſen, das verhindert der Einzelnen allerlei ſelbſtſüchtige Schlauheit im Verein mit der Verſtandesklemme Vieler. Solche Schlaue und ſolche Gedankenloſe werden gar leicht Bundesgenoſſen, und wenn wir mit dem Dichter Tiedge die Ueberzeugung hegen: „Wahrheit iſt die Pforte, die zum Himmel führt", ſo wiſſen wir doch auch, dieſe Pforte iſt nicht ſelten durch frevelbeliebige Zwiſchengriffe für die eben nothwendigſte Wahrheit verſchloſſen.

Wir können uns nicht leugnen, daß Klardenkende gelernt haben, begründete Wahrheit von nur zweckdienlich behülflichen Abſichtsmeinungen zu unterſcheiden. Demnach können derartig Denkende der Willkürsmacht hinter ihre mannigfachen Larven ſchauen und fordern von ihr zum Wohl ſämmtlicher Menſchheit deren mit der göttlichen Schöpfung auf gleichem Geburtswege erworbenen, kraft der Vernunftgründe unverlierbaren Rechte, und nur an dieſe knüpfbare Pflichten.

Die Menſchenthümlichkeit muß durchgängig Selbſtzweck werden, ihr Geſetz, als Vermittelung zwiſchen Gott und Menſchheit voran auch über die Herrſcher herrſchen, geiſtig-ſittliche Freiheit urbildliche Grundfeſte alles Erdenlebens ſeyn.

In Folge deſſen hat jede Macht, genannt von Gottes Gnaden, weil ſie dieſen Gnaden förderlich werden ſoll, anzuerkennen, das ganze Weltall, mit ihm alſo zugleich die ganze Menſchheit, ſey von

Gottes Gnaden: demnach habe ſich die Macht, will ſie echte Würde verdienen, haupt- und thatgemäß als menſchenthümlich zu bezeugen.

— Dieſer, ſeit dem naturgleichen Erſchaffen und Erzeugen unwiderlegbare Folgeſchluß wirkt bewußt und unbewußt durch die Fähigkeitsdauer der nicht ausſterbenden Geiſter und Gemüther im Volksſtreben, das den Mitempfang von Gottes Athem nie völlig verliert. Es iſt alſo Selbſttäuſchung einer würdeloſen Macht, wenn ſie meint, dieſer Athem werde bei ausgeklügelten Einſchläferungsgaben durch ſtolzes Brüſten mit erzwungener Hoheit bei dem Flimmer- und Blendeſpiel des Prunks und Scheins ſich aushauchen, was nicht erreichbar iſt, weil, was vom Ewigen ſtammt, ſich zuweilen vom Ewigen entfernen, aber nie ſich von ihm trennen kann.

Die Gleichheit des Menſchen zum Menſchen iſt und bleibt ein mit deſſen Entſtehung verbundenes Urſprungsrecht, und wer es vermöge allerlei äußerlicher Aneignungen in ſich erhärtete: von Gottes Gnaden dürfe er ſich mehr dünken als der Menſch dem Menſchen gegenüber, der wäre ſo ſündlich, dem Allvater Gott Ungerechtigkeit anzufabeln. Eine ſolche Stellung zum Erhabenſten als erniedrigenden Irrthum zu betrachten, iſt ein Hauptbeweis höherer Bildung zum erleuchteten Begriff des Vernunft- und Seelengebots: daß nur in Näherung zum Gottähnlichen alle Macht und That ihre Pflicht zu finden hat. — Wo aber jenes Sichmehrdünken überwältigender Willens- und Verfahrungsantrieb iſt, da wird das reine Menſchenthum verletzt, deſſen Großartiges geopfert, um anmaßliche Abſichten maßgebend zu machen, ſolche Abſichten, die in ihrer Steigerung das Menſchenthum gänzlich verleugnen, es zu Gunſten ehr- und habſüchtiger, vom ſittlichen Standpunkt ſchmachſüchtig zu nennender Gelüſte unterjochen. Recht, Pflicht und Vernunft verlieren nun ihr ewig Göttliches, demnach auch das Menſchenthümliche: mit ihm wird nebenher nur Staat gemacht, kein Staat gegründet, die ewige Gerechtigkeit aber auch herausgefordert.

Was iſt dann das Ergebniß, ehe dieſe Gerechtigkeit einſchreitet? — Die Wahrheit, wo ſie aus dem Geſammtblick etwa auf das Einzelne im Thatſächlichen der gebietenden Verkehrtheit hinzeigt, wird als unwillkommen mit irgend einer Scheinhülfe entkräftet, und ſolche Unterdrückung auch noch mit dem Gepräge der Staatsweisheit geſchmückt.

Herrſchen iſt freilich leichter als Regieren; dies, wenn es den Umfang ſeines Bereichs und deſſen Grenzen kennt, darf das Menſchenthümliche nie vermiſſen laſſen. Wird dagegen die Macht im Rauſche des Uebermuths zur Gewalt, dann verliert auch die bis dahin willig hochgeehrte Macht ihr Recht, und — ob ſchnell, ob langſam — ihre Stützen. Gleichviel, um welchen Vorzug, oder um welchen Beſitz dann gekämpft wird, es entwickeln ſich Begierden ohne Zügel, der Ruhm-, Hab-, Herrſch- und Widerſtandsſucht werden Oben und Unten die Verhältniſſe überall zu enge in Dem, was man hat, und zu maßloſem Begehrungsdrang in Bezug deſſen, was man haben möchte.

Das Leitungslicht des Menſchenthümlichen iſt aber Befriedigung im Frieden; die Blüthen zu dieſer Frucht ſind Selbſtbeſchränkung der Begierden und Genügſamkeit. Giebt dazu die Macht nicht das Vorbild, die Bildung nicht Willen und Kraft, dann zerrütten ſich alle Grundlagen des Heils, ſo daß Gewalt und Gier das Menſchenthümliche ſammt allem Aufſchwung des Edlen niederwerfen. —

Wenn unſer Erkennen und Begreifen den Lebenszuſtänden im Wirklichkeitsweſen noch viele Mängel und Dunkelheiten zugeſtehen muß, wenn das Menſchenthümliche noch oft durch frevelmüthige Sinnloſigkeit der Macht mißhandelt wird, wollen wir doch zuletzt uns aus wehvollem Herzen daran erinnern, daß die Hoffnung unvergänglich iſt in dem Glauben:

Der Athem Gottes iſt mit uns gewendet
Zum Erdenbau, daß Ew'ges ihn durchdringt;
Der Geiſt allein iſt's, der die Welt vollendet,
Der aus dem Staube ſie zum Himmel ſchwingt,
Und endlich wird gewiß er uns gefunden,
Denn aller Geiſt iſt ſtets in ſich verbunden.

Gy.

Zum Lebenswege.

Geſundheit.

Der ſchwächliche Körper wird auch meiſt Urſache zur Schwächung des Geiſtes, ſchon deshalb, weil peinliche Umſchau nach Heilmitteln und die ſich ſteigernde Furcht vor dem Tode zur Abſpannung und Feigheit leiten.

Die unterrichtende Wiſſenſchaft und die unterſtützende Heilkunſt und unzweifelhaft achtungswerth; wenn ſie aber nicht erfüllen können, was ſie ſollen, dann ſind ſie gefährlich. Die Fähigkeit zur Unterſcheidung ſetzt jedoch die Geſundheit der Einſicht voraus, und wo ſich Krankheit im Körper einwohnt, ſind in beſtändiger Sorge für ihn bald auch die Begriffe nicht hinlänglich geſund: dies beweiſt ſich durch Altersſchwäche, die in krankem Körper früh, in geſundem ſpäter ſich einniſtet, im Leiblichen und Geiſtigen.

Der ſtete Gebrauch von Arzneien verſcheucht minder die Krankheiten, als er ſie dauernd macht durch die Wirkung ſich einmiſchender Gedanken an den Tod, der nun beſchleunigt wird bei dem Wahn, ihn ſich länger abzuwehren in der Angſt vor ihm, was an ſich ſelber eine hinfällige Schlußfolge, alſo Geiſtesſchwäche iſt. Der Glaube an Gefahr verſtärkt ſie ohnfehlbar überall, denn wer ſich geſchützt und unverletzlich glaubt oder fühlt, der läßt ſich weder von Furcht noch Angſt ſeine Kräfte benagen.

Der Natur nach vermag es der tüchtige Menſch, ſinnlich und geiſtig ordnungsgemäß wacker zu leben, ſtandhaft irdiſche Noth und Mängel des Körpers zu ertragen, dereinſt auch im Frieden vom Diesſeits zu ſcheiden. Die zweifelhaften Aushülfsmittel bei Krankheitsſorgen und die wandelhaften Lehrklügeleien der ſogenannten Weltweiſen ſind es, wodurch gar Viele verlernen, unbefangen zu leben, und im Vertrauen auf Gott und die Ewigkeit des Allgeiſtigen in Hoffnung zu ſterben.

Die Lehre von Erhaltung der Geſundheit muß von der Kindheit aus obenan ſtehen: dieſe Lehre iſt jedoch minder Wiſſenſchaft von außen als Selbſterwerbniß. Berührſamer Arbeitsfleiß und überall treuer Maßhüter, das ſind die beſten Leibärzte des Menſchen; jener würzt am vorzüglichſten alle Genüſſe, dieſer bewahrt ſie vor Mißbrauch und Ueberſchreitung der natürlichen Grenzen. Im Geſammten iſt der Natur zu folgen, unvermeidliches Leidweſen mit Vernunft, Muth und Geduld zu überwinden, das Leben in Körper und Geiſt durch eigene Wahrnehmung und beharrliche Lenkſamkeit nach dem Rechten zu befeſtigen. Man laſſe ſich in Zuverſicht auf ſelbſtthätige Hülfsmacht des Körpers nicht einſchüchtern durch allerlei Verſchriebenes, nicht verführen durch druckanzeiglich Ausgeſchrieenes über Wundermittel, halte möglichſt umfaſſend den Geiſt vielſeitig wirkſam, und gehorche bei Körper und Geiſt dem alten Spruch:

„Wer der Krankheit will entgehen,
Muß dem Anfang widerſtehen."

Bewegung.

Im Weltall iſt Alles im Zuſtande der Bewegung, und man darf ſie unendlich nennen; was da iſt, nimmt zu, oder nimmt ab, es verändert ſich, und demnach bewegt es ſich. Wo ein Mindeſtes von Bewegung, dieſe alſo nicht wahrnehmbar iſt, hört man von Stillſtand ſprechen, aber nur, weil unſere geiſtigen und ſinnlichen Kräfte nicht durchdringend genug, unſre Einſichten nicht ſcharf genug ſind, dies Mindeſte zu entdecken. Veränderung iſt aber unzweifelhaft durchgängig, im Inneren oder Aeußeren, oder in Beidem in Raum und Zeit; vermöge des ſtoffzerſetzenden oder irgendwie geſchäftigen Einwirkens ward und bleibt Veränderung Geſetz für die Weltſchöpfung. — Das Naturleben iſt voller unabläſſiger Beziehungen des gegenſeitigen Wechſelns und Verwandelns, und dieſe ſtets regſamen Thätigkeiten ſind theils erkennbare, theils geheimnißvolle Bewegung der Körper zu- oder gegeneinander. Was ſich geſtaltet oder auflöſt, was entſteht oder verſinkt, verändert und bewegt ſich. Das Eiſen — zum Beiſpiel — bewegt ſich im Roſt, und ſeine ihm innewohnende Kraft des Zuſichhinziehens iſt gleichfalls Bewegung. Ebenſo ſind es die Gegenſätze zwiſchen dem Zu- und Ableitenden der Erdpole, überhaupt ſämmtliche Eigenſchaften, die wir als magnetiſch, galvaniſch und elektriſch bezeichnen. Wachſen, Blühen, Verwelken, Fäulniß und Verweſung: es ſind Veränderungen, alſo auch Bewegungen. Ein ſogenannt abgeſtorbener Körper ſogar beweiſt ein Uebermaß des Umſchaffens, des Bewegens, des Verwandelns und Erzeugens; ſelbſt das Zerfallen der Knochen in Aſche und Moder iſt fortdauernde Bewegung im Unendlichen, Stillſtand nirgends. Wer ſah je einen Stein, deſſen Oberfläche ſich nicht von Zeit zu Zeit verändert hatte? — es iſt ſeine Theilnahme an der Bewegung, die ſich innerlich und nach außen kundgiebt in Allem und für Alles — auch im Kreiſe unſrer Gedanken und Gefühle. — Das Ewige des Beſtehens im Verwandeln bewährt ſich unbeſtreitbar durch die ewige Zeit vor und nach unſerm Erdendaſeyn, bewährt ſich an Allem ohne Ausnahme; — der Menſch darf alſo immerdar an ſein ewiges Daſeyn glauben. Wiſſen wir nicht, und ſollen wir auch hinſichtlich der ewigen und ſtets lebendig in Bewegung bleibenden Schöpfungszwecke nicht ergründen, in welcher ändernden Bewegung unſer Ewiges Beſtand gewinnt: der Glaube daran hat offenbar Zeugniß für ſich, der Zweifel entbehrt ſie völlig, er iſt beſchränkt in der Kurzſichtigkeit, das Unendliche beſchränken zu wollen.

Sprechfreiheit.

Sie iſt eine Nothwendigkeit für das Volksleben! — Wer aber deſſen Verhältniſſe kennt und ſie zu bedenken vermag, wird gewiß allmälig davon durchdrungen, daß die öffentliche Sprechfreiheit zumeiſt gefährdet wird von Denen, die plötzlich auch Schranken umwerfen, welche die wahrhaft gründliche Bildung der nur oberflächlichen und ſchwankenden wohlwollend ſtellt. Angenommen, daß nicht die vielfach herrſchende Selbſtſucht, durch Auffallendes eine mächtige Stimmenmehrheit für eigennützige Abſichten zu gewinnen, nur mit dem Schein des Guten und Rechten trügt, alſo vorausgeſetzt, es wäre ein redliches Umſtürzen des nur zeitweiſe bedingten Vernunftgemäßen, immer wirkt es verkehrt, wie jede Ueberſpannung. Der Beſonnene weiß, daß ſogar die echte Geſinnung, die redlich treue Offenheit der rechten Zeitigung harren muß, um ihr edles Ziel nicht zu verfehlen. — Im Reiche der Bildung wird auch künftig die geiſtige Bewegung jetzt im Fortſchritt, dann im Rückſchritt ſeyn, denn noch war und noch iſt es keinem Jahrhundert verbürgt, das aufgeklärteſte zu ſeyn, weil die Aufklärung — ſehr unterſchieden von der mannigfaltigen Aufklärerei — gar Vielen noch mißfälligſt zuwider iſt, und von ihnen kläglich klüglich behindert wird. Deshalb hat jeder Geſchichts-Augenblick im Volksleben ſtets eine gültige, auch ſtets allſeitig zu beachtende Stimme über Maaß und Gewicht im begründeten oder nur anſcheinlichen Fortſchritt, deſſen Nothwendigkeit niemals bezweifelt werden darf. Aber das Untergraben und Umſtürzen des Beſtehenden, ohne ſogleich mindeſtens den feſteren Unterbau zu haben, das gehört zum Gefährlichſten und Sündhafteſten, was der Menſch thun kann, und leider iſt es manchem ſogenannten Manne der Bewegung zum Geſchäft geworden, die Lehre zu vergeſſen: „Maaß und Schranken ſichern That und Gedanken". — Genug, das Plötzliche nutzt im Geſammten den Völkern ſelten, im Unbegriff wirft es ſie zurück in alte Uebel, verletzt nun ihre geiſtigen und leiblichen Rechtsanſprüche, und ſie lernen dann unter hartem Druck, daß nur auf dem Wege des Allmäligen die Hülfe zum Beſſeren gefunden werden kann.

Mann und Weib.

Ein Tagesbelieben iſt es, die Grenzen der Weiblichkeit zu erweitern, und wo es der Natur noch gemäß iſt, ſoll und darf man nichts dagegen haben, hat es vielmehr zu begünſtigen, aber auch die Erfahrung zu beachten: Nur das Erkennen und Unterſcheiden ihres Gebiets von dem des Mannes macht das Weib zum Höchſten, was es ſeyn kann. Vergebens würden Männer der Frauen leichte, liebenswürdige Schnellkraft des Geiſtes zu erreichen ſuchen; vergebens aber ſtreben auch die Frauen aus und durch ſich ſelber nach der Tiefe, Gedankenverbindung, nach dem Zuſammenhange und Geordneten der männlichen Einſichten. Nur der Mann wird den weiblichen Geiſt zur Schlußfähigkeit, zum Ergebniß aus in ſich verbundenem Denken, ja zum eigentlichen Wiſſen leiten; andrerſeits kann jedoch die wahre Herzensfülle von der Kindheit an ſelbſt dem Knaben nur am weiblichen Herzen gedeihen, der zarte Sinn nur von Frauen dem Mädchen geſichert werden. Alle unter Knaben von Männern erzogene Mädchen behalten mehr oder minder lebenslang etwas Unweibliches; Knaben, zu ſehr von Frauen gegängelt, verleugnen nie das Weibiſche; Männer aber, die völlig ohne den wohlthätigen Einfluß des Frauengefühls alterten, ſind meiſt ſchroffe oder begriffsenge Weisheitskrämer.

Die Ehe.

„Ehe Du zur Ehe ſchreiteſt, frag', ob Du Dich richtig leiteſt!" — gewiß iſt dies ein alter Rath, der jung und neu bleiben muß. Um ihn zu befolgen, dürfte der Einleitungsſatz zum künftigen Hausrecht ſeyn: Dem Manne die Herrſchaft, der Frau ihr Theil von Regierung. — Vom Manne geliebt zu werden, ſo geliebt, daß er ein beſſeres Weib ſich nicht denkt, ſich nicht wünſcht, das iſt der Inbegriff des geſunden Frauengefühls. Dieſen Herzensinhalt betäube die Macht des Stärkeren — des Gatten — nirgends durch ſtrenge Deutung der Trauungsworte: „Er ſoll dein Herr ſeyn!" Herr heißt hier im ſinnigen Umfange Beſchützer. — Wenn das Weib als freies Weſen ſich dem ſelbſtſtändigeren freien Weſen des Mannes hingiebt und unterwirft, geſchieht es in der Hoffnung auf wohlthuendes Beherrſchen, das die Lebenspfade ebnet, ihnen die Gemüthsblüthe und Geiſtesfrucht nicht fehlen läßt. Nie iſt die Erfahrung zu vergeſſen, daß Keine und Keiner fehlerfrei iſt, nicht die Frau, nicht der Mann; demnach wäre gegenſeitig hinſichtlich der Rechthaberei die Ueberlegung als Schiedsrichterin zu betrachten, ſolche Ueberlegung, die kein anderes Geſetz kennen darf als das der Vernunft, und dieſe ſoll immer ausgleichen, was überwiegende Fähigkeit des Mannes ſeyn könnte. — Würde aber Nachgiebigkeit nothwendig, dann iſt es weiblich weiſe, darin möglichſt voran zu gehen durch die Einſicht, daß Männer zu wirken haben in Geſchäften und Verhältniſſen, die nicht allzeit friedlich aufzufaſſen ſind, wobei zuweilen von ſtaatlicher und verſchiedener Mißhelligkeit manches Unziemliche zu ertragen und innen niederzukämpfen iſt, was dann etwas unwirſche Laune verzeihlich werden läßt. Frauen aber können bei ihrem einfacheren und begrenzteren Beruf die linden Eigenſchaften beſtens ausbilden; dann ſind ſie bald überzeugt, durch Sanftmuth und Geduld vermögen ſie unendlich viel, zeigen ſich nun echt weiblich, und finden im Geiſt und in der Wahrheit bald die Erkenntniß beglaubigt: ſcheinen die Frauen durch Demuth ſchwach, dann eben ſind ſie am ſtärkſten zum Ueberwinden und Siege gerüſtet. — Daneben ſey es jedoch ſtets den Männern einleuchtend: es iſt die Pflicht des ſtärkeren Geſchlechts, das ſchwächere annehmlich zu lenken und zu ſtützen. Bei irrigem Anſchauen trägt das durch die Natur Schwächere noch keine Schuld, das Kräftigere aber ladet Schuld auf ſich, wenn es die zurechtweiſende Mithülfe ſich abwehrt. Obenan ſoll der Mann ſtehen vermöge dieſer pflichtgemäßen Mithülfe, und ſich ſagen:

Die Frau wird ſo regiert, um wacker zu regieren,
Des Mannes Herrſchaft kann dabei noch nichts verlieren.

Gehorſam.

Meiſt iſt er eine Pflicht, zuweilen eine Tugend, wenn man nämlich bei beſſerem Wiſſen und Empfinden mit ſchwerem Herzen gehorcht, um nicht in geſammten Zuſtänden oder näheren Verhältniſſen eine in ihren Wirkungen zweifelhafte oder gar gefährliche Aufregung zu bewirken. Wann etwa und in welchen Beziehungen der Ungehorſam zur Pflicht wird, iſt bei Dem, was die zehn Gebote umfaſſen, leicht zu entſcheiden, im Uebrigen aber meiſt ſchwer zu beſtimmen. — Gewiß wahr iſt der Bibelſpruch: „Gehorſam iſt beſſer denn Opfer“, aber nicht minder wahr iſt es, daß der Gehorſam oft die höchſten Opfer von dem Menſchen einfordert, und nähert dies dem Edlen, dient zum Beglücken Derer, für Die wir zu ſorgen, ſie zu ſtützen haben, dann wird der Gehorſam aus dem Opfer zum reichſten Seelenſchatz des Herzens. Gr.

I
II
IV
V
VI
VII
VIII
IX
X

Wiſſens- und Lehrziel.

Kein Erdſtrich hat ſo zahlreiche lehrgeneigte Gelehrte als Deutſchland, ſie ſind aber meiſt eingedacht und eingeſacht in die Enge des Lehrſtuhls, können und mögen nicht über den Hörſal hinweg in die Wirklichkeit, ihr nur beiherſchreiten, ſie nicht geiſtig durchbringen, nicht mit Seele füllen. — Daß dieſe Herren leben, iſt erſichtlich, ob aber ihr Bemühen lebendig wird, dies dürfte bei ihrer Mehrheit bezweifelt werden. Ihre Fähigkeit zum Ameiſengeiſt der Forſchung erweiſen ſie oft genug, auch nicht ſelten ſehr achtungswerth; hätten jedoch die Schulgelehrten ſoviel Umblick und Werkthätigkeit als Fleiß, dann käme die Menſchheit zu echter Vernunft- und Gemüthskraft in Bewährung des Kernſpruchs: „Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede und Freude auf Erden!" — Die Schulgelehrten vergrübeln ſich aber gar zu gern in Dunkles; wo ſie einen finſtern Spalt finden, da ſcharren und graben ſie ſich ſo drehend und gründlich verquert hinein, daß ſie oft nicht wieder heraus, ſich nur feſter einniſten können in der Beſchränktheit, wonach ſie todtes Wiſſen höher ſchätzen als lebendiges Wirken. Sie ſollen aber im freien Lichte echt menſchenthümlicher Bildung ſtehen, ſollen — wie Memnons-Säulen — dem Aufſchwunge ſolcher Bildung, der einzig richtigen, den fröhlichen Zuruf, ihrem Verkehrtsgange tiefernſte Mahnung ſenden, und zunächſt Vorbild ſeyn in mannhafter That.

Für dieſe Aufgabe iſt durch Bücher- und Kunſtbrillen wenig zu beſchaffen; denn Schulgelehrte, die mit dem Wiſſen von Jahrtauſenden übervoll ausgeſtattet ſind, laſſen daran noch keineswegs erkennen, daß ſie zur Beiſorge für Bedürfniſſe und Anforderungen der Gegenwart tauglich wurden, was doch hauptſächlich ihres Beſtrebens Ziel ſeyn muß. — Ihr werthen Herren, in das Getümmel der Leidenſchaften und des gewalttrotzigen Uebermuths ſollt ihr Gedankenlicht und Herzſtröme hineinleiten; ihr ſollt dem Verwirrten zur Entwickelung helfen, zwiſchen dem mit hinterliſtiger Spitzfindigkeit prunkenden Unheilsdrang und den Anſprüchen des Geſammtrechts die Mißverhältniſſe ausgleichen, auf Geiſtesbahnen der Sinnlichkeitsgier und den Habſuchtsränken unüberwindliche Geſinnungskraft erziehen und entgegenſtellen.

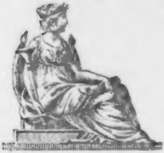
In dieſer Art des Behabens und Begabens ſollen Gelehrt- und Lehrtüchtige dem Volke voran, immer aber auch in das Volk hinein gehen, nicht bei dem Wiſſen im Vergangenen ſitzen und für das der Gegenwart Nothwendige ſchweigſam bleiben. Das können auch Ungelehrte, denen es aber nicht ſo bedeutend ſchadet als einem Gelehrten, der mit ſeiner Wiſſensfracht nirgends eintrifft im Jetztleben, ihm demnach ein entbehrliches Anhängſel iſt.

Heraus müßt Ihr Weisheitsbelaſtete aus dem Stubendunſt und Bücherſtaub, gerüſtet ſeyn wider das Wahngetriebe der Anmaßung und die ſtürmiſchen Bewegungen der Wage- und Nageluſt der Menſchlichkeitsloſen. Nicht ſollt Ihr Euch vom Ovid einreden laſſen: „bene qui latuit, bene vixit“ — gut beiſeit gut gedeiht; — ſich verſtrömern bei den Römern, ſich verkriechen bei den Griechen, das vollbringt nichts gegen Deutſchgeſchwätz ohne Deutſchgeſchätz, nichts gegen die Scheinigkeit für Einigkeit, nichts gegen die in der Zeitgeſchichte herrſchenden Larvenkünſte. Alle ſittlichen Kräfte anregen, ſie vorleuchtend hineinſtrecken in die Volksmaſſen zur berührigen Erhebung, das iſt des Wiſſens Beruf, dem auch dann nicht entſagt werden darf, wenn die Trugwühlerei der Macht-, Gewinn- und Frechluſtſucher anwidert, nächſtdem die gepflegte Begriffsarmuth der Menge als noch ſehr verſchanztes Hinderniß die Schwierigkeiten ſteigert. —

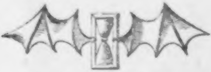
Viele Wackere ſind unter den Gelehrten, jenes Wort bezeichnet aber zugleich Tapfere, und man ſoll es eben ſo wenig einſeitig auffaſſen als das Wort Herz. — Hervor alſo, ihr Herren der Wiſſenſchaft, hervor aus dem Einſt in das Jetzt, werdet verbündet gegen ſchamloſes Eindringen in das Gebiet des Rechts, der Sitte, der Wahrheit und des Edlen im freien Menſchenthum. Vereint zu ſolchem Ziele wäret Ihr eine Macht, der endlich keine andere widerſtehen könnte. Gewiß würdet Ihr nun erfahren, daß lebender Geiſt ſchaffend iſt, daß er auch die Menge zu geiſtigem Leben erweckt und ſtärkt, daß ſie Denen, die Muth haben, ihr Wiſſen für das Geſammte, für Volkswohl wirkſam werden zu laſſen, Theilnahme zuwendet und anwirbt, während feige Wiſſenskrämer ſich nicht beklagen dürfen, wenn man ihnen das Urtheil unſerer Vorfahren zuruft:

„Bei übler That in Mitſchuld iſt,
Wen man im Widerſtand vermißt!“ Gz.

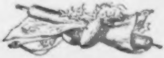
Bildliches.



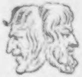
Meiſt ward durch Trompeten der Weltgeſchichte
Ruhm auch zu Elend und Noth,
Sie ſchmetterten freventlich oft zunichte
Gottes und menſchlich Gebot.



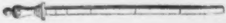
Die Zeit zieht oft auf Lichtung aus
Mit Flügeln von der Fledermaus.



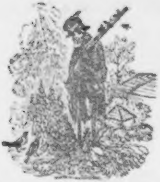
Die Waage gleichen Rechts verhehlen,
Das heißt Geſetz und Recht beſtehlen.



Vom Lachen wird nur Licht uns im Gehirn erfriſcht,
Wenn Geiſt des Ernſtes nicht durch frechen Spaß erliſcht.



Wird die Elle länger als erborgter Kram,
Kürzer wird auch täglich Bankrottirer-Scham.



Immer ſey ein tapf'rer Mann
Gegen der Gelüſte Seuchen,
Nur ein Plundermännchen kann
Lüſternheit nicht ſelbſt verſcheuchen.

Der Pfeil trifft Narren matt,
Sey ſcharfer Witz auch ſchnell:
Denn alle Narrheit hat
Ein bretterdickes Fell.

Die Degen erregen
Wirkt gegen den Segen,

Der Zeit mit echten Schwingen bliebe
Des höchſten Ruhmes ſchönſtes Glänzen
Im Streben nur nach Roſenkränzen
Für Freudigkeit und Menſchenliebe. Gz.

Habt Theilnahme für Schätzenswerthes!

Um heimiſch zu werden im Geiſtesleben, dazu ſind vorzugsweiſe folgende Schriften zu empfehlen:

Berühmte Schriftſteller der Deutſchen.

Schilderungen nach Selbſtanſchauung auch berühmter Zeitgenoſſen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopſtock, Thümmel, Falk, Moritz, Heinrich v. Kleiſt, Knebel, Leſſing, Baſedow, Jean Paul, Rochlitz, Wetzel, J. H. Voß, Gleim, Zacharias Werner, Muſäus, Ramler, Käſtner, Gellert, v. Haller, Fernow, Ludwig Tieck, Fouqué, Clemens Brentano, H. Steffens, Oehlenſchläger, Chamiſſo, Raupach, Johanna Schopenhauer und Andern.

Vorher in keiner Sammlung!

Zwei Bände. 4 Thlr.

Goethe in Briefen und Geſprächen.

Supplement zu Goethe's Werken; nur was dieſen fehlt enthaltend.

1⅓ Thlr.

Sehr unterrichtend!

Am Himmel und auf der Erde.

Naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen.

Herausgegeben von Anton Gubitz. Mit Beiträgen von L. Heros, Mädler, Fr. v. Schönholz, E. Stollé und Andern, erklärt durch 220 in den Text gedruckte Abbildungen und Figuren.

1½ Thlr.

Geiſtige Feldzüge.

Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe von Achim v. Arnim, Helmine v. Chezy, J. Ellendorf, C. J. Th. Ganzer, F. W. Gubitz, Th. Heinſius, F. L. Jahn, Wilh. Müller, A. Müllner, Karl Roſenberg, Fr. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilh. Waiblinger und Ernſt Woldemar.

1½ Thlr.

Handbuch aller Wiſſenſchaften

in ihrem Weſen, ihrer Entwickelung und ihrem Zuſammenhange.

Leitfaden zur wiſſenſchaftlichen Selbſtbildung.

Von Fr. v. Schönholz bei Mithülfe Vieler.

3 Thlr.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Merſeburg 1865.
Erſter Preis
der
Induſtrie-Ausſtellung
für
ausgezeichnete Präparate
und Düngemittel.

Cöln 1865.
Einzige, große, ſilberne
Medaille
der Internationalen Ausſtellung für Verdienſte um die Verwerthung der Staßfurter Abraumſalze zu Kalidünger und für ausgezeichnetes Superphosphat

Die Königl. Preußiſch

von Dr. A. Frank

empfiehlt den Herren Landwirthen und Gärtnern zur nächſten **Be-**
zeitigen Frühjahr — ihre **Kali-Düngemittel** und **Magneſia-**

Rohes ſchwefelſaures Kali, 18 — 20 pCt. ſchwefelſaures Kali haltend
und nach Käufer-Wahl mit hohem oder niedrigem Kochſalzgehalt
Daſſelbe **geſchmolzen und** ſtaubfein gemahlen . . . .
Dreifach concentrirtes Kaliſalz . . . .
Fünffach concentrirtes Kaliſalz, 30 — 35 pCt. Chlorkalium haltend
Gereinigtes ſchwefelſaures Kali, 75 — 80 pCt. . . . .
Rohe ſchwefelſaure Magneſia . . . .
Kalkmagneſia, nach Gehalt . . . .
Blumendünger nach Vorſchrift des Prof. Dr. Knop, à Pfd. 4 Sgr.
Ferner: kryſtalliſirtes Glauberſalz für Vieh . . . .

Unſere **Kaliſalze,** für deren angegebenen Gehalt **wir Garantie leiſten,** werden weder beim Transport noch beim Lagern und Miſchen mit Guano, Superphosphaten und Knochenmehl — für welche ſie behufs Herſtellung eines vollſtändigen Düngers eine nothwendige Ergänzung bilden, und deren Wirkung ſie zugleich befördern — feucht und laſſen ſich, da ſie fein gemahlen ſind, ſowohl mit der Hand als mit der Maſchine leicht ausſtreuen. Die Anwendung der **Kaliſalze** hat ſich ſeit Jahren bei Kartoffeln, Klee — beſonders auf kleemüden Böden — Zucker- und Futterrüben, Raps- und Sommerſaat, Lein, Hopfen, Mais, Tabak und Hülſenfrüchten, Wein, ſo wie auch auf Wieſen, beſonders auf ſauren und Torfwieſen und bei Cerealien als ſehr vortheilhaft bewährt.

Für Kartoffeln in zweiter und dritter Tracht genügen meiſt 2 Ctr. rohes ſchwefelſaures Kali (à 15 Sgr.) zu einer vollen Düngung, für Wieſen 1 Ctr. deſſelben.

Beim Gartenbau empfehlen wir, geſtützt auf eine große Anzahl ſehr günſtiger Erfolge, beſonders die Anwendung des Salzes auf Spargelbeeten, 10—20 Pfd. pr. □R., da hierdurch gute Beete länger und vortheilhaftere Erträge an großem und zartem Spargel geben, und ſelbſt ältere, erſchöpfte Beete dadurch wieder in volle Kraft gebracht werden können. Für Kohlarten — Weißkohl, Blumenkohl ꝛc., ſowie für Schoten, Bohnen, Gurken ꝛc. ſind mit beſtem Erfolg 3—5 Pfd. pr. □R. angewandt. Von Blumen ſind

Dresden 1865.	Stettin 1865.	Stettin 1865.
Erſter Preis	**Silberne Medaille**	**Große Medaille**
der Deutſchen	der	der Stettiner
Ackerbaugeſellſchaft	Stettiner landwirthſch.	**Induſt.-Ausſtellung**
für	**Ausſtellung**	für
Verdienſte	für	ausgedehnte Verarbei-
um die Landwirthſchaft.	Düngemittel.	tung von Kaliſalzen.

patentirte Kali-Fabrik
in Staßfurt

ſtellung — ſowie auch zur Wieſendüngung und Kopfdüngung im
Präparate, namentlich:

Preis pro Centner.	Gehalt an reinem Kali.	
15 Sgr.	10—11 pCt.	
20 „	10—11 „	ab Fabrik excl. Verpackung per Caſſa.
1 Thlr. 27½ Sgr. .	30—33 „	
3 „	50—52 „	
4 „ 7½ Sgr. .	39—42 „	
15 Sgr.		
20 „ bis 1 Thlr.		Verpackung in Säcken von 2 Ctr. Inhalt.
10 Thlr.		
1 Thlr. — 10 Sgr.		

es beſonders Levkojen, Aſtern und Reſeda, ſowie die Kreſſenarten (Tropaeolum), bei denen eine Salzdüngung gute Erfolge giebt. Auf Raſen iſt 1 Pfd. von dem dreifach concentrirten Salz, mit Jauche gelöſt, pr. □R. aufzugießen, um ein feines, hellgrünes Gras zu erzielen.

Für Weinſtöcke, Obſtbäume und Sträucher iſt eine Kalidüngung von unverkennbarem Nutzen, 1—3 Pfd. in Waſſer, oder noch beſſer in Jauche aufgelöſt, und in einer Vertiefung um den Baum gegoſſen, haben ſich beſonders bei älteren und kränkelnden Bäumen ſehr vortheilhaft erwieſen.

Proſpecte über Anwendung der Salze ꝛc. franco und gratis.*) Bei Beſtellungen auf unſere Düngeſalze übernehmen wir auch die Beſorgung von gemahlenem Viehſalz und Viehſalz-Leckſteinen vom hieſigen Königl. Steinſalz-Werk und liefern dieſe zum Preiſe von 1 Thlr. 5 Sgr., reſp. 1 Thlr. 22½ Sgr. pr. Tonne excl. Verpackung frei zur Bahn.

Ferner fabriciren wir Mutterlauge, à Ctr. 1½ Thlr., und Mutterlaugenſalz, à Ctr. 3 Thlr., zu Bädern, ſo wie die verſchiedenen Kaliſalze zu techniſchen Zwecken — Preis nach Gehalt und Reinheit. —

---

*) Siehe auch: „Das Staßfurter Steinſalzvorkommen in ſeiner Beziehung zur Landwirthſchaft und zur Frage der Bodenerſchöpfung. Halle. Otto Hendel's Buchhandlung.“

Das angekündigte

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele

für 1866

iſt nun **erſchienen** und für 1⅔ Thlr. durch jede Buchhandlung **zu** haben. Darin enthalten iſt:

Der Freigeiſt. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von G. E. Leſſing. (Für die Darſtellung neu bearbeitet von F. W. **Gubitz**.)

Die Hütte am See. Schauſpiel in einem Aufzug von K. **Tenner.**

Bianca Cenci. Schauſpiel in vier Aufzügen von A. E. Brachvogel.

Der Lotterie-Berechner. Luſtſpiel in drei Aufzügen von J. E. Erhardi.

Die Preisaufgabe. Luſtſpiel in drei Aufzügen **von G. F. Rahrd.**

Zur Darſtellung ſind geiſtig tüchtige Schauſpieler nöthig, **weil dies nicht** Spaßhinwürfe ſind für Gedankenloſe, ſondern Gaben, **die** achtungswerthe Zuſchauer und Leſer ſinnig erfreuen, **was** Goethe **mit Recht** Haupterforderniß eines Werkes für die Bühne **nennt.**

In zweiter Hälfte des Jahres 1866 erhielten die Buchhandlungen von uns Enthüllungen über

Charlotte Urſinus

die

Giftmiſcherin.

Gattin des Geheimeraths Urſinus in Berlin.

Von C. F. **Stephany.**

Platzmajor in Glatz während der Urſinus Feſtungshaft.

Preis: 15 Sgr.

Endlich wahrheitsvolle Offenbarung über dieſe merkwürdige Verbrecherin!

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Erklärende Bekanntmachung.

Den oftmaligen Anfragen über

Abgüſſe der Bilder zum „Volks-Kalender“,

ſchon beinahe 3000, wiederholen wir die bereits früher gedruckte, hier erweiterte Antwort, um gefälliges Beachten bittend.

Abgüſſe der Holzſchnitt-Platten zu den Jahrgängen dieſes Volksbuchs — für jetzt bis 1865 — ſind von uns zu beziehen: die Octav-Platte 4 Thlr., Halb-Octav 2 Thlr., kleinere bis zu ½ Thlr. herab. — Auch kann die vollſtändige „Sammlung von Verzierungen ꝛc. ꝛc. für die Buchdruckpreſſe (acht Hefte mit 2532 Bild-Gegenſtänden)“ durch freie Einſendung von 3 Thlr. erlangt und dieſer Betrag bei einer Abguß-Beſtellung von 15 Thlr. an in Abzug gebracht werden.

Berlin. **Vereins-Buchhandlung.**

Aus L. Schleſinger's Buchdruckerei (Rud. Hoffmann) in Berlin.

Per. 63 b Jahrbuch

Deutſcher
Volks-Kalender
1868.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit vielen Holzſchnitten von Demſelben und unter deſſen Leitung.

Vierunddreißigſter Jahrgang.

Das Nächſte rüſtig thun,
An Künft'ges ſorgſam denken,
Wird Blüth' und Frucht für jetzt
Und lange Zeit Dir ſchenken.

Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Expedition für das Ausland: Leipzig.

1868.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 Himmels-Zeichen.

♈	Widder.	♋	Krebs.	♎	Wage.	♑	Steinbock.
♉	Stier.	♌	Löwe.	♏	Skorpion.	♒	Waſſermann.
♊	Zwillinge.	♍	Jungfrau.	♐	Schütze.	♓	Fiſche.

Die Mondviertel.

●	Der neue Mond.	○	Der volle Mond.
☽	Das erſte Viertel.	☾	Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉	Sonne.	☿	Merkur.	♂	Mars.	♄	Saturn.
☾	Mond.	♀	Venus.	♃	Jupiter.	♅	Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenſchein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zuſammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ Erdf. Mond in ſeiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾· Erdn. Mond in ſeiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufſteigender, ☋ niederſteigender Knoten des ☾.

Dieſes Jahr iſt ſeit Chriſti Geburt nach Dionyſius das 1868ſte.

Seit Erſchaffung der Welt nach Calviſius	das 5817 ꝛc.
Seit Chriſti Tode	— 1835 —
Seit Zerſtörung Jeruſalems.	— 1795 —
Seit Einführung des julianiſchen Kalenders	— 1913 —
Seit Einführung des gregorianiſchen Kalenders	— 287 —
Seit Einführung des verbeſſerten Kalenders	— 169 —
Seit Erfindung des Geſchützes und Pulvers	— 488 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunſt	— 428 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 377 —
Seit Erfindung der Ferngläſer	— 250 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 211 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	— 168 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 73 —
Seit Wilhelms, Königs von Preußen, Geburt . . .	— 72 —
Seit Antritt ſeiner Regierung	— 8 —

Anmerkung. Die ſtreng gefeierten Feſte der Juden ſind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Feſttage der Römiſch-Katholiſchen ſind mit einem ✱ bezeichnet. Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Faſttag.

Der aſtronomiſche und kirchliche Kalender iſt für die Provinzen Cleve, Berg und Niederrhein und den Meridian von **Köln** aufgeſtellt.

Jenner 1868. Alter Dez. 1867.

1.	Von der Beſchneidung Chriſti, Luc. 2. Ep. Gal. 3.			
Mittw.	1 Neujahr	♓	♅☍☉. ☿ bleibt in dieſem	20 Julius
Donn.	2 Odilo	♈	♂☌☉. Monat dem unbe-	21 Thom. A.
Freit.	3 Genovefa	♈	🌓 4. 30′ V. waffneten	22 Gregor S.
Sonn.	4 Titus	♈	Auge verborg. ♀ tritt	23 Dagobert
2.	Von Chriſti Flucht nach Egypten. Matth 2. Ep. Petr. 4.			
Sonnt.	5 S. n. N.	♉	Eduard. Abends im Süd-	24 4. Advent
Mont.	6 H. 3 K. Ep.	♉	weſten hervor und bleibt	25 H. Chriſtf.
Dienſt.	7 Reinold	♊	Anfangs 1¼ ſpäter bis	26 Stephan
Mittw.	8 Gudula	♊	gegen 2 Stunden ſicht-	27 Joh. Ev.
Donn.	9 Julian	♋	🌕 11. 20′ U. bar. ♂ iſt	28 Unſch. Kd.
Freit.	10 Paul. Einſ.	♋	☾ Erdn. in dieſem	29. Thom. C.
Sonn.	11 Hygin	♌	Monat nicht zu ſehen, da	30 David.
3.	Jeſus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.			
Sonnt.	12 1. n. Ep.	♌	Ernſt. er ſich in Con-	31 n. Chriſtf.
Mont.	13 Hilarius	♍	☾☊. junct. mit der Sonne	1 J. 1868. N.
Dienſt.	14 Felix	♍	befindet. ♃ iſt zuerſt Abds.	2 Odile
Mittw.	15 Maurus	♎	von 5 bis gegen 9 Uhr,	3 Genovefa
Donn.	16 Marcellus	♎	🌗 5. 31′ N. am Ende	4 Titus
Freit.	17 Anton	♏	☿☌♂. des Monats	5 Eduard
Sonn.	18 Krön.-F.	♏	Priſca. nur von 6 bis	6 H. 3 K. Ep.
4.	Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.			
Sonnt.	19 2. n. Ep.	♐	Marius. ♄☌☾ halb 8	7 1. n. Ep.
Mont.	20 Fab. Seb.	♐	Uhr im Weſten ſichtbar.	8 Gudula
Dienſt.	21 Agnes	♐	♄ iſt nur Morgens zu	9 Julian
Mittw.	22 Vincenz	♑	ſehen, zuletzt von halb	10 Pauli Einſ.
Donn.	23 Mar. Vek.	♑	☾ Erdf. 4 Uhr bis nach	11 Hygin
Freit.	24 Bertram	♒	🌑 7. 46′ N. ☿ ob. ☌☉.	12 Ernſt
Sonn.	25 Pauli Bek.	♒	6 Uhr, im Oſten.	13 Hilarius
5.	Von dem Ausſätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8. Ep. Röm. 12.			
Sonnt.	26 3. n. Ep.	♒	Polykarp. ♅ Anfangs die-	14 2 n. Ep.
Mont.	27 Chryſoſt.	♓	☾☋. ♀☌☾. ♃☌☾.	15 Maurus
Dienſt.	28 Karl d. Gr.	♓	ſes Monats von 6 Uhr	16 Marcellus
Mittw.	29 Franz S.	♈	bis 6 Uhr, ſpäter erſt kurz	17 Anton
Donn.	30 Adelgunde	♈	vor 7 Uhr Abends ſicht-	18 Priſca
Freit.	31 Lud. Alb.	♈	bar werdend.	19 Marius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 3. Januar um halb 5 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Donnerſtag den 9. Januar nach 1 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 16 Januar nach halb 6 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 24. Januar nach 3 Viertel auf 8 Uhr Abends der neue Mond.

Die Juden haben Faſten, Belagerung Jeruſalems am 5 Januar.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	7 St.	57 M.	8 Uhr	5 M.	4 Uhr	2 M.	16 St.	3 M
11	8	12	8	2	4	14	15	48
21	8	35	7	54	4	28	15	25

☾Afg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
		Abds.		
[illegible]		10	50	1
		11	56	2
		Morg.		3
		1	4	4
				☽
		2	16	5
		3	22	6
		4	42	7
Abds.		5	55	8
4	10	7	0	9
5	22			10
6	40			11
				○
7	59	[illegible]		12
9	16			13
10	30			14
11	44			15
Morg.				16
12	53			17
2	0			18
				☾
3	3			19
4	4			20
5	3			21
5	54			22
6	41	Abds.		23
7	21	4	32	24
		5	32	25
				●
[illegible]		6	33	26
		7	36	27
		8	41	28
		9	45	29
		10	51	30
		11	59	31

Gewiß.

Ein Gott erſchuf die Welt,
Dies muß grundwahrhaft ſeyn!
Daß Gott, der Allmacht Held,
Der ew'ge Herr allein,
Auch zu Gericht Die ſtellt,
Die frech, in Sünd' ermächtigt,
Des Rechtes Bahn vernächtigt,
Und Gott dann ſtrafend greifet ein:
Es muß bei Gott ſo ſeyn!

* * *

Die Herrſch- und Dünkelſucht macht auch die Begeiſterung der Neuzeit vornehmlich flach; ſie hält wohl gar den Uebermuth bis zum Frevel für Geiſtesgröße, den Glauben an ſich ſelber für Gottesverehrung. Nur der Wahn kann in ſolcher Richtung ſich heimiſch ſchwindeln, trauernd fern bleibt das wahre Gefühl; dies weiſet die Unnatur entſchiedener ab, als es die an Empfindung verarmende Bildung vermag, deren Beſtreben es iſt, den Kopf in's Herz zu ſenken, ſtatt das Herz in den Kopf zu erheben, was begreiflich alle Zuſtände in Gemüthloſigkeit bringt.

* * *

Was als Frevel zu erachten,
Wird ſchnell oft belohnt und bewundert,
Ihn als Frevel zu betrachten,
Bedarf dann die Meng' ein Jahrhundert.

* * *

Viele der Erdgeſchaffenen laſſen die Schöpfersmitgabe des Geiſtes im Irdiſchen verkümmern, werden den Staub unſeres Urſprunges nicht los, und ſind nun bei ſcheinbarer Lebendigkeit gleichſam in ſich begraben.

Februar 1868. Alter **Januar.**

Sonn.	1 Brigitta	♉	🌓 6. 44′ N. ☿ **wird des**	20 Fab. Seb.
6	Chriſtus ſtillt Wind und Meer. Matth. 8. Ep. Röm. 13.			
Sonnt.	2 4. n. **Ep. Ml.**	♉	Abends ſichtbar, **gegen**	21 3. n. **Ep.**
Mont.	3 Blaſius	♊	Ende des Monats ½ St.	22 Vincenz
Dienſt.	4 Veronica	♊	lang, am 17. ſteht er nörd-	23 Mar. Ver.
Mittw	5 Agatha	♋	lich nicht weit vom Jupiter	24 Bertram
Donn.	6 Dorothea	♋	entfernt. ♀ iſt als Abend-	25 Pauli B.
Freit.	7 Rembertus	♌	🌕 ☾ Erdn. ſtern ſichtb. bis	26 Polykarp
Sonn.	8 Anſcharius	♌	10. 3′ V. ☾☊. geg.	27 Cryſoſt.
7.	Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20. Ep 1. Cor. 9.			
Sonnt.	9 **Septuag.**	♍	Apollonia. 9 **Uhr ſicht-**	28 **Septuag.**
Mont.	10 Scholaſt.	♍	bar. ♂ bleibt **auch in die-**	29 Franz S.
Dienſt.	11 Deſiderius	♎	ſem Monate dem unbe-	30 Adelgunde
Mittw.	12 Eulalia	♎	waffnet. Auge verborgen.	31 Lud. Alb.
Donn.	13 Gilbert	♏	♃. die Dauer der Sicht-	1 Februar
Freit.	14 Valentin	♏	🌗 barkeit nimmt immer	2 **M. R. L.**
Sonn.	15 Fauſtin	♏	9. 44′ V. mehr ab, am	3 Blaſius
8.	Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.			
Sonnt.	16 **Sexageſ.**	♐	Juliane. ♄☌☾. **Ende des**	4 **Sexageſ.**
Mont.	17 Benignus	♐	☿☌♃. **Monats wird er**	5 Agatha
Dienſt.	18 Simeon	♑	nicht mehr zu ſehen ſeyn.	6 Dorothea
Mittw.	19 Leontius	♑	♄ **wird Anfangs von** 3	7 Rembertus
Donn.	20 Eucharius	♑	☾ Erdf. **Uhr Morgens**	8 Anſcharius
Freit.	21 Felix B.	♒	☿ gr. öſtl. A. ſpäter ſchon	9 Apollonia
Sonn.	22 Petri St.	♒	vor 1½ **Uhr nur bis** 4½ **Uhr**	10 Scholaſt.
9.	Jeſus verkündigt ſein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.			
Sonnt.	23 **Eſtomihi**	♓	🌑 2. 48′ N. ☾☋. Reinh. Sichtb. ⊙ Finſtern.	11 **Eſtomihi**
Mont.	24 **Schalttag**	♓	Morgens ſichtbar ſeyn.	12 Eulalia
Dienſt.	25 **Faſtnacht**	♓	Matth. Ap. ♀☌☾. ♅ wird	13 **Faſtnacht**
Mittw.	26 **Aſcherm.**	♈	Rechtb. um die Mitte	14 **Aſcherm.**
Donn.	27 Neſtor	♈	des Monats von 7 Uhr	15 Fauſtin
Freit.	28 Juſtus	♉	Abends bis 5½ Uhr Mor-	16 Juliane
Sonn.	29 Romanus	♉	gens ſichtbar.	17 Benignus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 1. Februar vor 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erſte Viertel.
Sonnabend den 8. Februar nach 10 Uhr Vormittags der volle Mond.
Sonnabend den 15. Febr. vor 3 Viertel auf 10 Uhr Morg. das letzte Viertel.
Sonntag den 23. Februar nach 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der neue Mond mit einer ſichtbaren Sonnenfinſterniß.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	9 St.	7 M.	7 Uhr	41 M.	4 Uhr	48 M.	14 St.	53 M.
11	9	43	7	28	5	6	14	15
21	10	18	7	6	5	24	13	43

☾Aufg. U.	M.	☾Unterg. U.	M.	T.
		Morg.		1
[illegible]				☽
		1	9	2
		2	21	3
		3	31	4
		4	39	5
		5	39	6
Abds.		6	32	7
5	26	7	16	8
				○
6	46			9
8	4	[illegible]		10
9	33			11
10	36			12
11	45			13
Morg.				14
12	53			15
				☾
1	56			16
2	54			17
3	47			18
4	46			19
5	20			20
5	56			21
6	28			22
		Abds.		●
6	57	5	27	23
[illegible]		6	32	24
		7	37	25
		8	43	26
		9	51	27
		11	0	28
		Morg.		29

Jammerſchade!

Der Narrheit klärt ſich Rechtes nicht,
Der Dummheit fehlt für Rechtes Licht,
Die Schlauheit fälſcht das Rechtsgewicht,
Der Gradheit nur ward Rechtes Pflicht,
Doch weil's ihr meiſt an Macht gebricht,
Beſiegt ſie jenen Dreibund nicht.

* * *

Die Natur hat einen ewig lebendigen Drang nach dem Geiſt, man darf ſagen: nach Erlöſung. Die Natur ſteigt und drängt in unaufhörlicher Geſtaltung vom Steine herauf in immer höhere, ſchönere Körper, bis ſie im Menſchen über ſich ſelbſt hinausgeht und den Geiſt erreicht. — Demgemäß iſt der Menſch dazu beſtimmt und berufen, den Geiſt zu ſtärken, im Edlen ſo zu erhöhen, daß er im Gottähnlichen dem Göttlichen genähert wird, und, ſich ſelber erlöſend, mit ihm ſich zu verbinden vermag.

* * *

Mancher Menſchenkopf gleicht den Uhren für Kinder: die Außenſeite iſt da, aber die innere Bewegung fehlt.

* * *

Vom Vater ward ehmals der Sohn belehrt,
Was mannhaft ſey Sitte und Brauch;
Jetzt iſt das im Leben oft umgekehrt,
Doch knabenhaft dumm iſt es auch.

* * *

An die Vergangenheit ſoll ſich die Gegenwart knüpfen, ihre Lebensaufgabe aber nicht in der Vergangenheit ſuchen, ſondern ſie finden im Beſtreben für das Heil des Jetzigen und Künftigen. — Die Gegenwart ſoll nicht weibiſch, ſondern mannhaft kämpfender Wart gegen Unvernunft zum Heil der Menſchenrechte ſeyn.

März 1868. — Alter **Februar.**

10.			Von Christi Verſuchung. Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.	
Sonnt.	1 **1. Invoc.**	♊	Swith. ☿ wird zu An-	18 **1. Invoc.**
Mont.	2 Simplicius	♊	🌓 5. 16′ V. fang des	19 Leontius
Dienſt.	3 Kunigunde	♋	**Mon.** nur kurze Zeit	20 Eucharius
Mittw.	4 **Quat.** †	♋	Caſimir ♅☌☾. ſichtbar	21 **Quat.** †
Donn.	5 Friedrich	♋	☿☌♃. und verſchw. dann	22 Petri St.
Freit.	6 Perpetua †	♌	in den Sonnenſtrahlen.	23 Serenus†
Sonn.	7 Th.v.A. †	♌	☾☊. ♀ bleibt **Abends** 3	24 Matth.A.†
11.			Vom Cananäiſchen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theſſal. 4.	
Sonnt.	8 **2. Remin.**	♍	🌕 8. 50′ N. J. de Deo.	25 **2. Remin**
Mont.	9 **Franziska**	♍	☿ unt. ☌☉. **St.** lang	26 Mechtbild
Dienſt.	10 40 Märt.	♎	♃☌☉. ſichtbar. ♂ iſt auch	27 Neſtor
Mittw.	11 Roſina	♎	in dieſ. **Monat** nicht zu ſe-	28 Juſtus
Donn.	12 Gregor	♏	hen. ♃ befindet ſich in Conj.	29 Romanus
Freit.	13 Ernſt	♏	mit der Sonne und wird	1 **März**
Sonn.	14 Mathilde	♐	♄☌☾. daher auch nicht	2 Simplicius
12.			Jeſus treibt einen Teufel aus. Luc. 11. Ep. Eph. 5.	
Sonnt.	15 3. **Oculi**	♐	Longin. ſichtbar. ♄ wird	3 3. **Oculi**
Mont.	16 Heribert	♑	🌗 3. 56′ V. gegen Ende	4 Caſimir
Dienſt.	17 Gertrud	♑	des **Monats** ſchon vor	5 Friedrich
Mittw.	18 **Mittfaſt.**	♑	Cyrillus. 12 **Uhr Abends**	6 **Mittfaſt.**
Donn.	19 Joſeph	♒	im Oſten ſichtbar werden	7 Thom. v. A.
Freit.	20 Joachim	♒	☉ i. ♈. Frühl.-Anf. T. u. N. gl.	8 Joh. de Deo.
Sonn.	21 Benedict	♒	☾☋. und bis **Morgens**	9 Franziska
13.			Jeſus ſpeiſet 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4	
Sonnt.	22 4. **Lätare**	♓	Kön. Geb. Octavian. gegen	10 4. **Lätare**
Mont.	23 Otto	♓	4½ Uhr geſehen wer-	11 Roſina
Dienſt.	24 Gabriel	♈	🌑 7. 27′ V. den kön-	12 Gregor
Mittw.	25 **Mar. Vk.**	♈	nen. ♅ wird in die-	13 Ernſt
Donn.	26 Ludgerus	♉	ſem **Monat** von 8 Uhr	14 Mathilde
Freit.	27 Rupertus	♉	♀☌☾. **Abeuds** bis 4 Uhr	15 Longin
Sonn.	28 Felix P.	♉	**Morgens**, zuletzt aber	16 Heribert
14.			Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.	
Sonnt.	29 5. **Judica**	♊	Euſtachius. nur **bis nach**	17 5. **Judica**
Mont	30 Quirinus	♊	2 Uhr **Morgens** ſichtbar.	18 Cyrillus
Dienſt.	31 Balbina	♋	🌓 12. 53′ N. ♅☌☾.	19 Joſeph
			Einzug in Paris 1814.	

Mond- und Zeit-Wechſel.

Montag den 2. März nach 1 Viertel auf 6 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Sonntag den 8. März vor 9 Uhr Abends der volle Mond.
Montag den 16. März vor 4 Uhr Morgens das letzte Viertel
Dienſtag den 21. März vor halb 8 Uhr Morgens der neue Mond.
Dienſtag den 31. März vor 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Die Juden haben Faſten-Eſther am 5., ihr Purim-Feſt am 8. und 9. März.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
				13 St. 7 M
Den 1	10 St. 53 M.	6 Uhr 47 M	5 Uhr 40 M.	12 28
11	11 32	6 25	5 57	11 49
21	12 11	6 3	6 14	

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
	12 9	1
[illegible]	1 18	2
	2 31	3
	3 25	4
	4 19	5
	5 6	6
	5 45	7
		●
Abds.	6 19	8
6 50		9
8 11		10
9 24	[illegible]	11
10 35		12
11 42		13
Morg.		14
		●
12 45		15
1 41		16
2 32		17
3 16		18
3 55		19
4 29		20
5 0		21
		●
5 26		22
5 51	Abds.	23
	6 34	24
[illegible]	7 41	25
	8 51	26
	10 2	27
	11 11	28
		●
	Morg.	29
	12 18	30
	1 20	31

Die jüngſte Weltweisheit.

„Das Etwas kann nichts gelten,
Das Nichts nur Etwas ſeyn!“ —
So prägt dem Nichts der Welten
Neu Weisheitswiſſen ein,
Und häuft uns Nichts auf Nichts,
Als Werk erhab'nen Lichts.

* * *

Wie entſchieden ſpricht mancher Staatsmann von der Zukunft, wie kühn behauptet er, was ſie ſagen oder nicht ſagen, was ſie thun oder nicht thun wird, während nichts ſicherer iſt, als daß die Zukunft ſich eben ſo wenig wird leiten laſſen von unſerer Gegenwart, wie wir die Vergangenheit zu leiten wüßten.

* * *

Nur ein Mal und in kurzem Maaß hat der Menſch das Leben; wer es Andern auf irgend eine Weiſe verkürzt, iſt auch des kürzeſten Lebens nicht werth, und wird es ihm verlängert, geſchieht es nur, damit er ſeine, den göttlichen Schöpfer verhöhnende Schuld erkenne und büße.

* * *

Wer wahrhaft liebt und das Geliebte verliert, für Den giebt es keinen Erſatz, doch den Troſt, es in der Erinnerung zu verklären.

* * *

Gegen Freiheitsverkünder in Lumpen, und innerhalb der Beſternten und Bekreuzten in ſelbſtſüchtiger Dienſtlichkeit unter allen Umſtänden, ſchütze die ewige Allmacht uns Vernunft, Wahrheit und Recht.

April 1868. Alter **März.**

Mittw.	1	Hugo B.	♋	☿ wird ſelbſt in ſeiner	20	Joachim
Donn.	2	Franz de P.	♌	gr. weſtlichen Ausweichung	21	Benedikt
Freit.	3	Richard	♌	☾ Erdn. mit bloſzen Au-	22	Oktovian
Sonn.	4	Iſidor B.	♍	☿ gr. weſtliche Ausw. ☾☊.	23	Otto

15. Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.

Sonnt.	5	6. **Palm.**	♍	Vincenz. gen nicht ſicht-	24	6. **Palm.**
Mont.	6	Sixtus P.	♎	bar. ♀ bleibt als Abend-	25	**Mar. Vk.**
Dienſt.	7	Hermann	♎	🌕 7. 44' V. ſtern am	26	Ludgerus
Mittw.	8	Dionyſius	♏	Ende des Monats	27	Rupertus
Donn.	9	**Gründon.**	♏	Mar. Cl. bis nahe vor	28	**Gründon**
Freit.	10	**Charfreit.**	♐	Ezechiel. Mitternacht ſicht-	29	Charfreit.
Sonn.	11	Leo d. Gr.	♐	bar. ♂ bleibt unſichtbar.	30	Quirinus

16. Von Chriſti Auferſtehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.

Sonnt.	12	**H. Oſterf.**	♐	Julius. ♃ wird nicht	31	**H. Oſterf.**
Mont.	13	**Oſterm.**	♑	Maria v. C. zu ſehen ſeyn.	1	**A Oſterm.**
Dienſt.	14	Tiburtius	♑	🌗 11. 2' U. ♄ geht im	2	Franz de P.
Mittw.	15	Olympius	♒	☾ Erdf. Anfange des	3	Richard
Donn.	16	Drogo	♒	Monats bald nach 11 U.	4	Iſidor B.
Freit.	17	Rudolph	♒	auf, Ende des Monats	5	Vincenz
Sonn.	18	Eleuth.	♓	☾☋. Erſtrm. v. Düpp. 1864.	6	Sixtus P.

17. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.

Sonnt.	19	1. **Quaſ.**	♓	Thimoth. ſchon halb 10	7	1. **Quaſ.**
Mont.	20	Victor	♈	Uhr und verſchwindet erſt	8	Dionyſius
Dienſt.	21	Anſelm	♈	Morgens gegen 3 Uhr	9	Mar. Cl.
Mittw.	22	Soter	♈	🌑 8. 47' N. in der	10	Ezechiel
Donn.	23	Georg	♉	Dämmerung. ♅ wird	11	Leo d. Gr.
Freit.	24	Albert	♉	von 8 Uhr Abends an	12	Julius
Sonn.	25	Marc. Ev.	♊	Anfangs bis gegen 2 Uhr	13	Mar. v. C.

18. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petri 2.

Sonnt.	26	2 **Miſ. D.**	♊	Ferdinand. ♀☌☾. zuletzt	14	2 **Miſ. D**
Mont.	27	Anaſtaſius	♋	♅☌☾. bis nach Mitter-	15	Olympius
Dienſt.	28	Vitalis	♋	nacht im Weſten geſehen	16	Drogo
Mittw.	29	Peter v. M	♌	🌓 6. 46' N. ☾ Erdn. wer-	17	Rudolph
Donn.	30	Cath. v. S.	♌	den können.	18	Eleuth.

Monds- und Zeit-Wechsel.

Dienstag den 7. April vor 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Dienstag den 14. April nach 11 Uhr Abends das letzte Viertel
Mittwoch den 22. April nach 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond.
Mittwoch den 29. April nach 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erste Viertel.

Die Juden haben ihr Passahfest am 7. u. 8., ihr Siebenfest am 13. und Passah-Ende am 14. April.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 54 M.	5 Uhr 38 M.	6 Uhr 32 M	11 St. 6 M.
11	13 31	5 16	6 47	10 29
21	14 5	4 55	7 3	9 52

☾ Afg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
[illegible]	Morg.	
	2 16	1
	3 4	2
	3 44	3
	4 17	4
		●
	4 48	5
Abds.	5 15	6
7 1		7
8 14		8
9 27		9
10 30	[illegible]	10
11 31		11
		●
Morg.		12
12 25		13
1 12		14
1 54		15
2 30		16
3 0		17
3 29		18
		✱
3 54		19
4 18		20
4 42		21
	Abds.	22
	7 49	23
[illegible]	9 1	24
	10 11	25
		⊕
	11 17	26
	Morg.	27
	12 14	28
	1 4	29
	1 46	30

Leidige Antworten.

Was verhilft zu Glückes-Gaben?
„Gar nichts von Charakter haben!"
Was verhilft zur Gunstgewinnung?
„Larvenſpiel und nie Geſinnung! —
Schlau gemiſcht mit Lüg' und Schein,
Wird ſolch Thun erfolgreich ſeyn."

⁂

Wir leben in Tagen, die unerſchöpflich reich ſind an — überſchätzten Thaten und hohlen Huldigungen; ſelbſt das anfangs Gute artet aus in Großſprecherei, Schein- und Knechtsthuerei. Dieſe üble Dreieinigkeit von Prunk, Kriechen und Betteln, wird allſeitig begünſtigt, und wenn die Weisheitslehre ſagt: wahres Verdienſt prahlt, kriecht und bettelt nicht, dann muß es unſern Tagen offenbar an wahrem Verdienſt ſehr mangeln.

⁂

Viel geiſtig ſchaffen iſt jedenfalls höheres Glück als viel beſitzen, und nicht mehr beſitzen wollen, als man hat, iſt mindeſtens ſo viel werth als der größeſte Reichthum.

⁂

Bei ſtetem Haderzunder
Auf Erden
Wird uns Vernunft zum Wunder
Noch werden.

⁂

Einen Herriſchen, der ſich bei Gewaltſtreichen noch brüſtete, nannte ein ſchlichter Bürgersmann in Aufregung Lump; ein Anderer rief aus: „Lump iſt er jedenfalls nicht, dafür bürgt uns Goethe!" — „Wie ſo? Warum?" fragte Jener, und ihm wurde geantwortet: „Nun, Goethe ſagt ja, Lumpe ſind beſcheiden!"

Mai 1868. **Alter April.**

Freit.	1 Phil. Jak.	♍	☾ ☊. ☿ iſt um die **Mitte**	19 Timotheus
Sonn.	2 Athanaſius	♍	d. **M.** in oberer Conjunkt.	20 Victor
19.			Jeſus ſpricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petri 2.	
Sonnt.	3 3. **Jubil.**	♎	† Erfind. mit der ☉ und iſt	21 3. **Jubil.**
Mont.	4 Monica	♎	Ende d. **M.** **Abds.** ſichtbar.	22 Soter
Dienſt.	5 Pius V.	♎	♀ tritt als **Abendſtern nach**	23 Georg
Mittw.	6 **Bettag**	♏	🌕 7. 5′ **N.** J. v. d. Pf	24 Albert
Donn.	7 Stanislaus	♏	♀ gr. öſtliche Ausw.	25 Marc. Ev.
Freit.	8 Mich. Erſch	♐	♄ ☌ ☾. 8 U. aus der Däm-	26 Ferdinand
Sonn.	9 Gregor N.	♐	merung hervor und geht	27 Anaſtaſius
20.			Von Chriſti Heimgange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.	
Sonnt.	10 4. **Cantate**	♑	Gordian. erſt zwiſchen 11	28 4. **Cantate**
Mont.	11 Beatrix	♑	und 12 U. unt. ♂ **wird nicht**	29 Pet. v. M.
Dienſt.	12 Pankrat.	♑	☾ Erdf. ſichtb. ♃ wird erſt	30 Cath. v. S.
Mittw.	13 Servatius	♒	am Ende d. **M.** geg. 2 U.	1 **Mai**
Donn.	14 Chriſtian	♒	🌗 5. 43′ U. **Morg.** kurze	2 Athanaſius
Freit.	15 Sophia	♓	☾ ☋. ☿ obere ☌ ☉. Zeit	3 † Erfind.
Sonn.	16 Joh. v. N.	♓	im Oſten ſichtb. ♄ wird An-	4 Monica
21.			Von der rechten Betekunſt, Joh. 16. Ep. Jak. 1.	
Sonnt.	17 5. **Rogate**	♓	Jodoc. fangs d. **M.** nach	5 5. **Rogate**
Mont.	18 Liberius	♈	9 U. Abds. im Oſten ſichtb.	6 Joh. v. d. Pf.
Dienſt.	19 Prudent.	♈	bis gegen 3 U. **Morgens,**	7 Stanislaus
Mittw.	20 Baſilla	♉	zuletzt wird er erſt gegen	8 Mich. Erſch.
Donn.	21 **Chr. Him.**	♉	Conſtant. 10 Uhr **Abends**	9 **Chr. Him.**
Freit.	22 Julian	♊	🌑 7. 4′ V. M. nur bis	10 Gordian
Sonn.	23 Deſiderius	♊	♄ ☍ ☉. 2 U. **Morgs.**	11 Beatrix
22.			Von der Verheißung des heil. Geiſtes, Joh. 15 u. 16. Ep. 1. Petri 4.	
Sonnt.	24 6 **Exaudi**	♋	Johanna. geſehen **werden.**	12 6 **Exaudi**
Mont.	25 Urban	♋	♅ ☌ ☾. ☾ Erdn. ♅ iſt zuerſt	13 Servatius
Dienſt.	26 Philipp N.	♌	noch von 10 Uhr **Abends**	14 Chriſtian
Mittw.	27 Luciana	♌	bis nach **Mittern.** ſichtb.,	15 Sophia
Donn.	28 **Wilhelm**	♍	☾ ☊. ſpäter kann er mit	16 Joh. v. N
Freit.	29 Maximin	♍	🌓 12. 10′ V. unbewaffn.	17 Jodokus
Sonn.	30 Felix P. I	♍	**Auge** nicht mehr geſe-	18 Liberius
23.			Von der Sendung des heil. Geiſtes, Joh. 14. Ep. Ap.-Geſch. 2.	
Sonnt.	31 **H. Pfingſt.**	♎	Petronella. hen **werden.**	19 **H. Pfingſt.**

Mond- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 6. Mai nach 7 Uhr Abends der volle Mond.
Donnerſtag den 14. Mai vor 3 Viertel auf 6 Uhr Abends das letzte Viertel.
Freitag den 22. Mai nach 7 Uhr Morgens der neue Mond.
Freitag den 29. Mai vor 1 Viertel auf 1 Uhr früh das erſte Viertel.

Die Juden haben Lag-Beomer am 10., ihr Wochenfeſt am 27. u. 28. Mai.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 44 M.	4 Uhr 36 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 16 M.
11	15 17	4 18	7 35	8 43
21	15 45	4 4	7 49	8 15

☾ Aufg. u. M.		☾ Unterg. u. M.		T.
[illegible]		Morg.		
		2	21	1
		2	53	2
				●
		3	21	3
		3	47	4
		4	14	5
Abds.				6
8	1			7
9	18			8
10	15			9
		[illegible]		●
11	7			10
11	51			11
Morg.				12
12	30			13
1	3			14
1	31			15
1	57			16
				●
2	21			17
2	44			18
3	9			19
3	35			20
4	3	Abds.		21
		7	56	22
		9	5	23
				●
[illegible]		10	8	24
		11	2	25
		11	48	26
		Morg.		27
		12	25	28
		12	57	29
		1	27	30
				●
		1	53	31

Das Höhere.

Ihr werdet Deutſches nie vereinen,
Beherrſcht von Einem blieb's getrennt,
Und ob ihr ſtolz es Volk benennt,
Ein höher Ziel wär's, läßt ſich meinen,
Erſtrebte Macht, als heil'gen Ruhm,
Statt Volksthum edles Menſchenthum.

Ein Denkſpruch von Seneca.

„Die Natur verbarg tief in ihrem Schooße Gold, Silber, und auch das um ihretwillen nimmer friedſame Eiſen, als habe ein Ahnen ſie durchſchauert, daß die Menſchen der Anvertrauung dieſer Metalle nicht werth ſind. Wir aber riſſen zum Lichte, was Leben und Zeit umnachtet in Folge ſteter Kämpfe des Mehrbeſitzes wegen; den Inhalt der Erde wühlen wir herauf, um Werkzeug und Mittel für mannigfaches Unheil zu haben: wir drängen dem Schickſal Alles ab, womit es uns martern kann, und ſcheuen uns nicht, für das Höchſte zu halten, was in den Tiefen vergraben liegt." Dieſer Denkſpruch wäre hoher Beachtung ſehr zu empfehlen!

* * *

Soll Hoffnung zum Verbeſſern ſeyn,
Dann miſche, geſunde Vernunft,
Polit'ſche- ſammt Cathederzunft,
Vorweg nicht Dir zum Rathsbund ein:
Denn Habgiersliſt und Schulbegriffe
Sind oft für Wohlfahrt Strandwegsriffe.

* * *

Seit die **Gewinnſucht** ihr **Gewerbe** auf die **Bühne ausgedehnt** hat, iſt die Dichtung Leibeigene geworden, von der **Gemeinheit** verkauft an Pöbelswahn und Narrengunſt.

Junius 1868. Alter Mai.

Mont.	1 **Pfingſtm.**	♎	Simeon. ☿ wird Anfangs	20 **Pfingſtm.**
Dienſt.	2 Erasmus	♏	gegen 10 Uhr Abds. kurze	21 Conſtantia
Mittw.	3 **Quat.** †	♏	Clothildis. Zeit am nord-	22 **Quat.** †
Donn.	4 Florian	♐	♄☌☾. weſtlichen Hori-	23 Deſiderius
Freit.	5 Bonifacius	♐	🌕 7. 23′ V. zonte zu	24 Johanna †
Sonn.	6 Norbertus	♐	ſehen ſeyn, ſpäter	25 Urban †

24. Von Chriſti Geſpräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonnt.	7 **Trinitatis**	♑	Robertus. wird er dem un-	26 **Trinitatis**
Mont.	8 Medardus	♑	☿ i. gr. Glanz. bewaffne-	27 Luciana
Dienſt.	9 Primus	♒	ten Auge unſichtbar. ♀ iſt	28 Wilhelm
Mittw.	10 Maurinus	♒	☾ Erdf. noch als Abend-	29 Maximin
Donn.	11 **Frohnl.**	♒	Barnabas. ☾♅. ſtern ſicht-	30 **Frohnl.**
Freit.	12 Baſilides	♓	☾ bar; am Ende des	31 Petronella
Sonn.	13 Anton v. P.	♓	10. 41′ V. Monats	1 Juni

25. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonnt.	14 **1 n. Trin.**	♈	Baſilius. ♃☌☾. nur kur-	2 **1. n. Tr.**
Mont.	15 Vitus	♈	ze Zeit nach 9 U. ♂ wird	3 Clothildis
Dienſt.	16 Benno	♉	Ende d. M. n. ſeinem Aufg.	4 Florian
Mittw.	17 Adolph	♉	☿ gr. öſtl. Ausw. ♂☌☾	5 Bonifacius
Donn.	18 Marcellus	♉	Schl. b. Belle-All. 1815.	6 Norbertus
Freit.	19 Gervaſius	♊	🌑 des Morgens ſichtb.	7 Robertus
Sonn.	20 Silverius	♊	3. 13′ N. ♃ wird	8 Medardus

26. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonnt.	21 **2. n. Tr.**	♋	Albanus. ♅☌☾. ☉ i. ♋ Somm.-	9 **2 n. Tr.**
Mont.	22 Albinus	♋	Anfang, längſt T. ♀☌☾ ☾ Erdn.	10 Maurinus
Dienſt.	23 Walram	♌	ſchon länger d. Morg. ſicht-	11 Barnabas
Mittw.	24 Joh. d. T.	♌	☾♌. bar, zuletzt von Mit-	12 Baſilides
Donn.	25 Elogius	♍	tern. bis geg. 2 U. ♄ bleibt	13 Anton v. P.
Freit.	26 Pelagius	♍	☽ ſichtb. von kurz nach 10	14 Baſilius
Sonn.	27 7 Schläf.	♎	6. 18′ V. Uhr Abds.	15 Vitus

27. Vom verlorenen Schaf. Luc. 15 Ep. 1. Petri 5

Sonnt.	28 **3. n. Tr.**	♎	Leo P. bis 2 Uhr Morg.	16 **3. n. Tr.**
Mont.	29 **Petri Paul**	♏	Eroberung v. Alſen 1864.	17 Adolph
Dienſt.	30 Pauli Ged.	♏	i. Weſt. ☿ iſt nicht zu ſehen.	18 Marcellus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Freitag den 5. Juni nach 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond.
Sonnabend den 13. Juni vor 3 Viertel auf 11 Uhr Vorm. das letzte Viertel.
Sonnabend den 20 Juni vor 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Sonnabend den 27. Juni vor 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erſte Viertel.

	Tageslänge		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	11 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	3 M.	7 St.	49 M
11	16	23	3	48	8	11	7	37
21	16	29	3	47	8	16	7	31

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
		2	16	1
		2	45	2
		3	13	3
		3	44	4
Abds.				5
9	1			6
				[illegible]
9	46			7
10	29			8
11	5			9
11	31			10
Morg.				11
12	1			12
12	25			13
				[illegible]
12	48			14
1	11			15
1	35			16
2	3			17
2	34			18
3	12			19
		Abds.		20
				●
		8	53	21
		9	43	22
		10	26	23
		11	1	24
		11	31	25
		11	58	26
		Morg.		27
				[illegible]
		12	25	28
		12	50	29
		1	17	30

Links und Rechts.

Von Zank und Qual
Und ſtetem Schmälen
Läßt allemal
Sich viel erzählen,
Wenn rings im Schwülen
Für Redner-Zahl
Die Wähler wühlen
Und Wühler wählen.

* * *

Wer die Geſchichte aller von ihr geſchilderten Jahrhunderte grundſätzlich prüft, der wird ſich ſagen müſſen: daß von jeher die größten Anſtrengungen nur dahin trachteten, dem Unrecht die Uebermacht zu ſichern, und dies ſündliche Beſtreben zu überwinden iſt noch keiner Glaubensſatzung und keiner Weisheitslehre gelungen.

* * *

Nur wenige Menſchen leben für Stunden und Tage, die ihnen gegeben ſind, meiſt für eine Zukunft, die ihnen nicht verbürgt iſt; beides in heiterer Sinnigkeit zu vereinen, iſt beſte Sicherung des ſteten Wohlſeyns.

* * *

Für Wahrheit iſt
Allärgſte Peinlichkeit
Die Satansliſt
Wahrſcheinlichkeit.

* * *

In Bezug auf einen ränkſüchtigen Staatsmann, der die ſchlechteſten Mittel nicht ſcheute, wurde in einer Geſellſchaft überſchwenglich geäußert: „Begriffe er ſeine Nichtswürdigkeit, könnt' es ihm höchſtens etwas Werth geben, wenn er ſich ſelber mit dem Rücken anſähe.“

Julius 1868.

Alter Junius.

Mittw.	1	Rembold	♐	♄☌☾. ☿ kann nicht geſe-	19	Gervaſius
Donn.	2	**M. Heimſ.***	♐	hen werden. ♀ kann Anf.	20	Silverius
Freit.	3	Hyacinth	♐	🌕 Schl. b. Königgrätz 1866	21	Albanns
Sonn.	4	Ulrich	♑	9. 7′ N. noch als	22	Albinus

28 Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Römer 8.

Sonnt.	5	4. n. **Tr.**	♑	Anſelm. ♅☌☉. **Abendſt.**	23	4. n. **Tr.**
Mont.	6	Iſaias	♒	**geſehen werden, und wird**	24	Joh. d. T.
Dienſt.	7	Wilibald	♒	☾Erdſ. gegen Ende d. M.	25	Elogius
Mittw.	8	**Kilian**	♒	☾☋. **nach** 3 U. **als Mor-**	26	Pelagius
Donn.	9	Agilolph	♓	**genſtern wieder ſichtbar.**	27	7 Schläfer
Freit.	10	7 Brüder	♓	♂ **wird des Morgens im**	28	Leo P. †
Sonn.	11	Pius P.	♈	**Oſten ſichtbar, zuletzt von**	29	**Petr. Paul**

29 Von Petri reichem Fiſchzuge, Luc. 5. Ep. 1. Petri 3.

Sonnt.	12	5. n. **Tr.**	♈	Nabor. ♃☌☾. halb 1 U.	30	5. n. **Tr.**
Mont.	13	Margar.	♈	🌗 1. 8′ V. bis 3 Viert.	1	Juli
Dienſt.	14	Bonavent.	♉	auf 3 Uhr. ♃ geht	2	**Mar. H.***
Mittw.	15	Ap. Theil.	♉	immer früher auf und wird	3	Hyacinth
Donn.	16	Skap.-F.	♊	♂☌☾. ♀ untere ☌☉. am	4	Ulrich
Freit.	17	Alexius	♊	Ende des Monats von	5	Anſelm
Sonn.	18	Arnold	♋	10 Uhr Abends bis ge-	6	Iſaias

30 Von der Phariſäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Römer 6.

Sonnt.	19	6. n. **Tr.**	♋	🌑 10. 24′ N. Arſenius.	7	6. n. **Tr.**
Mont.	20	**Elias**	♌	☾ Erdn. gen 3 Uhr	8	Kilian
Dienſt.	21	Daniel	♌	☾☊. **Morgens geſehen**	9	Agiloph
Mittw.	22	Mar. M.	♍	**werden. ♄ wird in die-**	10	7 Brüder
Donn.	23	Apollinar	♍	**ſem Monat von 10 Uhr**	11	Pius P.
Freit.	24	Chriſtine	♎	**des Abends an ſichtbar**	12	Nabor
Sonn.	25	Jakob	♎	**ſeyn; geht aber Ende des**	13	Margar.

31. Jeſus ſpeiſt 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 8.

Sonnt.	26	7. n. **Tr.**	♏	🌓 2. 19′ N. Anna.	14	7. n. **Tr.**
Mont.	27	**Pantaleon**	♏	☿☌♀. **Monats ſchon**	15	Ap. Theil.
Dienſt.	28	Innocenz	♏	**vor Mitternacht unter.**	16	Skap.-F.
Mittw.	29	Martha	♐	**♅ wird in dieſem Mo-**	17	Alexius
Donn.	30	Abdon	♐	**nat noch nicht zu ſe-**	18	Arnold
Freit.	31	Ign. Loj.	♑	**hen ſein.**	19	Arſenius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 4. Juli nach 9 Uhr Abends der volle Mond.
Montag den 13 Juli nach 1 Uhr früh das letzte Viertel.
Sonntag den 19. Juli nach 1 Viertel auf 11 Uhr Abends der neue Mond.
Sonntag den 26. Juli um 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erſte Viertel.

Die Juden haben Faſten, Tempeleroberung am 7., Faſten, Tempelverbrenn. am 26. Juli.

	Tageslänge.		☉Aufgang.		☉Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	16 St.	23 M.	3 Uhr	52 M.	8 Uhr	15 M.	7 St.	37 M.
11	16	10	4	0	8	10	7	50
21	15	49	4	11	8	0	8	11

☾ Afg. v. M.		☾ Untg. v. M.		T.
[illegible]		Morg.		
		1	47	1
		2	21	2
		2	50	3
Abds.		3	44	4
				○
8	28			5
9	5			6
9	37	[illegible]		7
10	4			8
10	30			9
10	53			10
11	16			11
				◐
11	39			12
Morg.				13
12	4			14
12	32			15
1	6			16
1	47			17
2	36			18
				●
3	38	Abds.		19
		8	19	20
		8	58	21
[illegible]		9	32	22
		10	2	23
		10	29	24
		10	55	25
				◑
		11	22	26
		11	51	27
		Morg.		28
		12	23	29
		1	0	30
		1	42	31

Zeitgemäß.

Berechne ſtets, was Jedermann
Vom Seinen Dir ſolle geben,
Um nach der Rechnung keck es dann
Erobernd Dir zu erſtreben; —
Wer's durch Gewalt vermag, der kann
Im Prunke des Sieges leben.

* * *

Von Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz, unvergänglich achtungswerth, haben wir unter Anderem aus dem Jahre 1690 folgende Umſichts-Betrachtung: „Es ſcheint, jetzt iſt die äußerliche Frömmigkeit Mode; daß jedoch das Innere Dem gemäß ſey, werde ich nur dann glauben, wenn man ſich auch wahrhaft beſſert, begangene Ungerechtigkeiten ausgleichend ſühnt, und ſich davor hütet, neue Ungerechtigkeiten auszuüben; wenn ich erkenne, daß der Hochmuthsdünkel und Mehranſpruch, vereint mit dem ſchmähſüchtigen Erniedern Anderer, überwunden ſind; kurz: wenn ich bei den Menſchen werde herrſchen ſehen jene Liebe, die Beweis iſt von wahrhafter Gottesliebe. Sonſt erkenn' ich nichts als Frommheuchelei!" — Ja, was wir auf ſolchem Standpunkt aus dem Erdgetümmel oft zu hören haben, iſt herausfordernd zur Erneuerung des altdeutſchen Urtheils: „Worte übergenug, dennoch reicher an Trug!"

* * *

„Keine Regel iſt ohne Ausnahme"? —
Doch nur, weil man es ganz vergißt,
Daß dieſe Regel durch ſich ſelber
Schon Regel ohne Ausnahme iſt!

* * *

„Der Verſtand kommt nicht vor Jahren!" — bei Vielen iſt aber, um den Verſtand zu empfangen, das irdiſche Leben zu kurz; auch ein Grund, um an noch ein Leben zu glauben: denn Gott ſetzt Alles durch!

Auguſt 1868. **Alter Julius.**

Sonn.	1 Petri Kett.	♑	☿ kann Anfangs dieſes Mo-	20 Elias
32.			Von den falſchen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.	
Sonnt.	2 8. n. Tr.	♑	Portiunc. nats des Mor-	21 8. n. Tr.
Mont.	3 Steph. Erf.	♒	🌕 12. 20' U. Vgr. w. A. ☾ Erdf.	22 Mar. M.
Dienſt.	4 Dominicus	♒	☾☋. gens, jedoch nur	23 Appollin
Mittw.	5 Mar. Schn.	♓	kurze Zeit, geſehen wer-	24 Chriſtine
Donn.	6 Verkl. Chr.	♓	den. ♀ iſt als Morgen-	25 Jakob
Freit.	7 Gottſchalk	♓	ſtern am Ende des Mo-	26 Anna
Sonn.	8 Cyriacus	♈	♃☌☾. nats von halb	27 Pantaleon
33			Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.	
Sonnt.	9 9. n. Tr.	♈	Romanus. 2 Uhr bis halb	28 9. n. Tr.
Mont.	10 Laurenz	♉	5 Uhr ſichtbar. ♂ geht	29 Martha
Dienſt.	11 Hermann	♉	🌗 12. 56' U. zuletzt ſchon	30 Abdon
Mittw.	12 Clara	♊	vor Mitternacht auf	31 Jgn. Loj.
Donn.	13 Hippolyt.	♊	und bleibt bis gegen 4 U.	1 Auguſt
Freit.	14 Euſeb.	♊	♂☌☾. ſichtbar. ♃ wird	2 Portiunc.
Sonn.	15 M. Him.	♋	in dieſem Monat immer	3 Steph. Erf.
34			Von der Zerſtörung Jeruſalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.	
Sonnt.	16 10. n. Tr.	♋	Rochus. früher des Abds.	4 10. n. Tr.
Mont.	17 Sibylla	♌	☾ Erdn. im Oſten und zu-	5 Mar. Schn.
Dienſt.	18 Helena	♌	🌑 5. 39' V. Unſ. ⊙ F. ☾☊.	6 Verkl. Chr.
Mittw.	19 Sebald	♍	letzt bis gegen 4 Uhr	7 Gottſchalk
Donn.	20 Bernhard	♍	Morgens zu ſehen ſeyn.	8 Cyriacus
Freit.	21 Anaſtaſius	♎	♄ ſteht in dieſem Mo-	9 Romanus
Sonn.	22 Timotheus	♎	nat im Weſten, und wird	10 Laurenz
35.			Vom Phariſäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.	
Sonnt.	23 11. n. Tr.	♏	Zacharias. Anfangs von	11 11. n. Tr.
Mont.	24 Bartbol.	♏	9 Uhr bis halb 12 Uhr,	12 Clara
Dienſt.	25 Ludwig	♐	🌓 1. 15' V. ſpäter	13 Hippolyt.
Mittw.	26 Samuel	♐	♀ im größten Glanze.	14 Euſebius.
Donn.	27 Joſeph C.	♑	von 8 Uhr an bis halb	15 Mr. Him
Freit.	28 Auguſtin	♑	☿ obere ☌ ⊙. 10 Uhr	16 Rochus
Sonn.	29 Joh. Entb.	♑	Abends zu ſehen ſeyn.	17 Sibylla
36			Vom Taubſtummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.	
Sonnt.	30 12. n. Tr.	♒	Roſa. ♅ wird im Oſten	18 12. n. Tr.
Mont.	31 Paulin	♒	☾☋. ☾ Erdf. ſichtb.	19 Sebald

Monds- und Zeit-Wechſel.

Montag den 3. Auguſt nach 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.
Dienſtag den 11. Auguſt vor 1 Uhr Nachmittags das lezte Viertel.
Dienſtag den 18. Auguſt vor 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der neue Mond mit einer unſichtbaren Sonnenfinſterniß.
Dienſtag den 25 Auguſt 1 Viertel auf 2 Uhr früh das erſte Viertel

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 17 M.	4 Uhr 27 M.	7 Uhr 44 M.	8 St. 43 M.
11	14 45	4 42	7 27	9 15
21	14 10	4 57	7 7	9 50

☾Aufg. U. M.	☾Unterg. U. M.	T.
	Morg.	
[illegible]	2 30	1
		*
[illegible]	3 22	2
Abds.	4 19	3
8 9		4
8 35		5
8 59		6
9 21		7
9 44	[illegible]	8
		*
10 8		9
10 34		10
11 4		11
11 40		12
Morg.		13
12 24		14
1 18		15
		*
2 23		16
3 37	Abds.	17
	7 28	18
	8 0	19
	8 28	20
	8 56	21
[illegible]	9 21	22
		*
	9 53	23
	10 24	24
	11 0	25
	11 40	26
	Morg.	27
	12 26	28
	1 17	29
		*
	2 13	30
	3 12	31

Er iſt verantwortlich.

Die Menſchheit ſchrie oft Zeter
Der Miſchung von Salpeter
Mit Kohlenſtaub und Schwefel,
Zum hohlen Rohr für Frevel; —
Das Pulver müßt' in Scham erröthen,
Soll's Krüppel ſchaffen, Menſchen tödten:
Verantwort' es bei'm Weltgerichte,
Mönch Schwarz, Verſchwärzer der Geſchichte!

Am Opernhauſe.

Der von Rechts (zurufend).

Ei, werther Freund, Sie laufen ja übermäßig, und ſind ſchon in Schweiß! —

Der von Links (haſtig).

Ja, ich will noch zu rechter Zeit in die neue Oper —!

Der von Rechts.

Herr Je, ſo erhitzt iſt das ſehr gefährlich, denn bei der neueſten Opernmuſik iſt Erkältung nicht zu vermeiden!

* * *

Trotz Glückserfolg und Wortgeflecht
Bleibt doch Gewaltthat ewig ſchlecht,
Und Klügeln hilft ihr nie zum Recht.

* * *

In den Mienen **leſen**, Querſtriche der Gegner zur Vergeltung ſich hinter die Ohren **ſchreiben**, auf günſtige Gelegenheit zum Vortheilsbetrieb **rechnen**, das ſind die Grundlagen für die Schule des Selbſtſuchtlebens.

September 1868. **Alter Auguſt.**

Dienſt.	1 Aegidius	♓	☿ kommt nicht zum Vor-	20 Bernhard
Mittw.	2 Raphael	♓	🌕 4. 25′ ſchein. ♀ iſt	21 Anaſtaſius
Donn.	3 Manſuetus	♓	als Morgenſtern von	22 Thimoth.
Freit.	4 Roſalie	♈	♃☌☾. halb 2 Uhr bis	23 Zacharias
Sonn.	5 Herkulan	♈	ſchließlich halb 6 Uhr	24 Barthol.

37. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ev. Gal. 3.

Sonnt.	6 **13. n. Tr.**	♉	Magnus. ſichtbar. ♂ iſt	25 **13. n. Tr.**
Mont.	7 Regina	♉	um die Mitte des Mo-	26 Samuel
Dienſt.	8 **Mar. Geb.**	♉	nats von halb 12 Uhr	27 Joſeph
Mittw.	9 Andomar	♊	🌗 10. 32′ U. ♂☌♅.	28 Auguſtin
Donn.	10 Nicol. v. T.	♊	Abends bis halb 5 U.	29 Joh. Enth.
Freit.	11 Protus	♋	Morgens ſichtbar. ♃ wird	30 Roſa
Sonn.	12 Winand	♋	zuletzt ſchon vor 7 Uhr	31 Paulin

38. Von den zehn Auſſätzigen, Luc. 17. Ev. Gal. 5.

Sonnt.	13 **14. n. Tr.**	♌	Maternus. ♀☌☾. Abends	1 **14. n. Tr.**
Mont.	14 † Erhöh.	♌	☾☊. im Oſten ſichtbar.	2 Raphael
Dienſt.	15 Ludmilla	♍	☾Erdn. und iſt bis gegen	3 Manſuetus
Mittw.	16 **Quat.** †	♍	🌑 1. 47′ N. Cornel.	4 Roſalie
Donn.	17 Lambert	♎	5 U. Morgs. zu ſe-	5 Herkulan
Freit.	18 Richard †	♎	hen. ♄ iſt geg. Ende dieſ.	6 Magnus
Sonn.	19 Nicleta †	♏	Mon. von 7 U. Abds. an	7 Regina

39 Vom Mammonsdienſt, Matth. 6. Ev. Gal. 5

Sonnt.	20 **15. n. Tr.**	♏	Euſtachius. nur kurze Zeit	8 15. n. Tr. M. G.
Mont.	21 Mtth. Ev.	♐	♄☌☾. vor ſeinem Un-	9 Audomar
Dienſt.	22 Moriz	♐	☉ i. ♎. H.-A., T. u. N. gl.	10 Nicol. v. T.
Mittw.	23 Thekla	♐	🌓 3. 50′ N. tergange	11 Protus
Donn.	24 Joh. Empf.	♑	im Weſten ſichtbar.	12 Winand
Freit.	25 Cleophas	♑	♅ wird von Mitternacht	13 Maternus
Sonn.	26 Cyprian	♒	♀ gr. weſtl. Ausw. bis 3 U.,	14 † Erhöh.

40. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ev. Eph. 3.

Sonnt.	27 **16. n. Tr.**	♒	Cosm. u. D. ☾ Erdf.	15 **16. n. Tr.**
Mont.	28 Wenzel	♒	☾☋. zuletzt von 11 Uhr	16 Cornel
Dienſt.	29 Michael	♓	Abends bis gegen 4 Uhr	17 Lambert
Mittw.	30 Hieronym.	♓	Morgens zu ſehen ſeyn.	18 **Quat.** †

Monds- und Zeit-Wechſel.

Mittwoch den 2. September vor halb 5 Uhr Morgens der volle Mond.
Mittwoch den 9 September nach halb 11 Uhr Abends das letzte Viertel.
Mittwoch den 16. Sept. nach 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der neue Mond.
Mittwoch den 23. Sept. nach 3 Viertel auf 4 Uhr Nachmitt. das erſte Viertel.

Die Juden haben ihr Neujahrsfeſt (5629) am 17. und 18., Faſten-Gedaljah am 20., das Verſöhnungsfeſt am 26. Sept.

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	13 St.	30 M.	5 Uhr	15 M.	6 Uhr	45 M.	10 St.	30 M.
11	12	53	5	30	6	22	11	8
21	12	15	5	45	6	0	11	45

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Morg.		
Abds.		4	13	1
7	4	5	16	2
7	27			3
7	49			4
8	12			5
				*
8	38	Unſichtbar		6
9	6			7
9	39			8
10	19			9
11	6			10
Morg.				11
12	3			12
				*
1	13			13
2	25			14
3	47	Abds.		15
5	9	6	26	16
		6	54	17
		7	22	18
		7	51	19
				*
Unſichtbar		8	22	20
		8	56	21
		9	34	22
		10	21	23
		11	11	24
		Morg.		25
		12	5	26
				*
		1	3	27
		2	3	28
		3	6	29
		4	10	30

Unentſchloſſenheit.

Ich kann!
Da kommt es dann auf mich nur an;
Ich will!
Da hält Gegrill den Willen ſtill;
Ich ſoll!
Da ſtimmt Gegroll mich launenvoll;
Ich muß! —
Und macht Verdruß die harte Nuß,
Doch zwingt das Muß nun zum Entſchluß.

Ausſpruch des Miniſters Ewald v. Herzberg.

„Jeder Staat, der ſeine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn ſie für das Publikum in's helle Licht geſetzt werden durch Publicität, welche nur gefährlich iſt für diejenigen Regierungen, die dunkle und bedeckte Schleichwege lieben.“

⁂

Wenn Irrthum und Täuſchung Grundlage ſind, dann iſt juſt der kühnſte Staatsbau am hinfälligſten.

⁂

Man lehrt: zu würd'gen alle Gaben,
Sind ſie vom richt'gen Standpunkt zu betrachten; —
Ei, wenn wir richt'gen Standpunkt haben,
Sind als gewürdigt ſie ſchon zu erachten.

⁂

Eine Eigenſchaft, gar nicht zu erwerben, aber ſeit der Geburt dem Inhaber unverlierbares Eigenthum, iſt einzig die Dummheit, und man weiß nicht, ob man es ein oder kein Wunder nennen ſoll, daß ihre Beſitzer zahllos ſind.

Oktober 1868. **Alter September.**

Donn.	1	Remigius	♈	🌕 8. 26′ N. ♃☍☉.	19 Nicleta
Freit.	2	Leodegar	♈	☿ bleibt in dieſem	20 Euſtach. †
Sonn.	3	Ewald	♈	Monate unſichtbar. ♀ iſt	21 Mtth. Ev †
41.		Vom Waſſerſüchtigen, Luc. 14. Ep. Eph. 4.			
Sonnt.	4	**17. n. Tr.**	♉	Franz. Ernte-Feſt. zuletzt	22 **17. n. Tr.**
Mont.	5	Placidus	♉	von halb 3 Uhr Mor-	23 Thekla †
Dienſt.	6	Bruno	♊	gens bis nach 6 Uhr	24 Joh. Empf.
Mittw.	7	Sergius	♊	ſichtbar. ♂ wird am En-	25 Kleophas
Donn.	8	Brigitta	♋	de dieſes Monats von	26 Cyprian
Freit.	9	Dionyſius	♋	☾ 6. 41′ V. 11 Uhr	27 Eſm. u. D.
Sonn.	10	Gereon	♌	♂☌☾. Abends an	28 Wenzel
42.		Vom vornehmſten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.			
Sonnt.	11	**18. n. Tr.**	♌	Wimmar. ☾☊. im Oſten	29 **18. Tr. M**
Mont.	12	Maximil.	♍	♀☌☾. und bis Mor-	30 Hieronym.
Dienſt.	13	Tilmann	♍	☿ gr. öſtl. Ausw. ☾Erdn.	1 **Oktober**
Mittw.	14	Calixtus	♎	gens nach halb 6 Uhr	2 Leodegar
Donn.	15	Thereſia	♎	🌑 11. 29′ N. zu ſehen	3 Ewald
Freit.	16	Gallus	♏	ſeyn. ♃ wird am	4 Franz
Sonn.	17	Florentin	♏	Ende dieſes Monats ſchon	5 Placidus
43.		Vom Gichtbrüchigen. Matth. 9. Ep. Eph. 4.			
Sonnt.	18	**19. n. Tr.**	♏	Luc. Ev. Schl. b. Leipz. 1813	6 **17. n. Tr.**
Mont.	19	Ferdinand	♐	vor 6 Uhr Abends bis	7 Sergius
Dienſt.	20	Wendelin	♐	kurz vor 4 Uhr Morgens	8 Brigitta
Mittw.	21	Urſula	♑	zu ſehen ſeyn. ♄ iſt An-	9 Dionyſius
Donn.	22	Cordula	♑	fangs dieſes Monats um	10 Gereon
Freit.	23	Severin	♒	☽ 10. 10′ V. 7 Uhr	11 Wimmar.
Sonn.	24	Evergiſlus	♒	Abends noch im We-	12 Maximil.
44.		Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Eph. 5.			
Sonnt.	25	**20. n. Tr.**	♒	Raphael. ☾☋. ☾Erdf.	13 **20. n. Tr.**
Mont.	26	Amandus	♓	ſten zu ſehen. ♅ wird	14 Calixtus
Dienſt.	27	Sabina	♓	in dieſem Monat zuletzt	15 Thereſia
Mittw.	28	Simon J.	♈	♃☌☾. von halb 9 Uhr	16 Gallus
Donn.	29	Narciſſus	♈	Abends bis 5 Uhr Mor-	17 Florentin
Freit.	30	Theoneſt	♈	🌕 gens zu ſehen ſeyn.	18 Luc. Ev.
Sonn.	31	Wolfgang †	♉	11. 33′ V.	19 Ferdinand

Monds- und Zeit-Wechſel.

Donnerſtag den 1. Oktober vor halb 9 Uhr Abends der volle Mond.
Freitag den 9. Oktober vor 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.
Donnerſtag den 15. Oktober vor halb 12 Uhr Abends der neue Mond.
Freitag den 23. Oktober vor 1 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das erſte Viertel.
Sonnabend den 31. Oktober nach halb 12 Uhr Mittags der volle Mond.

Die Juden haben Laubhüttenfeſt am 1. und 2., Palmenfeſt am 7., Verſammlung oder Laubhütten-Ende am 8. und Geſetzfreude am 9. Oktober.

	Tageslänge.		⊙Aufgang.		⊙Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	11 St.	36 M.	6 St.	1 M.	5 St.	37 M.	12 St.	24 M.
11	10	58	6	17	5	15	13	2
21	10	20	6	38	4	58	13	40

☾Aufg. U. M.		☾Unterg. U. M.		T.
Abds.		Morg.		
5	51	5	16	1
6	17			2
6	41			3
				4
7	8	[illegible]		5
7	41			*
8	17			6
9	1			7
9	55			8
10	58			9
Morg.				10
				11
12	8			12
1	26			*
2	42			13
4	3	Abds.		14
5	21	5	19	15
		5	46	16
		6	18	17
				18
		6	51	19
[illegible]		7	29	*
		8	12	20
		9	0	21
		9	54	22
		10	52	23
		11	52	24
				25
		Morg.		26
		12	54	*
		1	56	27
		3	1	28
Abds.		4	7	29
4	45	5	14	30
5	10	5	22	31

Schon benutzter Rath.

Soll ſich die Menge das Denken verſagen,
Muß Staatskniff geſchickt in Muſikſucht ſie jagen;
Wie ſehr dann der Dünkel vom Denken befreit,
Beweiſt zum Erſtaunen uns heutige Zeit,
Die folgerichtig dabei noch bewundert
Den Bildungsfortſchritt im jetz'gen Jahrhundert.

Beinahe daſſelbe!

Eine nord-amerikaniſch-deutſche Zeitung vom 21. September 1866 gab uns die Bemerkung zu leſen: „Unſere Verfaſſung iſt zwar ſehr hinfällig, kann aber immer noch Dienſte leiſten, bis wir eine beſſere haben.“ — Dies ſcheint uns jedenfalls beinahe daſſelbe, als wäre geſagt: Ein den Einſturz drohendes Haus kann ohne Gefahr bewohnt werden, wenn es eingeriſſen und an deſſen Stelle ein neues gebaut iſt.

* * *

Unſere Zeit hat durch die vielen ſtaatlichen Umſtürze mehr kecken Willen als edles Wollen gefördert, all ihr Geiſt drängt ſich in Habgier, und in deren Abſichten geht nicht nur alle Unbefangenheit, ſondern auch jedes redlich richtige Gefühl unter.

* * *

Gleichſam mit einem Steckbriefe iſt zu warnen gegen einen Wanderer, der ſich erſt einſchmeichelt und dann ſchamlos um ſich greift. Anmuthig ſchleicht er ſich als Vorübergehender bei dir ein, wird aber alsbald dein täglicher und immer gieriger ſich benehmender **Begleiter**, endlich dein **Herr**: dieſer Wanderer heißt **Genußtrieb**, der mit ſeinen Gelüſten zuletzt alles geiſtige, leibliche und geſammte irdiſche Vermögen erſchöpft.

November 1868. **Alter Oktober.**

45.	Von des Königiſchen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.			
Sonnt.	1 21. n. Tr.	♉	Aller Heil. ☿ iſt durch	20 21. n. Tr.
Mont.	2 All. Seel.	♊	Fernröhre am 5. bei Son-	21 Urſula
Dienſt.	3 Hubert	♊	nenaufgang in der Son-	22 Cordula
Mittw.	4 Karl Bor.	♋	☿ Durchg ☉. nenſcheibe zu	23 Severin
Donn.	5 Zacharias	♋	ſehen; nach Mitte des	24 Evergislus
Freit.	6 Leonhard	♌	🌗 Monats wird er nach	25 Raphael
Sonn.	7 Engelbert	♌	2 14′ N. ♂☌☾. 6 U.	26 Amandus
46.	Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.			
Sonnt.	8 22. n. Tr.	♌	Gottfried ☾☊. Morgens	27 22. n. Tr.
Mont.	9 Theodor	♍	☾Erdn. ſichtb. ♀ als Mor-	28 Simon J.
Dienſt.	10 Martin P.	♍	genſtern zuletzt von 4 U.	29 Narciſſus
Mittw.	11 Martin B.	♎	♀☌☾. bis nach 7 U. ſicht-	30 Theoneſt.
Donn.	12 Kunibert	♎	bar. ♂ geht am Ende des	31 Wolfg. †
Freit.	13 Staniſl.	♏	🌑 Monats bald nach	1 Nov. A. H.
Sonn.	14 Levin	♏	11. 23′ V. 10 Uhr	2 All. Seel.
47.	Vom Zinsgroſchen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.			
Sonnt.	15 23. n. Tr.	♐	Leopold. Abends auf, und	3 23. n. Tr.
Mont.	16 Edmund	♐	bleibt bis halb 7 U. Mor-	4 Karl Bor.
Dienſt.	17 Gertrud	♑	gens ſichtbar. ♃ iſt zuletzt	5 Zacharias
Mittw.	18 Maximus	♑	nur bis 2 U. Morg. noch	6 Leonhard
Donn.	19 Eliſabeth	♑	ſichtbar. ♄ iſt unſichtbar.	7 Engelbert
Freit.	20 Simplicius	♒	♅ wird zu Ende d. Mon.	8 Gottfried
Sonn.	21 **Mar. Opf.**	♒	☾☋. ☿ gr. weſtl. Ausw.	9 Theodor
48.	Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.			
Sonnt.	22 24. n. Tr.	♓	🌓 7. 14′ V. ☾ Erdf Cäcilia. Feier z. Ged. d. Geſt.	10 24. n. Tr.
Mont.	23 Clemens	♓	bald nach 6 U. im Oſten	11 Martin B.
Dienſt.	24 Joh. v. Kr.	♓	und bis Morgens ſichtbar.	12 Kunibert
Mittw.	25 Katharina	♈	♃☌☾. am 30. wird um	13 Staniſl.
Donn.	26 Konrad	♈	1 Uhr 53 Min. Morg.	14 Levin
Freit.	27 Bilhildis	♉	Aldebaran vom ☾ bedeckt,	15 Leopold
Sonn.	28 Günther	♉	und tritt um 2 U. 12 Mi-	16 Edmund
49.	Von Chriſti Einzuge in Jeruſalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.			
Sonnt.	29 **1. Advent**	♊	🌕 Saturnin. nuten wieder	17 25. n. Tr.
Mont.	30 Andr. Ap.	♊	1. 28′ V. ♄☌☾. aus.	18 Maximus

Mond- und Zeit-Wechſel.

Sonnabend den 7. Novbr. vor 1 Viertel auf 3 Uhr Nachm. das letzte Viertel.
Sonnabend den 14. November vor halb 12 Uhr Verm. der neue Mond.
Sonntag den 22. November vor 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens das erſte Viertel.
Montag den 30. November vor halb 2 Uhr früh der volle Mond.

	Tageslänge.	☉Aufgang.	☉Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 5	7 11	4 16	14 55
21	8 35	7 29	4 4	15 25

☾ Afg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
Abds.				
5	40			1
6	15	[illegible]		2
6	58	[illegible]		3
7	49	[illegible]		4
8	49			5
9	56	[illegible]		6
11	9	[illegible]		7
				✱
Morg.		[illegible]		8
12	26	[illegible]		9
1	44			10
3	0			11
4	17	Abds.		12
5	33	4	15	13
6	48	4	46	14
				✱
		5	22	15
		6	3	16
		6	49	17
[illegible]		7	41	18
[illegible]		8	37	19
[illegible]		9	37	20
		10	30	21
				✱
[illegible]		11	42	22
[illegible]		Morg.		23
[illegible]		12	46	24
[illegible]		1	51	25
		2	56	26
		4	4	27
Abds.		5	14	28
				✱
4	12	6	25	29
4	53	7	35	30

Die Macht und manche Redner.

Die Macht.

Ihr Herren Redner, was Sie wagen
Im Klugevollen oder Tollen,
Sie dürfen muthigſt Alles ſagen,
Doch thun werd' Ich nie, was Sie wollen.

Redner.

Wir fleh'n nur, ſchon beglückt durch Sprechen,
Uns gnädigſt nicht zu unterbrechen.

* * *

„Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen: es iſt kein Gott!" — dies leſen wir in der Bibel. — Ei, laßt die Thoren immerhin ſo ſprechen, wenn es nur zu verhindern wäre, daß politiſche Weltkluge nicht ſelten ſo handeln, als ob ſie mit Sicherheit wüßten: es ſey kein Gott, daneben aber doch, um für ſich den beſten Schein zu gewinnen, den Namen „Gott" oft überhäuft ſo benutzen, als hätten ſie niemals das „zweite Gebot" gekannt.

* * *

Zweckeſſen ſind die Maſt anjetzt,
Damit durch Gunſt am Schiff des Staates
Der Maſt zum Wind ſich wendlich ſetzt,
Nach Zweck des eingeblaſ'nen Rathes.

* * *

Zwei reichgeſchmückte Fräulein ſchritten aus der Kirche, nachdem ſie eine Bußpredigt gehört hatten. — Lucie fragte: „Wie hat Dir der Prediger gefallen?" und Eleonore antwortete: „Wie ein Engel ſprach er von der Hölle, man kriegte wahrhaftig Luſt, 'mal hinzukommen!"

Zwei reichgeſchmückte Fräulein gingen aus dem Opernhauſe nach der Darſtellung des „Fauſt", und Leopoldine ſagte feurigſt zur Ottilie: „So überſelig war ich noch nie! — der Teufel wurde göttlich geſpielt!"

Dezember 1868. Alter November.

Dienſt.	1 Elegius	♊	☿ wird zu Anfang dieſes	19 Eliſabeth
Mittw.	2 Balbina	♋	♅☌☾. Monats bald nach	20 Simplic.
Donn.	3 Franz Xav.	♋	6 Uhr Morgens noch	21 **Mar. Opf.**
Freit.	4 Barbara	♌	☾Erdn. zu ſehen ſeyn.	22 Cäcilia
Sonn.	5 Crispina	♌	☾♌. ♂☌☾. ♀ bleibt als	23 Clemens

50. Von den Zeichen des jüngſten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Sonnt.	6 **2. Advent**	♍	☾ 10. 1′ N. Nicolaus.	24 26. n. Tr.
Mont.	7 Ambroſius	♍	Morgenſtern den gan-	25 Katharina
Dienſt.	8 **Mar. Empf.**	♎	zen Monat hindurch ſicht-	26 Konrad
Mittw.	9 Leocadia	♎	bar. ♂ wird Ende dieſes	27 Bilhildis
Donn.	10 Judith	♏	Monats von 9 Uhr	28 Günther
Freit.	11 Damaſus	♏	♀☌☾. Abends bis gegen	29 Saturnin
Sonn.	12 Epimachus	♐	7 Uhr Morgens zu ſehen	30 Andr. Ap.

51. Von Johannis Geſandtſchaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Sonnt.	13 **3. Advent**	♐	Lucia. ſeyn. ♃ iſt in	1 **Dez. 1. Ad.**
Mont.	14 Nicaſius	♐	● 2. 1′ V. dieſem Mo-	2 Balbina
Dienſt.	15 Euſebius	♑	nat von 5 Uhr	3 Franz Xav.
Mittw.	16 **Quat.** †	♑	Adelheid. Abends, zuletzt	4 Barbara
Donn.	17 Lazarus	♒	nur noch bis Mitternacht	5 Crispina
Freit.	18 Wunibald†	♒	☾☋. im Weſten ſicht-	6 Nicolaus
Sonn.	19 Nemeſius†	♒	bar. ♄ wird erſt gegen	7 Ambroſius

52. Von Johannis Zeugniß. Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Sonnt.	20 **4. Advent**	♓	Julius. ☾Erdf. Ende des	8 2Adv **ME**
Mont.	21 Thom. Ap.	♓	☉ i. ♑ W.-Anf., kürz. T.	9 Leocadia
Dienſt.	22 Gregor Sp	♈	☽ 4. 56′ V. Monats	10 Judith
Mittw.	23 Dagobert	♈	kurze Zeit des Mor-	11 Damaſus
Donn.	24 Adam E.†	♈	gens im Oſten ſichtbar.	12 Epimach.
Freit.	25 **H. Chriſtf.**	♉	♅ nähert ſich in dieſem	13 Lucia
Sonn.	26 **Stephan**	♉	Monate der Oppoſition	14 Nicaſius

53. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Sonnt.	27 **S. n. Chr.**	♊	Joh. Ev.* mit der Son-	15. 3 **Advent**
Mont.	28 Unſch. K.	♊	ne und iſt von 6 Uhr	16 Adelheid
Dienſt.	29 Thomas E.	♋	○ 2. 15′ M. Abends	17 Lazarus
Mittw.	30 David	♋	♅☌☾. bis 6 Uhr	18 **Quat.** †
Donn.	31 Sylveſter	♌	☾Erdn. Morg. zu ſehen.	19 Nemeſius

Monds- und Zeit-Wechſel.

Sonntag den 6. Dezember nach 10 Uhr Abends das letzte Viertel.
Montag den 14. Dezember nach 2 Uhr früh der neue Mond.
Dienſtag den 22. Dezember vor 5 Uhr Morg. das erſte Viertel.
Dienſtag den 29. Dezember 1 Viertel auf 3 Uhr Nachmitt. der volle Mond.

Die Juden haben Tempelweihe am 9., Faſten, Belagerung Jeruſalems am 24. Dezember.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 13 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 47 M.
11	7 55	7 54	3 53	16 2
21	7 52	8 3	3 54	16 8

☾ Afg. u. M.	☾ Untg. u. M.	T.
Abds.		
5 40		1
6 39	[illegible]	2
7 46		3
8 59		4
10 19		5
		●
11 31		6
Morg.		7
12 48		8
2 3		9
3 18		10
4 31		11
5 43	Abds.	12
		*
6 51	3 56	13
7 51	4 40	14
[illegible]	5 29	15
	6 24	16
	7 24	17
	8 25	18
	9 27	19
		*
	10 29	20
	11 34	21
	Morg.	22
	12 38	23
	1 44	24
	2 51	25
	4 1	26
		●
	5 12	27
Abds.	6 22	28
4 23	7 28	29
5 28	B. T.	30
6 41		31

Dennoch Muth!

Die Wahrheit könnte ſprechen mit Geſchall
Als ob es Donnerkeile hagelt,
Sie fände jammervoll doch überall
Die Hirne wie Geſchütz vernagelt,
Und hörte Hohn für ſich aus Jubelſchrei,
Wenn knechtiſch ſchmeichelnd ſchwatzt die Bübelei.

* * *

Selbſtſucht macht die beſten Geſchäfte, wenn ſie es dahin bringt, daß ſie für Vaterlands- und Volksliebe gehalten wird; dies iſt ein die Menge vielmals oft verdummender Kunſtgriff der ſogenannten Leute von Welt, deren von Uebermuth erfülltes Gehirn leider nicht erleuchtet werden kann, weil es nicht zu reinigen iſt.

* * *

Wer durch Erfahrung klüger und nicht zugleich ſittlich beſſer wird, der hatte vorher keinen Werth, und nachher hat er ihn auch nicht.

* * *

Der Baum der Erkenntniß iſt der Menſchheit jetzt weniger zugänglich als im Paradieſe; er wird nicht von einer Schlange bewohnt, die da lockt: er iſt von vielen Schlangen umgeben, die das Vordringen zu ihm hindern.

Ueberzeugung.

Wenn ich frei die Wahrheit ſage,
Hab' ich Schaden;
Doch ſoll nicht Gewiſſensplage
Mich beladen,
Bis ich in mir ſelbſt verzage,
Muß ich mit getreuem Sinn
Juſt ſo bleiben wie ich bin.

Gh.

Zeitrechnung des Jahres 1868.

Das gegenwärtige 1868ſte Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Chriſti an gerechnet. Es iſt ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und zwei Tagen, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1867 iſt. Das Oſterfeſt fällt in dem neuen Kalender auf den 12. April, und in dem alten auf denſelben Tag, nämlich auf ſeinen 31. März. Die von Oſtern abhängigen Feſte fallen daher in dieſem Jahre im alten und im neuen Kalender auf dieſelben Tage.

Die griechiſche Kirche zählt ihre Jahre ſeit Erſchaffung der Welt und es beginnt ihr 7376ſtes Jahr am 1. September alten oder 13. September neuen Stils unſeres 1867ſten Jahres. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bedienen ſich die Ruſſen unſerer Jahreszahl, rechnen aber ſonſt, wie ſchon bemerkt worden, noch nach dem alten Kalender.

Die Juden zählen ihre Jahre ſeit Erſchaffung der Welt und beginnen ihr 5628ſtes Jahr am 30. Sept. 1867; daſſelbe iſt ein mangelhaftes Gemeinjahr von 353 Tagen. Ihr Purim trifft auf den 8. März 1868. Das Paſſahfeſt beginnt am 15. Niſan, es dauert 8 Tage hindurch, aber nur die beiden erſten und letzten Tage, am 7. und 8. April, ſowie am 13. und 14. April werden ſtreng, unter Enthaltung von aller Arbeit, gefeiert. Ihr Wochenfeſt findet am 27. und 28. Mai, die Zerſtörung Jeruſalems (Verbrennung des Tempels) am 28. Juli 1868 ſtatt. Am 17. Sept. 1868 beginnt ihr 5629ſtes Jahr, ſie feiern ihr Neujahrsfeſt am 17. und 18. Sept., ihr Verſöhnungsfeſt am 26. Sept. Ihr Laubhüttenfeſt beginnt am 1. Okt., dieſer und der zweite Feſttag am 2. Okt., ſowie die Verſammlung am 8. Okt. und die Geſetzfreude am 9. Okt. werden ſtreng gefeiert.

Die Araber, Perſer, Türken und die andern Bekenner des muhamedaniſchen Glaubens zählen ihre Jahre ſeit Muhameds Auswanderung von Mekka nach Medina, die von ihnen Hidſchred genannt wird. Sie beginnen am 5. Mai 1867 ihr 1284ſtes und am 24. April 1868 ihr 1285ſtes Jahr.

Die vier Jahreszeiten. Der Frühling fängt an, ſobald die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Aequator erreicht und zum erſten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, — am 20. März um 8 Uhr Morgens. Der Sommer beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebſes, wo ſie um Mittag dem Scheitelpunkt am nächſten kommt und die längſte Dauer des Tages hervorbringt, — am 21. Juni um 5 Uhr Morgens. Der Herbſt fängt an, ſobald die Sonne das Zeichen der Wage erreicht, wieder zum Aequator gelangt und zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich macht, — am 22. Sept. um 7 Uhr Abends. Der Winter beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, wo ſie um Mittage die weiteſte Entfernung vom Scheitelpunkte hat und den kürzeſten Tag hervorbringt, — am 21. Dez. um 1 U. Nachm.

Von den Finſterniſſen. Es werden in dieſem Jahre nur zwei Sonnenfinſterniſſe eintreten, von denen die erſte in unſerer Gegend, jedoch nur in ſehr kleinem Maßſtabe ſichtbar ſein wird.

Die erſte Sonnenfinſterniß iſt eine partiale und wird am 23. Februar kurz vor Mittag eintreten. Sie wird im Allgemeinen in einem großen Theile von Europa, mit Ausnahme des nordweſtlichen Deutſchlands, Großbritanniens, Scandinaviens und Rußlands, in Afrika mit Ausnahme des ſüdlichen Theiles, in einem ſchmalen weſtlich gelegenen Theile von Aſien und in Mittel- und Süd-Amerika ſichtbar ſein. Sie beginnt in Köln am 23. Februar um 4 Uhr 40 Minuten und endet um 5 Uhr 2 Minuten Nachmittags nach mittlerer Kölner Zeit. Die größte Verfinſterung beträgt nur einen halben Zoll am Südrande der Sonnenſcheibe, und wird daher nur ſchwer wahrnehmbar ſein.

Genealogie
des Königl. Preuſsiſchen Hauſes
und die jetzigen Regenten
nebſt deren Gemahlinnen und Thronfolgern.

Preußen.

Friedrich Wilhelm Ludwig. (Wilhelm I.) König, geb. 22. März 1797, folgte ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm IV in der Regierung am 2. Januar 1861, vermählt den 11. Juni 1829 mit

Marie Luiſe Auguſta Katharina, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3. Sept. 1811.

Kinder:

1] **Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl**, Kronprinz, geb. 18. Okt. 1831, General-Lieutenant, commandirender General des zweiten Armee-Corps, Chef des erſten Oſtpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 1. (Kronprinz), und des fünften Weſtphäliſchen Infanterie-Regiments Nr. 53, à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und des zweiten Schleſiſchen Grenadier-Regiments Nr. 11, erſter Commandeur des erſten Bataillons im zweiten Garde-Landwehr-Regiment, vermählt am 25 Jan. 1858 mit **Victoria Adelheid Marie Luiſe**, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland und Herzogin zu Sachſen, geb. 21. Nov. 1840.

Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Victor Albert, geb. 27 Januar 1859. 2) Victoria Eliſabeth Auguſte Charlotte, geb 24. Juli 1861. 3) Albert Wilhelm Heinrich geb. 14. Aug. 1862. 4) Friderike Amalie Wilhelmine Victoria, geb. 12. April 1866.

2] Die Gemahlin des Großherzogs Friedrich von Baden.

Geſchwiſter des Königs: 1) **Friedrich Karl Alexander**, geb. 29. Juni 1801, General-Feldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz, Chef des zweiten Brandenb. Grenadier-Regiments No. 12, (Prinz Karl von Preußen), à la Suite des erſten Garde-Regiments zu Fuß und erſter Commandeur des zweiten Bataillons im erſten Garde-Grenadier-Landwehr-Regiment, vermählt den 26. Mai 1827 mit

Marie Luiſe Alexandrine, Tochter des verſtorbenen Großherzogs Karl Friedrich von Sachſen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808.

Kinder: 1] **Friedrich Karl Nikolaus**, geb. 20. März 1828, General der Cavallerie und commandirender General des dritten Armee-Corps ꝛc., verm. 29. Nov. 1854 mit

Marie Anna, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 14. Sept. 1837.

Kinder: 1] Marie Eliſabeth Luiſe Friederike, geb. 14. Sept. 1855. 2] Eliſabeth Anna geb. 8. Febr. 1857. 3] Louiſe Margarethe Alexandra Victoria Agnes, geb. 25. Juli 1860. 4) Joachim Carl Wilhelm Friedrich Leopold, geb. 14. November 1865.

2] Marie Luiſe Anna, geb. 1. März 1829.

3] Die Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Georg Adolph von Heſſen-Caſſel.

2. Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

3. Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande.

4. **Friedrich Heinrich Albrecht**, geb. 4. Okt. 1809, General der Cavallerie ꝛc., vermählt 14. Sept. 1830 mit

Wilhelmin Friederike Luiſe **Marianne**, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verſtorb. Königs Wilhelm I der Niederlande und von demſelben geſchieden ſeit 28. März 1849.

Kinder:

1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837, General-Major und Commandeur des erſten Garde-Dragoner-Regiments ꝛc. 2] Die Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm Nicolaus zu Mecklenburg-Schwerin.

Des am 27 Juli 1863 verſt. Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, Vetter des Königs, Wittwe.

Wilhelmine Luiſe, des verſtorbenen Herzogs Alexius Friedrich Chriſtian zu Anhalt-Bernburg Tochter, geb. 30. Okt. 1799.

Söhne:

1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, General d. Infanterie. 2] Friedrich Wilhelm Georg Ernſt, geb. 12. Febr. 1826, General-Lieutenant.

Des am 28. Septbr. 1851 verſtorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm Karl, Vater-Bruder des Königs, Kinder.

1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Oktbr. 1811, Admiral und Oberbefehlshaber der Marine ꝛc. 2] Gemahlin des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. 3] Die verwittwete Königin von Bayern.

Wittwe des am 2. Januar 1861 verſtorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV., Eliſabeth Ludovike, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian Joſeph I. von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Anhalt. Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, Wittwer 1. Jan. 1850 von Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Tochter des verſtorbenen Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs von Preußen. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog, geb. 9. Sept. 1826, reg. 24. April 1852, verm. 20. Sept. 1856 mit Luiſe Marie Eliſabeth, Tochter des Königs Wilhelm I. von Preußen, geb. 3. Dezember 1838. — Sohn: Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold Auguſt Erbgroßherzog, geb. 9. Juli 1857.

Bayern. Ludwig II. Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Auguſt 1845, ſucc. ſeinem am 10. März 1864 verſtorbenen Vater Maximilian II.

Belgien. Leopold II. Ludwig Philipp Maria Victor, geb. 9. April 1835, folgt ſeinem am 10. December 1865 verſt. Vater Leopold I. in der Regierung; verm. 22. Auguſt 1853 mit Maria Henriette Anna von Oeſtreich geb. 23. Auguſt 1836. Tochter des verſtorb. Erzherzogs Joſeph Anton Johann von Oeſtreich.

Braſilien. Dom Pedro II. de Alcantara Johann Karl Leopold, Kaiſer, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 4. Sept. 1843 mit Thereſe Chriſtine Marie, Tochter des verſtorbenen Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822. Tochter: Iſabella, geb. 29. Juli 1846. Thronfolgerin.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Auguſt Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 25. April 1831.

Dänemark. Chriſtian IX., geb. 8. April 1818, reg. 15. Nov. 1863. — Chriſtian Friedrich Wilhelm Karl, Kronprinz, geb. 3. Juni 1843.

Frankreich. Louis Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie, Gräfin von Teba, Kaiſerin der Franzoſen, geb. 5. Mai 1826. — Sohn: Napoleon Eugen Louis Jean Joſeph, geb. 16. März 1856.

Großbritannien und Irland. Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, Wittwe ſeit 14. Decbr. 1861 von Albert Franz Carl Auguſt Emanuel, Bruder des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, Thronfolger, verm. 10. März 1863 mit Alexandra Caroline Marie Charlotte Louiſe Julie, Tochter des Königs Chriſtian IX. zu Dänemark, geb. 1. Dec. 1844.

Heſſen und bei Rhein (Darmſtadt). Ludwig III. Großherzog, geb. 9. Juni 1806, reg. 16. Juni 1848, Wittwer ſeit 25. Mai 1862 von Mathilde Caroline Friederike, Tochter Königs Ludwig I. von Bayern.

Italien. Victor Emanuel II. König, geb. 14. März 1820, reg. 3 April 1849, Wittwer ſeit 20. Januar 1855 von Adelheid Franciska Rainera Eliſabeth Clotilde, Tochter des Erzherzogs Rainer von Oeſterreich. — Humbert Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, Prinz von Piemont, Thronfolger, geb. 14. März 1844.

Kirchenſtaat. Pius IX. (Maſtai Feretti), Papſt, geb. 13. Mai 1792, erwählt 16. Juni 1846.

Liechtenſtein. Johann Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840, ſucc. ſeinem Vater Alois Joſeph am 12. November 1858.

Lippe. 1. Lippe-Detmold. Friedrich Emil Leopold, Fürſt, geb. 1. Sept. 1821, reg. 1. Januar 1851, verm. 17. April 1852 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Schwarzburg-Rudolſtadt, geb. 1. Okt. 1833.

2. **Lippe-Schaumburg.** Adolph Georg, geboren 1. Aug. 1817, folgte ſeinem Vater Georg Wilhelm 21. Nov. 1860, verm. 25. Okt. 1844 mit der Prinzeſſin Hermine geb. 29. Sept. 1827, Tochter des am 15. Mai 1845 verſt. Fürſten Georg zu Waldeck und Pyrmont.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842, Wittwer ſeit 3. März 1862 von Auguſte Mathilde Wilhelmine, Tochter des verſtorbenen Fürſten Heinrich LXIII von Reuß-Schleiz-Köſtritz, und ſeit 6. April 1865 von Marie Anna Wilhelmine Eliſabeth, Tochter des Prinzen Karl von Heſſen und bei Rhein. — Friedrich Franz Paul Nikolaus Ernſt Heinrich, Erbgroßherzog geb. 19. März 1851.

Mecklenburg-Strelitz. Friedrich Wilhelm Georg Ernſt Karl Adolph Guſtav, Großherzog, geb. 17. Oktober 1819, reg. 6. Sept. 1860, verm. 28. Juni 1843 mit Auguſte Caroline Charlotte Eliſabeth, Tochter des verſtorbenen Herzogs Adolph von Cambridge. Georg Adolph Friedrich, Erbgroßherzog, geb. 22. Juli 1848.

Niederlande. **Wilhelm III** Alexander Paul Friedrich Ludwig, König, Prinz von Oranien und Naſſau, geb. 19. Febr. 1817, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 17. März 1849, verm. 18. Juni 1839 mit **Sophie** Friederike Mathilde, geb. 17. Juni 1818, Tochter des verſt. Königs von Württemberg. **Wilhelm** Nikolaus Alexander Friedrich Karl Heinrich, Prinz von Oranien, Thronfolger, geb. 4. Sept. 1840.

Oeſterreich. **Franz Joſeph I** Karl, Kaiſer, geb. 18. Aug. 1830, reg. 2. Dez. 1848, verm. 24. April 1854 mit **Eliſabeth** Amalie Eugenie, Tochter des Herzogs Max Joſeph von Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Rudolph Franz Karl Joſeph, Kronprinz, geb. 21. Aug. 1858.

Oldenburg. **Nikolaus** Friedrich Peter, Großherzog, geb. 8. Juli 1827, reg. 27. Februar 1853, verm. mit Eliſabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. — Friedrich Auguſt, geb. 16. Novbr. 1852.

Portugal. **Louis Philipp** Maria Ferdinand, geb. 31. Okt. 1838, reg. 11. November 1861, verm. am 27. Sept. 1862 in Turin durch Prokuration und am 6. Okt. 1862 in Liſſabon perſönlich mit **Maria Pia**, geb. 16. Okt. 1847, Tochter des Königs Viktor Emanuel von Italien. — Carl Ferdinand, Thronerbe, geb. 28. September 1863.

Reuß. 1. Reuß-Greiz. Heinrich XXII, Fürſt, geb. 28. März 1846, ſucc. ſeinem Vater Heinrich XX. am 8. November 1859.

2. Reuß-Schleiz. Heinrich LXVII, Fürſt, geb. 20. Okt. 1789, reg. in Schleiz und Lobenſtein-Ebersdorf ſeit 19. Juni 1854, verm. 18. April 1820 mit Sophie **Adelheid** Henriette, Prinzeſſin von Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800. — Heinrich XIV, Erbprinz, geb. 28. Mai 1832.

Rußland. **Alexander II** Nikolajewitſch, geb. 29. April (17. April alten Stils) 1818, reg. 2. März 1855 (Todestag des Kaiſers Nikolaus I) als Kaiſer von Rußland und König von Polen, verm. 28. (16.) April 1841 mit **Maria** Alexandrowna (zuvor Maximiliane Wilhelmine Auguſte Sophie **Marie**), Tochter des verſt. Großherzogs von Heſſen und bei Rhein, geb. 8. Auguſt (27. Juli) 1824. — Großfürſt **Wladimir** Alexandrowitſch, Thronfolger, geb. 22. (10.) April 1847.

Sachſen. I. Albertiniſche Linie. **Johann I** Nepomuk Maria Joſeph Anton Xaver, König, geb. 12. Dez. 1801, reg. 9. Auguſt 1854, verm. 21. Nov. 1822 mit **Amalie** Auguſte, Tochter des verſtorbenen Königs Maximilian I. von Baiern, geb. 13. Nov. 1801. — Friedrich Auguſt **Albert**, Kronprinz, geb. 23. April 1828.

II. Erneſtiniſche Linie 1. Sachſen-Weimar-Eiſenach. **Karl** Alexander Auguſt Johann, Großherzog, geb. 24. Juni 1818, reg. 8. Juli 1853, verm. 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie **Sophie** Luiſe, Tochter des verſt. Königs der Niederlande, geb. 8. April 1824. — **Karl Auguſt** Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan, Erbgroßherzog, geb. 31. Juli 1844.

Sachſen-Meiningen-Hildburghauſen. **Georg II**, geb. 2. April 1826, regiert ſeit 20. Sept. 1866, verm. 23. Okt. 1858 mit **Feodore** Victorie Adelheid Pauline Amalie Marie zu Hohenlohe Langenburg, geb. 7. Juli 1839. — **Bernhard**, Erbprinz, geb. 1. April 1851.

3. Sachſen-Altenburg. **Ernſt** Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog, geb. 16. Sept. 1826, reg. 3. Aug. 1853, verm. 28. April 1853 mit Friederike Amalie **Agnes**, Tochter des Herzogs von Anhalt-Deſſau, geb. 24. Juni 1824.

4. Sachſen-Coburg-Gotha. **Auguſt Ernſt II**, Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit **Alexandrine** Luiſe Amalie Friederike Eliſabeth Sophie, älteſten Tochter des verſt. Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Schwarzburg. 1. Schwarzburg-Sondershauſen. **Günther** Friedrich Karl, Fürſt, geb. 24. Septbr. 1801, reg. 19. Aug. 1835, zum zweitenmal verm. 29. Mai 1835 mit Friederike **Mathilde** Alexandrine Marie, Tochter des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen, von derſelben geſchieden 5. Mai 1852. — Karl Günther, Erbprinz, geb. 7. Aug. 1830.

2. Schwarzburg-Rudolſtadt. Friedrich **Günther**, Fürſt, geb. 6. November 1793, reg. 28. April 1807, Wittwer von Amalie Auguſte, Tochter des verſt. Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Deſſau, wieder verm. 7. Aug. 1855 mit Helene von Anhalt-Deſſau, geb. 1. März 1835 und abermals Wittwer ſeit 6. Juni 1860.

Schweden und Norwegen. **Karl XV** König, geb. 3. Mai 1826, reg. 8. Juli 1859, verm. 19. Juli 1850 mit Wilhelmine Friederike Alexandra Anna **Louiſe**, geb. 5. Aug. 1828, Tochter des Prinzen Wilhelm **Friedrich** Karl der Niederlande.

Spanien. Marie **Iſabella** Luiſe, Königin, geb. 10. Okt. 1830, ſuccedirt 29. Sept. 1833, verm. 10. Okt. 1846 mit Franz d'Aſis Maria Ferdinand, Herzog von Cadix, geb. 13. Mai 1822. — Alphons Franz ꝛc. Prinz von Aſturien, geb. 28. Nov. 1857, Kronprinz.

Türkei. Abdul-Aziz, Großſultan, folgte in der Regierung ſeinem 1861 verſtorbenen Bruder Abdul-Medſchid.

Waldeck. Georg Victor, Fürſt, geb. 14. Jan. 1831, reg. 15. Mai 1845, verm. 26. Sept. 1853 mit Helene Wilhelmine Henriette Pauline Mariane, Tochter des verſt. Herzogs von Naſſau, geb. 12 Aug. 1831.

Württemberg. Karl Friedrich Alexander, König, geb. 6. März 1823, reg. 25. Juni 1864, verm. ſeit 13. Juli 1846 mit der Großfürſtin Olga, zweiten Tochter des verſtorbenen ruſſiſchen Kaiſers Nikolaus, geb. 11. Sept. 1822. —

Tafel zur Stellung der Uhr im Jahre 1868.

Tage.	Januar.			Februar.			März.			April.			Mai.			Juni.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	36	mehr.	13	45	mehr.	12	28	mehr.	3	49	weniger.	3	4	weniger.	2	34
6		5	54		14	19		11	21		2	20		3	34		1	35
11		8	0		14	29		10	4		0	57		3	50		0	37
16		9	51		14	21		8	40	weniger.	0	19		3	51	mehr.	0	26
21		11	26		13	55		7	11		1	26		3	25		1	31
26		12	41		13	12		5	39		2	21		3	11		2	35
31		13	39		12	16		4	8		3	3		2	31		3	35

Tage.	Juli.			Auguſt.			September.			Oktober.			November.			Dezember.		
		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.		M.	S.
1	mehr.	3	35	mehr.	6	2	weniger.	0	16	weniger.	10	28	weniger.	16	15	weniger.	10	36
6		4	28		5	35		1	54		11	59		16	13		8	39
11		5	13		4	54		3	37		13	20		15	47		6	20
16		5	46		3	59		5	22		14	28		14	58		3	55
21		6	7		2	51		7	7		15	21		13	50		1	28
26		6	14		1	32		8	50		15	58		12	22	mehr.	1	3
31		6	5		0	3		10	28		16	17		10	36		3	29

Dieſe Tafel zeigt an, wie viel Minuten und Sekunden eine richtig gehende Taſchen- oder Pendel-Uhr am Mittage mehr oder weniger zeigen muß, als eine richtig entworfene und aufgeſtellte Sonnenuhr. Die Sonnentage oder die Zeiten, die von einem Durchgang der Sonne durch den Meridian zum andern verfließen, ſind das Jahr hindurch ungleich. Dieſer Ungleichheit können die Taſchen- und Pendel-Uhren als mechaniſche Werkzeuge nicht folgen; ſie ſind vielmehr um ſo vollkommener, je gleichförmiger ihr Gang iſt. Die Zeit, die ſie, im Augenblick des wahren Mittags nach obiger Tafel geſtellt, angeben, wird die mittlere Sonnenzeit genannt, zum Unterſchiede der wahren, welche die Sonnenuhren anzeigen. Der Unterſchied beider Zeiten heißt die Zeitgleichung. Da nunmehr zu Berlin und in den vornehmſten preußiſchen Städten die Uhren nach mittlerer Zeit regulirt werden, ſo ſind in dieſem Kalender alle Erſcheinungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, ihre Auf- und Untergänge, die Mondviertel, Anfang und Ende der Finſterniſſe u. ſ. w. nach mittlerer Zeit beſtimmt worden. Man muß es alſo nicht befremdend finden, wenn an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne nicht gerade um 6 Uhr Morgens auf und um 6 Uhr Abends untergeht, und wenn der mittlere Mittag oder der Zeitpunkt, wo die mechaniſchen Uhren 12 zeigen, den natürlichen Tag oder die Zeit der Anweſenheit der Sonne über dem Horizont nicht durchgehends halbirt. Es iſt dies eine nothwendige Folge der Zeitgleichung.

Für alle Jahre.

Wer durch Vergangenheit
Klares für Gegenwart erfahren,
Schafft kurze Lebenszeit
Geiſtig zu Tauſenden von Jahren.

* * *

Allen Lehren wird Bewahrung
Nicht für Geiſt und Herz gelingen,
Wenn zur Klarheit nicht Erfahrung,
Glaube ſie in Kraft nicht bringen.

* * *

An Begriffe nicht nur ſtreifeln,
Feſt ſie haben, das führt heiter,
Auch bei Wirrmacht zum Verzweifeln,
Inn're Klarheit ſiegend weiter.

* * *

Das Herz mag anders ſich den Glauben,
Viel anders bilden ihn Verſtand,
Doch wer dem Herzen ihn läßt rauben,
Verliert für Seligkeit ſein Pfand.

* * *

Die Modeweisheit kann
Nur Moderweisheit ſeyn,
Sie läßt nach Ob und Dann
Viel ird'ſche Klugheit ein,
Und mag man ſolche Kluge preiſen,
Der Narr nur zählt ſie zu den Weiſen.

* * *

Ohne Einſicht iſt das Herz
Oft im Gewirre,
Ohne Herz jedoch der Kopf
Stets in der Irre.

* * *

Wer allein ſelber ſich liebt,
Mehr als Alle ſich verehrt,
Weiß nicht, daß Zeugniß er giebt:
Was er liebe, ſey nichts werth.

* * *

Ohne Demuth bleibt
Alles Glaubensweſen irrig,
Ohne Demuth treibt
Alle Weisheit ſich nur wirrig —
Dünkel aber macht ſtets hohl
Menſchenwerth und Menſchenwohl.

Die Jugend ſoll fleißig und gründlich lernen,
Im Altern vom Eitlen ſich ſorgſam entfernen; —
Doch Jung muß und Alt nach dem Recht nur trachten,
Die Narren ertragen, den Schuft verachten,
Und hat man die Kraft, ihn zum Recht zu zwingen,
Dann ſoll man mit Gott es auch ſtets vollbringen.

* * *

Wenn Herz und Geiſt
Zuſammenblüht,
Zuſammenglüht,
Das iſt und heißt
Ein echt Gemüth.

* * *

Fördert man ſteten Streit
Mit dem Beſtehenden,
Iſt man auch gar nicht weit
Von dem Zergehenden.

* * *

Daß Wiſſensdünkel ſich entfernt,
Seyd immer zum Lernen befliſſen;
Nur dann, wenn viel wir echt gelernt,
Wird's deutlich, wie wenig wir wiſſen.

* * *

Soll dir dein Innenſeyn
Durch Schatten nicht leiden,
Mußt du den Irrlichtſchein
Der Gnaden vermeiden.

* * *

Oberflächlich
Widerſächlich
Macht gemächlich
Geiſtesſchwächlich.

* * *

Die Redner politiſchen Trugs und Scheins
Werden gar oft bewundert,
Beweiſen ſie: Zwei Mal Zwei ſey Eins,
Oder noch mehr als Hundert.

* * *

Zu ſeiner Pilgerwanderung auf Erden
Iſt prüfend jeder Menſch geſandt;
Doch zeit- und heimathlos wird einſtens werden,
Wer ſich nicht inn'ren Frieden fand:
Nur ſolchen Friedens Sicherheit
Verbürgt uns ſel'ge Ewigkeit.

Gh.

Kalender-Allerlei.

Zeit-Gruß.

Fehlt ein Ausweg dir in Sorgen:
Sieh dich um am nächſten Morgen!

Mitunter anzuwenden.

Jean la Fontaine, berühmt durch ſeine Fabeln und Erzählungen, ſchrieb während einer Reiſe nach faſt zwanzigjähriger Ehe an ſeine Frau: „Du haſt nie andere Reiſe-Beſchreibungen leſen mögen, als die Abenteuer der Ritter von der Tafelrunde; lies aber auch die meinigen: es belohnt die Mühe. Vielleicht gefällt dir mein Tagebuch, vielleicht erweckt es in dir die Luſt zu ernſthafterem Leſen. Du ſiehſt dich nicht um in den Lebens-Verhältniſſen, du arbeiteſt nicht, beſchäftigſt dich nicht mit der Wirthſchaft; die ganze Zeit, welche dir deine bereitwilligen Freundinnen aus Gefälligkeit und eigener Langeweile nicht vertreiben helfen, verbringſt du mit Leſen von Romanen. Bedenke, liebes Weib, wie erſprießlich es für dich würde geweſen ſeyn, wenn es mir gelungen wäre, dir den Anreiz zum Wiſſenſchaftlichen, zur Geſchichte, ſey's der Perſonen oder Länder, beizubringen. Dann hätteſt du lebenslang Stoff zur angenehmen Zeitverkürzung, nur müßteſt du nicht etwa geſchwind leſen und lernen, um einzig das Geleſene ſchnell auszukramen und damit zu prunken; denn für eine Hausfrau iſt Gelehrtſeyn keine gute Eigenſchaft, eine ſehr ſchlechte iſt's aber, für gelehrt gelten zu wollen."

Ein altdeutſches Sprüchwort.

Nach Rechten wird nicht gewägt,
Wo Frevel die Trommel ſchlägt
Und Hoffahrt die Fahne trägt.

*

Es handeln nach Außen hin viele Menſchen, beſonders Machthaber, als ob ſie ewig wären oder werden wollten, und nach Innen begünſtigen ſie ihre Vergänglichkeit.

*

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“
Dies ſind Dichtungsworte,
Doch nur erſt die Pforte
Iſt Weltgeſchichte zu dem Weltgericht,
Und mancher Ruhmsheld dort Erzböſewicht.

Eine Bemerkung von Montesquieu.

„Durchaus nicht zu verwerfen wär' es, wollte man den Gebrauch einführen, unſre Angelegenheit durch Minderzahl der Stimmen zu entſcheiden, weil mit Gewißheit anzunehmen iſt, daß es weit mehr falſchen als richtigen Verſtand in der Menſchenwelt giebt.“

*

Was nie an Thaten menſchlich war,
Des nennt man Barbarei,
Und leugnet je dies ein Barbar,
Iſt er noch Narr dabei.

*

Die ehrliche öffentliche Meinung gleicht einer Lampe: ſie erleuchtet, ſo lange man ſie leuchten läßt, will man ſie aber verlöſchen, iſt übler Geruch unausbleiblich.

*

Einſicht iſt ſelten,
Ohne ſie gelten
Viele Hans Velten; —
Von ſo Geſellten
Sind die Erhellten
Bald die geprellten
Seitwärtsgeſtellten.

*

Neulich ſagte ein Sitten-Beobachter: „Viele vom jetzigen Menſchengeſchlecht, wenn ſie im künftigen Leben ihren tugendhaften Eltern begegnen, müſſen ſich augenblicklich wieder zu Tode ſchämen.“

*

Wer ohne Hehl ſich ſelbſt nur liebt,
Sey er Begehrlichſter
Und auch Beſchwerlichſter,
Wird jetzt faſt Ehrlichſter,
Weil doch er unverſtellt ſich giebt
Und ohne Hehl ſich ſelbſt nur liebt.

Selbſthülfe der Selbſtſucht.

Ein Geiziger ſagte zu Dem, der klagte, daß ſo Viele Geld von ihm leihen wollten: „Machen Sie es wie ich, das hilft! Ich halte mir zwei Geldbeutel; den einen nenne ich Jemand, den andern In-der-Welt. All mein Geld ſtecke ich in den erſten Beutel, keinen Thaler in den andern. Verlangt nun Einer, ich ſolle ihm borgen, zeig' ich ihm den leeren Beutel und ſchwöre, daß ich eben keinen Thaler in der Welt beſitze, ſelber zu Jemand meine Zuflucht nehmen müſſe. So lüge ich nicht, behalte mein Geld, und kann nicht beläſtert werden." — Auch ein Politiker!

*

Brod in der Heimath freundlichen Au,
Eine die Häuslichkeit liebende Frau,
Kinder voll herzig holdſeliger Gaben,
Das nur ſind Güter, die innig uns laben.

*

Das Laſter vergiftet unſer Vergnügen, die Leidenſchaft verfälſcht es; Mäßigung ſchärft es, Unſchuld reinigt es, Wohlthätigkeit vervielfältigt es und die Freundſchaft verewigt es.

*

Nie werde träg' in guter Zeit! —
Im Glück mach' Dich auf Sturm bereit.

Null's briefliche Ausdrucksart.

Sie verzeihen, daß ich es wage, Sie zu bitten, mir zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu fragen; ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich unterſtehe, Sie zu erſuchen, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen zu ſagen, daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als im Stande zu ſeyn, Ihnen zu zeigen, wie unendlich es mich freut, daß mein Schickſal mir ſo günſtig iſt, den Augenblick herbei zu führen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu verſichern, daß es mir unmöglich iſt, durch Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt ſind, wie tief entzückt ich es empfinde, welch ein Vorzug es iſt, daß ich die Ehre habe, mich in der lebhafteſten Hochachtung zu nennen Ihren

gehorſamſten Diener Null.

Manchen Zeitungsherren.

Das Wort ſollt Ihr nicht feſſeln,
Für Schlimmes hab' es Neſſeln,
Auch Sinn ſoll's nie vergiften
Durch Lob für ſchlechte Schriften. —
„Doch zahlt man eingeſandtes Lob?" —
Ja ſo! — dann frag' ich freilich: Ob
Die Antwort Euch nicht dünkte grob?
Und höflichſt mich zu zeigen,
Gebiet' ich [illegible]

Ereigniſſe und Gewohnheiten, die man nicht angreifen und nicht tadeln ſoll, ſind ſchon deshalb zu tadeln; ſolcher Beſchränkung hat aber Mannesmuth zu widerſtehen, und dringt er nicht durch im Kampf für gute Sache, immer trägt dies allmälig beſſere Frucht als ein Sieg für üble Zwecke.

*

In deutſche Sprache Fremdſucht jagen,
Laßt treulich uns vermeiden;
Dann können doch echt deutſch wir ſagen:
Wie ſehr wir Deutſche leiden.

*

Wie uns die Grabſteine bezeugen, möchte kein Menſch völlig vergeſſen ſeyn; dies beweiſt ein Empfinden, daß wir vom Ewigen nicht vergeſſen ſind.

*

Streitſucht macht Begriffe wirrig,
Macht Rechthaberei nie ſatt,
Dann ſelbſt tücht'gen Geiſt ſo irrig,
Daß er Luſt zum Irrthum hat.

*

Nicht alle Mädchen haben es als Liebkoſung zu betrachten, wenn man ſie mit Roſen und Lilien vergleicht: denn Roſen haben Stacheln, und an den Bibelſpruch, daß ſie weder nähen noch ſpinnen, erinnern die Lilien.

*

In der Kindheit macht ſich Alles mit uns zu ſchaffen, in der Jugend machen wir uns mit Allem zu ſchaffen, im Alter aber ziehen wir uns in uns ſelbſt zurück.

*

Folgt uns kein Jenſeits einſt,
Um Rechenſchaft zu geben,
Haſt recht du, wenn du meinſt:
Nichts iſt das Menſchenleben,
Soll's nur den Tod erſtreben.

Ein Traum von Benjamin Franklin.

Mehrmals erzählte Franklin einen Traum, den er gehabt. „Ich ſtand" — ſagte er — „an der Himmelsthür. Vor mir klopfte ein Anderer. „Wer biſt Du?" fragte Petrus. — „Ein Katholik." — „Gehe ein und nimm Deinen Platz unter den Katholiſchen." — Ein Zweiter pochte. „Wer biſt Du?" — „Ein Anglicaner." — „Nimm Platz unter den Anglicanern." — Zu einem Quaker ſagte Petrus: „Setze dich zu den Quakern." — Endlich fragte er mich. „Ich gehöre zu der Glaubenslehre, die ſich auf natürliches Geſetz und Menſchenliebe gründet." — Nach einem Augenblick der Ueberlegung ſprach der Apoſtel: „Gehe hinein und wähle dir deinen Platz, wo du willſt."

*

Die Bildung des Gefühls im Verein des Verſtandes mit der Vernunft iſt Zweck und Ziel für geläuterte, das heißt: für

Wer mehr die Macht liebt als Aller Recht,
Iſt auch als Höchſter ſein feiler Knecht.

*

Den beſten Diamant giebt uns Arabien, den beſten Amethiſt Indien, den beſten Saphir Garamantia, den beſten Chryſolith Egypten, aber: welches Land giebt uns die beſten Menſchen? — Nun forſchet rings herum, — die Antwort bleibe ſtumm! —

*

Ludwig XIV. fragte einſt den Dichter Boileau: „Warum gehen ſo viele Leute nach der Kirche, wenn Bourdaloue predigt?“ und Boileau antwortete: „Sire, weil Bourdaloue das Reinchriſtliche predigt; die Menſchen wollen ja immer etwas Neues haben!“

*

Der wahrhaft männliche Mann benutzt die zweite Hälfte ſeines Lebens dazu, die Schwächen und Irrthümer der erſten Hälfte möglichſt wieder auszugleichen mit Kraft, Klarheit und Wohlwollen.

Ueber Haare und Bärte.

Was vor achtzehn Jahrhunderten der römiſche Stacheldichter Marcus Valerius Martialis ſchrieb und ein altdeutſcher Dichter überſetzte, mag mitunter noch jetzt zu beachten ſeyn:

„Ich will nicht, daß du dich kämpeln ſollſt,
Noch all dein Haar zerrütten;
Zu lang ſie auch nicht tragen wollſt,
Zu kurz nicht abgeſchnitten;
Nicht glatt um's Maul, ganz ohne Bart,
Den Weibern gleich und Knaben,
Auch nicht zu viel nach wilder Art,
Wie Staatsgefang'ne haben.“

*

„Das Herz immer auf der rechten Seite!“ rief aus in dichteriſcher Sinnigkeit Jemand in einer Geſellſchaft; Einer mit beſchränktem Begriff ſchulmeiſterte: „Mich dünkt, das Herz liegt links und die Leber rechts.“ Lachend entgegnete Jener: „Das war, friſch von der Leber weg zu reden, ſonſt ſo; ſeit den vielen veränderten Verfaſſungen hat ſich aber dies auch geändert!“

Frage und Antwort.

Der Beobachtende.

Wie kommt's, daß, ob man belehrt und treibt,
Uns doch nichts Haltbares übrig bleibt?

Der Erfahrene.

Man fürchtet ſich vor den Wirklichkeiten,
Verbraucht zum Schauſpiel Menſchen und Zeiten.

Eine Tochter ſagte zum Vater: „Ach, wie fürcht' ich mich vor der Ehe, man ſieht ja faſt nichts als friedensloſe unglückliche Paare!“ — „Ja, dann iſt der beſte Rath, du bleibſt ledig!“ antwortete der Vater, wonach die Tochter überlegend wurde, und dann ausrief: „Herr Gott, ledig? — zeitlebens? da wäre ja das Mittel ſchlimmer als das Uebel!“

Der grade Weg.

Wer für ſein Leben den graden Weg wählt, wird bald entdecken, daß er auf dem längſten Lebenswege immer zu kurz kommt, nur nicht in der Dauer ſeines inneren Friedens, deſſen Werth alle irdiſchen Glücksgüter erniedrigt.

Vom Geizigen.

Reich iſt er zwar,
Doch nie nach Tiſche ſatt:
Ihm fehlt ſogar
Was er in Fülle hat.

Es iſt ja wohl treffend.

Einer Predigt aus dem Jahre 1845 iſt Folgendes entnommen: „Wollt ihr wiſſen, wie der Welt Hofſtaat beſchaffen, ſo laßt es euch ſagen. Der Eigennutz iſt Potentat, Selbſtliebe die Potentatin; der Vortheil iſt Miniſter; Ehrgeiz und Schimmer ſind die Räthe, Dünkel und Hochmuth die Kammerherrn; Hoffahrt iſt Hofdame, der Neid Lakay und die Falſchheit Magd.“

*

Für And'rer Heil ſo wie für Deines wachen,
Mußt Du zum Grundſatz Deines Lebens machen.

Ein Geſchichtchen zum Nachdenken.

(Aus einer Londoner Zeitung.)

Ein reiſender Engländer kam nach Bengalen und trat in die niedere Hütte eines Paria, den er neben ſeinem Weibe auf der Erde ſitzend fand. „Wer biſt Du?“ fragte der Reiſende; „wer iſt Sie?“ — „Ich bin ein Unreiner, ein Paria; nähere dich mir nicht, meine Landsleute bleiben fern von mir ſtehen. Dieſe hier iſt mein Weib, die ich der Sonne gleich verehre, ſie liebe wie den Mond.“ — Der Reiſende bleibt, findet Weisheit und Glück in der ſchlechten Hütte, und als er ſie nach fünf Tagen verläßt, will er den Paria beſchenken. „Hier, nimm die Uhr, ſie zeigt die Stunden.“ — „Die Vögel im Walde ſingen ſie.“ — „Dann nimm die Piſtolen, ſie ſchützen Dich vor Räubern.“ — „Behalte ſie, das Metall, womit ſie belegt ſind, würde die Räuber herbeilocken.“

Fabelchen für Poſſenreißer auf der Bühne.

Der Leu ſucht Komiker für ſein Theater,
Da ſchnitt Geſichter, zum Debüt, ein Kater:
„Fort!“ rief der Leu, „zum Publikum der Katzen,
Die wahre Komik meidet Sprüng' und Fratzen!“

„Um Philoſophie zu ſtudiren, möchte ich gar nicht ſchlafen!“ ſagte ein Mann zu ſeiner Frau, die ihm entgegnete: „Und ich möchte Philoſophie ſtudiren, um beſſer ſchlafen zu können.“

*

Es läßt ſich Manches erzählen von Völkern, die hauptſächlich dadurch an ihrem Wohlſeyn viel verloren haben, weil man ſie entſetzlich oft hat retten wollen ohne eine andere Urſache als Habgier.

Doppelter Irrthum.

Ein Londoner Berichterſtatter für Zeitungen hatte hinſichtlich einer Tänzerin geäußert: ſie zähle dreißig Jahre; erhielt von ihr ſchriftlich eine derbe, aber unbegründete Zurechtweiſung, wonach er antwortete: „Verzeihen Sie mir gefälligſt, daß ich Sie dreißig Jahre alt nannte, da ich ſehr wohl weiß, daß es vierzig heißen müßte; es war mir aber unbekannt, daß Sie nicht über Neun und zwanzig zählen können.“

*

O welch Widriges
Edles empfinden muß,
Wenn ſo Niedriges
Vielen iſt Hochgenuß
Wie manche Poſſen
Voll Sinnlichkeitskitzel
Und Fäulnißgewitzel
Aus Unrathsgoſſen!

Empfehlenswerthes Zeugniß.

Von dem berühmten und berüchtigten Cardinal **Richelieu** ſagten ſeine Zeitgenoſſen: „Er hat als Staatsmann die Fähigkeiten von mindeſtens ſechs Schuften und nicht die geringſte Anlage zu einem rechtſchaffenen Mann.“

*

Daß Alter uns mehr Schmerz dem Leben,
Mehr Leid als Freude bringt,
Bezeugt, daß uns in's Ew'ge zu erheben,
Dem Schmerz zumeiſt gelingt.

*

Mancher hochgeſtellte und von Seinesgleichen hochgeprieſene Politiker hat mitgewirkt für die jetzigen Verhältniſſe und Zuſtände, deshalb iſt auch ſo viel Niedriges darin.

*

Für Wahrheit ſchafft erſt Köpfe rein,
Sonſt hat ſie nirgends Schutz;
Gejagt in Moderſinn hinein,
Verſinkt ſie ſelbſt im Schmutz,
Und manche Zeit, die ſich entehrt,
Die nur der Scheinſucht nutz,
Iſt auch der Wahrheit gar nicht werth.

*

Die Liebhaber von Kriegsruhm haben in ihrem Beſtreben und Trachten gleichſam das Geſicht auf dem Rücken, um die Gewaltkeit des Fauſtrechts unvergänglich zu erhalten.

Inſchrift an ein Spielhaus.

Drei Pforten leiten dich in dieſe Säle:
Der Hoffnung, Schande und der düſt'ren Gruft;
Hinein führt dich die Hoffnung nur! — nun wähle
Beim Ausgang: willſt du todt ſeyn oder Schuft?

*

Es giebt keine Weisheitslehre ohne Tugend, und keine Tugend ohne Weisheitslehre. Alles aber trägt ſich die Tugend zu Buche, auch die Abſicht; die Eitel- und Ruhmſucht ſieht dagegen nur auf den Erfolg und ſchämt ſich nicht der ſchlechteſten Abſicht und der frevelndſten Mittel.

*

Nehmet aus der Sprache zwei Wörter, die wir nicht begreifen, nämlich Gott und Natur, dann ſtürzt Alles zuſammen, was wir glauben begriffen zu haben.

*

Ein geſchwätziger Müſſiggänger fragte den Denker Ariſtoteles: „Iſt dir durch mein Geſpräch die Zeit zu lang geworden?“ und Jener antwortete: „O nein, denn ich habe dich gar nicht bemerkt.“

Unbefangenheit.

Der preußiſche Miniſter Herzberg ließ den Berliner Schuhmacher Thomas, durch geſunde Einfälle und Offenheit bekannt, rufen, um ſich Stiefel anmeſſen zu laſſen. Nachdem der Miniſter eine Berathung über Staatszuſtände beendet hatte, fand er den Thomas im Nebenzimmer, und da die Thür nur angelehnt war, muthmaßte er — was ſich auch bald beſtätigte — daß Thomas Alles gehört habe. „Nun?“ fragte der Miniſter, „was hat er ſich denn dabei gedacht?“ „Ja!“ entgegnete Thomas treuherzig: „ich habe nun erſt recht gemerkt, daß Gott die Welt regiert, denn Die können's wohl ſchwerlich!“

*

Nicht Gewalt, nicht Liſt
Wird je das Band erfinden,
Dem es möglich iſt
Gedanken uns zu binden.

Ein Ausſpruch von Leſſing.

„Vielleicht iſt der Patriot auch bei mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten das allerletzte iſt, wonach ich geizen möchte, des Patrioten nämlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger bin. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und ſie ſcheint mir auf's höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre.“

*

Zwei Empfindungen ziehen die Menſchen zu den Engeln hinauf: Liebe und Verzeihen; zwei ziehen ihn tief zum Thier herunter: Haß und Rache.

*

Will dein Blick nicht immer zu
Nur nach Fernen ſchwinden,
Wirſt der Freuden Heimath du

Jahrbuch

des

Nützlichen und Unterhaltenden.

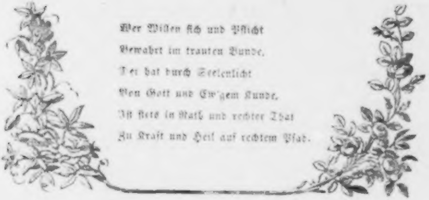
Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

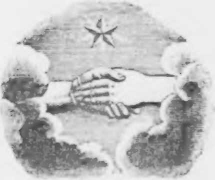
Mit vielen Holzſchnitten von Demſelben und unter deſſen Leitung.

Vierunddreißigſter Jahrgang.



Wer Wiſſen ſich und Pflicht
Bewahrt im trauten Bunde,
Der hat durch Seelenlicht
Von Gott und Ew'gem Kunde,
Iſt ſtets in Rath und rechter That
Zu Kraft und Heil auf rechtem Pfad.

1868.
Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)



Lebenslehre.

In Sitten und Wort
Sey feſt und klar,
Dir ſelber wahr —
Der Zukunft zum Hort.

Dem Freunde ſey treu,
Und jedem Feind,
Wie ſchlimm er's meint,
Stets Mann ohne Scheu. —

Mit Frieden im Haus
Bei Muth und Fleiß,
Hält noch als Greis
Dann Frohſinn Dir aus!

IN VINO
VERITAS

Die Wahrheit und die Gelenkmännchen.

Ein Gunſtfeſt war's, der Trunkluſt Sprüche flogen
Aus Vieler Mund mit Lobſalm und Geſchrei;
Da kam die Wahrheit ernſt herbeigezogen,
Blieb ſteh'n am Mahle, wo kein Sitz ihr frei.

Wem ſonſt ein Wortſchwall von den Lippen rollte,
Der war verſtummt und ſchielt' in Angſt nur auf;
Wer eben unterthänigſt heucheln wollte,
Dem rief es im Gewiſſen: Lump zu Kauf!

Nur Schauerſtille weilte bei den Gäſten,
Sie kauern ſich in ſich und kauen kaum;
Zur läſt'gen Arbeit ward das üpp'ge Mäſten,
Und ſeinen Reiz verlor Champagnerſchaum. —

Die Wahrheit nun berührte nichts von Speiſe,
Doch hat ergriffen ſie ein volles Glas,
Und ſpricht, als ſie genippt: „Nach heil'ger Weiſe
Ertönt's aus mir: In vino veritas!

Ihr ſchwatzt und ſchwelgt, zu ſorgen für Verbreitung
Von Lug und Trug, die ihr zuſammen zwängt,
Daß morgen nun in jeder knecht'ſchen Zeitung
Aus allem Raum ihr Redlichkeit verdrängt.

Mit Rockputz wollt die Menge ihr berücken,
Daß feſt ſie glaube, was ihr ſelbſt nicht glaubt;
Ihr wollt Gemeinheit mit der Täuſchung ſchmücken,
Und weil's ergiebig, findet ihr's erlaubt. —

Die Zeit entflieht, wo Schein und Schall bethören,
Verfault iſt dann der Kern zur Rettungsthat;
Mit Zorn nur kann ich euern Jubel hören,
Denn er begeht an Ehr' und Kraft Verrath.

Begriff für Menſchenwohl muß hier verſtumpfen,
Von Ueppigkeit ſind Kopf und Herz nur voll,
Um ganz in Weinesfluth noch zu verſumpfen,
Was freien Muths zu Höhen dringen ſoll. —

Euch fehlet Seele, um euch zu erkennen
Als überall zernagend Wurmgeſchlecht;
Was ihr nicht habt, kann nicht von euch ſich trennen,
Und nur als Würmernahrung wird euch Recht.

Verdammt ſind eure gier'gen Eitelkeiten,
Sie werfen Edles rings in Qual und Gruft;
Doch dorthin wird das Urtheil euch begleiten:
Im Leben ſtets war't ihr halb Geck, halb Schuft!" —

So ſchloß die Wahrheit, dann in Weh verſunken,
Und ſchmähend ward verlacht der Warnungsklang;
Zum Spotte wird er Dem, der ſelbſtſuchtstrunken —
Erſt achtbar — nach der Rettung Untergang!

Ich, Du, Ihr.

Die erſte Sünde ward vollbracht
Im Prunkgedanken: Ich!
Auch alle Sünde ward erdacht
Allein vom Ich durch Sich;
Und bleibt ſolch Ich ſtets obenan,
Iſt's ganz gewiß, es ſiegen dann
Die Sünden jetzt und ewiglich
Durch Ichsdienſt für Gewalt des Ich. —

Beſchützt ein Ich auch Du und Ihr,
Sind Herrſcher-Ich's empört;
Man nennt es Frechheit dort und hier,
Im Erdball unerhört! —
Nun ſind gleich Ich's in Mehrheit da,
Mit Trugliſt wühlend fern und nah',
Und ſolche Mehrheit, glaub' es mir,
Erdrückt ſolch' Ich, ſein Du und Ihr.

Berichtigung.

Das Gold ſpricht: „Alles Gut iſt mein, ihr Weiſen!"
Doch iſt dem Golde da nicht Recht zu geben;
Denn: „Mein iſt Alles!" ſpricht das Eiſen:
Das Gold iſt ſein und auch der Menſchen Leben.

Das Erforderlichſte.

Verfaſſung oder keine? — Ei,
Es kommt fürwahr nicht darauf an! —
Denn fehlt der rechte Steuermann,
Steht's feſt, trotz aller Deuterei:
Ihr werdet bei den beſten Winden
Gelobtes Land euch nimmer finden,
Schickt Gott nicht Den, der leiten kann,
Das heißt, den rechten Steuermann!

Uebergelehrt.

Vergriechern und Verlateinern
Wird ſtets Verſtand verſteinern,
Und wirkt verkehrt,
Wenn prunkgelehrt
Man doch vergißt
Was Menſchlichkeit entehrt,
Und deutlich Deutſch zu ſagen iſt.

Erkenntniß.

Man hält aus Irrung
Die Sprachverwirrung
Von Babel
Für Fabel
Und Flunkerei:
Denn auch noch heute
Werden die Leute
Verwirrt durch Babelei.

Mancher berühmte Staatsmann.

Bemüht iſt er, daß Geiſtesblinde,
Noch blinder werden als vorher! —
Beginnen wird er ſtets gelinde,
Gewalt regiert dann mehr und mehr;
Er ſpricht ſich kühn in Luft und Winde,
Der Mund iſt voll, das Herz iſt leer:
Dem Himmel fern und nicht auf Erden,
Muß er den Stürmen Spielball werden.

Nicht Allen angenehm.

Gewalt kommt doch ſehr oft in Noth,
Weil ſie im Wahne ſchwebt:
Sie ſchlug den Geiſt mit Keulen todt,
Und er dann ſtets noch lebt.

Anklänge.

Wenn ich auf den Weltlauf richte
Meinen Blick, werd' ich beſtürzt:
Immer länger wird Geſchichte,
Immer mehr Vernunft verkürzt.

* * *

Daß endlich man Sieg dem Menſchenthum ſchuldet,
Sagen die Mächt'gen in jedem Jahrhundert,
Bleiben jedoch auch in jedem verwundert,
Daß nicht auch die Menſchheit gern ſich geduldet
Immer noch ein und das andre Jahrhundert.

* * *

„Alle Sachen haben zwei Seiten!“
Grund wird dies auch immer zum Streiten;
Das hat man eher nicht ſatt,
Bis man keine Seite mehr hat,
Und die Sache nun läßt beiſeiten.

* * *

Zeitgeiſt — dies Wort bedingt nur Schein! —
Weswegen?
Geiſt folgt der Zeit erſt hinterdrein,
Dann wird er ſtets zu machtlos ſeyn,
Der Zeit den Unrath wegzufegen.

* * *

Gefragt: „Wie kann hier Edles haften?“
Sprach ich: „Recht deutlich ſpricht's aus mir:
Bewährt ſey auch in Eigenſchaften,
Mehr nützlich Anderen als Dir!

* * *

Trotz Tobern und Lobern
Sammt Meinungsknechten,
Miſcht nie ſich Erobern
Mit wahren Rechten.

* * *

Viel Wahnwerk im Glauben,
Viel unnützes Wiſſen,
Wird ſchlußrecht erlauben,
Verſtand zu vermiſſen.

* * *

„Man muß den Thatſachen Rechnung tragen!“
Das findet wohl Jeder im Recht;
Doch Thatſachen, ſind ſie grundſchlecht,
Die muß man muthig zum Teufel jagen:
Auch das heißt Thatſachen Rechnung tragen!

Ob fern ſchon Traum des Edlen iſt,
Lock' eilend ihn zurück,
Wenn je Du ohne Täuſchung biſt,
Biſt Du auch ohne Glück:
Denn wahrhaft Edles iſt den Räumen
Des Erdballs meiſt nur anzuträumen.

* * *

Die Menſchen ſind in ſolche ſtets geſchieden,
Die blind im Geiſte ſind, theils blind ſeyn wollen;
Drum bleibt gar oft es dunkel, wie hienieden
Sich lichte Lebenswege finden ſollen:
Doch immer kommt durch Schickſalsmacht ein Tag,
Wo ſehen muß, wer frech nicht ſehen mag.

* * *

Redner, buhlt ihr mit dem Schein,
Wird bei ſchlauſtem Wortgefüge
Schluß-Ergebniß doch nur ſeyn:
Laßt ihr Wahrheit nicht hinein,
Kriecht heraus nichts als die Lüge.

* * *

Der Menſch ward niemals Eigenthum,
Nie Eigenthum auch Deſſen,
Der in des Heldenglanzes Ruhm,
Vom Stolze ganz beſeſſen,
Gefühllos hat vergeſſen:
Was ſich nicht ſtützt auf Menſchenthum,
Das iſt und bleibt entehrter Ruhm.

* * *

Nie zu irren glauben Viele,
Doch iſt Dank da nicht zu zollen,
Weil bei jedem ihrer Ziele
Niemals ſie Vernünft'ges wollen.

* * *

Wenn's heißt, daß Wahrheit treuhaft lieben
Die Machtherr'n, ſpart den Jubelſchrei;
Geſchichtlich grundfeſt iſt's geblieben:
Meiſt war's nur flücht'ge Liebelei.

* * *

„Bei Gott kein Ding unmöglich?“ — Ei, gewiß!
Doch And'rem unbeſchadet darf man bis
Auf heut'ge Tage zu dem Glauben kommen,
Die deutſche Einigkeit ſey ausgenommen.

* * *

Kniefall vor Gott im Betbetriebe
Wird Zweifel an Echtheit nicht hindern,
Sieht man daneben Menſchenliebe
Durch gottloſe Thaten vermindern.

An allen ſtaatspfiffigen Reden
Wird immer ein netter Schweif ſeyn:
Man glättet geſchickt da ein Eden
Auf einem jeſuitiſchen Schleifſtein.

* * *

Preiſet Polit'ſches uns an,
Alles iſt eitles Geblende! —
Wie ſich die Kniffigkeit wende:
Wo das Polit'ſche begann,
Da iſt des Rechtlichen Ende.

* * *

Die weltklugen Leute bilden ſich ein,
Daß Redliche nicht ſie durchſchauen;
O Weltkluge, dünkt euch nicht gar zu fein! —
Die Redlichen fühlen nur Grauen,
Den frevelſten Mitteln willig zu ſeyn,
Beneiden auch Keinen, den Glückesloos
Bei Dummen macht durch Schmachthat groß.

* * *

Die Menſchheit wird aus der Windel
Geleitet durch Wahn und Schwindel,
Beherrſcht von Liſt und Trug
Bis hin zum Leichentuch:
Und ſolch Getrieb' erwirbt noch Ruhm,
Zur Schmach für alles Menſchenthum.

Von Innen.

Mein Herz iſt oft von Gluthen voll,
Und wenn's mir innen lodert,
Dann glaub' ich feſt, es fodert,
Was Kraft mit Muth vollbringen ſoll;
Dann glaub' ich, daß Gott zu mir ſpricht:
„In Recht und Wahrheit halt' an Pflicht,
Eh' Dir das Herz vermodert,
Und nun zu meinem Weltgericht
Die Seel' ich mir gefodert!“ F. W. Gubitz.